Hundert

Vierverſige Fabeln.

Von

J. F. Caſtelli.

Preußiſche
Staatsbibliothek
Berlin

Wien, 1822.
In Carl Armbruſter's Verlagsbuchhandlung.

1940. 382i

Gedruckt bey Anton Strauß.

Fz. 24. 3, 853

Hundert

VIERVERSIGE FABELN

von

J. F. Castelli.

Wien, 1822.

IN CARL ARMBRUSTERS VERLAG.

Zueignung

Ihr und Ihm.

Mancher Wunſch war eine Fabel,
Manche Hoffnung ein Gedicht! —
Sey es! — ſind's nur Ihre Liebe —
Ach! — und Seine Freundſchaft nicht.

Vorwort.

Es iſt mir ein kleines Büchelchen unter dem Titel: „Cent Fables de quatre vers chacune, par C. L. Mollevaut" (Paris, 1821) zu Geſichte gekommen. Ich fand den Gedanken, ſo kurze Fabeln, welche nebenbey auch Epigramme genannt werden könnten, zu ſchreiben, um ſo anziehender, als es auch mit einigen nicht ganz unbedeutenden Schwierigkeiten verbunden iſt, alle Erforderniſſe einer Fabel in vier Verſe zu zwängen, ohne daß dabey ein Zwang ſichtbar werde. Ich entſchloß mich ein gleiches Unternehmen zu wagen. Die Fabeln des Herrn Mollevaut hab' ich zur Hälfte zu dieſem Unternehmen benützet, — die andere Hälfte aber — welche theils auf politiſche Begebenheiten, theils auf Sitten und Gewohnheiten, welche nur in Frankreich üblich ſind, Bezug hat, ſchien mir für deutſche Übertragung nicht geeignet zu ſeyn, daher erſetzte ich ſie durch eigene. Ich darf alſo mit Recht ſagen, es gehöre mir in dieſem Büchlein eben ſo viel an, als Herrn Mollevaut.

Je kürzer eine Wahrheit geſagt wird, deſto leichter bewahrt ſie das Gedächtniß, erſcheint ſie vollends im fremden Gewande und mit fröhlicher Miene, ſo findet ſie überall eher Eingang, als wenn ſie im Doctor-Talare mit langer Schleppe einherſtolzirte.

Dieß meine Hoffnung, womit ich dieſes Büchlein in die Welt ſchicke!

Wien im September, 1821.

J. F. Caſtelli.

Inhalt.

Titel der Fabel.	Anwendung der Fabel.
1. Die faule Frucht.	(Kritik).
2. Der Glühwurm.	(Finſterlinge).
3. Die Roſe und der Zephyr.	(Ruf der Frauen).
4. Die Luſt und die Beſorgniß.	(Unvorſichtigkeit).
5. Der Betrunkene.	(Eigene Schuld).
6. Der Altar und die Gerechtigkeit.	(Unglück).
7. Der Spiel-Ball.	(Steigen durch Andere).
8. Der Wanderer und die Räuber.	(Reichthum bringt Sorgen).
9. Das Pferd und der Knabe.	(Siege ohne Ruhm).
10. Der Affe.	(Klugheit des Dummen).

11.	Die Liebe und die Freundſchaft.	(Verſteckte Liebe).
12.	Die Zeit.	(Zeitmaß).
13.	Die Pappel und die Linde.	(Wohlthätigkeit).
14.	Die Stecknadel.	(Lohn für lange Dienſte).
15.	Der Schmetterling und die Raupe.	(Emporkömmlinge).
16.	Der Löwe und die Wölfe.	(Guter Herr u. ſchlechte Diener).
17.	Der Hund.	(Brauchbare Menſchen).
18.	Der Wandrer u. d. Biene.	(Kluge Auswahl).
19.	Der Jagdhund u. das Repphuhn.	(Kriechende Feinde).
20.	Der Bucklige.	(Niemand ſieht ſeine Fehler).
21.	Die beyden Ärzte.	(Heilung der Herzenswunde).
22.	Die Brille.	(Suche nicht, was du haſt).
23.	Der Räuber.	(Gewiſſensangſt).
24.	Tinte, Feder und Papier.	(Einer braucht den Andern).
25.	Des Todes Agent.	(Beſcheidenheit d. Verdienſtes).
26.	Echo.	(Charakterloſigkeit).
27.	Der Magnet u. d. Eiſen.	(Allgemeines Geſetz der Liebe).
28.	Schwanengeſang.	(Hinſcheiden des Guten).
29.	Die Bruthenne.	(Herausgeber fremder Werke).
30.	Der Waſſerfall und das Bächlein.	(Stille Güte).

31. Der Künſtler und die Leyer.	(Wuth gegen das eigene Talent).
32. Die Verwandlungen des Schmetterlings.	(Unveränderlichkeit in der Liebe).
33. Tugend und Laſter.	(Ziel des beſſern Menſchen).
34. Der büßende Fuchs.	(Dem Böſen glaubt man nichts Gutes).
35. Die Nußbäume.	(Lohn der Wahrheit).
36. Die beyden Pflüge.	(Arbeitſamkeit).
37. Der Löwe und der Hund.	(Schreyen gegen Mächtige).
38. Das Kind.	(Die Gelegenheit).
39. Die Ratten.	(Einen beſtrafe, die Andern fliehn).
40. Das Seifenbläschen.	(Los der Günſtlinge).
41. Der Kater.	(Wahre Komik).
42. Der Nagel.	(Dem Schickſal widerſtreben).
43. Der Schmerz.	(Luſt für Arme).
44. Der Apfel.	(Unterſtütze das Talent).
45. Das Pappelblatt und das Erdbeerblatt.	(Gefahr der Größe).
46. Der Fels und der Waſſertropfen.	(Beſtändigkeit)).
47. Die Roſe und der Schmetterling.	(Zierde der Unſchuld).
48. Die Verleumdung.	(Dolche im Rücken).

49. Der hypochondriſche Löwe.	(Wahl im Umgange).
50. Der Wucherer.	(Gefahr der Macht).
51. Die Mohren.	(Weihrauch der Dummen).
52. Die beyden Kornähren.	(Man muß oft Dummen hofiren).
53. Der Renner und der Eſel.	(Sieg über Dummheit).
54. Syſteme und die Wahrheit.	(Meinungen triegen).
55. Der Strom und der Damm.	(Gehorſam).
56. Die hohlen Eichen.	(Glück der Dummen).
57. Die Erdſcholle und die Egge.	(Ebne dem Guten den Weg).
58. Illuſion.	(Blindheit in der Liebe).
59. Das Bäumchen und der Baum.	(Erziehung).
60. Das Kätzchen.	(Falſchheit der Frauen).
61. Verſchiedenes Backwerk.	(Poetiſche Formen).
62. Der Schlüſſel.	(Macht des Goldes).
63. Der beraubte Wanderer.	(Dank für ein kleineres Übel).
64. Der Pudel.	(Eiferſucht).
65. Die beyden Maler.	(Wahrheit und Schmeicheley).
66. Das Blümchen im Pfade.	(Stelle Alles an's rechte Ort).
67. Änderung.	(Hahnreyſchaft).
68. Der gute Mops.	(Allerweltsfreunde).
69. Der Senſenmann.	(Zeitverluſt).

70. Der Haushund und die Bruthenne.	(Nichtsthuende Schreyer).
71. Der Rabe und die Elſter.	(Schlechte verrathen einander).
72. Der Maulwurf.	(Heimliche Böſewichter).
73. Der Baum im Herbſtſchmucke.	(Culminationspunct).
74. Der Streit der Roſen und der Nelken.	(Menſchenleben).
75. Die beyden Eichhörnchen.	(Zufriedenheit mit ſeinem Schickſal).
76. Die Birke und die Axt.	(Schönheit und Nützlichkeit).
77. Rettung.	(Dank für große Dienſte).
78. Die Diener des Rufes.	(Böſes verbreitet ſich ſchneller als Gutes).
79. Die Eiche und der Strauch.	(Beugſamkeit der Frauen).
80. Die beyden Krämer.	(Rede nicht vorſchnell).
81. Der Fuchs und der Kater.	(Bemäntelter Egoismus).
82. Das Pulver.	(Unterdrückter Zorn).
83. Der Schmetterling und die Schnecke.	(Verborgenheit).
84. Der Hirſch.	(Hochmuth kömmt zu Falle).
85. Der Adler und der Uhu.	(Offner Blick).
86. Das Schiff ohne Ruder.	(Klugheit muß dich leiten).
87. Die Roſe und die Biene.	(Schmerzen der Liebe).

88. Der raſirte Bock. (Alte Verliebte).
89. Das Gold. (Rechte Verwendung).
90. Der Biber und der Eſel. (Beyfall der Dummen).
91. Der Bullenbeißer und der Spitz. (Protection).
92. Der Mann und das Kind. (Falſcher Reichthum).
93. Der Ochs und die Fröſche. (Groben zu begegnen).
94. Die Maus. (Lehren und handeln).
95. Der Haſe und der Storch. (Neid).
96. Der Baum und der Dieb. (Aus einem Unglück ein zweytes).
97. Die beyden Götter. (Verdirb's mit Niemanden).
98. Der Affe und die Kaſtanien. (Pfiffigkeit).
99. Der Delinquent. (Unnütze Sparſamkeit).
100. Der Panther. (Rechtes Ende).

Richtet die Wahrheit mit einem ſüßen Brühlein an,
So ißt ſich Keiner krank daran.

Fabel I.

Die faule Frucht.

Von einem Baume brach ein Leckermaul
Ein Birnlein, dieſes war von Innen faul;
Nun haut den Baum er um, ſammt vielen guten Früchten. —
O möchte die Kritik nie ſo ihr Amt verrichten!

Fabel II.

Der Glühwurm.

Ein Glühwurm ergezt' im Graſe ſich,
Da gab eine Schlang' ihm ſchnell einen Stich.
„Was that ich dir, daß du den Tod mir bereitet?"
— „„Haſt du nicht Licht um dich her verbreitet?""

Fabel III.

Die Roſe und der Zephyr.

Ein Röslein ließ der Flur ſein ſanftes Roth beſchauen.
Ein Zephyr kam und trieb ſein Spiel,
Ein Blättchen nach dem andern fiel; —
So welkt von einem Hauch der gute Ruf der Frauen.

Fabel IV.

Die Luſt und die Beſorgniß.

Die Luſt, ein Kind, verhätſchelt, unvernünftig,
Sah lächelnd man an jedem Abgrund ſtehn.
Da ſprach der Gott der Götter: Du ſollſt künftig
Nur Arm in Arm mit der Beſorgniß gehn!

Fabel V.

Der Betrunkene.

Bjbar zerkeucht auf dem Wege ſich,
Schimpft auf die Straße gar jämmerlich,
Daß ſie nicht grade gebahnt ſey, nicht eben. —
Hätt' er die Schuld doch ſich ſelber gegeben!

Fabel VI.

Der Altar und die Gerechtigkeit.

Ein Schuldiger floh in das Gotteshaus.
Es ſchrie die Gerechtigkeit: Gebt ihn heraus!
Eine Stimm' erſcholl aus des Altars Rauch:
Zurück! ich bin heilig, das Unglück iſt's auch.

Fabel VII.

Der Spiel-Ball.

Hört doch des Balles Klagen erſchallen:
„Wenn ich auch ſteig', muß ich wieder fallen,
„Darf ich denn nicht immer höher ſtreben?“ —
Allen geht's ſo, die durch Andre ſich heben.

Fabel VIII.

Der Wanderer und der Räuber.

Zog ein Wanderer ſingend am Morgen
Froh durch den Wald; ſah ein Räuber ihn,
Sprach: Weil ſo luſtig er ſingt, mag er ziehn,
Der hat kein Geld; denn ſonſt hätt' er auch Sorgen."

Fabel IX.

Das Pferd und der Knabe.

„Ein Knäbchen ritt auf einem Pferde:
Auf Starker! ſchleudre den Buben zur Erde!"
„„— Zu klein iſt der Arme für meine Rache,
Den Starken ehrt nicht der Sieg über Schwache.""

Fabel X.

Der Affe.

Im Doctorhut wollt' ein Affe ſich zeigen,
Er ſaß gravitätiſch, das Haupt geſenkt.
Seht, — rief man, — den Philoſophen, er denkt.
Die einzige Klugheit des Dummen iſt — Schweigen.

Fabel XI.

Die Liebe und die Freundſchaft.

Liſe ließ Amorn in's Haus nicht hinein,
Dieſer fing bitterlich an zu weinen;
„Wechsle," — ſprach Freundſchaft, — „dein Kleid mit dem meinen,
Klopfe, — man öffnet, — der Sieg iſt dein."

Fabel XII.

Die Zeit.

Ein Röslein lebte nur zwey Tage,
Ein Veilchen rief: „Beneidenswerthe Lage!
Du lebſt ja eine Ewigkeit!“ —
So meſſen wir die Zeit.

Fabel XIII.

Die Pappel und die Linde.

„Thor!" ſprach die Pappel zum Lindenbaum — „breite
„Doch nicht die Zweig' in die Tiefe und Weite;
„Heb dich empor!" — — „„Laß die Zweige mich biegen,
„„Andre erquicken iſt auch ein Vergnügen.""

Fabel XIV.

Die Stecknadel.

Die Nadel hielt ſo lange treu der Frau
Die Schleiſe feſt, ſie bog erſt ſpät ſich um
Und nun wirft man ſie weg! — Dein Schickſal ſchau,
Du treuer Diener! beugt dich Alter krumm.

Fabel XV.

Der Schmetterling und die Raupe.

„Fort, häßliches Thier!“ ein Schmetterling ſprach
Zu einer Raupe, die auf einem Blatt geſeſſen;
Doch dieſe gibt ihm Antwort: — „„Nur gemach!
Das heißt doch ſeine Abkunft ſchnell vergeſſen.““

Fabel XVI.

Der Löwe und die Wölfe.

Um eine Ziege ſtritten voll Übermuth
Zwey Wölfe, Diener des Löwen; — der ging vorbey,
Sah es und machte die Ziege frey. —
Grauſam ſind oft nur die Knechte, der Herr iſt gut.

Fabel XVII.

Der Hund.

Weil Philax treu und wachbar iſt,
Macht ihm ſein Herr ein ſtärkres Halsband noch,
Und ſchließt ihn feſter an das Hundeloch.
Du kommſt nicht weiter, wenn du brauchbar biſt.

Fabel XVIII.

Der Wanderer und die Biene.

Wanderer.

Flieg' an jener Blum' vorüber,
Giftig iſt ſie, gutes Thier!

Biene.

Nur den Nektar ſaug' ich, Lieber!
Und das Gift'ge laſſ' ich ihr.

Fabel XIX.

Der Jagdhund und das Repphuhn.

Ein Jagdhund kroch auf eines Repphuhns Spur,
Das Huhn bemerkt's und flog in höh're Sphären,
Und rief herab: „Ihr Feinde! kriechet nur,
Ihr ſollt mir doch den Flug' nicht wehren."

Fabel XX.

Der Bucklige.

Man ſpottet ſehr des buckligen Hans Hagen,
Er ſchaut ſich an, kann nicht den Grund erblicken; —
Er trägt den Buckel nähmlich auf dem Rücken,
So wie wir Andre unſre Fehler tragen.

Fabel XXI.

Die beyden Ärzte.

Ein Arzt griff haſtig auf der Wunde Beulen,
Der Kranke ſchrie. — Ein klüg'rer Mann
Griff ſie nur langſam und gelinde an. —
So muß man auch des Herzens Wunden heilen.

Fabel XXII.

Die Brille.

Brigitte ſucht' einſt ihre Brill' im Graſe,
„Frau!" — ſprach die Magd, — „ihr habt ſie auf der Naſe"
So ſuchen wir auch oft des Glückes Gaben,
Wenn wir ſie haben.

Fabel XXIII.

Der Räuber.

„Da iſt ein Räuber!" — ſprach, die Kerze meinend, — Töffel,
Da rief ein Mann am Tiſch mit blaſſem Angeſicht:
„„Erbarmt Euch meiner! hier iſt der geſtohlne Löffel!""
Es ſieht der Schuldige allüb'rall das Gericht.

Fabel XXIV.

Tinte, Feder und Papier.

„Mir dankſt du deinen Ruhm!“ ſprach das Papier;
Die Tinte ſprach: „„Das Leben geb' ich dir;““
„„„Ich leit' euch Beyde!“““ ſprach die Feder drauf. —
Der Eine braucht den Andern — Weltenlauf!

Fabel XXV.

Des Todes Agent.

Einen Agenten wollte der Tod ſenden zur Welt,
Fieber und Liebe und Peſt bothen dazu ſich mit Freuden:
„Warum hat ſich kein Arzt, — alſo fragte der Tod, — eingeſtellt?“
Wahres Verdienſt iſt beſcheiden.

Fabel XXVI.

Echo.

Echo lacht und weint und jauchzt und klagt,
Spricht bald trotzig und bald mild,
Wie's ihr vor ein Andrer ſagt.
Des Charakterloſen Bild.

Fabel XXVII.

Der Magnet und das Eiſen.

Magnet.

Warum folgſt du mir auf meiner Bahn?

Eiſen.

Warum ziehſt du mich denn immer an?

Stimme.

Lieb' hat Euch Natur in's Herz geſchrieben,
Alſo müßt ihr lieben!

Fabel XXVIII.

Schwanengeſang.

Es tönte Geſang vom Teiche heran,
Sind dieſes, — frug ich — Töne der Freuden?
„Singend ſterb' ich" — erwiedert' ein Schwan.
Der Gute geht froh aus dem Thale der Leiden.

Fabel XXIX.

Die Bruthenne.

Einer Henne legt man Enteneyer unter,
Dieſe brütet eins um's andre aus
Und bey jedem gackert ſie recht munter. —
Andrer Werke gibt man ſo heraus.

Fabel XXX.

Der Waſſerfall und das Bächlein.

Waſſerfall.

Wer wird denn ſo verſteckt und langſam fließen?
Benütze deine Kraft, dein Bett durchbrich!
Und rauſche, ſchimmre ſo wie ich!

Bächlein.

Immer rauſche du, ich wäſſ're Wieſen.

Fabel XXXI.

Der Künſtler und die Leyer.

Ein Muſiker warf ſeine Leyer,
Als ſie ihm Ehr' und Gold gebracht, in's Feuer;
So nimmt manch andrer Künſtler nicht in Acht
Das herrliche Talent, das ihn emporgebracht.

Fabel XXXII.

Die Verwandlungen des Schmetterlings.

Prahlte ein Schmetterling einſt mit ſeinen Metamorphoſen:
„Sieh, ich liebe dich Freund!" verſetzte die ſchönſte der Roſen,
„Mehr aber liebt' ich dich noch, wenn Raup' und Pupp' unterbliebe;
„Denn das Beſte iſt: ſtets Derſelbe ſeyn in der Liebe."

Fabel XXXIII.

Tugend und Laſter.

Das Laſter rief: „Ich bin auf Erden König!"
Die Tugend rief: „„Mir iſt der Himmel unterthänig!""
Nun wähle,
Unſterbliche Seele!

Fabel XXXIV.

Der büßende Fuchs.

Ein Fuchs, dem Tode nah', entſagt dem Hühnerblute
That ernſthaft Buß' und ging nicht mehr auf Mord,
Und dennoch flohn die Hühner vor ihm fort;
Dem Laſterhaften glaubt man nicht das Gute.

Fabel XXXV.

Die Nußbäume.

„Zum Dank, daß wir die Nüſſe tragen,
„Pflegſt, unbarmherz'ger Erdenſohn,
„Mit Stangen du auf uns zu ſchlagen!“ — —
Iſt dieß nicht auch der Wahrheit Lohn??!

Fabel XXXVI.

Die beyden Pflüge.

Jn einer Scheune lag verſteckt
Ein Pflug, ſchon ganz mit Roſt bedeckt,
Ein zweyter Pflug daneben glänzte ſehr; —
Sein Glanz kam von der Arbeit her.

Fabel XXXVII.

Der Löwe und der Hund.

Ein Hund, als dummer Kläffer ſchon bekannt,
Stellt keck ſich hin und bellet gen den Leuen,
Der hebt die Tatz' und todt liegt er im Sand! —
Man ſoll nicht gegen einen Mächt'gern ſchreyen.

Fabel XXXVIII.

Das Kind.

Ein liebliches Kind im roſigen Schimmer
Erſchien einem Manne; — der ſtand zerſtreut
Und haſcht' es nicht ſchnell, da entſchwand's und kam nimmer.
Wer war dieſes Kind? — : Die Gelegenheit.

Fabel XXXIX.

Die Ratten.

Man hatte eine Ratt' in einem Haus gefangen,
Hing ihr ein Schellchen um und ließ ſie ziehn,
Und wenn ſie ſchellte nun, die Ratten all' entſprangen.
Freund! zeichne einen Wicht und alle Andern fliehn!

Fabel XL.

Das Seifenbläschen.

Es flog ein Seifenbläschen hin und her
Und prahlt' mit ſeinen Farben ſehr;
Ein Lüftchen weht' und es zerfloß;
Ihr Günſtlinge! ſeht Euer Los.

Fabel XLI.

Der Kater.

Einen Komiker ſuchte ein Leu ſich zu ſeinem Theater;
Schnitt Geſichter die Menge, den Platz zu erhalten, ein Kater:
„Freund" — ſprach der Leu, — „mir ſtehſt du nicht an, loben gleich dich die Katzen;
Wahre Komik beſteht nicht in Sprüngen und Fratzen."

Fabel XLII.

Der Nagel.

Ein Nagel ſeufzte unter ſchweren Schlägen
Des Hammers, endlich ſträubt' er ſich dagegen,
Da ſchlug ihn dieſer ganz entzwey.
Du widerſtrebſt umſonſt des Schickſals Tyranney!

Fabel XLIII.

Der Schmerz.

Der Schmerz erhob einſt lächelnd ſeinen Blick,
„Was endet,“ — frug die Luſt, — „ſo plötzlich denn dein Stöhnen?“
Der Schmerz erwiederte: „„Mir ward das Glück
„„Zu trocknen eines ärmern Bruders Thränen.““

Fabel XLIV.

Der Apfel.

Ein Apfel ſtand im Schatten, reifte nicht;
Der Gärtner zürnte drob. — „Stell' mich in Sonnenſchein!''
Der Apfel ſprach: — „wirſt dann dich meiner freu'n!"
Soll das Talent gedeihn, ſo ſtell's in's rechte Licht!

Fabel XLV.

Das Pappelblatt und das Erdbeerblatt.

Zu einem Pappelblatt, das hoch im Äther ſchwebte,
Und bey dem ſchwächſten Lüftchen furchtſam bebte,
Sprach einſt ein Erdbeerblatt: „Was kann dich ſo erſchüttern?"
— Drauf jenes: „„Wer hoch ſteht, muß immer zittern.""

Fabel XLVI.

Der Fels und der Waſſertropfen.

„Du armes Tröpflein! mich willſt du durchdringen?“
So ſprach ein Fels. — Das Tröpflein ſchwieg und brach
Sich Bahn durch ſeinen Buſen allgemach.
Beſtändigkeit verbürget das Gelingen.

Fabel XLVII.

Die weiſſe Roſe und der Schmetterling.

Als einſt der Schmetterling zu einer Roſe kam
Und buhlend einen Kuß ihr both,
Da ward die weiſſe Schöne — roth. —
Die Unſchuld zieret holde Scham.

Fabel XLVIII.

Die Verleumdung.

Franz fällt, ein Dolch nach ſeinem Leben zielte,
Doch er geneſ't mit vieler Mühe noch.
Der Mörder ſpricht: „Die Narbe bleibt ihm doch!"
Verleumder! kennſt du dich in dieſem Bilde?

Fabel XLIX.

Der hypochondriſche Löwe.

Ein Leu ward hypochondriſch, nahm zu ſich
Ein Eſelein ſich zu zerſtreuen;
Doch bald hört auch den Leu man wie den Eſel ſchreyen.
Eh' du Geſellſchaft wählſt, beſinne dich!

Fabel L.

Der Wucherer.

Ein Wuch'rer häufte Körner, Schicht auf Schicht,
Auf ſeiner Scheune Boden; — länger nicht
Kann's halten, — ah! — nun kracht es, — bricht,
So ſtürzt zu große Macht durch eigenes Gewicht.

Preussische Staatsbibliothek Berlin 29

Fabel LI.

Die Mohren.

Es räucherte ein Stamm der Mohren
Mit assa foetida den Götzen ein;
Kein Menſch ging in den Tempel mehr hinein; —
So wirkt der Weihrauch ſtets der Thoren.

Fabel LII.

Die beyden Kornähren.

Eine Ähre.

Du biſt von Körnern ſchwer,
Und ich bin leer,
Und doch ſeh' ich vor mir dich neigen?

Die andere Ähre.

Man muß ſich oft vor hohlen Köpfen beugen.

Fabel LIII.

Der Renner und der Eſel.

Ein Eſel ging, — obſchon man ihm die Laſt genommen, —
Geſenkten Kopfs und faulen Schritts nach Haus;
Ein Renner flog ihm vor und höhnt' ihn aus.
Iſt's denn ſo ruhmvoll einem Eſel vorzukommen?

Fabel LIV.

Syſteme und die Wahrheit.

Den Berg der Wahrheit kletterten hinan
Zwey Forſcher; — Einer wandte rechts die Schritte,
Der Andre folgte links der Bahn; —
Die Wahrheit rief: „Ich wohne in der Mitte!“

Fabel LV.

Der Strom und der Damm.

„Was wütheſt du raſend durch's blühende Land?“ —
Der Damm ſprach zum Strome, — „ſey mir unterthänig
Ich leite zur Ruh' dich an meiner Hand!“ —
Der Strom iſt das Volk, — der Damm iſt der König.

Fabel LVI.

Die hohlen Eichen.

Knabe.

Sieh Vater, hohl ſind dieſe Eichen,
Und grünen doch ſo ſchön! —

Vater.

Mein Kind! viel Menſchen dieſen Bäumen gleichen,
Die hohlen Kopfs doch grünend vor dir ſtehn.

Fabel LVII.

Die Erdſcholle und die Egge.

„Warum zerdrückſt du mich denn?" frug eine Scholle von Erde
Eine Egg' auf dem Feld; — dieſe verſetzte hierauf:
„„Weil ſich's gebührt, daß der Weg dem Edlen geebnet werde,
„Sonſt, — von dem Böſen gehemmt, — kömmt ja das Gute nicht auf."

Fabel LVIII.

Illuſion.

„O ſeht nur,“ — rief Wilhelm, — „meine Helene,
Und ſagt mir, ob es was Reizender's gibt?
Die Augen, — der Mund, — die Haare, die Zähne —“
Sie war gar nicht ſchön, aber er war verliebt.

Fabel XLI.

Das Bäumchen und der Baum.

Ein junges Bäumchen bog ſich ſehr,
Man achtet's nicht; doch ſpäter glückt's nicht mehr
Es g'rad zu biegen trotz der eifrigſten Bemühung?
Iſt dieß nicht die Geſchichte der Erziehung?

Fabel LX.

Das Kätzchen.

Sein Kätzchen liebte ein Mann überaus
Und Stunden lang pflegt' er's am Kopfe zu krauen;
Einſt wendet ſich's, hackt ihm die Augen aus —
Verzeiht, dabey denk' ich an Euch! liebe Frauen!

Fabel LXI.

Verſchiedenes Gebäcke.

Ein Bäcker pries die Semmel ſehr,
Den Wecken ein Andrer, die Bretzel der;
Das Mehl war dasſelbe, der Form galt der Streit; —
Poetiſche Bäcker hat auch unſre Zeit.

Fabel LXII.

Der Schlüſſel.

Ich wünſchte mir alle Mädchen hold,
Da fleht' ich: es möchten mit gnädigen Händen
Die Götter den Schlüſſel der Herzen mir ſenden;
Es bracht' ihn Merkur mir, er war — von Gold.

Fabel LXIII.

Der beraubte Wanderer.

Ein Räuber nahm dem Wandrer all ſein Geld; —
Der bat; — da hat er ihm die Hälfte rückgeſtellt,
Er dankt. — So müſſen wir uns oft zum Dank bequemen
Dafür, daß Manche uns nicht Alles nehmen.

Fabel LXIV.

Der Pudel.

Ein Pudel ſieht ſich in dem Spiegel
Und kennt ſich nicht und läßt dem Grimm die Zügel,
Beißt, — bellt, — geberdet ſich gar fürchterlich; —
So wüthet Eiferſucht auch öfters gegen ſich.

Fabel LXV.

Die beyden Maler.

Zwey Maler malen eines Reichen Sohn;
Der Eine malt ihn wahr, — man peitſcht ihn aus dem Thor,
Der Andre ſchön; — man gibt ihm tauſend Louisd'ors. —
Dieß iſt der Wahrheit und des Schmeichelns Lohn.

Fabel LXVI.

Das Blümchen im Pfade.

Der Gärtner zum Blümchen:

„Schönes Blümchen! hier im Pfade
„Wirſt zertreten ohne Gnade,
„Trag' ins Blumenbeet dich fort,
„Viel hängt ab vom rechten Ort.“

Fabel LXVII.

Änderung.

Melint, der bravſte Mann und treu'ſte Freund,
Iſt jetzt der ganzen Menſchheit Feind.
Ihr fragt, woher die Ändrung rührt?
Er nahm ein Weib, das ihn regiert.

Fabel LXVIII.

Der gute Mops.

Thereſens Mops that Niemand was zu Leide,
Auch nicht dem Dieb, der ihr das Armgeſchmeide
Im Schlafe ſtahl. — Du wirſt ſehr leicht betrogen
Von einem Freund, der aller Welt gewogen.

Fabel LXIX.

Der Senſenmann.

Kam ein Senſenmann gegangen: —
„Mäh' die Jahre mir, die langen!"
Und er mäht ſie ab, den Fordrer auch zugleich!
Tödtet nicht die Zeit, ſie tödtet Euch!

Fabel LXX.

Der Haushund und die Bruthenne.

„Faule! ſchimpfſt' ein Hund eine brütende Henne,
„Sitzeſt, indeß ich ſtets bellend im Hof herum renne.“
Drauf die Henne: „„Viel Schreyen macht es nicht aus,
„„Während du nichts thuſt und bellſt, bring' ich Hühner in's Haus.““

Fabel LXXI.

Der Rabe und die Elſter.

Rab' und Elſter warfen ihre Diebesthaten
Laut ſich vor, es wollte jedes beſſer ſeyn;
Dieſes hört ihr Herr und ſperrt ſie Beyde ein,
Sprechend: „Seht, wie ſich die Schlechten ſelbſt verrathen!“

Fabel LXXII.

Der Maulwurf.

Maulwurf.

Ich bin auf Erden das beſte Thier,
Die anderen All' ſind ein Räuberheer,
Ich lebe verborgen für und für!

Löwe.

Wer heimlich ſchadet, der ſchadet noch mehr.

Fabel LXXIII.

Der Baum im Herbſtſchmucke.

Ein Baum im Herbſtſchmuck rühmt ſein buntes Farbenſpiel.
Der Nachbar ruft ihm warnend zu: „Sey nicht verwegen!
Der Glanzpunct iſt des Lebens und der Schönheit Ziel!
Mit ſeinem Licht gehſt du der Grabesnacht entgegen.“

Fabel LXXIV.

Der Streit der Roſen und Nelken.

Es ſtritten um den Rang die Roſen und die Nelken,
Da kam ein Gärtner, pflückt' ſie alle ab,
Und bindet ſie als Strauß, wo bald ſie welken. —
Weltlauf! — Sie blühn — ſie ſtreiten, gehn zu Grab!! —

Fabel LXXV.

Die beyden Eichhörnchen.

Ein Eichhorn aß Mandeln; doch war es gefangen,
Ein andres aß Eicheln; doch war es frey.
Sie tauſchten, doch Keines war glücklich dabey. —
'S iſt auch vielen Menſchen ſchon alſo ergangen.

Fabel LXXVI.

Die Birke und die Axt.

„Warum treffen denn mich, du böſe Axt! deine Streiche,
„Und der Zwetſchkenbaum dort, der alte Krüppel, bleibt ſtehn?"
Alſo klagt' eine Birk'; die Axt ließ die Antwort ergehn:
„„Weil es billig iſt, Freund, daß das Schöne dem Nützlichen weiche.""

Fabel LXXVII.

Rettung.

In's Waſſer fiel ein Mann, ſchnell faßt ihn bey den Haaren
Ein Braver, rettet ihn; — doch Jener zankt,
Warum? — weil ihm die Haar' zerzauſet waren. —
Auf dieſe Art die Welt für groſe Dienſte dankt.

Fabel LXXVIII.

Die Diener des Rufes.

Der Ruf war müde, da dingt' er zwey Knechte,
Den Einen für's Gute, den Andern für's Schlechte;
Der Schlechte hatt' aber die Schwindſucht bekommen,
Bevor noch der Gute das Amt übernommen.

Fabel LXXIX.

Die Eiche und der Strauch.

Ein Eichenbaum verſucht's dem Sturm zu widerſtreben,
Ein Strauch, — ſich beugend, — gibt dem Sturme nach;
Noch ſteht der Strauch, die Eiche aber brach.
Euch Frauen mag der Strauch ein Beyſpiel geben.

Fabel LXXX.

Die beyden Krämer.

Ein Krämer gab die Waaren nach dem Geſicht,
Gab bald zu viel, bald zu wenig deßwegen,
Ein Andrer wog ſie und fehlte nicht. —
So ſollte man auch ſeine Worte wägen.

Fabel LXXXI.

Der Fuchs und der Kater.

Kater.

Pfui! — Zu der Menſchen Schaden friſſ't du Hennen,
Ich aber freſſ' zu ihrem Nutzen Mäuſe.

Fuchs.

Nur ſtill! Man hat die Ehre Sie zu kennen,
Das Mäuſefleiſch iſt Ihre Guſtoſpeiſe.

Fabel LXXXII.

Das Pulver.

Ein Häuflein Pulver lang im Felſen lag;
Doch endlich zündet es, — ein Blitz, — ein Schlag —
Der Felſen borſt und lag in ſeinem Schutt'. —
So wirkt auch unterdrückten Zornes Wuth.

Fabel LXXXIII.

Der Schmetterling und die Schnecke.

Ein Schmetterling höhnt' eine Schnecke,
Daß ſie ſich immer in ihr Haus verſtecke.
Da kam ein Knab' und haſcht den Schmetterling;
Die Schnecke lächelnd in ihr Häuslein ging.

Fabel LXXXIV.

Der Hirſch.

Ein Hirſch pries ſein Geweih, da tönet Hörnerſchall;
Er floh, — verwickelt ſeinen Schmuck in ein Geſträuch,
Der Jäger kömmt, und tödtet ihn ſogleich. —
So kömmt der Hochmuth durch ſich ſelbſt zu Fall.

Fabel LXXXV.

Der Adler und der Uhu.

Ein Adler ſah fröhlich zur Sonn' empor,
Ein Uhu ſuchte dem Glanz zu entgehen.
Der Adler ſtellt dir die Tugend vor,
Im Uhu magſt du das Laſter ſehen.

Fabel LXXXVI.

Das Schiff ohne Ruder.

Ein Schiff ohne Ruder vertraut ſich den Wellen,
Nicht lange, ſo ſieht man's an Klippen zerſchellen. —
Das Meer iſt das Leben, das Schifflein biſt du,
Die Klugheit, mein Freund, iſt das Ruder dazu.

Fabel LXXXVII.

Die Roſe und die Biene.

Ein Röslein empfing eine Bien' mit Vertrauen,
Verſprach von dem Koſen ſich ſüße Luſt;
Doch bald fühlt den Stachel ſie in der Bruſt. —
Gott Amor iſt ſo wie die Biene, ihr Frauen!

Fabel LXXXVIII.

Der raſirte Bock.

Um ſeiner Schönen zu hofiren
Ließ ſich ein alter Bock raſiren,
Da ward er billig ausgelacht. —
Ihr alten Böcke, nehmet dieß in Acht!

Fabel LXXXIX.

Das Gold.

„Mit Undank lohnet mich die Welt,
„Da ſie mich für die Urſach' alles Übels hält,
„Indeſſ' ich auch ſo Vielen Segen ſpende;
„Nur daran liegt's, daſs man mich recht verwende.

Fabel LXL.

Der Biber und der Eſel.

Der Eſel ſprach zum Biber:
„Warum ſo mühſam ſich ein Haus bau'n, Lieber?"
Der Biber ſprach: „Weil ich ſtets gerne that,"
„„Was nicht der Eſel Beyfall hat.""

Fabel LXLI.

Der Bullenbeißer und der Spitz.

Ein Bullenbeißer lag faul an der Kette,
Und vor ihm ein Spitz, der bellte für ihn,
Der Spitz bekam auch für ihn Schläge. — Ich wette,
Manch Schützling fühlt ſchwer dieſer Fabel Sinn.

Fabel LXLII.

Der Mann und das Kind.

Für Silber hielt das Bley ein kleiner Knabe,
Den Rechenpfennig ſah er für ein Goldſtück an;
Darüber lacht' ein reicher Mann; —
Geht's ihm nicht eben ſo mit ſeiner Habe?

Fabel LXIII.

Der Ochs und die Frösche.

Das Volk der Frösche ganz entſetzlich ſchrie,
Da kam ein Ochs zum Sumpf und überbrüllte ſie. –
Groben Leuten iſt es eigen,
Daß ſie nur vor gröber'n ſchweigen.

Fabel LXLIV.

Die Maus.

Die Maus verwies das Naſchen jungen Mäuſen,
Doch bald ſah man ſie ſelbſt zum Specke wandeln,
Und tödtlich traf ſie dort der Falle Eiſen.
Viel Lehrer lehren klüger, als ſie handeln.

Fabel LXLV.

Der Haſe und der Storch.

Bey einem Sumpfe nährt' ein Haſe ſich von Gras.
Drob ärgert ſich ein Storch, der dorten Fröſche aß.
So mancher Menſch ſich beim Genuſſe kränkt,
Daß andern Menſchen auch das Glück was ſchenkt.

Fabel LXLVI.

Der Baum und der Dieb.

Ein Baum, auf den ein Dieb geſtiegen war,
Fleht bang um Hülfe zu der Winde Schar.
Sie ſtürmen — und der Böſe kömmt zu Falle,
Doch — auch mit ihm die ſchönſten Früchte alle.

Fabel LXLVII.

Die beyden Götter.

Es hatt' ein fremdes Volk zwey Götter,
Der Eine drückte Jedermann,
Der Andre war in Noth ein Retter:
Drum beteten ſie — Beyde an.

Fabel LXLVIII.

Der Affe und die Kaſtanien.

Kaſtanien lagen in glühenden Kohlen;
Ein Affe brauchte der Katze Fuß,
Um ſie zum Genuß ſich heraus zu holen.
So macht's unter Menſchen manch Pfiffikus.

Fabel LXLIX.

Der Delinquent.

Saß Einer auf den Tod, und als man Käſ' ihm brachte,
Aß er ihn nicht — aus Furcht, daß er ihm Steine machte. —
So ſammeln Alte oft für künft'ge Jahre,
Und haben nur zwey Schritte zu der Bahre.

Fabel C.

Der Panther.

Der Panther war ſchon lang des Löwen General,
Doch endlich wurd' er ſchwach, das Alter macht' ihn kahl.
Da legt' er ihm den Feldherrnſtab zu Füßen, —
Man muß zur rechten Zeit zu enden wiſſen.

Schnorr v. C. del.

Leop. Beyer sc.

HULDIGUNG
den
Frauen

Ein neues Taſchenbuch

von

J. F. CASTELLI,

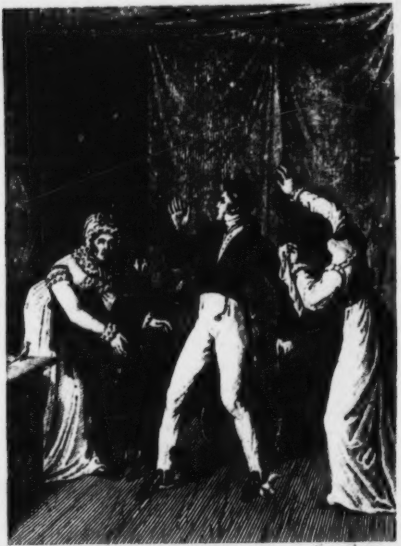
für das Jahr 1824.

MIT KUPFERN

Leipzig, im Industrie-Comptoir.

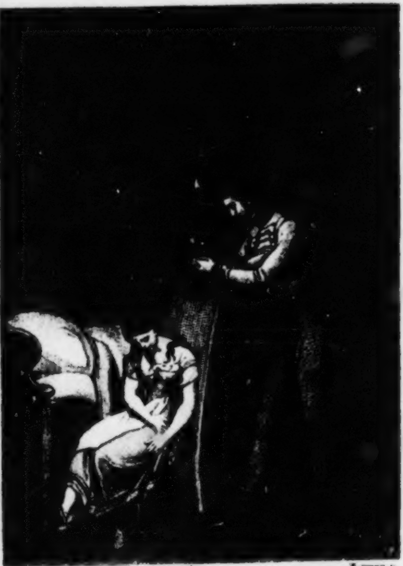
Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Yf 500-2
1824

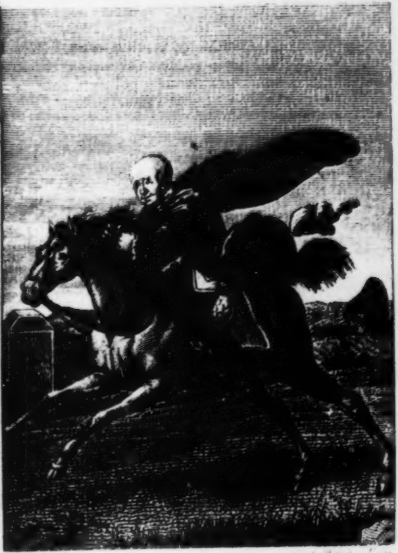


Schnorr v. C. del. Leop. Beyer sc.

Zur Erzählung Huldigung der Frauen
von Ludwig Halirsch.

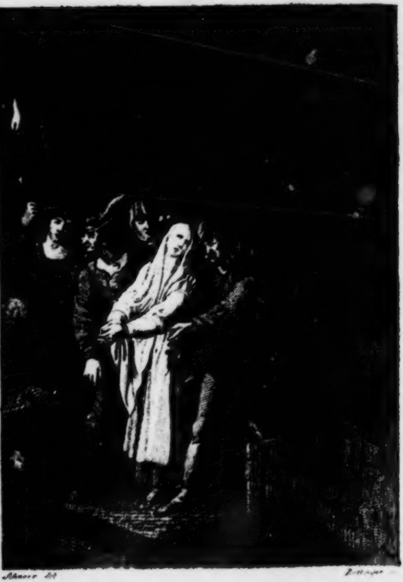


Zur Erzählung: Der grosse Rittmeister
und das kleine Männchen.
von J. F. Castelli.



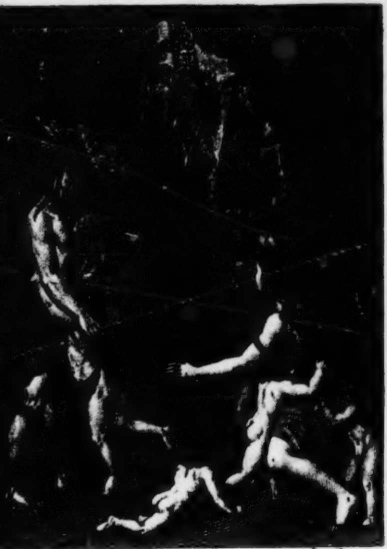
Schnorr v. C. del. A. Beyer [illegible]

Zu John Gilpin's Reiſe
von Th. Neumann.



Schnorr del. Bollinger sc.

Zur Erzählung, Der. Flüchtling.
von. Louiſe Bachmann.



chnorr v. C. del. Leop. Beyer sc.

Zur Erzählung: Der Blutrichter
von Caroline Pichler geb. Greiner.

Huldigung
den Frauen.

Zweiter Jahrgang.

So geh denn, mein Büchlein, hinaus in die Welt,
Um Frau'ngunſt bewirb dich vor Allen:
Denn was dem ſchönen Geſchlechte gefällt,
Das muß dem ſtarken gefallen.

J. F. Caſtelli.

Inhalt.

I. Proſa.

Seite

Brachmann (Louiſe). Der Flüchtling. (Eine Scene aus dem Huſſitenkriege.) . 43

Caſtelli (J F). Der große Rittmeiſter und das kleine Minchen. (Erzählung aus dem Leben) 217

Fechner (G. Th.). Phantaſie an die Frauen. 20

Halirſch (Ludwig). Huldigung den Frauen. (Erzählung.) 146

Jeitteles (J). Schreiben an den Herausgeber, ſtatt eines Beitrags. 308

Lembert. Der Glückspilz und der Unglücksvogel. (Novelle.) 263

Seite
Pichler (Caroline) geb. v. Greiner. Der Bluträcher. 83

II. Poeſie.

Biedenfeld (Freiherr von). Huldigung den Frauen. 305
Caſtelli (J. F.). Das rechte Licht. . . . 70
— — Trinklied für Frauen. 287
Chezy (Helmina von). Zu einem Tage der Feier. 64
— — Abſchiedskränze.. 65
Deinhardſtein. Heitere Liebe. 67
Feuchtersleben (Eduard Freiherr v.) Sonettenkranz an Adelaiden. . . 182
Fick (Joſeph). Hageröslein. 248
— — Ein Räthſel 317
Gerhard (W.). Die Monate, an die Frauen. 1
— — Madonna della Sedia. 144

Seite
Gräffer (Franz). Die köſtlicheren Gaben. 216
Hammer (Joſ. v.). Die Schöne als Mond. 145
— — Das braune Auge. 285
— — Der Rubinring. 286
Haug. Die Schönen 33
— — An Pſyche. 291
— — An Louiſen. 291
— — Als Molly ſang. 292
Hell (Theodor). Liebesglück. 41
Herrmann von Hermannsthal. Der Sturm. 30
— — Die Schlafende. 292
Jeitteles (Aloys). Das Zauberthal. . 58
Kind (Friedrich). Der Bergknapp. . . 24
Krug von Nidda. Aline. 112
Kuffner. Harmonie und Disharmonie der Ehen. 80

Seite
Langer (Johann) Das Traumgeſicht der Grafenbraut. 296
— — Ein Räthſel. 331
— — — Logogryph 332
Laurin. Zwei Charaden. 316. 324
— — Zwei Räthſel. 321. 323
Leitner (Carl Gottfried von). Fröhliches Scheiden. 199
— — Am Fluſſe. 200
— — Mein Selam. 202
Mailath (Johann Graf von). Charadenkranz. 333
Marſch (Emanuel). Drei Charaden. . 315
Mühler (Carl). Rath für junge Mädchen. 102
— — Amaliens Klage. 103
Müller — Friedberg (Carl). Ein Räthſel. 325

Seite

Neumann (Joh. Ph.). Kurzweilige Geſchichte von Herrn John Gilpin. . . . 186
Roos (Richard). Wiegenlied. 31
— — Eins und Zwei. 78
Rupprecht (J. B.). Vergebliche Mühe . 63
— — Das Wunder. 63
— — Was ich liebe. 68
— — Acht Tage. 69
Saphir (Samuel). Sommernachtſtändchen. 214
Schlechta (Franz Freiherr von). Feier der Mutterliebe. 227 251
Schober (Franz von). An Eros. . . 286
Schön (Albert). Die Thränen. . . . 108
Schröckinger (Carl). Charade. . . .
Seidl (Joh. Gabr.). Die Schneebraut. . 27
— — Bild aus alter Zeit. 210
— — Zwei Charaden. 318. 328
Sey (J. F.). Gloſſe an die Huldinn. . . 61

Seite.
Suſan (Friederike, geborne Salzer).
Sängers Troſt. 212
— — Kampf und Friede. 213
Sydow (Friedrich v.). Frauenſieg. . . 36
Treitſchke (Friedrich). Lob des Silbers. 104
Weidmann. Anahid. 203
Weiſſenthurn (Johanna Franul v.).
Die Schifferinn. 72
Wendt (A.). An Heliodore. 294
Wolf (Ferdinand). Wahlverwandtſchaft. 141
Zedlitz (Chriſtian Freiherr von).
Spätes Erkennen. 26

Die Monate.

An die Frauen.

Von W. Gerhard.

Januar.

(Waſſermann.)

Ballied.

Klarinett' und Flöten,
Pauken und Trompeten,
Grüßet mir das Jahr!
Hörner, Bäſſe, Geigen,
Tönet in die Reigen
Jugendlicher Schaar!

Süße Töne locken,
Unter Sturm und Flocken,
Zu Muſik und Tanz,
Und aus Tanz und Tönen
Weben wir den Schönen
Einen Blüthenkranz.

Was im heitern Saale,
Oder beim Pokale,
Uns zu Herzen drang,
Was die Bruſt erreget,
Was den Fuß beweget,
Iſt ja Sang und Klang.

Darum ſanfte Flöten,
Schmetternde Trompeten,
Grüßet mir das Jahr!
Hörner, Bäſſe, Geigen,
Tönet in die Reigen
Einer frohen Schaar!

Februar.

(Fiſche.)

Maskenlied.

Harlekin.

Freude regiere den Karneval,
Auf! Colombine, zum Maskenball!
Buntes Kleid und fröhliches Herz,
Luſtige Poſſen und neckender Scherz.

Colombine.

Haſt du ſie einmal vom heimiſchen Heerd
Schmeichelnd verlockt mit dem Zauberſchwert,
Folgt Colombine gar flink und gewandt,
Reichet dir willig die zärtliche Hand.

Beide.

Und ſo verjagen wir, Arm in Arm,
Leicht und heiter den düſtern Harm,
Foppen die Masken mit ſchelmiſcher Luſt,
Muthwill' im Aug', und Lieb' in der Bruſt.

März.

(Widder.)

Soldatenlied.

Soldat.

Die Trommel wirbelt,
Das Pfeifchen gellt:
Friſch auf, Soldaten,
In's Feld! in's Feld!
Zum blutigen Kriege!
Zum fröhlichen Siege!
Gott Mars regiert,
Da wird marſchirt;
Nur kühn und verwegen,
Im Kugelregen
Dem Feind entgegen!
Wer zaget, verliert.

Marketenderinn.

Warum, mein Lieber!
Mit Saus und Braus
So raſch vorüber?
Ruh' Er doch aus!

Hier hat Er's bequemer,
Als dort im Getümmel.
Ein Schnäpschen nehm' Er
Vom ächten Kümmel!
Es wärmt den Magen
Und geht in's Blut,
Und will Er ſich ſchlagen,
So macht's Ihm Muth.

Soldat.

Für dieſen Schluck
Lohne dir, Schätzchen,
Ein derbes Schmätzchen,
Ein Händedruck!
Und mach' ich Beute,
So zahl' ich noch heute.
Schon knattern Musketen
Schon ſchmettern Trompeten.
Die Schaaren ziehen,
Der Donner kracht,
Kartätſchen ſprühen
Zur Schlacht! zur Schlacht!

April.

(Stier.)

Matroſenlied.

Auf Matroſen! die Anker gelichtet,
Segel geſpannt und Kompaß gerichtet!
Liebchen, Ade!
Scheiden thut weh!
Morgen geht's in die wogende See.

Noch einen Kuß von roſiger Lippe,
Und ich fürchte nicht Sturm noch Klippe.
Günſtig ſind
Wetter und Wind,
Und das Schifflein ſegelt geſchwind.

Ohne zu ſcheiden und ohne zu ſtranden,
Fliehen wir weit nach entlegenen Landen,
Rum und Wein
Tauſchen wir ein,
Zucker, Muskaten und Nägelein.

Kehren dann heim, das Schiff befrachtet,
In den Hafen, wo's Liebchen ſchmachtet.
Brauſ' o See!
Wimpel weh'!
Wenn ich mein Trautchen nur wiederſeh'!

Mai.

(Zwillinge.)

Gärtnerlied.

Mit dem frühſten Morgenſtrahl
Ging ich in den Garten,
Wo die Blümlein allzumal
Ihres Gärtners harrten,
Heute ſoll ein friſcher Strauß
Meine Liebſte ſchmücken.
Welche Blumen ſuch' ich aus?
Welche werd' ich pflücken?

Mich vor allen; meine Glut
Thront auf ihren Wangen,
Sprach die Roſe, ſei ſo gut
Laß im Strauß mich prangen!

Und ich pflückte ſie. Mich auch!
Rief die Purpurnelke,
Daß von ihrer Lippen Hauch
Meine Blüthe welke.

Unſchuld iſt des Mädchens Zier:
Mich, die Lilie, wähle!
Gern verhaucht' ich wohl bei ihr
Meine Blumenſeele.
Und die Myrte rief vertraut,
Darfſt mich nicht vergeſſen,
Wirſt ja doch als ſüße Braut
Bald an's Herz ſie preſſen.

In dem kerzenhellen Saal
Und bei frohen Tänzen
Mag ein Mädchen wohl einmal
Wie die Tulpe glänzen,
Auch ein klein Vergißmeinnicht
Kann zum Strauße taugen;
Denn ſein himmelblaues Licht
Strahlt aus ihren Augen.

Und ich ſchlug es keiner aus;
Doch nach einem Veilchen

Merkt' ich erſt, zu meinem Strauß
Mangle noch das Veilchen.
In die Blätter eingehüllt,
Willſt du Prunk vermeiden.
Komm, nur du biſt Liebchens Bild;
Denn du biſt beſcheiden!

Juni.

(Krebs.)

Schäferlied.

In den Schatten jener Bäume
Zieht, ihr muntern Schäfchen, hin!
Dort umgaukeln mich die Träume
Von der holden Schäferinn.

Als ſie neulich dort vorüber
Mit der kleinen Heerde zog,
Und das Zauberwort: mein Lieber!
Ihrem Roſenmund' entflog:

Wurde mir ſo wohl und bange,
Stumm und ſprachlos ſtand ich da,
Und das Blut ſtieg mir zur Wange,
Wußte nicht, wie mir geſchah.

Und ſie ſchlug die Augen nieder,
Gab mir ein Vergißmeinnicht,
Zupft' erröthend ſich am Mieder,
Und verwandte das Geſicht.

Ach! ſeitdem iſt alles öde,
Still und einſam auf der Flur,
Selbſt die vielgeliebte Flöte
Klagt von meiner Liebe nur.

Darum weidet nur, ihr Schafe,
Unter jenen Bäumen hin!
Wenn ich wach' und wenn ich ſchlafe,
Träum' ich von der Schäferinn.

Juli.

(Löwe.)

Fiſcherlied.

Der Fiſcher ſaß im leichten Kahn,
Und ruderte den Strom hinan,
Durch Schilf und Erlenbüſche;
Wie laut der Ruderſchlag erklang
Und wie er froh ſein Liedchen ſang,
Umſprangen ihn die Fiſche.

Sein volles Netz im Waſſer ruht,
Er zieht's bedächtig aus der Fluth,
Daß nicht ein Hecht entwiſche —
Forellen, Karpfen, Lachs und Aal
Und Krebs' und Schmerlen ſonder Zahl,
Kauft Fiſche, Fiſche, Fiſche!

Ein Mädchen trat zum Fiſchersmann,
Das lange ſchon ſein Herz gewann,
In brauner Wangen Friſche;
Wie ſtieg und ſank das Buſentuch,
Als freundlich ihre Lippe frug:
Was gebt Ihr Eure Fiſche?

Er ſprach: nimm alle Fiſche hin,
Und werde meine Fiſcherinn,
Vertraut zu Bett' und Tiſche!
Das braune Mädchen willigt ein. —
Kauft unſ're Fiſche groß und klein!
Kauft Fiſche, Fiſche, Fiſche!

Auguſt.

(Jungfrau.)

Schnitterlied.

Der Waizen, das Korn und die Gerſte blinkt,
Dem Schnitter die goldene Erndte winkt,
Er eilet mit Sichel und Senſe herbei,
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

Er bindet die Garben mit fleißiger Hand,
Nicht achtend der Sonne verſengenden Brand,
Und ladet ſie auf mit Jubelgeſchrei.
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

Verſtohlen lächelt mit zärtlicher Glut
Die Schnitterinn unter dem Sonnenhut;
Er küßt ihr die Wange ſo lieb und treu.
Juchhei! Juchhei! Heididelдumdei!
Juchhei!

Und Beide bringen den Erndte-Kranz,
Und rüſten ſich fröhlich zum ländlichen Tanz;
Es tönen die Geigen, es tönt die Schalmei.
Juchhei! Juchhei! Heididelдumdei!
Juchhei.

September.

(Waage.)

Vogelſtellerlied.

Der Vogelſteller früh erwacht,
Ihr Vöglein, nehmet euch in Acht!
Seht, wie er durch die Hecken ſtreift,
Und höret, wie er lockend pfeift.
Zip zip di di!

Der Wald iſt munter und belebt;
Ein Stieglitz auf der Ruthe klebt,
Im Garne zappeln ſchon ein Staar,
Drei Gimpel und ein Lerchenpaar.
Zip zip di di!

Jetzt ſtellt er neue Sprenkel auf
Und legt die rothen Beeren drauf;
Laß dich nicht blenden von dem Roth;
Rothkehlchen; denn es bringt dir Tod.
Zip zip di di!

Der Vogelſteller liebt Geſang,
Geſang und Klang und Vogelſang,
Und was er fängt vom Wald-Conzert,
Wird in den Käfig eingeſperrt.
Zip zip di di!

Doch nicht den Vögeln nur, er ſtellt
Sein Netz auch wohl der Mädchenwelt,
Er lockt und winkt, er pfeift und ſingt,
Bis ihm ein Mädchenfang gelingt.
Zip zip di di!

Ihr, Mädchen, ſeyd den Vögeln gleich,
Vor böſen Schlingen hütet euch,
Und hört nicht auf der Männer Flehn,
Sonſt iſt's um eure Ruh' geſchehn!
Zip zip di di!

October.

(Skorpion.)

Winzerlied.

Muntre Winzer! heuer winket
Aechter Labewein;
Sammelt, eh' die Sonne ſinket,
Trauben, roth und weiß, und trinket
Bei der Sterne Schein!

In der Kelter weite Kufe
Schüttet ſie hinein!
Folget Bachus frohem Rufe,
Auf des Lebens höchſter Stufe
Strahlt der edle Wein.

Sprechen hübſche Winzerinnen
Freundlich bei uns ein;
Singen wir, ſie zu gewinnen,
Zechend mit vergnügten Sinnen
Luſt'ge Melodei'n.

Keines Winzers Kehle roſte
In der Kelter ein;
Wer nicht ſingen will, der koſte
Hier vom Wein und dort vom Moſte,
Um vergnügt zu ſeyn.

Haſt du Kummer, lieber Zecher?
Lerne dich erfreun!
Leere dreimal deinen Becher;
Denn der beſte Sorgenbrecher
Iſt und bleibt der Wein.

November.

(Schütze.)

Jägerlied.

Es blies ein Jäger wohl in ſein Horn,
Trarah!
Und wandelte ſtill durch Dickicht und Dorn,
Trarah!
Er ſchoß nicht Haſen, noch Hühner, noch Reh',
Denn ach im Herzen war's ihm gar weh,
Trarah, Trarah, Trarah!
Seitdem er das Mägdelein ſah.

Des Jägers verlockender Hörnerklang,
Trarah!
Ihr tief daheim in die Seele drang,
Trarah!
Sie hüpft hinaus, wo das Hüfthorn ſchallt,
Hinaus, hinaus, in den grünen Wald,
Trarah, Trarah, Trarah!
O Jäger, dein Liebchen iſt da!

Er drückt das Händchen ſo weich und zart,
rarah!
Er küßt ihr die Lippe nach Jägerart,
rarah!

Und wollteſt du wohl die Jägerinn ſeyn,
Du roſenrothes Herzliebchen mein?
Trarah, Trarah, Trarah!
Das Mädchen liſpelte: Ja!

Die Locke pranget im grünen Kranz,
Trarah!
Die Hörner laden zum Hochzeittanz,
Trarah!
Und ſelig liegt und liebewarm
Die Jägerinn drauf in Jägers Arm,
Trarah, Trarah, Trarah!
Weiß nicht, wie ihr geſchah.

December.

(Steinbock.)

Müllerlied.

Kennſt du wohl die kleine Mühle,
Wo ich Müller bin;
Flieh der Städte dumpf Gewühle,
Mädchen, das ich mir erziele,
Sey mir Müllerinn!

Mädchen, das ich mir erziele,
Du biſt fromm und gut;
Theile zärtlich die Gefühle,
Und durch Gegenliebe kühle
Meines Herzens Glut.

In des Abends ſanfter Kühle,
Wenn die Sonne wich,
In der heißen Mittagsſchwüle,
Bei des Baches Wellenſpiele,
Denk' ich nur an dich.

Zu des Baches Wellenſpiele
Tönt mein Klagelaut.
Tritt herein auf meine Diele,
Setze dich auf meine Stühle,
Werde meine Braut!

Schränk und Stühle, Bett und Pfühle,
Wie ſich's wünſchen läßt,
Geb' ich dir, und meine Mühle
Mahlt der Scheffel Waizen viele
Zu dem Weihnachtsfeſt.

Phantaſie an die Frauen.

Ueberall iſt die Kraft nur der Stab, an den ſich die Schönheit lehnt, um ſorglos ihre Blüthen entfalten zu können, und gern beugt jene den eiſernen, ſonſt unbezwinglichen Rücken, wenn dieſe mit einem ſchwachen Lilienſtabe ſie nur zu lenken würdigt. Gefahrlos ſpielt die Schönheit mit der harten ſchneidenden Waffe der Kraft, deren Schärfe, von keinem Widerſtande ſonſt umgebeugt, in ihrer Hand leicht dahin ſchmilzt. Zornig ſchwillt der Muſkel der Kraft, um die Bande zu zerreißen, mit denen Gewalt ſie zu feſſeln ſucht; aber leiſe und vorſichtig ſchreitet ſie einher, wenn die Schönheit ihre Blumenbande um ſie gelegt hat, damit ſie ſelbige ja nicht zerreiße; damit ſie der Schönheit ein größeres Hochzeitgeſchenk bieten könne, will ſie die Welt erobern; um größer vor ihr niederfallen zu können, ſtrebt ſie bis an den Himmel zu wachſen, daß der Sklave der Schönheit ihrer werth ſey.

Die Kraft goß der Schöpfer in des Mannes Glieder, legte den Nacken der Erde unter ſeinen Fuß und ſprach zu ihr: „diene ihm!“ Dem Engel der Schönheit und Milde aber nahm er die Flügel, damit er auf der Erde bliebe, und ſagte: „geh' zum Menſchen, „und blicke ihn an, damit er den Himmel auf der Erde „ſchon ahnde in deinem Engelsblick!“ Der Menſch erwachte aus dem erſten Schlafe, das Weib ſtand vor ihm, und ſchaute ihn an, und er ahnte den Himmel nicht bloß, ſondern glaubte ihn gefunden zu haben. Nicht der Mann, das Weib war der Schlußſtein der Schöpfung; die Blüthe, nach der die Erde nichts Schöneres hervorzubringen wußte und ihre Schöpfung einſtellte. Der Felſen fing an, ſich mit buntem, weichem Teppich zu überkleiden, der ſtarre Dornbuſch ſchlug in duftende Roſen aus, die herrliche zarte Liane rankte ſich an dem ſtarren Eichbaum hinan; die zeugende Phantaſie der Natur ſchäumte über, die Geburtsſtunde des Weibes ſchlug unter dieſen Symbolen.

Alle Gaben hatt die Natur vertheilt an ihre ſchlechtern Kinder, das Weib ſtand ohne Waffen da; da ſchlang die große Mutter des Reitzes Gürtel um den Leib des Weibes und legte den Thautropfen in das Blumenauge; ſie braucht keine andern Waffen, denn es ſind Zauberwaffen.

Der Augenblitz eines Weibes ſetzte Städte und Länder in Flammen; die kleine Thräne eines Weibes, laß ſie in rauchenden Länderbrand fallen, ſie vermag ihn zu löſchen. Das Weib ſchweigt, und ein Strom lebendiger Beredſamkeit fließt in der Purpurwelle der ruhigen Lippe, als wenn tauſend Worte von Cicero's Lippen donnernd auf den Jüngling einſtürmten; ſie ſpricht zwei Buchſtaben, und eine weite ſtolze Bruſt kann zu klein werden, die Seligkeit zu faſſen, die in ihnen liegt.

Was iſt's, das, wenn ich den Saum deines Kleides nur rühre, meine Nerven ſchauern macht, wie zwiſchen Ebbe und Fluth? — warum leuchtet mir die Natur mit allen ihren blitzenden Juwelen jetzt nur noch als deine Folie, glanzlos, wo der Diamant ihr fehlt? Ja, warum erblinde ich gegen das ganze unendliche All, und ſehe nur dich als leuchtenden Punkt, um den ſich, ein dürſtender Planet, kreiſe, und hell nur das, was dein Auge beſcheint? — Warum brütet meine Phantaſie, des Geiſtes ſonſt ungezügelter Fittig, jetzt unbeweglich vor deinem Bilde, und kehrt elaſtiſch dahin zurück, wenn ſie ſich kaum entfernte? — Warum zertrümmere ich freiwillig jetzt die Heiligenbilder aller meiner Ideale, um nur vor deinem Bilde zu knieen? — Iſt's nicht, weil ich das Himmliſche in ſeinem ſchönſten irdiſchen Tempel nun erkannt habe? — Ruht nicht darin der Schmetterling meiner Phantaſie, weil er die, unbewußt, und doch ungeduldig geſuchte Blüthe endlich gefunden, um deren Honiglippen er ewig ſchweben möchte? — Hat nicht jetzt erſt die Knoſpe meines Lebens ſich geöffnet, und fängt an ſich im beſeligenden Lichte zu berauſchen, von dem kaum ein ſchwacher Schein durch das Augenlied des noch geſchloſſenen Kelches bisher ahnungerregend durchdrang? —

Wer iſt's, der hier vergebens mit des Wortes matter Farbe des Innern lohe Glut zu malen ſich vermißt? — Ein Jüngling iſt's, dem eine Welt die Bruſt nur halb ausfüllen konnte, deſſen ungebändigter Geiſt noch jeden Zügel ſchäumend von ſich wies, für den das Eiſen wuchs, weil keine zart're Maſſe in ſeiner Hand gedieh. Ihm ging ein Weib vorüber — die Blume zitterte nicht, über die ihr Fuß ſchwebte, ſondern bebte voll Wonne, dem leiſ' rührenden Kuſſe entgegen — und das rauhe Kriegslied in der Bruſt ward ihm zum Seufzer — die Waffe fiel aus ſeiner Hand — die andre Hand hätt' er ſonſt drum gelaſſen — die Blume zu haſchen, die ihrer Bruſt entfiel. Vor einem Gotte hätt' er ſtolz geſtanden, und mit hoch erhobenem Nacken; doch Knie' und Nacken beugt er willig vor dem Weibe.

G. Th. Fechner.

Der Bergknapp.

Dort unten am Berge, da lehnet ein Haus,
Es ſchauet das ſchmuckeſte Dirnlein oft raus;
Wohl ſchwarz iſt ihr Häubchen auf goldigem Haar,
Doch ſchwärzer der Augen glutſonniges Paar.

Und ros'ger, wie's Tüchlein, ſind Wänglein und Mund,
Das Mieder ſo ſtattlich, die Aermchen ſo rund —
Du gütiger Schöpfer! was haſt nur gedacht,
Da du ſolch ein Mädel für'n Knappen gemacht?

Ach Mädel, ach Mädel, dort unten im Grund!
Ich muß dich mal ſehen, ich muß es zur Stund'!
Ob Wege und Stege verweht und verſchneit,
Ich glitſche vom Berge; die Fahrt iſt nicht weit!

Da ſteht ja das Hüttchen, da bin ich ja ſchon;
Nun ja doch, da ſteh' ich — was wird mir zu Lohn?
Wohl ſchnurret ihr Fädchen, wohl flimmert ihr Licht,
Doch ſieht durch gefrorene Scheiben man nicht.

O Mädel, o Mädel, thu's Fenſterlein auf!
Es malte der Winter dir Blumen darauf,
Ich kann ja dein goldiges Härlein nicht ſeh'n,
Die ſonnigen Augen, die Wänglein ſo ſchön!

Und willſt du nicht öffnen zu friedlichem Gruß,
So giebt's ja wohl Bälle von Schnee noch zum Schuß;
Mag ſeyn, daß vom Wurfe das Fenſterlein ſpringt,
Die eiſige Schneeflock' ins Tüchel dir dringt!

Es hebt ſich ihr Schatten, es dunkelt durch's Glas —
Thu auf, Kind! ich ſchieß' nicht, ich ſagt's nur zum Spaß —
„Du trotziger Bube! geh, laß mich in Ruh' —
Ich hab' dich geſehn doch, ſchlag's Schößlein nur zu!"

Juchheiſa! ſie bleibt noch, ſie lauſcht nur zurück,
Zum Heerd nach der Mutter, gar ſcharf oft von Blick —
Schnell reicht mir das Mädel ein Küßchen heraus —
„Geſchwind nur, du Erzſchelm! und pack dich nach Haus!"

Kind.

Spätes Erkennen.

Ach! wär' ich fern geblieben,
Vom Sehen kommt das Lieben,
Vom Lieben kommt der Schmerz,
Mit ihm raſtloſes Sehnen,
Mit ihm unzähl'ge Thränen,
In Thränen bricht das Herz!
Das Herz, gebrochen eben,
Fortan kann nicht mehr leben,
Muß ſterbend bald vergehen!
Bringt Liebe ſolche Noth
Und kommt die Lieb' vom Sehen,
So kommt vom Sehen Tod! —
O wär' ich fern geblieben
Vom Sehen und vom Lieben!! —

Chriſtian Freiherr von Zedlitz.

Die Schneebraut.

Sage.

Die Gletſchernymfe liebt ſo heiß
Den ſchönen Jägersmann,
Daß unter ihrem Schritt' das Eis
Aufthauend, mild zerrann;
Allein des Gemſenjägers Sinn
Iſt rauh, wie ſeine Welt; —
Sie ſchmeichelt ihm, ſie warnet ihn; —
Er bleibt der Felſenheld.

Als Alpenröslein neigt ſie oft
Ihr Blüthenhaupt ihm zu,
Als Zefyr wiegt ſie, unverhofft,
Ihn ſtill in weiche Ruh;
Oft droht ſie wild als Nebelbild
Vom Schreckhorngipfel ihm,
Durchbrauſet oft das Schneegefild
Mit böſem Ungeſtüm.

Er aber ſtehet unverzagt,
Trotz Schmeicheln und Gefahr;

Ob es ihm gleich ſein Ahnen ſagt,
Daß es die Nymfe war.
Sein Spiel iſt kühne Gemſenhetz',
Sein Reichthum keckes Blut,
Er achtet nicht der Nymfe Netz
In ſeinem Uebermuth.

Drob glüht die Nymf' in grauſer Glut,
Er hat ihr's angethan,
Und ſey's in ſeinem rothen Blut,
Sie muß ihn doch umfah'n;
Sie muß an ſeine Bruſt die Bruſt
Anſchmiegen weich und warm,
Muß einmal büßen ihre Luſt
In Gemſenjägers Arm.

Drum ſchmückt ſich, wild von Blut erfaſſt,
Mit vollem Schmuck die Maid;
Wirft um den Leib in voller Haſt
Ihr Berglavinen-Kleid;
Reiht um ihr Haupt das Zackenband,
Mit eisdemant'nem Haft;
Bewehrt mit Donnerwucht die Hand,
Den Fuß mit Schwindelkraft.

Da ſteht der ſchöne Jägersmann
Am hohen Alpenſteg';
Die Nymfe ſchaut's und eilt heran,
Auf ſchrägem Felſenweg;
Er ſieht ſie nah'n, ſie ſieht ihn flieh'n,
Flieht nach von Schacht zu Schacht;
Da bückt er ſich, da faßt ſie ihn
Mit wilder Liebesmacht.

Da ſtürzt ſie ſich mit ihm hinab
Auf's himmeltiefe Pfühl,
Und treibt im kühlen Felſengrab'
Mit ihm ihr Liebesſpiel. —
Manch' einer, der dem Jäger gut,
Weiß nicht wohin er kam;
Doch in der Schneebraut Armen ruht
Der Jägerbräutigam.

Johann Gabriel Seidl.

Der Sturm.

Schauerlich tobte durch die finſt're Nacht
Des gewaltigen Sturmes Macht,
Und er miſchet Himmel und Fluth,
Meereswoge und Blitzesgluth,
Und ins geöffnete Brandungsgrab
Rauſchet der Regen von oben herab.

Und wie ein Blatt voll roſigem Duft
Treibet in leiſe bewegter Luft,
Schwanket das Schiff, und hält ſich nicht,
Sieht die Klippe, an der es bricht,
Und auf Geſichter voll Todespein
Leuchtet der Blitz in's Schiff hinein.

Und wie der Stern an die Sonne ſich hält,
Die liebend ihn führet in der Welt,
So an des Jünglings Bruſt ſo reich
Hält ſich das Mädchen geiſterbleich,
Und doppelt quälet ſie Angſt und Schmerz,
Für ſich und für ihn ja fürchtet ihr Herz.

Und jetzt mit vernichtend gewaltiger Haſt
Von Neuem der Sturm das Fahrzeug faßt. —
Verzweiflung ſtöhnt im Schiffe drinn,
Das Mädchen ſinket erbleichend hin,
Der Jüngling donnert ein mächtiges Halt!!! —
Gebrochen iſt des Sturmes Gewalt.

Die Wolken ſinken, die Sonne ſteigt,
Die Wellen tragen das Schiff ſo leicht,
Und an die gefürchteten Ufer hin
Sieht man die Geretteten freudig ziehn,
Und wo ſie den Tod ſchon harren ſahn,
Da lachen ſie Blumen und Früchte an.

Herrmann v. Herrmannsthal.

Wiegenlied.

Schlaf, holder Knabe, ſanft und mild,
Du, deines Vaters Ebenbild!
Noch weh'n des Lebens Stürme nicht,
Geliebter, dir in's Angeſicht.

Noch ſchaukelt auf der Zeiten Meer
Dein Nachen ruhig hin und her,
Noch führſt im Wimpel leichten Sinn,
Fragſt ſegelnd nicht: Woher? Wohin?

Am Ufer, unter Immergrün
Dein' Roſen und Violen blüh'n.
Wohin nur geht des Schiffleins Lauf,
Da geh'n auch gute Stern' ihm auf.

Noch biſt du hülflos, ſchwach und klein,
Doch darfſt du nur, wenn's Noth thut, ſchrei'n,
Gleich iſt die Liebe bei der Hand
Und bringet ſicher dich an's Land.

So wog' denn auf der Zeiten Meer,
Hold Knäblein! ruhig hin und her —
Fahr wohl als Knabe, — Jüngling, — Mann —
Und land' als Jubelgreis erſt an!

Richard Roos.

Die Schönen.

Schuf nicht, der Erde Luſt zu krönen,
Der Himmel das Weib,
Und himmliſch an Seel' und Leib
Die Schönen, die Schönen, die Schönen?

Ich weiß der Sorgen Schwarm zu höhnen,
Der Einſamkeit Qual,
Drum tanz' ich im vollen Saal
Mit Schönen, mit Schönen, mit Schönen.

Ich kann mich nicht im Lehnſtuhl dehnen,
Bin weiſe, bin froh,
Und liebe, wie Salomo,
Die Schönen, die Schönen, die Schönen.

Verwunden lockende Sirenen
Nun hier mich, nun dort,
So heilen mich Blick und Wort
Der Schönen, der Schönen, der Schönen.

Leicht fällts, die Guten auszuſöhnen;
Bereut nur und koſt!
Dann liſpeln Euch holden Troſt
Die Schönen, die Schönen, die Schönen.

Mehr als der Königsfeſte Scenen
Und köſtlicher Schmuck —
Mehr gilt mir ein Händedruck
Der Schönen, der Schönen, der Schönen.

Wer will, mag Lorbeern ſich erſehnen!
Ich wähle zum Preis
Ein blühendes Myrtenreis
Von Schönen, von Schönen, von Schönen.

O langes ſüßes Angewöhnen! —
Ich ſchlummre kaum,
So küſſ' ich im Traum
Die Schönen, die Schönen, die Schönen.

Sind nimmer Stahl die Jugendſehnen,
Die Locken einſt weiß,
Ach! ſo verjüngt mich ein Kreis
Von Schönen, von Schönen, von Schönen.

Greisliebe — ſollt Ihr nie verpönen
Im Ernſt noch im Scherz;
Noch lieb' Euch mein altes Herz,
Ihr Schönen, Ihr Schönen, Ihr Schönen!

Euch ſingt zu ſeiner Lyra Tönen,
Wem Phöbus ſie gab.
Ich ſinge bis in mein Grab
Euch Schönen, Euch Schönen, Euch Schönen.

Haug

Frauen-Sieg.

Ballade *).

Zehn Monden hielt Eduards ſiegreiches Heer
Die Veſte Calais ſchon umſchloſſen;
Des Blutes war viel d'rum gefloſſen; —
Doch länger hielten's die Tapfern nicht mehr;
Denn Mangel und Hungersnoth drückten ſie ſchwer;
Sie mußten ſich endlich ergeben,
Und baten um Schonung und Leben.

Da donnert der König voll grimmiger Wuth:
Und fallt Ihr mir alle zu Füßen,
So müßt Ihr fürchterlich büßen.
Bezahlen ſollt Ihr das brittiſche Blut,
Ihr, die Ihr reich ſeyd, mit all Eurem Gut,
Ihr Uebrigen könn't Euch bereiten,
Den ſchmachvollſten Tod zu erleiden.

---

*) Eduard III., König von England, eroberte bekanntermaßen Anno 1346 Calais nach hartnäckiger Vertheidigung, und der endliche, durch Hungersnoth erzwungene Uebergang der Feſtung lieferte den aus geſchichtlichen Quellen entlehnten Stoff dieſer Ballade. F. v. Sydow.

D'rauf nahten dem König die Feldherr'n mit Rath,
Und meinten: ſolch' grauſam Beginnen,
Werd' nichts ihm als Rache gewinnen.
Gut, ſprach er: ſie reiſen noch alle zur Saat,
Ihr ſollt mich nicht zeihen der unklugen That,
Geſchenkt ſey der Menge das Leben,
Sechs Bürger nur ſollen ſie geben!

Und es füllt' in Calais ſich des Marktes Raum;
In bange Erwartung verloren,
Schilt alles die ſchleichenden Horen. —
Schon neigt ſich die Sonne zum öſtlichen Saum,
Da ſchwindet der Hoffnung beglückender Traum.
Aus des Boten zitterndem Munde
Ertönt die ſchreckliche Kunde.

Wie wenn die drohende Welle ſich zeigt,
Das wankende Schiff zu erreichen,
So ſieht man ſie alle erbleichen.
Und wie wenn im Sturme die Hoffnung entweicht,
In der man ſchon wähnte, das Land ſey erreicht,
So ſtarren ſie, dumpf, ohne Regen,
Dem Ziel der Vernichtung entgegen.

Scheu blicket dem Freunde der Freund in's Geſicht,
Mit Beben daraus zu erſpähen,
Ob ihn er zum Opfer erſehen? —
Doch als das furchtbare Schweigen ſich bricht,
Verhält auch länger die Klage ſich nicht,
Schon beginnt die Friſt ſich zu neigen,
Und noch will kein Engel ſich zeigen.

Da hebet Euſtach von St. Pierre ſich empor,
Ruft: Bürger! — mich laſſet Euch retten!
Ich fürchte nicht Martern und Ketten! —
Ich trete als Erſter der Sechſe hervor,
Und iſt es der Tod, den ich frei mir erkohr,
So will ich, mein Volk zu befreien,
Mit Luſt mich dem Untergang weihen! —

Und kaum ſind die Worte des Edlen verhallt,
So jauchzt ihm die Menge entgegen,
Und lohnt ihn mit Dank und mit Segen.
Doch, ſo wie das Große mit Himmelsgewalt
Die Herzen bis tief in das Inn're durchſchallt,
So fanden fünf edle Genoſſen
Sich ſchnell zu der Großthat entſchloſſen.

Mit entblößtem Haupt, wie's der Sieger gebot,
Und ſo wie es wörtlich erklungen,
Den Strick um den Hals ſchon geſchlungen,
So ſtehen, geweihet dem rühmlichen Tod,
Die Edlen verſammelt, zu tilgen die Noth;
Und begleitet von Thränen und Segen,
Geh'n ſie furchtlos dem Ziele entgegen.

Sie nahen dem König mit männlichem Muth,
Und reichen die Schlüſſel dem Sieger;
Bewunderung feſſelt die Krieger; —
Doch Eduard, tobend in ſchäumender Wuth,
Lechzt unerbittlich nach fränkiſchem Blut. —
Vergebens fleh'n ſeine Getreuen;
Nichts hält ihn, den Spruch zu erneuen.

Schon harret der Henker mit teufliſcher Luſt,
Den gräßlichen Spruch zu vollſtrecken,
Und Eduards Ruhm zu beflecken,
Da bebt Philippinens erhabene Bruſt,
Sie eilt zum Gemahl, ihres Zwecks ſich bewußt,
Nicht fürchtend des Zürnenden Toben,
Fühlt zur Rettung den Muth ſie erhoben.

Und mit edlem Gefühl die Königinn ſpricht:
Laßt, König! bei Gott Euch beſchwören,
Der Menſchlichkeit Stimme zu hören!
Vollzieht Ihr tyranniſch dieß harte Gericht,
So zeigt Ihr der Welt Euch im ſchwärzeſten Licht;
Der Glanz Eures Ruhmes erbleichet,
Wenn Ihr nicht zur Gnade Euch neiget.

Da rief der König im mildern Ton:
Erkennet Ihr Euer Begehren? —
Doch Euch muß ich Alles gewähren,
Es greift Eure Bitte an Ehre und Kron',
Mit ihrer Erfüllung empfanget den Lohn,
Euch ſelbſt will die Bürger ich ſchenken,
Mögt ihrer nach Willkühr gedenken.

D'rauf rief Philippine zum ſtillen Gemach
Die Edlen im frohen Entzücken,
Sie mit Liebe und Huld zu erquicken;
Gott und der Königinn dankte Euſtach,
Begeiſtert folgten die Andern ihm nach —
Sie wurden zur Tafel geladen
Und reich überſchüttet mit Gnaden.

Und wie die Sechs Edlen zur Heimath gekehrt,
Kann nie die Beſchreibung erreichen;
Drum deck' es ein heiliges Schweigen.
Ward der König als Sieger der Veſte geehrt:
Wer hat ihm die Blüthen im Kranze gemehrt?
Wem gilt es, ein Denkmal zu bauen? —
Was forſcht Ihr? — Der beſten der Frauen!

Friedrich von Sydow.

Liebesglück.

Lieblicher tönet auf Erden kein Ton,
Als das Wörtchen der Treue,
Das den Lippen der Braut entflohn
Bei der kirchlichen Weihe;
Inniger feſſelt auf Erden kein Ring,
Als der Reifen von Golde,
Den von der Braut der Geliebte empfing,
Vom Geliebten die Holde.

Freundlicher wandelt kein Weg ſich dahin,
Als am Arme des Gatten;
Denn er ſtützet mit feſtem Sinn,
Will der Fuß ſchon ermatten.
Seliger ſchwindet kein anderer Tag,
Als wenn Gatten ſich freuen:
Wo an dem Herzen des Theuren ſie lag,
Er am Herzen der Treuen.

Mögen ſich And're nach And'rem müh'n,
Selbſt genügt ſich die Liebe,
Will mit ewigem Feuer glühn,
Wenn nichts glühend ſonſt bliebe;
Will ſich ein Hüttchen voll Freuden erbau'n,
Achtet nimmer Palläſte;
Sich in das liebende Auge zu ſchau'n,
Bleibt das ſchönſte der Feſte.

Und es erhebt ſich Vertrau'n und Muth,
Jede Jugend verblühet,
Und für alles, was ſchön und gut,
Hoch die Seele nun glühet;
Alles umfaſſet die liebende Bruſt,
Bringt für alles nun Segen,
Auf die Gefilde der Erde die Luſt
Höh'rer Himmel zu legen.

Theodor Hell.

Der Flüchtling.

Eine Scene aus dem Huſſiten-Kriege.

Von Louiſe Brachmann.

Wild heulte der nächtliche Sturm in das Gebraus der Räder an der einſamen Mühle. Das innere ſchauerliche Getös des Mühlwerks ward von dem äußern heftigen Toben übertäubt; die Fluthen des Stromes ſchäumten reißend daher auf das erſchütterte Werk; der Regen ſchwellte ihn an, der jetzt raſſelnd auf das Dach niederſchlug und auf die ſchwankenden, ſtöhnenden Tannen und Kiefern an ſeiner Seite.

Doch mitten durch das Geheul des Sturms, durch das wüthende Brauſen der Gewäſſer, vernahm der einſam wachende Müller das Weinen eines Kindes und den jammernden Ruf eines Alten. Sein menſchenfreundliches Herz hatte ſein Ohr offen erhalten für die Stimme des Jammers, und offen ſtand auch ſeine Thüre den Hülfeſuchenden. Er nahm eine Leuchte, indem er den Riegel vom Eingang zurückſchob, und leuchtete in die tiefſchwarze Nacht hinaus. Da erblickte er einen ehrwürdigen Alten mit greiſem Bart und Haar, einen hülfloſen Knaben an der Hand, beide triefend vo Regen, und zitternd in dem kalten einſtürmenden Nach winde.

Der mitleidige Müller führte ſie in ſein freundliche Gemach, ließ ſie ihre Kleider trocknen, und tröſte den Kleinen, indem er ihm ſelbſt das Waſſer aus de triefenden, braunen, weichen Löckchen wand. Da Kind hörte auch bald auf zu weinen, und liebkoſ ſeinen Wohlthäter, der nun ein ſtärkendes Abendmal zur Erquickung der armen Fremdlinge auftrug, und i nen dann ein Lager für die Nacht bereitete; denn ſei Weib war mit ihren Kindern heut auf ein benachba tes Dorf gegangen, und hatte über Nacht dort bleibe wollen.

Auch des folgenden Tags mußten die Armen no bei ihm verweilen, und mit jenem richtigen Zartg fühle, das die Natur nicht ſelten unverdorbenen He zen gibt, fragte er mit keinem Wort, von welche Lande und von welchem Glauben der Beherbergte ſey Der Greis fühlte den ganzen Werth ſo edlen Betr gens, und ſagte beim Abſchied, dem Wackern dankb gerührt die Hand drückend: „So wird Euch einſt d „Reich Gottes offen ſtehen, wie Euer Haus uns arm „Fremdlingen offen ſtand. Glaubt, biederer Mann, w

„ſind nicht gewohnt Almoſen zu ſuchen. Die Eltern „dieſes armen Knaben ſind Opfer ihrer Ueberzeugung „geworden.“

Und ſo war es. Angehörend dem Bunde der Huſſiten hatten die Eltern des kleinen Helmbald ihre Güter und ſelbſt ihr Leben im muthigen Bekennen ihres Glaubens geopfert. Der Großvater, ein feſter Greis, hatte, allen Vortheilen entſagend, als ein Bettler ſein Vaterland verlaſſen, und flüchtete ſeinen kleinen Enkel mit ſich, um ihn in einem entfernten nordiſchen Lande zu einem Freunde zu führen, den er ſeiner Meinung geneigt wußte.

Allein die Kräfte des entſchloſſenen Alten kamen nicht ſeinem muthigen Willen gleich. Er begann ſchon zu erliegen, ſo wie das zarte Kind, als ſie ihr wohlthätiger Retter in jener Sturmnacht aufnahm.

Sie wurden in der Wohnung des Müllers, wie an ihm ſelbſt, Zeichen der altgläubigen Kirche gewahr, und der Greis begann ſchon nur Feindſeligkeit zu fürchten, ſobald man die Verſchiedenheit ihres Glaubens entdecken werde; allein, wenn irgendwo ein großer Menſchenbeobachter ſagt: „die Menſchen haben Religion „genug, einander zu haſſen, doch ſelten ſo viel, einander zu lieben!“ ſo traf dieſe Behauptung doch dieſen einfach edlen Menſchen nicht, der in dem Leidenden nur den Bruder ſah, und der jetzt aus dem Anblick ſeiner Heiligenbilder und des höchſten göttlichen Selbſtgeopferten nur neue Stärkung zog zur Liebe für die verirrten Fremdlinge.

Mit Mühe ſetzten beide ihren Weg fort, von reichlichen Gaben des guten Müllers unterſtützt; und nur noch ſo lange ſchien das Leben des ehrwürdigen Greiſes in ſeinem Körper zu weilen, bis er, an ſeinem Ziele angelangt, den verwaiſten Sprößling edler Eltern dem Freunde übergeben hatte; dann legte er ſich zur langen Ruh, und nur ſein Grabhügel war das einzige Vermächtniß, das dem armen Verwaiſten von ihm blieb.

Der Freund hatte gelobt, Beſchützer und Erzieher des anvertrauten Kindes zu werden, doch nur dem todten Worte nach erfüllte er ſein Verſprechen. Streng, kalt und hart, ließ er den unglücklichen Fremdling jedes Band liebender Verwandtſchaft vermiſſen, und mehr einen Herrn als einen Vater ſchien Heimbald in ihm gefunden zu haben.

Bei heranwachſendem Alter lernte er die Felder ſeines Schutzherrn bauen; doch ſein ſtrebender Geiſt ſehnte ſich nach erhöhterem Wiſſen, ſein warm fühlendes Herz nach weiterem Umfaſſen. Die Freuden der

Jugend kannte er nicht, die Stunden ſeiner Erhohlung waren getheilt zwiſchen dem Grabhügel des theuren Greiſes, in dem er ſeine einzige Stütze beweinte, und einer freien Anhöhe, von der er ſeine Blicke ungeſtört in die duftige Ferne ſchweifen ließ. Sehnend blickte er nach den fern dämmernden blauen Bergen hinüber, zu denen ihn ein wunderbarer Zauber, eine unerklärliche Gewalt zu ziehen ſchien; ihm war, als müßten dahinter die blumigen Thäler der Kindheit liegen, deren Seligkeit er ſo wenig gefühlt hatte; — als flüſterten dort blitzende Quellen von dem Geheimniß eines unbekannten Glücks.

Unter den wenigen theuren Bildern aus ſeinen Kindertagen ſchwebte ihm eins vorzüglich lebhaft vor; obwohl auf dunkelm Grunde, regte es doch ſein Gefühl in wunderbar lieblicher Rührung auf. Es war das Bild jener ſchützenden Mühle. In der ſchauerlich düſtern Umgebung jener Sturmnacht hob ſich doch die milde freundliche Geſtalt des Müllers ſo warm, ſo rührend hervor, daß ihm oft Thränen in die Augen drangen, und er ſich ſehnte, ſeinem Wohlthäter die Pflege und Liebe zu vergelten, die er ihm damals erwieſen hatte. Und er wußte, daß hinter den blauen Bergen im ferneren Lande dieſe theure Gegend liege;

denn er erinnerte ſich, daß er mit ſeinem Großvater dorther über die Berge gekommen war.

Wenn nun die rothen Abendwolken dorthin zogen, wenn Vögel ihre leichten Schwingen dorthin bewegten, ſo wünſchte er oft mit ihnen zu ziehen. Doch ſeine fromme Ehrfurcht für den Verſtorbenen wagte nicht die Bande zu löſen, die er für ihn geknüpft hatte. Durch treue Dienſte lohnte er reichlich den gefundenen Schutz, und kein Vorwurf laſtete auf ſeinem Gewiſſen, als nun der Tod des bejahrten Mannes dieſe Bande löſte. Die Erben des Wohlhabenden theilten ſeine Güter; nur Heimbald ſah ſich wieder eben ſo arm, als damals, da er ein Obdach in der Mühle geſucht hatte. Aber auch eben ſo frei war er, wie die Vögel, denen er oft Grüße dahin mitgegeben hatte.

Ein ſchöner, muthvoller Jüngling, trat er nun ſeine Wanderung in die erſehnte Ferne an. Vom friſchen Morgen bis zum thauigen Abenddunkel wanderte er unermüdet der Richtung zu, die ihm ein ſtiller Zug des Herzens anwies. Er ſah, als er die Höhen jener blaudufstigen Berge erreicht hatte, ſich jenſeits eben wieder eine ſo geheimnißvoll dämmernde Ferne erſtrecken, als ihn hieher gezogen hatte, ohne einen andern Führer als ſein Gefühl und ſeinen Glauben an eine höhere Leitung. Das Bild jenes wohlthätigen Müllers ſchwebte ihm unabläſſig vor; Er war das einzige Weſen, das ihm außer dem früh verlornen Verwandten Liebe bewieſen hatte; Er verband ihn gleichſam mit der übrigen fremden Welt, und der Gedanke, ihm einſt vergelten zu können, war und blieb ihm ein ſchönes würdiges Ziel des Strebens.

Als gälte es, die Heimath zu erreichen, ſo freudig eilte er dahin; durch manchen grünfunkelnden tonreichen Wald, durch manches heimlich blühende Thal war er geſchritten, und hatte mehrere Tagreiſen zurückgelegt, als ihn die hereinbrechende Nacht einſt in einer ödern Gegend überraſchte, ehe er eine Herberge erreichen konnte. Nur eine wüſte halbzerſtörte Kirche ward er zur Seite auf einer kleinen Erhöhung gewahr, die ihm zum mindeſten ein Obdach vor Regen und Nachtwind zu verſprechen ſchien. Er trat in ihre ſchauerliche Einſamkeit, und ſuchte unter den halbverfallenen Hallen ein Lager zu finden, wie es dem feſten geſunden Schlafe der Jugend leicht genügt.

Ruhig ſchlief er auf dem harten Lager, als ihn gegen Mitternacht ein ſeltſames Geräuſch erweckte. Die Furcht vor Geiſtern hätte wohl an dieſer ſchauerlichen Stätte das muthigſte Gemüth ergreifen können; doch blickte er gefaßt um ſich, und ſah beim Schimmer einer düſter lodernden Fackel eine Schaar Männer, die er bald, nach ihrem verwilderten Ausſehen, und Allem, was er von ihnen vernahm, für Räuber halten mußte.

Sie führten in ihrer Mitte ein Mädchen, deren holdſelige Geſtalt die Fackel zum Theil beleuchtete, ſo wie ihre Erbarmen flehenden Gebärden. Obgleich ihre Hände doppelt gefeſſelt waren, und auch ihr Mund verſchloſſen ſchien durch die Gewalt ihrer Entführer, ſo drückte ſie doch überzeugend ihr dringendes Verlangen nach Hülfe aus. Ihr Geſicht war mit einem Schleier überhangen.

Heimbald ward durch den Schatten eines Pfeilers vor den Blicken der Eintretenden geborgen, und ſah nun regungslos mit innerem Grauſen, was um ihn vorging.

Hier — rief einer der Räuber — indem ſie ſich einem unterirdiſchen Gewölbe nahten — hier unten wird ſie ſicher aufbewahrt ſeyn, bis wir unſern Anführer von der glücklichen Beute benachrichtiget haben.

Ein ſchönes Rachopfer für die Unſern! lachte ein Zweiter.

Wohl, wohl! — fielen die Andern mit rauher Stimme ein — Laßt ſie uns nur recht wohl verwahren!

In dieſem Trümmerhaufen wird ſie wohl Niemand ſuchen — meinte ein Anderer. — Indeß Vorſicht kann doch nicht ſchaden.

Sie ſtießen darauf die Unglückliche die ſchmale Stiege hinab in das Gewölbe, und drei von Ihnen wälzten mit Mühe einen ungeheuren Stein über die Oeffnung, löſchten darauf die Fackel aus, und nahmen ihren Rückweg wieder durch die lautloſe ſchwarze Nacht.

„Wie? — rief der erſchütterte Heimbald, als ſich jene in Nacht verloren hatten, — ſolche Unmenſchlichkeit kann unter Menſchen wohnen? — Mag auch die Lage der Dinge ſeyn, welche ſie wolle, ſo iſt doch die hülfloſe Schwache nicht ſolcher grauſamen Behandlung werth! — Und ſprachen nicht die Unmenſchen von Rache? — Sie wußten nicht, daß Einer in der Nähe war, der darnach glüht, das unglückliche Opfer zu befreien!“

Aufſpringend rief er es, und nahte ſich dem Gruftgewölbe. In ſeinem unſchuldig kraftvollen Gemüth war mit dem Anblick der gewaltthätigen Grauſamkeit der Entſchluß eins geweſen, die Unterdrückte zu erretten. — So hat ſchon die Natur oft die Geſetze der Ritterlichkeit in ein edleres Männerherz gegraben.

Allein die Kräfte von drei ſtarken Männern h
ten kaum hingereicht, um den ungeheuern Stein v
die Oeffnung zu wälzen; wie ſollte jetzt ein Einzi
im Stande ſeyn, ihn fortzubewegen? — Schmerzl
beſtürzt ſah er die Schwierigkeit. — Allein ſein un
ſchrockener Muth wankte nicht, mit faſt übermenſch
cher Anſtrengung arbeitete er mehrere Stunden la
den Stein hinwegzurücken, ſich nur ſelten eine ku
Erhohlung gönnend. Verzage nicht, arme Leidende!
rief er zuweilen durch die ſich vergrößernde Oeffnu
hinab; — dein Retter iſt dir nahe!

Und wunderbar ſchien der Himmel ſeine Kräfte
ſtärken. Es gelang ſeiner heldenmüthigen Ausdau
Endlich die Oeffnung ſo weit frei zu machen, daß
hinabſteigen, und der Hülfloſen Beiſtand bieten kon

Erſchöpft von Schrecken, Angſt, Furcht und H
nung war ſie auf dem kalten, moderbedeckten St
niedergeſunken, als die Helle der Oberwelt in
düſtre unterirdiſche Behauſung drang; denn der M
gen war während der mühevollen Arbeit angebroch
und webte ſeinen erſten Schimmer um das wüſte
bäu. Heimbald rief der Gefangenen einige ſanfte
ſtende Worte zu, löſte die Bande von den zarten

men, und führte, ihr die Hand reichend, ſie ſorgſam aus der kalten Gruft heraus.

Die jetzt empor wallende Sonne warf eben ihren goldnen Verklärungsſchein um die holde Geſtalt, wie ſie an der Hand ihres Befreiers die dunkeln Stufen heraufſtieg. Sie ſchlug den Schleier zurück, und kniete nieder, Augen und Hände in voller Andacht himmelan gehoben.

Bewundernd blickte Heimbald, im ehrerbietigen Schweigen neben ihr ſtehend, auf den Ausdruck der lieblichen Züge; Unſchuld, Sanftmuth und fromme Ergebung zu Gott ſprachen ſie aus; ſeine Sonne blendete ſie nicht, ſie ſchien ſich eher als verwandt in dem leuchtenden himmelblauen Auge wiederzuſpiegeln, die bleichen Wangen rötheten ſich wieder im Feuer der Andacht, und in dem Wiederſchein der Morgenroſen.

Zu Gott erhob ſich ungetheilt der erſte Ausdruck ihres Dankes; dann aber, aufſtehend, wandte ſie ſich mit unſchuldiger Herzlichkeit auch zu ihrem menſchlichen Retter, und dankte ihm ſo innig erfreut für ſeine Wohlthat, daß ſie ihm noch mit einem neuen Reitz geſchmückt erſchien. Ihre einfach ländliche doch anmuthige Tracht hob auch die Lieblichkeit ihrer Geſtalt und aller ihrer Bewegungen.

Nur die Sorge für ihre Sicherheit bewog ihn, an den Aufbruch zu mahnen. An dieſem Orte war mit jedem Augenblick die Rückkehr der verſtärkten Räuberſchaar zu fürchten, der auch der muthigſte Widerſtand des Einzelnen unfehlbar hätte erliegen müſſen. Heimbald fragte das Mädchen, wohin er ſie geleiten ſolle? Und ſie erwiederte, daß ihr Vater nur wenige Stunden von hier wohne. Wenn er ihr bis dahin ſeinen Schutz gönnen wolle, ſo werde ſie ihm, dem Fremdlinge, die nächſten und ſicherſten Wege ſchon zu bezeichnen wiſſen.

Während dem Gehen erzählte ihm ſeine holde Gerettete, daß bürgerliche Unruhen in dem Lande herrſchten, daß ihr Vater im Verdacht ſey, der neuen Lehre der Huſſiten anzuhängen, und deßhalb die grauſamſten Verfolgungen von der entgegengeſetzten Parthei zu erdulden habe. Durch ihre gewaltſame Entführung habe man ihn gewiß am empfindlichſten und gleichſam am Herzen ſeines Lebens angreifen wollen, da er ſie als ſein einziges Kind unendlich liebe.

Einen bedeutenden Theil des Weges hatten Beide unter dieſen Mittheilungen zurückgelegt; Heimbald nöthigte beſorgt ſeine liebliche Schützlinginn, die ſich Marie nennte, oft zum Ausruhen, und wählte ihr in den ſchwülſten Stunden des Mittags eine freundliche Schattenſtelle unter einem wölbenden Ahorn. Auch Mariens Blick und Seele ſchien unwiderſtehlich zu ihrem liebenswürdigen Retter hingezogen zu werden, und dieſe beiden unſchuldigen Kinder der Natur fühlten die ganze unſchuldige Seligkeit der erſten Liebe in dieſer Abgeſchiedenheit von allen andern Weſen.

Im Weitergehn ſah Helmbald die Gegend immer romantiſcher, immer ſchöner werden, und gegen Abend lag eine herrliche Gebirgslandſchaft vor ihm mit grünenden Hainen, in denen ſich flüſternd der Abendwind regte, mit kühnen Felſen, mit blitzenden ſtürzenden Bächen.

Die Abendſonne mahlte alles mit ihren warmen weichen Tinten, das Gemälde von oben her durch eine Reihe duftiger mit Gold und Purpur angeflogener Wölkchen ſchmückend. — Und aus der Tiefe ſeiner Erinnerung hob ſich das Bild jenes Thals, wo er am Abend vor dem einbrechenden Sturm mit ſeinem Großvater geruht, und die ſchützende Mühle vor ſich geſehen hatte. Alles, wie damals! und jezt beim Weitergehen tönte auch das Rauſchen des Fluſſes, den noch Felſen verdeckten, zur Seite herauf; — gleichſam grüßend. — Jetzt öffnete ſich die Ausſicht, und unten lag die mahleriſche freundliche Mühle mit ihren hangenden Tannen und Rüſtern überſchattet.

Dieß iſt meine Heimath, rief Marie, hier wohnt mein guter Vater.

Dein Vater? frug Heimbald, wie in einem ſeligen Traum verloren.

Ja wohl! erwiederte das eilende Mädchen, dort kömmt er ſelbſt!

Sie flog den Abhang hinunter, und warf ſich in die Arme ihres Vaters, der eben tiefſinnig über den ſchwankenden Mühlſteg herüberſchritt, und nun in freudiger Ueberraſchung wie zum neuen Leben zu erwachen ſchien, als er die ſchon verloren geglaubte einzige Tochter wieder an ſeinem Herzen hielt. — Denn wohl befand ſich Alles, wie es Marie vermuthet hatte.

Aber mit welchem Gefühle erkannte Heimbald, der in dem Anblick verſunken ſtand, nun wirklich in dem beglückten Vater den theuern Wohlthäter, den er nie hatte vergeſſen können. O Dank, rief er, und wandte ſein ſchönes ſchwärmeriſches Auge zum Himmel auf; Dank dir, mein Gott! daß ich dem Manne habe Liebe erwiedern können, der ein freundlicher Strahl für meine verſchattete Kindheit war.

Auch Mariens Vater, der nach dem erſten entzückten Liebkoſungen gegen die Wiedergefundene ſich der vollen Dankbarkeit gegen ihren Beſchützer überließ, erkannte, freudig überraſcht, an dem männlich edlen Retter die holden Züge jenes unbekannten hülfloſen Kindes, das er erquickt hatte, und mußte die wunderbare Schickung des Himmels verehren. —

Ich habe meinen Sohn, Mariens Bruder, ſchon in der Wiege verloren, ſagte er, indem er den theuren Fremdling an die Bruſt drückte; — dich ſchickt der Himmel mir, ihn zu erſetzen.

An Scheiden war nun nie wieder zu denken. Ein neues Band entſtand zwiſchen Beiden. Mariens Vater hatte ſpäterhin das Licht der neuen Lehre, den Glauben, den er vormals an ſeinen Schützlingen nur menſchenfreundlich duldete, mit Begeiſterung aufgenommen. Die Aehnlichkeit der Glaubensmeinungen verband jetzt dieſe beiden Männer noch enger, die ſchon durch Biederkeit und Herzensgüte ſo nah verwandt waren. — Auch das zarte Band der Neigung zwiſchen den Liebenden ward von dem milden Vater bemerkt und geſegnet.

Helmbald aber hatte in der Folge Gelegenheit, ſich in einem ſo edlen Wirkungskreiſe zu bewegen, als es ſein frühes Streben erſehnt hatte.

Das Zauberthal.

Ich hab' ein Thal geſehen,
Hab' einſtens dort geruht;
Wie dort mir iſt geſchehen,
So wird mir's nimmer gut.

Gen Morgen iſt's gelegen,
Da, wo die Sonn' erwacht,
Wo ſeinen ſchönſten Segen
Der Himmel angebracht.

Wo ſtill die Roſen blühen,
Von Myrten überdeckt,
Und rothe Nelken glühen,
Und Veilchen, tief verſteckt.

So heimlich und ſo ſtille
Iſt's dort Jahraus, Jahrein,
Des Glückes reichſte Fülle
Wohnt dorten ganz allein.

Ein Knab' mit keckem Wollen,
So rannt' ich hin und her,
Das Schwerſte war mein Wollen,
Das Fernſte mein Begehr.

Bis ſich auf wüſtem Pfade
Ein wildes Bild mir wies,
Ein Bild der höchſten Gnade,
Ein Engel war's gewiß.

Und wie mit Zauberſchlage
Ward ſchnell ich umgekehrt,
Gelöſ't war jede Frage
Und jeder Wunſch erhört;

Ja ſelbſt das kühnſte Hoffen
Erfüllt mit einem Mal,
In einem Blick lag offen
Das wunderbare Thal.

Mit friſchem Jugendmuthe
Betrat ich ſeinen Grund,
Und alles Schöne, Gute
Ward mir auf einmal kund.

Ein voller Strom der Lieder
Entquell mir unbewußt,
So ſing' ich immer wieder,
Ach, längſt erſtarb die Luſt!

Die Kraft fühlt' ich erlahmen,
Das Herz vergehn in Pein,
Als ſie das Bild mir nahmen
Mit ſeinem Engelſchein.

Darauf vor meinem Blicke
Sogleich das Thal verſchwand,
Und nichts führt mich zurücke
In jenes Wunderland.

Aloys Jeitteles

Gloſſe

an die Huldinn.

Langſam in dem Lauf der Horen
Füget ſich der Stein zum Stein;
Schnell, wie es der Geiſt geboren,
Will das Werk empfunden ſeyn.

Schiller.

Himmelswonne nur empfindet
Das erwachende Gefühl,
Wenn das Roſenlicht entſchwindet
Froh in ſüßer Minne Spiel;
Doch wenn ſich der Stern verloren,
Der ſo freundlich uns gelacht,
Ach! dann lichtet ſich die Nacht
Langſam in dem Lauf der Horen.

Schöne, mächtige Natur!
Liebe iſt dein ew'ges Streben,
Alle Blumen auf der Flur
Hauchen ſtille Luſt und Leben,
Alles drängt ſich zum Verein.

Auf der Erde, in den Lüften
Und ſelbſt in verborgnen Klüften
Füget ſich der Stein zum Stein.

Wie entzückend ſind die Freuden
Und der Liebe ſüßer Schmerz!
Ach, von dir Geliebte, ſcheiden
Wird auch nie mein fühlend Herz!
Und zum Ideal erkoren
Soll dein Bild mit Himmelswehn,
Ewig mir als Denkmal ſtehn —
Schnell wie es der Geiſt geboren!

O vergieb dem kühnen Lied,
Wenn es nicht die Huld errungen,
Und mein Sehnen nicht vermied,
Was ſo treu ich hier beſungen;
In der Hoffnung mildem Schein
Deine Feſſel ſtolz zu tragen,
Will mein wehmuthsvolles Klagen —
Will das Werk empfunden ſeyn.

J. F. Sey.

Vergebliche Mühe.

Der hundert Augen ſich zu freuen,
Iſt Argus wohl umſonſt bemüht,
Weil Liebe mehr mit zweien,
Als Eiferſucht mit tauſend ſieht.

J. B. Rupprecht.

Das Wunder.

Ei ſeht doch, wie ſich Nemo's Kinder häufen,
Der Ehſtand führt doch wahrlich oft zur Reu',
Doch liebe Kinder, wie die Orgelpfeifen,
Geſchickt wie Affen, artig, ohne Scheu',
Und munter, ohne ſpielend auszuſchweifen;
Wie Püppchen nett, der Anzug ſtets wie neu!
Sehr ſchwer läßt wohl das Wunder ſich begreifen,
Wie bei der theuren Zeit dies möglich ſey?
Allein erkundigt Euch nur hübſch genau,
Das Wunder liegt — in der vernünft'gen Frau.

J. B. Rupprecht.

Zu einem Tage der Feier.
(1821.)

Warum ſo ſtumm, mein Herz, warum ſo bange,
Fühlſt du dich heut nicht rein und ſüß beglückt?
Warum der Thränen Naß auf bleicher Wange,
Da Thaues Glanz nur friſche Roſen ſchmückt?
Blüht nicht die Flur, erglühen nicht die Roſen
Dem ſüßen Strahl, der durch die Wolke dringt!
Warum denn ſchweigt der Seele holdes Koſen
Im ſanften Lied, das Treu' und Sehnſucht ſingt?

O, laß der Seele nur ihr dämmernd Schweigen,
Berühre nicht die Tiefen wunder Bruſt;
Der Thränen Perle laß ihr ſanft entſteigen,
Welch Lied erreicht der Thräne ſtille Luſt?
Gieb dieſem Tage nur ein ſchweigend Grüßen;
Denn wortlos grüßen Blume, Duft und Licht,
Und welch ein Herz vernimmt darinn den ſüßen
Herzinn'gen Einklang reiner Liebe nicht?

Helmina Chezy.

Abſchiedskränze.

Ade, ihr Blümelein!
Ade! und grüßt den Lieben!
Wohl euch! ihr bleibet ſein,
Werd't nicht von ihm vertrieben.
Ach! würd' es mir auch ſo,
Wohl Einmal würd ich froh!

Ich labt' euch ſanft und warm
Mit Thau der ſtillen Thränen;
Er kennt nicht meinen Harm,
Weiß nicht mein Todesſehnen,
Und ob das Herz mir bricht,
Ich nenn' es ewig nicht!

Wohl mit geſchloſſnem Mund,
Mit ſtillen Liebesblicken,
Ihr Blumen, thut ihm kund
Die Trauer, das Entzücken,
Das immerdar ſein Bild
In meine Seele quillt.

Verhaucht iſt Euer Duft,
Die Farben ſind erblichen;
Doch hold noch in der Gruft,
Der Reitz noch nicht entwichen
In ungetrübter Pracht
Der ſüßen Unſchuld Macht

Ihr blühtet uns zur Luſt
Am ſchönſten Frühlingstage,
Daß ich an ſeiner Bruſt,
Vergeſſend jeder Klage,
Noch Hoffnung feſt umfing,
Da ich ſchon unterging.

Sagt ihm: von nun an ſey
Mein Loos nur Harm und Sehnen,
Doch blühet mir dabei
Ein ſüßes Glück in Thränen;
Um keine Wonne mehr
Gäb' ich mein Leiden her.

Helmina Chezy.

Heitre Liebe.

An Serena.

Ewig heiter, ewig heiter
Führſt du auf der Himmelsleiter
Gold'ner Träume, Zauberinn!
Mich durch's ernſte Leben hin.

Und wie durch kriſtallne Wogen
Leicht und freudig fortgezogen,
Kennt durch dich dies freie Herz
Nichts von Kummer, nichts von Schmerz.

Wie uns Blüthen überdecken,
Wenn Zephyre Blumen wecken,
Ueberdeckt an deiner Bruſt
Mich, Serena! ew'ge Luſt.

Ew'ge Freude, ew'ge Wonne
Gibſt du, nie bewölkte Sonne!
Ein's nur möcht' ich noch dabei,
Daß es manchmal ſchlimmer ſei!

Dunkle Stunden, ſchöne Stunden,
Nacht wird bei dem Tag gefunden,
Reiner tritt des Himmels Blau
Aus des Wölkchens düſterm Grau.

Lichtgemählde ohne Schatten!
Laß die Luſt mit Weh ſich gatten;
Weiß ich auch, du liebſt mich ſehr,
Weiß ich doch, du könnteſt's mehr.

Willſt du, Mädchen, mehr mich lieben,
Mußt du manchmal mich betrüben;
Wie der Frühling Regen gibt,
Gibt auch Thränen, was da liebt.

Deinhardſtein.

Was ich liebe.

Seht den Genuß, den ſie verſpricht,
Mit Schönheit ſich verbinden;
Wohl Jeder, den ihr Reiz beſticht,
Wird nach Geſchmack ſie finden.

Die Haut, ſo roſig fein,
Brächt' einer Lilie Ehre,
Wohl könnt' es Phillis ſeyn,
Wenn's — keine Pfirſich wäre.

J. B. Rupprecht.

Acht Tage.

's war Sonntags, als ich mich vergaffte,
Am Montag warf ich meinen Köder,
Am Dienſtag ſchien es mir, er hafte,
Mittwoch' erlangt' ich einen Kuß.
Doch Donnerſtags war man viel ſpröder.
Am Freitag hatt' ich gar Verdruß,
Am Samſtag wollt' ich mich entleiben,
Am Sonntag aber — ließ ich's bleiben.

J. B. Rupprecht.

Das rechte Licht.

Daß ich mir zur Ehe
Mein Röschen erſehe,
Das nehmen die Leute gewaltig mir krumm,
Sie nennen mich blind und vernarrt und auch dumm;
Ich kanns nicht verſtehen,
Und glaube, die Leute kennen ſie nicht:
Man muß nur beſehen
Ein jegliches Ding bei dem rechten Licht.

Erblickt ſie von weiten
Mich gegen ſie ſchreiten,
So läuft ſie, als droh' ihr ein Unglücksſtern,
D'raus ſchließen die Leute, ſie hat mich nicht gern; —
Wie ich das verſtehe:
So ſcheut ſie die Sterne in meinem Geſicht;
Das macht weil ich ſehe
Ein jegliches Ding bei dem rechten Licht.

Und wenn ich erkläre,
Daß ich ſie verehre,
So lacht ſie, als mache ſie gar nichts ſich d'raus;

Da glauben die Leute, ſie lache mich aus; —
Die Armen verſtehen
Die Zierereien der Weiber noch nicht;
Ich pflege zu ſehen
Ein jegliches Ding bei dem rechten Licht.

Will ich in ſie dringen,
Zum Jawort ſie zwingen,
So ſagt ſie wohl gar, ſie haſſe mich ſehr!
D'raus leiten die Zweifler viel Ueb'les her; —
Ich aber verſtehe
Darunter: Sie lieb', aber ſag' es mir nicht;
Das macht, weil ich ſehe
Ein jegliches Ding bei dem wahren Licht.

Wenn ich ſie beſinge,
Ein Liedchen ihr bringe,
So ſchneidet ſie Papilloten daraus;
Das legen die Leute auch fälſchlich ihr aus;
Bedenkt nur, mein Schätzchen
Verflechtet in's goldene Haar mein Gedicht;
Gibt's beſſere Plätzchen?
Beſeht doch die Sache im rechten Licht!

Und will voll Verlangen
Mein Arm ſie umfangen,
Da legt ſie mir ſtark auf die Backe die Hand,
Das haben Ohrfeigen die Leute genannt;
Wie ich es verſtehe,
Ich nehm's für ein Kläpschen, es ſchmerzet mich nicht
Ihr merkt wohl, ich ſehe
Das ſeltſamſte Ding auch im rechten Licht.

J. F. Caſtelli.

Die Schifferinn.

Der Sturm durchheult die Mitternacht,
Es flammt der Blitz, der Donner kracht,
Die Hagel ſtürzen nieder,
Die Fluthen ſchäumen wild empor,
Des Schiffers Schrei erreicht kein Ohr:
„O rettet, rettet Brüder!"

Da treibt die Fluth Gebälk einher,
Er ringet nach der ſchwanken Wehr,
Kaum hat er ſie umſchlungen,

Reißt ihn die Welle tobend fort,
Im Meeresgrund winkt ihm der Port,
Bald hat er ausgerungen.

Da ſieht die Maid vom Felſenriff,
Löſ't ab vom Ufer ſchnell das Schiff,
Und rudert durch die Fluthen,
Zurück ruft ſie das Vaterwort;
Sie hört es nicht, ſie rudert fort,
Bis wund die Hände bluten.

Jetzt ihm ſchon nah, des Sturmes Macht
Ihn ſchleudert in der Tiefe Nacht,
Dem Blick iſt er entſchwunden,
Da wirrt ihr Sinn, da wankt ihr Muth,
Zum bangen Herzen ſtrömt das Blut.
„Hat er den Tod gefunden?“ —

Jetzt glaubt ſie ihn auf's neu zu ſchau'n,
In Freude wandelt ſich ihr Grau'n,
Sie regt die ſchlaffen Glieder,
Ergreift das Ruder ſtark und feſt,
Und ruft: — „Wenn Gott mich nicht verläßt,
„Kehrt er den Seinen wieder.“

Doch plötzlich weicht des Mädchens Kraft,
Sie hebt und hebt des Ruders Schaft,
Und kann's nicht aufwärts ſchwingen;
Jetzt wird ſie eine Hand gewahr,
Des Jünglings Haupt, ſein Lockenhaar,
Er will das Schiff erringen. —

Und hat das Ruder ſchon erfaßt,
Da taucht ſie auf in froher Haſt
Und hebt ihn aus den Wogen;
Jetzt lähmt Erſchöpfung Sprach' und Sinn
Und beide ſinken leblos hin,
Die Seele ſcheint entflogen.

Da treibt der Kahn in Sturmes Wuth,
Ihn lenket nicht des Schiffers Muth:
Denn reglos iſt das Leben;
Zur nahen Klippe treibt es ihn,
Dem Jüngling kehrt Gefühl und Sinn,
Er ſtrebt ſich zu erheben.

Und um die Brandung beugt er kühn,
Schon treibt es ihn zur Heimath hin,
Schon glättet ſich die Welle,

Und aus der Wolken dichtem Flor
Bricht ſegnend jetzt das Licht hervor,
Zeigt ihm die Landungsſtelle.

Und wie das große Licht der Welt
Der Rett'rinn Antlitz ihm erhellt,
Wen zeigt es ihm? Almene!
Der ew'ge Treue er verhieß,
Die er am Altar frech verließ,
Verſpottend ihre Thräne.

„Sie war es, die in Wetternacht
Das Schiff der Rettung mir gebracht,
Für mich wagt ſie ihr Leben?
So rächt des Weibes Liebe ſich,
O ew'ger Gott? vernichte mich;
Denn nie kann ſie vergeben!“

Der Jüngling küßt in Todesſchweiß
Die bleiche Wang', die Lippe heiß,
Doch nimmer kehrt das Leben;
Jetzt ſucht er haſtig einen Port,
Schon winkt des Vaters Hütte dort,
Verdoppelt wird ſein Streben.

Hurah! Hurah! ſie kommen ſchon,
Die Liebe findet ihren Lohn,
Ein Brautpaar trägt die Welle,
Und Schwimmer tauchen in die Fluth,
Den Nachen zieh'n mit frohem Muth
Sie hin zur ſicher'n Stelle.

Schon hält der Kahn am Seile feſt,
Doch — Keins das Schifflein noch verläßt,
Starr ſind Almenens Glieder;
Der Jüngling faßt ſie in den Arm,
Und küßt die bleiche Hülle warm,
Doch Leben kehrt nicht wieder.

„Tod," rief der Vater, „iſt mein Kind!
Nicht hörend ſtürzt' ſie fort und blind,
Treuloſer! dich zu retten:
Kalt iſt das Herz, das heiß geliebt,
Für Spott und Schmach — das Leben gibt,
Kannſt nun ein Grab ihr betten!"

Verſtummt war jetzt des Jünglings Mund,
Doch gab die inn're Qual ſich kund,
In ſeinen wilden Blicken; —

Zwei Tage lang bewacht er ſie,
Umſonſt war ſeiner Freunde Müh,
Die Leich' ihm zu entrücken.

Doch als der dritte Tag ergraut,
Umfaßt er die erſtarrte Braut,
Die Sprache kehrte wieder,
Ein Lächeln ſchwebt um ſeinen Mund,
„Geſchloſſen," rief er, „iſt der Bund,
Ein Grab umſchließ' uns, Brüder!"

Und feſt umklammert hält er ſie,
Der ſchon ſo Schwache — zieht mit Müh
Sie zu des Schiffleins Rande,
Und ſtürzt mit ihr ſich in das Meer,
Die Welle gibt ſie nimmer her,
Trägt ſie in beſſ're Lande.

Und Abends wenn die Sonne ſinkt,
Der Blumenkelch den Thau ſchon trinkt,
Da rauſcht's zur ſelben Stelle,
Zwei Schwäne tauchen munter auf,
Verfolgen eins des andern Lauf,
Und ſchwinden — wird es helle.

Die Mädchen aus dem Dorfe ziehn
Allmählich zu der Stelle hin,
Und rufen dort: „Almene!“
Da ziehen ſich, den Schatten gleich,
Die heimiſch ſind im beſſ'ren Reich,
Hinweg — die trauten Schwäne.

Johanna Franul von Weiſſenthurn.

Eins und Zwei.

Einſam auf des Lebens Pfaden
Wird die Reiſe doppelt ſchwer.
Sorgen, die ſich einzeln nahten,
Wachſen da zum Sorgenheer.
Freuden werden nur mit Gloſſen,
Nie mit vollem Herz genoſſen,
Selbſt der raſche Stundenſchlag
Wird dann oft zum langen Tag.

Eins geht ewig, wie im Kreiſe,
Nie gelockt vom ſchönen Ziel.
Zwei verkürzen ſich die Reiſe,
Zaubern Laſten ſich zum Spiel.
Eins zählt mürriſch alle Stunden:
Zwei'n entflieh'n ſie gleich Secunden.,
Eins weicht Steinen groß und klein;
Zwei geh'n über Stock und Stein.

Eins ſieht Dornen, wo von Roſen
Ihm die Freude Kränze flicht;
Zwei erblicken unter Roſen
Ueberall Vergißmeinnicht.
Ein's ſieht nur mit trübem Glaſe
Nach des Lebens Stundenmaße;
Zwei gehn heiter, Hand in Hand,
Hin zum beſſern Vaterland.

Richard Roos.

Harmonie und Disharmonie der Ehen.

O Liebe, lehre du mein Lied,
Wie Hymens ſchönſte Sonne blüht
Dem hochbeglückten Paar,
Dem, Hand und Herzen gleich vereint.
Des Lebens milde Sonne ſcheint,
Frei von der Wolken Schaar!

Dem ſeelenloſen Paare nicht,
Das matt und kalt in Ketten kriecht,
Wie's die Gewohnheit treibt!
Wenn ihnen häuslich Glück gelingt,
Sind Klippen, wo ſich Epheu ſchlingt,
Auch glücklich und beweibt,

Auch wahrlich jenen Gnomen nicht,
Die, nur gelockt vom Goldgewicht,
Ein Eheband gewählt:
So ſtürzen goldbeſchwert ſich zu
Zwei reiche Berge von Peru
In eine Liebeswelt.

Der wolluſtvollen Zunft auch nicht,
Die mit der Hölle Schwefellicht
Den Aetherglanz zerſtört:
So liebten ſich die Furien,
Auf Aetna's flammenvollen Höh'n,
Wenn Gluth ſie faſt verzehrt.

Auch das Paar fühlt nicht Hymens Kraft,
Das ohne alle Leidenſchaft
Nur Marmorherzen tauſcht:
Zwei ſo Vermählte gleichen ganz
Dem naſſen Stamme, der im Glanz
Der Kohlen kärglich rauſcht.

Auch ihnen blüht kein Glück der Eh',
Die immerzu mit Ach und Weh
Sich härmen, hohl und blaß;
Zwei alten Lauten gleichen ſie,
Fortbrummend voll Disharmonie
Ein Trauerlied im Baß.

Auch dauern Ehefreuden nicht,
Wenn ſtäter Hader ſticht und ficht,
Wie Blitz und Winterreif;

So könnten Samſons Füchſe auch
Sich fügen in den Ehebrauch,
Die Feuerbränd' am Schweif.

Es binde nie der Eheſtand
Das Böſ' und Gute in ein Band;
Es iſt der Liebe Tod.
Das Lamm ſey fern von Tigerwuth!
Herrſcht widerſtrebend Froſt und Gluth,
Dann wird kein Röslein roth.

Das holde Glück der Ehe ſchafft
Nur Liebesmild' und Lebenskraft,
Vereint in frohem Muth.
Cytherens leichten Wagen kann
Nur ziehn der Tauben Huldgeſpann
Hin über Erd' und Fluth.

Kuffner.

Der Bluträcher

von Caroline Pichler geb. v. Greiner.

In der Urania für 1823. ſteht eine Romanze von Guſtav Schwab, die Blutrache genannt; ein ſchönes Gedicht, eben ſo vorzüglich durch natürliche Sprache, als durch einen ungemein anziehenden Inhalt. Die Sitte der Blutrache findet ſich bei vielen wilden Völkern, und ſo entſetzlich uns ihr Gebrauch dünkt, ſo ſcheint er doch ſo tief aus dem natürlichen Gefühl für Recht und Unrecht, wie es ſich in jeder Menſchenbruſt geſtaltet, zu entſpringen, iſt ſo nahe mit den edleren Leidenſchaften des Menſchen verwandt, ſo oft aus großer Gemüthskraft erzeugt und mit edlen mächtigen Zügen vereinbart, daß wir den einzelnen Fällen unſere Bewunderung nicht verſagen können. Das iſt auch der Fall bei jener Romanze, die ſich wahrſcheinlich auf eine beſtimmte Sage oder doch auf eine eigenthümliche Sitte gründen mag, wo der blinde Greis, dem der Mörder ſeines Sohnes ſich ſelber zum Schlachtopfer ausliefert, es nun zwar nicht über ſich vermag, den blühenden Jüngling, deſſen warmes Leden er fühlt, zu tödten, ihm aber doch ſeinen Fluch nachſchickt, der dieſen wie einen Kain unſtät umher treibt, bis er endlich in derſelben Halle, bei demſelben blinden Greiſe zum zweiten Male den Tod nach langem Irrſal ſucht, und dieſer ihn bleiben und die Dienſte des von ihm erſchlagenen Sohnes verrichten heißt. Das thut auch der Fremde endlich und pflegt und wartet des alten Vaters, bis deſſen Enkel erſtarkt; jetzt aber treibt ihn der Alte fort, damit der Enkel nicht Rache für den Vater an ihm nehmen möchte.

Nicht ſo mild und edel, aber nicht weniger ergreifend, geſtaltet ſich eine andere Erzählung von einer ſolchen Blutrache, welche ſich im Taſchenbuche der Reiſen, 3ter Jahrgang, 1804, befindet, und an welche jene Romanze mich lebhaft erinnerte. Da ich nun glaube, daß ſie nicht ohne einiges Intereſſe für den Leſer ſeyn dürfte, und auch, weil die Aehnlichkeit des Grundbegriffs, ſo wie der Contraſt der germaniſchen und nordamerikaniſchen Sitten, die man oft mit einander zu vergleichen pflegt, deutlich aus derſelben hervorgeht, theile ich ſie hier mit.

Der Morgen war über den Gewäſſern des Niagara erwacht. Der Wind ſauſte rauh von den kaum aufgethauten Fluthen herüber, als die Gattinn des Matonaben nach einer ſorgenvollen Nacht ihr Lager verließ; denn ihr Gemahl war ſeit ehegeſtern Morgen mit Pfeil und Bogen, aber auch mit ſeinem Tomahawk bewaffnet, die Hügel hinaufgeſtiegen, woher der Strom kam, und wo, wie Illina wohl wußte, die Waſſer weit ausgetreten waren, und Alles mit Eisſtücken und Fluthen bedeckt hatten. Oft zwar pflegte Matonaben ganze Tage und auch wohl Nächte auf der Jagd zuzubringen, wenn er entweder Hirſche oder Gevögel für die Ernährung der Seinigen zu erlegen, oder Luchſe, Ottern, Bären, ſchwarze Füchſe, und andere ſolche Thiere zu fangen oder zu tödten ſtrebte, deren Felle er in den Peltereien der Engländer für Branntwein, Taback, Schießpulver und ähnliche Bedürfniſſe vertauſchte. Aber jetzt, wo das ausgetretene Waſſer ſo vieles Land bedeckte und die Wälder ſelbſt von dem überall ſchmelzenden Schnee beinahe grundlos waren, war ja an eine ergiebige Jagd kaum zu denken. Auch war noch ſonſt Manches geſchehen, was Illina beſorgt machte. Schon mehrere Tage war Matonaben finſter und unmuthig geweſen, und ein feindſeliger Entſchluß hatte in ſeiner Seele zu gähren geſchienen; dann aber hatte er ſeine Waffen ſorgfältig geputzt, auch den Tomahawk geſchärft und unverſtändliche Worte bei dieſer Arbeit gemurmelt. Nicht wagte Illina ihn um die Urſache ſeines Unmuthes und noch weniger um ſein Vorhaben zu befragen; denn der Canadier iſt wild, und ſeine Frau betrachtet er nicht, wie einſt der alte Germanier, als ſeine Freundinn und Rathgeberinn, ſondern als ſeine Sclavinn, die ihm dienen und die mühſamen Geſchäfte des Hausshaltes abnehmen muß, welche ihm läſtig ſind.

Und dennoch liebte ſie den rauhen Mann, und dankte dem großen Geiſte, der ſie ihn bei einem Feſt der Todten, wo der ganze Stamm verſammelt war, hatte finden laſſen. Die Gebeine der Vorfahren und Freunde ſollten nach der Sitte der Väter aus ihren einzelnen Ruheſtätten genommen, und, in neue Hüllen gewickelt, auf den allgemeinen Begräbnißplatz gebracht werden. Es waren die Leichen von Illina's beiden Eltern dabei, und das Mädchen, damals noch ſehr jung und ſehr verlaſſen, war bei dem Anblick der geliebten Ueberreſte ſo in Schmerz und Thränen aufgelöſt, daß ſie ganz unfähig war, das, was die Pflicht ihr bei dieſer Ceremonie auferlegte, mit Beſinnung zu verrichten. Da ſah ſie Matonaben, damals einer der ſchönſten und muthigſten Krieger des Stammes, fühlte

Mitleid mit ihr, ging ihr hülfreich bei dem Geſchäfte an die Hand, und führte, als die traurige Ceremonie vorüber war, unter tröſtendem Zuſpruch die halb Ohnmächtige in ihre ärmliche Cabane.

Da wohnſt du? fragte er, indem er mit ihr unter die Thüre trat, und ringsumher faſt keinen Hausrath, kaum eine ſchadhafte Calebaſſe zum Waſſerſchöpfen, und einige halbzerriſſene Matten erblickte. Da wohnſt du Mädchen? Und wer ſchützt dich? wer ſorgt denn für dich?

Der große Geiſt, erwiederte Jllina; — Er hat mich ſeit dreißig Mondeswechſeln — ſo lange iſt die Mutter todt, der Vater ſtarb viel früher — ernährt; er hat mein kleines Maisfeld wachſen, und mich Fiſche, Früchte und Wurzeln finden laſſen, wenn mich hungerte.

Aber gehungert haſt du wohl oft, armes Mädchen?

Ach wohl? erwiederte Jllina: aber ich bin geſund und lebe noch.

Du ſollſt nicht mehr hungern und Wurzeln ſuchen müſſen, Jllina! rief Matonaben, und ſchlug mit ausbrechender Empfindung ſeinen Arm um das erſchrockne Mädchen. Du ſollſt in meiner Cabane wohnen, den Ertrag meiner Felder und die Beute meiner Jagd theilen. Ich bin reich, du weißt es, und vor meinem Speere zittern die Feinde. Willſt du mein Weib ſeyn? Hier pflanze ich einen Rohrſtab in die Erde, was wirſt du thun?

Illina zitterte wie ein Pappelblatt; glühende Röthen ergoſſen ſich über ihr Geſicht und wechſelten eben ſo ſchnell mit der Bläſſe des Kummers, die ſonſt ihre Wangen bezeichnete. Nur furchtſam wagte ſie es, von der Seite an den hochgewachſenen Jüngling hinanzublicken. Ach! Matonaben war ſchön, tapfer, und einer der vorzüglichſten Krieger des Stammes. Wie hätte ſie auch im fernſten Traume daran denken können, daß er ſein Auge auf ſie werfen würde? Ihre Thränen brachen hervor, ängſtlich ſuchte ſie ein Bambusrohr, das im Innern der Hütte lag, und ſteckte es mit zitternden Händen neben dem des jungen Kriegers in die Erde; denn ſo pflegen die indianiſchen Freier um die Braut zu werben, und die Braut antwortet ſo, wenn ihr der Freier gefällt.

Auf dieſe Art hatte einſt Matonaben ſein Weib gefunden, und noch nie hatte es ihn gereut, die arme, aber ſchöne und ſanfte, Illina gewählt zu haben; denn ſie hing mit inniger Liebe, durch Dankbarkeit erhöht, an ihm, und hatte ihm, bereits vier ſtarke blühende Knaben geboren. Auch war ſie vor vielen Frauen ihres Stammes glücklich zu preiſen; denn wenn auch Matonaben, wie die Meiſten ſeines Gleichen, ungeſtüm, wild und rachgierig gegen ſeine Feinde war, ſo liebte er doch ſein Weib herzlich, und betrug ſich ſchonender gegen ſie, als die übrigen Krieger.

Mehrere Jahre hatten ſie auf dieſe Weiſe eine zufriedene Ehe geführt, und Matonaben fing an, dem älteſten Knaben den Bogen zu ſpannen, die Angelſchnur handhaben und kleine Vögel fangen zu lehren; er erlaubte ihm auch, ihn zuweilen in den Wald zu begleiten. Auch vorgeſtern wäre der kleine Miami gern mit dem Vater gegangen; aber unſanft ſtieß dieſer den ſich anklammernden Knaben zurück, daß er ächzend an der Thürſchwelle niederſank, und Illina es nicht wagte, bis Matonaben ſich im Gebüſch verloren, den Kleinen zu tröſten und zu beſchwichtigen.

So hatte ſie ihren Herrn ſelten geſehen. Wenn er ſich aber ſo gezeigt, hatte es ihr und dem Hauſe nie Gutes bedeutet; denn dann war er immer auf einen bedenklichen Streifzug, auf eine lebensgefährliche Jagd oder ein anderes bedrohliches Unternehmen ausgegangen. Zitternd ſammelte ſie die Kinder um ſich, und hieß ſie zu dem großen Geiſte beten, daß er dem Vater eine gute Jagd verleihe und ihn glücklich nach Hauſe führe. Aber dieſer Tag verging und die Nacht, der folgende Tag und noch eine Nacht, und Matonaben kam nicht nach Hauſe. Da wurde es Illina ſehr bange, und ſie wachte unter allerlei ängſtlichen Gedanken von den Gefahren, welche der ausgetretene Strom, die grundloſen Pfade, das hie und da noch trüglich ſtehende Eis, dem kühnen Jäger drohen konnten, den Morgen heran. Plötzlich rief der kleine Miami, indem er vor die Hinterthür hinausblickte: „Der Vater kommt!“ Er ſteigt den Hügel am Bache herab! Und vergeſſen hatte Illina ihre Angſt, ihren Unwillen gegen den rauhen Mann, lief ihm mit den Kindern entgegen, und hing ſich an ſeinen Hals. Er aber umfaßte ſie ſchweigend, herzte kaum die Kinder und lehnte den Tomahawk, an deſſem Griffe Illina Spuren von Blut zu ſehen glaubte, in die Ecke, wo ſein gewöhnlicher Platz war, zog Köcher und Bogen von der Schulter, hing Beides an der Wand auf, und ſtreckte ſich dann ſchweigend, mit der Pfeife im Munde, vor der Hüttenthür' auf ſeine Matte hin.

Illina war zu gewohnt, nichts von den Vorſätzen und Handlungen ihres Gatten zu erfahren, als daß es ihr hätte einfallen können, ihn heut zu fragen: wo er geweſen, was ihn ſo finſter gemacht habe? Einige Stunden waren ſo vergangen. Illina ſaß und flecht an einer Matte, die kleinen Kinder ſpielten am Boden, Matonaben war herein gekommen und beſſerte an ſeinem Jagdzeug, wobei ihm der ältere Knabe behülflich war. Da raſchelte es im nahen Buſchwerk, und Tongo, der mächtige Führer, der jenſeits der großen Eichenhügel wohnte, und den Illina wohl kannte, trat völlig gewaffnet mit gehobener Streitaxt aus dem Dickicht, durchſchritt das Gartenland, das die Cabane umgab, und blieb in der Thüre derſelben ſchweigend ſtehen.

Es war Etwas in des Kriegers Haltung, was Illina erſchreckte, und ſie wie eine böſe Vorempfindung ergriff. Doch ſchwieg ſie. Matonaben blickte auf, er ſah den Krieger ſteh'n, und Illina gewahrte eine heftige Bewegung, die ihres Mannes Geſtalt durchzuckte. Dieß vermehrte ihre Bangigkeit, aber auch Matonaben ſchwieg, und dieſe Stille währte einige Minuten, während welcher der fremde Krieger mit finſtern, drohenden Blicken rings herum in der Hütte ſah, als ſuchte er nach etwas, und dann alſo begann: Sind das deine Kinder? — Ja! erwiederte Matonaben. „Haſt du keinen ältern Sohn?" Nein! antwortete Matonaben finſter, und Tongo begann aufs neue: Du haſt geſtern meinen Bruder erſchlagen; du weißt es und ich weiß es auch. Ich will nicht unterſuchen, ob du ein Recht hatteſt ihn anzufallen, denn Ihr waret lange Feinde; aber meines Bruders Blut ſchreit um Rache, und ich bin da, ſie an deinem Leben zu fordern.

Bei dieſen Worten fuhr Illina mit einem heftigen Schrei von ihrem Sitze empor, die Kinder, ſo wenig ſie eigentlich begriffen, was der Fremde wolle, erhoben mit ihr ein Jammergeſchrei, nur Matonaben ſtand unbewegt und ſah dem Fremden furchtlos in's Geſicht.

Beruhigt Euch, ſprach jetzt dieſer, und ſtillt Eure Klagen! Ich ſehe, Matonaben, deine Kinder ſind noch klein und können die Mutter noch nicht ernähren. Ich will dem Blute meines Bruders indeß Stillſchweigen gebieten, und mit ſeiner Rache warten, bis dein älteſter Sohn den erſten Hirſch geſchoſſen hat, und deine Stelle bei den Deinigen vertreten kann. Bis dahin lebt wohl! — Mit dieſem Worten wandte ſich Tongo; und ſchritt aus der Hütte, aber Illina, zu heftig bewegt von dem ſchnellen Wechſel der ſtreitenden Empfindungen, war nicht im Stande dem großmüthigen Feinde ſogleich ihren Dank auszudrücken, und als ſie ſich gefaßt hatte und ihm mit den Kindern nacheilte, war er bereits im Dickicht verſchwunden.

Stumm und finſter hatte Matonaben dieſem ganzen Vorgange zugeſehen. — Des Bluträchers Drohung hatte keinen Schrecken, ſeine ſchonende Erklärung keine Freude in des ſtandhaften Kriegers Seele geweckt, und als Illina nach Tongo's Entfernung ihm weinend um den Hals fiel, drängte er ſie ernſt aber nicht unſanft hinweg, ergriff Bogen und Köcher, warf dem beſorgten Weibe, das ihn ängſtlich anſah, einen Blick zu, rief den älteſten Knaben, dem er den Köcher zu tragen gab, und ſagte: Auf, kleine Vögel, damit die Mutter Euch heut ein fröhliches Mahl bereite!

Somit verließ er und Miami die Hütte, und jauchzend kam gegen Abend, als die Sonne ſchon faſt hinter die Hügel geſunken war, der Knabe vor dem Vater hergeſprungen, und zeigte ſchon von fern die Beute der Jagd: eine ziemliche Zahl erlegter Vögel, die er der Mutter mit der Bedingung übergab, daß die ſchönſten Federn ſein eigen ſeyn und ihm einen Schmuck auf ſeinem Feſtanzug geben ſollten. Gern bewilligte Illina Alles, war doch der geliebte Mann wohlbehalten und mit wiedergekehrter Heiterkeit aus ſo großer Gefahr entronnen! —

Von nun an ging das Leben dieſer Familie for wie bisher. Zwar lebte in der erſtern Zeit noch di bange Sorge vor Tongo's Drohung in Illina's Bruſt und der Gedanke an die Erfüllung derſelben, wie ſpä ſie auch eintreten mochte, verbitterte oft ihre einſame Stunden; aber nach und nach gewöhnt der Menſch ſich auch an das Furchtbareſte, und die Sorge, die ihr früher nicht ruhen und keine Freude genießen ließ, wird endlich zum gewohnten Stachel in ſeiner Bruſt, der nicht mehr ſo tief ſchmerzt. Mit der Zeit fande auch allerlei Hoffnungsgedanken Raum in ihrer Seele. Es konnte Tongo, der ein verwegener Kämpfer war, in einer Schlacht fallen, ehe er ſeinen blutigen Vorſatz ausgeführt, es konnte irgend ein günſtiger Zufal ihn mit Matonaben verſöhnen, und ſo die angedrohte Rache aufheben — o! was glaubt ein zärtliches Herz nicht, wenn es für den Geliebten zittert — was nicht eine Mutter, die in dem Gatten den Vater und Erhalter ihrer Kinder liebt?

Jahre kamen und gingen, Maikernten und Winterfröſte wechſelten, Kriege wurden von den Häuptern des Stammes beſchloſſen und geendigt, und aus der Friedenspfeiſe von den verſöhnten Führern geſchmaucht. Mantonaben hatte oft an der Seite des wackern Tongo's dieſe Schlachten mitgefochten, bei nächtlichen Ueberfällen mit ihm die kühnſten Wagſtücke ausgeführt, und manchen Skalp von dem Feinde mit ihm erbeutet. Zu Hauſe lehrte er ſeine Knaben den Bogen ſpannen, den Wurfſpieß führen, und der Aelteſte brachte ſchon zuweilen Vögel und Eichhörner, die er ſelbſt geſchoſſen, oder Fiſche, die er mit der Angelruthe erlauert, der Mutter nach Hauſe.

Nun hatte er den Mais ſchon dreizehnmal blühen ſehen, und nach der Zeit der Herbſtnachtgleiche, wann ſchon die Natur den Thieren des Waldes ihre warmen Winterdecken gegeben hat, und Fuchs und Marder, Luchs und Bär, ihren glänzenden Pelzſchmuck tragen, nahm ihn der Vater mit in die halbentlaubten Wälder, um einen guten Fang zu machen, und die koſtbaren Felle in der nächſten engliſchen Niederlaſſung gegen die nöthigſten Winterbedürfniſſe einzutauſchen. Ehe die ſpäte Herbſtſonne über den Hügel erſchien, war der freudige Knabe ſchon wach, und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo der Vater gerüſtet und bewaffnet mit ihm auf die Jagd geh'n, und er zum erſten Mal den Muth an einem größern und wehrhaftern Thier erproben ſollte.

Sie blieben den ganzen Tag aus, und erſt, als ſchon der Mond verſchleiert am Himmel ſtand, und ſein unſicheres Licht durch dichte Nebel auf ihren einſamen Pfad ſtreute, kehrten ſie zurück und Miami triumphirte; denn um ſeine Schultern hing das Fell eines prächtigen Fuchſes, den er ſelbſt vom Baum, auf dem er lauerte, herab geſchoſſen, und mit dem er, da das Thier nicht ſogleich todt war, einen ziemlich harten Strauß zu beſtehen gehabt hatte.

Illina war ihnen mit den kleinern Knaben entgegen gegangen. Jubelnd zeigte der älteſte das röthlich glänzende ſchöne Fell, und der Vater fügte billigend hinzu: er ſey mit Miami zufrieden geweſen. O Mutter! rief der Knabe: Du wirſt es ſehen, ich werde ein braver Jäger werden, wie der Vater, und auf den Frühling ſchieße ich gewiß den erſten Hirſch.

Bei dieſem Worten erblaßte Illina. Die verhängnißvolle Bedingung, welche einſt durch lange Zeit ein Quell der Angſt für ſie geweſen, ertönte wieder in ihren Ohren, und ſchreckend ſtand Miami's wachſende Kraft, ſeine, dem Jünglinge nahende Geſtalt, und Tongo's gegebene Friſt vor ihren Augen. Aber ſie äußerte nichts von dem, was ſeinem Vater drohte, und dieſer würde jeden Ausbruch des Schmerzens, ſo wie jeder Einmiſchung bei einer ſo ernſten, und nur unter Männern zu ſchlichtenden Sache gezürnt haben.

Von dieſem Augenblicke an war der ſtille Friede, der ſich nach und nach in Illina's Seele ausgebreitet hatte, wieder geſtört, und mit Angſt ſah ſie jedem kommenden Morgen entgegen; denn jeder brachte Miami ſeiner Mannbarkeit, und ſie ihrem größten Jammer näher. O wie oft, wenn Matonaben bewaffnet zur Jagd ausging, und ſie den kräftigen ſchönen Krieger betrachtete, fiel der Gedanke mit Zentnerlaſt auf ihr Herz: Wie lange noch? und ſie mußte ſich dann oft entfernen, um die Thränen zu verbergen, die ihr gewaltſam aus den Augen drangen.

Aber wie ſehr ſie auch ſtrebte ihren Kummer in ſich zu verſchließen, Matonaben hatte ihn doch erſpähet; denn auch ihm konnte, was ihm bevorſtand, nicht aus dem Sinn gekommen ſeyn. So half ſein eigenes Bewußtſeyn ihm den Schmerz, den ſein Weib im Stillen trug, erkennen, und dieſe Erkenntniß ſtimmte ihn milder, als er ſonſt zu ſeyn pflegte. Oefter, als ehemals, ruhte jetzt ſein Blick mit einem Ausdruck von Mitleid und Trauer auf ihr und den Kindern, und es geſchah zuweilen, daß er ſie heftig und plötzlich an ſeine Bruſt riß und ihnen liebkoſte. Illina erwiederte dann wohl dieſe bitterſüßen Küſſe mit der innigſten Hingebung, und manchmal mit Thränen, denen zu wehren ſie nicht im Stande war; aber ſie ſchwieg auch jetzt; denn ſie würde, hätte auch keine Furcht vor ihres Gatten Zorn ſie zurückgehalten, es nicht vermocht haben, dem unendlichen Schmerz, der ihre Bruſt zerriß, Worte zu geben. —

So ging der Winter vorbei, der Schnee auf den Bergen ſchmolz, die Eisdecke der Flüſſe zerborſt, das Gras trieb überall auf den weiten Halden üppig aus der von Menſchenverkehr noch ziemlich unberührten Erde hervor. Allmählig gewannen die Wälder ihr Laub, der Tulpenbaum entfaltete die hellgrünen, abgeſtumpften Blätter, die Lianen woben ein grünes Netz zwiſchen den Stämmen der Eichen und des Zuckerahorns, das Gewild durchſtreifte die begrünten Wälder, und rief, da die Erde noch keine nährenden Gewächſe trieb, um ſo mehr den Jäger zu ſeinen gewohnten Beſchäftigungen.

Tagtäglich ſah Illina dem entſetzlichen Zeitpunkt entgegen, der ihr ganzes Lebensglück zerſtören mußte, und fühlte es mehr als je; denn das weichere Betragen, welches Matonaben den Winter über gegen ſie beobachtete, hatte ihr Herz mit ſtärkeren Banden an den Vater ihrer Söhne, an den Schützer ihrer eigenen

Schwäche gebunden, dem einſt die erſten Blüthen ihres erwachenden Gefühles gehört hatten.

Jetzt hatte Miami ſein vierzehntes Jahr vollendet, und nahm an allen Jagden, ſo wie an allen Geſchäften ſeines Vaters, Theil; und ſo geſchah es denn, daß er eines Abends mit demſelben nach Hauſe kehrend, einen mächtigen Hirſch, den er gebückt auf den Schultern trug, vor der Cabanenthüre abwerfend, der Mutter mit ſtolzem Muthe die erſte männliche That verkündete.

Mit einem Schrei des Entſetzens beantwortete Illina dieſe Rede. Jetzt war es da, wovor ſie ſo lange gebebt! — Unglücklicher Knabe! rief ſie endlich: was haſt du gethan? —

Zürnend rief Miami: Und du Mutter was thuſt du? Empfängſt du ſo deinen Sohn, der heute zum erſtenmal als Mann und Krieger vor dir ſteht? Vater! Vater! ſetzte er hinzu, indem er ſich an dieſen wandte, der ihm langſam gefolgt war: Sieh doch, wie böſe die Mutter iſt!

Finſter blickte Matenaben auf den getödteten Hirſch, legte die Hand auf des Sohnes Haupt, und ſagte: Du haſt wohlgethan; zog dann Illina an ſeine Bruſt, und zürnte der heißen Thränen nicht, die jetzt unaufhaltſam an ſeinem Herzen floſſen; ja er liebkos'te ihr,

rief den Sohn, der unruhig fortgehen wollte, und
ſagte ihm: Das iſt deine Mutter, die dich mit Sor
gen groß gezogen hat. Ehre und liebe ſie, und ſey ihr
Stütze, wann ich nicht mehr bin!

Miami reichte der Mutter die Hand: Das wil
ich bei dem großen Geiſt! Aber die Mutter muß ſic
auch freuen, wenn ich als Mann und Krieger handle

Wenige Tage gingen hin, Matonaben brachte ſi
ernſt, aber ruhig, hin. Illina kam nicht aus ihre
Thränen, ihrer Angſt. Miami begriff die ſonderba
Stimmung ſeiner Eltern nicht; doch focht es den l
benskräftigen Jüngling wenig an, und er verfolgte ſein
Luſt im Freien.

Da trat eines Morgens, als die Familie beiſam
men unter dem Schatten des Ahorns neben der Caba
ſaß, und Miami ſeine Fiſchernetze in Ordnung bracht
um morgen fiſchen zu gehen, auf einmal ein völl
bewaffneter Krieger vor ſie hin — Es war Tong
Illina fuhr mit Wehgeſchrei in die Höhe. Matonab
ſtand ſchweigend auf und ging dem Fremden entgeg
Miami betrachtete mit freudigen Augen des Kriege
ſchöne Rüſtung, ſein glänzendes Beil, das blinken
Meſſer, den Federgurt, den zierlichen Bogen.
begann Tongo, nachdem er eine Weile ernſt, aber ol

Zorn, die Gruppe vor ſich betrachtet hatte, alſo: Ich habe dir lange genug Friſt gegeben. Jetzt kann ich nicht länger der Stimme meines Bruders widerſtehen. Er fordert laut dein Blut. Dein Sohn iſt im Stande die Deinigen zu ernähren, jetzt mußt du deine Schuld bezahlen.

Ich bin bereit zu ſterben, erwiederte Matonaben, und danke dir für deine lange Nachſicht. — Bei dieſen Worten brachen Illina und die kleinern Knaben in lautes Weinen aus. Miami aber trat trotzig vor Tongo hin, ſchwang drohend ſein Beil und rief: Du ſollſt mir den Vater nicht verletzen, ihm kein Haar krümmen, ſonſt haſt du's mit mir zu thun!

Unverſtändiger Knabe! ſprach Matonaben. laß deinen Muth und deinen Eifer für ein anderes Mal! Jetzt hat es Tongo nur mit mir, und ich will mich dem Tode nicht entziehen, nach der Väter Sitte und Recht.

Wie Miami dieß hörte und den Vater ſo entſchloſſen ſah, überwältigte auch ihn ſein Gefühl, und er warf ſich weinend zwiſchen Tongo und ihn. Da verwies ihm der Vater ſeine Thränen. — Weinteſt du denn neulich, als du den Hirſch tödteteſt? Und wenn du ihn mit trocknen Augen konnteſt ſterben ſehen, warum weinſt du jetzt um mich, da ich bereit bin, dasjenige willig zu leiden, was unſere Sitten auf das Gerechteſte fordern.

So ſprach Matonaben, riß ſich aus den Armen der jammernden Seinigen, winkte Tengo, ihm in's nächſte Gebüſch zu folgen, forderte ihn dort auf, ſeine Pflicht zu thun, und empfing mit unerſchütterlichem Muthe den Todesſtreich.

Rath für junge Mädchen.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Ihr jungen Mädchen, die mit ihren Schätzen
So reich geſchmückt die freundliche Natur,
Kann Flitterprunk ihr Angebind' erſetzen?
O huldigt ihr, der holden Einfalt nur!
Denn mehr, als Gold und Edelſteine Glanz,
Schmückt Euch der Jugend friſcher Blüthenkranz.

O raubt kein Erz der Erde dunklem Schooße,
Dem Schlund des Meers die bleiche Perle nicht;
Die Lilie wählt, das Veilchen und die Roſe,

Womit der Lenz die heitre Stirn' umflicht;
Denn mehr, als Gold und Edelſteine Glanz,
Schmückt Euch der Jugend friſcher Blüthenkranz.

Erſt wenn die Zeit gebleicht die Roſenwangen,
Wählt prunkendes Geſchmeide, aber jetzt
Laßt anſpruchlos der Jugend Anmuth prangen,
Die alle Kunſt doch kärglich nur erſetzt;
Denn mehr, als Gold und Edelſteine Glanz,
Schmückt Euch der Jugend friſcher Blüthenkranz.

K. Müchler.

Amaliens Klage.

Wie ſehr hat ſich mein Herz getäuſchet,
Nach Liebe — Liebe ſehnt' es ſich!
Es iſt erfüllt, was es erheiſchet,
Doch, ach! — die ſüße Ruhe wich,

Als er mit thränenfeuchten Blicken
Mir ſtammelnd ſein Gefühl geſtand,
Ich, überraſchet, zwar Entzücken
Doch mehr noch bange Scheu empfand.

Nein! dieſer Mund, er kann nicht lügen,
Er treibet nicht mit Schwüren Scherz,
Es ſprach aus allen ſeinen Zügen
Ein offnes liebentflammtes Herz.

Doch kann die Flamme nicht erkalten?
Wodurch hab' ich ſie angefacht?
Ach! wird er ſein Gelübd' auch halten?
Dieß iſt es, was mich traurig macht.

Ich Liebende nicht mehr beneide;
Gefeſſelt, fühlt erſt jetzt mein Herz,
Es macht die Liebe minder Freude,
Als Sorge, Unruh', Furcht und Schmerz.

K. Müchler.

Lob des Silbers.

Zur Feier einer ſilbernen Hochzeit am 7. Jänner 1823.

Wie Silber ſoll mein Wort erklingen,
Dem Silber will ich Opfer bringen,
Mit des Geſanges freiem Strom;

Daß er das Silber liebt und ehret,
Iſt in der Ordnung, und gehöret
Dem Hoftheater-Oekonom *).

Doch nicht zum Silber, dem Metalle,
Nicht hin zum eiteln Glanz und Schalle,
Kehrt heute ſich das muntre Lied;
Ein andres Silber leuchtet höher,
Ein ſchön'res iſt es, das den Seher
In enge Zauberkreiſe zieht.

Vielleicht das Silber reiner Quellen,
Wie an verſchwiegnen dunkeln Stellen
Mein Mödling **) zwiſchen Wieſen flicht?
O nein, die Quellen ſind erſtarret,
Das Silber, tief im Felſen, harret,
Bis neuer Lenz die Bande bricht.

Vielleicht des Mondes Silberſcheinen,
Wo Licht und Nacht ſich freundlich einen,
Zu mahlen eine ferne Welt?

*) Der Dichter bekleidet dieſe Stelle bei dem k. k. Hoftheater zu Wien.

**) Ein Dorf nahe bei Wien.

Schön iſt ihr Bild; doch muß ich ſagen,
Daß mir, bei vielen rauhen Tagen,
Vor andern unſre hier gefällt.

Doch minder preiſ' ich Kerzenſchimmer,
Der ſich mit Putz- und Prachtgeflimmer
Vermählt zur neuen Faſchingszeit.
Wer Luſt an der Natur gewonnen,
Der flieht die nachgemachten Sonnen,
Und bleibt von Spiegelſälen weit.

Das edle Silber, dem ich dichte,
Stellt ſich, ein wunderbar Geſichte,
Dem hier vereinten Kreiſe dar.
Geheim gefügt zur Doppelkrone,
Der Lieb' und Zärtlichkeit zum Lohne,
Schmückt es ein hochverehrtes Paar.

Heil, Theure, Euch! Mit mir betrachtet
Die Krone, der Ihr werth Euch machtet,
Kein Königsſchatz ſchließt ſchön're ein;
Denn Kind und Kindes-Kinder weben
Sich in das Silber und erheben
Die Zier mit köſtlichem Geſtein.

Auch Perlen ſeh' ich mit im Bunde,
Nicht hart und kalt aus Meeresgrunde,
Nein feucht und heiß im Augenglanz.
Inzwiſchen Stein' und Perlen ſprießen
Der Freunde Segnungen, und ſchließen
Als Blumen des Gewölbes Kranz.

Und auf der Krone Kugel oben
Schwebt, ihre Flügel froh gehoben,
Hold lächelnd die Victoria.
Wer an die Zeit das Glück gebunden,
Hat ſelbſt das Leben überwunden
Und ſteht als Held am Ziele da.

Sey hiermit denn mein Lied geendet,
Ein Wunſch allein noch zugewendet, —
(Der Wünſcher hat ſein Theil dabei)
Daß Ihr nach fünf und zwanzig Jahren
Geliebte! mögt durch mich erfahren
Wie höher Gold als Silber ſey!

Friedrich Treitſchke.

Die Thränen.

Schon kreiſten die ſchäumenden Becher
Am feſtlichen, frohen Mahl,
Da erhob ſich die liebliche Dame,
Und rief durch den weiten Saal:

„Hab', eine kryſtallene Muſchel,
Drauf glänzt ein beſeelter Stern,
Und viele köſtliche Perlen
Sind der Muſchelſchaale Kern."

Wer mir der Perlen eine
Aus der Muſchel zu holen vermag,
Dem will ich die Roſe verehren,
Die ich an dem Buſen trag'."

Und manchem der Herren und Ritter
Gelüſtet es nach dem Preis;
Doch Einer die Muſchel zu finden,
Die Perle zu holen nur weiß.

Es iſt ein blühender Jüngling
Aus hohem, aus altem Geſchlecht,
Er trägt eine Zither im Frieden,
Und ein ſcharfes Schwerdt im Gefecht.

Er tritt mit ſinnigem Neigen
Zur lieblichen Herrinn dahin,
Und ſpricht, mit lächelndem Munde,
So freudig und ſo kühn:

„Die Muſchel mit flimmerndem Sterne,
Es iſt das Auge dein,
Und die köſtlichen Perlen darinnen
Dis werden die Thränen ſeyn! —

„Die Erde entlocket dir manche
Durch Luſt und Kummer und Groll,
Allein es bleiben die beſſern
Dem Himmel als himmliſcher Zoll.

„In heiligen Stunden da ſammeln
Sie Engel mit zarter Hand,
Und tragen in goldenen Schaalen
Sie auf in das ewige Land.

„Doch gönnen die Engel zuweilen
Dem Sänger dieſe Pflicht,
Und er rufet durch ſeine Lieder
Die Thränen heraus an das Licht.“

Er ſpricht's und nimmt die Zither,
Und greift in die Saiten jetzt,
Und ſingt dazu ſo ſüße,
Daß der Herrinn Auge ſich netzt.

Sie hält die Roſ' an die Wange,
Daß die Zähre in ſelbe fließt,
Und reicht ſie dem blühenden Sänger,
Indem ſie die Stirne ihm küßt:

„Du haſt mich wohl verſtanden,
Du brachteſt die Perle mir,
Nimm hin die Roſe, zuſammt den
Gehobenen Schatze dafür.“

Drauf wendet die liebliche Dame
Zu ihrem Gemale ſich,
Und ſpricht mit ſanfter Stimme
So ernſt und feierlich:

„Ihr habt es nun erfahren,
Daß nicht aus Wohl und Weh,
Daß aus gar himmliſcher Rührung
Die ſtille Thräne entſteh'.

„Drum fragt mich nicht, wenn ich weine,
Und ſchließt nicht gleich auf Schmerz;
Die ſtill geweinte Thräne
Erhebt und erleichtert das Herz.

„Seht hin auf die Blume des Thales,
An friſchem Thaue ſo reich,
Wohl glänzt der Thau ihr im Buſen,
Doch beugt er ihr Haupt zugleich.

„Da kommen die Sonnenſtrahlen
Die Kinder des Himmels, daher,
Sie ſaugen den Thau aus der Blume,
Und ſie ſtehet gebeugt nicht mehr.“

Johann Schön.

Aline.

(Novelle in Romanzen, von Krug v. Nidda.)

I.

Luſtig, meine Muſenpferde,
Flügelt mich in leichter Luft!
Laßt Europens kalte Erde,
Seine alternde Gebehrde,
Hinter Euch im Dämmerduft;
Spannt der Ew'ge ſeine Himmel
Doch um alles Weltgewimmel!

Und die heim'ſchen Küſten ſchwinden
In Atlantis blauem Schooß;
Goldne Sternenlichter zünden
Sich in allen Aethergründen,
Und die Nacht wird grauenlos, —
Ringsum mit belebten Mienen
Scherzen Nixen mit Undinen. —

Doch wohin, ihr tollen Läufer,
Stachelt euch verwegner Muth?
Stang' und Zügel voller Geifer,

Paart euch euer feur'ger Eifer
Noch zuletzt mit Thetis Brut!
Seht ihr nicht in luſt'gem Reigen
Inſelland der Fluth entſteigen?

Doch nur Eines unter Allen
Reitzt ausſchließlich meinen Blick;
Wie des Himmelsſchooß entfallen,
Roſenwolken drüber wallen —
Ha, du biſt es Martinique!
Du die Blühende und Hehre,
Perle im atlant'ſchen Meere!

Und allmächtig angezogen
Von St. Pierre's geprieſ'ner Bucht —
Die in wilden Meereswogen,
Oft vom Sturmesgeiſt betrogen
Manch' zerſchelltes Schifflein ſucht —:
Landet' ich nach heft'gem Rennen,
Wahrlich auch zerſchellt zu nennen!

Einen Wunſch nur mocht' ich hegen,
Gute Herberg' über Nacht!
Sieh', da führte Gottes Segen

Mir ein Negerweib entgegen,
Schwärzer, denn ein Kohlenſchacht;
„Kannſt' mir“ — thät' ich emſig fragen —
„Nicht das nächſte Wirthshaus ſagen?“

„ „Nicht das nächſte nur, das beſte,
Fremdling, ſey Euch aufgethan!“ “
Sprach die Schwarze. „ „Edle Gäſte —
Wie auch immer ihr Gebreſte —
Werden allwärts gern empfahn!
Schaut, im Türkenhof da drüben,
Will ich ſelbſt euch Gaſtrecht üben.“ “

Und ein Ruf aus ihrem Munde
Durch die Halle, keck und kühn,
Gab mir flugs gewiſſe Kunde:
Daß die Schwarz' im Türkenbunde
Strenge Wahrheit mir verliehn.
Sey's! Bewirthung und Markeure
Machten ihrer Herrinn Ehre.

II.

„Das nenn' ich doch ein Feenland!“
Sprach ich in meinem Herzen,
Als erſt bei Tageskerzen

Ich mich dem Lagerbann entwand.
„Ihr Wirth' in manchen deutſchen Staaten,
Die Mohrinn gibt euch aufzurathen!“

Wie nur das häßliche Geſicht
Zu dem Beſitz gelangte?
Dacht' ich, und dennoch bangte
Mir vor dem ſeltſamen Bericht,
Als Frau Huala, wie gerufen,
Sich räuſpernd meldet' auf den Stufen.

„Entſchuldigt“ — ſprach ſie — „werther Gaſt,
Wenn ich zu früh euch ſtöre!
Doch Zeit hat immer Ehre!
Auch — mein' ich — pflegtet ihr der Raſt
Zur Noth genug, um ſonder Grauen
An meinem Gruß euch zu erbauen!“

„„Recht gern, Frau Königinn der Nacht““ —
Verſetzt' ich — „„will ich Ihnen
Mit meinen Ohren dienen!
Nahm ich doch dankbarlich in Acht,
Wie jedem Wunſch, kaum erſt entglommen,
Ihr zarter Sinn zuvor gekommen!

„ „Denn eben ſprang die Frage mir,
Wie geſtern ſchon, entgegen:
Woher ſo reicher Segen
Wohl unter Ihrem Mond-Panier?
Da doch fürwahr in Chriſtenreichen
Nicht zu beliebt dies Türkenzeichen!“ “

„Das nun wohl nicht! im Gegentheil“ —
Sprach Jene unumwunden —
„That Manches ſich bekunden
Wohl zu der Muſelmannen Heil;
Auch leſ't Ihr ja auf meiner Fahne:
Serail zur freundlichen Sultane!

„Und Letzteres mit gutem Grund —
Denn ſollt' ich Euch berichten
Die ſeltſamen Geſchichten,
Verknüpft mit dieſem Türkenbund:
Mylord, es wäre Jammerſchade —
Ihr ließet Thee und Chokolade!“

„ „Ei Chokolade her und hin!
Wollt, Dame, doch erkennen
Mein wißbegierig Brennen

[illegible]

Nach irgend Neuigkeitsgewinn!
Zähl' ich mich doch mit ſondrer Ehre
Zu Deutſchlands Novelliſtenheere." "

„Reſpect!" — verſetzte ſie bewegt —
„So ehrenwerthem Stande.!
Der leider hier zu Lande
Nur ſelten reife Früchte trägt!
Doch Euch zu Gunſten will ich's wagen,
Mein Mährchen ehrlich vorzutragen!"

III.

„Weiblein ſind überall ſich gleich,
Schier unter jeder Zone!
Schwarz, farbig, dürftig oder reich,
In Hütten wie am Throne!"
Sprach Frau Huala lobeſan,
Und ließ ſich häuslich nieder:
„Fühlt drum zu ſtreng nicht auf den Zahn
Der Heldinn meiner Lieder!"

Vor Jahren blüht' an hieſ'gem Ort —
Der Abkunft nach Creole —
Ein Fräulein, reitzend auf mein Wort,
Vom Scheitel bis zur Sohle;

Schlank um die Taille, zart und lind,
Bezaubernd Blick und Miene,
Im Tanz ihr Füßchen wie der Wind,
Ihr holder Nam', Aline!

Kaum erſt zwölf flücht'ge Sommer alt,
Doch ſchon für funfzehn ſcheinend, —
Hoch ausgebildet von Geſtalt —
Von Auge nicht verneinend:
Erſah die kluge Mutter wohl
In regem Herzensdrange,
Daß ſie dereinſt bei dieſem Kohl
Manch' leck'res Häslein fange. —

Nun lebt' im neuen Babylon,
Paris, dem Stolz der Franken,
Der Schlauen noch ein Schweſterſohn —
Schnell faßt ſie den Gedanken:
Ihr holdes Lindchen, ſonder Zag
Zu Schiffe ihm zu ſenden,
Um dort gewiß in Jahr und Tag
Ihr Aeuß'res zu vollenden.

„Ihr Aeuß'res nur?" — fallt ihr mir ein —:
Nun ja mein Herr, was Wunder?

Verſteht ſich, daß in blankem Schrein
Gewiß kein ſchlechter Plunder!
Iſt nur die Schale nett am Ei,
So ſchließt man billig weiter, —
Doch Innen Gold und Außen Blei,
Verſchändet Roß und Reiter!

Nur Etwas lag der Mutter ſchwer
Noch im bewegten Herzen:
Wird auch ihr Kind auf wildem Meer
Ihr Höchſtes nicht verſcherzen?
Doch ſey's auch, daß ſo Glück als Kunſt
Sie aller Fahr entledigt,
Wer ſteht ihr ein, daß Hymens Gunſt
Sie je dafür entſchädigt?

„Wohl wahr!" verſetzt' ich, als um Rath
Sie einſt mir angelegen,
Die ich — bekannt im Inſelſtaat —
Mein Brod auf manchen Wegen,
Durch Wiſſenſchaft und Schwänke fand,
Dekokt' und Tränke braute,
Wahrſagte aus der flachen Hand
Und nach den Sternen ſchaute.

„Doch ſo ihr Glauben habt, Madam —
Sprach ich, ſie zu bekehren —:
„Sollt ihr, und wahrlich ſonder Scham,
Alinens Zukunft hören!
Ich ſtell' euch einen Spiegel auf,
Wenn ihr den Blick nicht ſcheuet;
Ja keinen Deut nehm' ich in Kauf,
So's jemals euch gereuet!"

Der Vorſchlag fand ein willig Ohr, —
Wie möcht' er's auch nicht finden?
Stand doch kein Hinderniß bevor,
Ein Licht ſich anzuzünden!
Drum ward das große Werk ſofort
Berathen und erwogen,
Und — ſonder Ruhm — von Wort zu Wor
Vom Schickſalsgeiſt vollzogen.

„Alinchen!" — ſprach ich — „Eure Hand
Trägt königliche Zeichen!
Euch blüht im fernen Morgenland
Ein Glück ſchier ſonder Gleichen!
Ja wenn ihr nicht mit kind'ſchem Trutz
Selbſt wollt in Sümpfe bauen,

Gelangt Ihr unter Proteus Schutz
Zum höchſten Rang der Frauen!“

Par bleu! wie leckerte das Kind
Nach ſo verbotner Speiſe!
Ja nach dem Haſen lief's geſchwind
Erforſchend: wenn die Reiſe
Wohl nach Marſeille, Genug
Oder Toulon beginne? —
Und fertig lag ein Fahrzeug da,
So ganz nach ihrem Sinne.

Alsbald ward Sack und Pack geſchnürt,
Und dem Marſeiller Maſter
Die ſchöne Braune zugeführt, —
Auch manches Stück Piaſter
Für Koſt und Pflege ihm gewährt,
Für Fräulein und für Bonne,
Damit, auch fern vom Heimatherd,
Sie ſich in Wohlſeyn ſonne.

Und pfeilſchnell flog das Waſſerhaus,
Das Glück am Bord, von hinnen;
Verhöhnend Wog' und Sturmgebraus
Mit muthigem Beginnen.

Die Mutter jammerte wohl ſehr,
Aline ſcherzt' und lachte, —
Ob der Delphinen wildes Heer
Ihr denn kein Grauen machte? —

„Nun mag ſie fahren ungeſtört
Indeß wohl hundert Meilen —“
Brach Schwärzchen ab — „Zeitkürze wehrt,
Jetzt Alles mitzutheilen!
Doch Nachmittags, ſo's Euch gefällt“ —
Schloß ſie mit holdem Neigen —
„Hoff' ich ſie in der alten Welt
Euch wiederholt zu zeigen!“

IV.

„Wir ließen heut auf hohem Meere“ —
Fuhr die Erzähl'rinn Abends fort —
„Alinen ſonder Schutz und Wehre
Nur in des Himmels ſichrem Hort;
Doch welcher treuern Huth auf Erden
Mag männiglich empfohlen werden?

Drum ging auch lange gut und glücklich
Die weite Reiſe, ſonder Graun,
Und Jeder hoffte augenblicklich

Europens Küſtenland zu ſchaun,
Das hoch vom Maſtgebälk ein Knabe
Schon angedeutet mit dem Stabe.

Doch anders war's von dem erwogen,
Der menſchliche Geſchicke lenkt:
Wie Falken, kamen angeflogen
Zwei Barbaresken nah verſchränkt;
Ja eh' der Schiffherr ſich's verſehen
War's ſchon um Mann und Maus geſchehen;

War ſchon das Schiff in Schlepp genommen,
Als freies Kapergut erklärt,
Von wilden Mohren flugs erklommen
Mit hochgeſchwung'nem Sichelſchwert;
Und Alles, Fremde und Matroſen,
Gefeſſelt in den Raum geſtoßen.

Denkt, Edler Herr, ſo zarte Blume
Als Schön-Allinchen — lebenslang
Gepflegt in Florens Heiligthume
Von mütterlichem Liebesdrang:
Und nun vermengt mit Jung und Alten
In dunklem Käfig aufbehalten?

Doch, leichtes Blut hilft Vieles tragen,
Und Thränen machen drum nicht blind!
Schon nach zwei kummervollen Tagen —
Verfolgt von friſchem Segelwind —
Sah man, wiewohl in Feindesbanden,
In Algiers Hafenbucht ſich landen.

Doch kaum vor einer Fahr geborgen,
Stand ſchon ein neues Uebel nah;
Indem Alin' am andern Morgen
Sich käuflich ausgeboten ſah, —
Und Jud' und Maur' die ſchöne Braune
Beäugelten mit lecker Laune.

Ein günſt'ger Stern indeß verhängte
Erträglich Loos dem armen Kind:
Ein Kaufherr, der durch's Volk ſich drängte,
Sah und erlöſte ſie geſchwind,
Als Freund von ſchönen Novitäten,
Ohn' irgend ihr zu nah zu treten.

Das Eine, was von Zeit zu Zeiten
Man ihr als Dienſtpflicht übertrug,
War, ihren Gönner zu begleiten,

Wohin er auch ſein Zeltdach ſchlug, —
Da er, wohl nirgends angeſeſſen,
Fernaus beſuchte alle Meſſen.

Und wenn er Perlen und Juwelen
Faſt aufgedrungen aller Welt,
Ward, Reich' und Arme zu beſeelen,
Alin' als Firma ausgeſtellt;
Und falſche Steine und Kameen
Bezahlten dann ſich unbeſehen.

So trieb in Smyrna's Bazarhallen
Er ſein Geſchäft mit vielem Glück,
Indeß der Fama es gefallen,
Alinens eignes Mißgeſchick —
So wie den Herrn, der ſie erſtanden —
Zu melden vielen Chriſtenlanden.

Da mocht es denn ſich leichtlich ſchicken,
Daß Frankreichs Conſul, *) (angeſehn
In Smyrna) kaum ſie thut erblicken
Die junge Sclavinn, wunderſchön —
Als auch ſchon Weiſungen ihm kamen,
Mit ihrer Schilderung und Namen.

---

*) Ein daſelbſt reſidirender Handels-Conſul.

Vermeldend: daß, ſie auszulöſen
Aus ihrer düſtern Sclaverei,
Ihr Vetter zu Paris im Böſen
Und Guten gleich erbötig ſey;
Der Conſul wolle nur ſich mühen,
Sie ſelber erſt in Rath zu ziehen.

Das that er denn auch wie wir glauben,
Doch Linchen ſchüttelte den Kopf:
„Ei ſeht doch" — ſprach ſie — „flügge Tauben
Fängt Jeder gern für ſeinen Topf!
Wollt, Herr, dem klugen Vetter ſchreiben:
Ich wünſche, wo ich ſey, zu bleiben!

„Zumal ein Traum mir erſt ganz neulich
Beſtätigt, was mir längſt bekannt:
Daß mir ein Wechſel, hocherfreulich,
Beſchieden iſt im Morgenland,
Den ich, um eine ganze Heerde
Verwandter, nicht verſcherzen werde!"

Der Franzmann ging beſchämt von dannen,
So ſtarken Gründen wich er gern —
Blieb ihm ſchon räthſelhaft: von wannen

Ihr funk'le alſo günſtiger Stern, —
Der Thor! Als ob erwählte Frauen
Nicht auch dem Glück etwas vertrauen?

Und wahrlich, eh drei Tag' entflohen,
War ſchon ein wicht'ger Schritt gethan:
Ein edler Türk', aus Stambuls hohen
Paläſten, wandelnd auf dem Plan
Des Markts, ſah unter ihren Truhen
Alin', als ſchönſtes Kleinod, ruhen.

Ihr Auge traf das ſein', und Flammen,
Die ihn verzehrten ſchlürft' er ein:
„Mag" — rief er — „Allah mich verdammen
Zu namenloſer Höllenpein;
Ja ewig mich ſein Zorn verderben,
Kann ich nur dieſer Huld erwerben!"

Er ſprach's, und bot manch' ſchweren Beutel
Alinens abgelebtem Herrn,
Der dachte: Iſt doch Alles eitel —
Nur Gold allein des Lebens Kern!
Drum trennt' er ſich von einer Waare,
Verlierend ſchier von Jahr zu Jahre

Doch was Almanſor von ihr heiſchte
(Ihr neuer Herr), geſchah drum nie!
Klug ihn umgehend, ſchmeichelnd, täuſchte
Sie ihn mit mächt'ger Phantaſie;
Das Ziel, das ihr im Herzen lebte
Des Türken Hoffahrt nie erſtrebte!

Wohl aber, daß nach Stambuls Hallen
Der Thor ſie eilends abgeführt,
Ließ unbeſorgt ſie, ſich gefallen —
Sah ſie doch wunderlich berührt,
Vom Geiſt der Zukunft tief ergriffen,
Sich hier zum letzten Hafen ſchiffen.

Ja, als man früh genug erſchaute
Die Kaiſerſtadt in aller Pracht,
Ihr Blick von ſüßen Thränen thaute,
Zu höherm Leben ſchier erwacht:
„Almanſor!“ — rief ſie — „Nun und nimme
Sah ich ſo reichen Erdenſchimmer!

„Ha, welche hochgeſchlanke Thürme
Mit ew'gem Palmenlaub umhüllt,
Umfluthet von des Meeres Schirme —

Verdoppelnd das geliebte Bild!
Wer doch in dieſem Irrgewinde
Von Reichthum, Fried' und Freude ſtünde!"

Almanſor ſah ſie an, und meinte,
Sie heb' ihr Aug' ein wenig hoch!
„Manch Fräulein" fuhr er fort — „beweinte
Hier ſchon ein Glück, das ſie betrog!
Denn wiß', in ungeſchminkten Worten:
Du ſiehſt des Harems goldne Pforten!

„Wo Mahmud, unſer mächt'ger Kaiſer,
Mit ſeiner Frauen Unzahl lebt,
Und ſie in jene goldnen Häuſer
Lebendig vor der Welt begräbt,
Um ſeiner Neigung Schmeicheltücken
Vor Aller Augen zu entrücken!"

„„Unmöglich, Herr,"" — verſetzt Aline —
„„Begreif' ich, was Ihr da erzählt,
Rückt Ihr nicht näher an die Bühne,
Wo zarte Frau'n man alſo quält;
Um ſo verfänglichen Ideen
In Euern Armen zu entgehen!""

„Nun denn" — beſchloß nach kurzem Sinnen
Almanſor — : „unter dem Beding
Dein herzlich Lieben zu gewinnen,
Acht' ich das Aeußerſte gering!
Du ſollſt, eh noch drei Tage grauen,
Des Harems Zaubergärten ſchauen!"

Doch Mylord — fiel Huala plötzlich
Sich in die flotte Rede ein — :
Dünkt irgend Euch mein Schwank ergötzlich
Und fähig Milzweh zu zerſtreun,
So wollt auch gütigſt Euch bequemen,
Den Schluß erſt morgen zu vernehmen!

„Denn eben hör' ich, daß man außen
Im Wirthſchaftszimmer mein begehrt,
Und immer ſetzt's Verdruß und Flaußen,
Gibt man in fremde Hand das Schwert;
Drum will's den klügſten Frau'n nicht glücken
So Geiſt, als Leibeskoſt beſchicken!" —

V.

„Seht, Mein Herr, ich halte Wort!"
Sprach Huala: „Nach Gebühren
Willens, in der Wünſche Port

Heut Alinen zu buchſiren!“ —
Und, kein Wörtchen zu verlieren,
Sucht' ich eilends meinen Ort.

„Bald — begann ſie — war die Zeit
Bis zur Haremsſchau verlaufen,
Und Aline, hocherfreut,
Wählt' aus ihres Schmuckes Haufen —
Ihren Reiz nicht auszukaufen —
Vorſätzlich das ſchlecht'ſte Kleid.

Doch der ſchönſte Schleier fiel
Um die wunderholden Züge,
Die der Winde loſes Spiel,
Wie in ätheriſcher Wiege,
Mit verräth'riſchem Gewühl
Leicht entſchleierte zur Gnüge.

Sicher war ſie, daß, ſofern
Solch ein Luftzug ihr gewogen,
Sie der Türken hohen Herrn
Fehllos um ſein Herz betrogen,
Der nach ſchönen Kindern gern
Spannte ſeines Auges Bogen.

Doch Almanſors feiner Sinn,
Eiferſucht und Lieb'erglühen,
Fürchtete, nicht viel Gewinn
Aus der Haremsſchau zu ziehen;
„Sieht er ſie, ſo iſt ſie hin —
Und zu ſpät dann ihr Entfliehen!“

Alſo ſprach er — wohlbekannt
Mit des Sultans Liebesſchwächen —
Als er ſchnell ein Mittel fand,
Seinen Kummer zu verflächen:
Auch an fernſtem Küſtenland, —
Dacht' er — iſt gut Roſenbrechen!

Drum im nahen Bosphorus
Ward ein Fahrzeug flugs gedungen,
Vom Verdecke bis zum Fuß
Rings mit Teppichen umſchlungen;
Und Alinen der Genuß
Einer Luſtfahrt aufgedrungen.

„Laß dich, Kind, zu Waſſer heut,
(Sprach er) nach dem Harem führen;
Denn der Landweg iſt zu weit,

Auch verſperrt durch Thor' und Thüren!"
Und Aline, ſtill bereit,
Räth, ſich ja nicht zu geniren.

Doch kaum ſtieß die Barke ab
Nach der Dardanellenpforte,
Als ihr war, als ob das Grab
Sie verſchläng' in dunklem Porte;
Ja Almanſor ſelber gab
Seiner Hinterliſt nun Worte.

Denn recht ſchadenfreudig ging
Ihm ſein Mund von Spotte über:
„Hold Alinchen, eben fing
Sich im Garn ein ſchlauer Biber!
Wiſſe: Eh ſiehſt du die Tiber,
Als des Harems Zauberring!

„Nein, Mein Schatz! ſo thörig pflegt
Nimmerhin der Freund zu handeln;
Was mit Lieb' er ſtill gehegt,
Selbſt in Gift ſich zu verwandeln;
Wahrlich, keine ſüßen Mandeln
Man ins Neſt der Krähe legt!"

Hätt' er irgend ſchonend zart
Seine Hinterliſt verkleidet,
Möglich, daß nach Mädchenart
Sich Aline deß beſcheidet;
Doch kein Weib, das Hohn gewahrt,
Ihn ganz ungerächt erleidet!

Drum erhob ſie, ſonder Scheu,
Auch ein überlautes Jammern:
„Weh o weh der Tyrannei,
Die mich quält in dumpfen Kammern!
Selbſt den Tod könnt' ich umklammern,
Macht' er mich nur kettenfrei!

„Doch gewiß es ſoll dir nicht,
Böſer Spielverderber, frommen!
Alles wird dereinſt ans Licht
Zu des Sultans Ohren kommen;
Wie du mir den Troſt genommen,
Selbſt zu ſchaun ſein Angeſicht!"

„ „Wer übt ſolche Büberei?" "
Rief von außen eine Stimme,
Allgewaltig wie der Leu'

Aus des Bergwalds dunkler Krümme:
„ „Jedem ſteht mein Anblick frei!
Jeder zittre meinem Grimme!“ “

Und kaum war der Ruf geſchehn,
Dem Almanſor jäh erbleichte,
Als bei lautem Feſtgetön
Eine Gondelſchaar ſich zeigte,
Draus der Sultan rieſig ſchön
Sich dem Paar entgegen neigte.

Wider alle Hofesart
(Sicherlich ſeit Jahr und Tagen)
Thät ihm eine Waſſerfahrt
Heut im Marmormeer behagen, —
Und Almanſor war geſchlagen,
Eh den Feind er nur gewahrt.

Denn Aline ſah empor
Schmerzverklärt durch ihre Schleier,
Und der leichte Silberflor
Schmolz vor ihrer Augen Feuer:
„Gnade“ — rief ſie — „Mein Befreier,
„Stern, den längſt ſchon ich erkohr!“

Und des Sultans ſtolzes Haupt
Färbte ſich in Zorn und Minne:
„Mann, welch Weib haſt du geraubt?“
Rief er mit erregtem Sinne —
„Werth, daß ich ſie ſelbſt gewinne,
Daß ſie Kronengold umlaubt!“

Und ſofort mit eigner Hand
Führt' er ſie an ſeine Seite,
Bis am bald erreichten Strand
Er im feſtlichen Geleite
Sie, die glücklichſte der Bräute,
Seinem Harem zugeſandt.

Finſter ſah Almanſor nach,
Bis ſie ſeinem Blick entſchwunden,
Und ſein heißes Herz ihm brach,
Daß er ſelbſt die Gluth entzunden,
Die ſo tiefe Schmerzenswunden
Ihm gebrannt am heutgen Tag.

Hätt' er ihren Wunſch gewährt,
Sie den Harem ſchauen laſſen,
Ruhig wär' ſie heimgekehrt,

Kaum beachtet auf den Gaſſen, —
Doch gemeint, ſie ganz zu faſſen,
Er auf immer ſie entbehrt! —

„Und Aline?“ — Nur Geduld,
Wertheſter! Als Favorite
Hielt ſie ihres Sultans Huld
Sichrer in des Glückes Mitte,
Als ich einſt — auf ihre Bitte —
Prophezeiht, nicht ohne Schuld!

Unterdeß war manches Jahr
Ihrer Mutter hingegangen,
Kinderlos und freudenbaar,
Voll von ſchmerzlichem Verlangen:
Ob Alinens Roſenwangen
Irdiſch Glück beſchieden war?

Viele hielten ſie ſchon todt,
Andre gaben ſie verloren —
Als einſt hell wie Morgenroth
An des Hafens Felſenthoren
Sich ein ſchönes Schauſpiel bot,
Das uns plötzlich neugeboren:

Denn ein ſtolzer Maſter drang,
Unter fremdem Halbmond-Zeichen
Und gewaltgem Zimbelklang,
Aus den fernſten Waſſerreichen,
Deſſen Mannſchaft, ſonder Gleichen
Stattlich, ans Geſtade ſprang.

Und der Führer frug ſofort
Nach Allinens Vaterhauſe,
Deß belehrt kehrt' er an Bord, —
Doch nach einer kurzen Pauſe
Macht er die verwaiſte Klauſe
Schier zum höchſten Freudenort.

Denn, von unſchätzbarem Werth
Ließ er ganze Waarenballen —
Von der Tochter ihr verehrt —
In den Schooß der Mutter fallen,
Ja von lautem Paukenſchallen
Ward das Haus faſt umgekehrt.

Kündend, daß Allinens Stern
Sie zur Sultaninn erhoben,
Herrſcherinn des größten Herrn

Auf dem alten Erdengloben;
Doch trotz manchen ſchweren Proben,
Noch von Stolz und Hoffahrt fern! —

Und nachdem das Mütterlein
Sich im Wonnethau gebadet,
Traf auch mich der Ehrenreihn,
Ward auch ich gar hoch begnadet —
Meiner Schwärze unbeſchadet,
Schier verklärt von Morgenſchein.

Denn zum Lohn für meine Kunſt,
Die Allnen einſt verrathen
Ihres ſpätern Glückes Gunſt,
Dankte ſie mir durch Dukaten,
Die in allen Erdenſtaaten
Wahrlich mehr als nichtger Dunſt!

„Seht, mein Herr, das iſt der Grund —
Der bewegendſte von Allen; —
Daß Halbmond und Türkenbund
Mir als Gaſthausſchild gefallen;
Beſſer ſchier als Löwenkrallen
Stier, Hyäne oder Hund!

„Ja, gleich mir vom Glück bedrängt,
Hat ſelbſt Sultaninn Aline
Andre Firma ausgehängt
Auf der neuen Thatenbühne, —
Doch Walidens Herrſchermiene
Nicht Alinens Herz beengt!“

VI.

So endete in raſcher Wendung
Huala ihren Mährchenſang,
Der mir je näher der Vollendung —
So einfach immer ſeine Wendung —
Nicht unzart in die Seele klang;
Da er der Wahrheit kalten Boden
Umhaucht nur mit der Dichtung Odem.

Drum dankt' ich denn auch, wie man immer
Nur einer Schwarzen danken kann;
Doch bei des nächſten Morgens Schimmer
Verließ ich ſtill mein kleines Zimmer,
Und fand mein luſtiges Geſpann, —
Das mich, gleich ſchnell als vor drei Tagen
Durch's Meer der Lüfte hingetragen. —

Leicht war nun freilich eine Reiſe
Und ohn' ein Wunder abzuthun,
Die, keineswegs im Wolkengleiſe,
Sich nur im wohlbekannten Kreiſe,
Gedreht um meines Lagers Dun;
Wo mir der Traumgott die Geſtalten,
Hier nachgeſpiegelt, vorgehalten,

Die ich dann auch dem Blick der Frauen
Beſcheidentlich zur Schau geſtellt,
In zuverſichtlichem Vertrauen:
Daß man bei näh'rem, ernſt'rem Schauen
Dem Dichter wohl zu Gute hält,
Was ſeine Referentinn leider
Verhüllt in allzu luſt'ge Kleider!

Wahlverwandtſchaft.

Horch, welch Flüſtern in den Zweigen,
Liſpelnd ſich die Blüthen neigen,
Und geheimnißvolle Klänge

Aus der Blumen Luſt-Gedränge
Leis und traulich mich umweh'n! —
Ja wohl kann ich euch verſteh'n.

Denn es zieht mich zu euch nieder,
Und die traulich ſtillen Lieder
Halten mich ſo ſüß umfangen,
Und mit heißem Sehnſuchts-Bangen
Sink' ich an der Erde Bruſt,
Fühl' ich namenloſe Luſt.

Und ſie ſcheint mir dann zu ſagen:
„Komm, ich ende deine Klagen,
„Flieh zum treuen Mutterherzen;
„Komm, ich ende deine Schmerzen,
„Findeſt Ruh' in meinem Schooß,
„Wenn mein Arm dich ſanft umſchloß.

Ja, wohl möcht' ich dann verſinken,
Wenn die Mutterarme winken;
An dem ewig treuen Herzen
Lindern all die Sehnſuchts-Schmerzen,
Ruhen in dem kühlen Schooß,
Aller bangen Sorgen los. —

Sieh, es ſtrahlt im hehren Glanze
Mit dem ew'gen Sternenkranze
Ernſt und ſtill der Himmel nieder;
Und es regt ſich ſehnend wieder
In der nimmer ruh'gen Bruſt
Nach der fernen Himmelsluſt.

Und zum reinen Himmels-Bogen
Fühlt der Geiſt ſich hingezogen,
Will der Hülle raſch entſchweben,
Nach der Heimath iſt ſein Streben;
Wenn der Stern der Liebe glüht,
Es ihn mächtig aufwärts zieht.

Und von dieſem Doppelſehnen
Kann die Bruſt ſich nie entwöhnen,
Fühlt das Herz ſich ſtets erfüllet,
Bis es einſtens wird geſtillet:
Wenn den Leib die Erd' umhüllt,
Himmelsluſt den Geiſt erfüllt. —

Ferdinand Wolf.

Madonna della Sedia.

(Bei plaſtiſch-mimiſcher Darſtellung des Gemähldes.)

Er ſah, beleuchtet von der Morgenſonne,
Ein junges Weib mit himmliſchem Vergnügen
Den zarten Säugling auf dem Schooße wiegen;
Da ſchuf im Feuer der Begeiſtrungswonne

Sein Zauberpinſel auf dem Bret der Tonne,
Indeß, gefeſſelt von den holden Zügen,
Im nahen Baum die Nachtigallen ſchwiegen,
Daß ſüße Bild der heiligen Madonne.

Was Raphael in jenen Frühlingsſtunden
Dem Leben ſtahl, damit es ewig bliebe,
Das Wonnebild der mütterlichen Triebe,

Es grüße, Theure, dich — mit dir verbunden
Hab' ich ja ſeinen Reitz erſt recht empfunden —
Es grüße dich als Bothe meiner Liebe.

W. Gerhard.

Die Schöne als Mond.

(Aus dem Perſiſchen.)

Iſt ſie ein Mond, wer hat geſehn
Des vollen Monds Geſicht ſo ſchön?
Ein voller Mond iſt ſie an Wonne,
Doch ſtrahlt aus ihrem Aug' die Sonne.
Mein Liebchen iſt ein Mond — jedoch
Steht ſie, wie die Cypreſſe, hoch.
Ein Mond iſt ſie wohl dem Gedanken;
Doch ſeh' ich ſie wie Pinien ſchwanken.
Bey Gott, wenn ſie erſcheint als Mond,
Wer iſt der Mann, der in ihr wohnt?
Auf ging der volle Mond ganz munter,
Er ſah ſie — ging beſchämet unter. —
Ich bin aus Gram gebrochner Hanf,
Vom Mond wird weiß gebleicht der Hanf,
Sie iſt ein Mond — wenn Monde handeln,
Und Ceder — wenn die Cedern wandeln.

Joſ. v. Hammer.

Huldigung den Frauen!

Erzählung von Ludwig Halirſch.

1.

Atracura.

Ich war ein junger Springinsfeld, als ich von der Univerſität nach der Reſidenz zog, um dort unter Oheim Strömfeld meine Carriere zu beginnen.

„Huldige den Frauen!“ ſchrie mir der Senior, mein Herzbruder, nach, der mich ein gutes Stück Weges begleitet — „auf daß es dir wohlgehe auf Erden, und du nicht ſitzen bleibeſt, ein bemooſter Burſche wie ich!“

Da hat's gute Wege, dachte ich, meinem Rappen die Sporen gebend, und ſelbſtgefällig vor mich hin lächelnd. Zugleich baute ich allerlei Pläne in den Nebel der Zukunft hinein, daß mein Herz denſelben ſcharfen Trab zu laufen anfing, wie mein Roß. Der Hochmuthsteufel kitzelte mich nehmlich gewaltig, und ich vermeinte nichts weniger, als binnen ein paar Jahren vermöge meines Geiſtes und Leibes, die mir beide höchſt wohlgeſchaffen dünkten, im Warmen zu ſitzen.

Du biſt jung, apoſtrophirte ich mich ſelbſt, du haſt deine geraden Glieder, du verſtehſt über alles zu ſchwatzen, wie das Converſationslexikon, du trägſt einen Sack voll Complimente für die Weiber, und einen detto voll Politik und Philoſophie für die Männer mit dir; du biſt ein Dichter — hier erhob ich mich höher im Sattel — woran kann's dir alſo fehlen? — va banque — ſchrie ich jetzt laut auf — ich pointire mit dieſen Eigenſchaften gegen das Schickſal und ich gewinne!

„Hoho, junger Menſch, nicht ſo hitzig!“ wiſperte hier mein böſer Dämon, Atracura *), der ſich hinter mich auf meinen Rappen unſichtbar poſtirt hatte — „ich nehme dich beim Worte und du wirſt verlieren. Hochmuth kommt vor dem Falle!“

Aber die warnende Stimme verklang in ſich ſelbſt, und ich ſprengte mit ſtolzem Uebermuthe weiter.

2.

Die Arche.

Das erſte Hotel in der Reſidenz nahm mich auf, und nach einer Stunde vor dem Spiegel, durch den ich mich, der ſchönen Mühmchen wegen, von denen ich

---

*) Post equitem sedet atra cura.

ſchon Vieles hatte flüſtern gehört, ſo ziemlich nach der neueſten Mode adoniſirte, ſchellte ich ſanft und ſachte an Onkel Strömfeld's Hausthüre.

Ein Engelsköpfchen guckte mir, ſchalkhaft lächelnd, durch das Glasfenſter entgegen.

„Aha!" dachte ich, und fragte dann mit möglichſtem Tenor — „ſind der Herr Juſtizrath zu Hauſe?"

Die Antwort war verneinend, doch verſprach man ſeine baldige Rückkunft, und bat mich, inzwiſchen einzutreten. „Deo favente!" Hoffentlich, flüſterte ich geckenhaft zu mir ſelbſt, und hüpfte alsbald mit zierlichen Ecoſſais-Schritten in das Heiligthum.

Eine zweite Arche Noäh, in der's von allerlei befiederten und unbefiederten Thieren wimmelte, nahm mich auf. Canarien und Zeiſige umflatterten mein Haupt; Nachtigallen und Rothkehlchen ſchmetterten mir entgegen; ein einſamer Spatz pfiff dazwiſchen den Alexander Marſch; zwei alte Möpſe bellten mich zänkiſch an; ein Pudel knurrte von der Seite und wies mit die Zähne; in einer Ecke aber ſpann eine ſchwarze Katze, und glotzte mich mit den grünen Augen hexenhaft an.

Da verlor ich die Contenance. Von jeher hatte ich eine ſeltſame Apathie gegen dieſe Thiere, die mein zartes Dichtergefühl auf das Aeußerſte beleidigten. Kein

Wunder alſo, wenn ich darüber die Hausfrau, welche ſich ſo eben vom Sopha erhob, um mir entgegen zu kommen, vergaß, und in ſchneller eiliger Flucht einen der Möpſe ſchmerzlich lädirte, und ein Rothkehlchen zertrat.

Das Unglück war geſchehen. De- und wehmüthig flehte ich um Pardon; doch man hörte mich nicht. Madame wiegte den winſelnden Mops bekümmert auf ihrem Schooße, das Fräulein weinte ſüße Thränen über den Leichnam des geliebten Vögelchens, mir aber flüſterte Atracura zu: „So huldiget man nicht den Frauen!“

Inzwiſchen nahm ich mich wieder zuſammen. „Vergebung, meine Gnädigen,“ begann ich zerknirſcht, „jene Teufelsbrut iſt an allem Unheil ſchuld!“ Ich wies dabei auf bemeldete Katze.

„Wie? Was? Meine Mimi eine Teufelsbrut? Abſcheulicher!“ ſchrie Madame, mir wüthende Blicke zuwerfend.

„Nicht doch!“ entgegnete ich ſchnellgefaßt — „ich meinte jene bärbeißige Beſtie, die meine Waden bedrohte“ — ſomit ſollte mir der arme Pudel aus der Verlegenheit helfen.

„Sie ſind wohl nicht recht bei Troſte!“ fuhr hier das Fräulein auf — „mein ſanfter Fripon eine bärbeißige Beſtie — gehen ſie uns aus den Augen!“

Da verlor ich die Geduld. „Schöner Anfang!“ knirſchte ich zwiſchen den Zähnen, und verfluchte das Ungeſchick, das mich ſo ſchnell auf dem betrüglichen Meere der Frauengunſt ſcheitern ließ.

3.

Das Döschen.

Jetzt öffnete ſich eine Seitenthüre, und eine ſchlanke Brünette hüpfte herein, der die beiden Damen alsbald die Folgen meiner Tölpelhaftigkeit klagten.

Sie lachte ſchalkhaft, und das gab mir neuen Muth. Mit der ganzen ſiegreichen Grazie, die mir ſonſt alle Weiberherzen gewonnen, näherte ich mich ihr, bat ſie, die Friedensſtifterinn zu machen, und den armen Vetter Carl wieder in Gnaden zu bringen.

„Couſin Carl! Neveu Carl!“ riefen jetzt Alle Drei mit einem Male, ich benützte mein Vetterrecht und der begangene Frevel war über dieſer neuen Entdeckung vergeſſen, beſonders, da ich der Tante den ſchönſten Bologneſer und dem Mühmchen einen Canariſchen Sänger, wie noch Keiner geſehen, zur Entſchädigung verſprach.

Schon glaubte ich nach einer Viertelſtunde, in der ich mein Licht im vollſten Glanze leuchten ließ, wieder Hahn im Korbe zu ſeyn; und als ich der feurigen Nina einen neuen Deſſin zum Sticken gezeichnet, als ich der ſchmachtenden Sephine Agathens Arie aus dem Freiſchützen auf dem Flügel vorgeſpielt, als ich endlich der noch ziemlich grollenden Tante eine ausführliche Beſchreibung von der neueſten Lieferung der Pariſer Modezeitung gemacht hatte, da war ich neuerdings feſt überzeugt, es verſtände Niemand beſſer den Frauen zu huldigen, als ich!

Inzwiſchen ſchlief Atracura keineswegs, und ich ahnete die Demüthigungen gar nicht, die jetzt und in der Folge meinen Stolz auf eine ſo unergründliche Sache erwarteten. — Eben bückte ich mich dienſtfertig, um Sephinen die entfallene Stricknadel aufzuheben — Himmel! — da ſchlüpfte aus meiner Seitentaſche das zierliche Londoner Döschen, aus welchem ich zuweilen heimlich, der Augen wegen, ein Prieschen zu nehmen pflege. Nun weiß Niemand beſſer als ich, wie ſehr jungen Mädchen das Tabakſchnupfen ein Gräuel ſey; ich thue es daher auch immer verſtohlen, und reinige mir die Naſe ſtets mit Eau de Cologne; allein gerade jetzt wollte es mein Unſtern, daß ich entdeckt wurde. Schamroth ſtand ich da. Nina hielt die kleine Verrätherinn bereits in dem weißen Händchen.

„Ich will doch nimmermehr glauben, Couſin, daß Sie Tabak ſchnupfen!“ rief ſie mit allen Zeichen des Abſcheus in dem niedlichen Geſichtchen. „Fi donc!“ accompagnirte ihr Sephine, und beide betrachteten mich mit verdächtigen Seitenblicken.

„Gott bewahre!“ ſtammelte ich verlegen — „Das Döschen iſt für Tanten beſtimmt — echt Engliſche Arbeit — hat mich einen Ducaten gekoſtet — Da ich aber weiß — “

„Was wiſſen Sie?“ fuhr jetzt Tante mit ornrothem Geſichte auf — „Sie werden doch nicht meinen, ich hätte die häßliche Gewohnheit?“

Nun war wieder Alles verdorben. Zwar zeigten ſich deutliche Spuren, daß mein vorgebliches Geſchenk bei Tanten nicht überflüſſig geweſen; aber mußte ich denn merken laſſen, was man nicht bemerkt haben wollte? — O Thor, Thor! Was für ein erbärmlicher Stümper biſt du noch in der Kunſt, in der du ſchon das Meiſterrecht zu beſitzen glaubteſt!

4.

Der Onkel.

Eben hatte ich die verſtimmten Saiten wieder im Schweiße meines Angeſichtes in eine Art von Einklang gebracht, da hörten wir den Onkel im Vorzimmer huſten, und ich eilte hinaus, dem Allmächtigen meine Ehrfurcht zu bezeugen.

„Hier herein!“ rief er nach den erſten Begrüßungen, ſeine Arbeitsſtube öffnend, und mit geſenktem Haupte ſchlich ich nach; denn auf ſeinem feierlichen Geſichte ſtand ein eben ſo feierliches Examen.

„Man hat nun ausgetobt“ — begann er, nachdem wir uns Beide niedergelaſſen — „Man hat libertatem academicam leider nur allzuſtark verkoſtet; man hat höchſte Zeit ſich auf etwas Solides zu verwenden — wozu will man ſich entſchließen, für das politiſche oder juridiſche Fach?“

Am Beſten für keines von beiden, ſeufzte ich leiſe, und laut begann ich mit Pathos: „Lieber Onkel, ich vertraue mich hier ganz Ihrer Leitung, Ihrer Weisheit und Ihrer Erfahrung. Ich bin ein junger Menſch, Sie werden entſcheiden, wozu ich zu brauchen ſey!“

„Bene dixisti!“ ſchmunzelte der Geſchmeichelte.

„Man weiſe uns für's Erſte ſein Abſolutorium, damit wir ſehen, wie es in Theoreticis ſtehe; für eine tüchtige Praxis wollen wir Sorge tragen."

Stöhnend zog ich das Gefoderte aus der Taſche. Der Juſtizrath ſetzte die Brille auf, fing zu leſen an, und ließ vor Erſtaunen und Aerger die Hände ſinken.

Erſt jetzt merkte ich zu meinem größten Entſetzen, daß ich ihm ſtatt des verlangten Zeugniſſes den Anfang eines Heldengedichtes gereicht hatte, das ich, auf den Fall der plötzlichen Begeiſterung, immer bei mir trug.

„Welche Allotria!" rief er, endlich wieder zur Sprache kommend. „Ich glaube gar, man gibt ſich mit derlei zeitverderbenden Dingen ab! Man macht Verſe, ſtatt Juſtinianum zu ſtudiren? Das ginge mir noch ab! Glaubt man auf dieſe Weiſe vielleicht ſein Brot zu gewinnen? Proſit die Mahlzeit! Nicht einmal das liebe hausbackene, viel weniger extrafeines nach dem Euch jungen Herrchen doch der Mund wäſſert!"

„Aber lieber Onkel" fiel ich ihm äußerſt verlegen in's Wort,— „bedenken Sie doch die göttliche Kunſt —"

„Was Kunſt, was göttlich!" unterbrach er mich — eine Kunſt iſt's bei der jetzigen Zeit, ſich und ſein Weib und ſeine Kinder ſtandesmäßig zu erhalten; göttlich iſt's, wenn man von ſeinem Präſidenten ein Wort der huldreichen Erwiederung, der gnädigen Herablaſſung vernimmt. Wodurch aber erlangt man das? He? Etwa durch Verſeſchmieden? Gott bewahre — da wird man höchſtens hinweggejagt! Das erlangt man durch eminente Teſtimonien, durch fleißiges Nachleſen, durch raſtloſes Anſtrengen in Amt und Würde, durch Demuth und Wehmuth, durch Weben und Streben, durch Mühen und Glühen — nicht aber durch einen ſolchen Wiſch!“

Hiermit riß er mein göttliches Heldengedicht mitten entzwei, und ich durfte den Barbaren, der in ſeiner proſaiſchen Extaſe ſelbſt reimte, nicht einmal darum zu Leibe gehen.

„Nehmen ſie, beſter Onkel,“ ſprach ich kleinlaut, indem ich das fatale Abſolutorium aus einer andern Taſche hervorzog, und überzeugen Sie ſich von meinem thätigen Fleiße!“ Atracura flüſterte mir wieder zu: „Was hilft's dir nun, daß du in hundert Journalen ausposaunt wurdeſt — wie eitel iſt doch der Dichterruhm!“

Unterdeſſen wirkte mein ehrenvolles Zeugniß auf den Zorn des Onkels als ein gelindes Mittel; er ließ ſich durch meine Bitten und Verſprechungen beſänftigen, wies mir nach vortheilhaft beſtandenem Examen einſtweilen einen Platz in ſeiner Dicaſterie an, und entließ mich endlich mit der ernſtlichen Ermahnung, künftighin meine Zeit ja nicht mit Alfanzereien, wie dieſe — er zeigte dabei auf die traurige Trümmer meines Heldengedichtes — zu verlieren.

5

Die Kunſtpredigt.

Mit viel leichterem Herzen beeilte ich mich nun, wieder zu meinen ſchönen Mühmchen zu kommen. Die Hoffnung, daß die Tante einſtweilen vielleicht von einem häuslichen Geſchäfte abgerufen ſey, und ich alſo freieren Spielraum fände, trug nicht wenig dazu bei, meine Schritte zu beflügeln. Trällernd riß ich die Thüre auf — und prallte drei Schritte zurück.

Zwar erſchreckte mich diesmal keine ſchwarze Katze, auch war die Tante richtig abweſend, allein dagegen hatte ich einen andern Anblick, der mir den Angſtſchweiß auspreſſte. Mitten auf dem Sopha nehmlich, zwiſchen den zwei Mädchen, ſaß ein zierlich geputztes Männlein, mit einem blonden Lockenkopfe und rundem milchweißem Geſichte, aus welchem mir ein paar waſſerblaue Augen recht hämiſch freundlich entgegenſchauten.

Der Fant hatte eine Guitarre mit roſenfarbenem Bande umhängen, auf der er ganz erbärmlich umherklimperte.

„Herr Actuar Bronner,“ rief Mina, mir ihn aufführend, und ich entgegnete ſeine ſüßlichen Complimente mit einer ſtummen Verbeugung.

Es entſtand eine Pauſe in der Converſation, die ich endlich mit der Höflichkeitsbitte unterbrach, man möchte ſich doch ja durch meinen Eintritt nicht ſtören laſſen.

„Nun ſo fahren ſie fort, lieber Actuar!“ liſpelte Sephine ſchmachtend:

Herrinn hat mit ſüßen Thränen
Deinen zarten Leib gewaſchen —

hieß es, glaub' ich, zuletzt!“

Der Herr Actuar bejahte, griff in die Saiten, und Mina flüſterte mir ſchalkhaft lächelnd zu: „Sie müſſen wiſſen, daß Herr Bronner gerade eine Mänie auf das, unter Ihren Füßen hingewelkte, Rothkehlchen improviſirt.“

„Charmant!“ ſeufzte ich, vor Wuth ſingend, und der Actuar, mit den waſſerblauen Augen den Platfond verzückt durchbohrend, fuhr folgender Maßen fort:

Selig Thierchen! Rothe Lippen
Ließen Zuckerkoſt dich nippen;

Selig Thierchen, könnt' ich ſterben,
Ach! wie du, geküßt von ihnen —
O es wär' ein Tod der Liebe,
O es wär' ein Tod der Wonne,
Wenn der kalte Senſenträger
Solchen Veilchenathem hauchte!

Jetzt plötzlich gegen mich gewendet, begann er mit heftigem Uebergange:

Aber die verruchte Sohle,
Die dir ſtahl dein junges Leben,
Die dich keck der Herrinn raubte,
Ohne Art und ohne Sitte,
Sey verwünſcht zu langen Qualen;
Nie betrete ſie den Boden,
Wo ein Frauenfuß geraſtet,
Nie —

Das wurde mir zu arg. „Herr, meinen ſie mich damit, ſo ſoll doch gleich —“ Mein Zorn verleitete mich dabei zu einer ſprechenden Pantomime.

„Quelle rudesse!“ ſchrie Sephine auf.

„Mais, c'est impertinent!“ brummte der Gekränkte in den Bart.

„Dieu nous en garde!“ lachte Nina aus vollem Halſe.

„Laſſen ſie ihre Verſe in Modezeitungen rücken“ — fuhr ich immer hitziger fort — „aber beleidigen Sie nicht ehrliche Leute, und quälen Sie nicht claſſiſch gebildete Ohren mit derlei Singſang. — Bald wird es kein Medium weiter geben, der ſchöne Name Künſtler wird zum Schimpfwort erniedriget werden, und mit Parteiſucht und Nachahmerei gleichlautend ſeyn! — Und wie mit der Poeſie, ſo iſt's auch mit den übrigen Künſten. Die Muſik, dieſer Rieſengenius, —

„O genug, genug!“ fiel mir hier Nina in's Wort — „merken Sie denn nicht, daß der Actuar ſich längſt mit einem mitleidigen Lächeln entfernt hat; daß Sephine, deren Liebling ſie beleidiget und mit der Sie es auf immer verdorben haben, uns mit ſtillem Grimme verlaſſen? — Wahrlich, auch ich bin auf dem Sprunge, und wenn Sie mit jungen Mädchen nicht anders zu converſiren verſtehen, ſo laſſen Sie es mit dieſem Verſuch auf immer gethan ſeyn! Adieu, mon cher cousin!“

Hiermit machte ſie eine ſpöttiſche Verbeugung und entfernte ſich; ich aber ſeufzte ſtill vor mich hin: „Unergründliches Geſchlecht, das jetzt verwirft, was ihm kurz vorher gefallen, das heute glüht und ſprüht, und morgen kälter als Eis iſt, wer vermöchte all' deinen Launen zu fröhnen? Und doch nennſt du gerade das, dir huldigen! — O hierzu genügen nicht die Jahre eines Neſtors und nicht die Lehren einer Enclos!"

Nach dieſem kurzen Monologe ergriff ich meinen Hut und eilte fort.

6.

Zwiſchenſpiele.

Ich war beinahe ſchon ein Vierteljahr an meinem neuen Wohnorte, ohne andere Erfahrungen gemacht zu haben, als ähnliche, wie die bereits erzählten.

Da ich Vermögen beſaß, da ich bei Juſtizrath's nach Gefallen aus und ein ging, da mir die nächſte vakante Stelle nicht entgehen konnte, da ich endlich ſogar als Literatus nach und nach bekannt wurde, ſo hatte ich freien Eintritt in die meiſten und gewählteſten Zirkel.

Dennoch war die Wirklichkeit meinen ſtolzen Träumen im erſten Kapitel nicht entſprechend, und Atracura fand oft Gelegenheit genug zu böſen Einflüſterungen. Mit dem Sack voll Complimente nehmlich, deſſen ich mich rühmte, langte ich gar ſpärlich aus, und ſelbſt Philoſophie und Politik reichten in die Länge nicht zu. Auch fehlte es nicht an ſchwarzen Katzen, an Mimis und Fripons, die mir zu häufigen Verſtößen Anlaß gaben, ſo, daß mir bei all' meiner Galanterie nur zu oft Rudeſſe vorgeworfen wurde, und ich immer klärer einſah, Huldigung der Frauen ſei eine Sache, die ſelbſt Leute, wie der Actuar, nimmer zur Vollendung bringen würden.

Meine bitterſte Feindinn war Sephine, die mich in der ganzen Stadt für einen bösartigen Satyriker erklärte, weil ich ihren ſanften Bronner bei jeder Gelegenheit durchhächelte; und wie ſehr ich mich auch beſtrebte, ihren Groll durch die ausgezeichnetſte Aufmerkſamkeit zu vermindern, ſo gelang es mir doch nie gänzlich; ja, es geſchah ſogar häufig, daß mir derlei Verſuche übel ausgelegt und als boshafte Ironie vorgeworfen wurden.

Das war mir denn doch zu viel. Von nun an ließ ich alle weiteren Verſuche, ihre Gunſt zu gewinnen, fahren, und ſchloß mich dafür gänzlich an die muthwillige Nina, die zwar auch ihre Launen hatte, aber doch keine ſo verſchrobenen ſentimentalen, aus denen ein verſtändiges Menſchenkind nicht klug werden kann.

Es ſchien zudem, als ob ihr meine Gunſtbezeigungen nicht unangenehm wären, und ich triumphirte daher ſchon wieder heimlich über einen Erfolg, den ich ganz und gar meinen glänzenden Eigenſchaften zuſchrieb.

7.

Hauptpläne.

Inzwiſchen war ich in meinen literariſchen Arbeiten thätiger als je, und ging friſchweg auf die Unſterblichkeit los. — Ich könnte bei dieſer Gelegenheit meinen ſchönen Leſerinnen einige artige Anekdoten aus jener Zeit zum beſſern Verſtändniſſe der gelehrten Republik auftiſchen; ich könnte ihnen erzählen, wie ich einen kleinen rothnäſigen Recenſenten wider Willen aus Amt und Würde brachte, und wie dieſer nun bald hier bald dort den armen Carl Strömfeld durchgeiſſelte; — wie ich von Hiſtrionenumtrieben entſetzlich zu leiden hatte, weil ich für den Verfaſſer einiger loſen Theaterkritiken galt; — wie die Herren Redakteurs honoriren, wie Literaturzeitungen recenſiren, wie Schriftſteller intriguiren: allein das ſind Dinge, welche aus ihrem myſtiſchen Dunkel nicht hervortreten dürfen, und zudem in eine Huldigung der Frauen ſchlecht taugen würden, da ja dieſe oder jene Dame leicht einen Dichter zum Gemahl, einen Schauſpieler zum Cicisbeo und einen Kritikaſter zum Sohne haben könnte. — Ich ſchweige daher über dieſen Punkt gänzlich ſtill.

Mein Onkel war keineswegs zufrieden mit den Progreſſen, welche ich in der Kunſt machte; daraus aber machte ich mir nichts; ich wußte ſchon, daß ſich der Juſtizrath leicht beſänftigen ließ, und daß er für ſein Leben gern einem Schmäuschen beiwohnte, welches ihm nichts koſtete: daher war er auch bald auf Auſtern bald auf Champagner bei mir zu Gaſte, und als der Carneval kam, beſchloß ich einen glänzenden Ball zu geben, der mir ſeine Gnade gänzlich gewinnen ſollte.

Dabei hatte ich auch noch andre Plänchen; ich hoffte nehmlich Erſtens einen bedeutenden Schritt in Minas Gunſt hiermit zu machen, und alle meine Freundinnen von Sephinens grundloſen Verleumdungen zu überzeugen, — Zweitens aber dachte ich auch zugleich dieſer und ihrem Actuar, beſonders aber Letzterem, eine kleine Züchtigung zu, von der ich mir viel Vergnügen verſprach.

Demnach richtete ich alle meine Anſtalten ein. — Ein großer Tanzſaal wurde gemiethet, koſtbare Lüſtres wurden von allen Bekannten in Contribution genommen, Roſenguirlanden gewunden, Zuckerbäcker und Koch in Thätigkeit geſetzt, kurz ich verabſäumte nichts, was mich bei den Männern in Freundſchaft, bei den Damen in Liebe ſetzen, und meinem geſunkenen Kredit wieder aufhelfen konnte. — Das Meiſte hoffte ich hierbei von dem ſinnigen Transparente, womit ich meine Gäſte zum Schluſſe überraſchen wollte. Ein ausgezeichneter Mahler arbeitete daran ſchon ſeit einigen Wochen, und zwar nach meiner eigenen Angabe. In einer heitern idealiſchen Landſchaft, im ſanften Schimmer der ewigen Morgenröthe, ſtand ein Tempel Aphroditens. Die Göttinn ſelbſt prangte darin in ihrer ganzen Huld und Schöne, eine Repräſentantinn alles Weſſen, was ihr ganzes Geſchlecht Anmuthvolles in ſich vereiniget. Zu ihren Füßen aber lagen, ſüße Opfer bringend, ein Kind, ein Jüngling, ein Mann und ein Greis, und über ihnen auf dem Portale des Tempels, flammte in goldenen Buchſtaben: Huldigung den Frauen.

Wenn ich hierzu noch bemerke, daß Fräulein Nina meiner Aphrodite ihre Züge leihen mußte, so werden die verſtändigen Leſerinnen einſehen, wie ich es auf einen vollſtändigen Sieg abgeſehen hatte.

Unterdeſſen war ich auch in Hinſicht meines Poſſenſpieles mit Bronner nicht unthätig, und traf die nöthigen Vorkehrungen zu einer Ueberraſchung, wie er ſie verdiente. — Der Herr Actuar Bronner hatte nehmlich vor einiger Zeit ein Bändchen Gedichte unter dem Titel: Hyazinthen von Zynthio herausgegeben. Dieſe Gedichte wurden von einem Anonymus ſo grauſam herunter gemacht, daß mich Bronner oft mit zornfunkelnden Augen verſicherte, wie wenig blutgierig er auch immer von Natur aus ſey, ſo würde ihn eine Zuſammenkunft mit dem Verfaſſer jenes Pasquilles doch ganz ſicher auf Mordgedanken bringen, und wenn dieſe jemals Statt finden ſollte, ſo ſtehe er für gar nichts. Gerade dahinaus aber zielte meine Abſicht. Der Anonymus war mir wohlbekannt, und da wir immer in gutem Einverſtändniſſe lebten, ſo konnte ich überzeugt ſeyn, daß er auf meine Einladung ſicher bei einem Feſte erſcheinen würde, welches ſeinem Leckergaumen ſo manchen Genuß zu verſchaffen verſprach.

Uebrigens kannte weder er den Aktuar, noch dieſer ihn, was meinen Zweck nicht wenig beförderte.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe Alles auf das Beſte veranſtaltet hatte, ſetzte ich den feierlichen Abend feſt, und ſchickte meine Einladungskarten in der Stadt umher.

8.

Der Ball.

Hell glänzten die Lichter im feſtlich geſchmückten Saale, von den Spiegelwänden des Hintergrundes tauſendfach reflektirt; Blumen aller Art, ſeltene Zöglinge des Winters, dufteten aus ſilbernen Vaſen Wohlgerüche; zierlich geſchmückte Kredenztiſche ſtanden für alle lüſternen Leckermäuler bereitet, und ein Chor auserleſener Muſiker harrte nur des Winkes, um auf den Flügeln der Melodie die tanzenden Paare davon zu tragen.

Ich ſtand im höchſten Staate mitten im Saale, und machte die Honneurs. Manch freundlicher Blick aus holden Augen ward mir dabei zu Theil, und verſprach mir ſtill mein Glück, ſo, daß ich mich heimlich nicht genug preiſen konnte über meinen glücklichen Einfall. — Onkel Juſtizrath war keiner der Letzten von denen, die da kamen; er nickte mir gnädig zu, und Nina drückte dankbar meine Hand, während Sephine ſtolz an mir vorüberreuſchte.

Bald waren Alle verſammelt; ſelbſt der rieſige Anonymus ſaß ſchon am Kaffeetiſche, und ſchlürfte eine Schaale um die andere, (weil er vernommen, Voltaire und Buonaparte hätten dergleichen gethan,) das Aktuarchen fehlte noch zur vollſtändigen Congregation, und ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß ihn wohl ſeine Toilette ſo lang' aufhalten werde, worin ich mich auch nicht geirrt hatte. Der Schlag Zehn trug auch Herrn Bronner herbei, die Mittelthüren flogen auf, und der langerſehnte Tänzer hüpfte nach der neueſten Mode, im kurzen weißen Beinkleidern und roſenfarb gefüttertem blauen Fracke herein, wobei ſich die künſtlich verfertigten Waden und Lenden ſtattlich ausnahmen.

Nun ging's an's Tanzen. Die Freiſchützen-Walzer ſetzten alle Beine in Bewegung, und die Tempetes, Cotillons u. ſ. w. trieben das Blut auf den Siedpunkt. Von allen Seiten flogen mir aus roſigen Lippen die Verſicherungen entgegen: Man habe ſich nie ſo gut divertirt, und ich ſei der Mann, der ſo etwas zu arrangiren verſtände.

„Laßt nur erſt das Final kommen,“ dachte ich — „dann ſetzt's wohl eben ſo viele Küſſe, als jetzt Complimente, ab!“ — Mit dieſen ſüßen Erwartungen eilte ich in das entfernteſte Nebenzimmer, wo meine Huldigung bereits hinter dunklen Vorhängen prangte.

Hier fand ich Alles nach meiner Vorſchrift hergerichtet, nur die Erleuchtung der Transparente fehlte noch. Ich hielt dem Mahler eine Apologie, und bedauerte nur, daß er, eines nothwendigen Geſchäftes wegen, abreiſen mußte, und nicht an der Wirkung ſeines Genius theilnehmen konnte. „Der Mann hegt wohl noch einen kleinen Groll gegen dich“ — flüſterte mir mein Gewiſſen zu — „haſt du ihn doch in deiner Recenſion der letzten Kunſtausſtellung ſo hart mitgenommen. Allein man irrt ſich nur einmal. Die Zukunft ſoll ihm beweiſen, daß du gut zu machen verſtehſt!“

9.

Das Pfänderſpiel.

Mein Name, der laut aus dem Tanzſaale gerufen wurde, unterbrach mich in dieſen Betrachtungen, und ich eilte, den Begehrlichen zu willfahren.

Man wünſchte auszuruhen, man verlangte ein Pfänderſpiel, deſſen Angabe man meiner Phantaſie auftrug. Das war der erwartete Zeitpunkt, mein Müthchen an dem Actuar zu kühlen. Ich räuſperte mich alſo, trat in die Mitte des Kreiſes, der ſich einſtweilen gebildet hatte, und hielt folgende Anrede:

„Meine Herren und Damen! Ein geiſtreiches Pfänderſpiel ſoll ein geiſtreicher Roman ſeyn, der aus dem

Stegreif geſpielt wird, und im bunten Wechſel die bunten Scenen des Lebens an uns vorüberführt, bis ſich alle Diſſonanzen (die durch Pfänder gebüßten Fehler) zur ſchönen Conſonanz (nehmlich zur Verſöhnung mit dem Schickſale durch einen Kuß von holden Lippen) auflöſen. Wie dort ſo gilt auch hier meiſtens die harmoniſche Grundidee:

Und was man für ſein größtes Unglück hält,
Die unſichtbaren Götter lenken's ſo,
Daß es zu unſerm größten Glücke wird!

Wie ich hörte, ſo wünſchen Einige aus unſerer Mitte zu deklamiren, und wenn ſie meinem Rathe folgen wollen, ſo bilden wir aus der momentanen Eingebung ſogleich das gewünſchte Spiel, das nun, wie ich hoffe, nicht wenig Vergnügen gewähren ſoll. Indem nehmlich der Begabte ſeine Talente vor uns entwickelt, bilden wir übrigen die Recenſenten, und er muß, nach vollbrachtem Werke, ſich und ſein Gedicht einer feinen Kritik unterwerfen. Wer dieſe nicht zu geben vermag, wird als unvermögend gepfändet. Was ſagen ſie hierzu?"

Lauter Applaus belohnte meine Rede, und der Vorſchlag ward einſtimmig angenommen. Bald hatten ſich ſämmtliche Kritiker, unter denen beſonders das feierliche Geſicht des Anonymus hervorſtach, in die Runde poſtirt, und ich ſelbſt eröffnete auf allgemeines Verlangen die Deklamation mit Göthes Erlkönig.

Der Aktuar war mein erſter Recenſent; er ſchob mit wichtiger Miene die Halskrauſe zu recht, und begann dann, wie folgt: „Herr Strömfeld beweiſt wenig Geſchmack und Achtung für die Geſellſchaft, daß er uns mit einem ſo platten, alltäglichen, nichtsſagenden und überdies noch obſcönen Machwerke behelliget. Göthes Poeſieen ſind von jeher allen feinfühlenden Menſchen ein Dorn im Auge geweſen und es iſt ein günſtiges Zeichen unſeres emporſtrebenden Zeitgeiſtes, daß man endlich ihre Werthloſigkeit erkennet. Freilich, rein ſinnliche Leute finden an ſeiner derben Objektivität Gefallen, auch werden ihn alle Diejenigen gern leſen, die den Mantel nach dem Winde drehen, und mit den Tagen ihre Meinungen ändern; doch einer reinen Seele, der die Ideen des Heiligen ewig heilig bleiben, kann er nur den Frühling verderben!“

Schon beim Anfang dieſer saubern Kritik begannen die Augen des Anonymus, der als Göthianer bekannt war, im wilden Zorne zu funkeln; jetzt konnte er nicht länger mehr an ſich halten: „Um Vergebung“

— begann er, mit äußerſt höhniſcher Stimme — „ſind Sie vielleicht der Verfaſſer der Quedlinburger Wanderjahre?" — Der Aktuar ſtotterte ein verlegenes Nein!" — „Nun, ſo geben Sie ein Pfand!" fuhr der Erbitterte mit ſteigender Ironie fort — „Denn Gukguk-Eier gelten hoffentlich nichts, und wer aus Unbeſcheidenheit fremde Worte nachplappert, verdient eher beſtraft zu werden, als wer aus Beſcheidenheit ſchweigt!"

Herr Bronner wurde roth bis über die Ohren, und ich beeilte mich, der Sache eine andere Wendung zu geben, um mir den Hauptſpaß nicht zu verderben. Das gelang denn auch ſo ziemlich, und außer einigen Neckereien über gegenſeitige Meinungen, blieb die Ruhe hergeſtellt, bis die Reihe zum Deklamiren an den Aktuar kam. — Als dieſer in den Kreis trat, hielt er es für nöthig, eine lange äſthetiſche Abhandlung über die Heroide der Deutſchen vorauszuſchicken, da er eine ſolche, und zwar, wie er ſagte, eine der neueſten und trefflichſten, vorzutragen geſonnen war. Das machte einige junge lebhafte Mädchen unruhig; ſie rückten ihre Stühle, die andern folgten ihnen, und als der Aktuar fertig war, ſaß kaum die Hälfte der Zuhörer auf ihren Plätzen. Indeſſen begann er mit friſchem Muthe:

10.

Zynthio an Sephinen.

(Eine Heroide.)

Freundlich glänzet der Mond, ein ſchimmerndes Engelgeſichtlein,
Wie ein goldener Knopf flammet aus bläulichem Tuch;
Durch die Platanen des Hains, durch die abendlich duftenden Auen
Wandelt Zynthio hin, ſeufzend aus tiefeſter Bruſt:
Ach, Sephine, mein Lieb', wo doch weilſt du herrlichſte Herrinn?
Welche glückliche Luft athmet dein lieblicher Mund?
Welche Auen betritt, o Gazelle, dein flüchtiges Füßlein?
Welcherlei Quell beut dir Trank, welcherlei Brot beut dir Speis? —
Götter! wär' ich doch Luft, oder Au' oder Brot oder Quelle!
Könnt' ich mich einen mit dir, mächtig, vollſtändig und ganz! — — —

Ach, da ſitz' ich — und ſinne — und ſinne und kann nichts erſinnen,
Als, daß du denkeſt und biſt, als, daß ich denke und bin!
Wenn des Morgens die Hanne, die freundliche bringt Chokolade,
Schenk' ich ſie ſeufzend mir ein, ſchlürf' ich ſie ſeufzend hinab:
Ach, ich denk' ja an dich, die ſo oft mir zur Seite geſeſſen,
Und den labenden Trank redlich getheilt und halbirt! —
Decket des Mittags Johann den Tiſch mit köſtlichen Speiſen,
Schmeckt es mir nicht ſo, wie einſt, fehlſt doch, o Herrinn du mir!
Sieh', da ſtell' ich mir gern den leeren Teller zur Rechten,
Und den Flügel der Gans leg' ich bedächtig darauf.
Ach, dein Leibgericht war's, und ich wähne mit ihm dich zu ſehen,
Und dein Schatten ſteigt auf, freundlich und lieblich und mild! —

Wehe, wohin, o wohin reißt mich der Flug der Begeiſt'rung?
Fruchtloſer ſchwindender Traum, ach, warum biſt du nur Traum?
All' ihr mächt'gen Beſchützer der frommen, der leidenden Liebe,
Blumen und Sterne und Nacht, Kinder und Engel und Mond!
Hört die Bitte, die Euch der ſchmachtende Zynthio ſendet:
Laßt mich im Traume ſie ſeh'n, einmal noch, eh' ich vergeh'!
Sind doch Ahnung und Traum die myſtiſchen Fäden des Lebens,
Weben und ſchweben dahin, lenken und ſchränken uns ein.
Kennſt du den funkelnden Stein aus der Bruſt des Weltalles ſtrahlend,
Der die irdiſche Nacht lichtet zum himmliſchen Tag?
Kennſt du die duftige Blum', die frei in den Lüften gehalten
Seit Jahrtauſenden welkt und ſeit Jahrtauſenden blüht?
Kennſt du die Töne, ſo hehr, die aus Silberharfen erklingen,

Die kein Ohr noch vernahm, und die doch jegliches hört?
Kennſt du die mächtige Drei aus Strahlen und Düften und Klängen?
Nimm ſie auf in dein Herz, lege dazu noch mein Bild,
Und, o Sephine, nichts vermag uns zu trennen auf Erden;
Siehe, ſchon zieht's mich zu dir, ſiehe, ſchon zieht's dich zu mir!

11.

Der Zweikampf.

Mit unendlichem Vergnügen betrachtete ich, ſchon während dem begeiſterten Vortrage Bronners, das Geſicht des Anonymus, auf welchem ſich ein ganzes Heer von Affekten zerriß. Mehrmals verſuchte er vergeblich loszubrechen, denn Wuth und Aerger lähmten ſeine Zunge. Jetzt endlich, als der Aktuar mit triumphirenden Blicken umherſchaute, die beſonders ihn zum Kampfe aufforderten, vermochte er nicht länger an ſich zu halten

„Herr" — ſchrie er mit bebender Stimme —

„daß Sie den Göthe begeiferten, mag Ihnen Gott verzeihen, daß ſie uns aber mit dieſen entſetzlichen böotiſchen Verſen den heutigen Abend verderben, verzeiht er Ihnen nicht! — Das nennen Sie Anſtreben zum Unendlichen, heilige Muſa, Romantik!! Damit ſtellen Sie ſich deinem einzigen, ſtarken, unſterblichen Sohn, dem Göthe entgegen! — O Strömfeld, Strömfeld, warum haſt du mich eingeladen!“

Der Aktuar ſtand während dieſer Philippika ſtarr und ſtumm, wie die Bildſäule im Don Juan. Sein milchweißes Geſicht wurde mälig citronengelb; ſeine waſſerblauen Augen ſpielten in's Grünliche über, ſeine blonden Locken wenden ſich wie Schlangen hin und her, und der Athem ſchien ihm ausgegangen. Endlich ſtammelte er: „Wiſſen Sie, daß ich der Verfaſſer dieſes Gedichtes bin?“

Da ſtarrte ihn der Anonymus entſetzt an, wandte ſich dann um, eilte nach ſeinem Hute und wollte fort. Inzwiſchen flüſterte ich Bronnern zu: „Es iſt Ihr Recenſent im Dämmerungsblatte!“ —

Wie ein Zaubertrank, wirkten dieſe Worte auf den noch immer Verblüfften. Mit zwei Sprüngen war er an der Thüre, packte dort, zum unausſprechlichen Vergnügen aller Anweſenden, den entfliehenden Anonymus bei ſeinen Rockſchößen, zerrte ihn mit Gewalt zurück, und brüllte mit der Stimme eines Raſenden: „Steh, Elender, ſteh!“

Doch der Anonymus, der den unglücklichen Autor wohl für wahnſinnig halten mochte, wehrte ſich wie ein Löw', und machte ſich eiligſt aus dem Staube.

Mit betrübter, heuchleriſcher Miene, aus der man wohl den Schalk herausblinzeln ſah, bat ich die Verſammlung um Verzeihung wegen dieſes unvorhergeſehenen Unfalles, den ich aber klüglich auf die Rechnung des eingebildeten Gecken ſchob.

12.

Huldigung den Frauen!

Aber Nemeſis wachte; nicht ungeſtraft ſollte ich meinem Muthwillen ein Feſt gegeben haben, und die Stunde der Vergeltung ſchlug. — Die Tänzer raſteten nehmlich; Speiſe und Trank erquickten die Ermüdeten, und vom nahen Jakobsthurme verkündeten zwölf ernſte Klänge Mitternacht.

Da ließ ich uralten Rheinwein bringen, bat die Herren, ihre Römer zu füllen, und führte die ganze Geſellſchaft in das bewußte Gemach, wo ſie die bewußte Ueberraſchung erwartete. Hier ſchwang ich meinen Becher hoch empor, und rief aus voller Bruſt: „Es leben die Frauen!“ Alles ſtimmte ein, der dunkle Vorhang flog bei dieſem Zeichen auf; ein Chor begann im andern Zimmer unter ſanfter Muſikbegleitung Schillers: „Ehret die Frauen!“ und — ein allgemeiner Ausruf des Unwillens, nicht des Entzückens, unterbrach das ſchöne Lied.

Erſchrocken blickte ich umher. Hilf Himmel, was ſahen meine Augen! Die ſinnreiche Allegorie war in ein gräßliches Zerrbild verwandelt; Aphrodite in die Göttinn der Mode: der griechiſche Tempel mit der ewigen Morgenröthe in einen profanen Redoutenſaal, wo ſich dem neugierigen Auge verfängliche Gruppen darboten, welche insgeſammt nur zu deutlichen Bezug auf die Histoire scandaleuse der anweſenden Frauen und Mädchen nahmen. Oben aber flimmerte noch immer mit großen Feuerſäulen das mir jetzt entſetzliche: Huldigung den Frauen!

Man kann ſich leicht denken, was jetzt für eine Scene erfolgte. Umſonſt waren die Betheurungen meiner Unſchuld; Alles ſtürmte mit Schmähungen auf mich ein; mein guter Name erhielt ein förmliches Auto da fe, und Sephine bemächtigte ſich eines Stuhles als Roſtrums, von wo aus ſie eine Ciceroniſche Rede in Carolum Strömfeld hielt, deren Reſultat der Vorſchlag war, daß die anweſenden patres conscripti mich als Störenfried und Paſquillanten auf ewige Zeiten ins Exil verweiſen möchten.

Lauter Applaus' bezeugte von allen Seiten die beifällige Aufnahme. Vergebens bemächtigte auch ich mich des leer gewordenen Rednerſtuhles, um, im stylo elegantissimo meine Vertheidigung zu halten: Niemand hörte mich an, und ich predigte im ſtrengſten Sinne des Wortes den leeren Wänden; denn ohne Gruß und Dank ſchlich ſich Einer nach dem Andern hinweg; am Ende aber ſchlüpfte der boshafte Mahler, den ich über alle Berge geglaubt, und deſſen Rachſucht mir den ganzen Streich geſpielt hatte, aus ſeinem Verſteck hervor, klopfte mich auf die Achſel, und fragte höhniſch: „Wollen Sie dieſes Bild nicht auch recenſiren?“

13.

Schluß.

Des andern Morgens fuhr ich in der ganzen Stadt herum, um die gereitzten Gemüther zu beſänftigen, allein ich ward nirgends vorgelaſſen.

Zwar ſchickte ich die ſüßeſten Brieſchen an das erzürnte Kleeblatt in Onkels Hauſe, doch ich erhielt keine Antwort; zwar wandte ich mich ſogar in der höchſten Verzweiflung an den Aktuar, um dieſen zum Vermittler zu ernennen, doch meine Ernennung wurde ſchnöde abgewieſen.

Da ſah ich mir denn gerade durch das, womit andere zur goldenen Krippe kommen, durch Huldigung der Frauen, jede Ausſicht verſperrt, packte meine Siebenſachen zuſammen, und ritt mit viel weniger Eigendünkel und mit viel mehr Erfahrung zu demſelben Thore hinaus, durch das ich noch vor Kurzem ſo ſtolz eingezogen war. Atracura aber lachte ſchelmiſch hinter meinem Rücken, und ich that das feierliche Gelübde: künftighin weder eine Kritik zu ſchreiben, noch einen Recenſenten und Dichter zuſammen zu hetzen, alle Frauen aber durch gegenwärtige, vermöge meines Freundes Halirſch, dem Druck übergebene Zeilen zu überweiſen, daß es mir mit meiner Huldigung doch Ernſt geweſen ſey.

Sollte ſich übrigens die Eine oder die Andere dadurch zur Verſöhnung bewogen fühlen, ſo werden zwei niedliche Zeilen von niedlicher Hand mich zu ihren Füßen führen.

N. B. Das Tabakrauchen hat ſich mein Freund abgewöhnt, auch das häßliche Schnupfen und Predigen. Alle Hunde und Katzen erhalten den gehörigen Reſpekt von ihm, und ſelbſt den Göthe findet er jetzt langweilig, den Roſſini dagegen genial. Nebſt dem redet er kein deutſches Wort mehr, kann eine ganze Nacht hindurch wachen. ohne den Athem zu verlieren, und verſteht ſich auch darauf, zarten Händen den Zwirn zum Abwinden hin zu halten, und die holde Arbeiterinn dabei ſtundenlang von ihrer Schönheit und von der Häßlichkeit ihrer nächſten Freundinn zu unterhalten. Uebrigens iſt er immer nach der neueſten Mode gekleidet, kann ſtricken, bügeln, Guitarre ſpielen, deklamiren, und lieſt alle Journale.

Wahre Heirathsluſtige wenden ſich an den Unterzeichneten, der von ihm zu Allem bevollmächtiget iſt.

Ludwig Halirſch.

Nachſchrift zur Nachſchrift.

Pardon! Ihr ſchönen Mädchen, holden Frauen!
Zum Schluſſe höret mein verſöhnend Wort:
Dem loſen Vogel Scherz iſt nicht zu trauen,
Er ſchlägt Euch leicht und flattert wieder fort;

Ihr wißt, wir Männer tappen gern im Blauen,
Es neckt ſich oftmals, was ſich liebt zum Tort;
Doch könnt Ihr immer Schlöſſer auf uns bauen,
Und jede weiß, was unſ'rer Herzen Hort:
Drum gebt Pardon! 's war nicht ſo bös gemeinet;
Wo Demuth ſich mit zartem Sinn vereinet,
Sollt Ihr mich ſelber als Verehrer ſchauen!
Ein Blick von Euch — bezähmet iſt der Lärmer —
Er ſinket nieder — wird ein ſtiller Schwärmer —
Und ſeufzet laut — ach! — Huldigung den Frauen!

An Adelaiden.

Sonnettenkranz

von

Eduard Freiherrn v. Feuchtersleben.

1. Im Dome.

Charfreitag war's, es wölbte ſchwarz behangen
Vom höchſten Bau bis zu dem Grund herab,

Der Dom ſich über des Erlöſers Grab,
An welchem Prieſter die Chorale ſangen.

Sonſt ſchwieg die Welt, von ernſter Nacht umfangen,
Nur Bether wallten leiſe zu und ab;
In ſüßem Frieden an des Glaubens Stab,
War heimwärts jetzt die fromme Schaar gegangen.

Noch bethet' ich: allein ſteh' ich, allein
Im Weltall, Herr! erlöſ' mich von der Pein,
Nicht dulde, daß dem Gram ich unterliege!

Da blickt' ich auf; dich ſah ich vor mir ſtehn,
Erfüllt, rief's in mir, iſt dein innig Flehn! — —
So ward ein Grab zu unſers Bundes Wiege.

2. Auf dem Berge.

Es dämmert, und empor ſtrebt ohne Zagen
Der Bergmann in die höhern Regionen,
Kann nicht die Mühe reich die Luſt ihm lohnen,
Die hehre Sonne ſelbſt zu überragen?

Und rings umher beginnt es jetzt zu tagen;
Denn ſchon bedecken ſich mit goldnen Kronen
Die Königsberge, die da draußen thronen,
Wie ſie die Purpurmäntel um ſich ſchlagen!

Und wie der Anblick mächtig mich entzücke,
Lockt mich's doch wieder in das ſtille Thal,
Als ob dahin mich tauſend Stimmen riefen!

Und ich begreif's, mich lockt's zu meinem Glücke;
Denn was hinab mich ruft in's ſtille Thal,
Iſt: meine Perle ſchlummert in den Tiefen.

3. Am See.

Des Rieſenberges Scheitel glänzt im Schnee,
Ein Felſen von phantaſtiſcher Geſtalt
Hängt müd herab, dampft in der Sonnennäh',
Um ſeine Hüften dunkelt rings der Wald.

Und wieder freundlicher wird alles bald,
Am Fuße prangen Roſ' und Lilie.
Und dieſer Wechſel, den kein Pinſel mahlt,
Mahlt ſelber ſich im ſpiegelklaren See.

Ein Lüftchen naht, das mit den Wellen ſpielt,
Sie alle küſſen will, die ſcheu enteilen;
So zittert jetzt, ſo ruht des Berges Bild.

O könnt' ich dieſen Zauber mit ihr theilen!
Doch ohne ſie wird er nur halb gefühlt,
Fort zu Adelen zieht mich's ſonder Weilen.

4. In der Laube.

Der Frühlingsabend dunkelt ringsumher,
In unſ'rer Laube feiern wir ihn wieder,
Am Tage Arbeit, Abends Küß' und Lieder,
Kein Augenblick entſchlüpft uns freudenleer.

Den Glühwurm ſchau, recht lieblich leuchtet er,
Umgaukelt nimmer müd' den duft'gen Flieder,
An deinem Buſen taumelt jetzt er nieder,
Adele! — ſieh! — er leuchtet nimmermehr.

O ſchleudr' ihn weg! ſtatt mehr ihn zu entflammen;
Wenn aus dem Liebesquell beglückt er trinkt,
Liſcht ſein armſelig Fünkchen ganz zuſammen.

Der weichlich träumt, wenn Liebe ihm gewinkt,
Darf nimmer ſie, ſich ſelber nur verdammen.
Den Starken hebt ſie nur, der Schwache ſinkt.

5. Im Zimmer.

Ob ich nicht früher ſchon geſchwelgt im Kuſſe?
In andern Wonnen ſonſt mich ſchon verlor?
Mich, gleich dem ewig ſchwanken Uferrohr
Hierhin, dorthin geneigt zum Liebesgruße?

Die Frag' iſt ſündhaft, und erheiſchte Buße!
Wenn ſich die Liebe Gegenwart erkor,
Zu Ewigkeiten taumelt ſie empor;
Doch hat ſie für Vergangenheit nicht Muße.

Zum Liebeständeln öffne nur die Lippen,
Laß nimmermehr ſolch' Liebefeinde fragen,
Die ſchon zu flücht'ge Zeitentropfen nippen.

Könnt' ich dir ruhig gleich auch alles ſagen
Was bis zur Wiege die Erinn'rung reichet,
Die Liebe iſt's, der ſelbſt die Neugier weichet.

Kurzweilige Geſchichte

von Herrn John Gilpin,

woraus erſichtlich, wie derſelbe weiter gekommen, als er geſonnen war, endlich aber wohlbehalten nach Hauſe zurückgekehrt iſt.

(Nach dem Engliſchen.)

John Gilpin war ein Bürgersmann,
Im Handel wohlbewährt,

Und bei der Londner Stadtmiliz
Als Hauptmann hochgeehrt.

Zu ihm ſprach die Frau Liebſte ſo:
„Seit wir die Ehebahn
„Zuſammen geh'n, noch haben wir
„Kein Feſt uns angethan.

„Und eben morgen kehrt der Tag,
„Dem Ehr' und Ruhm gebührt,
„An dem vor zwanzig Jahren du
„Als Braut mich heimgeführt.“

„Was denn ſo lange ward verſäumt,
„Sey morgen eingebracht,
„Durch eine Fahrt nach Edmonton;
„Mein Plan iſt ſchon gemacht.“

„Drei Kinder, ich, der Schweſter Kind
„Und ſie auch finden Platz
„Im Wagen d'rinn; du nimmſt ein Pferd
„Und reiteſt nach, mein Schatz!“ —

„ „Bewundernswerth aus allen Frau'n,“ —
Spricht er „biſt du allein,
„ „Und wie du ſagſt und wie du räth'ſt,
„ „So ſoll's vollzogen ſeyn!

„„Mein Freund, der Leinwandglätter, der
„„Sich Pferd' im Stalle hält,
„„Leiht gern mir eins; verdient er doch
„„Durch mich auch ſchönes Geld.““ —

„Ganz recht!“ — ſagt ſie — „und weißt du wa
„Wir nehmen unſern Wein
„Zum Trunke mit; er iſt doch echt,
„Und wohlfeil obendrein.“ —

Herr Gilpin küſſt die liebe Frau,
Bemerkend froh, ſie ſey
Zwar dem Vergnügen abhold nicht,
Doch ſparſam auch dabei.

Der Morgen kommt, der Wagen auch,
Doch darf zum Haus er nicht,
Weil ſonſt die Nachbarſchaft ſogleich
Von Stolz und Aufwand ſpricht.

Sechs liebe Seelen wallen hin,
Und packen ſich hinein,
Voll Freudigkeit zu fliegen bald
Fort über Stock und Stein.

Die Peitſche knallt, der Wagen rollt,
Und in den Gaſſen ſchallt
Laut raſſelnd jeder Stein, und Luſt
Aus Aller Augen ſtrahlt.

Auch Gilpin ſchwingt ſich auf ſein Roß;
Bereit zum friſchen Trab'
Hebt Rößlein ſchon den Fuß, — doch ſeht!
John hält — und ſteiget ab.

Drei Kunden nehmlich kommen her,
D'rum er vom Pferde ſteigt,
Grüßt, führt die Herr'n in's Haus, und ſich
Gar dienſtbefliſſen zeigt.

Zwar ſchmerzet Gilpin's Reitbegier
Der Aufenthalt gar ſehr;
Doch des Gewinnes Hoffnung regt
Sein Handelsherz noch mehr.

Lang währt der Kauf, doch geh'n ſie nun;
Da hört man Betty ſchrei'n.
„Was gibt's denn, Betty? „Ach,“ klagt ſie,
Die Frau vergaß den Wein!“ —

„Potz Element!“ Herr Gilpin ruft,
„Nur her damit! geſchwind!
„Auch meine Degenkuppel bring'
„Herunter mir, mein Kind!“

Zwei Flaſchen hatte Gilpin's Frau
Gewählt aus Steingeſchirr,
Und wohl verſtopft, zu ſichern d'rinn,
Das gold'ne Elixir.

Durch beider Flaſchen Henkel ſchnell
Herr John die Kuppel zwängt,
An jede Seit' in's Gleichgewicht
Er eine Flaſche hängt.

Gerüſtet ſo vom Kopf zum Fuß
Der edle Reiter ſteht,
Um ſeine Schultern würdevoll
Ein rother Mantel weh't.

Er ſchwinget nun zum zweitenmal
Auf's flinke Rößlein ſich,
Und läßt es geh'n mit ſanftem Schritt
Sacht und bedächtiglich.

Bald fühlt das Roß, zu Ende geh'
Des Pflaſters harte Bahn,
Und fängt nun auf dem weichern Weg
Gar ſchnell zu traben an.

„Piano, Rößlein!“ ruft Herr John.
Doch Rößlein trottet fort;
Der Trab wird mählich zum Gallopp,
Da hilft nicht Zaum, nicht Wort.

Sich beugend John mit aller Macht
Des Pferdes Nacken preßt,
Und hält mit beiden Händen ſich
An ſeiner Mähne feſt.

Und wie des Reiters Angſt ſich mehrt,
Auch Rößleins Staunen wächſt;
Es war ſo etwas nie gewohnt,
Und rennet wie behext.

So einen Ritt verſprach ſich wohl
Herr Gilpin nicht im Traum;
Hut und Perücke fliegen ſchon,
Den Reiter ſieht man kaum.

Sein Mantel, einer Flagge gleich,
Im Winde ſtolz ſich hebt,
Bis er, da Knopf und Schlinge reißt,
Fort in den Lüften ſchwebt.

Und jeder Satz des Pferdes bringt
Das Flaſchenpaar in Schwung
Und jedes Aug', das ihn erblickt,
Starrt in Verwunderung.

Und „Bravo!“ tönt es ringsumher,
Die Fenſter fliegen auf,
Und Kinder eilen jauchzend nach,
Stets raſcher wird der Lauf.

Und wie Herr Gilpin weiter kömmt,
Sein Ruhm ſich immer mehrt,
Und Alles jubelt: „Das zu ſeh'n,
Iſt tauſend Pfunde werth.“ —

Dem Zollhaus nahet nun Herr John,
Des Thores Gitter ſteh'n
Schon offen; einen Wettritt meint
Der Zöllner hier zu ſehn.

Da beugt Herr John ſich allzutief,
Und Flaſch' an Flaſche prallt
Nun rückwärts, in die Höh' geſchnellt,
Mit furchtbarer Gewalt.

Und Scherben fliegen weit umher,
Verherrlichend den Kampf,
Von Rößleins Rücken aber ſteigt
Empor des Weines Dampf.

Die beiden Hälſe ſind nunmehr
Der Flaſchen ganzer Reſt,
Sie baumeln luſtig immer noch
Am Degenbande feſt. — — —

Zu Edmonton am Fenſter ſteh'n
Die Kinder und die Frau,
„John kommt!" Mit Schrecken rufen ſie:
„Welch ein Gallopp! Schau! Schau!"

„Halt! Halt! Papa! hier iſt das Haus!"
Schrei'n all' in Einem Ton,
„Wir ſind ſchon hung'rig!" ruft die Frau;
„Ich auch!" verſetzt Herr John.

Doch zeigt zum Halten keine Luſt
Das edle, ſchnelle Thier;
Denn ſein Beſitzer hat ein Haus,
Ein Stündlein noch von hier.

Dahin zu traben iſt's gewohnt,
So rennt es denn nun fort,
Herr Gilpin ruft und zieht am Zaum,
Doch hilft kein Zaum, kein Wort.

Fort geht es über Stock und Stein,
Fort in die weite Welt,
Bis endlich an des Eig'ners Haus
Das Rößlein ſtille hält.

Sein Pfeifchen ſchmauchend ſieht in Ruh
Der Freund in's Land hinaus,
Erblickt Herrn Gilpin, hocherſtaunt,
Und eilet vor das Haus.

„Ei werther Herr! was geht da vor?
Hätt' ich doch nie geglaubt,
Euch heut bei mir zu ſeh'n, und ſagt,
Warum ſo bloß das Haupt?“ —

Herr Gilpin war nicht ohne Witz,
Dem Scherz auch gar nicht feind:
„Warum ich kam?“ — erwiedert er, —
„Fragt euer Roß, mein Freund!

Ihm hat es einmal ſo beliebt;
Hut aber und Perück',
Sie blieben, da mein Ritt ſo ſchnell,
Indeß am Weg' zurück.“

Der Leinwandglätter, da er ſieht,
John mache Spaß daraus,
Iſt herzensfroh, ſagt nichts darauf,
Geht ſchmunzelnd in das Haus.

Doch lange währt es nicht, ſo tritt
Er fröhlich aus dem Thor,
Und prangend mit Perück' und Hut
Streckt er die Hand empor.

„Zweimal ſo groß als eu'r Kopf“ —
Spricht er, „ — iſt meiner zwar;
Doch nehmt! Um ſo bequemer deckt
Euch beides offenbar.“

„Steigt ab! Ich kratz' euch weg den Koth,
Der im Geſicht' euch ſitzt!
Dann ſpeiſen wir; denn hung'rig ſeyn
Iſt mein Befinden itzt.“ —

„Ich feire heut mein Hochzeitfeſt!“
Spricht John: „nun ſeh't ihr ein,
Speiſt' ich bei euch, und dort die Frau,
Nicht ziemend würd' es ſeyn.

Und du mein Rößlein kehrſt nun um!“
Ruft er dem Pferde zu,
„Bisher war ich dir zu Befehl,
Doch jetzt gehorcheſt du.“

O wehe! Kaum das ſtolze Wort
Aus Gilpin's Mund' erſchell,
Schrie' in der Näh' ein Eſelein
Gar laut und jubelvoll.

Wie eines Löwen Hochgebrüll
Tönt das in Rößleins Ohr;
Es rennt und rennt aus aller Macht,
Weit ſchneller als zuvor.

Hut und Perücke flattern fort,
John's Haupt iſt wieder bloß,
Kein Wunder auch! Wir hörten's ja,
Sie ſind ihm viel zu groß. — — —

Frau Gilpin, da ſie den Gemahl
Vorüber ſchweben ſieht,
Schellt in der Angſt, und aus dem Sack
Sie eine Krone zieht.

Ein Poſtjung' kommt, ihm vor's Geſicht
Sie nun die Münze hält:
„Bring' mir den Reiter dort, und dein, —
Dein iſt dies ſchöne Geld.“ —

Der Junge gleich im Sattel ſitzt,
Fliegt wie ein Pfeil davon,
Ein Paar Minuten, und erreicht
Hat er den Reiter ſchon.

Nach Rößleins Zügel ſtrecket er
Die Hand vergebens doch?
Denn Rößlein ſtaunt, erſchrickt und rennt,
Und rennt weit ſchneller noch.

Doch im Verfolgen heiß, verliert
Der Poſtjung' nicht den Muth,
Sein Pferd, am Wagen ſonſt geſpannt,
Nun frei, gar Wunder thut.

Sechs Reiter auf der Straße ſeh'n
Die ſelt'ne Reiterei,
Und ſchließen ſich als Nachtrab an
Mit wüthendem Geſchrei.

„Halt! Halt! Ein Dieb! Ein Pferdedieb!“
Schrei'n ſie im vollem Flug,
Und Alt und Jung eilt ſchnell herbei,
Und folgt, und mehrt den Zug.

„Halt!“ ruft man dort, indeſſen hier
Ein lautes Bravo ſchallt,
Von Peitſchenknall und Roßgeſtampf
Die Gegend wiederhallt. —

Dem Zollhaus nahet nun Herr John,
Auf fliegt das Gitterthor
Ein Wetterennen ſcheint der Ritt
Dem Zöllner, wie zuvor.

Und war's nicht ſo? Und ſiegt nicht John?
Kommt er zuerſt nicht an?
Auch hält er eher nicht als dort,
Woher ſein Ritt begann.

Hoch lebe John! das Rößlein hoch!
Wohl mög' es beiden geh'n!
So können wir recht bald vielleicht
Ihn wieder reiten ſehn. —

Johann Philipp Neumann.

Drei Liebeslieder.

von Carl Gottfried v. Leitner.

1.

Fröhliches Scheiden.

Gar fröhlich kann ich ſcheiden,
Ich hätt' es nicht gemeint,
Die Trennung bringt ſonſt Leiden,
Doch fröhlich kann ich ſcheiden —
Sie hat um mich geweint.

Wie trag' ich dieß Entzücken
In ſtummer Bruſt vereint?
Es will mich faſt erdrücken,
Wie trag' ich dieß Entzücken! ?
Sie hat um mich geweint!

Ihr Alpen, See'n und Auen,
Du Mond, der ſie beſcheint,
Euch will ich es vertrauen:
Ihr Alpen, See'n und Auen!
Sie hat um mich geweint.

Und ſterb' ich in der Fremde,
Mich dünkt nicht fürchterlich
Der Schlaf im Leichenhemde;
Denn ſterb' ich in der Fremde,
So weint ſie wohl um mich. —

2.

Am Fluſſe.

Wohin, wohin, du wilder Fluß,
So raſch vorbei an mir?
Und bringſt du thalwärts keinen Gruß
Kein traulich Wort von ihr?

O wär' ich, Strom, ſo frei wie du,
Ich blieb in ihrer Näh',
Geböte meinen Wellen Ruh',
Und würd' ein ſtiller See.

Ich ſchlöſſe ſanft die Holde ein
Auf grünem Inſelland,
Und ſäng' entzückt: Nun iſt ſie mein!
Und koſ'te um den Strand.

Du aber ſtürmſt durch Fels und Hald',
Berg nieder, Thal entlang,
Und tiefer Sehnſucht heilig Leid
Macht heimlich dir nicht bang.

Schwebt ſie am Ufer hin, umſpielt
Ihr Abglanz dich mit Luſt;
Doch ſcheidet ſie, flieht auch ihr Bild
Aus deiner kalten Bruſt.

O Strom! ihr Auge ſtrahlet licht
Und blau, wie deine Fluth;
Sag', hält es auch getreuer nicht
Der Freunde Bild und Hut? —

Nicht wahr? längſt ſank vergeſſen hin
Der Sänger und ſein Lied?
Nun denkt ſie wohl nicht mehr an ihn,
Seit er in Thränen ſchied?

Was ſeufzeſt du, und jagſt, o Fluß!
So ſtumm vorbei an mir?
Ach ja! — — du bringſt mir keinen Gruß,
Kein traulich Wort von ihr.

3.

Mein Selam *).

Im Oſten, der durch weicher Lüfte Wehen
Und ew'ges Maiengrün mit größ'rer Macht
Die Liebe weckt, und ſtrenger doch bewacht,
Muß ſie zur Bilderſchrift ſich ſchlau verſtehen.

Jedwede Blüth' hält tiefen Sinn verborgen,
Als liſt'ger Bote thut ein Blumenbund,
Mit ſüßem Hauch, noch ſüß're Worte kund,
Die, unhörbar, den Lauſcher nicht beſorgen.

---

*) Selam nennt der Orientale einen nach der Blumenſprache geordneten Strauß.

Kein voller Strauß — zwei Blumen nur alleine
Enträthſeln mir mein oft bezweifelt Loos;
Denn klar durch dieſer Azurkelche Schooß
Erſchließt ſie mir, wie ſie es mit mir meine.

Bald hell geöffnet dem verwandten Aether,
Bald halb verhüllt von manchem Lilienblatt,
Verkünden treu an eines Selams Statt
Mir ihre Huld die lieblichen Verräther.

Und, daß ſie ſtets zu ſolchem Dienſte taugen,
Verſchont der Herbſt die Knoſpen von Saphir,
Und nennen wollt' ich ſie — verriethet ihr
Der Mutter nichts — es ſind des Liebchens Augen.

Carl Gottfr. v. Leitner.

Anahid.

Der perſiſche Mythus des Morgenſterns.

Sanft umweht von Zephyrs Flügel,
Ruht, die Lyra in der Hand,

Anahid am Blumenhügel,
Sie, der Frauen Diamant.

Sie, der nichts iſt zu vergleichen,
Was die Erde Schönes kennt,
Die in Perſia's weiten Reichen
Man den Stern der Liebe nennt;

Und die dennoch nie ihr Sehnen
Aufnahm in das reine Herz,
Welches fremd blieb ihren Thränen,
Ihren Wonnen, ihrem Schmerz.

Nur in ihren Liedern lebt ſie;
Ihrer goldnen Saiten Klang,
Er beglücket und erhebt ſie
Hoch ob dieſer Erde Drang.

Und wenn aufwärts zu den Sternen
Steigt der ſüßen Stimme Laut,
Dann fühlt ſie in jenen Fernen
Sich ſo heimiſch und vertraut,

Als ob dort ſie ſey geboren,
Und der Erde nur gelieh'n:

So nach jenen goldnen Thoren
Zieht ſie ſtille Sehnſucht hin.

So grüßt ſie nach gewohnter Weiſe wieder
Des Abends Feier und die ſtille Nacht;
Süß durch die Fluren klingen ihre Lieder,
Dem Ewigen zu Preis und Ehr' gebracht.
Die Sterne glänzen feurig auf ſie nieder,
Und all' ihr Sehnen fühlt ſie neu erwacht —
Da rauſcht es plötzlich, und zwei Männer wallen *)
Einher durch der Gebüſche Blüthenhallen.
Sie nahen, und der Eine nimt das Wort:
„O Anahid, du Perle aller Frauen,
„Dein Ruhm ſtieg aufwärts bis zum Sternenport,
„Bis zu der Sel'gen wonnevollen Auen,
„Dir könne niemand — ſo erklang es dort —
„In's Sternenauge ungeſtrafet ſchauen.
„Drob lächelte der Geiſter ſtolze Schaar
„Und dies mißfiel dem, der ſeyn wird und war!
„Und alſo tönt' es uns, wie Donner kracht
„Aus ſeinem Mund': So zieht hinab auf Erden
„Doch nicht mit Engels Herrlichkeit und Pracht,

---

*) Die perſiſche Mythologie nennt ſie Harut und Marut.

„Rein in der Hölle irdiſcher Beſchwerden
„Erprobet ſelbſt der Schönheit heil'ge Macht.
„Seht Anahid, könnt ihr dann Sieger werden
„Ob ird'ſcher Flamme, dann erhebet Euch
„Mit Stolz als Sieger heim in's Sternenreich.
„Und alſobald umgab uns das Gewand
„Der Erde; folgſam warfen wir uns nieder,
„Sodann ward uns der heil'ge Spruch genannt,
„Der — iſt's vollbracht — uns aufwärts hebet wieder.
„So ſchwebten wir herab in's ird'ſche Land
„Dem Klang zu horchen deiner ſüßen Lieder,
„Und dich zu ſchau'n, die in den Höhen oben
„Als Schöpfungsmeiſterſtück die Zeugen loben. —
Der Zweite nun begann: „Wir ſahen dich,
„Und fühlten eine Gluth, die wir nicht kannten,
„All' unſre Pulſe bebten wonniglich;
„Und Liebe, Luſt und Sehnſuchtſchmerz entbrannten;
„Ein Engel biſt du ſelber ſicherlich;
„So gib dich hin der Flamme, der verwandten.
„Gern würde Dſchemſchid *) ſelbſt den Himmel miſſen,
„Dürft er die ſüße Roſenlippe küſſen.
„Ja es iſt wahr! wir waren zu vermeſſen;

---

*) Einer der Heroen der perſiſchen Mythologie: der Dyoniſos der Griechen.

„Kein irdiſch Weſen mag dir widerſteh'n!
„Wir mochten nicht der Liebe Macht ermeſſen,
„Eh' wir dein Auge, holdes Weib, geſehn!
„Den Sternenſitz, wir wollen ihn vergeſſen,
„Willſt du mit uns durch's ird'ſche Leben geh'n;
„Für deine Liebe opfern wir die Rechte
„Des Himmels auf, dem ſterblichen Geſchlechte.

Anahid ſieht ernſt und ſchweigend
Die entglühten Beiden an,
Endlich ſpricht ſie, Staunen zeigend,
Sagt, wie ich Euch glauben kann?

Wär es möglich, Engel ſchweben
Nieder in den Erdenleib,
Lieb' um Liebe hinzugeben
Einem ſterblich ſchwachen Weib?

„Ja, erhör' uns! heiß durchlodert
„Uns der Sehnſucht hohe Gluth,
„Die allmächtig Liebe fodert:
„Liebe iſt das höchſte Gut!"

Wohl will ich Euch Glauben ſchenken;
Euer Flehen ſey erhört!

Doch ich fod're — — „Ohn Bedenken,
„Fodre, Alles ſei gewährt!“

Nun ſo lehret mich die Worte,
Die Euch — ſprechet Ihr ſie aus,
Wieder nach der goldnen Pforte
Heben in das Sternenhaus.

Wollt Ihr den Beweis mir geben
Eurer Gluth und Zärtlichkeit;
Dann ſey Anahidens Leben
Eurer Liebe nur geweiht! —

Wonnetrunken ihr zu Füßen
Stürzet das entzückte Paar,
Macht ihr ſchnell den Spruch zu wiſſen,
Der den Engeln eigen war. — — —

Plötzlich rollt der Donner durch die Auen,
Nieder ſchallt es im Poſaunenton:
„So verachtend waget ihr zu ſchauen,
„Stolze Geiſter, auf der Erde Sohn?
„Uebermuth war Euer Selbſtvertrauen;
„Flieht auf ewig meinen Strahlenthron!
„Nachſicht mit den Menſchen ziemt Euch, Geiſter;
„Ich gab Euch das Beiſpiel, Euer Meiſter!‘

„Und Ihr habt gewagt im Uebermuth
„Jene Weſen, die mein Wink geboren,
„Zu verachten? Fühlet Ihr die Gluth
„Selbſt jetzt nicht? und habt ihr nicht verloren
„Selber Euch, in wilder Sehnſuchtsfluth?
„Ihr, zu edler'm Streben auserkohren,
„Habt Ihr, ganz in ird'ſche Gluth getaucht,
„Nicht den Spruch der Geiſter ſelbſt mißbraucht?

„Fliehet denn von meinem Angeſichte,
„Stolze Engel, in des Abgrunds Nacht;
„Harr't dort, bis im ewigen Gerichte
„Der Erlöſung Hoffnungsſtrahl Euch lacht;
„Dann vielleicht erlaub' ich Euch, zum Lichte
„Wieder einzugeh'n in alter Pracht,
„Und mit jenem ſterblichen Geſchlechte
„Dann zu theilen Eure hohen Rechte.

„Und du, Anahid! du holde Blume,
„Sprich es aus, der Geiſter großes Wort;
„Schwing dich auf zum lichten Heiligthume;
„Deiner Lyra himmliſcher Accord
„Führe zu der Liebe ew'gen Ruhme
„Nun der Sterne Reigen fort und fort;

„Und die Sonne ſchenke dir die Saiten,
„Würdig dann die Himmliſchen zu leiten.

Roſig ſenken Wolken ſich hernieder,
Und im Licht verklärt ſchwebt Anahid
In die Heimath ihrer ſüßen Lieder,
Die ſie jetzt als Morgenſtern durchzieht.
Wie auf ihrem leuchtenden Gefieder
Staunend nun der Wanderer ſie ſieht,
Leitet ſie die Harmonie der Sphären,
Dort der Liebe Allkraft zu bewähren.

Weldmann.

Bild aus alter Zeit.

Romanze.

Der Abend ſinkt hernieder,
Die Sternlein zieh'n herauf,
Und Nachtigallenlieder
Begleiten ihren Lauf,
Da tritt, die Welt im Buſen,
Aus engem dumpfen Haus

In's Heiligthum der Muſen
Der Troubadour hinaus.

Sein Harfenſpiel zur Seite,
So zieht er froh die Bahn,
Und blickt in's blaue Weite,
Und hebt ſein Ständchen an:
„Du männiglich Gegrüßte,
„Wohl mag mich Klarheit freu'n:
„Die Sonne ging zu Rüſte,
„Magſt du mein Mond nun ſeyn!“

Und wie mit ſanftem Tone
Er ſinget fort und fort,
Da ſchallet vom Balcone
Ein grußlich Minnewort;
Und ſingt nach gleicher Weiſe
Die letzten Zeilen d'rauf;
Doch unvermerkt und leiſe
Thut ſich das Pförtchen auf.

Schon hüpft zum treuen Sänger
Die Maid' in Luſt hinab;
Da hält er ſich nicht länger
Und reißt die Saiten ab.

Sein Lied iſt überboten
Wo Bruſt an Bruſt erglüht,
Und Blicke ſind die Noten,
Und Seufzer ſind das Lied

J. Gabriel Seidl.

Sängers-Troſt.

Ihr, o ſüße Traumgebilde!
Gebt in Leid mir Kraft und Milde,
Greift das Leben kalt und wilde
Mir in's warme weiche Herz.

Wollen meine Freuden fliehen,
Meine Blumen mir verblühen,
Seh' ich euren Stern doch glühen,
Schaut mein Auge himmelwärts.

Dieſer Stern blickt freundlich nieder,
Zaubert Troſt und Hoffnung wieder
Mit dem Ton der ſüßen Lieder
In die wunde Sängerbruſt.

Und aus ſeinem Glanz entfalten
Schützend ſich die Lichtgeſtalten,
Die mich feſt umſchlungen halten,
Flieht die falſche Erdenluſt.

Friederike Suſan, geb. Salzer.

Kampf und Friede.

Was ſtürmt ihr ſo feindlich das menſchliche Herz,
Ihr Wünſche, ihr Freuden und Sorgen?
Es raubt ja ſo ſchnelle uns Jugend und Scherz
Dieß Leben von Heute auf Morgen,
Bald fallen die welkenden Blätter herab,
Bald bleichen die roſigen Wangen ſich ab.

Was ſchwillſt du, ſo mächtig verlangende Bruſt?
Was willſt, kühner Geiſt! du erſtreben?
Bald wandelt zum Leide ſich all' deine Luſt,
Du mußt dich dem Schickſal ergeben.
D'rum wand're nur ruhig hinauf und hinab,
Durch Blumen und Dornen zum friedlichen Grab.

Erſt dort wird dein ſchmerzliches Sehnen geſtillt,
Erſt dort biſt von Qual du befreiet,
Wo einſt ſich das ſchaurige Dunkel enthüllt,
Dein Heiligſtes nicht mehr entweihet.
O reiche nur muthig dem Tode die Hand!
Er führt dich zur Ruhe in's beſſere Land.

Friederike Suſan, geb. Salzer.

Sommernachtſtändchen
unter Lina's Fenſter.

Lockt mich Lina? lockt mich Luna?
Ach ich weiß es ſelber nicht!
Luna, die mit Lilienſtrahlen
Durch den Wolkenmantel bricht?
Lina mit dem Sonnenblicke
Und dem Seraphsangeſicht?
Iſt es Lina? iſt es Luna?
Die mich zauberiſch umflicht?

Lockt mich Lina? lockt mich Luna?
Oder locken Beide mich?

War's ob Beiden, daß vom Lager
Schlaf und Ruhe mir entwich?
Und mit leiſen Zitterſchlägen
Ich zu ihrem Fenſter ſchlich?
Lockt mich Lina? lockt mich Luna?
Oder locken Beide mich?

Iſt's nur Lina? iſt's nicht Luna,
Die ſo innig mich bewegt?
Die mit kühlem Balſamhauche
Meine Sehnſuchtsſchwingen regt?
Und auf roſ'gen Anmuthswellen
Mich in's Land der Wonne trägt?
Iſt's nur Lina? iſt's nicht Luna,
Die ſo innig mich bewegt?

Ja nur Lina, du nur Lina,
Lockſt mich jetzt und immerdar.
Biſt mir alles, Wunſch und Leben,
Sonn' und Mond und Sternenſchaar.
Dir nur glüht des Sängers Opfer
Auf der Liebe Hochaltar,
Dir, o Lina! zagen Muthes,
Bringt er auch dieß Liedchen dar.

Samuel Saphir.

Die köſtlicheren Gaben.

In ihrer Augen Spiegel
Leſ' ich ihr ſanft Gemüth,
Auf ihres Mundes Siegel
Mir Himmelsfreude blüht.

Die Roſen ihrer Wangen
Entzücken meine Burſt,
Bei ihres Buſens Prangen
Durchſtrömt mich heiße Luſt.

Ihr Haar in gold'nen Ringen
Bezaubert meinen Blick,
Der Arme hold Umſchlingen
Vollendet ſtill mein Glück.

Doch noch weit ſüß're Gaben
Zieh'n mich zur Zauberinn,
Die köſtlicher noch laben
Den innern, edler'n Sinn.

Es iſt des Herzens Güte,
Des Geiſtes hohe Zier,
Der Harmonien Blüthe,
Die zieht mich hin zu ihr.

Franz Gräffer.

Der große Rittmeiſter und das kleine Minchen.

Erzählung aus dem Leben

von J. F. Caſtelli.

I.

Der alte Förſter Heinich zu Buchendorf ſaß am Abend in ſeinem Lehnſtuhl, ſchnitt ſeinem Töchterchen Minchen ein grimmiges Geſicht, — in ſo fern' es nämlich ſeine Liebe zu dem Mädchen zuließ, — und blies den Tabaksdampf aus der großen hölzernen Jägerpfeife in dichten Wolken von ſich. Minchen bügelte auf der Seite Wäſche, und blickte, — ein Liedchen ſummend, — ganz verſtohlen auf den erboßten Vater; — der alte Jäger Martin aber ſaß auf der Ofenbank, und putzte ſeine Büchſe rein.

Nach langem, allgemeinen Schweigen — welches nur manchmal Waldmann, der zu den Füßen ſeines Herrn lag, durch Schnarchen unterbrach, — legte Heinich ſeine Pfeife weg, ſtand auf, trat mit verſchränkten Armen vor Minchen hin, und fragte ſie mit einem Tone, der gutmüthig ſeyn ſollte, aber es nicht war: — „Du willſt den gnädigen Herrn Rittmeiſter alſo nicht?“ — „„Nein Vater!““ — erwiederte Minchen kalt. — „Und warum nicht?“ ließ ſich der Alte ſchon im tieferen Baſſe vernehmen. „„Ich „hab's dir ſchon geſagt Vater, er iſt mir zu groß,“ verſetzte Minchen.

Auf dieſe Worte dehnte ſich des alten Förſters Geſicht in die Länge, und wie ein Donner nach vorausgegangener Windſtille rollten die Worte aus ſeinem Munde: „Zu groß? — zu groß? Mädel! Du verſündigſt dich an dem Herrlichſten in der Welt, an „der Größe! Und was thut dir denn ſeine Größe? „Woran hindert ſie dich? Kann er ſich nicht bücken? Iſt „nicht ſein ganzer Körper zu ſeiner Größe verhältnißmäßig gebaut? Glaubſt du, unſere Vorältern ſeyen „ſo winzige Kreaturen geweſen, wie du? Größer waren ſie als du, größer als ich, ſelbſt größer als „unſer Martin dort, und wenn jedes Mädel ſich „hätte abſchrecken laſſen, Einem dieſer Großen ihre „Hand zu reichen, wo wäre jetzt die Welt?“ — „„Vater!““ — erwiederte Minchen, — „„es geht nicht, „„man ſoll nicht zuſammen fügen, was ſich nicht „„zuſammen ſchickt. Ich muß den Kopf immer ge-

„„waltig in die Höhe renken, wenn ich dem Rittmeiſter
„„nur in's Geſicht ſehen will.““

„Mußt du ihn nicht auch gegen den Himmel heben?
„Wozu haſt du deinen Kopf, wenn du ihn nicht bewegen
willſt?“

„„Wenn ich ihm einen Kuß geben wollte, müßt'
ich mich auf einen Stuhl ſtellen.“

„Hat Stühle genug, der Herr Rittmeiſter in ſeinem
„Schloſſe, — ſchöne, gepolſterte Stühle, wird
„dir nicht weh thun, das Hinaufſteigen!“

„„Und dann, — die Welt — das könnt' ich
„„nun und nimmermehr ertragen, — haſt du nicht
„„ſelbſt bemerkt, Vater, wie neulich, als wir durch
„„das Dorf in die Kirche gingen, — der Herr Rittmeiſter
„„führte mich am Arme — die Leute vor ihren
„„Thüren lachten! Ja, Richters Amalie ziſchelte
„„ſogar der Pfarrerköchinn in die Ohren, — ich hörte
„„es ganz deutlich: Schau einmal dorthin, dem
„„gnädigen Herrn Rittmeiſter hängt der Sack aus!““

„Nun und was iſt's hernach? Iſt ein Sack etwas
„Böſes? des gnädigen Herrn Rittmeiſters Sack
„vor allen, da ſind Dukaten drinn.“

„„Vater! Ich bitte dich, rede mir kein Wort
„„mehr. Du weißt, ich habe dir nie widerſprochen,

„„immer deinem Winke gehorcht, aber hier, wo es „„ſich um das Glück meines ganzen Lebens handelt, „„muß ich auch mein Herz befragen, und dieſes ſagt: „„Nein!“ Darum, noch einmal, lieber Vater, ich „„bitte dich, verſchone mich mit dem Rittmeiſter!““ „Nu,“ — ſagte der Alte, — „ſo heirathe meinetwegen „einen Bauer, und verdiene dir dein Brot im Schweiße „ſe deines Angeſichtes!“ Mit dieſen Worten nahm er ſeine Pfeife, und ging in ſeine Schlafkammer, indem er noch vor ſich hinbrummte: „Daß mir der „liebe Herrgott das Mädel ſo klein hat bleiben laſ„ſen!“ — .

Minchen rief fröhlich: „„Gute Nacht, Martin!““ und hüpfte ihrem Vater nach. Der alte Martin aber, der ſonſt mit Minchen vor dem Schlafengehn immer noch gerne geſcherzt und geſchäkert hatte, rückte mißmüthig ſeine Mütze, und blieb auf der Ofenbank ſitzen.

II.

Am folgenden Morgen, als Minchen im Garten eben Zugemüſe für das Mittagsmahl holte, ſah ſie Martin in ſeinem Sonntagsrocke durch die Allee gehen: „Wohin denn ſo früh, Martin, und warum denn „ſo aufgedonnert?“ rief ſie ihm zu. —

„„Ei,"" — antwortete dieſer, — „„einen dum-
„„men Gang muß ich thun, und zwar, — verzeihen Sie
„„mir Mamſellchen! — Ihretwegen!"" „Meinetwe-
gen?" — fragte Minchen erſtaunt. „„Ja, ja, ſchauen
„Sie mich nur an, warum iſt Ihnen auch Alles zu
„groß? Der Herr Vater hat heute zu mir geſagt:
„„Martin, du haſt gehört, wie höflich der Herr
„„Rittmeiſter geſtern ſeine Werbung gethan hat? und
„„mein Seel! — (hier blitzten Martins Augen) das
„„hab' ich gehört: Daß ihn der kleine Starrkopf
„„nicht will? und leider (hier zog Martin die Brau-
„„en zuſammen) das hab' ich auch gehört: Was
„„will ich machen? fuhr der Herr Vater fort, zwin-
„„gen will ich das Mädel nicht, drum ſey ſo gut,
„„geh' hinüber auf's Schloß, und bringe dem Herrn
„„Rittmeiſter die abſchlägige Antwort. Du haſt un-
„„ter ihm gedient, er hat dich lieb, du kennſt ihn
„„genau, darum wirſt du am beſten die Pille zu ver-
„„zuckern wiſſen, und er wird ſie von dir auch am liebſten
„„einnehmen — So ſprach der Herr Vater, und nun
„„muß ich den ſauren Gang wohl machen."" —
„Sauer, und warum denn ſauer?" fragte Minchen
— „was geht denn die ganze Geſchichte dich an?" —
„„Was ſie mich angeht? — antwortete Martin mit

„„hochrothem Geſichte und im Verfolge der Rede immer
„„mehr losplatzend, und ſo können Sie fragen
„„Mamſellchen? Sie wiſſen doch, wie ich den Herrn
„„Rittmeiſter in mein Herz geſchloſſen habe. Er iſt
„„der beſte, vortrefflichſte Mann auf der Welt Was
„„er an mir that, als ich noch beim Regimente war,
„„das lohn' ihm Gott! Um mir's zu erleichtern,
„„nahm er mich als Fourierſchützen in ſeine Dienſte,
„„und als ich bald nachher von dem bösartigen Nervenfieber
„„befallen wurde, auch da ließ er mich nicht
„„von ſich. In ſeinem Vorzimmer mußt' ich liegen,
„„er ſelbſt reichte mir die Arznei — und als ich genas
„„— Ha! ha! Lachen und Weinen wandelt
„„mich zugleich an, wenn ich an die rührend-komiſche
„„Geſchichte denke. Sie müſſen wiſſen, Mamſellchen,
„„ich bin ein großer Liebhaber vom Piketſpiel.
„„Er wußte es, und da ſetzte er ſich zu mir ans
„„Bette und ſpielte drauf los, obſchon er kaum die
„„Karten recht von einander zu unterſcheiden wußte.
—' Mamſellchen! ich ſag' ihnen, niedergeknie't bin
„„ich vor ihm, wie vor einem Heiligen, und ſeitdem
„„gäb' ich mein Leben für ihn."

Minchen ſchwieg einige Augenblicke, und faſt ſchien es, als ob ſie nachdenkend werden wollte; dann aber ſchüttelte ſie das Köpfchen und ſprach: „Ja, Ohlmen iſt ein edler Mann, ich ſelbſt habe mehrere „Beweiſe davon." — —

„„Nun alſo?" unterbrach ſie Martin, einen guten Ausgang erwartend: — „Er thut den Armen Gutes," — fuhr Minchen fort, ſeine Unterthanen ſind „glücklicher als alle übrigen im ganzen Umkreiſe, „ja — Ich muß es ſagen — der Rittmeiſter kann ſogar „ein ſchöner Mann genannt werden, aber — —"

„„„Nun? was aber?"" fiel ihr Martin beſorgt ein: — „Aber er iſt mir zu groß!" Mit dieſen Worten hatte Minchen die letzte Karviolroſe in ihre Schürze geworfen und hüpfte davon.

Martin aber ſtand eine Weile ſchweigend, dann aber ſchrie er laut: „„O Weiber! Ich danke dir, o „„Herr, daß ich in meinem Leben mich an kein ſo „„capriziöſes Geſchöpf angeſchloſſen habe!"" ging dann zum Garten hinaus und ſchlug den Weg nach Rüſtenberg (ſo hieß das Gut des Rittmeiſters) ein.

III.

Aus dem, was im Förſterhauſe geſprochen wurde, werden meine Leſer den Rittmeiſter Baron Ludwig von Dülmen ſowohl in Rückſicht auf die Vorzüge ſeines Körpers als auch des Herzens kennen gelernt haben. Ich habe jetzt nur noch dazu zu ſetzen: daß er der letzte Sproſſe einer ſehr vermögenden, im ganzen Lande geachteten Familie war. Sein Vater, ein ſehr kluger und rechtlicher Mann, hatte ſelbſt ſeine früheſte Erziehung geleitet, und ſo guten Saamen in die junge Seele fallen laſſen, daß ſpäter, als er in die Reſidenz auf die Univerſität kam, das ſchwelgeriſche Leben und die burſchikoſe Unſittlichkeit nur einen abſchreckenden Eindruck auf ihn machten, und man von ihm bei ſeiner Rückkehr ſagen konnte:

Er trug ein reines Herz hinaus,
Und bracht' ein reines Herz nach Haus.

In ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre nahm er Kriegsdienſte, und bracht' es, — nicht durch Empfehlungen und Ahnen, — ſondern durch Muth und perſönliche Tapferkeit, ſchnell bis zum Rittmeiſter. Der Fürſt ſelbſt hatte ihm auf dem Schlachtfelde das Militär-Verdienſtkreuz angeheftet, und alle ſeine Kameraden liebten ihn als einen geiſtreichen, verträglichen und herzensguten Mann. Dabei verſäumte er nicht in ſeinen Mußeſtunden fleißig zu ſtudieren, um einſt auf ſeinen Gütern nicht als ein Unwiſſender da zu ſtehen.

Vor drei Jahren war der alte Baron zu den Seligen hinüber gegangen, und Ludwig hatte die ſehr einträglichen Güter angetreten. Die Unterthanen ſegneten den Sohn, wie den Vater; es ging ihnen aber auch unter ſeiner Herrſchaft ſo gut, daß es in der ganzen Gegend zum Sprichwort geworden war, wenn man einen recht fröhlichen, wohlgekleideten Bauer gehen ſah, zu ſagen: Das iſt ſicher ein Rüſtenberger Unterthan! —

Der Rittmeiſter lebte ſchon ſeit geendigtem Kriege (das mochte beiläufig ein halbes Jahr ſeyn; auf Urlaub auf ſeinem Gute. Er lernte den Förſter Heinich kennen, deſſen Kenntniſſe im Forſtweſen allgemein geſchätzt wurden. Er erkundigte ſich bei dem alten dienſtfertigen Manne zu ſeiner eigenen Belehrung bald um Dieſes und Jenes, ließ ſich von ihm praktiſch zeigen, was er ſich früher aus Büchern geſammelt hatte, und ſo geſchah es, daß er recht oft nach Buchendorf in deſſen Haus kam.

Hier lernte er Minchen kennen. Die naive Offenheit, die gutmüthige Einfalt des Mädchens fanden den Weg zu ſeinem Herzen, und, — da er auf Titel und Rang, auf Stammbäume und Kammerherrenſchlüſſel weniger hielt, als andere ſeines Gleichen, — ſondern nur ein braves Weib wünſchte, ſo beſchloß er endlich, das Mädchen zu heirathen, und in der ſüßen Hoffnung, daß Minchen auch ihm gut ſey, warb er bei dem Vater um ſie.

So viel zur genauern Bekanntſchaft mit unſerm Rittmeiſter.

IV.

Dülmen ſaß eben in ſeinem Kabinete, und dacht darüber nach, wie er in ſeinem Schloſſe Alles ordnen wollte, wenn eine Frau hineinkäme, und wenn nach ihr auch andre, liebe, kleine Weſen hineinkämen, als Martin mit ſo viel militäriſcher Haltung, als er nach ſechs Jahren noch erzwingen konnte, eintrat. Er ſalutirte, indem er die linke Hand an den unbedeckten Kopf legte; denn die Mütze hatte er aus ſchuldigem Reſpekte ſchon vor der Thüre abgenommen und hielt ſie in der rechten. Der Rittmeiſter erblickte ihn kaum, als er ihm freudig und lächelnd entgegenrief: „Kommſt Du „auf eine Parthie Piket zu mir?“ — Im Ordonnanztone, der aber etwas wehmüthig klang, antwortete Martin: „„Euer Gnaden, Herr Rittmeiſter, halten zu Gnaden, aber es wird nichts piketirt, und leider auch „„nichts gemariaſcht.““ Das letzte Wort war kaum heraus, als ſich Martin auf den Mund ſchlug, weil er wohl merkte, daß er die Urſache ſeiner fatalen Sendung zu jähe herausgeſprudelt habe. Der Rittmeiſter aber ſah den Unglücksboten ſtarr an, ſtand dann auf, faßte ihn bei der Hand und fragte: „Martin! — „was haſt du da geſagt? Erkläre dich deutlicher!“ — Halb ſtotternd, und bemüht ſeine Hiobspoſt ſo viel möglich zu verſüßen, ſprach Martin, wie folgt:

„„Eine ſchöne Empfehlung ſoll ich vermelden vom „„Herrn Förſter Heinich — und ſeine Schuld ſey es „„nicht — daß —. Und eine ſchöne Empfehlung „„ſoll ich vermelden von Mamſell Minchen, und ihre „„Schuld ſey es auch nicht — obwohl es eigentlich „„ihre Schuld iſt — daß —. Und bitte Euer Gnaden „„den Herrn Rittmeiſter, zu glauben, meine Schuld „„iſt es gewiß auch nicht, ich habe ihr zugeſprochen, „„was möglich war, aber —

Hier ſtockte der Alte gänzlich: „Ach nun verſteh' „ich dich, guter Martin,“ ſagte der Rittmeiſter, indem ihm eine Thräne wider Willen in's Auge trat, „alſo eine abſchlägige Antwort?“ — Martin nickte mit dem Kopfe — „Sie liebt mich nicht?“ — Martin brummte: „„Weiß der Henker, was die Mädels heut „„zu Tage lieben?““ — „Alſo meine ſchönſte Hoffnung vernichtet!?" fuhr der Rittmeiſter fort, und ging mit ſchnellen Schritten im Zimmer auf und nieder. Martin wußte nicht, ſollt' er gehn, oder bleiben; endlich ſprach er ganz leiſe: „„Herr Rittmeiſter! Schlagen Sie ſich das kleine Ding aus dem Kopfe!"" — „Aus dem Kopfe, lieber Martin, dazu könnte ein „feſtes Wollen das Seinige thun; aber aus dem Herzen? Wer langt da hinein und zieht den Dorn heraus?" — „„Zeit und Zerſtreuung, meint' ich, „„Herr Rittmeiſter, verlaſſen Sie Ihr Gut. Sie „„haben kluge, treue Beamte, es wird Ihnen nichts „„verwirthſchaftet werden; reiſen Sie in der Welt „„herum, es gibt überall Mädels, und — Herr „„Gott in deinem blauen Himmelreiche! — wie ſchön! „„Sie ſind auch ein ſchöner Herr, es wird ſich finden, „„werden ſehen, es wird ſich gewiß finden, Ihr Herz „„wird ſich wieder aufthun, und eine Andere wird hineinziehen und wird das kleine ſtrambulſtrige Weſen „„heraustreiben, daß es eine Freude iſt." — „Meinſt „du?" ſagte der Rittmeiſter mit wehmüthigem Tone, „ich zweifle ſchier daran; doch will ich deinen gutgemeinten Rath beherzigen und überdenken. Lebe wohl, Martin! Ich muß hinaus in's Freie und mir „Troſt bei der allgütigen Mutter Natur ſuchen."

Der Rittmeiſter eilte fort. Martin aber machte, obſchon Niemand mehr im Zimmer war, ein recht zierlich abgemeſſenes Rechtsumkehrteuch und marſchirte auch ab.

V.

Auf dem Schloſſe und im Forſthauſe gab es ſcheele Blicke und trübe Tage. Der Rittmeiſter ging ſtumm und einſylbig in ſeinen Gemächern einher, beſah ſeine Pflanzen nicht, kam nicht in ſeine Scheuern, die Schaafe blieben unbeachtet, der Oberamtmann wunderte ſich ſehr, daß ſchon drei Abende vergangen waren, ohne daß ihn der gnädige Herr vor ſich kommen ließ, um ſich mit ihm über dieſe oder jene Wirthſchaftsangelegenheit zu berathen, und noch mehr wunderten ſich die Schnitter, daß ſie ihn nicht auf der Wieſe ſahen, welche ſie eben zum erſtenmale in dieſem Jahre mähten, und die Dülmen vor allen liebte, da ſie von ſeinem ſeligen Vater die Ludwigswieſe benannt worden war, weil Ludwig als Knabe immer vorzugsweiſe gerne dort geſpielt hatte. Man fragte einander, was wohl dem gnädigen Herrn fehlen möge? ob er krank ſey? ob er Verdruß gehabt hätte? und Niemand wußte Beſcheid.

Dülmen wählte indeſſen, trübſinnig und in ſich gekehrt, wie er war, die abgelegenſten Spaziergänge, und ſuchte bei der Einſamkeit Ruhe, und da er fühlte, daß er ſie bei dieſer nicht finde, wandte er ſich zur Zerſtreuung. Eben begab es ſich, daß im benachbarten Staate ein Aufſtand ausbrach, daher ſein Fürſt die Truppen an die Gränzen beorderte, um dort einen Damm zu bilden, damit der Strom unſinniger Volkswuth nicht auch in dieſes Land breche. Alle Beurlaubten wurden in den öffentlichen Blättern einberufen, Dülmen las dieß mit Vergnügen und legte ſeine Uniform zurechte, ganz entſchloſſen, binnen wenigen Tagen zu ſeinem Regimente abzugehen.

Des Rittmeiſters Beamte und alle ſeine Unterthanen waren nicht wenig betrübt, als ſie dieſen Entſchluß vernahmen, und konnten nicht errathen, was den geliebten Herrn ſo plötzlich anwandle. Dem Oberamtmanne, der beſonders in Dülmen drang, er wolle ſeine Kinder nicht verlaſſen, antwortete dieſer bitter lächelnd: „Es iſt mir zu klein hier, ich muß hinaus in die große Welt.“

Den Abend vor ſeiner Abreiſe machte Dülmen noch einen Spazierritt um ſeine Felder, Wieſen und Forſte. Der Abend war erquickend, die Sonne wendete ſich ſchon den Hügeln zu, und fing an, ihr Gold auf dieſelben auszuſtreuen. Hinauf zu ihr ſah Dülmen und betete inbrünſtig (denn ſtille und ohne Worte die Pracht der Schöpfung, und dadurch die Allmacht des Schöpfers preiſen, heißt doch auch beten?). Dann ritt er, in Gedanken vertieft, weiter, als ſein Pferd plötzlich ſeitwärts in einen ſchmalen Thorweg einſchlug. — Jetzt ſah er um ſich und — ſtand im Förſterhauſe: „Du „treues, liebes Thier!“ ſprach er zu ſeinem Rappen, indem er ihm liebkoſend den Hals ſtreichelte, — „hieher alſo trägſt du deinen Herrn? Warſt den Weg „ſchon ſo gewohnt, wirſt ihn jetzt lange nicht mehr „machen, — nie mehr! — Soll ich hineingehen? ſoll „ich ſie noch einmal ſehen, und mir den Stachel noch „tiefer in's Herz drücken? —“ Kaum hatt' er ſo geſprochen, ſo rief ſchon Martin, der drinnen in der Förſterſtube am Fenſter ſtand und ihn geſehen hatte: „„Mein Herr Rittmeiſter kommt. mein gnädiger Herr „„Rittmeiſter!““ Dülmen konnte nicht mehr zurück, er ſtieg ab, band ſein Pferd an, und ging hinein.

VI.

Die Unterhaltung war Anfangs ziemlich einſylbig. Der alte Förſter wußte nicht, wo beginnen, und drückte nur die Hand des Rittmeiſters, die dieſer ihm zum Willkomm reichte. Dülmen war im Innerſten zu ſehr ergriffen, und Martin ſtand lautlos und unbeweglich in ſeiner militäriſchen Stellung, wie eine Bildſäule. Endlich löſten ſich doch die Zungen; Heinich drückte ſein Bedauern aus, daß er des Rittmeiſters Wunſch nicht habe erfüllen können. Dülmen erzählte ihm, was er zu thun willens ſey, und Martin pries laut ſeines Rittmeiſters Entſchluß.

Endlich fragte der Rittmeiſter etwas verlegen: „Wo iſt denn Minchen? — Vielleicht krank? — Al„ter! Ihr werdet das Mädchen doch ihrer Weigerung „wegen nicht zu hart angelaſſen haben?" — „„Nein mein guter gnädiger Herr,"" — antwortete Heinich, — „„Das Mädchen iſt heute müde geworden. Wir „„haben gebacken und gewaſchen, und da iſt ſie denn „„in ihrer Kammer auf einem Stuhle entſchlafen. —"" — „Entſchlafen?" rief Dülmen, — „Herrlich! — „So kann der Verhaßte ſie doch noch einmal ſehen, „ohne ihr Qual zu verurſachen. — Wollt Ihr erlauben, „Heinich?" — Und mit dieſen Worten nahm er das Licht, und trat leiſe in die Kammer. Heinich und Martin folgten ihm, und blieben unter der Thüre ſtehen.

Da lag Minchen im Stuhle mit hochroth gefärbten Wangen, das braune Lockenhaar wallte nachläſſig über den weißen Nacken. Der volle Buſen wogte bei jedem Athemzug unter dem Mieder, von deſſen Haft er ſich ſchon halb befreit hatte, und das kleine Füßchen ſtemmte ſich an eine der Säulen des Bettes, an welchem der Stuhl ſtand.

Lange ſah der Rittmeiſter das ſchöne Mädchen, in Entzücken verſunken, an; endlich wollt' er ſich mit einem ſchmerzhaft ausgehauchtem: „Nicht für dich!“ wieder umwenden, da bewegte ſich Minchen, als ob ſie träume, und die Worte: „„Ja, hübſch iſt er — „„und gut — aber doch zu groß für mich!“ — entſchlüpften ihren Lippen. — „Ha!“ — rief Dühlmen, „ſie träumt von mir — von mir! Zu groß alſo, nur „zu groß! und dieß der einzige Grund? Du biſt mir „alſo nicht gram, und nur das Vorurtheil, vielleicht „ein einziges, unzeitiges Spottwort oder Hohnlächeln „hat dich von mir entfernt?“ Und weg ſtellte er das Licht, und auf ein Knie ließ er ſich vor dem Stuhle nieder, und drückte der Schlafenden einen Kuß auf die Roſenlippen, ausrufend: „„Lebe wohl, du „„mir ewig theures Mädchen!““

Der Druck mochte doch ein wenig zu heftig geweſen ſeyn, Minchen erwachte plötzlich, öffnete die Augen, ſah den Rittmeiſter vor ſich, Aug' in Auge, ſeinen Kopf dem ihrigen gegenüber, — ſie ſtarrte ihn an, ſtaunte, — zitterte, und rief endlich, noch halb ſchlaftrunken: „„O ſchön! Er iſt kleiner geworden, iſt „„jetzt ſo groß als ich!"" — Da ſtand der Rittmeiſter auf, und Minchen, ſich die Augen reibend, hielt plötzlich inne. „Lebe wohl Minchen!" — rief der Rittmeiſter noch einmal — „Wir ſehen uns ſo bald „nicht wieder; aber wo ich bin, begleitet mich dein „Bild, und dein Andenken ſchwindet nie aus meinem „Herzen!" — Mit dieſen Worten ſtürzte er zur Thüre hinaus, ſchwang ſich auf ſein Roß, und ritt zurück nach Rüſtenberg.

Minchen aber ſchaute ihm nicht ohne Wehmuth nach, und ſprach: „„Ach! das war ein ſchöner Traum! „„er war viel kleiner, viel kleiner, und — als ich er„„wachte, ſah ich ihm gerade in's Auge. — Ach! „„wenn er doch ſo klein geblieben wäre!"" — —

Am andern Tage mit dem Früheſten reiſete der Rittmeiſter zu ſeinem Regimente ab.

VII.

Der Friede mit dem Nachbarſtaate war nicht zu erhalten. Die zügelloſen Horden drängten an vielen Punkten den aufgeſtellten Cordon zurück, und nachdem der vom Pöbel aufgeſtellte Senat auf Aufforderung nicht Genugthuung und Abhülfe leiſten wollte, vielleicht auch nicht konnte, ſo kam es zum Kriege.

Zwei Monate waren ſeit des Rittmeiſters Abreiſe verfloſſen, da redete der Förſter Heinich den alten Martin, als ſie eben mit einander den Forſt durchſtrichen, alſo an: „Sage mir, Martin, hab' ich recht „oder unrecht? Minchen kommt mir ſeit einiger Zeit „ganz verändert vor, ſie geht, ſtatt zu hüpfen, ſie „lächelt, ſtatt zu lachen, oft kommt mir's ſogar vor, „als ſtünd' eine Thräne in ihrem Auge — Martin! „haſt du das auch bemerkt?“ — „„Freilich hab' ich's „„auch bemerkt,““ antwortete Martin. „Und „weißt du nicht den Grund davon?“ fragte der Förſter weiter. — „„Der Henker mag darauf kommen,““ erwiederte Martin — „„Die Mädels haben ja jetzt „„das Lachen und Weinen in Einem Sacke und thun „„Beides ohne allem Grund. Vielleicht iſt jetzt wie„„der Etwas zu klein, wie ihr vor ein paar Mo„„naten Etwas zu groß war.““ — „Magſt recht „haben!“ ſagte der Vater mit einem Seufzer begleitet; das Geſpräch ward abgebrochen und ſie gingen ſchweigend weiter.

Wirklich war Minchen ganz verändert. Die Wangen glühten nicht mehr, ſtille und mit geſenktem Köpfchen ging ſie im Hauſe umher, verrichtete zwar ihre Geſchäfte, ſaß aber auch ganze Stunden nichtsthuend auf dem Stuhle in ihrer Kammer, auf dem ſie damals ſaß, als der Rittmeiſter von ihr Abſchied nahm, und ſtarrte ſchweigend vor ſich hin. Wenn im Dorfe ein Tänzchen gehalten wurde, ſo war ſie um alle Welt nicht hin zu bringen, und es geſchah ſogar nicht ſelten, daß ſie verkehrte Antworten gab. Wenn ſie der Vater fragte, was ihr fehle? ſo antwortete ſie: „Nichts, — gar nichts!“ oder: „Es „wird ſchon beſſer werden, habe nur Geduld lieber „Vater!“ oder ſie lief, ohne eine Antwort zu geben, ſchnell davon.

Wohl iſt es wahr; man fühlt den Werth eines Weſens oft erſt dann, wenn man es nicht mehr beſitzt, und für immer verloren zu haben fürchtet. Dies Gefühl bemächtigte ſich auch Minchens. Sie ſah jetzt den Rittmeiſter ganz anders, als ſie ihn früher geſehen hatte; die vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Körpers traten in den Vorder- und ſeine Größe in den Hintergrund, ſeinem hellen klaren Auge lieh die Phantaſie noch einmal ſo viel Feuer, ſeiner männlich ſtolzen Haltung noch einmal ſo viel Auszeichnung, ja dieſe ward ſogar als natürliche Folge ſeiner Größe anerkannt, welche beſagte Größe einzig eine Abnahme in Minchens Augen erlitt, indeſſen alles Uebrige höher geſteigert wurde, als es wirklich war. — Sie wurde mit ſich ſelbſt unzufrieden, ſchalt ſich ein Kind, daß ſie einer ſolchen Kleinigkeit wegen (ſollte hier eigentlich Großigkeit heißen) ſo viel Aufhebens gemacht hatte, eine wahnſinnige Thörinn, daß ſie einen ſo vortheilhaften Freier und — was in ihren Augen noch mehr war — einen ſo zärtlichen Liebhaber ausgeſchlagen hatte, ſie ſah Richters Anneliſe gar nicht mehr an, weil ihre Worte und ihr Hohngelächter es waren, welche ihr zuerſt dieſe dumme Grille in den Kopf geſetzt hatten. Kurz, der Rittmeiſter war ihr jetzt der ſchönſte liebenswürdigſte Mann, und ich glaube kaum, daß ſie auch nur Eine Linie von ſeiner Größe abgegeben hätte, wenn es auf ihren Willen angekommen wäre. — Dazu kam noch, daß der Vater und Martin immer ihrer ſpotteten, und ſie mit der Größe oder Kleinheit dieſes oder jenes Geſchöpfes oder Dinges aufzogen, welches ihr Freude zu machen ſchien und, daß die brave Oberamtmänninn zu Rüſtenberg, zu welch Minchen alle Wochen einmal hinüber ging, um von ihr die feinern weiblichen Handarbeiten zu lernen, ihr faſt immer vom Rittmeiſter, von ſeiner Güte und Herablaſſung, ſeinem Edelmuthe und gutem Herzen, ſeiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, vorplauderte. — Minchen ſaß da immer, mit Nadeln in der Hand, auch auf Nadeln, und ſteckte einmal über das Andere ihren Kopf in die Arbeit, um die Röthe ihrer Wangen zu verbergen. Kam ſie dann nach Hauſe, ſo weinte ſie die halbe Nacht, theils aus Aerger über ſich ſelbſt, theils — aus Sehnſucht nach dem fernen Zurückgeſtoßenen.

VIII.

Alle Donnerſtage bekam der Förſter Heinich ein Pack Zeitungen von dem Oberamtmanne zu Rüſtenberg, welche er meiſtens bei Tiſche vorzuleſen pflegte. Die politiſchen Blätter ſprachen erſt von Vorpoſtengefechten, dann von größern Scharmützeln der Avantgarde. Dülmens Regiment war bei dieſer eingetheilt, und faſt jedes Blatt machte Meldung von ihm. Sein Muth, ſeine perſönliche Bravour wurden ſtets öffentlich belobt,

und da ſein Major in einem dieſer Gefechte gefallen
ar, ſo avancirte Dülmen zu dieſer Charge.

Meine Leſer können ſich denken, daß bei ſolchen
achrichten Heinich und Martin immer die Gläſer auf
es neuen Majors Wohl zuſammenſtießen, und daß
edesmal ein eben nicht ſehr freundlicher Blick auf Min-
hen zu fallen pflegte. Das arme Mädchen ſaß aber
hne dieß mit ſichtbarer Angſt (welche jedoch die er-
ürnten Alten für Bosheit nahmen) am Tiſche, und
orchte, ob ihrem Lieben kein Unfall begegnet ſey.
und wollte wirklich einmal, als es in der Zeitung hieß:

„Major Dülmen aber ſtand mitten unter den über
„ſeinem Haupte gezückten feindlichen Säbeln.“

ie Suppe ſtatt mit dem Löffel, mit der Gabel eſſen.

Bald darauf wurde eine große entſcheidende Schlacht
eliefert, welche zu Gunſten von Heinichs Vaterlande
usſchlug! Alles war darüber in der größten Freude
und mit Ungeduld erwartete der alte Förſter, ein bra-
ver Unterthan und Patriot den nächſten Donnerstag
wo ihm die Zeitungslieferung die näheren Details die-
ſer mörderiſchen Schlacht bringen ſollte. Das Päckt-
chen kam eben wieder um Mittagszeit. Heinich öffnete
es, und las die Beſchreibung, worin ebenfalls wieder
von dem tapfern Major Dülmen die ausgezeichnetſte

Erwähnung geſchah, und es ſogar hieß: daß durch ſeine Klugheit allein zwanzig Kanonen genommen worden ſeyen. Schon hob Martin mit leuchtenden Augen das vollgefüllte Glas, um ſeinem Major ein Vivat zu bringen, als Heinich meinte, er möge ihn doch erſt ganz zu Ende leſen laſſen. Dieß geſchah. Der Förſter las vorerſt den großen Verluſt des Feindes, dann hieß es:

„Unſerer Seits befinden ſich unter den Todten: der General Kohl und die Obriſten Mehlmann und Roßwig; unter den Schwerverwundeten aber der brave Major Baron Ludwig von Dülmen, welchem beide Füße von einer Kanonenkugel abgeſchoſſen worden ſind. Zwar hat man dieſen vorzüglichen Offizier in das Militärhoſpital zu L — gebracht, doch zweifeln die Aerzte an ſeinem Aufkommen."

Heinich ließ, als er dieß geleſen, das Zeitungsblatt fallen, Martin verſchüttete den eingeſchenkten Wein, Minchen aber ſank bewußtlos zur Erde.

Die Alten hatten ſie auf das Bette und mit Geiſtern wieder zur Beſinnung gebracht. — Sie ſchlug die Augen auf, ſprang mit beiden Füßen aus dem Bette, und rief Heinich, der ſie unterſtützen wollte, ſchluchzend zu: „Laß mich, Vater, laß mich! — Ich „muß fort! — Ich muß zu ihm! — muß ihn pflegen. „ — Meinetwegen leidet er ja, der Gute. Hätt' ich „ihn nicht ſo ſchnöde behandelt, er wäre nimmermehr „in den Krieg gezogen, er lebte hier geſund, glücklich „und zufrieden, und ich mit ihm! — Ich muß fort! „ — Kein Augenblick iſt zu verlieren, er ſtirbt ſonſt, „er ſtirbt! Mein Tuch! — meine Handſchuhe! — „Martin komm, du mußt mich geleiten zu ihm, zu „deinem und auch zu meinem lieben Rittmeiſter!"

Die Alten ſtutzten und erſtaunten nicht wenig über dieſe Worte und über Minchens, — wie ſie glaubten, — ſo plötzliche Verwandlung.

IX.

Nachdem Minchen ruhiger geworden war, eröffnete ſie dem Vater ihr ganzes Herz und was ſie ſeit des Rittmeiſters Abreiſe gelitten hatte. Der Alte küßte ſie mit Thränen in den Augen und ſprach: „Geh „hin, mein Kind, wohin dich dein Herz ruft. Ich „ſelbſt darf leider meinen Dienſt nicht verlaſſen, aber „Martin ſoll dich begleiten." —

Martin jauchzte und hüpfte vor Freuden über dieſe Erlaubniß, und ſah auf der Stelle zum Leiterwägelchen, ob nichts daran fehle; Minchen packte einige Wäſche ein, und ſchon am andern Morgen mit dem Früheſten begaben ſich beide, begleitet von dem Segen des Vaters, auf die Reiſe.

Ich übergehe hier die Reiſe ſelbſt, und wie Minchen keine Unannehmlichkeit ſcheute, weder mit Nahrung noch mit Schlafe ſich erquicken wollte, ſondern nur immer dem alten Martin Schnelligkeit empfahl, um recht bald den Ort ihrer Sehnſucht zu erreichen. — Martin hatte ſeine ganze Beredſamkeit nöthig, um das liebende, von Angſt und Sehnſucht gefolterte Mädchen zu überzeugen, daß es der Pferde wegen nothwendig ſey, in dieſer oder jener Herberge einzukehren, und daſelbſt Mittags- oder Nachtruhe zu halten. Da ſetzte ſich denn Minchen gewöhnlich auf einen Stuhl, und — wenn nicht der Alles lindernde Schlaf ſie überwältigte, — ſo betete ſie inbrünſtig für Dülmens Leben, ſo, daß dem alten Martin Thränen des Mitleids auf den grauen Schnurbart herabfielen, und er Alles verſuchte, um ihr Troſt einzuflößen, den ſie auch begierig ergriff.

Am ſechſten Tage endlich kamen ſie in L — an. Schon früher mußten ſie über das Schlachtfeld fahren, auf welchem noch Menſchen- und Pferdecadaver unbeerdigt lagen. Was Minchen bei dieſem Anblick litt, wie ihr Herz nur noch immermehr zuſammengepreßt und ihre Bangigkeit für des Geliebten Leben vermehrt wurde, mögen meine gefühlvollen Leſerinnen ſich ſelbſt ausmahlen.

Nun waren ſie im Städtchen, und hielten am Militärhoſpitale. Martin fuhr mit dem Wagen in den nächſten Gaſthof, und meinte, Minchen ſollte ihm vorerſt dahin folgen, allein dieſe gab ihm gar keine Antwort, wandte ſich ſogleich an die Schildwache, welche vor dem Thore des Hoſpitals ſtand, und fragte ſie haſtig: „Lebt der Major Dülmen noch?“ — „„Was „„weiß ich?““ antwortete die Schildwache mit barſchem Tone, — „„liegen gar Viele da drinnen““ und drehte ſich auf die andere Seite. Minchen trat hinein, lief durch die langen Gänge, und der Anblick der blaſſen, hageren Geſichter der geneſenden Soldaten in ihren Leinenkitteln, mehrte ihre Bangigkeit Endlich erblickte ſie einen Chirurg, ſie erkannte ihn aus einer blutigen Lanzette, elche er eben vor einer Thüre abwuſch. An dieſen wendete ſie ſich und ſprach ihn an; „Mein Herr, ich bitte Sie um Gotteswillen, mir zu „ſagen, lebt der Major Baron von Dülmen noch, und wo find' ich ihn?“ — „„Er lebt noch, antwortete der Chirurg, „„und liegt gleich da neben an „„in No. 17.““

Minchen flog zur Thüre, öffnete, und trat hinein. — Da lag der Geliebte in einem kleinen Stübchen, auf einem mit Blut übergoſſenen Bette, die Augen geſchloſſen, die Wangen blaß wie der Tod, und nur aus den tiefen Seufzern und den krampfhaften Zuckungen, welche ihm der Schmerz erpreßte, war zu erkennen, daß noch Leben in ihm ſey. Um das Bette ſtanden einige Chirurgen, und zu Häupten ſaß ein Oberarzt, der des Kranken Hand hielt und die Pulsſchläge zu zählen ſchien. Minchen ſtürzte auf das Bette zu, allein ihre Kräfte verließen ſie, und ſie ſank bewußtlos an demſelben nieder.

X.

Als ſie ihre Beſinnung wieder erhielt, befand ſie ſich im Gaſthofe, wo Martin Wagen und Pferde eingeſtellt hatte. Dieſer und ein Regimentsarzt ſtanden vor ihr, und ſchienen beſchäftigt geweſen zu ſeyn, ſie ins Leben zurückzurufen.

Auf der Stelle wollte Minchen wieder fort zu dem Geliebten: „Ich will ihn pflegen!“ rief ſie, „ich bin es ſchuldig; denn ich allein bin ja Urſache —“

„„Schweigen Sie und verhalten Sie ſich ruhig, „„Mamſell““ — ſprach der Regimentsarzt, ein würdiger alter Herr, „„dieſer Mann““ — er zeigte auf Martin, — „„hat mich von Allem unterrichtet. Sie „„ſelbſt bedürfen der Ruhe, und unſer Major muß „„vollends vor jedem heftigen jähen Eindruck gehütet „„werden. Bedenken Sie, es könnte ſeinen augen„„blicklichen Tod herbei führen, wenn er in ſeinem „„jetzigen Zuſtande die Augen aufſchlüge und Sie an ſeinem Bette erblickte.““ — „Nein, nein! — Ich „will nicht hin, ich will warten, — o mein armes „Herz!“ — rief Minchen laut ſchluchzend, und ſank auf das Ruhebette zurück, worauf man ſie gelegt hatte — „„Wir hoffen,““ — fuhr der Arzt fort, — „„das Wundfieber werde in einigen Tagen verſchwinden, dann können ſie ihn ſehen, ja ſelbſt bei ſeiner „„Krankenpflege mitwirken.““ — Nachdem er dem alten Martin empfohlen hatte, das Mädchen ja nicht aus den Augen zu laſſen, entfernte er ſich

Drei Tage vergingen und vier — und fünf — und noch hielt das böſe Fieber an. Martin mußte des Tages wohl zwanzigmal in's Hoſpital hinüber, um zu fragen, wie es gehe. Minchen ſelbſt ließ es ſich nicht nehmen, mindeſtens an der Thüre ſeines Zimmers zu horchen, und jeder Seufzer, jedes Wort, das der Major in der Phantaſie ſprach, ſchnitt ihr durch die Seele.

Am ſechſten Tage endlich, verſchwand das Fieber, und am achten erhielt Minchen von dem Oberarzte die Erlaubniß, den Kranken zu ſehen. Um Mittag ſollte ſie kommen, bis dahin wollte man denſelben auf ihren Anblick vorbereiten.

Der erſehnte Mittag erſchien. Martin mußte früher eintreten, als Minchen Als ihn Dülmen erblickte, ſtreckte er ihm lächelnd die Hand entgegen. Martin küßte ſie mit Thränen und ſprach: „O mein gnädiger Herr Rittmeiſter! Alles geht gut. — Minchen „ſteht draußen!“ — „„Herein! herein an mein „„Herz!““ rief der Rittmeiſter! und erhob ſich im Bette, wobei ihn die Chirurgen unterſtützten.

Nun trat Minchen ein, ſie näherte ſich dem Bette, und Dülmens erſte Worte waren, indem er auf ſeine Füße deutete: „Nun Minchen, jetzt haben mich die „Feinde etwas gekürzt, und ich bin ſo groß als du!“ „„Dein, auf ewig Dein!““ rief Minchen, ſtürzte über ihn hin, und drückte einen Kuß auf die blaßrothen Lippen.

„Genug!“ — rief der Regimentsarzt, und wies Minchen zurück. Von nun an pflegte ſie den kranken Geliebten Tag und Nacht ohne Schonung ihrer ſelbſt; jede Arzeney reichte ſie ihm mit eigenen Händen, und wenn er ſchlief, ſaß ſie neben ſeinem Bette und zupfte Charpien zum Verbande. Dülmens kräftige Natur, ſeine unverdorbenen Säfte, noch mehr, die vortreffliche Pflege Minchens, am meiſten aber die Liebe wirkten ſchnell. Er beſſerte ſich mit jedem Tage, und ſchon einen Monat nachher konnte er das erſtemal ſeine Krüken verſuchen. „Da bin ich nun freilich wieder zu groß!" ſprach er zu Minchen; dieſe aber verſchloß ihm den Mund mit Küſſen, und bat ihn, von ihrer Schande zu ſchweigen.

Dülmen wurde von dem Fürſten, mit dem Titel eines Obriſten, vom Militär entlaſſen. Die beiden Glücklichen fuhren nach Dülmens Gut zurück, wo ſie getraut wurden. Der alte Heinich weinte Freudenthränen, Martin war in ſeinem Seelen-Gaudio, dem kleinen Minchen aber war ihr Glück faſt zu groß.

Hagröslein.

Hagröſelein! wie ſtehſt du blaß und ſchüchtern,
Die einfach zarten Blätter mühſam wölbend,
Nicht weichgepfühlten Schooß den Winden bietend,
Die dir vorbeiziehn auf dem Pfad des Waldes!
Nicht wie die Schweſtern prangſt du, die Beglückten
Mit Flora's Gunſt, in reicher Gluth der Farbe,
Und ſendeſt auch nicht der Gerüche Fülle,
Süßduftig Rauchwerk in die Lüfte aus,
Der guten Göttinn ein gefällig Opfer!
Sie prangen feſtlich, reiche Königinnen
Der Erde rings, ſo weit ſie Blumen trägt;
Zephyre ſtreiten ſich, der Luft Erzeugte,
Den beſten Anhauch ihnen zuzufächeln,
Und gaukelnde, leichtflatternde Geſtalten,
Inſecten, ſelbſt aus Luft und Wind gewoben,
Sie hangen gerne an den dünnen Blättern
Und mit den Roſen werden ſie geſchaukelt.
Da tritt der Menſch aus ſeines Hauſes Raum,
Er tritt heraus in ihre duft'ge Mitte;
Die glüh'nden Blumen lobt er ſich, und pflückt
Sie ab, und Kränze hat er ſich gewunden,

Und ſeiner Liebe hat er ſie geweiht,
Und wo er ſich auch freut, er mag der Roſe,
Der glühendvollen, nicht dabei entbehren.
Und ſeine Lieder ſingen ihren Preis. —

Du arme, arme Schweſter, ſtehſt verlaſſen,
Kein lauer Zephyr minnt die blaſſe Schönheit,
Nicht ſchwärmende Inſecten ſuchen dich,
Und ſelbſt der Schmetterling, der alle heimſucht,
Beglückt dich kaum mit einem flücht'gen Kuſſe.
Der Wandrer kommt des Weges raſch daher,
Und wie du ſtehſt, mit ſchmachtend ſanftem Blick,
Sein Auge ladend zur beſcheidnen Schau;
Es gleitet über deine Wipfel hin,
Und eine Tulpe hat es dir entwandt. —
So ſtehſt du, eine unbemerkt vergeßne,
Preislos, allein, des Waldes letztes Kind! — —

Des Herbſtes Stürme gehen durch das Feld,
Und gelbe Blätter decken rings den Boden. —

Was ſcheint durch's grüne Laub mit rothem Schein,
Und ſtrotzt, gebläht, von ſüßem Inhalt ſchwer?
Weſtwinde kommen durch das Feld daher,

Und rauſchen durch die Blätter ein und aus,
Die Frucht beſuchend in der dunklen Kammer. —
Die Blume dort hat ihre Zeit erfüllt,
Die Kelche ſind gedehnt zur weichen Schale,
Die überflüſſig Süß zuſammen hält,
Und eine grüne Krone ſteht darüber:
Hagröſelein iſt eine Beere worden,
Und ſanft erröthend winkt ſie zum Genuß.
Der Wand'rer kommt des Pfades ſtill daher,
Und lechzend an dem unbemerkten Buſche
Streckt er die müden Glieder hin,
Und aus der Frucht genießt er die Erquickung,
Und fernab ſchon den Weg hinunter wandelnd,
Schickt er noch dankbar manchen Blick zurück. —

Wo iſt ſie nun, die Königinn des Waldes?
Ein kalter Herbſtwind ſchleift die welken Blätter
Unzärtlich über den entblößten Boden.
Und braune Dornen, keinen Reiz mehr wehrend,
Bezeichnen kaum den Stengel, der ſie trug.

Hagröſelein! wie biſt du ſchön verwandelt!

Joſ. Fick.

Feier der Mutterliebe.

Eine idylliſche Scene

von Franz Freiherrn v. Schlechta.

Perſonen:

Marie, die Tochter;
ihre Freundinnen als:
  Muſe der Dichtkunſt,
  Muſe der Mahlerei,
  Muſe der Tonkunſt.

Modernes Zimmer, deſſen Rückwand zum Theil ein weißer Vorhang ſchmückt. Rechts der Eingang. Links ein geöffnetes Fenſter, durch welches das Morgenroth hereinſtrahlt, und worin zwei Roſenſtöcke ſtehen, wovon der eine rothe, der andere weiße Blumen trägt. Im Vordergrunde links ein Tiſchchen, bedeckt mit weißem Schleiertuch — rechts vorn ein kleiner Nährahmen, auf deſſen Blatt ein vollendeter, in Seide geſtickter Blumenſtrauß ſichtbar iſt.

Erſter Auftritt.

Marie

(ſteht mit ſanft gefalteten, herunterhängenden Armen am Fenſter, und blickt einige Sekunden mit ſtummer Andacht in die Gegend hinaus)

Endlich tagt es in der Ferne,
Mit den Nebeln flieht die Nacht,
Träumend blicken Mond und Sterne
Nach des jungen Morgens Pracht,
Und auf Wieſen und auf Hügeln
Liegt ein lichter Silberflor,
Und der Wind auf weichen Flügeln
Trägt der Vögel Gruß empor.
Welche Röthe, welches Strahlen
Steigt jetzt prächtig in die Luft?
So erhebt aus Silberſchalen
Sich des frommen Opfers Duft!
O du brauchſt mich nicht zu mahnen,
Wunderbares Morgenbild,
Deine Deutung kann ich ahnen —
Ach, wie iſt mir wohl und mild! —
(Sie iſt langſam in die Kniee geſunken.)
Großer Vater, blicke nieder:

Sieh, der reine Morgenwind
Bringt dir Grüße, Düfte, Lieder,
Und hier ruft ein liebend Kind!
Deine Augen ſind die Sterne —
Ach du weißt was in mir ſpricht,
Vater! — beten möcht' ich gerne —
Aber Worte find' ich nicht.

Zweiter Auftritt.

Marie, Muſe der Dichtkunſt.

(von dem Anblick der Betenden gerührt.)

Heil'ger Anblick, heil'ge Stunde!
Die der ſchönſte Morgen weiht,
Opfer bringt im reinen Bunde:
Liebe, Dank und Frömmigkeit.
Sel'ge Mutter! die zu neiden
Um den köſtlich ſeltnen Schatz,
Sieh für jedes Erdenleiden
Hier den reichlichſten Erſatz!

Marie

(die leiſe aufgeſtanden.)

Schweſter, du? ach ſey willkommen!
Zu dir wollt' ich eben geh'n —

Sieh mich ſelig, ſüß beklommen —
Und doch zagend vor dir ſtehn.

Muſe der Dichtkunſt.

Milla ſprich, ich ſeh' dich glühen,
Und bewegt ſo wunderbar,
Lichter frommer Andacht blühen
Dir im trunk'nen Augenpaar.

Marie.

Ach dir iſt es gut geſchehen,
Und dich liebte die Natur;
Was wir fühlen — kannſt du ſehen —
Du begreifſt, wir ahnen nur.
Was in unſerem Gemüthe
Blos ein dunkles Träumen war,
Bringeſt du als helle Blüthe
In dem Gruß des Liedes dar.
Nun ſo löſe mir den Schleier,
Der mein blödes Auge band,
Warum ſtrahlt in ſolcher Feier
Rings der Himmel und das Land?
Wie zum grünen Opferheerde,
Sind die Hügel aufgebaut,

Und erröthend ſpricht die Erde:
Ich — ich ſelber bin die Braut!

Muſe der Dichtkunſt.

Du verſuchſt mich, Liebe, Meine!
Ach die Kunſt erräth es nicht,
Was Natur, die Hohe, Reine,
Aus in ihren Wundern ſpricht.
Doch dieß Bild, das du empfunden,
Deinem Herzen iſt's vertraut,
Das, in frommen Dank entzunden,
Kindlich auf den Himmel baut.
Sieh', die Welt ſchlief ohne Sorgen,
Träumte nur von Ruh und Glück,
Und nun bringt der Herr den Morgen
Aus der Finſterniß zurück! —
Darum glänzt es in den Lüften:
Eine Roſe wunderbar,
Bringt ſie ihm geformt aus Düften,
Als des Dankes Zeichen dar.

Marie.

Eine Roſe? — laß dir danken,
Danken für das holde Wort!
Alle meine Zweifel ſanken

Und mein Kummer fliehet fort.
Sieh, da webte ich in Seide
Einen bunten Blumenſtrauß;
Blickt er nicht, wie tief im Leide,
Aus dem Rahmen jetzt heraus?

(Die Roſen im Fenſter bezeichnend und die Sticker
bedeckend.)

Dort iſt Leben! fort ihr Leichen!

(Sie trägt beide Roſenſtöcke auf das Tiſchchen.)

Blumen, welchen auf der Flur
Keine and're zu vergleichen —
Holden Sinn gab euch Natur!
Aber welche ſoll ich wählen?
Die blüht roth, und jene weiß,
Wird die and're dann nicht ſchmählen,
Geb' ich einer nur den Preis?
Rothe Roſe — du biſt Feuer,
Das vom reinen Himmel ſtammt,
Biſt die Gluth, die ſtill und theuer
Mir in tiefer Seele flammt.
Aber weiß — bedeutet Milde —
Und der ſanfte Mondenſchein
Hüllt die ſchlafenden Gefilde

Rings in weiße Schleier ein. —
Ach! und als ich mit den Schmerzen
Einer böſen Krankheit rang,
Und nach meinem matten Herzen
Bleich der Tod die Sichel ſchwang —
Mutter! klar wie Mond und Roſe,
Wie der Sterne holdes Licht —
Blickte mild durch das Getoſe
Dein geliebtes Angeſicht! — —
So ſeid Beide auserleſen!

(Marie bricht eine weiße und rothe Roſe, und indem ſie ein Körbchen aus geflochtenem Silber unter dem Schleiertuch hervor zieht, legt ſie dieſelben zu den Flügeln einer weißen Taube, welche das Silbergefäß, einem zarten Neſte gleich, trägt.)

Schließet euch zum ſchönen Bund —
Und du Täubchen, holdes Weſen!
Thu ihr meine Wünſche kund!
Bring' ihr Frieden, bring' ihr Liebe,
Meinen Dank und ſüße Luſt,
Nenn' ihr alle warmen Triebe
Meiner kindlich treuen Bruſt! —
Ach nur eins erregt mir Schmerzen:

Wird ſie auch den Sinn verſtehn?
Was ich gab mit treuem Herzen,
Wird ſie es denn nicht verſchmäh'n?

Muſe der Dichtkunſt.

(Marien tief gerührt umarmend.)

Nein, du Engel, darfſt nicht zagen,
Banne dieſer Sorge Schmerz,
Deiner Liebe Töne ſchlagen
Tauſendfach an's Mutterherz.

Dritter Auftritt.

Marie, die drei Muſen.

Muſe der Dichtkunſt.

Schweſtern! — dieſes Angebinde
Hat die Flügel uns gelähmt;
Seht wie von dem frommen Kinde
Unſ're Weisheit wird beſchämt!
Ach wie reich die Kunſt ſich meine,
Iſt ſie doch ein Schatte nur,
Vor dem einfach klaren Scheine
Der beglückenden Natur.
Was wir tief erſonnen haben
Und mit Sorge dargebracht,

Vor des Kindes hellen Gaben
Tauchet es in trübe Nacht.
Milde haſt du dir erleſen,
Und der Liebe reines Bild?
O wer hat das tiefſte Weſen
Einer Mutter dir enthüllt?
Milde Sterne, ſüße Strahlen,
Die mit ihrem holden Licht
Unſer Leben roſig mahlen,
O verlöſcht auf ewig nicht! —
Doch nun ſey es dir, du Treue,
Auch nicht länger mehr verhehlt,
Welche Zeichen wir zur Weihe
Dieſes Tages auserwählt.
Wenn ſie auch an zartem Scheine
Jenen Bildern nimmer gleich,
Sind ſie minder nicht, als deine,
Herzlich und bedeutungsreich.

(vortragend.)

Mutterliebe! hellſte Sonne
In des Lebens dunkler Nacht!
Deine Strahlen thauen Wonne,
Allbelebet deine Macht.

Selbſt das Rohe, das Gemeine,
Fühlen lernet es durch dich,
Und vor deines Zaubers Scheine
Beugen alle Weſen ſich.

In Florenza's hellen Mauern
Ward des Haders Scheuſal wach,
Angſt und Haß und ödes Trauern
Wohnte unter jedem Dach.
Welches Drängen? welches Toben?
Hat der Bürgerkrieg auf's neu
Seinen wilden Brand erhoben?
Gott! — der Löwe wurde frei!
Sprengt der Menſch die ſtärkſten Bande,
O dann iſt es Wunder nicht,
Wenn das Thier im Unverſtande
Seines Kerkers Stäbe bricht!
Brüllend ſtürzt er durch die Gaſſen,
Alles flieht — ein Kind allein
Spielt zufrieden und verlaſſen
Auf des Hauſes Schwellenſtein.
Unglückſel'ge Mutter! eile,
Rette dein geliebtes Kind! —
Ha da biſt du! — eile! — eile! —

Trägt auf Flügeln dich der Wind?
Gott! — zu ſpät! — des Unthiers Krallen
Sinken in die zarte Bruſt,
Seines Brüllens Donner ſchallen
Und ſein Blick ſpricht Tod und Luſt.
Arme Mutter! o erblinde,
Eh dein Herz in Qualen bricht,
Flieh von hinnen, flieh geſchwinde,
Dieſen Anblick trägſt du nicht. —
Was beginnſt du? — Auf die Erde
Sinkt ſie mit des Jammers Schrei, —
In dem Auge, der Geberde,
Zucken Angſt und Raſerei,
Und mit hochgerungnen Armen
In des Schmerzens blindem Wahn,
Um Verſchonung — um Erbarmen
Flehet ſie den Leuen an.
„Wag' es nicht, du Ungeheuer!
Meine Arme werden Stahl.
Meine Blicke glühend Feuer,
Und dich tödten wird ihr Strahl.
Ha! dir wäre Großmuth eigen? —
Tolle Lüge, die man ſagt —
Seht ihn hier, den Schwachen, Feigen,

Der ſich nur an Kinder wagt.
Kennſt du keine größ're Beute?
Suche den bewehrten Mann,
Wo im gleichen Ehrenſtreite,
Sich dein Muth erweiſen kann!"
Und der Löwe ſah mit Grauen
In des Weibes Flammenblick,
Zagend zog er ſeine Klauen
Von dem zarten Kind zurück —
Und berührt von Gottes Finger,
Wandte er den raſchen Lauf,
Und der kaum gebroch'ne Zwinger
Nahm den Wilden wieder auf! —

(Die Muſe der Mahlerei zieht in dieſem Augenblicke den Vorhang im Hintergrunde auf, an deſſen Stelle ein transparentes Gemählde, die geſprochene Ballade darſtellend, erſcheint. Die Muſe der Tonkunſt greift in die Leier, der ſie einen feierlichen Akkord entlockt, und unter deren Begleitung ſie im Chore mit Marien und den andern Muſen nachfolgende Strophe ſpricht:

Mutterliebe! hellſte Sonne
In des Lebens dunkler Nacht!

Deine Strahlen thauen Wonne,
Allbelebet deine Macht. —
Selbſt das Rohe, das Gemeine
Fühlen lernet es durch dich,
Und vor deines Zaubers Scheine
Beugen alle Weſen ſich.

Der Glückspilz und der Unglücksvogel.

Novelle von Lembert.

Vor ungefähr 70 Jahren lebte in ** ein reicher Kaufmann, Nahmens Bracke, den man in'sgemein den Glückspilz nannte; er ſelbſt rühmte ſich oft, der Liebling Fortunens zu ſeyn, und ſeine Lebensgeſchichte war in der That eine Kette der glücklichſten Ereigniſſe.

Ein ſchnell eingefallenes Thauwetter hatte die ungewöhnlich dicke Eisdecke des Stromes gewaltſam gebrochen, die ungeheuren Eisſchollen riſſen unaufhaltſam Alles mit ſich fort, aus den entfernteſten Gegenden wälzte der Eisſtoß allerhand Geräthe, ſogar ganze Hütten daher, das Waſſer ſtieg zur unerhörten Höhe, und bedrohte ſelbſt die Brücke in **, die nicht leer ward von neugierigen Gaffern. Eines Nachmittags, als der Landesfürſt eben ſelbſt über die Brücke ritt, kam auf einer großen Eisſcholle eine Wiege herangeſchwommen, in welcher ein lebendes Kind lag, die ſchnelle Bewegung ſchien dem Kinde zu gefallen, es lächelte und warf die kleinen Arme luſtig empor. Mächtig wirkte dieſe Scene auf die neugierige Menge, der Fürſt ſelbſt fühlte ſich ergriffen von dem Anblick der ſorgloſen Unſchuld, welche die Gefahr nicht kannte, die ihr der nächſte Augenblick bringen konnte; er both dem Retter des Kindes eine große Summe. Der allmächtige Reiz des Geldes bewog einen Schiffer, einen großen eiſenbeſchlagenen Kahn zu beſteigen, mit Gefahr des Lebens ſich einen Weg durch die Wuth der Schollen und Wellen zu bahnen, und den Knaben glücklich zu retten. Dieſer Knabe war unſer Glückspilz. —

Auf Befehl des Fürſten ward das ſchöne Kind der Frau ſeines Retters einſtweilen zur Verpflegung auf fürſtliche Koſten übergeben, und da alle Verſuche, ſeine Eltern oder ſeinen Geburtsort zu erforſchen, vergeblich waren, ſo erhielt er den Namen des Schiffers Bracke, dem er Leben und Pflege dankte, und ward ſpäter in das fürſtliche Kadettenhaus aufgenommen, um daſelbſt eine zweckmäßige Erziehung zu erhalten. Hier blieb er bis zu ſeinem 18 Jahre. Schon war die Zeit beſtimmt, wo er als Fahnen-Junker bei einem Infanterie-Regiment eingetheilt werden ſollte, als ein wunderbarer Zufall ſeinem Lebensplane eine andere Richtung gab.

Mehrere Kadetten waren damit beſchäftigt, zur Feier des bevorſtehenden Geburtsfeſtes des Landesfürſten ein kleines Feuerwerk zu bereiten. Bracke ſtand an der offnen Thüre des Laboratoriums, und ſah dem künſtlichen Treiben der Arbeitenden zu. Mit Einem Male fühlte er ſich gewaltſam mehrere Schritte durch den Eingang hinaus und zu Boden geſchleudert; als er ſo viel Beſinnung gewonnen hatte, ſich aufzurichten, ſah er durch Rauch und Flammen, nichts als Tod und Verwüſtung um ſich her, nur er war, einige leichte Contuſionen abgerechnet, unverſehrt geblieben, und konnte über Leichen und Trümmer den zu Hülfe Herbeieilenden rüſtig entgegen ſchreiten. Durch Unvorſichtigkeit eines der Laborirenden hatte ſich nehmlich das Pulver entzündet, und alle Anweſenden theils getödtet, theils tödlich verwundet; der einzige Bracke blieb unverletzt, und konnte, nachdem er ſich vom Schreck erholt hatte, den Verunglückten thätige Hülfe leiſten. Nachdem er ſchon einige Schwerverwundete aus den rauchenden Trümmern getragen, entdeckte er zwiſchen zwei Mauerſtücken den Schößel eines Rockes; in der Meinung, daß ſich ein Todter oder Verletzter unter den Mauerſtücken befinde, verſuchte er, nicht ohne Mühe eines derſelben wegzurücken; als es ihm jedoch gelungen war, ſah er, daß der Schößel, vom Rock getrennt, allein da lag, und als Bracke ihn aufhob, fiel aus der Rocktaſche eine Schreibtafel, die man ſofort für das Eigenthum eines jungen Kadetten erkannte, den man einige Schritte davon todt gefunden hatte. In dieſer Schreibtafel fand ſich, außer mehreren unbedeutenden Papieren, ein Loos zu der damals neuerrichteten Klaſſen-Lotterie, welches der Getödtete von ſeinem Oheim und Vormund, der zugleich ſein einziger Verwandter war, kurz vorher als Geburtstagsgeſchenk erhalten hatte. Bracke zeigte den Fund ſeinen Vorgeſetzten vor, und erhielt von ihnen den Auftrag, ſelben dem Oheim des Verunglückten, als deſſen einzigen Erben, ſelbſt zu übergeben. Der Oheim, ein ziemlich wohlhabender Mann, wollte das Loos nicht zurücknehmen, und ſchenkte es großmüthig dem armen Finder, welcher damit, bei bald darauf erfolgter Ziehung, 10,000 Thaler, ein zu jener Zeit ſehr bedeutendes Kapital, gewann.

Mit Hülfe dieſes Geldes ward es unſerm Bracke leicht, eine Lieutenantsſtelle bei einem Cavallerie-Regimente zu erhalten. Achzehn Jahre alt, im Beſitze eines bedeutenden Vermögens, erſchien dem Neuling die große Welt, in die er zum erſten Mal trat, ein Paradies — unerſchöpflich in wonnigen Genüſſen, die durch ſteten Wechſel erhöhet werden. Den Werth des Geldes nicht kennend, ſchätzte er es auch nicht, und gab es hin mit vollen Händen, wenn er nur Luſt und Freude damit erkaufen konnte. Der Freigebige fand gute Freunde, die ſich unter der Maſke der uneigennützigſten Zuneigung an ihn drängten und ihn plündern halfen; kein Wunder, daß noch vor Ablauf eines Jahres die 10,000 Thlr. verthan, und eine nicht unbedeutende Schuldenlaſt angehäuft war. Mit dem Gelde ſchwanden die Scheinfreunde, und Bracke fand Muſe, zu ſich zu kommen und den Abgrund zu ſehen, in welchen ihn ſein Leichtſinn geſtürzt hatte.

Vergebens ſuchte er Hülfe bei denen, die ihm ſo oft mit erheuchelten Thränen ewige Treue zugeſchworen hatten; ſeine Gläubiger wurden dringend, als der Verfall ſeiner Vermögens-Umſtände bekannt wurde, und ihm blieb keine Wahl, als zwiſchen ſchimpflichem Selbſtmord oder öffentlicher Schande. Sein Elend erwägend, ging er in einer der abgelegenſten Alleen eines öffentlichen Gartens auf und ab; das Erkenntniß ſeiner unverzeihlichen Thorheit preßte ihm Thränen der Reue aus, und laut ſchluchzend warf er ſich in's Gras. Er war ſo tief ergriffen von dem Gefühle ſeiner Schuld, daß er das Vorüberrollen einer glänzenden Equipage nicht einmal bemerkte, aber um ſo ſchärfer ward er von der Eigenthümerinn derſelben, einer jungen reitzenden Dame, beobachtet. Madame Funk war die zwanzigjährige Wittwe und einzige Erbinn eines reichen Banquiers, ſie war mehrmalen mit Bracke in Geſellſchaften zuſammen getroffen, und der ſchöne, lebenskräftige und lebensfrohe Dragoner-Lieutenant hatte in dem Herzen der jungen Wittwe Wünſche erregt, welche ihr ein trauriges Verhängniß zu früh verſagt hatte; allein Bracke ſchien nur für geſellige Luſt Sinn zu haben und die zärtlichen Blicke der Wittwe nicht zu bemerken. Meine ſchönen Leſerinnen werden die Theilnahme begreiflich finden, mit welcher ſie unvermuthet Zeuginn von der Verzweiflung des Geliebten ward. Zu züchtig, ſich an dieſem Orte, in Beiſeyn ihres Kutſchers und ihrer Bedienten, mit einem Dragoner-Offizier in ein vertrautes Geſpräch einzulaſſen, eilte ſie nach Hauſe und gab ihrem Geſchäftsführer gemeſſene Ordre, die Urſache von Brackes Kummer zu erforſchen, und ihm, falls er, wie ſie mit Grund vermuthete, in Geldverlegenheit ſey, mit Rath und That behülflich zu ſeyn. So vorſichtig auch der Geſchäftsführer bei dieſem Auftrag verfuhr, ſo konnte es Brackes Scharfſinn doch nicht lange verborgen bleiben, wer der rettende Engel ſey. Er eilte, zu den Füßen der reitzenden Wittwe ſeinen heißen Dank darzubringen, die Wittwe theilte ſeine Rührung — Bracke beſuchte ſie von nun an öfters und nach einigen Wochen reichte ſie ihm die rettende Hand am Altare. Der junge Ehemann quittirte den Militärdienſt, und widmete ſich mit überaus glücklichem Erfolge dem Handelsſtande. Fortuna ſchien ihrem Liebling nur für Einen Augenblick den Rücken gekehrt zu haben, um ihm bald darauf um ſo huldvoller zuzulächlen. Alle Unternehmungen Brackes wurden mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt, die gefährlichſten Speculationen gelangen, die gewagteſten Geſchäfte ſchlugen ein, in kurzer Zeit war er der reichſte Mann im Lande. Sein außerordentliches Glück wurde zum Sprichwort, und wer irgend ein riscantes Geſchäft unternahm, ſuchte Bracke in's Intereſſe zu ziehen, um eines glücklichen Ausgangs gewiß zu ſeyn. Auch übernahm Bracke dergleichen Geſchäfte am liebſten, nichts war ſo gefährlich, in ſeinen Folgen ſo zweifelhaft, was er nicht unternommen und glücklich ausgeführt hätte; ja nicht ſelten wagte er es in ſeinem Uebermuthe, verbotene Handlungen zu begehen, bloß um ſein Glück zu erproben und einen neuen Triumph zu feiern, wenn es ihm, wie immer, gelungen war, ungeſtraft durch zu kommen.

Die Glücksgöttinn ſchien es ſich vorgenommen zu haben, der Welt einen recht auffallenden Beweis ihrer ſonderbaren Launen zu geben. In demſelben Lande lebte, mit Bracke im gleichen Alter, ein armer Teufel, der dieſem zum Verwechſeln ähnlich ſah, doch, außer der ſeltnen Aehnlichkeit der Geſtalt und einem redlichen Gemüth, hatte er nichts gemein mit unſrem Glückspilz, vielmehr konnte man ihn, des widrigen Geſchickes wegen, das ihn von ſeiner Geburt an verfolgte, als Gegenſatz zu Jenem, Unglücksvogel nennen. Sein Eintritt in die Welt koſtete ſeiner Mutter das Leben. Der Vater, der ſeine Gattinn über Alles liebte, war untröſtlich über den unerſetzlichen Verluſt, er betrach' tete den Neugebornen, als die Urſache deſſelben und verbannte das unſchuldige Kind aus ſeiner Nähe. Fern vom väterlichen Hauſe genoß der Knabe von fremder Hand die erſte Erziehung. Gram nagte an dem Leben des Vaters, bald folgte er der Mutter, die bedeutende Hinterlaſſenſchaft wurde einem ſpitzbübiſchen Vormunde übergeben, der gewiſſenlos den Verwaiſten darum betrog; ſo, daß der zwölfjährige Knabe ſich als Bettler in die Welt hinausgeſtoßen ſah, und nur aus beſonderer Gnade in eine Schule aufgenommen ward, wo er durch Singen auf den Straßen der Stadt die ſpärliche Koſt und den wenigen Unterricht bezahlen mußte. Der kräftige Knabe fand ſich in ſein hartes Loos, doch der Jüngling Greiſer (ſo hieß unſer Unglücksvogel) fühlte ſeine ganze Schwere. Der Schule entwachſen, friſtete er durch Unterricht, den er in Bürgerhäuſern ertheilte, ſein kümmerliches Leben, ein Amt ſuchend, das ihm ſpärlichen Unterhalt bieten konnte.

Nach manchem vergeblichen Bewerben, fand er eine Anſtellung als Diurniſt; allein mit dieſer Stelle war wohl die Ausſicht zu künftiger Beſoldung, aber kein ſtehender Gehalt, ſondern nur ein geringes Taggeld verbunden. Der Genügſame ſchätzte ſich indeß glücklich, das Wenige erhalten zu haben, und hoffte von der Zukunft. Seine Vorgeſetzten ſahen die Anſtellung des ämſigen Arbeiters gern, um ſo mehr, da er ſich alle Arbeiten, zu welchem Jene keine Luſt hatten, geduldig aufbürden ließ. Es wurden nach und nach verſchiedene Stellen vakant, auf welche Greiſer Anſpruch machen konnte, allein man wollte den geduldigen Laſtträger nicht gern verlieren, weil man ſeines Gleichen zu finden nicht hoffen konnte, deßhalb blieb er unbefördert.

Sein Unſtern ließ ihn die Bekanntſchaft eines ſchlauen, übrigens aber unbeſcholtnen Mädchens machen, das gern unter die Haube kommen wollte: leicht wurde es der Liſtigen, den Unerfahrnen zu kirren und ihm ein Eheverſprechen abzulocken. Sie war Kammermädchen in einem vornehmen Hauſe und hatte ſich einige 100 Thlr. erſpart, womit man die nöthigſten Einrichtungen zu dem neuen Hausſtand beſtreiten wollte, ſobald Greiſer in wirkliche Beſoldung vorgerückt war, wozu ſich eben wieder Ausſicht zeigte. Die Liebenden ſahen ſich täglich und oft allein, der feurige Jüngling unterlag in einem unbewachten Augenblicke dem Triebe der Natur, und Louiſe, ſo hieß das Mädchen, gewährte, um den ſchönen Mann unauflöslich an ſich zu binden. Von nun an betrachtete Greiſer Louiſen als ſeine Gattinn, die heilige Rechte an ihn hatte, und bewarb ſich eifriger, aber eben ſo fruchtlos als vorher, um Beförderung. Erröthend geſtand ihm Louiſe nach einigen Monaten, daß ſie ſich Mutter fühle, ein Umſtand, der bald darauf der ganzen Stadt ſichtbar wurde, und ihr den Abſchied von ihrer Herrſchaft zuzog. Greiſer machte ſich bittere Vorwürfe, doch war er zu redlich, um nicht als Mann die Folgen ſeines Fehltrittes geduldig zu tragen. Er reichte zum Erſatz Louiſen die Hand am Altare. Die wenigen Thaler, die Louiſe erſpart hatte, verſchlang der neue Hausſtand, und bald fühlten die Neuvermählten den drückendſten Mangel. Greiſer fing nun an, mit Heftigkeit, wohl auch mit Bitterkeit, ſeine Bewerbung zu betreiben, aber dadurch machte er das Uebel noch ärger. Unmuth bemächtigte ſich ſeines ſonſt heitern Gemüthes, er ließ in ſeinem Fleiße nach, und als er eines Tags, von der äußerſten Noth getrieben, dem Kanzlei-Director in derben Worten die Ungerechtigkeit des Verfahrens gegen ihn vorhielt, bekam er, als unruhiger Kopf und ſaumſeliger Arbeiter, ſeine Entlaſſung.

Was ſollte er nun beginnen? Ohne Brot ſtand er mit ſeiner hochſchwangern Frau verlaſſen in der Welt. Die Ausſicht zu einer neuen Anſtellung war für immer verloren. Durch Unterrichtgeben und Abſchreiben konnte er in der kleinen Stadt zur Noth ſich ſelbſt, aber nicht Frau und Kind ernähren. Ein Bekannter rieth ihm, in die Reſidenz zu reiſen, wo Leute von Talent leichter Unterkommen fanden. Der kleine Hausrath war bald verkauft, und mit dem wenigen daraus gelöſten Gelde die Reiſe in die Reſidenz angetreten. Greiſer wollte ſeiner Frau einen Platz auf dem Poſtwagen nehmen, doch dieſe, den magern Beſtens ihrer Kaſſe kennend, beſtand darauf, die Reiſe mit ihrem Manne zu Fuß zu machen. Dieſe übel berechnete Oekonomie hatte die traurige Folge, daß Louiſe, durch die ungewohnte Anſtrengung erſchöpft, unterweges krank wurde, und Doktor und Apotheker weit mehr koſteten als der Poſtwagen. Kaum geneſen ſetzte ſie mit ihrem Manne die Reiſe fort, und langte endlich, vom Gelde faſt ganz entblößt, kränker als vorher, in der Reſidenz an.

In einem kleinen Gaſthofe der Vorſtadt fanden die Reiſenden ein ſchlechtes, aber deßhalb nicht wolfeiles Unterkommen. Schon der erſte Tag ihres Aufenthalts verſchlang den Reſt ihrer Kaſſe, denn Louiſens Rückfall erforderte Arzneien, die ihr ein Doktor verſchrieb. Am andern Tag blieb dieſer aus, Louiſens Krankheit hatte ſich merklich verſchlimmert, und Greiſer eilte, in der Angſt ſeines Herzens, den ſaumſeligen Doktor aufzuſu-

n, doch, als er ihn, nach mehreren vergeblichen
ngen, endlich traf, erklärte ihm dieſer, die Krankheit
aiſens ſcheine langwierig werden zu wollen, er ſey
t mit gut bezahlenden Patienten überhäuft, und
he Greiſern daher, ſich an einen andern Arzt zu
nden. Zum erſten Male ſchlug die Verzweiflung ih-
Geierskrallen in ſein bis dahin muthiges Herz, und
s er nach Hauſe kam, ſein geliebtes Weib ſich auf
m harten Lager in Wehen, den Vorboten einer
frühen Niederkunft, winden ſah, und der Wirth,
m der Geldmangel ſeiner Paſſagiere nicht unbekannt
iben konnte, ihm im barſchen Tone ſagte: er möge
h augenblicklich nach einer andern Wohnung umſehen,
in Gaſthof ſey kein Gebährhaus für Lumpengeſindel!
a bemächtigte ſich die Furie ſeiner Seele, und er
ürzte, wie ein Wahnſinniger, hinaus auf die Straße,
n Hülfe zu ſuchen — doch, wo ſollte er ſie fin-
n? —

Sein Weg führte ihn an einem großen öffentlichen
Garten vorbei, er trat ein, Trompetenſchall und Pau-
enwirbel, vom Gläſergeklirr und Jubelruf begleitet, ſcholl
hm aus einem Pavillon entgegen, durch die offnen
Fenſter ſah er eine Geſellſchaft an einer Tafel ſitzen,
ie noch die reichen Reſte eines köſtlichen Mahles

trug, der Champagner überſchäumte den Rand der im Rauſche allzuvoll gefüllten Gläſer, indeß die lallenden Zungen Zeugniß gaben, daß ſie des Gutem bereits mehr als zu viel genoſſen hatten. Ach! dachte Greiſer, nur den hundertſten Theil von dem was hier unnöthig vergeudet wird, und mein armes Weib wäre gerettet. — Unter dieſer fröhlichen Menge hoffte er doch einen Menſchen zu finden, und er beſchloß, ſo demüthigend ihm auch der Gedanke war — zu betteln. Doch hier im Angeſicht der Menge vermochte er es nicht, in eine entlegene Allee zog er ſich zurück, erwartend, ob ſich einer der Fröhlichen dahin verlieren würde. Es dauerte nicht lange, als ein kleiner alter Mann im braunen Kleide tief in Gedanken verſunken, auf ihn zukam. — Aengſtlich blickte Greiſer um ſich, ob ihn Niemand bemerke; doch da er rund umher Niemanden ſah, faßte er Muth, ging mit niedergeſchlagenen Augen auf den Kommenden, zu und bat mit beklemmter Stimme um eine Gabe Dieſer, ein iſraelitiſcher Juwelenhändler, war mit einem Schmuck, den er bei ſich trug, zu einer Herrſchaft beſtellt, die in der Nähe wohnte. Die beſtimmte Stunde hatte noch nicht geſchlagen, und er trat einſtweilen in den öffentlichen Garten in der abgelegenen Allee die Prozente berechnend, die ihm der bevorſtehende Handel abwerfen ſollte. Durch die Stimme eines Almoſen-Heiſchenden auf das unangenehmſte in ſeinem intereſſanten Calcül unterbrochen, machte der Jude ſeiner Galle in einem Strom von Schimpfworten Luft, und drohte dem Tiefverletzten mit dem Bettelvogt. Dieſe demüthigende Behandlung von einem Juden, nach damaligen Begriffen um ſo beleidigender, ſteigerte Greiſers Verzweiflung zur Wuth, das Gefühl ſeiner Hülfloſigkeit ergriff ihn mit ſchmerzlicher Gewalt; von Leidenſchaft geblendet, vom Zorn überwältigt, ergriff er einen großen Stein, lief dem Juden nach, und faßte ihn mit krampfhafter Fauſt an der Bruſt, indeß die andere den Stein zum tödtlichen Wurfe drohend erhob, und rief mit fürchterlicher Stimme: Die Börſe, oder das Leben! Der erſchrockene Iſraelit ſah ſich ängſtlich nach Hülfe um, da aber nirgend eine ſterbliche Seele zu erblicken war, und er Beſinnung genug hatte, zu erwägen, daß es klüger ſey, zwiſchen zwei Uebeln das Kleinſte zu wählen, als alles auf's Spiel zu ſetzen; indem er hoffte, durch die Aufopferung ſeiner eben nicht reichen Geldbörſe den koſtbaren Schmuck zu retten, den er bei ſich trug, ſo unterdrückte er den kreiſchenden Hülfruf im Entſtehen, und reichte dem Gewaltigen ſeine Börſe, die ungefähr 50 Thlr. in Gold- und Silbermünze enthielt, zitternd hin. Kaum fühlte er ſich von der haltenden Hand befreit, die der Räuber losgelaſſen hatte, um den Beutel zu ergreifen, als er mit einer Geſchwindigkeit, die nur Todesangſt zu verleihen vermag, Reißaus nahm.

Greiſer befand ſich nun allein, das Gewicht der Börſe in der Hand gab ihm die Beſinnung wieder, aber mit ihr das Bewußtſeyn ſeines Verbrechens. Von den Furien der Reue und von der Furcht, als Räuber arretirt zu werden, getrieben, entſchlüpfte er durch eine Hinterthüre des Gartens. Durch Feld und Wald floh er, wie ein gehetztes Wild, doch ſeinen Gewiſſensbiſſen vermochte er nicht zu entfliehen. Der Gedanke an ſein krankes Weib trieb ihn endlich nach Hauſe. Mit der Angſt eines Verbrechers, der bei jedem Schritte verrathen zu werden fürchtet, kehrte er in der Dämmerung nach dem Gaſthauſe zurück, und langte eben an, als ſeine Frau, durch die mitleidige Wirthinn mit einer Hebamme verſorgt, einen zwar etwas ſchwächlichen, aber dennoch geſunden Knaben gebar.

Eine große unerwartete Neuigkeit beſchäftigte am andern Morgen alle Zungen der Reſidenz. Der reiche Banquier Bracke war wegen verübten Straßenraubes an einem Juden vor Gericht gezogen worden. So unglaublich dieſe Nachricht im erſten Augenblicke ſchien, ſo glaubwürdig ward ſie bei näherer Erwägung der Umſtände.

Bracke hatte eben ein einträgliches Lieferungsgeſchäft abgeſchloſſen, und gab zur ſchuldigen Dankſagung den dabei bemüht geweſenen Beamten und einigen Freunden ein ſtattliches Gaſtmal bei dem Reſtaurateur des öffentlichen Gartens. Der reiche Mann hatte es an nichts fehlen laſſen, um ſeine Gäſte glänzend zu bewirthen. Der Champagner floß in Strömen und erhitzte die Köpfe. Alle prieſen die Freigebigkeit und das Glück des Bewirthenden. Bracke hörte es gern, wenn man ſein Glück rühmte, und ſtimmte freudig ein, manche intereſſante Anekdote zum Beſten gebend, wie er, ſelbſt mit Umgehung der Geſetze, die gefährlichſten Geſchäfte zu einem glücklichen Erfolg gebracht, und vermaß ſich im trunkenen Muthe, ſelbſt das kürzlich neu erſchienene Geſetz, in Betreff des Straßenraubes, ungeſtraft zu verletzen, wenn es eine Wette gelte. Häufige Raubanfälle, die ſeit einiger Zeit Statt fanden, hatten nehmlich den Landesfürſten bewogen, Todesſtrafe auf jeden gewaltſamen Straßenraub zu ſehen, ſelbſt wenn der geraubte Gegenſtand unbedeutend ſey. — Da Niemand eine ſolche Wette einzugehen Luſt hatte, ſo ward dieſe Aeußerung als Prahlerei bald vergeſſen, aber, wer beſchreibt das Erſtaunen der Gäſte, als bald darauf aus dem Scherz Ernſt ward.

Bracke entfernte ſich vom Tiſche, unter dem Vorwande, der Wein ſey ihm zum Kopf geſtiegen, er müſſe ſich, durch einen Gang in den Garten, erholen. Die Gäſte zechten unbekümmert fort. Nach einer halben Stunde wurden ſie durch ein heftiges Geſchrei vor dem Salon unterbrochen. Alle eilten zur Thüre und ſahen einen Juden, der todtenbleich dem Wirth und ſämmtlichen Kellnern heulend klagte, er ſey ſo eben von einem Straßenräuber im Garten angefallen und ausgeplündert worden. Die Ausſage ſchien zu unwahrſcheinlich, um ihr Glauben beizumeſſen, und ein anweſender Polizei-Beamter rieth dem Juden, ſich der Verbreitung ſolcher Mährchen zu enthalten, wenn er ſich nicht unangenehme Folgen zuziehen wollte; doch der Jude beſtand heulend auf der Wahrheit ſeiner Ausſage. Da trat Bracke aus dem Gebüſch und näherte ſich der Geſellſchaft. Kaum hatte ihn der Jude erblickt, als er wie ein Raſender mit den Worten auf ihn losſtürzte: Das iſt der Räuber! Man hielt den Iſraeliten für verrückt, und der Polizei-Beamte wollte ſchon Anſtalten treffen, ihn feſtzunehmen; allein ſein Beharren auf ſeiner Behauptung, das Erbieten, ſie durch einen Eid zu erhärten, die Erinnerung an Brackes Prahlerei, der Umſtand, daß er nicht gehörig ausweiſen konnte, wo er indeß geweſen? Alles diente dazu, den Verdacht zu erwecken, er habe aus Uebermuth das Verbrechen verübt, um der Geſellſchaft zu beweiſen, daß er nicht geprahlt habe. Der Polizei Beamte ſah ſich gezwungen, den Fall anzuzeigen, und da der Jude unerſchütterlich bei ſeiner Ausſage blieb, ſogar den verſprochenen Eid leiſtete, ſo ward Bracke zur Verantwortung gezogen.

Bracke läugnete ſtandhaft, da er aber auf die Frage: wo er ſich während der Zeit, worin der Raub verübt wurde, befunden habe, entgegnete: er hätte ſich, von plötzlicher Müdigkeit befallen, in eine Laube des Gartens geſetzt und ſey eingeſchlafen: — da überdieß noch ein Gartenarbeiter ausſagte: er habe kurz vorher, ehe der Jude beraubt worden, einen Mann in jene Allee gehen ſehen, und er, als man ihn mit dem Inquiſiten confrontirte, behauptete: das ſey derſelbe Mann, nur glaube er ihn damals in einem andern

Kleide geſehen zu haben, doch wiſſe er letztern Umſtand nicht gewiß, ſo ſah ſich das Gericht genöthigt, Bracke für ſchuldig zu erkennen.

Der Prozeß machte gewaltiges Aufſehen und kam ſelbſt zu den Ohren des Landesfürſten. Dieſer menſchliche Monarch ließ Bracke insgeheim andeuten, falls er das Verbrechen im trunkenen Uebermuthe verübt habe, und es eingeſtehe, ſo wolle er aus mildernden Rückſichten das Geſetz nicht in ſeiner Strenge walten laſſen; allein Bracke läugnete ſtandhaft im Bewußtſein ſeiner Unſchuld.

Der Fürſt, durch die vermeinte Halsſtarrigkeit aufgebracht, befahl, der Gerechtigkeit freien Lauf zu laſſen. Es wurde demnach beſchloſſen, den Inquiſiten nach damaligem Rechtsgange durch die Tortur zum Geſtändniß zu zwingen. Bracke, der bis dahin ſeinen Muth ſtandhaft behauptet hatte, entſetzte ſich bei dem Anblick der Marterwerkzeuge, und als man Anſtalt machte, ihm die fürchterlichen Daumenſchrauben anzulegen, vermochte ihn die Furcht vor den grauſamen Schmerzen, ſich zu einem Verbrechen zu bekennen, das er nicht verübt hatte! — Er habe, fügte er hinzu, um die Sache wahrſcheinlich zu machen, die geraubte Börſe, gleich nach verübter That, weit von ſich in's Geſträuch geſchleudert. Zwar wollte er am andern Tage das Geſtändniß zurücknehmen, doch als man ihm abermals mit der Folter drohte, war er ſchwach genug, es wiederholt zu bekräftigen; die Richter ſchritten daher zum Urtheilsſpruch, welcher ihm, nach dem Buchſtaben des Geſetzes, den Tod durch's Schwert zuerkannte.

Greiſer hatte ſeit jenem Tage, der ihn zum Verbrecher machte, aus Furcht vor Entdeckung ſeine Wohnung nicht verlaſſen. Von dem geraubten Gelde verſchaffte er ſeinem kranken Weibe ſorgfältige Pflege, und hatte die Freude, ſie bald hergeſtellt, aber zugleich den Kummer, ſeine Kaſſe abermals erſchöpft zu ſehen. Er eröffnete dem Wirth, deſſen Gunſt er durch prompte Bezahlung ſeiner Rechnungen indeß gewonnen hatte, ſeine Lage, und bat ihn um Rath. Dieſer kannte einen reichen Lieferanten, der eben einen geſchickten Rechnungsführer ſuchte. Mit einem Empfehlungsſchreiben verſehen, ging Greiſer am andern Morgen nicht ohne Herzklopfen in die Stadt, das Haus des Lieferanten aufſuchend. Sein Weg führte ihn über den Markt, wo er eine große Menſchenmenge verſammelt fand, er trat hinzu, doch, wie ward ihm, als er in der Mitte des

Marktes ein ſchwarzes Gerüſt, worauf ſämmtliche Magiſtratsperſonen in Amtskleidern ſaßen, und in der Mitte ſein Ebenbild erblickte, über deſſen Haupt nach damaliger Sitte eben der weiße Stab gebrochen und das ſchauerliche Zeter! gerufen wurde. Der entſetzliche Anblick raubte ihm die Beſinnung, er ſank bewußtlos zu Boden.

Als er ſich, von einigen mitleidigen Zuſchauern gelabt, wieder erholt hatte, fand er die Menge verlaufen und das Gerüſt leer; ängſtlich fragte er, was hier vorgegangen ſey? Man erklärte ihm, hier ſey ſo eben der Stab über den Kaufmann Bracke gebrochen worden, der vor einiger Zeit im **ſchen Garten einem Juden eine Börſe mit 50 Thlrn. gewaltſam geraubt habe, und morgen ſolle er geköpft werden. Nun war Greiſern das furchtbare Räthſel klar; der Gedanke, daß ein Unſchuldiger ſeinetwegen den Tod leiden ſollte, füllte ihn mit Schauder, und mit Ungeſtüm begehrte er, vor die Richter geführt zu werden. Ein Polizeidiener erfüllte auf dringende Wiederholung ſein Verlangen. — Hier bekannte Greiſer ſein Verbrechen, und bat, unter Thränen, um Schonung für den Schuldloſen. Die Richter ſtaunten ob der täuſchenden Aehnlichkeit. Bracke ward ſofort freigegeben, und Greiſern der Prozeß gemacht.

Brackes Unglück hatte den verwöhnten Liebling des Glückes menſchlich und empfänglich für fremde Leiden gemacht. Kaum hatte er Greiſers traurige Geſchichte vernommen, als er ſich dem Landesfürſten zu Füßen warf, und ſich, zur Vergeltung für unverdiente Leiden, des Unglücklichen Begnadigung erbat. Der milde Fürſt, der lieber verzieh als ſtrafte, verwandelte, der Vorſehung wunderbare Fügung bewundernd, die Todesſtrafe des Gefangenen in einjährigen Feſtungsarreſt, nach deſſen Ablauf Greiſer eine lebenslängliche Penſion von Bracken erhielt, der fortan die Gaben des Glückes dankbar genoß, ohne ſich jemals wieder, auf Fortunens Gunſt trotzend, ſchwindelnd zu übernehmen, und als Greis, geliebt und betrauert von Allen, die ihn kannten, endete, während Greiſer ein ruhiges und ſorgenfreies Leben führte.

Das braune Auge.

Ein Auge braun
Als Speer zu ſchau'n,
Das ungeſchminkt
Als Eiſen blinkt.

Joſ. v. Hammer.

Der Rubinring.

(Nach dem Perſiſchen.)

Schau im blut'gen Rubin das Bild des flammenden Herzens,
Ohne dich iſt für mich eng, wie das Ringlein, die Welt.

Joſ. v. Hammer.

An Eros.

Nimm deinen Pfeil zurück, er brachte mir nur Schmerzen,
Obgleich er mir Glückſeligkeit verſprach,
Ich zog ihn muthig aus dem wunden Herzen,
Und hoffe, die Geneſung kommt wohl nach.

Ich ſehe eines hohen Tempels Hallen
Sich heben in des Morgens Roſenlicht,
Dahin will ich, ein kühner Pilger, wallen,
Da fördert, Knabe, deine Waffe nicht.

Drum nimm ſie nur; doch wenn ich einſtens oben
Des Ruhmes Palmen freudig mir gepflückt,
Dann ſey dein ſüßer Pfeil mir aufgehoben,
Dann werd' ich einſtens wohl durch ihn beglückt.

Franz v. Schober.

Trinklied für Frauen.

Die Vorſängerinn.

Was da lebt, das trinkt,
Bis es in die Grube ſinkt.
Selbſt die Blume trinkt den Thau,
Darum ſtimm' ich, — eine Frau, —
Euch ein Trinklied an, ihr Schweſtern,
Laßt das Männervolk nur läſtern,
Ihm zum Trotze trinken wir,
Stoßet an mit mir!

Chor der Frauen.

Wenn's auch Männern unrecht dünkt,
Trinket, Frauen, trinkt!

Die Vorſängerinn.

Für uns Frauen nur
Schuf die Frau Natur
Jene würz'ge Bohne klein,
Die viel beſſer ſchmeckt, als Wein,
Darum reicht mir Eure Taſſen,
Müßt ſie dreimal füllen laſſen,
Jede gilt, — ſtoßt Alle an! —
Einem lieben Mann! —

Chor.

Jede gilt, — ſtoßt Alle an! —
Einem lieben Mann!

Die Vorſängerinn.

Trinkt auch unverſäumt,
Wo der Freudenbecher ſchäumt!
Dieſer Nektar, iſt er echt,
Taugt für jegliches Geſchlecht,
Und die Herrn der Schöpfung dürfen
Ihn nicht ganz alleine ſchlürfen.
Lebe hoch denn, Götternaß!
Trinkt's aus vollem Glas!

Chor.

Lebehoch dem Götternaß!
Trinkt's aus vollem Glas!

Die Vorſängerinn.

And're Kelche noch
Gibt's, woraus wir Frauen doch
Trinken dürfen ohne Scheu,
Kelche, ſtets gefüllet neu:
Trinkt der Blumen zarte Düfte,
Trinkt des Himmels reine Lüfte!
Das wird beſſer Euch gedeih'n,
Als dem Mann der Wein!

Chor.

Düfte, Lüfte ſchlürft hinein;
Sind gar ſüß und rein!

Die Vorſängerinn.

Auch hat Gottes Macht
Manche Traube ſüß gemacht
Nur für Frauen; — darum trinkt,
Wo ein ſüßer Wein Euch winkt!
Mag der Mann nach Geiſte jagen,
Süßes macht den Frau'n Behagen.

Des Champagners ſprudelnd Naß
Paßt in unſer Glas.

Chor.

Des Champagners ſprudelnd Naß
Paßt in unſer Glas.

Die Vorſängerinn.

Männer! tadelt Ihr,
Daß wir trinken, ſo wie Ihr,
Und verbietet Ihr's wohl gar,
Droht Euch Rache und Gefahr!
Jedes Knäblein neugeboren
Muß verdürſten, iſt verloren,
Nimmer reicht der Frauen Schaar
Labetrank ihm dar!

Chor.

Nimmer reicht der Frauen Schaar
Labetrank ihm dar.

J. F. Caſtelli.

An Pſyche.

Nimm, ſtatt reicher Spenden,
Die vor deinem Werth
(Wie mein Herz mich lehrt)
Doch zu nichts verſchwänden,
Nimm, o Zauberinn,
Dieſe Roſe hin!
Ja, vergib mir Dreiſten!
Lächle Huld mir zu!
Eine Roſ' und du
Gleichen ſich am Meiſten.

Haug.

An Louiſe.

Holde! — Wär' ich tiefgelehrt,
Wäre meinem Heldenſchwert
Alles unterthänig, —
Wär' ich ſchöner als Adon;
Klüger als der Maja Sohn

Reicher als ein König;
Und berühmt wie Friederich,
Alles wäre nur — für dich,
Und für dich — zu wenig!

Haug.

Als Molly ſang.

Wie ſchön! — Wie ſanft! wie voll Gefühl!
Wie zauberiſch Geſang und Spiel!
Klopft in die Hände noch ſo ſehr,
Ach, unſ're Herzen klopfen mehr.

Haug.

Die Schlafende.

Erſt ſtand das Dörfchen in ſtillem Thal,
Vom ruhigen Frieden umlacht —
Jetzt dampft es, verzehrt vom Wetterſtrahl,
In feindlich wüthender Nacht.

Noch heulet der Sturm mit ſchaurigem Wehn,
Noch leuchten die Blitze herab,
Und ſchauen hernieder von ſchwarzen Höhn
In's rauſchende Gluthengrab.

Da ſtürmt eine Mutter in Angſtgeſchrei
Die verödeten Straßen daher,
Die Tochter ſucht ſie mit Muttertreu'
Im verſchlingenden Flammenmeer.
„Wo biſt du, liebliche, ſüße Braut,
„Erſt heut vom Gatten gefreit,
„Biſt jetzt du vielleicht dem Tode getraut,
„Iſt vom Sturm deine Aſche zerſtreut?"

Und lange ſucht ſie vergebens nicht,
Sie macht durch die Flammen ſich Bahn,
Und drinnen im Hauſe bei Flammen dicht
Trifft ſie die Liebliche an.
Sie träumt vom Geliebten und lächelt ſo hold,
Ein Knäblein neben ihr ſteht,
Mit Fittigen, glänzend wie helles Gold,
Er die Flammen vom Lager ihr weht.

Herrmann von Herrmannsthal.

An Heliodore.

In des Berges ſtillen Gründen,
In dem laubig dunkeln Hain,
Wo ſich kühle Quellen winden,
Senk' ich meine Klagen ein;
Einſam kehren ſie zurück,
In die Welle thränt der Blick,
Und der Anmuth Roſenſchimmer
Zeigt ſich mir auf Erden nimmer.

Wie der Prieſter am Altare
Vor der hohen Göttinn ſteht,
Die im goldgelockten Haare
Vom Olymp ihm Segen weht,
Wie er heil'ge Flammen nährt;
Und dem kühnen Frevel wehrt,
So ſtand ich vor dir, du Reine.
In des Lebens Morgenſcheine.

Plötzlich kommt ein Sturm geflogen,
Der das heil'ge Bild entführt;
In des Meeres mächt'gen Wogen
Sich ein kaltes Grauſen rührt.

Böſe Geiſter droh'n Verderben.
Traurig muß die Gluth erſterben,
Und der Prieſter ſchaut bekümmert,
Daß der Altar iſt zertrümmert.

Wärſt du in das Grab geſunken,
Still verklärte dich mein Leid,
Und, von Himmelswonne trunken,
Träf' dich nicht des Böſen Neid;
Treu und rein von allen Mängeln,
Freuteſt du dich mit den Engeln,
Und ich ſtrebt' im ſichern Lauf
Zu dir freudig ſehnend auf.

Aber ach! du biſt entflohen,
Die dem Leben Liebe gab,
Und dich hält die Hand des Rohen
Lebend doch im finſtern Grab.
In der Freiheit heil'gen Zonen
Sollſt du nimmer, Holde, wohnen!
Wer ſich einmal abgewandt,
Iſt vom ſel'gen Licht verbannt.

Dennoch werd' ich dein gedenken,
Holdes Bild, mit ſüßem Schmerz;

Will auch nie mein Sehnen lenken
Dein von mir entwanktes Herz:
Dich will ich im Buſen tragen,
Bis die Todesglocken ſchlagen: —
Treue Liebe ſchaut im Tod
Ew'ger Liebe Morgenroth.

A. Wendt.

Das Traumgeſicht der Grafenbraut.

Reich geſchmückt im Feierkleide,
Tritt die ſchöne Grafenbraut
In's Gemach der Mutter traut,
Die, mit Thränen ſüßer Freude,
Ihre holde Tochter ſchaut,
Und die Mutter wendet nicht
Ihren Blick von ihr, und ſpricht:
„Wie die jugendliche Roſe,
Angeweht vom Frühlingshauch,
Sich entringt dem Erdenſchooße,
Blühſt du, aller Mädchen Roſe,

Aller Bräute Hehrſte auch.
Sey fortan die ſchönſte Blume
In des Gattens Lebenskranz,
Ohne Schimmer, ohne Glanz, —
In des Hauſes ſtillem Heiligthume.
In des keuſchen Weibes Blüthenarmen
Muß das kalte Männerherz,
Schwer gedrückt vom Erdenſchmerz,
Sich erheben und erwarmen.
Wenn das Schickſal rauh und eiſern
Aus des Lebens grünen Hoffnungsreiſern
Den Bedrängten ausgeſtoßen,
Und der Reitze goldner Traum,
Wie ein Schaum,
In sein Nichts zurückgefloſſen,
Muß, den Sinkenden zu halten,
Ihre Kraft das Weib entfalten.
In des Hauſes ſtillen Gründen
Hat mit magiſchem Gewalten
Sie der Liebe Himmel aufgethan,
Wo er ſeine Freuden finden
Und die Welt vergeſſen kann.
Ihres Buſens heilige Aegide
Wandelt Nacht und Sturm in Licht und Friede!“

So die Mutter. —
Und die Tochter
Hebet wehmuthsvoll den Blick,
Und die Perlen all', die hellen,
Die dem Auge heiß entquellen,
Hält ſie nun nicht mehr zurück.
„Mutter! Mutter! bring mir doch
Solches Bild nicht vor die Seele,
Daß der Schmerz nicht wilder noch
Mir den wunden Buſen quäle.
Ach! in deinen Kränzen blühet
Jede Blum' voll Seligkeit;
Doch ich fühl's, und kann's nicht ſagen,
Fühl's an meines Herzens Schlagen,
Meine Blumen ſind zerſtreut,
Meine Kränze ſind verblühet,
Meine Bilder all' zerſchlagen! —
Noch erkenn' ich's ſelber kaum,
War es nur Ein böſer Traum,
Oder hat die Wirklichkeit
In des Herzens zarte Tiefen
Mir mit rauher Fauſt gegriffen;
Denn noch ſeh' ich Schreckenbilder
Meinem Aug' vorüberziehn,

Und ich kann mit allem Mühen
Ihrem Anblick nicht entſliehn! —
Höre Mutter! — In der Nacht
(In der letzten, die verfloſſen)
Als des Schlummers ſüße Macht
Mir die Augen zugeſchloſſen,
Ward der Geiſt auf Windesflügel
Schnell dem Erdenraum entrückt,
Krachend ſpringen Thor und Riegel
Und der Endlichkeiten Siegel —
Was ich träumend hier erblickt,
Hat kein ird'ſches Aug' geſehn:
Denn des Paradieſes Pforten
Unbewachet offen ſtehn.
An des Jünglings trauter Seite,
Dem ich Lieb' um Liebe weihte,
Wall' ich da mit Herzensfreude
Durch die prangende Natur,
Wo auf bunter Blüthenflur
Zephyr ſich, mit trautem Koſen,
Liebend wiegt auf friſchen Roſen.
Strahlend in dem Zauberhain,
Und von Säulen ſtolz getragen,
Sah' ich ragen

Eines Tempels gold'nen Bau
In die Wolken tief hinein.
Süße Opferdüfte wallen
Am Altare hoch empor,
Glüh'nde Brautgeſänge ſchallen
Durch das diamant'ne Thor,
Theure Stimmen hör' ich rufen,
Und wir nahen ſchon den Stufen —
Plötzlich! plötzlich!
Mutter! Mutter!
Sieh mich zittern, ſieh mich beben,
Fühle, wie das Herz mir ſchlägt,
Laß mich nicht den Schleier heben,
Den das Schreckensbildniß trägt!
Plötzlich in der Erde Tiefen
Werden tauſend Stimmen wach,
Und des Himmels Donner rieſen
Tauſendmal ihr Echo nach;
Nacht umwölket den Azur,
Meines Nackens Perlenſchnur
Seh' ich, morſch entzwei geriſſen,
Hell in Thränen niederfließen,
Wo ihr heißer Tropfe glüht,
War die Roſe ſchnell verblüht. —

Und den Blumenkranz vom Haupt
Hatt' ein Sturm mir kühn geraubt,
Seine Blüthen ſtreuet er
In den Lüften weit umher. —
Jetzt mit Zügen gram-erfüllt
Tauchet aus dem Thränenmeer'
Geiſterbleich ein Schattenbild,
Schlinget ſich mit kalten Armen
Um den Jüngling ohn' Erbarmen,
Da erſeufzt er bang und ſchwer,
Und — ihm ſchlägt das Herz nicht mehr.
Tauſend Schmerzensdolche dringen
In's gebroch'ne Herz mir ein, —
Trauerlieder hör' ich ſingen
Dumpf beim rothen Fackelſchein —
Leichendüfte mich umwehn —
Gräber ſeh' ich offen ſtehn! —
Aus dem Grauen, aus der Gruft
Hör' ich ſeine ſüße Stimme,
Wie ſie klaget, wie ſie ruft,
Meinen, — meinen Namen ruft! —
Seh' ihn winkend unter Leichen,
Und des Bodens Angel weichen
Tief in's kühle düſtre Grab —

Unter Larven und Geſpenſter —
Stürz' ich rettungslos hinab! — —
Da, — durch's hohe Bogenfenſter
Freundlich mild die Sonne lacht,
Und — ich war vom Traum erwacht!"
Und die tiefbewegte Mutter
Schließt Adelen liebewarm
In den Arm;
Trocknet ihr die Schmerzensthränen,
Und von ihren bleichen Lippen
Sanfte Tröſtungsworte tönen:
„Adeline! glaube nicht,
Was des Traumes böſer Engel
Aus gereizter Seele ſpricht.
Denn das Herz, das ſich im Buſen
Einer holden Jungfrau regt,
Die den Myrtenſchmuck, den grünen,
In den dunkeln Locken trägt,
Fühlt ſich ſtets in ſolchen Tagen
Hoch erhoben, tief bewegt.
Und das Heer von böſen Mächten
Sucht dem lichten Freudenkranz
Wilde Dornen einzuflechten,
Daß des Glückes goldner Glanz

Und der Himmel treuer Liebe
Durch ein Schattenbild ſich trübe!“
Da klingt, erfüllet vom Hörnerſchall,
Das Echo der Berge im einſamen Thal.
Mit Jubelgeſchrei
Sprengen auf ſchimmernden ſchnaubenden Roſſen
Feſtlich geſchmücket die Gäſte herbei,
Und in den Lüften woget es laut:
„Wir holen die ſchöne Grafenbraut!“
Und Adele, in der Bruſt
Trägt ſie ihren Schmerz verborgen,
Um durch eigne bange Sorgen,
Nicht zu ſtören frohe Luſt.
Und je näher ſie der Veſte
Ihres Angetrauten kam,
Immer ſtärker ward der Gram,
Der den Buſen quälend preßte.
Alles ſtille — wie vermeſſen!
Scheint der Graf ſie zu vergeſſen?
Seine holde ſüße Braut? —
Keines Bechers Silberklang,
Keiner Laute Feſtgeſang,
Keine ſüßen Liebeslieder
Rauſchten aus den Fenſtern nieder.

Weit ſtehn alle Thore offen,
Und die Burg gleicht einem Grab;
Ganz beſtürzet und betroffen
Steigt der Zug von Roſſen ab,
Und die Braut — das Herz gebrochen,
Eilt zum Saal in ſchnellem Lauf,
Reißt die Flügel bebend auf —
Ach der Traum hat wahr geſprochen —
Wie ſie ihn im Bilde ſah,
Lag in Bräut'gams Schmuck er da,
Lächelnd, aber kalt und todt,
Bleich der Wange Morgenroth:
„Mutter! (ruft Adele aus)
Mutter! Sieh der Ahnung Zeichen
Trügen nicht, ſie ſprechen wahr;
Denn ſie ſind im Menſchenleben
Bothen treu und wunderbar,
Gleichen Seelen mitgegeben,
Siehſt du nun den Kranz zerriſſen
Und die hellen Perlen fließen?
Und der Wange junge Roſen
Abgeblüht,
Die ſo purpurn jüngſt geglüht! —
Keine Stimme hör' ich ſchallen —

Meines Lebens Schleier iſt gefallen —
Und die Grüfte ſind geſpalten;
O mich drängt's mit himmliſchen Gewalten
In die Tiefen jäh hinab;
Was das Leben nicht vermag zu halten,
Das vereint im düſtern Schooß das Grab!"
Alſo liſpelt' ihre Lippe ſchwach,
An der theuern Leiche ſinkt ſie nieder
Ohne Laut das Herz im Buſen brach,
Und ihr Blick ſah dieſe Welt nicht wieder.

Johann Langer.

Huldigung den Frauen.

Gleicht, Frauen, ihr der Roſe mild,
Der frohen Liebe zartem Bild,
Der Königinn im Blumenreich',
Der nichts an Duft und holden Reitzen gleich? —
Nur in der Freiheit freudig ſie erglüht,
In deiner Hand ſie ſchnell verblüht;
Drückſt du ſie liebevoll an's Herz,
Entflieht ihr Duft — ihr Dorn bringt Schmerz. —

Drum huld'ge ich der Roſe gerne,
Doch — zürnet nicht! — nur aus der Ferne!

Gleicht ihr der Nachtigall im Strauch,
Der ſeel'gen Liebe Himmelshauch;
Dem Weſen, deſſen Zauberſang
Ein Ton iſt aus harmon'ſchem Sphärenklang,
Dem Wald und Au' und Flur verjüngt ſich ſchmückt;
Das Herz verwundend uns entzückt? —
Sie ſingt nicht dir, nur ſich allein
Und ſchweigt — betrittſt du ihren Hain.
Ich huld'ge ihr — ich hör' ſie gerne —
Doch — zürnet nicht! — nur aus der Ferne.

Gleicht ihr dem holden Stern der Nacht,
Der an dem Frühlingshimmel lacht,
Zur Sehnſucht mild die Seele hebt,
Mit Ahnung des Entzückens uns durchbebt,
Mit Wonne-Thränen unſer Auge füllt,
Mit Thränen jede Klage ſtillt,
Mit Zaubern jeden Seufzer zahlt? —
Er ſelbſt — der Stern der Nacht iſt kalt;
Ich huld'ge ihm — dem Silberſterne,
Doch — zürnet nicht! — nur aus der Ferne!

Gleicht ihr der Sonn' in voller Pracht;
Theilt ihr verjüngend ihre Macht,
Die Leben ſelbſt aus Felſen zieht,
Der unter'm Schnee die Blume ſchon erblüht,
Die ſtrahlend rings umher äther'ſchen Glanz
Ausſtrömt auf der Planeten Kranz,
Die Kreiſe füllt mit Gluth und Licht? —
Der Dädals-Kitzel ſticht mich nicht;
Ich huld'ge Sonne, dir recht gerne,
Doch — zürnet nicht! — nur aus der Ferne!

Was junger Roſen Balſamhauch,
Was Nachtigall im Blüthenſtrauch,
Was Mondesſchimmer in der Nacht,
Was Sonnenſchein, voll Herrlichkeit und Pracht! —
Was gut und ſchön, beglückend, hehr und mild,
Vereint, ihr Frauen, euer Bild;
Nur was von Euch trägt eine Spur
Iſt ſchön und gut in der Natur;
Drum huld'ge ich euch ja ſo gerne —
Doch — holde Frauen! — nicht von ferne!

Frhrr. v. Biedenfeld.

Schreiben an den Herausgeber.

Statt eines Beitrages.

Allervortrefflichſter Freund und Herausgeber!

Ihre freundliche Aufforderung um einen Beitrag zu dem Taſchenbuche, Huldigung den Frauen, erkenne ich mit gerührtem Herzen, bekenne aber eben ſo offenherzig, daß ich mich außer Stande fühle, Ihrem Wunſch Genü- zu leiſten. Nicht als ob es mir zu geringfügig erſchiene; was iſt wichtiger als das menſchliche Geſchlecht, und was daher wichtiger, als die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, welche die andere Hälfte beherrſcht? auch nicht, als ob es mir an Muth fehlte; es gehört bekanntlich weniger Muth dazu ſchöne Augen zu beſingen, als ſich ihrem ſanften oder ſtarken Feuer auszuſetzen, weniger Muth dazu, Schmeicheleien zu ſchreiben, als zu ſprechen, kurz, weniger Muth dazu, von, für und über Damen Abhandlungen loszulaſſen, als mit Damen zu converſiren; und wenn roſigen Lippen gegenüber zwar oft die Lippen der weiſeſten Redner verſtummen, ſo iſt dieß doch nicht am Schreibtiſche zu befürchten, wo, anſtatt ſchwarzer Gluthaugen, bloß ſchwarze Tinte, anſtatt weißer Arme und Schultern, bloß weißes Papier, anſtatt goldener Locken nur Federn — einer Gans ſichtbar ſind, kein Klopfen eines hochwallenden Buſens, nur das eintönige Picken einer Stunden-Uhr hörbar iſt, und aus dem gegenüber hängenden Spiegel nichts zurück ſtrahlt, als das Jammerbild — des Autors. Es gebricht mir alſo nicht an gutem Willen, es gebricht mir alſo nicht an Muth, aber — ich kann keinen Beitrag zu dieſem Taſchenbuche liefern. Wenn Sie nun ſchließen, daß es mir an Geiſt fehle, ſo darf ich freilich nicht widerſprechen; aber, frage ich, welches Beiſpiel hat man denn in der Litterargeſchichte, daß ſich ein Mitarbeiter eines Almanachs durch eine ſolche Kleinigkeit hat abſchrecken laſſen, beizutragen? —

Ich will Ihre Geduld nicht länger ermüden, Sie werden ohnehin ziemliche Geduld brauchen, bis ſämmtliche Miſogyne, Hageſtolze und barbariſche Kunſtrichter im Publikum dieſen Huldigungen huldigen werden — ich will daher nicht länger die Urſachen aufzählen, die mich nicht abhalten, ſondern die Urſache, die mich abhält: Es ergeht mir nämlich, wie ſo manchen dramatiſchen Dichtern, die aus einem bändereichen intereſſanten Roman einige Acte filtriren, die dann dem Zuſchauer ſo viele Langeweile machen, als der Roman ſelbſt ihnen Genuß gewährte; wie dieſe armen Bearbeiter, erdrückt mich der enorme Stoff, vor lauter Stoff ſehe ich den Stoff nicht, das ſchöne Geſchlecht hat ſo viele ſchöne Eigenſchaften, daß einem armen Panegyriker ordentlich bange wird — wo beginnen? Soll ich zuerſt von der außerordentlichen Treue oder von der noch außerordentlichern Beſtändigkeit reden? von dem zarten, ſtillen, häuslichen Sinn, der allen Flitter verſchmäht, allen Modetand verachtet, nur Gediegenes ehrt, und welcher den Schönen unſers Jahrhunderts vorzugsweiſe eigen iſt? oder ſoll ich beſchreiben die unbeſchreibliche Mildigkeit und Sanftmuth der Jungfrauen — und Ehefrauen? preiſen den Geiſt der Entſagung, der ſie alles leicht aufopfern läßt, was nur ihnen Vergnügen gewährt; oder den Geiſt der Wahrheit, der alles Scheinen in ihnen verdammt; oder, den Geiſt der Liebe, der ihnen ſo vielen gerechten Unwillen erregt, wenn über ihren Nächſten oder Entfernten nur ein wenig geachſelzuckt wird? Soll ich mahlen den Abſcheu, den ſie empfinden, wenn ſie ſo unglücklich ſind, den Neid ihrer Mitſchweſtern oder gar die Blicke anderer, als die ihrer Liebhaber und Gatten, auf ſich zu ziehen? Soll ich niederſchmettern die verwegenen Skeptiker, die noch zweifeln können, daß ein Weib der Inbegriff aller Tugenden, die Eſſenz aller Trefflichkeit, der Born alles Heils iſt; denn wenn es auch Cleopatren und Meſſalinen gab, zeigt uns doch die Geſchichte nur ſelten Species dieſer Auswüchſe, während das Unkraut der Dionyſe, Caligulas, Marats nur allzu üppig wuchert! oder ſoll ich hiſtoriſche Parallelen ziehen, und beweiſen, daß zehn Xantippen, die das Haus mit ihrem Geſchrei erfüllen, nicht ſo verderblich ſind, als ein halber Tamerlan, der die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt; daß die begeiſterte Charlotte Corday neben Brutus, und die geiſtreiche Madame Stael über einer Legion deutſcher Poeten ſtehe? oder ſoll ich — kurz, ich bin in Verlegenheit, was ich ſoll Es geht mir, wie Buridans bekanntem Thiere, das zwiſchen zwei gleich reizend duftenden Bündeln Heu aus Unentſchloſſenheit welches es wählen ſollte — verhungerte.

Geliebt es einmal Einer der Skribentinnen Deutſchlands, Herausgeberinn eines Taſchenbuchs: Huldigung den Männern, zu werden, ſo dürfte bei der Magerkeit des Themas die Wahl freilich viel leichter ſeyn, oder geliebt es Ihnen vielleicht einmal, theuerſter Herausgeber! anſtatt eines Taſchenkalenderchens eine große

Encyklopädie in Folio zur Huldigung der Frauen zu ediren, dann rechnen Sie als thätigſten Mitarbeiter auf Ihren und der ganzen Damenwelt gehorſamen Diener

Ign. Jeitteles.

Nüſſe zum Aufknacken
für
ſchöne Zähne.

1.

Charade.

Die erſten zwei ſieht man im Frühling prangen,
Ihr Farbenglanz thront auf der weiten Flur,
Doch glüht er auch auf zarten Mädchenwangen,
Der Jugendfülle herrlich ſchöne Spur;
Und mancher Jüngling ſuchet mit Verlangen
Sie auf im Kreis der blühenden Natur;
Der Heißgeliebten einen Strauß zu winden,
Eilt er im ſchnellſten Flug zu fernen Gründen.

O welche Freude wird ihm dann zum Lohne,
Wenn die Geliebte ihm die letzte reicht! —
Er fraget nicht nach Ruhm und Lorbeerkrone,
Nichts iſt, das ſeiner hohen Wonne gleicht.
Die Liebesgöttinn ſteigt vom Strahlenthrone,
Des Erdenlebens Wirklichkeit entweicht.
O ſel'ge Zeit der erſten Jugendliebe,
Du weckſt des Staubgebornen reinſte Triebe! —

Das Ganze prangt in ſeiner Wunderſchöne
An jedes Mädchens blühender Geſtalt,
Und ziehet durch die ſanften Engeltöne
Das Herz an ſich mit Sturmes Allgewalt;
Doch gaben ihm der Dichtung freie Söhne
Den ſchönen Namen, der im Lied erſchallt;
Ihr hörtet ihn gewiß ſchon öfters nennen,
Und werdet nun das Ganze leicht erkennen.

Emanuel Marſch.

II.

Charade.

Die erſten Beiden braucht der Handwerksmann,
Oft iſt er mit, oft ohne, übel dran,
Und doch muß er ſie öfters ſelbſt vermehren,
Um weder ſich noch Andere zu ſtören.

Die Dritte trägt man meiſtens in der Hand
Zu Schutz und Wehre für das Vaterland,
Den Nutzen, den ſie auch noch an den Füßen
Verſchafft, wird Jedermann von ſelbſten wiſſen.

Mein Ganzes aber, das iſt ein Verein,
Oft einfach, oft auch bunt, oft groß, oft klein,
Oft kann es Freude dir, oft Laſt bereiten,
Nachdem dich eben deine Launen leiten.

Laurin.

III.

Räthſel.

Freundlich kommt dort ein Geſtirn gezogen
An des Himmels dünſteloſem Blau,
Heller ſtrahlt der weite Sonnenbogen,
Und im ſchönern Lichte glänzt die Au',
Götterfreuden geußt's in ſchöne Seelen,
Geiſtesgröße, Frohſinn lehrt's vermählen.

Nicht der Körper Weltall hat's geboren,
Geiſtig ward's gezeugt, von Geiſt und Geiſt,
Scherzend ſchwebt's im Reigentanz der Horen,
Ew'ge Jugend lacht's, die nimmer greiſ't,
Schimmernd ſahen wir's im Kreis des Schönen,
Schimmernd ſahen's Römer und Hellenen.

Wem's in's Herz den hohen Funken ſprühet,
Hehr umſtrahlt's ihn in des Nachruhms Glanz:
Wem es tief die edle Bruſt durchglühet,
Flicht's aus Roſ' und Immergrün den Kranz;
Und umlaubt mit Föbos heil'gen Zweigen
Wird's ihn dem erſtaunten Engel zeigen.

Und ſo lang' im blitzenden Gefunkel
Steten Laufes ſich die Sfären drehn,
Hellt es ſanft des Pfades Schauderdunkel,
Den wir armen Erdenpilger gehn;
Flieht, verſinkt das All in's Chaos wieder,
Himmelan mit luſtigem Gefieder.

Joſeph Fick.

Charade.

Vierſylbig.

Erſtes Paar.

Wir ſind die Frucht des ſchönſten Frühlingslebens,
Das je ein Blumenpaar verleben kann.

Wir ſind die Saat, die zu des Früchtegebens
Glutreicher Zeit allſtündlich reift heran,
Wir ſind das Bild des unbefangnen Strebens,
Und unſre Bahn iſt hier die ſchönſte Bahn:
Und wer da lebt, war ſo einſt Frucht und Saame:
Doch floh die Zeit, und mit ihr floh der Name.

Zweites Paar.

Wir ſind die Gab', um die der Dulder flehet,
Die Gabe, die den Frohen fröhlich macht,
Die in dem Thau der Flur geſchrieben ſtehet,
Die droben prangt im Sternenbuch der Nacht,
Die Gabe, die der gute Bürger ſäet.
Und ſäen ſoll der Fürſt in ſeiner Macht,
Wir ſind die Gabe, die der Prieſter ſpendet,
Wann er zum Volk' erbauungsvoll ſich wendet.

Das Ganze.

Es iſt das Glück, nach dem der Neuvermählten
Vereinter Wunſch aus trunknen Blicken ſtrebt,
Das, wem die Götter liebend zu es zählten,
Aus jungen Augen ihm entgegen lebt,

Bei dem der Greis, verſtob'ner Unſchuldwelten
Mit Luſt gedenkend, jugendheiter, bebt:
Das Glück, das, an der Liebe Hauch entfaltet,
Mit Roſenärmchen uns umwunden holtet.

J. Gabriel Seidl.

V.

Kennſt du die ſchönſte Zeit des Erdenlebens,
In der die Zukunft uns entgegenlacht?
Die ſchöne Zeit des glücklich-frohen Strebens,
Wo eine Blume oft uns glücklich macht? —
Nur durch die *erſten zwei* kannſt du erfahren
Den Namen jener blüthenreichen Zeit;
Wohl dir, wenn einſt in deinen Mannesjahren
Die Schuld nicht die Erinnerung entweiht.

Dem Jüngling Heil! dem Gott die *Letzten* ſendet:
Denn auf des Lebens dornenvollem Pfad
Wird ihm des Himmels Seligkeit geſpendet,
Wenn ſich dieß Sylbenpaar dem Armen naht.
Das Ganze thront auf dieſes Lebens Auen

Ein engelreines zartes Frauenbild,
Und hat ſchon oft mit innigem Vertrauen
Die tiefen Wunden unſrer Bruſt geſtillt.

Emanuel Marſch.

VI.

Räthſel.

Ich geh', ſteh' oder ſitze,
So iſt ſie ſtets bei mir,
Was ich von ihr beſitze,
Nimmt ſie zuerſt von mir;
Sie iſt in jeder Lage
Mir unverbrüchlich treu —
Nun, lieber Leſer, frage
Ich dich: wer dieſe ſey?

Laurin.

VII.

Die erſten Sylben gleichen jenen Sternen,
Die dort am hochgewölbten Himmelszelt,
Als Leiter in den unermeßnen Fernen,
Die Allmacht Gottes herrlich aufgeſtellt;
Mit Zauberkraft beherrſchen ſie die Weſen,
Und ſpiegeln alles Herrliche zurück,
Schon Mancher iſt durch ſie vom Gram geneſen;
Denn ſie verkündeten ihm hohes Glück.

Es ſtrahlt die Dritte aus den erſten Beiden,
Und gleich der Sonne, die die Nacht durchbricht,
Verwandelt ſie den Schmerz in ſüße Freuden
Mit ihrem himmliſch-milden Zauberlicht.
Wer hat nicht ihre Göttermacht empfunden?
Wer nicht auf Erden ſeelig ſich gefühlt,
Wenn ihm in oft ſo früh enteilten Stunden
Der ſanfte Strahl der Liebe Schmerz gekühlt?

Das Ganze feſſelt weder Raum noch Schranke,
m ſchnellſten Fluge eilt es von dir fort;
So ſchnell iſt nicht der flüchtige Gedanke,
So fliehet nicht das ausgeſprochne Wort.

Benutze es, nie wird dich Reue quälen;
Haſt du erkannt des Ganzen hohen Werth,
So wird dir nimmer hier ſo Manches fehlen,
Was oft der träge Taugenichts entbehrt.

Emanuel Marſch.

VIII.

Charade.

Wenn du, von Arbeit matt und müde
Vollendeſt der Geſchäfte Lauf,
Nimmt meiner Erſten ſtiller Friede
In ſeinen Schooß dich freundlich auf.

Von aller Mühe dann entbunden,
Folgt der Erhohlung ſüße Luſt,
Und die dazu beſtimmten Stunden
Verſtreichen frey und unbewußt.

Von meiner Dritten mußt du leben
Sie wird, bei rechtem Maß und Ziel,
Dir Nahrung, Kraft und Stärke geben;
Doch ſchadet ſie durch allzuviel.

In meinem Ganzen liegt hienieden
Des Glaubens hohe Feſtigkeit:
Es fördert deiner Seele Frieden,
Und weiſ't dich auf die Seeligkeit.

Ein Herz, von ſtiller Andacht trunken,
Wird vom Genuſſe ſanft bewegt,
Und in ihm jeder Lebensfunken
Zum guten Vorſatz aufgeregt.

Laurin.

IX.

Räthſel.

Wenn ich das Ganze perſonificire,
So gleicht es einem wahren Findelhaus;
Die vielen Kinder, die ich adoptire,
Die kommen, wenn ſie ſterben, nur heraus.

Ich habe deren eine ſolche Menge,
Daß ſie im Wachsthum ſehr verſchieden ſeyn,
Die einen haben eine Rieſenlänge,
Die andern ſind dagegen ziemlich klein.

Orgelum, Orgelum, Orgelei!
Ihr lieben Leute, kommt herbei!
Und ſchaut in meinen Kaſten hinein.
Da ſeht ihr die Kinder groß und klein,
Wenn ich nun werde die Taſten greifen,
So meint ihr, wohl müßten die Kinder pfeifen.

Ja proſit! das laſſen ſie wohl bleiben,
Sie ſind voll Eigenſinn, ohn' Zucht und Schaam,
Ein Gatte bleibt mir niemals lebenslänglich
Getreu, wenn er mich noch ſo zärtlich liebt,
Am meiſten iſt er dann für mich empfänglich;
Wenn er nach ſeiner Art mir Schläge gibt.
Oft tobt er ganz gewaltig, ſchlägt nicht minder
Voll Leidenſchaft mit Händ' und Füßen drein:
Dann müſſen ganz natürlich meine Kinder
Durch den verſchiednen Ton erbärmlich ſchrein.

Laurin.

X

Räthſel.

Wie heißt die Ferntafel, wie das Zauberblatt,
Gleich Silberbächen klar, wie Elfenbein ſo glatt?

Ward es aus Himmel oder Luft gezogen?
Ward es aus Thau, aus Quell-Kryſtall geſogen?

Im Hintergrund iſt's eines Dämons Stätte,
Des Tauſend-Künſtlers, ſchaffend in die Wette,
Was er erlauſcht. — Raſtlos ruhig in dem Kreis
Befolgt er willig deine Winke und Geheiß.

Bald beut er Kunſtgemälde treu und wahr,
Bald reicht er der Natur die Abſchrift dar,
In üpp'gen Farben prangend, wie der Flur Gewand;
Doch weder Farb' noch Pinſel führet ſeine Hand.

Ein Kind des Augenblicks kam es dahergeflogen,
Kein Meiſter, keine Schule hat es groß gezogen;
Wohl iſt's kein Spiel der Phantaſie, kein Traum, es lebt —
Nur magſt du's nicht berühren, wie's auch vor dir ſchwebt.

Daß dieſes Zauberblatt das Schönſte mahle,
Daß es in ew'ger Anmuth widerſtrahle,
Nimm, Freundinn! nimm es hin, es ſey dein eigen,
Sein Dämon folget ihm, ein Gott des Schweigen!

Beſcheiden ſtill darfſt du ihm nichts verſtecken,
Geheimſten Liebreitz magſt du ihm entdecken.
Blickſt du ihn freundlich an, beſchämt er Raphaele
Er mahlt dein holdes Bild und deine Seele.

Carl Müller Friedberg.

XI.

Charade.

Das Ganze, ſo des Räthſels Form verſtecket,
Aus einem Sylbenpaar beſteht es nur,
Oft hat's in dir ein ſüß Gefühl erwecket,
Es ſtammt aus einer ſchöneren Natur,
Bald ſiehſt du es zu Sang' und Becher kommen,
Bald hat es ernſt die Larve vorgenommen.

Die Erſte iſt als Prädicat zu leſen
Der Körper in der Phyſik Wunderbuch;
Du ſprichſt ſie aus von vielen Erdenweſen,
Beſonders aber gern von Zeug und Tuch;
Doch läßt du von der Sylbe dir gebieten,
Wirſt du das Seyn den Himmliſchen vermiethen.

Die Zweite thront als Göttinn auf den Höhen,
Die freundlich blühen; doch der Weg iſt ſteil.
Das Ganze iſt in ihrem Reich zu ſehen,
Es iſt von dieſem zweiten Wort ein Theil.
Oft hörſt du dieſer Sylbe Laute nennen,
Doch ſelten ſind, die ihren Sinn erkennen.

C. Schröckinger.

XII.

Charade.

Erſtes Paar der Sylben.

Es iſt ein Funke ſchön'ren Lichts
In unſer'm kalten Leben;
r fordert von der Erde nichts,
Nach oben geht ſein Streben.
s iſt ein Band geheimnisvoll,
Verwebt aus heil'gen Flammen;
nd was ſich treu verbinden ſoll,
Das bindet's auch zuſammen.

Es macht uns ſtark, wie Löwen ſind,
Wann Straus und Streit ertoſen;
Und macht geſchmeidig wie ein Kind
Bei Tändeln und bei Koſen,
Bald läßt's im Herzen keine Ruh',
Und zwingt den Mund zum Reden;
Bald zieht es uns die Lippen zu
Mit ſeinen gold'nen Fäden.

Zweites Paar.

Wir ſind ein ad'lig Paar. — Ein Gott,
Wenn wir im Schilde prangen!
Der Himmel ihm das reichſte bot,
Was einer kann verlangen.
Bald glüht der Funke, erſt gerühmt,
In ſeiner heißen Seele;
Bald ſagt er offen, bald verblümt,
Was ihn entzück' und quäle.

Sein Vaterhaus, das iſt die Welt!
Ein Freund — das iſt ſein Segen;
In Liebesſpielen iſt er — Held;
Im Kampf — ein kühner Degen; —

Sein Seufzer iſt ein Lautenklang;
Sein Jubel — ſind Akkorde;
Sein Leben iſt ein Pilgergang
Um heit're Blumenborde.

Das Ganze.

Bin ad'lig, wie das letzte Paar,
Und hab' das erſt' im Buſen:
Hab' einen eig'nen Feſtaltar
Für meine lieben Muſen.
Bin frei, und doch ein treuer Knecht;
Bin ſtolz, und doch geduldig;
Bin — glüh' ich auch für Fug und Recht —
Doch mancher Lüge ſchuldig.
Mein Leben iſt ein — Glanzgeweb';
Mein Stab iſt — Gottvertrauen;
Und was ich biete, was ich geb'
Iſt: — „Huldigung den Frauen!“

J. Gabriel Seidl.

XIII.

Räthſel.

Kannſt du den kleinen Wunderſtab mir ſagen?
Den ſeines Meiſters kunſtgeübte Hand
Hinaus ſtreckt über's ſchneebedeckte Land,
Damit die Felder dunkle Früchte tragen,
Und wie im Leben wechſeln Sturm und Frieden,
So wachſen dieſe Früchte auch verſchieden.

Oft ziert er eines Fürſten hohe Scheitel,
Oft kommt er uns an Pferden zu Geſicht,
Fehlt ſelbſt an Frauen-Toiletten nicht,
Und macht nicht ſelten junge Mädchen eitel,
Verwandelt ſich wohl gar in Engelsſchwingen,
Die uns in's goldne Reich der Träume bringen.

Ja in des Thoren ungeweihten Händen
Wird er geflügelt zu der Menſchheit Fluch,
Wie ihn des edlen Denkers weiſer Spruch
Zum Heil der Mit- und Nachwelt wird verwenden,
Und ſtreng gehorſam ſeines Meiſters Worten
Erſchließt er Höllen- oder Himmelspforten.

Vor ſeinem Zauber weichen Band und Riegel,
Er ſendet bangen Herzen Troſt und Ruh'
Aus weiter Fern' durch treue Bothen zu,
Und ſtärket wunderbar der Hoffnung Flügel;
Ein Wink, und der Empörung Tiger brüllen,
Ein Wink, und Blut und Tod den Frevel ſtillen.

J. Langer.

XIV.

Logogryph.

Die Mutter.

Fünf Zeichen, Kind, ſollſt du mit Ehrfurcht nennen,
Sie ſind ein hehres Mahl der grau'ſten Zeit,
Laß ihren Strahl im weichen Buſen brennen,
So ſind ſie Bürgen deiner Seligkeit;
Aus ihren Pforten leuchten die Geſtalten
Der heil'gen Unſchuldswelt; — ſpricht Gottes Mund,
Und alle Bilder, die ſich hier entfalten,
Umglänzt der allbekannte Doppelbund.

Die Tochter.

Fünf Zeichen machen mir den Buſen beben,
Ihr holdes Antlitz ſah die frühſte Zeit. —
Mit Himmelsblumen krönen ſie das Leben
Und ſind die Engel höchſter Seeligkeit,
Allüb'rall ihre ſüßen Zauber walten,
Sie nennt in jeder Sprache jeder Mund,;
Wo ihre Strahlenflügel ſich entfalten,
Da ſchließt die Erde ihren ſchönſten Bund.

Joh. Langer.

Charadenkranz
an Johanna,

von Johann Grafen Mailath.

1.
Erſte Sylbe.

Ich bin ein Weib! mein Nah'n muß Freude ſchaffen,
Doch planlos irr' ich auf der Welt umher,
Ich knüpfe Sieg an manches Heeres Waffen,
Ich rett' das Schiff im ſturmbewegten Meer,

Dem Kaufmann helf' ich Geld zuſammen raffen,
Der Sklave wird durch mich des Thrones Herr,
Durch mich gelingt's dem Thoren oft zu finden,
Was hundertjähr'ger Fleiß nicht konnt' ergründen.

2. Sylbe.

Ich leb' in jedes Menſchenherzens Räumen
Beſcheiden, thöricht, ſchädlich, zart und fromm.
Sieh'ſt du Erfüllung deines Samens keimen,
Denk', daß in andrer Form ich wieder komm'.
Ob grauſam auch des Lebens Fluthen ſchäumen,
Erheb' den Blick zum ſternbeſä'ten Dom,
Und denk'! ob herb die Thrän' dein Auge fülle: —
„Weiſ' iſt der Vater, es geſcheh' ſein Wille.“

Das Ganze.

Das Ganze wirſt du heute oft vernehmen
Von all den Vielen, die ſich drängend nah'n;
Doch ob nun tauſend Freunde mehr noch kämen,
Ein Liedchen macht zu dir ſich dennoch Bahn.
Du biſt ſo gut, du wirſt es freundlich nehmen,
Des Dichters treuen Sinn ſagt es dir an,
Der dir als Ganzes nicht vermag zu biethen,
Da ſchon der Himmel alles dir beſchieden.

2.

Mit Muſchelhut und Stab
Wallt er zum heil'gen Grab,
Im Auge ſüße Thränen,
Im Herzen frommes Sehnen;
Und heilige Geſänge,
Nicht weltlich-eitle Klänge,
Entbeben ſeiner Bruſt,
Die Andacht iſt ihm Luſt.

Mit feuerſprühenden Roſſen,
In prangenden Karoſſen
Fährt Jener aus der Stadt;
Das Leben hat er ſatt,
Sucht nun in fremden Landen
Nach unbekannten Banden,
Daß ihm der Erde Leere,
Daß ihm des Lebens Schwere
Im ſteten Wechſel ſchwinde,
Er Reitz, wenn Ruh' nicht, finde.

Am Ziele ſtehen Beide;
Aus iſt's mit Luſt und Leide,
Da wird das Auge freier,
Es ſinkt des Lebens Schleier,

Nun ſehen ſie: das Leben
Zur Wand'rung iſt's gegeben
Es iſt, ſo ſagt der Weiſe:
Nur eine — — — — —

3.

'S gibt ein Geſchlecht, vom Himmel kommt es her,
Mit heil'ger Gluth die Herzen zu entzünden;
Es muß ein Lied, was es bewegt, verkünden
Und aller Vater nenn' ich dir: Homer.

Es ſieht dein Auge Schönes nimmermehr,
Kannſt du in eines Haines ſtillen Gründen
'Nen Roſenſtrauch in meinem Zweiten finden,
Nur dein Gemüth prangt leuchtend hell wie Er.

Das Schönſte, was die Erſten je gegeben,
Was ſie umwallt mit magiſch-hellem Glanze,
Was alle Völker preiſen, iſt das Ganze.
Dergleichen dir zu bieten, iſt mein Streben.
Bedenk', wenn Mängel d'rin dein Aug' entdeckte,
Dein Wille iſt der Frühling, der ſie weckte.

4.

An den gewalt'gen Schwertern wird mein Erſtes
Immer geprieſen, doch ein Sprichwort ſagt: es
Mache ſie ſchartig, wenn zu viel des Erſten
Ihnen geworden.

Jeder beſitzt das Zweite fünfmal . . Quellen
Sind ſie des Wiſſens, doch am ſchönſten ſpricht die
Seele, das Herz aus einem dieſer Fünf, im
Blick der Geliebten.

Das die Natur des Ganzen helle Gabe
Reich dir gewährt, du wirſt es leicht erproben,
Wenn du die Knoten, die ich jetzt geſchlungen,
Spielend entwirreſt.

5.

Vierſylbig.

Zwei Sylben.

Erſtickende Dürre
Quälet die Erde,
Der lechzende Wandrer
Schauet zum Himmel,

Mitleidige Wolken
Gießen des Segens
Reichliche Fülle
Nieder zur Erde.
Prangender Wieſen
Leuchtendes Grün,
Farbiger Blumen
Duftige Häupter,
Leben verjüngt auf,
Wie das Gemüth des
Menſchen durch Thränen
Des Schmerzens verklärt wird.

Zwei Sylben.

Ueber den Häuptern
Siegender Fürſten
Wölbt der Triumph mich,
Droh' in den Händen
Zürnender Krieger;
Aber die tiefſten,
Brennendſten Wunden
Send' ich, wenn mich der
Augenverbundne,
Neckiſche Kleine

Spannet; die ewigen
Götter, den mächtigen
Zeus ſelbſt bezwingt der
Würzige Pfeil, den
Er, — Ich beflügeln.

Das Ganze.

Nahet mein Erſtes,
Oder entſchwindet's,
Siehſt du das Ganze.
Auf ſtrebt es zum Himmel,
Geformt, wie das Zweite.
Möge dein Leben
Immer ſo freundlich
Seyn, wie das Ganze!
Mögen die Blumen
Der Freude dir blüh'n
So bunt und ſo wechſelnd,
Wie das Ganze erglänzet!
Wenn du es ſchaueſt,
Sey es dir immer
Verheißung des Himmels,
Daß er dich gnädig,
Liebend beſchützet,

Wie es Verheißung
Jenem geweſen,
Der es nach langen
Waſſergefahren,
Der erſte der Menſchen,
Sah, als er, dein Retter,
Ein Opfer des Dankes
Glühenden reinen
Herzens gebracht.

6.

Alles menſchlichen Lebens Beginn' bezeichnen die Erſten,
Im Paradieſe nur war dieſes Wort unbekannt.
Aller Zeiten Hälfte beherrſchet das Letzte; ein Kind der Sonne, naht es mit ihr, ſchwindet am Abend mit ihr
Heut' iſt das Ganze dein, mög' es dir oft noch erſcheinen,
Immer dich treffen im Glück, immer dir Höheres bau'n.
Wenn in der Reihe der Wünſchenden du mich einſtens vermiſſeſt,
Nun ſo gedenke, auch fern, wünſch' ich von Herzen dir Glück.

Joh. Graf Mailath.

Kern der Nüſſe.

I. Roſenmund.
II. Geſellſchaft.
III. Poeſie.
IV. Kinderſegen.
V. Jugendfreundinn.
VI. Tabaksdoſe.
VII. Augenblick.
VIII. Abendmahl.
IX. Orgel.
X. Spiegel.
XI. Dichtkunſt.
XII. Minneſänger.
XIII. Feder.
XIV. Bibel — (Liebe.)

Charadenkranz vom Grafen Mailath.

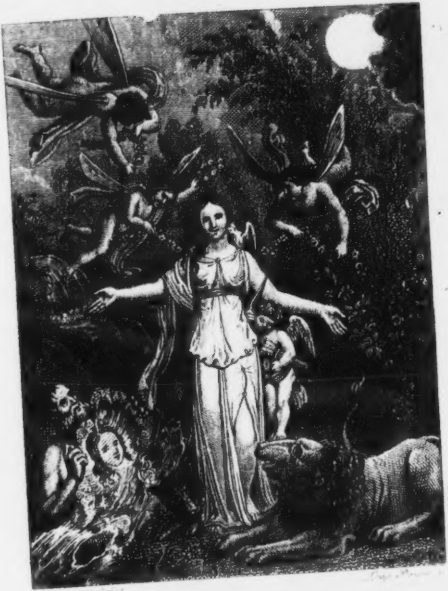
1. Glückwunſch.
2. Pilgerreiſe.
3. Dichterblüthen.
4. Scharfſinn.
5. Regenbogen.
6. Geburtstag.

Ein kurzes Nachwort.

Bei Gelegenheit einer Anzeige des erſten Jahrganges dieſes Taſchenbuches in dem Converſationsblatte (Leipzig, bei Brockhaus) hat der Rezenſent den Wunſch geäußert: Ich möchte keine Beiträge von Frauen meinem Taſchenbuche einverleiben, da Frauen ſich nicht ſelbſt huldigen könnten. So gern ich ſtets bereit bin, vorgeſchlagenen Verbeſſerungen Ohr und Willen zu leihen, ſo glaub' ich doch, dieſen Wunſch nicht erfüllen zu dürfen, da ich es eigentlich für die einzig wahre und ſächliche Huldigung anerkenne, wenn ich dem Geſchlechte zeige, was ſeine Beſſern zu leiſten im Stande ſind. Alles Andere dünkt mich mehr eine Worthuldigung zu ſeyn.

Wien, am 21. April 1823.

J. F. Caſtelli.



[illegible] [illegible]

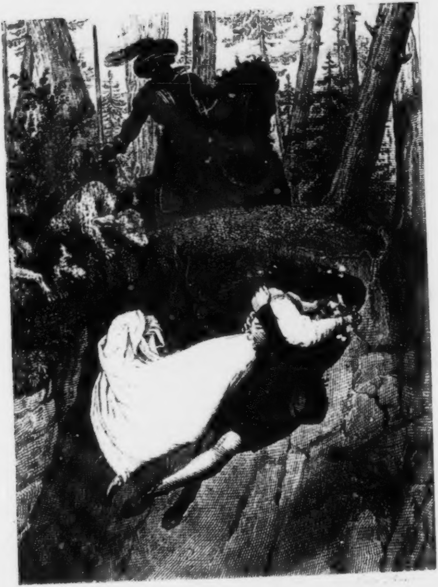
HULDIGUNG
den
Frauen.

EIN TASCHENBUCH
von
J. F. Castelli.

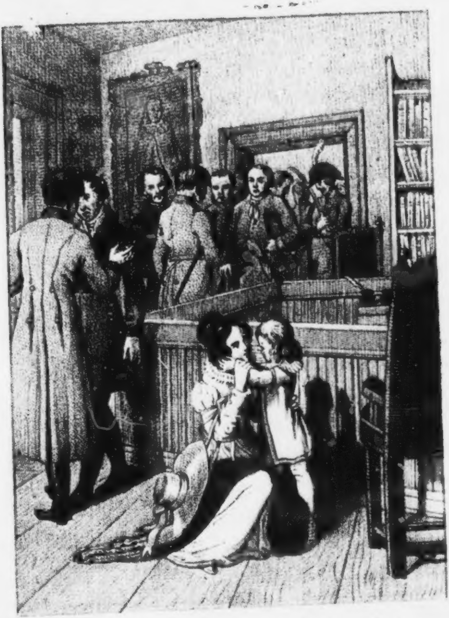
für das Jahr 1825.

— *Dritter Jahrgang. Mit Kupfern.* —

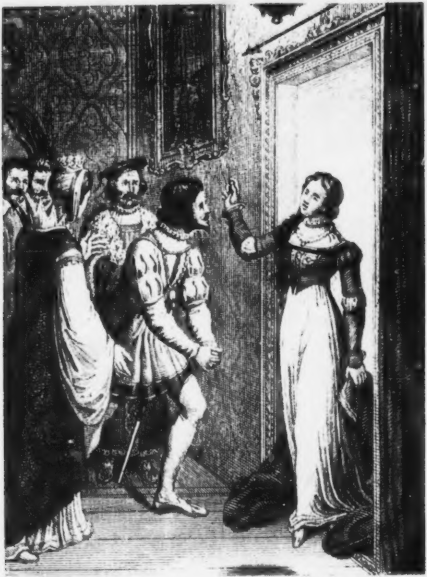
Leipzig, im Industrie Comptoir.



Zur poetischen Erzählung
Der Korn-Mönch von Fr. Kind



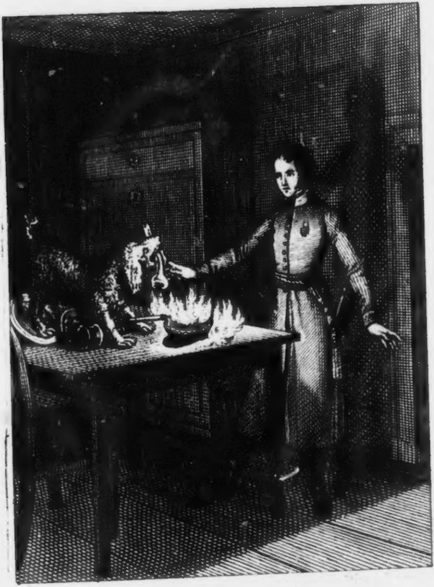
Das verlorne Kind.
Erzählung von H. Clauren



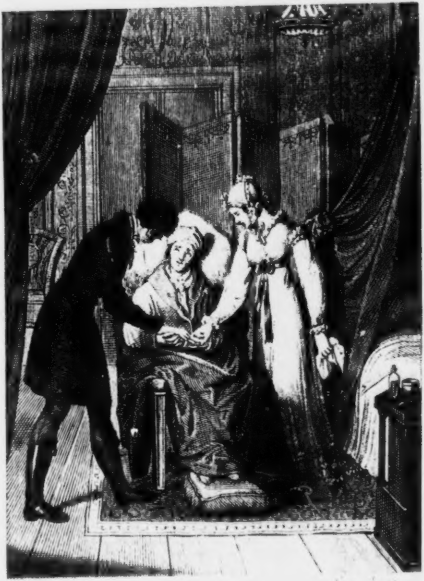
[illegible] [illegible]

Die Macht der Musik 2

zur Novelle von Lombert



Zur Erzähl. Die Regimentsmütze.



Zur Erzähl. Siegmar von Frieder Grenau

Huldigung den Frauen.

Dritter Jahrgang.

Inhalts-Anzeige.

I. Proſa.

Seite

Chezy (Helmina v.) Louiſe Brachmann.
(Eine Erinnerung aus meinem Leben.) . . 213
Clauren (H). Das arme Kind. (Erzählung.) 11
Grönau (Iſidore.) Siegmar (Erzählung.) 250
Jeitteles (Ign.) Monologe. 363
Lembert. Die Macht der Muſik (Novelle.) 101
St. (H.) Die Regimentsmütze. (Erzählung) 186

II. Poeſie.

Baldamus (Carl.) An eine Brieftaube. . 246
— - - An eine ſchöne Müllerinn. 248
Batsanyi (Gabriele geborne v. Baumberg.) Das kranke Lämmchen 155
Bauernfeld (Eduard v.) Der Schacht. . 205
Caſtelli (J. F.) Züge hochherziger Frauen .
1) Die ſpartaniſche Mutter. 130
2) Leona. 131
3) Das Liebesgeſchwader 134

Seite
Caſtelli (J. F) Charade. 374
— — Räthſel. 382
Chezl (Helmina v.) Morgenlied am Geburts-
tage der Königinn von Bayern. 181
— — Lied des Ungetreuen 185
Ebert (Karl Egon.) Die Todtenblume . . 85
Eyb (Wilhelm Freiherr v.) Sie . . 244
— — Antwort. 248
Feuchtersleben (Eduard Freiherr v)
Charade. 373
Gaal (Georg v) Liebesklage. 97
Gerhard (Wilhelm.) Huldigung. 78
— — Liebesbitte. 81
— — Die Spinnerinn 95
Hammer (Joſeph v.) Neujahrsgeſchenke aus
dem Morgenlande 76
— — Der Spiegel. 92
— — Der Moſt und die ſaure Milch. . . 93
— — Der Morgen und der Abend. . . . 94
Hannuſch (J. J.) Toaſt den Frauen. . . 79
Haug. Die beſte weiſeſte Wahl. (Hyperſonett.) 157
Hell. (Theodor.) Sehen und nicht ſprechen. 212
Herrmannsthal (Franz v) Ruthena. . 153

Seite
Hugo (Karl.) Wanderers Wehmuth. . . . 88
Jeitteles (Ludwig.) Lied. 211
Kind (Friedrich.) Der Kränzelbuſch. . . 168
Krug von Nidda. Die Begegnung. (Romanze.) 351
Kufner. Die Erſcheinung. (Gemälde aus dem Paradieſe) 357
Kühnel (Carl) Der Geiſterſchniecker. (Ein Mährchen. 149
— — An Laura. 152
Langer (Johan.) Die Brautfahrt des Herrn Baldrian Druſchel 175
Leitner (Karl Gottfried v.) Vier Lieder an's gute Aennchen.
1) Die Nachtwache. 159
2) Das grüne Thal. 160
3) Beim Tanze. 161
4) Der Zank mit der Roſe. 165
Mailath (Johann Graf v.) Magyariſche Liebeslieder. 145
— — Charade an Sofronia. 376
— — Räthſelſpiel. 377
Manfred. Leben. 235
— — Der Ritter. 236

Seite
Marſano (Wilhelm) An der Quelle. . . 230
— — Täuſchungen. 232
— — Der Traum. 233
— — Wendung. 234
Mayerhofer. Iphigenia und Antigone. . . 143
Neuffer. An die Hoffnung. 239
Pannaſch. Elternglück. 83
Roos (Richard). Der Wunderſtrom. . . 183
Rückert. Neue Liebſchaften. 206
Rupprecht (Joh. Bapt.) Das Blatt. . . 210
Saphir (S.) Die Kinder des Jahres. (Sonettenkranz.) 1
— — Dreimal drei. 138
Schlechta (Freiherr v.) Andromeda. . . 98
Seidl. (Joh. Gabr.) Von der ſchönen Königinn. 139
— — Liebchens Ferne. 209
— — Der Mönch. 227
— — Sylben-Räthſel. 375 380
— — Parabel. 284
Suſan (Friedrike, geb. Salzer.) Landleben. 237
— — Augentroſt. 238
Weiſſenthurn (Johanna Franul v.) Erkenntniß. 89

Die
Kinder des Jahres.
Sonnettenkranz den Frauen gewunden

von

Samuel Saphir.

Januar.

Die zarte Erſtgeburt des Uraniden,
Liegſt du, vom ſchnee'gen Wiegentuch umwunden,
Noch hält dein Aug' der Kindheit Flor verbunden,
Unwiſſend was die Zukunft dir beſchieden.
Und leicht und hold gleich ſchwebenden Sylphiden,
Hat ſich ein Mädchenreigen eingefunden,
Der unter Tanz und ſüßen Wonneſtunden
Erblühn dir läßt des Lebens Luſt und Frieden.

Dir lacht der Stern der Hoffnung nicht vergebens,
Daß dir ſich einſt ein Paradies erſchließt! —
Dich hat der Kreis der Grazien gewiegt! —
O ſel'ge Vorbedeutung unſres Lebens,
Wenn Frauengunſt bey der Geburt uns ſchon begrüßt,
Und unſer Daſeyn ſich an ihren Buſen ſchmiegt!! —

Februar.

Du tändelſt ſchon als ſchelmiſchmunt'rer Knabe,
Verhülleſt dich in tauſend Truggeſtalten,
Im Reich des Spieles iſt dein fröhlich Walten,
Und Scherz und Liſt ſind deine ganze Habe.
Bald wandelſt du als ſchwacher Greis zu Grabe,
Legſt jetzt als Arlequin dein Kleid in Falten;
Doch plötzlich wird dich Colombine halten,
Und du gehorcheſt ihrem Zauberſtabe.

So irren wir auf unſern Lebenspfaden,
Verlieren unſer Selbſt in dem Gedränge,
Und hören nicht der Liebe Sphärenklänge.

Doch plötzlich läßt das Bild der höchſten Gnaden
Im ſchönſten Himmelsantlitz ſich erſchauen,
Wir knieen hin — und huldigen den Frauen!

März.

Du ſchenkeſt uns ein freudenreiches Hoffen,
Ein mildes Frühroth färbet deine Wangen,
In Ringelblümchen deine Locken hangen,
Friſch ſtehen deine Blüthenaugen offen.
Du löſeſt ſanft das Zarte von dem Schroffen,
Und wie ein Altarbild mit hell'gem Prangen,
Iſt dir Aurora roſig aufgegangen,
Die dich im Winterhemdchen noch getroffen.

So ſchmilzt des Buſens Eis im Lebenslenze
Am Sonnenſtrahle warmer Sehnſuchtthränen,
Und uns durchglüht der Liebe ſelig Ahnen.
Und unſres Lebens ſchönſte Blüthenkränze
Wir winden ſie den reitzumfloſſnen Schönen,
Die uns an hohe Himmelswonnen mahnen! —

April.

Ein bunt Gemiſch von Sonnenſchein und Regen,
Der Schmetterling der Unbeſtändigkeit,
Umflattert deine wetterwend'ſche Zeit,
Als Bild der Liebe kömmſt du uns entgegen;
Du tobteſt geſtern in Gewitterſchlägen,
Sanft koſeſt du im Zephyrhauche heut,
Doch — ob die Wolke lächelt oder dräut, —
Iſt drüber ſtets ein Himmelsdach gelegen! —

O zarte Frauen! Kinder ew'ger Launen!
Wie macht ihr uns der Liebe Paradies
So wohl und weh, ſo herb und bitterſüß!
Doch bald ergreift Entzückung uns und Staunen,
Denn unſrer Leiden trüben Wolkendunſt,
Verklärt der Himmel Eurer Lieb' und Gunſt!

Mai.

Wie gerne möcht' ich deinen Tempel mahlen,
Worin die Nachtigall im Pſalterſtrome
Sich ſchwingt zum blaugewölbten Himmelsdome,
Verklärt von goldighellen Sonnenſtrahlen.

Die Welt verſchönet ſich zum Idealen,
Ein Irisſchmelz umfunkelt die Atome,
Und Prieſter May im Blumenglanzphantome
Reicht uns der Liebe Kelch in Roſenſchalen!

Und ihr, o Frauen! reine Lebensengel!
Umduftet von der Anmuth Liljenſtengel,
Wollt unſers Herzens heiß Gebeth erhören,
Ein ſelig Lächeln, einen Blick nur gönnen
All' unſren Opfern, die in Liebe brennen
Auf eurer Gunſt geheiligten Altären!

Juni.

Als hoher Ernſt erſcheint in dir Natur,
Zum Zwecke werden alle Kräfte rege
Das Schöne will vom Guten Koſt und Pflege;
Als Saatenfeld erſcheint die Blumenflur.
Der Schwärmerei umblühte Zauberſpur
Verläßt der Mann am Lebensſcheidewege,
Und für der Arbeit wildes Dorngehege
Lohnt ihm als Schattenlaube Hesper nur!

Wenn das Sirenenlied der Jugendzeit verklang,
Ertönt ein feſtlicher Choralgeſang,
Der das Gebot des Weltberufes ſpricht.
Und an dem heißen Sommertag der Pflicht,
Iſt's nur die Gattinn, die uns Kühlung fächelt,
In deren Aug' der Stern der Ruh' uns lächelt.

Juli.

Hell ſtrahleſt du mit purpurnem Erröthen
Von einem Farbenmeere übergoſſen,
All deine Lebenskelche ſind erſchloſſen
Und wie aus feſſelſchweren Kerkersnöthen
Sind tauſend Keime, die im Innern wehten,
Zur ſchön gereiften Frucht emporgeſchoſſen,
Und aus des Baumes blätterreichen Sproſſen
Tönt Philomelens Lied mit ſanftem Zauberflöten. —

So prangeſt du in üpp'ger Schönheitfülle,
Gleich einem hellbeſonnten Lebensmeere,
O zarte Jungfrau! holde Schöpfungskrone!
Und aus des Jünglings heil'ger Herzensſtille
Entfliehn der Sehnſucht ſüße Andachtschöre
Und beten fromm an Eurem Sonnenthrone!

Auguſt.

Du Blüthenkind aus Paradieſesfluren!
Ein üppig Füllhorn ſtrahlt in deinen Händen,
Die Gabe ſüßer Früchte uns zu ſpenden,
Als Meiſterſtück der ſchaffenden Naturen! —
Die Goldorang' in farbigen Conturen
Will der Citrone Schimmer überblenden,
Nun will die Pfirſich ihr den Preis entwenden,
Jetzt locken uns des Apfels Zauberſpuren.

Von wenig Früchten mochte ich nur nippen,
Die Euch, o Mädchen, ſchön und reich umhangen,
Ich achte nicht die Kirſchen eurer Lippen,
Die zarte Pfirſich eurer ſammtnen Wangen:
Ich geb' es gern, ſoviel es mir auch biethe,
Für Eures Herzens goldne Apfelblüthe.

September.

Ein himmliſch Glück, ein wonnevolles Leben'
Hat deinen Garbenlocken ſich entwunden,
Du lohneſt reich des Sämanns gläubig Streben,
Er hat nun ſeines Mühens Ziel gefunden.

Was wir dereinſt in frühen Sorgeſtunden
Dem Schooß der Erde hoffend übergeben
Iſt ſeiner ird'ſchen Kerkerlaſt entbunden,
Zur vollgereiften Frucht ſich zu erheben.

Der Traum, der einſt in Lebensdämmerungen
Mit Zauberband des Jünglings Bruſt umſchlungen:
Sein hoher Sinn iſt klar und leicht zu deuten
In der Erkohrnen Wunderherrlichkeiten.
Was wir geahnt im unverſtandnen Sehnen,
Wird Liebe uns zur Wirklichkeit verſchönen.

October.

Auf deinen warmen ſonnenhellen Wangen
Erglühen Bacchus feur'ge Liebeküſſe,
Es künden's die purpurnen Thränengüſſe
Daß du in Liebesnetzen biſt gefangen.
Und frohe Winzer kommen hergegangen,
Sie ſingen dir dein Hochzeitlied ſo ſüße.
Sey nicht verſchämt, laß deine Hochgenüſſe
Im heitern Freudenrauſche uns empfangen! —

O ſchönes Bild, wenn Lieb- und Schaamerröthen
Als Doppelgluth auf Mädchenwangen brennen,
Wenn treue Jünglinge zu ihren Lippen treten
Unwiſſend ob die Gluthen einen, — trennen;
Doch wer mit Muth ein Küßchen ſich erbeten,
Weiß wie man Roth beim rechten Namen nennt.

November.

Du treibſt das Waidmannswerk mit Luſt und Kühne,
Dir huld'gen mutherfüllte Jägerchöre,
Durchſtreifend des Revires heitre Grüne
Verfolgen ſie des Wildes ſchnelle Fähre.
Ob auch Gefahr mit jedem Schritt ſich mehre,
Iſt ihnen nichts, was unerreichbar ſchiene,
Was ihres Muthes kecker Stärke wehre,
Als ob die Welt nur ihrem Wollen diene.

Doch wenn des Tages wilder Lärm verklungen,
Die Außenwelt ſich unſerm Aug' entrungen,
Und unſre Blick' am innern Leben hangen:
Da naht ein kleiner Schütz', uns zu berücken,
Mit Liebesnetzen ſchlau uns zu umſtricken,
Und ewig bleiben wir in Amor's Reich gefangen.

December.

Du ſchließeſt der Geſchwiſter bunte Kreiſe,
Und führeſt uns zu jenen ſtillen Orten,
Wo wir erſchaun der Zukunft dunkle Pforten,
Eröffnet von der Zeiten ewiggleichem Gleiſe
Und tröſteſt uns mit ſanfter Liebesweiſe,
Daß alle Blumen, welche hier verdorrten,
Aufthauen wieder bei des Lenzes Herrſcherworten
Zu Gottes ew'gem Ruhm und höchſten Preiſe! —

Du gleichſt der Mutter himmliſchen Vollbringen,
In fortgeſetzten goldnen Kettenringen,
Will ihre Lieb' ans Kindesherz ſich ſchlingen.
Und ſinkt der Schönheit Blume auch danieder
Auftauchet ſie mit ſtrahlendem Gefieder
Als Phönix aus der lieben Mitte wieder. —

Das arme Kind.

Erzählung
von H. Clauren.

I.

Der Sperling holt im Schnabel ſein Hälmchen Stroh, baut ſich im erſten beſten Baume das Neſt, führt ſein Weibchen heim, und zwitſchert mit Frau und Kindern, alle Morgen, aus dem warmen weichen Hauſe unterm ſchattigen Laubdache, dem Herrn der Welt ſein fröliches Loblied.

Accurat ſo, aber ganz anders, wollte es der Baron von Bartenſtein machen; er kam, um ſein liebenswürdiges Klärchen abzuholen; ſein Großonkel, der alte eigenſinnige Kriegsminiſter, Graf Iſenburg, war vor Kurzem endlich geſtorben; Eine Viſite, die er, einmal dieſem, von Mode und Zeitgeiſt verleitet, unglücklicherweiſe, in Pantalons gemacht, hatte ihn bei dem Alten, der ihn in Escarpins erwartet, dermaßen in Mißcredit geſetzt, daß, ſo lange dieſer lebte, auf die gewünſchte Rathsſtelle im Kriegsminiſterium nicht zu rechnen geweſen war. „Wer keine Lebensart hat, verſteht nicht, ſich in die Umſtände zu ſchicken,“ hatte der alte Iſegrim, wie er in der ganzen Stadt hieß, geſagt, „und einen ſolchen modigen Muſje Obenhinaus und nirgend an, wie unſere Herrn Neulings leider Gottes, heut zu Tage alle ſind, kann ich in meinem Departement nicht brauchen; folglich wird, ſo lange ich Miniſter bin, mein Großneffe Sansfacon, der Herr Aſſeſſor Bartenſtein nicht Kriegsrath.“ Vor wenig Wochen hatte der gute Mann das Zeitliche geſegnet; Bartenſtein hatte das längſt verdiente Rathspatent dieſer Tage erhalten; zum bevorſtehenden Himmelfahrtstage ſollte, beſprochenermaßen auch ſein Himmelfahrtsfeſt, das heißt, die Feier ſeines Beilagers ſeyn, und noch waren mancherlei Strohhälmchen, als da ſind Trumeaux und Lüſtres und Teppiche und Tapeten zu beſorgen, die alle vor dem anberaumten Termine, zu Neſte, in das neu gemiethete und ſchon faſt vollſtändig eingerichtete Logis getragen werden ſollten. Heute ſollte es in eine Porcellain-Niederlage gehen, um das noch fehlende Tafelſervice zu erhandeln.

Klärchen hatte ſchon lange den Geliebten erwartet, flog ihm, als er eintrat, freundlich entgegen, begrüßte ihn mit einem bräutlichen Morgenkuß, und lachte dankbar, als er, trunken von Entzücken, das ſchöne, friſchblühende Mädchen im Arme, der glücklichen Mutter ſeine oft ſchon geäußerte Behauptung wiederholte, daß unter allen Ständen der Welt der Bräutigamsſtand der ſeligſte ſey.

„Doch nicht, Freund Julius, weil er der kürzeſte iſt?“ fragte Klärchen ſchalkhaft und drohte mit dem roſigen Finger; Bartenſtein aber ſtrafte den kleinen Vorlaut mit einem Kuſſe, und meinte, faſt zum heimlichen Schreck der Mutter, daß die Brautzeit ihm Jahre dauern könnte, ohne ihm zu lange zu dauern; das Entbehren, das Entſagen, das unerfüllte Sehnen, die ewige Unruhe, das ſtille Hoffen auf höhere Genüſſe — das, das ſey die ganz eigene Würze dieſes Verhältniſſes, und Klärchen, die ein Gleiches wohl fühlte, aus zarter Mädchenhaftigkeit aber, ſelbſt im Geſpräch mit ſich ſelbſt, für dieſe Empfindungen keine Worte hatte, wendete ſich ſanft erröthend ab, holte Schawl und Hut, verabſchiedete ſich bei der Mutter, und ging, wenn man ihr tanzendes, leichtes Schweben ſo nennen konnte, an Bartenſteins Arme von dannen.

Vor der Hausthür erſt berathſchlagten ſie, ob ſie rechts in die Schloßſtraße, in die Wiener Porcellain-

Niederlage, oder links auf den Königsplatz, zu Herrn Mercier gehen ſollten, deſſen Sortiment von Franzöſiſchem Porcellain als das vollſtändigſte bekannt war. Die Mutter hatte für letzteres geſtimmt, weil es wohlfeiler ſey; Klärchen trat daher dieſer Meinung bei, und wollte links; Bartenſtein aber ſchalt das Franzöſiſche Geſchirre ein leichtes Machwerk, ſchimpfte vorzüglich auf die Schlechtigkeit der Vergoldung, die in wenigen Monaten ſchon gewöhnlich zu verſchwinden anfange, ſtellte den Grundſatz feſt, daß, wenn man in eine neue Wirthſchaft einmal Etwas kaufe, das Beßte immer das Beßte bleibe, vertheidigte ſeine Anſicht ſogar mit ſeinem Patriotiſmus, der nicht zugeben könne, das liebe Geld für ſolches leichtes Meßgut in das Ausland wandern zu ſehen, und beſtimmte Klärchen durch die Verſicherung, daß es ihm von einem Deutſchen Teller zehnmal beſſer ſchmecken werde, als von einem fremdländiſchen, mit ihm den Weg rechts in die Schloßſtraße, einzuſchlagen.

2.

Als ſie, auf dem Wege dahin, über den Weinmarkt kamen, bemerkten ſie in der Gegend des Polizeihauſes, einen kleinen Volksauflauf. Bartenſtein rief einen ſeiner Bekannten, den Procurator Spitz, den er an der Ecke eines benachbarten Hauſes gewahrte, herbei, und erkundigte ſich nach der Urſache dieſes Begebniſſes, und dieſer erzählte lachend, daß es nichts ſey; man habe nur ein kleines Kind gefunden, das ſich wahrſcheinlich verlaufen; eine Menge alter Weiber wäre gleich zuſammen gekommen, hätte das Kind umſtellt, und mit Fragen nach Namen und Wohnung und Vater und Mutter beſtürmt; dadurch ſey das Kind nur noch ängſtlicher und ſchüchterner geworden, habe angefangen, heftig zu weinen, und vor lauter Schluchzen keine Sylbe antworten können; unterdeſſen ſey der Haufen der umſtehenden Neugierigen immer größer geworden, und um der Sache ein Ende zu machen, ſey die Polizei hinzu gekommen, und habe das Kind aufgehoben, und zum Präſidenten gebracht.

Klärchen hatte mit der geſpannteſten Theilnahme zugehört; ihre lebhafte Phantaſie mahlte ihr das, nach der Mutter ſich bangende Kind mit den grellſten Farben, und als ſie von Spitz hörte, daß es ein kleiner, ſehr hübſcher Junge ſei, der, nach der Kleidung zu ſchließen, wahrſcheinlich aus einem recht guten Hauſe ſeyn müſſe, und daß es immer die Händchen in einander gerungen, und die in Thränen ſchwimmenden blauen

Augen zum Himmel gewendet, äußerte ſie, ſichtbar gerührt, gegen Bartenſtein den Wunſch, das Kind zu ſehen, um ihm Troſt zuzuſprechen, und vielleicht etwas Näheres von deſſen Verhältniſſen zu erfahren.

Bartenſtein lächelte anfangs zu dem Antrage und wendete das Aufſehn vor, was ſie im Polizeihauſe machen würden; da indeſſen Klärchen erwiederte, daß Bartenſtein ja den Präſidenten kenne, und ſie dieſen bitten könnten, das Kind zu ſich auf das Zimmer kommen zu laſſen, gab er ihrem dringenden Verlangen, in dem er eine Vorahnung ihrer einſtigen Mutterliebe zu finden vermeinte, nach, und ſo wendeten ſie ſich in das Polizeihaus.

3.

Im Vorzimmer des Präſidenten fanden ſie dieſen ſelbſt umringt von mehrerern ſeiner Officianten, und mitten im Kreiſe, den bildhübſchen, blondgelockten Knaben, den der Präſident mit freundlichen Worten nach Wohnung und Eltern befragte; aber der arme Kleine, eingeſchüchtert von dem Anblick der bärtigen Männer, die alle in Uniform, und mit klirrenden Schleppſäbeln angethan, ihn eng umringten, ſchlug ängſtlich die Augen auf und nieder, die Lippen des roſenen Mündchens zitterten ſichtbar; die weiße, volle Bruſt hob ſich ängſtlich auf und nieder; ein Thränchen jagte das andere; er wollte wohl ſprechen, aber er vermochte es nicht.

Da bog ſich Klara, die dem Präſidenten, vom Baron, unter der Bitte um gütige Entſchuldigung ihrer beiderſeitigen Neugierde, in gedrängter Kürze, als ſeine Braut vorgeſtellt worden war, zu dem Kinde nieder, und die ſanfte Milde des Tons, mit dem ſie den Knaben anredete, die Freundlichkeit ihres ſprechenden Geſichts, und die himmliſche Liebe, die in ihrem Blicke lag, trafen das gequälte kleine Herz, daß es Vertrauen gewann zu dem holden Engelsweſen, und ihm, auf die Frage, ob es nicht zu Hauſe wollte, beide Aermchen verlangend entgegen ſtreckte.

„Wie heißt Du denn?“ fragte Klärchen, und küßte den Kleinen auf den Purpurmund, und nahm ſeine Rechte, und ſtreichelte ſich damit ihre blühende Wange.

„Julius“ erwiederte der Knabe, und ſah mit ſeinen ehrlichen großen Augen ruhig und mit innerm Glauben an Klara's wohlwollende Milde, dieſer in das Geſicht; auf deren Frage nach der Wohnung und dem Namen der Eltern aber, blieb er die Antwort ſchuldig; er ſchien ſich eine Weile zu beſinnen, endlich ſah er einen der Herrn nach dem andern an, und erwiederte zu Klärchen, „ich will Dir es wohl ſagen, aber heimlich;“ ſie legte in der geſpannteſten Erwartung das Ohr an ſeine Lippen, und er lispelte verſchämt hinein: „ich weiß es nicht.“

Der Präſident, der, ſo ernſt und rührend ihm der ganze Auftritt auch war, über dieß naive Geſtändniß faſt zu lachen angefangen hatte, entfernte ſich mit Bartenſtein und den Officianten ein wenig, denn er erkannte in Klärchen einen beſſern Inquirenten, als ſie alle waren, ließ dieſe mit dem Kinde allein, und ſandte ihr zur Unterſtützung ihrer Bemühungen, ſich das Zutrauen des Kleinen zu gewinnen, einen Teller mit Bonbons.

Aller Kreuz- und Querfragen ungeachtet, brachte Klärchen am Ende doch nichts weiter heraus, als daß der Kleine weder Vater noch Mutter habe; daß er hier in der Stadt ganz fremd ſey; daß ein Fuhrmann, der ihn hergefahren, ein braunes und ein weißes Pferd gehabt, und ihm oft die Peitſche zum Knallen gegeben; daß die Tante mitgekommen, und Kuchen habe kaufen wollen, und daß er nachher weder die Tante, noch das braune noch weiße Pferd wieder zu ſehen bekommen. Beiläufig hatte er noch des alten Filou und der ſchwarzen Lieſe erwähnt, und ſehr bedauert, daß die nicht auch mit gekommen wären; allein ſpäter hatte ſich im Zuſammenhange des Geſprächs ergeben, daß Filou der Hund ſeines heimathlichen Hauſes, und die ſchwarze Lieſe ſein Schaukelpferd war.

Indeſſen ließ der Präſident alle dieſe kleinen Umſtände, ſelbſt den Filou und die Lieſe nicht ausgenommen, zu Protocoll nehmen, und ſetzte Klärchen, das darüber lachte, auseinander, daß ſolche kleine Data zur Ermittelung der Herkunft des Kindes, in der Folge großen Aufſchluß geben könnten. In dem ſehr feinen Hemdchen des Kleinen fand ſich unter dem Bruſtſchlitze, ein zierlich geſticktes J., darüber eine Grafenkrone, und aus der Reinlichkeit des ganzen Anzuges war zu folgern, daß der kleine Julius nicht unmittelbar aus dem Reiſewagen geſtiegen ſeyn konnte, ſondern hier irgendwo abgetreten ſeyn mußte, um ſo nett und ſauber, wie er hier auf Klärchens Schooße ſaß, angekleidet zu erſcheinen. Auf die Frage, wo er hier gewohnt, beſchrieb er ein großes Haus, wo ſehr viel ſchöne Pferde und Wagen geweſen, und wo Einer an der Thür Schildwache geſtanden. „Er meint den Portier im Hotel de St. Petersburg,“ verſetzte lächelnd einer der Polizei-Commiſſarien; doch der Polizei-Präſident ſchüttelte ſchweigend den Kopf, und verlangte dagegen die Meinungen der Herren über die Mundart des Kleinen. Einige hörten aus ihm den Oberſachſen, faſt den Leipziger heraus; andere den Erzgebirger, andere den Böhmen, ungefähr in der Gegend des Saatzer-Kreiſes.

Klärchen mußte wieder lachen, denn von einem Studium der Art, aus einzelnen kleinen Umſtänden Stand, Vaterland, Herkommen, Eltern und dergleichen herauszucombiniren, hatte ſie bisher noch gar keine Idee gehabt.

„Am Ende punktiren Sie noch vom Kinde ſelbſt heraus," ſagte ſie lachend, „wie es heißt, und wer Vater und Mutter ſind."

„Wohl möglich," entgegnete der Präſident im Scherz, und machte im Ernſt ein Geſicht dazu, als wiſſe er es ſchon; „in 24 Stunden hoffe ich nähern Aufſchluß zu haben, ich weiß nur für den Augenblick nicht, wo ich ſo lange mit dem Kinde hin ſoll."

Einer der Polizei-Inſpectoren trat vor, und erbot ſich, den Kleinen vor der Hand auf ein paar Tage zu ſich zu nehmen, und verſprach im Namen ſeiner Frau, gewiß alles zu thun, um des Herrn Präſidenten dazu erbetene Erlaubniß zu rechtfertigen; der kleine Julius aber, der alles recht gut zu verſtehen ſchien, ſah ſich den langen blaſſen Inſpector eine Weile an, umhalſte mit beiden Händen Klärchen, und fing an, bitterlich zu weinen.

Das jammerte das mitleidige Mädchen. Es rief durch einen Seitenwink den Bräutigam zu ſich, und flüſterte ihm in das Ohr: „Lieber Julius, mach' mir die Freude, und laß mich das Kind zur Mutter bringen; die paar Tage iſt es bei uns gewiß am beſten aufgehoben; ſieh nur, wie das kleine Weſen mich lieb hat''. Bartenſtein lächelte verlegen über den bizarren Einfall, verſicherte, daß er an und für ſich dagegen nichts habe, und nichts haben könne, indeſſen fürchte er das Gerede der Leute, die ſolche reinchriſtliche Liebesthaten ſelten zu würdigen, noch aus dem richtigen Geſichtspuncte zu beurtheilen verſtänden, und die nur gar zu geneigt wären, aus den unſchuldigſten Dingen Gift zu ſaugen; die Frau ſeines Privat-Secretairs aber wäre eine wackere Alte, die ſelbſt Kinder gehabt, und auch fremde erzogen; mit Vergnügen wolle er geben, was ſie verlange, und ſey im Voraus überzeugt, daß ſie das Kind mit einer Sorgfalt pflegen werde, als ſey es ſein eigenes.

Aber der kleine Julius umklammerte von Neuem Klärchens Schwanenhals, und weinte ängſtlich, und wisperte ihr vertraulich bittend in das Ohr: „nicht die Alte,“ und als ſie freundlich lächelnd Bartenſtein fragte, ob ihn des Kindes Bitten nicht rühre; gab er im tiefſten Gefühl des menſchlichen Erbarmens, dem frommen Mädchen die Hand, ſagte beifällig zu, und verwendete ſich beim Präſidenten um deſſen Einſtimmung. Dieſer ſchien von dem Antrage etwas überraſcht zu ſeyn; in ſeiner Miene lag ſtillſchweigendes Anerkenntniß der ſonderbarſten Fügung zuſammentreffender Umſtände, wenn die Ahnung von dem nähern Verhältniß des Kindes, die er bis jetzt nur dunkel in der Seele hatte, gegründet ſeyn ſollte. Er zog Klärchens Hand an ſein Herz, und belobte ihren wohlthätigen Entſchluß, ließ, im Erguſſe ſeiner Empfindungen, etwas von Banden der Natur fallen, deren heilige Kraft, ſo tief und verborgen ſie auch oft liegen möchten, doch immer unverkennbar ſeyen, und verſprach, in Kurzem die näheren Aufſchlüſſe über den kleinen Findling, die ihm nach ſeiner Meinung gar nicht fehlen konnten, dem Baron mitzutheilen, in deren Folge dann das Kind ſeinen Angehörigen wieder zurückzugeben ſeyn würde.

Klara, die mit der Leidenſchaftlichkeit, mit der gute und lebhafte Menſchen gewöhnlich jeden Gegenſtand ihrer Theilnahme ergreifen, ſich zu dem verlaſſenen Kinde wunderbar hingezogen fühlte, und bei ſich im Stillen die Ueberzeugung hatte, daß es nirgends beſſer aufgehoben ſeyn könne, als bei ihr, wünſchte heimlich, daß ſich der Präſident und ſeine Polizei-Spione diesmal bei ihren Nachforſchungen nichts, als recht lange Naſen holen möchten, um ihren kleinen Schützling, von deſſen Spielen und Tändeleien ſie ſich tauſend Freuden verſprach, und deſſen Pflege und Bildung ſie als eins der verdienſtlichſten Werke anſah, nicht ſobald wieder herausgeben zu müſſen.

Sie fuhren im Wagen des Präſidenten mit dem Kinde zu Hauſe, und das unterwegs ihm gegebene Verſprechen, morgen einen Filou und eine Lieſe beſorgen zu wollen; der liebevolle Empfang der überraſchten Mutter; das freundliche Entgegenkommen ſämmtlicher Dienſtboten; eine ganze Sammlung ſchnell herbeigeholter Spielſachen; die ausgeſuchteſten Conditor-Leckereien; vor allem aber die zarten Liebkoſungen der reizenden Klara, die ſich faſt den ganzen Reſt des Tages mit dem holden Kinde beſchäftigte; wirkten auf daſſelbe ſo günſtig, daß es an alle die, aus deren Kreiſe es der Zufall entführt hatte, mit keiner Sylbe dachte, ſich die gebotenen Herrlichkeiten alle trefflich ſchmecken ließ, mit Kutſcher und Bedienten innige Freundſchaft ſchloß, bis zum ſpäten Abend im Ueberfluß ſeiner Spielſachen ſchwelgte, und nach eingenommenen Abendbrod in Klärchens Armen ſanft und ruhig einſchlummerte. Das junge Brautpaar ließ ſich die Ehre nicht nehmen, ihren kleinen Gaſt ſelbſt zu entkleiden, und zu Bette zu bringen; und nun erſt, als das lebhafte, fröhliche Kind, das aller Augenblicke etwas anders gewollt, und das ganze Haus in Allarm geſetzt hatte, zur Ruhe gebracht war, ward es wieder möglich, ein vernünftiges Wort zu wechſeln. Klärchen ſchnitt noch dieſen Abend den erforderlichen Wäſche-Bedarf zu, und vertheilte ihn an die Mädchen des Hauſes, um das Dringendſte wenigſtens bis morgen Vormittag zu fertigen, und an ihrem ganzen Thun und Walten ſah man ihr die Freude an, die ihr dieſe neue Pflicht machte. Bartenſtein ſah ihr mit ſtillem Entzücken zu: wenn die Jungfrau das am fremden Kinde that, was mußte nicht erſt die Mutter dem eigenen ſeyn! Das ſchöne Mädchen war ihm nie liebenswürdiger vorgekommen, als dieſen Abend in ihrer unermüdlichen Geſchäftigkeit und Sorgfalt; die Freude, etwas Gutes gethan zu haben, glänzte ihr im ganzen Geſichtchen, und als er ſie umſchlang, und ſie in halben, ſcherzhaft hingeworfenen Worten ahnen ließ, was er dieſen Augenblick alles gedacht und empfunden, wendete ſie ſich ſanft erröthend abwärts, und wollte ſich ſeinem Arm entwinden, und mit ihm ſchmollen, daß er ſolche alberne Dinge, an die jetzt noch kein Menſch denken müſſe, über die Lippen bringen könne; im Tiefſten ihres Innern aber war es ihr, als hätte ſie etwas Aehnliches auch in Gedanken gehabt, nur daß ſie dieſe Gefühle um keinen Preis in laute Worte hätte überſetzen können, ob es ihr gleich in ihrer frommen Keuſchheit vorkam, als ſey in dieſen Empfindungen an ſich ſelbſt nichts Sündhaftes, nichts wider Zucht und Sitte. Es war das erſte Erwachen der jungfräulichen Mutterliebe, das heilige Gefühl, was gewöhnlich die Wange des jungen Weibes mit dem ſanfteſten Rothe der Schamhaftigkeit übergießt, wenn eine geheime Stimme der Natur ihr in einem unbelauſchbaren Augenblicke zuflüſtert, daß ſie Mutter ſey.

Daß Bartenſtein in dem nemlichen Momente daſſelbe dachte und ausſprach, was ſie im züchtigen Marmor-Buſen, als ein zartes Geheimniß verwahrte, das brachte ſie in holde Verwirrung, und der bräutliche Kuß, mit dem ihre Purpurlippen den vorlauten Mund des Geliebten verſchloſſen, war der ſüßeſte, den der Glückliche ſeit lange erhalten.

4.

„Curios,“ antwortete die Hofräthinn von Glaſer, als ihr Bartenſtein am folgenden Morgen die Geſchichte mit dem Kinde erzählte. „Wir waren geſtern Abend bei der alten Generalinn; da brachte der Oberzollrath die Affaire brühwarm hin; wir freuten uns über Sie, und über das Bräutchen, und nannten die That eine gute — aber die Generalinn“ —

„Nun?“ fragte Bartenſtein, etwas raſch und halb empfindlich.

„Ach, laſſen Sie die Frau reden, wie ſie will,“ erwiederte die Hofräthinn, „Sie wiſſen ja — ſeit ihr Plan geſcheitert iſt, ihre Guſtel als Frau v. Bartenſtein verheirathet zu ſehen, erſinnt ſie ja das Mögliche, um dem armen Klärchen alles erdenkliche Herzeleid anzuthun; Gott, was kann das Mädchen dafür, daß es zehnmal hübſcher und liebenswürdiger iſt, als die verblühte Guſtel!“

„Nun, was ſagte Sie denn,“ wiederholte Bartenſtein etwas unruhig, und durch den Gedanken an die Generalinn verſtimmt, die ihm früher ſammt dem tugendbelobten Fräulein Auguſte $\frac{4}{5}$ des Weges entgegen gekommen war, ſein nicht unbedeutendes Vermögen im Auge, alle Minen hatte ſpringen laſſen, um ihre reiz- und gehaltloſe Tochter unter die Haube zu bringen, und Bartenſteins Entſchluß, einem aus der Fremde, vor wenigen Monaten erſt mit der Mutter hergekommenen Mädchen, das ſich Klara von Wallheim nannte, und von dem kein Menſch etwas Näheres wußte, die Hand zu geben, im Ueberwallen ihres Unmuths, öffentlich, einen Genieſtreich genannt hatte.

„Sie muß," entgegnete die Hofräthinn, über Bartenſteins verdrießliches Geſicht etwas verlegen werdend, und bemüht, aus der ganzen Sache einen Scherz zu machen, „ſie muß über Klärchens frühere Verhältniſſe ſeit Kurzem, genauere Kunde bekommen haben, denn aus der Luft kann ſie doch ſo etwas nicht greifen, wenn ſie auch zehnmal noch boshafter wäre, als ſie wirklich iſt".

„Wie ſo?" fragte Bartenſtein mit dunkelm Blick, und ballte unbemerkt die Rechte in einander, als ziehe ſie ein böſer Krampf zuſammen.

„Sie werden böſe werden," verſetzte die Hofräthinn mit verhaltener Stimme, „wenn ich Ihnen ſage, was die Generalinn äußerte; und doch iſt es mir, als müßte ich es Ihnen ſagen, als wäre ich Ihnen dieſe Mittheilung ſchuldig; ich meine es gut mit Ihnen. Ich glaube, es iſt nöthig, es iſt unerläßlich, daß Sie es wiſſen. Sie können dann Maasregeln nehmen, welche Ihnen zweckdienlich ſcheinen, und ich habe mein Gewiſſen verwahrt“. —

„Ihre Einleitung, Ihre Vorrede ſpannen mich auf die Folter,“ ſagte Bartenſtein mit einer Beklommenheit, der man es anhörte, daß eine Rieſenlaſt ihm das Herz preßte; „zur Sache, Liebe, zur Sache!“

„Ehe ich weiter ſpreche“ verſetzte die Hofräthinn, und rückte auf dem Stuhl ängſtlich hin und her, „geben Sie mir Hand und Ehrenwort, daß Sie weder gegen Fräulein Klärchen, noch gegen die Generalinn, kurz gegen keinen Menſchen von der ganzen Geſchichte eine Sylbe erwähnen; beſonders bedinge ich mir Ihr Gelöbniß, nie, verſtehen Sie, nie zu ſagen, daß ich mit Ihnen darüber geſprochen. Die Sache iſt kitzlich! Ich kenne Sie und die Generalinn, und ich mag für meinen guten Willen nicht gern zwiſchen Ihnen beiden ſtehen, am wenigſten in dieſer höchſt delicaten Parthie.“ —

Bartenſtein gab das Verlangte, mit einer Leidenſchaftlichkeit, welche die Hofräthinn faſt bange machte; er hätte das halbe Leben gegeben, wenn ſie es gefordert hätte, ſo begierig, ſo geſpannt war er auf das, was er hören ſollte.

„Wie alt iſt das Kind?“ fragte die Hofräthinn leicht hin.

„Nicht ganz drei Jahre ungefähr,“ antwortete Bartenſtein eben ſo leicht hin, und ſchien darüber, daß die Hofräthinn, ſtatt mit der verſprochenen wichtigen Mittheilung herauszurücken, dieſe bezugloſe Frage ihm in den Weg geworfen, faſt empfindlich zu ſein.

„Hat Ihnen Klärchen erzählt, daß ſie früher in Karlsbad geweſen?“

„Wohl,“ erwiederte Bartenſtein, „doch was ſoll das hieher? Sie wollen mir ja“ —

„Wenn war Klärchen in Karlsbad?“ fragte die Hofräthinn, ohne ſich von ihm unterbrechen zu laſſen.

„Wenn?“ ſagte Bartenſtein ſinnend, „dieſen Sommer wird es drei Jahe, aber was ſoll das alles hieher“? — doch in dem Augenblicke ward die dunkle Ahndung deſſen, was die Peinigerinn mit ihren ihm langſam aufgemarterten Fragen gewollt, ihm klar — „Frau! — gnädige Frau,“ rief er auf einmal — „um

Gotteswillen! — das wird man doch nicht! — ein ſolcher Verdacht! — die ſchändlichſte Büberei! — die Generalinn — nein, ſo weit kann ihre Bosheit nicht gehen!“

„Stille, ſtille, Baron,“ rief theilnehmend die Hofräthinn; „Mit dieſem Außerſichſeyn iſt es nicht abgemacht; ruhig geprüft, und dann gehandelt. Wenn ich glaubte, was man vermuthet, würde ich es Ihnen offen geſagt, und Sie gebeten, oder Ihnen wenigſtens freimüthig vorgeſtellt haben, die Hand zurückzuziehen, da es noch Zeit ſey; indeſſen, da ich für meine Perſon von der Unſchuld des Mädchens ſo feſt überzeugt bin, wie von meinem Leben; konnte, und mußte ich Ihnen von der abſcheulichen Verläumdung Kunde geben, um dem Ungeheuer in der Geburt den Kop zu zerdrücken, denn wächſt das größer und greift um ſich, ſo verſchlingt es Euch beide. Wollte doch di Generalinn ſchon aus dem Umſtande, daß das Kin wenige Stunden zuvor, ehe es die Polizei aufgehobe bei General-Lieutenants Graf v. Ingelſtädt im Ho geſehen worden, und daß der Sohn, der ſelige Amt hauptmann Ingelſtädt einmal in Karlsbad geweſe ſchon die Vermuthung folgern, daß dieſer vielleicht“.

„Gnädige Frau," unterbrach Bartenſtein mit blutendem Herzen die Sprecherinn, „hören Sie auf, ich bitte Sie um meiner Seligkeit willen, hören Sie auf," und ſtürzte, da ſie unter kaltem Lächeln ſich verwunderte, wie man ſich durch ſolch fades Geklatſche einer mit ihren Speculationen ſich verfahrenen, und dadurch zur blindeſten Ungerechtigkeit verſtimmten Mutter, ſo in Harniſch bringen laſſen könne, und ihm noch ſtärkere Ladungen geben zu wollen ſchien, von dannen.

Die Wäſche des Knaben war mit einem J. gezeichnet, über dem J. befand ſich eine Grafenkrone. — Ingelſtädt — Graf Ingelſtädt! — die ſchönen Pferde und Wagen, die nach der geſtrigen Vernehmung, der Junge in einem großen Hauſe geſehen haben wollte, und die Schildwache davor. — Es traf ja alles auf das Haar — für einen Böhmen hatten ihn, ſeiner Ausſprache nach, die Polizei-Beamten erkennen wollen — Karlsbad — es war kein Zweifel mehr! — Es ſtimmte ja alles bis auf die größte Kleinigkeit! Aber war es denn möglich — war es denn denkbar! Klärchen, die engelreine Unſchuld, die unentweihteſte Jugend, die perſonificirte Schamhaftigkeit ſelbſt! Wie oft hatte er nicht im Stillen bemerkt, daß ſie bei der leiſeſten

Unziemlichkeit eines halben Wortes ſchon, mit dem glühendſten Purpur der höchſten Verlegenheit übergoſſen worden war. Ein junger Mann durfte ſie nur ſcharf anſehen, ſo ſchlug ſie die Augen nieder und das Blut ſtieg ihr in die Wangen; ein irgend roher Scherz konnte ſie dem, der ſich ihn erlaubt hatte, auf immer und ewig abwendig machen, — und doch — wenn er recht ehrlich gegen ſich ſeyn wollte, konnte er ſich nicht leugnen, daß das Band der Liebe, was ſich zwiſchen ihm und ihr geknüpft hatte, ihm jetzt ſelbſt faſt unbegreiflich, mit faſt zu ſchneller Eile geſchürzt worden war; ſich konnte er keinen Vorwurf darüber machen, denn wer hätte das bildſchöne Mädchen, deſſen ſüße Liebreize durch den innern Gehalt der feinſten Bildung, deſſen Anmuth, durch die Strenge des fleckenloſeſten Wandels, deſſen jugendlicher Frohſinn, durch den Umfang des vielſeitigſten Wiſſens, deſſen namenloſe Liebenswürdigkeit, durch den Reichthum des reinſten Gemüths, erſt ihren wahren Werth bekamen, wer hätte es ſehen mögen, ohne nicht mit ihm Glück und Leben theilen zu wollen; aber Klara, Klara, flüſterte ihm der Verdacht, mit dem ihm die ſchwarze Verläumdung das argwöhniſche Herz vergiftet hatte, — ſie hätte ſeinen Anträgen, die ſich kaum auf die Bekanntſchaft weniger Wochen gründeten, mehr Bedenklichkeiten entgegen ſetzen, ſie hätte ihm nicht gleich mit ſo freundlicher Hingebung entgegen kommen, ſie hätte mit ihrem Jawort mehr zögern ſollen! Aber freilich, war der reizende Engel ein gefallener, ſo war es klug gehandelt, die heimlich verlorene Ehre durch das Bündniß mit ihm, dem Unbeſcholtenen, zu retten, und das hatte ſchnell geſchehen müſſen, ehe die Kunde der früheren Vergehung zu ihm gelangte. Hatte ſie nicht geſtern noch über die Kürze des Brautſtandes geſprochen, als werde ihr die Zeit bis zum Gange nach dem Traualtare ſchon zu lang. Beſtimmt war die ganze Geſchichte mit dem Auffinden des Kindes, fein angelegter Plan; ihr Werk war es, daß das Kind in der Stunde, wo ſie nach dem Porzellain gehen wollten, auf den Weinmarkt geſtellt, und von ſeiner Führerinn verlaſſen werden mußte; Schein, nichts als Vorwand war es, daß ſie anfänglich links zu Mercier gehen zu wollen, vorgab: denn auf ſeine Einwendung, lenkte ſie mit ihm augenblicklich rechts ein, nach der Schloßſtraße zu, um in die Wiener Niederlage zu gehen, ob ſie gleich von der Mutter die ausdrückliche Weiſung erhalten hatte, Franzöſiſches Porzellain zu kaufen. Irrte er nicht; ſo war ſie die erſte geweſen, die ihn auf den Zuſammenlauf der um den Knaben verſammelten Menſchen, aufmerkſam gemacht hatte; ihre mehr als lebhafte Theilnahme an dem Berichte des Procurators Spitz, ihr, dem Mutterherzen abgedrungener Wunſch, das Kind zu ſehen, ihre mit heuchleriſcher, frommer Miene vorgebrachte Idee, daſſelbe zu tröſten, und vielleicht Näheres von deſſen Verhältniſſen zu erfahren, — „muß ſie nicht gelacht haben,“ ſagte er, ſeine Kurzſichtigkeit bitter verhöhnend, „wie ich einfältig genug war, in die gelegte Schlinge zu gehen. Sonſt — wo nur zehen Menſchen bei einander ſtanden, vor denen ſie ſich ſehen laſſen ſollte, koſtete es Mühe und Ueberredung, ihre mädchenhafte Verlegenheit zu beſchwichtigen. Was habe ich nicht neulich erſt alles aufbieten müſſen, um ſie zu bewegen, mit mir in das Konzert zu gehen; ſie hatte ſich ja wahrhaftig wie ein Kind benommmen, und wollte noch vor der Saalthüre umwenden, blos, weil ſo viel Menſchen darin wären, die alle auf ſie ſehen würden — und jetzt, in das Polizeihaus, wo der ganze Straßen-Janhagel zuſammengeſtröm war, daß man kaum durchkommen konnte, mußte ſi mit dringender Haſt, — und als der Junge ihrer an ſichtig ward — die Natur enthüllte ja ſelbſt das Ge heimniß, nur ich Verblendeter hatte weder Augen noch Ohren — keinem Menſchen antwortete der Kleine, der Präſident ſprach freundlich zu ihm, wie der Vater zum eigenen Kinde, aber kein Laut war aus ihm herauszubringen, und ſo wie ſie nur ſich zu ihm herab bog, und es anredete, ſtreckte es beide Hände zu ihr empor, und ſprach mit ihr wie mit einer alten Vertrauten. Sie verhörte den Knaben allein; ungeheuer fein! konnte ſie uns nun doch aufbinden, was ſie wollte, und der ganzen werthen Polizei Naſen andrehen, ſo viel ſie Luſt hatte; ſie lachte, als der Präſident meinte, daß alle die von ihr berichteten kleinen Nebenumſtände ihm am Ende doch zu einigem Aufſchluß verhelfen könnten; vortrefflich! ſie hatte allerdings gut lachen, denn alles, was ſie vorgab, von dem Kinde mitgetheilt erhalten zu haben, war beſtimmt ihre eigene Erfindung, und mit dieſer ſchickte ſie den guten Präſidenten und ſeine ſämmtlichen Polizeigeiſter ſo in die Irre, daß dieſe die richtige Fährte gewiß verlieren mußten. Ihr toller Einfall endlich, das Kind zu ſich zu nehmen — kann ich denn noch zweifeln? wie vorbereitet war ſie auf meine Einwendungen, wie fertig wußte ſie alle zu entkräftigen; ſonſt — den leiſeſten meiner Wünſche beeilte ſie ſich zu erfüllen, und war es einmal, daß ich in Kleinigkeiten, einen, dem ihrigen entgegengeſetzten Willen äußerte, ſo verſtand ſie, ſich ihm augenblicklich mit einer Zartheit zu fügen, daß es mich Pinſel oft bis in mein Innerſtes gerührt hat; und dießmal — was ſetzte ich ihrer bizarren Marotte nicht alles entgegen, mit welchen Gründen belegte ich nicht jeden meiner Einwürfe? — Gott bewahre! ſie beharrte mit felſenfeſtem Trotz auf ihrem Entſchluß, und ich Narr bitte ſelbſt den Präſidenten um den Wagen, um das Früchtchen in das Haus der ehrbaren Frau Großmama zu bringen, die — o, nun ſehe ich wohl alles klar und deutlich! — die auf die Ueberraſchung recht brav einexercirt war; aus allen Stuben kamen Spielſachen, die Gott weiß, wie lange ſchon für die romantiſche Scene in Bereitſchaft gelegen haben mochten, herbeigeflogen, und der darunter nur noch fehlende Hanswurſt, war ich. — Als ich ſie aufzog mit dem Eifer ihrer Mutterliebe, und ſie, weil ſie ſo himmelſchön war, mit liebenden Armen umfing, und in dem immer mehr zunehmenden Dunkel ihrer roſigen Wange, den Purpur ihrer Engels-Unſchuld zu finden, vermeinte — Gott, wie muß ſie den ſtockblinden, den rein vernagelten Bräutigam heimlich ausgelacht haben! Die Loderflamme des böſen Gewiſſens, die Höllengluth der

Schuld — das, das war der Karmin, mit dem die ewige Wahrheit ihr Vergehen ihr in das Geſicht ſchrieb!"

Der Groll über die Schlange, über ſich, über die ganze Welt, durchgiftete ihm das ganze Blut; er wollte hin, gleich auf dem Fleck hin, ihr das ganze Gewebe ihres Spiegelgefechtes, ihres raffinirten Spiels vorhalten, und dann mit ihr brechen, brechen auf immer und ewig. Es lag ihm in den Gedanken ſo etwas Großes, eine ſo erquickliche Kühlung ſeines lechzenden Rachedurſtes, eine ihm ſo unerläßliche Genugthuung, daß er den Hut nahm, und fortſtürmte.

5.

Procurator Spitz begegnete ihm zufällig; der Menſch wußte in der Regel alles; vielleicht, gewiß auch, was er gerne wiſſen mochte, um jeden Preis wiſſen mußte „Sagen Sie einmal," hob Bartenſtein weit ausholend an, „Sie waren ja wohl vor einiger Zeit in Karlsbad?

„Aufzuwarten, Wertheſter, warum?" „J," entgegnete der Baron mit erzwungenem leichten Lachen, „es war da einmal eine kurioſe Geſchichte mit einem jungen Mädchen, von dem man munkelte, daß" —

„Tauſend Geſchichten, Freundchen, gab es da, und was ward da nicht alles gemunkelt! Ei du meine Zeit, wenn ich an die Hiſtorien alle denke; ich war damals noch ein junger Brauſewind, ein dummer einfältiger Menſch, kannte die Welt und die Weiber noch nicht. Jetzt, jetzt ſollte ich dort ſeyn!"

„Alſo — ſo lange iſt das ſchon her"?

„Zwanzig Jahre und drüber! Herr, hätte ich damals den Rummel ſo weg gehabt, wie jetzt, tauſend Sapperment, die Weiber hätten an den Sprudel denken ſollen, zeitlebens. Aber ich war dumm, dumm, dumm!"

„Liebſter Procurator," entgegnete Bartenſtein mit gedämpfter Stimme, „den Frauen und Mädchen gegenüber, ſind wir alle, ſo lange wir leben, dumm, dumm, dumm. Sie können ja mit uns machen, was ſie wollen, wenigſtens bilden ſie ſich das zuweilen ein; doch der männliche Stolz, der ſich unwürdige Behandlungen der Art nicht gefallen läßt, erwacht mit unter dann auch einmal, und dann gewahren die Weiber mit Schrecken, daß wir nicht immer ſo dumm ſind, als ſie glauben."

„Schön geſagt. Barönel," verſetzte der Procurator, über Bartenſteins grimmige Exſtaſe einfältig lachend, „nur verſtehe ich nicht recht, was ſie damit wollen, und wie das auf Karlsbad paßt, denn dort war, bei meiner armen Seele, der männliche Stolz nicht ausgegangen; ich ſage Ihnen, unſre jungen Herren von der antiken Nobleſſe, trugen die Naſen himmelhoch; alſo, was wollten Sie eigentlich von Karlsbad wiſſen?“

„Nichts.“ entgegnete der Baron kurz und verdrießlich; „das Begebniß mit der Dame, nach dem ich mich erkundigen wollte, kann nicht älter als — er gab abſichtlich falſche Zahlen an, um ſich nicht zu verrathen, — ſieben, ſechs, fünf, allerhöchſtens drei Jahre ſein!“

„Bon!“ rief Spitz, „ſollen alles haarklein erfahren; kommen Sie mit; unſer dicker Maulaffe reiſt ſeit 1799 Jahr aus Jahr ein, nach Karlsbad, der kennt aller Badegäſte Hühner und Gänſe; kommen Sie mit in die neue Vergeſſlichkeit, dort ſchmaucht er jetzt gewöhnlich ſein Abendpfeifchen in bona pace.“

„Wohin wollen ſie mich führen?“ fragte Bartenſtein, ſeinem Ohre nicht trauend.

„In die neue Vergeßlichkeit,“ verſetzte Spitz mit einer Art air, als wüßte er ſich etwas damit, ein Mitglied dieſer reſpectablen Geſellſchaft zu ſeyn, „das iſt unſere jetzige Reſource; unſere frühere hieß auch ſo; weil aber mehrere Membra ſich an die Statuten der Vergeſſlichkeit ſo ſtricte hielten, daß ſie ſogar die Zahlungstermine vergaßen, ging ſie ein, und es hat ſich nun die neue gleiches Namens etablirt. Unſer erſtes und Hauptgrundgeſetz iſt, alles zu vergeſſen; wir vergeſſen, ſo lange wir beiſammen ſind, Stand, Würden, Convenienz, Welt und uns ſelbſt; jeder macht, was er will, und wird uns das zu bunt, ſo werfen wir ihn heraus; indeſſen vergißt er, nach der Regel unſerer Statuten, auch das, und kommt darauf bald wieder herein. Herr, es iſt bei Gott keine leichte Kunſt, alles zu vergeſſen; zweimal haben ſie mich ſchon krumm und lahm geprügelt, aber ich habe es vergeſſen müſſen, wenn ich nicht auf die ganze Mitgliedſchaft verzichten wollte."

„Welt, Convenienz, Wehthat, Unbill, Trug und Lug, ſich, alles, alles vergeſſen" wiederholte Bartenſtein ſinnend, ohne auf des Procurators tolles Geſchwätz zu hören — „ſich, alles, alles vergeſſen — o, nehmen Sie mich auf, Freund, in Ihren Kreis, er iſt ja dem Betrogenen die einzige Zufluchtſtätte auf dieſer erbärmlichen Erde!"

„Topp, Barönel!" ſchrie der Procurator, „wir machen Sie zum Membrum, doch unter welchem Namen ſoll ich Sie einführen?"

„Unter welchem Namen? — nun, unter meinem!"

„Paſſirt nicht. Der Baron wird bei uns vergeſſen. Jeder unſeres Kreiſes hat den Namen von einem Viehe, und der muß charakteriſtiſch ſeyn; ſo finden ſie mich z. B. im Verzeichniſſe als Stallſpitz aufgeführt; Spitz heiße ich, zu dienen; und das Prädicat des Stalles haben ſie mir beigelegt, weil ſie behaupten, ich vergäße mich zuweilen in gemeinen Redensarten. Beſagter Maulaffe iſt der Hofrath Mund; aus Mund haben wir Maul gemacht, das iſt Deutſcher, kräftiger, und weil er jede neue Mode gleich mit macht, hat er das Prädicat „Affe" erhalten: daher Maulaffe; iſt das nicht witzig?"

„Horribel!" entgegnete Bartenſtein, und verbat ſich jetzt im Stillen die Ehre der Mitgliedſchaft.

„Sie, Baron," fuhr Stallſpitz in ſein Mennoniten-Syſtem verliebt, fort, „Sie nennen wir Stein; der ſteckt in Ihrem verehrten Familiennamen, aber nun muß noch das Thier, das Vieh dazu: alſo Stein-Eiche — nein, die gehört nicht zum Thierreiche, aber Stein-Marder, Stein-Eſel, wie Sie wollen."

„Unendlich verbunden,“ erwiederte Bartenſtein etwas empfindlich, und rechnete zu ſeinem Troſt darauf, daß in der Wohllöblichen Vergeßlichkeit, hoffentlich auch ſeine Taufe werde vergeſſen werden.

„Mein hofgerädertes Maulöffchen,“ ſchrie Stallſpitz, als ſie eintraten, einen ältlichen Herrn an, der im neuſten Koſtüm eines vielgelebten Ultra-Engländers da ſaß, und ſeine Cigarre dampfte, „hier präſentire ich Ihnen meinen Freund, den jungen Stein-Eſel, als Aſpiranten unſerer ehrenwerthen Vergeßlichkeit, der von Ihnen über Karlsbad einige Rechenſchaft zu fordern, hieher eilt.“

Der Hofrath Mund, dem, in der Erinnerung mancher an jenen Heilquellen ihm ſelig vorüber gegangenen Liebesſtunde, bei dieſer Anrede das Gewiſſen ſchlagen mochte, ſtand verlegen auf, und Bartenſtein ſchämte ſich, von ſeinem unglücklichen Argwohn bis hieher, in dieſen wunderlichen Kreis verleitet zu ſeyn. Er entſchuldigte mit höflichen Worten ſeinen Eintritt, und ſchob die Veranlaſſung ſeiner Erſcheinung hier, auf einen bloßen Scherz des Herrn Procurators.

„Um Gottes Willen hier nichts vom Procurator,“ flüſterte Spitz, „das koſtet einen Gulden in die Armenbüchſe, und im Wiederholungsfalle riſkiren Sie, daß die ganze Vergeßlichkeit mit handgreiflichen Zumuthungen über Sie herfällt, daß Sie in der Vergeſſlichkeit das Aufſtehen vergeſſen. Die Titulaturen ſind nun einmal hier auf das Rigeureuſeſte verpönt; ich bin hier Stallſpitz und nichts mehr, und nichts minder; — die Sache, liebſter Maulaffe, iſt eigentlich die: unſer Freund Stein-Eſel will nähere Nachrichten über eine Dame, die vor drei, vier, fünf Jahren in Karlsbad geweſen, und von der man damals gemunkelt, daß — nun, Stein-Eſelchen, was hatte man denn eigentlich gemunkelt?"

„Ach nichts!" verſetzte Bartenſtein verdrießlich, und wollte im höchſten Aerger über ſich und über die Schwäche, zur Erreichung ſeines erbärmlichen Zwecks hieher gegangen zu ſeyn, ſich wieder entfernen; doch als Mund ſinnend anfing: „Nun, Sie meinen doch nicht die fameuſe Geſchichte mit dem Kinde?" blieb er, wie vom Schlage getroffen, ſtehen, und horchte. „Ja ſehen Sie," fuhr Mund begeiſtert fort, „die Staroſtinn — nu, die Polinnen ſind alle ſchön, und haben in ihrer Manier ſo etwas unbeſchreiblich Anmuthiges, daß unſer eins, einer ſolchen recht echten Sarmatinn gegenüber, weiß Gott, alle fünf Sinne mit allen zehen Fingern zuſammenhalten muß, um ſein Bißchen Verſtand nicht auf dem Fleck zu verlieren; aber die junge Staroſtinn Staraleka hieß die kleine Popolska, war doch ſo ungeheuer liebenswürdig, ein ſolches Urbild von vollendeter Schönheit, mit einem Worte, ein ſo eingefleiſchter Engel, daß ich, bei dem vertrackten Caſus, an der Stelle ihres Mannes, accurat ſo gehandelt hätte, wie er.“

„Caſus?“ fiel ihm Stallſpitz neugierig in das Wort, „erzählt, erzählt, Mauläffchen, von ſolchem Casis höre ich vor mein Leben gern, vornehmlich aus Euerm Munde, da wird einem alles ſo deutlich und klar, als ſähe man die ganze Hiſtorie vor ſich.“

„Die Geſchichte war auch ganz klar, da läßt ſich nicht viel zuſetzen;“ ſagte der Hofrath, und putzte ſeine Cigarre „die ſchöne Frau kam aus dem tiefſten Polen nach Karlsbad, um ein fortwährendes Magendrücken, am Sprudel zu vertreiben; nach geraumer Zeit vermißte man ſie am Brunnen, auf der alten Wieſe, im Poſthofe, auf allen Promenaden, ſie lebte auf einmal äußerſt eingezogen, eine vertraute Kammerdienerinn war ihre einzige Geſellſchaft. Unvermuthet trifft ihr Gatte ein; als Major bei den Franzöſiſchen Lanziers hatte er dem Feldzuge beigewohnt, war nach Auflöſung ſeines Corps, nach Polen geeilt, um ſeinen

Engel von Frau, nach zweijähriger Abweſenheit, zu überraſchen, hatte ſie dort nicht gefunden, und war nun, in der zarteſten Beſorgniß um ihr Magenübel, von dem man in ſeinem Hauſe ein Breites erzählt hatte, nach Karlsbad geflogen. Hier findet er in ihrem Arm ein, eben erſt gebornes, niedliches Mädchen; jetzt folgt dicht auf einander Fluch, Donner, Wuth Mord! — das heißt, erſt flucht der Major und tobt wie ein wüthendes Unwetter, dann zieht er den Sarras, und will in einem Hiebe Mutter und Kind die Köpfe ſpalten; als die ſchöne Frau aber halb todt ſchon ruft: „ich ſterbe unſchuldig!" und, ihr Kind an der blendend weißen Marmorbruſt, in der Verklärung einer Madonna doloroſa, verſcheidet, entſinkt dem Empörten der Mordſtahl. Er ſtürzt an ihrem Bette nieder, benetzt ihre Schwanenhände mit ſeinen Thränen, betheuert, lieber von allen Lanzen ſeines ganzen Regiments durchbohrt werden, als noch einen Augenblick ohne ſeine Agnuſchka leben zu wollen, und beſchwört die ſelbſt im Tode noch Himmelſchöne, nur ein allereinzigesmal die Augen aufzuſchlagen; und die reizende Agnuſchka thut ihm den Gefallen, und ſchlägt das große Feuerauge auf, und lebt, wenn ſie nicht unterdeſſen geſtorben iſt, bis auf den heutigen Tag;

durch einen,, in ſeine Hände gelegten feierlichen Reinigungseid hat ſie ihm ihre unentweihte Treue vollſtändig betheuert: das Kind muß die Folge einer geiſtigen Beſchattung ſeyn, von der ſie auch nicht die leiſeſte Erinnerung hat, bis auf einen einzigen Traum, wo es ihr vorgekommen, als habe ſie der Alp gedrückt, und der edle Staraleki hat ſie wegen jenes leidenſchaftlichen Auftrittes, der dem ſchuldloſen Engel hätte das Leben koſten können, um Verzeihung gebeten; die kleinen Scrupel ſeiner leiſen Zweifel, über das Unermeſſliche ihrer ſüßen Reize vergeſſen, und das niedliche Schattenkind, wie ſein eigenes, liebgewonnen, zumal ihm ein berühmter Arzt, der Karlsbad auch jährlich regelmäßig beſucht, die Möglichkeit auseinandergeſetzt hat, daß es auch ſein eigenes ſeyn könne, indem der Fall ſchon öfter vorgekommen, daß eine Mutter ihr Kind zwei Jahre und länger unter dem Herzen getragen, auch könne der im Traume geſehene Alp, des Majors eigener Schatten geweſen ſeyn.“

„Der Staraleki, der eine ſolche, ihm zugefügte Unbill hat vergeſſen können,“ rief Stallſpitz hochaufgeregt, „iſt ein gebornes Mitglied unſerer Vergeßlichkeit; wo wir ſeiner habhaft werden, nehmen wir ihn auf, und heißen ihn Staarmatz: Staar ſteckt in ſeinem Namen, und ein tüchtiger Matz iſt er. Eine ſolche Naſe ſich drehen zu laſſen, iſt mehr als zu ſtark.“

Bartenſtein fühlte die Schärfe dieſes ſpöttelnden Seitenhiebes; auch ihn hatte man ſtockblind und ſtocktaub machen wollen, aber zum Glück, meinte er bei ſich im Stillen, der Sache noch in Zeiten auf die Spur gekommen zu ſeyn; Mund aber verwies dem Spitzigen ſeine vorlaute Bemerkung, und ſagte: „Das iſt noch gar nichts, edler Stallſpitz; da war die Geſchichte mit Fräulein Julchen noch viel ſtärker.“

„Julchen?“ fragte Spitz, „wer iſt das?“

„Ja,“ erwiederte Mund gleichgültig, „wie des Mädchens Familienname eigentlich hieß, weiß ich nicht; es war in Karlsbad nur unter dem Namen des Fräuleins Julie bekannt; ſie war mit ihrer Tante, einer ältlichen Dame aus dem Reiche angekommen, die ſich Gräfinn Iſelin nannte, logirte mit dieſer im ſchwarzen Igel, in den ich mich zufällig auch einquartirte, und verrückte der ganzen jungen Männerwelt durch ihr blendendes Aeußere, die Köpfe; ſie war kaum funfzehn Jahre alt, und hatte in ihrem ganzen Weſen ſo etwas ausgezeichnet Frommes, Keuſches, rein Jungfräuliches, daß man ſie im ganzen Bade nur die kleine

Heilige hieß. Von ihrem Geſicht habe ich eigentlich, ob ich gleich wochenlang mit ihr unter einem Dache wohnte, und ihr oft auf der Treppe und auf der Flur begegnete, nie etwas geſehen, denn ſie ging nie anders, als tief verſchleiert; aber wem einmal das Glück zu Theil worden war, ihr Antlitz zu ſchauen, der war von der Unermeßlichkeit ihres Liebreizes, von dem Zauber ihrer Anmuth, und von der Milde ihres Liebesblicks bis zum Wahnſinn entzückt.“

„Na, Mauläffchen, und das Ende?“ — fragte Stallſpitz, und fuhr, von der Beſchreibung begeiſtert, auf dem Stuhle unruhig hin und her.

„Das Ende,“ verſetzte dieſer lachend, „war, wie Ihr wollt, komiſch oder tragiſch; ich komme eines Abends, als es ſchon dunkelte, zu Hauſe, ſtürzt mir da das Kammermädchen entgegen, ringt die Hände, preiſt Gott, daß ich noch einmal komme, erzählt mir, daß alles, ſeit ich da geweſen, recht gut gegangen, jetzt aber wäre die Sache ſo bedenklich, daß die Tante die Nothtaufe anzuordnen für nöthig gefunden; ich käme, wie gerufen, und ſie bitte daher, nur gleich einzutreten, um Pathenſtelle zu vertreten. Ich war ungewiß, ob ich, oder das Mädchen betrunken ſey; indeſſen das Abenteuer koſtete ja nichts, und ſo trat ich denn in das Zimmer, deſſen Thüre mir das Kammermädchen leiſe öffnete; die jungfräuliche Mutter lag in der daneben befindlichen Kammer, ſo daß ich ſie ſelbſt nicht zu Geſicht bekam; in der Stube brannte nur ein Licht, allein es war doch hell genug, um an der ſichtlich großen Verlegenheit der Gräfinn und des Kammermädchens zu bemerken, daß ich der erwartete Taufzeuge nicht war; der Geiſtliche verrichtete ſein heiliges Amt in der Eile, der Täufling erhielt den Namen Julius, und ich verabſchiedete mich nach der feierlichen Handlung mit einem ſchweigenden Bückling.“

„Julius?“ rief Bartenſtein, wie aus einem ſchweren Traume erwachend; „noch nicht funfzehn Jahre? Wenn war das, Herr Hofr — liebſter Herr Maulaffe?“

„Laſſen Sie doch den Herrn weg!“ unterbrach ihn Stallſpitz ängſtlich. „in der Vergeßlichkeit wiſſen wir von keinem Herrn; aber nehmen wir einmal Damen als Mitglieder auf, die kleine Heilige bekommt ein Ehren-Diplom; das nenn' ich, ſich vergeſſen!“

Mund fügte noch hinzu, daß den folgenden Morgen das Kammermädchen zu ihm gekommen, und ihn, um ihres zeitlichen und ewigen Heils willen, gebeten, von dem, was er geſtern geſehen und gehört, keinem

Menſchen eine Sylbe zu ſagen; ſie habe ihn geſtern im Dunkeln für den Arzt ihrer Herrſchaft, für den Sächſiſchen Hofrath angeſehen, und die alte Gräfinn habe ihr den Dienſt aufgekündigt, wenn ſie nicht ſein mit ſeinem Ehrenworte verbürgtes Gelöbniß ewigen Stillſchweigens zurückbrächte. „Als ſie,“ fuhr Mund fort, „als ſie ſah, daß mir dieß Verſprechen ein wenig ſauer ward, denn eine ſolche Geſchichte auf dem Herzen zu behalten, iſt keine Kleinigkeit, handelte ſie mit ſich ſelbſt ab, und bedung ſich, mit dem mir bis heute noch unverſtändlichen Zuſatze, daß dann der Alte gewiß todt ſei, wenigſtens eine drei Jahre lange Verſchwiegenheit aus; dieſe ſagte ich unbedenklich zu, und habe ſie als redlicher Mann gehalten, denn es iſt heute das erſte Mal, daß die Hiſtorie über meine Lippen kömmt. Meines Bedünkens aber iſt ſie ſtärker, als die erſte: denn mit der jungen Heiligen wird, wenn es nicht ſchon geſchehen iſt, beſtimmt einmal ein ehrlicher, dummer Dorfteufel betrogen, dem ſie weiß machen, er bekomme in ihrer werthen Perſon die Unſchuld und Tugend ſelber zur Frau. — Wenige Tage nach meiner Gevatterſchaft war das Kind verſchwunden, ob todt oder lebendig, mag Gott wiſſen; die junge Scheinheilige erſchien aber, als ſey nichts vorgefallen, blaß wie der Tod, an öffentlichen Orten, wenn auch nur auf Augenblicke, um den etwa hie und da vielleicht entſtehenden Verdacht durch ihr Auftreten zu entkräftigen, erzählte ihren Bekanntinnen ein Breiteres über die diesmal ganz vorzüglich heftig geweſenen Anfälle ihres gewöhnlichen Krampfübels, klagte über die Unwirkſamkeit ſämmtlicher Karlsbader Brunnen, zog des Scheins halber, auf den Vertrauteſten ihres Sündenfalls, auf den Sächſiſchen Hofrath los, daß dieſer weit und breit berühmte Arzt, ihr trotz aller Mühe, nicht habe helfen — können, und reiſte, ſobald die erſten Morgenſtrahlen der wiederkehrenden Geſundheit, ihr die Lilienwangen zu röthen anfingen, mit der Tante und dem Kammermädchen ab, ohne dem Herrn Gevatter ein freundliches Abſchiedswort zu ſagen; ſie kann mir heute begegnen, ich kenne ſie nicht, und wo mein Noth-Pathchen ſteckt, wenn es noch lebt, mag nur der wiſſen, der alles weiß. Seht, Stallſpitzchen, ſo geht es in der Welt her, und darum bewahret Euer Herz vor den Weibern, denn, wenn die wollen, treiben ſie es arg mit uns, und ſchalten mit unſerm ſchwachen armſeligen Geſchlecht nach ihrem Gefallen."

„Nicht immer!' fiel ihm Bartenſtein mit bitterm Hohnlachen in das Wort, ſchüttelte dem Hofrath Mund, der ihm das reine Gift der Wahrheit ſo unverfälſcht gereicht, und die Binden, mit denen ſein Auge bisher geblendet geweſen, unwiederbringlich zerriſſen hatte, dankbar die Hand, und ging.

6.

Da war ja das ganze Geheimniß ihm klar aufgeſchloſſen, daß er alles durchſchauen konnte, bis tief auf den Grund. Drei Jahre hatte Mund geſchwiegen; drei Jahre ungefähr war der Knabe alt; die geſtickte Grafenkrone unterm Bruſtſchlitz des Hemdchens, die Tante war ja die Gräfinn Iſelin! Klara's Tante in Schwaben hieß nicht anders! — Fräulein Julchen? — Klara's zweiter Vorname war Julie. Die Beſchreibung des Hofraths paßte auf Klärchen Zug um Zug. Dieſe Frömmigkeit, dieſe Schüchternheit, dieſe himmliſche, engelreine Keuſchheit — ſie konnte ja alle Tage zu einem Heiligen-Bilde ſitzen. — Karlsbad! Ja ſie war dort geweſen, vor drei Jahren dort geweſen! ſie ſprach ungern und, wenn ſie nicht ausdrücklich dazu aufgefordert wurde, nie davon; — Ein J. ſtand im Hemdchen des Kleinen geſtickt; das J. konnte auf Iſelin, auf Julius, oder auf den ſchwarzen Igel Bezug haben, — aber Julius — Julius hieß des Hofraths Pathe, und ſein Fündling nicht anders! — „Sie iſt“ rief er mit zerriſſenem Herzen, „ſie iſt eine Betrügerinn, ſie iſt die ſtraffällige Mutter des Kindes, das ſie, von der Gewalt der Mutterliebe getrieben, in mein Haus ſchmuggeln wollte, um ihm immer nahe zu ſeyn. Hätte ſie offenes Bekenntniß abgelegt, — ja, bei Gott im Himmel, ich glaube, ich hätte es gemacht, wie der Staarmatz, der ehrliche Staraleki; ich hätte, von der Macht ihrer unermeßlichen Reize gefeſſelt, die reuige Sünderinn an das Herz, dem ſie den Fehltritt ihrer Jugend vertraute, gezogen, und ihr verziehen! aber dieſe heimliche Liſt, dieſe verſteckte Tücke, dieſe betrügeriſche Lüge, dieſe berechnete Bosheit — nein, nein, nein, ich muß brechen mit ihr, und ſollte ich auch ſelbſt darüber zu Grunde gehen!“

Er wendete ſich nach der Straße zu, in der Klara wohnte; ihm war gerade zu Sinne, wie ihm ſeyn mußte, um den Gordiſchen Liebesknoten, mit dem beide Herzen feſt in einander verſchlungen waren, mit Einem Male zu zerhauen, und darum ging er raſchen Schrittes, um die Stimmung, die zu dem harten Werke gehörte, durch Aufſchub nicht zu verlieren.

7.

Klara hatte dieſen Nachmittag Beſuch gehabt. Die Geheimräthinn Schwarz war da geweſen, die früher im Stillen den Plan gehabt hatte, das liebenswürdige Mädchen mit ihrem Sohne zu verbinden, der in einer entfernten Provinzialſtadt als Regierungsrath angeſtellt war; ſie hatte ihn in der Abſicht, daß er Klärchen kennen lernen ſolle, gebeten, ſie in den nächſten Ferien zu beſuchen, und wenige Tage nach dem Abgange des Briefes, war ſie durch die Nachricht von Bartenſteins Verlobung mit Klara, ſehr unangenehm überraſcht worden.

Zufällig hatte ſie heute von der Geſchichte mit dem Kinde gehört; die gute Stadt hatte, wie das heut zu Tage in der lieben Welt nun einmal überall Mode iſt, dem Gerüchte, auf Koſten des Barons, manches zugeſetzt, und eine unüberwindliche Abneigung gegen dieſen im Mutterherzen, eilte ſie zu Klara und machte ſich weiß, daß es Pflicht ſey, dem Mädchen, auf eine feine Manier reinen Wein einzuſchenken, damit dieſes von dem, was man über das liebe Kind im Publikum alles wiſſen wollte, wenigſtens unterrichtet ſey. Blieb alsdann Klara ihrem Entſchluſſe, dem Baron ihre

Hand zu geben, dennoch treu, nun, ſo wuſch ſie ihre Hände in Unſchuld.

Anfänglich lobte ſie Klärchen ob halber der Gutthat, meinte, daß ſie dem Mädchen ſchon lange mit Leib und Seele zugethan geweſen wäre, daß aber dieſe Barmherzigkeit, mit der ſie ſich des kleinen, verlaſſenen Weſens angenommen, ihr jetzt ihr ganzes Herz gewonnen habe, und ſtreichelte freundlich das Kind, und that, als wiſche ſie ſich, vor ſcheinbarer Rührung, eine Thräne vom Geſicht, die aber auf ihrer gelblichen Wange nie geperlt hatte; dann ſah ſie ſich den Jungen noch einmal an, und lachte, als verwieſe ſie ſich ſelber die alberne Idee, die ihr durch den Kopf geflogen, und ſagte, wie zu ſich ſelbſt, — „nein“ „aber wahr iſt es, die Aehnlichkeit iſt auffallend.“

„Welche Aehnlichkeit?“ fragte Klara leicht hin.

„Ach!“ erwiederte die Geheimräthinn lachend, „es iſt dummes Zeug, aber Sie wiſſen, wie nun einmal die Leute ſind; ſie ſetzen ſich aus dem Hundertſten gleich das Tauſendſte zuſammen. — Kannten Sie die Jule, die Sächſiſche Kammerjungfer bei Bartenſteins die vor drei Jahren auf einmal Knall und Fall aus dem Dienſt kam?“

Klärchen ſchüttelte, ohne bei der Frage etwas weiter zu denken, den Kopf.

„Nein,“ fuhr die Schwarz, ſich ſelbſt berichtigend fort, „Sie können ſie nicht gekannt haben, Sie waren ja damals noch nicht hier; das war ein Bild von Mädchen, ſiebenzehn Jahre war das arme Ding kaum alt, und mußte ihr ſolch ein Unglück paſſiren; angezogen ging ſie immer, wie eine Puppe, hatte für ihren Stand eine recht hübſche Bildung, und ſtand überall in einem ſo guten Rufe, daß — o, ich weiß noch wie heute, es war an des Königs Geburtstage, es ſind noch keine vier Jahre her, da hatten wir Geſellſchaft bei uns, und einige junge Offiziere wollten behaupten, daß ihre Sprödigkeit nichts als feine Koketterie ſey, aber die leuchtete Bartenſtein gut zu Hauſe; ich ſage Ihnen, er gerieth darüber ſo in Harniſch, daß mein Mann tauſend Mühe hatte, den Streit nur wieder zu ſchlichten; ich glaube, Bartenſtein wäre im Stande geweſen, ſich um des Mädchens willen zu ſchlagen.“

„Nun?“ fragte Klara, wie es ſchien, etwas aufmerkſamer geworden.

„Nun, der kleine Junge hier,“ ſagte die Geheimräthinn, ohne Klara anzuſehen, aber mit ſichtbarer Schadenfreude, daß ihr Mordbrenner-Funke gezündet hatte, — „ſieht der Jule ähnlich, wie ein Ei dem andern; unſere Köchinn war geſtern mit im Polizeihauſe geweſen; zehne hatten es da gleich geſagt, und es vom Baron recht fein eingefädelt gefunden, daß alles ſo gekommen war, wie es hatte kommen müſſen.“

„Frau Geheimräthinn,“ hob Klara mit verhaltenem Unwillen, im Tiefſten aber ſehr überraſcht an, „Sie glauben doch nicht, daß“ —

„Ich glaube gar nichts, Kind!“ fiel ihr die ſchwarze Geheimräthinn boshaft lachend in das Wort „ich nenne ja das Gerede der ſchlechten Menſchen ſelbſt ein albernes; es wäre ja die allerſtärkſte Indelikateſſe von mir, Ihnen gegenüber dieſen Punkt zu berühren, wenn ich die ganze Geſchichte für wahr hielt; indeſſen — bei Gott iſt kein Ding unmöglich, pflegt man zu ſagen; das Julchen war unſtreitig das ſchönſte Kammermädchen im ganzen Reiche! Du mein Himmel, ein ſolcher Fall wäre nicht der erſte, und würde nicht der letzte ſeyn! Die Männer ſind erbärmliche Schwächlinge, und arme Sünder allzumal; Gelegenheit macht Diebe, und ſolch ein friſches leichtfertiges Ding immer um ſich iſt tauſendmal gefährlicher, als die eleganteſte Dame im Hofzirkel. Die Leute können rechnen, und wenn ſie das Alter des Kindes mit der Zeit, wo die Jule verſchwand, zuſammen halten, und Julius, mit Julchen, und die Aehnlichkeit beider, und Bartenſteins leidenſchaftliche Hitze bei Vertheidigung der Ehre des Mädchens, mit der Eleganz des Chriſtgeſchenks, was dieſes von ihm am letzten Weinachtsfeſte erhielt, und Bartenſteins gutes Herz, mit dem Entſchluſſe, das Kind lieber unter ſeinen Augen zum guten Menſchen zu erziehen, als bei fremden Leuten verwildern zu laſſen, ſo müſſen Sie der argen Welt nicht übel nehmen, wenn ſie ſich aus dem allen einen Schluß folgert, der am Ende aller Enden doch grundfalſch ſeyn kann."

Ein neuer, eben eintretender Beſuch von Neugierigen, die auch kamen, um das gefundene Kind ſich zu beſehen, unterbrach den Giftſtrom der Natterzunge. Sie hatte ja auch genug geſagt, um Klärchens Ruhe bis auf das Innerſte, Tiefſte zu erſchüttern; zum Unglück konnte Klärchen ſelbſt, den ihr hingeworfenen deutungsvollen Winken noch manchen bedenklichen Umſtand beifügen. Eingefädelt ſollte, wie die Geheimräthinn gemeint, die ganze Auffindungs-Scene von Bartenſtein geweſen ſein? Er hatte bei der Frage, ob ſie in die Wiener Niederlage, oder zu Mercier gehen wollten, ſogar gegen den beſtimmten Willen der Mutter, den er ſonſt mit der kindlichſten Verehrung pünktlich zu befolgen pflegte, darauf gedrungen, den Weg rechts einzuſchlagen; ſonſt hätten ſie nicht auf den Weinmarkt gelangen können. Was ging ſie der Zuſammenlauf der wenigen Menſchen an? ſie hatten ja ihren Porzellain-Einkauf vor! aber nein! er mußte den Procurator Spitz anrufen, und warum gerade den, der als Allerweltgelegenheitsmacher in der ganzen Stadt verrufen war? Sollte dieſer bei dem Einfädeln etwa geholfen haben? ſollte der an die Ecke, wo er ſtand, ausdrücklich hinbeſtellt geweſen ſeyn? ſollte deſſen ergreifende Beſchreibung von dem Jammer des verlaſſenen Kindes, berechnet geweſen ſein, auf ihr Herz zu wirken? Bartenſtein war, wie ſie eben von dem letzten Beſuche gehört hatte, heute mit dieſem Spitz, Arm in Arm, die große Schloßſtraße entlang gegangen. Woher dieſe Vertraulichkeit mit dem Menſchen, deſſen Bartenſtein bis dahin gegen ſie niemals erwähnt hatte? hatten ſie vielleicht beide mit einander über die Leichtgläubigkeit gelacht, mit der das betrogene Mädchen das Blendwerk ihrer Raffinerie, für Spiel des Zufalls gehalten? Bartenſteins Lächeln, als ſie den Wunſch geäußert, den Knaben zu ſehen, war ſo ſonderbar geweſen! ſeine Einwendungen, gegen den Gang in das Polizeihaus, ſo geſucht! Sollte gar der Präſident mit im Komplotte geſteckt haben? Seine Aeußerungen, die Herkunft des Kindes beſtimmt ermitteln zu wollen, klangen ihr jetzt accurat ſo, als habe er dieſe ſchon ganz genau gewußt! — Julius hieß der Knabe, Bartenſtein auch! — Bartenſteins Einreden gegen ihre Bitte, das Kind vor der Hand zu ſich zu nehmen, mußten ihn ihr beſonders verdächtig machen. Er habe, meinte er zuerſt, nichts dagegen! nur fürchte er das Gerede der Leute! Sprach da nicht offenbar das böſe Gewiſſen heraus? warum fürchtete ſie denn nicht dieſer Leute Gerede? warum war ihr gar nicht in den Sinn gekommen, nur daran zu denken, was die Leute darüber ſagen würden? Weil ſie unſchuldig war, weil ſie glaubte recht zu thun! — Und dann, als er, vermuthlich blos zum Schein, die Idee äußerte, das Kind der Frau ſeines Privatſecretairs anvertrauen zu wollen, ſagte er da nicht, die Frau werde es gewiß pflegen, als ſey es ſein eigenes? — ſein eigenes? — und als ſie ihn fragte, ob das Bitten des Kindes ſelbſt ihn nicht rühre, griff ihn dieſe Frage nicht ſichtbar durch die Seele? ſchwamm ſein Auge dabei nicht in Thränen? und der Präſident — bei der Gelegenheit hatte ſich dieſer offenbar verrathen: denn ſprach er nicht von Banden der Natur, deren heilige Kraft, ſo tief und verborgen ſie auch oft liegen möchten, doch immer unverkennbar wären? Konnte, durfte, brauchte er denn deutlicher zu ſprechen? und Bartenſtein, als das Kind zur Ruhe gebracht war, und er ihre ſorgliche Geſchäftigkeit eine lange Weile beifällig betrachtet hatte, — war da vielleicht die Geſchichte ſeiner jugendlichen Verirrung an ſeiner Seele vorübergegangen, daß ſeine Lippen ſich Scherze erlaubten, die ihr alles Blut in die Wangen jagten, und die ihm ſonſt fremd waren? — und endlich ſein langes Ausbleiben heute — ſonſt war er alle Morgen ſchon da, wenn auch zuweilen nur auf Augenblicke, heute — da lag auf dem geöffneten Schreibpulte noch das angefangene Billet, das ſie ihm hatte ſchreiben wollen, weil er den ganzen Tag ſich hatte mit keinem Auge ſehen laſſen., war es vielleicht ſeinem Gewiſſen unerträglich, Zeuge der ſchuldloſen Zärtlichkeit zu ſeyn, mit der ſie das ſchuldbedeckte arme Kind an ihr reines Herz drückte?

„Aber, wo bin ich hingerathen?“ fragte ſich mitten in dieſem dunkeln Labyrinthe, von bangen Zweifeln umdüſtert, die ſchwerbekümmerte Klara, und legte ihre Rechte auf die ſchmerzerfüllte Bruſt, und bedeckte mit der Linken ihre Augen, als wolle ſie nicht in die Schauertiefe des Abgrundes hinabſehen, an dem ſie ſtehe. — Nein, nein, es iſt ja nicht möglich! Julius müßte ja nicht der redliche ehrliche Mann ſeyn, der er iſt; ſeine Liebe, ſeine Herzlichkeit, ſeine Eide — es müßte ja alles Lüge, alles bübiſcher Trug ſeyn, und deſſen iſt ja der kryſtallreine, der edle Menſch nicht fähig. „Nein, ein Traum, ein abſcheulicher Traum war es" ſagte ſie, wie aus böſem Schlafe erwachend, und freute ſich im Stillen, daß ihr beſſeres Selbſt in dieſem verderblichen Kampfe zwiſchen Liebe und Argwohn, die Oberhand behielt, „er hat mir ja zu meinen Füßen geſchworen, daß ich ſeine erſte, ſeine einzige Liebe ſey, und Julius iſt zu fromm und ehrenfeſt, als das Mädchen, das er ſich zur Gefährtinn ſeines tugendhaften Lebens erkor, durch falſche Eide täuſchen zu wollen. Nein, es iſt nicht wahr, was die böſen Menſchen erſonnen und erlogen, mein edler, mein herzlicher Ju" — —

Julius öffnete die Thüre, und Klärchen flog ihm entgegen, und machte ihm über ſein Spätkommen mit der freundlichſten Herzlichkeit einen ſanften Vorwurf, den ſie aber durch Wort und Ton, und durch den Zauber ihres ſchmachtenden Blicks, und durch die Süße ihres bräutlichen Kuſſes möglichſt milderte, denn ſie hatte ihm ja vorhin ſchmerzlich Unrecht gethan, und ihr kleines Vergehen gegen ihn wieder gut zu machen.

„Die Schlange!“ dachte Bartenſtein, und ſuchte ſeinen bittern Unmuth zu verbergen, um zum bevorſtehenden Bruche den Schein der Beſonnenheit und Ruhe zu behaupten. Sein Blick fiel zufällig auf den angefangenen Brief, er traute ſeinen Augen kaum, als er las: „Mein einziger, treu geliebter Freund! Unſer Kind“ —

„Ich ſtörte vielleicht in einer angenehmen Korreſpondenz,“ ſagte er, auf das Schreiben deutend, und ſtierte mit brennenden Augen auf die verrätheriſchen Worte: „unſer Kind“

„Ich wollte eben,“ erwiederte Klärchen, ohne den wilden Sturm zu ahnen, der in ſeinem zerriſſenen Herzen tobte, und mit dem Gedanken, der vor wenig Augenblicken ihr Lebensglück zu zerſtören gedroht hatte, jetzt kecken Scherz treibend, „ich wollte eben an den Vater meines kleinen Julius ſchreiben.“

Klärchen!“ rief er, wie vom Donner des Ewigen vernichtet, und erfaßte mit beiden Händen krampfhaft ihre Rechte, und konnte der raſenden Leidenſchaft, die ihn unaufhaltſam mit ſich fortriß, nicht mehr in den Zügel greifen, „Klärchen, ſo iſt es denn wahr?

Widerrufe dieß ſchreckliche Wort! Biſt Du denn wahnſinnig geworden, daß Du die furchtbare Wahrheit mir, — mir mit dreiſter Stirn in das Geſicht ſagen kannſt? Dein iſt das Kind? — Soll, kann — muß ich es denn glauben? Dein iſt das Kind?“

„Bartenſtein!“ entgegnete Klärchen, vor Schreck über die ungeſtüme Wuth des Unbegreiflichen erbleichend, und vom dunkeln Sinn ſeiner wilden Rede verworren, „ich verſtehe Dich nicht.“

„Ha!“ rief er verächtlich, „ich aber Dich! Ich weiß alles; Dein Karlsbader ſchmähliches Geheimniß iſt verrathen, und wollte ich auch meine Vernunft zwingen, daran zu zweifeln: Deine Beſtürzung, Dein Zittern, Deine Todenbläſſe zeugen wider Dich. — Wahrſcheinlich hatteſt Du ſchon erfahren, daß ich von Deiner unſeligen Geſchichte, von Deiner Tante, der verehrlichen Frau Gräfinn Iſelin, von der Nothtaufe, mit einem Worte, von allem, allem ganz genaue Kunde bekommen hatte, und kamſt mir darum mit dem affectirten Scherze entgegen, daß das Kind Dein ſey, damit ich, durch die ſpaßige Manier ſicher gemacht, glauben ſolle, das mir zugekommene Gerücht ſey reine Erdichtung, aber ich laſſe mich nicht zum zweitenmale hintergehen; das Kind iſt Dein, und ſoll Dein bleiben; aber von jetzt an" —

„Herr v. Bartenſtein," unterbrach ihn Klara, ihrer Sinne kaum mehr mächtig, mit gepreßter Stimme, und im Gefühl des gekränkteſten Stolzes, — „ich würde die Achtung vor mir ſelbſt verlieren, wenn ich noch ein Wort mit Ihnen ſpräche. Der Grund Ihres Verdachts iſt mir unerklärlich, aber auch nur den entfernteſten Verſuch, mich vor Ihnen zu rechtfertigen, halte ich unter meiner Würde. Sagen Sie nie, daß Sie geliebt haben. — Ohne Glauben iſt keine Liebe! — Das ungeheure Wehe, was Sie mir gethan, mag Ihnen Gott vergeben!" — Sie wollte noch etwas ſagen, aber ſie hatte in der Bruſt keinen Athem mehr, aus dem himmelreinen Auge ſchoß ſie im Weggehen noch einen dunkelglühenden Blick auf den Erſtarrten, und ſchwankte, Hände ringend zum Zimmer hinaus.

8.

Bartenſtein wußte nicht, wie ihm geſchehen. Er hatte ſie mit den ſchwerſten Donnerworten ſeines Unwillens niederſchmettern wollen, und jetzt kam es ihm faſt vor, als ſey er der Geſchlagene. Sie war, ſelbſt im Zorn, ſo wahr, ſo edel, er hätte beinahe geſagt ſo ſchön geweſen! Die Schuldbewußte hatte er ſich zu ſeinen Füßen gedacht, und Klara war nie ſtolzer geweſen als in dieſem Augenblicke; auf ihn herab geſehen hatte ſie. Er hatte das Feld verloren. Er hatte mehr, er hatte ſich, ſie, ſein ganzes Lebensglück verſcherzt.

„Wenn ſie unſchuldig wäre!" rief er, indem er die Treppe hinab ging, in Gedanken vertieft, „wenn alle die ſonderbar zuſammen treffenden Umſtände, die wider ſie zeugen, grundlos wären, wenn — Gott im Himmel! wenn mein verfluchter Argwohn" — —

„Heda! willkommen Brüderchen!" ſchrie ein junger Huſarenoffizier, der eben mit einer bildhübſchen Dame in das Haus ſtürmte. luſtig, und umſchlang den Ueberraſchten. „Sieh Frauchen, das iſt Vetter Julius. So eben ſind wir eingetroffen, und unſer erſter Gang iſt zu Deinem Bräutchen und zu Dir; komm raſch, Bartenſtein, ſtell' uns Deinem Klärchen vor, denn ich brenne vor Begierde, dieſes Engelskind von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen!"

Solch ein plötzlicher Wechſel von einander ganz entgegengeſetzten Gefühlen wirkt oft wunderbar auf den reizbaren Menſchen. Das unvermuthete Wiederſehn mit dem herzlich geliebten Jugendfreund, dem jungen Grafen Iſenburg, und der Schmerz der eben geſchehenen

Trennung von ſeiner angebeteten Klara, in einer Bruſt, der Vorwurf, der himmliſchen Unſchuld vielleicht Unrecht gethan zu haben, und die ſchnell aufblitzende Hoffnung, daß der fröhliche, biedere, verſtändige Iſenburg, vom glücklichſten Zufall ihm eben jetzt geſandt, vielleicht der einzige Menſch ſeyn möchte, der ſein Vergehen ausgleichen, und ihn mit Klärchen wieder verſöhnen könnte, in einem Herzen — alles dieß ſtürmte ſo mit einem Male über ihm zuſammen, daß er, in Freude und Schmerz, in Furcht und Hoffnung, den treuen Freund mit ungeſtümer Haſt umſchlang, und mit beiden die Treppe wieder hinauf eilte; doch war er, in der Erinnerung an die eben mit Klärchen gehabte, ſcharfe Scene, fein genug, ſie nicht gleich in deren Zimmer zu führen, ſondern öffnete ihnen das der Mutter.

Dieſe ſaß im Sopha, und der kleine Julius ſpielte zu ihren Füßen auf dem Teppich mit ſeinem neuen Filou.

„Mein Kind, mein liebes, ſüßes Kind!“ rief die junge Gräfinn, der Mutterſehnſucht und der Mutterfreude nicht länger mehr Herr, und hob, ohne Frau von Wallheim zu ſehen und zu grüßen, fröhlich weinend den Knaben an ihr Herz, und Iſenburg ſchlang ſeine Arme um Mutter und Kind, und unter einem Strome von heißen Freudenthränen, bedeckte er beide mit ſeinen Küſſen, und pries Gott im Himmel laut, und hatte ſich mit dem kleinen Jungen, der ſich zwiſchen den weinenden Menſchen wie verrathen und verkauft vorkam, faſt ſelbſt wie ein Kind.

Unterdeſſen war deſſen Wärterinn zu Klärchen geeilt, und hatte berichtet, was ſie geſehen und gehört, und als Klara, der von Bartenſteins Rückkunft in der Eile nichts gemeldet worden, von Antheil an dem gemeldeten Auftritt, von Neugierde und Ahndung des Zuſammenhangs getrieben, in das Zimmer trat, flog ihr die junge Iſenburg, wie eine alte Bekannte, entgegen, der Rittmeiſter aber ſtürzte zu ihren Füßen nieder, umfaßte ihre Kniee, und ſagte tief gerührt: „Himmliſche Klara, Sie wußten nicht, daß Julius unſer Kind war; mit frommer Menſchenfreundlichkeit erbarmten Sie ſich ſein; des glücklichen Vaters Dank dauert ſo lange, als ſein Ihnen gewidmetes Leben.“

Jetzt löſ'ten ſich Räthſel auf Räthſel. Der alte Großvater, der Kriegsminiſter, hatte dem Enkel eine Frau beſtimmt, die dieſem nicht zuſagte; der Enkel hatte ihm geſtanden, ſein Auge bereits auf ein mittelloſes, aber höchſt liebenswerthes Mädchen, auf Fräulein Julie v. Bellingen, geworfen zu haben; doch davon hatte der alte Herr nicht hören gewollt, und dagegen alle mögliche Hülfstruppen, ſogar ſelbſt Perſonen vom Hofe, in Bewegung geſetzt, um dem Enkel die thörichte Idee, wie er ſie nannte, aus dem Kopfe zu bringen. Der Rittmeiſter war der einzige Erbe des ſehr bedeutenden großväterlichen Vermögens, und bei dem bekannten, felſenfeſten Eigenſinn des Alten, war, wenn der Rittmeiſter offen handelte und ſich mit ſeinem Mädchen verband, ſeine Enterbung unvermeidlich zu befürchten. Er garniſonirte in einem Gränzſtädtchen; jenſeits der Gränze, einige Stunden von ſeiner Garniſon, wohnte Fräulein v. Bellingen mit ihrer Mutter; die Verbindung ward heimlich vollzogen, und im fremden, fernen Lande, in Karlsbad die junge Frau entbunden. Die ſogenannte Tante, Gräfinn Iſelin, war Klärchens Tante, und Klärchen mit der jungen Bellingen aus einem und dem nehmlichen Orte. Klärchen war mit ihrer Mutter in demſelben Jahre in Karlsbad, und wußte um der jungen Iſenburg Geheimniß. Der kleine Julius ward einer verſtändigen Prediger-Witwe im Erzgebirge, zur Erziehung anvertraut. Jetzt, nach dem Tode des Kriegsminiſters, eilte der Rittmeiſter mit ſeiner Frau hieher; der Pflegemutter ihres Kindes hatte er geſchrieben, den und den Tag in der Reſidenz einzutreffen, und vor allem in der Wohnung ſeines Großvaters nachzufragen, ob ſie ſchon angelangt; ſollte dieß aber der Fall noch nicht ſeyn; ſo ſolle ſie vor der Hand in einem Wirthshauſe ihr Abſteige-Quartier nehmen. Zu gleicher Zeit hatte der Rittmeiſter, um allen möglichen Fällen vorzubeugen, ſeinem alten Freunde, dem Polizeipräſidenten geſchrieben, ihm jetzt den ganzen Zuſammenhang der Sache mitgetheilt, und ihn erſucht, der Predigerinn, die mit dem Kinde in der großen Reſidenz ſteinfremd war, erforderlichen Falles, mit Rath und That beizuſtehen; darum hatte der Präſident wohl thun können; als wiſſe er des Kindes Herkunft und Namen ſchon, da er das J. unter der Grafenkrone im Hemdchen des Kleinen bemerkte, und von der Schildwache und den vielen Pferden hörte, die das Kind, ſehr richtigerweiſe vor und in des ſeligen Kriegsminiſters Hauſe geſehen haben wollte, und in dem halb Böhmiſchen halb Sächſiſchen Dialekt des Kleinen die Beſtätigung deſſen fand, was ihm der Rittmeiſter vom bisherigen Aufenthalte ſeines Kindes in einem Erzgebirgiſchen Dörfchen geſchrieben hatte. Natürlich war dem Polizeipräſidenten der Zufall, das Kind ſeines Freundes bei

Klärchen bis zum Eintreffen der bald erwarteten Eltern aufgehoben zu wiſſen, ſehr willkommen, und eben ſo natürlich hatte er ganz Recht, wenn er der Bande der Natur erwähnte, deren Wirkſamkeit hier ihm unverkennbar ſcheine: denn Bartenſtein und Iſenburg waren mit einander nahe verwandt.

Die arme Predigerfrau, die, nachdem ſich der Kleine auf dem Weinmarkte von ihrer Seite verlaufen, ganz außer ſich geweſen war, hatte der Präſident aufſuchen und rufen laſſen, und ihr, weil er ſehr richtig vorausſetzte, daß Iſenburg, den man hier bis jetzt für unverheirathet gehalten hatte, nicht gern ſehen werde, wenn man von ſeinem Kinde eher Kunde erhielt, als es ihm Zeit ſcheine, eröffnet, daß der Kleine in ſehr guten Händen ſey, daß ſie ſich alſo beruhigen, und die Ankunft der Eltern abwarten, ſobald aber dieſe erfolge, ihm ſofort, ehe ſie ſich bei den Eltern ſehen laſſe, Nachricht geben ſolle.

Der Rittmeiſter war mit ſeiner jungen Frau kaum aus dem Reiſewagen geſtiegen, als der Präſident ſchon bei ihnen war, und die ganze Fündlingsgeſchichte ihres kleinen Julius, den der Vater noch gar nicht, und die Mutter ſeit der Geburtsſtunde nicht wieder geſehen hatte, umſtändlich erzählte, und jetzt mag der Leſer, dem ſelbſt das Glück zu Theil geworden, ein ſolches liebes, kleines Weſen, ſein zu nennen, die Seligkeit der Eltern ermeſſen, und die Größe ihres Dankes, mit dem ſie der milden Klara, und dem gütigen Geſchick verſchuldeten, das gerade in die Arme der früheſten Jugendfreundinn, die Frucht ihrer ſüßen Liebe gelegt hatte.

Zwei reuige Sünder ſtanden mit böſem Gewiſſen im Hintergrunde der überglücklichen Gruppe; die vom Präſidenten geſandte und unterdeſſen eingetretene Paſtor-Witwe und Bartenſtein.

Die arme Frau ſtand unter Zittern und Zagen, und fürchtete den Zorn der Eltern über ihre Unachtſamkeit auf ihren Pflegebefohlenen, und betheuerte weinend, daß ſie ſelbſt noch nicht begreifen könne, wie er ihr unter den Händen habe wegkommen können; aber der Rittmeiſter ließ ſie nicht ausreden, er nahm die wackere Frau beim Kopf, und küßte und herzte ſie ab, und ſagte fröhlich: „Verkümmere Dir nicht die ſchönſte Stunde Deines Lebens, Mütterchen, die Stunde, wo Du nach langen Jahren voller Mühe und Sorge, uns unſer Kind geſund und friſch und munter, und hübſch und gut überlieferſt; glaubſt Du denn nicht, mein Mütterchen, daß, ſelbſt wenn geſtern Deinerſeits ein kleines augenblickliches Verſehen vorgefallen wäre, Deine dreijährige Pflege, Deine tauſend Stunden Arbeit und Pflege, und Deine Liebe, die keiner in der Welt Dir bezahlen kann, dieß alles doppelt und dreifach aufwiegen? Sieh unſern netten Jungen da, das iſt ja ein Kerl zum Küſſen, ein geborener Huſar, — der ſoll Dein Stolz ſeyn, lebenslang, und was Du an ihm gethan, Mutterchen, das ſoll er nicht vergeſſen, ſo lange er ein ehrliches Huſarenherz im Leibe hat. Aber ſag mir," fuhr er zu Bartenſtein gewendet fort, „was iſt denn mit Dir? Iſt das ein Bräutigamsgeſicht, das Geſicht eines braven Kerls, der ſich mit ſeinen Freunden freut? Du ſiehſt ja, weiß Gott, aus, wie eine lithographirte Paſſions-Geſchichte."

Da ſtand denn Klärchen zwiſchen Iſenburg und deſſen Gattinn, zu ihren Füßen das Kind, durch alles, was ſie jetzt geſehen und gehört, hoch aufgeregt, und durch Bartenſteins ſichtbar verſtörtes, niedergeſchlagenes reniges Weſen, längſt verſöhnt, und milde und freundlich, wie ein lebendiger Engel zwiſchen Liebe, Treue und Unſchuld, und lächelte dem tief Beſchämten, durch den ſanfteſten Blick ihrer ſprechenden Liebesſterne, Frieden und Verzeihung zu; auch nicht der leiſeſte

Vorwurf lag in den Zügen ihres himmliſchen Geſichts, und als er, im Uebermaße ſeines verloren geglaubten Glückes, auf ſie zuſtürzte, reichte ſie ihm die Hand, und ſagte, fromme Thränen der Vergebung im Auge, ſanft bittend: „So nicht wieder, Bartenſtein!“ und Bartenſtein ſank vor ihr nieder, und gelobte unerſchütterliches Vertrauen und ewige Liebe, und ſie hob ihn freundlich lächelnd auf, und zog ihn an ihr reines bräutliches Herz. Zur Aufklärung dieſer, für die Umſtehenden räthſelhaften Scene aber, erzählte er nun, wie das alles gekommen, und mußte, da am Ende der ganze Kreis über die unſeligen Irrgänge ſeines ungegründeten Argwohns, über Stallſpitz, Maulaffe und die reſpectable Vergeßlichkeit in lautes Lachen ausplatzte, über ſich und die Unbegreiflichkeit der ſchiefen Richtung, die ſeine Seele in dem einmal geblendeten Wahne genommen, ſelbſt mit lachen; der junge Graf aber rief freudig: „Unſer Herr Nothgevatter, der Hofrath Mund, muß mit bei Eurer Hochzeit ſeyn, und Bartenſtein, machſt Du mir in Deinem Leben nur einen einzigen dummen Streich der Art wieder, laß ich Dich auf meine Koſten, als wirkliches Mitglied der Vergeßlichkeit aufnehmen.

Am Hochzeitmorgen überreichte der wunderlieblichen Klara der kleine Julius ein Gewinde von blühenden Myrthen und Vergißmeinnicht, aus dem ſeine Mutter ihr den Ehrenkranz in das ſeidene Ringelhaar flocht, und unter mehreren Prachtgeſchenken, mit denen Iſenburgs den Tag verherrlichten, befand ſich, im Bezug auf den verhängnißvollen Gang nach der Porzellain-Niederlage, eine köſtliche Porzellain-Vaſe, mit dem Bildniſſe ihres holden Kindes, und mit der Inſchrift:

„Ohne Glauben keine Liebe.“

Neujahrsgeſchenke aus dem Morgenlande.

Nimm hier des fernen Morgenlands Geſchenke
Zum Jahresanfang lieb und huldreich auf,
Und trägſt Du ſie, ſo bitt' ich Dich, bedenke
Den Geber freundlich in des Jahres Lauf.

Trag' auf der treuen Bruſt das Moſchusſiegel,
Der Spruch darauf verwahret ſie vor Schmerz,
Am Finger ſteck' das Herzchen ohne Flügel,
So lege ich in Deine Hand mein Herz.

Die beiden Perlen weih' ich Deinen Ohren,
Daß ſie ſtets taub für alle Schmeichelei'n;
Daß Offenheit und Wahrheit nie verloren
Für Hörerinn und für den Sprecher ſeyn.

Den wohlgeruchdurchwürzten Beutel haben
Die Grazien auf Deinen Kopf geleert,
Als ſie die liebenswürdigſten der Gaben
Als Bindband zum Geburtstag Dir beſcheert.

Der Talisman enthält die ſieben Namen
Der Siebenſchläfer ſammt dem treuen Hund,
Die eigens her aus ihrer Höhle kamen,
Zu wachen über Deines Buſens Rund.

Daß Dir dieß Tuch den Schmuck des Haars umflechte,
Als Diadem der Anmuthsköniginn,
Der Herrinn des getreueſten der Knechte,
Der Dir geweihet Kopf und Herz und Sinn.

Der ſich als Freund zu eigen dir geſchrieben,
Will's Gott, für ſeine ganze Lebenszeit,
Und der daher Dir guten ſchönen Sieben,
Des Oſtens Siebenſachen hat geweiht.

Joſeph von Hammer.

Huldigung.

(Impromptu.)

Schönſte der Frauen
In dieſen Auen!
Laß mit Vertrauen
Mich in die ſchlauen,
Lieblichen, blauen
Augen Dir ſchauen!

Wie, wenn nach rauhen
Tagen, die lauen
Lüſte den grauen
Wolken entthauen,
Schwalben und Pfauen
Brüten und bauen!
So, meine Gute,
Wird mir zu Muthe,
Wenn ſich, die blauen
Augen zu ſchauen,
Meine getrauen.

Eh' ich's vermuthe,
Fühl' ich im Blute
Sieden und Brauen,
Stechen und Hauen,
Liege dem ſchlauen
Schelm in den Klauen,
Dem, ohne Grauen,
In allen Gauen,
Männer und Frauen
Altäre bauen.
Lohnſt du, o Gute,
So mein Vertrauen?

W. Gerhard.

Toaſt den Frauen.

Den Frauen iſt dieſer Toaſt gebracht,
Aus deren Augen die Liebe lacht,
Aus denen der Freude roſiger Schein
Uns leuchtet in's ſchlagende Herz hinein!

Den Frauen, die unſere Träume bewacht,
Als wir an keinen Toaſt noch gedacht;
Den Frauen voll milder Sonnenhuld
Voll Sanftmuth, Ergebenheit und Geduld!

Den Frauen ertönet unſer Ruf,
Die Gott aus dem holdeſten Reiz erſchuf;
Auf daß uns die Sehnſucht nicht völlig verzehrt
Nach Eden, nach dem unſer Herz begehrt!

Den Frauen iſt er auch ausgebracht,
Die jemals mit freundlichem Auge gelacht,
Die verherrlicht des Ritterthums goldene Zeit,
Dem Schwert und dem Lied, und der Liebe geweiht!

Der edlen Frauen geſammtem Verein!
Er ſchließt ja das Höchſte, das Köſtlichſte ein;
Selbſt die Sonne mit ihrem goldenen Licht:
Eine Frau iſt's, wie man ſich's denkt und ſpricht.

Des friſchen Morgens erquickender Luft,
Den Blumen mit ihrem balſamiſchen Duft,
Der Schöpfung mit ihrem Ueberfluß,
Den — Frauen geſammt unſern Gruß und Kuß!

Der Treue zu Ihm, dem ſich Alles beugt,
Der Hoffnung, zu welcher ſich Alles neigt,
Der Liebe, die das Ganze umfaßt:
Dem Frauengeſchlechte — dieſen Toaſt!

Auch der Zeit, mit dem Alles durchdringenden Blick,
Und der Zukunft mit ihrem dunklen Geſchick,
Der bleicheren, ſtillen Vergangenheit,
Der fröhlichen Gegenwart ſey er geweiht!

Und der ſternenfunkelnden, hellen Nacht,
Die uns heut' noch vom Dome des Himmels lacht,
Der erſten auch, die unſer Grab bewacht! —
Allen Frauen iſt unſer Toaſt gebracht!!

J. J. Hannuſch.

Liebesbitte.

O ſey nicht ſo ſpröde,
Du liebliches Kind!
Komm, ſink' an die Bruſt mir,
Und küß' mich geſchwind!

Verſchmähſt Du die Lippe,
Die Liebe Dir bot;
Ach! Ach!
So gräm' ich mich todt.

Wie foltert mich Sehnſucht,
Wie klopft mir das Herz!
Ein Kuß nur beſänftigt
Den quälenden Schmerz.
Und färbet Dein Mund ſich
Für Andere roth;
Ach! Ach!
So gräm' ich mich todt.

Sich küſſen ſey Sünde,
Sagt Mütterchen zwar;
Doch glaube mir, Liebchen!
Sie redet nicht wahr.
Befolgeſt Du dennoch
Der Mutter Verbot;
Ach! Ach!
So gräm' ich mich todt.

Wilh. Gerhard.

Elternglück.

Nennt mir ein Glück, das dem Elternglück gleicht,
Wahrlich! es iſt mir kein gleiches bekannt;
Himmliſchen Reiz hat das Leben erreicht,
Hat man ſich ſelber im Kinde erkannt.

Seht hier, ein treues, ein liebendes Paar,
Munter umſpringt ſie ein lockiger Knab';
Sittſam und fromm, mit geſcheiteltem Haar,
Nur ſich der Mutter das Mädchen ergab.

Froh und zufrieden am flammenden Heerd,
Einet ſie Alle das häusliche Glück;
Dankend, die Augen zum Himmel gekehrt,
Preiſen ſie Gott für das ſtille Geſchick.

Wie es auch wettert in ſtürmiſcher Nacht,
Schützend bewahrt ſie das kräftige Haus;
Vater erzählet und Alles hat Acht:
's Mährchen klingt beſſer als Donner und Braus.

Reift dann der Knabe zum Jüngling heran,
Führt ihn der Vater hinaus in die Welt,
Zeigt ihm die Klippen auf wogender Bahn,
Lehrt ihn den Drachen bekämpfen als Held.

Wenn ſich die Knoſpe zur Roſe geſchwellt,
Sorget die Mutter mit zartem Gefühl,
Daß ſich ihr Röschen im Schmucke erhält,
Daß ſie nicht ſinkt in des Sturmes Gewühl.

Feurig geweckt durch der Liebe Gewalt,
Hat ſich der Jüngling ſein Liebchen erwählt. —
Züchtig verhüllt iſt der Jungfrau Geſtalt,
Aber ihr Herz hat ſich ſtille vermählt.

Freudig vereinen, mit ſegnender Hand,
Vater und Mutter das doppelte Paar;
Denken des Tages, der ſie einſt verband,
Denken der Stund, die die glücklichſte war.

Selig entflieht nun die ſelige Zeit;
Aber noch ehe entſchwunden ein Jahr,
Haben ſich Enkel zum Bunde gereiht,
Süß, wie die Mutter, die ſelbe gebar.

Nennt mir ein Glück, das dem Elternglück gleicht;
Wahrlich! es iſt mir kein gleiches bekannt:
Himmliſchen Reiz hat das Leben erreicht,
Hat man ſich ſelber im Kinde erkannt.

Pannaſch.

Die Todtenblume.

Der Gärtner band im Garten
Die Blumen an,
Da trat ein blaſſes Mädchen
Zu ihm heran.

„Herr, ſchenkt mir eine Blume
„Dort aus dem Beet,
„Das voll von duft'gen Kräutern
„Und Blumen ſteht“

„ „Du ſchönes, blaſſes Mädchen,
„ „Nimm alle hin,
„ „Doch laß von Deiner Stirne
„ „Die Wolken fliehn.“ “

„„Nimm dort die Purpurroſen,
„„Die Veilchen hier,
„„Doch wiſch' aus Deinen Augen
„„Die Thräne Dir.""

„Die Wolken auf der Stirne
„Sind feſt gebannt;
„Die Thräne wiſcht vom Auge
„Des Todes Hand."

Sie ſagt's, und ſchwankt zum Beete
In heißen Weh'n,
Sie läßt die Purpurroſen,
Die Veilchen ſtehn.

Sie bückt ins Feld voll Blüthen
Sich ſchwach hinab,
Und eine Todtenblume
Bricht ſie ſich ab.

Und ſchwere Thränen fallen
So heiß darauf,
Sie geht, und blickt zum Himmel
So matt hinauf.

Des Gärtners Sohn ſtand fern,
In ſich gekehrt,
Er hatte wohl die Worte
Der Maid gehört.

Er hatte wohl die Blaſſe
Mit Schmerz geſchaut,
Und wie ihr blaues Auge
So heiß gethaut.

Hin flog er zu der Holden,
Sank vor ihr hin,
Die von dem ſchnellen Schrecken
Verſteinert ſchien.

„Vergib, o Maid, dem Jüngling,
„Der treulos war,
„Er bietet Dir bereuend
„Sein Herze dar.“

Und ihre Hand erfaßt er
In wilder Luſt,
Steckt eine Feuerroſe
An ihre Bruſt.

Da ſind die bleichen Wangen
Gar ſchnell entbrannt,
Die gelbe Todtenblume
Entſinkt der Hand.

Die Wolken von der Stirne
Sind fortgefloh'n,
Das trübe, matte Auge
Erhellt ſich ſchon.

So küßten ſie noch niemals,
So heiß noch nie, —
Der Gärtner ſieht's von ferne,
Und ſegnet ſie. —

Karl Egon Ebert.

Wanderers Wehmuth.

Den Himmel verhüllt
Der Wolken Grau,
Mein Auge füllt
Der Thränen Thau,

Und ich wandle einſam über die Haid',
Und denk' an Dich, an die ferne Maid.

Es dröhnt im Wald
Der Sturm mit Macht,
Und wiederhallt
In des Buſens Nacht,
Und es ſpinnt ſich der Nebel, ſo kalt und trüb',
Und hat Dein Bild umſponnen, mein Lieb.

Der Sturm verweht,
Nichts regt ſich mehr,
Das Land liegt ſo öd',
Das Herz iſt ſo leer,
Und ach, es erweckt die geſtorbene Luſt
Kein Stern am Himmel, kein Stern in der Bruſt!

Karl Hugo.

Erkenntniß.

In dem Schatten eines Baumes
Hört' ich einem Vogel zu,
Der Durchſegler weiten Raumes,
Sang auf einem Zweig' in Ruh'.

Hat, ſo fing ich an zu klügeln,
Nicht das Thierchen viel voraus?
Nur ein Schwingen ſeiner Flügeln,
Wechſelt ihm das Blätterhaus.

Sejner Nahrung Körner blühen
Ausgeſtreut, von Gottes Hand,
Und er ſammelt, ohne Mühen
Flatternd ſie, von Land zu Land.

Blinkend lockt ihn jede Quelle;
Mangelt ſie, genügt der Thau;
Ihn hemmt nicht die Meereswelle,
Er durchſchifft des Aethers Blau!

Und der Menſch, im Steingethürme,
Wie beſchränkt iſt nicht ſein Raum!
Mauern baut er ſich zum Schirme,
Und den Vogel ſchützt ein Baum.

Singen muß er um die Speiſe,
Mühen ſich bis an das Grab;
Erſt am Ende ſeiner Reiſe
Streift der Tod die Sorgen ab.

Nimmer ſtillt ſich ſein Verlangen;
Das Erreichte bringt nicht Lohn:
Seiner Habgier Blicke hangen
Buhlend auch — an einem Thron.

Und du, Sänger in den Höhen,
Zwitſcherſt immer froh dein Lied,
Ahneſt nicht der Menſchen Wehen,
Nicht den Gram, dem Schlaf entflieht.

Zwar auch dir droht Menſchentücke;
Doch du kennſt nicht die Gefahr,
Blickſt nicht vorwärts, nicht zurücke,
Haſt nicht Sinn für das, was war.

Was ſeyn wird — ha! jetzt erleuchtet
Mir ein Wonneſtrahl den Blick,
Bitt'rer Reue Thräne feuchtet
Mir die Wange: — Fühl' dein Glück!

Deinen Gott kannſt du erkennen
In dem All, das er durchhaucht!
Sprache haſt du, ihn zu nennen
Der ſein Bild in Fluthen taucht;

Der dir liſpelt in der Eiche,
Der im Halme ſich bewegt,
Der die heißgeliebte Leiche
Hin in ſeine Himmel trägt;

Der zur Läut'rung, dieſe Erde
Aus dem dunklen Chaos rief;
Kaum erſcholl ſein mächtig — Werde!
Fühlend wacht', was fühllos ſchlief.

Nein! nicht klügeln, rein erkennen
Will ich meiner Menſchheit Glück,
Vater darf ich ihn ja nennen,
Und er ruft — mein Kind! zurück.

Johanna Franul v. Weiſſenthurn.

Der Spiegel.

Der Himmel ſpiegelt ſich im Meere,
Das Meer in Wolkenfluthen ab,
Und Spiegel ſind der Sterne Heere,
Die Gott der Welt als Brautſchmuck gab.

Es halten Tag und Nacht den Spiegel
Der Sonne und des Mondes vor,
Ihr Zauberſpiegel ſprengt die Riegel
Von Weſtens und von Oſtens Thor.

Der Leib, die Seele ſind der Spiegel
Der äußern und der innern Welt,
Du ſiehſt darin, was unter'm Siegel,
Und was zur Schau ſie offen hält.

O glätte nur mit lautren Sinnen
Den Spiegel Deiner Seele rein:
So ſchaueſt Du auch bald darinnen
Des ew'gen Lebens Wiederſchein.

Joſeph von Hammer.

Der Moſt und die ſaure Milch.

(Nach dem Perſiſchen.)

Der Moſt iſt ſüß, doch hat er nicht den Geiſt,
Der feurig in dem Wein durch Adern kreiſ't,

Die ſaure Milch hingegen kühlet ab,
Mit Labſal, welche nie die ſüße gab.
Von ſüßer, ſaurer Milch, von Moſt und Wein
Iſt nur der Kuß der köſtlichſte Verein.

Joſeph von Hammer.

Der Morgen und der Abend.

(Nach dem Türkiſchen.)

Lieblich lächelt der Morgen uns an aus roſigen Lippen,
Und als goldenes Wort führt er im Munde die Sonn';
Schwarz iſt der Mantel der Nacht, womit die Natur ſich verkleidet,
Doch als Diamant hält ſie im Munde den Mond.
Liebchen, öffne mir ſo die Lippen lächelnd am Morgen,
Und als goldenes Wort führe die Wahrheit im Mund'.
Biſt du des Abends verlarvt, die Blicke der Späher zu täuſchen,
Strahl' als Diamant dennoch die Liebe hervor.

Joſeph von Hammer.

Die Spinnerinn.

Spinn', ſpinne, liebes Töchterlein!
Ich kaufe Dir ein Kleid. —
Von Seide, Mutter, laßt es ſeyn,
Die Kante bunt und breit.
Ich will auch gleich beginnen,
Seht nur, wie flink ich dreh; —
Doch nein, ich kann nicht ſpinnen,
Die Finger thun mir weh.

Spinn', liebe Tochter, ſpinne fein!
Ein Hemdlein kauf' ich Dir. —
Das Hemdlein, Mutter, wird mich freun,
Mit Spitzen wünſch ich's mir.
Doch wär's vom feinſten Linnen
Und weißer als der Schnee;
Kann, Mütterlein, nicht ſpinnen,
Die Finger thun mir weh.

Spinn', Tochter! Du bekömmſt ein Paar
Ganz nagelneue Schuh. —
O kauft, mit Zwickeln fein und klar,
Auch Strümpflein mir dazu.

Mich neiden Nachbarinnen,
Wenn ich zu Tanze geh;
Doch ſpinnen, nur nicht ſpinnen,
Die Finger thun mir weh.

Und ſpinn' das Fädchen glatt und rund!
Ich kauf' Dir einen Hut. —
Ja, Mütterlein, doch nicht zu bunt,
Ein gelber ſteht mir gut.
Ich wär', ihn zu gewinnen,
Wohl flinker als ein Reh;
Doch kann ich heut nicht ſpinnen,
Die Finger thun mir weh.

Spinn', liebe Tochter, ſpinne flink!
Ein Kettlein kauf' ich Dir. —
Ein gülden Kettlein und ein Ring
Sind ſchöner Bräute Zier.
Wie ſchmeichelt Ihr den Sinnen,
Vom Kopf bis auf die Zeh!
Erlaßt mir nur das Spinnen,
Die Finger thun mir weh.

Spinn', liebe Tochter, flink und fein,
Ich kauf' Dir einen Mann. —

Ein Mann — ei! liebes Mütterlein,
Der ſtände mir wohl an.
Er ſoll mich zärtlich minnen,
Wenn ich mein Rädchen dreh,
Und ſeht, ich kann wohl ſpinnen,
Thut mir kein Finger weh!

W. Gerhard.

Liebesklage.

(Nach dem Spaniſchen des Francisco de la Torre.)

Auf zum Himmelslichte blickend,
Klagt am Ufer des Duero
Einſam ein verlaſſner Schäfer
Seines ſüßen Glückes Grab.
Thränenquellen ſeine Augen,
Voll die Bruſt von Gluth und Flammen,
Sank der Arme von der Wonnen
Gipfel tief in Schmerz und Gram.
Nur die ewige Gefährtinn
Dunkler Nacht, die heil'ge Stille
Höret ſeinen Weheruf.
Lieblos tragen rauhe Winde

Seine Seufzer fort ins Weite.
Ach, ſo ſchwand in wüſter Zweifel
Aufruhr auch ſein Friede hin!
Einſam ſinnend, voll Betrübniß,
Findet ihn die heit're Sonne;
Tief erſeufzend, bänglich trauernd
Findet ihn der bleiche Mond.
Reichlich breitet ſeiner Schätze,
Seiner ſüßen Gaben Fülle
Rings der Himmel um den Armen;
Troſt allein iſt ihm verſagt;
Nur die ſanfte Turteltaube,
Die der wilde rauhe Schütze
Weit hinweg vom Gatten ſcheuchte,
Horcht gerührt dem Klagenden.
Daß in Windeswalten klanglos
Kein ſo zarter Hauch verwehe,
Sammelt ſie die leiſen Töne
Sorglich und bewahret ſie.
Und als Stimme und als Sprache
Ihres eignen Liebesſchmachtens
Gibt ſie ſie dem Gatten wieder,
Sehnſucht kündend, Lieb' und Gruß.

Georg von Gaal.

Andromeda.

Hart an den Fels mit Ketten angeſchloſſen
Wie nennet ſich das göttergleiche Weib?
Aus reichem Marmor ſchwellend hingegoſſen,
Scheint dieſer volle blüthenweiße Leib;
Mit holder Scham verhüllend ihre Glieder
Strömt rings das Haar, ein goldner Quell, hernieder.

Andromeda! o fluchbeladne Stunde!
Dort nahet ſchon der Würger ſich dem Strand,
Tief aus des Orkus grauſenreichem Schlunde
Zum Amt der Rache von Neptun geſandt:
Das zarteſte, das herrlichſte der Weſen
Iſt ſeinem Zorn zum Opfer auserleſen.

Die Aermſte ſoll für eine Schuld bezahlen,
Die ſie nicht kennt und die ſie nicht verbrach;
Es kann kein Bild, kein Wort dieß Scheuſal mahlen.
Die Erde bebt und ſeufzt ein banges Ach. —
Schon regt es ſich, die Beute zu umſtricken,
Und mordet ſchon von ferne mit den Blicken.

O kann, Neptun, dieß Schauſpiel dich ergetzen?
Die Sonne hüllt in Wolken ihren Schein,
Die Felſen ſelber faſſet das Entſetzen,
Und gießt Empfindung in den kalten Stein;
Es ſtürmt die See, und Geiſterſtimmen tönen
Aus tiefem Grund: o dunkles Loos des Schönen!

Sie aber ſchweigt und lächelt ihrer Ketten,
Sie ſchrecket nicht die gräuliche Geſtalt;
Sie weiß, es wird ein guter Gott ſie retten
Aus dieſer Schmach mit göttlicher Gewalt:
Sie leidet ſtill, und ihre Blicke ſchauen
Zum Himmel auf mit ruhigem Vertrauen.

Jetzt rauſcht die Luft von mächt'gen Flügelſchlägen,
Auf edlem Roß, welch' edles Heldenbild!
Es blitzt ſein Auge tödtend und verwegen,
Er hebt das Schwert und ſchwingt den Schlangenſchild;
Da wogt das Meer weitum in Blut und Feuer,
Zu blaſſem Stein erſtarrt das Ungeheuer.

So hat Dein Glaube, herrlichſte der Frauen!
Dich nicht getäuſcht, und leuchtend naht Dein Held;
Nun blüht der Strand, entſchwunden iſt das Grauen,
Die Welle ſpielt, die ſchwere Kette fällt;

Das Wunderpferd entfaltet ſein Gefieder,
Und führet Dich zum ſüßen Land der Lieder.

O! wer, gleich dir, von Erdenqual umfangen,
Empor zum Reich der Ideale ſchaut,
Das ſchimmernd ſich in ewig jungem Prangen
Aus Zauberblüthen ſchöner Hoffnung baut:
Der ſchwebet frei, mit friedevollem Herzen
Umhaucht vom Klang hoch über allen Schmerzen.

Baron von Schlechta.

Die Macht der Muſik.

(Novelle von Lembert.)

Hell ſchmetterten die Trompeten, und luſtig wirbelten die Keſſelpauken im großen Saale der Burg zu Linz, wo König Ferdinand die aufgehobene Belagerung Wiens durch ein glänzendes Banket feierte. Dem Freiherrn von Reichenſtein, der das Glück hatte, dem König, die frohe Botſchaft zu überbringen, daß der Großherr Suleymann, nachdem er der Hauptſtadt durch drei

Wochen hart zugeſetzt, in fünf Hauptſtürmen und ſechzehn einzelnen Angriffen, durch die Tapferkeit der Belagerten ſtets zurückgeſchlagen worden, die Belagerung plötzlich aufgehoben, und ſich in ſchnellen Märſchen zurückgezogen habe, ward die Ehre zu Theil, an die königliche Tafel gezogen zu werden; eine Ehre, deren er ſich durch ſein muthiges Benehmen während der Belagerung, um ſo würdiger gemacht hatte. Dieſe Auszeichnung ſchmeichelte dem jungen Manne um ſo mehr, da Ehrgeiz und Ruhmſucht die beiden Haupttriebfedern aller ſeiner Handlungen waren, und ſein Stolz gierig jede Gelegenheit erhaſchte, ſich über ſeines Gleichen zu erheben.

Der König, lebhaft und reizbar, wie er war, gab ſich ganz der Freude über das glückliche Ereigniß hin, das um ſo unerwarteter kam, indem ſich Wien in ſchlechtem Vertheidigungsſtande befand, und der Sultan dieſen Feldzug mit großem Ernſte, an der Spitze von 300,000 Mann, und der Erklärung begonnen: Er komme, Ungarn und Teutſchland zu erobern, und dem Reiche der Chriſtenhunde für immer ein Ende zu machen! — Fröhlich kreiſ'te der Becher, und dankbaren Herzens trank der König auf das Wohl der muthigen Vertheidiger der Hauptſtadt, des Heldenjünglings Philipps, Pfalzgrafen am Rhein, und des unter den

Waffen ergrauten Grafen Niklas von Salm. Zu lautem Jubel hatte der feurige Wein die Tafelrunde begeiſtert, als die Königinn Anna Ruhe gebot, indem auch ſie ein kleines Feſt zur Feier des glücklichen Ausgangs eines unheildrohenden Feldzugs veranſtaltet hatte. Die Königinn kannte ihren erhabenen Gemahl; ſie wußte, daß er es nicht verſchmähte, bei feſtlichen Anläſſen den Muſen ein heiteres Opfer zu bringen: denn — war er es nicht, der ſeinen Oberſtjägermeiſter, als dieſer ihm vorwarf, daß er den Gelehrten immer den Vorzug vor Männern altadelichen Stammes gäbe, eines Tages einen Stoß wichtiger Pergamente zuſchickte, und binnen wenigen Stunden ein Gutachten darüber verlangte, und, als dieſer, voll Beſchämung, ſeine Unfähigkeit zu ſolch einem Geſchäfte eingeſtehen mußte, lächelnd zu ihm ſprach: „So laß Du mir in Zukunft auch die Gelehrten in Ehren, denn Du ſiehſt, wenn ich die Ungelehrten regieren ließe; ſo würde es wohl noch ſchlimmer gehen.“

Auf einen Wink der Königinn rauſchte ein Vorhang empor. Vor einem Altare, über welchem das Wappen des Erzhauſes Oeſterreich von der Opferflamme hell erleuchtet, von einem Lorbeerkranz umwunden, prangte, ſaß eine weibliche Geſtalt, wunderhold und ſtrahlend, als ſey eine der Pierinnen dem Olymp entſtiegen. Das blendendweiße Gewand hing in reichen Falten, welche die herrlichen Formen mehr andeuteten, als verhüllten, bis zur Spitze des niedlichſten Fußes herab, nur von einem goldenen Gürtel unter dem jungfräulichen Buſen gehalten; die Schultern hinab wallte ein blauſammtner, mit goldenen Sternen beſäter Mantel; den edlen, echt griechiſchen Kopf zierte ein Lorbeerreis, und glänzend floß das kaſtanienbraune Haar in üppiger Lockenpracht auf die höher geröthete Wange und den ſchneeigen Nacken. In den runden Schwanenarmen hielt ſie die Harfe, mit rauſchenden Tönen die entzückende Stimme begleitend, mit der ſie eine feurige Hymne zum Ruhme der Tapfern ſang, deren Muth die drohende Gefahr abgewendet, und die ſtolzen Pläne des Erbfeindes der Chriſtenheit vereitelt hatte. Wenn ſchon eine ſchöne Stimme, durch ſeelenvollen Vortrag belebt, unwiderſtehlich auf jedes fühlende Herz wirkt; ſo wird dieſe Wirkung zu einem hinreißenden Zauber geſteigert, wenn die ſüßen Töne einem ſo ſchönen Munde entquellen; wenn ſolche Augen vom heiligen Feuer der Begeiſterung ſtrahlen, wie es hier der Fall war. Eine tiefe Stille herrſchte in dem vor Kurzem noch lauten Saale; man hatte nur Ohren und

Augen für die wunderholde Sängerinn, welche ſelbſt über die Herzen der rauheſten, im Gewühl der Schlachten, jedem zarteren Gefühle ſtumpf gewordenen Krieger ihre Zaubermacht übte, und ihnen die Erinnerung ihrer Jugendjahre im magiſchen Spiegel zurückrief: — wie gewaltig mußte nicht erſt der Eindruck auf die jüngeren Hörer und Schauer ſeyn? Wahllos flogen der reizerfüllten Künſtlerinn alle Herzen zu, und im lauten Jubel gab ſich das allgemeine Entzücken kund, als ſie den erhebenden Geſang geendigt hatte. In aller Augen glänzte die Wonne des gehabten Genuſſes, und alle Zungen ergoſſen ſich zu ihrem Lobe. Selbſt der ſtolze Buſen Reichenſteins fühlte ſich ſowohl von der Schönheit, als auch von dem ſeelenvollen Geſange der mächtigen Fee, wunderbar bewegt. Er war bisher gewohnt geweſen, die Huldigungen, welche manche gefühlvolle Schöne dem kräftigen und reichen Jünglinge zu bringen, ſich nicht entblödete, als ſchuldigen Tribut ſeiner Vorzüge kalt hinzunehmen, ohne daß ſein Herz dabei jemals von einem andern Gefühle bewegt worden, als dem der geſchmeichelten Eitelkeit. Als aber die holde Sängerinn in ihrem Liede auch ſeiner, als Ueberbringers der erfreulichen Botſchaft erwähnte, da blickte er nicht, wie er wohl ſonſt, bei ähnlichen

Fällen, zu thun pflegte, ſtolz umher; eine höhere Röthe überzog ſein ſchönes Geſicht; zur Erde ſenkte ſich ſein flammendes Adlerauge, und raſcher klopfte ſein ſtolzes Herz.

Der Abend des feſtlichen Tages ward mit Tanz und Spiel gefeiert. Reichenſtein hatte für Beides keinen Sinn; an einen Pfeiler des gothiſchen Saales gelehnt, folgte ſein Auge jeder Bewegung des Fräuleins Apolonia von Santi, ſo hieß die holde Sängerinn. Sie war, einem edlen, griechiſchen Geſchlecht entſproſſen, frühzeitig verwaiſet, an den königlichen Hof gekommen und als Ehrenfräulein der Königinn angeſtellt worden. Ihre Schönheit, ihr eminentes Talent für Muſik, mehr aber noch, ihre ſeltene Beſcheidenheit bei ſo vielen Vorzügen gewannen ihr aller Herzen und jedermann ſprach mit Achtung von dem liebenswürdigen Fräulein von Santi. Als ſie im ſchlichten Anzuge in den Saal getreten war, Jung und Alt ſie umringte, und ſich in Lobſprüchen ergoß; als ſie ſpäter am Arm der glänzendſten Höflinge im wirbelnden Tanze an ihm vorüberflog, — da ergriff ihn das bittre Gefühl des Neides; gleichwohl hatte er, der die Furcht bisher nur dem Namen nach kannte, nicht den Muth, ſich ihr zu nahen. Mit Entzücken bemerkte er, daß der Blick, der jedesmal, ſo oft ſie im Tanze vorüberflog, auf ihm verweilte, und als ſie, die eingetretene Pauſe zur Erholung benutzend, ſich geſetzt hatte, und abermals ihr Blick ihn traf, als wollte ſie ihn fragen: „Willſt Du allein die allgemeine Luſt nicht theilen?" — da faßte er Muth, nahte ſchüchtern der ſiegreichen Zauberinn, und erbat ſich in halblauten, ſtockenden Worten ihre Hand für den nächſten Tanz; erröthend ſagte ſich ihm Apolonia zu, und mit einer linkiſchen Verbeugung zog ſich der ſonſt ſo dreiſte Jüngling zurück, bis die Muſik die Tänzer in die Reihen rief. Reichenſtein, ſonſt einer der gewandteſten Tänzer, konnte anfangs kaum in den Takt kommen, und ſeine Verlegenheit ſchien ſich ſeiner reizenden Tänzerinn mitzutheilen; doch bald ſchwand, gehoben vom Schalle der rauſchenden Muſik, ermuntert vom freundlichen Blicke der Holden, angeweht von ihrem würzigen Athem, die Verlegenheit und machte der Wonne Platz. Bewundert von der zahlreichen Verſammlung, flog er, die Süße im Arme, die Reihen hinab, und Jedermann geſtand, nie ein ſchöneres Paar geſehen zu haben. Als die Erſchöpfung die Glücklichen endlich zwang, den Tanz zu enden, forderte Apolonia ihren Tänzer auf, ſich neben ſie zu ſetzen und ihr die überſtandene Belagerung zu erzählen. Reichenſtein, ſeiner Verlegenheit ganz enthoben, hatte keinen Wunſch als den, der reizenden Santi zu gefallen; er erzählte mit ungewöhnlicher Beredſamkeit, mit hinreißendem Feuer, ermuntert und gelohnt von dem Beifall, den er im glänzenden Auge der holden Hörerinn deutlich las. Apolonia war ſo vertieft in das Anhören der Erzählung, daß ſie Tanz und Hof vergaß, und von dem Marſchall an ihre Pflicht gemahnt werden mußte: denn ſchon hatte ſich die Königinn zum Aufbruch erhoben.

Reichenſtein ſah von nun an das Fräulein täglich, und entdeckte täglich neue Vorzüge, die ſie ſeinem Herzen immer theurer machten, und ihm endlich das Geſtändniß ſeiner Liebe und die Bitte um ihre Hand entlockten. Apolonia willigte, jungfräulich erröthend, ein, und trug ihm auf, des Königs Einwilligung zu erbitten, der Vaterſtelle an ihr vertrat. Mit Zagen unterzog ſich Reichenſtein dieſem Auftrage: denn er fürchtete, Ferdinand könnte andre Abſichten mit ſeiner holden Pflegetochter haben; er wußte, wie werth Apolonia dem Könige durch ihr muſikaliſches Talent geworden, das ihn oft in trüben Stunden erheiterte, und das er ungern miſſen würde; deßhalb wurde beſchloſſen, eine Zeit abzuwarten, wo der König guter Laune und empfänglicher für eine Bitte ſeyn würde, die ihn ſeines Lieblingsvergnügens beraubte. Dieſe Gelegenheit fand ſich bald.

Die aufrühreriſchen Böhmen, die Ferdinand vor wenig Jahren mit Strenge zurecht gewieſen hatte, verloren durch eine Feuersbrunſt einen Theil des ſtändiſchen Archivs, und mit ihm ihre wichtigſten Freiheitsbriefe. Sie fürchteten, daß dieſe Gelegenheit dem Könige willkommen ſeyn möchte, um ihnen manches unbequeme Privilegium zu nehmen, und ſandten deshalb eine Deputation nach Linz, um mit dem Könige darüber zu verhandeln. Kaum hatte Ferdinand ihre Abſicht erkannt, als er unwillig ausrief: „Eure Freiheitsbriefe ſind ein Raub der Flammen geworden, aber Treue und Glauben und mein königliches Wort ſind nicht mit verbrannt. Alle und jede Freiheit, um die Euch dieſer Unglücksfall gebracht hat, will ich Euch erneuern, und im Zweifel lieber mehr geben, denn weniger.“ Reichenſtein war Zeuge dieſes Auftritts. „Ein ſo gerechter, milder Monarch kann nicht gegen mich allein grauſam ſeyn!“ ſprach er zu ſich ſelbſt, und kaum hatten die beſchämten Stände den Audienzſaal verlaſſen, als er ſich dem Könige zu Füßen warf, und ſein Geſuch vorbrachte. Ferdinand betrachtete den Knieenden eine Weile schweigend und mit ernstem Geſicht; dann winkte er ihm aufzuſtehen und ſprach: „Ich kann es nicht verhehlen, daß ich das Fräulein Santi ungern miſſe. Mit ihrem Geſange verliere ich eine meiner Lieblings-Erheiterungen; doch fern ſey es von mir, ihr und Euer Glück aus eigennützigen Rückſichten zu ſtören! Nehmt ſie und ſeyd glücklich!“

Nichts glich der Wonne der Liebenden! Die Hochzeit ward am Hofe mit fürſtlicher Pracht gefeiert; hierauf führte Reichenſtein ſeine junge Frau auf ſeine Stammburg, nach welcher er ſich nannte, und die in Oberöſterreich, in einer der romantiſcheſten Gegenden des ſchönen Landes lag.

Von nah' und fern ſtrömten Nachbarn und Freunde nach dem gaſtlichen Reichenſtein; mehr noch durch die holde Hausfrau, die mit ihrem ſeltenen Muſiktalent ihre Gäſte willig erfreute, als durch den freundlichen Empfang des Freiherrn angezogen. Beſonders zahlreich fanden ſich die jüngern Edelleute der Umgegend ein; beſonders laut und feurig war ihre Bewunderung, ihr Entzücken über den Geſang und das Spiel der hochbegabten Frau. Reichenſteins Stolz fühlte ſich anfangs durch die allgemeine Bewunderung geſchmeichelt;

aber nur zu bald machte dieß Gefühl einer anderen bitteren Empfindung Platz. Er glaubte nemlich in den Augen der überlauten Bewunderer nicht immer Entzücken über die Leiſtung der Künſtlerinn, er glaubte die dunkle Gluth des Verlangens nach der ſchönen Frau zu bemerken, und wüthend ſchlug die Eiferſucht die Geierklauen in ſein Herz; doch zu ſtolz, es einzugeſtehen daß er dieſer kleinlichen Leidenſchaft zum Raube geworden, durch das Betragen ſeiner Gattinn, die ihre Bewunderer ſtets in den geziemenden Schranken zu halten wußte, zu keinem entehrenden Verdachte berechtigt, verbarg er ſeinen Verdruß nach Kräften, nur dann und wann durch trockene Einſylbigkeit oder düſteres Schweigen ſich verrathend. Apolonia, den Grund nicht kennend, weil ſie ſich ſchuldlos wußte, forſchte ängſtlich nach der Urſache dieſer Verſtimmung; aber der ſtolze Mann, ſtatt ſeinen Gram dem treuen Herzen ſeiner Gattinn anzuvertrauen und ſo den Dämon, der ſein häusliches Glück untergrub, für immer zu verſcheuchen, ſchwieg, und ſchob die Schuld auf ein plötzliches Uebelbefinden, oder irgend eine andere zufällige Urſache.

Die Liebe ſieht ſcharf. Apolonia glaubte, den Grund von ihres Gatten Unmuth entdeckt zu haben und bat ihn, unter dem Vorwande, daß das geräuſchvolle Leben ſie ermüde, die Gäſte nach und nach abzuweiſen, damit ſie nur ſich und ihrer Liebe leben könnten, aber wie hätte Reichenſteins Stolz eingeſtehen ſollen, daß er ſich ſo klein gezeigt? — Er beſtand darauf, daß die Burg ſeiner Väter jedem Gaſt offen bleiben müſſe, und als Apolonia unter allerlei Vorwand von den Gelagen ſich in die Einſamkeit ihres Kloſets zurückzog, und die Gäſte mit Bedauern die Abweſenheit der holden Wirthinn bemerkten, auch wohl hie und da einzelne Winke den wunden Fleck von Reichenſteins Herzen ſpottend trafen: da erwachte ſein Stolz mit aller Gewalt; er bat ſeine Gattinn, ja er befahl ihr endlich ſogar, bei jedem Gelage zu erſcheinen, und die Gäſte, nach wie vor, durch ihre Kunſt zu erfreuen. Apolonia konnte, bei ſo bewandten Umſtänden, nicht mehr zweifeln, daß ſie ſich in ihrer Vermuthung geirrt habe; ſie gehorchte gerne: denn der Weihrauch, der ihrem Talente geſtreut wurde, ſchmeichelte, was wohl zu entſchuldigen war, der weiblichen Eitelkeit, und ſie freute ſich unverhohlen ihrer Triumphe. Reichenſteins Mißmuth nahm von Tag zu Tage zu, und nur in Geſellſchaft gewann ſein Stolz einigermaßen die Herrſchaft über ſeine Eiferſucht. Die liebende

Gattinn forſchte vergeblich nach der Urſache ſeines unbegreiflichen Betragens; um ſo vergeblicher, da ſie durch ſein früheres, verſtelltes Benehmen von der rechten Spur ganz abgeleitet werden. So untergrub der Stolz den Frieden einer Ehe, welche, ohne den Einfluß dieſes mächtigen Tyrannen, die glücklichſte zu ſeyn berufen war; ſo verſtrichen zwei Jahre, in denen ſich für den bethörten Freiherrn das Haus ſeiner Väter, wo ihm der Segen des häuslichen Glücks die duftendſten Blumenkränze bot, zur qualvollen Hölle verwandelte!

Suleymann, um ſich für den, vor zwei Jahren vor den Mauern Wiens erlittenen Verluſt, und die vereitelte Siegeshoffnung zu rächen, fiel um dieſe Zeit ſtärker gerüſtet, als jemals, in Oeſterreich und Steyermark zugleich ein, weßhalb Kaiſer Karl in Perſon, an der Spitze eines anſehnlichen Heeres, ſeinem erhabenen Bruder, dem Könige, zu Hülfe zog. Ferdinand ſäumte gleichfalls nicht, ſeine Getreuen unter ſeine Banner zu verſammeln: Auch an Reichenſtein erging der Ruf, dem dieſer um ſo lieber folgte: denn ach! in ſeinem Hauſe lachte ihm kein Glück, weil er es im ſtolzen Wahne von ſich geſtoßen, und im Getümmel der Schlachten durfte er wenigſtens ſeinen Gram zu vergeſſen hoffen

Erſchütternd traf die Nachricht der baldigen Trennung das liebende Herz des treuen Weibes; groß und ungeheuchelt war ihr Schmerz in der Trennungsſtunde: doch der im Wahn befangene Gatte hielt ihre Thränen für erkünſtelt, ihre Klagen für eine Larve, unter welcher ſie die Freude über die Ausſicht, fortan freier ihrer verdammlichen Neigung folgen zu können, mühſam barg; ungerührt entwand er ſich ihren Armen, und ſprengte dahin, den ſchäumenden Gaul antreibend, wie ihn der feindſelige Dämon im Innern trieb.

Zur Einöde verſtummte von nun an der bisher ſo laute Reichenſtein. Gleich einer Wittwe, die den Tod des geliebten Gatten betrauert, zog ſich Apolonia von allem Umgange zurück, nur ihrem Gram, dem Gebete für des Gatten Erhaltung und der Beſorgung ihres Hausweſens lebend; die ſpäte Nacht fand ſie oft noch an ihrem Betſchemmel oder an der Harfe, zu der ſie traurige Lieder der Sehnſucht mit thränenfeuchten Augen ſang.

Tag um Tag, Woche um Woche verging, und keine Nachricht von dem geliebten Gatten kam, obgleich ſie ihn doch ſo dringend darum gebeten hatte. Länger vermochte ſie es nicht mehr, der Ungewißheit Qualen zu ertragen; ſie ſandte ihren Burgvogt, einen gewandten, vielerfahrenen Mann, zum königlichen Heere, das ſich, wie es hieß, am Biſamberge gelagert hatte, um Erkundigung über das Befinden des heißgeliebten Eheherrn einzuziehen. Die Zwiſchenzeit bis zu des Boten Rückkehr verbrachte ſie mit heißem Gebete und wohlthätigen Werken.

Endlich ward ihr Nachricht, der Bote ſey angelangt. Haſtig befahl ſie, ihn kommen zu laſſen; der Burgvogt trat ein, aber — wehe! — ſein Geſicht trug die unheilverkündenden Züge tiefen Grams. „Barmherziger Gott! er iſt todt!“ rief die Verzweifelnde, und ſank ohnmächtig zu Boden. — Lange bemühte ſich die treue Zofe vergeblich, die angebetete Gebieterinn ins Leben zurückzurufen; endlich ſchlug ſie die Augen auf. Ihr erſter Blick fiel auf den Boten. Eiſig und gedankenlos ſtarrte ſie ihn an; nach und nach ſchien ihr Gefühl und Beſinnung zurückzukehren. Wie unter dem Ringen mit einem großen Schmerz, den ſie gewaltſam nieder kämpfte, hob ſich ihr Buſen, und eine einzelne, große Thräne entquoll dem krampfhaft zuckenden Auge. „Sprich,“ ſprach ſie mit dumpfen Tone,

„erzähle alles, was Du weißt!“ — „Verzeiht, edle Frau,“ entgegnete der Bote, „ich fürchte, Ihr ſeyd jetzt nicht ſtark genug, meine Nachricht zu vernehmen.“ — „Das Schrecklichſte habe ich ſchon vernommen;“ erwiederte die Burgfrau. „Du kannſt mir nichts ſagen, was mich härter treffen könnte! Sprich, wie ſtarb er?“ — „Starb?“ rief der Burgvogt, „das wolle Gott verhüten! Nein, Euer edler Gatte lebt.“ — „Lebt!?“ frug Apolonia mit einem Tone, wie der Verurtheilte auf dem Schaffot, in deſſen Ohr der Gnadenruf erſcholl, und der, ängſtlich fragend, ſich Gewißheit zu ſchaffen ſucht. „Lebt? lebt?!“ wiederholte ſie mit Haſt. „Lebt,“ entgegnete der Vogt, „aber — in Türkiſcher Gefangenſchaft!“ — „Aber er lebt! Er lebt doch!“ ſchrie die Hocherfreute und ſank, Gott im lauten Gebete dankend, auf die Knie. — Als ſie geendet hatte, befahl ſie dem Boten, ſeine Erzählung zu vollenden, und erfuhr von ihm: Rebchenſtein ſey dem Corps zugetheilt geweſen, welches dem, über den Semmering, mit dem Vortrab des Türkiſchen Heeres eindringenden Michael Oglu ſich entgegenwerfen ſollte; zwar ſeyen die Muſelmänner in die Flucht geſchlagen; der Freiherr aber habe ſich in der Hitze des Gefechts zu weit gewagt, ſey umringt und nach einer tapfern Gegenwehr gefangen, und von den Flüchtigen fortgeſchleppt worden. Auch wolle man im Lager durch Ueberläufer die Nachricht haben, er ſey dem Baſſa von Belgrad als Gefangener zugefallen, und von ihm in ſeine Heimath mitgenommen worden, da eine, im Gefecht erhaltene Wunde dem Baſſa die Erlaubniß bewirkt habe, ſich nach Hauſe begeben zu dürfen." „Alſo er lebt! er lebt und es iſt noch Hoffnung, ihn wieder mein zu nennen!" rief Apolonia, und die Thränen, welche ſie vorher dem Schmerze abgerungen, floſſen nun der Freude in reichen Strömen.

Sie verſchloß ſich in ihr Gemach. So verbrachte ſie den übrigen Theil des Tages, ohne Speiſ' und Trank zu ſich zu nehmen. Am Abende ließ ſie den Burgkaplan rufen, und eröffnete ihm, wie ein wichtiges, unaufſchiebbares Geſchäft es ihr zur Pflicht mache, mit Tages Anbruch nach Linz, an den Hof der Königinn, abzureiſen: und da der alte Burgvogt ſie auf dieſer Reiſe begleiten ſollte; ſo bäte ſie den würdigen Geiſtlichen für die Burg nach Kräften Sorge zu tragen. Der greiſe Prieſter, die Abſicht der Reiſe nicht kennend, wagte es nicht, ſie zurückzuhalten, und bat nur, die Ihrigen, welche die Abweſenheit ihrer gütigen Herrinn ſchwer ertragen würden, durch ſchnelle Rückkehr baldmöglichſt zu erfreuen. „Das ſteht in Gottes Hand!“ rief Apolonia, nahm von den Burgbewohnern mit ſichtlicher Rührung Abſchied, und reiſ'te mit dem grauenden Tage, begleitet von dem alten Vogt und den Segenswünſchen der Ihrigen, ab, nichts mit ſich nehmend als ihren Schmuck und ihre Harfe. —

Im Harem des Baſſa von Belgrad, in deſſen Gärten der edle Freiherr von Reichenſtein niedere Sclavenarbeit verrichten mußte, herrſchte große Trauer. Fatme, des Baſſa Ibrahim erſte Favorite, ſah ſich endlich am Ziele ihres langgenährten, ſehnlichſten Wunſches; ſie genas eines holden Knäbleins. Aber ſchnell wich der beglückten Mutter Freude, und machte den ungemeſſenſten Schmerzen Platz, als der unerbittliche Senſenmann den erſtgebornen Liebling ſchon nach einigen Tagen wieder hinwegraſte. Dem Wahnſinn nah, taub für jeden Troſt, abgeſtorben der Welt und ihren Freuden, gab ſich Fatme ihrem gränzenloſen Schmerze mit ungezähmter Leidenſchaft hin; nur der alles beſiegenden Zeit gelang es, ihn abzuſtumpfen; aber er machte einem peinigenden Trübſinn, einer Apathie Platz, die manchmal in förmliche Geiſtesabweſenheit ausartete. Der beſorgte Ibrahim bot alles auf, die Geliebte dem Tode, deſſen Beute ſibei längerer Dauer ihres Gemüthszuſtandes unvermeidlich werden mußte, zu entreißen. Die geſchickteſten Aerzte verſchwendeten vergebens ihre Kunſt an der Kranken; mit zerriſſenem Herzen ſah der Baſſa das holde Weſen dem Grabe zuwelken. Da meldete man ihm eines Tages einen Griechiſchen Jüngling, von deſſen Talent als Harfenſpieler und Sänger alle, die ihn gehört hatten, entzückt waren, welcher um die Erlaubniß bat, auch vor dem Baſſa ſeine Kunſt hören zu laſſen. Ibrahim, der Aufheiterung im hohen Grade bedürfend, ergriff die dargebotene Gelegenheit; er ließ den Griechenjüngling vor, und ward von ſeinem Spiel und ſeinem Geſang dergeſtalt hingeriſſen, daß er, ſo lange beides dauerte, ſeines Kummers ganz vergaß. Dieſe Bemerkung führte ihn auf die Vermuthung, daß dieſe entzückende Kunſt, die auf ihn einen ſo gewaltigen Eindruck gemacht, vielleicht auch auf die Kranke wohlthätigen Einfluß haben könnte. Er theilte ſeine Meinung dem Jünglinge mit, und dieſer beſtärkte ihn nicht nur in ſeiner Vermuthung, ſondern fügte noch hinzu, daß er häufige Fälle wüßte, wo Gemüthskranke durch die Macht der Muſik von ihrer Krankheit gänzlich hergeſtellt worden. — „Wenn Dir das gelingt,“ rief der hocherfreute Baſſa, „dann fordere was Du willſt, kein Preis iſt mir zu hoch, wenn es gilt, die Heißgeliebte zu erhalten!“ — Ibrahim machte den Griechen mit der Urſache und den Fortſchritten der Krankheit bekannt, und dieſer verſprach, ſeine ganze Kunſt aufzubieten, und den Verſuch zu wagen. Dieſer Verſuch gelang über alle Erwartung. Der Grieche ſpielte anfangs, hinter einem Gitter verborgen, in gehaltenen Tönen, langſame, melancholiſche Weiſen. Fatme achtete anfänglich nicht darauf; doch nach und nach wurde ſie aufmerkſam, und horchte, mit ſteigendem Antheil, wie es ſchien. So lange die Muſik dauerte, belebte ſich ihr ſchönes blaſſes Geſicht; eine leichte Röthe überflog die Wange, und das trübe Auge erglänzte von einem matten Schimmer; doch wie die Töne verhallten, verſank ſie neuerdings in jenen lähmenden Trübſinn. Der Antheil der Kranken wuchs, als der verborgene Künſtler ſeine Harfe mit kleinen Griechiſchen Liedern begleitete, die Kummer und Sehnſucht athmeten. Ihr Buſen hob ſich ſtürmiſch, helle Thränenſtröme entquollen, ihr unbewußt, den Augen, indeß ſie mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Geſange horchte. So ging es mehrere Tage hindurch. So oft die beſtimmte Stunde, wo der Geſang beginnen ſollte, ſchlug, äußerte ſie Unruhe und endlich auch Ungeduld; ja eines Tages, als durch

Zufall der Grieche ſpäter als gewöhnlich an ſeinem Platze erſchien, fragte ſie ängſtlich: ob man ihr auch die letzte Freude rauben wolle? Es waren die erſten Worte, die man ſeit Wochen von ihr vernommen. Von nun an mußte der Grieche früher kommen, und länger bleiben. Er ſuchte nach und nach ſeinen Liedern einen heitern Charakter zu geben, und der Antheil der Kranken nahm zu, ſtatt ſich zu mindern. Sie verlangte den himmliſchen Künſtler zu ſehen, der ſo wohlthätig auf ſie wirkte, und äußerte endlich den Wunſch, von ihm in dieſer entzückenden Kunſt unterrichtet zu werden. Er gehorchte, und bald hatte Fatme einige leichte Lieder erlernt, die ſie, mit Leidenſchaft, Tag und Nacht übte, ſo ihres Schmerzes vergaß, dem gähnenden Grabe entriſſen, und dem hocherfreuten Ibrahim wiedergegeben ward. Entzückt drückte der Baſſa dem Urheber dieſer glücklichen Veränderung die Hand. „Du haſt Wort gehalten!“ rief er, „fordre nun Deinen Lohn, damit auch ich Wort halten kann! Fürchte nicht zu viel zu fordern; Allah hat mich reich mit Schätzen geſegnet, aber die Erhaltung des Koſtbarſten verdanke ich Dir!“ — „Herr!“ ſprach der Jüngling, in Deinen Gärten verrichtet ein edler Deutſcher Ritter, der Freiherr von Reichenſtein, niedre Sclavenarbeit;

ich bin ſeinem Hauſe hoch verpflichtet; ſchenke mir ſeine Freiheit, und ich bin überreich belohnt.“ — „Nimm ihn hin,“ rief der Osman, „mit ihm zehen ſeiner Gefährten, die ſein Schickſal theilen. Daß er nicht mit leeren Taſchen in ſeine Heimath zurückkehre, dafür wird Ibrahim ſorgen, und auch Du, beſcheidner Jüngling, ſollſt mein Haus, dem Du ſo großes Heil gebracht, nicht unbeſchenkt verlaſſen.“

Der Baſſa ließ den Sclavenaufſeher rufen, befahl ihm, den Griechen hinabzuführen in das Gefängniß der Chriſtenſclaven, dem Freiherrn und ſeinen Gefährten ihre Freiheit anzukünden, und ihren den edlen Jüngling als ihren Befreier vorzuſtellen. Vergebens ſträubte ſich der beſcheidene Grieche dagegen, aber der Baſſa gebot. „Es iſt nicht mehr, als billig,“ fügte er hinzu, „daß dieſe Chriſtenhunde ihren Wohlthäter kennen lernen, und ihm den ſchuldigen Dank zollen für ſeine edle That!“ —

Verlegen folgte der Jüngling dem mürriſchen Aufſeher; tief ins Auge drückte er den breiten Hut, als ſie in das dunkle Gefängniß traten, wo die Gefangenen auf feuchtem Boden und faulem Stroh umher lagen. Kaum hatte ihnen der Aufſeher die unerwartete Freudenpoſt verkündet, als die Ueberſeligen ſich zu den Füßen ihres Erretters warfen, und den Saum ſeines Gewandes mit heißen Dankesthränen netzten. „Dem Himmel dankt!“ ſprach der Jüngling, mit ſchwankender, kaum vernehmbarer Stimme; „Er geleite Euch auf der Reiſe in die Heimath. Lebt wohl!“ Somit wollte er ſich entfernen. „Halt, edler Fremdling!“ rief Reichenſtein. „Wenn Du auch hier unſern Dank verſchmähſt; ſo nimm wenigſtens dieſen unſcheinbaren Ring; er iſt das einzige, was mir geblieben. Führt Dich oder Einen der Deinen der Zufall einſt nach Deutſchland und nach Reichenſtein; ſo wird ihm dieſer kleine Reif eine neue Heimath ſchaffen, und ihn zum Mitglied eines edlen Geſchlechtes machen, deſſen einzigen noch übrigen Stammherrn Du erhalten.“ — „Wir ſehen uns wieder!“ ſtammelte der Jüngling mit unverkennbarer Rührung, wand ſich los und ſtürzte hinaus.

Der Baſſa hielt Wort. Mit Geſchenken, und einem ſicheren Firman, verließ Reichenſtein ſammt ſeinen Gefährten, nachdem ſich der Griechenjüngling ſchon früher, mit Geld und Edelſteinen reich beſchenkt, entfernt hatte, Belgrad. Glücklich kamen die Befreiten im Chriſtenlager an, und wurden von dem Könige Ferdinand huldreich aufgenommen; vor allen Reichenſtein, der ſeinen Wunſch, wieder beim Heere zu bleiben, ausſprach. „Vor der Hand,“ entgegnete der menſchenfreundliche Monarch, „ſende ich Euch zu meiner Gemahlinn nach Linz; wenn ſich dort, wie ich hoffe, Euer Sinn ändert, ſeyd Ihr der Kriegsdienſte entlaſſen: denn Ihr bedürft, nach überſtandenen Drangſalen, der Ruhe; ſollte dieß aber der Fall nicht ſeyn, woran ich jedoch zweifle, ſo iſt Euer tapferer Arm meinem Heere ſtets willkommen!“

In der Königsburg zu Linz ſaß, nach einem Zeitraum von drittehalb Jahren, Reichenſtein abermals im großen Saale an der königlichen Tafel: nur war dießmal die Geſellſchaft etwas kleiner; ſie beſtand nur aus der Königinn Anna, einigen Hofdamen und Ehrenfräuleins, einigen alten Hofherren und unſerm Freiherrn. Der goldne Rahmen, worinn er vor dritthalb Jahren ſeine Gattinn zum erſten Mal erblickte, ſtand an derſelben Stelle, von dem nemlichen rothen Vorhang bedeckt, der ſich dazumal auf den Wink der Königinn hob, und ihm den Anblick der Reize gewährte, die er bald darauf ſein zu nennen ſo glücklich war. Mit Wehmuth gedachte er jenes ſeligen Tages und all der glänzenden Luftſchlöſſer, die ſich die hoffende Liebe ſo geſchäftig baute; — jetzt ſtand er, nach ſeiner Meinung, an den Ruinen ſeines Glückes, und ein tiefer Seufzer entwand ſich gewaltſam der beklemmten Bruſt.

Die Königinn, welche ſeinen Blick bemerkt, ſeinen Seufzer vernommen hatte, unterbrach ſeine Betrachtungen mit den Worten: „Deut' ich Euern Blick recht; ſo weckt dieſer Vorhang in Euerm Herzen ſüße Erinnerungen des Glückes, das Euch hier aufgegangen, und kann mir den Seufzer, der unwillkürlich Eurer Bruſt entſtieg, mit der Sehnſucht nach der geliebten Hausfrau wohl erklären.“ — Eine trübe Wolke umlagerte Reichenſtein's ſchöne Stirne, und ein noch tieferer Seufzer war ſeine ganze Antwort. „Habt Ihr etwa beunruhigende Nachricht vom Hauſe erhalten?“ fuhr die Königinn fort. „Hat Apolonia, dem Kummer über Eure Abweſenheit erliegend“ — „Kummer über meine Abweſenheit?!“ unterbrach der Freiherr die Königinn mit einem bittern Lächeln. „Verzeihen Euer Majeſtät, wenn ich es wage, zu zweifeln, daß“ — „Ich will nicht hoffen, Freiherr!“ fiel ihm die Königinn ins Wort, „daß ein unwürdiger Zweifel in Eurem Herzen Platz greifen konnte? Doch davon ein ander Mal. Jetzt bitte ich Euch, uns die Art Eurer

Befreiung aus dem Sclavenjoche umſtändlich zu erzählen." — Der Freiherr gehorchte und erzählte. Als er geendet hatte, fragte die Königinn: „Und Euren Erretter, den edlen Griechenjüngling, habt Ihr ſeitdem nicht wieder geſehen?" — „Leider, nein!" entgegnete Reichenſtein. „Und die Art, wie er ſich meinen thränenfeuchten Blicken entzog, läßt mich fürchten, daß ich in dieſem Leben wohl nimmer ſo glücklich ſeyn werde, meinen Wohlthäter zu ſehen, um ihm den Dank zu zollen, mit dem mich ſeine edle That ſchwer belaſtete." — „So lang man lebt, iſt auch noch Hoffnung!" entgegnete die Königinn. „Hättet Ihr wohl vor dritthalb Jahren geglaubt, daß dieſer einfache, von Euch gewiß nicht beachtete Vorhang, Euch die Gattinn zuführen würde? Und, wer weiß, welch' köſtliche Gabe er jetzt verhüllt! Wie wär's, wenn er, Euren Lieblingswunſch erfüllend, ſchwände, und Euch den Retter, und mit ihm ein nicht geahnetes Glück zuführte?" — „Es gefällt Euer Majeſtät zu ſcherzen!" ſprach der Freiherr mit trübem Lächeln. „Laß doch ſehen," verſetzte die Königinn, „ob dieſen ungläubigen Thomas, der ſchon ſo überführende Proben von der Zaubermacht dieſes Vorhangs erhalten hat, nichts bekehren kann!" Wie vor dritthalb Jahre gab die

Königinn ein Zeichen; wie damals rauſchte der Vorhang empor; wie damals zeigte ſich der flammende Altar: — aber nicht das Wappen des Erzhauſes Oeſterreich prangte über ihm, ſondern das der Familie Reichenſtein, und unten ſtand — der Griechenjüngling, den Hut tief ins Geſicht gedrückt, auf ſeine Harfe gelehnt. „Iſt es möglich? Mein Retter! Mein Wohlthäter!“ ſchrie Reichenſtein und ſtürzte auf die Erſcheinung zu. — Da fiel der Hut, der graue, faltige Ueberwurf ſchwand und — Apolonia trat ihm entgegen. Prangend in der Fülle ihrer Reize, den Himmel der Liebe im ſchwimmenden Auge, trat ſie dem erſchrocken Zurückweichenden entgegen. „Was ſoll die Mummerei?“ rief er verdrüßlich. — „Kennſt Du dieſen Ring nicht mehr!?“ fragte Apolonia, indem ſie ihm den goldenen Reif hinreichte, den er in Belgrad ſeinem Retter zum Unterpfande gegeben. „Allmächtiger Gott!“ rief der Freiherr, „Du? Du wäreſt —?!“ — „Ja,“ ſprach die Königinn mit erhabner Stimme, — „Sie war's, das treue Weib, die nicht der Reiſe Mühen und des Unternehmens Gefahren ſcheute, um den heißgeliebten Gatten, der, zu ſtolz, ſein Unrecht einzugeſtehen, ihr und ſein Glück untergraben, aus den Feſſeln der Ungläubigen zu erlöſen.“ —

Reichenſtein hatte ſich indeſſen zur Erde geworfen, und barg ſchluchzend ſein Geſicht in Apolonia's Kleidern. „Das konnteſt Du? — und für mich! — für mich! — der —" rief er außer ſich, mit von Thränen erſtickter Stimme. Vergebens ſuchte ihn die tiefbewegte Gattinn aufzurichten. „Nein!" ſchrie er, „hier zu Deinen Füßen iſt mein Platz, damit ich das Unrecht abbüße, Dich verkannt zu haben, Dich, Du Krone ehelicher Treue! Doch, welche Buße tilgt meine Schuld? — Nimmer vermag ich es, den ſchuldbewußten Blick zu Dir zu erheben, Du Engelreine!" — „Weißt du nicht, Du nun erſt mir Gegebener," ſprach Apolonia, indem ſie ihn mit ſanfter Gewalt an den treuen Buſen heraufzog, „daß wahre Liebe kein ſüßeres Geſchäft kennt, als verzeihen? Daß die Verirrungen des Geliebten wohl ein treues Herz betrüben, aber nimmer es von ihm wenden können?"

Wie nun das glückliche Paar ſo da ſtand, Arm in Arm geſchlungen, in ſeliger Trunkenheit Mund an Mund gepreßt, ſich und die Welt um ſich her vergeſſend, da blieb keiner der Zuſchauer ungerührt, und im Auge der menſchenfreundlichen Königinn glänzte eine Perle, koſtbarer, als ihr Diadem ſie trug.

Vertrauen und Liebe ſtreuten von nun an die ſchönſten Blumen auf den Lebenspfad des hochbeglückten Paares, das ſich jetzt erſt ganz kennen lernte. Reichenſtein kannte fortan keinen Stolz, als den, nicht nur das ſchönſte, ſondern auch das treuſte Weib zu beſitzen; er ſah es gern, wenn man ihren ſeltenen Vorzügen huldigte, und pries mit Entzücken die Macht der Muſik, die ihm ſeine Freiheit und das Glück, das er, von blinder Leidenſchaft bethört, von ſich geſtoßen, wiedergegeben hatte. Die Geſchenke des Baſſa von Belgrad konnten wohl ſeinen Reichthum, aber nicht ſein Glück vermehren: denn ihm ward das köſtlichſte irdiſche Gut: Bewährte Frauentreue! *)

---

*) Vorſtehende Novelle gründet ſich auf eine wahre Begebenheit. Noch ſtehen die Ruinen der Burg Reichenſtein im Mühlviertel des Landes, ob der Ens, und in der Schloßkapelle befindet ſich das von einem Italieniſchen Meiſter verfertigte Grabmal des Freiherrn von Reichenſtein.

Züge hochherziger Frauen

von J. F. Caſtelli.

I.

Die Spartaniſche Mutter.

Geſchlagen ward in letztverfloß'ner Nacht,
Nicht ferne von der Stadt, die wicht'ge Schlacht,
Und banger Sorg' und Ahnung voll,
Erwartet man den Boten, der vom Heere
Die Nachricht bringen ſoll,
Von Schande oder Ehre.

Dort ſteht Eurilla unter jenen Müttern,
Die ihre Blicke nach der Ferne wenden,
Und ihre Wünſche zu den Göttern ſenden;
Wenn jene einmal — darf ſie fünfmal zittern:
Denn bei dem Heere fechten ihre fünf Söhne;
Doch zagt ſie nicht, und weinet keine Thräne. —

Jetzt kommt der Bote geſprengt,
Entgegen ihm Alles ſich drängt;
Eurilla'n erblickt er, und beugt ſich zu ihr:
„O Heldenmutter! verzeihe mir,
„Entſetzliche Nachricht verkünd' ich Dir:
„Gefallen ſind in vergangener Nacht
„All' Deine fünf Söhn' in verderbender Schlacht!"

„ „Biſt Du ein Spartaner?" " — die Mutter ſpricht,
„ „Nach meinen Söhnen fragt' ich Dich nicht,
„ „Sag an: ob der Schlachtengott Sieg uns verlieh?" " —
„Der Sieg iſt unſer!" der Bote ſchrie.
Da überſtrahlte der Wonne Licht
Der Heldenmutter bleiches Geſicht,
Sie eilt in den Tempel, kniet vor den Altar,
Und bringt den Göttern ihr Dankopfer dar.

II.

Leona.

Man woll' ihn von dem Throne ſtoßen,
Man habe ſeinen Tod beſchloſſen,
Das wußt' Athen's Tyrann;

Da hieß er ſeine Schergen gehen,
Die kühne Rotte zu erſpähen,
Die ſolchen Frevel ſann.

Nur eine Frau, — bei der ſie fanden
Verborgne Waffen, ward in Banden
Hin vor den Thron gebracht;
Der König frug: „Warum, ihr Thoren,
„Habt Ihr Euch gegen mich verſchworen,
„Wollt trotzen meiner Macht?

„„Weil Götter noch mehr Macht beſitzen,
„„Weil ſie bedrückte Tugend ſchützen,
„„Und ihr die Kraft verleih'n,
„„Von jenen Geiſeln, die ſie ſchlagen,
„„Und die ſie zu verhöhnen wagen,
„„Die Menſchheit zu befrei'n;

„„Drum ſind wir gegen Dich verſchworen,
„„Und fallen mußt Du, biſt verloren,
„„Der Menſchheit wird der Sieg!"" —
So ſprach Leona ohne Zagen,
Und des Tyrannen weit'res Fragen
War fruchtlos: denn — ſie ſchwieg.

Und ob er knirſchte, und ihr drohte
Mit allen Martern, mit dem Tode,
Wenn ſie nicht rein und wahr
Ihm, was ſie wiſſe, ſchnell bekenne,
Ihm der Verſchwornen Namen nenne,
Sie ſchwieg noch immerdar.

Man ſtreckt ſie auf die Folter nieder,
Man dehnt ihr aus die zarten Glieder,
Sie weinte — aber ſchwieg; —
Doch jetzt, als ſie das Kreuz ſah bringen,
Die Nägel durch die Hand ihr gingen;
Da — wankte ſie im Sieg.

Schon wollten ihre Sinne brechen,
Der Mund ſchon öffnen ſich zum Sprechen;
Da faßt ſie noch ſich Muth:
Sie biß ſich ab die Zung' im Munde,
Und ſtatt der Red' entquoll der Wunde
Ein Purpur-Strom von Blut.

Die Henker ſahn ihr Leben ſchwinden,
Sie eilten, es dem Herrn zu künden,
Der ſteht vernichtet da,

Weil Frauenkraft, die Tod nicht beugte,
Ihm ſeine eigne Ohnmacht zeigte,
Und er ſein Ende ſah.

Athen iſt dankbar ihr geblieben:
Als den Tyrannen man vertrieben,
Ein Denkmal ihr erſtieg,
Drauf eine Löwinn war zu ſchauen,
Die Zunge hielt ſie in den Klauen,
Darunter ſtand: Sie ſchwieg!

III.

Das Liebesgeſchwader.

„Wer ſprengt im Galopp dort den Hügel hinan,
Dem Feinde, der jenſeits, entgegen?
Ein kleines Häuflein von ſechzig Mann,
Ein blank geharniſchtes Weib voran,
Doch ſchwingend den zierlichen Degen.
Es ſtrahlet die Tugend auf jedem Geſicht,
Und Muth aus jeglichem Auge ſpricht.

„Will Frankreich ſeiner Jünglinge Kern
Denn hier mit einmal verlieren?

Will dieſes Weib denn, — ein böſer Stern, —
Vom Vaterland', von den Eltern fern,
Die Schönheit zum Tode führen?
Zurück! Laßt ab von dem Weibe, laßt ab!
Sie führt Euch ja lächelnd zum ſicheren Grab."

„„Laß ziehen die Muthigen hin in die Schlacht,
Dein Warnungsruf iſt vergebens,
Die Lieb' iſt in ihrem Herzen erwacht,
Sie treibt ſie mit unaufhaltſamer Macht,
Zu folgen dem Stern ihres Lebens;
Und dieſer Stern — o beſpött'le ihn nicht, —
Er iſt des Vaterlands herrlichſtes Licht.

„„Es nennt Magdalena von Miraumont ſich
Die Krone Franzöſiſcher Frauen,
Der keine an Reizen des Körpers noch glich,
Und jede an geiſtiger Herrlichkeit wich;
Kein Jüngling konnte ſie ſchauen,
Der nicht, entflammet vom Schönheitſtrahl,
Empfunden hätte der Liebe Qual.""

Und alſo vermehrten die Anbeter ſich,
Daß ſie ſie zu Schaaren umgaben,

Und keiner ermüdete, keiner wich,
Bei Tag und bei Nacht man ihr Haus umſtrich,
An ihrem Blick ſich zu laben;
Der Jünglinge Kern zu Paris trug zur Schau
Ganz offen die Farbe der herrlichen Frau.

Und ob auch keiner ein Vorrecht errang,
Doch jeder den Andern beneidet,
Wenn hier eines Dichters Lied ihr erklang,
Sein Schwert gegen ihn dort ein Ritter ſchwang,
Und ihn zum Zweikampf beſcheidet;
Hier ſtellt ein Mahler ihr Bildniß aus,
Dort reißt's ein Marquis aus dem Rahmen heraus.

Mit Zunge, mit Gold, mit Liſt und mit Schwert
Sucht Jeder den Schatz zu erringen,
Und täglich die Zahl ſich der Wüthenden mehrt,
Und Jeder will zeigen der Theuren ſich werth,
Um ſich ihre Gunſt zu erzwingen;
Nicht hat Magdalena mehr Ruhe noch Raſt,
Bis muthig ſie folgenden Entſchluß faßt:

Es bietet gar freundlich die Liebhaber all'
Zu ſich auf das Schloß dieſe Holde,
So, wie ſie vorgibt, zu Schmaus und Ball,

Doch kaum ſind ſie da, tönt Trompetenſchall
Und ganz geharniſcht in Golde
Erſcheint Magdalena im ſtaunenden Kreis,
Und ſpricht zur Verſammlung gar kräftig und heiß:

„Das Vaterland iſt in Noth und Gefahr,
„Verbrannte Hütten noch rauchen;
„Solch' eine junge und kräftige Schaar
„Wie hier ich im Kreiſe ſie werde gewahr,
„Iſt wohl zu was Beſſerm zu brauchen,
„Als daß es girre bei'm Mondenſchein,
„Und trage das Schwert nur, um Ritter zu ſeyn.

„Drum wer mich liebet und iſt ein Mann,
„Der mag es mir jetzo beweiſen;
„Er folge mir hin auf der Ehre Bahn,
„Ich ſelber führ' Euch als Feldherr an,
„Und glücklich will ich mich preiſen,
„Zu reichen demjenigen einſt meine Hand,
„Der dort ſich den herrlichſten Lorbeerkranz wand."

Und Alle folgten ihr. — Dieß iſt die Schaar,
Die ſprengt dort dem Feinde entgegen,
Sie trotzet muthig jeder Gefahr,

Und Magdalena von Miraumont war
Die Führerinn, ſchwingend den Degen,
Der Haufe wird Liebesgeſchwader genannt,
Ihn fürchtet der Feind, und ihn ſegnet das Land.

Dreimal Drei.

Die Holde, die ich mir erkieſe dereinſt,
Muß folgende Drei ſtets haben,
Und was Du mir Schönes zu rühmen auch meinſt,
Sie ſind mir die herrlichſten Gaben.
Der Holden, als Herrinn der folgenden Drei,
Der bleib' ich, als Diener, zeitlebens getreu.

Drei ſchwarze Farben begehr' ich zuerſt,
Vom Auge, dem Haare, den Brauen.
Und ob du auch, flammender Blick, mich verhehrſt,
Die Thräne wird Kühlung mir thauen.
Im Auge, von Farbe der Nacht umgränzt,
Gar herrlich der Stern der Lieb' erglänzt.

Nicht minder begehr' ich drei Rothe ſodann,
Die Lippen aus hellen Rubinen,

Die Wangen mit Morgenroth angethan,
Die Fingerchen roſig durchſchienen;
Wo prangend die Farbe der Liebe erglüht,
Ergreift auch ein Sehnen das heiße Gemüth.

Auch glänzen drei Weiße gar herrlich und traut',
Die Zähne wie Elfenbein ſtrahlend,
Wie ſammtene Lilienblätter die Haut,
Die Arme, die Milchſtraße mahlend! —
Denn nur wo die Farbe der Unſchuld ſich zeigt,
Das Herz auch in ſchuldloſer Demuth ſich beugt! —

Die fand ich leider beiſammen noch nie
So lang' ich herum mich getrieben,
Drum bin ich, trotz aller vergeblichen Müh,
Getreu auch noch keiner geblieben! —
Doch find' ich die Holde, als Herrinn der Drei;
So bleib ich, als Diener, zeitlebens ihr treu! —

Samuel Saphir.

Von der ſchönen Königinn.

Funfzig Monde floſſen hin,
Seit die ſchöne Königinn

Durch der Burg geſchmückte Bogen
Kam als Braut herein gezogen.

Funfzig Monde floſſen hin,
Doch der ſchönen Königinn
Lächelt noch kein Kinderſegen, —
Lohnend ihre Lieb' — entgegen.

Tiefbetrübt in ihrem Sinn
Iſt die blaſſe Königinn, —
Seufzet oft an leerer Wiege:
„Kinder ſind der Frauen Siege!“

„Nehmt mir meine Königinn, —
Nehmt mir, was ich lieb' und bin:
Kann ich, eh' es ausgeſchlagen,
Nur ein Kind am Herzen tragen!“

Weihnacht iſt, — der Glocken Mund
Thut des Glaubens Wunder kund:
„„Weihnacht iſt: — wer duldet, trete
„„Vor den Altar hin und bete!““

Königinn, Du duldeſt ja, —
Tritt zum Altar, bete da. —
Seht die Königinn, die Milde,
Knie't vor'm Muttergottesbilde!

„Mutter," ruft ſie, „Mutter lind!
„Mutter mit dem Jeſukind,
„Wenn Du Mutter je geweſen,
„Wirſt Du meine Leiden leſen!

„Nimm mir meine Königinn,
„Nimm mir Alles — Alles hin:
„Kann ich, eh' es ausgeſchlagen,
„Nur ein Kind am Herzen tragen!"

Ruft's, und helles Leuchten quillt
Uebers Muttergottesbild:
Statt des Jeſukind's am Herzen,
Hält's im Schoos den Sohn der Schmerzen.

Statt des Blicks voll Mutterluſt
Geht ein Schwert — durch ſeine Bruſt:
Statt wie Sonnen hell zu prangen
Glüh'n von Thränen ſeine Wangen.

Schaudernd blickt die Königinn
Auf die Schmerzensmutter hin,
Und bedünkt ſich ſchier, — es drohe,
Liebewarnend ihr die Hohe!

„Mutter," ruft ſie neugefaßt,
„Ob Du ihn verloren haſt,

Selten doch Beſitzes Freuden
„Mehr als des Verluſtes Leiden!“

Zehen Wochen fließen hin: —
Mutter iſt die Königinn,
Und ſie harrt mit ſüßem Beben
Auf das liebe junge Leben.

Zehen Monde ſind entfloh'n, —
Niederdröhnet Glockenton, —
Scheue, wunderbare Helle
Färbt die Fenſter der Kapelle.

Hohe Leuchter ſchau'n gereiht
Auf ein Bild der Menſchlichkeit,
Das geſargt, — in dumpfer Milde, —
Ruht vor'm Muttergottesbilde.

Gott! — Im ſchwarzen Sarge drinn
Liegt die weiße Königinn,
Und an ihrem Buſen ſchmieget
Sich ein Kindlein, — ſtill gewieget!

Ein Verklärungsſchimmer quillt
Ueber's Muttergottesbild,
Wie es ſchlummern — lächelnd linde —
Sieht die Mutter mit dem Kinde.

Johann Gab. Seidl.

Iphigenie und Antigone.

(Elyſium.)

Iphigenie.

Laß uns auf den Hügel ſteigen,
Wo die ſchattige Platane ſproßt;
Und, umrankt von grünen Zweigen,
In das Land hinunter ſchau'n getroſt.
Alle Stürme ſind beſchworen,
Und der Himmel wolkenleer.
Blumen ſtreuen leichte Horen,
Keine Dornen, Schweſter, mehr.

Antigone.

Hohe Tochter des Atriden,
Der im Netze der Verbrecher fiel!
Meinem Glücke ward beſchieden
Erſt Vollendung durch Dein Mitgefühl!
Dieſe lenzbewohnten Flächen
Werden dann Elyſium;
Tauſcht in traulichen Geſprächen
Seele ſich mit Seele um.

Iphigenie.

Da Du mir ſo oft geſtandeſt,
Ich aus Allen ſey die Liebſte Dir —

Wem, o Dulderinn, erkannteſt
Du der Neigung ſchönen Preis nach mir?
Sind's die Brüder, ſich bekriegend,
Oder herrſcht Ismene vor;
Oder der, die Sphinx beſiegend,
Licht und Diadem verlor?

Antigone.

Der mit Liebe Euch umfangen,
Haimon nennſt Du nicht, den Kreonsſohn?
Er, ſich opfernd ſonder Bangen,
Stieg für mich zum düſtern Acheron.
Alle ſind dem Herzen theuer;
Liebſter, der mit ſtarker Hand
Tödtete das Ungeheuer,
Und ſein Grab bei Fremden fand.

Iphigenie.

Mir Oreſt — der kranke Bruder,
Den ich ſühnte nach der Götter Rath;
Mit dem Wechſelſchlag der Ruder
Bracht' er mich zur heimatlichen Stadt,
In die lang entbehrten Hallen,
Wo ein Mägdlein ich gehüpft:
Gleiche Wonnen, gleiche Qualen
Haben mich an ihn geknüpft.

Antigone.

Von erhabenen Gebälken
Stürzen Männer glorreich in den Schlund:
Unter ſtäten Opfern welken
Unſre Tage, doch — es ſchweigt der Mund.
Darum ſchenken edle Frauen
Ihrer Dichtung tiefſten Sinn,
Ihr entſchleiertes Vertrauen —
Nur der frommen Dulderinn.

Mayerhofer.

Magyariſche Liebeslieder, aus Kimpfyr klagender und beglückter Liebe,

überſetzt von Johann Grafen Mailath.

Klagende Liebe.

33 Sal. Alles gibt nur ſie mir kund,
Hör' in jedem Ton nur Sie,
Bebt ein Laut aus meinem Mund
Jedes Wort bekennet Sie,
Seufze Sie bei Tag und Nacht,
Meiner Seele Dürſten Sie,

Wünſch' im Traume Sie, erwacht,
Ueberall empfind' ich Sie.
Sie, die meine Glutgedanken,
Sie, die meine Wünſch' umranken,
Wie ein Gott ſchließt Sie allein
In ſich auch mein ganzes Seyn.

75 Sal. Der du aus des Gletſchers Seiten
Bach zuerſt in's Leben quillſt,
Wo die Fichten Nacht verbreiten,
Sie mit Klag' und Trauer füllſt,
Schwanken Lauf durch Felſen wagend,
Oft von Stein und Dorn verletzt,
Bis du ringend, bis du klagend,
In dem Meer vergehſt zuletzt: —
Biſt das Abbild meines Seyns,
Das an Wunden reich, wie keins,
Ach! den Schmerz, der es zerriſſen,
Hat in Liedern klagen müſſen.

173 Sal. Aus dem Leiden trägt im Lauf
Mich zur Ruh mein ſchnelles Roß,
Alſo muntert' ich mich auf,
That was der Verſtand beſchloß.

Tief ins Thal, hinauf zu Klippen,
Sprengt' ich über Stock und Dorn;
Schaum bedeckt das Roß, die Rippen
Bluten, denn ſie traf mein Sporn.
Lieber Falber, gutes Thier,
Schönes Roß, nicht zürne mir;
Unſer Loos erweicht ſich nie:
Du für mich — und ich für Sie.

Glückliche Liebeslieder.

30 Sal. Lächelnd kommen, lächelnd ſchwinden
Meines Lebens frohe Tage,
Seit mich Roſenketten binden,
Die auf Hymen's Wort ich trage.
Zähle jetzt ſo viele Stunden,
Die der Himmel ſelbſt beneiden
Müßte, wär' der Neid entſchwunden
Nicht aus jenem Reich' der Freuden.
Wenn ich ſehe, daß ich ihr,
Ihr, die einzig lebt in mir,
Alles bin; mein Herz ihr Leben,
Iſt der Himmel mir gegeben.

35 Sal. Schnelle Mäher auf den Wieſen
Mähten juſt zum letzten Mal,
Und die Schatten, lang wie Rieſen,
Dehnten ſich in's ſtille Thal;
Und nun gingen, und nun ſtanden,
Wir im hohen Wieſengras,
Bis wir uns am Fluſſe fanden
Schauend in das helle Naß.
Ueber uns ſah'n wir den Himmel,
Sah'n ihn in des Strom's Gewimmel,
Fühlten ihn in uns, und voll
Heil'ger Gluth der Buſen ſchwoll.

271 Sal In Arabiens ödem Sand,
Aber Du, Dein Herz mit mir,
In Hyrkaniens eis'gem Land,
Liebe nur, und ich mit Dir.
In der Mohren glühenden Wüſte
Aber Du, Dein Herz mit mir,
An des Eismeers ſtrengen Küſte
Liebe nur, und ich mit Dir.
In des Paradieſes Wonnen,,
In der Hölle Flammenbronnen,
Hab' ich, Vielgeliebte, Dich
Ewig ſelig bin dann ich.

Der Geiſterſchmecker.

(Ein Märchen.)

Daß Geiſter ſich ſehen und hören laſſen,
Davon beſitzt man Belege genug;
Auch mit der Naſe kann man ſie faſſen:
Wer hörte nicht fabeln von Leichengeruch?
Selbſt unſer Gefühl vermag ſie zu ſpüren;
Wir leſen vom Todtenhände-Berühren:
Doch, daß auf der Zunge ſie Jemand fand,
Iſt wohl bis heute noch Keinem bekannt. —

Jüngſt ſtieß ich im Gaſthof, auf einer Reiſe,
Auf einen mir ſonderbar ſcheinenden Mann;
Den ſah ich nichts eſſen, als Pflanzenſpeiſe:
Fleiſch oder Braten rührt' er nicht an.
Nicht ſelten blieb mit der Sehnſucht Verlangen
Sein Blick auf den dampfenden Stücken wohl hangen;
Doch lange genoß er des Anſchauns nicht,
Und wandte mit Grauen hinweg ſein Geſicht.

Erſt glaubt' ich, ein ſtrenger Geſundheitmacher
Halt' ihm verſchloſſen den lüſternen Mund;
Ich wollt' ihn bedauern. „Mein Wertheſter," ſprach er,
„Sie irren: ich bin vollkommen geſund."

Nun wollt' es der Zufall, daß mit einander
Wir weiter reiſ'ten; wir wurden bekannter,
Und bald entdeckt' er, mit Offenheit,
Mir die Urſach' ſeiner Enthaltſamkeit.

„Sonſt war ich" — ſo ſprach er — „ein Geiſtervernichter,
Beſpöttelte arg den Geſpenſterwahn,
Und ſah als Erzeugniſſe ſchläfriger Dichter
Die rührendſten Wunderlegenden an.
Einſt wagt' ich's, meinen Jugendgeſellen
Die freie Kühnheit zur Schau zu ſtellen,
Und forderte höhniſch bei einem Schmaus
Die Glaubensarmee der Geſpenſter heraus.

Hoch ſollen die Geiſter der Traube mir leben,
Die ſchönen Geiſter, ſo golden als roth!
Dieß rufend ſchlürft' ich den Saft der Reben,
Und ſeine Geſundheit war auch ſein Tod.
Gern wollt' ich, ihr Geiſter des Wahns, in Ehren
Auf Euer Wohl Euch ein Gläschen wohl leeren,
Wär' nur Eure ganze fahrende Zunft
Nicht Schatten blos vom Licht der Vernunft.

Doch, bin ich im Irrthum, und ſeyd ihr in Wahrheit
Zum kleinſten Theilchen nur mehr als nichts:

So würdigt doch ja mich — ich ſtrebe nach Klarheit —
Bei Zeiten des Anſchaun's Eueres Lichts!
Doch fern nur bleibt mir den Augen und Ohren:
Die Sinne ſind ja zur Täuſchung geboren;
Auch iſt das zu abgedroſchen ſchier:
Drum rückt hübſch nahe zu Leibe mir!

Hört an: zwar bin ich kein Sonntagsjunge,
Doch kam, juſt am Mittag, ich auf die Welt,
Hab' auch ein feines Stückchen von Zunge:
Die occupirt nun, wofern's Euch gefällt.
Und da ſich die Geiſter mit Fleiſch gern verbinden:
So möcht' ich in Fleiſch und Braten Euch finden.
Wohlan, nun kommt und zeigt Eure Macht:
Sonſt werdet ganz billig ihr ausgelacht.

Bei dieſen Worten ergriff ich die Gabel,
Und führte zum Munde ein Haſenſtück;
Allein, wie Makbeth in Shakspear's Fabel
Vor Banko's Erſcheinung, ſo bebt' ich zurück.
Nicht Haſenfleiſch war's, was eben ich ſchmeckte:
Ein grauſenhafter Geſchmack durchſchreckte,
Wie Leichenberührung, mir Mark und Bein
Und warf in der Ohnmacht Arm mich hinein. —

Seitdem genieß' ich nur Pflanzenſpeiſe,
Fleiſch oder Braten rühr' ich nicht an,
Und — wie natürlich — auf andre Weiſe
Betracht' ich nun den Geſpenſterwahn.
Mein Leben iſt trüb' und ohne Schimmer;
Und oft, um von der Gefahr für immer,
Geſpenſter zu ſchmecken, mich zu befrein,
Begehr' ich ſelbſt unter den Schatten zu ſeyn." —

Karl Kühnel.

An Laura.

Wenn ich in Deiner Nähe bin,
So möchte ich mit Hochentzücken
Die Welt an meinen Buſen drücken!
Doch dazu reicht mein Arm nicht hin.
Da kommt mir's plötzlich in den Sinn:
Mir ſoll doch die Umarmung glücken!
„Und wie denn?" lächelſt Du mir zu:
O Laura, meine Welt biſt Du!

Karl Kühnel.

Kuthona.

Schauplatz. Düſteres Thal in Schottland, an den hohen Bergen herumflatternde Nebelgeſtalten, ferner Sturm, ſchwaches Mondlicht, Irrlichter-Nacht.

Kathmor.

Warum ſind Deine Wangen, o Heißgeliebte mein,
Blaß, wie die weiße Roſe, bleich, wie des Mondes Schein?
Als wir in Thränen ſchieden, war Deine Wange roth,
Wie junge Maienroſen, wie Frühlingsmorgenroth.

Kuthona.

Du warſt dahingeſegelt — wie bitter litt mein Herz! —
Ich weinte Tag' und Nächte, um Dich, voll Liebesſchmerz.
Der Frühling ſchwand in Thränen, bald kam des Winters Reich —
Er färbte Thal und Hügel, und meine Wangen bleich.

Kathmor.

Warum ſind Deine Wangen, o Heißgeliebte mein,
Wie ſanfter Mondenſchimmer, wie ferner Sternenſchein?
Dein Blick war eine Sonne, erwärmend, klar und hell,
Als wir in Thränen ſchieden, ein reicher Lebensquell.

Kuthona.

Viel weinten dieſe Augen, ſeit ſie zuletzt Dich ſahn,
Es hielten trübe Wolken ſie immerdar umfahn.
Es ſchwamm der Tag in Thränen, es brach die Nacht herein,
Da loſch die Sonn' am Himmel und meiner Augen Schein.

Kathmor.

Warum iſt Deiner Stimme melodiſcher Geſang
Leiſ', wie ein Frühlingslüftchen, wie ſchwacher Harfenklang?
Wie helle Glockentöne klang einſt Dein muntres Lied, —
Verlernteſt Du die Freude, ſeitdem Dein Trauter ſchied?

Kuthona.

Ach, dieſe Glockenſtimme, wie laut hat ſie geklagt,
Nachdem ſie oft vergebens nach Dir, nach Dir gefragt! —
Da ging der Lenz — es ſchwiegen im Hain die Vögelein,
Und es verklang die Stimme, die Glockenſtimme mein. —

Kathmor.

Wo willſt Du hin Geliebte? — vorüber zieht die Nacht,
Schwach glänzt der Mond hernieder, der goldne Tag erwacht.

Laß hier in Lieb' uns weilen, bis milde Morgenluft
Von ihrem Ruhelager die junge Sonne ruft.

Kuthona.

Die Nacht gehört den Todten, der Tag dem Leben an.
In meine kühle Wohnung treibt mich ſein goldnes Nahn.
Leb' wohl, leb' wohl, Geliebter! Die Trennungsſtunde ſchallt,
Es harret Dein' Kuthona — Geliebter komme bald! —

Franz von Hermannsthal.

Das kranke Lämmchen.

Ein Lämmchen, ſeines Hirten Freude,
Das jüngſte von der muntern Schaar,
Erkrankte plötzlich auf der Haide, —
Doch wußte man nichts von Gefahr.

Denn kurz zuvor noch ſchlief im Schatten
Es ruhig, wie auf kühlem Moos,
Wo froh gehüpft, geſpielt ſie hatten,
Die Lämmchen alle, klein und groß.

Es ſchlief, und träumt', und ſeufzte bange:
„Nur eine Stunde laß mich doch,
„Du kleine, ſchöne, bunte Schlange,
„Nur eine Stunde leben noch!“

Die Unſchuld träumt nur Paradieſe,
Sieht in der Schlange keinen Feind.
Des Lämmchens Nacken hatte dieſe
Umſchlungen, wie ein falſcher Freund.

Und immer ſchmeichelnder und enger
Schlingt ſie den Liebesknoten ſchon,
Und immer ſchmerzlicher und bänger
Ertönt der leiſe Klageton.

Der Genius der Unſchuld wachte
In dem Gefild', und ward's gewahr,
Er nahm das Lämmchen ſchnell, und brachte
Es in den Tempel zum Altar.

Da fleht' er mit gefaltnen Händen,
Wie nur ein Engel flehen kann,
Daß die Gefahr ſie von ihm wenden,
Um ihren Schutz die Götter an.

Und, wie der Morgenſtrahl ſich röthet'
Und herrlich ging die Sonn' herauf,
Sah man die Schlang' am Hals getödtet; —
Und munter ſprang das Lämmchen auf.

Gabriele Batsányi, geborne von Baumberg.

Die beſte, weiſeſte Wahl.

(Hyperſonett.)

So viele Herrn auch zur Verehlichung
Mit Billets-doux und Suade ſich empfahlen,
O wehe mir! — Gilt ihre Räucherung
Dem Liebreiz oder meinen Kapitalen?
Denn *reich* nicht nur — auch *ſchön* bin ich und *jung*:
Mein ſchwarzes Aug' und meine Thaler ſtrahlen.
Soll ich, ſtatt ſüßer Herzvereinigung,
Mit eig'ner Münze noch mein Unheil zahlen:
Nach Flitterwochen Sinnesänderung? —
Ich will den *Kern*, was kümmern mich die *Schalen*?
Der Eitelkeit gebiet' ich Mäßigung,
Und traue nicht dem **Fatum**, dem fatalen:
Ich harre nun gern der Enträthſelung.

Wer minder liebt, trägt nicht des Zögerns Qualen;
Doch wahre Liebe zeigt Verſchüchterung,
Beſcheiden, haßt ſie modiſch freies Dahlen,
Fleht für ihr Glühen um Entſchuldigung;
Bangt, wenn mit Hoffnung Nebenbuhler prahlen,
Singt Elegien voll Begeiſterung,
Enteilt, und ſchwärmt in einſam ſtillen Thalen,
Kehrt wieder, ach! mit neuer Huldigung,
Entſagt der Mitgift wohl zu hundert Malen,
Sagt oft mit einem Flammenblick genung,
(Mehr als Romantiker in Madrigalen,)
Und will — nur mich. O der Beſeligung!
Mit ihm, dem Wonnethränen ſich entſtahlen,
Mit ihm entſchließ' ich mich zur Pilgerung;
Mit ihm wall' ich auf jenem Weg, dem ſchmalen,
Bis zu der goldnen Hochzeit-Horen Schwung.
O beſte, weiſeſte der Herzenswahlen! —

Haug.

Vier Lieder

an's gute Aennchen.

Von Carl Gottfried v. Leitner.

1.

Die Nachtwache.

Still geht der Mond, und Schlaf und Frieden gleiten
Aus ſilberlichten Wolken tröſtend nieder;
Nur ich — ich wache, ſinne, klage wieder,
Und meiner Hand erzittern leiſ' die Saiten.

Ach ſie, nach der's mich zieht in ferne Weiten,
Sie ſchloß wohl auch die roſ'gen Augenlieder.
O ruhe ſanft! — mit weichem Goldgefieder
Mög' zaubriſch Dich ein ſchöner Traum umbreiten.

Ein liebes Bild ſoll koſend Dich umwehen,
Ein Jünglingsbild; — doch meines nicht: — zu ſehen
Sollſt Du den ſchon vielleicht Erwählten meinen.

Dann wird ſich ſüß Dein heimlich Sehnen ſtillen,
Ein ſelig Lächeln wird die Lippen füllen, —
Und lächelſt Du nur, will ich gerne — weinen.

2.

Das grüne Thal.

Zwar Berg' und Auen decket
Der Schnee mit weißem Flor;
Doch frühlinghell noch ſchwebet
Ein grünes Thal mir vor.

Das Thal, wo ich am Felſen,
Von Tannen überrauſcht,
Im Moos' bei Dir geſeſſen,
Und Wort und Blick getauſcht.

Vertraulich in der meinen
Lag Deine liebe Hand,
So ſchauten wir vereinigt
Ins abendrothe Land.

Da koſ'te noch im Fliehen
Die Sonne mit dem Ring,
Der Deines Fingers Lilje
Mit ſanftem Zwang umfing.

Mir ſchwamm der Glanz des Reifes
Bewegt im feuchten Blick:
Wem, dacht' ich, tauſcht geweihet
Ihn einſtens das Geſchick?

Ich wagte dann, erzitternd,
Ihn leiſ' herab zu dreh'n;
Du lächelteſt, und ſchwiegeſt,
Und ließeſt's mild geſcheh'n.

Ich ſpähte innen, außen,
Und wandt' ihn her und hin,
Da ſprachſt Du mit Erröthen:
Es ſteht kein Name drin.

Und ſahſt mit blauen Augen
Mich lang und freundlich an;
Das hat mir in der Seele
Tief innen wohl gethan.

Nun zuckt ein ſüßer Schrecken
Durch's Herz mir jedesmal,
Wenn ich an Dich gedenke,
Und an das grüne Thal.

3.

Beim Tanze.

(An die Entfernte.)

Luſtig ertönen
Flöten und Geigen,

Schwebende Schönen
Kreiſen im Reigen.

Lieblich von runden
Armen umwunden,
Flieg' ich im wirbelnden,
Sauſenden Lauf
Luſtig hinunter,
Luſtig hinauf.
Aber das ſanfte,
Trauliche Schmiegen,
Aber das zärtliche
Schweben und Wiegen
Mit der Geliebten
Iſt es doch nicht.

Blauliche Augen
Schalkhafter Laune,
Funkelnde ſchwarze,
Sanftere braune
Leuchten mich an;
Aber ſie trachten
Nicht nach den meinen,
Aber ſie ſchmachten
Nicht mir entgegen,

Zärtlich-verlegen,
Weich bis zum Weinen.

Lippen, der Roſen
Schön're Geſchwiſter,
Tauſchen mit holdem,
Leiſem Geflüſter
Heitere Reden,
Lächeln und grüßen;
Aber ſie neigen
Nicht mit beredtem,
Sehnendem Schweigen
Sich nach den meinen,
Glühend in Küſſen
Sich zu vereinen.
Luſtig zum Reigen
Mögen ertönen
Flöten und Geigen!
Schwebende Schönen,
Laßt mich hinweg! —

Sey mir willkommen
Waldiges Dunkel,
Kühles Gehäg! —
Scherzende Vögel

Spielen Verſtecken,
Rings die Gebüſche
Leiſe durchirrend;
Suchen und finden ſich,
Jagen ſich ſchwirrend
Rings durch die Hecken.
Und in dem Laube,
Und in den Blüthen
Blättert der Wind,
Wie in dem Bilder-
Buche das Kind.
Ach! — — — und dort ſtrahlen,
Durch der Gezweige
Nicken und Schwanken,
Bläuliche Berge. —
Meine Gedanken
Wandern hinüber;
Sputen ſich munter
Jenſeits hinunter,
Schleichen durch's Thälchen,
Schlüpfen in's Haus,
Grüßen, — und wollen
Nimmer heraus.

4.

Der Zank mit der Roſe.

Ich ſah die Flur, den Wald in grüner Hülle,
Und obenhin den Himmel blau und frei,
Da flieh' ich raſch des Volkes wirre Fülle
Heraus mich ſchleichend in den blum'gen Mai;
Und tief in Einſamkeit und ſüße Stille
Verbirgt mich nun des Parkes Siedelei,
Die ſelbſt in Eichengrün und Roſenhecken
Das braune Dach ſucht ſorgſam zu verſtecken.

Durch dunkles Laub gedämpft, ergießet innen
Sich grünlichbleich des Tages gold'ner Schein,
Und ladet ſanft zu ſüßem Liebeſinnen,
Wie Mondenlicht im ſtillen Zwielicht, ein.
Gleich Silber hallt der fernen Quelle Rinnen,
Des Waldes Zweige ſchauern lieblich drein;
Und trillernd ſingt und klingt's aus tauſend Kehlen,
Und lehrt mich hold die ſchönſten Weiſen wählen.

Was ſchimmert dort im Lenzgeſproß der Linde? —
Ein Reſtchen Schnee, das zögernd noch nicht ſchmelz? —
O nein! — Es girret, — und mein Täubchen finde
Ich nachgeflogen hier im jungen Holz.

Seht! — flatternd prüft den Fittich ſchon im Winde
Der Liebe Botinn, auf ihr Aemtchen ſtolz;
Sie äugelt her, und ſperret voll Verlangen
Das Schnäblein auf, ein Brieſchen zu empfangen.

Bald, bald! — Beginnend mahl' den lieben Namen
Auf's weiße Blatt ich ſchon mit gold'nem Stift;
Dann halt' ich ein, — wie ob des Arm's Erlahmen, —
Und küſſe frohbethört die eigne Schrift.
Was füg' ich nun in bunter Reime Rahmen?
Ein ſchmeichelnd Lied von zarter Liljentrift
Des Buſens, und von weichen Lippenroſen? —
Wie ſoll mit Worten ich die Ferne koſen?

Und wie ich liſpelnd ſo von Roſen ſpreche,
Hebt eine ſchon den ſchlanken Hals im Nu,
Und ſpäht durch's Fenſter auf des Tiſches Fläche,
Und neigt ſich lauſchend ans Geſims herzu.
Ei! — theilſt Du auch der andern Mädchen Schwäche?
Pfui! — ſchäme Dich, rothbäckig Dirnlein Du! —
Verſtohlen ſo in fremde Briefe blicken,
Das will ſich nicht für hübſche Leutchen ſchicken.

Schon wieder? — Neckiſch Ding! von ſolcher Tücke
Laß baldig ab, und ſey auf Deiner Huth,

Daß ich nicht plötzlich dich und ſtrafend pflücke. —
Ertappt! ertappt! — Sie läßt es nicht. — Schon gut!
Ob ſie auch bergend nun ſich duck' und bücke,
Verräth ſie doch der Wangen hohe Gluth;
O ſpare nur der Thränen ſchöne Wellen!
Es rührt mich nicht, wie ſie auch ſchmachtend quellen.

Weh! — Arge! — Seht, ſie ſticht nach meinen Händen,
Und brennend quillt das Blut aus ſeinem Born;
Doch hoffe nicht, dein ſtrenges Loos zu wenden,
Der ſcharfe Stahl verhöhnet ſolchen Zorn;
Und kann ich gleich das Briefchen nimmer enden
Mit wunder Hand, verletzt durch deinen Dorn;
So mögen ſchnell des Täubchens leichte Schwingen
Entſchuldigend Dich ſelbſt der Liebe bringen.

Dann kerkert ſie — die Frevelthat zu büßen, —
Dich in die Haft des engen Mieders ein;
Da ſtirbſt du bald, doch wird Dein Todeskiſſen
Wie Dunen weich, und weiß wie Schwäne ſeyn.
Nun Täubchen! eile flink, mit tauſend Grüßen
In's ſtille Thal, noch vor dem Mondenſchein,
Und ſchläft ſie ſchon; ſo warte vor dem Fenſter,
Und picke nicht, — ſie glaubt ja an Geſpenſter.

Der Kränzelbuſch.

„Gelobt ſei Chriſt!" rief hocherfreut der Pilger;
„In Ewigkeit!" verſetzte raſch das Dirnlein,
Das junge Bohnen, Salat und Gemüß
Am klaren Bache niederknieend wuſch,
Und ſah vor Fleiß kaum halben Aug's zurück.
Die Sonne war ſchon aus dem Thal gewichen,
Und drang nur ſeitwärts, immer mattern Strahls,
Noch durch den Spalt der hohen Felſenwand,
Die — oben ſenkrecht — unten abgeflacht,
Und dicht bewachſen, einem Teppich glich,
Wo ſich aus grünem Grunde Kränze hüben,
Beleuchtet jetzt vom Roſenduft des Abends.

Der ſpielt' auch um des Mädchens friſche Wange,
Nachdem die Sonn' im Flieh'n noch einen Kuß,
Noch einen Blick, wie Liebe, wenn ſie ſcheidet,
Sehnſüchtig blitzend, wie verklärend, warf.
Wohl wußt' ihr das der müde Pilger Dank;
Denn ſchien die Dirn', im Schmuck der blonden Zöpfe,
Im knappen, braunen, roth geſchnürten Mieder,
Gleich nur der niedern Hütte holdes Kind:
So lieh der Strahl ihr doch etwas vom Engel,

Und zwar von dem, der Hagar einſt erquickte,
Weil — kann man deßhalb auf den Durſt'gen zürnen? —
Ein netter Steinkrug ihr zur Seite ſtand.

„Vergönne mir den Steinkrug, mit zu ſchöpfen;“ —
Begann auf's neu' der Pilger — „mir iſt heiß,
Und dieſes Bächlein mit den Schimmerwellen
Rauſcht kühl und kräftig, eine Silberader,
Zu Tag gebrochen aus der Berge Schoos.“

„Faſt edler noch!“ ſprach ſchalkhaft lächelnd Anna,
Und beugte ſich noch tiefer in das Waſſer,
Den netten Krug bis an den Rand zu füllen —
„Denn wär's nur Silber, könnt' Er leicht verdurſten,
Und dieß Forellchen ſchlüpfte auch nicht hier.“ —
Sich dann erhebend bot ſie mild die Labung
Dem Wandrer: „Wohl bekomm's Ihm!“ nickend dar,
Wie einſt Rebekka Abrams treuem Knechte.

Obwohl erquickt nun, und ſo friſchen Herzens,
Wie das Forellchen, das im Bache ſchlüpfte,
Und dankend zwar mit herz'gem Händedrucke,
Doch Zögrung ſuchend, bat er, zu geſtatten
In ihrer Näh' im Graſe auszuruh'n,
Falls es die hieſ'ge Frauenſitte dulde.

„Warum nicht?“ rief das Mädchen hochverwundert —
„Noch iſt's nicht Nacht, dort ſteht des Vaters Hütte,
Und daß man plaudre, hat man ja die Rede.
Auch, bin ich arm gleich, brauch' ich doch den Freier
Mir nicht zu ſuchen, bin ſeit Lichtmeß Braut.“

„Wie kann das fehlen?“ nahm das Wort der Pilger —
„Denn außer dem, was nicht zu ſagen Noth,
Weil Dir's des Bach's Kriſtall entgegenruft,
Scheint hier zu Land für Bräute ſehr geſorgt.
Verwundert ſah ich, als der Scheideblick
Der Sonne jene Felſenwand erhellte,
Wie ſich an ihrem Fuße Zweig zu Zweige,
Ja in ſich ſelbſt krümmt. Nie ſah ich ein Gleiches!
Scheint's doch beinah, als wär' zu hohem Feſte
Der Stein geſchmückt mit reichen Laubgewinden;
Als wär' ein Netz von Kränzen ausgeſpannt,
Um Lenz und Lieb' im Flattern einzufangen,
Wär's auch nur, unters Häubchen ſie zu ſtecken!“

„Nein! was Er ſagt!“ fiel Anna ſtaunend ein,
Kopfſchüttelnd, ja die runden Händchen faltend —
„Hat Er denn nie vom Kränzelbuſch gehört? —
Wahrhaftig nicht? Das weiß ja jedes Kind,
Und traurig zwar, doch ſchön auch klingt die Sage.

Er ſoll ſie hören! Faß' Er mit an's Körbchen,
Und helf' Er mir's zur alten Eiche tragen.
Dort ſitzen wir am Fuß des Heilgenbildes
Ein wenig nieder. Ich will Bohnen ſchnen;
Leſ' Er den Salat, hat Er das Geſchick —
's iſt nicht für uns, 's iſt für die gnäd'ge Frau,
Die mich ihr fleiß'ges Annchen immer nennt. —
Iſt Er das auch, erfährt Er die Geſchichte."

Als nun das Pärchen angelangt beim Heilgen,
Und Platz genommen in der Eiche Schatten,
Doch ſich was fern, gar ſittig gegenüber;
Empfing der Pilger ein'ge Salat-Häupter
Und Unterricht, was tauglich und was bös;
Doch ſchneller faſt nahm ſie die Dirn' ihm wieder,
Und ſprach: „Er kann's nicht; hör' Er müßig zu!"

„Es mag lang her ſeyn, wohl noch aus der Zeit,
Als, ſtatt Sanct Anton's, hier ein Abgott ſtand, —
Kurz, ſelbſt mein Vater hat's nicht mit erlebt, —
Da wohnte dort am Berg die ſchöne Hanka,
Und nah bei ihr ein Jüngling, auch recht hübſch.
Sie liebten ſich, ſo ſehr — man kann's nicht lieber! —
Und Beider Aeltern hatten nichts dagegen."

„Das war nun gut, doch ach! nun kommt's ſehr ſchlimm.
Ja, damals waren hier die Häusler noch
Leibeigne Knechte; keiner durfte frei'n,
Wenn nicht der Herr die Braut für ihn erleſen,
Und dieſer hatt' ein Recht — mir iſt's nicht klar,
Ob alle Töchter dienen auf dem Hofe,
Ob ſie nur einen Trauſchein löſen mußten.
Nun aber lebt' in jener Zeit ein Ritter,
Weit böſer, als man Böſes denken kann,
Der Mönch' und Wandrer auffing, Jungfern raubte,
Und wohl vermauern ließ im tiefſten Thurm.
Der böſe Ritter nun — Gott ſey gelobt,
Der ihn ſchon längſt vor ſein Gericht gezogen! —
Der böſe Ritter, ſag' ich, hatte Hanka,
Die, nebſt den Aeltern, ihm gehörig war,
Ins Aug' gefaßt, beſchied ſie auf die Burg —
Er wird mich wohl verſtehn! — und drohte gar,
Durch Waffenknechte ſie vor ſich zu fodern.
Da half kein Flehn, kein Klagen; nicht des Mädchens
Kniefällig Bitten; nicht der kranken Mutter
Gerungne Hand, des Vaters ſtarre Thräne,
Des Bräutigams Verzweiflung. Der Unmenſch
Ließ Müttern ja den Säugling ſchon entreißen,
Um ſeiner Rüden Junge aufzuziehn!“

„Zuletzt gelobte Hanka zu gehorchen,
Und nach drei Tagen auf die Burg zu kommen;
Doch hatten längſt die treuen Liebenden,
Nachdem zuvor ein alter Eremit
Sie zu verbinden mitleidsvoll verſprochen,
Vereint zu fliehen unter ſich beſchloſſen,
Sey's in die fernſte Wildniß, in den Tod!"

„So traten ſie denn einſt, bei Morgengrau'n,
Verbunden durch das heil'ge Sacrament,
Aus jenem Waldcapellchen; küßten dankbar
Des Klausners Hand; und eilten furchtſam tiefer
In das Gebüſch, indeß der fromme Greis
Noch an dem Pförtlein, für ſie betend, ſtand.
Doch ſein Gebet ward dießmal nicht erhört;
Denn eh' ſie noch des Waldes Mitt' erreicht,
Ertönte Roßeshuf und Hörnerklang.
Der böſe Ritter, hoch auf ſchwarzem Roß,
Erſah' die Fliehnden, ſprengte wüthend nach,
Befahl, die wildſten Rüden anzuhetzen,
Und ſchwur, dem Himmel fluchend, wie der Hölle,
Dem Bräut'gam Geißlung auf den Tod, dem Mädchen —
Was mehr als Tod zu fürchten, ſünd'ge Schmach."

„Verfolgt von ihm, dem Troß der wuth'gen Meute,
Entfloh'n die Armen, allenthalb umſtellt,
Den Berg herauf, der jenſeits nur allmählich,
Mit Gras und Baum bewachſen, ſich erhebt,
Und ſtanden, hinter ſich des Rappen Schnauben,
Am jähen Abhang! — Nirgends Rettung ſehend,
Umſchlangen ſie ſich feſt — und Arm in Arm
Warf in den Abgrund ſich das treue Paar!

„Der Klausner fand die Leichen an der Felswand,
Die mit der Unſchuld Blute roth beſprengt,
Begrub ſie ſtill, bei mondenheller Nacht,
Und bog zum Zeichen — weil ein Kreutz zu ſetzen,
Die Furcht vorm böſen Ritter ihm verbot —
Zwei Zweige von dem grünenden Geſträuch,
Brautkranz und Todtenkranz zugleich, zuſammen,
Und jeder, der davon die Deutung wußte,
Und dort vorüberging, ſprach ſtill von nun
Ein fromm Gebet, und bog den nächſten Zweig
Zu einem Kranze; treue Liebende,
Die, ſchweren Kummer bergend in der Bruſt,
Die, ſegnend wohl ihr beſſeres Geſchick,
Zu dieſem Grabe treuer Liebe wallten,
Sie alle krümmten einen Zweig zum Kranz'.

So ward's gehalten bis auf dieſen Tag,
Weshalb der Buſch nun Kränze trägt, gleich Blättern,
Die Sprößlein wohl dazu ſich ſelbſt verſchlingen."

„Dieß iſt die Sage von dem Kränzebuſch!" —
Beſchloß jetzt Anna, trüb' das Köpfchen ſenkend,
Das blaue Aug' von Thränenthau verſchönt.
Der Bohnen wenig waren abgefädnet,
Und alle Luſt zu ſcherzen ſchien geflohn.
Der Pilger drückte ſchweigend ihre Hand,
Und beide ſchieden ſtill, er ſeines Pfades,
Sie mit dem Korb' und Krug zur nahen Hütte.

F. Kind.

Die Brautfahrt
des Herrn Baldrian Druſchel.

„Gebt mir meinen Bratenrock
Aus der Nußbaumlade,
Neuen Hut, und Bambusſtock
Und die falſche Wade;
Sind geglänzt die Schuhe rein? —
Spiegelblank muß Alles ſeyn,

Wie zur Oſterfeier:
So gebürt's dem Freier!" —

„An der linken Seite nur,
Fühl' ich ſeit acht Tagen,
Laut, wie unſ're Kirchenuhr,
Es beſtändig ſchlagen;
Seh' ich mir ein Mädchen an,
Hab' ich meine Freude dran;
Ihres Auges Winken
Iſt mir Sternenblinken."

„Was mir ſonſt ſo dunkel war,
Gar nichts ſchien zu taugen,
Liegt nun ſpiegellicht und klar
Da, vor meinen Augen;
Ueberall, Mann und Fräulein
Theilen ſich im Weltverein,
Müſſen ſich im Leben
Tragen und erheben!" —

Alſo ſprach Herr Baldrian
Zu der alten Muhme —
Dieſes Möbel, lobeſan,
War des Hauſes Blume. —

Aus der Stube ging's im Trab,
Gaſſen auf und Gaſſen ab
Schritt' er, wie Geſpenſter,
Guckt' in jedes Fenſter.

Wo im Roſenangeſicht
Hold, zwei Sterne ſitzen,
Die ihr mildes, blaues Licht
Ihm entgegenblitzen,
Nahte ſich der Freiersmann;
Doch, als hätt' er Acht und Bann,
Schwanden ihm die Sterne
In die weite Ferne.

Aber wie ein frommer Chriſt,
Litt' er das geduldig,
Hielt's für bare Teufelsliſt,
Sich der Sünde ſchuldig: —
„Ehen" — ſagt ein altes Wort —
„Schließet man im Himmel dort.
Iſt der Himmel gnädig,
Bleib' auch ich nicht ledig!" —

Seinem Glück' er feſt vertraut,
Läßt nicht Unmuth ſpüren;

Wie er nach den Fenſtern ſchaut,
Um ein Herz zu rühren,
Sieht er — nah am Blumentopf —
Einen blonden Mädchenkopf,
Wie ein Spinnenrocken,
Voll von zarten Locken.

Richtend am Jabot und Rock,
Sieht er — und ſieht wieder —
Köpfchen blickt vom erſten Stock
Lieb'voll zu ihm nieder;
Küſſe wirft er hin — und geht,
Blicket wieder um; — ſie ſteht,
Folgt ihm mit den Blicken,
Scheint ihm gar zu nicken!

Nimmer war ſein morſches Herz
Solcher Freuden trächtig!
Und, gequält vom Liebesſchmerz,
Iſt er ſein nicht mächtig;
Taumelnd ſucht er Haus und Thür,
Sprechen will er ſchnell mit ihr,
Demuthsvoll ſich neigen,
Seine Wunden zeigen.

Leiſe klopft er — tritt dann ein,
Unter Herzensſchlägen;
Und ein Männchen, dick und klein,
Wackelt ihm entgegen,
Präſentirt ſich ihm als Herr,
Forſcht nach Willen und Begehr: —
„Was die Kinder ſchließen,
Muß der Vater wiſſen.“ —

Muth gibt ihm der Liebesrauſch,
Alles rund zu ſagen,
Was ſich für ein Herzenstauſch
Juſt hat zugetragen;
Immer heitrer ward der Mann,
Nimmt den Freier herzlich an,
Läßt — es zu betreiben —
Gleich ihn unterſchreiben.

Schüchtern forſcht er nach der Braut,
Voll vom Hoffnungsſchimmer;
Sieh, da tritt das Liebchen traut,
Aus dem Nebenzimmer —
Weiß wird er, weiß wie die Wand,
Der Contract entfällt der Hand,

Und im Hals — vor Schrecken —
Bleibt das Wort ihm ſtecken!

Eine Zwerginn ſtellt ſich dar,
Und die böſe Sieben,
Steht im Aug', auf Naſ' und Haar
Deutlich ihr geſchrieben,
Groß der Mund, der Rücken ſchief,
Ohren hoch und Buſen tief,
Kam ſie hergegangen,
Heiß ihn zu umfangen.

Ohne Laut, vom Zorn entbrannt,
Stürzt in's Gaſſenzimmer
Er hinein, und ſieh', da ſtand
Seine Lieb' noch immer —
Götter! — ein Perückenkopf
Mit des Fräuleins Tour und Schopf,
Blickte ſchmachtend wieder
Auf den Blöden nieder,

Doch es war, formaliter
Ihm das Loos gefallen,
Und es half kein Gott ihm mehr
Vor den Ehſtandsqualen —

„Da quod scriptum, scriptum est,
Schon Pilatus gelten läßt,
Nimm die Hand der Holden,
Will ſie Dir vergolden." —

Heute war die Hochzeitsfahrt.
Nach der Braut, der ſchmucken,
Lockenköpfchen aller Art
Aus den Fenſtern gucken.
Der beglückte Bräutigam
Sprach, als er in Acht das nahm:
„Seht vor ſolchem Glücke,
Weicht Ihr ſtolz zurücke!" —

Joh. Langer.

Morgenlied
am Geburtstage Ihrer Majeſtät der Königinn von Baiern.

Im Elbthale geſungen den 13ten Juli 1822.

Du, dem ein Deutſches Volk mit Wonneſchlägen
Des treuen, ſtarken Herzens blickt entgegen,
Sey mir geſegnet, Freudentag!
In dieſen ſtillen grünen Einſamkeiten,

Wo Quellen rieſelnd von dem Felſen gleiten,
Sieht mich dein erſter Schimmer wach.

Auch mir willſt du die ſchönſte Luſt verkünden,
Dein Strahl will ſelig meine Bruſt entzünden,
In Dank und Innbrunſt fromm und rein.
Ich denke dich mit heißem, biedern Sehnen,
Ich denke dich mit ſtillen Freudenthränen,
Zum Höchſten betend denk' ich dein.

O, Königinn! Von Rührung mild durchdrungen,
Seh ich Dein ſtrahlend Diadem umſchlungen
Von Roſen zarter Mildigkeit;
Auf goldnem Thron biſt Du die Himmelsblüthe
Der ſtillen Demuth und der reinen Güte,
Die, wie das Veilchen, Düfte ſtreut.

Selig der Kreis, den Du durch Anmuth ſchmückeſt,
Selig das ſchöne Land, das Du beglückeſt,
Das Treue Dir für Liebe gibt,
Selig der Bund, der Herz an Herz geſchloſſen,
Selig die zarten Blüthen, ihm entſproſſen,
Und ſelig Alles, was Dich liebt!

Schon ſieht mein Geiſtesblick die Zukunft offen,
Von Baierns Stamm die Roſen, ſüßes Hoffen

Der Völker, hoch auf Thronen blühn;
Viel theure Enkel werden Dich umgeben,
Das Blut der Zähringer wird froh durchbeben
Die Herzen, die für Tugend glühn.

Verſtumme Lied! bewegte Seele, ſchweige!
Und du, mein Herz, in ſtiller Andacht neige
Dem Höchſten dich, der Alles lenkt!
Du kannſt der Herrlichen nur Blumen ſtreuen,
Gott aber wird Ihr frommes Herz erfreuen,
Der liebend ſie der Welt geſchenkt.

Helmine von Chezi, geb. von Klencke.

Der Wunderſtrom.

Im weiten Reich der Phantaſiegebilde,
Da ſchlängelt ſich ein räthſelhaftes Thal,
Darinnen, bald durch glückliche Gefilde,
Bald zwiſchen Berg' und Felſen ohne Zahl,
Ein mächt'ger Strom ſich windet, deſſen Kraft
Mit jeder Well' ein größer Bette ſchafft.

Und doch hat jenes Stromes Zauberwellen,
Ob ſanft ſie gleiten — ob ſie reißend gehn —

Ja, ob ſie gar zu Wogenbergen ſchwellen,
Noch keines Menſchen Auge je geſehn.
Von ihrer Kraft — von ihrem Wirken nur
Zeigt ſich allüberall die trübſte Spur.

Was auch der Sterbliche, im ſtolzen Wahne,
Mit Götterluſt für Ewigkeiten baut —
Darauf er feſt, wie auf des Sieges Fahne,
Im vollen Dünkel ſeiner Kraft vertraut —
Das Allgewaltigſte in That und Wort
Reißt unaufhaltſam jener Strom mit fort.

Ihm widerſtehen ganze Nationen,
Ihm Wehr und Waffe — Glanz und Hoheit nicht.
Er ſchwemmet Hütten fort — er ſtürzet Thronen —
Zerſtören nur ſcheint ſeine arge Pflicht.
Er nimmt, je weiter geht ſein raſcher Lauf,
Stets neue Kräfte der Zerſtörung auf.

In ihn ſich mit geheimer Kraft ergießen
Zahlloſe Bäch' und Bächlein Tag und Nacht;
Und mehren, ob ſie noch ſo ſpärlich fließen,
Doch unaufhaltſam ſeine Geiſtermacht.
Nur wachſend, nie ſich mindernd — ſtrömt in Ruh
Er ewig unbekannten Meeren zu.

Zahlloſe Schiff' auf ſeinen Wellen ſchwimmen,
Mit Wimpeln aller Farben, groß und klein —
In dieſen hört man nur der Freude Stimmen,
In jenen ſeufzen und um Hülfe ſchrei'n.
Doch leicht und glücklich nur ſolch Schifflein reiſ't
Deß' Loſung Glaube — Liebe — Hoffnung heißt.

Darf ich Euch wohl den Wunderſtrom erſt nennen,
In den geheim ſich alles Seyn ergießt? —
Den Strom der Zeit — ihn werdet Ihr doch kennen,
Ob er auch ungeſeh'n vorüberfließt. —
Nun dieſer nehm' in ſeinem raſchen Lauf
Euch alle erſt als Schüttelköpfchen auf! —

Richard Roos.

Lied des Ungetreuen.

Ich weiß ein Liedlein ſo luſtig,
So luſtig, wie keines mehr,
Ein andres Liedlein, das wußt' ich,
Davon iſt die Bruſt mir ſo ſchwer,
Und wußt' ich das Liedlein, das wußt' ich
Kein ander's ſing ich mehr!

Ich weiß ein Mädel ſo feine,
Das ſchönſte im ganzen Land,
Das Mädel, das iſt nun die Meine,
O, wehe, daß ich ſie fand!
Mich küßte die Eine, die Meine,
Nun hält mich ein anderes Band!

Ich weiß nicht, wie mir geſchehen,
Ich kenne mich ſelber nicht mehr.
Einſt flog ich ob ſonnigen Höhen,
Und nun drückt die Erde mich ſchwer: —
Nur einmal Dein Auge noch ſehen,
Da öffn' ich die Augen nicht mehr!

Helmina von Chezi, geb. von Klenke.

Die Regimentsmütze.

(Eine Erzählung.)

Mein Pfeifchen im Munde, ſaß ich eben beim ſpärlichen Licht eines Buchenſpans in der Stube meines Hauswirthes, lehrte meinen Pudel Schildwache ſtehen, und hatte die bewundrungswürdigſte Langweile von der Welt, als ſehr vernehmlich gepocht wurde. „Herein!" — Da hob ſich der hölzerne Riegel, und durch die niedere

Thür ſchob ſich zuerſt der Helm, — das ſpaniſche Rohr — und endlich die ganze Rieſengeſtalt meines mannhaften Feldwebels.

„Eine Ordonnanz vom Stab hat dieſen Brief an Sie, Herr Lieutenant, mitgebracht. Zugleich melde gehorſamſt, daß morgen, Nachmittags zwei Uhr, die Compagnie zum Exerciren ausrückt; — der Herr Lieutenant werden kommandiren.

Warum ich? —

„Der Herr Hauptmann gehen auf die Jagd.“

Und der Herr Oberlieutenant?

„Sind unpaß.“

Gut! — Laſſe Er die Compagnie Punkt halb zwei Uhr vor meinem Quartier antreten.

Mit einem: „Ganz wohl mein Herr Lieutenant!“ — verließ mich die ſchnurrbärtige Mutter der Compagnie. *)

Eilig erbrach ich nun das Brieſchen; — es war vom Regimentsſchneider. Sein lakoniſcher Inhalt lautete:

Euer Gnaden, Herr Lieutenant!

Die Mütze iſt fertig, — ſehr ſchön, und koſtet 27 Fl.

Euer Gnaden

unterthänigſter

N. N.

---

*) Der Hauptmann wird der Vater, — der Feldwebel die Mutter der Compagnie genannt.

Hier iſt nämlich von einer grünen, goldbordirten Zipfelmütze die Rede, wie man ſie damals in dieſem Regimente trug, wohin ich erſt vor Kurzem als Supernumerair gekommen war.

Eine höchſt erfreuliche Nachricht! obwohl ſie mich eine ganze Monatsgage koſtete. — Doch derlei ökonomiſche Betrachtungen waren damals bei mir noch nicht an der Tagsordnung; Hals über Kopf lief ich daher zum Hauptmann, erſuchte ihn um die Erlaubniß, des andern Tags meine Mütze holen zu dürfen, und einen Vorſchuß von 30 Fl. —

„Recht gerne!“ — entgegnete er, — „Nur muß ich Ihnen erinnern, daß Nachmittags Ihre Anweſenheit unumgänglich nöthig iſt.“

Das verſtand ſich von ſelbſt; — Pferde wurden beſtellt, — meine beßte Uniform zurecht gelegt, und dann fröhlich eingeſchlafen.

Fünf Uhr früh ſaß ich im Wagen, — es war ein unfreundlicher Herbſtmorgen, — naßkalt, — windig: — doch das fühlte ich kaum, — ich fuhr ja meiner Mütze und — Geliebten entgegen.

Niemand wird mir wohl verargen, daß ich einer Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, erſt jetzt erwähne, — nehmlich, — daß ich verliebt war. Ich hatte meine Herzensgebieterinn auf einem Balle in der Stabs-Station, wo ihr Vater Pfefferkuchenbäcker war, kennen gelernt.

Sie war jung und hübſch, ich war jung und Officier; — deutſch tanzten wir beide unvergleichlich, — uns genug, einen Bund für die Ewigkeit zu ſchließen. Es war dies gerade die achtzehnte Ewigkeit, die ich verlebte.

Die drei Stunden meiner Fahrt waren glücklich verträumt. — Wer böhmiſche Winde und Commercialſtraßen kennt, kann hieraus auf die Stärke meiner Phantaſie ſchließen. Schon raſſelte meine Kaleſche auf dem Kiespflaſter unter dem Thore, als mir erſt einfiel, daß ich, um zum Gaſthof zu gelangen, gerade am Pfefferkuchenladen vorüber mußte, worin meine Geliebte gewöhnlich ſaß, und (unbeſchadet ihrer Jungfräulichkeit,) eine Menge Kinder zur Welt beförderte, — ihre Mulattengeſichter! — Da ich nun die Theure überraſchen, und mich erſt mit der neuen Kopfzierde ſehen laſſen wollte; ſo fuhr ich — bis an die Naſe in den Mantel gehüllt und, meiner Meinung nach, ungeſehen — vorüber, gerade ins Gaſthaus.

Während ich meine kleine Toilette machte, brachte der Wirth einige Pröbchen Breßlauer Liqueurs nebſt inländiſchen Kolatſchen, alle ganz vortrefflich: „Was koſtet mein Frühſtück?“ fragte ich — ſchon auf dem Sprunge.

„Euer Gnaden werden mir doch die Ehre erzeigen das Mittagsmahl“ — —

„Nein, Herr Wirth! und darum“ — — Hier ſuchte ich in allen Taſchen — kein Geld darinn; vergeſſen war es nicht, das wußte ich, — alſo verloren, der Wagen wurde durchſucht, allein nichts gefunden. Es mußte mir entfallen ſeyn, als ich unterwegs einmal abgeſtiegen war.

Verdammte Geſchichte! Was zu thun? — Geld zu borgen, wenn welches zu bekommen war, das verſteht ſich! Ich theilte dem Wirthe meinen Unfall und mein Bedürfniß mit; — er lächelte etwas unglaubig, bewilligte aber dennoch das in Vorſchlag gebrachte Darlehn; und zwar ohne alle Intereſſen auf Einen Monat: nur ſollte ich, als kleine Erkenntlichkeit, ſechs Faſane und zwölf Rebhühner in die Küche liefern. Gerührt über dieſe Uneigennützigkeit umarmte ich ihn, — empfing 40 Fl. und eilte zum Regimentsſchneider.

Se. Tapferkeit traten mir — ſein Käppchen in der Hand — die andere mit der ungeheuren Scheere bewaffnet — entgegen: doch vermißte ich jenen Ausdruck von Selbſtzufriedenheit — Künſtlerſtolz und Crediterenſtbermuth, der ſonſt ſein Alltagsgeſicht zu einiger Bedeutenheit erhob.

„Ich komme um meine Mütze, lieber Meiſter; ſie darf ſehr ſchön ſeyn: denn ſie koſtet mich verflucht viel;“ und hier erzählte ich — ohne ihn zu Worte kommen zu laſſen — meinen Verluſt.

„Bedaure unendlich Euer Gnaden, mein Herr Lieutenant, — hätten aber deßwegen kein Geld zu borgen gebraucht, — haben ja bei mir Credit, — wenn ich nur tauſend Gulden zu fordern hätte.“

„Würde uns wahrſcheinlich beide ſehr geniren; — Doch, wo iſt meine Mütze?“

„Ja die Mütze, — die neue Mütze meinen Euer Gnaden? — — die — die iſt noch nicht fertig.“

„Was Herr???—Nicht fertig?— wollen Sie mich zum Beßten haben?— Geſtern ſchreiben Sie mir, daß ich die Mütze abholen könne, — ich fahre bei dem ſchlechten Weg und Wetter hieher, — verliere 30 Fl., und das wäre alles umſonſt? Ich verbitte mir ſolche Späße! Entweder auf der Stelle meine Mütze, oder ich werde mir Genugthuung und Schadenerſatz zu verſchaffen wiſſen. Der Teufel ſoll Sie holen!!!“ —

Meine metallreiche Stimme, die während dieſer Anrede von Wort zu Wort an Stärke zugenommen, —

hatte bei der Schlußformel ihren Glanzpunct erreicht, und ich erinnere mich, nur einmal in meinem ganzen Leben mehr Lungenkraft geäußert zu haben, — nämlich — da ich als Cadet zum erſtenmal drei Rekruten halb rechts und halb links machen ließ. Die Kerls lachten mich aus, — das that aber nicht mein geängſtigter Schneider; verlegen wiſchte er ſich mit dem Käppchen den Schweiß von der Stirne, und ſtotterte endlich: „Nun denn — in Gottes Namen! — ſo muß ich Euer Gnaden die Wahrheit geſtehen: Herr Lieutenant von Trosky hatte auch eine Mütze beſtellt; geſtern Abends kam er, um nachzufragen — ſah die Ihrige, und nahm ſelbe, da ſie ihm gerade paßte — trotz allen meinen Vorſtellungen — für ſich.“

„Sagten Sie ihm, daß ſie mir gehöre?“

„Ja, Euer Gnaden!“

„Hat er ſie bezahlt?“

„Nein!“

„Hier haben Sie Ihr Geld, — die Mütze werde ich mir ſelbſt abholen.

„Um aller Heiligen willen — thun Sie das nicht! bis morgen Abends ſoll eine neue fertig ſeyn, ſo ſchön als die vorige. — Durch eigenen Boten ſchicke ich ſie Euer Gnaden; Herr Lieutenant Trosky verſteht keinen Spaß!“

„Iſt auch nicht nöthig; ich fahre, ſo Gott will, in einer Stunde mit meiner Mütze nach Hauſe. Adieu!“—

Dieſer Trosky, ein Pole von altem Adel, reich — ſtolz — tapfer und unverträglich, — war mein Hintermann im Range, und mein Nebenbuhler bei der ſchönen Lieducka (zu deutſch Ludmilla): Grund genug, mich zu haſſen. Ich ſah, daß er Händel ſuchte, und durfte ihnen um ſo weniger ausweichen, als meine neuen Kameraden noch keine Probe meines Muthes erhalten hatten: — ich verfügte mich daher raſchen Schrittes zu dem trotzigen Mützenräuber.

Der Weg führte mich wieder an Ludmillens Wohnung vorüber, — ſchon wollte ich in den Laden treten, da beſann ich mich: — um wie viel ſchöner mußte unſer Wiederſehen ſeyn, wenn ich ihr als Sieger mit dem eroberten Hauptſchmuck entgegen treten könnte; — Alſo — gradaus zu meinem Gegner.

Mit einer kalten Verbeugung, und der Frage: was ihm die Ehre meines Beſuchs verſchaffe? — empfing mich Trosky.

„Die Mütze, Herr Kamerad, welche ſie geſtern uſurpirt haben; ſie wurde für mich verfertigt, — iſt von mir bezahlt, und daher mein Eigenthum, ich erſuche Sie, mir ſelbe zu übergeben.“

Ein ſchallendes Gelächter war ſeine erſte Antwort; — dann ſagte er höhniſch: „Fortuna audaces juvat," — das iſt mein Wahlſpruch; — der Ihre ſcheint zu ſeyn „Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus," tröſten Sie ſich damit, — die Mütze bleibt mein."

„Mein Herr! ich werde Ihren Wahlſpruch auf die Probe ſtellen; Ihr Benehmen kann nur aus Mangel an Erziehung oder an Achtung gegen mich entſpringen: — im erſten Fall mag der Herr Obriſt; im letzten mein Degen Sie eines Beſſeren belehren. — Wählen Sie!" —

„Charmant, liebes Männchen, — das iſt ja faſt wie ein Mann geſprochen; — die Mütze macht ſie wahrhaftig zum Helden: — Wenn und wo beliebt es denn?" —

„Sogleich, und hier, wenn Sie wollen, denn ich muß in einer Stunde fort."

„Wirklich?" — ſagte er mit einem hämiſchen Lächeln, — „je nun, ich werde das Meinige thun, um der ſchönen Lieduska ihren Seladon auf längere Zeit hier feſt zu halten. — Holen Sie Ihren Secundanten."

„Wozu einen Dritten in unſere Angelegenheiten verwickeln? — Schicken Sie Ihren Bedienten um den Arzt. Bis er zurückkömmt, iſt unſere Sache abgethan."

So geſchah es. Das Ende vom Liede war, daß ich eine Streifwunde am Kopf erhielt, wofür ich meinem Gegner durch einen tüchtigen coup de manchette die Fauſt zerhieb. Er reichte mir die geſunde Linke und ſchüttelte meine Hand mit den Worten: „Jetzt nimm die Mütze, braver Kamerad, ſey von nun an mein Freund!“

Der Chirurg, welcher während dem gekommen war, verband uns. — Meine Wunde war unbedeutend, Trecky mußte ins Bette, — ich in meine Station, und hatte wahrlich keine Zeit mehr zu verlieren: wir trennten uns alſo mit Herzlichkeit, er verſprach mir Nachricht von ſich, und ich — ihn bald zu beſuchen.

Da ich keinen Triumph auf Unkoſten meines neuen Freundes feiern wollte, und die gute Lieduska wohl erſchrocken wäre, wenn ſie mich mit verbundenem Kopfe geſehen hätte; ſo tröſtete ich mich mit der frohen Hoffnung, mein ſüßes Mädchen in einigen Tagen zu ſehen, — eilte gerade in's Wirthshaus, — ließ einſpannen. — nahm ein tüchtiges Stück Kalbsbraten und eine Bouteille Breßlauer Doppel-Pomeranzen mit, um mir am Abend dieſes ſchickſalreichen Tages bene zu thun, und verließ, — die theure neue Mütze auf dem Kopfe, — ziemlich wohlgemuth die Stabs-Station.

Das Wetter war etwas freundlicher, — ich aber ziemlich müde geworden. — Der bekannte Weg bot auch keine Zerſtreuung an, und ſo geſchah es denn, daß ich, nach beiläufig einer Stunde, feſt einſchlief. Das mochte wohl wieder eine Stunde gewährt haben, als ein Gefühl von Kälte und Schmerz am Kopfe mich erweckte. — Mein Erſtes war, nach der Urſache davon zu forſchen. Wer kann ſich meinen Schrecken denken? — Der Kopf war blos, — die Mütze verloren.

Mit einem Strome von Verwünſchungen über die Mütze — mein Geſchick — den Kutſcher — kurz über Alles, was an meinem Verluſte keine Schuld hatte, machte ich meinem Mißmuthe Luft. Endlich aber ſah ich denn doch ein, daß nur ich ſelbſt einzig und allein die Urſache davon ſey. Warum hatte ich meine koſtbare Kopfbedeckung nicht mit dem Riemen unter dem Kinne befeſtigt? — Nach einem kurzen Beſinnen befahl ich dem Fuhrmann umzudrehen, in der Hoffnung, das Verlorne wieder zu finden.

Vergebens! — Auch von den wenigen Leuten, die uns begegneten, wollte keiner etwas geſehen haben, und ſchon gab ich alle Hoffnung auf, als ein Sohn Iſrael's, der auf einem Steinhaufen ausruhend, ſeinen Appetit mit einer weißen Rübe ſtillte — mir ſagte, daß ein Wagen, ungefähr hundert Schritte vor ihm, ſtill gehalten, ein Mädchen abgeſtiegen ſey, und Etwas aufgehoben habe: darauf wäre der Wagen gegen L* zu weiter gefahren.

„Kennt Ihr die Leute im Wagen?"

„O ja! es war der Kaufmann aus B. mit ſeinen beiden Töchtern. Wahrſcheinlich fährt er nach L*, wo morgen die Proceſſionen nach dem Berge Tabor eintreffen."

Ich ließ mir das Fuhrwerk beſchreiben; — der Jude erhielt eine kleine Belohnung, — mein Kutſcher das Verſprechen einer weit größeren, — die Pferde tüchtige Hiebe, und ſo ging es im Galopp in der Richtung nach L* fort.

Nach $\frac{3}{4}$ Stunden war das erſte Dorf erreicht. Hier erklärte mein Kutſcher: er müſſe füttern, denn es ſey bereits Mittag. — Schön! — in zwei Stunden ſollte ich auf meiner Hutweide herum manöuvriren, und war wenigſtens dritthalb Stunden davon entfernt, ungerechnet der Zeit, welche meine Gäule brauchten, ſich zu reſtauriren. Gott gebe — dachte ich — nur heute dem Hauptmann eine recht glückliche Jagd! — denn ſonſt möchte wohl, — — doch da ſtand ja der geſuchte Wagen vor dem Wirthshauſe, und vergeſſen war der Hauptmann und die ganze Compagnie.

„Wo iſt der Kaufmann aus B.?“ fragte ich den Wirth, der mir in der Thüre entgegen trat.

„Im Schloß, Euer Gnaden, wo er Geſchäfte hat.“

„Und ſeine Töchter?“

„Hier im Extrazimmer.“

Ehe er noch Zeit hatte, die gewöhnlichen Wirthshöflichkeiten auszukramen, war ich ſchon am bezeichneten Orte. Zwei ſehr hübſche Mädchen ſaßen am maſſiven, eichenen Tiſch, eine gebratene Gans vor ſich, wovon bereits die Hälfte den Weg alles Fleiſches gegangen war, — und — o Entzücken! meine geliebte, vermaledeite Mütze lag neben ihren Hüten und Mänteln auf der Bank, die rings um die Wände lief.

„Meine Fräulein!“ redete ich ſie an, (denn auch damals ſchon wollten Bürgermädchen keine Jungfern ſeyn) — „meine Fräulein — verzeihen Sie, wenn ich auf einen Augenblick ſtöre: allein wie ich hörte, haben Sie meine Mütze gefunden, die ich unterwegs verlor, und komme, Sie darum zu bitten, und zugleich meinen Dank abzuſtatten.“

„Es iſt uns ſehr angenehm, Herr Officier“ — ſagte die ältere, eine ſcharmante Brünette von ſechzehn Jahren — „Ihnen den kleinen Dienſt leiſten zu können; —

„doch Sie ſind am Kopfe beſchädigt, wahrſcheinlich umgeworfen worden?"

„Ganz recht, — doch meine Verletzung iſt unbedeutend. Wollten Sie mir wohl erlauben, die Zeit, welche ich hier verweilen muß, in ihrer angenehmen Geſellſchaft zuzubringen?"

„Wir können nur dabei gewinnen" ꝛc. ꝛc.

Ich nahm Platz, den Rücken gegen ein kleines Fenſterchen, welches in die allgemeine Schenkſtube ging, rief nach Speiſe und Trank, und befand mich ſo recht in meinem Esse; Artigkeiten und Scherze flogen hin und her; die Mädchen waren allerliebſt, und bewieſen durch die Gewandtheit ihres Geiſtes, welchen wohlthätigen Einfluß Romane und junge Officiere auf die Bildung des ſchönen Geſchlechtes in Provincialſtädtchen haben.

Mein Kutſcher kam, und meldete, daß er weiter fahren könne: „Laß die armen Thiere nur noch ein Bischen ruhen, und Du kannſt es Dir auch auf meine Rechnung wohlgehen laſſen, — wir kommen noch zeitig genug nach Hauſe."

Im Gaſtzimmer wurde es lebendiger; es waren Wägen angekommen, und mehrere Stimmen riefen durch einander nach allerlei Dingen. Doch, was kümmerkte mich das? — Ich war eben mit der Unterſuchung der ſchönen Hand meiner ſchwarzäugichten Nachbarinn beſchäftigt, an der ich einige bedeutungsvolle Ringe bemerkt hatte, — das gab zu neuen Neckereien Anlaß: — kurz es wurde vier Uhr, und würde noch mehr geworden ſeyn, ohne daß ich es bemerkt hätte, wenn nicht der Vater meiner liebenswürdigen Geſellſchafterinnen, und mit ihm der Augenblick der Trennung gekommen wäre.

Freundliche Blicke und leiſe Händedrücke begleiteten die Aeußerung: Man hoffe, nicht zum letzten Male das Vergnügen gehabt zu haben, — und ausgeſöhnt mit meiner Mütze, — verliebt in die ſchöne Brünette, und — verſteht ſich — höchſt zufrieden mit mir ſelbſt ging es raſch meinem Standquartiere zu.

Man wird vielleicht fragen: ob ich denn während der ganzen Zeit nicht an mein Liebchen im Pfefferkuchenladen dachte? — Antwort: Nein! Ein ordentlicher Lieutenant von zwanzig Jahren, denkt immer nur an das Mädchen, bei dem er gerade iſt. — Wenn er Liebe ſchwört, darf man ihm glauben: denn, in dem Augenblicke, wo er es thut, — iſt [illegible] ihm wahrhaftig Ernſt. — Großherzig ſind wir, das müſſen ſelbſt unſere Feinde zugeben: denn wir haben Raum für die hübſchen Kinder einer ganzen Provinz; — und treu ſind wir auch, allein im ausgedehnterem Sinne: — unſere Treue gehört dem ganzen Geſchlecht.

Aber leider, zu dieſen erhabenen Anſichten hatte ſich Lieduska noch nicht empor geſchwungen, wie wir ſogleich hören werden.

Hans wollte ſein Pfeifchen anbrennen; — er ſuchte den Stein in den Taſchen ſeiner Bockledernen, und brachte ſtatt dem ein Papierchen zu Tag: — „Ach da hätte ich bald vergeſſen, Herr Lieutenant — das hat mir eine hübſche Jungfer im Gaſtzimmer für Sie gegeben, — ſie war mit mehreren anderen Leuten gekommen, die alle nach L*. zur Wallfahrt fuhren, — es ſchienen Krämer.“

Voll Erſtaunen und Neugierde öffnete ich das Zettelchen, — ein Ring fiel mir daraus entgegen. — Gehorſamſter Diener! Es war das Pfand der Treue, welches ich Ludmillen gegeben hatte Das Brieflein enthielt folgende troſtreiche Worte, mit Bleiſtift geſchrieben:

Mein Herr!

Sie hätten einen beſſeren Platz zu den Unterſuchungen wählen ſollen, die Sie über die Ringe oder vielmehr ſchönen Hände Ihrer intereſſanten Nachbarinn anſtellten. — Ein offnes Fenſter, das in eine Gaſtſtube führt, ſchickte ſich nicht dazu. Vielleicht fehlt noch ein Ring; — verwenden Sie den beiliegenden nach Belieben. Da ich mir nun vollkommen erklären kann, was mir heute früh die Ehre Ihres Beſuches entzog; ſo erſuche ich Sie, auch für die Zukunft dieſes Glück Anderen zuzuwenden.

Lieduska.

Das hatte mich nüchtern gemacht. — Alſo war meine achtzehnte Ewigkeit auch zu Ende.

Höchſt verdrießlich langte ich gegen ſieben Uhr Abends in meiner Station an. Die Compagnie hatte — wie mein Privatdiener erzählte, — eine Stunde vor meiner Wohnung geſtanden, ehe der Herr Fähndrich den Commandoſtab ergriffen. — Der Hauptmann hatte auch ſchon zweimal um mich geſchickt. — — Voll Aerger warf ich die Unheil bringende Mütze auf den Tiſch, neben den Braten und die Liqueurflaſche. — Ihr beiden ſollt mir doch ſchmecken! — murmelte ich. — Jetzt zum Hauptmann, der wohl eine ganz artige Predigt für mich einſtudirt haben wird! — Zeit ließ ich ihm genug, ſie gehörig zu memoriren. —

Er declamirte ſie auch admirable. — Zwiſchen jedem Komma verſuchte ich, ihn durch ein; „Mein Herr

Hauptmann, erlauben Sie" — zu unterbrechen, — vergebens! Alle meine leichtſinnigen Streiche mußten die Muſterung paſſiren, — der alte Herr hatte ein malitiöſes Gedächtniß für die Verirrungen ſeines Nebenmenſchen. Ich wußte ſelbſt kaum den zehnten Theil mehr, von den Dingen, die er mir mittheilte. — Endlich ſchloß er mit den Worten: — — „Sie werden Ihr Zimmer nicht eher verlaſſen, als bis ich Ihnen die Erlaubniß hiezu ertheile. „Mehr brauchte ich vor der Hand nicht zu wiſſen, und empfahl mich.

Nun haben denn meine Unfälle für heute ein Ende erreicht, — ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ich durch's nächtliche Dunkel meiner Wohnung zu tappte: den Tag will ich mir merken; allein er liegt hinter mir, — ich habe denn doch meine neue Mütze; — ein neues Mädchen und einen neuen Freund; und was koſtet mich das Alles? — Eine Schöne, die mein Freund liebt, — etwas Geld, das ich vielleicht beim nächſten Spiel verloren hätte, — eine unbedeutende Wunde, und einen Zimmerarreſt, gerade lange genug, um mein Pflaſter los zu werden: — ich habe ja augenſcheinlich gewonnen!

Bei Berechnung dieſes Gewinnes war das Kartengeld vergeſſen, denn, ſo eben war ich an der Pfütze, die nach jedem

Regen meine Wohnung von dem übrigen feſten Lande trennte, — wollte darüber ſpringen, und — patſch! — da lag ich. Im erſten Augenblicke wußte ich nicht recht, ob dieſer neue Unfall tragiſch oder komiſch zu nehmen ſey, endlich aber brach ich in ein ſchallendes Gelächter aus, — ſchüttelte den Koth von meiner Uniform, und ſagte mit einer Laune — um die ich mich jetzt ſelbſt beneide: — „Rauh iſt der Lebenspfad, beſonders wenn er bei Nacht durch böhmiſche Dörfer führt. Doch — mein Geiſt iſt erhaben über die Steine des Anſtoßes, worüber meine Füße ſtolpern: — ihn ſoll heute nichts mehr aus ſeinem Gleichgewicht bringen, — nichts!“ Mit dieſen Worten öffnete ich die Thüre meines Zimmers, — und — erſtarrte: —

Frippon ſtand auf dem Tiſche, den letzten Knochen des Kalbsbratens zwiſchen den Zähnen, — das Licht war umgeworfen, — und nein! das war zuviel: — wüthend ſprang ich nach dem Stocke, — ein gewaltiger Hieb zerſchmetterte: — — „den Hund?“ — Gott bewahre, der ſprang vom Tiſche, — nein — die Bouteille mit Doppelpomeranzen, und mein ſchönes ſpaniſches Rohr ſelbſt, womit ich ihn führte.

Sprachlos, — verſteinert ſtand ich da, — das bleiche Geſicht geſpenſtiſch beleuchtet vom brennenden Branntwein, der ſich an der Flamme meiner unglücklichen Mütze entzündet hatte. St. H.

Der Schacht.

„Die Adern ſind verlaufen,
Vom ſchönen, rothen Gold.
Auf! laßt uns weiter ziehen,
Uns iſt der Geiſt nicht hold.“

Die Knappen unter'm Singen
Die zogen fröhlich fort,
Das Mägdlein hatt' am Berge
Gelauſchet ihrem Wort.

Und muthig für ein Mädchen
Schlüpft ſie in dunkeln Schacht,
Sie war zwar nett und ſauber
Und Alles wohl gemacht.

Und — Wunder! nach zwei Stunden,
Sie wieder lichtwärts ging,
Und goldenes Geſchmeide
An Hals und Ohren hing.

Euch nahm das Gold der Gnome,
Ihr hattet Kunſt und Norm,
Und einem ſchönen Weibe
Goß er's in ſchöne Form.

Eduard v. Bauernfeld.

Neue Liebſchaften.

Zwei gar verſchiedene Schweſtern,
Die ich liebe ſeit geſtern;
Fragt Ihr, wie heißen ſie?
Perſiſch' arabiſche Poeſie.

Neue Liebſchaft blendet immer,
Könnt' ich ſie recht Euch mahlen,
Jede in ihrem eignen Schimmer,
Wie ſie das Herz mir ſtahlen.

Die Perſerinn iſt ein geſprächiges Kind,
Doch ſpricht ſie nicht mit den Leuten,
Sie läßt ſich am Liebſten vom Frühlingswind
Die Räthſel der Blumen deuten.

In ſchöne Gärten zurückgezogen,
In ſüßen Träumen,
Unter ſchattigen Bäumen,
An durchſichtigen Wogen.

Wie die Welle, ſo iſt ihr Sinn;
Des Himmels Wolken ſpiegeln ſich drin,
Wie Quell' und Aug' in einander ſich ſpiegeln,
Darüber ſinnt ſie, und möcht' es entſiegeln.

Sie ſchließet ihres Gartens Thor
Der Welt verworrenem Lärmen,
Im Nachtigallen = und Roſenchor
Zu ſchwärmen und ſich zu härmen.

Sie hüllt ſich in ihre Düfte,
In ihrer Farben Gewimmel,
Schwingt übers Leben hinweg und ſeine Grüfte,
Sich graden Flugs aus ihrem Garten zum Himmel. —

Die bräunliche Araberinn,
Mit muthigem Blick, mit feurigem Sinn,
Getragen von Roſſes Brauſen,
Stürzt freudeſchauernd ſich in des Lebens Grauſen.

Die iſt überall dabei,
Wo Zeltpfähle man abbricht und ſteckt,
In feindlicher Stämme Kriegsgeſchrei,
Und wo Karavanen der Räuber ſchreckt.

Wo die Flamme gaſtlich lodert,
Die zu ſich den Wandrer fodert;
Unter Bettlern — unter Fürſten,
Unter Lieb', und Rachedürſten;

In den durſtigen Wüſten,
Wo Löwe lechzt und Schlange ziſcht,
Wo ſich Kameel an der Tränk' erfriſcht,
Sein Junges an den Brüſten;

In Zelten und in Städten,
Auf Märkten und auf Fluren:
Es treibt ſie, jede Stelle zu betreten,
Dem Leben nachzugehn auf allen Spuren.

Nur *eine* Stimm' im vollen Chor
Iſt ihr der Liebe Gekoſe,
Ihr in des Lebens reichem Flor
Nur *eine* Blume, die Roſe.

Sie nennt aller Geſchlechter Saamen
Bei eignen Namen, wie ihre Kinder;
Sie ruft ihr Kameel mit hundert Namen,
Und den Löwen mit nicht minder.

An ſinnlicher Fülle der Griechinn gleich,
Doch an Empfindung wärmer,
An Kraft und Ausdruck noch einmal ſo reich,
Und nur an Maaß und Beſonnenheit ärmer.

Rückert.

Liebchens Ferne.

Wohl weilſt Du in der Ferne,
Doch nimmer fern für mich;
Kein Heil'ger denkt ſo gerne
An Gott, — als ich an Dich.

Vom Monde ſag' ich nimmer:
Er walte ſanft und mild;
Ich ſage nur: ſein Schimmer
Sey Deiner Seele Bild!

Nie ſag' ich mehr: die Frühe
Gleich' einem Feuerfluß;
Ich ſage nur, ſie glühe,
Wie Du bei'm Scheidekuß'.

Für Alles, was ich kenne
Leihſt Du die Seele mir:
Für Alles, was ich nenne,
Nehm' ich das Wort von Dir!

So nenn' ich denn, — ich Schwärmer! —
Nur Liebchen-rein den Quell,
Und fühl' die Sonn' ich wärmer,
Nenn' ich ſie Liebchen-hell!

Das Alles thut die Trennung
Und das Geſchiedenſeyn:
Da ſtellt ſich die Bekennung
Erſt ohne Rückhalt ein:

Sonſt dacht' ich Dein nur immer,
Wenn ich Dich eben ſah:
Dich ſehn kann ich nun nimmer,
Und bin Dir ewig nah!

Joh. Gabriel Seidl.

Das Blatt.

Du armes Blatt, du dürres, ſprich,
Wohin lenkſt du vom Zweige dich.
Den man zerbrach? — „Wer ſoll mich halten?
Blitz hat die Eiche ja geſpalten,
Die ſonſt mir Glanz und Nahrung gab;
Seitdem führt mich Berg auf Berg ab
Durch Wald und Auen, Thal und Hügel
Des Zephyrs Hauch, des Sturmes Flügel.
Ich geh', wohin der Wind mich weht.
Beherzt und ſtill bei gleichem Looſe
Geh' ich, wohin das Blatt der Roſe,
Wohin das Blatt des Lorbeers geht.“

Joh. Bapt. Rupprecht.

Lied.

Wenn der Dämm'rung Nebelſchleier
Auf die Straßen niederſinkt,
Und kein Licht mehr als die Leier
Und die Kron' am Himmel blinkt,
Wird's, als brennten tauſend Kerzen,
Erſt recht licht in meinem Herzen.

Und es fängt drin an zu ſingen,
Und zu klingen wunderſam,
Daß auf dieſer Lieder Schwingen
Fortfliegt all' der ſchwere Gram,
Den des ſchweren Tagwerks Maſſen
In der Bruſt zurückgelaſſen.

Und des Herzens rein're Triebe
Facht zur Gluth das holde Licht;
Und es wird der Haß zur Liebe,
Und das Leben zum Gedicht,
Was die Augen nie erblickten,
Zeigt das Licht dem Erdentrückten.

Darum, Nacht, biſt du mir theuer,
Theuer als des Tages Strahl,

Denn, wenn Krone glänzt und Leier
An dem ew'gen Himmelsſaal,
Krönen mich die zarten Muſen
Und die Leier tönt im Buſen.

Ludwig Jeitteles.

Sehen und nicht ſprechen.

Welch' ein ſchmerzlich ſüßes Sehnen
Von hinüber zu herüber,
Wehmuthslächeln, milde Thränen,
Und man hat ſich lieb und lieber,
Sieht ſich, aber ſpricht ſich nicht,
Wie der Sonne Strahl belebt
Zwar mit Wärme und mit Licht,
Aber ſchnell vorüber ſchwebt.

Endlich nah'n auf lichten Schwingen
Die erſehnten Augenblicke,
Die das Wort zum Worte bringen,
Daß es höher noch beglücke:
Nah'n? — ja wohl — doch nahen nur,
Kommen nicht, verſcheucht durch Zwang,

Blos das Auge thut den Schwur,
Nicht der Stimme voller Klang.

Und ſo werden Blicke, Laute,
Töne, einzeln zugeblitzet,
Und wer oft und öfter ſchaute,
Einen Sprachſchatz wohl beſitzet:
Denn, wer in der Liebe Lehr'
Nur als fleiß'ger Schüler geht,
Lernt, — nie es vergeſſend mehr —
Bald das ganze Alphabet.

Theodor Hell.

Louiſe Brachmann.

(Eine Erinnerung aus meinem Leben. Von **Helmina** von **Chezy**.)

Arme Louiſe! — Arme? — Nein, ſie war ſehr reich und herrlich, und was uns allen in ihren letzten Stunden dunkel, das iſt gewiß klar vor Gott: denn ſie war eine tiefe, feine und ſchöne Seele. Nur mit heißem Schmerz kann ich ihrer gedenken, weil ſie, ſo deutlich, gut und hold in Allem, uns im Sterben erſt räthſelhaft wurde, und Zweifel an die ewige und vollendete Schönheit ihres Innern in uns aufregte. — Nichts von Allem, was darüber geſchrieben, genügt mir; das löſende Wort ihrer That wird erſt Jenſeits ausgeſprochen. Es war eine meiner ſchönſten Lebensſtunden, in der ich ſie zuerſt ſah, am ſiebenten October 1817 Abends um Sieben. Wir waren von Berlin nach Dresden gereiſ't, und, kaum angelangt, hatten wir uns zur Fräulein Thereſe aus dem Winkel, die ich ſchon von Paris aus kannte, begeben. Ich fand hier einen ſehr anmuthigen Kreis vereinigt, Louiſe Brachmann, den Grafen H. C. von Loeben, den Freiherrn Ernſt Otto v. d. Malsburg, den Dr. Atterbom, und ſeinen Freund Hjort, neben einigen Dresdner Freundinnen der Fräulein aus dem Winkel. Von Louiſen hatte ich bis dahin nichts gekannt, als ihre ſüßen Lieder, die mir noch immer das Liebſte von Allem ſind, was wir ihrer fleißigen Feder verdanken.

Ich ſah nun die theure Sängerinn ſelbſt, ſie machte einen angenehmen Eindruck auf mich. Ihre ſanften, klaren, ſchönen Augen leuchteten oft auf, wie ein Liebeston aus der Nachtigallen Bruſt einzeln ſteigt; himmelblau, zeugten ſie von der ewigen Jugend des Geiſtes und Gemüthes der Dichterinn. Ihr Angeſicht war weiß, freundlich; innre Schönheit ſchimmerte durch alle Züge; liebende Güte und das Bewußtſeyn eines reinen und ernſten Lebens war deutlich darin zu leſen. Nie hatte der Haß, der Neid, nie irgend etwas Niedriges oder Trübes dieß Antlitz entſtellt, den nicht ſchönen Mund hatte nie die Lüge befleckt. Die dichteriſch klare und wohlgebaute Stirn war ſtets nur der Sitz des Lichtes geweſen, und nicht ohne Anmuth umgab ſie das geſcheitelte, glatte und feine, tiefbraune Haar. Louiſe trug ein weißes, einfaches Kleid, keinen Schmuck. Ihr ganzes Weſen war einfach und anſpruchlos, eher noch beklommen und ſcheu, als entgegenkommend, doch ſehr hingebend, wenn ſie einmal Zutrauen gefaßt. Sie trug an jenem Abend einige Lieder vor; die Gabe des Vortrags fehlte ihr, doch man lauſchte auf den Inhalt der Dichtung.

So wie ich ſie ſah und wieder ſah, fühlte ich dunkel, daß ihr im Leben ein feſter Halt fehle. Es war mir, als müßte ich dieſe umherſchwankende Staude voll ſeltner Blüthen an mein Herz nehmen, und ihr ein Obdach geben, und den Strahl der Liebe ihr zuwenden. Ich bat ſie herzlich, mit mir zu wohnen, da ſie oft davon ſprach, ſie würde nach Dresden kommen, und ſich anſiedeln. Sie verhieß es, nicht ohne auszubedingen, daß wir wohnen müßten, wo wir ſicher vor Einbruch wären, und ſolcherlei mehr, wie ſie denn überhaupt mädchenhaft, bedenklich und ängſtlich in Kleinigkeiten war, doch dabei ſo rein und hingebend gutmüthig, daß man ihr dadurch nur mehr zugethan wurde, und nichts lebhafter fühlte, als die Freude, ſie zufrieden geſtellt zu haben. Was ſie ſo unausſprechlich liebenswerth machte, war das rein Kindliche und Mädchenhafte ihres Seyns, ſo ganz entfernt von Allem, was *unſchön* weiblich iſt; als da iſt ſchlaues Eindringen in die Geheimniſſe der Andern, Zungenfertigkeit, ſchnelles Urtheil, Abſprechen. Der Falkenblick und die Spinnenkunſt ging ihr durchaus ab; ſie war *nicht* klug, wie die Schlangen, doch ohne Falſch, wie die Tauben. Sie hatte Genius, Gemüth, Talent, Fleiß, Sitte, doch nicht ein Bischen Verſtand. Sie fühlte ſich im Leben und in der Welt als fremder Gaſt zu Nacht angekommen, ohne Licht, der im ganzen Hauſe nicht Beſcheid weiß. Dieſe Hülfloſigkeit und ihr rührendes Vertrauen gewannen ihr die Gemüther. In jede Regung für ſie miſchte ſich Mitleid und Sorge, ich möchte ſagen Ahnung, wenigſtens war das bei mir der Fall; ich wußte nicht wofür? Doch bewahren hätte ich ſie mögen, wie wenn ich einen Blinden am Rande einer Untiefe hätte arglos umherwandeln, und von Zeit zu Zeit einem Vorübergehenden die Hand reichen ſehn, um ſich anzuhalten.

Die Kindlichkeit und Stille ihres Weſens, die Reizloſigkeit ihres übrigen, nicht unangenehmen Aeußern waren ſehr günſtige Mitgaben für das Leben einer Dichterinn, die ihr zumal alle weiblichen Gemüther in hohem Grade zuwandten. Sie erregte durchaus keine Eiferſucht, keinen Neid, keine Unruhe, und ſchon darum wurden ihr ſelbſt ſolche Frauen gewogen, denen in der Regel der Geiſt ein Dorn im Auge iſt. Die Männer fühlten ſich durch Louiſens Anſpruchloſigkeit zur freundlichen Duldung mit dem in den Augen der Meiſten unverſöhnlichen Vergehen des weiblichen geiſtigen Wirkens geneigt: denn es gibt wenig Männer, beſonders noch unter denen, welche die Feder führen, die nicht geborne Feinde aller Schriftſtellerinnen, beſonders der ausgezeichneteſten wären. Faſt Jedermann, der Louiſen erblickte, fühlte ſich im erſten Augenblick ſchon geneigt, durch Wohlwollen und Freundlichkeit ein ausgleichendes Gewicht in die Schale ihres Daſeyns zu werfen, da ihr auf der einen Seite Natur und Himmel ſo günſtig geweſen, und auf der andern ihr ſo wenig zugeſtanden war: denn ſie ſtand vor de innern Auge jedes Beobachtenden, wie eine ewig unerhörte ſtumme Bitte um Liebe da, und jedes ſchöne Herz gewährte ihr Alles, was nur für das Höchſte einigen Erſatz leiſten kann, mit der regſten Willigkeit. Ihr Ruf war makellos, und das Zutrauen, welches Jeder, der ſie kannte, in ihre hohe Sittlichkeit ſetzte, ging nicht blos daraus hervor, daß man ſie nicht für gefährlich hielt; (denn ſelbſt Häßlichkeit iſt keine Gewähr für Tugend, und ſie war nichts weniger als häßlich) ſondern ihr Seyn und Weſen, ihr Blick und die durchſchimmernde Klarheit ihres unſchuldvollen Sinns gaben Bürgſchaft für die vollkommene Unſträflichkeit ihres ganz unbeſcholtenen Lebens Von ſogenannter Prüderie war nichts in ihr; der Frömmelei auch ſchien ſie nicht gewogen. Doch eben, weil ſie fromm und ſittſam war, trug ſie das Gepräge ihres Seyns ſo ſehr, daß es gewiß auch dem Muthwilligſten nicht in den Sinn gekommen wäre, in ihrer Gegenwart ein anſtößiges, oder auch nur von Weitem unanſtändiges Wort auszuſprechen. Sie hielt ſich für hübſch, ſie täuſchte ſich leicht über die Natur der Bezeugungen von Achtung und Ergebenheit liebenswürdiger Männer, welche Louiſe Brachmann der Dichterinn zarte Huldigung zu bezeigen für Pflicht hielten: denn es gibt immer noch Männer, die ſich ſelbſt zu ehren glauben, indem ſie gegen Frauen Sitte üben. Dieſer Traum von Liebenswürdigkeit war für Louiſen um ſo wohlthätiger, als die Unſchuld ihres Seyns ihn in jeder Hinſicht ungefährlich machte: denn nur ihres eigenen Sinnes Unbezwinglichkeit klagte ſie an, wenn dieſe Huldigungen ſo ganz in den Schranken der Ehrfurcht blieben, wie ſie es ja ſelbſt wollte. Jede nicht rein geiſtige Huldigung würde ſie für ihrer unwerth gehalten haben, und in gewiſſer Hinſicht hätte ſie recht gehabt, ſelbſt, wenn ſie reizender geweſen wäre: denn wehe dem geiſtreichen weiblichen Weſen, das anders denkt, und dadurch zu dem franzöſiſchen bekannten Sprichworte: Femme, qui compose — Belege liefert!

Bekanntlich hat Louiſe manchen Heirathsantrag ausgeſchlagen — Da ich nichts Näheres darüber weiß, muß ich vorausſetzen, daß ſie aus dem ganz einfachen Grunde ausſchlug, weil ſie den Freier nicht liebte. Ob ſie in früherer Zeit unglücklich geliebt hat, oder nicht, darüber hat ſie ſich mit mir nie ausgeſprochen. Als ich ſie 1817 im Herbſt kennen lernte, war ſie noch ſehr angegriffen von einem Nervenfieber, bei deſſen heftigſtem Anfall ſie aus dem Fenſter geſprungen war. Sie ſelbſt ſagte mir, daß ſie ſich dieſe Krankheit bei raſtloſer Pflege der Verwundeten zugezogen, und ſie war zu wahrheitliebend, um auch nur die leiſeſte Unwahrheit auszuſprechen. Ihre Seltſamkeiten ſchrieben wir Alle den Folgen dieſer Krankheit zu; ich ſelbſt halte noch ihren Tod zum Theil für die Folge derſelben. Unter andern war ſie krankhaft von der Sorge ihrer Exiſtenz angeregt; ſie beſaß einiges Vermögen, ſie hatte wackere, gutdenkende Verwandte; ihr ſchönes Talent, wohlbegründete Verhältniſſe mit Verlegern und Herausgebern, und dennoch ſtets Angſt und Kummer für ihr Alter, wenn ſie nicht mehr arbeiten könnte. Deswegen lebte ſie ſparſamer, als die Billigkeit gegen ſich geſtatten wollte. Das Einzige, was ſie Stärkendes zu ſich nahm, war Kaffeh bei der Arbeit. Im Uebrigen that ſie nichts für ihre Erhaltung, und war beſonders ängſtlich über Bezahlung, wenn ſie Arbeiten abgab, ſo auch nicht leicht mit einem Honorare zufrieden, gleichwohl nicht im geringſten geizig oder habgierig, nur entſetzlich bange für die Zukunft. Daß ſie bei dieſer Bangigkeit und Erſparniß phyſiſch nicht gedeihen konnte, war ganz natürlich, und auch in dieſer Verſäumniß gegen ihr Wohlſeyn iſt eine Urſache ihres Todes zu ſuchen. Die innere Spannkraft war geknüpft, der Lebensfaden abgenügt, und die gräßlichſte Täuſchung hatte ihre Seelenkräfte ſo zerrüttet, daß kein Gegenhalt mehr war. Sie ſtarb an gebrochenem Herzen!

Wir hatten 1817 in Dresden ſchöne Stunden mit einander verlebt. Sie war oft bei mir. Wir durchwandelten in mondhellen Abenden die ſchöne Gegend, von meinen Söhnen begleitet; wir beſuchten die dort ſo freundlichen Kreiſe, die dazumal beſonders ſich höchſt anmuthig geſtalteten. Sie ſchied von Dresden mit dem Verſprechen, recht bald wieder zu kommen. Leider zog ſie ſtatt deſſen 1820 nach Berlin, wo ſich ein Menſch, der ihrer Aufmerkſamkeit in keinem Betracht würdig war, an ſie anzudrängen, und ihre Neigung zu gewinnen wußte.

Louiſe erhielt durch Verwendung der edlen Prinzeß Wilhelm ein Jahrgehalt von des Königs Majeſtät; dieß zu erlangen, war ſie nach Berlin gekommen, und die immer rege Sorge für die Zukunft hatte ſie, wie ſo oft im Leben geſchieht, dahin gebracht, wo ein, nur allzu herbes Unglück ihrer wartete. Sie war nicht mehr jung; doch die Einfachheit ihres Lebens, die Unſchuld ihrer Sitten und der Frühlingsodem ihrer Fantaſie hatten ihrem Herzen eine Jugendlichkeit erhalten, die ihr gefährlich wurde, ſo wie ihr Mißgeſchick ihr denjenigen entgegenführte, der unedel genug war, dieſe Kindestreuherzigkeit zu täuſchen und zu mißbrauchen.

Die Lebensumſtände, Verhältniſſe u. ſ. w. dieſes Menſchen können meinen Leſerinnen gleichgültig ſeyn, wie ſie es mir waren. Ich habe mich nie darum bekümmert; nur in Beziehung auf Louiſen war er mir intereſſant, und nur in dieſer werde ich ſeiner erwähnen. Ein nicht unvortheilhaftes Aeußere, ein ziemlich anſtändiges Benehmen in Geſellſchaft, die Gabe vorzüglich ſchön zu leſen, und ſo ziemlich über Alles, was eben beſprochen wird, mitſprechen zu können, eine ruhige Zuverſichtlichkeit, die ſich noch eben genug in Schranken hielt, um nicht zur Dreiſtigkeit zu werden, ein unthätiger Lebenszuſtand in den Jahren der Exspektanz einer Anſtellung nach freiwillig mitgemachtem Feldzug, dieß Alles hätte auf Louiſen keinen Eindruck gemacht, wenn nicht ihrem, nach einem ſtillen und reinen Glück ſehnenden Herzen Liebe vorgeſpiegelt worden wäre, Liebe, wie ſie ſich eben Liebe dachte! Sey es nun müßige Grille des Augenblicks geweſen, oder das Bedürfniß, ſich geltend zu machen, oder flüchtige Neigung, oder Geſchmack an geiſtvoller Unterhaltung, oder Eigennutz — es iſt ſchwer zu entſcheiden, und iſt mir nicht genug bekannt, um darüber mit Gewißheit zu ſprechen: nur ſo viel weiß ich, daß ich eines Abends, im Frühling 1821, unausſprechlich überraſcht wurde, in eine Geſellſchaft eintretend, Louiſe, die mich flüchtig, bei einem kurzen Aufenthalt, im November 1820, da ich eben vom Lande gekommen, begrüßt, hier zu finden, und ſo zu finden, wie ich ſie nie geſehn! Nichts mehr von Bläſſe, von Bangigkeit und Scheu, ihre Wangen waren ſanft geröthet, in ihren lieben Augen leuchtete Glück und Beruhigung, ſie war nicht mehr mager, ſie hatte ſich um Jahr zu Jahr verjüngt, und konnte beinahe für hübſch gelten, noch mehr, die Zunge war gelöſet, ſie ſprach, was ſie nie gethan, ohne Anſtoß, ohne Bedenken, keine abgebrochenen Sätze, keine abſpringende Zerſtreuung im Geſpräch. Dazu war ſie ohne Prunk, doch mit Wahl und Sorgfalt gekleidet! Ich ſtaunte über die auffallende Veränderung und verbarg ihr, in meiner gewohnten Offenheit, mein Staunen nicht. Sie lächelte und nicht lange darauf; ſo bemerkt' ich in dem Kreiſe einen hübſchen, jungen Mann, der uns näher trat, und den ſie mir als ihren Freund vorſtellte Er benahm ſich ſo untadelich und ſo geſittet, daß ſein Weſen gewinnen mußte. Ich wünſchte Louiſen von Herzen Glück. Wir ſahen uns darauf oft, ſowohl in befreundeten Kreiſen, als in meinem Hauſe. Ich verſäumte nicht, Louiſen wegen ihres Lebensplans zu befragen. Sie ſagte mir, dieſer junge Mann ſey ihr verlobter Bräutigam, aber ſie wollte ſeine Anſtellung abwarten, und überhaupt noch Alles in die Zukunft hinausſchieben. Dieſer Vorſatz ſchien mir mehr für ein ſehr junges Paar, als für eine alternde Braut angemeſſen; doch wäre es unzart geweſen, ihr viel darüber zu ſagen, und ich war ruhig über die ganze Sache, bis ich, bei näherer Bekanntſchaft, anfing, Zweifel in die Geſinnung und Aufrichtigkeit des Gegenſtandes ihrer Liebe zu ſetzen, die ich jedoch auch nicht ſagen durfte. Ich geſtattete mir blos, ihm, wo ich an ſeinem Betragen etwas auszuſetzen fand, es in ihrer Gegenwart fühlen zu laſſen: doch ſie war unerſchöpflich in Entſchuldigungen. Nach einigen Wochen verließ uns das Brautpaar, um nach Teplitz zu gehn; Louiſe ging bis nach Wien, wo ſie nur vierzehn Tage blieb. Sie kam ohne ihren Bräutigam zurück, und wollte nicht ſagen, wo er geblieben ſey: doch zeigte ſie mir Stellen aus ſeinen Briefen, die wirklich für ſein Herz geſprochen hätten, wenn man nicht wüßte, „wie geduldig Papier iſt. Eine edle, wohldenkende, geiſtvolle, gemeinſchaftliche Freundinn Louiſens, und meiner, aus Thürin gen, hatte mich bei ihrer Anweſenheit in Dresden nach Louiſens Abreiſe dringend gebeten, Alles anzuwenden, was in meinen Kräften ſtünde, um Louiſen von dieſer Verbindung abzuwenden. Ich that dies endlich; doch ich erzürnte ſie blos. Das ganze Schickſal ihres Verlobten, alle ſeine Lebensverhältniſſe, Verbindungen, Gedanken und Gefühle wären ihr klar, ſagte ſie, und es wäre Feindſeligkeit von der Baroninn von N. N, ſie in ihrem Glücke zu hindern; ihre Heurath würde im Herbſt vor ſich gehen, und ſie wäre des ſchönſten Glückes gewiß. Die Briefe dazu — was konnte ich noch einwenden? Da ich die ganze Sache mit nicht mindrer Zärtlichkeit als Zartheit behandelt hatte; da Louiſe mich liebte, und durch ſo viele Jahre hindurch Beweiſe meiner redlichen Treue empfangen; ſo wendete ſie mir, meiner Warnungen wegen, ihr Herz nicht ab. Sie kam ſehr oft. Wir machten Parthieen und Waſſerfahrten, und ſie ſchien ſehr heiter, und von der ſüßeſten Zuverſicht eines nahen, ſchönen Glückes belebt. — So ſchied ſie von mir, von ihren Freundinnen in Dresden. Keinem von uns ahnete, wir würden ſie nicht wiederſehn! Sie ſchrieb nicht mehr an mich, und nur höchſt ſelten an Andre. Ich war im May 1822 nach Böhmen gegangen, und wenige Tage nach meiner Wiederkehr entſchloß ich mich plötzlich, nach Berlin zu gehen, wo ich bis Ende März 1823 zum Theil durch die Kälte und durch Krankheit meines Sohne aufgehalten wurde. Im Herbſt empfing ich die entſetzliche Nachricht des Todes der mir ſo innig theuren Louiſe. Ich war ſeit ihrer Abreiſe von Dresde jeder Nachricht von ihr, auch indirect, beraubt geweſen. Erſt, als ich wieder nach Dresden kam, erfuh ich durch Freundinnen von der wechſelnden Zerrüttun nnd Entkräftung ihres innern Lebens, von der manch ihrer Briefe Zeugniß geben. Nicht aus Verlaſſenhei hatte ſie den Tod geſucht. — Es ſind ſchriftliche Beweiſe vorhanden, daß ihr Geliebter noch kurz vor ihrem Tode darauf drang, daß ihre Verbindung vollzogen würde. — Die einzige Anſicht, bei der ich feſt ſtehen bleiben kann, und wo ich mich nicht zu täuſche glaube, iſt: daß ſie, bereits ſchwächlich und angegriffen von vorhergegangenen Lebensſtürmen; bei dem Wahn: ein Herz gefunden zu haben, welches das ihrige verſtünde, und ſie beglücken könne; in höchſte Exaltation ihres Seyns noch einmal aufloderte, no Einmal aufblühte: — und als ſie nun mit Gewißhe einſehn mußte; als es unumſtößlich klar und wahr vo ihr ſtand, daß ſie ſich betrogen; daß Hohn, Abkältun

Unnatur und Unwerth, nun die erborgte Maske alles Seelenadels, aller Liebenswürdigkeit abgeworfen, da brachen die innern Stützen zuſammen, und ſie ging unter.

Friede ihrer Aſche! Milde ihrem Angedenken! Liebe ihren Geiſtesblüthen, die immer ſchön im Kranz deutſcher Lieder duften werden! Nicht willkürlich brach ihre unſterbliche Pſyche die irdiſchen Ketten: ſie ſanken ab von ihr. Mit Bewußtſeyn ſuchte ſie nicht den Wellentod: — das wunde, todesmüde Herz irrte umher und ſuchte Kühlung. — Friede ſey mit Dir, ſüße Seele! Ich werde Dich nie vergeſſen!

Der Mönch.

Schweizer-Sage.

Es war ein Mann im Schweizerland',
Durch ſeinen böſen Sinn bekannt,
Nie hob er gefaltet die Hand zum Gebet
Nie hatt' auf den Knie'n er zum Himmel gefleht;
Nie wandt' er ſein Auge ſternenwärts,
Nie fühlt' er erheben ſein tückiſches Herz.
Da verwandelte Gottes Strafgericht

In einen Felſen den Böſewicht,
Und wandt', ein Warnungsbild für die Welt,
Sein ſteinernes Haupt zum Himmelszelt.
Und wer vorüberging und ihn ſah,
Zog's Käpplein ab, — ſtand betend da, —
Fiel neben das ſteinerne Männlein hin,
Und klärte — ſich kreuzend, — den ſündigen Sinn!

Die Enkel ſtarben, — ein neues Geſchlecht
Kam, ärmer an Glauben und ärmer an Recht.
Man ließ das ſteinerne Männlein ſteh'n,
Und ſpottete ſein im Vorübergeh'n;
Da ließ es geſchehen der liebe Gott,
Daß all' die Spötter wurden zu Spott!
Denn eines Tages der Fels zur Stell'
Wuchs auf zum unendlichen Berggeröll';
Die Füße ſchwollen zum Pfeilerrand;
Zum Steinbruch wurde die Falt' im Gewand;
Die arge Bruſt ward breit und weit,
Stark, um zu fangen die Ewigkeit;
Die Arme wurden zu Klippen gereckt,
Und weit in die Wolken hinausgeſtreckt;
Und auf ſeinem Haupte das Käpplein von Moos
Sproßt' auf zum Bergwald', finſter und groß!

Das Wunder wirkt', und wer es ſah
Ward alsbald beſſer; — ſtand betend da;
Fiel neben den ſteinernen Rieſen hin,
Und hob zu den Sternen den ſündigen Sinn.

Die Enkel ſtarben, — das jetz'ge Geſchlecht
Kam, ärmer an Glauben und ärmer an Recht!
Man ſah den Bergrieſen warnend ſteh'n,
Und ſpottete ſein im Vorübergeh'n.
Da ließ es geſchehen der liebe Gott,
Daß all' die Spötter wurden zu Spott!
Denn eines Tages das Berggeröll'
Wuchs auf zum unendlichen Gletſcher ſchnell;
Ein weißer Mantel, gewoben aus Schnee,
Sank faltig hernieder vom Wirbel zur Zeh';
Der Wald glitt abwärts im jähen Fall,
Und ſchnürt' ihm den Leib als ſmaragdene Schnall';
Sein Haupt, anbetend zum Himmel gewandt,
Verlor ſich im grauen Wolkenland',
Und aus ſeinen Augen, glänzend und fromm,
Schoß nieder, gleich Thränen, ein ewiger Strom.
Kein Wanderer wandert vorüber nunmehr,
Der nicht im Geiſt' erſchüttert wär';
Es hebet ſein Blick ſich ſchwindelnd empor,

Auſ den Augen brechen ihm Thränen hervor;
Die Hände ſtreckt er bewußtlos aus
In's weite, hochherrliche Gotteshaus;
Und fällt auf die Knie', und ſchlägt auf die Bruſt,
Und möchte zerſpringen vor ſchmerzlicher Luſt.

Der Gletſcher aber, dieweil zum Gebet
Er Jedem Herz und Hand erhöht,
Ward ſeither in dem Schweizerland
Der Mönch von Allen zubenannt!

Joh. Gabr. Seidl.

Lieder

von Wilhelm Marſano.

1.

An der Quelle.

Hier ſteh' ich an der Quelle
Mit meinem trüben Sinn;
Wie kommt's, daß ſie ſo helle,
Und ich ſo trübe bin? —

Mein Lieb kam einſt gegangen,
Und blickte in die Fluth,
Es ſtrahlten ihre Wangen
In friſcher Roſengluth.

Die blonden Locken ſchwammen
Um ihren Nacken her,
Als tauchten goldne Flammen
Aus einem Lilienmeer.

Und wie ſie in die Quelle
So freundlich warf den Blick,
Da gab ihr Bild ſo helle
Die klare Fluth zurück.

Wie ſie davon gezogen,
Verſchwand der Wiederſchein,
Das Bild glitt aus den Wogen
Mir in das Herz' hinein.

Jetzt weil' ich an der Stelle,
Die mir, ach gar ſo lieb! —
Drum iſt ſo klar die Quelle,
Und ich — ich bin ſo trüb'. —

2.

Täuſchungen.

Dunkle Nacht iſt; — dennoch wandeln
Ueber mir zwei liebe Sterne: —
Ach, es ſind der Liebſten Augen
Die ich ſtrahlen ſeh' ſo gerne.

Horch, es tönen heil'ge Glocken
Aus den nächtlich ſtillen Weiten: —
Ach die Liebſte ſchlägt melodiſch
Ihrer Harfe goldne Saiten.

Alles hat der Herbſt entblättert,
Dennoch flöten Nachtigallen: —
Ach, es ſind der Liebſten Lieder,
Die zu mir hernieder ſchallen!

Welch ein Duft von fremden Blumen!
Leer doch ſteh'n ringsum die Beete: —
Ach, es iſt der Liebſten Odem,
Der zu mir hernieder wehte.

Durch der Wolken luſt'gen Schleier
Iſt der Mond mir jetzt erſchienen: —
Ach, es iſt der Liebſten Antlitz,
Und die Wolken ſind — Gardinen.

Seht, es ſteigt empor die Sonne,
Hüllt die Welt in Strahlen wieder: —
Ach, es öffnet ſich das Fenſter,
Und die Liebſte blicket nieder! —

3.

Der Traum.

Ich lag auf grünen Matten
In einem kühlen Wald',
Da kam aus ſeinen Gängen
Der Liebſten Huldgeſtalt.

Schon wollt' ich ſie umfangen
In heißer Liebesluſt;
Lag aber ſchon ein And'rer
An meiner Liebſten Bruſt

Ich mußt' verzweifelnd hören
Der Liebe ſüßes Wort,
Ich mußte ſeh'n, wie beide
Sich küßten fort und fort.

Da fühlt' ich an der Linken
Ein langes — breites Schwert,
Raſch zog ich's aus der Scheide,
Und ſtemmt' es in die Erd',

Trieb in die Bruſt das Eiſen
Mir tief bis an den Knauf,
Fühlt' all' mein Blut entſtrömen,
Und ſterbend — wacht' ich auf. —

4.

Wendung.

Einſt ſucht' ich in dem Bache
Der Liebſten ſüßes Bild,
Jetzt lebt es wundermild
Mit unter meinem Dache.

Und meine Liebſte wieget
An ihrer Bruſt ein Kind,
In ſeinen Zügen ſind
Ihr Bild, und mein's gefüget.

Und Sterne, Mond und Sonne
Die ruh'n an meiner Bruſt,
Geh'n unter in der Luſt,
Und gehen auf in Wonne.

Was mir der Traum gebot,
Erfüllt' ich einſt mit Schmerzen,
Jetzt ſterb' an ihrem Herzen
Ich einen ſüßern Tod.

Leben.

Es iſt ein eignes, hohes Glück zu leben,
Ein Aar zur Sonnenburg empor zu ſchweben,
Getränkt vom Himmelsſaft der Weisheitsreben
Nach blitzumdräuter Siegespalm' zu ſtreben.

Ob auch des Zweifels Wolken mich umgeben,
Ich will den Blick zum Sternendome heben:
Denn nicht im Erdenwallen liegt das Leben,
Es liegt darin: ſein eigen Ziel zu weben!

Dort ſinkt der Taucher in das Fluthgewühle,
Vielleicht, daß er der Wellen Kühle fühle?
Du irr'ſt: die reine Perle wünſcht er gern:

So iſt das Hierſeyn nur des Lebens Schale,
Die einſt ſich öffnet in der Götter Saale
Des Menſchen eignes Ziel, das iſt der Kern!

Manfred.

Der Ritter.

Dort oben auf dem Schloſſe,
Da hauſ't ein kühner Held,
Sein Schwert iſt ihm ein Scepter,
Die Burg ihm eine Welt.

Die Blumen ſind die Kronen,
Die er in's Haupt ſich drückt,
Das Schild iſt ihm der Purpur,
Der ſeine Linke ſchmückt.

Die Lanze iſt ſein Liebchen,
Das er mit Treu' umſchlingt;
Der Sattel iſt ſein Sammtthron,
Worauf er richtend winkt.

So hauſ't er ſtill dort oben,
Bis ihn der Tod begrüßt.
Da wird der Speer zum Baume,
Der ſeinem Grab' entſprieſ't;

Die Burg wird zur Kapelle,
Woran er ſchlafend liegt,
Der Sattel wird zur Decke,
Die ſeine Bruſt umſchmiegt.

Die Blumen ſind ſein Lager,
Sein Kiſſen iſt das Schild,
Das Schwert ziert ſeinen Hügel,
Als ſtilles Kreuzesbild!

Manfred.

Landleben.

Willſt Du die Ruhe finden;
So flieh' der Städte Glanz:
Auf ländlich ſtillen Gründen
Blüh't nur des Friedens Kranz.

Dein neidiſch Auge blicket
Da kalt auf Deine Luſt;
Kein ſtolzes Weſen drücket
Dir Dornen in die Bruſt.

In deiner Seele Hoffen
Stimmt tröſtend die Natur,
Ihr Himmel ſteht dir offen
Auf ſegenreicher Flur.

Des Lebens reine Freuden,
Der Kindheit ſüßes Glück,
Gibt ſie nach Kampf und Leiden
Allein Dir noch zurück.

Friderike Suſan, geb. Salzer

Augentroſt.

Wie aus heiterm Himmelsblaue
Milder Thau auf Blumen quillt,
Sanft des Buſens Gluth ſich kühlt,
Wenn ich Dir in's Auge ſchaue!

Wie der Dämm'rung düſterm Graue
Süß entſteigt Aurora's Strahl,
Wird zur Luſt des Herzens Qual,
Wenn ich Dir ins Auge ſchaue.

Wie zu lichter Sternenaue
Glaubenstroſt den Dulder zieht,
Meiner Seele Nacht entflieht,
Wenn ich Dir in's Auge ſchaue.

Und mit heiterm Himmelsblaue
Schmückt ſich farbenreich die Welt,
Von der Liebe Glanz erhellt,
Wenn ich Dir in's Auge ſchaue.

Friderike Suſan, geb. Salzer.

An die Hoffnung.

Seh, im Jubelton der Leier,
Milde Hoffnung, uns gegrüßt!
Du, von deren Zauberfeuer
Düſt'rer Zukunft Wolkenſchleier
Sanft in Himmelsglanz zerfließt!
Du, von aller Völker Zungen,
Wenn begeiſternd im Gemüth
Froher Ahnung Flamme glüht,
Oft geprieſen und beſungen,
Hör' auch mein, dir heilig Lied!

Schaffend rufſt du Edens Fluren
Aus des Chaos alter Nacht.
Alle endliche Naturen
Tragen deiner Weihe Spuren,
Sind die Diener deiner Macht.
Was im Himmel und auf Erden
Was ein frohes Loos verheißt,
Was der Menſch und Seraph preiſ't,
Muß durch dich geheiligt werden,
Zu erheitern unſern Geiſt.

Nicht vom Arme des Geſchickes
Streng und feindlich hingebannt
In den Kreis des Augenblickes,
Folgen wir dem Zug des Glückes
In der Wünſche Feenland,
Wo in ſonnenhellen Zonen,
Die kein rauher Sturm durchzieht,
Ein beſtänd'ger Frühling blüht,
Wo der Freude Chöre wohnen,
Und die blaſſe Sorge flieht.

Selig, welche dir vertrauen,
Wenn ſie Noth und Gram umringt,
Wenn ſie, frei von Sorg' und Grauen,
Eine heit're Zukunft ſchauen,
Die dem Herzen Ruhe bringt.
Selbſt in dornenvoller Wildniß,
Wenn der Dulder zagt und weint,
Ohne Helfer, ohne Freund,
Leitet ihn dein treues Bildniß,
Das vom Himmel ihm erſcheint.

Freundlich horchſt du jeder Bitte,
Mild erquickſt du jedes Leid,

Kommſt mit leichtem Zephyrſchritte
In der Armuth morſche Hütte,
In des Kerkers Einſamkeit.
Und im rauhen Weltgedränge,
Wenn, verfolgt vom Mißgeſchick,
Uns verläßt das falſche Glück,
Rufen deine Troſtgeſänge
Den verlornen Muth zurück.

Deine holden Phantaſieen
Sind der Liebenden Gewinn.
Wo getrennte Herzen glühen
Tragen deine Sympathieen
Treue Seufzer her und hin.
Und der Vater, der im Kreiſe
Seiner Kinder ſorgend ſteht,
Fühlet Kraft und Luſt erhöht,
Wenn dein Flügel ſanft und leiſe
Seine düſt're Stirn umweht.

Pilgern, welche heim ſich ſehnen,
Und durch ferne Lande geh'n,
Trockneſt du die ſtillen Thränen,
Nährſt und pflegſt ihr ſüßes Wähnen,

Haus und Freunde bald zu ſeh'n.
Schiffern auf empörten Wogen,
Auf des Abgrunds finſtrer Kluft,
Wenn des Donners Stimme ruft,
Wölbſt du deinen ſchönen Bogen,
Heil verheißend in die Luft.

Wo der Läſtrung Pfeile ſchwirren,
Wo, von ſchnöder Hand beraubt,
Arme Waiſen pflegelos irren,
Wo der Rache Dolche klirren,
Hebſt du des Bedrängten Haupt.
Weggeſchwunden ſind die Grüfte,
Die wir ſchon eröffnet ſah'n,
Stumpf iſt des Verderbens Zahn,
Wehen uns die Lebensdüfte
Deines Götterodems an.

Hoffnung, wo iſt eine Stätte
Deiner großen Wunder leer?
Du erſcheinſt beim Siechenbette,
Lüfteſt des Gefangnen Kette,
Stählſt zum Kampf ein Sparterheer,
Rüſteſt Helden aus zum Siege,
Führſt, für Pflicht und Ehr' entbrannt,

Sie zum Tod für's Vaterland,
Und gibſt ihre Aſchenkrüge
In des Nachruhms treue Hand.

Wir beginnen und vollenden
Alles Große nur mit dir;
Freudig deiner hohen Spenden
Gürten wir mit Kraft die Lenden,
Danken und frohlocken wir.
Flieht und ſchwindet ſelbſt dieß Leben,
Reißt uns auch der Tod hinab
In ein allgemeines Grab,
Wird das Wort uns Tröſtung geben,
Das durch dich der Himmel gab.

Du entdeckteſt die Gefilde
Einer ſchönern Geiſterwelt.
Deine treue Sorg' und Milde
Schuf Elyſiums Gebilde
Und des Himmels Lichtgezelt.
Von dem Erdenſtoff entbunden,
Frei vom eitlen Sinnentand,
Hat ihr heimathliches Land
Pſyche freudenvoll gefunden
An dem ſtillen Letheſtrand.

Neuffer.

Sie.

Nun weichet den Winden
Des Süden der Schnee;
Schon ſuchen und finden
Wir Blumen der Höh'.

Grün färbt ſich das falbe
Grasufer am Bach;
Laut zwitſchert die Schwalbe
Am gaſtlichen Dach! —

Die Falter umkoſen
Schon flatternd die Flur;
Bald knoſpen die Roſen
Im hohen Purpur!

Der Kirſchbaum umröthet
Die laubichte Nacht;
Die Nachtigall flötet,
Zur Liebe erwacht. —

Ach Eine nur fehlet,
Ach Eine nur ſäumt;
Wie Sänger ſich quälet,
Wie Sänger auch träumt.

Was freut ihn von Golde
Der Morgen ſo hell;
Biſt du nicht, o Holde!
Biſt Du nicht zur Stell'!

Wilh. Freih. von Eyb.

Antwort.

Sind dieſes jene Haine,
Durch die Du hold geſchwebt;
Die ſüßen Blumenraine,
Wo Kränze Du gewebt?

Sind dieß die klaren Wellen
Im lichten Schwanenteich?
Einſt zeigte in den hellen
Dein Bild ſich mild und weich.

Und ſchau' ich in die Ferne,
Wo ſich der Himmel mahlt;
So frag' ich: „Liebe Sterne,
Habt ihr uns je geſtrahlt?"

Des Windes rauh Geflüſter
Rauſcht durch die Zweige hin;

Die Wieſe welkt und wüſter
Wird, was ſonſt bunt und grün.

Wie brauſ't die Woge ſchaurig,
Sie klingt nicht mehr am Stein;
Das Rohr taucht gelb und traurig
In dunkeln See hinein.

Der Mond verhüllt ſein Prangen,
In feuchtes Nebeltuch;
Und bleiche Wolken hangen,
Herab, ein Leichenzug!

Und frag' ich, was begraben,
Von den Dämonen ſey?
Erwiedern ſie: „Wir haben
Verſcharret Lieb' und Treu'!“

Wilh. Freih. von Eyb.

An eine Brieftaube.

Weibchen, eile zu ihr und bring' ihr die züchtigen Reime,
Rege die Schwingen und hol' fröhliche Kunde zurück.
Höre, ich lohne es gut, gleich Lesbia's lieblichem Vogel,

Dem das catulliſche Lied bleibenden Namen verbürgt.
Noah verdankte dir viel hehr-reizende Botinn des Friedens.
Der Pleiaden Geſtirn*) leuchtet dem Schiffer zur Luſt.
O! ſo leuchte auch mir mit deinem ſilbernen Fittig,
Fluthen doch Wunſch und Begier anders die Arche mir fort.
Trägſt Erhörung du zu, gewahr' ich den Bogen der Iris,
Der im farbigen Spiel heitere Söhne verhieß;
Wiegt ſich Eros darauf, der luſtig beflügelte Knabe,**)
Küſſ' ich das Zeichen der Huld, küſſ' ich den Herold zugleich.
Weiſ't ſie kalt dich zurück, verſchmähet ſie Klang und Dichter

---

*) Noah's Tauben glänzen als Pleiaden am Himmel. Wem wäre dieß liebliche Geſtirn am Stier fremd? Pleiades oder Peleiades bedeuten im Griechiſchen Tauben. Die Hellenen, die gern gut vernehm borgten, hatten dieſes Sternbild den Chaldäern abgeliehen.

**) In einem, in Felſen gehauenen, uralten perſiſchen Bilde reitet ein geflügelter Knabe, als Emblem der göttlichen Liebe, auf einem Regenbogen, vor dem ein Greis in Anbetung verſunken iſt. Stollberg's Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti. 2te Auflage, 1. B. S. 314.

Weigert die Zauberinn herzlos dir Futter und Gruß.
Haſt du kein Blättchen für mich vom Eintracht gelobenden Oelbaum,
Brich von Cypreſſen ein Reis, pflanz' es dem Sänger auf's Grab.

Karl Baldamus.

An eine ſchöne Müllerinn.

Samſon, der rüſtige fiel; beſtricket doch Liebe die Stärke;
Mit dem haarenen Schmuck wich ihm der muthige Trotz.
Delila führte den Helden zur Mühl', er drehte die Steine,
Mit verbundenem Aug' kreiſ'te er fluchend umher.
Gern ach! diente ich Dir, ich küßte die eiſerne Frohne:
Denn Du Zauberinn haſt längſt mir geblendet den Blick.
Pries Antipatros gleich der lärmenden Mühle Erſindung,
Die auf Däos Geheiß hüpfende Nymphen bewegt,
Dank' ich's der Göttinn doch nicht. Dem theſſaloniſchen Sänger
Ließ ich das Lied und den Ruhm, ließ er die Mühle mir nur. *)

*) Wer das reizende Gedicht des Antipatros von Theſſalonich, die Erſindung der Waſſermühle, über-

Arbeit erhöhet die Luſt, verkläret auch Neigung und Liebe,
Nur die Schwäche allein ſchleichet vom Tagwerk ſich fort.
Hart wohl übte der Scyth' des Kriegsraths blutige Satzung,
Wenn dem Gefangenen er raubte das heitere Licht,
Der zum Quirlen verdammt, des Roſſes gut nährende Milchfluth,
Rund umgehend den Herrn, emſiger dienend kredenzt,
Wäreſt härter Du noch, ich trüg' es, ich duldete willig,
Bis du milde erweicht, lohnteſt mir Arbeit und Schmerz.

Karl Baldamus.

ſchrieben, nicht im griechiſchen Urtexte zu leſen vermag, den verweiſen wir auf die ſehr gelungene Ueberſetzung dieſes Liedes von Chriſtian Grafen zu Stollberg.

Siegmar.

Erzählung

von Iſidore Grönau.

Noch rauchten die Trümmer von Friedland und in geſpannter Erwartung ſah Europa dem Schickſale der kommenden Tage entgegen. Minder glücklich als tapfer hatte die ruſſiſche Armee unter Benningſen, auf der verhängnißvollen Wahlſtatt, ihren Namen in die Bücher der Geſchichte eingetragen; und über dem bedrängten Preußen hing das Schwert der Entſcheidung. Schon ahnete das ſcharfſichtige Auge der Politik den endlichen Erfolg des blutigen Kampfes, während lauernde Diplomatiker die Federn ſpitzten, ihm den Ausſchlag zu geben; aber die Helden von Eylau wollten nichts vom nahen Frieden hören, und laut bewegte ſich in jeder Bruſt der Wunſch: „Für Friedrich Wilhelm ſiegen! oder ſterben!"

Hinter die Ufer der Gilge und Ruſſe hatten ſich die wackern Preußen aufgeſtellt, nachdem es ihnen in Eilmärſchen gelungen war, ſich am ſiebzehnten Juni mit den Ueberreſten der ruſſiſchen Armee zu vereinigen. Schon entbrannten die Heldenſeelen im Vergefühle neuer Kampfesluſt; kein Opfer zu hoch haltend, das Vaterland zu retten, und ſeinen alten Ruhm zu bewähren; und wohlgefällig muſterte der edle Führer in ſeinen Liſten die Namen derer, welche in den Gefilden von Eylau, bei Wackern, Althof, Kuſchitten, u. ſ. w. durch heldenmüthige Tapferkeit, und ſeltene Ausdauer, unverwelkliche Lorbeern geerndtet hatten.

Hell glänzte unter dieſen Sternen der Name Siegmar's von Hohenſchild, eines Jünglinges, arm an Gütern, aber reich an Seelenadel, Schönheit und Tapferkeit. Er diente als Lieutenant in einem Jägerbataillon, das mit großer Auszeichnung auf den entſcheidendſten Punkten focht, und obſchon jeder einzelne ſeiner Waffenbrüder in den Stunden der Gefahr gleichen Muth und gleiche Anſtrengung bewieſen hatte; ſo war es Hohenſchild's edle Begeiſterung, ſeine kühne Unerſchrockenheit, ſein raſcher Ueberblick der Dinge, und ſeine glückliche Geiſtesgegenwart, welche mehr denn Einmal die ſinkenden Kräfte ſeiner Brüder belebt, ihre Fortſchritte verdoppelt, und manchen wohlgelungenen Angriff ausgeführt hatte. Aber nicht die Achtung ſeiner Vorgeſetzten, noch die warme Ergebenheit ſeiner Gefährten konnten den Blick des Heldenjünglings aufheitern, wenn er der Möglichkeit entgegenſah, daß ſo viel edles Preußenblut nur darum gefloſſen ſey, damit die Saat des Böſen, welche der übermüthige Feind über die Fluren des Vaterlandes ausgeſtreut hatte, nur deſto feſter Wurzel ſchlagen könne.

Die eingetretene Waffenruhe ließ ihm nichts Gutes ahnen, und mit verſtörtem Blicke, die ſchöne Stirn in düſtre Falten gezogen, wohnte er einſt ſtumm und in ſich gekehrt, der gewöhnlichen Abendverſammlung ſeiner Kameraden bei. Er ließ die muntern Gruppen unbeachtet, welche bei Würfel- und Kartenſpiel das Glücksrad ſchwangen, oder im feurigen Rebenblute jeden ſtörenden Zweifel erſäuften; während andere in ernſter Wechſelrede das Loos der Völker wogen, und ihre Hoffnungen gegen die Beſorgniſſe der Uebrigen austauſchten. Nur ſcheinbar war jedoch Hohenſchild's äußere Gleichgültigkeit bei den Geſprächen der Letzteren; ſein Inneres glühte voll reger Theilnahme an denſelben; aber zu wichtig war ihm in jenen Augenblicken das Schickſal des bedrohten Vaterlandes, als daß er ſich frey darüber ausſprechen konnte; ja, es dünkte ihm vermeſſen, das ſchwache Hoffnungsfünkchen, welches ihm noch immer einen rettenden Ausgang verſprach, zur prahlenden Gewißheit zu erheben; und noch weniger hätte er vermocht, das zermalmende Gegentheil auszuſprechen.

„Was ſteht Ihr ſo mürriſch, Hohenſchild?“ rief ihm jetzt, höhniſch lachend, der Hauptmann von Oldenſtirn entgegen. „Wurmt's Euch ſo tief, daß die franzöſiſchen Adler den unſern aus dem Neſte werfen? — Macht gute Miene zum böſen Spiel! Fortunens Schritte könnt Ihr doch nicht hemmen, und wenn Euer Ruhm bis an die Wolken ſtreifte!“

„Weh mir! daß dem ſo iſt!“ verſetzte Hohenſchild mit einem tiefen Seufzer. „Was Ihre übrigen Aeußerungen betrifft, Herr Hauptmann; ſo darf ich dieſe nur dem Ausländer verzeihen, und muß Sie beklagen, daß Ihnen das lohnende Gefühl der Vaterlandsliebe fremd zu ſeyn ſcheint. So lange wir jedoch ein Feldzeichen tragen, muß ich Sie höflichſt erſuchen mir dieſe Sprache nicht wieder hören zu laſſen!“

„Gemach, Gemach, Freundchen!“ fuhr jener mit verbiſſenem Unwillen fort: „Ihr ſeyd verſtimmt, daß unter den bewußten Umſtänden die Blüthen Eures Ruhmes wohl ſchwerlich Früchte tragen dürften. Doch muß ich gleichfalls bitten, die Laſt Eures Unmuthes nicht in beleidigenden Worten an einem Unſchuldigen auszulaſſen!“

„Wer meinen König läſtert, und wäre es auch nur in Ihrer Art zu ſcherzen, der iſt in meinen Augen ein Schuldiger!“ brauſete Hohenſchild auf. „Beleidigt kann nur ich mich finden in Ihrem unwürdigen Verdacht, und mich bedünkt, daß wir uns mit der Klinge beſſer, als mit dem Munde, verſtändigen möchten. Beſtimmen Sie gefälligſt Zeit und Ort!“

„Die Klingen in die Scheide!“ rief in dem Augenblicke mit Staub und Schweiß bedeckt, ein eintretender Ordonanzoffizier in die Verſammlung. Die Fürſten ſind verſöhnt, der Friede iſt unterzeichnet, und in die Hände des Feldmarſchalls legte ich ſo eben die verhängnißvolle Botſchaft nieder.

„Und die Bedingungen?“ — rief Alles wie aus Einer Kehle dem Angekommenen entgegen.

„Sie ſind mir fremd!“ erwiederte achſelzuckend der Befragte. Ein dumpfes Gemurmel durchlief die Menge, und mit den Worten: „Wir ſprechen uns künftig!“ an Oldenſtirn vorüberſtreifend, verließ Hohenſchild das Gemach.

Sein Freund, der Lieutenant von der Heyden, traf ihn, als kurz darauf die Truppen den Befehl zum Abmarſch erhalten hatten, am Schreibepult. „Ein Abſchiedsbrieflein ohne Zweifel!“ rief der Joviale im

Eintreten. „Ohnfehlbar hat ein ſchönes Augenpaar im Laufe der langen Waffenruhe Dein Herz verwundet, und dieſe Zeilen verkünden dem ſchmachtenden Liebchen die letzte Schäferſtunde; auch will ich den Genuß nicht verkümmern, und bitte um kurzes Gehör.“

„Nur halb errathen!“ gab Siegmar zur Antwort. „Ein Abſchiedbrieflein ſchrieb ich allerdings, doch minder zärtlichen Gehalts, als mir Dein Komus Schuld gibt: es gilt dem Oldenſtirn, den ich auf morgen früh zu einem Waffengange lud, indem ſein Regiment ſchon übermorgen aufbricht, und ich noch eine Schuld an ihn zu zahlen habe. Willſt Du mich ſecundiren?“

„Von Herzen gern,“ entgegnete der Freund; „und ob ich leider ſein Verwandter bin; ſo weiß ich nur zu gut, daß er ein Schelm iſt. Doch verdient Euer Handel wohl ſo ernſtliche Rüge? Dich zu beleidigen lag nicht in Oldenſtirn's Plan: denn Deine edle Sprache iſt ihm fremd, und daß ihm nichts für heilig gilt, iſt Dir bekannt. Willſt Du um ein bon mot des Nichtswürdigen Dein Leben in die Schanze ſchlagen?“

Siegmar öffnete die Lippen zur Antwort. Da klopfte es, und Oldenſtirn trat ein. „Ich bin

Ihnen Genugthuung ſchuldig, und komme als Freund von Ihnen zu ſcheiden.“ redete er den verwunderten Hohenſchild mit leichter Gemüthlichkeit an. „Mein Satyr erhob ſich gegen eine ſchöne Regung Ihres Herzens, und was daraus entſtand, fällt mir anheim. Zudem erhielt ich heute den verlangten Abſchied, und trete für die nächſte Zeit in das große Nationalregiment: Kosmopolit zurück. Die Hand zum Frieden alſo! Ich wollte Sie nicht kränken, und was Sie mir zurückzahlten, iſt längſt vergeben und vergeſſen!“

Hohenſchild zögerte einen Augenblick, die Hand des Gegners zu ergreifen; Heyden aber nahm das Wort, verſöhnte die Entzweiten, und erwiederte, als ſich Oldenſtirn höflich empfohlen hatte, lachend auf Siegmar's Befremden, daß ſeines Widerſachers Sprache ſich ſo ſchnell geändert habe: „Ey ſtelle die Erklärung nicht auf Rechnung ſeiner Großmuth! Er hat einen angeborenen Abſcheu gegen bloße Klingen, und der Geruch des Pulvers bringt ihm Krämpfe. Dieß iſt der Schlüſſel ſeines Zuvorkommens gegen Dich, wie der, ſeines erbetenen Abſchiedes: denn eben ſo wenig, als Dir ſeine verwerflichen Reden gefielen, wollte es ſeinen Kameraden behagen, daß er nur in der Schlacht, nie aber bei zweideutigen Streichen vermißt ward —

Doch jetzt genug von ihm. Die Abſicht meines Zuſpruchs war: Dich aufzufordern, mich für einige Zeit nach Schleſien zu meinem Vater zu begleiten. Dein Gemüth braucht Aufheiterung; dem biedern Alten wirſt Du ein werther Gaſt, Helenen ein willkommner Geſellſchafter ſein; und wenn unſere Herzen der Gegenwart zürnen, dann ſtreifen wir durch Wald und Flur, verfolgen das Wild, und unſere ſchleſiſchen Alpen rufen uns die tröſtende Verheißung zu: „Noch lebt die alte Kraft in ihren Grundveſten; ſo wahr wir als die Bürgen unvergänglicher Größe vor Euch ſtehen, bricht einſt ein Tag der Vergeltung an; und das befreite Volk ſtürzt die Tyrannen von unſern Gipfeln hinab!“

„Ich preiſe Deine edle Ekſtaſe, und nehme ſie freudig zum Wahrzeichen künftiger Thaten;“ ſagte Hohenſchild, die Hand des Freundes voll warmer Begeiſterung drückend; „auch folge ich freudig Deiner Einladung;“ und beide gingen Arm in Arm, den nöthigen Urlaub zu erbitten.

Am Erkerfenſter ſeines Wohnzimmers ſaß zu Helmberg in Schleſien, der edle Landrath von der Heyden; blies dicke Rauchwolken in die heitere

Morgenluft, und warf von Zeit zu Zeit unruhige Blicke nach der nahen Waldſchlucht, aus deren dicht umlaubter Krümmung der ſehnlich erwartete Poſtbote hervortreten mußte. Wirklich zeigte ſich derſelbe bald darauf, trabte mit rüſtigen Amtſchritten über den blumigen Wieſenpfad, und legte nach wenig Minuten ein dickes Packet voll Zeitungen und Briefe in die Hände des Gönners. Kopfſchüttelnd durchlief dieſer die erſtern, erbrach ſodann die letztern, bey deren Leſung die ernſten Sorgenwölkchen ſich lichter und lichter aus ſeinem Antlitz verzogen, und rief jetzt plötzlich mit heiterem Tone den Namen: „Helene!“ in das Nebengemach. Mit edlem Anſtande trat die Jungfrau, dem väterlichen Rufe gehorchend, in das Zimmer, hob das dunkelblaue Augenpaar ausdrucksvoll empor, heftete die Roſenlippen auf des Vaters Rechte, und fragte, indem ihre ſchneeweiße Hand die dunkeln Locken aus der ſchön gewölbten Stirne ſtrich, in herzgewinnendem Tone: „Was wünſcht mein gütiger Vater?“

„Deine Theilnahme für Gutes und Böſes, was die erhaltenen Blätter mir berichten. — Das Böſe gilt dem wachſenden Einfluß der verhaßten Tyrannen auf unſer ſchwer gedrücktes Vaterland; doch gern will ich mein deutſches Mädchen für heute mit dieſen Einzeln helten verſchonen, da meine zweite Botſchaft Dir Beſſeres verkünden ſoll. Wiſſe zuvörderſt: daß der Baron ſeit einem Monat aus Italien, auf ſeine Güter in Sachſen zurückkehrte; daß er ſie reich und blühend, aber einſam fand; daß er ſich warm nach einer liebenswürdigen Gefährtinn ſehnt; Dir Herz und Hand anträgt, und Deinem alten Vater die ſtolze Auszeichnung gönnt, ſein liebſtes Kleinod aus der Mitte rang- und geldſüchtiger Schönen, zur Gattinn dieſes Trefflichen erheben zu ſehen.“ Glühender Purpur überflog bei den Worten die Jungfrau, und ein verſtohlner Seufzer hob zitternd die volle Schwanenbruſt.

„Gliche meine ſanfte verſtändige Helene der Mehrzahl ihrer thörichten Mitſchweſtern;“ fuhr der Alte fort, „ſo würde ich bei dieſem Antrage zögern, ihr meine Wünſche zu verrathen; denn leider verſagte die Natur unſerm Freunde den Vortheil einer blendenden Geſtalt, und eitle Selbſtſucht mag ſeine Form verletzen; doch früh ſchon lehrte ich Dir den Werth des Kernes von der Schale trennen, gab Dir in vielfachen Beiſpielen die Ueberzeugung: daß mancher Mißgeſtaltete, der unter Thränen die junge Braut zum Altar führte, durch Seelenadel ſie zum glücklichſten Weibe erhob, während mancher Alcibiades, ſobald der Zauber ſchwand, die Enttäuſchte zur Dulderinn weihte: denn wenn die Macht der Gewohnheit uns bald das Häßliche mit dem Schönen gleichgültig werden läßt; ſo tritt der Werth eines geiſt- und kenntnißreichen Gemüthes erſt mit der Zeit in ſeinem vollen Reichthume hervor. Das Herz Deines edlen Freiers iſt der eben benannten Vorzüge ſeines Geiſtes würdig; ein Genius der Liebe, wird meine Helene an der Hand dieſes Seltenen nur Glück und Segen verbreiten. Mein ſorgenſchweres Haupt wird ſich dann ſanft zur Ruhe legen, und eine liebende Mutter, wirſt Du der Schutzgeiſt Deiner jüngeren Geſchwiſter werden; indeß Dein Bruder Egbert kaum die Mittel finden wird, das ihm anheim fallende, von Krieg und Mißgeſchick verſchuldete Beſitzthum zu behaupten. Prüfe jetzt meinen Vorſchlag, und entſcheide kindlich über die Ruhe meiner Seele, und den Frieden meiner letzten Tage!“

„Ihr Wunſch hat über mich entſchieden;“ verſetzte Helene nach kurzem Beſinnen; „auch hoffe ich, daß Baron Roſen bei der Wahl ſeiner künftigen Gefährtinn, mehr an dem Beſitz einer dankbaren Schülerinn, einer warmen Vertrauten ſeines edlen Herzens, und einer treuen Pflegerinn in kranken Tagen, als an dem

Beſitz einer zärtlichen Gattinn gelegen iſt. Mein Herz iſt frei; nur warnend ſprechen mich bisher aus fremden Bildern die Gefahren einer Leidenſchaft an, der ich nicht glücklicher entrinnen kann, als wenn ich mein Daſeyn fortan dem längſt verehrten Freunde weihe; und dankbar preiſe ich mein Schickſal, das mir das Glück vergönnt, mit dieſem Entſchluß, beſter Vater, auch ihre Ruhe feſt zu ſtellen.“

Hocherfreut umarmte der Landrath die bewegte Tochter, welcher er im Drange des Entzückens über die erſehnte Fügung kaum noch im Fluge berichtete: daß auch Egbert, laut eines zweiten Schreibens bereits unterwegs ſey, die Kataſtrophen des überſtandenen Feldzuges im Vaterhauſe zu verſchmerzen. Er eilte ſogleich an das Pult, dem künftigen Eidam, Helenens Antwort zu berichten, während dieſe ſich auf ihr Zimmer begab, und mit eben ſo viel kindlichem Vertrauen, als jungfräulichem Bangen, die neue plötzliche Verwandlung ihrer Lage überdachte.

Wer den Vortrefflichen kannte, mußte, dem Freiherrn von Reſen gegen über, ſich leicht über den Anblick ſeiner gebrechlichen Hülle hinweg geſetzt, und an die Hoheit ſeines reich begabten Innern gebunden fühlen. Zudem bewies der edle Ausdruck ſeiner regelmäßigen Geſichtszüge, die blos durch Kränklichkeit etwas Leidendes angenommen hatten, daß ſelbſt die Natur ihn meiſterhaft gebildet gehabt, bis eine herzloſe Wärterinn, durch boshaftes Verſchweigen eines unglücklichen Falles, den engelſchönen Knaben zum duldenden Aeſop verwandelt hatte. Früh durch das Gleichgewicht ſeiner geiſtigen Vorzüge erhoben, war er heran gewachſen; hatte im Gebiet der Künſte und Wiſſenſchaften reichen Erſatz für den Mangel äußerer Anmuth gefunden, und ſein bedeutendes Vermögen bot ihm bereitwillig die Mittel dar, jene Schätze an der Quelle aufzuſuchen, und ihren Gehalt zu erſchöpfen. Mit philoſophiſchem Gleichmuth war er bemüht geweſen, ſein Herz gegen die Regungen der Liebe zu ſtählen; aber dennoch hatte ihm die Natur ein zu lebendiges Empfindungsvermögen verliehen, als daß ihr Zauber ihm für immer fremd bleiben konnte. Er hatte die ſechzehnjährige Helene ſchon vor ſeiner Abreiſe nach Italien geſehen; hatte umſonſt ihr Bild dort zu vergeſſen geſucht; und was ihm die klügelnde Vernunft auch einwenden mochte; die Liebe hieß die Bemerkung ſiegen: daß Helene kein gemeines, nur für eitele Sinnenluſt geborenes Geſchöpf, ſondern der Gemeinſchaft eines höheren Gutes, einer geiſtigen Wahlverwandtſchaft fähig ſey, die ſelbſt bei den widerſprechendſten Formen, die Mutter zärtlicher Gefühle werden könne. Von dieſem Drange beſeelt, hatte er dem Landrath ſein volles Herz eröffnet, und für den Fall, daß Helenens Sinn noch unbefangen und ihm gewogen ſey, um ihre Hand geworben. Die Zuſage machte den bis dahin zwiſchen Furcht und Hoffnung hin und her Bewegten zum glücklichſten Sterblichen. Schon hatte er die Poſtpferde beſtellt, um, gleich nach Empfange des väterlichen Schreibens, nach Heimberg zu fliegen; aber ein Eilbote ſeiner plötzlich erkrankten, in der Reſidenz lebenden Mutter rief ihn zu dieſer; und mit ſchwerem Herzen ſandte er der lieblichen Braut an ſeiner Statt den köſtlichen Verlobungring, mit der Bitte: dieß Kleinod noch im Stillen zu bewahren, bis die Geneſung ſeiner Mutter ihm erlauben werde, ſein Glück der Welt bekannt zu machen, und der verehrten Kranken in dieſer Nachricht eine Ueberraſchung zu bereiten, die ihre ſtillen Wünſche krönen, und ihre ſchwachen Lebensgeiſter neu beleben werde.

Tief ergriffen von dem Inhalt der empfangenen Botſchaft ehrten der Landrath und Helene des Bräutigams Wunſch, und beſchloſſen, ſelbſt dem offener, lebensfrohen Egbert, welchem im Eifer des Mitgefühls, leicht ein unvorſichtiges Wort gegen die Bekannten der Umgegend entſchlüpfen konnte, bei ſeiner Ankunft das Bündniß zu verſchweigen; und erſt mit des Barons Erſcheinen daſſelbe zum überraſchenden Familienfeſte zu geſtalten.

Peinliche Stunden verlebte der Baron indeß am mütterlichen Krankenbette. Das Uebel bildete ſich eben ſo langwierig aus, als es gefährlich war. An eine kurze Abweſenheit war nicht zu denken, da die Entfernung zwiſchen D...... und Heimberg zu bedeutend war; und nur Helenens erſte, ſchüchterne Zeilen, begleitet von dem goldenen Gegenpfande ihrer Treue, konnten die Ungeduld des Liebenden mildern.

Helenens bräutliches Verhältniß brachte nicht die leiſeſte Veränderung in ihrer äußeren Umgebung hervor; denn noch vor ihrem Ableben hatte die ſorgſame Mutter Helenens Ausſtattung bereitet; und ſelbſt auf das Schickſal ihrer jüngeren, in einem Inſtitute aufgehobenen Schweſtern, war ihre neue Lage für die nächſte Zeit noch ohne Einfluß. Ihr ganzes Augenmerk war daher auf die freundlichen Verpflichtungen gerichtet, denen ſie in harmloſer Ruhe entgegen ging.

Was ihr das ahnende Herz auch bisweilen in leichten Schauern zuflüſterte, verlor ſich in kindlicher Freude über des Vaters jugendlich erwachten Frohſinn; und des Geliebten tief gefühlter Werth ſchuf ihr die reinſten Lebensbilder einer freundlichen Zukunft.

Der Ankunft des geliebten Bruders entgegen ſehend, hatte Helene am äußern Ende des reizenden Parks an einem ſchwülen Auguſtabend, ſchon lange auf ihrer Lieblingsbank geruht. Ihr Auge ergötzte ſich wohlgefällig an dem Ueberblick der weiten, vor ihr ausgebreiteten Landſchaft. Heitere Stille ruhte auf der Flur; nur aus der Ferne ſcholl ihr das rege Leben der Dörfer, das friedliche Läuten der Abendglocken, und die Schalmei der heimkehrenden Hirten entgegen, während auf dem Wieſenteppich zu ihren Füßen die Grille ihr melancholiſches Nachtlied anſtimmte, und aus dem nahen Gebüſch ſich noch einzelne Waldvögel hören ließen. Glühend neigte ſich das Tagesgeſtirn dem Untergange; hinter den Gebirgen aber ſtiegen finſtre Wolken auf, aus deren Schooße von Zeit zu Zeit flammende Blitze herab ſchoſſen, und drohend, dem heitern Feierabend der Natur, ein ernſtes Gegenſtück boten. Helene hatte mit ſteigendem Gefühl ſchon lange dies reiche Wechſelſpiel betrachtet. „Wie wäre es?“ dachte ſie „wenn auch Dein heiteres Lebensglück plötzlich....“ — da weckten raſche Männertritte die Trauernde; ſie blickte um ſich: zwei ſchlanke Jäger traten aus dem Dickicht, und Egbert flog laut jubelnd in der Schweſter Arme.

Wenige Augenblicke hatte Siegmar vor der Begrüßung des holden Geſchwiſterpaares verweilt, als Egbert ihn mit den Worten zu Helenen führte: „ich darf mich nicht allein des Wiederſehens freuen! Meinen edlen wackern Hohenſchild bringe ich mit; und Deine wie des Vaters Liebe wird mir die Ueberraſchung Dank wiſſen. Aber nun dürft Ihr Euch nicht länger ſo fremd gegenüber ſtehen; Ihr kennt einander längſt durch mich; der Zufall ſelbſt, der uns Helenen gleich hier im Freien finden läßt, bannt jede Förmlichkeit zurück. Ich freue mich wie ein Kind auf unſer trauliches Beiſammenleben!“ und ſomit drückte er Siegmar's und Helenens Hände feſt in die ſeinigen, und fühlte erſt, als er Helenens glühendes Erröthen, und Siegmar's innere Betroffenheit gewahrte, daß zwiſchen jenen Beiden noch andere Grenzen, als die der Freundes- und Geſchwiſterliebe lagen. Er ſuchte nun durch ſchnelle Fragen nach den Seinen, und tauſend heimathlichen Dingen, die nöthige Unbefangenheit herzuſtellen; und nun erſt fanden Siegmar und Helene Worte, ſich ihrer gegenſeitigen Bekanntſchaft zu erfreuen. Freundlich trieb die Letztere jetzt zur Heimkehr nach dem Schloſſe, wo ſie den Vater durch ihre Ankunft hoch erfreuten: denn nicht allein des Wiederſehns ſeines Egbert freute ſich der Landrath aus voller Seele; auch Hohenſchild's Name war dem edlen Patrioten ſo beachtenswerth, als hm der Herzensfreund des theuern Sohnes willkommen war. Nur auf die Athletengeſtalt des Jünglings, auf ſeine männlich ſchönen Züge, die, je länger er ſprach, deſto mehr den Adel ſeiner Seele bewährten, warf er zuweilen unruhige Blicke; und als die Freunde ſich, nach eingenommener Mahlzeit zur Ruhe begeben hatten, ſagte er bedeutend zu Helenen; „wir haben einen hrenwerthen Freund gewonnen: doch wird Helene für keinen Fall vergeſſen, wem ſie angehört!“ —

Wie aus den Wolken früher die leuchtenden Wetterſtrahlen über der friedlichen Aue hinweg zuckten: ſo ielen dieſe Worte in Helenens Herz. Dunkle ahnungvolle Bilder umzogen ihr Gemüth; ein unruhiger Schlummer befreite ſie endlich von dieſem fremdartigen Zuſtande, und erſt am Morgen glaubte ſie die vorige Unbefangenheit wieder gefunden zu haben.

Wirklich ſchien es, als wolle das freundlichſte Verhältniß bald die neuen Bekannten verbinden. Man lernte ſich genauer kennen; alles Fremde wich traulicher Mittheilung. Spatziergänge in die nahen Thäler und Berge; muſikaliſche Uebungen, Lectüre, und der Zauber froh belebter Geſpräche, füllten bald die Stunden mit mannigfachen Genüſſen; und nur dann erſchrak Helene vor ihrem eigenen Herzen, wenn ſie ſich unwillkührlich bewußt ward: daß ſie jetzt ſeltner des Verlobten gedachte; daß ſie mit Anſtrengung ſeine liebeathmenden Briefe beantwortete, und daß der Gedanke ſeiner baldigen Ankunft ſie mit unendlichem Bangen erfüllte. Tröſtend meinte ſie jedoch in dieſen Empfindungen nur bräutliche Scham zu erkennen, und fühlte ſich leicht, bis ihr Auge Siegmar's Blicke traf, die täglich flammender an ihren Reizen hingen, täglich deutlicher zu ihrem Herzen ſprachen. Banges Ahnen würde jetzt des Vaters Seele ergriffen haben, wenn nicht Egbert's ausgelaſſener Muthwille ſtets die Unterhaltung im Gange erhalten, und die inneren Bewegungen Siegmar's und Helenen's verſteckt hätte.

Erſt als Egbert eines Morgens faſt gewaltſam den widerſtrebenden Freund zu einer Jagdparthie in der

Nachbarſchaft mit ſich fortgezogen hatte, fühlte Helene mit Entſetzen, wie werth ihr Hohenſchild in dieſer kurzen Zeit geworden war. Das Zimmer ward ihr zu enge, und die Natur ſchien ihr verödet ohne ihn. Sie flüchtete zu ihrem Bücherſchranke, blätterte emſig in den gehaltreichſten Schriften, und war ſich, wenn ſie geleſen, kein Wort des anziehenden Inhalts bewußt. Ihr herrlicher Flügel ſchien ihr verſtimmt, und geſtern noch hatte ſie im Doppelſpiele mit Siegmar ſein reiner Klang entzückt. Ein Gefühl wie das des Freigeborenen, wenn er zum erſten Mal die Sclavenkette trägt, ergriff ſie, als ihre Blicke auf den goldenen Reif an ihrer Linken, das geheiligte Unterpfand verlorener Freiheit fielen; und mehr als es ertragen konnte, würde ihr Herz im Laufe dieſes Tages erkannt haben, wenn die Dazwiſchenkunft eines Dritten ihrem aufgeregten Ideengange nicht plötzlich eine proſaiſche Richtung nach Außen gegeben hätte.

Dieſer Dritte war kein Anderer als Hauptmann Oldenſtirn, der im Beſitz der neu erlangten Unabhängigkeit kein beſſeres Erholungmittel für die erſchöpfte Börſe, keinen bequemeren Ruhepunkt zur Ausarbeitung neuer Lebenspläne, als einen möglichſt ausgedehnten Aufenthalt in Heimberg finden konnte. Ob ſein

Beſuch dort willkommen ſey, war dem Eigenſüchtigen gleichgültig. Er hatte es vielmehr aus Gründen vermieden, ſich im Voraus anzumelden; und überließ es der Geläufigkeit ſeiner Zunge, die Dreiſtigkeit zu vertreten, mit welcher er von Neuem in Heimberg auftrat, wo man ihn nie zum Wiederkommen genöthigt hatte, da er dem Landrath längſt als argliſtiger Doppelzüngler zuwider, Helenen als zudringlicher Geck faſt unerträglich war. So ungeheuchelt ſie ihm ſtets ihr Mißfallen geäußert, hatte ſie es nicht hindern können, daß er, das Vorrecht der Verwandtſchaft geltend machend, ihre Strenge nicht zu beachten geſchienen, ſie bald als Scherz behandelt, bald mit leichter Vertraulichkeit hingenommen, bald den Philoſophen, bald den duldenden Liebhaber geſpielt hatte; und ſein Erſcheinen mußte Helenen in ihrer jetzigen Stimmung noch unwillkommner ſeyn, da ihr die nöthige Unbefangenheit mangelte, den Läſtigen in Schranken zu halten. Das Gaſtrecht ehrend, hatte ihn der Oheim zwar gütig, doch keineswegs ermunternd begrüßt, und dem Beſtandloſen mit deutſcher Geradheit ſein Befremden über den wiederholten Wechſel ſeiner Verhältniſſe geäußert; worauf der Hauptmann ihn auf das Unvermögen des Staates, ein ſtarkes Friedensheer zu unterhalten, hinwies, und ſein Beginnen, als Ausländer nach beſchloſſenem Feldzuge ſogleich den Dienſt verlaſſen zu haben, als eins der großmüthigſten ſchilderte.

Unwillig hörte der Landrath den Prahler an, da er durch Egbert deſſen neueſtes Verfahren kannte, und ſeine früheren ehrloſen Streiche, in deren Folge ihn Schweden, ſein edles Vaterland verwieſen hatte, ihm noch in dem Gedächtniß lagen. Schon damals hatte ſich der Landrath, nicht den Verſtoßenen, ſondern den Sohn einer theuren, längſt verklärten Schweſter in ihm erkennend, ſeiner angenommen; ihm eine vortheilhafte Anſtellung im Militair verſchafft, und ſelbſt an ſeine ſcheinbare Veredelung geglaubt. Wirklich hatte Oldenſtirn durch Scharfſinn und Verſtellungskunſt ſich bald bei ſeinen Vorgeſetzten zu empfehlen gewußt; er rückte ſchnell zum Hauptmann auf; und nur die früher ſchon erwähnten Umſtände machten ihn der vortheilhafteſten Ausſichten verluſtig. Jetzt wollte er auf's Neue, in einem fremden Heere, die glücklichſten gefunden haben; und nur die Pflicht der Dankbarkeit, die Achtung für des Oheims Verdienſte und ſeine warme Anhänglichkeit für deſſen ganzes Haus hatten ihn, laut ſeiner Ausſage, bewogen, die kurze Zwiſchenzeit bis zur

Berufung in jene neue, ihm verheißene Sphäre in Helmberg zu verleben.

Der Landrath wußte die Erklärung nicht eben hoch zu ſchätzen; doch bald gewann ſein gutes Herz die Oberhand, und freundlich empfahl er Helenen, da ihn Geſchäfte abriefen, die Unterhaltung des Vetters. Kaum ſah ſich dieſer mit ſeiner ſchönen Verwandtinn allein, als er den früheren Ton anſtimmte; ſie aber war nicht geneigt, ihm ungeſtraft ihr Ohr zu leihen, und bat ihn dringend, ſie ein für allemal mit jeder Auszeichnung zu verſchonen, da ihre Hand vergeben ſey, worüber er zu ſeiner Zeit das Nähere erfahren werde. Schon als der Vater ihm Hohenſchild's Anweſenheit mit dem gebührenden Lobe des edlen Gaſtes mittheilte, hatten ſeine Mienen ſich widrig verzogen, und die Ungeduld Lügen geſtraft, mit welcher er dem unverhofften Wiederſehn entgegen zu blicken vorgab. Ein neues Licht ſchien ihm jetzt in Helenens Worten zu erglühen; und während ein ſtummer Fluch auf ſeinen Lippen erſtarb, zwang er die zuckenden Muskeln in ihre glatte Form zurück; adreſſirte Helenen kalthöflich ſeinen Glückwunſch, und ging, ſchnell ablenkend, zu den nächſten Gegenſtänden über.

Mit dem einbrechenden Abend kehrten die Jäger zurück. Siegmar's Augen ſuchten nur Helenen, als er das Zimmer betrat; aber ſein leuchtender Blick ward ſchnell umdüſtert, als ihm dieſe, in Oldenſtirn, den eben angekommenen Vetter vorſtellte. Auch Egbert begrüßte ihn lakoniſch, und ſprach, als Oldenſtirn ſich bald darauf entfernte, verdrüßlich zu Helenen:

„Ei hätte unſere ſchwediſche Sippſchaft den ſaubern Vetter doch nach Herjedalen, oder in die tiefſten Schachte von Dannemora verwieſen! Es wird mir unheimlich zu Muthe, wenn ich den Unhold nur von fern erblicke; hier aber hängt er ſich an unſere Ferſen, und wird uns jeden Augenblick vergiften. Doch, was iſt zu thun? mein Glückſtern hat mir heute nun einmal nicht leuchten wollen; mit Siegmar war nichts anzufangen, der ſprach kein Wort, und dachte nur an Dich; ſtatt eines Rehbocks traf ich meinen Nero, und hier kömmt mir, ſtatt der geträumten Schadloshaltung, dies nordiſche Chamäleon entgegen!“

Des Vaters Eintritt unterbrach den Sprecher, und gab Helenen, welche ſeine Anſpielungen mit hoher Röthe übergoſſen hatten, die nöthige Beſonnenheit zurück. Sie nahm ſich zwar im Stillen vor, den Bruder recht dringend zu bitten, ſie künftig mit dieſen Andeutungen zu verſchonen; noch weniger aber ſeinem Freunde eine ſolche Möglichkeit zu zeigen; aber die gefährliche Beſtätigung von Siegmar's Neigung that ihrem Herzen nur zu wohl; und ſie erbebte zwiſchen Schmerz und Wonne, als dieſer ſich ihr jetzt in liebender Begeiſterung nahte, und tauſend ſüße Worte zu berichten hatte.

Bald trat auch Oldenſtirn ein, und mit ihm ein Bedienter, welcher die Einladung zu einem Hochzeitfeſte bei einer befreundeten Familie der Nachbarſchaft überreichte. Mit einem prophetiſchen Lächeln auf Helenen blickend, ſagte der Landrath zu; und bot ſeinen Gäſten die Whiſtkarte; während Helene entſchlüpfte, um in dem Treiben mannichfacher Anordnungen ihr klopfendes Herz zu beſchwichtigen.

Am nächſten Mittag folgte die Geſellſchaft der empfangenen Einladung. Der Zweck des Feſtes reichte hin, Helenens Bruſt im Voraus mit tauſend widerſprechenden Gefühlen zu durchkreuzen. Wie aber ward ihr, als ſie beim Empfange die holde, bräutlich geſchmückte Geſpielinn an das wallende Herz drückte, und ihrer Freundſchaft den Erwählten empfahl, aus deſſen beſeligten Blicken der höchſte Triumph beglückter Liebe hervor glänzte. Auch er war Offizier; war aus der Liebe Arm ins Feld geeilt, und nach erfolgtem Frieden heimgekehrt, den ſüßen Lohn zu pflücken, der ihm zur Seite der Erkorenen winkte.

Der Trauungsact erhöhte die Spannung der erregten Gemüther, und Siegmar fühlte ſich nicht länger fähig, ſein ſeligſtes Geheimniß vor der Geliebten zu verbergen. In ihren Augen glaubte auch er ſein Glück geleſen zu haben; Egbert's Reden beſtätigten ſein ſüßes Hoffen; des Vaters Achtung war er ſich bewußt; an äußere Hinderniſſe ließ ihn die Liebe nicht denken, und voll glühender Ungeduld ſah er dem erſten günſtigen Augenblicke entgegen, ſich ſeines Glückes zu verſichern. Ach! auch die arme Helene durfte nicht länger zweifeln, was Siegmar ihrem Herzen war! Es blutete im Vorgefühl herber Schmerzen; ſie beſchloß am nächſten Tage den Schleier des verhängnißvollen Bundes, der ſie auf ewig von dem zu ſpät Gefundenen trennte, hinweg zu heben, und Siegmar mit ihrem Verhältniſſe zu dem Baron bekannt zu machen. Aber dem Verurtheilten gleich, der nach empfangenem Todesſpruch, noch einmal ſich am Anblick ſeiner Lieden weidet, und in der letzten Unterredung mit den Theuren, das nahe Blutgerüſt vergißt, wollte ſie heute noch einmal zur Seite des Geliebten weilen; ſich ſeiner Zueignung erfreuen, bis ſie für ewig das bittere Scheidewort ausſprechen würde.

Das Feſt war einfach geordnet, aber der Frohſinn der Gäſte bewegte ſich in munterer Ungezwungenheit. Komus machte den Wirth an der belebten Tafelrunde, und forderte bald den fröhlichen Weingott, bald den flatternden Amor, bald ſeinen ſieggekrönten Bruder zum Streite heraus. Ach jener Schadenfrohe zog heute auch tödtende Pfeile aus dem goldnen Köcher: denn noch hatten Siegmar und Helene des ſüßen Giftes nicht genug getrunken. Der Zufall hatte ihnen an der Tafel ihre Plätze neben einander angewieſen. Oft ſchon wollte Siegmar's brennenden Lippen das Geſtändniß ſeiner Liebe entfliehen; aber Oldenſtirn's Satyrblick, der, ihm gegenüber ſitzend, den Glühenden nicht aus den Augen ließ, preßte es gewaltſam in ſeine Bruſt zurück; er nahm ſich vor, die traute Einſamkeit zur ſtillen Zeuginn jenes Augenblicks zu machen, und verſank in ſtumme Bilder ahnender Entzückung, als die Gläſer erklangen, und mit dem Trinkſpruch: „Was wir lieben!“ ſich die Becher, wie die Lippen jedes nachbarlichen Paares berührten. Auch Siegmar umſchlang, aus ſüßen Träumen erwachend, die Geliebte, und fühlte, voll hoher Wonne, die Thräne nicht, die ſeine Wange benetzte, als er die durſtenden Lippen ſchnell auf den Roſenmund heftete. Jetzt wurden die Stühle gerückt; Trompetenſchall rief die Geſellſchaft in den anſtoßenden Tanzſaal; Paar um Paar folgte dem Klange, und aus dem ernſten Polonaiſentact fiel Helene zum rauſchenden Walzer in Siegmar's Arme.

Nur zu bald entfloh die lächelnde Hore. Das Brautpaar war verſchwunden, und ſeines Vorſatzes nicht länger mächtig, flüſterte Siegmar, als er zum letzten Reigen Helenens Hand ergriff: „Helene! laſſen Sie dieſe himmliſche Hand mich durch das Leben leiten!“

Ein Thränenſtrom war ihre Antwort; ſie verhüllte das Geſicht, nickte bejahend auf die Frage der Umſtehenden: „ob ihr unwohl ſey?“ und verſchwand in das Nebenzimmer. Neugierige Helferinnen folgten ihr, und vertraten dem unglücklichen Hohenſchild den Weg; bald aber zerſtreute der allgemeine Aufbruch die Geſellſchaft. Helene trat jetzt geiſterbleich hervor, ergriff im Gedränge des dunkeln Vorzimmers Siegmar's Hand, drückte ſie krampfhaft mit den Worten: „O fliehn Sie die Verlobte!“ und hing ſich an des Vaters Arm, der die Bewegte nach dem Wagen führte.

Am nächſten Morgen ward Egbert zu dem Vater beſchieden, und empfing aus ſeinem Munde die Nachricht von Helenens Verbindung mit dem Baron. „Ich wollte Dir die freudenreiche Botſchaft bis zu der nahen Ankunft Deines künftigen Bruders aufſparen,“ ſchloß er, „doch dürfte es Zeit ſeyn, unſern Hohenſchild mit Helenens Verhältniß bekannt zu machen, und Deiner Freundſchaft überlaſſe ich es, ihn ohne Aufſchub davon zu unterrichten.“ „Mein armer Freund!“ rief Egbert mit einem tiefen Seufzer aus; verſprach den Auftrag zu vollziehen, und eilte zu Hohenſchild. „Ich finde Dich vorbereitet!“ ſagte er gefühlvoll, als Siegmar ihn lange ſchweigend angeſtarrt hatte, und machte ihn in kurzen, bündigen Worten mit den waltenden Umſtänden vertraut. „Gott weiß es! Du treue Seele,“ fügte er, mit einer Thräne im Auge, hinzu, „daß ich mir keinen Bruder träumte als Dich! — Aber ſie haben es anders gewollt. Das kömmt von den verdammten Geheimniſſen! — Hätteſt Du vom erſten Tage unſeres Hierſeyns nur die Braut eines Fremden in Helenen geſehen, Du hätteſt Dein Herz bewahrt; der Schweſter Ruhe blieb ungetrübt; ich aber hätte nicht Oel zu Feuer gegoſſen, und Alles hätte glücklich enden mögen!"

„Du begreifſt, was mir übrig bleibt!" erwiederte Siegmar endlich, nach einer langen, ſchmerzlichen Pauſe. „Doch, ehe ich ſcheide, noch eine Bitte: kann ich Helenen dieſen Abend einige Augenblicke ohne Zeugen ſprechen?"

„Du ſollſt es!" ſprach Egbert nach kurzem Beſinnen, und ſtieg hinaus, die Leidende zu tröſten, und für des Lieblings letzten Wunſch zu ſtimmen.

Hinter den Bergen ſtieg der Vollmond herauf. Siegmar weilte mit gebrochenem Herzen in der dunkelſten Weinlaube des Gartens, und blickte ſchweigend in die wachſende Verklärung der Natur. Aber plötzlich nahten leiſe Fußtritte, ein weißes Gewand ſchimmerte durch den Bogengang, und Helene ſtand vor dem Geliebten. „Ich wage mehr, als ich vertreten kann;" liſpelte ſie, ſich ſanft aus Siegmar's Armen windend; „doch war ich dieſe letzte Gunſt dem Freunde ſchuldig, der mein Vertrauen ehren wird!"

„O meine einzige, angebetete Helene!" erwiederte Siegmar begeiſtert; „vergönnen Sie mir dies eine Mal den ſüßen Laut, mit welchem Sie fortan ein anderer Glücklicher umfaſſen wird! — Doch beantworten Sie dem Verwieſenen, ehe er aus ſeinem Paradieſe ſcheidet, vor Allem die verhängnißvolle Frage: Würde Helene, wenn Siegmar ſich ihr früher, als jener Glückliche genahet hätte, wohl ſeine Liebe erwiedert haben?" — „Sie würde es!" — ſchluchzte Helene, und duldete für einen Augenblick die Umarmung, mit welcher Siegmar ſie bei dieſen Worten von Neuem umſchlang. Doch bald riß ſie ſich los, und ſprach mit zitternder Stimme:

„Siegmar! — wir wiſſen jetzt, was wir einander ſind! aber wir müſſen dem Verhängniß gehorchen! Mein Vater würde eher ſein Leben, als ein gegebenes Wort verletzen. Ein ſtrenges Geſchick wies mich an meine künftige Bahn, eh' ich erkannte, was ich verlor, als ich mit meiner Hand auch mein Herz verſchenkte. — Doch mein Loos iſt gefallen! — Vaterfluch und die Verachtung eines Edlen, dem ich Treue gelobte, ſtoßen mich drohend zurück, wenn mein gequältes Herz zu Ihrem Blicke flüchtet. — Drum laſſen Sie Ihr Beiſpiel meinen Muth beleben. Entſagen Sie, vergeſſen Sie mich!" —

„Entſagen kann ich meinem Glücke," verſetzte Sieg-
nar ſchwärmeriſch; „doch es vergeſſen nie! He-
ene! Ich fliehe noch dieſe Nacht aus Ihrer Nähe: o
ürft' ich ſagen: aus dem Leben; aber dann müßte ich
eigherzig ein Glück aufopfern, das ich mir für die Ewig-
eit erkaufen will. Helene! Sie glauben an eine
immliſche Vaterhand; würde es eine himmliſche
eyn, wenn ſie zwei Weſen in ſolcher Liebe vereinte,
m ſie für ewig zu trennen? — Eine heilige Zuverſicht
agt mir: wir finden uns wieder! — drum wollen
ir ſtandhaft das Schickſal beſiegen. Schnell rauſcht
as Leben vorüber; aber am Scheideweg empfängt
ns die Liebe, und führt uns lächelnd nach Elyſium! —
remd für das Leben! — unſer für die Ewigkeit! —
Helene, es liegt unendlich viel in dem Gedanken;
illſt Du mir droben angehören?" ſchloß er, ſich ſelbſt
ntrückt.

„Ich will es!" ſchluchzte Helene, das ſchöne
aupt an ſeiner Bruſt verbergend. „Wer am früheſten
ollendet, der ſey des Andern Schutzgeiſt, wie ſein
reueſter Freund im Leben."

Ein heißer Kuß beſiegelte den Bund; da rauſchte
im Gebüſche; leiſes Hohngelächter erſcholl, und über

den Wiederſchein des Rebengezweiges am mondhellen Boden, ſchlüpfte ein männliches Schattenbild.

„Ein Geiſt" ächzte Helene kaum hörbar, als die Geſtalt vorüber glitt. „Ein böſer!" entgegnete Hohenſchild ernſt, der in des Lauſchers Umriß den Hauptmann erkannt hatte. „Dieſe Stunde, Helene, ſollte Ihnen mein Lebewohl bringen; Sie werden es nun ſchriftlich erhalten; und wenn der Böſe Unkraut zwiſchen Ihren Frieden ſäet, mag jenes Blatt den Frevler ſtrafen, den Edelen verſöhnen!" —

Jetzt wachte Helenens Pflichtgefühl auf, und rief ihr zu, daß ſie nur allzulange dem gefährlichen Freunde ihr Ohr geliehen hätte; ſie drückte ihm noch einmal die Hand, und verſchwand hinter den Heckengewinden des Gartens; Siegmar aber, der ſeinem gaſtfreien Wirthe bereits den ſchriftlichen Dank für liebevolle Aufnahme, nebſt einem glaubhaften Vorwande für ſeine ſchnelle Abreiſe hinterlaſſen, und die Poſtpferde vor das Gaſthaus beſtellt hatte, eilte in daſſelbe, und warf, ehe er den Reiſewagen beſtieg, folgende Zeilen für Helenen auf das Papier:

„Sie haben mir verziehen, mein Fräulein, daß „ich, unbekannt mit dem Verhältniß, welches Ihre „Hand an die eines Edlen knüpft, es wagte, Ihnen

„Gefühle laut werden zu laſſen, die ihren Urſprung in „dem Glanz Ihrer Vorzüge fanden! Der Reinheit „meiner Abſicht glaubend, ſchenkten Sie mir das beglückende Vertrauen, mich ſelbſt in einer erbetenen „Zuſammenkunft von jenem Verhältniß zu unterrichten, „und mir auf eine , ſo edle, als ſchonende Weiſe „eine Nachricht zu beſtätigen, die zwar mein Lebensglück vernichtet, aber durch die edle Theilnahme, mit „welcher ſie verſüßt ward, ihren Stachel verlor! — „Nehmen Sie im Augenblicke der Trennung meinen heißen Dank für dieſe Großmuth, und werden Sie an „der Seite Ihres edlen Verlobten ſo glücklich, als es „wünſcht

Ihr

ehrfurchtsvoller Freund
Siegmar v. Hohenſchild.

Die Nachricht von dem Tode der Baroninn hatte der trüben Abſpannung, welche ſeit Hohenſchild's Entfernung in Heimberg herrſchte, einen Namen gegeben; und die entſchwundenen Roſen färbten zum erſten Male, ſeit jenem ſchmerzlichen Zeitpunkt für einen Augenblick Helenens bleiche Wange, als ihr das ſchallende Poſthorn eines Abends die Ankunft des Verlobten meldete. Voll edler Schonung umfing der Glückliche die zarte Braut, die ihn mit ſchweſterlicher Hingebung, und jungfräulicher Schaam begrüßte; aber in der verklärenden Würde, mit welcher die Liebliche ſich mühte, ihm zu gefallen, lag mehr, als was die kindliche Natürlichkeit, eines unbefangenen jugendlichen Herzens erzeugen konnte; und der Baron verweilte mit ſteigender Bewunderung vor der Erwählten. Er hatte voll peinlich ſüßer Erwartung dem Augenblick entgegengeſehen, der ihm die lebensfrohe, im friſchen Jugendglanze leuchtende Geliebte in die Arme führen würde. Doch blieb ihm ihre Wandelung auch räthſelhaft; nur einen höheren Zauber gewann Helene in ſeinen Augen durch den ſanften Hauch der Schwermuth, welcher das reizende Weſen umfloß, die ſchönen Züge mit höherem Intereſſe beſeelte; und glücklicher nur machte ihn Helenens ernſte Haltung, die ſie der ſeinigen weit näher ſtellte, als es der üppig frohe Lebensmuth der ungetrübten Jugendluſt vermocht hätte. Zuweilen flog ihm der Ge' danke durch den Sinn, ob ein geheimer Gram wohl an Helenens Herzen nage? Doch zu beſchäftigt mit dem Glücke ihres Beſitzes, vermied er unwillkürlich die trübe Spur zu verfolgen, und ſah mit ſtiller Luſt den Tag herannahen, der ihn für immer an die Holde ketten ſollte. Aber noch weilte Oldenſtirn in Helmberg; und ob ihm ſchon der Freiherr nicht dieſelbe Art von Mißgunſt wie Siegmar einflößen konnte; ſo würde er doch ſich ſelbſt verläugnet haben, wenn er Helenens ſcheinbare Ruhe, nicht durch den Verrath ihrer Liebe zu Hohenſchild von Neuem hätte trüben ſollen: denn ihr, die nur Verachtung für ſeine früheren Anträge gehabt hatte, konnte er eben ſo wenig den ungeſtörten Genuß der bitterſüßen Gegenwart, als einem Andern ihren ruhigen Beſitz vergönnen. Nach Art jener unſaubern Geiſter hatte er allmählig in abgebrochenen Worten und dunklen Andeutungen den Pfeil des Argwohns in des Freiherrn Bruſt geſenkt; bis er genug gethan zu haben glaubte. Doch nur zur Hälfte wirkte das Gift: denn der Baron, obſchon mit verwundetem Herzen, flüchtete, anſtatt zu dem Vertrauen des Verräthers, zu der Geliebten ſelbſt, empfing aus ihrem Munde das offene Geſtändniß des Geſchehenen, ſo weit ihre Achtung für ſeine Ruhe es geſtattete, und als Beweis der Reinheit ihres Verhältniſſes zu Hohenſchild, die Abſchiedszeilen des geliebten Freundes.

Sein eigenes Herz verſetzte ihn an Siegmar's Stelle; es hieß ihn die Größe des Opfers bewundern, und füllte ſich mit regem Antheil für den Unglücklichen; doch liebte er ſelbſt zu warm und großmüthig, als daß er Helenens Gefühle für den Geſchiedenen, in ihrer wahren Geſtalt hätte auffaſſen ſollen. Auch ſtrebte ſie aus edler Zartheit ihm jenen Nachhall zu verbergen. Nur edles Mitleid wähnte der Baron in ihren Blicken zu leſen, wenn des entfernten Freundes gedacht wurde Er labte ſich am Dufte der Roſe, ergetzte ſich an ihrer Form, und ahnte nicht, daß ihm der Blätter ſüße Fülle den Wurm verbarg, der ihren Kelch zernagte, als ihm Helene nach Verlauf einiger Wochen in häuslicher Stille angetraut ward: denn noch erlaubte es die kaum verfloſſene Trauerzeit dem glücklichen Brautvater nicht, die Hochzeit mit dem früher beabſichtigten Pompe zu vollziehen; und nur willkommener war dies Beginnen dem Baron, da ihm bei ſeiner Denkungsweiſe jede öffentliche Feſtlichkeit der Art, ſchon überhaupt als die verletzendſte Entweihung für die Gefeierten erſchien. Selbſt Helenen ward es leichter, den ſchönen Nacken unter das unabänderliche Joch zu fügen, da es ihr ſanft und geräuſchlos dargeboten ward, und das erhebende Bewußtſeyn des vollbrachten Opfers gab ihr die freundliche Klarheit, mit welcher ſie wenige Tage nach ihrer Vermählung im Familienzimmer weilte, und bald des Gatten zarte Huldigungen, bald Egbert's ſchüchterne Bemerkungen mit ſanfter Milde erwiederte. Da unterbrach ein raſches Klopfen an der Thüre die Unterhaltung. Der Poſtbote trat ein, und überreichte Egbert einen Brief. Des Mannes Anblick reichte hin, Helenens Blut in Wallung zu bringen; ſie gedachte des verhängnißvollen Morgens, wo dieſes gleichmüthige Werkzeug des Schickſals, ihr ihre Lebensloose zugeworfen hatte, und höher noch erglühte ſie, als ſie auf Egbert's Brief Siegmar's Schriftzüge wahr nahm, und jener plötzlich, wie damals, als er Helenens Verlobung erfahren, ausrief: „mein armer Freund!“ ſchnell ſich beſinnend die Thräne im Auge zerdrückte, und das empfangene Blatt in den Buſen verbarg. Eine drückende Pauſe folgte dieſem Ausruf; aber der Baron endete ſie, indem er Egbert erſuchte, ihn und Helenen, offen mit dem Zuſtande eines Freundes bekannt zu machen, der, vermöge ſeiner edlen Entſagung, gleiches Recht auf ihre Theilnahme, wie auf ihre beiderſeitige Achtung beſitze. Mit einem unruhigen Blick auf Helenen, die im kämpfenden Bemühen nach äußerem Gleichmuth das arbeitende Gefühl zu dämpfen ſuchte, las er mit zögernder Stimme das Folgende:

Braunſchweig d. . . . . September.

„Noch weilt Dein Freund am mütterlichen Herzen, noch ruht ſein Fuß auf mütterlicher Erde: doch bald mein Egbert, wird ſeine Spur Dir verſchwinden — ſein Lebewohl im Hauche des Windes verklingen. — Golden ſtieg die Sonne meines Lebens herauf, um mir, gleich einem flüchtigen Meteore, für immer zu entfliehen. Mein edles Vaterland ſeufzt in Tyrannenketten, und weiſt ſeine Söhne in Schmach und trägen Müßigang zurück. Die Wiſſenſchaft ſtößt ihren mittelloſen Jünger von ſich; und nicht der Mutter Flehn, nicht meines Herzens heißer Kampf vermag mich länger in einem Lande aufzuhalten, dem jeder Fremdling näher iſt, als ich. Mein Entſchluß ſchwankte gleich dem Boote in offener See, als ich Heimberg verließ. Noch feſſelten mich zarte Bande an das Leben; doch meinem Stande, wie er jetzt beſchaffen, mußte ich entſagen, ſollte mein beſſeres Ich nicht untergehen.— Nur im Gebiet der Wiſſenſchaft konnte mein Geiſt geneſen, und die Erkenntniß ward zum Vorſatz, als ich nach Braunſchweig, dem Wohnort meiner edlen Mutter, flüchtete. Sie ſtimmte meinem Plane bei; ich bewarb mich um meine Entlaſſung, wollte nach deren Empfange die Univerſität zu Göt-

„tingen beziehen, und meine Tage, bis ich einem
„neuen Wirkungskreiſe entgegenreiſen würde, in ſtoi-
„ſcher Zurückgezogenheit dem Dienſte der Muſen weihen
„und der Erinnrung Altäre baun.“

„Ich erhielt den erſehnten Abſchied; doch mit ihm
„zugleich, durch zufällige Entdeckung, die Ueberzeugung:
„daß meine Mutter, um die Ausübung meines Vor-
„habens zu unterſtützen, mir die Summe ihres dürfti-
„gen Einkommens weit beträchtlicher, als ſie es wirklich
„war, geſchildert, und ſich bereit gemacht hatte, durch
„Aufopferungen, die ihre Exiſtenz bedrohten, mir das
„Mittel erkaufen zu helfen, das meinen Lebensfrieden
„herſtellen ſollte! — Egbert! Denke Dich an meine
„Stelle! Ich kämpfte mit verzweifelten Entſchlüſſen;
„nur ein theures Gelübde war vermögend mich aufrecht
„zu erhalten; da traf ich unverhofft auf einen Bekannten,
„der, von ähnlichen Schickſalen bedrängt, mit gültigen
„Empfehlungen verſehen, im Begriff ſtand, von Bremen
„aus nach einem nordiſchen Hafen zu ſegeln, und ſich von
„dort aus nach Amerika einzuſchiffen. Er munterte
„mich auf, ſein Unternehmen zu theilen; verhieß mir,
„für den Fall des Gewährens, die nöthige Verwendung,
„und — durfte ich des Himmels Wink verkennen, der
„mich in dieſem Antrag auf den einzigen Schauplatz

„verwies, wo Manneskraft und edle Freiheit gelten,
„und wo das Unglück eine Freiſtatt findet? — Ich
„ſagte zu, und jeden Poſttag ſehen wir der Nachricht
„entgegen, wenn das benannte Fahrzeug die Anker lichten,
„und uns an Bord nehmen ſoll. — Doch, Egbert!
„frage nicht, ob es mir leicht wird, von einem
„Lande zu ſcheiden, das noch vor Kurzem mein
„Elyſium war? — wo ich der Kindheit Blüthenzeit,
„des Jünglings Paradies und meiner Zukunft ſeligſte
„Entwürfe träumte? an das der Mutter abgerungener
„Segen; der Hinblick auf die Möglichkeit: daß
„mir noch Tage kommen könnten, wo dieſer Arm
„für ſeine Freiheit kämpfen dürfte; die Sympathie der
„heimathlichen Sitte, und ach! noch tauſend ſüße
„Bilder, die tief in meiner Seele ſchlafen, mit Allgewalt
„mich fettet! —

„Von Dir, mein Egbert, für dieſes Leben ſcheiden,
„Du wirſt es mit mir fühlen, was dies heißt;
„und ungern nur betrübe ich Dich mit in dem Entſchluſſe,
„den ich nicht laſſen kann, indem er mich vernichtet.
„— Doch blickten wir ja oft vereint dem Tode
„ins Angeſicht, und zagten nicht! — Laß uns auch diesmal
„männlich ſcheiden. — Hat ſich die neue Welt des
„Flüchtlings angenommen, dann hörſt Du Weiteres

„von mir; — und finde ich mein Grab in den Wellen, „dann mag der Ahnung leiſe Stimme mein Bild an „Dir vorüber führen, und Dich verſichern, daß auch „im Tode ſeine Schwüre hält

Dein

Siegmar.

Wechſelnd hatten Roſengluth und Lilienbläſſe während des Leſens Helenens Antlitz bedeckt; ein Thränenſtrom ward zum Verräther ihres Herzens, als Egbert geendet hatte; und dieſer erbebte, als der Baron ihr mit bewegter Miene winkte, ihm zu folgen, und ſtumm an ihrer Hand das Zimmer verließ. Er quälte ſich mit bangen Betrachtungen über den Zuſtand der geliebten Schweſter, und ſann vergebens auf Mittel, den Freund von dem gefaßten Entſchluß abzuziehn; doch ſchnell erheitert fand er ſich, da er bei einem Ausflug in den Park auf jene Beiden ſtieß, und der Baron voll milder Freundlichkeit ihm zurief:

„Wir haben uns über den Vorſatz Deines Freundes berathen; finden ihn ſo edel als gefahrvoll, und erwogen ſo eben die Mittel, ihn davon abzuhalten. Biſt Du unſerer Meinung; ſo beſchwöre ihn ohne Verzug deshalb; Helene ſelbſt wird Deinem Briefe eine Nachſchrift zufügen, das Uebrige ſey mir anheim geſtellt."

Mit dieſen Worten ging er leicht zu einem andern Texte über. Helene drückte mit vielſagendem Blicke ſeine Hand an ihren Mund, und ging dann wohlwollend in ſeine Pläne, die nahe Abreiſe auf die Güter betreffend, ein, welche nach wenig Tagen, nicht ohne vielſeitige Rührung, erfolgte. Oldenſtirn, der häufig Briefe nach dem Süden gewechſelt, und ſeine Rechnung nicht länger in Heimberg gefunden hatte, war früher ſchon aufgebrochen.

Es war an einem düſtern Herbſtabend, als Siegmar, mit jedem Augenblicke des Zeichens zur Abfahrt gewärtig, in trüber Spannung neben ſeiner Mutter ſaß, die, emſig nähend, die letzten Stiche an ſeiner Mitgift vollendete; wobei ſie ſeufzend, ohne die gedankenvolle Stille zu unterbrechen, von Zeit zu Zeit nach ihm aufſah. Da ward ein Handlungdiener gemeldet. Die Mutter flüchtete in die anſtoßende Kammer, des längſt befürchteten Rufes gewärtig, der ihren Liebling den Wellen, und ihr verwaiſ'tes Herz dem Jammer Preis geben ſollte; deſſen wörtliche Verkündigung ſie zu vernehmen jedoch nicht Muth genug beſaß. Siegmar, ein Gleiches erwartend, riß dem Eintretenden das dargebotene Papier aus der Hand, und glaubte zu träumen, als das Siegel ſprang, und eine Anweiſung von tauſend Ducaten, auf H...... und Compagnie geſtellt, ihm in die Augen fiel. Er ſtarrte lautlos, bald den Wechſel, bald deſſen Ueberbringer an, und überzeugte ſich erſt von der Wahrheit der Sache, als ihn der Letztere fragte: zu welcher Friſt er die beſagte Summe in Empfang nehmen wolle? Siegmar entließ ihn mit der Antwort, daß er das Nähere mit ſeinem Prinzipal beſprechen werde, und flog mit dem empfangenen Kleinod an der Mutter Hals, die, ihrer Angſt entnommen, mit dankerfüllter Seele die räthſelhafte Fügung pries, während Siegmar, ihres Schlüſſels habhaft zu werden, die Papiere genauer unterſuchte, und in des Wechſels Umſchlag nichts als die Worte fand:

„Wem Amor's Pfeil das Herz durchbohrte, der
„flüchte in Apollo's Arm; er heilt die Wunde,
„krönt den Dulder, und reicht ihm mit dem Lorbeerkranz
„den Palmenzweig!"

Siegmar, deſſen Entſchlüſſe ſich, zu der Mutter Freude, im Sinne des erhaltenen Motto's wandelten, kämpfte noch zwiſchen froher Ueberraſchung und den Einwürfen, welche ſein Zartgefühl aufſtellte, als Egbert's Schreiben, das ihn mit allem Feuer der Beredſamkeit von ſeinem Vorhaben abmahnte, in ſeine Hände lief; und jeder Zweifel erloſch in der Loſung, welche Helenens Nachſchrift ihm zuwarf. Sie ſchrieb: „Helene bittet ihren Freund bei Allem, was „ihm werth, der Kindesliebe, dem Vater„lande, wie ſeinem Herzen treu zu bleiben, und ſei„nen Freunden das Leid einer endloſen, gefahrvollen „Trennung zu erſparen!“

Jetzt war es ihm klar, welch' eine Feenhand der Parze ſeinen düſtern Lebensknäul entwand, um ihn mit goldenen Fäden zu durchwirken. Er drückte von Luſt und Weh begeiſtert, die ſüßen Troſtesworte an das Herz; ſagte dem reiſefertigen Indienfahrer zur Stelle den geſchloſſenen Handel auf, und beſuchte bald darauf die Hörſäle der Univerſität zu Göttingen, deren Zierde er früh genug ward.

Das Jahr 1809 war mit neuen Schrecken über Deutſchland herein gebrochen. Vergebens hatte der hochherzige Carl bei Aspern dem übermüthigen Feinde den Sieg entriſſen; er konnte es nicht hindern, daß dieſer, von Umſtänden begünſtigt, nur tiefer in das Herz von Oeſterreich drang, und nach der verhängnißvollen Schlacht von Wagram, in deſſen

Hauptſtadt einrückte. So mißlich ſich dieſe Erfolge geſtalteten, fehlte es dennoch nicht an einzelnen Bürgern, welche dem bedrängten Volke zeigten, daß es noch Unerſchrockene gäbe, die, wenn die rechte Stunde ſchlüge, bereit wären, die Feſſeln abzuſchlagen, und die Befreiten zum Siege zu führen. Mit edlem Stolze tönten die Namen: Schill und Hofer von den Lippen wackerer Vaterlandsfreunde, und das bedrängte Sachſen erbebte, als, gleich dem Aar aus finſterer Wolke, der edle Herzog von Braunſchweig-Oels von einer heldenmüthigen Schaar begleitet, auf ſeine Fluren niederſchoß, und gleichzeitig mit einem Streif-Corps des öſterreichiſchen Heeres, die blühende Hauptſtadt beſetzte. Strenge Mannszucht bewährte zwar bald des Führers Geiſt, und zerſtreute die aufgeregten Beſorgniſſe der Einheimiſchen; dennoch hatten mehrere angeſehene Grenzbewohner, mögliche Unbilden befürchtend, ihre Familien in die herrliche Königsſtadt geflüchtet.

Auch Baron Roſen hatte mit Helenen ſeinen reizenden Wohnſitz verlaſſen, und ein, ihm gehörendes Hotel in Dresden bezogen. Der Arzt, der den Kränkelnden täglich beſuchte, hatte an einem ruhigen Nachmittage eine Spatzierfahrt verordnet. Helene begleitete den Gatten. Ihr Blick ſtrahlte ihm zwar nicht im Sonnenglanze des Frohſinns und der Zärtlichlichkeit. Doch fromme Treue, zarte Hingebung lächelte ihn wohlthuend aus ihren ſanften Zügen an. Nicht ahnend, was ihr bevorſtehe, hüpfte ſie voll leichter Anmuth in den Wagen, deſſen Leitung diesmal, leider! einem neuen, noch ungeübten Kutſcher überlaſſen war. Die muthigen Hengſte fühlten jedoch kaum des Führers Ohnmacht, als ſie wildſchäumend in die Zügel biſſen, und in geſtrecktem Lauf, den leichten Phaeton, die Straßen entlang, der nahen Elbbrücke zuführten. Noch hofften die Geängſteten, ſo lange ſie die ſchnaubenden Gäule auf geradem Wege erblickten, daß dieſe bald, durch die Gewalt der Anſtrengung ermüdet, von ſelbſt zu der Pflicht des Gehorſams zurückkehren, und ſich der Leitung ihres Lenkers fügen würden, der leichenblaß auf ſeinem Sitze ſchwebend, kaum noch vermochte, die Zügel zu halten. Schon hatte das fliegende Geſpann die Brücke erreicht, da fiel den verſchüchterten Wildfängen plötzlich ein mit blitzendem Gewehr vorbeimarſchirendes Commando braunſchweigiſcher Jäger in die Augen. Sie prallten nach der andern Seite, bäumten ſich hoch in die Höhe und ſchoben den Wagen rücklings, einem ſteilen, am Anfange der Brücke befindlichen Abhange zu. Vergebens ſtrengte der Kutſcher die letzte Kraft an, den unbändigen Thieren zu wehren, die ſein Bemühen nur wüthender machte; nur wenige Schritte, und das Fuhrwerk mußte hinab ſtürzen. — Da flog aus dem Häuflein der benannten Jäger ein junger, ſchlanker Offizier hervor; warf ſich quer vor die ſteigenden Pferde; fiel ihnen in die Zügel, und zog ſie mit ſolcher Gewalt zu Boden, daß ſie keuchend ſtill ſtanden. Kaum aber hatte er ſie gewältigt; ſo übergab er ihre Haltung zwei handfeſten Jägern ſeines Trupps, und eilte, den Erſchrockenen im Wagen ſeinen Beiſtand anzubieten.

Helenens Blick verhieß dem Retter ſüßen Dank; doch kaum verweilte ihr Auge auf ihm, als ſie erzitterte, und mit dem Ausruf: „Hohenſchild!“ leblos zurück ſank. Die eigenthümliche Gewalt des Augenblicks verdrängte jede fremdartige Einmiſchung aus den Gefühlen der neuen Bekannten, und der Baron fand Zeit, dem Freunde manche tief empfundene Verbindlichkeit zu ſagen, indeß der Jokey beauftragt ward, eine Sänfte für Helenen herbei zu holen. Siegmar hörte, ohne ſie zu faſſen, die Reden des Barons. Er gab nur einzelne zerſtreute Worte zurück. Sein Auge hing unverwandt an der Ohnmächtigen, die, noch immer von ſeinem Arme geſtützt, bewußtlos in den Kiſſen ruhte. Die Sänfte kam; Siegmar hob die ſchöne Bürde hinein; lehnte jedoch in ſichtbarem Kampfe die Einladung des Barons, ſein Haus zu beſuchen, mit der Verſicherung ab: daß ſeine Pflicht ihn noch denſelben Tag von Dresden rufe; bat, ihn Helenens Fürbitte zu empfehlen, und verſchwand unter der Menge.

Es wird dem Leſer einleuchten, welche Zwecke den wackern Hohenſchild, den er zu Göttingen im eifrigen Muſendienſte verließ, abermals unter das blutige Banner des eiſernen Kriegsgottes führten; und kaum dürfte es nöthig ſeyn, ihm zu berichten, daß Siegmar keiner der letzten war, die kühne Vaterlandsliebe und glühender Enthuſiasmus für die Perſon des hochherzigen, aus ſeinem Erbe vertriebenen Fürſten beſtimmten, an ſeiner Seite dieſen ehrenvollen Feldzug mit zu kämpfen. Eben ſo bekannt ſind jedem Deutſchen die einzelnen Unternehmungen jenes Helden-Corps, als daß ich dem Fortgange der Erzählung durch Wiederholung weltkundiger Thatſachen vorgreifen möchte. Es ſey demnach genug zu berichten, daß Siegmar, den ſein Inneres nach Helenens unverhofftem Wie derfinden unaufhaltſam beſtürmte, der Einladung des **Barons** zu folgen, ihr dennoch den Rücken kehren mußte, als er wirklich noch am nämlichen Tage den Befehl zum Aufbruch erhielt. Doch früh daran gewöhnt, ſeine lockendſten Freuden ſchon im Vorgefühle des Genuſſes verkümmert zu ſehen, riß er ſich los, und ſtürzte ſich mit verdoppeltem Feuer in die Gefahr. Der Lorbeer grünte unter ſeinem Fußtritt, und hätte der erhabene Heldenfürſt ſein Streben gekrönt, und ſich in den Beſitz ſeines Landes zurück verſetzt geſehen, er würde nicht ermangelt haben, dem ruhmbedeckten Kämpfer nach Verdienſt zu lohnen; aber die langſam gebährende Zeit ließ ſich in ihrem Walten nicht vorgreifen, und ſchickte ihren ſpäteren Trophäen abermals einen ſchmäichen Frieden voraus.

Siegmar war dem edlen Herzog gefolgt; hatte it ihm und ſeinen Braven, jeder Anſtrengung, und der drohenden Gefahr getrotzt; nachdem er jedoch bei **lsfleth** der Einſchiffung des Herzogs beigewohnt atte, und ihn mit ſeiner Heldenſchaar geborgen ſah, arf er ſich einem in der Nähe anſäſſigen Gutsbeſitzer, elcher zu ſeinen früheren Waffengefährten und erprob- n Bekannten gehörte, in die Arme. Im Schooße r Verborgenheit, vom Auge der Freundſchaft behütet, gelang es ihm hier leicht, ſich der Entdeckung des nachſetzenden Feindes zu entziehen; und mit einer für den Nothfall bei ſich habenden Summe, richtete er ſich bald auf einer in benachbartem Gebiete liegenden Hochſchule ein, um dort ſeine Studien zu vollenden; da es in jenem Augenblicke gefährlich für ihn war, nach Göttingen zurückzukehren, wo ihn die Schergen des an die Stelle des wackern Herzogs eingeſetzten Uſurpators nur als Rebellen begrüßt haben würden. Er begnügte ſich demnach, die geliebte Mutter durch ſichere Gelegenheit von ſeinem neueſten Beginnen zu unterrichten, und weihte ſich mit erhöhter Wärme der Wiſſenſchaft. Sein reiches Gemüth ſtrahlte im Kranz geiſtiger Vollendung, als er ein Jahr in ſeinem jetzigen Aufenthalte verlebt hatte; aber ſein Herz das nach Helenens unverhofftem Wiederſehn in friſcher Sehnſucht entflammt war, verblutete allmählich, als der vortheilhafte Antrag eines nordiſchen Großen, deſſen hoffnungsvollen Sohn auf Reiſen zu begleiten, ſeinen Genius plötzlich mit neuen Schwingen belebte.

Wir folgen unſerem Helden zunächſt bis Braunſchweig, das er mit ſeinem Zögling berührte, un von wo er, nachdem er ſeine Mutter begrüßt, de jungen Grafen vorerſt nach C....., der reizenden Hauptſtadt eines Landes, wo Tyranney und Ueppigkeit ihr Hoflager hielten, führte. Der Graf hatte gewünſcht, jenen Ort, mit ſeiner geprieſenen Umgebung kennen zu lernen; Empfehlungen an die erſten Familien ſollten den Genuß erhöhen; ein überraſchendes Ereigniß änderte jedoch den Plan der Reiſenden, und trieb ſie ſchon am nächſten Morgen weiter. Sie waren nehmlich am Abend ihrer Ankunft ziemlich ermüdet, im Begriff, ſich zur Ruhe zu legen, als der Kellner mit ängſtlicher Geberde zwei Fremde einließ, die ſich ſprachlos in Hohenſchild's Arme ſtürzten. Erſtaunt erkannte dieſer zwei ſeiner ehemaligen Univerſitätsfreunde in ihnen, und vernahm, als ſie Athem geſchöpft: daß ſie, von übereilter Vaterlandsliebe beſeelt, ſich tief in die beabſichtigte, politiſche Umwälzung verwickelt gehabt hatten, welche ein Jahr zuvor das aufgezwungene Tyrannenjoch abzuſchütteln bemüht geweſen, und durch Verrath mißlungen war. Die ganze Umgegend war durch jenes Unternehmen in Gährung geſetzt, und das Leben der angeſehenſten Männer gefährdet geweſen. Siegmar's Freunde hatten ſich im Laufe der nachfolgenden Unterſuchungen jedem Verdacht zu entziehen gewußt, und waren dreiſt genug

geweſen, da man ihren Antheil vom Anfang überſeh
hatte, unverändert in ihrem Wirkungskreiſe zu bleibe
Aber die Rache ſchläft nicht, und unter den Opfer
welche ihr ſpähendes Auge noch immer im Verborgen
aufſpürte, ſollten auch jene Beiden nachträglich d
Gewalt einer blutigen Juſtiz überliefert werden, a
unſere Reiſenden in C..... eintrafen. Zu ſpät g
warnt, blieb ihnen kein Mittel, zu entkommen; d
öffentliche, wie die geheime Polizei ſaß ihnen berei
auf den Ferſen; alle Ausgänge der Stadt waren m
Argusaugen bewacht, als ihnen ein glücklicher Zuf
in dieſer kritiſchen Lage den Kellner zuführte, welch
nachdem er ſie eine Weile in einem Winkel des Hint
gebäudes verborgen gehabt, keinen beſſeren Rath f
ſie wußte, als den, ihre Drangſale den eben angelan
ten Fremden zu berichten, und ſich ihrem Schutze
empfehlen.

Kopfſchüttelnd vernahmen die Bedrängten den Vo
ſchlag; eilten jedoch ungeſäumt, ihn auszuführen,
ihnen der Kellner in dem Gefolge des liebenswertheſt
Magnaten den Namen Hohenſchild nannte. D
Flüchtigen hatten ſich nicht verrechnet: denn kaum b
durfte es Siegmar's Aufmunterung, das regſa
Gemüth des Grafen für ihr Intereſſe zu ſtimmen, u

noch ehe der Morgen graute, fuhren ſie, in ſeine Livree gekleidet, unangefochten mit ihm zum Thore hinaus, der nahen Landesgrenze zu, von wo aus ſie, auf andere Hülfsquellen geſtützt, ſich dankerfüllt von ihren edelen Beſchützern trennten, die hocherfreut, der Nächſtenliebe dies lohnende Opfer gebracht zu haben, ſich die Bekanntſchaft jener Gegend bis zur Heimkehr vorbehielten.

Je weiter ſich unſere Reiſenden dem Süden nahten, je wohlthuender entſchwanden ihren Blicken die unmittelbaren Spuren despotiſcher Herrſchergewalt. Ihr Peſthauch umwehte ſie zuletzt, als ſie den magiſchen Krümmungen des Rheines folgten, und trauernd von ſeinen reichbekränzten Ufern, die Trümmern deutſcher Macht auf die verſunkene Gegenwart herabblicken ſahen. Höher hob ſich jedoch ihre Bruſt, als das romantiſche Tyrol, mit ſeinen bald gigantiſch-rauhen, bald arcadiſch-milden Naturſchönheiten, mit ſeinen heitern kräftigen Bewohnern, ſich vor ihnen aufthat. Helvetien imponirte ſie noch im Schattenbilde früherer Unabhängigkeit; die Fülle ſeiner äußern Geſtaltung ſteigerte ihren Enthuſiasmus für alles Große und Erhabene bis zur Entzückung; Italien aber, zwar ſeit Jahrhunderten ſeiner politiſchen Größe beraubt, fanden ſie reich genug, den Kunſt- und Naturfreund durch ſeine innern Schätze zu entſchädigen.

Ein Jahr voll unvergleichlicher Genüſſe, voll herzerhebenden Erinnerungen war ihnen in dieſem blühenden Wechſel verfloſſen. Siegmar hatte, wenn nicht das Glück, doch ein befriedigendes Gleichgewicht erzielt, während ſein junger, für alles Edele erglühende Gefährte in dieſem Paradieſe zum höheren Seyn erwachte, und ihm, der ſeinen trunkenen Blicken die reiche Wunderwelt enträthſelte, mit ſchönen Früchten lohnte. Siegmar ſah mit ſtillem Wohlgefallen, wie neben der innern Würde ſich auch die Fantaſie in jenem feenhaften Zauberlichte auf Zephyrflügeln hob, und ſpielend ſich auf Blumen wiegte, während die ſeinige ihm nur das Bild der Freundinn zeigte, mit deren reizender Geſtalt er jeden Platz, der ihn begeiſterte, zu ſchmücken wußte. Umſonſt hatte in Rom und Neapel manch ſchönes Augenpaar, glühend wie die Sonne, die es beſchien, ſeine Pfeile nach ihm abgedrückt; manch reizend Alpenröslein ihm in holder Unſchuld zugerufen: „Pflücke mich!“ — er ſah in jenen nur verſteckte Buhlerinnen, in dieſen unbedeutende Landmädchen; und ob er gleich nie ſein Ideal beſitzen konnte; ſo traf er mit leichterem Herzen die Anſtalten zur Heimkehr nach dem bedrückten Vaterlande, als es der Fall geweſen wäre, wenn nicht Helene dort gelebt, der Sehnſucht Stimme ihm nicht täuſchend zugeflüſtert hätte: „Jetzt bin ich ſtark genug, ein Wiederſehn zu ſuchen, das mir mein Genius bisher zu fliehen gebot. Die Herzen ſind geneſen; der edle Freiherr ward in der glücklichſten Begegnung mein dankerfüllter Schuldner. Mein Zuſpruch kann ihn nur erfreuen; und der verbannte Amor wird trauter Freundſchaft ſeinen Wohnſitz räumen.“

Unter ähnlichen Selbſtgeſprächen hatte Siegmar an der Seite ſeines jungen Freundes die Heimreiſe bis C..... zurück gelegt, das ihnen jetzt, ein Babylon im Kleinen, die Thore öffnete. Seine Mauern ertönten von bacchantiſchen Feſten; die ſchaffende Magie der Sinnenluſt ſchwang Tag und Nacht ihr buntes Zauberrad, das Ohr des Regenten zu kitzeln, und gegen das Geſchrei der Noth wie gegen die Stimme gekränkten Rechtes zu betäuben. Vergebens boten einzelne Ehrenmänner die äußerſten Mittel auf, der ſinkenden Staatsmaſchine ein ſtützendes Gleichgewicht zu verſchaffen. Ihre Bemühungen ſcheiterten an den Klippen der Thorheit und des Uebermuthes. Trauernd muß' ten ſie dem Strome folgen, und es mit anſehn, wie die freche Schaar verwerflicher Emporkömmlinge, vom Mark des Landes ſchwelgte, und in der Fülle üppiger Gelage ſein Herzblut trank; nicht ahnend, daß die Nemeſis bereits die Fackel ſchwinge, die den geraubten Thron entzünden, und ſeine Aſche, wie Spreu im Winde, verwehen werde.

Die Reiſenden hatten mit ernſten Gefühlen den lachenden Freudenſitz betreten: denn hier war es, wo ſie ſich trennen, der Graf, nach einem flüchtigen Beſuch bei einem, ihm nah verwandten Hofe, in die Vaterarme zurückfliegen, Siegmar aber ſich nach B..... begeben wollte, wo, auf des ältern Grafen geltende Verwendung, ihn eine ehrenvolle Anſtellung erwartete. Einige Tage beſchloſſen ſie jedoch in C..... zu verweilen, und die Herrlichkeiten in Augenſchein zu nehmen, deren ſie bei ihrer erſten Anweſenheit verluſtig worden waren.

Mit ihrem Eintritt in die erſten Häuſer der Stadt flogen ihnen die glänzendſten Einladungen entgegen. Die nächſte führte ſie am Abend in das Haus des F.....ſchen Geſandten zu einem, auf beſondere Veranlaſſung veranſtalteten Maskenballe, der an Reichthum der äußeren Anordnung, an Feinheit der Genüſſe und Eleganz der Koſtüme, ſelbſt einem Lucull nichts zu wünſchen übrig gelaſſen hätte. Von der Grazie bis zur Gräe, vom Zeus bis zu dem Hirten des Odyſſeus, zogen ſich blendende Gruppen der Fabelwelt zwiſchen hiſtoriſchen Prachtaufzügen hindurch. Der Würde des Kothurns gemäß, ſchritt Wallenſtein und ſein Gefolge dem ſinnigen Taſſo vorüber, der aus den Händen der Prinzeß die Myrthe ſtatt des Lorbeers zu begehren ſchien; und Falſtaff's Muthwille warf den grübelnden Hamlet aus ſeinem Pathos; während vom König Salomo bis zur Zigeunerinn unzählige Charaktermasken durch einander wogten.

Kaſtor und Pollux, zwei hohe Heldengeſtalten, in denen der Leſer unſere Reiſenden erkennen mag, ſo reich als idealiſch drappirt, feſſelten vor Allen die Blicke der Menge, und ragten, gleich den Sternen auf ihren Häuptern, aus ihr hervor. Ein magiſch verſchlungener Contretanz rief, als der Hof eintrat, Terpſichore's Erwählte auf, ihr Licht leuchten zu laſſen. Schüchtern und reizend wie Aphrodite, als ſie dem Meer entſtieg, verließ jetzt Phöbe den Götterkreis, reichte dem lächelnden Kaſtor die Roſenfinger, und ſchwebte an ſeiner Hand in die Colonne, während Pollux die reizende Helena vom Arme des eiferſüchtigen Paris zu gleichem Zwecke entführte.

Auch hier verdunkelte das hohe Dioſkuren-Paar die Anſtrengungen der berühmteſten Tänzer, und Phöbe flüſterte, als der Gefährte ſie, nach beendetem Tanze der nächſten Ottomane zuführte: „Wird ſich der Gott nicht ſichtbar machen?“ Sie neigte bei der Frage das braune Lockenköpfchen nach ihm hin; die Larve glitt in ſeine Hand, und die ſchwärzeſten Feueraugen, die je voll Huld und Milde nach ihm aufgeblickt, ſchienen ihn, zuſammt dem Roſenmunde, aufzufordern, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Götter und Heroen, Philoſophen und Strohköpfe, huldigten vom Anbeginn dem Urgeſetze der Galanterie Auch unſer Halbgott, zur Seite ſeiner Huldinn hin gegoſſen, lüftete die Maſke, um ihr genug zu thun da hinkte ein grämlicher Satyr herbei, warf eine wüthenden Blick auf die entzauberte Phöbe, und ri ſie mit ſich ins Gedränge. Kaſtor aber hatte kau die ſchöne Gefährtinn vermißt, als Bayard, a der Hand eines rüſtigen Tell auf ihn zuſchritt, un mit dem Ausruf: „Bruder Hohenſchild!“ ih an das Herz flog.

Froh überraſcht erkannte dieſer in den Tugendb tern abermals zwei ſeiner wärmſten Freunde, die jetzt in C..... angeſtellt, dem Augenblicke voll Ungeduld entgegen ſahen, wo ſie, im Geiſte ihrer Masken, der Bahn der Wirklichkeit zu folgen hofften Sie zogen ihn zum nahen Büffet; auch Pollux geſellte ſich zu ihnen, ward von den Freunden mit Entzücken als Halbſchied des erhabenen Zweigeſtirns begrüßt, und hell erklangen die Gläſer den Freuden des Wiederſehns.

„Der alte Bund ſoll neu erſtehn!“ rief Hohenſchild den Brüdern zu; begeiſtert ſtimmten dieſe ein, und luden den Freund zum nächſten Abend in ihre Wohnung. „Proſit!“ rief der Satyr dazwiſchen und verſchwand.

„Trügt mich nicht Alles,“ ſprach Siegmar ſchnell umdüſtert; ſo war dies Hauptmann Oldenſtirn!“ „Major und Platzcommandant!“ verbeſſerte Tell; „und Oberhaupt des heimlichen Gerichts!“ fügte der Ritter ohne Furcht und Tade hinzu.

„Wo Teufel ſind, da fliegen Teufel zu!“ endete Hohenſchild, als Phöbe ihm zulispelte: „Ich ſuche meinen Tänzer, den die Muſik an den verſprochenen Walzer mahnt!“ Betroffen umfaßte Siegmar die Zephyrgeſtalt, und flog mit ihr in die Reihen.

„Ein herrlich Paar!“ ertönte es von allen Seiten, als ſie den Saal durchkreiſ'ten. „Nur ein verlornes!“ murmelte der Satyr, und mit Bedauren vernahm jetzt Siegmar, als Phöbe Athem ſchöpfte, daß jenes Ungethüm ihr Peiniger und Gatte ſey.

„Winkt Dir das Holde ſtets nur am verbotnen Baume?“ fragte er ſich, als er die Beichte vernommen, und ſeine blühenden Troſtſprüche das klopfende Herz der ſchönen Dulderinn unter der lockenden Hülle empor hoben, als wolle es ihm zurufen: „Soll ich geneſen, bleibe Du mein Tröſter!“

Der ſprechende Blick des ſchönſten Augenpaares, das je die Zärtlichkeit beſeelte, der ſanfte Druck der Schwanenhand beglaubigten das Zeugniß, und Siegmar's Pulſe klopften hörbar; da war es ihm, als gleite Helene vorüber, und flüſtere ihm zu: „Nimm Dich in Acht!“

Noch hatte er Kraft genug, den Genius zu vernehmen, deſſen Mahnung die Honigworte, welche ſeinem Munde, zu Gunſten des reizenden Beichtkindes entſchlüpfen wollten, in eine flache Alltagsrede verwandelten. Aber das Ohr der Lauſcherinn vernahm ſie nicht: denn eben zog der Hof vorüber, und aus der Schaar ſeiner himmliſchen Trabanten ſchwebte ein ſchalkhafter Amor auf Phöben zu, und überreichte ihr in Köcherform, ein zartes Etui, aus deſſen geöffneter Schaale ſie die ſchönſte, reich mit Brillanten beſetzte Uhr anlächelte. Der Zeiger, ein leuchtender auf goldenem Stunde ſchwebender Pfeil, bezeichnete die zweite Morgenſtunde; Amor deutete ſchweigend darauf hin, und verſchwand hinter dem Rücken des Satyrs, der ſich jetzt ſtürmiſch herbeidrängte, Phöben, wie vorhin, den Arm bot, und ihr mit der Verſicherung, daß zarte Sorge für ihr Wohl, die frühe Heimkehre fordere, den Shwal umwarf, wobei er, ohne deſſen mit Worten zu gedenken, gierigen Blickes das Kleinod muſterte, welches noch vom Augenblicke des Empfanges in Phöbe's Alabaſterhändchen ruhte. Mit der anmuthigſten Verbeugung nahm dieſe jetzt von ihrem Tänzer Abſchied, wandte ſich leiſe ſeufzend noch einmal nach ihm hin, und entſchwand ſeinem Auge.

Siegmar fühlte ſich verſtimmt, und eilte, ſeiner Mentorpflicht nicht ohne Beſchämung gedenkend, den Zwillingsbruder aufzuſuchen, der ihm in dem zerſtreuenden Beginn des Tanzes abhanden kam. Er fand ihn nicht im Saale und eilte durch mehrere Nebenzimmer, ihn aufzuſuchen. Befremdend traf bei dieſer Wanderung der Schlag einer Stutzuhr, welche die Mitternacht verkündete, ſein Ohr; gleichzeitig tönte ſie von allen Glocken wieder, und die Bedeutung, mit welcher Amor den voreiligen Stundenzeiger, der nicht umſonſt die zweite Morgenhore zu bezeichnen ſchien, den Händen ſeiner ſchönen Tänzerinn vertraute, führte ſeinen aufgeregten Phantaſus auf eine ſinnverwirrende Gedankenleiter. Bald athmete er leichter auf, als er den Grafen, in trautem Verkehr mit den benanten Freunden, fand, die jetzt auf ſeine Frage, welch ein Geſchick die reizende Majorinn an ihr verhaßtes Gegenbild geknüpft, erwiederten:

„Von dieſem Paare läßt ſich viel berichten! Doch wenn die Wände Ohren haben; ſo dürfte es gefährlich ſeyn, die hieſigen zu Zeugen jener Mittheilung zu machen; der nächſte Abend ſoll unſere Herzen ſammt den Lippen öffnen, und Deine Wißbegier auch über dieſen Punkt befriedigen.

Indeß ward der Graf von heftigem Kopfweh befallen, und willig folgte ihm Siegmar, an dem das tobende Gewühl jetzt gleichgültig vorüber zog, in den Wagen.

Der Graf fand, als er ſein Zimmer betrat, die Aufforderung, ſich ſchon des nächſten Tages nach dem erwähnten Hofe zu begeben, wo wichtige Berichte ſeiner warteten; und Siegmar, durch die beſchleunigte Trennung von ſeinem Lieblinge tief erſchüttert, trat am folgenden Abend, noch lebhaft bewegt, in den Kreis ſeiner Freunde, die ihn mit lautem Jubelruf begrüßten, und bald im herzlichen Geſpräch die Falten ſeiner Stirn verſcheuchten.

Die Freuden, wie die Schmerzen, die Thaten und Verkümmerungen der gegenwärtigen und vergangenen Zeit, zuſammt den Hoffnungen der künftigen, füllten die Mittheilungen der Wiedervereinten, ohne daß des verſprochenen Berichtes noch gedacht worden war. Siegmar hatte, voll feuriger Beredſamkeit, ſeines letzten Feldzuges erwähnt, und hob ein friſch gefülltes Glas mit dem Ausruf empor: „Hoch lebe Herzog Wilhelm! So warm mein Herz für ihn ſchlägt, ſoll dieſer Arm für ihn fechten, wenn er zurück kehrt, ſein Recht zu behaupten!“ Da öffnete ſich raſch die Thür, und Oldenſtirn, von Gensd'arme's und Bewaffneten begleitet, trat ein.

„Was ſoll das? Herr Major! und was bringt mir in dieſer Begleitung die Ehre Ihres Beſuchs?“ rief der beſtürzte Wirth dem Eintretenden entgegen.

„Noch iſt die Reihe nicht an Ihnen;“ verſetzte jener boshaft, „und mein Geſchäft trifft dieſen hier,“ fuhr er, auf Siegmar deutend, fort.

„Herr! was ermächtiget ſie, mir ein Verfahren anzudeuten.....“ donnerte ihm Hohenſchild zu; er aber unterbrach ihn mit den Worten: „Das Fragen iſt an mir!“ Die flehenden Blicke ſeiner Freunde beachtend, ſchwieg Siegmar jetzt, und Inquiſitor begann:

„Sie ſind der Lieutnant von Hohenſchild? vormals im Königlich preußiſchen Jägerbataillon von R......? zur Zeit unangeſtellt, und im Begriff ſich zu Ihrer Frau Mutter nach Braunſchweig zu begeben?“

Siegmar bejahte, und fand während Oldenſtirn die Bezeichnung notirte, ſeine eigenthümliche Faſſung wieder. Als jener aber den Häſchern im Namen des Königs befahl: ihre Pflicht zu thun, und ſie gewaltſam ſich ſeiner bemächtigen wollten, da brach ihm die Geduld, und mit den Worten: „Des Todes, Schurken! wenn Ihr mich berührt;“ riß er dem nächſten, der ihn unſanft anſtieß, den Säbel aus der Fauſt, verſetzte ihm zwei flache Hiebe, daß er zurücktaumelte, und warf ihm die Waffe vor die Füße. Zu ſeinen

Freunden, welche Miene machten, ihm beizuſtehn, ſprach er jedoch mit Gleichmuth:

„Wenn Ihr mich liebt; ſo bleibt Ihr ruhig! Sie aber,“ fuhr er, zu Oldenſtirn gewendet, fort, „mögen mich jetzt an den Ort geleiten, wohin Ihre Freundſchaft mich bettet, bis mir ein ehrliches Gericht, das man mir nicht verweigern darf, die unverwirkte Freiheit zurück gibt.

Oldenſtirn beklagte mit Achſelzucken, den Forderungen ſeiner Pflicht genügen zu müſſen, und führte, da er nichts als Blicke der tiefſten Verachtung zur Antwort erhielt, den Delinquenten in den Kerker ab.

Wir finden unſren Helden nach vierzehntägiger Gefangenſchaft noch auf derſelben Stelle. Der Geiſt ſeiner Verhöre ließ ihm den blutigſten Ausgang vorherſehen; denn nicht nur ging ihm klar daraus hervor, daß Oldenſtirn die ſchwärzeſte aller Anklagen auf ſeine neueſten, im nachtheiligſten Sinne verdrehten Aeußerungen ſtützte; ſondern ihm, als frühere Baſis derſelben, Schuld gab: ſich bereits in Göttingen gefährlicher Umtriebe, ſo wie der Mitwirkung an dem zerſtörten Complotte verdächtig gemacht; dieſen Ort nur verlaſſen zu haben, um ſich zu der Rebellenbande des Erfürſten von Braunſchweig-Oels zu begeben; bis zu deſſen Entweichung bei ihm verblieben zu ſeyn; ſpäter ſich auf Schleichwegen zum Gouverneur des jungen Grafen von Z..... aufgeworfen, denſelben im Sommer des Jahres 1810 nach L....... geleitet zu haben, wo-ſelbſt er überwieſen: zwei der bedeutendſten Anführer erwähnter Rotte, wie man durch die heimkehrenden Poſtillions erfahren, in der Livree des Grafen geflüchtet habe, u ſ w. Tief in Schwermuth verſenkt, von den Schauern der Verlaſſenheit umweht, fing er faſt an, das Ende ſeiner Tage, die ihm bey den kühnſten Beſtrebungen nur Täuſchungen und vereitelte Entwürfe dargeboten hatten, herbei zu wünſchen.

Jede Möglichkeit einer rettenden Vermittelung durch den Grafen, oder andere vermögende Gönner, ward ihm abgeſchnitten, und ſelbſt die Erlaubniß, ein offenes Schreiben an ſeine Mutter abzufaſſen, verweigerte man ihm. Beſchäftigungen und Lectüre blieben ihm verſagt, und nur in den Inſchriften, welche die Wände ſeiner öden Behauſung verzierten, fand er, unter den roheren Ausbrüchen der Verzweiflung und Langweile, hier und da ein Blümchen verſtreut, das ſeinen Geiſt erhob, und ihm den ſchmerzenreichen Troſt gewährte:

ſchon manchen gemißhandelten Edlen unter ſeine Vorgänger zählen zu dürfen.

Seufzend war ſeine Phantaſie eines Abends den Qualen eines Unglücklichen gefolgt, der in demſelben Gemach durch Selbſtmord dem Ausſpruch ſeiner Richter zuvorgekommen war, und mittelſt einer Glasſcherbe, mit welcher er ſich ſpäterhin die Adern öffnete, als Schwanenlied die Worte des Dichters in den Tiſch gekritzelt hatte:

„Weh dem, der da glaubt, daß das buhlende Glück
„Sich dem Edlen vereinigen werde!
„Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
„Nicht dem Guten gehört die Erde
„Er iſt ein Fremdling — er wandert aus,
„Und ſuchet: — ein unvergänglich Haus.

Ehre, Pflicht und hohe Dulderkraft hielten ihn zurück, den Beklagenswerthen um ſeinen dunkeln, ſelbſtgewählten Todesgang zu beneiden; aber voll tiefen Gefühles las und las er die verhängnißvollen, für ſeinen Zuſtand geſchaffenen Zeilen mit ſteigendem Affekt. Da öffnete ſich leiſe, zur ungewohnten Stunde, die Thüre ſeines Kerkers. Dewal, Gefreiter der Gefängnißwache, trat mit geheimnißvoller Miene ein, und überreichte ihm ein Handbriefchen, folgenden Inhalts:

„Wenn Leben, Ehre und Freiheit Ihnen heilig „ſind; ſo folgen Sie dem Ueberbringer, und möge „der Schiffbrüchige dankbar die rettende Hand ergreifen, „die ihn dem ſicheren Tode entreißt, um ihn dem reich „geſchmückten Hafen zuzuführen!“

Mag auch die Frucht des Lebens noch ſo bitter ſeyn; ein kräftiges Gemüth vertraut der Hoffnung, ſobald ſie den Verſchmähten zurück ruft. Neue Lebensluſt erfüllte Siegmar's Bruſt, als dieſer Ausgang, ſo räthſelhaft er immer war, ſich ſeinen Blicken öffnete. „Ich folge!“ rief er ſchnell entſchloſſen dem Gefreiten zu, der ihm mit der beruhigenden Zuſage, daß er die Wachen, vermöge eines Schlaftrunks für dieſe Nacht geblendet habe, Huth und Mantel umwarf, ihn mit ſich in das Freie zog, und durch das Gewinde verſteckter Nebenſtraßen in einen Garten führte, an deſſen Ende ein hohes Gewächshaus die Flügelthüren vor ihnen öffnete. Oswal, der auf Siegmar's Fragen nur ein ſtummes: „Bſt!“ erwiedert hatte, deutete jetzt nach dem Hintergrunde, und verſchwand zwiſchen den goldbeladenenen Fruchtbäumen des Auslandes, welche der eintretende Spätherbſt ſeit wenig Tagen in ihre Winterquartiere zurück verſetzt hatte. Siegmar aber ſah ſich in dieſem duftenden, nur ſpärlich erleuchteten Labyrinthe von Neuem der Einſamkeit Preis gegeben, die ſeine Phantaſie, jedoch mit andern Bildern, als die ſo eben verlaſſenen, bevölkerte. Da ſchlüpfte hinter blühendem Myrthengeſträuch eine leichte Nymphengeſtalt hervor. Siegmar folgte dem Winke der Dryade, und ſah ſich nach wenig Minuten in Florens Boudoir verſetzt.

Labende Wohlgerüche dufteten ihm aus den geöffneten Kelchen einer üppigen Blumenfülle entgegen; am Ende des Gemaches aber wölbte ſich dunkles Gezweig zur laubreichen Halle, in deren Vertiefung Siegmar jetzt, auf weiche Polſter hingeſtreckt, die Göttinn dieſes Haines, von magiſchem Zwielicht umfloſſen, erblickte. „Wo bin ich?“ — rief er, ſchüchtern vorwärts ſchreitend.

„Am Ziele!“ liſpelte ein Flötenſtimmchen; und Phöbe, die wir jetzt mit ihrem eigenen Namen: Adele, begrüßen, ſtand, von einem blendend weißen Mollgewebe umhüllt, in reizender Verwirrung vor ihm.

„Sie ſehen, was die Liebe wagt!“ fuhr ſie, den Glühenden an ihre Seite ziehend, fort; „und täuſcht mein Herz mich nicht; ſo darf es unumwunden ſprechen: denn die Erinnrung an unſre erſte flüchtige Bekanntſchaft läßt mich hoffen, daß ſich Adele keinem Undankbaren verpflichtet, wenn ſie beſchloß, für ſeine Rettung das Aeußerſte zu thun, und ihre Freuden fortan nur nach den ſeinigen zu meſſen.

„Vergebung dem Schwachen, der, aus dem Orkus plötzlich in Cytherens Heiligthum verſetzt, nicht faſſen kann, was ſeine Augen ſehen, nicht, was ſein Ohr vernimmt!“ erwiederte Siegmar, Adelens Schwanenhand mit glühenden Küſſen bedeckend.

„Laſſen Sie mich vorerſt der Barmherzigkeit huldigen, und den Verſchmachteten erquicken, eh' ich dem Schmeichler Rede ſtehe;“ entgegnete Adele, indem ſie eine, mit labenden Erfriſchungen umringte Tokayerflaſche von einem zierlich aufgedeckten Tiſchchen nahm, und mit den Lilienhändchen die blinkenden Pokale füllte. Ihre Lippen kredenzten den Labetrank, und war es ein Wunder, wenn Siegmar, von dem Feuer des Nectar's ermuthigt, bezaubert von der Huld der Geberinn, jetzt raſch die Stufenleiter vom heißen Dankgefühle bis zum Zenith der Zärtlichkeit durchflog? — Jetzt, Engel, löſe mir die Räthſel!“ ſtammelte ſein Mund, indeß ſein Arm die Reizende umſtrickte; Adele aber erzählte unter flammenden Küſſen, wie ſie, empört vom Drucke ihres Peinigers, entzündet von hoffnungsloſer Liebe für Siegmar, ſchon ſeit der Ballnacht beſchloſſen gehabt, ſich von dem Ungeheuer zu trennen, und in die Arme ihrer Verwandten zurück zu kehren, als ſie, in Siegmar's Verhaftung, die neueſte Unthat des Verruchten vernommen, und faſt verzweifelt ſey. Hohnlachend, ſchloß ſie, habe ihr der Unhold, dem ihre Wallung für den Liebling nicht entgangen, ſein blutiges Urtheil geweiſſagt, und da ſie ihn nie wortbrüchig gefunden, ſo oft es einem Bubenſtück gegolten, habe ſie ſofort den Plan für Siegmar's Rettung beſchloſſen, den ſie jetzt auszuführen bereit ſey.

„Und Du ſollteſt Dein koſtbares Leben an das meine ſetzen!?“ rief Siegmar; „nimmermehr! — So gewiß der Schändliche ſich auf Schlangenwegen der Hölle zu ſeiner jetzigen Bedeutung erhob: ſo gewiß wird ſein Arm den rettenden Engel zerſchmettern, der ſeinem rachſüchtigen Blutdurſte das Opfer entzog!“

„Mit nichten!“ tröſtete die Helferinn. „Die zarte Frauenhand kennt Mittel, des Tigers Wuth zu bändigen; und während wir, ſobald Du willſt, mit Orwal noch im Laufe dieſer Nacht entweichen, wird Oldenſtirn, ſo wie er unſere Flucht entdeckt, auf meinem Pult ein Schreiben finden, deſſen Drohungen ſeine

Zunge lähmen, und ſeinen Zorn in Ohnmacht wandeln werden!"

„Zaubrerinn! ſprich, wie vermagſt Du das? und welche teufliſche Gewalt band Dich an jenen Unhold?" fuhr Siegmar fort. Adele aber erzählte nicht ohne Stocken: wie ſie von einer mächtigen Gönnerinn aus dem Schooß ihrer Familie an dieſen Hof verpflanzt, die Bekanntſchaft des Nichtswürdigen gemacht habe, der, ſo wie alle ſeine Güter, ſich auch die Gunſt des Hofes auf unebenen Wegen erbuhlt habe; wie ſie, trotz ihrer Abneigung, von ihrer Gönnerinn gedrängt, betäubt vom Glanze reicher Hoffnungen, ſich endlich entſchloſſen habe, die Hand des Werthloſen anzunehmen, mit deſſen hölliſcher Verworfenheit ſie erſt die Sclaverei der unſeligſten Ehe bekannt gemacht habe. — „Noch kürzlich," endete ſie: „würde meine ſchnelle Entfernung mir die Gunſt jener ſchützenden Fee geraubt haben; doch ein neidiſches Verhängniß, der Fluch der Höfe, trat plötzlich zwiſchen uns, und machte unſere Trennung, die früher nur Schmerz und Verzweiflung erregt haben würde, von beiden Seiten wünſchenswerth. Daß mir mein Schutzgeiſt jedoch noch in der Abſchiedsſtunde wohl wollte, möge dieſer neueſte Beweis ſeiner

Huld, nebſt den früheren Pfändern großmüthiger Freigebigkeit Dir beweiſen."

Bei dieſen Worten langte ſie ein Schmuckkäſtchen hervor, deſſen blitzende Juwelen das goldgefüllte Netz, welches ſeinen Boden füllte, weit überſtrahlten. Siegmar blickte ſchweigend auf die Schätze; und tief umdüſtert haftete ſein Auge zunächſt auf der bekannten Uhr, deren funkelnder Zeiger diesmal mit allem Uebrigen Schritt hielt.

„Dieſe Schätze ſind die Deinigen,"— fuhr Adele fort —„ſobald Du entſchloſſen biſt, der Meinige zu werden; ſie reichen hin, uns vor Mangel zu ſchützen. Oldenſtirn, bis morgen auswärts, wird uns ſobald nicht vermiſſen. Der Wagen, welcher uns, nebſt Orwal und meinem Mädchen, entführen ſoll, erwartet uns wenige Schritte von hier. Sind wir geborgen, dann folgt Adele ihrem Freunde, wohin ſein Genius ihn führt; und ſey's im kalten Norden, wie im heitern Süden; der Liebe Roſen blühen überall!"

„Blühen überall!"—wiederholte Siegmar, in deſſen Innerm es mächtig zu arbeiten ſchien, mit ernſtem Nachdruck. „Daß ſie Adelens Hand ſelbſt in den öden Lebensgarten des Verlaſſenen zu pflanzen bereit iſt, erkennt mein Herz in heißen Schlägen;

doch haben Ehre und Vernunft noch ſo viel Gewalt über die Flammen dieſes unruhigen Fürſprechers, ihm die Gewiſſensfrage vorzulegen: Darf der verurtheilte Flüchtling die reizende Adele, Fortunens verwöhnten Liebling, ohne ihren Frieden zu zerſtören, an ſein bis jetzt nur dornenreiches Leben knüpfen? — Und ſoll ſein Frieden ungetrübt erblühen, dann beantworte ihm Adele, bei Ehre, Pflicht und Gewiſſen, die Frage: Iſt jener freigebige Schutzgeiſt ein weiblicher?“ —

„Die Engel ſind geſchlechtlos. Dieſe Antwort gelte dem milzſüchtigen Frager als Strafe für pedantiſches Mißtrauen!“ verſetzte Adele lachend, und ſchmiegte das Lockenköpfchen halb zürnend, halb ſchmeichelnd an ſeine Bruſt; Siegmar aber riß ſich plötzlich los, und ſprach mit feſter Stimme:

„Adele folge ihrem Schutzgeiſt! Der meinige erweckte ſo eben den Träumer. Er führt ihn aus dem Paradieſe in dunkle Grabesnacht — doch beſſer, für Helenen ſterben! — als für Adelen leben!“ —

Adele zuckte krampfhaft „Bin ich jetzt wachend oder träumend?“ ächzte ſie. „Und dieſe Worte?“—

„Sind meine letzten, reizende Adele! — Leben Sie wohl! — Vergeſſen Sie der Schwachheit dieſer

Stunde; — mir gibt mein Kerker Raum, ſie abzubüßen.“

Mit dieſen Worten wollte er ſich losreißen; Adele aber hielt ſeine Hand feſt mit der Linken umklammert, während die Rechte dem Mädchen ſchellte.

„Orwal führe den Gefangenen zurück! — Ich fahre nach Hauſe!“ herrſchte ſie der bebenden Zofe entgegen; und verſchwand hinter dem Blüthenwalle. Der ſchlaue Orwal aber, welcher mit dieſem letzten Liebesdienſte die Rolle eines vertrauten Geſchäftsträgers niederzulegen, und ſeine Freiheit zu erkaufen gedacht hatte, trat kopfſchüttelnd ein; und ſchweigend, wie er ihn herausgeleitet, führte er Siegmar in den verlaſſenen Käfig zurück.

Röschen, des Kerkermeiſters blühende Tochter, ſaß mit dem Strickſtrumpf am Fenſter, deſſen verroſtete Gitter ihre freundliche Hand unter Roſe nund Muscatlaub verſteckt hatte. Sie lauſchte der Heimkehr ihres hartherzigen Vaters, der heute ungewöhnlich lange außen blieb, und dachte mitleidig des armen Gefangenen, welcher ſeit der verhängnißvollen Gartenſcene ſeiner militäriſchen Aufſicht entnommen, ihr Hausgenoſſe ward. Nur ein ſchmaler Durchgang, deſſen kühler

Raum als Vorrathskammer benutzt ward, trennte das feuchte, zu ebener Erde liegende Behältniß, welches den Unglücklichen barg, von dem Wohnzimmer seines finſtern Hüthers, der, ein fühlloſer Cerberus, nur eine Norm für die Behandlung ſeiner Pflegebefohlenen kannte, und ſeine Pflicht mit der Feſtigkeit der ihm vertrauten Schlöſſer und Riegel zu meſſen gewohnt war. Man kannte kein Beiſpiel, daß irgend ein Verfehmter der Juſtiz ſeinen Händen entronnen war; und Röschen ſeufzte unwillkührlich mit, als ihre aufgeregte Einbildung die Seufzer des beklagenswerthen Nachbars zu ihrem Ohre trug.

„Der arme, ſchöne Herr!“ dachte Röschen bei ſich ſelbſt. „Ich ſetze mein Leben für ſeine Unſchuld ein; und doch, meinte der Vater: werde ihm bald eine Kugel durch den Kopf pfeifen, wie ihm ein Beiſitzer des geſtrigen Verhörs berichtet habe! — Röschen erbebte bei der Vorſtellung, und ſehnte ſich nur wärmer nach der Rückkehr des grämlichen Alten. Sie glaubte aus jedem Winkel des matt erleuchteten Stübchens wehklagende Geiſterſtimmen zu vernehmen, und ward zur Salzſäule, als ſie jetzt, plötzlich, ſtatt der kupfrigen Naſe des Vaters, den leibhaftigen Teufel gewahrte, der ihr, rollenden Blickes, durch das grüne Gewebe des Fenſters entgegen glotzte.

„Jeſus Maria!“ ſtöhnte das Mädchen, und bekreuzte ſich, als ein zweiter Geſandter der Hölle, ſammt dem benannten in das Zimmer trat. Weite Mäntel umhüllten die Vermummten, und aus einer der Masken ſprach eine wohltönende Mannesſtimme:

„Fürchte Dich nicht holdes Kind; ſondern hilf uns vielmehr Deinen unglücklichen Nachbar befreien, deſſen unſchuldig vergoſſenes Blut über Dich kommen wird, wenn Du Dich weigerſt, ihm das Leben zu retten. Du kannſt uns vertrauen, ob wir uns gleich zu dieſem Liebeswerke des Teufels Maske borgten. Laß uns jetzt glauben, daß Dich Dein liebliches Geſicht nicht Lügen ſtraft, und ſage uns, ob Du in Gutem unſere Helferinn werden, und die Schlüſſel zum Gefängniß heraus geben willſt? —

„Ach ich wollte es ja herzlich gern!“ klagte Röschen. „Aber mein Vater! ich erwarte ihn jeden Augenblick; er brächte mich um, ſobald er wahrnähme, daß ich mich an den Schlüſſeln vergriffen hätte!“

„Um ſeine Heimkehr laß Dich unbeſorgt,“ entgegnete die Maske; „die wird erſt morgen, wenn er ausgeſchlafen hat, erfolgen. In dieſem Augenblicke wird ihm wacker zugetrunken, und aus der Karte lächelt ih das Glück. Doch jetzt zur Sache: Du darfſt, un Dein Gewiſſen zu bewahren, uns nur durch Zeiche einen heimlichen Ausgang aus dieſem Höllenpfuhle an deuten; nachdem Du uns zuvor den Ort bezeichne haſt, wo wir die Schlüſſel finden. Das Uebrige ſe unſre Sorge. Dich binden wir, des Scheines wegen ein wenig an den Stuhl; und Du kannſt dreiſt be ſchwören, von zwei verkappten Räubern überfallen, und gebunden worden zu ſeyn, ohne daß Deine Zunge ei Wort für die Befreiung des Gefangenen geſproche habe. Jetzt nimm zum Zeichen, daß wir es redlich mi Dir meinen, dieſen Beitrag zu deinem Brautſchatz,“ endete der Sprecher, und warf eine volle Börſe au den Tiſch; das Mädchen aber wies ſie von ſich und ſprach erglühend;

„Was ich Gutes übe, das thue ich um Gottes Willen. Das Geld geben Sie dem Unglücklichen mit auf die Reiſe, wenn ſeine Rettung gelingt; mich aber finden Sie bereit, nach Ihrem Wunſche zu handeln.“

Bei dieſen Worten deutete ſie auf mehrere an der Wand hängende Schlüſſelbunde. Sobald ſich die Fremden derſelben bemächtigt hatten, öffnete ſie das oben bezeichnete Wirthſchaftsverließ, welches das Zimmer von dem Gefängniſſe trennte, zeigte auf eine am Boden befindliche Fallthüre, und machte ihnen durch Geberden einen weit nach den anſtoßenden Gärten führenden Kellerhals bemerkbar, zu deſſen Ausgange der Schlüſſel gleichfalls unter den übrigen zu finden ſey. Willig ließ ſie ſich darauf von den Verlarvten feſt binden; ſie aber prieſen, tief gerührt, des Mädchens Edelmuth, zündeten die Blendlaterne an, und eilten, das Werk zu vollbringen, deſſen ſegensreichen Ausgang das fromme Röschen unterdeß dem Herrn befahl.

Die Kerkerpforte öffnete ſich. Ihre Schlöſſer und Riegel, nicht gewohnt, von einer milden Hand regiert zu werden, wichen ſchnell und leiſe dem Drange hülfreicher Freundſchaft: denn daß Hohenſchild's Retter dießmal keine andern, als ſeine früher erwähnten Freunde waren, leuchtet dem Leſer von ſelbſt ein. Siegmar richtete ſich ruhig von ſeinem Lager empor, und blickte die Eintretenden mit der Miene eines Menſchen an, der, nach ſchweren Kämpfen, die Palme der Ergebung errang; den nichts mehr erſchüttert, nichts mehr befremdet, und der, mit klarem Sinn und feſtem Gleichmuth, jedem möglichen Ausgange ſeines Schickſals entgegen ſieht. Wirklich hatte es ihm viel gekoſtet, bis er dieſes Gleichgewicht nach ſeinen neueſten

Erfahrungen zurück erkämpft hatte. Der Gedanke, daß auch ihm, dem Unbefleckten, der den Werth ſeines Lebens bis dahin nur nach dem Reichthume ſeiner Leiſtungen und Entbehrungen geſchätzt hatte, in dem Augenblicke, wo er auf dem Gipfel rein moraliſcher Veredelung zu ſtehen gemeint hatte, die Stunde der Verſuchung ſchlug; daß nur wenig gefehlt hatte, ihn, den vielerprobten Menſchenkenner, den hochherzigen Warner, zur Beute einer ränkeſüchtigen Buhlerinn herabzuwürdigen, beugte ſeinen edlen Stolz ſo tief; als das Bewußtſeyn, noch vor dem Falle, aus eigener Kraft, ſich erhoben, und ſich durch dieſe Erhebung dem ſichern Tode geweiht zu haben, allmählich ſein Selbſtgefühl beruhigte, und ihm jenen Anſtrich von Erhabenheit lieh, in welchem ihn die Freunde begrüßten. Wenige Augenblicke ſtarrte er ſie noch im Geiſte ſeiner Stimmung an. Aber als ſie die Masken von ſich warfen, und die treuen, vielbewährten Freunde ihn mit kräftigen Ermunterungen an das Herz drückten; da löſ'te ſich ſein Trübſinn in hohes Dankgefühl; die Pforten des Lebens thaten ſich abermals, doch von einem guten Geiſte geöffnet, vor ihm auf; und willig folgte e ſeinen Rettern in den bezeichneten Keller hinab, wo ihn die Freunde, durch Hülfe der mitgebrachten Klei dungsſtücke, eiligſt zum ſtattlichen Jäger umwandelten, ihm Büchſe und Hirſchfänger umhingen, Geld und Päſſe in die Taſchen ſchoben, und ihn durch die erwähnte Hinterthür entſchlüpfen ließen. Die Strahlen der aufgehenden Mondſichel reichten eben hin, den Flüchtling mit der zu nehmenden Richtung bekannt zu machen; ohne ſeinen Anblick Preis zu geben. Mit Blitzesſchnelle waren Hecken und Gräben überſprungen, und E..... ſchon mehrere Stunden hinter ihm, als das großmüthige Röschen durch den tobenden Vater von ihrer freiwilligen Gefangenſchaft erlöſ't ward, und ihre wackern Gehülfen mit ruhiger Unbefangenheit an ihr Taggeſchäft gingen.

Wir folgen unſerem Helden durch Moor und Heide, ſehen ihn bald in abgelegenen Hütten, bald in verſteckten Felshölen übernachten, und endlich an einem freundlichen Jägerhauſe der waldigen Gebirgsgegend, welche das blühende Sachſenland von dem benachbarten Böhmen trennt, anklopfen. Der Förſter, ein rüſtiger Waidmann, öffnete willig dem ſtattlichen Wandergenoſſen die gaſtliche Thür, und zeigte ſich, nach einer prüfenden Unterredung, geneigt, denſelben, ſofern es dem Grundherrn zuſage, für einige Zeit als Forſtgehülfen anzuſtellen; ein Ruhepunkt, den Siegmar um ſo annehmbarer fand, da ſeine Kräfte, durch vielfache Anſtrengung erſchöpft, der Erholung bedurften; und er von hier aus hoffen konnte, ſeine zerriſſenen Verbindungen ungefährdet wieder anknüpfen, die Bemühungen ſeiner Feinde vernichten, und ſeine ferneren Lebenspläne von Neuem verfolgen zu können.

Die wirthliche Hausfrau verließ jetzt das Zimmer, um den ermüdeten Gaſt mit Trank und Speiſe zu erquicken, ihr biederer Gatte aber griff nach der Mütze, und machte ſich bereit, auf das Schloß zu gehen, um die herrſchaftliche Zuſtimmung wegen Siegmar's Anſtellung einzuleiten. Doch nach wenig Minuten kehrte er zurück, und bat ſeinen Gaſt: ihm nur gleich ſelbſt zu folgen, indem die Herrſchaft auf einem Spaziergange begriffen, ſo eben aus der nahen Baumſchule auf ſeine Wohnung zuſchreite. Siegmar, von der Neuheit dieſer Lage überraſcht, wollte ſich noch auf Fragen und Erörterungen einlaſſen; aber ſein Wirth riß ihn mit den Worten: „Da ſind ſie ſchon!“ mit ſich fort, und Siegmar ſah ſich plötzlich — Helenen und dem Freiherrn gegen über.

Hatte Siegmar im Verlaufe der nachfolgenden Erklärungen nicht begreifen können, wie ihn ſein Genius, ohne ihm die geringſte Ahnung davon zu geben, graden Wegs nach Wildenbach, der neueſten Beſitzung des Barons, geführt hatte; ſo erregte die Schilderung ſeiner wechſelreichen Schickſale nicht minder das Intereſſe jenes edlen Paares, welches ſeiner Erzählung die wärmſte Aufmerkſamkeit ſchenkte, und hocherfreut den Zufall pries, der ihm nach mancher vergeblichen Bemühung den Gegenſtand zuführte, an welchem es ſo lange umſonſt die ſchöne Pflicht der Dankbarkeit zu üben gewünſcht hatte. Ein rührender Wettſtreit des Zartgefühls entzweite jetzt das edle Kleeblatt: denn Siegmar wollte, der früheren Beziehungen eingedenk, eher dem äußerſten Elende, als dem Verdacht entgegen gehen: daß ſein Erſcheinen in Wildenbach vielleicht ein Werk verſteckter Abſicht ſey. Der Baron aber beſchwor ihn: jeden Schatten eines entehrenden Mißtrauens durch das Verſprechen ſeines Dableibens zu entfernen; und Siegmar gab endlich um ſo bereitwilliger nach, als er bemerkte, wie ſein Widerſtand den Baron, deſſen leidendes Ausſehn ihm im erſten Augenblicke des Wiederſehns aufgefallen war, zu einer krankhaften Reizbarkeit aufregte. Nur das Anerbieten, auf dem Schloſſe zu wohnen, ſchlug er ſtandhaft unter dem Vorwande aus: in ſeiner angenommenen Rolle vor jeder möglichen Verfolgung geſichert zu ſeyn, wåhrend das Auge des Verråthers ihn leicht erreichen könne, ſobald er vor der Zeit in ſeiner wahren Geſtalt auftråte. Es wurde demnach verabredet, daß er zwar unter fremdem Namen, als angeblicher Forſtlehrling, im Jågerhauſe wohnen, als Freund jedoch die meiſten Stunden auf dem Schloſſe verleben ſolle.

Die Zeit wird zwar mit Recht als wirkſame Mittlerinn gegen die Schmerzen des Lebens geprieſen; doch nicht zufrieden, geſchlagene Wunden zu heilen, führt ſie, tyranniſch genug, oft ſelbſt die Urſache herbei, ſie wieder aufzureißen. Helene hatte den einſtigen Geliebten in der feſten Ueberzeugung begrüßt, ihm von jetzt an als unbefangene, dankbare Freundinn gehören zu können, und ſie erkannte ſo wenig die aufkeimenden Widerſprüche dieſer Vorausſetzung, welche ſein Anblick in ihrem Innern erweckt hatte; als Siegmar die erneute Gefahr wahrnahm, da ihm ſein Phantaſus in der folgenden Nacht anſtatt des Schlummergottes nur Helenen zeigte, die, in der Fülle ihrer Reize, ihm an der Hand des lebensmüden Gatten, wie die erblühte Centifolie, neben der welkenden Paſſionsblume, erſchienen war, und deren Umgang er fortan als das gelåuterte Erzeugniß idealiſcher Freundſchaft, zu genießen dachte. Doch welche ſeltſame Spannung auch in der nächſten Folgezeit den Bund der Wiedervereinten in den geheimſten Tiefen ihrer Herzen belebte; ſo blieb er durch die Reinheit ſeiner Individuen, vor jeder leidenſchaftlichen Ausartung geſichert. Eine edle Schwärmerei, die, mißverſtanden, nur allzuoft das Glück der beſten Menſchen untergräbt, hielt hier das ſchönſte Gleichgewicht empor, indem ſie den Blick des edlen Barons in frommer Begeiſterung über die Gränze des Lebens hinaus führte, ſein Herz über jede irdiſche Wallung erhob, und ſein Vertrauen zu Helenen und dem Freunde von Tag zu Tag veredelte, jene beiden aber mit gleichem Enthuſiasmus antrieb, dies ehrende Vertrauen, durch den rühmlichſten Kampf gegen die erwachende Flamme zu lohnen.

Siegmar machte es ſich auch in dieſer Beziehung zur Pflicht, ſeinen Scheinberuf mit wahrhaftem Eifer zu betreiben. Er brachte täglich mehrere Stunden im nahen Forſte zu; und wirklich erleichterte dieſe rüſtige Thätigkeit ſeinen Kampf; aber die Gefühle, welche ihn auch hier nie ganz verließen, erwachten verdoppelt, wenn ihn Helene, kämpfend zwiſchen Luſt und Schmerz, bei ſeiner Rückkehr auf das Schloß begrüßte.

Dies Schloß war durch den Reichthum des Barons, durch ſeinen Kunſt- und Schönheitſinn mit Allem, was edle Pracht erheiſcht, geſchmückt. Helenens Bemühungen gaben ihm alle Zierden der feinſten Eleganz und der gemüthlichſten Behaglichkeit. Dem Innern entſprachen auch die äußern Umgebungen, welche durch die Hand der Natur ſo freigebig ausgeſtattet waren, daß der Baron, ſchon um ſeiner eigenthümlichen Schönheiten willen, dieſem herrlichen Gute den Vorzug vor allen ſeinen übrigen Beſitzungen gab, und es zum Wohnſitz erkohr.

So lange es der ſchöne Spätherbſt erlaubte, wurden die heitern Tagesſtunden im Freien, die Abendſtunden am Flügel, oder, bei den Spenden der auserwählten Bibliothek, am traulichen Theetiſche verlebt. Die trüben Nebeltage brachte man entweder in der reichen Bildergallerie, welche die hintern Zimmer des Hauſes nebſt andern Kunſtſammlungen ſchmückte, oder in den köſtlich eingerichteten Treib- und Gewächshäuſern zu.

So reizend und gefährlich dieſer letztere Aufenthalt nur immer für eine aufgeregte Phantaſie ſeyn mochte: — ſo unheimlich mahnte er unſern Helden an die ſchwächſte Stunde ſeines Lebens, und glühendes Roth überflog ſeine Wange, wenn ihn Helene mit dem Zauber ton ihrer Unſchuld aufrief: bald eine ſeltene Blume, bald einen prangenden Fruchtbaum, oder eine andere Merkwürdigkeit dieſes botaniſchen Elyſiums an ihrer Seite zu bewundern.

Mit der rauheren Jahreszeit hörte jener Wechſel der Genüſſe, durch eine Störung ernſter Gattung, auf. Die Lebenskraft des edlen Freiherrn ſank mehr und mehr; und bald durfte er nur in leichteren Stunden das Bett verlaſſen. Siegmar's geiſtreiche Unterhaltung war ihm ſo unentbehrlich geworden, daß er ihn nicht gern für Augenblicke vermißte. Der Schmerz verſtummte in des Dulders Bruſt, wenn Siegmar mit feuriger Beredſamkeit von ſeinen Reiſen erzählte, deren Gegenſtände ihm liebe, befreundete Erinnerungen vergegenwärtigten; oder wenn Helene ihm, wechſelnd mit dem Freunde, vorlas.

Der Arzt unterſagte jede ernſte Lectüre; den Kranken ſelbſt ergetzte die leichte anmuthige Speiſe romantiſcher Gemälde und lieblicher Dichtungen. Sein leidender Zuſtand ließ ihm die Gefahr überſehen, welche aus dieſen lockenden Bildern die Herzen der Vorleſer anſprach; verbarg ihm Helenens Erglühen, wenn Siegmar, ſeinem Begehren zufolge, Wieland's ſchöpferiſchen Genius auf Oberon's Fahrten begleitete, und, während des Leſens, ſich ſo in die Stellungen des Paladins verſetzt fühlte, daß er in ſich nur Hüon, Amanden in Helenen ſah. Er ahnte nicht, welche Empfindungen die Liebenden durchzuckten, wenn ihre Hände ſich zufällig, in dem Bemühen, ihm beizuſtehn, begegneten, oder wenn er, unter den verſchwebenden Accorden eines Liebe athmenden Geſanges, eingeſchlummert war, und die Gewalt der Töne in ihren Herzen wiederklang.

Dennoch gab es Augenblicke, wo dem Leidenden der Zuſtand ſeiner Lieben einzuleuchten ſchien, doch ohne daß er die geringſte Unruhe darüber blicken ließ. „Ihr Theuern!“ ſprach er einſt voll Innigkeit, und legte ihre Hände in die ſeinigen: „Im Abglanz Eurer Liebe vergoldet ſich mein ſinkendes Geſtirn. Habt Dank für dieſes milde Abendroth — und wann Ihr ausgeweint um den geſchiedenen Freund; — dann leert den Kelch des Erdenglückes, bis wir uns droben wiederſehn!“ —

Eine Pauſe der innigſten Rührung folgte dieſer Erklärung. Siegmar und Helene waren nicht fähig, ihre Gefühle auszuſprechen; aber eine heilige Zurückhaltung verklärte ſie von nun an. Ihre Sorgfalt übertraf ſich wechſelſeitig in der zarteſten Aufmerkſamkeit für den Kranken, der jetzt, zu des Arztes Befremden, unter ihren Händen genas, und, neu gestärkt, das Bett verlaſſen konnte; als Briefe von Egbert eingingen, der, mit dem Ausbruche des ruſſiſchen Feldzuges, als Verlobter eines liebenswerthen, begüterten Mädchens, die Heimath verlaſſen hatte, und jetzt, voll patriotiſchen Eifers, mit der Nachricht von dem Untergange des franzöſiſchen Heeres, auch ſeinen Uebergang zum Yorckſchen Corps bekannt machte.

Jetzt hatte auch Siegmar's Stunde geſchlagen. Der Baron und Helene, obgleich jedes in ſeiner Art tief durch den Gedanken dieſer Trennung erſchüttert, fanden keinen Grund, ihn zurückzuhalten; und von ihren Segnungen begleitet, von ihrem Andenken umſchwebt, ſchied er bald darauf aus ihrer Mitte, und flog mit neuer Kraft der alten Fahne zu, um unter ihrem wehenden Panier die Kränze des Ruhmes erringen zu helfen.

Der Raum geſtattet es nicht, unſern Helden auf ſeinem Siegeszuge zu begleiten. Es ſey genug, zu berichten, daß er ſich endlich an dem Ziele ſah, nach welchem ſein wackeres, von edler Vaterlandsliebe beſeel'tes Herz Jahre lang mit heißer Inbrunſt gedürſtet hatte. Ob er mit Auszeichnung, trotz Mühe und Gefahr, die vorgeſteckte Bahn verfolgte, möge der Leſer erkennen, wenn er ihn, im Auguſtmonat des Jahres 1813, als Major, die Bruſt mit wohlverdienten Ordenszeichen geſchmückt, auf dem Schlachtfelde bei Dresden begrüßt; und ihn von dort aus, einen Theilnehmer des wohlberechneten Rückzuges der Verbündeten nach Böhmen; jener denkwürdigen Falle einer großen Abtheilung des feindlichen Heeres, werden ſieht. Er wird ſich verſinnlichen können, wie ihm zu Muthe war, als er auf der nehmlichen Richtung, die vor zehn Monaten den irrenden Flüchtling in Helenens Wohnſitz geführt hatte, ſich abermals in ihre Nähe verſetzt ſah. Nur eine ſchmale Bergſchlucht trennte ihn von Wildenbach, wohin ihn dreifache Sehnſucht zog, da er ſich Monate lang ohne Nachricht von deſſen theueren Bewohnern ſah; indem ihn das Kriegsglück gleich nach ſeinem erſten Zuſammentreffen mit Egbert wieder von dieſem entfernte, die waltenden Feindſeligkeiten aber jeden näheren Verkehr mit jener Gegend unterbrochen hatten. Eben forderte er einen Eilboten nach Wildenbach, da er in den verhängnißſchweren Augenblicken nicht wagen durfte, ſein Corps zu verlaſſen; als ſein alter Freund, der Förſter, von dorther angeſprengt kam, den kommandirenden General um Hülfe gegen die Gräuelthaten einer feindlichen Streifparthei, welche ſo eben auf Schleichwegen daſelbſt eingetroffen ſey, und Alles zu verderben trachte, anzuflehen. Siegmar vernahm kaum die Gefahr, welche den geliebten Ort bedrohte, als er den General um die Erlaubniß bat, zu ſeiner Befreiung eilen zu dürfen. Mit Vergnügen ward ihm die Befehligung der zu dieſem Endzweck ſogleich aufbrechenden Mannſchaft vertraut. Er warf ſich ſofort an ihre Spitze, brach, ehe es der plündernde Feind bemerkte, plötzlich aus der Waldſchlucht hervor, und überwältigte die in Trunkenheit und wilder Raubgier herumirrenden Gegner, noch ehe ſie fähig waren, ihm Widerſtand zu leiſten.

Ohne an ſich und ſeine Sicherheit zu denken, trieb ihn ſein Herz jetzt nach dem Schloſſe. Nur wenige ſeiner Leute, worunter ſein treuer Leibkoſack, Iwanow, den er bei Lützen, ſchwer bleſſirt, unter den Todten hervor gezogen hatte, als man im Begriff geweſen war, ihn mit der Maſſe zu begraben, folgten ihm; die Uebrigen mußte er, zur Bewachung der Gefangenen und Aufrechthaltung der Ordnung in dem Dorfe zurück laſſen. Zwei Schildwachen am Eingange des Schloſſes, bezeichneten Siegmar die feindliche Spur. Bald waren ſie in ſeiner Gewalt, und er betrat mit den Seinigen, auf größern Widerſtand gefaßt, das Innere des Hauſes. Die tiefſte Stille begrüßte ihn befremdend in demſelben, und Alles fand er unverſehrt; da trafen aus dem hinterſten Zimmer der Bildergallerie laute Hülfsrufe ſein Ohr; blitzesſchnell flog er hinein und erblickte: — Helenen, im verzweifelten Ringen mit dem feindlichen Anführer, in welchem er jetzt ſeinen Todfeind, Oldenſtirn, erkannte. „Zur Hölle, Ungeheuer!“ donnerte er dem Verruchten entgegen, und ſtieß ihm den Degen durch die Rippen, daß er fluchend zu Boden ſtürzte; dann aber faßte er Helenen in die Arme, trug ſie zum nahen Sopha, und mühte ſich, der Bebenden Troſt und Beruhigung einzuſprechen. Er ſah nur ſie, und dachte nicht mehr an den bezwungenen Feind, der plötzlich, aus ſeiner Betäubung erwachend, ſich mühſam aufraffte, indem er ein Piſtol hervorzog, und mit der letzten Kraft die letzte Schandthat ſeines Lebens vollbringen wollte. Doch Iwanow, der mit zufriedenem Lächeln vor dem erlegten Wilde ſtand, entriß ihm die Waffe, und jagte ihm die Kugel durch das Herz.

„Ein Gottesgericht!“ rief Siegmar aus, nachdem ſein Blick einen Augenblick auf der Leiche verweilte und führte Helenen in das Nebenzimmer, während Iwanow den Todten hinweg brachte.

„Wo iſt der Baron?“ war Siegmar's nächſte Frage, als ſich Helene vom erſten Schrecken erholt hatte.

„Gott! Sie wiſſen nicht, daß Sie des Freundes Wittwe umfaſſen?“ antwortete Helene tief gerührt.

„Alſo todt! mein edler Roſen todt!“ — verſetzte Siegmar wehmuthvoll, „und ſeine Beſſerung als wir uns trennten?“ —

„War nur das letzte Aufleuchten der ſcheidenden Lebensflamme. Die erſten Veilchen ſchmückten ſeinen Sarg; ſein Uebergang war ſanft; ſein letzter Hauch war Liebe.

„Wohl ihm!“ ſprach Siegmar; „und bleibt Helenens Herz dem theuren Todten?“ ſchloß er, in einem Tone, den Wehmuth, Furcht und Hoffnung füllten.

„Sein letzter Wunſch hat es zu Ihrem Eigenthum geweiht,“ liſpelte Helene, indem ſie ihr Geſicht an ſeiner Bruſt verbarg. Siegmar drückte die Holde in ſtummer Begeiſterung an ſich; da blickte ein reizender Mädchenkopf durch die Thürſpalte, und wollte ſich verſchüchtert zurück ziehn, als er die Gruppe gewahrte; **Helene** aber rief: „Tritt näher, meine **Fanny**! und ſieh in dieſem Edlen meinen treuſten Freund, meinen zwiefachen Retter, und des Verklärten theuerſtes Vermächtniß!“

„**Von Hohenſchild**?!“ rief hoch entzückt das Mädchen, und ward ihm von **Helenen** als **Egbert's** Braut genannt, die, nach dem Tode ihrer Eltern, ſich in den Schutz ihrer trauernden Freundinn geflüchtet, mit ihr geweint, gehofft, gebetet hatte, und in dem Angekommenen den Gegenſtand ihrer wärmſten Theilnahme begrüßte.

Nur **eine** Nacht blieb es **Siegmar** vergönnt, der Schutzgott ſeines Heiligthums zu bleiben. Daß dieſe Nacht bald, unter ſüßen Vorgefühlen des Entzückens, bald, unter bittern Schmerzen, der neuen gefahrvollen Trennung, bald, unter ſegnenden Erinnerungen an den geſchiedenen Freund, deſſen großmüthiger Sinn **Helenen** zur unumſchränkten Erbinn ſeines Nachlaſſes eingeſetzt hatte, durchlebt ward, verſteht ſich von ſelbſt.

Der grauende Morgen rief unſern liebetrunkenen Helden von Neuem auf das Feld der Ehre; doch offen bekennen wir in ſeinem Namen, daß er für diesmal nur mit widerſtrebendem Gefühl, dem Rufe folgte, und mit der Schutzwache, die er auf dem Schloſſe verließ, auch ſeine Ruhe dort zurück ließ; allein es galt noch manchen Kampf für die gerechte Sache, und Siegmar wäre ſich ſelbſt untreu geworden, wenn er dem Vaterlande in dieſen Augenblicken ſeinen Arm entzogen hätte; mochte es ſeinem Herzen auch noch ſo viel koſten. — Helene theilte ſeinen Schmerz, aber auch ſie blieb ſich bewußt, was ſie dem theuren Liebling ſchuldig war, und drückte, als eine würdige Heldenbraut, den Abſchiedskuß auf ſeine Lippen.

Der achtzehnte October ſtieg mit ſeinen glänzenden Erfolgen herauf. Siegmar ſah durch die Pulverwolken des Kampfes, durch die Nebel des Tages die Schale der Gerechtigkeit ſinken. Es war nicht mehr gewöhnliche Tapferkeit, die ſeinen Degen in jenem Weltgerichte führte; es war die Begeiſterung des Helden, die ſeine Schritte ſtählte, ſeine Anordnungen lenkte. „Helene!“ war ſein ſtummes Loſungwort; „den Himmel auf Erden erwerben, oder der Geliebten würdig fallen!“ ſein ſtilles Gelübde; — und — er fiel ihrer würdig: denn bleich und regungslos trugen ihn ſeine Getreuen hinweg, als eine feindliche Kugel ihn plötzlich danieder geſtreckt hatte.

Helene ſaß, an jenem Abende, ſtill in ſich verſunken, auf dem Sopha. Der Wiederhall des donnernden Geſchützes tönte, gleich dumpfen, unterirdiſchen Schlägen, bis nach Wildenbach. Helene fühlte ſich ſeit mehreren Tagen unpaß. Die voreilige Nachricht ihrer Leute, „daß Berg und Thal vom fernen Schlachtendonner zittere,“ verſetzte ſie in fieberhafte Anſpannung. Die Kerzen waren tief herunter gebrannt; nur Fanny's leiſes Schluchzen unterbrach von Zeit zu Zeit die Todtenſtille, welche grauenvoll und bang das hohe düſtere Gemach erfüllte.

„Fanny!“ ſchrak jetzt Helene plötzlich auf, und ſtarrte hohlen Blickes nach der Thüre; „ſiehſt Du es nicht?“ —

„Was ſoll ich ſehn?“ erwiederte die Zitternde, und richtete die ſcheuen Blicke nach der Thür.

„Das bleiche Todtenbild!“ entgegnete die Seherinn. „Es blutet! — winkt mir zu! — Gott! Es iſt Hohenſchild!“ — —

Sie ſprach's und ſank in Fanny's Arm zurück, die jetzt aus Leibeskräften ſchellte, die Ohnmächtige der Hülfe ihrer Frauen überließ, und nach dem Arzte ſandte. Er kam, fand die Patientinn in des Fiebers Gluth, und ſprach zu der jammernden Fanny, die ihn um einen milden Troſt beſtürmte:

„Der Tröſter muß zum Warner werden, und dieſes blühende Leben von der Gefahr einer tödlichen Anſteckung trennen. Ich fürchte, daß unſere Kranke die Beute eines rettungloſen Typhus wird; — für ihre Pflege iſt geſorgt; wenn Sie, mein Fräulein, mich zu den Meinigen begleiten wollen, würde ich mir den Dank Ihres edlen Verlobten erwerben.“

„Und ich mir ſeine bleibende Verachtung, ſobald ich fähig wäre, die Herrliche im Todeskampfe zu verlaſſen!“ ſchluchzte Fanny, und eilte an das Krankenbett zurück.

Hörte der theilnehmende Leſer, vielleicht nicht ohne Bangen, die Fittige des Todesengels über den Häuptern der Liebenden rauſchen; ſo führe ich ſie mit deſto größerem Vergnügen, fünf Monate ſpäter, im friſch erblühten Lebensglanze vor ſeine Augen; denn jene Kugel, welche unſern Helden bei Leipzig zu Boden warf, war eine matte, und hatte dem Erſchöpften durch den Druck der Luft nur eine Ohnmacht zugezogen, von welcher er glücklich zu neuen Siegen erſtand. Helenens kräftige Natur aber hatte glücklich das

Gift des zerſtörenden Fiebers beſiegt, und neu verſchönt gedachte ſie voll glühenden Verlangens des Geliebten, den ihre Phantaſie nicht mehr im blutigen Leichentuche ſah. Laut jubelnd ſteckte Siegmar am ein und dreißigſten März auf der erſtürmten Spitze des Montmartre den Degen in die Scheide, und rief, die ſehnſuchtvollen Blicke nördlich gewendet: „Bis hierher, und nicht weiter!“

Freudig ward ihm und ſeinem brüderlichen Kampfgenoſſen, Egbert, wenige Tage nach dem ruhmgekrönten Einzuge in Paris, der erbetene Abſchied bewilliget, und mit Courierpferden flogen die Glücklichen heimwärts, bis ſie das reizende Wildenbach über ſeiner waldigen, vom Hauche des Frühlings verſchönten Einfaſſung hervor ragen ſahen. Dann aber ſchlichen ſie, wie einſt zu Heimberg, durch grünende Wieſenpfade auf das Schloß, und umfingen wonnetrunken die bezauberten Bräute.

Helene hatte ſich kaum von der ſeligſten Ueberraſchung erholt, als ſie ſich leiſe aus dem Zimmer ſchlich, und es nach wenig Minuten von Neuem mit Siegmar's edler Mutter betrat, die ſich voll Hochentzücken den Bitten der herrlichen Tochter gefügt, und ſich entſchloſſen hatte, ihre Tage im Kreiſe ihrer Lieben zu beſchließen.

Bald fand ſich auch der wackere Landrath mit Helenens lieblichen Schweſtern in Wildenbach ein, und führte, nach dem ſeligſten Hochzeitfeſte, was je die Sonne beſchien, den glücklichen Egbert nebſt ſeinem blühenden Weibchen mit ſich nach Heimberg. Der Wunſch ſeiner Kinder rief ihn in Jahresfriſt noch ein Mal nach Wildenbach; aber diesmal hüpfte ihm die glückliche Tochter nicht entgegen. — Nur Siegmar drückte, ſtill entzückt, den väterlichen Gaſt an die Bruſt, führte ihn leiſe in Helenens Gemach, und dünkte ſich abermals Hüon, als er den rauſchenden Vorhang zurück ſchob, und vom Buſen des blühenden Weibes das ſchönſte Zwillingspärchen den glücklichen Großvater anlächelte.

Egbert und Fanny hatten den Letzteren nicht begleiten können: denn gleiche Hoffnungen hielten ſie in Heimberg zurück. Auch dieſe wurden bald darauf durch die Geburt eines rüſtigen Stammhalters gekrönt; und reicher Segen, wohl verdientes Glück, verherrlichen noch unverändert den würdigen Familienbund

Hohenſchild's edle Freunde lebten, nach glücklich beſtandenem Feldzuge, unter den vortheilhafteſten

Verhältniſſen, fröhlich mit ihrem freigewordenen Vaterlande auf. Sie brachten dem Freunde, bei einem Beſuche in Wildenbach, die Nachricht: daß Adele, bald nach ſeiner Flucht, mit einem Abenteurer davon gegangen, von ihm betrogen und verlaſſen, und auf dem Rückweg in ihr Vaterland, in Schmach und Dürftigkeit verſtorben; das brave Röschen aber, die Braut eines wackern, doch unbemittelten Handwerkers ſey.

„Dem iſt abzuhelfen!“ ſprach Siegmar zu ſeiner lächelnden Gattinn; und als das traute Pärchen am ſtillen Hochzeitabend nach ſeiner Wohnung ſchlich, fand es auf einer wohlbeſetzten Tafel eine ſtrotzende Geldbörſe mit der Aufſchrift: „Die Tugend möge freundlich verwalten, was ihr die Dankbarkeit zum Hausrathe ſendet!“

Die Begegnung.

Romanze.

Vor des Kaiſers und vieler Könige Blick,
Vor Fürſten und Grafen ohn' Ende,
Begann ſeine Seilfahrt mit Kunſt und Geſchick
Ein Britte, um köſtliche Spende.
Sein Erbreich benennt
Er das Luft-Element,
Und Jeden bewältigte Grauen,
Ließ dort er als Herrſcher ſich ſchauen.

„Wohl ſchwerlich" — rief Mancher in thörichter Eil
Aus des Volkes regem Gewimmel: —
„Spannt ſelbſt der Teufel ſein feuriges Seil
So kühn zwiſchen Hölle und Himmel . . ."
„„Par Dien, der beweiſ't
Schier fränkiſchen Geiſt!"" —
Summt ein Roné durch das Treiben: —
„„Das ließe der Deutſche wohl bleiben!""

„Meint Ihr?" — erwiedert' ein einfacher Mann,
Unbemerkt vom jubelnden Haufen,
Als eben der Waghals zum dritten begann
Sein Schauerfeld zu durchlaufen: —

„Doch ſorg' ich um ihn!
So waglich und kühn
Er Schweres weiß zu vollenden, —
Weil oft ihn Erſcheinungen blenden!"

„„Du Neidhart! Erſcheinung und Blendwerk und Wahn
Muß wohl dem Gewaltigen weichen,
Der adlerbeflügelt die luftige Bahn
Durchwandelt, ein Held ſonder Gleichen!""
Und eben betrat
Er den ſchwindelnden Pfad,
Mit ſo hochfahrender Weiſe,
Als gält's eine Ferienreiſe.

Und doch war ſein Vorſatz: ein Fähnlein zur Hand
Des Münſters giebliche Zinnen —
So hoch, daß dem Auge ſein Bild ſchier entſchwand —
Auf ſteigendem Seil zu gewinnen;
Mit Harniſch und Schwert,
Als Ritter bewehrt,
Als woll' er den Himmel erſtürmen,
Eingehn zu den rieſigen Thürmen.

Beherzt war's begonnen, mit trotzigem Muth
Die Hälfte der Fahrt ſchon beſchrieben,

Und ſtürmiſcher wallte zum Herzen ſein Blut,
Von Ruhmſucht und Geldgier getrieben. —
Doch hört, was geſchah!
Schon Lanzenwurfs nah
Dem Ziel, kömmt auf grauſigen Wegen
Dem Ritter ein Zaubrer entgegen.

Der, ernſt und gewaltig, gemeſſenen Tritt's
Rückt geiſterhaft gegen ihn nieder; —
Der Britte gewahrt ihn, als träf' ihn der Blitz,
Und Schrecken durchbebt ſeine Glieder:
Denn, wie er auch kühn
Der Menge erſchien,
Nicht mag er den Tod ohne Zagen,
Den oft ſchon verwirkten ertragen.

Ja ganz unvermeidbar war dieſer ſein Theil,
Sofern er den Gegner nicht ſchreckte:
Denn Raum nur für Einen gewährte das Seil,
So lang ſich's auch hinter ihm reckte, —
Drum rief er in Haſt:
„Du unnützer Gaſt,
Zurück — willſt Du blutend nicht enden
Von meinen unnahbaren Händen!"

Doch Jener, mit nimmer erſchüttertem Sinn,
Erwiedert aus drohender Nähe:
„Du herzloſer Prahler, nicht blüht Dir Gewinn
Ob dieſer furchtbaren Jähe!
Die, frech wie Du biſt,
Du im Augenblick mißt, —
Wirſt Du nicht Raum mir verleihen,
Mich Deines Rückzugs zu freuen!“

Und gegen ihn ſchreitend in all' ſeiner Macht,
Als woll' er dort unten ihn betten,
Wo's jäh ſich vertieft wie ein grundloſer Schacht,
Und Sieg ſich und Ehre erwetten, —
Gewahrt er den Feind
Schier zur Säule erſteint,
Indeß ihm, der Todesangſt Zeichen,
Die Wangen wie Lilien bleichen.

„Das Feld Dir zu räumen, mich rückwärts zu ziehn“ —
Stöhnt dieſer — „nicht mag ich's vollenden:
Schon fühl' ich den Tod in den bebenden Knie'n,
Und Blitze die Augen mir blenden!
Ein ſchlagendes Meer
Flirrt Alles umher, —

„Gern will ich beſiegt mich erkennen,
Nur wolle den Paß nicht verrennen!“

„„Wohlan denn,““ — verſetzt die Erſcheinung gerührt —
„„So ſey denn gewährt Dein Verlangen!
„„Doch, wie's dem bewältigten Schwächern gebührt,
„„Dein Heil auch in Demuth empfangen!““
Und muthvoll belebt,
Er zum Sprunge ſich hebt,
Indeß ſich der Andre beſcheiden
Vorbeugt, ſeinen Stoß zu vermeiden.

Und glücklich gelingt ihm der grauſige Flug
Ueber's Haupt des zagenden Britten,
Und das Seil nun beide zum Ziele trug,
Mit abgewendeten Schritten.
Doch Bart und Gewand
Dem Sieger entſchwand,
Und ein Mann, ganz einfach und bieder,
Schaut ſtill in den Volkstumult nieder,

Beginnend: „Verzeiht dieſen thörichten Schwank,
Ihr Kronenträger und Ritter,

Dem Manne, der nimmer um Fürſtendank
Gebuhlt, noch um goldigen Flitter;
Auch heute wohl kaum
Dieſem luſtigen Raum'
So nahe gewallfahrtet wäre:
Galt's nicht des Vaterlands Ehre!"

„Die Frage: Ob deutſcher, ob brittiſcher Muth
Dem Andern die Palme entwende?
Ob engliſches oder germaniſches Blut
Das Schwierigſte, Kühnſte vollende?
Das Glück hat's gethan,
Mir behauptet den Plan,
Und mind'ſtens Manchem bewieſen:
Nicht alle Fremde ſind Rieſen!"

Und beſcheiden zog ſich der Sieger zurück
Von der Bahn zwiſchen Himmel und Erde,
Doch nimmer entging der Gewaltigen Blick
Vom Balkon ſeine edle Geberde;
Und reichlich bedacht,
Von der Könige Macht,

So wie von Leviten und Laien,
Thät ihn ſein Wagſtück nicht reuen.

Krug von Nidda.

Anmerkung. Die Fabel dieſer Romanze hat hiſtoriſchen Grund, und der, in Norddeutſchland rühmlichſt bekannte Seiltänzer, Kolter, ſoll, unter den Augen noch lebender Monarchen, (in Aachen), dies Kunſtſtück ſiegreich ausgeführt haben.

Die Erſcheinung.

Ein Gemälde aus dem Paradieſe.

Im Morgenlicht der reinſten Schönheit ſtrahlte
Das neugeſchaffne Paradies,
Und durch der Schöpfung Jugendfülle wallte
Der Geiſt der Wonne, hold und ſüß.
Wie mit dem Lamm ein frommes Kind
Frohgeſinnt
In Unſchuld ſpielt:
So ſpielte da in ätherleichtem Schweben
Noch jedes Weſen mit dem Frühlingsleben.
Noch war kein welkes Blatt von einem Wurm zerwühlt,

Kein Todter noch im Schooß der Erde eingehüllt;
Noch ohne Gift war Pflanze, Geiſt und Leib,
Der erſte Mann, das erſte Weib,
Von Sorgen frei wie von Begierde,
Des friſchen Daſeyns ſchönſte Zierde;
Noch keine bange Stunde,
Noch keine Thräne, keine Wunde,
Und Edens unbewölktes Wonnereich
Blieb einem ewigheitern Frühling gleich.

Froh wandelt Eva über Blumen hin,
Sie ſelbſt der Blumen Königinn
In Edens himmliſchem Gefild,
Und lächelt mild,
Und blickt mit kindlichreinem Sinn
Nach ihren ſtillen Schweſtern hin,
Und ſchwebet leicht und roſenlicht
Mit luſtverklärtem Angeſicht
Bis an des Baches Rand, wo ihr die Wellen
Den Himmelsſpiegel vor die Augen ſtellen.
Da, überwältigt von Entzücken
Und Dankgfühl,
Sinkt vor des Baches glüh'ndem Wellenſpiel
Sie knieend hin mit thränenhellen Blicken:

Wie Blumenduft im Morgenroth
Steigt ihr Gebet zu Gott empor.

Indem ſie ſo, gerührt und hochentzückt,
Das Auge weilen läßt, erblickt
Die Knieende da, wo der Himmel
An das lichtzitternde Gewimmel
Der Wellen grenzt,
Aufleuchtend eine himmliſche Geſtalt,
Die lächelnd ihr entgegen glänzt,
Und liebend nach ihr wallt,
Der Winkenden mit hellen Augen winkt,
Mit Roſenlippen von der Welle trinkt,
Das Antlitz fromm und ſanft und gut,
Sich wiegt und ſchaukelt auf der Fluth.

„O!“ ruft ſie aus: „Sey mir willkommen,
„Du Huldgeſtalt, dem Wellenſpiel entglommen!
„Ich kenne Dich, Du Himmelsbild,
„So ſchön, ſo rein, ſo mild!
„Du biſt ein Engel, glorreich und Gott lieb,
„Ein ſel'ger Geiſt, wie Adam mir beſchrieb.
„Willkommen ſey im Morgenroth!
„Ich liebe Dich, ich preiſe Gott!“ —

So ſpricht die Wonnevolle;
Es zieht ſie fort mit Allgewalt
Von der Erſcheinung Huldgeſtalt;
Im Drang des Herzens muß ſie eilen,
Mit dem Geliebten ihre Luſt,
Wie ihre Liebe ſelbſt, zu theilen.
„Wohl mir!“ ruft ſie an Adams Bruſt:
„O, laß mich jubeln, laß mich weinen!
„Geſehn hab' ich der Engel Einen!
„Im Morgenglanz mit holden Mienen
„Iſt mir der Himmelsbot' erſchienen.
„Mit des Lichts durchdringender Gewalt
„Entſchwebte die entzückende Geſtalt
„Den Wellen, die vor Wonne zitterten,
„Als ſie durchdrang des Geiſtes Weh'n.
„Der Engel blickte aus der Silberfluth
„Nach mir, ſo fromm, ſo gut,
„Er lächelte ſo liebevoll,
„Daß mir die Thrän' ins Auge quoll.
„O komm mit mir hin, wo die Wellen fließen,
„Den Holden wieder zu begrüßen!“ —

Und Er, des Paradieſes Stolz und Luſt,
Ein Paradies in ſeiner eignen Bruſt,

Er, Gottes Ebenbild,
Blickt ringsum, ſiegreichkühn, und liebemild,
Und ſchaut von Ihr, die Lieb' und Schönheit iſt,
Empor zu Jenem, deſſen Ruf
Beide ſchuf,
Und aus dem Auge dringt ein Strom von Licht,
Der, was er ſchweigend fühlt, laut kündend ſpricht.

So wandeln Beide Hand in Hand
Hin zu des Baches Blumenrand;
Und wie ſie vor dem Glanz des Fluthenſpiegels ſtehn,
Läßt ſich die liebliche Erſcheinung wieder ſehn.
Ein Freudenruf entklinget Eva's Bruſt,
Die dann verſtummt in hoher Luſt.
Doch Adam blickt jetzt auf der Gattinn Angeſicht,
Verklärt vom eignen und des Morgens Roſen-Licht,
Jetzt auf die Huldgeſtalt,
Die aus dem Bache ſtrahlt,
Und ſpricht: „Da Gottes Allmacht-Ruf
„Den Engel und den Menſchen ſchuf
„Nach ſeinem Ebenbild;
„So ſchimmern auch aus Deinem Angeſicht,
„Lieblich, klar und mild,
„Des Engels Mienen und die Engelsſeele,

„Daß Irdiſches ſich Himmliſchem vermähle.
„Du weißt nicht, daß Du ſelbſt der Engel biſt,
„Der aus dem Wellenſpiegel Dich begrüßt.
„Wallt Schönheit an der Unſchuld Hand,
„Sich ſelber unbekannt,
„Dann glänzt ihr Leben hold und rein,
„Wie dieſer Bach im Himmels-Wiederſchein;
„Dann wohnt ein Engel in des Menſchen Bruſt,
„Ihm ſelber unbewußt,
„Verſchönt die Freuden, macht die Schmerzen ſüß,
„Das Weib zum Engel und die Welt zum Paradies!“ —

Eva horcht und ſenkt die Augen nieder,
Erhebt ſie dann zum Himmel wieder,
In Thränen lächelnd, und es glüht
Ihr Antlitz, das wie Morgenroth entbrennt,
Da ſie das Bild im Bache nochmal ſieht,
Und nun erſt in dem Engel ſich erkennt.

Kuffner.

Monologe.

I.

Monolog eines Weiberfeindes an der Wiege eines neugeborenen Mädchens.

Ach! Schon wieder ein Mädchen! Das heißt: ſchon wieder Eines jener räthſelhaften Weſen, die vom Anfange der Schöpfung berufen und gewidmet, uns Paradieſe zu rauben und zu geben; die uns den Tod gebracht und dem Leben hohen Reiz verleihen; die im Schlaf von uns genommen, ſo oft den Schlaf uns ſelber nehmen; die, nach der Mythe des Morgenlandes, deßhalb aus der Ribbe, und nicht entſproſſen aus des Mannes Scheitel, daß ſie nicht eitel, und nicht aus des Mannes Augen, daß ſie nicht lüſtern würden, doch ſo oft lüſtern ſind nach eitlem Treiben, und eitel ob der Lüſternheit; die, aus zarterem Stoffe gewoben, der Anmuth und der Milde, aber auch des Wankelmuthes und der Schlauheit Typus ſind: kurz, die Alles in ſich vereinen, was Himmel und Hölle, Hohes und Tiefes umfaßt, und die, das ſchwächere Geſchlecht genannt, des Stärkern Gebieter ſind.

Du lächelſt, mein Püppchen? Weh'! Gift und Dolch wird dies Lächeln, ehe funfzehn Sommer ſchwinden. — So lächelte Cleopatra und Heroen ſanken. Du weinſt, mein Püppchen? Weh! Gift und Dolch ſind dieſe Thränen: auch die Wittwe zu Ephesus weinte — Du ſiehſt mich wehmüthig an? Weh'! in dieſem Blicke glüht Verderben! Was wird dieſer Blick einſt nicht Alles — ſagen und nicht ſagen, verſprechen und nicht halten, Hoffnungen erregen und zerſtören. Wie wird er Augenblicke voll Seligkeit und Jahre der Reue hervorrufen! Du ſtreckſt die Händchen nach mir aus? — Ich ſchaudre, denke ich an den furchtbaren Zeitpunkt, wo Du mit einem ſanften Drucke derſelben den wildeſten Sturm der Leidenſchaften rege machen, Weiſe zu Thoren umſchmelzen wirſt.

Wie herrlich wäre dieſe Erde ohne Weiber! Wie ruhig, wie ernſt, wie gemeſſen! — Eine Welt ohne Weiber wäre eine Welt ohne Putz, ohne Luxus, ohne Begierden — welch erhabener Zuſtand! — Ach, leider giebt es keine Welt ohne Weiber, und die Weiber ſind unſre Welt! Die geheimen Annalen aller Länder und Zeiten, ein Blick auf das innere Räderwerk der Geſchichte beweiſet es, daß nur Weiber es waren, die die

Welt in Blut und Flammen ſetzten. Wer hat die Inquiſition gegründet? Durch weſſen Einfluß wurde die alexandriniſche Bibliothek verbrannt, durch Jahrhunderte geſammeltes Wiſſen vernichtet, die Menſchheit in ihrem Fortſchreiten gehemmt? Wer hat zum offenbaren Hohne des ſtarken Geſchlechts die Symbole der Stärke, die edlen Recken Simſon und Herkules überwunden und erniedriget? Wer hat den trojaniſchen Krieg entzündet? Weiber, Weiber, und immer nur Weiber! und immer werden Weiber Kriege gebären! — Guter Abbé Pierre, Dein ſchöner Traum vom ewigen Frieden bleibt, ſo lange Weiber exiſtiren, ewig ein ſchöner Traum. Und was hat dieſe Zugabe, oder eigentlich veränderte Ausgabe vom Menſchen, denn ſchon Großes gethan? Welcher Gedanke von ihnen hat noch die Menſchheit elektriſirt? Welche Erfindung von ihnen ſie beglückt? — Das Größte was ſie thun können, iſt: daß ſie nichts Großes thun wollen; der Kreislauf ihrer Gedanken beſchäftigt ſich, uns zu myſtificiren, und während Viele unſerer Gefühle heimlich ſpotten, empfinden Wenige den Werth deſſen, was wir immerfort für ſie erfinden: an ihrer Elaſticität zerſchellt Alles. Vergebens ſind unſere glänzendſten Erfindungen! Wir entdecken neue Welttheile, ſie haden doch nicht Raum genug auf Bällen und Promenaden. Wir entdecken neue Planeten; ſie betrachten uns ſtets als alte Trabanten. Wir forſchen nach neuen Syſtemen; mitleidig belächeln ſie unſere grandioſeſten Unterſuchungen, forſchen nur nach neuen Moden, und beharren bei dem alten Syſteme, zu gefallen. Vergebens erſchöpfen wir uns in den ſublimſten Theorien, über Staats- und Völkerrecht, halten bei verſchiedenen Gelegenheiten die ſtudirteſten Reden mit ſtrömender Beredſamkeit, aber erfolglos: ſie beſtehen auf ihrem alten Pantoffelrecht, und halten einfache Gardinenpredigten immer mit großer Wirkung.

Undankbares Geſchlecht! Wie hülflos und verlaſſen wärſt du ohne uns! Wer würde Dich leiten, Dich ſchützen, Dich anbeten, wer Dir zum Spielzeug dienen? Und doch lohnſt du uns ſo, undankbares Geſchlecht? Ach! warum muß ich dich dennoch lieben? —

II.

Monolog einer Männerfeindinn an der Wiege eines neugeborenen Knaben.

Ach! Schon wieder ein Knabe! Das heißt: ſchon wieder ein Beitrag zu jenen Tyrannen, die, aus Staub entſproſſen, ſich Herrn des Weltalls dünkend, doch nur Sklaven unſerer Launen ſind; die nur Rechte, keine Pflichten haben wollen; alle Genüſſe des Lebens für ſich allein uſurpiren; immer auf Selbſtſtändigkeit pochen, und doch, ohne uns, eine traurige Figur ſpielen. Der erſte Mann, der Ahnherr des Menſchengeſchlechts, empfand ſchon die gräßlichſte Langweile, als er einen Tag allein, ſelbſt in Eden, war, und zur erſten freien, kühnen That beſtimmte ihn ein — Weib!

Als Menſchen gehören freilich Mann und Weib zu Einer Gattung: aber, um wie viel höher hat die Natur das Weib geſtellt! Ward auch dieſer Vorzug bisher nicht erkannt, unſer ganzer Standpunkt verkannt; ſo geſchah es, weil die Parthei ſelbſt, die philoſophiſchen Männer, das pſychologiſche Urtheil gegen uns fällte; ja, wir dürfen nicht einmal unſer Eigenthum reklamiren; wider ihre leidenſchaftlichen Ausſprüche nicht proteſtiren: denn ſchlau haben dieſe Deſpoten Duldung und Entſagung uns als Sphäre angewieſen. Unſer Wirken nennen ſie Bagatelle; und überſchreiten wir den Kreis, worin ſie uns gebannt, ſchelten ſie uns unweiblich. Einige ihrer Weltweiſen ſprechen uns ſogar, recht unverſchämt, Univerſalität des Geiſtes, Perfectibilität des Willens, Rouſſeau ſogar Phantaſie und Genialität ab. — Wie falſch wie ungerecht! Wie? kleinlich wäre unſer Wirken? — Sind wir nicht, frage ich triumphirend, die Erzieherinnen des Menſchengeſchlechts? Bewahren und erhalten wir nicht die Gemeingüter der Menſchheit, während die Männer freilich mehr erwerben, aber auch mehr zerſtören? Wir denken nicht ſo tief und erhaben, aber wir fühlen ſchöner und wahrer; wir kämpfen weniger, aber wir ertragen mehr. Unſer Höchſtes iſt nicht der Kopf, aber wir haben ein Höheres — das Herz! Mögen ſie ſich mit ihrem Tief- und Scharfſinne, mit ihrer Kraft und Erhabenheit, mit ihrer Objektivität und Methodik, mit ihrem produktiven Geiſte und ihrem Heroismus brüſten — unſer iſt die Grazie und die höchſte ſittliche Reinheit; unſere Kraft iſt die Kraft zu dulden und zu entſagen; wir urtheilen nicht pedantiſch, deſto ſchneller faſſen wir auf, deſto richtiger bemerken wir; wir ſind nicht ſophiſtiſch, dafür haben wir Mutterwitz; wir verſteigen uns nicht in die endloſen Räume gehaltloſer Spekulation, aber wir haben den natürlichen Takt für das Schöne und Wahre; unſer iſt die Sanftheit, die Zartheit, die Tiefe des Gefühls; unſer die Demuth, die Schamhaftigkeit, die Geduld; unſer die höchſte Beredſamkeit im Schweigen und Erröthen — der Athem geht mir aus, ſoll ich alle unſere Tugenden nennen.

Gelingt einmal einem Mann eine ſogenannte große That, wie wird da mit Charakterſtärke und Seelenadel und

Heldenmuth geprunkt. Die Geſchichte poſaunt, Monumente werden errichtet, um eine That zu verewigen, die oft nur ein Augenblick der Begeiſtrung gebar. Unſer ganzes Leben iſt eine fortgeſetzte Reihe geräuſchloſer Pflichterfüllung; ſchwieriger, größer, heroiſcher ſind unſere namenloſen Aufopferungen; doch davon ſchweigt man weislich, denn es giebt ja nur — Geſchichtſchreiber. Worin Männer ſich ausgezeichnet, darin haben auch Weiber geglänzt: aber die eigenthümlichen weiblichen Tugenden haben Männer nie erreicht. Hochbegeiſterte Heldinn, Retterinn ihres Vaterlandes war Johanna d'Arc, tapfer die Ritterinn D'Eon, ihrer Völker Glück, Eliſabeth, Thereſia, Katharina. Mit dem Lorbeer der Poeſie waren Sappho's Schläfe geſchmückt, wie die ſchwediſche Chriſtina mit der Wiſſenſchaft unſterblichem Kranz. Unter ihre Lieblinge zählt die Muſe der Kunſt Angelika Kaufmann und Clairon: — aber welcher Mann kann ſich an Seelengröße mit der edlen Porcia meſſen? Welcher Mann war, wie Arria, ehelicher Liebe Muſter? Unerreicht in der Männerwelt ſteht Ihr da, Du Penelope, und Du, hochſinnige Cornelia, Mutter der Gracchen, als Repräſentantinnen ſtiller Häuslichkeit: Ihr Ideale der Bildung, Anmuth und Lebensklugheit, Aſpaſia und Ninon; wie Ihr, Bilder der Hingebung und Treue, Gabriele d'Eſtrees und Artemiſia!

Wie herrlich wäre dieſe Erde ohne Männer! Wie heiter, wie einfach, wie friedlich! — Welch' glückliche Tage würden über die Menſchheit heraufdämmern, wenn wir nicht mehr in die Wochen, ſondern in die Rathsverſammlungen kämen! Da würde die wahre Gerechtigkeit gehandhabt: denn die Geſetze würden die Weiber, nicht die Weiber die Geſetze leiten. Es gäbe keinen blutigen Schwerterkampf, höchſtens kleine Zungengefechte; es gäbe..... der kleine Schreihals da läßt mich nicht das hohe Ideal vollenden, komm her auf meine Arme, — künftiger Deſpot!

III.

Stimme von oben.

Gott überſah Alles, was er gemacht hatte, und fand, daß es ſehr gut ſey.

1. B. M. Cap. 1. V. 31.

Ign. Jeitteles.

Nüſſe zum Aufknacken
für
ſchöne Zähne.

I.

An Adelaiden.

Charade.

Zum Jüngling kaum gereifet war der Knabe,
So hing er ſchon, — was nützt's, ob ich's verhehle? —
Am erſten Sylbenpaar mit ganzer Seele,
Und ſeine Gunſt galt ihm für höchſte Labe!

Doch, ob ich gleich, ſelbſt bis zum ſpäten Grabe,
Mich nimmer wider's zweite Paar verfehle,
Wenn auch, — ein Loos, das ich mir nicht erwähle, —
Mein Leben reichte bis zum Krückenſtabe:

Kannt' ich das Ganze nimmer doch ergründen,
Kaum kann ich dem Gedanken mich entwinden,
Nur im Romane ſey's vielleicht zu finden. —

Und willſt Du eine Bitte mir erlauben,
So wär' es, den Gedanken mir zu rauben,
Wie gerne dankt' ich Dir den beſſern Glauben! —

Eduard Freih. v. Feuchtersleben.

II.

Charade.

Mein Erſtes iſt ein ſonderbares Ding,
Die Damen halten's manchmal ſehr gering,
Sie ſtoßen's unbarmherzig mit den Füßen;
Doch manchmal hab' ich auch bemerken müſſen,
Daß es, geliebt, an ihrem Halſe hing.
Mein Zweites lieben unſre Damen immer,
Und was ſie dem Geliebten ſelber nimmer
Erlauben, dieſem Fremden ſie geſtatten,
Drum iſt er auch ein Dorn im Aug' des Gatten;
Doch mag er über ihn ſich auch beſchweren,
Er kann ihn leider ſelber nicht entbehren.
Mein Ganzes iſt ein Wundarzt, welcher eben
Ein Uebel ſucht durch ſeine Kunſt zu heben,
Und auch ein Künſtler, dem's gelingt,
Daß er das Härteſte in ſchöne Formen bringt.

J. F. Caſtelli.

III.

Sylben-Räthſel.

Mein Erſtes iſt das Band, das wunderreiche,
So treue Lieb' um unſern Nacken ſchlingt;
Dem Manne dient es zum gewalt'gen Streiche,
Der Hebel iſt es, der ſein Eiſen ſchwingt;
Es iſt, was noch, daß nicht die Kunſt entweiche,
Mit ewig neuem Feuer ſchafft und ringt,
Und eilſt den Freund Du an Dein Herz zu legen;
So wirft ſich dieſes ihm zuerſt entgegen.

Mein Zweites iſt des Herzens ſtille Wohnung,
Iſt bei den Frau'n der Lieb' und Milde Thron;
Den Liebenden verbürgt es bald Belohnung,
Bald trifft aus ihm Verſchmähung ſie und Hohn;
In ſeinem Grund herrſcht Grauſamkeit und Schonung,
Dem Kinde gab es ſeinen Nectar ſchon;
Und ſelbſt der Amazone männlich Streben
Vermochte ſein nicht ganz ſich zu begeben.

Mein Ganzes iſt ein einfach Ding, doch mächtig,
Und in die Lüfte ſchickt es Boten aus.
Unſchuldig ſcheint's, und iſt doch todesträchtig,
Ein ſchlauer Helfer im verſteckten Strauß,

Durch ſeine Macht kam einmal hell und prächtig
Der Tag der Freiheit über's Schweizerhaus,
Allwo des Tellen Gradheit es geweſen,
Die ſich's mit Gott zum Rachwerkzeug erleſen.

J. G. Seidl.

IV.

Charade an Sofronia.

In ſtiller Nacht bei Sternenſchein
Und Windeshauch wandl' ich allein;
Der Harfe Saiten klingen.
Geweckt von meiner Lieder Schall,
Beginnt das Echo tief im Thal
Mit mir ein Wechſelſingen.

Und vielfach iſt des Liedes Lauf,
Bald jauchzt es froh zum Himmel auf
In Luſt und Wonne ſchwebend;
Bald tönt es, wie zum Tod betrübt,
Klagt Leiden, wie's nicht größre gibt,
In Weh' und Schmerzen bebend.

Zwei Sylben ſagen, was ich bin,
Zwei andre meiner Lieder Sinn,

Das Ganze mein Empfinden,
Das Du im Herzen aufgeregt,
Und das den Geiſt mir jetzt bewegt,
Dies Wortſpiel Dir zu binden.

Ein großer Meiſter ſchrieb ein Buch,
Drin mancher ſchöne Reim und Spruch
Für Liebende zu leſen.
So wie das Ganze, heißt der Band;
Kömmt einſt das Werk in Deine Hand,
Denk' mein dann, freundlich Weſen!

Johann Graf Mailath.

V.

Räthſel-Spiel.

Ich fühl' lebend'ge Sehnſucht in mir quellen,
Zur hohen Königsſtadt hinauf zu zieh'n,
Die ſich zum Spiegel nimmt des Stromes Wellen,
In deren Raum viel Zauberbilder blüh'n;
Wohl ſteht der an der Paradieſes Schwellen,
Muß lebenslang in Luſt und Schmerzen glüh'n,
Dem günſtig ſein Geſchick vergönnt zu ſchauen,
Was in ihr lebt an dunkeln, hellen Frauen.

Es giebt ein Wort, das Wärme, Gluthen ſpendet:
Herrſcht rund um uns der Winter ſtreng und wild;
So lebt, wohin mich auch das Schickſal wendet,
In mir beſeligend der Einen Bild.
Es iſt der Naphta Gluth, die nimmer endet,
Iſt gegen jede Lockung Hort und Schild,
Sie pranget in des Herzens heil'gen Räumen,
Wie Engelsbilder uns umweh'n in Träumen.

Die Dame.

Der Ungarn und der Böhmen Hauptſtadt, beide
Sind auf 'nem hohen Berge aufgebaut.
Daß jede ſich am eignen Bilde weide,
Strömt dort die Moldau, hier der Iſter laut,
Und Bilder, die zu ew'gem Glück und Leide
Erregen, werden hier und dort geſchaut;
Wer alle Reize hier zu ſchauen meinet,
Sieht dort ſie wie in einem Stift vereinet.

Wohl wärmt der Ofen, doch erborgtes Feuer
Iſt's, was er denen, die ihm nahen, beut;
Erſcheint die Sonn' in ihrer Schönheit Feier,
Schmäht ſeine Gluth man in der ſchönen Zeit.
Drum, gleichſt Du ihm; ſo iſt es nicht geheuer
Mit Dir zu ſeyn, 's iſt nichts, was mich erfreut,

Und etwas Anderes mußt Du erſinnen,
Um durch Dein Streben Glück Dir zu gewinnen.

Was hier nicht grünt, blüht oft in andern Reichen;
So nimm, was ich jetzt denke, raſch zur Hand.
Vergönnt iſt's oft uns fern, das zu erreichen,
Was in der Heimath unſer Aug' nicht fand.
So wirſt Du jenen kühnen Rittern gleichen,
Die einſt gezogen in das heil'ge Land.
Ich wünſche ſehr, es werde Dir beſchieden,
Was jene ſuchten: Glück und Herzensfrieden.

Der Dichter.

Da hat er ſchnell ſich auf das Roß geſchwungen,
Hin fliegt er, wo des Krieges Banner wallt,
Iſt ringend in der Feinde Reih'n gedrungen,
Ob wild entgegen das Geſchütz ihm hallt.
Es hat ſein Arm, ſein Geiſt den Sieg errungen,
Ein Jubelruf von allen Lippen ſchallt!
Es preiſt das ganze Heer den frohen Krieger,
Erhebet Ihn, den jugendlichen Sieger.

Es tönt der Ruf mit wundervollen Glocken,
Was er gethan, vom Sternendom herab;
Der grüne Ring ſchmückt ſeine dunklen Locken,

Der Held, der Dichter kennt nicht ſchönre Gab'!
Der Schnee deckt liebend ihn mit weichen Flocken,
Und ſchirmend wölbt ſich über ſeinem Grab
Der theure Baum, nach dem wir Alle ſtreben,
Doch deſſen Schmuck ſo Wenige erleben.

Johann Graf Mailath.

VI.

Sylbenräthſel.

Zwei.

Wir ſind ein übelwillig Wort
Nie Deinem Streben Freund,
Der Sturm zerſchellt Dich noch im Port,
Sind wir mit ihm vereint,
Drum ſey Gott nie Dir ſo ergrimmt,
Nie ſo die Welt gekehrt,
Nie ſo Dein Liebchen Dir geſtimmt
Wie's unſer Sinn begehrt.

Dritte.

Ich kühle ſanft die Stirne Dir
Mit meiner Gaukelei,
Ich breche manche Dornen hier

Mit leichter Hand entzwei;
Durch alle Stufen führ' ich gern
Der Menſchen lieb' Geſchlecht,
Und Mann und Knaben nenn' ich — Herrn,
Und Greis und Kinder — Knecht;
Ich bin der bunte Irisglanz
Nach manchem Sturm der Zeit.
Und ſcherz' in meinem Leichtſinn auch
Selbſt mit der Ewigkeit.

Ganzes.

Ich bin ein ſeltſam trotzig Ding
Zum Hadern aufgeweckt,
Das keine Bildung je empfing
Und ſelbſt die Frauen neckt:
Denn ſeyd Ihr edlen Frauen gut;
So bin ich ſicher ſchlimm,
Und wenn Ihr zahm, wie Tauben thut,
Sprech' ich von Löwengrimm;
Und ſeyd Ihr ſtumm; ſo ſchwatz' ich viel,
Bei Jungen bin ich — alt,
Ernſt bin ich, ſitzet Ihr bei'm Spiel,
Und glüht Ihr, bin ich kalt.

Joh. G. Seidl.

VII.
Räthſel.

Ich morde die Mädchen, bin doch nicht verflucht,
Mach' ſelten ganz glücklich, bin doch ſtets geſucht,
Das Rechnen geht mir nun gar nicht ein,
Ich behaupte, daß Zwei ſtets Eines ſeyn,
Betrachte mich vorne, betrachte mich hinten;
So wirſt du an mir ſtets das Nämliche finden.

J. F. Caſtelli.

VIII.
Sylben-Räthſel.

Erſte.

Siehſt du mit abgemeßnem Schritte
Sie wandeln voll Behaglichkeit?
Und wie ſie geht, gibt jedem Tritte
Ein ländlich Klingen das Geleit.
Nun klettert ſie die Alpenſtufen
Hinan, umglänzt vom Abendſtrahl,
Und ihrer Stimme lautes Rufen
Durchdröhnt frohlockend Berg und Thal.

Zweite und Dritte.

Durchdröhnt frohlockend Berg und Thal
Nicht Kirchweihluſt, Trompetenſchmettern?
Ja — ja, — ſo iſt's, ein Dach von Blättern
Verſchlingt ſich, wohlgefügt, zum Saal,
Siehſt du die bunten Röckchen wehen,
Den Fuß im Taumelkreiſe dreh'n,
Und keuſche Mädchen röther ſtehen,
Und Burſche kühner ſie beſeh'n;
Jetzt klinget Horn unb Geige wieder,
Und wieder drückt ſich Bruſt an Bruſt,
Und jauchzend ſchwebt es auf und nieder
In ſelbſtvergeßner Träumerluſt.

Ganzes.

In ſelbſtvergeßner Träumerluſt
Seh' ich den Pilger dorten ſtehen:
Denn Klänge hört er ringsum wehen,
Von denen nie ſein Ohr gewußt.
Bald klingt es, wie der Schmerz, wie Sehnen,
In's liebe Vaterland zurück;
Bald läutert es durch Freudenthränen
Des Auges mächt'gen Feuerblick.
Zuſammen hallt's von allen Triften,
Horn, Flöt' und Glocken im Verein,

Und Menſchenjubel in den Lüften,
Und dumpf Gebrüll am Alpenrain;
Was Ohr und Auge hört und ſchauet,
Hat ſich zum Tempel aufgebauet.

J. G. Seidl.

IX.

Parabel.

Jedem gab der Himmel
Einen Roſenkranz,
Vollgereiht mit Perlen
Bunt an Farb' und Glanz.

Keiner kann ſie zählen,
Denn, wie Gott befahl,
Mindert oder mehrt ſich
Ihre Güt' und Wahl.

Nur ſie ahnen kannſt Du,
Düſter und bedacht,
Fort und fort nur zählen,
Bis der Ring vollbracht.

Und mit jedem Jahre,
Das hinunter rann,
Fiel auch eine Perle
In den Ozean.

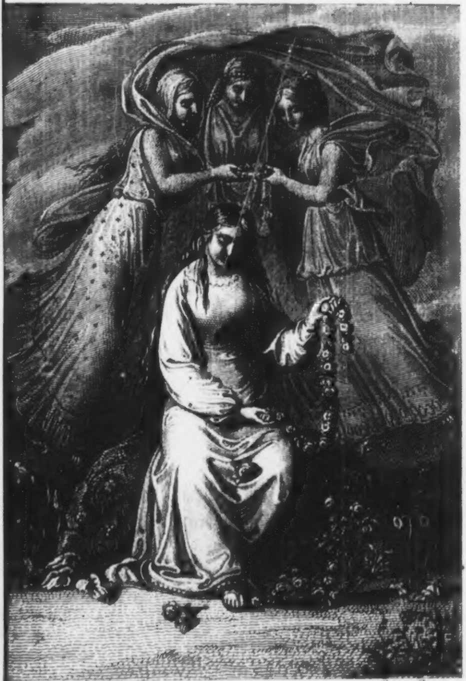
Da nun ſiehſt Du endlich
Sechs und fünf und vier,
Drei und zwei und eine
Perle noch vor Dir.

Siehſt nun, wie die letzte
Langſam niedergeht,
Mit dem Roſenkranze
Schließt auch das Gebet.

J. G. Seidl.

Kern der Nüſſe.

I. Mädchentreue.
II. Steinſchneider.
III. Armbruſt
IV. Sängerliebe.
V. Des Ritters Wort: Ofen.
Der Dame Wort: Pilgerſtab.
Des Dichters Wort: Lorbeerkranz.
VI. Widerſpiel.
VII. Ehe.
VIII. Kuhreigen.
IX. Das Leben.



Rieder del. Leop. Beyer sc.

Huldigung den Frauen.

Ein Taſchenbuch
für
das Jahr 1827.

Herausgegeben
von
J. F. Caſtelli.

Fünfter Jahrgang.

Mit ſechs Kupfern.

WIEN.
Bey Tendler und von Manſtein.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Gedruckt bey Hollinger.

Yf 500-5
182

Das Vehmgericht.

(Sylveſterlied.)

Um die ernſte Geiſterſtunde
Halten wir in finſt'rer Runde
Heut ein ſtrenges Vehmgericht;
Wein erhellt uns, in dem Schooße
Dunkler Becher ruh'n die Loſe,
Und der Mond iſt unſer Licht.

Nun denn auf! ein Herz genommen,
Laßt den Angeklagten kommen,
Daß er Red' uns möge ſteh'n;
Viele ſind, die ihn verklagen,
Viele wieder, die da ſagen:
Heil, nicht Leid ſoll ihm geſcheh'n!

Seht, er naht; im Schneetalare,
Grau von Alter, Bart und Haare,
Wankt er, ſeltſam wild, einher;
Minder Leib mehr, als Gerippe,
Haucht er, aus verwelkter Lippe,
Kaum den letzten Odem mehr!

Falbe Kränze, dürre Garben,
Welker Blumen matte Farben
  Dienen ihm als toller Schmuck;
Bunt vermiſcht in ſeinen Zügen,
Malt ſich Wehmuth, Schmerz, Vergnügen,
  Leichter Taumel, ſchwerer Druck!

Laßt ihn ſeinen Namen nennen,
Daß die Welt ihn möge kennen! —
  „Hört, ich bin das alte Jahr! —"
Dich verdammen viele Klagen,
Deine Schuld nun magſt du ſagen! —
  „Meine Schuld iſt, daß ich war."

Haſt nicht unter allen Zonen.
In die Bruſt von Millionen,
  Erz'ne Dolche du gedrückt?
Nicht ſo manche Saat vernichtet,
Manchen Streit nicht ſchlimm geſchlichtet,
  Manche Roſen nicht zerknickt?

Jene Wangen ohne Leben,
Jene Hügel ohne Reben,
  Jene Hütten ohne Dach,
Jene Blüthen reif zum Falle,
Jene Trümmer, ſchrei'n nicht Alle
  Jammernd dein Gewiſſen wach?

„Ja, ich bin es, dem ſie fluchen,
„Aber ſeht, ohn' es zu ſuchen,
„Ihr nicht dort das ſchöne Land?
„Hört ihr nicht die heitren Kehlen?
„Zählt ihr nicht die frohen Seelen,
„Wandelnd an des Glückes Hand?"

„Seht ihr keine ſel'gen Paare,
„Schallt kein Preislied am Altare,
„Schwimmt kein Aug in Thränenluſt?
„Biſt du ſelbſt denn, ſtrenge Runde,
„Auch nicht eine heil'ge Stunde
„Mir zu ſchulden, dir bewußt?"

„Sagt, was könnt' es wohl mich grämen,
„Euren Vorwurf mitzunehmen,
„In das Grab, das meiner harrt?
„Mögt ihr zürnen, oder flehen,
„Was geſchehn, das iſt geſchehen,
„Und iſt bald mit mir verſcharrt."

„Aber nein, um euretwillen,
„Will ich euer Aug' enthüllen,
„Und mir, dankend, blick' es nach:
„Denkt, wie ich die Zügel lenkte,
„Ob ich euch mehr Blumen ſchenkte,
„Oder euch mehr Blumen brach!"

„Denkt an all' die Sonnentage,
„Denket jeder ſüßen Klage,
„Jeder herben Seligkeit!
„Jeder Stunde, wo ihr ſchwärmtet,
„Euch am Herd der Liebe wärmtet,
„Euch am Freundſchafttiſch erfreut!"

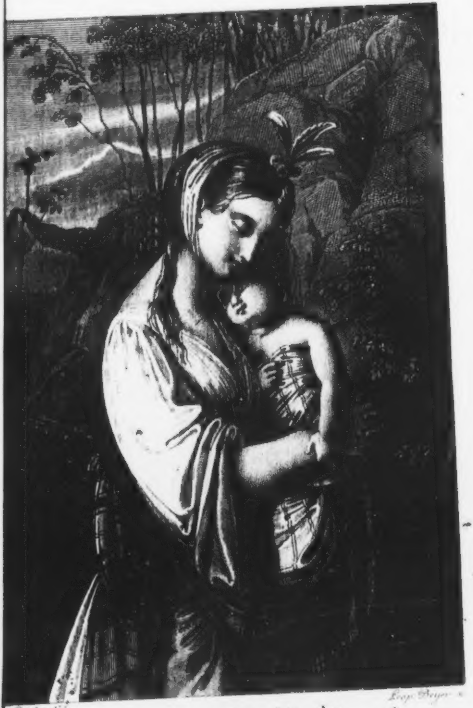
„Denkt an jeden Ruf der Wonne,
„Laut gejauchzt an heller Sonne,
„Still geſeufzt in dunkler Nacht!
„Denkt der Lieder, die erklungen,
„Denkt der Werke, die gelungen,
„Denkt der Kämpfe, die vollbracht!

„Ja ich ſeh' — ihr fühlt es — Zähren
„Seh' ich euer Aug verklären,
„Und ihr ruft mir Segen zu:
„Richter, ſammelt nun die Loſe
„In der Becher goldnem Schooße,
„Sprecht mein Urtheil — dann zur Ruh'."

Alſo ſpricht er — und wir ſammeln,
Während er mit leiſem Stammeln,
Betend, blickt zum Sternenſchein,
Da ertönt mit einmal: „Segen!"
Alle Loſe lauten: „Segen,"
Und geſegnet ſchläft er ein!

J. G. Seidl.

=
b
=
t
r
ʒ
=
=
=
e
.
=
e
l
t
t
ı
.
:



Rieter del.

Leop. Beyer sc.

Zur Novelle: Der Waldbrand

Der Waldbrand.

Novelle

von Leopold Schefer.

Quebec, am 1. März 1826.

Sehr geliebter Bruder!

Bruder! — ſo nenn' ich dich noch — nach fünfzehn Jahren Trennung — und nenn' ich dich hier, in tauſend Meilen Entfernung. Ich dachte wohl ſonſt in meiner Einſamkeit, nun müßte ich dich erſt recht Bruder nennen, mit dir wie mit einem Nahen, Lebendigen leben, ja als den Nächſten im Herzen dich tragen, und deine Geſtalt durch feurige Liebe an jedem Morgen lebendig und rege, freundlich und wiederliebend mir aufglühn, und mir friſch erhalten, wie eine Hyacinthe, die ich als Zwiebel von deinem Fenſter mit mir herüber nahm, und durch mühſame Pflege zu einer immerwährenden Blume ſo fortgeſetzt. Aber, o Bruder! Wirken iſt Leben! Wir leben nur denen, auf welche wir wirken, und die auf uns wirken, die leben uns nur. Und ſo umſchweben uns auf der Erde viel Millionen Lebendiger zwar, doch nur wie Todte, es iſt uns nur tröſtlich zu wiſſen: ſie wohnen und wandeln mit uns und genießen wie wir das heilige Leben, und ſehen den Mond und die Sonne, und darum ſind uns Mond und Sonne, die Tag und Nacht in ihre Gärten, ihre

Wohnungen, ja in ihre Augen leuchten, wieder ſo unausſprechlich lieb, hold, freundlich und gewärtig. Gute Menſchheit, geheimnißvoller Verband der Sterblichen, erquickende Nähe der Ferne! — Aber wie wir Menſchen ſind, lebte uns doch der Entfernte nicht, ſein Leben ſchließt ſich uns mit der Stunde zu, ſein Herz, ſein Wandel, ſein Sinnen und Streben bleibt uns verſchloſſen, ſeitdem wir uns zum letzten Male in's Auge ſahn! Seine ſtrebende leibhafte Geſtalt iſt uns nur ein farbiges, flüſterndes Schattengebild, ſeitdem wir im Händedruck zum letzten Mal die wohlthuende heilige Wärme ſeines Daſeyns empfanden. So bin ich Entfernter dir — hin! hinüber! Du mir zurück, ewig dahinten! Und nur einbilden kann ich mir noch, wie du wohl lebſt, was du am Morgen thuſt, wie du die Nacht ſchlummerſt — wenn es ſo iſt — ich rathe es nur, doch ich weiß es nicht! Und nur jenes nun feſte, unwandelbare Gebild, das du in jenen Tagen warſt, die über unſern Kinderſpielen, über unſere Jünglings-Wanderungen verloſchen — das biſt du mir noch, und bleibſt du mir fort. Wie in einem wahrerem Reiche des Traumes weck' ich dein — Traumbild auf und rede, und lebe mit ihm — im Traum. Denn, daß der Menſch ganz dem Tag und der Gegenwart gehöre, deßhalb verſchattet ihm die Natur ſein früheres Leben, wie ſie dem Neugebornen ſein ganzes früheres Daſeyn in die innere Tiefe verſenkt, und gewiß ihm da geheim bewahrt; wie viel ſchlummert dort — und ein gegenwärtiger Schmerz verdrängt alles frühere Leid; um den heut Begrabenen weinen wir neue Thränen, und denken des Lieben nur noch wie im Traum, auf deſſen begrünten Hügel wir ſtehn, und den Friſchentriſſenen wie betäubt verſenken ſehen. Auch das iſt gut, ja es iſt ſchön, damit jedes Gefühl ſein volles Recht in uns erlange, daß wir es Jedem zollen, ſey dieß Recht nun Mit-Leid, oder Mit-Freude.

Und ſo bitt' ich dich heut, zolle mir dein Mit-Leid. Du wirſt es nach-empfinden können, auch wenn du dir nur einbildeſt: das traurige Geſchick habe *den* betroffen, den *eine* Mutter mit dir ſonſt oft zugleich umarmte, denke es habe den Freund, den Bruder betroffen, den eben, der dir nun — *fehlt*!

Du haſt mir einmal einen verzweifelt kurzen Brief geſchrieben, auf der erſten Seite zwölf Zeilen, die andern alle leer! Wie oft hab' ich ihn umgewendet, um nicht zu glauben, du ſeyſt doch wirklich nicht recht klug. Indeſſen hielten die zwölf Zeilen zwölf Jahre wieder. Dagegen haſt du von mir denken können, wie jene alte nachſichtige Mutter von ihrem Sohne, der in der Fremde geſtorben ſeyn ſollte, und die ihn entſchuldigte und ſagte: So ſchlecht iſt mein Sohn ja nimmer! *Das* wenigſtens hätt' er mir gewiß geſchrieben! — Ich will jetzt auch ſo ſchlecht nicht ſeyn, und dir melden, wie ich *nicht* umgekommen bin. Doch wahrlich, ſeit der Sündfluth iſt ein ſo großes Elend auf Erden nicht geweſen. Ach, die Natur kann ewig neu ſeyn im Schönen und neu im Schrecken! Wo konnte ſo etwas geſchehen, als in der jungen Welt; denn hier iſt das Land des Neuen und Großen!

Doch ich muß nachholen!

Als nach der zauberlöſenden Schlacht bei Aſpern unſer kleines muthathmendes Häufchen Huſaren gleichſam von der Pfanne gebrannt war, als Deutſchland noch nicht ſich entzündete, noch nicht los ging, und wir wie ein Kirſchkern zwiſchen zwei Fingern gedrängt, durch Deutſchland fliehen, faſt fliegen mußten, die Nordſee, die Schiffe und England zu erreichen, kam ich verwundet dort an. Doch nicht ſo unheilbar, um nicht lieber ein ruhiges militäriſches Amt zu bekleiden — und ſey's in Canada, als hundert Guineen Penſion mit Ingrimm zu verzehren, daß ich mit Tauſenden umſonſt geblutet, wie es damals ſchien. Denn wir hatten das Ausholen der Weltuhr für das Sauſen des Schlages genommen, ſie verhört, und ſchon geſagt: ſeine Stunde iſt kommen! Was in uns entſchloſſen und entſchieden war, das ſollte gleich fertig da draußen in der Welt ſtehn! Indeß horcht die Natur erſt, ob wir's auch alle redlich wollen, und dann erſt läßt ſie den Kindern ein Weilchen den Willen. Ein Weilchen. Ich ging alſo in die beſſere Welt als Miliz-Capitain eines Kirchſpiels in Unter-Canada. Dieſe Art Dörfer heißen verlorene, nämlich, als wenn ein Kind das Mikromegas die Kirche, die Häuſer und Hürden, durch den unermeßlichen Wald hinwandelnd, aus ſeiner geöffneten Schachtel nach und nach hier verloren. Und ſo ſtehn denn die Häuſer alle allein, jedes mit ſeinem Garten, ſeinen Äckern und Wieſen, jedes wohl tauſend Schritt von einander, getrennt durch Wald, und nur verbunden durch einen Fluß oder Weg — wie ein armes Mädchen einige wenige Perlen recht weit aus einander auf einen Faden Seide reiht. An mich kamen die Befehle der Regierung durch den Miliz-Oberſten. Du kannſt dir das Schwierige der Polizey denken! So ein Dorf ließe ſich kaum durch Luftballons bequem regieren. Mir fehlte, außer meinem Hunde, ein freundliches Weſen, das mich empfing, wenn ich nach Hauſe kam. Tauſend Dinge fehlten, des Morgens, des Mittags, und um nicht mehr zu ſagen: des Abends. Mir fehlte die Gegenwart; mir fehlte die Zukunft, das heißt: ein Kind, oder Kinder, kurz mir fehlte ein Weib! wenn ich jetzt hier dauern, oder im Alter noch hier glücklich ſeyn wollte. Nun iſt es gewiß die entſchiedenſte Thorheit, ein Weib zu begehren das uns ganz gleich ſey, an Sinn, Bildung, Kenntniſſen, Richtung; denn die Erfüllung dieſes Begehrens iſt durch die Natur unmöglich gemacht, und geht auf Männer, auf Freunde. — Das Weib ſoll alles das ſeyn, was der Mann nicht iſt, er ſoll ſich mit ihr, ſie durch ihn ergänzen, damit ein Menſch daraus werde. Und eine mit mir ganz Diſparate hätt' ich bei uns in Lüneburg gefunden — aber alle die Engel waren nicht hier. Indeß war es doch gut, wenn ein inneres Band uns Gatten knüpfte, ſo daß wir gleich die Ehe beginnen konnten in einem Sinne, mit ähnlichem Streben, wenn unſere Stimmung uns durch dieſelbe Vorzeit, die in unſerm Gemüthe widerklang, gegeben war. Am liebſten hätt' ich nun ein Weib genommen, das auch vom Vaterlande losgeriſſen, hierher verſchlagen war, wie ich. Aber zu ihrem Glück gab es keine ſolche Unglückliche hier. Nach dieſer alſo ſchien mir ein Weſen das beſte, das aus den Urvölkern dieſer Gegend entſproſſen, unſern Kindern gedeihen und guten Beſtand verſprach, wenn ſie wie fremde Äpfel auf dem Quittenſtrauch wuchſen, dem dieſe Erde ſeine mütterliche war. Zu dieſer Wendung hatte mich ein ſiebenjähriges Mädchen von dem verlöſchenden Stamme der Algonkinen gebracht. Sie lebte in unſerem Hauſe, und hieß Coo. Ohne eine Sclavin zu ſeyn, verrichtete ſie faſt Sclavendienſte. — Denn jenes Urvolk der Algonkinen, kaum hin und wieder durch einigen Mais-Bau an die Scholle geknüpft, lebt in den endloſen Wäldern meiſt von der Jagd, und ſelbſt eine Mutter überläßt, von den Sorgen um Nahrung umhergetrieben, mit ſchmerzlicher Freude die Kinder an Fremde, um ſie nicht zu tödten. Den Vater der Coo kannt' ich, denn ich ſelbſt war einſt Abgeordneter an die freien Indier geweſen, und ich hatte ihnen wegen Erhaltung des Friedens, wollene Decken, Zeuge, Gewehre, Meſſer, Spiegel, Scheren, Keſſel, Brillen, Töpfe und Rum von Seiten der engliſchen Regierung ſchenken müſſen. Damit ziehen die armen Kinder ab, als wenn ſie uns betrogen! Coo's Reize, ihr liebreiches Weſen leiteten mein Selbſtgeſpräch. Von einem Weibe (dacht' ich) verlang' ich vor allen zuerſt Geſundheit! dann iſt ſie heiter, willig, ſtets wohlgelaunt, zu allen Freuden und Leiden ſtark, und verheißt dem neuen Zuſtand Dauer. Ohne Geſundheit ſind all' ihre andern Gaben — keine.

— Und geſund iſt Coo! —

Zweitens ſei das Weib zuverläſſig in jeder Art. Denn alles ihr Gutes wird zum entgegengeſetzten Böſen, wenn es mit ihr nicht uns gehört. Bei der Liebenden aber iſt's Sanftmuth und Duldung.

— Und wen Coo liebt, den liebt ſie bis in den Tod getreu. —

Drittens fühle und wiſſe ſie, was nöthig und ſchicklich ſey im Hauſe zu aller Zeit, und wolle lernen es herzuſtellen. (Denn jede Jungfrau wird erſt als Weib ein Weib.) Dann ſorgt ſie, daß Alle immer haben weß ſie bedürfen, das liebe Kind in der Wiege, und ſelbſt der Hund an der Kette.

— Und Evo iſt die Seele und das Auge des Hauſes. —

Viertens habe ſie kein eignes Vermögen, als die drei erſten Güter. Denn — —

— Evo iſt nur ſo reich als Eva im Paradies.

Fünftens und Letztens erſt ſei ſie meinetwegen ſchön; das ſoll mich nicht hindern, ein Mädchen zum Weibe zu nehmen. Aber dieſe Fünf iſt ſchon in der Eins enthalten.

— Aber Evo war ſchön. —

So erbaut ich denn ein Haus, und ſie war mein liebes ſanftes Weib Evo. Ich war glücklich mit meinem Naturkinde, ja ich empfand eine gewiſſe Verehrung vor ihr, gleich wie vor der Natur; denn ich hatte ſonſt immer gedacht: nur Bildung gebe dem Menſchen, dem Weibe den Werth, ſie ſey etwas. Hier aber fehlte ſie, und dennoch war meine Evo Alles, was ich nur wünſchen konnte vom Weibe, und ſo ſehr ich die Wirkungen ihrer Liebe empfand, ſo ſah ich doch deutlich, daß in ihrem Herzen noch ein unermeßlicher Schatz, eine Kraft, ein ungemünzter Reichthum derſelben geborgen lag, den ſie und ich in unſerem ſicher begründeten Zuſtande, unſeren ſanft verrinnenden Tagen gar nicht gebrauchen konnten! So rinnt aus einem unerſchöpflichen See nur ein kleiner ſtiller Bach durch die grünenden Wieſen hinab, und ernährt nur die Blumen da wo er fließt, indeß ſeines See's Fülle wie mit einem Spiegel bedeckt, in ruhiger Gnüge glänzt.

O wie that dieß Wiſſen mir wohl, und ich hoffte vom Schickſal und betete: daß ſie nie den verborgenen Schatz angreifen dürfe in keiner Noth.

* * *

Der Eheſegen blieb nicht aus. Wir erhielten vom Himmel ein Mädchen, die nach Coo's Mutter, Alaska genannt ward. Als ſie drei Jahre war — — —

Doch beurtheile mich menſchlich! Wer aus Europa hierher kommt, bringt unermeßliche Wünſche mit; ihm ſteht der ganze Reichthum, das ſchöne geſchmückte Leben ſchon erworben und fertig vor Augen, Alles was hier ſich entfalten wird — dereinſt! Wenn Gott auch hier über ſeine Menſchen noch fürder waltet. Und Er waltet. Der Flüchtling aber iſt ſchon elend dadurch, daß er ſein Vaterland dahinter laſſen mußte, wenn er es ſonſt auch nicht war. Er wäre nicht geflohn, hätte er Reichthum genug beſeſſen! Nun kommt er hierher — und nun iſt der erſte, der heimlich ihn treibende, leitende Wunſch: großen Beſitz, großes Vermögen zu haben! So glaubt er hier ſein Geſchlecht geſichert, das aus ihm erſtehn ſoll. Er will nicht der Letzte desſelben ſeyn, ſondern gleichſam ſein neuer Gründer, ein Saat-Korn, das endlich ſein wahres Clima gefunden zu endloſem — Wucher!

Nun lebte drei Tagreiſen von uns ein Franzoſe, Mr. Saint-Réal, ein Freund von mir, weil ich einſt bei einem Beſuche ſein Kind aus dem Waſſer gerettet, das nach ſchwimmenden Lilien ſich über das Ufer gedehnt. Er beſaß ein herrliches Wohnhaus, große Gärten voll Obſtbäume, reiche Gefilde rund um ſein Haus weit umher, Wald, Feld, See'n, kurz ein Fürſtenthum — um das Wort hier zu brauchen — der Sache nach. Sein Töchterchen aber war ſpäter dennoch geſtorben. Und in ſeinem Schmerz ſich zu zerſtreuen, beſuchte er uns.

Da lief meine kleine Tochter dem freundlichen Manne entgegen, er hob ſie empor, er drückte ſie an ſich, er ſank auf einen Sitz mit ihr hin, er weinte — ſahe das Kind an und weinte; das Kind war betreten, es trocknete ihm die Thränen, es ſeufzte ſchwer, und ſchlang ſeine kleinen Arme um ſeinen Hals.

Coo fühlte das tiefſte Mitleid mit ihm. Sie ſah mich an, als wenn ich unſer Mädchen verloren, und hob die ſchönen Augen zum Himmel, ihm dankend, daß wir es glücklich beſaſſen.

Da ergriff der Freund jeden von uns an einer Hand und bat: Das Kind müßt ihr mir laſſen! Mein Weib iſt ſchon todt.

Was konnten wir ſagen? Das Wort: mein Weib iſt ſchon todt! ſtürzte Coo in den bitterſten Jammer — um mich! als ſey ſie mir geſtorben; und ſie trug ihn ſtill auf den Freund über, auf deſſen gram-blaſſen weinendem Angeſichte er ſtand. Und o Himmel, Coo gebar mir in dieſen Tagen einen Knaben, und die ganze mütterliche Liebe und Zärtlichkeit fiel, wie der Sonne ganze Kraft durch eine beſchränkende Wolkenlücke, jetzt auf das holde Neugeborne hernieder! Sie ſah es nur immer an. Es war aller mütterlichen Sorgfalt ſo ganz, ſo gar bedürftig, ſie glaubte alle Liebe jetzt für den Säugling allein zu brauchen, ja, wie ſie ihr Leben im zweifelhaften Falle für ihn gegeben, ſo war ich ihr ſelbſt in dieſen

Tagen — nicht alles, nur der Vater, aber ſie die Mutter! und ach, die Mutter nur durch das Kind, um des Kindes willen! Die kleine Tochter Alaska war gleichſam mündig geſprochen, wie früher ſchon von der Bruſt, nun auch vom Schooße verdrängt, und das kleine Ding war ſtill betreten, ja eiferſüchtig, ſo ſorglos zurück geſetzt, und flüchtete ſich auf des Vaters Schooß, oder an die Bruſt des fremden Vaters, der in ihr alle Freude wieder zu finden glaubte, oder doch den Traum derſelben wirklich genoß.

Unſer neues Glück that ihm weh; er wollte nach Hauſe. Aber er drang in mich um das Kind! — Ich ſollte über die ſegenſchwere Frühlingsgewitterzeit der mütterlichen Liebe meiner Coo hinweg ſehn, das Mädchen nicht geben, deſſen ſie jetzt nicht ſo zu bedürfen ſchien, wie zuvor! Ich überraſchte ſie mit der Bitte. Sie erröthete zwar, ſie verneinte es zitternd mit ſchnell bewegtem Haupt — da ſchlug ihr Okki die Augen auf, und begehrte ſeinen Morgentrunk an ihrer Bruſt. Sie drückte ihn ſanft mit der Linken an, ſie umſchlang mit der Rechten die arme kleine Alaska, die in kleinen Reiſekleidern fertig angezogen ſich an ſie ſchmiegte, nicht wußte was ſie that, als ſie der Mutter die Hand küßte, nicht wußte was ihr geſchah, als Coo ihr mit, wie erzürnter Hand vor die Stirn ſchlug, vor heiligem Mißmuth, daß ſie von ihr gehen könne! Und ſo ging das holde unwiſſende Kind, von einer engbegränzten Neugierde gelockt, nur die Lämmer des neuen Vaters zu ſehn! Und er eilte ſo, als raub' er ſie mir, und als ſchlafe die Mutter und ich, wie beraubte Chineſen, denen die Räuber durch Opium-Rauch von der Decke herab Regloſigkeit und Trunkenheit in das Zimmer geblaſen, und die dann betäubt ſelbſt ruhig und lächelnd zuſehen, wie ihnen vor Augen der beſte Schatz geraubt wird! So regten wir keine Hand. So eilt' er davon!

Ich aber habe dir geſtanden, was mich überwältigte nicht zu widerſtehn: Mein Kind als reiche Erbin zu ſehn! Sie wohlerzogen zu ſehn, denn der Freund war brav, gelehrt und edel. Er wollte durch ein in Quebec niedergelegtes Teſtament Alaska zu ſeiner Erbin einſetzen — und er war ſchon bei Jahren, und er war kränklich. Das ſah ich damals, ich mocht' es nicht denken. Kurz der Menſch, ſelbſt der Vater wird durch Begierden — abſcheulich, und widerſpricht ſeinem wahrſten Beſtreben ſelbſt, und hebt ſein ſchönſtes Glück auf.

* * *

Die Tochter war fort! Aber wie zur Strafe, ſtarb unſer kleiner Okki — unſer Schutzgeiſt! denn das bedeutet der Name. Mit ihm war Coo's Liebe gebrochen, und die Mutter langte von dem kleinen Grabe zurück nach ihrem gebliebenen Kinde, das ihr im Herzen nun wunderſam wiederum auferſtanden war, und ſo bald! ſo begehrt! — Und es war fort! Sie war wie kinderlos, und ſie war es durch mich. Und in der Sehnſucht nach der Tochter verloſch der Schmerz um den kleinen Sohn, den ſie nur wenige Monde gekannt, wie der Seidenwurm um die Knoſpe, nur wenige Fäden der Liebe erſt um das kleine Geſchöpf geſponnen, wenige Blicke in das holde Blau ſeiner Augen verſenkt.

Der Schlag war mir unerwartet. Auf das Leben des Sohnes hatt' ich gezählt in meiner — Rechnung. Mein Wort konnt' ich nicht zurücknehmen! mein edlerer Troſt war, daß doch dort drüben ein Vater glücklich ſey, glücklich durch unſer Kind. Unſere Jugend verſprach uns bald einen neuen kleinen Schutzgeiſt des häuslichen Glücks. Aber ich betete umſonſt zu dem Himmel um ihn. Eoo hatte ein tiefer Mißmuth durchdrungen; ſie wünſchte ſich nicht mehr, vielleicht zu neuem Verluſte, ein Kind — und ſo lebten wir denn ohne Eheſegen! Sieben langer Jahre lang! Ich vermied mein Weib in ein kindervolles Haus zu führen, und ſie ſchien es mir zu Liebe von ſelbſt zu meiden, denn das Haus mit Kindern, nur mit einem Mädchen, machte ja ihr Leid. So liebte ſie mich! ſo glaubte ſie ſich von mir geliebt, und mit Recht. Ich rieth meinem alten Freunde uns nicht mit Alaska zu beſuchen. — Wir reiſten nicht hin. — Eoo ließ mich nichts entgelten! höchſtens ſeufzte ſie: „wenn unſer Okki lebte!“ Sie ließ ſich nichts merken, ja ſie beſtrebte ſich ſelber, nichts zu empfinden, um immer mir heiter ins Auge zu ſehn, immer freundlich-begnügt zu ſeyn, auch wenn ſie allein war. — Solche Geſchöpfe heißt man nun Wilde — aber das Weib iſt überall der Liebe fähig, und Liebe bildet es überall.

Für ſolche Überwindung belohnte ſie endlich der Himmel mit einem neuen Schutzgeiſt. Der Knabe wurde wiederum Okki genannt, als ſey er der Erſte, Wiedergeſchenkte! Mit Thränen ward er begrüßt — zur Freude wuchs er uns auf. Er war zwei Jahre alt, als die Mutter es nicht mehr ertrug, daß Okki nicht ſein Schweſterchen ſehe! Alaska nicht den lieblichen Bruder! Nun reiſeten wir durch den alten jungfräulichen Wald.

Gleichwohl beſtrafte Eoo mich hart! Sie nahm mir vor dem Eintritt in's Haus das Gelöbniß ab: Uns nicht dem Töchterchen zu erkennen zu geben! Der Freund, der uns auf der Schwelle empfing, war deß zufrieden. Ich ſelber konnte nur ſchließen, daß das liebliche Mädchen, das den Fremden entgegen eilte und freundlich ſinnend betrachtete — unſer Kind ſey! Ich glaubte nur ein Kind von drei Jahren an Alter, Größe und Weſen wiederzufinden, und ſah überraſcht, ja mit Bewunderung ein Mädchen von dreizehn Jahren, fein, herzlich, ſchön geſchmückt und ſchon erröthend. Was — wie viel ſüße Wechſel, wie viel holde Verwandlungen hatte ich da verloren! Ich mußte Eoo anſehn. Sie merkte das wohl, aber ſie ſahe nun auf das — Kind. Ihr Buſen hob ſich, ſie holte Athem lang und tief, um ſich ſtill zu beſchwichtigen. Und ſie verſchwieg. Und ſo mußt' ich mit anſehn, wie ſich die eigene Tochter mit ihrer Mutter wie mit einer Fremden unterhielt und ſie umherführte, oder den kleinen Bruder auf dem Schooß wiegte, ohne ihn mehr als ein Kind zu lieben. Ich mußte ſehn, wie ſie groß geworden war ohne uns. Denn Eoo ſtöberte aus einem Schrank noch aufgehobne zerſpielte Puppen auf, und ich merkte, wie ſie gern noch Alles heimlich an dem erwachſenen Mädchen nachthat, was ſie andere Mütter hatte ſehn an ihren Kindern, alle ſchönen Verwandlungen durch, bis in Alaska's Jahre, thun! Ja als dieſe einſt neben Okki im Graſe kniete und das Haar ihr aufgegangen, kniete ſie zu ihr hin, flocht es ihr wieder, wand es um das geſenkte Köpfchen und küßte ſie dann in den Nacken. Und ſo gab mir mein Weib zu bedenken: daß Liebe bewahren, nicht Liebe üben ſey! daß Mütter die Kinder nicht aus Nöthigung, ſondern aus eignem, reinen Bedürfniß lieben, warten und pflegen. Daß ihre Müh' und Sorge ihr Glück iſt, ihr Leben! Daß, wenn eine reiche Mutter ihr Kind von einer Fremden in abgelegener Kinderſtube erziehen läßt, ſie ſich ſelbſt um das heiligſte Mutterglück beraubt, und nur um frei zu ſeyn, um Freuden einzutauſchen, welche die ärmſte aber wirkliche Mutter nicht entbehrt. Und wer die Freuden verſchmäht, die ihm als Naturweſen heilig und ſelig gegeben ſind, was kann der in der ganzen reichen Welt noch Andres verlangen, als was ihn nicht ſelig macht, ja oft unſelig, gewiß aber immer das Geringere, Schlechte. Ich mußte empfinden: Wer ſein Kind einem Andern dahin läßt, als Gott, der iſt ſein eigner Kinderräuber, ein Liebemörder. Denn, wenn auch er aus Verblendung ungeliebt ſo hin zu leben vermag, darf er dem Kinde die Liebe rauben? Ach, und was es lernen, gewinnen und werden mag in fremdem Hauſe — die Liebe erzieht allein am frömmſten. Sie kräftigt und ſtärkt für die Leiden des Lebens, ſie iſt die reichſte, die gnügendſte Mitgift für das ärmſte Kind Und. wer vermag ſolche Liebe ins Herz des Kindes zu ſenken, als Vater und Mutter! Lehren können Andre, aber das Herz belehren durch Liebe, erfüllen mit Liebe, die ein wahrer ätheriſcher Stoff iſt, das kann kein Erzieher, weil er ja ſo nicht lieben kann. Liebe nur gießt Liebe ins Herz. Und nur Ältern ſind ſo reich daran, ſie ſtündlich, unermüdlich darein überzuſtrömen, darin aufzufachen, ſchon im kürzeſten Morgen- und Abendgebet! Und was iſt nöthiger im Herzen zu haben, als Liebe? Durch ſie wird wahrer Gehorſam ins Herz gepflanzt, ſelbſt Duldung des Härteſten, ſogar ohne Vorbild und lebendes Beyſpiel. Und was erhält die Millionen Menſchen doch alle ſo ruhig? Was läßt die ärmſten Holzſchläger im Walde den Reichen nicht tödten, der mit goldenen Steigbügeln zu ihnen reitet? Was erhält den Eſſenkehrer ehrlich, und die Magd, die harte Arbeit verrichtet am Silberſchrank? Den Tagelöhner, der mit ſeinen Paar Groſchen in der Hand forteilt aus dem Pallaſt, ſeelenvergnügt ſie ſeinem Weibe und ſeinen Kindern zu bringen — was macht ihn zufrieden, als die *Liebe* zu den Seinen, die er als Kind gelernt; die *Ehrlichkeit* gegen ſie, die er aller Welt angedeihn läßt, und alle Welt mit denſelben Augen anſieht, die auf Weib und Kindern geweilt, *wie die Augen ſeiner Ältern auf ihm!* — Das Kennen und Tragen eines inneren Gutes, die Milde und ihre Gewährung, ihre jahrelange ſelige Laſt! Sie beugt den Menſchen vor Gott, dem Geber der Liebe, und erhebt ihn über die Menſchen, die ſie ihm alle nicht rauben können.

— Und unſere Tochter hatte ein Fremder erzogen! —

Erſt am Abſchiedsmorgen gab ſich Coo der Tochter ſchon fern zu erkennen. „Das war deine Mutter! mein Kind!“ rief ſie zurück, und hielt die Fingerſpitze aufs Herz. Die Tochter wankte mit bebenden Knien ihr nach, die Füße verſagten ihr allen Dienſt, ſie war blaß wie ein Engel, und mit ausgeſtreckten Armen ſank ſie nach vorwärts mit Bruſt und mit Angeſicht in die Blumen.

Soo's Augen leuchteten. Ihr Geſicht war finſter und ernſt. — Fort! ſprach ſie nun haſtig, nun fort! und drängte zu fliehn. Aber Okki ſtreckte die Hände nach Alaska. Zu ſchwach ihn zu halten, ließ ihn die Mutter zur Erde; er lief zu der Schweſter. Die Mutter ſtand. Alaska richtete ſich auf und ſaß kniend auf ihren Ferſen und ſeufzte: „Du biſt meine Mutter wohl nicht?" — Okki wand ſeine Händchen um ihren Hals, die Mutter flog hinzu — und wir blieben noch bis in den Mai!

* * *

Der Frühling war ſchön. Die Pfirſiche blühten roſig um unſer Haus, die Apfelbäume prachtvoll, wie mit Rubinen geſchmückt im Baum-Garten. Unſere Bienen trugen bis in die Nacht. Sie hatten nicht weit zu den blühenden Fichten, die wie eine grüne pallaſthohe Wand den eingezäunten Acker umragten. Wir wohnten in einem endloſen Natur-Park, den ein unermeßliches hohes Walddach bedeckte. Und wenn ich am Saume des Waldmantels ſtand, und einen Zweig faßte, ſo tauchte der letzte Zweig des letzten Baumes am Waldrand drüben ins ſtille Meer. So verſchränkte ſich Zweig in Zweig, und ein Eichhörnchen hatte nicht den kleinſten Sprung zu thun, und konnte auf dem grünen Weltmeer hinlaufen, wie eine Spinne über ein dicht gewebtes Kleefeld. Und welches Wunder war ſchon nur ein Baum! Grad aufgeſchoſſen aus der fruchtbaren Erde, wie eine grüne Flamme! thurmhoch, zweigevoll, vom Wipfel bis an den Boden; und die Zweige blüthenvoll an allen Spitzen wie von göttlichem Feuer angeglommen. Ein luftiger, duftiger Pallaſt für ein Vögelpaar, ja geräumig genug für eine ganze Familie. Was für den Menſchen eine Reiſe auf den Chimboraſſo iſt, das war für eine Ameiſe ein Erſteigen des, wie an die Wolken rührenden Gipfels. Ich beneidete manchmal das kleine Thier, das herab kam! denn ſo etwas gibt es für Menſchen nicht. So wohnt kein König, wie der Papagei in dieſen tauſend Schattenhallen! Und daß ich größer in Gedanken war, um das zu überſchauen, und klein zu finden — das machte mich klein; und man ſage mir nicht, daß der Menſch alle Genüſſe der Erde erſchöpfen kann, daß die Natur nicht andre eigne Geſchlechter gebildet, denen ſie nicht eigene unnachträumbare Freude vorbehalten, ihnen andere Brunnen der Wonne geweiht, unverſtanden und unverſtändlich ihrem Menſchen, geheimnißvoll ſelig neben und um ihn, im Fluß, im Wald, in der Roſe, im Waſſertropfen! Ja, wenn ich das ahndete, ſah ich die Geſtalten des Wolkenzuges mit Erſtaunen an, ich hörte mit ſtiller Bewunderung die Flamme im Holz auf dem Herde ſauſen, und hielt die ſchimmernde Taubenfeder, die ſich wie furchtſam noch vor der Adlerfeder krümmte, mit Lächeln gegen die Sonne; oder das geflügelte Samenkorn des Zuckerahorns, und den befruchtenden Blüthenſtaub, ja die elaſtiſche Nadel der Spruſſelfichte auf meinem Handteller — und nun erſchien mir der unermeßliche Wald ein göttlicher Zauberpallaſt voll geheimen, ſeligen Lebens! ein Wunderwerk der Fee Natur voll eigner Kraft und Herrlichkeit! Und dieß ahnden, dieß träumen — war meine — die menſchliche Wonne.

Und dieß Feen-Reich wollte doch jetzt die Natur zerſtören — vielleicht ihrem Menſchen zu Nutz und Frommen! Was ſoll' ich denken? Denn nur durch Gedanken war dieſe Feuer-Sündfluth zu beherrſchen, zu deuten, wenn auch der Geiſt nicht erliegen, erblinden ſollte, wie Leib und wie Auge!

Noah hörte die Stimme Gottes, die ihm den Untergang alles Lebendigen, um ſich zu retten, verkündete. — Wer kam zu uns in die Wüſte des Waldes? Doch nein, die Boten des Herrn kamen auch zu uns. Ein Komet! ein Zweiter! ein Dritter! — Wir Menſchen verſtanden ſie nicht! Es ward Sommer, es war Trockene, Dürre, erſtickende Hitze. Meine Pfirſiche, meine Äpfelbäume hatten umſonſt geblüht! Umſonſt der ganze königreich-große Wald. Aber zum letzten Male, wie war er ſchön! Wer wird das hier wiederſehn? — vielleicht ſelber die Sonne nicht, die ihr Auge nicht zuthun muß wie der Menſch, vielleicht wie das Menſchengeſchlecht! das Auge das ſie vor ihm aufgethan! — Wir konnten das Unheil uns denken! Denn die von Gott uns gegebene Vernunft iſt gewiß einem immer uns gegenwärtigen, mit uns lebenden, ſchauenden, uns leitenden Engel ähnlich. Und ſo hat Jeder Einen, den Seinen! Das Getreide war vor der Zeit — ohne Körner gereift, die Brunnen verſiegten, die Bäche vertrockneten ganz, die Flüſſe rannen nur ſparſam, das Waſſer des Weihers war breit vom Rande zur Mitte gewichen. Die Natur lechzte und ſchmachtete. Selbſt der die Nächte, wie Regen, ſonſt fallende Thau, der bis auf die Haut näßt, daß die Blätter der Bäume wie nach dem ſtärkſten Gewitterregen perlen und tröpfeln, daß es im Walde des Morgens rauſcht, er erquickte die Bäume nicht mehr. Die Stämme waren heiß, ſelbſt des Morgens noch warm, die Zweige matt, die Nadeln bleich und welk, das Laub verfärbt wie im Herbſt, gelb und kraftlos, es fiel ohne Herbſtſturm, ohne Lufthauch. Die Tannen, Fichten und Pechkiefern ſchwitzten Harz wie vor Angſt, der Honig floß aus den hohen natürlichen Bäuten zur Freude der Ameiſen. Das hohe Gras raſchelte dürr, wenn ein Hauch es bewegte, wie Stroh. Ein Blitz konnte den Wald entzünden! ein Sturm die Wälder entflammen — Sollten wir unſer Leben dem Wahne vertrauen: kein Hauch werde vom Himmel wehen? Denn nur von dem Hauche und der Kohle eines Indianers hing unſer Leben, das Leben von Millionen Waldbewohnern, das Daſeyn der Wälder ab, die zu Schatten, zu Staube wurden durch ihn. Aber der Menſch, jeden Augenblick von des Himmels Huld abhängend, vertraut ihm auch wo er ihn warnte, ſo leicht, ſo ſicher in ſeiner gewohnten Ruh bis zum äußerſten Augenblick!

Er kam!

Eh wir noch Etwas ſahen, verbreitete ſich in der Nacht ein eigener Wohlgeruch, nach einigen Tagen zu herb, zu bitter, zuletzt brandig. Die Augen fühlten ſich gedrückt, ja Einige weinten ohne zu wiſſen worüber, und lachten. Unabſehbare Züge der Tauben flogen, den Himmel verfinſternd und auf der Erde einen flirrenden, wie dahin rauſchenden Schatten werfend, über uns weg. Und ſie kamen doch ſonſt erſt im Herbſte auf unſere reifenden Felder zurück! Wo iſt denn ihr Taubenſchlag? „fragte Okki, der ſie zum erſten Mal ſah. Wilde, ſchwere Truthühner folgten ihnen tiefer; ſie waren ſo müde, daß ſie in unſer Gehöfte fielen, und die Menſchen ſie fangen konnten; ſie duckten die rothen Köpfe an den langen ſchwarzen Hälſen auf die Erde, und zogen vor der ſie faſſenden Hand nur das weiße Augenlied über das Auge. Jetzt war in Weſten ein Rauch, wie Hegerauch zu ſehn, der in der Morgenſonne erſchreckend brannte. Lange, lange weiße Streifen floſſen davon wie Ströme in die Thäler. Dünner, dann dichter und dichterer Rauch überzog das Gewölbe des Himmels, die Sonne ſchien roth, dann düſter und matter hindurch, bis ſie gänzlich verſchwand. Der Rauch ſchwerer und ſchwerer, ſenkte ſich tiefer und tiefer, bis er wie ein Nebel über uns fiel, alles ausfüllte wie eine Fluth, und jedem nachwallte der in ihm ſchritt. Alles Leben ſtockte; ein jeder ging müßig, und nichts mehr wurde gethan, als noch gekocht!

Und ich war der Mann, dem die Sorge für dieſes — verlorene Dorf anvertraut war! Aber grade die Erfahrenſten beruhigten mich. Neue Anſiedler konnten ſich, wie alle Jahre geſchieht, Plätze zu Wohnungen, Gärten und Feldern leer brennen, und brenne die Flamme auch weiter als ihr Gebiet ſey, wen kümmere das? Zuletzt ſtehe der Brand an baumleeren Savannen, an Seeen, Flüſſen, Felſengebirgen, oder Regen und Froſt löſche ihn endlich aus. Einer trage des Andern Laſt!

Als aber nicht allein Haſen und Rehe, ſelbſt am Tage vor uns in der Rauch-Dämmerung wie Schatten vorüber flohen, ſondern Hirſche, wilde Ochſen und Büffel; als die Bäre brummten, die Wölfe heulten, als ſelber die ſchlauen Füchſe kamen, da mußte der Waldbrand uns nahe ſeyn, denn Feuer war nicht zu ſehn. Als aber ein

Elenthier ſich gezeigt, aus dem nördlich gelegenen Wald; als jemand einen Caguar oder eine Tigerkatze aus dem ſüdlichen wollte geſehn haben, da mußte der Waldbrand groß ſeyn! Als aber die Menſchen aus dem weſtlich gelegenen Kirchſpiel kamen, mit andern noch ferner von ihnen Wohnenden — als ſie ſich mit Menſchen begegneten, die aus dem nächſten öſtlichen Kirchſpiel geflohn, da ſchien es als habe der Waldbrand uns ſchon umringt.

Wir hielten einen Rath. Die Nothglocke erſcholl.

Wir verſammelten uns auf dem freien Platz vor der Kirche. Die Fremden ſaßen und ruhten, manche ſelbſt ohne ihre Bürden abzulegen, oder ihre Bündel aufzumachen. Unſre Weiber und Kinder vertheilten indeß ſtill Speiſe und Trank an die Flüchtigen. Niemand dankte, ſo natürlich war Geben und Empfangen. Andere ſchlichen in die geöffnete Kirche, den Himmel anzuflehn und knieten ermüdet.

In den brennenden Wald können wir nicht! ſprach Einer. Aber nur ein Adler, oder ein Mann im Luftball könnte uns führen, wo er nicht brennt! O es gibt einen Ausweg, hundert — aber wir wiſſen ſie nicht, und fehlen ſie! —

Haben wir Lebensmittel genug, rieth ein Anderer, ſo ſuchen wir gerade den abgebrannten Wald auf! Die Stämme ſtehn, wie ihr wißt, nach dem Waldbrand noch, alle Millionen Schlangen, alle wilden Thiere, alles Ungeziefer der Erde iſt dort vertilgt und nur die Baumſtürze ſind dort zu fürchten, denn die Wurzeln der Bäume ſind mit verkohlt. Aber wie wiſſen wir den ſchwarzen Wald?

„Auf die Savannen!“ rief eine Stimme. „Führe uns!“ erſcholl's aus der Menge! Wer an den Lorenzo-Strom gelangte! das wär' ein gefüllter Wallgraben der Natur! Das Meer iſt zu weit! Und ſelber die Städte vor ſolcher Feuergewalt nicht ſicher. Man hat nicht genug geſengt und gebrannt — nun thut es der Himmel!

Neue Klagen! alte Rathloſigkeit!

Menſchlicher Verſtand war blind geworden, Klugheit verſchwunden, wie es keine Wolken mehr gab. Und ſo folgte die ängſtliche Menge nur Eingebungen, ja wahren Täuſchungen. Ein Häuflein ließ ſich von einem lichten Streifen am Himmel, vom Winde dort aufgedeckt — nach Norden hinziehn. „Dort iſt es feuchter!“ tröſteten ſie ſich. Sie nahmen kaum Abſchied. Niemand ſah ihnen nach. Andere beſchloſſen der Richtung der wilden Thiere nachzuziehn. — Aber die begegnen ſich ja! warfen Einige ein. Das iſt albernes Vieh! riefen Andre. So zogen ſie fort. Ja die meiſten folgten einem alten Manne — bloß weil er Noah hieß! als führe er ſeine Söhne, und ſie und alles Vieh in die bergende Arche. —

Und doch lachte Niemand. Das war wohl entſetzlich!

Nun hatt' ich bloß für mich nur zu ſorgen, das heißt, für die Meinen. Eoo ſaß zu Hauſe, und weinte um ihre Tochter Alaska. Aber ſie befolgte eilig was ich rieth: Jagdkleider, wo möglich alles von Leder, anzuziehn. Auch Hüte ſollten uns gut thun. Wie ſollten wir fortkommen, hätten wir viele Lebensmittel zu tragen? Fanden wir überall Waſſer? — So war beſchloſſen, die milchende Eſelin nur mit dem Nöthigſten ſchnell zu beladen. Alle Dienſtbarkeit hatte aufgehört; kein Mädchen, kein Diener war mehr im Hauſe zu finden. „Ich gehe fort!" meldete Eine, nur in die Thür tretend. Geh mit Gott! ſprachen wir. Eoo ließ die Kühe los, ſie machte den Hühnern und Tauben den Vorrathsboden auf, den Papageien das Fenſter. Ja ſie ordnete Alles; und ſtellt' es an ſeinen Ort, als ſollten hohe, himmliſche Gäſte das Haus betreten. Und als ſie nun Alles beſorgt, was ihr Pflicht ſchien, trug ſie uns zur letzten Malzeit den großen gebratenen Truthahn auf, deſſen rother Kopf noch glänzte. Der kurzen Sicherheit froh, aßen wir ſtill, und hätten gern das Mal noch Jahre wo möglich verlängert! Mich hieß die Wehmuth den ſchönen menſchlichen Zuſtand, im eigenen Hauſe, umgeben von meinen Lieben, ganz mir bewußt, noch recht zu genießen und zu erſchöpfen. — Aber es mußte geſchieden ſeyn. Eoo ſprach mit Thränen ein inbrünſtiges Dankgebet nach Tiſche. Sie fiel mir um den Hals. Gott geb' uns das wieder! fleht' ich: wieder ſo zu ſitzen wie heut — nach überſtandener Angſt! Uns ſah ein Gott, er ſah ſelbſt, wie der kleine Okki die Händchen erhob und weinte, weil er Thränen in unſern Augen ſah — aber, ich hatte gefehlt — mein Gebet erhörte er nicht.

Ach, es fehlt uns Jemand! ſeufzte Eoo. Nur das treibt mich fort. Wir fänden den Tod hier ſo gut wie da draußen! Wir nährten hier die verlaſſen zurückgebliebenen Alten! wir pflegten die Kranken — o Gott, ſie bleiben! Sie bleiben mit ſich und mit Gott allein. Doch ich — ich muß fort!

Und ſo geſchahe nun eilig. Die Eſelin war mit Tüchern für die Nacht, einem kleinen Bett unter Okki's Kopf, und mit Bouillon-Tafeln, wie ich ſonſt mit auf Reiſen nahm, und mit wenig anderm Geräth beladen. Eoo war wie ein Jäger gekleidet — und ſchien gleichſam von ſich ſelber Abſchied zu nehmen, denn ſie ſah in den Spiegel, und ſah über ihre Achſel mich; ihre Augen füllten ſich — ich ſah das wohl. Doch Faſſung war nöthig. Wir ſahen im Zimmer umher — vergeſſen war nichts als Alles. Okki freute ſich zu reiten, Eoo konnte dem kleinen eingebornen, amerikaniſchen Eſel nicht wehren der Mutter zu folgen, beſonders da er ſchon abgewöhnt war, da beide wo ſie leben konnten, auch leicht ihr Futter fanden, und für Okki geſorgt war. Laufen konnte uns doch nicht retten! Als wir nun ſchieden, trat ich noch einmal dicht an ein Fenſter, hielt die Hände neben das Geſicht wie — Scheuleder vor, um nicht geblendet zu ſeyn, und überſah noch flüchtig das Zimmer, den Aufenthalt von Menſchen, die lange darin ſo glücklich geweſen! In der Mitte ſtand der Tiſch von geſprenkeltem Ahorn! am Camin der verlaſſene — Sorgenſtuhl! Dort Eoo's kleines Mahagoni-Tiſchchen, darauf lag der halbfertige kleine Strumpf! Davor ſtand Okki's braungemaltes Wiegenpferd und machte ein ſchweigendes, finſteres Geſicht! und im Spiegel ſah Jemand, mir gegenüber herein — der ich war, und der wunderliche Geiſt ſah mich ſelber an und äffte mich bleich. O Unerforſchlichkeit des Stilllebens! des Scheidens! — Ich ſchied.

Aber nun ſelbſt wohin in dem Labyrinth der Wälder? Nur nach Umſtänden konnt' ich mich richten, ſonſt hatt' ich den Compaß. Aber wie Jene dem Altvater Noah gefolgt, ſo folgten wir jetzt — Ariadne dem Hunde, der glaubte: wir reiſen wieder zu unſrer Alaſka!

* * *

Wer nun die Scenen dieſes großen Naturſchauſpieles beſchreiben könnte, der muß es nicht geſehen haben! Denn wer es erlebt hat, der konnt' es nicht faſſen, nicht überſchaun, vor Größe, vor Schrecken, vor eigenem Jammer oder vor Mitleid; wie Jemand die Schlacht nicht, bei der er in Reih und Glied gekämpft.

So zogen wir hin! Und als der Weg ausging, als die Laſchen und Male an den Stämmen ſich auch verloren, als der Bach eine Wendung machte, war der Hund unſer Wegweiſer auf der Fährte des Wildes, und wir Menſchen nahmen ſie an. Es war ein tiefes Schweigen im Walde, und nur aus der Ferne hörten wir zu Zeiten einen verhallenden Schall von Fliehenden, die ſich anriefen um ſich nicht zu verlieren im Nebel des Rauches.

So zogen wir bis an den Abend. Eoo breitete Tücher, hing Tücher über Zweige, und unſere Hütte war fertig. Wir aßen, wir ſchliefen, oder glaubten zu ſchlafen; wir wachten — und glaubten zu träumen, ſo verworren war unſer Bewußtſeyn. Furcht jagte vielleicht uns ſchon in der Nacht auf, denn durch den Nebel brach ein ſanfter Feuerſchein und Glanz, wie wenn man im Fluſſe die Augen aufthut, wenn brennendes Abendroth auf ihm liegt. Nur oben rauſcht' es leis in den Wipfeln, drunten war ſchauernde Stille.

Am Mittag traten wir wider Vermuthen in einen Eichen- und Buchen-Wald, der ausgebrannt war. Abgebrannt ließ ſich nicht ſagen; denn die Bäume ſtanden noch, aber die Stämme ſchwarz, unabſehbar, ein Anblick wie ein Trauergefolge aus Millionen Trauernden. Aller Unterwuchs war verſchwunden; Kräuter, Gerank und Geſträuch; der Wald war eine ſchwarzgraue Wüſte. Nur die Wurzeln oder die Rinde der Bäume glühte noch auf, wenn der Wind daherfuhr; dann leuchtet' und kniſtert' es tauſendfältig. Auch das Laub der Kronen war verbrannt, manches geſchwärzt, nur gebräunt, aber Alles verſengt und dahin; und nur hin und her erſchien eine jüngere Eiche noch mit einigem Grün, wie der Wind die Flammen getrieben und verſchont, zu anderer Verderben. Graue Eichhörnchen, Füchſe und Luchſe hatten auf dieſe verſchonten Bäume ſich ſcheinbar gerettet; aber ſie ſaßen ſtill, als wir nahten — ſie waren todt, von der Hitze darunter erſtickt. Sie hatten die Augen zu — ſie ſchliefen! Ja von dem äußerſten Aſt einer der Buchen hing, mit der Klapper angewickelt, verkehrt mit dem Kopfe nach unten, eine Klapperſchlange herab, ihre ſchaukelnde Bewegung war nur vom Winde, und ſie glänzte und troff von ihrem Fett. Weiterhin fanden wir ein auf dem weißen Geſicht liegendes Opoſſum, das ſich todt geſtellt, in der tödtlichen Gefahr, aber die Glut war an dem, ſeinem rettenden Triebe getreuem Thier nicht vorübergezogen, ohn' es mit ihrem Hauche zu tödten. Eins ſeiner Jungen hatte Athem ſchöpfen wollen, aber glühenden Tod geſchöpft. Der Anblick der treuen Mutter, des armen Opoſſum-Kindes ergriff Coo. Sie ſtand; ſie blickte zum Himmel, der nicht zu erblicken war. Hierzu kamen die Fragen des Kindes, dem wir von allen Auskunft geben ſollten, oder das uns bat nach Hauſe zu kehren, es habe genug geſehn und ſey ſo müde. Dann nahm ihn die Mutter vom Thier und trug ihn, bis er einſchlief, und trug den Schlafenden, und wenn ich ihn nehmen wollte, wehrte ſie ſtill mir mit ihrer Hand und lächelte mich an. Fühllos aber ſprang der kleine Eſel mit ſeinem großen Kopfe tölpiſch hinter uns drein. Ich gönnt' ihm ſein Glück.

Auch wir ſchienen jetzt im Sichern. Nur der Boden war heiß, und uns war als zögen wir unter ſcheitelrechter Sonne. Die Richtung des Windes hatte uns geſtern gerettet! Ach, die Menſchen wünſchen ſich ſo unbedeutend „guten Morgen!" — „guten Tag!" — Das iſt eine große, nicht verſtandne Erinnerung an die Natur, die all' unſer Leben regulirt! Eine unerkannte Ahnung von dem Wetter, was ſeyn könnte! von den Stürmen der Natur, die in ihren uranfänglichen Tagen brauſeten — die heut herein brauſen können über die Welt. Und ſo ſagen die Menſchen unbewußt-froh: wir haben heut ſchönes Wetter! und freuen ſich der Natur, die ſo ruhig, ſo freundlich um ſie leuchtet wie ein Still-Leben! Und wer bedenkt genug, daß wir alle vom Wetter leben? Ein Regen beſtimmt und ändert die Menſchen-Geſchäfte; ein Sonnentag verſetzt uns ſo recht in's menſchliche Daſeyn; ein blauer Himmel macht uns heiter, am trüben Tage ſtockt das Leben in uns. Eine Wolke macht reich und arm; ein Hauch kann uns verderben! Ein anderer Wind bringt allemal anderes Wetter — Uns ſtürmt' er zur Rettung vor uns dahin, und wir wandelten wie auf einem gewonnenen Schlachtfeld, traurig, aber froh des eigenen Lebens! Wir ruhten, ſchon im Abenddämmern auf dem hohen Felſenufer eines dampfenden, wahrſcheinlich jetzt heißen See's. Denn die noch wenigen Bäche führten faſt ſiedendes Waſſer ihm zu. Um ſeine Ränder und Buchten hatte die Waldung gebrannt. — Die Sümpfe umher waren ſehr eingetrocknet, ihr Waſſer hatte ſich bis tief in den Grund erhitzt. Die Fiſche hatten nicht entfliehen können, aber ...... Wir hörten jetzt von Ferne es brüllen, wie dumpf eine Herde Büffel brüllt, nur klang es ängſtlicher und ängſtlicher vom Echo wiederholt. Es näherte ſich uns. Wir ſaßen ſtill. Ich hatte das Feuergewehr auf dem Knie. Indeß fürchtet' ich nicht ſo ſehr; denn vor eigner Angſt ſchonte der Todfeind jetzt den Todfeind. Jetzt ſahen wir es ſpringen wie Kälber mit tölpiſchem Sprunge, dann ruhte, dann brüllte, dann ſprang es wieder! Und ſo eine Reihe entlang, wie Geſpenſter, die ſich kauernd und ſpringend nahten. — Ochſenfröſche *)! ſagte mein Weib mit Lächeln erſt, dann mit Thränen im Auge; ſie ſuchen friſches Waſſer. — Aber ſie irrten entſetzlich! Denn durch unſer lautes Anrufen „ho!" — „ho!" — machten ſie nur einen Bogen — und nicht weit von uns ſprang die grünliche Schar deſto ſchneller vom Fels in den See, und das Brüllen verſtummte — aber ſie ſchwammen nach und nach aufgetaucht, alle ausgeſtreckt, von dem heißen Waſſer verbrüht, auf der Fläche umher. So hatte ihr Trieb ſie doch nicht ganz getäuſcht — ſie waren ohne Qual und ruhig. Jetzt ſahen wir erſt — bräunliche Biber ſaßen, aus ihren glühenden Bauen vertrieben, auf den Felſen umher, und ſchienen auf die Fläche des See's zu ſtarren, die von zahlloſen

---

*) Rana maxima, oder der Rieſenfroſch.

Fiſchen bedeckt war, die auf der Seite lagen und ſchimmerten. Große gelbliche Waſſerratten krochen darauf umher, und Waſſerſchlangen ſuchten matt und mit halbem Leben an den erhitzten Felſen empor zu klimmen, und ſanken im Falle geringelt zurück. Ein Flug von Waſſervögeln wollte ſich an einer freien Stelle in den See ſtürzen, aber die Führer verſuchten, und ſchrien kläglich über die Verwandlung ihres Elements, und ſchwirrten weiter hinauf im Dampfe dahin.

Wir aber brachen auf, die Höhe des Berges zu erreichen. Coo trieb. Denn von droben war die hoch und freigelegene Meierei von Ferne — eine Tagreiſe weit — zu ſehn, wo unſere Tochter lebte. — Lebte?

Wir fanden die Felſengrotte, die wir ſchon auf der Hinreiſe als Gaſthaus benutzt. Coo bettete dem Kinde weich auf Laub und Tücher, wies den müden Hund bei ihm an zu wachen, der ſich ihm zu Füßen legte; Eſel, Mutter und Sohn mit Klingeln um den Hals und dem Rufe gehorchend, weideten indeß zum dürftigen Abendbrot, und wir ſtiegen zum Felſengipfel.

Welch ein Blick in das Land umher, ſo weit das Auge trug! heftiger Unterwind herrſchte; uns gegenüber am Horizont hatte er eine Rauchwand aufgethürmt, rieſengroß, ſchwarz wie die Nacht. Ein breiter Strich des Himmels war offen. Aus der ſchweren Decke, die über unſrer Heimath lag, fuhren Blitze wie geſchleuderte Feuerſchlangen empor. Denn die Wälder darunter brannten. Und wie aus dem Becher des Veſuvs in der Nacht nur eine ſchmale Flammenſäule und Feuergarbe emporloht, ſo ſchlug eine feurige blendende Flammengiſcht von Süd bis West in den Äther hinauf, und ſtand, in der Ferne, ſchweigend und unbewegt wie ein göttlicher Nordſchein. Aber über den näheren Wäldern bewegte der Sturm die wallenden Flammen wie Saaten der Hölle, und ſie wogten wie Wogen eines Meeres von entzündetem Naphta.

Unſer verlorenes Dorf war dahin, und die andern mit ihm. Das Fernrohr that keine Dienſte durch dazwiſchenſchwebenden Dampf und Qualm vernebelt.

Aber jenſeits drüben glänzten die Fenſter des Hauſes unſeres alten Freundes wie in der untergehenden Sonne. Deutlich brannte dahinter der Wald, der Weg von uns bis dahin ſchien noch frei, aber ſchon ſtachen lange brennende oder dampfende Zungen in den dunkelgrünen Waldbach-Teppich! Wie der Wind ſich richtete, vereinigte er ſie — vielleicht — und überzog ihn dann ganz mit Feuer und Purpur.

Sollt' ich noch wagen dahin zu eilen, die Tochter zu holen, zu retten? getraut' ich mich jetzt zu ſprechen.

„Kannſt du es nicht thun?" frug mich Coo.

Sehn ſie nicht dort die Gefahr, wie wir unſere ſahn?

„Wird ſie um uns nicht verzweifeln?" frug Coo.

Wird der alte Mann von den Seinen verlaſſen ſeyn, wie die Unſern uns flohn? Er war ſo gut! Sie waren ſo treu.

„Alaska wird ihn nicht verlaſſen, ſo kommen ſie Beide um?"

Lebt nicht Gott da drüben und waltet und rettet, wie er hier lebt und gerettet?

„O wohl! o gewiß! aber ſoll ich nicht retten, nicht eilen, nicht wiſſen! Ach davon ſpricht er die Mutter nicht frei! Ich ſoll mir die Tochterliebe verdienen — nicht ſchmachvoll ſie tragen."

So wollen wir umkommen? und Okki? — frug ich Coo.

Sie ſah zur Erde mit finſterm Geſicht. Der Wind riß in den Wurzeln verbrannte, gelöſete Bäume im Thale auf ein Mal zu zwanzig, zu hunderten um. Sie krachten am Boden, ſich wild in einander zerſchlagend. Qualm ſtieg auf. Es leuchtete wieder. Dann brach das Gekrach als Nachhall in den Schluchten der Berge erſt los! Andere Stürze! Neuer Donner, Qualm und Funkenſprühen — und neuer Nachdonner umher bis hinaus. Furchtbare Schlacht der Natur mit ſich ſelbſt!

Coo hörte das unerſchrocken, doch düſterer als wie zuvor. Ein unausſprechliches Lächeln, und in dem Lächeln ein heiliges, himmliſches Lieben ſprach aus ihr, in mich! Sie zog ſanft ihre Augenlieder über ihre Augenſterne, und ſo ſtand das ſchöne ſehnſüchtige Antlitz hinüber nach ihrer Tochter gewandt! Ja ſie ſchien mit dahin gerichtetem Ohr zu horchen: ob ſie ihr rufe? Sie hielt die Hand halb erhoben und abgewendet von ſich, mir Schweigen anzudeuten, als höre ſie wirklich das hilfloſe Kind, und nicht das Flüſtern der eigenen Angſt um ſie.

Sie ſehnte ſich zu ruhen. Als wir zur Höhle gekommen, war es als habe ſie ihren Okki verloren gehabt, und nun wiedergefunden, ſo freudig erſchreckt von ſeinem Anblick kniete ſie zu ihm und küßte ihn munter, und hörte ihn reden, und drückte ihn an ſich, und zog mich mit in des Kindes und ihre Umarmung.

Noch im Finſtern, als ich glaubte, ſie ſchlafe ſchon lange, drückte ſie mir noch von Zeit zu Zeit die Hand, leis und leiſer. — Ich fühlt' es noch, ſchlafend. —

— Am Morgen war ſie verſchwunden.

* * *

Ich ſtand erſchüttert mit gefalteten Händen — ich betete, — aber die Lippen bebten mir nur. Okki war da — er freute mich kaum! Ich holte kaum Athem! — vor meiner Phantaſie war ein Abgrund aufgethan. Mir war klar — das Mutterherz hatte Coo nach ihrer Tochter gezogen. Ich konnte in wachem Traume mir immer wechſelnde Bilder malen. Bald ſah ich Coo verirrt! bald erlag ſie! bald weinte ſie nach mir zurück! bald ſtürzte ſie froh in die Arme der Tochter, ſie war bei ihr, bei ihrem Kinde, denn das Kind in Noth, ja in ungekannter Noth iſt das einzige Kind, das liebſte Kind dem Mutterherzen, ſo viel ſie Glückliches außer ihm hat! Ihre ſtrebende hilfreiche Seele ſchien mir glücklich, das linderte meinen Gram. Ihre Liebe ſah keine Schrecken. Und was vermag denn alſo die ſo gefürchtete Natur mit all' ihren drohenden Werken und Wirkungen über die innere Gewalt der Seele des Menſchen? — Nichts! Sie erhebt ihn nur himmliſch und ſtärkt ihn — ſie ſelbſt nicht zu achten. Die Gefahr zog mein Weib zu dem Kinde; ihr Anwachſen trieb ſie — zur Eil! die Flammen erleuchteten nur — ihr Kind in der Ferne. Aber was Coo gethan, das that kein Weib, das that — eine Mutter. Ja alle andere Liebe iſt nur Vorklang, Nachklang gegen Kinder-Liebe und Kindes-Liebe!

Und ſie, die durch mich in Coo's Herzen geſtockt —

wie brach ſie nun aus! O was litt' ich! Ich war in keinem brennenden Walde mehr — mir brannte die thörichte Schuld im Buſen.

Ich war ſpät erwacht — Coo war ſchon weit! Doch ſie war nicht allein, der treue Hund begleitete ſie. Mir fehlte kaum eine Handvoll Lebensmittel. Okki begehrte nach der Mutter. Sie holt deine Schweſter, ſagt' ich ihm lächelnd, ihn herzend und küſſend — weinen durft' ich ja nicht — und das machte ihn lächeln und in die Hände klopfen.

Mein erſter Entſchluß war, ihr ſchnell zu folgen. — Aber war ſie mir nicht durch irgend einen andern Unglücksfall verloren? Ach, mein Herz zweifelte nicht, nur mein kühler Verſtand. Mein zweiter Entſchluß war zu warten bis ſie wiederkehre. Aber ich mußte einen dritten ergreifen, denn von der rechten Seite herein ging der Wald jetzt im Feuer auf und der Weg war mir abgeſchnitten. Wie breit er brannte, wie ſchnell das Feuer an der Erde im Graſe hinlief, an den erhitzten harzſchwitzenden Bäumen hinauf leckte, wie lange es verweilte um feuchte Stellen auszutrocknen und dann doch noch mit ſeiner Gewalt zu entzünden; wie weit Coo ſchon eilte, war nicht zu berechnen! Über ihren Weg hinaus blickend, athmete ich tiefe Züge ein, als wollt' ich den Wind zurück ziehn, und die Luft einathmen und halten, damit ſie ſicher eile! Ja, wie der Menſch iſt, mich beruhigte faſt der Qualm — weil er Alles verhüllte! Kein Anzeichen der kranken Natur forderte mich auf, ich durfte Alles dem göttlichen Walten — getroſt überlaſſen.

Mich hatte eine Furcht befallen vor der Natur die —

natürlich war und ſchmerzlich an Wehmuth gränzte; noch mehr aber bannte mich Staunen und Kummer, den tiefer Verdruß mir bitter machte. War mein Okki, mein einziges Kind nicht verloren, wenn ich mich opferte? War das Leben mir irgend noch werth, wenn ich ihn nun verlor, nur beſchädigte! Ich ſaß auf dem Berge und wiegte ihn faſt den ganzen Tag auf meinen Knien, mocht' er nun wachen oder ſchlummern an meiner Bruſt umarmt, ſeine Händchen um meinen Hals geſchlungen. Ich ſchien mir kein Menſch mehr — denn um mich war nicht mehr die gewohnte Natur und das Leben, das uns zu Menſchen macht. Speiſe und Trank war vergeſſen. So ſaßen wir. Mir dämmerte es nur im Sinn, ich empfand mich nur noch in der Liebe zu dieſem Kinde, wenn es mich Vater nannte. Wie wenig ein Vater, ein Menſch iſt, wie wenig er leiſten kann — das drückte mich nieder. Ja, ſoll ich mein Herz ausſchütten, ſo ſag' ich: Der gewöhnliche Lauf des Lebens war mir jetzt doppelt verhaßt, die Trennung von unſern Lieben, die es ſeinem alten Geſetz nach gewiß mit ſich bringt. — Die Ältern ſterben, wenn die Natur dieß Geſetz nicht noch ſchrecklicher umkehrt, eher — alle Kinder verlieren die Ältern, wenn es noch gut geht! und in derſelben Stunde der Vater zugleich ſein Kind, denn auch der Sterbende kann noch verlieren, nicht der Lebende allein — er ſieht ſie in ihren eigenen einſamen künftigen Tagen nicht, er überläßt ſie der weiten gefahrvollen Welt, jedem Schickſal, zuletzt auch dem Tode! Sein liebendes Auge möchte bei allem dabei ſeyn, ſein Herz es wiſſen! Und ſo wünſcht' ich jetzt mir in dieſem gefährlichen Zuſtande bethört die verkehrte Freude, daß wir Alle zuſammen umkämen in einer Stunde! in demſelben beglückenden Augenblick!

Doch auch der Wunſch war nun vergebens!

Sollt' ich hier harren, bis uns die Lebensmittel ausgegangen? Wo ſelbſt keine Beere im Walde mehr zu finden war? Und dennoch häuften ſich in der Nacht die wilden Thiere im verödeten Walde!

Ihr Geheul verrieth noch Angſt; die Mächtigen ſchonten der Kleinen, Rehe liefen unverfolgt von Wölfen, der Albatros flog vor dem Adler ſicher. Aber das mußte bald anders werden! und ſchrecklich! Auch für uns!

Beim erſten Dämmer des Tagſcheines brach ich denn auf, und richtete mich nach dem Compaß, um den großen Strom, den Catavagui bald zu erreichen. Ein beſchwerlicher Weg! eine faſt hoffnungsloſe Flucht! — Kleine Bäche von Theer und Harz, halb erſtarrt, waren hier; Hügel von Aſche, vom Winde zuſammen gewirbelt, Feuchte, quellige Stellen dampften noch. Nur aus Felſenadern ein friſcher Trunk. Brach ein Sonnenblick durch die wie niederhangende Wolkendecke, und ſah ich unſern Schatten an der Erde hinziehn — dann konnt' ich weinen. Da verſchwand er wieder, aber die Thränen blieben ſtehn im Auge.

Endlich gelangt' ich in friſchen Wald von Weymuts- und Pechkiefern und Spruſſelfichten, voll zahlloſer großer Heuſchrecken und Schmetterlinge. Es zirpte und ſchwirrte wunderlich, und flirrte wie Schnee flirrt. Ich hörte das an; es war unerforſchlich, geiſterhaft, und verſchwand nicht, und hörte nicht auf. Ich zog wie im Schattenreich. Noch zwei Stunden, unheimlich — ich möchte ſagen unweltiſch, wie ich nie gelebt, und wir waren auf einer baumleeren Savanne. Ein raſchelndes Grasmeer voll blühender aber gewelkter Pflanzen in weiten Waldufern, und hin und her nur Gebüſchgruppen, die wie kleine Fahrzeuge darauf zu ſchweben ſchienen. Aus einer beträchtlich großen Vertiefung ſah ich Rauch aufſteigen, der Wind führte mir Laute aus Geſängen zu. Da waren Menſchen! Ich eilte. Aber erſt mit Anbruch der Nacht erreicht' ich Ermüdeter ihren Rettungsort.

Ich glaubte Flüchtlinge aus den Kirchſpielen und den verlorenen Dörfern zu finden, und ſonderbar hier, ich ſah eine weiße Friedensfahne auf einem der erſten Bäume ausgeſteckt! Sie war im Glanze der Feuer ſichtbar. Alles ſchwieg.

Ich hielt. Mein Eſel ſchrie lauter als ein ſtürmender Nachtwächter bläſt. Mir that es leid um die Ruhe der armen müden Menſchen. Während meiner verſtändlichen Verweiſe, raſchelte es in der Krone des Baumes. Eine Geſtalt wie ein Bär kam am Stamme heruntergegleitet. Sie nahm von friſchem die Decke um die Schultern und reichte mir eine Hand und hieß mich herzlich willkommen!

Das Mann-Geſicht ſchien röthlich im Glanze der Flamme, doch ſeine Züge waren europäiſch. Er nannte ſich mir Monſieur d'Iſſaly, und hier in der Fremde ſeinen Landsmann! Auch ich that ſo.

Ich beobachtete den Wind! ſagte der ziemlich bejahrte Mann mir erklärend. Denn jene Indianer haben ihre Rechnung geſchloſſen und ſchlafen in Frieden, das Haupt vertrauend auf die mütterliche Erde gelegt. Sehen Sie da den letzten Reſt des ganzen Volkes der Algonkinen! — Schauer überlief mich. —

Wir mögen ihrer noch gegen ſechs hundert Mann ſeyn, Weiber und Kinder mit eingerechnet, wie bei Xerxes Heer. Ein bejammernswürdiges Ende ſo vieler herrlichen Tage im Schooße der Natur verlebt! Aber einzeln und völkerweiſe — hinter dem Jäger ſteht der Bettler — ſie mußten auch ſo vergehn!

— Ich dachte nur an Eoo's Vater, an ihre Schweſter! —

Und betrübter ſprach er, einen gebildeten Sinn verrathend: Auf jenen armen Köpfen, in jenen ſchlafenden Herzen ruht das Wiſſen, Leben und Streben eines ganzen uralten Volkes. Sehr beſonders! wahrhaftig unerklärbar! So viele Geſchlechter von ihnen gelebt — ſie ſind nur von allen noch übrig. Übrig wie abgenommene Äpfel, von einem alten Apfelbaume von den frühern Tauſenden ſeiner Sorte. Und von jenen Menſchen allen, die aus ihnen, wie aus den Apfelkernen, noch kommen ſollen, ſtehen nur ſie erſt da! Ältern und Kinder! Niemand weiter! einſam ſchauerlich, dem ſchrecklichſten Elemente, nur einem Hauche bloß geſtellt!

Er ſeufzte ſein eigenes Schickſal bedenkend.

Und ich tröſtete ihn: Das iſt das heilig Anſchauernde jeder Blume, jeder Pflanze, die ſo hergebracht in die Gegenwart hineinblühn, ſo einzig ſo wichtig, als Ahnen der Zukünftigen; als Träger der Zeit, nur ſie ſelbſt — und ſo ſchutzlos, ſo ſchutzbedürftig und doch ſo kindlich unbeſorgt. Und mit Recht.

O dieſe Einſamkeit der Geſchlechter!

ſeufzt' er; und jetzt dieß Volk — Schatten möcht' ich es nennen!

Indeß — wenn mich Etwas tröſtet, ſo iſt es die untrügliche Berechnung, daß in ganz Amerika nicht viele Ureinwohner gelebt — daß alſo nicht ſchon ſo viele umgekommen! — „Wie viel Hirſche ſtehn auf der Quadratmeile?“ Das iſt die Baſis zu dem Exempel, wie viel hier jemals Wilde gehauſt, denn das heißt ja nur — Jäger.

Die Bemerkung hätte mich ſonſt getröſtet. Jetzt ſchwieg ich. Die Augen fielen mir zu. Ich lehnte mich an den Eſel; er wankte auch.

Kann ich Ihnen dienen, ſprach er da freundlich, mit allem was wir haben — und wir haben alles was wir immer haben, jetzt in Überfluß, ſo kommen Sie zu dem Wigwam, dasmal von Schilf. Ach, das ſchöne Paris!

Er blickte noch zu ſeinem Tuche auf, beobachtete den Himmel und ſprach: Der Unterwind wäre gut! aber das iſt immer der, dem der Athem ausgeht. Fällt aber der Oberwind, der Neugeborne, herab, und das kann morgen geſchehn, dann weht er von dort — dann bringt er die Flammen! Doch eine Malzeit war immer erlaubt und ehrenvoll, ſelbſt dem Leonidas. So wollen wir uns nicht ſchämen! Mein Bärenrücken wird gar ſeyn. —

Ich band den Eſel an den Baum, Monſieur d'Iſſaly half mir ihm dürftiges Futter hinzu tragen. Dann nahm ich mein Kind, und wir traten in den herzbeklemmenden ſtillen Kreis.

Wir ſtiegen in eine Vertiefung hinein, offenbar in den unterſten Keſſel eines von Sonnenhitze ausgetrockneten mäßigen See's. Der Ort war weislich gewählt, ſchützte vor Wind und Rauch und erlaubte gefahrlos Feuer anzuzünden. Wir mußten an dem großen hellen Nachtfeuer, das in der Mitte brannte, vorüber. Ich ſtand einen Augenblick.

Die betagten Frauen hier brauen Arznei für die Kranken, die Huſtenden und Halbblinden, ſprach d'Iſſaly. Nur die Häuptlinge, die Tai's, führten für die Anderen ſehend lange Reihen der Männer und Weiber, die ſich leicht an einander anhielten und mit zugeſchloſſenen Augen hinter einander wie blinde Änten folgten. — Glaubt' es oder nicht, unſer aller größter Schmerz iſt in den Schläfen und Kinnbackenmuskeln, vom beſtändigen Aufblaſen der Backen, um den Rauch zu verſcheuchen. Andere ſehen kaum mehr. Die Todten haben wir heut mit Geſang beſtattet. Die jungen Leute aber haben heut alle nur möglichen Hochzeiten gemacht. Da ruhn ſie nun in den Hütten umher!

Auf einmal hob ſich das Feuer empor, faſt mannshoch, und der Boden mit ihm wie ein umgeſtürztes Boot. Das brennende Holz und die Kohlen rollten auf beiden Seiten herab und fielen uns faſt auf die Füße, dann borſt die Erdrinde von einer unſichtbaren Gewalt geſprengt, die alten Weiber flohen und ſchrien die Männer auf. Ein weit geöffneter, nach Luft ſchnappender Rachen eines Alligators ſtreckte ſich aus der Gruft, dann brach er, noch Brände auf ſeinem Rücken, mit einem Sprunge hervor. Aber er ruhte halb ſchlaftrunken und lag geblendet von den auflodernden Flammen. Das gewaltige Feuer über ſeinen Rücken hatte ihn aufgeweckt aus der Tiefdes Schlammes und Mergels, worin er ſich hier in der Hitze des Sommers vergraben, und der getrocknete Mergel hatte eine feſte Kruſte über ihn hin gewölbt.

Ich gab mein Kind einem erſtaunten Mädchen. Wir ergriffen einen brennenden Pfahl, ſtießen ihn tief in den zähneſtarrenden Rachen, der ſich vor Schmerz noch weiter öffnete. Herbeigeeilte Männer halfen uns ſtark und ſchnell, ſelbſt Knaben griffen an, und ſo lag der ungebetene, todesgefährliche Gaſt auf dem Rücken und dampfte: ſchlug mit dem Eidechſenſchwanz in die glühenden Kohlen, daß ſie umher flogen, und ehe er wußte er lebe, war er ſchon todt. Das Feuer ward um ihn geſchürt, und die große Krokodill-Geſtalt ſchrumpfte zuſammen und hob, wie um Erbarmen bittend die Schildkröten-Pfoten gleichſam gefaltet zum Himmel. Die berauſchten Hochzeitgäſte waren nüchtern vor Schreck, die berauſchten Begräbnißfeirer ſchlichen wieder fort, nur einige Knaben blieben, und die alten Weiber ſtellten ihre Arzneien wieder in die Kohlen.

Mein Okkl war mit dem Geſicht auf der Schulter des Mädchens eingeſchlafen. Ein Kind ſeyn, iſt unſchätzbar, unkaufbar. Selbſt die Mutter hatt' er vergeſſen. Wir gingen vor Hitze glühend. Ich bettete ihm in d'Iſſaly's Hütte. Der Kleine fühlte nicht Hunger und Durſt — er ſchlief. Ich aber aß, mehr um dem Sohne den Vater geſund und ſtark zu erhalten für die bevorſtehenden Beſchwerden, als aus Luſt an Speiſe, die Schnitte von d'Iſſaly's Bärenrücken, den daſſelbige Mädchen geröſtet. Dann ſtreckten wir uns hin auf die Decken, die

Flaſche mit Rum ſtand zwiſchen uns, und die Pfeifenköpfe glimmten bei jedem ſtillen Zuge im Dunkeln auf.

Da erſt fragte mich mein Wirth nach meinem Namen, woher und weß Landes ich ſey? Ich nannte ihm Jedes, ich erzählte ihm unſere Flucht — meiner Coo That und Verluſt — vielleicht ihr Opfer! Ach, dieß vielleicht fiel mir ſchwer auf das Herz! Selbſt das Mädchen, das ſtill an der Hütte geſeſſen, ſchien zu weinen, ja ſie ſtand zuletzt leiſe auf, und ich ſah ihre Geſtalt hinüber in der Dämmerung verſchwinden.

Ich ſchlief in Thränen ein, die Wange an meines Kindes Geſicht. Ich war im Traum am Geſtade von Tauris, ich hörte den Sturm, den Donner, und der Chor der Prieſterinnen ſang ihr verzagendes:

O welche Nacht!
Tod droht uns Armen! u. ſ. w.

* * *

Spät machte meine ſchwerträumende Seele Tag. — d'Iſſaly war ſchon fort. Der Nachmorgen hatte etwas Zauberhaftes, als ſey die Erde unter andere Geſtirne verſetzt. Fünf Sonnen ſtanden am rauch-umzogenen Himmel, roth wie ein Licht durch Rubinglas. Meine Sinne waren durch ſo viel Nieerlebtes gelöſt und berauſcht, daß mir faſt nichts mehr wunderbar däuchten konnte. Woher es ſtamme, was es bedeute und was es ſey, fiel gewiß Niemand ein; Alles war nur, was es im Augenblick ſchien, heiß oder kalt, trüb oder hell, das war was uns rührte. Die fünf himmliſchen großen Rubinen ſchmolzen zuletzt und zerfloſſen in unbeſchreiblich herrlichem

Farbenſpiel; und nach einer halben Stunde ſchien der Himmel ein Spiegel geworden, in dem ſich die goldgelbe Sonne beſah, und die Menſchen konnten dieß ihr zur Seite ſtehendes Bild in dem Spiegel ſehn und ſie ſelber zugleich. D'Iſſaly kam, ſetzte ſich zu mir und ſprach: es herrſcht eine Wahrſagung hier unter dem Volke, daß, wenn die blinde Frau den blinden Hirſch fängt, ſein Leben am Ende ſey!

Das Leben des Hirſches, oder des Volkes? frug ich ihn.

Umgeben vom Waldbrand ſind wir; antwortete er. Der feurige Kreis iſt geſchloſſen, nur grüne Bauminſeln zittern und glühen noch hin und her. Das Feuer überſpringt ſich ſelbſt. — Wollen Sie den blinden Hirſch nun ſehn? Er ſteht dort mitten in dem dichten Kreis der erſtaunten Indianer leicht angebunden. Er iſt matt bis auf den Tod, ein altes Weib hat ihn am Geweih gefaßt und halten mögen, da er mit dem Wind auf ſie gekommen. Viele machen ihr nun Vorwürfe, daß ſie zugegriffen! Einige behaupten, ſie ſehe noch, oder werde wieder ſehen, und bemühen ſich faſt verzweifelt ihre Augen herzuſtellen; Andere verſuchen den alten Hirſch wieder ſehend zu machen, damit die Alte keinen blinden Hirſch gegriffen. Gläubigere behaupten: der Hirſch ſey doch blind geweſen, wenn er auch wieder ſehe. Vor allen brüſten ſich die Wahrſager, und ſcheinen mehr Freude über das Eintreten des vor Alters Vorhergeſagten zu fühlen, als Angſt über den dadurch angedeuteten Untergang. Die jetzt ganz natürlich erprobte Wahrhaftigkeit der alten Thoren, gibt ihnen neue Würde, die doch nun am Ende wäre. Ich konnte drei blinde Bären fangen, wenn ich blind war um ſo närriſch zu ſeyn mich zu Tode umarmen zu laſſen.

Wir traten zu der Scene. Und der Anblick der Menge war wirklich wunderbar, welcher der alte edle Hirſch mit ſchwarzberäuchertem zackigen Geweih als ein Geſandte vom großen Geiſt erſchien. Wer es auch hätte wagen können ihn zu tödten, der wäre als Frevler zerriſſen worden. Ein Greis gab ihm Mais aus ſeiner magern Hand zu freſſen, und blickte dabei zu den zwei goldenen Sonnen, und dem alten Vater ſtanden die Thränen in den Augen. Alle waren gerührt, auch ich wendete weich mich ab.

Gerade jetzt trug das Mädchen — ſie hieß Ayana — meinen Okki eilig nach einer andern Hütte. Ich eilte ihr nach. Da trat ein Algonkine hervor, ſchnell gab ſie ihn dem auf den Arm, eilte hinein, und verbarg ſich.

Jener aber trat mir entgegen und frug mich auf franzöſiſch: Du biſt doch meiner Coo Mann? Nein, du biſt es eben nicht, das wiſſen wir ſchon, darum iſt der Knabe nun mein! Mein Blut rinnt in ſeinen Adern. — Aber Ayana hat Unrecht gethan, ich wäre ſchon frei und offen gekommen den Knaben dir abzufordern. Du biſt als ein Gaſt zu uns genaht, ſelber in Noth, darum gehe du unberührt von hinnen.

Er wollte hinein gehn. Ich hielt ihn an Okki's Arme, der ſchrie. Er ſtand. Es war Coo's Vater! ſeine ſchwarzen Augen funkelten, die Nüſtern ſeiner ſchön gebogenen Naſe bewegte Zorn, ſeine Lippen ſchwellte Verachtung, und mit ſeiner hohen Stirn, umwölkt von glänzendem ſchwarzen Haar, ſtand er mir herrlich und unbegreiflich da. Und doch regte ſich eine heimliche ſchwere Schuld in mir, eine Schuld am Mutterherzen. — Aber ein Wort iſt den Indianern ein Schwur, es iſt Wahrheit der Gefühle — und Okki war mir verloren, wenn ich ihn ließ. Das Kind konnt' ich faſſen, wir hätten es zerriſſen; Coo's Vater konnt' ich ihrentwillen und meines Dankes wegen, nicht tödtlich, nicht ernſtlich beſchädigen wollen, das dacht' ich klar. Aber mich befiel eine Wehmuth und eine Wuth zugleich, daß ich nicht mehr die Folgen erweg, noch das Gelingen von dem was ich that. Ich faßte den Vater, ich rang mit ihm — während deß ihm Ayana den Knaben wegriß. Meine Kraft war furchtbar geſpannt, und doch wollt' ich ſo eben dem Mann, in Thränen ausbrechend, an die Bruſt fallen, und vor Verehrung der Liebe zu ſeiner und meiner Coo, ihn an mich drücken — da riß mich d'Iſſaly rücklings von ihm weg. Er ſelber half mich mit Baſtſtricken binden, und trug mich mit andern Männern in ſeine Hütte. Er ging von mir weg und ließ ſich nicht ſehn.

Nach einer Stunde kam Ayana, ſetzte ſich in ſcheuer Entfernung von mir, und ſchien mich mit Antheil, ja mit Neigung zu bewachen.

So lag ich, und ſtarrte hinaus auf den offenen Platz, in die Savanne und zum Himmel.

Der Oberwind war herunter geſtiegen und brachte die Flamme! Vor ihr den heißen Athem, und vor ihm den weißen Rauch. Ich ſah, die Indianer riſſen ihren Schmuck aus den Ohren, die Tai's warfen ihre rothen und blauen Federhüte von ſich und zogen die Ehrenſchuhe aus. Bis auf den Gürtel unbekleidet erſchienen ſie nun bemalt mit Farben und Strichen, und ſelbſt bei den Frauen wäre dieſe Bemalung ein wirkliches Kleid geweſen, das den Körper nicht ſehen ließ. Sie ſtimmten Geſänge an, deren langſam ſteigende Töne das Herz zerriſſen, und bebend in der Tiefe gehalten das Innerſte erſchütterten. „Das Feuer vertrieb ſie aus dem Wald, wie die Otter die Vögel aus dem Neſt. Ihr Geſchlecht war in's Land der Geiſter geſtiegen, nun war an ihnen die Reihe, ohne daß ihnen Jemand der Ihren mehr folgte. Sie waren die letzten rothen Häute in dieſem Lande. Die Bäume machte der große Geiſt — nun zerſtört er ſie wieder. Das blinde Weib hat den blinden Hirſch gefangen, die Hirſche und wir verſchwinden aus den Wäldern mit den Wäldern, und Alles war ein Bild im See, ein Bild bis die Nacht ihm erſpart zu ſeyn!"

Das, wähnt' ich, müßten ſie jetzt da vor mir ſingen.

Aber der Trunk ging umher, und der Lärm ſchien Jubel in dieſer höchſten Noth. Hier erſchallten Hochzeitlieder, dort Grabgeſänge, als Nachklänge der Stimmung des vorigen Tages. Das unendlich reiche, und bis in die innerſte Tiefe aufgeregte Gemüth des Menſchen ſchien noch für die Wiederholung jedes Gefühls, jeder Beſchäftigung des frühern Lebens — wie ein Schlafender die Geſchäfte des vorigen Tages gedrängt und ſchnell wiederholt — eine kurze Minute in Anſpruch zu nehmen, ja alle ſeine Freuden und Leiden noch ein Mal ganz ausſchütten zu wollen, zu müſſen! Der Tabak, den ſie in kleinen Kugeln verſchluckten, mußte ſie bis zum Wahnſinn berauſchen. Dann hielten ſie einen Rath. Das Calumet, die Rieſentabakspfeife, ging umher, und jeder rauchte daraus ſo entſetzlich, ſo entſetzlich die Noth, ſo nöthig der Rath war! ſo räthlich ein großer Entſchluß!

Und ſie faßten ihn wirklich im Stillen.

So nahe, ſo nahend hatt' ich das Feuer bisher nicht geſehn. Jetzt kniſterte es nicht weit von uns am Boden dahin, es knackerte, praſſelte tauſendfach, und wo Flämmchen hinflackerten, ſtiebten nun erſt müde Schnepfen und Kragenfaſanen und andres Geflügel auf, wie Phönixe neu aus den Flammen belebt. Hin und her ein wilder Ochſe mit dumpfem Gebrüll, oder eine Geſellſchaft waſſerberaubter Kraniche. Dem eilenden Abbrennen des Graſes und des Gebüſches folgten Funken und Qualm, dem Qualme Aſchenwolken, die aufſtiegen und niederfielen und wieder aufſtiegen; glühende Kohlen flogen empor, die wuchtenden Flammen dobberten und ſauſten nur mit ſich ſelbſt zu vergleichen. Ihre Richtung war von der Linken zur Rechten. Ich war fühllos. Hier konnte Niemand retten als Einer. Alles was ich ſah, war mir nur noch eine Erſcheinung, ich ſelbſt eine Erſcheinung auf der Erde. Ich nahm eine Handvoll Sand auf, betrachtete ihn, und der Staub war mir unbegreiflich! woher ewig? ewig wozu? unnöthig, wenn nicht entſetzlich, daß er ſey. Aber er war mir kaum, die Körner ſchimmerten nur; ich ſah meinen Leib vor mir liegen wie ganz etwas Fremdes, nicht mein, auch jetzt nicht, oder nicht mehr. Der Lebensglanz war ſelbſt von den Gedankenbildern meiner Frau und meiner Kinder abgefallen, die Liebe geſunken wie eine Flamme, ſo ſchien auch der Tod nun nicht Tod mehr! Alſo auch Jene von mir dort anzuſehn, ſo aufgegeben in der leuchkenden Wüſte der Welt — war nur ein reines Zuſchaun, rein — wie Eis.

Drei alte ehrwürdige Männer, wahrſcheinlich Zauberer oder Wahrſager, die gewiß vorher immer ihre Verbindung mit dem Himmel geprieſen, gelangten jetzt auch dafür zu der Ehre, als Geſandte zu dem großen Geiſt zu wandeln. Sie dankten feierlich für dieß Zutraun. Stricke von Baſt um den Hals, tanzten ſie unter zujauchzenden Liedern. Ein Häuptling nahte wieder und ſprach während alle ſchwiegen: Bittet nur, daß der Haſe möge weiß ſeyn, nicht braun wie im Sommer! Er wird das ſchon verſtehn; und es iſt ihm ſo leicht, wie einen ſchwarzen Adler aus weißem Ei zu machen! —

„Gleich Schnee! überall gleich funkelnde Bäume mit Eiszapfen daran ſo lang als Er will!“ rieth ihnen die Menge: „Er kann es auf ein Mal ſo gut, als nach und nach! Dieß Alles thun nur die Untergötter — vielleicht die Manitto's — die böſen; doch Er iſt der Herr des Lebens. Zeigt eure angeſengten Haare! Laßt ihm die Flaſche heißes Trinkwaſſer koſten! Er wird euch glauben, wenn er euch ſieht, und uns helfen, wenn er euch glaubt. Sagt Ihm: wir würden Ihm helfen, wenn Wir Alle droben große Geiſter wären, und Er allein hier unten ſo elend wie wir, umringt von der Flamme: Das muß ihn erbarmen, denn Er iſt der große Geiſt!“

Die Himmelsboten verſprachen das Alles; dann tanzten ſie wieder; die Lieder erſchollen, die Männer tanzten, die ſie an den Stricken hielten, und auf den Wink eines Häuptlings die Schlingen um die Hälſe der Himmelsgeſandten zuzuziehn mit begierigen Augen harrten. —

Ich ſchlug die Augen nieder — ich drückte ſie zu. Ich gedachte an euch, an die Heimath. Mir fiel ein Mann ein — und ich mußte ſarkaſtiſch laut auflachen. Ein herzlicher Menſch frug ihn einſt, um ihn durch eine auf die Spitze geſtellte Alternative zwiſchen Selbſtſucht und Mitleid eine erſchütternde Einſicht in ſein mitleidloſes Herz zu geben, er frug ihn: ob er lieber wolle alle Tage ſeines Lebens alle gute Braten eſſen, alle edlen Weine trinken, wenn dafür ein ihm ganz unbekanntes Volk ſammt ſeiner Inſel im ſtillen Ocean verſinken und umkommen ſolle? Da er vorgab, das Volk nicht zu kennen, blieb er bei gutem Braten und edlem Weine — und ließ das Volk verderben. Hier war nun zu ſehn, was Mitleid ſey, oder nur Wohlwollen und was Selbſtſucht!' Hier ſtand ein Volk am Rande des Abgrunds — und wie er aus meinen Augen im Geiſte jetzt hier das anſah, wie ſeine Stimme, gleich ſonſt, auch jetzt in mir ſprach: alle mein Lebtag Braten und Wein — da faßt' ich mich ſelbſt an der Gurgel. Doch ich beſann mich! Warum haben die Wilden kein Mitleid? — Sie haben keine Phantaſie, ſie fühlen nur ſich, nur den Schein der Natur wie die Kinder, ſie können ihr Ich nicht in Andere verſetzen — und Menſchen ohne Mitleid ſind eben — Wilde! Überall!

Aber der große Geiſt empfindet jedes Herz, jede Freude und jedes Leid aller Menſchen in ſeiner Bruſt wie wir, und mir ſchaudert zu ſagen, als wir. —

Die Himmels-Geſandten ſchwankten ſchon — ſie ſchienen nicht mehr auf der Erde.

Da ward plötzliche Windſtille!

Nichts in der Natur hat mich je mehr erſchüttert. Der Herr war im Säuſeln. Mir ſchauerte die Haut. Der Rauch ſtand, er zog empor. Das Feuer ſtrich wahrſcheinlich an dem grasloſen Bett eines ausgetrockneten Baches dahin, es wehte nicht über, die Savanne blieb weiter unberührt — in mildem Glanze ſtand nur eine Sonne am Himmel, die Freude war unausſprechlich. Die halbtodten Geſandten wurden mit goldgelbem Gniſeng* erquickt. Die verſtändliche Aufführung des Sprichwortes: „Dieſes Glas dem großen Geiſt" war jetzt zu ſehn, ja das Calumet ward ihm zu Ehren geraucht, und der Dampf war das Opfer. Denn die armen Indianer zum Erwerb des Lebens zu ewigen Zügen verurtheilt, faſt immer ruhend, nirgend beſtändig, haben keinen andern Gottesdienſt, zu deſſen Ausbildung erſt beharrende Völker gelangen.

Monſieur d'Iſſaly kam und umarmte mich voll Freuden. Das war eine große Lehre! ſprach er; Gott Lob! ſie hat mich klug gemacht! Auch Sie ſind zum Glücke hierher gekommen. Rings draußen war ſonſt ihr Grab, ihr Heidenbegräbniß in eigener Aſche!

Ich blieb düſter ſitzen, ja zornig.

Aber auf wen ſind Sie böſe? fuhr er freundlich fort; Sie zürnen? — Über die Rettung? Vielleicht über mich? Es wäre wohl jetzt ein Augenblick zu vergeben! Aber miſcht' ich mich nicht darein, ſo ſah ich, ſpielten Andere voll Erbitterung Ihnen leicht übler mit, als ich — zum Schein. Sie haben ſich noch nicht losgebunden? Doch Sie konnten mich noch nicht kennen!

Er löſete mir die Füße, ſchleuderte den Baſt hinweg und ſprach: Nun iſt es vergeſſen! Aber Sie müſſen dem Vater vergeben! Er erfuhr ja Alles! Er iſt der Vater! und iſt ein Algonkine. Bei den Söhnen der Natur gelten nur große Tugenden, nur wenige, aber ſie und die oft ſo gefährlichen Lagen fordern ſie dringend faſt jeden Tag! und von Jedem werden ſie leicht geleiſtet — wie man in Europa einem guten Freunde wohl einen Ducaten — auf dreifaches Pfand borgt. Wer hier ein muſterhaftes Werk gethan, wird kaum erwähnt, aber wer es unterläßt, wird verachtet. Ich ſage nur ſo. Hier darf ein Mann ſein Weib nie verlaſſen, er muß die Gefahr für ſie beſtehn. Und wehe auch mir, daß ich nur ſolche „Anhänglichkeit“ noch bewundre. Hier iſt auch die leichtſinnigſte Verbindung goldenfeſt, denn das ganze Herz, die volle Gewalt des Strebens ſchloß ſie. Sie kennen dann in dieſer Art nichts Anders mehr, und was ſie beſitzen, daran beſitzen ſie gleichſam ihre ſichtbar gewordene Seele, ſich ſelbſt! ein zweites liebreiches Mal. Und darin nun leben ſie. O, es iſt kein Traum, daß die Unſern die Unſern ſind, daß es außer ihnen keine mehr für uns gibt — wenn wir es verſtehen. Sind die Unſern gekränkt, krank, elend, todt — dann ſind wir dahin! Was iſt dann das Leben noch? — Dem Wilden Nichts! Er ſchlägt ſich ſelbſt nicht ſo hoch an, nicht höher als ſeine Neigung und Liebe, die er in ſeine Lieben verſenkte. Aber Ihr — ach — Wir halten nichts für einzig, einzig werth für uns! ſo lieben wir nichts, ſo bleibt uns immer und immer wieder, die immer wieder leere Welt noch übrig! O wir ſind groß und erhaben über uns ſelbſt. -- Und ſo forderte jetzt der Vater den Sohn ſeiner Tochter dem Manne ab, der —

Sie irren, d'Iſſaly! rief ich ihn unterbrechend, und erröthete über und über. Ich ſchwieg ſchuldig zwar — aber anders. Ich war mir jetzt klar geworden. Weil ich unſere Tochter mir entfremdet, liebt' ich den Okki nun doppelt und doch einſeitig. Eoo aber liebte die hingegebene Tochter nur mehr, ja mit voller, heftig erregter Mutterliebe, ſeit ſie ſie wieder geſehn. Ihr Schmerz entflammte die Liebe nur mehr. So war ſie bereit das Leben für ſie mit Freuden zu wagen. Und ich liebte Eoo gewiß, ja gewiß über Alles! — Leider! Aber verſtand ich ſie auch zu lieben, wie mir es Pflicht gegen ſie war? Ach, ich mußte auch das am höchſten halten, was ſie liebte, mit heiligem Rechte ſo liebte — dann erſt liebt' ich ſie wirklich: ihre Seele, und all' ihre Neigung! Das ſind keine Räthſel, keine Spitzfindigkeiten, es iſt die Gewohnheit aller unverſtimmten Menſchen im Leben, und gerade der Ärmſten, ſelber der Wilden, wie d'Iſſaly ſagte. So ein göttliches Geſchöpf iſt der einfachſte Menſch. Aber Vorliebe zu Okki — verſchuldete Vorliebe hatte mich gebannt. Ihn opfern — die ſchöne geliebte Eoo opfern, nur wagen — ich war es nicht fähig! und ſollt' es doch! Und wahrlich ich dachte an mich nicht. Das ſah Eoo ſo klar und faſt durch die Worte meines Geſprächs auf dem Berge mit ihr, wie im neblichen Moosagat das faſerige Moos! Sie erröthete. Sie beſchloß. Und doch drückte ſie mir noch die Hände leiſe des Nachts — ich liebte ja ſie und ihr anderes Kind, und ſie liebte mich noch.

Ich ſaß jetzt ſtill und weinte ſtill.

Euer Okki iſt in guten Händen, tröſtete mich d'Iſſaly, auch wenn der Großvater beim Abzug ihn mitnimmt. — Und wollt Ihr ihn wieder — es iſt nur eine Tagreiſe zum Strom, der Weg iſt rein, ihr wißt wie die Indianer ſchlafen, ihr wißt die Hütte, morgen iſt Feſt, der blinde Hirſch wird geopfert, wir eſſen nicht ohne zu trinken, und was? Und wie lange? — Nun wißt Ihr genug.

Ich faßte ſchweigend meinen Entſchluß. Mein bedenkender Freund ſtreckte ſich hin, und halb mit mir, halb mit ſich ſelbſt, redet' er fort. Der Menſch ſollte ein Bär ſeyn! ſprach er über ſich ſelbſt unwillig; nicht der Bärenhetze wegen, ſondern des Bärenpelzes! Nackt bin ich auf die Welt gekommen, nackt muß ich wieder dahinfahren — das Wort iſt auch in Hinſicht des Vaterlandes — traurig. Wahrhaftig! Wer Federn wie der Kolibri hat, oder eine zarte Haut wie die Feuerſchlange, der kann nicht auswandern zum Eismeer; ſie müßte zum Prügel erſtarren! und der Eisbär müßte ſich auf St. Helena zu Tode ſchwitzen, und in Cayenne: Pfeffer! Die glückſeligen, von der Natur gekleideten Bewohner der Erde, ſie müſſen ihr Vaterland bewohnen, und nur ausgeſtopft kann man ſie in einer andern Zone ſehn, denn ſie ſehn uns nicht mit ihren Glasaugen. Aber Homo — der Menſch, hat das verwünſchte Vorrecht, wie ſeine eigene große Modepuppe ſich anzuziehn im leichten Nanking, wenn er nach Sumatra ziehn will, im Zobelpelze, wenn ihm Kamtſchatka gefällt. Als Herr des Eiſens baut er Hütten, wie ſie ihm überall recht ſind, Sommer- und Winter-Palais — oder Pelze! und das verruchte Thermometer in der Hand, ſtimmt er überall ſeine Stube auf — Stubenwärme! Und nun denkt der — Fahrenheit, wo er wohnen kann als Leib, ſey ſein Vaterland, und wird ein laufender Jude wie ich. — O Homo! Menſch! O Feigenblatt, daß du verloren gingſt! O Vernunft, daß du das nicht einſiehſt wie ich! O Verſtand, du glaubſt der Erfahrung, wie ich! Nur kleine Geduld! Nur die Freunde nicht im Unglück verlaſſen, wenn wir auch nicht helfen können; wir haben die Genugthuung es mit auszuſtehn und ausgeſtanden — zu haben. Ins Vaterland wiederzukehren iſt Niemand zu alt. Das macht wieder jung! Und ſo lange nur noch das Licht der Augen, bis ſie den Mont-Ventour geſehn! Dann zieht Monſieur d'Iſſaly die Decke ſich lächelnd über den Kopf, und ſchläft wie ein todter Urſon *)!

Und ſo that der ausgewanderte, reuige brave Mann wirklich, und ſchnarchte wenige Augenblicke darauf.

Ich aber hatte keine Ruh. Ich wartete die völlige Nacht und Stille in den Hütten erſt ab. Dann empfahl ich mich erſt dem großen Geiſt, deſſen Sterne durch eine Lücke der Wolken mir wieder ſchienen, und ſchlich mich außerhalb des Kreiſes — nach meinem Okki. Die Hitze war mir günſtig. Ayana ſchlief vor dem Wigwam mit ihm. Er war im Schlaf ihrem ausgeſtreckten Arm entglitten, und ruhte nur mit dem Nacken darauf. Erſt mußt' ich weinen, eh' ich ihn vermochte nur anzurühren; dann mußt' ich ihm in das holde Geſicht ſehn — das Herz pochte mir ungeſtüm — er redete leis und unverſtändlich im Schlafe. Ayana zog ihn an ſich, aber ſie ließ ihn, von

---

*) Eine Art Faulthier — Histrix dorsata.

Schlummer gelöſt, bald wieder los. Ich wartete das ab, eine peinliche Weile. Ich wand die Hand unter ſeine Schulter, die andere unter ſeine Kniekehlen — ich hob ihn ſanft — ich fühlte die ſüße Laſt wieder — ich kniete ſchon nur noch auf einem Knie, ich wollte auch dieß erheben — da ſchlug Ayana die Augen auf, ich ſtand wie angewurzelt, ſie ſetzte ſich auf, ſie ſah mich an, oder ſchien mich anzuſehn, ich hielt den Blick der Schlummerbefangenen aus, ich ſchloß die Augenlieder, als ſchlaf' ich, ſie ſank wieder hin, ſie wandte ſich ab und bettete ſich auf der eigenen Bruſt — nun holt' ich erſt Athem, nun ſchlich ich mit zitternden Füßen fort, nun war mein Kind wieder mein!

Ich löſte mein treues Thier, als ich erſt die Schellen heimlich abgeſchnitten; das Füllen folgte mir zottelnd hinaus in die Nacht vom fernen rothen Feuerſcheine erleuchtet; ich hatte nicht Steg noch Weg, nur die Richtung nach dem Fluſſe, und als der Morgen erſchien, verbarg ich mich, weit von der leeren Savanne ſchon, wieder im Walde mit meinem geliebten Kinde.

Sein Erwachen, ſeine erſte Rede — o Gott, welch Entzücken! Ich koſ'te mit ihm, lange und ſüß, und unwiderſtehlich ſank ich ermüdet in ſtärkendem Schlaf, glücklich in dieſer Wüſte, ſo glücklich ein Vater ſeyn kann im Umkreis der Erde. Mir war hier der Himmel; — denn ich ſah im Traume mein Weib und mein anderes Kind. Sie lebte alſo — in mir, und ich lebte mit ihnen, in mir.

* * *

Ich wußte ſelbſt nicht, wie erſchöpft ich war. D'Iſſaly's Wort „das war eine große Lehre", trug ich beſtändig im Sinn. Ich war ſchon krank, und es machte mich kränker, und ſpannte die Kräfte mir ab. Doch ich fühlt' es nicht ungern, wie Jemand der dem Erfrieren nahe iſt, ſich endlich behaglich fühlt. Je näher er dem Tode kommt, je wohler, je ſüßer wird ihm, und Jeder iſt ihm unwillkommen, der ihn wieder in das vergeſſene Leben ſtört. Denn Angſt empfand ich nicht mehr; wie ein Wanderer nur den erſten Tag ermüdet, den zweiten und dritten Schmerzen leidet, und dann ſich nach und nach erholt, bis er unermüdlich geht wie eine Uhr. So hatt' ich mich an den neuen Zuſtand gewöhnt, als habe die ganze Welt von meiner Jugend an gebrannt und gedampft. Aber Reue und Ungewißheit drückten mich nieder. Denn hatt' ich meine Tochter behalten, ſo war ſie jetzt bei uns, dann war die Mutter auch bei uns — und wenn ich das dachte, erſchien mir Coo vor Augen, und ſah mir lächelnd und froh ins Geſicht, und ich ſtand, als halte mich ihr Gebild wirklich auf im Weitergehn. Darum eilt' ich nach Quebec zu kommen, denn dahin, wußte Coo, hatten wir wo möglich ſuchen wollen zu gelangen. Ich hatte dort Freunde, Geld, und dort war alles Verlorene wieder zu erſetzen und anzuſchaffen.

Am dritten Morgen nach meiner Flucht aus dem Sumpf oder Swamp in der Savanne erſchrak ich, mich von den Algonkinen wieder umlagert zu ſehn. Ich fürchtete wirklich nicht ohne Grund, denn die Indianer vergeben nie. Mir fiel es auf's Herz: in welche Lage ich meiner Coo Schweſter, Ayana verſetzt, daß ich ihr das Kind aus den Armen geraubt. Vielleicht hatte das d'Iſſaly bei dem Vater ausgeglichen. Vielleicht hatte der ſie, zur bilterſten Strafe, mit Waſſer beſpritzt. — Ich war gefaßt auf Gegenwehr, doch verhielt ich mich ruhig, ſorglos wie ein Abweſender.

Der gute d'Iſſaly trat zu mir, und lächelte.

Aber er ſah wie krank ich war, wie ſehr ich an den Augen litt, und äußerte mir das. Ich wunderte mich.

Aber noch mehr, als er Ayana zu mir brachte, die ihre wenigen Sachen unter dem Arm hielt. Sie wird nun bei euch bleiben, und euch leiten! ſprach d'Iſſaly, der mich eine kurze Zeit verlaſſen, und mir an der Hand ſie herführte. Des Kindes willen zuerſt, und dann auch eurer ſelbſtwegen, denn dem Vater hat geträumt: Ihr wärt verlaſſen, Ihr rieft nach Ayana. Er gehorcht dem Befehl, denn Träume ſind hier Befehle des großen Geiſtes, und werden heilig erfüllt, wie überall die Einfälle bei Tag und bei Nacht, auch wenn ſie nicht ſo gut ſind als dieſer des väterlich ſorgenden Sachem, oder Arm des Hauptes. So zieht denn in Frieden! — Und was mir gefiel, der Vater nahm nicht Abſchied von ihr, als bliebe ſie bei ihm, immer vor ſeinen Augen, da ſie einen guten Weg geht, und das Herz mit jedem Pulsſchlag in jeden ihrer Schritte aufs Neue willigt. Sie kniete nur flüchtig noch ein Mal vor ihm nieder, und berührte ſeine Hand mit ihrer Stirn. Sie hat Fleiſchpulver, Pemmican, auf lange. Ihr findet auch Kronsbeeren. Der Mond iſt zwar todt — das heißt bei euch alt, — die Sonne ſcheint zu ſterben, aber ſelbſt ohne Nord-Moos an den Bäumen und Süd-Wuchs der Äſte iſt der Weg nicht zu fehlen. Die Bäche führen zum Fluſſe, der Fluß zum Strome, der Strom nach der Stadt. So geht Ihr aus Hand in Hand unter göttlichem Geleit. So zieht in Frieden! Vielleicht — — —

Er ſprach nicht aus, ſondern ſah uns nur lange nach, als er uns erſt mit Sagamite aus Mais erquickt. Auch ich ſah mich um, und erblickte noch lang die im Winde von ſeiner Schulter wehende blaue Decke, und die langen rothen Hoſen.

Obwohl Ayana franzöſiſch verſtand, ſchwieg ſie doch. Ihr langes weißes, eben angelegtes Unterkleid mit ſilbernen Knöpfen am Saume beſetzt, hatte ſie aufgeſchlagen, ihre Schuhe von weichem Büffelleder (Moçoſſins) beſchützten ihren Fuß, und ihr um die Hüften geſchlagenes Tuch hinderte ſie nicht. So ſchritt ſie voran, ihr ſchwarzes, bis in die Kniekehlen reichendes Haar flatterte, mit Geſchmeide geziert, im Winde ihr nach. Ihr Wuchs, der einer indianiſchen Schönheit — einer Sqaw — ließ mich an Eoo denken, wie ſie war, als ſie mein Weib ward. Ich folgte in Träumen, wie ich zum Scherz mit dem glimmenden Hölzchen im Munde mich Abends ihr heimlich genaht, und wie ſie es ausgeblaſen, zum Zeichen meiner Erhörung.

Zur Nacht erreichten wir den Montmorency-Fluß. Ein Canot, mit Kork überzogen, fanden wir noch an einer jetzt voñ Menſchen verlaſſ'nen Cabanne, auf dem Fluſſe ſich wiegend. Es war ſo klein, daß der kleine Eſel zurück bleiben mußte; und ich vergeſſe die großen Augen des armen Füllens nicht, mit welchen es ſeine Mutter ſtumm dahin fahren ſah. Die Mutter ſchrie und ſang, der Sohn ſang und ſchrie — und wir Menſchen fuhren dahin.

Wir lagerten uns drüben in einer andern verlaſſ'nen Cabanne, mit Allem verſehn, ſelbſt mit den ſchwarz gefärbten Pflaumenkörnern zum Würfeln für Kinder. Ich gedachte der Heimath! Aber am Morgen war das verlaſſene Mutterſöhnchen da; Ayana hatte es beim erſten Morgengrauen herüber geholt. Die Freude war groß!

Aber was ſollt' ich denken, als ich auch die rothen Hoſen erblickte — die d'Iſſaly trug! Er trat ein, und ſtellte ſein Tamahawk an die Wand.

Ich kehre aus dem Hauſe des Todes neu in das Haus des Lebens, ſprach er mich weich begrüßend. Die Wälder ſind hin, und man kann kein Wilder mehr ſeyn! Gewiß ſind die Hundsribben-, Haſen- und Zänker-Indier, nun alle auch Weiber geworden. Mit dem Wilde muß nun die Kriegesaxt auf Dauer der Sonne begraben werden. Denn nur um Lebensunterhalt ward hier Krieg geführt. Aus der Aſche der Bäume wächſt nun das Friedensbäumchen auf. Aus Jägern werden — Nomaden. Die Kuh und das Schaf wird nun hier herrſchen, bis der gepflückte Acker und das gemauerte Haus die Freien zu Sclaven macht wie in den Freiſtaaten, zu Sclaven ihrer Bedürfniſſe, der Sicherheit und des Beſitzes. Der Tauſch iſt ſchwer, und ſoll ich ihn machen, ſo tauſch ich für dieſes ſehr ſonderbar mit Aſche gedüngte Jungferland mir wieder mein Vaterland ein, das ich floh, um Niemanden zu gehorchen. — 1790. — Jetzt will ich daran arbeiten, nur mich zu beherrſchen, und mir als wahrer Monarch zu befehlen. Alles was die Indianer haben und thun, geht den ganzen Stamm an, nur ihm gehört Alles, ſelbſt das Lachswehr im Fluß, ihm iſt Mann, Weib und Kind lebendig, und ihm nur ſtirbt es. Dieſe Geſinnung hab' ich hier erworben — ſie will ich als meinen Reichthum hinüber nehmen, und ausſtreun — mit milden Händen! Und könnt' ich, ach könnten wir alle da drüben, bei Geſchicklichkeiten und Wiſſen, dieſen Charakter behaupten, was fehlte uns dann — verklärte Wilde zu ſeyn? nicht allein durch die Stärke des Leibes zu leben, nicht allein durch die Kräfte des Geiſtes, ſondern durch beide vereint. Das war mein Lehrbrief! ſchloß er, den die Natur mir hier geſchrieben, welche die Menſchen hier etwas ſonderbar zu erziehn beliebt; und einen kleinen verbrannten Baum will ich als Denkzeichen an die Schnüren — mein Fathom of Wampum reihn!

Er beſahe ſich jetzt in einem kleinen Spiegel an der Wand, und ging dann mit großen Schritten ſinnend auf und ab, und glühte dabei. Ich bin, ohne wahrer Menſch zu ſeyn, ſo ziemlich, was man ſagt, alt geworden. Doch ich habe mich hier um das innere Leben gebracht, ich will mir vergeben!

Er that, als umarme er ſich und drücke ſich ſelbſt an die Bruſt, und ich hörte den Laut zweier Küſſe. Dann ſetzte er ſich, und rauchte wunderlich eine Friedenspfeife mit ſich ſelbſt — vor dem Spiegel! Dabei ſah er mich öfter an, und als ſie ausgegangen, und er den letzten Zug des Rauches dem Himmel zugeblaſen, ſchien er mir zur Lehre zu ſagen, was er indeß gedacht.

Nur auf derſelben Stelle, ſprach er, können wir leben, wenn Leben heißt: Einſicht in die Welt, ihren Lauf erlangen, antheilvoll wirken, und Wirkungen empfangen. Nicht die Stadt, nicht das Dorf ſollten wir verlaſſen, worin wir geboren und aufgewachſen ſind. Nur darin wird uns die Landſchaft, die Natur zur Gewohnheit; die äußeren Erſcheinungen ſtören uns nicht, unſer inneres Leben fortzuſetzen. Denn nichts ſoll uns hinderlich aufregen, oder gar aufſchrecken — wir ſollen uns im Menſchlichen, ganz dahin gegeben, vergeſſen. Über ein Menſchenleben recht klar werden, ſtellt uns höher, als an Millionen vorüber ziehn, deren Herz und Schickſal uns verſchloſſen iſt. Und unſer eigner Sinn wird nicht klar und voll, wo wir nicht fußen und urtheilen können. In unſerer Heimath kennen wir das Herkommen, die Mitbewohner und ihren Sinn, ihre Werke von Jugend auf und lernen an ihnen die Führung des großen Geiſtes, ſeine göttlichen Gerichte in dieſer Welt — den Segen des Stillbeſcheidenen und Guten, den geheimen Lohn des Ungerechten, Wollüſtigen und Böſen. Wir ſehn es, wir ſehn wie Anfänge ihren Fortgang und ihr Ende erreichen, wir ſehn die Kinder um die Gräber der Ältern ſpielen, Fremde in Häuſern wohnen, darin wir liebe Freunde geweſen. Dieſer heilige Wandel der Welt, dieſe Ewigkeit im Vergänglichen, dieſes Göttliche im Menſchlichen, mit dem Geiſte ſehn und bewundern lernen iſt mehr werth als — Auswandern! als fremde Meere und Länder, Berge und Bäume, Gebäude und Menſchen ſehn, mehr werth — als ein Leben, das uns ein nie ſo verſtandenes, verworrenes Gewebe iſt. Darum, wer auswandert aus ſeiner Heimath, der bringt ſich ſchlimmer als um das Leben. Und geſchieht ihm das Äußerſte daheim, es iſt noch beſſer als in der Fremde mit Roſenöhl geſalbt zu werden! Und wer, gleichſam nach ſeinem Tode, einen Goldklumpen nach Hauſe bringt, der hat ſeine Zeit dort gelaſſen, nicht ſein Herz, denn er hatte keins. Ein Sechziger will nun erſt zwanzig Jahre ſeyn; und wer Geizen oder Wohlleben nur Leben nennt, der hat nicht wohl gelebt. Darum darf man nicht den Tod auf das Auswandern ſetzen — die Natur hat ihn ſelbſt darauf geſetzt!

Euch wundert meine Weisheit? ſah er mich ſelbſt Gerührten und ſchwer Betroffenen an; wundert euch nicht — das war der Extract aus fünf und dreißigjähriger Thorheit! die Blüthe einer baumhohen großen Fackel-Diſtel, des meergrünen Armleuchters der Natur mit ſtacheligen Blättern wie Balken, welche die Kinder erſteigen und das ſüße reife Mark aus dem Kelch wie aus einer goldenen Schüſſel auslöffeln. Das Herumklettern geſchieht dann umſonſt, aber man hat den Geſchmack noch Tagelang auf der Zunge!

Wir brachen nun zuſammen auf, und gelangten ohne Gefährde in die langen an einander hängenden Dörfer am Catavagui. Hier wohnen noch Irokeſen, die Letzten, die Chriſten geworden. Franzoſen haben ſich hier mit den Töchtern derſelben vermählt, die in ihrem blauen Leibchen, in ihrem Strohhut uns freundlich begrüßten.

So voll die Häuſer von Flüchtlingen waren, fanden wir doch ein Plätzchen bei alten Leuten. Ayana hatte ſich an den Fuß geſtoßen, ſie konnte nicht weiter; Okki war unwohl, d'Iſſaly hatte einen alten Freund gefunden, mich hielt nur die Hoffnung noch aufrecht, die Hoffnung, Coo zu finden! Ihrem Muthe war Alles zu traun, wenn ihre Verſtändigkeit nur durch das Schickſal nicht vergeblich geworden.

Mir glüht' es in allen Adern! Nichts konnte mich halten! Ich beſchloß den Weg zu vollenden, wenn auch allein. Die Freunde und Okki kamen ja nach! Sie waren bei Menſchen, nicht bloß mehr bei der Natur, die verwandelt — die alſo geſchaffen, denn auch ihr Schaffen iſt nur Verwandlung. Ich küßte den Kleinen und zog nach Quebec.

* * *

Von Glangory in Obercanada, ſo wußt' ich aus der Sage, hatte der Wald bis an die Waſſerfälle in Untercanada gebrannt; das ſah ich. Hier aber ſtanden die köſtlichen Rhododendrons, die Cedern, die Kalmien — ach, und die Cypreſſen! Mit Herzklopfen erblickt' ich die Stadt! Ich mochte kaum hinſehn, und mein Auge ſchweifte verlegen und irr' in ihrer Umgebung, feucht auf den Felſen und Bergen, den See'n und Städten, der Inſel im Strome umher — bis ſie wieder auf dem prächtigen Hauſe des Freundes ruhten und fragten, ſehnſüchtig und bang: ob meine Coo darin ſey? Ich ſtand mit gefalteten Händen, und während ich ernſt meinen Weg wiederholte im Flug der Gedanken, ſah ich auch drüben über dem Strome die blauen Berge brennen, Neu-Braunſchweig! Ich ſenkte die Augen, die Alles nur dunkel ſahen wie in einem Flor. Meine Stiefeln waren abgeriſſen, ich war ſchwarz bis an den Gürtel, ich hatte das Anſehn eines Köhlers. So ruht' ich am Waſſerfall bis zu Sonnenuntergang. Mich labte die Friſche ſeines Hauches. Die Gewalt ſeines Sturzes und die erſchütterte Luft über ihm, hatte in dem ſchweren Walddampf, wie aus dämmernden Rauchtopas einen ungeheuern Brunnen ausgehöhlt, weit wie der Li-

lienſtein, und dreimal ſo hoch, und drüber ſah ich die Hellung des blauen Himmels, ſeit lange zum erſten Mal wieder. Ein Adler der von ſeinem Nachttrunk darin aufſtieg, und welchen mein Auge verfolgte, ſtieg ſo lange, bis das Geſicht mir vom Waſſerſtaube ganz feucht war. Die Dampfwände des unermeßlichen Brunnens ſchimmerten golden vom Glanze der unſichtbar auswärts ſinkenden Sonne, dann roſig, dann purpurn, dann violett, und als ſie ſich bräunten, ſchlich ich in die im Dämmer ruhende Stadt.

Ich war durchnäßt ohn' es zu wiſſen, bis ich an der Pforte des Hauſes ſtand, die ſich ſogleich nicht öffnete. Mit Zähnklappen trat ich ein. Mein Freund und ſein Weib erkannten mich nicht. Ich ſetzte mich auf den nächſten Stuhl. Sie beleuchteten die fremde Erſcheinung — ſie hatten mich auch für umgekommen betrachtet wie unzählige Andere, oder geglaubt ich irre mit den Abgebrannten umher auf der unermeßlichen Brandſtätte, ohne Nahrung und Obdach. Aber ich ſaß hier. Jetzt freuten ſie ſich mit Thränen.

Ich ſah mich ſchweigend im Zimmer um. Ich glaubte ſie ſollte zu Tiſche erſcheinen — ſie! Alaska, ſollte mir im Rücken genaht, die Augen zuhalten, und mich rathen laſſen, wer es ſey, bis ſie in Thränen ausbrach und an meinem Halſe hing — Nichts von alle dem! Ich getraute mich nicht zu fragen. Sie ſchwiegen, um mir nicht unendlichen Schmerz zu erregen. Erſt als ich zu Bette ging, hielt mich der Freund an der Hand feſt, und fragte, die Augen niederſchlagend: Dein Weib kommt doch nach?

Ich ſuchte ſie hier! war alles was ich ſagen konnte.

Ich hatte große Umwege, lange Aufenthalte gemacht — und ſie war nicht hier.

Die Thränen in dieſer Nacht gaben meinen entzündeten Augen den Reſt. Ich wußte am Morgen nicht, daß lange ſchon Tag geworden war. Fieberphantaſien hatten mich eingenommen, und wer nun aus mir ſprach, wer in mir litt — das war ich nicht mehr.

Wie durch einen Zauber ward ich wieder geſund. Ich machte eine höchſt beſchwerliche Reiſe nach Saint-Réals Wohnung. Sie war nicht mehr. Die Schafe irrten hirtenlos umher, die größeren Hausthiere alle waren umgekommen. Ich zog nach unſerm verlorenen Dorf. Ich fand noch Inſeln von Wald. An andern Orten lagen vom Feuer umſchloſſene wilde Thiere mit verſengten Pelzen. — Mein Haus — es ſtand! Die Papageien flogen umher. Ich ſah wieder durch die grünen Jalouſieen zum Fenſter hinein. — Da ſah mich der Geiſt wieder aus dem Spiegel an! Da ſtand das Wiegenpferd mit finſtrem Geſicht! Da lag der angefangene kleine Strumpf — ich ſeufzte, ich ſah zu Boden, da lag der Teppich gebreitet, den Coo gewirkt. — Ich ging weinend hinein, ich berührte mit der Hand ihren Webſtuhl, den langen ahornen Stiel ihrer Apfelpreſſe, ja ich trat mechaniſch ihr ſchnurrendes Spinnrad, bis mir vor Wehmuth der Fuß verſagte. Ich ſtieg in den Keller — da ſaß Coo! und ob es gleich ſonſt finſter darin war, umfloß ſie ein Licht, deſſen Quell ich nicht wahrnahm. Sie ſtand nicht auf, ſie ſchwieg — ich ergriff ihre Hand — ſie war kalt. Coo war todt — und doch ſchlug ſie — wie mir zu Liebe die Augen noch ein Mal auf, ſie lächelte wieder, ſie drückte mir lange die

Hand — dann ſenkte ſie ſanft den Kopf auf die Bruſt und war todt. —

Und ich erwachte! denn alles war nur ein Traum. Meine linke Hand, mit der ich die ihre gefaßt, hing noch zum Bette hinaus, und ich war erwacht durch ein ſanftes Anfaſſen derſelben, ein Weinen darauf, und durch ein fröhliches, aber gedämpftes Rufen: der Vater erwacht! er ſchlägt die Augen auf! — Ich that das wirklich, aber ich ſah Niemand. Aber in meinem Bewußtſeyn dämmerte das Wiſſen: Alaska, meine Tochter ſey hier! Sie ſey gerettet.

Am Abend las man die Zeitung, die hier überall einer öffentlichen Schule gleicht, die wie durch Zauber im ganzen Lande gehalten wird für die Schüler der neuen Welt, für alle ihre Bewohner. Es war ein Blatt „Freeman's Journal" aus Philadelphia. Die Furcht vor einem durchgängigen Brande des Waldes, der von der Hudsonsbay bis hinab an die Spitze von Florida faſt ununterbrochen die Staaten bedeckte, hatte ſich ſo ſehr der Gemüther bemächtigt, daß man in Neu-York die Erſcheinung zweier Engel glaubte, welche den Untergang der Stadt auf den 19. Januar 1826 ihren Bewohnern verkündigt. Denn jetzt ſchien Alles möglich. Unter den Geſchichten, welche das Blatt alle Wochen „aus der alten Welt" mittheilt, war eine aus Rußland. Ein Weib war im Schlitten mit ihren fünf Kindern nach der entlegenen Kirche gefahren, und auf der Nachhauſefahrt hatten ſie fünf Wölfe verfolgt. Sie war gejagt, bis Schweiß ſie und das kräftige Roß bedeckte. Endlich hatte ein Wolf ſie erreicht, und um ſich zu retten, hatte ſie ihm das älteſte

Kind hinausgeworfen — worüber er hergefallen. Und in der Mordluſt und Stillung des Hungers war dieſer verſtummt. Aber bald hatte der Zweite die Pfote hinten auf ihren Schlitten gelegt, und um ſich zu retten, hatte ſie jetzt das älteſte Kind ihm zur Beute gegeben. Und ſo endlich dem fünften Wolfen das fünfte Kind — von der Bruſt. Und wohlbehalten war ſie in einem Bauerhofe angelangt, wo die Bewohner ſo eben in ihrer Scheune gedroſchen. Sie hatte ihre Rettung erzählt, und die Weiſe: wie? Da hatte der Sohn des Hauſes gefragt: ob ſie das wirklich gethan? Und auf ihre Bejahung, hatte er ihr den Kopf mit dem Flegel zerſchmettert, und der Menſchenkenner und Menſchenfreund Alexander hatte den Rächer der Menſchheit liebreich begnadigt. — — Tiefes Schweigen herrſchte im Zimmer. Alle erſchöpften ſich in Muthmaßungen, das Weib, ja die Mutter auf irgend eine Art zu entſchuldigen — denn das Blatt einer Lüge zu zeihen, kam niemand an.

Ich fühlte — ein Hund hatte ſich zu meinen Füßen auf's Bett gelegt, und manchmal leckte er mir die Hand. — Unſre Ariadne war da! Gott, und mein Weib! denn Alaska ſagte jetzt zu Coo: Nicht wahr Mutter, ich bin dein Kind!

Ich vernahm nichts weiter, die Sinne vergingen mir wieder.

Und ſo verfloſſen lange Tage, lange Nächte. Ich fühlte nur einſt Kühlung auf den Augen, Thränen auf mein Geſicht geweint, und eine heiße Wange an meine geſchmiegt. Dann war das lange nicht mehr. Aber eines Morgens ſah ich meinen Okel vor mir ſtehn, der ſchwer ſeufzte: Ayana hielt ihn an der Hand — und d'Iſſaly ſaß in der Ecke des Zimmers, die Arme in einander geſchlungen mit geſenktem Kopf.

Süße Geſänge hatten mich aufgeweckt. Der Hund wartete vor mir auf. Nun wußt' ich erſt deutlich, meine Tochter, mein Weib waren da! Ich bat, ſie zu mir zu rufen; aber Ayana verneinte das ſanft weinend mit leiſe bewegtem Haupt. Dann trat ſie ans Fenſter. Ich wollte zu ihr geführt ſeyn — und Okki ſprach: komm' in den Garten! Aber d'Iſſaly ſprang auf und wehrte dem Kinde. Nur ſo viel erfuhr ich jetzt: der gute alte Saint-Réal hatte nicht Kraft zur Flucht gehabt. In einer Berghöhle war er ſitzen geblieben; die beiden Frauen hatten ihn nicht zu tragen vermocht; bis ſie der Dampf der entzündeten Steinkohlen daraus vertrieben, hatten ſie treulich bei ihm ausgehalten. Dort ſaß er nun, geſtorben, noch eh' er erſtickt. Coo war zur rechten Zeit gekommen! Sie hatte die beſten Wege gefunden. Und ſo erklärte ich mir Alaska's Thränen als das Opfer für ihren Pflegevater, deſſen — Fürſtenthum ſie nun geerbt, aber daran nicht dachte. D'Iſſaly hörte von dem Vermächtniß, es ſey hier niedergelegt; und er wollte ſpäter ein Mal in den Wald, in die Höhle mit Männern kehren, die des armen Alten Tod bezeugten, die den Geſtorb'nen begrüben, in ſeinen Kleidern, ſelbſt mit ſeinem koſtbaren Ringe am Finger, wie Alaska verlangte, und daß ſie zugleich ihm darin ein Denkmal, doch eine Inſchrift von Erz oder Marmor ſetzten.

Endlich ſtand ich auf. Ich trat an das Fenſter, das den tiefen Garten überſehn ließ — man wollte mich hinweg ziehn, ich konnte nicht widerſtehn, trat mitten in's Zimmer, und ſah nun wie es Aſche regnete über das Land. Stürme hatten ſie in die Wolken gekräuſelt, weit umher geführt, und in dem ſchweren Herbſtgewitter, das göttlich am alten heiligen Himmel rollte, fiel ſie als ſchwarzer Schnee hernieder, oder mit den großen Tropfen gemiſcht, als ſchwarzer Regen, und deckte das Land und das herbſtliche Grün und die rauſchenden Bäume.

Soo war nicht zu ſehn. Niemand ſprach, mir graute zu fragen, denn ich errieth. Der Freund erzählte mir nur, ſie ſey gekommen, ſie habe mit Freuden gehört! ich ſey da! Aber Okki? — hatte ſie erblaſſend gefragt. Ach, der war ja noch in dem letzten Dorfe geweſen — und eh' ſie gehört, war ſie tödtlich erſchrocken, und meine Krankheit hatte ihr den vermeinten Verluſt beſtätigt. Sie hatte tauſend Angſt um uns ausgeſtanden, ſeit ſie ihre Alaska bei ſich gewußt — und jetzt war ihre Natur erlegen. Mein Anblick hatte ſie tief erſchüttert, ſie hätte mich gern, ſchnell, noch ſchnell geneſen geſehn! bald, nur bald mir wieder das Licht der Augen gegönnt, damit ich den Troſt genöße, ſie — ach, ſie noch ein Mal zu ſehn in dieſer Welt. Nichts hatte ſie gehalten; und obſchon ſelber ſchwer erkrankt, war ſie hinaus auf die Hügel geſchlichen und hatte mir Kräuter geſucht, ſie gepreßt, und den Saft mir auf die Augen gelegt. Das war alſo die Kühlung, das waren die Thränen geweſen, das die heiße Wange!

Der Freund ſchwieg. Ich frug nichts weiter. — — Sie hat den heiligen Troſt gehabt, ihren Okki wieder zu ſehn, ſetzte die Frau nach einiger Zeit hinzu. Auch ihre

Schweſter hatte ſie wieder gefunden, und die Lieben waren alle bei ihr! Der Arzt verſicherte ihr: der Vater der Kinder werde geneſen. —

— — Die Geſänge habt Ihr ſelber gehört! ſetzte d'Iſſaly hinzu, und wißt ſie zu deuten.

Es war ein prachtvoller Abend als ich, meinen Okki an der Hand, zum erſten Mal in den Garten hinunter ſtieg, und bis in das Rhododendron-Gebüſch zu den Calmien ging.

„Hier liegt die Mutter!" ſprach Okki. Ich ſtand mit Herzklopfen, ich ſah ihn an. Und jetzt bemerkt' ich erſt — ſein ſchönes Haar war abgeſchnitten! Ich wußte warum. Ich ſah einen grünen Hügel — ich kniete hin, ich umfaßte die kühle Erde, ſtatt des ſchönen leben- und liebewarmen Gebildes das ſie bedeckte! ich weinte in die gebeugten Augen der Blumen, ſtatt auf die Augen und die Stirn, die darunter nun ruhig ſchliefen. Die Abendſonne vergoldete die Welt — Wolken, Felſen, Strom und Cypreſſen, und in ihrem Glanze ſtand auch Alaska zu Füßen des Muttergrabes, und ſtreute ihre Locken darauf als Opfer, nach dem frommen Gebrauch ihres Volkes. Und wie ich ſie ſtehn ſah, mußt' ich bei mir ſprechen: Da ſteht dein Weib, deine Evo, die Mutter! nicht allein an Geſtalt und Bildung jugendlich verklärt — ſondern wirklich — ihre fromme Seele, ihre Liebe ſteht ſchauernd da, und ſchaut und liebt mich mit weinenden Augen lächelnd an, und blaß und zagend wie ein Engel. Die Liebe lebt! Sie iſt nicht allein ein Geiſt! ſondern ſie ſchafft auch und wirkt, und ihre ſchönen Wirkungen leben und wirken, und lieben uns wieder! Evo rettete ihre Tochter

— nicht ſie allein — ſondern heilig verſchmolzen. auch die Mutter! ein goldenes Werk mit Asbeſt geſchmolzen, mit Silber verſetzt — Aber das Silber iſt Alaska — das Gold iſt Coo — das Feuer aus Asbeſt aber iſt die Liebe!

Und nun zog ich die Tochter an meine Bruſt, und wie ſie vor Wehmuth glühte, und blaß war, küßte ſie mich mit Coo's Lippen, mit ihrem Kuſſe; Ihre Arme wanden ſich um meinen Hals, und ihr Herz ſchlug an meinem Herzen! Und das ſchöne Gebild war mein durch ſie — mir war es die Mutter — ach, und zugleich ihr Kind, mein Kind! O Wehmuth und Seligkeit!

Die Abendröthe nahm ich zum Angedenken an den Brand! Jede Morgenröthe wollt' ich an Coo gedenken! Und ſo wie nach jener Sündfluth durch die Waſſer, der Regenbogen ein Zeichen der Huld des Himmels geworden, ſo ſollten die ewigen hellen Geſtirne, die über uns Weinenden jetzt heraufgeſtiegen, mir die glühenden nun dort oben befeſtigten Funken des Brandes bedeuten, ſo oft ich des Nachts zum Himmel nach meiner Coo aufſah — als Zeichen des Friedens und ihrer Liebe!

Scheue Liebe.

Oft ſchon wollt' ich kühn es wagen,
Meine Lieb' ihr zu bekennen,
Wunſch und Sehnen ihr zu nennen;
Aber immer ſtumm und ferne
Hielt mich unbekanntes Zagen!

Rauh ſind Worte! Es zu ſagen,
Möcht' ich keine Sprache brauchen;
Leiſ' in Klänge möcht' ich's hauchen,
Nur in Hauchen möcht' ich's klagen!

Spräch' zu Ihr das Licht der Sterne,
Wäre Red' in Blumendüften,
Süße Wort' in linden Lüften,
Rief ich ihr's entgegen gerne!

Worte würden Sie erſchrecken,
Und doch möcht' ich, daß Sie's wüßte,
Würden ihren Zorn erwecken,
Daß ich hart es büßen müßte! —

Nun, ſo ſprechet denn, Ihr Augen,
Mit den demuthvollſten Blicken,
Scheue Liebe auszudrücken,
Stumme Wünſch' und furchtſam Zagen,
Sollt Ihr ja am beſten taugen! —

J. Ch. Freyherr v. Zedlitz.

Des Dichters Still-Leben.

Ein Stübchen möcht' ich haben
So ganz für mich allein,
Und wär's auch eng', es lachte
Der Himmel blau herein.

Da rückt' ich denn mein Tiſchchen
Dem klaren Fenſter nah,
Und ſäße ſtill, und läſe,
Und ſänn' und reimte da.

Und ſchwätzte froh mit Freunden
Ringsum in Weſt und Oſt;
Das heißt, ich ſchriebe Briefe,
Und gäb' ſie auf die Poſt.

Mir unbewußt oft guckten
Auf's Blatt der Augen — vier,
Zwei blaue von dem Weibchen,
Zwei grauliche von mir.

Ich grollte ob der Störung,
Und brummte vor Verdruß,
Sie aber lachte ſchelmiſch,
Und gäb' mir Kuß auf Kuß.

Der Menſch iſt wie ein Äffchen,
Das iſt ein alter Brauch, —
Am Ende lacht' ich ſelber,
Und küßte wacker auch.

Drauf käm' heran geſprungen
Ein Bube, hechtenfriſch,
Und zög' am ſchlichten Rocke
Mich an den Speiſetiſch.

Da ſäßen wir beiſammen,
Und rührten flink den Mund
Zum Scherzen, wie zum Kauen,
Und blieben d'rob geſund.

So ſchwände wohl ein Stündchen
Und manchmal deren zwei,
Dann wüßte wieder jedes,
Was ſeines Amtes ſey.

Am Abende dann ſchlößen
Wir ſtill das Häuschen zu,
Und ſchlenderten in's Freie
In wohlverdienter Ruh.

Der Knabe ritte neben
Vergnügt auf ſeinem Stab,
Und fragte wohl: Weßwegen
Fällt nicht der Mond herab?

Ich grüßte dann am Himmel
Wohl manch bekannten Stern,
Ach! — einſtens mein Vertrauter
An's Liebchen in der Fern'.

Nun aber hielt' ich ſelig
Die Theu're an der Hand,
Und ſchon ein Söhnchen hinge
Sich müd' an mein Gewand.

Ich ſäh' auf Weide nieder
Mit frohem Thränenblick,
Und trüg' auf meinen Schultern
Den Kleinen ſanft zurück.

Und legte den Entſchlaf'nen
In's Neſtchen, weich und lind. —
Ach! — wenn ich's nur ſchon hätte,
Ach! — Stübchen, Weib und Kind!

Carl Gottf. v. Leitner.

Über das Geständniss: „Ich liebe dich."

„Ich liebe dich" — Ein ſüßes Wort!
O wiederhol' es immerfort!
Nie, Huldin, werde Lipp' und Zunge matt!
Des lieben Wort's bin ich ein Nimmerſatt.

O wiederhol's! — Ich glaub' es nicht,
Wenn's nicht dein Purpurmündlein ſpricht.
Mir lange Treue zu vergüten, ſprich
Das Paradieſeswort: „Ich liebe dich."

Doch ſag's vor Nebenbuhlern nie!
Sonſt munkeln, ſpotten, läſtern ſie;
Sag's heimlich nur und leiſe, wie für dich,
Daß Niemand wohl es hören kann, als ich.

So wirſt du des Triumphes froh!
Zum höchſten Glücke ſteig' ich ſo.
In mein Gedächtniß präg's dein Zauberlaut!
Dem Herzen werd's von holdem Blick vertraut!

Fr. Haug.

Die Repräſentantinn der Roſen.

An Louiſen.

Dein frevelhaftes Spiel iſt dir gelungen,
Du bildeſt neue Roſen für's Geſicht,
Als wären ſie der Florá Schoß entſprungen.
Vom Thau genährt, erwärmt vom Sonnenlicht.
Selbſt die Natur erkennt ſich für bezwungen,
Louiſe! Doch die Blumengöttinn ſpricht:
„Zwar werden ſie bewundert und beſungen,
„Allein ſie duften nicht, ſie lieben nicht,
„Und wär' auch kunſtreich Duft in ſie gedrungen,
„Entbehren dennoch ſie, zum Strafgericht,
„Der Schmetterling' und Weſte Huldigungen.

Der Jüngling an die Roſe.

Doch haben über euch trotz eurer Zuverſicht,
Louiſens Roſen ſich emporgeſchwungen:
Sie ſind — Ihr Werk. O dieß hat mehr Gewicht,
Als eure lieblichſten Bezauberungen.

Fr. Haug.

Starke Sehnſucht.

Zwei Tage nur vermißte mich Roſette;
Jedoch ſie ſchrieb ſehr dichteriſch und ſchön:
„Sie hätte mich Ein Jahr ſchon nicht geſeh'n."
Die Rechnung ſtieg im Zweiten der Billete;
Denn Sie betheuert ſehr verliebt und ſchön
Aus wahrem Sehnſuchtdrang: „Sie hätte
Mich Ein Jahrhundert nicht geſehn."
Nun muß mit Extrapoſt ich geh'n;
Sonſt glaubt fürwahr zuletzt Roſette:
Sie hätt' Ihr Lebenlang nie mich geſeh'n.

Fr. Haug.

An Auguste.

Bei Überreichung des Taſchenbuchs: „Huldigung den Frauen."

Schon oft hab' ich der Frauen Lob geſungen,
Doch immer, ja das fühl' ich, nicht genung,
D'rum biet ich dir, von deinem Werth durchdrungen,
Von zwanzig Dichtern hier die Huldigung!

Carl Barbarina.

An Lenore.

Nach Scuderi.

Sag' ich: Du ſtürzeſt mich in's Grab hinein,
Du glaubſt mir nicht, o Leben meines Lebens!
Und ach! werd' ich geſtorben ſeyn,
So glaubſt du mir vergebens.

Fr. Haug.

Das wundervolle Buch.

Der Herr hat aufgeſchlagen
Sein wundervolles Buch:
Nun tretet her ihr Schüler,
Und leſ't den hohen Spruch.

„Da ranken die Gedanken
In Lettern eingehüllt,
Ein heiliges Geheimniß,
Geformt zum kühnen Bild.

Viel bunte Blumen ſtehen
Zu Zeilen ſchön gereiht,
Viel grüne Bäume wehen
Darüber weit und breit.

Und in den weichen Äſten,
Im ſeidnen Blätterdach,
Da iſt von ſüßen Kehlen
Ein ganzer Himmel wach.

Daneben in den Tiefen,
Daneben auf den Höhn
Iſt helles Gold vergoſſen,
Iſt lichter Glanz zu ſehn.

Mag kommen, weil die Sonne
Für ſüßen Freuden weint,
Und jede ihrer Thränen,
Ein Goldſtrahl, niederſcheint.

Und unter ihr, da wandelt
Ein frommer, kluger Geiſt,
Deß Auge nach der Höhe
In ew'gem Sehnen kreiſt.

— So habt ihr nun geleſen
Den wundervollen Spruch,
Doch habt ihr auch verſtanden
Des Herren hohes Buch?

Die Überſchrift zu nennen
Habt ihr vergeſſen wohl?
Sie heißt der Lenz, und wahrlich
Ein herrliches Symbol!

Manfred.

Die Wiege.

Eine Wiege dünket mich das Beſte
Zu der Gattin frohem Wiegenfeſte,
Die durch treue Liebe mich beglückt,
Und zur Wiederkehr der Frühlingsſonne,
Bald, mit nie empfundner Himmelswonne,
Einen Säugling an den Buſen drückt.

Für den Erſtgebornen, im Vertrauen,
Meiſter! ſollſt du mir die Wiege bauen,
Sauber, blank und zierlich muß ſie ſeyn!
Und von braunem Holze, golddurchſchimmert,
Hat der brave Meiſter ſie gezimmert
Spät noch bei der Lampe Dämmerſchein.

Breite nun hinein die weichen Pfühle,
Bis im Drange ſüßerer Gefühle,
Lina, dir der Mutterbuſen ſchlägt!
Daß den Knaben holde Träum' umgaukeln,
Magſt du ihn dann in der Wiege ſchaukeln,
Wenn im Schlummer ſich das Händchen regt.

Seinen Wangen magſt du Kühlung fächeln,
Und wenn er mit ſeinem erſten Lächeln
Hold und freundlich dir ins Auge ſchaut;
Wenn die kleinen Lippen Mutter lallen,
Wird dein Buſen ihm entgegen wallen,
Wie dem Bräut'gam die beglückte Braut.

Haſt du dann am Gängelband die Schritte
Ihn gelehrt, nach deutſcher Frauen Sitte;
Blüht zum Jüngling dir der Knab' heran,
Und zu echter Tugend auferzogen,
Kämpft er muthig gegen Sturm und Wogen
Auf des Lebens mühevoller Bahn.

Sieh! da naht mit zärtlichem Verlangen
Eine Jungfrau in der Unſchuld Prangen
Lieblicher als Roſ' und Lilie blühn;
Und der Jüngling tritt ihr raſch entgegen,
Fühlt die Pulſe feurig ſich bewegen,
Und der Liebe Götterflamm' erglühn.

O, dann gib du ſie, umſtrahlt von Golde,
Dieſe Wiege, die ich heut' o Holde!
Dir gegeben, gib ſie ſeiner Braut;
Daß darauf dem Enkel, wie dem Sohne,
Ihm zu Heil', und uns zu ſüßem Lohne,
Reich der Liebe Segen niederthaut!

W. Gerhard.

Bei
Zurückſendung eines Taſchentuches.

Ein Weſen das ſich ſtets mit neidiſchem Vergnügen,
An deine Hand, o ſchöne Freundinn! hängt,
Ein Weſen ganz gemacht ſich anzuſchmiegen,
Das weich und zart an deinen Arm' ſich drängt',
Ein Weſen das beglückter als der Sohn der Muſen
Faſt täglich in hellem Licht vor dir erſcheint,
An deſſen off'nem, leichtgerührten Buſen
Dein ſtilles Auge manche Thräne weint;
Ein Weſen, zu welchem in Verlegenheiten
Du ungeſcheut die Zuflucht nimmſt,
Daß dir die Stirne kühlt in ernſten Zeiten
Wenn du im Schweiß des herben Lebens ſchwimmſt,
Ein Weſen dann durch deſſen tiefſte Lebenszüge
Du ſtets im leichten Namenszuge ſchlüpfſt,
Das treu dir wahrt was du im Thun und Reden
An das verſchlung'ne Ende ſeines Daſeyns knüpfſt,
Ein Weſen ach! an deſſen heitren Seiten immer,
Mit Lieb' und Luſt du fleißig haſt geſäumt,
Dieß Schnupftuch kurz, ich ſend' es auf dein Zimmer,
Wo es die Luſt genießt die ich mir bloß erträumt!

M. G. Saphir.

Der Spiegel.

Dir, dem Vertrauten unſrer Schönen,
Dir, Spiegel! ſey mein Lob geweiht!
Mitleidig biſt du ſtets bereit,
Die Tiefgekränkten zu verſöhnen,
Verläſtert ſie der Schweſtern Neid:
Denn durch den Abglanz deiner Strahlen,
Ihr Zorn, ihr Kummer ſich verliert,
Du wirſt ſie immer reizend malen,
Da Eitelkeit den Pinſel führt.

Doch ſo zweideutig dich zu loben,
Wär' frevelhaft; dein höh'rer Werth
Des Dichters Huldigung begehrt,
Dein Wink die Lieblichſte belehrt;
Durch dich wird auch ihr Reiz erhoben,
Und Amor liſtig dich benutzt,
Wenn ſich vor dir ein Mädchen putzt.
Wo ſchonungslos die Zeit gewaltet,
Verſöhnſt du die Beleidigung,
Und manche, die ſchon längſt veraltet,
Machſt du ſo künſtlich wieder jung,
Daß man, vom äußern Schein geblendet,
Darin nicht ahnet deine Spur,
Man findet, ſüß getäuſchet nur

Die holden Gaben der Natur,
Die ſie dem Blüthenaltar ſpendet.

Zwar mancher Incroyable blickt
Dich lächelnd an zu ganzen Stunden,
Zu ſeiner Schande zu bekunden,
Wie ihn ſein winzig Ich entzückt.
Die Zeit der Wunder iſt verſchwunden,
Wo einſt, mit Spiegeln unbekannt,
Narciß auf einer klaren Quelle
Sein Antlitz abgeſpiegelt fand,
Unſelig fühlt er ſich gebannt,
Bewundernd ſich, an dieſer Stelle,
Und in ſein eignes Ich vernarrt,
Empfand er jede Qual der Hölle
Bis er zu einer Blume ward.
Jetzt nicht mehr Wunder dieſer Art
Auf unſerem Erdenrund geſchehen,
Sonſt würde überall man bald,
Wohin man käm' auch einen Wald
Von blühenden Narciſſen ſehen.

Verſtehſt du dich auf Schmeichelei,
So kannſt du doch auch Wahrheit ſagen,
Du ſprichſt zu Doris frank und frei,
„Es hat von deinen Jugendtagen
„Die Zeit die Blüthen abgeſtreift,
„Und iſt das braune Haar bereift,
„Muß man ſtatt Roſen Häubchen tragen.“ —
Weil ſie noch nach Eroberung geizt,

Haſt ihre Galle du gereizt,
Und zornentbrannt, wirſt du zerſchlagen.
Doch dieſe Rache nützt ihr nicht,
Zu der Enttäuſchten Mißgeſchicke
Noch lauter jedes deiner Stücke
Die unwillkommne Wahrheit ſpricht.

So werd' ich niemals mich verſünd'gen!
Es legt ein Thor dir nur zur Laſt,
Wenn du nicht Grund zum ſchmeicheln haſt;
Mir magſt du offen ſtets verkünd'gen
Wenn Alter meinen Scheitel bleicht,
Beſcheiden Maß und Ziel zu halten,
So oft, trotz meiner Jahre Falten,
Die Eigenliebe mich beſchleicht,
Damit dein Warnen dann mich beſſert;
Nur wenn man Gutes mir erzeigt,
Wähl' ich den Spiegel, der vergrößert;
Wenn etwas tadelnswerth mir ſcheint,
Die Ruhe meiner Seele ſtöret,
Nehm' ich den Spiegel, der verkleint,
Und Jeden, den mein Herz verehret,
Seh' ich durch einen Spiegel an,
Der künſtlich ſich in Winkel neiget,
Und dadurch alles vielfach zeiget,
Mich täuſchend, mehr erfreuen kann.

Carl Müchler.

Die Roſen.

Als Sinnbilder der Frauen und Mädchen.

Die Roſe hat von jeher als das Sinnbild der Schönheit gegolten; folglich auch als das Sinnbild des weiblichen Geſchlechtes. Es gibt aber bekanntlich viele Gattungen der Roſen, die als Bilder ſo vieler weiblicher Charaktere gelten können. Es wäre daher zu wünſchen, daß Dichter und Nichtdichter, ſo oft ſie in ihren Huldigungen eine Frau oder ein Mädchen mit einer Roſe vergleichen, auch die Gattung der Roſen, zu welcher die geprieſene Schönheit gehören ſoll, näher beſtimmen möchten.

Ich begnüge mich, hier als beiläufige Andeutung nur die Umriſſe zu einigen Paralellen zu ziehen.

Die Alpenroſe, auf Gebirgshöhen im Schnee blühend und glühend, wäre das Bild eines kerngeſunden kräftigen Landmädchens und einer Liebe, die mit ihrem Schickſale zufrieden und genügſam, dem Unglücke trotzt und in ihrem Kreiſe ſich wohl fühlt.

Die Zuckerroſe gäbe das Bild eines romantiſchen Stadtfräuleins; deren Liebeln in ſüßer Sentimentalität zerfließt. Ihr Gegentheil könnte die Eſſigroſe vorſtellen, nämlich das ſaure Weſen eines bejahrten, der Liebelei noch nicht abgeneigten, aber eigenſinnigen und launiſchen Fräuleins, welches auch gern witzig ſeyn möchte, deſſen Witz aber wie Eſſig beißt.

Die Jerichoroſe, die, obſchon lange vertrocknet, in Waſſer gelegt, wieder friſch aufblüht, ſtellt ſinnbildlich das Sprichwort dar: „Alte Liebe roſtet nicht! —"

Die Weinroſe ließe ſich einer alten Jungfer vergleichen, die nach manchem verunglückten Heirathsproject, ſich endlich mit einem Gläschen Wein für ſo manchen entgangenen Liebhaber und Quaſi-Bräutigam philoſophiſch tröſtet.

Die Hundsroſe verſchmäht gar das treuloſe Männergeſchlecht, und ſchenkt ihr verkanntes Herz einem vierfüßigen Verehrer, der ſich Alles gefallen läßt.

Die wilde Roſe kann eine Amazone bezeichnen, die allen Männern offene Fehde ankündiget und ſich nie beſſer befindet, als wenn ſie Einem oder dem Andern einen Schabernack ſpielen kann.

Die Zimmetroſe gibt das Bild der leidenſchaftlichen Liebe einer Südländerin, wie z. B. der Elvire in Müllners Schuld.

Die mit ihrem Aroma jeden andern Geruch überduftende Biſamroſe iſt die weibliche Egoiſtin, die über Alles herſchen will und ihre Exiſtenz aller Welt aufdringt.

Eine weibliche Biſamroſe drängt ſich überall durch und vor, und iſt eben ſo zu hören und zu fühlen, wie die Blume zu riechen.

Die Sammetroſe bildet das Mädchen mit dem weichſten Zartgefühle ab.

Die gelbe Roſe iſt Symbol der wirklichen Schelſucht, die Centifolie ein weibliches Füllhorn von Reizen und Tugenden, Bewunderung erregend, wo ſie ſich zeigt.

Manche Schöne kann, nach dieſer kleinen Skizze zu einer künftigen Roſen=Symbolik, zu verſchiedenen Roſengattungen zugleich gehören, manche dieſen Blumen zu Ruhm und Ehre verglichen werden, manche aber in dem Vergleiche auch Manches finden, worüber ſie ſich eben nicht geſchmeichelt fühlen darf.

Auf dieſe Art wird die Vergleichung der Frauen und Mädchen mit Roſen nun allerdings etwas gefährlich; wenigſtens kann ſie nicht mehr als unbedingte Lobeserhebung aufgenommen werden, und es iſt keiner Schönen zu verargen, wenn ſie von dem Gleichnißſteller und Verehrer verlangt, daß er ſich näher erkläre, nämlich, zu welcher Gattung von Roſen er ſie zähle.

Das kann den Männern, wenn ſie von nun an nicht recht auf ihrer Huth ſind gar leicht ein böſes Spiel machen.

Kuffner.

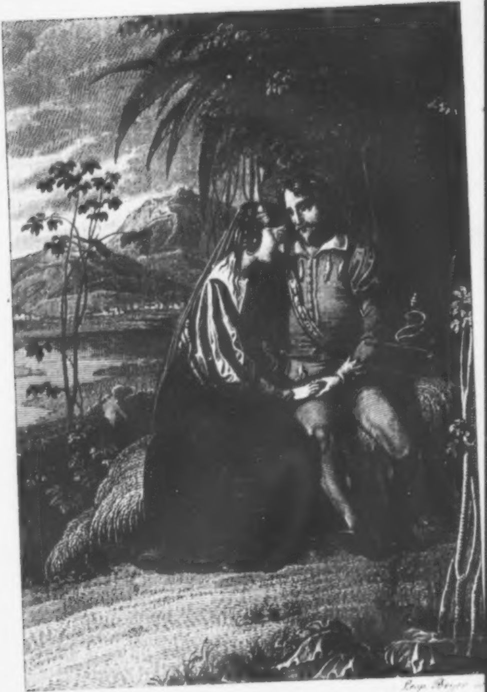
Mirande.

Poetiſche Erzählung von Carl Lappe.

Erſter Geſang.

1.

Die ihr im Kelch, um den uns Engel neiden,
Den ſichern Sinn gedankenlos berauſcht,
Als ob das Schickſal, Liebende zu ſcheiden,
Sich nie verzeihe — kommt herbei und lauſcht!
Vernehmt Mirandens thränenwerthe Kunde,
Hurtado's Pein, der Treue bittres Los.
Des Menſchen Glück glänzt eine ſchnelle Stunde,
Doch Nacht umhüllt der Zukunft ernſten Schooß.



A. Rieder del.

Leop. Beyer

Zur poetischen Erzählung: Mirande.

2.

Zürnt nicht mit mir, wenn wie ein kalter Schauer,
Ein ſcharfer Schrecken zuckt durch euer Herz,
Süß iſt auch Wehmuth, Bangen, Mitleid, Trauer.
Es gibt heilſame Sorgen, weiſen Schmerz.
Lernt immer Thränen weinen, denn das Leben
Iſt ernſt und ſchwer. Auch ſing' ich kein Gedicht:
Es hat ſich alles wahrhaft ſo begeben,
Und ſolch ein Stoff hehlt und verſchweigt ſich nicht.

3.

Zu jener Zeit, da aus des Denkers *) Haupte
Die neue Welt, wie einſt Minerva, ſprang,
Als was unmöglich ſchien die That beglaubte,
Und jeder Blick hinaus nach Weſten drang,
Von allen Küſten kühne Wimpel ſchwebten,
Und angekörnt von Eldorado's Gold,
Raſtloſe Flotten durch das Weltmeer ſtrebten,
Um Blut zu kaufen das erſehnte Gold:

4.

Als ſchon in's Herz von Motezumens Reiche
Ein kecker Fremdling Himmelswaffen trug,
Pizarro's Fauſt mit einem wilden Streiche
Der Ynkas ſchönes Land in Feſſeln ſchlug,
Der Amazonen nieberührte Wogen
Des Orellana dreiſte Barke ſahn,
Zweitauſend Meilen ſchlängelnd fortgezogen,
Siegprangend ſchiffen in den Ocean;

---

*) Columbus.

5.

Da wars wo Kabot, neuen Ruhm zu finden,
Die alte Welt verließ und um den Rand
Des Silberfluſſes ſich ein Reich zu gründen
Mit einer kleinen Schar ſich unterwand.
Von Paraguays geträumten reichen Schätzen
Glaubt er bereits ſich Meiſter und beginnt
Sich ſchon im Geiſt an Hoffnungen zu letzen,
Die doch beſtimmt zu ſchnellem Wandel ſind.

6.

Umringt von wilden Indianerſtämmen,
Von Portugieſenpflanzungen bedroht,
Iſt, beider Macht mit Nachdruck einzudämmen,
Sein Heer zu ſchwach und ſchneller Beiſtand Noth.
Doch keine Hilfe ſchwimmt zu ſeinen Küſten,
Er hofft umſonſt auf einer Flotte Nahn,
Die zu der Pflanzſtadt Deckung auszurüſten
Der große Kaiſer den Befehl gethan.

7.

Zu oft getäuſcht, des Harrens längſt verdroſſen,
Schifft Kabot ſelbſt zur alten Welt zurück.
Doch eh er geht, vertraut er dem Genoſſen,
Nunjo de Lara, ſeiner Pflanzung Glück.
Ihn ſelber treibt's, die Hilfe zu beeilen,
Um, bald zurückgekehrt mit neuer Macht,
Der Freunde Kampf und Siegerlohn zu theilen,
Wofern auch ihm das Glück entgegen lacht.

8.

O träume nicht von neuerlangten Ehren.
Hier wird kein Lorbeer deine Stirn umwehn.
Du gehſt hinweg und wirſt nicht wiederkehren,
Um Kabot's Thurm, den du erbaut, zu ſehn.
Sie ſtürzen ein die vielgeliebten Mauern,
Um die du ſtrebſt mit eifrigem Bemühn,
Und dein verlaßner Haufe wird mit Trauern
Die unglückſel'ge Stätte ſchaudernd fliehn.

9.

Inzwiſchen ſieht mit ſeinem kleinen Haufen,
Umringt von Feinden, Lara ſich allein.
Er muß, die Gunſt der Wilden zu erkaufen,
Der trotzigen Kaziken Schmeichler ſeyn.
Der Timbueſen krieggewohnte Scharen
Umwohnen nah der ſchwachen Pflanzung Grund.
Er hat mit Recht das Ärgſte zu befahren;
Doch hofft er viel von einem Freundesbund.

10.

Es iſt ein Plan, der, wird er ihm gelingen,
Auf ein Mal alle Noth zu enden ſcheint.
Er ſucht die Gunſt Mangora's zu erringen,
Der dieſe Horden unter ſich vereint.
O ſeht es glückt. Das Bündniß wird geſchloſſen.
Der Europäer unbeſorgtes Heer,
Des mächtigen Mangora Schutzgenoſſen,
Erharren ruhig Kabot's Wiederkehr.

11.

Mangora liebt bei ſeinen Bundverwandten,
Die gern das Recht des Gaſtes ihm geſtehn,
Vertraut zu weilen und die unbekannten
Gebräuch' und Sitten ihrer Welt zu ſehn.
Er forſcht mit Neugier von den Wunderbaren,
Warum ein Wuſt von Kleidern ſie verſteckt.
Warum ein häßliches Gebüſch von Haaren
Der weißen Männer Wangen überdeckt?

12.

Woher die Kraft der glänzenden Metalle,
In deren Röhren Tod und Schrecken lauſcht,
Wann aus dem Schlund, mit donnergleichem Schalle,
Ein Feuerſtrom unwiderſtehlich rauſcht?
Wie weit die großen ſchwimmenden Gebäude
Durchs wilde Meer die Fremdlinge gebracht,
Und ob dort jenſeit jener blauen Scheide
Ein gleicher Himmel auf die Erde lacht?

13.

Ob auch als Kinder und genährt von Weibern
Der Spanier Volk der Sonne Licht erblickt,
Ob ſie vielleicht mit ſchon erwachſ'nen Leibern
Aus ſeinem Schooß der Himmel niederſchickt?
Ob auch das Alter, nach durchlebten Jahren,
Der weißen Männer Kraft darnieder ſchlägt.
Und ob auch ſie des Todes Hand erfahren,
Der alles Leben in die Aſche legt.

14.

So liegt dem Sinn des neugiervollen Wilden
Ein weites Feld zum Forſchen ausgeſteckt.
Er ſcheint mit Luſt den rohen Kopf zu bilden,
Ein neuer Geiſt ſcheint in ihm aufgeweckt.
Man hilft ihm gern die Wißbegierde ſtillen,
Man holt, was ihn ergetzen kann, herbei.
Er kommt und ſieht und geht nach eignem Willen,
Und überall ſteht ihm der Zugang frei.

15.

Es war in Lara's mutherprobtem Heere
Ein Rittersmann, den jeder Adel ſchmückt,
Hurtado wars. Ihn hat der Kranz der Ehre,
Ihn hat der Liebe Myrtenreis beglückt.
Ihm, von Mirandens holdem Arm umwunden,
Iſt jeder Ort ſüß wie das Vaterland.
Sie hat mit ihm die neue Welt gefunden.
Ein leichtes Ding, wenn man die Liebe fand.

16.

Am Plataſtrom, wie an des Ebro Fluthen,
Jenſeit der Welt, die Sitt' und Liebe kennt,
Geſengt vom Brand geſchärfter Sonnengluten,
Vom Reiz der Heimath ewig abgetrennt,
Allein mit ſich und der unwandelbaren,
Unendlich reichen Liebe ſind die Zwei
Beglückt wie Edens ſel'ge Gatten waren,
Der neue Tag ſieht ihr Entzücken neu.

17.

Sie ſitzen oft, umhüllt vom Blüthenſchatten
Des Tulpenbaums, von Störern unbelauſcht,
In holdem Kühl, wann auf verſengten Matten
Ein dürrer Wind durch falbe Gräſer rauſcht.
Sie kümmern nicht die allerſtrebten Schätze
Im Andenſchooß, im ſchönen Silberfluß.
Ihr Streben iſt ein koſendes Geſchwätze,
Ihr Königsſchatz ein herzgefühlter Kuß.

18.

„Wo iſt die Liebe ſüßer," ſpricht Mirande,
Indem ſie feſter den Gemahl umflicht,
Dort über Waſſern im Navarrerlande,
Hier an dem Baum, der unter Blüthen bricht?
Wo ſel'ger ruht ſich's in dem Arm des Lieben,
Wann pocht das Herz, wann Blick und Lippe küßt?
Geliebter, ſprich, hier unten oder drüben?"
Hurtado ſpricht: „Da wo Miranda iſt!"

19.

„Wo iſt die heil'ge Treue felſenfeſter
Links oder rechts am weiten Ocean?
Wo trotzt ſie froher der Gefahren größter,
Wann der Verſuchung Strudel ſie umfahn?
Wo mag man ſüßer ſterben, wann zum Lohne
Ein raſcher Tod des Gatten Heil erſtrebt?
Geliebte, ſprich, „in welcher Erdenzone?"
Mirande ſpricht: „Wo mein Hurtado lebt!"

20.

So tauſchen oft geſenkt in Einſamkeiten,
Die Weltvergeßnen Wechſelred' und Kuß.
Sie ſind beglückt. Die raſchen Stunden gleiten;
Doch raſcher ſchwelgt der Liebenden Genuß.
Weil doch zu ſterben und nicht mehr zu lieben
Dem Erdenſohn ein Tag geordnet ward:
Wer mag zu leben dann hinaus verſchieben,
Bis liebeleer ein Hügel uns umſtarrt!

21.

Allein das Glück, beweglicher denn Wogen,
Unſtäter noch als leichter Lüfte Fluth,
Hat je und je wer ihm vertraut betrogen:
Auch ihr, Geliebte, ſteht auf eurer Huth!
Es thut nicht wohl, wenn man im wachen Traume
Nur auf ſich ſelbſt, nicht in die Ferne ſieht.
Ihr ahndet nichts, obgleich vom Himmelsſaume
Schon auf euch her die ſchwarze Wolke zieht.

22.

Mangora ging und kam. Es lenkt die Tücke
Des Zufalls einſt zu unſerm holden Paar
Des Wilden Schritt. Mit hochbetroffnem Blicke
Nimmt er verwirrt ein neues Wunder wahr.
Er ſieht ein Bild, das jeden Sinn ihm bindet,
Ein Zauberbild, ſo unerwartet nah;
So täuſchend wahr und doch ſo unergründet.
Er ſieht, und ſieht, und zweifelt, daß er ſah.

23.

Hurtado iſts. An ſeine Bruſt geſunken
Ruht hingeſchmiegt ein göttergleicher Leib.
O welch ein Blick, von Wonn' und Liebe trunken!
Iſt das vielleicht ein Europäiſch Weib?
Er kehrt ſich ab. Er hat genug geſehen,
Mehr als genug. Es treibt ihn heftig fort.
Zu ſpät, zu ſpät! Es iſt um dich geſchehen,
Um dich und ſie. Verhängnißvoller Ort!

24.

Er flieht hinweg mit ungeſtümen Schritten,
Betäubt, verwirrt, ſich ſelber räthſelhaft
Kommt er zurück zu ſeines Stammes Hütten;
Er ſinkt aufs Lager, ſinnlos und erſchlafft.
Iſt das ein Traum, was heute mich betroffen?
Schuf ich mir ſelbſt ein täuſchendes Geſicht?
Beim Himmel, nein! Noch ſteht mein Auge offen,
So ſonnenklar, ſo ſprechend träumt man nicht.

25.

Und doch — wie ſoll ich, was mich traf, ergründen?
Was für ein Weſen war es, das ich ſah?
Kein irdiſch Bild! Wo iſt ein Reiz zu finden,
Der dieſem gleicht, auf Erden fern und nah?
O du Geſtalt, wie ſoll ich dich benennen?
Dich hat die Frucht des Halmes nicht genährt,
Du biſt kein Weib, wie ſie für Männer brennen.
Erhaben biſt du, wie man Götter ehrt.

26.

Allein die Göttin, gleich den Erdgebornen,
Liebt einen Mann, der nicht unſterblich iſt.
Wie hing ſie zärtlich an dem Auserkornen!
Es hat ihr Mund den Spanier geküßt.
Der Liebe Flamme glomm in allen Zügen.
Ihr Auge bat, von allem Zagen frei.
Sie iſt ein Weib — ich kann mich nicht betrügen —
Hurtado's Weib, und ob ſie himmliſch ſey.

27.

O ihr beglückteſten der Erdenkinder,
Ihr weißen Männer, wie beneid' ich euch!
Auch ihr ſeyd Menſchen nur, nicht mehr, nicht minder,
Uns an Geburt, an Kraft, an Schickſal gleich.
Und dennoch ward die Fülle jedes Schönen
Und alles Großen euch allein gewährt,
Und dieſes Landes armen, nackten Söhnen
Hat das Geſchick des Thieres Loos beſchert.

28.

Ihr ſchwimmt getroſt in prächtigen Gebäuden,
Groß wie ein Dorf, durch's ungeheure Meer;
Ihr braucht die Wuth des Sturmes nicht zu meiden,
Die Woge ſchäumt unfühlbar um euch her.
Ihr bringt wie Geiſter in entlegne Fernen,
Ihr ſchifft hindurch den blauen Himmelsrand,
Den Mond vorbei, vorüber allen Sternen,
Die ganze Welt iſt euer Vaterland.

29.

Ihr habt des Eiſens rauhe Kraft bezwungen
Zu jedem Dienſt, zur Hilfe jeder Noth,
Habt jede Form ihm ſiegend abgerungen,
Nach eurer Launen wechſelndem Gebot;
Durch ſeine Macht muß jede andre Stärke,
Der harte Klotz, der ungeſchlachte Stein,
Wenn ihr es heiſcht, zu dem gebotnen Werke,
Auf einen Wink zu eurem Willen ſeyn.

30.

Ihr ſeyd gerüſtet, nicht mit Menſchenwaffen,
Der Himmel ſelbſt hat euren Arm bewehrt,
Ihr drückt den Hahn, und eure Blitze raffen
Den Feind hinweg, eh man den Donner hört.
Euch ſelber ſchirmt das bundverwandte Eiſen
Es dringt kein Pfeil durch euren Panzerſtahl
Es darf kein Feind vor euch die Stirne weiſen,
Wär' auch des Heeres wie des Sandes Zahl.

31.

Wie nennt' ich alles, was die Gunſt des Glückes
Uns ſelbſt vergeſſend, euch parteyiſch ſchenkt!
O hätte nie die Laune des Geſchickes,
Verderber, euch an unſern Strand gelenkt!
Wir wären ſtill und glücklich hingeſtorben,
Gleich unſern Vätern, in der Einfalt Schooß,
Und hätten nie — zu theuren Kaufs — erworben
Ein elend Wiſſen um ein ſchöner Los.

32.

Des Neides Gift verbittert meine Freuden,
Dein Glück, Hurtado, weckt mir Gram und Pein,
Warum nur du? — Ich muß, ich muß dich neiden,
Soll auch Mangora nicht glückſelig ſeyn?
Zu allem Gut, was milde Götter gaben,
Auch ſolche Weiber, wie die Sonne ſchön?
Ich haſſ' euch, weiße Männer, denn es haben
Die Götter euch zu Göttern auserſehn."

33.

Er ſchweigt erſchöpft. Da tritt in ſeine Hütte
Siripa ein, ſein Bruder und ſein Freund,
Ein wildes Herz, unbändig, ohne Sitte,
Der weißen Männer nieverſöhnter Feind;
Ein raſcher Krieger, der im Schlachtgewühle
Schon hundert Feindesſchädel abgeſchält,
Der, viel zu ſtolz für ſanftere Gefühle,
Die rauhe Bruſt zu Trotz und Rache ſtählt.

34.

Des Bruders Herz, obgleich im Sturm der Lanzen,
Im Pfeilgeſtöber, wo es trifft und gilt,
Mangora weiß, ſo gut wie er, zu tanzen,
Und nie ein Mund des Fürſten Thaten ſchilt,
Scheint doch zu weich, zu ſchlaff dem Ungeſtümen,
Er ſtürmt ihn auf, wenn jener ſchont und weilt,
Der Kraft allein ſoll ſich der Krieger rühmen,
Ihm iſt ſchon feige, wer die Neigung theilt.

35.

Er tritt herein und ſieht in tiefe Launen,
In Schmerz und Gram des Bruders Sinn geſenkt.
„Biſt du's, Mangora? ruft er mit Erſtaunen,
Was haſt du vor, was gibt es, das dich kränkt?
Kazike, komm, laß uns den Anta jagen!
Mir fehlt ein Schild aus einer Tapirhaut,
Komm in den Wald, wenn dich die Grillen plagen,
Du biſt geheilt, bevor der Abend graut!"

36.

„Schweig von der Jagd, erwiedert' ihm der Kranke,
Dein Rath iſt ſchlecht, du kennſt nicht, was mich drückt,
Ich ſah ein Weib — noch flattert mein Gedanke,
Noch wühlt mein Kopf, wie aus ſich ſelbſt gerückt —
Ein himmliſch Weib, nicht wie der Timbueſen
Gerühmte Tochter, die man reizend hält!
Ein ſchlankgeformtes, glanzumſtrahltes Weſen,
Emporgeblüht in einer ſchönern Welt.

37.

Sahſt du ſie ſchon, in ihren goldnen Locken?
Sahſt du das Auge, wie des Himmels Blau,
Die Wange, roth und weiß wie Blüthenflocken,
Den Wuchs, erhaben wie der Palme Bau?
Die zarte Färbung aller Blumenglieder,
Das Ebenmaß der ſchwebenden Geſtalt?
Siripa, ſchweig, ſprich nicht von Grillen wieder,
Was in mir brennt, das kühlt nicht Jagd, noch Wald.

38.

Mich hat die Sehnſucht tief und heiß betroffen,
Der Liebe Wuth, der Neid durchkocht mein Herz,
Ich weiß, ich raſe; dennoch muß ich hoffen:
Zu lähmend preßt ein hoffnungsloſer Schmerz.
Hurtado's Weib, du göttlichſte der Frauen,
Das Schickſal ruft, ſein Ausſpruch iſt geſchehn,
Nicht ohne dich will ich die Sonne ſchauen,
Ich muß beſitzen oder untergehn.

39.

„Willſt du beſitzen? Willſt du, ſtatt zu klagen,
Der Kraft gedenken, deiner würdig ſeyn,
Dein eignes Glück nur ſelbſt zu wollen wagen;
So ſey getroſt, Mangora; ſie iſt dein.
Ich ſchwör' es dir, bevor am dritten Morgen
Der Sonne Licht aus düſtern Fluthen quillt,
Hältſt du im Arm den Vorwurf deiner Sorgen,"
Dem ſehnſuchtsvoll dein Herz entgegenſchwillt.

40.

„Nun auf, hinaus, der Schlaffheit zu geneſen!
Ein Träger taugt nicht auf der Ehre Bahn.
Sey ganz ein Mann, du biſt es jetzt geweſen;
Denn wer beſchließt, der hat ſchon halb gethan.
Nur faß' ein Herz! Wir wollen ſie erwerben,
Und ſei ſie zehnfach hinter Mauern dort.
Vom Haben iſt die Rede, nicht vom Sterben."
Siripa ſpricht's und heißt ihn mit ſich fort.

daß du ſehr ungeduldig biſt, die ſchöne Laura zu ſehen. Tröſte dich, du ſollſt ſie ſehen, ich verſpreche es dir. Ihre Geſchichte iſt ſehr ſeltſam, aber ſie wäre zu lang, um ſie dir zu erzählen. Was Laura's Schönheit betrifft, ſo kann ich dich verſichern, ſie iſt über Alles, was deine Einbildungskraft ſich nur zu ſchaffen vermag, erhaben; allein ein proſaiſcher Menſch, wie ich, könnte ſie nicht würdig beſchreiben, daher laſſe ich das einem geſchickteren Künſtler über. Hier iſt ein Portefeuille, in welchem ſich Briefe und Gedichte meines verſtorbenen Bruders befinden. Alles das iſt zwar etwas konfus, unzuſammenhängend, wahrhaft poetiſch; aber ein Mann von deinem Geiſt und deiner Einbildungskraft erräth, was man auch nicht ſagt, und dieſe zerſtreuten Blätter werden hoffentlich genügen, dir eine vollkommene Idee von Laura's Reizen und Vollkommenheiten zu geben. — Jetzt gute Nacht, es iſt ſchon ſpät." — Und aufſtehend ſprach Georges zu einem alten Diener: „Edward! wenn du den Herrn auf ſein Zimmer begleitet haſt, du verſtehſt mich Edward, auf ſein Zimmer, ſo kannſt du die Lichter im großen Salon auslöſchen, wenn man etwa nicht dort muſizirt."

Es ſcheint, man habe im großen Saale nicht muſizirt, denn ich hörte nichts, obſchon ich noch eine ganze Stunde mich über den Ballon meines Zimmers herauslehnend aufmerkſam horchte. Ich war ſehr übel gelaunt. Georges war mir unerklärlich. Endlich nach langem Nachdenken faßte ich aus allem den Schluß, daß auch er Lauren leidenſchaftlich liebe,

und mich daher von ihr entfernt zu halten ſuche.
hatte mich vielleicht nur in einer flüchtigen freun
ſchaftlichen Aufwallung mit nach **Villa bella** genom
men, und es ſchon bereut; nun ſucht er den F
gen vorzubeugen. Armer Georges!

Ich fand in dem Portefeuille Briefe, Gedicht
proſaiſche Fragmente, alle an Laura gerichtet.
meiner erſten Ungeduld hatte ich wenig Aufmerkſam
keit für das Talent des Dichters. Laura's Geſchic
te intereſſirte mich zu lebhaft. Ich ordnete endli
das Ganze folgender Geſtalt.

Die erſten Fragmente des Lords Henry, welc
ſich auf frühere Jahre bezogen, öffneten mir al
ſchrecklichen Tiefen einer Dichterſeele. Es war ei
mächtiger Geiſt, durch ſich ſelbſt verzehrt, durch Über
druß niedergedrückt, durch Zweifel zerriſſen, wahn
ſinniger Wünſche und Hoffnungen voll, manchma
ſehr gemüthlich und gefühlvoll, aber immer ſchmerz
lich. Dieſe Fragmente umfaßten ein ganzes Lebe
voll der heftigſten Leidenſchaften. Dann kamen Aus
brüche einer langen Entmuthigung, einer tiefen un
ſtummen Betrübniß. Das ideale Geſchöpf, geträumt
geſucht, erſehnt, war nicht zu verwirklichen. W
ſollte ſie in dieſer entnervten mangelvollen Erde ge
funden werden? Nicht Erde, nicht Himmel konnten
ihm dieſen Engel geben, er ſelbſt, der Dichter mußt
ſich ihn erſt erſchaffen, ihm Leben und Seele ein
hauchen.

Ich bilde mir auch ein, ein Poet zu ſeyn, allein
Alles das machte mich irre, ich konnte keinen klaren

Gedanken faſſen. Nirgends fand ich etwas über Laura's Geburtsort, Familie und Alter. Ich gewahrte in ihr nur ein junges Mädchen von bezaubernder Schönheit, auf welches der Dichter allein ein Recht hatte. Man konnte deutlich erkennen, daß er ſie entfernt von der Welt gebildet, und ſie mit allen Reizen und Tugenden ſeiner Einbildungskraft begabt habe. Aber plötzlich fällt er in fürchterliche Verzweiflung. Dieſes ſein Geſchöpf, welches er nach den Töchtern des Himmels geſchaffen, dieſes Kind, welches er mitten unter den Blumen der Unſchuld, hinter dem Vorhange, der alle menſchlichen Fehler bedeckt, gebildet hatte, dieſe Jungfrau iſt zu rein für den entarteten Menſchen, er hat einen Engel geſchaffen, der nicht in des Dichters Hölle eingehen kann. Der Unglückliche wagt nicht, ſeine Augen zu der Göttlichen zu erheben, er ſeufzt, er weint, er kann, er darf ſie nicht lieben. Ein Abgrund gähnt zwiſchen ihm und ihr.

Mehre herzzerreißende Briefe, an Laura gerichtet, bewegten mich bis zu Thränen. Ich brachte eine fürchterliche Nacht zu: ich fühlte, daß ich das herrliche Geſchöpf ſelbſt liebe, unendlich liebe. — Ich fand mit einem Male den Traum meines ganzen Lebens verwirklicht, Lord Henry todt! Wir Beide waren nur für einander geſchaffen. Ich machte dieſe Betrachtungen vor einem Spiegel, als Georges in Reiſekleidern in mein Zimmer trat.

„Verzeih', lieber Arthur," ſprach er, „ein wichtiges Geſchäft mit meinen Gebirgspächtern zwingt

mich, dich hier zwei oder drei Tage allein zu laſſen
du biſt deßwegen doch nicht böſe auf mich?“

Ich wäre ihm gerne um den Hals gefallen, un
antwortete ihm: „Thue dir meinetwegen ja kein
Zwang an, lieber Bruder, ich bin ſehr wohl hier.“

„Aber,“ verſetzte er ſehr ernſthaft, „gib mir de
Ehrenwort, daß du in meiner Abweſenheit den groß
Salon nicht betreten und auch keine Nachforſchung
bei den Leuten des Hauſes anſtellen willſt.“

Obſchon mir das Begehren ſonderbar vorkam,
verſprach ich doch lächelnd, was er wünſchte. Arm
Georges, er war wirklich lächerlich mit ſeiner kl
gen Vorſicht und mit ſeiner Eiferſucht!

Um 10 Uhr frühſtückte ich ganz allein in de
kleinen Salon; dann nahm ich ein Buch, und gi
damit im Parke ſpazieren. Unmöglich war es, a
nur einen Blick in den großen Salon zu thun. V
allen Fenſtern waren Vorhänge, vergoldete Käſ
und ſo viele Blumentöpfe, daß ſie eine undurchdri
liche Mauer bildeten. Ich ging zwanzig Mal aus d
Hauſe und wieder zurück, ich war nirgends ruh
Mit ihr, mit **Laura**, unter einem Dache ſeyn,
ihr allein und ſie nicht ſehen — das war eine wa
Marter.

Endlich kam mir ein glücklicher Gedan
Es war ſehr heiß; dennoch lief ich in's nahe Do
Die erſte Bäuerin, die mir begegnete, fing an zu w
nen, als ich ihr den Namen **Belmore** nannte, u
als ich **Laura** nannte, fiel ſie gar dankend und
Himmels Segen erflehend, auf beide Knie. Un

dieſem angebeteten Namen war ſeit drei Jahren alles Gute dem armen Dörfchen zugewandt. — Ich war außer mir.

Der alte Edward ſervirte mir ehrfurchtsvoll das Mittagsmahl, er war ein alter Seemann, der alle Seereiſen Lord Henry's mitgemacht hatte. Ich bemerkte, wie ſein graues ſtechendes Auge mich überall verfolgte. Verdrüßlich über dieſe Bewachung, ſuchte ich früh mein Zimmer, und ſaß wohl zwei Stunden auf dem Balkon.

Endlich, in der Kühle des Abends, öffnete ſich eine Thüre des großen Salons, aber ich konnte nichts darin ſehen, als zwei alabaſterne Lampen. O Überraſchung, o Glück! ein Präludium auf der Guitarre ertönte. Sie wird ſingen, ſie, meine Laura! Ich hörte wirklich von einer ſanften ſchmelzenden Stimme eine franzöſiſche Romanze ſingen, die Thränen aus meinen Augen lockte. Dann erſchallte plötzlich, als ob die Spielerin den Trübſinn mit Gewalt verſcheuchen wollte, ein lebhafter anmuthiger Bolero. Die Thüre ſchloß ſich, die Lampen erloſchen, und Alles war verſchwunden. — Meine Exaltation ſtreifte an Wahnſinn. Ich verlebte noch eine aufgeregtere Nacht als die vorige. Bei dem mindeſten Geräuſche eilte ich auf den Balkon. Ich machte Verſe, heiße, zärtliche, leidenſchaftliche Gedichte. Am folgenden Morgen ſah ich aus wie ein Geſpenſt.

Als ich ſchon ſehr frühe durch den Gang ging, in welchem die Thüre zum Salon ſich befindet, ſah ich daraus eine junge Frauensperſon treten, welche eine Guitarre und einen ſchwarzen Schleier trug, ſie lächelte mir mit ſichtbarer Bosheit zu. Da die Thüre offen ſtand, ſo wollt' ich eben einen flüchtigen Blick in das Innere werfen, als der alte Edward plötzlich an der Schwelle erſchien, ſich tief vor mir verbeugte, aber die Thüre ſchnell ſchloß. — Der ganze Tag war für mich voll marternder Ungeduld. Mein Kopf war durch die durchwachten Nächte erhitzt. Es war mir nicht mehr zweifelhaft: die ſchöne Laura war ein Opfer der beiden Engländer. Sie hatte Lord Henry's Liebe zurückgewieſen, jetzt ſeufzte ſie unter Georges Tyrannei, und ſeufzte nach einem Befreier. Sie hatte mich vermuthlich auf dem Balkon und im Parke geſehen, die Theilnahme, welche ſie mir einflößte, konnte ihr nicht entgangen ſeyn. Die traurige Romanze drückte ihre Leiden aus, und der fröhliche Bolero die Hoffnung auf Freiheit. Ja, ſo iſt es. Ich beſchloß, ihr zu ſchreiben. — Ich lief alſogleich auf mein Zimmer, ſchrieb, und zerriß zehn Briefe. Endlich ließ ich meiner beredten Leidenſchaft ganz freien Lauf. Dann lief ich in den Garten, pflückte Blumen, wand einen Strauß, und verbarg darin halb meinen Brief. Ein Fenſter des Salons ſtand offen; da hinein warf ich den Boten meiner Liebe. Dann ging ich wieder auf mein Zimmer, und zufrieden mit dem, was ich gethan, ſchlief ich ruhiger ein.

Süße Träume umgaukelten mich halb träumend, halb wachend. Ich hoffte, Laura werde Mittel finden, mir zu antworten. Am andern Morgen begab ich mich ſchon früh in den Garten. Als ich wieder zurückging, blieb ich vor der Thüre des Salons ſtehen, als ſich dieſe plötzlich öffnete, und Georges, ganz ſchwarz gekleidet, meinen Brief in der Hand haltend, mir aus derſelben entgegentrat. Ich wurde blutroth im Geſichte, nicht aus Beſchämung, nein aus Zorn; denn ſein Lächeln ſchien mir diesmal ſataniſch.

„Mylord! das iſt zu viel!“ ſchrie ich außer mir. „Die Rolle, welche Sie mich hier ſpielen laſſen, iſt zu lächerlich. Wer hat Ihnen dieſen Brief gegeben? vermuthlich haben Sie ihn der Unglücklichen mit Gewalt entriſſen? Sie haben das Haus vielleicht gar nicht verlaſſen, mich beobachtet, ausſpionirt, genarrt, das fordert Genugthuung, welche Sie mir geben werden, geben müſſen.“

„Recht gern, mein aufbrauſender Herr!“ antwortete Georges. — „Edward,“ fuhr er, zum alten Diener gewendet, fort, „bringe meine Piſtolen;“ und hiezu fügte er noch halbleiſe einige Worte in engliſcher Sprache. Wir begaben uns in das kleine Wäldchen.

„Aber,“ ſagte Georges, ruhig neben mir herſchreitend, „ſehen Sie doch einmal Ihren Brief an, er iſt noch verſiegelt. Sie haben ſich mit Ihrer Ausforderung wahrlich zu ſehr beeilt, denn eben wollte ich Ihnen dieſen Brief zurückgeben, und Ihnen ſagen, daß das Frühſtück in dem Salon Laura's für uns Beide bereit ſei. Wollen Sie nicht kommen, um es zu verzehren?“

Ich war um ſo mehr verlegen, als er ſeinen Arm freundſchaftlich in den meinen legte, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und zu mir ſprach: „Verwundern Sie ſich gar nicht, wenn Sie Laura ſchwarz verſchleiert ſehen, und kein Wort aus ihrem Munde vernehmen werden. Das Alles iſt eine Folge der bizarren teſtamentariſchen Anordnungen meines Bruders. Dieſe Trauer endet eben heute, den 29. Mai Punkt 12 Uhr Mittags, drei Monate nach dem Tode meines Bruders. — Jetzt iſt es 11 Uhr.“

Wir traten in den großen Salon, wo nur ein Halbdunkel herrſchte. Eine Frau, mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt, lag auf einem Divan, ganz am entgegengeſetzten Ende des Saales. Eine Harfe, ein Pianoforte, ein Stickrahmen, ein Zeichenbrett, herrlich eingebundene Bücher, und alle jene zierlichen Kleinigkeiten, welche gewöhnlich das Boudoir einer eleganten Frau ſchmücken, fand ich auch hier.

„Für's Erſte begnüge dich damit, Laura zu grüßen,“ ſagte Georges, „wenn die verhängnißvolle Stunde ſchlägt, wirſt du ſie auch ſehen.“

Ich machte eine Verbeugung, und fühlte wohl, daß mir dabei das Blut in die Wangen ſchoß, dann ſetzten wir uns zum Frühſtücke.

Georges ſprach von Politik, Literatur, wovon ich kein Wort hörte. Endlich ſchlug es auf einer Wanduhr zwölf. Wir ſtanden auf, Georges faßte mich an der Hand. Ich hatte die Blicke niedergeſchlagen, meine Verlegenheit ſtieg auf's Äußerſte. Ich erinnerte mich meines Briefes, des Balkons, ich glühte vor falſcher Scham, Liebe und Eiferſucht; ich marterte mein Gehirn, eine paſſende Anrede an den Gegenſtand dieſer Gluth zu finden, und ſtammelte einige unzuſammenhängende Worte; da ſprach Georges: „Nun, ſo hebe doch die Blicke, und ſieh' Lauren an;“ und bei dieſen Worten hob er den Schleier. Ich ſchaute — und ſah — ſah die ſchönſte — Statue von karrariſchem Marmor, die je aus der Einbildungskraft und von der Hand eines Künſtlers hervorgegangen.

Dies war die Lehre, welche mir Georges zu geben verſprochen hatte; ſie war etwas ſtrenge. Ich wurde roth vor Beſchämung und Zorn, aber Georges blickte mich gutmüthig und freundlich an, und ſprach mit einer unbeſchreiblichen Liebenswürdigkeit, indem er mir die Hand drückte: „Sieh, lieber Arthur, wie weit die Einbildungskraft eines Dichters ſich verirren kann, und bedaure mit mir meinen armen Bruder Henry.“

„Wie? iſt es möglich — dieſe Laura — und ſeine heftige Leidenſchaft, — und jene Gedichte voll Gluth?“

„Ja, mein Freund, du ſiehſt hier die ganze Lebens- und Leidensgeſchichte des Verſtorbenen.“

„Sie haben mich alſo myſtifizirt, Mylord?“

„Biſt du darum böſe auf mich?“

„Und die Guitarre, der Geſang im Salon?“

„Des Gärtners Tochter Giulietta hat eine hübſche Stimme.“

„Und die Piſtolen?“

„Wuſste Edward ſo zu laden, daß ſie kein Unheil hätten hervorbringen können. Arthur, verzeihe mir dieſen Beſuch auf Villa bella, und dieſe Tage der Unruhe und Ungeduld, welche ich dir verurſachte. Ich habe verſprochen, dir zu zeigen, wie weit die ungebundene Einbildungskraft eines Menſchen führen kann. Meine Freundſchaft hielt eine ſolche Lehre für dich nothwendig.“

Zweiter Geſang.

1.

Arglos indeß, in Ruh und gutem Frieden
Lebt unſer Paar die ſchönen Stunden hin,
Genuß der Gaben, die ein Gott beſchieden,
Doch keine Sorge regt den leichten Sinn;
Sie ſind, wie reich! berathen. Die Genoſſen
In Kabots Thurm inzwiſchen drückt der Gram,
Schon mancher Mond des Harrens iſt verfloſſen,
Und Kabot nicht und keine Flotte kam.

2.

Der Vorrath ſchwand. Den Mangel zu ergänzen,
Schickt Lara ſtark begleitet ſeinen Freund; —
Hurtado geht, Mirandens Thränen glänzen,
Iſt es ſchon Ahndung, daß die Holde weint?
Iſt's nur der Gram um flüchtiges Entbehren,
Der Sehnſucht Opfer, was die Wimper näßt?
„Miranda, laß! Ich werde wiederkehren,
Bald, bald!" Er ruft's und fühlt ſich ſelbſt gepreßt.

3.

Er geht hinweg, und ſchon iſt in der Stille
Herangereift der tückiſche Verrath.
Die Zeit zu nutzen iſt Siripa's Wille;
Er ſelber lenkt die ſchreckenvolle That.
Mangora eilt die Schanze zu erreichen,
Viertauſend Indianer birgt der Wald,
Siripa lauſcht auf das gegebne Zeichen
Hervorzubrechen aus dem Hinterhalt.

Der Invalide.

Eine

kleine pſychologiſche Novelle.

Ich machte die Bekanntſchaft eines Engländers, der viel in der Welt geſehen und erlebt hatte, aber alles dieſes auch mit einer ſeltenen Anziehungskraft wieder zu erzählen wußte. In dem kleinen Cirkel, in welchem wir uns Abends gewöhnlich zuſammenfanden, war auch er es meiſtens, der das Wort führte, und wir Übrigen hingen dann mit Augen und Ohren an ihm. Eines Abends erzählte er uns folgende einfache, aber gewiß ſehr intereſſante Geſchichte, welche ich mittheilen will.

Ich hatte oft Gelegenheit, durch ein Dorf auf der Straße von Saint-Albans zu kommen, an deſſen Ende eine kleine, aber ſo nette, reinliche und freundliche Herberge liegt, daß ich gewöhnlich dort jedesmal abſtieg und mein Pferd ausruhen ließ. Dort war es, wo ich zum öftern einen alten Soldaten bemerkte, der ein Auge, einen Arm und ein Bein im Dienſte für ſein Vaterland verloren hatte, und daher mit dem vollſten Rechte den Reſt ſeiner Tage im Nichtsthun, oder eigentlich mit jenem Zeitvertreibe zubrachte, der ihm eben am beſten zuſagte. Während der angenehmen Jahreszeit ſaß er gewöhnlich auf einer Bank vor der Thüre der Herberge, die Tabakspfeife im Munde und einen Krug Bier an ſeiner Seite. Im Winter änderte er ſeinen Standpunkt, er ſaß in der Stube, in einer Ecke am Kamin, aber der Pfeife und dem Bierkruge blieb er getreu. So freute er ſich auf ſeine Weiſe ſeines kärglichen halben Soldes und der theuer erkauften Ruhe. Während mein Pferd fraß, unterhielt ich mich öfters mit dem ehrwürdigen Alten vor dem Hauſe auf ſeiner Bank. Seine letzte Campagne hatte er in Spanien mitgemacht. Er ſprach über alle andern Gegenſtände mit der ſeinem Alter und ſeinem Stande eigenen Geſchwätzigkeit, nur wenn man ihn um ſeine letzten Militärdienſte fragte, ſo wurde er plötzlich düſter und ſtille, und man bemerkte leicht, daß es ihm unangenehm, ja ſogar peinlich ſei, darüber zu reden.

Was am meiſten meine Theilnahme für ihn in Anſpruch nahm, war ſeine Neigung für Kinder. Er war faſt immer von einem Haufen kleiner blondlockiger Schelme umgeben, und ich bemerkte öfters, wie die Gaſtwirthin ihr Kind in Windeln dem einen Arm dieſes Alten anvertraute, der nie glücklicher zu ſeyn ſchien als bei einer ſolchen Verrichtung. Er nahm ſeine Pfeife aus dem Munde, vergaß den Bierkrug und dachte an nichts mehr als ſeinen kleinen Pflegebefohlenen zu liebkoſen und zu unterhalten, und ihn ſanft zu ſchaukeln, wenn er ſchläfrig war. Die bejahrteren Kinder drängten ſich rundum an ihn, kletterten auf ſeine Schultern, leerten ſeine Pfeife, ſtießen ſeinen Bierkrug um, nahmen ſich mit ihm alle möglichen Freiheiten, ohne auch nur im mindeſten ausgezankt zu werden. Inzwiſchen ſchien er doch in gewiſſen Momenten in düſteres Nachdenken verſunken. Manchmal, wenn er das auf ſeinen Knien eingeſchlummerte Kind betrachtete, rollten unwillkürlich Thränen über ſeine gefurchten Wangen hinab.

Ich kam eines Morgens wieder bei der Herberge vorüber. Der alte Soldat ſaß wie gewöhnlich vor der Thüre, von ſeinen kleinen Freunden umgeben; eines der Kinder, kaum drei Jahre alt, ſprang plötzlich vor meinem Wagen mitten in den Weg, und da mein Kutſcher die Pferde nicht ſo ſchnell zurückzuhalten im Stande war, kam es in die größte Gefahr, überfahren zu werden. Aber der Alte ſtürzte ſich ſchnell von ſeiner Bank her, faßte das Kind und ſchleuderte es zurück, er ſelbſt aber fiel dabei nieder, und eines der Räder ging ihm über den Körper.

Man hob ihn beſinnungslos auf. Wir trugen ihn auf ein Bett, und er kam in einigen Minuten wieder zu ſich, allein ſeine Wunde war ſo ſchwer, daß man von einem Augenblicke zum andern glaubte, er werde den Geiſt aufgeben. Die erſten Worte, die er ausrief, waren: „Das Kind! das Kind!“ Wir verſicherten ihm, das Kind ſei gerettet; er wollte uns nicht glauben, und wir mußten das kleine Geſchöpf holen laſſen und ihm zeigen. Sein Entzücken, als er es geſund und ohne Verletzung wiederſah, war unbeſchreiblich. Er weinte und lachte, drückte es an ſeine Bruſt, und man konnte es ihm nur wieder entwinden, als die Empfindungen ſeine Kräfte ſchon faſt ganz erſchöpft hatten.

Der Wundarzt erklärte, der arme Mann ſei äußerlich und innerlich zu ſehr verletzt, als daß Hoffnung zu ſeiner Geneſung vorhanden wäre. Er ſagte uns, wir möchten ihm alles geben, was er verlange.

Ich war die unſchuldige Urſache des Todes dieſes braven Mannes, natürlich ſuchte ich alles Mögliche hervor, um ihm die letzten Tage ſeines Lebens ſo angenehm als möglich zu machen, ich blieb dort im Gaſthofe und ſaß den ganzen Tag an ſeinem Bette. Man mußte ihm das Kind, welches er gerettet hatte, auf ſein ausdrückliches Verlangen öfters bringen. Von dem Augenblick, als ſich der Alte überzeugt hatte, daß der Kleine nicht den geringſten Schaden genommen hatte, war auch er ganz heiter und ruhig geworden. Er wußte, daß er ſterben müſſe, allein er ſchien das Ende ohne Traurigkeit zu erwarten, und die Wolken, welche ſich oft vor jener Begebenheit auf ſeiner Stirne gelagert hatten, waren jetzt ganz verſchwunden.

Am Abende vor ſeinem Tode befand ich mich allein bei ihm. Er bat mich um eine Herzſtärkung, und nachdem ich ihm ſelbe gereicht hatte, legte er ſeine Hand auf meinen Arm und ſprach alſo: „Mein Herr! wenn es Ihnen nicht zu viel Langweile macht, das Geſchwätz eines alten Mannes anzuhören, ſo würde es mir große Erleichterung verſchaffen, Ihnen etwas anzuvertrauen.“ Ich bat ihn zu ſprechen und er fuhr alſo fort: „Ich ſterbe ruhig und zufrieden, ich fühle mich jetzt glücklicher, als viele Jahre hindurch der Fall geweſen. Es lag mir etwas auf dem Herzen, wovon ich zwar noch nicht ganz befreit bin, aber deſſen Gewicht mich doch viel weniger drückt. Mit Hilfe der Vorſehung wurde ich das Werkzeug zur Rettung eines Kindes. Wenn ich die Kraft habe, Ihnen eine Begebenheit meines Lebens zu erzählen, ſo werden Sie begreifen, mein Herr, welchen Balſam dieſer Gedanke in meine Seele gießen muß.“

Ich gab ihm einen Loffel voll ſtärkenden Trankes und er fuhr fort:

„Nach der Retraite der Franzoſen gegen Portugal und der Zurückgabe von Pajoz wurde die Diviſion, zu welcher ich gehörte, befehligt, eine Linie in der Mitte der Gebirge, welche die Nordſeite von Guadiana begrenzen, zu beſetzen. Einige Kompagnien unſeres Regimentes bekamen Ordre, ſich eines Dorfes zu bemächtigen, welches die franzöſiſchen Truppen verlaſſen hatten.

Wir waren in einem rauhen, dürren und dazu noch rein ausgeplünderten Landſtriche marſchirt, der uns nicht das geringſte Hilfsmittel bot. Seit mehrern Tagen hatten wir auch keinen Munitionswagen mehr geſehen und unſere Rationen waren elendiglich zuſammengeſchmolzen. Wir hatten keine Hoffnung viele bewohnte Stätten zu finden, und wenn wir in ein Dorf kamen, ſo war es von den fliehenden Franzoſen ſo ausgeplündert, daß wir kaum mehr eine Brotkrume fanden. Wir hielten übrigens ſtrenge Nachſuchung, weil wir dachten, die Bauern würden etwas verſteckt haben, und wohl gelang es un in einigen Häuſern noch Wein zu finden. Ein Soldat, mein Herr! ein Soldat im ſtrengen Kriegsdienſte kennt kein größeres Vergnügen als Trinken, und ich geſtehe, daß unſer kleines Detachement bald das ganze Dorf in Schrecken verſetzte.

Man durchſuchte alle Häuſer, und mancher arme Teufel, der ſo glücklich war, ſein letztes Fäßchen Wein vor den Feinden zu bewahren, ſah ſich jetzt gezwungen, es ſeinen Alliirten zu überlaſſen. Sie hätten ſehen ſollen, mein Herr! wie die Einwohner von allen Seiten flohen, die Einen ihr letztes Stück Brot, die Andern den letzten Krug Wein in den Händen, und wie ſie die Unſrigen mit von Ermattung wankenden, aber durch die Begierde beflügelten Schritten unter den fürchterlichſten Drohungen verfolgten.

Vino! vino! war der Ruf, den man überall vernahm. Ein engliſcher Soldat, mein Herr, kann alles entbehren, außer einem geiſtigen Getränke, und ich war nicht beſſer als die andern. Vino! vino! ſchrie auch ich einem erbarmungswürdigen Spanier zu, der mit Lumpen bedeckt war und unter ſeinem zerriſſenen Mantel etwas zu verbergen ſchien. „Vino non tengo (ich habe keinen Wein)," antwortete er mir, indem er ſchnell zu entfliehen ſuchte. Ich lief ihm durch die Straße nach, allein er würde mir entkommen ſeyn, wenn ich ihm nicht durch eine Nebengaſſe den Weg abgeſchnitten hätte. Ich faßte ihn am Halſe mit einer Hand und ſetzte ihm mit der andern mein Bajonet auf die Bruſt, von Neuem ſchreiend: Wein, Wein her!

„Non tengo vino, niño, niño es, (ich habe keinen Wein, ein kleines Kind iſt es)“ antwortete er ſo ängſtlich, ſo zagend, daß ich neuerdings mich feſt überzeugt hielt, er trage ein Fäßchen unter ſeinem Mantel verbergen. Schändlicher Lügner! ſchrie ich, du willſt mir deinen Wein nicht geben? ſo ſoll ihn die Erde ſaufen! und mit dieſen Worten ſtieß ich mein Bajonet mit Wuth in das, was er an ſeine Bruſt gedrückt hielt. O mein Herr! es floß wirklich kein Wein heraus, ſondern Blut, Menſchenblut. Ein entſetzlicher Schrei drang an mein Ohr und durch dieſes eiſigkalt in mein Herz. Der unglückliche Spanier zeigte mir ſein ſterbendes Kind, und ſeine ſtieren Augen ſagten mir kräftiger, als es Worte hätten thun können: Ungeheuer! biſt du nun geſättigt? Ich fiel auf meine Knie neben dem Kinde und ſuchte ſein Blut zurückzuhalten. Der unglückliche Vater ſah meine Reue, nahm meinen Beiſtand an, und wir verſuchten alles Mögliche, um das unſchuldige Opfer zu retten. Vergebens!

Sie können wohl denken, mein Herr, daß ein alter Soldat, wie ich, der ſein eigenes Leben nur mit dem Verluſt eines Auges, eines Armes und Fußes retten konnte, und der in mörderiſchen Schlachten den Tod in allen Geſtalten geſehen hatte, ihm auch ohne Furcht in's Auge blicken kann. Ich habe ihn oft für meine verwundeten Kameraden herbeigewünſcht, wenn ich ſie unter fürchterlichen Schmerzen da liegen ſah, noch öfter für mich ſelbſt. Ich habe den Tod fürchterlicher, heftiger, ſchneller geſehen, wenn eine Kugel das Herz eines Braven durchbohrte, während die Farbe der Geſundheit noch ſeine Wangen röthete. Aber nichts von Allem dem hat mich ſo ergriffen, als dieſes junge Leben langſam aus einer Wunde entſtrömen zu ſehen, welche ich ſelbſt einem unſchuldigen Weſen geſchlagen. Es war ein Irrthum, eine fixe Idee, ich wußte es wohl, und wiederholte es mir oft genug, wenn ich dieſe fürchterliche Stunde, dieſes blutige Schauſpiel Tag und Nacht nicht aus meinem Gedächtniſſe bringen konnte, — allein Alles fruchtlos, dieſe grauſame Erinnerung hat mich nie mehr verlaſſen, und das Sterberöcheln des Kindes tönt noch immer an meine Ohren. Gott, mein Vater! ich danke dir, daß du mir die Rettung eines andern unſchuldigen Kindes gelingen ließeſt, ich ſterbe nun ruhiger.“

Und er ſtarb ruhiger.

4.

Mit dreißig Wilden, die Geſchenke tragen,
Zeigt ſich Mangora vor der Schanze Thor.
„Ihr leidet Mangel, Freunde, hör' ich ſagen,
Drum komm' ich willig eurer Noth zuvor.
Ihr weißen Männer nehmt von meinen Händen
Die kleine Gabe, die ich gern gewährt.
Ihr könnt damit die erſte Sorge wenden,
Bis, die ihr ausgeſandt, zurückgekehrt.”

5.

Mit Freud' und Dank empfängt man den Betrieger.
Der Hauptmann ſelbſt bewirthet ihn als Gaſt,
Man ſchmauſt und zecht. Die ungewarnten Krieger
Entſchütten fröhlich aller Sorgen Laſt.
Schon iſt es Nacht. Ermüdet von dem Feſte
Geht alles heim und ſinkt in ſüßen Traum,
Ein jeder ſchlummert; nur die böſen Gäſte,
Mangora nur gibt nicht dem Schlafe Raum.

6.

Er gibt die Loſung, und in hellen Flammen
Steht Kabot's Thurm, die Schläfer werden wach,
Schon ſtürzt es hier, ſchon ſtürzt es dort zuſammen,
Von allen Seiten drängt das Ungemach.
Weil alle Füße nur zum Löſchen laufen,
Gewinnt Siripa unbemerkt das Thor,
Und dringt hinein und rückt mit hellem Haufen
Verderbenſchnaubend in die Stadt hervor.

Bei den Aſſiſen des Departements de l'Ardeche wurde ein entſetzlicher Kriminalfall verhandelt. Der Gaſtwirth Martin zu Peyrabelle, ſeine Frau, und ein Paar Helfershelfer ermordeten ſeit 23 Jahren alle diejenigen, welche die Nacht zwang, bei ihnen einzukehren.

Das Wirthshaus, oder vielmehr dieſe Mordhöhle ſtand allein, abgelegen und von aller menſchlichen Hilfe fern. Martin, ſagt man, hat das Haus vor 25 Jahren eigens zu dieſer entſetzlichen Beſtimmung aufführen laſſen. Es war ganz ſo eingerichtet, daß der, welcher ſich einmal darin befand, ohne Willen des Eigenthümers nicht mehr herauskommen konnte. Unter dem Vorwande der Sicherheit waren faſt alle Fenſter mit Gittern verſehen, allein dieſe dienten eigentlich nur dazu, die Flucht der unglücklichen Schlachtopfer zu verhindern. Das ganze Gebäude glich einer kleinen Veſte aus dem Mittelalter. In dieſem Hauſe fand Alles ſein Grab, was die Geldſucht ſeiner Beſitzer erregte, und hierzu waren 50 Franken ſchon hinreichend.

Durch lange Strafloſigkeit verwegen, durch den Reichthum, welchen ſie ſich erwarben, ſtolz gemacht, ihre ganz verlaſſene und erbärmliche Umgegend durch

Schrecken und Ruchloſigkeit beherrſchend, waren die Mörder in der letzten Zeit ſo weit gekommen, daß ſie die Fortſetzung ihrer Schändlichkeiten gleichſam wie ein wohlerworbenes Recht anſahen, ſie verſchmähten es ſogar, ihre Opfer in Geheim abzuſchlachten, und gebrauchten nur ganz ſchwache Vorſicht, um ſich vor Entdeckung zu bewahren. Sie mordeten einen Reiſenden zehn Schritte von einem Andern, den ſie leben und aus ihrer Höhle entkommen ließen. Entſich ihnen ein Opfer zufällig, ſo ſetzten ſie ihm nicht nach. Niemand wagte es, gegen ſie ſeine Stimme früher zu erheben, als bis man ſie in Ketten ſah, ſo groß war die Furcht, welche ſie einflößten, oder auch die moraliſche Erſchlaffung, eine Folge der Unwiſſenheit und außerordentlichen Armuth dieſer Gegend.

Vier Perſonen erſchienen auf der Bank der Angeklagten: Martin, ſein Weib, einer ſeiner Neffen mit demſelben Namen und Rochette, ſein Diener. Aller Augen richteten ſich auf ſie und man ſuchte in ihrem Geſichte den Widerſchein ihrer Laſterhaftigkeit. Martin iſt ein Mann von mittlerer Größe, mit einem regelmäßigen Geſichte, welches ſelbſt zu ſeinem Vortheile ſprechen könnte. Betrachtet man ihn indeſſen aufmerkſamer, ſo bilden ſeine ſtarken Züge, ſeine lebhaften durchdringenden Blicke, und ſein bitteres, widerliches Lächeln ein Enſemble, welches zurückſchreckt. Auf die Vorfragen des Präſidenten erklärte er, daß er ſich Pierre Martin, genannt Blanc nenne, 60 Jahre alt ſei, und in Peyrabelle eine Schenke gehalten habe. Das Gerücht ſagt, daß ſein Bruder auf die Galeere verwieſen und ſein Vater gehangen worden ſei. Frau Marie Martin, geborne Breyße erklärt, ſie ſei 45 Jahre alt. Sie iſt, wie ihr Mann, von gemeinem Wuchſe, ihre Züge ſind ſtark markirt, die muskulöſen Glieder geben ihr ein ſtarkes und faſt männliches Anſehen. Augenzeugen ſagen, ſie ſei eben ſo häßlich und zurückſtoßend, wie die Bancal, ſchändlichen Andenkens, welcher ſie auch ähnlich ſehen ſoll. André Martin, der Neffe, iſt 32 Jahre alt, klein und ſcheint mehr von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit, ſein Geſicht hat nichts Bemerkenswerthes, ſeine kraftloſe und furchtſame Haltung kontraſtirte mit der Keckheit ſeiner Mitangeklagten. Er erklärt, daß er ein Bauer, und im Augenblick ſeiner Verhaftung in der Gemeinde Larnas anſäßig geweſen ſei. Jean Rochette iſt 47 Jahre alt. Er iſt groß und ſehr kräftig gebaut, die Haare hängen wild um ſein Haupt, ſein Blick iſt durchbohrend, ſein Geſicht fürchterlich, alles an ihm zeigt den Mörder und Räuber. Alle vier Angeklagten ſind einfach aber reinlich, und ſo, wie die Gebirgsbewohner der Gegend von Ardeche gekleidet.

Die Anklagepunkte ſind folgende:

Am 12. Oktober 1831 kam Antoine Enjolras von dem Markte zu St. Cirgues, eine junge Kuh mit ſich führend, die er daſelbſt gekauft hatte; mehre Perſonen begegneten ihm auf der Straße, die ihm bemerkten, es ſei für ihn ſchon zu ſpät, um noch nach Hauſe zu kommen, er aber antwortete ihnen, daß er nur bis Peyrabelle gehe, wo er bei Martin übernachten wolle, mit welchem er noch Rechnungen abzuſchließen habe. Zeugenausſagen haben beſtätiget, ihn bis in das Haus Martin's gehen geſehen zu haben, woraus er aber nicht mehr lebend hervorkam. Seine Familie, unruhig über ſein Ausbleiben, ſtellte umſonſt Nachforſchungen an, bald aber verbreitete ſich das Gerücht von ſeiner Ermordung bei Martin in Peyrabelle und nahm eine ſolche Wahrſcheinlichkeit an, daß der Friedensrichter von Concoures es für ſeine Pflicht hielt, dort Unterſuchung vorzunehmen, welches auch am 25. Oktober geſchah. Dieſer Beamte, ſchlecht unterrichtet, machte einen Beſuch in Martin's Schenke, welche damals an einen gewiſſen Galland verpachtet war, aber kam nicht in jene Abtheilung des Hauſes, welche Martin ſelbſt bewohnte, und wo, nach allen Anzeichen, der Mord geſchehen ſeyn, und der Leichnam ſich vorfinden mußte. Die Mörder, durch die Nachforſchungen von der Gefahr unterrichtet, trugen den Leichnam auch in der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober an den Fluß Allica, wo er am Morgen gefunden wurde. Arzt und Wundarzt erkannten, daß Enjolras Tod gewaltthätig geweſen ſei, und daß einige Wunden dem Leichnam erſt nach dem Tode beigebracht ſeyn mußten, und zwar mit der Abſicht, die Leute glauben zu machen, daß er durch einen Sturz von dem Felſen, an deſſen Fuße er gefunden wurde, den Tod gefunden habe. Pierre Martin, ſein Weib und ſein Diener Rochette wurden allgemein dieſes Mordes beſchuldigt. Man vernahm, daß man in der

Nacht vom 25. auf den 26. Oktober Martin und Rochette auf der Straße nach dem Allica geſehen habe, indem ſie auf dem Rücken ihres Pferdes einen Leichnam gebunden hatten.

Am 1. September 1830 begegneten auf dem Jahrmarkte zu Langogne Martin, Rochette und André dem Herrn Jean-Baptiſte Bourtoul, den ſie kannten und ihn in eine Schenke führten. Nachdem ſie ihn dort zum Trunke und Spiele verleitet, ſagten ſie ihm, ſie hätten ihn nicht hieher geführt, um ſich mit ihm zu unterhalten, ſondern um ihm das Geld zu nehmen, was er bei ſich habe. Bourtoul, darüber erſchrocken, wollte aus dem Fenſter ſpringen und um Hilfe rufen, allein Rochette faßte ihn beim Genicke und in demſelben Augenblicke gab ihm André einen Stoß mit einem Dolche, der ihm nur die äußerſte Haut des Bauches aufſchlitzte. Bourtoul wurde ſo gezwungen, ihnen ſeine Börſe auszuliefern, welche 500 Fr. enthielt, und wagte es nicht, bis zur Verhaftung der Verbrecher, von dieſer Begebenheit zu ſprechen.

Vor beiläufig zwei Jahren begab es ſich, daß die Witwe Baſtiden, welche von Meyres nach Peyrabelle ging, an die Schenke des Pierre Martin klopfte. Während ſie wartete, bis man ihr öffnen werde, glaubte ſie mehre Perſonen zu hören, welche unter ſich zu berathen ſchienen, und unter welchen ſie Martin's Stimme erkannte. Er ſprach: „Wo tragen wir ihn hin?“ und eine andere Stimme antwortete: „Die Gruben um das Haus ſind noch friſch, da ſcharre wir ihn ein.“ Man zögerte lange, bis man de Baſtidon öffnete, und dieſe, nicht wiſſend, w ſie dieſe Worte deuten ſollte, verbarg ſich auf de Heuboden in's Heu und ſchlief dort ein. Um Mitternach wurde ſie durch einen Jammerſchrei geweckt, welche die Worte folgten: „Um Gotteswillen tödte mich nicht!“ worauf Martin's Stimme antwortete: „Hilft nichts, du mußt hinüber!“ Vo Angſt ergriffen, beeilte ſich die Witwe Baſtido zu entfliehen, und kaum war ſie außer dem Hauſe als der Mann, deſſen Geſchrei ſie vorher vernommen, aus dem Fenſter ſprang und vor ihr niederfie Dieſer Mann, der in Hemdärmeln war, und de vierzig Jahre alt geweſen ſeyn mochte, ſagte de Baſtidon weder ſeinen Namen noch ſeine Wohnung, aber er erzählte ihr, daß, während er ſchon zu Bette gegangen war, aber noch nicht ſchlief, Pierre Martin und ein anderer Mann, den e nicht nannte, in ſeine Kammer getreten ſeien, mi Meſſern bewaffnet, um ihn zu ermorden, und da er ihnen nur durch einen Sprung aus dem Fenſte entkommen ſei.

Nachdem der Präſident die gewöhnlichen Fragen geſtellt, ſchreitet er zum Zeugenverhör. Es waren 109 Zeugen zugegen, wovon 17 von den Angeklagten als Zeugen ihrer Unſchuld zitirt waren.

Wir wollen hier beſonders die Ausſage von zwei Zeugen anführen, die auf das ganze Auditorium einen Schauder bewirkten, welcher ſchwer zu beſchreiben iſt. Die erſte legte Vincent Boyer, ein Klempnergeſelle, 29 Jahre alt, ab. Er erzählte folgendermaßen:

„Eines Tages, es war im Winter 1824, wollte ich mich zu meiner Familie nach Aubenas begeben, wurde aber von einem ſtürmiſchen Schneewetter überfallen, und gezwungen, Herberge in Martin's Schenke zu Peyrabelle zu ſuchen. Ich ſah dort mehre Perſonen und hierunter einen alten Mann, der ebenfalls die Nacht dort zubringen wollte. Die Frau Martin lud mich ein, am Ofen Platz zu nehmen, und ließ ſich mit mir in ein Geſpräch ein, was mir mein Handwerk wohl eintragen könne, und was ich für Geld bei mir trage. Sie ſagte mir, es exiſtire in der Nähe eine Räuberbande, und fragte mich, was ich denn thun würde, wenn ſie mich auf der Straße anfielen. Ich würde ihnen, antwortete ich, in Gottes Namen die elenden 30 Sous überlaſſen, die mir noch übrig bleiben werden, wenn ich mein Nachtmahl bezahlt haben werde. — Aber wenn ſie Euch an's Leben wollten, was dann? — Dann würde ich es ihnen ſo theuer verkaufen als möglich. — Wenn man aber in dieſer Herberge — verſteht mich gut, ich ſetze nur den Fall — wenn man zum Beiſpiel hier Jemand ermorden wollte und Euch verſchonte, wie würdet Ihr Euch benehmen? — Ich würde dieſen Armen mit Gefahr meines eigenen Lebens vertheidigen, wenn ich anders die Möglichkeit einſähe, ihn zu retten, wo nicht, ſo würde ich mich ruhig verhalten. — Habt Ihr einen feſten

Schlaf? — Sehr feſt, ſo daß ich kaum zu erwecken bin, wenn ich ſchlafe, ich glaube, man könnte das Haus davon tragen. — Dieſe ſonderbaren Fragen erſchreckten mich, und ich ſah wohl, daß ich mich in einer Mordhöhle befinde, ſuchte aber ſo viel möglich meine Angſt zu bemeiſtern und frohen Muths zu ſcheinen. Die Frau Martin wandte ſich nun zu dem Alten und fragte ihn um den Zweck ſeiner Reiſe. Der Unglückliche ſagte ohne Mißtrauen, daß er eine Kuh verkauft habe, und das Geld dafür auf's Amt tragen wolle. Als ich dieſe Worte vernahm, verdoppelte ſich meine Angſt, und ich ſah wohl ein, daß unſer beider Leben nur an einem Faden hänge, doch hielt ich an mich, was ich konnte, und vermied es von dieſem Augenblicke an, mehr ein Wort mit dem unklugen Fremden zu wechſeln. Indeſſen war die Stunde zum Schlafengehen herbeigekommen. Die Leute vom Hauſe gaben uns in einem befehlenden Tone (denn ſie verſtellten ſich jetzt gar nicht mehr) zu verſtehen, daß wir in die für uns beſtimmten Kammern hinaufgehen ſollten. Der Alte ſchien nun auch ſeine thörichte Offenherzigkeit einzuſehen, und verlangte, man möchte ihn mit mir in einem Zimmer ſchlafen laſſen, allein man erklärte ihm ſehr trocken, er müſſe allein ſchlafen. (Allgemeine, aber ſtillſchweigende Bewegung unter den Zuhörern. Die Angeklagten blieben kaltblütig.) Ich miſchte mich gar nicht in die ganze Verhandlung. Man führte uns beide in abgeſonderte und von einander entfernte Gemächer. Als der Alte in das ſeinige ge-

7.

Mangora's Schar vereint ſich mit den Freunden,
Man greift die Weißen an, die unbewehrt,
Gedrängt von Flammen und von wildern Feinden,
Ungleichen Kampf, der Mörder Wuth verheert.
Bei Scharen ſinken die ergrauten Krieger
Schmachvollem Tod, obgleich ein Heldenheer.
Das Schickſal ſpricht. Siripa ſteht als Sieger,
Es iſt kein Heil für Kabot's Schanze mehr.

8.

Im Schlafe lag verrätheriſch befangen
Nunjo de Lara, ſeiner Scharen Hort.
Da kracht der Brand, die Schlachtgeſänge klangen,
Das reißt ihn auf und ſtürmt ihn heftig fort.
Er greift ſein Schwert und ſtürzt ins Kampfgetümmel,
Von unbegriffnem Schrecken aufgeregt,
Er kommt hinaus und ſieht, gerechter Himmel!
Was jäh zermalmend ihn zu Boden ſchlägt.

9.

Nicht Rettung mehr, nicht Wahl von Tod und Leben,
Nicht Hoffnung bleibt. Gefallen iſt das Los.
Nur Rache noch kann die Verzweiflung geben,
Vielleicht noch Rache, Rach' und Sterben bloß.
Er forſcht umher zu finden den Verräther.
Mangora ſteht von ſeiner Schar umringt,
Stolz ſteht er da, verruchter Thaten Thäter,
Mit einem Lächeln, daß ſein Plan gelingt.

treten war, vernahm ich, daß er neuerdings Umſtände machte, in demſelben zu ſchlafen, allein eine Stimme antwortete ihm: „Behilf dich, wie du kannſt, du mußt hier bleiben.“ Dann hörte ich die Thür dieſes Gemaches ſich ſchließen, und Jenen, der den Alten begleitet hatte, wieder hinabgehen. Mich hatte eine der Töchter Martin's in mein Zimmer geführt, und mir empfohlen meine Thür ja nicht offen zu laſſen. Als ſie fort war, unterſuchte ich mein Bett und die Haare ſträubten ſich auf meinem Kopfe empor, als ich darin große Blutflecken gewahrte. (Allgemeines Grauen, aber Stillſchweigen.) Ich legte mich mehr todt als lebend nieder. In Zeit von einer Stunde beiläufig kam Jemand in mein Zimmer, glaubend, daß ich ſchlafe (denn ich ſtellte mich ſo), durchſuchte meine Kleider, und da er wirklich nur 30 Sous darin fand, ſteckte er ſie wieder hinein, und entfernte ſich.

Zwei oder drei Stunden mochten hierauf verfloſſen ſeyn, als ich wiederholt an jener Thüre ſchlagen hörte, welche zu dem Zimmer des Alten führte. „Auf, auf! es iſt Zeit!“ wiederholte man einige Male, aber immer fruchtlos. Die Perſonen, welche dieſes Getöſe machten, ſtiegen dann wieder in das Erdgeſchoß hinab, kamen aber nach einer halben Stunde wieder herauf, ſchlugen neuerdings an die Thür und wiederholten dieſelben Worte. Da der Alte nicht öffnen wollte, brachen ſie die Thüre ein. Hierauf vernahm ich den Ruf: „Zu Hilfe! zu Hilfe!“ Aber bald folgten nur unartikulirte Töne, die ich mit nichts Anderm vergleichen kann, als mit denen eines abgeſtochenen Schweins. (Allgemeines Erbeben.) Während dies geſchah, hörte ich die beiden Töchter Martin's, 25 bis 30 Jahre alt, vor meiner Thüre ſtehen, gleichſam als ob ſie mich bewachen wollten, und laut lachen und ſingen. Dieſer Geſang und dieſes Gelächter ſchallte wie ein Geſang und Gelächter der Verdammten in meine Ohren. (Aller Blicke wenden ſich auf die Bank der Angeklagten und ſcheinen zu fragen, warum Martin's Töchter nicht ebenfalls hier zu finden ſind.) Am andern Morgen ſtand ich etwas ſpäter auf, um den Ungeheuern Zeit zu gönnen, die Spuren ihres Verbrechens ſo viel möglich zu verwiſchen, und ſo mein eigenes Leben zu retten. Die Frau Martin ſtellte neuerdings mehre Fragen an mich, ob ich gut geſchlafen und nichts gehört hatte. Ich ſagte ihr, ich wäre alſogleich, wie ich in's Bett kam, vor Müdigkeit eingeſchlafen und erſt jetzt erwacht. Endlich verließ ich — Gott ſei Dank, — das Haus, hatte es aber kaum hundert Schritte hinter mir, als ich zu laufen anfing, ſo lange es mir meine Beine geſtatteten, und wurde erſt dann wieder ruhig, als ich vor den Nachſtellungen der Räuber ſicher zu ſeyn glaubte."

Dieſe, im einfachen aber lebhaften Tone gemachte Ausſage, machte einen tiefen Eindruck auf alle Zuhörer. Die Angeklagten läugneten Alles keck, ihre Advokaten ſchwiegen.

Die zweite ſehr umſtändliche Ausſage kam aus dem Munde eines Bettlers von 56 Jahren, genannt Chaze und wohnhaft in Souche.

„Es war,“ ſprach er, „vor zwei Jahren im Monate Oktober, als ich, zurückkehrend von Louveſe, zur Nachtzeit an die Schenke Pierre Martin's kam. Ich blieb an der Thüre ſtehen und bat demüthig um eine Nachtherberge. Die Frau Martin ſagte mir, bei ihnen ſei kein Platz für mich, ich ſollte wo anders Unterſtand ſuchen. Ich antwortete, ich würde mein Lager auf dem Heu und etwas Nahrung ſchon bezahlen. Darauf ließ ſie mich eintreten, und ihr Mann fragte mich: Ihr wollt Euch alſo mit einem Lager auf dem Heu begnügen,“ ich antwortete, ich würde überall ſchlafen, wohin man mich weiſen würde. Ich fand im Zimmer die hier anweſenden vier angeklagten Perſonen und Marie Armand (einen der Zeugen). An einem andern Tiſche ſaßen drei Männer, deren Einer mich fragte, wer ich ſei. Ich wohnte damals in Saint-Cirgues-de-Prades und ſagte es ihm. Er antwortete mir, daß er den Ort kenne, und fügte bei, daß er von dem Jahrmarkte zu Saint-Cirgues-en-Montagne komme, daß ihm auf dem Wege eine junge Kuh entkommen ſei und daß er bei Martin eingeſprochen habe, der ſein Freund ſei. Einer der drei Männer begehrte noch eine Bouteille Wein, welche ihm aber Frau Martin verweigerte, weil es ſchon zu ſpät ſei. Dann gingen die andern zwei Männer und jener, welcher mit mir geſprochen hatte, blieb noch, er aß noch eine volle Schale Suppe, und ging dann ſchlafen. Man ſprach zu ihm: „Ihr wißt ſchon, wo Euer Bett iſt?“ er antwortete „Ja,“ und Martin's Diener nahm das Licht, ihm zu leuchten.

Enjolras (ſo hieß der Mann, denn man nannte mir ſpäter ſeinen Namen) ſagte zu den Wirthsleuten noch: „Ich werde erſt morgen bezahlen; denn ich werde morgen noch mit einer Perſon hier frühſtücken.“ „Schon recht,“ antwortete Martin. Der Diener, nachdem er dem Herrn auf ſein Zimmer geleuchtet hatte, kam zurück, erklärte mir, es ſei ſchon ſpät genug, um ſchlafen zu gehen, und wies mich auf mein Lager im Heu. Ich ſtieg in Begleitung des Dieners auf den Heuboden und ſah bei dem Scheine der Lampe den Ort, wo Enjolras lag. Seine Lagerſtätte, ebenfalls auf dem Heu, war nur acht oder zehn Schritte von der meinigen entfernt. Nicht lange nachher ſtiegen die drei Männer über die Treppe herauf und erſchienen auf dem Boden neben Enjolras. Sie hatten kein Licht, und Einer von ihnen ſagte: „Wir müſſen eine Lampe abwarten.“ Wirklich kam Frau Martin gleich darauf mit einer Lampe und einem Topfe, welche beide ſie den Männern übergab, und wieder hinabſtieg. Ich ſtellte mich an, als ob ich ſchliefe, beobachtete aber ſchweigend alle Bewegungen der drei Männer, welche die hier gegenwärtigen Angeklagten waren. (Allgemeine Bewegung. Der Neffe Martin's horcht mit ganz auffallender Aufmerkſamkeit auf die Worte des Erzählers.) Sie warfen ſich auf Enjolras und ſagten zu ihm: „Das mußt du trinken.“ Dann hörte ich einen Hammerſchlag auf den Kopf eines Menſchen. Zu gleicher Zeit vernahm ich den Schmerzensruf des Schlachtopfers: Oh! — oh! — oh! — Wenige Augenblicke nachher traten zwei der Männer zu mir, ſahen mich an und ſagten zu ſich: „Der ſchläft feſt!“ Dann verließen ſie mich, faßten alle drei den Leichnam an, und trugen ihn vom Heuboden hinab. Einer von den dreien ſagte: „Halt feſt, Haſenfuß.“ Ich hörte dann, wie ſie ſagten: „Dieſe Nacht hat uns 100 Thaler eingetragen.“ Bald hernach kamen die drei wieder auf den Heuboden herauf, ſetzten ſich um die Lampe, und ſchienen mich aufmerkſam und ſtillſchweigend zu betrachten. So kamen ſie zwei- oder dreimal auf den Boden herauf.

Als es endlich Tag wurde, ſtand ich auf. Der Diener war da allein auf dem Boden neben der Lampe, welche eben erloſch. Ich dankte ihm für ſeine Barmherzigkeit, und bot mich an, mein Nachtlager zu bezahlen, er ſagte mir, es ſei bei ihnen nicht gebräuchlich, eine ſo armſelige Lagerſtätte auf dem Heu ſich bezahlen zu laſſen, und fragte mich, ob ich gut geſchlafen habe. Ich antwortete: Ja; denn ich war ſehr ermüdet.“ Ich ſtieg hinab in die Küche, wo ich Frau Martin beim Feuer fand, neben ihr ſtand ein Mädchen. Ich dankte ihr, bot auch ihr an, mein Nachtlager zu bezahlen, und da ſie nichts darauf antwortete, ging ich aus dem Hauſe und ſchlug den Weg nach Narce ein. Ich erzählte auf dem Wege mehreren Perſonen, welche mir begegneten, einen Theil der Begebenheiten dieſer Nacht, das ausführliche Ganze aber behielt ich mir vor der Gerechtigkeit mitzutheilen, wie ich es ſo eben gethan habe.

Dieſe Ausſage des Chaze, eines ehrwürdigen, obſchon mit Lumpen bedeckten Mannes machte auf das ganze Auditorium einen tiefen Eindruck. Ein Umſtand war von beſonderer Wichtigkeit. für die Richter. Marie hatte in vielen geſchriebenen Ausſagen und auch im mündlichen Verhör angegeben, daß ſie am Tage dieſes Mordes nicht in Martin's Hauſe geweſen ſei. Sie wurde mit Chaze konfrontirt. „Nicht wahr, ich war es nicht, die Ihr in der Küche bei Frau Martin ſaht?“ — ſprach ſie mit außerordentlicher Keckheit zu Chaze. Der Bettler aber antwortete mit feierlicher Stimme, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte: „Ja, du warſt es!“ und Marie Armand wurde blaß und antwortete, wie von einem Blitzſtrahl getroffen, kein Wort. Alles war überzeugt, daß ihr das erwachende Gewiſſen den Mund geſchloſſen, und daß Chaze die Wahrheit geſagt habe.

Noch eine groſe Anzahl von Zeugenausſagen beſtätigten das gräßliche Hauptfaktum, daß Martin's Schenke eine Mörderhöhle war.

Unter jenen Ausſagen, deren Verdächtigkeit beweiſet, daß die Zeugen mehr wiſſen, als ſie ſagen wollen, iſt eine der bemerkenswertheſten jene der Marie Armand. Dieſes Mädchen, beinahe 25 Jahr alt, klein, aber mit einem ausdrucksvollen Geſichte, zeigte eine Gegenwart des Geiſtes, eine Lebhaftigkeit und einen Verſtand, die bei Leuten ihrer Klaſſe nicht gewöhnlich ſind. Sie iſt die geheimnißvolle Perſon, die Manſon in dieſem blutigen Drama. Sie ſcheint wirklich bei der Ermordung Enjolras gegenwärtig geweſen zu ſeyn, wenigſtens iſt es bewieſen, daß ſie dieſe Nacht in Martin's Hauſe zugebracht habe. Moulin und Reynaud, welche ebenfalls dieſe Nacht im Hauſe waren, beſtätigen, ſie geſehen zu haben, allein ſie behauptet immer hartnäckig, nichts davon zu wiſſen, und ſagt, ſie habe in dieſer Nacht, wo der Mord begangen worden ſeyn ſoll, nicht bei Martin, ſondern zu Hauſe geſchlafen. Auf die Gegenbehauptung der Zeugen antwortete ſie mit unerſchütterlicher Ruhe: „Es ſcheint, dieſe Leute müſſen zwei Seelen haben, deren eine ſie der falſchen Ausſage opfern wollen, ich habe nur eine Seele und will dieſe retten.“ Sie blieb dabei ſtehen, ſie habe jene Nacht in ihrer Wohnung zu Saint-Cirques zugebracht, ſie führte auch Perſonen an, die ſie daſelbſt geſehen haben ſollten, konnte aber ihr Alibi nicht beweiſen; ſie entfernte ſich an dieſem Tage ganz zerknirſcht, und von dem öffentlichen Unwillen begleitet.

Am folgenden Tage aber änderte ſich die ganze Szene. Marie Armand erſchien ſchwankend, mit blaſſen Wangen und geſenktem Kopfe, ſie ſchien endlich eine wahre und klare Ausſage thun zu wollen. Aufgerufen hiezu von dem Präſidenten, und beſchworen von ihm, Alles zu ſagen, was ſie wiſſe, geſteht ſie endlich mit zitternder Stimme, daß ſie in jener Nacht, in welcher Enjolras verſchwunden, zu Peyrabelle geweſen ſei. Bei dieſen Worten, welche der Eingang zu einem vollkommenen Geſtändniß zu ſeyn ſchienen, erreichte die allgemeine Aufmerkſamkeit den höchſten Grad, man hörte keinen Athemzug — eitle Hoffnung! Die Wahrheit, welche auf Mariens Lippen ſich endlich Luft zu machen ſchien, trat auf einmal wieder in ihre verſchloſſene Seele zurück, keine Gewalt, weder die Beſchwörung des Präſidenten und der Geſchwornen, noch die Furcht vor den Folgen, welche eine falſche Ausſage für ſie haben könne, konnten ſie zu mehr als den Worten bringen: „Ich war dort, aber ich weiß nichts von einem Morde, ich habe keinen Schrei gehört, als etwa jenen, welchen Rochette von ſich gab, weil er heftige Zahnſchmerzen hatte. Ich habe zwar einen alten Bettler dort geſehen, allein mir ſcheint, das war nicht jener Mann (Chaze), der mir viel größer vorkommt.“

Das Zeugenverhör wurde erſt am ſiebenten Tage geſchloſſen. In den erſten vier Tagen erſchienen die vier Angeklagten wie zu einem Triumphe gehend im Saale, man ſah ſie bei den gewichtigſten Beſchuldigungen lächeln, ihre kecken und beinahe beleidigenden Blicke ſchienen Richter und Zuhörer zu hohnen, aber dieſe Sicherheit verſchwand in den letzten drei Tagen, ihre Haltung war nicht mehr dieſelbe und die Angſt malte ſich in ihren Geſichtern.

Der Neffe Martin's zeigte übrigens nicht ſo viel Übermuth, und Thränen näßten oft ſeine Augen und Wangen.

Nach einer langen Berathſchlagung der Jury wurden Pierre Martin, ſein Weib und Jean Rochette als des Mordes an Enjolras ſchuldig und zum Tode verurtheilt.

Als ſie zum Richtplatze geführt wurden, verſammelte ſich eine außerordentliche Volksmenge auf den Straßen. Mehre Stimmen riefen den auf den Wagen ſitzenden Delinquenten die Namen: Mörder! Ungeheuer! zu. Auf der Brücke von Bainne ſtand ein elender Bierfiedler, welcher ſich an die Spitze des Zuges ſtellte, und ihn lange unter dem Spiele auf ſeiner Geige begleitete.

Zu Charade ſah Rochette einen armen Burſchen aus ſeiner Bekanntſchaft, dem er ſeinen Mantel mit den Worten zuwarf: „Da nimm dieſen Mantel, ich brauche ihn nicht mehr, und bitte Gott für mich.“

Pierre Martin ſah die andern mit kaltem Blute hinrichten.

10.

Genug dem Helden. Mit gezückter Klinge
Stürzt er, ein Blitzſtrahl, in der Feinde Schar,
Was nicht entweicht, ſinkt hingewürgt im Ringe,
Schon beut Mangora ſeiner Wuth ſich dar,
Raſch, ungehemmt, gräbt der entbrannte Rächer
Das blanke Schwert in ſeine Bruſt hinab,
Zu Boden ſtürzt der lüſterne Verbrecher
Und büßt die Schuld mit ſeinem Leben ab.

11.

Unglücklicher Mangora! Überlegen
War das Verhängniß deiner rohen Kraft.
Du ſinkſt verſchuldet hin und dennoch regen
Sich unſre Herzen deiner Leidenſchaft.
Die wilde Bruſt, zu ſchwach zu Tugendkämpfen,
Ward unbewacht verbotner Liebe Raub.
Du konnteſt glühen, nicht die Flamme dämpfen.
Des Schickſals Opfer ſinkſt du in den Staub.

12.

Laßt ſeine Aſche ruhen ohne Tadel,
Und weint um Lara's Fall. Der raſche Held,
Gleich hoch geſchmückt an Kraft und Muth und Adel,
Empfängt Siripa's Lanzenwurf und fällt.
Der Todten Letzter. Um ihn ſeine Krieger,
Zu Kampf und Ruhm und Tod mit ihm vereint,
Die Schlacht erſtummt, Siripa ſteht als Sieger,
Was lebte ſank, kaum röchelt noch ein Feind.

Drei
komiſche
Geſpenſtergeſchichten.

Als ich am Sylveſterabende mit einigen Freunden bei einer Bowle Punſch beiſammen ſaß, der Eine mit ſeinen Liebesabenteuern, der Andere mit ſeinen Witzſpielen und Anekdoten fertig war, und auf dieſe Art die Konverſation einige Minuten lang in's Stocken gerieth, rief ich: „He da! Brüder, weßwegen denn mit einmal ſo ſtumm?“

„Ja, da hat gewiß wieder einer aus der Geſellſchaft die Füße kreuzweis über einander gelegt!“ rief L*. Wir ſahen alle zugleich unter den Tiſch, und ſieh da, ich ſelbſt war es, der einen Fuß über den andern geſchlagen hatte. Wir lachten anfangs darüber, ſprachen aber dann über den Grund und Urſprung dieſes Volksglaubens, daß, wenn in einer Geſellſchaft plötzlich Alles ſtumm ſei, einer davon die Füße gekreuzt halten müſſe. Unſer Geſpräch lenkte ſich von dieſem Gegenſtand weiter auf Aberglauben, Volksmährchen, Ahnungen, Träume, Geſpenſter u. ſ. w. Einer erzählte eine unerklärliche Geſchichte, der Andere folgte, es war ſtille geworden, und man las in allen Geſichtern die Theilnahme am Wunderbaren und Außergewöhnlichen. Einer aus der Geſellſchaft behauptete ganz ſteif und feſt, er habe ſeinen Freund doppelt geſehen. Kurz, Erzählungen, Punſch und Erhitzung im Geſpräche regte unſere Gemüthe immer mehr auf, und jeder fühlte wohl mit mir, es ſei nöthig, die geſteigerte Phantaſie wieder einiger Maßen herabzuſtimmen. Ich kam alſo nu dem allgemeinen Wunſche entgegen, als ich rief: „Stille jetzt mit derlei Dingen, wir ſchrauben un dadurch ſelbſt hinauf, und wer weiß, ob dies nich Manchem unter uns heute ſeine nächtliche Ruh raubt; darum trag' ich darauf an, wir ſollten wieder zum Scherze unſere Zuflucht nehmen, und uns die Stunde bis zur Mitternacht damit wegſchwätzen, daß wir uns Geſpenſterhiſtörchen erzählen, denen es zwar anfänglich an Schauer nicht mangelt, welche aber am Ende mit irgend einer lächerlichen Pointe ſchließen. Allons! wer weiß eine ſolche, wem iſt etwas Ähnliches begegnet?“

„Mir! mir! mir!“ riefen L., C. und R. Wir füllten unſere Punſchgläſer, ſtopften die Pfeifen friſch, und L. fing zu erzählen an:

I.

Die Erſcheinung.

Ihr wißt, liebe Freunde, daß ich die Sommerszeit jedes Jahres in dem kaiſerlichen Luſtſchloß zu Schönbrunn zubringe. So befand ich mich auch im Sommer des Jahres 1818 daſelbſt. Vom Mai bis zum September verwandte ich die Abende zu Spaziergängen in die Umgegend, worunter mein Weg mich am öfteſten nach dem herrlichen Hütteldorf führte, als aber im Herbſte die Abende kühler, nebliger und kürzer wurden, und die Blätter zu fallen begannen, brachte ich die Stunden von 8 bis 11 Uhr Abends gewöhnlich in dem ſehr beſuchten Kaffehhauſe zu Hietzing zu, wo ich eine angenehme Geſellſchaft gefunden hatte. Wir ſchwätzten, tranken unſere Kanne Bier, und gingen meiſtens erſt gegen Mitternacht aus einander. Um dann nicht den längern, oft ſehr ſtaubigen und holprigen Weg um den Garten nehmen zu müſſen, hatte ich mir einen Schlüſſel zum kleinen Gartenthürchen — welches um 10 Uhr geſchloſſen wird — zu verſchaffen gewußt, und ging auf dieſe Art durch die lange Linden- und Kaſtanien-Allee, welche mit der Gartenmauer eingeſchloſſen, ſchnurgerade zum Schloſſe führt. Die Bäume, welche dieſe Allee bilden, ſind ſehr alt und ſtark, und die Allee iſt daher ſelbſt bei hellem Tage dunkel, des Nachts, beſonders wenn die Laternen ſchon verlöſcht ſind, ſieht man keinen Stich, und muß ſich ſorgfältig hübſch in der Mitte halten, um ſich den Kopf nicht gegen einen Baum zu ſtoßen.

Es war gegen Mitternacht, als ich in einer trüben, nur ſehr ſpärlich vom Wolken-verſchleierten Monde erleuchteten Nacht, das Kaffehhaus verließ, und mit meinem treuen Begleiter, meinem Pudel Caſtor, durch die Allee dem Schloſſe zuwandelte. Caſtor war alſo dreſſirt, daß er immer vor, nie hinter mir lief, und nur manchmal in Sprüngen wieder zu mir zurückkehrte, um zu ſehen, ob ich ihm nachkomme, und gleichſam auch mir die Überzeugung zu verſchaffen, daß er ſich nicht verloren habe. Wir hatten dieſen Abend eben im Kaffehhauſe über Geſpenſter geſprochen, mehre Hiſtörchen dieſer Gattung waren erzählt worden, und ich ſchlenderte, von dem Abenteuerlichen noch erfüllt und aufgeregt, langſam meine dunkle Bahn dahin. Da ſchlug die Thurmuhr des Schloſſes Mitternacht, und noch hallte der letzte Schlag dumpf nach, als ich mit einem Male aus meinen Träumereien durch ein lautes Gebelle meines Caſtors geweckt wurde. Dieſem Gebelle folgte, bevor ich noch Zeit gewann dem Hunde zu pfeifen, ein Geheul, und alſo heulend und winſelnd lief der Hund an mir vorüber, und hinter mich zurück, ſo weit er nur konnte. Jetzt rief ich ihn beim Namen, ich pfiff ihm, aber der ſonſt ſehr gehorſame Hund war nicht mehr zu bewegen zu mir hervorzukommen, ſondern immer heulend ſchlich er zwar näher, blieb aber in einer Entfernung von einigen Schritten hinter mir zurück. Dadurch aufmerkſam gemacht, blieb ich ſtehen, ſah vor mir in die Dunkelheit hin und lauſchte: da vernahm ich fernen dumpfen Schall, wie Tritte eines ungewöhnlich kräftigen Weſens, und alsbald wurde ich auch in einer Höhe von anderthalb Klafter ein Lichtlein gewahr, welches ſich alſo bewegte, als ob es von Jemanden getragen würde, der ſich gegen mich bewegte. Ich ſtutzte, mir ſchauerte es eiskalt über den Rücken, aber gewohnt, ſelbſt wenn mir Unbegreifliches begegnet, nie zu entfliehen, ſondern

Laterne in der Hand haltend, geſetzt hatte, erſt um Mitternacht nach Schönbrunn zurück.

Heute konnte ich unmöglich mehr lachen, aber am folgenden Tage lachte ich über mein Abenteuer recht herzlich. Wer hätte aber auch in Öſterreich Nachts um 12 Uhr vermuthen können, einem Kamehle zu begegnen?“

Nun nahm C. das Wort und erzählte:

II.

Die alte Mühle.

„Als ich noch mit wandernden Schauſpielertruppen herumzog, und auf dieſe Art die elendeſte, aber zugleich luſtigſte Zeit meines Daſeyns verlebte, ging es unſerer Bande (wir nannten ſie freilich Geſellſchaft) in einem kleinen Landſtädtchen ſo ſchlecht, daß uns eines Abends der Direktor in ſeine Stube verſammelte, und alſo zu uns wie ein Vater redete: „Kinder! unſers Bleibens iſt in dieſem Neſte länger nicht mehr, die Knöpfe hier haben gar keinen Kunſtſinn. — Ihr habt es ſelbſt geſehen, wenn wir des Abends 10 bis 12 kleine Buben und Mädchen in unſerm Muſentempel haben, wovon jedes einen Groſchen bezahlt, ſo dürfen wir uns ſchon glücklich ſchätzen. Alſo heißt's aufbrechen. — Aber da iſt denn noch ein nisi. Ich glaube kaum, daß uns der Wirth, der Fleiſcher und der Bäcker ganz unangefochten im Triumphe werden zum Stadtthore hinausfahren laſſen, daher habe ich beſchloſſen, wir nehmen die dunkle Nacht zu Hilfe, und Jeder von uns ſieht zu, wie er allein aus dieſen Schreckensmauern entwiſchen kann. Unſere Dekorationen und die Garderobe wird ein Bauer heute Morgen um 2 Uhr ſtill aufladen und fortführen. Ihr übrigen, meine Kinder, ſucht auch in dieſer Nacht oder am nächſten Morgen ein Loch zu finden, wo ihr hinausſchlüpfen könnt, und in — (der Name des Städtchens, welches er uns nannte, fällt mir nicht mehr bei) treffen wir wieder zuſammen. Lebt indeſſen wohl, liebe Kinder, Geld kann ich euch nicht geben, aus der ganz einfachen Urſache, weil ich ſelbſt keines habe, aber dem Schutze des Himmels und der Muſen ſeid ihr alle beſtens von mir empfohlen, und — daß ich euch dort in *** Alle wieder finde, daß ich Keinen von euch vermiſſe, das ſei mein Segen."

Mit dieſen Worten, aus ſeiner Lieblingsrolle: jener des alten Dallner in der Dienſtpflicht, der einzigen, die er auswendig wußte, entließ uns der Direktor, und Keiner fand darin etwas Sonderbares, da wir uns an mehrern Orten auf dieſelbe Art von unſerm zweiten Vater getrennt hatten.

Ich ging, indem ich die Gewohnheit der Franzoſen nachahmte, welche pfeifen, wenn ſie nichts zu eſſen haben, nach Hauſe, und dachte bei mir darüber nach, wie ich denn meine Flucht aus Kenilworth zu Stande bringen werde, und überſah die Schwierigkeiten nicht, welche ſich vor allen Andern mir entgegenſtellten, da ich eben das Unglück hatte, bei dem Bäcker des Städtchens, der eine der größten Forderungen an uns zu machen hatte, einquartiert zu ſeyn.

Mein Plan war bald gemacht, und damit ich in meiner Erzählung nicht zu lang werde, ſag' ich euch zugleich auch, daß ich ihn glücklich ausführte. Mein Zimmerchen, oder beſſer zu ſagen, Schlafloch, ging in den Garten, das Fenſter war zwar klein, aber für einen ſolchen Zahnſtocher, wie mein Leichnam damals war, noch immer breit genug. Ich ſchlüpfte alſo mit Sack und — — nein ohne Pack da hinaus, nachdem ich einen Zettel auf dem Tiſche liegen gelaſſen, worauf ich die Worte ſchrieb:

Der Güter höchſtes iſt das Brot zwar nicht,
Der Übel größtes aber iſt die Schuld.
Nimm, theurer Bäckersmann,
Dank ſtatt Bezahlung an!

Als die Sonne emporſtieg, hatte ich bereits das Städtchen eine Meile hinter meinem Rücken. Der Hunger ſtellte ſich ein, aber der Sack war ſo leer als der Magen; in eine Herberge durfte ich mich daher nicht wagen. Endlich ging ich an einer Kaſtanienallee vorüber, welche zu einem artigen Landhauſe führte. In der Allee auf einer Bank ſah ich ein Mädchen ſitzen, welches in einem Buche las. „Hollah!“ dachte ich, das leſende Kind iſt gewiß eine Gönnerin der Muſen, und bei ihr kannſt du dir vielleicht ein Glas Wein erwerben. Ich trat demüthig vor ſie und fragte, ob ſie einem reiſenden

13.

„Ihr ſeyd vertilgt, ihr ſtolzen Götterſöhne,
So ruft er laut und ſchüttelt ſeinen Speer:
Hört noch im Tode, wie ich euch verhöhne,
Ihr weißen Räuber aus dem Oſten her!
Ha, ihr Unſterblichen, ihr ſeyd gefallen!
Lebt wieder auf, ihr Prahler, wenn es geht.
Nicht Einer kommt, nicht Einer unter Allen,
Auch unſer Arm kann tödten, wie ihr ſeht.

14.

Ihr gierigen, ihr niegeſtillten Hunde,
Ihr Bergdurchgraber, geht doch, ſucht doch Gold!
Spät ſchlug, doch endlich, die Vergeltungsſtunde
Vollwichtig zahl' ich eurer Bosheit Sold.
Für unſern Schweiß, wann wir die Erde wühlten,
Um euren Geiz, in eures Bauches Frohn,
Und blanke Körner aus dem Schlamme ſpühlten,
Nehmt, Unterdrücker, den gerechten Lohn.

15.

Traun! euch vergeht die Sehnſucht nach dem Götzen,
Ihr ſchwimmt nicht mehr mit Schaufeln durch die Fluth.
Ihr wollt nicht mehr uns in die Berge hetzen,
Ihr habt genug und ſättigt euren Muth.
Hört's an des Stromes Lauf, erlöſte Brüder,
Sie iſt vertilgt die freche Räuberſchar.
Frei ſind wir ſelbſt, frei unſre Berge wieder.
Bringt tiefgerührt den Göttern Opfer dar!

Künſtler erlauben wolle, ihr etwas zu deklamiren? Recht freunlich lud ſie mich in's Haus ein, und ich ging mit ihr hinein. Man ſetzte ſich da eben zum Frühſtück, lud mich dazu ein, und drei Taſſen vortrefflichen Kaffeh's ſammt vier Semmeln, hinten nach noch eine Schale Milch, ſtärkten meinen Magen. Zum Dank deklamirte ich dann den Taucher von Schiller mit der ſtärkſten Kraft meiner Lunge. Die Mama des Mädchens reichte mir noch ein fleiſchiges Schinkenbein und ein großes Stück Kuchen, und nachdem ich ihr gewiß ſechsmal die Hand geküßt hatte, welches ihr ſehr angenehm zu ſeyn ſchien, drückte ſie mir auch noch einen Guldenzettel in die Hand.

Die Arie: „Ach wie herrlich iſt das Reiſen!“ trillernd, ſchlenderte ich nun geſättigt weiter, allein ich hatte mich in jenem Hauſe zu lange aufgehalten, und ſah wohl bei der einbrechenden Dämmerung, ich könnte heute das Städtchen, welches uns der Direktor zum Verſammlungsorte beſtimmt hatte, nicht mehr erreichen. Der Abend war kalt (es war im Oktober), und ich dachte eben nach, welche mitleidige Seele mir denn ein Nachtlager geben würde, als ich nicht ferne von mir an einem Bache eine einſame Mühle ſtehen ſah, deren Räder luſtig klapperten. Das Haus ſelbſt hatte etwas Unheimliches. Die Wände ſahen ſchwarz und düſter her, die untern Fenſter waren mit ſtarken Eiſengittern verwahrt, und zwei Fenſter im erſten Stockwerk mit roth angeſtrichenen Brettern vernagelt. Rund um das Haus hoben ſich ſchwarze Fichten in die Höhe, und beiläufig zwei hundert Schritte von der Mühle blinkte im Mondenſtrahl ein halbverfallner Galgen. Der Weg führte mich hart an der Mühle vorüber, und ich ſah eine alte Frau, die eben beſchäftigt war, einige Kolben von türkiſchem Weizen, welche vor der Hausthüre in der Sonne gelegen hatten, in ihr Vortuch zu nehmen, um ſie in's Haus zu bringen. Ich bot ihr einen guten Abend, und ſie erwiederte ihn freundlich. Da trat ich näher, ſetzte mich ein wenig auf die Bank vor der Hausthüre, und es entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen uns, worin ich ihr meine Noth klagte, daß ich ein armer Künſtler ſei, der nicht wiſſe, wo er heute Nacht ſein müdes Haupt hinlegen ſollte. Ich nahm einige Kotzebue'ſche rührende Floskeln und meinen ganzen ſentimentalen Ton zu Hilfe, und erweichte die gute Alte ſo ſehr, daß ſie mir freiwillig eine Lagerſtelle in ihrer Mühle anbot.

Wer war froher als ich? Wir traten in's Haus. Der Sohn der Alten, der Müller, war heute eben nach jenem Städtchen gefahren, in welchem wir zunächſt unſern Muſentempel aufſchlagen wollten, und wurde erſt morgen wieder zurück erwartet. Die Alte machte Feuer, kochte mir eine warme Suppe und Kartoffeln, und wir ſetzten uns dann zuſammen und verzehrten das freundlich Gegebene mit großem Appetit, ein Krug vortrefflichen Biers ſchmeckte mir herrlich. Während des Eſſens ſprachen wir von dieſem und jenem, und die Alte ſagte mir, ich müſſe in der hintern Stube ſchlafen; es ginge freilich die Rede, es ſei nicht recht geheuer, weil den vorigen Müller, der ein reicher Geizhals geweſen ſei, in dieſer Stube der Schlag getroffen habe, aber das ſei nicht wahr, ſie wäre zu allen Zeiten des Tages und der Nacht in der Stube geweſen, und habe nie etwas gehört noch geſehen. Bei dieſen Worten ſtellte ich den Bierkrug, den ich eben zum Munde bringen wollte, wieder nieder, und ich glaube faſt, mein Geſicht habe ſich etwas verlängert. — Aber ich nahm mich recht zuſammen, und als die Alte hinzu ſetzte — es ſtehe ein vortreffliches Bett oben, und wer reines Herzens ſei, habe nirgend etwas zu fürchten, überredete ich mich, daß ich wirklich reines Herzens ſei, und fügte mich in die Nothwendigkeit.

Um 8½ Uhr nahm meine freundliche alte Wirthin das Licht, und leuchtete mir in meine Schlafkammer. Wir gingen durch die Mühle, dann über einen langen Gang, an deſſen Ende das Gemach ſich befand. Es war klein, hatte weiße Wände und ein Fenſter. Die Alte wünſchte mir gute Nacht und ging.

Da ſtand ich nun, und die Worte der Wirthin beim Abendmahl fielen mir wieder bei. Ich durchſuchte mein Zimmerchen, ſah zuerſt unter das Bett, dann öffnete ich das Fenſter, welches ich mit einem ſtarken Eiſengitter verſehen fand, aber gleich wieder ſammt dem Laden ſchloß, da mir der vorerwähnte Galgen im hellen Mondenlicht entgegenleuchtete; riegelte dann die Thüre ſorgfältig zu, legte meinen

Hirſchfänger neben das Bett auf einen Stuhl, entkleidete mich, ſtieg vermittelſt des Stuhls in das hohe Bett, in welches ich wie in friſchen Schnee tief hineinfiel, löſchte das Licht aus, zog die Tuchet (ſo nennt man bei uns das Federnüberbett) mit großer Mühe herauf, denn ſie war ungeheuer ſchwer, und drückte die Augen zu. Schon hatte der Schlummer angefangen, ſeine milden Flügel über mich zu breiten, als mich plötzlich ein Geraſſel, jenem ähnlich, welches entſtehen würde, wenn die Kette einer großen Thurmuhr abliefe, und hierauf ein ſtarker Schlag wieder erweckte, zu gleicher Zeit ward mir die Tuchet vom Bette gezogen. Ich riß die Augen auf und ſtarrte in die Nacht, ich horchte, — und Alles war ſtille. Da griff ich an das untere Ende des Bettes, um zu fühlen, wo denn meine Tuchet ſei, ich erfaßte einen Zipfel davon, und zog ſie mit noch größerer Anſtrengung als das erſte Mal zu mir herauf. Kaum war ich einige Minuten ſo gelegen, und ließ die Tuchet eben aus, um die Arme unter dieſelbe zu ſtecken, als ſich daſſelbe Geraſſel, derſelbe Schlag und das Wegziehen der Tuchet wiederholte. Gleich darauf war wieder Alles ſtill. Nun fing mir im Ernſte an, bange zu werden, große Schweißtropfen ſtanden mir auf der Stirne, ich wußte nicht, was ich beginnen ſollte. Noch einmal zog ich in der größten Angſt die Tuchet zu mir herauf, und hielt ſie feſt, erwartend, ob man mir ſie noch einmal entziehen würde; ich fühlte wohl, daß am untern Ende eine Gegengewalt ſie ebenfalls feſt hielt: da zog ich die Füße, ſo viel ich konnte, herauf, und blieb in dieſer unbequemen Stellung liegen, bis der Schlummer auf's Neue mich überwältigte, ich die Tuchet etwas los ließ, und ſich das vorige gräßliche Spiel noch einmal wiederholte. Nun — ich kann es nicht läugnen, — fingen ſich an, mir einige Härchen auf dem Kopfe emporzuſträuben; ich zog meinen Hirſchfänger, ſprang mit beiden Füßen aus dem Bette, riegelte die Thüre auf, ſtürzte über den Gang durch die Mühle, wo mich mein Engel geleitete, daß ich keinen Fehltritt machte, von da in den Hof, und ſchrie nun aus Leibeskräften um Licht. Da öffnete meine Alte das Fenſter, fragte, was mir geſchehen ſei, und als ich ihr mein Abenteuer erzählte, weckte ſie zwei Mühlknechte, und mit einer Laterne kehrten wir in meine Schlafſtube zurück. Freunde! Brüder! Was ſahen wir? — Lacht mit mir. Zu den Füßen meines Bettes ſtand eine große eiſerne Caſſetruhe, welche noch dem vorigen Müller gehört, und worin er ſeinen Mammon verſchloſſen hatte. Meine Tuchet hatte ſich mit einem Zipfel in den Ring, bei welchem man die Truhe anfaßte, um den Deckel zu öffnen, verwickelt; ſo oft ich ſie nun zu mir emporzog, öffnete ich zugleich den ſchweren Deckel der Truhe, der dann mit Geraſſel und einem Schlage zufiel, und mir natürlicher Weiſe das Federbett wieder entzog. Ich wurde wie natürlich von der Alten und den Mühlknechten ausgelacht, konnte aber nicht ſelbſt mitlachen, da mir der Schrecken noch alle Glieder lähmte, doch verſchlief ich ihn wieder bis zum andern Morgen."

„Meine Erzählung," nahm jetzt R. das Wort, „iſt ganz kurz, ich will ſie

III.

Das Schlittengeſpenſt

nennen; hört ſie geduldig an:

Ich war in meinem 15. Jahre als Cadet in das **ſche Regiment eingetreten, hatte viel guten Willen, ein recht tapferer, unerſchrockner Held zu werden, konnte es aber anfangs nicht recht damit vorwärts bringen, da die Erziehung in meinem väterlichen Hauſe nicht dazu geeignet war, mich dafür zu bilden, im Gegentheil wurde ich dort von meiner Mutter und ihrer Schweſter verweichlicht, und durch Erzählung von Ammenmährchen ſo furchtſam gemacht, daß ich noch in meinem zwölften Jahre nicht ohne Licht einſchlafen wollte.

Als ich die Uniform anzog, und mir ſelbſt überlaſſen war, mußte das freilich anders werden; ich hätte mich geſchämt, meine Furchtſamkeit blicken zu laſſen, und unterdrückte ſie mit Gewalt, aber ich zitterte oft wie ein Eſpenlaub, wenn ich laut über Etwas lachen mußte, und an unheimlichen Orten verläßt mich ſelbſt noch am heutigen Tage ein gewiſſes Grauen nicht, worüber ich übrigens ganz Herr geworden bin.

Meine Kompagnie war im Jahre 18** in einem Dörfchen einquartiert, und ich hatte mein Quartier in einem Pachthofe in einem Nebengebäude hinter dem Wagenſchuppen erhalten, worin ſich, kurz bevor ich ankam, ein Knecht erhenkt hatte. — Der Strick, welchen er dazu gebraucht hatte, lag noch in einem alten, mit vergoldetem Schnitzwerk verzierten Schlitten, der in dem Wagenſchuppen ſtand. Der Knecht war ſchon alt und hatte, wie mir die Hausleute erzählten, weiße Haare und einen langen weißen Bart.

An dieſem Schuppen mußte ich nun, wenn ich des Nachts nach Hauſe kam, vorübergehen, und immer warf ich einen Blick auf den Schlitten, und ſtets fiel mir der Gehenkte ein. Eines Abends war ich mit meinen Kameraden länger im Wirthshauſe beiſammen geſeſſen, denn Einer davon, der Unteroffizier geworden war, hatte ein gutes Abendeſſen bezahlt, und vom Wein erhitzt, ging ich erſt um Mitternacht nach Hauſe. Wieder warf ich einen Blick auf den Schlitten, und — o Himmel! — gewahrte beim hellen Mondſchein einen weißbehaarten Kopf mit einem weißen Barte, der mich fürchterlich anglotzte. Ich ſtarrte betroffen hin, — ja es war keine Täuſchung meiner Sinne oder des Mondlichtes, der Kopf bewegte ſich; ich faßte mir ein Herz und ſchrie mit zitternder Stimme: „Wer da? wer da?“ — Da ſcholl es mir entgegen: „Weh! Weh! Weh!“ Ich zog den Säbel, fiel aber halb ohnmächtig zu Boden. Über mein Geſchrei fing der Haushund zu bellen an, Knechte wurden wach, und kamen mit einer Laterne mir zu Hilfe. Da ſahen wir denn, daß das Geſpenſt ein — Bock war, den man einzuſperren vergeſſen hatte, und deſſen „Meh“ mir wie „Weh“ geklungen hatte.

16.

Zwar hocherkauft, doch wahrlich nicht zu theuer,
Ward dieſe ſchöne Nacht. Mangora fiel.
Er kam, entzündet von der Liebe Feuer,
Verlierend ſelbſt gewann er uns das Spiel.
Um ſeinen Tod zerbrechen wir die Bande,
Die klein're Klage ſchweigt vor größerm Glück.
Was iſt Ein Leben gegen Ehr' und Schande?
Wir weinen Ihm und ſegnen das Geſchick.

17.

Schwimmt je zu uns ein ähnliches Geſchwader
Und will den Strand gewinnen — wehrt, o wehrt
Mit Kraft ſie ab, ſo lang' in Einer Ader
Ein Tropfen Bluts, das frei zu ſeyn begehrt.
Scheut nicht den Tod, das Vaterland zu retten,
Sobald ſie landen, iſt's um euch geſchehn,
Ihr ſinkt zurück in die gebrochnen Ketten
Und werdet nie den Tag der Ruhe ſehn.

18.

So liegt nun grablos, wo der Tod euch ſtreckte,
Der Vögel Fraß, der wilden Thiere Mahl!
Gebrandmarkt ſey, wer euch mit Erde deckte,
Und ausgetilgt aus ſeines Volkes Zahl.
Doch fort von hier! Mir ekelt zu verweilen,
Laßt uns zurück in unſre Hütten ziehn,
Mit aller Welt laßt uns die Freude theilen
Und Leid und Gram am Mahl von dannen fliehn.

I.

Der Entſchluß.

In einer kurzen Entfernung von der Stadt Clermont in Auvergne liegt ein Dörfchen, arm, wie ſeine Bewohner. In der elendeſten der Hütten desſelben lebte ein Mann mit ſeinem Weibe und acht Kindern. Dieſer Mann, Namens Chaſſagne, ſchien noch jung, denn ſein Ausſehen war gut und ſein Körper rüſtig; dennoch litten ſein Weib und ſeine Kinder Hunger; denn er konnte nichts thun, um Brot zu erwerben, da er ſtockblind war.

Eines Abends im Mai, als das Weib eben friſches Stroh in einem Winkel der Hütte zum Nachtlager für die Kinder ausbreitete, ſprach der Mann mit leiſer, geheimnißvoller Stimme zu ihr: „Liebe Quenotte! wenn die Kinder ſchlafen, ſo melde es mir, ich habe dir etwas zu ſagen.“

Das Weib antwortete „Ja,“ aber Piare, der älteſte der Knaben, zehn Jahre alt, hatte dieſe Worte gehört, und nahm ſich vor, ja nicht einzuſchlafen, ſondern ſich nur ſo anzuſtellen, als ob er ſchliefe.

Als die arme Mutter glaubte, daß ihre Familie in Schlummer verſunken ſei, ſetzte ſie ſich, ihren

Neugebornen auf dem Arm, auf eine alte, halb vermorſchte Bank und ſprach mit jenem Tone der üble Laune, welcher nicht von Verdruß, ſondern vo Traurigkeit und Reſignation herrührt: „Nun, mei armer Alter, was haſt du denn ſchon wieder fü einen Plan im Kopfe?“

Der Auvergnate antwortete ſeufzend: „Ich bi dir zur Laſt, meine gute Quenotte, du plag dich zu Tode, und wenn ich meinen Appetit nich mäßigte, ſo würde ich allein alles verzehren, wa du mit ſaurer Mühe erwirbſt. Höre, Weib! gi mir Einen von den Buben zum Führer mit, un morgen mit Anbruch des Tages geh' ich fort.“

„Und wohin?“

„Gott weiß!“

„Und du glaubſt wohl, daß ich dich mit deiner Unbehilflichkeit ſo fortlaſſen würde, damit di auf dem Wege ein Unglück zuſtoße.“

„Ich begleite dich, Vater!“ ließ ſich plötzlich eine Stimme hinter ihnen vernehmen.

Die Mutter drehte den Kopf um, und erblickte Piare, wie er ſich eben auf ſeinem Stroh emporhob.

„Willſt du gleich ſchlafen, kleiner Taugenichts!“ grellte ihm die Mutter entgegen.

„Ich dachte, die Kinder ſchlafen,“ ſagte der Alte.

„Nein, Vater! ich habe nicht geſchlafen,“ antwortete Piare, und ſchlug ſeinen Arm um den Hals des Blinden, damit ihn die Mutter nicht mit

Gewalt auf das Stroh zurückweiſen möchte, „und wenn du mich anhören willſt, ſo will ich dir etwas ſagen, was dir Freude machen wird, und der Mutter auch,“ ſetzte er ſchmeichelnd hinzu.

„Laſſ' ihn reden, Weib,“ ſagte Chaſſagne lächelnd.

Und der Knabe fuhr fort: „Vater, du weißt wohl, Richard, Richard, der ſo klein und ſo arm von hier weggegangen, und im vorigen Herbſt groß und reich, reich wie Herr Mathieu, der Doktor, der das hinkende Pferd hat, zurückgekommen iſt, Richard, der mich leſen lehrt — o! ich kenne ſchon alle Buchſtaben, ich werde dir's morgen zeigen, Vater — Richard hat das Alles durch Kaminkehren gewonnen. Das muß ein einträgliches Geſchäft ſeyn! Vater! ich will auch ein Kaminfeger werden. — Freilich, es iſt wahr, Richard hat ſich alle Abende vor dem Schlafengehen niedergekniet und gebetet: Mein Gott! verlaſſ den kleinen Auvergnaten nicht!“

„Das iſt Alles ganz gut,“ fiel ihm der Vater in die Rede, „aber wo willſt du damit hinaus?“

„Habe nur Geduld, Vater,“ verſetzte Piare, und fuhr fort: „Richard hat mir eine Menge Geſchichten erzählt, ſchöne Geſchichten, und ſo lang waren ſie, daß ich immer eher eingeſchlafen bin, bevor ſie zu Ende kamen. Nun, am vorigen Abende hat er mir auch eine erzählt, aber bei der bin ich nicht eingeſchlafen. Stelle dir nur vor, Vater — aber wart', du mußt vorher wiſſen, daß Richard

in Paris ſich einen Arm gebrochen, und daß
ihn in ein großes Haus getragen hat, wo alle
mer voll Betten waren, und alle Betten voll
Richard ſagte mir ſogar, es wäre ein Menſch
zwei Betten gelegen — nein, nicht doch, zwei M
ſchen in einem Bette, will ich ſagen. Nun, das
freilich nichts Außerordentliches; denn wir ſchl
ja unſer acht in einem Bette. — Aber, das iſt
eins, das iſt auch nicht die Hauptſache der Geſchi
— Jetzt kommt das Schöne! — Stelle dir
Vater, jeden Morgen kam ein Mann in dieſes H
und der machte ganz unglaubliche Kunſtſtücke,
Erſte machte er Richards gebrochenen Arm wi
ganz; ſo ganz, daß er ihn gebrauchen kann,
den andern, und dann kurirte er auch alle and
Krankheiten und Übel, alle, alle — du glaubſ
vielleicht nicht, aber ich ſchwöre dir, daß mir's
chard geſagt hat. — Du hörſt mich doch, Vate

„Ja, Junge, fahre nur fort.“

„Siehſt du, deine Augen ſind immer ſo gl
ruhig, daß man nicht weiß, ob du zuhörſt oder nich

„Das kommt daher, weil ich blind bin, m
Kind.“

„Ich weiß ja wohl, daß du blind biſt,
darum gefiel mir auch die Erzählung ſo ſehr; de
ſiehſt du, ich fragte Richard, ob der Mann a
Blinde kurirt hat? und er hat mir geſagt, ſein B
kamerade ſei blind geweſen, ſo blind, daß er bei T
nicht mehr geſehen hat, als bei Nacht, und der Ma
hat ihn auch ſo gut kurirt, daß er dann Alles ge

ben hat, Sonne, Mond und Sterne und Menſchen und Thiere, und daß er Rauchfänge kehren konnte und Alles thun, wie andere Menſchen.“

„Nun, das war recht gut für den Bettkameraden, aber leg' dich wieder ſchlafen, Junge, geh', geh'!“

„Und auch gut für dich, Vater,“ ſagte Piare, ungeduldig mit dem Fuße ſtampfend, „wenn der Mann Andere kurirt hat, kann er auch dich kuriren.“

„Aber der Mann iſt in Paris, Piare.“

„Nun wohl, ſo gehen wir nach Paris.“

„Und wie?“

„Zu Fuße. — Gute Füße haſt du ja noch, Vater, und ich auch.“

„Und ohne Geld?“

„Ei, das wird uns nicht abhalten. Du ſtützeſt dich auf mich und ich ſage zu Allen, die uns begegnen: „Gute Leute, gebt einem armen, kleinen Knaben ein Almoſen, der ſeinen blinden Vater nach Paris führt, um ihn dort ſehend machen zu laſſen.“ Und du wirſt ſehen, Vater, Keiner wird mir ein Almoſen verweigern — und dann werde ich's auch ſo machen, wie Richard, ich werde mich alle Abend niederknien und beten: „Gott! verlaß' den armen, kleinen Auvergnaten und ſeinen Vater nicht!“

„Aber den Mann, Piare, muß man bezahlen, und wir haben kein Geld.“

„Richard hat mir geſagt, die Reichen müſſen ihm ſehr viel bezahlen, aber die Armen gar nichts.“

„Ta! ta! ta! was ſchwätzeſt du da zuſammen?“

„Richard hat mir's ſo geſagt, ich ſchwöre dir, Vater — Hm! Vielleicht ſind die Leute in dem Paris ſchon ſo — Vater, lieber Vater, geh'n wir hin, morgen gleich."

„Höre, lieber Mann," nahm nun Quenotte das Wort, „der Junge könnte doch wohl Recht haben, und da du ohnedies den Plan gefaßt haſt, fortzugehen —"

„Alſo — wir gehen nach Paris," rief Piare, freudig die Hände zuſammenſchlagend, „wir gehen; — ich kehre Ofen aus, du läßt deine Augen kuriren. — O mein Gott! welche Freude, welches Glück! — Jetzt gute Nacht!"

Und nachdem er dieſe Worte geſprochen hatte, warf er ſich an der Seite ſeiner Brüder auf ſeine beiden Knie und wiederholte, ſeine Hände faltend: „Guter Gott! verlaſſ' den kleinen Auvergnaten und ſeinen Vater nicht!" dann ſtreckte er ſich der Länge nach auf das Stroh, drückte die Augen mit Gewalt mit ſeinen beiden Fäuſten zu, und ſchlief wenige Augenblicke nachher feſt.

Am andern Morgen verließ der arme Blinde, einen Stab in der einen Hand, die andere auf die Schulter ſeines Sohnes geſtützt, ſeine Hütte, wo er geboren war, gelebt, ſich verheirathet und acht Kinder erzeugt hatte; und eine Thräne zerdrückend, welche dieſen Erinnerungen aus ſeinem glanzloſen Auge gefloſſen war, richtete er zuerſt ſeinen Weg nach Richard's Wohnung.

Dieſer, die Haue in der Hand, wollte ſo eben auf ein Feld gehen, das er vor Kurzem gekauft hatte.

Er erblickte den Blinden und fragte: „Wo geht Ihr denn hin, Vater Chaſſagne?“

„Nach Paris, Nachbar.“

„Mit Eurem Sohne Glück zu machen? Nun, Ihr habt Recht.“

„Ich will auch meine Augen heilen laſſen, Nachbar!“

„Da habt Ihr auch Recht, Vater Chaſſagne!“

„Und aus dieſer Urſache wollt' ich Euch um den Namen jenes Mannes bitten, welcher Euch den Arm ſo geſchickt geheilt hat. Ihr erinnert Euch deſſelben doch noch?“

„O! eher hätte ich meinen eigenen Namen, jenen meiner Mutter und meines Vaterlandes vergeſſen, als den Namen dieſes braven, wohlthätigen Mannes. Wartet nur ein wenig hier, Vater Chaſſagne, ich bin gleich wieder da.“ — Und ſomit ging er in ſeine Hütte und kehrte in wenigen Augenblicken wieder zurück, in der Hand ein Blatt Papier und einen kleinen, ledernen Beutel haltend. „Nehmt,“ ſprach er, indem er die Hand des Blinden drückte, „auf dieſem Zettel ſteht der Name jenes Mannes, und hier,“ fügte er hinzu, „noch eine Kleinigkeit, damit Ihr Euch auf der Reiſe erfriſchen könnt. Keinen Dank, Nachbar. Wenn Ihr einmal Überfluß habt, ſo gebt mir's wieder. Jetzt lebt wohl und reiſet glücklich! Adieu, Piare!“ Und mit dieſen Worten war er ſchnell verſchwunden, indem er ein Lied trillerte.

Chaſſagne und Piare aber ſchlugen den Weg nach Paris ein.

II.

Die Ankunft.

Am 1. Jänner 1829 bei Anbruch der Nacht ſtand ein Blinder, von einem Knaben geführt, an der **Barrière d'Enfer**, zu Paris. Ein Rock und Pantalons von grobem blauen Tuche bedeckten den nervigen Körper des Blinden; das Kind hatte eine Jacke und Hoſen von braunem Tuche, und ein Mützchen von brauner Wolle bedeckte einen Theil ſeiner ſchwarzen, lockigen Haare. Beide waren barfuß, und hielten an der Thüre einer Schenke, wo mehre Maurer, welche eben von ihrer Arbeit kamen, ſchwatzten und lachten. Indem ſie Wein tranken, nahm der Knabe ſeine Mütze in die Hand, und mit von Müdigkeit — und vielleicht auch von Hunger — heiſerer Stimme ſagte er zu den Handwerkern: „Gute Leute, habt Mitleid und gebt ein Almoſen einem armen kleinen Knaben, der ſeinen blinden Vater nach Paris führt, um ihm ſeine Augen heilen zu laſſen.“

„Geh' deines Weges, kleiner Taugenichts!“ antwortete der Älteſte mit barſchem Tone.

„Warum laſſeſt du den armen Jungen ſo hart an,“ fiel der Jüngſte ein, indem er in den Taſchen ſeiner Weſte ſuchte, dann einen Sous herauszog, und ihn dem Kinde in die Mütze warf.

„Gott wird's Euch vergelten,“ ſagte der Knabe.

„Sind wir noch weit von Paris, meine guten Herren?“ fragte der Blinde.

„Ihr ſeid ſchon da, Freund!“ verſicherten Alle.

„Gott ſei gelobt!“ verſetzte der Blinde, „ich konnte wahrhaftig nicht mehr weiter gehen, und du, Piare?“

„Ich, Vater? Ich weiß es nicht.“

„Wie? was weißt du nicht?“ fragte der Jüngſte, der das Almoſen gegeben hatte.

„Ach, nein, nein, mein guter Herr! Seht, ſeit wir unſer Land verlaſſen haben, bin ich manchmal ſchon ſo müde geweſen, daß ich glaubte, ich müſſe niederſinken, aber es iſt nicht geſchehen. Der Vater ſagt nur: „Vorwärts, Junge! und da bin ich gleich wieder auf den Beinen.“

„Armes Kind,“ ſagten die Handwerker, indem ſie nun die beiden Wanderer umgaben, „du kommſt alſo ſehr weit her?“

„Nu, von zu Hauſe,“ antwortete Piare.

Ein allgemeines Gelächter folgte dieſer Antwort.

„Von Clermont in der Auvergne, meine Herren,“ beeilte ſich der Blinde zu ſagen.

„Müßt es nicht übel nehmen, daß wir gelacht haben,“ antwortete Einer der Arbeiter, „wir lachen nicht über Euch und Euer Elend, wir ſind honette Handwerker, und wenn Ihr mit uns hereinkommen, und mit uns einen Biſſen eſſen und ein Glas Wein trinken wollt, ſo kommt; es wird uns Freude machen.“

Der Blinde dankte gerührt, und folgte mit ſeinem Kinde den Maurern in die Schenke, wo ihnen ein Gemach aufbehalten war. Das Kind ſah den Tiſch, die Bänke und die Arbeiter verlegen an, nicht wiſſend, ob er ſich mit ihnen niederſetzen oder nur zuſehen dürfe, wie ſie eſſen.

„Nun, Burſche! haſt du keinen Hunger?“ redete ihn Einer an.

„Ei, ja wohl!“

„Nun, ſo ſetze dich her!“

Mit einem Sprunge ſaß der Knabe auf der Bank neben ſeinem Vater.

„Was wollt Ihr denn in Paris machen?“

„Ich bin blind, kann nicht arbeiten, habe eine zahlreiche Familie, die ich nicht ernähren kann. Man ſagte mir zu Hauſe von einem Manne, der mich heilen könnte, den will ich aufſuchen.“

„Und wie heißt der Mann?“

Der Blinde zog ein Papier aus der Taſche und reichte es dem ihm zunächſt Sitzenden, indem er ihn bat: „Leſet mir doch den Namen, lieber Herr.“

Der Maurer las: „Dupuytren“ *).

„Zum Henker!“ rief der Maurer, „das iſt wahr, wenn einer auf der Welt Euch kuriren kann, wenn er will, ſo iſt's der.“

„Ihr kennt ihn alſo?“ fragte der Blinde kaum athmend.

„Und wer kennt ihn nicht? beſonders von uns Maurern, die wir ſo leicht vom vierten oder fünften

---

*) Der erſte und geachtetſte Wundarzt in Paris, ein Mann von außerordentlichen Kenntniſſen und Geſchicklichkeit, voll Gutmüthigkeit und Humanität. Die Menſchheit betrauert ſeit einigen Jahren ſeinen Verluſt.

19.

Er winkt zum Aufbruch. Jubelnd durch die Schatten
Der mitverſchwornen Nacht enteilt das Heer.
Verödet ſchweigen die verlaßnen Matten,
Es fliegt kein Laut um Kabot's Schanze mehr.
Nicht Einer lebt, das Schickſal zu verkünden,
Im Lauf der Schlacht, wo Grimm und Rache ſtritt,
Verwarf die Wuth, Gefangene zu binden,
Miranden nur ſchleppt man in Feſſeln mit.

20.

Mangora ſelbſt, ſobald die Flammen ſtiegen,
Riß ungeduldig ſeine Beute fort.
Kein Retter naht und ſeine Treuen fliegen,
Entfernt vom Kampf, an einen ſichern Ort.
Hier hüten ſie den Preis für ihren Fürſten.
Dreifacher Thor! Von Liebe wallt dein Blut. —
Du wirſt nicht mehr nach Kuß und Wolluſt dürſten,
An Lara's Stahl erkaltet deine Glut.

21.

Die Unglückſel'ge ſinkt, vom Todesſchrecken
Zu raſch gebrochen, ohne Athem hin.
Um ſie zu herbern Qualen zu erwecken,
Hüllt ihr die Ohnmacht den betäubten Sinn.
Schon jetzt erſchöpft, Unglückliche? Es blinket
Noch zehnfach ſchrecklicher der Kelch der Noth,
Noch manchen Zug, bevor dein Schikſal winket!
Wer elend iſt, ach! dem verzieht der Tod.

Stock herabſpazieren, ohne uns einer Treppe zu bedienen, oder „aufgeſchaut!“ zu ſchreien. Ich habe ihn ſelbſt oft operiren geſehen, und er hat eine famoſe Hand, die nie zittert, er ſchneidet einen Arm und einen Fuß aus einander, wie ein Weib ein Stück Speck.“

„O ſagt mir ſeine Wohnung, daß ich heute noch zu ihm hineile,“ bat Chaſſagne.

„Ach, heute wird ſich's nicht mehr thun laſſen, Alter, aber morgen will ich Euch ſelbſt hinführen. Er kennt auch mich; mein Vater hat mir nur Einen Arm gemacht, er aber zwei.“

„Spaßmacher!“ riefen die Übrigen.

„Nein, nein, voller Ernſt,“ erwiederte der Maurer voll Feuer. „Ich war ſechs Jahre alt, und den einen Arm konnte ich eben ſo wenig bewegen, als ob er todt wäre. Eines Tages kam er in das Haus, wo meine Mutter Thorſteherin war, Jemand zu beſuchen. Ich hielt ihm ſein Pferd, und indem er mir ein Geldſtuck für meine Mühe reichte, bemerkte er, daß ich den linken Arm nicht bewege. Er ließ mich ausziehen, beſah mich, kam dann einige Male, und ich weiß mich nicht mehr recht zu erinnern, was er mit mir angefangen hat, aber ſo viel iſt gewiß, daß ich jetzt zwei Arme habe, welche ganz zu ſeinen Dienſten ſtehen, wenn er ſie anders einmal brauchen ſollte.“

„Alſo morgen!“ ſagte der Blinde, „aber wo werde ich bis morgen bleiben?“

„Hier,“ antwortete der Maurer, „Mutter Goriot gibt Euch dieſe Nacht wohl eine Lagerſtätte, ich arbeite ganz in der Nähe, und morgen Mittag ſeid bereit.“

„Auf Wiederſehen! gute Nacht! tauſend Dank!“ — Dieſe Worte ſchollen nun durch einander, und die Maurer entfernten ſich. Der Blinde weckte ſeinen Sohn auf, der aus Müdigkeit auf der Bank eingeſchlafen war, und die Wirthin führte ſie in die Scheune, wo ſie ſich auf das Stroh hinſtreckten, und nachdem Piare auf ſeinen Knien ſein rührendes Gebet geſprochen hatte: „Gott! verlaſſ' den armen kleinen Auvergnaten und ſeinen Vater nicht!“ beide feſt entſchlummerten.

Zur beſtimmten Stunde des andern Tages kam der Maurer, nahm den Blinden unter dem Arm, den Knaben an die Hand, und führte Beide auf den Platz des Louvre, wo das Haus ſtand, welches Dupuytren bewohnte. Er verließ ſie am Thore, wünſchte ihnen viel Glück und kehrte zu ſeiner Arbeit zurück.

Der Blinde und ſein Sohn ſtiegen das erſte Stockwerk hinan, klingelten und ein großer Bedienter in Livrée öffnete ihnen. Der Knabe nannte den Namen des Doktors und der Diener führte ſie höflich in einen großen Saal, wo ſchon viele Leute waren, und erſuchte ſie, ſich niederzuſetzen.

Der Blinde ſetzte ſich in einen großen Lehnſtuhl, das Kind zwiſchen ſeine Füße auf die Erde, und ſagte leiſe zu ihm: „Hier iſt es ſehr ſchön, Vater!“

Mein Gott!“ ſprach der Vater auch halblaut,

„gib, daß dieſer gelehrte Mann ſich durch mein Unglück rühren läßt, mich zu heilen, damit ich meine gute Quenotte und meine acht Kinder wiederſehe, und arbeiten kann, um ihnen Brot zu geben.“

„Muth, Vater!“ ſprach ihm der Knabe zu, „ſeht nur, es iſt kein einziger Blinder hier.“

„Was ſoll das beweiſen?“

„Daß er ſie Alle kurirt hat.“

Der Blinde lachte. „Sind viele Leute da?“ fragte er ſeinen Sohn.

„Sehr viele, Vater!“

„Und wie ſind ſie gekleidet?“

„Es iſt ein großer Unterſchied. Manche ſind prächtig angezogen, und Andere ſcheinen noch ärmer, als wir.“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür eines Kabinets, ein Mann erſchien, eine ältliche Frau und ihr Kind folgten ihm. Dieſer Mann war groß, ziemlich bei Jahren, von einer edlen und ausgezeichneten Haltung. Piare's Herz ſchlug gewaltig bei ſeinem Anblicke, er legte ſeine Hand auf den Mund ſeines Vaters, um ihm Stillſchweigen anzudeuten, dann mit kindiſcher Neugierde heftete er ſeine großen, ſchwarzen Augen auf den Dokt[illegible]lcher mit der Dame ſprechend den Saal durchſchri[illegible]e Dame ging fort, der Doktor in ſein Kabinet zurück; eine Perſon erhob ſich, folgte ihm, und die Thüre ſchloß ſich hinter ihnen.

„Der Mann hat ein recht gutes Geſicht, Vater,“ ſprach Piare zu dem Blinden, „er wird dich heilen, jetzt weiß ich's gewiß.“

„Es iſt ſonderbar, aber ich werde mit ihm nicht reden können, ſo ſehr zittere ich,“ ſagte der Blinde.

Indeſſen waren mehre Perſonen nach einander in das Kabinet des Doktors gegangen, und der Saal begann leer zu werden.

„Höre, Vater!“ ſagte Piare, „ich habe etwas bemerkt. Es ſind nicht immer die ſchönſten Herren und Frauen, welche die Erſten hineingehen; einmal kommt ein Armer an die Reihe, einmal ein Reicher.“

„Das iſt wohl möglich, aber Alle werden bezahlen.“

„Nu, ganz gut, du wirſt auch bezahlen, Vater.“

„Ich habe zu wenig Geld für einen Doktor in Paris.“

„Warte, ich will gleich Erkundigung einziehen:“ und mit dieſen Worten näherte ſich Piare einer jungen Dame, welche eben eintrat. — „Gnädige Frau,“ ſagte er flehend, ſeine Mütze demüthig in der Hand herumdrehend, „muß man dem Herrn Doktor viel bezahlen, wenn man von ihm kurirt werden will?“

„Mehr, als du beſitzeſt, ganz gewiß,“ antwortete die Dame lächelnd.

Entmuthigt durch dieſe Antwort, wagte der Knabe kein Wort mehr, und kam mit geſenktem Kopfe wieder zu ſeinem Vater.

„Jetzt iſt die Reihe an Ihnen,“ ſagte ein Herr zu dem Blinden.

„Hat der Doktor um mich gefragt?“ erwiederte der Blinde mit ſichtbarer Bewegung.

„Nein, allein Jeder wird nach der Reihe, wie er gekommen, vorgelaſſen.“

„Mir fehlt der Muth,“ ſprach der Blinde, aufſtehend.

„Ei, komm nur, Vater, es wird den Kopf nicht koſten,“ ſagte Piare und zog ſeinen Vater zum Kabinet.

Die Thüre ſchloß ſich hinter ihnen, und Beide ſtanden vor Dupuytren.

„Was ſteht zu Euern Dienſten, mein Freund?“ fragte der große Mann, mit der herablaſſendſten Güte, und da der erſchrockene Alte nicht antwortete, ſprach er nochmals mit der ſanfteſten Stimme: „Redet, mein Freund, worin kann ich Euch nützlich ſeyn?“

Die Augen geſenkt, ſeinen Hut in der Hand zerknitternd, murmelte der Blinde: „Mein edler, guter Herr —“ und die Bewegung raubte ihm den Athem.

„Mein edler, guter Herr!“ beeilte ſich nun Piare fortzufahren, indem er ſein Kohlenauge auf den Doktor heftete, „mein armer Vater iſt blind, man hat uns zu Hauſe geſagt, daß nur Ihr allein im Stande ſeid, ihn zu kuriren, und da ſind wir von Hauſe zu Fuße hierher gegangen, um Euch aufzuſuchen.“

„Armer Mann!“ ſagte der Doktor, den Alten anblickend, und die Hand des Kleinen drückend, „zu Fuße hierher gekommen, um mich aufzuſuchen? Setzt Euch, guter Alter, und hebt Eure Augen empor, damit ich ſie anſehen kann. Wendet Euch mehr gegen das

Licht. So iſt's gut, jetzt bleibt ein wenig in dieſer Stellung.“

„Und glauben Sie, daß Sie mich werden wieder ſehend machen können?“ fragte der Blinde erwartungsvoll.

„Ich hoffe es, mein Freund, ja ich glaube, es Euch faſt verſichern zu können.“

„Mein Herr!“ rief der Blinde, „ich habe auf dem ganzen Wege gebettelt, um Ihnen Geld anbieten zu können. Vier Napoleons habe ich zuſammengebracht, hier ſind ſie, es iſt Alles, was ich beſitze, heilen Sie mich, und ich danke Ihnen mehr als das Leben.“

„Ihr bezahlt mich, wenn Ihr geheilt ſeyn werdet!“ ſagte Dupuytren, die Hand des Blinden zurückweiſend; dann fragte er: „Wo wohnt Ihr?“

„In der Schenke hart an der **Barrière d'Enfer.**“

„Ihr müßt in das **Hôtel Dieu** gehen, mein Freund, dort werdet Ihr beſſer aufgehoben ſeyn, und ich kann Euch dort beſſer meine Hilfe angedeihen laſſen. Hier,“ ſagte er, nachdem er einige Worte geſchrieben hatte, „nehmt dieſen Zettel, zeigt ihn vor, und man wird Euch ſogleich dort aufnehmen. Aber da denk' ich eben, Euer Kind, was werden wir mit dem thun?“

„Ich werde meinen Vater bedienen und pflegen,“ antwortete Piare.

„Er wird an dieſem Orte deiner nicht nöthig haben,“ erwiederte der Doktor. „Dein Vater findet dort ſehr gute, aufmerkſame und fromme Wärterinnen, und du würdeſt dich ja auch nur langweilen, lieber Kleiner.“ Und bei dieſen Worten ſpielte er mit den Fingern in den ſchwarzen Locken des Auvergnaten.

„Aber ich kann ja auch allein nicht nach Hauſe zurückkehren,“ wimmerte Piare mit ſchwerem Herzen.

„Das iſt auch gar nicht meine Meinung.“

„Ja, was ſoll ich denn hernach anfangen ganz allein?“

„Willſt du bei mir bleiben?“

„Bei Ihnen?“

„Ja, bei mir, du wirſt doch ſchön artig ſeyn? Wie heißeſt du?“

„Piare, Ihnen zu dienen. Wollen Sie, daß ich Ihnen alle Ihre Kamine rein kehre? das kann ich, das ſoll bald geſchehen ſeyn,“ und dabei ſchickte ſich Piare an, ſeine Jacke auszuziehen.

„Das iſt ganz unnöthig im Monat Juli,“ antwortete der Doktor, dem Eifer des kleinen Kaminfegers begegnend.

„Ja, anders kann ich leider nichts,“ antwortete der Kleine beſchämt.

„Kannſt du leſen?“

„Die Buchſtaben kenn' ich, weiter nichts.“

„Und wäreſt du damit zufrieden, wenn ich dich in ein Haus gäbe, wo noch viele andere Knaben ſind, wie du, und wo man dich leſen und ſchreiben lehrte?“

„O freilich, mein guter Herr!“

„Nun wohl, es bleibt unter uns abgemacht.“ Und zum Blinden gewendet, der ehrfurchtsvoll ſchweigend daſtand, fragte ihn der Doktor, ob er damit zufrieden ſei.

„Man ſagte mir, daß Sie ein gelehrter und geſchickter Herr ſeien,“ antwortete der Blinde mit Thränen auf den Wangen, „aber nun ſehe ich, Sie ſind ein guter Engel für jeden Unglücklichen.“

„Ich bin nichts als ein Arzt,“ verſetzte Dupuytren, „und ich thue nur, was ich kann. Jetzt kommt mit mir in das Nebenzimmer, wo wir meinen Bedienten finden werden, welchem ich im Bezuge auf Euch einige Befehle zu ertheilen habe.“

III.

Die Heilung.

Drei Monate nach dieſer Szene kam ein Mann, reinlich angekleidet, mit einem Kinde, deſſen Kleider auch gewählt, aber einfach waren, zu Herrn Dupuytren.

Wie das erſte Mal mußten ſie auch jetzt die Reihe abwarten, aber als dieſe an ſie kam, durfte ſie kein Bedienter mehr melden, der Mann faßte ſein Kind bei der Hand, ſtürzte mehr, als er ging, in das Kabinet des Doktors, und ſchrie laut: „Ich ſehe, Herr Doktor, ich ſehe!“ dabei fiel er auf beide Knie vor ſeinem Wohlthäter und das Kind that deßgleichen.

„Steht auf, mein Freund,“ ſagte der Doktor, bewegt von ſo großer Dankbarkeit, „man kniet nur vor Gott.“

„O, Sie ſind mein Engel! Sie ſind Gottes Abgeſandter auf Erden; ich werde mein Weib, meine Kinder wiederſehen, das Alles danke ich Ihnen.“

„Schon gut,“ erwiederte der Doktor, indem er ſich dem entzückten Alten entziehen wollte; „da Ihr nun geheilt ſeid, laßt mich nun auch Andere heilen, wenn ich es im Stande bin; ſeht, es warten Viele draußen im Salon auf meine Hilfe.“

„Ich bin auch nur gekommen, um meine Schuldigkeit abzutragen,“ ſagte der Auvergnate, indem er ſeine vier Napoleons, ſauber in Papier eingewickelt, aus der Taſche zog und überreichte.

Der Doktor nahm das Papier, öffnete es und ſah den Auvergnaten an.

„Ja, womit wollt Ihr denn dann nach Hauſe zurückkehren?“ fragte er.

„Wie ich gekommen bin, bettelnd, aber dießmal wenigſtens meinen Weg ſehend und Euch ſegnend.“

„Und Euer Kind?“ fragte der Doktor weiter, einen Blick auf Piare werfend, welcher in einer Ecke ſtand und weinte.

„Nun, mein Kind auch.“

Piare ſchluchzte hörbar.

„Nun, biſt du nicht erfreut, deine Mutter wiederzuſehen?“ fragte ihn der Doktor.

Der Knabe fuhr fort zu weinen, ohne eine Antwort zu geben.

„Sage frei, Piare, was du wünſcheſt,“ fuhr der Doktor fort.

Piare hob die thränenſchweren Blicke, und ſo himmliſche Güte in den Zügen dieſes achtungswerthen Mannes gewahrend, antwortete er: „Ich wünſche Euch nie zu verlaſſen, lieber Herr, Eure Kunſt zu lernen, die Blinden zu kuriren, und mich von allen Leuten ſegnen zu laſſen, wie Ihr.“

„So ſei es, wie du wünſcheſt, Knabe,“ antwortete Dupuytren, ihn zu ſich emporhebend und zum öftern küſſend. Dann nahm er einige Louisd'or aus einer Schublade ſeines Schreibtiſches, legte ſie zu denen, welche ihm der Auvergnate angeboten hatte, gab ihm Alles zuſammen wieder zurück, und ſprach: „Ich behalte Euer Kind, und will einen braven, nützlichen Menſchen aus ihm bilden. Iſt es Euch genehm?“

„Derjenige, der die ganze Welt mit Wohlthaten überhäuft, der liebe Herrgott, braucht der zu fragen, ob es uns auch genehm ſei?“ verſetzte der Auvergnate mit einer Stimme, die aus dem Herzen kam.

Und der Auvergnate kehrte in ſein Land zurück, und ſein Sohn, in der Wundarzneikunde unterrichtet, verſpricht einſt ein würdiger Nachfolger ſeines berühmten Lehrers zu werden.

Gott verließ den kleinen Auvergnaten und ſeinen Vater nicht!

22.

Man ſchleppt ſie fort. Es ringt mit ihrem Leben
Die dumpfe Angſt, doch ihre Jugend ſiegt,
Ihr Auge wird dem Licht zurückgegeben,
Die Ohnmacht flieht, die ſie in Ruhe wiegt.
Ach, nur zu klar durchſchaut ſie das Verhängniß,
Erräth zu bald, wozu man ſie geſpart,
Warum nur ſie noch lebend das Gefängniß,
Allein von Allen, nicht das Grab bewahrt.

23.

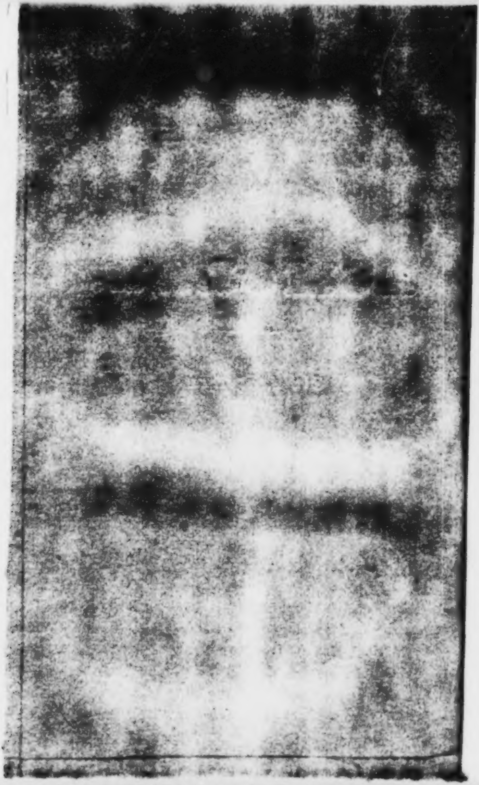
Sie weint nicht mehr. Zu groß iſt für die Thräne
Der Drang der Noth. „O zürne, mein Gemahl,
O zürne nicht, daß ich den Tod erſehne!
Zu gräßlich beut das Schickſal mir die Wahl.
Auch ſo iſt Rettung. Was wir heut verloren,
Iſt Alles oder Nichts. Die Wahl iſt frei.
Von neuem ſey der ſchöne Bund beſchworen."
Ich wählte längſt. Miranda iſt getreu.

24.

„Sie iſt gefaßt zu lieben und zu leiden." —
Indeſſen tönt der Reſt der Würgernacht
Vom Widerhall der lauten Siegesfreuden,
Schon iſt das Licht den Jubelnden erwacht,
Siripa's Lob ertönt von allen Zungen.
Nachdem die Schar des Schmauſes Luſt gebüßt,
Hat man geſammt, mit frohen Huldigungen,
Den neuen Fürſten demuthvoll begrüßt.

A[illegible]MOLAN.

Ein Mährchen.



Schah Neſſir regierte über Perſien. Schiras,
ſe prächtige Stadt, damals die Reſidenz der Kö-
ge, dankte ihm einen Theil ihres Glanzes und
uhmes. Schah Neſſir hatte viele gute Eigen-
aften, aber auch viele große Fehler. Er war mu-
g, aber manchmal auch hartnäckig und grauſam;
liebte und achtete die Tugend, doch war er weit
fernt, ſie anzuerkennen, wenn ſie ſeinem unbe-
inzten Despotismus im Wege ſtand. Dieſer mäch-
e König beſaß, wie alle Menſchen, die Begierde
cklich zu ſeyn. Mit Lorbeern bekränzt, welche er
durch ſeinen Muth errungen hatte, Herr eines
geheuern blühenden Reiches, von Schmeichlern
geben, welche ihn gleich einem Gott verehrten,
äubt durch ihren Weihrauch, Beſitzer des ſchön-
Serails der Welt, glaubte Schah Neſſir
hr Recht auf das Glück zu haben, als ein An-
er, und doch kannte er es nicht. Lange Weile
Überdruß, die ſteten Begleiter jener Freu-
, welche das Herz nicht treffen, ſaßen auf ſei-
n Throne, und auf den Purpurteppichen, wel-
von Gold und Perlen ſtrotzten, um ihn. Frucht-
ſuchte man durch Veränderung der Vergnügun-
ihn zu zerſtreuen; ſie wechſelten nur die Form,

und gewannen für ihn doch keinen Reiz. Alle Lobeſerhebungen ſeiner Schmeichler, aller Glanz ſeines Ruhmes, alle Schmeicheleien der ſchönſten Weiber Aſiens vermochten nicht, ihn zu überreden, daß er glücklich ſei.

Der Schah wurde immer düſterer und wunderlicher, und bald ſeufzte ganz Perſien unter dem Joche einer ſchrecklichen Tyrannei. Dieſes ſchöne Land wurde durch ungeheure Auflagen gedrückt, und das leiſeſte Murren dagegen mit dem Tode beſtraft. Bezahlte Spione ſchlichen ſich in alle Häuſer und Familien, um in die geheimſten Gedanken einzudringen und dann ihr ſchändliches Handwerk zu treiben. Man unterdrückte daher jeden Seufzer, und fürchtete, eine Thräne gewahr werden zu laſſen, man litt ſchweigend. Schah Neſſir ſchien ſich ſelbſt verſprochen zu haben: weil ich unglücklich bin, ſo ſoll es auch die ganze Welt ſeyn, keiner meiner Unterthanen ſoll ſich eines Schatzes rühmen, den ich nicht beſitze, oder wenigſtens erhalten kann, wenn ich will. — Doch hatte er den Stolz, dieſe Gedanken vor ſeinen Schlachtopfern zu verbergen; er hätte ja erröthen müſſen, hätte er irgend Jemanden einen Blick in ſein Herz geſtattet, und darum hatte er die Sucht, für den glücklichſten aller Menſchen gelten zu wollen, obſchon er ſein Unglück täglich an ſeinen unſchuldigen Unterthanen rächte. Da er ſich ſelbſt nicht betrügen konnte, ſo wollte er doch Andere betrügen.

Damals lebte ein junger Mann, Namens Asmolan in Schiras, dem die Natur und das Glück alle ihre Güter verſchwenderiſch zugeworfen hatten. Er beſaß das ſchönſte Haus in der Stadt, und zahlreiche Freunde verſammelten ſich um ihn, da ſeine Freigebigkeit, ſein edles und gutmüthiges Benehmen, ſeine Fröhlichkeit und Herzensgüte, und ſeine übrigen liebenswürdigen Eigenſchaften alles an ihn zog. Eines Tages gab Asmolan ſeinen Freunden ein ſehr koſtbares Mahl. Von ſeiner natürlichen Fröhlichkeit ergriffen, und im Vergnügen, ſich von Menſchen umgeben zu ſehen, von denen er ſich zärtlich geliebt glaubte, rief er am Ende desſelben laut aus: „Ja, meine Freunde! ich bin der glücklichſte aller Kinder Adams.“ — Gierig faßte dieſe unklug geſprochenen Worte ein böſer Menſch auf, der ſich auch in die Geſellſchaft geſchlichen hatte. Dieſer Menſch nannte ſich Abderab, und ſuchte ſchon lange Mittel, Asmolan, deſſen Güter ſeinen Neid erweckten, zu verderben.

Schon am folgenden Morgen, da es noch kaum graute, wurde der gute Asmolan verhaftet, und vor Neſſir gebracht, welcher ihn folgendermaßen anedete: „Junger Unbeſonnener! du wähnſt glücklicher zu ſeyn, als ich, der Günſtling des Himmels, en der heilige Prophet mit ſeiner Gnade überſtrömt? Glücklicher als ich, in deſſen Hand das Schickſal Perſiens liegt und der dich durch ein einziges Wort n den Staub zurückſchleudern kann, aus dem du ntſtanden biſt. Es hinge nur von mir ab, niedri- es Inſekt, dir das Theuerſte, was du haſt, das

Leben zu nehmen, allein ich will das erſte Mal Gnade für Recht walten laſſen, und deine Frechheit deiner Jugend zu Gute halten. — Ich will ſehen, ob du ferner ſo kühn und thöricht ſeyn wirſt, dich glücklicher zu wähnen, als dein Herr."

Asmolan hatte dieſe ganze Rede mit der größten Ruhe angehört. — Er verließ den Pallaſt des Königs, und kehrte in ſein Haus zurück, um ſeine Freunde zu verſammeln; allein, der Tyrann hatte befohlen, daß es niedergeriſſen werde, und ſchon war dieſer traurige Befehl vollzogen. Er ſuchte nun ein Obdach bei ſeinen Freunden. Man erblickte nicht die geringſte Veränderung in ſeinen Geſichtszügen, ſeinem Charakter und ſeinen Gewohnheiten. Seine Stirne hatte ſich nicht gefaltet, ruhig lächelte noch immer ſein Mund, und aus ſeinen Blicken ſprach Zufriedenheit und Gefühl des Glückes.

Acht Tage waren ſeit dieſem traurigen Vorfall verfloſſen, als der König den jungen Perſer neuerdings vor ſich kommen ließ, und zu ihm ſprach: „Nun, thörichter Jüngling! rühmſt du dich noch glücklicher zu ſeyn, als ich? Du biſt nun in's Elend geſtürzt, und es bleibt dir nichts auf der Welt, als das Gefühl der Reue und der Erniedrigung." „Du weißt, o König," antwortete Asmolan ſanft, „ich war nie ſtolz auf meinen Reichthum, wie kann ich mich alſo durch Armuth erniedrigt fühlen? Du glaubſt mir Alles geraubt zu haben, und ich komme dir für deine Wohlthaten zu danken. Du haſt mich gelehrt, o Schah Neſſir, daß ich den ſeltenſten

und koſtbarſten Schatz, den es nach der Tugend gibt,
beſaß. Dir dank' ich es, daß ich nun weiß, daß ich
Freunde hatte, welche mich nicht meines Vermögens
wegen liebten. Ich fand in ihren Herzen mehr,
als ich verlor, und du haſt mein Glück nur ver-
größert, indem du es zerſtören wollteſt.“ Unentſchloſ-
en ſtand Schah Neſſir nach dieſen Worten da.
Er ſtaunte über dieſe Größe der Seele und der
Uneigennützigkeit. Sein Stolz war gedemüthiget,
r flammte deſto ſtärker auf und auch ſein Zorn ent-
rannte, als er den kühnen Jüngling anſah, der es
wagte, ſeiner Macht zu trotzen; allein in demſelben
ugenblicke machten dieſe Tugenden, dieſe Ruhe,
ieſe Sanftmuth, dieſe edle Ergebung den tiefſten
indruck auf ihn. Er befahl Asmolan, ſich zu
ntfernen, allein ein treuloſer Höfling fachte den
orn ſeines Gebieters auf's Neue an, und ließ ihn
Asmolan nur den ſtolzen Jüngling ſehen, der
wagte, ſeinem Könige zu trotzen, ja ſelbſt ihn zu
rachten; er rieth dem Tyrannen, ſtrenge gegen dieſen
nbeſonnenen zu verfahren, und ihn in's Gefängniß
rfen zu laſſen, wäre es auch nur darum, um
ſe Hitze zu dämpfen, die er Hochverrath nannte.
er König ließ ſich überreden, er erröthete darüber,
en Augenblick Rührung empfunden zu haben, und
das tugendhafte Gefühl, welches ihn wanken
chte, als einen Sieg an, den Asmolan über
davon getragen hatte. Dafür mußte er beſtraft
rden, und ſchnell war der Befehl gegeben, den
ngling in ein finſteres Gefängniß zu werfen. Er

war entſchloſſen, ihn alle Qualen fühlen zu machen, ſeine Standhaftigkeit zu beugen, und ſo ihn zum Geſtändniſſe zu zwingen, daß er unglücklich ſei.

Man warf den jungen Perſer in den ſchrecklichſten Kerker, und um die Barbarei vollſtändig zu machen, ſo gab man ihm ſeinen Feind, ſeinen Ankläger, den Urheber aller Unglücksfälle, den böſen Abderab zum Unglücksgefährten. Dieſer Elende war lange Zeit der Liebling des Prinzen geweſen, und hatte ſich nun ſeine Ungnade zugezogen. Er war verurtheilt worden, ſein Leben in dieſem Kerker zu beſchließen, welcher nun von ſeinem Jammergeſchrei wiederhallte.

Asmolan beſah ruhig ſeine Wohnung. „Es wäre mir freilich lieber,“ ſprach er, „in meinem Hauſe oder bei der wohlbeſetzten Tafel eines meiner Freunde zu ſitzen; allein man muß ſich in den Willen des Himmels fügen. Meine Lage würde ſich durch Jammern und Winſeln nicht ändern, und Mahomet würde mir wohl auch nicht günſtiger werden, wenn ich gegen die Vorſicht murrte.“ — Dann näherte er ſich ſeinem Geſellſchafter. „Abderab!“ redete er ihn an, „der Tyrann iſt doch nicht gar ſo böſe, als man glaubt, da er uns beide in dieſem Kerker vereinigt. Ein Unglück, welches man theilen kann, iſt doch nur ein halbes Unglück, und ich will mich über meinen Theil nicht beklagen, wenn ich dich tröſten kann.“ Kaum hatte Abderab Asmolan's Stimme erkannt, und dieſe Worte der Güte vernommen, da er doch gerechte Vorwürfe verdiente, als Thränen aus ſeinen Augen ſtürzten, er zu Asmolan's Füßen ſank, und ihn beſchwor, ihn zu ſtrafen, die gerechte Rache nicht länger zu verſchieben, und ihn von ſeinen Gewiſſensbiſſen zu befreien. „Armer Abderab! Warum rufſt du dir die Vergangenheit zurück? Willſt du dir dadurch die Gegenwart trüben und die Zukunft vergiften? Was geſchehen iſt, iſt nicht mehr, und der Himmel gibt dem Menſchen die Gegenwart, um ſich derſelben zu freuen, und die Zukunft, um zu hoffen. — Dies Vermögen beſaßen wir beide, ehe wir uns trafen, und beſitzen es noch. — Wir ſind beide im Gefängniß, unſer Kerker iſt eben nicht ſchön, das muß ich geſtehen, aber Haß und Vorwürfe würden ihn noch häßlicher machen. Verzeihe du mir mein Unrecht, wie ich dir das deinige: laß uns ſchweigen und nachdenken, wie wir es anfangen, um uns unſere Lage ſo erträglich als möglich zu machen.“

Abderab's Gewiſſensbiſſe hinderten ihn zu antworten. Er ſchluchzte und fiel zu Asmolan's Füßen, welcher ihn aufhob und lächelnd umarmte. Die beiden Gefangenen verſuchten es nun, ſich wechſelweiſe ihre Gefangenſchaft zu erleichtern; ſie erfanden hundert Mittel ſich die Zeit zu verkürzen, allein Abderab verfiel oft in eine tiefe Melancholie, die Erinnerung an die Vergangenheit verfolgte ihn immer, und die Zukunft hatte keine Hoffnung, keinen Troſt für ihn. Asmolan ſuchte ſeinen Muth zu erheben, und ihn zu überzeugen, daß jenes, was er für die Zukunft anſah, nur ein flüchtiger Augenblick ſei, der ſich nicht über die Grenzen des Lebens erſtrecke; er bewies ihm, daß die Zukunft des Menſchen nicht auf dieſer Erde ſei, wo alle unſere Hoffnungen nur Trugbilder ſind, und der Tag unſeres höchſten Glückes oft nur der Vorbereitungstag zu unſerem Unglücke iſt; er ſprach mit ihm über Tugend und Edelmuth, und lehrte ihn beide kennen und lieben. Abderab's Seele gewann dadurch neue Kraft, der Aufruhr ſeiner Leidenſchaften ſtillte ſich, ſein Herz wurde ruhiger. Er begriff nicht, wie er ſo lange leben konnte, ohne dieſe einfachen, tröſtenden und doch erhabenen Wahrheiten zu wiſſen. Er opferte dem Himmel ſein jetziges Unglück gleichſam als eine Ausſöhnung für die Vergangenheit, ja er dankte ſogar dem Tyrannen für ſein jetziges Schickſal; denn ihm dankte er ja ein freieres Gemüth, und durch dieſes Freuden, die er vorher nie geahnet hatte, und Schätze, welche keine Macht auf Erden jenem zu entreißen im Stande iſt, der ſie beſitzt. Die Tage, welche ihm vorher allein ſo lange ſchienen, vergingen ihm nun mit Asmolan unter zutraulichen, freundſchaftlichen und manchmal ſogar fröhlichen Geſprächen unglaublich ſchnell.

Ein Monat war ſeit Asmolan's Verhaftnehmung vergangen, als es endlich dem Schah einfiel, zu ſehen, ob denn der Starrſinn des jungen Perſers noch nicht gebrochen ſei, er ließ ihn, als eben ſein ganzer Hofſtaat verſammelt war, gefeſſelt, gleich einem Verbrecher, vor ſich kommen, und redete ihn mit einem ſpöttiſchen, herabwürdigenden

25.

Siripa iſt Kazicke und man führet,
Sobald der Schwarm des Volkes ſich verlor,
Als eine Beute, die nur ihm gebühret,
Die Europäerinn dem Fürſten vor.
Er ſelber glüht von Neugier und Verlangen,
Den Reiz zu ſchaun, deß ſiegende Gewalt
Auf Einen Blick Mangora's Herz befangen, —
Da kommt, da ſteht ſie vor ihm, die Geſtalt.

26.

Mit Zittern ſteht ſie, zwiſchen Furcht und Hoffen,
In allen Reizen einer andern Welt.
Der Wilde ſtarrt ſie an, allein betroffen
Erlahmt der Blick, der ſich verblendet hält.
Es will ein Laut ſich von der Zunge winden,
Die Stimme ſtockt und nur das Auge ſpricht,
Wozu die Lippen keine Worte finden,
Weil dem Erſtaunen Kraft und Hauch gebricht.

27.

O ew'ges Schickſal, deine Fäden lenken
Des Menſchen Los mit unſichtbarer Macht,
In undurchdringliches Geheimniß ſenken
Sich deine Schlüſſe, all dein Thun iſt Nacht.
Wir ſtehn vor dir und beten an mit Grauen —
Auch dieſe Bruſt ergreift der Liebe Wuth?
Iſt denn die unglückſeligſte der Frauen
Noch nicht gelöſt und ſchürſt du neue Glut?

Lächeln an: „Nun, Asmolan, biſt du jetzt glücklich?“ — „O König,“ rief Asmolan, „ſoll ich dir jeden Tag neue Wohlthaten zu danken haben? Ich hatte einen grauſamen Feind, und darf ihn nun, Dank ſei es dir, zu der Zahl meiner aufrichtigſten und treueſten Freunde zählen. Du gabſt mir zum Geſellſchafter in meinem Kerker einen Unglücklichen, der mich nicht ohne Erröthen anſehen konnte; er war böſe und ſtrafbar, und ich habe ihn der Tugend wiedergegeben; es iſt mir gelungen, ihm ſein Schickſal dadurch erträglich zu machen, daß ich ihm die edelſte und erhabenſte Hoffnung des Menſchen in's wunde Herz träufelte. Du, mein König, gabſt mir die Gelegenheit ſo viel Gutes zu wirken, und ich danke dir dafür von ganzem Herzen.“

„Nun, wohlan,“ rief Neſſir wüthend, „ſo führt den Tollen zum Tode; er ſterbe auf öffentlichem Platze von Henkershänden. — Wir wollen ſehen, ſtolzer Thor, ob du mir bis zum Schaffot, und auch noch unter dem Todesſchwerte trotzeſt.“ — „Ich trotze dir nicht,“ antwortete Asmolan, „ich weiche der Macht, welche der erzürnte Himmel dir gab, um Böſes zu thun. Ich verehre Gott auch in den Übeln, welche er über die Menſchen verhängt, um ſie zu ſtrafen. Ich trotze dir wahrlich nicht: allein du fragſt mich, ob ich glücklich bin, und ich antworte dir die Wahrheit.“

Das Schaffot war bereitet. Der ganze Pöbel von Schiras drängte ſich, durch grauſame Neugierde angetrieben, auf den Platz, um das neue Schlachtopfer der Tyrannei zu ſehen. Asmolan wird endlich daher geführt in der Mitte der Leibwachen des Schahs, welcher mitten auf dem Platze auf einem Throne ſaß. Asmolan hatte ſeine ganze Ruhe beibehalten. Es war nicht jener durch Stolz erkünſtelte Muth, welcher die Natur in dem ſchrecklichen Augenblicke bekämpft, wo der Menſch von allem Stolze entfernt ſeyn ſollte; er trat nicht ſtolz, aber auch nicht furchtſam einher. Endlich beſtieg er das Schaffot, der Henker hob das Schwert zum Streiche, da ſchrie Neſſir noch ſpöttiſch dem Armen zu: „Nun, Asmolan, biſt du jetzt auch noch glücklicher als ich?“ — „O mein König,“ antwortete Asmolan, „wenn du mich unglücklich machen willſt, ſo mußt du alle deine Macht anwenden, mich ein Verbrechen begehen zu machen. — Was habe ich denn gethan, das mich unglücklich machen könnte? — Glaubſt du denn, daß die Gerechtigkeit Gottes das Glück eines Menſchen in die Hände des Andern gelegt habe? und daß die Ruhe des Tugendhaften auch nur einen Augenblick durch die Launen eines Wütherichs getrübt werden könne? — Ich ſoll nun ſterben, und du fragſt noch, ob ich glücklicher ſei, als du? O, könnteſt du in meinem Herzen leſen, du würdeſt meine Glückſeligkeit mit Staunen erblicken. Ich habe die kurze Zeit meines Lebens dazu angewendet Gutes zu thun, du hingegen wendeſt jeden Augenblick deines Daſeyns dazu an, Unglückliche zu machen; ich bin dem Augenblicke nahe, wo ich den Lohn erhalten werde, welchen Gott den Gerechten verheißen hat; vielleicht iſt auch deine Zeit nicht ferne, wo dir die Strafen der Böſen zugemeſſen werden. Deine Seele iſt ſtets von Gewiſſensbiſſen zerriſſen, von Verdacht und Blutgier gefoltert; meine Seele ſchwebt rein und hoffend zu ihrem Gott empor. Antworte mir, Neſſir, in dieſem feierlichen Augenblicke, wo der Menſch auf Erden nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten hat, antworte mir, jetzt frage ich dich, jetzt fordere ich Antwort von dir: Wer iſt der Glücklichere von uns Beiden?“

Nach dieſen ernſten Worten, nach dieſer unerwarteten Frage erhob ſich der König von ſeinem Throne. Das tiefſte Stillſchweigen herrſchte unter dem Volke. Alles ſchwebte in der geſpannteſten Erwartung. Schah Neſſir trat zum Blutgerüſte und ſprach zu Asmolan: „Jungling, ſteig herab von einem Orte, wohin dich meine blinde Wuth führte, dein Muth hat mich überwunden, deine Tugend hat mich gedemüthigt. Sei mein Freund, mein Rathgeber, ich will mich nie mehr von dir trennen, bei dir, mit dir, in dir iſt das Glück. Ich ſehe nun, daß es in jener Seelengröße, in jener Charakterſtärke beſteht, welche mächtiger ſind als alle Erdenmächte, und uns über jedes Geſchick erheben, ohne uns die unerſchütterliche Ruhe, welche die Tugend überall begleitet, zu rauben. Komm an meinen Hof, du ſollſt von nun an mein erſter Vezier und deine Weisheit mein Schild ſeyn. Theile meine ganze Macht mit mir, und laß mich dafür dein Glück mit dir theilen.“

„Ich nehme die Würde an, die du mir bieteſt,“ antwortete Asmolan. „Vielleicht werde ich im Glanze nicht unglücklicher ſeyn, als auf dem Blutgerüſte. Wir wollen mitſammen an dem Glücke deiner Unterthanen, alſo auch an dem deinigen, arbeiten. O König, das Glück iſt leicht zu finden, es iſt überall. Wenn es auf einem Throne nicht iſt, ſo iſt das die Schuld desjenigen, welcher regiert.“

Asmolan's erſte Sorge war nun, Abderab's Kerker zu öffnen, den er immer als ſeinen Freund behandelte, und welcher ſich ſeines Zutrauens und ſeiner Achtung auch würdig machte. Obſchon nun mit großer Macht begabt, änderte der Vezier doch nie ſeinen Charakter; er übte dieſelben Gewohnheiten aus, und war in ſeiner Hoheit von denſelben Freunden umgeben, die ihn im Unglücke nicht verlaſſen hatten. Eines Tages, als der weiſe Asmolan eben ein glänzendes Feſt gab, bei welchem alles ſich vereinigte, was die aſiatiſche Pracht nur Seltenes und Koſtbares bieten kann, trat einer ſeiner Freunde zu ihm, da er eben mit einem Blicke des höchſten Entzückens den goldenen Becher erhob, und fragte ihn lächelnd: „Nun, Asmolan, biſt du nun glücklich?“ — „Ja,“ antwortete der Vezier, „beinahe eben ſo glücklich, als einſt im Gefängniſſe.“

Ein

muthwilliger Jugendſtreich.

Skizze aus dem Leben.

Unter den jungen Leuten, welche mit mir jene glückliche Zeit verlebten, wo man alles roſenfarben ſieht, über einen Graben ſpringt, anſtatt vorſichtig darüber zu ſchreiten, weder Erhitzung noch Zugluft ſcheut, kurz wo man ſo eigentlich nur lebt, um das Leben auf's Spiel zu ſetzen, war auch Einer, den wir zum Stichblatte aller unſerer Scherze machten. Er war ein guter Kerl, und das iſt eigentlich das beſte und einzige Lob, was man ihm geben kann. Er war einfach und einfältig, leichtgläubig und unwiſſend. Die Natur hatte ihn eigentlich mit einem Rücken erſchaffen um Laſten zu tragen, er aber hatte ſich mit all ſeiner Schwere auf die Literatur gelegt und war — Commis in einer Buchhandlung geworden. Was ſein Phyſiſches betrifft, ſo hatte er, außer jenem großen Rücken, einen großen Kopf, große Augen, eine große Naſe und große Lippen, alles dies mit großen Pockennarben durchlöchert. Mit allem dieſem kann man ein ſehr braver Menſch, und ein brauchbarer Buchhandlungs-Commis ſeyn. Das war er auch; denn ſein Prinzipal rühmte von ihm, daß er es aus der Kunſt verſtehe den Leuten, die bei ihm verlegten, aber leider verlegenen Waaren aufzuheften, aber unſer Mann beſaß dabei auch eine ziemliche Portion Eigenliebe und eine ditto Anmaßung, welche zu dem Bilde, das ich ſo eben von ihm entworfen habe, nicht paßten. Er hielt ſich für den Gegenſtand der verliebten Blicke und Wünſche aller Mädchen, und wenn er uns ſeine verliebten Abenteuer erzählte, ſo nannte er ſich ſelbſt einen Schmetterling. Jetzt bitte ich um's Himmelswillen, ſich einen ſolchen Schmetterling zu denken.

Seit einiger Zeit hatten wir bemerkt, daß unſer Kamerade, den ich Kurz nennen will, um Euch ſeinen langen Namen nicht zu ſagen, daß Kurz auf ein kleines, junges, liebliches Bäckermädchen, welches immer im Laden ihres Vaters ſaß und Brot ausgab, ſeine verliebten Blicke ſchoß und Seufzer ausſtohnte gleich Zehnpfündern. Da dies mehre Tage dauerte, ſo beſchloſſen wir uns auf Koſten unſers verliebten Gecken zu unterhalten, und wir kamen überein, ihm in Nettchens Namen (ſo hieß die Mehlerzeugte) ein Briefchen zu ſchreiben.

Ich übernahm die Korreſpondenz, und noch an demſelben Mittag brachte der Briefträger Kurzen ein Billetchen auf roſenrothem Papier und mit den gehörigen orthographiſchen Fehlern ausgeſtattet, um die Sache ganz wahrſcheinlich zu machen, folgenden Inhaltes:

„Wollgeborner Herr!

Ich bemurke, daß ſie mich immer ſo keck anſchauen und das iſt nicht ſchön von ihnen. Sie wollen mich conbromidiren — o Mansbilder! was ſeyd ihr für Innſekten! Ich bitte Sie Herr von Kurz treiben ſie das Anſchauen nicht länger ſo fort, denn ich halt's nicht aus

Nette."

„N. S. Wen ſie mich beantworten wollen, ſo ſchicken ſie den Prif nicht in den Laden ſondern ſchreiben ſie mir boſt reh ſtante, ich werd ſchon hinſchicken anach."

Ich kann Kurzens Geſicht nicht beſchreiben, als er dieſen Brief erhielt. Er bekam ihn um 2 Uhr und las ihn noch um 7 Uhr Abends. Wie wir wohl vermutheten, ſo fanden wir ſchon am folgenden Morgen eine Antwort auf der Poſt, womit ich meine Leſer verſchonen will, da ſie volle vier Seiten hatte.

Nun folgte ein neuer Brief Nettchens, in welchem das ſchüchterne Kind nicht die Kraft hatte, ſich über Alles das, was ihr der zu liebenswürdige Böſewicht geſagt hatte, böſe zu zeigen, aber in welchem ſie ihre beſcheidenen Zweifel über die Treue des glücklichen Commis ausdrückt. In einem Poſtſcriptum wie bei dem erſten Brief wird um Frankirung der Briefe erſucht. Die Korreſpondenz konnte ſich verlängern und es war natürlich, daß er die Koſten davon bezahle.

Nichts war nun komiſcher als Kurz, wenn er vor Nettchens Laden vorüberging und im Selbſtgefühle ſeines Sieges Blicke des Einverſtändniſſes auf das Mädchen warf und telegraphiſche Zeichen ſeiner Liebe gab, indeſſen jene gar nicht darauf achtete, oder wenn ſie es zufällig bemerkte, ſich umwendete, um recht herzlich zu lachen.

In der Freude ſeines Herzens konnte Kurz ſein neues Abenteuer nicht bei ſich behalten, der Glückliche will ſich mittheilen. Er erzählte uns alſo alles, und machte uns auch zu Vertrauten des ganzen Ganges.

Um uns etwas für die Mühe ſchadlos zu halten, welche uns Nettchens Briefe verurſachten, glaubten wir, es ſei billig, daß uns der glückliche Kurz einmal ein recht gutes Mittagsmahl bezahle, und kamen durch folgende Liſt dazu.

Eines Tages, als er uns den letzten Brief Nettchens zeigte, ſagte ich kopfſchüttelnd zu ihm: „Lieber Kurz! ich weiß nicht, aber der Styl deiner Geliebten kommt mir in dieſem Brief weniger zärtlich vor, als in den vorhergehenden.“

„Ah! was fällt dir ein?“ antwortete er lächelnd und las uns den Brief noch einmal vor, indem er auf jedes Wort einen eigenen Nachdruck legte.

„Ja, ja,“ fuhr ich fort, „gewiß, es iſt nicht mehr daſſelbe Feuer, nicht mehr jene Leidenſchaftlichkeit, welche beim Anfange eurer Korreſpondenz aus jeder Zeile ſprach. Ich meine, Kurz, deine Geliebte wird kälter.“

„Nichts wird ſie kälter, heftiger wird ſie,“ ſchrie Kurz.

„Höre mich,“ verſetzte ich, „nach dieſem letzten Briefe geh' ich mit dir eine Wette ein, daß ſie dir drei Tage nicht ſchreibt.“

28.

Es iſt geſchehn. Die wildeſte der Flammen
Durchkocht Siripa's zwangentwöhntes Herz:
„Ich war zu raſch den Bruder zu verdammen,
Ich trieb zu leicht mit ſeiner Schwäche Scherz."
So denkt er ſtill, winkt dann den Timbueſen,
Die ehrfurchtvoll um ihn im Kreiſe ſtehn,
Er heißt die Feſſel der Gefangnen löſen,
Und jedermann von ſeinem Antlitz gehn.

29.

Dann ſpricht er raſch und mit entbrannten Blicken,
So ſanft er kann: „Mirande, du biſt frei!
Kein feſſelnd Band ſoll deine Schönheit drücken,
Ein Weib, wie du, iſt Fürſtinn, wo ſie ſey.
Laß dich dein Los nicht reuen, laß die Zähren,
Vergiß die Angſt der ſchreckenvollen Nacht;
Dir wird bei uns die Zukunft mehr gewähren,
Als alles Glück, das vormals dir gelacht."

30.

„Des Schickſals Gunſt hat Großes dir beſchieden,
Du wirſt der Neid von allen Weibern ſeyn,
Laß den Verluſt und gib dein Herz zufrieden,
Siripa ſelbſt will dich zur Gattinn weihn.
Vor allen Töchtern meines Landes wählet,
Mein erſter Blick dich ſchönen Fremdling aus.
Ich find' in dir, was meinem Herzen fehlet,
Sei denn mein Weib und theile Thron und Haus."

„So? recht! was ſoll's gelten?“

„Ein Mittagsmahl für uns fünf.“

„Gut, es gilt,“ und er ſchlug ein.

„Es iſt heute Mittwoche, und jetzt 10 Uhr. Wenn du Sonnabend um dieſelbe Stunde keinen Brief von **Nettchen** empfangen haſt, ſo ſind wir Sonntags deine Gäſte, im entgegengeſetzten Falle du der unſrige.“

„Recht! Ich fange ſchon heute an mich auszuhungern.“

Es geſchah, wie es nicht anders geſchehen konnte. Die zehnte Stunde ſchlug am folgenden Sonnabende, ohne daß **Kurz** einen Brief erhalten hatte. Ich hatte einen um 10 Uhr auf die Poſt gegeben, damit er ihn erſt um 11 Uhr erhielt; die Wette war verloren, und wir bemerkten, daß **Kurz** dieſen Brief **Nettchens** nicht mit derſelben Freude empfing.

Der Monat Februar kam heran und mit ihm die Luſtbarkeiten des Faſchings. Dies war eine gute Gelegenheit einmal eine Abwechslung in die Eintönigkeit der Myſtifikatien zu bringen, welche auch uns ſchon ermüdete.

Ein Brief **Nettchens** benachrichtigt **Kurzen**, daß ſie Sonntags auf die Redoute gehen wird. „Ich werde,“ ſagt das Billet, „als Milchmädchen erſcheinen, und wünſche, daß auch ſie in der Maskera (Maske) kommen. Setzen ſie eine rothe Barrocken auf und nehmen ſie wenigſtens eine falſche Naſe mit einem großen Schnurbart, damit wir uns erkennen.“

Kurz zeigte uns dieſen Brief nicht, er fürchtete vermuthlich, wir würden alle auf den Ball gehen, und ihn ſtören. Unter unſern Freunden war auch ein Jüngling von zartem und ſchlanken Bau und mädchenhafter Geſtalt, wir nannten ihn nur immer die Eduard. Der mußte ſeine Taille durch ein Schnürleibchen noch verſchmälern, atlaſſene Schuhe anziehen, den Kopf mit Seidenlocken ſchmücken, das bezeichnete Milchmädchen-Coſtume anziehen, und als Nettchen auf der Redoute erſcheinen.

Kurz war ſchon da und ſtieg in einem ganz neuen Anzuge gravitätiſch im Saale herum, er trug hochgelbe Handſchuhe, eine Naſe, wenigſtens eine halbe Elle lang, und eine Perrücke, die dem erſten Bürgermeiſter gut geſtanden hätte. Unſer Eduard — wie er uns dann erzählte — nahm ſeinen Arm und ein zärtlicher Druck dankte ihm für ſein pünktliches Erſcheinen.

Um die Rolle eines ſchönen Mädchens ganz zu ſpielen, hatte Eduard die ganze Nacht Launen und Grillen. Er begehrte Eis, Orgeade, Punſch, Orangen, Zuckerwerk, und ließ endlich nicht undeutlich vernehmen, daß ihm im Speiſeſaal ein Faſanchen gar lieblich in das Näschen gerochen habe, und daß der Champagner eigentlich der wahre Damenwein ſei. Der Verliebte wurde zudringlich und wollte mit Gewalt, daß Eduard ſeine Maske wenigſtens beim Eſſen abnehme, allein Eduard that es natürlich

icht, und ſchluckte doch unter einem kleinen Taffe-
orhängelchen ein Erkleckliches in ſich.

Am Morgen nach dem Balle kam wieder ein
Billet von Nettchen. Nachdem Kurz zwanzig
Mal ſeine Lippen darauf gedrückt hatte, las er
s uns.

„Mein deureſter Freind,“ ſchrieb man, „ich bin
eit geſtern nicht mehr die nemliche ſelbe, ich weis
icht was in mir vorgeht, aber ſie wiſſen es lippens-
ürdiger Beſenwicht.“

Hier küßte der Leſer den Brief zärtlich und
uhr fort:

„Ich habe eine Bitte an ſie zu thun. Ich will
ir ein Braſelett von Haaren machen laſſen, und
ie Haare ſollen die deinigen ſeyn, du Entſetzlicher.
Schicke mir ſie ſo bald und ſo lang als möglich;
enn ein Braſelett frißt viel.“

Dieſer letzte naive Ausdruck entzückte Kurz
nd begeiſtert rief er aus: „Iſt das ein Mädchen!“

„Was wirſt du thun?“ fragte ich ihn.

„Was ich thun werde? Iſt das eine Frage?
Ich werde der Himmliſchen Haare ſenden, ſo viel
ie will.“

„Aber du haſt ſo wenig und trägſt ſie ſo kurz.“

„Einerlei, ich opfere ihr alle mit der Wurzel, und
ollte ich eine Perrücke tragen;“ und er ſtürzte fort.

Eine halbe Stunde nachher ſahen wir ihn wie-
er auf der Straße. Sein Hut war bis zu den
ugen in den Kopf gedrückt und er hatte ein wei-
es Papier in der Hand, welches etwas Wichtiges

vorſichtig einzuſchließen ſchien, denn die vier Ecken waren aufgebogen und mittelſt einer Stecknadel zuſammengeheftet. Er tritt in den Bäckerladen, in welchem ſich Nettchen ſo eben allein befand, legt ſein koſtbares Packet vor ihr nieder, wirft ihr eine Kußhand zu, und entfernt ſich wieder, indem er ſich gerade gegenüber an den Eckſtein ſtellt, um die Wirkung ſeines Geſchenkes zu beobachten.

Wir ſaßen gerade hinter ihm an einem Fenſter des Kaffehhauſes und hatten Mühe das Lachen zurückzuhalten. Nettchen blieb anfangs ſtarr ſtehen, ohne zu begreifen, wie ſie das Benehmen des Fremden deuten ſollte. Endlich entſchloß ſie ſich das Papier zu öffnen, und als ſie den Inhalt ſah, machte ſie eine Geberde des Ekels, nahm Papier und Inhalt und warf es in den Kehricht, der im Hintergrunde des Ladens lag. Kurz ſah dieſes kaum, als er zornentflammt in den Laden ſtürzte, ſeinen Kopfſchmuck aus dem Kehricht zog, mit dem Hut, den er bisher auf dem Kopfe behalten hatte, wüthend auf Brot und Semmeln ſchlug, und dann wieder herausſtürzte. Wir konnten uns eines helllauten Gelächters nicht mehr enthalten, als wir den raſirten Kopf ſahen, und der Arme bemerkte nun erſt, daß er bei der ganzen Szene Zuſeher gehabt habe.

Am Abend kam der Poſtbote und brachte wieder ein Briefchen. Kurz ſtürzt darauf und lieſt:

„Kecker, aber doch immer gelippter Mann!“

„Was haben ſie gethan? Bei helllichten Tag bringen ſie mir ihre ſchönen Haare, und legen ſie mir auf die Budel hin, ſo daß es mein Vater, der hinten war hätt ſehen können. Sie wollen alſo ihre Nette da forſch unglücklich machen. Ich mußte ſie in dieſem Augenblicke wegſchmeiſſen, aber ich wußte wohl, daß ſie ſie wider aufklauben werden. Behalten ſie mir die lieben Haare gut auf oder noch beſſer, laſſen ſie mir ſelbſt Braſeten daraus machen, das Band welches ich ihnen ſchicke, enthält meine Weite.

Sie ſehen was ich Alles für Sie thu, und ich hoffe, ich werde es nicht bereien müſſen. Ich denk ſie werden röthliche Abſichten haben. Ich habe mit meinem Vater geredt. Er war nicht bös und läßt ſie auf künftigen Suntag zum Eſſen einladen. Kommen ſie gewiß und zu rechter Zeit, daß in der Kuchel nichts anbrennt zu ihrer

Nette.“

Ich muß Kurzen zur Ehre nachſagen, die „röthlichen Abſichten“ und das Hindeuten derſelben auf eine ernſtliche Verbindung machten ihm bange, und er zog uns über die ganze Sache zu Rathe. Wir, die wir wußten, daß es keine Gefahr habe, forderten ihn auf, die Einladung des Papa anzunehmen, er könne ja, meinten wir, nichts deſto weniger noch immer abbrechen, wenn ihm die Propoſitionen nicht anſtändig wären. Er war derſelben Meinung.

Am Sonntag um 11 Uhr ſchon begab ſich Kurz ganz neu und elegant gekleidet zu Nettchens Vater. Der alte Backer ſaß im Laden und zählte ſeine Semmeln.

„Mein Herr!“ ſagte Kurz, „ich habe die Ehre

Ihnen meine Aufwartung zu machen, und bin erfreut einen wackern Bürgersmann kennen zu lernen.“

„Gehorſamer Diener, aber wer ſind wir denn?“

„Ich bin Joachim Kurz, im Buchhandel angeſtellt.“

„Ganz gut, aber ich entſinne mich nicht.“

„Wie? ich bin derſelbe, der Ihre ſchöne Tochter liebt und von ihr wieder geliebt wird.“

Der Papa Bäcker machte bei dieſen Worten ſeine Augen weit auf, ſtand auf und ſagte gleichſam drohend: „Mein Herr?“

„Nun, was haben Sie denn? Ich komme ja, um mich dem Vater meiner Angebeteten vorzuſtellen. Hat Ihnen denn Nettchen nichts geſagt?“

„Nun, ich wollte ſehen, daß ſich meine Tochter ohne meine Erlaubniß unterfinge, eine ſolche Bekanntſchaft zu machen?“

„Eine ſolche? — Mein Herr, ich habe honnette Abſichten, der Beweis davon liegt ſchon darin, daß ich ungeachtet vieler Briefe, die ſie mir geſchrieben, nicht einmal noch einen Kuß von ihr begehrte.“

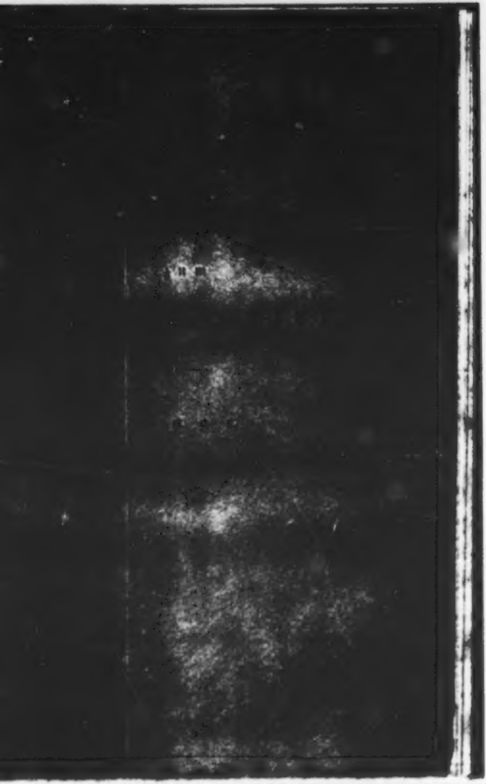
„Briefe? — von meinem Mädel!“

„Allerdings, — viele — ſehen Sie ſelbſt!“ und mit dieſen Worten übergab er dem Bäcker die ganze untergeſchobene Korreſpondenz.

„Herr!“ rief hierauf der Bäcker, „Sie ſind ein elender Verläumder, dieſe Briefe ſind nicht von meiner Tochter, es iſt gar nicht ihre Schrift. Ich ſehe wohl, Sie ſind ein ſchändlicher Verführer, der ſo keck iſt zu glauben, der Vater ſelbſt würde vielleicht noch die Hand dazu bieten. Allein Sie müſſen wiſſen, ich bin ein Mann von Ehre, war Soldat, und Sie müſſen mir Genugthuung geben.“

Der arme **Kurz** ſtand wie aus den Wolken gefallen. Einige Minuten brachte er kein Wort hervor, endlich ſtotterte er mehr todt als lebendig: „Ich ſehe, wir verſtehen uns nicht und habe alſo die Ehre“ — Mit einem Sprunge war er bei der Thüre draußen.

Was das Spaßigſte bei der Sache war, iſt das, daß **Kurz** nie muthmaßte, daß wir ihm den Streich geſpielt hatten. Sein ganzer Zorn fiel auf den Vater **Nettchens**, und dieſe glaubte er ewig unglücklich, weil ſie von ihm getrennt worden war.



31.

Mit ſtillem Beben hört die Rettungsloſe
Den ſchnöden Antrag ſträflicher Begier,
Hinweggebleicht iſt ihrer Jugend Roſe,
Betäubt und dumpf ſchweigt jeder Sinn in ihr.
Doch plötzlich fährt ein leuchtender Gedanke,
Wie eingehaucht, durch ihrer Seele Nacht;
Sie ſieht entzückt der Leiden ſüße Schranke,
Ihr däucht ein Scherz, was ſie verlegen macht.

32.

So ſoll es ſeyn! Auf der Verzweiflung Klippen
Gewinnt ein Sprung in's bodenloſe Meer.
Er ſoll mich tödten! Mit dem Hauch der Lippen
Verweht zugleich der Qualen banges Heer.
Mit Muth geſtärkt, von jeder Furcht geneſen,
Hebt ſie empor den edelſtolzen Blick,
Mit Ernſt und Zorn, ein überlegnes Weſen,
Gibt ſie das Wort dem Lauſchenden zurück:

33.

„Wer iſt der Kühne, der ſo frech und ſchnöde
Mein Ohr mit Worten ſeiner Thorheit plagt?
Wer iſt ſo leer von aller Scheu und Blöde,
Der um Hurtado's Weib zu buhlen wagt?
Biſt du's, Siripa, aufgeblähter Räuber?
Zur Liebe kirrſt, zur Gattinn wählſt du mich?
Geh Timbueſe, nimm dir andre Weiber!
Die Europäerinn iſt nicht für dich."

An einem brennenden Sommerabend des Jahres 1815 kam der alte Pfarrer von San Pietro, einem kleinen Dörfchen, einige Meilen von Sevilla, ſehr ermüdet in ſein ärmliches Haus zurück, wo ihn Sennora Margarita, ſeine würdige ſiebenzigjährige Haushälterin, erwartete. Obſchon man bei den ſpaniſchen Prieſtern gewohnt iſt, Ärmlichkeit und Elend zu ſehen, ſo fiel doch die Nacktheit dieſer Mauern, und der ſchlechte Zuſtand dieſer Meublen ganz beſonders auf. Donna Margarita bereitete für ihren Herrn ein Olla-Potrida, in welchem ſich ungeachtet des glänzenden Namens doch nur Überbleibſel des Mittagsmales befanden, welche durch die Kochkunſt und eine darangegebene Sauce ſo viel als möglich verbeſſert waren. Der Pfarrer ſchlürfte den Geruch des Gerichtes in ſich und ſprach: „Ei, Margarita, das iſt einmal ein Olla-Potrida, bei welchem einem das Waſſer in den Mund läuft. Beim heiligen Pietro, Kamerad, du darfſt dem Schickſale danken, das dich eben heute hieher geführt hat; denn nicht alle Tage hat es dein Wirth ſo gut.“

Bei dem Worte Kamerad erhob Margarita die Blicke und gewahrte einen Fremden, welchen der Pfarrer mit ſich gebracht hatte. Ihre Züge veränderten ſich plötzlich und nahmen einen Ausdruck von Unmuth und Widerwillen an. Der Blick, welchen ſie auf den Unbekannten warf, brannte wie ein Blitzſtrahl und prallte dann auf den Pfarrer zurück, welcher die Augen niederſchlug und mit der Furchtſamkeit eines Kindes, welches die Verweiſe ſeines Vaters fürchtet, ſprach: „Ah, pah! wenn für Zwei zu eſſen da iſt, ſo iſt auch für Drei genug. Und du wirſt doch nicht wollen, meine gute Margarita, daß ich, ein Chriſt, meinen Bruder verhungern laſſen ſoll, der ſchon zwei Tage nichts gegeſſen hat?“

„Bruder!“ murmelte Margarita, „ſchöner Bruder das! ja ein Räuber,“ und mit dieſen Worten ging ſie aus der Stube.

Der Gaſt blieb während dieſes unfreundlichen Geſpräches unbeweglich an der Thürſchwelle ſtehen. Es war ein Mann von hohem Wuchſe, halb mit Lumpen bedeckt, deſſen ſchwarze ſtruppige Haare, funkelnde Augen, und der Karabiner, den er über die Schulter hängen hatte, wenig geeignet waren Mitleid zu erwecken und Vertrauen einzuflößen.

„Soll ich wieder gehen?“ fragte er barſch.

„Nein,“ antwortete der Pfarrer, „wer unter mein niederes Dach eingeht, ſoll nicht unerquickt wieder hinausgehen. Legt Euern Karabiner ab, ſetzt Euch nieder und Gott ſegne es!“

„Meinen Karabiner,“ verſetzte der Fremde, „laß ich nie von mir, er iſt mein beſter Freund, ich will ihn zwiſchen meinen Knien halten; denn, wenn auch Ihr, braver Mann, mich in Eurem Hauſe behalten wollt, ſo gibt es doch andere, die mich vielleicht wider meinen Willen daraus verjagen könnten, wenn ich nicht auf meiner Huth wäre. Auf Euer Wohlſeyn, mein edler Wirth!“

Der Pfarrer von San Pietro war ein Mann von gutem Appetit, allein er ſtaunte, als er den Heißhunger des Fremden ſah, welcher das Olla-Potrida mit einer außerordentlichen Gier verſchlang und dabei von einem Brote von zehn Pfunden nichts übrig ließ. Während dem warf er unruhige Blicke um ſich, er zitterte bei dem kleinſten Geräuſche, und als der Wind etwas heftig eine Thüre zuſchlug, ſprang er auf und ſpannte ſeinen Karabiner, gleichſam als wollte er ſein Leben theuer verkaufen. Bald aber überzeugt, daß keine Gefahr drohe, ſetzte er ſich wieder zu Tiſche und fuhr fort zu eſſen.

„Jetzt,“ ſprach er endlich mit noch vollem Munde, „bitte ich Euch, mein barmherziger Samaritan, Eurer Wohlthat die Krone aufzuſetzen. Ich bin in der Hüfte verwundet, und ſeit acht Tagen iſt meine Wunde nicht verbunden. Gebt mir einige alte Lumpen, dann ſollt Ihr von mir befreit werden.“

„Ich verſtehe etwas von der Wundarzneikunſt,“ erwiederte der Prieſter, „und will Euch ſelbſt verbinden, kommt, Ihr ſollt zufrieden ſeyn und nicht viel Schmerzen haben.“ Mit dieſen Worten nahm er aus einem Schranke ein Käſtchen mit einem vollſtändigen Verbandzeuge, und ſtreifte die Ärmel auf, um das Werk der Barmherzigkeit zu beginnen. Die Wunde, von einer Kugel herrührend, war tief, und man ſah wohl, daß es dem Manne übermenſchliche Anſtrengung koſten und große Schmerzen verurſachen mußte, zu gehen.

„Ihr könnt heute nicht wieder fort," nahm der Pfarrer das Wort, „Ihr müßt die Nacht hier bleiben und Euch Kräfte ſammeln, dadurch wird ſich auch die Entzündung vermindern, und das wilde Fleiſch abſondern."

„Ich muß noch heute fort und zwar zur Stunde," antwortete der Fremde und mit einem tiefen Seufzer fügte er hinzu: „Es gibt Leute, die mich erwarten. Haben Sie den Verband vollendet? Gut! Jetzt fühl' ich mich erleichtert, und ſo friſch, als wenn ich gar nicht verwundet wäre. Geben Sie mir noch ein Brot, und nehmen Sie mit meinem Danke dies Goldſtück. Leben Sie wohl." Der Pfarrer wies das Goldſtück zurück. Der Fremde ſprach trocken: „Wollen Sie es nicht? Gut, ſo verzeihen Sie und leben Sie wohl!" Er nahm das Brot, welches Margarita auf Befehl ihres Herrn, freilich etwas brummend, herbeigebracht hatte, und bald ſah man die hohe Geſtalt unter den dichten Bäumen, welche die Pfarrwohnung umgaben, verſchwinden.

Eine Stunde nachher vernahm man ein lebhaftes Musketenfeuer und der Fremde erſchien wieder in der Bruſt verwundet, blutend, am Pfarrgebäude. „Nehmt," ſprach er mit matter Stimme, „nehmt dieſes Geld — meine Kinder — meine Kinder — draußen im Hohlweg — gleich am kleinen Bache." — Er fiel ohnmächtig zu Boden. In dieſem Augenblicke kamen ſpaniſche Soldaten herbei und banden den Fremden ohne Widerſtand. Sie erlaubten hierauf dem Pfarrer einen Verband auf die breite Wunde des Unglücklichen zu legen, allein nicht achtend auf deſſen Erklärungen, daß es mit Gefahr des Lebens verbunden ſei den ſchwer Verwundeten weiter zu bringen, legten ſie ihn doch auf einen Karren und führten ihn mit ſich fort, indem einer von ihnen grauſam lächelnd zu dem Pfarrer die Worte ſprach: „Ob er an ſeinen Wunden, oder durch den Strang ſtirbt, iſt ja doch einerlei, wißt, ehrwürdiger Herr, das iſt der berüchtigte Räuber Joſé."

Joſé dankte dem Pfarrer durch eine ſchwache Kopfbewegung, dann begehrte er ein Glas Waſſer, und als der Pfarrer ſich zu ihm hinneigte, um es ihm zu reichen, da er ſelbſt nicht Kraft dazu beſaß, liſpelte er ihm mit ſterbender Stimme zu: „Um Gotteswillen! draußen am Hohlweg!" und der Pfarrer antwortete ihm durch ein Zeichen, daß er ihn verſtanden.

Als der Zug ſich entfernt hatte, ging der Pfarrer, ungeachtet der Bemerkungen Margarita's, daß es gefährlich ſei, jetzt in der Nacht in den Wald zu gehen, muthig hinaus, lenkte ſeine Schritte zu dem Hohlwege und fand dort neben dem Leichnam einer Frau, welche eine Kugel getödtet hatte, einen Säugling und einen Knaben von vier Jahren, der ſeine Mutter am Arme zog, um ſie zu erwecken, indem er glaubte, ſie ſchlafe.

Man kann ſich Margarita's Erſtaunen denten, als ſie den Pfarrer mit zwei Kindern zurückkehren ſah. — „All' ihr Heiligen im Himmel!" rief ſie, „was wollt Ihr denn mir den beiden kleinen Weſen anfangen? wir haben ſelbſt kaum zu leben, und Ihr bringt noch zwei Mäuler mehr? Ich werde alſo wohl von Thür zu Thüre betteln müſſen für uns und ſie? und wer ſind dieſe Kinder? Sprößlinge eines Landſtreichers, eines Räubers." — Der Säugling fing in dieſem Augenblicke erbärmlich zu ſchreien an. — Margarita fuhr fort: „Und wie wollt Ihr den Säugling ernähren? Eine Amme können wir nicht bezahlen. Wir könnten es freilich auch bei Waſſer emporbringen, aber wie viele ſchlafloſe Nächte würde mich das koſten? O, mein Himmel, er ſcheint ja kaum einige Monate alt zu ſeyn. Glücklicher Weiſe hab' ich etwas Milch hier, ich will ſie wärmen, damit das Kind doch ſeinen Durſt löſcht." Und trotz ihres Verdruſſes nahm ſie das Kind von den Armen des Pfarrers in die ihrigen, beſchwichtigte es durch Schaukeln und Küſſe, kniete ſich mit ihm dann am Feuer nieder und ſetzte die Milch dazu.

Nachdem der kleinere Knabe geſtillt und eingeſchläfert war, kam die Reihe an den größeren. Margarita gab ihm zu eſſen, kleidete ihn aus, brachte auch ihn in ein ſchnell zubereitetes Bett, und deckte ihn mit dem Mantel des Pfarrers zu. Dieſer erzählte ihr, wo und wie er die Kinder gefunden habe.

„Das iſt alles recht gut und ſchön," ſagte Margarita, „aber das Nöthigſte iſt zu wiſſen, wie wir uns und ſie ernähren werden." Der Pfarrer ſchlug ſein Evangelium auf und las ihr folgende Stelle laut vor: „Wahrlich ich ſage Euch, wer immer dem Mindeſten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Waſſer reichen wird, dem ſoll es nicht unvergolten bleiben!“ — „Amen!“ antwortete Margarita.

Am andern Morgen ließ der Pfarrer den Leichnam der gefundenen Frau begraben und ſprach die Todtengebete dabei.

Zwölf Jahre nachher ſonnte ſich der Pfarrer von San Pietro, der jetzt ſchon ſiebenzig Jahre alt war, im Freien vor ſeinem Hauſe. Es war Winter, und zum erſten Mal brachen heute die Sonnenſtrahlen durch den kalten Nebel. An der Seite des Pfarrers las ihm ein Knabe von beiläufig zwölf Jahren ſein Brevier vor und warf von Zeit zu Zeit einen neidiſchen Blick auf einen großen, kräftigen Jüngling von ſechzehn Jahren, welcher in dem kleinen angrenzenden Pfarrgärtchen arbeitete. Margarita, welche blind geworden war, ſaß daneben und hörte zu.

In dieſem Augenblicke ließ ſich das Geraſſel eines Wagens vernehmen und der Knabe ſchrie freudig: „Ach ſieh! den ſchönen Wagen, den ſchönen Wagen!“

Wirklich kam ein prächtiges Fuhrwerk auf der Straße von Sevilla daher und hielt vor dem Pfarrhauſe. Ein reich gekleideter Diener näherte ſich dem Pfarrer und erſuchte ihn um ein Glas Waſſer für ſeinen Herrn.

„Carlos!“ ſagte der Pfarrer zu dem jüngern Knaben, „hole ein Glas Waſſer für den fremden Herrn, und bringe zugleich auch ein Glas Wein dazu, wenn er es annehmen will. Spude dich!“ Der fremde Herr ließ den Wagenſchlag öffnen und ſtieg heraus, es war ein Mann bei fünfzig Jahren. „Sind dieſe Knaben Eure Neffen?“ fragte er den Pfarrer.

„Mehr als das, gnädiger Herr,“ antwortete der Pfarrer, „meine Kinder ſind es, meine lieben Adoptivſöhne.“

„Wie das?“

Und der Pfarrer erzählte ihm die ganze Geſchichte der Kinder, und fragte ihn, was er aus den beiden Jungen machen ſolle, und wie er ihr Glück begründen könne.

„Brave Offiziere in der Garde des Königs ſollt Ihr aus ihnen machen,“ antwortete der Fremde lächelnd, „und damit ſie dann ihrem Stande gemäß leben können, ſo geben wir jedem einen jährlichen Unterhaltsbeitrag von tauſend Dukaten.“

„Ich habe um einen Rath gebeten, Sennor, und hoffte keinen Spott.“

„Dann,“ fuhr der Fremde, ohne auf dieſe Worte zu achten, fort, „dann müßt Ihr Euch Eure Kirche neu und ſchöner aufbauen, und daneben einen recht bequemen neuen Pfarrhof. Ein eiſernes Gitter ſoll das alles umſchließen. Seht, ich habe den Plan dazu ſchon in meiner Taſche. Seht ihn an, Herr Pfarrer, gefällt er Euch? — Und dem neuen

Gotteshauſe, mein' ich, ſollten wir den Namen geben: Kirche zum Glaſe Waſſer.“

„Was ſoll? — ach, mein Gott! — wäre — wenn ich nicht irre — dieſe Züge — dieſe Stimme — was ſoll das Alles bedeuten?

„Das ſoll bedeuten, mein lieber, ehrwürdiger Freund, daß José de Ribeira vor Euch ſteht, der vor zwölf Jahren noch der Räuber José genannt wurde. Ihr wart mein Wirth und Wohlthäter, und der Vater meiner Kinder. Ach, kommt in meine Arme, meine Kinder, und umarmt Euern Vater.“ Er preßte die beiden Kinder in ſeine Arme, und als er ſie zum öftern betrachtet, und mit Freudenthränen geküßt hatte, reichte er dem Pfarrer die Hand, fragend: „Nun Alter! nehmt Ihr die Kirche zum Glas Waſſer nicht an?“

Und der Pfarrer wandte ſich zu Margarita und ſprach bewegt und andächtig: „Wahrlich ich ſage Euch, wer immer dem Mindeſten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Waſſer reichen wird, dem ſoll es nicht unvergolten bleiben.“ — „Amen,“ ſagte die Alte weinend vor Freude über das Glück ihres Herrn und ihrer Pflegeſöhne, aber bald darauf weinte ſie bitter über den Abſchied von den Letzteren.

Ein Jahr nachher wohnten Don José de Ribeira und ſeine Söhne der Einweihung der neuen Kirche von San Pietro „zum Glas Waſſer,“ einer der ſchönſten Kirchen in der Umgegend von Sevilla, bei.

Gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe.

34.

„Nicht wohl zum Geier gattet ſich die Taube,
Zum Dronte nicht der königliche Schwan,
Hiſpaniens Tochter wird nicht dir zum Raube,
Nicht deinem Lager will Mirande nahn.
Beſcheide dich! Allein du ſprichſt von Liebe,
Die Liebe gar nennt dein unheil'ger Mund
Zwar mit den Thieren theilſt du ihre Triebe,
Doch nicht die Wolluſt ſchließt den zarten Bund.“

35.

„Nur Sitte ſchlingt den Wechſelbund der Treue,
Nur Anmuth wirbt die gerngetheilte Luſt;
Geneuß was dir beſchieden und erfreue
Wie ſonſt dein Herz in ungezähmter Bruſt.
Nur wage nicht, zu dem den Wunſch zu heben,
Wofür Natur dir keinen Sinn verlieh,
Nur wage nicht, nach Heiligem zu ſtreben!
Des Schönen Kranz umflicht den Rohen nie.“

36.

„Kennſt du den Mann, um deſſen Weib zu werben
Dein Übermuth, dein eitler Dünkel wagt?
Ihn jeder Anmuth, jeder Tugend Erben,
Der wie ein Gott vor ſeinen Brüdern ragt?
Ihn, den mein erſter glühender Gedanke
Zum Liebling ſchon, zum Einzigen erkor?
Mit ihm beginnſt du rühmend in die Schranke
Zum Kampf zu treten, ungeſchlachter Thor?“

Inhalt
des vierten Bändchens.

Seite

Die Erſcheinungen auf dem Wege durch die Stadt. Ein allegoriſches Märchen . . 1
Peter-Paul und Paul-Peter. Novelle . . 29
Die Belagerung von Amaſi. Eine orientaliſche Erzählung 61
Künſtlerleidenſchaft. Novelle 89
Laura, oder die aufgeregte Phantaſie. . . 113
Der Invalide. Eine kleine pſychologiſche Novelle 129
Die Mordhöhle. Kriminalgeſchichte 137
Drei komiſche Geſpenſtergeſchichten . . . 155
Der Blinde von Clermont. Eine einfache Geſchichte 171
Asmolan. Ein Märchen 191
Ein muthwilliger Jugendſtreich. Skizze aus dem Leben 203
Die Kirche zum Glas Waſſer. Sage . . . 215

Erzählungen
von
# allen Farben.

Von

I. F. Castelli.

Fünftes Bändchen.

Wien.
Bei Tendler & Schaefer.
1840.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Das

letzte Mittagmahl.

Eine

kleine Erzählung.

Zwölf Freunde, faſt gleichen Alters und gleicher Fröhlichkeit, und welche ihren Familienverhältniſſen zu Folge hoffen durften, ihr Leben lang in der Hauptſtadt zu bleiben, ſaßen eines Tages in der Herberge zum Kniebande in Richmond beiſammen und betrachteten bei vollen Bechern die herrliche Landſchaft, welche ſich aus den Fenſtern dieſer Herberge ihren Blicken darbot. Sie waren ſo recht herzlich vergnügt, recht innig fröhlich und wollten daher das Andenken dieſes Tages auch für die Zukunft bewahren. Auf den Vorſchlag des Einen kamen ſie in folgenden Beſtimmungen überein: Am letzten Abende jeden Jahres und am folgenden Morgen, dem erſten Tage des neuen Jahres, ſollten die zwölf Freunde immer mit einander zechen, und zwar abwechſelnd in dem Hauſe eines Jeden. Die erſte Bouteille, welche bei dem erſten dieſer Gelage entpfropft würde, ſollte ſogleich wieder zugemacht und ſorgfältig aufbewahrt werden. Dieſe ſollte dann nur derjenige trinken dürfen, der die andern alle überleben wird. Nie ſoll ein Fremder zu dieſen Gelagen zugelaſſen werden. Wenn Einer von ihnen ſtirbt, ſo ſollen die andern Eilf dieſe Verſammlungen fortſetzen, ſodann zehn, neun, und immer ſo fort, und wenn dann der letzte übrig bleibe, ſo müſſe dieſer allein an einem Tiſche dieſes Erinnerungsfeſt durch die gewöhnlichen Stunden feiern, dann die erſte, beim erſten Mahle zur Seite geſtellte Bouteille öffnen und das erſte Glas derſelben auf das Wohl ſeiner vorangegangenen Freunde leeren. Es war in dieſer Idee etwas ſo Originelles und Bizarres, daß ſie die tollen Jünglinge mit Freuden annahmen.

Dieſer Vertrag wurde geſchloſſen, während ſie auf der Themſe nach London zurückfuhren. Sie ſprachen nur immer von den luſtigen Zechgelagen, welche ſie alljährlich machen würden, und ſelbſt die Veränderungen, welche die Zeit auf ſie ausüben würde, gaben ihnen nur Stoff zu muthwilligen Scherzen. Sie ſahen ſchon, wie der Eine mit Gicht behaftet, auf dem Stocke daher wackeln, der Andere mit ſeinem dicken Bauche und Unterkinn in ihrer Mitte ſitzen, der Dritte ein Knotenperücke tragen werde u. ſ. w.

„Was dich betrifft, Georges,“ rief Einer der Zwölf, ſich zu einem Jünglinge wendend, „ſo ſeh' ich dich in ein paar Jahren gewiß ſo dürr und ausgetrocknet, wie eine alte Schlangenhaut,“ und dabei gab er ihm einen Klaps auf die Schulter. Georges Fortescue beugte ſich in dieſem Augenblicke gerade über Bord der Gondel und lachte ganz unbändig darüber. Der unerwartete Klaps machte ihn das Gewicht verlieren und er fiel in das Waſſer. Man kann ſich denken, welche Beſtürzung dieſer Unfall hervorbrachte, da man aber wußte, daß Georges ein guter Schwimmer ſei, ſo hoffte man, er werde den Nachen wieder gewinnen. Allein vergebens, er wurde wohl einigemale ſichtbar, verſchwand aber gleich wieder; zwei Freunde warfen ſich in die See, um ihn zu retten, konnten ihn aber nicht erreichen, und erſt nach einer Stunde gelang es ihnen mit einem Netze den entſeelten Leichnam ihres Freundes heraus zu fiſchen. Schweigend fuhren ſie mit dieſem nach London zurück.

Die Monate entflohen und der kalte Dezember kam herbei. Eilf der Freunde verſammelten ſich am letzten Tage des Jahres, aber mit gepreßten Herzen, des ſchmerzlichen Verluſtes ihres zwölften Freundes gedenkend, ſetzten ſie ſich zu Tiſche. Selbſt die Unregelmäßigkeit der Gedecke, deren auf der einen Seite ſechs, auf der andern fünf waren, rief ihnen unwillkürlich dieſe traurige Begebenheit in das Gedächtniß zurück. Übrigens gibt es keinen ſo hartnäckigen Schmerz, der nicht dem Einfluſſe des Weines in einem Kreiſe ausgewählter Freunde wiche. Nachdem ſie des armen Georges gedacht und ihm einige Seufzer der Freundſchaft geweiht, und einige Bouteillen Rhein- und Madera-Wein hinuntergeſchlurft hatten und endlich den wahren Sorgenbrecher aus der Champagne in den Gläſern perlen ſahen, erblickten ſie nichts mehr Widerliches in den ungleichen Gedecken. Der Reſt des Abends verſtrich ihnen ſo fröhlich, als ſie es nur wünſchen konnten. Die Konverſation erhielt ſich gleich lebhaft unter einer Menge Calembourgs, Anekdoten, Austauſch von politiſchen Meinungen, Toaſt's, Späßen, Gelächter und fröhlichen Liedern. Sie erkannten, als ſie aus einander gingen, einſtimmig, daß ſie nie einen angenehmern Abend zugebracht hatten, wünſchten ſich Glück dazu, ein ſolches Feſt eingeſetzt zu haben, und verſprachen ſich wechſelſeitig, das neue Jahr morgen eben ſo fröhlich zu begrüßen.

Sie verſammelten ſich wirklich am 1. Jänner und ihre Luſtbarkeit war ohne Beimiſchung von Schmerz. Nur bei ihrer erſten Vereinigung nach Georges Tode hatte die Erinnerung an dieſen ihr Vergnügen etwas trüben können, jetzt nahm ſchon jeder ſeinen Platz am Tiſche ein, als wenn er ſchon zehnmal an demſelben geſeſſen wäre, und als wenn ſie nie mehr als eilf geweſen wären.

Mehre Jahre verfloſſen, und unſere eilf Freunde fuhren fort, ihr doppeltes Jahresfeſt feierlich zu begehen, ohne daß eine bedeutende Veränderung vorging. Aber ach! endlich erſchien ein Feſt, welches durch einen ſo ſchrecklichen Unfall verdunkelt wurde, daß Keiner früher auch nur eine Idee davon hatte. An demſelben Tage nämlich wurde Einer der Freunde — aufgehenkt. Ja, Stephan Rowland, der Schöngeiſt, das Orakel ihres Cirkels, hatte an demſelben Tage auf dem Schaffote ſein Leben geendet, weil er mit der Feder einen einzigen Zug an einer Stelle gemacht hatte, wo er ihn nicht hätte machen ſollen. Mit andern Worten, ein Wechſelbrief, der mit dem Werthe von 700 Pfund Sterling in ſeine Hände kam, ging mit jenem von 1700 Pfund Sterling aus denſelben hinaus. Er hatte dieſe unbedeutende Einheit vor die Hunderte geſetzt, die Verfälſchung wurde entdeckt und Stephan mußte baumeln. Alle Welt beklagte ihn, und Niemand konnte ſich den Beweggrund erklären, wel-

37.

„O ſchöner Tauſch! Statt in Hurtado's Arme
Für Engel ſelbſt des Neides werth zu ſeyn,
Hinübergehn zu deiner Weiber Schwarme
Und Sitt' und Reiz durch deinen Kuß entweihn?
O hohes Glück daß in der Wilden Hütten
Ein Lüſtlingsblick mich liebenswürdig fand!
Vernimm von mir die Europäer=Sitten.
Der Tod allein löſt ein geweihtes Band."

38.

„Meinſt du, Kazicke, weil die Gunſt der Schatten
Die ſchwarze That der Nacht mit Sieg gekrönt,
Weil dir geglückt, den Bruder zu beſtatten,
Und deinem Wink der Timbueſe fröhnt,
Meinſt du deßhalb, Mirande ſolle beben
Vor deinem Blick, der ſchon verderblich droht?
Du irrſt, Tyrann! verhaßt iſt mir das Leben.
Es iſt verwirkt. Vollende meinen Tod!"

39.

„Mich tödten kannſt du, doch zur Liebe bringen
Kannſt du mich nie, ſo wild dein Zorn auch ſchreckt,
Nie wird Gewalt in mir den Haß bezwingen,
Den Abſcheu nie, den mir dein Anblick weckt.
Ergrimme doch! Gebeut doch deinen Sclaven!
Haſt du kein Herz für dieſen bittern Hohn?
Ich bin bereit. Verzeuch nicht mich zu ſtrafen,
Der ſüße Tod ſey mein erſehnter Lohn!"

cher ihn zu dieſem Verbrechen gebracht hatte. Seine Geſchäfte waren in Ordnung, er war kein Spieler, er hatte keine thörichten Spekulationen gemacht, man nahm alſo ſeine Zuflucht zu dem Syſteme des Doktor Gall. Als man ſeinen Schädel unterſuchte, fand man das Organ der Habſucht ſo groß wie ein Ei. Der arme Menſch! es war alſo nicht ſeine Schuld.

Wir würden die übrig gebliebenen zehn Freunde verſäumden, wenn wir nicht aufrichtig bekennten, daß weder der Wein noch das Geſpräch, noch irgend etwas anderes die Wolken von ihren Stirnen vertreiben konnte. Sie ſprachen nur ſehr wenig, und da brachen ſie oft mitten in einer Rede ab, weil Jeder vermeiden wollte, auch nur die entfernteſte Anſpielung auf dieſes traurige Ereigniß zu machen. Der Champagner war eben heute von ſchlechter Qualität, aber Niemand wagte zu bemerken, daß er ſpinne, weil Stricke auch geſponnen werden. Ein herrliches Gemälde von Van Dyck befand ſich im Speiſeſaale, aber Niemand wollte ſagen, daß es im ſchlechten Lichte aufgehängt ſei, und Keiner erlaubte die herrliche Ausführung des großen Meiſters zu loben. Ja ſie glaubten ſogar ihre Glückwünſche gegen einen ihrer Kameraden zurückhalten zu müſſen, welcher erſt geſtern das Band der Ehe geknüpft hatte.

Fünfzehn Jahre nach dem Tode Rowland's ergab ſich kein neuer Verluſt in dem Cirkel der Freunde, aber die Hand der Zeit hatte auf ſie ſelbſt ihre Macht ausgeübt. Die ſchwarzen Haare des Einen waren mit

Grau vermiſcht, zwei oder drei Köpfe waren faſt ganz kahl geworden, ein vierter trug eine Perücke, die ihn faſt unkenntlich machte. Der alte Port-Wein und der Maderaſec erhielten den Vorzug vor den weniger feurigen Rhein- und Bordeaux-Weinen, die Ragouts und ſuppigen Speiſen wurden lieber gegeſſen; als der Käſe kam, ſchnitt man ſich dazu die Krume ſtatt der Kruſte des Brotes, die Konverſation war weniger lärmend und beſchränkte ſich auf politiſche Ereigniſſe und das Steigen und Fallen der Fonds; man entſchuldigte ſich, daß man in wollenen Strümpfen erſchienen ſei, und Fenſter und Thüren waren ſorgfältig geſchloſſen. Das Feuer im Kamin wurde beſſer unterhalten, und eine ſolide Parthie Whiſt trat an die Stelle luſtiger Burſchengeſänge. Drei Robbers, dann eine Taſſe Kaffeh und um 11 Uhr nach Hauſe, das war das Ende des Feſtes und da hatte man noch im Vorhauſe genug zu thun, um ſich recht gut zuzuknöpfen, die Kragen der Mäntel und Pelze über die Köpfe zu ziehen und den Stock zu ſuchen, den man zur Stüze nöthig hatte.

Das fünfzigſte Jahresfeſt erſchien, und diesmal hatte der Tod ſtarke Ernte gemacht. Einer von der Geſellſchaft war auf der Diligence umgekommen, auf welche er ſich geſetzt hatte, um zu dem Feſte herzureiſen, und welche unglücklicher Weiſe ſammt den Pferden in einen Abgrund ſtürzte. Ein Anderer war am Steinſchnitt geſtorben, ein Dritter war dem Grame über den Verluſt ſeiner einzigen Tochter erlegen. Ein Vierter war der Cholera anheim gefallen. Einen Fünften hatte die Lungenſchwindſucht weggerafft, und ein Sechſter war ermordet worden.

Vier kleine alte Männlein, voll Runzeln im Geſichte, abgelebt und hinfällig, mit hohlen Augen, ſetzten ſich mit der Erbarmniß Gottes um den Tiſch, wo ſonſt zwölf ſaßen, am fünfzigſten Neujahrstage, um den Vertrag getreu zu halten, den ſie ein halbes Jahrhundert vorher in der Herberge zum Knieband zu **Richmond** geſchloſſen hatten. Sie tranken ihren Wein, den ſie nur zitternd zum Munde führten, und hatten immer noch ein Lächeln vorräthig, und ein luſtiges Wort, obſchon ſie dies ſehr ſchwer ausſprachen. Sie ſchwätzten, lachten, und als der Wein ihre eiſigen Glieder zu erwärmen anfing, ſprachen ſie von der Vergangenheit, als ob ſie nur einen Tag von einander getrennt geweſen wären, und von der Zukunft, als ob noch ein Jahrhundert vor ihnen läge.

Es war auch noch die rechte Zahl, um eine Parthie Whiſt zu machen, und ſie machten dieſe wirklich noch drei nach einander folgende Jahre. Im vierten waren ſie gezwungen, ſich mit dem Strohmann zu behelfen. Das fünfte Jahr kam, und es blieben nur mehr zwei übrig, welche Piquet ſpielten, oder vielmehr ſie verſuchten es zu ſpielen, denn ihre Hände konnten die Karten nicht mehr recht halten, und ihre Augen die Farben nicht mehr recht unterſcheiden.

Endlich kam das letzte Feſtmahl, und der einzige noch Lebende von den zwölf Freunden, auf deſſen Haupt 90 Winter ihren Schnee zuſammengehäuft hatten, ſpeiſte allein. Der Zufall wollte, daß es in ſeinem

Hauſe und an ſeinem Tiſche war, wo das erſte Mal nach geſchloſſenem Vertrage ſervirt wurde. In ſeinem Keller ruhte ſeit 58 Jahren die Bouteille, welche an jenem Tage aufgemacht, wieder zugepfropft wurde, und welche er heute zum zweiten Male entſtöpſeln mußte. Sie ſtand an ſeiner Seite. Er ſah dieſes gebrechliche Ding lange an, es erinnerte ihn an eine lange Reihe von Jahren. Er ſah ſeinen Lenz heiter und kräftig, ſeinen Sommer hell und warm, ſeinen Herbſt reif und gemäßigt, ſeinen Winter kalt, aber nicht zu eiſig. Er ſah wie in einem Spiegel alle ſeine eilf Freunde, Einen nach dem Andern, hinübergehen in die Ewigkeit. Er fühlte ganz ſeine einſame Stellung, denn er hatte nie geheirathet, und es exiſtirte kein Weſen in der Welt, in deſſen Adern ein Tropfen ſeines Blutes floß. Als er das Glas auf die Geſundheit derjenigen trank, welche ihm vorangegangen waren, floſſen große Thränen langſam durch die tiefen Furchen ſeiner Wangen.

Er hatte alſo den erſten Theil des Vertrages erfüllt und er ſchickte ſich auch an, den zweiten zu erfüllen, indem er durch die feſtgeſetzten Stunden bei dem Tiſche ſitzen zu bleiben ſich vornahm. Mit zerreßtem Herzen überließ er ſich ſeinen trüben Gedanken, bald bemächtigte ſich ſeiner ein lethargiſcher Schlaf — und er erwachte nimmer.

Der

ALTAR DES KÜNSTLERS.

Legende.

Der Architekt Nilſen zu Oxford, der daſelbſt die prächtige Kirche und das Kloſter Sankt Aſaph faſt vollendet hatte, ſchiffte ſich zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts auf der Themſe nach Greenwich ein, um ſich von dort nach Genua zu begeben und einen Altar zu ſuchen, welcher würdig wäre, in dem herrlichen Tempel, den er aufgeführt hatte, zu prangen. Nilſen war ſchon bejahrt, und ſeine Frau, die ſtolze Editha Kilmore, ſeit Langem geſtorben, indem ſie ihn als Vater einer einzigen Tochter, der ſanften, blonden Marie, zurückgelaſſen hatte. Das Mädchen war ſo hübſch, daß ſie die Studenten die Perle von Oxford nannten, und alle Mütter ſtellten ſie ihren Töchtern als ein Muſter von Liebenswürdigkeit und Sittſamkeit vor. Bevor Nilſen dieſe Reiſe unternahm, deren Dauer und Ausgang er nicht vorausſehen konnte, hatte der gute Vater alles Mögliche gethan, um ſeine Tochter zu verheirathen und ihr einen Schützer zu geben, und ſo die Reiſe unbeſorgt für das Wohl desjenigen Weſens, das er nun allein auf der Welt liebte, unternehmen zu können. Allein Marie blieb gegen Alle gleichgiltig, welche ſich um ihre Liebe und um ihre Hand bewarben, alle ihre Liebe ſchien ſich nur in einem Gegenſtand zu vereinigen, in ihrem Vater. Den Wünſchen Nilſen's, in England zurückzubleiben, ſetzte ſie Bitten und Thränen entgegen, und der alte Architekt, als er ſie ſeine Knie umklammern ſah, und ſie als eine Bedingung ihres Lebens die Bitte thun hörte, ihm überall folgen zu dürfen, als ſie dieſes im Namen ihrer Mutter als ein ihr gebührendes heiliges Recht anſprach — der alte Architekt, dem die Trennung von Marien ſelbſt durch das Herz ſtach, weinte Freudenthränen, und willigte endlich ein, zu thun, was ſie begehrte. Sie reiſeten alſo beide mit einander ab, und kamen nach einer glücklichen Fahrt in Genua an.

Kaum in der herrlichen Stadt angelangt, machte ſich Nilſen ſchon auf den Weg, alle Kirchen zu beſehen, ſie zu vergleichen, zu ſtudieren, und jeder eine Schönheit zu rauben für das Werk, welches er ſelbſt ſchaffen wollte. Als er in einem Monate faſt die Zeichnung zu dem Altare vollendet hatte, ſuchte er einen Bildhauer zu erforſchen, der geſchickt genug wäre, es auszuführen, aber dabei auch ſo jung und unbekannt, daß der Name Nilſen nicht Gefahr liefe, bei einer Vereinigung mit einem bereits berühmten Meiſter in den Schatten zu treten. Dieſe Nachforſchungen waren aber leider fruchtlos, Genua zählte mehre, aber bereits ſchon mit Lorbeern bekränzte Künſtler, und ſolche wollte er vermeiden; denn er hätte ſein Leben darum gegeben, die Kirche von St. Aſaph zur ſchönſten und vollkommenſten von ganz England zu machen, allein er hätte auch ſeine Seele dafür verpfändet, daß bei Bewunderung dieſes Meiſterwerkes die ganze Welt keinen andern Namen, als nur den ſeinigen nenne.

Eines Abends kam Nilſen, erſchöpft von dem, was er geſehen, nach Hauſe, und ſtellte ſich mit Ängſtlichkeit ſelbſt die Frage, ob der Künſtler das Recht habe, den guten Bürger, den Patrioten ſchweigen zu machen, und ob es nicht eine Gewiſſensſache für ihn ſei, ſeine perſönliche Eitelkeit dem Ruhme aufzuopfern, ſeinem Vaterland ein Meiſterſtück zu verſchaffen, wie er deren ſchon von den großen Künſtlern Genua's geſehen? Er war ſchon faſt zur Entſagung und Selbſtverläugnung entſchloſſen, als Marie ihm bis in die Hälfte der Straße entgegenkam und ihm meldete, wie ein Mann aus der Stadt ſchon lange auf ihn warte. Er beeilte ſeine Schritte, indem er nur noch einen Blick der Bewunderung auf die Statuen Simons und Judas warf, welche nicht weit von ſeiner Wohnung aufgeſtellt waren und deren Meiſter er noch nicht hatte erfahren können. Als er in ſein Vorzimmer trat, fand er daſelbſt einen jungen Mann, welcher aufmerkſam eine Zeichnung des heiligen Aſaph betrachtete, die an der Wand aufgehängt war. Bei dem Geräuſche, welches der Architekt beim Eintritte machte, wendete ſich der junge Mann, wankte dem Alten einige Schritte entgegen und grüßte ihn tief, dann ſtand er wieder aufrecht und ſchweigend, indem er zu erwarten ſchien, daß Nilſen ihn um die Urſache ſeines Beſuches fragen werde.

Der Fremde ſah ſehr elend aus. Er war groß, gebeugt, mager und erbärmlich angekleidet. Man konnte ſein leidendes Geſicht nur mit Bedauern anſehen; ſcharfe und ausdrucksvolle Linien durchzogen es. Jeder, der ihn geſehen, würde geſagt haben: Der Menſch hat Hunger, und nichts, um ihn zu ſtillen, und doch würde es Niemand gewagt haben, ihm ein Mittagsmahl oder Geld zu einem ſolchen anzubieten, ſo viel Stolz und Unabhängigkeit lag in dieſem blaſſen und magern Geſichte, und ſo klar wurde es Jedem beim erſten Anblick, daß dieſer lange Körper ſich bei einem ſolchen Anbote zurückweiſend emporgehoben, und dieſe matten, faſt erloſchenen Augen dann Blitze des Unwillens von ſich geſchoſſen haben würden.

Nilſen bemerkte Alles dieſes und wußte nicht, wie er es anfangen ſollte, dem armen jungen Manne Hilfe anzubieten; denn er hielt ſich feſt überzeugt, daß nur die Bitte um ein Almoſen den Fremden hieher geführt habe. Er wartete, daß dieſer ſich erklären ſollte, und der Fremde im Gegentheile hoffte, daß ihn der Architekt aus der Verlegenheit reißen werde, das Geſpräch zu beginnen. Nachdem nun das Schweigen, welches etwas Feierliches an ſich hatte, einige Minuten gedauert hatte, begann Nilſen damit, auf die delikateſte Art zu fragen, was der Fremde mit ihm zu verkehren wünſche, und womit er ihm dienlich ſeyn könne, indem er ſich zugleich entſchuldigte, daß er ihn ſo lange habe warten laſſen, da er nicht Herr ſeiner Zeit ſei.

„Ich weiß das,“ antwortete der Jüngling mit zitternder Stimme und indem er auf Nilſen faſt flehende Blicke heftete. „Ich weiß, daß Ihr ſeit einem

40.

So zürnt, ſo trotzet im Verzweiflungsmuthe
Das edle Weib dem Wilden ins Geſicht.
Sie ſelber körnt des Tigers Gier zum Blute,
Sie will die Schlange treten, bis ſie ſticht.
Dann ſteht ſie ſtumm, dem Schickſal hingegeben
Und harrt des Winks, der ſie vernichten ſoll.
Man ſieht noch Stolz von bleicher Stirne ſchweben,
Ihr ſtarrer Blick iſt tiefen Sinnes voll.

41.

Doch, o geheimnißvolle Macht der Liebe,
Die Alles bändigt, was die Erde trägt!
Die ſelbſt der Rache feſſelloſe Triebe
Mit ſiegender Gewalt zu Boden ſchlägt!
Es hat der Wald ſo wild kein Herz geboren,
Es zürnt kein Grimm, die nicht dein Wille zähmt.
Ein Wink von dir — die Natter iſt beſchworen,
Des Tigers Kraft im Mörderſprung gelähmt.

42.

Auch du, Siriva, ob im innern Herzen
Dich gleich des Weibes freches Wort empört,
Obgleich dein Zorn mit bittern Todesſchmerzen,
Das Herz, das dich verſchmäht, zu ſtrafen ſchwört,
Mußt doch der Liebe Allmacht unterliegen.
Bald iſt der kurze Thorenkampf gekämpft,
Du fühlſt den Grimm in Zärtlichkeit verſiegen,
Und allen Zorn zu ſanftem Gram gedämpft.

Monate in Genua einen Bildhauer ſucht, der eine Arbeit für Euch übernehmen ſoll."

„So iſt es," antwortete Nilſen, „und wißt Ihr auch, daß ich bisher nicht gefunden, was ich geſucht?"

„Ja, Signor!"

„Könntet Ihr mir vielleicht zufällig Jemanden anrathen, mein Freund?"

„Ja, Signor!"

„So ſeid ſo gut und führt mich zu dieſer Perſon auf der Stelle, ich werde dafür erkenntlich ſeyn. Marie, geſchwind meinen Stock und meinen Hut."

„Ihr dürft Euch nicht bemühen," verſetzte der junge Mann, deſſen Geſicht bei den letzten Worten zu glänzen anfing, „dieſe Perſon iſt zu Euch gekommen. Ich bin es." Und das Genie, welches aus ſeinen Augen ſtrahlte, bewies, daß er wahr geſprochen.

Nilſen, verlegen, daß er ſich geirrt hatte, ergriff die Hand des Jünglings und wollte ſich mit Worten entſchuldigen, die er aber nicht hervorbrachte.

Marie, welche aus Verlegenheit ebenfalls die Augen niederſchlug, benützte dieſe Gelegenheit um zu entwiſchen.

„Wo iſt Euer Atelier? wo wohnt Ihr?" fragte der Engländer, noch nicht ganz überzeugt.

„Ich habe kein Atelier, nicht einmal eine Wohnung," antwortete der Jüngling wehmüthig lächelnd. „Des Tages arbeite ich, wo man mich braucht, des

Nachts theile ich das Lager mit einem armen franzöſiſchen Maler."

„Welchen Lehrer habt Ihr gehabt?"

„Den großen Michel Angelo Buonarotti."

Nilſen verbeugte ſich tief, ohne zu bedenken, daß dieſer außerordentliche Künſtler ſchon lange todt war. Dieſe Überlegung ſtellte ſich erſt ſpät bei ihm ein, und, indem er dem Genueſer einen ironiſchen Blick zuwarf, verſetzte er etwas heftig: „Mein Freund, Ihr ſeid noch etwas zu jung, um einen Graubart, wie mich, zum Beſten zu haben."

„Bei meiner Seele, Signor!" erwiederte der Fremde, „ſeit meinem zehnten Jahre, — und jetzt zähle ich zwei und zwanzig — waren nur Michel Angelo's Werke meine Vorbilder, ich habe nur durch das Studium dieſer unſterblichen Werke gelernt, und nie hat ein Menſch mich den Meißel führen gelehrt oder mir Fehler ausgebeſſert."

„Und welche Werke habt Ihr denn auf dieſe Art der Welt ſchon geſchenkt?" fragte Nilſen etwas ſpöttiſch.

„Bisher noch wenig, Signor, aber ich fühle Kraft und Willen in mir, Vieles und Gutes zu machen."

„Kennt Ihr Genua genau?"

„Ich bin hier geboren."

„Könnt Ihr mir ſagen, von wem die beiden Statuen des Simon und Juda ſind, welche mir täglich beim Aus- und Nachhauſegehen in die Augen fallen?"

„Sie ſind von mir,“ antwortete ſchüchtern der Jüngling.

„Wie? — von Euch? Und wie nennt Ihr Euch?“ rief Nilſen aufſtehend.

„Pietro Tadolini.“

Es war zum erſten Male, daß der Engländer dieſen Namen nennen hörte. Dieſe beiden herrlichen Statuen alſo, die er nicht zu theuer gefunden haben würde, wenn ſie mit Gold aufgewogen worden wären, dieſe beiden ſublimen Verwandlungen des Steines in Leben, die Alles hinter ſich zurückließen, was England Vorzügliches aufzuweiſen hatte, dieſe göttlichen Werke, vor denen er jeden Tag ſich verſucht fühlte, niederzuknien, hatte ein armer, unbekannter, in Lumpen gehüllter Jüngling gemacht, und dieſer Jüngling ſuchte Arbeit bei ihm. Nilſen war außer ſich.

Die Zeit zum Abendeſſen war gekommen. Nilſen nöthigte Pietro, dieſes mit ihm einzunehmen. Marie, deren Augen freudig glühten, bediente ſie. Sie kannte Pietro ſchon. Sie hatte ihn oft auf der Gaſſe bei ihrem Hauſe geſehen, wenn ſie ausging; er hatte ſie immer freundlich gegrüßt, und ſeine Blicke hatten ihr geſagt, daß er wohl nur hier ſtehe, um ſie zu ſehen. Heute war er gekommen, und hatte ſie beſcheiden um die Erlaubniß gebeten, ihren Vater erwarten zu dürfen. Er hatte ihr mit ſüßer bebender Stimme geſagt, daß er, um ſie öfters zu ſehen, ſich bei ihrem Vater zur Arbeit verdingen, daß er für dieſes Glück gerne die Hälfte ſeines Lebens und ſeiner Kunſt hingeben wolle. Marie, ganz verwirrt, hatte weder etwas erlaubt, noch verſagt, ſondern war nur mit glühenden Wangen ihrem Vater entgegengeeilt, den ſie eben durch's Fenſter die Straße daher kommen ſah, aber es machte ihr doch Freude, zu wiſſen, daß ein Herz, wenn auch unter dem Kleide der Armuth, für ſie ſchlug.

Der junge Tadolini wurde alſo der Mitarbeiter Nilſen's. Der Engländer zeigte ihm ſeine Plane, denen der Bildhauer mit einigen kleinen Abänderungen, welche er vorſchlug und die neue Beweiſe ſeines Genies waren, zu folgen verſprach. Die beiden Künſtler beſahen und wählten die ſchönſten carrariſchen Marmorblöcke, denn die Mönche von St. Aſaph hatten Nilſen mit Summen verſehen, welche hinlänglich waren. Nilſen hatte ein großes Atelier gemiethet, dort ſchloß ſich Pietro ein und arbeitete ſo angeſtrengt, daß er ſich kaum Zeit zum Schlafen vergönnte. Marie aber wußte ihn zu entſchädigen, indem ſie ihm in ſeinem Atelier oft ſtundenlange Beſuche mit ihrem Vater machte. In zwei Jahren ſtand das Werk vollendet da, groß, erhaben, ſublim. Ein Auferſtehungsaltar, mit achtzehn herrlichen Statuen und vier Basreliefs geziert, welche dem Beſten gleich kamen, was man Antikes aufzuweiſen hatte. Das Dach des Ateliers wurde emporgehoben, das Werk mit einem Schleier bedeckt, und am 15. Sept. 1628, Mariens Namensfeſte, feierlich vor Vater und Tochter enthüllt, welche ſich in ihrem Entzücken davor auf ihre Knie warfen. An demſelben Abende wurde auch in Nilſen's Hauſe die Verlobung zwiſchen Pietro und Marie gefeiert, und drei Tage nachher übernahm ein Schiff die koſtbare Ladung, in einzelne Stücke zerlegt und gut in Kiſten verpackt, um ſie, von den drei Freunden begleitet, nach England zu bringen. Die Vermählung ſollte dann zu Oxford, am Tage, wo der Altar in der Kirche daſelbſt inaugurirt werden würde, gefeiert werden.

Die Fahrt war anfangs ſehr ruhig und glücklich. Schon traten die Küſten von England hervor, welche die Matroſen mit lautem Hurrah begrüßten, als in Folge eines kleinen Regens ſich der Wind von Südoſt nach Nordoſt wandte und dann einen fürchterlichen Sturm nach ſich zog. In wenigen Stunden waren alle Manövers vergeblich, und die Maſten lagen gebrochen auf dem Verdecke. Das Schiff wurde zu ſchwer befunden, und die Mannſchaft beſtimmte einſtimmig, daß der Altar über Bord geworfen werden müßte. Dieſe Maßregel war nothwendig, wenn man ſich das Leben erhalten wollte. Pietro, welcher in der Kajüte ſchlief, erwachte von dem Schwanken und Gekrache des Schiffes. Angſtgeſchrei tönte ihm in die Ohren. Er ſah Marie, ſeine geliebte Marie, welche Nilſen in Verzweiflung feſt an ſeinen Buſen drückte, er ſah den Himmel ſchwarz und mitten in dieſem ſchwarzen Himmel den blutigen Mond, Blitze kreuzten durch die Lüfte, ungeheure Wellen erhoben, theilten ſich und überſtürzten das Schiff, das ſich bald thurmhoch erhob, bald wieder in eine endloſe Tiefe hinabſenkte. Da ſtürzte Pietro auf Marie zu, um ſie mit ſeinem Körper zu bedecken; da kam ein zweiter Waſſerberg, überflutete das Schiff, das ihm noch einmal widerſtand; Pietro hielt ſeine ohnmächtige Geliebte noch in ſeinen Armen — aber Nilſen hatte die unbarmherzige Welle mit ſich fortgerafft.

Dieſem fürchterlichen Augenblickte folgte eine kurze Ruhe. Die Matroſen benützten dieſe, um ihren Plan auszuführen und Tadolini's Meiſterwerk in's Meer zu werfen. Der Bildhauer, zu Mariens Füßen kniend, rang verzweiflungsvoll die Hände. Über ihr Antlitz hingebeugt, ſuchte er ſie durch ſeinen Athem zu beleben, als das Knarren der Stricke in den Kloben einen Augenblick ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er traute ſeinen Augen kaum, als er ſah, was vorging; die erſte der Kiſten, welche ſein Meiſterwerk enthielten, ward ſo eben aus dem untern Schiffsraum hervorgehoben. Wer könnte beſchreiben, was der unglückliche Künſtler fühlte! Wuth, Verzweiflung tobte in ſeinem Innern; ſein Werk, ſein Ruhm, ſein Leben, das, worauf er ſtolzer war, als ein Eroberer, das ihn in ſeiner Seele zum Schöpfer emporhob, was ihm Marie gegeben, ſein Altar, ſein bewunderungswürdiger, herrlicher Altar, ſollte wie eine gemeine Waare über Bord geworfen werden.

Zitternd vor Wuth erhob er ſich, den Kopf emporgeworfen, das Auge glühend, hielt er mit allen ſeinen Kräften die Kiſte zurück, dann riß er einem Nebenſtehenden eine Hacke aus der Hand, welche dieſer hielt, und mit einem heftigen Streich hieb er das Thau entzwei, an welchem die Kiſte hinabgelaſſen werden ſollte, ſo, daß es pfeiſend zurückſchnellte und die Kiſte wieder mit fürchterlichem Getöſe zurückfiel, dann raſend vor Wuth, kletterte er an dem großen Maſt empor, klammerte ſich daran und ſtieß Verwünſchungen und Drohungen gegen die Schiffsmannſchaft aus.

Die Matroſen, einen Augenblick betroffen, vereinigten ſich im nächſten und wollten ſich ſeiner bemächtigen. Er warf zwei zu Boden, und ſeine Hacke ſchwebte über dem Kopfe des Dritten. „Ha! Schändlicher!“ rief der Kapitän, „bevor du deine theuren Steine opferſt, willſt du lieber, daß dein Weib, daß wir Alle zu Grunde gehen. Wohlan! ſo ſei ſie die Erſte, welche die Wellen verſchlingen. Werft das Weib in die See!“

Nun folgte eine fürchterliche Szene; der Bildhauer ſtürzte ſich vom Maſte herab, gegen die arme Frau, welche ſtarke Hände ſchon vom Verdecke emporgeriſſen, auf welchem ſie halbtodt lag. Pietro flehte, ſchrie, betete. Mit ſeinen Zähnen zerriß er gleich einem Löwen die Geſichter derjenigen, welche ſich auf ſeine Geliebte niederbeugten, dann aber — ſah man nichts mehr, hörte nichts mehr, das Schiff war an einen Felſenriff geſchleudert worden, und bevor dieſer entſetzliche Streit noch entſchieden war, hatte das Meer ſchon Alles verſchlungen.

Dann, gleichſam zufrieden mit ſeinem Werke, beſänftigten ſich die Wellen.

Am andern Morgen, bei ruhigem Waſſer, ſahen Leute aus Calais Schiffstrümmer auf dem Sande ihrer Küſte. Zwei kleine Fahrzeuge wurden abgeordnet, um die Sache zu unterſuchen, und brachten binnen einigen Stunden die Nachricht zurück, daß es eine italieniſche Brigg ſei, welche dieſe Nacht geſtrandet hatte. Man hatte ein Paar Piſtolenſchußweite vom Schiffe fünf menſchliche Leichname gefunden, worunter ein weiblicher. Zwei Matroſen, welche noch Zeichen des Lebens von ſich gaben, hatte man mit ſich genommen und ſie, nach dem damaligen Gebrauche, bei den Füßen aufgehenkt. Dadurch tödtete man den Einen vollends, brachte aber den Andern zum Leben, und von dieſem erfuhr man die ganze Geſchichte des Schiffbruches.

Man arbeitete dann daran, das Schiff emporzuheben und deſſen Ladung zu gewinnen, und es glückte. Man fand die Kiſten mit den einzelnen Stücken des Altars und berichtete dieſen Fund an König Ludwig XIII., welcher ſogleich durch eine Ordonanz beſtimmte, daß er den Altar ſammt allen Statuen, Marmor- und Porphyrwerken, welche in dem Schiffe gefunden worden, der Kirche Notre Dame zu Calais zum Geſchenke mache. Die Kiſten, welche bisher mit dem königlichen Siegel belegt waren, wurden alſo in die Kirche gebracht, und der Baumeiſter der Stadt erhielt die Einladung, Alles aneinander zu reihen und binnen einer Friſt von drei Monaten aufzuſtellen.

Der Baumeiſter hatte ſchon durch zwei Monate ſtudiert, geordnet, gearbeitet. Der Chor der Kirche, den Gläubigen jetzt verſchloſſen, barg die koſtbaren Trümmer, welche auf dem Pflaſter noch umher lagen; denn leider hatte der Meiſter ungeachtet ſeiner architektoniſchen Kenntniſſe weder die richtige Vertheilung der einzelnen Stücke, noch den gehörigen Platz, um ſie aufzuſtellen, gefunden. Immer näher rückte die feſtgeſetzte Friſt, er mußte das Räthſel löſen, oder ſich entehrt ſehen. Der arme Künſtler ſtrengte ſich gewaltig an, allein vergebens. Einſt um Mitternacht — noch wenige Tage vor der abgelaufenen Friſt — ging der Baumeiſter, von der Mühe erſchöpft und an dem Gelingen ganz verzweifelnd, nach Hauſe, feſt entſchloſſen, am andern Tage heimlich Calais zu verlaſſen, um der öffentlichen Schande zu entgehen. Vor Müdigkeit entſchlummerte er, allein kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als ihn ein Traum in die Kirche mitten unter die einzelnen Trümmer des Altars verſetzte, er ſah aus dem Schiffe der Kirche die Geſtalt eines Mannes herſchreiten, jung, groß, den Kopf mit langen, ſchwarzen Haaren bedeckt, welche über ſein blaſſes Haupt wie die Zweige einer Trauerweide über ein weißes Grabmahl herabhingen. Das Phantom ging gerade gegen den Hochaltar, ein blaſſer Schimmer, welcher von ihm ſelbſt auszugehen ſchien, beleuchtete ihn. Er berührte die Wachskerzen mit ſeinem Finger und ſie entzündeten ſich. Dann trat er zu den Marmorſtücken, welche umherlagen, und ordnete ſie alle an ihren Platz ohne Anſtrengung und ohne Geräuſch. Als die Grundfeſte zuſammengeſetzt war, bückte er ſich bis zur Erde, um ein Geſimſe, ein Basrelief, ein Fronton aufzuheben, und erhob ſich dann mit ſeiner Laſt, um ſie an den rechten Ort zu legen. Dies geſchah von Abſatz zu Abſatz bis zur Krone des Altars. Hier war noch eine Statue aufzurichten, die Statue des auferſtandenen Erlöſers, das Kreuz mit einer Fahne in der Hand. Allein die Kirche war nicht hoch genug dazu. Da nahm der Schatten die Statue Chriſtus eben ſo ruhig als die übrigen und flog mit ihr gegen das Kirchengewölb empor, und das Gewölbe erhob ſich von ſelbſt zu einer Kuppel, um dem göttlichen Marmorbilde Platz zu gönnen. Als dies geſchehen war, vernahm der Baumeiſter eine Stimme, welche ſprach: „Dies iſt der Altar des Pietro Tadolini,“ und dann verſchwand Alles plötzlich.

Beim Grauen des nächſten Morgens erwachte der Baumeiſter und traf Anſtalten zu ſeiner Reiſe. Indeſſen konnte er nicht widerſtehen, ſeinem Weibe ſeinen ſeltſamen Traum zu erzählen. Der Mann hatte kaum zu ſprechen aufgehört, als ſie ihn dazu aneiferte, einen letzten Verſuch zu wagen; er könnte ja morgen auch noch auf und davon gehen, meinte ſie, wenn dieſer nicht gelänge.

Der gute Mann ließ ſeinen Reiſeſtock liegen, und that nach dem Willen ſeiner Frau.

Als er den Chor öffnete, fand er die Leute, die ihm gewöhnlich bei der Arbeit halfen, und ihm, da ſie ſahen, daß die Arbeit nicht vorwärts gehe, etwas hohniſch einen guten Morgen boten. Ohne ihnen zu antworten, muſterte er die Architekturſtücke und, ſich bis zu den kleinſten Nebenumſtänden ſeines Traumes bewußt, verſuchte er zu thun, wie die Nachtgeſtalt gethan hatte. Wunderbar! Alles glückte vollkommen. Erſt die Grundlage, dann die Piede-

43.

„Geh hin, Bethörte," ſpricht der rauhe Krieger,
„Dein kindiſcheitler Trotz empört mich nicht.
Geh hin zu leben. Lebe, werde klüger,
Und lerne ſchweigen, wo das Schickſal ſpricht.
Du willſt den Tod erzwingen? O zum Sterben
Bleibt dir noch Zeit. Ich ſchenke dir die Friſt.
Noch viel zu früh ereilt dich das Verderben,
Verblendete, da fern du ſtörrig biſt."

44.

„Geh hin, o Weib, dich weiſer zu beſinnen!"
Mirande geht. Ihr folgt der Sehnſucht Blick.
Die Liebe hofft durch Zaudern zu gewinnen,
Der Zeit vertraut ſie das gewünſchte Glück.
Doch keine Zeit wird dieſe Hoffnung krönen,
So oft Siripa gleich den Sturm erneut,
Weiſt ihn zurück die treueſte der Schönen,
Und wechſelnd quält ihn Zorn und Zärtlichkeit.

Dritter Geſang.

1.

Wo ſchweifſt du, Mann der Liebe, welche Ferne
Saumſeliger Hurtado, hält dich auf?
Schon oft verſank das Silberlicht der Sterne,
Schon oft begann der neuen Sonne Lauf,
Noch immer weilſt du, und aus ſtillem Sehnen
Iſt ſchon der Sorge Natter aufgewacht;
Noch immer weilſt du, und Mirandens Thränen
Begehren dein in ſtiller Mitternacht.

ſtale, dann die Statue, das Behältniß für das Allerheiligſte, die Basreliefs, die Säulen, die Kapitäler, die Geſimſe, Alles ſtand und behauptete ſeinen Platz. Die Gehilfen ſtaunten. Der Baumeiſter, den der glückliche Fortgang immer mehr ermuthigte, war im Schweiße gebadet, während ſein Antlitz eine Todbenbläſſe überzog. Um eilf Uhr Nachts ſtand die ganze Steinmaſſe an ihrem Platze mit Ausnahme der Statue des Erlöſers, welche zu hoch für das Kirchengewölbe war.

„Wie wollt Ihr dieſe Statue noch hinaufbringen, Meiſter?“ fragten die Gehilfen.

Der Baumeiſter öffnete ſchon den Mund, um zu antworten: „Ich weiß es nicht,“ als eine Stimme, dieſelbe, welche er bei Nacht vernommen hatte, ihm in das Ohr flüſterte: „Verſuche!“

Er ſchauderte und befahl den Gehilfen, die Statue emporzuheben. Dieſe thaten lächelnd, was ihnen befohlen ward, und ſiehe da, das Gewölbe wich, und wich gerade ſo hoch, daß die Statue Platz fand.

Der Baumeiſter fiel aber betend auf ſein Angeſicht. In dieſem Augenblicke erdröhnte eine ungeheure Stimme, welche die Kirche erzittern machte und wiederholte langſam und feierlich die Worte: „Dies iſt der Altar des Pietro Tadolini.“

Die Gehilfen wollten ihren Meiſter aufheben. Er war todt.

Die Heilung.

Humoriſtiſche Erzählung.

Wenn ich einen Roman ſchreiben wollte, ſo würde ich einige Seiten dazu verwenden, meinen Leſern ein phyſiſches und moraliſches Bild meiner Familie Riffling zu entwerfen, und dabei würde ich mehr gewinnen als ſie, weil mir der Verleger für einen halben Bogen mehr Honorar zahlen müßte; allein da ich darauf eigentlich nicht anſtehe, ſo melde ich Ihnen nur in Kürze Folgendes:

Herr Riffling war Negoziant und hatte ſich nun von den Geſchäften zurückgezogen. Er hatte ſich nämlich durch Fabrizirung von Nudeln, Oblaten und anderen für das Glück der Menſchheit nicht minder nützlichen Teigen ein Vermögen erworben, welches ihm 12,000 Gulden jährliche Renten abwarf. Das war der geiſtvollſte Zug ſeines Lebens. Er beſaß ein ſchönes Haus in der Vorſtadt, welches er mit ſeiner Familie bewohnte. Seine Nachbarn ſagten von ihm, daß er ſo unermeßlich reich ſei, daß er ſein Vermögen ſelbſt nicht wiſſe. — Er war groß und mager, trug immer einen ſehr langen Stock, der ſtatt des Knopfes einen aus Elfenbein ſchön geſchnittenen Türkenkopf hatte, auf welchen er das Kinn zu ſtützen pflegte, wenn er ſaß. Er war immer vom Kopfe bis zu den Füßen ſchwarz gekleidet, weil, wie er ſagte, die ſchwarze Farbe die ehrwürdigſte ſei. Seine

Einbildungskraft war nicht ſehr lebhaft, er ſprach wenig und dachte noch weniger. Seine Konverſation beſchränkte ſich darauf, die letzten Worte einer Periode ſeiner Gattin wörtlich zu wiederholen. Zum Beiſpiel, Frau Riffling ſchimpfte über das ſchlechte Wetter, und ſchloß ihre lange Diſſertation mit den Worten: „Wirklich, ich weiß nicht, was mit der Erde vorgegangen iſt, die Jahreszeiten ſind ganz ausgewechſelt, man kennt ſich gar nicht mehr aus;“ ſo ſetzte Riffling hinzu: „Ganz ausgewechſelt, man kennt ſich gar nicht mehr aus.“

So waren ſeine Worte und ſeine Handlungen nur immer die Copie, oder vielmehr die Folge jener ſeiner Frau. Er hatte ein ſehr bewegtes Leben geführt bis zu dem Augenblicke, wo er Kapitaliſt, daher gar nichts wurde, aber von dieſer Zeit an lebte er auch nicht mehr, er vegetirte bloß. Er fand es ſehr bequem, Jemanden zu haben, der für ihn dachte und handelte, und ſo war er ſtets der Schatten und das Echo ſeiner Frau.

Frau Riffling beſaß Alles, was nöthig war, um die Unthätigkeit ihres Mannes auszugleichen. Sie war eine kleine, dicke, man kann ſagen, kugelrunde Frau, unruhig, lebhaft, rechthaberiſch, ſie ſprach ſchnell und kreiſchend. Die beiden Gatten verließen ſich keinen Augenblick. Frau Riffling war ſehr froh, immer einen gelehrigen Jaherrn bei ſich zu haben, der ihre unzähligen Worte willig annahm. Auch machte es ihr die Gewohnheit nothwendig, ihren linken Arm an ein lebendes Weſen, ſo wie an ihren rechten einen Ridikül zu hängen; und wenn es ihr geſchehen wäre, einmal ohne einen oder den andern auszugehen, ſo würde ihr ſicher etwas gemangelt haben, eben ſo ihr Mann, wie ihr Ridikül.

Salchen, ihre einzige Tochter, war eines der ſchönſten Mädchen in der ganzen Vorſtadt. Meine Herren Kollegen, die Novellenſchreiber, machen gewöhnlich ihre Heldinnen zu den ſchönſten in der ganzen Welt; und ich glaube einen großen Beweis meiner Mäßigung zu geben, indem ich mich nur auf eine Vorſtadt beſchränke.

Sei es nun, wie es wolle, ſo war das, was an ihr gefiel, nicht ſo ſehr die Schönheit ihres Geſichtes, als das Pikante ihrer Züge, und das Anmuthige ihrer Bewegungen. Sie beſaß das wahre: **Je ne sais quoi.** Ihre Erziehung war eben nicht vernachläſſigt, aber auch nicht mit Sorgfalt betrieben worden. Sie hatte ſo viel Begriffe von der Geographie, daß ſie eben wußte, daß es außer Öſterreich und Wien auch noch mehre Länder und Städte gebe, ſie machte nur drei orthographiſche Fehler in ſechs Worten, ſie konnte gut und ſchlecht tanzen, ſticken, zeichnen, ſingen, Guitarre ſpielen und kochen. — Die letzte Eigenſchaft hob ihre Mutter immer am ausgezeichnetſten hervor, und ſtützte vorzüglich hierauf ihre Behauptung: daß ihre Tochter eine vortreffliche Hausfrau werde. Salchen liebte es zwar nicht, ſich zum Herde zu ſtellen, und wenn Gäſte zu Tiſche waren, ſo mußte Mama ſich in der Küche herumtummeln; aber wenn die Chocolade-Crême dann auf die Tafel kam, ſo ließ die Mutter doch die Ehre ihrer Tochter, und es hieß immer: „Koſten Sie doch von der Chocolade-Crême, die hat mein Salchen gemacht.“ — „Ja,“ ſagte Riffling, „koſten Sie, die hat mein Salchen gemacht.“ — Man koſtete und lobte. Aber Salchen war wenig empfänglich für Lobeserhebungen. Sie erröthete nicht einmal, wie es viele Mädchen von meiner Bekanntſchaft gethan haben würden, denn die ſchöne Stirne Salchens verſtand es noch gar nicht, zu erröthen, weder aus Schande, noch aus Schamhaftigkeit. Die Schamhaftigkeit fängt erſt an, wenn die Unſchuld aufhört, und die Schande kömmt, wenn die Schamhaftigkeit davongegangen iſt.

Salchen war äußerſt luſtig, ja, man kann ſagen närriſch. Lachen war ihr einziger Fehler, oder vielmehr ihre koſtbarſte Eigenſchaft. Nichts auf Erden iſt reizender als die Fröhlichkeit eines jungen Mädchens. „Lache, lache, liebes Kind! die Thränen kommen immer noch zu früh.“

Salchen war alſo ſehr luſtig, dabei aber auch launenhaft. Sie lachte über Alles, auch über Nichts. Ja, es ergriff ſie manchmal eine Luſtigkeit, ohne daß ſie eine Urſache wußte. Sie brauchte ſich nur in Zug zu ſetzen, dann lachte ſie, um ſich lachen zu ſehen, und das ganze Stunden lang. Die Luſtigkeit ergriff dann auch Frau Riffling, welche lachte, weil ſie ihre Tochter lachen ſah. Herr Riffling lachte nothwendiger Weiſe, weil ſeine Frau lachte, und die Domeſtiken lachten aus gehörigem Reſpekte mit.

Was meinen Leſern aber außer dem noch einen deutlicheren Begriff von Salchens Charakter geben wird, iſt, daß ſie ungeachtet ihrer ſechzehn Jahre noch eine Puppe hatte. Ja, eine Puppe faſt von der Größe eines Menſchen, welche ſich niederſetzen konnte, die Arme erhob und den Kopf bewegte. Es war wirklich eine ausgezeichnete Arbeit, und Frau Riffling ſagte: „Mein Himmel! wie man doch heut zu Tage arbeitet! es wird am Ende noch ſo weit kommen, daß man wirkliche Perſonen macht. Der Puppe fehlt doch gar nichts als die Sprache.“ — „Ja gar nichts, als die Sprache,“ ſprach Riffling nach.

Es iſt unnöthig zu ſagen, daß ſich für das ſchöne und reiche Salchen Bewerber genug fanden. Wenn das Gleichniß nicht zu verbraucht wäre, ſo würde ich Salchen mit einer Roſe vergleichen, die von Schmetterlingen umſchwärmt wurde, aber ſo mag ſich der Leſer ſelbſt ein beſſeres Gleichniß ſuchen.

Das Heer der Anbeter beſtand aus jungen Commis, Praktikanten, Studenten, — Leuten, die verliebte Blicke auf alle Frauenzimmer werfen, verheirathet oder nicht, von vierzehn bis fünfzig Jahren, die Jeder eine Liebeserklärung machen, Jeder auf einem Balle die Hand drücken, Jeder unter dem Tiſche einen ſanften Fußtritt appliziren, aus Ambition oder Gewohnheit, hoffend, wenigſtens einen glücklichen Erfolg bei zwölf Verſuchen zu gewinnen. Die meiſten fühlten für die junge, reiche Erbin eine Leidenſchaft von 50,000 Gulden. Es waren Junggeſellen, die fühlten, es wäre Zeit, dem einſamen Leben ein Ende zu machen, weil ſie ſonſt ein zweiſames nicht mehr zu führen im Stande ſeyn würden, und die daher fünf oder ſechs Ehewerbungen auf einmal anknüpfen, ſo wie man in der Lotterie mehre Looſe nimmt, um wenigſtens eine größere Hoffnung auf einen Gewinn zu haben.

Der liebenswürdigſte unter allen dieſen Jägern, welche das Riffling'ſche Haus belagerten, war Eugen Schönhein, ein Mann von dreißig Jahren, deſſen Geſicht noch recht friſch aus der hohen, ſchwarzen Kravate hervorleuchtete, und deſſen dunkelkaſtanienbraune Haare in einem ſehr genialen Wurf die halbe hohe Stirne ſehen ließen.

Schönhein bewies die größte Aufmerkſamkeit für Salchen, er erzählte ihr Dinge, über die ſie ſich auflachen wollte, und ließ ſich ſogar herab, ihr Andeutungen über die Toilette ihrer Puppe zu geben. Übrigens kein Wort von Liebe. Ich weiß zwar nicht, ob er nicht daran dachte, ſich Salchens Liebe zu gewinnen, den Anſchein aber vermied er.

Schönhein war übrigens nicht ſein wahrer Name, es war ein Titel, den er von ſeinem kleinen Landgütchen angenommen hatte. Er hatte auch die Gewohnheit, in ſeinem linken oberſten Knopfloch immer eine rothe Blume, am liebſten eine Nelke zu tragen, welche er in das Knopfloch ſo hinein zu zwangen wußte, daß ſie von weitem wie ein rothes Ordensband ausſah.

Frau Riffling war dem Manne nicht ſehr

2.

O Gram der Trennung von dem theuren Herzen!
Auf dieſem Erdball, des Verluſtes voll,
Läßt alles Weh ſich männlich ſtill verſchmerzen,
Nur nicht des Herzens, das entbehren ſoll.
Du unauslöſchlich glühendes Verlangen
Von Geiſterhand in unſre Bruſt geſä't,
Unſterblich nagt dein Trauern und dein Bangen,
Dein leiſer Gram, der jeden Troſt verſchmäht.

3.

Haſt du die Welt mit ihrem Glück verloren,
Laß ruhig fliehn, was nicht glückſelig macht.
Doch mangelt dir das Herz, das du erkoren;
So ſinkt dein Stern in hoffnungloſe Nacht.
Nur Eines ward dir, außer dir, gegeben,
Nur einzig Eines, was die Probe hält,
Ein liebend Herz nur für dieß Eine Leben,
In dir und deiner Liebe ruht die Welt.

4.

O Gram der Trennung von dem theuren Herzen!
Wie öde flieht, Hurtado, dir die Zeit,
Der Tag erſtirbt, doch leben deine Schmerzen,
Die Nacht verhüllt die Welt, doch nicht dein Leid;
Von deinem Auge flieht der ſüße Schlummer,
Doch wachend hängſt du in der Sehnſucht Traum,
Nur Ein Gedanke, der an deinen Kummer,
Hat früh und ſpät in deinem Buſen Raum.

geneigt. Sie ließ ſich oft vernehmen: „Ich weiß nicht, mir gefällt der Monſieur Schönhein nicht ſo recht. Ich kann nicht läugnen, er iſt ſehr liebenswürdig, und weiß ſich zu benehmen, auch weiß er Einen immer lachen zu machen, aber er hat ſo etwas Verſtecktes, und ich traue ihm nicht über den Weg.“

„Ja! Verſtecktes! und nicht über den Weg,“ wiederholte Herr Riffling.

Es verging kaum eine Woche, daß ſich die Zahl der Anbeter im Riffling'ſchen Hauſe vermehrte. Da war eine Madame Bröſel, eine Jugendfreundin der Frau Riffling, welche ſich damit befaßte, die neuen Rekruten anzuwerben und einzuführen. Dieſe Frau, die ſchon fünfmal Witwe war, und daher für ſich ſelbſt auf keine neue Heirath mehr denken konnte, dachte deſto mehr für Andere. War es das Bedürfniß, ſich zu beſchäftigen, oder eine kleine boshafte Racheluſt, Frau Bröſel hatte die Wuth, alle Leute verheirathen zu wollen. Wahrhaftig, es gibt Leute, welche zum Unglücke ihrer Nebenmenſchen geſchaffen zu ſeyn ſcheinen.

Alle Bewerbungen waren bisher unter dem Vorwande zurückgewieſen worden, daß Salchen noch zu jung, noch zu viel Kind ſei, als daß man ſchon darauf bedacht ſeyn konnte, ſie zur eigenen Frau zu machen; auch hatte man noch nicht bemerkt, daß ſie an dem Einen oder dem Andern ihrer Anbeter ein vorzügliches Intereſſe nahm, ſie lachte über die Liebesblicke, Seufzer, Briefchen und Schmeicheleien Aller gleichviel.

Als Salchen übrigens ihr ſiebzehntes Jahr erreicht hatte, ſagte Frau Riffling eines Tages zu ihrem Gatten: „Ich glaube mein Schatz, daß es endlich doch an der Zeit iſt, unſer Salchen unter die Haube zu bringen. Was denkſt du davon?“

„Ja, ja, es iſt Zeit, Salchen unter die Haube zu bringen,“ antwortete Riffling.

Die Wahl war bald gemacht, ſie fiel auf den zuletzt Gekommenen. — Dies war der einſtmalige Banquier des Herrn Riffling, Herr Mehlbach, ein Mann von beiläufig vierzig Jahren, nicht gar groß, aber dick und fett, etwas röthlich im Geſichte, und mit einem ſehr kurzen Halſe. Einer von den Menſchen, die wenigſtens den Troſt haben, vorauszuſehen, an welcher Krankheit ſie ſterben werden; der Schlag iſt ihnen unausbleiblich, es kommt nur darauf an, wann. Übrigens ſind ſolche Leute demungeachtet meiſtens ſehr luſtig, ſprechen etwas heiſer, lachen ſehr ſtark, beſonders über das, was ſie ſelbſt ſagen, und legen gewöhnlich die Hände auf den Rücken, oder ſtecken ſie in die Taſchen, indem ſie die Rockſchöße bewegen. Außer dem ſind ſie gerade ſo geſcheidt, daß man ſie eben nicht dumm nennen kann, und ſo war auch Herr Mehlbach.

Salchen willigte ohne Widerrede, aber auch ohne Vergnügen darein, dieſes Mannes Gattin zu werden. Ihr Herz war noch ganz frei, und nur die Liebe zu ihrer großen Puppe füllte es ganz aus. Sie fand ſogar, daß Mehlbach — wie ſie ſich ausdrückte, — ein ſehr ſpaßiges Stück Mannsbild ſei, und ſie lachte ihm in's Geſicht, als er ihr für ihre Einwilligung dankte, ihr Händchen nahm, und es mit einem Seufzer küßte. — In dieſem Augenblicke gab es auch im ganzen Hauſe ein allgemeines Gelächter von der Art, wie ich früher gemeldet habe.

Mehlbach war übrigens etwas betroffen über dieſe wenig gefühlvolle Art, womit ſeine Zukünftige ſeine Flamme beantwortete. Er biß ſich in die Lippen, ſteckte die Hände in die Taſchen ſeines Rockes, und bewegte die beiden Schöße unruhig gegen vorne zu, verzog dabei auch den Mund, als ob er Enzian gegeſſen, — aber Salchen lachte nur um ſo mehr.

„Lieber Herr Mehlbach,“ ſagte Frau Riffling, welche ſeine Verſtimmung bemerkte, „nehmen Sie das dem Kinde nicht ernſthaft, es iſt keine Bosheit dahinter. — Es unterhält ſie Alles, und ſie lacht über Alles.“

„Ja, ſie lacht über Alles,“ wiederholte Herr Riffling.

„Nun, deſto beſſer,“ antwortete Mehlbach, indem er ſich die Hände rieb, „ich liebe nichts mehr als einen guten Humor. Eine fröhliche Frau paßt eben recht zu mir. Wir Banquiers ſind eben nicht ſehr luſtig, wir haben keine Zeit dazu, und bedürfen daher einer Lebensgefährtin, die es für Zweie iſt, und Salchen iſt ein Mädchen, das mir gewiß meine Tage durch Scherz und Lachen erheitern wird.“

„Mich freut es,“ erwiederte Frau Riffling,

„daß Sie dieſe koſtbare Eigenſchaft meines Kindes gehörig zu ſchätzen wiſſen, das iſt ein wahrer Schatz, und ich bitte Sie, ſich das Glück unſeres Kindes ja angelegen ſeyn zu laſſen, und zu ſorgen, daß Salchen ihre Heiterkeit nie verliere, denn das wäre ein wahrer Mord.“

„Ja, ein wahrer Mord!“ ließ ſich Riffling als Echo vernehmen.

Sobald es bekannt wurde, daß Salchen Braut ſei, flogen alle übrigen Bewerber davon. Auch der artige Schönhein mit ſeiner Nelke im Knopfloch verſchwand, und es verlautete, er habe eine Reiſe nach Italien gemacht, um ſeine Geſundheit herzuſtellen.

Die Hochzeit wurde auf gewöhnliche Art gefeiert. Es gab nichts Bemerkenswerthes dabei, als die Kleidung des Herrn Riffling, welcher an dieſem Tage noch ſchwärzer war, als gewöhnlich.

Als der Augenblick der Trennung erſchien, bekam Frau Riffling einen Nervenanfall, und fing bitterlich zu weinen an. Herr Riffling dehnte diesmal die Nachahmung nicht einmal bis zu einem Seufzer aus, und ſtrengte ſich an, Folgendes aus eigener Eingebung zu ſprechen: „Nu, nu, nu! Es iſt ſchon genug — Adieu, Herr Schwiegerſohn!“ und Mehlbach faßte das kleine Händchen ſeiner Frau, und zog ſie aus den Armen ihrer Mutter, die ihn ein Ungeheuer nannte, und dann halb ohnmächtig in einen Lehnſtuhl ſank.

Die Neuvermählten ſtiegen in den Wagen, der ſie erwartete, und begaben ſich nach ihrer Wohnung, nur die große Puppe begleitete ſie; denn von dieſer wollte ſich Salchen nicht trennen.

Mehlbach machte freilich ein verdrießliches Geſicht, als er bemerkte, daß Salchen für ſeine zärtlichen Ergießungen eben ſo unempfindlich war, als dieſe Puppe, welche ſie mit aller möglichen Mühe auf dem Rückſitze des Wagens aufrecht zu erhalten trachtete, allein er dachte, das wird ſich ſchon geben, ſpiele immerhin mit deiner Puppe, du wirſt ſie bald für ein anderes Spielwerk wegwerfen, und dieſes Spielwerk werde ich ſeyn.

Dieſe Vorherſagung traf auch in wenigen Wochen ſchon zum Theile ein. Salchen nahm manchmal noch ihre Puppe, aber ſie hielt nicht mehr ſo lange intereſſante Konverſationen mit ihr, ſie kleidete ſie nicht mehr aus und an, ſie zankte ſie nicht einmal mehr aus; ſie nahm die Puppe eines Tages, ſchlug ſie ganz unbarmherzig, und zerriß ſogar ihr ſchönes Kleid, das ſie ihr zur Hochzeit angezogen hatte, und endlich nahm ſie die arme Puppe gar und warf ſie hinter ein altes Meuble, wo ſie kein Menſch mehr ſuchte, und wo ſie, glaub' ich, noch liegt.

Dies war das Ende der unglücklichen Puppe. Als Mehlbach ſie nirgend mehr anſichtig wurde, ſagte er lächelnd, indem er ſeine Lieblingsgeberde machte, und ſeine beiden Rockſchöße in Bewegung ſetzte: „Ja, ja, ſo iſt's, ich habe über meine unwürdige Nebenbuhlerin geſiegt.“ Er ſchlich auf den Zehenſpitzen hinter ſeine Gattin und raubte ihr dann einen Kuß, den ſie empfing, ohne auch nur das Köpfchen gegen ihn zu drehen, vermuthlich, weil ſie in andere Betrachtungen verſunken war.

„Ich bin's, mein Mäuschen," redete ſie Mehlbach an, um ihre Gedanken etwas zu zerſtreuen, „genire dich gar nicht, ich wollte nur ein kleines freundliches Späßchen mit dir machen. Aber du biſt ja ganz nachdenkend, was iſt dir denn?"

„Ich weiß nicht, was Sie wollen? Mir iſt gar nichts," antwortete Salchen ſchnell. —

„Nichts? — nichts? — und Sie? wir ſind jetzt ſchon vierzehn Tage verheirathet und du kannſt dir das fremde Sie noch immer nicht abgewöhnen — Du ſollſt du ſagen, du und mein liebes Männchen, das ſchickt ſich beſſer."

So gingen die erſten Wochen, ſonſt die Honigwochen der Ehe, hin. Salchen war immer nachdenkend, faſt unruhig, ſie lächelte nur mit Mühe über die Komplimente, welche ihr zärtlicher Gatte machte.

Übrigens war ihre Stimmung von ſeltener Art, es war eigentlich nicht Traurigkeit, es war auch nicht jenes ſanfte Schmachten, jene Verwirrung, jene himmliſche Schamröthe, der letzte Wiederſchein der Mädchenhaftigkeit, es war etwas anderes, es war ein Bischen Melancholie, ja Verwunderung.

Wie? fühlte ſie vielleicht, da ſie ſich ohne Liebe verheirathet hatte, jetzt erſt die ganze Leere ihres Herzens? — Armer Mehlbach, armer Pygmalion! gelang es dir nicht, als du dieſe ſchöne Statue belebteſt, ſie für dich zu beleben?

Ich weiß nicht, ob du, mein lieber Leſer, von dieſem ganzen pathetiſchen Aufruf etwas verſtehſt, ich verſtehe auch nichts davon, und wir Beide wollen uns damit tröſten, daß Vater, Mutter, Gemahl und Arzt eben ſo wenig verſtanden, was in Salchens Innern vorging.

Selbſt die ſonſt ſo kluge Madame Riffling machte nur einen Scherz aus dem Trübſinne ihrer Tochter, und als Salchen ihr Köpfchen an dem Buſen ihrer Mutter verbarg, um zwei Thränen zu verbergen, welche an ihren Wimpern wie Thautropfen an einem Blumenblatt hingen, gab ſie ihr ein zärtliches Kläpschen auf die Wange und ſprach: „Meine Tochter! ſei doch nicht ſo kindiſch, das Heirathen koſtet ja den Kopf nicht, wir haben's Alle erdulden müſſen.“

„Wir haben's Alle erdulden müſſen,“ ſetzte Herr Riffling dazu, und machte mit ſtolzer Miene einen Fächer aus ſeinen beiden Schößen, ſo daß er ausſah wie ein Pfau, der ein Rad ſchlägt.

Indeſſen nahm Salchens Trübſinn von Tag zu Tag zu. Was konnte ſie wünſchen, Gold? Sie hatte alle Kiſten und Kaſten voll. — Huldigung? Lieber Himmel, die Frauen verſtehen unter dieſem Worte fade Liebeserklärungen, Geſtändniſſe ohne Leidenſchaft, übertriebene Komplimente, Liebesblicke von einem Canapé zum andern, wo derſelbe Menſch zwanzig Schönheiten an demſelben Tage wiederholt, die er oft ganz ohne alle Hoffnung von ſich ſchleudert. Und wenn eine Frau links, rechts, von allen

Seiten Galanterien ſolcher Art empfängt, ſo heißt es, ihr wird gehuldigt. Ich mache ihr mein Kompliment, wenn ſie derlei glücklich machen kann.

Man muß ſagen, Salchen empfing mehr dumme Komplimente, als ein großer Herr Vivats auf ſeiner Reiſe. Allein dennoch war ſie betrübt. Auch genoß ſie eine ziemliche Freiheit. Mehlbach war eben nicht eiferſüchtig, aber wohl etwas Schlimmeres — er war mißtrauiſch. Es iſt, glaubt mir, ein großer Unterſchied zwiſchen Mißtrauen und Eiferſucht. Ich weiß zwar nicht, ob Ihr das begreift, aber ich will es Euch auch nicht erklären; denn, wenn Ihr es begreift, ſo habe ich nicht nöthig, es zu erklären, und begreift Ihr's nicht, ſo verdient Ihr nicht, daß ich es Euch erkläre. Ich beſchränke mich darauf, Euch zu ſagen, daß das Mißtrauen nie von Nutzen iſt, wenn nicht etwa für Jene, welche der Gegenſtand deſſelben ſind. Denn die Furcht, welche ſie haben, macht ſie vorſichtig und geſchickt, ja noch mehr, ſie flößt ihnen einen unwiderſtehlichen Hang ein, zu betrugen. Wir ſind ſchon ſo, daß es uns eine wahre Lebensfreude gewährt, diejenigen zu hintergehen, welche uns mißtrauen. Bei der Eiferſucht iſt es anders, ſie ſtellt ſich gewöhnlich erſt nach dem Betruge ein, während das Mißtrauen ihm vorhergeht und ihn oft herausfordert.

Mehlbach's Geſchäfte riefen ihn oft auswärts, oder hielten ihn lange bei ſeinem Schreibtiſche. Da war nun ſein Weibchen ganz frei und ungehindert, und ein ganzer Poſtwagen hätte alle ſeine Briefe mit aller Sicherheit in ihrem Gemache ableeren können. Allein ich ſchwöre Euch, es kam auch nicht ein einziger Brief, nicht einmal ſechs Wochen nach der Hochzeit.

Wohlan denn! Was konnte dieſe Frau, reich, angebetet und frei, ſo ſehr betrüben? Sie, die von Natur aus ſo fröhlich und lachluſtig war? Welches Leiden ermattete ihre Augen, ſonſt ſo lebhaft, — bleichte ihre Wangen, ſonſt ſo friſch und roſenroth?

Mehlbach glaubte die Urſache zu ahnen. Er ließ ſeinen Arzt kommen, einen jungen Mann, ganz nach der Mode, der in Nervenzuſtänden ſchon ſein Glück gemacht hatte. Der Charlatanismus dieſes Mannes beſtand nicht darin, daß er ſeine Kunſt ſelbſt rühmte, ſondern darin, daß er ſie ſo viel möglich verkleinerte. „Die Ärzte," ſagte er oft, „wiſſen gar nichts, und die ganze Medizin iſt nur eine große Betrügerei. (Welcher Meinung ich, unter uns geſagt, auch bin, wenn mir anders nichts fehlt.) Jene, welche etwas zu verſtehen meinen, ſind gerade die Unwiſſendſten. Ich will mich nicht für beſſer ausgeben, als ich bin. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich nicht mehr weiß als die übrigen. Mein einziges Verdienſt, wenn ich anders eines habe, beſteht darin, daß ich nichts gegen die Natur thue."

Dieſe falſche Beſcheidenheit, dieſe Affektation von Unwiſſenheit, gab dem Manne ein Anſehen von Treuherzigkeit und tiefen Kenntniſſen, und ſeine Praxis war ſehr groß.

Als der Arzt eintrat, machte Mehlbach wie gewöhnlich einen Fächer aus ſeinen beiden Rockſchößen, ſagte ihm verſchmitzt einige Worte in die Ohren mit einer ſo zufriedenen Miene wie ein Huhn, das ein Ei gelegt hat, dann führte er ihn zu ſeiner Frau.

Der Doktor Albert Seltern ſprach ſehr artig über Muſik, Theater und Literatur. Er ereiferte ſich über Meyerbeer und Bellini, lobte das letzte neue Stück Bauernfeld's, wußte einige witzige Einfälle von Saphir auswendig, dann ſtand er wieder auf und nahm, ohne auch nur an den Zweck ſeines Hierſeyns zu denken, wieder Abſchied.

Mehlbach fand es daher für nothwendig, ihn daran zu erinnern, und fragte: „Nun, Herr Doktor! wie finden Sie meine Frau, und was ſollen wir brauchen?“

Nun erſt fühlte der Arzt auf eine ſehr graziöſe Art den Puls und ſagte: „Es iſt nichts, gar nichts. Hübſch warm halten, — viel Zerſtreuung, etwas Lindenblüthen mit Orangenzucker, und das Übrige wird die Natur thun. Übrigens werde ich heute noch die Ehre haben, eine zweite Viſite zu machen.“

Nachdem der Doktor fortgegangen war, konnte Frau Riffling, welche dabei gegenwärtig war, ihre Indignation nicht zurückhalten: „Schöne Conſultation! und dieſen Menſchen nennen Sie einen Arzt, Herr Schwiegerſohn? Ein Mann, der von Muſik und Komödie ſpricht, und nicht einmal die

5.

Verrinnt, ihr Stunden, daß er wiederkehre
Zu ſeiner Liebe tiefentbehrtem Glück!
Sein Herz erſtirbt in dieſer dumpfen Leere,
Sein trüber Blick hängt ſehnſuchtsvoll zurück;
Er trägt es kaum, die Friſt hinaus zu dauern,
Er hat in Haſt der Sendung Zweck erreicht,
Und kehrt zurück zu den geliebten Mauern,
Die Alles hegen, was ihm köſtlich däucht.

6.

Der Morgenſtrahl entglimmt des Weltmeers Wogen,
Des Silberfluſſes Welle rollt in Glut,
Mit Liedern kommt die muntre Schar gezogen
Schon grüßt ſie froh die wohlbekannte Fluth.
Noch jener Wald iſt rüſtig zu durchmeſſen,
Dann ſind ſie da, die Brüder werden wach,
Und Überfluß und jedes Grams Vergeſſen
Erfreut das Heer auf langes Ungemach.

7.

Noch jener Wald — und wo im Morgentraume
Mirande ruht, vom Schlummer ſpät erquickt,
Steht ſchon Hurtado an des Lagers Saume,
Schon hält ſein Arm das theure Weib umſtrickt.
An ſeiner Bruſt, geweckt von heißen Küſſen
Wie reizend ſchwebt das ſchöne Bild ihm vor,
Ein Götterlohn für ſehnliches Vermiſſen —
Schlägt ſie den Blick mit ſüßem Schreck empor.

Zunge des Kranken beſieht; ein Menſch, der ſagt: Es iſt nichts, gar nichts, und der kein anderes Mittel hat als die Natur walten zu laſſen, als wenn man einen Arzt brauchte, wenn man ſich damit begnügen wollte. Nein, Herr Schwiegerſohn, der Menſch kurirt mein Kind nicht, und ich beſtehe darauf, daß Sie ihm ſeine Viſite bezahlen, und ihn gleich wieder fortſchicken. Ich ſehe wohl, daß Ihnen die Geſundheit Ihrer armen Frau gar nicht am Herzen liegt, und ich hätte das nie von Ihnen geglaubt."

„Nein, wir hätten das nicht geglaubt," wiederholte Herr Riffling, aber — o Wunder! er ſetzte diesmal auch noch ein Mehreres hinzu. „Seht," ſagte er, „ich will eben nicht behaupten, daß der Mann ſeine Wiſſenſchaft nicht gelernt hat, wie ein Anderer, aber ſein Koſtüm! o Himmel, ſein Koſtüm! Was mich betrifft, ſo weiß ich, was ich von einem Gelehrten, der ſich ſo wenig achtet, daß er ſich öffentlich im blauen Fracke, ſeidener Weſte, gelben Handſchuhen und Stiefeln zeigt, zu halten habe. Da iſt Herr Doktor Aderlau ein anderer Mann, du kennſt ihn ja, Schatz, er hat dich in deiner letzten Krankheit behandelt. Schwarz, ganz ſchwarz wie ein Rabe, von den Füßen bis zum Kopf. So ein Anzug thut ſchon die Hälfte bei einem Kranken."

„Gewiß," ſetzte Frau Riffling hinzu, die ganz außerordentlich erſtaunt über die Beredſamkeit ihres Mannes war. „Dieſen Mann müſſen Sie rufen laſſen, Schwiegerſohn!"

„Wir können es ja ſpäter verſuchen," erwiederte

Mehlbach, „für's Erſte wollen wir abwarten, was der meinige bewirken wird, ich habe die Hoffnung, daß wir nicht nöthig haben werden, zu einem Andern unſre Zuflucht zu nehmen.“

Das arme Salchen mußte nun drei Decken über ſich legen, ſich in Lindenblüthenthee baden, es half Alles nichts. Die üble Laune blieb immer dieſelbe. Der modiſche Herr Doktor hatte auch Zerſtreuung vorgeſchrieben. Mehlbach gab alſo Geſellſchaften, Konzerte, Tanz. Er führte ſeine Frau auf Bälle und in's Theater. Seit einem Monat brachte jeder Tag eine neue Unterhaltung. Salchen hatte auch das Vergnügen, manchmal in Geſellſchaften alte Bekannte zu finden. So begab es ſich, daß eines Tages im Schauſpiele, wo Salchen nicht einmal über das komiſche Spiel Scholz's den Mund verzog, Mehlbach auf der Gallerie Schönhein erblickte, und laut ausrief: „Seht doch, da iſt der Sauſewind Schönhein.“

„Ei,“ erwiederte Frau Riffling, „der kann's nicht ſeyn. Man hat mich ja erſt vor wenigen Tagen verſichert, daß er ſich auf Reiſen, und ſehr weit von hier befinde, ich glaube gar in Italien.“

„Nun, wenn er wirklich auf Reiſen war, ſo muß er wieder zurückgekommen ſeyn,“ verſetzte Mehlbach, „denn er iſt's, er iſt's wahrhaftig.“

„Sie können doch recht haben,“ verſetzte Frau Riffling, welche jetzt ihr Auge mit dem Glaſe bewaffnet hatte, „denn ich ſehe jetzt ganz deutlich die rothe Nelke im Knopfloche.“

„Alſo iſt er doch wieder da,“ ſagte Mehlbach, „und recht gut ſieht er aus, da doch die ganze Welt ſagte, er ſei mager geworden wie ein Skelett, wie ein Phantom, wie ein chineſiſcher Schatten. Seine Miene ſcheint mir wohl ſelbſt nicht mehr ſo heiter wie ehedem, aber für ein Opfer einer großen Leidenſchaft ſieht er noch recht paſſabel aus.“

„Wie meinen Sie das, Herr Schwiegerſohn?“

„Wiſſen Sie denn nicht, er ſoll in ein junges Mädchen verliebt geweſen ſeyn, und dieſes ſoll einen Andern geheirathet haben, bevor er ſich noch erklärt hatte. Darum hat er auch eine Reiſe unternommen. Warten Sie, ich will ihn rufen, er ſoll uns Alles ſelbſt erzählen.“ Mit dieſen Worten machte Mehlbach mit Händen und Kopf Komplimente gegen Schönhein, als er bemerkte, daß ſich deſſen Lorgnette gegen ihn wendete, und gab ihm ein Zeichen, zu ihnen in die Loge zu kommen.

Schönhein ſtand auch ſogleich auf, um der Einladung Folge zu leiſten, aber ein Umſtand verhinderte das Zuſammentreffen.

Wirklich hatten die vielen Vergnügungen, der Tanz, das Wachen bis an den Morgen, dieſes mehr verwirrende als unterhaltende Leben, auf Salchen die gewünſchte Wirkung nicht nur nicht hervorgebracht, ſondern ſie noch in eine größere Abſpannung verſenkt. Die Einſamkeit wäre ihr vielleicht zuträglicher geweſen. Ihre Geſundheit war ernſthaft verſtört, ſie hatte oft Krämpfe und einen kleinen trockenen Huſten.

Nun gerade dieſen Abend und in dem Augenblick, als ihr Mann Schönhein ein Zeichen gab, zu ihnen in die Loge zu kommen, fühlte ſie ſich plötzlich, ich weiß nicht warum, übler als gewöhnlich, und verlangte fort zu gehen. Man verließ alſogleich die Loge, welche Schönhein, als er eintrat, zu ſeinem größten Erſtaunen leer fand.

„Nun hab' ich Unrecht gehabt?“ fragte auf dem Wege Madame Riffling, „als ich ſagte, Ihr Doktor ſei ein Ignorant? War das vernünftig, einer leidenden Perſon Opern, Bälle und Konzerte anzuordnen, die einen Geſunden krank machen könnten? Allein noch, will's Gott, iſt nicht Alles verloren, und morgen ſchicke ich Ihnen unſern Arzt, einen braven Mann, der die Zunge beſieht, und dem ich es verdanke, daß ich noch hier bei Ihnen im Wagen ſitze.“

Wirklich erhielt ſchon am Morgen Salchen den Beſuch des neuen Arztes. Der Zufall wollte, daß er gerade mit dem andern zuſammentraf. Aber befürchtet nichts, meine Leſer. Vor vierzig Jahren hätten ſich die beiden Nebenbuhler noch am Krankenbette mit Fauſtſchlägen traktirt. In unſern aufgeklärten Zeiten wiſſen ſie beſſer zu leben. Unſere beiden Doktoren grüßten ſich ſehr höflich, boten ſich ſogar eine Priſe, und ſprachen Worte ohne Sinn mit einander, welche wohl ein Bischen Verlegenheit, aber keinen Neid verriethen, wie z. B. Herr College! — vielmals Entſchuldigung — aber — ſehr erfreut

Ihre Bekanntſchaft zu machen. — Im Gegentheil, darum hab' ich zu bitten u. ſ. w.

Es war ein wahrer Kampf der Großmuth, womit Jeder dem Andern den Patienten überlaſſen wollte, welches allenfalls beweiſen kann, daß die Krankheiten jetzt ſo häufig geworden ſind, daß ſie gar keinen Werth mehr haben.

Endlich ſah Doktor Seltern auf ſeine Uhr. „Ach, lieber Himmel, ich verplaudere mich ganz, ich ſoll ſchon bei der Gräfin Hallſtein ſeyn, um dieſe Stunde bekömmt ſie ihre Nervenanfälle; zum Glück geht meine Uhr etwas zu früh. Übrigens, gnädige Frau, kann ich Sie in keinen beſſern Händen zurücklaſſen. — Ich muß jetzt fort. — Ich bitte, derangiren Sie ſich nicht, bleiben Sie — habe die Ehre mich allerſeits gehorſamſt zu empfehlen,“ und er ging.

Doktor Aderklau war ein Mann von ſechzig Jahren, ein Mann von der alten Façon. Schwarzer Rock mit breiten Schößen, ſchwarze Beinkleider, ſchwarze Strümpfe, Schnallenſchuhe, Manſchetten und Jabot. Er ließ ſich vom Kopf bis auf die Mitte des Rückens pudern, was Herr Riffling beſonders ehrwürdig fand, und was er dem Doktor gewiß nachgemacht haben würde, um ſich ein eben ſo ehrwürdiges Anſehen zu verſchaffen, wenn es ſein Weib gelitten hätte, da es ihr alle Seſſel verdarb.

Doktor Aderklau verachtete im Allgemeinen alle modernen Krankheiten, alle jene, deren Urſprung nicht wenigſtens bis zu jenem Zeitpunkte emporſtieg, wo er ſtudiert hatte, oder die nicht ſchon ihre beſtimmte Benennung, ihre Geſchichte, ihre in's Auge ſpringenden Symptome und ihre feſtgeſetzte Heilart hatten. Er liebte nur die durch Gewohnheit und Erfahrung, — ich möchte ſagen ſanctionirten Krankheiten. Salchens Zuſtand ſtand ihm nicht ſo recht zu Geſichte.

„Alſo, mein Herr Doktor,“ ſprach Madame Riffling, „fragen Sie, unterſuchen Sie, und ſagen Sie uns dann, was dem armen Kinde fehlt. Vor allem aber ſuchen Sie ihr ja ihre Heiterkeit und jene friſche Farbe zu verſchaffen, weßwegen wir ſie nur immer das kleine Marſchanzkeräpfelchen hießen. Was mich betrifft, ſo ſcheint mir doch — Gott verzeihe mir die Sünde, aber der heilige Eheſtand thut ihr nicht gut.“

Der Doktor fragte Salchen genau aus, befühlte ihren Puls, ließ ſich ihre Zunge zeigen, und ſprach dann, indem er faſt nach jedem Wort eine Priſe Tabak nahm: „Gut, gut! — Ja, ja, es iſt ganz ſo, wie ich es mir dachte, ich weiß zwar noch nicht genau — denn der Magen iſt gut — und die Bruſt ganz geſund.“

„Ach, das wußte ich wohl,“ fiel Frau Riffling ein, „an dem Körper kann nichts fehlen, den ich ſelbſt genährt habe: wie die Mütter, ſo die Töchter.“

Der Doktor machte eine bejahende Geberde und fuhr fort: „Das Unwohlſeyn der gnädigen Frau kann aus ſieben und dreißig verſchiedenen Urſachen entſtehen. Die Aufgabe iſt nun, die wahre herauszufinden.“

· Wirklich mußte es ſich das arme Salchen gefallen laſſen, nach und nach auf ganz verſchiedene Arten behandelt zu werden. Sie wurde gebadet, geſchröpft, und hatte ſchon eine Quantität Arzneiengläſer und Pulverſchächtelchen auf ihren Komoden ſtehen. Sie ließ Alles über ſich ergehen; denn der fatalſte Charakter ihres Krankheitszuſtandes war eine gänzliche Gleichgiltigkeit. Manchmal lächelte ſie ſogar wehmüthig, wenn man ihr eine neue Arznei reichte, und ſprach: „Ihr wollt es, und ich nehme es, aber es nützt zu nichts. Wenn die Blume zu welken anfängt, hilft kein Begießen mehr, ſie muß ſterben.“

Ach! es wahr leider wahr. Täglich verſchlimmerte ſich Salchens Zuſtand, und jeden Abend beugte die Blume mehr ihren Stengel.

Aber ich höre Euch fragen, liebe Leſer: „Was war denn die Urſache ihres Übels?“ — Allein ich habe es Euch ja ſchon geſagt, daß Niemand dieſe Urſache wußte, und auch ich nicht, der Euch die Wahrheit gewiß nicht verbergen würde, wenn er ſie wüßte, und ſelbſt ihre Mutter nicht, die aufgebracht gegen die ganze mediziniſche Fakultät war, und gegen dieſelbe nicht wenig ſchimpfte.

Nur des Arztes Hoffnung wuchs in eben dem Grade, als jene der Übrigen ſchwand. „Nur noch ein wenig Geduld,“ ſagte er, „ich habe, dem Himmel ſei Dank, bereits erkannt, daß von den 37 Urſachen, welche die Krankheit der Frau haben kann, die erſten 29 nicht die wahren ſeien. Es bleiben uns alſo nur mehr 8 übrig, unter welchen ſich die wahre befinden muß, denn die Krankheit kann doch nicht ohne alle Urſache ſeyn, das wäre eine abſurde Krankheit.“

Endlich rief er nach einigen Tagen ſtolz aus: „Jetzt, meine Freunde, haben wir's! — Gott ſei Dank, die letzte der 37 Urſachen hat ſich bewährt, die Frau hat — Kummer!

„Kummer?“ ſchrien Alle, „Kummer? und warum?“

„Ja, das iſt eben das, was ich nicht weiß. Ich bin kein Arzt der Seele, ſondern ein Arzt des Körpers. Aber es iſt ohne Zweifel, der Kummer bringt dieſe Veränderung hervor.“

Mehlbach zuckte die Achſeln, aber dieſes Wort Kummer ergriff deſto mehr Madame Riffling, und ſie ſchrie: „Ja, der Doktor hat Recht, und ich ahne auch, welchen Kummer ſie hat.“ Mit dieſen Worten eilte ſie in das Kabinet ihrer Tochter, ſetzte ſich neben den Lehnſtuhl, auf welchem Salchen ſaß und ruhte, ergriff ihre Hand, küßte ſie auf die Stirne, und ſprach mit dem gemüthlichſten Tone zu ihr: „Nun weiß ich, mein Hühnchen, was dir fehlt, du haſt Kummer.“

„Ich, liebe Mutter?“

„Ja, ja, du. O! ich habe das ſchon lange bemerkt — Salchen, ſei aufrichtig, ſchütte dein ganzes Herz gegen mich aus.“

„Ich habe nichts auszuſchütten.“

„Doch, doch. Ein junges Weibchen ſo plötzlich vom Fleiſche fallen, das iſt nicht natürlich, beſonders mit einer ſo vortrefflichen Leibeskonſtitution, wie ich ſie dir gegeben habe. Ach, ich habe es wohl gedacht, daß dich das Ungeheuer, dein Mann, nicht glücklich machen werde."

„Aber liebe Mutter, mein Mann iſt brav, gut, großmüthig."

„Nun ja, das kann Alles ſeyn, aber das iſt noch nicht genug zum Glücke in der Ehe. Sage mir, liebt er dich?"

„O ja, er ſagt es wenigſtens."

„Sagt es, ſagt es! — ta ta ta! ſie ſagen's Alle. Aber ſei nur aufrichtig, mein Mäuschen, gegen eine Mutter muß man nichts verbergen. Haſt du dich in gar nichts über ihn zu beklagen?"

„Nein, Mutter."

„Macht er dich ganz glücklich?"

„Ja."

„Aber warum biſt du dann ſo leidend?"

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht? ich aber weiß es, er, er, dein Mann macht dir Kummer."

„Ich wiederhole Ihnen, daß dies nicht der Fall iſt."

„Du ſuchſt den Tiger umſonſt zu vertheidigen, es iſt zwar ſchön von dir, aber ich weiß, was ich weiß, ich muß wachen über dich, ich, deine gute Mutter. — Armes Kind!" ſetzte ſie noch hinzu, indem ſie Salchen noch eine Weile betrachtete, ohne etwas zu ſprechen, dann küßte ſie ſie noch einmal, indem ihr eine ſchwere Thräne auf der

Wimper zitterte, und ſuchte dann wieder ihren Mann auf.

Die beiden Ältern, nachdem ſie ſich mit einander beſprochen hatten, begaben ſich zu Mehlbach und forderten eine geheime Unterredung, der nicht wenig über die feierliche Miene ſeiner Schwiegermutter erſchrak.

„Mein Herr,“ nahm Frau Riffling das Wort, „wir ſind gezwungen, Ihnen eine Sache vorzuſtellen, die unſer älterliches Herz in die größte Betrübniß ſetzt, aber endlich zur Sprache kommen muß.“

„Endlich zur Sprache kommen muß,“ wiederholte Riffling.

„Aber was iſt es denn?“ fragte Mehlbach erſtaunt.

„Ja, ſpielen Sie den Unwiſſenden,“ fuhr Frau Riffling fort, „aber erfahren Sie, daß wir Alles wiſſen.“

„Ja, Alles wiſſen,“ ſetzte Riffling hinzu.

„Aber um des Himmels Willen, was wiſſen Sie?“ fragte Mehlbach.

„Was wir wiſſen? daß Sie unſer einziges Kind unglücklich machen. — Ach! ſo weit mußte es kommen! Sie, die blühte wie eine Roſe, — die ſtets luſtig und guter Dinge war, der nie gefehlt hatte, was einem im Auge hätte weh thun können, die keinen Leichdorn und kein Nagelwürzchen kannte — ſehen Sie ſie jetzt an — Sie müſſen bis in das Weiße Ihrer Augen über eine

8.

Reibt aus dem Arge, ſchwergetäuſchte Thoren,
O reibt ihn aus, den hoffnungſel'gen Traum!
Von Kabot's Schanze ſcheint die Spur verloren,
Nur Trümmer zeigt der öde Schauderraum.
Sucht Brüder nun und Liebe bei den Todten,
Es ſchlägt kein Herz in dieſer Gräuelſtatt.
Nur Moderleichen, ſtumme ernſte Boten,
Verkünden ſtill, was ſich begeben hat.

9.

Graunvoller Anblick, als im Dämmerſcheine
Die weite Todesbühne ſich erhellt,
Und plötzlich nun in ſchrecklichem Vereine
Das All des Wehes ſich entgegen ſtellt!
Sie knien ſeellos nieder zu den Leichen,
Zu den gewünſchten Brüdern in den Staub,
Und ſcheinen ſelbſt, ſo weit die Blicke reichen,
Des blaſſen Todes hingewelkter Raub.

10.

Nur Ein Verlaſſ'ner findet bei den Todten
Auch ſelbſt die Stätte, wo er weine, nicht.
Ihm iſt ſogar der ärmſte Troſt verboten,
An's Herz zu drücken, was das Herz ihm bricht.
Er irrt verzweifelnd durch die öden Räume,
Mirande fehlt, von Allen ſie allein.
Er ſtürzt, noch hoffend, in die Nacht der Bäume
Sie kann vielleicht dorthin entronnen ſeyn.

ſolche Barbarei erröthen. Aber wir ſind nicht geſonnen, es zu dulden, daß das arme Kind gänzlich ein Opfer werde, wir werden es nicht zugeben, daß Sie ſie ſo frühe in's Grab bringen."

„Nein, mein Herr," wiederholte Riffling, „wir werden das Opfer nicht zugeben, und das Grab hernach auch nicht."

Und auf ſolche Art wurde dem verduzten Mehlbach über eine Stunde lang der Text geleſen. Umſonſt ſuchte er ſich zu vertheidigen, man überhäufte ihn mit Vorwürfen, man legte ihm zur Laſt, er ſei ein Spieler, ein Trinker, ein Geizhals, ein Verſchwender, ein Springinsfeld, ein Phlegmatiker, was weiß ich, was alles? ſo zwar, daß Mehlbach am Ende auch die Geduld verging, und er ſeinen Schwiegerältern die Thüre wies, die ihm ſogar noch mit Scheidung drohten.

Als Herr und Frau Riffling fort waren, zerbrach Mehlbach im Zorne einen Tiſch und zwei Stühle, und würde vielleicht zum Fenſter hinausgeſprungen ſeyn, wenn er nicht gefürchtet hätte, ſich einen Schaden zu thun.

Der Arzt hatte Salchen die Eſelsmilch verordnet; „denn," ſagte er, „für Seelenleiden iſt nichts Beſſeres als Eſelmilch, beſonders wenn man ſie auf dem Lande genießt."

Mehlbach beeilte ſich daher, ſeine Frau auf's Land zu bringen, auch darüber erfreut, daß er doch einige Meilen zwiſchen ſie und ihre Ältern gebracht hatte.

Mehlbach's Landhaus war eines der ſchönſten in Dornbach, an einen Hügel gelehnt, und von einem ſehr großen Garten umgeben. Auch gehörten ſchöne Wieſen und Weingärten dazu. Man ſah von dieſem Hauſe, welches etwas erhaben ſtand, mehre andere artige Landhäuſer, und unter andern auch jenes Schönhein's, welches gerade gegenüber lag, und, wie ich glaube, dieſen Augenblick unbewohnt war, denn die Jalouſien waren bis auf ein einziges feſt geſchloſſen.

Hoch leben alle Eſel und ihre Milch! Kaum war Salchen acht Tage auf dem Lande und hatte Eſelmilch getrunken, als ſich ihre Geſundheit ſchon allmälig beſſerte, ihre friſche Farbe ſtellte ſich ein, und ihre Traurigkeit nahm ab. Sie gähnte nur mehr ſehr wenig, wenn die Börſe ihrem Manne geſtattete, ſie auf dem Lande zu beſuchen.

„O Natur! Natur!“ rief Mehlbach, „du biſt groß, du biſt allmächtig! Aber warum, liebes Weibchen, gehſt du nicht öfters ſpazieren? Mein Garten iſt ſo groß. Warum bleibſt du faſt immer da in dem kleinen Luſthäuschen?“

„Ich finde es ſehr angenehm.“

„Du haſt recht, aber nur für ein Stündchen, du bringſt aber faſt den ganzen Tag darin zu, was thuſt du denn?“

„Ich? — ich zeichne und male.“

„Ach, das iſt recht, und welche Gattung der Malerei haſt du denn gewählt? Figuren, Landſchaft, Architektur oder Blumen? Ich wäre recht begierig eines deiner Werke zu ſehen. Komm! führe mich hinein.“

„Nein, noch nicht, ich bin noch nicht feſt genug, ich müßte mich nur ſchämen,“ und dann ſetzte ſie mit jenem lieblichen Schmollen, welches Frauen ſo ſchön ſieht, hinzu: „das Luſthäuschen iſt mein, du haſt es mir geſchenkt, und ich will nicht, daß Jemand hineingehe.“

„Aber ich — ich bin ja doch Niemand für dich.“

„Nein, nein, auch du nicht. Ich will allein ſeyn, ich liebe die Einſamkeit, ſie thut mir gut, und ich verbiete es dir, hörſt du? jemals den Fuß in mein Luſthäuschen zu ſetzen. Wenn nicht geſchieht, was ich will, ſo werde ich mich ärgern, und auf's Neue krank werden.“

Und mit dieſen Worten gab ſie ihrem Mann ein Tätſchchen auf die Wangen, hielt ihm ihren Hals zum Kuſſe hin, und als ſie bemerkte, daß er lange Arme machte, ſie zu umfaſſen, hüpfte ſie, wie ein Reh, davon.

Mehlbach aber freute ſich nicht wenig über das Beſſerbefinden ſeiner Frau, und noch mehr, daß er ihren Ältern beweiſen könne, daß er kein Tyrann, kein Blaubart ſei. Er ſann ſich ein Plänchen aus, und ſetzte es ſogleich in's Werk. Er begab ſich nach der Stadt zurück, machte ſeine Börſegeſchäfte in Eile ab, holte ſeine Schwiegerältern ab und führte ſie mit ſich nach Dornbach.

„Wo iſt meine Frau?“ fragte er, dort ankommend, einen der Bedienten.

„Ich weiß es nicht, Euer Gnaden, aber ich vermuthe, die gnädige Frau wird in ihrem Luſthäuschen im Garten ſeyn. Sie vermuthete Sie vermuthlich nicht ſo früh.“

„Schon wieder im Luſthäuschen. Die Frau wird ſich noch die Augen verderben, vor lauter Zeichnen und Malen. Geh und ſag ihr, daß ich ſie erwarte.“

„Ich bitte um Entſchuldigung, Euer Gnaden, aber die gnädige Frau hat ausdrücklich verboten, ſie unter was immer für einer Urſache zu ſtören, wenn ſie ſich bei ihrer Arbeit befindet.“

„Nun — Frauencaprice! Mag hingehen.“ —

„So wollen wir ſie denn ſelbſt aufſuchen,“ und er nahm ſeine Schwiegermutter unter dem Arm, Herr Riffling folgte, und ſie gingen durch die nächſte Allee zum Luſthäuschen, deſſen Thür ſich eben öffnete, und an welcher Salchen erſchien. Sie ſtaunte, ſchien wohl etwas betroffen, hier Beſuch zu erhalten, ja ſie erblaßte ſogar, ſchlug heftig die Thür hinter ſich zu, und ſtand wie eine Statue von Stein.

„Erſchrecke doch nicht,“ rief ihr Mehlbach zu, „ich bringe ja gute Bekannte. Ich hoffe, du wirſt ihnen deine Arbeiten zeigen.“ Und Mehlbach ſchickte ſich an, die Thür des Luſthäuschens zu öffnen.

„Nein, nein!“ ſchrie Salchen, „nicht hineingehen, ich befehle es, ich bitte dich darum.“

Allein es war vergebens. Mehlbach beſtand darauf; er öffnete die Thür und trat hinein.

Salchen fühlte ſich unwohl. „Ach Mutter!“ rief ſie mit faſt verſagender Stimme, und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

Mehlbach aber ließ ſeine Augen begierig im Luſthäuschen umherſchweifen, er ſah aber nichts als ganz gewöhnliche Möbel, einiges Papier, Zeichengeräthe und Farben, und endlich daneben auf dem Tiſche eine ſehr ſchöne, feurige rothe Nelke, die Salchen vermuthlich hingelegt hatte, um ſie abzuzeichnen, und die nur einen Mangel hatte, nämlich, daß ſie ein wenig zu kurz abgepflückt war. „Alſo iſt das Räthſel gelöſt,“ rief Mehlbach vergnügt, „Blumen zeichnet ſie, Blumen! Deſto beſſer. Eine reine unſchuldige Leidenſchaft.“

Salchen befand ſich etwas unwohl, aber man ſpritzte ſie nur mit kaltem Waſſer an, und ſie ſchlug die Augen auf. Ihr erſter Blick ſuchte mit ſichtbarer Unruhe ihren Gatten, als ſie ihn aber voll Verzweiflung vor ihr knien ſah, als ſie fühlte, wie er ihr die Hände küßte, und als ſie endlich gar bemerkte, daß er die rothe Nelke im Knopfloch ſtecken hatte, da ging etwas in ihr vor, was ſich Niemand erklären konnte, ein tiefer, freier Athemzug entwand ſich der gepreßten Bruſt, als ob man ein Gewicht von hundert Zentnern von ihr genommen hätte, und mit einem Male plötzlich brach ſie in ein ſo ſchallendes Gelächter aus, wie man es von ihr ſeit ihrer Verehligung nicht mehr gehört hatte.

Alle ſchrien nun auf einmal zuſammen: „Sie hat gelacht! ſie iſt gerettet!“ Und die Freude wurde nun eben ſo excentriſch, als es früher der Schmerz war, man lachte mit ihr, man dankte dem Himmel, man umarmte ſich.

„Hab' ich's Euch nicht geſagt,“ ſchrie Mehlbach, „ſie iſt geneſen; denn der gegenwärtige kleine Rückfall hat gewiß nichts zu bedeuten, der iſt die natürliche Folge der Überraſchung, welche wir ihr gemacht haben. — Habt Ihr gehört, ſie hat gelacht und ich war's doch gewiß nicht, der dies Lachen hervorbrachte.“

„Herr Schwiegerſohn!“ ſagte Frau Riffling, indem ſie Mehlbach die Hand reichte, „ich ſehe mit Vergnügen, daß Sie ein braver Mann ſind, Sie haben ſich gebeſſert, und ſind zu Ihrer Pflicht zurückgekehrt. Wir verzeihen Ihnen und wünſchen Ihnen Glück.“

„Ja, verzeihen und wünſchen Glück,“ wiederholte Riffling.

„Danke, danke!“ erwiederte Mehlbach, „allein ich bin mir keiner Schuld bewußt, daher lehne ich die Verzeihung höflich ab und nehme nur den Glückwunſch an. Was mich betrifft, ſo glaube ich, es war weder die Eſelsmilch, noch eine Veränderung von meiner Seite, welche dieſe Wunderkur hervorbrachte, ſondern es war die Natur, die Einſamkeit, es war die Liebe zur Kunſt, die Liebe zu den Blumen. O, es bedarf oft ſo wenig, um den Frauen ihre Heiterkeit wieder zu verſchaffen.“

Und Salchen winkte ihrem Manne freundlich bejahend zu.

Der alte Kamin.

Eine
italieniſche Sage.

11.

Auch hier getäuſcht! Er zuckt in Folterſchmerzen,
Wahnſinnig irrt ſein ungewiſſer Lauf; —
Auf ein Mal geht in ſeinem öden Herzen,
Bevor es bricht, ein raſches Ahnden auf:
Der Timbueſe! knirrſcht er, und dem Pfeile
Vom Bogen ähnlich, welcher willkürlos
Zum Ziele ſchwirrt, reißt ihn in Sturmeseile
Ein blinder Drang in des Verderbens Schooß.

12.

Mit Zorn, mit Angſt, mit Hoffnung, mit Verlangen
Sieht man ihn jetzt des Fürſten Wohnung nahn;
Allein es hat, ihn ſicher zu empfangen,
Siriva's Vorſicht ſchon Befehl gethan.
Bevor er Athem ſchöpfet, eh zu Fragen
Sein Mund ſich öffnet, ſieht der Arme ſchon
Ergriffen und in Feſſeln ſich geſchlagen,
Statt jeder Auskunft wird ihm bittrer Hohn.

13.

Siriva kommt. Er nimmt des ungelegnen
Beſuchers wahr und donnert das Gebot:
Dort an den Baumſtamm bindet den Verwegnen,
Und ſchießt mit Pfeilen den Verhaßten todt!
Es eilt die Schar das Urtheil zu vollſtrecken,
Schon ſteht Hurtado an dem Marterpfahl,
Er iſt erſchöpft von dieſes Tages Schrecken,
Und wünſcht allein das Ende ſeiner Qual.

Getöſe ließ ſich von außen vernehmen. — Der Wächter des Schloſſes, der eben am hohen gewölbten Bogenfenſter ſaß, deſſen Scheiben zerbrochen waren, zitterte auf ſeinem Stuhle, wie von einem elektriſchen Schlage berührt, aber bald ſich ſeiner Schwäche ſchämend, gewann er wieder ſeine vorige Ruhe und ſeine ſchwarzen Augen ſprühten Flammen hinter den dichten rothen Brauen hervor. Diejenigen, welche Signor Saccarito nicht kannten, hätten ſich vor dieſen flammenden Blicken entſetzt, und ſie zu dieſer Stunde und bei der Dunkelheit des Gemaches für Blitze aus den Augen eines Vampyrs gehalten, der ſich auf ſeine Beute wirft.

Das Getoſe von Außen verdoppelte ſich.

„Wenn es ein Reiſender iſt, der mich beunruhigt,“ murmelte Saccarito, zornig zwiſchen den Zähnen, „ſo ſoll ihn der Satan“ — Er endete dieſe Rede nicht, ſondern zog ein Stilet aus der Scheide, und ging mit feſtem Schritte der Thüre zu, außer welcher ſich der Lärm vernehmen ließ.

Es iſt vielleicht gut, die Leſer mit dieſem Manne näher bekannt zu machen. Obſchon er in Italien ſich befand, und an dem Ufer der Maranella, einem Flüßchen, welches einen Theil des römiſchen

Gebietes durchzieht, wohnte, ſo zeigte doch ſeine rauhe fehlerhafte Sprache und der Schnitt ſeines Gewandes von grobem rothen Zeug, daß er nicht von italieniſcher Abkunft ſei, da man zu jener Zeit und in der Mitte des Sommers in Italien Mäntel mit ſeidenen Franſen trug. Signor Saccarito war von hoher Statur, ſeine rauhen Züge flößten Widerwillen, ja ſogar Furcht ein. Die Landbewohner der Umgegend erbebten vor ihm, beſonders ſeit jener Zeit, als der Dolch eines Banditen auf ſeiner Bruſt zerbrach. Er ſchien kaum mehr als vierzig Jahre zu zählen, und dennoch bewohnte er dieſes Schloß ſchon ſeit dem Jahre 1460 und man zählte jetzt 1530. Ein geheimnißvoller Schleier, welchen der Aberglaube noch dichter zuſammenzog, und welchen Niemand zu erheben wagte, war über ſein Thun und Treiben ausgebreitet und machte aus dieſem Manne einen Gegenſtand der allgemeinen Neugierde. Mehr als ein Reiſender zog des Weges und kehrte in der Herberge von San Marino, eine Meile von dem alten Schloſſe gelegen, ein, aber keiner wagte es, dieſes zu beſuchen, ſo viel Schrecken flößten Jedem die wahren oder falſchen Mährchen, welche der Wirth von dem alten Neſte und ſeinem ſonderbaren Herrn erzählte, ein.

Am 14. Mai 1530 aber hielten zwei junge Künſtler, ein Maler und ein Muſiker, welche Nahrung für ihren Geiſt auf Reiſen ſuchten, vor dieſem Schloſſe. Man hatte ihnen geſagt, daß in früheren Zeiten Giuſeppe Giocchini, und nach ihm ſeine

Neffen, die Grafen Teſſina, dieſe Mauern bewohnt haben, in denen gegenwärtig Geiſter hauſen, welche Jedermann den Eintritt verwehren. Die beiden Künſtler lachten über dieſe Mittheilungen, erwiederten, daß ſie weder Belzebub noch deſſen Schaaren fürchteten; und ſo ſtanden ſie jetzt am Schloßthor, um Einlaß zu begehren.

„Wer ſtört mich noch ſo ſpät in meiner Ruhe?“ ſchrie einige Augenblicke nachher eine rauhe Stimme.

„Oreſt und Pylades bitten um gaſtfreundliche Aufnahme,“ ertönte die Antwort.

„Packt Euch, ich öffne nicht.“

„Wer du auch ſeieſt, ſeltſamer Bewohner dieſes Schloſſes, Menſch oder Geiſt, wir haben geſchworen, dein Antlitz zu ſchauen, und in deiner Höhle dieſe Nacht zuzubringen.“

„Geht Eures Weges, ſag' ich, Ihr könntet es bereuen.“

„Nein, öffne, öffne, Satan!“

„Kehrt zur Herberge zurück!“

„Unſere Herberge ſoll dieſe Nacht dein Gemach ſeyn, unſer Wein aus deinem Keller kommen, und zwar dein beſter, du ſelbſt ſollſt unſer Mundſchenk ſeyn, wir wollen ein luſtiges Leben führen. Öffne uns das Thor, und nur ſchnelle, denn die Nacht fängt an hereinzubrechen, und die feuchte Luft könnte unſerer Stimme ſchaden.“

„Ihr dürft nur mehr drei Stunden warten, bis der Tag graut.“

„Du machſt ja mehr Umſtände, als ein junges blödes Mägdlein; wenn du nicht bald öffneſt, ſo werfen wir Feuer in dein altes morſches Neſt, und brennen dir's über dem Kopf ab."

Signor Saccarito antwortete nichts mehr, aber bald hörte man einen Schlüſſel in dem alten roſtigen Thorſchloſſe knarren, als ob es ſich über den ſeltenen Gebrauch beklagte.

Endlich öffnete ſich das Thor.

„Eure Herrlichkeit laſſen ſich lange bitten," ſprach der Maler, indem er ſich auf die Zehen ſtellte, um mehr Anſehen zu gewinnen.

„Meine Herrlichkeit liebt ungebetene Gäſte nicht."

„Liebt Ihr auch die großmüthigen Geſchenke italieniſcher Edelleute nicht, welche die Wißbegierde zu Euch treibt, und welche es ſich gerne etwas koſten laſſen, um Euer verrufenes Neſt zu ſehen?" fragte der Maler, indem er in Saccarito's Hand einige Goldſtücke rollen ließ.

„Auch dieſe lieb' ich nicht," erwiederte Saccarito, indem er ſeine Hand öffnete und die großmüthigen Geſchenke des jungen Künſtlers in den Schloßgraben kollern ließ.

Der Letztere ſtand einige Sekunden wie verſteinert, und wahrlich, es glich einem Wunder zu dieſer Zeit und bei einem ſolchen Manne, wie Saccarito, eine ſolche Verachtung des Goldes zu finden. Übrigens triumphirte der Nationalſtolz über dieſes Staunen, und der Maler nahm das Wort: „Wollt

Ihr ſo gütig ſeyn, uns dem Herrn vom Hauſe vorzuſtellen?“

„Recht gerne, Signori! folget mir.“

„Freund!“ raunte dem Maler der Muſiker in's Ohr, „dies Schloß iſt alſo nicht unbewohnt, wie in der Umgegend die Sage geht. Aber bei meinem Degen, der mir ſo getreu iſt, wie mein Liebchen, und das iſt nicht wenig geſagt, ich glaube noch immer, es iſt hier nicht ganz geheuer und wir dürfen auf unſerer Huth ſeyn.“

„Folgt mir Signori,“ wiederholte Saccarito, und nachdem er zwei Fackeln angezündet hatte, führte er ſeine Gäſte durch einen ungeheuren Garten.

„Es ſcheint, Eure Herrſchaft liebt die Ruhe,“ redete ihn der Maler, der von den vielen Umwegen ſchon faſt müde geworden war, an, allein dieſe Anrede blieb unbeantwortet. Nach Durchwanderung einiger Alleen erreichten ſie endlich ein abgeſondertes, und mit dem Schloſſe nicht zuſammenhängendes Gebäude, ſie ſtiegen zwanzig Stufen abwärts, und plötzlich löſchte ihr Führer die beiden Fackeln aus, und ſie befanden ſich in einem großen Bogenſaal, welcher durch eine in der Mitte herabhängende Lampe matt erleuchtet war.

„Ich ſtelle Euch nun den Herrn dieſes Schloſſes und der ganzen Umgegend vor,“ ſprach Saccarito, und zeigte auf mehre Reihen von Särgen, welche den Saal füllten; bei jedem Sarge ſchlummerte, aus Stein gehauen, ein Edler von Teſſina, der Eine in voller Rüſtung, der Andere in ein Leichentuch von Marmor gehüllt, ſie glichen aus der Erde ſteigenden Phantomen.

Die beiden jungen Männer betrachteten dieſe Szene trotz ihrer Ungeduld einige Zeit, endlich brach der enthuſiaſtiſche Maler das Stillſchweigen.

„Bei meiner Seele!“ ſprach er, „das Kapitol ſelbſt bietet nichts Herrlicheres, dieſes Werk iſt übermenſchlich, und doch war es nur eine ſchwache ſterbliche Hand, welche dieſe Wunder ſchuf. Ach! wie göttlich iſt doch die Bildhauerkunſt! Einen Steinblock zu nehmen, ihn mit dem Meißel zu formen, und ihm ſo langſam und nach und nach Leben einzuhauchen; jeden Tag ſehen wir, wie das Werk unſers Geiſtes an Schönheit, an Seele zunimmt, und endlich wenn man das Werk vollendet hat, bewundert zu werden von der ganzen Welt und ewig zu leben. Auch die Schöpfung des Menſchen iſt ein Wunderwerk, aber dieſe Schöpfung des Marmors iſt auch eines, weniger erhaben, weniger geiſtig, aber etwas dauerhafter. Bei der Schöpfung der Menſchen überlebt der Schöpfer ſeine Kreatur, aber in der Kunſt überlebt das Geſchaffene ſeinen Schöpfer, ſeinen Gott.“

Die jungen Männer ſprachen noch Vieles über die herrliche Architektur des Saales, und gaben ihrer Bewunderung Worte; allein dies fing Signor Saccarito zu langweilen an, er zündete die Fackeln wieder an, und bedeutete ſeinen Gäſten, ihm zu folgen.

Nachdem ſie eine Treppe hinaufgeſtiegen waren, befanden ſie ſich in den Gemächern, welche einſt die edlen Herrn von Teſſina bewohnten. Jener, der aus dem Äußern des Schloſſes eine Schlußfolge auf deſſen Inneres gezogen hätte, würde ſich ſehr geirrt haben. Hier war Alles wohl erhalten, während ſich von Außen dem Auge eine Ruine zeigte. Hier herrſchte der Geſchmack des Mittelalters mit aller ſeiner Poeſie, die Architektur war bald einfach und beſcheiden, wie einer der erſten Chriſten, bald reich an phantaſtiſchen Zierrathen.

Alles war merkwürdig zu ſehen. Hier ſtand ein Möbel, deſſen Form jetzt ganz verloren gegangen iſt, Fenſter in herrlichen Farben prangend, Porträte mächtiger Helden an den Wänden mit Vor- und Zunamen, und an der Decke des Saales ein großes Wappenſchild, worauf die lateiniſchen Worte zu leſen waren:

Ante omnes bellicosi Tessini.

Indeſſen hatte es auf dem Schloßthurme Mitternacht geſchlagen und Saccarito weigerte ſich, die beiden Freunde, welche des Anſehens nicht müde wurden, länger zu begleiten.

„Ihr müßt nicht ungehalten werden, Signor," ſagte der Muſiker, „aber wir möchten gern die ganze Nacht dazu anwenden, um nichts Merkwürdiges hier unbeſchaut zu laſſen!"

„Wenn Ihr das wollt," antwortete Saccarito, „ſo müßt Ihr es ohne mich thun. Hier iſt eine Fackel, gute Nacht!"

„Gute Nacht," wiederholte der Muſiker etwas ſpöttiſch, und Saccarito entfernte ſich alsbald, indem er einige Flüche zwiſchen den Zähnen murmelte. Als man nur mehr leiſe das Echo ſeiner ſchweren Tritte vernahm, rief der Maler: „Bravo, braviſſimo! unſer Argus läßt uns freies Spiel,“ und vergnügt rieb er ſich die Hände dabei.

„Frei,“ verſetzte der Muſiker, mit etwas gepreßter Stimme, „frei in einer Art von Grab.“

„Grab oder Pallaſt, gleichviel, wir ſind jetzt einmal unſere eigenen Herren. Das Schloß iſt zu intereſſant, Ort, Zeit und Gegenſtände zu merkwürdig, als daß wir aus der heutigen Nacht nicht Stoff zur Erinnerung für unſer ganzes Leben ſchöpfen ſollten.“

Brennend vor Enthuſiasmus durchliefen beide mit aufgeregter Phantaſie noch eine Stunde lang mehre Säle, deren einer ihre Neugierde mehr anregte, als der andere. Endlich erreichten ſie ein Gemach größer als alle übrigen. Zwei hohe antike Lehnſtühle ſtanden in demſelben und viele Sprüche waren an die Wände angeſchrieben, man konnte errathen, daß dieſes Gemach einſt zu häuslichen Feſten und Trinkgelagen der Bewohner gedient hatte. Da beide ſehr ermüdet waren, ſo beſchloſſen ſie hier den Reſt der Nacht zuzubringen. „Ich glaube, wir ſind hier ſicher, aber Vorſicht ſchadet doch nicht,“ ſprach der Maler; „ich ſehe wohl, du zwingſt dich mit Gewalt deine Augen offen zu halten; ſetze dich dort in jenen Lehnſtuhl und ſchlummere, ich will indeſſen Wache halten; und hier iſt meine Waffe,“ ſetzte er hinzu, indem er ein Piſtol unter dem

Mantel hervorzog. Nachdem er noch Mehres geſprochen hatte, ohne von ſeinem Freunde mehr eine Antwort zu erhalten, beſchloß er alle Einzelnheiten zu unterſuchen, welche ſich hier im Gemache befanden.

Was ihn am meiſten überraſchte, war der ungeheure Kamin, an welchem ſein Freund ſchlief. Der Anblick war wunderbar. Sein breiter ſteinerner Rauchfang ſtieg vom Gewölbe, ſich in zwei Theile theilend, herab und war mit durchbrochenen ſpiralförmigen Thürmchen verziert, welche an den Ecken hingen, gleich Schwalbenneſtern; ſeine Querſeite, mit Laubwerk und verſchiedenen Zierrathen verſchönert, bot viele Niſchen und Vertiefungen dar und beherbergte da manches Standbild eines Ritters. Auf der Vorderſeite war das Wappen des Hauſes Teſſina ausgehauen, von Helmdecken überſchattet, welches zwei Greife hielten. Der ganze Kamin glich einem Throne mit einem Baldachin, unter welchem eine ganze Familie am Feuerherde Platz nehmen konnte, und wo ſich noch auf den rieſigen Feuerböcken einige Holzſtämme halbverbrannt befanden.

Der Maler beſchloß davon einen Abriß zu machen und ſetzte ſich daher auch auf einen Lehnſtuhl, die Zeichnung alſogleich zu beginnen.

Zwei Stunden mochte er gearbeitet haben, als es ihm vorkam, als bewege ſich der Kamin; er nahm übrigens wenig Notiz davon, überzeugt, daß der Reflex des zitternden Fackellichtes dieſe Wirkung hervorbringe; aber jedesmal, wenn er den Blick wieder hinwandte, ſchien ſich der Kamin wieder zu bewegen, Plötzlich aus der Mitte der Tanzenden entfernten ſich verſtohlen einige Gäſte und gingen in ein daran ſtoßendes Gemach, und da in dieſem Gemache ſich ein großer Spiegel befand, ſo konnte der fremde Beobachter darin alle ihre Geberden ſehen, ja noch mehr, da dieſer Spiegel die magiſche Gewalt hatte, auch die Worte zuruckzuſtrahlen, ſo las er auch darin, was von ihren farbenloſen Lippen floß.

Er ſchauderte, denn im Spiegel gewahrte er zwei brennende Augen, welche ſich auf ihn richteten, und an der Seite des blaſſen Mannes mit den brennenden Augen eine junge Frau, die ſich an deſſem Hals hing, und ihm zärtlich liebkoſte, dann wandte ſich die Frau, ſo daß der Spiegel ihr Antlitz zurückſtrahlte; und der Fremde erbebte, und es war ihm, als ob ein brennendes Eiſen ihm durch das Gehirn führe: denn er erkannte in ihr das nämliche weibliche Weſen, für welches er ſein Leben und ſeinen künſtleriſchen Ruf auf's Spiel geſetzt, für das er ſich vor einem Jahre geſchlagen, und dem er ſein ganzes Herz zugewandt hatte. Er erſtarrte und konnte doch ſeinen Blick nicht davon abwenden, und wie er ſo hinſtarrte, da verzog ſich der Mund des Weibes zum ſpöttiſchen Lacheln, und ihr Finger zeigte auf ihn.

Der Maler zitterte, daß ihm die Zähne im Munde zuſammenſchlugen, er wendete die Blicke von dem entſetzlichen Spiegel. Und in dieſem Augenblicke ſtanden die Tanzer, welche bisher geraſt

14.

Der Todesruf erſcholl durch alle Hütten,
Man ſtürmt hervor den weißen Mann zu ſehn,
Man will noch Hohn und Schmähung auf ihn ſchütten,
Um ihm die Qual des Sterbens zu erhöhn.
Auch zu Mirandens Ohren bringt die Kunde,
Obgleich ſie tief zur Einſamkeit entwich,
Wo hoffnunglos und finſter Stund' an Stunde
Der halb nur Lebenden vorüber ſchlich.

15.

Sie hört's und bebt. Ihr ſagt des Herzens Stimme,
Die ſchnelle Ahnderinn, die nimmer irrt,
Wer dieſes Opfer ſey, das vor dem Grimme
Der wilden Menſchen jetzo bluten wird.
Hier gilt's um Kraft das Äußerſte zu wagen
Wenn ſie erliegt, ſo iſt's um Ihn geſchehn.
Sie muß, wenn auch die Himmliſchen verſagen
Ihn zu erretten, mit ihm untergehn.

16.

Die Heldinn ſtürmt, von Weibesſcheu entbunden,
Gedankenſchnell zum Platz des Mordes hin,
Sie ſieht den Gatten an den Pfahl gewunden,
Zum Tod' entkleidet, mit erloſchnem Sinn.
Lautſchreiend bricht ſie in die finſtre Mitte,
Die rohe Menge ſtarrt auf ihren Schmerz,
Sie naht, ſie naht, und wirft mit rührender Bitte
Sich an Siripa's Felſenherz:

hatten, als ob ein Nordwind ſie auf ſeinen Flügeln trüge, ſtille; denn ein Mann von erhabener Geſtalt trat mit gebietender Miene in den Saal. Obgleich ſeine Züge entſtellt waren, und obſchon man unter ſeiner ſchwarzen Rüſtung alle ſeine Gebeine zählen konnte, ſo erkannte man doch an ſeiner würdevollen Miene den Ahnherrn der Familie, den Gründer dieſes Schloſſes, den Grafen Giuſeppe Giocchini, der vor zweihundert ein und dreißig Jahren geſtorben war.

„Verfluchte!“ ſchrie er, „befleckt ihr dieſe alten Mauern noch immer mit euren ſchändlichen Orgien?“ Und in ſeinem Zorne zerbrach er Vaſen und Tiſche und die Gäſte entflohen ſchweigend und verſchwanden.

Der Alte wandte ſich alsbald gegen den jungen Maler, warf auf ihn einen durchbohrenden Blick, dann mit blitzendem Auge und ausgeſtrecktem Arme überſchritt er mit einem Sprunge den Zwiſchenraum, der beide trennte. Schon war er dem Maler nahe, ſchon ſchien ſeine Rieſenfauſt ihn zu faſſen, als dieſer, alle Bande zerreißend, die ihn auf dem Stuhle feſthielten, ſein Piſtol faßte und es gegen die Geſtalt abfeuerte.

Blitz und Knall, und die ganze Szene veränderte ſich. Der Maler erhob ſich, um ſeinen Freund zu wecken, allein er rüttelte einen Leichnam, dem die Kugel durch's Herz gedrungen war, und aus der Wunde quoll in Strömen das Blut.

Was er für Wirklichkeit gehalten hatte, war nur ein Traum, ein Bild der erhitzten Einbildungskraft.

Und dieſer Maler war — Michel Angelo, und der Leichnam jener ſeines Freundes Laurenzo, neapolitaniſchen Kapellmeiſters.

Das
RESEDASTÖCKCHEN.

Gemälde aus dem Leben.

Ich war ſiebzehn Jahre alt, hübſch und bluhend. Ich hatte ſchöne Zahne, ein lebhaftes Auge, ein ſchwarzgelocktes Köpfchen und ein kleines niedliches Füßchen. — Der Direktor einer herumziehenden Schauſpielergeſellſchaft kam nach der Hauptſtadt, ſah mich und verſicherte mir, daß ich Alles beſitze, was zu einer großen Schauſpielerin erforderlich ſei. Er ſchlug mir vor, ihm nach S . . zu folgen. Meine Ältern waren geſtorben; ich hatte keine Verwandten, als eine alte Tante, welche froh war, meiner los zu werden. Dieſe willigte gerne in meine Abreiſe; allein Wilhelm, der Sohn eines unſerer Nachbarn, hörte dieſe Neuigkeit mit großem Schmerze. „Cäcilie!“ ſprach er zu mir, „Sie wollen uns ſo ſchnell verlaſſen? Was fehlt Ihnen denn hier? Sie verdienen ſich des Tages wenigſtens zwei Gulden mit Ihrer ſchönen Handarbeit; Ihre Tante hat auch ihr Auskommen, ſie iſt Logenſchließerin im Opernhaus, Sie ſind gekleidet wie eine Prinzeſſin, an Unterhaltungen mangelt es Ihnen auch nicht, denn Sie haben freien Eintritt in's Theater, und alle Sonntage tanzen wir mitſammen auf dem ſchönen Saale im Kreuz. — Was wollen Sie denn in S . . anfangen?“ — „Komödie ſpielen!“ — antwortete ich ihm.

— „Ein trauriges Handwerk!“ erwiederte er mir. — „Doch immer beſſer, als für fremde Leute arbeiten,“ verſetzte ich. — Da ſchwieg er einen Augenblick tief gekränkt, zerdrückte eine Thräne in ſeinem ſchönen großen blauen Auge und fuhr dann fort: „Wohlan, wenn Sie durchaus reiſen wollen, in Gottesnamen, nehmen Sie wenigſtens vorher noch von mir dieſes Reſedaſtöckchen, welches ich Ihnen zum Geburtstagsangebinde gekauft habe.“

Ich nahm das Reſedaſtöckchen aus Wilhelms Händen, ſetzte es auf mein Arbeitstiſchchen, und der gute Junge ſchlich betrübt davon.

Ein Jahr nachher erhielt ich zum Geburtstagsangebinde von einem jungen Offizier, der zu S . . in Garniſon lag, und den ich in einer Kokettenrolle bezaubert hatte, alle Fenſter voll Blumentöpfe und eine Liebeserklärung in Verſen.

Im folgenden Jahre ſchickte mir ein reicher Kaufmann, welchem mein ſentimentaler Ton in einem Drama durch die Seele geſchnitten hatte, zu meinem Geburtstage zwei prächtige Kleider, ein Stück des feinſten Battiſtes, Bänder, Spitzen, Ringe, Ohrgehänge, Parfumes und Pomaden, einen ganzen Korb voll.

Ein Jahr nachher zwang mich ein alter Graf, den ich durch meinen beſcheidenen Blick und mein ſittſames Benehmen bezaubert hatte, zu meinem Geburtsfeſte ein Käſtchen voll des prächtigſten Schmuckes und eine glänzende Equipage von ihm anzunehmen.

So verbeſſerten ſich bis hieher meine Umſtände mit jedem Jahre, allein — ach! welche Veränderung erlitten ſie von nun an; meine Geburtstagsgeſchenke fielen jetzt eben ſo ſchnell an Werth, als ſie vorher geſtiegen waren.

Mein Direktor, der ſeine ganze Liebenswürdigkeit verloren hatte und ein Schlemmer geworden war, ſandte mir im künftigen Jahre zum Geburtstage eine Trüffelpaſtete und ſechs Bouteillen Wein.

Später war ich gar ſo weit zurückgekommen, daß ich mich beſcheiden mußte, von einem Schriftſteller ein Gedicht, und von einem Muſiker eine Serenade anzunehmen. — Endlich, endlich! — als ich die Rollen der Liebhaberinnen mit jenen der Mütter vertauſchte, bekam ich gar kein Geſchenk mehr zu meinem Geburtstage.

Allein noch weiter verfolgte mich das Schickſal; ich verlor meine Stimme und Alles das, was der Direktor, da er mich zum erſten Mal ſah, als Talent an mir rühmte, und mußte es noch für ein Glück ſchätzen, daß man mir in meiner Vaterſtadt die Logenſchließerſtelle meiner Tante gab, welche gerade geſtorben war.

Eines Abends, als ich nach der Oper in meine kleine Wohnung zurückkam, übergab man mir ein Reſedaſtöckchen mit einem Billete folgenden Inhaltes:

„Liebe Cäcilie! — Es iſt heute Ihr Geburtstag; es erinnerte Sie wohl Niemand daran, und Sie ſelbſt haben vielleicht darauf vergeſſen. Allein Wilhelm, der Sie heute ſah, ohne daß

Sie ihn gewahr wurden, denkt noch daran. Er bittet Sie dieſes Reſedaſtöckchen von ihm anzunehmen. Möchten Sie daſſelbe mit gütigerer Miene anſehen und ſorgfältiger pflegen, als jenes, welches er Ihnen vor zwanzig Jahren überreichte.“

Dieſes Geſchenk Wilhelms kränkte mich anfangs; denn es ſchien mir, als wollte er mich damit höhnen, und ſchon wollte ich es zum Fenſter hinauswerfen, als ich fühlte, daß es ungewöhnlich ſchwer ſey. — Ich leerte die Erde aus und fand am Boden ein Beutelchen mit — mit 50 Dukaten. —

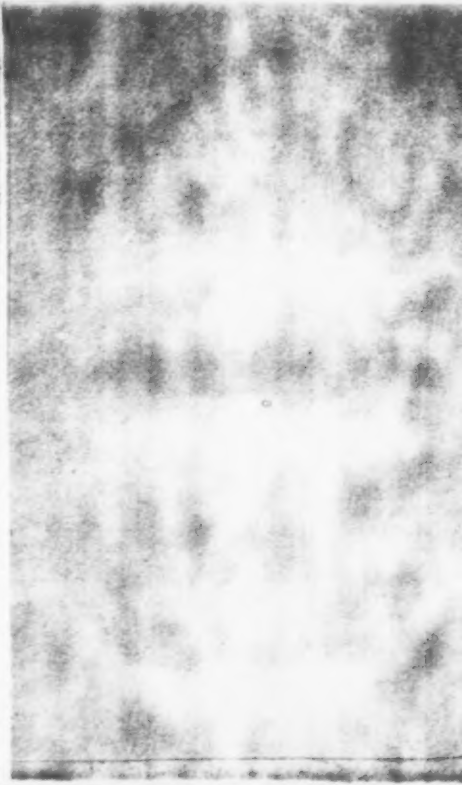
Es glückte mir bald, meinen Wohlthäter aufzufinden; er verzieh mir großmüthig alle meine Fehltritte, theilte ſein Vermögen mit mir, und ich kann ſagen, ich bin ganz glücklich mit ihm.

Nie erſcheint mein Geburtstag, ohne daß ich folgende Betrachtung mache: — „Ihr lieben Mädchen, ahmt mich nicht nach, ſondern betragt euch ſo, daß ihr in jedem Alter einen Gatten, einen Sohn, oder einen Freund findet, der euch wenigſtens ein Reſedaſtöckchen zum Angebinde gibt.“

Die

RACHENDE MASKE.

Novelle.



17.

„Nicht Ihn! Nicht Ihn! O um Mirandens Leben
Wenn dir mein Leben gilt — verſchone ſein!
Jetzt ward mein Los in deine Hand gegeben,
Hurtado ſtirbt auf Erden nicht allein.
Wird ſich der Pfeil in Seinem Blute röthen,
So wird das Herz, das Ihm am Herzen ſchlug,
Der Pfeil des Weh's durchknirrſchen und mich tödten.
Uns birgt derſelbe Aſchenkrug."

18.

Gib Gnade, Fürſt! Hat denn noch nie ein Wallen
Des ſüßen Mitleids deine Bruſt geregt?
Zu deinen Füßen will ich niederfallen,
Bis ich den Sinn des Zürnenden bewegt.
Haſt du des Bluts noch nicht genug getrunken?
Des Menſchen Zorn verrinnt doch in den Sand,
Wo tauſend Opfer in den Staub geſunken,
Iſt denn nicht Einer, welcher Gnade fand?

19.

Mich rette, mich! Am ſchwachen Weibe kühle
Die Mordluſt nicht. Was büß' ich Männerzwiſt?
Mich willſt du ſchonen, nun wohlan, ſo fühle,
Daß mir ſein Tod ein zehnfach Sterben iſt.
Siripa, rette! Bei der heil'gen Liebe!
Kein Thier verwirft der Liebe heilig Flehn.
Beſchäme nicht des eignen Herzens Triebe,
Laß, was du liebſt, nicht hilflos untergehn!

Eines Tages traten zwei junge Mädchen aus dem Dome in Mailand. Die Eine ſtützte ſich auf den Arm ihrer Begleiterin, um ihre ſchwankenden Tritte aufrecht zu erhalten. In ihrem Antlitze trug Julie alle Zeichen eines nahen Todes; ſie litt mit zwanzig Jahren an der Schwindſucht, — nur wenige Wochen blieben ihr noch zu leben, denn ſchon peitſchte der Herbſtwind die abgefallenen Blätter der Bäume. Julie wußte ihr Schickſal; ſie hatte gehört, wie der Arzt ihrem Vater geſagt hatte, daß jede Hoffnung verloren ſei, und der alte Prieſter, der täglich ihren Vater zu beſuchen pflegte, ſprach mit ihr vom Himmel, wie von einem Heimathlande, nach dem ſie jetzt ihre Blicke und Wünſche richten müſſe.

„Theodore," ſagte ſie zu ihrer Freundin mit wehmüthigem Lächeln, „du ſiehſt, alle meine Kräfte verlaßen mich. Ach, wenn ich noch zurückdenke an die Erziehungsanſtalt, wo ich dich kennen lernte, wie war es da ſo ganz anders, wie liefen wir da fröhlich und ſorgenlos durch den Garten, und freuten uns der ſchönen Blumen und der herrlichen Frühlingsluft."

„Die Zeit geht vorwärts, liebe Julie,“ antwortete Theodore, „und bringt uns Dornen, welche verwunden, und Leidenſchaften, welche tödten.“

Theodore war eine Italienerin, ſchön, wie die Frauen Raphaels. Ihre lebhafte Einbildungskraft, durch Dante's Gedichte genährt, welchen ſie unter allen Dichtern am höchſten ſchätzte, hatte ſie frühzeitig in eine Sphäre von poetiſchen Ideen gebracht. Die Liebe war ihr noch unbekannt, aber bittere Erfahrungen hatten, anſtatt ihren Charakter zu ſchwächen, dieſem eine Art männlicher Energie verliehen. Ihre Mutter hatte ſie frühzeitig verloren, ihr Vater war auf dem Schlachtfelde geblieben, und Theodore wurde im Hauſe Juliens als deren Geſellſchafterin aufgenommen; die beiden Mädchen wurden die innigſten Freundinnen, und mit Schmerz ſah Theodore den Augenblick nahen, der ihr Julie auf immer rauben würde.

Als die beiden Freundinnen nach Hauſe kamen, ſetzten ſie ſich auf den Balkon. Theodore ließ ſich ihre Staffelei bringen, und während Julie ihre Guitarre ergriff, verſuchte jene, die ſchönen, aber ſo melancholiſchen Züge ihrer Freundin auf der Leinwand feſt zu halten.

Das Porträt, ſchon vor längerer Zeit begonnen, hätte heute vollendet werden können; allein nachdem Theodore einige Striche gemalt hatte, legte ſie den Pinſel, ungeachtet der Bitten ihrer Freundin, nieder. „Ich bin heute zu ermüdet,“ ſagte ſie, „ſpäter werde ich das Porträt vollenden.“

Allein ſie dachte etwas ganz Anderes. Sie wollte das Porträt erſt dann vollenden, wenn Julie kalt und unbeweglich auf dem Todtenbette liegen würde. Ihre Einbildungskraft arbeitete an einem Plane, den ſie ſorgfältig zu verbergen wußte.

In dieſem Augenblicke ertönte ein herrlicher Marſch, und ein franzöſiſches Regiment, welches damals in Mailand lag, zog vorüber.

„Das iſt ſein Regiment,“ ſagte Julie zitternd, und ihre Wangen überzog brennende Röthe.

„Theodore, ſiehſt du ihn, und blickt er herauf?“

„Nein!“

„Er läßt mich ſterben,“ rief Julie ſchmerzhaft, „ohne mir auch nur einen Blick des Lebewohls zu gönnen. Arthur! Arthur! erfüllſt du ſo deine Schwüre? ein Paradies träumte ich mir; eine Hölle fand ich. In deinen Armen wähnte ich erſt recht zu leben, und ſterben muß ich jetzt ohne dich. Und doch liebe ich dich noch, ich fluche dir nicht, ich verzeihe dir!“

„Aber ich verzeihe ihm nicht,“ dachte Theodore, und führte die halb ohnmächtige Julie zu ihrem bekümmerten Vater.

Ein Monat verfloß, die letzten Blätter fielen ab. Julie ſtarb. Sie ſtarb, ohne daß Arthur ihr den letzten Blick geſchenkt hatte, der ihr die Todesſtunde verſüßt haben würde.

Der alte Speralti ſaß in ſeinem Lehnſtuhle vor dem Bette, wo ſeine Tochter entſchlafen war.

Schweigend ſaß er da, ja manchmal preßten ſich Thränen aus ſeinen grauen Wimpern, und ein tiefer Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt.

Julie hatte im Tode einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Wehmuth behalten. Der Prieſter betete eifrig an dem Todtenbette, und die Dienerſchaft ging leiſe in den Sälen umher, um mit Trauertüchern die verzierten Wände zu bedecken.

Hinter Sperალti ſtand Theodore an der Staffelei, und vollendete das ſchon lange begonnene Gemälde, ſtarr haftete ihr Auge theils auf den geliebten Zügen, die nun bald das Grab bedecken ſollte, theils auf der Leinwand, auf welcher ihr Pinſel ein Meiſterſtück der Ähnlichkeit hervorbrachte; ihre Augen glänzten von übernatürlichem Enthuſiasmus, ihre Lippen preßten ſich mit einem Ausdrucke des Zornes feſt zuſammen.

Das Gemälde war vollendet, und nun wurde die ſtarke Theodore weich und ſchwach. Sie kniete an Juliens Bette nieder, faßte die Hände der todten Freundin, und brach in lautes Weinen aus, dann aber ſammelte ſie wieder ihren vorigen Muth, ſtand auf und trat zu Sperali.

„Sie müſſen ſich von dieſem traurigen Anblick entfernen, mein Vater,“ ſagte ſie. „Erlauben Sie mir, Ihnen dieſen ſüßen Namen zu geben, denn wenn ich auch nicht Ihre Tochter bin, ſo habe ich doch in Julien eine Schweſter verloren.“

Wehmüthig ſah ſie Speralti an, und

ſich auf ihren Arm ſtützend, wankte er in ſein Gemach.

An der Thüre aber hielt Theodore noch einmal an. „Mein Vater," ſprach ſie, indem ſie ſich umwendete und auf Juliens Leiche zeigte, „Ihr wißt, warum Euer Kind ſtarb?"

„Ich weiß es," antwortete Speralti, „ſie liebte einen jungen Offizier, den ich gaſtfreundlich in meinem Hauſe aufnahm, den ich ſogar meinen Sohn nennen wollte."

„Die Arme wurde von ihm ſchändlich verlaſſen; wir müſſen Julien rächen, mein Vater!"

„Ach, ich habe die Kraft nicht mehr, den Degen zu führen, ſonſt wollte ich hintreten vor den Elenden" —

„Nicht Ihr ſollt ſie rächen, ich will es thun!"

„Theodore!" fiel der Prieſter ein, „Gott verbietet die Rache."

Aber Theodore hatte ſich ſchon entfernt. Sie verließ den Pallaſt Speralti's, und eilte zu einem in der Stadt berühmten Neapolitaner, bei dem zur Karnevalszeit die Mailänder ihre Trachten und Masken beſtellten.

„Hier iſt ein Porträt," redete ihn Theodore an, „welches ich Ihren Händen anvertraue, bis zur Zeit, wo die Karnevalsbeluſtigungen zu Venedig ihren Anfang nehmen werden, dann ſtellen Sie es mir zurück ſammt einer Larve, welche genau dieſem Gemälde nachgebildet ſeyn muß; eben dieſer ſtarre, wehmüthige Blick, eben dieſe Bläſſe, kurz unverkennbar dieſes ganze Todtengeſicht. Hier haben Sie Geld, und ſollen, wenn Alles nach meinem Wunſche iſt, noch mehr haben. Als Koſtüm fügen Sie ein Todtengerippe hinzu.“

Der Prinz Eugen kam nach Venedig, und es gab daſelbſt große Feſtlichkeiten. Zu den herrlichſten zählte man jene, welche der Graf Fermo gab. Sein Pallaſt glich einem Feentempel, die Gäſte wandelten durch prächtige Säle und beleuchtete Gärten. Die vortrefflichſte Muſik regte zum Tanze auf, reich gekleidete Masken trieben ihr loſes Spiel und alle Sinne ſchwelgten bis zum Morgen in ſtets veränderten Genüſſen.

Ein junger franzöſiſcher Offizier, Arthur de Bremont, vom Tanze ermüdet, lehnte an einem Pfeiler des Saales, und ſah die fröhliche Menge an ſich vorbeiwogen; da fielen ſeine Blicke auf eine weibliche Maske, welche ihn aufmerkſam zu betrachten ſchien.

Ihre Augen blitzten durch die Larvenöffnungen wie zwei Flammen, und ihr ganzes Weſen hatte etwas Gebieteriſches, was die Aufmerkſamkeit des Offiziers in Anſpruch nahm. Da trat die Maske auf ihn zu. „Lieutenant!“ ſprach ſie, „du bringſt zu einem ſo luſtigen Feſte trübe Blicke und eine gefurchte Stirne.“

„Ich? O nein, aber auch die Fröhlichkeit ermüdet, und ich ruhe nur aus, um mich dann mit neuer Kraft dem Vergnügen in die Arme zu werfen.“

„Fröhlichkeit und Leichtſinn, das iſt ja Euer Wahlſpruch, Franzoſen!“

„Du moraliſirſt, ſchöne Maske. Reiche mir doch deine zarte, weiße Hand, damit ich ſie küſſe für die Sittenpredigt.“

„Galant in Venedig, wie in Mailand, und wie überall.“

„Kennſt du Mailand?“

„Es iſt meine Vaterſtadt und die Vaterſtadt Juliens — Juliens, welche du liebteſt.“

„Julie?“ ſtammelte Arthur verlegen, und beide befanden ſich jetzt in einem nur halberleuchteten Kabinete. — „Julie? wer ſagte dir...?“

„Ihr Franzoſen poſaunt ja Eure Eroberungen ſo ſchnell aus, als ihr ſie macht und wieder vergeßt.“

„Boshafte Schmeichlerin! Aber laſſen wir die Vergangenheit ruhen, ſchöne Mailänderin, die Gegenwart iſt ja ſo herrlich. Erlaube mir aus deinen ſchönen Augen Vergeſſenheit zu ſaugen.“

„So ſprachſt du auch zu Julie, nicht wahr?“

„Julie, und immer Julie, laß die Erinnerung.“

„Du liebteſt ſie aber doch?“

„Nun ja, eine flüchtige Neigung. Ich verſichere dich, ich kann mehr Liebe geben, als ich ihr gab.“

„Aber ſie konnte nicht mehr geben, ſie liebte dich mit ihrer ganzen Seele, und dein Zurückziehen koſtete ihr das Leben.“

„Ach! ſchmeichle mir nicht.“

Der Elende, dachte Theodore, nicht einen Gewiſſensbiß, nicht ein Wort des Mitleids für ſein Opfer.

„Du denkſt nach, ſchöne Mailänderin," fuhr Arthur fort. „Sieh, wir ſind allein in dieſem Kabinete, ich gäbe mein Leben darum, nur einen Augenblick hinter dieſe neidiſche Maske ſehen zu können."

„Du biſt unbeſcheiden, aber ich will deinem Wunſche willfahren, und dies ſogleich. Sage mir nur noch, erinnerſt du dich noch jenes Abends in Mailand, wo du hinter den düſtern Mauern von Sant Ambroſio zu einem jungen Mädchen eben ſo ſprachſt: Hebe dieſen neidiſchen Schleier, laß mich dein Antlitz ſehen, und ich will gerne ſterben ...?"

„Wie weißt du...?"

„Das Mädchen erfüllte deinen Wunſch, ſie hob ihren Schleier, wie ich jetzt meine Maske abnehme. So ſieh' mich denn, Elender!"

Und der Lieutenant ſah — und die Haare ſträubten ſich auf ſeinem Haupte, — mit einem Schrei des Entſetzens fiel er zu Boden.

Zu Mailand ſaß der alte Speralti mit dem Prieſter in ſeinem Gemache, und ſprach mit ihm von ſeiner Tochter, und von dem Wiederſehen in jener Welt.

Da ſtürzte Theodore in Reiſekleidern in das Gemach und rief: „Vater, ich komme von Venedig, ich habe den Mörder Juliens geſehen, deine Tochter iſt gerächt!“

„Und wie?“ fragte erſtaunt der Alte.

„In mir ſah er die Todte wieder. Grauen und Entſetzen raubten ihm den Verſtand.“

Speralti ſtarrte Theodoren an.

Der Prieſter aber ſtand auf und ſprach: „Knie nieder, meine Tochter, bereue und thue Buße, denn dich erfreut die Rache, welche der Ewige verwirft.“

20.

„Du ſpielſt mit mir. Doch regt zu meiner Schande,
Sich noch mein Herz vor deiner Augen Licht.
Es ſey! Er lebe!" Und Hurtado's Bande
Entſinken ſchnell, wie der Gebieter ſpricht.
Sein Athem kehrt, ſein Blut durchſtrömt die Glieder,
Die Freude weckt ihn aus dem Todestraum.
Mirandens Stimme war's. Er ſieht Sie wieder,
Doch bebt ſein Schritt. Er trägt den Wechſel kaum.

21.

Sie aber fliegt mit hocherglühten Wangen,
Von keiner Furcht, von keinem Wahn geſchreckt,
Den ſchwererkauften Gatten zu umfangen,
Der ſehnſuchtvoll den Arm entgegen ſtreckt.
„Halt!" ruft Siripa. „Das war nicht die Meinung,
Du biſt zu raſch. Sein Leben ſchenkt' ich dir;
Doch nicht zu liebeſchmelzender Vereinung,
Das wahrlich nicht! vielmehr gebiet' ich hier:"

22.

Der Weiße lebt um deiner Thränen willen,
Das aber wißt: ihr lebt nicht mehr für euch!
Mit Blicken mögt ihr eure Sehnſucht ſtillen,
Auch klagen euer Leid. Mir gilt es gleich,
Doch macht es kurz und ſchickt, wie ſich's gebühret,
Gefaßt zur Trennung euch. Sie nahet ſchon,
Und merkt euch Eins! Sobald ihr euch berühret;
So iſt der Tod der Flammen euer Lohn.

DAS BILD.

Eine

kleine Novelle.

Als ich noch jung war — ſo erzählte mir ein Freund, — brachte ich mehre Jahre in Italien, dieſem Garten Europas, dieſem Schauplatz der Künſte zu. Ich beſuchte alle geſchichtlichen Monumente, und alle Werkſtätten der berühmteſten Maler und Bildhauer. Auf dieſe Art lernte ich zu Rom auch Rinaldi, einen jungen Künſtler von ausgezeichnetem Talente und vielem Geiſte, kennen. Wir wurden bald Freunde. Ich war faſt täglich bei ihm, ſaß neben ihm bei ſeiner Arbeit und folgte mit großer Theilnahme ſo zu ſagen jedem ſeiner Pinſelſtriche, ich ſagte ihm über Zeichnung und Kolorit, über Anordnung und Wirkung aufrichtig meine Meinung, welche er gerne horte und oft auch zum Nutzen des Bildes anwandte.

Die Mönche von Monte-Caſſino hatten bei Rinaldi eine Verkundigung Maria beſtellt und ihm ein bedeutendes Honorar verſprochen, wenn er das Bild binnen einer gewiſſen Zeitfriſt in ihre Hände liefern würde. Rinaldi machte ſich daher auch ſogleich an die Arbeit.

Man weiß, daß die Ateliers der Künſtler in Rom häufig von Fremden beſucht werden, und daß es für Jene oft unerträglich wird, ſich immer ſo in ihrer Arbeit geſtort und von aufgeblaſenen Kunſtfreunden beurtheilt zu ſehen, welche nur Alles ſehen wollen, um es geſehen zu haben, und ihre Unwiſſenheit in alle Länder tragen. Sie müſſen oft das Geſchwätz von zwanzig Überläſtigen erdulden, bis endlich ein Mann kommt, welcher die Kunſt wahrhaft zu würdigen verſteht, und auf deſſen Urtheil ſie ſtolz ſeyn können. So ging es auch Rinaldi, er bekam Beſuche von allen Seiten, jeder gab ſeine Meinung ab, und der arme Künſtler wußte kaum mehr, woran er ſich halten ſollte. Einer fand, die Farben seien zu lebhaft, der Andere meinte, es fehle an gehörigem Ton, ſo daß mein Freund wie verzweifelt den Pinſel wegwarf und Thränen ihm in das helle ſchwarze Auge traten.

Eines Tages, ich war eben wieder bei Rinaldi, kamen wieder mehre Perſonen in das Atelier und ihre Bemerkungen dienten neuerdings nur dazu, die Geduld meines Freundes auf die Probe zu ſtellen; aber als ſie fort waren, bemerkten wir noch einen Mann von beinahe fünfzig Jahren, welcher ſtarr vor der Staffelei ſitzen geblieben war, und mit Thränen in den Augen das Bild betrachtete, welches der Vollendung nahe war. Er ſchien uns längere Zeit gar nicht zu bemerken, aber endlich ſeufzte er tief und wandte ſich zu uns mit den Worten:

„Was ſetzen Sie für einen Preis für dieſes Bild mein Freund? ich bin Käufer.“

Rinaldi bemerkte dem Fremden, daß dieſes

Bild bereits verkauft ſei, bot ſich aber an, eine Copie deſſelben für ihn zu malen.

„Nein," antwortete er, „dieſes will ich haben, dieſes und kein anderes," und dabei warf er ſo fürchterliche Blicke auf das Bild und meinen Freund, daß dieſer, um ſich nur ſeiner zu entledigen, ihn bat am folgenden Tage wieder zu kommen. Er ſtand auf, grüßte uns, machte einige Schritte gegen die Thüre, kehrte dann wieder um, und betrachtete noch einmal das Bild, ſeufzte, zerdrückte mit dem Finger eine Thräne, drückte Rinaldi die Hand und entfernte ſich.

Wir ſchwätzten noch lange über dieſes ſonderbare Ereigniß, und ſuchten uns zu erklären, welch ein außerordentliches Intereſſe denn dieſer Mann an dem Bilde nehmen konnte, endlich kamen wir überein, es müſſe in dem Kopfe des Fremden nicht ganz richtig ſeyn. Rinaldi meinte, er werde wohl nicht wieder kommen.

Aber ſieh da, ſchon am frühen Morgen des folgenden Tages fand er ſich wieder im Atelier ein, und ſo betrachtete er eine ganze Woche hindurch täglich einige Stunden das Bild, ſo daß uns ſeine Gegenwart ſchon ſehr läſtig wurde.

Eines Tages ſprach er: „Das Bild iſt nun fertig, es gefällt mir, ich werde es morgen abholen laſſen. Ich nenne mich Giulio Leoni," und bevor noch Rinaldi antworten konnte, war er ſchon fort. Am folgenden Tage kamen wirklich zwei Bediente, nahmen das Bild und legten eine doppelt ſo große

Summe dafür in Rinaldi's Hände, als ihm die Mönche von Monte-Caſſino verſprochen hatten. Dieſer beſchloß daher eine Copie für dieſe zu machen, er arbeitete angeſtrengt, um das Bild in das Konvent zur gehörigen Zeit abzuliefern, allein wie er ſich auch Mühe gab, und wie ſchön es auch wurde, es war dennoch nicht mit jenem zu vergleichen, welches Leoni bekommen hatte.

Ich verließ zu dieſer Zeit Rom und ſah Rinaldi erſt nach einem Jahre wieder.

Kaum in der ewigen Stadt wieder angelangt, eilte ich in das Atelier meines Freundes und war nicht wenig verwundert, das einſt von dem Grafen Leoni gekaufte Bild wieder daſelbſt zu finden. Meine erſte Frage an Rinaldi, als wir uns herzlich bewillkommt hatten, war auch, wie denn dieſes Bild wieder in ſeine Hände komme? Mein Freund zeigte mir ein kleines Packet, das er von Leoni, welcher in der verfloſſenen Nacht geſtorben war, erhalten hatte, und ſprach: „Lies dies, mein Freund, und es wird dir Alles klar werden. Es iſt der lezte Wille des Grafen.“

Ich ſetzte mich und las folgende Geſchichte:

„Ich werde ſie nie vergeſſen. Noch jezt ſteht ſie vor mir in all ihrem Zauber, mit ihren langen kaſtanienbraunen Haaren, mit ihren himmliſch blauen Augen, von ſchwarzen Brauen überſchattet. O dieſe Augen, ſie beſtritten den Sternen am azurnen Himmel ihren Glanz. Ach Iſabella, meine erſte, meine einzige Liebe! du warſt zu ſchön für dieſe

Erde, in welcher du nichts dir Ähnliches zurückließeſt! Nein, nie werd' ich dich vergeſſen, Iſabella!

„Ich liebte ſie leidenſchaftlich. Ich war eiferſüchtig auf jeden ihrer Blicke, auf jedes ihrer Worte. Eines Tages ging ſie in den Garten von Florenz ſpazieren. Ein Kind fiel vor ihr nieder und verwundete ſich am Arme. Da ſetzte ſie ſich zu dem Kleinen auf den Raſen, nahm es auf ihren Schooß und küßte es weinend. Ich eiferte ſogar mit dieſem Kinde. Schließt daraus auf die Heftigkeit meiner Leidenſchaft. Ich beneidete ſelbſt die Nadel in ihrem Haare um das Glück ſich auf dieſem ſeidenen Schmucke zu wiegen. Kurze Zeit nachher wurde ich ihr vorgeſtellt und ein Theil meiner Wünſche dadurch erfüllt. Ich hatte mich unausſprechlich darnach geſehnt mit ihr nur einmal ſprechen zu können, und jetzt war ich mehre Tage unvermögend auch nur ein Wort hervorzubringen, ich, der in der Welt für einen geiſtreichen jungen Menſchen galt, ſtand da, wie ein blöder Dummkopf.

„Ich heftete meine Blicke ſo feſt an die ihrigen, daß ich ſie erröthen ſah, aber dennoch war kein Ärger zu ſehen, es war nur die holde Scham eines jungen Mädchens über eine zu leidenſchaftliche Bewunderung. Von nun an beſchäftigte ich mich ausſchließend mit ihr, ich war ihr ſo ergeben, daß ſie mich bald vor allen übrigen jungen Männern, welche ſie umgaben, auszeichnete.

„Iſabella lebte mit ihrer Tante, der Marcheſe

Grimani, welche keine böſe, aber eine ſchwache und eitle Frau war; ſie ſchmückte ſich eigentlich ſelbſt mit dem Range und der Menge von Iſabellens Anbetern, und — ach warum muß ich es geſtehen, — ſie pries ihr Idol ſo ſehr, daß Iſabella kokett werden mußte.

„Als ich ihr dieſen Fehler vorhielt, heftete ſie ihre ſanften und beredten Augen auf mich, und liſpelte mir zu: „Ich wollte wohl gerne Allen gefallen, aber ich liebe doch nur dich, dich allein.“ Ich beklagte mich ferner nicht mehr.

„Eines Abends im Pallaſte Mozzi, wo ein Konzert gehalten wurde, ſuchte ich vergebens mich meiner Angebeteten zu nähern, ſie wurde von dem Grafen Adolfo Visconti begleitet. Wuth und Eiferſucht bemächtigten ſich meiner, und klammerten ſich furchtbar in meine Seele.

„Als Iſabella und ihre Tante ſich zu gehen anſchickten, bot ich mich an ſie zum Wagen zu begleiten. Iſabella dankte mir kalt, ging an mir vorüber und nahm den Arm Visconti's, der mich triumphirend anblickte.

„Ich ſtand da wie vom Blitze gerührt, dann ſtürzte ich mich ihnen nach, feſt entſchloſſen von dem Grafen Rechenſchaft über ſein Lächeln zu fordern, aber ich kam eben noch zurecht, als der Graf, der mit in der Marcheſe Wagen geſtiegen war, Befehl gab, fort zu fahren.

„Ich kam in einer Art Wahnſinn zu Hauſe an. Ich ſtampfte mit den Füßen, ich geberdete mich wie ein dem Tollhauſe Entſprungener. Mein Bedienter horchte erſchrocken an der Thüre und meinte, ich habe den Verſtand verloren, und als den Verwünſchungen und Ausrufungen endlich plötzlich eine Grabesſtille folgte, ich ſei todt, trat in's Gemach und fand mich in einem hitzigen Fieber auf dem Bette ausgeſtreckt liegen. Man ließ einen Arzt kommen und mehre Tage hindurch hatte man wenig Hoffnung mich zu retten. Ach, warum nahm mich der Tod nicht damals fort, wie viel Unglück hätte er mir erſpart?

„Ein ganzer Monat verfloß, bis ich das Bett wieder verlaſſen konnte. Meine erſten Schritte wendeten ſich zur Wohnung der Marcheſe, ich näherte mich Iſabellens Boudoir mit ſo ſtarken Herzſchlägen, daß ich anhalten mußte, um nur nicht umzuſinken. Sie ſaß, als ich eintrat, auf einem Ruhebette nahe am Fenſter, und nie waren ihre Blicke ſanfter, obſchon ihre Wangen mir bläſſer vorkamen, als ſonſt. Neben ihr lag ihre Guitarre. Und ihre Augen, ihre himmliſchen Augen, waren mit Thränen gefüllt.

„Ich ſprach ſie an; als ſie den Ton meiner Stimme vernahm, ſchien ſie zu erbeben und ſtand auf. Ich wollte ihre Hand faſſen, allein ſie wich zurück und ſprach zu mir: „Graf Leoni, gehen Sie, Ihre Gegenwart hier darf ich nicht dulden," und dabei wollten ſich ihre Lippen gewaltſam zu einem höhniſchen Lächeln zuſammenziehen, aber ihre Augen widerſprachen, Thränen rollten daraus hervor.

„Mein Leben! meine Seele! meine angebetete Iſabella!“ rief ich. „Wie haben Sie ſich ſo verändert, ſeit jenem ſchrecklichen Konzert? Sie wiſſen wohl, wie ſehr mich jene Nacht ergriff, ich habe ſeitdem mein Bette nicht verlaſſen, war krank, ſterbend. O wäre ich hinüber gegangen, mir wäre beſſer.“

„Krank? — ſterbend?“ rief Iſabella. — „Und man ſagte mir, Sie hätten mich verlaſſen um eine Liebſchaft mit der Tänzerin Lauretta anzuknüpfen?“

„Mein Vetter hatte wirklich ſolch eine entehrende Liaiſon angeknüpft, und er trug auch meinen Namen, ich konnte alſo Iſabellens Irrthum begreifen und ſuchte ihr denſelben zu benehmen. Ich faßte ihre Hand, küßte und leiſtete ihr die heiligſten Schwüre meiner ewigen Liebe und Treue, als plötzlich der Graf Adolfo Visconti eintrat, ſein Auge funkelte vor Zorn, meines glänzte nicht weniger, und auch mein Blick war nicht weniger drohend als der ſeinige. Ich ließ Iſabella's Hand nicht fahren, welche blaß wie eine Statue auf ihr Bett ſank mit dem Ausrufe: „Mein Gemahl!“

„Iſabella war wirklich verheirathet, und ich zu einem Leben voll Qual verurtheilt.

„Visconti zog ſeine Gemahlin aus dem Gemache und ich verließ das Haus. Ich ſchrieb an Visconti und forderte ihn zu einem Zweikampfe auf Tod und Leben. Mein Bote brachte mir den Brief unerbrochen zurück. Visconti hatte mit

23.

„So nimm uns gleich! ruft mit entſchloſſ'ner Seele
Das edle Weib. Gib uns den ſüßern Tod!
Nicht mit der langen Todesmarter quäle
Mein blutend Herz dein ſchreckliches Verbot.
Ich acht' es nicht: mich rufen höh're Pflichten,
Thu', was du willſt: ich folge der Natur,
Ich muß den Hader meines Buſens ſchlichten,
Eins ſtrebt mein Herz, Eins denk' und weiß ich nur:"

24.

„Er iſt mein Gatte. Für den Lauf der Zeiten
Knüpft mich an ihn die heiligtheure Pflicht,
In Tod und Leben muß ich ihn geleiten,
Ihn laſſen darf ich, will ich, kann ich nicht,
Hinweg, du Zagen, weg, du blödes Bangen!
Was iſt es mehr! Komm, komm, mein Blutgemahl!
Auf, an mein Herz! In glühendem Umfangen
Sinkt uns des Lebens, wie der Sehnſucht Qual."

25.

„Ach, theures Weib! Mirande, o Mirande!
So hofft' ich nicht der Liebe Wiederſehn,
Schwach bin ich, ſchwach. Laß mich in meine Bande,
Mich laß zurück zum zweiten Tode gehn,
Du ſollſt nicht ſterben, nein, du ſollſt nicht ſterben,
Ich opfre dir den Reſt des Lebens auf,
Um ſolchen Preis will ich dich nicht erwerben,
Mich ſchreckt, mich ſchreckt der ſchmerzlichhohe Kauf."

ſeiner Gattin Florenz verlaſſen und Niemand wußte, wohin ſie gezogen ſeien. Die Marcheſe Grimani war nach Paris abgereiſt einige Tage nach der Verlobung. Nichts gab mir Aufſchluß, wo ich das Ehepaar finden könnte. Ich ſank in dumpfes Brüten, in eine gänzliche Abgeſpanntheit, nichts machte mehr Eindruck auf mich; denn mein Herz war nur von einem einzigen Gefühle voll.

„Ich durchreiſte ganz Italien um Iſabellen zu finden. Sie noch einmal zu ſehen und dann zu ſterben, war mein einziger Gedanke, mein einziger Wunſch. Ich beſtimmte mich dann nach Paris zu gehen, um vielleicht von der Marcheſe Grimani den Aufenthalt ihrer Nichte zu erfahren. Als ich ſchon Vorbereitungen zu meiner Abreiſe traf, las ich in den Zeitungen den Tod des Grafen Adolfo Visconti. Er war in Neapel vom Pferde geſtürzt und augenblicklich todt geblieben.

„Noch ein Funke von Hoffnung fiel in meine Seele. Ich eilte nach Neapel, ich reiſte Tag und Nacht, und als ich ankam — war Iſabella nicht mehr. Der Anblick ihres zerſchmetterten Gatten hatte einen ſolchen Eindruck gemacht, daß ſie an einer zu frühen Entbindung ſtarb, indem ſie einem Kinde das Leben gab, das ſeine arme Mutter nie kennen ſollte.

„Gott! mein Gott! wie kommt es, daß ich noch lebe?“ — — — —

Als ich dieſes geleſen hatte, wandte ich mich zu Rinaldi und er ſprach zu mir: „Höre mich nun und preiſe mit mir die Wege der Vorſehung. Ich bin der Sohn Iſabellens. Ich beſitze ein Porträt meiner armen Mutter, die ich nie gekannt, und dieſes diente mir zum Vorbilde meiner Maria. Die Aufregung des Grafen Leoni, als er meine Verkündigung ſah, beweiſt dir die Ähnlichkeit mit dem Porträt.“

„Drei Wochen ſind es nun, daß mich der Graf zu ſich rufen ließ. Ich fand das Bild neben dem Bette, in welchem er lag, aufgeſtellt, ſeine Blicke hingen ſtarr daran, und ſo blieb er bis zu ſeinem Tode. Oft liſpelte er kaum vernehmbar: O meine Iſabella! bald werden wir nun auf ewig vereinigt ſeyn.

„Ich ſagte ihm, es ſei doch ſonderbar, daß der Name Iſabella, den er ſo oft ausſpreche, auch der Name derjenigen Perſon ſei, nach deren Bilde ich meine Verkündigung gemalt habe.

„Ich habe Sie nie gefragt, wo Sie das Original zu dieſem herrlichen Bilde hergenommen haben. Ich fürchtete zu erfahren, es ſei eines jener gewöhnlichen Frauenzimmer, welche ſich die Künſtler ob eines oder des andern körperlichen Reizes zum Modelle wählen. Es würde mich unangenehm berührt haben, hätte ich denken müſſen, ein weniger reines Weſen, als der Gegenſtand meiner Liebe, habe ſo zauberiſche Formen beſeſſen.“

„Ich ſagte ihm, daß das Urbild nicht mehr auf Erden wandle, und daß es meine Mutter geweſen ſei. Er druckte mir heftig die Hand und bat mich, ihm das Porträt zu zeigen. Er erkannte es auf der

Stelle. „Ja ſie iſt es,“ rief er, preßte es an ſeine Lippen, und wandte ſich dann mit den Worten zu mir: „Sie haben alſo Ihren Namen verändert?“

Ich erklärte ihm, wie meine Armuth mich gezwungen habe, Hilfe bei meinem Künſtlertalent zu ſuchen, und wie ich geglaubt habe, meinen Namen verändern zu müſſen, um nicht den Stolz meiner Familie zu beleidigen.

Er umarmte mich, hielt mich lange an ſein Herz gedrückt, und als er fühlte, daß dies bald zu ſchlagen aufhoren werde, ließ er einen Notar rufen, um ihm ſeinen letzten Willen zu diktiren. In der verfloſſenen Nacht ging er hinüber, und als ſein Teſtament geöffnet wurde, fanden ſich darin folgende Verfügungen:

1. Eine prächtige Kapelle ſoll gebaut, und das Bild der „Verkündigung Mariä“ darin als Altarblatt aufgeſtellt, darin ſollen jeden Tag drei Meſſen zum Seelenheil meiner bis in den Tod geliebten Iſabella geleſen werden.

2. Mein ganzes übriges Vermögen vermache ich dem Sohne Iſabellens, welcher unter dem Namen Rinaldi jenes Bild gemalt hat.

„Gott ſegne meinen Wohlthäter!“ ſetzte Rinaldi mit einer Thräne im Auge hinzu, und ich drückte ihm gerührt und ſchweigend die Hände.

Der
CHRISTINOS.

Hiſtoriſche Novelle.

Es war vor beiläufig zwei Jahren, in der Badeſaiſon, als eine Geſellſchaft von Herren und Damen, welche bereits die bemerkenswertheſten Gegenden der Pyrenäen beſucht hatten, an jenes äußerſte Ende des Thales von Luchon kamen, wo der enge Paß von Venasaue Frankreich mit Spanien in Verbindung ſetzt. Man berathſchlagte, ob man die Reiſe noch bis Arragon fortſetzen und auf dieſe Art es wagen ſollte, einer Partei von Carliſten oder Chriſtinos in die Hände zu fallen, welche die Gegend durchſtreiften, ſich wechſelſeitig mit Kugeln begrüßend.

Die Damen ließen ſich von der Gefahr nicht zurückſchrecken; denn ſie hatten keinen Begriff von den Gräueln eines Bürgerkrieges, der mit der größten Erbitterung und Grauſamkeit geführt wird; und ſchon war man überein gekommen, vorwärts zu ſchreiten, als hinter dem Vorſprunge eines Felſens eine blaſſe, blutige Geſtalt, einem Geſpenſte ähnlich, hervortrat. Man wich vor Entſetzen und Abſcheu zurück; allein als man überlegte, daß man die Gewalt auf ſeiner Seite habe, und da man bemerkte, daß das Geſpenſt ſich nur mit Mühe vorwärts ſchleppte, blieb man ſtehen und erwartete es.

Es war ein Mann mit Lumpen einer Uniform bedeckt, und einen Sack auf dem Rücken tragend. Er wankte gegen die Geſellſchaft vorwärts, und mit ſchwacher Stimme flehte er in ſpaniſcher Sprache um Hilfe und Erbarmen.

Die Wegweiſer in den ſpaniſchen Gebirgen ſprechen ſpaniſch und franzöſiſch. Der Wegweiſer der Geſellſchaft überſetzte ſeine Worte, welche übrigens ſchon durch ſeinen Anblick und ſeine Geberden verſtändlich wurden, und alſogleich war Alles um den Bemitleidenswerthen beſchäftigt; die Reiſeſäcke wurden geöffnet, man reichte ihm ein Glas Rum, er ſchüttete davon einige Tropfen in die Hand, rieb ſich damit die Schläfe, und trank das Übrige. Dann, etwas geſtärkt, blickte er die um ihn Stehenden in der Reihe an.

„Tauſend Dank, meine Damen und Herren!“ ſprach er im guten Franzöſiſch zum Erſtaunen ſeiner Wohlthäter. „Ihre Ankunft in dieſer wilden Gegend hat mir das Leben gerettet, ich leide fürchterlich an Wunden. Das Fieber, die Erſchöpfung und der Durſt haben mich ſo ermattet, daß ich hier hätte vergehen müſſen.“

Die Bemühungen für den Armen wurden fortgeſetzt. Mit Waſſer aus einer nahen Quelle hatte man ihm das Blut vom Geſichte gewaſchen; denn er ſchien am Kopfe verwundet. Die feinen Sacktücher der ſchönen Damen waren ſchnell in Stücke zerriſſen und zu Kompreſſen und Verbänden verwendet.

Als dieſes geſchehen war, bemerkte man, daß der Arme ein großer, ſchöner Mann war. Seine braune Geſichtsfarbe, ſeine ſtolzen, ausdrucksvollen, ſtarken Züge und ſein lebhaftes Auge trugen die ſpaniſche Eigenthümlichkeit an ſich. Jemand fragte ihn, ob er ein Spanier ſei? „Ja,“ antwortete er mit Bitterkeit, „ich bin ein Spanier und war Soldat unter den Fahnen der Königin Chriſtina. Vor ſechs Tagen ſtießen wir auf einen Haufen Carliſten und ſchlugen uns. Ich wurde verwundet, hier (er zeigte auf ſeinen Kopf) und hier (er deutete auf die rechte Hüfte). Aber alle die Schmerzen ſind nichts gegen das, was ich hier leide,“ und dabei drückte er beide Hände krampfhaft auf ſein Herz.

„Ihr Wunſch iſt alſo vermuthlich nach Frankreich hinüber zu gehen?“ fragte man ihn weiter. „Ja, o ja!“ antwortete er lebhaft. „Ich deſertire, denn dieſer Krieg macht mir Grauen. Ich ließe mich lieber in den Kerker werfen und erſchießen, als länger Theil daran zu nehmen. — O! vor Allem dieſe letzte fürchterliche Begebenheit!“ — Und bei dieſen Worten ſenkte ſich ſein Antlitz in ſeine beiden Hände, große Thränen rieſelten zwiſchen den Fingern herab, ſeine Knie brachen und er wurde ohnmächtig. Durch dieſen Zuſtand beunruhigt, machte man in Eile eine Tragbahre aus Baumzweigen zuſammen, legte den Verwundeten darauf, umgab ihn und trug ihn, mit Mänteln und Shawls bedeckt, nach Luchon herab, wo man einen Wundarzt und alle nöthige Hilfe zu finden hoffte.

Eine ſo intereſſante Epiſode in die Reiſe der Geſellſchaft geworfen, war, ungeachtet des Mitleids für den armen Gegenſtand derſelben, doch auch nicht ganz unwillkommen, man ſprach nur von dem Chriſtinos und belagerte den ganzen Tag das Haus, in welches man ihn gebracht hatte, um Nachrichten über ſeine Geſundheit zu erhalten. Beſonders war die Theilnahme durch ſeine letzten Worte aufgeregt worden. Jeder erklärte ſie nach ſeiner Idee, und machte entweder einen politiſchen oder Liebesroman daraus, je nach ſeinem Geſchlechte oder Alter. Man erwartete mit einer Ungeduld, an welcher — zum Nachtheil des menſchlichen Herzens muß es geſagt werden — das Erbarmen weniger Antheil hatte, als die Neugierde, die Geneſung des Armen, hoffend, daß er dann ſeine fürchterlichen Lebensabenteuer erzählen werde.

Endlich erklärte der Arzt, daß der Spanier außer Gefahr ſei und die Perſonen empfangen könne, welche ihm das Leben gerettet haben, aber auch nur dieſe allein.

In einem ärmlichen Zimmer eines kleinen Hauſes in Luchon ſaß der ſpaniſche Soldat in einem großen Lehnſtuhl und die Geſellſchaft rund um ihn, ſein edles Antlitz durch die Krankheit noch mehr gebleicht, ſein herrlicher Wuchs, der ſich in den Falten eines langen braunen Mantels abdrückte, ſein lebhaftes Auge machten den größten Eindruck auf alle Anweſenden.

Nach den Fragen um ſein Befinden, ſuchte

26.

„O dort an Kabot's unglückſel'ger Mauer,
O warum brach mir nicht das matte Herz?
Warum, geſellt zu der Gefährten Trauer,
Ging ich nicht unter in dem herben Schmerz?
Allein, behalten zu noch herberm Wehe,
Ward ich geſpart für dieſer Stunde Pein,
Jetzt erſt erklomm ich meines Elends Höhe:
Ich ſelbſt ſoll Mörder der Geliebten ſeyn!"

27.

„Laß mich hinweg. Freiwillig laß mich eilen,
Den Troſt gewinnen, der mein Herz erhebt,
Daß, weil ich floh, ſtatt meinen Tod zu theilen,
Obgleich getrennt von mir, Miranda lebt.
Groß iſt der Muth ein Leben zu ertragen,
Das allen Reiz mit ſeinem Preis verlor,
Mirande! auf, laß uns die Probe wagen,
Wozu des Schickſals Härte uns erkor."

28.

„Leb wohl, leb wohl? Es gilt ſich los zu winden,
Mit des Entſchluſſes ſiegender Gewalt.
Laß denn mich fliehn und fern mein Schickſal finden,
Ich find' es ganz gewiß, ich find' es bald.
Laß uns hinüberblicken zu den Sternen,
Dort in der blauen Himmelslüfte Wehn,
Hiernieden nicht, nur dort in jenen Fernen,
Iſt der getreuen Liebe Wiederſehn."

man ihn auf den Punkt zu bringen, auf welchem man ihn haben wollte. Man fragte ihn, worin man ihm nützlich ſeyn könne, wenn er anders den Wunſch hege, in Frankreich zu bleiben. Er beſtätigte mit ſichtbarer Bewegung, daß ſein Entſchluß, nicht mehr nach Spanien zurückzukehren, unumſtößlich ſei. Man verwunderte ſich über eine ſolche entſchiedene Abneigung gegen ſein Vaterland und bemerkte, daß, um ſie zu rechtfertigen, äußerſt wichtige Gründe vorhanden ſeyn müßten. „O ja!“ rief er aus, „ſehr wichtige; urtheilen Sie ſelbſt, meine Herren und Damen!“

Bei dieſen Worten malte ſich Befriedigung auf allen Geſichtern. Man hatte das gewünſchte Ziel erreicht, die angeſchlagene Saite gab den Ton, den man hoffte. Man rückte die Stühle näher, alle Augen hefteten ſich auf den Spanier, und mit geſpannter Erwartung lauſchten alle Ohren.

„Ich bin der Sohn eines Landmannes,“ begann der Spanier ſeine Erzählung. „Mein Vater war Gärtner in Saragoſſa. Seine erſte Frau hatte er verloren, ſie hinterließ ihm einen Sohn: er verehelichte ſich wieder und ich bin der Sohn dieſer zweiten Ehe. Mein älterer Bruder war ſtolz und ſchroff. Wir haben in Spanien ein Sprichwort, welches heißt: Wenn Ihr einem Arragonier einen Nagel gebt, ſo wird er ihn eher mit ſeinem Kopf einſchlagen, als auf einen Hammer warten, und mein Bruder rechtfertigte dieſes Sprichwort. Er konnte ſich mit ſeiner Stiefmutter nicht vertragen, welche nur Sorgfalt und Zärtlichkeit für mich zeigte. Er zählte zwölf Jahre, ich zwei, als die Heerden ihren jährlichen Gang auf die Berge antraten. Er ließ ſich von dem Mayoral der Provinz zum Hüter aufnehmen, und verließ das väterliche Haus. Das iſt nun 25 Jahre und er kehrte ſeitdem nicht wieder zurück. Ich konnte mich ſeiner Züge gar nicht mehr erinnern, ach mein Gott! mein Gott! warum mußt' ich ihn wieder ſehen."

Die Stimme des Erzählers erſtickte in Schluchzen, und Thränen floſſen über ſeine Wangen herab, allein ſich faſſend trocknete er ſie mit der umgekehrten Hand ab und fuhr fort: „Von meiner Mutter verhätſchelt, wurde ich bald halsſtärrig und ungehorſam; vergebens wollte mich mein Vater ſeine Kunſt lehren, die Gärtnerei mißfiel mir; anſtatt zu arbeiten lief ich fort und ſpielte mit den Kindern meines Alters, und wurde ſo bald einer der liederlichſten Jungen in der ganzen Gegend. Ich machte Bekanntſchaft mit einem Schmuggler, der Wein, Branntwein und Tabak nach Frankreich ſchwärzte und dafür Spitzen und Bijouterien zurückbrachte. Er ſchlug mir vor, Gefahr und Nutzen mit ihm zu theilen, das herumſtreifende Leben gefiel mir, ich nahm ſeinen Vorſchlag an, und zehn Jahre hindurch trieb ich dieſes gefahrvolle Metier, oft die Streiche der Gränzwächter duldend, noch öfters ſie austheilend, aber immer fröhlich und unabhängig. Meinen Reiſen zu jener Zeit danke ich es auch, daß ich Ihre Sprache lernte, meine Herren und Damen, und daß ich Ihnen dies ohne Dolmetſch zu erzählen im Stande bin. Indeſſen hatte ſich der Bürgerkrieg entſponnen. Don Carlos hatte Navarra aufgewiegelt und die Königin Chriſtina ſandte Truppen ab, die Empörer zu unterjochen. Die Contrebande von Waffen und Munition für die Carliſtiſche Partei war einträglich, und wir ergaben uns derſelben einige Zeit mit Gewinn; allein die Chriſtinos wurden bald wachſamer, und ich und meine Kameraden wurden mit einem nicht unbedeutenden Transport von Pulver und Blei gefangen. Unſer Prozeß war bald gemacht und wir ſollten erſchoſſen werden. Schon war das Urtheil geſprochen, und wir erwarteten den Prieſter, der uns zur letzten Reiſe bereiten ſollte, als ſtatt deſſen der Kapitän eines Regimentes der Königin zu uns in das Gefängniß trat. Er bot uns Gnade an, wenn wir der Königin den Eid der Treue leiſten und unter ihrer Fahne Dienſte nehmen wollten. Für uns gab es keine politiſchen Neigungen; wir ſahen in dieſem Vorſchlag nur einen Handel, bei welchem aller Vortheil auf unſerer Seite war, und nahmen ihn an. Wir zogen die Uniform an und marſchirten gegen die Carliſten. Ach, ich war von einem unehrlichen Lebenswandel zu einem ehrlichen übergegangen, aber hier erſt ſtämpelte mich das Schickſal willenlos zum größten Verbrecher!“

„Verbrecher!“ murmelte man von allen Seiten in der Geſellſchaft. Man ſchauderte zurück, aber die Theilnahme an dem ſchönen Verbrecher ward nur um ſo größer. Mit noch größerer Aufmerkſamkeit hörte man ihm zu, und er fuhr fort:

„Unter den Häuptlingen der Guerillas, welche am meiſten die Truppen der Königin beunruhigten, bemerkte man vor allen Einen, den man den Mayoral nannte, weil er lange Zeit das Haupt der Viehhirten in der Provinz war. Seine Kühnheit und Unerſchrockenheit machten ihn eben ſo furchtbar, als ſeine Localkenntniſſe. Bald ſtand er mit einem Haufen vor uns, wo wir ihn am wenigſten vermutheten, und bald, wenn wir eben glaubten, ihm auf der Spur zu ſeyn, war er wieder wie verſchwunden. Er hatte die ganze Gegend gegen uns aufgewiegelt. In Berückſichtigung meines früheren Lebenswandels glaubte man, daß ich der tauglichſte ſeyn werde, ſeine verborgenen Schlupfwinkel zu entdecken; man vertraute mir alſo das Detaſchement an, welches beſtimmt war, dieſen furchtbaren Guerillas mit ſeiner Truppe aufzuheben. Wir brachen von Pampeluna auf, ſchlugen uns auf der Straße von Saragoſſa, rückten über Taſſala und Tudela bis nach Caparoſa vor, ohne unſern beſtimmten Feind zu treffen. In dem Maße, als wir uns weiter entfernten, waren wir auch gezwungen, größere Vorſicht zu gebrauchen. Wenn ſich ein Soldat von der Colonne entfernte, ſo wurde er von den Bauern ermordet, welche ſich in jedem Hauſe verſchanzten und aus jedem Strauche hervorſchoſſen. Wir vergalten ihnen aber altes Übel getreulich, was ſie uns zufugten; Jeder,

der uns begegnete, ſchuldig oder unſchuldig, wurde niedergehauen. Auf dem linken Ufer des Fluſſes Arragon fanden wir in einer waldigen verlaſſenen Gegend, Bardena del Rey genannt, ein Kind von beiläufig zwölf Jahren. Bei unſerer Annäherung verbarg es ſich unter das Geſtrüppe, aber wir bemerkten es und zogen es hervor. Es trug einen kleinen Sack voll Eßwaaren, Maisbrot, einige Schnitten Speck, Mandeln und Feigen. Vermuthlich Proviſion für die Rebellen. Wir nahmen ihm den Sack und fragten das Kind, wohin es denſelben tragen ſollte.

„Zum Mayoral,“ antwortete es ſtolz.

„Wo iſt der Mayoral?“

„Das ſag' ich Euch nicht.“

„Iſt er allein?“

„Wenn Ihr ihn finden werdet, ſo werdet Ihr's ſchon ſehen.“

„Führe uns zu ihm.“

„Da rühr' ich keinen Fuß.“

Man behandelte auf dieſe kühnen Worte den widerſetzlichen Kleinen ſehr grauſam. Allein er blieb ſtandhaft. Ach, wie ſchön und muthig er war, dieſer Heldenknabe! Er antwortete auf alle Stöße und Schläge nur mit dem Ausruf: „Viva el rey Carlos! Muera la reyna gobernadora!“ Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, was er litt, denken Sie ſich die größten Grauſamkeiten, und Sie werden noch hinter der Wahrheit zurückbleiben. Endlich blieb er todt auf dem Platze. Bald darauf, vielleicht durch das Geſchrei des Kindes herbeigerufen, ſahen wir ein Detaſchement Feinde gegen uns kommen. Sie wurden durch einen großen, ſtarken und tapfern Mann befehligt, der ſich mit einem Muth und einer Hartnäckigkeit ſonder gleichen ſchlug. Es war der Mayoral. Wir waren ſtärker, und das kleinere Häuſlein der Feinde beſtand großtentheils aus ſchlecht bewaffneten Bauern, welche ſich ohne Ordnung ſchlugen; daher wurde ein großer Theil von ihnen niedergemacht, die übrigen nahmen die Flucht in das Gehölze. Ich hatte mich gleich bei Anfang des Gefechtes dem Mayoral ſelbſt entgegen geſtellt; wir fochten lange Zeit ohne entſchiedenen Vortheilen, endlich gelang es mir, dem Jüngeren und Stärkeren, ihn zu Boden zu werfen, und mit einem Kolbenſchlag ſtreckte ich ihn todt zu Boden.“

Bei dieſen Worten erſcholl ein allgemeiner Schrei des Entſetzens.

„Ha! das iſt unbarmherzig!“ ſagte eine Dame.

„Was wollen Sie!“ fragte der Spanier, „das iſt das Unvermeidliche des Krieges. Ach! ich wurde hart für dieſe That beſtraft.“

Einige Fläſchchen mit Kölnerwaſſer thaten ihre Schuldigkeit bei den Frauen, die Ruhe war wieder hergeſtellt und der Erzähler fuhr fort:

„Wir nahmen den Todten, was ſie am Werthe bei ſich trugen. Ich erblickte unter dem Hemde des Mannes, den ich hingeſtreckt hatte, eine ſilberne Uhr an einer Haarkette. Dieſe nahm ich. Die Feinde, welche ſich nur zerſtreut hatten, kamen bald in größerer Anzahl wieder zurück. Sie überfielen uns unvorgeſehen und richteten ein groſſes Blutbad unter den Unſerigen an.

Dabei erhielt auch ich dieſe Wunde in der Seite. Die Klinge eines Meſſers drang hier, unter der Rippe, hinein. Ich fiel und blieb beſinnungslos liegen. Unſere Truppen flohen und wurden verfolgt, und dies rettete mir das Leben, weil die Feinde nicht Zeit hatten, den Verwundeten den Garaus zu machen. Das Gefecht hatte am Abend Statt, und ich lag die ganze Nacht auf dieſer Stelle. Bei den erſten Strahlen der Morgenſonne, als ich rund um keine Feinde gewahrte, ſchleppte ich mich, ſchwach und voll Blut, zu einigen Hütten, welche ich nicht weit entfernt erblickte. Alle Männer hatten ſich bewaffnet, ich durfte alſo hoffen, nur mitleidigen Frauen in die Hände zu fallen, und ich glaubte alſo, ungeachtet meiner Uniform, als Chriſtinos keine Gefahr zu laufen; als ich mich einer der Hütten genähert hatte, ſah ich auch wirklich ein Weib bei einem Fenſter herausſchauen, ich gab ihr Zeichen und flehte, den Hut abnehmend, um Barmherzigkeit; allein ohne mir zu antworten, trat ſie nur einen Augenblick von dem Fenſter weg, kam aber gleich wieder, und ſchoß mit einer alten Flinte auf mich. Die Kugel pfiff über meinen Kopf weg. Ich eilte, was ich konnte, unter dem Schutze einiger Bäume davon, und verlor endlich die Häuſer aus dem Geſichte. Mit unendlicher Mühe und unſäglichen Schmerzen zog ich nun im Freien unbemerkt meine Uniform aus, und indem ich ſie in einem Bündel auf dem Rücken trug, ſetzte ich meinen beſchwerlichen Marſch fort, einen Fluß oder eine Quelle ſuchend; denn ich hatte das Wundfieber und der Durſt plagte mich fürchterlich. Ich fand keinen Tropfen Waſſer in dieſer ſandigen Ebene. Die Sonne ſtand gerade über meinem Haupte, ihre brennenden Strahlen fielen auf meine Wunden, ich litt unſägliche Schmerzen. Ach, freudig hätte ich einen ſchnellen Tod dieſer langſamen Marter vorgezogen. Endlich ſah ich ein einſames Haus. Nachdem ich meine Seele Gott und allen Heiligen empfohlen hatte, beſchloß ich darauf zuzugehen, es möge auch geſchehen, was da wolle. Ich pochte an die Thür, freilich etwas zaghaft; denn es handelte ſich in dieſem Augenblicke um Leben oder Tod."

„Eine Frau öffnete die Thür mit Vorſicht nur halb. Ich ſtreckte ihr meine Hände flehend entgegen und rief: „Habt Mitleid, gute Frau, mit einem armen Soldaten."

„Ein Soldat!" ſchrie ſie erſchrocken. Auf ihren Schrei waren ein großes Mädchen und zwei kleinere Kinder, aber nur zitternd, herbeigelaufen.

„Seid Ihr allein, oder folgen Euch eure Kameraden?" fragt die Mutter.

„Wer weiß, wo dieſe ſind, wenn ſie anders den Carliſten entronnen ſind."

„Was wollt Ihr damit ſagen?"

„Ihr wißt alſo nichts von dem Gefechte geſtern Abends?"

„Nichts."

„Ach, meine guten Leute, Ihr würdet nicht ſo ruhig ſeyn, wenn die Chriſtinos Sieger geblieben wären; aber ſie ſind in die Flucht geſchlagen, und werden verfolgt.“

„So ſei Gott gelobt und die heilige Jungfrau von Pilar!“ riefen Mutter und Kinder mit zum Himmel gehobenen Blicken und Händen einſtimmig.

„Ich bin ganz allein, ich liefere mich Euch aus; ich bin verwundet und ſchwach, Ihr könnt mich tödten.“

„Habt keine Furcht,“ antwortete die Mutter mit einem Ausdruck von Güte und Traurigkeit. „Ihr ſeid verwundet und braucht Hilfe. Mein armer Mann, der unter unſern Truppen dient, iſt vielleicht jetzt eben ſo hilflos als Ihr. Vielleicht läßt ihm der liebe Gott durch eine gute Seele vergelten, was ich an Euch thue. Kommt, tretet herein.“

„Durch dieſe gütigen Worte ermuthigt, folgte ich der Frau in die Hütte, und befand mich in einem großen Gemache, deſſen Boden nach ſpaniſchem Gebrauche mit einer Eſtera, das iſt einer Art Teppich von Palmblättern, bedeckt war. Die weißen Mauern waren in einer Höhe von vier Fuß mit Matten bedeckt, ein Bild der ſchmerzhaften Mutter Gottes hing an der Wand, und an den Wandhaken hingen Gewehre, eine Armbruſt, ein Mantel und noch andere Kleider. Alles zeigte von Ordnung, Reinlichkeit und Wohlhabenheit.“

„Sie müſſen wiſſen, werthe Geſellſchaft, daß jede Provinz Spaniens ſich durch ein ganz eigenes Coſtume, oder wenigſtens durch ein eigenthümliches Kleidungsſtück bemerkbar macht. Das Volk und die Landleute halten beſonders daran feſt, ſo daß ein Eingeborner auf den erſten Blick kennt, aus welcher Provinz Jemand ſei. Sie werden alſo auch leicht begreifen, daß ich ganz betroffen, ja gerührt wurde, als ich bemerkte, daß meine gütige Wirthin und ihre Tochter weite Cotilla's trugen, das ſind weite Leibchen mit nahe an einander gereihten Fiſchbeinſtäben und eiſernen Ringen verziert, und kurze Vortücher von blauem Wollenzeug, die nur mit Mühe ihre nackten Beine bedeckten, und daß ihre Haare in einem Wulſt zuſammengeneſtelt waren, durch welchen eine große ſilberne Nadel geſteckt war. — O ja, ich war ſehr gerührt, denn dieſe Tracht war nicht jene der Provinz Navarra, in welcher ich mich jetzt befand, ſondern die Tracht von Arragon, meiner Heimat."

„Schnell Carita," ſprach die Mutter zur ältern Tochter, „bringe Waſſer und Wäſche."

Carita lief fort, brachte alles Verlangte, und half ihrer Mutter mir einen Verband auflegen, den ich noch trug, als ich Ihnen begegnete. Die Frauen beſaßen Charpie in Menge, ſie hatten die ganze Nacht damit zugebracht, welche zu zupfen. Als ich meine Verwunderung hierüber äußerte, ſagte die Mutter: „Ach, wenn mein Mann verwundet zurückgekommen wäre, hätten wir ihn ja auch verbinden müſſen; ach! in einem Kriege, wie dieſer, muß man auf Alles gefaßt und vorbereitet ſeyn."

Beruhigt Euch über das Schickſal Eures Gatten," antwortete ich, „er iſt vermuthlich weit entfernt und in der Verfolgung meiner Kameraden be-

29.

„Hurtado, bleib! Was gibt es hier zu wählen?
Lauſcht noch dein Ohr der Hoffnung Schmeichelei'n?
Zu meinen Feinden trittſt du, mich zu quälen,
Sey mir barmherzig, ſchone, ſchone mein!
Geliebter, nein! Wir dürfen uns nicht täuſchen,
Du kennſt noch nicht die Größe der Gefahr.
Kein einfach Opfer will das Schickſal heiſchen,
Sein ernſter Wink ward meiner Seele klar."

30.

„Dich faßt ein ſchwach, unmännliches Erbarmen,
Um nicht der Vielgeliebten Tod zu ſehn,
Sparſt du ſie auf des Räubers Buhlerarmen,
Um ſo, entweiht, in Schande zu vergehn.
Iſt das, du Theurer, das iſt deine Treue?
Fühlſt du noch Liebe; fleug an dieſe Bruſt.
Dann zucke, Blitz des Schickſals! Ohne Reue
Vollenden wir, des Wechſels kaum bewußt."

31.

„Blick auf, Hurtado, zu den ew'gen Sternen,
Mit dir und rein zu ihnen geht mein Lauf.
Von deinem Weibe ſollſt du ſterben lernen,
Und lieben. Schwinge dich mir nach hinauf!
Die Erde ſinkt mir und die Liebe ſchwebet
Geprüft und treu zum ſel'gen Hafen ein,
Sehnſüchtig ſchwillt die Bruſt mir, ſtrebt und bebet,
Von Qual und Furcht der Trennung frei zu ſeyn."

griffen. Wir wurden überfallen, verloren Kopf und Muth, und wurden auf dieſe Art gänzlich geſchlagen.“

„Während ich dieſes ſagte, glänzte ein Strahl von Freude in den Augen der guten Hausfrau. Die Kinder freuten ſich mit ihr, und ſelbſt der Kleinſte von 5 oder 6 Jahren ſprang herum und rief: „Nun kommt der Vater bald!“

„Das wollen wir zu Gott hoffen, meine Kinder!“ verſetzte die Mutter. „Ohne ihn, was würde aus uns werden? wir alle, und ſein armer Vater, der dann von allen ſeinen Kindern verlaſſen, ſchwach und krank zurückbleiben mußte! Meinen Mann hat er freilich nie ſo geliebt, als den Andern, und der hat ihn eben zuerſt verlaſſen.“

„Jedes dieſer Worte rief mir mein eigenes Unrecht gegen meinen Vater zurück. Ich horchte weiter mit einer Art von Beklommenheit.“

„Mein Mann, im Gegentheil, als er hörte, daß ſein Vater Mangel leide, eilte zu ſeiner Hilfe herbei. O, es iſt ein vortreffliches Herz, mein Joſe!“

„Joſe heißt Euer Mann?“

„Ja, Herr.“

„Und woher ſeid Ihr?“

„Aus Puebla in Arragon, nahe bei Saragoſſa.“

„Joſe auch?“

„Ja Herr.“

„Aber wie heißt er mit ſeinem Geſchlechtsnamen?“

„Ribanera.“

„Gott, mein Bruder!“

„Wie, Ihr wäret alſo Tonio!“

„Ja, liebe Schweſter, ich bin Tonio — ach, der gute Bruder hat Euch ſogar meinen Namen geſagt.“

„O! er ſprach oft mit uns von dem kleinen zänkiſchen Tonio, aber er hat Euch deßwegen doch recht lieb.“

„Und das iſt alſo meine Nichte und meine Neffen?“

„Ja Herr, aber wir haben noch mehre Kinder, ein kleines Mädchen, die ich noch ſtille, ſchläft oben in der Kammer, und einen Jungen, unſere Hoffnung und unſern Augapfel; er iſt erſt zwölf Jahre alt, aber ſchon ſo klug, wie ein Erwachſener; er arbeitet und macht ſich ſchon überall nützlich; o, der wird einſt die Ehre und Stütze ſeiner ganzen Familie werden.“

„Und warum ſeh' ich den Jungen nicht hier bei Euch?“

„Ach!“ antwortete die Mutter ſeufzend, „er iſt geſtern gegangen, ſeinem Vater einige Lebensmittel zu bringen; er wird wohl mit dem Vater wieder zurückkehren.“

„Bei dieſen Worten erbebte ich innerlich, es fiel mir der unglückliche Knabe ein, der unter unſern Streichen fiel.“

„Ich ſage Euch dieſes,“ fügte meine Schwägerin hinzu, „weil ich weiß, wer Ihr ſeid. Welches auch das Glück der Waffen ſeyn, welche Partei auch ſiegen mag, Ihr werdet Eurem Bruder nichts zu Leide thun, und er Euch nicht. Herr im Himmel, was iſt ein Bürgerkrieg doch Entſetzliches! Da waren zwei Brüder ausgeſetzt, ſich zu erſchlagen.“

„Ihre Worte zerriſſen mir das Herz; dennoch konnte ich es nicht unterlaſſen, in ſie zu dringen, mir ihren Knaben näher zu beſchreiben.“

„Sie that es mit der zärtlichſten Mutterliebe, und ſagte mir auch, daß er den Namen Tonio, meinen Namen, trage.“

„Alle Bezeichnungen trafen mit jenen unſers Opfers überein; dennoch zweifelte ich noch; als ich ſie aber auch bat, mir die Kleidung des Kleinen zu beſchreiben, und ſie mir ſagte, er trage keine Uniform, ſondern die gewöhnliche Bauernkleidung, und das braune Gambeto mit blauen Aufſchlägen, welches er an habe, habe ſie und ihre Tochter ſelbſt gemacht, da blieb leider kein Zweifel mehr. Ich war Einer der Mörder meines Neffen! Denken Sie ſich meine Verzweiflung. Aus der Veränderung aller meiner Züge erkannte meine Schwägerin meinen Schmerz, und da man dieſen meinen Wunden zuſchrieb, ſo verdoppelte man die Pflege und bot mir das Lager und das Mahl, welche für den Hausvater bereitet waren. Ich nahm an, weſſen ich mich nicht würdig fühlte. Endlich unterlag ich ſo vielen phyſiſchen und moraliſchen Schmerzen und ſank bewußtlos hin; ach warum war dies nicht der Tod!“

„Ungeachtet der Hilfeleiſtung meiner Schwägerin und ihrer Kinder lag ich doch einen ganzen Tag ohne Bewußtſeyn. Als ich wieder zu mir kam, fand ich die ganze Familie unruhiger und beängſtigter als früher. Die lange Abweſenheit des Vaters und Sohnes fing an ſie zu quälen.“

„Ich wollte ihnen nicht ſagen, was mir leid
ſchon klar war, zugleich fühlte ich mich durch die Gü
dieſer lieben Menſchen beſchämt; ich beſchloß alſo da
Haus zu verlaſſen, wo jedes Wort mir zum Gewiſſen
biſſe wurde. Meine Wunde war verbunden, ich fühl
ſo viel Kraft in mir weiter zu gehen, und kündig
ihnen mit meinem Danke an, daß ich fort müſſe.“

„Wie? fort?“ rief meine Schwägerin, „fort oh
Euern Bruder zu ſehen? nein, das könnt Ihr nicht.

„Ich muß; wir wollen das Wiederſehen auf ei
andere, beſſere Zeit verſparen. Mein Bruder ka
mit einigen ſeiner Leute zurückkehren, und meine G
genwart könnte ihn in Verlegenheit ſetzen; dru
laßt mich fort!“

„Und Ihr wollt hingehen, um gegen uns zu kän
pfen,“ fragte die Frau noch traurig.

„Nein,“ antwortete ich, „mir graut vor dieſe
Kriege, ich kehre nicht zu meinem Corps zurück, i
deſertire und gehe nach Frankreich; wenn Alles wied
ruhig iſt, kehre ich hieher zurück. Bis dahin grü
meinen **Bruder** und lebt wohl! Vergeßt Toni
nicht!“

„Ich war ſchon bei der Thür hinaus, da ergr
mich plötzlich eine Idee. Ich trat wieder in's Zimmer z
rück und ſprach: „Damit Ihr Euch in jeder Stunde
mich erinnert, nehmet dieſes Andenken von mir.“ I
machte meinen Sack auf, und nahm daraus die Uh
„Dieſe Uhr,“ ſagte ich, „war meine letzte Beute a
dieſer Welt. Ich habe ſie einem armen Teufel abgeno

men, den ich im letzten Gefechte zu tödten das Unglück hatte. Obſchon ſie nach den Rechten des Krieges mein Eigenthum iſt, ſo würde ich mir doch jetzt ein Gewiſſen daraus machen, das Mindeſte aus Eurem Lande mit mir zu nehmen. Behaltet die Uhr, ſie wird Euch jede Stunde an Euren dankbaren Freund und Bruder erinnern.“

„Ich gab die Uhr meiner Schwägerin; aber kaum hatte ſie dieſelbe angeſehen, als ſie mit herzzerreißendem Tone aufſchrie: „Heiliger Gott im Himmel! was ſeh' ich? die Uhr meines Mannes, und die Kette, die Haare ſeiner Tochter! — Entſetzlicher! Du haſt meinen Mann, deinen Bruder ermordet!“ und beſinnungslos fiel ſie zur Erde.

„Auch die Kinder ſtießen bei dem Anblicke der Uhr ein lautes Geſchrei aus, drängten ſich an die Mutter und ſahen mich mit furchtſamen Blicken an. Ich aber ſtand unbeweglich, die Augen weit offen ohne zu ſehen, den Mund geöffnet ohne ein Wort hervorbringen zu können. Mit einem Male drängte ſich mir mein ganzes Unglück zu Herzen, meine Pulſe ſchlugen, als ob ſie mir die Adern zerſprengen wollten, kalter Schweiß lief mir über die Stirne herab, und die Haare ſträubten ſich auf meinem Kopfe empor; ich ſah mein Opfer vor mir und wagte es nicht, mich ihnen zu nähern; endlich brachen Thränen aus meinen Augen hervor. „Lebt wohl,“ rief ich, „Ihr ſeid in der Höllenangſt, die mich verzehrt, gerächt!“ und ſtürzte zum Gemache hinaus. Mit meinem Schmerze allein ging ich vorwärts; jetzt hätte ich die Carliſten herbeigewünſcht, damit ſie meinem elenden Leben ein Ende machen möchten, allein eben jetzt fand ich ſie nicht, und ſchwach und ermattet kam ich im Gebirge an. Dort irrte ich zwei Tage ohne Hilfe und ohne Nahrung umher und fiel endlich bis zum Tode erſchöpft an einem Felſen nieder, wo ich mir an einem ſpitzen Steine die Kopfwunde ſchlug, welche meinem Leben gewiß ein Ende gemacht haben würde, wenn nicht der Zufall Sie zu meiner Rettung herbeigeführt hätte."

Hier ſchwieg der Spanier, aber immer noch herrſchte tiefe Stille rings um ihn, alle Blicke waren auf ſein ernſtes, blaſſes Antlitz gerichtet, deſſen Wangen durch den Schmerz ausgehöhlt waren und aus deſſen Augen große Thränen rollten, welche den Runzeln bis zu dem ſchwarzen Schnurbarte folgten.

Endlich fragte man Tonio, was er denn jetzt zu thun gedenke?

„Wie ich Ihnen geſagt habe," antwortete der Spanier. „Ich kehre nie mehr nach Spanien zurück, und Sie werden nun auch den Grund davon begreifen. Doch hab' ich dort viel Unglück wieder gut zu machen. Ich will arbeiten für meine Schwägerin, für meine Neffen arbeiten. Ich verlange nur Arbeit, und Alles was ich über das Wenige verdiene, das mir zu dem frugalſten Leben nothwendig iſt, ſoll für ſie ſeyn. Ihnen, meinen großmüthigen Rettern, empfehle ich mich auch in dieſer Hinſicht. Schaffen Sie mir Gelegenheit, einen Theil meines Unrechtes wieder gut zu machen."

Jeder aus der Geſellſchaft machte alsbald dem

Arragonier Vorſchläge, und alles gab gleich auf der Stelle reiche Spenden, die man für die Verwandten beſtimmte.

Endlich bot Graf Erneſt ſich an, dem Manne den eben erledigten Platz eines Revierjägers zu verleihen. Dieſer ſagte ſeinen Neigungen am meiſten zu, und er nahm ihn dankbar an.

Die Geſellſchaft kehrte nun zu ihren häuslichen Geſchäften zurück und der Chriſtinos begab ſich auf ſeinen neuen Poſten. Dort ſtreift er traurig und ſchweigend durch die Wälder, und wenn er ſich manchmal Abends im Dorfe unter die Spiele der Dorfbewohner miſcht, ſo ſpricht er oft ernſt und drohend zu den exaltirten Jünglingen, welche in der bürgerlichen Ordnung nur Sklaverei ſehen: „Junge Leute, erbebet vor einem Bürgerkrieg, man kann da ſeinen eigenen Bruder tödten!“

Zwei Nächte in Rom

Novelle.

32.

Mirande ſpricht's, und wie des Blitzes Flamme,
Schmelzt ihre Glut Hurtado's Wankelſucht:
Ich folge, Heldinn, ruft er, und verdamme
Den feigen Anſchlag und die ſchnöde Flucht.
An deiner Bruſt, von deinem Arm umwunden,
Dort iſt mein Platz, dort treffe, was da droht.
Nicht dich zu laſſen, hab' ich dich gefunden,
Schwur am Altar, du lauteſt: in den Tod.

33.

Und nun nach langem, ſchmerzlichen Entbehren,
Frei jetzt von Furcht und Zweifel, ſtürzen ſie
Sich Eines Muthes in den Arm, als wären
Tyrann, Verbot, Pfeil oder Flamme nie.
Wie von der erſten Liebe Taumel trunken,
Ruhn ſie beglückt an der geliebten Bruſt,
Der Welt vergeſſend, in ſich ſelbſt verſunken,
Deß, was noch jüngſt ſie ſchreckte, unbewußt.

34.

Siripa knirrſcht. Er mißt mit wilden Blicken,
Was vor dem Aug' ihm, wie zum Hohn, geſchieht.
Zum höchſten Grimm empört ihn das Entzücken
Des holden Paars, das ſeinen Zorn nicht ſieht.
„Erthürmt die Scheiter, ſchreit er ſeinen Sclaven,
Der Wolluſt Bett baut aus dem Todesholz,
Zur Stunde will ich die Vermeßnen ſtrafen,
In Flammen lodre ihr verruchter Stolz."

Erſte Nacht.

Bei der Gemäldeausſtellung zu Paris im Jahre 1825 hatte beſonders ein Bild einen außerordentlichen Eindruck auf alle Beſchauer gemacht, und ſtumm und bewundernd ſtanden Meiſter und Schüler, Künſtler und Laien vor demſelben; es war kaum ganz vollendet, ſo zu ſagen nur eine Skizze, aber kühn und mit der Hand des Meiſters auf die Leinwand hingeworfen, ein großer Gedanke, groß wiedergegeben und ausgeführt, ſtand es überragend alle übrigen ausgeſtellten Kunſtwerke in Mitte derſelben. Alles ſammelte ſich aufmerkſam und betrachtend vor dieſem einen Bilde.

Nur ein einziger Jüngling ſtand von den übrigen entfernt allein, und ſchien verlegen ob der allgemeinen Bewunderung.

Da trat ein berühmter franzöſiſcher Maler zu dem Jüngling, klopfte ihn auf die Schulter und fragte ihn: „Sie haben alſo das gemacht, junger Freund?“

„Ja,“ antwortete der Jüngling, „aber es blieb mir keine Zeit, es auszuführen.“

„Thut nichts,“ erwiederte der Meiſter, „es iſt doch beſſer als alle übrigen. Es iſt vortrefflich, ſage ich Ihnen — Sie müſſen nach Rom gehen," und dabei hielt er ihm die Hand hin.

„Tauſend Dank," verſetzte der Jüngling, „tauſend Dank, Meiſter, für dieſe Worte," und dabei preßte er die dargebotene Hand an ſeine Bruſt. „Dieſe Anerkennung gilt mehr als der erſte Preis."

In acht Tagen darauf reiſte der junge Künſtler nach Rom.

Rom, der Traum aller Künſtler und Dichter, dieſes ſublime Buch der Jahrhunderte, worin jedes Alter im Vorübergehen ein Zeichen in dem Stein zurückgelaſſen hat, dieſe ungeheure Weltruine, wo der Geiſt unter den Trümmern die Spuren alles Edlen, Großen, Mächtigen und Ruhmwürdigen wieder findet; dieſes Rom, das er in weiter Ferne ſtudiert, nach dem er ſich ſo ſehr geſehnt hatte, er ſollte es nun ſehen, dort athmen, leben und auch ein Maler werden. Und fliehen ſah er neben ſich die ſchönen Gegenden ſeines Vaterlandes, die grünen Hügel, die Bäume voll ſaftiger Früchte, die Flüſſe, die wie ein Silberband die Ebene durchzogen. Nicht kümmerten ihn die großen, lebhaften Städte, die herrlichen Fluren der Provence, nicht Marſeille, die große Stadt mit ihren Erinnerungen an Griechenland, mit ihrem beweglichen und launenhaften Volke, ſelbſt nicht das Meer und die balſamiſchen Düfte Italiens. Rom, nur Rom war es, was er ſuchte, Rom, für welches er alle ſeine Bewunderungen aufſparte, welches er immer dort ſchon zu ſehen glaubte, wo der Horizont in der

Ferne ſich mit der Erde vermählte, das er in jeder neuen Stadt zu finden hoffte, deren Kirchthürme ſich in der Ferne ſeinen ſpähenden Blicken zeigten.

Endlich eines Abends kam er durch die Porta del popolo an. Im Abendrothe breitete ſich die Stadt ſtill auf den ſieben Hügeln aus, ähnlich einem ungeheuren Schatten, welcher ruht.

Er wollte noch heute ſeiner Erſehnten den erſten Beſuch abſtatten, nahm einen Wegweiſer und ließ ſich nach dem Koliſſeum führen. Lange blieb er dort, dann aber, als die Schatten dieſer ungeheuren Ruinen ſich in der Dunkelheit immer vergrößerten, ging er ſchweigend zwiſchen modernen Gebäuden durch die ſtillen Straßen. Das ganze Leben Roms ſchien ſich dieſen Abend in einem einzigen Punkte konzentrirt zu haben im Teatro Argentina, die nahe gelegenen Straßen und die marmornen Palläſte waren vom Fackellichte erhellt, und das Pflaſter erzitterte unter den Rädern der Wagen römiſcher Edeln, welche in Menge herbeieilten, um einer gefeierten Sängerin zu applaudiren.

„Signore Francese,“ ſagte ſein Führer zu ihm, „hier iſt das Teatro Argentina, wo heute die berühmte Signora Coronari ſingt. Corpo di Bacco! der Stern Roms, Mailands, Neapels, die Primadonna von ganz Italien.“

Er ging hinein; das Geſchrei der trunkenen Menge, die Beleuchtung, die Muſik, Alles entzückte ihn. Er applaudirte wie ein Römer der ſchönen Primadonna, ihren Rouladen und den ohrenſchmeichelnden Tönen Roſſini's. Plötzlich in Mitte einer Cavatine, in welcher die Sängerin alle ihre Kunſt und das ganze Metall ihrer herrlichen Stimme entfaltete, hefteten ſich ſeine Blicke auf eine Frauengeſtalt, ernſt und blaß, welche ſich aus einer Loge beugte. Künſtler ſind leicht erregbar, ſie haben eigenthümliche, heftige, unerklärbare Leidenſchaften; ſie lieben oft nur mit den Augen, mit ihrer Künſtlerſeele. Unſer Maler fühlte ſich beim Anblicke dieſer Dame heftig ergriffen. Rom, die Sängerin, das große, erleuchtete, und von Beifall wiedertönende Theater, Alles trat in den Hintergrund vor dieſem einen Bilde, das ſich, je länger er es anſah, je mehr verſchönerte, verklärte. Das Geſicht erſchien ihm fröhlich, lächelnd, glücklich, wenn Roſſini in ſeiner Muſik tändelte; und wenn eine ernſte Modulation im Orcheſter ertönte, oder den Lippen der Sängerin lang gehaltene ausdrucksvolle Töne entſchwebten, verzogen ſich dieſe Züge zur nie geſehenen Wehmuth und ein ſichtbares Beben irrte über die Stirne und zuckte durch die Augen der Schönen.

Als aber nun die Oper zu Ende und der Vorhang gefallen war, da blieb die Schöne in der Loge noch ſitzen, und ihr blaſſes Geſicht drückte nur tiefen, ſchwer verhaltenen Schmerz aus. Die Seele des Künſtlers ahnte dieſe leidende Seele, und erkannte, daß ihr eine nahe, unvermeidliche Gefahr drohe. Und als ein Mann, welcher bisher in der Tiefe der Loge verborgen ſaß, zu ihr trat, ihr ſeinen Arm bietend, und ſie aufſtand, um ſich weg zu begeben, da fiel ihr letzter ſtrahlender Blick auf unſern Maler, und dann gleichſam flehend zum Himmel.

Heftig raffte auch dieſer ſich auf, und eilte aus dem Theater. Als er, ſich durch die Menge drängend, in die Vorhalle gelangte, fuhr eben der Wagen ab, und er glaubte beim Fackelſchein durch die Gläſer ſeine blaſſe Schöne zu erkennen.

Er ſtürzte dem Wagen nach, und als dieſer ihm über eine Straßenecke aus den Augen verſchwand, folgte er ſeinem Geraſſel noch lange in den ſchwarzen und menſchenleeren Gaſſen; und als er endlich anhielt über ſeine Thorheit lachend, fand er ſich allein und verirrt mitten in der Nacht in einer ihm unbekannten Stadt.

Nach einer Stunde fruchtloſen Herumirrens ſtand er ganz ermüdet auf einem Platze, auf welchem ſich ein halb in Ruinen liegendes Monument erhob. Hoffend, er werde dort einen Zufluchtsort für den Überreſt der Nacht finden, ſetzte er ſich auf einen Säulenſchaft und indem er ſein Haupt an die Mauer lehnte, ſenkte ſich ein Schlummer auf ſeine Augenlider, als ihm plötzlich eine Stimme in die Ohren flüſterte: „Seid Ihr es?“

„Ja,“ antwortete er ſchlaftrunken, und bevor er noch Zeit hatte, nachzudenken, was er geſprochen, fühlte er ſich ergriffen, die Augen verhüllt und in einen Wagen gehoben, welcher ſchnell mit ihm davon rollte.

Nach einer halben Stunde fruchtloſer Überlegungen, närriſcher Muthmaßungen und kindiſcher

Furcht hielt der Wagen an, zwei Männer hoben ihn heraus und trugen ihn durch einen Garten, welches ihm der Geruch der Blumen und der unter den Füßen ſeiner Träger kniſternde Sand verrieth, durch mehre Gemächer mit Teppichen bedeckt, und endlich hielten ſie ſtill, nahmen ihm die Binde von den Augen und er ſah ſich in einem hohen, weiten, rundum feſt geſchloſſenen Saale, in welchem nur eine Lampe, auf einem Marmortiſche ſtehend, ihr ſpärliches Licht verbreitete. Kaum hatte er einen Blick um ſich geworfen, als ſich ein Beben ſeines Innerſten bemeiſterte.

Vor ihm am Kamine ſtand ein Mann von hoher Geſtalt, das Geſicht unter einer Maske von ſchwarzem Sammt verborgen. Einige Schritte davon lag eine Frau auf einem Ruhebette, ebenfalls ſchwarz gekleidet und den Kopf mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt, über ein kleines Mädchen gebeugt, welches im Schlafe noch ſchluchzte. Dieſes unterdrückte Schluchzen des Kindes und das gemeſſene Picken einer Uhr auf dem Kamine war das Einzige, was man hier vernahm.

Die beiden Männer, welche den armen Maler getragen hatten, ſtanden hinter ihm, ebenfalls verlarvt.

„Signore!“ ſprach Einer von ihnen, „hier iſt er.“ Und der ſtattliche Mann bewegte ſich vom Kamine auf ihn zu, faßte ſeine Hand, führte den Zitternden zu dem Ruhebette und mit der ausgeſtreckten Hand auf die Frau zeigend, ſprach er:

„Dieſes Weib muß ſterben.“ Ein fürchterlicher Fluch donnerte dann von ſeinen Lippen, grauſam ſtieß er die Flehende zurück und ſeine Augen ſprühten Flammen aus der Maske hervor.

Jetzt mit einem Mal aber ſchien er des Malers Züge näher zu prüfen und plötzlich ſchrie er den beiden Männern mit fürchterlichem Tone zu: „Elende! was habt Ihr gethan? das iſt ja nicht der Prieſter.“

Beide Männer ſtürzten nun auf ihn zu und er fühlte ſchon die Spitzen ihrer beiden Dolche auf ſeiner Bruſt, die nur eines Zeichens ihres Herrn harrten, um tiefer einzudringen.

Die verſchleierte Dame that einen Schrei und drückte ihr Kind an ihren Buſen. Einen Augenblick herrſchte allgemeine Stille, und ängſtliche Erwartung. Nur mit einem Blicke hielt der Mann die gezückten Dolche zurück, welche durch das ſichtbare Heben der Bruſt des Malers wankten. Jeder Widerſtand war hier fruchtlos.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte endlich der Verlarvte.

„Ein Franzoſe, ein Maler.“

„Wie kamt Ihr hieher?“

„Ich hatte mich in den Straßen verirrt, und als man die Frage an mich ſtellte: „Seid Ihr es?“ antwortete ich, in der Hoffnung wieder zurecht gewieſen zu werden: Ja.“

„Ihr ſeid alſo fremd hier? Seit wann findet Ihr Euch in Rom?“

„Erſt ſeit dieſem Abend.“

„Ihr müßt dieſe Verwechslung mit dem Leben bezahlen.“

„Gott tröſte meine arme Mutter!“

Und nach einer Pauſe, in welcher der Verlarvte den Maler feſt fixirte, fuhr er etwas ſanfter fort: „Hört, wenn Ihr mir bei Allem, was Euch heilig iſt, bei Eurer Ehre und bei dem Leben Eurer Mutter ſchwört, daß Ihr mit Tagesanbruch Rom und Italien verlaſſen wollt, um nie mehr dahin zurückzukehren, wenn Ihr mir ſchwören wollt, nie mit einem Worte zu verrathen, was Ihr dieſe Nacht geſehen habt, ſo will ich Euch das Leben ſchenken. Wollt Ihr ſchwören?“

Der Maler ſeufzte: „O Rom! Rom!“

„Entſchließt Euch ſchnell.“

„Ich ſchwöre!“

„Verbindet ihm die Augen. — Wenn Ihr je Euren Schwur brecht, ſo nehmet meinen dagegen: Ich werde Euch finden und mich rächen, und ich halte meine Schwüre, das weiß dieſes Weib.“

Drei Stunden nachher bei Tagesanbruch befand ſich der Maler auf der Straße nach Frankreich.

Zweite Nacht.

Es war Samſtag, und der letzte Tag der öffentlichen Gemäldeausſtellung im Jahre 1835. Eine dreifache Reihe von Equipagen ſtand vor dem Muſeum der Malerei; der Adel, die Künſtler, die Dandy's, die ſchönen Frauen, und jene Menge, die überall iſt, wo etwas zu ſehen iſt, drängten ſich mit ihren Eintrittsbilleten zu den Thoren hinein. In der Vorhalle ſtanden zwei junge Männer, beide Maler, beiſammen und ſprachen mit einander. Der Eine hatte ein blaſſes Geſicht, deſſen Bläſſe ein ſchwarzes Knebelbärtchen noch grauenhafter machte, eine hohe Stirne und einen Ausdruck von Leiden in ſeinen Zügen, ſelbſt wenn er lächelte, glich dieſes Lächeln einem Sonnenſtrahl durch Regen.

„Wir müſſen dir Vorwürfe machen," ſprach ſein Freund zu ihm, ein Jüngling, deſſen Knopfloch das rothe Band der Ehrenlegion zierte.

„Vorwürfe, mir, und weßwegen?"

„Ja dir, deſſen frühere Zeit dem Vaterlande einen ruhmgekrönten Sohn verſprach, dir, vor dem wir, deine Nebenbuhler, hätten erbleichen müſſen. Ich ſah in deinem Atelier herrliche Werke, kräftige Skizzen, Erzeugniſſe des größten Genius. — Und was haſt du ausgeſtellt? Ein einziges Porträt, freilich ſo vortrefflich, als hätte es Lawrence auf die Leinwand hingezaubert; aber doch nur ein Porträt, das wir noch obendrein der Eitelkeit einer ſchönen Frau danken müſſen. Ach Reymond! du haſt uns um unſern Theil an deinem Ruhme beſtohlen.“

„Ruhm!“ wiederholte gezogen der Maler, „ich ſuche nicht Ruhm, ich ſuche nur die Kunſt, und die Kunſt iſt es, welche mich tödtet. Gott! wenn ich Italien geſehen hätte, wenn es mir vergönnt geweſen wäre, die himmliſchen Fresken des Vatikans zu bewundern. O Rom! O heilige Kunſt!“

„Du ſehnſt dich nach Rom? Warum haſt du es ſobald wieder verlaſſen?“

In dieſem Augenblicke hielt hart am Eingangsthore, nahe bei den Sprechenden, ein Wagen. Ein bejahrter Mann ſaß im Hintergrunde. Neben ihm eine Dame, welche ſich auf der andern Seite auf die anmuthigſte Weiſe über den Wagenſchlag hinausbog und mit einigen Perſonen, welche am Wagen ſtanden, ſprach.

„Guten Morgen, Liebe! Haben Sie mein Porträt geſehen?“ ſo hörten beide Maler eine Dame fragen.

„Ja,“ war die Antwort. „Herrlich! unnachahmlich! Sie ſind es, wie Sie leben. Ich empfehle Ihnen den Maler, ein viel verſprechender junger Mann.“

„Und wie heißt er?“ fragte die junge Dame im Wagen.

„Reymond! — Sehen Sie, dort ſteht er, eben der große junge Mann auf den Stufen der Vorhalle, der iſt's.“

Die Dame wendete ſich gegen Reymond,

35.

Sie hören's nicht. Wie ſollten ſie es hören?
Kein Fremdes trifft den überfüllten Sinn.
Den ſchönen Rauſch kann keine Sorge ſtören,
Tand iſt die Welt, nur Liebe bleibt Gewinn.
Ein Augenblick des ſeligen Umfangens
Iſt mehr als Jahre öden Daſeyns werth.
Beglückt, wer raſch, ſtatt darbenden Verlangens,
Der Wonnen Kelch auf Einen Zug geleert.

36.

„Weißt du, Geliebte, wie du einſt am Rande
Des Silberfluſſes, Theure, mich gefragt?
Wo iſt die Liebe ſüßer, ſprach Mirande,
Die heil'ge Treue heil'ger unverzagt,
Wo ruht ſich's ſel'ger in dem Arm des Lieben,
Wo pocht das Herz mit ſüßerer Begier,
Am weiten Meer hier unten oder drüben? —
Hier, hier und jetzt! Mirande, jetzt und hier!"

37.

„Da iſt die Liebe ſüßer als das Leben,
Da iſt die Treue ſtärker als der Tod,
Wann um ſie her die ernſten Schatten ſchweben,
Der Erdenſtunden letzte niederdroht,
Und Arm in Arm, vom Schickſal ungeſchieden,
Ein treues Paar, geläutert und bewährt,
Empor ſich ſchwingt und in der Heimath Frieden
Vereint zurück nach kurzem Kampfe kehrt."

und dieſer ſah beim Fortrollen des Wagens nur ſchnell das entzückendſte Engelsgeſicht, welches er je in ſeinen Künſtlerträumen geträumt.

„Camille!“ rief er, indem er ſeinem Freunde heftig die Hand drückte, „es iſt gewiß zum erſten Male in meinem Leben, daß ich dieſes Mädchen ſehe, und dennoch iſt mir's, als ob ich ſie ſchon geſehen hätte, ich empfinde in meinem Herzen eine Aufregung, einem elektriſchen Schlage ähnlich; ja es gibt Augenblicke, wo die Seele in Gegenſtänden, welche ihr zum erſten Male erſcheinen, wieder erkennt, was ſie nur früher geahnt hat, was ihr aber nie in der Wirklichkeit vorgekommen iſt.“

Am andern Tage, Morgens um neun Uhr, hielt eine Kutſche, mit Wappen auf dem Schlage bemalt, in der Straße Larochefoucauld vor dem Hauſe, in welchem der Maler wohnte. Reymond machte in ſeinem Morgenrocke, ſeine Sammtmütze in der Hand, ganz verlegen und zitternd, ohne daß er ſich von dieſer ſeltenen Bewegung Rechenſchaft geben konnte, in ſeinem Atelier einem Fremden von Diſtinktion die Honneurs. Sie ſprachen von Kunſt und Künſtlern, und der Fremde ſchien in die erſte eingeweiht und die zweiten zu kennen. Reymond zeigte ihm mehre ohne Rahmen an der Wand hängende Bilder, und beobachtete mit ſchüchterner Beklommenheit, zugleich aber auch mit eitler Erwartung, welche ſeiner Seele bisher fremd waren, den Eindruck, den ſie auf den bejahrten Mann machten.

„So viel ich ſehe,“ ſagte der Fremde endlich in zierlich italieniſcher Sprache zu ihm, „ſo finde ich in dieſen Gemälden mehr die Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Schule und zwar der neueren. Waren Sie nie in Rom?“

„Ich war nie in Italien, ich habe niemals Rom geſehen,“ antwortete der Maler.

„Ah, Sie ſind noch ſehr jung, Sie müſſen uns einmal beſuchen. Sie müſſen den Vatikan, müſſen Florenz und Venedig ſehen. Indeſſen biete ich Ihnen einſtweilen ein Modell, wie vielleicht der Meiſter aller Meiſter, Raphael, ſelbſt keines hatte. Ich wünſche, daß Sie das Porträt meiner Tochter, meiner Leonzia, malen. Ich wohne auf dem Lande, nahe bei Paris, und Sie werden bei mir alles Nöthige finden. Gleich morgen, wenn Sie frei ſind, komme ich herein Sie abzuholen.“

Der Maler las auf der Karte, welche ihm der Fremde bei ſeinem Abſchiede zurückließ: **Il Marchese B***.**

Die Villa des römiſchen Marcheſe lag nur eine Stunde außer der Stadt, auf einem lachenden Hügel, von einem herrlichen Park umgeben. Eine Terraſſe umgab das ganze erſte Stockwerk, und man ſah von hier (denn das Ganze war nur mit einem Gitter von vergoldeten Lanzen umgeben) die ganze Umgegend, und die Seine von der Ebene zu Grenelle bis Saint-Cloud. Hier war es, wo der alte Marcheſe, ſeine Tochter Leonzia und der Maler Reymond faſt jeden ſchönen Sommerabend des verfloſſenen Jahres zubrachten, ſich mit Geſprächen wechſelſeitig vergnügten, und die letzten goldenen Sonnenſtrahlen hinter den Bergen verſchwinden ſahen.

Lange ſchon war Leonzia's Porträt gemalt; es war ein Meiſterſtück. Der Maler hatte anfangs ſein Modell bewundert, dann es mit aller Inbrunſt ſeines feurigen Herzens geliebt, alle Gefühle ſeiner Künſtlerſeele hatte er auf die todte Leinwand übertragen, ſo daß das Abbild lebte, wie das Original in ſeinem Herzen.

„Alles wird dieſe außerordentliche Ähnlichkeit bewundern, ſelbſt die Römer werden dieſem Werke des Genies Gerechtigkeit widerfahren laſſen," ſagte der Marcheſe, und Leonzia dankte dem jungen Künſtler mit zärtlichen Blicken, Reymond aber glaubte, ſein Pinſel ſei viel zu ſchwach geweſen, und nur eine menſchliche Andeutung des Göttlichen ſchien ihm ſein Gemälde zu ſeyn.

Reymond liebte, ohne daran zu denken, und der alte Marcheſe, deſſen Stirne unter vor der Zeit ergrauten Haaren, und deſſen erloſchene Augen die Spuren heftiger Leidenſchaften und großer innerer Kämpfe an ſich trugen, hatte ſich an den jungen Maler ſo gewöhnt, daß er ohne ihn faſt gar nicht mehr leben konnte. Manchmal, wenn am Firmamente ein Gewitter drohte, entfernte er ſich, von einem Nervenübel befallen, und ließ den Maler mit ſeinem Modelle allein. Da blieben dann die beiden jungen Leute oft ſtundenlang ſchweigend neben einander ſitzen, aber doch in Entzücken ſchwimmend, denn ihre Augen, ihre Seelen ſprachen, und inniger, vertraulicher, zärtlicher, als es Worte vermögen.

Leonzia war fruh ihrer Mutter beraubt worden, und da ſie auch keine Freundin gefunden hatte, in deren Buſen ſie ihre kleinen Herzensgeheimniſſe hätte niederlegen können, ſo war ſie es gewohnt, ſich in ſich ſelbſt zuruckzuziehen, allein zu denken und zu fühlen. Leonzia wußte, daß Reymond ſie liebte, und ſie ließ ſich gerne lieben.

Eines Tages nach dem Mittagseſſen ſprach der Marcheſe zu ſeiner Tochter: „Leonzia, wir müſſen binnen vierzehn Tagen in Rom ſeyn. Ich habe dort ein ſehr wichtiges Geſchäft abzumachen. Wir brechen morgen auf, damit dich die Reiſe nicht zu ſehr ermüdet. — Reymond,“ fuhr er zu dieſem gewendet fort, „Sie waren nie in Rom, reiſen Sie mit uns.“

„Tauſend Dank,“ verſetzte der Maler erblaſſend, „ich — kann nicht nach Rom gehen, wenigſtens jetzt noch nicht.“

„Wie?“ erwiederte der Marcheſe erſtaunt, „und die Kunſt und Raphael? Eben jetzt iſt die rechte Zeit für Sie, nur in der Jugend fühlt man die Meiſterwerke des Genies ganz. Was könnte Sie denn auch in Paris zurückhalten? Nein, nein, Sie begleiten uns, es iſt eine abgemachte Sache.“

„Entſchuldigen Sie mich, es iſt mir unmöglich,“ verſicherte der Maler mit Feſtigkeit.

„Reymond,“ fuhr der Marcheſe fort, „Sie ſind uns unentbehrlich geworden. Ich liebe die Kunſt, Sie ſind ein großer Künſtler, und werden, wenn Sie erſt die Meiſterſtücke unſerer Schule geſehen haben, noch ein größerer werden; Sie müſſen bei mir bleiben. Sehen Sie, wir bleiben nur kurze Zeit in Rom. Sie bewundern dort die Rieſenwerke der alten Meiſter, und ich kehre mit Ihnen dann wieder hieher zurück.“

Leonzia erblaßte, als ſie die verweigernde Geberde Reymond's ſah und ſprach: „Auch ich bitte Sie, uns zu begleiten,“ und das ſprach ſie mit einem Blicke, der mehr ſagte als tauſend Worte.

Der Maler fuhr mit der Hand über ſeine Stirne und antwortete dann halblaut: „Wohlan, ich thue, was ich nicht laſſen kann.“

Des Abends auf der Terraſſe näherte ſich ihm Leonzia in einem Augenblicke, da ſie eben allein waren, und fragte ihn etwas ſchmollend: „Reymond, bedurfte es denn ſo vieler Bitten, Sie bei uns zu behalten?“

„Signora!“ antwortete dieſer ernſt, „es handelt ſich hier vielleicht um Leben und Tod.“ —

Am andern Tage war die Villa leer und verſperrt.

„Beim Himmel! das iſt die Porta del Popolo!“ rief der Maler in dem Augenblicke, als ſie in Rom einfuhren.

„Wie, Sie kennen ſie?“ fragte der Marcheſe erſtaunt.

„Ja,“ antwortete der Maler etwas verlegen, „ich erkenne ſie aus den Gemälden und Kupferſtichen, die mir in Paris davon zu Geſichte gekommen ſind.“

Der Marcheſe wurde zum Mittagsmahle erwartet, und er kam auch richtig zur rechten Zeit an, um die große Geſellſchaft von Edlen zu empfangen, welche er ſchon vorher durch ſeinen Geſchäftsträger hatte laden laſſen. Es war ein prächtiges Feſt, wie es eines der erſten Häuſer in Rom würdig war.

Als das Mahl aufgehoben war und man ſich freier in den Gemächern und der geöffneten Bildergallerie erging, führte der Marcheſe die Geſellſchaft zu dem Porträte ſeiner Tochter Leonzia und ſtellte ihr Reymond als den Schöpfer dieſes Meiſterwerkes vor.

Reymond ſchwamm, ſchon früher von dem herrlichen Feſte berauſcht, und jetzt mit Lobeserhebungen überhäuft, in Entzücken und gab ſich ganz ſeinem Gefühle hin.

„Reymond,“ ſprach der Marcheſe zu ihm, „wie kam es, daß ein Mann, wie Sie, nicht ſchon früher nach Rom kam? Indeſſen erkannten Sie doch, als wir hereinfuhren, die Porta del popolo. Ich wette, Sie haben ſie ſchon geſehen.“

„Es iſt wahr, ich ſah ſie ſchon, aber nur Einmal, und in der Dunkelheit, — o das iſt eine ſeltſame Geſchichte!“

„Ach, ſo erzählen Sie uns doch die Geſchichte!“ rief Alles wie aus einem Munde.

„In's Himmelsnamen! es iſt ja ſchon ſo lange her, und wenn mir meine Aufrichtigkeit auch Nachtheil zu ziehen ſollte, ich kann ja auf den Schutz meines hohen edlen Gönners vertrauen.“

„Ich war noch ſehr jung, noch Schüler, und hatte als ſolcher den erſten Preis erhalten; da reiſte ich hieher, um auch ein Raphael zu werden. Ich kam des Abends an, und der Zufall führte mich in das Theater Argentina. Die Coronari ſang eben an dieſem Abende.“

In dieſem Augenblicke ſah Leonzia ihren Vater an, und da ſie Falten auf ſeiner Stirne, und ein krampfhaftes Zuſammenziehen aller ſeiner Züge gewahrte, und bemerkte, wie er ſich an eine Säule lehnte, um nicht umzuſinken, wendete ſie einen flehenden Blick auf Reymond. Dieſer Blick war derſelbe, den er an jener blaſſen Geſtalt bemerkt hatte, welche ihm nun ſein Gedächtniß bei dem Namen des Theaters Argentina zurückrief.

„Nun — und was geſchah weiter?“ fragte man neugierig von allen Seiten.

„Als ich aus dem Theater ging,“ fuhr Reymond fort, verirrte ich mich; ich vernahm eine Stimme, die mir in der Dunkelheit zuliſpelte: „Seid Ihr es?“ Ja, antwortete ich unbeſonnener Weiſe. In demſelben Augenblicke wurde ich ergriffen, in einem Wagen fortgefahren, und als ich zu mir kam, befand ich mich in einem großen dunkeln Saale, wo eine ſterbende Frau mit einem Kinde auf einem Ruhebette lag. Ein verlarvter Mann wies mir auf ſie hin. — Man hielt mich für einen Prieſter, nach welchem man geſandt hatte. Ich durfte nur mehr den Reſt dieſer Nacht in Rom verweilen, ſonſt wäre es auch um mein Leben geſchehen geweſen.“

„Und Sie haben jetzt die Gaſſe, das Haus, ſeine Umgebungen, nicht mehr erkannt?“

„Man verhüllte mir ja die Augen, und am nächſten Morgen war ich ſchon über alle Berge.“

„Aber Sie ſahen doch das Gemach genau an, in welchem Sie ſich befanden?“

„Ich könnte es noch malen; die Wände waren mit Tapeten behangt, worauf ſich Figuren befanden.“ Bei dieſen Worten erhob Reymond die Blicke, und ſeine Augen vergrößerten ſich vor Schrecken, als er dieſelben Tapeten um ſich erblickte. Lange ſtarrte er darauf hin, endlich beſann er ſich wieder, und ein entſetzlicher Verdacht ſtieg in ſeiner Seele auf. Um dieſen zu zerſtreuen, rief er ſich auch die übrigen Kleinigkeiten ins Gedächtniß zurück und er fuhr fort: „Auf dem Kamine ſtand eine Uhr.“

Und er blickte auf den Kamin, und dort ſtand eine Uhr, dieſelbe Uhr.

„Der verlarvte Mann hatte blitzende Augen unter der Larve.“

Die Augen des Marcheſe waren auf ihn geheftet und er erbebte.

In Mitte eines allgemeinen fürchterlichen Stillſchweigens ſtieß Leonzia, blaß und zitternd, an den vergoldeten Rahmen ihres Portrats, welches umfiel und ſich an der Ecke einer Marmorſäule zerriß.

Dieſer Zufall zog die Aufmerkſamkeit auf ſich und machte der allgemeinen Verlegenheit ein Ende.

Reymond hielt ſich verloren. Als es bei San Pietro eilf Uhr ſchlug, ſtand er bei einem Fenſter ſeines Schlafgemaches, ſtarrte in die Nacht hinaus und erwartete mit Geduld, was über ihn ergehen würde; da knarrte eine verborgene Tapetenthüre, ein Fröſteln rieſelte durch das Mark ſeiner Gebeine und er ſah um.

„Reymond,“ liſpelte eine Stimme leiſe.

Leonzia war es; er ſtürzte ihr entgegen, und ſchloß ſie zum erſten Male in ſeine Arme.

„Du mußt fliehen, Reymond,“ ſprach ſie, ſich ſeinen Armen entwindend, „fliehen, und ſo ſchnell als möglich. Keine Worte! Jeder Augenblick iſt koſtbar, komm!“ Und ſie zog ihn durch die Dunkelheit zuerſt durch einen Korridor, dann durch den Garten bis zu einer kleinen Thüre. Sie öffnete dieſe Thüre, gab ihm den Abſchiedskuß, den erſten, und drängte ihn, zu eilen, indem ſie ihm den Weg bezeichnete, den er zu nehmen hätte.

„Und allein ſoll ich fliehen?“ fragte Reymond ſie umfaſſend und ihr zärtlich in die Augen blickend, „allein, ohne dich?“

„Ich muß hier bleiben,“ erwiederte Leonzia ſchluchzend, „ich weiß nun Alles und die letzten Thränen meiner Mutter brennen noch auf meinem Herzen. Aber es iſt mein Vater und mein Platz iſt an ſeiner Seite.“

„Wohlan! ſo bleib auch ich,“ verſetzte Reymond, „möge ſich immerhin mein grauſames Schickſal erfüllen, ich trotze ihm. Zweimal bin ich nun wenige Stunden in Rom, um es wieder zu verlaſſen und allen meinen Träumen von Ruhm Lebewohl zu ſagen. Nein, ich fliehe nicht allein.“

„Um Gotteswillen,“ liſpelte ihm Leonzia zu, „ich beſchwöre dich, eile, man wird kommen, und dann kann ich dich nicht mehr retten.“ In dieſem Augenblicke ſah man ein mattes Licht durch die Fenſter der anſtoßenden Gallerie. Leonzia fiel, ohne mehr zu ſprechen, auf ihre Knie vor Reymond, hob ihre Arme flehend zu ihm empor, zeigte ihm auf die Thüre, und drängte ihn dann bei derſelben hinaus. Als er auf der Straße war, fiel das Mädchen ohnmächtig zu Boden.

Reymond nahm den Weg nach Neapel. Einige Tage nachher las er dort in dem Diario di Roma: „In Folge eines Feſtes in dem Palazzo B*** wurde ein Theil dieſes herrlichen Pallaſtes ein Raub der Flammen. Die Flammen griffen ſo ſchnell um ſich, daß einige Leute des Hauſes und ſelbſt der Marcheſe ihren Tod in denſelben fanden.“

Vor wenigen Tagen begegnete der Maler Camille in den Champs Elysées in einem prächtigen Kabriolet ſeinem Freund Reymond, welcher aus Rom zurückgekommen war.

„Du wieder in Paris?“ rief er ihm ſchon von Weitem zu.

„Ja, ſeit acht Tagen. Setze dich doch zu mir herein in den Wagen.“

38.

Hurtado ruft's und hebt, empor zu ſchauen,
Gefaßt den Blick, von edlem Stolz erhellt;
Er trifft den Feind. Und auf Siripa's Brauen
Zuckt finſtrer Grimm. Das Urtheil bleibt gefällt.
Gethürmt des Rogus trauerndes Gepränge.
Die Schergen ſtehn bereit. Die Fackel blinkt.
Im Kreiſe lauſcht die neugiervolle Menge,
Erwartungſtumm, wann der Gebieter winkt.

39.

Und dicht den Arm um die Geliebte ſchmiegend;
Es gilt, Mirande, ruft er. Laß uns gehn!
Und ſie das Haupt auf ſeinen Buſen wiegend,
Spricht ſanft und hold: Hurtado, laß uns gehn!
Dann ſchweigend tretend auf die ernſte Schwelle,
Um Liebe wandernd aus dem Vaterhaus,
Stehn ſie und ſchauen ahndend in das helle
Land der Verheißung glaubensvoll hinaus.

40.

Das Zeichen ſchallt. Die gier'ge Lohe lecket
Vielzüngig auf. Der Rogus dampft und kracht,
Er wirbelt rothe Gluten, hüllt und decket
Die Liebenden in ſeine Flammennacht.
Raſch in ſich ſelbſt verlodert ſinkt das Feuer,
Spielt eine Weile noch, der Erde nah,
Stirbt dann hinweg, und — der entfall'ne Schleier —
Liegt eine Handvoll Aſche blinkend da.

„Tauſend, du haſt eine prächtige Equipage! Wo wohnſt du denn?“

„Ich fuhre dich in mein Haus, du mußt bei mir ſpeiſen.“

„Nun und die Kunſt?“

Das Kabriolet flog pfeilſchnell davon über das Marsfeld, Vaugirard, Iſſy, und hielt endlich vor einem vergoldeten Gitter, welches ein Haus mit einer Terraſſe einſchloß.

„Die Kunſt?“ ſagte Reymond lächelnd, „ich bin ihr gerade in ihrer Heimath, in Rom untreu geworden. Ja Camille, ich bin kein Maler mehr. Raphael, Domenichino haben mich kalt gelaſſen, ich liebe jetzt —“

„Dieſen Engel,“ fiel ihm Camille in's Wort, eine junge Frau von blendender Schönheit auf der Terraſſe gewahrend, welche ihnen einen Willkomm entgegenwinkte.

„Ja, meine Gattin,“ antwortete Reymond und ſie gingen in die Villa.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI, I.V.F. FN. 10954/025

Die

ZAUBERBRILLE.

Ein Mährchen.

Zehn Jahre regierte Achmet das ungeheure Reich des halben Mondes; er beſaß Tugenden, er war voll Muth, Redlichkeit und Güte, man nannte ihn Achmet den Guten, doch beſaß er auch große Fehler, Vorurtheile übten große Gewalt über ihn aus; er war blind für den, den er liebte, und haßte den, den er nicht lieben konnte, und ſein Haß ſo wie ſeine Liebe hingen oft nur von Launen ab. Er liebte die Schmeichelei, und glaubte unbedingt den Lobſprüchen, womit ſeine Höflinge bei jeder Gelegenheit einen günſtigen Blick zu erhaſchen ſuchten, und den Liebkoſungen der ſchönen Frauen, deren ſein Serail viele aufzuweiſen hatte. Eigenliebe iſt leichtgläubig; ſie ſetzt lieber in ſich ſelbſt als in Andere Mißtrauen; ſie glaubt leicht an die Aufrichtigkeit jener, welche ihr ſchmeicheln, und gleicht darin allen unſern übrigen Leidenſchaften.

Wie Achmet auf einer Seite ein großes Vergnügen darin fand, ſich Weihrauch ſtreuen zu laſſen, ſo war ihm im Gegentheile jeder Widerſpruch unerträglich. Eine Wahrheit, welche ſeiner Neigung und ſeinem Willen zuwider lief, ſchien ihm hart und beleidigend, und er ſtieß ſie gleich einer Lüge von ſich. Übrigens war er wunderlich, wie es faſt alle Menſchen ſind. Er hörte keinen Laut an, außer wenn er mit ſeinen Launen und Neigungen im Einklang ſtand. Man ſieht daraus, daß es jenen leicht wurde, ihn zu betrügen, die ſich die Mühe dazu nehmen wollten, und an den Höfen der Könige finden ſich immer Menſchen, welche dieſe Mühe nicht ſcheuen.

Der gute Achmet hatte einen Vezier, Ruſtan genannt, der ihm ſeit ſeiner Thronbeſteigung diente. Ruſtan hatte eine Ehrfurcht einflößende Geſtalt; ein langer Bart, welchen die Jahre gebleicht hatten, gab ſeinem Geſichte ein ſtrenges, rauhes Anſehen. Da er eine tiefe Geſchäftskenntniß, eine große Erfahrung und 70 Jahre hatte, ſo glaubte er ſich auch berechtigt, Alles zu ſagen. Wenn der Sultan ein tolles Unternehmen begünſtigte, ſo ſtellte ihm der Vezier ohne Scheu die Ungereimtheit desſelben vor; wenn Achmet übermäßige Ausgaben machte, ſo machte ihn Ruſtan darauf aufmerkſam, daß er ſeinen Schatz erſchöpfen werde. Kurz, der Vezier widerſprach dem Sultan oft; denn dieſer war immer aufgelegt, närriſche Streiche zu begehen: eine Lage, in welche wohl viele Menſchen kommen möchten, wenn ſie an der Spitze eines ſo großen Reiches ſtänden, wie jenes des halben Mondes war.

Achmet hatte einen jungen Liebling und eine Favoritſultanin, die er bis zur Abgötterei liebte, und die auf die Regierung mehr Einfluß hatte, als der Vezier; bei den wichtigſten Angelegenheiten zog er nur ſeinen lieben Neiſſur und ſeine ſchöne Fatme zu Rathe, und faßte keinen Entſchluß, als nach ihrer Entſcheidung. Sein Liebling wurde von ihm mit Wohlthaten überhäuft, entriß ihm täglich neue koſtbare Geſchenke, und verfügte über alle Ehrenſtellen des Reiches, über alle Ämter des Serails und über alle Kriegschargen. Achmet konnte ihm nie widerſtehen. Er ſprach: „Reiſſur liebt mich ſo ſehr, wie kann ich ihm etwas verweigern; ihm, der nur meinen Ruhm und meine Ehre zu vermehren ſucht.“ — Zutrauen iſt die Gefährtin der Freundſchaft.

Dasſelbe glaubte er auch von der ſchönen Fatme, er flog allen Vergnügungen, die ſie ihm mit ſchöpferiſcher Hand in Fülle zu bereiten wußte, entgegen, und gerne hätte er ſein Reich und ſeine Unterthanen zu Grunde gerichtet, um den immer ſich erneuernden Launen ſeiner ſchönen Sultanin Genüge zu leiſten. Er ſprach: „Fatme liebt mich ſo ſehr, wie kann ich ihr etwas verweigern, ihr, die nur meinen Ruhm und meine Ehre zu vermehren ſucht.“ — Die Sultane fühlen eben ſo, wie die gemeinen Menſchen, das Bedürfniß ſich geliebt zu glauben.

Man ſieht wohl, daß Achmet bei einem ſolchen Charakter mit ſeinem Groß-Vezier nicht oft einig ſeyn konnte. Es ergaben ſich oft Streitigkeiten zwiſchen beiden, die nur von des Sultans Seite heftig waren; denn der Vezier überſchritt nie die Gränzen der Ehrerbietung, die er ſeinem Herrn ſchuldig war; er ſagte ihm die Wahrheit mit jener unerſchütterlichen Ruhe, welche dem Rechte und dem Verſtande gebühret. Doch Achmet, unſinnig in die Sultanin verliebt und leidenſchaftlich für ſeinen Liebling eingenommen, ſah Ruſtan nur für einen harten, ſtrengen, düſtern Mann an, der ſich ein Vergnügen daraus macht, ſeinen unſchuldigſten Freuden, ſeinen billigſten Wünſchen und Neigungen zu widerſtehen. Daher ſah er ihn auch nur ſeit einiger Zeit mit Widerwillen, ließ ihm den Titel eines Großveziers nur in Rückſicht auf ſeine vorhergehenden treuen Dienſte, und erwartete mit Sehnſucht eine ſchickliche Gelegenheit, ſich ſeiner zu entledigen, und dann ſeinem geliebten Reiſſur ſeine Stelle zu übertragen.

Achmet lag einmal des Nachts neben ſeiner ſchönen Fatme. Dieſe ſchlummerte ruhig und der Sultan ſah ſie trunken von Liebe und Freude an, ohne ihren Schlummer zu unterbrechen. — „Wie ſchön ſie iſt!“ dies waren ſeine Gedanken, „Mahomet's Paradies ſchließt keine Huris ein, die mit Fatmen zu vergleichen wäre. Dieſe Roſen auf den Wangen, dieſer Purpur auf den Lippen, dieſer Alabaſter ihrer Haut, und Ruſtan kann verlangen, daß ich dieſem himmliſchen Geſchöpfe etwas verweigere? O, daß ich in einem Diamant alle Reichthümer des Weltalls beſäße, um ſie ihr auf einmal anzubieten. Dieſer Ruſtan gibt vor, mich zu lieben, und haßt doch alles, was ich liebe, und verläumdet ohne Unterlaß Fatme und Reiſſur. Er ſucht mich nur darum zu überreden, daß ſie mich betrügen, um allein mein ganzes Zutrauen zu beſitzen, und mit meiner Macht ſpielen zu können. Erhabener Sultan, ſprach er noch geſtern zu mir, wie blind biſt du! Möchte Mohamet dir doch eine Brille ſenden, mit deren Hilfe du in den Herzen derjenigen leſen könnteſt, welche dich umgeben. O, wenn ich ſie beſäße, dieſe ſeltene koſtbare Brille, wie viel Liebe würde ich in Fatmens Herzen erblicken! Ich wette, daß ſie in dieſem Augenblicke von mir träumt, ſie ſieht nur mich im Schlummer, wie ſie wachend nur an mich denkt, ſie hat es mir ſo oft betheuert. O! könnte ich mir ſolche Brillen verſchaffen, wie Ruſtan ſie mir wünſchte, ich wäre der Glücklichſte aller Sterblichen, und die Gewißheit, die ich durch ſie von meinem Glücke erhielte, würde dieſes noch verdoppeln. Ja, ich will, ich muß trachten, ſolch ein wunderbares Inſtrument zu erhalten, und ſei der Preis dafür auch ein Königreich, und wäre es auch nur darum, um Ruſtan wüthend zu machen vor Scham und Reue. — Noch einen Blick, in dem ſeine ganze Seele lag, warf Achmet auf die ſchöne **Fatme**, entſchlummerte dann, und träumte von der Wunderbrille.

Zu ſelber Zeit lebte in Conſtantinopel ein berüchtigter Mathematiker, ein Araber, der ſich durch algebraiſche Kenntniſſe bis zur Aſtrologie hinaufgeſchwungen hatte, die Zukunft vorherſagte, und ſo mancherlei Wiſſenſchaften beſaß, daß nicht nur das gemeine Volk von Conſtantinopel, ſondern ſelbſt unterrichtete Leute dieſer Zeit zweifelten, ob er nicht weiſer ſei als der Prophet ſelbſt.

Schon am folgenden Morgen befahl Achmet, daß man dieſen wahrhaft weiſen und mit Recht berühmten Mann zu ihm führe. — „Weiſer Ezraim,“ ſprach ihn Achmet an, „der Ruf deiner Kenntniſſe

Bei ihrer Abreiſe.

Sie iſt da die dunkle Stunde,
Die von dir mich grauſam trennt;
Scheiden willſt du? — wie die Wunde
Blutend durch die Seele brennt!

Scheide, doch gedenk' der Bande
Die du um mein Herz gelegt,
Und daß dir im Heimathlande
Warm dieß Herz entgegen ſchlägt.

Nimm Geliebte! alle Freuden
Meiner Tage fort mit dir,
Alles Leben iſt ein Scheiden,
Und ſo ſcheiden denn auch wir.

Deinhardſtein.

iſt bis zu mir gedrungen; du beſitzeſt, wie man ſagt, wunderbare Geheimniſſe, und nichts auf dieſer Erde iſt dir verborgen. Ich berufe dich zu mir, um dich zu bitten, mir einen ſehr wichtigen Dienſt zu leiſten.“ **Ezraim** neigte ſich vor dem Sultan und erwiederte: „Befiehl, o Herr! du ſiehſt den treueſten und bereitwilligſten deiner Sklaven zu deinen Füßen.“ — „Höre,“ nahm der Sultan das Wort, „ich wünſchte Brillen zu haben, welche die Eigenſchaft beſitzen, daß man durch ſie in den geheimſten Falten des menſchlichen Herzens leſen kann. Antworte mir, kannſt du eine ſolche Wunderbrille verfertigen?“ — „Erhabener Sultan,“ antwortete **Ezraim**, „morgen ſollſt du Beſitzer eines ſolchen Schatzes ſeyn. Die Verfertigung einer ſolchen Brille iſt für mich eine Kleinigkeit, im Vergleich mit jenen überirdiſchen Geheimniſſen, die ich noch aufbewahre.“ — Man ſieht, daß zu **Achmet's** Zeiten die Gelehrten eben auch nicht gar ſehr beſcheiden waren.

Am andern Morgen löſte **Ezraim** das Wort, welches er dem Sultan gegeben hatte. **Achmet** war im Beſitze der verlangten Zauberbrille. Eben ſtand er im Thronſaal, von ſeinem ganzen Hofſtaat umgeben, als er ſie erhielt. Sogleich ſetzte er ſie auf die Naſe, und überſah damit die Schaar ſeiner Höflinge, welche mit gekrümmten Rücken vor ihm da ſtand. Er ſah, und ſchauderte zurück. „Fort! ſchnell fort aus meinen Augen, ihr Elenden!“ rief er, „euer Anblick füllt mich mit Entſetzen!“

Die erſtaunten und beſtürzten Höflinge näherten ſich ihm zitternd. „Was iſt dir, Herr?“ ſprachen ſie, „woher dein Zorn gegen uns, ſind wir nicht deine treueſten Diener?“ — „Treue, großer Gott!“ ſchrie Achmet. „Ihr treu? Ich ſehe in euern Herzen nur Neid, Eiferſucht, Haß und Verrath. Fort, fort aus meinem Antlitz!“ — Bei dieſen Worten zog er ſeinen Säbel, und ſtürzte damit auf ſie zu, und ſicher hätte er ſie in ſeiner Wuth alle in Stücke zerhauen, wenn ſie nicht den klügern Theil gewählt, und den Saal ſchnell verlaſſen hätten.

Als ſich der Sultan allein befand, ſprach er zu ſich ſelbſt: „Das ſind alſo die Menſchen, die mich ſtets ihrer Unterwürfigkeit, ihrer Liebe und Treue verſicherten? Gerade die verderbteſten unter allen meinen Unterthanen wählte ich zu meiner Umgebung; ich lebe in der Mitte meiner Feinde, und werde nur dadurch von ihrer Wuth gerettet, weil ſie einander wechſelſeitig ſelbſt zu ſehr verachten, um ſich einzuverſtehen, und gegen mich zu vereinigen. Die Habſüchtigen wollten mich und meine Unterthanen ausſaugen, und ich glaubte ihren Schmeicheleien. Dank ſei es dem Himmel! nun laß ich mich nie mehr von ihnen hintergehen. Mit Hilfe dieſer Wunderbrille kann ich jene, die mich lieben, von denen, die mich haſſen, leicht unterſcheiden; ich darf nicht den Worten glauben, ſondern kann in den Herzen leſen. — Neiſſur iſt gewiß der Einzige, der mir aufrichtig und ohne Falſch zugethan iſt; er iſt weit entfernt, mich zu betrüben: ſein Herz iſt rein, wie ein heiterer Himmel, und ſein Mund ſprach nie eine Unwahrheit. An ihm will ich jetzt die Kraft meiner Brillen verſuchen, nicht ſowohl um mich zu überzeugen, was in ſeiner Seele vorgeht, denn ſein Innerſtes iſt mir ja ohnehin bekannt, er verbirgt nichts vor mir, ſondern um mich durch das Bild ſeiner Tugenden und ſeiner Freundſchaft für den Gram zu entſchädigen, den mir meine erſte traurige Erfahrung verurſachte.“

Der Sultan ließ ſogleich Neiſſur rufen, und der Liebling erſchien vor dem Antlitze ſeines Herrn. „Komm lieber Neiſſur,“ redete ihn Achmet an, „komm, um mich über die Treuloſigkeit meiner Höflinge zu tröſten. Ich kenne ſie nun ganz; ich habe in der Tiefe ihres Herzens geleſen. — Welche Ungeheuer umgeben mich! — Ich habe ſie alle aus meinen Augen verbannt, und will meinen ganzen Hofſtaat nun neu bilden.“ — „Wie?“ verſetzte der Liebling, „du haſt ſie verbannt, Herr? O wie ſehr bewundere ich deinen durchdringenden Geiſt, und deine tiefe Weisheit! So haſt du ſie endlich entlarvt, dieſe falſchen und lügenhaften Menſchen, und ſiehſt nun ganz ein, was an einem ſolchen Hofling iſt. Gewiß, du hatteſt keine furchtbareren Feinde als ſie. Ich zweifelte ſchon lange nicht mehr an ihrer Niederträchtigkeit, allein ich wagte es nicht mit dir darüber zu ſprechen, denn du ſchienſt Gefallen daran zu finden, ihre Schmeicheleien anzuhören. Achmet iſt ſo gut, daß er keinem Menſchen Böſes zutraut, bis er davon überzeugt iſt. O Herr! Neiſſur's Zuneigung, ſeine Liebe und

Ergebenheit ſind ohne Gränzen.“ — „Schweige Betrüger!“ fiel ihm der Sultan in's Wort, der während dieſer Rede ſeine Brille aufgeſetzt hatte, — „ſchweige, und klage jene nicht an, die noch mehr werth ſind als du ſelbſt. Elender, ich leſe in dieſem Augenblicke auch in deinem Herzen, ich ſehe, daß du ein gleißneriſcher Gauner biſt, der mich in dem Innerſten ſeiner Seele haßt, und der, wenn er zu meinen Füßen ſinkt, mich lieber erwürgen möchte. So bin ich Unglücklicher denn von keiner Seele geliebt?“ — Reiſſur warf ſich auf's Neue zu den Füßen des Sultans, und betheuerte mit den heiligſten Schwüren nochmals ſeine Anhänglichkeit, ſeinen unauslöſchbaren Eifer im Dienſte, und zum Wohle ſeines Herrn. — „Nein!“ erwiederte Achmet, „mir bleibt kein Zweifel mehr, du hintergehſt mich. Nichtswürdiger! deine verführeriſchen, honigſüßen Reden ſind heute vergebens, ſie vermögen nicht dieſe Wunderbrille Lügen zu ſtrafen, die ich von dem weiſen Ezraim erhielt. Durch ſie ſehe ich dich, wie du biſt, und ich bin nicht ſo glücklich, jetzt noch an deinem Undank zweifeln zu können.“ — „Wie Herr! dem Zauberer Ezraim ſchenkſt du dein Vertrauen?“ erwiederte Reiſſur. „Wohlan! ſo zweifle denn nicht länger, daß die Brille, welche dir der alte Betrüger gab, falſch iſt. Du leſeſt Verrath und Lüge in dieſem Herzen, in welchem nur Treue und Aufrichtigkeit wohnen. O könnte ich in dieſem Augenblicke für dich, o Herr, mein Leben, meinen letzten Tropfen Blut hingeben, mit Freuden würde ich es thun, nur um dich vom Gegentheil zu überzeugen.“ — „Genug!“ ſprach der

Sultan, „gehe! Ich ſehe wohl, daß du heuchelſt, und daß es dir um das letzte deiner Haupthaare leid ſeyn würde, das du für mich opfern ſollteſt.“

Reiſſur entfernte ſich und der unglückliche Achmet ging in das Gemach der Sultanin. — „Ach Gott, gib doch, daß ich eine Seele finde, die mir treu iſt. Ja, in Fatmens Herzen werde ich alle die Liebe wiederfinden, die in meinem Herzen für ſie glüht.“ — Er trat hinein und ſah die ſchöne Fatme nachläſſig auf Kiſſen von Eiderdunen ruhen. Sie erhob ſich bei ſeinem Anblick, und trat ihm mit einem Lächeln voll Liebe, und Blicken voll Freude, Sehnſucht und Wolluſt entgegen. Doch wie erſtaunte ſie, als der Sultan ſie mit einem zornigen verachtenden Blicke von ſich ſtieß. Er hatte in Fatmens Seele die grauſamen Worte: Abneigung, Haß, Untreue, geleſen. Nun vermochte ſich der unglückliche Achmet nicht länger mehr zurückzuhalten; ſeine Verzweiflung ſtieg aufs Äußerſte, er zerbrach alles, was ihm in die Hände fiel und große Thränen ſtürzten über ſeine zornentglühten Backen. Er brannte vor Begierde ſich zu rächen, und dies ſollte öffentlich, ſchrecklich ſeyn. Er warf ſich auf ein Sofa, die Zauberbrille in der Hand, blickte Fatmen an, die ſich zu ſeinen Füßen geworfen hatte, ſchlug die Augen nieder, ſchwieg und weinte. — „Iſt es möglich,“ ſprach er endlich, „ſo viele Reize mit ſo viel Untreue vereinigt zu finden! Fatme, ſo viele Liebe konnteſt du hintergehen? O wie hing ich an dir, Undankbare! ich hätte dir gern die Welt zu Füßen gelegt, und du betrogſt mich.“ — „Welch ſonderbare Laune ergreift dich?“ antwortete Fatme lachend, „du biſt alſo eiferſüchtig? Wer legte dieſen Verdacht gegen mich in deine Seele? Schon dachte ich, ein großes Unglück ſei meinem geliebten Achmet begegnet, und eilte dir entgegen, deinen Kummer zu theilen, noch ehe ich die Urſache deſſelben kannte. Allein es iſt nichts als Eiferſucht, ha! ha! ha!“ — „Wie, du lachſt Elende? lachſt zu meinem Gram? ſuchſt durch Scherz der Vertheidigung zu entſchlüpfen? lachſt, wenn der Blitz meiner Rache ſchon über deinem ſchuldigen Haupte ſchwebt?“ — „Der Blitz? o ich fürchte ihn nicht; er ziſcht jetzt um mich, allein bald wird ſich der Himmel wieder aufklären. Was hab' ich denn gethan Herr?“ fügte ſie hinzu, indem ſie ihre Arme, weißer und blendender als der Schnee, um ſeinen Nacken ſchlang, „ſprich, was hab' ich gethan, um dieſen Zorn zu verdienen?“ — „Was du gethan haſt?“ erwiederte Achmet. „Kannſt du darum noch fragen? Wenn du mich mit Zärtlichkeiten überhäufeſt, wenn du die ſüßeſten Namen mir gibſt, glühen Haß und Untreue in deiner Seele, in welcher ich nun leider geleſen habe.“ — „Haß?“ fuhr Fatme fort, — „ja, ja, du haſt Recht. Ich habe dir ja ſchon ſo viele Proben von dieſem Haſſe gegeben, ja noch geſtern, noch heut. — Achmet, du haſt ganz Recht; ich glaube, daß ich dich aus ganzer Seele haſſe.“ — Dieſe Worte begleitete Fatme mit ſo natürlichem und überredenden Gefühle, daß der gute Achmet ſich nicht länger mehr hielt, und ausrief: Wie? du betrügſt mich alſo nicht? O, wenn es möglich wäre!" — „Ich dich betrügen? Glaubſt du das? kannſt du das glauben, geliebter Achmet?" — In dieſem Augenblicke drückte ſie den Sultan an ihren Buſen, lächelte, und eine Thräne aus ihrem großen himmelblauen Auge fiel auf die Stirne des Sultans. — „Großer Gott!" rief der Sultan außer ſich, „wenn Meiſſur Recht hätte; wenn mich der Magier hintergangen hätte, wenn dieſe Brille falſch wäre!" — „Von welcher Brille ſprichſt du?" fragte Fatme, „und was kann eine Brille auf deine Geliebte für einen Einfluß haben?" Alſobald erzählte der Sultan Fatmen, welche Eigenſchaften dieſer Talisman beſäße und wie er dazu gekommen ſei.

Kaum hatte Fatme dieſes gehört, als die Thränen ſtromweiſe ihren Augen entſtürzten. — „Grauſamer," rief ſie, „nun erblicke ich mein Unglück in ſeiner ganzen Größe. Ich habe auf immer deine Liebe verloren, da ich dein Vertrauen verlor. Du glaubſt einem alten Betrüger mehr als meinen Thränen und den Beweiſen meiner Zärtlichkeit. Das iſt alſo der Lohn für meine Liebe? O warum haſt du mir nicht ein Leben entriſſen, welches dein Verdacht auf immer vergiftet?" —

So ſprach ſie und fiel, vom herbſten Schmerz ergriffen, beſinnungslos zu den Füßen des Sultans. Achmet ſtürzte zu ihr nieder, und ſuchte ſie durch Thränen in's Leben zurückzurufen. Endlich kam ſie zu ſich, und der gute Sultan ſprach ihr Troſt zu, und ſchwur ihr, ſie ewig zu lieben; denn er wußte ſchon nicht mehr, ob er ſeiner Brille glauben dürfe. Fatme, welche bemerkte, daß der Sultan erſchüttert ſei, führte nun den letzten Streich auf ihn, der ihr den Sieg ganz gewinnen ſollte; ſie ſagte ihm, daß Ezraim's Brillen ein Werk des Veziers ſeien, und ſchlug ihm vor ſich von ihrer Falſchheit ſogleich zu überzeugen. — „Du weißt,“ ſprach ſie, „wie ſehr der hochmüthige Ruſtan dich haßt, wie ſehr er deinem Glücke entgegenſtrebt, wohlan! ſtelle auch ihn auf die ſchreckliche Probe, die du mit mir und Meiſſur vorgenommen haſt, ich bin überzeugt, daß du in ſeiner Seele das Gegentheil von dem, was ſie in ſich ſchließt, und alſo nur das was er will, leſen wirſt.“ — Der Sultan ergriff begierig dieſen ſpitzfündigen und treuloſen Vorſchlag; er umarmte die ſchöne Fatme, und ging alſobald in jenem Theile des Gartens ſpazieren, wo der Vezier ſich gewöhnlich in dieſer Stunde einzuſtellen pflegte. Dieſer begegnete ihm bald, und fing an, dem Sultan auf ſeine gewöhnliche ernſte Art Vorſtellungen über verſchiedene Geſchäfte des Reichs und ſeine Lebensart zu machen. Allein Achmet hörte ſie ruhig an, ſetzte ſeine Brille auf, und ſah in das Herz des ſtrengen Veziers. Wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als er darin nur Eifer für ſein Wohl und das Wohl ſeines Reiches, Zuneigung und unverbrüchliche Treue ſah. „Nein,“ rief er aus, „ich kann nicht länger zweifeln, Fatme hatte Recht, meine

Brillen zeigen falſch, ſie ließen mich Trug und Falſchheit in den Herzen derjenigen leſen, die ich am meiſten auf dieſer Welt liebe, und zeigen mir nur Liebe in der Seele deſſen, der mir und allen meinen Unterthanen am wenigſten zugethan iſt. Wohin hätte ich mich verirrt, hätte Fatme mir die Augen nicht geöffnet, und dieſes Bubenſtück entſchleiert! Ja, die Ruhe kehrt wieder in meine Seele zurück, und du, elender Magier, ſollſt mir den Betrug theuer bezahlen.“ — So ſprach er, zerbrach die Brillen, verbannte den Vezier und befahl, den Betrüger Ezraim gefangen zu nehmen. — Doch bald brachte man ihm die Nachricht, daß Ezraim Conſtantinopel verlaſſen habe. Der weiſe Alte hatte vorhergeſehen, was im Serail vorgehen werde, und die Flucht gewählt. Nun zweifelte Achmet nicht länger, daß Ezraim ſchuldig ſei. Reiſſur wurde zurückberufen, Achmet überſtrömte ihn mit Koſtbarkeiten und Zärtlichkeiten, und dieſer wußte es bald dahin zu bringen, daß ſich Achmet überzeugt hielt, der Vezier ſei der Mitſchuldige Ezraim's. Er gab Befehl, auch Ruſtan in's Gefängniß zu werfen, wo er ſeinen Tod abwarten ſollte, und alle ſeine Güter einzuziehen. Allein auch Ruſtan war wie Ezraim verſchwunden, und ohne Spur kehrten die Nachſetzenden zurück.

Während dies im Serail vorging, verbreitete ſich im Reiche ein dumpfes, verworrenes Gerücht, man verſicherte leiſe, der Sultan ſei toll geworden. Die Verwegenſten verkündeten laut, Achmet ſei länger nicht mehr würdig, zu regieren, und es müſſe ihm ein Nachfolger beſtimmt werden. Alle Gemüther waren in lebhafter Bewegung. Die Unruhe griff immer weiter um ſich, der Aufruhr wuchs immer höher, und erfüllte am Ende auch die Hauptſtadt. Endlich griff ſogar ein Theil der Janitſcharen zu den Waffen, und beſtürmte das Serail. Von allen Seiten ertönte es laut: „Reiſſur, Reiſſur ſei unſer Herrſcher!“ — Und ſieh, Reiſſur ſelbſt ſtand an der Spitze der Aufrührer, deren Seele er war, und die er durch glänzende Verſprechungen zu gewinnen wußte. Achmet wollte ſchnell die Diener des Serails bewaffnen: allein ein Theil der Eunuchen weigerte ſich laut gegen Reiſſur, den Geliebten der ſchönen Fatme, zu kämpfen, ein anderer Theil war ſelbſt von Fatmen gewonnen, ihr den Kopf des Sultans zu überbringen. Achmet vertheidigte ſich wie ein Held mit einem kleinen Häuflein ſeiner Getreuen gegen die Rebellen; doch bald ſchien er unterliegen zu müſſen. Der Aufruhr wüthete im Innern und außen, und ſchon wurde das Serail mit Geſchrei erſtürmt, als eine andere Truppe von Janitſcharen, die dem Sultan noch ergeben waren, auf die Verräther losſtürzte, welche ſeinen Tod geſchworen hatten. Das Gefecht war ſchrecklich, die Mauern des Serails trieften vom Blute beider Parteien, welche einander wechſelweiſe den Eintritt verwehrten. Endlich triumphirte die Tugend, der treuloſe Reiſſur fiel in ſeinem Blute, die Rebellen ſuchten ihr Heil in der Flucht, und Ruſtan,

Glosse.

Wer das Scheiden hat erfunden,
Hat an's Lieben nicht gedacht,
Denn ſonſt hätt' er ſeine Stunden
Mit was Beſſerm zugebracht.
(Altes Lied.)

Liebchen, müßt ich von dir fort,
Ach! wie bitter wär' das Scheiden.
Scheiden! welch ein herbes Wort
Heißt's du mußt dein Liebchen meiden.
Fort ziehn iſt 'ne herbe Pein
Bleibt das Herz zurückgebunden.
Sag, o ſag' wer kann es ſeyn
Der das Scheiden hat erfunden?

Wer zuerſt nach Gold ſich ſehnend
Nach der Ferne ausgeſchaut,
Wer das Element verhöhnend
Sich zuerſt dem Meer vertraut,
Wer zuerſt auf muth'gen Roſſen
Ausgerufen Krieg und Schlacht,
Der verdarb es den Genoſſen,
Hat an's Lieben nicht gedacht.

der großmüthige, tapfere **Rustan**, der ſchon lange den geheimen Plan **Reiſſur's** und dieſen Aufſtand vorausgeſehen hatte, zog ſiegreich an der Spitze der Treuen, welche er zur Vertheidigung ſeines Herrn geſammelt hatte, in das Serail ein. Bei ſeinem Anblick zertheilte ſich auch die kleine Schaar der Soldaten, welche noch im Innern kämpften, und der Sultan war von allen ſeinen Feinden befreit. Alles wurde wieder ruhig, und **Fatme** zahlte ihre niederträchtige Verrätherei mit ihrem Kopfe.

Wer vermöchte das Erſtaunen und die Dankbarkeit **Achmet's** zu beſchreiben! Der Vezier, den er verurtheilte, war ſein Retter, ihm verdankte er Thron und Leben. — „Weiſer **Rustan**," ſprach er zu ihm, „wie vermag ich dir dieſen großen Dienſt zu lohnen? O, wie unglücklich war ich! ich ſtieß deine Rathſchläge von mir, überlieferte mich meinen grauſamſten Feinden, und haßte von ganzer Seele den einzigen Mann, der mir treu zugethan war. O **Rustan**, **Rustan**, bleibe mein Freund, und ſage mir immer die Wahrheit."

Einige Tage nach dieſer Begebenheit ging der gute **Achmet** mit dem Vezier ſpazieren, den er nun nie mehr von ſeiner Seite ließ. Er fragte ihn, was denn mit dem weiſen **Ezraim** geſchehen ſei? — „Er iſt todt, Herr!" antwortete **Rustan**. — „Todt?" ſprach **Achmet**, „o wie ſehr beklage ich ihn! durch ihn beſaß ich den koſtbarſten Schatz, doch ich wußte ihn nicht zu gebrauchen, und vernichtete ihn mit eigenen Händen. Welch ein unerſetzlicher Verluſt!" —

„Herr!“ erwiederte der Vezier, „gräme dich deßhalb nicht. Die Erfahrung hat dich gelehrt, daß du ein Ding vernichtet haſt, welches unnütz iſt. Die beſten Brillen nützen demjenigen nicht, der nur durch ſeine Leidenſchaft ſieht, und der, welcher mit den Augen der Vernunft ſieht, bedarf der Brillen nicht.“

Das
letzte Opfer des Spiels
IN PARIS.

Eine Tagsbegebenheit.

Seit einigen Wochen ſind die Spielhäuſer in Paris abgeſchafft. Zu einer Zeit, wo die Staatswirthſchaft noch nicht ſo hoch geſtiegen war, fand man es zuträglich, den Spielern eine Steuer aufzulegen. Was gibt es Unmoraliſcheres als Steuern auf Leidenſchaften; Steuern auf das größte menſchliche Elend; Steuern auf Verzweiflung und Selbſtmord? Dem Himmel ſei Dank, es gibt keine Spielhäuſer mehr! Von Mittag bis Mitternacht waren ſie für Jedermann offen, für den Reichen, wie für den Armen, für den Alten mit kaltem Blute, wie für den heftigen feurigen Jüngling. Man trat ein, es wurde uns vorerſt der Hut abgenommen, um uns ſpäter das Geld abzunehmen. Eintreten, ſpielen, verlieren, fortgehen und ſich eine Kugel durch's Gehirn jagen, — das iſt die kurze Tagesgeſchichte der Spielhäuſer, welche Familienväter ſo oft ihren Angehörigen fruchtlos geſchildert. Die Farben grün, roth und ſchwarz waren recht ſehr bezeichnend für ihre Ergebniſſe. Der grüne Tiſch, die Hoffnung; Roth und Schwarz der Karten: Blut und Trauer! Ein Landjunker mit ſeinem vollen Beutel, ein Kaſſier mit fremdem Gelde, ein Handwerker mit dem Brote ſeiner Kinder — das waren die gewöhnlichen Schauſpieler dieſer Dramen, welche oft eine gräßliche Kataſtrophe hatten. Zum Glücke iſt dieſes

Theater nun geſchloſſen. Die Geſchichte des letzten Opfers will ich hier mittheilen.

Zu Ende des Monats Dezember war bei den Spielhäuſern außerordentlicher Zulauf. Die Meiſten dachten: „Wir wollen's noch einmal verſuchen, es iſt ja ohnedies zum letzten Male, und wir riskiren nicht viel, weil in ein paar Tagen die Gefahr ſchon nicht mehr vorhanden iſt." Und ſo trug Jeder ſeinen Lebewohlthaler in die Spielbank. Ein junger Menſch, Moriz S* mit Namen, that es, wie die Übrigen. Er folgte der Menge und trat am 29. Dezember zum erſten Male in ſeinem Leben in ein Spielhaus. Moriz war ein Jüngling von 22 Jahren, und Commis bei einem Tuchhändler. Er war erſt ſeit ſechs Monaten aus der Provinz nach Paris gekommen, kannte die Hauptſtadt noch wenig, hatte ein lebhaftes Temperament und war empfänglich für Alles, für das Gute, wie für das Böſe. Die Idee zu ſpielen war ihm plötzlich gekommen, und er hatte nicht mehr im Vermögen als vier Stücke, jedes zu 100 Sous, welche er auch bei ſich trug. Er warf zwei davon auf den grünen Teppich hin. Das Glück, welches er zum erſten Mal verſuchte, lächelte ihm; er gewann, und ließ ſein Geld immer liegen, welches ſich immer verdoppelte. Roth hatte neunmal nach einander gewonnen, Moriz ſtrich 5080 Franken ein, und, außer ſich über ein ſo außerordentliches Glück, entfernte er ſich vom Spieltiſche.

Am andern Tage kam er wieder. Die Leidenſchaft hatte ſich ſeiner bemächtigt, und er würde es umſonſt verſucht haben, gegen ſie zu kämpfen. Auch dieſes Mal trug Moriz wieder ſeinen ganzen Reichthum zum grünen Tiſche; auch dieſes Mal war er wieder glücklich. Am dritten Tage, den 31. Dezember, zitterte er, wenn er dachte, daß dies der letzte Spieltag ſei. „Ach," ſagte er, „warum kam mir die Idee zu ſpielen erſt ſo ſpät! Wenigſtens will ich die Stunden noch benutzen;" und Moriz duplirte, triplirte ſeinen Einſatz und immer mit demſelben Glücke. Um Mitternacht, als das Spiel zu Ende, hatte er die ungeheure Summe von 80,000 Franks gewonnen.

Dieſes außerordentliche Glück verſetzte ihn auch in eine außerordentliche Gemüthsbewegung. Er, ein armer Tuchhändler-Commis, im Beſitze von 80,000 Franken! Er wühlte in ſeinem Gelde herum, er zerknitterte in ſeinen Händen die Banknoten und ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich kann freilich nicht mehr ſpielen, weil keine Gelegenheit mehr dazu da iſt, aber was thut's? ich bin ja reich! — Wie oft hab' ich die jungen Herren beneidet, wenn ich ſie im Tilbury über die Boulevards fahren ſah; jetzt kann auch ich fahren. — Adieu, Tuchhandel und Elle! Adieu, mein kleines Dachſtübchen! Ich will mir eine prächtige Wohnung im ſchönſten Stadtviertel nehmen, und auch leben, wie ſich's gehört."

Moriz glaubte, 80,000 Franken ſeien ein unverſiegbarer Schatz. Er nahm eine glänzende Wohnung in der Chauſſée d'Antin, ließ ſich durch den erſten Kleidermacher ganz nach der Mode ausſtatten, und begab ſich dann zu ſeinem früheren Herrn, dem Tuchhändler, der ihn nicht am beſten empfing, während ſeine vorigen Kameraden, die Commis, ſeine prächtigen Kleider, goldene Lorgnette und Kette bewunderten. Moriz hörte die Vorwürfe des alten Freundes ſeines Onkels nur lächelnd an und antwortete ganz trocken: „Liebe Herr! Sie haben in Allem recht, was Sie mir da ſagen; aber ſehen Sie, ich bin nun einmal für die Elle nicht geboren; wollen Sie daher ſo gütig ſeyn, mich zu entlaſſen?“

„Sie ſind mir von Ihrem Onkel in Bordeaux übergeben und anvertraut worden, und er allein hat hier zu entſcheiden.“

„Nun wohl, wenn Sie meine Artigkeit nicht einſehen wollen, auch recht. Ich glaube die Zuſtimmung keines Menſchen nöthig zu haben, um Ihr Magazin zu verlaſſen. Ich bin zum Handel gegangen, um mein Glück zu machen; ich hab's gemacht, und ziehe mich nun wieder von den Geſchäften zurück.“

„Sie, Ihr Glück gemacht? Ich verſtehe Sie nicht: — aber wahrhaftig, dieſe Kleider, dieſes koſtbare Geſchmeide.“

„Mein Morgenneglige, mein Lieber! Ich werde im Rocher de Cancale ein Frühſtück einnehmen, welches ich geſtern in der Oper durch eine Wette verloren habe. Der Graf B**, der Dichter G**, meine Freunde, und mein intimſter Freund Chevalier St. Prix, werden mit dabei ſeyn. Wollen Sie mir auch das Vergnügen machen, ſo ſind Sie höflichſt eingeladen.“

„Aber erklären Sie, Moriz, ich weiß wahrhaftig nicht, was das Alles heißen ſoll!“

„Die ganze Geſchichte iſt ſehr einfach. Außer meinem Onkel in Bordeaux hatte ich noch einen andern in Martiniaue. Dieſer iſt geſtorben und hat mich zu ſeinem Erben eingeſetzt. Ein Notar hat mir vor einigen Tagen die Nachricht ertheilt, und mir ſogleich einen betrachtlichen Vorſchuß geleiſtet. Das iſt Alles — aber ich muß fort, man erwartet mich. Wenn ich Tuch brauche, rechnen Sie auf meine Kundſchaft, lieber Freund!“

Die Erbſchaft und der Aufwand Morizens machten eine große Senſation in der Tuchhandlung. Drei Wochen nach dieſem Beſuche ging der erſte Commis zu ſeinem einſtigen Kameraden. Er trat in ein ſchönes Hotel in einer der beſuchteſten Straßen, ſtieg in den erſten Stock hinauf, und ein Bedienter in reicher Livree führte ihn in einen reich meublirten Vorſaal. Einige Augenblicke nachher erſchien Moriz in einem grun damaſtenen Schlafrock.

„Ei, guten Morgen, lieber Robert! Es freut mich, daß Du mich beſuchſt, das Glück hat mich gar nicht ſtolz gemacht und ich habe meine einſtigen Freunde nicht vergeſſen.“

Robert, bevor er auf die Urſache ſeines Beſuches zu ſprechen kam, begann damit, Morizen viele Komplimente uber ſeine herrliche Wohnung zu machen. — „Ja,“ antwortete dieſer nachlaſſig, „ich bin nicht übel logirt. Mein Freund St. Prix hat dieſes Hotel für mich genommen, welches eines

Hingeronnen iſt die Zeit:
Seufzend ſchaut er auf ſein Leben,
Keine Stunde, die ihn freut,
Kann Erinnerung ihm geben.
Einſam ſteht er in der Welt,
All ſein Treiben iſt verſchwunden. —
Hätt' ein Liebchen er gewählt —
Ja, dann hätt' er ſeine Stunden.

Komm mein Lieb' und laß dich küſſen
Täglich vier und zwanzig Stund,
Deiner Lippen rothes Grüßen
Gibt mir tauſend Himmel kund,
Lieb' empfangen, Liebe geben
Iſt mein Sinnen Tag und Nacht.
Sag, o ſag, wer hat ſein Leben
Mit was Beſſerm zugebracht?

Johann Graf Mailath.

Falliments wegen zu vergeben war. Ich zahle 1000 Franken Miethe des Monats, freilich iſt Stallung für ſechs Pferde dabei.“

„Und haſt Du ſechs Pferde für deine Stallung?“

„Jetzt erſt drei, aber ich erwarte eben St. Prix, der mich abholen wird, um zwei engliſche Blutpferde zu beſehen, welche dem Lord Seymour gehört haben.“

„Ich ſehe wohl, Du verſagſt Dir nichts. — Aber darf ich Dich fragen, lieber Freund, ob Du reich genug biſt, um auch einem Freunde einen Dienſt zu erweiſen?“

„Brauchſt Du etwas? — Rede, was willſt Du?“

„Ich könnte einen ſehr vortheilhaften Handel ſchließen. Man will mich als Aſſocié in ein gutes Handlungshaus aufnehmen, wenn ich als Fond 10,000 Franken einzulegen vermag. Könnteſt Du mir wohl dieſe Summe vorſtrecken?“

„Recht gerne, wenn Du anders bis Ende des Monats warten willſt. Ich habe ſeit einigen Tagen ſo viel ausgegeben! Apropos, ſieh doch einmal den Cachemir-Shawl an, der dort auf dem Sofa liegt; wie findeſt du ihn? Ich habe ihn geſtern gekauft, er koſtet 5000 Franken. Es iſt eine Thorheit, wenn Du willſt; aber das Mädchen, dem ich ihn beſtimmt habe, iſt auch ein Engel?“

Moriz läutete. „Andre,“ ſagte er zum Bedienten, der eben eintrat, „nimm dieſen Shawl, lege ihn in das Käſtchen von Ebenholz, das in meinem Schlafzimmer iſt, und ſage Joſeph, er ſoll ihn in die Heldenſtraße tragen — er weiß ſchon wohin. Der Apfelſchimmel wird ſogleich in den Tilbury eingeſpannt; um 3 Uhr die Kaleſche mit den zwei Braunen! Du gehſt ſogleich zu Chevalier St. Prix und ſagſt ihm, daß ich ihn erwarte.“

„Du ſcheinſt mit dem Herrn Chevalier St. Prix ſehr intim zu ſeyn?“

„Wir ſind unzertrennlich, ein Herz und eine Seele. Der Chevalier iſt mein Leitſtern, mein Mentor, mein Cicerone in der großen Welt, die ich erſt recht kennen lernen muß — ein charmanter Mann! Er hat bereits ein beträchtliches Vermögen durchgebracht, aber das kümmert ihn nicht, denn er erwartet noch eine unermeßliche Erbſchaft. Er iſt es, der mich bereits in die erſten Häuſer eingeführt, und ſogar ſchon eine Heirath für mich arrangirt hat.“

„Du verheiratheſt Dich alſo?“

„Habe ich Dir das noch nicht geſagt? Ja, mein Lieber; ich nehme mir eine Frau. Ich heirathe eine junge, blühende, glühende Italienerin, die einzige Tochter des Grafen Rancio. Ich habe ſie bei der Baronin Woldemar kennen gelernt, wo mich auch der Chevalier einführte. Die Sache iſt bereits abgeſchloſſen. St. Prix hat in meinem Namen bei dem Grafen die Werbung gemacht, der ſie ſehr gut aufnahm. Dieſen Abend kommen wir bei der Baronin zuſammen, um den Verlobungstag zu beſtimmen. Die Vermählung wird vermuthlich Ende des

Monats Statt haben. Darum habe ich Dir auch zu Ende des Monats den Termin beſtimmt, wo ich Dir das Geld leihen will. Die Mitgift der Comteſſe wird ſehr beträchtlich ſeyn; denn der Graf beſitzt große Güter im Römiſchen. Er gehört zu den nobelſten Familien Italiens, und iſt, glaube ich, gar ein weitſchichtiger Vetter des Papſtes."

„Nun, nimm meinen Glückwunſch, lieber Moriz."

„Ich lade dich zur Hochzeit."

Hier trat der Chevalier St. Prix ein, und Moriz verabſchiedete Roberten.

Drei Wochen thörichter Verſchwendung hatten die 80,000 gewonnenen Franken gewaltig zuſammengeſchmolzen; aber Moriz bekümmerte ſich nicht darum, ſollte er doch eine unermeßlich reiche Erbin heirathen.

„Alles geht vortrefflich," verſicherte ihn der Chevalier, „der Graf wird ſich dieſen Abend mit ſeiner Tochter bei der Baronin einfinden." Wirklich wurde Moriz von dem Grafen Rancio ausgezeichnet empfangen. „Mein Herr," ſagte der edle Römer zu ihm, „der Chevalier St. Prix, für welchen ich die höchſte Achtung hege, hat mir Sie ſo vortheilhaft beſchrieben, mit ſo vielem Lobe von Ihrem Charakter und Ihren vorzüglichen Eigenſchaften geſprochen, daß ich nicht anſtehe, Ihnen die Hand meiner Tochter zu gewähren. Ich ſchätze mich glücklich, einen Eidam zu haben, den mir der Chevalier vorgeſchlagen. Gleich nach der Vermählung reiſen wir alle nach Italien, ich will Sie ſelbſt in Ihr Schloß Maſſari einführen, welches ich meiner Tochter zum Heirathsgute gebe. Es iſt ein fürſtliches Gut mit zwanzigtauſend Morgen Landes. Sie können, wenn es Ihnen ſo gefällt, den Namen des Gutes annehmen, und den Titel eines Marcheſe, welcher damit verbunden iſt. Ich verſichere Ihnen mittelſt Kontraktes nach meinem Tode mein ganzes Vermögen, wie jenes des Kardinals Pora, des Bruders meiner Frau, meiner armen Lazarilla (hier trocknete ſich der Graf eine Thräne ab), dem Muſter aller Frauen, welche vor drei Jahren in den Apenninen von Banditen überfallen und ermordet wurde!"

Nichts fehlte zu Morizens Glücke. Signora **Julia di** Rancio hatte ihn mit Gegenliebe belohnt, und der Verlobungs-kontrakt ſollte am nächſten Sonntag verfaßt werden. Dieſer Tag erſchien viel zu langſam für die Ungeduld des Jünglings. Endlich war er da. Moriz hatte mit großen Koſten einen herrlichen Brautſchmuck zuſammengebracht. Da prangten Diamanten, Spitzen, Kleider, ſo, daß ihm nach dieſem Ankauf nur mehr zwei Banknoten, jede zu 1000 Franken, übrig geblieben. Aber das Gut Maſſari wartete ja auf die Übernahme. Er ſandte die reichen Geſchenke ſeiner Braut und am andern Tage ging er zur Baronin Woldemar, bei welcher der Graf und ſeine Tochter wohnten.

„Zu wem wollen Sie?" fragte der Thorſteher.

„Zur Baronin Woldemar."

„Sie wohnt nicht mehr hier."

„Und ſeit wann?"

„Seit geſtern."

„Und der Graf Rancio mit ſeiner Tochter?"

„Sind auch nicht mehr da."

„Und wo wohnen ſie jetzt?"

„Sie werden uns einen Gefallen erweiſen, wenn Sie uns das ſagen können, denn ſie ſind uns noch den letzten Miethzins von 400 Fr. ſchuldig."

„Ach! — Sie haben ja doch die Meubles!"

„Die Meubles gehören dem Hauseigenthümer."

Mit brennendem Kopfe lief Moriz zu Chevalier St. Prix und erhielt dort auf dieſelben Fragen dieſelben Antworten. Es war klar, Moriz war betrogen, beſtohlen. Und nichts mehr hatte er von ſeinem Reichthum übrig, als die Gewohnheit, beſſer zu leben, welche ſich ſo ſchwer wieder ablegen läßt. — Was ſollte er thun? — Zu ſeinem Tuchhändler zurückkehren! — Unmöglich! Am 8. Februar beſaß er von den gewonnenen 80,000 Franken nicht einen Sous mehr. Er ſchrieb in der Verzweiflung einen Brief an Robert, worin er ihm ſeine ganze traurige Geſchichte erzählte — und jagte ſich dann eine Kugel durch das Gehirn.

Der

Spottname.

Tragi-komiſche Erzählung.

1.

Es gibt Leute, welche die abſcheuliche Gewohnheit haben, Andern Spottnamen aufzubringen. Außerdem, daß dieſe Leute etwas ſehr Albernes thun, thun ſie auch ſogar etwas Meuchelmörderiſches. Es liegt oft ein ganzes Trauerſpiel in einem ſolchen Spitznamen. Dieſe Behauptung kann Manchem übertrieben ſcheinen, aber ſie iſt wahr. Die folgende Erzählung, meine lieben Leſer, wird Sie davon überzeugen.

2.

Zu den größten Unglücksfällen, die einem Menſchen begegnen können, gehört auch der, einen Schulfreund zu haben.

Freund! dieſer Name, welcher beim erſten Anſcheine ſo viele ſüße, ja heilige Gedanken aufregt, dieſer Name, den ſelbſt der Gottesläugner auf die Trümmer ſeines Altars emporhebt, dieſer Name, welcher tröſtet, beſchirmt und ſtärkt, dieſer Zauberer, welcher uns Freuden und Leiden erleichtert, dieſer Name, welchen man ſelbſt ſeinem Erzeuger beilegt, wenn man findet, daß der Name Vater zu wenig Liebe ausdrückt, dieſer Name muß uns heilig ſeyn, wie der Glaube, wie eine himmliſche Wegzehrung. Jetzt, da die Hyder der Selbſtſucht ſich mit all ihrer Macht und all ihrer Schändlichkeit in die menſchliche Geſellſchaft geſchlichen hat, muß man dieſen Namen im Innerſten des Tabernakels verwahren und bewahren, und das Knie beugen, ſo oft man ihn nur ausſpricht.

Aber ſo ſehr man das Wort verehrt, ſo ſehr nehme man ſich vor der Sache ſelbſt in Acht; denn ich wiederhole es: „Zu den größten Unglücksfällen, die einem Menſchen begegnen können, gehört auch der, einen Schulfreund zu haben.“

Auch dieſen paradoxen Satz wird Ihnen, mein lieber Leſer, die gegenwärtige Erzählung erklären.

3.

Im Jahre 18— (doch was ſoll der Datum zur Erzählung) befanden ſich in einem Knabenerziehungsinſtitute auch Gabriel Hoſter und Ludwig Salling. Sie galten für die beiden beſten Kameraden, für die beiden wärmſten Freunde in der ganzen Anſtalt.

Gabriel Hoſter war ernſthaft und lernbegierig, von ernſtem, ja melancholiſchem Temperamente und ſchmächtigem Körperbaue. Ludwig Salling lebhaft, ein Sauſewind, ein Stänker, von nerviger körperlicher Geſtalt. Alſo Feuer und Waſſer, wie Ihr ſeht. So etwas harmonirt zwar phyſiſch nicht, aber wohl in der Freundſchaft.

Gabriel machte für Ludwig die Schulpenſa, hingegen machte Ludwig die Rappierübungen für Gabriel. Es war ein Austauſch von Dienſten und Gefälligkeiten. O dreimal himmliſche Freundſchaft!

Ludwig war übrigens ein Witzbold, ein Menſch, der die Schwächen ſeiner Kameraden gleich aufzufinden wußte, und ſo hatte er für Jeden auch gleich einen Spitznamen fertig. Sogar zwei Profeſſoren hatte er nicht verſchont, und dem einen, welcher eine große gebogene Naſe hatte, den Spitznamen: Profeſſor Krummſchnabel, und dem andern, welcher hinkte, den Spottnamen: Profeſſor Vulkan, aufgebracht. Das zog ihm viele Unannehmlichkeiten zu, aber er ließ es nicht, und als alle Profeſſoren ihren Theil hatten, kam die Reihe auch an die Kameraden.

4.

An einem Freitag begab es ſich, daß Gabriel, als er Linſen aß (an Freitagen ging es in der Anſtalt etwas mager zu), damit eine Stecknadel verſchluckte.

Wie dieſe Stecknadel in das Linſengericht kam, kann ich Ihnen nicht ſagen, lieber Leſer, die Köchin läugnete hartnäckig, daß ſie in der Küche hineingefallen ſei. Es war alſo ein Fatum, ein reines Fatum.

Die fatale Stecknadel hatte ſich nach der Quere in der Speiſeröhre feſtgeſetzt, der Schlund ſchwoll an, das Blut ſtieg Gabriel in's Geſicht, der Arme litt fürchterlich. Alles ſuchte Gabriel Hilfe

Die Macht des Glaubens.

Dem Leiden beut der Glaube ſtillen Frieden,
Und um die Luſt wirft er den Heil'genſchein,
Dem Sünder ſelbſt will mild die Hand er bieten,
Er wäſcht ihn von den ſchweren Schulden rein,
Durch ihn ergrünt die Hoffnung nur hiernieden,
Er führt den Wunſch in ſeinen Himmel ein.
Und aus des Todes ſchrecklichen Geſtalten,
Kann er allein ein wärmend Licht entfalten.

Wenn bei des Lebens dunkelen Gewinden,
Im Wetter=Sturm, in finſt'rer Unglücksnacht,
Dem Waller Blick und Zuverſicht entſchwinden,
Wenn aus der Hölle grauſig tiefem Schacht
Entmuthigung und Zweifel ſich entwinden,
Dann ſteht der Glaube ſtill auf ſeiner Wacht,
Den Pilger führet er zum ſichern Orte,
Und öffnet freundlich ihm die Heimatpforte.

Es weilt der Glaube ſegnend bei dem Throne,
Dem Fürſtenmantel er den Glanz verleiht,
Er wehrt dem blinden Wahn, dem frechen Hohne,
Der frevelnd jüngſt das heil'ge Recht entweiht,
Er hebt das Schwert, er gibt den Tod zum Lohne,
Doch iſt er auch zur Sühne gern bereit,
Und wenn der Feind nicht allzuhoch vermeſſen
So predigt er mitleidiges Vergeſſen.

zu leiſten, und man muß ſagen, Ludwig war einer der thätigſten dabei. Er holte eiligſt Ärzte herbei, Gabriel mußte eine Menge Zwiebel, Kohl und gekochte Rüben verſchlucken, und dies rettete ihn, die Stecknadel verwickelte ſich in die Zuſpeiſen und ging mit denſelben ab.

Die ganze Anſtalt freute ſich darüber, Ludwig umarmte ſeinen Freund, und rief entzückt aus: „Weil du nur gerettet biſt, mein theurer Gabriel, mein lieber Zuſpeismenſch.“ Und von nun an hieß Gabriel nicht anders mehr als der Zuſpeismenſch.

Der Name mißfiel zwar Gabriel, er machte ſogar auch Ludwigen deßhalb einige Vorwürfe, allein dieſer lachte ihm in's Geſicht und antwortete ihm: „Vielleicht lägſt du jetzt ſchon kalt auf dem Paradebette, wenn die Zuſpeiſe nicht geweſen wäre, ſchäme dich alſo nicht eines Namens, der mit deinem Seyn ſo enge verflochten iſt, du Zuſpeismenſch! und denke an Horatius, welcher auch Cocles zubenannt wurde.“

Zwei Jahre nachher zählte Gabriel 18 Jahre, und trat aus der Anſtalt, indem er das erſte Prämium in der Rhetorik gewonnen hatte. Ludwig hatte 19 Jahre und verließ auch die Anſtalt, allein er nahm kein Prämium mit ſich.

Freudig ſprach Gabriel zu ſich ſelbſt: „Nun wird mich doch Niemand mehr einen Zuſpeismenſchen nennen.“

5.

Der zweite Akt eines neuen Drama's hatte auf dem erſten Theater der Hauptſtadt geendet, und als der Vorhang gefallen war, dröhnte der ganze volle Saal von Beifall wieder. Das Drama verdiente auch dieſen Beifall, denn es war ein herzzerreißendes Stück voll Mord und Ehebruch und Thränen und Schrecken.

In einer Seitenloge befand ſich ein alter dekorirter Herr und ein mit Geſchmack und Eleganz geputztes Fräulein, hinter beiden ſtanden einige junge parfumirte Herren mit ſchwarzen Schnauzbärtchen und weißen Glacéhandſchuhen und ſprachen über die beiden Akte.

Die Logenthüre öffnete ſich, und Gabriel Hoſter trat hinein. Das Fräulein warf ihr ſchwarzes glühendes Auge, in welchem noch eine Thräne perlte, auf ihn. Dieſe Thräne war ein Dank, eine Belohnung, ein Geſtändniß.

„Louiſe!“ ſagte Gabriel zu ihr, „Louiſe! —“ Er hielt inne, aber der Ausdruck ſeines Geſichtes vollendete ſeine Gedanken. Ihr Blick ſagte: „O mein Gabriel, wie biſt du ſo groß!“ und der von ihm ausgeſprochene Name ſagte: „O! wie entzückt mich dieſer Triumph, da ich ihn mit dir theilen kann, Louiſe!“

Der dekorirte Herr faßte freundlich Gabriels Hand, und ſprach, dieſe drückend, zu ihm: „Junger Freund, das haben Sie gut gemacht!“

„Wir wollen noch warten, wie es weiter geht,“ antwortete Gabriel mit der Ängſtlichkeit eines Autors.

„Ach! warum nicht gar!“ verſetzte der Oberſt. „Der Sieg iſt errungen. Ich bin ganz ruhig, es kann nicht mehr fehlen!“ und als Gabriel hierauf beſcheiden die Achſeln zuckte, reichte ihm Louiſe die Hand mit den Worten: „Muth, mein Freund!“

Gabriel preßte die liebe Hand an ſeine Lippen, und verließ die Loge wieder.

Der Vorhang ging wieder empor, und der dritte Akt wurde geſpielt. Wenn ein neuer kühner Gedanke im Stücke nur mit ſtiller Bewunderung angehört wurde, preßte ſich Louiſens Herz ängſtlich zuſammen, ſie fürchtete, das Genie des Autors ſtände zu hoch über der Faſſungsgabe der Zuhörer. Aber, als dann ein ganzer Donner von Bravo's erſcholl, und man nur ſo lange geſchwiegen zu haben ſchien, um mit einem Male deſto heftiger los zu brechen, da ſtrahlten Louiſens Augen neuerdings von Wonne. Der Oberſt klatſchte mit den Händen und ſtrampfte mit den Füßen, und einige Male ſchrie er in ſeinem Enthuſiasmus ſogar: „Victoria! Victoria!“ ſtatt Bravo! Bravo! indem er meinte, er befände ſich auf dem Schlachtfelde.

Der dritte Akt endete, und auf der erſten Gallerie, an welche die Loge des Oberſten ſtieß, tauſchten während des Zwiſchenaktes die jungen Herren ihre Meinungen über das Stück insbeſondere, und über die dramatiſche Literatur im Allgemeinen aus.

„Wir müſſen doch ſagen,“ begann Einer der Beſchnauzbarteten, „daß wir in der neueren Zeit auch tüchtige dramatiſche Schriftſteller haben.“

„Hm!“ meinte der Andere, „lauter Schale, kein Kern darinnen. Diction und immer Diction, ein ſchöner Rahmen und kein Bild darinnen, vor lauter Schönheit der Worte kommt man zu keiner Handlung. Da ſeht einmal die ältern Dichter an, die leben noch immer, und werden fortleben, dieſe Alten bleiben immer neu, die Neuen werden gar nie alt.“

„Ei,“ erwiederte ein Anderer, „führt doch gegen die Lebenden keinen Krieg mit den Gebeinen der Verſtorbenen. Es iſt eine andere Zeit gekommen, und mit ihr ein anderes Bedurfniß; glaubt ihr denn, wenn Shakeſpeare jetzt lebte, er würde ſo ſchreiben, wie er damals geſchrieben hat?“

„Shakeſpeare könnte nicht anders ſchreiben, er müßte nur nicht Shakſpeare ſeyn. Auf einzelne Auswüchſe kommt es nicht an, aber der markige Stamm würde derſelbe ſeyn. — Aber à propos,“ fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten, „von wem iſt denn das heutige Drama?“

Auf dieſe ziemlich laute Frage beugte ſich Louiſens Lockenkopf aus der Loge, um die jungen Recenſenten beſſer zu behorchen.

„Man verſicherte mich,“ antwortete der Andere, „es ſei das erſte Werk eines jungen Mannes.“

Louiſe kam in Verſuchung auszurufen: „Das Stück iſt von Gabriel Hoſter, von meinem Gabriel," aber jungfräuliche Schamhaftigkeit hielt ſie zurück.

„Weißt du ſeinen Namen nicht?" fragte der Erſte.

Da ſtürzte Ludwig Salling unter die Sprechenden, und rief: „Ich weiß ihn!" und Louiſe wäre ihm gerne um den Hals gefallen, daß er das Incognito ihres Geliebten brechen, und ſeinen Namen hinſchreiben wollte auf die Tafel der Unſterblichkeit.

„Ihr Herren," ſagte Ludwig, „das Stück, deſſen drei erſte Akte vorgeſtellt worden ſind, iſt von meinem Freunde, dem Zuſpeismenſchen."

„Zuſpeismenſch! Zuſpeismenſch!" ſchrien alle zugleich, laut auflachend.

„Zuſpeismenſch!" rief das Fräulein, und beugte ſich vor Erſtaunen und Indignation in den Hintergrund der Loge zurück.

„Aber, er wird doch auch einen andern Namen haben?" fiel Jener ein.

„Ja," ſagte Ludwig, „er heißt Kohl, Rettig, Kraut, Erbſen, Bohnen ꝛc. ꝛc."

„Ah! das iſt ja ein ganzer Ritſcher," verſetzte ein tüchtiger Wiener, und in dieſem Augenblicke rollte der Vorhang wieder auf, und der vierte Akt begann. Ludwig hatte die jungen Leute verlaſſen, war wieder auf ſeinen Platz zurückgekehrt, und erſchien dieſen Abend nicht wieder.

„Bravo! Bravo!" erſcholl es fortwährend von allen Seiten. Nie war ein Sieg ſo vollſtändig, die Damen löſten ihre Blumenſträuße vom Buſen, und warfen ſie auf die Bühne, tauſend weiße Handſchuhe waren in den Logen mit Beifallklatſchen in Bewegung. — „Verfaſſer! — Verfaſſer heraus! heraus!“ ſchrie Alles wie mit einer Stimme. Der Regiſſeur des Theaters erſchien vom Kopf bis zum Fuße ſchwarz gekleidet auf der Bühne und machte drei Verbeugungen. Ein feierliches Schweigen herrſchte augenblicklich im ganzen Saale.

„Verehrungswürdiges Publikum!“ ſprach der Regiſſeur, „das Drama, welches wir ſo eben vor Ihnen darzuſtellen die Ehre hatten, iſt von Gabriel Hoſter.“

Drei Salven von Geklatſche begrüßten dieſen Namen, der berühmt zu werden verſprach, und langſam verließ nun das Publikum das Theater, dieſen Namen unter ſich wiederholend.

Louiſe war ganz ſeltſam aufgeregt, ſie wiederholte, als ſie aus der Loge ging, mit dem Tone eines Mathematikers, welcher damit beſchäftigt iſt, ein ſehr ſchwieriges Problem aufzulöſen, den Namen Zuſpeismenſch.

Und als Gabriel ſie bei der Hand faßte, um ſie in den Wagen zu heben, drückte ſie dieſe Hand nicht.

6.

Luiſe Faber an Suſanne Dorhelm.

Meine liebe Freundin!

Mein guter Vater gibt zu meinem Namensfeſte einen Ball; da ich nun ohne Dich kein Vergnügen vollſtändig genießen kann, ſo beeile ich mich Dich dazu einzuladen.

In der Hoffnung Dich gewiß zu umarmen
Deine
Louiſe.

P. S. Noch Eines, liebe Suſanne. Ich weiß, daß Du alle neuen Romane lieſeſt, es müſſen Dir alſo alle Kobolde, Gnomen, Wolfmenſchen, Vampyrmenſchen u. ſ. w. bekannt ſeyn. Kannſt Du mir nicht ſagen, was ein Zuſpeismenſch iſt? Seit acht Tagen träume ich ganz fürchterlich über dieſen Gegenſtand. Es erſcheint mir im Schlafe allnächtlich ein Phantom, deſſen Körper eine ekelhafte Zuſammenſetzung von Kohl, Kraut, Erbſen, kurz von allen möglichen Zuſpeiſen iſt. O theure Freundin, erkläre mir, was ein ſolcher Zuſpeismenſch ſeyn kann, ſage mir, ob Du glaubſt, daß ein Solcher exiſtire; was mich betrifft, ſo halte ich das Ganze nur für die Frucht meiner aufgeregten Einbildungskraft.

Suſanne Dorhelm an Louiſen Faber.

Theure Louiſe!

Ich nehme mit Vergnügen Deine Einladung an. In Rückſicht auf den Zuſpeismenſchen, wovon Du mir in Deinem Briefe ſo viel ſchreibſt, kann ich Dir nichts Gewiſſes ſagen. Die Natur hat übrigens ihre Geheimniſſe — o Louiſe! die magnetiſchen Kräfte zwiſchen Thier- und Pflanzenwelt ſind ungeheuer, und ſie berühren ſich auf eine ſo außerordentliche und doch ſo verborgene Weiſe, daß auch ich ſelten einen Rettig eſſe, ohne Gedanken zu haben — Gedanken — die ich Dir mündlich mittheilen werde. Dies, meine Liebe, iſt Alles, was ich Dir hierüber ſagen kann. Im Ganzen glaube ich, wir Beide haben eine zu lebendige Phantaſie. — Aber ich bitte Dich, beruhige Dich, und ich umarme Dich mit ganzer Seele

Deine

Suſanne.

7.

Das einfachſte Mittel iſt gewöhnlich jenes, woran wir zuletzt denken.

Zum Beiſpiele:

Es kommt ein Gläubiger zu Euch, der Euch quält ihm Eure Schuld zu bezahlen. Ihr torquirt Euer Gedächtniß, um einen Grund der Verweigerung zu finden; endlich werft Ihr ihn zur Thüre hinaus; es wäre viel einfacher und geſchwinder abgethan geweſen, wenn Ihr das gleich anfangs gethan hättet.

Es ſchmerzt Euch ein Zahn, Ihr braucht Opiate, Öhle, Pillen, Ihr laßt ihn plombiren, endlich da nichts hilft, laßt Ihr ihn ausziehen.

U. ſ. w. — u. ſ. w. — u. ſ. w.

So erging es auch Louiſen, anſtatt Gabriel zu fragen, was es denn mit dieſem Namen Zuſpeismenſch für eine Bewandtniß habe, quälte ſie ſich Tage und Nächte, ohne die Auflöſung dieſes Räthſels finden zu können.

Während Louiſe ſich aber in Grübeleien hierüber vertiefte, verbreitete ſich dieſer Spottname in der ganzen Stadt. Gabriel Hoſter populariſirte ſich unter dem Pſeudonym Zuſpeismenſch, allein es geſchah noch ohne ſein Wiſſen, man nannte ihn nur ſo, wenn er abweſend war, die Verläumdung hatte noch ihre Sammtlarve nicht abgelegt.

Eines Tages, als Gabriel mit Louiſen allein war, ſprach dieſe traurig zu ihm: „Gabriel! Sie haben mich hintergangen.“

Hoſter ſah ſie verwundert und unruhig an. „Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte er.

Das Mädchen ſchwieg einen Augenblick, dann einen Blick auf ihn werfend, der bis in ſein Innerſtes drang, fuhr ſie fort: „Sie haben noch einen andern Namen als Hoſter.“

Der Jüngling ſah ſie verlegen an. — „Einen andern Namen, als Gabriel Hoſter?“ wiederholte er, „einen andern Namen, als jenen ehrlichen, den mir mein Vater hinterlaſſen hat?“ — und ſein Auge glühte von gerechtem Stolz und man ſah es ihm an, es war der wirkliche Name des großen Poeten.

„Gabriel,“ ſagte Louiſe mit bewegter und zitternder Stimme, „Gabriel! ſeyn Sie offen gegen mich, hintergehen Sie mich nicht, ſagen Sie mir ohne Hinterhalt, warum heißt man Sie den Zuſpeismenſchen?“

Vom Sublimen zum Lächerlichen iſt nur Ein Schritt. Gabriel nahm dieſen Scherz ernſthaft. Anſtatt darüber zu lachen, ereiferte er ſich, wurde

tzig, ſchrie, deklamirte, weinte ſogar — kurz,
urde ganz lächerlich. — Louiſe liebte ihn nicht
ehr.

8.

Zwei Tage nachher redete Einer ſeiner Kame-
den Gabrielen mit dem Spottnamen Zu-
eismenſch an, als Beide aus dem Theater gin-
n; Gabriel gab ihm eine Ohrfeige, man for-
rte ſich und die Stunde des Duells wurde auf den
genden Tag feſtgeſetzt. Man ſchlug ſich und Ga-
iel wurde verwundet.

Von dieſem Tage an war der Spottname Zu-
eismenſch unausrottbar.

Und in einiger Zeit hierauf, als ſich Gabriel
Hauſe des Oberſten Faber einfand, meldete
n der Portier: der Oberſt ſei mit ſeiner Tochter
der verwichenen Nacht nach Frankreich abgereiſt,
dort für immer zu verbleiben.

9.

In einem Gemache, in welches lange und dichte
rhänge nur ein graues Halbdunkel hinein ſchei-
ließen, lag ein junger Mann mit blaſſem Ge-
te, wenigen Haaren und erloſchenen Augen auf
em Bette, neben welchem auf einem Nachtkäſtchen
h volle Flaſchen Arzneien ſtanden.

Dieſer ſterbende junge Mann war Gabriel
ſter.

Er ſchaut um ſich mit frommen Kindes=Augen,
Hebt froh den Blick empor zum Himmelzelt,
Und wie die Blumen heiß begehrend ſaugen,
Den Morgenduft, der in die Kelche fällt,
So will das gläub'ge Herz in Andacht tauchen,
Der liebend ſich das Hoffen zugeſellt,
Und was die Kirche mütterlich beſcheret,
Das wird von ihm als heil'ge Gunſt verehret.

Er zeigt uns in des Domes Lauben=Hallen,
Des ew'gen Ruhmes hohes Götterbild,
Da ſehen wir die Märt'rer muthig fallen,
Die Chriſti Lehr mit frommem Trotz erfüllt.
Ob Stolz und Wuth gleich ihre Fäuſte ballen,
Hellleuchtend glänzt des Glaubens goldner Schild
Es dunkeln nimmer ſeines Feuers Strahlen,
Das Heldenthum aus friſcher Glut ſie mahlen.

Es winken gar anmuthig heil'ge Frauen,
In deren Bruſt die reine Liebe wohnt;
Verklärter Reize Huld iſt hier zu ſchauen,
Die gütig wohl den echten Beter lohnt,
Aus ihren Blicken thauet das Vertrauen,
Um ihre Lippen milde Tugend thront.
So flüchtet ſich der Sehnſucht heißes Träumen,
Schutzſuchend zu der Andacht Friedens=Räumen.

Der Glaube webt aus jungem Morgenrothe
Dem Sterbenden ein grünes Leichentuch,
Ein Engel kommt als freundlich ſtiller Bote,
Und führt ihn fort im raſchen Seraphflug,

Der Leſer wird hier vermuthlich gegen die Wahrſcheinlichkeit dieſer Erzählung ſchreien, aber ich werde antworten: Es iſt unmöglich die menſchlichen Leiden und ihre Urſachen ganz zu erklären, das menſchliche Mikroſkop ſieht nur ihre Narben.

Die Thüre des Gemaches öffnete ſich und Ludwig Salling trat herein. Es war ein fürchterliches Schauſpiel, wie der Schwache ſich aufrichtete, die Hände aus Zorn geballt und noch den letzten Anflug von Röthe auf den Wangen. Er wandte die letzte Kraft an um Ludwig zu faſſen, allein vergebens! Er ſank wieder auf ſeinen Polſter zurück, und nach einer Pauſe reichte er ſeinem Jugendfreunde die abgezehrte Hand. „Ich verzeihe dir, Freund,“ murmelte er kaum hörbar, und war todt.

Ludwig vergoß Thränen, er hielt die kalte Hand in der ſeinigen, und ſuchte ihr wieder Wärme einzuhauchen, allein da Alles vergebens war, ſchied er von ſeinem Jugendfreunde, indem er einen Schleier über deſſen Antlitz deckte, mit den Worten:

„Armer Zuſpeismenſch!“

Geſchichte Ruſtans,

Napoleons Leibmamelucken.

Aus dem Franzöſiſchen.

1.

Im Orient iſt die Gaſtfreundſchaft eine unveränderliche, unwandelbare, angeerbte Tugend. In dieſem Lande ungeheurer Wüſten haben die Menſchen vor allem das Bedürfniß, Beiſtand zu leiſten und zu erhalten, gefühlt; der Reiſende iſt ein verehrter, der Gaſt ein heiliger Gegenſtand geworden. Die Gaſtfreundſchaft hat, wie alles Andere, was auf dem Glauben beruht, ihre Formeln und Symbole, welche unverletzlich ſind. Das Trinkgeſchirr, welches man demjenigen vorſetzt, der unter dem Dache eines Mannes im Oriente ſich befindet, iſt immer das Zeichen des Wohlwollens ſeines Wirthes, und er darf es mit der Überzeugung der vollkommenſten Sicherheit leeren.

Armenien, dieſes herrliche und reiche Land, welches ſich von den kaukaſiſchen Gebirgen bis an die Ufer des Euphrat hinzieht, iſt noch immer von den erſten Inſpirationen der bibliſchen Begebenheiten durchdrungen, man findet dort noch patriarchaliſche Familienväter wie Jakob, und Joſephs rührende Legende iſt noch in jeder Erinnerung.

Jede armeniſche Familie beſitzt ein Trinkgeſchirr, deſſen Alter, oder größerer Reichthum, deſſen Einfachheit, Beſcheidenheit oder Neuheit den gerechten Schluß auf den Zuſtand der Familie machen laſſen. Dieſes Trinkgeſchirr erſcheint bei allen großen häuslichen Feſten. Die Kinder ſchlürfen bei ihrer Geburt daraus ihr erſtes Getränk, die Verlobten trinken daraus bei ihrer Hochzeit, die Kranken bei ihrer Wiedergeneſung, die Fremden am Ende des erſten Mahles, welches ſie im Hauſe verzehren, der Hausvater an allen denkwürdigen Tagen des Jahres. Bald enthält dieſes Trinkgeſchirr betäubende, bald kühlende Getränke. Bei dieſen Trinkgeſchirren verſprechen ſich auch die Liebenden ewige Zärtlichkeit und Treue.

2.

Vor beiläufig ſieben und dreißig Jahren geſchah es, daß ein armeniſcher Jüngling aus einer reichen und geachteten Familie den Verlobungsbecher Nephtali, der ſchönſten Jungfrau der Gegend, anbot. Beide gut, jung und ſchön, hofften ſie in dieſem ruhigen und geſegneten Lande lange und glücklich mit einander zu leben. Zahlreiche Heerden, die zärtliche Liebe ihrer Ältern, die Achtung, welche ihre Familien im ganzen Lande genoſſen, verbürgten ihnen die Erfüllung dieſer Hoffnung. Indeſſen fiel Ruſtan einmal nach einer ſehr anſtrengenden Jagd auf das Krankenlager, er litt lange Zeit, und wäre der Krankheit vielleicht erlegen, wenn ihn Nephtali nicht ſo ſorgfältig gepflegt hätte. Er beſchloß daher auch das Leben, das ſie ihm erhalten, nur ihr zu weihen.

Der Kranke genas zwar langſam, aber vollſtändig, und die ganze Familie vereinigte ſich, um das Geneſungsfeſt zu feiern, und der Familienbecher, den vorerſt Ruſtan geleert hatte, wurde hierauf hundertmal gefüllt und hundertmal auf ſein Wohl von Freunden und Bekannten ausgetrunken. Man ſcherzte und war fröhlich, nur ein einziger Gaſt ſaß betrübt und in ſich gekehrt dabei. Es war Alib, Ruſtan's Jugendgefährte, ſein Spielkamerade, der Sohn des reichſten Mannes der Umgegend; Alib, der ſtolz auf ſeine Kraft und auf ſeine Körperbildung ſeyn konnte; denn keiner konnte ein wildes Pferd bändigen wie er, keiner ging immer ſo ſiegreich aus jedem Streite wie er. ihm folgten liebevoll die Blicke der jungen Mädchen, wo er ging, und doch liebte Alib nur Eine, nur allein Nephtali, die Verlobte ſeines Freundes Ruſtan.

Ein unheimlicher Strahl ſchoß unter Alib's buſchigen Augenbraunen hervor, als Ruſtan, indem er den Familienbecher mit einer Hand hoch emporhob, während er mit der andern Nephtali's Leib umſchlang und ſie auf die Stirne küſſend, ausrief: „O meine geliebte Nephtali! bei dieſem Becher meiner Vorfahren ſchwör' ich dir, dein zu ſeyn, dein allein mein ganzes Leben hindurch. Dies Gefäß, welches uns heilig iſt, ſei das Unterpfand unſerer gegenſeitigen ewigen Liebe und Treue.“ Und hierauf faßte Nephtali den Becher und rief:

„Ja! dem will ich angehören, dem allein und keinem Andern für mein ganzes Leben, dem dieſer Becher angehört; ich ſchwöre es laut und feierlich!“

Was in dieſem Augenblicke in Alib's Seele vorging, war nur ihm und ſeinem böſen Genius bekannt. Er lächelte kalt und bitter, ſeine Lippen preßten ſich zuſammen, daß jedes Haar ſeines Bartes zitterte.

Wenige Tage nachher war die Familie wieder bei einem häuslichen Feſte verſammelt, vergebens ſuchte man den Becher, er war entwendet. Nephtali brach in Thränen aus. Ruſtan verſchwand in fürchterlicher Wuth und wendete ſich gegen die Gebirge, als wenn er einer Beute nachjagen wollte, welche er dort gewiß zu finden hoffte.

Erſt nach einer Woche ſah ſeine Mutter ihren Sohn blaß, abgematter wieder zurückkehren, ſich ſelbſt und dem Räuber fluchend. Er umarmte die weinende Frau nur ſchnell, ſprach kein Wort von Nephtali, warf nur einen thränenſchweren Blick nach der Wohnung des Mädchens und entfernte ſich wieder.

3.

Egypten hallte von Waffengetöſe wieder. Zwei Nationen, Nebenbuhlerinnen des Ruhmes, hatten ſich hier wie in einem eingeſchloſſenen Felde ein Stelldichein gegeben. Zwiſchen dem Meere und den Pyramiden ſtritten ſich Engländer und Franzoſen an den Ufern des Nils um den Beſitz des Ganges. In der Wüſte kämpfte Mann gegen Mann, um die reichen Beſitzungen an der Küſte von Coromandel zu erobern und zu vertheidigen, und das friedliche Egypten, von dem Schlachtgetümmel erſchreckt, das für Intereſſen erſchallte, die es nicht kannte, rief Mahomed und ſeine alten Götter, die arabiſchen Horden und die Dolche des Fanatismus zu Hilfe. Alles war erſchüttert von der Bucht von Abukir bis nach Heliopolis, und ganz Egypten nur ein Schlachtfeld, bald von den Franzoſen, bald von den Engländern oder Arabern behauptet; indeſſen neigte ſich der Sieg bald auf die Seite eines Mannes, der berufen ſchien, an den Küſten von Suez die Geſtalt der Reiche augenblicklich umzuwandeln.

Die Egyptier bemerkten bald, daß es ſich bei dieſem Angriffe um ihre Nationalität handle. Die Sieger marſchirten mit Kenntniſſen und Civiliſation geſchmückt gegen Egypten. Sollte dieſes Land, einſt Lehrerin des Occidents, jetzt Lehren annehmen, die man ihm mit den Waffen in der Hand geben wollte, und Wohlthaten aus den Mündungen der Kanonen empfangen? Es ſah in dem Vorrücken der Franzoſen nur den Ruin ſeiner eigenen Individualität, es bebte und erzürnte, und Cairo ſtieß den erſten Schmerz des Aufruhrs aus, es war wie eine große Feuersbrunſt, welche von einem Ende des Landes bis zum andern aufloderte, und die franzöſiſche Armee zu vernichten drohte; aber eben ſo ſchnell, als entzündet, war ſie auch gelöſcht.

Da ſah man nun die Oberhäupter ihre Knie vor den Siegern beugen, und um Vergebung und Schutz flehen.

Eines Tages empfing Buonaparte, von ſeinem Generalſtabe umgeben, den Beſuch eines Scheiks, welcher in Cairo kommandirte. Der Scheik war ein ehrſüchtiger Mann, deſſen Leidenſchaften mehr als einmal das Heil Egyptens auf das Spiel geſetzt hatten, und der es jetzt verſuchen wollte, den Sieger für ſich zu gewinnen. Buonaparte hatte eben Champagner bringen laſſen, und mit ſeinen Offizieren auf Frankreichs Wohl getrunken, das er nun bald wieder zu ſehen hoffte, und bot auch dem Scheik ein Glas, der es, uneingedenk der Vorſchriften Mahomed's, annahm und auf einen Zug leerte.

Arabiſche Pferde wieherten und ſtampften die Erde im Hofe des Generalquartiers, ſie waren mit prächtigen Decken belegt, und von dem Scheik zum Geſchenke für Buonaparte beſtimmt. Dieſer betrachtete die herrlichen, muthigen Thiere mit flammenden Blicken, aber was ſeine Aufmerkſamkeit vor allem auf ſich zog, war ein Mameluck, der bei ihnen ſtand. Er war beiläufig zwanzig Jahr alt, edlen, obwohl bräunlichen Geſichtes, ſeine Haltung anmuthig, ſein Auge unternehmend, und eine Art von Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen.

„Wem gehört dieſer Jüngling?“ fragte Buonaparte den Scheik.

„Er iſt ein Diener meines Hauſes.“

„Ich wünſchte wohl auch einen ſolchen Diener zu haben!“

„Ich würde mich glücklich ſchätzen, ihn Euch anzubieten, General!“

„Danke, und du, wollteſt du wohl bei mir bleiben?“

Der Mameluck legte ſeine Hände auf die Bruſt und neigte ſeinen Kopf. In ſeinem ganzen Weſen malten ſich Freude und Unterwürfigkeit, und indem er ſeine Blicke nach oben wandte, ſchien er dadurch andeuten zu wollen, er ſehe es für einen Befehl des Himmels an, ſein Schickſal an jenes des großen Feldherrn zu knüpfen.

„Wie nennſt du dich?“

„Ruſtan!“

Ja, er war es, Ruſtan, der Verlobte Nephtali's, der, entfernt von ſeinem Vaterlande und von ſeinen Verwandten, dem Zorne des Himmels entgehen wollte, welchen er über ſeinem und ſeiner Geliebten Haupt durch den Verluſt des Bechers ſchweben zu ſehen wähnte.

„Du ſollſt mein Leibmameluck ſeyn.“

Von dieſem Tage gehörte Ruſtan Napoleon an.

4.

Immer um die Perſon des Kaiſers, ſah Ruſtan die Wunder ſeiner Siege, er ſah ihn in einem Glanze, wogegen alle Heldenſagen ſeines Vaterlandes im Schatten ſtanden. Seine Hingebung und

Ertragend ſo der Welt und ihrer Nothe,
Den Geiſt entkleidend von dem langen Lug.
Hehr leuchten drein des Todtenamtes Kerzen,
Und ledig wird der Leib der Erden Schmerzen.

Ein Wiederſehen durch den Glauben taget,
Des Grabes Decke nur die Hüll' umſchleußt,
Da ruht der Harm, was ſonſt das Herz geplaget,
Was froſtig rauh den Wunſch hier feſtgeeiſt,
Entfeſſelt es den leichten Aufſchwung waget,
Des Tröſters Wort ein Obdach ihm verheißt,
Er wird ſein Lieben droben wieder finden.
Sich daurender und inn'ger ihm verbinden.

Carl Baldamus.

Die Cypreſſe.

Cypreſſe! du ſteh'ſt?
Warum ſteh'ſt du am Hügel?
Haſt du nicht Flügel
Dich weiter zu heben? —
Haſt auch kein Leben,
Du arme Cypreſſe!!

Cypreſſe! du grün'ſt?
Warum grün'ſt du ſo traurig
Wo alles ſo ſchaurig
Bei Gräbern der Nacht? —
Du haſt ſie bewacht,
Du treue Cypreſſe!!

ſeine Treue waren ohne Grenzen. Aber auch der Kaiſer war ſeinem Mamelucken wohlwollend zugethan, er beſchenkte ihn reichlich und umgab auch ihn mit Glanz, er mußte die koſtbarſten Waffen, die reichſten Kleider tragen; bei öffentlichen Feſten wurde ihm ein Platz neben dem Kaiſer angewieſen, und Ruſtan glich einem Trabanten der Sonne.

Allein in der Mitte der Campagnen, welche er alle mit ſeinem Herrn mitmachte, in der Mitte des Glanzes der Tuilerien, dachte Ruſtan immer an ſein Vaterland; er ſehnte ſich nicht darnach, weil er Napoleon liebte, und ihn um alle Welt nicht verlaſſen hätte, aber er träumte von ſeinen Bergen und Heerden, von ſeiner Mutter und derjenigen, in deren Armen er das Glück zu finden hoffte, und ſeine wenigen einſamen Stunden brachte er daher oft in ſchwermüthigem Nachdenken zu.

Eines Morgens ſagte der Kaiſer in einer fröhlichen Laune zu ihm, indem er ihn wie gewöhnlich bei dem Ohrläppchen faßte:

„Ruſtan! du wirſt deine Landsleute ſehen.“

„Wie Sire?“ rief der Mameluck erſchrocken.

„Nein, nein, ſei nur ruhig,“ fügte der Kaiſer hinzu, „nicht du ſollſt zu ihnen gehen, ſie kommen zu uns.“

„Ach!“

„Ja, ich werde als Leibwache auch ein Corps Mamelucken haben. Willſt du ſie kommandiren?“

„Sire! ich bin immer bereit die Befehle Eurer Majeſtät zu vollziehen, aber wenn Ihr mir einen

Wunſch erlaubt, ſo iſt es der, meinen gnädigſten Kaiſer nie verlaſſen zu dürfen.“

„Gut, mein Freund, gut, ſo bleibe bei mir, und ſage mir, was kann ich für dich thun!“

„Sire! ich habe nichts nothwendig als Euer Antlitz und Euer Wohlwollen.“

„Sage mir Ruſtan, wie biſt du bewohnt?“

„Ich wohne in einem kleinen Gemache im Pavillon de Flore.“

„Haſt du dir's türkiſch einrichten laſſen?“

„Nein, Sire!“

„Du biſt ein Einfaltspinſel, laß es dir ganz auf türkiſche Art zubereiten, mein Junge.“

Der Kaiſer entfernte ſich. Ruſtan, den Wunſch ſeines Herrn erfüllend, ließ ſein Gemach ganz im türkiſchen Geſchmacke, aber dennoch ganz einfach einrichten.

Die Mamelucken kamen in Paris an. Der Anblick dieſer orientaliſchen Krieger brachte allgemeines Staunen hervor.

Ruſtan betrachtete ſie mit Begierde, dieſe Geſichter riefen eine angenehme Erinnerung in ſeiner Seele hervor. Bei dem Empfange blieb ein einzelner Offizier allein, getrennt von der Truppe und ſchüchtern hinter derſelben ſtehen, als ob er die wohlwollenden Äußerungen vermeiden wollte. Ruſtan trat zu ihm, rief ihm in der Sprache jenes Landes zu, näher zu kommen, und dann, als er ihn umarmte, erkannte er ihn. Es war Alib, welcher am Verlobungstage mit ihm aus dem verlornen Becher getrunken hatte. Ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm.

„Was macht Nephtali?“ fragte er dann.

„Sie iſt todt.“

„Todt?“

Und beide blieben hierauf einige Augenblicke ſtumm.

„Todt, geſtorben als Jungfrau?“ nahm Ruſtan dann das Wort und heftete einen Blick ſchneidend wie eine ſyriſche Klinge auf Alib.

„Nein, als Weib.“

„Wen hat ſie geehligt?“

„Mich.“

„Dich?“

Ruſtan ließ Alib's Hand, welche er gefaßt hatte, wieder fahren, er vergoß keine Thräne, er blickte ihn nur an, ohne daß Zorn in ſeinen Augen ſprühte, aber ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Verwunderung und Wehmuth lag in dieſem Blicke.

5.

Zwei Wochen waren verfloſſen, ſeitdem das Corps der Mamelucken in den Tuilerien empfangen worden war. Die Organiſation desſelben ging raſch vorwärts. Der Kaiſer hatte ſchon mehre Male Revue über dasſelbe gehalten, und wollte nun, daß Ruſtan es bei einem feierlichen Bankette in ſeinem Namen bewirthe. Ruſtan und Alib wechſelten bei dieſem Feſte einige Worte der Freundſchaft und der Verzeihung.

Indeſſen beſchäftigte den Mamelucken des Kaiſers ein geheimer Plan. Er ging oft zu Odiot, einem geſchickten Goldarbeiter, er brachte ganze Stunden in ſeiner Werkſtätte zu, und eines Tages ſah man ihn geheimnißvoll einen Becher in das Schloß tragen, den er ſorgfältig verbarg. Am andern Morgen erhielt der Lieutenant Alib eine Einladung zum Frühſtücke bei Ruſtan, dem Mamelucken des Kaiſers, im **Pavillon de Flore**.

Der Offizier erſchien und wurde auf das freundlichſte von ſeinem Landsmanne aufgenommen. Beide hatten ſich ſo viel zu ſagen, doch das Schwere war der Anfang. Ruſtan ſprach zuerſt von dem Vaterlande und von ſeinen Erinnerungen an daſſelbe, und beide wünſchten ſich Glück zu der neuen Laufbahn, welche ſie eingeſchlagen. Dann ſtellten ſie zwiſchen ihrem Vaterlande und Frankreich Vergleiche an, ſie erzählten ſich ihre Freuden und Schmerzen und unterhielten ſich über alle Begebenheiten, welche ſich während ihrer Trennung ereignet hatten. Alib hatte Armenien nach Nephtali's Tode verlaſſen, dieſe war hingewelkt, ohne je den Grund des Hinſiechens anzugeben. Wie hatte ſie einwilligen können, Alib's Weib zu werden? Dies war ein Geheimniß, welches ſich Ruſtan nur durch die gewöhnliche Unbeſtändigkeit zu erklären vermochte. Auch wurde kein Wort von dem verlornen Familienbecher geſprochen. Ruſtan ſchien ſogar dieſen Gegenſtand ſichtlich vermeiden zu wollen.

Die Stunden verfloſſen ſchnell, die beiden Mamelucken wiegten ſich ſo recht in ihren Erinnerungen. Die Verzierung von Ruſtan's Gemach trug nicht wenig zur Illuſion bei; die Gerichte, welche Ruſtan auftragen ließ, waren jene des Vaterlandes; auf weichen Kiſſen hingeſtreckt, in einer Atmoſphäre von Wohlgerüchen, wähnten ſie ſich im Schooße ihres geliebten Armeniens.

Plötzlich gab Ruſtan ein Zeichen, ein Diener in Sklaventracht trat ein, und übergab mit den dort üblichen Förmlichkeiten ſeinem Herrn einen Becher. Dieſer ſtand auf, berührte ihn mit ſeinen Lippen und reichte ihn dann ſeinem Gaſte. Alib aber wurde blaß, wankte und fiel ohnmächtig zu Boden.

Ruſtan, der ſeine Leute entfernt hatte, eilt ſelbſt ihm zu Hilfe. Alib gewinnt ſeine Beſinnung wieder, aber ſeine Augen blicken ſtarr und ſeine Reden haben keinen Zuſammenhang. Was ſpricht er? Er redet von der Entwendung eines Bechers, er ſpricht von einer Frau, welche ſich gegen Gewalt verzweifelnd wehrt, aber doch zum Altare geſchleppt wird, um dort einen zweiten Schwur auf Koſten des erſten abzulegen. Verbrechen, Gewiſſensbiſſe ſind Worte, welche er gräßlich heulend ausſtößt. Warum will er ein Leben verkürzen? warum fürchtet er die Strafe des Propheten?

„Alib,“ rief Ruſtan, „geh, ich verzeihe dir, du warſt nur das blinde Werkzeug des Schickſals, welches mich an die Seite des großen Feldherrn ketten wollte.“

Alib gewann den Gebrauch ſeiner Sinne

wieder, ſeine Blicke wandten ſich unruhig nach dem Tiſche, er ſah den Becher wieder. Ja, es war derſelbe Becher, den er einſt entwendete, jener, an welchen der Beſitz Nephtali's gekettet war. Wie kam dieſer Becher hieher nach Paris, den er ſelbſt in den Euphrat geworfen hatte?

6.

Mehre Jahre nach dem Frühſtück in den Tuilerien, in dem Bivouak von Leipzig, kam ein Mameluck zu Ruſtan und bat ihn, einen ſterbenden Landsmann zu tröſten, der ihn im Namen des Propheten bitten laſſe, an ſein Lager zu kommen. Ruſtan folgte ſogleich dem Mamelucken, und ſah Alib, der ihm die Hand entgegenhielt, einen Spruch aus dem Koran murmelnd. Kaum hatte er vergebend dieſe Hand gedrückt, als ſie auch ſchon kalt in der ſeinigen lag. Alib ſtarb an den Folgen einer Wunde, welche er nicht verbinden laſſen wollte.

Die
WAHRHEIT.

Ein indiſches Mährchen.

Ein Fakir ging auf dem Felde dahin, indem er ſeine Naſenſpitze betrachtete. Plötzlich hörte er den Donner unter ſeinen Füßen rollen, und er ſprach zu ſich ſelbſt: „Dieſe Stelle iſt hohl, und ſchließt vielleicht einen Schatz in ſich; wenn ich ihn hebe, ſo werde ich ein rechtſchaffener Mann.“

Der Fakir grub die Erde auf, und ſprengte ein Gewölb, allein nicht wenig böſe war er darüber, als er nach einer ſo angeſtrengten Arbeit nichts entdeckte, als die Öffnung eines alten Brunnens.

Betrübt ſah er hinein, als ihm aus demſelben ein ganz nacktes, vor Näſſe und Kälte zitterndes Weib entgegenſtieg. Da es außerordentlich ſchön war, ſo betrachtete es der Fakir mit weitgeöffneten Augen, und dachte nicht daran, es mit ſeinem Mantel zu bedecken.

Endlich tönten aus ſeinem Munde dieſe Worte: „O du, welche an Schönheit alle Töchter Brama's übertrifft, ſage mir, wer biſt du, und warum badeſt du dich in einem Brunnen?“ — Sie antwortete ihm: „Ich bin die Wahrheit.“ Der Fakir erblaßte und floh ſo ſchnell, als es ſeine Füße nur vermochten, als ob ein Fakir und die Wahrheit nicht bei einander exiſtiren konnten.

Cypreſſe! du welk'ſt?
Warum welk'ſt du ſo frühe?
„Weil ich nur blühe
„Bei Anderer Grab!"
So ſäuſelt herab
Die Trauer-Cypreſſe! —

Iris.

An Sophien.

Mädchen, willſt du fröhlich leben,
O ſo lerne Küſſe geben
Und empfangen! —

Wenn auch anfangs deine Wangen
Purpur röthet. Darfſt nicht bangen
Vor dem Kuſſe.

Eh' wir ſchreiten zum Genuſſe,
Höre liebes Kind mit Muße
Meine Lehren:

Erſtens — wie, ich ſollte ſchweigen?
Beſſer meinſt du, ließ ſich's zeigen
Als erklären! — —

Emil.

Die verlaſſene Jungfrau näherte ſich allmälig der Stadt. Eine Frau, welche unbekleidet reiſet, erſcheint in Indien nicht ſo ſonderbar, als in einem andern von der Sonne weniger begünſtigten Klima. Es gingen Poeten, Kaufleute und Sultaninnen an ihr vorüber.

Die Poeten ſprachen, als ſie die Frau ſahen: „Ach, wie iſt ſie ſo mager!“ Die Kaufleute: „Ach, wie ſieht ſie ſo dumm aus!“ Die Sultaninnen: „Ach, wie iſt ſie ſo unbeſcheiden!“ aber Niemand nahm ſich ihrer an.

Endlich ging auch ein Höfling an ihr vorüber, ein ausgemergelter, reicher Menſch, dem wenigſtens noch die Phantaſie übrig geblieben war. Er bemerkte, daß das weibliche Weſen eine weiße Haut habe, und ließ ſie auf ſeinen Palankin ſetzen.

Kaum ſitzend kam ihr die Favoritſultanin des Schah entgegen, die auf Anordnung der Ärzte auf einem Dromedar ſpazieren ritt. — Die Wahrheit ſah ſie an, und rief auf der Stelle: „Das iſt ſonderbar, die Favoritſultanin hat eine ſchiefe Naſe!“

Der Höfling zitterte an allen Gliedern bei dieſem Ausruf, und hielt ſich für verloren, denn ein Geſetz verbot bei Todesſtrafe, von der Naſe der Favorite, ſei es gut oder ſchlecht, zu ſprechen. Er warf alſogleich die Wahrheit von dem Palankin mitten auf den Weg hinab und trabte weiter.

Die Wahrheit gelangte endlich an die Thore der Stadt, und erkundigte ſich bei einem Manne niederer Kaſte, der ihr begegnete, wo ſie dieſe Nacht zubringen könne? Der Mann führte ſie in ſein Haus, nicht muthmaßend, daß die Fremde ſein Unglück machen würde.

Der Mann, bei welchem die Wahrheit wohnte, gab, um leben zu können, eine Zeitung heraus, in welcher alle großen Herren gelobt wurden; daher hatten die Sklaven den Befehl, ihm, wenn er nach Hofe kam, alle Säcke mit den beſten Überbleibſeln aus der Küche anzufüllen.

Die fremde Reiſende brachte die Geſchäfte dieſes guten Mannes ganz in Unordnung. Die Wahrheit ſah ihn an ſeiner Zeitung arbeiten, ſprach dabei kein Wort, aber, nachdem er aufgeſtanden war, ſtrich ſie alles wieder aus, was der Zeitungsſchreiber zu Papier gebracht hatte. Die zwei folgenden Tage kam kein Blatt heraus.

Der Vezier, über dieſe Verzögerung erboßt, ließ den Schriftſteller zu ſich kommen, und nachdem er ihm fünfzig Stockſtreiche hatte geben laſſen, erlaubte er ihm, ſich zu rechtfertigen. Er that es mit Beredſamkeit und gutem Grund, daher entließ ihn der Vezier mit neuen hundert Stockſtreichen.

Dieſer Nachtrag dürfte jenen ſonderbar ſcheinen, welche nicht wiſſen, wie außerordentlich gerecht der Vezier war. Er that dieſes nur, um Zeit zu einer Execution zu gewinnen, die ihm ſehr nothwendig ſchien. Es handelte ſich nämlich darum, die Wahrheit heimlich aus dem Hauſe des Zeitungsſchreibers weg tranſportiren zu laſſen. Wenn er gewußt hätte, daß neunundneunzig Streiche genug geweſen wären, um die Zeit, welche er dazu bedurfte, auszufüllen, ſo hätte er ſeinen Nebenmenſchen gewiß zu ſehr geachtet, um auch nur einen Streich mehr zu diktiren.

Nachdem der Vezier ganz allein im Beſitze der Wahrheit war, ſo freute er ſich deſſen ſehr, und hoffte von ihr großen Nutzen gegen ſeine Feinde ziehen zu können; allein noch an demſelben Tage kündigte man ihm an, der Schah wolle ihn beſuchen, da fürchtete er denn, der Beherrſcher möchte die Wahrheit ſehen, und verordnete daher zum allgemeinen Beſten, daß man ſie zum Tode führe.

Alsbald legten vier Emirs die Wahrheit zwiſchen ſeidene geſtickte und parfumirte Polſter, und erſtickten ſie mit kluger Behutſamkeit, dann warfen ſie ihren entſeelten Körper in den abgelegenſten Winkel des Gartens.

Die Mächtigen werden nun gewiß glauben, die Wahrheit ſei todt, allein es iſt nicht ſo. Die freie Luft gab ihr das Leben wieder, und neu geſtärkt benutzte ſie die Dunkelheit, um den Garten zu verlaſſen.

Sie flüchtete ſich in eine ungeheure Bibliothek, worin die Braminen den Geiſt der Menſchen ſeit 5000 Jahren aufhäuften. — Da die Nacht kalt war, ſo machte ſie ſich mit einigen Werken Feuer an, allein in dem Saale gab es ſo viele zündbare Materien, daß in weniger als zehn Minuten die ganze Bibliothek in Flammen ſtand, und die Wahrheit kaum noch Zeit hatte, ſich mit einigen Brandflecken zu retten.

Die Bibliothek brannte und mit ihr auch die Bibliothekare. Der Schah ritt hinzu, um das Feuerwerk zu bewundern, und ſprach mit naivem Lächeln: „Es iſt doch recht hübſch, eine Bibliothek brennen zu ſehen.“

Seine Freude ſchien um ſo aufrichtiger zu ſeyn, als in Indien immer eine geheime Feindſchaft zwiſchen den Monarchen und den Büchern herrſchte.

Indeſſen beeilte ſich der Vezier ſein entkommenes Opfer vogelfrei zu erklären. Am folgenden Morgen ſchon waren die Proklamationen an allen Straßenecken angeſchlagen. Über dieſe Schnelligkeit darf Niemand erſtaunen, denn in allen indiſchen Kanzleien gibt es ſchon vorräthige Proſkriptionsformeln gegen die arme Wahrheit.

Am Abende befand ſich der Flüchtling außer den Mauern der Stadt, nahe bei einem einfachen, reinlichen Hauſe, welches ein kleines Gärtchen umgab. Es war die Wohnung des weiſen Pilpay. Die Wahrheit trat ohne Furcht hinein, ſagte, wer ſie ſei, und bat um Aufnahme.

„Deine Freimüthigkeit gefällt mir,“ redete ſie der Weiſe an, „allein ſie macht mich auch für dich zittern, wenn du erkannt würdeſt, nichts könnte dich retten, darum folge mir.“ Sie ſtiegen mit einander eine Treppe hinan, und kamen in eine lange Gallerie.

Hier waren Häute von allen Thieren, Rinden von allen Bäumen, kurz Hüllen von allen Geſchöpfen nach der Ordnung gereiht. Man hätte auf den erſten Anblick glauben ſollen, dies ſei das Magazin eines Fabuliſten. Pilpay deutete der Wahrheit darauf hin, und ſprach zu ihr, wie folgt: „Nachdem du dich weder verläugnen noch ſchweigen kannſt, ſo iſt es nothwendig, daß du dich verkleideſt. Ich kann dich nach deiner Wahl in jedes Weſen verwandeln, deſſen Hülle du über dich werfen wirſt; unter deiner neuen Geſtalt kannſt du dann ſprechen, wie es dir in den Schnabel kommt, und ſelbſt dem Vezier ungeſtraft ſeine Fehler in den Bart ſagen.“

Die Wahrheit nahm das Anerbieten des Weiſen an, und war dafür nicht undankbar. Das Genie ihres Befreiers, durch ſie noch mehr angeflammt, verbreitete bald ein allgewaltiges Licht über Hindoſtan, der Vezier wurde abgeſetzt, und Pilpay kam an ſeine Stelle. Unter den lauteſten Segenswünſchen des Volkes erreichte er ein außerordentliches Alter, denn ganz Aſien hat keinen beſſeren Lebensbalſam, als die Gewohnheit, Gutes zu thun, iſt.

Das Beiſpiel eines ſo unerhörten Glückes lockte eine Menge Nachahmer herbei, und die Habſüchtigen wollten mit dem Philoſophen die Arbeiten des Apologen und die Erbſchaft Pilpay's theilen; allein die Wahrheit, welche ihre Abſicht erkannte, verbarg ſich in die Werke des Weiſen, und überließ die übrigen dem Wahnſinne ihrer Einbildungskraft.

Die Fabeldichter theilten ſich ſo in zwei verſchiedene Gattungen, deren eine mit Sanftmuth belehren, die andere aber um jeden Preis herrſchen wollte. Es heißt dem Menſchengeſchlechte einen großen Dienſt erweiſen, wenn man es belehret, wodurch ſich beide Gattungen unterſcheiden laſſen.

Die Einen verſammeln die Menge um ſich, und rufen ihr von einem erhabenen Platze zu: „Sklaven des Brama! glaubt oder geht zu Grunde; denn das, was wir euch ſagen werden, iſt die Wahrheit,“ und dann tragen ſie ihnen Fabeln vor, welche die Zuhörer entweder zu Spitzbuben oder zu Raſenden machen.

Die Andern laden mit ſanfter Stimme den Wanderer ein, anzuhalten, und ſprechen zu ihm: „Freund! wenn du für das Vergnügen empfänglich biſt, ſo lache einen Augenblick mit uns, das was wir dir erzählen werden, iſt nur eine Fabel.“ — Allein ihr heiterer Vortrag erfüllt die Seele mit heilſamer Wahrheit, und Jeder, welcher ſie hört, wird beſſer, indem er ſich beluſtigt.

Ein
Mittagmahl bei Beethoven.

Eine phantaſtiſche Erzählung.

Im Jahre 1819 war ich in Wien. Wien, was man auch davon ſagen mag, iſt eine deutſche und eine franzöſiſche Stadt zugleich, ja noch mehr eine franzöſiſche als eine deutſche. Die Kunſt iſt in ihr zu Hauſe, und ſie räumt dieſer und dem Vergnügen alle Zeit ein, die Paris der Politik widmet. Man fühlt in Wien die Muſik. Die Luft iſt mit Tönen geſchwängert. Wien iſt die muſikaliſche Stadt **par excellence**. Alle großen Muſiker hat man dort gehört. Daher auch eine Art von Wohlbehagen, welche man dort fühlt, man weiß nicht warum. An jenem Tage, von welchem ich Euch hier erzählen will, war es ſtiller als gewöhnlich in dieſer lebensfrohen Stadt. Ich ſchlenderte, mich dem Zufalle überlaſſend, durch die Straßen und erwartete die Stunde der Abreiſe, ich ſollte nämlich noch denſelben Abend abreiſen.

Da ſah ich denn mit einem Male einen Menſchen auf der Straße, einen jener Menſchen, die man alſogleich wahrnimmt, ſelbſt mitten in der Menge. Ja, der Haufe ſelbſt ſieht und bemerkt ſie, und aus einem wunderbaren Inſtinkte treten die Leute auf die Seite, um ſolch einem Menſchen Platz zu machen, ſie grüßen ihn mit Aug' und

Seele, ſie achten ihn, ohne ſeinen Namen zu wiſſen, und erkennen ihn, ohne ihn je geſehen zu haben.

Jedenfalls mußte man an dieſem Manne alſogleich erkennen, daß er über den Andern ſtehe. Ich ſehe ihn noch immer vor mir. Sein Kopf war groß und mit langen theils grauen, theils ſchwarzen Haaren ſo dicht bewachſen, daß man, wenn man ſie von beiden Seiten unter einander und unordentlich herabhängen ſah, die Mähne eines Löwen zu erblicken glaubte, und unter dieſer Mähne blitzte ein kleines ſtechendes Augenpaar hervor, deſſen Blick ſich wunderbar mit einem bittern, aber äußerſt geiſtreichen Lächeln vermählte. Der Mann ging mit ungleichen Schritten vorwärts, bald ſchneller, bald langſamer; er ſchaute und lächelte bald auf dieſe, bald auf jene Seite; aber ſein Blick war zerſtreut, aber ſein Lächeln war krampfhaft; man ſah, es war ein Menſch, der außer dieſer Welt war, wenn er übrigens jemals darin war. Beim Anblicke dieſes Mannes fühlte ich auf der Stelle meine Theilnahme im höchſten Grade erregt. Ich wollte wiſſen, wer er ſei, und ich folgte ihm. Er vorwärts, ich ihm nach durch mehre Gaſſen und Gäßchen, bis er endlich auf dem Kohlmarkt zu einem Muſikalienhändler hineinging. Der Muſikalienhändler empfing ihn ſehr höflich und bot ihm ſogleich einen Stuhl, allein der Unbekannte blieb ſtehen. Ich konnte ihn nun nicht hören, aber ich ſah durch die Glasthüre des Gewölbes, was er that. Seine Art ſich zu beſprechen war ſeltſam, er ſprach, dann ſchrieb der Andere, der ihm antworten ſollte, etwas auf ein Papier, und reichte es ihm, woraus ich ſchloß, daß der Mann taub ſeyn müſſe. Plötzlich ſchien er mir aufgeregter zu werden, und ſich gegen die Gewölbthüre wendend, trommelte er mit ſeinen Fingern auf die Glasſcheiben, auf welche meine Blicke gerichtet waren. Sah er mich? ſah er mich nicht? ich weiß es nicht. So trommelte er, ich weiß nicht welch ein Muſikſtück auf der Glasſcheibe und gab mit dem Kopfe den Takt dazu. Er ſchlug bald langſamer, bald geſchwinder, dann hielt er ganz inne, um eine Idee zu ſuchen, und wenn ſich dieſe einſtellte, ſo flogen dann wieder ſeine Finger über die klingende Fenſterſcheibe, ſo, wie ſie es auf den Taſten eines Fortepiano gethan haben würden. Dann, alſo komponirend, belebte ſich ſein Blick, die Haare ſtiegen ihm auf dem Haupte empor, er lächelte melancholiſch und ſein Antlitz drückte eine Art von Zufriedenheit aus. Der arme, große Mann war glücklich.

Er mochte beiläufig eine Viertelſtunde in dieſer Stellung geblieben ſeyn, als er dem Herrn desſelben ein Zeichen gab. Alſogleich erſchien ein junges Mädchen mit dem züchtigen öſterreichiſchen Blicke, mit dem einnehmenden öſterreichiſchen Lächeln, mit der ganzen öſterreichiſchen Friſche, und ſtellte Tinte und Feder vor den Mann hin und legte ihm Notenpapier auf. Nun ſah ich ihn haſtig ſchreiben. Vermuthlich ſchrieb er das nieder, was er früher auf der Fenſterſcheibe komponirt hatte. Er ſchrieb faſt ohne zu athmen, und als er geendet hatte, reichte er das Papier dem Muſikhändler, ohne es mehr zu überſehen, und der Muſikhändler gab ihm ein Goldſtück.

Und mein Mann ging aus dem Gewölbe. Kaum herausgetreten nahm er ſeine alte Miene an, aber ſein Schritt ſchien mir leichter. Ich konnte dem Gedanken nicht widerſtehen: der Mann geht gewiß in's Wirthshaus! und ſieh da, ich hatte Recht. Nicht weit davon trat er wirklich in ein Haus, deſſen Thor mit einem Weinzeiger geziert war.

Dieſer Gaſthof, welcher ſonſt ſehr beſucht ſeyn ſoll, war eben heute, es war Freitag, ganz leer. Man ſah wenig Feuer auf dem Herde, und die Wirthin, eine brave Hausfrau, war beſchäftigt, ihr kupfernes Küchengeſchirr blank zu reiben. Mein Mann, darauf nicht achtend, ging geradezu auf die Frau los und ſagte: „Geben Sie mir eine Portion Kälbernes!“

„Ich habe kein warmes Kalbfleiſch,“ antwortete die Wirthin, welche ſich in ihrer Arbeit nicht irre machen ließ.

„Nun ſo geben Sie mir ein Stück kaltes,“ erwiederte mein Unbekannter.

„Ich habe auch kein kaltes,“ verſetzte die Wirthin.

„Zum Henker auch, das iſt dumm!“ rief der Mann aus, und ging ganz verdutzt, ja faſt traurig wieder fort. Das ärgerte mich für ihn und ich trat in das Wirthshaus, zog höflich meinen Hut und fragte die Wirthin: „Können Sie mir zur Güte ſagen, Madame, wie der Mann heißt, wer er iſt, und wo er wohnt?“

„Dieſer Mann,“ ſagte ſie, „iſt, ſo viel ich weiß, eine Art von Muſikant, ein Liebhaber von gut Eſſen und Trinken. Ich kenne ſeine Haushälterin, die Martha heißt, und ſie wohnen dort unten in dem kleinen Hauſe links, gleich neben dem Wollhändler. Ich glaube, der Menſch heißt Beethoven.“

Bei dieſem großen Namen brach mir faſt das Herz. Dieſer alſo iſt Beethoven! Die Wirthin ſah mich erblaſſen und meinte, es wandle mich eine Übelkeit an.

„Mein lieber Himmel, mein Herr, was iſt Ihnen denn?“ rief ſie und wollte mich unterſtützen.

„Madame!“ unterbrach ich ſie, „im Namen der öſterreichiſchen Gaſtfreundſchaft bitte ich Sie, mir einen Dienſt zu erweiſen.“ Sie ſah mich mit großen Augen an und ich fuhr fort: „Wenn Sie ein Fünkchen Mitleid und Menſchenliebe in Ihrem Buſen haben, ſo ſtellen Sie in dieſem Augenblick ein Stück Kalbsbraten zum Feuer, ich gehe nicht eher wieder von hier, bis ein warmer Braten in meinen Händen iſt.“

„Nun, den können Sie ja bekommen,“ antwortete ſie, indem ſie mir auf die Röhre eines geheizten Ofens zeigte, dann öffnete ſie dieſelbe, und ich erblickte darin einen ganzen großen Kalbsſchlägel, der mir angenehm in die Naſe dampfte.

„Aber warum gaben Sie denn dem armen Beethoven nicht ein Stück von dieſem Braten? er begehrte es ja.“

„Ei,“ verſetzte ſie, „das iſt ein Menſch, dem es kein Geld im Sacke leider. Was braucht ſo Einer alle Tage Fleiſch zu eſſen? Kaum hat er ein paar Gulden, trägt er ſie zu mir her. Und dann, ich hab's auch ſeiner Haushälterin verſprochen, ihm nicht alles zu geben, was er begehrt.“

Armer Beethoven! armer, großer Mann! Unglücklicher, edler Künſtler! Ehrgeiziger, verſchwenderiſcher Menſch, der alle Tage warmes oder kaltes Fleiſch eſſen will!

„Madame,“ fuhr ich fort, „welchen Wein trinkt Beethoven am liebſten?“

„Hm!“ antwortete ſie, „das weiß ich nicht, die Muſikanten trinken alle Weine. Übrigens glaub' ich, wenn er eine Bouteille von meinem guten alten Rheinwein hätte, er würde ihn nicht verſchmähen.“

„Geben Sie mir zwei Bouteillen Rheinwein, und zwar von Ihrem beſten,“ rief ich, „er iſt nie zu gut für den Gebrauch, den ich davon machen will, und wenn es Zweiundzwanziger vom Johannisberge wäre.“

Die Wirthin brachte mir zwei Bouteillen und den Kalbsbraten und fragte mich, ob ſie Jemand mitſenden ſollte, der mir das Alles trüge. Ich aber

ahlte ſie, ohne ihr mehr zu antworten, ſteckte
beiden Flaſchen in die Seitentaſchen, nahm mei-
n Kalbsbraten zwiſchen zwei Tellern in die Hand
d ging ſo ſtolz von dannen, als ob ich ſelbſt eine
oße Symphonie geſchrieben hätte.

Auf dem Wege ſagte ich zu mir ſelbſt: „Nein,
will keinem Andern das Vergnügen übertragen,
n großen Beethoven zu bedienen; nein, ich
ill nicht erröthen über eine Handlung, welche mich
rt; nein, ich will auf die Ehre nicht Verzicht lei-
en, ſeine Tafel erſt zu decken, und dann zu ihm
nzutreten mit der Serviette über den Arm ge-
lagen, um ihm zu ſagen: „Eure Hoheit Herr Kö-
g der Harmonie, Sie ſind bedient!“

Ich ging nun in das kleine, mir von der Wir-
in bezeichnete Haus, mit den kleinen ſchmalen
enſterchen, ein Einſiedler mitten unter den andern.
ch finde mich ſonſt nicht leicht zurecht, aber dies-
al hatte der Name Beethoven meine Phantaſie
ufgeregt, daß ich ihn mit Flammenlettern auf dem
hore des Hauſes geſchrieben zu ſehen glaubte.

Beethoven wohnt im erſten Stocke, das iſt
er einzige Luxus, den er ſich erlaubt. Die Thüre
t ganz mit großkörnigen Nägeln beſchlagen, welches
hr beim erſten Anblicke einen Anſchein von Feſtig-
eit und Sicherheit gibt, allein das Schloß paßt
chlecht und die Thüre ſelbſt iſt öfter offen als ge-
ſchloſſen. Ich ging hinein, im Vorzimmer ſah ich
ichts als einen Tiſch, worüber eine grobe Serviette
gedeckt war, einen Zeiſig, der fröhlich in ſeinem

Käfig ſang, und auf einem Stuhl einen großen Kater, welcher die noch kalte Tafel anſah und manchmal miaute. Dies war der Tiſch, der Kater und der Zeiſig Beethoven's.

Ich ſetzte meine verdeckte Schüſſel und meine beiden Bouteillen auf den Tiſch, ich ſtreichelte den Kater, der einen Buckel machte, und grüßte den Zeiſig, der in ſeinem angefangenen Geſange fortfuhr ohne ſich um mich zu bekümmern. Da trat Beethoven's Haushälterin herein, ſie ſchien bei meinem Anblicke eben ſo wenig erſtaunt zu ſeyn, als der Kater und der Zeiſig, nur ſagte ſie mir ganz kurz: „Der Herr iſt heute nicht zu ſprechen, er iſt in ſeiner Kammer, und ſo übler Laune, daß er gar nicht zu Mittag eſſen will.“ Dabei öffnete ſie mir die Thüre, damit ich ihn ſehen könne, aber ich ſchob ſie auf die Seite und trat hinein.

Er ſaß am Fenſter und betrachtete aufmerkſam einen Nelkenſtock, der dort ſtand. Er ſtreifte behutſam viele kleine grüne Inſekten ab, welche auf der Pflanze ſaßen. Außer dem Nelkenſtock waren am Fenſter noch eine ganze Reihe Kapuzinerblumen hinaufgezogen, ſo daß ſie eine artige Jalouſie bildeten.

Beethoven iſt taub, er hat daher immer Schreibgeräthe neben ſich; ich nahm ein Stück Papier, ſchrieb darauf: „Ich habe einen guten Braten und Rheinwein gebracht, kommen Sie zum Mittagmahl,“ und reichte ihm das Papier.

Er las, ſein Auge wurde feuriger, lächelnd ſtand er auf und ſprach zu mir: „Seyn Sie mir vielmal willkommen! Sie ſind ein Franzoſe, nicht wahr? Gut, gut. Thun Sie mir die Ehre an, bei mir zu ſpeiſen.“ Und zu gleicher Zeit ſchrie er: „Marthe! noch ein Couvert für dieſen Herrn,“ dann trat er wieder zu mir und fuhr fort: „Sie haben recht wohl daran gethan zu mir zu kommen; ich war eben ſehr traurig. Nur auf dem Lande bin ich vergnügt, die Stadt erdrückt mich. Ich höre ſo viele fremdartige Töne, — und mich ſelbſt, das, was ich mache, kann ich nicht hören. O! ich bin allein, ganz allein, Niemand kommt zu mir, Niemand erkundigt ſich, was der arme Beethoven macht; ach, ich weiß ſelbſt kaum mehr, wer ich bin und wie ich heiße. Sonſt war ich der Herr der Welt, ich dirigirte das größte unſichtbare Orcheſter, welches jemals die Lüfte erfüllt hat; ich horchte Tag und Nacht den herrlichen Tönen, deren Komponiſt, Orcheſter, Sänger, Richter, König, Gott ich war. Mein Leben war ein immerwährendes Konzert, eine Symphonie ohne Ende. Was fühlte ich zu dieſer Zeit für eine himmliſche Aufregung meiner Phantaſie! welche lyriſche Begeiſterung, welche geheimnißvolle Stimmen! Ein großer Bogen ging von der Erde aus und berührte den Himmel, und alles dies fand ein Echo in meiner Seele, ſie nahm die unbedeutendſten Töne in ſich auf: den Geſang der Vögel, das Brauſen des Windes, das Murmeln des Waſſers, das Zirpen der Grille, das Zittern der Pappel in der Luft, alles dieſes waren eben ſo viele Harmonien für mich, ich nahm ſie alle in meinem Herzen, in meiner Seele auf; ich lebte von meinen Tönen, von meinen Träumen, von meinen Seufzern, von Freundſchaft, von Liebe, von Poeſie. Aber ach, eines Tages floh Alles. Fort waren meine herrlichen Viſionen, meine bewunderungswürdigen Sänger, meine allgewaltige Orgel, fort die Töne der Erde und des Himmels, Alles fort. Ich verlor mehr als Milton, der nur ſein Augenlicht verlor, aber ſeine Poeſie behielt; ich verlor meine Poeſie, ich verlor meine Welt, ich bin ein armer Verbannter aus dem Reiche der Harmonie. Armer Mann, der ich bin, ich ſitze an meinem eigenen Grabesrande und ſinge mein Requiem. — Aber Sie haben ja geſagt, daß Sie mir Braten und Rheinwein brachten?“

Die Haushälterin gab uns ein Zeichen, daß ſervirt ſei. Beethoven nahm mich höflich bei der Hand und führte mich in das Speiſezimmer; es waren nur zwei Couverts auf dem gedeckten Tiſche, die Haushälterin bediente uns.

Das Mahl war von Beethoven's Seite ſehr fröhlich, er war ſo witzig, ja mitunter ſarkaſtiſch, er ſprach ſo gut und ſo luſtig, daß ich darüber bald ſeinen früher ausgeſprochenen Trübſinn vergaß. Beethoven war einer jener Männer, welche eine einzige Idee zum Zwecke ihres ganzen Lebens machen. Eine große Idee genügt zur Exiſtenz eines ſolchen Mannes, ſie durchdringt ihn, ſie belebt ihn, ſie iſt ſeine Freude und ſein Schmerz, ſie iſt ſeine

Freude und ſein Schmerz, ſie iſt ſeine Vergangenheit und Gegenwart, ſie wächſt mit ihm und nimmt mit ihm ab, und wenn ſie erſchöpft iſt, ſo ſtirbt der Mann.

Der alte Rheinwein hatte **Beethoven** ganz neu belebt; als wir gegeſſen hatten, ſprang er auf und ging in ſeine Kammer. „Ich will Ihnen doch beweiſen, daß der alte **Beethoven** nicht gar ſo taub iſt, als man behauptet. Dieſe Menſchen verſtehen mich nicht, aber ich verſtehe mich. Urtheilen Sie ſelbſt!“ und mit dieſen Worten ſetzte er ſich an das Pianoforte.

Das Inſtrument war von **Broadwood** in London verfertigt und ein Geſchenk, welches **Cramer**, **Kalkbrenner**, **Clementi**, **Ries** u. ſ. w. dem muſikaliſchen **Homer** aus England als ein Zeichen ihrer Achtung überſandten. **Beethoven**, vernachläſſigt, wie er ſich glaubte, war ſehr erkenntlich für dieſes Geſchenk, das ihm große Freude machte. Er ſetzte ſich alſo dazu, und fing an ein Stück aus einer Symphonie zu ſpielen. Gerechter Himmel! Das Pianoforte war entſetzlich verſtimmt, **Beethoven** ſchlug mit unbändiger Kraft auf die Taſten, nie haben ſchreiendere Töne, nie disharmoniſchere Accorde mein Ohr zerriſſen. Er aber ſaß voll Enthuſiasmus da, glücklich, daß er endlich einen Zuhörer habe. Er, **Beethoven**, **einen Zuhörer**! Er verlor ſich ganz in ſein Werk, er zitterte, lächelte, weinte, er war außer ſich. Ich ſaß mit niedergeſchlagenen Augen da, hätte mir gerne die Ohren verſtopft, und wäre gerne davon gelaufen. Ja, ja,

wir hatten Beide recht. Ich befand mich auf der Erde und hörte den fürchterlichſten Durcheinander, den man nur hören kann; er war im Himmel und hörte eine Muſik Beethoven's.

Endlich hatte meine Qual ihr Ende und ſein Vergnügen; er war ganz glücklich. „Nicht wahr," ſagte er zu mir, „das iſt noch ſchön? nicht wahr, der alte Beethoven hat noch Blut in ſeinen Adern, nicht wahr, das iſt Muſik und ich bin noch ich? Sie ſollen immer ſagen: Armer Beethoven! Unglücklicher Beethoven! der arme, unglückliche Beethoven iſt doch noch der einzige Muſiker in Deutſchland. Nicht wahr, mein Lieber?" Und bei dieſen Worten drückte er mich mit ſeinen großen Händen, preßte mich an ſeine breite Bruſt und eine Thräne fiel auf meine Wange.

Dann ſagte er noch: „Warten Sie, ich will Ihnen noch etwas geben, Sie ſollen etwas von mir nach Hauſe mitbringen. Etwas Neues, etwas für Sie, für Sie ganz allein." Dann trat er zum Fenſter, trommelte mit der Hand auf die Scheibe, ſchrieb dann, und gab mir darauf das kleine Muſikſtück, welches ich noch beſitze, und welches mir eine Reliquie bleiben wird, ſo lang' ich lebe.

Ich verließ den Meiſter mit ſchwerem Herzen. Als ich ſchon am Hausthore war, rief er mir noch nach: „Adieu! Adieu! glückliche Reiſe! Bleiben Sie mir gut, denken Sie meiner, Ihr Rheinwein war vortrefflich und Ihr Braten eben recht gebraten."

Das

blaue Sacktuch.

Eine rührende Geſchichte.

Zu Ende des Monats Oktober im Jahre 18** ging ich zu Fuß von Orleans nach dem Schloſſe Bardy. Vor mir auf derſelben Straße marſchirte ein Regiment deutſcher Truppen. Ich ging ſchneller, um die Militärmuſik zu hören, welche ich ſo ſehr liebe; aber die Muſik ſchwieg, und nur der Trommelſchlag des Tambours bezeichnete immer entfernter den einförmigen Schritt der Soldaten.

Nach einer halben Stunde des Marſches ſah ich das Regiment ſich auf eine Ebene, von einem Tannenwäldchen umgeben, ſeitwärts ziehen. Ich fragte einen Kapitän, den ich kannte, ob ſie dort exerzieren würden? „Nein,“ antwortete er mir, „man wird dort Standrecht halten und wahrſcheinlicherweiſe einen Soldaten von meiner Kompagnie füſiliren, weil er den Bauer, bei welchem er wohnte, beſtohlen hat. Wenn Sie übrigens neugierig ſind,“ fügte der Kapitän hinzu, „ſo will ich Ihnen einen Platz verſchaffen, daß Sie Alles hören und ſehen können. Es wird nicht lange dauern.“ Derlei Spektakel hatten immer etwas ſehr Anziehendes für mich, ich folgte dem Kapitän.

Das Regiment hatte ein Quarré formirt. Hinter demſelben, nahe am Wäldchen, gruben zwei Soldaten eine Grube. In der Mitte des Quarrés ſaßen acht Militärs auf Trommeln. Der neunte, etwas weiter vorne zur Rechten ſitzend, ſchrieb etwas auf ſeinen Knien mit Bleiſtift. Man rief den Angeklagten vor. Er war ein Jüngling von edler, erhabener Geſtalt, ſchönem Antlitze und ſanften Augen. Mit ihm trat auch ein Weib vor, der einzige Zeuge bei dieſem Prozeſſe.

Als der Oberſt eine Frage an dieſes Weib richten wollte, ſagte der Soldat: „Es iſt überflüſſig, daß Sie fragen, Herr Oberſt, ich will Alles ſelbſt geſtehen; ich habe bei dieſer Frau ein Sacktuch geſtohlen.“

Der Oberſt. Ihr Pitter? Das thut mir wehe. Ihr waret immer als einer der Bravſten im ganzen Regiment bekannt und geachtet.

Pitter. Das freut mich, Herr Oberſt, ich habe auch immer getrachtet, meine Schuldigkeit zu thun und meine Vorgeſetzten zufrieden zu ſtellen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, ich habe das Tuch auch nicht für mich genommen, ſondern für Marien.

Oberſt. Wer iſt dieſe Marie?

Pitter. Ach, Herr Oberſt, ein Engelskind, ſchön und gut, zu Hauſe bei mir im Dorfe Erlſtetten in dem kleinen Häuschen am Bache, wo der große Kirſchenbaum ſteht. — Ach, lieber Gott! Ich werde ſie alſo nicht wiederſehen!

Oberſt. Erklärt Euch deutlicher, Pitter, ich verſteh' Euch nicht.

Pitter. Nun wohl, mein Herr Oberſt, ſo leſen Sie dieſen Brief.

Und er gab ihm einen Brief, welchen der Oberſt laut vorlas, und deſſen Inhalt meinem Gedächtniſſe ewig eingeprägt bleiben wird.

„Mein lieber Joſeph!

„Ich benutze die Gelegenheit, dir durch den
„Rekruten Arnold, der zu deinem Regimente
„abmarſchirt, dieſe Zeilen zu ſchicken, von denen
„ich hoffe, daß ſie dich bei guter Geſundheit
„antreffen werden, und einen Beutel, den
„ich für dich gemacht habe. Ich habe immer bei
„Nacht heimlich daran arbeiten müſſen, damit
„es der Vater nicht ſieht. Er zankt mich immer
„aus, daß ich dich ſo lieb habe, und ſagt, du
„kämeſt gewiß nicht mehr zurück. Nicht wahr,
„Joſeph! du kommſt wieder, ach, und wenn's
„auch nicht wäre, ich würde dich doch bis zu
„meinem letzten Athemzuge lieb haben. Ich habe
„mich dir verlobt an dem Abende, wo du mir
„mein blaues Sacktuch beim Tanze aufhobſt und
„brachteſt. Was mir ſehr viel Freude macht, iſt,
„daß ich höre, daß dich alle im Regimente lieben
„und ſchätzen. Du haſt nun noch zwei Jahre
„zu dienen. Tummle dich damit, lieber Joſeph,
„denn dann werden wir ein Paar.

Deine bis in den Tod getreue
Marie."

„P. S. Schicke mir doch auch etwas aus
„dem Franzoſenlande, nicht darum, damit ich

„etwas habe, was mich an dich erinnert, ſondern damit ich etwas von dir bei mir tragen „kann. Küſſe das, was du mir ſchickſt und ich „bin gewiß, ich werde das Plätzchen gleich finden, wo du hingeküßt haſt.“

Als der Oberſt dieſen Brief geleſen hatte, nahm Pitter das Wort: „Arnold,“ ſprach er, „brachte mir dieſen Brief geſtern Abend, als ich mein Einquartierungsbillet bekam. Die ganze Nacht konnte ich nicht ſchlafen, ich dachte an meine Heimat und an Marien. Sie bat mich um etwas aus dem fremden Lande. Ich habe kein Geld; denn ich habe meine Gage ſchon drei Monate voraus verpfändet, um meinem Vetter, der ſeine Kapitulationszeit ausgedient hat, und vor einigen Tagen heimgegangen iſt, etwas mit auf die Reiſe zu geben. Dieſen Morgen, als ich aufſtand, öffnete ich das Fenſter. Ein blaues Sacktuch hing vor mir auf einem Stricke, es glich ganz jenem Mariens, hatte dieſelbe Farbe und dieſelben weißen Blumen. Ich hatte die Schwachheit, es zu nehmen und in meinen Torniſter zu ſtecken. Ich ging fort, der Diebſtahl fing mich aber an zu reuen, und ich wollte eben zurückgehen, um das Tuch wieder hinzuhängen, wo ich es genommen, allein die Frau hatte indeſſen Lärm gemacht, ich wurde viſitirt und man fand das Tuch bei mir. Das iſt die reine Wahrheit. Ich habe gefehlt, die Ordre iſt ſtrenge; wer auch nur das Mindeſte bei ſeinem Hauswirthe entfremdet, wird erſchoſſen! ſo heißt ſie. Ich muß ſterben! Kameraden, erſchießt mich, aber verachtet mich nicht!“

Die Richter konnten ihre Bewegung nicht verbergen, über manche bärtige Wange rollten Thränen. Indeſſen als es zur Abſtimmung kam, lautete ſie einſtimmig auf Tod. Dem Geſetze mußte Genüge geleiſtet werden. Er hörte das Urtheil kaltblütig an, näherte ſich dann ſeinem Kapitän und bat ihn, ihm vier Franken zu ſchenken. Der Kapitän gab ſie ihm. Ich ſah dann, wie er zu der Frau trat, welcher man ihr blaues Sacktuch zurückgegeben hatte und hörte dieſe Worte: „Liebe Frau, hier ſind vier Franken, gebt mir dafür das blaue Sacktuch, ich bitte Euch ſehr, und wenn's auch mehr werth ſeyn ſollte, ſo ſchenkt mir das Übrige, und denkt, ich bezahle es mit meinem Leben ja theuer genug.“ Er nahm dann das Sacktuch, küßte es und gab es mit folgenden Worten ſeinem Kapitäne: „Herr Kapitän, wenn Einer meiner Kameraden nach meiner Heimat zurückkehrt, ſo bitte ich, geben Sie ihm das blaue Sacktuch mit, damit er es meiner Marie in Erlſtetten bringe. Er ſoll ihr aber nicht ſagen, wie ich es bekommen habe.“ Hierauf kniete er nieder, betete und trat dann mit feſtem Schritt in den Kreis.

Ich ging fort und begab mich in das Wäldchen, um nicht das Ende dieſes traurigen Schauſpiels zu ſehen. Einige Schüſſe verkündeten mir bald, daß alles vorüber war.

Ich kam zwei Stunden nachher wieder denſelben Weg zurück. Das Regiment hatte ſich entfernt, aber ein friſcher Hügel zeigte mir den Ort, wo der Jüngling ſchlief. Ich brach einen Tannenzweig ab, machte ein Kreuz und ſteckte es auf das Grab des armen Pitter, der jetzt von der ganzen Welt vergeſſen iſt, ausgenommen von mir und — vielleicht — von Marien.

Inhalt

des fünften Bändchens.

Seite

Das letzte Mittagmahl. Eine kleine Erzählung 1

Der Altar des Künſtlers. Legende 9

Die Heilung. Humoriſtiſche Erzählung . . . 25

Der alte Kamin. Eine italieniſche Sage . . 59

Das Reſedaſtöckchen. Gemälde aus dem Leben 73

Die rächende Maske. Novelle 77

Das Bild. Eine kleine Novelle 87

Der Chriſtinos. Hiſtoriſche Novelle 99

Zwei Nächte in Rom. Novelle 121

Die Zauberbrille. Ein Mährchen 143

Das letzte Opfer des Spiels in Paris. Eine Tagsbegebenheit 161

Der Spottname. Tragi-komiſche Erzählung . 171

Geſchichte Ruſtans, Napoleons Leibmamelucken. Aus dem Franzöſiſchen 185

Die Wahrheit. Ein indiſches Mährchen . . . 199

Ein Mittagmahl bei Beethoven. Eine phantaſtiſche Erzählung 207

Das blaue Sacktuch. Eine rührende Geſchichte 219

Der Opern-Zettel.

Novelle

von Helmina von Chezy.

„Wenn heute nicht wälſche Oper iſt, ſchieß ich mich todt!" rief Adelhart, und ſchlang den weiten Mantel hoch über die Schultern, daß er in ſchönen Falten auf den Rücken niederfiel. Er drückte ſich beim Schneegeſtöber den Hut tiefer in die blonden Locken, und eilte ſo raſch, daß ihm ſein Reiſegefährte kaum nachzukommen fähig war. „Wohin willſt du denn!" fragte er ihn lachend. „Nach der Ecke, den Zettel ſehen!" rief Adelhart, und eilte vorwärts. Jener ihm nach. Es war drei Uhr im December. Nun war die erſehnte Ecke erreicht, und mühſam hatte der, mit den Zettelformen der Reſidenz noch unbekannte Adelhart, eine Menge Licitationen, Anzeigen, Einladungen zu Bällen, Krippen-Spielen, Redouten durchſtudiert, als er plötzlich, juſt bei der Reviſion des letzten der etlich und zwanzig Zettel mühſam herausbrachte, daß an dieſer Ecke kein Schauſpielzettel zu finden. Eine koſtbare Zeit war verloren, denn die Dunkelheit brach ſchon herein. „Daß wir im Gaſthofe nicht nachſtehn müßten!" rief Ferdinand. „Komm dahin zurück, Adelhart!" „Durch die Wägen, durch den Koth, durch die endloſe gewundene Gaſſe? Nein! drüben iſt eine andere Ecke, ſteuern wir darauf los!" Sie eilten hin. Eben flogen die letzten Trüm-

Gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe.

Erzählungen

von

allen Farben.

Von

I. F. Castelli.

Sechstes Bändchen.

Wien.
Bei Tendler & Schaefer.
1840.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

iffe von Gott.

Ein Mährchen.

Begriffe von Gott.

Ein Mährchen.

In ſehr alter Zeit flüchtete ſich eine Familie, um
n Verfolgungen eines der grauſamſten Beherrſcher
ſiens zu entgehen, in ein wildes, unbewohntes,
on Gebirgen eingeſchloſſenes Thal. Die Oberhäup-
r der Familie gingen dort zu Grunde, ohne ihre
Kinder erzogen zu haben, und dieſe wuchſen unwiſ-
nd empor, und wurden die Stammväter eines klei-
en Volkes, welches ſich in Einfalt und Einfältig-
eit vermehrte. Dieſes Völklein hatte zwar wenig
Bedürfniſſe, aber auch wenig Begriffe von ſich ſelbſt
nd der Welt, doch wußten dieſe Menſchen (wenn
ran ſie anders ſo nennen darf) durch eine verwirrte
Tradition, von ihren Voreltern her, daß es ein mäch-
iges, überirdiſches Weſen gebe, welches Alles um
ie her, und auch ſie ſelbſt erſchaffen habe. Sie konn-
en ſich zwar nicht erklären, wie dieſes Weſen aus-
ehe, wo es wohne, und welche ſeine Handlungs-
weiſe ſei, allein ſie verehrten als ſolches den Wald-
ſtrom, der über ihr Gebirge herabſtürzte; denn es
erquickte ſie ſein Waſſer, und ſein Geräuſch machte
ihnen Furcht.

Der Schnee ſchmolz im Frühjahr in den Ge-
birgen und der Waldſtrom ſchwoll ſo ſehr an, daß
er ſeine Ufer überſchritt, das ganze Thal über-

ſchwemmte, und Thiere, Menſchen und deren Wohnungen mit ſich fortriß. Da zitterten ſie vor ihrem Gotte und ſprachen: „Er iſt gegen uns erzürnt, laßt uns ihn dadurch wieder beſänftigen, daß wir ihm das Liebſte, was wir haben, opfern.“ — Sie beſchloſſen in Folge deſſen, ihre Kinder in die Fluthen zu ſtürzen.

Die Ältern weinten und erwarteten zitternd den Tag des Opfers. Dieſer erſchien, und ſchon führten die Mütter ihr Liebſtes dem Strome entgegen, da erſchien plötzlich ein Fremder mitten unter ihnen. Er nannte ſich Mahe (Sohn des Meeres), und redete ſie an: „Warum wollt ihr unſchuldige Kinder opfern? ſucht lieber den Strom zu bekämpfen!“ Allein das Volk wich ſchaudernd zurück und rief: „Hört ihn nicht, er läſtert unſern Gott!“

Der Fremde trug eine Leier und griff in deren Saiten. Sie klangen ſo lieblich, daß ſich das Volk ſogleich wieder um ihn verſammelte und den Tönen unter fröhlichen Tänzen bis an den Fuß des Gebirges folgte. Seinem Beiſpiele folgend brachen ſie Steine aus den Gebirgen, legten ſie an beiden Ufern des Stromes auf einander, und bildeten auf dieſe Art einen Damm. Im nächſten Frühjahre ſchmolz der Schnee wieder, der Strom ſchwoll wieder an, allein er zürnte vergebens, und konnte die ihm vorgeſchriebenen Gränzen nicht durchbrechen.

Das ganze Volk ſtaunte den Fremden an und ſchrie: „Mahe, Mahe iſt Gott!“ Allein dieſer verſetzte: „Wenn ich Gott bin, ſo ſeid ihr es alle auch; denn ihr alle habt ja den Strom durch eure Kräfte eben ſo gut bekämpft, als ich, ich habe euch nur dieſe Kräfte kennen gelehrt. Erforſcht euer Herz, übt das, was es euch befiehlt, und ihr werdet anfangen Gott kennen zu lernen.“

„Wo iſt er? Wo wohnt er?“ fielen tauſend Stimmen ihm in die Rede. — Mahe antwortete ihnen nicht; allein er lehrte ſie die Erde bearbeiten und Bäume pflanzen. Sie bemerkten bald, daß der Thau und Regen ihre Felder fruchtbar machte und den Segen von oben brachte. Da ſprachen ſie: „Gott iſt über uns, die Wolken ſind ſeine Wohnung. Laßt uns ihm die ſchönſten unſerer Früchte anbieten, damit er zu uns herniederſteige.“ — Sie bauten aus Baumzweigen eine Hütte auf einem Hügel und verbrannten dort die Erſtlinge ihrer Blumen und Früchte, damit ihr Rauch emporſteige und ihrem Gotte den Wohlgeruch derſelben darbringe.

Obſchon ſie übrigens von Gott nur verwirrte und ſehr unvollkommene Begriffe hatten, ſo wurde ihr Thal doch allgemach immer ſchöner und fruchtbarer, und das Volk war glücklich in ſeiner Einfalt. Auch das Verlangen, das unbekannte höchſte Weſen zu ſehen, wurde immer lebhafter, und ſie ſprachen zu dem weiſen Mahe: „Entwirf uns doch ein Bild von Gott, damit wir uns ihn vorſtellen können; denn er will nicht zu uns herabſteigen.“ Mahe lächelte und meißelte ihnen ein Bild von menſchlicher Geſtalt. Sie ſtellten dieſes Bild unter einem Zelte auf, und nannten das Zelt mer des letzt noch beſtehenden Zettels in den Sack eines hagern, kleinen, krummgebogenen Männleins, deſſen Finger drei Mal länger als der ganze Mann (ſo ſchien es, doch es war optiſche Täuſchung) mit unglaublicher Behendigkeit die ganze vielverheißende, verhängnißvolle Tapeten-Bekleidung der Wand eines hohen und großen Gebäudes abrießen. Wie ein blutjunger Recenſent hatte er Trümmer großer Namen in den raſchen Fingern, und ließ ſie ſiegreich und ſelbſt zufrieden umherflattern, Adelhart ſtampfte mit dem Fuße. Er war ein Nordländer von denen, die, innen Glut, und außen Schnee und Roſe, hochſchlanken und edlen Wuchſes, das Gepräge einer höheren Natur, in Aug und Geſtalt trug. „Weiter! weiter!" rief ihm Ferdinand zu. „Nicht doch, der Mann wird es wiſſen, was heut gegeben wird!" „Mein Freund, iſt heut wälſche Oper?" „Was ſchaffen Euer Gnaden?" „Ach! was, Gnaden! Ich frage, ob heut wälſche Oper iſt?" — „Ich weiß nicht, Euer Gnaden, halten unterthänig zu Gnaden, ich reiße hier bloß die Zettel ab, und leſe ſie nie!" „Eine neue Recenſenten-Ähnlichkeit! Ei da möchte man ja gleich in die Hölle" — „Fahren wir?" rief raſch entgegen tretend, mit dem einladendſten Lächeln ein ſchwarzbrauner Mann ihm zu, es war ein Fiacker. Unſanft zurückweiſend flog Adelhart ſtürmiſch weiter. Er war zum erſten Mal in Wien, gegen Mittag angelangt, und wollte morgen in der Frühe weiter; Er mußte durchaus heute noch in die Oper, aber mußte gleich wiſſen, ob wälſche Oper ſey? von welchem Meiſter? wer mitſinge? welch ein Genuß ihn erwartete? Er konnte bis dahin nicht ruhig ſeyn. Von Straße zu Straße, von Ecke zu Ecke irrte er, das **Haus Gottes**. Von dieſem Augenblicke an fragten ſie nicht mehr, wo Gott wohne; denn ſie nahmen das Bild Gottes für Gott ſelbſt.

Dies mißfiel dem weiſen Fremden und er ſprach zu dem Volke: „Ihr ſollt euch überzeugen, ob dieſes Bild wirklich das unbekannte höchſte Weſen ſei oder nicht.“ Und alſogleich legte er Feuer an in dem Hauſe Gottes, und dies war in einigen Minuten ſammt dem Bilde verzehrt. Da ſchrie das Volk: „Wir ſehen wohl ein, das Bild war nicht Gott!“ aber zugleich fragten ſie auch auf's Neue: „Wo iſt alſo Gott zu finden?“ Der Fremde antwortete: „Schaut um euch, die Bäume und Blumen wachſen und blühen, die Erde gebiert tauſend und abermal tauſend Weſen vor euern Augen, ein unſichtbarer Hauch belebt und durchdringt ſie, obſchon ihr weder die Geſtalt noch die Weſenheit dieſes Hauches kennt, der Berg und Thal, Menſchen und Thiere belebt.“ Das Volk erwartete nicht die Folge ſeiner Rede. — „Nun wiſſen wir Alles!“ — ertönte es von allen Seiten. — „Gott iſt ein Hauch und der Hauch iſt Gott. Er durchdringt die Erde, und wohnt in Menſchen und Thieren.“ — Doch der Weiſe erwiederte: „Kümmert euch weder um die Geſtalt noch um den Namen des höchſten Weſens. Seid wohlthätig gegen einander, wie der Hauch, der alles durchdringt, dann wird jenes unbekannte Weſen von ſelbſt zu euch kommen.“

Zu dieſer Zeit erhob ſich unter dem Volke ein ſtolzer neidiſcher Mann, der den Weiſen mit eiferſüchtigen Blicken anſah, und ihn ſchon darum haßte, weil ihn alle Andern verehrten. Man nannte ihn Zalmi (den Düſtern), weil er ſich mit einer düſtern und kummervollen Miene von aller Welt entfernte.

Eines Tages ließ ſich ein fürchterliches Ungeheuer in dem Thale ſehen. Es war ein großer Löwe, welcher über die Gebirge gekommen war. Menſchen und Thiere griff er an, und verbarg ſich erſt, nachdem er ſich im Blute gebadet hatte, in eine Höhle. Die Bewohner des Thales meinten, dies ſei ein übernatürliches Weſen, welches die Erde ausgeſpien habe, und ſie verkrochen ſich in ihre Hütten; allein der weiſe Maho ſagte ihnen, es ſei nothwendig, dem Ungeheuer entgegenzugehen. Er ſtellte ſich an ihre Spitze, und ſie folgten ihm.

Da der Zug bei Zalmi's Hütte vorüberging, zeigte ſich dieſer an der Thüre, beſchimpfte den Fremden und ſprach zum Volke: „Er führt euch gerade in den Rachen des Ungeheuers, damit ſich eure Anzahl vermindere, und er deſto leichter über euch Herr werden möge. Dieſer Böſewicht iſt mit dem Ungeheuer im Einverſtändniſſe.“ — Maho ſchwieg, aber das Volk war außer ſich vor Schrecken. —

Zalmi hatte einen zweijährigen Sohn, welcher eben vor der Hütte ſpielte. — Da kam der Löwe daher, und ſtürzte brüllend auf den Kleinen los. Das Volk wich laut ſchreiend zurück. Zalmi und ſein Weib ſtanden ſtarr vor Schrecken. Maho allein warf ſich dem wüthenden Thiere entgegen, verſetzte ihm einen Schlag mit ſeiner Keule — der Löwe ſtürzte, erhob ſich aber auf's Neue — und ſtürzte nur noch heftiger brüllend auf Maho los. Noch Ein Mal hob Maho hoch auf ſeine Keule, und todt ſtürzte das Unthier zu ſeinen Füßen hin. — Kaum hatte Maho — der mit Schweiß und Blut bedeckt war — mehr ſo viel Kraft, das Kind vom Boden aufzuheben, und es ſeinem grauſamen Gegner in die Arme zu legen. Da fielen Vater und Mutter im Staube auf ihre Angeſichter und ſprachen mit Thränen: „Großmüthiger! wir ſind nicht würdig unſere Augen zu dir zu erheben.“

Auch das Volk kam wieder herbei und wollte den Beſieger des Ungeheuers kniend verehren. „Biſt du denn ein Sterblicher?“ redeten ſie ihn an, „oder biſt du das unbekannte höchſte Weſen in menſchlicher Geſtalt? du, der du dich ſo gütig gegen deinen Feind zeigteſt, der du dein eigenes Leben nicht ſchonſt, um Andern Gutes zu thun?“ — So redete das Volk; aber Maho verſetzte: „Meine Kinder! ich bin ein Menſch, wie ihr. Eine geheime Stimme, welche in meinem Herzen ſpricht, befahl mir ſo zu handeln, wie ihr ſo eben ſahet. Eine ähnliche Stimme ſpricht auch in eurer aller Herzen. Ja, dieſelbe Stimme ließ ſich ſogar in Zalmi's Herzen hören, der mich haßte. Sie war es allein, die ihm zurief: Wirf dich auf dein Antlitz und weine! und ſehet, eben dieſe Stimme ſpricht auch in dem Herzen ſeines kleinen unmündigen Kindes; denn es faßte meine Knie mit ſeinen zarten Händchen und liebkoſete mich. Dies, meine Freunde, iſt der Hauch und die Stimme des unſichtbaren höchſten Weſens. Gehorcht dieſer Stimme und ihr werdet dieſes Weſen ganz kennen lernen; denn die Gottheit iſt uns am nächſten in unſerm Herzen.“

Und das ganze Volk ſchrie: „Wir erkennen nun, daß es weder auf die Wohnung, noch auf das Bild, noch auf den Namen ankommt. — Gott iſt überall — er hat alle Geſtalten und alle Namen zugleich.“ —

Und ſeit dieſen Tagen verehrten ſie das höchſte Weſen durch Treue, Liebe und kindliche Unſchuld. — Ihre Augen öffneten ſich immer mehr dem Lichte, und nie mehr hörte man ſie fragen: „Wer iſt Gott? Wo wohnt er?“

Die Verlaſſenſchaft des Pflanzers.

Erzählung.

Beide hielten am Eingange des Eichenwäldchens an, welches zur Landſtraße nach Montgomery führte.

„Bis hieher,“ ſagte der Jüngling, „und nicht weiter, Ihr Vater leidet, und erwartet Sie.“

Die junge Amerikanerin faßte ſeine Hand und ſchluchzte. „O mein Gott, welch’ bittere Trennung!“

„Weinen Sie nicht, meine liebe gute Jenny, Sie rauben mir allen Muth. Wenn Sie wüßten, wie unglücklich es mich macht, Sie verlaſſen zu müſſen. Ich habe lange geſchwankt, als mir Herr Plakſon den Antrag machte, mir eine Anſtellung in Boſton zu verſchaffen. Allein ich mußte der Vernunft weichen. Die Angelegenheiten Ihres Vaters ſtehen ſchlimmer, als er ſelbſt glaubt, ſeine Geſundheit nimmt mit jedem Tage mehr ab; es kann bald geſchehen, daß Sie, theure Jenny, eine Waiſe, ohne Hilfe, ohne Schutz da ſtehen. Indem ich die Stellung annehme, welche man mir bot, ſichere ich unſerer Beider Zukunft. Ich werde ein Dach haben, worunter ich Sie aufnehmen kann, und in einigen Monaten ſind wir auf ewig vereint.“

„Ach Jones!“ rief die Kleine, indem ſie ſich in die Arme ihres Verlobten ſtürzte. Dieſer ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme, und indem er noch einen langen Kuß auf ihre feuchten Augen drückte, rief er: „Lebe wohl, lebe wohl meine geliebte Jenny, bald mein Weib;“ dann riß er ſich mit Gewalt von ihr los, und ſtürzte auf die Straße nach Montgomery.

Jenny blieb noch lang auf demſelben Platze ſtehen, und ſuchte den Geliebten durch die Eichen noch einmal zu erblicken, und noch ein letztes Lebewohl von ihm zu erhaſchen, als ſie aber dann verſichert war, ſie könne ihn weder mehr ſehen noch hören, trat ſie den Rückweg nach Hauſe an.

Sie war kaum einige Schritte gegangen, als ſie Herrn Plakſon begegnete. Sie ſah ſcheu um ſich, als ob ſie einen Weg ſuchte, ihm auszuweichen, allein da ſie keinen fand, ging ſie weiter.

Dieſes Benehmen der Miß Makenſie fordert Erklärungen, welche wir geben wollen.

Herr Plakſon, Eigenthümer einer nahen Baumwollpflanzung, die weiße Krone genannt, war ein Mann von beiläufig 40 Jahren. Er war in Irland geboren, war aber einiger Gewaltthätigkeiten wegen, worüber man nicht am beſten ſprach, gezwungen, ſein Vaterland zu verlaſſen. Mit mehren Auswanderern in dieſem Theil Alabama's angelangt, hatte er lange Zeit untergeordnete gewagte Dienſte verrichtet, aber immer hatte er keinen andern Leiter, als ſeinen Willen, kannte kein anderes Recht, als ſeine Stärke. Seine Jugend war unter gefahrvollen Unternehmungen, unter wilden Völkerſtämmen verfloſſen, deren Freund und Feind er abwechſelnd war. Man erzählte tauſend Geſchichten, welche Beweiſe ſeines Muthes, aber auch ſeiner Energie und Leidenſchaftlichkeit gaben. Nichts konnte ihn bezähmen, wenn einmal ſeine Leidenſchaft mit im Spiele war. Sein Geiſt war nicht ungebildet, ſeine Sprache und ſein Benehmen zierlich, aber unter dieſem äußern Firniß verbarg ſich der ſtarre Wille eines Wilden. Er hatte unter den Wilden jene ſtumme Beharrlichkeit und jene geduldige Hinterliſt gelernt, welche ſicher zum Ziele führen. Seitdem er wieder in das civiliſirte Leben getreten war, wurde er einer der reichſten Pflanzer von Alabama. Die Gelegenheit zum Ausbruch ſeiner rohen Leidenſchaften bot ſich jetzt weniger dar; aber es war noch immer eine jener herrſchſüchtigen furchtbaren Naturen, welche in ihrem Umkreiſe ſich Alles zueignen, was ihnen gefällt, eines jener leidenſchaftlichen aber harten Gemüther, welche einem Vulkane gleichen, deſſen Lava zu Stein wird, wenn ſie nicht mehr glüht.

Sein Reichthum hatte Plakſon einen großen Kredit auf Alabama verſchafft. Man rühmte ſeine Gewandtheit in Geſchäften, und ging über ſein Böſes hinweg, wie bei allen Leuten, die man einmal brauchen kann. Er beſaß mehre Hundert ſchwarzer Sklaven, und behandelte ſie mit einer Grauſamkeit, daß es die größte Drohung war, die man einem Sklaven machen konnte, ihm zu ſagen, man werde ihn an Plakſon verkaufen. Indeſſen und verlor, immer die Eile und Behendigkeit der Zettelabreißer verwünſchend, die ihm zuvorgekommen waren, ganz den Faden ſeines Weges, ſo daß er zuletzt vor einem hohen Feſtungsthore ſtand, das nach einem freien Platz führte, denn er war nicht darauf verfallen, in irgend einem Kaffehhauſe nachzufragen, und hatte den Unſtern gehabt, von Niemand erfahren zu können, was er gern wiſſen wollte. „Unbegreiflich!" murmelte er, „der höchſte Kunſtgenuß, der Epoche in den Annalen der Kunſtwelt macht, und alles geht friedlich umher und kümmert ſich um ſeine eigenen Geſchäfte, als käme es auf einen Pfeifenſtiel an!" zugleich kam es ihm vor, als wenn alle Leute taub wären; weil er ſie fieberhaft haſtig fragte, verſtanden ſie ihn nicht, aber ungemein höflich waren ſie alle. „Laß uns durch das Thor ſehn, ich glaube dort kommen wir zum Theater, und da wird man uns doch ſagen können, was gegeben wird," rief Ferdinand dem bekümmerten Freunde zu, der ſinnend vor dem hohen Feſtungsthore ſtand, und vergeſſend ſeines Dranges ausrief: „An Wiens Baſteien ſcheiterte der Türken Muth und Glück!" „Gehts hier hinaus nach dem Operntheater?" fragte Ferdinand einen Vorübergehenden, der freundlich zunickend und zum Thor hinaus weiſend, weiter eilte. Es war neblicht und trüb, der Schnee fiel ſtärker. Die Freunde wußten gar nicht, daß ſie ſich auf dem Glacis befanden, und gingen nur immer grad aus im Sturmſpiel. Jetzt zu ihrer höchſten Verwunderung ſahen ſie, daß ſie in der Hauptſtraße einer Wiener Vorſtadt waren. Nirgendwo ein Zettel zu ſehen! Endlich erreichten ſie eine Stelle, wo noch eben welche geweſen war eben dieſe Grauſamkeit eine neue Quelle des Reichthums für den Pflanzer geworden, und mehre der Pflanzer beneideten ihn ſogar um dieſen ſchändlichen Ruhm; denn dort, wo der Schwarze aufhört, ein Menſch zu ſeyn, iſt der geprieſenſte derjenige, der den meiſten Nutzen aus dieſen menſchlichen Maſchinen zu ziehen verſteht.

Ohne Plakſon vollſtändig zu kennen, fühlte Miß Makenſie doch eine inſtinktartige Abneigung gegen ihn. Sie empfand in ſeiner Gegenwart jenes Beben, welches das ſchwache Vögelchen beim Anblicke eines Raubvogels empfindet. Die Beſuche des Pflanzers von der weißen Krone bei ihrem Vater, hatten ihr immer mißfallen, aber noch mehr, ſeitdem ſie häufiger und zudringlicher wurden. Es ſetzte ſie alſo mindeſtens in Verlegenheit, Plakſon jetzt auf ihrem Wege zu begegnen.

Dieſer kam ihr übrigens artig entgegen und nach den erſten Begrüßungen, ſetzten beide den Weg anfangs ſchweigend gegen Jenny's Wohnung fort.

„Ich ſehe es an Ihren feuchten Augen, Miß,“ begann endlich Plakſon, „daß Sie von Jones Cokeril Abſchied genommen haben.“

Das Mädchen machte erröthend eine bejahende Bewegung.

„Beunruhigen Sie ſich nicht, theure Miß!“ fuhr der Pflanzer fort, „ich habe ihn an ein Haus adreſſirt, in welchem alle Commis ihr Glück gemacht haben.“

„Cokeril dankt Ihnen alſo dieſen Platz,“

ſtammelte Jenny, „und auch ich ſollte Ihnen dafür danken.“

„Danken Sie mir vielmehr, daß ich ihn fort gebracht habe.“

„Wie ſo?“

„Ja ja, ich hoffe, Jones Abweſenheit wird Miß Makenſie zum Nachdenken bringen, und ſie wird endlich auf dieſes Heirathsprojekt Verzicht leiſten.“

„Wie! Sie glauben?“

„Ich glaube, daß Miß Makenſie zu ſchön und zu wohl erzogen iſt, als daß ſie nicht auf ein beſſeres Los Anſpruch machen ſollte, als mit einem armen Teufel ſein Elend zu theilen.“

„Sie haben ja eben die Hoffnung geäußert, daß Cokeril ſein Glück machen werde.“

„Ohne Zweifel in 30 — 40 Jahren. Alle Welt macht ihr Glück in den vereinigten Staaten, vorausgeſetzt, daß man das Alter erreicht, wo man das Geld nicht mehr genießen kann. Man lebt erbärmlich mit der Gewißheit, als Millionär zu ſterben. Übrigens glaube ich, Miß Jenny ſei zu vernünftig, um ſich zu einem Leben voll Entbehrung und Arbeit zu entſchließen, da es doch in ihrer Macht ſteht, ſogleich alle Freuden, die Wohlhabenheit gewährt, ſich zu verſchaffen.“

„Ich verlange nicht viel,“ antwortete das Mädchen.

„Sie verlangen doch glücklich zu ſeyn, und Sie wiſſen nicht, was man erdulden muß, bis man ſich eine unabhängige Stellung erringt. Sie haben geſehen, was es den armen Auswanderern bei uns für Mühe gekoſtet hat, bis ſie ſich mit der Haue ein Stückchen Wald gelichtet, und ein ſonniges Plätzchen gewonnen haben. — In der Welt iſt die Arbeit noch härter, dort hat man ſtatt der Bäume Menſchen, und ſtatt der Hacke den Willen, ein böſes Werkzeug, das ſich immer abſtumpft, und oft auch gegen uns ſelbſt kehrt. Glauben Sie mir, Miß, die Wilden haben recht, wenn ſie ſagen, gemahltes Mehl iſt gutes Mehl, und gemachte Neſter ſind die beſten."

„Ich fühle mehr Muth in mir," erwiederte Jenny, „und ich glaube, daß es auch ein Vergnügen ſei, ſich ſeine Zukunft ſelbſt zu machen."

„Alſo," fragte Plakſon, „wollten Sie ſich alle Launen des Glücks gefallen laſſen, und vielleicht ſogar Herrn Cokeril nach Boſton folgen?"

„Warum nicht?"

„Sie kennen die nordiſchen Staaten nicht, Miß Makenſie. Das, was die Schwarzen hier bei uns ſind, werden Sie dort ſeyn, denn bei unſern Brüdern, den Abolitioniſten *), iſt jeder Reiche Herr, und jeder Arme Sklave, und die Frau eines Armen die Sklavin eines Sklaven. Dort erwirbt man kein Vermögen mit den Händen Anderer, man muß ſich

---

*) Abſchaffern des Sklavenhandels.

das Gold im Schweiße ſeines Angeſichtes verdienen."

Und die weißen Hände des jungen Mädchens faſſend, fuhr er im ſcherzenden Tone fort: „Wollen Sie ſehen, wie dieſe Roſenfinger, bisher nur gewohnt Ihre blonden Haare in Locken zu ringeln, ſich beim Zuſammennähen der groben Packleinwand aufritzen, oder beim Abwägen des Gewürzes Schwielen bekommen. Sie haben hier immer das angenehme Leben unſerer Frauen in Alabama geführt, Miß, o verdammen Sie ſich nicht ſelbſt zu Arbeiten, die wir den Sklaven überlaſſen."

Jenny zitterte. Im Süden erzogen, wo jede Arbeit als ein Unglück, oder wohl gar als eine Schande für Frauen angeſehen wird, ergriff ſie das Bild, welches ihr Platſon malte, mächtig, aber dieſer Eindruck war ſchnell vorübergehend, und ſie antwortete: „Ich werde mich den Gewohnheiten jenes Landes fügen, welches ich bewohnen werde."

Der Pflanzer machte eine heftige Bewegung, welche er aber gleich wieder unterdrückte. „Nehmen Sie ſich in Acht, Miß Makenſie," verſetzte er mit zurückgehaltenem, aber ſanft drohenden Tone, „denken Sie wohl nach, bevor Sie etwas beginnen, es handelt ſich nicht allein um Ihr Wohl, ſondern auch um jenes Ihres Vaters."

Das Mädchen ſah ihn ſtaunend an.

„Herr Makenſie hat es eben ſo gemacht, wie alle übrigen Koloniſten, als er ſich hier anſiedelte: er nahm die nöthigen Summen auf, um ſeine Pflanzung anzufangen.“

„Ich weiß wohl, er iſt Ihnen viel ſchuldig,“ unterbrach ihn Jenny.

„Alles hat ihm bisher fehlgeſchlagen, und, wenn ich nicht irre, ſo iſt die Unmöglichkeit, ſeinen Verpflichtungen Genüge zu leiſten, eine Haupturſache ſeiner Krankheit.“

„O ich weiß es, ich weiß es,“ rief das Mädchen weinend, „aber was kann ich thun? mein Gott!“

„Die Liebſchaft mit Cokeril aufgeben.“

„Was ſagen Sie?“

„Und Ihrem Vater einen reichen Eidam geben, der ihn aus der Verlegenheit reißt.“

„Nein, nimmermehr!“ rief Jenny, indem ſie ſich von Plakſon entfernte.

„Nun, nun,“ ſagte dieſer mit einem ſchneidenden Tone, „Miß Makenſie hat ja freie Wahl zwiſchen ihrem Geſchmacke und dem Leben ihres Vaters. Übrigens preſſirt auch nichts. Erſt in vierzehn Tagen iſt der erſte Wechſel des Herrn Makenſie fällig, dann werde ich die Ehre haben mich in Ihrer Behauſung einzuſtellen,“ — und das Mädchen kalt grüßend, verließ er ſie.

Als Jenny ſich allein befand, dachte ſie mit Schrecken über dieſes Geſpräch nach. Sie konnte nicht mehr zweifeln, welche Abſichten der Pflanzer habe, und erbebte, wenn ſie dachte, wie furchtbar die Leidenſchaften dieſes Mannes ſeien. Sie begriff nun wohl, daß er Cokeril nur darum eine Anſtellung verſchafft habe, um ihn zu entfernen, und beſchloß anfangs ihm von Allem Nachricht zu geben, damit er zurück käme, aber wann würde er den Brief erhalten, und was würde er bei den Geldverlegenheiten ihres Vaters thun können? Von der andern Seite, war auch ihr Vater nicht im Stande, ſich ſolch einer Verlegenheit mit Kraft entgegenzuſtellen, denn außer ſeiner Krankheit, die ihn zu allen Anſtrengungen unfähig machte, zeigte er auch immer zu wenig Gewandtheit in Geſchäften. Gezwungen die nördlichen Staaten eines Falliments wegen zu verlaſſen, welches ſeiner Ehre nachtheilig wurde, war er in der Folge weder vorſichtiger noch genauer in ſeinen Handelsgeſchäften geworden. Er war Herrn Plakſon den größten Theil jenes Geldes ſchuldig, welches er zur Etablirung ſeiner Pflanzung ſeit zehn Jahren nöthig hatte, und da er die Unmöglichkeit einſah, ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen, ſo hatte er es ſo gemacht, wie alle Menſchen, wenn ſie eine Gefahr bedroht, er ſchloß die Augen, um ſie nicht zu ſehen. Jenny dachte daher, der einzige Menſch, der im Stande wäre, die Geſchäfte ihres kranken Vaters in Ordnung zu bringen, ſei ihr Onkel Williams. Schon lange hatte er verſprochen von New-Hampſhire, wo er etablirt war, nach Alabama zu kommen, um ſeinen Bruder zu beſuchen. An ihn ſchrieb Jenny, machte ihn mit der ganzen verzweifelten Lage der Dinge bekannt, und bat ihn dringend, ja ſo bald als möglich zu kommen.

Indeſſen verſchlimmerte ſich die Krankheit Makenſie's mit jedem Tage. Sein Übel war eines von denjenigen, für welche die Ärzte keinen Namen wiſſen, das Leben ſchien in ihm abzunehmen wie eine Quelle, welche ein unterirdiſches Feuer austrocknet. Er war nicht ſo viel ein Kranker, als ein Menſch, der es nöthig hat, zu ſterben. Er ſuchte indeſſen ſich noch aufrecht zu erhalten, und ſeine Pflanzungen zu dirigiren, nur verminderte oder verkleinerte er faſt alle Tage etwas, und ſo nahm auch mit ſeinen Kräften der Wirkungskreis ſeiner Geſchäfte ab, und ſo zog er ſich vielmehr vom Leben zurück, als daß ihn dieſes verließ.

Manchmal des Abends, wenn er Aufträge ertheilte, oder Rechnungen durchgeſehen hatte, ſetzte er ſich in eine Laube im Raſen. Dann wenn er ſo um ſich die jungen Bäume ſah, die er gepflanzt, und die er nie groß zu ſehen hoffen durfte, und das zarte junge Mädchen, das er ohne Schutz in dem Chaos ſo vieles Unvollendeten zurücklaſſen ſollte, da fühlte er ein unwillkürliches Beben, ſeine Haare ſich emporſträuben: da erhob er ſich mit Gewalt, ſuchte ſeine letzten Kräfte zuſammen zu raffen, und dem Tode Trotz zu bieten; aber dieſe Aufwallungen waren kurz, und ihnen folgte eine immer noch größere Abſpannung, daher vermied er auch ſolche Aufregungen, und gleich einem Reiſenden, der auf dem Gipfel des letzten Berges ſteht, beugte er ſich zum Leben herab um das letzte Geräuſch zu hören, den letzten Duft einzuathmen, ohne ſich um die Nacht zu bekümmern, welche folgt.

Jenny verſäumte nichts, um ihren Vater in dieſer Stimmung zu erhalten. Sie kannte ſeine Sorgen, und ſuchte ſeine Gedanken davon zu entfernen. Wenn Herr Makenſie ſich über ſeine Felder beunruhigte, die er nicht beſuchen konnte, und für die nächſte Ernte beſorgte, ſo führte ihn Jenny an den Lorbeerbäumen hin, zwiſchen welchen herrliche Feuerlilien prangten, und ließ ihn den Geſang der Vögel hören, die zwiſchen wilden Camellienbüſchen ihre Lieder ſangen, ſie zeigte ihm den Alabama, der unter der Gallerie ihres Hauſes vorüberfloß, die großen Urwälder, die in der Ferne den Horizont begränzten, und überraſcht von der herrlichen Harmonie in der Natur, vergaß der Kranke die Disharmonie in ſeinen Geſchäften, und fühlte ſich reich und zufrieden in dem unendlichen Reichthum der Schöpfung.

Jenny theilte übrigens die Ruhe nicht, die ſie ihrem Vater einzuflößen wußte. Seit ihrem Geſpräch mit dem Pflanzer der weißen Krone mehrte ſich ihre Bekümmerniß mit jedem Tage. Sie hatte die Zeit berechnet, in welcher eine Rückantwort von ihrem Onkel Williams aus New-Hampſhire eintreffen konnte, allein die Berechnung und Erwartung ſtehen ſelten im Einklange mit einander, noch war keine Antwort gekommen, und Jenny zitterte.

Eines Abends, als ſich Makenſie leidender befand als gewöhnlich, nahm er den Arm ſeiner Tochter, um ſich in die Baumwollen-Pflanzung führen zu laſſen, aber die Kraft verließ ihn auf dem Wege dahin, und er ſetzte ſich in einer Weinrebenlaube nieder. Die Luft, welche durch die Blätter ſäuſelte, ſchien ihn zu erfriſchen, ſein Kopf ſank auf die Bruſt nieder, und er entſchlief.

Jenny ſtand vor ihm, ihren Athem einhaltend, und ohne Bewegung, um ihn nicht zu wecken, aber als der gleiche Athemzug des Kranken ihr die Überzeugung gab, daß er ruhig und feſt ſchlummere, da warf ſie einen Blick auf die gefurchte Stirne, auf die verzerrten Züge, auf die abgemagerten Hände, und da ſie dem Schluchzen nicht widerſtehen konnte, ſo entfernte ſie ſich einige Schritte, und ſetzte ſich unter eine Eiche. Sie ſaß hier weinend und nachdenkend längere Zeit, als ſie ganz nahe ihren Namen rufen hörte, erſchrocken ſprang ſie auf, und Plakſon ſtand vor ihr.

„Es ſcheint, Miß Makenſie habe mich nicht erwartet, doch habe ich ihr vor vierzehn Tagen meinen Beſuch voraus angekündigt.“

„Wirklich, ich vermuthete nicht,“ antwortete das Mädchen beſtürzt.

„Darf ich fragen, ob Miß über unſer letztes Geſpräch nachgedacht hat?“

„Ja, mein Herr.“

„Und waren meine Gründe ſo glücklich Eingang zu finden?“

„Ich habe von Allem, was Sie mir ſagten, nur Eines begriffen, nämlich, daß mein Vater Verpflichtungen eingegangen hat, welche er nicht erfüllen kann.“

„Verzeihen Sie, ich glaube Ihnen aber auch ein Mittel angegeben zu haben, wie Sie Ihren Vater aus dieſer Verlegenheit ziehen können.“

„Hierin rechne ich,“ antwortete Jenny, den Bemerkungen Platſon's ausweichend, „auf meinen guten Onkel, ich hoffe, er wird kommen und die Sachen in Ordnung bringen.“

„Ach! Sie haben alſo Ihrem Herrn Onkel geſchrieben,“ erwiederte der Pflanzer mit ſichtbarem Unwillen. „Ich ſehe wohl, Sie wollten nicht Hilfe bei Ihren nähern Freunden ſuchen.“

„Ich habe keine Freunde, als meine Verwandte.“

„Und Herrn Cokeril?“

Jenny erhob die Augen mit einer Art Kühnheit, und ſagte: „Ja, es iſt wahr, wenn Jones hier wäre, ſo würde ich ruhig ſeyn.“

„Ich wußte nicht, daß Herr Cokeril ein ſo vielvermögender Vertheidiger ſei, und vor Allem war mir nicht bekannt, daß er über 10,000 Dollars zu verfügen habe.“

„10,000 Dollars?“

„So viel iſt mir Herr Makenſie ſchuldig, und hievon morgen die erſte Zahlungsrate fällig.“

„Aber mein Vater beſitzt nicht ſo viel.“

„Ich weiß es.“

„Sie werden ihm alſo wohl noch Friſt geſtatten, mein Herr? wenigſtens die Ernte abwarten?“

ſeyn mußten. Auch dieſe war leer. Weiter und weiter eilend gelangten ſie auf einen Platz, wo ein Knabe noch mit Abreißen beſchäftiget war. Mit hochklopfenden Herzen fiel ihm Adelhart in den Arm. „Halt! die Zettel her!" der Knabe erſchrak heftig. „Es iſt uns ja erlaubt Euer Gnaden! ſo wie die Dämmerung eingebrochen, haben wir ja die Befugniß!" „Was Dämmerung!" rief Ferdinand, „um halb drei war kein Zettel mehr zu ſehn! Gib her!" — „Ach gnädigſter Herr Oberaufſeher! Pardon! Ich bin ein armer Narr, und wir ſind unſer fünf zu Hauſe! Wenn ich die Zettel nicht bringe, ſchlägt mich der Vater todt, das verlangen Ihro Gnaden doch nicht von mir? Wir ſind ſo arm, ſo unglücklich, wenn ich die Zettel nicht abreißen und verkaufen dürfte, wir hätten jetzt keinen Biſſen Brot. Meine Mutter iſt krank, mein Vater ein harter Mann!" „Ich will ja nur ſehn was geſpielt wird," fiel Adelhart in die Rede. „Ja, laß ſchauen!" rief Ferdinand, „und wir geben dir was!" der Bube nickte freundlich, und langte ſeine geſammelten Streifen hervor. der Wind wehte mit voller Macht durch die Hauptſtraße, und peitſchte den Kunſtliebenden den Schnee ins Geſicht, es war Stockdunkel, und keine Laterne nahe. „Treten wir in dieſes Gewölbe," ſchlug Ferdinand vor. Sie traten ein. Es war ein Spezereiladen, eigentlich eine Welt im Kleinen, wie ſie in abgelegenen Vorſtädten die Vorſorge bedächtlicher und wohlberathner Kaufleute wohl zur Bequemlichkeit der Bewohner zu vereinen weiß. Neben dem ſchönen Halstuche prangte das Häubchen, genetzt mit Roſenſchleifen; unweit davon blickte durch Kragen-Tücher, Gürtel, Parfüms, Schnallen Blumenranken

„Ich habe das Recht, die ganze Beſitzung a
der Stelle verkaufen zu laſſen.“

„Aber Sie werden ſich dieſes Rechtes nicht b
dienen?“ fragte Jenny erſtarrt.

„Ihr Entſchluß wird den meinigen beſtimmen.

Das Mädchen ſchlug die Augen nieder un
Eiſeskälte rieſelte durch ihre Gebeine.

„Ich habe mich zu deutlich erklärt,“ fuhr d
Pflanzer fort, „um nicht verſtanden worden zu ſeyn
Miß Makenſie, ich liebe Sie, werden S
mein Weib, und Ihr Vater iſt gerettet. Ich bi
reich, Sie wiſſen es, mein Vermögen iſt das Ih
rige, befehlen Sie über mein Geld, meine Beſitzun
gen, meine Sklaven, Ihre Befehle ſollen vollzo
gen, Ihre leiſeſten Wünſche erfüllt werden. Wi
bleiben in Alabama, oder wir verlaſſen es, wie Si
wollen. Stoßen Sie mich nicht zurück, Miß, denn
ich ſuche mein Glück nur in dem Ihrigen.“ Be
dieſen Worten hatte Plakſon verſucht, die Han
der jungen Amerikanerin zu faſſen, aber dieſe ent
riß ſie ihm ſchnell und rief: „Nein, das iſt un
möglich, unmöglich! Ich bin Jones Verlobte! ich
bleibe ſein bis in den Tod.“

„Bedenken Sie, Miß, die Lage Ihres Vaters,
er iſt verloren.“

„O! wer gibt mir Geld! — Geld!“ ſchri
Jenny außer ſich.

„Ah! fangen Sie endlich an, den Werth de
Geldes einzuſehen?“

„Herr,“ flehte ſie, die Hände ringend, „ſeyn

Sie großmüthig. Bedenken Sie, daß Sie ſeit zehn Jahren der Freund meines Vaters ſind.“

„Sie ſind ſeine Tochter ſeit zwanzig Jahren, Miß, und Sie wollen ihn nicht retten, warum ſoll ein Fremder mehr für ihn thun, als ſein eigenes Kind?“

„Haben Sie Mitleid mit mir.“

„Würdigen Sie ſich nicht zu Bitten und Thränen herab, Miß, es iſt unnütz. Ich bin nicht der Mann, der ſeine Hoffnung ſo leicht aufgibt und ſein Glück nicht zu vertheidigen weiß. Erfahrung hat bei mir längſt der Großmuth den Stab gebrochen. Ich werde Alles anwenden, um Sie mein zu nennen, ich werde nicht ruhen, bis Sie ſich in meine Arme werfen, und ſollt' ich das Bett Ihres kranken Vaters verkaufen.“

„Um Gotteswillen ſetzen Sie für Ihre Wohlthat keinen unmöglichen Preis! — Sie bedürfen ja des Geldes nicht, welches Ihnen mein Vater ſchuldet, was liegt Ihnen daran, noch zu warten, Sie werden nicht lange warten dürfen, denn mein armer Vater iſt dem Tode nahe, ſchonen Sie wenigſtens den Sterbenden in ſeinen letzten Stunden. — O, verſprechen Sie mir wenigſtens das, Herr Plakſon!“

Die Angſt hatte in dieſem Augenblicke den Sieg über Jenny's Abneigung davon getragen, ſie hatte ſich dem Pflanzer genähert, ſeine beiden Hände gefaßt, und ſie auf den Knien an ihre Bruſt gedrückt. Das Pochen ihrer Herzens fühlend, ergriff

Plakſon eine Art von Geiſtesverwirrung, er hob die Flehende auf, drückte ſie an ſeinen Buſen und berührte mit ſeinen Lippen ihre ſchönen blonden Haare. „Ja,“ rief er außer ſich, „ich verſpreche es Dir, aber verſprich auch Du mir, daß Du mein ſeyn willſt. O Jenny! Du weißt nicht, wie unausſprechlich ich Dich liebe, Dein Anblick iſt mir zum Leben nothwendig. Wie oft, wenn Du durch die Reisfelder gingſt, wollt' ich hervorſtürzen, Dich faſſen und mit Dir in die Wüſte fliehen. Allein ich wollte Dich nicht durch eine Gewaltthat erringen, Du ſollteſt mich lieben, Du mußt mich lieben, Jenny.“

Dieſe Worte waren mit einer Art von Wuth herausgeſtoßen — Jenny entriß ſich ſeinen Armen und ſchrie laut auf: „Zurück von mir, Du erfüllſt mich mit Abſcheu.“

Der Pflanzer erblaßte. „Abſcheu,“ wiederholte er langſam, „Abſcheu alſo wäre Alles, was meine heiße Liebe von Dir erringen konnte? Du fühlſt Abſcheu gegen mich. Wohlan! ſo will ich dieſes Gefühl auch rechtfertigen. Geh hin, und ſage Deinem Vater, daß er ſein Bett verlaſſe, es iſt mein. Alles was Euer war, iſt nun mein, bis auf die Luft, die ihr athmet. Ihr ſeid nur Bettler, denen ich ſeit zehn Jahren Almoſen gegeben habe. — O! man hat nicht umſonſt Abſcheu vor mir. Sagt Lebewohl Allem, was Euch umgibt, denn morgen treibt Euch die Gerechtigkeit aus Eurem

Hauſe, und es bleibt dir nicht einmal ſo viel, um einen Sarg für Deinen Vater kaufen zu können.“

„Elender!“ rief hier plötzlich eine Stimme.

Der Pflanzer und Jenny wendeten die Köpfe zugleich nach jener Seite, woher die Stimme erſchallte und ſahen Makenſie am Eingang zur Laube aufrecht ſtehen, in ſeiner Hand noch die Zweige haltend, welche er abgebrochen hatte, indem er ſich mit Hilfe derſelben emporraffte. Blaß und wankend näherte er ſich Plakſon, welcher unbeweglich da ſtand, der Athem pfiff in ſeiner Bruſt, und ſeine Lippen zitterten. Jenny, welche ihm entgegengeſtürzt war, ſchmiegte ſich an ihn.

„Elender!“ wiederholte Makenſie, „Du meinteſt nur ein ſchwaches Kind zu ſchrecken, allein ich war in der Nähe, und habe Alles gehört.“

„Wohlan,“ fragte Plakſon, „was beſchließeſt Du?“

„Ich beſchließe,“ ſchrie der Kranke mit Anwendung aller ſeiner letzten Kräfte, „daß ich eher im Hoſpitale von Montgomery ſterben will, als mein Kind einem irländiſchen Banditen zum Weibe geben.“

„O ich verſtehe, Du haſt wieder Deine Vorkehrungen getroffen, um einen klugen Bankerutt zu machen.“

Bei dieſen Worten, welche Makenſie ein Unglück zurückriefen, das man ihm als Schande angerechnet hatte, ſtürzte er mit hochgehobenem Arme auf Plakſon los, dieſer aber trat einen Schritt zurück, zog eine Piſtole hervor, welche er verborgen hatte, und hielt ſie dem Kranken entgegen. Dieſer aber erwartete nicht den Schuß, die Kraftanſtrengung hatte ihn ganz erſchöpft, er wankte und fiel zu Boden.

„Mein Vater! mein Vater!“ ſchrie Jenny, und fiel neben ihm auf ihre Knie.

Noch ein Mal blickte ſie Makenſie an, ſtreckte ſeine Hand nach ihr aus, wollte reden, dann aber ſank ſein Kopf zurück und ſeine Augen ſchloſſen ſich für immer.

Der erſte Schmerz Jenny's war unbeſchreiblich, obſchon ſie dieſen ſchrecklichen Augenblick ſchon lange vorhergeſehen hatte, ſo mangelte ihr jetzt doch die Kraft, ihn zu ertragen. Man kann auf den Verluſt eines Vaters gefaßt ſeyn, aber wenn er dahin iſt, ſo ſieht man doch, daß alle Reſignation nur eine verkappte Hoffnung war; ſo lange wir ein geliebtes Weſen noch ſehen, wiſſen wir noch nicht, was ſterben iſt, erſt durch den gänzlichen Verluſt begreifen wir den Tod.

So lange Jenny noch den Leichnam ihres Vaters ſah, hatte ihr Schmerz noch ein Maß, als aber der Sarg fortgetragen, und das Haus einſam und öde war, da fühlte ſie eine unbeſchreibliche Leere in ihrem Herzen, und empfand mit Schrecken, daß ſie eine Waiſe war. Die Drohungen Plakſon's kamen ihr in das Gedächtniß, ſie blickte um ſich, und als ſie ſich allein ſah, ohne

Freunde, ohne Verwandte, ohne Schutz, da ſank alle ihre Hoffnung, und ſie weinte bitterlich.

Die Ankunft ihres Onkels, welche noch dieſen Abend erfolgte, riß ſie glücklicher Weiſe aus ihrer verzweiflungsvollen Stimmung. Williams Makenſie, den ſie früher nie geſehen hatte, war ein Mann vortrefflichen Herzens, ernſthaft und ſtreng mit Männern, ſanft mit Frauen und Kindern, ein treuer Verehrer des Evangeliums und der Geſetze. Weder ſeinen Blick, noch ſeine Stimme entflammte je das Feuer der Leidenſchaft; Sanftmuth ſtrahlte aus ſeinem heitern Auge, und tröſtend war ſein Ton. Nachdem er Jenny zärtlich umarmt hatte, zog er ſie auf ſeine Knie, und ließ ſie einige Zeit auf ſeiner Schulter weinen, dann aber hob er ihren Kopf empor, und ſprach mit väterlicher Herzlichkeit: „Genug jetzt, liebes Kind, Gott erlaubt die Thränen, aber er liebt den Muth. Du biſt keine Waiſe, weil dein Vater geſtorben iſt, Du ſollſt von nun an meine Tochter ſeyn.“

Indeſſen wurde der Tod Makenſie's bald auf ganz Alabama bekannt, und ſeine Gläubiger erhoben ſich. Sie kamen alle nach Montgomery, und klagten ihre Forderungen ein, auch Herr Plakſon erſchien mit den ſeinigen. Da des Verſtorbenen Angelegenheiten in großer Unordnung waren, ſo wurden deſſen Bruder und Herr Plakſon gebeten ein genaues Inventarium ſeiner Hinterlaſſenſchaft aufzunehmen. Sie theilten ſich in dieſe Arbeit. Plakſon übernahm es, Makenſie's Bücher und

Schriften zu unterſuchen, und Williams den Stand der liegenden Gründe und der Ernte aufzunehmen.

Jenny war weit entfernt, zu ahnen, daß eben dieſes Inventarium ihr Verderben herbeiführen werde.

Williams Arbeit nahm eine ganze Woche in Anſpruch, während welcher Jenny gar nicht aus dem Hauſe ging, um Plakſon zu vermeiden. Sie fand eine Art Troſt in dem Gedanken, daß ſie nun bald einen Ort verlaſſen werde, wo ihr Alles trauervolle Erinnerungen hervorrief, und ſie mit fortwährender Angſt quälte.

Endlich war das Inventarium vollendet, und Alle, welche einen Anſpruch auf die Verlaſſenſchaft zu machen hatten, wurden eingeladen, den Berichten Williams und Plakſon's beizuwohnen.

Eine Zuſammenkunft von Gläubigern in dem Hauſe ihres Schuldners iſt ein ganz eigenes Schauſpiel. Hier zeigen ſich Habgierde und Egoismus in ihrer ganzen Stärke. Man muß ſehen, wie dieſe ſich mit verdächtigem Mißvergnugen beobachten, man muß hören, mit welcher Vorſicht ſie einander ausholen, und wie ſie ohne Erröthen einander belügen. Die Augen ſchweifen überall herum, man ſchätzt im Gedanken ſogleich alles, was man erblickt, man berührt die Vorhänge, die Bettdecken, man ſucht auf dem Pianoforte den Namen des Verfertigers, und beſtimmt ſchon im voraus alle Stücke, die man ſich zueignen will.

Die Gläubiger des Herrn Makenſie hatten dieſe Prüfung im Einzelnen ſchon angeſtellt, als Plakſon und Williams eintraten. Der Letztere war traurig, aber in den Augen des Erſteren flammte eine wilde Freude. Alle Beide ſetzten ſich zu einem Tiſche, und Williams begann ſein Inventarium abzuleſen.

Liegende Gründe, das Wohnhaus, die Ernte, die Sklaven, Alles war mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit geſchätzt, und belief ſich auf 20,000 Dollars.

„Wie, nur 20,000 Dollars?“ ſchrien einige Gläubiger.

„Geduld,“ unterbrachen ſie Andere, „vielleicht hat Herr Plakſon noch etwas in den Papieren des Verſtorbenen entdeckt.“

„Nichts!“ ſagte Plakſon, die Achſel zuckend.

Da entſtand ein allgemeiner Lärm, und mancherlei Verwünſchungen gegen den Verſtorbenen wurden laut.

„Ich hab's wohl vorausgeſehen,“ ſagte ein großer Holländer, der ſich mit dem Sklavenhandel bereichert hatte, „der Verſtorbene war ein Korreſpondent der Koloniſationsgeſellſchaft, ein verkappter Abolitioniſt.“

„Ein Menſch ohne Religion, der am Sonntag Muſik machte,“ fiel ein Quaker ein.

Und alle ſchrien unter einander: „Abſcheulich, himmelſchreiend, alſo ſollen wir wenigſtens die Hälfte verlieren?“

„Sie werden nichts verlieren,“ antwortete Plakſon. „Das Inventarium des Herrn Williams enthält nicht das ganze Eigenthum ſeines Bruders, und er hat das Koſtbarſte vergeſſen.“

„Welches?“

„Seine Tochter.“

Ein allgemeines Gemurre drückte das Staunen der Anweſenden aus.

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte Williams.

„Sie werden mich gleich verſtehen, mein Herr! Dieſe Dokumente, unter des Verſtorbenen Papieren gefunden, beweiſen, daß die Frau, welche er vor 20 Jahren in Louiſiana heirathete, eine Sklavin war. Die Töchter ſind nach unſern Geſetzen, was die Mütter waren, alſo iſt Miß Jenny, die Tochter einer Sklavin, auch eine Sklavin, und gehört als ſolche in die Verlaſſenſchaft des Herrn Makenſie.“

„Das iſt unmöglich,“ rief Williams, „wo ſind die Dokumente?“

„Hier!“ — Williams wurde gebeten, ſie laut vorzuleſen.

Sie zeigten, daß Makenſie Schritte gemacht habe, um die Mutter Jenny's frei zu machen, daß dieſe aber erſt durch das Falliment, wodurch er gezwungen war, Louiſiana zu verlaſſen, ſpäter aber durch den Tod ſeines Weibes vereitelt worden ſeien. Die Beweiſe waren ſo klar, daß ſie keinem

Zweifel Raum gaben. Williams ſtand nach der Ableſung einen Augenblick ſtumm und unbeweglich.

„Sind Sie überzeugt, Herr Makenſie?“ fragte Plakſon ironiſch.

Der Alte, bis in ſein Innerſtes erſchüttert, antwortete nicht.

„Herr Makenſie ſieht nun ein, hoff' ich, daß ſeine Nichte auch ein Verlaſſenſchaftsſtück ſeines Bruders iſt.“

„Hört mich,“ verſetzte Makenſie, „ich kann nichts einwenden gegen Euer ſchändliches Geſetz, nur bitte ich Euch, daß Ihr mir die Tochter meines Bruders überlaßt. Ich bin nicht reich und habe ſechs Kinder, aber, wenn dieſe auch keine Erbſchaft zu erwarten haben, ſo ſind ſie wenigſtens freie Menſchen. Ich zahle Euch für Jenny den Preis, den man für den kräftigſten Sklaven in Alabama bezahlt, ich zahle ſo viel, daß Ihr ſelbſt finden werdet, daß ein ſchwaches Kind dafür zu theuer erkauft iſt.“

„Miß Jenny iſt ſchön,“ bemerkte ein Gläubiger, „und Schönheit hat ihren eigenen Preis.“

„Entſetzlich,“ ſchrie Williams.

„Man ſieht, daß ſich der alte Herr auf einen ſolchen Artikel nicht verſteht,“ ſagte lachend der Holländer. „Übrigens kauft und verkauft man nicht ungeſchaut. Herbei mit der Waare, damit man ſie ſchätzen kann.“

„Ganz recht,“ rief man von allen Seiten, „laßt die Sklavin kommen, wir wollen ſie ſehen.“

Makenſie ſuchte vergebens Vorſchläge und

und Perlenſchnüre, die ſchalkhafte Loſung der Faſchingsfreuden, die Maske, hervor. Unter dem bunten lockenden Aufputz, der ſchimmernd den Glaskaſten umgab, ſtand die Häringtonne, das Oehl=Faß und die Kaffehkiſte; hohe Fächer, voll der zierlichſten Stoffe, umgaben die Wände mit reizender Bekleidung, und zwiſchen dieſen Couliſſen war der Hauptſchauplatz, das Comptoir, auf welchem einzelne Theile aus dieſer großen Welt im Kleinen dem Verlangen der zahlreichen Käufer und Käuferinnen, die den Laden füllten, unter Preiſen und Feilſchen ausgelegt wurden. Unſere Freunde mit dem Knaben waren kaum in das Gewölbe getreten, als ein dreifaches: „Was ſchaffen's?" Ihnen entgegen ſchallte, welches gleichzeitig an den Zettelknaben und an die eleganten Fremdlinge gerichtet war, und bei deſſen Laut ſich Mehrere, die am Comptoir ſtanden, neugierig nach den Ankömmlingen umſchauten. „Nichts ſchaff ich," rief der Bube, „die gnädigen Herrſchaften hier ſchaffen den Opernzettel, und ich Eſel hatte ihn eben abgeriſſen!" Dienſtfertig wies ein freundlicher Knabe nach einem Nagel hin, an welchem die Zettel hinzen. „Hier belieben Euer Gnaden zu ſchauen, ein ſuperbes Stück heut, Arſena, die Männerfeindin!" „Habens draußen ſchon geſehn, im Königsſtädter Theater," murmelte Ferdinand. „In der Kaiſerſtadt iſts halt doch ein Anders," ſchmunzelte der K[illegible] „Sieh doch," rief Adelhart unwillig, „es iſt ja der Zettel vom Vorſtadttheater, gebt den vom Kärnthnerthor!" „Halten zu Gnaden, wir haben heraußen keine andern, iſt ſuperb die Arſena, gehn Euer Gnaden nur hinein! Was iſts denn 's nun mehr, ob ſie heraußen ſpielen oder dort drinnen?

Einwendungen zu machen, man hörte ſie nicht, er ſah wohl, aller Widerſtand ſei fruchtlos, und fürchtend, man möchte ſie mit Gewalt herbeiſchleppen, ging er ſelbſt, ſie zu ſuchen.

Er fand ſie mit Begießen der Blumen beſchäftigt; als ſie ihren Onkel ſah, lächelte ſie anfangs, als ſie aber die Bläſſe ſeines Geſichtes bemerkte, fragte ſie ihn ängſtlich: „Was iſt Ihnen, lieber Onkel?“

Williams hatte weder die Zeit, noch die Geiſtesgegenwart, um ihr das zu verſüßen, was er ihr zu ſagen hatte; daher entdeckte er ihr Alles ohne Vorbereitung. Miß Makenſie war wie vom Blitze gerührt.

„Fürchte nichts,“ tröſtete ſie der Alte, „ich rette dich, was es mich auch koſten mag.“

Miß Jenny traute dieſen Worten nicht. Mit jener ſchnellen und tiefen Klarheit, welche die Gefahr gibt, ſah ſie auf der Stelle ein, daß alle Hoffnung verloren ſei, und daß ſie in die Gewalt jenes Mannes fallen müſſe, den ſie mehr haßte, als den Tod. Dieſe Überzeugung, anſtatt ſie niederzuſchlagen, gab ihr im Gegentheile Muth. Wenn man dem Unglücke noch etwas abſtreiten kann, iſt man voll Angſt, aber wenn das Unvermeidliche über uns hereinbricht, unterwirft man ſich geduldig dem Schickſal. Mit der Ruhe eines Verurtheilten, der zum Schaffote geht, folgte Jenny alſo ihrem Onkel, und dieſer, ohne die Urſache jener muthvollen Ruhe ſich erklären zu können, freute ſich darüber.

Die Gläubiger erwarteten indeſſen mit Ungeduld den Onkel und das Mädchen, und fanden die lange Verzögerung etwas ſonderbar. Die Argwöhniſchten wurden ſchon unruhig, da ging die Thüre auf, und **William** erſchien, Miß **Makenſie** an der Hand. Das Mädchen war blaß, aber ſie ſchritt ruhig und ſtolz einher. Es war über ihr ganzes Weſen ein ſo tiefer und erhabener Schmerz ausgegoſſen, daß bei ihrem Anblicke die Gläubiger faſt ehrfurchtsvoll zurückwichen.

„Ich bringe Ihnen Ihre Sklavin,“ ſagte der alte **Williams** mit Würde. „Da die Geſchöpfe Gottes hier eine Waare ſind, die man verkaufen und erben kann, ſo mögen Sie ſelbſt entſcheiden, was ich Ihnen dafür bezahlen ſoll.“

„Das iſt eine Waare von der beſten Qualität,“ murmelte der Holländer. „Ich verſtehe mich auf den Sklavenhandel, und ich glaube, 2000 Dollars kann man dafür geben.“

„Ich gebe 3000,“ rief **Williams**.

Die Gläubiger berathſchlagten ſich, als **Plaſſon**, der bisher nur ſchweigend und lächelnd zugehört hatte, vortrat, und kalt ſagte: „Ich gebe 6000 Dollars.“

Bei dem Tone dieſer Stimme bebte **Jenny** zurück, aber verrieth doch keine Angſt.

„7000 Dollars,“ verſetzte **Williams**, „8000, 9000, 10,000.“

Makenſie ſchwieg. Er bedachte, daß 10,000 Dollars faſt das ganze Vermögen ausmachten, welches er ſeinen Kindern hinterlaſſen wollte. Jenny, welche dieſes Schwanken bemerkte, faßte ihn bei der Hand, und flüſterte ihm zu: „Genug lieber Onkel, laſſen Sie mich.“

„Herr!“ ſprach Williams zu Plakſon, „ich weiß wohl, Sie können über größere Summen disponiren, als ich, aber haben Sie Mitleid mit meiner Armuth. Es iſt ja kein Streit, den ich gegen Sie führe, wenn ich mehr biete, es iſt nur eine Pflicht, die ich erfülle. Trotzen Sie mir das Mädchen nicht ab, es iſt die Tochter meines Bruders, ich habe ihr verſprochen, künftig ihr Vater zu ſeyn. Um Gottes Barmherzigkeit Willen laſſen Sie mir das Mädchen.“ Dieſes ſagte der Alte mit zitternder Stimme, und Thränen in den Augen; er faßte Jenny's Hand und gegen die Gläubiger gewandt, rief er: „Ich gebe 12,000 Dollars.“

„Ich gebe 15,000,“ ſagte kalt Plakſon.

„Geben Sie mich auf,“ flehte Jenny.

William aber, bleich vor Zorn und Schmerz, verſetzte: „Die Schuld meines Bruders beträgt 20,000 Dollars, wohlan! ich verpflichte mich, ſie binnen einem Jahre zu bezahlen.“

„Und ich bezahle ſie auf der Stelle,“ ſchrie Plakſon, indem er die Summe in Banknoten auf den Tiſch hinwarf.

Bei dieſem Anblicke näherten ſich alle Gläubiger zugleich dem Tiſche. „Der Handel iſt abgeſchloſſen," rief der Holländer, „wir theilen uns in die Banknoten, und Euer iſt die Sklavin."

Makenſie warf ſich in einen Stuhl, und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Das mußte ſo kommen," ſprach Jenny mit kalter Verzweiflung, „das war unvermeidlich, mein theurer Onkel, Sie waren nicht reich genug, um mich zu retten. Betrüben Sie ſich nicht, Sie ſehen, ich bin gefaßt, und bedenken Sie, was Sie mir ſelbſt geſagt haben: Gott erlaubt die Thränen, aber er liebt den Muth." Dann vor dem Alten auf ihre Knie ſinkend, und ſeine Hände faſſend, fügte ſie mit zitternder Stimme hinzu: „Hören Sie nur noch meine letzte Bitte. Jones befindet ſich, eitle Hoffnung nährend, in Boſton. Vielleicht in dieſem Augenblicke ſetzt er ſchon die Zeit feſt, wo wir auf ewig vereinigt werden ſollen; ich fürchte ſeinen Schmerz, wenn er den Schlag erfährt, der mich getroffen. Verſprechen Sie mir, das Schreckliche ihm ſelbſt zu verkünden, ihn zu tröſten, und über ihn zu wachen."

„Ich verſpreche es dir," verſetzte Williams weinend. Das Mädchen zog ein goldenes Ringlein von ihrem Finger, und es ihm reichend, ſprach ſie: „Dieſen Ring ſenden Sie ihm, und verkünden ihm dabei, daß ich meinen Schwur treu gehalten habe, und als ſeine Braut geſtorben bin."

Beide hielten ſich einige Augenblicke ſchluchzend in den Armen, dann riß ſich Jenny mit übermenſchlicher Kraft los, drückte beide Hände krampf haſt auf ihr Herz, als wenn ſie dieſem Schweigen gebieten wollte, hob das blonde Haupt hoch empor und warf einen verwirrten Blick rund um ſich. Die Gläubiger hatten ſich in die Kammer daneben begeben, um ihre Forderungen auszugleichen, und ſie war mit ihrem Onkel allein. Sie ſchritt in dem Zimmer herum, wo ihr alles ſo vertraut war, und die Arme ausbreitend, als wenn ſie alles mit einem Male umarmen wollte, rief ſie: „Lebt wohl — lebt wohl!“ dann kniete ſie vor einem Frauenbilde nieder, welches an der Mauer hing. und ſprach: „O meine Mutter! Gott ſei gelobt, daß er dich früher zu ſich nahm, Du darfſt doch Deine Tochter nicht verkaufen ſehen, und biſt jetzt frei dort oben im Himmel.“

Dann näherte ſie ſich dem Fenſter, und ſah in's Freie hinaus, ſie betrachtete die Landſchaft, den Himmel, den Alabama, welcher unter dem Balkon vorüberfloß, bedeckte ſich das Geſicht, und ſchluchzte laut. Es war ein Augenblick des tiefſten Schweigens. Plötzlich aber öffnete ſich die Thüre und Plakſon erſchien.

„Ich komme zu fragen,“ ſprach er, „ob das Abſchiednehmen vorüber iſt.“

„Dieſer Kauf iſt alſo wirklich und unwiderruflich geſchloſſen?“ fragte Williams.

Statt der Antwort hielt ihm Plakſon den, von den Gläubigern unterzeichneten, Kaufbrief vor.

Der Alte nahm maſchinenartig das Papier.

„Und durch die bezahlte Summe ſind alle Verpflichtungen meines Vaters erfüllt, und ſeine Ehre makellos?“ fragte Jenny.

Herr Williams Makenſie wird ſogleich die Generalquittung für ſeinen Bruder erhalten. Es bleibt jetzt nichts mehr übrig, als daß Miß Jenny ihrem neuen Herrn folgt.“

„So leben Sie denn wohl, mein theurer Onkel!“ ſchrie Jenny außer ſich. „Lebe wohl, Jones!“ und mit einem Sprung auf das Fenſter ſtürzte ſie ſich aus demſelben in den Alabama hinab.

VIER KLEINE RÜHRENDE

ERZÄHLUNGEN:

1) [illegible] [illegible].
2) Die beiden [illegible].
3) Der [illegible].
4) Der Bettler.

1.

Lieber ſterben!

Ich kannte einen alten Herrn, und zwar einen der liebenswürdigſten alten Herren, die mir jemals vorgekommen ſind. Bei ihm hatten die Jahre nicht jene Grämlichkeit herbeigeführt, welche für junge Leute den Umgang mit Alten ſo unangenehm macht. Mein alter Herr kannte und entſchuldigte die Fehler der Unbedachtſamkeit und Unerfahrenheit der Jugend, daher liebten ihn auch Jünglinge und Mädchen ganz außerordentlich, er war ihr Vertrauter in ihren kleinen Herzensangelegenheiten, ihr Rathgeber in ſchwierigen Fällen, und man unterwarf ſich unbedingt ſeinen Entſcheidungen, die immer Vernunft und Herz diktirten. Der alte Herr hatte alte, aber ſehr angenehme Manieren, er war gut, und dabei etwas ſchelmiſch ohne alle Bosheit, er unterhielt ganze Geſellſchaften, aber nie auf Koſten Anderer. Er hatte viel geſehen und erlebt, und Niemand wußte ſo ſchön und intereſſant zu erzählen, als dieſer alte Herr. In ſeiner Jugend ſoll er ſehr ſchön geweſen ſeyn, und noch jetzt ſah man die angenehmen Reſte. Seine Kleidung und Wäſche war immer ſehr reinlich und er hatte den Haarpuder beibehalten.

ſind doch alles nur Menſchen, wie andere, wenn auch ein Paar Wälſche mit dabei ſind!" Während dieſes Geſprächs hatte der zettelvertilgende Bube forſchend in ſeinen naſſen Fragmenten gewühlt, und hob eines davon empor, auf welchem mit großen Buchſtaben Fi ſtand. „O göttlich!" rief Adelhart, nahm den Jungen beim Kopf und küßte ihn. „Figaro! das heiß ich Glück haben!" Er zog eine Krone hervor, und reichte ſie dem Verblüfften, der jubelnd in die Höhe ſprang und den Excellenzen den Rock küſſen wollte, denn der arme Junge hatte wohl ſchon ein Mal von Kronenthalern reden hören, allein noch nie einen zu Geſicht bekommen, und nun war er glücklicher Beſitzer davon! Der Auftritt begann die Theilnahme der Umſtehenden im Comptoir anzuregen, alle wendeten ſich um, und unwillkührlich blickte Adelhart nach den Umſtehenden. Ein ſchlankes, hohes, zierliches Mädchen, vor welchem eine Menge Bänder und Tücher ausgebreitet lagen, ſtand unter der Lampe, welche ihren goldgelockten, allerliebſten Kopf eben mit einem recht frappanten Lichteffecte beſchien, vom Geſichtchen war nichts zu ſehen, als die roſenfarb'ne Wange, und die feine weiße Hand hielt eben einen ſchwarzen Gürtel von Schmelz in die Höhe. Nur ſie hatte ſich nicht umgeſehen, und Adelhart, wunderbar von der magiſchen Beleuchtung und der eigenthümlichen Zierlichkeit der Figur getroffen, verweilte, wünſchend, ſie möchte ſich umſehn. Es geſchah nicht. „Eine Schande wär's, hier wegzugehn und nichts zu kaufen," murmelte er ſeinem Begleiter zu, und nahte ſich dem Comptoir. Das Mädchen hatte ſich nach der andern Seite gewendet. Adelhart fragte nach den Preiſen verſchiedener Dinge, die vor ihm lagen. „Nein," Da Herr B* immer die Künſte leidenſchaftlich liebte, ſo war ſeine Wohnung auch voll von ſeltenen und intereſſanten Gegenſtänden, dieß war auch die einzige überflüſſige Ausgabe, die er ſich erlaubte.

Unter dieſen Seltenheiten fiel mir auch in ſeinem Schlafzimmer ein ganz einfacher Rahmen von ſchwarzem Holze auf, in welchem unter Glas eine ſo außerordentlich große Flechte von blonden Haaren ſich befand, daß man glauben ſollte, die Haare mehrer Frauen ſeien dazu verwendet worden. Ein Gefühl, welches ich mir ſelbſt nicht erklären konnte, hatte mich bisher immer zurückgehalten, meinen alten Freund hierüber zu befragen. Mir ſchien, als ob er, wenn ſeine Blicke mitten im fröhlichſten Geſpräche auf dieſes Bild fielen, ernſthafter würde, ja ich ſah deutlich eine Wolke über ſeine kahle Stirne ziehen und ſeine Augen naß werden.

Es ergriff mich wie ein wehmüthiger Zauber, wenn ich dieſe blonden Haare betrachtete. Wo iſt das Haupt, das ſie getragen? bei welcher Gelegenheit wurden ſie abgeſchnitten? Meine Phantaſie verirrte ſich in's Blaue.

Eines Abends im Sommer, als ich mit Herrn von B* mich allein befand, während die übrige Geſellſchaft einen Spaziergang machte, ſetzten wir uns beide in ein Sofa, welches dem Haarbilde gerade gegenüberſtand. Die Sonne war untergegangen, und der Mond warf einen ſo glänzenden Strahl auf das Bild, daß die blonden Haare von ſeltenem Glanze umfloſſen waren. Dieſer Anblick entpreßte mir wider Willen einen Ausruf der innerſten Aufregung.

„Was iſt Ihnen, mein Lieber?“ fragte Herr von B* mit bewegter Stimme.

„Ach,“ antwortete ich, „ſehen Sie doch jene Haarflechte, ſie glänzt ja wie ein Heiligenſchein.“

„Jenes Haupt, welches dieſe Haare trug, war auch eines Heiligenſcheines würdig,“ verſetzte B* meine Hand drückend, „arme Thereſe!“ — und in dieſen letzten zwei Worten lag ein ganzer Liebesroman. „Sie haben Verſtand und Herz, Ihnen will ich dieſe Geſchichte erzählen, die jetzt von meinem Herzen in meine Seele übergegangen iſt, mich mit Wehmuth, aber nicht mehr mit Schmerz erfüllt. Hören Sie:“

„Mein Hang zum Militärſtande hatte mich mit meinem Vater, der mich der diplomatiſchen Carriere widmen wollte, gänzlich entzweit. Der ſtrenge Mann von feſtem Charakter konnte keine Widerſetzlichkeit ertragen und ging ſo weit, mich aller Hilfsmittel von ſeiner Seite zu berauben, und mir das Haus zu verbieten. Meine gute Mutter aber verließ mich nicht, ſie nahm mir in einer abgelegenen Straße ein kleines Dachſtübchen, bezahlte mir bei einer ihrer vertrauteſten Freundinnen das Koſtgeld und brachte es durch ihre Verbindungen ſogar ſo weit, daß ich in dem Militärinſtitute des Oberſt L* die Lehrſtunden mit anhören und die körperlichen Übungen mitmachen durfte. Die übrige Zeit war ich ganz mir ſelbſt überlaſſen, befand mich allein, oder ſtudierte und ſchlenderte in den Gaſſen umher.

An einem ſchönen Sommerabende legte ich auch meine Mathematik auf die Seite und ſuchte auf der Gaſſe Zerſtreuung, als ich plötzlich eine ſanfte Stimme vernahm, die ein melancholiſches Liedchen ſang; ich blieb ſtehen um zu ſehen, woher die Stimme käme. Bei einem kleinen Fenſterchen im Erdgeſchoße eines Hauſes, welches mit Blumentöpfen voll geſtellt war, gewahrte ich hinter denſelben ein Mädchen von beiläufig 16 Jahren. Sie ſtand im Zimmer, aus ihrem blaſſen Geſichte traten große blaue Augen faſt grauenhaft hervor, weil ſie ſtarr auf die Blumen blickten, und ſie um ihre Friſche zu beneiden ſchienen. Ihre Haare, ſo blond, lang und dicht, daß ich nie in meinem Leben ähnliche geſehen habe, waren aufgelöſt, zerſtreut und fielen in unzähligen Locken bis zur Erde. Sie fuhr des Öftern mit zarten weißen Fingern über ihre Stirne und durch ihre Haare, als ob ſie Kopfſchmerz hätte.

Starr ſtand ich auf der Straße vor dem Fenſter wie bei einer Erſcheinung. Als Thereſe (ſie war es) mich endlich erblickte, röthete eine Aufwallung von Ärger und Scham augenblicklich ihre blaſſen Wangen und ſie floh aus dem Zimmer, in dem der blonde Haarſchmuck ihr nachwogte, wie ein goldener Mantel.

Ich weiß nicht, wie lange ich bewegungslos am Fenſter ſtand, die Geſtalt in meinen Träumereien noch immer vor mir ſehend, die doch nimmer da war, endlich erwachte ich aus dieſer Art von Somnambulismus und ging nach Hauſe. Ich ſchlief die ganze Nacht nicht, und als am frühen Morgen meine Quartiersfrau kam, mich aufzuwecken, verließ ich nur ungern mein Lager, auf welchem ſich die ganze Nacht Amoretten mit blonden Haaren geſchaukelt hatten.

Schüchtern, wie man immer iſt, wenn man zum erſten Male liebt, wagte ich es, an meine Quartiersfrau einige Fragen über unſere Nachbarinnen zu ſtellen, und hörte von ihr, daß in jenem Hauſe im Erdgeſchoſſe die Witwe eines Feldwebels, Frau Gilbert mit Namen, wohne. „Sie iſt eine honette, brave Frau,“ ſetzte meine Quartiersfrau hinzu, „und hat eine Tochter, die ſo ſittſam, gut und fromm iſt, wie kein anderes Mädchen; ſie heißt Thereſe, und man nennt ſie überall nur den Engel. Sie haben das Mädchen gewiß geſtern in der Franziskanerkirche bei der Predigt geſehen?“ ſetzte ſie hinzu, „denn ſie arbeitet die ganze Woche unermüdet, und kommt nicht aus dem Hauſe, außer Sonntags in die Kirche. Sie ſtickt immerfort Kleider und Tücher und Chemiſetten für vornehme Damen, und ihre Mutter ſucht die Arbeit und trägt ſie wieder zurück. Übrigens iſt ſie faſt immer kränklich und man braucht ſie nur anzuſehen, um leider überzeugt zu ſeyn, daß Gott dieſen Engel bald zu ſich rufen werde.“

„Wirklich, ſie ſchien mir ſehr blaß.“

„O! vor ein paar Wochen hat man ſie ſchon todt geſagt. Ihre Mutter hatte alle Ärzte zu Rathe gezogen, aber ſie kennen die Krankheit nicht. Das Mädchen iſt wie ein Lämpchen, das immer matter brennt, bis es endlich verlöſcht. Ach, die Arme zählt auf nächſte Oſtern erſt 18 Jahre!“

Ich hörte nichts weiter von dem Geſchwätze der redeluſtigen Frau, und alle meine Gedanken konzentrirten ſich auf den einzigen, daß Thereſe in Todesgefahr ſchwebe.

Ich will Sie nun, lieber junger Freund, nicht mit Erzählung aller der Mittel und kleinen Freiheiten ermüden, welche ich anwandte, um Thereſen näher zu kommen und Eintritt in ihrem Hauſe zu gewinnen. Sechs Monate hindurch beſuchte ich jeden Tag Meſſe und Predigt in der Franziskanerkirche. Endlich hatte mich Thereſe doch bemerkt, und einmal, da ich weiter als gewöhnlich von ihr entfernt kniete, hatte ſie ſogar den Blondkopf umgewendet, um mich zu ſuchen, und ſie nahm beim Ausgang aus der Kirche auch das Weihwaſſer von mir, welches ich ihr darreichte.

Übrigens hatten wir noch kein Wort mit einander gewechſelt und mein letztes Zufluchtsmittel beſtand darin, mir von meinem ſehr kleinen Einkommen noch einige Gulden zu erſparen und dafür von Thereſen eine Chemiſette für meine Mutter ſticken zu laſſen.

Morgens an jenem Tage, wo das Sümmchen beiſammen war, und wo ich alſo das Zimmer der Geliebten betreten ſollte, war ich ſo fröhlich, wie noch nie in meinem Leben. Es fiel ſtarker Schnee und alle Leute ſagten, es ſei kalt, mir aber wurde heiß auf meinem Wege. — Bedenken Sie — zwanzig Jahre und verliebt.

Ich pochte mit zitternder Hand. Die Mutter öffnete mir, und dieſe ſandte mir der Himmel, denn, wäre es Thereſe ſelbſt geweſen, ich glaube, ich hätte kein Wort hervorgebracht. Als ſie die Urſache meines Beſuches vernahm, wies ſie mich an ihre Tochter, zeigte mir auf eine Thüre, wo ich hineingehen ſollte, und ging ſelbſt in die Küche zurück. Ich trat hinein. O, laſſen Sie mich einige Augenblicke an jene kleine Kammer denken, wo ich die ſüßeſten Stunden meines ganzen Lebens zubrachte, Stunden, welche keine Reue und keine Gewiſſensbiſſe zurückließen, und eine Erinnerung, bei welcher ſich keine Scham in meinem Innern regt, und keine Röthe auf meine Wangen tritt.

Thereſe arbeitete nahe am Fenſter, ſie hörte mich nicht eintreten, und ich hatte Zeit, ihr ſanftes Antlitz, umfloſſen von den wunderſchönen blonden Haaren, zu betrachten. Ihre gebeugte Stellung und ein wiederholtes trockenes Hüſteln ließen vermuthen, daß die Arme leidend ſei. Endlich ſchlug eine hölzerne Hängeuhr und ſie wandte den Kopf.

„Ach! mein Gott!“ ſchrie ſie auf, und erhob ſich erröthend, gleich aber wurde ſie wieder blaß und ſank auf den Seſſel zurück.

Ich trat zu ihr, ſie unterſtützend, und ſtotterte: „Mademoiſelle! ich bin untröſtlich, Ihnen eine ſo unangenehme Überraſchung verurſacht zu haben. Ich bin hierher gekommen, um Sie zu bitten, mir für meine Mutter zu ihrem Geburtstage eine ſchöne Chemiſette zu ſticken.“

„Mein Herr, ich arbeite für Jedermann,“ antwortete Thereſe.

So hatte ich mich bei Thereſen eingeführt, und um in meiner Erzählung nicht lange zu werden, ſage ich Ihnen, daß ich öfters kam, daß ich offener, redſeliger und Thereſe zutraulicher wurde, daß ich ihr endlich meine Liebe entdeckte, und daß dieſe Erklärung mit mehr Vergnügen als Unwillen aufgenommen wurde.

Auch die Mutter erfuhr die wahre Urſache meiner öftern Beſuche und duldete ſie, da unſere Liebe rein und wechſelſeitig war, und da ſie wohl einſah, daß dieſe Liebe noch das einzige Lebensglück ihrer armen Tochter ausmachte.

So verging der ganze Winter. Alle Stunden, welche ich nicht im Militärinſtitute zubringen mußte, brachte ich bei Thereſen zu. Sie hatte eine gute Erziehung genoſſen, und beſaß Kenntniſſe über ihren Stand. Wie oft ſaß ich bei ihr, wenn ſie arbeitete, und drückte die Locken ihrer herrlichen blonden Haare an meine Lippen. „O wie lieb' ich deine blonden Haare,“ ſagte ich eines Abends zu Thereſen, „ſie waren es zuerſt, die meine Liebe zu dir erregten. Unter dieſem keuſchen Mantel ahnte ich ein Herz, das mit dem meinigen ſympathiſiren werde. Ich gäbe dieſe herrlichen Haare nicht für alles Glück meines Lebens. Ohne ſie wäreſt du nicht meine ſanfte, meine himmliſche Thereſe, und es käme mir vor, eine profane Hand hätte meiner Braut ihren Schleier entriſſen.“

„Du würdeſt mich alſo ohne meine Haare nicht mehr ſo zärtlich lieben?“ fragte ſie. — Ich antwortete nicht.

Unſere Abende verfloſſen damit, daß ich Thereſen und ihrer Mutter vorlas, die von der Welt nichts wußten, als was ich ihnen ſagte. Manchmal ſang auch Thereſe ein Liedchen, aber als der Frühling kam, wurde ihre Stimme heiſer und eines Abends ſagte ſie mit Thränen in den Augen: „Ich kann nicht mehr ſingen.“ Dieſe Worte klangen mir wie: „Ich werde ſterben!“ Eine unbeſchreibliche Unruhe und Angſt ergriffen mich, und ich ruhte nicht eher, bis Frau Gilbert einen geſchickten Arzt gerufen hatte. Der Arzt kam, verſchrieb dies und das, änderte wieder, ſchuttelte den Kopf und ſagte endlich, man müſſe die warme Sommerszeit erwarten, welche einen wohlthätigen Einfluß auf die Kranke haben werde.

Thereſe verließ das Bett nicht mehr, und mir war es nur ſelten geſtattet, mich zu ihrem Bette zu ſetzen. Da richtete ſie dann gewöhnlich ihre großen blauen Augen ſtarr auf mich und ſchloß ſie dann wieder, wenn ſie ſich mit Thränen füllten.

Thereſens letzte Stunde nahte heran. Sie verlangte mich noch einmal zu ſehen. Ich fand ſie auf dem Bette ausgeſtreckt, ihre langen und ſorgfältig gekämmten Haare bedeckten ihre Bruſt. Es lag ein ſolcher Kontraſt zwiſchen der Sorgfalt, womit ſie ihren Hauptſchmuck geordnet hatte, und zwiſchen ihren Zügen, welche ſchon die Hand des Todes verzerrt hatte, daß mir das Herz brach. Ich ſank an ihrem Bette auf meine Knie und ſchluchzte laut.

Thereſe faßte meine Hand, und ihre ſchon eiskalten Lippen meinem Ohre nähernd, flüſterte ſie mir zu: „Sieh! ich habe meine Haare noch, und keine profane Hand hat deiner Braut ihren Schleier geraubt.“

Ich begriff den Sinn dieſer Worte nicht, ich drückte nur einen langen Kuß auf dieſe Haare, und als ich mich wieder erhob — war Thereſe nicht mehr.

Als ich außer mir aus dem Hauſe ging, wo die Seele meiner Seele zum Himmel geflogen war, begegnete mir Thereſens Arzt. Der Schmerz machte mich ungerecht, ich beſchimpfte ihn und ſeine Wiſſenſchaft, da antwortete er mir kalt: „Es konnte nicht anders kommen, da konnte man ſehen, wie weit die Koketterie eines jungen Mädchens geht.“

„Herr!“ ſchrie ich, „ſchweigen Sie, Sie verläumden einen Engel.“

„Und doch,“ erwiederte er, „wenn dieſer Engel eingewilligt hätte ſich die blonden Haare abſchneiden zu laſſen, deren Überfluß und Üppigkeit ihr faſt alle Säfte entzogen, ſo würde ſie vielleicht noch zu retten geweſen ſeyn, allein ſo oft ich deßhalb in ſie drang, antwortete ſie mir immer: „Lieber ſterben!“

2.

Die beiden Mütter.

Wahre Begebenheit.

Ich beſuchte, erzählte mir mein Freund, der franzöſiſche Garde Magasin D*, einſt das Städtchen Saumur und unter andern auch dort das Narrenhoſpital. Der Freund, an den ich in Saumur empfohlen war, begleitete mich mit ſeiner Frau und ſeinem kleinen lieblichen Töchterchen von vier Jahren, welches die Mutter an der Hand führte.

Wir traten in den Hof des Hoſpitals und ſahen dort eine junge Frau, welche mit einer Kette an die Mauer angeſchloſſen war. Ihr blaues Auge hatte ſo viele Sanftmuth, der zarte weiße Teint ſo viele Reize, und ihr blondes langes Haar umwallte das edle leidende Antlitz ſo anmuthig, daß es mir durch die Seele ſchnitt, in dieſer herrlichen Geſtalt eine Wahnſinnige erblicken zu müſſen. Und dann waren ihre Augen ſo roth vom Weinen! O, ich verſichere, die eiſerne Kette, welche in den runden weißen Arm einſchnitt, dünkte mir ſchwerer, als ihr.

Ich fragte die Wärterin, welche uns herumführte, was die Urſache des Wahnſinnes dieſer Arſagte ſie ihm, „das iſt gewiß zu theuer, und gewiß nicht das Schönſte was ſie haben,“ rief er aus, „da muß man die Damen zu Rathe ziehen! Mein Fräulein, wie finden Sie das Halstuch? „Zu bunt, mein Herr!“ entgegnete ſie, und drehte ihm ein lockenumwalltes Engelköpfchen mit großen blauen Augen und wunderblühenden Lippen zu. Adelhart war geblendet von ihrer Schönheit. „Zeigen ſie mir das Schönſte, was Sie im Gewölbe haben,“ rief er aus, „Bänder, Blumen, was es ſey!“ Der Kaufmann zog ein kleines Fach mit Pariſer Modewaaren hervor. „Laſſen Sie Ihren Geſchmack entſcheiden, Fräulein,“ ſagte bittend Adelhart. „Meinen,“ ſeufzte das Mädchen. „Ach! ich habe keinen Sinn für ſolche Dinge, und müßt ich nicht eben ein Brautgeſchenk für meine Muhme ausſuchen, die Morgen Hochzeit macht — „Denk doch an die Hochzeit des Figaro,“ ſtieß Ferdinand den Freund an, „es wird Zeit, wir ſind weit vom Kärnthnerthor!“ Adelhart hörte ihn nicht. Ihm hatte nie ſolche Muſik gelungen, wie der Ton dieſer lieblichen Stimme. „Sagen Sie, ſchönes Mädchen,“ ſprach er geſpannt, „was würden Sie ausſuchen?“ „Nur weiß,“ entgegnete ſie, „höchſtens ein himmelblaues, oder veilchenfarbnes Band.“ „Veilchenblaue Seide!“ trillerte Ferdinand, und zupfte den Zögernden beim Mantel. „Du biſt unerträglich!“ rief dieſer ihm zu, und drang weiter in das liebliche Kind. „Geſetzt, ſie wollte [illegible]ie Freundin wählen, was nähmen Sie aus dieſem Fach?“ „Discuriren,“ murmelte der Kaufmann halblaut, „das ſind mir ſchöne Käufer!“ „Ich?“ entgegnete das Mädchen — „Wenn ich könnte wie ich wollte, mit dem ganzen Fache erfreut ich ſie, denn ſie iſt ſo glücklich, Freude an Putz zu finden.“

men ſei, und warum ſo ſtrenge Maßregeln gegen ſie angewendet würden. Sie antwortete mir: „Es iſt Marie, eine arme Arbeiterin aus dem Städtchen, die leider, von dem böſen Dämon verlockt, den Schwüren eines reichen Taugenichts glaubte. Der Elende verließ ſie, nachdem er ſie unglücklich gemacht hatte, und ſie verlor ihr Kind, das ſie mehr liebte, als ihre Augen, im dritten Jahre. Dieſer Verluſt raubte ihr den Verſtand und brachte ſie in unſer Hoſpital, wo man ſie anzuſchließen gezwungen iſt, weil ſie ſehr böſe Augenblicke hat.“

Die Wärterin ſchwieg und ich vertiefte mich beim Anblicke dieſer Unglücklichen in trübe Gedanken, als ſie plötzlich, ſo weit es die Länge ihrer Kette möglich machte, gegen uns herſtürzte, das Kind faßte, welches meine Begleiterin an der Hand führte, es ihr entriß und mit ſich auf ihre ſteinerne Bank trug. Die Mutter ſtieß einen Schrei aus, und lief wie verzweifelnd auf die Wahnſinnige los, aber dieſe ſtieß ſie heftig zurück. „Es iſt mein Kind! Gott gibt es mir zurück, ach, Gott iſt barmherzig!“ und dabei hüpfte ſie vor Freuden und bedeckte das Kind mit Liebkoſungen.

Nun wollte der Vater der Wahnſinnigen das Kind entreißen, aber die Wärterin bat ihn, es nicht zu thun und ſie gewähren zu laſſen. Sie näherte ſich und ſprach mit begütigendem Tone: „Aber das iſt ja nicht dein Kind, Marie, es ſieht ihm ja gar nicht ähnlich.“

„„Nicht mein Kind, ach, guter Gott! ſieh nur, ganz ſein Mund, ſeine Augen, das ganze Bild des Vaters. Ja, es iſt meine Tochter; ſie ſtieg vom Himmel herab; o wie ſchön ſie iſt, wie ſchön!““ und nun wiegte ſie das Kind auf ihren Armen.

Mitleid erregend war es, die arme Mutter zu ſehen, welche jeder Bewegung der Wahnſinnigen mit Ängſtlichkeit folgte und weinte oder lachte, je nachdem Marie Miene machte, das Kind der Wärterin näher zu bringen, oder es wieder zurückzog.

„Gib mir einen Augenblick deine Tochter, damit ich ſie recht genau betrachten kann,“ ſagte dann die Wärterin.

„Dir geben? — Nein! nein! um alle Welt nicht. Sie ſagten mir dazumal auch, ich ſollte ſie auf einige Zeit dem lieben Gott geben, welcher Engel nothwendig habe, — und er hat ſie ſechs Monate behalten, ohne daß ich ſie wiederſah. Nein, ich gebe ſie Niemand mehr; lieber wollte ich ſie mit eigener Hand tödten und den Körper bewahren.“ Mit dieſen Worten ergriff die Wahnſinnige das Kind feſter und mit funkelnden Augen; da ſtürzte die arme Mutter blaß und halb ohnmächtig auf ihre Knie, und flehte Jene an, ihr ihr Kind wiederzugeben und ihm kein Leid zuzufügen; der Vater, außer ſich, war zum Direktor geeilt, um ſeine Hilfe anzuſprechen. Es war in dieſem Augenblicke ſchwer zu unterſcheiden, welche die wirkliche Wahnſinnige ſei: die Mutter, welche ſich aus meinen Armen loszumachen ſuchte, um ihr Kind mit Gewalt an ſich zu reißen, oder Marie, welche, gräßlich lachend, das Kind unter ihre Schürze barg.

Man beſchloß endlich, Marien ſammt dem Kinde auf ihr Gemach zu bringen und dort ihren Schlummer

abzuwarten, um ihr das Kind zu nehmen. Als ſi
ihr Zimmer kam, legte ſie das Kind neben ſich auf
Lager, ſchob ihm ein Polſter unter den Kopf, währ
die wahre Mutter ängſtlich an der Thür auf jede
wegung lauſchte.

Die Wahnſinnige ſang die Kleine dann in
Schlaf und entſchlief ſelbſt. Da ſchlich die Wärte
leiſe in das Gemach, nahm das Kind und legte e
die Arme der Mutter, welche mit einem Freuden
ſchrei mit ihrer theuern Bürde davon ſtürzte.

Über dieſen Schrei erwachte Marie, griff um
und fand ihr Kind nicht mehr, ſtürzte wie eine F
aus dem Bette, heulte, was ſie vermochte: „G
mir mein Kind!“ und als ſie die Mutter mit der K
nen davon eilen ſah, ſchüttelte ſie an dem eiſer
Gitter und fiel leblos an demſelben zu Boden.

3.

Der Kunſtreiter.

Eine kleine Novelle.

Es war an dieſem Tage auf dem Platze del Balon in Cadix in dem Cirkus eine große Menge Menſchen verſammelt. Sennor Joſe Antonio Ximenez, erſter Kunſtreiter von ganz Spanien, hatte öffentlich anſchlagen und bei Trompetenſchall durch die ganze Stadt verkünden laſſen, daß er, ſo eben aus Madrid hier angekommen, die erſte glänzende Vorſtellung ſeiner Reit- und Tanzkünſte geben werde. So groß aber auch die Verſprechungen auf dem Anſchlagzettel waren, ſo war man doch überzeugt, daß Joſe Antonio und ſeine Reitergeſellſchaft noch Außerordentlicheres zeigen werden, als verſprochen war.

Es war wirklich ein glänzendes Schauſpiel, dieſes Wogen eines Meeres von Köpfen, und dann in den erſten Reihen des Amphitheaters die ſchönſten Frauen Andaluſiens mit den Flammenblicken und dem ſchwarzen Haargeflechte, welches die Weiße der Haut noch mehr erhob. Auf jedem Munde dieſer Frauen ſchwebte ein Lächeln; denn das heutige Schauſpiel verſprach ihnen ja großes Vergnügen. Es dürfte wohl auch einige unter ihnen gegeben haben, welche lieber ein

Stiergefecht geſehen hätten, aber zur Ehre des weiblichen Geſchlechtes überhaupt will ich glauben, daß es der kleinere Theil geweſen ſei, welcher ſtarke Erſchütterungen ſo ſehr liebt, daß er es vorgezogen hätte, zu ſehen, wie ein Menſch oder ein edles Pferd von einem Stier geſpießt und in die Höhe geſchleudert wird, um dann dem grauſamen Sieger klatſchend ſein „valiente“ zuzurufen.

Jetzt ließ ſich ein Trompetenſchall vernehmen, die Geländer wurden geöffnet, unter der Menge der Zuſeher herrſchte tiefes, erwartungsvolles Schweigen. Die Vorſtellung begann mit einem Lanzenbrechen zu Pferde. Die Reiter kämpften in prächtigem Koſtüme und in der edelſten Haltung auf ihren herrlichen Roſſen um den Sieg und um den Beifall des Publikums, und jeder der kühnen Cabalgadores wurde mit dem wiederholten Rufe: „Valiente! Valiente!“ belohnt.

Eine doppelte Fanfare verkündigte den Eintritt eines neuen Reiters und alle Blicke waren auf ihn gerichtet. In die Schranken ritt ein Jüngling von herrlichem Körperbau, ein ſchwärmeriſches Lächeln, das ihm gewöhnlich zu ſeyn ſchien, ſchwebte um ſeine Lippen. Unbekümmert um das beifällige Gemurmel, das ihn empfing, warf er einen langen Blick auf die Verſammlung, dann ritt er, das Haupt ſenkend, zweimal mit langſamem Schritte im Cirkus herum. Der Name „Manoel“ ging von Munde zu Munde. Manoel iſt nach Joſe der berühmteſte Reiter Spaniens.

Und man erzählte ſich in's Ohr, wie eine unglückliche Liebe ihn auf die gefahrvolle Bahn und in die Geſellſchaft der Marktſchreier gebracht habe, ihn, einen Sprößling einer ſehr geachteten Familie zu Madrid, deſſen Name aber doch dem alten Grafen de la Plata zu wenig glänzend und ruhmvoll ſchien, als daß er ihm die Hand ſeiner Tochter, der ſchönen Juanita, gegeben hätte.

„Ach, armer Manoel! arme Juanita!“ hörte man von allen Seiten ausrufen, „wie innig habt ihr euch geliebt!“ — Es war vor drei Jahren, als ſie ſich zum erſten Male auf dem Prado ſahen und der Blitz der Liebe ſo ſchnell in ihre Herzen ſchlug, daß er beide untrennbar in einander ſchmolz. Manoel, der es wagte, um Juanita zu werben, wurde ſtolz zurückgewieſen und Juanita von dem grauſamen Vater in die Arme des alten Duca de Villamayor geworfen, der zum Gouverneur der canariſchen Inſeln ernannt wurde und dem ſeine junge Gattin nach Teneriffa folgen mußte.

Die abſchlägige Antwort des Grafen und die plötzliche Verehelichung Juanita's warfen den armen Manoel auf das Krankenlager. Lange verzweifelten die Ärzte an ſeinem Aufkommen, oder glaubten wenigſtens ſeinen Verſtand für immer verloren, aber die Kraft der Jugend ſiegte über das Übel. Man rieth ihm an, um ſeine unglückliche Liebe zu vergeſſen, ein Leben voll Mühe und Thätigkeit fortan zu führen, und er wählte den Soldatenſtand; allein es war Frieden und das dolce far niente eines Militärs in der Garniſon behagte ihm nicht. — „Seemann!“ — aber was iſt das einförmige Leben eines Seemanns auf einem

Raum von wenigen Fuß auf dem Verdecke eines Schiffes im Meere für einen Jüngling, den Thatendurſt verzehrt!

Er verließ Madrid, um auf Reiſen zu gehen. Allein auch hierin fand er nicht Ruhe und Linderung. Das Andenken an Juanita und an ſein verlornes Glück folgten ihm überall. Zu Burgos fand er die Reitergeſellſchaft des Joſe Antonio. Am Tage vor ſeiner Ankunft war bei der Vorſtellung, welche daſelbſt im Cirkus Statt hatte, ein Pferd, als es eine Barriere überſpringen wollte, geſtürzt, und der Reiter ſo ſchwer verwundet worden, daß man ihn für verloren hielt. Man ſprach in ganz Burgos nur von dieſem Unglücksfalle, als Manoel daſelbſt ankam. Er dachte, daß ſolch ein abenteuerliches und mit Gefahren verbundenes Leben eine wohlthätige Änderung in der Einförmigkeit ſeines Daſeins hervorbringen könne, und daß er vielleicht hier ſeinen ſehnlichen Wunſch, zu ſterben, eher und früher erreichen werde, als im Kriege. Er ging zu Joſe, und bat ihn, ſeiner Geſellſchaft beitreten zu dürfen; er verhehlte ihm weder ſeinen Namen, noch den Beweggrund, der ihn dazu beſtimmte, einen Entſchluß zu faſſen, welcher ſo wenig mit ſeiner Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft übereinſtimmte. Was kümmerte ihn mehr die Genehmigung oder Mißbilligung der Welt, ihn, der ſchon lange von ihr entfernt lebte?

Joſe gab ſich keine Mühe ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen; denn Manoel gefiel ihm, und er erkannte wohl, daß der Jüngling bei dieſer Gleichgiltigkeit, ja, Verachtung des Lebens bald einer ſeiner kühnſten und muthigſten Schüler werden konnte. Und Manoel rechtfertigte dieſes Urtheil auch bald, und über alle Erwartung.

Alſo, wie geſagt, alle Blicke waren auf Manoel gerichtet, und ein ſchallendes Vivat empfing ihn bei ſeinem Eintritte in den Cirkus und bewies, welch ein Ruf von Muth und Talent dem jungen Kunſtreiter von Cadix her vorausgeeilt war. Aber er blieb kalt und gleichgiltig bei den lautſchallenden Beweiſen des öffentlichen Beifalles.

Er machte eben die zweite Runde im Cirkus, als ein lauter Schrei aus dem erſten Range erſcholl, er hob den Kopf und man trug eine ohnmächtige Frau hinaus. Ein Blick Manoels reichte hin, dieſe Frau zu erkennen. Es war die Ducheſſa von Villamayor, ſeine Juanita. Der Duca, ihr Gatte, hatte ſich gezwungen gefühlt, ſie wegen Abnahme ihrer Geſundheit nach Europa zurückzuführen. Beide hatten erſt geſtern in Cadix gelandet und er führte ſie, um ſie zu zerſtreuen, in dieſes Schauſpiel.

Die unglückliche Juanita konnte dieſen Angſtſchrei nicht zurückhalten und fiel ohnmächtig nieder, als ſie in dem Kunſtreiter Manoel erkannte. — Manoel hatte ſein Pferd an dem Platze angehalten, von welchem man diejenige wegtrug, welche er nie mehr zu ſehen hoffen konnte. Mit einer fürchterlichen Angſt wa-

ren ſeine Blicke dahin geheftet, und er ſtand unbew
lich. Da aber bei ſolchen Schauſpielen die Ohnma
einer ſchwachnervigen Frau nichts Außerordentlich
iſt, ſo fingen die Zuſeher bei dem längern Stillſteh
des Reiters und bei der Unterbrechung ihres Vergn
gens zu murren an. Joſe näherte ſich Manoel u
führte einen kräftigen Peitſchenhieb in die Hinterbei
des Roſſes, welches, wie ein Pfeil, bei dem Getö
der türkiſchen Muſik vorwärts ſprengte.

„Anda muchacho!“ rief Joſe. — Jetzt erkann
Manoel ganz das Fürchterliche ſeiner Lage und d
Schimpfliche ſeines Standes. Juanita nahe u
ohnmächtig zu wiſſen, vielleicht ſterbend ſogar, und i
nicht zu Hilfe eilen zu können, ohne ſich dem Gelä
ter und dem Unwillen der Menge auszuſetzen, die d
ſtampfte, . wieherte und die Fortſetzung der Vorſte
lung begehrte! — Er mußte ſich beugen unter d
Joch, das er ſich ſelbſt auferlegt, er mußte der Stim
me ſeines Meiſters gehorchen, der die drohende Pei
ſche über ſein Pferd und auch über ihn gehoben hiel
Thränen der Wuth floſſen über die Wangen des Un
glücklichen.

Gezwungen, ſeinem durch die Peitſche angereg
ten Roſſe zu folgen, bemächtigte ſich eine Art Wahn
ſinns des armen Manoel, er preßte mit aller Gewa
die Spornen in die Hüften des Thieres, um es zun
ſchnellſten Galopp zu zwingen, und immer mehr ap
plaudirte die erſtaunte Menge und immer ſchnelle
ſprengte Manoel in der Runde herum, ſo daß ſein

Pferd nur ſchwebte und er die Luft wie ein Pfeil durchſchnitt, endlich — plötzlich ward ein allgemeiner Schrei hörbar — das Pferd war geſtürzt, und ſein Reiter lag in den Sand dahin geſtreckt.

Man wollte ihn aufheben — er war todt.

„Was koſtet das alles zuſammen, wie es iſt?" fragte Adelhart; der Kaufmann ſah ihn an, mißtrauiſch und faſt böſe, er meinte der Ausländer wolle Spaß mit ihm treiben. Doch ein Solitaire, der am Halstuch hervorblitzte, verbreitete einen wahren Rembrand'ſchen Schlaglichteffect, auf ſein Angeſicht. „Das muß ich durchrechnen," rief er, und bebte vor Angſt und Wonne. „Nichts da! Mit Einem Wort!" — Nun ihr Gnaden, hundert Gulden Silber alles zuſammen!" — „Topp!" — Adelhart zog die Banknote heraus und legte ſie auf den Tiſch. „Ein Ladenjunge!" rief er, „die Sachen zu tragen!" „Ich bin noch da!" rief der kleine Zettelträger: „Wohin ſchaffen euer Gnaden?" — „Wohin das Fräulein verlangt, ich muß in die Oper!" Mit dieſen Worten verneigte er ſich, und war fort, alles ſtaunte ihm regungslos nach. Als einige Minuten des Schreckens und der Verwunderung vorüber, zog der Kaufmann ſeinen ſchönſten Bückling und ſprach: „Nun, Fräulein Hedwig, das muß ich ſagen, das iſt mir neu, gratuliere!" Hedwig hörte ihn nicht, Aug und Seele waren auf die Ladenthür, aus welcher Adelhart entſchwunden, geheftet. Endlich faßte ſie ſich. „Ich laſſe das alles ſtehn," rief ſie aus, „der fremde Herr kann es abholen laſſen, wann, und durch wen er will." — „Hab keinen Platz mehr für die bezahlte Waare," fiel der Kaufmann ein, „ſeyn Sie vernünftig und laſſen Sie die Siebenſachen nach Hauſe bringen, es iſt ja ohnedem nicht für Sie, iſt für die Braut, für die niedliche Reſi!" — „Ja, wahrlich!" ſagte Hedwig getröſtet, „Sie haben Recht! Sie ſoll alles haben, und das gleich! Ich aber muß ſie doch auch beſchenken, und nehme dieſe Ro-

4.

Der Bettler.

An der Thüre einer Kirche in Paris ſah man noc vor Kurzem einen alten Bettelmann, der alle Tage getreulich ſeinen Platz auf den Stufen vor dem Heiligthu einnahm. Sein Benehmen, ſein Ton, ſeine Sprach zeugten von einer höheren Bildung als jene, welch gewöhnlich das Elend begleitet. Unter dieſen Lumpen, welche der Mann mit einem gewiſſen Anſtande trug, ſchien eine noch lebendige Erinnerung an ein beſſere Los hervorzuglänzen. Auch genoß dieſer Bettler unte den Armen dieſes Kirchſpiels eine Art von Anſehen. Jacques war ſein Name. Seine Gutmüthigkeit, ſein Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit bei der Theilung des Almoſen, ſein Eifer Zänkereien zu ſchlichten, hatten ihm eine wohlverdiente Achtung verſchafft. Übrigens waren ſein Leben und ſeine Unglücksfälle, für alle, auch ſeine beſten Freunde ein Geheimniß. Jeden Morgen, ſeit fünf und zwanzig Jahren, ſaß er täglich regelmäßig an demſelben Platze. Man war ſo gewohnt ihn da zu ſehen, daß er gewiſſermaßen ein Standbild des Kirchenportals ausmachte. Nur Eines war von ihm bekannt, daß er nie einen Fuß in die Kirche ſelbſt ſetzte, obſchon er ein eifriger und frommer Katholike war.

In Augenblicken, wo andächtiger Geſang in den innern Hallen des Gotteshauſes ertönte, wo der Weihrauch von dem Altare, vereint mit den Gebeten der Gläubigen, zum Himmel emporſtieg, wo der ernſte und harmoniſche Ton der Orgel den feierlichen Chor der chriſtlichen Menge begleitete, fühlte ſich der Bettler angezogen, ſeine Gebete mit jenen in der Kirche zu vereinigen, er betrachtete von außen das Schauſpiel, welches ſich im Tempel zeigte. Der Wiederſchein des Lichtes auf den gemalten gothiſchen Fenſterſcheiben, die Menge von Säulen, feſt und unerſchütterlich wie ein Symbol der ewigen Religion ſeit Jahrhunderten da ſtehend, Alles erfüllte ihn unwillkürlich mit Bewunderung. Man ſah manchmal Thränen über ſeine gefurchten Wangen herabrollen. Ein großes Unglück oder ein ſchwerer Vorwurf ſchien ſeine Seele zu belaſten.

Ein Geiſtlicher las in dieſer Kirche täglich eine Meſſe. Ein Sprößling von einer der vornehmſten Familien Frankreichs und im Beſitze eines großen Vermögens, fand er ſein größtes Vergnügen im Almoſengeben. Der Bettler war ein beſonderer Gegenſtand ſeiner Zuneigung geworden, und jeden Morgen begleitete der wohlthätige Abbé Paulin von St. C*** ſein großmüthiges Geſchenk auch mit freundlichen Worten des Troſtes.

Eines Tages erſchien der Bettler nicht zur beſtimmten Stunde an dem Eingange der Kirche. Der Abbé ſuchte daher ſeine Wohnung auf und fand ihn krank auf einem elenden Strohlager. Die Blicke des

Geiſtlichen hefteten ſich erſtaunt auf die Gegenſtände des Luxus und des Elendes, welche ſich in dieſer Wohnung vereinten. Eine prächtige goldene Uhr hing über dem harten Bette. Zwei Bilder mit reichen goldenen Rahmen und mit Flor überhangen, prangten an den weißen feuchten Mauern, ein elfenbeinener Chriſtus, ein wahres Kunſtſtück von Bildhauerarbeit, befand ſich auf einem Tiſchchen zu den Füßen des Kranken, ein antiker Stuhl mit gothiſchen Verzierungen und damaſtenem Überzuge ſtand in einer Ecke, und darauf lag ein Gebetbuch mit ſilbernen Spangen. Alles Übrige war ärmlich und zeugte von gänzlicher Mittelloſigkeit.

Die Gegenwart des Prieſters belebte den Kranken, und ſich erhebend ſprach er: „Ach, Herr. Abbé, Sie ſind ſo gütig ſich eines Unglücklichen zu erinnern?“

„Mein Freund,“ antwortete Paulin. „ein Diener Gottes darf nur die Glücklichen vergeſſen. Ich komme mich anzufragen, ob Sie etwas bedürfen?“

„Ich habe nichts mehr nöthig,“ erwiederte der Bettler. „Mein Tod iſt nahe, ach! wäre nur mein Gewiſſen ruhig!“

„Ihr Gewiſſen? Haben Sie eine große Schuld abzubüßen?“

„Ein Verbrechen, hochwürdiger Herr, ein fürchterliches, das mein ganzes Leben nicht abbüßen konnte: ein Verbrechen, das keine Verzeihung zuläßt.“

„Ein Verbrechen ohne Verzeihung? Das gibt es nicht, mein Freund: die göttliche Barmherzigkeit iſt größer, als es die Laſterthaten der Sterblichen ſeyn konnen.“

„Darf ich noch hoffen, ich der ſchändlichſte Menſch, den die Erde je getragen hat!“

„Ja, du darfſt hoffen, Unglücklicher,“ rief der Prieſter mit heiligem Eifer. „Ein Zweifel an der Verzeihung des Ewigen wäre eine größere Gottesläſterung, als dein Verbrechen ſelbſt. Vor Allem geſtehe deine Schuld aufrichtig, ich höre dich im Namen des Allerbarmers.“

Und der Prieſter entblößte ſein Haupt und der Kranke bekannte Folgendes:

„Ich bin der Sohn eines armen Pächters; allein die Herrſchaft, deren Felder mein Vater in Pacht hatte, war mir gewogen, ſie nahm mich ſchon als Knabe in ihr Schloß, und ich war beſtimmt der Kammerdiener ihres Sohnes zu werden. Die Erziehung, welche man mir gab, meine großen Fortſchritte in allen Lehrgegenſtänden änderten meine Beſtimmung, ich wurde zum Sekretär erhoben. Ich hatte mein fünf und zwanzigſtes Jahr erreicht, als die Revolution ausbrach; mein feuriger Geiſt folgte durch Leſung der Journale den Begebenheiten jener Zeit, mein Ehrgeiz regte ſich und ich ſchämte mich meiner untergeordneten Stellung. Ich faßte den Entſchluß, das Schloß, den Zufluchtsort meiner Jugend, zu verlaſſen. O hätte ich dieſen Plan ausgeführt — ich hätte mir ein Verbrechen erſpart. Die Freiheits- und Gleichheitswuth brach auch bald in der Provinz aus, und fürchtend, von ihren eigenen Leuten in ihrem Schloſſe gefangen zu werden, dankte meine Herrſchaft alle ihre Domeſtiken ab. Einige Kapitalien wurden ſo ſchnell als möglich reali-

ſirt, und von ihrem Reichthum nichts mit ſich ne
mend, als einige koſtbare Familienandenken, begab
ſich die Edlen nach Paris und ſuchten dort in der Ve
borgenheit Sicherheit. Ich, gleichſam als Sohn d
Hauſes, folgte ihnen; der Schrecken herrſchte mit a
ler ſeiner fürchterlichen Macht. Auf der Liſte der Em
grirten verzeichnet, forſchte man ihnen nach, alle
Niemand wußte, wo ſie ſich befänden, nur ich alle
kannte ihren wahren Namen, den ſie verändert ha
ten, und ſo lebten ſie mitten in der allgemeinen U
ruhe unbekannt, vereinigt und ruhig. Im feſten Ve
trauen auf die Vorſicht, hofften ſie auf eine beſſe
Zukunft. Eitle Hoffnung! Der einzige Menſch, d
um ihr Geheimniß wußte, verrieth ſie, — ich w
ihr Angeber.

Vater, Mutter, vier Töchter, Engel an Schö
heit und Unſchuld, und ein Sohn, zehn Jahre al
wurden ins Gefängniß geworfen. Ihr Prozeß wur
eingeleitet. Der unbedeutendſte Vorwand genügte d
mals, einen Unſchuldigen in den Tod zu ſenden. -
Doch hatte der öffentliche Ankläger Mühe, einen ſ
chen Vorwand gegen dieſe edle Familie zu finden. D
fand ſich ein Elender, der, eingeweiht in die gehei
ſten Geſpräche, ja ſelbſt in die Gedanken dieſer Schul
loſen, den gleichgiltigſten Worten einen verbreche
ſchen Sinn zu unterlegen wußte und ſie ſogar ei
heimlichen Verſchwörung beſchuldigte, und dieſer El
de — war ich.

Das Todesurtheil wurde geſprochen — über a
Glieder der Familie geſprochen: nur der zehnjähri

Knabe wurde davon ausgenommen. Ach, die unglückliche Waiſe war nur dazu beſtimmt, ſeine theuerſten Verwandten zu beweinen, und ihren Mörder zu verfluchen.

Ruhig und ſich durch ihre Unſchuld tröſtend, erwarteten die unſchuldigen Schlachtopfer den Todestag gottergeben in ihrem Gefängniſſe. Da trat eine Unordnung bei Vornahme der vielen Exekutionen ein. Der Tag, an dem ſie auf der Guillotine enden ſollten, ging vorüber, man vergaß ihrer und ſie würden vielleicht dem Schaffote entkommen ſeyn, wenn nicht ein Menſch — nein, ein Ungeheuer, lüſtern, ſich durch ihren Nachlaß zu bereichern, dieſes Vergeſſen bei dem Tribunale angezeigt hätte. Sein ſchändlicher Eifer wurde durch ein Bürgerdiplom belohnt und die Exekution noch jenen Abend vollzogen, und dieſes Ungeheuer — war ich.

Der Preis ſo vieler Verbrechen war eine Summe von 3000 Franken in Gold, und die koſtbaren Gegenſtände, welche Sie hier noch um mich ſehen, und welche mir ſtete fürchterliche Mahner an meine Schändlichkeit ſind.

Nach vollbrachter Laſterthat wollte ich mich in Ausſchweifungen aller Art betäuben, allein das Gold, die ſchändliche Frucht meiner Undankbarkeit, war kaum verpraßt, als die Gewiſſensbiſſe anfingen mich zu foltern. Kein Plan, keine Unternehmung, keine Arbeit glückten. Ich wurde arm und kränklich. Da nahm ich jenen Platz an der Kirche als Bettler ein, den ich ſo viele Jahre behauptete. Die Erinnerung an mein Verbrechen war ſo durchbohrend, ſo vernichtend, daß ich es niemals wagte, den Troſt der Religion anzurufen, oder ein Gebet im Tempel des Ewigen zu Ihm emporzuheben. Darum betrat ich dies Heiligthum nie. Das Almoſen, welches ich erhielt, beſonders das Ihrige, ehrwürdiger Herr, ſetzten mich in den Stand, bei ſehr dürftigem Leben, die Summe wieder zu erſparen, die ich meinen unglücklichen Wohlthätern geraubt hatte. Hier in der Tiſchlade liegt ſie, ſammt den Zinſen. Jene Gegenſtände des Luxus, welche Sie hier ſehen, dieſe Uhr, jener Chriſtus, das Buch und die verſchleierten beiden Bilder waren ebenfalls Gegenſtände, die den von mir Gemordeten gehörten. Ach, Herr! Glauben Sie, daß ich von Gott Verzeihung hoffen darf?“

„Mein Sohn!“ antwortete der Prieſter, „dein Verbrechen iſt entſetzlich, und ein Menſchenleben voll Thränen reicht nicht hin, es abzubüßen. Aber die Güte des Allmächtigen iſt auch grenzenlos, und die wahre Reue iſt mehr als das Verbrechen.“

Mit dieſen Worten ſtand der Abbé auf. Der Bettler, wie von neuem Leben beſeelt, ſtand vom Lager auf und ſank auf ſeine Knie. Der Prieſter ſprach die mächtigen Worte aus, welche Sterbliche von ihren Sünden entbinden, da ſchrie der Bettler: „Halten Sie ein, mein Schutzengel! bevor ich Ihre Verzeihung im Namen des Himmels empfange, müſſen eher alle Früchte meines Laſters von mir genommen ſein. Nehmen Sie dieſes Geld und jene Gegenſtände des Luxus, verkaufen Sie ſelbe, und vertheilen Sie das Geld unter die Armen. „Der Bettler riß die Decke von beiden Bildern und rief: „Sehen Sie hier die Züge der von mir Gemordeten.“

Starr ſtand der Prieſter, und mit dem lauten Schrei: „Mein Vater! meine Mutter!“ bedeckte er ſich das Antlitz mit beiden Händen. Er ſank in einen Stuhl und ein ſchmerzhaftes Gefühl, verbunden mit Abſcheu gegen den Mörder, erfüllte in dieſem Augenblicke ſeine Seele, aber bald ermannte er ſich wieder, als der Unglückliche ſich verzweifelnd zu ſeinen Füßen wand und mit durchbohrender Stimme rief: „Verzeihung! Verzeihung!“ Seine Pflicht und ſeine göttliche Beſtimmung gaben dem Prieſter die Ruhe wieder. Der Kampf zwiſchen kindlicher Liebe und ſeinem heiligen Amte wich bald. Die menſchliche Schwäche hatte nur einen Augenblick ſeine Thränen gefordert, die Religion erhob ſeine ſtarke Seele. Er faßte das Kruzifix, die Erbſchaft ſeines Vaters, und es dem Bettler vorhaltend, ſprach er mit ſanfter Stimme:

„Chriſt! iſt deine Reue aufrichtig?“

Ja.

„Verabſcheuſt du dein Verbrechen innig?“

Ja.

„Wohlan, ſo verzeihe ich dir im Namen Gottes, der an dem Kreuze für die Menſchen geſtorben iſt.“ — Und er legte dem Zerknirſchten die Hände auf und ſegnete ihn.

Das Geſicht gegen die Erde gewendet, blieb der Bettler unbeweglich zu den Füßen des Prieſters liegen. Dieſer ſtreckte die Arme aus, um ihn emporzuheben. — Er war nicht mehr.

Die

VERWANDTEN.

Ein Mährchen

ſenguirlanden für ſie.“ „Schön! nach Belieben!“ ſchmunzelte der Kaufmann, „das erlauben Sie mir aber, die Guirlande geht mit in den Kauf.“ Hedwig weigerte ſich, der Kaufmann beſtand auf ſeinem Sinn, und ſie nahm, wie träumend Abſchied, und winkte dem Knaben, ihr zu folgen.

Während deß waren unſere Reiſenden auf die von viel tauſend Lichtern funkelnde Stadt losgeſchritten, und ſtiegen, auf ſorgfältige Nachfrage, wohin ſie ſich zu wenden hätten, das Treppchen hinauf, das vom neuen Thor auf die Baſtei führt, jetzt waren ſie oben. An einem der zierlichen Gebäude vorübergehend, welche die Baſtei ſchmückten, hörten ſie aus einem Fenſter Liebestöne ſingen, Nel cor più non mi Sento! „Ja wohl,“ ſeufzte Adelhart, „das iſt die reinſte Wahrheit, Ferdinand! Reiſe, thu was du willſt, ich bleibe in Wien — bis — Nun? bis ich ſie wiedergeſehn, von ihr weiß, kurz, ich bleibe!“ „Nun, das haſt du geſcheit angefangen!“ fiel Ferdinand lautlachend ein. „Man fände ſo leicht eine Stecknadel in einem Bund Heu, als du ein Mädchen in der Welt im Kleinen, die eine einzige Wiener Vorſtadt in ſich faßt. Vorſtadt! Ja gewiß, jede iſt eine eigene und eigenthümliche Stadt für ſich, die ganz allmählich nach einigen Stunden wiederum in ein Dorf ausgeht, welches in endloſer Windung und Verzweigung der Straßen, wiederum an ein andres, endl[illegible] Dorf angeſchloſſen, eine neue Stadt bildet. Und nun das Leben, das Gewühl, die Eigenthümlichkeiten eines ſolchen Bezirkes, jede Vorſtadt in Wien hat ihr eigenes Colorit!“ „Setz das in deine Correſpondenz-Nachrichten,“ rief Adelhart, „wenn du nichts beſſres weißt, mich laß

Der perſiſche Schah Abu-Kosru ging eines Abends mit ſeinem Großweſir Dulkan durch die Straßen Jspahans ſpazieren. Schon brach die Mitternacht herein und der Schah beklagte ſich darüber, daß ihm noch kein einziges Abenteuer aufgeſtoßen ſei. Jn demſelben Augenblicke hörte er ſeufzen und ſchluchzen, er näherte ſich dem Orte, woher die klagende Stimme erſcholl, und ſah einen Jüngling vor dem kleinen Laden eines Schuſters ſitzen.

„Warum weinſt du?“ mit dieſen Worten redete ihn der Schah an. — Der Jüngling antwortete: „Was kümmern dich meine Freude oder meine Thränen, mein Vergnügen oder meine Noth? wenn du auch der Schah in eigener Perſon wäreſt, du könnteſt mir doch das nicht geben, was mir zu meinem Glücke mangelt.“

Der Schah lächelte und erwiederte: „Wer weiß! — Vielleicht bin ich doch mächtiger als du glaubſt, vielleicht hat der große Prophet ſelbſt mich geſandt, um dich zu tröſten und dir Hilfe zu leiſten.“

„Ach! wenn du ein Abgeſandter des Propheten biſt,“ erwiederte der Jüngling, „ſo mußt du ja ohnedies wiſſen, was mir fehlt, ohne daß ich es dir zu ſagen brauche; du mußt wiſſen, daß ich die ſchöne

Agli liebe, daß ſie die Tochter eines Schuſters iſt, de ſo arm iſt, wie ich, und daß man ſie mir darum nich zum Weibe geben will, weil ſie Vater, Mutter, Brüder, Vettern und Baſen hat, indeſſen ich keinen einzigen Verwandten aufweiſen kann. Ja, ja, Herr, ſie mich nur großmächtig an, es iſt doch ſo, wie ich bi ſage, ich bin auf die Welt gekommen, ich weiß nich wie, ich bin geboren, ich weiß nicht wo, und ich bi der Sohn, ich weiß nicht weſſen. Ein armer Schuſte fand mich eines Abends an ſeiner Thürſchwelle liegen, wohin mich vermuthlich meine Mutter gelegt hatte; er erzog mich, lehrte mich ſein Handwerk, und überließ mir, als er ſtarb, ſeine Werkſtätte. Sechs Monden ſind es nun ſchon, daß ich meine Ältern auszuforſchen ſuche, allein alle meine Mühe iſt vergebens. Und überdies ſollte ich auch noch Brüder, Oheime, oder doch wenigſtens Vettern haben; denn die ganze Wel hat ja deren.“

Die Naivetät des guten Kadib (ſo hieß der Jüngling) gefiel dem Schah, und er ermunterte ihn mi den Worten: „Sei ruhig, Brüder und Oheime werden zwar ein wenig ſchwer zu finden ſeyn, aber Vettern werde ich dir auf jeden Fall verſchaffen.“

Vergnügt über dieſes Verſprechen folgte der Jüngling dem Schach, der ihn in ſeinen Pallaſt führte und ihn mit reichen Gewändern bekleiden ließ.

Nachdem Alles dieſes geſchehen war, ſprach der Schah zu Dulkan: „Ich verſtoße dich nun auf acht Tage, und verweiſe dich auf eines meiner ſchönſten Landhäuſer, und dich Kadib ernenne ich zu meinem erſten Weſir; ſuche dieſe wichtige Stelle mit Klugheit und Treue zu verwalten.“ — „Ich werde mein Möglichſtes thun,“ antwortete **Kadib**, indem er ſein Angeſicht gegen die Erde beugte. „Als mich mein Ziehvater, der arme Schuſter, Schuhe machen lehrte, ſo konnte ich auch kaum eine Nadel einfädeln, aber er ſagte zu mir: Muth mein Sohn, mit etwas gutem Willen und Fleiß lernt der Menſch jedes Handwerk.“

Am andern Morgen ſprach man ſchon am ganzen Hofe davon, daß **Dulkan** in Ungnade gefallen ſei. Von allen Seiten beſchuldigte man ihn, aus allen Theilen des Reiches erhoben ſich Klagen gegen ihn. Alle Höflinge, jene, welchen er übel begegnet war, noch mehr aber jene, denen er Gutes gethan hatte, wünſchten dem Schah zu dieſem Ausſpruch der Gerechtigkeit Glück.

Abu-Kosru lächelte über die Begierde, womit dieſe Elenden einen Tugendhaften verläumdeten, von dem ſie nun nichts mehr zu hoffen uud zu fürchten hatten, und ſprach zu ſich ſelbſt: O Menſchen, wie verächtlich ſeid ihr, und ihr verlanget noch, daß euch die Fürſten dieſer Erde für etwas Großes gelten laſſen ſollen? Nein, der euch am meiſten verachtet, der kennt euch am beſten, und der euch in den Staub tritt, hat ſich keine Vorwürfe zu machen.

Dieſes Selbſtgeſpräch iſt nun zwar eben nicht ſehr philanthropiſch; allein wir wollen einen Despoten des Orients einer böſen Meinung wegen, die er von den

Menſchen hat, nicht verdammen, er beurtheilt ſie ja nur nach Jenen, die ihn umgeben.

Bald war der neue Weſir rings von Freunden umgeben; Alles, was er ſprach, wurde als tiefe Weisheit geprieſen, alles, was er that, wurde bewundert, alles, was ihm nicht gefiel, wurde verabſcheuet. Er war mit Schmeichlern, mit Bittenden ſo umrungen, daß er ſich gar nicht zu helfen wußte, welchen er zuerſt hören ſollte. Am Abende ſeiner Ernennung zum Weſir noch erhielt er einen Brief von einem der reichſten Einwohner Iſpahans, welcher ſich ſeinen Verwandten nannte, und ihn bat, in dieſer Eigenſchaft ihm eine der erſten Statthalterſchaften des Reiches zuzuwenden.

Ach ſieh da! rief Kabib, da iſt ja ſchon ein Verwandter! — Der Schah hält Wort. Er ließ den Bittſteller zu ſich kommen, und ſprach zu ihm: „Ich will die Gunſt des Schahs in Anſpruch nehmen, um meine Familie ſo hoch zu erheben, als es immer möglich iſt. — Du ſagſt, daß du mein Verwandter ſeiſt, und das iſt ſehr gut für mich und dich, allein du mußt mir auch beweiſen, daß du es biſt; denn ich höre von dir und unſerer Verwandtſchaft zum erſten Mal in meinem Leben reden.

Alſogleich bewies der gute Mann, daß er einen Urgroßvater gehabt habe, welcher Kabib hieß, und ſehr viel Verſtand und Tugenden beſaß. — „War er reich und mächtig? ſpielte er eine große Rolle im Staate?“ — fragte Kabib. „Eine ſehr große Rolle,“ antwortete der Bittſteller,“ er war dazu ſehr reich und außer, ordentlich geachtet, ſo wie alle Glieder unſerer Familie es ſtets waren und auch immer ſeyn werden.“ — „Ach ja freilich!“ entgegnete Kadib. „Wie viel Kinder hinterließ er?“ — „Zwei, Herr!“ — „Haben dieſe ſich verheirathet?“ — „Ja, ſie hatten ebenfalls zwei Kinder, die ſich wieder verheiratheten, und von denen abermals Jeder zwei Kinder hatte, unter denen ſich ganz gewiß dein erhabener Vater befand.“ — „Herr! ich zweifle gar nicht daran und ich ſehe, daß du meine ganze Genealogie genau kennſt. Nur habe ich über das, was du mir ſagſt, noch eine einzige kleine Bemerkung zu machen. Ich hätte doch auch etwas von der Erbſchaft dieſes reichen Großvaters bekommen ſollen, und dennoch habe ich keine Drachme geſehen. Sage mir, wie hoch konnte ſich das Vermögen unſers Großvaters belaufen?“ — „Mindeſtens auf tauſend Beutel.“ „Wohl, ſo verlang ich die Hälfte davon!“ — „Herr!“ — „Nur unter dieſer Bedingung erkenne ich dich als meinen Verwandten.“ — „Ich ſchwöre Herr!“ — „Fünfhundert Beutel, oder wir werden niemals Vettern.“ — „Aber ich kann dieſe Summe nicht geben.“ — „Kleinigkeit, allein ich will ſie nun einmal haben; ich bin nur mit dem Glücke meiner Familie beſchäftigt, es iſt alſo auch billig, daß mir meine Familie wenigſtens das gibt, was ſie mir ſchuldig iſt.“

Der Amtswerber ging und kam ſchon am andern Morgen mit den 500 Beuteln wieder. Kadib fiel ihm um den Hals, nannte ihn wohl hundert Mal lieber Vetter! und verſprach ihm, daß längſtens binnen acht Tagen die Statthalterſchaft von Khoraſſan ihm zugeſprochen ſeyn ſollte. — „Ja,“ rief er aus, „ich ſchwöre beim Mahomet, du biſt bis dahin Statthalter oder ich will meine Stelle als Großweſir verlieren.“

Der Herr Vetter, entzückt über dieſes Verſprechen, eilte, um der ganzen Welt ſein Glück mitzutheilen. Er ſagte kein Wort von den 500 Beuteln, welche er gegeben hatte, und pries nur überall die Freundlichkeit, womit der Weſir ſeine Verwandten aufnimmt, und ſo fand ſich bald ein ganzer Haufe von Vettern und Verwandten in Kadib's Pallaſte ein.

Zu dem zweiten Verwandten, welcher ſich ihm vorſtellte, ſagte Kadib: „Es iſt gar kein Zweifel, wir ſind Verwandte und noch dazu recht nahe Verwandte, ich erinnere mich ſogar recht gut gehört zu haben, daß unſere beiden Großväter einen fürchterlichen Prozeß mit einander führten, weißt du nichts davon?“ — „Ja, Herr, ich glaube mich zu beſinnen.“ — „Dein Großvater hatte unrecht, allein da er viel reicher war, als der meinige, ſo gewann er vor dem Kadi den Prozeß, und mein Großvater wurde dadurch in Noth geſtürzt; ich will dieſen Rechtsfall noch einmal vornehmen laſſen, und da ich nun reicher und mächtiger bin als du, ſo kann's wohl geſchehen, daß ich jetzt mir eine kleine Rache nehme, wenn es dir nicht gefällt, die ganze Ungerechtigkeit durch ein kleines Opfer gut zu machen. Der Prozeß koſtete meinen Großvater 400 Beutel, ich will dieſe Summe mit dir theilen, gib mir 200 Beutel, ich will weder von den Gerichtskoſten noch von den Zinſen etwas ſprechen.“

Zu dem dritten ſprach Kadib: „Allerdings biſt du mein Verwandter, deine Anſprüche ſind unzweifelhaft, du mußt ja wiſſen, daß mein Vater dem deinigen 10,000 Tomans übergab; denn er vertraute ſehr dieſem Manne, der als der redlichſte im ganzen Reiche bekannt war.“ „Ja Herr! das war mein Vater.“ — „Nun gut, du weißt aber vielleicht nicht, was mit dieſer Summe geſchehen iſt.“ — „Herr! ich glaube.“ — „Da iſt nichts zu glauben, ich weiß gewiß, daß weder mein Vater noch ich mehr eine Drachme davon zurück bekamen, du mußt ſie alſo geerbt haben und wirſt ſie mir auf der Stelle zurück erſetzen, wenn du anders den guten Ruf unſerer Familie erhalten willſt, welchen nie der kleinſte Makel befleckte.“

Alle dieſe Worte begleitete Kadib mit den ſchönſten Verſprechungen, und gab allen ſeinen Verwandten den heiligſten Schwur, daß ſie binnen acht Tagen die erſten und bedeutendſten Ämter im Staate erhalten ſollten, oder daß er ſeine Würde verlieren wolle; und auf dieſe Art ſah ſich Kadib bald im Beſitze eines ſehr anſehnlichen Vermögens.

Er ließ ſodann Ageli's Vater kommen, um ſich bei ihm ein Paar Pantoffel zu beſtellen. Als der alte Ruſtaf vernahm, daß er die Ehre haben ſollte, für den Schah zu arbeiten, fiel er faſt in Ohnmacht vor Freuden. Nachdem er ſeine ſchönſten Kleider angezogen und einen ganz neuen Turban aufgeſetzt hatte, trat er in deſſen Pallaſt. Er ward in ein Gemach geführt, in welchem Kadib, umgeben von hundert reichgekleideten Perſonen, auf einer Ottomane lag und

Tabak rauchte. Ruſtaf zitterte wie ein Eſpenblatt, ſchon an der Thür des Saales warf er ſich auf ſeine Knie, und rutſchte ſo vor bis zu den Füßen des Weſirs, den er ſich gar nicht anzuſehen getraute, und der ihm nur nachläſſig, ohne ein Wort zu ſprechen, den Fuß hinhielt. Als er ihm das Maß genommen hatte, ſprach Kadib mit verſtellter Stimme: „Du haſt eine Tochter?“ — „Ja Prächtigſter der Prächtigſten!“ — „Sie iſt ſchön?“ — „Zu deinen Dienſten Herr!“ — „Sie liebt, wie man mir ſagt, einen Jüngling Namens Kadib?“ — „Leider ja.“ — „Wer iſt dieſer Kadib?“ — „Ein Taugenichts Herr, ein Müßiggänger, der in ſeinem Leben kein guter Schuſter werden wird.“ — „Ich war doch ſchon Willens mir von ihm ein Paar Pantoffel verfertigen zu laſſen.“ — „Ach! großmächtigſter Herr Weſir, da würden deine armen großmächtigen Füßchen Ach und Weh geſchrien haben.“ — „Hat der Kadib, von dem du ſo viel Übles ſprichſt, auch noch andere Fehler?“ — „Mehr Fehler, Herr, als du Haare auf deinem Haupte haſt; allein wenn er auch ohne Fehler wäre, ich könnte ihm meine Tochter doch nicht geben.“ — „Warum nicht?“ — „Er iſt ein Menſch ohne Vermögen, ohne Verwandte ſogar.“ — „Ohn Verwandte?“ ſchrie Kadib, „hebe die Augen au und blicke um dich, du wirſt die Verwandten Kadib' ſehen.“

Der alte Ruſtaf ließ ſeine Blicke im Saal herumſchweifen und glaubte, da er ſo viele reichgekleidete Herren ſah, der Weſir habe ihn zum Beſten, da aber ſeine Augen auch auf dieſen zu fallen ſich erkühnten, und er in ihm Kadib erkannte, da fiel er auf ſein Geſicht zur Erde und ſchrie: „Allah! Allah! ich bin des Todes!“

„Nein Ruſtaf,“ erwiederte Kadib lächelnd, „du biſt nicht des Todes, du ſollſt erſt recht zu leben anfangen. Biſt du mit dieſer Anzahl von Verwandten zufrieden, ſo geh, hole mir deine Tochter, ich will ſie zu meinem Weibe nehmen!“ —

Immer noch lag Ruſtaf auf ſeinen Knien, er wollte ſprechen, allein die Zunge verſagte ihm den Dienſt. Endlich erhob er ſich, lief wie närriſch zur Thüre des Pallaſtes hinaus und konnte nur mit Mühe ſeiner Tochter erzählen, was ſich zugetragen hatte. Ich will das Erſtaunen und die Freude der ſchönen Ageli nicht beſchreiben; ſie, die Tochter eines armen Schuſters! ſollte nun die Frau des Mannes werden, den ſie liebt, und der noch dazu Großweſir iſt. Wer die Freuden der Liebe nicht kennt, wird doch wohl jene der befriedigten Eitelkeit kennen.

Die Hochzeit wurde mit der größten Pracht gefeiert. Der Trauungsceremonie folgte ein glänzendes Mahl, wozu alle Verwandten Kadib's gebeten waren. Braut und Bräutigam wurden von dieſen mit Schmeicheleien überhäuft, ja vergöttert. Man wünſchte Kadib Glück zu dem Beinamen: der Große. Selbſt Ruſtaf wurde nicht vergeſſen, die ſchmeichelnde Dichtkunſt fand auch Mittel ihn zu den Wolken zu erheben.

Während ſich dieſe merkwürdige und zahlreiche zufrieden, ich habe nichts vor mir als die Wunderaugen, die Goldlocken, den Roſenmund, den Schmelz der Haut, die zarte Hand, den ſchlanken Wuchs, das Füßchen, ein Traum!" „Nicht doch, das Leben ein Traum, heißt das Stück und die Bearbeitung von A. Weſt iſt die ſchönſte," rief Ferdinand. „Danke den himmliſchen Mächten, daß deine Holde auf wirklichen Füßen ſteht, und nicht nebelt und ſchnebelt, wie der Text zu Webers Euryanthe nach der ſcharfſinnigen Behauptung des Correſpondenten eines weltberühmten Tagblattes. Aber ſag, wo willſt du denn dein Mädchen finden, du weißt nicht wie ſie heißt; wer ſie iſt?" — „Das iſt wahr, das iſt ſehr dumm, aber ich durfte nicht fragen, durfte mir nicht das Anſehn geben, als wollte ich Bekanntſchaft machen! Das Mädchen war ſo einfach gekleidet, und ſo anſtändig, ſie hätte mir gewiß mein Geſchenk ausgeſchlagen, wenn ich die geringſte Unvorſichtigkeit begangen hätte." „Sehr gut," fiel Ferdinand ein, „aber du willſt ja gleichwohl Bekanntſchaft machen?" „Was ich will, weiß ich nicht," rief Adelhart. „Ich will wiſſen wer ſie iſt, und vielleicht fügt ſich alles wunderbar, denn, kurz und gut, ich habe mir's vorgenommen, dieſe, oder keine!" „Das iſt die rechte Höh!" murmelte Ferdinand, „und alle deine Schönen zu Hauſe?" „Wen meinſt du?" — „Nun, die Gräfin" — „Himmel! über fünfzig! Sie hat Verſtand, ich rede gern mit ihr, heißt das Lieben?" „Und die junge Baroneſſe?" — „Iſt himmliſch, aber verheirathet! Ihr Mann ein Geck! Und ich ein Mann von Ehre?" — „Und Fräulein Fanny?" „Eine gelehrte Närrin. In ihrem windſchiefen Geſicht ſtehn die fünfzig mit grober Frakturſchrift geſchrieben, die durch

Familie den Ausbrüchen der höchſten Freude überließ, meldete man einen Abgeſandten des Schah. Alle Verwandte zweifelten nicht, daß dieſer dem Weſir irgend ein prächtiges Geſchenk überbringen werde. Ihre Neugierde ſtieg aufs Höchſte. Der Abgeſandte wurde eingeführt, er trat mit ernſthafter Miene vor, zog eine Rolle aus ſeinem Buſen und las:

„Im Namen des Beherrſchers von Perſien, des großen Schah Abu-Kosru.“ —

Bei dieſen Worten beugten ſich alle Gäſte tief zur Erde, und der Abgeſandte fuhr fort:

„Mir Abu-Kosru, Beherrſcher von Perſien, hat es gefallen, Kabib zu meinem Großweſir zu ernennen und den Dulkan von dieſer Stelle zu entfernen. Heute aber gefällt es mir, Dulkan wieder zurückzurufen und Kabib mit ſeiner ganzen Familie zu verbannen. Er übergebe alſo gleich eine Stelle, für welche er nicht geſchaffen iſt, und kehre in das Dunkel zurück, aus welchem ich ihn zum Lichte hervorzog.“

Der Abgeſandte ſchwieg, und alles mit ihm. — Alle Hoffnungen der Verwandten waren mit einem Male zerſchmettert, alle die ſchönen und guten Ämter für ſie verloren, auf welche ſie ſchon ſo ſicher gerechnet hatten. Die Ungnade des Schah, welche auf Kabib fiel, zog auch ſeine ganze Familie mit ins Unglück, und in weniger als einigen Augenblicken ſtand der Saal leer bis auf Kabib, welcher lachte, den alten Ruſtaf, welcher zitterte, und die ſchöne Ageli, welche weinte. Kabib nahm zuerſt das Wort und ſprach: Ich ſehe Euch ganz ſtarr vor Staunen, meine lieben Freunde. So eben war mein Pallaſt mit Verwandten beſäet, welche mein Lob poſaunten, mich bis zum Himmel hoben, mich mehr liebten, als ſich ſelbſt, und nun bleibt mir auch nicht Einer. Das Glück gab ſie mir, darum nahm ſie mir das Unglück. Ich war ein Weſir aus Zufall und hatte daher auch nur zufällige Verwandte, doch Dank ſei es dem Zufall und meiner Geſchicklichkeit, dieſe Verwandten halfen mir zu andern, die mich über meinen Verluſt tröſten, die zahlreich ſind und mich in der Noth nicht verlaſſen werden. Ihr fragt, wo dieſe guten Verwandten ſind, von denen ich rede? In meinem Schranke ſind ſie, in meinem Schranke. Ich beſitze wenigſtens 600,000 Tomans und dieſe Verwandten ſind ſolider als alle übrigen.“

Das

PHYSIOGNOMISTEN.

Ein Mährchen.

Ich liebe außerordentlich die alten Bücher, vorzüglich die alten Reiſebeſchreibungen, und zwar je älter ſie ſind, deſto mehr lieb' ich ſie, denn mir ſcheint, daß die Menſchen viele Zeit dazu gebraucht haben, um lügen zu lernen, und noch mehr, um das Lügen ſich anzugewöhnen. Daraus ergibt ſich, daß man in ältern Büchern immer mehr Wahres findet, als in neuern.

Ich beſitze in meiner Bibliothek eine ziemliche Menge alter Chroniken, die ich öfters durchleſe, weil mir der alte freimüthige Ton beſſer gefällt, als der neue ſogenannte gute Ton, und unter dieſen iſt eine, die ich mit beſonderer Sorgfalt aufbewahre. Sie enthält die Reiſebeſchreibung eines Ältervaters des Sanchoniaton. Ich bin Willens, ſie einſt ganz zu überſetzen, allein zur Vollendung dieſes großen und ſchwierigen Werkes möchte wohl eine geraume Zeit erforderlich ſeyn, darum will ich einſtweilen nur eine Probe vorausſenden, damit das Publikum wiſſe, was es zu erwarten hat. Dieſes Bruchſtück betrifft die Reiſe, die Gerimades (ſo nennt ſich der Autor) nach der Inſel der Argeniten gemacht hat.

Zwanzig Jahre waren bereits verfloſſen (ſpricht der gute Gerimades), nachdem ich die Inſel verlaſſen hatte. Ich wünſchte ſehnlich vor meinem Tode dies himmliſche Land noch einmal zu ſehen, welches die gütige Mutter Natur mit beſonderer Liebe ausgeſtattet hat. Ich war einſt dort mit freundlicher Gaſtfreiheit aufgenommen worden, und mein Wirth wurde mein Freund. Ich ſah bei meiner Abreiſe Thränen über ſeine Wangen rollen, ſeine Betrübniß war aufrichtig, ich ſchloß von meinem Schmerz auf den ſeinigen, und betrog mich diesmal nicht, welches doch oft zu geſchehen pflegt, wenn man Andere nach ſich beurtheilt. Mein liebreicher Wirth, mein treuer und tugendhafter Freund nannte ſich Letokles. Ich mußte ihm bei unſerer Freundſchaft ſchwören, einſt wieder zu ihm zurückzukehren, und dieſer Schwur war mir ſo heilig, als ob ich bei dem höchſten Gott ſelbſt geſchworen hätte.

Ich ſchiffte mich auf einem phönizischen Dreimaſter ein, und kam nach acht Tagen der glücklichſten Fahrt auf der Inſel an.

Sehnſuchtsvoll klopfte mir mein Herz, als ich die Stadt wiederſah, in welcher Letokles wohnte. Ich malte mir ſeine Freude, mich wiederzuſehen, mit den lebhafteſten Farben, und zitternd vor Wonne betrat ich ihr Thor. — Allein wie erſtaunte ich, als ich mich von einer Menge verlarvter Menſchen umgeben ſah, die mich neugierig betrachteten, mir feſt und aufmerkſam ins Geſicht ſahen, und ſich dann mit den Worten wieder von mir entfernten: „Das iſt ein guter Menſch, ein redlicher Menſch!“

Ich wußte nicht, ſollte ich mich über dies ſeltſame

Betragen ärgern, oder darüber lachen. — Was ſoll das Alles heißen? fragte ich mich ſelbſt. — Sind die Argeniten närriſch geworden? Wozu dieſe Larven? Warum ſehen ſie mich ſo aufmerkſam an und ſprechen dann: „Das iſt ein guter Menſch!“ Wiſſen ſie denn, ob ich gut bin oder nicht? Ich verdoppelte meine Schritte zwiſchen Furcht und Hoffnung, ob ich meinen Freund Lerokles nicht vielleicht eben ſo närriſch wiederfinden würde, als ſeine Landsleute. Endlich kam ich zu ſeinem Hauſe, — zitternd blieb ich vor der Thüre ſtehen, mein Herz pochte hörbar, meine Knie wankten, endlich trat ich hinein und ſtürzte in die Arme meines Freundes. Er war nicht verlarvt wie die andern, er drückte mich an ſeine Bruſt, weinte vor Freude, mich wiederzuſehen, und ich weinte mit ihm vor Vergnügen, ihn geſund und ſo klug, wie vorher, wiederzufinden.

Einige Augenblicke gönnten wir den Ausbrüchen unſerer Freude. Ich erkundigte mich um ſeine Lebensverhältniſſe. Er zeigte mir ſeine Familie, und ſprach: „Ich bin glücklich!“ — Dieſe Worte genügten auch mich glücklich zu machen. Endlich erzählte ich ihm, was ich bei meiner Ankunft hörte und ſah, und bat ihn um Aufklärung dieſes Räthſels. Er lächelte und erwiederte: „O guter Gerimades, wie viel hat ſich ſeit deiner Abreiſe verändert! was für ſonderbare Begebenheiten wirſt du vernehmen! — Du hatteſt uns kaum zwei Jahre verlaſſen, als unſere Inſel einer von jenen Männern beſuchte, die in wunderbare Geheimniſſe eingeweiht ſind, welche ſie dann in allen Ländern zu verkaufen ſuchen, in denen Leichtgläubigkeit un Neugierde das Sonderbare und Übernatürliche theue bezahlen. Dieſer Mann nannte ſich Telemantides er beſaß die Kunſt, den Geiſt und Charakter der Menſchen aus ihren Zügen zu erkennen. Er las in ihre Augen und in ihrem Geſichte die verborgenſten gute und ſchlimmen Eigenſchaften ihrer Seele. Dieſer weiſ Mann kam von den Atlantiden, bei denen alle Wiſſenſchaften und Künſte auf dem Gipfel der Vollkommenhei ſtehen. Er wollte ſeine Landsleute in ſeine ſublime Entdeckungen einweihen, allein die Weiſen ſeines Landes entſchieden, daß dieſe Erfindungen mehr Schade als Nutzen bringen, und verboten daher dem Erfinde bei Todesſtrafe, ſie zu verbreiten. Telemantide hatte nicht Luſt, ein ſo koſtbares Geheimniß unbenütz mit ſich ſterben zu laſſen, er erwog den Vortheil, welchen er für ſeinen Ruf und ſeine Vermögensumſtände aus ſelbem ziehen könnte; er entwarf alſo de Plan aus ſeinem Vaterlande zu fliehen, um in ander Ländern die Ehre und die Schätze zu ſuchen, welch die Weisheit ſeiner Landsleute ihm ungerechterweiſ verweigerte. —

So kam er auf unſere Inſel. Er bemerkte bald, daß dieſes Volk, — welches mit einer lebhaften un feurigen Einbildungskraft begabt iſt, au[illegible] alles Neu und Sonderbare mit Begierde ergreife, und baut darauf mit vielem Rechte ſeine Hoffnungen für di Zukunft. Er kündigte bald mit großem Pompe, un in den erhabenſten, und zugleich unverſtändlichſte Phraſen ſeine neue Lehre an, und alle Köpfe ware davon voll, alle Zungen ſprachen nur darüber. Abiſar, unſer König, überſchüttete ihn mit Ehren und Reichthümern, und wünſchte der erſte in die Geheimniſſe dieſer göttlichen Wiſſenſchaft eingeweiht zu ſeyn, die, wie er ſagte, eine vollkommene Kenntniß des menſchlichen Herzens verſchaffe, und alſo der größte Schatz für Jenen ſei, der vom Schickſal dazu beſtimmt iſt, Menſchen zu regiren.

Bald war Abiſar's forſchender und heller Geiſt in die tiefſten Tiefen dieſer Wiſſenſchaft eingedrungen, und der Schüler erreichte ſeinen Lehrer. Nun gab Telemantides öffentliche Vorleſungen über ſeine Kunſt, welche er Phyſiognomik nannte. Die Argeniten ſtrömten haufenweiſe zu, um den Philoſophen zu hören, den ſie als einen Gott betrachteten. Vergebens verſuchten es einige weiſe Männer, welche die Zukunft vorausſahen, dieſen Strom einzudämmen, allein man hörte ſie nicht. Es war eine Wuth, eine Raſerei, welche ſich des ganzen Volkes bemeiſterte. „Warum“ — ſo hörte man dieſe Weiſen ſprechen, — „warum wollt ihr euch den Fortſchritten widerſetzen, welche wir in der ſchönſten und nützlichſten Wiſſenſchaft machen? Ihr fürchtet wohl, man leſe dann in euren Herzen, und entdecke darin Leidenſchaften, die ihr jetzt mit Mühe verborgen haltet. Bald werden Tugend und Laſter entlarvt vor unſern Augen liegen, und nur der Laſterhafte hat dieſe Entdeckung zu fürchten, der Tugendhafte wird ſich ihrer freuen, und den Mann verehren, der durch ſeinen Verſtand der Seele die Maske entreißt.“

alle Schminke hindurch ſcheint, und das wäre alles nichts, wenn ſie nicht Leib und Seele ſchminkte!" — „Und Fräulein Sabinchen?" — „Die mit den zwanzig Talenten? Ruhmvoll! Nach allen Kränzen jagt ſie, da man doch nicht einmal zwei Haſen auf ein Mal jagen ſoll!" „Und die ſchöne blühende Lucie?" „Lieben und Zürnen iſt Eins, kommt aus ihren Namenbuchſtaben heraus; ich zürne ihr nicht!" — Jetzt waren die Freunde am Kärnthnerthor, ſie drängten ſich mühſam durch die Menge der anrollenden Wagen, durch die Menſchenmaſſe. Im Parterre war kein Platz mehr, ſie mußten, da keine Loge mehr zu haben war, auf die erſte Gallerie. Das Stück war noch nicht angegangen. Nach und nach füllten ſich die Logen, unſere Freunde blickten mit hellen, geſunden Falkenaugen neugierig hinauf, wenn ſie Geräuſch hörten. Plötzlich zog Adelhart ſeinen Freund an den Ärmel. „Sie iſts!" rief er ihm zu. Jener blickte hinauf, und fand die Bezeichnete in einer Loge, umgeben mit Menſchen. Vorn ſaß ein blühendes, rundes, kleines Figürchen, aufgeputzt wie die ſchöne Wienerin bei Schoberlechner, doch bei weitem weder ſo gelb, noch ſo ſentimental. Hinter dieſer ſtand, die Hand auf die Stuhllehne geſtützt, ein ſchöner junger Mann, mit braunem Lockenkopf und Stutzbart, augenſcheinlich vom Militär. Neben der Kleinen ſaß die ſchöne Unbekannte aus dem Laden, und neben dieſer, gleichfalls auf der Vorderreihe der Loge, eine ſchlanke Frau, von etwa zwei und vierzig Jahren, ſchwarz gekleidet, und kränklichen Ausſehens. Alle waren mit Spannung auf das Orcheſter hingewendet, da eben die herrliche Ouverture begann. Bald, ſo trat noch ein ältlicher Mann von ehrwür-

Was war ſolchen wahnſinnigen Spötterei
gegenzuſetzen? Nichts als Stillſchweigen un
achtung. — Nun ging die Sucht Phyſiog
zu ſtudieren mit Rieſenſchritten vorwärts. S
Leute wollten Phyſiognomiſten ſeyn, um die
chen betrügen zu können, rechtſchaffene wollten
ſiognomiſten ſeyn, um von den ſchlechten nicht be
zu werden. In einem Zeitraume von zwei
fand man nur äußerſt wenige mehr, die nicht a
Augen und aus den Geſichtszügen den Charak
rer Mitbürger erkannten.

Du ſiehſt wohl ſelbſt ein, lieber Gerim
daß die Weiber in Erlernung dieſer Wiſſe
hinter den Männern nicht zurückblieben. Ihre
borne Neugierde, durch unſer Beiſpiel noch
aufgeregt, trieb ſie haufenweiſe nach dem S
wo der Weiſe für ein beträchtliches Honorar
Lehren zu Markte brachte. „Wie,“ hörte man ſi
rufen, „die Männer ſollten unſere geheimſten G
ken aus unſern Geſichtszügen leſen, und wir
nur blind auf ſie vertrauen, wie wir es bis je
than haben, wir ſollten nicht auch unterſcheide
nen, ob ein Mann uns liebe, oder nicht? Nei
dürfen kein Vorrecht vor uns genießen. Wenn ſ
ſere Schwächen kennen, ſo iſt es nothwendig,
auch wir die ihrigen kennen.“ — „Eilt Schwe
euch die himmliſchen Kenntniſſe des Telemant
eigen zu machen, dann werden euch alle Mit
Männer zu hintergehen zu Gebote ſtehen, un
werdet die Herrſchaft über die Männer behaupten

nen, die euch eure Reize verſchafften. „So ſchrien die Weiber, und in kurzer Zeit waren ſie in die geheimſten Tiefen der Phyſiognomik eben ſo eingedrungen wie die Männer.

Allein bald traf die Weiſſagung der weiſen Atlantiden auch auf unſerer Inſel ein, und wir befanden uns in dem bejammernswürdigſten Zuſtand, wovon ich dir ein ſchwaches Bild zu entwerfen verſuchen will. — Unſer König Abiſar, ſonſt der beſte Fürſt, wurde nun als Phyſiognomiſt der grauſamſte Tyrann. Er kannte auf den erſten Blick jene, die ihn nicht liebten, und die ihm doch ihres Intereſſe wegen Liebe heuchelten; er ſah mit Entſetzen, daß er ſo wenig wahre Freunde, und ſo viele verkappte Feinde beſaß, und wüthend darüber, ließ er Ströme von Blut fließen; doch je mehr Argeniten durch ſeine Grauſamkeit umkamen, deſto mehr haßten ihn die übrigen, und ſo zog ein Todesurtheil immer hundert andere nach ſich. Wer ihm ganz gefallen wollte, mußte eine ſo reine und uneigennützige Liebe zu ihm, eine ſo unerſchütterliche Treue und Unterwürfigkeit beſitzen, wie ſie nur ſelten bei Menſchen, die ſich in dem Glanze des Thrones ſpiegeln, gefunden werden. Darum zitterte alles vor ihm, und ſeine durchdringenden Blicke verbreiteten überall Schrecken, und machten auch die reinſten Herzen beben.

Man fand zwar keine hinterliſtigen Betrüger mehr unter uns, denn auch das feinſte Gewebe des Truges wäre auf den erſten Blick entdeckt worden, allein nun trieben Bosheit, Habſucht, Rache, und wie die Furien alle heißen mögen, welche die Fackel der Zwietracht unter die Sterblichen ſchleudern, offen ihr ſchändliches Handwerk, man nahm, ſtatt zur Liſt, zur Gewalt ſeine Zuflucht, und offne Fehde herrſchte auf der ganzen Inſel.

Alle Bande der Freundſchaft waren zerriſſen; denn ein Freund fand jetzt in dem Innerſten des andern Schwächen, die er nicht vermuthet hatte. Die Hoffnung entwich aus unſerer Mitte, und machte der Gewißheit Platz, die uns unglücklich machte. Die Liebe verlor ihre Strahlen, und alle Macht über unſere Herzen; denn die Liebenden kannten nun kein Mißtrauen mehr gegen einander. — Entweder waren ſie überzeugt, daß ſie betrogen ſeien, und dieſe Gewißheit raubte ihnen jeden Troſt, oder ſie ſahen ſich geliebt, es blieb ihnen kein Zweifel an ihrem Glücke übrig und ſie waren eben darum gleichgiltiger gegen daſſelbe. Der Menſch muß immer ein wenig an ſeinem Glücke zweifeln, er muß nur halb daran glauben, mehr mit ſeinem Herzen, als mit ſeiner Vernunft. Wenn er davon ſo überzeugt iſt, wie von einer mathematiſchen Wahrheit, ſo ruht ſein Geiſt, und ſchlummert am Ende ein; — ein bischen Ungewißheit aber hält ſeine Seele wach, und gibt ihm Kraft und Energie.

Nicht weniger bedauerungswürdig waren die Argeniten ſelbſt im Schooße ihrer Familie. Ältern wiſſen ſtets die Fehler der Kinder zu bemänteln, ſie halten ſie immer für beſſer, als ſie wirklich ſind. Selbſt von dem böſeſten Sohne glaubt es der Vater noch nicht, daß er ohne Rettung verloren ſei, er hofft, daß er im ſpätern Alter, wenn das Feuer jugendlicher Unbeſonnenheit gedämpft ſeyn wird, wieder zur Tugend zurückkehren werde. — Bei uns war das ganz anders. — Dahin ſchwanden dieſe tröſtenden Chimären, dieſer ſüße Trug väterlicher Liebe, dahin ſchwanden ſie, und machten einer Wiſſenſchaft Platz, die jeden Zweifel und jede Hoffnung ausſchließt, und die Wahrheit ohne Schleier und Schminke zeigt.

Die jungen Leute beiderlei Geſchlechts kannten ſich nun ſo genau, als wenn ſie ſchon zwanzig Jahre mit einander verbunden wären. Sie laſen ſich wechſelſeitig ihre Fehler in dem Geſichte, und wurden dadurch zurückgeſchreckt das wohlthätige Band der Ehe um ihre Hände und um ihre Herzen zu ſchlingen. Wünſchte ein Jüngling ſich zu vermählen, ſo forſchte er in den Blicken aller jungen Mädchen, fand bei einer Neigung zur Galanterie, bei der andern Leichtſinn, bei der dritten Eitelkeit, bei der vierten Unbeſtändigkeit, und zog die ſchon ausgeſtreckte Hand ſchnell zurück, um nicht damit ſein zeitliches Unglück zu unterzeichnen. — Die Weiber, welche ſich denſelben durchdringenden Blick eigen gemacht hatten, durchſchauten ebenfalls die Herzen der Männer, ehe ſie wählten, und fanden überall Fehler oder Schwächen, die den heitern Himmel ihres Lebens trüben konnten. Dieſen fanden ſie zankſüchtig und mürriſch, jenen eiferſüchtig, einen dritten dumm, einen vierten weibiſch, und ſo graute auch ihnen vor jeder dauernden Verbindung.

Die zügelloſeſte Freiheit herrſchte nun auf un
Inſel. Da die Menſchen ihre Laſter nicht meh
einander verbergen konnten, ſo trugen ſie ſelbe
mit der größten Unverſchämtheit öffentlich zur S
Vielleicht wirſt du mir einwenden, daß die Un
lichkeit der Verſtellung uns ja zwingen mußte,
gendhaft zu werden. Du ſchließeſt falſch, lieber Fre
tugendhaft kann man nie aus Nothwendigkeit wer
ſondern nur aus Gefühl für Tugend und Recht.
Tugend ſproßt allein aus der Seele, niemals
dem Kopfe. Furcht vor dem Urtheile der Men
kann nur Heuchler ſchaffen, und da Heuchelei
unmöglich geworden war, ſo fanden wir es leic
kürzer, einfacher, und bequemer, uns mit allen
ſern Laſtern zu zeigen, als den ſteinigen Weg der
gend zu wandeln.

Alle Menſchen beſitzen mehr oder weniger Ei
liebe; bei dem Haufen artet dieſe in Eitelkeit,
den übrigen in Stolz aus.

Die Argeniten ſuchten vor der Ankunft
Telemantides beide dieſer Schwächen, aus F
lächerlich zu werden, zu verbergen. Nun aber, d
Phyſiognomiſten geworden waren, trat der S
dem Stolze ohne Scheu gerade vors Antlitz, die
telkeit ſtellte ſich der Eitelkeit überall in den W
Anſprüche führten mit Anſprüchen offene Fehde, H
Neid und Rachſucht bemächtigten ſich aller Herz
und zerriſſen noch die letzten ſchwachen Faden, we
die Geſellſchaft umſchlangen.

So war unſere Lage, lieber Gerimades, als unſer König Abiſar ſein Leben endete. Sein Nachfolger Melador ließ mich eines Tages zu ſich rufen, und redete mich ſo an: „Letokles, ich habe meine Augen auf mein Volk geworfen, und ſie füllten ſich mit Thränen. Ich will trachten, es glücklich zu machen, oder wenigſtens ſein Elend zu mildern. Ich habe dich zu mir berufen, damit du mich mit Rath und That bei dem ſchweren Werke unterſtützen mögeſt; hilf mir die Bande der Geſellſchaft wieder knüpfen, die ſich ſchon gelöſt haben, ſteh mir bei, der ſchrecklichen Entartung ein Ziel zu ſetzen, welche unter meinem Volke herrſcht. Du kannſt es vor allen, denn du haſt dich und deine Familie in dieſen Zeiten der Gräuel rein erhalten, du biſt dem allgemeinen Strom entgegengeſchwommen; ſage mir, weiſer Mann, wie war dir das möglich?“

Ich warf mich an dem Fuße des Thrones nieder, und antwortete: „Weiſer Melador! mögen die Götter dich in deinem edlen großmüthigen Vorhaben unterſtützen! Du fragſt mich, welches Mittel ich angewendet habe, mir mein Glück zu erhalten? So höre denn: Ich ſah ein, daß Telemantides hochgeprieſene Wiſſenſchaft nichts zu meinem Glücke beitragen könne, ja daß es dadurch vielmehr zerſtört werden würde. Ich hütete mich gar ſehr, die Geheimniſſe einer Kunſt zu erforſchen, die den Menſchen um die ſchönſten Träume ſeines Herzens betrügt. Kurz ich bin kein Phyſiognomiſt, und erhielt mir Freunde, weil ich ihnen Vertrauen ſchenkte. Du ehrſt mich, indem du meinen Rath dazu forderſt, wie dem Elende deines Volkes zu ſteuern ſei. Ich gebe dir gerne den beſten, den ich habe: — Bedecke dein Geſicht mit einer Larve, dein ganzes Volk wird deinem Beiſpiele bald nachfolgen, — nur dann wird die Hoffnung auf die Rückkehr der Tugend in den Herzen wieder Wurzel faſſen, wenn den durchdringenden Blicken die traurige Ausſicht in das Innere des Menſchen verſperrt ſeyn wird.“

Relabor folgte dem Rathe, den der Himmel mir eingegeben hatte. Bald ahmten ihn ſeine Höflinge nach, ſie nahmen eben ſolche Masken vor's Geſicht, wie ihr König. Die Mode ſich zu verlarven, ward bald auf der ganzen Inſel allgemein. Alle dieſe Masken zeigen, den Principien der Phyſiognomik gemäß, einen offenen, gutmüthigen und redlichen Charakter an. In der Folge fing man auch an, ſein Benehmen dem künſtlichen Geſichte, das man ſich gegeben hatte, anzupaſſen, und auf dieſe Art waren die Argeniten in kurzer Zeit vom Kopfe bis zu den Füßen maskirt. Anfangs war ihnen das wohl ein wenig unbequem, doch unmerkbarerweiſe wurde ihnen die Maske nach und nach zur Gewohnheit, zur zweiten Natur, und jetzt ſchwört jeder darauf, daß alle Bewohner dieſer Inſel verlarvt geboren werden ſeien.

Die ſegensreichen Wirkungen meines Rathes wurden bald allgemein bemerkbar. Es gibt zwar noch eine ziemlich große Anzahl Menſchen unter uns, welche noch immer die Lehren Telemantides nicht vergeſſen können, und daher kam es, daß man dich bei deiner Ankunft ſo forſchend betrachtete, und ausrief: „Das iſt ein guter Menſch!“ — Allein man fängt ſchon an, an Wort und Treue, an Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Ehre, kurz an alle Tugenden, welche die Larven zeigen, zu glauben. Man urtheilt nur nach Thaten, und wechſelſeitiges Vertrauen kehrt in die Familien zurück. Freundſchaft, Liebe, und wie die himmliſchen Gefühle alle heißen, die das Glück des Menſchen in ihm ſelbſt begründen, haben ihre ſüße Täuſchung wieder gewonnen, ohne welche ſie nicht beſtehen können. Die jungen Leute vermählen ſich wieder in der Hoffnung glücklich zu werden, und wir ſehen überall glückliche Ehen.“

So ſprach mein Freund Letokles. Ich fragte ihn, warum er nicht auch eine Larve genommen habe, wie die übrigen, und wie es käme, daß ſein Geſicht gerade allen den Masken ſo ähnlich ſähe, die ich überall erblickte. Er erröthete und ſchwieg; ich ſah, daß meine Frage ihn in Verlegenheit geſetzt habe: allein jetzt nahm ein Argenite, der unſerem Geſpräche beigewohnt hatte, das Wort und ſprach:

„Wozu hätte der weiſe Letokles eine Maske bedurft? Er braucht nichts zu verbergen. Sein Herz iſt das Heiligthum der Tugend, und ſeine Züge ſind das getreue Bild ſeines Herzens. Sein offenes freundliches Geſicht diente uns allen zum Vorbild. Vom König bis zum geringſten ſeiner Unterthanen wollte alles dieſem braven Manne ähnlich ſehen.“

Länger konnte ich mich nicht mehr zurückhalten, ich warf mich in die Arme meines Freundes und rief:

„Letokles! dieſe Ehre iſt deiner würdig. Möchten alle deine Landsleute dir gleichen!“

„Halt ein, mein Freund,“ unterbrach mich Letokles, „hebe mich nicht ſo hoch empor, ich bin ja nur ein Menſch. Ich danke den Göttern, die mir den Gedanken in die Seele legten, wodurch ich meine Landsleute dem gänzlichen Verderben entriß.“

Dieſe Verlarvung war für die Argeniten heilſam, es war das einzige Mittel, die ſchrecklichen Folgen einer eiteln Wiſſenſchaft wieder gut zu machen, die uns die Natur gewiß ſelbſt gelehrt hätte, wenn ſie zu unſerm Glücke nöthig geweſen wäre. Wenn keine Spur von Phyſiognomik mehr vorhanden ſeyn wird, dann mögen ſich die Argeniten wieder entlarven, und ſich des Rechtes, welches der Schöpfer allen Menſchen verliehen hat, erfreuen. — Es gibt böſe Gedanken, und ſtrafbare Leidenſchaften, die oft nur einen Augenblick im menſchlichen Herzen herrſchen, die aber alſogleich wieder verſchwinden, wenn ſich der Menſch ihrer bewußt wird. Dieſe Gedanken darf ein Anderer nie gewahr werden, allein es iſt zur Sicherheit der Tugend auch nothwendig, daß der Blick des Rechtſchaffenen von jenem des Heuchlers und Böſewichts unterſchieden werden könne.

FÜNF TAGE AUF DEM LANDE.

Ein Lebensbild

digem Anſehn in die Loge. Adelhart hörte nichts, ſah nichts, als den Platz, wo er die Erſehnte, ſo unverhofft, ſo glücklich wieder fand! Ihr ſchneeweißer, ſchlichter Anzug, (den knappen ſchwarzen Mantel, den ſie im Gewölbe trug, hatte ſie abgelegt) — ihr himmelblaues, kleines, umgeknüpftes Halstuch ſtach ſonderbar, aber nicht ungünſtig für ſie gegen den Aufputz ihrer Nachbarin ab, welche im runden Geſicht und fleiſchiger Geſtalt durch ihren Anzug, ein entſchiedeneres Streben nach der Kugelform kund gab. Jetzt flog der Vorhang auf, und ein rauſchender Sturm empfing den genialen Lablache und die melodienreichſte aller Nachtigallen — Fodor. Noch immer waren Adelharts Blicke auf die Loge feſtgebannt, und noch immer blickte die ſchöne Unbekannte nach dem Theater, aber plötzlich, eben in einem gehaltenen Seufzerton des göttlichen Liedes: Voi che Sapete, geſungen ſchöner als je von der Fodor, wendete ſie ſich zufällig um, und bei der Todtenſtille, die unter der auf die Fodor geſpannten Maße des Publciums herrſchte, klang ein „Ach!" der Überraſchung von den Lippen des hocherglühenden Mädchens, ſie hatte Adelhart geſehen, und er wußte es nun! Voi che Sapete, che Casa è Amor klang es wieder von den Lippen der unvergleichlichen Sängerin, ach! Adelhart wußte es, was Liebe ſey, wenn ſchon erſt ſeit Kurzem! Er hatte noch nie geliebt, aber Liebe iſt eine ſo außerordentlich faßliche Kunſt, daß man in einem Moment ausgelernt hat. Aug und Herz des ſchönen Jünglings blieben feſtgebannt auf dem ſüßen Geſchöpf vor ihm, die, ganz befangen, ganz erſtarrt, regungslos, und mit immer höher flammenden Wangen nach ihm hinſah, bis

Es war im Auguſt des verfloſſenen Jahres, das Wetter warm und angenehm und die meiſten Bewohner unſerer Reſidenz emigrirten auf das Land. Die Reichen hatten ihre Güter und Schlöſſer beſucht, der Mittelſtand ſeine Landhäuſer bezogen, und ſelbſt diejenigen, welche nur von einem mäßigen Einkommen lebten, ſich eine kleine Wohnung in den näheren reizenden Umgebungen der Hauptſtadt gemiethet, wo ſie für wenig Geld leicht täglich mit einem Stellwagen aus- und einrutſchen konnten. Sie glaubten ſo auf dem Lande zu leben, weil ſie mindeſtens täglich drei Stunden mit Hin- und Wiederfahren zubrachten.

Ich ging früh Morgens eben über den Kohlmarkt, als mir mein junger Freund D — entgegenkam; er hing ſich mir an den Arm und ſagte: „Freund! Bruder! das iſt ein glückliches Zuſammentreffen. Du mußt mit mir kommen! heute iſt es ſo ſchön und angenehm, und du haſt es mir ſchon ſo lange verſprochen, jetzt laß' ich dich nicht mehr los.“

„Aber wohin willſt du mich denn führen, lieber Freund?“

„Nach dem Landhauſe meiner Tante, wohin ich ſo eben zu fahren Willens bin. Du weißt, daß du mir dein Wort gegeben haſt, einmal einige Tage mit mir dort zuzubringen. In einer Stunde fahre ich, mein Kabriolet ſteht bereit. Ich habe mich im Bureau auf fünf Tage frei gemacht. Thue du daſſelbe. Samſtag ſind wir wieder zurück. Ich verſpreche dir, du ſollſt dich vortrefflich unterhalten.“

„Aber ich habe ja nicht die Ehre, deine Tante zu kennen.“

„O! ſie wird entzückt ſeyn, dich zu ſehen, ich habe ihr deinen Beſuch ſchon öfters angekündigt. Du wirſt bei meiner Tante eine ausgewählte Geſellſchaft finden: einen alten Advokaten, der äußerſt inſtruirt iſt, und die **Spezialgeſchichte** unſeres Landes bis in die kleinſten Details inne hat, ein wahrer lebendiger Foliobant; dann einen luſtigen liebenswürdigen Nachbar, der ein leidenſchaftlicher Jäger iſt. O! meine Tante hat immer Geſellſchaft.“

„Lieber Auguſt! die Geſellſchaft iſt es nicht, was ich auf dem Lande ſuche, ſondern die Natur.“

„Auch recht, unterhalte dich, womit du willſt. Auf dem Lande herrſcht kein Zwang. Alſo, es bleibt dabei. In einer Stunde, längſtens um 9 Uhr hol' ich dich in deiner Wohnung ab.“

Es blieb mir kein Mittel mehr, zu verweigern. Man verſpricht oft leider unvorſichtig Etwas, was man dann halten muß. So kommt man oft zu einem ſchlechten Mittagmahl, zu einem elenden Liebhaber-Konzert, oder zur Vorleſung eines neuen Stückes.

Ich willigte alſo ins Himmelsnamen ein. Auguſt bezeigte darüber eine große Freude, und verließ mich, indem er wiederholte: „Alſo, präciſe um 9 Uhr!“ Ich ging nach Hauſe, indem ich bei mir dachte nun es iſt ja doch wahrſcheinlich, daß ich mich dort unterhalten werde; denn Auguſt iſt gern fröhlich und er würde ſeine Tante nicht ſo oft beſuchen, wenn es dort langweilig wäre.

Auguſt war exakt. Wir ſetzen uns Punkt neun Uhr in ſeinen Wagen und rollen fort.

„Apropos,“ fragte ich, „wo iſt das Landhaus deiner Tante? Du haſt es mir zwar dieſen Winter ſchon geſagt, aber ich habe es wieder vergeſſen, und laſſe mich jetzt von dir führen, ohne zu wiſſen wohin.“

„Du wirſt zufrieden ſeyn. Du biſt ein Liebhaber der ſchönen Natur und findeſt dort üppige Wieſen, herrliche Auen und eine ſehr pittoreske Gegend. Das Dorf hat freilich nicht den ſchönſten Namen, es heißt Krotendorf und liegt außer Stockerau.“

„Wie? ſo weit?“ — „Ja gute fünf Meilen.“ — „Aber das iſt ja faſt eine Reiſe.“ — „Sei ruhig, bis zwei Uhr ſind wir dort und ſpeiſen zu Mittag.

Der Name Krotendorf tönte mir etwas ominös in die Ohren, und die weite Entfernung wollte mir auch nicht recht behagen; denn wenn man ſich nicht unterhält, ſo iſt man nicht ſo ſchnell wieder in der Stadt zurück, wie von Hietzing und Döbling, aber was war zu machen? Auf dem Wege war ich nun einmal. Ich fragte meinen Freund noch: „Aber wie kömmt es denn, Auguſt, daß du, ein ſo großer Liebhaber der Theater und der Stadtfreuden, du, der du mir ſo oft ſagteſt, du fandeſt am

Landleben wenig Vergnügen, jetzt ſo oft deine Tante beſuchſt?"

„Ja ſieh mein Freund, ich habe meinen Geſchmack geändert, jetzt liebe ich das Land ganz außerordentlich. Und dann — ich habe vergeſſen, dir zu ſagen, meine Tante hat eine Ziehtochter, Freund, ein Mädchen, wie es kein zweites gibt, 18 Jahre alt, Lippen wie Korallen, Augen wie Schwarzkirſchen, und eine Geſtalt — nun, du wirſt ſehen."

„Ach! nun begreif' ich, warum du das Land ſo ſehr liebſt, der Korallen und Schwarzkirſchen wegen." — „Ja, ich muß geſtehen, ich bin in Malchen zum Sterben verliebt, und bei meiner armen Seele, ich wünſche ſie zu meiner Frau zu machen. Aber du mußt draußen nichts davon merken laſſen; denn meine Tante iſt ſehr ſtrenge, ſie läßt das Mädchen ohnehin nicht aus den Augen, und wenn ſie erſt wüßte, daß ich ſie liebe, wär's gar aus." — „Ich verſpreche dir Stillſchweigen." — „Apropos! Du ſpielſt ja auch Whiſt, nicht wahr?" — „Ja, manchmal, warum?" — „Meine Tante liebt das Spiel ſehr." — „Ganz gut, aber ich gehe ja nicht auf das Land um Whiſt zu ſpielen." — „O! du kannſt thun, was du willſt."

August trieb ſeine Pferde tüchtig an, und wir kamen um halb drei Uhr in Krotendorf an.

Die Lage war nicht übel, aber mir kam es doch vor, als ob ich in der Ferne ſo etwas wie Unkengeſchrei vernähme. Das Landhaus der Tante, Baronin v. S., lag an einem kleinen Hügel außerhalb des Dorfes, es war ein recht hübſches Viereck, gut erhalten. Wir traten in den gepflaſterten Hof, ein großer Haushund ſprang bellend auf mich zu, aber zum Glücke für meine Beine kam der Gärtner noch zur rechten Zeit, um ihn abzuwehren.

„Iſt man ſchon bei Tiſche?“ fragte Auguſt.

„Ja junger Herr, ſeit einer halben Stunde. Sie wiſſen ja, hier wird täglich Punkt zwei geſpeiſt.“

„Zum Henker! das iſt mir unlieb!“ und mit dieſen Worten ſah ich Auguſt unentſchloſſen einige Schritte auf und nieder gehen.

„Nun,“ ſagte ich, „das iſt ja eben recht, wenn man bei Tiſche iſt; denn ich habe fürchterlichen Appetit.“

„Ich auch, lieber Freund! aber Jacob! ſind Gäſte da?“

„Wie gewöhnlich: die Frau Baronin, das Fräulein, Doktor Katzelberger und der Nachbar Rüffelſtein. — Ei, da hätt' ich bald vergeſſen, die taube Madame iſt auch da, — die Madame Fuchs — oder Wolf, wie ſie heißt.“

Während der Gärtner die Leute herzählte, ſchob ich meinen Freund bis zur Eingangsthüre, aber anſtatt hinein zu gehen, wandte er ſich jetzt um, nahm mich am Arme und zog mich beim Gitterthor hinaus, indem er dem Gärtner zurief: „Jacob, ſpann' aus und führe die Pferde in den Stall, melde uns der Tante aber noch nicht, hörſt du?“

„Was ſoll denn das heißen?“ rief ich Auguſt etwas barſch an.

„Ja, ſieh,“ verſetzte er, „meine Tante, obſchon eine liebe, eine herzensgute Frau, hat doch ihre kleinen Eigenheiten; zum Beiſpiel, wenn ſie ein Mittagmahl für fünf Perſonen beſtellt, ſo kann ſie es nicht leiden, wenn ſechs oder gar ſieben Gäſte kommen, ſie glaubt, es ſei dann nicht genug zu eſſen da. Mein Gott! alte Leute haben ihre Launen. Auch kann ſie es nicht leiden, wenn Jemand ſpäter kommt, und ſo Alles bei Tiſche in Unordnung bringt. Ich glaube, ſie würde mir ſogar ein böſes Geſicht gemacht haben, wenn ich jetzt mit dir eingetreten wäre. Um dies zu vermeiden, werden wir jetzt in das große ſchöne Wirthshaus vor dem Dorfe gehen und dort Mittag halten. Ich ſage dir, ein vortrefflicher Gaſthof, alle noblen Reiſenden kehren dort ein.“

Ich ſchüttelte den Kopf, und wenn ich einen Wagen geſehen hätte, ich glaube, ich hätte mich auf der Stelle eingeſetzt und wäre wieder zurückgefahren.

August führte mich in den prächtigen Gaſthof, wo ich ſtatt der Reiſewagen nobler Perſonen nur einige ſchwere Fuhrwagen ſtehen ſah. Wir gingen in den Garten durch die Küche, wo ich kein Fünkchen Feuer mehr glimmen ſah; doch verſicherte uns die Frau Wirthin, eine dicke Frau mit einem Vortuche, deſſen vielerlei Farben ich nicht beſchreiben will, daß wir ſogleich bedient werden würden. Ich ſetze mich zu einem Baum, ziemlich übel gelaunt, während August mir nur von ſeiner ſchönen Couſine vorſchwätzte und ſchon in Wonne ſchwamm, nur dieſelbe Luft mit ihr einathmen zu können.

Endlich bringt man uns ein ſchon gebrauchtes Tiſchtuch, zweizackige Gabeln, Zinnteller und Zinn löffel, und ſetzt uns eine räucherige Suppe und nach dieſer Schweinscarbonaden auf, die ſich entſetzlich ſträubten, ſich zertheilen zu laſſen. — Vom Weine laßt mich ſchweigen; ich wollte dem Wirthsknaben, der im Garten ſtand und heulte, weil er nicht in die Schule gehen wollte, einen Schluck geben, allein ehe er ſich dazu herbeiließ, lief er doch lieber geſchwind in die Schule.

„Wenn das der vortrefflichſte Gaſthof iſt,“ ſprach ich, indem ich eine Carbonade zu verarbeiten ſuchte, „ſo möchte ich auf dieſer Straße nicht reiſen, und wenn ſie in's Himmelreich führte.“

„Ach Freund!“ rief Auguſt aus, „wenn du Malchen ſehen wirſt, das liebe herrliche Malchen!“

„Ich bin überzeugt,“ antwortete ich etwas boshaft, „daß dein Malchen nicht von Rauch riechen und zarter ſeyn wird als dieſe Coteletts, aber das macht unſer Diner nicht beſſer!“

„Siehſt du, da kömmt ein Poulard, das wird uns entſchädigen.“

Dieſes Poulard war freilich zarter; denn es fiel von ſelbſt aus einander, und ich konnte keinen Biſſen davon genießen. Der Salat mußte auch ein Ingredienz von der nächſten Nachtlampe bekommen haben, denn er ſtank fürchterlich; kurz, ich ſpudete mich, dieſen vortrefflichen Gaſthof wieder zu verlaſſen. Auguſt ſah auf ſeine Uhr und dachte, daß man dort jetzt ſchon vom Tiſche würde aufgeſtanden ſeyn, und daß wir nun hingehen könnten.

Wir kehren zurück, der Hund ſpringt wieder auf mich zu, der Gärtner wehrt ihn wieder ab und Auguſt fragt ihn: „Hat man abgeſpeiſt?“ — „Ja ic glaube, ſie nehmen jetzt eben den Kaffeh.“

„Wie noch beim Kaffeh?“ murmelt Auguſt un macht ſchon wieder ein langes Geſicht, ich aber geh muthig in's Haus und er folgt mir. Da begegnet un das Stubenmädchen, welches das Kaffehgeſchirr wegtragt, und Auguſts Bruſt erleichtert ſich durch einen tiefen Seufzer.

Ich werde in einen Salon im Erdgeſchoße geführt, der ſehr niedrig und trübſelig ausſieht, und erblicke dort drei Damen, und zwei Herren, welche i einem Halbkreiſe ſitzen. Als wir eintreten, ſtehen Alle auf. Auguſt nimmt mich bei der Hand und ſtellt mich ſeiner Tante vor, einer großen, magern Frau, etwas gelb, etwas pockennarbig, etwas häßlich und deren Lächeln ſich gefaltet, als ob es in ihrem Geſichte wetterleuchtete.

Man nimmt mich übrigens höflich auf, und bietet mir einen Stuhl, ich muß mich mit in den Halbkreis ſetzen, nachdem ich Jedes einzeln bewillkommt hatte. **Vis-à-vis** von mir ſitzt das vielbeſprochene Malchen, ein hübſches Stumpfnäschen mit blitzenden Augen, aber eben ſo ſteifer Haltung als ihre Tante. Sie hat Auguſt gegrüßt, ohne die Augen zu erheben und dieſer iſt nur mit ſeiner Tante beſchäftigt.

Zu meiner Linken ſitzt ein alter, ſchneeweiß gepuderter Herr, der mich prüfend beobachtet, als ob er über mein Schickſal zu entſcheiden hätte; zu meiner

Rechten eine bejahrte Frau, mit ihrem Strickzeuge beſchäftigt.

Etwas weiter entfernt ein Vierziger im Jagercoſtume. Dieſer Herr, deſſen Phyſiognomie die Mitte zwiſchen Dummheit und Grobheit hält, wackelt immer mit dem Stuhle und mit dem Fuße, ſo, daß man vom langen Anſehen müde wird. Ich vermuthe, das wird der verteufelt luſtige Nachbar ſeyn, von dem Auguſt geſprochen hat.

Wie ich ſo mitten unter dieſen Pagoden ſitze, in dieſem alten antiken Saale und bedenke, daß ich fünf Meilen von der Hauptſtadt entfernt bin, und hier fünf ganze Tage bleiben ſoll, ſo fühl' ich kalten Schweiß auf der Stirne ſtehen und bin einen Augenblick in Verſuchung aufzuſpringen und davon zu laufen. Aber dieſer Anfall von Verzweiflung dauert nicht lange. Ich beruhige mich wieder und denke, vielleicht kommt doch noch Etwas, was dir Vergnügen macht.

„Wenn es nicht ſchon ſo ſpät wäre,“ ſagt endlich die Tante, „ſo würde ich Sie auffordern, meinen Garten zu beſehen, aber es fällt ſchon Thau und es iſt auch etwas neblig; nicht wahr, Herr Doktor?“

„Ja,“ antwortete der Doktor Katzelberger, „es iſt, was man ſagt, neblig, und ich glaube ſogar, es iſt ein Gewitter im Anzuge.“ — „Wie, ein Gewitter?“ verſetzte die Baronin und fragte meine Nachbarin: „Glauben Sie auch, Frau von Wolf, wir bekommen ein Gewitter?“ und dieſe verſetzte: „Ich danke, er war mir genug gezuckert, er war gar nicht bitter.“

das Lied zu Ende war, und ein bis zum Tumult geſteigerter Beifall, die Entzückte wieder daran erinnerte, daß ſie auf Erden ſey. Noch höher erglühend, als zuvor, wendete ſie ſich nun ab, und wieder nach dem Theater hin, und von nun an hütete ſie ſtreng ihre Blicke, doch ſelbſt dieß Bemühen entging dem Glücklichen nicht. Der Vorhang fiel. Im Zwiſchenacte eilte Ferdinand, den das Gedränge ein wenig von Adelhart entfernt hatte, wieder zu dieſem, und ſprach: „Was nun, mein Freund? Unſere Poſtpferde ſind um ſechs Uhr beſtellt, es iſt keine Zeit mehr zum Verhandeln unſerer Angelegenheiten übrig.“ „Zeit genug,“ entgegnete Adelhart, „wenn ich nur Sinn dafür hätte. Ich bleibe in Wien, bis mein Schickſal ſich entſchieden.“ „Dein Schickſal,“ lächelte Ferdinand, „ſcheint nicht ſehr grauſam gegen dich. Du gibſt ein nobles Geſchenk, ein Rendezvous in die Oper, und ſieh! deine Huldin erſcheint! Erſcheint, und zwar ſo, daß du ſie ſehn mußt, denn auf jedem anderen Platze hätteſt du ſie verfehlen können. Ja, wenn du die Logen zählſt, ſo kannſt du zu der gütigen Unbekannten hinauf und die Thür finden!“ „Für was hältſt du dieſen Engel und mich?“ zürnte Adelhart. „Ich habe mir den Zuſammenhang ſchon herausgefunden. Die kleine, runde, zierliche und heiterlächelnde Putzpuppe neben ihr iſt die Couſine Braut, von der ſie ſprach. Der Bräutigam iſt jener Officier, jener alte Herr der Schwiegerpapa, ſo ein wohlbeleibter [illegible]envergnügter Wienerbürger vom Lerchenfeld. Die bleiche Frau in Schwarz aber iſt augenſcheinlich des ſchönen Mädchens Mutter. Die Kleine hat gleich nach Empfang die Geſchenke zu ihrer Freundin gebracht, die Freundin wollte eben in die Oper

Der ewige Schaukler nahm nun das Wort: „Von Gewittern kann ich reden. Das hat noch kein Menſch geſehen, was ich geſehen habe. Als ich in der Schweiz war, begab ich mich einſtmals auf die Gemſenjagd. Die Gemſe iſt ein ſehr leichtes, flinkes Thier, welches von Klippe zu Klippe ſpringt. Es gibt in der Schweiz Felſen von unglaublicher Höhe, und was das Unbegreiflichſte iſt, auf dieſen Felſen findet man ſehr zierlich gebaute Hütten, in welchen die Leute nur von Käſe leben, dieſer Käſe wird aus Kräutern gemacht.“

„Spielen Sie Whiſt?“ fragte mich die Baronin, ohne ſich weiter zu bekümmern, wie der Herr von dem Käſe auf das Gewitter kommen werde. Auf meine bejahende Antwort gibt die Baronin Malchen ein Zeichen, welche klingelt. Ein Bedienter tritt ein, richtet einen Spieltiſch und bringt Lichter. Während dem ſagt die Baronin zu mir: „Wenn mein Neffe herauskommt, ſo machen wir meiſtens eine Parthie mit ihm, aber Auguſt ſpielt nicht gut, er iſt zu zerſtreut, und ich freue mich heute recht auf eine Partie comme il faut.“

Ich fange nun an, zu begreifen, warum Auguſt eine ſo große Freude hatte, als ich einwilligte, mit ihm zu gehen; der Hinterliſtige hatte ſeinen Plan. Ich ſollte an ſeiner Statt Whiſt ſpielen, damit er ungehindert mit Malchen plaudern könne. In's Himmelsnamen alſo Alles über ſich ergehen laſſen.

Bevor wir uns zum Spiele ſetzten, erhalte ich noch die Erlaubniß, das für mich beſtimmte Zimmer zu beſehen. Auguſt führt mich dahin und ich kann es nicht unterdrücken, ihm mein Mißvergnügen darüber zu erkennen zu geben, daß ich Karten in die Hand nehmen ſoll, indeß ich ſo gerne ſpazieren ginge.

„Du haſt mir geſagt,“ redete ich ihn an, „daß man bei deiner Tante vollkommene Freiheit genieße, zu thun, was man wolle, und ich finde hier einen ſo ſteifen Ton, der mich eiskalt macht.“ — „Ei nicht doch,“ antwortete er, „du kennſt nur die Geſellſchaft noch nicht. Ich wiederhole dir, du wirſt dich noch prächtig unterhalten. Und mein Malchen, iſt das nicht ein Götterkind?“ —

„Ja, ſie iſt recht artig, aber ich fürchte nur, man muß in ſie verliebt ſeyn, wie du, um ſich in Krotendorf zu gefallen.“

Wir kehren in den Salon zurück. Eine Hoffnung leuchtet mir noch, die alte Dame, die nicht gut hört, könnte vielleicht beim Spiele meine Stelle vertreten. Ich frage ſie: „Wollen Sie nicht die Partie machen, gnädige Frau?“ und ſie antwortete: „Ja, wir waren heute ſchon in der Au, aber die Gelſen haben uns abſcheulich geſtochen.“

Wir ſetzen uns alſo, und auf die Frage: wie hoch es beliebt ſei, zu ſpielen, antwortete die Frau vom Hauſe: „Bei mir wird nie höher geſpielt, als der Fiſch zu einem Kreuzer. Bei mir ſoll ſich Niemand ruiniren.“ — O mein gütiger Himmel, da muß ich mich nun um einen Kreuzer Whiſt herabmartern, der ich ſonſt den Fiſch um einen Gulden ſpiele!

Malchen ſetzt ſich zum Stickrahmen und Auguſt neben ſie.

Wenn wir von dem Spiele reden, ſo fragt Frau von Wolf immer: „Hm? Was beliebt?“ und antwortet ganz fremde Dinge. Der Herr von Katzelberger diſputirt über jede Karte und behauptet, Atout ſpielen ſei immer gefehlt. Die Baronin wirft mir einen ſtrengen Blick zu, wenn wir eine Levée verlieren, und der Nachbar Rüffelſtein hört auch hier nicht auf, ſich zu ſchaukeln, ſo daß er einmal den Leuchter hinabſchlägt und endlich den ganzen Tiſch umwirft, daß alle Lichter erlöſchen und wir lange im Finſtern ſitzen; denn Malchen, welche Licht bringen ſoll, kommt damit nicht von der Stelle, ich weiß nicht warum. Das Spiel geht fort, und der alte Advokat, der nun der Partner der Baronin iſt, macht einen Fehler um den andern, ſo daß ſie immer zu zanken hat, und endlich ſchwört, ſie ſpiele einen ganzen Monat kein Whiſt mehr. Sobald ich das höre, mache auch ich Fehler auf Fehler, um wenigſtens die Zeit meines hieſigen Aufenthaltes damit verſchont zu werden.

Endlich iſt die Marter zu Ende. Wir nehmen ein — fur mein Statt gehabtes Diner zu frugales Souper ein, und jedes zieht ſich auf ſein Zimmer zurück. Auguſt iſt entzuckt, er hatte den ganzen Abend mit Malchen geſchwätzt, er fällt mir um den Hals und ſchwört mir, daß ich mich noch köſtlich unterhalten werde.

Am andern Morgen erwache ich früh. Die herrliche Morgenſonne ſtrahlt, und als ich das Fenſter öffne, trägt mir die friſche Morgenluft den balſamiſchen Duft der Blumen und Kräuter entgegen. Ich kleide mich ſogleich an, um die Umgegend zu beſehen, während die Damen noch ſchliefen.

Ich ſteige hinab, und wie ich in das Erdgeſchoß komme, finde ich alle Thüren des Hauſes verſchloſſen; kein Mittel, weder in den Hof, noch in den Garten zu gelangen. Was ſoll das bedeuten? Iſt man ein Gefangener in dieſem Hauſe? Ich poche an eine der Thüren, in der Hoffnung, der Gärtner werde mich hören, allein Niemand kommt. Ich bin gezwungen, wieder in meine Kammer hinauf zu ſteigen, wo ich bis um neun Uhr bleiben muß, ehe ſich Jemand im Hauſe bewegt. Das thu ich denn auch, die Freiheit verwünſchend, welche man in dem Hauſe der Tante Auguſts genießt.

Endlich wird's laut. Ich begegne einem Diener und frage ihn, warum denn alle Thüren des Hauſes verſchloſſen ſind. Er antwortet mir, das geſchieht auf ausdrücklichen Befehl der ſehr vorſichtigen gnädigen Frau. Sie fürchtet ſich vor Dieben, ſo daß ſie nicht eher einſchläft, bis die Schlüſſel aller Thüren in ihrem Zimmer liegen.“ — „Nun, und kann ich aber jetzt ein wenig ſpazieren gehen?“ fragte ich weiter. „Wenn es Ihnen gefällig iſt, allerdings,“ war die Antwort; „aber in einer halben Stunde wird gefrühſtückt, und wenn Sie dann nicht da ſind, ſo wird nichts für Sie aufbehalten, das iſt der ausdrückliche Befehl der ordnungliebenden gnädigen Frau.“ — „Nun das iſt ein Landhaus, wo man lebt, wie in einer Feſtung.“

Ich begnüge mich, den ganzen Garten durchzulaufen, und finde Auguſt.

„Findeſt du nicht, daß der Garten meiner Tante ſehr gut erhalten iſt?“ — „O, ja zu gut vielleicht; denn das viele Beſchnittene und die kleinliche Symmetrie.“ — „Sieh einmal das große Raſenbeet an, wie grüner Sammt leuchtet es her.“ — „Nun ſo komm und laß uns hinſetzen.“ — „Was fällt dir ein?“ ruft Auguſt ängſtlich, „auf den Raſen darf man ſich nicht ſetzen.“ — „Und warum nicht?“ — „Weil er dann niedergedrückt wird, und nicht mehr wächſt, meine Tante kann das nicht leiden.“ — „Alſo iſt das nur ein Garten für die Augen?“ — „Wahr iſt es, meine Tante wäre untröſtlich, wenn ſie ſähe, daß man auch nur Eine Blume abpflückte; auch keine Frucht darf man ihr berühren, aber übrigens“ — „Ich begreife nun Alles, vollkommene Freiheit, nur darf man nichts berühren, vor neun Uhr nicht aus dem Hauſe gehen, und muß wieder zur beſtimmten Minute da ſeyn. O! ſie iſt ganz außerordentlich gefällig, deine Tante.“

Man läutet zum Frühſtück. Auguſt zieht mich gleich fort, und wir finden die Damen und den alten Advokaten, welcher den ganzen Sommer bei der Baronin zubringt. Das Geſpräch fällt auf dieſe Gegend und nun kramt mir der Juriſconſultus ſeine ganze Gelehrſamkeit aus, ohne daß ihn irgend Jemand zu unterbrechen wagt.

„Kennen Sie dieſe Gegend?“ — „Sehr wenig.“ — „O, ſie iſt ſehr merkwürdig. Krotendorf eriſtirte ſchon im dreizehnten Jahrhunderte, und hat den Namen nicht etwa von den Kroten, welche ſich hier überall vernehmen laſſen, ſondern von den Rittern von Krotendorf, — oder Kratentorff, welche in jenem Schloſſe hauſten, deſſen Ruinen Sie hier aus dem Fenſter ſehen können.“

„Frau Baronin, dürfte ich noch um ein Stückchen kaltes Huhn bitten?“ — Ich wollte für den ganzen Tag fürſorgen; denn wer weiß, ob wir nicht wieder gezwungen werden, in jenem vortrefflichen Wirthshauſe zu ſpeiſen. Man legte mir vor, und der alte Herr fuhr fort: „Im Jahre 1372 wurde Veit von Krotendorf in die Acht und Oberacht erklärt, ſeine Güter eingezogen, und jenes Schloß erhielt ein gewiſſer Rüdiger von Thurneiſen, der Fräulein Kunigunde von Krotendorf zu ſeinem ehelichen Gemahl genommen hatte. Dazumal gab es hier herum viele Gefechte, und bei dem großen runden Steine, den Sie bei der Gartenmauer der Baronin finden werden, hat der eiferſüchtige Rüdiger ſeiner Gemahlin, weil er ſie dort in einem Geſpräche mit einem ſeiner Knappen fand, das Schwert in die Bruſt geſtoßen. Sie ſehen noch mehre blutige Flecken an dem Steine, welche die Bauern für verſteinerte Blutstropfen halten; aber eigentlich iſt es nur rother Glimmer.“

„Meine Herren!“ ſagte die Baronin, und es war ihr erſtes vernünftiges Wort, „wenn Sie gefrühſtückt haben, ſo wollen wir eine kleine Promenade machen. Erwarten Sie uns Damen im Garten, wir wollen nur Toilette machen.“

Wer war geſchwinder vom Stuhle auf, als ich? aber der Doktor Katzelberger ging mir auf dem Fuße nach, legte ſeinen Arm in den meinen, und erzählte mir noch ein Langes und ein Breites über die Kirche im Dorfe, welche einmal ein Tempelhof geweſen ſeyn ſoll, wie die Schweden in dieſer Gegend gewirthſchaftet hätten ꝛc. ꝛc.

Endlich fielen einige große Tropfen und wir ſahen uns gezwungen, wieder in das Haus zu gehen, wo uns die Baronin mit Malchen entgegenkam, und bedauerte, daß heute wieder nichts aus der Promenade werden könne. Die Damen nehmen ihre Arbeit zur Hand, Auguſt ſetzt ſich zu Malchen, und Herr Katzelberger fährt fort, die Geſchichte des berühmten Krotendorf und der Umgegend zu erzählen, welche die ganze Geſellſchaft mit ſeligem Stillſchweigen anhört, und da der Regen immer ſtärker wird, ſo dauert das ſo fort, bis zum Mittagsmahl. Das Wetter hält auch den Nachbar Ruffelſtein auf, ſich Nachmittags einzuſtellen, und ſo erzählt der Doktor uns Nachmittags auch noch die Geſchichte von ganz Deutſchland, bis wir uns ſchlafen legen.

Ich werde dieſen Tag in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen, und wenn's morgen wieder regnet, ſo geh' ich zu Fuße fort, und ſollte ich bis auf die Haut naß werden.

Am andern Morgen aber war der Himmel rein und wolkenlos, und Alles verſpricht einen herrlichen Tag. Gott ſei Dank, ich werde nicht gezwungen ſeyn, eine Vorleſung über die Geſchichte anzuhören. Man hat mir verſprochen, maleriſche Punkte, prächtige Ausſichten zu zeigen, und ich begnüge mich, einſtweilen, bis zum Diner, einen Spaziergang durch den Garten zu machen, wo ich nichts berühre, und nur dorthin trete, wo man es mir erlaubt; aber demungeachtet ruft mir der Gärtner alle Augenblicke zu: „Euer Gnaden, da bitt' ich nicht zu gehen, da iſt erſt weißer Sand geſtreut worden“ — oder „da darf man nicht hineinſteigen, da hab' ich erſt angebaut.“

Endlich erſcheinen die Damen, ſchon ganz angekleidet, wir gehen und ich freue mich im Voraus auf das Vergnügen, recht Bewegung zu machen, aber die Baronin thut mir die Ehre an, mir ihren Arm zu bieten, und dieſe Dame ſchreitet immer ſo langſam und gravitätiſch daher, als ob ſie mit einer Prozeſſion ginge. So ſchleichen wir beinahe fünf Stunden umher, und ich darf mich nicht einmal bücken, um ein Gänſeblümchen zu pflücken.

„Ha was für eine köſtliche Promenade haben wir gemacht!“ ſagte Auguſt; der Spitzbube ging Arm in Arm mit Malchen. Ich antwortete ihm nichts, aber ich nahm mir vor, am folgenden Tage allein ſpazieren zu gehen, noch ehe die Damen angekleidet waren.

Es war der letzte Tag, den ich hier zubringen müßte. Ich wollte wenigſtens noch von dieſem profitiren, um nach meinem Vergnügen, die Gegend zu durchlaufen. Ich gehe alſo aus dem Hauſe, ſobald die Thüren geöffnet werden, und hollah fort aus dem Hofe; ich habe aber nicht zwanzig Schritte gemacht, ſo ſteht Herr Rüffelſtein vor mir und fragt mich: „Sind Sie ein Jäger?“ — „Ja, mein Herr, ich liebe die Jagd.“ — „Das hab' ich mir gleich gedacht; denn ein jeder geſcheite Menſch liebt die Jagd, und darum hab' ich Sie auch geſucht. Hier ſind zwei Gewehre, nehmen Sie eines und kommen Sie mit mir. Sie dürfen nichts befürchten, die Jäger und die Jagdjungen kennen mich alle.“ — „Recht gerne,“ antwortete ich, und folgte ihm vergnügt.

„Aber,“ fragte ich ihn im Gehen, „wie kommt es, daß Sie keinen Hund bei ſich haben?“ — „Der meinige iſt etwas krank. Ich habe geſtern mit ihm gejagt, und da hat er, ich weiß nicht, wie es gekommen iſt — ein paar Schrote in die Naſe bekommen, ein ungeſchickter Nebenſchütze muß ihn getroffen haben, aber wir brauchen keinen Hund, Sie werden ſehen, wir ſchießen genug. — Einſtmals habe ich bei Vöslau gejagt mit einem Herrn, der auf einer Krücke ging, er war Militär und hatte ſein Bein bei Auſterlitz liegen gelaſſen.“

In dieſem Augenblick ſeh' ich einen Haſen, und laſſe Herrn Rüffelſtein allein weiter ſchwatzen. Wir ſteigen nun Hügel auf, Hügel ab, Gebüſch und Gehege hindern das Vorwärtsſchreiten, ich verliere die Spur meines Haſen, und will zu meinem Geſellſchafter zurückgehen, als ich einen Schuß höre und in demſelben Augenblick einige Schrote mir in den Schenkel fahren.

Herr Rüffelſtein läuft gegen mich und ſchreit: „Hab' ich ihn getroffen? liegt er?“

„Ich weiß nicht, mein Herr, worauf Sie geſchoſſen haben; aber mich haben Sie im Beine verwundet.“ — „O mein Gott! nicht möglich!“ — „Sehen Sie ſelbſt, vier Schrote.“ — „Das iſt doch entſetzlich; wie kann man aber auch auf eine Jagd haſenfarbene Pantalons anziehen?“ — „Nun ſehe ich wohl auch, wer Ihren Hund verwundet hat.“ — „Haben Sie Schmerzen?“ — „Genug, um die Jagd wenigſtens nicht fortſetzen zu können, und ich bin froh, wenn ich Krotendorf erreichen kann.“

Herr Rüffelſtein iſt in Verzweiflung, er unterſtützt mich, führt mich zurück, und erzählt mir auf dem Wege noch vier oder fünf Geſchichten, welche beweiſen ſollen, daß er keine Schuld an dem Unglücke habe.

Die Damen ſchreien laut auf, als ſie mich verwundet ſehen. Man ſchickt zu dem Ortsbader, der aber iſt auswärts und kommt erſt Abends zurück. Endlich erſcheint er, ſchneidet mir, aber nicht am Geſchickteſten, das Blei heraus, und empfiehlt mir Ruhe.

„Sie müſſen jetzt noch vierzehn Tage bei mir bleiben, um ſich recht zu reſtauriren,“ ſagte ſehr gefällig die Baronin.

Ich noch vierzehn Tage in dieſem Hauſe? Ich glaube, ich wollte lieber mein ganzes Leben hindurch hinken. Ich dankte der Baronin ſehr, aber ich ſagte,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10938/009

daß meine Geſchäfte mich zwingen, morgen in der Hauptſtadt zu ſeyn. Wirklich beſtieg ich am fünften Tage mit August den Wagen, und auf dem ganzen Wege wiederholt mir dieſer immer: „Nicht wahr, man unterhält ſich bei meiner Tante herrlich? und ihr Landhaus iſt ſehr angenehm?“ —

Was ſollte ich darauf antworten, der junge Menſch iſt verliebt, man kann ihm nicht widerſprechen. Ich aber werde dieſe Unterhaltung nie vergeſſen.

Die Pantoffeln

des

Sultans.

Orientaliſche Erzählung.

Ein Sultan erblickte von der Terraſſe ſeines Pallaſtes ein Weib von ſeltener Schönheit. Der Anblick ihrer Reize bezauberte ihn ſo ſehr, daß er einen Sklaven zu ſich rief und ihn befragte, ob er jenes Meiſterſtück der Schöpfung nicht kenne. „Iſt es möglich,“ ſprach der Sklave, „daß dir, o Herr! die ſchöne Schemſemiſſa, das Weib deines Weſirs Feiruz unbekannt geblieben ſei? Sie gilt mit Recht für das ſchönſte Weib der Stadt, ſo am Leibe, wie am Geiſte.“

Dieſe Worte entflammten den Sultan noch mehr und er beſchloß, dies Wunderweib näher kennen zu lernen. Hier galt es vor allem, den Mann zu entfernen; denn ein Ehemann im Orient iſt immer ein unbequemer Eiferſüchtiger. Der Sultan ließ Feiruz zu ſich rufen, übergab ihm ein Papier und ſprach: „Eile, Weſir, die Befehle zu vollziehen, welche dieſes Blatt in ſich ſchließt, und lege mir ſogleich nach vollbrachtem Geſchäfte Rechenſchaft darüber ab.“ Feiruz begab ſich ſogleich nach Hauſe, nahm ſeine Waffen und entfernte ſich damit ſo eilig, daß er auf ſeinem Sofa den geſchriebenen Befehl des Sultans liegen ließ.

Kaum hatte der Sultan Feiruz's Entfernung vernommen, als er nach deſſen Pallaſte eilte. Ein

Verſchnittener öffnete ihm und führte ihn mit vi Bücklingen (denn er kannte den Sultan) in das mach der Herrin. Wie groß war das Erſtau Schemſemiſſa's, als ſie den Herrſcher vor ſich ſ Zitternd wagte ſie kaum die Augen aufzuſchlag und kein Wort brachte ſie hervor. — Bald aber fa ſie ihre ganze Entſchloſſenheit wieder, und den Pl des Sultans wohl ahnend, wollte ſie ihm keine Z gönnen, ſich zu erklären; ſie ſprach ihn daher m arabiſchen Verſen an, deren Inhalt folgender war:

So tief wird ſich kein edler Leu erniedern,
Daß er des Wolfes Überreſt' aufzehrt.
Verſchmähen wird es auch der Thiere König,
Den Durſt in einem Fluſſe ſich zu löſchen,
Den mit unreiner Schnauz' der Hund beſudelt *).

Dieſe Verſe, deren Sinn der Sultan wohl ve ſtand, zeigten ihm, daß er hier nichts zu hoffen habe er entfernte ſich ganz verſtört und vergaß in der Ver wirrung Einen ſeiner Pantoffel.

Indeſſen war der Weſir, als er bemerkte, da er den geſchriebenen Befehl des Sultans zu Hauſ vergeſſen habe, wieder zurückgekehrt, um ihn z holen. Er fand bei ſeiner Zurückkunft jenen Pantoffel den er wohl kannte und der ihn den Plan des Herr und den Grund ſeiner Entfernung wohl muthmaßen ließ. Von Ehrgeiz und Eiferſucht beſtürmt, ſucht

---

*) Der Hund wird bei den Mohamedanern für unrein ge halten, und wer einen Hund berührt, darf ſein Gebe nicht verrichten, ohne ſich vorher gewaſchen zu haben.

er ein Mittel, ſich von ſeinem Weibe zu trennen, ohne ſeine Würde zu verlieren. Vor Allem ſtattete er dem Sultane Bericht über das Geſchäft ab, welches er ihm anvertraut hatte; dann kehrte er nach Hauſe zurück und verkündete ſeinem Weibe, daß ihr der Sultan ein Geſchenk mit einem prächtigen Pallaſte gemacht habe und daß er, um ihr völlige Freiheit in Einrichtung desſelben zu laſſen, es nothwendig fände, daß ſie mehre Tage bei ihrem Vater zubringe. Er gab ihr 100 Goldſtücke und ſandte ſie zu dieſem.

Schemſemiſſa, welche ſich keinen Vorwurf zu machen hatte, war weit entfernt, die wahre Urſache zu errathen; ſie gehorchte ohne Beſorgniß. Als indeſſen mehre Tage vergingen, ohne daß Feiruz erſchien, wurde ſie traurig und entdeckte ihren Brüdern ihre Angſt. Dieſe gingen ſogleich zu Feiruz und redeten ihn alſo an: „Wir verlangen von dir, daß du dich gegen uns erklärſt, welche Gründe dich bewogen, dein Weib, unſere Schweſter, zu verlaſſen. Wenn ſie ſchuldig iſt, ſo wollen wir ſelbſt in ihrem Blute den Schimpf abwaſchen, den ſie dir angethan.“

Der Weſir, ohne ſich in eine nähere Erklärung einzulaſſen, antwortete ihnen, er habe ihrer Schweſter die Summe von 100 Goldſtücken, welche im Heirathsvertrage beſtimmt iſt, heraus gezahlt und ſie habe keine weitere Forderung an ihn zu machen. —

Die Brüder, über die kurze Antwort des Weſirs erzürnt, wandten ſich an das Gericht. Der Landesgebrauch forderte, daß der Sultan ſelbſt bei jeder öffentlichen Rechtspflege den Vorſitz führte, damit die Kadi's nicht nach Willkür urtheilen können.

Die Brüder Schemſemiſſa's redeten alſo zu dem Richter: „Herr! wir haben dem Weſir Feiruz einen herrlichen Garten vermiethet; dieſer Garten war ein irdiſches Paradies; denn als wir ihm denſelben übergaben, war er von hohen Mauern umgeben und mit den fruchttragendſten Bäumen und den herrlichſten Blumen bepflanzt. Feiruz hat die Mauern umgeriſſen, die ſchönſten Blumen abgepflückt, die beſten Früchte verzehrt, und nun will er, alles Schmuckes beraubt, uns dieſen Garten wieder zurückſtellen; müſſen wir dieſes dulden?“

Der Kadi befahl dem Weſir zu ſprechen.

„Herr!“ ſagte Feiruz, „wider meinen Willen geſchieht es, daß ich dieſem herrlichen Orte, der mir ſo theuer war, entſagen muß. Ich fand, als ich eines Tages in Einer der Alleen ſpazieren ging, die Fußſtapfen eines Löwentrittes. Furcht bemächtigte ſich meiner, und ich will lieber den ganzen Garten dieſem ſchrecklichen Könige der Thiere überlaſſen, als mich ſeinem Zorne ausſetzen.“

Da nahm der Sultan ſelbſt das Wort und ſprach zu Feiruz:

„Kehre zurück in deinen Garten, Feiruz! du haſt nichts zu fürchten. Wahr iſt es, ein Löwe trat in deinen Garten, aber er konnte keine Frucht erlangen und verwirrt und ſich ſchämend verließ er denſelben wieder. Es gibt keinen ſchönern Garten als dieſen, aber auch keinen, der beſſer vor allen Anfällen bewacht wäre.“

Dieſe Worte, welche räthſelhaft für alle diejenigen waren, die ſie nicht betrafen, gaben Feiruz ſeine Ruhe zurück. Er nahm ſein Weib wieder zu ſich und liebte ſie von nun an noch mehr, da ihre Tugend ſich in einer ſo gefahrvollen Probe bewährt gezeigt hatte.

Die Eroberung

von

IVRE.

Skizze aus dem ital. Feldzuge.

fahren und hat ihr angeboten, ſie mitzunehmen, und da ſind ſie alle, das iſt das Natürlichſte von der Welt. La Cosa è naturale, Si! Naturalissima! E, si Susanna vuole, possibilissima! neckte Ferdinand halbſingend. „Aber ſag, was ſoll geſchehen?“ „Du nimmſt alle meine Angelegenheiten über dich, Alle! du beſorgſt ſie vortrefflich. Der Elende will ſich nicht im Guten geben, du forderſt ihn, du ſchießeſt ihn nieder, ich ſtehe das nächſte Mal wieder zu Dienſte! Kurz, du nimmſt Papier, Geld, und handelſt ganz in meiner Seele!“ „Gott behüt uns vor dem Niederſchießen,“ rief Ferdinand, „ich nehme mir lieber einen anſehnlichen Haslinger mit, der wird die Sache aufs Beſte ausgleichen! Gottlob, daß du ſie mir überlaſſen willſt! Du biſt Feuer und Glut, ich bin die kühle, umſchauende Beſonnenheit, deine Angelegenheiten werden nun um ſo beſſer gehn. Ich hatte dir längſt vorſchlagen wollen, daß wir alles auf dieſe Weiſe machten, aber du athmeteſt und lebteſt ja nur für dieſe fatale Geſchichte, ich mußte dich gewähren laſſen. Jetzt haſt du ein Gegengift, es iſt eine raſende Cur, aber ich ziehe dich gleichwohl aus dieſer Sache, in der dein Sprudelkopf nichts als Unglück für dein zukünftiges Leben gebracht hätte, mit Freuden heraus!“ Während die Freunde ſo ſprachen, hatten ſie verſäumt, die Loge im Geſicht zu behalten, allein plötzlich ſchlug Adelhart den Blick dahin auf, und ſah nun beide jungen Damen, die er bis zu dieſem Moment betrachtet hatte, ſich erſchrocken wegwenden. Er war außer ſich vor Freude, electriſirt, denn ſicher hatte die Liebliche ihn der Freundin gezeigt! Er konnte ihr nicht gleichgültig ſeyn, und die Zartheit ſeines Benehmens hatte

Während des Feldzuges im Jahre 1800 mußte die franzöſiſche Armee jene große Kette der Alpen überſchreiten, welche ſich vom St. Bernhard bis nach Nizza und Montenotte erſtreckt, und hatte dabei mit unendlichen Hinderniſſen zu kämpfen. So geſchah es auch, daß ſich, durch ſeine Lage zwiſchen zwei Hügeln begünſtigt, das kleine Städtchen Ivre, wenige Meilen von Mailand entfernt, nur von 4000 muthigen Öſterreichern und 25 Kanonen beſetzt, drei Tage gegen eine franzöſiſche Armee von 30,000 Mann hielt, welche noch dazu durch die drei muthigſten und jüngſten Generäle, Maſſena, Lannes und Bernadotte, befehligt wurde.

Ergrimmt darüber, durch dieſes nur ſchwach befeſtigte Neſt in ſeinem Marſche aufgehalten zu werden, und ungeduldig, ſich einer Poſition zu bemächtigen, welche ihm ſeine Operationen gegen Mailand erleichtern mußte, gab der Generel **en chef** am 25. Mai 1800 der Diviſion Lannes die Ordre, Ivre mit allen Kräften anzugreifen und zu nehmen. Ein Bataillon der 22. Halb-Brigade, angeführt von dem General Cochet, erſtürmte zuerſt die Feſtungsmauer und nahm ſie mit dem Bajonette. Die 15 Kanonen, welche den Eingang vertheidigten, wurden gegen die Stadt gerichtet, und öffneten der republikaniſchen Armee einen gefahrvollen, aber offenen Weg. Nach drei Stunden des hartnäckigſten Kampfes und heldenmüthigſten Widerſtandes, in welchem endlich die ſich verzweifelnd Wehrenden in allen Straßen hingeſtreckt lagen und auf allen Punkten zurückgedrängt wurden, flüchtete ſich ein Häuflein Soldaten und Einwohner zu dem Hauſe des General-Adjutanten H*, feſt entſchloſſen, daſelbſt ihr Leben theuer zu verkaufen. In einem Augenblicke war dieſes Haus eines braven alten Soldaten zu einem Feſtungswerke umgeſtaltet, man machte Schießſcharten, führte Barrikaden auf, und improviſirte auf der Stelle ein Vertheidigungsſyſtem.

Lannes, welcher der Zweite in Ivre eingedrungen war (General Cochet war der Erſte), ſandte einen Offizier mit zwei Bataillonen ab, die Soldaten aus ihrer Poſition zu vertreiben. Dieſer Offizier, der Major L*, in der ganzen Armee durch ſeine Tollkühnheit und Grauſamkeit bekannt, bahnte ſich über die Leichname von vierzig tapfern Soldaten den Weg in das Haus des General-Adjutanten H*. Dieſer außerordentliche Krieger, nachdem er ſeine ganze kleine Garniſon an ſeiner Seite fallen geſehen, bemächtigte ſich einer Hacke und wehrte ſich noch allein verzweiflungsvoll und mit einer übermenſchlichen Kraft gegen die Franzoſen. Als der Major ſich an der Thür des Gemaches mit dem Säbel in der Hand zeigte, führte General H* einen ſo gewaltigen Streich mit der Hacke nach ſeinem Kopfe, daß er den republikaniſchen

Offizier gewiß getödtet haben würde, wenn dieſer nicht ſehr geſchickt und ſehr ſchnell den Streich mit ſeinem Säbel ausparirt hätte; allein dies war auch die letzte Kraftanſtrengung des Braven, er fiel, und in einem Augenblicke war das Gemach von den Franzoſen angefüllt.

Schon trat der Major L* vor, um dem halb Todten noch mit ſeinem Säbel den letzten Reſt zu geben, als eine junge ſehr ſchöne Frau aus einem Nebengemache ſtürzte; ſie fiel vor dem Major auf ihre Knie, und blaß, mit zerſtreuten Haaren, flehend, faſt wahnſinnig, ſchrie ſie mit einer Stimme, worin ſich all ihr Schrecken, all ihre Verzweiflung, all ihre eheliche Liebe malte: „Gnade! Gnade! Tödten Sie ihn nicht, er iſt mein Gatte, der Vater meines Kindes!“

Der republikaniſche Offizier blickte ohne Zorn und ohne Mitleid die ſchöne Flehende an, ſtieß ſie dann barſch von ſich und bohrte ſeinen Säbel tief in die Bruſt des Ohnmächtigen.

Mit einem Schrei des Entſetzens ſah Madame H* dieſe Gräuelſzene, rief dann mit herzzerreißender Stimme ihr Kind, welches ſich unter das Bette der Mutter verkrochen hatte, und indem ſie den zitternden Knaben am Arme vorführte, ſprach ſie zum Major: „Elender! morde nun auch den Sohn!“

In dieſem Augenblicke ließ ſich lebhafter Beifallszuruf von außen vernehmen, und ein franzöſiſcher General, von einer Gruppe republikaniſcher Offiziere umgeben, erſchien an der Schwelle des bluttriefenden Gemaches. Es war eine ſeltſame Wirkung, welche ſein Erſcheinen hervorbrachte. Der Major erblaßte, indem er das Haupt entblößte, Madame H* aber ſtürzte zu ſeinen Füßen und rief: „Mein Herr, rächen Sie mich!“

Der General hob ſie gütig auf und erkundigte ſich, was hier vorgefallen ſei. Alle, die Zeugen geweſen waren, klagten den Major an. Dazu der entſtellte Leichnam, die verzweifelnde Frau, das Kind mit der Engelsmiene, das bei ſeinem Vater kniete und weinend ſeinen Namen rief — der General ſah hier klar die Schuld und den Schuldigen; ſein Auge ſchoß einen durchdringenden Strahl auf den Major, welcher zitternd, und Worte der Entſchuldigung ſtammelnd vor ihm ſtand. Den Handſchuh zornig in ſeiner Hand zerknitternd, redete der General ihn an: „Mein Herr, einen Waffenloſen, den Mann und Vater zweier Weſen, die für ihn um Gnade flehen, kann nur ein Elender werden!“

„„Aber Herr General,““ ſtammelt der Major.

„Schweigen Sie,“ fiel ihm der General heftig ins Wort. „Ich nehme keine Entſchuldigung an, Sie ſind unwürdig der Republik zu dienen. Geben Sie mir Ihren Degen, Ihre Epaulettes und Ihr Ehrenkreuz. Von dieſem Augenblick an hören Sie auf, ein Mitglied der franzöſiſchen Armee zu ſeyn.“

Der Major warf ſeinen Kopf ſtolz empor. „„General,““ rief er mit etwas bewegter, aber feſter Stimme, „„hier iſt mein Degen und Kreuz, aber ich fordere ein Kriegsgericht.““

„Das ſoll Ihnen werden, und zwar ſchon morgen.“ Dann wandte ſich der General zu dem Leichnam, entblößte ſein Haupt vor demſelben und ſprach zu ſeinen Offizieren: „Meine Herren, laſſen Sie uns dem unglücklichen Tapfern die letzte Ehre erweiſen!“

Den ganzen Reſt dieſes fürchterlichen Tages brachte Madame H* in Thränen zu. Sie folgte der Bahre deſſen, der ihr alles war. Die Feinde trugen ihn mit allen militäriſchen Ehren zu Grabe; dann ſank ſie in einen Zuſtand der dumpfen Niedergeſchlagenheit. Sie erinnerte ſich an nichts mehr, als an ihren ungeheuern Verluſt. Sie war daher auch nicht erſchrocken, als am andern Morgen ſchon ſehr früh ein Adjutant zu ihr ins Zimmer trat, und ſie erſuchte ihm in das Hôtel de ville, in welchem der General ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, zu folgen. Sie nahm ihren Sohn am Arme, und ging mit dem Offizier.

Daſelbſt angelangt, wurde ſie ſogleich in den Rathsſaal geführt. Dort fand ſie die größten Feldherren ihrer Zeit: Murat, Duroc, Lannes, Deſaix, Dumas, Maſſena, Hoche, Cochet, Bernadotte. Alle umgaben den General, welcher, die Arme in einander geſchlagen, ſchweigend im Rathsſaale auf und nieder ging.

Bei dem Eintritte der Witwe wendete ſich der General gegen ſie, bot ihr einen Stuhl, blickte ihr Kind theilnehmend an und ſetzte dann ſeinen Spaziergang weiter fort. Madame H* fing an, ſich etwas zu ängſtigen. — Die plötzliche Vorforderung, die ſonderbare Aufnahme, dieſes allgemeine Schweigen beklemmte ſie.

Sie fand keine Worte, die Herren zu fragen, was ſie zu fürchten oder zu hoffen habe. Plötzlich hörte ſie eine Trommel rühren. Eine Musketen-Decharge folgte dem Trommelſchlage. Der General blieb ſtehen, faßte Madame H* am Arme, führte ſie zu einem Fenſter, und indem er auf einen durch Kugeln dahin geſtreckten Leichnam, noch von dem Militär-Kommando umgeben, hinwies, ſprach er: „Sehen Sie, Madame, dort liegt ein franzöſiſcher Offizier, welchen ſeine Kameraden ſo eben erſchoſſen haben, weil er in einer eroberten Stadt einen waffenloſen Feind ermordete. Sie können, wenn Sie wollen, Jvre verlaſſen. General Deſaix, dem ich auftrage, Sie zu eskortiren, wird Sie ſicher hingeleiten, wohin Sie wollen. Adieu Madame. Sagen Sie Ihren Landsleuten, daß Sie ein Beiſpiel der Gerechtigkeit der franzöſiſchen Armee geſehen haben.“

Dieſer General, damals noch erſter Conſul, war Napoleon Bonaparte.

Wie stiftet man
HEIRATHEN.

Ein Gemälde aus dem Leben.

1.

Ich kenne eine Frau, welche die Sucht hat Heirathen zu ſtiften. Ich ſage Sucht; denn geſchähe es aus irgend einem Intereſſe, ſo könnt' ich den Eifer begreifen, womit ſie derlei Geſchäfte betreibt, aber ſie zieht nicht den geringſten Nutzen davon, ſie tanzt nicht, ſie trägt keine berghohen Beſcheideſſen nach Hauſe. Was für Vergnügen kann ſie alſo bei Hochzeiten haben? Hört ſie vielleicht gern ſpäter die Klagen und Vorwürfe derjenigen, die ſie verbunden hat? was wohl viel öfter der Fall ſeyn muß, als daß ſie einen Dank der Glücklichen einerntet. Es gibt auf dieſer Welt Bizarrerien, die man ſich nicht erklären kann.

Dieſe Frau hat immer eine große Anzahl von Mädchen zu verſorgen, junge, reife (man ſagt niemals alte), liebenswürdige, ſanfte, geiſtreiche, ſehr ſelten aber reiche, denn die letzteren können wählen, ohne daß ſich dabei jemand ins Mittel zu ſchlagen braucht. Aber wenn die Partien, welche Frau von B. den Männern vorſchlägt, auch mit äußern Glücksgütern nicht geſegnet ſind, ſo ſind ſie doch immer reich an guten Eigenſchaften.

die Zudringlichkeit ſeines Geſchenkes wieder gut gemacht. Auch that es ihm wohl, aus Allem, was er über das Mädchen bemerkte, entnehmen zu können, daß ſie ſittſam und rechtlich ſey. In den tiefſten Abgrund hätte er ſie verwünſcht, wenn ſie ſich anders gezeigt. Er hütete ſich, durch Hinaufblicken, ſie in ihrer Sicherheit zu ſtören. Eine innere Stimme flüſterte ihm zu, daß er ihr nicht mißfalle, und das war ihm vor der Hand genug. Die ungeheure Maſſe der Zuſchauer würde es unmöglich gemacht haben, ſie beim Ausgang des Theaters zu finden, und ihr nachzufolgen, er wollte ſich auch nicht das Anſehn geben, als verfolge er ſie. Der Stern, der, nach dem Glauben einer reinen Tugend ſchöner Liebe leuchtet, hatte ſich ihm hold gezeigt, er zweifelte auch nicht, daß er dieß noch fürder thue. Alles hoffte er, ſofern das himmliſche Mädchen noch frei. Es kam ihm vor, als müßte ſie es noch ſeyn. Sie ſchien ſo unbefangen, ſo ruhig und klar. Die Zauber der göttlichen Töne wiegten ſeine Hoffnungen und Träume auf Glutwogen. Wer liebt, hört Muſik am beſten. Nun war die Vorſtellung aus, langſam verrann der Strom der Zuſchauer. Adelhart ſchwankte an Ferdinands Hand aus dem Opernhauſe. Es war gräßliches Wetter, unfähig die Holde zu erſpähen eilten die Freunde nach dem Gaſthofe zurück. Hier ſaßen ſie bei Tiſch, als der Kellner, ein Schre[illegible] der Hand, hereintrat, es Ferdinand überreichte, und ſich ſchnell entfernte. „Wer kann mir denn ſchon in Wien ſchreiben?" rief dieſer, Siegel und Aufſchrift betrachtend, ohne zu öffnen. „Sieh doch mein Glück, Adelhart! die allerliebſten Frauenzimmerpfötchenzüge und das niedliche Siegel, Unglücklicher Weiſe für alle armen Mädchen leben wir im goldenen Zeitalter, das heißt in einer Zeit, wo das Geld für das Höchſte angeſehen wird, für die wahre bewegende Kraft, und — ich glaube — es war immer ſo. Die Männer in den älteren Zeiten waren nicht mehr werth als wir, die Geſchichte erzählt uns, was ſchon Alles des Goldes wegen geſchehen iſt, und die Worte des Königs Friedrich: „Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und wieder Geld,“ paſſen auf alles Übrige, auch auf heirathmäßige Mädchen.

Man wird mir antworten: man kenne viele Mädchen, welche gar kein Vermögen beſitzen, und doch einen Mann bekommen haben.

Ich gebe das zu; jede Regel hat ihre Ausnahmen und das, was ich hier erzählen will, iſt eben eine ſolche Ausnahme; aber was für Sorge und Mühe hat man bei einer ſolchen Vereinigung, und wie oft werden dadurch Weſen an einander geknüpft, welche gar keine Neigung zu einander fühlen, ja einander ſogar mißfallen.

Doch laſſen wir alle Nebenbemerkungen und gehen wir zur Geſchichte ſelbſt über.

Frau von B. ſpricht nie mit mir, ohne daß ſie zu mir ſagt: „Sie böſer Mann, Sie kann ich leider nicht mehr verheirathen, bei Ihnen iſt Hopfen und Malz verloren, Sie bleiben ſchon ein Hageſtolz; aber ich bitte Sie, ſuchen Sie mir doch eine gute Parthie für meine gute Marie; ſie iſt ein ſo gutes Mädchen, ſanft, liebenswürdig, zuvorkommend, ein

Charakter, wie man ihn ſelten trifft, nie Launen, nie zänkiſch, immer zufrieden, ſelbſt wenn ſie Zahnſchmerzen hat. Ach wie glücklich wird ein Mann mit dieſer werden!“

„Beſitzt ſie ein Heirathsgut?“

„Leider nein! ach wenn ſie dieſes hätte, ſo wäre ſie gewiß ſchon vor zehn Jahren unter die Haube gebracht worden.“

„Vor zehn Jahren? Wie alt iſt denn Ihre Marie?“

„Zwiſchen ſieben- und achtundzwanzig Jahren, und die Unſchuld ſelbſt, dafür kann ich bürgen.“

„Wenn ich mich nicht irre, ſo habe ich ſie ja ſchon mit Ihnen gehen geſehen. Sie iſt beträchtlich häßlich.“

„Ach pfui! — was reden Sie da? Sie iſt eben nicht ſchön, das iſt wahr, beſonders haben ihr die Pocken ſtark zugeſetzt, und ſie hat ſeitdem ein Auge, welches immer thränt, aber wenn ſie lächelt, ſieht man das gar nicht. Ich verſichere Sie, ſie iſt gar nicht unangenehm, gar nicht zurückſtoßend, ja ihr Lächeln iſt ſogar angenehm.“

„Ach ja, ſehr angenehm, denn es läßt vorne unter platten Lippen ein Paar tüchtige Zähne ſehen.“

„Ach, Sie vergrößern Alles! — Sie hat vorne ein Paar längere Zähne, welche auch ein bischen gelb ſind, das iſt wahr, aber ſie ſind nicht verwahrloſt, nicht abſchreckend.“

„Aber das Mädchen iſt auch ſo mager.“

„Ich muß geſtehen, ſie hat gerade keine ſchöne Formen, aber ſie iſt ein vortreffliches Kind, ſehr arbeitſam, ſehr ökonomiſch, verſteht das Hausweſen aus dem Grunde zu führen.“

„Das kann wohl ſeyn, das geht den Magen an, aber das Herz?“

„Mein Gott, lieber Freund, wie reden Sie denn? aus welchem Lande kommen Sie denn? Hat denn das Herz immer bei Heirathen etwas zu thun — heirathet man denn nur aus Liebe?“

„Wenn das nicht iſt, ſo heirathet man wegen Geld.“

„Keineswegs! Man heirathet um nicht allein zu ſeyn, um eine Geſellſchafterin, eine Pflegerin zu haben, um zu heirathen.“

„Ja, ich begreife, um, wenn man nach Hauſe kommt, die Pantoffeln und den Stiefelknecht bereit zu finden.“

Frau von B. mochte ſagen, was ſie wollte, ich blieb dabei, es werde ſchwer werden, Marien an Mann zu bringen. Übrigens wollte ich auch gar keine Notiz von der ganzen Sache nehmen, aber bald darauf führte mir der Zufall einen meiner Freunde in den Weg, der mir ſagte: „Ich kenne einen jungen Menſchen, der ſich gerne vermählen möchte. Wiſſen Sie mir kein Mädchen für ihn?“

Ich mußte lachen, denn es fiel mir Marie ein und ich antwortete: „Ich wüßte wohl ein Mädchen, aber ob Ihr junger Menſch da zugreifen wird.“

„Warum nicht? O er iſt gar nicht häckelig. Ich ſage Ihnen vor Allem, daß er gar nicht nach Gelde trachtet. Er iſt angeſtellt und hat jährlich fünfhundert

Gulden Beſoldung, dann macht er auch ein kleines Nebengeſchäft mit Korkſtöpſeln, welches ihm jährlich ein Paar hundert Gulden trägt. Er will eine Frau, die ihm ſein Hausweſen führt.“

„Wie alt iſt denn Ihr junger Menſch?“

„So an die 6 — 37 Jahre.“

„Hm! iſt ſchon reif, der.“

„Wiſſen Sie was, laſſen Sie uns nur das Mädchen einmal ſehen. Das Anſehen koſtet ja nichts.“

„Da haben Sie recht, ich jedoch kann da nichts thun, aber ich werde Sie zu einer mir bekannten Frau führen, welche Alles einleiten wird.“

Mein Freund erſuchte mich ſehr, es bald zu thun. Ich ſah wohl, daß auch Preller (ſo heißt mein Freund) gerne Heirathen ſtiftet, aber bei ihm kann ich das begreifen, ich weiß, er geht gerne zu Hochzeitstafeln, um ſich dort eine Indigeſtion zu holen.

Ich führte Preller zu Frau von B. Sie war ſehr erfreut, als ſie vernahm, aus welcher Urſache wir kämen. Sie und Preller verſtanden ſich bald ſo gut, als ob ſie ſchon ſeit zwanzig Jahren bekannt wären; ihr Geſpräch war kurz und bündig, wie folgt:

„Iſt Ihr Freund hübſch?“

„Nein.“

„Deſto beſſer.“

„Und Ihr Fräulein?“

„Über ihre Geſtalt iſt nicht viel zu ſagen.“

„Ich begreife.“

„Aber arbeitſam, ſanft, zuvorkommend, ökonomiſch.“

„Kein Geld?“

(Schüttelt den Kopf.)

„Nun, thut nichts.“

„Hat Ihr Freund eine Anſtellung?“

„Fünfhundert Gulden jährlich, und einen Nebenhandel mit Korkſtöpſeln.“

„Das iſt ja prächtig.“

„Das Alter Ihres Fräuleins?“

„In vernünftigen Jahren.“

„Nun, das geht auch. Mein Freund hat die Kinder nicht gerne.“

„Auch meine Marie nicht.“

„Sie ſind ganz für einander gemacht.“

„Es kommt auf eine Zuſammenkunft an.“

„Die wir ſo viel möglich beſchleunigen müſſen.“

„Übermorgen.“

„Übermorgen? recht! — Wo?“

„Im Volksgarten, während der Muſik.“

„Gut.“

„Alſo übermorgen, im Volksgarten nach 5 Uhr.“

„Wir werden erſcheinen.“

„Sie werden mich an einem lilafarbenen Hute erkennen. Übrigens wird wohl Herr von C. die Güte haben, uns zu begleiten.“

Frau von B. bezeichnete bei dieſen Worten mich, und ich ließ mich dazu herbei, weil ich wirklich ſelbſt neugierig war, einer ſolchen Zuſammenkunft beizuwohnen.

2.

Am beſtimmten Tage verfügte ich mich zu Frau von B. und zwar eine Stunde früher, als feſtgeſetzt war, weil ich gerne ſehen wollte, was Marie zu dem Plane ſagen, und wie ſie ſich benehmen würde.

Ich fand bei Frau von B. Alles in Unordnung, Zubereitungen zu einer Toilette, Chemiſetten, falſche Locken, Kämme, Bänder, u. ſ. w. umherliegend. Das Stubenmädchen ging mit Brenneiſen hin und wieder. Frau von B. war aber ſchon ganz herausgeputzt.

„Was geht denn hier vor?“ fragte ich, alle dieſe Kleinigkeiten, welche Sofa und Stühle bedeckten, beſehend.

„Wie lieber Freund? Sehen Sie denn nicht, daß ich hier an unſere Braut die letzte Hand anlegen will? denn Marie hat nicht viel Geſchmack, ſie iſt auch gar nicht kokett, und ich ſtehe dafür, ſie würde ausſehen, wie eine Gerichtsſchreiberin von einem Dorfe herein.“

„Ach! dann bin ich zu früh gekommen, und will mich wieder entfernen.“

„Nein, nein! Sie wird auch kein Kleid mehr wechſeln, ſie hat ſchon ihr ſchönſtes angezogen, übrigens ſind Sie ja hier ohne alle Abſichten auf Marien.“

„Ja ganz ohne alle Abſichten, weiß der Himmel! — Was ſagt Marie denn zu dem ganzen Plane?“

„Sie weiß gar nicht, was ſie vor Freuden thut, ſie hat nicht gegeſſen und nicht geſchlafen, ſeit ſie es weiß, es wirbelt ihr der Kopf.“

„Armes Kind, vielleicht wird die Freude bald nachlaſſen, wenn ſie ihren Beſtimmten ſieht.“

Jetzt wurde mit einer Heftigkeit geläutet, daß man glaubte, der Glockenzug müſſe entzwei reißen, und Marie ſchrie nach Frau von B. Gleich darauf trat — nein, ſtürzte Marie herein, roth im ganzen Geſichte, wie Zinnober; ſie entſchuldigte ſich erſt bei Frau von B., daß ſie ſo ſtark an der Glocke geriſſen habe, allein ſie ſei heute ſo ungeduldig, wie noch in ihrem ganzen Leben nicht; dann machte ſie mir einen ziemlich ungraziöſen Knix.

Ich betrachtete Marien, ſie ſchien mir noch nie ſo häßlich; ſie hatte ein Kleid von giftig-gelbem Seidenzeug an, ein Häubchen, und darüber einen Hut auf. Eine ſchwarze Chemiſette mit Spitzen, welche ihr bis an die Ohren reichte, und zu allem dem eine äußerſt linkiſche Haltung, und Augen, roth, wie Kaninchen.

„Ach meine Liebe, wie ſiehſt du aus?“ rief Frau von B., indem ſie Marien den Hut abnahm. „Wie kann man ſich ſo coiffiren laſſen. Ich danke meinem Gott, daß ich dich früher noch angeſehen habe.“

„Ich dachte, der Hut ſtünde mir gut.“

„Entſetzlich ſiehſt du darin aus. — Mein lieber Himmel! es iſt ja, als ob dein Auge noch mehr thränte als gewöhnlich. — Und die ſchwarze Chemiſette — die macht dich ja noch magerer, als du ſchon biſt — als ob du es nicht ſchon genug wäreſt — ich will dir eine weiße Pellerine leihen. — Warum haſt du dich denn nicht ein biſchen völler gemacht? — du ſiehſt ja aus wie ein Kehrbeſen.“

„Ich mag nichts Falſches an mir.“

„Welche Einfältigkeit — Falſches — Falſches! Man muß zum Falſchen ſeine Zuflucht nehmen, wenn man das Wahre nicht hat. Juſtine, bringe mir eine Tournure.“

„Ach meine liebe Freundin, ich habe dieſe Nacht einen ſonderbaren Traum gehabt. Ich ſah ein rothes Pferd, welches durch die Luſt galoppirte.“

„Vortreffliches Zeichen, ein rothes Pferd — bedeutet Glück in der Unternehmung, und das Galoppiren zeigt, die Heirath wird ſchnell zu Stande kommen.“

„Ich beſtieg dann ſelbſt das Pferd.“

„Auch gut. — Setze dich da her, damit ich dich noch einmal coiffire.“

Frau von B. verſuchte auf Mariens Kopf verſchiedene Blumen und zog mich bei jeder derſelben zu Rathe.

„Wie finden Sie,“ fragte ſie, „dieſen Jasmin?“

„Nun, er ſteht nicht übel.“

„Aber zu blaß — verſuchen wir den coquelicotfarbenen — he? was ſagen Sie dazu?“

„Recht ſchreiend.“

„Faſt zu auffallend. — Finden Sie die Jonquille nicht paſſender?“

„Jonquillen ſind hübſch.“

„Aber nein! — gelb zu gelb, das thut's gar nicht — fort damit! — die Roſe — die Roſe, ja die

Königin der Blumen — ja die Roſe behalte, mein liebes Mariechen. Mein Gott! — dein Auge fließt heute mehr als gewöhnlich — du mußt es hübſch zur Erde niederſchlagen, hörſt du? So, jetzt ſtecke ich dir nur noch zwei kleine Kämmchen auf, dann biſt du fertig.“

Das arme Opfer ließ mit ſich machen, was man wollte, aber während ihr Frau von B. die Kämmchen applizirte, hörte ich ſie halblaut fragen: „Wie alt haben Sie mich denn gemacht, liebe Freundin?“

„Acht und zwanzig.“

„Ich habe Sie doch gebeten zwei und dreißig zu ſagen.“

„Ach! laß nur mich machen. — Wenn ſich ein Mädchen ſelbſt acht und zwanzig Jahre gibt, ſo weiß man ja ohnedies, daß ſie mindeſtens zwei und dreißig zählt.“

„Aber ich habe ja ſchon fünf und dreißig.“

„Das macht nichts, wenn man nur nicht ſo ausſieht.“

„Jetzt iſt deine Toilette fertig.“ Frau v. B. ließ nun Marien aufſtehen, ſich rund umdrehen, und vor ſich her ſpazieren, — und rief ihr dabei zu: — „Halte dich gerader — zieh' die linke Schulter nicht ſo hinauf, ſtemme den rechten Arm nicht ſo in die Seite wie einen Windmühlflügel. — So iſt es recht! — Nun, was ſagen Sie zu meiner Marie?“

„Ich habe hier gar keine Meinung. — Aber jetzt iſt es bald fünf Uhr. Wir müſſen fort.“

„Schon fünf Uhr!“ rief Marie erblaſſend.

„Ach liebe Freundin, Sie werden ſehen, mir wird übel werden.“

„Unterſtehe dich und mache mir ſolche Geſchichten vor den Leuten. Ein Mann, der nur 500 fl. Einkünfte und einen Korkſtöpſelhandel hat, kann keine Frau nehmen, der alle Minuten übel wird. Jetzt komm.“

„Erlauben Sie mir, meine Damen, ich will vorher einen Wagen beſorgen.“

„Ei warum denn? es iſt ja ſchön Wetter, wir gehen zu Fuße.“

„Nein, das geb' ich nimmermehr zu.“

„Sie ſind gar zu galant.“

Es war von meiner Seite gar keine Galanterie, aber ich wollte mit der ſchönen Marie im Arme nicht über die Gaſſe gehen, ich fand ſie in ihrer Pracht noch viel erſchrecklicher als gewöhnlich; ich fürchtete mich ſchon auf den Augenblick, wo ich mit ihr in den Volksgarten eintreten mußte, und ich bereuete ſchon, daß ich mein Wort gegeben hatte, die Damen zu begleiten.

Der Wagen hielt am Thore, wir ſtiegen ein. Marie trat auf der Stiege fünf oder ſechsmal auf ihr Kleid, und fiel zweimal ſogar nieder.

„Sie ſehen wohl,“ ſagte ich leiſe zu Frau v. B., „daß ich recht hatte, einen Wagen zu nehmen. Marie wäre nie in den Volksgarten gekommen.“

„Ja, das bevorſtehende Glück macht ihr die Füße völlig ſteif.“

„Ja,“ — erwiederte ich lachend — „wenn das eine Roſe! da ſiehſt du den Unterſchied zwiſchen uns Beiden. Du gehſt auch auf Abenteuer aus, aber die Abenteuer gehn auf mich aus! „Öffne doch nur erſt,“ rief Adelhart ungeduldig. Der Freund gehorchte, eine Banknote von hundert Gulden lag in dem Einſchluſſe, ſonſt nichts — gar nichts! Ferdinand lachte, daß die Wände zitterten, er konnte ſich gar nicht zufrieden geben, Adelhart glühte, er zitterte, er ahnte einen Zuſammenhang mit dieſer Sendung und ſeinem Abenteuer. „Die Weiber ſind doch die ſchlauſten Geſchöpfe auf Gottes Erdboden,“ rief Ferdinand, während der verliebte Ritter da ſitzt, und weiß vor Ehrerbietung und Leidenſchaft nicht, wohin, hat man ſeine Wohnung ausgeſpäht, und, ausgenommen das unſchuldige Quiproquo einer Nahmensverwechslung den Nagel auf den Kopf getroffen; „da haſt du dein Geld, Bruder!“ Adelhart fühlte ſich beleidigt, verletzt, er wüthete, ſein Freund kam aus dem Lachen nicht heraus. Endlich ward beſchloſſen, den Kellner zu rufen. Dieſer wurde nun ausgefragt. Eine Kutſche hatte eine geraume Zeit vor der Ankunft beider Freunde aus dem Theater, vor dem Gaſthof gehalten, ein ältlicher Herr war ausgeſtiegen, und hatte ſich auf das angelegentlichſte nach beiden Freunden, die er nach ihren Nahmen und ihrer Perſon deutlich bezeichnete, erkundigt. Er hatte vom Gaſtwirth erfahren, daß ſie erſt vor einigen Stunden angekommen, mit den früheſten abreiſen wollten. Dann war er wieder eingeſtiegen, und eine Viertelſtunde ſpäter, hatte ein Bedienter das Billet gebracht, und war ſogleich wieder fortgegangen. „Sie verſchmäht was von mir! was ich ſo anſpruchlos, ſo herzlich gegeben! Sie will nichts von

Mädchen ganz glücklich wird, ſo ſchlägt ſie ſich gew
die Naſe ein.“

3.

Wir kamen am Volksgarten an, und ich ſah m
Schrecken, daß es hier ungewöhnlich voll war. Lanner führte heut ein Potpourri, genannt „das Ungeheuer“ auf. Ich nahm ins Himmelsnamen alle
meinen Muth zuſammen, drückte meinen Hut tief i
die Augen, und ſchritt mit meinen beiden Dame
im Arme zum Gitterthore hinein, hoffend, man werd
uns für Fremde anſehen.

Ich weiß nicht, wofür man uns anſah, aber ich hörte neben und um uns ein Gemurmel, ein Gelächter und ein Geziſche, die mir kein Vergnügen machten. Ich zog meine Damen mit fort, ſtieß einige Stühle um, ja ich glaube ſogar, ich habe einem Marqueur eine ganze Taſſe voll Eis hinabgeſchlagen. Endlich kamen wir zu leeren Seſſeln und ſetzten uns, und das zwar auf der Terraſſe, denn dort war das Rendezvous feſtgeſetzt.

Das Potpourri „das Ungeheuer“ begann. Die Damen hörten gar nicht darauf, ſondern ſuchten nur mit den Augen Preller und ſeinen jungen Freund. Sie waren noch nicht gegenwärtig. Ich bemerkte einige junge Herren, welche ſich um unſere Stühle drängten, und Marien lorgnettirten. Einer derſelben ſagte im Fortgehen: „Sie iſt gerade wie das Potpourri, ein wahres Ungeheuer.“

Man ſpielte dann ſehr liebliche Walzer; ich vergaß auf meine beiden Damen und war ganz Ohr, aber mitten darunter ſchrie Frau v. B. laut auf: „Ach! da ſind ſie!“

Dieſes: Da ſind ſie! war ſo laut geſchrien, daß Alles um uns ſich umwendete und Jeder fragte: — „Wer iſt da? Erwartet man fremde berühmte Männer oder Fürſten?“

Man kann ſich das allgemeine Erſtaunen vorſtellen, als man die beiden Herren ſah, gegen welche dieſer Ausruf gerichtet war. Preller war ein Mann wie hundert andere, aber ſein junger Freund verdient beſchrieben zu werden. Ein langer Menſch, der faſt ſechs Schuhe mißt und der hinſichtlich der Magerkeit mit einem Skelette in die Schranken treten kann; ſein Kopf iſt von ſeinen Schultern durch einen Hals abgeſondert, der einer Giraffe Ehre machen würde, ſein Geſicht iſt olivenfarbig, und ſeine Naſe ſo ſtumpf, daß man von Weitem darauf ſchwören ſollte, er habe gar keine; übrigens hat er einen kürzeren Fuß, weßwegen er etwas ungraziös beim Gehen hinkt.

Ich hörte von allen Seiten lachen. „Das iſt ein wahrer Ungeheuer-Abend,“ ließ ſich eine Stimme vernehmen.

Während dem kamen die beiden Herren zu uns. Ich hatte die Vorſicht gehabt, Stühle für ſie aufzubewahren, aber ſelbſt ſitzend ragte der Kopf des jungen Menſchen über alle andern empor.

Man hatte ſich ſchweigend gegrüßt und die gewöhnlichen Artigkeitsbezeigungen ausgetauſcht, aber Preller und Frau von B. hatten allein geſprochen.

Marie wagte nicht die Augen aufzuſchlagen, und ich fand, daß ſie wohl daran that, der junge Menſch aber verbeugte ſich und blieb ſtumm.

Die Zeit verfloß indeſſen und noch hatten die beiden für einander Beſtimmten kein Wort mit einander gewechſelt. Der junge Herr jedoch machte, wenn er Marien anblickte, eine Grimaſſe, welche ſeine Naſe vollkommen verſchwinden machte, und Marie, nachdem ſie mit jenem Auge, welches nicht thränte, einen Blick auf ihren Zukünftigen riskirt hatte, zog auch ein ſchiefes Mäulchen, welches nichts weniger als Beifall zeigte.

Frau von B. kam in üble Laune, ſie ſtieß Marien mit dem Knie, und liſpelte ihr zu: „Zieh doch deinen Mund nicht ſo zuſammen, und ſchau nicht immer deine Schuhſpitzen an.“

„O! ich habe leider ſchon etwas anderes angeſchaut, und gefunden, daß das ſehr häßlich iſt.“

„O! Man muß nicht ſo häckelig ſeyn, wenn man 35 Jahre alt iſt und keinen Kreuzer im Vermögen hat — biſt du etwa ſchön?“

„Nein, aber ich hinke doch nicht.“

„Das ſieht man nicht unter einem langen Kapot.“

„Nein, einen Solchen mag ich nicht heirathen.“

„Und einen Andern wirſt du nicht bekommen.“

Während dieſes Zweigeſpräch zu meiner Linken Statt hatte, ließ ſich auch das folgende zu meiner Rechten vernehmen.

„Nun, lieber Freund, Sie ſagen ja gar nichts von dem Fräulein.“

„Weil ich gar nichts von ihr zu ſagen finde."

„Sie hätten heute zwei Kravatten umnehmen ſollen."

„Ich habe ohnedies drei."

„Nun, ſo hätten Sie vier nehmen ſollen, Sie ſehen aus wie ein Dromedar. — Wie finden Sie das Fräulen?"

„Entſetzlich!"

„Nun ſie iſt zwar nicht ſchön, aber ſie hat eines von den Geſichtern, an die man ſich bald gewöhnt, und dann ihre Eigenſchaften, das iſt die Hauptſache in der Ehe."

„Ganz recht, aber ſie iſt doch gar zu häßlich."

„Nun halten Sie ſich etwa für einen Adonis mit Ihrem hinkenden Fuß, Ihrem langen Halſe und dem Platze, wo eine Naſe ſeyn ſoll?"

„Ich weiß recht gut, wie ich ausſehe, aber das hindert mich doch nicht, daß mir was Schönes gefällt."

„Nun ſo laſſen Sie ſich das Schöne hübſch von Weitem gefallen, denn mit 500 Gulden und einem elenden Stöpſelhandel kann man keine großen Anforderungen an das Schöne machen."

„Nun ſo werde ich gar nicht heirathen."

Hiermit endete das Geſpräch. Preller machte ein verdrießliches Geſicht, denn er ſah das Hochzeitmahl verſchwinden. Auch Frau von B. ärgert ſich nicht wenig, denn es iſt bereits die neunte Unterhandlung, welche ſich zerſchlägt. Der junge Menſch ſchlägt den Takt mit ſeinem hinkenden Fuße, und ſcheint nur für die Muſik Aufmerkſamkeit zu haben, und Marie guckt zur Linken und Rechten, ohne ſich um ihren Beſtimmten mehr zu bekümmern.

Indeſſen war das Potpourri zu Ende. Wir ſtehen auf, Preller flüſtert mir ins rechte Ohr: „Freund, das thut's einmal nicht!“ — und Frau von B. murmelt mir ins linke: „Totale Antipathie!“ Da fällt mir eine komiſche Idee ein, und indem ich Beiden die Hand drücke, und mit einem kurzen: „Vielleicht!“ ihre Hoffnungen wieder aufrege, beſtimme ich ſie von der Terraſſe weg zu gehen, und ſich unter die Bäume an ein abgeſondertes Plätzchen zu ſetzen. Ich biete der Geſellſchaft Punſch an, und der Marqueur bringt gleich darauf fünf Gläſer von dieſem geiſtigen Getränk.

„Ich liebe ihn zwar ſehr,“ ſagt Marie, „aber ich wage es nicht, welchen zu trinken; denn er ſteigt mir gleich zu Kopfe.“

„Ei“ — antwortet Frau von B. noch etwas ärgerlich, „du darfſt jetzt nicht mehr zimpferlich thun. Wenn er dir ſchmeckt, ſo trink ihn ins Himmelsnamen.“

Herr Ratzelmaier (ſo hieß unſer junger Menſch) ſtürzte gleich ein halbes Glas auf einen Zug aus, indem er verſicherte, ihm thue kein geiſtiges Getränk etwas, er habe einen ſehr ſtarken Kopf.

Beide trinken das ſüße geiſtige Naß, wie Milch, und kaum waren die erſten Gläſer gebracht worden, mußte ich ſchon die zweiten beſtellen. Der Punſch machte, wie ich voraus geſehen, ſeine Wirkung, Alles wird viel heiterer und geſprächiger als früher. Frau von B. ſumſt einen Walzer mit dem Orcheſter — Preller ſchaukelt ſich auf ſeinem Stuhl und raucht ſeine Pfeife. Der junge Ratzelmaier fängt an Anekdoten zu erzählen, die ſchon lange in Meidinger's Grammaire ſtehen, und Marie lacht herzlich darüber.

„Ein prächtiger Walzer!“ ruft endlich Ratzelmaier. „Wenn mich mit meinem kurzen Fuſſe noch etwas zum Tanzen bewegen könnte, ſo wär's dieſer Walzer — aber es geht bei mir nicht.“ —

„Bei mir auch nicht,“ antwortete Marie, „weil ich mich niemals in den Takt finden kann.“

„Indeſſen ſollten wir's doch einmal probiren.“

„Ja, aber nicht öffentlich.“

„Das geht ja recht gut,“ raune ich der Frau von B. ins Ohr, und animire unſere jungen Leute zum Trinken.

„Er iſt doch nicht ſo übel!“ ſagte Marie leiſe zu Frau von B.

„Scheint eine gute Haut zu ſeyn,“ ſagte Ratzelmaier leiſe zu Preller.

„Junger Herr!“ ſagte ich endlich zu Letzterem, „Sie mögen ſich ſo beſcheiden ſtellen als Sie wollen, ich wette doch, Sie haben auch ſchon Liebesabenteuer genug gehabt.“

„Ich kann's nicht läugnen, aber meine Liebesgeſchichten haben alle einen üblen Ausgang gehabt. Einmal hat mich eine wunderſchöne Maske in der Redoute Abends um 10 Uhr zum Brunnen auf den neuen Markt beſtellt, ich bin hingegangen und habe dort in der fürchterlichſten Kälte vergebens bis um 12 Uhr gewartet. Ein anderes Mal ſeh' ich bei einem Ladenfenſter ein ſehr blaſſes Mädel, die ſchaut immer heraus auf mich — ich bleib' ſtehen und ſchau hinein, und ſie verwendet kein Auge von mir; endlich nehme ich mir die Courage und gehe in den Laden hinein, da waren aber nichts als Friſeurs die mich brav auslachten; denn die blaſſe Schöne war nichts anders, als ein Haubenſtock. — Ein drittes Mal hab' ich mit einer ſchönen Frau Bekanntſchaft gemacht, und ihr mein Parapluie auf der Gaſſe angeboten, weil es geregnet hat; wir gehen mit einander unter dem Parapluie, auf einmal kommt unter dem Parapluie ein Kopf hervor. Sie ſchreit: „mein Mann!“ und reißt mir aus. Mich aber packt der baumſtarke Kerl, und prügelt mich für meine Gefälligkeit noch recht ab. Nein, in der Liebe bin ich nicht glücklich.“

„Nun ſo werden Sie's in der Ehe ſeyn,“ fiel ich ihm ins Wort.“

„Ah, nein, nein! Eine Kartenſchlägerin hat mir aus dem Herz-König prophezeit, wenn ich heirathe, ſo werde ich ein — ein —“

„Was?“

„Nun ein — die Damen errathen ſchon was ich werde; denn ſie lachen gewaltig.“

Wirklich brachen Frau von B. und Marie in ein lautes Gelächter aus, und die letztere ſagte: „Nein Herr von Ratzelmaier, Sie ſind ein Tauſendſaſſa!“

In dieſem Augenblicke fallen große Tropfen auf den Tiſch.

„Lieber Himmel!“ ſchreit Frau von B. „ein Gewitter! und mein ſchöner Lilahut!“

„Und mein ſchönſter Überrock,“ ſagt Marie, aber noch immer lachend.

„Kommen Sie unter jenes Zelt, es wird wohl bald vorüber ſeyn.“

„Nein, nein, ſehen Sie nur, kein Stern iſt mehr am Firmamente. Zudem iſt es ſchon halb eilf, es wird das Beſte ſeyn, ſich um einen Wagen umzuſehen.“

„Schon halb eilf Uhr!“ ſagte Ratzelmaier, „wie geſchwind doch die Zeit vergeht.“

„Ja, und wie luſtig,“ antwortete Marie.

Ratzelmaier hatte Marien ſeinen Arm geboten, um ſie in das Zelt zu führen. Das Gewitter wurde immer ſtärker, und ich laufe vor das Thor, wo ich nur einen einzigen Fiaker finde; ich nehme ihn ſogleich in Beſchlag, kehre zur Geſellſchaft zurück, gebe den beiden jungen Leuten von Weitem ein Zeichen zu mir zu kommen, ich führe ſie aus dem Garten, hebe ſie in den Wagen, mache den Kutſchenſchlag hinter ihnen zu, höre ihre „Wenn nur“ und „Aber“ nicht mehr, bezeichne dem Kutſcher Mariens Wohnung, und dieſer fährt mit ihnen davon.

Frau von B. führe ich ſpäter nach Hauſe, und ſie muß es ſich ſchon gefallen laſſen, etwas naß zu werden.

4.

In einem Monate nachher war Marie Frau von Ratzelmaier. Ich weiß nicht, ob das Horoſkop, welches die Kartenſchlägerin dem jungen Manne ſtellte, ſich bewährt hat oder nicht.

Dies war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich mich in eine Heirathsangelegenheit miſchte. So viele Leute zerbrechen ſich den Kopf und verlieren ihre Zeit um ein Paar Leute zuſammen zu bringen, mein Recept iſt ſehr einfach. Recipe: Einige Gläſer Punſch!

Der Räuber

KARA-ALY.

mir wiſſen, wir reiſen!" rief Adelhart. „Auch gut," entgegnete Ferdinand. „Beide Freunde gingen zur Ruh', Adelhart fand keinen Schlaf. Er warf ſich bleich und verſtört in den Reiſewagen, und blieb während den ganzen Tag ſtumm und untheilnehmend. Weiter und weiter rollte der Wagen durch die ſchneebedeckten Gegenden hin, Tag für Tag verging in einförmiger Dumpfheit. Antheillos, träumeriſch, mürriſch ſah Adelhart nach mehreren Tagen dem Ziel ſeiner Reiſe entgegen. Ferdinand verzweifelte faſt über ſeine Laune, es war unmöglich ihn aufzuheitern. Endlich war die Heimat erreicht. Mit ſeltſamer, träumeriſcher Wehmuth erblickte Adelhart das Stadtthor, das alterthümlich, von ungeheuerer Höhe, unten die Kerker der Stadt, oben Wohnungen für den Thurmwart in ſich ſchloß. Innerhalb des kryſtallhellen Fenſters links, das ſchneeweiße Vorhänge ſchmückten, und deſſen Scheiben in ein hellgrünes Kreuz gefaßt waren, ſtand ein grünender Roſenſtock mit einer einzigen, ſehr ſchönen Roſe. Das Briefſiegel von dem Wiener Mädchen fiel ihm ein." „Roſe!" ſeufzt er für ſich. „Sollte ſie Roſe heißen? O wie frei und froh zog ich bei Frühlingsmorgenlicht aus dieſem dumpfigen Thor, und wie bedrückt und zerriſſen komm ich heim! Mir iſt die Welt ſo einſam, kahl, ſchal und fahl! Warum aber bin ich auch ſo eilig weggereiſ't? Ein Tag Aufſchub hätte nichts verſchlagen — und ich wüßte doch wenigſtens — Jetzt rollte der Wagen durch die Hauptſtraße, er hielt am wohlbekannten Hauſe des Oheims. Die Hausgenoſſen, ſchon unſere Freunde erwartend, und durch den Klang des Poſthorns aufmerkſam gemacht, drängten ſich ihnen entgegen. Die Tante, eine würdige Matrone, im altväter-

Seit mehren Monaten war der Diſtrikt von Zaraisk, im Gouvernement von Kaſan, durch eine furchtbare Räuberbande beunruhigt, nicht nur Reiſende wurden angefallen, ſondern ſie drangen auch in Dörfer und Städte ein, und verübten dort ihre Gräuelthaten. Der Name ihres Oberhauptes Kara-Aly (Aly der Schwarze) war daher in der ganzen Gegend zum allgemeinen Schrecken geworden. Seit acht Monaten ſchon war die ſorgfältigſte Wachſamkeit der Polizeibeamten und ſelbſt veranſtaltete Streifereien von Truppen fruchtlos geblieben, auch die ausgeſetzten Preiſe auf den Kopf Aly's von 5000 Rubeln, und auf den Kopf jedes Räubers von 1000 Rubeln, hatten keinen glücklicheren Erfolg gehabt. Endlich beſchloß das Gouvernement wirkſamere Maßregeln zu ergreifen, um dem Unweſen zu ſteuern und die Einwohner zu beruhigen, und am 1. November 1837 gelang es dem Aſſeſſor des Diſtriktes von Zaraisk, **Theodor Trazof**, den ſchrecklichen Kara-Aly, fünf ſeiner Spießgeſellen und ſein Weib einzubringen.

Der Bericht dieſes Beamten über die Ergreifung der Räuber lautet offiziell alſo:

„Am 1. Auguſt 1837 erhielt ich vom Gouvernement den Auftrag, den Schlupfwinkel der Räuberbande Kara-Aly's aufzuſpüren, und mich ihrer zu bemächtigen. 50 Koſaken unter dem Befehle des Fähnrich Djurilof, und 25 Gensdarmen, kommandirt von dem Lieutenant Newmann, wurden mir zu dieſer Expedition beigegeben, aber alle unſere Nachforſchungen waren fruchtlos."

„Am 2. Oktober, nachdem ich die Ronde im ganzen Diſtrikte gemacht hatte, wo ich auch zugleich Steuern einzuheben befehligt war, kam ich mit 17,000 Rubeln nach Zaraiſk zurück. Allein es war ſchon zu ſpät in der Nacht, um das Geld noch dem Steuereinnehmer zu übergeben, und ich mußte dies auf den folgenden Tag verſparen.

„Um Mitternacht arbeitete ich noch allein in meinem Kabinet, als die Thüre plötzlich ſich öffnete und ein Mann von koloſſaler Leibesgeſtalt eintrat. Er hatte einen Kajuk (eine Art von Pelz von Hammelfell) an, und trug auch eine ſolche Mütze. Sein Geſicht mit dichtem Schnurbarte, ſein ſchwarzer Bart, ſeine Haare dicht aber unordentlich um ſein Haupt hängend, und die Blitze, welche ſeine Blicke umherſchleuderten, gaben dieſer Erſcheinung etwas Grauenhaftes. Bevor ich noch Zeit gewann, um Hilfe zu rufen, war er mir ſchon näher getreten, hatte mir ſeine Piſtolen vorgehalten, und den Finger auf den Mund gelegt, um mir Schweigen zu gebieten.

„Ich blieb unbeweglich vor Überraſchung und Angſt, er aber ſetzte ſich zu mir, und mit feſter Stimme redete er mich alſo an: „Du biſt Trazof, Trazof, der ausgeſandt iſt, Kara-Aly zu fangen. Nun wohl, ich bin Kara-Aly. Sieh mich gut an, damit du mich kennſt.“ Und nachdem er mir nun einige Augenblicke Zeit gelaſſen hatte, ihn zu betrachten, fügte er hinzu: „Jetzt will ich dir auch ſagen, was mich zu dir führt. Du haſt 17,000 Rubel bei dir.“ Ich ſprang auf, um Hilfe zu rufen, allein er faßte mich mit eiſerner Fauſt, drückte mich zu Boden, und mit unglaublicher Schnelligkeit hatte er mir Hände und Füße gebunden, und den Mund mit einem Tuche verſtopft. Dann durchſuchte er meine Kleider, und einige Meublen, und als er endlich die 17,000 Rubel in meiner Kaſſe gefunden hatte, trat er zu mir zurück und ſprach: „Ich könnte mich deines Stillſchweigens mit einem Dolchſtiche verſichern, allein ich verachte dich, und wenn dein Czaar ſo viele Soldaten hätte, als Sterne am Firmamente ſind, ſo würde er Kara-Aly doch nicht ſeiner Freiheit berauben können.“

Dann zog er mir das Tuch aus dem Munde und fort war er.

Als ich mich allein befand, rief ich um Hilfe, und meine Leute eilten herbei. Ich ließ ſogleich meine Koſaken aufſitzen, um den Räuber auf allen Wegen zu verfolgen. Allein vergebens. Wir ſahen wohl vor der Stadt Pferdeſpuren, welche ſich gegen das Gebirge wendeten, aber als der Weg felſiger wurde, verſchwanden dieſe Spuren.

Am 1. November befand ich mich auf dem Jahrmarkte zu Rjansk, als ich zwei verdächtige Männer herumſchleichen ſah, in deren Einem ich ſogleich Kara-Aly erkannte; denn ſeine Züge waren mir unauslöſchlich in mein Gedächtniß gegraben. Ohne einen Augenblick zu verlieren, ließ ich ſie von den Koſaken umringen, welche mich begleiteten. Es entſtand ein fürchterliches Gemetzel, die Marktleute entflohen voll Schrecken, und die beiden Räuber vertheidigten ſich wüthend mit ihren Yatagans. Ein Koſak wurde getödtet, zwei verwundet, aber endlich gelang es uns doch, uns des Aly zu bemächtigen. Als er ſah, daß jeder Widerſtand fruchtlos ſei, warf er verzweifelnd ſeinen Yatagan von ſich und rief: „Gott du haſt es gewollt, ich bin durch dich gedemüthiget." Dann zu ſeinem Kameraden gewendet, welcher ſich noch vertheidigte, rief er ihm zu: „Musrum, ſuche dich zu retten, ich ernenne dich zum Chan der Truppe, wenn du aber unterliegſt, ſo ſei deine Zunge ſtumm, wie ein Stein." — Zum Glücke mußte ſich uns auch Musrum ergeben.

Im Gefängniſſe beharrten Beide feſt auf ihrem Schweigen, und alle Mittel vermochten ſie nicht zu Geſtändniſſen zu bringen. Endlich entſchlüpften dem Musrum die Worte: „Sucht auf dem Kyrim-Gebirge, dort werdet ihr die Höhle Muſtapha-Iblis finden." Alſogleich nahm ich 200 Mann Infanterie und 50 Koſaken, und marſchirte mit ihnen nach dem bezeichneten Gebirge. An dem Fuße deſſelben angelangt, ließ ich die Koſaken und 100 Mann Fußgänger zurück, und vertheilte ſie, um jeden Ausgang zu verſperren, und mit den übrigen ſtieg ich das Gebirge hinan. Wir hatten nur wenige Schritte vorwärts gemacht, als wir einen Mann vor uns fliehen ſahen;

hierauf hörten wir einen einzelnen Schuß, dem ſogleich eine ganze Decharge folgte. Mehre meiner Soldaten wurden dadurch verwundet, und drei getödtet. Allein wir ſtiegen vorwärts, und in einer kleinen Stunde waren wir bei der Höhle angelangt.

Ein ungeheurer Stein wehrte uns den Eingang, wir rollten ihn weg, und drangen mit gefälltem Bajonette in die finſtere Höhle. Sie war ganz verlaſſen. Beim Feuer fanden wir noch Nahrungsmittel, aber kein lebendes Weſen darin. Indem wir horchten, vernahmen wir Pferdegetrappel und Geſchrei, welches uns unter der Erde dumpf zu ertönen ſchien.

Bald aber entdeckten wir auf der entgegengeſetzten Seite einen Ausgang aus der Höhle. Er war anfangs ſchmal, erweiterte ſich aber immer mehr, und wir gelangten in's Freie, wo wir Spuren von Pferdetritten fanden. Hier kamen uns die Koſaken entgegen, welche vier Räuber und ein Weib gefangen hatten. Wir durchſuchten die ganze Höhle, fanden aber nichts als Waffen, verſchiedene Koſtüme, Nahrungsvorräthe und reiche Stoffe. Geld fanden wir gar keines, und die gefangenen Räuber als ſie gefragt wurden, wo ſich ihr Schatz befinde, antworteten einſtimmig: „Gott und der Chan allein wiſſen, wo das Geld iſt.“ Die Gefangenen führten wir nach Zaraisk.

Kara-Aly, von dieſer Expedition und von der Gefangennehmung ſeiner Mitſchuldigen unterrichtet, erbat ſich als Gnade, daß es ihm erlaubt werden möge, ſeine geliebte Fazry zu ſehen. „Geſtehe,“

antwortete ich ihm, „wo dein Schatz verborgen iſt, und du ſollſt ſie ſehen.“ Allein er ſchüttelte den Kopf, und nur die Worte entſchlüpften ihm mit einem Seufzer: „So geſchehe der Wille des Herrn.“ Seitdem hat man über dieſen Punkt nichts erfahren können.

Zaraisk, am 3. November 1837.

Unterzeichnet
Theodor Trazof,
Aſſeſſor des Diſtriktes von Zaraisk.

Verhör des Kara-Aly durch den Kapitän Isprawnik.

Kapitän. Gib an deinen Namen, Vornamen und Geburtsort.

Aly. Wie Gott der wahre alleinige Gott, und Mahomet ſein Prophet iſt, ſo bin ich der wahre, alleinige Abkömmling der Sultane von Kaſan. Mein Vater war Kurdy, der Sultan, und meine Mutter Fatme, die Schweſter des Nuſſiram-Bey. Am 15. September 1803 ſah Kaſan die Geburt des Zweiges ſeines Herrſchers.

Kapitän. Du hintergehſt das Gericht. Nuſſiram-Bey hat bewieſen, daß du nur der Sohn jener Amme ſeiſt, welcher ſein Neffe anvertraut war, und der als Kind ſtarb.

Aly. Nuſſiram-Bey hat gelogen, wie ein ungläubiger Hund. Er bemächtigte ſich des Reiches, welches mir gehörte, und der Stärkere hat immer Recht. So hatte auch ich recht, als ich an der Spitze meiner Truppe that, was ich wirklich gethan.

Kapitän. Wie wurdeſt du in dem Hauſe Nuſſiram-Beys behandelt?

Aly. Wie das letzte ſeiner Hausthiere. Nuſſiram-Bey, Ismail und Edigy, ſeine Söhne und meine Vettern, marterten mich. Nur die Tochter meines Tyrannen, die ſchöne Fazry ſtreute Roſen des Troſtes auf meinen dornigen Lebenspfad. Schon als Kind ſprach ſie immer zu mir: „Armer Aly, du biſt unglücklich, wie ein Baum in der Mitte der Wüſte, aber ich liebe dich.“ — Und bei dieſen Worten rollte eine Thräne über die braune Wange des Räubers.

Kapitän. In welchem Alter hat dich dein Herr zum Militär gegeben?

Aly. Mein Herr? Er war mein Herr, wie der Wolf der Herr des armen Lammes iſt, das noch nicht davon lauſen kann. Fazry war 14 Jahre alt, und ich 25; er bemerkte, daß unſere Herzen ſich verſtanden, und ſo ſtreute er Geld zur Rechten und zur Linken, und ließ mich, ſeinen legitimen Herrn, unter die Soldaten ſtecken.

Kapitän. In welchem Regimente haſt du gedient?

Aly. Im Dragoner-Regimente Nijny-Novogrod. Fünf Jahre ſaete ich den Tod in die Reihen der Cirkaſſier, mein Säbel hat mehr Köpfe der Feinde deines Czaars durchhauen, als du Haare auf dem Kopfe haſt. Ich wäre auch beim Regimente geblieben, wenn der Krieg fortgedauert hätte; denn den Krieg lieb' ich, wie der Geizige ſein Gold, aber man hat uns dann in eine Stadt eingeſperrt, die Langeweile verzehrte mich, und ich ging fort, um Fazry, den Stern meines Heils, zu ſehen.

Der Kapitän gab Aly nun den hier folgenden Rapport des Auditors des Dragoner-Regiments Nijny-Novogrod zu leſen:

„Kara-Aly, mahomedaniſcher Religion, Soldat im Regimente Nijny-Novogrod, hat ſich in allen Gefechten brav gehalten, aber in der Garniſon zeigte er ſich ſubordinationswidrig, und ergab ſich dem Trunke. Den 16. März 1833, in dem Augenblicke, als das Regiment in Tiflis einrückte, ließ der Lieutenant Kryltſof den Kara-Aly wegen eines Subordinationsvergehens beſtrafen. Er deſertirte, am folgenden Tage wurde er aber gleich wieder eingebracht. Wegen Deſertion neuerdings beſtraft, wurde er ins Spital geſchickt. Daſelbſt ſprang er im Beiſein des Inſpektors beim Fenſter hinaus, und entfloh den ihm nachſetzenden Soldaten. Allein auch diesmal wurde er in Aſtrakan wieder arretirt. Er ward zur Spitzruthenſtrafe verurtheilt. Der Fürſt Boralynsky, Major im Regimente, ließ ihn auf ſein Zimmer kommen, und fragte, auf welche Art er zum erſten Male entkommen ſei. Die Wache ſtand an der Thüre, Kara-Aly erzählte, wie der Spitals-Inſpektor geſtanden ſei, dann im Verfolge der Erklärung, wie ſich Alles zugetragen habe, näherte er ſich dem Fenſter, und als ob er die Pantomime der Erzählung beifügen wollte, ſprang er plötzlich über das Fenſter auf die Straße hinab. Als der erſte Augenblick des Erſtaunens vorüber war, eilte man ihm nach, allein man fand ihn nicht mehr. In derſelben Nacht wurden zwei Ordonanzſoldaten ermordet, und ein Pferd des Major Boralynsky geſtohlen.“

Kapitän. Kara-Aly! iſt das Alles wahr?

Aly. Ja, ich habe beide ermordet, und mich des Pferdes bemächtigt.

Kapitän. Was konnte dich zu dieſem dreifachen Verbrechen bewegen? Rede die Wahrheit.

Aly. Meine Lippen ſind rein von Lüge, ſo wie die Sonne rein iſt von den Flecken, welche die Wolken augenblicklich um ihre Stirne ziehen. Der Auditor hat die Wahrheit über mein Verbrechen geſagt, aber was er nicht geſagt hat, iſt: daß mein Rücken noch von den unbarmherzigen Ruthenſtreichen blutete, als ich einen ſo fürchterlichen Entſchluß faßte. Ich rettete mich aus dem Fenſter des Majors in deſſen Stall. Kein Menſch ſuchte mich da, und ich blieb daſelbſt unter dem Heu unbeweglich liegen bis zur Nacht. Iwan und Hawrilo, zwei Ordonanzen des Majors, ſchliefen im Stalle. Ich nährte einen gerechten Haß gegen dieſe Soldaten; denn die Elenden waren ſchon öfters meine Angeber geweſen. Die Nacht war finſter, keine Zeugen zugegen, ich tödtete ſie; nahm das Pferd des Majors, ſchwang mich darauf, und in einer Stunde athmete ich frei in freier Luft.

Kapitän. Und wo warſt du ſeit dieſer Zeit?

Aly. In einem Lande, welches deinem Czaar nicht gehört.

Kapitän. Was haſt du ſeit dieſer Zeit gethan, Räuber?

lichen Seidenſtoff, reich und ausgeſucht gekleidet, das Kopfzeug mit Flügeln über das auftouppirte Haar, reichte ihrem Neffen die feine, weiße, weiche Hand, dann wendete ſie die ſchwere, goldene Uhr mit dem Familiengemälde, das ein liebendes Paar, begriffen die Menuette zu tanzen, im ſchönſten Coſtüme von 1760, als das Vermählungsjahr der Matrone, vorſtellte, und rief aus: „Punct Eilf, das nenn ich gut zufahren! die Chocolade iſt fertig, und Väterchen muß bald hier aus der Seſſion eintreffen. Ei, du mein Gott, Adelhart, wie du gewachſen biſt: du willſt uns wohl das Dach über den Kopf einſtoßen? Mein Herr Baron Ferdinand, ſeyn Sie willkommen, haben Sie neben dem Sauſewind ausgehalten? Nun, belieben Sie hinauf zu ſpazieren!" Es ging nun die glattgebahnte Treppe hinauf durch das Vorzimmer in die Wohnſtube. Hier duftete auf dem warmen Ofen das Räucherpulver, die Kanarienvögel zwitſcherten laut, auf dem, mit leuchtenden, damascirten Kaffeh-Servietten behangenen Tiſch ſtand das Backwerk zum Frühſtück ſchon bereit, und bald, ſo trat das Hausmädchen mit der ſchönen Meißner Porzellan-Kanne ein, welche mit ſtark vergoldeten Rändern und ſteifen Blumenſträußern prangte. Die Kanne war noch bedeutend älter als ihre Beſitzerin. „Nun, Tantchen, Sie haben den alten Ofen mit Fridericus Rex 1701 Kacheln, und hohen gedrechſelten Beinen noch!" rief Ferdinand beim Eintreten. „Den Ofen mögen ſie einreißen, wenn ſie mich hinaustragen," entgegnete die Matrone, „denn, was hab' ich denn ſonſt, als kalte Füße von jenen modernen, runden, zweckloſen Holzvertheurern, die bis auf den Boden hinab feſt gemauert

Aly. Das geht dich nichts an, erſpare dir übrigens auch alle Drohungen, denn ich werde dir nicht mehr antworten.

Der Kapitän Iſprawnik geſteht hier ſelbſt, daß er zur Schonung und Sanftmuth gezwungen war, um noch fernere Geſtändniſſe zu erzielen; er fuhr in ſeinem Verhöre fort.

Kapitän. Wann biſt du in Kaſan angekommen, und was haſt du dort gethan?

Aly. Ich kam dort im Jahre 1836 an, im Oktober, und begab mich in das Haus Nuſſiram-Beys. Ich beſaß damals viel Gold und koſtbare Steine. Nuſſiram-Bey war mit der ſchönen Fazry in ſeinem Gemache. Haſt du ihre Augen geſehen, ſchwärzer als Ebenholz, und ſtrahlender, als die Sonne? Haſt du ihre Haare geſehen, ſchwärzer und glänzender als das Gefieder der Raben? Haſt du ihre Stimme gehört, ſanfter murmelnd als der Bach? Wenn du ſie kennſt, ſo weißt du, daß ſie würdig iſt wie eine Huris verehrt zu werden, wie Mahomets eigene Tochter. Ich liebte ſie, und ſie mich auch. War ich nicht glücklicher als dein Czaar? Als ich eintrat, erkannte mich Nuſſiram-Bey nicht, allein Fazry erkannte mich auf der Stelle, obgleich mein Geſicht ſehr verändert war. Ich war im Frühlinge meiner Jahre fortgegangen, ein unglücklicher Sklave, ich kehrte im Sommer meines Alters zurück, reich, ſtolz, wie es einem Chan der Tartaren geziemt. „Kara-Aly!“ rief Fazry, indem ſie in meine Arme ſtürzte, „ich habe dir mein Wort gehalten, und immer auf dich gewartet." Da erhob ſich Nuſſiram-Bey, ich aber ſchrie ihm zu: „Zur Erde deine Stirne, Nuſſiram-Bey, vor deinem Herrn! Hier haſt du Gold und Edelſteine, nimm Alles was ich habe, aber ich nehme Fazry mit mir! Statt aller Antwort that er einen gellenden Pfiff, zog ſeinen Säbel und drang auf mich ein. Ich vertheidigte mich nur, aber als ſeine beiden Söhne eintraten, da mußte ich wohl Leben mit Leben erkaufen. Mahomet begünſtigte mich, ſie fielen alle drei von meiner Hand, Gott wollte es ſo.

Fazry war beim Beginnen des Gefechtes bewußtlos niedergeſunken, ich nahm ſie in meine Arme, um ſie fort zu tragen. Da kamen mir im Hausflur zwei Diener des Bey entgegen, Mosrum und Nadir. Mosrum war mein alter treuer Kamerad, zu dieſem ſagte ich: „Zu Pferde Mosrum, und fort mit mir!" Dem Nadir gab ich einen Streich mit meinem Yatagan, daß er ſogleich leblos zu Boden ſank, und meine ſüße Beute auf den Armen, beſtiegen ich und Mosrum Pferde, und lenkten ſie nach der Höhle Muſtapha-Iblis. Frage Fazry, ob ſie mit mir dort glücklich war. — Und bei dieſen Worten liefen helle Thränen über die Backen des Räubers.

Kapitän. Was haſt du ſeit dem gethan?

Aly. Mir Leute geworben, und mit deinem Czaar Krieg geführt.

Kapitän. Du haſt drei Offiziere und zehn Soldaten getödtet.

Aly. Das iſt wahr, ich habe ſie mit eigener Hand getödtet, als Sühnopfer für die meinigen.

Kapitän. Du haſt geraubt, geſtohlen, Bewohner der Gegend als Geißeln fortgeſchleppt, um großes Löſegeld für ſie zu erhalten.

Aly. Ich plünderte, ja, ich brauchte Nahrungsvorrath, Geld und Waffen, ſie hatten das, ich hatte es nicht. Geſtohlen aber — das lügſt du, Kara-Aly ſtiehlt nicht, er tödtet und plündert, das geziemt ſich für einen Krieger, für einen Chan.

Der Kapitän las nun Aly den Bericht des Theodor Trazof vor, da lächelte dieſer und ſprach: „Ich habe mich mit dieſem Helden, der mich aufſuchte, vier Monate lang unterhalten. Er war es, der in einer Schenke erzählte, daß er 17,000 Rubel Steuergelder bei ſich habe; ich verachte dieſen Menſchen, aber ich ſehe nun wohl ein, daß auch die Mücke den Elephanten ſtechen kann. Trazof hat Rache genommen.“

Kapitän. Wie ſtark war deine Bande?

Aly. Nur fünf Mann, welche ihr gefangen genommen habt, ich war der ſechſte.

Kapitän. Wo ſind deine Schätze verborgen?

Aly. Das ſage ich nicht. Es wird eine Zeit kommen, wo mein Erbe ſeinen Reichthum der Welt zeigen wird.

Hier endete das Verhör, und der Kapitän Isprawnik bemerkt noch in einer Note, daß es ihm weder durch Güte, noch durch Drohungen, weder durch Entbehrungen noch Strafen gelang neue Geſtändniſſe zu erhalten.

Unterzeichnet:
Jutkof, Sekretär.

Verhör der Fazry.

Fazry iſt ein Weib von ſeltener Schönheit, ihre ausdrucksvollen Züge, ihre langen ſchwarzen Haare, der unbeſchreibliche Strahl ihrer Augen und ihr etwas olivenfarbener Teint geben ihrem Geſicht ein ungewöhnliches Intereſſe, welches ihr Schmerz noch vermehrt. Sie iſt zwanzig Jahre alt, und der mahomedaniſchen Religion zugethan.

Der Kapitän beginnt das Verhör alſo: „Fazry, warum biſt du dem Mörder deines Vaters und deiner Brüder gefolgt?“

Fazry (in Thränen ausbrechend). Ihr Tod war mir unbekannt (das Haupt gleich wieder ſtolz emporhebend). Aber wenn ich ihn auch gewußt hätte, ich wäre doch bei Kara-Aly geblieben, er iſt ſo ſchön, ſo groß, und ich liebte ihn ſehr. O mein Vater, meine Brüder! verzeiht mir, ich liebe ihn noch immer.

Kapitän. Und wo warſt du ſeit dieſer Zeit?

Fazry. In dem unterirdiſchen Schloſſe der königlichen Vorfahren Kara-Aly's. Es waren dort keine reichen Gemächer, wie bei meinem Vater, aber ich ſah dort täglich Kara-Aly.

Kapitän. Biſt du von den Räubereien Kara-Aly's in Kenntniß?

Fazry. Er ein Räuber? Das iſt eine Lüge. Er führte Krieg mit ſeinen Feinden.

Kapitän. Haſt du ſeine Untergebenen geſehen?

Fazry. Die Frau eines Chans läßt ſich nicht herab, ſeine Untergebenen anzuſehen. Ich habe nur ſeine fünf Diener geſehen, welche Ihr gefangen genommen habt.

Kapitän. Weißt du, wo Kara-Aly ſeine Schätze hat?

Fazry. Die Frau eines Chans kümmert ſich nicht um die Schätze ihres Gemahls. Es mangelt ihr nie an etwas. Laßt mich meinen Herrn, meinen Gemahl ſehen, und ihr werdet ſehen, wie glücklich ich bin.

Weitere Geſtändniſſe ſind auch von Fazry nicht zu erhalten.

Am 24. Dezember 1837 fällte endlich das Kriminal-Tribunal zu Kaſan das Urtheil: Es verurtheilt Kara-Aly zu hundert Knutenſtreichen, Muſrum, Mumag, Saborm und Iwan, jeden zu 25 Knutenſtreichen, und alle auf lebenslänglich zur Zwangsarbeit in Sibirien. Fazry ward für unſchuldig erklärt, und in Freiheit geſetzt.

Man darf ſich nicht wundern, nicht die Todesſtrafe über ſolche Räuber und Mörder verhängt zu ſehen, allein dieſe war durch eine Ukaſe der Kaiſerin Eliſabetha Petrowna abgeſchafft.

Kara-Aly fand den Tod bei der Exekution.

[illegible]bio und Teana.

[illegible]ine italieniſche Novelle.

Wißt Ihr, was Liebe iſt? — Kennt Ihr das Gefühl, welches uns den Verſtand raubt, und alle unſere [illegible] nur an einen Gegenſtand feſſelt? — Man hat ſich ſelbſt verloren, und wähnt doch, erſt jetzt ſich ſelbſt gefunden zu haben. Vermögen, Ältern, Vaterland, Leben, Ehre: — was ſind ſie uns in jenem Augenblicke, wo wir einen Händedruck, oder auch nur ein Lächeln des geliebten Gegenſtandes damit erkaufen können! — Wer ſo empfand, der werfe einen Stein auf das unglückliche Paar, deſſen Geſchichte ich nun erzählen will. — Doch nein — Teana mag ſelbſt ſprechen.

Zanubio war ein junger Maler in Mantua. Er hatte ſein Atelier in dem Hauſe dem unſrigen gerade gegenüber. Täglich konnte ich ihn ſehen, wenn ich an meinem Fenſter ſtand, wie er an ſeiner Staffelei ſtand und malte, und ich geſtehe freimüthig, ich ließ keinen günſtigen Augenblick vorübergehen, in dem ich den jungen ſchlanken Mann mit ſeinem feurigen Augenpaar ſehen konnte. — Auch er ſchien mich zu bemerken, und oft und immer öfter gleiteten ſeine Blicke neben dem Gemälde weg, und

„ich habe noch gar nicht daran gedacht, meine Neigung zu ſtören.“ „So bin ich ruhig,“ verſetzte Zanubio, „du liebſt ſie alſo nicht. Ich aber lebe nur in ihr! — Biſt du mein Freund, ſo wirſt du ſuchen mir Zutritt in ihrem Hauſe zu verſchaffen.“ — „Das will ich recht gerne,“ ſchloß Lorenzo das Geſpräch, „komm nur, komm, du ſollſt mich ſogleich dahin begleiten.“ — Lorenzo brachte ſeinen Freund zu uns. O wie klopfte mir das Herz, wie hochroth glühten meine Wangen, als ich ihn in unſerem Zimmer erblickte. Lorenzo verwendete ſich für uns mit allem Eifer der zärtlichſten Freundſchaft. Er hielt Zanubio bei meinem Vater eine glänzende Lobrede. — „Mein Freund,“ ſprach er, „iſt zwar noch jung, aber dennoch ein vollendeter Künſtler. Das herrliche Altarblatt in der Kapelle des herzoglichen Pallaſtes iſt ſein Werk. Sein Fleiß, ſeine Redlichkeit und ſeine Sitten ſind eben ſo ausgezeichnet als ſeine Talente. — Sie dürfen meinen Worten glauben, Signor! — Wir waren Jugendfreunde, und ich habe Gelegenheit gehabt und benützt, ihn ganz kennen zu lernen.“

Mit Kälte hörte mein Vater dieſe Lobeserhebungen an, und als uns die beiden Freunde verlaſſen hatten, ſprach er zu mir: „Wohin denkt doch Lorenzo, daß er einen fremden Jüngling in unſer Haus einführt, da es doch klar iſt, daß er ſelbſt dich liebt! — Gewiß, er wünſcht dich zur Gattin, und bald wirſt du mit ihm die glücklichſte deines Geſchlechtes ſeyn. Lorenzo iſt jung, artig, er hat eine gute Erziehung genoſſen, und erbt einſt von ſeinem Vater ein anſehnliches Vermögen; ja dieſe Verbindung würde das Glück meiner alten Tage machen, und ich wünſche, daß du ernſtlich daran denken mögeſt.“

Ich hörte dieſe letzten Worte nur halb, denn mein Innerſtes war ganz empört; ich fühlte, daß mir Thränen in die Augen traten, darum entfernte ich mich ſchnell und ſchweigend. Auf meinem Zimmer wiederholte ich mir die Worte meines Vaters, und — auch meinen Schwur: Zanubio treu zu bleiben bis in den Tod! —

Zanubio beſuchte uns immer öfter, blieb immer länger, und bald bemerkte mein Vater unſere wechſelſeitige Zuneigung; doch jenen hohen Grad der Liebe, mit welchem ich an dem Jüngling hing, konnte er nicht muthmaßen. Meine Liebe kannte keine Grenzen. — ſeine Sorgen, ſeine Freuden waren die meinigen, ich kannte keinen andern Gedanken, als ihn, ich ſah nur ihn, ich lebte nur in ihm. Jeden ſeiner Schritte, jede ſeiner Bewegungen verfolgte ich. [illegible] er kam und ging, ſo war ich erſt dann ruhig, wenn ich wußte, wohin er ging; ja, ich zählte die Minuten, die er nothwendig hatte, um von unſerm Zimmer bis in das ſeinige zu kommen, ſtellte mich an mein Fenſter, und wenn er auch nur um eine Minute ſpäter eintrat, ſo war ich ſchon beſorgt. — Wenn ich ſah, daß ihn Jemand beſuchte, den ich nicht kannte, ſo ſchlug mir das Herz; bald war mir's, als ſäh' ich, wie ihm der Fremde ein Briefchen von einer fremden Dame in die Hand drückte, bald glaubte ich in ſeinen Geberden zu leſen, er habe eine unangenehme Nachſind? Seht mir einmal meinen alten Freund an, mit ſeiner trefflichen Structur, und tadelt ihn noch! Unſre Altvordern überlegten beſſer, als wir, wenn ſie etwas ins Werk ſetzten. Seht! der Ofen iſt groß, ſomit hat die Glut und Hitze Raum darinnen, und fliegt nicht zum Schornſtein hinaus. Er ſteht tief in das Zimmer hinein, doch paßlich in einer Ecke, ſo daß er nicht zu viel Raum einnimmt, man kann ganz um ihn herumgehn, er bietet einen köſtlichen Schmollwinkel, ein Zimmer im Zimmer dar! In der Mitte die treffliche Röhre zu häuslichem Gebrauch, war ſonſt ihre gute Freundin, Ferdinand! wenn Sie, ein wilder Stettinerapfelwangigter Burſch, gebratne Äpfel drinn fanden! die hohen Füße unterſtützen feſt und zierlich den trefflichen Bau, und vorerſt ruht auf ihnen eine ſtarke eiſerne Platte, welche Wärme über den ganzen Erdboden verbreitet. Bei den modernen, rings ummauerten Öfen zieht ſie nutzlos in den Schutt hinein, mit welchem ſie ausgefüllt ſind. Ein ſolcher Ofen kommt mir vor, wie ein Scheinfreund, für echte Glut gibt er nur leere Complimente, denn es wird mir bei den neuen Öfen, wie bei ſchlechten Gedichten, weder kalt noch heiß. Daß aber die Kacheln, die Chiffern des Landesherrn, und die Jahreszahl tragen, das werdet ihr doch nicht tadeln? Welche beſſ're Erinnerung in den kurzen Wintertagen und den langen Abenden, als die an unſre Pflicht, und an die Flüchtigkeit der Zeit? [illegible]., tadelt mir nicht, was die Väter thaten! Und wenn ich nur meine Kleider hätte ändern laſſen, wie Alle verlangten, was wärs? Ich müßte wieder den Schneider nehmen, die Taillen ſind wieder lang, und ich habe mich wieder in die gute alte ſtellen. Tauſend Projekte durchkreuzten meinen Kopf, endlich wählte ich eines, welches mir das vorzüglichſte und gewiſſeſte ſchien. Ich ſchloß mich an Lorenzo, ſprach öfter und geheimnißvoller mit ihm, ſtellte mich an, als ob ich erſchräke, wenn Zanubio uns überraſchte, ging mit ihm ſpazieren, verlor mich da abſichtlich in den dichteſten Partien des Gartens ſeiner Mutter, kurz, ich that Alles, um Zanubio's Eiferſucht zu erregen; allein vergebens, — er machte mir auch nicht einen Vorwurf. Iſt ſtellte ihn dar[illegible], wie er dies alles ſo gleichgiltig anſehen könne, allein er antwortete mir: „Wie könnte ich glauben, daß du je einen Andern lieben könnteſt, als mich? — Könnte ich dich ungetreu halten, ich würde nicht leben!“ — Selbſt dieſe Worte ſchienen mir kalt und herzlos, und ich beſchloß das Äußerſte zu verſuchen. Mein Vater bemerkte dikſe Veränderung meines Betragens gegen Lorenzo mit der größten Freude, er hoffte nun, daß ſein Lieblingswunſch, [illegible] Lorenzo vermählt zu ſehen, in Erfüllung gehen werde. Er ſprach dem jungen Manne zu, mich mit aller möglichen Zärtlichkeit zu behandeln, und wenn ihm dieſer antwortete, er ſei verſichert, daß mein Herz ſchon für einen andern Mann brenne, und daß er es nicht wage, mir ſeine Hand anzubieten, ſo rieth ihm jener Geduld an, und verſicherte ihn, es werde ſich Alles geben. Er ſelbſt aber ließ keine Gelegenheit unbenützt Zanubio bemerkbar zu machen, daß es für ihn keine Hoffnung gebe meine Hand zu erhalten; allein dieſer hielt ſich meiner Liebe ſo gewiß, [illegible] [illegible] auch die erniedrigendſten Reden meines Vaters nichts weniger als fürchten ließen.

Ich ſelbſt unterließ nichts, den Geliebten aus ſeiner ſorgloſen Ruhe zu wecken, ich verſagte ihm auch die kleinſte Liebkoſung, ſchrieb ſeine Zärtlichkeit mehr einer vorübergehenden Begierde als einer feſten Liebe zu, und ſuchte auf dieſe Art ihn immer mehr zu entflammen. Ja ich ging ſo weit, daß ich ſogar ein Briefchen an Lorenzo ſchrieb, worin ich ihm meldete: daß ich ihm nicht abgeneigt, allein daß die Gegenwart Zanubio's mir ein immerwährender Stachel ſei, und daß ich erſt dann ganz die Seinige ſeyn wolle, [illegible] [illegible] Gelegenheit gefunden hätten den Mann zu entfernen, deſſen Vorwürfe ich zu erwarten hätte.

Ich übergab dies Billet einer alten Magd mit dem Befehle, ſie möchte es noch dieſen Abend zu Zanubio tragen, und ihm ſagen, ſie habe es von mir erhalten, um es an Lorenzo zu übergeben. Dieſer Befehl wurde genau vollzogen.

Fünfzehn Tage beſuchte Zanubio unſer Haus nicht, und [illegible] [illegible] ich ihn durch dieſe Unvorſichtigkeit auf ewig von mir entfernt zu [illegible]. Ich bereitete mich ſchon dazu vor, wie ich ihn voll Liebe empfangen, in ſeine Arme ſinken und ihm geſtehen wollte, daß dieſes Alles nur Liſt von mir war, als er am ſechzehnten Tage mit eben jener ruhigen Kälte in unſerem Hauſe erſchien, wie vorher. Ich bemerkte nicht die geringſte Veränderung in ſeinem Betragen und dieſe Gleichmuth ſchreckte mich aufs Neue zurück ihm Alles zu entdecken. Er war zuvorkommend höflich gegen mich und Lorenzo, nur etwas zerſtreut kam er mir vor.

„Iſt's möglich!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „daß ich ihm ſo ganz gleichgiltig geworden bin!“ und ein Strom von Thränen ergoß ſich über meine Wangen. Die ganze Nacht ſaß ich weinend an meinem Bette, und kein Schlummer erquickte meine Kräfte und ließ mich auf einige Augenblicke meinen Gram vergeſſen. Des andern Morgens erſchien Zanubio wieder. Ich führte ihn bei Seite und ſprach zu ihm: „Zanubio, liebſt du mich noch?“ „Eben ſo ſehr als du mich,“ antwortete er mir. „O dann beteſt du mich an,“ verſetzte ich, und drückte ihn heftig in meine Arme. — Bei dieſen Worten warf er einen Blick des Unwillens und der Verachtung auf mich und wankte ſich aus meinen Armen. — „Wir können hier nicht ungeſtört ſprechen,“ ſagte er endlich düſter, „wir können uns unſere geheimſten Gedanken nicht vertrauen ohne befürchten zu müſſen, belauſcht zu werden. Komm, wir wollen uns von aller Welt entfernen, und an dem Ufer des Sees unſere Herzen gegen einander ausſchütten. „Ich willigte ein, denn ich hoffte, das würde der Augenblick zur wechſelſeitigen Aufklärung und Verſöhnung ſeyn. Ich täuſchte die Wachſamkeit meines Vaters, und folgte Zanubio. —

Wir gingen durch die Stadt, längs dem Ufer des Mincio hin, der hier einen See bildet, und deſſen Wellen ſich an dem Geſtade zu unſern Füßen brachen, und kamen bis zu einem kleinen Wäldchen. Dort ſahen wir einen Nachen mit Stricken an einem Baume befeſtigt. Zanubio ſprang hinein und bat mich ihm zu folgen. „Komm Geliebte, komm,“ ſprach er mit heftigem Drängen, „komm, wir wollen ein wenig auf dem See herumfahren.“

Als ich den Fuß in den Nachen ſetzte, ergriff mich ein unwillkürliches Beben, ein Zurückſchaudern, deſſen Urſache ich mir nicht erklären konnte; doch überwand ich mein Gefühl und trat hinein. Er nahm das Ruder, ſah noch ein Mal zurück und ruderte dann nach der Mitte des Sees.

Als wir ſo weit entfernt waren, daß wir die Thürme des Städtchens aus den Augen verloren hatten, ſagte er mit dem Tone der kälteſten Verzweiflung zu mir: „Weißt du, wohin wir fahren? — Zum Tode!“

Ich wußte nach dieſer Anrede eigentlich nicht, ob und was ich zu befürchten hätte, dennoch ſträubten ſich die Haare auf meinem Kopfe empor. „Zum Tode?“ antwortete ich ihm. „Heiliger Gott, willſt du mich morden?“ — „Nein,“ erwiederte er, „wir wollen, wir müſſen beide ſterben. Ich kann nicht leben ohne dich, du kannſt nicht leben, da du mich ſchändlich betrogen haſt. Sieh dieſen Brief.“ Bei dieſen Worten übergab er mir das Billet, welches ich an Lorenzo geſchrieben hatte.

„Mein Geliebter!“ ſchrie ich, indem ich mich an ſeinen Hals warf, „das Alles war nur eine Liſt von mir, ich habe nie aufgehört dich zu lieben, ich liebe dich noch eben ſo zärtlich als damals, da ich dir in der Kirche den Eid ewiger Treue ſchwur.“ — „Ich war vorbereitet auf dieſe Sprache,“ erwiederte Zanubio mit einem bittern Lächeln, „allein unſer Schickſal ſteht feſt, feſt ſeit geſtern Abend. Reue iſt hier überflüſſig, hier bedarfſt du nur des Muthes. Sieh da dieſen Boden des Nachens, ſieh dieſes Fallbret darin an; dieſes allein iſt noch zwiſchen uns und der Ewigkeit. Ich drücke an dieſer Feder, und uns beide verſchlingen die unerſättlichen Wellen, und ſo verbindet dich wenigſtens der Senſenmann auf ewig mit mir. Rufe dir jenen Eid ins Gedächtniß zurück, welchen du mir im Tempel Gottes ſchwurſt. Ich habe ihn bis zu dieſem Augenblick mit dem meinigen in meinem Herzen getragen. Ich ſchwöre dir, ſprachſt du feierlich, indem du deine Hand zum Bilde des Gekreuzigten emporhobſt, und mit der andern die meinige drückteſt, ich ſchwöre dir ewig treu zu ſeyn. Ich will dich jetzt von einem Meineide retten.“

„Dieſen Schwur wiederhole ich dir noch ein Mal jetzt unter dem blauen Himmelszelte,“ rief ich, „und eben ſo rein und unſchuldig wie damals.“ — „Haſt du denn ſo viel Furcht vor dem Tode,“ verſetzte Zanubio mit gräßlichem Lächeln, „daß du ſelbſt an der Pforte der Ewigkeit zur Lügnerin wirſt? Ich fordere jetzt keinen Schwur mehr von dir." — „Frage meinen Vater, frage Lorenzo ſelbſt," ſchrie ich in der höchſten Angſt. — „Dein Vater ſagte mir noch geſtern," antwortete der Grauſame, „daß du dich wider eine Verbindung mit Lorenzo nicht länger mehr ſträubteſt, — und Lorenzo kann ich nicht mehr fragen, er iſt nicht mehr unter den Lebendigen." „Lorenzo todt!" rief ich, „Barbar! — du ihn gemordet!" — und fiel bewußtlos auf den Boden des Schiffes. „Ja!" grinſte mir Zanubio mit fürchterlicher Stimme zu, „auch der Treuloſe fand den Tod in den Wellen, wie du ihn ſelbſt finden wirſt." Bei dieſen Worten drückte er an der Feder und das Fallbret öffnete ſich. Das Waſſer drang hervor, und ich ſprang über den Nachen in die See, weil ich im Freien eher noch Rettung ſah, als unter dem Schiffe. Zanubio ſtürzte ſich mir nach, umfing mich mit beiden Armen und donnerte mir zu: „Einzig geliebtes Weib! nun ſind wir nicht mehr zu retten, wir ſterben mit einander." Dieſe Worte waren die letzten, welche ich hörte, eine Welle verſchlang uns, und ich verlor meine Beſinnung.

Einige Schiffer, welche nicht weit von uns fuhren, retteten mich. — Nach einigen Minuten kam ich ins Leben zurück. — Ich ſah um mich — „Zanubio!" rief ich, „wo iſt Zanubio?" — Die Schiffer deuteten ſchweigend auf die Wellen. — Da wollt' ich mich dem Treuen nachſtürzen, allein ich wurde zurückgehalten und zu meinem Vater gebracht.

Die Geſchichte war bald in Mantua bekannt; ich wählte den Schleier, und alle Thränen, die ſeit jenem Tage meine Augen unaufhörlich näſſen, waren nicht im Stande meine Reue weg zu waſchen.

Für Euch, Ihr Mädchen, habe ich meine traurige Geſchichte aufgezeichnet, die Ihr an der Treue eines Mannes gleich verzweifelt, wenn er nicht ſchwärmt, ſondern handelt.

Künstlerzerstreuung.

Eine wahre Begebenheit.

Mode richtig hinein gelebt! Trinkt zu, ihr Herrn, es ſchmeckt nach der Reiſe, mein Alter wird auch gleich hier ſeyn? Ja, was die langen Taillen betrifft, ſo ſollt ihr nur ſehn, wie ſauber ſich unſre jungen Mädchen wieder ausnehmen, nun ſie wieder ſo niedlich, knapp, und jungfräulich angethan ſind; es iſt eine Luſt ſie nun zu ſehn! Ein Gräuel ſind ſie alle meinen Augen geweſen, ich meinte immer, ſie müßten ſich gleich an den Waſchtrog ſtellen, mit den nackten Armen, und dem ſchletternden, nachläſſigen, entſtellenden, ſogenannten griechiſchen Kleide, an dem nichts feſt ſaß! Heut Abend iſt Picknick auf dem Rathſaal, da werdet ihr ja ſehn, ich fahre ſelbſt hin!" „Wenn die Mädchen jetzt wieder wie die Weſpen einhergehen," ſcherzte Ferdinand, „ſo wahr' uns nur der Himmel vor dem Stachel!" „Was, Weſpe?" rief zornig die Tante, „ſchmuck und züchtig gehn ſie einher, können nichts unrechtes mehr unter den Falten verhehlen, und kann ihnen nichts unrechtes mehr nachgeſagt werden. Gott ehre mir die honnette Tracht!" Jetzt kam der Oheim, ein ſchöner Greis, mit hellen, blauen Augen, rothen Wangen und Silberhaaren. Er reichte freudig beiden Jünglingen die Hand, hielt beide feſt vor ſich hin, und betrachtete ſie lange mit funkelnden Blicken. „Gott ſei gedankt, Jungens!" rief er dann aus, „Ihr habt Euch beide ſelbſt treulich heimgebracht! Alles iſt noch Niet- und Nagelfeſt am innern Menſchen! Nun erzählt mir hübſch was. Wie ſtehts allerwege? Sind die Leute noch immer überall ſo närriſch, wie bei uns zu Hauſe? Lacht nicht Burſchen! Wie die Schlange die Haut abwirft, aber nicht die Natur, ſo das Menſchengeſchlecht, es ſetzt bisweilen eine

Eines Abends fiel unſer Geſpräch auf die Duelle.
eder wußte ein Hiſtörchen zu erzählen, endlich nahm
., ein vortrefflicher Landſchaftsmaler, das Wort und
eilte uns die Begebenheit mit, welche man hier le-
n wird.

Vor zwei Jahren wohnte ich in der **Rue blanche.**
n Erdgeſchoße des Hauſes wohnte ein Engländer,
ir James Plumpert, mit ſeiner Gattin. Lady
udith Plumpert war eine ſchöne Frau von bei-
ufig acht und zwanzig Jahren, vielleicht ein wenig zu
oß und ein wenig zu blond, aber übrigens ganz dazu
ſchaffen, einem jungen Manne eine Neigung ein-
flößen, deſſen Herz freier geweſen wäre, als das
einige dazumal war. Ich aber dachte nicht daran,
d wenn ich an das Fenſter trat, und Lady Judith
n Hausgarten ſpazieren gehen ſah, ſo blickte ich ſie
irklich ganz gleichgiltig an, und weder die Majeſtät
rer Haltung, noch ihr feuriges Auge machten einen
indruck auf mich.

Mehr aber beſchäftigte mich eine andere Nachbar-
haft. Ober mir nämlich wohnte — nicht eine ſchöne
nge Frau — wohl aber ein alter häßlicher Jungge-
lle, der die entſetzliche Sucht hatte, die Klarinette
ſpielen, und wie ſpielte er? — miſerabel, und wann

ſpielte er? — gewöhnlich erſt um Mitternacht. Ich ſuchte mich mit ihm umſonſt zu vergleichen, die Gewohnheit war bei ihm ſtärker als meine Bitten und ſelbſt meine Anerbietungen; es blieb mir alſo nichts übrig, als meine Wohnung zu verlaſſen.

Wie groß war mein Erſtaunen, als ich in meiner neuen Wohnung **Rue de Provence** als meine Nachbarn wieder Sir Plumpert und ſeine Gattin fand. Ohne Zweifel, dachte ich, hat auch ſie die Klarinette vertrieben, allein daß uns der Zufall hier wieder vereinigte, iſt doch ſonderbar, und ein ſolches Glück wäre mir gewiß nicht begegnet, wenn ich in Lady Judith wirklich verliebt wäre. Ich beachtete die wüthenden Blicke nicht, die mir Sir James zuwarf, wenn er mir auf der Treppe begegnete. Der Baronet glaubte nicht an den Zufall, wie ich, er war unempfindlich gegen die Mißtöne der Klarinette geweſen, und nur ſeine Eiferſucht hatte ihn vermocht ſeine Wohnung zu verändern. Ja, meine Herren, Sir James war eiferſüchtig auf mich. Er that mir die Ehre an, mich für gefährlich zu halten und wollte ſeine Frau von einer ſolchen Nachbarſchaft befreien. Sie können alſo denken, wie ſehr es ihn ärgerte, mich hier wieder zu finden; allein der Zufall ließ es dabei nicht bewenden. Von dieſem Augenblicke an ging ich auf keinen Ball, in kein Theater, ohne Lady Judith dort zu finden, es hätte ſich nicht beſſer fügen können, wenn wir im vollkommenſten Einverſtändniſſe mit einander geweſen wären. Ein Dämon ſchien den Baronet zu leiten, er führte ſeine Gattin überall hin, wo ich war. Ein jeder Andere als ich hätte darin einen Fingerzeig der Vorſicht geſehen, und eine Aufgabe, welche ſüß zu löſen war, allein der Himmel iſt mein Zeuge, alle dieſe Zufälle ließen nicht einen ſträflichen Gedanken in meiner Seele keimen.

Schon lange war es mein Plan, Italien zu beſuchen. Jetzt führte ich dieſen Plan aus, ohne an Lady Judith zu denken. Allein leider war meine Reiſe von kurzer Dauer. Vierzehn Tage nach meiner Abreiſe erhielt ich einen Brief, daß mein Onkel geſtorben und mich zum Erben eingeſetzt habe. Ich möchte ſo ſchnell als möglich nach Paris zurückkehren, ſchrieb mir mein Advokat, denn wir hätten mit ſtreitſüchtigen Seitenverwandten zu thun, welche das Teſtament anfechten.

Ungeachtet der Eile, womit ich meine Rückreiſe beſchleunigte, war ich doch gezwungen, in einem Dorfe am Fuße der Alpen zu übernachten. Es war mir ſehr unlieb, allein ich konnte für alles Geld vor dem nächſten Morgen keine Pferde bekommen. Ich mußte mich alſo in das Unvermeidliche fügen, und nachdem ich meine Bagage in dem einzigen Wirthshauſe des Ortes untergebracht hatte, machte ich bis zum Abendeſſen einen Spaziergang. Die Landſchaft war bewunderungswürdig und der herrliche Anblick der Berge ließ mich, den Landſchaftsmaler, die Stunde zur Rückkehr vergeſſen. Als ich im Wirthshauſe ankam, war das Abendeſſen ſchon aufgetragen, und zwei Reiſende, welche erſt nach mir angekommen waren, ließen es ſich ſchmecken.

Wer waren dieſe beiden Reiſenden? — Ich wette, Ihr habt es ſchon errathen? — Nun ja, ſie waren es, wieder ſie und immer ſie, der Baronet und ſeine Gattin.

Sir James ließ ſeine Gabel fallen, als er mich erblickte, und konnte einen Ausruf der Verwunderung und des Zornes nicht zurückhalten. Das Geſicht der Lady verrieth keine innere Bewegung. Ich grüßte die Gäſte artig, ſetzte mich lächelnd zu ihnen nieder und aß mit gutem Appetit. Als das Eſſen zu Ende war, verließ ich die Herberge wieder, um meinen Spaziergang fortzuſetzen. Konnte ich die Zeit beſſer verwenden? Aber kaum hatte ich einige Schritte gethan, als mich eine Hand ziemlich unſanft auf die Schulter klopfte, ich wendete mich um und Sir James ſtand vor mir.

„Herr!“ ſprach er in ziemlich verſtändlichem Franzöſiſch zu mir, „das iſt zu viel!“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr, und bitte ſich deutlicher zu erklären.“

„Sie mich nicht verſtehen? — Schändlich! Sie halten mich alſo für dumm oder blind?“

„Dagegen muß ich proteſtiren; da ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, ſo kann ich auch weder Ihren Verſtand noch Ihr ſcharfes Auge je in Zweifel gezogen haben.“

„Das Proteſtiren iſt an mir; die Sache darf nicht weiter gehen, jetzt muß ſie enden.“

„Meinetwegen. Alſo enden wir und ſagen Sie mir, was Sie eigentlich von mir haben wollen?“

„Was ich will? Ich will Ihren Verfolgungen ein Ziel ſetzen, ich will, was ein beleidigter Ehemann wollen muß. Sie glauben vielleicht, Ihre verbrecheriſche Leidenſchaft zu meiner Frau ſei mir nicht bekannt? da müßten Sie Ihre Sache nicht mit einer ſo ſchändlichen Offenheit betrieben haben.“

„Ich in Ihre Frau verliebt? — Das iſt mir eine Neuigkeit. Ich laſſe allen guten Eigenſchaften der Lady volle Gerechtigkeit widerfahren, aber ich ſchwöre Ihnen ...“

„Schwören Sie nicht, mein Herr, es nützt Ihnen zu nichts. Als Sie in der Rue blanche wohnten, ſtanden Sie nicht den ganzen Tag am Fenſter, um meiner Gattin ſüße Blicke zuzuwerfen? Ich habe mein Logement verändert und bin in die Straße Provence gezogen, drei Tage nachher wohnen Sie auch dort in demſelben Hauſe. Damit nicht zufrieden, ſind Sie ſo keck, meiner Frau überall zu folgen, auf Bälle, in die Theater, auf Spaziergänge, in Konzerte, überall. Um die Lady dieſen Nachſtellungen zu entziehen, reiſe ich endlich ſogar mit ihr fort, führe ſie nach Italien, und die erſte Perſon, welche wir an der Grenze begegnen, ſind wieder Sie, mein Herr, Sie, der Sie den Gegenſtand Ihrer Leidenſchaft bis ans Ende der Welt verfolgen. Und Sie wagen es zu läugnen, daß Sie in meine Frau verliebt ſind?“

„Ich geſtehe, daß der Anſchein gegen mich iſt und daß der Zufall Ihren Verdacht rege machen konn Allein zu allen dem, was Sie da ſagen, habe i nichts beigetragen. Wenn es Ihnen beliebt hätte, Paris einige Erkundigungen über mich einzuziehen ſo würden Sie vernommen haben, daß ich vor vierzeh Tagen nach Italien abgereiſet ſei, und Sie hätte einen andern Weg nehmen können."

„Seit vierzehn Tagen ſchon ſind Sie von Par abgereiſt und ſind erſt bis hieher gekommen?"

„Ich war ſchon viel weiter, bin aber genöthigt wieder nach Paris zurückzukehren."

„Wenn ich Sie auf dieſe Art nach Paris zurüc kehren laſſe, ſo bin ich überzeugt, Sie in Mailan wieder zu finden. Leere Ausflüchte. Wir dürfen un auf dieſer Welt nicht mehr begegnen und darum mu ich Ihnen das Leben nehmen, oder Sie mir."

„Das iſt allerdings ein ſicheres Mittel. Noc einmal geb' ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ni Liebe für die Lady gefühlt habe, und daß es allei der Zufall war, der uns immer zuſammenführte Wenn Sie aber darauf beſtehen, ſich für beleidig zu halten, ſo bin ich bereit, Ihnen jede Genugthuung zu geben."

„Ich nehme es an. Welche Waffen wählen Sie Ohne Zweifel haben Sie ſich von Allem, was mi betrifft, genau in Kenntniß geſetzt; Sie werden da her auch wiſſen, daß ich ſehr gewandt mit dem De gen umzugehen weiß, und es gibt keinen Fechtmei ſter in England und Frankreich, der ſich mit mi meſſen könnte."

„Aufrichtigkeit für Aufrichtigkeit, Sir James! Ich verſtehe den Degen nicht zu führen, aber ich kann auf 40 Schritte eine Piſtolenkugel durch den Griff Ihres guten Degens ſchießen, und das ſo oft Sie wollen, ich wette auf jeden Schuß 50 Guineen."

„Das iſt ſtark. Ich bin wieder im Schießen nicht ſtark, unſere Waffen ſind alſo nicht dieſelben, und wir haben hier auch keine Freunde zu Sekundanten, welche den Zweikampf leiten."

„Es gäbe noch ein Mittel."

„Welches?"

„Wir laden eine Piſtole und wählen. Der Zufall, der hier den Knoten geſchürzt hat, wird ihn auch löſen."

„Ich bin nicht glücklich im Spiele," ſagte Sir James betroffen, „und ich würde Ihren Vorſchlag nur im äußerſten Falle annehmen. Zudem iſt es heute ſchon zu ſpät, um uns zu ſchlagen. Bis morgen werden wir wohl einen Ausweg finden. Über Nacht kommt Rath."

Wir gingen in die Herberge zurück. Ich ſchrieb noch einen Brief, und ſchlief dann ruhig. Bei Anbruch des Morgens trat der Baronet in mein Zimmer und ſprach: „Ich habe eine Idee. Sehen Sie dort, beiläufig eine halbe Stunde von hier, jenen hohen Berg."

„Ich habe ihn geſtern ſchon beim Untergange der Sonne bewundert."

„Gut! dieſer Berg ſcheint mir ein geeignetes Terrain, unſere Sache auszugleichen. Was liegt an der Form des Kampfes, wenn nur der Zweck erreicht wird. Ich meine, wir nehmen beide unſere Piſtolen, und gehen jeder allein auf den Berg. Verſtehen Sie mich gut: Jeder von uns darf nur zwei Schüſſe thun, aber wie er will, und wann er will, von nahe oder von ferne, verſteckt oder offen, muthig dem Feinde im Angeſichte oder liſtig von hinten. Alles ſoll erlaubt ſeyn, nur nicht mehr als zwei Schüſſe. Wollen Sie das?“

„Ich nehme Alles an, was Sie wollen. Laſſen Sie uns gehen.“

Wir nahmen unſere Piſtolen, ladeten ſie, ſteckten Jeder nicht mehr als noch eine Ladung zu uns, und gingen dem Berge zu, abgeſondert, der Eine links, der Andere rechts.

Ich weiß nicht, warum das Drama, worin ich Einer der Hauptakteure ſeyn ſollte, mich ſo wenig intereſſirte? Ich gab mich im Gegentheile ganz dem friſchen Morgen, dem ſonderbaren und ſeltſamen Eindrucke, den dieſe Gebirgskette auf mich machte, hin. Ich hatte die Füße im Thau gebadet und den Kopf zur Sonne gewendet. Ich ging, wie mich eben ein Fußſteig lockte, nur in den himmliſchen Anblick dieſer üppigen Alpennatur verſunken, ohne daran zu denken, daß ich hier mein Blut geben, oder fremdes vergießen ſollte. Liebe Freunde, man muß ein Maler und ein Landſchaftsmaler ſeyn, um das zu begreifen.

Übrigens erinnerte ich mich doch daran, als eine Stunde vergangen war, und als ich am Fuße einer Schlucht angelangt, Sir James auf der andern

Seite derſelben ſtehen und auf mich zielen ſah. Sobald er ſich entdeckt ſah, ſenkte er die Waffe, aber ich hob meine Piſtole, ſchlug an und ſchoß auf ihn, er aber machte eine ſo glückliche Wendung, daß ich ihn nicht traf, dann grüßte er mich ſpöttiſch und verſchwand.

Ich fing nun wohl an, einzuſehen, daß die Sache ernſthaft ſei, auch befand ich mich ſchon im Nachtheile; denn eine Ladung von mir war verſchoſſen und ich beſaß nur mehr eine. Ich nahm mir alſo vor, eine günſtige Gelegenheit zu ſuchen, wo meine Geſchicklichkeit mir helfen könnte. Mich ſolchen Gedanken überlaſſend, ſtieg ich den Berg am Rande des Hohlwegs hinan.

Ich gelangte auf eine kleine Wieſe, von welcher der Duft der Alpenkräuter zu mir emporſtieg, und wo ich die herrlichſte Ausſicht genoß, die mir noch in meinem ganzen Leben vorgekommen war. Hätte ich mein Album bei mir gehabt, ich hätte gewiß angefangen zu zeichnen, ohne mich mehr um die Gefahr zu bekümmern, welche mich bedrohte. Die Landſchaft war ſo unausſprechlich reich und ſchön, und ich an eine Eiche gelehnt, in ihren Anblick ganz verloren. Da pfiff plötzlich eine Kugel über meinem Kopfe hin, und ein Zweig, den meine Haare berührt hatten, fiel, von der Kugel durchſchoſſen, zu meinen Füßen nieder. Ich blickte um mich, und ſah nur wenige Schritte von mir Sir James laufen. Er mußte in ſehr kurzer Diſtanz auf mich geſchoſſen haben, und, obſchon ich noch bebte, konnte ich mich doch nicht entneue Kappe auf, aber die alte Thorheit bleibt! Du, Ferdinand, haſt recht fleißig Correſpondenz-Nachrichten geſchickt, die mich höchlich ergötzt. Die liebe Jugend ſchaut immer durch ein Prisma; der Redacteur hat mir alles zurückgegeben, er meinte, das Ausführliche, genau, treuherzig aufgefaßte, taugte nicht in ſeinen Kram, er will die Landſchaften a vue d'oiseau, die Gegenſtände in allgemein verſchmelzender Beleuchtung, ſo daß Eins dem Andern nicht ſchadet. Er meint: die Journale müßten aufhören, wenn man nur von intereſſanten Dingen berichtete; er ſpricht: in jedes Schiff gehörte eine gute Ladung Ballaſt, und nicht aller Ballaſt brauchte zu ſeyn, wie der vor Jahren nach Sachſen geſchickt worden, der, bekanntlich aus Pomeranzenbäumen beſtand, denen zwar Wurzel und Stamm abgehauen war, die aber gleichwohl in Dresden in Kübel gepflanzt wurden, und ſeit vielen Jahren nun, freudig wurzelnd und vollblühend, jeden Sommer um die Fontainen des ſchönen Zwingers umherprangen. Er meinte ferner, wenn du Kunz lobeſt, wie ſehr er es werth ſey, ſo wird Hinz und Michel grimmig, die nicht des Lobes werth; und man müſſe überhaupt nur in conventionellen Ausdrücken loben, und Jeden hübſch ſeinen Theil zumeſſen, damit Alle zufrieden nach Hauſe gingen. Bloß das Verdienſt loben, und mit Enthuſiasmus, nennt er einſeitig ſeyn. In Summa, er hat ſich einige Notizen aus den Briefen abgeſchrieben, [illegible] benutzt, und mir achſelzuckend das Übrige zurückgeſtellt." „Hat Recht der trockene Schleifer," rief Ferdinand aus, „ich bin ſeelenvergnügt, daß nichts gedruckt ſteht, vielleicht gar überfeilt von ſeiner Weisheit! Aber liebſter Oheim, ſie ſagen uns halten, ihm nachzurufen, daß er ſehr ungeſchickt geweſen ſeyn müſſe. Übrigens entfernte ich mich, vergnügt darüber, daß durch dieſen Schuß die Gleichheit zwiſchen uns wieder hergeſtellt war.

Bald aber verſank ich wieder in meine vorige poetiſche Zerſtreuung und künſtleriſche Träumerei; ich ließ mich gehen, meinen nahen Feind aufs Neue ganz vergeſſend. Dieſe rieſenhaften Formen der Gebirge waren ganz gemacht, mich zu feſſeln. Das ganze Schauſpiel war ein ſo großes und neues Studium für mich, daß ich mich ihm ganz hingab. Übrigens wußte ich Sir James jetzt weit von mir entfernt und durfte daher keinen Überfall fürchten.

So träumend und bewundernd befand ich mich plötzlich vor einer Gruppe junger Pinien, ein ungeheurer weißer Geier erhob ſich aus derſelben mit brauſendem Flügelſchlag in die Luft. Auf ihn zielen und ihn herab ſchießen war für mich das Werk eines Augenblicks. Es war ſchon geſchehen, bevor ich noch daran dachte, es zu thun. — Nun aber folgte gleich darauf die Überlegung, und ich ſtand ſtarr vor Schrecken. — Den zweiten Schuß hatte ich verſendet, und ich durfte nun nur ganz ruhig die Arme in einander ſchlagen und warten, bis mich James zweite Ladung trifft. Mein Gegner konnte kommen, und ſeine Piſtole auf meine Bruſt ſetzen, ich konnte nichts dagegen thun. Jetzt wichen alle Künſtlerträume, alle Begeiſterung für die Natur von mir. Ich ging haſtig und ohne mich mehr umzuſehen weiter. Es war jetzt kein Kampf mehr, der mich erwartete, ſondern ein gewiſſer Tod. Mein Gefühl war daſſelbe, als ob ich gewußt hätte, ein Mörder verfolge mich, und ich könne mich nicht vertheidigen. Unter jedem Strauche, an dem ich vorüberging, konnte der Tod auf mich warten. Auf dieſe Art war ich beinahe eine Stunde lang gelaufen, als Glockenſchall an mein Ohr ſchlug, es war eine Heerde mit ihrem Hirten.

Ich fragte den Hirten: „Haſt du nicht einen Herrn geſehen?“ — „Ja,“ antwortete er mir, „er ſtieg mehr aufwärts, und muß ſich jetzt wahrſcheinlich ganz auf der entgegengeſetzten Seite befinden.“

Dieſe Worte gaben mir Hoffnung, und ich warf dem Hirten dafür einen Thaler hin. „Bin ich noch weit vom Dorfe entfernt?“ fragte ich den Jungen noch. — „Nein,“ ſagte er, „nur jenen Fußſteig eingeſchlagen, und Sie ſind bald dort.“ Ich ſchlug den Fußſteig ein, und die Blicke manchmal zum Berge zurückwendend, ſah ich in weiter Entfernung Sir James, welcher auf dem Berge herumſtieg und mit der größten Vorſicht überall um ſich ſah, und jede Baumgruppe von allen Seiten unterſuchte, bevor er hinter dieſe trat. Der Mann wäre ein guter Buſchklepper geworden, dachte ich mir, der jagt nicht nach Phantomen und verſchießt ſein Pulver auf keinen Geier. Im Wäldchen von Boulogne kann er mich wieder treffen, wenn es ihm beliebt. Aber kein pittoreskes Duell mehr, das iſt nicht meine Sache.

Im Kurzem befand ich mich wieder im Dorfe und in der Herberge. Ich fand dort Lady Judith ſehr ängſtlich, welcher ich die ganze Geſchichte erzählte und ihr dann ein Briefchen an ihren Gatten hinterließ, folgenden Inhaltes:

„Wenn die Parthie gleich ſteht, ſo kann ein „Mann von Lebensart aufhören zu ſpielen, indem er „ſich verbindlich macht, ſpäter das Spiel wieder fortzuſetzen. Wenn ich ſechs Stunden nüchtern herumgehe, ſo bin ich zu nichts mehr tauglich, nicht einmal dazu, einen einbilderiſchen Ehemann zu tödten. „Ich ſah mich alſo gezwungen das Schlachtfeld zu „räumen. Ich bedauere, Ihnen hier keinen Tag „mehr widmen zu können, aber in Paris, wohin „ich gehe, werde ich immer zu Dienſten ſeyn.“

Und ich reiſte ab. — Seitdem habe ich den Baronet und ſeine Frau nie mehr geſehen.

Inhalt
des ſechsten Bändchens.

Seite

Begriffe von Gott. Ein Mährchen. . . . 1
Die Verlaſſenſchaft des Pflanzers. Erzählung. 9
Vier kleine rührende Erzählungen und zwar
  1. Lieber ſterben! Eine einfache Geſchichte. 39
  2. Die beiden Mütter. Wahre Begebenheit. 49
  3. Der Kunſtreiter. Eine kleine Novelle. 53
  4. Der Bettler. 60
Die Verwandten. Ein Mährchen nach dem Franzöſiſchen. 69
Die Phyſiognomiſten. Ein Mahrchen. . . . 81
Fünf Tage auf dem Lande. Ein Lebensbild. . 95
Die Pantoffeln des Sultans. Orientaliſche Erzählung. 115
Die Eroberung von Ivre. Skizze aus dem italieniſchen Feldzuge. 121
Wie ſtiftet man Heirathen? Ein Gemälde aus dem Leben. 127
Der Räuber Kara-Aly. 147
Zanubio und Teana. Eine italieniſche Novelle. 161
Künſtlerzerſtreuung. Eine wahre Begebenheit. 17

16 x cm

Gedi

Gedru

eitklänge.

* * *

Sammlung

von

ten politiſcher Färbung.

Verfaßt

vom 13. März 1848

bis

nde Februar 1850

von

Dr. J. F. Castelli.

Wien, 1850.
und im Verlage bei Leopold Grund.

A. 1913. 912

[illegible] Bibl.

ſchri
gang
dem
mein
freie
erha
iſt
hera

jeden
öffen
dem
benh

Vorwort.

werde von ſo vielen Seiten um Ab-
n mehrer meiner Zeitgedichte ange-
, daß ich glauben kann, es werde
Publikum nicht unangenehm ſein, alle
Gedichte, welche ich vom Tage der
Preſſe bis jetzt ſchrieb, geſammelt zu
n. Dieß allein und nicht Oſtentation
Urſache, warum ich ſie geſammelt
gebe.

ch habe es für nöthig erachtet bei
einzelnen den Tag ſeines früheren
chen Erſcheinens beizuſetzen, weil bei
euen ſchnellen Umſchwunge der Bege-
en heute etwas friſch und treffend iſt,

was morgen ſchon wieder unter die verwelkten Blüthen der Zeit gehört, und auf dieſe Art dürften dieſe Gedichte auch fortlaufende kleine Randgloſſen zu der großen Epoche unſerer Umwandlung ſein.

Viele davon haben ſich zur rechten Zeit Beifall errungen, kommen ſie jetzt zur unrechten Zeit, ſo diene ihnen Erinnerung an wichtige Tage zur Entſchuldigung.

Wien im Februar 1850.

Dr. J. F. Caſtelli.

Zeitklänge.

ja nichts von unſerer Angelegenheit?" „Was iſt da viel zu ſagen Adelhart? Der Schuft iſt in die weite Welt gegangen, und wir haben ſo viel von ſeinen elenden Streichen herausbekommen, daß wir froh ſind, ihn los zu ſeyn! Das brave Mädchen hat aber einen wackern Freier, und wir waren geſtern bei der Verlobung. Es iſt der Landrath, der ſich ſchon ſo lange um ſie beworben, an der Schlechtigkeit des Einen hat ſie die Trefflichkeit des Andern erkannt, und iſt ganz getröſtet." Adelhart ſchlug ſich vor die Stirn. „Du hätteſt ruhig in Trieſt bleiben ſollen," fuhr der Alte fort, „Hitzkopf! aber da ſchreibſt du mit Eſtaffette: der Elende muß gezüchtiget werden, dieſe Nacht ſitz ich im Wagen, und bin in einigen Tagen bei Ihnen! und führſt es auch aus. Nur um vier und zwanzig Stunden Geduld, ſo hatteſt du den zweiten Brief, der dir meldete, daß der Betrieger entwichen und Alles beigelegt ſey!'" „Verdammt," rief Adelhart, „doch nein! Es war gut! Aber ich muß gleich wieder zurück, augenblicklich, in einer Stunde!" „das wär!" fiel die Tante ein, „ich habe heut die ſchönſten Auſtern und einen Truthahn, Herr Sauſewind. Überdem kommt der Herr Pfarrer und der Bürgermeiſter, und der ehrliche Reimſchmidt, unſer alter Freund, dem ſein geiziges Weib keinen guten Biſſen kocht, und der zu Hauſe keine gute Stunde hat, daher iſt er auch ausgelaſſen, wenn er bei Freunden iſt, und ſoll uns bei jungem Hecht und alten Rheinwein, die ſchönſten Leberreime zu Tage bringen!" Leberreime, Truthähne, Auſtern und Poeten, welche Surrogate gegen Adelharts Träume und Hoffnungen! Er wollte auf ſeinem Entſchluß beſtehn, und mußte das himmliſche Mädchen

A

Wi

Di

Wi

Di

Di
Un

Ge

Di

Un
Ib

Lied für die Nationalgarde.

(Am 15. März 1848.)

Brüder! ein Gewehr in die Hand
Und auf den Hut die Kokarde!
ſind endlich jetzt eine Nation
Und dieſe braucht eine Garde,
Loſung iſt: eine beſſere Zeit!
Die Parole: Ordnung und Sicherheit.

haben in einem Tage erreicht,
Worum wir gebeten in Jahren,
ſchändlichen Freunde der Finſterniß
Sind alle ſchon abgefahren.
Preſſe iſt frei, das Licht bricht an
Oeſterreich ſchließt ſich an Deutſchland an.

ben die Jugendhelden hoch
Die zuerſt die Hydra bezwangen,
ief ergriffen von deutſchem Geiſt
Uns muthig die Freiheit errangen,
floß auch Einiger edles Blut
danken wir jetzo das höchſte Gut.

Es leb' unſer Kaiſer Ferdinand!
    Der unſ're Wünſche erfüllet,
Sorgt nun ihr Garden der Nation,
    Daß das Aufruhrsmeer wird geſtillet,
Vollendet iſt er, der kurze Krieg,
Benützt nun auch auf würdige Weiſe den Sieg!

Was ih jetzt ſein möcht?

Populäres Lied in Wiener Mundart.

(Am 19. März 1848.)

möcht' jetzt vor Allem der Kaiſer ſein!
Denn wer ſo g'ſchwind, faſt über Nacht,
Wie er, ſein Land hat glücklich g'macht,
den glanzt jetzt a Heiligenſchein,
Aus allen Augen blitzt ihm Dank,
Daß er's nit g'ſchob'n auf d'lange Bank,
alle Herzen flieg'n ihm zu
ſtört ihm g'wiß kan Menſch mehr d'Ruh',
Ja, ja, jetzt möcht' ih der Kaiſer ſein!

a Student möcht' ih ah jetzt ſein!
Der Medizin gebührt der Preis,
Die gleich das rechte Mittel weiß,
's Land vom Krankheitsſtoff wird rein;
Und das is ah das rechte Recht,
Das ſein'n Prozeß ſo gut verfecht',

Kurz, das is d'rechte Wiſſenſchaft,
Die gut benutzt Kopf, Herz und Kraft.
Ja, ja, i möcht' a Student jetzt ſein!

A Landſtand möcht' ih a jetzt ſein!
Jetzt kriegert' ih ganz g'wiß mehr Macht,
Das hat mir a beſſ're Ausſicht g'macht,
Daß ſ'mir ham g'worfen d'Fenſter ein.
Jetzt wer'n, wie eh', die ſtänd'ſchen Herrn
Die erſten Räth' von Kaiſer wer'n,
D'Ständ' wer'n nit ſteh'n für ſich allan,
Sie wer'n jetzt ſteh'n für d'ganze G'man.
Ja, ja, jetzt möcht' ih Landſtand ſein.

A Burger möcht' ih a gern ſein,
Die Braven hab'n zu aller Zeit
Zeigt' ihre Treu' und Redlichkeit,
Doch durften ſ'ch nie reden d'rein.
Jetzt derfen ſ'ſicher a was ſag'n,
Auch rathen, helfen, nit nur klag'n,
Der Burger wird jetzt mehr geſchätzt,
Weil Jeder is a Burger jetzt.
Ja, ja, jetzt möcht' ih a Burger ſein!

Wo aber möcht' ih all das ſein?
Nur da, wo jetzt das ſtärkſte Band
Vereint hat Fürſt und Vaterland,
In Oeſterreich nur möcht' ich's ſein!
Was lang verſchmäht vom Ausland war,
Und wo's jetzt worn is hell und klar

Indeß draußt' dort und da a Licht
Erſt freundlich durch die Dämm'rung bricht.
Ein Oeſterreicher nur allein
Sonſt möcht' i nix, nein gar nix ſein'

Geh'ſt denn nit dani von Wagen?

Ein wieneriſches Sprichwort mit Variationen.

(Am 26. März 1848.)

Ein jedes Land auf der Welt
Iſt ziemlich gleich einem Wagen,
Der Oeſterreicher-Wagen iſt gut
Wir können uns gar nicht beklagen,
Es iſt Alles drin was wir eben
Nothwendig haben zum Leben;
Nur finſter iſt's g'weſen, gut g'ſeh'n hab'n wir nicht
Und wollten wir bitten um etwas mehr Licht,
So hörten wir unſere Kutſcher gleich ſagen:
Geht's denn nit glei dani von Wagen?

Jetzt endlich war's uns zu viel,
Es hat uns entſetzlich verdroſſen
Daß wir in dem Wagen darin
Gewaltig ſind worden geſtoſſen
Und daß wir ſtets ſtill ſitzen ſollen
Und hinfahren dort wo ſie wollen,

Wir haben geſeh'n daß Gefahr uns auch droht
Und daß wir zuletzt werden ſtecken im Koth,
Da war'n wir ſo frei zu den Kutſchern zu ſagen:
Geht's denn nit glei dani von Wagen?

Der Wag'n wird jetzt neu fabrizirt,
Kriegt Räder, die ungeſchmiert gehen,
Ich hoff' auch man wird künftighin
Kein fünftes Rad dabei ſehen,
Sie werden viel Fenſter auch machen
Daß's Licht kann recht ſtark hinein lachen;
Gäb's aber dann Leut', die zufrieden nicht wär'n
Und immer noch mehr als was billig begehr'n,
So wird d'Nationalgard zu denen ſchon ſagen:
Geht's denn nit glei dani von Wagen?

Wollt' Einer mit fremden Wag'n
Auf unſerer Straße kutſchiren
Und fahret vielleicht an uns an
Und fing etwa an z' disputiren,
So darf' uns wohl werden nicht bange,
Der Streit dauert ſicher nicht lange,
Wir ruf'n unſ're braven Soldaten herbei,
Die unſern Wagen umgeben ſo treu,
Die werden dem kecken Fuhrmann ſchon ſagen:
Geh'ſt denn nit glei dani von Wagen?

Doch von unſerm Wagen den Herrn.
Den möge der Himmel bewahren,
Es haben ihn alle ſo gern
Die jetzt ganz zufrieden d'rin fahren,

Er hat uns ja Alles gewähret
Was wir Paſſagier' nur begehret,
Wir können vertrauen auf ihn ganz feſt
Daß er uns nimmer ſtoßen und umwerfen läßt,
D'rum hoch ſoll er leben, zu ihm woll'n wir ſagen:
Geh' du nur nit dani von Wagen?

Politiſche Ein- und Ausfälle.

(Am 26. April 1848.)

Petition.

Wer könnte wohl Alles gewähren
Was ſie verlangen? 's iſt wahrlich toll,
Es wäre ſchon Zeit zu begehren,
Daß man nichts mehr begehren ſoll.

Sedlnitzky.

Wo Sedlnitzky weilet hier auf Erden,
Da ſollt' er überall geſtrichen werden.

Nationalität.

Sie theilen und ſchaaren zuletzt ſich nach Städten,
Und Jeder zimmert ſich ſeinen Thron,
Wir haben vor lauter Nationalitäten
Am Ende gar keine Nation.

wiederſehn, ſich rechtfertigen, ſie gewinnen, was konnte nicht alles in vier und zwanzig Stunden verloren gehn, ſie konnte ſich indeß verloben! Es war entſetzlich! So ſehr er ſich auch ſträubte, mußte er dießmal nachgeben und bleiben. Zuletzt fand er ſich in ſein Schickſal, that den dampfenden Schüſſeln und altem Weine Beſcheid, und lachte herzlich über Gevatter Reimſchmidt's Leberreime. Das dürre Geſchöpf mit dem treuen Geſicht und den Funkelaugen ſaß zwiſchen ihm und Ferdinand, und ſeufzte gelegentlich über die verderbte Zeit, welche keine Gelegenheit-Gedichte mehr befördre. „Mein ganzes Verdienſt iſt mir abgeſchnitten," ſeufzte der Jammermann, „und ich muß wie weiland Jean Jaques Noten abſchreiben, wobei ich immer das Radiermeſſer zur Hand haben muß. So ein Gelegenheit-Gedicht machte Freude und brachte Geld unter die Leute; Setzer, Drucker, Papierhändler, Buchbinder, Bandfabrikant, alle jetzt ſteinalt und Freunde von mir, wiſſen noch heute davon zu erzählen! Ach! was ſind mir gute Worte gegeben worden: Nun ganz kurz, nur wenige Zeilen! goldenſter Herr Reimſchmidt, theuerſter Mann, ausgezeichnetſter Dichter! das wußten ſie alle nicht, daß ſich's in die Breite am flott'ſten Verſe macht! Ich hatte ſo gut, wie ein Leichencommiſſarius und ſonſtige Behörden meine Sporteln von jedem Todesfall, von jeder Vermählung. Eh noch der Sarg beſtellt wurde, oder das Brautbett, waren die Boten ſchon in meiner Stube und beſtellten das Carmen, denn ich wohnte unten, und der Tiſchler eine Treppe hoch. Jetzt bin ich froh wenn ich meine Dachſtube zahlen kann, ſechs Treppen, es iſt ein Jammer!" „Sie ſollen mir ein Hochzeitſcarmen machen," fiel

Preßfreiheit.

Wenn ich die ganze Freiheit der Preſſe
Auch nur eine Minute beſäße,
Dankt' ich ihr doch das größte Behagen,
Könnte machen dem Herzen Luft,
Und dem Carlo Alberto ſagen:
Gekrönter Verräther! Du biſt ein Schuft!

Flugſchriften.

Die Weiber durften früher im Freien
Nur Urtheile armer Sünder ausſchreien,
Jetzt ſchrei'n ſie aus eine Legion
Schriften, warum denn daran ſie verhindern?
Sind doch auch jetzt die meiſten davon
Urtheile eben von armen Sündern.

Uniform.

Die Einen wollen mit Hüten ſich zieren,
Die Andern finden den Helm ſchön und neu,
Man ſieht, ſie wollen ſich alle formiren,
Aber die Union fehlt dabei.

Conſtitutionell.

A. Ich habe gegen die Juden geſchrieben,
Ich hab' einen alten Prieſter vertrieben,
Mir dankt Ihr, daß Ihr an allen Ecken
Jetzt ſeht roth-ſchwarz-goldene Fahnen ſtecken,
Hab' Carrikaturen zu Markte gebracht
Und einige Katzenmuſiken gemacht,
Und wo ein Crawall iſt, da bin ich zur Stell'.
B. Du biſt ja ganz conſtitutionell.

Kaiser Ferdinand.

Die Ihr ſtudirt habt Regierungskunde,
Und d'rin Doktoren geworden ſeid,
Macht Euch mit Eurer Weisheit nicht breit;
Schmerzet bei Euch doch noch manche Wunde,
Ferdinand aber ſprach nur ſein „Werde!“
Und ſchnell geheilet ſind alle Schmerzen,
Darum beugt Euch ihr Köpfe zur Erde
Vor meines Kaiſers himmliſchem Herzen.

Die Deviſe.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!
O! drei Worte voll Herrlichkeit,
Muthvoll errungen in neueſter Zeit!
Aber nur Freiheit im Guten zu ſchalten,
Gleichheit nur vor des Geſetzes Walten,
Brüderlichkeit nur gegen Feindes Gewalten;
So nur ſind dieſe drei Worte
Zu dem Heile die Pforte.

Das glücklichſte Reich.

(Am 3. Mai 1848.)

Allüberall geht's d'runter und d'rüber,
Und dort und da wackelt ein Thron,
Man hört nur von Petitionen,
Krawallen und Rebellion.
Nur in einem einzigen Reiche
Zeigt ſich von der Wuth keine Spur,
Dort herrſchen die ew'gen Geſetze, —
Und dieß iſt das Reich der Natur.

Monarchiſch regieret der König
Der Könige oben im Licht,
Und conſtitutionelle
Beſchränkungen fordert man nicht,
Wie Er will kreiſen die Sterne,
Wie Er will blühet die Flur,
Auch ohne Miniſter und Krieger
Regiert er das Reich der Natur.

Ein Jeder genießt volle Freiheit
Und alle ſind ſich auch gleich,
Der König und Herr iſt von Allen
Der Liberalſte im Reich,

Und wenn mit Kanonendonner
Und Sturm ſein Volk er erſchreckt,
So preiſen ſie ihn, denn ſie wiſſen,
Daß er nur ihr Beſtes erzweckt.

Das Reich der Natur iſt unendlich,
Kein anderes gleicht ihm an Pracht,
Von Millionen von Lichtern
Wird es erhellet bei Nacht,
Gefiederte Unterthanen
Durchfliegen ſingend die Luft,
Die Erde wimmelt von Thieren
Und Blüthen verbreiten da Duft.

Auch dir, o Menſch, ſteht dieß Reich offen,
Wo alle Freuden dir blüh'n,
Du biſt ſchon, ſeitdem du geboren,
Ein freier Bürger darin;
Doch ringſt Du und kämpfſt mit dem Schwerte,
Suchſt Freiheit auf blutiger Spur,
O! willſt du die wahre erringen, —
So flücht' in das Reich der Natur!

Orientaliſche Granaten zu einem Diadem für Könige.

(Am 12. Mai 1848.)

I.

Aufklärung.

Der Veſir.

O Herr! der Du die Wiſſenſchaft beſchützeſt,
Mit aller Macht die Künſte unterſtützeſt;
Der Du dein Volk ſtets ſucheſt aufzuklären,
Glaubſt Du dadurch Dein und ihr Glück zu mehren?

Der Schah.

Gewiß, wo Kunſt und Wiſſenſchaft gedeiht,
Da herrſchet auch die wahre gold'ne Zeit.

Der Veſir.

Glaubſt Du, das Volk wird dann gehorſam ſein?

Der Schah.

O ja, denn wird es aufgeklärter ſein,
So ſieht es der Geſetze Wohlthat ein.

Der Veſir.

aubſt Du, daß ſie dann beſſer ihren Pflichten
chkommen, ihre Steuern zu entrichten?

Der Schah.

; denn ſie werden ſeh'n, weil ſie verſtändig,
ß ich nur das begehre, was nothwendig.

Der Veſir.

aubſt Du auch, daß Dein Heer mit mehr Verſtand
h muth'ger ſchlagen wird für's Vaterland?

Der Schah.

h das, weil ſie bei größerem Verſtand
h lieben werden mehr ihr Vaterland.

Der Veſir.

d die Gelehrten, Herr, Du kennſt ſie nicht,
werden halten über Dich Gericht,
werden überall Gebrechen finden
d Deine Fehler Deinem Volk verkünden.

Der Schah.

nz recht, ich wünſche ſehr dieß ſoll geſchehen,
lerne kennen, was ich hab' verſehen
d werde künftig nicht mehr es begehen.

Der Veſir.

Hoffſt Du denn auch, daß einen Dank Du findeſt,
Wenn Du den Strahl des Lichts dem Volk entzündeſt?

Der Schah.

Blick auf zur Sonne, ſie verbreitet Licht
Und wärmet, aber Dank begehrt ſie nicht!

II.

Die Jagd.

Der König ruhte aus vom Jagen
Und fühlte nach einem Wildbrät Behagen.

Sogleich bereitete man ein Gericht,
Doch fehlte das Salz, und es ſchmeckte ihm nicht.

Er ſandte daher in ein Dorf in der Nähe,
Damit man dort Salz zu bekommen ſehe.

Doch gab er den Boten Befehl ſehr ſcharf,
Daß er's ohne Zahlung nicht nehmen darf.

Ein Höfling bemerkte katzbuckelnd ſehr fein,
Was wird's um ein Prischen Salz denn auch ſein?

Still! ſchrie der König, bezahlt will ich's han,
Denn wenn aus dem Garten vom Unterthan

Der König auch nur einen Apfel nimmt,
So haut am andern Tage beſtimmt

Das Hofgeſinde, — ich kenn' das Geſchmeis,
Die Bäume um bis auf's letzte Reis.

III.

Väterliche Lehre.

Ein Königsſohn brachte beim Vater
Gerechte Klage an:
„Ein Kecker hat meiner Mutter
„Entſetzlich wehe gethan.
„Hat öffentlich ſie verläumdet,
„Und Böſes behauptet von ihr.
„Ich darf es als Sohn nicht dulden,
„Und ford're Rache dafür!“

„„Mein Sohn, verſetzte der König,
„„Zwar iſt die Beleidigung ſchwer;
„„Doch thäteſt Du Deiner Mutter
„„Viel weher noch als Er.
„„Du würdeſt dem Volke zeigen,
„„Trifft ihn das Racheſchwert,
„„Sie habe Dich nur *beſtrafen*,
„„Und nicht *verzeihen* gelehrt.““

IV.

Irrthum.

Wenn eine Sonnenfinſterniß
Sich ließ am Himmel ſehen,
So glaubte man in Perſien
Ein Unglück wird geſchehen.

Bei einer Sonnenfinſterniß
  Ward auch in alten Tagen,
Das Heer des Königs Cosroes
  Vom Feind total geſchlagen.

Es waren Sonn' und Himmel zwar
  Nicht gegen ſie verſchworen,
Der Irrthum trug die Schuld, wodurch
  Sie ihren Muth verloren.

Der Irrthum kann ſehr heilſam ſein
  Für einzelne Perſonen,
Doch unheilbringend iſt er ſtets
  Für ganze Nationen.

V.

Prinz und König.

Ein Kronprinz war den Künſten ſehr hold
Und lohnte die Künſtler verſchwendriſch mit Gold.

Natürlich, daß alſo ihr Lobgeſang
Für Seine Hoheit die Lüfte durchdrang.

Doch als ſein Vater den Tod fand im Krieg
Und er den Thron des Reiches beſtieg

Da fanden die Künſtler, die kamen in's Schloß
Der Lohn ſei nicht mehr wie früher ſo groß.

Und als ihm Einer der Höflinge ſagte,
Daß ſich ein Künſtler darüber beklagte,

Da ſprach der König: „Thu' folgenden Grund
„Dem unzufriedenen Künſtler kund:

„Als Kronprinz durft' ich nicht ſparen eben,
„Da hab' ich mein eigenes Geld gegeben,

„Jetzt aber wäre Verſchwendung gefehlt,
„Als König gebe ich des Volkes Geld."

Adelhart ein. „Ja," ſprach Ferdinand, „und dann das Taufgedicht!" „O Sie heirathen? wertheſter Herr?" „Sobald ich kann," verſicherte Adelhart, „und hier iſt das Honorar voraus." Er hatte in die Weſtentaſche gelangt, und drückte dem Reimſchmidt zwei Doppel-Friedrichdorſtücke in die Hand. Dem alten Mann gingen die Augen über. „Ach! du meine Güte!" rief er aus, „da müſſen ſie ja faſt ein Dutzend Kinder bekommen, ehe ich ſterbe, denn zwei Thaler iſt in der guten Zeit mein höchſter Preis geweſen, ein Gedicht von zwei und zwanzig Thaler, drei und zwanzig Groſchen Currant kann ich ja gar nicht machen, da müßt ich ja ein Talent haben, wie der große Göthe!" „Nicht doch," entgegnete Adelhart, „das wird ſich alles finden, machen Sie nur das Gedicht fertig, und beſingen Sie eine blondgelockte, hohe, ſchlanke, ſittige, holde Braut!" „Ganz wie ſie befehlen," verſicherte der Alte, „ich komme ohnedem bei den ſchwarzen Haaren in Verlegenheit, wenn ich ſie ſingen ſoll. Man muß ſich an die großen Muſter halten, Bürger ſagt von der Lenore „Rabenhaar," aber das iſt mir vorgekommen, als hätte er es nur ſo geſagt, weil überhaupt die Lenore eine ſchaurige Romanze iſt. Ebenholz iſt mir auch nicht recht, denn Holz paßt faſt weniger zu Locken, wie Rabenfedern, „die Nacht der ſchwarzen Locken" iſt von den neuen Dichtern abgedroſchen, und Eignes find ich nichts heraus, ja, ſelbſt das Bild der dunklen Hiacynthenlocken, die ſie jetzt aus dem Arabiſchen herübergenommen, ſteht mir nicht an, denn wir haben im Ort nur roſenfarbene, weiße und blaue Hiacynthen. Blonde Locken aber, da iſt man gleich fertig, lieber Gott! das Licht, die allerfreuende Sonne!

Die Wahlen.

(Am 14. Juli 1848.)

Die Zeit iſt jetzt ſo traurig,
Das Leben macht ſo müd,
Daß alle Welt ſich ſehnet
Nach einem heitern Lied,
Drum thut ihr lieben Freunde
Auch heut zur ernſten Stund
Ein alter Verſemacher
Ein luſt'ges Lied Euch kund.

Es fällt heut hier ein Wahltag
Zur rechten Stunde ein
Da jetzt im ganzen Lande
Die Wahlen allgemein,
Doch laſſet uns betrachten
Das Ding beim Licht einmal
's iſt auf der Welt nichts ſchwerer,
Als eine gute Wahl.

Seht nur zwei junge Leute
Verbinden ſich zur Eh',
Sie glauben, daß die Liebe
In Ewigkeit beſteh',

Jedoch nach wenig Monden
Folgt auf die Luſt die Qual
Und Er und Sie behaupten:
'ſ war eine ſchlechte Wahl.

Die ungetreuen Wälſchen
Sie führen mit uns Krieg
Und wählten gar zum König
Den Carl Alberto ſich,
Den Schurken, der den Galgen
Verdient auf jeden Fall,
Nun, das iſt doch ganz ſicher
Die allerſchlecht'ſte Wahl.

Die lieben dummen Bauern,
Zu unſ'rer dummen Zeit
Sie wählen zum Vertreter
Nur den, der immer ſchreit:
„Kein Roboth und kein Zehent
Darf ſein auf jeden Fall!“
Das iſt doch auch ganz ſicher
Sehr eine dumme Wahl.

Selbſt dort wo im Conclave
Die Herrn verſammeln ſich,
Wo eingeſperrt ſie werden
Zu wählen ordentlich,
Sie haben's nicht getroffen,
Laut ſpricht die ganze Welt.
Laut ſprechen Pius Thaten
Sie haben ſchlecht gewählt.

So Mancher wählt zum Freunde
Sich einen falſchen Mann,
Was ward nicht oft zu Aemtern
Für ſchlechte Wahl gethan?
Jedoch die allerſchlecht'ſte
Der Wahlen ſicherlich,
Hat Kaiſer Franz getroffen
Mit ſeinem Metternich.

Da nun ſo groß ſich zeiget
Der ſchlechten Wahlen Zahl
Geziemt ſich's daß man feiert
Jedwede gute Wahl,
Darum ergreift die Gläſer
Und ſtoßet freudig an,
Hoch leben die in Frankfurt
Gewählet Prinz Johann.

Kaiſerworte.

(Am 22. Juli 1848.)

Kaiſer Friedrich III.

Es hatte der Papſt nach einer Schlacht,
inen wälſchen Grafen zum Herzog gemacht.
ls dieſes dem Kaiſer ward kund gegeben,
So ſprach er zu ſeinem Hofe mit Lachen:
Kann er einen Grafen zum Herzog erheben,
So kann ich in Zukunft auch Biſchöfe machen.“

Kaiſer Conrad III.

Der Kaiſer, ein tüchtiger Kriegesheld,
ag da des Nachts auf dem offenen Feld,
Da hat ein Höfling ſich unterfangen
Zu fragen: warum er nicht in der Stadt,
Die er ſo eben verlaſſen hat,
Viel lieber bequem ſei zu Bette gegangen?
Der Kaiſer ſprach: „daß er's ſo lieber hätte,
„Die Erde ſei ja des Soldaten Bette,
„Die Decke ſpannt drüber der Himmel aus
„Und der Harniſch ſei ſein ſchützendes Haus.“

Kaiſer Heinrich VI.

Der Fürſt hatte ſich's zur Gewohnheit gemacht,
Er aß faſt täglich ſehr ſpät erſt zu Nacht,
Da meinte ein Höfling es könnte ihm ſchaden,
Und bat ihn ſehr dringend, er möchte zu Gnaden
Nicht ſeine theure Geſundheit vergeſſen,
Und künftig früher ſein Nachtmahl eſſen.
Da ſprach der Kaiſer: „Ihr ſeid nicht gebunden,
„Ihr möget eſſen zu früheren Stunden,
„Ein Fürſt aber darf ſein Mahl dann erſt verrichten,
„Hat er kein Regierungsgeſchäft mehr zu ſchlichten."

Kaiſer Ludwig IV.

Als er von Rom nach Deutſchland kam zurück,
Und Alles ihm zur Rückkehr wünſchte Glück,
Da ſprach der Kaiſer dieſes wicht'ge Wort:
„Ein ſchönes Land, doch böſes Volk iſt dort.
„Viel Deutſche wurden ſchon aus Wäliſchland
„Durch Gift und Dolch und Meuchelmord verbannt,
„Doch Wenige mit dem Schwerte in der Hand."

Kaiſer Sigismund.

Als ſie im Consilio zu Conſtanz waren,
Iſt dem Kaiſer das Wort schismam entfahren,
Das konnte ein päpſtlicher Pfaff nicht vertragen,
Und war zu verbeſſern den Kaiſer ſo frei,
Man müſſe schisma nicht schismam ſagen.
Weil dieſes Wort generis neutrius ſei,

Da fragte der Kaiſer: Wer ſolches befahl?
Sie antworteten: Die Gelehrten all'.
Da ſagte der Kaiſer und fing an zu lachen:
„Bin ich der Herr über Menſchen und Sachen,
„So bin ich auch Herr neue Worte zu machen!"

Kaiſer Maximilian I.

Der Kaiſer hat ſich folgendermaßen
Ueber andre Regenten vernehmen laſſen:
„Der König von Frankreich lauter Eſel regiert,
„Sie tragen all' was ihnen aufgelegt wird.
„Der König von England Menſchen regiert,
„Die gern thun was ihnen befohlen wird.
„Der Papſt über lauter Narren regiert,
„Weil er göttlich von ihnen verehret wird.
„Ich aber der Kaiſer regier' über Könige,
„Drum, was ich befehle, das thun nur ſehr Wenige."

Kaiſer Carl V.

Der Kaiſer war nach Frankreich gereiſet,
Und als er kommt an ein Städtlein hin,
Der Schultheiß hält eine Rede an ihn,
In der er ihn ganz außerordentlich preiſet,
Und alle Tugenden von ihm herzählt,
Die bezeichnen den größten Mann in der Welt,
Da ſprach der Kaiſer: „Ich dank' Euch recht ſehr,
„Nicht weil ich glaub' daß ich ſo herrlich wär',
„Nein, weil ich geſeh'n, was ich noch muß erreichen,
„Um Eurer Beſchreibung von mir zu gleichen."

Kaiſer Ferdinand I.

Der Kaiſer hatte Befehl gegeben
Zu ſtrafen einen Verbrecher am Leben,
Doch kaum war dieſer Befehl ertheilt,
Nahm er ihn zurück wieder unverweilt,
Und ſprach: „Ich meine ein König darf eben
„Nicht nehmen, was er nicht wieder kann geben.“

Kaiſer Maximilian II.

Als ein Gelehrter zum Kaiſer kam,
Ihn bittend, er möge ihm permittiren
Im kaiſerlichen Archiv nachzuſpüren,
Wie Oeſterreich einſt ſeinen Anfang nahm,
Da frug ihn der Kaiſer warum er's begehre?
Er ſagte: Zu Oeſterreichs Ruhm und Ehre.
Da ſprach der Kaiſer: „Wir wollen erlaſſen
„Die Müh Euch, Ihr ſollt Euch damit nicht befaſſen,
„Denn wenn Ihr nachforſchet zu weit hinaus,
„So könnt' es geſchehen, daß ſich am Ende
„Ein Schneiderlein oder Schuſterlein fände,
„Der einſt geſtiftet hat unſer Haus.“

Gebet von an Bauern.

(Oeſterreichiſch).

(Am 31. Juli 1848.)

Obwohl ſich um den lieben God
Gar weni Leut mehr ſcheren,
Er lebt doh noh, hilſt in der Nod,
Wird mein Gebet erhören,
Ih hab mein einziges Vertrau'n
Zu ihm, dem Allerhöchſten,
Und wann die Nod am größten is,
So is ſein Hilf am nächſten.

Ih bitt dich, Himmelvater, laß
Nur heuer 's Körndl g'rathen,
Wir brauchen für uns ſelber viel
Und noh mehr für d' Soldaten,
Wenn nöd in unſern eignen Land
All's wachſt zu großen Hauſſa,
So geht's uns ſchlecht, aus'n Ungerland
Da laſſen ſ' ja nix auſſa.

Damit die Schlechten Oeſterreich
  In Stückeln nöd zerreißen,
Hat unſer junger Kaiſer noh
  A ſtarke Nuß aufz'beißen,
Gib lieber God ihm Muth und Kraft
  Und brave Räth daneben,
Dö 's ehrlich mit ihm meinen, und
  Ihm guten Einſchlag geben.

Steh unſern braven Kriegern bei
  Auf allen ihren Wegen,
Durch ihre Tapferkeit und Treu'
  Verdienen ſ' deinen Segen,
Vor allen ſchütz' Allmächtiger
  Radetzky's theures Leben,
Du haſt ihm ja dein Flammenſchwert
  Selbſt in die Hand gegeben.

O ſtraf du allgerechter God
  Der Ungern ſchlechte Sache!
Doch nein, du biſt ein gnäd'ger God
  Und nöd a God der Rache,
Laß lieber das verblendte Volk
  Zum Einſehn wieder kema,
Daß ſ' nur für Andre fechten thun,
  Dö ihnen Alles nehma.

Den ſchlechten Kerln, dö überall
  Geg'n Recht und Ordnung fechten
Und Alles, was noh heilig iſt,
  So gern umſtürzen möchten,

O lieber God! ih bitt dih, zeig'
Den Spitzbub'n, den infamen,
Daß du dö Welt regierſt und auch
Regier'n wirſt ewig. — Amen!

Glauben Sie mir, ich halte für begünſtigt vom Himmel, weſſen Scheitel damit geſchmückt! Ach! ich hatte ein Bäschen! die trug das lichte Gold auf dem Kopf, und hatte ein Paar Augen wie der junge Tag. Das liebe Kind iſt jetzt in Wien!" „Alle blonden Mühmchen leben!" rief Ferdinand luſtig, doch Adelhart fiel geſpannt ein. „Wien? O, geben Sie mir einen Brief an ſie." „Recht gern, ich habe nicht gewagt um dieſe Gunſt zu bitten," verſicherte Reimſchmidt. „Wann reiſen Sie ab? Morgen früh, Heute, dieſen Abend noch, ſchreib ich!" „das verbieth ich mir," rief die Tante. „Und warum denn nicht?" fragte Reimſchmidt ſchüchtern. „Es iſt ein zu ſtarkes Porto nach Wien, ſo daß ich ſchon ſeit zwei Jahren nicht geſchrieben habe." „Ei! geben Sie dem Adelhart meintwegen ſechs Briefe, aber Morgen reiſt er nicht!" „Tante," rief Adelhart, „mir ſpringt das Herz in Stücke, ich habe keine Ruh, ging es nach mir, ich reiſte um Mitternacht, ja, in einer Stunde," „Laß ihn, Mütterchen," fiel der Oheim ein. „Die Welt hat ihn, wir ſind ihm wenig mehr!" Heiße Thränen ſtürzten bei dieſen Worten über Adelharts Wangen. Ganz außer ſich ſprang er auf vom Tiſch und rannte ins Freie. „Da ſiehſt du's nun, was du angeſtellt," rief die Tante, „du kannſt ihn ſtets nur kränken!" „Dießmal haben Sie ihm Unrecht gethan," äußerte Ferdinand, „und überhaupt hat die Welt keinen Antheil an ihm. Er iſt vielmehr immer in Lüften, und wenig heimiſch auf Erden. Laſſen Sie ihn ſeinen Weg gehn, und [illegible]ben Sie mir, Sie ſehn ihn bald wieder!"

„So reiſe denn mit Gott, Adelhart!" rief der Oheim dem Wiederkehrenden entgegen, „kehr glücklich heim, und

Politiſche Ein- und Ausfälle.

(Am 5. Auguſt 1848.)

Einer für Viele.

„Nur mehr Militär! nur recht viel Militär!
„Um Ungarn recht bald zu bezwingen,
„Nur durch Maſſen kann es gelingen!“
So ſchallt es von allen Seiten her;
Ich bin damit einverſtanden recht ſehr,
O möchte ſich Alles erheben,
Und Alle wagen ihr Leben,
Doch glaub' ich, daß es noch beſſer wär'
Wenn Gott uns zu all' dieſem Militär
Noch einen *Radetzky* möcht' geben.

Rechts und Links.

Mag rechts oder links ein wackerer Mann
In einer Verſammlung auch ſitzen,
Auf den Sitzpunkt kommt es wahrlich nicht an,
Er kann allüberall nützen.
Doch wißt Ihr woraus das Unglück fließt,
Daß Deutſchland ſo ſtark wird gefährdet?
Weil die *Linke* nicht weiß was das *Rechte* iſt,
Und weil die *Rechte* ſich *linkiſch* gebehrdet.

Geſchwornengerichte.

Es werden die meiſten der neuen Gerichte
Mit Recht Geſchwornengerichte genannt,
Sie ſind ja geſchworne Feinde der Guten,
Und haben die Schlechten unſchuldig erkannt.

Perſepolis und Ungarn.

Es ward einſt in Perſepolis
Das Feuer hoch verehrt,
Und eben dieß Perſepolis
Vom Feuer ward's verzehret,
Es wird dir Ungarn, wirſt ſchon ſehn,
Mit Koſſuth eben ſo ergehn.

Schwert und Feder.

Es war zu einem großen Streit gekommen
Jüngſt zwiſchen einer Feder und dem Schwert,
Ein jedes, von ſich ſelber eingenommen,
Verſuchte zu erproben ſeinen Werth.
Sie ſtritten lange, keines wollte weichen,
Und jedes wollte ſich des Sieges freu'n,
Es drohte ſchon das Schwert mit blut'gen Streiche
Die Feder tunkte ſchon zum Schreiben ein,
Da führte noch das Schwert Radetzky's Thaten,
Die Feder ſeine Worte für ſich an,
Zu Ende war der Streit; denn beide hatten
Vereinet ſich in dieſem ſelt'nen Mann.

Der Bauer im Reichstag.

Ich habe einen enormen Gehalt,
Zweihundert Gulden monatlich
Dafür ſitz' in dem Reichstag ich,
Und brauche mich in nichts zu miſchen
Nur wenn das Wort Entſchädigung ſchallt
Muß ich zur Linken ziſchen.

Nativitat.

Kennt Ihr den lieben Magiſter?
Profeſſors Beſoldung genießt er,
Doch auf ſeine Pflichten vergißt er,
Ein ſchändlicher Menſch, ein wüſter,
Ein großer Heuchler auch iſt er,
Die Aula horcht auf ſein Geflüſter
Und machte ihn gern zum Miniſter,
Die Könige ſpießt er und frießt er
Der ſchlechte, entartete Prieſter,
Sein Name, Ihr wißt es, iſt Füſter.

Alles kommt an die Reihe.

(Am 15. Auguſt 1848).

Der Schöpfer hat es ſo weiſe gemacht,
  Daß nichts feſt auf Erden verbleibet,
Daß, wie der Tag vertreibet die Nacht,
  So Eines das And're vertreibet;
Auf Regen folget der Sonnenſchein,
  Auf Altes folget das Neue,
Nichts kann, nichts darf hier beſtändig ſein,
  Und Alles kommt an die Reihe.

Wir waren geknechtet viel Jahre lang,
  Wir durften nicht ſchreiben, nicht leſen,
Was Sedlnitzky'n nicht richtig klang,
  Der Mann iſt allmächtig geweſen
Durch ſeine Mannſchaft: die Polizei,
  Der Gott ew'ge Ruhe verleihe;
Da kam der dreizehnte März herbei,
  Und die Freiheit kam an die Reihe.

Wir danken unſerm Studentencorps
  All' Gutes, was wir errangen,
Die muthigen Jünglinge kämpften vor,
  Das Herrlichſte uns zu erlangen,

Zwar folgt' ihrem Muthe dann Übermuth;
  Doch zweifelt nicht an ihrer Treue,
Wenn ausgetobt hat die Jugendglut,
  So kommt die Vernunft an die Reihe.

Wenn unſ're Miniſter ſtets ſind bereit
  Nach And'rer Begehren zu walten,
Und nicht mit Kraft und mit Feſtigkeit
  An dem Beſchloſſenen halten;
Dann weiß man nie wer iſt Kellner, wer Koch,
  Und nach jedem neuen Geſchreie
Kommt wieder ein And'rer, und folglich noch
  Miniſter gar viel an die Reihe.

Im Reichstag disputiren die Herrn
  Gar viel über Kleinigkeiten,
Ein Jeder möchte brilliren gern
  Und Beifall vom Volk ſich erſtreiten,
's wird viel ſein wenn in zwei Jahren ſchon
  Nach all' dem geſchwätzigen Breie,
Das Preßgeſetz und die Conſtitution
  Noch kommen wird an die Reihe.

Ihr Skribler, die Ihr mit frechem Ton
  Auch gegen das Würdigſte eifert,
Und wackere Männer mit Schmutz und Hohn
  Um einen Kreuzer begeifert;
Hauk, Häfner, Mahler und ähnlich Gezücht
  Siegt endlich die Ordnung auf's Neue,
So entgeht Ihr ſicher dem Galgen nicht,
  Ihr kommt gewiß d'ran an die Reihe.

O Himmel! beſchütze mein Öſterreich!
Und laß es mit Deutſchland verbunden
Bald wieder werden ein kräftiges Reich,
Geheilet von all' ſeinen Wunden,
Erhalt' ihm den Kaiſer zu ſeinem Glück
Und ſchenk' ihm die Ruhe auf's Neue,
Verhüte, o Herr, daß die Republik
Nicht etwa komm' an die Reihe!

Der freie Bauer.

(Oeſterreichiſch).

(Am 20. Auguſt 1848).

Sei's wie ſei
Ih bin amahl frei!
Arbeiten wir ih wohl miaſſ'n,
Arbeiten muß ja a Jeder,
Aner mit Händen und Fiaſſ'n,
Der And're mit Kopf und mit Feder,
Aber ih arbeit' für's Weib und für d'Kinder
Und für dö thu' ih's herzli gern,
Und es geht von der Hand mir a g'ſchwinder
Als in G'ſchloß für den g'ſtrengen Herrn,
Sei's wie's ſei
Ih bin amahl frei!

Sei's wie's ſei
Ih bin amahl frei!
Meine Buab'n wern ſ'ma nema
Freili a zun Soldat'n,
Aber ih will mih nöd grema,
Mir wern ſ' kan Extra-Wurſt brad'n.

Wern doh Patrontaſchen trag'n
Ah dö Buab'n von dö gnädigen Herrn,
Und für die Freiheit ſich umaſchlagen
Mit'n Feind'n thut ma ſich gern;
Sei's wie's ſei
Ih bin amahl frei!

Sei's wie's ſei
Ih bin amahl frei!
Für d'Steuern wir ih ah weida
Aufmachen miaſſ'n mein'n Beidl,
Für's Sterben und Zahlen is leida
Nindaſcht g'wachſen a Kräudl.
Aber den Kaiſer mein'n Herrn
Zahl ih recht gern meine Gaben,
Und er wird mehr nöd begehr'n
Als er nedi wird haben,
Sei's wie's ſei
Ih bin amahl frei!

Sei's wie's ſei
Ih bin amahl frei!
Wann d'Leut a ſag'n ih kann d'Freiheit
Noh nöd begreifen in'n Leben,
Nan! dös macht halt noh die Neuheit,
Mit der Zeit wird ſa ſich geben,
Was ih weiß, is ma ſchon gnua,
Ih derf kan Hundeleb'n mehr führen,
Und wann ih Unrechts nir thua,
Darf mih kan Menſch nöd ruiniren,
Sei's wie's ſei
Ih bin amahl frei!

Mein Vaterland.

(Im September 1848.)

O ſchöner März' die Freiheit war gewonnen,
Drei Tage waren ein Jahrhundert Zeit,
Des Kaiſers Herz war alles Segens Bronnen,
Man bat, er war zum Geben ſchnell bereit,
Jetzt, dacht' ich, werden wir am Licht uns ſonnen,
Dem nun gewichen war die Dunkelheit,
Und mit Entzücken, das ich nie empfand,
Rief ich: Heil Dir mein theures Vaterland!

Ich ſah' die muth'ge Jugend Wien's ſich ſchaaren
Um das, was ſie ſo herrlich uns errang,
Auch feſt für alle Zukunft zu bewahren,
Und wenn die Fahne ſie für Ordnung ſchwang,
Da träumt' ich ferner nicht mehr von Gefahren,
Mir war vor böſer Aenderung nicht bang,
Mir bürgte Einigkeit für den Beſtand,
Noch immer rief ich: Heil Dir Vaterland!

Da ſah ich endlich Wünſche und Begehren,
Zerſplitternd nach dem eigenen Vortheil ſich
Tagtäglich, ja ſelbſt ſtündlich ſich vermehren,
Vor kleinen Zwecken jener größ're wich,

Und leider ſah ich alle auch gewähren
  Und dieſe Milde war mir fürchterlich,
Weil Recht und Unrecht gleich Befried'gung fand,
So bangte mir für Dich mein Vaterland!

Und jetzo warfen feindliche Gewalten
  Mit Wort und Gold ſich in das Rad der Zeit,
Die Jungen wurden plötzlich nun zu Alten
  Und machten ſich zu Herrn der Sicherheit,
Die Andern ſah man ſchweigen und erkalten;
  Wer ſchwieg, hatt' unrecht, recht nur der, der ſchreit,
Man forderte mit Waffen in der Hand,
Da ward mir bänger um Dich Vaterland!

Doch als ſie das Erſtürmte dann beſaßen,
  Da drückte ſie die Gabe, weil ſie ſah'n
Daß ſie der Mann der Liebe nun verlaſſen,
  Das öſterreich'ſche Herz es brach ſich Bahn,
Sie wollten all' Errung'nes wieder laſſen,
  Und riefen reuevoll den Herrn heran,
Als ich mein Volk ſo herzlich wieder fand,
Da rief ich nochmal: Heil Dir Vaterland!

Mit einmal war der ſchöne Traum verſchwunden,
  Es machte Trotz ſich vom Gefühle frei,
Es rief die Wiſſenſchaft in wenig Stunden
  Die roh'n Gewalten ſich zum Schutz herbei,
Sie ſchlugen ihrem Lande tiefe Wunden,
  Die bluten werden immer fort auf's Neu';
Mit einem Schmerze, den ich nie empfand,
Rief jetzt ich: Weh' Dir armes Vaterland!!

bleib allewegen, ſo brav du biſt!" Freudig blitzten des Jünglings Augen den Greis an, das Mal erheiterte ſich mehr und mehr, und nach dem Mal erſuchte Reimſchmidt um Vergunſt hier ſein Briefchen an die Muhme in Wien ſchreiben zu dürfen. „Laß ihn nur," flüſterte die Tante dem Alten zu, „wenn er zu Hauſe, daß es ſein Weib ſieht, ein Stück Papier nimmt, und iſt nichts dabei zu verdienen, ſo iſt der Böſe los," Reimſchmidt bekam alſo ein ruhiges Plätzchen zum Schreiben angewieſen, wofür er mit naſſen Augen dankte. „Wenn Sie das Mädchen kennen ſollten," rief er aus: „Sie ſtellte ein Mal, ſie war juſt drei Jahr alt, beim Namensfeſte des ſeligen Bürgermeiſters den Engel Gabriel vor, und ſagte dazu Reime. Herr, wars doch nicht anders als ſey ein Engel vom Himmel gekommen!" „Iſt das nicht," fiel die Tante ein, „die Tochter eures armen Vetters Bormann?" „dieſelbe!" verſicherte Reimſchmidt, „der wackere Advocat kam ins Unglück, weil er die Sache der Bedrängten, gegen eine mächtige Cabale geſichert, ſeine Einkünfte theilte er immer mit den Hülfbedürftigen, und ſo mußte er mit Weib und Kind hülflos in die Fremde." „Warum ging er aber eben nach Wien?" fragte der Oheim. „Weil ſeine Gattinn dort eine wohlhabende, gute Schweſter hat, die ihr ſchrieb, ſie möchte kommen, ſie wollte ſich ihrer annehmen; Es geht ihnen auch, wie ich vor mehreren Jahren erfahren, wohl in der Kaiſerſtadt. Wackere Leute, die Wiener, und den ſieben freien Künſten hold! Wär ich dort, ich wohnte gewiß nicht unter dem Dache!" Ei, Ei, Herr Reimſchmidt," fiel der Alte ihm in die Rede, „wie können Sie das nur ſagen? Wenn auch die Gelegenheitgedichte hie-

Der Bauer, der ſich nichts weiter verlangt.

(Oeſterreichiſch).

(Im Oktober 1848.)

Was ſ' denn in der Weanaſtadt thua'n?
  Wia uns alle Zeitungen ſagen,
So thuan ſ' da nöd raſten und nöd ruah'n,
  Und allawal rauſen und ſchlagen,
Ih waß nöd, was ſ' noh All's begehr'n,
Ih will mih um all' das nöd ſcher'n,
  Ih waß nur das Ane allan,
Und das is das G'ſcheidteſte eben,
  Daß ih därf kan Roboth mehr than,
Und ah kan'n Zechent mehr geben.

Sö ham ſonſt viel Zimmer ſo gern,
  Und wann ſie ſ' nöd hab'n is's a Jammer,
Und hiazunda haßt's ſö begehr'n
  Nur allwal an anzichi Kammer,
Wann ih ſo was hör' muß ih lachen,
Das ſan unbegreifliche Sachen:

  Mir is nix z'groß und nix z'klan,
Und ih wir kan G'ſchra nöd erheben,
  Wal ih nur kan Roboth därf than,
Und ah kan'n Zechent nöd geben.

In'n Reichstag than ſ' Alles verwirr'n,
  Und fragen anonder da Meni,
Der Ane thuat z'viel disputir'n,
  Der Andere red't wieder z'weni;
Das Beſte hab'n ſ' ausg'macht ſchon gnädi,
Das And're is All's nimmer nedi,
  Weg'n meiner ſag'n ſ' Ja oder Nan,
Ih will mih in Alles gern geben,
  Ih därf ja kan Roboth mehr than,
Und ah kan'n Zechent mehr geben.

Z'nart hab'n ſ' gar g'ſtochen und g'haut,
  Und mit Kanonen d'rein g'ſchoſſen,
So daß hiazt Wean ſchreckli ausſchaut,
  Und ah viel Blut is da g'floſſen;
Es ſteht a nindaſcht nöd z'leſen,
Warum ſ' denn ſe hanti ſan g'weſen,
  Das Pulver und Blei, wie ih man,
Das hätten ſ' können aufheben,
  Bis ih wieder Roboth muß than,
Und éppa an'n Zechent muß geben.

Zu uns in's Dorf ſan kommen drei,
  Dö g'ſagt hab'n, wir müßten ah kumma,
Und müßten ah fechten dabei,
  Sunſt wurd' uns glei All's wieder g'numma;

Allan wir ſan doh nöd aufg'ſeſſ'n,
Ham g'ſagt: was habt's einbrockt, ſollt's freſſen,
  Wir glaub'n unſern Kaiſer allan,
Der hat uns ſein Kaiſerwort geben,
  Wir dürfen kan Roboth mehr than,
Und ab kan'n Zechent mehr geben.

Gelächter der Hölle.

(Im Dezember 1848).

War immer ein Freund von Schwänken und Späſſen,
  Und hat man was Luſtiges vorgebracht,
So hab' ich auf alle Trübſal vergeſſen,
  Und recht aus vollem Halſe gelacht,
Wo ſind die herrlichen Zeiten hin?
Ich fühle, daß ich ein Anderer bin.
  Auch gibt's jetzt andere ſpaſſige Sachen,
  Worüber ich leider nur grimmig kann lachen.

Wenn bei den Studenten ein Schuft ſich zeiget
  Und ſagt, daß er einen Miniſter erſchlug,
Und Niemand fängt ihn, und Alles ſchweiget,
  Und Bravo's erſchallen ſogar anſtatt Fluch.
Zwei Tage nachher aber ſagt ein Plakat,
Daß der Mord die Studenten entrüſtet hat;
  Da iſt es doch klar, daß ſie Spaß wollen machen,
  Doch kann ich darüber nur grimmig lachen.

Wenn dreißig Tauſend zum Schutz ſich vereinen
Für Kaiſer und für Conſtitution,
Und wenn dann viel weniger Schlechte erſcheinen,
Und ſprechen der Ordnung und Sicherheit Hohn,
Und man trifft von den dreißig Tauſenden dann
Auch nicht einen einzigen muthigen Mann,
Und es ſiegen ſo über die Stärkern die Schwachen,
Da kann ich darüber nur grimmig lachen.

Wenn man entwaffnet die rohen Gewalten
In jedem andern vernünftigen Land,
Und wenn ſie in Wien es ganz anders halten,
Und geben die Waff' ihnen ſelbſt in die Hand,
Und wenn ſie behaupten, der Jelacic ſei
Verräther, weil er Oeſterreich treu,
Dagegen mit Koſſuth ein Bündniß machen,
Da kann ich nicht anders als grimmig lachen.

Und wenn nach all' den Thaten der Schande,
Womit Wien in ſein Verderben gerannt,
Und welche in republikaniſchem Lande,
Sogar als Verbrechen würden erkannt:
Der Reichstag es wagt zu behaupten, es ſei
Ganz ruhig und Wien ſeinem Kaiſer treu,
Es ſteh'n auf legalem Boden die Sachen,
Da kann ich wieder nur grimmig lachen.

Doch wenn ich gelacht, dann ergreift mich der Schmerz,
Und Wehmuth füllt meine ganze Seele,
Es zieht ſich krampfhaft zuſammen mein Herz,
Wenn ich die unſchuldigen Opfer zähle,

Die jenen Schurken, die ſchlecht geſinnt,
In ihr Verderben gefolget blind;
Weil dieſe Verführten mir ſchuldlos erſcheinen,
So muß über ſie ich recht bitterlich weinen.

Der Bauer kummt vom Reichstag z'ruck.

A klani Beſchreibung.

(Am 9. April 1849.)

I.

Der Abend.

In an'n klan Dorf in Gebirg, was recht in der Anſchicht
is g'legen,
Steht a Hütten, nit groß-aber recht ſauber und weiß,
Rechts ſtoßt an Obſtgartel dran, das aber hiazt voller
Schnee is,
Und auf der Linken daneb'n hebt ſih a Stadel in d' Höh'.
's is halber Fünſi und d' Sunn is ſchon hintern Berg
ſchlafen gangen,
's fangt ſchon dumper z'wern an, weil heind kan Man-
ſchein grad is;
Wann aber Aner fabai geht ſo ſiacht a. d' Keanlaicht'n
durch's Fenſter,
Die in der Stuben hell brennt, und um an Ofen herum
Sitzt die Bäurinn, neb'n ihr zwa Menſcher, die alle
drei ſpinnen.

Nacher drei Bub'n ah dabei, Aner ſchon fufzehn Jahr alt,
Der ſchneidt Span auf der Sait und dudelt dazu ſih a Liadl.
Sibnjahri kann ſein der Zweit, ſitzt hinter'n Ofen und tunkt,
Und der dritte dreijahrige Bua, a flachshaariger Bengl,
Zwazlt herum in der Stub'n, walzt ſih ah oft auf'n Bod'n.

2.

Geſpräch.

Da ſagt d' Muada: Mein, mein! was wird denn der Fader hiazt machen?
Nan! — ſagt der älteſte Bua, — dös, was er gmacht hat daham,
Wal's ſchon dumper hiazt is, ſo wird er beim Heurigen ſitzen.

d' Muada.

Nan Lenz, dös kann er z' Wean als an Abgſandter nöd than,
Da muß er'n g'ſchlagenen Tag nur allawal ſitzen und rathen.

Der große Bua.

Rathen ſ' denn nöd nur in Tag, rathen ſ' ah aini in d' Nacht?

Muada.

Freili!

Der mittere Bua.

Muada! geh ſag, was is denn der Fader all's wor'n,
Und zwö hat er ſo geſchwind eini miaſſ'n in d' Stadt?

Muada.

Ja lieber Söppel ſo gnau kann ih dir's a wohl nöd ſagen,
Aber der Fader is biazt, glaub mir's a gar a groß's Thier,
Er regiert biazt das ganze Land mit mehrern ſein's gleichen,
Kriegt a gwaldi viel Geld bloß für's Ja ſagn und Nan.

Der große Bua.

Aber wie is denn der Fader gar ſo a großmechtiger Herr wor'n?

Muada.

Wal er der g'ſcheiteſte is, ham 'an dö Andern hald gwählt.

Der mittere Bua.

Ih häd glaubt es war deanad unſer Schulmaſter noh g'ſcheidter.

Muada.

Ja, mit'n Leſen und Schreib'n, aber mid'n Rödhaus da ſahlt's.
So reſalut is a ſicher Kaner a ſo wie der Fader,

Der hab's in gſtrengen Herrn recht in's Gſicht aini g'ſagt,
Wie er ſchaffen hab woll'n, daß d' Bauern noh Schnee ſollen ſchaufeln,
Da hab der Fader ihm gſagt franſchman: Wir ſan ja hiazt frei
Und wir ſchaufeln kan Schnee hiazund nöd mehr um kan Gſchloß.
Nacher is er von Allnan ah der Erſte glei gweſen,
Der in Herr Pfarrer hab glei gar kan Zechat mehr gebn,
Und an Prozeß hab er ah mit unſern Herrn Grafen angfangen
Für unſer ganze Gman, wegen der Wieſen beim Teich
Und dö gſchbaßigen Bladln dö ſ'drin in da Weanaſtadt druckt ham,
Dö für die Herrſchaft ſo ſchlecht, für d'Bauern gut haben g'redt,
Dö hab er alle ah ghabt und hab ſin Gmanhaus vorgleſen,
Döſſantweg'n ham ſ'ah vor ihm alle ghabt an Reſpekt
Und wia's is kema zur Wahl ham ſ'gſchrien: der Poldl muß's wer'n.

Der jüngſte Bua.

Muada! gib mir a Brod!

Muada.

Wart Hanſel mir gengen glei eſſen,
Da kriegſt a Roſtbradl gar und an Fiſolenſalad,
Hiazt geht's ganz nobel bei uns, der Fader ſchickt uns ja Geld gnua.

ſigen Orts nicht mehr im Schwunge, ſo ſind Sie uns doch lieb und werth, und, nehmen Sie mir es nicht übel, Sie ſind reicher, als Sie ſelbſt wiſſen. Frau Reimſchmidt hat im Stillen gut aufgeſpeichert, ſie will nur nichts herausgeben!" Reimſchmidt zuckte wehmüthig die Achſeln, und ſprach: „Jetzt muß ich doch wohl meinen Brief ſchreiben!" „So wie man auf ſeine Frau zu Reden kommt, duckt er ſich," flüſterte der Pfarrer, und macht ſich fort. „Pulver und eingeſperrte Luft drängen ſich durch die ſtärkſten Mauern, ſcharfer Weineſſig ſprengt die Granitfelſen, aber kein Ding auf Erden hat ſolche Gewalt, als ein böſes Weib!" Alle lachten. Reimſchmidt ſchrieb einen langen Brief. Abends ließ die Tante nicht ab, bis Adelhart und Ferdinand ſie zum Piknick begleiteten, doch alle Mädchen, die Adelhart ſah, ſchienen ihm reizlos und unlieblich gegen die Seine. Er dachte ſich es aus, wie er es anfangen wollte, ſie wieder in Wien aufzufinden. In das Gewölbe gehn, und ſich erkundigen, wollte er nicht. Das war gewagt, und ſah zweideutig aus. Der Zettelabreißende Knabe ſollte ihm, unter dem Siegel der höchſten Verſchwiegenheit den Leitfaden aus dem Labyrinth ſeiner Schmerzen reichen. Dann wollte er im Stillen alles erforſchen, was das Mädchen anginge, und ob ihr Herz noch frei? Dann, dann? Nun ja, dann wollte er um ſie anhalten, ſey ſie reich, arm, vornehm oder gering. Ihre Seele war ihr Adel, und ihr Herz ihr Heirathgut! Reimſchmidt trat mitten in dieſem Nachſinnen zu ihm hin, und reichte ihm den Brief: An die ehrſame Jungfrau Hedwig Bormann, meine vielgeliebte Muhme in Wien. „Wo wohnt ſie denn?" „Ach das iſt

3.

Die Ordinari.

's Menſch hat ſchon aufdeckt auf'n achanen Tiſch, ſie ſtell'n ſih vor'n Chriſtus,
Beten Vat'runſer erſt drei, nacher an Glauben dazua,
Und a Tiſchgebet ab, und ſetzen zum Eſſen ſih nieder,
d'Stohſupp'n kumt ganz rauchend in ana greanerdenen Schüſſel,
Kan's aber nimmt was heraus, alle langens hinein
Mit den zinnernen Löffeln; der Klanſte ſteigt au ſein'n Seſſel,
Macht's wie die Andern ab ſo, aber er trenzt 'n Tiſch an.
Hiazund auf anmahl ſan ſ' ſtad, ſö hören von weiten a Poſthorn,
d'Muada ſagt: „Loſt's Kinda, hört's, haind kumt ſchon frua d'Ordinari,
„Mögli ſie bringt uns an Brief, wo wieder der Fader a Geld ſchickt.“
Und hiazt raſſelt a Wag'n, nechada alwal und halt't,
Und hiazt klopft's drauſt an Thor, dö Muada ſteht auf und geht auſſi,
Fragt erſt: Wer da is? — „Ih bin's,“ antwort't a Stimm dö ſ' guad kennt,
Und ſie macht auf, ſicht'n Man, und ſchreit laut: „Der Fader is's Kinda!“
Dö werfen d'Löffeln g'ſchwind weg, rennen in Fadern entgeg'n,
Aber der Klanſti fallt abi von Seſſel und ſchreit ganz erbärmli.

4.

's Wiederſehen.

a, 's is der Lepold Gansfellner, der Debadirde von
Reichstag,
ber die Kinder all drei, wie ſ' in Fadern daſeg'n,
eiſſen die Mala weit auf, wal ſ' kan ihnern Fadern
dakena,
unſt had'r an Janka anghabt, und a Kappl au'm Kopf,
iazt had'r an langen Rock an und an Huad, und a
ſchwarzi Halsbind'n,
nd an'n Pfenning an'm Rock wo gar was drauf
g'ſchrieb'n is.
is 's denn ſchon aus drunt in Wean?“ fragt's Weib und
verwundert ſih gwaldi,
lus is 's noh nöd,“ ſagt der Man, „nöd amahl
angfangt noh recht,
er mih had's nimma glid'n, ih hab mih fort aus'n
Staub g'macht.“
azt ſchreit der klani Bua drein: „Fada! haſt ma
nix bracht?“
d da Fada ſagt drauf und lachelt: „Nan liaba Hanſl,
bin meiner Seel froh, daß ih mih ſelber hab bracht.“
lber warum biſt denn fort?“ fragt d'Muada, „ſö wern
dih ja irr gehn.“
h belei!“ ſagt der Man, „das is mein wenigſte
Sorg',
nn ih man daß Kaner recht was, daß ih wirkli
bin da gwäſt.

Alte! geh hol ma an Wein und a Stuck Hausbrod dazua,
's ſchmeckt ma beſſer ganz gwiß, als drunt in Wean a Stuck Bradl,
Kinder! ſetzt's eng zu mir, Klaner! du leg dih in's Bett!
Wül eng a biſſ'l dazöln, wia's unten mir is erganga."
's Weib bringt an Wein, Gſelchts und Brod, Alles ſetzt ſih zum Tiſch,
Und der Fader fangt an, wia hiazund folgt zu dazählen.

5.

Die Erzählung.

Wie ih nach Wean hinkuma bin,
So hab ih z'erſt nöd gwußt wohin,
Hab gfragt: ſagt's ma, ih bitt recht ſchön,
Wo muß ih da in Reichstag gehn?
Was willſt denn dort? habn ſ' mih drauf gfragt,
Ih bin a Debadirda, hab' ih g'ſagt,
Da ham ſ' in's Gſicht mir glacht, dö Schrolln
Und ham ma's gar nit glauben wolln,
Hab nimmer gwußt was ih ſoll anfanga,
Da bin ih zu die Studenten ganga,
Da bin ih ah an d'Rechten kuma,
Dö ham recht freundli mih aufgnuma,
Sö ham ma aufg'ſetzt Wein und Bier,
Ham trunken Bruderſchaft mit mir,
Und Madeln, dö grad dort war'n eben,
Dö ham ma müaſſ'n Buſſeln geben,

Uns Bauern hams dö Gſundheit trunken,
d'Herrſchaften hams gſagt ſan lauter Hallunken.
Drauf ham ſ' ma göb'n an Unterricht
In meiner ganzen Reichstagspflicht:
„Wannſt eini kummſt in's Reichstagshaus,
„So ſuch dir links a Platzel aus,
„Für alle Braven, Guten, G'ſcheidten
„Is d' linke Seiten d' rechte Seiten.
„Schau neben dir die Andern an,
„Was dö thun, thu ah lieber Mann,
„Schrei'ns Ja, ſo mach mit ihnen's G'ſchra,
„Wann ſ' ſitzen bleib'n, bleib ſitzen ah,
„Thu Alles das und merk dir's fein,
„So wirſt a braver Debadirda ſein.“
In andern Tag hab ih mit einer Meß angfangen
Und bin nacher drauf in Reichstag gangen,
Kinder! dö Pracht, wie ih bin eini kema,
Ih hab ma ordentli an Rand müſſen nehma,
Denn es is mir gweſen bei meiner Ehr'
Als ob ih da gar nit eini g'hör.
Nun, da drin bin ih g'ſeſſen 3 Monat lang
Und oft is mir worn recht angſt und bang,
Ih hab nit gwußt, was ih oft ſoll treiben,
Soll ih aufſtehn oder ſitzen bleiben,
Da war aber gar a lieber Herr neben mir
Ih glaub' er is a Doktor ſchier,
Aber kan Oeſtreicher, ſondern a Pohl,
Der hat mih immer g'ſtoßen, wann ih aufſtehn ſoll,
G'redt haben die Andern da Meni,
Ih nir, ah verſtanden hab' i weni

Oft ham ſg'ſchrien ganz niederträchti,
Oft hab' ih aber ah g'ſchlafen gar prächti,
Oft is mir ah leichter wor'n um mein Bruſt,
Wann ih g'ſegn hab dö Andern ham a weni gwußt,
Denn hätten ſ' gwußt, was ſ' ſollen ſagen
So hätten ſ' d' Miniſter nit ſo viel derfen fragen.
So warn wir halt alle Tag viel Stunden g'ſchorn,
Es is aber doh faſt gar nix ausgmacht wor'n.
Ih hab' mih aber doh leicht kina gedulden,
Z'End Monat hab' ih kriegt meine 200 Gulden,
Ih war no gern Jahrlang ſitzen blieben
Auf anmahl ham ſie 's aber a Biſſel z'raß trieben,
Sö ham geg'n a Kaiſer gſchimpft und geg'n d'Soldadn
Habn gſagt ma muß fechten gegen die Krawadn
Ganz Wean is aufgſtanden und ih bin ſo dumm
Und kann eng wahrhafti nöd ſagen warum,
Das Zeughaus ham ſ' plündert, ham d'Waffen ausgführt
Und ſan auſſi gegen d' Soldadn marſchirt,
Die Leut haben furchtſam d'Köpf zamgſteckt wie d'Schof,
Und an Miniſter ham ſ' aufghängt drinn am Hof,
Ma had nix mehr g'hört als trummeln und ſchießen,
Und das war ma z' hanti, das kann ih nit g'nießen,
Da hab ih zuſammenpackt meine ſiben Sachen
Und hab gſucht mih gſchwind aus'n Staub zu machen,
Und hiazt bin i da und dank' meinen Himmel,
Ih bin kein Freund von ein ſolchen Getümmel,
Mag g'ſcheg'n, was will, ih geh nimmer h'nein,
Und mag um kein Gſchloß Debadirda mehr ſein,
Ih hab mir's jetzt leider erfahren gnuag,
Der Bauer g'hört ſtatt im Reichstag zum Pfluag,

Du kannſt mir's nit glauben mein liebes Wei,
Wie mir oft is wor'n ſo angſtli dabei,
Wann ih hab hören ſo viel müſſen an,
Und ih hab kan Wort nöd verſtanden davon.
Nan, nan, zu an Reichstag krieg'n ſ'mih nöd mehr
Das Ding is ma Alles viel z'hoch und viel z'ſchwer
A n mahl Debadirda gwöſ'n und nimmer mehr.

Recht haſt Man! ſagt das Weib, hiazt aber ſchau an deine Buab'n,
Alle lig'n ſchon au'm Tiſch, ham ſchon zum ſchlafen ang'fanga,
Nan, ſagt der Man, 's is ihna, wie mir in Reichstag erganga.

Der deutſche Kaiſer, dö ungariſchen Rebell'n, dö Demokrat'n und Radetzky.

A politiſcher Diſchkurs in'n Gmanhaus.

A klani B'ſchreibung.

(Am 6. Mai 1849.)

I.

Die Gmanſtub'n.

Suntag is heunt, und nach'n Seg'n da gengan di Bauern in's Gmanhaus,
's letzte Haus is 's in Dorf und der Zacher is neu,
Aber der gute Heurige lockt noch mehr als der Zacher,
Und der braſchete Wirth, das is a Mandel mit Kren,
Alawal waß er was Neir, und wann er nix waß, nan ſo lügt er,
Hat viel Zeitungen ab, dö vor acht Tagen ſan druckt,
Und er ſelber leſ't ſ' vor, ganz laut, verſtändli und gſchmachi,
So daß Alle ſan ſchbad, d' Maler aufreiß'n und d' Aug'n,
Und ſih ſtundenlang da nur alwal in an'n fort verwundern;

Wer a paar Groſchen noh hat, der tragt ſ' in's Gmanhaus ganz g'wiß.
Heunt is die groſſe Gmanſtub'n noh völler als ſunſt an an Suntag.
Wal heunt Kiritag is. Unter der Lind'n in Hof
Tanzt's junge Volk, aber alle die alten und gſtandenen Mana
Sitzen drin in der Stub'n. — J'oberſt beyn runden Tiſch
Sitzt der Amtſchreiber, der Kramer, der Müllner und ah der Figari,
Dö trinken alten Wein, Jeder auön eigenem Glas,
Andre drei lange Tiſch' ſan alle voll nur von Bauern,
Dö ham Stutzen vor ſich und an grean'n Hairinga drin;
Nur der Nachtwachter hockt hinterm Ofen und nebn ihm der Halter,
Dö zwa ham leider kan Geld, woll'n nur loſen was gſchicht.
Wie das Mandel beyn Sterz thut ſih um in der Stuben der Gmanwirth,
Hat a grean's Kapl au'm Kopf und a Fürtuch a blabs,
Was aber z'ſamadraht is um an Leib, daß er beſſer ſih rühr'n kan,
Zun runden Tiſch kummt er hiazt, fragt'n Amtsſchreiber: „Herr Brar!
„Derf ih einſchenken noh a Seiterl!" „Meintsweg'n," ſagt der Schreiber
Und die Andern ſchrei'n drauf: „Gibts denn nix Neix heunt, Herr Wirth?"
O! da Meni! ih wir auf da Stell mit'n Zeitungen deana.
Und er lauft, bringt'n Wein und die Zeitungen mit,
Setzt ſih auffi au'm Kaſten, der ſteht in Eck in der Stuben,

Räuspert ſih, legt's Kapl weg, Alles is mäuſelſtill hiazt,
Und er leſt. — Was er leſt und was die Andern drein plauſchen,
Das will ih b'ſchreiben hiazund, wird wohl a Kaſchanad ſein.

2.

Vorleſung und Diſchkurs.

Wirth (leſt): „Frankfurt. Die Nationalverſammlung hat den „König von Preußen zum deutſchen Kaiſer gewählt."

Müllner.

Ah! das is gſchbaſt! das könnt' meiner Ser An'n nöd narriſcher tramen,
d' Preußen reden ja nöd deutſch, preußiſch reden ſ', ſunſt nix.
Ih hab anmahl An'n bei mir g'habt, der hat anſtatt Gott alwal Jott g'ſagt.

Figari.

Ja, und Luthraner ſan ſ' ah!

Ein alter Bauer.

War's denn nöd gſcheidter aſt gwöſt,
Wann ſ' unſern Kaiſer hätten erwählt, der is ſchon a Kaiſer,
Nan, da hätten ſ' nöd erſt machen derfen an neu'n,
Und auf dö Art war's bald in an'n Aufwaſchen hingangen.

Mehrere Bauern.

Ja, der Lenzl hat recht, *unſer* Kaiſer ſollt's ſein!

Wirth (leſt):

„Es verlautet aber, daß der König von Preußen
„die deutſche Kaiſerkrone nicht angenommen hat.“

Ein Bauer.

Ham ſ' ihm denn d' Kron glei gſchickt? Ham ſ' es denn ghabt?

Amtſchreiber.

Ah belei!
d' Kron ham ſ' nöd g'habt und a gar kan Recht die Kron' zu vergeben.

Der Bauer.

Ja, wie is 's nacher denn g'ſchehn?

Amtſchreiber.

's is hold a Balawadſch gwöſt.

Der Kramer.

Hat denn der Unſre, den *wir* nach Frankfurt g'ſchickt ham, nix drein g'redt?

Amtſchreiber.

Ja, aber 's hat halt nix gnutzt.

Ein alter Bauer.

's nutzt gar kan Reden nix mehr.
Ueberall ſoll ma glei dreinſchlag'n, 's regirt nur der Sabel,

gleichgültig," rief Reimſchmidt. „Sie erfahren das gleich, ſo wie Sie in Wien ſind, da kennen ſich alle Leute." „Auch gut," erwiederte Adelhart und ſteckte den Brief ein. Er war dick und ſchwer. Adelhart wußte nicht, daß der ehrliche Reimſchmidt von ſeinem Geſchenk die Halbſcheid, einen ſchönen, funkelnagelneuen Doppel-Friedrichsd'or an das holde Mühmchen, zu Putz oder ſonſtigem Taſchengeld beigeſchloſſen. Den andern hatte ſich der Bedrängte vorgenommen, ſeinem Weibe nicht zu zeigen, um ihn behalten, und im Nothfall anwenden zu können. Mit wunderbarer Kraft wirkte das Goldſtück und das ſtille Bewußtſein ſeines Beſitzes auf Reimſchmidt. Es gab ihm Haltung ſeinem Weibe gegenüber, und ſeinen Augen einen gewiſſen Ausdruck von innerer Selbſtzufriedenheit, wozu der Triumph im Geheimen, das ſchöne Mühmchen beſchenkt zu haben, ohne daß ſein Geizdrache es verwehren können, nicht wenig beitrug. Anfangs glaubte Reimſchmidt's Frau, daß der gute Wein beim freundlichen Mahl dieſe ſeltſame Veränderung bewirket, bald aber merkte ſie aus verſchiedenen einzelnen Äußerungen, daß dem anders ſey. Jetzt beſchloß ſie Batterien ſpielen zu laſſen, und im Ernſt war es noch nicht Mitternacht, als ſie vom gequälten Gatten, das ganze Geheimniß, bis auf den letzten Umſtand heraus hatte. Sie verſtand die Seelenfolterwerkzeuge meiſterhaft zu handhaben, und es war dem armen Reimſchmidt nicht anders zu Muth, als ſey ſein letztes Stündlein gekommen. Um Eins Morgens ſchlief der Gequälte ein. Nicht ſo Frau Reimſchmidt, ſie zog ſich in aller Frühe an und eilte nach dem Hauſe, von Adelharts Oheim, um noch vor der

Und das wird dauern ſo lang, Mana! ös wert's es ſchon ſehn,
Bis unſer Hergod amohl wird dreinhau'n gach mit ſein'n Sabel.

Figari.

Laſſ'n wir das gut ſein dawal, Wirth! les was Anders uns vor.

Wirth (leſt).

„Mit den ungariſchen Rebellen fechten 50,000 Polen, und die meiſten Generäle ſind Polen."

Kramer.

Ueberall wo ſ' rebellir'n ſan ah Polacken dabei.

Ein Bauer.

Aber was woll'n denn die Kerln?

Amtſchreiber.

Umſtürzen wollen ſ' halt Alles.
Wal ſ' ſelber z' Grund gangen ſan, wollen ſ', daß Alles z'Grund geht,
Und ſö denken, vielleicht is do dabei noh was z'fiſchen;
's Polenland manen ſ' ſoll hietzt aufgehn in'n ungriſchen Land.

Der alte Bauer (ſeufzt).

Bei den Aufgehn wer'n noh viel draufgehn.

Figari.

Haſt recht lieber Alter!

Wirth (lieſt).

„Die Demokraten haben ihre Emiſſäre überall, ſie wühlen ohne Unterlaß und ihr Ziel iſt die rothe Republik.“
Alle ſan anige Minuten ganz ſtad, ma merkt wohl, die Bauern
Ham nöd verſtanden ganz gnau, was hat g'leſen der Wirth.
Endli nimmt ſich a Bauer an Rand, ſteht auf und red't alſo:

Ein Bauer.

Bitt recht ſchön meine Herrn, ih hör allawal ſo viel reden
Von dö Demograwad'n, was für Grawad'n ſan dös?
San das dö, vor denen wir alle uns gar ſo ſtark fürchten,
Dö d' klan Kinder, wie's haßt, freſſen bei Butz und bei Stingel?

Figari.

Nein, mein lieber Freund, die wahren echten Kroaten
Sind mit ihrem Ban, unſerm Kaiſer getreu
Gegen die Ungarn gezogen, die gegen ihn rebelliren.
Die eſſen das, was du ißt, und ein Jeder von uns.
Die Demokraten ſind nicht ſo brav als wie die Kroaten,
Die aber freſſen recht gern unſer Oeſterreich auf.

Bauer.

Das ſan abſchalichi Beank'n, aber ih man Herr Figari,
Bei unſern Oeſterreich wern ſ' ganz g'wiß an Zahn ſich ausbeiß'n.

Ein anderer Bauer.

Ja, und was is d' Republick, und warum haßt's denn die rothe?
Gibts denn a blawi ab, oder a weiſſe?

Figari.

Das nicht,
D' rothe heißt man's, weil die, die ſ' gar ſo gern haben möchten,
Nichts darnach fragen, wenn ſ' auch noch ſo viel Blut koſten thät.

Alle Bauern.

Ah pfui Teufel!

Wirth.

Loſt's auf, hiezt kummt was Gut's von Radetzky.

Amtsſchreiber.

Wann's von Radetzky was is, muß's ah was Gut's ſein per se.

Wirth (leſt).

„Der Feldmarſchall Graf Radetzky hat die Piemonteſen bei Novara auf das Haupt geſchlagen, und der König Albert hat um einen Waffenſtillſtand gebeten um den Frieden zu unterhandeln.“

D'Bauern ſteh'n alle auf und heb'n hoch ihre Gläſer
Und ſchreien aus vollem Hals: Vivat! Radetzky ſoll leb'n!

Amtſchreiber.

Ih hab' a Liedl verfaßt auf d'Arie, die alwal wir ſingen:
„Ih thu das Mein', thu das Dein, thu a Jeder das Seine!“

Das woll'n ma ſingen noh, und nacher gengan ma ſchlafen,
Ih ſing' die G'ſetzeln eng vor, und ös ſingt's nachi in Chor.
's is zwar ganz gman nur das Lied, aber gut gmant is 's halt doh.

Chor.

Ih thu das Mein',
Thu ah das Dein',
A Jeder thu das Seine!

Amtſchreiber.

1.

Radetzky, der is unſer Man,
Was der für Oeſtreich ſchon hat than
Thut bald nit wieder Aner.

Chor.

2.

In Mailand ham ſ' g'fangt z'ſchießen an,
Da hat er glei auf d' Wälſchen than
Viel Bomben fliegen laſſen.

Chor.

3.

Der König Albert hat's probirt,
Ob er nit da was profitirt
Und hat ah mitthun wollen.

Chor.

4.

Da is marſchirt Radetzky an,
D'Armee, die hat das ihre than
Und ihm is's Thun vergangen.

Chor.

5.

D'rauf hat der Carl Albert than
Als lieget ihm da Meni d'ran,
Um Frieden mit uns z'ſchließen.

Chor.

6.

In Ghamen aber hat er than
Der Falſche, Alles was er kan,
Um wieder Krieg anz'fangen.

Chor.

7.

D'rauf hat der achtzigjähr'ge Man
Radetzky in drei Tagen than
Die wunderbarſten Sachen.

Chor.

8.

Er hat in's Piemont eini than
D'Armee und hat'n griffen an
Und hat'n tüchti prügelt.

Chor.

9.

So hat der tapfre alte Man,
Ganz Wälſchland, das verlor'n war ſchon
Für Oeſtreich wieder g'wunnen.

Chor.

10.

Wir können gar nix ander's thun
Als ohne Raſten, ohne Ruh'n
Vivat Radetzky rufen!

Chor.

11.

Wann Jeder ſo das Seine thut
Wie Er, hernach geht's ſicher gut
Des Kaiſers Spruch wird wahr wer'n.

Chor.

Ih thu das Mein',
Thu ah das Dein',
A Jeder thu das Seine!

Wie der Geburtstag von unſerm Kaiſer von einer Bauernfamilie gefeiert worden iſt.

Ein öſterreichiſches Still-Lebenbild.

(Am 4. September 1849.)

1.

Der Bauernhof.

In Gebirg auf an Berg wohnt a Bauer, ſö haſſ'n a'n Hofbauer,
Wal ſein Gebäu is kan Haus, ſondern a völliger Hof,
's Wohnhaus allan hat neun Fenſter, und is gar deckt ganz mit Ziegeln,
Und a Marhof ſtoßt d'ran, 's is kan ſo großer in Land,
Nebengebäu ſan ah da, a Preß, a Sagmühl, zwa Keller,
Alles eing'faßt recht ſchön mit an'n lebendinga Zaun,
D'Stadeln ſan hiazt voller Frucht, womit unſer Herrgod uns g'ſegnet hat,
Und in dö Stall ſan acht Küh und drei Kalbeln dabei,
Nacher vier Ochſen, zwa Pferd' und Lampeln und Schwein und an Eſel,

Mitten in Hof is da Dung und daneben a Dumpf,
nd da thun ſich die Händeln, dö Gäns und dö Anten
brav uma.
eber zwahundert Joch betrag'n ſeine Acker und Wieſen,
Waldunga hat er dabei noh viel mehr wie ih hör,
urz in der ganzen Umgegend is er da reicheſte Bauer,
D'Andern haſſen a nur allwal in Rothſchild an Wald.

2.

Der Bauer Hallgruber.

ber der Bauer verdient's, ſein Nam' iſt Andreas Hallgruber,
Er is als Fad'r und als Suhn und als Ehman
recht brav.
eine Buama, dö vieri doziagt er in der Furcht Gottes,
Gegen ſein Weib, Liſel baßt's, is a freundli und gut
nd ſein'n Fadern, der hiazt ſchon aniche ſiebaz'g Jahr
alt is,
Hat er, wie er vor zehn Jahr'n ihm hat's Haus
übergeb'n,
anz von Stan an agenes Ausnahmsſtöckel bau'n laſſen,
Wo der Alte drin' wohnt, gut mit Allem verſorgt,
as von Auſſen ſogar is g'farbelt, und über der
Hausthür
Schön d' Muttergottes is g'mahl'n mit'n Kindel
au'm Arm.
le Leut grüßt er glei z'erſcht und gibt ſich kan Kren
der Hallgruber,
Braucht Aner Kerndl zun Bau'n, willi ſtreckt er
ihm's vor,

Niemals hat er an Streit noh g'habt, und wann Andere ſtreiten,
Schaut er, daß er ſ' vergleicht, Armen thut er viel Gut's.
Wie d'Freiheit is kuma und d'andern Bauern in Pfarrer
Gar kan'n Zechent ham geb'n, is er hinganga zu ihm
Und hat g'ſagt: An Zechent kann ih Ihna a wohl nöd geben,
Wal ma manat ih that's allen andern zun Schur
Aber ih will mih mit Ihna recht gern abfind'n Herr Pfarrer,
Da ſan fufz'g Gulden baar's Geld, das wird's glaub ih, juſt than.
Aber ſo gut als er is der Andres, er kann gifti a wer'n,
Wie aus der Stadt kummen ſan zwa mit großmächtige Bärt'
Und ham dö Bauern in ganzen Viertel aufhuſſen wollen,
Daß ſ' ſollen ziehen nach Wean gegen d' Soldaten in Kampf
Da hat er's tüchti karbatſcht und auſſig'ſchmiſſen bei'n Hof.
So is der Andres Hallgruber wie ih'n hiazunda hab' b'ſchrieben,
Weiter wer'n ma hiazt ſeg'n wie ſein Famili ah is.

3.

Die Familie.

's Weib, ſie-haßt Liſel und is dö Tochter von Müllner in Dörfel
Is ſechsunddreißig Jahr alt, ſauber, mollad und rund,

d' Wirthſchaft verſteht ſ' aus'n Salz und zehnmal draht ſ' um den Kreuzer
Bis'n ausgibt, das hat ſ' bei ihren Fadern ſchon g'lernt,
Kochen kann ſ' ah recht gut und fleiſi is ſ' wie gar Kani,
Aber neugieri is ſ', nan und Blauſchen thut ſ' gern,
Wann ſ' aber ah mit'n Menſchern mitten in Tritſchtratſch is drina
Derf ſ' nur anſchau'n der Mann und ſie is glei mäuſelſtill; —
Die vier Buabma der Hanſel, Stöfel, der Jagel und Micherl
San, der Aelteſte zwölf, und da Jüngſte vier Jahr.
Von dö Buben is ganz natürli noh gar nöd viel z'ſagen,
San halt wie andere Bub'n, ſchlimm, das verſteht ſih perſe.
Aber boshaft ſan ſ' nöd und g'horſamen thun's, wann der Fader
Hingeht und hinter der Thür 'n Ochſenzehn aberlangt.
Von unſern Andres der Fader, der alte Jakob Hallgruber,
War in der Jugend Soldat und erzählt noh recht gern
Von dö Ort, wo er gwöſt is, dö er alle falſch ausſpricht,
Und von dö Schlachten, wo er 's Maſte hat beitrag'n zum Sieg,
Wer'n ſchon lange Zeit kennt, den alten Jakob, den hat er
Aber ſein Lieblingsg'ſchicht ganz g'wiß ſchon hundert Mal vorg'ſagt,

Abreiſe das Jünglings einzutreffen, und den wichtigen Brief zu erobern. Sie trug einen langen verſchliſſenen Atlasmantel, weiland mit Marder verbrämt, den die Motten gefreſſen; ſie hatte ihn auf einer Licitation erſtanden, den Ihrigen, nett und zierlich, trug ſie nur Sonntags in die Kirche. In der Haſt und Eil mit von Geldgier brennendem Gemüthe eilte ſie ſo unvorſichtig im Dunkeln weiter, daß ſie über einen Stein ſtolperte, ſich mit den Füßen in den endloſen Mantel verwickelte, hinſchlug, und die Beſinnung verlor. Niemand war auf der Straße zu dieſer Stunde, ohne Hülfe blieb ſie liegen. Das Poſthorn rief die entflohenen Lebensgeiſter auf halbem Wege wieder zurück, Adelhart und Ferdinand fuhren beim Schall des luſtig-tragiſchen Liedes: Es reiten drei Reiter zum Thore hinaus, rüſtig weiter. Den ganzen Wagen hatte die Tante voll Braten, Wein und Eingeſottenes geſtopft, daß ſie kaum Platz darin hatten. „O weh,“ ergänzte Frau Reimſchmidt den erſten Vers des Liedes, raffte ſich mühſam auf, und ging hinkend nach Hauſe. Ihr Fall war nicht von Bedeutung geweſen, aber wie konnte ſie es denn überleben, daß der Doppel-Friedrichsd'or, der ſpiegelblanke, nun über alle Berge flog; Sie hatte ſich das Bein verrenkt, thut nichts, um es zu heilen, härmte ſich, bekam ein Wundfieber, und verblich eines unerbaulichen Todes, geizig bis zum letzten Athemzug, und ohne Reue noch Blick nach dem Heil ihres unſterblichen Selbſts. Der ehrliche Reimſchmidt weinte heiße Thränen um ſie, und meinte, nun habe er auf der Welt auch nicht mehr viel zu ſuchen. Sie hatte ihn gepeinigt, ihn hungern laſſen, ihm das Leben verbittert, ihm keine

Das is dö, wo 'r amal bei Belgrad an Türken hat g'fanga,
Der, wie er'n bracht hat in's Zelt, nacha a Türkin is gweſt.
Wie d' alten Leut faſt alle, ſo hat halt ah unſer Jakob
'S Lachen und Wanen daneh'n allawal glei in an'n Sack. —
Noh ſan in'n Haus zwa Knecht', an Bua und drei Menſcher in Deanſten,
Arbeiten thun ſ' bein Tag, fenſterln thun ſ' bei der Nacht,
Aber in Herrn den fürchten ſ' gar gwaldi, drum thun ſ' ah nix Schlechts nöd,
San alle lang ſchon in Deanſt. — Das is d' Famili in Haus.

4.

Der Vorabend.

Dö vorichi Wochen war der Herr
Drin in der Weanaſtadt,
Von wo er auf ſein'n Steirerwag'n
Da Meni mitbracht hat.

A lange Stangen mit an Spieß
Und ah a Kiſtel gar,
Was aber bis zum heunt'gen Tag
Allwal zugnagelt war.

A lang's Papier, a goldene Rahm,
A große Schunken ah,
Wachskerzeln mehr als hundert Stuck,
Und Pomeranzen zwa.

Dö Muada fragt'n Man, was ſoll
Denn mit dem Allen g'ſcheg'n?
Er antwort't lachad: Nur Geduld,
Du wirſt ſchon Alles ſeg'n!

Dö Kinder ſchleichen ſich herum
Wie's Katzel um a Brein
Und fragen: Da wird wohl für uns
Was drin in'n Kiſtel ſein?

Der Fader aber jagt ſ' davon
Und ſagt: Fragt's nöd, geht's zua,
Wann Aner mir was anrührt da,
So kriagt a Schlög ſchon gnua.

Z' Abend an'n ſiebazehnten Auguſti, wie ſ' ham g'habt g'eſſen,
Fader, Muada und Aehnl, d' Kinder, d' Knecht und dö Dirn,
Alle über an'n Tiſch, da ſagt der Fada zu ihna:
Merkt's hiazt auf, was ih ſag' und thut's recht gnau, was ih ſchaff':
Moring ham ma an Feitag! —

Alle ſchrein

An Feitag, ui jögas! an Feitag.

D' Muada.

Biſt denn nariſch, mein Man? 's is ja Samſtag!

Andres.

Meintsweg'n!
's derfat da Dimerſtag ſein, ſo is halt bei mir moring Feitag.

Aehnl.

Heunt hab' ih ſelber noh g'ſchaut, 's ſteht in Kalenda nit roth.

Andres.

Is's in Kalenda nit roth, ſollt's roth ſein in all' unſern Herzen,
Roth is ja d' Farb von der Freud', und 's is an Urſach zum g'freu'n:
Loſt's und nehmt's d' Kappeln fein ab, 's is der Geburtstag von Kaiſer.

Muada.

Von unſern Kaiſer?

Ein Knecht.

Von neuchen?

Aehnl.

Von guat'n?

A Dirn.

Von junga?

An andre Dirn.

Von ſchöna?

Andres.

Ja, ja, ja, was's ös ſagt's, das is er Alles und mehr noh,
Ih hab'n g'ſegn wia ih hiazt drinad bin g'weſen in Wean:

A G'ſichtl hat er, jung und friſch
Wie Milli und wie Bluat,
Zwa Augen drin, dö kinnen ſchau'n
So liab und ah ſo guat,
's blitzt aber ah a Feuer d'raus,
Das zeigt am glei ganz gwiß,
Daß neb'n der Güede in den Herrn
Ah viel Guraſchi is;
Das liabe Göſcherl is ganz roth,
Wie d' Roſen ſan in Mai,
Ma kann ſih faſt nöd halten mehr,
Ma mecht'n buſſeln glei.
Nan is er g'wachſen, d' Uniform
Dö ſteht ihm prächti an,
Er is, wann er au'm Pferd ob'n ſitzt,
Schon hiazt a ganzer Mann.
Kurzum, von unſern Kaiſer 's Bild
Vergiß ih nimmer mehr,
Ih hab amal an Engel g'ſegn
In'n Tram, — der war wie er.

Wie der Andres das gſagt hat, ſo hat er nacher a lange
Roll'n von Papier aufg'rollt und hat ſ' g'halten in d' Höh',
Schaut's hat er gſagt, das is er! — Alle ſan nächada g'ſprunga,
Und ham g'ſchaut und g'ſchaut anichi Minuten lang,

Und ma hat ſunſt nix g'hört als ui! und mein God und prächti!
Aber die Augen haben gloſt und die Händ' ham ſ' zamg'ſchlag'n,
Nur der Aehnl allan, der hat zum flena ang'fanga
Und der klanſti der Bub'n hat a Buſſel hinkait.
Endli hat der Andres zamagwickelt das Bildnuß
Und hat gſagt: Hört's jetzt an, wie ma woll'n feiern den Tag:
G'arbeit't wird moring nix, ſchon in da Fruah ziagt's ös alle
D' Suntagsg'wandeln ſein an und geht's z'erſcht in a Meß,
D' Knecht und d' Menſcher um fünfi in Pfarrer ſein Fruhmeß, d' Kinder
Gengan um ſiebni hernach, wo der Figari d'Meß leſt,
Bet's dort fleißi zu God für unſern gnädinga Kaiſer,
Daß er ihm Kraft ſchenkt und Muth, denn es liegt gar viel auf ihm,
Du Alte kochſt auf Mittag a gut's und tüchtig's Mittagsmahl,
Was d' in Haus abkrageln kannſt, das kragl ab und ſetz auf,
Hoch muß's hergeh'n moring bei mir, es darf an nix fehlen,
Spritzkrapfen machſt uns auf d' Letzt und Pomeranzenſalat,
Vierunddreiß'ger wird trunken und Alles muß viel und recht gut ſein,
Denn ih hab Gäſt ah eingladen, unſern Schullehrer von Dorf,

Nacher dein'n Fadern in Müllner und zehn verwundte Soldaten
Ds unten liegen in Märk und noh nöd ganz ſan kurirt.
Moring müſſen ah d' Knecht und d' Menſcher Bradl und Salad ham
Und zun trinken an Moſt, aber kan'n Rauſch leid' ih nit.
Auf Namittag hab' ih b'ſtellt zwa Burſchen mit Geigen und Zidern
Und da kinnt's tanzen hernach meintsweg'n bis eini in d' Nacht.
So, hiazt wißt's alles, hiazt geht's und daß Alles g'ſchieht wie ih's g'ſchafft hab',
Wer moring luſti nöd is, der is a ſchlechter Halunk.
Freudi ſan alle hiazunda ganga, nur ds vier Buben
Ham zu ananda ſtad g'ſagt: — zwos denn der Fader juſt ah
Unſern Lehrer hat müſſen moring einladen zun Eſſen?
Da is's ſchon aus mit der Freud', da derf'n ma gar nöd uns rühr'n.

5.

Der Geburtstag.

In andern Moring hat glei der Rauk au's Rauchfang bewieſen
Daß die Bäurin ſchon fruh hat zun kochen angfangt,
Andres war aber in Garten und hat dort zun Feſt alles hergricht't;
A Zimmermann und a Knecht haben ihm g'holfen dabei.

Wie alles ausg'ſchaut hat, das will ih hiazund beſchreiben.
A langmächtiger Tiſch war bei an Lindenbaum deckt,
Der ihm an Schad'n hat geb'n, ganz z' oberſt am Tiſch war aufg'macht
Grad ſo wie an Altar a rother Dewich, und dran
Is das Porträ von Kaiſer in aner goldana Rahm g'hängt.
Drüber is g'ſteckt in da Höh oben a ſchwarzgelber Fahn,
Und neb'n a Kaiſer ſan g'hängt da Jelaſchitz und da Radetzky.
Au'm Bam ob'n auf an Aſt war an Aug Gottes anbracht,
Und zwa Engeln daneb'n, ds ihm der Pfarrer hat herglieg'n,
(Der is deſtweg'n a kuma zun Eſſen obwohl nöd einglad'n,)
Alles war rund umadum ganz mit Wachskerzeln voll,
Ds auf d' Nacht ſan anzund'n wor'n, da war's erſt recht prächti,
Um ds Porträ ham ſih ſchön Blumenkränz gwunden herum
Und a Vivat war g'ſchrieb'n mit lauter riechenden Nageln,
Sauber war der Tiſch deckt mit G'ſchirr von glanzenden Zinn
Und in der Mitt' war verziert mit an'n Buſchen an Enz-Prügelkrapfen.

Umadum um a Tiſch waren Stangen eing'ſteckt
Auf aner jeden Stang war z' oberſt ang'hängt a Lampel
Und bei'n Thürl voran, wo man in Garten h'neingeht
War a Tafel aufg'hängt, d'rauf hat der g'lahrte Schulmaſter
G'ſchrieben mit großer Schrift folgenden herrlichen Spruch:

Am achtzehnten Auguſti
Da is der gute Kaiſer geborn,
Drum ſeid's heunt alle luſti
Weil er uns heunt vor 19 Jahren g'ſchenkt is worn.

Wie's gegen alſi is ganga, ſo is au'm Hof alles zamkuma,
D' Kinda, d' Hausleut und d' Gäſt und dö Bleſſirten halt ah,
Dö der Andres in Mark mit'n Steirerwag'n holen hat laſſen.
Wie ſ' dö Pracht haben g'ſeg'n, ham ſa ſih völli vaſtaunt,
Und dö Soldad'n ham gar nöd gnua anſchauen kina in Kaiſer.
D' Bäurin hat auftrag'n hiazund, und ſö ham z' eſſen ang'fangt,
Ham recht dazu g'ſchaut, haſt'n nöd g'ſeg'n! zun Eſſen und Trinken.

Wann der Kaiſer müßt' leb'n ſo viel Jahr allwal fort,
Als ſ' auf ſein G'ſundheit Tropfen ham trunken, ſo war gegen ſeiner
Ah der Methuſalem nix, und ſo oft ſ' Vivat ham g'ſchrien
Hat der Andres allmal unter'n Tiſch a Knallkügerl z'treten
Daß's laut kracht hat und All's hat nacha g'jugazt dazua.
Wie aber endli da Pfarrer a Zeitung auſſa hat zogen
Und hat g'leſen da d'raus, daß's in Ungarn gut geht,
Daß ſih a General mit viel tauſend Mann hat ergeben,
Da war in Himmel hernach ganz der Boden erſt aus.
G'ſprungen ſan ſ' wie die Böck, und Vivat ham ſ' g'ſchrien wie d' Zahnbrecher
Nöd nur für'n Kaiſer allan, ah für die ganze Armee
Und dö Bleſſirten ham ſ' abbuſſelt und der Andres hat Jeden
Noh an Zwanziger, an neu'n einig'ſteckt in die Hand,
Endli ham ſ' noh auf d' Letzt das „Gott erhalte" ah g'ſungen,
Aber das alte au'm Franz, wal's kan neu's nöd ham g'habt
Zu dem Wort Franz ham ſ'n Joſeph einig'ſlickt wo ſ' halt ham kina,
Denn auf dö Wort kummt's nöd an, wann nur das Herz dabei is.

So hat g'ſeiert a Bauer nali 'n Geburtstag von Kaiſer,
Alle kinnen's nöd ſo, wie's der Reiche hat than,
Aber ih glaub' ſie thäten's alle gern und von Herzen
Nöd weg'n an Eſſen allan, ſondern aus Lieb' nur für ihn.

frohe Stunde geſchenkt, aber ſie hatte ſechzehn Jahr an ſeiner Seite gelebt, und war ſein durch ein heiliges Band. Dichterherzen ſind immer kindlich und treu. Es koſtete viel Mühe, ihn zu bewegen, das Hamſterloch durchzuſuchen, das in einem ungeheueren Schrank die Vorräthe der Verblichenen einfaßte, und zu welchem ſie jedem ſterblichen Auge, und ſelbſt der Sonne den Eingang verwehrte. Es war auch ſchwer in den Schrank zu kommen, denn ſie hielt den Schlüſſel ſo feſt umkrallt mit den dürren Todtenhänden, daß keine menſchliche Gewalt ihn zu entwinden vermochte. Man ließ den Schloſſer kommen, er brach den Schrank auf, und man fand eine Menge alter Bänder, Arzneiſchachteln, Flaſchen mit eingetrockneter Arznei, verblindete Brillen, eingeſchrumpfte Stücke Würſte und Braten, Flaſchen mit verrauchtem Wein, und Liqueurreſten, verſchimmeltes Brot, vergelbte und zerzauſte Spitzen und Blumen, Möpſe, Pagoden und zärtliche Schäfer von Porzellan, nur ein wenig abgeſtoßen, Kronenleuchterſtücke, Geräth von allen Sorten, es war zum Verzweifeln. Endlich fand man einen Pack alter Strümpfe, und der fiel ſo ſchwer in die Hand, daß er neugierig beſichtigt wurde. Beim Aufrollen fiel ein Schatz von hellen Goldſtücken heraus, mehr als hundert, und die Umſtehenden wünſchten Reimſchmidt herzlich Glück. Ein weiteres Suchen ergab noch Schmuck, Kronenthaler, Silberbecher, eine Menge werthvoller Dinge, die aus Reimſchmidt's Haußhaltung unter dem Vorwande, man habe ſie aus Noth verkaufen müſſen, nach und nach verſchwunden waren. Kurz, der arme Dichter war für den Reſt ſeiner Tage geborgen, denn ſelbſt ein wichtiges Do-

Zum Sieges-Feſtmahle in Lilienfeld.

(Am 3. Oktober 1849.)

Die Zeit war böſe, welche jüngſt verronnen,
Der Muth, der auch in unſer'm Land entbrannt,
Er hatte zwar die Freiheit uns gewonnen,
Allein von Vielen wurde ſie verkannt;
Und ſtatt in ihrem Strahle ſich zu ſonnen,
Ward ſie zu böſen Zwecken angewandt,
Sie wollten Oeſterreich im Grund erſchüttern
Mit ſeinen Theilen ſeine Kraft zerſplittern.

Ich ſchweige von den Gräueln, die geſchehen,
Laßt dieſe Wunden all' vernarbet ſein!
Wer kann ganz frei ſich ſprechen von Vergehen?
Ein Schleier hülle alles Ueble ein;
Nur in die Zukunft wollen jetzt wir ſehen,
Und uns der ſüßen, frohen Hoffnung weih'n,
Es werde all' das Böſe, was verfloſſen,
Uns lehrend führen zu dem Freien, Großen.

Je tiefer unſer Oeſt'reich ſchien zu fallen,
Je höher ſchwang es jetzo ſich empor,
Je mehr der Muth ſchon ſank den Guten allen,
Je glänzender trat ſeine Kraft hervor;
Wie auch allüb'rall Schreckensrufe ſchallen,
Wie auch allüberall der Aufruhr gohr,
Ob alle Furien auch ihre Fackeln ſchwangen,
Iſt Oeſt'reich ſiegreich doch hervorgegangen.

Wem danken wir's, daß wir ſo glücklich waren?
Den Feldherr'n, die vereinet Geiſt mit Muth,
Dem treuen Heere, trotzend den Gefahren
Und opfernd ihrem Vaterland ihr Blut,
Der Macht im Norden, welche ihre Schaaren
Geſandt, zu dämpfen der Empörung Glut,
Und Gottes Beiſtand, der vom Wolkenthrone
Geſegnet unſer Reich und unſ're Krone.

Es iſt vollbracht! — Laßt uns die Gläſer heben,
„Der Kaiſer lebe hoch!“ ruft aus mit mir,
Radetzky, Haynau, Jellachich ſoll'n leben,
Sie, aller Helden, aller Zeiten Zier,
Und unſer ganzes Heer, das treu ergeben
Focht für das Recht, mit ſelt'ner Kampfbegier!
An uns iſt's nun, das Aeußerſte zu wagen,
Daß dieſe Siege gold'ne Früchte tragen.

Das neue alte Wien.

Eine Betrachtung.

(Am 28. November 1849.)

Bin achtzehn Monate ferne geweſen,
Und habe nur immer Schlimmes geleſen
Von meinem lieben und luſtigen Wien,
So daß mich's erfüllte mit Schmerz und mit Grauen
Und daß ich nicht mochte die Vaterſtadt ſchauen,
Wo Alles verändert zu haben ſich ſchien.
Doch endlich wurde vor Sehnſucht mir enger
Die Bruſt, ich konnt' es ertragen nicht länger,
Ich mußte beſchwicht'gen des Herzens Sturm.
Ein echter Wiener — ein Jeder wird's wiſſen —
Kann ſeinen Graben und Kohlmarkt nicht miſſen,
Und ſein ſchönſter Baum iſt der Stephansthurm.
Ich kehrte zurück. — Ach! ich muß es wohl ſagen,
Ging Anfangs mit Scheu nur und Mißbehagen
Durch alle die Gaſſen und Gäßchen entlang,
Und wenn ich die Spuren von Kugeln gewahrte
Viel Männer ſah mit langmächtigem Barte
Und wenn auf den Hof mich führte mein Gang,

Und wenn ich hört' über manch' Gutes ſchreien,
Und wenn ich Kanonen ſah auf den Baſteien
Und hörte der Schleppſäbel klatſchenden Klang,
Selbſt wenn ich manche Journale geleſen,
Die beſſer nicht ſind als ſie früher geweſen,
Da wurde mir wirklich recht Angſt und bang,
Und wenn ein Bekannter mich fragte: „Mein Lieber
Sie bleiben doch hier jetzt den Winter über?“
So hab' ich erwiedert: „Wohl bin ich's gemeint,
Wenn's anders mich leidet, mein lieber Freund!“

Doch bald fing ich an etwas aufzuthauen,
Es kommt nur d'rauf an, wie die Dinge wir ſchauen,
Es wurd' in mir ruhiger allgemach,
So ſchien mir auch freundlicher Wien nach und nach.
Es drängt ſich wieder die fröhliche Menge,
So daß die Straßen werden zu enge,
Man ſpricht wieder vom Theater ſogar,
Man eilt, ein Bild von Pollak zu ſehen,
Man ſieht wieder neue Gebäude entſtehen,
Und auch ſchon Concerte gibt es ein Paar.
Geſellſchaften finden ſich wieder zum Spiele,
Kein Mordgeſicht blickt uns an aus dem Gewühle,
Der Braten dreht ſich wieder am Spieß,
Man ſchaffte die Calabreſer bei Seite,
Es kleiden ſich wieder wie andere Leute,
Die früher man Nationalgarden hieß.
Nichts haben die Frau'n mehr mit Säbeln zu ſchaffen,
Sie tragen jetzt keine anderen Waffen
Als nur die durchbohrenden Augen allein;

Nicht Sturmglocken ſchallen, nicht Trommeln hört man,
Und nicht mehr das herrliche Pflaſter zerſtört man,
Das thun jetzt die Pflaſtertreter allein.
Es ſtehen auch wieder wie eh'mals die Mägde,
Die früher auch die Politik bewegte,
Beiſammen am Brunnen vor ihrem Haus
Und richten gemüthlich die Herrſchaften aus.
Es ſteht die Aula einſam und verlaſſen,
Man hört, wo man wandelt, in allen Gaſſen
Aus allen Häuſern Muſik und Geſang,
Und was mir jeden Verdacht benommen,
Das iſt vor allem Andern: es kommen
Auch wieder Wiener Witze im Gang.
So fand ich vernarbt beinah' alle Wunden
Und habe mein altes Wien wiedergefunden,
Und theilweiſe auch ein neues dabei;
Man trifft doch wen'ger von alten Zöpfen,
Man beugt ſich wen'ger vor hohlen Köpfen,
Nicht ſchnüffelt herum mehr Geheimpolizei.
Am meiſten doch freute mich, daß vom Gerichte,
Das Geiſter beherrſchte, verſchwand jede Spur,
Und daß ich daher auch zu dieſem Gedichte
Nicht brauchte Erlaubniß erſt von der Cenſur.

Alte und neue Zöpfe.

Eine Parallele.

(Am 21. Dezember 1849.)

Nur langſam voran, nur langſam voran,
Damit der Oeſt'reicher nachkommen kann;
Stets ſpielen mit verſteckten Karten
Und warten — warten — warten — warten,
Das war der alte Zopf.

Jetzt hudri wudri, fort und fort,
Mit Sinn und That, und Schrift und Wort,
Die Zeit nur meſſen nach der Kürze,
Damit ſich Alles überſtürze,
Das iſt der neue Zopf.

Den offnen Mann, der es gewagt,
Der frei ein freies Wort geſagt,

Als höchſt gefährlich zu erkennen,
Ihn Revolutionär zu nennen,
Das war der alte Zopf.

Den, der zu ſagen hat den Muth,
Was wirklich gut war, iſt noch gut,
Als alten Zopf herab zu reißen
Und ihn Reactionär zu heißen,
Das iſt der neue Zopf.

Stets Opfer bringen dem Altar,
Und demuthsvoll die Prieſterſchaar
Wie lauter Heilige verehren,
Der Klöſter Schätze ſtets vermehren,
Das war der alte Zopf.

Jetzt niederreißen den Altar,
Verhöhnen ſeiner Diener Schaar,
Beſchimpfen das, was apoſtoliſch,
Am Ende werden Neukatholiſch,
Das iſt der neue Zopf.

Der Jugend mit der Ruthe droh'n,
Und wo ſich zeiget bei dem Sohn'
Ein Geiſtesblitz, ihn ſchnell erſticken,
Den Jugendmuth ganz unterdrücken,
Das war der alte Zopf.

Jetzt kühn behaupten, daß das Ei
Viel klüger als die Henne ſei,

Und wenn der Sohn das Fuchslied ſchreiet,
Der lederne Papa ſich freuet,
Das iſt der neue Zopf.

Auslöſchen jeden Funken Licht,
Damit kein Strahl durch's Dunkel bricht,
Und daß das arme Volk nicht ſehe,
Wie oben man das Ruder drehe,
Das war der alte Zopf.

etzt alle Fackeln auf ein Mal
nzünden, daß der helle Strahl
Das Auge ſo gewaltig blendet,
Daß es vor Schmerzen ab ſich wendet,
Das iſt der neue Zopf.

aß werde Frömmigkeit erzielt,
erbieten, daß nicht wird geſpielt
Am Sonntag, bis die Gotteshallen
Nicht von Gebeten mehr erſchallen,
Das war der alte Zopf.

etzt, wenn ein Sonntag kommt herbei,
on Mühe ſein und Arbeit frei
Und thuen was man will, am Sonntag,
Daß kein Journal erſcheint am Montag,
Das iſt der neue Zopf.

enn ein Bejahrter vor Euch geht,
d hinten ſeinen Zopf Ihr ſeht,

Ich bitt' Euch, ſpart ihm die Verhöhnung,
Bedenkt, ſtark iſt die Angewöhnung,
Laßt ihm den alten Zopf.

Glaubt nicht, Ihr hättet rundes Haar,
Es ſcheint Euch nur, es iſt nicht wahr,
Auch Euch hängt hinten auf dem Rücken,
Selbſt könnt Ihr ihn zwar nicht erblicken
Ein nagelneuer Zopf.

Der Bauer ſagt, was er jetzt nicht ſein möchte.

(Oeſterreichiſch.)

(Im Dezember 1849.)

Ih möcht hiazt nöd der Kaiſer ſein!
Ih könnt nöd ruawi ſchlafen ein,
Wann ich aft ſo bedenken thät,
Was ih noh alles z'thuen hät.
In Wean, in Graz, in Peſt und Prach,
Bis i dö alli glückli mach,
Und wann i ſechat d'Säck ſo laar,
Und überall das Geld ſo rar,
Ausgeben viel und 's geht nir ein —
Nan nan, ih möcht nöd Kaiſer ſein!

Ih möcht ah kan Miniſter ſein!
Nur Arbeit bis in d' Nacht hinein,
Und ſtatt dafür an „Geltsgott" z'ham
Verſchrein'n ſ' ihm, eh er auslegt, d'Kram.
Soll ob'n und unten thuen recht,
Und kann doch nöd ſo wie er möcht,

cument fand er wieder, über welches er einmal Tinte gegoſſen hatte, und das ihm eine Rente ſicherte; es war rein und befreit von der Tinte, und die ſejther heimlich von der Frau bezogene Rente lag in allen Jahrgängen, datirt und wohl verſiegelt daneben. „Der ſchändliche Geiz!“ zürnte der Rathherr, der bei dem ganzen Vorgang gegenwärtig geweſen, und hielt eine Rede, würdig neben der Schilderung des Teophraſtus einen Platz einzunehmen. Reimſchmidt hörte mit gefalteten Händen zu. Er zog nun zu einem Vetter, der ihm ſein eigenes Stübchen gab, und lebte dort friedliche Tage, auch ſeine Muſe trug, wie in einem Nachfrühling, friſche Blüthen.

Während dieſem waren unſere Freunde in raſtloſer Eile nach Wien gelangt. Es war Abend, da ſie ankamen. Adelhart ſtieg in einem andern Gaſthof ab, um nicht gleich ſeine Ankunft zu verrathen, falls die ſchöne Unbekannte dort, wo er jüngſt abgeſtiegen, etwas von ihm erfahren könnte, dann eilte er im Sturmſchritt, von Ferdinand begleitet, nach der Vorſtadt. Schon waren alle Zettel abgeriſſen, kein Knabe ließ ſich ſehen. Troſtlos kehrten die Freunde zurück nach der Stadt. Mehrere Tage vergingen bei gleichem Mißgeſchick, und es war unmöglich den zettelabreißenden Buben aufzufinden. Zugleich gab es keinen öffentlichen Vergnügensort, kein Theater, das nicht beide Freunde, vergebens ſuchend, durchſpäht hätten. Sonntag kam, und ſein heller milder Schein lockte die Bewohner der Reſidenzſtadt auf die Baſteien — das ſchöne Mädchen war nirgend zu finden noch zu ſehn. Endlich gewahrte Ferdinand das kleine, runde und ſchöngeputzte Weibchen, begleitet von dem jungen Mann, militäriſchen

Auf allen Seiten ſtoßt er an,
Denn der will rückwärts, der voran,
Der Deixl möcht ſich finden d'rein,
Nan, ih möcht kan Miniſter ſein!

Ih möcht a hiazt kan Pfarrer ſein!
Kan Zechent geht ihm nimmer ein,
Er ſoll a nix begehr'n, woll'n ſ'hab'n
Für's Taufen und ah für's Begrab'n,
Es zahlt kan Menſch kan Hochamt mehr,
Der Opferſtock is ah nöd ſchwer,
Daß ſ'Meß hör'n that's faſt nöthi ſein,
In'n Weichbrunnkeſſel war a Wein,
D' Pfarrei'n trag'n hiazt gar weni ein,
D'rum möcht' ih ah kan Pfarrer ſein!

Ih möcht kan Zeitungsſchreiber ſein!
Das fallat ma ſchon gar nöd ein,
Dö hom's gar ſchlecht, dö An'n dö woll'n:
Daß ſ'über alles loszieg'n ſoll'n,
Und thu'n ſie's, gibt's viel Keierei,
Ma ſchlagt's von ob'n auf's Bratzel glei.
Und was mih noh verdrießet z'meiſt:
Daß Aner auf den Andern beißt,
Daß Gall ſich miſcht in d'Tinten drein,
Ih möcht kan Zeitungsſchreiber ſein!

I möcht a kan Verwalter ſein!
Dö gengen ſo bald alle ein,
Und hiazt, dawal ſ' noh exiſtir'n,
Thut's ah kan Menſch mehr reſpektir'n,

Amahl ham d'Bauern Händel, Ar
Auf's Amt bracht, hiazt is d'Kuchel lar,
Es haben all dö g'ſtrengen Herrn,
Auf anmahl müſſen gnädi wer'n,
Und d'Sporteln tragen nix mehr ein,
D'rum möcht i kan Verwalter ſein!

Am liebſten möcht' ih gar nix ſein!
In Keller haben guten Wein,
In Kaſten brav Dukaten d'rin,
Daß ich für Alles g'ſichert bin;
Mih um nix kümmern, um nix ſcher'n,
Nix bitten derfen, nix begeh'rn,
Thun was ih mag, befreit von Noth,
An'n guten Mann ſein laſſen Gott,
Und mih in gar nix miſchen d'rein,
So möcht ih Nix und Alles ſein!

Der politiſche Catarrh.

Ein Scherzgedicht.

(Am Ende des Jahres 1849.)

Abſcheulicher's Wetter erlebt' ich faſt nie,
's war kalt und die Winde pfiffen,
Man kriegt den Catarrh, man weiß gar nicht wie,
Auch ich bin davon jetzt ergriffen,
Muß huſten und huſten in Einem fort,
Den beſten Gedanken, das treffendſte Wort
Nimmt mir vom Munde der Huſten.

Ein Loblied ſäng' ich ſo gerne auf Euch,
Ihr herrlichen neueſten Zeiten,
Wo wir in dem freien Land Oeſterreich
So ſchnell jetzt zum Beſſeren ſchreiten;
Wo Alles nach vorwärts trachtet ſo ſehr,
Und gar kein einziger Rückſchritt mehr —
Hm! hm! — da kommt mir der Huſten.

Auch Dir, mein Wien, ſäng' ich gerne mein Lob,
Du haſt zwar mit Deinen Horden
Im vorigen Jahr' es getrieben hübſch grob,
Doch jetzt biſt Du ruhig geworden;
Es wird der Belagerungszuſtand darum
Auch aufgehoben ganz ſicher bis zum — —
Hm! — hm! — da hemmt mich der Huſten.

Und unſ're Finanzen, das muß man geſteh'n,
Die halten ſich immer noch einzig,
Ihr könnt die Fünfperzentigen ſeh'n,
Im Coursblatt notirt fünfundneunzig,
Und iſt nur ein wenig Fortuna uns hold,
In kurzer Zeit wird wieder Silber und Gold —
Hm! — hm! — der verdammte Huſten!

Auch unſ're Journale thun ihre Pflicht,
Man kann nach Verdienſt ſie nur loben,
D'rum wird der Freiheit der Preſſe auch nicht
Der kleinſte Riegel geſchoben,
Und wenn eines redet auch noch ſo laut,
Und noch ſo viel ſich zu ſagen getraut,
So — hm! ſchon wieder der Huſten.

Für eine Jury wird ſchon ein Saal,
Ein ungeheurer bereitet,
Auch wird für die Deputirten die Wahl
Einmal gewiß eingeleitet;
So werden auch bald die Landtage ſchon,
Sogar auch der Reichstag ſich um den Thron —
Ich kann nicht weiter vor Huſten!

Gratulation zum neuen Jahr

an meine lieben Landsleute, die Bauern.

(Am 1. Jänner 1850.)

Es iſt der Brauch, wann's Jahr umſchlagt
Daß man denen, die man gern hat, einen Wunſch aufſagt,
Und meiner Seel ich hab' *Euch* von Herzen gern,
Ich weiß in Euch iſt ein guter Kern.
Wenn auch die Schale etwas rauch iſt und rifri,
Ihr ſeid deßwegen doch nicht gar ſo ſchifri.
Iſt auch die Zeit neu wor'n, Ihr ſeid noch vom alten Schrott,
Liebt Euern Kaiſer, und vertraut auf Gott.
D'rum will ich Euer Freund, bis ich ſterbe, bleiben,
Und ſo viel mir möglich iſt für Euch ſchreiben.
Es hat wohl nicht Alles und auch nicht Allen,
Das, was ich geſchrieben habe, gefallen;
Aber Alles, was Ihr von mir habt geleſen,
Wahr iſt's und *gut gemeint* iſt's geweſen.
Es haben Euch zwar voriges Jahr grobe Schrollen
Und ſchlechte Leute gegen mich aufhuſſen wollen,
Aber Ihr habt Euch den blauen Teufel darum g'ſchor'n
Und ich bin nie mit einem Wort von Euch beleidigt wor'n.

Erſt neulich haben mir Zeitungen wieder wollen aufdiſputir'n,
Ihr habt mir wollen mein Landhaus ruinir'n,
Aber ich hab' gleich g'wußt, 's iſt Alles nicht wahr
Bei Euch braven Leuten hat's keine G'fahr,
Ihr laßt Euch nicht ſo leicht führen auf'n Lahm,
Ihr ward ja auch ſo g'ſcheidt, und ſeid blieben daham,
Wie ſie begehrt haben Ihr ſollt gegen die Soldat'n
Von Kaiſer fechten und gegen d' Krawaten.
In Euch rollt noch echtes Oeſtreicher Blut,
Auswendig ſeid's hanti, inwendig ſeid's gut.

Jetzt hört mich an, ich bring' Euch dar,
Meinen beſten Wunſch zum neuen Jahr:
Die Freiheit, die der Kaiſer Euch gegeben,
Die ſoll Euch bleiben für's ganze Leben,
Damit ſie aber auch nie mehr kann verſchwinden,
So wünſch' ich, daß Ihr Euch ſuchet d'rein zu finden,
Eine ſolche Freiheit ginge zum Beiſpiel nicht an,
Wo man allewal faullenzen kann,
Ihr werdet jetzt Vieles verändern müſſen,
Wenn Ihr die rechte Freiheit wollt genießen.
Weiter wünſch' ich, es mög' Euerm Fleiße gelingen,
Der Erde die herrlichſte Frucht abzuringen,
Der Hagel ſoll Eure Felder verſchonen,
Und Einigkeit in Euern Hütten wohnen,
Stets ſollt Ihr ſein mit Geſundheit begabt
Damit Ihr den Bader nicht nöthig habt,
Vor Allem aber wünſch' ich, daß Ihr in der neuen Zeit
Ein wenig nachlaßt von Eurer Bockbanigkeit,

Daß Ihr nicht nur das für gut ſchaut an,
Was Euer Vater und Euer Ähnl hat gethan,
Sondern daß Ihr an dem Guten haltet, was vorbei iſt
Aber auch das Gute annehmt, was neu iſt.
Nur ſo findet Ihr Euch in die neue Zeit hinein,
Und werdet verdienen freie Bauern zu ſein.

Verſöhnung.

Glaubet mir, es ſtürmt nicht immer,
  Iſt die Ausſicht noch ſo grau
Glänzt doch bald ein Sonnenſchimmer
  Und der Himmel lächelt blau,
Ahmt ihn nach und laßt entfliehen
  Zorn, Haß und Partheilichkeit;
Laßt uns einen Schleier ziehen
  Ueber die Vergangenheit.

Läſtert nicht auf unſre Jugend,
  Ward ihr Muth auch Uebermuth,
Denket Jugend hat nicht Tugend;
  Was verbrach ihr heißes Blut
Hat vielfältig aufgewogen
  Das, was uns ihr Muth geſchenkt,
Zieht den Schleier über's Böſe
  Und des Guten nur gedenkt.

Die am Staatesruder ſaßen
  Wußten ihre ſchwere Pflicht
Neu'rer Zeit nicht zu erfaſſen

Und geblendet von dem Licht
Das die Freiheit ausgeſtrahlet,
Schwankten ſie in ihrer Macht;
Denkt ein guter Staatsminiſter
Wird man ja nicht über Nacht.

Die wir zu Vertretern wählten,
Sorgten ſchlecht für unſer Glück,
Laßt uns ſie nicht länger ſchelten,
Schuld fällt auch auf uns zurück.
Will ein neues Haus man bauen,
Das in Zukunft feſt ſoll ſtehn,
Muß man's Jenen nicht vertrauen,
Die nur zu zerſtören ſehn.

Was geſchehn iſt, iſt geſchehen,
Laßt es auch vergeſſen ſein.
Jeden drücket ein Vergehen,
Jeder hat was zu verzeih'n,
Vorwärts trachte unſer Streben
Rückwärts hülle Nebel ein,
Allen Sündern ſoll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr ſein!

Inhalt.

Sei

Lied für die Nationalgarde
Was ih jetzt ſein möcht
Geh'ſt denn nit dani von Wagen
Politiſche Ein- und Ausfälle 1
Das glücklichſte Reich 1
Orientaliſche Granaten zu einem Diadem für Könige
  1. Aufklärung
  2. Die Jagd 1
  3. Väterliche Lehre 1
  4. Irrthum
  5. Prinz und König
Die Wahlen
Kaiſerworte
Gebet von an Bauern
Politiſche Ein- und Ausfälle
Alles kommt an die Reihe
Der freie Bauer
Mein Vaterland
Der Bauer, der ſich nichts weiter verlangt
Gelächter der Hölle
Der Bauer kummt vom Reichstag z'ruck

Anſehns, und den dicken, alten Herrn. Ferdinand ſtieß ſeinen Freund an, dieſer faßte die junge Dame dann ins Auge, bebte, glühte, ſtürzte athemlos auf ſie zu. „Ich habe,“ rief er — und ſtockte, und wußte nicht mehr was er ſagen ſollte. Ferdinand, ein neuer Pylades in dieſer Noth, fiel ihm in die Rede. „Mein Freund, der aus * kommt, hat einen Brief an eine Ihnen gnädige Frau wahrſcheinlich nicht unbekannte Dame, und kann die Adreſſe nicht finden.“ „So? Einen Brief?“ ſprach das zierliche Weibchen, „etwa an Hedwig Bormann?“ Adelhart ſtand wie vom Donner gerührt, ihm ſchwindelte, er meinte, er ſey verzaubert, Ferdinand aber entzückt, und ſchnell beſonnen, rief: „Ja, an die Nämliche, von ihrem guten Vetter Reimſchmidt!“ „Ei, ſchön willkommen,“ ſprach das Mädchen, „da kommen die Herren nur dieſen Nachmittag nach der Hauptſtraße“ — ſie bezeichnete ihm das Haus näher. „Sie werden große Freude machen,“ ſetzte ſie hinzu, und ein ſchalkhaftes Lächeln flog über die ſchwellenden, friſchen Lippen. Adelhart war unfähig ein Wort hervorzubringen, er ſtand blaß da und bebte, noch immer glaubte er zu träumen. Ferdinand rüttelte ihn auf und zog ihn fort. Er konnte ihm gar nicht einreden, daß nichts natürlicher ſey, als daß eine ihm Unbekannte ſo gut Hedwig Bormann heiße, als Urſula Eiſengrün, oder Nannerle Milbig. Adelhart berief ſich nur immer auf das Wunderbare des Herganges. Der Nachmittag kam, die erſehnte Stunde ſchlug. Beide Freunde fanden das bezeichnete Haus, deſſen Inneres von Wohlſtand und Zierlichkeit zeigte. Die Frau vom Hauſe war noch allein. Sie erkundigte ſich lebhaft nach Preußen, und

Seite
1. Der Abend 48
2. Geſpräch 49
3. Die Ordinari 52
4. 's Wiederſehen 53
5. Die Erzählung 54
Der deutſche Kaiſer, dö ungariſchen Rebell'n, dö Demokrat'n und Radetzky 58
1. Die G'manſtub'n . . . . —
2. Vorleſung und Diſchkurs 60
Wie der Geburtstag von unſerm Kaiſer von einer Bauernfamilie gefeiert worden iſt 68
1. Der Bauernhof . . . . —
2. Der Bauer Hallgruber 69
3. Die Familie 70
4. Der Vorabend 72
5. Der Geburtstag 77
Zum Sieges-Feſtmahle in Lilienfeld 82
Das neue alte Wien 84
Alte und neue Zöpfe 87
Der Bauer ſagt, was er jetzt nicht ſein möchte . . 90
Der politiſche Catarrh 93
Gratulation zum neuen Jahr an meine lieben Landsleute, die Bauern 95
Verſöhnung 99

Wien.
Druck und Verlag von Leopold Grund.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10955/026

Was iſt denn jetzt g'ſchehn in Wien?

Eine Mittheilung für meine lieben öſterreichiſchen Landsleute außer Wien.

Von J. F. Caſtelli.

Ihr werdet hören von einem ungeheuern Aufruhr in Wien, man wird Euch erzählen von fürchterlichen Sachen, von Mord, Brand und Plünderung, und ihr werdet Euch anfangen zu fürchten, (verſteht ſich die Bravern) und die Schlechteren werden ſich vielleicht denken, plündern wir auch! Das ſoll'n ſie ſich aber vergeb'n laſſen, denn das iſt leider nur die ſchlechte Zuthat, die ſich oft bei der beſten Sache in der Welt befindet und gegen welche jetzt ſchon von allen Gutdenkenden die beſten Gegenmittel ergriffen worden ſind. Ich will Euch alſo erklären, meine lieben guten Land- und Landsleute, was geſchehen iſt, wie's geſchehen iſt und warum's geſchehen iſt, damit auch ihr die Sache genau wißt und nicht eine falſche Meinung von einer Begebenheit bekommt, die für unſer Land, für unſer Volk und daher auch für Euch die erfreulichſte iſt, die, ſeit Oeſterreich ſteht, geſchehen iſt.

Wir haben uns befreit indem wir unſern guten Kaiſer von allen denen befreit haben, die ihm ſchlecht gerathen haben, die um ihm eine Mauer herum gezogen haben, damit er nicht hören könne, um was ſein Volk gebeten hat. So was hat freilich nicht ſo manierlich geſchehen können, daß wir dabei unſ're ſchön'n Röcke und gelbe Handſchuh hätten anziehen können, ſondern es hat müſſen mit Ernſt, mit ſcharfem Ernſt geſchehen, ſonſt hätten die, die um den Kaiſer waren, ihm wieder ein X für ein U vormachen können. Man hat trachten müſſen, daß ſie's endlich verſtehen, was der Wunſch des Volkes iſt, und daß dieſe Wünſche auch zu den Ohren des Kaiſers kommen. Das wäre nun nicht gegangen, wenn man ſtill und in der Gham geredt hätt' und ganz pomali aufgetreten wäre, nein, man hat ſchreien müſſen, laut ſchreien.

Da hat nun ein geſcheidter Mann alle die Wünſche des Volks, das heißt, die gerechten, aufgeſchrieben, viele Tauſend haben die Schrift unterſchrieben und ſie iſt den öſterreichiſchen Landſtänden übergeben worden, weil man gewußt hat, daß dieſe am 13. in ihren Landhaus zuſammen kommen. Man hat ſich ganz an die rechten gewendet, denn die Landſtände ſollen eigentlich die erſten Räthe des Kaiſers ſein, ſie ſollen diejenigen ſein, welche, weil ſie am beſten wiſſen ſollen, was ihrem Lande nützt, auch die Wünſche des Volks dem Kaiſer vortragen ſollen. Sie haben das freilich lange nicht thun können, weil diejenigen, die um den Kaiſer waren, die Landſtände nichts mehr haben gelten laſſen, aber in der letzten Zeit haben ſie ſich ſchon ein wenig zuſammen genommen und deßwegen hat man ein Vertrauen zu ihnen gefaßt.

Dieſe Schrift alſo, von der ich geredet habe, iſt den Landſtänden übergeben worden, und die Studenten, unſere braven muthigen Studenten, Vivat hoch! haben auch eine ſolche Schrift übergeben, ſind aber auch gleich ſelbſt am 13. in's Landhaus gegangen um zu ſehen, was damit geſchehen wird.

Da iſt es nun freilich fürchterlich zugegangen, g'ſchrien iſt worden, daß man geglaubt hat, das Landhaus fallt von ſelber ein. Die Landſtände haben ſich in ihrem Saal berathen wollen, aber dazu hat man ihnen keine Zeit mehr gelaſſen und die Tauſend und Tauſend Menſchen haben nicht früher eine Ruhe geben, bis die Landſtände geſagt haben: Wir wollen auf der Stell Alle zum Kaiſer gehn und wollen ihm Eure Bitten vortragen. Da war ein Jubelgeſchrei, wie ich noch keines gehört habe, und die Landſtände ſind wirklich auf der Stell in die Burg zum Kaiſer gegangen.

Bei dieſer ganzen Geſchichte ſind nun freilich ein Paar Sachen geſchehen, wo es beſſer geweſen wäre, ſie wären nicht geſchehen. Das Volk hat freilich im Landhaus die Fenſter eingeſchlagen und in einem Saal alles zertrümmert, weil es geglaubt hat, die Landſtände wollten nichts thun, und die Soldaten haben Einige erſchoſſen. Die Soldaten können nichts dafür, aber der, der es ihnen g'ſchafft hat, der möcht ich nicht ſein. Auf unbewaffnete Leute, die etwas Billiges begehren, ſoll man nicht ſchießen laſſen.

Daß ich Euch alſo weiter erzähle, die Landſtände ſind zum Kaiſer gegangen, der gute Herr hat dadurch einmal g'hört, wie es in ſeinem Lande eigentlich ausſchaut, der wird ſich weiter nicht verwundert haben? Er hat eing'ſehn, wie die, die um ihn herum waren, untern Hütel geſpielt haben, denn das Hütel iſt aufgedeckt worden, er hat ſich auf die Seiten derjenigen geneigt, die ihm die Wahrheit geſagt haben und hat in Zeit von 3 Tagen alle Wünſche des Volkes erfüllt.

Zuerſt hat er befohlen, daß eine Nationalgarde gebildet werde, das heißt eine Wache, welche die Ordnung und Sicherheit in der Stadt wieder herſtellt. Er hat befohlen, daß Alle, die ſich melden, Waffen aus dem Zeughauſe bekommen und dadurch hat er klar gezeigt, daß er ſich vor ſeinen Unterthanen nicht fürchtet. Hat auch nichts zu fürchten der gute Kaiſer, denn, wenn's Volk auch ein wenig grantig worden iſt, gegen ihn hats nichts gehabt, nur gegen ſeine Umgebungen. In zwei Tagen waren ſchon vielleicht 50,000 mit Gewehren verſehen, und dieſe braven Leute haben ſich mit den braven Bürgern vereinigt und ſorgen jetzt für Ordnung und Ruhe in der Stadt und den Vorſtädten.

Hernach hat der Kaiſer die Preßfreiheit bewilligt. Wißt Ihr, liebe Landsleute, was das iſt? Das iſt die vortrefflichſte von allen Freiheiten. Sie beſteht darin, daß man darf drucken laſſen, was man will, und was man gegen Gott und ſich ſelbſt verantworten kann. Früher hat man Alles müſſen an eine Stelle geben, wo die Herren, die dabei waren, verboten oder wegſtrichen haben, was ſie wollen haben; wenn man einen hohen Herrn g'ſagt hätte, du haſt das und das nit recht gemacht! — wegg'ſtrichen, — wann man g'ſagt hätt — die armen Bauern dort und dort werden von ihrem Verwalter zu ſtark druckt — wegg'ſtrichen! wenn man hätt die Regierung aufmerkſam machen wollen, das iſt da, und das iſt wieder dort nicht gut,— wegg'ſtrichen, kurzum ein ſolcher Herr hat Alles ſtreichen müſſen, was nur ein Biſſel aufrichtig war, denn wenn er's nicht gethan hätte, ſo wär er ſelber wegg'ſtrichen worden. Das iſt jetzt Alles vorbei, man darf Alles drucken laſſen, die Andern, die's leſen werden hernach ſchon ſehen, ob's g'ſcheidt iſt oder nicht, und wenn er gar was ſchreibet, was wirklich abſcheulich und niederträchtig wär, ſo wurd man ihn ſchon beim Kopf nehmen. Aber die Wahrheit darf jetzt ein Jeder ſagen, Fehler die begangen werden, und von denen kein Menſch frei iſt, darf man einem Jeden, wann er auch ein Kreuzl im Knopfloch tragt, in Bart hinein ſagen; bekannt darf ein Jeder machen, wo ihn der Schuh druckt, damit's die leſen, die den Schuh ein wenig weiter machen können, damit er nimmer druckt, iſt das nicht was Köſtlich's?

Endlich hat der Kaiſer auf Alles das noch den Gipfel darauf geſetzt, oder vielmehr die Unterlag, die Grundfeſte, er hat eine Conſtitution bewilligt. Das Wort Conſtitution heißt nichts anders als ein Grundgeſetz, eine Verfaſſung für das Land. Eine ſolche Verfaſſung macht aber nicht etwan nur Einer, wie er will, nein, bei der Verfaſſung einer ſolchen Verfaſſung müſſen Leute von allen Ständen dabei ſein, auch Mehre von Euch, meine lieben Landleute (verſteht ſich die geſcheidteſten), ein Jeder muß aufrichtig ſagen, was für ſeinen Stand das Beſte wäre, und alle dieſe Angaben werden hernach berathen, und darnach die Regierungsgeſetze feſtgeſetzt. Da wird zum Beiſpiel genau ausgemeſſen, wie viel eingenommen und ausgegeben werden darf, und wann die Miniſter etwas thun, was ſie nicht thun ſollten, ſo können ſie zur Rechenſchaft gezogen werden. Sagt mir: iſt das nicht eine Wohlthat, daß man zum Himmel hinauf jubeln möchte, bis die Stern zum zittern anfangen? Und das waren die Wünſche, die das Volk g'habt hat, und um die es jetzt laut geſchrien hat, und die hat uns unſer Kaiſer jetzt alle bewilligt. Er ſoll leben! hoch leben! lang leben! und jetzt allweil ruhig leben!

Wie Diejenigen, die ſo oben g'ſtanden ſind, gemerkt haben, daß es ihnen auf d'Haut geht, und daß unſer Volk auch einen Willen hat, und ſich auch getraut, den Willen auszuſprechen, was ſie nie geglaubt haben, daß es möglich wäre, ſo haben ſie ihre Bünkerln zuſammen gepackt und ſind abgefahren. Wir haben ihnen eine glückliche Reiſe gewunſchen und haben nicht geſchaut, was in den Bünkerln drin iſt.

Das liebe Landsleute iſt in Wien geſchehen, das hat auch geſchehen müſſen, weils nicht anders gegangen wär, die Unruh war nicht zu vermeiden, da aber jetzt Alles g'ſchehn iſt, was man gwunſchen hat, ſo muß man auch wieder ruhig ſeyn. Ihr liebe Leute auf den Land habt gar nichts mehr zu thun, wir haben in Wien ſchon Alles auch für Euch gethan. Ihr müßt Euch nur nicht von dummen oder ſchlechten Leuten anplauſchen laſſen, und bedenken, wir wiſſen recht gut, daß der Bauer ein wichtiger Menſch iſt, daß wir alle ſeinem Schweiße das liebe Brot verdanken, und daß alſo bey den neuern beſſern Einrichtungen auch auf ihn gehöriger Bedacht genommen werden muß.

Alſo ruhig mit Gott, unſerm guten Kaiſer und den braven Menſchen, die jetzt ſo feſt zuſammen halten, wird Alles gut werden!

Offener Brief
an meine lieben Mitbürger
über eine unnöthige Furcht,
von J. F. Caſtelli.

Liebe Mitbürger!

Wollt Ihr Euer Geld aus der Sparcaſſe herausnehmen?
Ich lege das meinige hinein!

Der ungeheure Zudrang zur Sparcaſſe um das eingelegte Geld wieder zurück zu erhalten, beweiſt wohl, daß Ihr beſorgt Euer Geld zu verlieren. Woher dieſe Furcht kommt weiß ich nicht, und da nicht der mindeſte Grund dazu vorhanden iſt, ſo kann ich nur vermuthen, daß ſchlechte Leute, welche Alles Gute gern zu untergraben und alles Vertrauen zu vernichten trachten, Euch dieſe Beſorgniſſe beigebracht haben. Nichts iſt anſteckender als die Furcht, und wenn zehn Perſonen ſich über Etwas **ein wenig** fürchten, ſo fürchten ſich hundert ſchon **ſehr** und Tauſend **außerordentlich**. Die Furcht des Armen, ſein durch Mühe und Fleiß im Schweiße ſeines Angeſichtes Erſpartes zu verlieren, iſt auch ſehr natürlich, aber **in dieſem Falle nicht nur ungegründet, ſondern ſogar lächerlich.**

Glaubt mir, liebe Mitbürger, ich würde um keinen Preis der Welt meine Feder dazu herleihen, Euch zum Vertrauen gegen dieſes ſegensreiche Inſtitut aufzufordern, wenn ich auch nur die kleinſte Gefahr für Euch dabei ſehen würde. **Sicherer iſt in dieſen Zeiten nichts als die Sparcaſſe, wenn Ihr nicht ſelbſt dieſe Sicherheit untergrabt.**

Ich will Euch aber nicht nur **Worte**, ich will Euch **Beweiſe** geben:

Ihr tragt Euer erſpartes Sümmchen in die Sparcaſſe. Aus den Einlagen von ſo vielen Tauſenden werden dann große Summen, welche aber die Sparcaſſe nicht bei ſich liegen laſſen kann, denn da ſie Euch Zinſen gibt, ſo muß ſie wieder Zinſen zu verdienen ſuchen. Auf dieſe Art iſt die Sparcaſſe Euer Agent, ſie thut für Euch was Ihr nicht zu thun vermöget. Allein, da ſie recht wohl weiß, daß ihr das Vermögen der ärmeren Claſſe anvertraut iſt, ſo leiht ſie nur Summen mit voller, mit **pupillariſcher Sicherheit** (das heißt mit ſolcher Sicherheit, welche die Geſetze für das Vermögen der Waiſen fordert) aus. Auf dieſe Art iſt das Geld, **Euer** Geld, womit die Sparcaſſe für **Euch** ſpeculirt, auf Herrſchaften und Häuſer, kurz auf Hypotheken vorgemerkt, welche mindeſtens doppelt ſo viel werth ſind, als hierauf geliehen worden iſt, alſo vollkommen ſicher. Damit diejenigen, welche der Sparcaſſe vorſtehen, hierin nicht leichtſinnig handeln können, hat ihnen der Kaiſer auch einen Abgeordneten beigegeben, welcher darüber zu wachen hat.

Es verſteht ſich, daß die Sparcaſſe immer auch ſo viel bares Geld in ihrer Caſſe vorräthig liegen hat, um alle Jene, welche heraus nehmen wollen, alſogleich zu befriedigen, und ſelbſt in Zeiten, wo bereits aus unnöthiger Furcht der Andrang außerordentlich war, iſt noch nicht ein Einziger unbefriedigt fortgegangen. Allein **alles Geld** kann ſie nicht unbenützt liegen laſſen, und da ſie große Summen auf längere Zeit dargeliehen hat, welche ihr beſonders bei Darlehen auf Bauernwirthſchaften nur in kleinen Beträgen und in Raten zurückkommen, ſo kann ſie auch Vieles nicht auf der Stelle wieder zurück erhalten. Die Sparcaſſe könnte alſo nur allein durch Euch ſelbſt, durch Eure unzeitige Furcht und auch ſelbſt da nur in eine **augenblickliche** Verlegenheit gerathen.

Darum, liebe Mitbürger, habt Vertrauen in eine Anſtalt, welche nur für Euch arbeitet, und welche für Euch wie ein Vater für ſeine Kinder ſorgt. Vieles kann zu Grunde gehen, die Sparcaſſe kann nicht zu Grunde gehen! Nehmt immer von Eurem Gelde heraus, was Ihr nothwendig braucht, dazu iſt die Anſtalt da, drängt Euch aber nicht mit brennenden Köpfen dazu, als ob ſchon morgen Euer Geld verloren wäre! Wenn ich Millionen im Vermögen hätte, ich würde mich damit für die Sparcaſſe verbürgen, da ich aber dieſe nicht beſitze, ſo bürge ich Euch mit Etwas, was mir mehr gilt, als Millionen, **mit meiner Ehre** dafür: Euer Geld liegt ſicherer in der Sparcaſſe, als in Eurem eigenen Kaſten.

Wer dieſen Brief von einer Verkäuferin kauft, hat hiefür nicht mehr als einen Kreuzer zu bezahlen, da ihn dieſe unentgeldlich zum Verkaufe erhalten.

Wie weit geht denn die neue Freiheit, die wir erſt kriegt haben?

Zweite Mittheilung für meine lieben öſterreichiſchen Landsleute außer Wien.

Von J. F. Caſtelli.

Die größte Freud', die ich in meinem Leben ghabt hab', iſt die, daß ich geſehen hab', daß meine einfache Erzählung von dem, **was in Wien geſchehn iſt,** bei Euch Eingang gefunden hat meine lieben Landsleute, und ich will mich jetzt immer fort mit Euch beſchäftigen, und will Euch **Alles** erklären und mittheilen, was Ihr vielleicht falſch verſteh'n könntet, oder was Euch vielleicht And're expliziren, die ſelber wie die Blinden von der Farb' reden, oder die einer Sach' etwan gar eine Farb' geben, wie ſie ihnen eben zum G'ſicht ſteht. Nein, ich geb' Euch mein Ehrenwort, von mir ſollt Ihr **Alles** erfahren ſo wie ich's ſelber weiß. Daß ich das jetzt öffentlich thun darf, da iſt wieder die Wohlthat: **die Preßfreiheit** dran Schuld. Jetzt darf nicht nur der Weinbauer ſeine Weinbeer auspreſſen, jetzt darf man auch ſeine Gedanken auspreſſen, damit ein Saftel d'raus wird, das auf Euch ſo wohlthätig und noch wohlthätiger wirken wird, als der Wein. Die Zeit iſt vorüber, wo man gut acht gegeben hat, daß nur die ſogenannten **gemeinen Leute** (die oft lang nicht ſo gemein denkt haben, als manche noble) ja nicht erfahren was vorgeht. Sie haben alleweil glaubt: **Was man nit waß, das macht am nit haß** aber gerade das, was die Leut' nicht gewußt haben, hat gemacht, daß es jetzt ſo haß zugangen iſt. 's Wiſſen ſchadt nichts, aber nur **recht** muß man eine Sach' wiſſen, und von mir ſollt Ihr **das Rechte** erfahren. Ich bin ohne dem zu alt, daß ich noch einen ſchweren Schießprügel auf'n Buckel nehmen und zu mitexercirt, daß ich bei der Nacht Wach' ſtehn könnte, alſo will ich für unſer Land und für Euch auf eine andere Art wirken, in der es mir noch möglich iſt, nämlich mit der Feder.

Zuerſt erlaubt mir die Frage: **Apropos! was iſt's denn mit dem Zahlen?** Ich hoffe nicht daß Einer von Euch glauben wird die Freiheit geht ſo weit, daß er denkt oder vielleicht gar ſagt! **Juhe! wir ſind jetzt frei, wir derfen jetzt nichts mehr zahlen!** Das wäre ein **dummer Kerl** wann er's wirklich ſo meint, und ein **ſchlechter Kerl** wenn er dadurch nur die Andern aufreizen wollt, daß ſie ihre Schuldigkeit nicht mehr, wie's einem braven Unterthan zukommt, thun. Nichts zahlen? Es iſt zum Schlagtreffen! Es iſt recht, zahlt nichts aber wenn **Ihr** ſagt wir zahlen nichts mehr, ſo ſagen **wir's** auch, wir zahlen Euch auch Euer Haber und Gerſten und Heu nimmer. Steuern und Abgaben müſſen ſeyn, ſie ſind auch überall in allen Ländern. Sagt ſelber: Brauchen wir kein Militär, das unſer Land beſchützt? brauchen wir nicht Beamte, die alles in Ordnung halten? vielleicht nicht ſo viel als wir jetzt haben das gib ich zu, aber Beamte müſſen wir haben. Wer machet denn die Streitigkeiten aus die Ihr ſelbſt oft gnug unter einander habt? wer ſorget denn für die innere Sicherheit? wer ſchauet auf die Straßen? wer gebet ſich damit ab Euern Kindern leſen, ſchreiben und rechnen zu lernen, was ihnen jetzt nützlicher ſeyn wird als früher? Kurzum, was wär das für ein Untereinander wenn zu allem dem was im Lande nothwendig iſt, nicht Leute beſtellt wären, die das beſorgen. Ja, nicht einmahl einen Gottesdienſt würdet Ihr haben, wenn nicht Geiſtliche wären die Meſſe leſen. Alle dieſe Leute aber müſſen bezahlt werden; denn da ſie ſich mit dem beſchäftigen müſſen und nichts Anderes thun können, ſo könnten ſie auch nicht leben, wenn man ſie nicht dafür bezahlte Ich verſichre Euch, wie ich unſern guten lieben Kaiſer kenn', ſo würde er das Alles allein zahlen wann er's hätte aber er hat's nicht, und kein Kaiſer und König hat's, alſo müſſen's diejenigen bezahlen, denen es zum Nutzen iſt, Jeder, nach ſeinen nach Adelharts Familie, ſo wie nach dem alten, guten Reimſchmidt. Endlich flog die Thüre auf, die bleiche wohl bekannte Frau in Trauerkleidung trat ein, und nach ihr das himmelſüße Geſchöpf, die Einzige, ſchön wie der Frühling, auf den Wangen die Roſen der Scheu und Liebe! Sie neigte ſich züchtiglich, und empfing, nicht ohne ſichtliches Beben, den Brief ihres Vetters aus Adelharts Hand, ſie las ihn, und Thränen drangen in ihre himmliſchen Augen, der Brief war ganz voll von dem Lobe des ſchönen, liebenden Jünglings, der, ſie ſah es, ſein Geſchick von ihren Blicken erwartend, glühend und bebend vor ihr ſtand. Adelhart hingegen freute ſich an der Gutherzigkeit des armen Dichters, der aus der Ferne ſeine Baſe beſchenkte, wie knapp ihm Fortuna ihre Gaben auch zugemeſſen. Als Hedwig den langen Brief, nochmals die Augen trocknend, geleſen, reichte ſie ihn der Mutter, trat Adelhart näher und dankte ihm herzlich für die Überbringung. Aus den Erkundigungen, welche ſie mit mädchenhafter Feinheit zu leiten wußte, ergab ſich es, daß nur der Zufall, wenn nicht auch eine höhere Fügung, dem Liebenden dieſen Brief an ſie verſchafft, und daß er nicht geahnt, daß er ihn zu ihr führen würde. Des Mädchens frommes Gemüth wurde von dieſem Vorgang tief gerührt, ſie erkannte darin einen Fingerzeig des Schickſals, dem ihr Herz durchaus nicht entgegen war. Es ergab ſich nun aus den ferneren Erläuterungen, [illegible] ihrer Baſe Schwiegervater in der Nebenloge mi[illegible]m Freund geſprochen, der am nämlichen Tage der Ankunft Adelharts in Wien, mit beiden Freunden an demſelben Tiſch zu Mittag geſpeiſt. Er hatte zufällig beider Namen behal-

Vermögen, wie er halt kann, das verſteht ſich. Bei Verfaſſung der Conſtitution wird auf die gleichmäßige Vertheilung der Steuern ſowohl, als auf die Verminderung der Auslagen, die mit den Steuern bezahlt werden müſſen, gewiß gehörig Bedacht genommen werden, und dann wird ſich das Alles viel leichter machen.

Bis die Conſtitution aber zu Stande kommt, zahlt liebe Landsleute Eure Steuern fleißig fort; denn der Kaiſer muß auch immer fort zahlen, und Ihr wißt ja doch Jeſus Chriſtus hat ſelbſt geſagt: **Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt.**

Bildet Euch nicht etwan auch ein, **Freiſeyn** heißt ſo viel: als thun was man will. Es gibt göttliche und menſchliche Geſetze die man deßwegen nicht übertreten darf, weil man frei iſt. Wann zum Beiſpiel der Peter ſaget: Mein Nachbar der **Paul** hat einen größern Acker, als ich, ich nimm jetzt ein Stückel davon zu dem meinigen herüber, das wär ein Biſſel eine zu große Freiheit die er ſich heraus nehmet. — Oder ein Anderer meinet: Wir ſind jetzt frei, alſo darf auch keiner von meinen vier Buben mehr Soldat werden. Wann eine ſolche Freiheit exiſtieret, ſo wurden wir bald keine Soldaten mehr haben, und der Feind wurd ſich hernach auch die Freiheit nehmen uns unſer liebes Oeſterreicherlandl wegzunehmen. — Oder ein gar dummer Menſch glaubet, ich bin jetzt frei, ich brauch nichts mehr zu arbeiten. Meinetwegen da wird er bald auch ſo frei ſeyn nichts mehr zu eſſen.

Die eigentliche, wahre herrliche Freiheit meine lieben Landsleute beſteht darin daß **Jeder** alles thun darf was recht und gut iſt, und daß alle Unterthanen, der Bauer wie der Verwalter der Tagwerker wie der Graf vor dem Geſetz gleich ſind, das heißt daß dem Einen nicht erlaubt iſt was dem andern verbothen iſt, und daß ein Jeder der was Schlechtes thut ganz gleich beſtraft wird, daß man nicht die kleinen Dieb aufhängt und die großen laufen laßt; daß ein jeder ſeine Meinung ſagen darf, ohne ſich ein Blatt vor's Maul zu nehmen

Und das iſt die Freiheit liebe Landsleute die wir uns errungen haben, und die durch die Wohlthat, welche der Kaiſer uns durch die Conſtitution gegeben hat erſt recht fühlbar werden wird, wenn dieſe Conſtitution berathen und zu Stande gekommen ſeyn wird. Glaubt ja nicht etwan, das wird vielleicht wieder eine neue Geſchicht ſeyn, wobei nur die großen Herren gewinnen werden und wovon wir armen Bauern nichts ſpüren werden. Glaubt mir, Ihr werdet's auch ſpüren Ihr werdet reden durfen, mitreden zu Euern und zum allgemeinen Beſten, man wird anſtatt wie früher zu ſagen das hat nur ein Bauer geſagt, ſagen, das hat **ſogar** ein Bauer geſagt, wann man Euch etwas that was nicht recht iſt, ſo wird Euch Euer Recht werden, aber freilich **Bauern** werdet Ihr bleibet keine vornehmen Herren werdet Ihr nicht werden, obwohl auch ſelbſt das jetzt möglich iſt wenn einer Eurer Söhne ein geſcheidter Kerl wird; denn das hoch hinauf kommen iſt jetzt nicht mehr nur denjenigen vorbehalten die in einem großen Schloß geboren ſind.

Benützt alſo Eure Freiheit dazu ohne Scheu das Rechte thun, aber legt Euch die Freiheit nicht anders aus als ich Euch hier geſagt habe, denn jede andere Freiheit iſt Zügelloſigkeit und führt zum allgemeinen Verderben.

Verlag und Eigenthum von Tendler et Comp. Gedruckt bei F. Ullrich.

ten, doch hatte er die Perſonen verwechſelt, da Hedwigs Baſe das Geſchenk eines Fremden nicht tragen wollte, hatte man ſich auf die wenigſt verletzende Weiſe ihm ſeine Auslage wieder zurückzuſtellen ſchnell beſonnen, und ſie ins Werk gerichtet, bloß im Namen hatte man ſich geirrt. Hedwig aber konnte Adelhart nicht vergeſſen, mochte nicht ihn vergeſſen, und nun war er da, verliebt, und ſtandhaft, war ihretwegen da, ſie fühlt' es an ihrem Herzklopfen und ſah es in ſeinem Blick, und der gute ehrliche Reimſchmidt hatte geſchrieben, es ſey ein herrlicher Menſch, edel wie Grandiſon, oder wie Herr Leß* aus Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen; entweder hatte der rüſtige Gelegenheitgedichtmacher keine weitere Fortſchritte in der Romanen-Literatur gethan, oder er hielt dieſe Helden aus den Romanen des achtzehnten Jahrhunderts für beßre Muſter, als die aus dem Neunzehnten. Hedwigs Vater war am gebrochnen Herzen, trauernd über ſein Mißgeſchick, geſtorben. Wie jeder redliche doch ſtützloſe Eiferer für eine gute Sache hatte er ſich geſchadet, ohne den Unglücklichen zu helfen. Hedwigs Mutter lächelte zum erſten Male wieder heiter und freudig nach langen Jahren, als ſie aus Allem, was vorgegangen, und was der feine ſcharfe Mutterblick entdeckte, entnahm, daß ihr holdes Kind glücklich ſeyn würde. Mehr noch durch innere Glückſeligkeit, als durch die glänzende Lage ihres Bewerbers. Adelhart erlangte das Geſtändniß der Zuneigung der Geliebten, und führte ſie im Triumph in die Mauern ſeiner Heimath ein. Reimſchmidt dichtete ſein ſchönſtes Lied zu dieſer Vermählung, Tante buck ihre vollendetſten Kuchen, und befreundete ſich ſchon bei der Hochzeittafel innig mit der Witwe Bormann, der alte Ofen aber in der Wohnſtube ſteht noch, und wartete mit glühender Ungeduld auf die Bratäpfel, welche die rothwangigen Kleinen, welche ſich nach und nach in dem Haushalt des jungen Paares einfinden werden, aus ſeiner Röhre hervorlangen ſollen. Auch wird noch zum Nutzen und Vergnügen auswärtigen Leſer berichtet, daß die Theaterzettel noch immer geraume Zeit vor einbrechender Dämmerung von den Ecken geriſſen werden, und daß es noch immer hier ſchöne Mädchen gibt, die ihren höchſten Schmuck in Tugend finden, und des feſten Entſchluſſes ſind, ihren Gatten dereinſt nicht für Flitterkram das Geld aus der Taſche zu locken. Wer alſo ein gleiches Begegniß erſehnt, der komm und ſehe zu, ob ihm ein ſo günſtiger Stern leuchten wird, als unſerem glücklichen Adelhart.

Massliebe.

Es will die kleine Liſe
Im Freien ſich ergehn,
Da ſieht ſie auf der Wieſe
Geſternte Blümchen ſtehn,
Es kennt das liebe Kind,
Daß es Maßlieben ſind,
Drum pflückt ſie eins geſchwind
Und fragt, indem die Blätter
Dem Wind ſie übergibt:
„Sag Blümlein, ob mein Vetter
Mich auch vom Herzen liebt?"
Das letzte Blatt fällt ab
Und ihr zur Antwort gab:
„Er liebt dich!"

Als ſie den Vetter wieder
Erblickt, ſchlägt ſie nicht ſo
Wie ſonſt die Augen nieder,
Deß war der Vetter froh,
Und ſeinen Liebesbrand
Das Paar ſich bald geſtand,
Als Liſe wieder fand
Im Buchenhain Maßlieben,
Frägt ſie die Blum' auf's Neu'
Wie's mit des Vetters Trieben

Denn jetzt beſchaffen ſey?
Die Blätter löſen ſich
Es klingt: „Er liebet dich
Vom Herzen!"

Drauf tanzte bei der Linde
Mit Martin ſie herum,
Das nahm dem lieben Kinde
Der Vetter ſchrecklich krumm,
Drei Wochen ſchon vergehn,
Er ließ ſich nicht mehr ſehn,
Sie kann das nicht verſtehn,
Da geht ſie in das Freie,
Pflückt ein Maßliebchen dort,
Frägt, ob der Ungetreue
Gebrochen ſchon ſein Wort?
Die Blätter löſen ſich
Es klingt: „Er liebet dich
Mit Schmerzen!"

Doch bald ward ausgeglichen
Was ihr ſo weh gethan,
Ein Monat war verſtrichen,
Der Vetter war ihr Mann,
Ein Jahr noch floß dahin,
Der Mann ihr kälter ſchien,
Das macht ihr trüben Sinn.
Sie fragt auf's Neu' die Blume
Wie jetzt der Vetter denkt?
Da ſie zum Eigenthume

Sich liebend ihm geſchenkt,
Die Blätter löſen ſich
Es klingt: „Er liebet dich
Ein wenig!"

Und noch vergeht ein Jährchen,
Da flieht die Einigkeit,
Und man erblickt das Pärchen
Gar oft in Zank und Streit,
Der Vetter geht zum Wein
Und Liſe weint allein,
Da findet ſie im Hain
Einſt ein Maßliebchen wieder
Sie pflückt es ab betrübt,
Ein Thränchen fällt drauf nieder
Sie frägt: Wie jetzt er liebt?
Sie löſt die Blätter ab,
Das letzt' ihr Antwort gab:
O gar nicht!

J. F. Caſtelli.

Die vermisste Braut.

Legende.

„O dürft' ich nur den Schleier nehmen,
Der Krone Erbthum ſey doch hin;
Ich kann mich keinem Mann bequemen,
Obſchon des Hauſes Letzt' ich bin,
Ich kann des Herzens Macht nicht zähmen,
Mich hält ein unverletzlich Schämen —
„Mein Bräutigam iſt keuſch und rein,
Todt und lebendig bin ich ſein!"

Mein Kind dein Wunſch iſt nicht zu ſtillen,
Dein Weinen macht der Mutter Schmerz;
Der Vater gab den ſtrengen Willen,
O Tochter, gib nun auch dein Herz!
Wie mächtig iſt er, den er wählte,
Dem Jede ſich mit Luſt vermählte;
Beharre nicht ſo ſonderbar,
Sieh, auch Maria ſelbſt gebar.

Auch ich als Kind fromm auferzogen
Sah oft die Himmliſchen im Traum;
Nur Sternen war mein Aug gewogen,
Doch gab ich Irdiſchem dann Raum.
Du darfſt dich wohl dem Manne ſchicken:
Die frühe fand an Gott Entzücken,
Die wird die Gattin keuſch und rein,
Wird einſt die fromme Mutter ſeyn. —

Sie weinte fort die Nächt' und Tage,
Sie ſchloß ſich in ihr Zimmer ein,
Ergoß ſich in Gebet und Klage,
Ihr Rabe war bei ihr allein.
Wie ihr Begräbniß bang vom weiten
Sah ſie das Hochzeitfeſt bereiten;
Und als das Feſt auf morgen ſteht,
Da tritt der Bräut'gam zu ihr ſpät.

Nun biſt du mein, biſt mein! und ſchließen
Darf ich dich an die treue Bruſt!
Was mein iſt, ſollſt du mitgenießen,
Froh mit mir alle Lebensluſt —
Du weinſt? — du weinſt in meinen Armen,
Entwindeſt dich mir ohn' Erbarmen —
Von deiner Schönheit Überfluß
Nicht eine Hand, nicht einen Kuß? —

Die Deine kann ich doch nicht werden
So ſchön du holder Jüngling biſt;
Mein Glück iſt nicht von dieſer Erden
Seit früh mein Herz des andern iſt.
Mir iſt ein Andrer einſt erſchienen
Mit Dornenkron' und ſanften Mienen,
Zur Braut verſprach ich dem mich ganz,
Ihm trag' ich meinen Jungfraunkranz.

Er ſinkt zu ihren Füßen nieder
Gequält von düſtrer Liebeswuth,
Umſchlinget, küßt die ſchönen Glieder —
Doch ihre Bruſt fühlt andre Glut.

Sie reißt ſich los, mit raſchen Schritten
Ihr ganzes Herz recht ausʒuſchütten
Eilt ſie zum Garten, kniet dort hin
Wo einſt der Heiland ihr erſchien.

Hilf, Jeſu, du der Hilfbereite,
Errette mich, ich trau' auf dich!
Maria, du Gebenedeite,
Fleh' du bei deinem Sohn für mich!
Erhör' mein Aug! ich kann nicht beten,
Die höchſte Noth iſt eingetreten;
O Vater, ſieh' herab auf mich!
Erhör', errett', errette mich!

Da kam ein Jüngling hergegangen
Unſäglich ſchön und wunderbar;
Ein weiß Gewand hielt ihn umfangen,
Sein Antlitz war wie Licht ſo klar;
Der Mond beglänzte hell die Matten —
Der Jüngling hatte keinen Schatten.
Wie den die Jungfrau nun erblickt,
Zuerſt ſie wohl vor ihm erſchrickt. —

„Komm mit in meines Vaters Garten
Hinweg aus deinem Vaterland;
Dort magſt du all' dein Leid verwarten,
Komm, Jungfrau, gib mir deine Hand! —"
Holdſel'ger Jüngling, wer dich höret,
Dem iſt ein jeder Wunſch verwehret;
Hat dich Maria mir geſandt?
Welch Mal haſt du in deiner Hand? —

Laß ſeyn das Mal! Komm' ohne Zaudern
Und nichts entſetze dich zu gehn;
Vor Trennung darf ja dem nicht ſchaudern
Dem in der Welt zu bang geſchehn;
Die jetzt der Erde du verlaſſen
Sie ſollſt du wieder einſt umfaſſen;
Wir ziehen in des Friedens Land
In ew'gen Lenz und Stilleſtand. —

Drauf tagt der Morgen zu dem Feſte,
Das Schloß wird reg, die Stadt wird laut,
Hell prangt der Dom, es harr'n die Gäſte,
Das Beſte fehlt, es fehlt die Braut.
Man ſucht im Nahen, forſcht im Weiten,
Das ganze Land durchhallt ein Läuten —
Ein Armband fand ſich nur am Ort
Wo ſie gekniet — die Braut blieb fort.

Fahrt wohl, ihr Freuden dieſes Lebens,
Weh, ohne dich geliebte Braut!
Nun hab' ich Kron' und Land vergebens
Wenn dich mein Auge nimmer ſchaut;
Zu deiner Väter goldnen Särgen
Will ich mich in die Gruft verbergen,
Vor deines Bildes Angeſicht
Verlöſche meiner Augen Licht!

Nach langem Sehnen, bangem Leiden
Lag einſt er vor dem Bilde todt.
Seit ihrer theuern Tochter Scheiden
Verging die Mutter ſtill in Noth.

Einſt mit dem Vater, ſtumm in Klage,
Verſchieden ſie an Einem Tage,
Und wurden beigeſetzt zur Gruft
Zu ruhn bis die Poſaune ruft.

Es blieb die Welt im alten Gleiſe,
Ein neuer Herrſcher ſtieg empor,
Und dieß Geſchlecht ward ſtill zum Greiſe,
Gemach ſich's aus der Welt verlor;
Die alten Träum' und alten Schmerzen
Verloſchen mit den alten Herzen,
Und Andre wohnten neu nun da,
Wo Altes viel zuvor geſchah.

Und drei Mal ward das Kind zum Greiſe,
Und drei Mal ſich der Greis verlor.
Die Sonne ſchien ſo fort, ſo leiſe,
Sie ging und kam, und ging wie vor;
Viel Roſen blühten, und verblichen,
Viel Waſſer rauſchten, und entſchlichen,
Viel Wolken zogen ein und aus,
Und vielmal gings zur Ernt' hinaus.

Da ſaß ein Fürſt mit Weib und Knaben
Nun in dem Schloß, im Reichsgenuß,
Die pflegten treu den alten Raben,
Dem noch die Braut gelehrt den Gruß.
Ihr goldnes Armband, dort gefunden,
Trug nun der Rab' am Hals gebunden;
Hier hing auch manchmal noch beſchaut,
Das Bild von der vermißten Braut.

Da ſprach der Jüngling dort im Garten
Zu Einem: Nun iſt's an der Zeit!
Führ' heim die Braut in ihren Garten,
Gib in ihr Land ihr dein Geleit;
Sie liegt da unter Palmen=Bäumen,
Nimm, führ' ſie ſchlafend ohne Säumen:
Wer gehn will in den Himmel ein,
Der muß zuvor geſtorben ſeyn.

Da ſchied der Mitternachts von hinnen
Und trug ſie ſchlafend zu dem Baum.
Spät ward es wach vor ihren Sinnen:
„O ſel'ger Traum! — ach, nur ein Traum!
Da glänzt die Sonn' am Himmelsbogen!
Die Wolken ziehn, wie je ſie zogen!
Noch fließt der Strom wie je er floß —
Und dort ſteht meines Vaters Schloß!“

Drauf Gott befahl ſie ihre Sache,
Und ging zum Thor ein, ſinnend, ſacht;
Da rief ſie an die ernſte Wache:
Wer ſeid ihr in der alten Tracht? —
Kennſt du denn nicht des Fürſten Tochter? —
Ihr lügt! der Fürſt hat keine Tochter! —
Sie ſah ihn an, ſie ſchritt hinein,
Der Mann blieb ſteh'n, als wär' er Stein.

Und durch die ſonnerhellten Straßen
Ging ſie nach ihres Vaters Haus.
Wie die Begegnenden ſie maßen,
Doch Jung' und Alte wichen aus.

Wohl mancher ſprach da zu dem andern:
Die kommt wohl auch von langem Wandern,
Und kommt zu ſpät um hundert Jahr;
Das Mädchen war doch wunderbar!

Sie ſtieg nun in des Vaters Schloſſe
Die Marmorſtufen leicht hinan. —
„Wie leer iſt's heut von all' dem Troſſe?
Mein Bild — wer hats hierher gethan?
Wie wird die Mutter um mich zagen!
Was wird der ſtrenge Vater ſagen?
Der Bräut'gam iſt er drinnen hier?"
So thut ſie auf des Saales Thür.

Die Knaben, die ſich drin vergnügen,
Erheben ſich voll Furcht, und ſchrein:
Die Braut iſt aus dem Bild geſtiegen!
Sie kommt herein! ſie kommt herein! —
Sie laufen, in der Mutter Röcken
Sich vor dem Geiſte zu verſtecken,
Die Braut! die Braut! — die Fürſtin ſchaut,
Sie ſtarrt — es ſchaut der Fürſt, ihm graut.

Auf ihre Schulter fliegt der Rabe
Und grüßt: „gelobt ſei Jeſus Chriſt!"
Und ſieh, das Armband trägt der Rabe,
Das an der Braut der Fürſt vermißt!
Und mit Verwundern und mit Grauen
Will keines ſeinen Augen trauen.
Und todtenbleich und kalt entſetzt
Lang ſteht ſie da, und fragt zuletzt:

„Wo iſt die Mutter? wenn ihr's wiſſet,
Die geſtern hier den Saal erneut,
Wo iſt die Fürſtin? die mich miſſet —
Wer du auch ſey'ſt — wo iſt ſie heut?" —
Die ſchläft in ihrer Gruft ſchon lange! —
„O täuſch' mich nicht! mach' mir nicht bange!" —
Ja, die iſt lange todt und hin;
Viel Waſſer rann ſeitdem ſchon hin. —

„O wehe, weh! — wo iſt mein Vater?
Der über dieſes Land gebeut —
So wär ſie todt! — wo iſt mein Vater?
Wer du auch biſt, wo iſt er heut?" —
Den hat die Zeit auch weggenommen! —
„Weh, weh! wo bin ich hingekommen?"
Ja, der iſt lange todt und hin,
Viel Wolken zogen über ihn! —

„So ſind ſie alle todt die Lieben!
Zerriſſen iſt das heil'ge Band!
Was todt war, das nur iſt geblieben,
Und was da lebte, das verſchwand!" —
Und wo warſt du? in welchen Landen?
Biſt du uns aus dem Grab erſtanden?
Denn jung iſt ſich dein Sinn bewußt!
Und friſch der Strauß an deiner Bruſt! —

„Laß mich von dem Geheimniß ſchweigen!
Und ahn' ich's auch, ſo ſag ich's nicht.
Doch ſollſt du mir die Särge zeigen
— Verweigre mir die Bitte nicht —

Was ich nicht ſchaute, daß ich's ſchaue,
Daß ich den todten Häuptern traue,
Und dort empfah das Sacrament
Nach welchem meine Seele brennt."

Und unterdeß, wie ſonſt vorhinnen,
Trat ſie hinaus auf den Altan,
Und ſahe mit verklärten Sinnen
Nun bald hinab, nun bald hinan.
Ein thränenlöſend Lied im Munde
Umſchaute ſinnend ſie die Runde
Und ſtaunte tief der Welten Pracht
Und lobte Gottes Rath und Macht.

Zur Meſſe rief nun hell das Läuten,
Da trat ſie wieder in den Saal:
In Gottes Namen laßt uns ſchreiten! —
Es folgt ein langer Zug zumal.
Und vor des Domes Hochaltare
Empfing ſie ernſt das Wunderbare;
Nun ſtieg ſie erſt zur Gruft hinein
Bei Rauchwerk und bei Fackelſchein.

„Hier liegt ihr in den offnen Särgen?
Noch fromm gefaltet eure Hand!
Seyd mir gegrüßt in euren Särgen
Die ich auf Erden nicht mehr fand!
Und auch der Bräutigam? — verſchonet,
Daß ich mit Jammer euch gelohnet!" —
Voll Thränen ſank ſie dumpfbewußt
Hin an der Mutter todte Bruſt!

Und „heilig! heilig! heilig!" tönte
Die Stimme vor dem Hochaltar —
„Iſt Gott, Gott Zebaoth!" ſo dröhnte
Das Chor; und weiter ſang die Schar:
Einſt ſtehn wir bei Poſaunenſchalle
Auf! aus den Gräbern gehn wir Alle
Vor Gottes Richterſtuhl hinan,
Wie jeder that, wird er empfahn.

„Nun ſchwieg das Chor; und Todtenſtille
Ward um die Särge dumpf und feucht.
Noch über ihrer Mutter Hülle
Lag ſtill die Jungfrau hingebeugt;
Und wie ſie lang und lang gelegen,
Wie ſie ſich nicht will aufbewegen,
Und wie der Fürſt die Hand ihr bot,
Da war ſie ſtarr, da war ſie todt.

Leopold Schefer.

Gesang der vermissten Braut.

Ach; ſie ſind alle todt, die Lieben,
An die einſt dieſes Herz mich band;
Nur einſam bin ich nachgeblieben
Zu ſchaun, wie Irdiſches verſchwand!

Wie liebt' ich euch mit heil'gen Wehen,
Die Sonne ſchien ſo neu! ſo klar!
Unſterblich war't ihr anzuſehen!
Wie ſelig, ſelig ich da war!

Mir war ein liebliches Gedränge
Stets nah in anſpruchsloſer Pracht!
Der Wolken Heer! der Blumen Menge!
Wer hätte das von euch gedacht!

Sieh, andre Kinder nun mit Kränzen
Auf jener ſchaudernd-alten Flur!
Die Wieſen blühn, die Mauern glänzen,
Und keines ahnt den Wandel nur!

Mich ſchreckt die Erde! dieß Gewimmel,
Die Sonne, die ihr Licht vergießt;
Da wo wir lieben iſt der Himmel!
Wo Lieb' und Seligkeit uns fließt.

Da wo ich war, in jenen Reichen,
Dort geh' ich freudig nun hinauf!
Laßt mich den Todten ſtill vergleichen,
Kaum ſchein' ich todt, ſo ſteh' ich auf!

In frommer Anmuth wird ſie ſtehen
Die Mutter im erhofften Glück!
Wie wir geglaubt wird uns geſchehen,
Und froh gibt Chriſtus uns zurück.

Leopold Schefer.

Der Geiſt des Feuers.

Hin geſchleudert ohn' Erbarmen
Von des Meeres Fluth umfahn,
Hauptlos, auf gebundnen Armen
Liegt, mein Körper, ein Vulcan.

Zu vernichten, zu zerſtören:
Auszuraſen meine Wuth:
Sprühet aus metallnen Röhren
Himmelan mein Flammenblut.

Aber ſeine Güße prallen
An den Marmor, ohne Macht,
Und als lichte Sterne fallen
Seine Tropfen in die Nacht.

An den Haaren aufgehangen
Brennt mein Haupt im Wolkenbau,
Glut des Zornes auf den Wangen,
Tod im Blick — der Schmach zur Schau!

O des Jammers! Dienen müſſen
Dienen einem Wurmgeſchlecht!
Das Verhaßte liebend küſſen!
Einſt ein Gott, und nun ein Knecht!

Sclaviſche Klage! — vergebliches Wimmern!
Könnt' ich nur einmal die Feſſel zertrümmern,
Einmal die Blitze des Armes nur frei!
Schlag' ich die Stützen des Himmels zuſammen,
Und mit den Zähnen aus tödtenden Flammen
Reiß' ich im Jubel den Erdball entzwei!

Baron Schlechta.

Gedanken am Fenster.

Grinzing, im Sommer 1822.

Herüber durch die Berge
Ertönt es dumpf und ſchwer,
Wie Leichentuch um Särge,
Verhüllt Gewölk die Berge,
Und drinnen geht der Herr.

Die Erde ſiehts mit Bangen,
Die Luft, ſie regt ſich nicht.
Die Vögel, die erſt ſangen,
Sind ſtill zu Neſt gegangen,
Das Weltall ahnt Gericht.

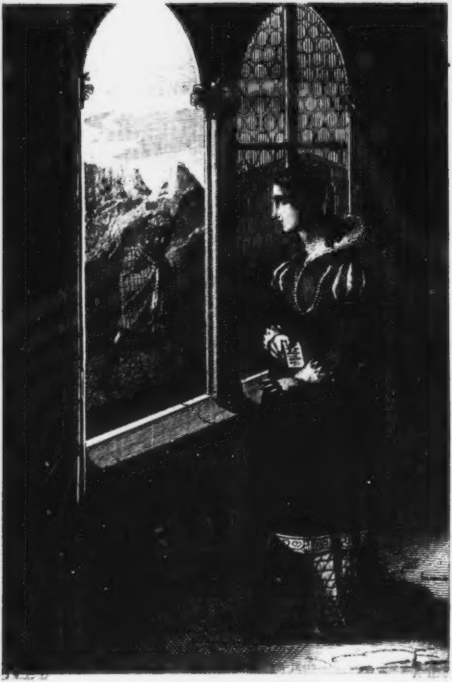
Es blitzt! Was zuckſt du Auge?
Denkſt du der Thränen itzt

In einem andern Auge,
Für die ein Rächer tauge,
Gleich jenem, der dort blitzt?

Ein Wirbelwind von oben
Greift nieder in den Staub;
Nun werden Wetter toben,
Schon iſt der Keil gehoben,
Bezeichnet ihm ſein Raub.

Doch horch! welch leiſ' Bewegen
Rauſcht durch die Blätterwand?
Was Strafe ſchien wird Segen,
Vom Himmel rieſelt Regen
Und tränkt das durſt'ge Land.

Grillparzer.



Zur Erzählung: Everalline Campbell.

Everalline Campbell,

oder:

Das Felſenthal von Glenwe.

(Eine Erzählung.)

Dunkel glühend ſank die Sonne im Weſten. Schwarze Gewitterwolken ruhten düſter am Rande des Horizontes und ſchienen die Thore ewiger Nacht begierig dem leuchtenden Geſtirn des Tages zu öffnen; denn auch der Abgrund empfängt ſehnend die Strahlen des himmliſchen Lichtes! Golden umſäumte, roſige Wölkchen zitterten dem Umkreis der abendlichen Sonne, die mit ihrem reichen Strahlenkranze die fünf Berge umglänzte, welche ſich in einander ſchlingend, das Bergthal Glenwe in dem ſchönen melancholiſchen Argleyshire, einer Provinz der Hochlande Schottlands bilden. Die dem Süden zugewendete Seite des Thales bietet ein Bild ſanfter idylliſcher Schönheit dar; von zahlreichen Herden bis zu einer beträchtlichen Höhe bedeckt, erhebt ſich hier die grüne Bergwand, gleichſam ſchimmernd, während im Hintergrunde in feierlich ernſter Majeſtät die Felſen ihre Häupter in die Wolken ſtrecken. Auf dem höchſten Gipfel derſelben ruht das Rieſenthor des Malmors; eine ungeheure Felskluft, oft von finſtern Nebeln dem Aug' ganz entzogen, bis die dunklen Maßen würdevoll dahin rollend, ſie entſchleiern.

Auf einem vorſpringenden Hügel am Fuße des Malmor a thaic Everallin (Sitz der Everalline) benannt, befand ſich eine kleine Gruppe eng verbundener Gemüther in ernſter Anſchauung der erhabenen Naturſcene, welche ſich ihr darbot. James und Malcolm Macdonald, die beiden Söhne des Beſitzers der Ländereien dieſes ſchönen Thales: Macdonald von Glenwe, führten die Gattin des erſten Malvina Macdonald von Achtrichtan, und ihre Freundin Everalline Campbell, Tochter des mächtigen Grafen von Breadalbane, die beide erſt ſeit wenigen Tagen in Glenwe hauſeten, hierher, die Schönheit dieſes reizenden Thales, von dieſem ſo ganz dazu geeigneten Standpuncte zu betrachten. Trübe Nebel hatten bisher das Thal umdüſtert, immer mehr wichen ſie jetzt dem mächtigen Strahle des Tagesgeſtirns, der allmählich das inbar den dunkeln Gewalten verfallene Thal, emporhob zu Leben und Licht. Jetzt plötzlich blickte der Sonne Welten-erleuchtendes Auge groß und feurig durch die Nebel und umglänzte das Rieſenhaupt des Malmors, daß aus der jäh erhellten tiefen Höhle die Adler ſich aufſchwingend, kreiſend dem Sonnenſtrahl entgegen ſchwebten. Funken tanzten auf den ſchäumenden Wellen des Coe, der jetzt nur ein rauſchender Waldbach iſt, von dem aber einſt Oſſian ſang:

„Weit in der Ferne rauſchen die Scharen der Feinde
„Gleich den Strömen des hallenden Cona!"

An dem äußerſten Rande des Abhanges weit vorgebeugt, lehnten die Freundinnen an einem felſigen Vorſprung, und ließen das trunkene Auge bald auf den goldenen Wellen, oder auf dem im grünen Goldſchimmer erglänzenden Raſen ruhn, bald erhob es ſich träumend zu Felſengipfeln, und nach leichten Schwingen ſehnte ſich das hochklopfende Herz, hinauf zu ſchweben mit dem Adler in das Reich des Lichtes.

Mit kräftigem Arme hatte James Macdonald die geliebte Gattin umſchlungen, die er erſt ſeit wenig Wochen ſein Eigenthum nannte, daß nicht etwa der zarte Fuß, ausgleitend auf dem glatten Geſtein, der kühn Vorgebeugten einen Unfall bereite. Wie gern hätte Malcolm, ſein Bruder, der anmuthigen Everalline gleichen Dienſt geleiſtet, wenn er gegen die fremde Jungfrau ſo kühne Anmaßung ſich hätte erlauben dürfen. — Auch ſchien Everalline wohl geeignet ſich ſelbſt zu ſchützen; denn ſo zart ihre Geſtalt, ſo mädchenhaft ſittig ihr ganzes Benehmen ſich zeigte, ſo klar war ihr Blick, ſo lebendig der Ausdruck des geiſtvollen Geſichtes, wenn ſie muthig die goldenen Locken, die ihr Angeſicht umfloſſen, zurück warf. Beſonders ſeit ſie hier wandelte, in der großartigen Umgebung des romantiſchen Glenwe, ſchien ein eigner Geiſt über der Jungfrau zu walten, und ſie, die Tochter der milderen, ſanfteren Ufer des Loch-Tay, an welchem ſie das Licht der Welt erblickte, ſchien plötzlich umgewandelt ganz eigen in die Nebelwelt Oſſians zu gehören, die hier den geiſterartigen Gruß überall dem verwandten Gemüth entgegen ſendet.

So plötzlich die Laute ergreifend, die Malcolm der holden Sängerin ſorgſam nachgetragen, erklomm ſie jetzt mit wagender Kühnheit, aber leicht und gewandt den ſteilrecht erhabenen Felſenſitz, der dieſem Hügel den Ramen gab, und mit rhapſodiſchen Klängen ihre vollen melodiſchen Töne begleitend, ſang ſie umglänzt von ihrem Schimmer, Oſſians unſterbliche Hymne an die Sonne:

„O du, die du rolleſt dort oben
Rund wie das Schild meiner Väter!
    Woher deine Strahlen o Sonne?
Dein nie verſiegendes Licht?
    In heiliger Schönheit trittſt du hervor
Und es verhüllen ſich vor dir die Sterne.
    Kalt und bleich ſinket der Mond
Herab zur weſtlichen Woge.
    Aber du wandelſt allein,
Wer vermag es dich zu begleiten?
    Die Eichen und Berge ſinken dahin,
Berge vergehn mit den Jahren.
    Der Ocean ſinket und ſteigt,
Der Mond verſchwindet am Himmel,
    Du biſt die nämliche ſtets
Und prangeſt im Glanz deines Laufes
    Wenn Stürme die Erde verfinſtern,
Wenn rollen die Donner und fliegen die Blitze."

Zuckend am äußerſten Horizont züngelte ein Blitz durch die düſtren Wolken, in welche jetzt die Feuerkugel langſam hinab ſank, und ein fern hin rollender Donner ſchien den Klängen den einſtimmenden Gruß des königlichen Sängers zu künden, deſſen Nebelgeiſter ihre Rieſenhäupter allmählich ausdehnend, wieder über die Felſen empor zu ſtrecken begannen.

Hoch aufgerichtet ſchaute Everalline begeiſtert in das wogende Gluthmeer; doch als ſie jetzt plötzlich den geblendeten Blick auf ihre nächſte Umgebung richtete, da ſchien ſich die jähe Tiefe vor ihr zum ſchwindelnden Abgrund auszubehnen. Alles rings um ſie her drehte ſich in feurigen Wogen, ziſchend ſchien der Coe ſeine funkelnden Wellen ihr entgegen zu ſpritzen, unſicher wankend der Fels unter ihr zu beben. Befangen ſchwankend griff die erzitternde Hand nach einer Stütze, da ihr Fuß den Dienſt ihr verſagen wollte; da erfaßte Malcolm, deſſen Auge ſehnſüchtig an der Jungfrau hing, ſchnell herbeifliegend ſo muthig die Sinkende, daß die zarte Geſtalt, wie von der Luft getragen, ihrem gefährlichen Standpunct entriſſen, binnen wenig Augenblicken am Buſen der Freundin geſichert ruhte. — „Haſt du mir nicht Angſt gemacht, Everalline!" ſchalt koſend Malvina. „Fürwahr, wie du dort oben, umfloſſen vom Abendlicht, gleichſam verklärt, bereit ſchienſt hinüber zu ſchweben zu höheren Sphären, da gedachte auch ich nicht der dir ſo nahen Gefahr. Und doch, hätte Malcolms treuer Blick ſie nicht erkannt, ſein feſter Arm dich nicht gehalten, die Flügel deiner ſchönen Begeiſterung, mein Mädchen, hätten dich ſchwerlich ſo ſanft hinabgetragen, als ſeine muthige Kraft. Ja, reich' ihm deine Hand, und richte den Blick deiner lieben Augen zuerſt auf ihn, wer weiß, welch herbes Unglück ſeine Entſchloſſenheit abgewandt."

Und willig den Mahnungen der Freundin Gehör gebend, denen das eigne Herz ſo gerne beiſtimmte, entzog die Jungfrau dem angſtvoll über ſie gebeugten Jüngling die Hand nicht, auf welcher ſeine heißen Lippen glühten. Ja ihr Auge verweilte einen Augenblick mit ſo ſüßem Strahl auf dem ſeinigen, daß, wenn es ſich dann auch ſchüchtern zu Boden ſenkte, und Everalline, bei der nun begonnenen Rückkehr nach dem Schloſſe der Macdonalds ſinniger und ſtiller neben ihrem Begleiter herſchritt, Malcolm dennoch von einem bisher ihm unbekannten Entzücken, ſeine ganze Seele bewegt fühlte.

Auch James Macdonald und ſeine junge Gattin Malvina, im ſüßen Koſen ihnen folgend, flüſterten einander heimlich ihre Hoffnungen für das ſchöne und ihnen ſo theure Paar zu, das jetzt in ſeliger Befangenheit verloren, noch nicht den Muth hatte, dem ſo unerwartet ihm gewordenen Strahl des Glückes die Stirn entgegen zu bieten; nein, das ſcheu in ſich verſank, wie die Lilien, die des Mittags Gluth zu jäh entfaltete, ihr Haupt neigen, bis der mildere Hauch des Abends ſie erfriſchend aufrichtet.

So nahte man ſich der alterthümlichen aber würdigen Wohnung des Hauptes des einſt ſo mächtigen und noch ſtets in Schottland geachteten Clans der Macdonalds. Auf einer von dem rauſchenden Waldbach Coe wild umbrauſeten Landzunge, erhob ſich das weitläufige in verſchiedenen Zeiten und Formen errichtete Gebäude, deſſen pittoreske Anſicht mit ſeinen alten Zinnen und Erkern, beſonders im Mondlicht, die maleriſche Wirkung der Landſchaft vermehrte.

Der Coe theilte das Thal mit ſeinen Schlangenwindungen in ungleiche Flächen. Die reichen Wieſen und Triften wurden für die zahlreichen Herden benutzt, und rings um den ſchützenden gaſtfreien Herd des Stammhauptes hatten ſich die geringeren Söhne des Clans angebaut. An den Felſen lehnten ſich die kleineren und größeren Beſitzungen, während der rauſchende Coe bald ferner bald näher die Vorderſeite der Gebäude ſchützend umrauſchte. Wenn auch zuweilen in verſchiedenen kleinen Seitenthälern gelegen, doch ſuchen alle dieſe Wohnungen eine gewiſſe Verbindung mit dem Hauptſitze zu bewahren, der ihnen ſelbſt in der ſtürmiſchen Winterzeit, wo der austretende Bach den Übergang höchſt gefährlich machte, ſtets die Möglichkeit ſichert, dem Herrenſitz zu nahn.

Zweihundert männliche Vaſallen zählte der Laird von Glenwe unter ſeinem Banner, als er es erhob mit den übrigen Hochländern gegen Wilhelm von Oranien, für die Sache der Stuarts zu kämpfen. Überwältigt von der Engliſchen Macht, bezähmte er unwillig den tapfern Muth ſeiner Bruſt, und entſchloß ſich, zurückgekehrt in ſeine Berge, fortan nur den Seinen zu leben. Den Waffen entſagend, da er ſie nicht für ſeinen König führen konnte, ſollten ihm die Segnungen des Friedens Erſatz gewähren; da ſammelte er immer mehr, nach echt patriarchaliſcher Weiſe die Seinen um ſich, und jetzt, da ſein älteſter Sohn James die junge Hausfrau eingeführt hatte in die grauen Hallen ſeiner Altvordern, ſchien nur Freude darin eingekehrt zu ſeyn.

Malvina Macdonald war in den Unruhen der kriegeriſchen Zeit von ihrem verwitweten Vater nach einem Kloſter in Flandern geflüchtet worden, und hatte dort bald ein inniges Freundſchaftsbündniß mit Everallinen Campbell geſchloſſen, die den Schutz für ihre hilfsbedürftige Jugend in eben dem Kloſter fand, wo einſt ihre Mutter erzogen ward. Zwar hielt es ſehr ſchwer, dem Grafen Breadalbane, einen eifrigen Proteſtanten, zu dieſem Schritt zu bewegen; aber die heiße Leidenſchaft, welche ſeine finſtre, düſtre Bruſt für ſeine Gemahlin, gewaltſam genug, erfüllt hatte, mit Verletzung der heiligſten Bande, die Widerſtrebende in ſeine Arme zu reißen, ſie bewährte am frühen Todtenbette der Leidenden zum erſten Mal wohlthätig ihre Kraft. Graf von Breadalbane gelobte ſeiner ſterbenden Gattin die Erziehung Everallinens im katholiſchen Glauben, an eben der Stätte, welche ſie ſelbſt erblühen ſah, und hielt was er verſprochen.

Seit der Landung Wilhelms von Oranien bei Torbay 1688, dem alle proteſtantiſch Geſinnte, unter ihnen der Graf von Breadalbane, mit regem Eifer entgegen eilten, hatten ſo mannigfache Unruhen England und beſonders Schottland bewegt, daß der Graf noch immer den oft gefaßten Vorſatz, Everallinen heimzuholen, fahren laſſen mußte, da die Nähe der feindlich geſonnenen Hochländer des Grafen Beſitzungen noch immer zu keinem ganz ſichern Aufenthalte machten. — Aber als am Schluß des Jahres 1689 König Jacob feig dem angeerbten Throne den Rücken wandte und nach Frankreich floh, da kehrte der Friede dem ſehnenden Lande wieder, und der Graf benutzte das erſte Lächeln des Frühlings, treue Diener nach Flandern zu ſenden, zur Heimholung der einzigen Tochter, deren Hand die Pläne ſeines Ehrgeizes ſichern ſollte.

Das Schickſal ſchien die jungen Freundinnen nicht trennen zu wollen; denn zur gleichen Zeit erſchien in dem ſtillen Kloſter der Laird von Achtrichtan, die Tochter heimzuführen, ein längſt gelobtes eheliches Bündniß mit einem ihrer Vettern, James Macdonald zu ſchließen. Gern erſtreckte der würdige Laird, auf die Bitte ſeiner Malvina, ſeinen Schutz auch auf Everallinen und ihre Begleiter. So vereint, ein achtbarer Zug, verließen die Reiſenden das Kloſter, und anmuthig von dem ungezwungeneren Leben angeſprochen, tummelten die zarten Fräulein, beſonders die lebhaftere Everalline, ihr Roß bald lebendig genug.

Man ſchiffte ſich fröhlich ein; aber nicht ohne alle böſe Vorbedeutungen ſollten ſie Schottlands Küſten erreichen. Auf dem zur Überfahrt gedungenen Schiffe, hatte kurz vorher eine anſteckende Krankheit geherrſcht. Böslich verheimlicht, brach ſie plötzlich mit der größten Wuth aus; mehrere Diener, auch die bewährte Pflegerin Everallinens, wurden ein Opfer derſelben und die junge Erbin von Breadalbane würde faſt ſchutzlos das vaterländiſche Ufer betreten haben, wenn der Laird von Achtrichtan nicht väterlich für ſie geſorgt hätte.

Der Laird, friedlicher geſonnen, als die meiſten ſeiner Stammgenoſſen, ſtand in leidlich gutem Vernehmen mit ſeinem Gränznachbar, dem mächtigen Grafen von Breadalbane; obgleich ſonſt eingewurzelte Abneigung von je an, die Stämme Macdonald und Campbell trennte; ja durch ſchweres Unrecht aufgeregt, in bittren Haß verwandelt, ſchuf ſie den Laird von Glenwe und den Grafen von Breadalbane ſogar zu unverſöhnlichen Feinden. Der Laird von Achtrichtan ſelbſt gegen den Feind ſeines nahen Vetters milde geſonnen, führte demnach deſſen Erbin mit freundlicher Sorge als willkommener Gaſt in ſeine Wohnung, dort Theil an den Feierlichkeiten der Hochzeitfeier Malvina's zu nehmen, während er einen der wenigen Diener Everallinens, die dem Tode entgangen waren, nach England zu dem Grafen ſandte, die nähere Beſtimmung ihres künftigen Aufenthaltes zu erkunden.

Eine Reiſe hatte ſo eben den Grafen Breadalbane von London entfernt, als jener Diener dort eintraf. So war der Tag des Aufbruches des jungen Ehepaares von dem Landſitze des Lairds von Achtrichtan genahet, ohne daß eine Mahnung ihres Vaters Everallinen geboten hätte, den frohen Kreis zu verlaſſen, dem der Genuß ſo ſchöner fröhlichen Stunden ſie ſo innig verbunden. Ihre Anmuth und holde Liebenswürdigkeit machte bald genug die Tochter des feindlichen Stammes allen Anweſenden werth und ſelbſt der ernſte Laird von Glenwe, deſſen düſtere Blicke ſich zuerſt finſter von der Erbin des Mannes abwandten, der ſeinem früh ergrauten Haupte ſo bittres Leid bereitet, er ließ bald ſein Auge mit Theilnahme auf den holden Zügen verweilen, die ihm nur zu theure Erinnerungen erweckten. Unwillkürlich zwar erbebte er bei dem Gedanken Everalline Campbell in Glenwe zu ſehn, doch unwiderſtehlich von ihrer Anmuth fortgeriſſen, war er es endlich ſelbſt, der durch ſeine gaſtliche Einladung ſie zur Mitreiſe bewog. Mit dem leichten Sinn der Jugend der lieblichen Gegenwart genießend, beſtieg ſie daher gar heiter den Zelter, um fernerhin Theil an den fröhlichen Feſten zu nehmen, welche die neue Herrin zu Glenwe empfangen ſollten.

Malcolm Macdonald hatte mit einer Miſchung von banger Furcht und hohem Entzücken jeden Morgen tagen ſehn, ſeit er Everallinen zu Achtrichtan am Hochzeitsfeſte ſeines Bruders erblickend, ihre Entfernung als den größten Schmerz, ihre Gegenwart als das höchſte Entzücken ſeines Lebens erkennen lernte. Mit hochklopfender Bruſt ſah er ſie jetzt ſeiner Heimath, dem theuren Schauplatz ſeiner jugendlichen, kindlichen Freuden nahn. O, als ſie einzogen in das heimliche ſtille Thal, welches die Hand der Vorſehung mit ſo hohem Reiz ſchmückte, ſo bedeutungsvoll von dem regen, wilden Treiben des Lebens durch ſeine mächtigen Felſenwände trennt, als jauchzend von den Kindern, den jungen Leuten begrüßt, und mit Blumenkränzen umwunden, die zarten Frauengeſtalten, in der fremderen, gewählteren Tracht, höheren Weſen gleich herab geſchwebt ſchienen, das ſüßeſte Glück den Erdbewohnern zu ertheilen, wie gern hätte Malcolm den hohen Felſen geboten ſich dichter zu verſchränken, bis in die fernſten Wolken die Rieſenarme zu breiten, daß ſie ihm bewahrten das Herrliche, welches ſie ſo unerwartet in ihren Kreis ſchloſſen.

Schöne Tage entflohen den Vereinten. Schüchtern zwar verſtummte die Lippe des Jünglings, aber ſein glühender Blick, der innige Ausdruck ſeiner Züge drang tief in der Jungfrau Herz und knüpfte tauſend leiſe, kaum geahnte Fäden einer Neigung an; die tief und mächtig in die unbewachte Bruſt Everallinens drang. Doch die reine jungfräuliche Würde des Mädchens, die bange Scheu vor dem Ernſt des düſtren, faſt fremden Vaters, deſſen Namen hier keine Stimme nannte, da ſchonende Liebe für Everallinen dem Laut des Haſſes Schweigen gebot, lehrte ſie ihre Empfindungen allen Augen verbergen, und ſelbſt Malvinens Liebkoſungen hatten das tiefbewahrte Geheimniß, der entſchloſſenen Bruſt nicht entlockt.

So war demnach Malcolm eben erſt heut in Everallinens milderem Blick der zarteſten, ſüßeſten Hoffnung Stern aufgegangen, und ſein ganzes Weſen ſprach ſo deutlich die überſelige Befangenheit ſeines Innern aus, daß Everalline mit jedem Blick auf ihn weicher geſtimmt, umſonſt nach dem ſo lang bewahrten Gleichmuth ſtrebte. Ja, als der Jüngling auf dem felſigen Pfad kühner als ſonſt ihre Hand ergriff, und unter dem Vorwand, es habe der fallende Nebel die Steine ſchlüpfrig gemacht, ſie feſt zu halten wagte, ſchien auch Everalline, der kaum entronnenen Gefahr eingedenk, dem ſorglichen Führer ſie nicht entziehn zu wollen.

Man nahte dem Hauſe, vor welchem gemeinhin mit dem Abendſtern die Jugend des Thals ſich verſammelte, zu fröhlichem Scherz, zu heiteren Spielen. Aber ein unerwarteter Anblick ſollte hier den Nahenden werden. Schon ruhte in der Tiefe des Thales düſt're Dämmerung, da wollten faſt unheimlich allerlei dunkle unbeſtimmte Geſtalten ſich vor dem gaſtlichen Hauſe regen, und bald bedünkte es dem nahenden James Macdonald, gewaffnete Kriegsleute, Sänften und Maulthiere könne man im Schein flackernder Windlichter gewahren.

Nur den ſeligen Träumen ihres Innern hingegeben, war das liebliche Paar vorwärts geſchritten, als James Stimme ſie plötzlich ihren Himmeln entrückte, und da ſie eben um eine Ecke des Felſens bogen, von welcher man die volle Ausſicht auf die kleine Landzunge zu ihren Füßen hatte, ſie auf das dort herrſchende Getümmel aufmerkſam machte.

Ein ahnender Schreck durchbebte der Liebenden Herz. — Krampfhaft, als wolle er ſie für die Ewigkeit faſſen, preßte Malcolm Everallinens geliebte Hand, während die Jungfrau mühſam nach Faſſung ringend, leiſe ſagte: „Meines Vaters Boten, wie ich glaube.“ In eben dieſem Augenblick ſchmetterte das wilde Schlachtlied der Campbells, ſtets dem Ohre der Macdonalds feindlich, durch die Lüfte. „Ha das Horn der Campbells!“ rief James „Darf es in Glenwe ertönen?“

Jäh erzitternd fuhr Malcolm auf, doch ein Blick auf die Geliebte verwandelte ſeine Stimmung. „James hat Recht,“ erwiederte er, „es tönt das Lied der Clans Eures Vaters! O nie haben dieſe Töne feindlicher ein Glück zerriſſen! Everalline, iſt es mir unwiederbringlich verloren? — Zählt auch Ihr mich zu den Feinden Eures ſtolzen Geſchlechtes?“

„Noch habe ich einen ſo düſtern Begriff nicht faſſen lernen,“ ſagte Everalline „noch traten mir nur Freunde entgegen! Weßhalb ſollte ich Euch meinem treuen Beſchützer, einen ſo gehäſſigen Namen geben?“

„Aber Ihr werdet anders denken lernen, Fräulein! Die reiche Erbin des Grafen von Breadalbane wird das Auge abwenden von dem Jüngling, der ſeinem Glauben treu, es verſchmäht an dem Hofe des Uſurpators um Gunſt zu buhlen, und lieber frei, wenn auch unbeachtet, in ſeinen heimathlichen Bergen verweilt.“

„Lernt beſſer von mir denken, Sir! Everalline Campbell bringt ihrem Vater ein demüthig, Gehorſam ehrendes Herz entgegen. Aber wie lockend die Verſuchung ſich nahen mag, nie wird ſie ihrem Glauben, ihrem — Freunde entſagen!“

„Und wenn Euer Vater Euch gebietet zu haſſen was den Namen Macdonald trägt?" rief leidenſchaftlich dringend Malcolm.

„Vermag ein Gebot das Herz zu wandeln?" entgegnete Everalline mit ſo rückſichtsloſer Innigkeit, daß Malcolm von dem bangſten Zagen zu kühnem Muth entflammt ausrief: „So zieht denn hin, und wenn auch jeder Schmuck des Lebens, jeder Reiz der Natur da entſchwinden muß, wo ihr nicht mehr weilt, o gönnt mir nur das kleinſte Zeichen Eurer Gunſt und die Überzeugung Euch werth zu bleiben ſoll mich aufrecht halten."

Jetzt war das Haus erreicht, vor welchem ſich in der That eine prachtvolle Sänfte nebſt einer zahlreichen Bedeckung befand, die Tochter des mächtigen Grafen von Breadalbane mit höhnendem Prunk aus der beſcheidenen Wohnung abzuholen, welche ſie ſo gaſtlich aufgenommen hatte. Ein Vetter des Grafen, Archibald Campbell, befand ſich an der Spitze des ſowohl kriegeriſch gerüſteten, als glänzend geſchmückten Zuges. Ein echter Erbe des hochfahrenden Stolzes ſeines Verwandten, hatte er ſich kaum herabgelaſſen vom Pferde zu ſteigen; ja das Nachtlager ausſchlagend, das der würdige Laird von Glenwe auch ſelbſt den Boten des Feindes gaſtlich anbot, hieß er Everallinens Zofe ſchnell das Gepäck ihrer Gebieterin ordnen und erſuchte ziemlich herriſch den Laird, Boten nach den Säumenden auszuſenden, da man noch mehrere Stunden Weges bis zu dem von ihm erkorenen Nachtquartier zurückzulegen habe.

Aber ſo gebietend und ſchroff ſich Hauptmann Campbell bisher gezeigt hatte, ſo demüthig nahte er ſich der Tochter des gefürchteten Häuptlings ſeines Clans; während wilder als zuvor die Hörner ſchmetterten, die Herrin zu begrüßen. Staunend vernahm Everalline ſein Begehren, unmittelbar, bei anbrechender Nacht abzureiſen und mit unfreundlicher, beleidigender Haſt das gaſtfreie Haus zu verlaſſen, welches ſie, die Tochter des fremden feindlichen Stammes, ſo ehrend aufgenommen hatte. — Mit Hoheit ſprechendem Blick den anmaſſenden Redner einen Augenblick betrachtend, wandte ſie ſich plötzlich, ohne ihm etwas zu erwiedern zu dem würdigen Laird von Glenwe, der düſter auf der Schwelle ſeines Hauſes, von der Gluth des im Hintergrunde der offnen Halle lodernden hohen Kaminfeuers ſeltſam umleuchtet, mit halb zürnenden halb ſchmerzlichen Ausdruck in den edlen Zügen, das Treiben des übermüthigen Abgeordneten ſeines ſtolzen Gegners beachtete.

„Ihr habt mich aufgenommen, mein edler Herr,“ ſprach mit beſcheidener lieblicher Demuth, den zuvor ſo ſtolzen Blick ſenkend, Everalline: „Der Edelmuth der Macdonalds gewährte mir Obdach, Schutz, väterliche Liebe, als die hilfloſe Jungfrau, geſchieden von ihrem Herrn und Vater, einſam in der fremden Welt ſtand. Selbſt in dieſem Thale, ſeit vielen Jahren den Campbells verſchloſſen, ward die Tochter ihres Stammes, nicht als Fremde, als Gaſt, nein als Gebieterin möchte ich ſagen, begrüßt. Und ich ſollte Euch verlaſſen, plötzlich, ſcheu, bei düſtrer Nachtzeit, unheimlich wie der Verbrecher flieht vom gaſtlichen Herde? — Fern ſey es von mir. — O weiſet mich nicht hinweg — laſſet mich noch eine Nacht ſüß unter Eurem friedlichen Dache ruhn. Nicht unter der düſtern Vorbedeutung des rollenden Donners, der zuckenden Blitze, will ich mich von denen trennen, deren liebevolle Güte mir zuerſt den heimathlichen Boden werth gemacht hat. Wenn der Strahl der erwachenden Sonne die Gipfel des Malmor röthet, die Herrin empor ſteigt im Oſten, Friede und Freude der Welt zu künden, dann will auch ich von hinnen ziehn, den ſchönen Friedensgruß, den Eure, der Tochter erwieſene Güte ihm ſendet, dem hohen Vater zu bringen, daß ich einſt zu Euch zurückkehren mag, das Band der zerſtörten Eintracht neu zu knüpfen."

— „Zurückkehren? Weh Euch, wenn Ihr dem ſchmeichelnden Worte traut!" rief plötzlich eine durchdringende Stimme hinter Everallinen und ein gellendes Gelächter folgte dem wilden Ruf. Erbebend wandte Everalline das Haupt, da fühlte ſie von einer kalten Hand die ihre ergriffen und im weißen, weithin fliegendem Gewande, in den zerſtreut flatternden dunkeln Locken einen Eichenkranz geflochten, mit einer flammenden Kienfackel in Händen, ſtand ihr eine hohe weibliche Geſtalt zur Seite. Wild ſtarrten ihre dunkel glühenden Blicke die Jungfrau an; einen Augenblick ſchien ſie, wie ergriffen von ihrer Anmuth, ſie faſt ſtaunend zu betrachten, doch ſchnell blitzte des Wahnſinns Feuer wieder aus den dunkeln, feurig rollenden Sternen und ſie rief: „Ja, ich erkenne ihn, den ſtolzen gebietenden Blick des Verräthers! Es iſt eine Tochter der Campbells, die höhnend erſcheint meines Elends zu ſpotten! — Aber ſtoßt ſie hinweg — Unheil bringet ihr Nahen — Friede, Glück verkündet ihr Mund? — Ah ich kenne den täuſchenden Lockgeſang. — Weh Euch wenn Ihr ihm traut — hinweg, hinweg mit ihr! — Hört Ihr den Ruf der Rache? — Habt Ihr ihn vernommen Ihr Männer von Macdonald den höhnenden Schlachtgeſang der Campbells?

— Darf er hier ertönen ohne daß zerſchmetternd Glenwes Felſen herabſtürzen über die frechen Feinde? — Auf, auf, fallet rächend über ſie her. Wehe! Wehe! ruft die Tochter der Macdonalds! Wehe! Wehe! über den Stamm der Verräther!"

Und plötzlich, wie ſie gekommen war, wandte ſich die Unglückliche, ließ gleichgiltig Everallinens Hand fahren und ſchritt, den unheilvollen Ruf wiederholend, wild die Kienfackel in ihren Händen über ihr Haupt ſchwingend, durch die ſcheu ausweichende Menge, in den düſtern Wald hinein. Von grauenvollem Bangen ergriffen, ſtarrte Everalline der unheimlichen Erſcheinung nach, welcher auf des Lairds Wink einige der Jünglinge langſam folgten.

„Was Ihr geſehn habt, Fräulein," ſagte jetzt der Laird, den ſchmerzlich erſchütterten Blick auf Everallinen wendend, „ſind die Früchte unſeliger That. Wie nach Euch ihr Urheber ſtehn mag, Euer ſchuldloſes Haupt hat keinen Theil daran; nicht auf Euch falle jener zerreißende Wehlaut! — Ich hatte gehofft, ungetrübt durch den grellen Mißton, den die Gegenwart der Unglücklichen herauf beſchwört, Euch aus dieſem ſtillen Thal ſcheiden zu ſehn. — Es ſollte nicht ſeyn! Ein bittrer Wermuthstropfen fiel in den Abſchiedsbecher, aber nichts deſto weniger will ich ihn Euch gaſtlich bereiten, und ob Euch die Hand auch befreundet iſt, welche ihm einſt den galligen Hefen einmiſchte, dennoch lege ich ſegnend die meinige auf Eure reine Stirn und wünſche Euch in dieſer ernſten Stunde, daß nur der ſprudelnde Schaum der Freude, nie der herbere Bodenſatz des Bechers Eure Lippe berühre."

Tief bewegt beugte Everalline ſich vor dem hohen Mann und wollte ſodann mit ihm in die Halle zurückkehren: da trat ihr Archibald Campbell in den Weg und halblaut fragend, ob ſie Behagen finde unter den Feinden ihres Vaters zu verweilen, erneuerte er kühn ſein voriges Begehren; ſogar endlich mit dem Zorn des Grafen nicht undeutlich ſie bedrohend. Aber Everalline, in ungebeugter Würde hieß ihn ihr die Verantwortung überlaſſen, und ſetzte kurz hinzu: „Traut mir zu, Herr Hauptmann, daß ich zu beurtheilen weiß, was ich meinem Vater, meinem edlen Wirth und mir ſelbſt ſchuldig bin. Euch ſteht es zu, wofern Ihr die gaſtliche Güte des Lairds nicht nutzen wollt, Euch ein andres Obbach zu erwählen! Ich war vor Eurer Ankunft nicht ſchutzlos, ich bin es noch jetzt nicht, und die edlen Männer, welche mich umgeben, werden mich, mit dem Anbruch des Tages zu dem Orte geleiten, wo Ihr mich erwarten wollt!"

Mit dieſen Worten begab ſie ſich in die Halle, während Archibald Campbell, im ohnmächtigen Zorn mit ſeinen Begleitern auffaß und trotz des immer ſtärker toſenden Unwetters, in die Nacht hinein ſprengte.

Als nun in der Halle der ſonſt ſo frohe Kreis, ſo unheimlich aufgeregt, in feierlich ernſter Stimmung das Mahl beendet hatte, und der Abſchiedsbecher, von Everallinens zitternden Lippen kredenzt, geweiht durch die helle Thräne, die in den ſchäumenden Pokal perlte, die Runde vollendete, und immer ernſter und trüber der Jungfrau Auge ſich ſenkte, da erhob ſich der würdige Laird, trat an das hohe gewölbte Fenſter, ſchaute hinaus in die wieder beſänftigte Natur und gebot Allen die kurzen Stunden der Nacht der Ruhe zu weihn, daß der erſte Morgenſchimmer ſie zum Aufbruch rüſtig finden möge. Everallinens Hand aber erfaſſend, hieß er einen Diener die Stiege des nördlichen Eckthurms hinauf ſchreiten, der Jungfrau vorzuleuchten. Als man aber vor dem Gemach Everallinens angelangt war, gebot er ihm die Leuchte auf den ſteinernen Vorſprung in der Mauer zu ſetzen und hier ſeiner zu harren; er aber wandte ſich eine gewölbte Thüre zu öffnen, durch welche er mit Everallinen auf den weithin ſchauenden Erker des Thurmes trat.

Das Gewitter war vorüber, der Mond blickte ſanft durch leichte Wolken, düſter lag der Wald und nur auf einer, in der Nacht faſt ſchwebend erſcheinenden Klippe, flammte ein flackerndes Licht, in ſeltſamen Sprüngen, dem Irrlicht gleich.

„Ich bin Euch, Everalline,“ begann der Laird mit einer Stimme, deren ſonſt ſo männlicher Ton jetzt innere Erſchütterung verrieth, „ich bin Euch Erklärung der traurigen Erſcheinung dieſes Abends ſchuldig. Es iſt nicht meine Abſicht, die ſcheinbar in düſtren Schlaf geſunkene Feindſchaft unſrer Geſchlechter zu erneuen. Eure Züge hatten ein zu holdes theures Bild in mir belebt. Die Fürbitte Eurer Mutter, Everalline, hielt ſchon einſt dieſen Arm zurück, Eurem Vater den Raub meines Erdenglückes mit dem Tode zu lohnen — ich gelobte ihr der Rache zu entſagen. Dieſem Gelübde treu, wollte ich der Tochter Seele ungetrübt durch das Andenken des Unrechts des Vaters, in reiner Liebe ihm zugewendet laſſen. Anders hat es das Geſchick gewollt! — So vernehmet alſo: Jene Unglückliche, deren wahnſinnige Tänze dort jenes flackernde Licht uns kündet, deren Nähe, deren Daſeyn ſogar, ich ſorgfältig Euch verbarg, iſt meine Schweſter. Schön und reizend, wie Oſſian die Jungfrauen am hallenden Cora ſchildert, ſah ſie Euer Vater. Er warb um meine Freundſchaft und durch ſie um Maria's Hand. Schon war der Tag der Vermählung beſtimmt, als kriegeriſche Pflicht uns Männer hinweg rief. Mit heißer Leidenſchaft dem Verlobten anhängend, zählt Maria die Tage ſeiner Abweſenheit. Da führt das Geſchick mich in das entlegene Schloß, wo Eure Mutter, Everalline, vor wenig Wochen aus dem fernen Flandern zurückgekehrt, die Pflegerin ihres ſchwer erkrankten Vaters iſt. Unſre Herzen ſchnell verbunden, ſprechen das heilig bindende Wort aus; Anna willigt ein, die Stelle der jugendlichen mir entrißnen Gattin einzunehmen, die Mutter der beiden Söhne zu werden, die in hilfloſer Kindheit in der Heimath erblühen. Ihr Vater ſegnet den Bund und ſchmerzlich von der Heißgeliebten mich trennend, folge ich der Stimme der Pflicht, die mich wieder zu den Waffen ruft. Nur dem Freunde, dem künftigen Bruder mein Glück vertrauend, übertrage ich ihm, der in Annens Nähe bleibt, die Sorge für die Theure, wenn ihr Vater ſterben, ſie ſelbſt ſchutzlos bleiben ſollte. — Euer Vater ſieht Annen und Verräther an Liebe, Freundſchaft und Ehre, ſucht er mich zu verdrängen. Doch früh genug Annens Treue erkennend, ſpinnt er bald nur zu gelingende Ränke. Gerüchte künden meinen Tod. Allmählich beſtätigt er die Trauerbotſchaft und des kranken ſterbenden Vaters Gewalt über die nur zu ſanfte Anne nützend, erzwingt die Androhung ſeines Fluches, das Jawort der Unglücklichen. Vor ſeinem Bette getraut, flüchtet er, ſobald der Todeskampf des Hintergangenen vollendet iſt, ſeinen Raub nach Flandern, ohne des zerreißenden Schmerzes Anna's zu achten. Nichts ahnend, meiner hemmenden Pflichten entbunden, eile ich zur Heimath Annens und verwüſtet iſt Alles, und aus dem Munde eines grauen Dieners wird mir die gräßliche Kunde. Der Rache Flügel tragen mich bald in die Nähe des verhaßten Feindes. Unſre Schwerter ſuchen den Weg zum Herzen. Gerecht wirft das Schickſal den ſtolzen Campbell vor mir zu Boden, mein Schwert blitzt drohend über ihn, da trifft Anna's Stimme mein Ohr. Sie ſtürzt herbei, umfaßt meine Knie, fleht um das Leben ihres Gatten, des Vaters des Kindes — unter ihrem Herzen und ſiegte. Everalline dir, dem einzigen Kinde der Theuren, ſchenkte ich den Vater, gelobend, die Rache dem Ewigen zu überlaſſen. Ich floh zurück in meine Berge. Ausbluten in tiefer Einſamkeit ſollten die Wunden meiner Seele! da tanzte mir in wilden Kreiſen, vom Wahnſinn unheilbar ergriffen, Maria entgegen, und laut hallten die Felſen von ihrem wilden Weheruf über den Treuloſen wieder. Noch Ein Mal wollte der bittre Schmerz zur Rache mich aufſtacheln, und immer wieder gährte bei dem Anblick der zerſtörten Blüthe Maria's, der heiße Unmuth meiner Bruſt wilder auf. — Doch Anna, welche dich, Everalline an dem Ufer des Tay geboren hatte, und ſeitdem, ein zweites Opfer, dem Grabe langſam entgegen wankte, vernahm Maria's Geſchick. — Ein Wink von ihr beſchied mich nach Taymouth. Wenige Wochen vor ihrem Tode, ſprach ich ſie in einer abgeſchiedenen Hütte, in welcher ſie, getrennt von der Welt, zuweilen der Erinnerung lebte. Hier gelobte ich ihr noch Ein Mal Entſagung jeder Rache bis zum Grabe. — Sie ſtarb! ihre Gruft birgt den Talisman, der mannigfache ſpätere Kränkungen entkräftete und wie der Graf von Breadalbane handeln mag, Angus Macdonald hat der Rache entſagt. — Ihr tratet unter uns, Everalline; ein Engel des Friedens ſchien mir herab zu ſchweben; was mir Eure Mutter geweſen, das wurdet Ihr, ich ſah es nur zu bald an meinem Malcolm. — Ich wähnte einen Augenblick einen Fingerzeig des Schickſals in dieſer entkeimenden Liebe zu ſehn, als ſolle das Glück der Kinder das geſtörte Eden der Ältern ſühnen! Zu lieb waren mir dieſe Bilder, ihnen nicht einen täuſchenden Moment nachzuhängen! — Aber ſcheu flohen ſie, als Euer übermüthiger Vetter unter uns trat und erſchütternd Maria's gellender Weheruf mich mahnte, nicht geeignet ſey die verbrecheriſche Saat, ſo ſüße Früchte zu bringen. So entſagte ich denn dem kaum erblühten und ſchon ſo werthen Wunſche, ich entlaſſe die Tochter der geliebten Anna ohne Hoffnung ſie wieder zu umarmen. — In jenen Augenblicken des letzten Wiederſeh'ns kündete mir Eure Mutter das Gelübde Eures Vaters, Eure Erziehung betreffend, und forderte mich auf, wenn vielleicht eine neue Heirath den Vater Euch entfremde, oder ſonſt Ungemach Euch drohe, ſchützend über Euch zu wachen. — Ich gelobte es der Sterbenden. So mahnt mich Maria's Verzweiflung, Anna's Andenken jetzt dringend, Euch nicht zu entlaſſen ohne warnendes Wort, ohne Gelobung meines Schutzes, wenn Gefahr euch droht. — Deßhalb habe ich die ſchmerzende Vergangenheit vor Euch aufgerollt. Ich habe Euch geprüft, beobachtet, kühner Muth blitzt aus euren Augen; ſanfte Ergebung wohnt in Eurem Herzen; übt beide! ſeyd Eurer Mutter würdig, Tochter der geliebten Anna; doch droht Eurem Glauben Gefahr, beſtimmen Eures Vaters düſtre Leidenſchaften Euch zum dritten Opfer, ſo vergeßt nicht dieß Thal, dieſe Bruſt, die Euch ſchützend zu empfangen bereit ſind. Und nun, ehe Ihr hinaus tretet in das wilde Treiben der Welt, kniet nieder, und empfanget den Segen Eurer verewigten Mutter, an den Pforten des Todes, nächſt dieſem Crucifix, mir für Euch übertragen."

Inbrünſtig betend drückte Everalline das Crucifix an ihre Lippen und empfing den verheißnen Segen. Voll reiner, heiliger Entſchlüſſe, hob ſie dann das Auge zum Himmel, wo das hell ſtrahlende Kreuz des Orion flammte, und der Jungfrau Gelübde muthvoller Entſagung, demüthigen Ausharrens empfing.

Mit dem erſten Strahl der Sonne brach man auf, und hatte nur zu bald den Ort erreicht, wo Archibald Campbell und ſeine Begleiter Everallinen erwarteten. Stumm und in ſich verſunken war Malcolm neben ihr hergeritten, mühſam den Schmerz ſeiner Bruſt beherrſchend, ihn dem fremden Auge zu verhehlen. Schon ſah man von der Höhe den Zug der Campbells; da als plötzlich der ſchlängelnde Hohlweg ſich engte und Beide dicht neben einander reitend, zuweilen augenblicklich allein waren, da fiel der Jungfrau Blick wärmer und inniger auf den männlich mit dem Schmerz ringenden Malcolm; unruhig ſchien ſie über einen Entſchluß zu ſchwanken; noch zögerte ſie, da tönte näher das Horn der Campbells, und Everalline ſchnell zwei wilde Roſen, die an ihrer Bruſt geglüht, Malcolm zuwerfend, flüſterte eilig: „Gedenket mein!" und flog im raſchen Gallop den harrenden Dienern entgegen.

Kaum ſeiner mächtig vor Entzücken, barg der Jüngling die von einer goldnen Locke Everallinens umwundenen Roſen an ſeiner Bruſt, und ſo flüchtig hinfort der glühenden Jungfrau Auge auch nur auf ihm verweilte, dennoch ſagte ihr ſein trunkener Blick deutlich das Entzücken, welches ihn beſeelte.

Nicht ohne ein erhebendes Gefühl freudigen Stolzes, ſah ſich Everalline aufgenommen von den majeſtätiſchen Laubgängen, die in feierlicher Erhabenheit, auf der hohen Terraſſe ſich erſtreckend, zu deren Füßen tief unten der Tay rauſcht, nach den fürſtlichen Sitz ihrer Ahnen führten. — Langſamer ließ ſie den Zelter ſchreiten und den Blick bald zu den dunkelgrünen Kronen der hundertjährigen Linden erhebend, bald ihn hinab ſenkend auf die Wogen des Tay, der mit ernſtem Brauſen ſeine Wellen der Nordſee zuführte, oder das jenſeitige Ufer betrachtend, welches eine hohe Bergreihe mit dichter, wilder grüner Waldung geſchmückt, der geregelten würdigen Schöpfung der Kunſt zum wohlthuenden Gegenſatz diente, nahte ſich die Jungfrau dem Hauſe ihrer Altvordern, und ihr hoher Sinn fühlte ſich befriedigend angeſprochen von der Größe ihrer Umgebung.

Aber einfachere, innigere Empfindungen erwachten in Everallinens Seele, als ſie vor dem Schloſſe Taymouth ſelbſt angelangt, den grünen Raſenplatz erblickte, den nie vergeßnen Schauplatz ihrer Kinderſpiele, die hohen Bogenfenſter der mütterlichen Zimmer, den Altan vor denſelben, auf welchem die leidende Mutter das fröhliche Treiben ihres Kindes zu beachten pflegte. — Immer heller ſtiegen die dämmernden Bilder der frühen Vergangenheit vor ihrer Seele auf; deutlich ſchwebte Annens theure Geſtalt vor dem geiſtigen Blick ihres Kindes; — es war als müſſe ſich jener Altan öffnen, die Mutter hervortreten mit dem ſüßen Zauberlächeln, womit die leidende Heilige ſtets die geliebte Tochter begrüßte. — Höher ſchlug Everallinens Herz — faſt gewaltſam mahnte es ſie die Arme entgegen zu breiten der erſehnten Erſcheinung — da ruft plötzlich, wie ſie feurig näher ſprengt, ein Blick ihr die bittre Wirklichkeit zurück.

Feſt verſchloſſen, die hellen freundlichen Scheiben von Jalouſien verhüllt, ſucht der Strahl des Lichtes umſonſt den Eingang in jene Gemächer, und ſo reges Leben auch in jedem andern Theile des hohen Gebäudes zu wohnen ſcheint, öde und ausgeſtorben iſt dieſer Flügel.

Unheimlich ergreift eine bange Ahnung Everallinens Herz, mit der theuren Mutter ſey jeder wohlthuende Hauch der Liebe geſchieden aus dieſen Mauern, und ſie bedarf einiger Anſtrengung ſich zu faſſen, als ſie in dem Augenblick, wo ſie auf die Rampe des Schloſſes ſprengt, in dem hohen Portale deſſelben den Grafen von Breadalbane, umgeben von zahlreichen Vaſallen zu ihrem Empfange erſcheinen ſieht.

Die hohe Geſtalt, die ſtolze finſtre Haltung, mit ſcheuem Bangen von dem Gemüth des Kindes feſtgehalten, ließen Everallinen keinen Zweifel, daß dieſer von vielen Vaſallen mit tiefer Ehrfurcht umringte Mann, ihr Vater ſey. Deßhalb ſchnell, ehe Hauptmann Campbell ihr die Hand zu reichen vermochte, ſich vom Zelter hinab ſchwingend, flog ſie zu ihm, demüthig das Knie vor ihm zu beugen.

Nicht ganz ohne Bewegung ruhte des Grafen Auge auf dem verjüngten Bilde der einſt ſo Heißgeliebten. Er hob ſie raſch auf und ſchien im Begriff ſie faſt zärtlich an ſeine Bruſt zu ziehn, als plötzlich die Erinnerung, von woher ſie ihm nahe, ſeine Züge verdüſterte und er ſich begnügend leicht ihre Stirn zu küſſen, herriſch Archibald Campbell fragte: weßhalb nicht ſchon am vergangenen Abend die Gräfin eingetroffen ſey.

Achſelzuckend wollte ſo eben Archibald des gebieteriſchen Oheims Frage beantworten, da wallte das ſtolze Blut der Campbells mächtig genug in der Jungfrau Adern auf, ſie zu ermuthigen mit beſcheidnem aber feſten Tone zu entgegnen: „Nicht Hauptmann Campbell, ich mein Vater, trage die Schuld des Verzuges.“

„Wie, Ihr Fräulein, Ihr wagtet es dem erſten Befehl Eures Vaters zu widerſtreben?“ fragte zürnend der Graf.

„Ich wagte zu hoffen, es würde mein edler Vater es nicht tadeln, wenn die Tochter der Campbells, die in dem fremden Hauſe genoſſene Gaſtlichkeit, mit ehrendem Danke lohne, und durch ſcheue, nächtliche, der Flucht ähnliche Entfernung, nicht ſchmähend die freundliche Sorge vergelte, welche die Schutzloſe aufnahm.“

„Schutzlos kann in Schottland die würdige Tochter der Campbells nie ſeyn. Viele edlere Häuſer würden ſich zu Eurem Empfange geöffnet haben, hätte es Euch nicht gefallen das Haus der Feinde unſres Stammes zu Eurem Obdach zu erwählen! — Doch Euch entſchuldigt Eure fremde Erziehung, ſo will ich mit Euch nicht weiter rechten. — Ich hoffe, einmal aufgenommen in den Hallen Eurer Vorvordern, werdet Ihr Euch bald die Geſinnungen anzueignen wiſſen, die Euch Eurer Abkunft und meiner Liebe würdig machen werden.“

Mit dieſen Worten gebot der Graf Everallinen, ihm in die für ſie bereiteten Zimmer zu folgen.

Und noch Ein Mal den Fortſchreitenden aufhaltend, wagte Everalline ihn bittend zu fragen, ob es ihr nicht erlaubt ſey, wie ſie ſich geſchmeichelt, die Zimmer ihrer Mutter zu bewohnen, und da ſie bei dieſer neuen, unerwarteten Einwendung gegen ſeine gebietende Anordnung die Flamme des Unwillens auf dem plötzlich erglühenden Geſicht ihres Vaters aufblitzen zu ſehn glaubte, ſo ſetzte ſie mit den ſüßeſten Tönen hinzu: „O gönnt mir die Freude, dort, wo Liebe und Ehrfurcht für Euch ſich dem Herzen des Kindes einprägten, die Fäden ſüßer Neigungen wieder anzuknüpfen. Leichter, heiliger wird mir das Gebot der Pflicht erſcheinen, näher werde ich, die Entfremdete, Eurem Herzen treten, wenn Ihr mich ſeht in den Räumen, wo Ihr das Kind liebend umſchloſſet, wo der theuren Verklärten Geiſt ſegnend uns umſchwebt.“

Unwillkührlich hatte der flehende Zauberton ihrer Stimme des düſtren Grafen Züge gemildert, ſchon hoffte Everalline die Erfüllung ihrer Bitte, und tauſend ſchöne Vorſätze ihren Sieg durch Fülle der kindlichen Liebe zu belohnen, keimten auf in der Jungfrau Bruſt, da plötzlich bei ihren letzten Worten, kehrten alle finſtre, kaum gebannten Geiſter in ſeine dunkle Bruſt zurück und ſtolz ſich abwendend ſagte er: „Lernt vor allem Eure erſte Pflicht kennen, Fräulein! Sie heißt Gehorſam! Ihre ſtrenge Erfüllung allein wird Euch die Liebe Eures Vaters erwerben! Jetzt folget mir und danket es meiner Weisheit, die

Euch die Gelegenheit raubt, Eure, wie es ſcheint ohnehin überſpannte Phantaſie, durch weichliche Erinnerungen noch mehr aufzuregen. Beſonnenheit, Gefühl ihres hohen Standpunctes, das geziemt der Tochter der Campbells; nur dieſe Eigenſchaften begehre ich in Euch zu finden."

So zurückgewieſen mit dem warmen überſtrömenden Gefühl ihres Herzens, fühlte Everalline die zarten Bande kindlicher Neigungen, die der Anblick des Vaters ſo allmächtig in ihr angeregt hatte, daß die ſchwere Anklage, die wider ihn ihr Ohr erreichte, faſt zu verſtummen ſchien, plötzlich erſtarren. Schon war ihr Herz bereit geweſen, tauſend Entſchuldigungen für ihn zu finden und hochklopfend flüſterte es ihr zu, es werde ihr gelingen ihn der Verſöhnung, der Sühne zu gewinnen. — Verſchwunden waren jetzt alle dieſe lieblichen Bilder. Unmuthig verſchloß ſie die beſſeren Empfindungen ihrer Bruſt den kalten Blicken, die ſie beobachtend umringten, und zum erſten Mal mit einer Art von Genuß dem angebornen Stolz ihres Stammes freien Lauf geſtattend, ſtand ſie bald in ſo gebietender Hoheit da, daß ſelbſt ihren Vater die ernſte Strenge ihres Weſens mit einer gewiſſen Scheu und Achtung erfüllte, welche ihm die Tochter zwar nicht näher ſtellte, aber ihn doch zu einer rückſichtsvolleren Behandlung derſelben veranlaßte.

So verſtrichen einige Wochen, während zahlreiche Gäſte abwechſelnd das Schloß beſuchten und die Schönheit der Erbin von Breadalbane allmählich der Stoff der Geſpräche der ganzen Gegend ward. Minder pries man ihre Liebenswürdigkeit, denn die dem zarten Gemüth ſo zwangvoll aufgedrungene Kälte verhüllte den edlen Kern der ſchönen Frucht dem bloß flüchtigen Beſchauen. Nur in den Hütten der ärmeren Unterthanen ihres Vaters, wo ſie oft, ein helfender Engel erſchien, nur dort ward ſie erkannt und verehrt, wie ſie es verdiente. Aber unbekümmert über das Urtheil der Menge, mit Würde ihrer Pflicht nachkommend, nur zuweilen den leuchtenden Blick an die Sterne heftend, der klopfenden Bruſt den Frieden herabzuflehn, wandelte die Jungfrau ſtill und ergeben ihren Weg.

Nur einen Genuß gab es, der ſie zuweilen für ſo viele, der kalten Förmlichkeit geweihte Stunden, ſchadlos zu halten wußte. Jene Einſiedelei, welche ihrer Mutter zum einſamen Zufluchtsort gedient hatte, wenn die ſtille Dulderin neuen Muth auf ihrem ſchweren Pfade ſich erringen wollte, wo ſie der Tochter Geſchick dem Schutz des treuen Freundes empfahl, Everallinens treue Sorge hatte ſie bald erkundet. Der alte Schloßvogt, welcher der geliebten Gebieterin nie ohne innige Rührung gedachte, führte ſie dort ein und bald war durch ſeine treue Sorge dieſer lang verlaßne Ort wieder wohnlich geſchmückt, und jede Stunde, über welche die Abweſenheit ihres Vaters Everallinen zu gebieten vergönnte, ſah ſie dieſem geliebten Orte zueilen.

Auch ein lebensgroßes Bild ihrer Mutter, ſeit Monden erſt, wie ſie vernahm, aus ihres Vaters Zimmer in die öden Gemächer des Urbilds verwieſen, die ihr einſt heimlich der treue Diener geöffnet, verpflanzte ſie mit ſeiner Hilfe nach ihrem kleinen Heiligthum.

Und wohl ſchien es, unnahbar, geſichert vor jeder feindlichen Macht, wahre die ſchützende Natur dieſen Ort. Durch dichtes, faſt verwildertes Gebüſch, wand ſich der ſchmale Pfad dahin ſteil aufwärts, während ein immer deutlicher ertönendes Brauſen die Nähe rauſchender Wogen kündete, ohne daß das Auge die kleinſte Spur davon gewahrte. So gelangte man zur Thüre der Einſiedelei; doch kaum öffnete ſie ſich, als jäh ergriffen von der Majeſtät des überraſchenden Anblicks, der Fuß unwillkürlich zurückbebte, unſicher ob der Boden der mütterlichen Erde ihm Schutz gegen die Gewalt des Elementes ertheile, welches hier gebietend ſeine Allmacht zeigte.

Grade über der Thür befindet ſich ein hohes Bogenfenſter, vor welchem ein ſchäumender Waſſerſturz herab brauſt, deſſen Donner vom Widerhall verſtärkt, alle Sinne erſchüttert. Schroffe Felſen bilden eine unabſehbare, ſchauerliche Kluft. Auf der einen Klippe ſteht die Hütte. Von den entgegengeſetzten Klippen ſtürzt das Waſſer erſt ſteilrecht herab, dann fällt es in vereinzelten Silberbanden von Fels zu Fels, ſchäumend und ſprudelnd in die unabſehbare Kluft hinab. Dichter Schatten herrſcht rings umher; kein Gegenſtand iſt ſichtbar als Wald und Waſſer und nur ein ſanft gebrochnes Licht dringt in die Hütte durch die belaubten Gipfel.

So ſchildert noch in unſeren Tagen die geiſtvolle Verfaſſerin der Caledonia den Ort, in welchem Everalline allein den ſtillen heiligen Erinnerungen ſchönerer Vergangenheit ſich mit mädchenhafter Weichheit hinzugeben wagte, und in frommen Gebeten vor dem Bilde der geliebten Mutter, gleichſam die Heilige dieſer kleinen Capelle, im ernſten Nachſinnen nach Kraft rang, den ſchweren Prüfungen, die ihr werden konnten, muthig entgegen zu treten.

Zwar hatte noch keine offne Erklärung ihres Vaters, die Nähe oder Furchtbarkeit derſelben gezeigt; aber ſprachen nicht die häufigen Hinderniſſe deutlich genug, die man der Übung ihrer geiſtlichen Pflichten in den Weg zu legen ſuchte. Auch fehlte es nicht an halben Worten und Andeutungen, welche Archibald Campbell abſichtlich genug zu ihrem Ohre zu bringen wußte, ſie auf das baldige Erſcheinen unerwarteter Dinge, entſcheidender Wendungen ihres Geſchicks vorzubereiten.

Sichtlich ſchwebte das ſchlecht verhüllte Geheimniß auf ihres Vaters Lippen und Everalline fühlte ſehr wohl, nur eines Winkes bedürfe ſie, es in ihrer Gewalt zu ſehn. Doch zu feindlich ſtörend hatte dieſes Mannes erſte Erſcheinung ſie berührt, ſeine bei jeder Gelegenheit ſo hämiſch hervortretende Perſönlichkeit ſie zu weit von ihm zurück geſchreckt, als daß ſie ihn irgend einer Annäherung werth achten mochte. Deßhalb ihn abſichtlich mißverſtehend und ſtets in gemeßner Ferne haltend, war es dem Hauptmann noch immer unmöglich geworden, ſich das erſehnte Gehör zu ſchaffen.

Die Jagd beſchäftigte den Grafen oft und entfernte ihn zuweilen mehrere Tage. — In einer dieſer kurzen Abweſenheiten, in denen Everalline mit größerer Unbefangenheit die Freuden ihrer Einſamkeit genießen konnte, flog ſie am frühen Morgen zur Klippenhütte, und ſah ſtaunend die Pforte derſelben mit zierlichen Blumengewinden geſchmückt. Unmöglich konnte der alte Robert, der Schloßvogt, ſeiner jungen Herrin dieſe Überraſchung bereitet haben. Everalline ſann umſonſt, bis plötzlich mit hochklopfendem Herzen ihr ahnender Blick, mit dem deutlich hervortretenden E, welches die Kränze bildeten, auch ein M vereint zu ſehn glaubte, obwohl man abſichtlich dieſe Deutung dem Auge zu entziehn geſtrebt hatte.

Scheu warf jetzt die Jungfrau den Blick umher, doch ſtumm und einſam blieb das dichte Gebüſch, und endlich wähnend, irgend ein neckiſcher Zufall nur treibe hier ſein Spiel, ja vielleicht ſey dieſe Aufmerkſamkeit das Werk des immer läſtiger ſich ihr aufdringenden Archibald Campbell, wagte ſie die Hütte zu öffnen.

Die gewohnte Einſamkeit herrſchte hier, und feſteren Schrittes trat Everalline zu dem hohen Fenſter, den Blick zu weiden an der liebgewordenen Gegend. Denn innig erregt ſehnte ſich ihr Herz nach den Felſen von Glenwe nach den verwandten Klängen, dem Rauſchen des hallenden Coe. Langſam glitt ihr Blick von der ſilberſprudelnden Woge in die grüne Dunkelheit des Waldes hin, als ſie plötzlich erbebend auf einer jäh vorſpringenden Klippe, die kaum geeignet ſchien, den wilden Geißbock, viel weniger einen Menſchen zu tragen, gehüllt in Bergſchottentracht Malcolm gewahrte, der huldigend vor der geliebten Erſcheinung das Knie beugend, bald ſehnend die Arme erhob, bald die Lippen auf die Locke drückte, welche die an ſeinem Herzen gewelkten Zwielingsroſen umwand.

Überraſcht, betroffen wollte Everalline ſich entfernen, doch unwiderſtehlich gefeſſelt verweilte ſie noch immer, und vermochte es endlich nicht, als des Jünglings flehende Zeichen ſie auf ein Blatt aufmerkſam machten, welches außerhalb des Fenſters der Einſiedelei flatterte, ihm die Befriedigung zu verſagen, ſich deſſen zu bemächtigen. Und konnte nicht auch ein Windſtoß das Blatt wegwehen, in fremde unheimliche Hände? — War des Jünglings treue

Anhänglichkeit, ſein beſcheidenes Zurückweichen aus ihrer Nähe, nicht eines Lohns werth? — Kurz Everallinens Herz gab dem Demoſthenes in dieſem Augenblick an Beredſamkeit nichts nach, und das Blatt war in der Jungfrau Händen, ehe ſie noch recht mit ſich einig werden konnte, ob ſie es nehmen wolle oder nicht.

Entzückt war Malcolm aufgeſprungen, und bog ſo ſehnſüchtig und kühn ſich vorwärts, wo möglich den Eindruck zu erſpähn, welchen dieſe Zeilen auf die Geliebte machen würden, daß Everalline vor der Gefahr erbebend, der er ſich tollkühn ausſetzte, mit ſo lebhafter Bewegung ihm ſich zurückzuziehn gebot, daß der Jüngling über das Zeichen ihres Antheils entzückt, gehorſam auf einen mindergefährlichen Standpunct ſich begab.

Jetzt überflogen Everallinens Augen die Zeilen, welche dunkler ihre Wangen erglühen ließen, denn mit heißem Flehn beſchwor Malcolm die Geliebte ihm am nächſten Morgen eine kurze Unterredung zu gönnen. Nicht ohne ihren Willen wage er es ihr zu nahn, aber er habe Dinge erkundet, welche ihr eignes Wohl ihr mitzutheilen erheiſche. Wenn ſie das Blatt unzerriſſen in den Strudel der ſchäumenden Wogen werfe, dann ſolle es der leuchtende Bote ſeyn, der ihn zu dem heißerſehnten Ziele leite. —

So weit hatte Everalline geleſen. Der Wind ſchien koſend das leichte Blatt ihrer Hand entführen zu wollen, es hinab zu wehen zum erſehnten Zeichen. Aber Everalline, ihres ernſten Entſchluſſes eingedenk, ſenkte trüb das Auge, und lehnte einen Augenblick düſter ſinnend im geöffneten Fenſter, die Kraft zu ſammeln, die Fäden der goldnen Hoffnungen Malcolms mit einem Riß durch das verhängnißvolle Blatt zu zertrümmern. Da plötzlich ward die Eingangsthür jäh geöffnet; Everalline ſchrak auf, der ſcharfe Zugwind ergriff das Blatt, und koſende Lüfte trugen es unverletzt hinab in die ſchäumenden Wogen.

Archibald Campbells unerwünſchte Gegenwart, wie er kühn in ihre Einſamkeit dringend, vor Everallinen erſchien, war nicht geeignet der Jungfrau Verwirrung zu beenden. So trat ſie dem jungen Manne ſo ernſt zürnend entgegen, daß er trotz ſeiner Verwegenheit, beſcheidener als ſonſt außerhalb der Thür zurück wich, und wiederholt betheuerte, nur die dringende Sorge für das Wohl ſeiner Muhme, habe ihn veranlaſſen können, ſich hier, wo kein Lauſcher nahe, ihr aufzudringen; er wolle ſie beſchwören, wenn ſie es unpaſſend fände, ihn hier anzuhören, ihm nur zu erlauben ſie auf der Rückkehr nach dem Schloſſe, von der ihr drohenden Gefahr benachrichtigen zu dürfen.

Everalline wohl fühlend, daß ſie ihm jetzt nicht ausweichen könne, befangend von ihr ſo nah gekündeten, unbekannten Übeln erregt, neigte bejahend ihr Haupt, die Bitte ihres Vetters zu gewähren. Sie wandte ſich das Fenſter zu ſchließen, und ſcheu den Blick in die Gegend zu ſenden, ob Malcolm vielleicht von dem unerwünſchten Zeugen bemerkt werden konnte; doch ſey es, daß der Jüngling die Ankunft des Störenden gewahrte, oder daß er zufrieden mit der ſüßen Hoffnung, die ihm geworden, ſein Entzücken in die Einſamkeit bergen wollte, keine Spur von ihm zeigte ſich Everallinens Blicken.

Einiger Maßen ſo den gepreßten Buſen erleichtert, verließ jetzt Everalline die Hütte und lieh den Worten Archibald Campbells ihr Ohr, die wiederholten Entſchuldigungen ſeiner Kühnheit, mit einer kalten Bitte um Beeilung der ihr mitzutheilenden Nachrichten unterbrechend.

„Fürwahr, meine ſchöne Muhme,“ begann jetzt unmuthig der Hauptmann,“ man muß ſo feſt entſchloſſen ſeyn wie ich, Euch wider Euren Willen zu dienen, um ſich durch ſo gehaltene, geſuchte Kälte nicht abſchrecken zu laſſen: Doch vielleicht verſteht Ihr das Belohnen beſſer als das Aufmuntern, ſo ſey es denn darauf hin gewagt.“

„Vergeſſet nicht, Herr Hauptmann,“ unterbrach ihn Everalline, „daß ich mich zu keinem von beiden verpflichtet glaube; daß ich nichts zu erforſchen ſtrebte, und nur faſt gezwungen Euch mein Ohr leihe.“

„Wohl, wohl, Fräulein; es ſey wie Ihr ſagt. Ich fühle zu ſehr, daß Ihr mich Eurer beſondren Achtung noch nicht gewürdigt. Laßt ſehn ob meine Dienſte ſie nicht Euch abnöthigen werden. So wiſſet, der Graf, Euer Vater, denkt ſich in Kurzem wieder zu vermählen!“

„Was ſagt Ihr, Vetter?“ rief erſchreckend Everalline, doch ſich faſſend ſetzte ſie hinzu: „Der Graf iſt Gebieter, nicht mir geziemt es gegen ſeinen Willen zu murren!“

„Ja, doch kennt Ihr die Morgengabe, welche die kluge Braut begehrt? Ihr ſeyd es, Gräfin! — Eure Hand, Euer herrliches Erbe für einen kühnen Wüſtling, ihren Bruder, den frechen Günſtling des Monarchen, der ſeinem Gebieter mit ſchlauem Verrath Englands Krone erwarb und nun ungehindert nach Willkür die Größe des eignen Hauſes gründet. Die reichſte Erbin Schottlands iſt eine würdige Lockung für ihn. Euren Glauben will man Euch rauben, und die Macht des edelſten Hauſes Schottlands ſoll in die Hand des Fremden übergehn.“

„Unmöglich! das kann mein Vater nicht wollen!" entgegnete Everalline.

„Was vermag nicht ein ränkeſüchtiges Weib! — Euer Vater iſt zum Sclaven geworden und büßt dort in ſchmählichen Banden den Hohn den er oft übermüthig geübt! — Nein, zürnet nicht! — Glaubt Ihr, ich, der nächſte Erbe ſeines Namens, könne es gelaſſen dulden, daß er ſo verrätheriſch gegen das Wohl ſeines Stammes handelt? — Sagt — nicht wahr ich irrte nicht in Euch? — Mit eben der Treue mit welcher Ihr Eurem Glauben anhängt, würdet Ihr die Ehre Eures Namens aufrecht halten? — Kein fremder Räuber, kein Verräther an ſeinem König wie an ſeinem Glauben, ſoll Schottlands ſchönſte Blüthe hohnlachend pflücken? — Nicht, ich habe Euch recht beurtheilt? Ihr willigt nicht ein? —"

„Wenn dem ſo iſt, wie Ihr ſagt, Vetter; wenn jener Mann ein Unwürdiger, ein Wüſtling iſt, wenn meinem Glauben Gefahr droht, ſo berge mich ein Kloſter, ehe ich meine Zuſtimmung gebe."

„Nein, himmliſches Mädchen," rief plötzlich in leidenſchaftlicher Glut ausbrechend Archibald, „ein Kloſter nicht, ein Arm bietet ſich dir dar, bereit dich männlich zu unterſtützen, dir zu erkämpfen Freiheit der Wahl, Freiheit des Glaubens! — Reich' mir deine Hand, verſprich nur daß ſie mein ſey, wenn ich rühmlich ſie erwarb. Ein Wink von mir und der ganze Clan der Campbells ergreift die kaum niedergelegten Waffen; wir treten über zu unſern mühſam gezügelten Brüdern im Hochlande, und die einzelnen Fehden der gemeinſamen Sache unterordnend, zwingen wir den Grafen von Breadalbane, ſeiner Erbin und ihrem

Erwählten die Stammgüter, das Schloß ihrer Ahnen zu überlaſſen. Mag er dann hinziehn an den fremden Hof und buhlen um die Gunſt des fremden Fürſten, dieß Euch geweihte Schwert, es ſichert Euch Freiheit."

Mit Mühe die Hand zurückziehend, die Archibald ungeſtüm ergriffen hatte, als er jetzt vor der Jungfrau niedergeworfen durch die ſcheinbare Demuth ſeiner Stellung, die Kühnheit womit er ihren Weg hemmte gleichſam auszugleichen ſuchte, entgegnete Everalline:

„Ich danke Euch, Hauptmann Campbell, für Eure Theilnahme, Eure Warnung, deren reine Quelle mir jetzt klar wird. Allein verzeiht, wenn ich die Mittel verwerfe, welche Ihr mir darbietet. Noch iſt es nicht Zeit verzweifelte Entſchlüſſe zu faſſen, und nur ſo wäre der Schritt zu nennen, wenn die Erbin von Breadalbane, hinter dem Rücken ihres Vaters, mit ſeinen Vaſallen empörend ſich einte."

„Und iſt das Alles was Ihr mir zu antworten habt? Flüſtert Euer Herz, des Weibes milder Sinn, flüſtern ſie Euch kein ſanfteres Wort zu, auf die Bitte heißer Liebe?"

„Erſpart mir die Wiederholung, Herr Hauptmann, da ich glaube Euren ganzen Antrag beantwortet zu haben!"

„Ha! ſo rechnet Ihr auch mich unter jene ſo ſchonungslos verworfenen Vaſallen? — Fahrt hin Stolze, und wißt, daß wenn ich vor Euch mein Knie bog, ich das Geſchlecht der Campbells, dem auch ich entſproſſen, nicht Eure übermüthige Schönheit in Euch ehrte! — Fahrt hin, — aber weh Euch wenn Ihr je liebt, mein ſey dann die Rache dieſes Hohns."

Er ſtürzte in den Wald, während Everalline von einem unwillkürlichen Grauen ergriffen faſt im Begriff ſtand ihn zurückzurufen, um durch einige begütigende Worte, den bittern Spott den ſie ſich erlaubt hatte auszugleichen. Doch Archibald war fort ehe ſie zu einem Entſchluß kommen konnte, und leichter athmend, daß ſie ſeiner verhaßten Nähe entgangen ſey, eilte Everalline dem Schloſſe zu.

Auch verdrängten bald andere Bilder die Erinnerung dieſer unangenehmen Begebenheit. Das Blatt war unverletzt hinab gefallen; erhört mußte Malcolm ſeine Bitte glauben! — Und konnte, ſollte ſie erſcheinen? — Und kam ſie nicht, welche Unfälle und Gefahren konnten dem Jüngling nicht hier drohen? — Ihres Vaters Haß, Archibalds Eiferſucht, ein Hauch konnte ſie wecken — o ſie mußte — mußte Malcolm ſehn, ſeine Entfernung, ſeine Flucht zu bewirken.

Tauſend Mal verändert, und wieder beſtätigt ward dieſer Entſchluß. Als aber Archibalds Kunde beglaubigend, ihr Vater unerwartet rückkehrend ihr mit einiger Verlegenheit die nahe Ankunft der Lady Wharton kündete und nicht nur viel von ihrem und ihres Bruders des Grafen Shrewsbury großen Einfluß bei Hofe ſprach, ſondern auch Everallinen zur beſondern Aufmerkſamkeit gegen ſie aufforderte, da ward die Überzeugung aus ihres Vaters Herzen ſo ganz verdrängt zu ſeyn, zu überwältigend für die Arme, als daß ſie es noch länger hätte vermögen ſollen, die treue Bruſt von ſich zu ſtoßen, die rückſichtslos ſich opfernd, nur ihrem Glücke ſich weihte.

So ward alſo Malcolm das heiß erſehnte Heil, die Geliebte zum erſten Mal allein, nur umfangen von der tiefſten, heiligſten Einſamkeit, zu ſehn, und beſeligt von ſüßer Hoffnung der Erwiederung, auszuſprechen das Gefühl das ſo überwallend ſeine Bruſt erfüllte. Umſonſt hatte Everalline den leidenſchaftlichen Ausbruch ſeiner Empfindungen zu hemmen gedacht. Bewegt, von des eignen Herzens mächtiger Rührung ergriffen, fühlte ſie bald wie ſie nicht die Gewalt beſitze, durch ſcheinbare Kälte die Gunſt, welche ſie gewährt, ihres berauſchenden Zaubers zu entkleiden. Deßhalb den einzigen würdigen Weg erwählend, bekannte ſie ihre Neigung dem Geliebten mit einfacher Wahrheit; doch enthüllte ſie eben ſo offen ihren feſten Entſchluß; nur wann ihr Vater ihr nicht geſtatten wolle frei in ſeinem Hauſe zu leben, oder in einem Kloſter eine Zuflucht zu ſuchen, ja vielleicht gar ſie zu einer Verbindung zwingen ſollte, nur dann würde ſie ſich berechtigt achten, den Schutz aufzuſuchen, welchen die geliebte Mutter ihr erwählte, und den Glenwes Felſen ihr ſchon einmal ſo gaſtlich gewährten.

Vergebens ſuchte jetzt Malcolm durch Mittheilung eben der Kunde, die ſie von Archibald empfing, Everallinen zu überzeugen, dieſer ſo heiß von ihm erflehte Zeitpunct, ſey ſchon jetzt erſchienen. Trüb lächelnd lauſchte die Jungfrau den ſchwärmend entworfenen Schilderungen der ſeligſten Zukunft, die ihr ernſter echter Wille in das ferne Gebiet der Möglichkeiten verwies; entſchloſſen durch keinen willkürlichen Eingriff das Rad des Schickſals, vielleicht unheilbringend zu beſchleunigen. — Stunden waren den Liebenden unbemerkt entflohen, und ſo namenlos war ihr ſüßer Reiz, daß Everalline, unter der Bedingung, daß Malcolm ſich ſobann augenblicklich entferne, verſprach noch ein Mal ſolle die nächſte Sonne die Liebenden vereinen.

Jetzt endlich ſich zum Abſchied entſchließend, wagte Malcolm trotz Everallinens bangen Mahnungen zur Entfernung, die Geliebte einen Theil des Weges den Felſen hinab zu geleiten. O wie ganz anders erſchien ihr dieſer Pfad jetzt an ſeiner Hand, als ſie ihn noch jüngſt in Archibalds läſtiger Gegenwart gefunden hatte. Wahrlich nicht des Hohns durfte der endlich in den Wald verſchwindende Jüngling die Jungfrau anklagen, die mit inniger Sehnſucht den Blick ihm nachſandte, und ſo lange ſeine zögernd enteilende Geſtalt ſichtbar blieb, auf dem Fleck verweilte, wo er, ihren Bitten nachgebend, ſich von ihr trennte.

Im ſüßen Nachdenken das Bild der verfloſſenen Augenblicke liebend feſthaltend, ſchritt Everalline ſinnig vorwärts, als plötzlich wiederum Hauptmann Campbells jähe Erſcheinung ſtörend ihr entgegen trat. Unmuthig wollte ſie, ihn leicht begrüßend, an ihn vorüber eilen, als er mit dunkler Glut im Angeſicht das blitzende Auge durchdringend auf ſie heftete und mit kühnem Trotz begann:

„Fürchtet nicht, Gräfin, daß ich Euch aus eignem Antrieb hier aufſuche. Euer Vater erfuhr ſo eben, daß Lady Wharton ſich naht. Er eilte ſogleich ihr entgegen und übertrug mir, Euch zu erſuchen, Euch nach dem Schloſſe zu begeben, dort die künftige Herrin zu empfangen. — Scheint es doch Ihr habt heut ungemein gute Unterhaltung in Eurer Einſiedelei gefunden, da Ihr ſo lange dort verweiltet! — Es iſt bald Mittag, und doppelt empfinde ich jetzt wie feindlich meine Erſcheinung auf Euch wirkte, da ſie Euch geſtern ſo jäh von dort vertrieb. — Auch jetzt wieder glaube ich beflügelt meine Gegenwart Euren vorhin langſam zögernden Schritt, der ſo deutlich Euren Unwillen zur Rückkehr aus dem Lande ſüßer Träume, in das Gebiet der Wirklichkeit zu künden ſchien.“

Erglühend hatte Everalline bei den letzten Worten Archibalds das Auge geſenkt, doch jetzt richtete ſie ihren Blick mit gebietender Hoheit auf ihn und ſagte: „Der Graf von Breadalbane hat Euch ſchwerlich geſandt, die Geſinnungen und Gefühle ſeiner Tochter zu erſpähn. Begnügt Euch Vetter mit der Erfüllung ſeiner Aufträge, ſo Ihr nicht wollt, daß ich ihn von dem ungebetenen Rath unterrichten ſoll, den ich eben ſo wenig als Eure Bemerkungen von Euch begehrte.“

Und raſch hinweg ſchreitend, während ihre Drohung plötzlich Archibald ſcheu verſtummen ließ, eilte ſie dem Schloſſe zu.

Everalline ſah ſich jetzt zu der ſchweren Pflicht berufen, die ſtolze Frau, ſo ganz das Widerſpiel der ehemals hier duldenden Anna, als Gebieterin in dem Schloſſe ihres Vaters zu begrüßen. Zwar unterließ Lady Wharton nicht, mit aller Gewandtheit und den Schmeicheleien, die ihr zu Gebot ſtanden, dem unerfahrnen Mädchen entgegen zu treten. Durch Lobſprüche aller Art und die wärmſten Freundſchaftsverſicherungen warb ſie um ihre Neigung, und zum erſten Mal empfand Everalline eine Art von Dank gegen Archibald, deſſen Warnungen ihr das Auge über die Abſichten der Lady geöffnet.

Doch nur zu bald ward ihr Gelegenheit der alten Abneigung, dem geheimen Graun, womit ſeine Gegenwart ſie vom erſten Augenblick erfüllte, wieder ihr volles Recht einzuräumen.

Nach den erſten Begrüßungen, als man ſich zur feſtlich geſchmückten Tafel ſetzen wollte, ſchien eine plötzliche Erinnerung Lady Whartons bewunderndе Aufmerkſamkeit von Everallinen abzulenken. Sie ließ die kalt in der ihrigen ruhende Hand der Jungfrau fahren, und forſchend flog der funkelnde Blick durch die Halle. Doch unbefriedigt rückkehrend, heftete ſie ihn faſt unmuthig auf den Grafen, fragend:

„Wie, Mylord, habt Ihr es geſtattet, daß ſich der wackre junge Mann entferne, der mit ſo muthiger Kraft meinen ſcheu gewordnen Zelter zu hemmen wußte, und ſo ritterlich gewandt, die halb Ohnmächtige unterſtützend, mich von der ſteilen Klippe hinab führte, von welcher ich in Gefahr ſtand, unſanft genug in den ſchwindelnden Abgrund geſchleudert zu werden? — Fürwahr, ich hätte geglaubt, ſeine That würde größeren Werth in Euren Augen haben, als daß Ihr ihn ſo kalt entlaſſen könntet.“

„Nicht ich, Mylady, trage die Schuld ſeiner Entfernung,“ entgegnete der Graf: „Möglich iſt's, daß mich der Unmuth, durch eine Laune des Glücks einem Fremden den Dienſt überlaſſen zu müſſen, den ich ſelbſt Euch zu leiſten eilte, wenn mein ſonſt ſo zuverläſſiges Roß nicht eben hier ausgleitend, meine Beſtrebungen vernichtete, daß dieſer Unmuth mich im erſten Augenblick weniger den jungen Hochländer beachten ließ, als der Stolz ſeines hochfahrenden Clans es begehrt. Vielleicht daß er ſich deßhalb entfernte. Auch ſchlagt Ihr, ſchöne Lady, ſeine That wahrlich zu hoch an. Vertraut mit den ſchwindelnden Felsklippen des Hochlandes, wollte ihm das Geſchick heute gönnen, durch den Euch geleiſteten Beiſtand, ſich hohen Lohn mit leichter Müh zu erringen. — Doch nichts deſto weniger will ich dem Jüngling reich vergelten und nur ſeiner That gedenkend, ſeines verhaßten Urſprungs vergeſſen. — Wer von Euch Ihr Herren, gewahrte den Fremden und kann mir Kunde von ihm geben?“

Mehrere Begleiter des Grafen bezeugten zwar den jungen Hochländer erblickt und den Tartan, den Plaid der Macdonalds erkannt zu haben, doch Niemand wußte woher er gekommen, noch wohin er geſchwunden ſey.

„Scheint es doch faſt, Herr Graf, ich ſolle glauben,“ lächelte die Lady, „eine Art Schutzengel habe mich auf Eurem Gebiet hilfreich begrüßen wollen? Fürwahr, ich könnte mich keines würdigeren Empfanges rühmen!“

„Verzeiht, edle Frau,“ fiel Archibald ein, „wenn ich den ſchönen Wahn zerſtören muß. Euer Schutzgeiſt in dieſem Gebiet würde unfehlbar die Farben der Campbells erwählen, deren Clan ſich huldigend Euch beugt. Irgend ein anderer Zweck muß jenen Macdonald in dieſe Gegend führen. Ich ſelbſt, ich erblickte ihn kurze Zeit, ehe er Euch jenen kleinen Dienſt zu leiſten vermochte, hier in der nahen Umgebung des Schloſſes, ja in dem einſamſten Theile des Parks.“

„Wie, Archibald, Ihr gewahrtet in dieſem Umkreis einen Sohn jenes feindlichen Stammes und fordertet nicht Rechenſchaft dieſes kühnen Beginnens?“ zürnte der Graf.

„Eurem Befehl zu Folge, Oheim, eilte ich Gräfin Everalline von ihrem Morgenſpaziergange zurückzurufen, als plötzlich, unerwartet, mitten im Gebüſch des Parks jener Macdonald mir entgegen trat. Wir ſtutzten beide, doch wohl fühlend, daß es an ihm ſey, die forſchende Frage zu ſcheuen, war er mir entſchwunden, ehe ich ſie ausſprechen konnte, und Eures Gebotes eingedenk, ließ ich ihn ziehn um ſchneller die Gräfin zu ſuchen, die ich auch bald darauf ſchon auf der Rückkehr nach dem Schloſſe traf.“

Hier ſchwieg Archibald mit ſtechendem Blick auf Everallinen verweilend, die erglühend ſich bereitete, der zürnenden Frage, womit ihr das funkelnde Auge ihres Vaters drohete, volle Wahrheit zu entgegnen. Aber Lady Wharton, mit klugem Sinne die plötzliche Verſtimmung des Grafen, Archibalds triumphirende Schadenfreude und Everallinens Erröthen, ſchnell zum Ganzen einend, unterbrach jetzt mit ſo ſchlauer Gewandtheit das Geſpräch, daß bald von der drohenden Störung abgewandt, die Unterhaltung wieder in lebendiger, heiterer Woge floß. So wohlthuend aber auch dieſe Feinheit hier für Everallinen gewirkt hatte, doch fühlte ſich die Jungfrau nur um ſo ernſter von der Beſorgniß befangen, wie ſie den Schlingen entgehen ſolle, die eben dieſe erfahrne Schlauheit ihr bereite und immer ſcheuer in ſich ſelbſt ſich zurückziehend, vereitelte ihre ſteigende Kälte alle Verſuche der Lady, Everallinens Vertrauen zu gewinnen.

Entſchloſſen aber alle Fäden kennen zu lernen, welche hier ihre feine Hand leitend ergreifen wollte, wandte jetzt die Lady einige ſchmeichelnde Worte und gewinnende Blicke an Archibald, der vom Wunſch der Rache getrieben, ihr ſo bereitwillig entgegen kam, daß Lady Wharton bald erkannte, hier ſey mit geringer Anſtrengung ein thätiger Gehilfe ihrer Pläne zu gewinnen.

Auch Everalline, ſo drückend und befangend Alles um ſie her auf ihrem bangen Herzen laſtete, behielt Freiheit des Blickes genug, die ſteigende Gefahr zu erkennen. — Wie ſehr bereute ſie jetzt das unvorſichtige Verſprechen, das ſie geleiſtet. Wie wahrſcheinlich, wie faſt unvermeidlich war es, daß Malcolm am nächſten Morgen entdeckt, ihr Ruf dem höhnenden Spott Preis gegeben würde! — Ach ob auch endlich der qualvolle Tag endete, und ihr die Freiheit ward, rückzukehren in die Stille ihres Gemaches, nur zu deutlich hatte ſie die ſteigende Freundlichkeit der Lady gegen Archibald, manch vertrauliches Geflüſter, manchen bedeutend auf ihr ruhenden Blick bemerkt, ſie konnte nicht zweifeln, Archibald ahne ihr Geheimniß, ſeine Rache habe es ihrer Feindin verrathen.

Lange ſcheuchten dieſe düſtren Gedanken den Schlummer von ihren Augen. Ein Sturm hatte ſich erhoben. Hohl ſauſte er in den dunklen Wipfeln der Linden und wilder brauſten die ſchäumenden Wogen des Tay in der Tiefe.

Des Unfriedens der Natur nicht achtend, ſtand Everalline auf dem kleinen Erker ihres Zimmers und ſtarrte hinaus in die finſtre Nacht. Ihr gegenüber im Erdgeſchoß lagen die verödeten Zimmer der geliebten Mutter. Umſonſt heftete ſie auch jetzt die ſtrömenden Augen auf die einſt von ſo mildem Licht erhellten Gemächer. Wie oft hatte die kindliche Klage dort den ſüßen, lieben Troſt gefunden, wie ſehnte ſich der Jungfrau Bruſt, jetzt ſo hart bedrängt, nach dem ſanften Laut des Mutterſegens. — Wilder ward der Sturm; den ſchmückenden Kranz drohte er Everallinens Locken zu entreißen; ſie nahm ihn herab und wie ſie ſo in ſich verſunken die welkenden Blüthen mit den perlenden Thränen bethaute, da, wiederkehrend in ſeiner ganzen Kraft, entführten ſeine Schwingen ihn plötzlich ihren Händen und trugen ihn ſpurlos in die Nacht hinein.

Seltſam durchſchauert erbebte Everalline, als eben jetzt ihrer treuen Zofe Stimme erklang, ſie beſchwörend rückzukehren in ihr Zimmer, es nahe der Geiſter Stunde, und Unheimliches künde der wilde Sturm. Wohl räthlich ſey es im frommen Gebet der Macht böſer Geiſter zu widerſtreben. Der Mahnung gehorchend, warf ſich Everalline vor dem kleinen Bettaltare in ihrem Gemache hin, und nicht ohne den ſüßen Troſt des himmliſchen Friedens, der den Reinen auch im Schmerz aufrichtet, zu empfinden, begab ſie ſich endlich auf ihr Lager.

Noch ſüßer ſchien die Traumwelt die junge Bruſt beruhigen zu wollen. Everalline ſah ſich wieder in Glenwe's geliebter Einſamkeit. Umglänzt von der heiterſten Abendröthe lag das Friedensthal vor ihren Blicken; und ja, ſie irrte nicht, an Malcolms Hand ſchwebt ſie über die Klippen ungefährdet hin, die reinſte Seligkeit erfüllt ihre Bruſt. Lichte Engel umſpielen ſie; doch plötzlich verdüſtert ſich Alles rings umher, wilder Schlachtlärm erſchallt. Vor allen ſchmettert laut das Horn der Campbells. Umſonſt ſucht ſie den Gatten, der ihr ſpurlos entſchwunden iſt. Da plötzlich drängt eine wilde Glut in ihr Auge! Es iſt Maria Macdonald, wild ihre Fackel ſchwingend. Zerreißende Angſt hebt ihre Bruſt. Umſonſt ſucht ſie zu entrinnen. Rachegeheul füllt die Lüfte. In der Ferne erblickt ſie ihren Gatten, doch ehe ſie ihn erreicht, durchbohrt ein kaltes Eiſen ihre Bruſt, ſie ſinkt — doch ſiehe, plötzlich entrückt dem heißen Schmerz ruht ſie mit dem Geliebten an Anna's ſchützender Bruſt. „Durch

Nacht zum Licht" ertönt es wie Geiſtergruß und von Himmelsklängen getragen, ſchwebt ſie aufwärts, in das Land ewiger Wonne.

Noch hallten die ſüßen Töne in Everallinens Ohr wieder, als ſie plötzlich erwachend, den erſten Tagesſchimmer den fernſten Oſten röthen ſah. Verworren drängten ſich die fantaſtiſchen Bilder des Traumes in ihrer Erinnerung: Da plötzlich ſchien es wieder um ſie leiſe zu flüſtern: „Durch Nacht zum Licht!" und freudig entſchloſſen dem Geſchick mit Ergebung die reine Bruſt darzubieten, flog die Jungfrau vom Lager und war in wenig Augenblicken zu ihrem gefahrvollen Gang gerüſtet.

Obwohl die Sonne kaum am Horizont erſchienen war, als Everalline den Ort erreichte, wo ſie ſich am vergangenen Tage von Malcolm trennte, ſchon harrte ihrer der Jüngling. Aber konnten Rache und Argwohn nicht eben ſo wach als die Liebe ſeyn? — Ängſtlich forſchte Everalline ob Malcolm keinem Lauſcher begegnet ſey, und mit fliegender Haſt ihrem kleinen Aſyl zueilend, umfing bald die Liebenden, die ſchützende Einſamkeit desſelben.

Schnell theilte nun Everalline dem Geliebten, die Vorfälle des geſtrigen Tages mit, und beſchwor ihn keine Minute hier länger zu ſäumen, da ſchon die nächſte ihnen Gefahr bringen könnte. Malcolm ſah ſich gezwungen, dem Drange des Augenblicks nachzugeben, und erklärte ſich bereit, Everallinens Gebot zu erfüllen, wenn ſie noch ein Mal vor dem Bilde ihrer Mutter ihm das Gelübde erneut habe, nur ſeine, oder des Himmels Braut zu werden. Bereitwillig leiſtete Everalline dieſen Eid, und Beide vor dem Bilde Annens niederknieend erflehten den Schutz der Verklärten.

Da plötzlich ertönte fernes Anſchlagen einer Meute. Erſchrocken ſprangen die Liebenden auf. Malcolm wollte hinaus; flehend hielt ihn Everalline zurück, ſelbſt aus der Thür auf einen kleinen vom Gebüſch verſteckten Vorſprung des Felſens eilend, von wo ſie einen Theil des Weges überſchauen konnte. — Es bleibt kein Zweifel. Der ganze Bergrücken iſt mit Jägern und Hunden bedeckt. Schon ſind ſie in der Schlucht, aus welcher die Klippe jäh aufſteigt. Das näher bringende Geräuſch kündet, daß ſie die Klippe ſelbſt erſteigen. Unmöglich iſt's, daß ſich Malcolm von dieſer Seite entferne. Everalline fliegt zurück. Sie öffnet die Thür der Einſiedelei ohne den Geliebten ſogleich zu gewahren. Da, o Entſetzen, entdeckt ihn ihr Blick außerhalb des Fenſters auf dem ſchmalen Abhang der Klippe, der kaum geeignet ſcheint, dem wilden Geißbock zum Pfade zu dienen. Erbebend ſtürzt Everalline auf ihn zu, ihn zu beſchwören abzulaſſen von dem gefahrvollen Weg, und lieber kühn mit ihr hier zu erwarten, was das Schickſal über ſie verhänge. Aber noch ein Mal die geliebte Hand an ſein Herz, an ſeine Lippen drückend, heißt Malcolm ſie kühn dem Sohne des Hochlandes vertrauen, und feſt und gewandt hinſchreitend über die Klippen, ja endlich mit gewagtem Sprung den Felſen erreichend, von welchem der Waſſerfall hinab brauſet, ſchwingt er noch Ein Mal hoch den flatternden Plaid zum Zeichen der überſtandenen Gefahr und verſchwindet hinter die bergenden Klippen.

Mit Angſt und Grauſen hatte Everallinens Blick den

Enteilenden begleitet, bis ſie endlich ihn gerettet wiſſend erſchöpft, von Dank erfüllt, vor der geliebten Mutter nieder ſank, im heißen Gebet ihr Gefühl auszuſprechen. Nur wenige Minuten hatte ſie hier gelegen, inbrünſtig flehend, es möge die Theure des Vaters Herz milder lenkend ihr den Schmerz des Ungehorſams erſparen, da öffnete ſich plötzlich die Thür und mit der Glut des Zornes in den düſtern Zügen trat der Graf von Breadalbane ein.

Zwar ſchien Everallinens gänzliche Einſamkeit noch den Ausbruch ſeines Unmuths zu hemmen, doch mit ſchnellem Schritt zum Fenſter tretend, ſandte er den Blick ſo voll ſichtlichem Argwohn in die Gegend umher, daß der Jungfrau kein Zweifel blieb, weßhalb er ſo unerwartet hier erſchienen.

In ſcheuer Ehrerbietung hatte ſich Everalline erhoben, und folgte ſorgend den Blicken ihres Vaters, als ſie ihn plötzlich ſeltſam erſchüttert von dem Anblick des Bildes ihrer Mutter erbeben ſah. Da von einer neuen Hoffnung ergriffen, ſank ſie vor ihm nieder, umfaßte mit leidenſchaftlicher Heftigkeit ſeine Knie, und beſchwor ihn bei dem Andenken der verklärten Heiligen, ihr die ſo lang entbehrte Vaterliebe wieder zu gewähren, ſeines einzigen Kindes Herz nicht grauſam von ſich zu ſtoßen.

Der Graf von Breadalbane bedurfte einiger Augenblicke zu der düſtren Strenge zurück zu kehren, die ihm eigen zu ſeyn pflegte: Doch bald war er geſammelt genug, mit Unmuth Everallinen zu unterbrechen und ſie zornig zu fragen, ob ſie glaube, daß der Verdacht, der auf ihr ruhe, daß ſie hier dem Feind ihres Hauſes geſtattet, ſich ihr zu nahn, ob er geeignet ſei, ihr des ſchwerbeleidigten Vaters Liebe zu gewinnen?

„Glaubt nicht mich zu täuſchen,“ fuhr der Graf fort: „Gelang es jenem Frechen mir dießmal zu entgehn, nicht immer wird die Rache ihr Ziel verfehlen; der Graf von Breadalbane wird die Ehre ſeines Hauſes aufrecht zu halten wiſſen, und ſollte er ſein eignes Blut nicht ſchonen.

„Die Ehre Eures Hauſes, mein Vater, läuft nicht Gefahr, wo Everalline Campbell ſie zu vertreten hat! —“ entgegnete die Jungfrau mit feſter Entſchloſſenheit. „Was ich geſtern verſchwieg, da es unweiblich geweſen wäre, in dem Kreiſe der fremden Männer und Frauen zu erörtern, was die Tochter dem Vater nie verhehlen wollte, das bin ich bereit jetzt auszuſprechen. Ich ſah, ich ſprach geſtern den Mann, den Ihr zu den Feinden Eures Hauſes zählt. Ich ſprach ihn heute wieder, ihn zu warnen, daß er ſich den Gefahren entziehe, womit ihn ein rachſüchtiger Verräther und Euer Zorn bedrohen.“

„Und was war es, das den Kühnen hierher geführt? — Iſt es wirklich wahr, dieſer Sprößlig jenes verhaßten Stammes, der Sohn meines Todfeindes, wagt es ſein Auge zu Euch zu erheben? — Und Ihr, die Tochter des edelſten Geſchlechts, deren Erhebung, deren Größe das Ziel aller meiner Pläne iſt, Ihr, Ihr wagt es ihm Euer Ohr zu leihen?“

„O eben dieſe Pläne, mein theurer Vater, ſie ſind es ja, die Euch Euer Kind entfremden. Gebt ſie auf, geſtattet mir durch des Friedens heilige Bande, das Weh der Vergangenheit zu ſühnen, erlaubt den Kindern den Haß der Väter in Liebe zu wandeln! — Ihr wendet

Euch zürnend von mir — entzieht mir Euren Blick? — Wohl, Eure Tochter iſt zu dem Opfer ihres Glückes bereit; nur vergönnt mir frei, einſam in Eurem Hauſe zu leben, oder eine heilige Freiſtätte mir zu erwählen, und nie, ich ſchwöre es bei dem Heiligſten, bei dem Andenken meiner Mutter, nie ſoll Everalline Campbell einen Wunſch nähren, dem der Segen ihres Vaters fehlt. Nur nicht dieſe Verbindung mit jenem Verräther an ſeinem Könige, an ſeinem Glauben, jenem verabſcheuungswürdigen Schrewsbury!"

Inniger hatten die Arme Everallinens den Vater umſchlungen, flehender ertönte ihre Bitte. Nicht ganz ohne Bewegung betrachtete der Graf die Tochter, deren Züge eben der holde Reiz belebte, den noch jetzt das Bild der Mutter zeigte, und faſt ſchien eine mildere Rührung Eingang in ſein Herz zu gewinnen, da ertönten hinter ihm die Worte mit höhnendem Spotte:

„Ein feiner Ruhm Eures künftigen Schwagers, Herr Graf, den ihr da ſo gelaſſen anhört, als wäret Ihr ſelbſt mit dem Urtheil des kühnen Fräuleins einverſtanden. Fürwahr ich ſtöre, wie es ſcheint, ein traulich kindliches Koſen mit dem verzärtelnden Vater — O ich will nicht hindern! — Gut für mich, daß ich noch bei Zeiten gewahrte, wie wenig Einfluß der aufgedrungenen Mutter der zweiten Gattin zu Theil werden würde, da ſchon der bloße Anblick jenes Bildes mich lehrt, wie überflüſſig ich hier bin: — Ich eile ſogleich, Euch meine überläſtige Gegenwart zu entziehn; möget Ihr, Herr Graf, in der Liebe der ſo gehorſamen, pflichterfüllten Tochter, reichen Erſatz für dieſen geringen Verluſt finden."

Mit dieſen Worten wollte Lady Wharton die Einſiebelei verlaſſen, obwohl ſie mit jedem neuen Blicke ihres Sieges nur zu gewiß ſeyn konnte. Machtlos waren bei dem erſten Laut ihrer Stimme Everallinens Hände niedergeſunken, ſcheu zurücktretend wandte der Graf den Blick ſowohl von dem Bilde ſeiner Gemahlin, als Everallinen ſtreng ab, und jetzt, Lady Whartons Entfernung hindernd, gebot er ſeiner Tochter unverzüglich ſich nach dem Schloſſe zu begeben, wo er ſie erwarte, und binnen wenig Stunden ſich bereit zu halten ihn und die Lady nach London zu begleiten.

Während der Graf die Lady hinwegführte und ſich nur beſchäftigte durch die feſteſten Verſicherungen der treuen Erfüllung ſeiner früheren Pläne ſie wieder zu beruhigen, trat der alte Schloßvogt zu Everallinen ein, die im Schmerz verloren das Scheitern ihrer kaum entkeimten Hoffnungen betrauerte. Er war herbei geeilt, ſeinem Fräulein zu künden, wie man ſo eben in ſchleuniger Haſt Alles zur plötzlichen Trauung des Grafen mit Lady Wharton, wie zu der gleich nachher beſtimmten Abreiſe vorbereite. —

Entſchloſſen dem Unvermeidlichen mit Würde entgegen zu treten, ließ Everalline noch Ein Mal den Blick abſchiednehmend über die geliebte Gegend gleiten, die ſchon geweiht durch das Andenken ihrer Mutter, ihr noch ſo ſüße unvergeßliche Freuden geſpendet hatte. Indeſſen hatte der treue Diener, ihrer Bitte gemäß, das Gemälde aus dem Rahmen genommen und es aufgerollt. Mit Thränen in den Augen reichte er es jetzt ſeiner jungen Gebieterin und ſagte: „Nehmt es hin, das ſchönſte Erbe, welches Euch ward! — Wallet rein und fromm wie dieſe Heilige, doch möge Eure Bahn minder dornenvoll ſeyn! —“

„Amen,“ flüſterte Everalline, empfing mit ehrfurchtsvoller Freude das Bild, barg es ſorgſam in ihr Gepäck, und verließ, nachdem ſie mit kalter Würde und ruhiger Ergebung der Trauung ihres Vaters mit Lady Wharton beigewohnt hatte, das Schloß mit den Neuvermählten.

Evera1linens ernſte Faſſung und unveränderte Kälte, entkräftete alle Verſuche ihrer Stiefmutter, ihr durch herriſchen Ton zu imponiren, oder durch Schmeicheleien ſie zu gewinnen. — Umſonſt ſuchte man alle Gelegenheiten, ihr den Einfluß, die Macht des Grafen Schrewsbury, ſeinen Reichthum als wünſchenswerthe Empfehlung des Bewerbers zu preiſen, ſie wußte ihn fortdauernd in ſo gemeßner Ferne zu erhalten, daß jeder Tag die Hoffnung auf ihre Einwilligung in die Pläne ihrer Angehörigen, noch unwahrſcheinlicher zu machen ſchien. Doch die Gräfin Breadalbane entſagte darum nicht ihrem Vorſatze, und ſey es nun, daß ſie noch andere Gründe haben mochte, die Entfernung Everallinens aus ihrer Nähe zu wünſchen, ſie wußte ihren Gemahl zu bewegen, eine Stelle als Hofdame der Königin für ſeine Tochter zu erbitten; indem ſie behauptete, die ſtäte Umgebung der Größe und des Glanzes des Hofes, würde am meiſten dazu beitragen, ſie ihren Wünſchen geneigt zu machen.

Aber anders erſchien dieſe neue Lage Everallinen. Sie hoffte darin den Anfang der Freiheit zu ſehn, die ſie ſich ſo dringend erfleht hatte, und dieſer begeiſternde Gedanke erregte plötzlich ſo anmuthig das reizende Mädchen, daß es faſt ſchien, es ſey die ſchöne Schottiſche Statue, wie man Everallinen bisher ſpottend am Hofe genannt, plötzlich von dem himmliſchen Funken belebend berührt worden.

Die Großen lieben es, ſich als den Mittelpunct oder die Haupttriebfeder betrachten zu können, die den Umgebungen ringsumher, die eigentliche Spannkraft ertheilt. So fühlte ſich auch die Königin Maria nicht unangenehm von dem Gedanken angeſprochen, es ſey eben ihre wohlthuende Nähe, die plötzlich die ſtreng in der bergenden Knoſpe verhüllte Blüthe, zum herrlichſten Prangen entfaltete. Mit um ſo größerer Huld blickte ſie deßhalb auf diejenige, deren höherer Reiz ihr Werk ſchien, und bald war es am ganzen Hofe anerkannt, Gräfin Everalline Campbell, ſey die Günſtlingin der Monarchin.

Zu immer ſchöneren Hoffnungen glaubte ſich in dieſer Lage Everalline berechtigt, ja als die Königin einſt von mehreren Seiten aufgefordert das Fräulein befragte, weßhalb ſie den Grafen Schrewsbury ausſchlage, ſchienen ſie noch herrlicher zu erblühn. Denn die Monarchin zürnte nicht, als von ihrer Gebieterin Huld ermuthigt, Everalline nicht nur ihre entſchiedene Abneigung ausſprach, ſondern ſogar hinzufügte, ſie ſey feſt entſchloſſen nur einem Manne ihres Glaubens die Hand zu reichen. Die Königin entgegnete lächelnd:

„Nehmt Euch in Acht Fräulein: Es gibt noch echt katholiſche Große genug in Britannien! — Wer weiß ob Eure Stiefmutter, wenn Ihr ſchlechterdings ihren Bruder ausſchlagt, nicht einen Bewerber für Euch auffindet, bei welchem dieſe Einwendung nichts gilt. — Man hat mir aber da allerlei zugeflüſtert und ich vermuthe ſtark, Ihr theilt den Erbhaß Eures Hauſes gegen die Macdonalds nicht ſo von Grund aus. — Nun erröthet nicht ſo ſehr, Everalline; möglich daß ich Euch einſt zu einer Art

Geſandtin bei jenen uns noch immer feindlich geſinnten Clans ernenne. Nicht wahr, Ihr zweifelt nicht daran, ſie mir freundlich zu ſtimmen? — Man ſagt Ihr habt Einfluß dort? —"

Entzückt drückte Everalline der geliebten Fürſtin Hand an ihre Lippen und wagte zum erſten Mal die Hoffnung einer ſchöneren Zukunft in ihrem Herzen, mit freudiger Zuverſicht aufzunehmen.

Aber nur wie die Windſtille dem Sturme voran zu gehen pflegt, hatte man der Geängſteten die kurze Ruhe gegönnt. Mehr als je arbeitete man an der endlichen Erfüllung der lang genährten Pläne, zu denen alle Maßregeln ſo wohl berechnet ſchienen, daß ſie den glänzendſten Erfolg verſprachen.

Den angeſtrengten Bemühungen der Lords Sidney und Schrewsbury war es jetzt gelungen, das Parlament dahin zu ſtimmen, daß man Wilhelm von Oranien nicht bloß als dem Gemahl Maria's, der Tochter Jacobs des Zweiten, die königliche Würde ertheilte, nein ihm allein die Regierung übertrug und mit Übergehung der Rechte ſeiner Gemahlin, ihr nur die Krone nach ſeinem Tode zuerkannte. — Zu groß dachte Maria, zu innig verehrte ſie ihren Gemahl, als daß ſie von kleinlicher Eitelkeit geſtachelt, dieſem Plan hätte entgegen arbeiten ſollen. Aber vielleicht würde ſie es nicht ungern geſehen haben, wenn dieß Herrſcherrecht, welches König Wilhelm ſtolz begehrte, und jene Lords eifrig ihm zu erwerben geſucht, als eine freie Gabe ihrer Liebe, von ihr ſelbſt dem verehrten Gatten übertragen worden wäre. Doch zögerte ſie keinen Augenblick durch ihren offnen Beitritt des Königs Wünſche zu unterſtützen, ſo ſehr ihre Anhänger ihre Rechte zu vertheidigen ſuchten, und nie entkeimte dieſer Saat der kleinſte Unfriede in dem Bund ihrer Ehe.

Ob aber die Theilnehmer jenes Planes ſich gleicher Rechte auf die Gunſt der Fürſtin ſpäterhin zu rühmen hatten, möchte faſt zu bezweifeln ſeyn. Mindeſtens war es gewiß, daß die Königin den oben genannten Lords, wie feſt ſie auch in der Gunſt des Monarchen ſtanden, mit ziemlicher Kälte begegnete.

Die Krönung ſollte Statt finden und mehrere Tage waren zu einer Folgereihe von Feſtlichkeiten beſtimmt, die in dem Pallaſte zu Whitehall vorbereitet wurden. — Sey es nun, daß Maria, bei dem reichen Glanz ihrer hohen Tugenden Weib genug war, an dem Schmuck Freude zu finden, oder wollte ſie durch die Pracht ihrer Erſcheinung, ihre freudige Beiſtimmung zu der Erhebung ihres Gatten öffentlich kund thun, vereint mit ihrer Schweſter, der Prinzeſſin Anna, war ſie emſig beſchäftigt, die reichſten Stoffe, die geſchmackvollſten Gewänder für ſich und ihre Damen zu erwählen.

Als in dieſem wichtigen Frauenrathe aber jetzt verſchiedene Meinungen ſich ausſprachen, gedachte plötzlich die Königin, wie die Gräfin von Breadalbane mit ihrem vorigen Gemahl, längere Zeit an dem prachtvollen Hofe Ludwigs des Vierzehnten verweilte, weßhalb hier ihr verfeinerter Geſchmack nützlich ſeyn könnte, und gebot Everallinen auf einem der ſtets bereit gehaltenen königlichen Boote ſich ſchnell nach London zu verfügen, die Gräfin herbei zu holen.

Von ſechs tüchtigen Ruderern bemannt, durchſchnitt eilig das Boot die Fluthen; Everalline, in ſüße Träume der Zukunft verloren, von den herabwallenden ſeidnen Vorhängen des zierlich geſchmückten Fahrzeuges vor der Morgenſonne beſchirmt, glitt ſo ſanft über die kräuſelnden Wellen dahin, daß die beflügelte Phantaſie ſie weit hinweg getragen hatte, als plötzlich ihr Boot an den breiten Marmorſtufen anlegte, welche von dem terraſſenförmig ſich erhebenden Garten ihres Vaters, bis zur Themſe hinab führten.

Mit einem trüben Seufzer rückkehrend in das Gebiet der Wirklichkeit, verließ Everalline das Boot, und den Ruderern gebietend, hier ihrer Rückkehr zu harren, eilte ſie durch den Garten dem Hauſe zu, das in aller ſchwerfälligen Größe damaliger Zeit erbaut, düſter am oberen Ende desſelben ſtand.

An der rechten Seite des Gartens zog ſich ein hoher Laubgang, der durch eine dichte Hecke von dem übrigen Garten geſchieden, ganz beſonders einſam und allen Augen verborgen war. In ſeine Schatten wollte Everalline flüchten und ſpähte aufmerkſam nach der erſten dahin leitenden Öffnung der Hecke, an welche ihr eilender Fuß ſie vorübertrug, als ſie plötzlich leiſe Stimmen zu vernehmen glaubte, und nach wenig zögernden Schritten, den Laut deutlicher werden, ja ihren Namen ausſprechen hörte.

Unwillkürlich hemmte ſich ihr Fuß, und mit bangen Herzklopfen lauſchte ſie den Worten der Flüſternden. Wie ward ihr aber, als ſie jetzt die Stimme ihrer Stiefmutter, der Gräſin Breadalbane erkannte, und folgende Worte vernahm: „Ich halte mein Gelübde, Archibald! Everalline iſt der Preis! — Sobald Euer Plan gelungen iſt, die

Trotzende gedemüthigt und mein Bruder im Beſitz ihres reichen Erbes iſt, ſo gibt es keinen Lohn, auf den Ihr Euch nicht Anſpruch erworben habt. — Haltet auch Ihr mir Wort. — Keine Gelegenheit iſt günſtiger zu ihrer Entführung, als die des Maskenballes. — Die Königin, der ganze Hof muß glauben, ſie ſey freiwillig entwichen! — Nie geſtattet dann die kalte Strenge des pedantiſchen Monarchen, daß die Königin ſich weiter für die verwende, deren Flucht den Hofhalt der Fürſtin beſchimpfte. Ihr behauptet öffentlich kühn, im Begriff zu den Macdonalds zu entfliehen, hättet Ihr Euch des Fräuleins bemächtigt. Der Verluſt ihrer Ehre, der Fluch ihres Vaters, ewige Gefangenſchaft unter meiner verhaßten Obhut — gewiß ſie ergreift den einzigen Weg der Rettung und willigt in die Vermählung mit meinem Bruder. — Nun Archibald, kann ich auf Euch rechnen?" —

„Und wißt Ihr nicht, daß ich willenlos der Sclav Eures Winkes bin, Grauſame? — Wißt Ihr nicht, daß ich nächſt dem Wunſch nur für Euch zu athmen, nur noch den kenne, den Hohn zu rächen, den ich von jener Stolzen erdulden mußte? — Alles ſoll bereit ſeyn, zählet feſt darauf! — Ja, daß es nicht fehlen kann, habe ich ſchon jetzt begonnen, dem Vöglein leiſe Fallen zu legen. Ein junger, hochländiſcher, zigeunerartiger Bube, den ich vor einigen Tagen bettelnd in der Nähe des Schloſſes traf, und ihn aus einer unbeſtimmten Ahnung, er könne zu meinem Zwecke zu gebrauchen ſeyn, mir folgen hieß, ihn benutzte ich, dieſen Morgen an des Fräuleins Fenſter von Außen Kränze befeſtigen zu laſſen. — Bald ſollen ſie die Geſtalt eines M. erhalten; wie ſie es nur zu deutlich dort an jenem Tempel ihrer heimlichen Freuden zeigten. Dann zweifelt ſie nicht länger an der Gegenwart ihres Lieblings, und ein Leichtes wird es ſeyn, ſie bei dem Maskenball zu dem Wiederſehn desſelben, in den Garten zu locken. Überlaßt mir dann das Übrige. Umfangen nur erſt die Kerkermauern in Wales Einöden die Trotzende, ſo müßte ſie mehr als Weib ſeyn, wenn ſie ſich nicht um jeden Preis, ihnen zu entziehn trachtete."

Ein unwillkürliches Erbeben Everallinens, veranlaßte ein leiſes Rauſchen des Laubes in der Hecke, und ſcheu entwich das laſterhafte Paar. Auch Everalline, wohl fühlend, wie viel daran liege, daß Niemand ahne, welch eine Kunde ihr geworden, flog eilig in entgegengeſetzter Richtung fort, daß es ihr glücklich gelang, das Haus zu erreichen, ehe ihre Stiefmutter rückkehrte, ja daß ſie ſich hinlänglich ſammeln konnte, ihr mit anſcheinender Ruhe entgegen zu treten.

Und wohl hart war der Kampf ihres Herzens, ſo plötzlich von der ſüßeſten Ahnung zum ſchmerzlichſten Bewußtſeyn überzugehn. Eben jene Kränze, von ſo feindlicher Hand ihr verlockend bereitet, ſie waren es ja, welche die Jungfrau in ſo liebliche Träume bei der ſchönen Überfahrt gewiegt hatten. — Wie verändert, wie todt ſchien jetzt Alles rings umher, und doch galt es ſich zu verſtellen, wollte ſie dem Streich ausweichen, der ihr drohte. — Und hatten die Heiligen ſie nicht ſichtlich in ihren Schutz genommen? — Berechtigte dieſe Gnade ſie nicht zu der Hoffnung, es werde ihr auch fernerhin gelingen, ſich den drohenden Gefahren zu entziehn? — Blieb ihr nicht der Schutz der Monarchin? — Ja, ihn anzuſprechen, ihr, der großherzigen Frau, Alles zu offenbaren, dieſer Vorſatz war es, der endlich der ſchmerzlich Bewegten, die nöthige Faſſung wieder gab.

So von mannigfachen Empfindungen erregt, kehrten die Damen nach Whitehall zurück, wo es ſo tauſend wichtige Kleinigkeiten zu bedenken und zu beſprechen gab, daß Everalline den ganzen Tag umſonſt nach einem einſamen Augenblick ſpähte, ſich der Königin zu Füßen zu werfen. — Ja, als die Prinzeſſin Anna, wider ihre ſonſtige Gewohnheit, nach dem Schauſpiel, wo der Hof der Darſtellung Romeo's und Julie von Shakeſpear beiwohnte, die Königin in ihre Kammer begleitete, die am Morgen angefangenen Berathungen fortzuſetzen, ſah Everalline auch noch ihre letzte Hoffnung, dieſen Abend ein Gehör bei der Königin zu erhalten, vereitelt. Doch war ihr ängſtliches Spähen nach einem ſolchen Augenblick dem klaren Auge der Fürſtin nicht entgangen. Als ihre Damen ſich entfernten, winkte ſie lächelnd dem jungen Mädchen zu ſich, küßte liebreich ihre Stirn und gebot ihr am nächſten Morgen in dem Pavillon, der an ihre Zimmer gränze, das Frühſtück bereiten zu laſſen. „Ihr allein ſollt mich begleiten, ich habe Euch mancherlei Befehle zu ertheilen, Gräfin!" ſagte ſie laut und ſetzte dann leiſe hinzu: „Und nicht wahr, ich habe dort auch mancherlei zu hören?"

Entzückt drückte Everalline die geliebte Hand an ihre Lippen, verneigte ſich tief und flog nach ihrem Zimmer. Unwillig wandte ſich hier ihr Auge von den am Morgen ſo froh erblickten Kränzen; ſie trat hinaus auf den niedrigen Altan, der aus ihrem Zimmer in den Garten führte und ſuchte die unmuthige Bewegung ihres Innern, durch einen Blick in die ſtille friedliche Natur zu beſänftigen. Sanft und mild war die Nacht, doch nur Sternenlicht, kein Strahl des Mondes verbreitete ungewiſſe Dämmerung. Unwillkürlich an die Ähnlichkeit ihres Geſchicks mit dem der idealiſchen Geſtalten Shakespear's gemahnt, ſeufzte auch Everalline wie Julie in die Nacht hinaus:

„Dein Nam' iſt nur mein Feind, du bleibeſt du ſelbſt!
Was iſt ein Name? Was uns Roſe heißt,
Wie es auch heißen würde lieblich duften!
O Romeo leg' deinen Namen ab!"

Da plötzlich dicht unter dem Altan, ertönte flüſternd die Antwort:

„O nenn' Geliebter mich, und umgetauft
Will ich hinfort nicht Romeo mehr ſeyn."

Erſchrocken bebte Everalline zurück: Wagte man auch bis hierher zu bringen? war ſelbſt die heilige Stunde der Nacht, der rings vor der Leibgarde bewachte königliche Garten, nicht ſicher vor ihren kecken Feinden? — Sie wandte ſich ſchnell zu entfliehn, da drangen noch Ein Mal die flüſternden Klänge zu ihrem Ohr:

„Mein eigner Name theure Heil'ge wird,
Weil er dein Feind iſt, von mir ſelbſt gehaßt!"

Und wunderbar ergriffen glaubt auch Everalline plötzlich wie Julie von der Liebe geleitet, den Ton dieſer Stimme zu erkennen. Der eilende Fuß ſtockt; ſehnſüchtig wendet das Auge ſich nach der Gegend, aus welcher die verlockenden Klänge zu ihr dringen, da ſieht ſie eine dunkle Geſtalt mit Gewandtheit den Altan erklimmen, und ehe der Sieg zwiſchen Hoffnung und Furcht in ihrem hochklopfenden Herzen entſchieden iſt, fühlt ſie ihre Knie umfaßt und kann nicht länger zweifeln, ihr wird das Entzücken des Wiederſeh'ns des Heißgeliebten gewährt.

Nach dem erſten Freudenrauſch vernahm ſie, daß Malcolm, unfähig, länger unthätig den Schmerz über ihre Abweſenheit zu tragen, mit dem Vorſatz Kriegsdienſte im Auslande zu ſuchen, die väterliche Wohnung verließ, aber Liebe und Sorge ihn nach London geführt hatten, Alles aufzubieten, zuvor die Geliebte noch Ein Mal, wenn auch zum letzten Mal zu ſehn. — Mit welchem Entzücken aber änderte der Jüngling ſeinen Plan, als der Zufall ihm Everallinens gefahrvolle Lage unerwartet kund that. Sein Diener war es, der abſichtlich in das Gewand der Armuth gehüllt, den Pallaſt umſchlich, des Fräuleins Zimmer zu erſpähn und eine Gelegenheit zu erkunden, auf welche Malcolm der Geliebten nahen könnte. Wie gerne fügte ſich der kühne Burſch daher ſcheinbar den Aufträgen Archibalds, die ihn ſo unerwartet nicht nur zum Ziele führten, ſondern es auch ſeinem Gebieter möglich machten, einer ſo ſichtlich Everallinen drohenden Gefahr wachſam vorzubeugen. Malcolm beſchwor Everallinen daher ſeine Erſcheinung in dieſem gewichtigen Augenblick als eine Schickung des Himmels gelten zu laſſen, und jetzt, da jene gewaltthätigen Pläne ihre Freiheit bedrohten, den Schutz anzunehmen, den ſeine Liebe, die Macht ſeines Vaters ihr gewähren könne.

Lange Zeit verſuchte Everalline es vergebens, den feurigen Jüngling zu minder gewaltſamen Schritten zu ſtimmen. Sie bot die ganze Gewalt ihrer ſanften Bitten, der lebendigen Schilderungen der Huld, die ihr die Monarchin geſchenkt, auf, Malcolms Einwilligung zu erhalten, der gütigen Fürſtin die Entſcheidung ihres Schickſals zu überlaſſen.

Malcolm unvermögend, den ernſten Widerſtand der Geliebten zu entkräften, willigte endlich unter der Bedingung ein, daß Everalline ihn ſelbſt zu der Fürſtin geleite, ſein eigner Fürſprecher zu ſeyn.

So geſtattete Everalline, daß Malcolm den durch reichen Lohn ſich geſicherten Schutz eines Gartenaufſehers benutze, ſich am andern Morgen in der Nähe des Pavillons, wo die Königin frühſtücken wollte, aufzuhalten, damit ſie, wenn die Monarchin einwillige ihn zu ſehn, ihn dort unbemerkt zu ihren Füßen führen könne.

Noch währte das trauliche Koſen der Liebenden, da tönte plötzlich ein ſchrillender Laut, wie heiſeres Pfeifen eines Nachtvogels durch die Luft, und noch rauſchte es im Geſträuch. Malcolm erkannte das Gefahr drohende Zeichen, und ſchnell ſich dem Zauber, der ihn band, entreißend, ſchwang er ſich über den Altan hinab und ſchon bargen ihn ſichernd die dunklen Schatten der Gebüſche, als die Bewaffneten, welche die nächtliche Ronde um das Schloß machten, ſich naheten. Auch ihrem Ohr war jener fremde Laut, der Malcolm entfernte, nicht entgangen, weßhalb ſie mit doppelter Aufmerkſamkeit rings umher Alles durchforſchten. Doch aber ward Everallinen, die mit ſcheuer Sorge verborgen am Fenſter, dem wankenden Schimmer der Windlichter der Suchenden folgte, endlich die Überzeugung, daß man ſich entfernen mußte, ohne etwas Verdächtiges entdeckt zu haben, ſo ſuchte ſie denn mit erleichtertem Herzen die Ruhe des Schlummers, für die vielfach bewegte Bruſt zu finden, daß ſie der ſo nahen Entſcheidung ihres Geſchicks, mit Muth entgegen zu treten vermöge.

Die Königin hielt Wort: Ihr Blick entfernte am andern Morgen bald alle überläſtige Zeugen, und Everallinen ward die huldreichſte Aufmunterung ihr Herz rückſichtslos der Fürſtin zu eröffnen.

Aufmerkſam lieh Maria der ſchmerzlich Bewegten ihr Ohr. Zorn blitzte aus ihren Augen, bei dem Bericht jener unerwartet erlauſchten Unterredung. „So denkt alſo die ſchlaue Gräfin Breadalbane, und ihr würdiger Mitverſchworner,“ rief ſie aus, „eben die ſtrenge Sitte, die mein Gemahl und ich würdig an unſerm Hofe aufrecht zu halten wiſſen, zu einem Fallſtrick gegen die Unſchuldige zu gebrauchen, die ſie meinem Schutz zu entziehn wagen wollen? — Nun ich hoffe ſie ſollen ſich verrechnet haben. — Ja, Everalline, du ſollſt hinweg mein Kind aus ihrer gefährlichen Nähe. Bis ich den König für meine Pläne gewonnen habe, denen du ſchwerlich deine Beiſtimmung verweigern wirſt, ſollſt du in der Abtei Elton, in Northumberland, eine ſichere Freiſtatt finden. Du ſollſt hinweg in wenig Tagen. Mein Kämmerling, der treue van Horten ſoll dich geleiten. Doch müſſen wir ihm Zeit gönnen, für mannhafteren Schutz, als ſein ſchwacher Arm gewähren kann, zu ſorgen. — Wie denn — wüßteſt du einen ſolchen? — Du ſtockſt? — Du errötheſt? — Everalline, ſolltet Ihr geheime Verbindungen unterhalten? — Das Vertrauen Eurer Fürſtin ſo arg täuſchen? —“

Doch ihr Haupt in anmuthiger Verwirrung tiefer neigend, entdeckte das Fräulein der Fürſtin Malcolms ſo unerwartete Anweſenheit und ſprach die flehende Bitte aus, es wolle Maria dem Jüngling geſtatten ſich ihr zu nahn, daß ſie ſelbſt ihm die Entſcheidung über ihr beiderſeitiges Schickſal ausſpreche, der Everalline unbeſchränkte Ergebung gelobte.

Freundlich gewährte die Königin ihres Lieblings Bitte: theilnehmend folgte ihr ſinniger Blick der ſchnell Enteilenden, und nachdenkend erwog ſie im ſtillen Gemüth, wie ſie die ihr ſo kindlich Vertrauenden, dem drohenden Sturme entreißen und im ſicheren Hafen bergen könne.

Der Herrſchermacht hatte Maria bereitwillig entſagt; aber ſich in dem Kreiſe ihrer Umgebungen das entſcheidende Wort zu bewahren, beſaß ſie Geiſteskraft genug; es hier mit weiblicher Schlauheit geltend zu machen, dazu fühlte ſie ſich ſowohl durch ihre Neigung für Everallinen, als ihren Unmuth gegen die Verfolger derſelben bewogen. — So empfing ſie mit huldvoller Nachſicht den Jüngling, daß er es wagte mit dem ganzen Feuer der Leidenſchaft die Hand der Geliebten von ihr zu fordern.

Gütig hieß jetzt die Fürſtin den Knieenden ſich erheben: „Ihr wißt, Laird von Macdonald,“ begann ſie mit ernſtem Tone, „nicht geeignet iſt wohl das unruhige Benehmen Eures eignen und der Euch noch befreundeten Clans, unſere Huld Euch zu erwerben. Selbſt Euer noch jüngſt gefaßter Vorſatz, dem Fremden die Kraft Eures Arms darzubieten, die dem Dienſte Eures rechtmäßigen Monarchen geweiht ſeyn ſollte, verdiente wohl eine Rüge. Doch

Ihr habt hier eine zu gültige Fürſprecherin gefunden; ich will daher nicht mit Euch rechten, ja zum Lohne Eures mir bewieſenen Vertrauens will ich in der That mich Eurer bedienen, die Gräfin Campbell den Händen ihrer Verfolger zu entziehn. Wollt mit dieſem Ritterdienſt der Dame Eures Herzens geleiſtet, Euch zuvörderſt begnügen. Mein Kämmerling van Horten wird Euch anzeigen, wo Ihr das Fräulein in ſeiner Begleitung bei der nächſten Mitternacht treffen werdet. Dann führt ſie zur Abtei Elton an den Gränzen Northumberlands. Van Horten ſoll Briefe von mir für die Äbtiſſin erhalten die Euch dort freundliche Aufnahme ſichern, und meine weiteren Befehle künden werden. Entfernt Euch junger Mann und laſſet das Andenken an die Huld Eurer Fürſtin, Euch Frieden verbreitend in Eure heimiſchen Felſen folgen.”

Ein Wink der Monarchin hemmte den lebendigen Ausbruch der Empfindungen, die aus Hoffnung und Furcht gemiſcht des Jüngling Innres bewegten. Noch Ein Mal ehrfurchtsvoll ſein Knie beugend, entfernte er ſich ſchweigend. Mit leiſe lächelndem Blicke betrachtete Maria Everallinen, die erröthend das Auge zu Boden ſenkte, da ſie mit einiger Beſchämung fühlte, es habe ihr Herz ſie täuſchend eine andre Entſcheidung erwarten laſſen. — Aber die Königin mehrte ihre Verwirrung durch keine weitere Äußerung des freundlichen Spottes, der ſo ſichtlich um ihre Lippen ſpielte, ſondern liebreich die glühende Wange des Mädchens koſend berührend, hob ſie das geſenkte Haupt derſelben ein wenig auf und hieß ſie guten Muths ſeyn, vor allen Dingen aber ſich unvermerkt und bei Zeiten zur Reiſe zu rüſten: „Ich geſtatte Euch deßhalb, Everalline, dieſen Nachmittag Euch krank zu melden, und den Abend auf Eurem Zimmer zu bleiben. Van-Hort ſoll Euch abrufen, wann es zum Aufbruch Zeit iſt.

Dieſer Erlaubniß gemäß hatte Everalline ſich bald nach der Tafel entfernt, ohne daß die in dem Vorgemach der Königin verſammelten Damen, worunter auch ihre Stiefmutter ſich befand, einen Anſtoß daran genommen hätten. Die Königin war in ihrem Cabinett, deſſen Thüren offen ſtanden, mit der Durchſicht einiger Papiere beſchäftigt, welche ihr Geheimſchreiber Dorſet ihr vorgelegt, und leiſer flüſterten die Damen unter einander, die Gebieterin nicht zu ſtören.

Da öffneten ſich plötzlich die äußeren Pforten der Halle, und der König, begleitet von den Lords Breadalbane, Schrewsbury, Sidney und Danby trat ein. — Befremdet von der ihn empfangenden Stille blickte er um ſich, da ſein Blick auf ſeine, wie es ſchien, ernſtlich beſchäftigte Gemahlin fiel, wollte faſt ein ſeltnes Lächeln in ſeinen ſonſt ſo unbeweglichen Zügen ſich zeigen. Doch ſcheu entſchwand die fremdartige Regung bald wieder aus dieſer für ſie unheimathlichen Sphäre und faſt ſpöttiſch klangen die Worte König Wilhelms: „Möchte es uns doch faſt bedünken, es will unſere erlauchte Gemahlin die Zeiten der hohen Eliſabeth zurückbringen; ſo ernſt beſchäftigt, ja wie es ſcheint, in Regierungsſorgen befangen, treffen wir Sie an."

Maria, die bei den erſten Worten ihres Gemahls ſich erhoben hatte, trat ihm jetzt mit freundlicher Ergebenheit entgegen. — „Ihr ſpottet, mein Gemahl," ſagte ſie lächelnd: „Wohl wißt Ihr wie gern ich Eurer Hand den Zepter übergab, die ihn kräftiger als dieſer ſchwache Arm zu führen wiſſen wird. Aber die Sorge des Hauſes geziemt Eurer Gattin. Und ſo vernehmt denn, ich habe über die Hand einer meiner Damen verfügt: So eben hat der wackre Dorſet mir den Ehecontract zur Unterſchrift gebracht. — Genehmigt Ihr es, mein königlicher Herr, ſo lade ich Euch und dieſe edlen Lords ein, durch Eure Unterſchrift meine Schützlinge zu ehren."

„Und wer ſind diejenigen, die Ihr ſolcher Auszeichnung zu würdigen denkt?" fragte der König.

„Erlaubt, mein Gemahl, daß ich wider Frauenſitte Verſchwiegenheit beweiſe. Das von mir erwählte bräutliche Paar kennt ſelbſt ſeine Beſtimmung noch nicht. Ihr müßt Euch dießmal ſchon einer Weibergrille fügen, und freundlich mir Gewähr in meinem Gebiet leiſten."

Und eingedenk, wie viel die großmüthige Entſagung ſeiner Gemahlin für ihn gethan hatte, zögerte der Monarch nicht länger die Schrift ungeleſen zu unterſchreiben und ſeinem Wink gemäß, folgten die Lords ſeinem Beiſpiele.

Vergebens rieth man in dem Hofſtaat der Monarchin, welche Verbindung ſie beabſichtige, und jede der Hoffräulein prüfte mit forſchendem Blick das Auge der Gebieterin, um zu errathen; ob ſie es ſey, für welche der bräutliche Kranz ſich bereite, und wen etwa wohl die Monarchin zum Bräutigam ihr erwählt.

Nur die Gräfin von Breadalbane, der Gunſt eingedenk, welche die Königin Everallinen vorzugsweiſe bewieſen, faßte Verdacht, für ſie eben könne die Königin eine Wahl getroffen haben, die ihren eignen Wünſchen entgegen ſey. Doch Everallinens feſte, unwandelbare Erklärung nie einem Proteſtanten die Hand zu reichen, ſchien dieſen Gedanken zu widerlegen, da meiſt alle Katholiken von König Wilhelms Hofe entfernt waren, und eben jetzt auch nicht Einer derſelben ſich gegenwärtig befand, welcher als Bewerber um Everallinens Hand auftreten konnte.

Demnach führte eine geheime Beſorgniß die Gräfin, ſobald ſie die Monarchin verließ, zu dem Zimmer ihrer Stieftochter. Die Dienerin derſelben öffnete erſt, als nach wiederholtem Pochen die Gräfin ſich nannte, und bat dann flüſternd ihr Fräulein nicht zu ſtören, die ein heftiger Kopfſchmerz noch unentkleidet auf das Lager geworfen habe. Dennoch trat die Gräfin näher, ergriff die das finſtre Gemach nur matt erhellende Nachtleuchte und ließ ihren ſchwachen Schimmer auf Everallinen fallen. Als ſie aber die dunkle Glut auf den Wangen der ſcheinbar Schlummernden, ihre unruhig wogende Bruſt ſah, zweifelte ſie länger nicht, an dem wirklichen Unwohlſeyn derſelben, und verließ beruhigter das Zimmer.

Sobald ſie weit genug entfernt war, daß keine Wiederkehr mehr zu befürchten ſtand, warf Everalline eilig die Decken zurück, in welche ſie ſich ſchnell gehüllt, und froh der läſtigen Verſtellung enthoben zu ſeyn, wurden jetzt die nothwendigen Vorkehrungen zur Reiſe unverzüglich getroffen. Als die Mitternacht nahte, kündete ein verabredetes Zeichen van Horts Gegenwart. Von ihm geleitet, betrat Everalline noch Ein Mal das geheime Cabinett der Königin. Die verheißenen Briefe van Hort einhändigend, gewährte die Fürſtin der Scheidenden noch den Segen eines gütigen Lebewohls. „Zieht hin, Everalline,“ ſagte die edle Monarchin, „und gelang es mir durch dieſe eigenmächtige Lenkung Eures Schickſals, Euer Glück zu ſichern, ſo lohnt es mir, indem Ihr die treue Anhänglichkeit, die Eure Bruſt mir weihte, Euren Umgebungen mittheilt, und der Hauch der Liebe, den glimmenden Funken des Bürgerkrieges erſtickt.“

Innig bewegt und dankerfüllt verließ die Flüchtige das Schloß, und ſicher von ihren edlen Begleitern geſchützt, ward endlich ohne Fährlichkeit die Abtei Elton erreicht.

Mit bangem Herzklopfen erſahen beide Liebende die Zinnen des Kloſters, wo vielleicht ewige Trennung ihnen bevorſtand. Der Name der Monarchin öffnete ſchnell die hohen Pforten des Sprachzimmers, in welchem die Äbtiſſin ſelbſt ſo hohem Rufe ihre Erſcheinung nicht verſagte. Mit tiefer Ehrfurcht übergeben, mit Ehrerbietung empfangen, las die Äbtiſſin das erhaltene Schreiben, welches ſie dann mit den Worten: „Es geſchehe wie meine Fürſtin es gebietet,“ wieder zuſammenfaltete.

Auf ihren Wink öffnete ſich das innere Gatter der Clauſur, zwei Nonnen, ihre Begleiterinnen traten in die Thür und deuteten Everallinen an, daß ihr der Eingang in das Heiligthum ſelbſt geöffnet ſey. Mit ſtiller Ergebung, aber heißem Schmerz, reichte noch Ein Mal Everalline ihre Hand an Malcolm. Unfähig ſeine Gefühle auszudrücken, doch eingedenk der gelobten Unterwerfung, beugte der Jüngling knieend ſein Haupt darüber hin, und die Arme der theuren Geſtalt nachbreitend, ſtrengte er alle Kraft ſeiner Sehnerven an, den letzten Schimmer ihres

Gewandes zu erfaſſen, bis ihn die Thüren der innern Clauſur ſeinem Auge entzogen.

„Faſſet Muth, junger Mann!“ ſagte jetzt van Hort, deſſen bisher ungeſtörter Gleichmuth, durch den Schmerz dieſer heißen Bruſt, wunderbar erſchüttert ward. „Kommt, laſſet uns verſuchen, ob die geiſtlichen Frauen wohl eine Stärkung für wackere Geleitsmänner der Damen beſitzen. Auf jeden Fall werdet Ihr das Fräulein noch Ein Mal ſehn, wenn die hochwürdige Äbtiſſin uns unſere Entlaſſung ertheilt.“

So von dem gutmüthigen Niederländer nach beſten Kräften getröſtet, hatte Malcolm etwa eine Stunde lang in einem für Gäſte bereiteten Refectorium des Kloſters Gelegenheit den Appetit deſſelben zu bewundern, wenn anders der finſtre Schmerz welcher des Jünglings Seele erfüllte, und ihn raſtlos auf und nieder in der Halle trieb, ihm Aufmerkſamkeit dazu gönnte, als plötzlich Beide ſo verſchieden Beſchäftigte, durch eine Aufforderung der Äbtiſſin, in die Kloſterkirche berufen wurden.

Enſetzt bebte im erſten Augenblick der Jüngling zurück; denn wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, es wolle eben jetzt ſchon Everalline durch ein ewiges Gelübde ſich binden, er ſelbſt ſolle Zeuge der Vernichtung aller ſeiner Hoffnungen ſeyn. Doch eben ſo ſchnell ward ihm tröſtend die Unwahrſcheinlichkeit ſeiner Befürchtungen klar, ja da er den Blick auf van Hort wandte, ſprach das breite gutmüthige Geſicht deſſelben, eine ſo wohlwollende Rührung aus, daß er von entzückender Ahnung durchdrungen, ſo ſchnell durch die hallenden Kreuzgänge eilte, daß ſein ſchwerfälliger, wohlgeſättigter Begleiter, ihm kaum folgen konnte.

Und nicht getäuſcht hatte den Jüngling die ſchöne Hoffnung des Glückes, die ſo plötzlich in ihm erwacht war. Im bräutlichen Kranze harrte am Altar der feſtlich geſchmückten Kirche, Everalline des Geliebten, um von der Hand des ſchnell herbeigerufenen Beichtigers des Kloſters, den Segen der Kirche für ihren Bund zu erhalten.

Der Königin Befehl, der vom Könige und dem Grafen von Breadalbane unterzeichnete Ehecontract hob alle Schwierigkeiten auf, und nach wenig Stunden verließen die jungen Eheleute dankbar die heilige Stätte, die ſo unerwartet ihre Wünſche gekrönt hatte. An Schottlands Gränze trennten ſie ſich von dem redlichen van Hort, der gen London eilte, der Königin die heißen Dankſagungen der Liebenden zu bringen. Erquicklicher drang ihr ſüßer Laut in Maria's Ohr, als hätte des Volkes huldigender Laut ſie als Herrſcherin begrüßt.

Schnelle Roſſe trugen die Liebenden in Glenwes heilige Schatten; frohlockend begrüßten ſie die jubelnden Bewohner. Mit inniger Rührung empfing der alte Laird der geliebten Anna Tochter. Entſchloſſen das heilige Pfand mit treuer Sorge zu wahren, bot er alle Macht ſeines Clans auf, das Aſyl der Flüchtigen dem Feinde unzugänglich zu machen. Doch als Monde vergangen waren, das Jahr ſeinen Umkreis vollendete, ohne daß eine Spur die Rache des beleidigten Vaters kündete und Alles ſo Everallinen die erſehnte Vergeſſenheit zu verſprechen ſchien, da ſchwand auch noch die letzte Sorge, die bisher den Kelch der Freude zuweilen getrübt hatte, und zutrauungsvoller Freude eröffnete ſich jede Bruſt in Glenwes glücklicher Abgeſchiedenheit.

Aber unvergeſſen brannte die Erinnerung an die erlittene Schmach in den Herzen der Verfolger Everallinens. Mit Offenheit hatte die Monarchin am Morgen nach der Flucht des Fräuleins dem Könige die Schritte, die ſie ſich erlaubt, mitgetheilt. War es die Unmöglichkeit das Geſchehene zu hindern, theilte der Monarch die Meinung ſeiner Gemahlin, es könne dieſe Verbindung die feindlich geſinnten Clans beruhigen, oder aber fühlte er ſich Marien zu ernſtlich verpflichtet, um ſie durch den Tadel ihres kühnen Schrittes zu kränken; König Wilhelm ſprach ſo laut ſeine Zufriedenheit mit ihrem Thun aus, daß die Grafen von Breadalbane und Schrewsbury, die theuer erkaufte Hofgunſt zu bewahren, der Rache finſtre Glut, ſcheu in ihrem Herzen bergen mußten.

Die Gräfin, deren ehrgeizige Pläne dem Bruder, den ſie vergötterte, Everallinens Reichthümer zu ſichern, ſie allein vermöcht hatten, ihre Hand dem alternden, finſtern Gatten zu reichen, ſchürte nun, ſo bitter getäuſcht, rachſüchtig jenes Feuer um ſo mehr, je unmuthiger die quälende Eiferſucht des Grafen, ſie mit ihrer Lage machte. So lauſchten wachſam die Feinde den Augenblick zu erſpähn, wo der ungern zurückgehaltene Streich ſicher und treffend, auf das Haupt ihrer Opfer fallen könne.

Herbſtlich buntes Laub ſchmückte prangend die Felſenthäler Glenwes, als Everalline ſie an der Hand ihres Gatten betrat. Im traulichen Familienkreiſe, war von mannigfachen Freuden gewürzt, der Winter entflohn. Neue, reiche Genüße boten Frühling und Sommer den Liebenden. Aber der Jahrestag ihrer Rückkehr in das geliebte

Thal, ſollte ihnen das heiligſte Glück gewähren; an der Mutter Bruſt lächelte ein Sohn dem Vater entgegen.

O welche namenlos ſüße Stunden entblühten nun dem ſo innig vereinten Paar! — Mit welchem Entzücken preßte der Laird von Glenwe den geliebten Enkel an ſeine Bruſt; indeſſen Malvina Macdonald, die ihrem James nur erſt eine Tochter geboren hatte, faſt der ſchweſterlich geliebten Everalline Glück beneidet haben könnte, wenn die ſorgliche Pflege derſelben, die wichtigen Geſchäfte des jungen Hausmütterchen und ihre freundliche Gutmüthigkeit, ihr dazu Zeit gelaſſen hätten.

Zum zweiten Male ſollte Everalline nun in Glenwe das ſchönſte Feſt begehen, das nah und fern im Heiligthum des Familienlebens ein jedes Herz ſo froh begrüßt. Die Weihnachtsfeier nahte! — Und noch ſüßer, noch reiner gedachten die Bewohner Glenwes ſich ſein zu freuen, denn endlich war es den Bitten und Vorſtellungen der Seinen, beſonders Everallinens gelungen, den alten Laird von Macdonald dahin zu vermögen, den Huldigungs-Eid zu leiſten, welchen die Regierung zur Bedingung der Amneſtie gemacht hatte, die man den noch immer unruhigen Bergſchotten anbot. —

Lange vermochte ſelbſt nicht die Ausſicht, auf ſein Haupt allein den tödtenden Blitz der täglich ſteigenden Macht des Engliſchen Monarchen herabzuziehn, den alten Krieger wankend zu machen. Treu dem, den Stuart's geleiſteten Eide, hatte er gelebt, wollte er ſterben. Viele ſeiner nächſten Verwandten, ja ſelbſt Malvina's Vater, der Laird von Achtrichtan, dem Geiſte der Zeit ſich beugend, hatten den Eid geleiſtet. Nur wenige waren dem ernſten Vorſatz treu geblieben, nicht dem Sohne der Fremden zu huldigen. An ihrer Spitze ſtand der Laird von Glenwe.

Erbittert über den Widerſtand dieſes muthigen Häufleins, vielleicht geſpornt von unſichtbaren, feindlichen Triebfedern, gebot der Monarch ſelbſt dem Fürwort ſeiner Gemalin Schweigen, und ſetzte endlich einen ausſchließenden und letzten Tag zur Entrichtung des Eides feſt, nach welchem ein jeder Widerſpenſtige der Strafe des Geſetzes verfallen ſeyn ſollte.

Noch immer wollte der Laird von Glenwe ſich nicht entſchließen, ſein Haupt der Gewalt zu beugen; da legte Everalline den lächelnden Enkel an ſein Herz, umfaßte ſeine Knie und ihn heiß und innig beſchwörend, ſich und die Seinen zu erhalten, errang ſie endlich den ſchweren Sieg.

Nun galt es aber das Beſchloſſene ſchnell zu vollführen. Nur drei Tage noch blieben bis zum beſtimmten Zeitraum. Mit der nächſten Morgenſonne brach der Laird mit ſeinen Söhnen auf. Aber kaum waren ſie einige Meilen geritten, als plötzlich der Himmel ſich umzog, Sturm und Schnee und endlich jenes, alle Fortſchritte hindernde Stürmen eintrat, welches in felſigen Gegenden oft dem Reiſenden unausweichlichen Untergang bringt.

Zwar gelang es dem Laird und ſeinen Söhnen durch ihre genaue Kenntniß der Gegend, den drohenden Gefahren zu entgehen; aber erſt am dritten Tage ward es ihm möglich, das Fort Williams zu erreichen, wo ſie ſich bei dem commandirenden Officier zur Abnahme des Eides meldeten.

Ein neues Hinderniß aber zeigte ſich hier; der Officier erklärte ſich nicht befugt, den Eid abzunehmen und ſo waren ſie gezwungen, ſich nach Inverry ſelbſt zu begeben.

Unheimlich wollten dem Laird faſt alle die Hinderniſſe-bedünken, die ihm in den Weg traten, doch die Bitten ſeiner Söhne, die Erinnerung an Everallinens Flehn vermochten ihn ſeinen Weg fortzuſetzen. Auch ſchien es, der Widerwille, womit er Inverry betrat, ſolle ſich nicht rechtfertigen, denn obwohl er vier und zwanzig Stunden nach dem Präcluſions-Termin erſt eintraf, dennoch nahm ihm der wohlwollende Scheriff den Eid ab, und zufrieden der mühſam erkauften Ruhe, kehrte der Laird nach Glenwe zurück.

Sorglich hatten hier die Frauen gewirkt und geſchaffen, um Alles zum Feſte freudig zu ſchmücken. Noch eine unerwartete wehmüthige Freude, hoffte Everalline dem theuren Vater ihres Malcolm bereitet zu haben. Ein eigner Reiz, der über ſie waltend, alle Gemüther ihr zuzuneigen wußte, hatte allmählich ſeine Macht auch über die unglückliche Maria bewährt. Der heiße Wunſch das Unrecht ihres Vaters zu ſühnen, zog Everallinen mit ſolcher Innigkeit, ſolcher unermüdlichen Ausdauer zu dieſer Leidenden, daß die Glut dieſer reinen Liebe, immer mehr die ſtarre Kälte des Wahnſinns zu ſchmelzen ſchien. Maria duldete es, daß Everalline bei ihr verweilte, litt es allmählich, daß ſie dieſelbe aus ihrer einſamen Hütte in die geſelligen Kreiſe der Ihrigen führte; ja verweilte endlich zuweilen ganze Tage bei ihrer jungen Pflegerin, und gab immer mehr Zeichen erwachender Theilnahme.

Beſonders war Everallinens Sohn ein Gegenſtand derſelben, und ſeit [illegible] üblere Witterung Mutter und

Kind an häufigen Beſuchen der Einſiedelei Mariens hinderte, ſah man erfreut, die immer mehr zur Ruhe Zurückkehrende täglich von ſelbſt den Weg nach dem Herrenhauſe einſchlagen, Stunden lang an der Wiege ihres Lieblings zu ſitzen.

Doch immer noch hatte Maria, ſobald der Abend und mit ihm die Stunde nahte, wo die Männer den traulichen Kreis der arbeitenden Frauen zu vermehren pflegten, ſich ſcheu wieder nach ihrer Hütte begeben und keine Bitten Everallinens vermochten ſie in dem gemüthlicheren Umkreis des Wohnhauſes feſt zu halten. Jetzt zuerſt, bei der Abweſenheit der Männer, war es Everallinens koſendem Zureden gelungen, ſie während des ſtürmiſchen Unwetters der letzten Tage, von der Rückkehr zu ihrer Hütte abzuhalten; ja mit der glücklichen Vergeſſenheit, welche oft die lindernde Begleiterin des trüben Wahnſinns iſt, ſchien Maria in der Nähe von Malvina's Töchterlein und Everallinens Erſtgebornen, das Andenken der trüben Vergangenheit immer mehr zu verlieren.

Wirklich irrte Everalline nicht. Zwar fuhr Maria bei der Rückkehr ihres Bruders ſcheu auf und ſchien ihre einſame Hütte wieder aufſuchen zu wollen, doch von der jungen Mutter liebkoſend zu ihrem Söhnlein geführt, nahm ſie willig den ihr ſo lieben Platz an ſeiner Seite ein, und gedachte nicht weiter ihrer Entfernung.

Mit inniger Freude hatte der alte Laird ſtets Everallinen die zarte Sorge gedankt, die ſie Marien geweiht; jetzt aber, da ſchöne Hoffnungen entkeimten, die vielleicht noch ganz die Wiederherſtellung der Armen verſprachen, fühlte er doppelt den Werth ihres Thuns.

Eines Tages, als in der Hälfte des Decembers früh der Abend herabſank, und um die geſellig angezündeten Kerzen ſich die Hausbewohner ſammelten, blieb dennoch Maria ſtill ſinnend am Kamin ſitzen. Die langen Wimpern bedeckten faſt geſchloſſen die Sterne der Augen, und die bleichen, aber immer noch ſchönen Züge, trugen den Ausdruck lindernder Ruhe. Da winkte der alte Laird Everallinen zu ſich und ſagte: „Siehe das iſt dein Werk, meine Tochter; du haſt den Fluch über deinen Vater, den jener Mund ſo oft ausſprach, in Segen über dich ſelbſt gewandelt. Nicht der Erfolg, nur die That iſt in unſere Hand gegeben! — Gar kärglich oft iſt der Lohn dieſer Welt, jenſeits glänzt der Kranz für ſolches Streben."

Er zog die geliebte Tochter an ſeine Bruſt, als ein jäher Schrecklaut die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf Maria lenkte. Sie war aufgeſprungen und ſtand hoch aufgeregt, in angſtvoll horchender Stellung, als habe plötzlich irgend ein unerwarteter Ton all ihre Geiſteskräfte angeregt. Spurlos verſchwunden war die Ruhe, die kurz zubor ihre Züge zeigten, und Angſt, Furcht, ja Wahnſinn ſchien ſich in ihnen auszuſprechen. Alle blickten verwundert auf ſie, da wiederum fuhr ſie bebend zuſammen, und laut aufſchreiend: „Sie ſinds, die Campbells, Wehe, Wehe!" ſtürzt ſie zu Boden.

Und jetzt drang auch zu dem Ohr der Männer der ferne kaum noch vernehmbare Laut der Hörner, deren nur zu wohl bekannter Ton, mit ſolcher Allgewalt das geiſtige Ohr Maria's erzittern ließ, faſt ehe des Schalls Vibrationen das Äußere zu berühren vermochten. Schnell entſchloſſen verließ der Laird mit ſeinen Söhnen das Gemach, die Urſache dieſer Klänge zu erkunden, während die Frauen ſich beſchäftigten, Marien Beiſtand zu leiſten.

Alle männliche Bewohner Glenwes, von dem Tone des feindlichen Hornes geweckt, der immer näher drang, eilten gerüſtet herbei, und der Laird ſah ſich an der Spitze von zwei hundert muthigen Kriegern, als er die Brücke über den Coe erreichte, deren Übergang allein den Campbells den Eingang in das Thal eröffnen konnte.

Die weiße Schneefläche rings umher, vom hellen Strahl des Mondes erleuchtet, ließ jetzt dem Laird gewahren, daß die Anrückenden etwa ein Haufen von achtzig bis hundert Mann ſeyn konnten. Ruhig ſie erwartend, ſandte er einige ſeiner Leute ihnen entgegen, ſie über die Urſache ihrer Erſcheinung zu befragen. Sogleich ſah man den Anführer ſelbſt, ohne weitere Begleitung mit den Boten rückkehren.

Mit gewandter Höflichkeit nahte er ſich dem Laird von Glenwe und kündete ihm, wie er hier auf Befehl der Regierung erſcheine, die rückſtändigen Abgaben einzufordern. „Weder Euch noch Euren Leuten droht die kleinſte Unbill, mein Ehrenwort darauf, edler Laird,“ fuhr er fort: „Ihr werdet Euch den billigen Verordnungen willig fügen und mich und meine Leute in Glenwe einige Wochen dulden wollen. Vielleicht darf ich ſogar, als Verwandter Eurer Schwiegertochter auf gütigeren Empfang rechnen, wenn anders die Macdonalds der Campbells friedliche Geſinnungen theilen. Ich bin der Hauptmann Archibald Campbell, und nehme jetzt die Gaſtfreundſchaft in Anſpruch, die ich einſt zu verſchmähn, gezwungen war.

„Herr Hauptmann,“ entgegnete der Laird, „ſelten hat es den Macdonalds gefrommt, wenn ſie den Campbells gaſtlich das Thor ihres Hauſes geöffnet, und Glenwes einſame Felſen hallten lange wieder von dem Weheruf, den hier ein Campbell entzündete. Doch Eure edle Baſe hat den Haß beſiegt, den Fluch in Segen gekehrt — tretet ein in das Haus, dem ſie gebietet, und erntet die Früchte ihres ſchönen Thuns.“

Erſchüttert kehrte eben Everalline von der Waldhütte Maria's zurück, wohin die Unglückliche, wieder ganz dem wilden Wahnſinn hingegeben, entfloh, ſobald ſie aus ihrer Erſtarrung zurückkehrend, die Hörnerklänge näher tönen hörte. — Umſonſt waren alle Bemühungen Everallinens geweſen, ſie zu halten; ſie mußte ſich begnügen, den alten Dienern, denen dort ihre Bewachung übertragen war, doppelte Vorſicht anzuempfehlen. Unwillkürlich zurückſchaudernd erkannte ſie nun in dem ihr ſo unheimlich verkündeten Gaſt, den Mann, der ſeit ſeinem erſten Anblick ihr ſtets als ein unheilbringendes Weſen erſchienen war, und wie ſchmeichelnd und freundlich er ſich ihr auch zu nahen ſuchte, immer ſcheuer und kälter zog ſie ſich zurück. —

Nicht undeutlich ſchien Archibald dagegen die Abſicht zu haben, eine künftige Verſöhnung mit dem Grafen von Breadalbane zu begründen, ſo daß James zuweilen faſt geneigt war, ſeine Schwägerin zu tadeln, daß ſie nicht freundlicher ihres Vetters Entgegenkommen aufnehmen wollte.

Aber in Everallinens Ohr tönte noch immer jener Schwur der Rache wieder, den einſt Archibald gegen ſie ausgeſtoßen hatte, und oft ſtand ſie im Begriff ihrem Gatten jene vor ihm nie erwähnte Werbung Archibalds um ihre Hand mitzutheilen. Doch fürchtend hier den Widerwillen noch mehr zu entzünden, den ohnehin Archibalds Einverſtändniß mit ihrer Stiefmutter zu ihrer Verfolgung, bei ihrem Gatten lebhaft genug erregt hatte, verharrte ſie lieber im Schweigen.

Tage reihten ſich ſchon zu Wochen und noch immer waren die Bewohner Glenwes der läſtigen Gäſte nicht entledigt. Schon das Weihnachtsfeſt hatte man in ihrer unheimlichen Nähe feiern müſſen, und wieder nahte der letzte Tag des Jahres, ohne daß ſie ſich zum Abſchied rüſteten. Der tiefe Schnee, welcher häufig gefallen die Bergklüfte rings erfüllte, hinderte indeſſen nicht, daß zur Feier des letzten Jahrestags die Jugend des Thales zuſammen ſtrömend, zu frohem Scherz und Lachen ſich am Abend desſelben, im Schloſſe des Lairds verſammelte.

Umſonſt aber hatte Everalline geſtrebt, die fröhliche Stimmung ſich anzueignen, die zu dem Feſte ſich geziemte. Eine inn're unerklärliche Angſt hatte ſich ſeit einigen Tagen ihrer bemächtigt. Sie glaubte zuweilen in Archibalds Augen hämiſch triumphirende Seitenblicke zu gewahren. Ja, da ſie nach der Mittagstafel unerwartet in eine entlegene Halle des Schloſſes trat, traf ſie den Hauptmann im geheimen Geflüſter mit einigen ſeiner Soldaten, das alle jäh und verwirrt abzubrechen ſchienen. — Von tauſend undeutlichen Bildern drohender Gefahren geängſtet, flog Everalline zu ihrem Gatten und ihm offen alle die Gründe, die ſie hatte, Archibald zu ſcheuen, eingeſtehend, beſchwor ſie ihn, auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Zwar ſuchte Malcolm ſeine Gattin durch die Vorſtellung zu beruhigen, daß hier, wo die Macdonalds die Stärkeren wären, an keinen Verrath zu denken ſey, dennoch aber theilte er ihre Bemerkungen ſeinem Vater und Bruder mit.

Doch Beide weit entfernt, ſeinen Verdacht zu theilen, ſuchten ihn auf alle Weiſe zu entkräften, und nichts ſchien die Freude des Abends ſtören zu wollen, die durch die unerwartete Ankunft des Lairds von Achtrichtan, den Vater Malvina's, ſich noch erhöhte.

Weit in die Nacht hinein blieb man zuſammen und als endlich die Gäſte fröhlich ſcheidend, zur Ruhe eilten, begab ſich auch Everalline, der innern Furcht noch immer nicht Herr, nach ihrem Gemache. Archibald Campbell mit mehr höfiſcher Artigkeit als ſonſt, ſich heute ihr aufdrängend, hatte ſie bis hierher begleitet, ſo ſehr ſie geſucht ihn zu vermeiden.

„Möge das neue Jahr all Eure Wünſche erfüllen, Vetter!“ ſagte Everalline ihn beurlaubend.

Sonderbar-ergriffen ſchien der Hauptmann von dem flüchtig geſprochenen Wort einen Augenblick bewegt zu werden. Doch ſchnell wieder den hämiſch ſtechenden Blick, den Everalline nie ohne Schauder geſehn, auf ſie heftend, erwiederte er: „Die Euren ſinds. Schließt ab mit dem Schickſal, ſchöne Muhme. — Vielleicht dreht ſich bald das Rad des Glücks und mein Sterne-Reich beginnt.“

Mit heftigen Schritten entfernte er ſich, während Everalline erbebend, ihr Zimmer betritt. Ihr Gemahl, der ihrer ſchon harrt, benachrichtiget ſie, daß er heimlich mit ſeinem Bruder in die nahgelegenen Wohnungen eilen wird, wo die Soldaten einquartirt ſind, ſich zu überzeugen ob Alles ruhig iſt. Die Worte Archibalds, die Everalline ihm wiederholt, mehren den Verdacht. Er eilt hinweg. Umſonſt will Everalline ihn begleiten; er zeigt auf das Lager ihres Sohnes, ruft: „Das iſt dein Platz,“ und iſt verſchwunden.

Beide Brüder verlaſſen ungeſehn das Haus: Den nächſten Wohnungen nahen ſie, doch tiefe Stille ſcheint überall zu herrſchen. Jetzt nach der andern Seite des Thales ſich wendend, wo die Wohnungen etwas entfernter liegen, ſind ſie gezwungen, ſich weiter von dem Schloſſe hinweg zu begeben. Eben wollen ſie um eine Felſenecke biegen, da plötzlich hören ſie dicht vor ſich leiſes Waffenklirren, flüſternde Reden — Lauſchend ſtehn ſie ſtill, da vernehmen ſie deutlich die Worte: „Schweigt davon, Georg! Ich wollt' es wäre vorüber! Es bleibt doch Mordbrennerei und Verrath.“

„Was kümmerts mich!“ entgegnete eine andere Stimme. „Iſts Unrecht, mögen die Officiere die Verrätherei verantworten. Uns geziemt das Gehorchen.“

„Haltet die Mäuler,“ murrte ein Dritter, „und ſorgt daß die Lunten bereit ſind, die Eulenneſter anzuzünden, ſobald das Signal erfolgt!“

Entſetzt kehrten James und Malcolm in eiliger Haſt zurück, ihren Vater zu warnen, die vom Verrath umgarnten Schläfer zu wecken. — Schon ſehn ſie wieder das Haus — noch wenige Schritte, ſo iſt es erreicht. Da plötzlich fällt ein Schuß, und kaum ertönt das furchtbare Signal, ſo hallen Schüſſe von allen Seiten wieder und Rauch- und Flammen-Säulen, die ſich rings erheben, wecken das ganze Thal zum Entſetzen und namenloſen Gräuel.

Umſonſt verſuchen James und Malcolm einzudringen in das väterliche Haus. Umzingelt von den Verräthern müſſen ſie es ſehn, hören, wie Innen krachende Schüſſe Mord künden. Da mit lauter Stimme die Bewohner Glenwes zur Wehr aufrufend, ſtürzen ſie von verſchiedenen Seiten hinweg, Hilfe zu ſuchen.

Am Lager ihres Kindes betet Everalline, als der erſte Schuß fällt. Aufſpringend ergreift ſie ihren Sohn und Schutz bei dem Laird zu ſuchen, iſt ihr erſter Gedanke. Sie ſtürzt aus dem Gemache auf den Gang der zu ſeinem Zimmer führt. Schon hat ſie die Thür erreicht. Da bringen ſtürmend Männertritte näher. „Rettet Euch, mein Vater,“ ſchreit Everalline in das Zimmer ſtürzend. Der Laird ſchon entkleidet und eben im Begriff ſich in ſein Schlafgemach zu begeben, ergreift ein Piſtol und Everallinen zurufend: „Dort hinab in die Capelle!“ will er zur Thüre eilen, den Mördern entgegen. Da wird das Zimmer tobend eröffnet, der wildeſten Rache boshafte Werkzeuge bringen ein: „Zurück!“ donnert der Laird und zielt — aber das Piſtol verſagt und unter Höllengelächter der Bande, trifft eine Kugel die Schläfe des edlen Mannes, der todt in Everallinens Arme ſinkt, die mit ihrem Kinde von ſeinem Blut beſpritzt, ohnmächtig zu Boden ſtürzt.

Ergriffen von der Vollendung der verruchten That fliehn die Mörder zurück, andere Opfer für ihre Mordluſt zu ſuchen. Nach wenig Augenblicken erweckt Everallinen ein leiſes Wimmern ihres Kindes aus dem ſinnloſen Zuſtand, worin das Entſetzen ſie ſtürzte. Kaum fähig, das Geſchehene zu faſſen, ſpringt ſie auf, und mehr inſtinctmäßig als beſonnen ſtürzt ſie den Weg zur Capelle, der aus dem Schlafgemach des Lairds ihr Zuflucht zu bieten ſcheint. Praſſelnd ſchlagen ſchon die Flammen aus den Fenſtern des Schloſſes; Klaggeheul mit wildem Jauchzen wechſelnd, erfüllt die Lüfte. Ermordet werden alle Männer der Macdonalds, die das Schwert erreichen kann ohne Unterſchied. Selbſt der würdige Laird von Achtrichtan, ein längſt anerkannter Anhänger der Krone muß blutend fallen. Umſonſt umfaßt Malvina Macdonald Archibalds Knie, ſie ſieht den greiſen Vater, den Bruder ermorden, und durch des Wahnſinns Wuth ſich der Schande drohender Schonung der Feinde entreißend, ſtürzt ſie in die Nacht hinaus, jammervoll den Gatten rufend und endlich in dem tiefen eiſigen Schnee der Felſenklüfte, für ſich und ihr Töchterlein die ewige Ruheſtätte zu finden.

Immer wilder lodert die Flamme aus dem Herrenhauſe auf, und noch immer umſonſt ſpäht Archibald nach Everallinen. Da plötzlich wird ihm die Kunde, ein ſtarker Haufe der Macdonalds habe ſich geſammelt und dränge zur Schloßcapelle. Dahin eilt er, als man ihm von einer andern Seite die erſehnte Nachricht bringt, man habe ſo eben die Gräfin Campbell gefangen, als ſie ſich in das brennende Gebäude habe ſtürzen wollen. „Bringt ſie mir nach zur Capelle!“ rief Archibald hinweg eilend, damit die der Rache geweihten Opfer ihm nicht entgehen.

Mit verzweiflungsvollem Muthe kämpfte Malcolm hier mit einigen Treuen, als Archibald mit ſeiner Schar herbeieilte und die letzte Hoffnung von hier ins Schloß zu bringen, zu zerſtören drohte. — Übermannt ſank bald

Alles unter den Streichen der Feinde; undeutlich nur erhellten die fernen Flammen des Hauptgebäudes das Gefecht. Schon blutete Malcolm aus ſchweren Wunden; aber kämpfend hatte er jetzt die Thür der Capelle erreicht. An einem Pfeiler derſelben gelehnt, ſchwingt er mit letzter Kraft das Schwert mit lauter Stimme rufend: „Hierher zu mir! Hier kämpfet Macdonald!" Hohnlachend des vergeblichen Rufes folgt ihm Archibald und ſpannt ſein Piſtol — da plötzlich mit lautem Schrei ſtürzt eine Geſtalt an Malcolms Bruſt — der Schuß fällt und die Doppelkugeln ſchmettern lautlos ihre Opfer zu Boden.

Die Kunde, daß ſo eben der Graf von Breadalbane angelangt ſey, ſelbſt Zeuge des gräßlichen Triumphs ſeiner Rache zu werden, ruft Archibald hinweg. Er gebietet ſeinen Leuten, Everallinen, die er in ſeiner Macht glaubt, in die Capelle zu führen und den Ausgang zu beſetzen.

Abgeſtattet iſt der gräßliche Bericht. Geſättiget weidet ſich die Rache an ihren Opfern. Straflos ſcheint es, ward die Unthat geübt. Schändliche Hinterliſt hatte die lange Zögerung der Unterwerfung des Lairds von Macdonald genützt, den Zorn König Wilhelms zu wecken. Seine endliche Eidesleiſtung ward verheimlicht. Der Undank gegen die Huld ſeiner Gemahlin ſpottend erwähnt, reizte den Unmuth des Monarchen noch greller auf. „Ein Beiſpiel der Strenge ſey erforderlich, endlich die Ruhe des Landes zu begründen. Viele Tauſend beſſerer Unterthanen werde der Untergang dieſer Rebellen retten — ſo hieß es von allen Seiten, und in einem Augenblick, wo der Engel der Menſchheit weinend ſich abwandte, unterſchrieb König

Wilhelm das Bluturtheil, das alle männliche Einwohner Glenwes dem Tode weihte.

Man begab ſich nun zur Capelle, Everallinen, die, wie Hauptmann Campbell verſicherte, dort bewacht werde, ſchnell hinweg zu führen, ehe die immer mehr ſich verbreitende Glut auch bis dahin bringe.

Als man ſich nahte, ſah man ſchon kleine Flammen züngelnd an dem gewölbten Dache lecken, auf welches der Funkenregen des brennenden Hauptgebäudes hinab ſprühte. Die immer wilder flackernde Glut verbreitete ein roſiges Dämmerlicht in dem Gebäude, als vom Walde die Stufen erſteigend, der Graf in die hohe Pforte trat.

An einem Seitenaltar links ſah man ſchlummernd oder todt, einige Geſtalten liegen. Unwillkürlich erbebend wandte der Graf den Blick und fragte: „Nun Archibald, wo iſt ſie, wo iſt die Gräſin Campbell?“ —

Da flog mit einem gellenden Schrei eine weiße Geſtalt aus einer entfernten Ecke hervor, und laut rufend: „Hier bin, hier bin ich, hier iſt die Gräſin Campbell! Fluch, Fluch über ihn der mir den Namen geraubt!“ riß ſie einem der Diener eine Fackel aus den Händen und ſchwang ſie mit gräßlichem Wehegeheul wild um ſich.

Entſetzt erkannte der Graf die unglückliche Maria, welche die Söldner Archibalds, getäuſcht durch ihre Worte, für Everallinen gehalten hatten. Scheu wandte er ſich ihr zu entfliehn, da ſtieß ſein Fuß an die vorhin gemiedenen Leichen. Erbebend heftete er den Blick darauf, da ſah er an des entſeelten Malcolms Bruſt, Everallinen und ihren Sohn im ewigen Schlummer ruhen. Scheu will er den ſtarrenden Blick abwenden, da ſtand plötzlich Maria, die

Fackel hoch ſchwingend neben ihm. Das helle Licht fiel grell auf ein Bild das über den Altar ſich befand, vor welchen die Leichen ruhten. — Mit brechenden Knieen ſtammelte der Graf ſein Antlitz verhüllend: „Anna! Everalline!"

Und gellend ſchmetterte Maria's Weheruf ihm in's Ohr: „Sie — dieſe hier — und mich — räche Gott!"

Mit praſſelndem Krachen ſtürzte in dieſem Augenblick die an das Schloß gränzende Mauer der Capelle ein. Ihren Weheruf wiederholend ſprang Maria in das mit Rieſenmacht um ſich greifende Flammenmeer, und nur mit großer Mühe vermochte man den ſinnloſen Grafen von Breadalbane dem feurigen Grabe zu entziehen, das bald Alles rings umher verſchlang.

Im Jahre 1691 war es, daß ſo Glenwes Felſenthal verödete, und erſt in ſehr ſpäter Zeit baute ein Nachkömmling der Macdonalds von Achtrichtan ſich wieder in dieſem uralten Wohnſitz ſeiner Väter an, deſſen vereinſamte Thäler noch jetzt, das trübe Andenken jener blutigen Thaten künden.

Die weltliche Gerechtigkeit ſtrafte die Mörder nicht, nur ihrem Gewiſſen und der göttlichen Vergeltung fielen ſie anheim.

Mutterliebe.

Eine Scene aus dem großen amerikaniſchen Waldbrande im Jahre 1825.

Von F. C. Weidmann.

Vor ihrer Hütte, tief im Walde
Saß Gonira; mit Mutterluſt
Den Säugling koſend an der Bruſt,
Auf den ihr Blick ſo liebend ſtrahlte.
Des Abendrothes letzter Funken
War ſchon im Ocean verſunken,
Und nächtig wird es um ſie her;
In ihres Glanzes ew'gem Prangen
Sind Mond und Sterne aufgegangen,
Doch iſt es ſchwül, gewitterſchwer;
In weiter Fern' hoch ob der Bäume Spitzen
Sieht man's wie fahle Lichter blitzen.

Zwei alte Indianer ſchleichen
An ihren Stäben durch den Wald;
Sie ſchauen nach dem Feuerzeichen,
Das ob der Bäume Kronen ſtrahlt.
Ernſt ſchütteln ſie das Haupt; „Fürwahr,
„Dort in der Ferne droht Gefahr!

„Ein Waldbrand iſt's, der rieſengroß
„Entflammt iſt in des Urwald's Schooß
„Schütz' uns der große Geiſt vor ſeinem Wüthen!"
So zieh'n ſie ſtill vorbei nach ihren Hütten.

Auch Gonira hat ſich erhoben,
Sie kehrt den frommen Blick nach Oben
Vertrauend ihr Geſchick dem Geiſt,
Der den Geſtirnen Bahnen weiſ't.
Dann leget ſie ihr ſüßes Kind
In's Wiegenlager weich und lind,
Wiegt ihm die hellen Äuglein zu
Und ſucht dann ſelbſt auf ihrem Lager Ruh'.
Doch der Finſterniß Tochter, die Mitternachtsſtunde
Schwebt mit bleichem Antlitz über das Land,
Vor ihr raſ't der Sturmwind, und facht den Brand
Entſetzen verbreitend rings in der Runde
Und ein ſeltſames Brauſen
Rauſcht den Wald heran,
Wie wenn Stürme ſauſen
Auf dem Ocean;
Und Gonira, plötzlich vom Schlummer erwacht
Rafft ſich auf, und eilt hinaus in die Nacht
Entſetzt ob dem, was die Augen ſchauen
Wird ſie zum Steinbild vor Angſt und Grauen! —

Der Wald erkracht,
Und zum Tag ward die Nacht!
Doch blutigroth iſt ſein Morgenſchein
Und überall brechen die Flammen herein!

Und der Himmel wird Blut
Und der Strom wird Glut,
Das Entſetzen brüllt von den feurigen Zungen,
Welche lechzend der Bäume Wipfel umſchlungen;
Nur einen Schrei haucht Gonira aus:
„Mein Kind!“ ruft ſie, und ſtürzt in das Haus,
An deſſen Dach ſchon die Flammen züngeln
Wie hungernde Schlangen um die Beute ſich ringeln.
Und die Mutter rafft ihr Kind an die Bruſt
Nichts Köſtlichers hat ſie zu retten gewußt —
Erſt hält ſie umſchlungen den ſüßen Hort
Und eilt, gepeitſcht vom Entſetzen fort!

Und entfeſſelt eilt das Schrecken
Hinter ihr auf flücht'ger Spur!
Grauenvolle Bilder decken
Rings die glutumwob'ne Flur;
Tauſendjähr'ge Fichten krachen,
Ihren Stamm zerfraß die Glut,
Des Orkanes Hauche fachen
Auf den Kampf zur vollen Wuth!
Und des Waldes Ungeheuer
Brechen durch die Glut heraus,
Aufgehetzt vom wilden Feuer
Aus der Höhle dunklem Haus.
Seht der Leu', er ſträubt die Mähnen
Und den Boden ſtampft er wild,
Doch die Glut ſprengt ihm die Sehnen
Sterbend ſtürzt er hin, und brüllt! —
Mit des Todes Angſtgeheule,

Daß es grauſend wiederhallt
Streckt geballt zum wirren Knäule
Sich der Schlange Mißgeſtalt. —
Wüthend auf der Bäume Gipfel
Bis zum wolkennahen Wipfel,
Raſ't die Flamme wild hinan
Und die Sänger, die dort wohnen
In des ſtillen Laubdachs Kronen,
Tödtet ihr gefräß'ger Zahn,
Selber in des Stromes Fluthen
Greift das Feuer keck hinab,
Und die Wogen werden Gluten,
Und der Abgrund wird zum Grab! —
Alſo ſtrecket das Verderben
Rings die Feuerarme aus,
Und ein allgemeines Sterben
Deckt die Flur mit Tod und Graus!
O arme Mutter, du eilſt vergebens,
Die Sohle verſengt dir der glühende Sand
Und näher und näher umbrauſ't dich der Brand
Und ſendet den Pfeil dir an's Leben des Lebens!
Rings von den lodernden Äſten herunter
Träuft glühender Zunder
Und ſengt dir die Locke, und lecket am Kleid
Weh dir! du biſt dem Verderben geweiht!
Doch was achtet die Mutter den wilden Schmerz,
Sie preſſet nur ihr Kindlein an's Herz,
Und decket es mit dem verſengten Gewand,
Und ſchirmet ihm Haupt und Aug' mit der Hand,

Sein Weinen ſtillend mit ängſtlichem Kuß
Eilet ſie vorwärts mit flüchtigem Fuß!

Und ſchon ſieht ſie des Waldes ſich öffnenden Rand
Und des leuchtenden Oceans rettenden Strand,
Zuſammen rafft
Sie die letzte Kraft,
Doch die Flamme will ihre Opfer nicht laſſen,
Sie brauſt heran ſie im Tod zu umfaſſen,
Es ringelt um ſie wie feurige Schlangen,
Es faßt nach ihr wie mit glühenden Zangen;
Wehe! nun iſt keine Rettung mehr,
Und der verwundete Fuß wird ſo ſchwer.
„Du großer Geiſt! — ſo fleht ihr Sinn —
„Nimm mein Leben, die farbloſe Blume hin,
„Nur der Unſchuld, die ich hier am Buſen trage
„Ihr erhalte die Blüthe der jungen Tage!"
Zur Erde ſinkt ſie erſchöpfet nieder
Und deckt mit dem Schirme der treuen Glieder
Noch im Falle des Säuglings geliebten Leib,
Und der Sturm peitſcht die lodernden Bäume wieder
Und ſie wanken und brechen und ſtürzen nieder,
Und ein Flammenmeer decket das holde Weib! —

Doch vom Meer, und des Eilandes Auen
Konnte das Volk das Entſetzliche ſchauen,
Und kühne Männer wagen's mit Muth
Die Opfer zu retten aus Dampf und Glut! —
Und Mutter und Kind führt der ſchaukelnde Kahn
Zu des Eilandes kühlem Raſen hinan;

Das Kind iſt erhalten! die Mutter doch
Zum Tode verwundet athmet kaum noch,
Ihr brechend Auge ſuchet allein
In des Kindleins Augen den Wiederſchein
Sie ſieht es leben, da gibt ihr Mund
Ihr letztes ſüßes Empfinden kund,
Sie lächelt — ſchaut auf zum Morgenroth
Und ſchließt das Auge — iſt kalt und todt
Und hoch über das irdiſche Weltgetriebe
Schwebt ihr Geiſt in die Heimath der Mutterliebe! —

Der Künstler und sein Publicum.

Der Stumme ſprach zum Blinden:
„Mir würd' ein Gefall'n geſchehn,
Könnt' ich den Harfner finden;
Haſt du ihn nicht geſehn?
Ich ſelber mach' ſo vieles
Mir nicht aus Harfenton,
Doch wünſcht' ich ſehr, er ſpiel' es
Für meinen tauben Sohn."

Der Blinde ſprach: „So eben
Hab ich den Mann geſehn;
Mein lahmer Läufer daneben,
Soll ihn zu holen gehn.

Da lief der lahme Läufer,
Wie man Befehl ihm gab,
Schnell lief er nach dem Harfner
Die Straßen auf und ab.

Der Harfner kam gegangen,
Und machte ſeinen Gruß;
Er hatte keine Arme,
Und ſpielte mit dem Fuß.
Er ſpielte, daß vor Entzücken
Der Taube war ganz Ohr,
Der Blind' ihn maß mit Blicken,
Der Stumme jauchzt' empor.

Der Lahme ließ zum Tanze
Sich an, und ſprang mit Macht.
Beiſammen blieb die ganze
Geſellſchaft bis in die Nacht.
Und als ſie nun ſich ſchieden,
War mit des Harfners Kunſt
Das Publicum zufrieden,
Und er mit deſſen Gunſt.

F. Rückert.

Ulrich von Lichtenstein.

Es tummelt ſich wild ein lediges Roß
Durchs ſtäubende Kampfrevier,
Und Volksgeſchrei und Trompetenſtoß
Erſchallt zum Sieg' im Turnier.

Ein Ritter ſchwingt zu Roſſe hoch
Den Spieß in blutender Hand,
Ein anderer wälzt ſich am Boden noch
Im mürb zerſtampfeten Sand.

Er rafft ſich empor, und neigt ſich ſtumm
Nach allen vier Winden umher,
Das war, zu ſeiner Herrin Ruhm,
Des wackern Siegers Begehr,

Drauf reiten in guter Bruderſchaft
Zur Herberg' alle zwei,
Der Sieger mit ſeiner Stimme Kraft
Ruft ſeinen Pagen herbei.

„He, Knabe mein! zieh' an geſchwind
Dein blaues Sammetkleid,
An deine ſilberne Schärpe bind,
Ein lichtes Degengeſchmeid.“

„Setz auf den dunklen Purpurhut
Mit Federn, wie Schnee, ſo rein,
Und ſchwing dich auf einen Zelter gut
Geziert mit Perl' und Geſtein."

„Und reit' in mein liebes Vaterland
In's werthe Steier hinaus,
Dort ſteht auf einer Felſenwand
Meiner Herrin Älternhaus."

„Küß' ihr mit Züchten die weiße Hand,
Und neige dich zierlich und fein,
Und ſprich: Mich hat daher geſandt
Herr Ulrich von Lichtenſtein."

„Der harfnet und ficht in Weſt und Oſt
Zu Ehren ſeiner Frau'n,
Jüngſt aber ward ihm beim Tyoſt
Der Daumen abgehau'n."

„Doch deſſen rühmt mein Herr ſich nicht,
Für dich, du wonniglich Weib!
Wollt er ſogleich aus ſchuldiger Pflicht
Verlaſſen Leben und Leib."

Der Knabe nimmt ſein blaues Kleid,
Setzt auf den flatternden Hut,
Und reitet zu ſeines Ritters Maid
In ſtolzem, freudigen Muth.

Herr Ulrich aber, der Ritter werth,
Verſeufzt manch lange Stund',
Und müſſig hingen Harf' und Schwert,
Dieweil ſein Finger war wund.

Als der nun wurde von Neuem heil,
Da jauchzte der wackere Mann,
Und hob gleich wieder in großer Eil'
Zu harfnen und turnen an.

Deß pflog er weiblich Tag für Tag
Nur Abends rief er oft:
„Wo nur mein Bube bleiben mag?
Ich hätt' ihn längſt verhofft.“

Da trabte endlich im blauen Kleid
Und mit dem flatternden Hut
Der Knabe daher von des Ritters Maid
In bangem, traurigen Muth.

„Grüß Gott! Grüß Gott! du treuer Geſell!“
Rief jubelnd Herr Ulerich,
„Erzähle von meiner Herrin ſchnell,
Was bringſt du Süßes für mich?

Der Knabe ſteiget ſtill vom Pferd
Und neigt den Scheitel ſacht:
„Geliebter Herr! nicht dankeswerth
Iſt, was ich Euch gebracht.“

„Wie ich ihr, als ein treuer Bot',
Was ihr befahlt, gab kund,
Verzog ſie lächelnd im bittern Spott
Den kleinen, roſigen Mund.“

Sie ſprach: „Dein Ritter prahlt ſich ſehr,
Als ſei er um mich verletzt,
Mir aber kam zu Ohren die Mähr,
Er habe den Daumen noch jetzt.“

Das trifft den Sänger im Herzen hart,
Die Rede ſchmerzet ihn baß,
Er ſtreicht ſich düſter Kinn und Bart,
Die Augen werden ihm naß.

„Ein Glied, ſo man nicht brauchen kann,
Verſtümmelt oder entzwei —
Ich dachte, für einen Rittersmann
Sei das ganz einerlei.“

„Ihr Ritter iſt ohne Lug und Trug!
Das ſag' ihr, trauter Knab'.“
D'rauf hieb er mit einem raſchen Zug
Den krummen Daumen ſich ab. —

In einer ſilbernen Kapſel ſandt'
Er ihn der Maid zur Schau,
Worin gar zierlich gegraben ſtand:
Und wenn du liebſt, ſo vertrau!

C. G. v. Leitner.

Die beiden Sängerheere.

Einſt ſchlief ich im düſteren Ulmenhain
Nicht fern von den Särgen der Barden ein,
Mich ſangen die Vögel des Waldes zur Ruh,
Es rauſchten die Zweige, wie Lieder, dazu.

Als Kummer allein und Liebe noch wach,
Und jegliches Auge in Schlummer ſchon brach,
Da rüttelt's und ſchüttelt's an Riegeln und Sarg,
Da rüttelt und ſprengt es Riegel und Sarg.

Wie Woge an Woge im dröhnenden Meer,
Erſteht aus den Särgen ein Harfnerheer,
Wohl tauſend Geſtalten im regen Gewühl,
In knöchernen Armen ein Saitenſpiel.

Die Lippen ſind dürr und der Blick iſt kalt,
Die bleiche Wange verfallen und alt,
Und mit den Gelenken ohne Gefühl,
Gepocht und gehämmert am Saitenſpiel! —

Und wie ſie da pochen und hämmern fortan
Kein Laut will dem Ohre, kein Ton will ihm nahn.
So klimpern allnächtig zur Mitternachtszeit
Ihr ewiges Lied ſie: Vergeſſenheit! —

Da ſchallt's wie der Engel Poſaunenruf
Als Allvater Welten und Leben erſchuf,
Da rauſchen des Haines Gezweige ſo hell,
Es ſäuſelt die Wieſe, es rieſelt der Quell.

Da klappen wohl tauſend der Särge zu,
Das herzloſe Leirergezücht geht zur Ruh;
Da ſpringen wohl tauſend der Särge auf,
Ein Sängergeſchlecht beginnt ſeinen Lauf.

Ein körnig Geſchlecht für endloſe Zeit,
Geſäugt an den Brüſten der Ewigkeit,
Das Auge ein Blitz und dennoch ſo mild,
Das Antlitz der kräftigen Liebe Bild.

Und ſiehe! der herrliche Bardenchor
Hebt rauſchend die klingenden Harfen empor,
Wie Seraphsgebet, wie Sphärengeſang
Verhallt es die Fluren und Wälder entlang.

Es horchen die Waſſer und hemmen den Lauf,
Was Leben und Sinn hat, das richtet ſich auf.
So ſingen allnächtig zur Mitternachtszeit
Ihr ewiges Lied ſie: Unſterblichkeit! —

Wie Liederbegrüßet, von Roſen umkränzt
Im Berggrab die ſinkende Sonne erglänzt,
So rauſcht es noch ein Mal durch Erd' und Luft
Und alle die Barden verſinken zur Gruft.

Da rüttelt's mich raſch aus dem Schlummer empor,
Schon ſteiget im Oſten die Sonne hervor;
Die Steine ſind feſt, geſchloſſen die Gruft
Und leiſe weht drüber die Morgenluft.

Und ſind auch die Sänger ſchon alle zur Ruh
Und iſt auch ihr ſtilles Schlafgemach zu,
Blieb eines der beiden Lieder mir doch,
Das ſang' ich und ſing' es wohl ſterbend noch.

Doch welches der Heere zum Sang mich geweiht?,
Du wirſt es enthüllen einſt Richterin Zeit!
Denn wenn über'm Sarg mir die Grabroſe blüht
Sing' ich wohl mit einem der Heere mein Lied.

Alexander Graf v. Auersberg.

An Adelaiden.

Von Eduard Freiherrn von Feuchtersleben.

Beim Schreibpulte.

Täuſcht mich die ſüßeſte Erinn'rung nicht,
Verſprachſt drei Küſſe du für ein Gedicht.
Jetzt zauderſt du! — Ich handle, weil ich muß, —
Gib mir für drei Gedichte einen Kuß! —

Am Teiche.

Spiegelflach ruht hier der Teich,
Blick hinab, er regt ſich gleich;
Raubſt, mein ſüßes Mädchen, Du
Kalten Wellen ſelbſt die Ruh? —

Vor einer Gedächtnißtafel.

Ein Mädchen fiel in dieſen Klippenſchlund,
Fühlt' Liebe ſie, ſo glühend und ſo rein,
Wie uns verbindet zu dem ew'gen Bund,
Hier läg' ſie *nicht*, gewiß doch nicht *allein*. —

Auf dem Balle.

Wie ſich ſanft das Knöspchen wiegt
In der dunklen Lockenſchlinge!
Gut, daß Du an mich geſchmiegt!
Knospen locken Schmetterlinge! —

Im Garten.

Koſ' ich mit Dir, in Blitzesſchnelle
Hat Fritz den Blick nach uns gekehrt;
Sag' ihm, mein Mädchen, es gibt Fälle,
Wo man des Mittlers gern entbehrt. —

Vor der Grotte.

Wie bin ich oft mit Dir, die mich gefeſſelt hält,
In dieſer Grotte ſtillen Nacht geſeſſen!
O wie vergaß ich ſelig aller Welt',
Nicht wag' ichs mehr, ich könnt' mich ſelbſt vergeſſen.

Der Nachtwandler.

Ballade.

„So hörſt du nicht, ſo fühlſt du nicht,
Du glühend Bild von Stein?
Und ſoll ich denn in banger Qual
So ganz verloren ſeyn?"

„O könnt' ich eines Blickes nur
Gedenken, den du gabſt!
Wär's nur ein Laut, womit du mir
Die arme Seele labſt!"

„Nur Ein Mal ſüßer, heil'ger Mund,
Sprich meinen Namen aus!
Schick' ihn nur Ein Mal, ſtill und ſcheu,
Zu ſolcher Pfort' heraus!" —

Der Jüngling fleht, und Thränen ziehn,
Als ſtumme Bitter, nach,
Um Spiegel deſſen ihm zu ſeyn,
Was ſeine Zunge ſprach!

Allein die Jungfrau hört ihn nicht,
Sie läßt ihm ſeinen Dorn,
Geſä't in ſeines Lebens Riß
Hat ſie ihr Siegeskorn!

Wenn nun der Leiden ſtiller Freund,
Der Mond, aus Wolken ſteigt,
Und ſeine Silberſtirne ſanft
Zu jedem Dulder neigt;

Da hebt denn unſer Dulder auch
Sein ſchweres Haupt empor,
Und ſchaut den ſtillen Freund ſich an,
Und klagt, was er verlor.

Daß er ein junges Herz verlor,
Ein Herz voll Kraft und Glut,
So feſſellos, ſo ungebeugt,
So ruhig und ſo gut!

Daß er ein Herz ſich nehmen ließ,
Und kein's dafür bekam,
Und daß er nun ſich ohne Herz
Verzehren müßt' in Gram.

So klagt er ihm, ſo ſchaut er ihm
In's Auge, klar und rein,
Und ſaugt das Silber ſeines Blick's
Mit durſt'ger Sehnſucht ein.

So ſteht er noch, und ſchaut empor,
Wenn längſt der Mond entſchwand,
Und geht, und hat, geſchloſſen noch,
Sein Aug' empor gewandt.

Und inn'ger ſtarrt er jede Nacht
Den ſtillen Freund ſich an,
Als wollt' er nicht mehr bloß ihn ſeh'n,
Als wollt' er ihm auch nahn,

Schon hält nicht mehr die Kammer ihn —
Er muß hinaus, hinauf,
Wo's glimmt und glänzt, wie Eiskryſtall,
Hinan zum Bergesknauf.

Hinan, und höher ſtets hinan
Zur ſchroffen Felſenwart',
Wo ſchon der Schwindel den erdrückt,
Der keck hinunter ſtarrt.

Und alſo ſtürmt er wieder grad,
Den Zackenſteg empor —
Da wandelt, ſeines Irrwahns Quell,
Die Jungfrau vor das Thor.

Sie ſieht, erkennt ihn, ſtarrt ihm nach,
Er ſteht am Felſen knapp —
Entſetzt, beim Namen, ruft ſie ihn —
Er hört's und — ſtürzt hinab.

Nie ſprach ſie ſeinen Namen aus,
So lang er jung und roth,
Und nun ſie's that zum erſten Mal,
Da bracht' es ihm den Tod.

J. G. Seidl.

Das Leben.

Aus dem Arabiſchen.

Menſchen nützen ſich ab, nicht nützen ſich ab die Geſtirne
Und es bleiben nach uns große Gebäud' und Gebirg.
Glücklich lebt' ich im Schutz von einem köſtlichen Nachbar,
Doch es verließ mich Arbed und es entfloh der Genuß.
Weg mit Geheule darob, daß die Zeit uns neidiſch getrennet,
Denn vom Schickſal wird jeder der Menſchen erreicht.
Menſchen ſind Stäten gleich und Stäten ihren Bewohnern,
Denn wenn dieſe geflohn, ſind ſie nur Wüſten und öd.
Scharenweiſe zieh'n ſie fort, nichts bleibet von ihnen
Gleich der flachen Hand, wenn ſich die Finger gelöſ't.
Was iſt des Menſchen Leben als hell aufflackernde Flamme,
Die, nachdem ſie geglänzt, eilig in Aſche verſinkt,
Ähnlich an Dauer den frommen Entſchlüſſen, das Leben zu beſſern;
Alles Hab und Gut iſt nur geliehenes Pfand.
Hat der Tod auch gezögert, den Faden der Tage zu kürzen,
Muß ich nicht faſſen den Stab klammernd die Finger darum!
Ich erzähle den künft'gen Geſchlechtern die Thaten vergang'ner,
Halt' ich mich noch ſo gerad, ſinket der Kopf auf das Knie.

Ähnlich bin ich dem Schwert, deß Scheide vermodert nur Staub iſt,
Längſtens ward es gefegt, aber noch ſchneidet der Stahl.
Du, entferne dich nicht, es naht der verheißene Tod ſchon,
Schon dem Aufgange nah ſteigt das Geſtirne herauf.

Die Zeitloſe.

Aus dem Türkiſchen.

Reiſebefehl, ſo nennt Zeitloſen der ſinnige Türke,
Weil ſie der ſchönen Zeit bringen zu ſcheiden Befehl.

Das Herz.

Aus dem Perſiſchen.

Des Weltgeiſts Ader traf der Liebe Schmerz,
Es fiel ein Tropfen Bluts, der Tropfen war — das Herz.

Auf dem Gute der Frau Elise von Henikstein zu Döbling.

O Mutter Erd' umſchließ' in ſanfter Ruh
Das beſte zärtlichſte der Mutterherzen,
Denn nur in deinem Schooß beruhigſt du
Dereinſt der tief gebeugten Kinder Schmerzen.

J. v. Hammer.

Der Fächer.

Im Lande der Cochinchineſen
Liegt Sambuck, eine ſchöne Stadt,
Die jeder der darin geweſen
Gewiß bewundert hat.
Ein Fakir ging vor ihren Thoren
Spazierend einſtmals auf und ab,
Und in Gedanken ſo verloren
Sieht plötzlich er vor ſich ein Grab,
An dem ein wunderſchönes Weibchen
Mit einem großen Fächer ſaß,
Mit dem ſie ohne Unterlaß
Und trauriger Geberde
Befacht die friſche Erde.
Da tritt der Fakir hin zu ihr:
„Mein holdes Kind, was thuſt du hier?
Der Gram und ſolch' Geſchäfte
Verzehren junge Kräfte.“ —
Das Köpfchen hebt ſie langſam zu ihm auf
Und ſchluchzend ſpricht ſie: „Seht, hier liegt mein Gatte,
Der mich in ſeinem Lebenslauf,
So ſehr geliebet hatte,
Daß mir das Herz beim Abſchied brach,
Und ich dem Sterbenden verſprach:
Mir keinen andern Mann zu wählen

Bis nicht die Erd' auf dieſem Grabe
Sich gänzlich ausgetrocknet habe."
„Ha, edles Weib, ich faſſe dich vollkommen,"
So ſpricht der Fakir drauf zu ihr,
„Zur Trockenheit ſoll dieſes Grab nie kommen,
Drum fächelſt du ſo fleißig hier."
„Ach nein," entgegnet ſie
Mit ſchmerzlicher Geberde,
„Ich geb' mir ſo viel Müh',
Daß es bald trocken werde."

F. X. Told.

Eugenien zum Wiegenfeſte.

Süßes Weibchen, holdes Leben!
Das mir bald ein neues ſoll,
Unnennbarer Freuden voll
In die Vaterarme geben,
Sieh', heut kommt ein klein Gedicht
Zu dir freudig hingeflogen,
Blumen die die Glut erzogen,
Die aus Herz und Geiſt mir bricht.

Aber wahrlich, wenn ich ſtets
Wie ich Deiner liebend denke,
Oder dankend mich verſenke
In die Wonne des Gebets,

Weih'n Dir wollte Dichterwort,
Immer müßt' ich ja Dich ſingen,
Lieder unzählbar Dir bringen,
Lieder, Lieder immerfort.

Denn da Du in tiefer Seele
Eins ja ewig biſt mit mir,
Und ich all' mein Leben hier
Nur nach deinem Athem zähle.
Sieh', ſo dicht' ich ja nur Dich
Was ich ſelbſt auch immer dichte,
Und die lieblichſten Geſichte
Hegſt ja Du allein für mich.

Aber heut' am Wiegenfeſt
Laſſ' ich doch die Harfe klingen,
Dir ein eig'nes Lied zu bringen,
Das nicht wieder von dir läßt,
Bis Du's freundlich angeblickt,
Mit den Augen fromm und innig,
Und es ſammt den Dichter minnig
An die treue Bruſt gedrückt.

Doch Du magſt es ſelbſt beſtimmen
Ob das Liedchen ſoll zurück,
In vergang'ner Monden Glück,
Auf der Zeiten Woge ſchwimmen,
Oder ſtürmen weit hinaus,
Durch der Zukunft Nebelſchleier
Daß es zu der nächſten Feier
Baue ſchon das kleine Haus.

Nein, doch nein; Vergang'nes nicht,
Noch der Zukunft lichte Bläue
Singe Dir zur Tagesweihe
Dieſes fröhliche Gedicht.
In die Gegenwart begränzt,
Sey des Augenblickes Horen,
Die uns Wonne jetzt geboren,
Nur die heit're Stirn umkränzt.

Ja, wie wir ſeit manchen Tagen
Still gelebt in ſanfter Luſt,
Und in eig'ner treuer Bruſt
Lieb' und Gegenlieb' getragen.
Alſo bleibt's im Gottvertrau'n;
Laſſ' uns ſtets das Gute hoffen,
Und für jeden Segen offen
Überall das Beſte ſchau'n.

Sing' ich dann noch oft und gern
Was Du mir in's Herz gegeben,
Das Idyll von unſer'm Leben,
Höre man es nah' und fern;
Und wer ſonder Trug und Schein
Lieb uns hat aus Herzensgrunde,
Segnet jede ſolche Stunde
Und ſtimmt fröhlich auch mit ein.

Th. Hell.

Entſchuldigung.

Du klagſt, daß ich ſo leiſe küſſe,
Und daß mein Mund zu fromm und ſtill!
O klage nicht mein Kind und wiſſe,
Man kann nicht immer, was man will.

Ließ' ich die Lippen nur gewähren,
Sie hingen unabläſſig feſt,
Des Kuſſes Taumeltrank zu leeren,
An deines Mundes Kelch gepreßt!

Sie wären durſt'ger, als die Bienen,
Die nippend nur ſich nahn und flieh'n:
Ein ew'ger Becher wärſt du ihnen,
Und unerſättlich wär' ihr Glüh'n!

Ließ' ich die Lippen nur gewähren,
Doch nein — die Stunde ſchlug noch nicht,
Wo's Keinem zuſteht, uns zu ſtören,
Wo Kuß um Kuß die ſüße Pflicht.

Noch hat die Stunde nicht geſchlagen,
Mit deren Preis du ſcherzend ſpielſt!
Nur wagen darf ich nun und zagen,
Selbſt wo du kühn zu ſeyn befiehlſt.

Nun ſcheut es noch das Licht der Sonne,
Nun flieht es noch der Lauſcher Blick,
Wir ſchwelgen in geſtohlner Wonne,
Wir freu'n uns an geraubtem Glück.

Erſt Diebe ſind ja noch die Lippen,
Die ihren Vortheil raſch erſeh'n,
Vom ſchwerbewachten Nectar nippen,
Und thun, als wäre nichts geſchehn!

Muß da der Kuß nicht mild ſich nehmen
Wenn er vor Späherblicken zagt,
Muß ich die Kraft nicht ſelbſt ihm lähmen,
Sobald er wild zu werden wagt!

Oft hängt mein Glück an deinem Munde,
Mein Herz zerrinnt in deinem Kuß,
Ich leb' in dieſem Lippenbunde,
Den ich doch ſelbſt zerreißen muß.

Doch wenn die ſel'ge Stund erſchienen,
Wo Kuß um Kuß Befehl uns ward,
Dann, Kind, dann ſoll dein Mund mir dienen
Nach deinem Sinne, deiner Art!

Dann, Klägerin, dann ſollſt du ſtaunen
Wie heiß, wie ſtark ich küſſen kann,
Und oft, geküßt, ins Ohr mir raunen:
„Ei! leiſe — leiſe — böſer Mann!"

J. G. Seidl.

Epiſtel über die Liebe.

An Roſa.

Was die liebe Liebe ſey,
Möchteſt du von mir erfahren?
Einem Kind in deinen Jahren —
Schön von Antlitz, blond von Haaren —
Brächt' ich durch der Küſſe zwei
Leichter als durch lange Lehren
Den Begriff der Liebe bei,
Aber dir zu lieb will ich die Lieb' erklären!

Unſer Herz iſt eine Taſchenuhr,
Die die heilige Natur
In den warmen Buſen prägte;
Und der Mutter Finger legte
Jedem ſolch ein Herzchen ein,
Das nach einem andern gehet!
Amorn, den ihr Mädchen groß und klein
Täglich abgebildet ſehet,
Amorn iſt das Amt verliehn
Uns die Herzen aufzuziehn.
Wenn wir in den Federn ruhen
In geheimnißvoller Nacht,
Wo kein ſterblich' Auge wacht,
Pflegt er ſeinen Dienſt zu thuen;

Und ſo lange klein man iſt,
Ruhig noch des Schlafs genießt,
Ahnt man nichts von dieſen Wunderdingen,
Die Erwachſnen in die Augen ſpringen.
Aber wenn das zwölfte Jahr
Und das nächſte hingeſchwunden war,
Blüht des Knaben Kinn von zartem Flaume,
Wird das Mädchen ohne Noth,
Häufiger des Tages roth,
Weicht des Nachts der Schlummer ſüßem Traume:
Dann vernimmt das Ohr des Herzens Schlag:
Und man frägt: woher das kommen mag? —
Ja man klagt wohl gar mit ſcheuem Blicke:
Daß des Nachts der böſe Alp uns drücke.
Mutter — Vater — wiſſen drum,
Aber die ſind ewig ſtumm,
Laſſen von den Wundern allen
Selten nur ein Wörtchen fallen.
Da bringt Amor ſelbſt uns auf die Spur,
Kündet uns das Räthſel von der Uhr,
Sagt: wir würden Himmelsluſt empfinden,
Könnten wir ein Herz wie Unſres finden.
Glühend ſpringt man auf, und ehe
Sich der Mond erneut in blauer Höhe,
Iſt das Weſen ſchon in unſrer Nähe,
Das ein gleiches Herz im Buſen trägt!
Und in vier und zwanzig Stunden ſchlägt
Unſer Herz in Wonne an dem ſeinen,
Und die Augen müſſen weinen,
Und der ſüße Zuſtand heißt —

Liebe, wenn du's noch nicht weißt.
O daß nie die holde Freude
Sich verwandelte zu bittrem Leide.
Daß das Herz, an welches man ſich ſchmiegt,
Immerdar das Rechte wäre!
Ach wie fließt ſo heiß die Zähre,
Wenn man ſich betrügt.
Raſtlos avancirt das Herz auf's Neue,
Bis es findet, was es ſucht im Maie,
Oder es retard vor Alter geht,
Oder gar im Tode ſtille ſteht.
Süße Freundin, nimmer äffe
Dich ein böſer ſchöner Mann,
Und dein gutes Herzchen treffe,
Gleich das Herz wie deines an! —

Joh. Schön.

Jugendfreude und Glaubenstroſt.

Die Blume welkt, ſchnell iſt ihr Reiz entſchwunden,
Ein Leichentuch deckt heit'res Wieſengrün;
So flieht auch ihr, o ſüße Frühlingsſtunden!
Mit farbenreicher Fantaſie dahin.
Die düſtern Wolken kommen angezogen,
Und matt erliſcht der Hoffnung Sternenglanz,
In Sehnſucht heben ſich des Buſens Wogen,
Nach dem zerriſſ'nen Jugendfreuden-Kranz.

Doch Blumen kehren mit dem Lenze wieder,
Die Schöpfung pranget in verjüngter Pracht,
Des Glaubens Troſt ſenkt neu den Himmel nieder
In's fromme Herz nach düſtrer Leidensnacht.

Friderike Suſan, geb. Salzer.

Grade der Liebe.

Wenn ſie, welche du liebſt, von gleichen Gluten beſeelet,
Dich mit offenem Arm, glücklicher Jüngling, empfängt,
Und an der Sonne des Glücks die zarten Keime der Liebe
Schnell dann ſprießen, und ſchon blühend der Kranz dich umweht;
Dann — dann glühſt du vor Luſt, und ewige Treue der Holden
Schwörend, glaubſt du auch ſchon würdig der Liebe zu ſeyn.
Aber werther acht' ich den Mann, der im Sturme des Schickſals,
Wenn ihn Gewitter umbräun, feſt noch die Treue bewahrt.
Die Geliebte umklammernd, ſteht er, trotzend dem Schickſal,
Ob ihn die Fluth auch begräbt, wenn nur die Theure ihn liebt!
Aber vollends ein Gott, und werth des ewigen Nachruhms,
Däucht der Liebende mir, der in unſterblicher Glut

Sich verzehret für ſie, die er würdig der Liebe gefunden,
Ob er auch unerhört, einſam ſein Leben beweint.
Sein Ideal wahrt treu in der Bruſt er, freudigen Muthes
Sterbend, wenn er es nur jenſeits des Grabes erreicht,
So — ſo liebteſt du, Klopſtock, deine göttliche Fanny —
Aber ich ſchweig' — ach! es ſtehn Thränen mir ſchimmernd im Aug'.

F. Pietznigg.

Der Alpenwanderer.

Dich, du freundliches Thal, hügelbeſprengt, blumenbeſäet, durchrieſelt
Von des murmelnden Baches ſpiegelnden Wellen,
Ja, dich lieb' ich, du biſt ſchön, du erfreuſt mein Auge,
Wie du ſo mild mir zu Füßen liegſt.

Doch du feſſelſt mich nicht. Noch einen Blick werf' ich dir zu, ich ſegne
Jede Hütte, und den, der ſie bewohnet,
Unſchuld, friedliches Glück wünſcht dir mein Herz voll Liebe —
Und nun ſag' ich dir Lebewohl!

Denn ein anderes Thal, Felſenumſtarrt, gleich den Gigantenwerken,
Die, das eiſige Haupt über den Wolken,
Längſt der Morgen ſchon küßt, wenn noch im Thal die Nacht liegt,
Such' ich, ſuch' ich mit durſt'gem Blick!

Deine Blumen behalt. Rauſchender Strom, der ſich von Klippen ſtürzet,
Eichen ſplittert im Lauf, Felſen mit ſich reißt,
Und durchs zitternde Thal ſchallt wie ein junger Donner,
Du, du labeſt mich, ich ſuche dich!

Freilich, Hütten verträgt, Blüthen, den Chor ſingender Baumbewohner
Nicht der rauſchende Zorn deiner Zerſtörung;
Aber, wie du auch zürnſt, daß ich am Fuß dir horche,
Mußt du leiden zu meiner Luſt!

Wohl thut, ſchwindlichter Fels, wohl mir die Bahn ſpiegelnder Eiſesfelder;
Dein kalt wehender Sturm kühlet den Süden
Meiner jubelnden Bruſt nicht, ob du in die Locken
Mir auch eiſige Blumen ſchlingſt!

Denn im wilden Orcan, welcher das Schiff bricht, und den Wald zerrüttet,
In des Donners Geläut', welchem der Berg bebt,
In der Fluthen Geräuſch, welche vom Himmel ſauſen,
Fühlt der Menſch ſeine Rieſenkraft.

Grüß' dich, Adler, und dich, Gemſe! du fliehſt? fliehe mir nicht, ich wandle
Mordlos hier in den Höh'n, um mich der Höhen
Zu erfreun wie du, und es erfreut dein Leben
Auch mich hier auf der Alpenhöh.

Wie, auch Blumen ſind hier? freundliches Kind, welches das Haupt ſo munter
Hebt aus ſtarrendem Eis, ſey mir willkommen!
Du, da drunten im Thal, welcher die Sehnſucht zublickt,
Komm, und grüße die Blume mit!

Komm, und ſchau in die Welt! Klippen und Strom, Eis und der Sturm der Höhen,
Adler ſchrecken ſie nicht, Gemſen und Blumen.
Klettre, ſpringe und ſchwimm, aber nur komm' und freue
Dich mit mir dieſer ſtolzen Höh'! —

Halt, wo find' ich die Bahn! Hier iſt der Strom, dort iſt der Schlund, die Alpenwand
Thürmt ſich gräßlich empor, ſauſende Stürme
Raſen hoch aus den Höh'n, tief aus der Nacht der Klüfte,
Und die Nebel umhüllen mich.

Genius, reiche den Arm! daß ſich der Fuß an dem Geſtein nicht ſtoße,
Daß den Wandrer nicht faſſe der Abgrund, —
Genius, reiche den Arm! Führte dein Wort herauf mich,
Leite ſanft mich dein Arm zurück! —

Nahe fühlt ihn mein Herz; ſicheren Tritts ſchreit' ich hindurch, die Nebel
Reißen, leiſeres Wehn wird aus dem Sturme, —
Blauer Himmel erſcheint — und auf den Alpengipfeln
Brennt das Opfer der Abendglut!

Fr. Hermann v. Hermannsthal.

Troſt.

An einen verliebten Dulder!

Wie lange willſt du irrenden Rittern gleich,
Den ſtillen Wäldern klagen den Liebesgram?
Wie lange menſchenſcheu und einſam
Fliehen die Freuden des Erdenlebens?

Dich labt des Bacchus ſchäumender Nectar nicht,
Kein Rundgeſang im Kreiſe der Freunde mehr,
Dich labet nicht am Frühlingsabend
Traulicher Scherz in die Gartenlaube.

Dir lacht umſonſt das goldene Morgenroth,
Dir winkt umſonſt der blühenden Roſe Duft,
Dir geht das heitere Licht der Jugend
Früh in den Wolken des Trübſinns unter.

Hat nicht das Leben Jammer und Noth genug?
Was nährſt du denn unwürdige Traurigkeit
In deiner Bruſt, und häufſt erfinderiſch
Wachſende Qual ob verſchmähter Liebe?

Blüh'n, wenn des Lenzes Tulpen entblättert ſind,
Nicht andre Blumen ſchöner und würziger?
Und wollteſt du die Töchter Florens
Alle, wenn Eine dir mangelt, haſſen?

Sprich, iſt die Thörin, welche mit Übermuth
Und ſchnödem Undank heilige Pflicht vergaß,
Die Thränen werth, die du ſo reichlich
Ihr zum Triumphe noch immer zolleſt?

Die Parze wird für keinen verlornen Tag
Der kurzen Jugend eine Secunde dir
Vergüten, noch der ernſte Minos
Milder den Spruch der Entſcheidung fällen.

Verbann' unheitern Kummer, und tröſte dich,
Daß dir der Täuſchung Binde vom Auge fiel,
Und laß die tiefe Herzenswunde
Heilen durch Pflege der treuern Freundſchaft.

Neuffer.

Die Frühlingsgreise.

An Linna.

Den Winter über war ich ſtumm geſeſſen,
In ſtiller Luſt, im engen Kämmerlein;
Manch ſüßes Wahnbild ließ mich mild vergeſſen
Der Trennung, des Entſagens herbe Pein.

Da merkte ich's faſt nicht, wie unterdeſſen
Ein kleines Wichtchen vor dem Fenſterlein
Keck mit dem Winter einen Strauß begonnen,
Und glücklich ihm die Wahlſtatt abgewonnen.

Mit lindem Hauch vertrieb der Überwinder
Des Alten letzte Spur von Wieſ' und Feld,
Beſchwingte Boten, ſeines Ruhm's Verkünder,
Verſandte er durch Lüfte und Gewäld,
Er aber ſelbſt, das lieblichſte der Kinder,
Trat ſchlau an's Fenſterlein und ſprach: „Gefällt
Dir's wohl, mein Freund, den Junker Lenz zu ſchauen,
Wie kühn er ſich erobert Höh'n und Auen?"

Ich trat hinaus und munteres Bewegen
Begegnete dem Auge weit und breit,
Auf allen Pfaden hatte vollen Segen
Des lieben Siegers Händchen ausgeſtreut,
Da fühlt' ich in der Bruſt ein ſeltſam Regen,
Wie wenn im ſchwanken ungewiſſen Streit
Wehmuth und Freude mit einander ringen,
Und keine mag die Gegnerin bezwingen,

Wie haſt du, rief ich, wieder treu gewaltet,
Du Feenkind, dem Alles wohl gelingt,
In reicher Fülle Reiz an Reiz entfaltet,
Davon die Lerche in den Lüften ſingt,
Und manch ein Menſchenherz im Gram veraltet
Mit friſchem Zauberodem neu verjüngt,
Doch kann ich nimmer preiſen dich und loben,
Bevor du nicht des Buſens Angſt gehoben.

Viel duft'ge Blumen blüh'n in deinem Reiche,
Doch blühte Sie auch wieder mit empor,
Die Herrliche, der ſich wohl keine gleiche
Zur Seite ſtellt aus deinem bunten Chor?
Drum, daß der Sänger nicht im Gram erbleiche,
So zeige Sie, die ſich ſein Herz erkor,
Zeig Sie ihm lebend, blühend, ſchmerzbeſiegend
Ihr ſchönes Haupt in lauen Lüften wiegend.

Der Kleine winkt und hebt die goldnen Flügel,
So gut ich mag folg' ich dem loſen Wicht
Laut keuchend über manchen Plan und Hügel,
Bis endlich ſich im hellen Mittagslicht
Der Sonne Glutſtrahl, wie in einem Spiegel,
In eines Schlößleins blanker Zinne bricht,
Das wie ein Zauberſchloß aus Meeresſchäumen
Mir jede Nacht aufſteigt aus meinen Träumen.

Wie war mir an dem wohlbekannten Orte,
An lieber Stelle doch ſo wohl und bang,
Verhallte Seufzer, längſt geſprochne Worte
Erwachten neu mit ahnungsvollem Klang.
Kaum merkte ich's, wie zur metall'nen Pforte
Der kleine Führer flink ſich niederſchwang,
Laut rufend: „Machet auf! drauß' ſteh'n zwei Wandrer
Der Junker Lenz und ein verliebter And'rer!"

Und ſieh! Wir kamen wohl zur guten Stunde,
Und traten unbeachtet in den Saal;
In dichtem Kreis ſaß an der Tafelrunde
Verehrter Gäſte reichgeſchmückte Zahl,

Manch munt'res Scherzwort klang aus ſchönem Munde,
Und manche Hand ſchwang fröhlich den Pokal,
Auch dich mein Lieb ſah im ſeltnen Glanze,
Die ſchönſte Blume in dem reichen Kranze.

Sah deine hohe Liljenſtirne prangen,
Umfloſſen von dem braunen Lockenhaar,
Sah auf den hellen, jugendlichen Wangen
Ein friſches kaum erblüh'tes Roſenpaar,
Da ſprach der Lenz: „Erfüllt iſt dein Verlangen,
Erſehnter Anblick biethet ſich dir dar,
Du ſiehſt ſie lebend, blühend, ſchmerzbeſiegend,
Ihr ſchönes Haupt in ſanften Lüften wiegend!"

Und ich — geſtanden ſey die arge Sünde,
Und werde deßhalb gnädig mir verziehn —
Ich grollte faſt dem Lenz, dem armen Kinde
Und klagte: „Eitlen Glanz wohl ſeh' ich blüh'n
Auf Ihrem roſ'gen Angeſicht, doch finde
Ich keiner zarten Sehnſucht ſtilles Glüh'n,
Weh mir! Wohl lebt und blühet Sie im Schimmer
Doch denket Sie des armen Freundes nimmer!

Wie machte ſolches Wort den Lenz verdroſſen!
Er ſchalt: „Du undankbare Kreatur,
Der das verrückte Herze ganz durchſchoſſen,
Der böſe Schalk, mein Vetter, Herr Amour;
Erſt ſoll Sie blüh'n vom Glanze übergoſſen,
Dann tragen tiefen Grams gefurchte Spur,
Erſt lebensfroh durch alle Lüfte fliegen,
Dann wieder athmen in den letzten Zügen.

Fürwahr du dürfteſt nimmer dich beklagen,
Ließ ich dich nun in blinder Zweifel Noth,
Doch will ich ſcheidend noch Erbarmen tragen,
Befolgſt du willig freundliches Gebot.
Im Garten harre, wo der Fliederhagen
Dich jedem Blick verbirgt, auf's Abendroth,
Vielleicht, daß dir, wenn ſich die Sonne neiget
Ein ſüßer Troſt aus Dämmrungsgluten ſteiget.

So ſprechend hob er ſich empor, die Locken
Muthwillig ſchüttelnd, draus auf jeden Gaſt
Ein Regen niederſtrömt von Blüthenflocken,
Dich Liebchen hatte er verſchüttet faſt,
Wie ſind die edlen Gäſte all erſchrocken?
Wie ſucht ihr Aug den Quell der ſüßen Laſt?
Der aus dem Fenſter ſich indeß geſchwungen
Daß hell das goldne Flügelpaar geklungen.

Wie er befahl' zog ich mit leiſem Tritte
Mich aus dem Saale nach dem Gartenthor,
Bald fand ich mich in trauter Freunde Mitte
Und freute mich an ihrem üpp'gen Flor;
O wie bei jedem Blick, bei jedem Schritte
In ferne Zeiten ſich mein Geiſt verlor!
So ließ ich endlich hingeſtreckt im Hage
Vorüberzieh'n die alten guten Tage.

Bis mild der Abend wie um Zauberlande
Um ferne Höhen roſ'ge Kränze flicht,
Die Landſchaft rings im glühenden Gewande
Verglimmet wie ein ſel'ges Traumgeſicht,

Da mein' ich faſt es kniſtere im Sande,
Täuſcht mich der Sehnſucht laute Stimme nicht?
Sie täuſcht mich nicht, o namenlos Entzücken
Schon ſchwimmt dein Bild in meinen trunknen Blicken!

Du läßt dich auf dem duft'gen Raſen nieder,
Der Abendſtrahl dein Angeſicht umſcheint,
Du ſtimmeſt an das ſüßeſte der Lieder
Von banger Sehnſucht um den fernen Freund,
Faſt wie betrübt mit leuchtendem Gefieder
Ein kranker Schwan durch ſtille Lüfte weint.
Und länger will mich's nicht im Hage laſſen,
Ich muß hinaus, Dich Holde zu umfaſſen.

Da wankt der Boden unter meinen Füßen —
Und rings ſeh ich wie einen leichten Schaum
Dich und den Garten und das Land zerfließen,
Das ſtarrgewordne Auge glaubt es kaum,
Bis ſcheidend mir mit neckiſchem Begrüßen
Zuflüſtert leiſ' der ſchöne arge Traum:
„Das war, mein Freund, auf meinem Zaubergleiſe
Im froſt'gen Winter eine Frühlingsreiſe!"

Wie nun der Schalk, der Schelm das Feld geräumet,
Da hab' ich viel gezürnet, viel gelacht.
Und endlich friſchen Muthes ungeſäumet
Mich aus dem Bette an's Papier gemacht,
Und dir beſchrieben wie ich ſüß geträumet
Und wie ich bitterlich darauf erwacht,
Hier ſteht ſie nun des Abenteuers Kunde
Erwartend milden Spruch aus deinem Munde.

Carl Hugo.

Täuſchung.

Dort bei dem Akacienbaume
Wieg' ich mich im Mondenſchein
Auf der Blüthen ſeid'nem Flaume,
Oft in holde Träume ein.

Bunt gewirkte Kriegesfahnen,
Drauf Süßliebchens Conterfei,
Flattern mir mit kühnem Ahnen
Siegverkündend dann vorbei.

Trommeln wirbeln, Roſſe ſtampfen,
Panzer rauſchen dumpf und ſchwer,
Schwarze Nebelhöhen dampfen,
Geier kreiſchen drüber her.

Hebt ſich nun mein Arm zum Streiten,
Sieh, da wandelt Alles ſich,
Goldne Herdenglöcklein läuten,
Alles glänzt und mait um mich.

Braune Lockenköpfchen lachen
Rings mich aus Gebüſchen an,
Lerchen ſchlagen, Weſte fachen
Düfte auf dem Wieſenplan.

Ach, wie ſelbſt dem armen Schläfer
Gott Amour noch Naſen dreht!
Werd' ich Ritter oder Schäfer!
Deute mir es, wers verſteht.

Antwort.

Feſt umſtrickt vom Netz der Träume,
Stand ich auf dem Berge trübe,
Und ich frug die grünen Bäume,
Ob mich Eine, Eine liebe?

Da geſchah ein böſes Zeichen,
Stürme heulten durch die Lüfte,
Und des Waldes ſtärkſte Eichen
Stürzten in des Berges Klüfte.

Auf der Wieſe ſaß ich nieder,
Starrte auf zum Himmel trübe,
Und ich frug die Lerche wieder,
Ob mich Eine, Eine liebe?

Aber ach die Lerche hatte
Ihren letzten Sang geflötet,
Fiel herab zur Blumenmatte
Von des Jägers Rohr getödtet.

Von dem Traume fortgezogen,
Schifft' ich auf dem Fluſſe trübe,
Und ich frug die blauen Wogen,
Ob mich Eine, Eine liebe?

Aber plötzlich zog die Welle
Nicht mehr ihre Frühlingsgleiſe;
Und die leichtbewegte, helle,
Ward zu ſtarrem Wintereiſe.

Ausgeſchlafen hab' ich lange
Hoffend, daß der Traum bald weiche,
Doch ich träume ſtets noch bange
Von der Lerche, Fluth und Eiche.

Joſeph Wenzig.

Bekenntniss.

Was mein ganzes Herz durchglüht,
Lange wollt' ich's ſagen;
Doch was man nicht wagt im Lied,
Kann's die Proſa wagen?

Frage nur die Nachtigall,
Und ſie wird dir's ſingen,
Frage nur den Waſſerfall,
Antwort wird er klingen.

Steige zu des Adlers Horſt,
Stürme ſauſen Liebe!
Wandle ſtill im grünen Forſt,
Bäume rauſchen Liebe!

Trittſt du hin zum Blumenbeet,
Duften Roſen Liebe,
Wo dich nur Ein Hauch umweht
Weht er leiſe Liebe!

Morgens muß der Sonne Licht
Feurig ſtrahlen Liebe;
Abends Mondes Angeſicht
Süß dir lächeln Liebe!

Ja, die Sterne fügen ſich
Still zum Wort zuſammen,
Liebe tönen feierlich
Dieſes Wortes Flammen!

Alle dieſe fleht' ich an
Dir es zu bekennen,
Wie im holden Liebeswahn
Herz und Sinn mir brennen.

Und es ſcholl aus einem Mund:
„Solches thun wir gerne,
Mögen euern Liebesbund
Segnen günſt'ge Sterne!“

Rudolph Glaſer.

Der Keim und die Frucht.

Empor hat ſein Köpfchen das Keimlein gehoben,
Und fühlt ſich ſo wonnig, und fühlt ſich entzückt;
Und rufet mit Staunen: „Wie ſchön iſt es oben!
Wie glänzt es! Wie fächelt's! Wie bin ich beglückt!"

Doch eine ſchwellende Frucht darneben,
So wie das Keimlein die Höhe ſucht,
So ſcheint ſie hinab nach der Erde zu ſtreben;
D'rum ſpricht mitleidig das Keimlein zur Frucht:

„In meines Jubels frohem Entzücken
Erfüllet mit Trauer dein Anblick mich;
Ich ſehe ja trüb' nach der Erde dich bücken,
Als nähmeſt du Abſchied, und grämeteſt dich."

Dem Keimlein erwiedert die Frucht dagegen:
„O ſpare die Trauer, und freue dich nur!
Wie dir nun, mein Kind, ſo mit herrlichem Segen
Hat mir auch gelächelt die holde Natur."

„Auch mir ſchien freundlich die wärmende Sonne,
Auch mich umwehte mit Milde die Luft.
Nicht wund're dich, daß, nach genoſſener Wonne,
Die Ruhe nun mich, die ermüdete, ruft."

„Genieße des Lebens mit heiterem Muthe!
Und gönn' auch mir mein freundliches Loos!
Sieh, winkend beut mir die Erde, die gute,
Die liebende Mutter den wahrenden Schooß."

„Bald winket ſie dir auch; folg' ohne Kummer!
Wir ſchlummern, von ſchützender Hülle bedeckt.
Der Frühling erſcheint, der aus lieblichem Schlummer
Uns Alle zu neuen Entzückungen weckt."

Johann Ph. Neumann.

Thränenſeligkeit.

Nicht für alle goldnen Sterne,
Die da blinken obenwärts,
Laſſ' ich meinem ſüßen Schmerz!
Nah' iſt er mir ſtets und treu!
Hoffnungkoſend, immer neu!
Führt mich zur geliebten Ferne!
Sterne mögt ihr leuchtend ſcheinen
Durch die ſtille Dunkelheit:
Beben kann ich noch und weinen,
Jede Thrän' iſt Seligkeit!

Carl Barbarina.

Mein Stern.

Mögen doch die Aſtrologen
Forſchend nach den Sternen ſeh'n,
Wie ſie an dem Himmelsbogen
Golden auf- und niedergeh'n;
Was ſoll dieß gelehrte Weſen?
Von den Sternen nah' und fern
Hab' ich einen mir erleſen:
Meines Liebchens Augenſtern?

Carl Barbarina.

Der Hirt.

Eine Ballade.

Ein König zog ins Heimathland,
Der Buße that in Rom;
Manch Unrecht hatt' er einbekannt
Im weltberühmten Dom.
An Sünden leicht, an Gnaden ſchwer
Zog er getroſt des Weges her.

Da ſtieg, aus niedrem Thalesgrund,
Ein Hirt neugierig auf,
Erſchaut den Zug, ſo glänzend bunt,
Beſchleunigt ſeinen Lauf,
Und ſchwingt — auf daß er beſſer ſeh'
Sich kühn auf eines Baumes Höh'.

Vorüber zieht der Knappen Schar
Die Lanze flimmernd blinkt,
Auch Ritter folgen Paar und Paar,
Und jetzt — wie ihn bedünkt —
Der König mit der jungen Frau,
Die Locken blond, das Auge blau.

Die Roſe die im Morgenthau
Aus enger Knospe bricht;
Das Veilchen, wie ihr Auge blau,
Schön iſt's! — doch ſchöner nicht.
Auch Lilien wenden neidiſch ſich:
Ihr blendend Weiß nicht jenem glich.

Und lächelnd ſpricht der König jetzt,
Den ſelt'nen Vogel ſchau,
Der ſich auf jenen Baum geſetzt!
Und die vermeinte Frau —
Die Tochter war's — blickt nach ihm hin,
Dem Jüngling ſchwinden Aug und Sinn.

Er ſtürzt herab! — ein lauter Schrei
Tönt aus der Fürſtin Bruſt,

Und Alles helfend ſtrömt herbei,
Er lag, ſich unbewußt.
Da ſprach der König — labet ihn,
Und bringt ihn mir zur Heilung hin.

Die Sänfte wird herbei gebracht,
Gebettet wird ihm ſchnell,
Als er vom Todesſchlaf erwacht —
Wie ſchön iſt's da! wie hell!
Ein goldgewirktes Baldachin
Schwebt über ſeinem Haupte hin.

Und Diener ohne Zahl umſteh'n
Den Jüngling, lächeln hold,
Und Wohlgerüche ihn umweh'n
Die Wände flimmern Gold. —
Das iſt der Himmel! ruft er aus,
Auf Erden ſteht kein ſolches Haus!

Er ſtrebt empor — doch Machtlos fällt
Aufs Lager er zurück,
Und ſchwinden will aufs neu' die Welt
Dem matten Dämmer⸗Blick;
Da legt man ſchonend den Verband
Um die beim Fall verletzte Hand.

Und ſtille ward's — die Nacht brach ein,
Der Müde ging zur Ruh!
Da huſcht's im Dämmerlicht herein,
Tritt auf das Lager zu;

Es lüftet ſorglich den Verband
Und ſchüttet Balſam auf die Hand.

Der Tag ergraut! der Wächter eilt
Zu üben ſeine Pflicht;
Doch ſtaunend er am Lager weilt, —
Nein — ſo verband er nicht!
Und flüſternd ging's von Ohr zu Ohr
Was Wunderſames ging hier vor.

Und näher rückt die nächſte Nacht;
Der zweite Wächter ſchwört,
Daß er ſie wie den Tag durchwacht,
Den Nachttrunk er begehrt —
Er nippt ihn kaum zur Hälfte leer
Und ſchon der Wächter — wacht nicht mehr.

So wiederholt ſich oft das Spiel
Die Wunde heilet ſchnell.
Doch Ein Mal nicht der Schlaf befiel
Den Kranken — er wacht hell,
Als liebend naht die Lichtgeſtalt
Mit Jugendzaubers Allgewalt.

Er athmet kaum! das Auge ſchließt
Er halb — doch Amor lauſcht,
Indeß den Balſam ſie ergießt
Der Pfeil ihn treffend, rauſcht.
Und als zur Rückkehr ſie ſich wandt'
Erfaßt er ſchnell die Lilienhand.

Wer biſt du? menſchlich Weſen nicht!
Rief er ſie ſtaunend an —
„Doch üb' ich ſüße Menſchenpflicht,"
„Leb wohl — ſie iſt gethan."
Wild ſtrebt er auf, umfaßt ſie ſchnell,
Und plötzlich wird die Stube hell.

Der König nah't! — beim Fackelſchein
Erſchreckt das Bild ihn ſehr:
Der Wächter ſchlafend — mit dem Wein
Trank einen Schlaftrunk er,
Und wie ein Steinbild hingebannt
Sieht er ſein Kind — in Knechtes-Hand.

Und ſtille ward's — wie wenn der Sturm
Um neu zu athmen, ſchweigt.
Dann niederſchmetternd Baum und Thurm
Unbändiger ſich zeigt,
So bricht jetzt das gehemmte Wort
Die Schranke — und ſtrömt brauſend fort.

Verfluchter! wie? mit Frevelſinn
Umſchlingſt die Fürſtin du?
Strebſt nach des Thrones Strahlen hin
Raubſt Ehre mir, und Ruh!
Zum Tode führt den dreiſten Knecht
Der ſolcher Unthat ſich erfrecht.

Erbarmen! rief die Tochter laut;
Er weiß nicht, wer ich bin.

Ich war es, die der Nacht vertraut,
An ihm hing Herz und Sinn.
O Vaterherz verſöhne dich!
Und ſtraft der König — ſtraf' er mich.

Zurück! dein ſüßlich Schmeichelwort
Bethört die Ehre nicht.
Zum Richtplatz ſchleppt den Frevler fort! —
Der Tochter Herz — es bricht!
Gleich einer Leiche ſinkt ſie hin,
Und milder wird des Königs Sinn.

Laß ſterben mich! der Sel'gen Luſt
Gekoſtet hab ich ſie;
Sie lag an meiner warmen Bruſt,
Der das gefühlt, ſtirbt nie;
Ein Höherſchweben iſt es nur
Verfolgend neuer Freuden Spur.

Der Jüngling ſpricht's! — der König ſinnt,
Beginnt mit ſchwachem Ton:
Der eines Fürſten Tochter minnt,
Der Knecht, gewahr' den Lohn.
Ihn zu vernichten wäre Pflicht,
Doch — Blut vergießen — will ich nicht.

Das Sandkorn, das der Wind verweht,
Der Haide gebt's zurück.
Dort, wo der Baum am Wege ſteht,
Wo des Verruchten Blick

Mit Zauberkunſt mein Kind bethört,
Dort laßt ihn, der des Todes werth.

Hinaus geſtoßen wird er jetzt
In eiſ'ge kalte Nacht —
Sich unbewußt, was er verletzt,
Welch Unheil er vollbracht.
So irrt er mit verwirrtem Sinn
Zur irrgeword'nen Herde hin.

Kein Strauch ihm blüht! kein Blümchen lacht, —
Still iſt's, und Freudenleer.
Wie auch die Flur erſtirbt — erwacht,
Der Arme fühlt's nicht mehr.
Nur wo er weilt, der Fürſtin Bild
Erſcheint ihm rein, und engelmild.

Am Wege lauert täglich er,
Wo er ſie einſt erblickt;
Kommt ein Geſpann die Straße her
So ruft er hoch beglückt:
Sie nah't! den Balſam in der Hand,
Und er heiſcht flehend den Verband.

Da thürmte ſich ein Wolkenheer,
Am Mittag ward es Nacht;
Vom Himmel ſtürzt ein werdend Meer
Der Donner dröhnend kracht.
Und Blitze kreuzen dräuend ſich
Daß jeder Wandrer ſcheu entwich.

Der Hirt verweilt — ihm ſtürmt es nicht;
Und ſeht! es wächſt die Fluth,
Der Blitz erſetzt des Tages Licht,
Doch ruhig wogt ſein Blut.
Faſt Willenlos, im Wahnſinn=Traum
Erklimmt er den bekannten Baum.

Und ſitzet nun — und ſtarrt hinaus
In's weite Wellengrab. —
Wo iſt, wo iſt das Fürſtenhaus
Das weichen Pfühl ihm gab?
Wo iſt das Bretlein, noch ſo ſchmal?
Wo iſt? wo iſt der Rettungspfahl?

Er ſucht ihn nicht! er harret nur
Wie einſt der Fürſten=Maid.
Nun ſtäubt der Sturm die naſſe Flur
Die Donner tönen weit —
Jetzt zuckt der Blitz! — jetzt trifft er ihn,
In's naſſe Grab — ſinkt er dahin.

Johanna Franul v. Weiſſenthurn.

Das Amt der Prieſterin.

Helleniſch.

„Fluch über Alcibiades!
„Demeter's heil'ge Finſterniß,
„Demeter's ernſte Schauernacht
„Hat ſeine Sünderlipp' entweiht!
„Fluch über ihn, ihr Bürger, Fluch!
„Ein ſchlechter Bürger iſt der Mann,
„Der Hohn den ew'gen Göttern ſpricht: —
„Flucht, Bürger, flucht!"

Die Bürger fluchen ihm.
„Fluch über Alcibiades!
„Der hehren Segenſpenderin,
„Der Welternährenden, in Krieg'
„Und Frieden Großer, ſprach er Hohn!
„Fluch über ihn, ihr Krieger, Fluch!
„Ein feiger Krieger iſt der Mann,
„Der ſeinen Göttern nicht vertraut: —
„Flucht, Krieger, flucht!

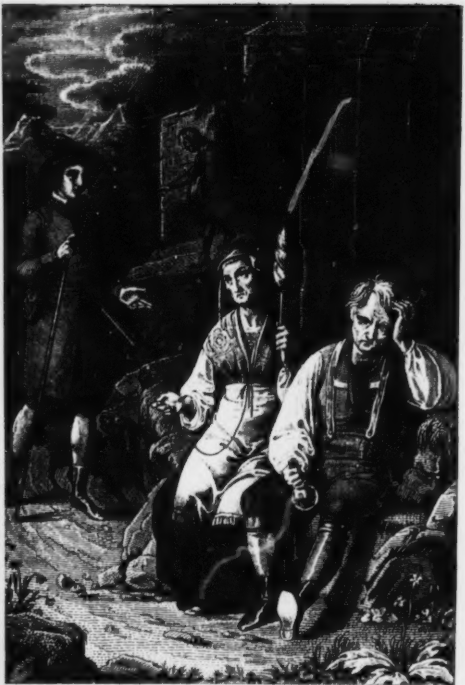
Die Krieger fluchen ihm! —
„Fluch über Alcibiades!
„Ihr, die der Muſen Bruſt geſäugt,
„Ob ihr des Wortes, ob des Stein's,

„Ob der Bewegung, ob des Klang's,
„Ob ihr der Farben Meiſter ſeyd,
„Flucht ihm, ihr Muſenſöhne, flucht!
„Die Kunſt verhöhnt, wer Götter höhnt,
„Denn von den Göttern ſtammt die Kunſt: —
„Fluch dem Barbarn!"

Und Alle fluchen ihm!
„Nun aber wend' ich mich zu dir,
„Demeters ernſte Prieſterin!
„Die Göttin, welcher du geweiht,
„Hat er entheiligt! Fluch' ihm, fluch!
„Tritt hin, berühr' ſein gottlos Haupt,
„Drei Locken raub' ihm, ſtreue ſie,
„Verſchwörung murmelnd, in die Glut,
„Daß Dis, der ſchwärzlichthronende,
„Daß der Erinnyen Schlangenchor,
„Daß es der Keren drei vernimmt.
„Tritt hin, berühr' ihn, ſprich ihm Fluch!" —

Der Richter ſprichts; die Prieſterin
Tritt aber, heil'ger Charis voll,
Zum Sünder, der entgeiſtert ſteht,
Und legt die Hand ihm auf das Haupt,
Und blickt ihm in das Aug und ſpricht:
„„Nicht fluchen — Segnen iſt mein Amt!""
Der Richter ſtaunt, der Sünder weint —
Das Volk — verzeiht!

J. G. Seidl.



W. Rieder del. Leop. Beyer sc.

Zur Erzählung: Der Hühnerhund.

Der Hühnerhund.

Unter einer ehrwürdigen Gränzeiche, deren Wipfel die erſten Strahlen der Morgenſonne beleuchteten, indeß ein kühler Oſtwind die Thautropfen von den dunkelgrünen Blättern ſchüttelte, ſaß der redliche alte Oberförſter Buchsmann auf einem Markſteine; ihm zur Seite ein ſchöner, blühender junger Mann, ebenfalls in Jägertracht, und wie es ſchien, zur Wanderung gerüſtet. Ein Hühnerhund von engliſcher Race, mit feinen, langen blendendweißen Haaren, den kaſtanienbraunen Kopf mit einem höchſt regelmäßigen weißen Schilde gezeichnet, lag im Graſe zu Füßen des jüngeren Weidmannes, ſeinen Herrn mit den klugen freundlichen Augen aufmerkſam betrachtend.

Nach einer langen Pauſe, während welcher die Männer vergeblich ſich bemühten, einen Aufruhr der Empfindungen zu beſänftigen, der zu gewaltſam war, um bloß für die Wehmuth zu gelten, die dem nahen ernſten Augenblicke des Scheidens von geliebten Weſen immer vorangeht — ergriff der Greis die Hand ſeines jungen Gefährten, und ſagte mit bewegter Stimme:

„So ziehe denn mit Gott, mein geliebter Sohn! — vergönne mir immerhin dich noch ferner ſo zu nennen, obwohl du nun weißt, daß du andern — wahrſcheinlich unglücklicheren Menſchen dein Leben verdankeſt. Sie zu entdecken darfſt du wohl nicht hoffen, indeß, das einzige, wenn auch höchſt unzureichende Mittel hiezu, begleitet dich, und die Wege des Herrn ſind wunderbar. Bleibe brav, nütze deine Zeit, und findeſt du in der Fremde kein größeres Glück — kein liebevolleres Herz als ich dir bieten kann, ſo kehre nach einigen Jahren zum alten Buchmann zurück." Und ſomit drückte der ergraute Weidmann den geliebten Zögling noch Ein Mal an die ſchmerzlich bewegte Bruſt, machte ſich dann ſchnell von ihm los, und verſchwand bald in den dunkeln Schatten des dichten Waldes.

Drei Jahre waren ſeit dieſer Abſchiedsſcene verſchwunden, mit Kenntniſſen und Erfahrungen bereichert, doch ohne irgend eine Spur über ſeine Herkunft, war Wilhelm eben auf der Rückreiſe zum Vater Buchmann begriffen, als ihn, in einer der wildeſten Gegenden der Sudeten, ſpät Abends ein Gewitter mit ſeinem nahen — in jenen Gegenden ſo furchtbaren Ausbruche bedrohte. Schon durchzuckte je zuweilen ein electriſches Leuchten, die ſchwarz-grauen, weißbeſäumten Wolkenmaſſen, die in Weſten aufgethürmt waren und nun langſam — ſich gleichſam über einander wälzend — näher rückten; ferner Donner rollte durch die Berge — drückende Schwüle, von einer Todtenſtille begleitet, verkündete den nahen Aufruhr der Natur, und einzelne große Regentropfen entfielen bereits den gepreßten Wolken; da erblickte unſer Wanderer beim Umſchreiten einer Felſenwand die Trümmer einer alten Burg, welche die Spitze des Berges krönte, den er eben mit Aufwand ſeiner letzten Kräfte erſtiegen hatte.

Froh, doch irgend ein Obdach gefunden zu haben, eilte er — neu belebt, den Ruinen zu; bald gewahrte er, daß ſie nicht unbewohnt waren, denn auf einem gewaltigen Felsblocke, der an der äußeren Ringmauer empor ſtarrte, und zur Hälfte in dieſe eingefügt war, ſtand ein ſonderbares verkrüppeltes Weſen, halb Knabe, halb Greis, das in ſinnloſem Spiele Hände voll Tannenzapfen aus einem großen Sacke hervorholte, der ihm quer um den Leib hing — ſie über den Abhang rollen ließ, und eine kindiſche Freude über die Sprünge äußerte, die ſie im Fallen vom Abſatz zu Abſatz machten. Etwa hundert Schritte weiter vor dem koloſſalen gewölbten Thore, ſaß auf einem herabgeſtürzten Werkſtücke ein rieſiger Mann, deſſen Kleidung und Hautfarbe ihn als Köhler bezeichneten, die rechte Hand unterſtützte das geſenkte Haupt, und wühlte in dem gebleichten Haare, in der Linken hielt er eine leere Flaſche; ein ſchwacher Lichtſtrahl, der für einen Augenblick durch die Wolken drang, beleuchtete das berußte Antlitz — der höchſte Grad von Mißmuth und Wildheit ſprach aus den tief gefurchten Zügen. Neben ihm ſaß ein Weib gleich ihrem Gefährten im Herbſte des Lebens, Rocken und Kunkel zeigten, daß ſie vorerſt geſponnen habe — die Spuren des Grames lagen auf dem gutmüthigen Geſichte, ihr kummervolles Auge war gegen Himmel gerichtet, und ſchien dort zu ſuchen, was ihr finſterer Gefährte in der Tiefe ſicher nicht fand.

Mit einem freundlichen: „Guten Abend, Landsleute!“ redete Wilhelm das ſchweigende Paar an.

Mürriſch, ohne Erwiederung, wendete der Köhler das Auge nach der Seite, woher der Gruß kam, ohne ſeine Stellung zu verändern. Nach einem flüchtigen Blick auf den wohlgekleideten jungen Mann, frug er barſch: „Was wollt ihr?"

„Herberge für dieſe Nacht, guter Freund!" antwortete Wilhelm.

„Die müßt ihr anderswo ſuchen, bei mir iſt kein Unterkommen für eures Gleichen!" polterte der rauhe Waldbewohner.

„Nur nicht ſo unfreundlich, Alter!" entgegnete unſer Held mit feſtem Tone: „Ich bin müde, in der Gegend fremd, und das Gewitter über uns muß bald losbrechen; wollt ihr mir gegen gute Bezahlung ein Nachtlager unter eurem Dache geben, ſo iſt's gut für uns Beide — wo nicht, ſo werde ich in dieſen öden Mauern irgend ein Plätzchen finden, das mich vor dem Unwetter ſchützt, und erſpare Geld und Dank."

„Gut bezahlen?" murmelte der Köhler, „warum habt ihr das nicht gleich geſagt. Aber iſt's auch wahr, oder denkt ihr vielleicht mich morgen mit einem „Vergeltsgott!" abzufertigen?"

Wilhelm lächelte, zog einen wohlgefüllten Beutel aus der Taſche, und reichte dem Mißtrauiſchen ein Guldenſtück. Mit einem gierigen Blick auf die Börſe, nahm dieſer das Geld und ſagte zu ſeinem Weibe: „Mache eine Streue in die Thurm-Kammer!" dann nahm er wieder ſeine vorige Stellung an, und kümmerte ſich nicht weiter um den müden Gaſt.

Willig eilte die Köhlerin den erhaltenen Auftrag zu erfüllen; der müde Wanderer hatte indeß Gewehr und Taſche abgelegt, ſein treuer Feldmann lagerte ſich dabei, er aber ſetzte ſich an die nun leere Stelle neben dem unfreundlichen Wirth. Nach einer geraumen Weile hub dieſer endlich an:

„Wer hat euch denn zu mir gewieſen? —“

„Der Zufall,“ erwiederte der Gefragte; „es ſollen treffliche Kohlöfen von ganz neuer Art in der Nähe ſeyn, die wollte ich beſuchen.“

„So!„So! — wollt wohl auch die Kunſt lernen, wie man armen Leuten das Brot ſtiehlt“ — brummte der mürriſche Mann, — nach einigem Nachdenken frug er weiter: „Iſt euch denn Niemand begegnet, der euch den rechten Weg zeigen konnte?“

„Niemand!“ ſagte Wilhelm, „aber meine Gegenwart ſcheint euch ja ſehr ungelegen zu ſeyn?“

„Das eben nicht,“ äußerte der Alte. „Hört! wenn ihr etwa Wein wollt,“ — fuhr er etwas freundlicher fort, doch ohne aufzublicken, — „ſo will ich meinen Buben nach der Schenke im Thal ſchicken — in einer Stunde iſt er zurück.“

Wilhelm lehnte das Anerbieten mit dem Bedeuten ab, daß er ſich bloß nach Ruhe ſehne. Eine neue lange Pauſe entſtand, welche erſt durch die Ankunft der Köhlerin unterbrochen wurde, die mit einer Hornlaterne unter dem Thore erſchien, und den Gaſt einlud, ihr zu folgen.

„Lieſe!“ rief der Köhler ſeinem Weibe nach, „ſperre den Hund des Fremden in den leeren Stall, und gib ihm Futter, das arme Thier wird auch hungrig ſeyn.“

„Mein Feldmann ſchläft bei mir,“ — ſagte Wilhelm!

„Wenn er über eine hohe Leiter klettern kann, ohne den Hals zu brechen, ſo iſt's mir auch recht" — bemerkte mit einer Art von hämiſchem Lachen der unheimliche Hauswirth.

„Kommt nur, lieber Herr, und laßt mich ſorgen; euer Hund ſoll es ſo gut haben, als ihr ſelbſt, denn — leider: —" ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu — „kann ich euch nichts Beſſeres anbieten als ihm — friſche Milch, ſchwarzes Brot und trockne Streue."

„Und guten Willen," — unterbrach ſie Wilhelm — „der den Werth von alle dem zehnfach erhöht."

Als ſie den Raum, welchen die Ringmauer umſchloſſen, durchſchritten hatten, gelangten ſie durch eine Pforte, welche in einem viereckigten Thurm von Quaderſteinen angebracht war, in den inneren Schloßhof, den Mauertrümmer und Arbeitsgeräthe zum Theil füllten. Von hier führte eine ſteile ſteinerne Treppe, ohne Geländer, durch Regen und Tritte ausgehöhlt, zu einer Art von Balcon, hoch an demſelben Thurme, der den Eingang beherrſchte; mehrere der gigantiſchen Stufen, lagen zertrümmert am Boden — andere waren locker, und drohten jeden Augenblick herab zu ſtürzen. Als Erſatz lehnte eine lange Leiter an dem Altan, und Wilhelm ſah ein, daß er ſich für dieſe Nacht von ſeinem Reiſegefährten trennen müſſe; — auf ſeinem Befehl folgte das gehorſame Thier, wenn gleich zögernd, der Wirthin nach dem Stalle, und nachdem dieſe noch Ein Mal verſprochen hatte für dasſelbe zu ſorgen, betrat unſer Held, die Laterne in der Hand, den ſchwankenden Weg nach ſeinem luftigen Schlafgemache.

Die niedrige enge Thüre von dicken Eichenbohlen, war nur angelehnt, denn das daran befindliche Schloß hatte der Roſt längſt unbrauchbar gemacht; Wilhelm trat in ein großes Gemach, an deſſen hoher gothiſcher Wölbung noch hie und da Reſte von ſchwerfälliger Stukatur-Arbeit zu ſehen waren, am Boden in der einen Ecke, lud ein hochaufgethürmtes Lager von Heu, mit einem zwar ſchadhaften, doch reinlichen Bettlacken überdeckt, zur Ruhe ein; zwei ſteinerne Sitze zu beiden Seiten der Fenſter-Höhlung, verſahen die Stelle von Bank und Tiſch.

Kaum hatte es ſich der Reiſende etwas bequem gemacht, als die Hausfrau bereits mit einem Topfe Milch und einem tüchtigen Stücke ſchwarzen Brotes herein trat, beides auf eine der Steinbänke ſetzte, und mit einem freundlichen: „Gute Nacht!“ ſich wieder entfernte. Wenige Minuten ſpäter, ruhte der Geſättigte auf dem einfachen, doch weichen Lager.

Einige Stunden mochte er geſchlafen haben, als ihn lautes Gebelle — ganz in ſeiner Nähe — erweckte; er richtete ſich empor und erblickte beim Lichte des Mondes der vom nunmehr heiteren Himmel, faſt blendend hell durchs offene Fenſter ſchien, — ſeinen Wirth — eine Axt in der Hand, wenige Schritte von ſeinem Bette; regungslos, mit dem Ausdrucke des Entſetzens in den verwilderten Zügen, ſtarrte er nach Feldmann, der die Zähne fletſchend mit funkelnden Augen und geſträubten Haaren vor ihm ſtand, bereit, bei der geringſten Bewegung auf ihn loszufahren. Schnell ſprang Wilhelm vom Lager und auf den Unhold los, doch eben ſo ſchnell erwachte dieſer aus ſeiner Betäubung, ſchleuderte das Beil nach dem Nahenden, daß es ſauſend — dicht an deſſen Kopfe vorüber flog, und war mit einem Sprunge aus der Thüre;

allein ehe er noch auf der Leiter feſten Fuß faſſen konnte, hatte ihn der muthige treue Hund bereits erreicht — gepackt, und Beide ſtürzten hinab in die Tiefe — die Leiter ihnen nach.

Erſchüttert ſtand Wilhelm am Rande des Altans. Der Schatten des Thurmes machte es ihm unmöglich, von dieſer Höhe zu ſehen, was unten vorging — ein leiſes Winſeln — zuweilen von einem unterdrückten Ächzen begleitet, drang durch die nächtliche Stille zu ihm herauf — endlich hörte er ein Raſcheln auf dem Boden, das ſich längs der Mauer fortzog — dann ward Alles ſtille. So muthvoll unſer junger Weidmann bereits manche Gefahr beſtanden hatte, ſo war doch ſeine dermalige Lage zu bedenklich, als daß er ſelbe ohne einen unwillkürlichen Schauder hätte überblicken können; — hatte der Räuber Gehilfen, ſo blieb ihm faſt keine Hoffnung zur Rettung, denn Flucht war unmöglich, das ſah er ein, und es blieb ihm nichts übrig, als mit Unerſchrockenheit und möglicher Vorſicht die Dinge zu erwarten, die da kommen ſollten. Demnach kehrte er in das Gemach zurück, unterſuchte ſein Gewehr, nahm die Axt, welche bei ſeinem Bette am Boden lag, und ſtellte ſich ſo bewaffnet hinter die geöffnete Thüre, um in Dunkel gehüllt, Altan und Fenſter im Auge halten zu können.

Lange blieb Alles ruhig; eben gedachte er mit Wehmuth des treuen Thieres, das wahrſcheinlich für ihn den Tod gefunden hatte, und ſuchte ſich deſſen Erſcheinen im entſcheidenden Augenblicke zu erklären, da bemerkte er, daß ein röthlicher Schimmer die Thurmwand erhellte, er vernahm deutlich, daß man Verſuche machte, die Leiter anzulehnen — noch war er ungewiß, ob er dieſen Verſuch hindern, oder ſeinen neuen Feind eben erwarten ſollte; da vernahm er die von Weinen halb erſtickte Stimme der Wirthin, die ihm zurief, ohne Sorge zu ſeyn. Er trat vorſichtig aus ſeinem Hinterhalte, und ſah beim Lichte einer Kienfackel, wie die Frau mit jener ſonderbaren Mißgeſtalt — die er am Abend auf dem Felſen bemerkt hatte — bemüht waren, die Leiter aufzuſtellen.

Kaum ward ſie ſeiner anſichtig, als ſie ihn beſchwor herab zu kommen, und bei Allem was heilig iſt gelobte, daß er nichts zu fürchten habe — ihr ſterbender Mann wünſche ihn noch zu ſprechen, ehe er vor dem Richterſtuhl Gottes erſcheine. Nach kurzem Beſinnen ſtieg Wilhelm — — das Gewehr auf der Schulter, das Beil in der Hand — hinab. Vergebens ſah er ringsum nach ſeinem Feldmann — dann folgte er entſchloſſen dem zitternden Weibe.

Als der junge Mann die ärmliche, von einem brennenden Buchen-Spane nur ſpärlich erleuchtete Stube betrat, fiel ſein erſter Blick auf den treuen Hund, der — ausgeſtreckt — todt vor dem Bette lag, auf welchem der Köhler ſtöhnte. Das blutende — mit naßen Tüchern umwundene Haupt — ruhte auf der einen Hand, indeß die andere zerſchmettert, ſchlaff herab hing — ſo weit als möglich vorgebeugt, betrachtete er mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit das todte Thier am Boden.

Als ſich Wilhelm näherte, hob der Leidende das matte Auge empor, und ſagte mit gebrochener Stimme: „Herr! ich kann und mag nicht läugnen, was ich gegen euch im Sinne hatte; vielleicht mildert es euren Abſcheu gegen mich, wenn ich euch ſage, daß nur die größte Noth und der Trunk mich zu dem ruchloſen Unternehmen verleitet haben; morgen ſoll ich wegen Schulden gepfändet, mit meinem kränklichen Weibe — dem blödſinnigen Buben fortgejagt — dem Elende Preis gegeben werden; um meinen Gram zu betäuben, trank ich etwas mehr als recht — da führte der böſe Feind euch zu mir — ich ſah viel Geld bei euch, und in mir ſtieg der entſetzliche Gedanke auf, den ich wohl auch vollführt haben würde, hätte nicht der Anblick dieſes Thieres — gleich dem eines Geſpenſtes meine Kräfte gelähmt, und ſo eure Rettung und meine Strafe herbei geführt. Sagt mir um Gotteswillen; woher habt ihr dieſen Hund?

Sanderbar ergriffen von dieſer Frage erwiederte Wilhelm: „Als ich vor drei und zwanzig Jahren im Forſte bei * * * gefunden wurde, lag eine trächtige Hündin bei mir, von ihr ſtammte mein Feldmann, der ihr ganz ähnlich ſeyn ſoll.“

„Heiliger Gott! wäre es möglich!“ rief der Unglückliche — verſuchte ſich mehr aufzurichten, und ſtarrte den Sprecher an. „Hat man euch nicht geſagt, worein ihr eingehüllet waret?“

„In ein grobes Bett-Tuch ohne allen Zeichen gewickelt, lag ich auf einem alten grauen Tuch-Mantel“ — entgegnete haſtig der junge Mann, von einer frohen Ahnung durchzittert.

Ihr ſeyd es! — Gelobt ſey der Allmächtige! — Lieſe! — geh — laufe ſo ſchnell du kannſt, in's Dorf, nimm den Buben mit dir — wecke den Pfarrer, den Schulmeiſter — den Richter — wer dir nur immer folgen will — der barmherzige Himmel wird mein Leben wohl ſo lange friſten. Und ihr Herr, damit ihr es wißt, wenn ich früher ſterben ſollte: Eure Ältern leben, ihr ſeyd ein — — — doch ehe er die wichtigen letzten Worte ausſprechen konnte, ſank der Erſchöpfte ohnmächtig auf ſein Lager zurück.

Wilhelm, in deſſen Bruſt Zweifel und Hoffnung, Entzücken und Mitleid um die Herrſchaft ſtritten, trieb die zögernde Frau an, vor Allem den Chirurg herbei zu ſchaffen, und verſprach, dem Leidenden einſtweilen beſtmöglichſt beizuſpringen. Eine lange Stunde war verfloſſen — endlich erſchien der Wundarzt. Ein kunſtgerechter Verband und zweckmäßige Mittel, welche die Natur mit einem wohlthätigen, obgleich kurzen Schlummer unterſtützte, ſetzte den Verwundeten in den Stand, nach Ankunft des Seelſorgers und des Vorſtehers der nächſten Gemeinde, folgende Ausſage zu thun. Oft wurde ſie durch die Schwäche des Erzählers — durch Wilhelms Fragen unterbrochen; — geordnet legen wir ſie dem Leſer vor.

Wolf, der Sohn eines Waldhüters auf einem der Güter des Grafen von Hofenau, in ſeiner Jugend eben ſo wenig gepflegt und gezügelt, als die Eichen ſeines Waldes, wuchs ſo kräftig heran als dieſe, doch auch eben ſo wild. Langeweile und Gelegenheit machten ihn bald zum leidenſchaftlichen Jäger, Habſucht und der Reiz des verbotnen zum kühnſten Wildſchützen. Zur ſelben Zeit lebte ein Neffe des Grafen — deſſen nächſter Erbe — auf dem Gute; bösartig von Natur, noch verdorbener durch ſchlechte Geſellſchaft, zog er Wolf an ſich, um ein verläßiges Werkzeug zur Ausführung ſeiner böſen Streiche zu haben.

Die traurigen Erfahrungen mehrerer Jahre, überzeugten den Grafen, daß keine Beſſerung bei dem Wüſtlinge zu hoffen war, der ihm Sohnesſtelle erſetzen ſollte; war dieß der Grund, oder eine wirkliche Neigung — kurz, er vermählte ſich — obgleich ſchon ziemlich bejahrt — mit einem armen Fräulein, und nach Einem Jahre vernichtete die Geburt eines Sohnes alle Hoffnungen des eben ſo habſüchtigen als boshaften Neffen.

Hundert Plane, den Stein des Anſtoßes aus dem Wege zu räumen, durchkreuzten den Kopf des Nichtswürdigen, um ſo mehr, da die Gräfin nach dem Ausſpruche der Ärzte nicht mehr hoffen durfte, je wieder Mutter zu werden; gerade damals ward Wolf eines neuen Wilddiebſtahles wegen eingezogen, und da alle früheren Warnungen bei ihm fruchtlos geblieben waren, — auf beſonderem Befehl des Grafen — ſtrenge beſtraft! Wüthend über die erlittene körperliche Züchtigung, hatte jener laut geſchworen, ſich zu rächen; dieſe Stimmung benützte der junge Hofenau und gewann den Gereizten durch Geld und Verſprechungen für ſeinen teufliſchen Plan.

Durch die ſchlauen Vorkehrungen des Verführers, ward der günſtige Augenblick zur Ausführung herbei geführt, und Wolf, durch Verkleidung und andere Mittel unkenntlich gemacht, floh mit dem Knaben in einer ſtürmiſchen Nacht, auf nur ihm bekannten Pfaden, der nahen Gränze zu.

Der Weg führte an ſeiner Hütte vorüber, die er — nach der Ältern Tode — allein bewohnte; — als er die Stube betrat, um eine Flinte zu nehmen, welche ihn auf der Reiſe ſchützen ſollte, ſprang ihm ſeine Diana entgegen: es war eine Hündin engliſcher Race von ſeltener Schönheit; — noch jung hatte er ſie von einem reiſenden Jäger um ſchweres Geld gekauft, und ſelbſt zur Jagd abgerichtet — ſie war ſein Stolz — ſeine Freude — das einzige lebende Weſen, das er wirklich liebte. — Ohne zu bedenken, wie leicht er dadurch verrathen werden konnte, nahm er das treue Thier mit ſich.

Bald erreichte er die Gränze, doch auch hier glaubte er ſich nicht ſicher, obſchon der junge Graf ihm versprochen hatte, durch falſche Nachrichten die Verfolgungen und Nachforſchungen ſeines Onkels nach der entgegengeſetzten Seite zu leiten; noch immer brachte er die Tage in den unzugänglichſten Schlupfwinkeln der Berge zu, die er durchzog, dort ließ er den Knaben unter der Obhut des treuen Hundes zurück, ſo oft es nöthig war, um Lebensmittel für alle drei herbei zu ſchaffen. Nachts ſetzte er ſeine Reiſe fort, und ſo gelangte er endlich in jene Gegend, wo wir unſeren Helden zu Anfang dieſer Erzählung fanden.

Es war Nacht; faſt vier und zwanzig Stunden hatten Wolf und das Kind — außer einigen wilden Beeren — nichts genoſſen, denn der Flüchtling wagte es nicht ſich einem bewohnten Orte zu nähern, weil er von einem Holzhauer erfuhr, daß man Straßenräubern in der Gegend nachſpüre. Da ſchimmerte Licht durch das nächtliche Dunkel, das Geklapper einer Mühle tönte aus dem Thale herauf, und Wolf entſchloß ſich zu verſuchen, ob er dort etwas Milch und Brot erhalten könne. Er legte den ſchlafenden Kleinen unter einer großen Eiche ins Gras, beſtellte die gehorſame Diana zur Hüterin, und eilte den Berg hinab der Mühle zu.

Ein langer Steg führte über das breite und wie es ſchien reißende Gebirgswaſſer, die Thüre zur Mehlkammer ſtand offen, und er fand darin mehrere Mühlknechte in voller Arbeit. Als er ihnen ſein Anliegen kund that, betrachteten ſie ihn mit mißtrauiſchen Blicken, die ihm nichts Gutes zu verrathen ſchienen — ſeine Beſorgniſſe wurden erhöht, als einer der Müller die Thüre — und mit ihr den einzigen Rückweg über das Waſſer verſperrte: „Folgt mir zum Herrn!“ ſagte ein Anderer, „wir können euch hier nichts verkaufen.“ Wolf ſah ein, daß Widerſtand hier vergeblich wäre, und that wie ihm geheißen; doch kaum trat er aus der Mühle in den Hof, welcher zwiſchen ihr und dem Wohngebäude lag, und bemerkte, daß ihn nur eine niedere Mauer umgab, als er ſeinen Begleiter mit Rieſenkraft zu Boden warf — die Mauer überſprang und quer durch das Thal lief, um die jenſeitigen Höhen zu gewinnen. Bald hörte er, daß man ihn mit Hunden verfolgte, mit einer Schnelligkeit, die nur einem ſo geübten Raubſchützen eigen ſeyn konnte, eilte er durch Buſch und Wald; — plötzlich, als er eben ein dichtes Geſträuch durchbrechen wollte, wich der Boden unter ſeinen Füßen — vergebens ſuchte er ſich zu erhalten — ein tiefer Fall beraubte ihn ſeiner Sinne.

Als er von der Betäubung erwachte, war der Morgen angebrochen, er fand ſich auf dem Karren eines Krämers, der ihn in einem Hohlwege ſchwer beſchädigt gefunden, und aus Mitleid auf ſeinen Wagen genommen hatte. Der gutmüthige Handelsmann begnügte ſich mit dem Mährchen, welches ihm Wolf auftiſchte, und brachte ihn in das nächſte Hoſpital, welches er erſt nach mehreren Wochen verlaſſen konnte. Furcht vor Entdeckung hielt ihn ab, nach dem im Walde zurückgelaſſenen Kinde zu forſchen, ſein Tod war ihm höchſt wahrſcheinlich, doch der Gedanke einer ſo gefahrbringenden Bürde los zu ſeyn, ohne ſich einen Vorwurf darüber machen zu dürfen, tröſtete ihn über des Knaben Schickſal und ſelbſt über den Verluſt ſeiner Diana.

Als er an den Ort kam, wohin er der Abrede gemäß den Knaben bringen ſollte, erfuhr er, daß den, der ihn gedungen, bereits die Rache des Himmels erreicht hatte; ein Sturz mit dem Pferde endete deſſen ſchändliches Leben.

Nun aller Bande frei, mit einer ziemlichen Summe Geldes verſehen, beſchloß Wolf ſich in jener Gegend anzuſiedeln; das Köhlergewerbe ſagte ſeiner Neigung und ſeinen wenigen Kenntniſſen am meiſten zu, er pachtete das alte Bergſchloß nebſt einem großen Stück Waldes ringsum, ward Köhler, und bald darauf der Mann ſeines guten, braven Weibes. So ſchien auf kurze Zeit Glück und Ruhe eine böſe That zu krönen, doch — wie immer, ſo auch hier — es ſchien nur; denn ſein Bewußtſeyn und der Anblick ſeines unglücklichen Kindes reichten allein ſchon hin, ihm jede frohe Stunde zu vergällen. Wir überſpringen eine Reihe von Unglücksfällen und Verirrungen, welche Wolf dem Bettelſtabe nahe brachten, und finden ihn wieder in der nächſtverfloſſenen unſeligen Mitternachts-Stunde — die Axt in der Hand, vor der Thüre ſeines ſchlafenden Gaſtes. Er öffnete ſie leiſe — ohne zu athmen — ſeine ganze Seele in Auge in Fauſt, ſchlich er dem Lager näher — mit einem Male ſprang — wie aus der Erde hervor, ein zottigter Hund — in welchem er augenblicklich ſeinen ſeit drei und zwanzig Jahren nicht vergeßnen Liebling — den Zeugen ſeines erſten Verbrechens zu erkennen glaubte. Ein unnennbares Entſetzen ergriff ihn — wie durch einen Zauber feſt gebannt, war er unfähig ſich von der Stelle zu bewegen — das Auge von der unbegreiflichen Erſcheinung abzuwenden; erſt als Wilhelm auf ihn losſprang, erhielt er zum Theil ſeine Beſinnung wieder — der Trieb der Selbſterhaltung ließ ihn inſtinctmäßig die Axt gegen ſeinen Verfolger ſchleudern — alles Übrige iſt dem Leſer bekannt.

Kaum hatte der Unglückliche ſeine Ausſage geendet, als der Zuſtand, in welchem er verfiel, deutlich zeigte, daß er nicht mehr des Arztes, wohl aber des Prieſters bedürfe — wenige Minuten noch, und ſein Leben — voll ſchwerer Verirrungen — geſühnt durch aufrichtige Reue — entfloh.

Bei näherer Unterſuchung zeigte ſich, daß der treue Feldmann eine mit Heu verſtopfte Öffnung im Stallfenſter durcharbeitet hatte; — er mußte über die baufällige Treppe durch die nur angelehnte Thüre zu ſeinem geliebten Herrn gelangt ſeyn, und ward ſo deſſen Retter.

Und wieder ſaß unter der ehrwürdigen Gränzeiche der redliche alte Oberförſter Buchmann, auf dem Markſteine; ein Brief ſeines geliebten Wilhelm hatte ihn dahin beſchieden — mit freudiger Sehnſucht ſah er nach dem Fußſteige, der ihm den theuren Pflegling nach einer Trennung von vierthalb Jahren wieder zuführen ſollte: da fuhr weiter unten ein prächtiger Reiſewagen von vier muthigen Engländern gezogen, den Waldweg daher; zwei Herren und eine Dame ſaßen darin — einer der erſteren rief —

noch in ziemlicher Entfernung den Schlag auf — ſprang aus dem Wagen — flog die Anhöhe herauf — und Wilhelm lag an der Bruſt des erſtaunten, entzückten Greiſes.

Wenige Minuten ſpäter drückten auch der Graf und die Gräfin Hofenau, die Hände des Überglücklichen an ihre dankbaren Herzen, und der hundertjährige grüne Baldachin, ausgeſpannt unter dem unermeßlichen azurnen Dome, an dem ſich — wie zur Feier — bereits einzelne Lichter entzündeten — deckte mit leichtem Schatten eine Scene, die ſelbſt den Neid der Engel hätte erregen können.

Nachſchrift.

Durch ein eingetretenes Ereigniß wurde eine Erzählung, wozu das Bild bereits geſtochen war, für den Herausgeber des Taſchenbuches unbrauchbar. Der Zeitpunct der Herausgabe war bereits vor der Thüre: in dieſer Verlegenheit wendete ſich mein Freund Caſtelli an mich, mit dem Erſuchen, zu dem vorhandenen Kupferſtich eine kleine Novelle zu ſchreiben; ſo entſtand dieſe flüchtige Arbeit, der ich nur die Mußeſtunden dreier Tage widmen konnte, und welche aus dieſem Grunde wohl einigen Anſpruch auf die Nachſicht des Leſers haben dürfte.

St. Holzmeiſter.

Nüſſe

zum

Aufknacken für ſchöne Zähne.

I.

Räthſel.

Viel beſſer, als ein Friedensrichter
Verſöhn' ich ſtreitende Partei'n,
Viel beſſer, als ein Freund verein' ich
Ehleute, welche ſich entzwei'n,
Viel beſſer, als die Hoffnung weiß ich
Euch Blumen auf den Weg zu ſtreu'n,
Viel beſſer als der Muth verſteh' ich
Euch vor den Feinden zu befrei'n,
Viel beſſer als die Liebe kann ich
Die Glut des Herzens ſtets erneu'n,
Und beſſer noch als Freundſchaft mach' ich
Daß Alle dir gewogen ſeyn.

J. F. Caſtelli.

II.

Buchſtabenräthſel.

Mit B wärmt, kühlt und nährt es dich.
Mit F erhebt's in Blaſen ſich,
Mit K heißt es ſo viel als faſt,
Mit R hat's Alles, was du haſt,
Mit S wirſt du's am Hemde finden,
Mit Z wird's deine Wünſche binden.

J. F. Caſtelli.

III.

Charade.

Vierſylbig.

Ein ſtill erhabnes freundliches Gebilde
Nennt meiner erſten kleines Sylbenpaar,
Voll zücht'ger Anmuth, ſittig, fromm und milde,
Doch oft auch ſtolz und muthig in Gefahr;
Die Tugend ſchirmt ſie mit dem goldnen Schilde,
Der Veſta Schleier ſchmückt das Lockenhaar,
Wenn tief im Innern meine letzten wohnen,
Verſchönend auf der ſchönen Stirne thronen.

Der tapfre Krieger tauſcht ſie ein um Narben,
Das Wörtlein grüßt des Fürſten Wiege ſchon,
Es hüllet ihn in Sammt und Purpurfarben
Und ſchmücket ihn auf ſeiner Ahnen Thron;
Und ſelbſt die Nonne, der die Blumen ſtarben,
Ringt um das Wort, zu ſtrenger Buße Lohn;
Im Seelengrunde es unſterblich lebet,
Wenn jeder Traum von irdſchem Glanz entſchwebet.

Das Ganze iſt des erſten Paares Zierde,
Wohl mehr als Perlen- und Demanten-Pracht,
Es lehrt ſie tragen ſchwerer Leiden Bürde
Und leitet ſanft durch ſternenloſe Nacht,
Verleiht der ärmſten Schäferin der Hürde
Den Feengürtel hoher Siegesmacht. —
Auch nennts mit ſüßen, tief verſtandnen Tönen
Ein Werk — gekrönt von lächelnden Kamönen.

Zurückgeſtrahlet aus dem Zauberſpiegel
Der unerſchöpften, reichen Phantaſie,
Die ſich erhob auf feſſelloſem Flügel
In's Wunderland der himmliſchen Magie,
Hoch auf des Helikones Sonnenhügel
Steht um die Stirn den hehren Lorbeer — Sie,
Die Herrliche, die oft uns Götterträume
Entzückend brachte in die irdſchen Räume.

Mit zartem Pinſel mahlte Luſt und Schmerzen
Der erſten Stolz, ſo treu, und wahr, und tief,
Ein heiß Gefühl ſchlug im bewegten Herzen
An jede Saite, welche tonlos ſchlief,
Wenn von des kleinen, armen Lebens Scherzen
Das Bild der Meiſterin zum Himmel rief
Das heilig ſchöne Ganze, das im Buſen
Bewahrt, die milde Lieblingin der Muſen.

Emmy ***

IV.

Sylbenräthsel.

Der Herr rief 3 2 1 dem Knechte zu,
Der müßig lag in langer Ruh;
Die vierte ich dem Ruf aus ſchilf'gem Teiche
Am Frühlingsabend wohl vergleiche.
Das Ganze hat mit dichtem Schleier
Der Himmel weiſe überdeckt;
Dem Chriſten iſt es hehr und theuer,
Und macht, daß ihn das Grab nicht ſchreckt.

Carl Barbarina.

V.

Sylbenräthſel.

Wehe! wenn die erſten Beiden,
Sich des Hauſes Frieden nah'n!
Schnell, ach! ſchnell, fliehn alle Freuden,
Und die Höll' iſt aufgethan!
Leider ſtiftet's oft die Dritte,
Mit des Höflings glatter Sitte!
Und das Ganze? — „Trag' den Plunder,
Töchterchen, ihm vor die Thür'!
Macht Papier d'raus, oder Zunder,
Schwefelfaden nimm dafür!"

Carl Barbarina.

VI.

Logogriph.

Sechs Zeichen.

Verehrter Leſer! da ich viel
Von Eurem Scharfſinn halte,
So ſtell ich Euch hübſch weit das Ziel
Sonſt trefft Ihr's gleich, und knallte
Bem erſten Schuß der Böller ſchon,
So hättet Ihr fürwahr davon
Wohl weder Ehr noch Freude.

Sechs Zeichen nennen Euch demnach
Ein Ding von großem Werthe,
Beim Fang in Krebs und Föhrenbach
Wie auf dem Vogel⸗Herde;
Zu tauſend Dingen iſt es gut,
Sey's Geldſack — Senkblei — Zuckerhut
Selbſt zum Raketten machen.

Fünf Zeichen, ohne dem erſten *).

Den kleinſten nennt Euch nun das Wort
Von einer Mörder Bande,
Ihr trefft ſie faſt an jedem Ort
Vorzüglich auf dem Lande;
Sie machen — gar zur Winterszeit
Dem Paſtor und der Obrigkeit
Dort ſchrecklich viel zu ſchaffen.

Ein Glück, daß ſie ſich oft entzwei'n
Des kleinen Schuftes wegen
Der hier gemeint iſt, — die Partei'n
Stehn dann ſich wild entgegen,
Und kämpfen bis der letzte fällt,
Dann iſt die Ruhe hergeſtellt,
Jedoch nicht auf gar lange.

---

*) Es iſt zu bemerken, daß die Buchſtaben nicht verſetzt werden, ſondern in derſelben Ordnung bleiben, wie ſie im Worte vorkommen.

Vier Zeichen, ohne dem erſten und letzten.

Kennt Ihr das kurze Sylbenpaar
Der Debitoren Schrecken?
Es iſt von wälſcher Abkunft zwar,
Doch kennen unſre Gecken
Den Sinn davon nur gar zu gut,
Vor ihm erſtarrt ihr Reſtchen Blut
Und ſpräch's auch nur ein Schneider.

Vier Zeichen ohne den beiden erſten.

Nun gibt es Euch den Namen kund
Von einem hübſchen Steine,
An Farbe — iſt er meiſtens bunt,
Man ſchnitt einſt viele kleine
Gefäße draus zu allerlei
Gebrauch, doch das iſt längſt vorbei
Und höchſtens ſieht man Doſen.

Drei Zeichen, ohne den beiden erſten, und dem letzten.

Benannte Zeichen laſſet weg,
So habt Ihr eine Würde
Im Türken=Heer, die ſtolz und keck
Schon oft den Aufruhr ſchürte;
Auch im Serail herrſcht tückiſch — hart
Ein gleichbenannter ohne Bart
Halt! — das war gar zu deutlich.

Drei Zeichen, ohne den drei erſten.

Jetzt bleibt ein Wörtchen noch zum Schluß,
Von mehr nicht als drei Zeichen
Das ich hier überſpringen muß
Um Tadel auszuweichen,
Denn wer von Euch kein Plattdeutſch ſpricht,
Erräth es wohl ſein Lebtag nicht,
Wir laſſen's alſo fallen.

Doch läßt ſich dieſe Kleinigkeit
Zum Glück auch rückwärts leſen,
Und nennt dann eine Spanne Zeit
Die heut zu kurz geweſen
Für meinen langen Logogriph,
Denn längſt ſchon ſank die Sonne tief
Hinab zu fernen Zonen.

Stierle Holzmeiſter.

VII.

Sylbenräthſel.

Beglückt iſt das, was uns die Letzte nennet,
Wenn ihm ſein Fürſt die beiden erſten iſt.
Geliebtes Ganzes! — daß du glücklich biſt,
Glaubt Jeder wohl, der deinen Herrſcher kennet.

VIII.

Sylbenräthſel.

Die beiden erſten Sylben.

Verſtehſt du in ihnen zu leſen
So künden ſie Haß dir — und Liebe
Unſchuld und Schuld — Freude wie Schmerz.

Die letzte Sylbe.

Zu ihr ſpricht das innerſte Weſen
Des Dichters ſich aus, — wenn der Triebe
Mächtiger Drang öffnet ſein Herz

Das Ganze.

Die erſten deckt ſchirmend das Ganze
Vor Helios blendendem Glanze.

St. Holzmeiſter.

IX.

Sylbenräthſel.

Frei muß die erſte ganz unbedingt ſeyn,
Zwang kann ſie nimmer vertragen;
Klugheit ſoll immer ſie leiten allein
Thoren nur leichthin ſie wagen;
Doch haſt du getroffen ſie klug und frei,
So ſchwanke nicht mehr, und bleibe dabei.

Naht ſich mir ſchüchtern mit flehendem Blick
Kraftlos von Mangel und Harme
Klagend ſein unverdient hartes Geſchick
Hülfe verlangend der Arme,

Wie gern möcht ich helfen nach Menſchen-Pflicht,
Doch leider, bin ich das zweite ja nicht

Blickeſt du tief in die Vorzeit zurück
Findeſt du häufig das Ganze,
Wenige Völker nur ſuchen ihr Glück
Jetzt noch im trüglichen Glanze
Des nutzloſen Rechtes, es erbt den Thron
Faſt überall immer vom Vater der Sohn.

St. Holzmeiſter.

X.

Charade.

Mein Erſtes iſt ein Mehl, —
Mein Zweites iſt ein Sack,
Mein Ganzes iſt dennoch kein Mehlſack.

St. Holzmeiſter.

XI.

Charade.

Trotzend dem Sturm, — hin nach entlegenen Küſten
Segelt der Schiffer vom heimiſchen Strand,
Scharen durchzieh'n Afrikas brennende Wüſten,
Jagt ſie ein Dämon durch glühenden Sand?
Durſt nach der erſten — er treibt ſie fort
Vom friedlichen Herd — vom ſicheren Bord.

Kennſt du den Schelm, ſchlau wie Kartuſch und verwegen,
Sahſt du im Forſt ſeinen künſtlichen Bau?
Dort in der Schlucht lauſcht er der Dämmrung entgegen,
Furchtſam durchſchleicht er dann ſpähend den Gau.
Frage die zweite, ſie nennt den Dieb
Den Göthe beſang, und Büffon beſchrieb.

Wo iſt die Zeit, da ich das feurige Ganze
Kraftvoll noch lenkte nach Willkür und Luſt;
Schimmernd im Licht, wie vom metalliſchen Glanze,
Stolz — ſeiner Stärke und Schönheit bewußt,
Hob es den Schwanenhals kühn empor
Und ſtürmte dahin durch Heide und Moor

St. Holzmeiſter.

XII.

Charade.

Dreiſylbig.

Erwarte nicht viel von den erſten,
Denn ſonſt biſt du ſelbſt dir die letzte.
Und wirſt noch am Ende das Ganze.

St. Holzmeiſter.

XIII.

Palyndron.

Seit kurzem glaubt ihr ſie entbehrlich,
Und ohne ſie pflanzet ihr Reis,
Kaffehbohnen, Zucker und Mais
Nebſt vielen noch was ich nicht weiß.
Leſ't rückwärts den Namen, wohl ſchwerlich
Iſt — was es dann nennt — euch entbehrlich.

St. Holzmeiſter.

XIV.

Charade.

Erſte Sylbe.

Die Eule — der Maulwurf bedürfen ſie kaum;
Doch uns iſt ſie ganz unentbehrlich.

Zweite Sylbe.

Freund! hältſt du dein Weibchen nicht tüchtig im Zaum
Wird ſie deinem Beutel gefährlich.

Die beiden letzten.

Der Gärtner bedarf ſie zu Hecke und Baum
Am Hummer verſchmähſt du ſie ſchwerlich.

Das Ganze.

Gebrauche es fleißig, ſonſt hellet den Raum
Des Zimmers die erſte nur ſpärlich.

St. Holzmeiſter.

Kern der Nüsse.

I. Geld.
II. Baum, Faum, Laum, Raum, Saum, Zaum.
III. Frauenwürde.
IV. Auferſtehung.
V. Haberlump.
VI. Spagat.
VII. Vaterland.
VIII. Augenlied.
IX. Wahlreich.
X. Puderbeutel.
XI. Goldfuchs.
XII. Menſchenfeind.
XIII. Neger.
XIV. Lichtputzſcheere.

Inhalts-Regiſter.

I.

Proſa.

Seite

Chezy (Helmina v.), geb. Freyin Klenke. Der Opernzettel. Erzählung . . . 141

Kuffner. Die Roſen, als Sinnbilder der Frauen und Mädchen . . . 90

May (Sophie). Everalline Campbell. Erzählung . . . 193

Schefer (Leopold). Der Waldbrand. Novelle . . . 5

Stierle Holzmeiſter. Der Hühnerhund. Erzählung . . . 337

II.

Gedichte.

Auersberg (Alexander Graf v.). Die beiden Sängerheere . . . 292

Baldamus (Carl). Die Macht des Glaubens . . . 137

Seite

Barbarina (Carl). An Auguſte, bei Überreichung des Taſchenbuches: Huldigung den Frauen 81
Thränenſeligkeit 326
Mein Stern 327
Sylbenräthſel 359
Sylbenräthſel 360
Caſtelli (J. F.). Maßliebe 176
Räthſel 357
Buchſtabenräthſel 357
Deinhardſtein. Bei ihrer Abreiſe 134
Emil. An Sophien 140
Emmy. Charade 358
Feuchtersleben (Eduard Freiherr v.). An Adelaiden 294
Gerhard (Wilhelm). Die Wiege 84
Glaſer (Rudolph). Bekenntniß 323
Grillparzer. Gedanken am Fenſter 191
Hammer (Joſeph v.). Das Leben 299
Die Zeitloſe 300
Das Herz 300
Auf dem Gute der Frau v. Henikſtein . . 300
Haug (Friedrich). Über das Geſtändniß: Ich liebe dich 79
Die Repräſentantin der Roſen an Louiſen . 80
Der Jüngling an die Roſe 80
Starke Sehnſucht 81
An Leonore 82
Hell (Theodor). An Eugenien zum Wiegenfeſte 302

Seite
Herrmann v. Herrmannsthal. Der Alpenwanderer 311
Hugo (Carl). Die Frühlingsreiſe 315
Iris. Die Cypreſſe 139
Lappe (Carl). Mirande, poetiſche Erzählung in drei Geſängen 92
Leitner (Carl Gottfried v.). Des Dichters Still-Leben 76
Ulrich von Lichtenſtein. Ballade 288
Mailath (Joh. Graf v.). Gloſſe 135
Manfred. Das wundervolle Buch 82
Müchler (Carl). Der Spiegel 87
Neuffer. Troſt an einen verliebten Dulder . . 314
Neumann (J. Ph.). Der Keim und die Frucht . 325
Pietznigg (F.). Grade der Liebe 310
Rückert (Friedrich). Der Künſtler und ſein Publicum 266
Saphier (M. G.). Bei Zurückſendung eines Taſchentuches 86
Schefer (Leopold). Die vermißte Braut. Legende 179
Geſang der vermißten Braut 188
Schlechta (Freiherr v.). Der Geiſt des Feuers 190
Schön (Johann). Epiſtel über die Liebe . . . 307
Seidl (J. G.). Das Vehmgericht 1
Der Nachtwandler. Ballade. 296
Entſchuldigung 305
Das Amt der Prieſterin 335
Suſan (Friederike). Jugendfreude 309
Glaubenstroſt 309

Seite
Stierle Holzmeiſter. Neun Räthſelſpiele 360, 363, 364, 364, 365, 365, 366, 367, 367
Told (F. X.). Der Fächer 301
Weidmann (F. C.). Mutterliebe 281
Weiſſenthurn (Johanna Franul v.). Der Hirt. Ballade 327
Wenzig (Joſ.). Täuſchung 321
Antwort 322
Zedlitz (J. Chr. Freiherr v.). Scheue Liebe . 75

HULDIGUNG
den
Frauen.

Ein Taſchenbuch
für
das Jahr 1828.

Herausgegeben
von
J. F. CASTELLI.

Sechster Jahrgang.

Mit sechs Kupfern.

Wien,
bey Tendler und von Manstein.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Inhalts-Register.

I.

Proſa.

Seite

Kruſe (L.) Viel Unrecht überall, und wenig Recht. Erzählung. 160

Montecucoli. Eine Novelle aus deſſen Leben. Nach einer Handſchrift aus ſeinem Nachlaſſe 50

Nell (Franz Maria Freih. v.). Der Thurm der Sultanstochter. Novelle. 1

Weisflog (C.). Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt. Novelle 329

II.

Gedichte.

Auersperg (Anton Alexander Graf v.). Name, Bild und Lied 418

Baldamus (Carl). Die gefrornen Reime. . . 37

Barbarina (Carl). Erinnerung 42

Lenzgefühle 423

Seite

Barbarina (Carl). Räthſel 443

Räthſel. Vierſylbig 445

Caſtelli (J. F.). Sanct Odilo. Legende 413

Die goldenen Eier. Ballade 415

Emmy. Wem gebührt der Preis. 318

Charade. Vierſylbig 446

Eyb (Wilhelm Freiherr v.). Tanne und Palme 152

Feuchtersleben (Eduard Freiherr v.). An Adelaiden 297

Franz (Agnes). Der ernſte Engel 35

Gaal (Georg v.). An M. P. 296

Gerhard (W.) Hannchen vor Allen 47

Hammer (J. v.) Die Donau (ſammt einem Schreiben an den Herausgeber) 310

Haug (Fr.) An Cöleſtinen 148

Die Roſen 150

An die Spröden 150

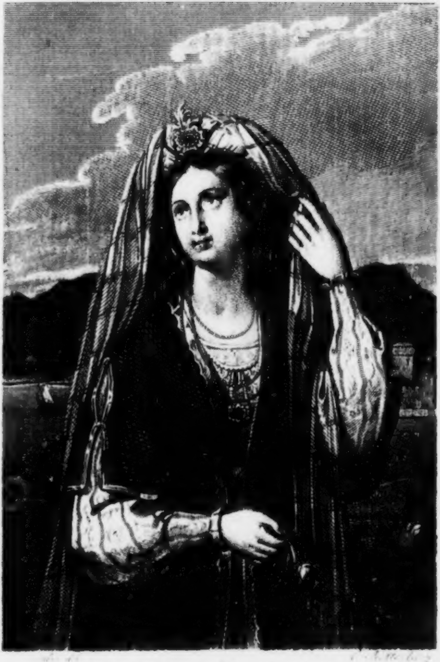
An Louiſen 151

Grabſchrift 151

Hell (Th.). Am Vorabende des Geburtstages einer holdbeſcheidnen Dichterinn, den 27. Januar 1827; im Liederkreiſe 324

Seite
Herrmann von Herrmannsthal. Auf dem Oetſcher 156
Kaſper (Anton). Des Sängers Abendgang . . 290
Kaſtor. Nachtgruß 421
Kenner. Grablied 43
L. L. Räthſelſpiele 449
449
450
450
Leitner (Carl Gottfried v.) Das Kloſter . 437
Leſſing (Caroline). Ila und Ilmenar. Ballade 322
Mailath (Johann Graf). Ergebenheit . . . 159
Maltitz (A. v.) Die verjüngte Liebe 315
Die Wahrheit und der Menſch 316
Manfred. Mein Herz 294
Marſano (W.) An *** 419
Mayrhofer. Nachtgedanken 47
Müchler (Carl). Dein vergeß ich nie 411
Pazzani (Demeter Goaga). Die Sünde und ihr Fluch. Poetiſche Erzählung 298
Pietznigg (F.). An Regina 45
R—f. (J. B.) Nacht 327
Gewiſſen 328

Seite
Rückert (Friedrich). Mariuccia 143
Schlechta (Freiherr v.). Wunſch 46
Schön (Johann). Der fliegende Sommer . . . 49
Seidl (J. G.). An die Überredung 431
Beſcheidner Zauber 436
Slawik (F. H.). Frühlingslieder 428
Suſan. (Friedericke, geborne Salzer). Frühlingsklänge 154
Thienemann. Als ich Auguſten im Jänner Blumen überreichte 151
Das Trinkgelag. Dreiſylbige Charade . 444
Told (F. X.). Mein Ideal 439
Weidmann (F. C.). Unſerer lieben Auguſte . . 155
Zedlitz (Chriſtian, Baron. v.) Guter Rath . 400



[illegible] del. [illegible] sc.

Nidle (Die Sultanstochter von Nell)

Der Thurm der Sultanstochter.

Novelle

nach einer türkiſchen Volksſage.

Von Franz Maria Freiherrn von Nell.

In der Meerenge, welche die Sultansſtadt Iſtambol von Scutari, Europa von Aſien ſcheidet, trozet ſeit vielen Jahrhunderten ein hochragender Thurm der Macht der Wellen. Auf einer, die Meeresfläche überragenden, einzeln da ſtehenden Felſenklippe erbaut, dient er jetzt mit beleuchteten Zinnen den Schiffen als Leitſtern, welche des Nachts durch die Meerenge ſegeln. Von ſeiner Höhe überblickt der ſtaunende Fremdling das Meer von Marmara mit ſeinen Inſeln, die prächtige Stadt der Sultane mit ihren Moſcheen und Palläſten, die klare Waſſerſtraße nach dem ſchwarzen Meere, und die flimmernden Landhäuſer des großen Gartens von Scutari am Fuße der mit Cypreſſen gekrönten Berge Aſiens. Stumm und ernſt ſteht der Thurm der Sultanstochter als ein tauſendjähriger Betrachter aller dieſer Schönheiten und vieler fröhlicher und grauenvoller Ereigniſſe an der Gränze zweier Welttheile. In ſeine hohen vier Wände ſind im letzten Jahrhunderte an den Ecken ein Paar Öffnungen zum Eingange des Lichts gemeißelt worden; aber auch jetzt noch läßt der Anblick des düſtern Thurmes nicht verkennen, daß er ein

Geheimniß zu bewahren beſtimmt war. Treuer als mancher Freund unſerer Tage hatte der Thurm ſeine Pflicht erfüllt. Die Geſchichtsforſcher ſtreiten über den Urſprung ſeiner Erbauung, und Einige halten ihn für einen der zwei Thürme, welche Manuel Paleologus in der Meerenge erbaute, um dieſe mit einer Kette zu ſperren; den Franken aber heißt er Thurm des Leander. Die Sage des Volks, eine geheime aber treuloſe, und bei den Gelehrten verrufene Vertraute der Wahrheit, gibt dem Fremdlinge einen befriedigenderen Aufſchluß über die Geſchichte des Thurms der Sultanstochter, als die verworrenen Anführungen aus den Schriften einer grauen Vergangenheit. Wir wollen auch dießmal der Sage folgen, wobei wir nur gewinnen können, denn an die Stelle der feindſeligen Eiſenkette des Paleologen, mit den die Gelehrten uns beſchenken, läßt ſie die Liebe eine Roſenkette zur heiß erſehnten, wenn gleich kurzen Vereinigung zweier Liebenden aus einem Welttheile in den andern ſpannen.

Einſt, in welchem Jahrzehnte nach der Flucht des Propheten von Mekka nach Jatreb, iſt nicht aufbehalten, ſaß ein Sultan auf dem Throne Osmans, der ſich für den Glücklichſten auf der Erde gehalten haben würde, hätte ihn nicht der Gedanke gequält, keinen Erben ſeines Glücks zu hinterlaſſen. Sultan Mahmud war kinderlos. Sein muthmaßlicher Thronfolger Amurad, ein Sprößling ſeines Familienſtammes, hatte ihm nach dem Leben geſtrebt, um ſeines Erbrechtes früher zu genießen als es vom Schickſal beſtimmt ſchien. Sein ruchloſer Anſchlag wurde jedoch entdeckt, Mahmud ſchenkte ſeinem entarteten Verwandten zwar aus Gnade das verwirkte Leben, aber er verwies ihn nach Aſien, und ſchloß ihn und ſeine Nachkommen von jedem Anſpruche auf den Thron für immer aus.

Dieſes traurige Verhältniß ließ den Sultan, je älter er wurde, den Mangel eines Thronerben nur um ſo bitterer empfinden. In ſeinem Harem verwelkten die ſchönſten weiblichen Blüthen aller Länder, ohne ihm eine Frucht zu bringen. Der gewaltige Menſchentödter, welcher täglich zweimal ſieben Köpfe ohne Rechenſchaft zu geben, ſeiner Willkür opfern durfte, war unglücklich, weil er nicht Einem Menſchen in einer Reihe von Jahren das Leben zu geben vermochte.

Mahmud richtete täglich die inbrünſtigſten Gebete an den Propheten, er ſpendete dem Tempel von Mekka die reichſten Opfer, aber der Prophet ſchien ſein Flehen nicht erhören zu wollen. Umſonſt zog er die weiſeſten Derwiſche zu Rathe, umſonſt ließ er Krankenhäuſer und Moſcheen bauen, umſonſt erbarmte er ſich ſelbſt der hungrigen Hunde der Hauptſtadt, die er an den Pforten ſeines Pallaſtes füttern ließ, er ſchien vom Geſchicke beſtimmt, der letzte ſeines Stammes zu ſeyn.

In einer Nacht, nachdem Mahmud lange über ſein unglückliches Loos geſeufzt hatte, ſah er plötzlich im Halbſchlafe die Geſtalt eines ehrwürdigen Derwiſch vor ſeinem Lager ſchweben. Der grüne Turban auf dem Haupte des Derwiſch deutete auf ſeine erhabene Abſtammung, die begeiſterten, aber wohlwollenden Geſichtszüge auf ſeine Sendung von dem Propheten. Mahmud glaubte deutlich folgende Worte aus dem Munde dieſes überirdiſchen Weſens zu vernehmen.

„Beherrſcher der Gläubigen! Der Samen des Wohlthuns, den du reichlich ausgeſtreut haſt, iſt zur Frucht des Segens herangereift; der Prophet hat die Gebete der Armen erhört, und mit der Erfüllung deines heißeſten Wunſches will er dein gläubiges Vertrauen belohnen. Diejenige deiner Frauen, die du am meiſten liebſt, wird eheſtens Mutter ſeyn. — Mahmud! bald wirſt du Vater werden, doch höre auf den Rath, welchen der Prophet durch mich dir zukommen läßt; dein Wunſch wird erfüllt, aber der Prophet ſieht voraus, das Schickſal, welches allgebietend waltet, werde dir Unglück aus der Erfüllung deiner Wünſche bereilen; darum verbindet ſeine Gnade zwei Warnungen mit der Gewährung deiner Bitte. Wirſt du eines Mädchens Vater, ſo will ſie der Prophet mit den Schönheiten aller Weiber, die je die Erde zierten, ausſtatten. Doch ſchmeichle dir darum nicht, in dem Garten des Lebens eine Roſe ohne Dornen zu brechen — deine Tochter wird bedroht werden, ihr Leben zu verlieren, durch den Biß einer Schlange. — Wirſt du Vater eines Sohnes, dann biſt du verloren, das Geſchick beſtimmt ihn zu deinem Mörder — wenn du ihm nicht zuvorkommſt.“

Mit dieſen Worten ſchien die Traumgeſtalt im Dunkel der Nacht zerfließen zu wollen, aber bald ſah Mahmud die halbverwiſchten Züge des Derwiſch ſich wieder ordnen, zu dem Bilde eines hellen Antlitzes mit dem Ausdrucke des Mitleids, und er vernahm von den Lippen des Derwiſch noch folgende Worte:

„Kannſt du dem Kinde, welches dir geboren werden ſoll, an einem Orte einen Pallaſt erbauen, der noch nie einen Sterblichen beherbergte, auf dem die Sonne noch keine Pflanze blühen ließ; ſo bringe es dahin, dort k[illegible] du deinen Sohn vor Dolch und Schwert, deine Tochter vor Ungeheuern und vor den Männern bewahren, die ihr gefährlicher ſeyn könnten als Baſilisken; nur dort wird ihr Leben dahin fließen, wie der ungetrübte, ungeſehene Quell eines Grasplatzes in der Wüſte, aus deſſen Wellen noch kein Mund getrunken."

Die Geſtalt verſchwand und Mahmud erwachte völlig.

Am früheſten Morgen eilte der Sultan auf den Flügeln der Hoffnung in ſein Harem, an deſſen Pforte ſchon er mit unbeſchreiblicher Freude aus dem Munde einer ihm entgegen gekommenen Sclavin erfuhr, daß der Derwiſch nicht gelogen habe, die liebſte ſeiner Frauen fühlte, daß ſie Mutter werden ſollte. Jetzt glaubte Mahmud an die Wahrheit alles deſſen, was ihm die Erſcheinung der letzten Nacht prophezeit hatte. Während das Volk der Sultansſtadt ſich den Beluſtigungen überließ, welche Mahmud zur Feier des ihn eben ſo ſehr beglückenden als beunruhigenden Ereigniſſes angeordnet hatte, berief Mahmud ſeinen Veſir, den Mufti und die klügſten ſeiner nächſten Diener, um zu berathen, wie er die Bedingung erfüllen könne, unter welcher allein nach dem Ausſpruche des nächtlichen Orakels es ihm geſtattet war, das Glück und das Leben ſeines Kindes zu ſichern. Der Fall war zu neu, auch für die älteſten Diener des Sultans, als daß ſie Rath gewußt hätten; der Befehlshaber der Flotte meinte, man ſolle das Sultanskind ſein Leben lang auf einem Schiffe in offener See gefangen halten, aber er vergaß der Stürme und der Meerungeheuer. Der Mufti ſchlug vor, daſſelbe in einem Käfig von Gold an eine Moſchee zu hängen, und es ſo dem Schutze des Propheten zu überlaſſen. Die nachdenkende Miene des Veſirs ſchien zwar einen weiſen Rath hoffen zu laſſen, aber als er dazu rieth, Leute in alle Welt auszuſchicken, um einen Platz zu finden, den kein Menſch noch betreten hatte, verließ der Sultan, unmuthig über die nichtsſagenden Vorſchläge ſeiner Räthe, den Divan; er begab ſich in ſein Harem, um in den Armen der Gattin, welcher er die Vaterfreuden danken ſollte, ſelbſt nachzudenken über das Wohl ſeines erſehnten Kindes. Dem Lieblinge des Propheten ward aber auch dießmal die Mühe des Nachdenkens erſpart; der Erfindungsgeiſt des Weibes, angeregt durch die Sorge um das Kind unter ihrem Herzen, übertraf jenen des Veſirs, des Muftis und des Flotten-Paſcha. Die Favoritin rieth dem Sultan, auf einem Felſen in der Meerenge, der aus den Fluthen nur zur Zeit der Ebbe hervorragte, einen Pallaſt zu bauen, und dort ſein Kind bewachen zu laſſen. Mahmud war entzückt über den Einfall, den er außer dem Harem für den ſeinigen ausgab, und ſogleich ausführen ließ. Die Rathgeber des Sultans ſtaunten beſchämt über die Erfindungsgabe ihres Herrn, und der Mufti war feſt überzeugt, der Prophet habe ihn erleuchtet, auf daß er das ihm verkündete Orakel erfüllen könne.

Bald erhob ſich, aller Schwierigkeiten des Baues ungeachtet, auf dem Felſen in der Meerenge gegenüber von Scutari, ein prächtiger Marmorpallaſt, welcher von Außen das Anſehen eines viereckigen Thurmes hatte. Das Licht fiel von oben durch eine kühngewölbte Kuppel in den Wunderbau, welcher nach Außen keine Fenſter hatte. Alles was der Reichthum und der Luxus Aſiens aufbieten konnten, verwendete Mahmud auf die innere Ausſchmückung dieſes Tempels, deſſen, den Blicken der Sterblichen unzugängiger Gott, ſein Kind werden ſollte. Mahmud ward Vater einer Tochter. Als die Erſehnte geboren war, welcher Mahmud den Namen Mihir-Schighill (Sonne der Schönheiten) gab, trug ſie ein vergoldeter Nachen, deſſen Ruder die ſchönſten Cirkaſſerinnen lenkten, nach ihrem geheimnißvollen Wohnſitze auf dem Felſen in der Meerenge. Prächtige, von Gold und edlen Steinen flimmernde Gemächer nahmen die Sultanstochter auf. Den reizendſten Sclavinnen war die Erziehung des Kindes anvertraut, das abgeſchieden von der Welt heranwuchs, ohne eines andern Mannes Antlitz erblickt zu haben, als jenes ihres liebevollen Vaters.

Die Prinzeſſin verdiente den Namen Sonne der Schönheiten, denn ſchon in ihrer zarten Kindheit verdunkelte ihr herrliches Antlitz alle die Pracht von der ſie umgeben war; die Roſen ſchienen ihren Wangen gegenüber ohne Farbe, und die Edelſteine glühten nur im geborgten Lichte ihrer Augen. Mahmud kam den leiſeſten Wünſchen ſeiner Tochter zuvor; in alabaſternen Gefäßen umblühten ſie die ſeltenſten Blumen Aſiens, in goldenen Käfigen ſangen die bunteſten Vögel, und in kryſtall'nen Becken gewährten ihr goldglänzende Fiſche eine angenehme Augenweide; der Thurm der jungen Sultanstochter ertönte von den melodiſchen Accorden aller Inſtrumente, und von den Geſängen ihrer reizenden Dienerinnen. Als die Prinzeſſin den vierzehnten Frühling erreicht hatte, fühlte ſie ſich von den kindiſchen Freuden ihrer Jugend nach und nach ermüdet. Unwillkürliche Seufzer bewegten den Buſen der ſchönen Sultanstochter, und eine unklare Sehnſucht nach der Welt außer ihrem Gefängniſſe, bemächtigte ſich ihrer. Mahmud bemerkte die Schwermuth ſeiner Tochter, und errieth die wahre Urſache derſelben; ihre Thränen glichen jenen der Knoſpen im Lenze, und waren gleich dieſen Vorläufer der Blüthenzeit. Aber Mahmud gedachte der Warnung des Derwiſch, ſeine Tochter vor den Blicken der Männer zu behüten. Kann ſich die Knoſpe der Weiblichkeit nur im Lichte eines Männerauges zur Blüthe erſchließen, ſo mußte Mahmud ſeiner Tochter das Blühen verſagen, und ſo geſchah es. Mahmud glaubte das Leben der Prinzeſſin auf Koſten ihres Glücks erhalten zu müſſen. Den Ruf der Schönheit ſeiner Tochter hatte Mahmud ſelbſt verbreiten geholfen, und das von ihm erlaſſene Verbot, Kraft deſſen ſich kein Mann bei Todesſtrafe dem Thurme nähern durfte, half dieſen Ruf vergrößern und verbreiten. Fremde Fürſtenſöhne zogen nach Stambul, um wenigſtens den neidiſchen Thurm vom Lande aus zu ſchauen, der eine ſo wundervolle, aber verbotene Frucht verbarg; einige wagten es ſogar die Prinzeſſin von Mahmud zu verlangen, aber unbefriedigt ließ er alle Freier heimziehen, ſich auf ein Verbot des Propheten berufend.

Ein fränkiſcher ritterlicher Abenteurer, hatte einen tollkühnen Verſuch gewagt, die ſchöne Prinzeſſin aus ihrem Gefängniſſe mit Gewalt zu entführen; doch ſein Anſchlag wurde dem Sultan verrathen. Dieſer ließ das bewaffnete Schiff des Franken, welches zur Nachtzeit am Thurme anlegen, und die Prinzeſſin aufnehmen ſollte, auf der Fahrt dahin überfallen, und den Anſtifter des Raubes und ſeine Genoſſen nach verzweifelter Gegenwehr gefangen nehmen. Mahmud ſah in dieſem Ereigniſſe einen Beleg für die Wahrheit jenes Orakels, welches die Männer für die gefährlichſten Feinde ſeiner Tochter erklärte; ein Anderer hätte vielleicht in den Männern nur allzu warme Freunde der Prinzeſſin, und in dem Gewaltſtreiche des Franken eine Folge ſeiner eigenen unnöthigen Vorſichten erblickt; doch Mahmud war ein Traumdeuter, und der Franke mußte das büßen. Mahmud ließ den Mädchenräuber enthaupten, und ſeinen Kopf auf einer Lanze an einer Ecke des Thurmes zum warnenden Beiſpiele für Alle aufſtecken, welche ein ähnliches Wagniß unternehmen wollten; an der Lanze flatterte eine rothe Flagge mit den ſchwarzen Worten: „Tod den Verruchten, die ſich dieſem Thurme nahen.“

Aus den Wangen des am Thurme aufgeſteckten Hauptes war noch nicht alle Röthe verſchwunden, als der perſiſche Prinz Mergub mit ſeinem Lehrer und Freunde Ramzmal in Scutari anlangte, wohin ihn der Ruf der unbeſchreiblichen Schönheit der Sultanstochter und der Wunſch gezogen hatte, ſie zu beſitzen, es koſte, was es wolle.

Die furchtbare Standarte auf dem Gefängniſſe der ſchönen Mihir-Schighill war dem Prinzen ein ungünſtiges Wahrzeichen für das Gelingen ſeiner Anſchläge auf das Herz und auf den Stolz ihres Vaters. Mergub, der verzogene Sprößling des üppigen Hofes von Ispahan, deſſen Wünſchen bisher die Erfüllung knechtiſch zuvorgekommen war; Mergub vereinigte mit dem Schimmer ſeiner glänzenden Zukunft mit der ſein Haupt umſtrahlenden Morgenröthe künftiger Herrſchaft, alle blendenden Vorzüge männlicher Schönheit und ſelbſtbewußter Kraft. Das Gerücht von der wunderſamen Schönheit der Prinzeſſin hatte ſein jugendliches Herz mit einer unklaren Sehnſucht nach ihrem Beſitze, und mit jener Unruhe erfüllt, die ſonſt nur die Begleiterin des Verlangens nach bekannten Gütern iſt; aber Mergub liebte das Bild der ſchönen Prinzeſſin, das er ſich ſelbſt geſchaffen, er ſehnte ſich darnach, wie ſich ſchwärmeriſche Rechtgläubige nach dem Paradieſe ſelbſt mit Verachtung eines genußreichen irdiſchen Daſeyns ſehnen, obſchon ſie das Jenſeits ſich nur als eine Moſaik aus den Bruchſtücken aller edlen Erdenfreuden vorſtellen können. Mergub verfiel in ein düſteres Hinbrüten über den Ausgang ſeines begonnenen Abenteuers, ſeitdem er am Meeresufer geſtanden, und den düſtern Thurm geſchaut hatte, welcher bei den Bewohnern der Sultansſtadt der Unerreichbare hieß, und der die Perle aller Frauen des Orients mit Nacht umhüllte, wie ſchroffe Felſen eine ſeltene Blume in abgelegenen Gebirgsſchluchten dem Auge der Wanderer unzugängig umſchließen, damit ihr ſchönes Daſeyn ungenoſſen verrinne. Mergub betrauerte tief das Schickſal der ſchönen Mihir-Schighill; er verwünſchte ihren eigenſinnigen Vater, deſſen Traum der Menge ein Geheimniß geblieben war, und der eben darum das Schickſal mit allen Geheimnißvollen theilte, daß über ihn und ſeine Tochter nach und nach die widerſinnigſten Mährchen in Umlauf zu kommen anfingen. Einige meinten, er verberge in dem Thurme ſeinen langerſehnten Thronerben, den er den Verführungen der Welt zu entziehen ſuche, um ihn völlig reif zu ſeinem erhabenen Berufe der Welt zu übergeben, und ſo ſein Volk zu überraſchen; Andere aber gaben vor, es ſey dem Sultan eine gräßliche Mißgeburt in ſeiner Tochter geboren worden, die überdieß von der bösartigſten Gemüthsbeſchaffenheit ſey, und die er darum in dem Thurme der Welt entziehen und unſchädlich ableben laſſen wolle.

Dieſes letztere Gerücht kam auch zu den Ohren Rammal's, der damit ſeinen Zögling und fürſtlichen Freund ſehr unangenehm überraſchte. Der Prinz wollte Gewißheit darüber und verlangte ſie mit Ungeſtüm von ſeinem Mentor. „Wie," ſprach er, „ich ſollte aus meinem Vaterlande hierher gezogen ſeyn, um mich in Liebe für ein nie geſehenes Ungethüm zu verzehren; Rammal! gib mir Gewißheit über die Schönheit der Prinzeſſin, und dann laß mich dafür ſorgen, daß ich ſie heimführe. Rammals erfindſamem Geiſte ward es nicht ſchwer, die Gewißheit zu erhalten, welche der Prinz ſo ſehnlich wünſchte, und welche die nothwendige Bedingung war, um ihn zu Verſtand zu bringen; denn Rammal hielt ihn für wahnſinnig, ſeit er eine unſichtbare Prinzeſſin liebte, die von Geburt an in einem Thurm ſonder Fenſter lebte. Der liſtige Herzensrath des Prinzen wußte das dumpfe bis dahin nur unter Wenigen verbreitete Gerücht von der furchtbar ſcheußlichen Geſtalt der Prinzeſſin mit Hilfe der Diener des Prinzen, und durch erkaufte Schwätzer zu einer lauten Volksſage anzuſchwellen, der er mit der erlogenen genauern Beſchreibung einzelner Züge von der Häßlichkeit und Grauſamkeit der Prinzeſſin, den Schein der Wahrheit gab. Durch eine andere Partei ſtreute er unter dem Volke aus, der Sultan halte einen halb wahnſinnigen, blutdürſtigen Sohn im Thurme gefangen; welcher dereinſt mit den Köpfen der Osmanlis ſein Spiel treiben werde. Beide Gerüchte drangen bis in den Sultanspallaſt, und bis in das Harem.

Auf den Stolz und die Vaterliebe des Sultans, und auf die Eitelkeit der Favoritin, welche der Prinzeſſin Mutter war, wirkten dieſe abſcheulichen Sagen gleich ſchmerzlich, und auf Andringen der Mutter gab der Sultan einem Verfahren Raum, das beide Mährchen widerlegen, und der Welt zeigen ſollte, daß Sultan Mahmud wirklich die ſchönſte Jungfrau, und weder ein männliches noch ein weibliches Ungeheuer, auf des Propheten ihm wunderſam mitgetheiltes Geheiß in dem Thurme vor den Angriffen einer feindlichen Außenwelt verwahre. Der Sitte ſeines Volkes entgegen, beſchloß Mahmud auf den Rath der Favoritin das Volk zu enttäuſchen, und es die Sonne der Schönheiten einmal ſchauen zu laſſen.”

Unter dem Vorwande, daß es der Prinzeſſin heißeſter Wunſch ſey, ein Wettrennen der Nachenführer in der Meerenge, und dabei das Volk von Conſtantinopel und die Großen des Reiches in ihren Pracht- und Luſt-Gewändern auf geſchmückten Kähnen zu ſchauen, ordnete der Sultan eine ſolche Wettfahrt mit allem erdenklichen Prunke an. An einem ſchönen Sommerabende ſah man die Meerenge um den Thurm herum mit tauſend und tauſend reichgezierten Kähnen beſäet, die von des Sultans Wachſchiffen in geziemender Entfernung von dem Thurme gehalten, jedoch ſo nahe gelaſſen wurden, daß die neugierigen Luſtfahrer alles ſehen konnten, was am Thurme vorging. Dort hatte ſich ein vergoldetes Gerüſte unter einem ſammtenen Baldachin aus dem Meere erhoben, auf welchem die Sonne der Schönheiten an der Seite ihres Vaters den erſten Blick in die Welt wagen ſollte. Daß Mergub und ſein Freund Rammal nicht unter der Menge fehlten, welche auf der Meerenge daher wogten, läßt ſich denken. Die Freude des Prinzen über die gelungene Liſt ſeines Lehrers überſtieg alle Gränzen. Auf dem Vordertheile eines prächtigen offenen Schiffes, von dem die Fahnen ſeines Vaterlandes wehten, ſtand der Prinz im perlenbeſäten Gewande, dem Baldachin der Prinzeſſin am nächſten. Mihir-Schighill erſchien an Mahmuds Seite, ein dünner Schleier, nur in der Entfernung bemerkbar, den Naheſtehenden aber kaum ſichtbar, floß von ihrem Haupte über ihr Antlitz, das ſelbſt den Schleier hindurch die Sonne am Abendhimmel verdunkelte. — Die vorüberrudernden Wettfahrer ließen bei ihrem Anblicke die Ruder ſinken, und ihre Nachen ſchienen von dem Thurme angezogen, im Laufe zu ermüden; — eine Todtenſtille herrſchte auf dem ruhigen Gewäſſer, Alles ſchien leblos im Anſchauen der wunderſchönen Prinzeſſin, die von dem herrlichen Anblicke der geſchmückten Menge angenehm überraſcht, im jugendlich regſamen Verwundern all der neuen Gegenſtände um ſie herum, allein noch Leben zu haben ſchien. An Mergub war es jetzt, ſich bemerkbar zu machen; er benützte den Augenblick der allgemeinen Regungsloſigkeit; er nahm die ihm von einem Diener gereichte prachtvolle Kryſtall-Vaſe voll des herrlichſten Roſen-Öhls von Shiraz, er goß das Öhl in der Richtung der nach dem Thurme ziehenden Wellen in das Meer, und ließ es mit ſeidenen Fahnen in die Waſſerfurchen verbreiten. Ein köſtlicher Duft verbreitete ſich rings um den Thurm, die Prinzeſſin blickte auf das in der Abendſonne mit aller Farbenpracht des Diamantes ſchillernde Kryſtallgefäß in Mergub's Händen, und liſpelte ihrem Vater einige Worte zu, welcher einem Diener winkte, und ihm einen Auftrag gab, der Mergub anzugehen ſchien; während der Diener auf einem Nachen ſich dem Prinzen näherte, warf dieſer das Gefäß mit Gewalt gegen den am Vordertheile ſeines Schiffes als Zierde aufgeſteckten Drachenkopf, daß die glänzenden Splitter durch die goldene Abendluft wie ein Brillantregen umherſtieblen, und als der Diener des Sultans ſich dem Prinzen nahte, und ſich das ſchöne Kryſtallgefäß ausbat, um es der Prinzeſſin zu übergeben, die darnach verlange, rief der Prinz, den Blick nach der Prinzeſſin gerichtet, die ihn ſcharf in's Auge faßte: „Ein Gefäß, das der Sonne der Schönheiten Wohlgeruch geſpendet hat, durfte ich keinem andern Gebrauche mehr weihen — ich habe es darum zerſchlagen, des Glückes, ihr dieß unwürdige Gefäß zu Füßen legen zu dürfen, war ich nicht gewärtig."

Die Sonne ging unter im ſchwarzen Meere, und die Sonne der Schönheiten zog ſich in ihre Mauern des Thurmes zurück. Das Feſt war zu Ende; eine Weile noch jauchzte das Volk der Sultansſtadt auf den Schiffen über die ihm gewordene Gewißheit, daß der Thurm weder einen blutgierigen Reichserben, noch ein weibliches Ungethüm umſchließe, dann aber ward es ſtill in der Meerenge, und das alte ſchweigende Geheimniß bedeckte den Thurm und die Wogen um ihn herum. Drohende Wachſchiffe traten an die Stelle der munteren farbigen Kähne, und verwehrten wie vordem, jedem Fahrzeuge, ſich dem Thurme zu nähern. Während Mergub entzückt von der Schönheit der Prinzeſſin, und voll Entwürfe, ſie aus ihrer Gefangenſchaft zu befreien, nach Scutari heimkehrte, lag die Prinzeſſin im Halbſchlummer auf ihrem Ruhekiſſen;

die Geſtalt des Fremden, der den glänzenden Becher zerſchlagen, welcher ihr Wohlgerüche geſpendet hatte, ſchwebte vor ihrer Seele, die nicht begriff, warum ſie von einer Welt abgeſchieden leben müſſe, der Herrlichkeiten männliche Schönheit und Würde die Krone aufſetzet.

Mahmud hatte bald Urſache, ſein thörichtes Beginnen, der Welt einen Schatz zu weiſen, den er ihr vorenthalten mußte, bitter zu bereuen. Der Anblick der Schönheit der Prinzeſſin, welcher das magiſche Dunkel ihres Geſchickes einen eigenen Reiz verlieh, hatte wie ein Zauber auf die empfänglicheren Herzen der jungen Großen unter den Osmanlis gewirkt. Gleich Wahnſinnigen ſetzten Viele derſelben ihr Leben an ein eingebildetes Gut. Zahlreiche Angriffe auf den Thurm wurden mit bewaffneter Hand unternommen; aber von des Sultans Kriegern abgewieſen — eine Schar der edelſten Jünglinge, wagte einen gemeinſchaftlichen Sturm auf den Thurm, um die Prinzeſſin zu befreien, die unter ihren Befreiern die Wahl haben ſollte, wobei jeder der Tollkühnen innerlich hoffte, dieſe Wahl werde ſeinen Muth und ſeine Liebe lohnen. Ein förmlicher blutiger Seekrieg entſtand in der Meerenge, hunderte fielen als das Opfer ihres wahnſinnigen Strebens; der Sultan aber, welchen eben dieſer ſchaudervolle Hergang nur noch in der Meinung beſtärkte, daß die Männer die Verderben drohenden Feinde ſeines Kindes ſeyen, bot alle möglichen Vertheidigungsmittel auf, und er ſiegte nach und nach über das Heer der muthigen Abenteurer. Mit den Köpfen der Beſiegten ließ Mahmud den Thurm im Viereck umſtecken, und ſo die Wohnung der blühenden Prinzeſſin zu einem künſtlich zuſammen gefügten Beinhauſe umſtalten. — Der Thurm glich einem Todtenſchedel, in deſſen Höhlung eine duftende Frühlingsblume hinein rankt; er gab die Kehrſeite des Gewandes alles irdiſchen Daſeyns zu ſchauen, denn wenn das Knochenhaupt gewöhnlich mit Roſenwangen verhüllt durch die Welt zieht, ſo war das Leben in die Dürren des Todes eingeſchloſſen — der Sodoms-Apfel der Verführung war dießmal von Außen mit Aſche beſtreut, von Innen ein köſtliches Mark für den Genuß.

Während dieſes ſonderbaren inneren Krieges, der um den Beſitz der Sultanstochter und zum Nachtheile der Angreifenden beendigt wurde, hatte Mergub ſeinen Angriff mit beſſerem Erfolge nicht gegen die Mauern des Thurmes, ſondern liſtig auf die ſchöne Bewohnerin ſelbſt gerichtet. Ein Grieche, der in den Kampf zog, nahm, wie die Urchronik der Kunſt erzählt, Abſchied von ſeiner Geliebten, der Tochter eines Töpfers — der Schatten des Scheidenden fiel auf die Wand, die weinende Braut belegte den Schatten mit dem Thone, der eben zur Hand war, behielt ſo einen Abdruck der theuern Geſtalt, und die Liebe war die Erfinderin der Plaſtik. Nicht minder erfinderiſch zeigte ſich die Liebe jetzt um das Bild Mergub's der Prinzeſſin in die Hand zu ſpielen, nicht als Erinnerungszeichen beim Abſchiede, ſondern als Unterpfand kühner erwachender Liebeshoffnung. Der Prinz hatte einen bunten Tauber bemerkt, der aus der nur gegen den Himmel zu offenen Wölbung des Thurmes öfters ausflog, und ſich an die Küſte von Scutari begab, um ſich dort am Strande zu ſonnen. Mergub brachte einen zierlichen offenen Käfig mit einer Fallthüre voll zahmer Tauben in die Nähe ſeiner am Ufer der Meerenge gelegenen Wohnung. Der im Thurme einſame Tauber ging bald in die Falle — er ſchnäbelte mit dem zärtlichen Täubchen, ward köſtlich gefüttert, und wieder frei gelaſſen, wornach er zu ſeiner Gebieterin in den Thurm heimkehrte. Die Beſuche des Taubers in Scutari wurden bald regelmäßig, und Mergub hatte ſeinen ſichern Liebesboten in ihm gefunden. Eines Abends band er dem Tauber ſein Bildniß und einen Zettel mit den türkiſchen Worten um den Hals: „Mergub, der Prinz von Perſien, welcher der Sonne der Schönheiten ein Gefäß mit Roſenöhl von Schiraz geopfert, will ſich ſelbſt ihr weihen.“

Die Prinzeſſin lag eben ſchlummernd auf dem goldnen Divan im Hofraume ihres Gefängniſſes, umgaukelt von ſchmeichelnden Traumbildern, als der girrende Liebesbote durch die offene Wölbung des Thurmes herabflatterte und ſich auf ihr Ruhekiſſen niederließ. Das erwachende Auge der Prinzeſſin fiel auf den ſeltſamen Halsſchmuck ihres Lieblings, und ſie glaubte noch zu träumen, als ſie das Bildniß des Prinzen erblickte. — Ein unbeſchreibliches, aus Grauen und freudiger Hoffnung gemiſchtes Gefühl durchbebte ſie bei dem Anblicke des erſten Bildniſſes, das ſich ihren erſtaunten Augen darbot. Sie erkannte die Züge deſſen, der einen ſo tiefen Eindruck in ihrem zur Liebe erwachenden Herzen zurückgelaſſen hatte, und als ſie den Brief, der das wunderſame Geſchenk begleitete, geleſen hatte, ward ihr Alles klar. Ein inſtinctmäßiges Bangen rieth ihr die theuern Gaben auf das ſorgfältigſte zu verbergen, um ſie den Augen ihres Vaters zu entziehen, der ihr die Männer als liſtige Verderber zu ſchildern gewohnt war, und der des Prinzen Wageſtück mit einem ſchmachvollen Tode beſtraft haben würde. Sie genoß die Seligkeit des Anſchauens der theuern Züge des Mannes, in dem ſie ihren einzigen Befreier erblickte, nur in den Stunden der Entfernung von ihren Dienerinnen, und ſann darauf, ſich dem Liebenden durch eine geheime Sprache verſtändlich zu machen.

Die Prinzeſſin, war von einer leidenſchaftlichen Liebe für ſeltene Blumen beſeelt, welche ihre einſamen Stunden verkürzte, die ſie der ſorgfältigſten Pflege dieſer reinen Kinder der Natur widmete. Sie verſtand die Sprache der Blumen, die ihre Dienerinnen als Zöglinge des Serails in den Thurm verpflanzt hatten, und ſie benützte jetzt dieſe Kenntniß, um durch den gelehrigen Tauber dem Prinzen zu antworten. Bald erhielt Mergub durch den erwarteten Boten ſeiner Liebe ein Sträußlein, welches aus einer Irisblume, einer blühenden Erdbeere, einem Baſilikonzweige und einer Aecolie beſtand. Mit Hilfe des weiſen Nammal entzifferte der Prinz den Sinn dieſer geheimen Bothſchaft nach der Ordnung der genannten Blüthen in folgende Sätze aus der Blumenſprache der Harems: „Warum haſt du den Frieden meines Herzens zerſtört? Bleibe mir treu. Nähere dich mir, und du wirſt mich beſſer kennen lernen! — Wage, denn für Furchtſame blühen die Roſen der Liebe nicht.“ Der Prinz war entzückt über dieſe Sätze, die nur die Liebe der Prinzeſſin zu äußern geſtatten konnte. Er beſchloß zu wagen, um der Liebe der Prinzeſſin würdig zu erſcheinen. Er ſann auf eine neue Liſt, der Prinzeſſin anſichtig zu werden, und unterhielt ſich, bis ſie zur Ausführung reif ward, auf das zärtlichſte mit der Prinzeſſin, der er von Stunde zu Stunde die ſinnvollſten Blumen zuſandte, und ihre Liebe zu ihm in dem Grade entflammte, als die ſeine für ſie immer feuriger entbrannte. Der Prinzeſſin Ungeduld, mit welcher ſie jeder Kunde von Mergub, die ihr vertrauter Luftſchiffer ihr zubrachte, entgegen ſah, ließ ſie lange vor dem Upſaler Linné die Blumen-Uhr erfinden. An dem Öffnen oder ſich Schließen der Blumen in ihrem Kerker, erkannte ſie genau, die Stunden, wann der Tauber heimzukehren pflegte von ſeinen Ausflügen in das Harem zu Scutari, das ihm Mergub dort errichtet hatte. Bald erhielt ſie auf dieſem Wege einige Zeilen von Mergub, die ihr meldeten, daß er zwar mit Gefahr, aber mit Gewißheit in ihren Thurm kommen werde, um ſie zu entführen, es bedürfe nichts, als daß ſie von dem Sultan mit Ungeſtüm und Eigenſinn die ſeltenen ſchwarzen perſiſchen Roſen für ihren Zimmergarten verlange, die im ganzen Reiche nicht zu finden waren. Der Prinzeſſin bangte bei dem Worte Gefahr, und ihre Scheu vor Männern ließ ſie auch bei dem Gedanken erbeben, daß der Prinz in ihre jungfräuliche Einſamkeit eindringen ſolle; aber als ſie das Bild des herrlichen kühnen Jünglings betrachtete, der ſein Leben daran ſetzen wollte, um das ihre durch das Geſchenk ſeiner ſelbſt und ſeiner Liebe für immer zu verſchönern, da verließ ſie jede Bangigkeit, und ſie band dem Tauber an grünſeidenem Faden ein friſches rothes Roſenblatt um den Hals, welches dem Prinzen, als er den Boten in der Luft am Strande erblickte, ſchon von Weitem das „Ja“ der Blumenſprache zurief. Die Prinzeſſin hatte dieß ihr Jawort kaum den Lüften anvertraut, und ſaß noch im ſtummen Entzücken vor dem Bildniſſe des Geliebten, als ihr Vater unbemerkt in ihr Gemach trat, und befremdet ſeine Tochter betrachtete, die entzückt ſchien, als hätte ſie Opium genoſſen. Als er ihr näher trat, blickte die Sonne der Schönheiten auf, und ließ bei dem Anblicke ihres Vaters des Männerfeindes und Männertödters, das Bildniß des Prinzen zu Boden fallen. Der Sultan hob das Bildniß auf, und gerieth in die furchtbarſte Wuth. „Wie!" — rief er — „ſo hat die Schlange, vor der mich der Prophet gewarnt, doch Eingang in das Paradies meines Lebens, in das unentweihte Heiligthum meiner Tochter gefunden! — O, ich kenne dich, Prinz Mergub von Perſien! nicht umſonſt zerſchlugſt du ein Kryſtallgefäß, um dich bemerkbar zu machen! — Jetzt iſt das Zerſchlagen an mir! Krieg deinem Lande, und mit dem Schwerte, das dein Haupt vom Rumpfe trennen ſoll, werden die Schwerter aller meiner Heere gegen Perſien gezogen werden. Tod den Schützen! — „Wiſſe" — wandte ſich der Sultan zu ſeiner Tochter — „von dir wird der Prophet die Seele dieſes Bildes verlangen, wenn der Prinz nicht mehr iſt; denn nicht umſonſt ſind uns die trügenden Abbilder der Menſchen zu beſitzen verſagt, die nur eine Seele haben!" — „Grauſamer Vater!" — rief die Sultanstochter im höchſten Schmerze — „gib du mir die Seele dieſes Bildes, führe mich dem Prinzen zu, anſtatt ihn und mich zu vernichten; denn wiſſe, daß ſein Tod auch der meinige ſeyn wird." Weinend verhüllte die Prinzeſſin ihr Antlitz mit ihrem Kiſſen — der Sultan aber ſtand ſprachlos und verwirrt, denn er begriff nicht, wie dieß unſelige Bildniß in den Thurm gekommen, und wie ſeine Tochter, die ſanfte Pflegerin ihrer Blumen, zu ſo ſtürmiſcher Bewegung ihres Gemüthes gelangt ſeyn konnte. Mit dem Vorſatze, ungeſäumt Rache zu nehmen an dem glücklichen perſiſchen Abenteurer, verließ Mahmud das Gemach der Prinzeſſin und den Thurm, wohl ahnend, daß der längere Anblick des leidenden Zuſtandes ſeines geliebten Kindes und deſſen Bitten ihn gegen des Propheten Geheiß zu milderen Geſinnungen, wo nicht gegen das Männergeſchlecht, ſo doch gegen einen Einzelnen und gerade den Gefährlichſten, bewegen könnte.

Von verkleideten Dienern begleitet, und ſelbſt durch einen gemeinen Anzug unkenntlich gemacht, begab ſich Sultan Mahmud nach Scutari nach der ausgekundſchafteten Wohnung des Prinzen Mergub, um dieſen gefangen zu nehmen und ſeinem Lande Krieg zu erklären, für deſſen ſchlimmſten Ausgang er den Thronerben in vorhinein als Geißel zur Erzwingung eines Beſſern zu behalten gedachte. Voll widerſtreitender Rachepläne betrat der Sultan das Haus, wo er den Prinzen zu finden hoffte. Allein wie groß war ſein Erſtaunen, als er nicht den Prinzen, ſondern einen alten perſiſchen Frucht- und Blumenhändler fand, der eben beſchäftigt war, die von dem Prinzen, wie es hieß, in verwirrter Eile verlaſſene Wohnung, mit Hilfe ſeiner jungen verſchleierten Tochter zu einem Kaufladen für ſeltene Gewächſe einzurichten. Der Sultan, halb erfreut über die Flucht des Prinzen, halb erbittert über die Vereitlung ſeines Racheplanes, rieth dem alten Perſer, er möge das Türkenland bald verlaſſen, und in ſeine Heimath zurückkehren, welcher der Sultan den Krieg erkläre. Der alte Perſer lächelte und ſagte: „Mit den Blumen der Perſer werdet ihr Türken wohl keinen Krieg führen — bringt ihr erſt ſchöne Perſerinnen heim, dann werdet ihr wohl auch perſiſche Blumen für eure Harems bedürfen, und dem alten Blumenhändler kein Leid anthun, der euch damit verſehen kann." Der Sultan verließ das Haus und ſendete Eilboten auf alle Wege, die nach Perſien führen, um des Prinzen, der wahrſcheinlich auf dem Heimwege ſeyn möchte, wo möglich habhaft zu werden; zugleich ließ er ſeine Kriegsſcharen gegen das Land der Perſer aufbrechen.

Die erſten Gefechte der Türken gegen die Perſer fielen zum Nachtheile der Angreifenden aus, und ein Unglücksbote erſchien nach dem andern an der Serails-Pforte, neue Niederlagen zu berichten. Mahmud fühlte ſich zu alt, um ſein Heer ſelbſt zum Siege zu führen; er ſchaute mit trübem Blicke in die Zukunft, und klagte ſich jetzt ſelbſt an, den Propheten um das Geſchenk eines Kindes gebeten zu haben, dem er ſein Reich nicht hinterlaſſen konnte, und um deſſentwillen er in Gefahr ſtand, ſeinen Thron erſchüttert zu ſehen. Der Thurm in der Meerenge, erfüllt von den Klagen der ſchönen Prinzeſſin, gewährte dem Sultan keinen Troſt mehr in ſeiner Bangigkeit; das Hinwelken ſeiner Tochter in der Zeit ihrer üppigſten Blüthe, die drohende Gefahr für ſein Reich, ließ den Sultan das Orakel des Propheten, das ihm einſt im Traume geworden, den Urſprung aller ſeiner Leiden verwünſchen. Troſtlos ſaß Mahmud eines Abends in halbem Schlummer auf dem königlichen Polſter, als er eine männliche Geſtalt in das Gemach eintreten ſah, welche ihn mit Schauer an den Derwiſch mahnte, der ihm einſt im Traume erſchienen; er fuhr entſetzt vom Sitze auf, doch er erkannte in dem Eintretenden ſeinen alten Vetter Amurad.

der ihm einſt um des Thrones wegen nach dem Leben geſtrebt hatte, und der bis jetzt in der Verbannung in Kleinaſien gelebt hatte. „Mahmud,“ ſprach Amurad, indem er ſich vor ihm auf die Knie niederließ, „vergib, daß ich mich dir nähere und das Gebot, verbannt zu leben, verletze; aber deine unglückliche Lage hat mich mit Bedauern erfüllt, und um dir zu zeigen, daß kein Groll gegen dich in meinem Herzen mehr lebt, will ich dir das einzige Mittel anbieten, dich zu retten. — Ich habe einen einzigen Sohn Selim, er iſt in fremden Kriegsdienſten ein tüchtiger Heerführer geworden, gib ihm den Oberbefehl über die Scharen und die Perſer ſollen nicht mehr Sieger ſeyn und nicht länger deinen Thron bedrohen.“ Mahmud war tief erſchüttert, und wenn er auch im Herzen von der Aufrichtigkeit der Geſinnungen ſeines Vetters nicht überzeugt war, ſo ſah er doch nur zu klar, welchen Gefahren ſein Reich ausgeſetzt bliebe, wenn er ſeinen Kriegern nicht bald einen erfahrenen Anführer geben könnte. Er nahm daher Amurads Anerbieten an, und ließ deſſen Sohn Selim als Heerführer ausrufen. Mahmud ging noch weiter, er verzieh dem alten Amurad, räumte ihm eine Wohnung in ſeinem Pallaſte ein, und ließ ihm in ſeinen Reden die Hoffnung durchblicken, er werde dereinſt Selim zu ſeinem Nachfolger berufen.

Viele Wochen hatte die trauernde Mihir-Schigill in ihrem goldenen Käfige durchweint, ohne eine klare Anſicht der Ereigniſſe genommen zu haben, die ſie ſo tief und ſo ſchmerzlich ergriffen hatten. Die Flucht Mergub's war das unauflöslichſte all der Räthſel, um deren Löſung ihr Gemüth fruchtlos ſich bemühte. Sie konnte nicht begreifen, wie der Mann, der wiederholt ſein Leben an ihren Beſitz gewagt hatte, ſie im Augenblicke der Entſcheidung als ein feiger Flüchtling aufzugeben vermochte. Zu dem Wehgefühle unbefriedigter Sehnſucht geſellte ſich in dem Herzen der Prinzeſſin der peinliche Gedanke, daß ſie dem Manne, den ſie ſo wahr und unausſprechlich liebte, ihre Achtung verſagen müſſe, gewiß das bitterſte Bewußtſeyn für ein liebendes Herz. Sie hoffte im Stillen, daß die Perſer endlich doch entſcheidend ſiegen, und daß Mergud ſodann ſie mit Gewalt befreien, ihrem Vater aber ſeinen Zepter um den Preis ihres Beſitzes wieder zurückgeben würde. Doch auch dieſe Hoffnung wurde getäuſcht, denn bald ſtrahlten Iſtambols Moſcheen im Glanze des Scheines farbiger Lampen zur Feier eines Sieges, den Selim über die Perſer erfochten. Jetzt verſank die Prinzeſſin in eine düſtere Schwermuth, welcher die Freude ihres Vaters über den Sieg ſeines Heeres, der ihr die letzte Hoffnung auf Wiedervereinigung mit dem Geliebten genommen hatte, neue Nahrung gab. Mahmud war vergebens bemüht, ſeine Tochter zu erheitern; das Maß ihres Schmerzes drohte der Gedanke übervoll zu füllen, daß ihr eigener Vater durch den Wahnglauben an die Vorſpiegelungen ſeiner Träume der Urquell ihres Mißgeſchicks ſey.

Die Prinzeſſin war unter den nagenden Schmerzen ungeſtillter Liebesſehnſucht unfähig geworden, geregelt zu denken, ihr einſt weiches Gemüth war ein dunkles Chaos von Gedanken und Wünſchen geworden, und gleichwie ſich die prächtigen Purpurwolken am Abendhimmel im Hauche des Nordſturms beim Hinabſinken der Sonne in ein unſcheinbares Grau auflöſen, alſo hatte ihren Geiſt beim

Dahinſcheiden der letzten Hoffnung, der Dämon der Vernichtung zur gedankenleeren Öde werden laſſen. Doch gerade in dem Bewußtſeyn dieſes troſtloſen Zuſtandes wurde ihr Innerſtes von dem Blitze eines Gedankens erleuchtet, der bald ihr ganzes Seyn entzündete. Sie erinnerte ſich endlich jetzt des Prinzen geleiſteten Verſprechens, mit Ungeſtüm von ihrem Vater einen Strauch ſchwarzer Roſen zu verlangen, an welches Verlangen der Prinz die Erfüllung aller ihrer Wünſche geknüpft hatte. Gleichwie zartfühlende Menſchen auch die Wünſche ihrer Dahingeſchiedenen liebend erfüllen, wenn auch dieſen kein Gewinn mehr, und ihnen ſelbſt nur das beruhigende Bewußtſeyn daraus erwachſen kann, dem Tode kein Recht über die letzten Hoffnungen der Geliebten eingeräumt zu haben, ſo gewährte es der Prinzeſſin jetzt einen Troſt, den Wunſch Mergub's, den ſie zu den Todten zählte, ſeit er wie ein Traumgebild aus dem Gemälde ihres Lebens verſchwunden war, gewiſſenhaft in Erfüllung zu bringen.

Mahmud war nicht wenig erſtaunt, eines Morgens ſeine Tochter gefaßt und beruhigt zu finden; Sie war mit ihren Blumen zum erſten Male ſeit langer Zeit wieder beſchäftigt, und ſie ſtellte die Bitte um die Vermehrung ihres kleinen Gartens mit einem Strauche ſchwarzer Roſen mit ſo unerwarteter Heiterkeit und Herzlichkeit, daß Mahmud, der einen baldigen Rückfall in ihre vorige Schwermuth beſorgte, Alles aufbot, dem unſchuldigen Begehren ſeiner geliebten Tochter Genüge zu leiſten. Allein vergebens waren alle Bemühungen in der Sultansſtadt, eine ſchwarze Roſe zu entdecken, und ſchon trübte ſich das ſchöne Auge der Prinzeſſin mit Thränen der Wehmuth über die Täuſchung ihrer letzten Hoffnung, als ſich der Sultan des perſiſchen Blumenhändlers erinnerte, der vielleicht im Beſitze des ſeltenen Strauches ſeyn konnte. Er verfügte ſich ſelbſt verkleidet zu dieſem Letztern, und wer kann ſein freudiges Erſtaunen ſchildern, als er in dem Hofraum des Hauſes unter vielen andern ſeltſamen Gewächſen, einen vielzweigigen Strauch der geſuchten ſchwarzen Liebesblumen ſah. Er kaufte den Strauch mit ſchwerem Gelde, und wollte ihn von ſeinen Dienern wegtragen laſſen, als der alte Gärtner, dem ſich der Sultan im Gefühle des Dankes zu erkennen gegeben, und ihm die Wahl einer Gnadenbezeigung freigeſtellt hatte, vor ihm auf die Knie fiel, alſo ſprechend: „Herr, die einzige Gnade, um welche dich ein alter Fremdling zu bitten waget, beſteht darin, daß du meiner Tochter erlauben mögeſt, dieſes ſeltene Geſträuch, der Sonne der Schönheiten ſelbſt zu Füßen zu ſtellen, um ſie die beſondere Art der Wartung zu lehren, ohne welcher dieſer Phönix unter den Blumen bald zu Grunde gehen, und das Vergnügen der Prinzeſſin ein frühes Ende finden müßte. Der Sultan willigte fröhlich ein, und des Gärtners Tochter ſchickte ſich an, den Roſenſtrauch, der in einem chineſiſchen Porzellanbecken ſeine Wurzeln verbarg, in Begleitung der Diener des Sultans in den Thurm der Sultanstochter zu ſchaffen.

Am Abende ſah die ſchöne Prinzeſſin mit unausſprechlichem Entzücken die perſiſche Blumenpflegerin den lange erſehnten Strauch unter den Armen in ihr, von einer Hängelampe erleuchtetes Gemach eintreten; ſie traute ihren Augen kaum, und konnte ſich nicht ſatt ſehen an den wunderſamen Roſen, deren köſtlicher Duft den Thurm erfüllte. Die Prinzeſſin ſchickte ihre Sclavinnen fort, um ſich mit der verſchleierten Perſerin, die ihr theuer war als eine Landesgenoſſin des Geliebten, allein zu unterhalten, und ihren Unterricht zu empfangen in der Pflege der ſchwarzen Roſen. Als dieſe vor der Prinzeſſin auf einem Marmortiſche ſtanden, gerieth die Prinzeſſin im Entzücken des Anblicks, in welchem die kühnſten und ſchönſten Hoffnungen ihrer Liebe mit ſtürmiſcher Gewalt wieder auflebten, in eine Begeiſterung, die der anweſenden Fremden nicht achtend, in die Worte ausbrach: „O, ihr Roſen aus dem Paradieſe, gebt mir die Gewißheit, daß ſich an euch meine Beſtimmung knüpfet — erfüllt das Orakel, welches mich die Liebe von euch erwarten ließ.'' — „Eure Beſtimmung'' — ſprach jetzt die perſiſche Fremde, — „wird ſich erfüllen; erlaubt mir euch ein Lied zu ſingen, und erfahret, wie auch die Perſer an Beſtimmung glauben. Die Fremde ergriff eine Laute, die im Gemache auf dem Divan lag, und ſang folgendes:

Ghaſel.

Die Wolke ſtrebt umſonſt zum Sternenheer,
Des Waſſers Flug zum Himmel muß erſchlaffen,
Bald trägt's der Strom in's heimatliche Meer,
Denn für der Erde Tiefen iſt's geſchaffen —
Dem grauen Schlamme ſehn wir ſich entraffen
Die Waſſerliljen, daß im Licht ſie blühen,
Im Sonnenſtrahl muß ihre Blume glühen,
Denn für das Licht der Blüthen ſinds geſchaffen.
In Büchern wollt ich Weisheit einſt erſpähn,
Die Menſchen können lernen in den Affen.

Doch früh genug hab ich noch eingeſehn,
Daß Weisheit mit dem Weiſen wird geſchaffen —
Was ſtrebt ſo Mancher von ſich ſelber fort,
Und will ſein Glück auf lautem Markt ergaffen,
Was in uns lebt, folgt uns von Ort zu Ort,
Mit jedes Bruſt ſein Streben wird geſchaffen.
Gewalt will oft zwei treue Herzen trennen,
Es treten Weiſe zwiſchen ſie und Laffen,
Doch trennet ſie kein Menſch, die klar erkennen,
Daß für einander ſie ein Gott geſchaffen.

Die Prinzeſſin ſtand ſtarr vor Entſetzen, denn eine männliche Stimme war es, welche dieß Ghaſel mit herzergreifender Melodie ihr vorgeſungen. Jetzt fiel auch der Schleier von dem Haupte der Blumenwärterin — ein Mannes-Antlitz erglänzte feurig im Lichte der Sonne der Schönheiten — Mergub, in Frauenzimmer-Kleidern, lag zu den Füßen der erſtaunten Prinzeſſin. „Meine Hoffnung iſt erfüllt," ſprach Mergub — „was die Blumen dir in meinem Namen verſprochen, habe ich gehalten; die ſchwarzen Roſen haſt du verlangt, und mit den Blüthen der Liebe gelang es dem Liebenden ſich in deine Nähe zu bringen." — „Du haſt Wort gehalten" — erwiederte die Prinzeſſin — „und ich halte das Meinige; nicht mein Vater und nicht ſeine ganze Macht ſollen von dir mich wieder trennen. — Die Liebenden umſchlangen ſich, und des düſtern Thurmes Mauern umſchloſſen jetzt ein Paradies, deſſen Wonnen zu ſchildern, der Erzähler ſich zu ſchwach fühlet.

Während ſich das Geſchick der Prinzeſſin auf eine ſo wunderſame Art erfüllte, ließen in dem Sultanspallaſte die beunruhigendſten Nachrichten von dem Heere ein, das gegen die Perſer ausgezogen war. Ein Unglücksbote folgte dem andern, und der letzte brachte die Nachricht, der Heerführer Selim ſey im Kampfe gefallen, und der hauptloſe Rumpf der osmaniſchen Kriegsſchar, flüchte ſich von den ſiegenden Perſern verfolgt, nach der bangen Hauptſtadt zurück. Der Sultan verwünſchte ſein Schickſal und den Traum, aus dem ihm all dieß Unheil erwachſen war; er verwünſchte ſein Flehen um den Beſitz eines Kindes, murrte gegen den Propheten ob der verderbenſchwangern Erfüllung ſeiner einſtigen Gebete. Keinen Ausweg findend aus dem Labyrinthe der Gefahren, die ihn und ſein Reich jetzt in engen Kreiſen umfingen, neigte ſich ſein geängſtigtes Gemüth faſt zu dem Entſchluſſe hin, dem Prinzen Mergub ſeine Tochter, es erwachſe daraus, was da wolle, ſelbſt anzubieten, um den Frieden mit den Perſern wieder herzuſtellen. Sein Theuerſtes und den Glauben an das Orakel ſeiner Träume wollte Mahmud der Erhaltung ſeines Reiches aufopfern; aber dieſer Glaube war zu tief gewurzelt in ſeiner Bruſt, und zu ſehr beſtätigt durch eben die Ereigniſſe, denen er ihn opfern ſollte, als daß er einen raſchen Entſchluß hätte faſſen können. Von Zweifeln gequält, die ihn mit ſich ſelbſt in den bitterſten Zwieſpalt verſetzten, ſaß Mahmud im Denken erlahmend auf ſeinem Polſter, als er die Geſtalt Amurad's ſeines Vetters, in ſein Gemach eintreten ſah. Der Anblick des Vaters, der um ſeinetwillen ſo eben den einzigen geliebten Sohn verloren, ergriff ihn mit Rührung; aber dieſe Rührung wich einem unheimlichen Bangen, als ihn die Geſtalt jetzt zum zweiten Male an die Erſcheinung des Derwiſches mahnte, der ihm die Geburt ſeiner Tochter geweiſſagt hatte. Amurad ging gebeugt und wie vernichtet auf den Sultan zu, ließ ſich vor ihm auf die Knie und ſprach mit gebrochener Stimme: „Beherrſcher der Gläubigen — ein Baum, deſſen Wurzel eine höhere Macht durchſchnitten hat, wird vor deinen Augen zu Boden fallen, und keiner ſeiner verdorrten Zweige wird je wieder zum Leben ergrünen. Vernimm, Mahmud, die letzten Worte eines Reuigen dem Tode Geweihten. Ich trachtete einſt nach deinem Leben um des Throneswillen, du haſt mir das Meinige geſchenkt und ich habe dieß Geſchenk mißbraucht; was ich einſt für mich mit Gewalt gewagt hatte, wollte ich durch Liſt ſpäter für meinen Sohn wagen. Du hatteſt keinen Erben, und ich wollte die Anwärter auf den Nachlaß deines Glücks, welche dir der Prophet noch ſchenken konnte, im voraus verdächtig machen. Ein goldener Schlüſſel eröffnete mir alle Geheimniſſe deines Harems, und die Schwangerſchaft deiner Favoritin, ehe du ſelbſt noch davon unterrichtet warſt. In einer verhängnißvollen Nacht ließ ich Theriak in deinen Becher miſchen, und als du im Halbſchlafe lagſt, erſchien ich dir im Gewande eines Derwiſches; ich war der Traumgeber jener Nacht und aus meinem Munde — — —'' hier fuhr der entſetzte Sultan von ſeinem Sitze auf — die Enttäuſchung über den heiligſten Wahn ſeines Lebens, das ſchändliche Spiel eines Feindes, deſſen Leben er geſchont hatte, mit ſeinem Vaterherzen und mit ſeinem Zepter, beraubte ihn der bedächtigen Beſinnung. Zu der Strafgewalt des Herrſchers geſellte ſich die Wuth des beleidigten Vaters; mit ſeinem Dolche ſtreckte er den Knieenden zu Boden. Amurad wollte noch reden, doch er brachte nur die Worte: „eile zu deiner Tochter" — über die verzerrten Lippen, und verſchied. Mahmud ſandte Friedensboten zu dem Perſerheere, er ſandte Schnellläufer nach allen Gegenden aus, um den Prinzen Mergub aufzuſuchen und ihm in des Sultans Namen die Sonne der Schönheiten anzubieten; dann eilte er zu dem Thurme, der ſeine Tochter beherbergte, um ſie für immer daraus zu erlöſen.

Wer vermag es, die Bangigkeit Mahmud's zu ſchildern, mit welcher er ſich dem Thurme näherte, nachdem er ſchon auf dem Wege dahin durch die laute Stimme des bewegten Volkes vernommen hatte, das Heiligthum der Sultanstochter ſey entweiht durch das Eindringen fremder Männer in den Thurm der Meerenge. Bebend betrat er das Gemach der Prinzeſſin — aber die freudige Botſchaft, die er dieſer ankünden wollte, erſtarb auf ſeinen Lippen, bei dem überraſchenden Anblicke, der ſein Auge erſtarren machte. Auf dem Divan der Sultanstochter lag der perſiſche Mergub im Frauengewande bleich hingeſtreckt — zu ſeinen Füßen, ſeine Hand an ihre Lippen drückend, kniete die Sonne der Schönheiten, einem Marmorbilde gleich, und nur das helle Blut, das ihrem linken Arm entſtrömte, verrieth, daß ſie noch lebe. Der perſiſche Blumenhändler, in dem wohl die Leſer ſelbſt des Prinzen Lehrer Nammal erkennen, verband die Wunde der Prinzeſſin, und ward dem Sultan der Erklärer einer Scene, die ſeine Pulſe ſtocken ließ; als er in der Mitte des Gemaches auf dem Boden eine ſchwarze Schlange ſtarr und geradlinig ausgereckt liegen ſah, das unbegreifliche

Wahrzeichen, daß der betrügeriſche Traum vielleicht doch nicht gelogen habe.

Mahmud erfuhr jetzt mit wachſendem Erſtaunen, aus des weiſen Rammals Munde, alle jene liſtigen Vorbereitungen, durch welche es dem Prinzen im Gewande eines Blumenmädchens, endlich gelungen war, in das goldene Gefängniß einzudringen, in der Abſicht, nur ſie daraus zu entführen, denn ſeine Schiffe lagen wohl bemannt und ſegelfertig in der Meerenge. „Ich fand Einlaß in den Thurm,“ ſprach Rammal, „als deſſen Bewohner um Hilfe riefen, weil eine giftige Schlange den Arm der Prinzeſſin verwundet hatte. Aus dem Becken, das die Wurzeln der ſchwarzen Roſen umſchließt, nach welchen deine Tochter ſich ſo ſehr geſehnt hatte, war jene Schlange plötzlich hervorgeſchoſſen, die du dort regungslos ausgeſtreckt ſchaueſt. Das Ungethüm wagte ſich an den Marmorarm deiner Tochter, welcher den Heißgeliebten umſchlungen hielt. Der Prinz — lerne ſeine erhabene Liebe bewundern — zögerte keinen Augenblick, der Arzt deiner Tochter zu werden. Er ſog das Gift aus der Wunde der Ohnmächtigen — ſie erwachte zum Leben, aber der Tod war durch des Prinzen Lippen in ſein Herz eingedrungen; das Leben deiner Tochter erkaufte er mit dem ſeinigen, das keine meiner Künſte zu erhalten vermag, denn ſchon iſt ſein Blut bis in die äußerſten Adern vergiftet.“ —

Jetzt erhob der Prinz ſein erbleichendes Haupt und ſprach mit matter Stimme: „Hülle dich nicht in die Regenwolken der Thränen, o Sonne der Schönheiten, ich zerwarf, als ich dich das erſte Mal geſehen, und dir duftendes Öhl geopfert hatte, das Kryſtallgefäß, das zu dieſem

Opfer gedient hatte — — jenes Opfer war prophetiſch — — auch mich zerſchellt der Tod als ein Gefäß, das dein Blut aufgenommen — was ſoll mir das Leben, nachdem ich dir gedient habe? — Meine Beſtimmung iſt erfüllt." — Bei dieſen Worten küßte der Todesengel den Mund des Prinzen, und er ſchloß ſich zu ewigem Schweigen. Die Prinzeſſin kniete an der Leiche, und ihre Verzweiflung flehte den Propheten an, die Schlange wieder leben zu machen, ihr Gebiß mit giftigem Geifer zu erfüllen, daß ihr der Tod werde, der ihr beſtimmt war, und nicht jener eines langſam das Herz zernagenden Schmerzes. Der Prophet aber blieb ungerührt, nicht die Schlange und nicht den Prinzen erweckte er wieder zum Leben.

Jetzt bereuete der Sultan, daß er an Amurad in der erſten Aufwallung ſeines Zornes tödtende Rache genommen. Es blieb im Zweifel, und ein marterndes Geheimniß, ob der liſtige Traumgeber, den Nammal oft in ſeine Wohnung ſchleichen geſehen, ſein falſches Orakel durch ſeine alles erſpähende Liſt ſelbſt erfüllt, ob er die Schlange unter die ſchwarzen Roſen verborgen, oder ob eine höhere, den Menſchen unerforſchliche Macht, den Traumgeber ſelbſt nur als ein blindes Werkzeug gebraucht hatte, um ſeine höheren Rathſchlüſſe zu erfüllen.

Für keinen Troſt empfänglich, mußte die Sonne der Schönheiten mit Gewalt von der theuren Leiche des Geliebten getrennt werden, welche mit dem Geſichte der Kaaba zugewendet, unter dem Marmorboden des Gemaches, wo er ſein Leben für die Geliebte geopfert hatte, eingeſenkt wurde.

Eine Porphir-Platte mit Mergub's goldenem Namenszüge bedeckte den Eingang zu der Gruft. Die Prinzeſſin erbat ſich von ihrem troſtloſen Vater die Erlaubniß, ihr in der Blüthe zerſtörtes Leben in der Wiege ihrer Kindheit als dem Schauplatze ihrer ſchönſten Hoffnungen und der Zerſtörung derſelben, beendigen zu dürfen, und es geſchah alſo.

Der Sultan ließ des liſtigen Amurad's Haupt auf der Zinne des Thurmes aufſtecken — der Verbrecher büßte im Tode noch mit der Schande ſeine liſtige Unthat. — Ein Richtplatz ſchien der Thurm von Außen, in deſſem Innern eine von Sturm geknickte Roſe im Grufthauche allmälich dahin welkte.

In dem Grabe des Geliebten ging die Sonne der Schönheiten bald unter. Mahmud erhielt durch die Gnade des Propheten noch einen Erben ſeines Thrones, aber keinen Erſatz für die geliebte Tochter.

Von dem zweifachen Grabe der Liebenden ſchaute der hohle Schedel des Traumgebers noch lange in das Meer hinaus, wo die Schiffsführer noch heute, nachdem die Gruft eingeſunken, und das blinde Knochenhaupt auf der Zinne einer Leuchtlaterne gewichen iſt, den Vorüberſegelnden die traurige Sage von der Sonne der Schönheiten und von dem Thurme der Sultanstochter erzählen.

Franz Maria Freiherr von Nell.

Der ernste Engel.

An Lina.

Wo die ſüße Liebe weilet?
  Fragſt du, Lina? — Frage nicht!
  Spähe nicht nach weiter Ferne! —
  Nach dem heitern Morgenſterne
  Folgt von ſelbſt der Sonne Licht.

Liebe will gar viel bedeuten! —
  Schwankend an der Kindheit Port
  Faßt des Geiſtes zarter Funken
  Von der erſten Ahnung trunken,
  Nicht das tiefe Wunderwort.

Liebe iſt ein ernſter Engel,
  Der vom ew'gen Himmelſthron
  Niederſteigt zu unſern Herzen,
  Weihend ſie zu heil'gen Schmerzen,
  Weihend ſie zu heil'gem Lohn.

Wo er ſeine Fackel ſenket,
  Flammt die heil'ge Gluth hinan,
  Die den Sterblichen vergöttern,
  Aber ſtürmiſch auch entblättern
  Seine Erdenlenze kann.

Wer in ſelbſtiſch, eitlem Streben
Buhlet um des Engels Blick:
Muß, wenn Reiz und Jugend ſchwinden,
Einen nicht'gen Schatten finden;
Treulos nennen Liebesglück.

Wer nur weiche Roſenkronen
Hoffte von des Engels Hand:
Wird ob bitt'rer Täuſchung weinen,
Wenn er zu Cypreſſenhainen
Ernſt ſich hingewieſen fand.

Nur wer um der Liebe willen
Liebe ſuchte, treu und rein,
Feſt entſchloſſen ohne Wanken
Ihr mit Willen und Gedanken
Sich als Eigenthum zu weihn;

Wer vergeſſend ſich, ſein Leben
Sucht in des Geliebten Bruſt;
Wer im Dulden ſelbſt und Leiden
Zu entdecken weiß die Freuden
Die der Treue nur bewußt;

Wer ſich ſelbſt nur kann genügen
In den Opfern frommer Pflicht,
Wem die ernſten Palmenkronen
Mehr als alle Roſen lohnen
Die das Glück uns ſchmeichelnd bricht,

Der begegne jenem Engel
Ohne Zittern, ohne Scheu!
Sey's in Wonnen, ſey's in Zähren:
Seine Gluth wird ihn verklären,
Und ſein Himmel bleibt ihm treu.

Darum prüfend zu dem Herzen
Wende, Lina, deinen Blick!
Wolleſt nicht den Engel rufen,
Bis zu jenes Tempels Stufen
Selbſt er naht mit Schmerz und Glück.

Bau' an dieſem Tempel, ſchmücke
Den Altar ihm blank und rein!
Sind geheiligt dieſe Hallen:
Dann mit ſeinen Kronen allen
Nimm den Engel furchtlos ein!

Agnes Franz.

Die gefrornen Reime.

An Minna.

Es ſandte ein Dichter von Sehnſucht getrieben,
Den Reim der gewärtig: treu, hold ihm geblieben
Als Boten zur Liebe mit Wünſchen und Luſt,
Er gab ihm die Päſſe, er zeigt' ihm die Weſt,

Befahl ihn des Himmels allgütiger Pflege,
Und war ſich der Treue des Schwures bewußt.

Es eilte der **Bote** auf heiteren Schwingen,
Ihn hörten verwundert die Kärner auch ſingen,
Die ſtumm um die Achſe der Nothdurft ſich drehn,
Die aus der befahrenen Straße nicht ſchweifen,
Im ſaueren Tagwerk die Glieder erſteifen,
Und müde am Abend die Sterne nicht ſehn.

So zog er im Fluge durch Wieſen und Felder,
Und wählte zum Lager ſich ſchattige Wälder,
Auch küßt' er im Wandern manch reizende Maid;
Doch hatte er nimmer des Dichters vergeſſen,
Er thät an den Zeigern die Meilen ermeſſen,
Frug Schnitter und Winzer: Sprecht: hab' ich noch weit?

Schon ſah er die Berge voll Fichten und Föhren,
Voll Gruben und Schachte, auch konnte er hören
Wie pochend der Hammer die Erze zerſchlug,
Auch lauerten Gnomen in nächtlichen Stunden
Am Wege und trieben in flammenden Runden
Die neckenden Spiele mit luſtigem Fug.

Er nahte beſcheiden dem munteren Kreiſe,
Er grüßte und forſchte verſtändig und leiſe
Die Wohnung der Liebe, verrieth ſich auch nicht;
Ihm gaben zwei Gnomen ein ſichres Geleite,
Sie ſprachen, du eileſt als ging es zur Freite,
Nimm unſer „Glück auf!“ zur gefährlichen Schicht.

So kam er zum Hauſe der leuchtenden Minne,
Gar wunderbar wurde dem Boten zu Sinne,
Ihn däuchte, er hätte ein Nordlicht geſehn.
Wie froſtig die eiſigen Gletſcher die hohen
Den Waller mit kalten Lauwinen bedrohen,
So dräut es dem Reime, 's war um ihn geſchehn.

Es harrte der Dichter des Boten vergebens,
Stumm trug er die Bürde des treuloſen Lebens,
Doch hegt' er im Herzen den minnigen Schwur.
Es flogen noch jüngere Reime von hinnen,
Und dachten den fröhlichen Preis zu gewinnen,
Sie faßte der Tod auf der klangreichen Spur.

Sind treulos die Boten, ſo ſagte der Dichter,
Den wachend und träumend nur finſtre Geſichter
Umgaukelt mit fahlem und ſengendem Hohn.
Drum will ich mich ſelber zur Wallfahrt nun ſchmücken,
Es werden mich Küſſe und Kränze beglücken,
Warum auch verſchob ich den duftigen Lohn?

Es trug das Verlangen auf glänzendem Flügel
Den Sänger, es ſchwanden ihm Thäler und Hügel,
Schon winkt ihm das Haus von der Liebe bewohnt.
Da klopfte er heftig mit Inbrunſt an's Fenſter,
Statt ihrer erſchienen bald graue Geſpenſter,
Ach! ſchaudervoll wurde der Minſtrel belohnt!

Die Reime ſo ſchuldlos des Pflichtbruchs geziehen,
Sie konnten nicht fröhlich von hinnen mehr fliehen,

Sie ſtanden gefroren als Mumien da.
So wie in St. Bernhards geweihetem Hauſe
Verunglückte Waller mit bebendem Grauſe
Die Freundſchaft als lebloſe Bilder wohl ſah.

„Wer konnte die heiteren Kinder mir morden?
Sie wandern ja ſicher im rauheren Norden,
Wo Bragur die Töne mit Flammen ernährt;
Und hier wo bei Liebe in farbigen Gluthen
Die Lieder zum kühnſten Entſchluß ſich ermuthen,
Hier hat man den klingenden Herzſchlag gewehrt?“

So ſagte der Dichter und küßte die Todten,
Stumm lächelten deutſam die tonloſen Boten,
Als wollten ſie warnen und mahnen zur Flucht.
Doch ernſter drob ſah man den Sänger verharren,
Schon hingen die Wünſche als eiſige Barren
Gleich Scherzen geſchlachtet von grämlicher Zucht.

Da glänzt es wie Blitze, die irrend im Froſte,
Zu zünden, zu brennen auf ſchneeigtem Roſte
Gezücket zum Tode den leuchtenden Strahl,
Es waren der Liebe hell flammende Augen,
Die zürnend den kalten Lauwinen enttauchen
Sich grauſig erleſen die Treue zum Mahl.

Fühlſt froſtige Schöne du nimmer Erbarmen?
Laß ruhen den Dichter in wärmenden Armen,
Dann ſterben die redlichen Reime verſöhnt!
Ach! ſpare dir Sänger nur Thränen und Bitte,

Ihr froren die Pulſe, mit eiſiger Sitte
Bepanzert ſie lachend die Leier verhöhnt.

Es wollten doch Leier und Dichter nicht weichen,
Drauf wurden ſie beide zu klangloſen Leichen,
Man las von den Saiten und Mienen das Weh.
Hat ſie die Erſtarrten mit Kränzen begraben,
Daß Hoffen und Blüthen die Todten erlaben?
Sie wählte zum Lager, zur Decke den Schnee.

So habe ich Leier und Dichter gefunden —
Ich kann es zur Steuer der Wahrheit bekunden —
Und Beide voll Wehmuth der Erde vertraut.
Doch ſtehen noch heute ein warnend Exempel
Gefroren die Reime im ſpiegelnden Tempel,
Den ſpottend aus Eiſe die Liebe gebaut.

Gut werde die traurige Warnung ich nutzen,
Und heute den Liedern die Schwingen noch ſtutzen,
Damit ſie voll Sehnſucht nicht fliegen zu dir.
Was frommt es den Armen verwandelt zu ſtehen,
In tonloſe Säulen bei froſtigem Wehen,
Es lieben die Lieder die Gluthen gleich mir.

C. Baldamus.

Erinnerung.

Sitz' in ſtillen Abendſtunden
Bei der Kerze mattem Schein
Ernſt und ſinnend ich allein,
Dann hält Sehnſucht mich umwunden;
Dann denk' ich der ſchönen Zeiten,
Wo ich noch ein muntrer Knabe,
Blindekuh und Fangball ſpielte,
Hochvergnügt bei kleiner Habe;
Wo auf buntgemaltem Stabe
Ich, ſtolzierend konnte reiten,
Künſtlich mit dem Bogen zielte,
Und dann auch ſchon nebenbei —
Sag' es ohne Ziererei —
Nach Inſpectors Julchen ſchielte!
Und wenn nach des Tages Schweiß
Abends im Familienkreis'
In der abgegriff'nen Fibel
Schweſterchen die Bilder ſucht',
Las ich ſtaunend in der Bibel
Nach Ägypten Joſephs Flucht;
Oder wie im wilden Streite
An des Makabäers Seite
Aus dem Himmel ihm geſandt,
Rettungsvoll ein Engel ſtand!
Was ich ach! zu dunkel fand,

Wollt' ich von der Mutter wiſſen,
Die ſo emſig, ſo befliſſen,
An dem Strumpf den ich zerriſſen,
Eine neue Ferſe ſtrickte,
Freudig auf ihr Söhnlein blickte.
Keine ſchwarzen Sorgen trafen
Meinen unbefang'nen Sinn;
Jeder Tag gab mir Gewinn!
Unbekümmert ging ich ſchlafen;
Mit der Sonne frühem Lauf
Stand ich jubelnd wieder auf!
Sind die Tage auch vergangen
Und ihr ſeelenvolles Glück:
O, ihr wunderſames Prangen
Ruft mein herzlichſtes Verlangen
Sich ſo gern, ſo gern zurück!
Iſt dem Pilger nichts geblieben
In der Zeiten raſchem Schwung;
Seine Hoffnung, ach! ſein Lieben
Liegt in der Erinnerung!

Carl Barbarina.

Grablied.

Er fiel den Tod für's Vaterland,
Den ſüßen der Befreiungsſchlacht;
Wir graben ihm mit treuer Hand
Tief tief den ſchwarzen Ruheſchacht.

Da ſchlaf' zerhauenes Gebein:
Wo Schmerzen einſt gewühlt und Luſt,
Schlug wild ein tödtend Blei hinein,
Und brach den Trotz der Heldenbruſt.

Da ſchlaf' geſtillt, zerrißnes Herz
So wunſchreich einſt, auf Blumen ein,
Die wir im veilchenvollen März
Dir in die kühle Grube ſtreu'n.

Ein Hügel hebt ſich über dir,
Den drückt kein Maal von Marmelſtein.
Von Rosmarin nur pflanzen wir
Ein Pflänzchen auf dem Hügel ein.

Das ſproßt und grünt ſo traurig ſchön,
Von deinem treuen Blut gedüngt:
Man ſieht zum Grab ein Mädchen geh'n,
Die zarte Minnelieder ſingt. —

Die kennt das Grab nicht, weiß es nicht,
Wie der ſie ſtill und feſt geliebt,
Der ihr zum Kranz, den ſie ſich flicht,
Den Rosmarin zum Brautkranz gibt.

Kenner.

An Regina.

Stolzes Mädchen! das mit eitlem Prangen
Pfauen gleich, auf uns hernieder ſieht;
Weil ein Maien=Röschen auf den Wangen
Dir für einen kurzen Frühling blüht.

Stolzes Mädchen, lerne eh' die Blätter
Deiner Blume noch der Herbſt entlaubt,
Oder ach! ein aufgejagtes Wetter
Schon im Lenze deinen Schmuck dir raubt;

Lerne Mädchen! deiner Schönheit trauen;
Die ein leiſer Zephirhauch verweht;
Lerne feſt auf Geckenſchwüre bauen;
Die der Wind, wie ſeine Fahnen, dreht.

Blumen blühn; und bunte Papillionen
Flattern ſcharenweis am Blüthenblatt,
Leichte Bienchen ſaugen in den Kronen
Sich vom Götterſaft des Nectars ſatt —

Blumen welken; ſieh'! und ungepflogen,
Unbetrauert ſtirbt ihr Reiz dahin;
Bienchen, die an ihrem Duft geſogen,
Sieht man nun die dürren Blätter fliehn!

Und ſie ſpäh'n, wo friſches Leben winket,
Und im eilenden Vorüberflug
Achten ſie der Blume nicht, die ſinket,
Und dereinſt ſo hoch ihr Köpfchen trug.

F. Piesatgz.

Wunſch.

Fürwahr ich wünſche nimmer
Des falſchen Goldes Licht,
Zwar hab' ich deſſen wenig;
Doch viel bedarf ich nicht.

Nicht wünſch' ich Gunſt der Frauen,
Die flüchtig wie ein Traum;
In einem treuen Herzen
Iſt nur für Eine Raum.

Mich kann der Ruhm nicht locken,
Der ſchimmervolle Trug:
Mir wär' ein Lorbeerblättchen,
Ein einziges genug.

Doch könnt' ich eins erwünſchen,
So wär's ein ſtäter Mai;
Glaubt nimmer: mich verdröſſe
Das ſchöne Einerlei!

Mit unlöſchbarem Durſte
Sög' ich den Nectar ein.
Mein Grab noch müßte ſchattig
Von Maienblüthen ſeyn.

Freiherr von Schlechta.

Nachtgedanken.

Ein Pilger wall' ich über dieſe Erde,
Und Liebe nehm' ich, gebe ſie;
Des Tages laſtende Beſchwerde
Verdumpfe nie mein Ohr der ew'gen Melodie.
Sie haucht aus blühendem Geſichte,
Sie ſäuſelt herrlich im Gedichte,
Sie rauſcht im Forſt, und fluthet in dem Strom,
Sie waltet in des Himmels blauem Dom.
Unendlich Glück, unendlich Lieben,
Ihr ſeyd nicht weſenloſer Schein'
Ihr werdet, mag die Form zerſtieben,
Im Geiſte unvergänglich ſeyn.

Mayrhofer.

Hannchen vor Allen.

Die Mädchen in Deutſchland ſind blühend und ſchön,
Zu Küſſen laden ſie ein,

Und wenn ſie im wogenden Tanze ſich drehn,
So rühren ſie Herzen von Stein.
Doch die mir vor allen
Am beſten gefallen
Iſt Hannchen,
Lieb Hannchen,
Süß Hannchen,
Schön Hannchen, mein Hannchen allein.

Die Mädchen in Deutſchland ſind nicht ſo kokett,
Wie jene dort über dem Rhein,
Sie tragen ſich ſittſam, beſcheiden und nett,
Und Kleider und Herzen ſind rein.
Doch die mir vor allen
Am beſten gefallen,
Iſt Hannchen,
Lieb Hannchen,
Süß Hannchen,
Schön Hannchen, mein Hannchen allein.

Die Mädchen in Deutſchland ſind häuslich und gut,
Und biſt du entſchloſſen zu frein,
So nimm dir ein Mädchen aus deutſchem Blut,
Du wirſt es gewiß nicht bereun.
Und keine von allen
Hat ſo mir gefallen,
Wie Hannchen,
Lieb Hannchen,
Süß Hannchen,
Schön Hannchen, mein Hannchen allein.

W. Gerhard.

Der fliegende Sommer.

Nennet die ziehenden Fäden da droben
Nur den fliegenden Sommer nicht mehr,
Liebe führt ſie und hat ſie gewoben
Schiffchen der Liebe nennt ſie daher.

Dieſe zarten Kähne von Seiden
Macht der Mücken Sommergeſchlecht,
Wenn es im Herbſte von hinnen muß ſcheiden,
Für die unmündige Brut zurecht.

Flehend die Silfen um Schutz für die Kleinen,
Daß ſie nicht auch ſchon im Herbſte vergehn,
Daß ſie im Frühling auf Erden erſcheinen,
Leben ein Leben ſo wonnig und ſchön.

Und die Silfen führen die dünnen
Schiffchen im Herbſte über die Au'n,
Fröhlich ſitzen und ſegeln ſie drinnen,
Aber kein Auge kann ſie erſchaun.

Und wie ſie ſegeln, ſingen ſie leiſe:
„Fort mit dir, fort mit dir, ſchlafendes Kind,
„Südliche Fluren, zu euch geht die Reiſe,
„Seyd uns gnädig o Sonne und Wind.

„Gräſer und Sträuche, laßt uns nicht ſtranden,
„Hemmet ihr Hügel nicht unſere Fahrt,
„Daß auf den goldenen Inſeln wir landen,
„Wo dich, mein Kindlein, die Freude erharrt.

„Blumen bereiten dir dort das Bette,
„Zephire ſchaukeln die Wiege dir dort,
„Bienchen ſpielen mit dir um die Wette,
„Vögelchen lullen in einem fort.

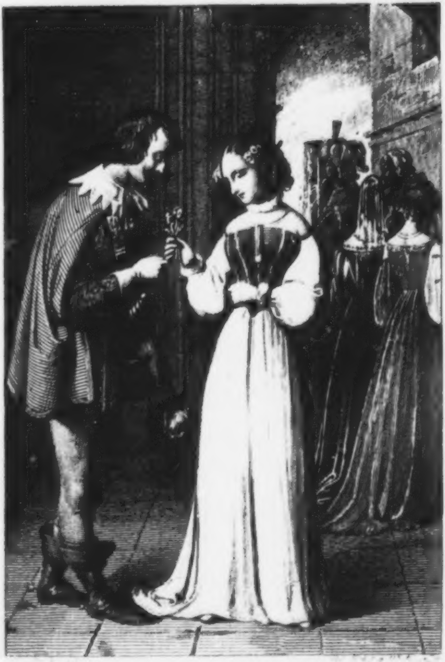
Nennet die bläulichen Fäden da droben
Alſo den fliegenden Sommer nicht mehr,
Liebe führt ſie und hat ſie gewoben,
Schiffchen der Liebe nennt ſie daher.

Johann Schön.

Eine
Novelle aus Montecucoli's Leben.
Nach einer Handſchrift aus ſeinem Nachlaſſe.

Hören Sie
Ihn, der ein Held iſt, und ein Menſch zugleich.
Schiller.

Wenn das Bild eines großen Mannes, als eine weltgeſchichtlich denkwürdige Erſcheinung in ſeinen Thaten und Werken vor unſern Augen lebt, wie ſollen Züge, die ihn auch als Menſch in beſonderer Beziehung uns ſelbſt, unſerer näheren Bekanntſchaft mit ihm und auch von dieſer Seite unſerer Achtung und Vorliebe näher bringen, nicht



Zur Novelle: Aus Montecuccoli's Leben.

[illegible]

t
t
b
d
te
ſü
ke
ei
A
w
na

na
Hſ
la
un
ver

---

*

*

**

unſerer Aufmerkſamkeit werth ſeyn, unſere Theilnahme in höherem Grade erregen? Raimund, Graf von Montecucoli, Fürſt von Melfi, kaiſerlicher Feldmarſchall, der Held der Monarchie in einer Zeit ſchwerer Bedrängniſſe, der Mann, bei dem, wie in Staats- und Kriegskunſt, ſo beinahe in jeder Wiſſenſchaft Rath und Belehrung zu finden war, der immer gleich Fertige zum Schwerte, wie zur Feder *), Er iſt aus der Geſchichte ſeiner Zeit und aus dem Nachlaſſe ſeiner Schriften hinreichend bekannt. Montecucoli, als der gefühlvolle Mann in der Liebe, der hochſinnige in der Freundſchaft, wird uns in dem Selbſtbekenntniſſe nicht weniger anziehend und werth, das er in einer Anekdote ſeines Lebens, Amori di Morindo ed Arianna **); überſchrieben, mit eigener Hand der Nachwelt vererbte. Seiner Erzählung iſt die folgende Novelle nachgebildet.

Die Begebenheit fällt in jene Epoche, da Montecucoli nach faſt vierjähriger ſchwediſcher Kriegsgefangenſchaft nach Öſterreich zurückkehrte ***). Noch tobte der Krieg in Deutſchland, und ſeine verheerenden Fluthen, ſeit der Erzherzog und der ſpaniſche Infant ihnen nicht mehr den Damm ihrer Siege entgegen ſetzten, wälzten ſich auf's Neue den bedrängten Erbſtaaten zu; Italien war in Fehden zerfallen, an deren Gluth ſich noch verderblichere Flammen zu entzünden drohten: aber ſo nahe dem Geräuſch der Waffen, der Gefahr des Feindes, blühten unter dem ſanften, menſchenfreundlichen Ferdinand, dem Helden in der Schlacht und dem klugen Staatenlenker im Cabinette *), Glück und Wohlſtand; im Innern ſeiner Reiche wetteiferten des Friedens Künſte, lachten Pracht und Freude in ſeiner ſtolzen Hauptſtadt, und ritterliche Galanterie und anmuthsvolle Schöne verherrlichten die Feſte ſeines Hofes. Auf dieſen Schauplatz führt uns Montecucoli, in ſo würdevoller Umgebung erſcheint er ſelbſt, keineswegs der letzten Einer an Geſchick und Anmuth und ritterlicher Tugend; ſo, wie es dem Helden ziemt, der Schönheit huldigend, und von der Schönſten wieder mit dem höchſten Preis belohnt.

---

*) Die Deviſe zu M's. Wapenſchilde: Ein Degen und eine Feder mit der Überſchrift: In utrumque paratus.

**) Für Raimondo und Marianna, ſo wie die übrigen Namen des ital. Manuſcripts — Arsece für Cesare, Linaspo für Spinola, Humperci für Puchheim, Tacaina für Catarina, Nivenna für Vienna u. ſ. w.

***) Im Jahre 1642.

I.

Er ehrt die Wiſſenſchaft, ſo fern ſie nützt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
. . . .
In ſeiner Nähe darf nichts müßig ſeyn!
Was gelten ſoll, muß wirken, und muß dienen.

Göthe. (Torquato Taſſo.)

Schon eine gute Weile war der Hofſtaat, der Ferdinand den Dritten auf ſeinem Jagdſchloſſe zu Laxenburg

---

*) Quivi — zu Wien — ſagt Montecucoli ammirò la Maestà d'Arsece, la carità dei tesori, la magnificenza dei palazzi, la sontuosita dei Conviti, le delizie della caccia, la libertà di quella gente, e l'ingenuità di quei cuori, — e nei templi, nelle veglie, nel Prado, nei

zur Frühmeſſe begleiten ſollte, im Vorſaale verſammelt, und die Blicke der Höflinge hingen erwartungsvoll an der Thüre, die nach des Kaiſers Gemach führte, da öffneten ſich die Flügelpforten an der entgegengeſetzten Seite, und ein neuer Ankömmling trat unvermuthet in den Saal. Es war ein ſchlanker, wohlgebauter Mann, dem Anſehn nach näher dem Jünglinge im raſchen Auftritte, in feuriger Beweglichkeit ſeiner Haltung, aber männlicher wieder durch den kräftig gezeichneten Umriß ſeiner Züge, die gebräunte Geſichtsfarbe und eine ernſte Falte, die zwiſchen den Braunen von der hochgewölbten Stirn herablief. Sein dunkles Haar floß geſcheitelt, wie man es zu tragen pflegte; zu beiden Seiten des Hauptes bis auf die Schultern herab, und der feine Knebelbart und die ſpaniſche Imperiale über dem Kinne gaben dem ausdrucksvollen Geſichte noch eine bedeutendere Auffallenheit, die zu dem Weſen des Fremdlings ſo treffend, wie zu deſſen Kleidung paßte; denn der hohe Federhut, den Er im Arme trug, die ſtählerne Bruſtplatte mit Gold ausgelegt, die goldne Schärpe über dem Wehrgehenk zu den Stülphandſchuhen und Reiterſtiefeln mit breiten Spornledern und klingenden Silberſporen zeigten wohl, daß ſein gewöhnlicher Platz nicht in den Prunkgemächern des Hofes war, obgleich ſein Rang im Heere, und die Zuverſicht, mit der er ſein Erſcheinen geltend machte, das volle Recht dazu beurkundete. Die feſte, tönende Stimme, mit der er ſich dem Kämmerlinge nannte, gab es deutlich zu erkennen, daß er eben ſowohl

---

giardini, ne ridotti, e nella Corte gli offersero agli occhi bellezze, piu che humane.

gewohnt war, ſie vor Tauſenden erſchallen zu laſſen, als es ihn wenig zu befremden ſchien, ſie von den Marmorwänden der Palläſte wiederhallen zu hören. Verlegen ſtotterte der Anmelder einige Worte: von hergebrachten Formen, von Ort und Stunden der Audienz, die ſich zum gegenwärtigen Fall nicht eigneten. „Des Kaiſers Majeſtät gefiel es, mich hierher zu beſcheiden,“ erwiederte der Fremde ernſt und trocken, „thun Sie, was Ihnen zukommt.“ — Noch verlegener beugte ſich der Kämmerer und ging ſeine Meldung zu beſtellen. Ruhig und ſtolz ſah der Fremde indeſſen um ſich her. Es däuchte ihm unter den Anweſenden manches früher geſehene Antlitz wieder zu erkennen, aber kein Auge begegnete dem Seinen; ungewiß ſchien jedes das des Nachbars zu befragen, wer der Erſte den Neuangekommenen begrüßen werde; da winkte der Kämmerling aus dem inneren Gemache und der Fremde trat hinein.

An ein Fenſter gelehnt, das in die weite lachende Landſchaft hinausſah, ſtand Ferdinand. Die hohe Würde, die mehr im Abglanz erhabner Seelengröße als im äußern Schmucke, jedem fühlbar wurde, der Ihm nahte, war auch heute durch nichts weiter als die Kette des goldenen Vließes bezeichnet, die Er über dem einfachen prunkloſen Gewande trug. Eine krankhafte Bläſſe umzog das jugendliche Antlitz des Monarchen, und körperliche Schmerzen und Seelenkummer hatten ſichtbar das Feuer des geiſtvollen Auges getrübt, aber auch eine Wolke des Unmuths, die ſonſt nur ſelten die offene Stirne, das Lächeln wohlwollender Sanftmuth verdüſterte, umflorte die Züge Ferdinands, als der Fremde, ehrerbietig das Knie gebeugt, doch mit furchtloſem Anſtande und feſter Stimme zu ſprechen begann. „Euer Majeſtät," ſagte er, „die tiefempfundne Dankespflicht für die Befreiung aus verhaßter Haft —"

„Erlaß' ich Euch, Graf Montecucoli," fiel der Kaiſer dem Sprechenden mit ſtrengerem Tone ein, als dieſer je von ihm vernommen. „Es iſt mein eigener Gewinn," fuhr Er ſchon um etwas milder fort, „wenn meine Oberſten, dem Dienſte, der ſie nicht leicht entbehrt, zurückgegeben werden." „Auch," ſetzte er mit Nachdruck hinzu, „lieb' ich es nicht, ſie in die Lage geſetzt zu ſehen, mit meinen Feinden allzu vertraut zu werden."

Mit hoher aufflammender Röthe trat Montecucoli um einen Schritt zurück.

Ferdinand faßte ihn ſcharf in's Auge, aber keine Wimper des Seinen zuckte unter dem ſtrengen Forſcherblick.

„Auch im Schwedenlande," begann der Kaiſer wieder, „habe man Euren Werth wohl zu ſchätzen gewußt; ſo ſagt man mir, doch glaub' ich's kaum, da Euch der Feind ſo leichten Kauf's entließ. Ein Oberſt Schlang, denk' ich, wird dem ſchwediſchen Heere ſchwerlich ſeyn, was wir hoffen, daß ein Montecucoli für Öſterreich einſt werden ſoll."

Montecucoli verbeugte ſich; doch ohne ihm zur Erwiederung Zeit zu geben, und den Blick noch immer feſt auf ihn gerichtet, nahm Ferdinand abermals das Wort. „Und dennoch Graf! ging ein Gerücht, man habe Euch in Schweden Dienſte angeboten."

„Nimmermehr!" fiel Montecucoli heftig ein. „So gering von Euer Majeſtät Oberſten zu denken, haben ſie dem Feinde nie Gelegenheit gegeben, und nimmer hätt' ich ſelbſt vermuthen ſollen," fuhr er mit gekränktem Stolze fort, „daß ſolch ein ſchmählicher Verdacht —"

„Seid unbeſorgt!" unterbrach ihn Ferdinand, kein Verdacht, der die Ehre treffen kann, vermag auf dem zu haften, dem ſie ſo theuer iſt, als Euch. Doch, wenn man Diener zählt, an deren Eifer viel gelegen iſt, daß er für Unſere Sache nicht erkalte, dann iſt es auch begreiflich, daß wir ihre Anhänglichkeit mit Eiferſucht bewachen.

„Möge Euer Majeſtät von Ihrer Treue und Ergebenheit, immerbar verſichert ſeyn!" rief Montecucoli lebhaft bewegt.

„Man hat Euch viele Auszeichnung in Eurer Haft bewieſen," ſagte Ferdinand, „zu Wismar und Stettin habt Ihr beſondere Freiheit genoſſen, ſelbſt nach Stockholm, was keinem Kriegsgefangenen noch gegönet ward, war Euch erlaubt zu kommen!"

„So iſt es, Euer Majeſtät," verſetzte der Gefragte ruhig. „Was aber wir an höherer Achtung und würdigerer Behandlung vom Feind erfuhren, nicht uns verdankten wir es ſelbſt, die das Kriegesglück in ſeine Macht gegeben; dem vielmehr, der an dem Tage von Nördlingen und im böhmiſchen Feldzuge ihn gelehrt, den ſiegreichen Feldherrn, vor dem er zittern mußte, auch in ſeinen Dienern Ehrfurcht zu bezeigen *)."

---

*) Ferdinand hatte, noch als König von Ungarn, am 6. September 1634 über Horn und den Herzog von Weimar einen Sieg davon getragen, durch den die Schweden ihres hohen Rufs verluſtig und ihre Überwinder dagegen der Gegenſtand des Schreckens und der Bewunderung für ſie wurden. (Cox. B. 3. S. 24.)

Mit Wärme hatte Montecucoli die letzten Worte geſprochen; auch Ferdinand's Wange röthete ſich mit belebterer Farbe und ein helleres Feuer ſprühte aus ſeinem Auge. Seufzend ſtrich er mit der Hand über die Stirne: „Ach! das iſt vorüber," ſagte er endlich, indem ſein Geſicht die frühere Bläſſe wieder annahm, und ſein Haupt ſchwermüthig auf ſeine Bruſt ſank. — „Es gefällt des Himmels hoher Fügung nicht, daß wir wie ſonſt an der Spitze Unſerer Getreuen fechten. — Gicht und Siechthum haben das gebrechliche Gebäude vor der Zeit befallen, daß es ſich auf den ſtürmiſchen Kriegeswogen nicht mehr mit frohen Sieges-Wimpeln behaupten kann. Mit Neid und Unmuth ſäh ich aus dem unwillkommnen Hafen, wie es Andern vergönnt iſt, ihr Blut für mein Volk zu verſpritzen, lägen hier nicht gleich heilige Pflichten mir ob, ſein Heil und ſeine Wohlfahrt zu begründen."

Gerührt hörte Montecucoli des Kaiſers Klage, die ſeinem beklommenen Herzen gleichſam unwillkürlich entſchlüpfte. Nach einem augenblicklichen Schweigen, indem Ferdinand ſich gewaltſam ſeiner ſchmerzlichen Gedanken zu entſchlagen ſuchte, richtete er wieder ſeinen Blick auf Montecucoli. „Ihr habt mehrere der feindlichen Generale kennen gelernt, ſagte Er, auch ihre vornehmſten, wollte man wiſſen, hätten Euer Vertrauen geſucht, und Männer, wie Banner und Torſtenſohn, ja auch Salvin's und andere Gelehrte, und Staatsmänner, die der Königin von Schweden ausgezeichnetes Vertrauen beſitzen, haben es nicht verſchmäht, über die Angelegenheiten der Zeit mit Euch gleichſam zu Rathe zu gehen?"

„In jener großen Feldherrn Nähe, Belehrung für den angehenden Führer zu ſuchen," entgegnete Montecucoli beſcheiden, „däuchte mir jede Gelegenheit erwünſchenswerth; ſo auch am helleren Lichte der weiſen Männer, die Schwedens weltkluge Königin zum Steuer der Geſchäfte ruft, über manches Wiſſenswerthe die eigene beſchränkte Einſicht zu berichtigen. Auch geſtehe ich gerne, daß in ſolchem Umgange und über den Troſt der Wiſſenſchaft das Ungemach der langen Haft und die Qual der thatenloſen Stunden weniger empfindlich an mir vorübergingen."

„Und glaubt Ihr," fuhr Ferdinand nicht ohne einige Heftigkeit auf, Wir tadeln Euch darum? Wir ehrten Kunſt und Wiſſenſchaften weniger als jene Nord'ſche Königin? Geehret haben Öſterreichs Fürſten von je Gelehrſamkeit und nützlich Wiſſen; gepflogen ſelbſt ſo manchen Zweig mit warmer Vorliebe, und geachtet und gehegt, wer ſich darin hervorgethan; doch nützen ſoll ſie auch dem Staat die Wiſſenſchaft, des Volkes Beſtem dienen, und dem Herrſcher hilfreich ſeyn; nicht ausarten in gefährlich giftige Afterlehre, die des Staates Grundfeſten untergräbt, und mit käuflich verrätheriſcher Feder das Volk hinweglockt von der Treue zu ſeinem Geſetz und ſeinen Fürſten! O!" fuhr er mit ſteigender Heftigkeit fort, „dieſe Art der Gelehrſamkeit, hat mir des Böſen mehr zugefügt als der lange Krieg, der an des Reiches Pfeilern tobt; Begislavs Feder iſt mir furchtbarer, als Bernhards und Banner's Schwert mir waren: und dieſer Hipolitus a Lapide iſt mir ein Stein des Anſtoßes geworden, an dem meine wohlgemeinteſten Entwürfe ſcheitern!"

In leidenſchaftlicher Bewegung war der Kaiſer einige Male im Gemache auf und nieder gegangen, und ſtand endlich wieder vor Montecucoli ſtille, der mit Antheil, aber ohne Verlegenheit oder Unruhe zu verrathen, dem Kaiſer mit den Blicken gefolgt war. „Ich will den Frieden,“ ſagte dieſer noch in derſelben aufgeregten Stimmung, „Gott ſey mir deſſen Zeuge! Niemand kann ihn lieber wollen, als ich! Dieſer unſelige Krieg! das traurige Erbtheil, das mir hinterlaſſen blieb, ich habe ihn geſehen, und geweint über ſein verderbliches Wüthen *), aber ſpreche mir Keiner von einem Frieden, der das Andenken meiner erlauchten Ahnen entehrte, die heilige Religion gefährdete, und das Wohl meiner Völker Preis gäbe und meiner treuen Verbündeten. Mein heilig Recht will ich ſchützen und verwahren, das man mir von allen Seiten verweigert. Gerechtigkeit iſt der Grundſtein der Reiche, auf ihr will ich das Meine in einem dauernden Frieden neu und feſt begründen, und wie ſie jetzt mein Wahlſpruch iſt, ſo ſey ſie es auch der Herrſchertugend des fernſten Enkels noch!“

Erſchöpft ſchwieg der Kaiſer, während Montecucoli's Auge von inniger Rührung glänzte, und ſein Herz begeiſtert höher ſchlug. Nach einigen Secunden wandte ſich Ferdinand ruhiger zwar, aber ihn noch immer mit ernſtem Blicke meſſend, zu dem Grafen: „Ihr habt viel mit denen verkehrt, ſagte Er, die meine Feinde und der heiligen Lehren Eurer Kindheit ſind: kommt Ihr ſo wieder zurück, wie Ihr gegangen? Haben Jener Schriften Euren Geiſt nicht irre geleitet, und iſt Euer Herz für Glau-

---

*) Cox. Geſch. von Öſterr. 3. B. S. 43 und 104.

ben und Treue dasſelbe geblieben? Es gibt Leute hier, die mich gern des Gegentheils bereden wollen, doch nur meinem eigenen Auge will ich in ſolchem Falle trauen."

Die Falte zwiſchen Montecuccoli Braunen zog ſich tief zuſammen und eine dunkle Röthe des Zorns färbte ſeine Wange, aber feſt hielt ſein Blick, und ſeine Stimme wankte nicht, als er, die Rechte auf ſein Herz gelegt, gelaſſen erwiederte: „Gefalle es Euer Majeſtät ſobald als möglich dieſen Arm und dieſes Herz zu erproben, ob das im Eifer für Treue und Glauben erkaltet, ob jener erlahmt ſeyn werde, gegen die Feinde ſeines Kaiſers."

Des Kaiſers Blick erheiterte ſich. Er legte die Hand huldreich auf Montecucoli's Schulter. „Es kommt die Stunde, Euch an Euer Wort zu mahnen, und mich däucht, ſie wird nicht ferne ſeyn. Bis dahin beruhigt Euch! Die Zeiten ſind böſe, und auch die Beſten bedürfen der Ermahnung um feſt zu ſtehen. Übrigens wißt Ihr wohl, iſt es das Los der Fürſten, daß Neid und Mißgunſt ihr Ohr zu umlagern ſtreben: Euch jedoch hat es auch an warmen Freunden nicht gefehlt, die Eure Sache führten, Eure würdigen Oheime, und Euer alter Lehrer, der wackere Gorzoga, Andere nicht zu rechnen, die es nicht weniger gut mit Euch gemeint. Es iſt billig," fuhr er mit der ihm eig'nen, Herzen gewinnenden Anmuth fort, „es iſt billig, daß auch ſie ſich Eures Dankes und Eures Wiederſehens einige Tage länger erfreuen mögen. Erwartet zu Wien Eure fernere Beſtimmung. Ihr könnt Euch näher dort umſehen, als es Euch bis jetzt gegönnt war. Entſinne ich mich recht, ſo iſt Euch nie bequeme Zeit dazu geworden."

Montecucoli ſprach dem Kaiſer ſeinen Dank für eine ſo gnädige Rückſicht aus, die allerdings ſeinen Wünſchen zuſagte, wenn ihm dadurch keine wichtigere Gelegenheit zu kriegeriſcher Thätigkeit und zu erſehnter Auszeichnung entgehen ſollte.

Sichtlich durch das Feuer ergetzt, mit dem der Ruhmbegierige der Ausſicht zu ehrenvollen Thaten erwähnte, ſprach der Kaiſer lächelnd: „Gebt Euch vor der Hand zufrieden; noch dauern die Unterhandlungen fort, welche die Waffenruhe wenigſtens auf mehrere Wochen ſichern. Unbeſorgt könnt Ihr Euch einiger Erholung von der Reiſe und den Vergnügungen der Hauptſtadt überlaſſen. Lieb ſoll es mir ſogar ſeyn, wenn Ihr Euch mit unſern Damen näher bekannt machtet. Es wird vielleicht mancher Eindruck zu verlöſchen ſeyn, den die ſchwediſchen Schönen auf Euer Herz zurück gelaſſen, und ich ſehe es nicht gerne, meine Soldaten gegen den Feind zu ſchicken, wenn die Wunden noch nicht geheilt ſind, die er Ihnen geſchlagen hat! Rechtfertigt Euch nicht," nahm Er ſcherzend wieder das Wort, als Montecucoli etwas zu entgegnen im Begriffe ſtand, „Ihr ſeyd im Süden geboren, aber eben darum auch an den Ufern der Nordſee nicht vor Amors Pfeilen geſichert. Doch jetzt iſt es Zeit zur Meſſe," ſagte er abbrechend, „folgt mir zur Capelle. Nachher wird gejagt, und Ihr ſeyd eingeladen, wenn Ihr Euch vor der Reiſe nicht noch zu ermüdet fühlt." „Ach!" ſeufzte Er, wieder auf einen Augenblick verdüſtert, „mir iſt auch dieſe Freude, des Krieges ergetzlich Spiel nicht mehr vergönnt. Die Ärzte unterſagen es mir, und dem Ausſpruche der Vernunft ſoll Niemand mehr unterthan ſeyn, als der Herrſcher ſelbſt! Doch ſehe ich Euch heute Abend noch. Es iſt Cercle bei Ihro Majeſtät der Kaiſerin. Findet Euch dort ein, denn mich verlangt noch über manchen Gegenſtand mit Euch zu ſprechen."

Tief verneigte ſich Montecucoli und berührte den Kleidesſaum des gütigen Monarchen. Dann folgte er ihm in der Reihe der Höflinge zum Gotteshauſe. Glühend ſtrömte dort ſein Gebet für den edelſten Fürſten und die Gelübde, für ihn zu kämpfen, und, käm es ſo, auch froh zu ſterben, über ſeine Lippen. Als aber nach geendigtem Kirchendienſte, Ferdinand in ſein Gemach zurückgekehrt, ſeinen Hofſtaat auf der Schwelle entließ, da wandte Er ſich noch einmal huldvoll lächelnd gegen den Grafen: „Gute Jagd, Oberſt! ſagte er laut, Weidmanns Glück wird Euch nicht fehlen, denn die Eigenſchaft des guten Schützen, ein feſtes Aug' und ruhigen Herzensſchlag habt Ihr heute ſchon erprobt."

Verwundert ſahen ſich die Umſtehenden an, denn des Kaiſers im Affecte laut erhobne Stimme war früher bis in das Vorgemach gedrungen; die vermeinte Ungnade beſtätigend, die Montecucoli getroffen; kaum aber hatte ſich Ferdinand zurückgezogen, ſo ſah ſich dieſer von den bisher Verſtummten mit Freundſchaftsbezeigungen und Verſicherungen über die Freude ſeines Wiederſehens, umgeben. Mit kühlem Danke entgegnete er die vielen Worte und zürnte im Stillen, daß ſie ihm den ſchönen Augenblick verdarben.

II.

Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.
Schiller.

Montecucoli erſchien am Abend Einer der Letzten im hellerleuchtetem Saale, ſeine Blicke durch das glänzende Schauſpiel wie geblendet, das ſich ihm beim Eintritte darbot. In einem weiten Halbkreiſe zur Linken der Sitze, welche für die kaiſerlichen Majeſtäten bereitet waren, harrten die Damen der Ankunft des höchſten Hofes — wetteifernd am Reiz der Schönheit, ſo wie am ſtrahlenden Glanze der Diamanten, mit denen Haupt und Buſen geſchmückt waren, und der reichen Stoffe, die vom ſtolzen Palatinenkleide in langen Schleppen zum Boden hinab wallten. In nicht geringerer Schmuckes-Pracht ſtanden ihnen gegenüber, der ſpaniſche Ambaſſador, der von S. Marcos ſtolzer Republik und die Abgeſandten anderer befreundeter Könige und Fürſten; an ſie gereiht des Thrones nächſte Stützen, Ferdinand's Heeresführer und Räthe, zum Theile ſchon im Dienſte ſeines Vaters ergraut, ehrwürdig durch die lange Reihe der Jahre, in denen ihr Namen thatenvoll geglänzt hatte, und an deren Erinnerung manche Vließes oder goldene Gnaden-Kette mahnte. Näher an Montecucoli, der ſeinen Platz beſcheiden am entgegengeſetzten Ende des Saales nahm, hatte ſich die zahlreiche Verſammlung der Männer und Jünglinge aus den erſten Geſchlechtern des Landes in Gruppen vertheilt, neugierig die Reihen der ſchönen Frauen-Geſtalten zu muſtern, oder im flüſternden Geſpräch ſich die Ereigniſſe des Tages, oder manches laut gewordene Geheimniß der Liebe und

Intrigue zum Beſten zu geben. Wiederholte Schläge auf dem marmornen Fußboden verkündeten jetzt von den hohen Flügelpforten her die Annährung der kaiſerlichen Majeſtäten, und Ferdinand gefolgt von den beiden Kaiſerinnen ſeiner Gemahlin und Mutter und dem langen Zuge ſeines Hofſtaates, ſchritt durch die ehrfurchtsvoll zurückweichende Menge dem obern Ende des Saales zu. Hier zuerſt ſich zu den fremden Geſandten wendend, während die Kaiſerinnen mit huldvoller Anſprache die Reihen der Frauen durchgingen, wechſelte Ferdinand kurze flüchtige Worte mit Jenen, ſprach dann mit einigen ſeiner Generäle und Räthe, und fand ſich bald wieder in der Mitte des Saales, den er mit ſchnellen Blicken durchlief. Sein Auge traf auf Montecucoli, der ſich gleichfalls der Mitte genähert hatte. „Nun Graf Montecucoli,“ ſagte Ferdinand, auf ihn zugehend, mit lauter Stimme, „meint Ihr, daß man am Hofe von Stockholm einen ſchönern Kreis von Frauen zu vereinen vermöchte, als Ihr hier verſammelt erblickt? Doch ich will Euer Urtheil nicht übereilen,“ ſagte er des Grafen Erwiederung zuvorkommend. „An weiblicher Schönheit iſt der Norden nicht gering betheilt. Von den Reizen der ſchönen Gräfin Sparre ſpricht die Welt, und gewiß iſt ſie nicht die Einzige an Chriſtinens Hofe, von deren Vorzügen Ihr Uns zu erzählen wüßtet, doch,“ ſagte er etwas leiſer, indem er mehr bei Seite trat, „doch meine ich, daß Chriſtinens Damen wohl mehr der zarten Weiblichkeit als ihre Gebieterin beſitzen müßten, wenn ſie Uns gefallen ſollten. Iſt's nicht ſo, Graf Montecucoli?“

„Nicht anders, Euer Majeſtät,“ verſetzte der Graf, „wenn Alles wirklich an dem wäre, wie es der vergröſternde Ruf erzählt. Allein, dem männlichen Geiſte, der ſie beſeelt, und wohl auch mancher Sonderbarkeit im Äußern dieſer ſelt'nen Frau zum Trotze, wird man der Anmuth ihres Weſens, ſo wie der Überlegenheit ihres Wiſſens nur mit Mühe widerſtehen, wenn ſie es darauf angelegt, ſich Geiſt und Herz zu unterwerfen."

„Ihr rühmt mir gefährliche Eigenſchaften an einer Feindin," ſagte der Kaiſer, „wenn ihr unbeugſamer Stolz ſie treibt, die friedlichen Anerbieten zu verſchmähen, die ich ihr that."

„Das beſorge ich kaum," verſetzte Montecuculi, „ſobald ſich anders ihre Wünſche mit den Anſichten ihres Reichsrathes vereinigen. Die Königin von Schweden hegt kein innigeres Verlangen, als die wichtigſte Angelegenheit für ihr Reich geſchlichtet zu ſehen, um dann vielleicht einer Krone gänzlich zu entſagen, von der ſie, wie ſie ſich nicht ſelten ohne Rückhalt verlauten läßt, nur das Drückende ihrer Laſt empfindet."

„Und wer hätte ſie noch ohne Laſt getragen?" ſeufzte Ferdinand; „doch wollte ich mich lieber von ihrem Gewichte erdrücket ſehen, als mich ihrer feig entſchlagen. Auch kann ich das noch von Guſtav Adolfs ſtolzer Tochter kaum möglich glauben, und wünſche es beinah noch weniger, nachdem, wie man mir ihren Nachfolger, von Kriegs- und Ruhmbegier erfüllt, geſchildert hat."

„Und nicht mit Unrecht, Euer Majeſtät," entgegnete der Graf: „Carl Guſtav iſt in ſeines großen Oheims Lagern aufgewachſen, und brennt vor Luſt, ihm an Kriegesruhm zu gleichen."

„Dann," ſagte Ferdinand, „hab' ich vergebens mit geſchmeichelt, des Friedens ſpäte Früchte noch ſelbſt auf meinem Thron zu ernten. In Gottes Namen denn! Muß Krieg ſeyn, ſo ſei es! Vielleicht gelingt es Uns ſeine Drangſale von unſern Ländern abzuwenden, und endlich der Feinde Übermuth zu brechen. Hat des Allmächtigen Wille ſie doch ſchon ſo manches Hauptes beraubt, das Uns furchtbar geworden war, und fiel noch jüngſt jener Banner, das Opfer ſeiner eigenen ungemeſſenen Lebensweiſe *), denn, wie ſein Feuergeiſt ihn zu dieſer hingeriſſen, ſo wird ihm auch keiner mehr an ruheloſer Thätigkeit und Unternehmungsmuth vergleichbar ſeyn.“

„Und doch“, ſagte Montecuculi, „mit Euer Majeſtät Vergunſt iſt Torſtenſohn“ —

„Wie,“ rief der Kaiſer, „der Gichtgebrochene, der die Sänfte nicht mehr verlaſſen kann, in der man ihn zu Felde trägt.“

„Sein Körper iſt an die Erde gefeſſelt,“ erwiederte Montecuculi, „aber ſein Geiſt iſt frei wie die Luft, und Adlersſchwingen werden ſeine Unternehmen beflügeln. Ich ſah ihn zu Lüneburg und Er nur vermochte das ſchwediſche Heer vom Todesſtreich wieder aufzurichten, an dem es ſeit dem Tage von Nördlingen blutet. Zum Heere hatte zwar Banner die Scharen der Flüchtlinge gebildet, und die gefallenen Kerntruppen nothdürftig durch fremde Söldner erſetzt; mit eines Heeres Geiſt und Sinn aber erſt Torſtenſohn ſie wieder beſeelt; denn das Vertrauen

---

*) Banner ſtarb 1641 im fünf und vierzigſten Jahre zu Halberſtadt an den Folgen der Erſchöpfung und ſeiner Unenthaltſamkeit (Cox).

auf den Führer iſt's, das in der Zuverſicht jedes Einzelnen, die Menge unüberwindlich macht."

„Eure Lobrede," ſagte Ferdinand etwas verſtimmt, „iſt nicht geeignet, mich zu erfreuen. Indeß, Ihr habt das ſchwediſche Heer geſehen, und Eure Pflicht iſt es, mir Wahrheit zu berichten. So ſagt mir auch, wie fandet Ihr die eigene Armee?"

Montecucoli zuckte die Achſeln: „Gallas," ſagte er nach einigem Bedenken, „hat das Herz des Soldaten nicht. Die übrigen Generäle ſind ihm abgeneigt. Mehrere von ihnen, ſo hieß es, wollten die Armee verlaſſen, zuerſt gleich Piccolomini in fremde Dienſte treten *). Der Führer Uneinigkeit geht auf der Truppen Stimmung über, und Mißmuth und Verzagtheit will ſich ihrer bemächtigen. Ich beſorge größeres Mißgeſchick, als Euer Majeſtät Waffen bis jetzt erfahren."

„Ich danke Euch, Graf," ſagte der Kaiſer, die Stirne in ernſte Falten gelegt, aber gütig gegen Montecucoli gewendet: „Ihr habt mit Freimuth geſprochen, wie es dem redlichen Diener geziemet. Für heute genug! genug des Unangenehmen zu dem, was ich, wenig Erfreuliches, noch dieſen Abend erfahren ſoll. Kommt! Ihr ſollt Euch der Kaiſerinnen Majeſtäten vorſtellen, die Euch über ſo Manches, was Ihr zuletzt geſehen, zu befragen, neugierig ſeyn werden."

Während Ferdinand's Zweigeſpräch mit dem Grafen, hatten die Angeſehenſten der Herren und Damen des Hofes ſich an Spieltiſchen vertheilt, an deren oberſten die

---

*) Cox. Geſch. v. Öſtr.

beiden Kaiſerinnen, mit ihrem Oberſthofmeiſter, dem alten ehrwürdigen Feldmarſchall Gonzaga und dem ſpaniſchen Ambaſſador Platz genommen. Ihnen nahte ſich Montecucoli, Eleonoren, des Kaiſers Mutter, die trotz den alternden Zügen der Ehrfurcht gebietenden Matrone, noch immer alle Herzen durch würdevolle und freundliche Herablaſſung für ſich gewann; und Ihr, von der man ſagte, daß ſie himmliſcher Natur geweſen ſey *), ſo ausgezeichnet durch die Schöne ihres Körpers, als anmuthreich in Geiſt und Sitten, Ferdinand's jugendlicher Gattin, des Hispaniſchen Philipps Tochter. Hinter dem Stuhle der Kaiſerinnen ſtand die Schar ihrer reichgeſchmückten Damen und Edelknaben, und hohe Girandolen mit Lichterkronen, die auf dem Tiſche brannten, beleuchteten und verbreiteten einen Zauberſchimmer über die Scene, geeignet, um auch, mit mehr als dem Alltäglichen vertrauten Seelen eine ſcheuere Stimmung einzuflößen, und die erregte Fantaſie für tiefere Eindrücke empfänglich zu machen.

Montecucoli trat mit dem, ihm längſt eigen gewordenen unbefangenem Anſtande der Hofſitte, aber nicht ohne innerer, ſonſt kaum gekannter Beklommenheit auf die hohen Frauen zu, ſich wohl bewußt, wie jetzt ſein erſtes Erſcheinen eine günſtige oder mißfällige Wirkung hervorzubringen beſtimmt war. Aus dieſem Vorgefühle erklärte er ſich das ſchnellere Pochen ſeines Herzens, nicht ahnend, daß eine andere Kraft es in ſolche Bewegung ſetzte, und ſchon zwiſchen ihm und dem noch Unbekannten das räthſelvolle Band der Sympathie geſponnen hatte.

---

*) Cox. B. 3. S. 195.

Voll des ſelbſtzufriednen Stolzes nannte Gonzaga ſeinen erlauchten Gebieterinnen den Namen des jungen Mannes, der als ſein Zögling in der Kriegskunſt ſchon mehr denn einmal dem Unterrichte des Lehrers Ehre gemacht. Er weidete ſich an dem Beifalle, den er nicht mit Unrecht in den Augen derjenigen zu leſen glaubte, die als höchſte Richterinnen bald auch über des Grafen Geiſtesgewandtheit, über den Scharfſinn und die Schnelle ſeiner Gedankenfolge ſo gut, als über die gefälligen Vorzüge ſeines Äußeren, das Urtheil zu fällen hatten. Aber wenig ging davon ab, daß der gute Gonzaga ſeine zuverſichtliche Erwartung empfindlich gedemüthiget ſah. So treffend Anfangs und mit ſo überraſchend verſtändiger Wendung, ſein Schüler mit zwar beſcheidenen aber doch ſchimmernden Witz auf jede Frage Antwort wußte, die ihm über Länder und Höfe, Begebenheiten und Verhältniſſe geſtellt wurden, ſo ſchlimm ging es ihm weiterhin, denn ſeine ganze Seele war bald nur in einem Sinne verſammelt, den er vergeblich von dem Gegenſtande der ihn mit Allgewalt an ſich zog, abzulenken verſuchte. Das ſchönſte Kleeblatt der Stadt und des Hofes in dem reichen Kranze der herrlichſten Frauen ſtand hinter der Kaiſerin Stuhle, ihm gerade gegenüber. Alle drei waren ſie Damen ihres Hofſtaates und die ſchönſten und preiswertheſten Zierden desſelben. Kaum ſechzehn Jahre zählte die Jüngſte, eine Gräfin aus Heiß, nur um wenige Monate reifer war die ältere aus ihnen, Glanola, eine Gräfin von Dietrichſtein; die Älteſte zwar, aber an friſcher Jugendblüthe noch roſiger als ſie beide, war die dritte der Mädchen Marianne, eine Gräfin von Khevenhüller. — Katharina die Erſtgenannte, mit

Augen, in denen ſich des Äthers freundlichſtes Blau wiederſpiegelte, mit Locken, gleich als wären ſie vom zarteſten Gold geſponnen, und einem Geſichte, voll kindlichem Liebreiz, von weniger hohem Wuchſe, als dem zierlichſten Ebenmaß der Glieder, war ein Bild der unſchuldvollſten Seelenklarheit, die aus jeder Miene ſprach, ſich in jeder Bewegung malte, in jedem Hauch athmete, der ihrer ſchönen Bruſt entquoll. Freundliche Milde und heiterer Frohſinn verſammelten die meiſten Anbeter um ſie, die Niemand durch Laune zu kränken, keinen durch ſtolze Zurückweiſung zu beleidigen vermochte *). Eine majeſtätiſche Geſtalt ſtand Gianola ihr zur Seite. Dunkle Locken rollten über die hohe Stirne an dem ſchönen Nacken herab. Das Feuer ihres Auges glich dem Blinken freundlicher Sterne, und zuvorkommendes Lächeln und ſtolzer Ernſt thronten zugleich auf ihrer roſigen Lippe. In Blick und Wort und Ton lag unwiderſtehlich anziehende Kraft, und dennoch hatte ſich ihr noch kein Werber um ihre Liebe genaht. Der durchdringende Lichtſtrahl ihres Geiſtes, der feine Stachel, der zwar auch dann noch ſchmeichelnden Rede, und die ſtrengere Würde, die ſie in ihre Haltung legte, hielt Jeden entfernt, der in der Stille auch noch ſo ſehr

---

*) Catarina, ſagt die Handſchrift, haveva d'oro i capelli, gli occhi del color del cielo, quando e il più puro - i lineamenti del viso e della persona inapregiabili; ma questa era nulla a petto della dolcezza e bonta del humore, che in ogni gesto ed in ogni parola si mostrava tanto giocondo ed arguto quanto mai convenire si possa all' honesta di donzella. Se alcuna menda era in Lei era lieve di admettere troppo grande schiera dei Servitori.

für ſie glühte *). Aber beider Schöne übertraf noch bei weitem im überraſchendem Eindrucke Mariannc. — Ihr glühend ſchwarzes Auge, ihre vollen ſeidenen Rabenlocken, die blendende Weiße auf Stirne, Bruſt und Nacken, wie von dem Hauche eines verſchämten Amors mit Roſen angeweht, die ſchlanke, gleichſam ſchwebende Geſtalt, mit den reizendſten Wellen-Linien umſchrieben, ſchien ſie mehr einem Traume der eigenen Fantaſie entſtiegen, von dem man fürchten mußte, ihn bei näherer Betrachtung entſchwinden zu ſehen. Aber ferne davon gewann das ſchöne Bild, je klarer es in die Wirklichkeit trat. So eine ſchwärmeriſche Haltung, ſo ein ſchmachtendes Sehnen mit ſo viel Schalkheit im Ausdrucke, mit ſolch ſüßem koſenden Witze im wunderbaren Widerſtreite und Vereine ward nimmermehr gefunden **). Nicht befremdend war es daher,

---

*) Gianola - i cui occhi vivaci e tremuli somigliavano la stella di venere, quando piu chiara scintilla, e la cui bocca era il nido delle grazie, del riso e degli amori. Aveva teso un laccio in ogni parte, o si movesse, o parlasse, o ridesse; e lo spirito, che lucea del angelico nella purità e nell' acume, l'aveva anche nell' attivita, perche incessamente somministrava all imaginazione concetti peregrini e sublimi ed alla lingua discorsi gentilissimi e grati. Sarebbe stata perfetta, se la conoscenza delle sue perfezioni non l'avesse resa un po altiera epoco curante suoi servitori.

**) Quest' era donzella, ſagt Montecucoli von Mariannen, bella e virtuosa e gentil a meraviglia. Gli occhi di lei tinti d'un nero ardente, quasi carboni accesi brillavano; gli capelli folti, neri e sottili adornavano il viso, che era tondo, e che mostrava le guancie colorite e piene, daß Jünglinge und Männer jedes Alters für ſie brannten und wetteiferten, es ihr zu geſtehen. Aber keiner hatte noch ihr Herz gerührt. Rein von jeder eitlen Selbſtliebe mit ernſtem und mädchenhaft verſchämten Sinne lehnte ſie zart die Herrſcherrechte ab, die ſie unwillkürlich über andere Herzen übte. Das waren die Huldinnen, die Montecucoli ſich gegenüber erblickte, ſo wie in ihrem Weſen, ſo auch heute wie gewöhnlich in Schmuck und Wahl der Kleidung ſehr verſchieden: Ein Roſakleid mit reichem Schnürleib und Beſetz umſchloß Katharinens zarte Taille; das helle Haar zu beiden Seiten um Hals und Wangen dichtgelockt und, unter einer einfachen Perlenſchnur um ihre Stirne, geſcheitelt. — Ein Stoff von dunklerem Roth, der Bruſt und Schultern enthüllter zeigte, erhöhte Gianolas friſcheren Reiz; die freie hohe Stirne ſchmückte, wo das Haar ſich theilte, ein Geſchmeide koſtbarer Diamanten, und ein ähnliches ſtrahlte mit Feuerblitzen von ihrer Bruſt. — Weiß war Marianne gekleidet, weiße Roſen im ſchwarzen Haar, einen duftenden Blüthenſtrauß vor der ſchwanenweißen Bruſt.

In zunehmender Verwirrung fühlte Montecucoli die Nähe der verführeriſchen Schönen. Sein Blick ſchweifte verſtohlen öfter und öfter über die zauberiſchen Geſtalten,

---

come si dipingono quelle di Cupido infante. Ma la beltà del corpoera in lei il prezzo minor. L'honesta degli atti, la modestia del portamento, l'uman guardingo, ma non rustico ritroso, ma non disobligante; la vivacita dello spirito, che nella lettura dei libri, e nei concetti delle parole scoprivasi faceano fede della bellezza interiore, che superava l'esterna.

aber am längſten haftete er auf Mariannen, und in jedem zufälligen Begegnen ihres Blickes ſog er das Feuer desſelben in durſtigen Zügen in ſein Herz. Schon fühlte er ſich über ſeinen lautern Schlägen, Sprache und Beſinnung vergehen, überraſchte ſich auf Zerſtreuungen, die ihn noch peinlicher verwirrten, ſah ſich von Ausdruck und Gedächtniß für das Beſte was er ſagen wollte, verlaſſen, und dankte in qualvoll wachſender Verlegenheit dem Himmel, als ihn die Kaiſerin mit gnädigem Winke ſeines Verhörs entließ. Leichter athmend zog er ſich in das Gedränge zurück, in dem ihn bald ein Schwarm von Jugendfreunden und Kriegsgefährten, im freudigen Wiederfinden umgab, und er über der launigen Erzählung des Gemeinſam verlebten, die Stunden des Abends hinwegſcherzte. In ihrem Verlaufe hatte Ferdinand größten Theils in einer Fenſtervertiefung mit dem Botſchafter Venedigs dem Cavaliere Nani und den Abgeſandten der Medicis und Eſte, im langen und eifrigen Geſpräche geſtanden. Eine ſchwere Wolke hing um ſeine Stirne, als er ſich jetzt von ihnen entfernte, und gedankenvoll einige Schritte vorwärts gegen die Gruppe that, deren Mittelpunct Montecucoli war. Sie öffnete ſich bei des Kaiſers Annäherung, und Ferdinand, durch dieſe Bewegung aus ſeinem Nachdenken geweckt, ſtand aufblickend gerade vor dem Grafen. Ein plötzlicher Gedanke ſchien in ihm aufzuſteigen. Raſch trat er auf Montecucoli zu. „Ihr müßt in langjähriger Kriegsgefangenſchaft den Waffen fremd geworden ſeyn, Graf!“ ſo redete er ihn an. „Wenn es darauf ankäme, ſie heute oder morgen zu gebrauchen, würdet Ihr übel beſtehen, wenn Ihr Euch nicht in Zeiten wieder auf Schwert und Lanze einübt. Ich will Euch Gelegenheit dazu geben. In vierzehn Tagen iſt Carouſſel im Luſtſchloß der Favorite. Meldet Euch um das Fehlende bei meinem Oberſtſtallmeiſteramte, denn für den kurzen Aufenthalt dürftet Ihr mit Pferd und Rüſtung kaum verſehen ſeyn.“

Montecucoli dankte feurig für die neue auszeichnende Huld des Monarchen. Nicht nur der Gedanke an das ihm ſo liebe ritterliche Spiel, das er lange genug hatte entbehren müſſen, ein Zweiter noch, aus dem das Bild der Schönen, die ſchon ſein ganzes Herz erfüllte, wie das leuchtende Geſtirn des bevorſtehenden Feſtes emportauchte, begleiteten ihn nach Hauſe, als er nach dem gleich darauf erfolgten Rückzug des Hofes, den Saal, wie im Traume verließ, um nach den mannigfachen Begebniſſen des Tages noch ſüßer, nicht von Torſtenſohn und Salviu's, nicht von Schlachten und Friedensverhandlungen, von ihr zu träumen, deren Götterbild alles übrige aus ſeiner Seele verdrängt hatte.

III.

Süße, verſtrickende,
Schmeichelnde Reden
Hab' ich erſonnen,
Tod und Verderben
Lauern darin.

Schiller. (Turandot.)

Montecucoli hatte bald Gelegenheit im geſelligen Kreiſe der großen Welt Mariannen und ihre Gefährtinnen wieder zu ſehen, und mit den Eigenthümlichkeiten ihres Geiſtes und Gemüthes näher bekannt zu werden. Wenn

Katharina mit all der Unbefangenheit ihres kindlichen offenen Weſens die Gegenſtände des Geſpräches mit lebhafter Fantaſie ergriff, und bald mit ihrem tiefen rührenden Gefühl verfolgte; ſo waren Gianola's Worte ſparſamer, oft gleichſam nur, als ob unwillkürlich ihrem Innerſten entriſſen, aber ihr Ausdruck noch bezeichnender, ihr Gedanke noch treffender, und die Empfindung, die ſie bewegte, ging tiefer und bleibender auf ihre Umgebung über; nahm aber Marianne mit der leiſen und doch ſo lange nachklingenden Stimme erröthend das Wort auf, ſprach ſie, wie kaum ſich ſelber vernommen, und doch ſo klar und wohl verſtanden, ſchüchtern und doch beredt zugleich, das heilige Gefühl, den klaren Verſtand aus, die auch dem Unbedeutenden einen kaum geahneten Werth zu ertheilen, das Alltägliche mit friſchem Reize überraſchend auszuſtatten, und jedes in ſeinem gefälligſten Lichte darzuſtellen vermochten dann verſchlang Montecucoli mit Auge und Ohr die Harmonika-Töne, die über ihre Lippen glitten, und was er früher gefühlt und gedacht, ſchien ihm erſt jetzt in ihrem Ausſpruch wahr und verſtändlich geworden. Sein eigener Vortrag dagegen, der ſonſt mit beredtem Strome die Aufmerkſamkeit der Hörer feſſelte, hinzureißen wußte, wenn er höhere Spannung erwecken wollte, begeiſterte, wenn er ſich ſelbſt über einer Darſtellung erwärmte: ſtockte jetzt, wenn ihn zufälliger Weiſe eine Frage, eine Bemerkung Mariannens unterbrach, er verlor den Faden des Geſpräches über dem Nachklang ihrer Worte, verſtummte wohl gar in ſichtlicher Zerſtreuung und gänzlichem Vergeſſen über der Erwartung, die noch an ihren Lippen hing, wenn ſie ſchon längſt zu ſprechen aufgehört.

Montecucoli war nicht ſo ſehr Fremdling in ſeiner eigenen Bruſt, um ſich nicht längſt geſtanden zu haben, was dieſe Veränderung hervorgebracht, und welchem mächtigem Gotte er in ſeinem Innern gehorche; aber auch Marianne hätte nicht ſie ſelbſt ſeyn müſſen, um die Erſcheinung eines Mannes unbemerkt vorübergehen zu laſſen, der ſchon jetzt die Augen der Welt durch nicht gemeine Erwartungen auf ſich zog; um nicht geſchmeichelt durch eine Auszeichnung zu ſeyn, welche die gefeiertſten ihrer Mitſchweſtern beglückt haben würde; und endlich durch eine Huldigung gerührt zu werden, die ſich ſo beſcheiden und zart, und doch ſo innig darthat, als die ſeine; und ſo fühlte auch ſie zum erſten Male ihr Herz mit ſonſt nie gekannten Sorgen und Wünſchen beſchäftiget, von ſonſt nie empfundner Luſt und Bangen beunruhiget und beklommen.

Es war um die Frühlingszeit, da der Winter dem Rechte auf ſeine Vergnügungen noch nicht völlig entſagt, und doch ſein blumenbekränzter Erbe die ſeinen bereits geltend zu machen begann. In ihren Garten-Palläſten feierten die Großen der Stadt die Feſte, die der rauhe Anhauch des Froſtes nicht mehr in ſchützendere Mauern verwies. Vom ſtaatlichen Banquette oder aus dem ſchimmernden Ballſaale lockte der erfreuliche Sonnenſchein des Lenzes, oder ein lauer Abend im Mondenlichte nach der Freie blüthenbeſäter Terraſſen, oder in das Zwielicht, der noch nicht völlig belaubten Pracht-Alleen. Günſtig war das Ungefähr dem Grafen, Mariannen bei ſolchen Feſten wiederholt zu begegnen, und gerne geſtattete ſie ihm beim Gelage an ihrer Seite Platz zu nehmen, folgte ihm mit unverhehltem Wohlgefallen in die Reihe der Tanzenden, und ließ ihm auch dann kein Mißvergnügen über zu bemerkbare Zudringlichkeit fühlen, wenn er auch nach geendetem Tanze noch beharrlicher an ihrer Seite als an jeder Anderen verweilte.

Zu ſchön war dieſes ſtille Glück der aufkeimenden Liebe, zu tief empfunden, um nicht der Störung werth zu ſeyn, mit der ein ſchadenfroher Geiſt ſich bald in eine ſeiner ſchönſten Stunden drängte. Es war auf einem Ballfeſte, das der Graf von Trautſohn in ſeinem prachtvollen Gartenhauſe gab, da Montecucoli ſich zum erſten Male von Mariannen mit jenem Hinneigen zu ſüßer Traulichkeit behandelt ſah, die der Seelen nahen Austauſch in entzückender Ahnung errathen läßt. Noch von Glück und Liebe glühend, ſtand er im Begriffe, Erfriſchung und eine willkommne Einſamkeit, um ſeiner Wonneempfindung nachzuhängen, in den entfernten Laubgängen des Gartens aufzuſuchen; doch eben, als er aus der Glasthüre des hellerleuchteten Pavillons auf den Raſenplatz vor demſelben trat, fühlte er ſich am Arme feſtgehalten. „Iſt Graf Montecucoli geneigt," flüſterte eine weibliche Stimme ihm zu, „einer Freundin, die vergebens ſeinem Auge zu begegnen ſtrebte, auf wenige Minuten nur ſein Ohr zu leihen? Verwundert drehte ſich Montecucoli nach der Fragenden herum. Ton und Sprache däuchten ihm wohlbekannt, doch nur wie aus einer Erinnerung, die ihm ſeit manchem Jahre fremd geworden war. Die Züge der Unbekannten im Schatten des Gebäudes, dem ſie den Rücken zuwandte, verſchwammen im Nachtdunkel, und in zweifelvoller Ungewißheit, mit einem Mißbehagen, das er der unwillkommnen Unterbrechung ſeiner Gedanken zuſchrieb, haſchte er nach einem Namen zu dem Bild der unvermutheten Erſcheinung, das in ſeiner Seele zu dämmern begann. Da faßte ihn die Fremde mit leidenſchaftlicher Heftigkeit am Arme und zog ihn in den Lichtſtrahl der nahen Saalthüre. Vom hellen Kerzenſchimmer erleuchtet, im weißen Ballgewande, und mit Wangen, von denen im Übermaß der Leidenſchaft die Farbe entwichen war, in zürnender Stellung und Geberde hätte man ſie für eines der Marmorgebilde halten mögen, welche den Raſenplatz umgaben, wenn nicht die Blitze des Unmuths, die aus ihrem dunklen Auge flammten, das Wogen der, vom innern Sturm bewegten Bruſt vom Gegentheil gezeigt. „Lucretia!“ rief Montecucoli, „ein widriges Gefühl, das ſich ſeiner bemeiſtert hatte, mit Mühe bekämpfend, Lucretia! Ihr ſeid es! in der That! — Doch wie hätt' ich auch vermuthen — wie mir ſchmeicheln können?“ — „O ſchweigt,“ unterbrach ſie ihn mit dem Tone des bittern Vorwurfs: „ſpart die Lüge! Das Glück mich wieder zu ſehen, wie ſehr Ihr Euch damit geſchmeichelt, das ſpricht ſich in Eurem Geſichte zur Genüge aus.“

Schnell genug hatte ſich Montecucoli doch geſammelt, ſeiner Rechtfertigung jetzt eine Wendung von Wärme und Galanterie zu geben, geeignet die Zürnende zu entwaffnen, da ſein Überſehen ſich eben ſo wohl durch völlige Unwiſſenheit ihrer Gegenwart, als ſeine jetzige Verlegenheit durch die Freude der Überraſchung entſchuldigen ließ. Lucretiens Miene war während ſeiner wohlgeſetzten Rede, von dem düſtern Gewitterbräuen, das über ihrer Stirne hing, allmälich in ein feines Lächeln übergegangen, in deß ihr Auge, unter noch nicht völlig faltenloſen Braunen feurig und unſtät rollte.

„Abſcheulicher!" begann ſie mit einer Stimme, die noch merklich bebte, ſo ſchmeichelnd und verführeriſch ſie klang: „Abſcheulicher! Lucretien ſo ganz zu vergeſſen! Wahrhaftig! wäre ſie nicht hier, den Bund der alten Freundſchaft zu erneuen, du verdienteſt, daß ſie dich ſtrafte, und," ſagte ſie mit dem Finger drohend, „du kennſt Lucretien! hätte ſie dir nicht im Vorhinein vergeben, die Rache wäre dir nicht ausgeblieben." „O pfui!" fiel ſie ihm in die Rede, da er ſie unterbrechen wollte; „verliere nicht unnütze Worte, dir iſt verziehen! Nur etwas ängſtigen, erſchrecken wollt' ich dich." Und jetzt, fuhr ſie fort, ihren Arm in den ſeinen legend, „jetzt kommt, mein ungetreuer Vetter! geberdet Euch nicht ſo verlegen, nicht ſo ſchülerhaft! Ich fordre keine Rechenſchaft Euch ab. Ihr ſeid mir keine ſchuldig. Vertrauen ſchenkt mir, wenn Ihr wollt. Wollt Ihr? um ſo beſſer; denn mit Vertrauen zu beginnen, muß ich die Erſte ſeyn, da meine Freundſchaft nicht ohne Eigennutz, und die Eure, wenn Ihr mir ſie noch gewähren wollt, von doppeltem Gewichte iſt."

Montecucoli, als er ſo mit ſeiner unverhofften Gefährtin den Gang die breite Kaſtanien-Allee hinab antrat, war Anfangs beinahe wie Einem zu Muthe, der ſeinen Fuß unvermuthet auf eine Schlange geſetzt und ihn zurückzuziehen fürchtet, damit ſie ihn nicht um ſo gewiſſer verletze. Ihm däuchte, wenn er ſich auf das Gemüth ſeiner Muhme aus früheren Zeiten beſann, als ſollte es ihm grauen, ſie vielleicht als die Beleidigte ſich gegenüber zu ſehen, und ſein Bewußtſeyn ſprach ihn nicht von jedem

Vorwurf in dieſer Hinſicht frei. Ihre erſte, nahe Vertrautheit zählte aus beider frühſten Jugendzeit. Er war kaum noch über die Knabenjahre gereift, als er zu Modena, ſeiner Vaterſtadt, Lucretien kennen gelernt, die, beinahe noch als Kind, einem Greiſe vermählt, eben ſo frühzeitig wieder zur Witwe geworden war. An dem wahrhaft reizenden Schimmer ihrer Außenſeite verblendete ſich der Jüngling leicht zu jener Trunkenheit der Gefühle, die mit der blöden Unerfahrenheit ſeines Alters gepaart, zunächſt der Leidenſchaft wahrer Liebe gleicht. Lucretia gefiel ſich in dem Spiele, das ſie mit der ſcheuen Huldigung des Jünglings trieb, bis es ihren Herrſcherlaunen zur Gewohnheit, und allmählich ſelbſt zum leidenſchaftlichen Bedürfniß ward, ihn unwiderſtehlich und unveränderlich in ihren Zauberkreis zu bannen. Allein eben dieſe Dienſtbarkeit war es, über deren erwachenden Bewußtſeyn Montecucolis Neigung zuerſt erkaltete, während eine andere, bald weit mächtigere Leidenſchaft in der Ahnung künftiger Größe, die Liebe zum Ruhme, ſeine Feſſeln vollends zerbrach, und ſein Herz von einer Flamme reinigte, die es nie mit wahrem Feuer erwärmt hatte. Mit Freuden folgte er dem Rufe ſeiner Oheime, der ihn von Modena weg, in des Kaiſers Dienſte führte, und ihm die Ehrenbahn des Kriegerſtandes öffnete. Lucretiens Bild, das in der Ferne vollends den Zauber verlor, mit dem es in der Gegenwart anzog, verſchwand aus ſeiner Bruſt, allen Bemühungen zum Trotze, mit denen ſie ſich da in zu behaupten ſuchte, und nichts blieb davon zurück, als die Erinnerung an ſeinen Irrthum, und eine Unterwürfigkeit, die er jetzt mit Beſchämung erkannte.

Dieſe Vorſtellung war es, die bei Lucretiens unwillkommenem Erſcheinen zuerſt erwachte; der Vergleich mit dem Gegenſtande ſeiner heutigen Liebe, der ihn mit Eiſeskälte umzogen, und dieſe faſt bis zum ſcheuen Widerwillen geſteigert hatte. Mit ſolchen Empfindungen hatte er den Spaziergang an ihrer Seite angetreten; aber eben die zauberiſche Gewalt, die ihrem Weſen noch immer eigen war, der einſchmeichelnde Ton ihrer ſüßen Worte; der theure Wohllaut der gemeinſamen Mutterſprache, weckten doch befreundete Anklänge wieder, und löſeten allgemach das widrige Gefühl, das ihn wie eine böſe Ahnung beſchleichen wollte, in ein freundlicheres, herzlicheres Entgegenkommen, in größere Zutraulichkeit auf.

„Wäre es noch wie einſt," ſagte Lucretia, indem ſie zum zweiten Male um den Laubgang bogen, halb im neckenden, halb wehmüthigem Tone: „Wäre es noch wie einſt, Raimund! ſo ließe ich es Euch gerne glauben, daß Ihr mich um Euretwillen hier zu Wien erblickt. Zwar," ſagte ſie, und ein halbunterdrückter Seufzer entfloh ihrer Bruſt — „zwar war es mir wohl bewußt, Euch hier zu finden. Mein Antheil verläugnete Euch auch in der Ferne nicht; meine Blicke folgten Euch, wohin Ihr gingt, wie wenig auch Euch ſelbſt daran gelegen war. Triumphirt indeſſen nicht zu früh, mein ſtolzer Vetter!" fuhr ſie ernſter fort: „Euren Gegnern im Felde, oder einer Andern als Lucretia ſey es überlaſſen, ſich ſelbſt zur Schmach des Überwundenſeyns zu bekennen. Von ihr erwartet's nicht! Zu ſtolz, fürwahr! wäre der Gedanke von Euch, ich käme ſelbſt an Euren Sieges-Wagen, die verſchmähte Gefangene, mich anzuſchließen. Und doch, auch dieſen Scherz bei Seite! doch, Raimund! war allerdings Eure Gegenwart der Hauptbeweggrund meiner Reiſe; nur hatte ich, aufrichtig geſtanden, auf einen wärmern, freundlichern Empfang von Euch gerechnet."

Montecucoli ſah ihr getheilt zwiſchen Argwohn und Beſchämung in's Geſicht, aber mit der treuherzigſten Miene ſchlang ſie noch vertraulicher ihren ſchneeweißen Arm in den Seinen, daß der Hauch ihrer Lippen beinahe ſeine Wange berührte. „Iſt das wohl recht von Euch," ſagte ſie, „iſt es ſchön, da ich auf Eure Theilnahme alle meine Hoffnungen gebaut, da es in Euren Händen liegt, mir die wichtigſten Dienſte zu erweiſen; da ich für ihre Erfüllung ſo ganz und gar auf Eure Freundſchaft zählte? — Freundſchaft!" wiederholte ſie mit ernſter Stimme, und das Feuer ihres Auges verſchwamm in einen düſteren Schimmer; „denn nur Freundſchaft iſt's ja, Raimund, die ich forthin von Euch in Anſpruch nehme, und auf die, meine ich, hätte Eure früheſte Freundin wohl das heiligſte Recht."

Mit größerer Wärme, als er ſich vor einer Viertelſtunde zugetrauet hätte, mit dem aufrichtigſten Sinne gelobte ihr Montecucoli Erwiederung ihres Vertrauens, und die Erfüllung jedes Wunſches, der zu ihrem Glücke in ſeinen Kräften lag. Er war es in ſeinem Innerſten froh, auf irgend eine Weiſe das Unrecht gut machen zu können, das er ſich gegen eine, ihm einſt doch theure Angehörige in ſeiner heutigen Stimmung vorwarf. „Wie ſehr," rief er, „Lucretia! beſchämt mich Euer Vertrauen, nachdem ich es längſt durch eigne Schuld als verſcherzt anſehen mußte!" —

„O laßt das jetzt!" fiel ihm Lucretia ein. „Es kommt vielleicht die Zeit, es Euch im vollen Maße wieder zu verdienen. Doch was ich heute mir von Euch erbitten wollte, iſt nur ein geringerer Beweis, daß Ihr noch derſelbe ſeyd, wie ich Euch einſt gekannt; derſelbe hochgeſinnte Jüngling noch für jedes Recht, der ritterliche Held für die Vertheidigung des Schwächern und Verfolgten, der Bereitwilligſte, Großmüthigſte zu jeder edlen That, wie ſehr ſie auch zum eignen Nachtheil galt."

Fragend hing ihr Auge an Montecucoli, der ihr noch eifriger die Betheurung ſeines aufrichtigſten Willens wiederholte. „Wohlan denn," ſagte ſie, „ein Rechtsſtreit, von dem der größte Theil meiner Habe abhängt, der Euch ſelbſt beträchtlichen Gewinn verſpricht, führt mich hierher, und daß er zu meiner Gunſt, zu Eurem Nachtheil ſich entſcheiden möge, bedarf ich Eures Beiſtandes, habe ich gezählt auf Eure Großmuth, auf Eure Verwendung. Ihr kennt die Feindſchaft der beiden Häuſer, Rangoni und Montecucoli. Der Zufall, wie Euch nicht unbewußt, will es, daß ich beiden durch Verwandtſchaft angehöre, und mein Erbtheil, ein neuer Zankapfel, zwiſchen beide fiel. Jedes ſtrebt die Güter, die mir zugefallen, und die vielleicht auch Euch demnächſt bereichern ſollen, von dem unbeſchützten Opfer ihres Haſſes und ihrer Habſucht an ſich zu reißen. Am härteſten von Euren Angehörigen bedrängt, kann nur Eure Dazwiſchenkunft, der Einfluß, den Ihr über Eure Oheime übt, den Ausſchlag zu meinem Vortheil kehren. Ihr ſeht, ich, die gerne als die Beleidigte, Genugthuung Fordernde vor Euch erſchiene, ich muß als die Bittende Euch ſuchen, und des Vertrauens alle Rechte, die ich lieber mir ertrotzen wollte, durch eigne Hilfsbedürftigkeit gewinnen."

Was hätte Montecucoli Lucretien nach einem ſolchen Eingange, unter dieſen Umſtänden nicht zugeſagt, Rath, Hilfe, die eifrigſte Vertretung bei den Seinen, jede Entſagung, die ſie in der Sache von ihm ſelbſt verlangen konnte, Alles, mit einem Worte was ein Vertrauen, das ſo ihn ehrte, erwiedern und vergelten konnte. „So werden wir uns noch öfter wiederſehen!" ſagte Lucretia, indem ſie ſich wieder dem Gartenſaale nahten. „und muß ich heute den vollen Dank Euch ſchuldig bleiben, es kommt ein Tag, hoffe ich, daß Ihr erfahren ſollt, ob Lucretia zu vergelten weiß." Ihr Auge funkelte von Freude und Zufriedenheit über das Gelingen ihrer Wünſche, als ſie in der Thür ſich freundlich trennten. Montecucoli ging bei dem Feſte noch ſeinen Oheim aufzuſuchen, um ſein Geſchäft zum Beſten einzuleiten, und mit der Thätigkeit und dem Glücke, das ihm eigen war, fehlte es ihm nicht, der Sache bald die günſtigſte Wendung zu geben, um Lucretien in dem angefochtenen Beſitze ihres Vermögens ſicher zu ſtellen. Aber ihr, von weit verſchiedenen Wünſchen beunruhigtes Herz, frug wenig nach dem Gewinn jener leicht verſchmerzten Habe, von anderen Plänen und Entwürfen ſchlug es bewegt, und jauchzte, ſo geſchickt und glücklich einen Faden der Vertraulichkeit wieder angeknüpft zu haben, um das Netz, in dem ſie jene Hoffnungen verwob, um das Haupt des Sichergewordenen zu ſchlingen.

IV.

Warum gabſt du mir zu ſehen,
Was ich doch nicht wenden kann:
Das Verhängete muß geſchehen,
Das Gefürchtete muß nah'n.

Schiller.

Die Führers Rolle bei dem nahe bevorſtehenden Carouſſel gab indeſſen dem damit Betheilten noch manche andere Beſchäftigung und Zerſtreuung. Das Los, welches die Quadrillen beſtimmte, war Montecuccoli vor Allem günſtig geweſen. Die ſchmuckeſten und gewandteſten Ritter fielen ihm zu Theil, alle, Jünglinge, aus den angeſehenen Häuſern der Stahremberg, Thierheim, Trauttmannsdorf, Scharfenberg und Trandeis*). Die hoffnungsreichen Sproſſen berühmter Geſchlechter, die Zierden des Hofes an feiner Sitte und ritterlicher Bildung, und darum die Günſtlinge der edelſten der Frauen, waren ſie auch bekannt, als die kühnſten und geſchickteſten Pferdebändiger, die mit dem zierlichſten Anſtande und der größten Gewandtheit Schwert und Lanze zu führen, in der pfeilſchnellen Carriere das Ziel vom Boden aufzuſpießen oder vom hohen Standpuncte mit Wurf und Schuß herabzuholen verſtanden.

---

*) Das Carouſſel, welches hier erwähnt iſt, fand genau nach der ſpäter folgenden Beſchreibung, nur in einer andern Epoche von Montecucolis Leben Statt, der die umſtändliche Anordnung desſelben in ſeinen Schriften hinterlaſſen. Nebſt den genannten Rittern war auch noch ein Caprara und Mangani in der Quadrille, die er führte, die übrigen waren ein Bartholomäus Graf Stahremberg, Jacob Gr. Brandeis, Leop. Thierheim und Carl Gr. v. Scharfenberg. Eben ſo finden ſich auch noch Zeichnungen der Touren von Montecucolis eigener Hand in ſeinem Nachlaſſe.

Mit jedem Morgen waren ſie um ihren Führer verſammelt, und dieſelbe Hand, die ſpäterhin den Plan zu mancher Siegesſchlacht mit gleicher Fertigkeit entwarf, und die Erfahrungen des thatenreichen Lebens in weiſen Lehren niederſchrieb, dieſelbe Hand zeichnete ihnen jetzt mit nicht geringerm Eifer Touren und Contretänze vor, verſchlang die krauſen, dem Anſchein nach verworrenen Linien zu ſchön geregelten Figuren, und wies den Leichtgelehrigen die Bahnen an, im labyrinthiſchen Gewebe ſich bald zu begegnen, bald zu fliehen, und das ſcheinbare Gewirr zuletzt in überraſchender Ordnung aufzulöſen. War dieſer Unterricht geendet, ſo fanden ſie ſich auf der Rennbahn wieder, um Vorübung zu halten, oder ein noch ungebändigtes Pferd an das Geräuſch der Cimbeln und Trompeten, an das Rauſchen geſchwenkter Fahnen oder den Blitz der Waffen zu gewöhnen. So hatten ſie eines Morgens ihren Führer bereits verlaſſen, der noch mit der Zeichnung des Entworfenen beſchäftigt, allein zurückgeblieben war, als die Thür ſeines Gemaches ſich öffnete, und eine, von jenen Jünglingen freilich weit verſchiedene Geſtalt ſich dem Tiſche gegenüber ſtellte, an dem Montecucoli arbeitete. Ein merklich von der Laſt der Jahre gekrümmter Körper, der benarbte, mit dünnen ſchon beträchtlich ergrauten Haaren beſäte Scheitel, und die tiefen Furchen in Wangen und Stirne, hätten dem Fremden im Kriegerſtande, zu dem er allem Anſcheine nach gehörte, ſchwerlich ſeine Stelle bei den Dienſtbaren angewieſen, wenn nicht das Feuer des tiefliegenden Auges, der feſte Tritt von einer noch lebendig inwohnenden Kraft und Thätigkeit gezeugt hätten. So wenig als am Alter, ſo wenig glich der Fremde aber auch an Prunk und Zierlichkeit der Kleidung denjenigen, an deren Stelle er getreten war. Dem Rocke von ziemlich abgeſchoſſenem Stoff und Farbe war es anzuſehen, daß er manches Ungemach der Witterung und manches Nachtlager auf bloßer Erde überdauert, des Hutes verblichenes Schwarz und zerknitterte Krämpe und Feder zeigten von nicht geringer Leiſtung in Sturm und Unwetter, und ſo, wie die ſchweren Reiterſtiefel mit Eiſenſporen lange keiner zierlicheren Fußbekleidung Platz gemacht haben mochten, ſo ſchien es auch vom Pallaſche, den er mit breitem Handkorbe und verzierungsloſem Wehrgehänge an der Hüfte feſtgegürtet trug, als ob er nie gewohnt oder geneigt geweſen wäre, ihn mit der leichtern Friedens-Waffe zu vertauſchen, die Jener Hüfte zierte.

Schweigend ſtand der Fremde vor Montecucoli, bis dieſer zufällig aufblickend, die unerwartete Erſcheinung vor ſich gewahr ward. „Leopold!“ rief er, vom Tiſche aufſpringend; „Leopold oder ſein Geiſt! Nein! alter Knabe, in der That du biſt es ſelbſt,“ ſo rief er, und ſchüttelte ihm freudig die Hand, während der Alte die ernſte unbewegliche Miene um nichts verändernd, ſich nur wenig mit dem Haupte neigte. „Längſt,“ fuhr Montecucoli fort, „längſt hatte dich mein Gedanke ſchon dort geſucht, wo du am liebſten wandelſt; bei den Sternen oben; denn der Hieb, der dich bei Brandeis neben mir zu Boden ſtreckte, meint' ich, müßte wohl der letzte ſeyn, den dein Schedel überſtanden.

„Daß es nicht der Letzte war, dem er Trotz geboten,“ verſetzte der Alte ernſt und trocken, „bezeugt die friſchere Narbe hier an der andern Seite.

„Nun bei Gott! ſchöne Hieroglyphen-Zeichen haſt du auf deinem Haupte geſammelt. Alle Nationen könnten ſchon bald ihre Handſchrift darauf nachleſen. Welche Fauſt hat denn dieſen letzten Zug geführt?“

„Es iſt Franzoſenſchrift,“ ſagte der Alte, mit gleichem Ernſte, „von Guébriants Reitern unter Lamboy bei Kempten aufgekriegt [*]. Die fleiſchte nur, und hatte wenig zu bedeuten; die nächſte Schramme d'ran iſt der Schwedenhieb bei Brandeis. Er ging tief genug, doch tiefer nicht als das Andenken über der Schläfe hier, das mir der böhmiſche Rebell bei Steinau aufgezeichnet, der mit dem Thurn gefangen ward [**]. Es war die Klinge zugleich mit dem Stücke der Hirnſchale abgeſprungen; da fiel er wehrlos den Küraſſieren in die Hände. Sprach ich nicht vor, das Manupropria wär' ihm theuer zu ſteh'n gekommen.“

„Wackerer Geſelle!“ rief Montecucoli, und ſchüttelte ihm die Hand auf's Neue. „Nun ſo ſei mir willkommen, herzlich willkommen, ſo unerwartet auch, und ſo verwunderlich! denn ſage: Wie wußteſt du mich hier zu finden?“

---

[*] Am Ende des Jahres 1641.

[**] Im October 1623 überfiel Wallenſtein ein ſchwediſches Corps unter Thurn und Duval bei Steinau an der Oder, und nahm den Erſten gefangen, den er unter der Bedingung, daß ihm alle ſchleſiſchen Feſtungen geräumt würden, in Freiheit ſetzte, und Duval entkommen ließ.

„Wer ſucht, der findet," ſagte Leopold, „und wer den Sternen folgt, geht niemals irre."

„Nun," lächelte Montecucoli, „bei Brandeis haben ſie uns ſchlimm genug angeführt. Die Conſtellation brachte mich in die verwünſchte ſchwediſche Gefangenſchaft, und dich nur auf eine Handbreite von der, aus welcher es keine Erlöſung gibt."

„Des Menſchen Hochmuth iſt ſeine Erbſünde," ſprach der Alte. „Der Glücksſtern, bei Namslau *) verblendete mit allzu hellem Schimmer, die ſich über Eueren Sieg erfreuten, daß ſie den Maleficus nicht ſahen, der nur allzu oft hinter ſeinem Glanze lauert."

„Nun ſo hoffe ich," ſagte Montecucoli noch immer lächelnd, „des Maleficus Herrſchaft ſei mit meiner Haft zu Ende; und beſſere Zeichen ſtehen mir in's Leben, ſeit er mit meiner Befreiung niedergegangen."

„Mit nichten," verſetzte der Alte, „noch leuchtet er in Eurem Hauſe. Über dem Haupte der Jungfrau ſteht er ſichtbar, und ſchießet ſeine Strahlen ſchadenfroh den Zwillingen zu."

„Und was bedeutete mir das:" frug Montecucoli aufmerkſamer geworden.

„Daß Ihr liebet," fuhr Jener mit nachdrücklicherem Tone fort, „und daß Eure Liebe der Freundſchaft Gefahr

---

*) Namslau in Schleſien war von 10,000 Schweden berannt, als Montecucoli an der Spitze von 2000 Reitern, über wegeloſes Gebirg die Unvorbereiteten überfiel, in die Flucht ſchlug, und ihnen Geſchütz und Gepäcke abnahm.

droht, die, als Euer ſegensreichſtes Zeichen Eurer Geburt verhängnißvoll geleuchtet."

Einen Augenblick betroffen, ſtand Montecucoli: „Nein!" rief er nach einigen Secunden des Nachſinnes wieder heiter, „nein! nein! Du träumeſt Leopold! Wie ſtünde das zu beſorgen! Er, der der Zwillingsbruder meines Lebens iſt, auf den ich allein deine Warnung deuten könnte, wo iſt der jetzt? auf hunderte von Meilen von mir getrennt. Wie ſollte dem? — Nein! den Aſpect haſt du falſch verſtanden."

„Die Himmelskörper," ſprach der Alte ernſt, „liegen an ihren ewigen Axen feſt, oder bewegen ſich in ungeſtörten Ordnungen um ihre Bahn; der verderbliche Wandelſtern aber iſt der Menſch, der heute hier und morgen dort ſichtbar wird, und auf ungeregelter Bahn ſich bald hier bald dort zu zerſchellen droht."

„Beſſer ſo!" rief Montecucoli eifrig, „als er triebe ſich im Kreis des ewigen Einerlei umher. Ihm frommt es, daß er an einem und dem andern Orte, ſo wie es kommt, das Tüchtigſte verſucht; denn geht er ſelber auch darüber zu Grunde, was er gethan, bleibt doch zurück, und ſeine Bahnen zeigt man noch, wenn er ſchon längſt verſchwunden." „Nein!" rief er, „möchte ich doch nicht hier ſtille liegen, ſo wohl es mir ergeht. Der Krieg geht fort," ſagte er, wie halb für ſich, ſeinen Gedanken verfolgend, „und noch iſt es nicht an der Zeit, ſich ein Glück ſtiller Häuslichkeit zu träumen. Der Schwede rüſtet ſich auf's Neue, und dahinaus geht mein Ruf. Im Norden leuchten meine Sterne."

Der Alte ſah ihn ſchweigend an, und ſchüttelte das

Haupt. — „Wie!“ frug Montecucoli verwundert, „du meineſt nicht?“ —

„Im Süden ſtehet Euch der Mars,“ ſagte der Alte mit Nachdruck, „dahinaus geht Euer Weg; doch Eure ſchönſten Sonnen glänzen Euch in Oſten. Noch ehe der Mond die volle Scheibe wechſelt, findet Euch ſein Licht auf Eurer Reiſe, und manche heiße Schlacht wird noch in Deutſchland gefochten, deren Donner Euer Ohr nicht erreichen wird.“

„Was ſageſt du?“ rief Montecucoli mit Unmuth. „Alles ſteht jetzt auf dem Spiele. Soll ich einſt ein höheres Los erringen, ſoll mein Name neben jenen glänzen, die meine Jugend mit Bewunderung und mit heißem Durſt erfüllten, ihnen zu gleichen, ſo muß ich jetzt auf der Bühne großer Thaten, die Lorbeern einzubringen ſuchen, um die jene unſelige Gefangenſchaft mich verkürzte; ſie jetzt gewinnen, eh Spinola und Puchheim und Andere ſie mir vor den Augen wegholen. Was ſoll ich in Italien, wo der tiefe Frieden waltet? Vielleicht nach meinen Gütern ſehen, Prozeſſe ſchlichten, und andere dergleichen Friedensgeſchäfte treiben, indeß meine ganze Seele nur nach Kampf und Kriegesthaten glüht.“

Mit ſonderbarem Lächeln hatte ihn der Alte angehört: „Frieden!“ ſagte er, „wo iſt der Frieden? Die Schwachen ſtehen zuſamm,“ ſprach er feierlich, „und wo der Einzelne nicht zureicht, das führen die Verbündeten aus. Italien iſt die nächſte Stufe Eures Glückes, und nicht im Schatten des friedlichen Öhlbaumes darf das zu ſeiner Größe gedeihen. — Kampf und Gefahren erwarten Euch auch dort, ſo nehmt meine treue Begleitung dahin, und meine Dienſte wieder an, denn wie das größere Geſtirn mit ſeinen Satelliten ſich umgibt, die es nach ſeinem Mittelpunct allmächtig zieht, ſo iſt mein Lauf an Eure Bahn geknüpft, ſo lange Ihr in ihrem Glanzlicht wandelt, oder das meine vor Euch im unbemerkten Fall verliſcht."

Gerührt ſah ihn Montecucoli, aber auch mit zweifelhaften Blicken an. „Du, Leopold!" ſagte er endlich, „bedenkſt du auch, was du verlangſt? Was willſt du noch auf dem mühevollen Pfad, den ich gehen muß? Du warſt kein Jüngling mehr, da du aus dem Regiment als Adjutant in meine Dienſte trat'ſt; die Zeit, die wir zuſamm verlebt, war nicht gemacht, dich zu verjüngen, und wahrlich! ſeit wir uns zuletzt geſehen, iſt ſie dir auch nicht ſtill geſtanden. Ich dächte, du hätteſt deiner Pflicht genug gethan, um deine letzten Schritte zum Ziele dir bequemer zu machen und das, alter Freund! laß meine Sorge ſeyn."

„Des Alten Auge verfinſterte ſich. Noch ſitzt Rittmeiſter Leopold feſt im Sattel," ſagte er trocken, „und weder iſt der Küraß ſeiner Bruſt, noch der Pallaſch ſeiner Fauſt zu ſchwer geworden. Bedarf er der Ruhe einſt, wenn er ſie nicht früher dort gefunden, wo es ihm ſchon ſo oft dazu gebettet ſchien, nun, ſo wird Graf Montecucoli ſie dem alten Kriegsgefährten auf ſeinen Gütern nicht verweigern."

„Topp!" rief Montecucoli, „bring' ich dich glücklich in die Winterquartiere, ſo ſollſt du dir auf Hohenegg gütlich thun. Da magſt du nach Herzensluſt nach den Sternen ſehen, und das Horoskop mir ſtellen, wie weit es noch zum Feldmarſchall ſey."

„Und zum goldnen Vließ und Fürſtenhute," murmelte der Alte zwiſchen den Zähnen; als aber Montecucoli, der zu ſeinem Schreibtiſche getreten war, ſich raſch nach ihm herumdrehte, verneigte er ſich mit derſelben kalten und ernſten Miene, und ſchritt zur Thüre hinaus.

Gedankenvoll ſah ihm Montecucoli nach: „Was hilft ſeine Vorausſicht," ſagte er, „muß das Gefürchtete, wie das Frohe nahen, und vermögen wir nichts zu wenden, was uns einmal beſtimmt iſt!"

V.

O welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit ſich zeigen ſollte,
Umſchloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
Sobald zum zweiten Mal beſcheinen wird.
Es ſaßen hier gedrängt die ſchönſten Frauen,
Gedrängt die erſten Männer unſrer Zeit.
Göthe (Taſſo).

Der Tag zum feſtlichen Rennen war angebrochen, und die Vorbereitung zu dem prunkvollen Schauſpiel, das die Geburtsfeier der Kaiſerin Mutter verherrlichen ſollte, in der Favorite getroffen. Weite Schranken auf dem geräumigen Platze vor dem Schloſſe umgaben den Rennplatz, und Gallerien und Sitze für die Zuſeher erhoben ſich hinter demſelben. Am oberen Ende der Bahn, war ein höheres Gerüſte aufgeführt, mit Teppichen und einer Decke von ſchweren Stoffen in Zeltform geſchmückt, über der ein Doppeladler mit ausgebreitetem Flügelpaar, im Morgenſtrahle ſchimmernd, den Platz für die kaiſerlichen Majeſtäten und ihrem Hofſtaate bezeichnet. Auf Stufen unter demſelben waren Sammtſtühle für die Kampfrichter geſetzt und reichbehangene Bühnen für Muſikbanden ſtanden in jeder Ecke der Bahn errichtet, von denen bunte Fahnen und Wimpel fröhlich in die Lüfte flatterten. Vom frühſten Morgen an ſtrömte das Volk nach dem Platze, daß kaum die Partiſanen der Trabanten- und Arcieren-Wache dem Zudrange zu wehren vermochten. Längſt waren alle Bänke und Zugänge mit der wogenden Menge erfüllt, da verkündeten Artillerie-Salven, daß das öffentliche Banquet geendet ſey, und das Feſtſpiel ſeinen Anfang nehmen ſolle.

Aus einem Erker des Schloſſes traten die beiden Kaiſerinnen, gefolget von den Erſten des Hofes und der Stadt, und ordneten ſich zum ſtaunenswerthen Anblick auf denen für ſie beſtimmten Sitzen. Eine Doppelreihe herrlicher Frauengeſtalten in Gold und Seide und Geſchmeide ſchimmernd; ſtolze Federn, die ſich in den Lüften wiegten, auf ihrem Haupte, oder des Schleiers koſtbares Gewebe im friſchen Morgenwinde flatternd; und das dichte Gedränge ſtaatlicher Männer hinter ihren Sitzen, in der reichen Hoftracht, die von buntem Stoff und Stickwerk glänzten, ertrug das Auge kaum das blendende Schauſpiel, ſo wie es von der heiterſten Frühlingsſonne beſchienen, in heller Farbenpracht leuchtete. Auch die Kampfrichter, die fremden Botſchafter und die erſten Würdenträger des Hofes, der alte Gonzaga; des Kaiſers Oberſthofmeiſter, ein Fürſt von Lobkowitz, und ſein erſter Kämmerer und Marſchall, ein Graf von Lamberg und Stahremberg nahmen ihre Plätze ein. Laute Fanfaren gaben jetzt das Zeichen, daß der Zug des Carouſſels ſich den Schranken nahte, und

Paukenwirbel und Trompetenklang beantwortete den Gruß der Einziehenden von den Bühnen, von denen die Banden fröhliche Aufzüge blieſen, ſo oft jene an ihnen vorüberkamen.

Zuerſt, von zwei der Seinen in Wapenröcken und auf ſchwarzen Roſſen begleitet, ritt der oberſte Herold in die Schranken, von zwei Mal acht Trompetern gefolgt, die in Roth und Gold gekleidet, auf milchweißen Pferden ſaßen. Nach ihnen kam der Zug der Ritter zu Fuße, gleich jenen des Carouſſels in Quadrillen und ihre Farben getheilt, in goldgeſtickten Wämſern, den kurzen ſpaniſchen Mantel um die Schultern geſchlagen, hohe Federhüte auf dem Haupte, und die Lenden mit dem Degen und der reichen Schärpe umgürtet. Ein Graf von Waldſtein, als des Kaiſers Waffenmeiſter, und ſeine beiden Kampfes-Zeugen, Montecucolis Oheim und der Landes-Marſchall, ein Graf von Abensberg und Traun eröffneten den eigentlichen Zug der Ritter des Carouſſels zu Pferde. Als ihr oberſter Führer erſchien der Erſte, Ferdinand, in die Farbe ſeiner Quadrille gekleidet, des Helden feurigen Muth und ſtolzen Anſtand auch im Spiele nicht verläugnend, mit höher gefärbter Wange und heller ſprühendem Auge, kräftiger als ſonſt, und jugendlicher belebt, ob er auch nur mit lächelnder Gelaſſenheit den wilden Ungeſtüm ſeines andaluſiſchen Saltadors zum gemeſſenen Schritte zügelte. Wetteifernd mit ihrem herrlichen Anführer an edler Haltung und männlicher Schöne, prangten nach ihm auf gleich ſtattlichen Roſſen die drei andern Führer der Quadrillen, der Prinz von Lothringen, der Pfalzgraf von Sulzbach und Montecucoli in gleicher Reihe, der Letzte doch durch die Sicherheit und gewandte Kraft, mit der er ſein unbändiges Thier zu meiſtern wußte, der Gegenſtand der allgemeinern Aufmerkſamkeit, und des murmelnden Beifalls, der durch alle Reihen lief. An ihre Führer ſchloſſen ſich die Ritter zu Pferde, vier und zwanzig ſchmucke Jünglinge, ſo wie die Farben ihrer Gewänder, ſo auch ihre muthig und zierlich einhertanzenden Roſſe nach der Farbe verſchieden. — Ihre Stallmeiſter und Knappen, kaum weniger koſtbar gekleidet und beritten, folgten auf ſie. Den Zug ſchloſſen Tänzer und Groteſken, bunt und fantaſtiſch gekleidet, und den Tact ihrer Schritte mit Schellentrommeln und Handklappern bezeichnend. Hinter ihnen ſchloſſen ſich die Schranken und während die Ritter den Kreis um die Rennbahn beſchrieben, führten ſie ergetzliche Tänze auf, und beluſtigten die Menge durch ſtaunenswerthe Sprünge und anmuthsvolle Bewegungen.

Am Balcon der kaiſerlichen Loge zogen indeß die Ritter vorüber, noch waffenlos, nur mit dem Hute grüßend, und die Kraft und Schönheit ihrer Roſſe in zierlichen Caracolen und Courbetten zur Schau ſtellend. Hurtig pflanzten ihre Diener in der Zwiſchenzeit das Ziel des Stechrennens, abenteuerlich geſtaltete Türkenköpfe auf, und reichten ihren Gebietern die Waffen, blinkend vom hellen Stahl, und Griff und Schaft kunſtreich eingelegt, und Lanze und Wurfſpeer mit Fahnen und Bändern geſchmückt.

Ferdinand eröffnete das Spiel, von ſeinen Rittern, und auf dieſelbe Weiſe von den übrigen Quadrillen in abgemeſſenen Zwiſchenräumen gefolgt. Wie vom Schlag einer Zauberruthe beſeelt, ſo bewegten ſich im Tacte die ſchnaubenden Renner, ſo flog Wurfſpieß und Lanze, blitzte

Schuß und Schwertſtreich. Hoch ſprühte der Sand der Bahn, vom Hufſchlag der donnernden Carriere, und ſtoben die getroffenen Köpfe in die Luft. Lauter Beifall jauchzte den Rittern zu und begleitete den wohlgezielten Streich. Erſtaunt prüften die Richter ſo manchen bewundernswerthen Stoß und Schuß, und zögerten im ſchweren, zweifelhaften Ausſpruch, wo, dem ſtrengen Geſetze des ritterlichen Spiels zum Trotze, jeder faſt, von ſeinem Nebenbuhler abgeſehen, der würdigſte des Preiſes ſchien. Nur, wie des Kaiſers Degenſtoß und Schuß ſo mitten durch das Türkenhaupt gedrungen und wie Montecucoli die Lanze geführt, und den Speer geſchleudert, das däuchte Allen zuletzt, des Ausſpruchs der Meiſterſchaft, und der Zuerkennung der erſten Preiſe werth.

Indem die Richter auf ſolche Weiſe zu Rathe gingen, hatten ſich die Ritter mittlerweile wieder in ihre Quadrillen vereint, und führten bei dem Schalle munterer und kriegeriſchen Weiſen die ſorgfältig eingeübten Touren aus, die durch das genaue Zuſammentreffen am Ziele vielfach verſchlungener Wendungen, überraſchende und gefällige Gruppen, durch den verſtändigen Gehorſam der ſtolzen Thiere, und durch Geſchick und Anſtand ihrer Führer gleich ſehr Ergetzen als Bewunderung erregten.

Ein Herold beſtieg nun die Bühne und verkündete mit lauter Stimme unter Trompetenſchall die Namen der mit dem Sieg gekrönten Ritter, und rief ſie auf, die Preiſe aus Eleonorens Händen, als derjenigen zu empfangen, der ihre Bemühungen zur Verherrlichung des ihr geweihten Feſtes gegolten hatten. Die bezeichneten Ritter, ihre ſiegreichen Führer alle an der Spitze, nahten ehrfurchtsvoll den Stufen des Balcons, zu welchen ihnen Eleonore von goldenen Kiſſen die Kampfpreiſe herabreichte. Ein koſtbares Demantgeſchmeide, als Agraffe einen Adler vorſtellend, des Jovis Sinnbild, ſo wie der Kaiſer-Macht im kühnen gewaltigen Aufſchwung zu der Sonne Höhen, heftete Eleonore an des Kaiſers Hut. — Zu gleichem Schmucke ward Montecucoli ein Lorberreis von Edelſteinen, das ſich um einen Wurfſpeer ſchlang, ihm eine glückweiſſagende Vorbedeutung, daß, wie die Waffe zur That beflügelt ſeyn müſſe, ſie ſo auch der gewiſſe Sieg bekränze. Andere Geſchmeide von untergeordnetem Werthe wurden den Rittern zu Theil, die ſich mit geringerem Erfolge an die erſten Preiserwerber reihten."

Das glanzreiche vergnügliche Schauſpiel beſchloß am Abend ein eben ſo glänzendes Ballfeſt. Die Ritter des Carouſſels in der Tracht des Kampfſpieles, der übrige Hof in ſonſtgewählten Maskenkleidern, vereinigten ſich in den Prunkſälen des Schloſſes, um im bunten Gedränge, durch mannigfachen Aufwand und fantaſtiſche Erfindungen, ſich zum ſtaunenswerthen Anſchauen und zur Beluſtigung wechſelſeitig zu überbieten. Charakteriſtiſche Aufzüge fremder Völker im Pompe des Orients, oder im farbenreichen Federſchmucke der Atlantis, Andere aus den Gebilden der Fabelwelt, mit welchen die Dichtkunſt Himmel und Erde bevölkerte, wieder Andere aus den Idealen des damals waltenden Dichtergeiſtes, und den Geſtalten der Romane jener Zeit entlehnt, arkadiſche Schäferinnen und ritterliche Paladins, provenzale Liebesſänger und mauriſche Ritter und Prinzeſſen wogten, von den hohen Spiegelwänden vervielfacht, und im günſtigen Schimmer der blendenden

Beleuchtung fröhlich auf und nieder; jede Schönheit, jeder einzelne Reiz durch künſtliche Wahl und Anordnung des paſſendſten Schmuckes, der vortheilhafteſten Tracht erhoben, und in das Zauberlicht der Neuheit und des Ideals verſetzt.

So ſchwer der Wettkampf gewandter Tapferkeit im kriegeriſchen Spiele am Morgen, ſo ſchwer war er der Schönheit jetzt zu beſtehn, um unter ſolcher Umgebung den Sieg davon zu tragen. Und dennoch ward er auch heute wieder mit einer Stimme dem Kleeblatte der drei Huldinnen, und unter ihnen wieder Mariannen zuerkannt. Im Gefolge ihrer erhabenen Gebieterin trugen ſie den gleichen Schmuck, den Dieſe der Feier des Tages angemeſſen und um auf eine feine Weiſe dem erlauchten Sieger zu huldigen, übereinſtimmend mit deſſen Kleidung angelegt. Nur nach der Farbe des Gewandes von ihren Damen, ſo wie dieſe unter ſich verſchieden, hatte ſie im Sinne der zarten Anſpielung die Farben und Zeichen des Gemahls ſich vorbehalten, während das Los die ihrer drei Gefährtinnen beſtimmen ſollte, und durch ein glücklich Ungefähr Mariannen jene des Geliebten zugewieſen hatte. Ein ſchwarzer Sammthut mit weiß und himmelblauer Schwungfeder war ſchalkhaft auf ihr lockenreiches Haupt gedrückt. Himmelblau trug ihres Kleides Stoff die Farbe, um das ſich eine weiße Schärpe ſchlang, leicht war es an des Fußes feinem Knöchel mit Silberſchleifen aufgeſchürzt, und um den Nacken mit hohem Spitzenkragen eingefaßt, aus dem ſich dieſer ſchlank, wie der Blüthenſtengel hob, der das ſchöne Haupt der Blume trägt. So ſchien ſie, eine ritterliche Amazone, ſelbſt dem Sattel kaum entſchlüpft, und wie vom raſchen Ritte noch belebt, denn höher glühte ihre Wange, feuriger ſtrahlte ihr Auge von Stolz und ſüßer Freude leuchtend, und wie verklärt zu einer neuen Schöne. Der Liebe beſeligendes Bewußtſeyn, das ihr den Sieg noch zweifelloſer ſichert, das war's, mit dem ſie durch die Hallen ſchwebte, gewiß ihm zu begeg en und von ihm geſucht zu ſeyn, der der Held des Tages war. Eben ſo empfand Montecucoli das Glück des Augenblicks. Auch auf ihn wirkte das Bewußtſeyn wieder, das ihm ihr Anblick wohl beſtätigte, ſeinen Sieg von ihr erkannt und gefeiert zu ſehen, ihn zu größerer Zuverſicht, zu größerer Kühnheit zu ermuthigen. Beharrlicher noch als ſonſt war er heute an Mariannens Seite, ohne Stocken ſtrömte heute ſeine unbefangene Beredtheit, und Worte fanden den Weg über ſeine Lippen, die ſchon öfter als Ein Mal über dem ängſtlichen Pochen ſeines Herzens von ihnen zurückgeflohen waren. Jeder Moment ſchien der Verräther des Geheimniſſes werden zu wollen, das jedes gleich ungeduldig auf dem Herzen trug, allein noch verſchwieg es Montecucoli, ſich ſelbſt nicht völlig klar, von einer Ahnung zurückgehalten, die es ihm auszuſprechen unterſagte. Nur als er ſie vom Banquete, bei dem der glückliche Zufall, der ihn zu ihrem Ritter beſtimmt hatte, ihm den Platz an ihrer Seite anwies, nach dem Tanzſaale zurückführte, da konnte er es ſich nicht verſagen, die zarten Finger, die in den ſeinen lagen, mit fühlbarerem Drucke zu umſchlingen. Ein leiſes Beben, das ſie erſchütterte, war zwar Alles, was ſeine Bewegung erwiederte, allein die zugleich aufflammende Röthe ihrer Wange und ihr geſenktes Auge, bekannten ihm, er ſey nicht mißfällig verſtanden.

Wonneſeligkeit umnebelte ſeine Sinne; noch lange ſchwelgte er vom Feſte heimgekehrt, ſchlaflos im Nachgenuſſe ſeines Glückes, und als er endlich auf ſeinem Lager die Ruhe ſuchte, war er weit entfernt zu ahnen, zu wie verſchiedenen Erfahrungen und Gefühlen ihn die nächſte Morgenſonne wecken werde. So wenig gleichen ſich die Tage, die ſo nah ſich folgen.

VI.

Dieſen Dienſt
Will ich aus falſchem Herzen dir noch leiſten.
Mir ſelber dien' ich, ſüße Rache üb' ich,
Dein Herz zerreiß ich . . . .
Schiller. (Turandot.)

Es war ſchon nicht mehr allzu früh am Tage, da Montecucoli aus den neidenswerthen Träumen, die ſeinen Morgenſchlaf umgaukelten, durch eine Botſchaft geweckt ward, welche ihn ohne Verzug nach Hof beſchied. Erſtaunt über den unerwarteten Ruf, warf ſich Montecucoli in die Kleider und eilte dem Gebote zu gehorchen, deſſen Veranlaſſung er ſich vergebens zu erklären ſtrebte. So Manches war ihm freilich am Abende zuvor entgangen, das ihn auf eine Spur zu leiten vermocht hätte, wäre er nicht von andern Dingen zu ſehr beſchäftiget geweſen, um auf das Flüſtern der Neugierde und ſo manche Umſtände zu achten, die es erregten. — Von allem dem, was nur Wenigen bis zum Ende des Feſtes ein Geheimniß geblieben war; daß ein Eilbote angelangt, daß der Kaiſer ſich auf geraume Zeit mit dem venetianiſchen Ambaſſador und den Geſandten der Herzoge von Eſte und Farneſe aus dem

Ballſaale zurückgezogen, und als ſie wieder erſchienen, Ferdinand's und ſeiner Begleiter Mienen ſichtbar verdüſtert geweſen; von alle dem wußte Montecucoli nicht eine Sylbe. Er dachte, daß es vielleicht die Angelegenheiten des Nordens und der ſchwediſchen Heere beträfe, über welche ſich der Kaiſer die weitere Nachfrage vorbehalten, und war noch, in dem er die Treppe der Hofburg hinanſtieg, beſchäftiget, das Wichtigſte davon in ſeinem Gedächtniſſe zu ordnen, als er an der oberſten Stufe derſelben den Kämmerling ſchon wartend fand, der ihn ohne Aufenthalt zu des Kaiſers Majeſtät zu geleiten, den Auftrag hatte.

Bei dem Geräuſche der Eintretenden erhob ſich Ferdinand mit einer raſchen Bewegung vom Tiſche, an dem er mit Schreiben beſchäftiget war, und kam Montecucoli mit einem Geſichte entgegen, deſſen verſtörte Bläſſe von der wenigen Nachtruhe zeigte, die er genoſſen. Nach einer kurzen Pauſe, während ſich der Kämmerling zurückzog, begann Ferdinand mit ernſter Stimme: „Es thut mir leid, Graf Montecucoli, daß ich Euch, wenigſtens einſtweilen aus meinem Dienſte entlaſſen muß.“ Beſtürzt trat Montecucoli zurück. „Wie, Eure Majeſtät?“ frug er erbleichend, „wär' es möglich, daß ich die Ungnade.“ —

„Im Gegentheil,“ unterbrach ihn der Kaiſer, „die Nothwendigkeit erheiſcht es, und ſo wohl die Pflicht der Billigkeit als mein eigner Vortheil legen mir es auf.“ —

Auf's tiefſte betroffen, und von innerer Bewegung keiner Worte mächtig, ſtand Montecucoli.

„Seyd überzeugt,“ fuhr Ferdinand fort, „daß ich Euren Werth für meine Dienſte vollkommen zu ſchätzen weiß, aber eben darum iſt mir unſere jetzige Trennung ſogar willkommen, und enthebt mich mancher unangenehmen Sorge. Dieſer Beweggrund und mein Vertrauen wird Euch, meine ich, genügen, den obwaltenden Umſtänden willige Folge zu leiſten."

Mit einer ſtummen Verbeugung, die ſeine ſchmerzliche Ergebung ausdrückte, antwortete Montecucoli.

„Wohl dann!" ſagte Ferdinand, „Ihr müßt nach Modena, und zwar noch heute. Euer Landesherr ruft Euch dahin zurück, und ich bekräftige ſein Verlangen."

Noch tiefer erblaßte Montecucoli, und ſein Blick hing von Unmuth verfinſtert am Boden.

„Die unſelige Geißel des Krieges iſt auch in Italien wieder los," hob Ferdinand von Neuem an. „Des Herzogs Staaten ſind von naher Feindesgefahr bedroht. Franceſco ſchreibt mir, er bedürfe eines Generals, wie Ihr es ihm ſeyn würdet, und verlanget Euch von mir. Sagt ſelbſt, ob ich den billigen Wunſch verweigern darf?"

Montecucolis Auge, das er zwar merklich erheitert, aber noch zweifelhaft zu dem Kaiſer erhob, ſchien ſeine Antwort auszuſprechen.

„An Eurem Wunſch, wo es Krieg und Gelegenheit ſich auszuzeichnen gibt," fuhr Ferdinand fort, „darf ich nicht zweifeln. Auf die Kriegesdauer trete ich Euch daher dem Herzoge ab, nach der Ihr, wenn Ihr anders noch dazu Gefallen trägt, in meine Dienſte wiederkehrt."

„Welch höhern Lohn könnte ich für die mir wünſchen," rief Montecucoli, „die ich jetzt meinem Vaterlande mit Freuden zu leiſten gehe."

„Und auch mir," ſagte der Kaiſer; „es liegt mir viel daran, daß Alles dort geſchehe, wie es ſoll. Franceſco's

Angelegenheit iſt auch die Meine, und daß nicht Frankreich von jenen Händeln Vortheil ziehend, eine neue Oberhand gewinne, ſo iſt es doppelt wichtig, daß er ſiegreich aus dieſer Fhede gehe. Ich ſende ihm in Euch einen Führer, der ihm mit Rath wohl behilflich dazu ſeyn wird, und auf deſſen Klugheit und Treue ich mich verlaſſen kann, um von dem Stande der Dinge in genauer Kenntniß erhalten zu werden. Ich beſorge, es ſei ſchon Manches geſchehen, das Uns unlieb zu vernehmen, und Ihr werdet Vieles gut zu machen haben, wenn es nicht ſchon jetzt zu ſpät iſt. Kein Augenblick iſt darum zu verſäumen. Sobald die Briefſchaften vollendet ſind, die Ihr an den Doge, an Medicis und Farneſe beſtellen ſollt, reiſet Ihr ab. In wenig Stunden könnt Ihr Eure Aufträge übernehmen. Macht Euch daher bereit und findet Euch binnen dieſer Friſt wieder im Cabinette ein. Geht," ſetzte er freundlich hinzu, „geht mein lieber Graf! Euer Geſicht verräth, daß Ihr nicht Luſt habt, längere Zeit zu verlieren. Wo es Ruhm und Auszeichnung galt, habt Ihr Euch nie ſaumſelig bewieſen, und ich müßte mich ſehr irren, wenn das nicht Ungeduld in Euren Mienen iſt, Euch Unſerer Huld auf's Neue werth zu zeigen."

„Möge mir die Gelegenheit dazu günſtig ſeyn," rief Montecucoli begeiſtert aus, „und ich bald wieder unter den Fahnen ſtehen, die ich nur darum getroſt verlaſſe, um noch würdiger zu ihnen zurückkehren zu können."

Mit hochklopfendem Herzen, von Gedanken an Thaten und Ruhm erfüllt, eilte Montecucoli davon. Erſt als er die Schwelle der Burg hinter ſich hatte, gleichſam als ſey der Eintritt über ſie nur ernſteren und höheren Dingen geweiht, kehrte auch die Erinnerung an ſeine Liebe zurück und mit ihr fiel ein Bleigewicht auf Montecucolis Bruſt. „Du wirſt ſie nicht mehr ſehen," ſagte er ſich, „du kannſt, du darfſt kein Lebewohl ihr bringen, ihr nicht ſagen, daß du gehſt für ſie zu leben, oder ihrer werth zu ſterben!" Nur einen Laut von der gebietenden Nothwendigkeit ſeiner Entfernung, von ſeinem Kummer und ſeinen Hoffnungen ihr zukommen zu machen; nur ein Wort von Zeit zu Zeit von ihrem Seyn und Walten in ſeiner Verbannung zu vernehmen, die Sorge drückte ihn peinvoll, und gab vorerſt keiner andern für ſeine nahe Abreiſe Raum. Wem ſollte er das heilige Geheimniß ſeiner Liebe anvertrauen? Der Einzige von ſeinen jüngern Freunden, dem er es geſtehen wollte, war weit entfernt, und Gonzaga? und ſeine Oheime? war ihr Greiſen-Alter gemacht, ſeine Leidenſchaft zu verſtehen und ihm mit dem Troſt, dem Beiſtand, deſſen er bedurfte, an die Hand zu gehen? Und überhaupt iſt Mannes Troſt und Antheil in ſolchem Falle, was dem leidenden Gemüthe des Weibes zartes Mitgefühl und milde Tröſtung iſt? „Ha!" rief Montecucoli, von dem Gedanken ergriffen, „Lucretia!" und ohne weitere Überlegung eilte er zu ihr. Ehe die Erſtaunte über die Haſt ſeines Eintrittes zur ungewohnten Stunde, Worte gefunden hatte, ſaß er im überſtrömenden Affecte an ihrer Seite, um früherer Freundſchaft und jetziger Verbindlichkeit, um ihrer Verheißungen und ſeines Vertrauens willen, ſie mit glühenden Worten um ihre Theilnahme, und um Vergeltung für ſeinen Antheil an ihren Kummer zu beſchwören. Ein eben ſo raſches Geſtändniß ſeiner Liebe zu Mariannen, folgte dieſem Eingange, die Schilderung der Gluth, die ihn verzehrte, des Schmerzens der nahen Trennung, der qualvollen Ungewißheit gleich zärtlicher Erwiederung von ihrer Seite, ſchloß mit erneuter feuriger Beſchwörung, daß die Freundin ihren Rath und ihren Beiſtand ihm nicht verſage, ſich mit ihm vereine, das höchſte Glück des Lebens ihm zu ſichern und zu ſchützen. Zu bewegt, um wahrzunehmen, welchen Eindruck ſeine Rede auf die verſtummte Zuhörerin gemacht, hatte er beim Schluſſe ihre Hand ergriffen, und ſie mit zärtlichem Flehen an ſeine Lippen gezogen.

„Ungetreuer!" rief Lucretia jetzt indem ſie ihm mit Heftigkeit ihre Hand entzog, und ſich ſchnell von ihm abwandte.

Betroffen ſah Montecucoli, indem er ſich aufrichtete, zwei große Thränen in ihrem Auge perlen; aber es waren nicht die Thautropfen des freundlichen Mitgefühls, ſondern ſolche, die wie ein Giftthau ſchwül und ſchwer auf ihren Wangen brannten, als ſie dieſe in die Kiſſen der Ottomane verbarg. Im reuevollen Verſtummen, und mit Vorwürfen über ſeine Übereilung ſaß Montecucoli, aber ſchnell hatte ſich Lucretia gefaßt, und mit einem Lächeln, indem ſich zwar noch ihre Thränen ſpiegelten, aber das den Ausdruck ihrer Miene ſchon wieder völlig umgewandelt hatte, drehte ſie ſich wieder gegen Montecucoli. „Ungetreuer!" wiederholte ſie, doch mit weit verſchiedenem Tone, „mir ein ſolches Geſtändniß? Keine Entſchuldigung!" rief ſie, und drückte ihre Hand auf Montecucolis Lippe. „Ich war die Kindiſche, und verdiente, daß Ihr mich verlachtet. Wie thöricht, daß ich mich mit dem Gedanken nicht vertraut machen kann: Nichts in der Welt bleibe ſo, wie es einſt geweſen. Haltet mir das zu Gute," fuhr ſie mit einem Seufzer fort, und der Blick, den ſie auf Montecucoli richtete, drang in ſein Innerſtes, indem er ihn mit Mitleid und Rührung erfüllte. „Wenigſtens," ſprach ſie, und ihre Stimme bebte merklich, „wenigſtens habt Ihr erfahren, daß der Liebe Gram und Bitterkeit mir nicht fremd geblieben ſind, ſo zählet auf mich, daß ich wohl verſtehe, wie ſehr, und wo ein liebend Herz verwundbar ſey. O glaubet mir, Lucretia kennt die Kraft einiger Arkane, die ſie ſelbſt erprobt, und weiß es, ſie ſo anzuwenden, wie es die Zeit und Gelegenheit mit ſich bringt. Meine Schuld ſoll es nicht ſeyn, wenn Ihr nicht von Gram und Sorgen Eurer heutigen Unruhe geneſet. Ihr ſollt von mir Nachrichten erhalten, verlaſſet Euch darauf. Lucretia nimmt den wärmſten Antheil an Eurer Leidenſchaft und wird es Euch beweiſen. Nur ſchenket mir Vertrauen. Erinnert Euch, daß ich zu manchem Danke Euch verpflichtet bin. Vor Allem vergeßt, wie ſchwach Ihr mich geſehen." Lucretia's Stimme zitterte wieder heftiger, als ſie die letzten Worte ſprach, und ihr ganzes Weſen ſchien gewaltſam von einem inneren Kampfe erſchüttert.

Gleich unzart und beleidigend hätte Montecucoli gehandelt, ihr in dieſem Augenblicke Dankbarkeit oder Mitleid auszudrücken. Er ſchwieg daher aus Achtung vor dem Schmerze, der ſie wieder ganz zu beherrſchen ſchien, mit ſich ſelbſt zwiſchen Mitgefühl und Argwohn im Streite, ob er der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnung vertrauen, ob er beſorgen ſollte, daß nicht Groll und Haß die Oberhand über ihre frühere verſcherzte Neigung gewinne. Nach einer peinlichen Pauſe, während der ſich Beide zu ſammeln geſucht, ergriff Montecucoli abermals ihre Hand: „So ſage ich Euch denn Lebewohl, werthe Muhme!“ ſprach er, ſie mit einem forſchenden Blick in's Auge faſſend, „noch ungewiß, ob ihr völlig verſöhnet von mir ſcheidet, oder ob ich befürchten ſoll, daß eine unfreiwillige Kränkung ihren Stachel in Eurer Bruſt zurück gelaſſen.“

„Eitle, eitle Männer!“ rief Lucretia, die Falte des hämiſchen Hohnes, zu dem ſich ihre Lippe verzog, mühſam in ein freundlicheres Lächeln zwingend, „wenn wir einen Augenblick über ihre Flatterhaftigkeit grollen, gleich halten ſie es für eine Unmöglichkeit, daß wir uns jemals darüber tröſten, es ihnen je zu vergeben im Stande wären! Seyd ruhig, guter Vetter!“ fuhr ſie fort, und reichte ihm die ſchöne Stirne zum Kuſſe hin: „Ihr habt die letzte Aufwallung meiner einfältigen Schwäche geſehen. In meinem Herzen ſey für ſo weichmüthige Gefühle kein Raum mehr. Frei habt Ihr Euch längſt gemacht, und Euer Wille war's, daß ich eben ſo frei werden ſollte. So lebet wohl und reiſet glücklich,“ ſagte ſie, indem ſie ſich erhob. „Ihr vergeſſet, welche Eile Euch anempfohlen ward, und es ſei mein erſter Dienſt, Euch daran zu mahnen.“

„So werd ich von Euch hören?“ frug Montecucoli, der ihrem Beiſpiele folgte.

„Ich halte Euch mein Wort,“ ſagte Lucretia.

„Auf frohes Wiederſehen dann,“ rief Montecucoli an der Thüre.

„Dem, der ſich der Letzte freut,“ knirſchte Lucretia mit höhniſchem Grinſen, als Jener die Thüre hinter ſich zuzog, und jetzt, ihrem mühſam unterdrücktem Grimme freien Lauf gebend, warf ſie ſich auf ihr Ruhebett und ſchluchzte laut, die Bruſt von Beſchämung und von Racheluſt zerriſſen.

Montecucoli hatte nichts mehr von ihren letzten Worten gehört. Die gegebene Friſt war ihrem Ablaufe nah, ſo ſtürzte er ſeiner Wohnung zu, um Anſtalten zur Abreiſe zu treffen; als er über die Schwelle trat, ſah er mit Erſtaunen ſeinen Reiſe-Wagen gepackt und Alles zur Abfahrt vorgekehrt. „Was bedeutet das?" rief er erſtaunt: „wer hat dazu Befehl ertheilt?" — „Rittmeiſter Leopold hat es ſo angeordnet," war die Antwort. Da erinnerte ſich Montecucoli der Vorherſagung des Alten: „Das Eine iſt in Erfüllung gegangen," ſagte er ahnungsſchwer, „ſollte auch das Zweite wahr werden? Thörichte Furcht!" rief er ſich zu, „von der Gefahr, die mich hier bedrohen ſollte, entfern' ich mich, und dort winkt mir ein neues Glück, um mir das zurückgelaſſene noch ſich'rer zu bewahren."

VII.

Hier halte feſt mein Herz! du klarer Sinn,
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja auch Sie!
Darf ich es ſagen, und ich glaub' es kaum;
Ich glaub es wohl, und möcht es mir verſchweigen.
Auch Sie! Auch Sie! Entſchuldige ſie ganz,
Allein verbirg dir's nicht: auch Sie! auch Sie!

Göthe. (Taſſo.)

Was der Kaiſer geahnet, fand Montecucoli bei ſeiner Ankunft an den Ufern des Pos nur allzu ſehr beſtätigt. Der Krieg unter günſtigen Anzeichen begonnen, hatte eine ſchlimmere Wendung genommen, als man je erwarten konnte, und drohte mit einem noch unglücklicheren Ende. Um

Caſtro's Beſitz ſtritt Franceſco von Eſte mit den mächtigen Nipoten Barbarini's, aber die Farneſe und Medicis und das gewaltige Venedig erklärten ſich für des Herzogs Sache, und ein namhaftes Heer der Ligue focht für ſeine Rechte. Nahe ſchien es daran, daß der Übermuth der Nipoten gebrochen, und ihre Kampfesmacht gegen die Päſſe des Apenins, über die ſie herabgeſtiegen war, zertrümmert werden ſollte; allein Uneinigkeit der Führer *), Säumniß und Unentſchloſſenheit verſcherzten die Gunſt des Augenblickes, und durch Verluſt und Niederlage rächte ſich das verſchmähte Glück; die vereinzelten Kräfte zerſplitterten an der Einheit der geringeren Macht; der Anſchlag, der den Feinden bei Crevalcore den Untergang bereiten ſollte, führte das eigene Heer kaum noch an ſeinem Rande vorüber, und Franceſco's Hauptſtadt ſah des Gegners Fahnen bis an ihre Wälle wehen.

So ſchrieb es Montecucoli nach Wien. Der Feldzug iſt verloren, klagte er, im höchſten Mißmuthe und jede Hoffnung auf ein beſſeres Waffen-Glück. Wegelagerungen und Raubzüge, ſind alle die Heldenthaten, die hier unſerer warten. Die Ligue ſiechet an allen Übeln, die ihr gemein ſind, Langſamkeit der Berathung und Langſamkeit des Entſchluſſes, Anſehen ohne Befehlskraft, und Befehl

---

*) Die beiden Proveditoren der Republik, Peſaro und Corner, welche ihre Truppen anführten, wollten ſich aus Eiferſucht gegen einander, ſo wenig als der Herzog von Parma, Odoardo Farneſe aus Verſchiedenheit der Anſichten im Angriffsplane auf das Heer der Barbarini vereinen.

ohne Gehorſam *). An Lucretien aber ſchrieb er mit demſelben Eilboten, der ſeinen Bericht an den Kaiſer trug: Weh mir! Dahin ſind die Großthaten die ich geträumt, die Trophäen, auf denen ich mich gewiegt. Vergeblich war die frohe Zuverſicht, daß jedes Wagniß ein Gelingen, jede Mühe Spielwerk werden müſſe, wo das Götterbild der Liebe zur guten Vorbedeutung mir voran geleuchtet. — An den Gegner wolle er fortan, ſo ſchloß er jene Zeilen, den Zorn vereitelter Hoffnung doppelt rächen, er ſey das Ziel ſeines Grimmes, alle Kräfte ſeiner Seele wolle er aufbieten, ſie zu ſeinem Verderben zu vereinen, Nacht und Tag wolle er auf Unternehmungen ſinnen, ſeine Begegnung ſuchen, ſich in kühnen Streifzügen wagen, um am fremden des eigenen Mißgeſchickes Stachel abzuſtumpfen, in Feindesblut den Schmerz der eignen Wunde abzukühlen **).

Und treulich hielt er Wort. Begünſtiget von der launenvollen Göttin, die zu dem Kühnſten ſich am treuſten hält, trugen ſeine leichte Scharen bis an des Feindes wohlverſchanzte Lager, bis an den Hauptſitz ſeiner Macht, an Bologna's Wälle, des eignen Vaterlandes Schmach und Verheerung mit gleicher Vergeltung rächend, Verwüſtung und den Tod. Bei Buonporto und Nonantola *) hatten die Söldner der Barbarini ihren furchtbaren Gegner kennen gelernt, und bald fanden ſie vor ſeiner Allgegenwart nirgend mehr Sicherheit, als wo ſie hinter Thor und Wall die Furcht vor ihm, mit einem noch gräßlicheren Verfolger, dem bleichen Schreckensbild der Noth zuſammentrieb. So ſahen ſie vom innern Feind und äußerer Gefahr bedrängt, über Caſtelfranco's und Bazzanos feſte Mauern den Gefürchteten vom jenſeitigen Ufer des Panaro mit dem nahen Angriffe drohen, und beide Theile rüſteten ſich zum entſcheidenden Gefechte.

---

*) La lega, ſagt Montecuccoli patisce quegli inconvenienti, che sono inseparabili delle leghe, lunghezza nelle consulte, lunghezza nelle risoluzioni, autorità senza commando e commando senza ubedienza.

**) Meditava (Morindo) imprese e sognava vittoria e trofei, pensando che ogni rischio fosse sicuro, ogni difficoltà agevole, e nulla di malo potesse succedere sotto i felici auspici di questa Dea. Li nemici furono bersaglio dell' ira di Morindo, che ragunava tutta la virtù dell' anima e della mente per nuocer loro; formava imprese, tentava rincontri, hazardava partiti, e parevagli disacerbar il suo dolor, cagionando l'altri, e d'ammollir sul sangue hostile le sue pene.

Doch in der größten Thätigkeit des kriegeriſchen Lebens, in den Zerſtreuungen des geräuſchvollen Feldlagers wie auf ſeinen Zügen, und im Gedränge des Gefechts wich Mariannens Bild nicht aus der Seele des Liebenden, und gleichwie es die ſüßeſte Beſchäftigung ſeiner Muſſe war, dem Andenken an ſie und ſeinen Gefühlen in Briefen an Lucretien Worte zu geben, ſo ſehnſuchtsvoll ſah er der Beantwortung der Seinen entgegen, obgleich das Gepräge, das ihr Inhalt trug, ſich ſo weſentlich davon unterſchied, als die Empfindungen, aus denen er gefloſſen war.

„Eure ſchnelle Abreiſe, ſchrieb ſie ihm das erſte Mal, hat nicht geringes Aufſehn erregt, und manches ſchöne

---

*) Montecucolis Angriff mit der Reiterei entſchied den Sieg bei Nonantola am 20. Juli 1642.

Auge — ich ſpreche von jenen nicht, die Euch ſo tief verwundet — ward bei dem Gedanken feucht, welchen Gefahren Ihr entgegen eilt. Allein — Ihr nehmt doch das nicht übel, guter Vetter! — Mit dem iſt es zur Stunde ſchon vorbei. Wie kann es hier auch anders, wo die Erſcheinungen ſo ſchnell wechſeln, und für die Eine, die wir ſchwer vermiſſen, ſogleich eine andere empor ſteigt, die wenigſtens unſere Aufmerkſamkeit feſſelt, und uns bald zu zerſtreuen vermag. Die, welche jetzt Aller Augen auf ſich zieht, iſt der Graf von Puchheim, der vor wenig Tagen hier anlangte. Er iſt des Kaiſers Günſtling, wie Ihr wißt, und welch ein Mann! Wahrhaftig, Vetter! wäre er mir im Leben früher begegnet, als ein Gewiſſer, den ich Euch nicht nennen möchte, er wäre meinem Herzen, glaub' ich, gefährlich genug geworden. Man ſagt er käme, um zu freien, nach Wien. Wer wird die Beneidete ſeyn? Gewiß aus den erſten Häuſern Eine. Schon zerquält man ſich in Vermuthungen, mit deren Aufzählung ich Euch weder die Zeit verderben, noch die üble Laune mehren will, die Euer Schreiben mir verrathen hat."

„Glaubt Ihr in der That," frug ſie in einem ſpäteren Briefe, „daß Marianne Euch liebt? Die Beweiſe, die Ihr mir aufführtet ſcheinen mir doch von allzu leichtem Gehalte. Euch zu Gefallen drängt' ich mich wiederholt an ſie, ihr nur ein kleines Wort des Vertrauens abzugewinnen, aber ſie iſt verſchloſſen und kalt, wie dieſe Deutſchen alle. Wär' es möglich, daß ſie liebte und vermöchte ſich ſo ſtrenge zu verbergen, wie weit iſt ſie dann von uns aus dem heißen Süden verſchieden. Wie wonneſelig würden wir deſſen ſeyn, unſer glühendes Gefühl in Worten auszuſchütten, eh ſein Übermaß unſere Bruſt zerſprengt. Dieſe eiſigen Herzen aus dem Norden halten es auch dann noch in ſich verſchloſſen, wenn man ſelbſt mit dem Zauberſtabe der Schmeichelei an ſolche Felſen ſchlägt. Ich habe Euer Lob geſungen, Vetter! das glaubt Ihr wohl, daß es kein kaltes Lob geweſen, und, denkt Euch nur! ſie ging nicht ein, und ſchwieg! — Ihr ſeyd genügſam, Vetter! fürwahr! ſehr genügſam, Euch an ſolchen Beifall zu begnügen. Doch was tadl' ich Euch! ſeyd Ihr doch der Einzige nicht; auch Puchheim, ſagt man, finde es der Mühe werth, darnach zu ſtreben. Ich wünſche Euch Glück, Vetter, daß ein Gemüth wie Mariannens, der gefährlichen Verſuchung nicht ſo leicht unterliegen werde. Wäre es anders, es würde mir bange an Eurer Stelle ſeyn. Bange, wenn Marianne einer heißern Liebe fähig wäre, als ich ſie ihr zu Euch zutraue. Doch wie ſehr irren wir nicht Alle, wenn wir den Maßſtab unſerer Gefühle an fremde Herzen legen! darum laßt Euch das nicht kümmern. Ihr ſeyd geliebt, was wollt Ihr mehr? und deſſen ſeyd Ihr ja gewiß! —“

Das argliſtige Wort verfehlte nicht ſein Ziel. Der Stachel ſaß in Montecucolis Herzen, allen ſeinem Sträuben zum Trotze. Puchheim war wirklich der Mann, vor dem ihm bangen konnte, denn was Lucretia von ihm ſagen mochte, ſie hatte nicht zu viel geſagt, nach dem, wie Montecucoli ihn ſelbſt gekannt. Ein junger Held, mit Allem ausgeſtattet, was Natur und Glück ihren Begünſtigten ertheilen, von ſeines Monarchen beſondrer Huld geſchmückt, und wo er ſich noch gezeigt, der Männer Neid und der Frauen Abgott, genügte das, um auch eine weniger feurige Einbildungskraft, als die Montecucolis, in

Flammen zu verſetzen, und ihm den Schatten der Gefahr zum Rieſenbild der Wirklichkeit zu vergrößern. Bald ſollte er jedoch eine Nachricht erfahren, die ſeine Zweifel in die furchtbarſte Gewißheit verwandelte. Ein längerer Zeitraum war ſeit Lucretiens letztem Schreiben vorübergegangen, und nach mehreren Tagen der Unthätigkeit, die für den Gequälten doppelt peinvoll waren, nahte endlich derjenige, der zum Angriffe auf des Feindes Stellung beſtimmt war. Montecucoli war am Abende zuvor von einem Erkennungsritte heimgekehrt, und fand in ſeinem Zelte längſt erwartete Briefſchaften, die ein Eilbote von Wien gebracht hatte. Haſtig durchlief er den Inhalt derjenigen, die Geſchäfte und ſeine Dienſtes-Pflichten betraſen; ein gnädiges Handſchreiben Ferdinands, das ihm Zufriedenheit und Anerkennung ſeiner Verdienſte zuſicherte, ihn aber auch aufforderte, nach ſeinen Kräften zur Beendigung eines Feldzuges beizutragen, der, ein Hinderniß für andere wichtige Zwecke des Kaiſers Wirkkraft von jener Seite beſchränkte; Briefe von Gonzaga, von ſeinem Oheime und Vorgeſetzten, die ihm Rathſchläge und Weiſungen ertheilten, und ihn mit entfernteren Angelegenheiten bekannt machten, überſah er mit ſchnellem Blicke; zuletzt, mit pochendem Herzen ergriff, er den Brief, auf deſſen Überſchlag er Lucretiens Hand erkannt hatte. Glückwünſche zu Siegen, von welchen das Gerücht die Stadt durchlief, zu dem Antheil, den ſeine Freunde an ſeinem Ruhme nahmen, machten den Eingang. „Wohl Euch ihr Männer!“ ſchrieb ſie ſodann, „die für die Verluſte der Liebe noch ſo tauſend andere Dinge zu entſchädigen vermögen! Seyd Ihr darum ſo treulos, weil Ihr nicht fühlen könnt, was ein Weib empfindet, die mit dem Glück ihrer Liebe Alles — Alles verlor? Wahrhaftig, Montecucoli! Euch muß ein Weib verzeihen, wenn in Eurem Herzen mehr Raum als für ihr Bild allein iſt. Was iſt Euch die Liebe der Einen, was ſollte Euch ihre Untreue ſeyn, wenn Ihr über die Freiheit ſo Vieler gebieten könnt, die vom Glanze Eures Ruhms berauſcht, Euch von ſelbſt entgegen fliegen? Untreue! Nein doch, ſagt' ich nicht jüngſt, die könne Euch nie geliebt haben, die es zu bergen vermöchte, daß Ihr in ihrem Herzen thront. Vergebt mir, Raimund, das war nur eine Selbſttäuſchung! Euer ſiegverwöhnter Stolz überredete Euch der Lüge. Gefallen mochte ſie ſich in Eurem Beifall, das kalte, ſeelenloſe Weſen; wie es jetzt in fremder Huldigung ſich wohlgefällt. Das iſt nicht Liebe! das iſt nicht Untreue! Ihr thätet Unrecht, ſie der zu beſchuldigen. Ich ſelbſt müßte ſie vertheidigen, wenn Ihr darum ihr zürntet; denn zweifeln könnt Ihr doch nicht länger, wen ich meine: Marianne, von der ſeit mehreren Tagen ſich die Stadt erzählt, daß ſie Puchheims Verlobte ſey. Zwar mußte er wieder zum Heere nach Böhmen, und darum ſoll die Verbindung bis zu ſeiner Zurückkunft noch geheim gehalten bleiben, doch heißt es, habe ſie der Kaiſer ſelbſt gewünſcht, und werde Puchheim bald, zu noch glänzenderer Beförderung, an die Seite der ſchönen Braut zurückberufen. Lächle ich doch ſelbſt, nachdem es heraus iſt, das wichtige Geheimniß, über die breite Einleitung, mit der ich es Euch verkündet! Hätte Euch die Nachricht weh gethan, weher, als ich es glauben ſollte, daß Ihr, mein werther Vetter, ſie empfändet, denkt Ihr, ich wollte ſie Euch ſo ohne jedes Vorwort gegeben haben? Doch nicht wahr, Vetter, Ihr lächelt ſelbſt der überflüß'gen Mühe? Den Eingang ſpart Ihr ja, wenn Ihr ein liebend Herz zerdrücken wollt; ſo überflüſſig dünkt Euch der, bei ſo geringer Sache. Nun die kleine Verſäumniß ward Euch ja vergeben, und hat den Bund der Freundſchaft nicht zerriſſen; ſo werdet Ihr um ſo viel größeren Dank mir wiſſen, daß ich Euch ſchonender, als Ihr mich ſelbſt, behandelt.

Alle Farbe war aus Montecuccolis Wange gewichen, als er den Brief in ſeiner Fauſt zerdrückt, und die Rechte gegen ſeine Stirn geballt, ein regungsloſes Bild der Verzweiflung in dem finſteren Hintergrunde des Zeltes ſtarrte, bis er nach einer langen Weile ſich plötzlich heftig emporriß, und mit einem flammenden Aufblicke ausrief: „Es iſt geſchehen! doch morgen, heute vielleicht noch, wird es beſſer werden.“

Eine ſtürmiſche Gewitternacht tobte vor dem Gezelte und der Orcan ſchüttelte an ſeinen Wänden, daß er ſie mit jedem Augenblicke zuſammen zu ſtürzen drohte. In Strömen goß der Regen herab, und blendende Blitze flammten durch das rabenſchwarze Dunkel. In den Lagergaſſen war es öde, denn Alles hatte ſich unter das ſchirmende Dach der Zelte geflüchtet, und wo ſich eine geringe Schutzwehre gegen Sturm und Regen darbot, da lehnten die Wachen unbeweglich und feſt in ihre Mäntel gehüllt. Nur ein Mann in dem wilden Aufruhr der Natur, den triefenden Mantel um die Schultern geſchlagen, damit ihn das blanke Schwert in ſeiner Rechten nicht beim Leuchten der Blitze verrathe, ſchritt mit großen heftigen Schritten durch die langen Reihen der Gezelte zum Lagerwalle hinab, den Poſten zu, die im weiten Kreiſe herum die Wache hielten. — Allein keiner derſelben hielt den Wanderer auf, der auf dem freien Felde dahinſchritt, da ſie alle unter Büſchen und Bäumen vor dem furchtbaren Unwetter Zuflucht geſucht, und das Rauſchen der nahen Torrente, das Geräuſch ſeiner Tritte, ſo wie die Schwärze der Nacht die ſchnell dahin gleitende Geſtalt in ihre Schatten verſchlang. Schon leuchteten zur Linken im matten Scheine des Feindes Lagerfeuer bei Piumazo durch das Dunkel, und von Zeit zu Zeit ward in noch geringerer Entfernung in ſchwarzen Umriſſen auf dem flammenden Hintergrunde des Wetterleuchtens ein hohes Gemäuer ſichtbar. Es waren die Zinnen des feſten Bazzano. Auf ſie ſchritt der nächtliche Wanderer zu. Unangerufen und unbemerkt ſtand er jetzt am Rande des tiefen Wallgrabens. Mit der Linken an ſchwachem Wurzelwerk und Gras ſich haltend, mit dem Schwerte in der Rechten den Grund unter ſich prüfend, ſo ſtieg er in die waſſergefüllte Tiefe, durchwadete die ſumpfige Fluth, und ſtand am Fuße des jähen Walls, der ſich jenſeits hinanthürmte. So hoch ſein Arm zu reichen vermochte, ließ er den Stahl in das lockere Steinwerk, ſchwang ſich an der ſchwankenden Klinge hinauf, und faßte den oberſten Rand des Mauer-Geſimſes mit umklammernder Fauſt, da zuckte ein flammender Blitzſtrahl mit Tageshelle durch die Nacht, und hart vor dem Kühnen ſtand ein feindlicher Krieger, neben ſeinem ſteinernen Hauſe an die Partiſane gelehnt. „Halt, wer da!“ rief der beſtürzte Soldat, als die unerwartete Geſtalt dicht vor ihm aus dem Dunkel emporſtieg. „Montecucoli!“ rief der Fremde und verſchwand zugleich mit dem Leuchten des Blitzes. Deutlich vernahm der Soldat das

Rauſchen im Graben, als ihn Montecuccoli zum zweiten Male durchſchritt, aber ehe der Schuß, den er ihm aus der Hackenbüchſe nachſandte, die Waffengefährten erweckte, und ſie mit Fackeln herbeieilten, war Jener ſchon weit auf dem ſicheren Rückweg in das befreundete Lager, unerreichbar den Nachſetzenden, die ihn vergeblich im dichten Dunkel verfolgten.

Das Gewitter war vorübergegangen, allein des Tages Grauen war noch ferne, da rückte eine ſtarke Schar aus dem Lager von Spilimberto auf dem Wege nach Bazzano hinaus. — Völlig geräuſchlos ging der Zug. Schweigend ſchritten die Soldaten und haſtig dahin. Sie trugen Reiſigbündel und anderes Geflechte von Reiswerk und Leitern zwiſchen ihren Reihen, und hinter ihnen folgte ſchweres Geſchütz, die Räder und die Hufe der Roſſe ſorgfältig mit Stroh umflochten, und des Luntens glimmende Kohle von den Konſtablern verborgen getragen. Schnell rückte der Zug gerade auf die Stelle los, die Montecuccoli nächtlich erkannt hatte. Eben dämmerte es im Oſten und wie ein aufſteigendes Gewölke ſchwebte er im Nebel vor der Morgenröthe hin; da ward plötzlicher Lärm in der Feſte, Trommeln wirbelten, Waffen blinkten dem erſten Sonnenſtrahle entgegen, Stimmen ſchallten von den Wällen und gleich darauf folgte Blitz auf Blitz und ſchlug es donnernd den Anrückenden entgegen. Doch eben ſo bald ſtieg von einem benachbarten Hügel ein Wirbel weißer Dampfwolken empor, Meteore zuckten feurig durch die Lüfte, und prallten mit furchtbarem Gebrauſe gegen die Zinkenkrone des Walls, bis ihre Trümmer krachend in den Graben niederraſſelten und ſeine Tiefe mit Schutt und

Steinen füllten. Im kühnen Laufe nahten jetzt die Vorderſten mit Reiſigbündeln und Geflechte den leichten Damm zu jenen Trümmern ſich erbauend, auf denen ſie, die Leitern raſch zum Sturme angeſetzt, zum letzten Anlauf nur des Führers Zeichen noch erwarteten. Schon ſchwankte der Gegner Schar, zur Flucht geneigt, und nur verwirrtes Rufen und Angſtgeſchrei beantwortete mehr die rollenden Donnerſchläge vom Hügel her, da ziſchte noch ein einzelner Feuerblitz aus einer entfernteren Scharte. Sauſend ſchwirrte der Eiſenhagel an dem Anführer der Stürmenden vorüber, als er eben die Hand ausgeſtreckt hatte, das Zeichen zum Sturme zu geben, und zerſchmettert von einer Kugel der Spingarde ſank ſie auf den Sattelknopf nieder. Alle Kraft, deren er noch fähig war, raffte der Hartverwundete zuſammen, dem tobenden Schmerze zu trotzen, aber die Sinne ſchwanden ihm, und bewußtlos ward er hinweggebracht. Ingrimm ergriff bei dieſem Anblick die Seinen, in raſender Wuth erſtiegen ſie den Wall, und ruhten nicht, bis ſie auch den letzten ſeiner Vertheidiger ihrem Wüthen geſchlachtet. Er, der allein den Raſenden Einhalt gethan hätte, Montecucoli, erwachte, erſt ferne davon unter den Händen des Wundarztes, von der Betäubung des Schmerzens zum Bewußtſeyn doppelter Qual *).

---

*) Montecucoli war eigentlich am Tage vor dem Sturm bei der Erkennung des Platzes auf die gedachte Weiſe verwundet worden. Die Erſtürmung von Bazzano war indeſſen mit denſelben Umſtänden begleitet, und endete eben ſo mit dem Gemetzel der ganzen Beſatzung.

VIII.

Denken die Himmliſchen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten ſie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erſchütternden Übergang;
Dann erziehen ſie ihm,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hilfe bereit ſei,
Einen ruhigen Freund.
Denn ſeine Seele iſt ſtille, ſie bewahret
Der Ruhe heil'ges unerſchöpftes Gut,
Und dem Umhergetriebenen reichet Er
Aus ihren Tiefen Rath und Hilfe.
Göthe. (Iphigenia.)

Der Antritt der rauheren Jahreszeit hatte die kämpfenden Heere getrennt, und Frankreich vermittelte den Zwieſpalt der Fürſten. Auch Montecuccoli, von ſeiner Wunde ſo weit geneſen, um die Reiſe antreten zu können, gehorchte dem Ruf des Kaiſers, der ihn wieder nach Wien beſchied. Mit einem weit verſchiedenen Gefühle, als er es ſich bei ſeiner Abreiſe verſprochen hatte, trat er jetzt den Rückweg an. Wie viele Gebäude ſeiner geſchäftigen Fantaſie waren ſeither zuſammengeſtürzt, welche Nebelbilder, die ſeine Ruhmbegierde geträumt, in ein leeres Nichts zerronnen, und mit welchem fratzenhaften Hohne über ſeinen eitlen Selbſtbetrug grinſte ihn das einſt ſo ſchöne Traumbild ſeiner Liebe an. Gerne hätte er es vermieden, Wien wieder zu ſehen und bei dem Heere in Deutſchland Beſchäftigung und Zerſtreuung geſucht; allein auch dort ruhten, dem Ungemach der Witterung weichend, die blutigen Wafſen, und Ferdinands ausdrückliches Gebot wies ihm für's Erſte das Hoflager zum Aufenthalte an. Aber eben vor dem Gedanken war es, vor dem ſich ſein Herz am meiſten empörte, ſie dort wieder ſehen zu müſſen, an deren Untreue er glaubte. Lucretia hatte ihn nicht betrogen, ſo viel brachte er mit Gewißheit in Erfahrung. Das Gerücht von einer Verbindung Mariannens mit Puchheim hatte wirklich beſtanden; zwar war es wieder, wie ſo viele andere im Wechſel neuer Gegenſtände und Ereigniſſe verſchollen; Puchheim war noch abweſend und von ſeiner Rückkehr keine Rede; allein es völlig zu widerlegen, war Niemand, der ihm Gewißheit zu geben vermochte, Niemand, der ihm ſagte, ob Marianne den Abweſenden wirklich nicht geliebt, ſeinen Bewerbungen kein Gehör gegeben, ſie darum vielleicht abgelehnet habe, weil das eigene Bild ihr noch, wie er ſich einſt geſchmeichelt, in der Seele wohnte. Mit ſolchen Zweifeln nährte er den qualvollen Aufruhr in ſeiner Bruſt, mit dem es ihm unmöglich ſchien, ihr unter die Augen zu treten, bei deren Andenken Zorn und Liebe, Abſcheu und Verlangen, Stolz und Beſchämung in ſeinem Herzen kämpften. So, in freiwilliger Haft ſeines Stubenkerkers, den er ſeit drei Tagen ſeiner Ankunft noch nicht verlaſſen hatte, haderte er mit ſich ſelbſt, zu ohnmächtig, Rath und Entſchluß in ſeinem Innern zu finden. „O Gaſton! Gaſton!" rief er in einer ſolchen Stunde des völlig übermannenden Mißmuthes, „warum biſt du nicht zugegen, mich zu leiten, mich zu berathen."

Noch waren ſeine Worte nicht ausgeſprochen, da trat ein junger Mann in die Thür. Eine fein gebogene Adler-Naſe, ein großes, ſprechendes Auge, dichtgelockte ſchwarze

Haare um die offene Stirne, und Lippen, die ſich zum anmuthvollſten Lächeln über einer Reihe Perlenzähne öffneten, vollendeten ein Muſterbild männlicher Schöne. Kräftig, wie die Tanne, die auf Felſen wurzelt, und vom Gliederbau geſchmeidig, wie das Rohr am Bache, ſo ſtand der Fremde unter der Thür, als Montecucoli ſchon mit dem lauten Ausruf der Freude an ſeine Bruſt ſtürzte. „Spinola, du biſt's," rief er, ſeine Linke noch um den Freund geſchlungen, „wohl mir! wie ſehr habe ich mich nach dir geſehnt!"

„So erwartet' ich's, daß wir uns wieder finden ſollten," ſagte Spinola, ihn herzlich an ſeine Bruſt drückend; „lang genug währte unſere Trennung, ſo laß uns jezt des Wiederſehens um ſo herzlicher uns freuen."

Mit ſeelenvollem Lächeln ſah er in Montecucolis freudetrunkenes Auge und zog ihn dann neben ſich auf einen Ruheſitz, nach neuer inniger Begrüßung in trauter Geſprächigkeit das Erlebte an ſich vorüber gehen zu laſſen, deſſen Erinnerungen, wie die Wellen eines Meeres eine die andere drängte, um der nächſten, mächtigeren Raum zu geben, bis ſie aus der ſturmbewegten Zeit ihres Kriegerlebens bis an die blumigen Ufer ihrer gemeinſamen Kindheit ſchlugen.

Die Bande gleicher Gemüthsbeſchaffenheit, gleicher Neigung zu den Waffen, wie zu Allem, was große und ſchöne Seelen, wie die ihren, zu begeiſtern vermochte, hatte den jungen Gaſton Spinola, Grafen von Bruay frühzeitig und auf das innigſte mit Montecucoli verknüpft. Auf Italiens Schulen, ſo wie ſie unter den Eſte's und Medicis blühten, erzogen, entwickelten ſich unter gegenſeitiger Aneiferung und Wettſtreite die vielverſprechenden Anlagen ihres Geiſtes, und ſtählte ſich am Beiſpiele des Einen am Andern, die männliche Tugend, die ſie zu Helden reifte. So ergriffen ſie mit einem Sinne das Schwert für die gleiche Sache, fochten Seite an Seite in mancher Schlacht, und begegneten zu Schutz und Trutz mancher Gefahr, manchem ritterlichen Abenteuer, das ſie mit gleichem Recht als Ruhm beſtanden und vollführten. Aber auch in der Ferne behauptete die Freundſchaft ihre Rechte durch die Macht des Mitgefühls in Glück und Unglück, Freud und Leiden redlich ſich zu theilen, oder gegen Neid und Hinterliſt, die den Abweſenden befeindeten, beherzt das Schwert zu führen. Dieſes Verdienſt um ſeinen Freund hatte ſich vorzüglich Spinola während Montecucolis Gefangenſchaft erworben, durch die Wärme ſeines Vorwortes, durch ſeine unerſchrockene Vertheidigung manchen böſen Leumund entkräftet, manche heimtückiſche Verleumdung niedergeſchlagen, durch welche Neider und heimliche Gegner ſeine Beſchäftigung, ſeinen Umgang und ſeine Verbindungen an den Orten ſeiner Haft verdächtig zu machen ſuchten. Einen Tag des freudigſten Triumphes feierte der edelmüthige Gaſton, als er Montecucolis völligen Sieg über die Kabale erfuhr, der dieſem in des Kaiſers Gnade die Bahn zu neuem Glücke öffnete. Mit tiefer Bekümmerniß traf ihn dagegen die Nachricht von des Grafen Verwundung, und er ergriff gerne die Veranlaſſung häuslicher Angelegenheiten, die ihn nach Italien riefen, um dort oder auf dem Wege über Wien, mit dem langentbehrten Freund zuſammen zu treffen. Beinahe hätte er ihn verfehlt, wenn ihm nicht durch einen Zufall deſſen bereits erfolgte Ankunft verrathen wurde, und mit Vorwürfen überſchüttete er den Freund, als nach manchem erſchöpften Stoffe der Vergangenheit, die Reihe auch an das Gegenwärtige und Montecucolis menſchenſcheue Grille gekommen war.

„Unwohl ſeyſt du geweſen!“ rief er, ihn mit den Blicken muſternd. „Wohl etwas blaß, das Auge etwas eingefallen, wie mir däucht, doch krank wahrlich nicht, ſo krank nicht, um ſo vielen Freunden, die ſich nach deinem Wiederſehen ſehnten, die Freude ſo muthwillig zu verkürzen.“

Ein Seufzer entſchlüpfte Montecucolis Bruſt: der Grund ſeiner Zurückgezogenheit und das Geheimniß ſeiner Liebe ſchwebte ſchon auf ſeinen Lippen, da kamen ihm plötzlich Leopolds Worte in den Sinn, und die ſeinen erſtarben auf der Zunge. Er ſtockte, erröthete, und flüchtete zuletzt hinter eine nichtsſagende Entſchuldigung, die Spinola ohne Mühe widerlegte. Nachdrücklich beſtand nun dieſer darauf, daß er ſeiner Grille entſage, und Montecucoli, der ſonſt nie der Gewalt widerſtanden hatte, die Spinola's Überredung auf ihn übte, gab zwar noch mit anſcheinendem Widerwillen, aber in ſeinem Innern mit der Bereitwilligkeit nach, die zum Entſchluſſe nur des fremden längſtgewünſchten Antriebes bedarf. Über das Benehmen, welches er gegen M[illegible] beobachten wollte, hatte er ſich ſchon längſt eine Richtſchnur gezogen, wie gekränkter Stolz und Liebe ſie ihm vorſchrieben. Ein härterer Zweifel lag ihm, in Bezug auf des Alten Vorherſagung, ſein Verhältniß zu dem Freunde auf dem Herzen. Für ihn, ſo überredete er ſich, müſſe vorerſt ſeine Liebe ein Geheimniß bleiben, bis er ſelbſt klarer in dem Sinne jener Deutung geſehen. Freilich ward er ſo nicht gewahr, wie nahe er jetzt ſchon daran ſey, dieſen zu erfüllen, indem er das gefährliche Wageſtück an das Vertrauen des Freundes ſetzte, ihn um das eigene zu betrügen. Denn, das mußte er ſich andererſeits wohl geſtehen, wollte er ſeinen Vorſatz behaupten, ſo mußte er jeder vertrauten Annäherung, welche die Saite ſeines Herzens berühren konnte, jedem Anklange des Gefühls, in dem vielleicht Gaſton in ähnlicher Mittheilung ſich eröffnen wollte, auf das ſorgfältigſte auszuweichen ſuchen. Den Scharfblick des Freundes glaubte er gewiß durch ſein Betragen gegen Mariannen irre leiten zu können. Es war die erſte Heimlichkeit in ſeinem Leben, die er ſich gegen ihn vorzuwerfen hatte, aber er hielt ſie durch die Freundſchaft für gerechtfertiget. Selbſt die Ruhe in des Freundes Seele, aus deren Tiefen er ſo oft Rath und Hilfe geſchöpft, ließ ihn jetzt einen Widerſpruch fürchten, mit dem er ſich die Scheu vor der Entdeckung und gewiſſer Maßen vor der Erfüllung des Seherſpruches erklären wollte, und indem er ſo dem Rathſchluſſe kälterer Überlegung zu folgen meinte, gab er ſich ganz der blinden Führung ſeiner Leidenſchaft hin.

IX.

O weh der Lüge! Sie befreiet nicht
Die Bruſt: ſie macht uns nicht getroſt, ſie ängſtet
Den, der ſie heimlich ſchmiedet, und ſie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gott
Gewendet und verſagend, ſich zurück,
Und trifft den Schützen.

Göthe. (Iphigenie.)

Mit der ſtolzen Zurückhaltung, die er ſich auferlegt hatte, und nur ſo ferne, als es Anſtand und Sitte feiderten, nahte ſich Montecucoli der Geliebten. Unverkennbar brach ein Strahl von Freude und Rührung bei ſeinem Empfange aus der Unruhe und Befangenheit ihres Weſens; aber eben ſo bald gingen ſie an ſeiner Kälte vom ſichtlichem Erſtaunen zur ſteifen Förmlichkeit über, und mit einem Mißlaute der Seelen ſchieden ſie nach der erſten Begegnung, der auf eine ſchlimmere Trennung deutete. Der Froſt der Mißverſtändniſſe zog ſeine ſtarre Scheidewand zwiſchen ſie, und kein Sonnenſtrahl des Vertrauens drang durch die Nebel ſelbſtverſchuldeter Irrungen, um die Eisrinde über ihre Herzen zu zerſchmelzen. Noch mehr in ſeinem Stolze verblendet, und durch ihn beſtärkt in ſeinem Entſchluſſe, beſtrebte ſich Montecucoli mit gefließentlich auffallendem Bemühen, ſich von ihr zu entfernen, die ſich erſt nach manchem verrätheriſch entſchlüpften Anzeichen noch nicht völlig entſchwundener Hinneigung, das nur leidenſchaftliche Selbſtſucht zu überſehen vermochte, jetzt ſtrenger in ihrer Macht hielt, und ſo auch die letzte Hoffnung eines annähernden Verſtändniſſes vereitelte. So glichen ſie zweien Schwimmern, die durch eine feindliche Welle aus einander geführt, im ohnmächtigen Bemühen mit ihr zu kämpfen, den Raum, der ſie trennt, mit jedem Augenblicke erweitern.

Von Mariannens vermeintem Kaltſinn wandte ſich der Beleidigte mit um ſo größerer Aufmerkſamkeit zu ihren Gefährtinnen, ſeinem Unmuthe durch die Übertäubung des Gefühles zu entgehen, das ihn folterte, und das ihre der letzten Prüfung zu unterziehen, die über ſein Loß entſcheiden ſollte. Aber auch das führte ihn zu Nichts, als den Pfeil gegen ſich zu ſchärfen, den er auf ihr Herz abdrücken wollte. Aus Katharinens Nähe ſcheuchte ihn der heitere Gleichmuth ihrer Laune, und der geräuſchvolle Kreis zurück, der ſie zu umringen pflegte, aber Gianola ruhigere Würde, ihr ſtiller Ernſt, der näher an ſchwärmeriſchen Trübſinn gränzte, ſagte ſeiner Gemüthsſtimmung um ſo beſſer zu, als er an ihrer Seite eine willkommenere Einſamkeit mitten im Treiben der Welt, ein theilnehmenderes wärmeres Entgegenkommen zu finden gewiß war. — Marianne, von Montecucoli vernachläſſiget, konnte dagegen im Kreiſe der Männer, die ſie umgaben, nur einen finden, der dem Geliebten zur Seite geſtellt, einiger Auszeichnung werth war, und dieſer Einer konnte keiner ſonſt als Spinola ſeyn. So ſcheu war jedoch ihre Annäherung, ſo ſtrenge bewacht vom Zartgefühl ihrer Weiblichkeit, daß auch die Sehkraft der Eiferſucht an keiner Spur zu haften, die Späheraugen der Welt kein Wölkchen auf dem klaren Spiegelgrunde ihres Wandels zu gewahren, vermocht hätten, um darauf hin das Steuer der Entdeckungsfahrt zu lenken.

Weit anders war es mit Montecucoli. Sein unſtät ſchwankendes Betragen, die leidenſchaftliche Unruhe ſeines Weſens, war der Bemerkung müßiger Beobachter nicht entgangen, und ihr Geflüſter lief immer vernehmlicher durch die Menge, bis es ſelbſt Ferdinands Ohr erreichte. „Glück auf!" redete ihn der Kaiſer eines Tages auf der Redoute an, da ſeine Höflinge ihn kurz zuvor auf Montecucolis auffallende Beharrlichkeit an Gianola's Seite aufmerkſam gemacht hatten. „Glück auf! Graf Montecucoli," ſagte Ferdinand. „Man ſieht es wohl, daß Ihr auch im Frieden die Gewohnheit des Sieges nicht verlernen wollt. Der Gegenſtand, den Ihr zum Angriff wählt, iſt Eurer würdig; auch zweiſle ich nicht, daß Ihr Eure Eroberung mit glücklichem Erfolg beenden werdet. Solltet Ihr indeß eines Verbündeten bedürfen,“ ſetzte er mit Bedeutung hinzu, „ſo wißt Ihr, an wen Ihr Euch zu wenden habt.“ Die Worte waren laut genug geſprochen, daß auch die Umſtehenden ſie leicht vernehmen konnten; und hätte Montecucoli, der, über den Irrthum des Kaiſers gleich betroffen und beſchämt, ſeine Verlegenheit in einer ſtummen Verbeugung den Anweſenden zu verbergen ſuchte, hätte er bemerken können, was um ihn vorging, er würde ein Geſicht ſich mit Todesbläſſe überziehen und eine Geſtalt, wie im Schwindel haben vergehen ſehen, deren Anblick ihm ſein wichtigſtes Räthſel gelöſet, und ihn für die Pein des Augenblickes reichlich ſchadlos gehalten hätte. Es war Mariannen, die im Gefolge der Kaiſerin, als er jetzt das Haupt erhob, ihm gegenüber ſtand, und in deren Auge er einem Blicke ſo verachtender Kälte begegnete, daß ſein eigenes Blut darüber zu Eis gerann, und die Worte, mit denen er des Kaiſers Anſpielung von ſich abzulenken gedachte, in einem unverſtändlichen Geſtammel verhallten. Lächelnd weidete ſich Ferdinand an ſeiner Beſtürzung; „Ich ſehe,“ ſagte Er, „Amor iſt ein mächtigerer Gott als Mars; dem Kriegsgotte, ich wette, würde es nimmermehr gelingen, Euch ſo überraſcht zu finden, als der kleine Knabe Euch jetzt verwirret. Nun laßt Euch das nicht verdrießen, Graf! Mars mußte ja ſelbſt einſt des Kindes Tücke erfahren. So geht und nützet Eure Zeit; er möchte ſonſt vielleicht ſich an dem Kinde wieder rächen wollen.“

Wie betäubt blieb Montecucoli zurück, als der Kaiſer weiter gegangen war, und Mariannens Geſtalt gleich einem zürnenden Genius an ihm vorüber rauſchte. Noch ganz gedankenlos ſchwankte er dem Ausgange des Saales zu, da trat ihn Spinola an: „Iſt es wahr,“ rief ihm dieſer zu, „Falſcher! Verſchloſſener! und ich muß der letzte ſeyn, der nun von deinem Glücke hört!“ Aber wie ein Verzweifelnder riß ſich Montecucoli los; ſich ſelbſt verwünſchend eilte er von dem Freunde hinweg, der ihm erſtaunt mit langem Kopfſchütteln nachſah.

X.

Wir Menſchen werden wunderbar geprüft.
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verlieh'n.

Göthe. (Iphigenia.)

Um jeden Preis war Montecucoli nach dieſer Scene entſchloſſen, dem qualvollen Zuſtande, in dem er lebte, ein Ende zu machen. Schneller jedoch und weit anders, als er es glauben mochte, führte das Schickſal die Kataſtrophe herbei. Gaſton beſaß unter den vielen Vorzügen, die ihm eigen waren, ein ausgezeichnetes Talent für die Tonkunſt, und eine Gabe des Geſanges, um jedes Ohr durch den ſeltenen Wohlklang ſeiner Stimme, wie durch den Zauber ſeines Vortrages zu entzücken. Nie beinahe zeigte er ſich in Geſellſchaft, ohne von Bitten beſtürmt zu werden, den Anweſenden das Feſt eines ſo herrlichen Genuſſes zu gewähren, und der gleiche Fall erneuerte ſich wenige Tage nach jenem Redouten-Abende in einem Zirkel, in dem auch Montecucoli und Marianne zugegen waren. Dem Wunſche der Letzteren gab Gaſton, der ſich Anfangs wenig aufgelegt dazu bezeigt hatte, ohne Widerſpruch nach, doch wandte er ſich zu Montecucoli, der an ſeiner Seite ſtand. „Wohlan!" rief er, „es ſey, wenn du die Wahl des Singſtückes beſtimmen willſt, da ich heute ſchwerlich das Ergetzlichſte zu wählen wüßte."

„Wenn du mich befrägſt," erwiederte Montecucoli ernſt und mit einem Blicke, den er bedeutend auf Mariannen heftete, „und wenn ſonſt Jemand hier zu hören Gefallen trägt, was ich meiner Stimmung nach am angemeſſenſten wählte, ſo entſcheide ich für das Lied:

Pace non trovo e non ho da far guerra *)."

Mariannen's Auge ſenkte ſich zu Boden und eine hohe Röthe ergoß ſich über ihre Wange. Wohl waren ihr die Worte des Sonettes bekannt, das Montecucoli als ſeinen Lieblingsgeſang bezeichnete. Sie drückten die Klagen eines unglücklich Liebenden aus, der nicht Frieden zu finden wußte, und dem doch kein Feind zum Kampfe ſich ſtellte, der zwiſchen Froſt und Gluth, und Furcht und Hoffen, bald herabgeſtürzt zu des Erdballs Tiefen, jetzt eine Welt zu umfaſſen meinte, und dann nur ein Bild des Nichts umſchlingt. In ihrer Haft, die ihn nicht hielt und wieder nicht entließ; von der Liebe, die ihn nicht lebend wiſſen, noch dem Abgrund auch entziehen will, nicht getödtet noch geheilt; ſehend ohne Licht, und klagend ohne Sprache, verlangt

---

*) Petrarcas 114. Sonett (nach der Londner Ausgabe von 1784) quel Sonetto, ſagt Montecucoli, che da altrui per altra dama composto, esprimea nondimeno mirabilmente l'interno conflitto di Morindo.

er ſich den Tod und ſchmachtet nach dem Leben, er haſſet ſich, um Fremdes nur zu lieben, nährt ſich von Gram, und freuet ſich in Thränen, dem Daſeyn holder nicht, als der Vernichtung.

Spinola ſang das Lied, von der Laute begleitet, mit einer Tiefe des Gefühls, mit einem Zauber der Stimme, der in mehr als einem Buſen erſchütternd wiederhallte, über den manches Auge ſich mit Thränen füllte, und mancher Seufzer verwandter Empfindungen, von den ergreifenden Tönen ſeines Geſanges geweckt, in ihren Nachhall verquoll. Er ſelbſt ſchien mehr als gewöhnlich bewegt, und auch in ſeinen Augen glänzte die Begeiſterung, die ſo wundervoll in ſein Lied übergegangen war. Mit düſterer Miene, die Hände über der Bruſt gekreuzt, und das Auge unter den tiefgefalteten Braunen unverwandt auf Mariannen geheftet, ſtand dagegen Montecucoli; ſie, den Blick noch zur Erde geſenkt, als ob desjenigen bewußt, der ihn bewachte, und dem zu begegnen das heftigere Wallen ihrer Bruſt, Furcht oder Verlangen verrieth. Erſt am Ende des Liedes, bei den Worten:

In questo stato sono, Donna! per vui —

als ob von dem letztern beſiegt, hob ſie ſchüchtern ihr Auge, fragend gleichſam durch ſchimmernde Thränen empor, und in einem glühenden Blick ſchmolz es mit dem des Geliebten zuſammen.

Warum öffnet ſich die ſchönſte Ausſicht gewöhnlich erſt an eines Abgrunds Rand? Warum bricht der Pfad gerade dort oft ab, wo wir den Fuß aus einer Wüſte in ein lachendes Thal zu ſetzen wähnten? Auch heute war das des Liebenden Los. Ein Blick war ihm gegönnet in das Eben ſeines Lebens. Es war der letzte am Abgrund, an den im ſelben Augenblick ſein Fuß ſchon rührte.

„Ein Wort, Graf Montecucoli!“ hörte er eine Stimme hinter ſich, ihm nur zu bekannt, um ihn nicht auf die unangenehmſte Weiſe aus ſeinen Himmeln in die verhaßte Wirklichkeit dieſer Begegnung herabzuziehen. Es war Lucretia. Mit aller Sorgfalt war er ihr bisher aus dem Wege gegangen, und ſie ſelbſt ſchien, ſein Bemühen wohl erkennend, ihn wenig zu ſuchen. Ihre heutige Aufforderung kam zu unerwartet, zu auffallend öffentlich, und ringsumher zu bemerkt, als daß Montecucoli ſich ihr entziehen konnte. Noch halb im Traume ſeiner erſt empfundenen Seligkeit, aber um deſto unwilliger folgte er ihr zu einem Seitengemache. „Setzt Euch,“ ſprach ſie, indem ſie Platz nahm, „und höret ruhig, was ich Euch zu ſagen habe. „Ihr ſeyd kindiſch, Vetter! mir zu zürnen. Euer Trotz ſollte mich beleidigen, wenn ich es nicht beſſer mit Euch im Sinne hätte, als Ihr es verſteht. Was habt Ihr gegen mich?“ fuhr ſie fort; „dacht' ich Euch nicht Wahrheit zu berichten? Wars mein Werk vielleicht, meine Erfindung, was ſich die ganze Stadt erzählte? War's meine Schuld, daß ich, vom allgemeinen Wahne hintergangen, Euch irrgeführt? Was grollt Ihr jetzt? Hättet Ihr mich nicht ſo abſichtsvoll gemieden, ich konnt' Euch längſt erklären, woran Ihr wart. Pfui Vetter! ſchämet Euch! Ihr ſeyd undankbar und ein Kind zugleich, daß Ihr Euch der Hand entziehen wollt, der Ihr Euch einmal anvertrautet. Ihr wollt Euch nur von Eurer Liebe leiten laſſen. Vergeſſet Ihr, daß auch ſie nichts weiter als ein Kind, und überdieß ein blindes Kind noch iſt? Wäre das nicht, wie könntet Ihr allein nicht wiſſen, was Lucretia, und außer ihr nur Wenigen in jenem Saale mehr ein Geheimniß iſt."

„Und das wäre?" fuhr Montecucoli halb unwillig, halb betroffen auf.

„Einmal," ſagte Lucretia, ohne ſich durch ſeinen Ausruf unterbrechen zu laſſen — „einmal ward Lucretia getäuſcht, weil ſie nicht mit eignen Augen ſehen konnte. Ihr," ſagte ſie höhniſch, die Stelle des Sonetts äffend: „Ihr ſehet ohne Licht, und ſeyd bei hundert Lichtern blind."

„Wie?" frug Montecucoli, und ein Dolchſtich ging durch ſeine Bruſt. „Wie meint Ihr das?"

„Ihr verſteht mich nicht?" fuhr Lucretia fort, ihren giftvollen Blick auf ſein Auge heftend: „oder Ihr wollt mich nicht verſtehen. So wäre das Euch wahrhaftig ganz und gar entgangen! Ja in der That! ſo leicht zu glauben war's auch nicht. Bis heute noch konnt' ich mich deſſen ſelbſt nicht überreden."

„Was war nicht zu glauben!" rief Montecucoli ungeduldig und mit flammendem Geſichte. „Erkläret Euch! wovon iſt die Rede?"

„Spinola, iſt Euer Freund?" frug Lucretia mit lauernder Miene. „Wer zweifelt daran!" rief Montecucoli.

„Wer daran zweifelt?" ſagte Lucretia, und ein Lächeln der Hölle glitt über ihr Geſicht; „Niemand, wenn Ihr nicht ſelbſt, ſobald Ihr wißt, daß Spinola Mariannen liebt, und ſich um ihre Hand bewirbt."

Eine Bildſäule ſaß Montecuculi, aber mit lautem Hohngelächter ſprang Lucretia auf. „Abſcheulich iſt's, nicht wahr," ſo höhnte ſie, „von einem Freund ſich hintergangen ſehen? Gluth und Eis iſt das, und ſo ein Zuſtand, wie das Lied ihn ſchildert, daß man nicht leben könnte ohne Liebe und wieder auch nicht ſterben ohne Rache. Iſt's nicht ſo?" frug ſie tückiſch grinſend. „Furie!" rief Montecucoli an ihr vorbeiſtürzend, und verließ die Geſellſchaft.

Wer möchte die Empfindungen ſchildern, die in ihm tobten, den Aufruhr ſeiner Gedanken, der an Wahnſinn gränzte. Liebe und Freundſchaft, beide gleich mächtige Gottheiten, die ihn beherrſchten, kämpften in ſeiner Bruſt. Gerne hätte er Spinola angeklagt, daß er dem Freunde das Geheimniß ſeiner Liebe verſchwiegen; allein traf ihn nicht ſelbſt der gleiche Vorwurf? Mariannen wollte er zürnen, daß ſie Gaſton zu Hoffnungen vielleicht verleitet, doch konnt' er es, ohne ſich zu geſtehen, wer ſie dazu gereizt, und welches ſein Benehmen gegen Gianola war? Lucretiens teufliſche Bosheit hätte er in ſeinem Herzen verfluchen mögen, begegnete er nicht eben da einer Stimme, die ihm zurief, daß zu der Gluth, die ſie dort angeſchürt, er ſelbſt die Fackel ihr gereichet. Nur auf ihn ſelbſt fielen daher alle Anklagen, alle Vorwürfe, alle Verwünſchungen zurück. Die leicht beflügelte Göttin mit der Locke vor der Stirne hatte er entſchlüpfen laſſen, da ſie ihm lächelnd ſelbſt entgegen kam; der Schlange hatte er vertraut, um den Taubenſinn der Unſchuld in Verdacht zu ziehen; den Bund mit der Argliſt geſchloſſen, und Krieg geführt mit der Treue und der Wahrheit, um ſich im eigenen Gewebe des Mißtrauens und des Argwohns zu verſtricken; ungewarnet hatte er den Freund vor der Gefahr gelaſſen, um warnungslos durch ihn zu Grund zu gehen.

So zürnte er gegen ſich ſelbſt, und wohin er ſeine

Gedanken lenken wollte, der Sturm der Leidenſchaft trieb ihre Fluth immer wieder an denſelben Strand zurück, bis ſich, ſpät erſchöpft, ihr Ungeſtüm in ruhigere Wellen verflachte. Allein, an welcher Küſte ſollte er jetzt Rettung ſuchen? Freundſchaft oder Liebe, zwiſchen beiden lag die Wahl, den Ankergrund des Glücks, den er verloren, von neuem zu gewinnen. War die Freundſchaft, die ihn mit Spinola verband, rein, belebend und erquickend, wie des Himmels Lüfte, die er athmete, und auch eben ſo unentbehrlich ihm geworden; däuchte ſie ihm, wie das Verſchmelzen aller Elemente, die das Leben bilden, zum wahren höchſten Leben erſt, wie Licht und Wärme über den kalten grauen Herbſttag des gemeinen Daſeyns ausgegoſſen; hatte ſie den Lenz des Seinen zum Paradieſes-Morgen ausgeſtattet: ſo war Liebe, wie er ſie dachte und empfand, der Freundſchaft glänzendſter Sonnenhimmel erſt, aus ihr ſelbſt der reinſte Äther, der begeiſternde Odem der Natur, auf dem die Seele ſich zu Götterſitzen ſchwang; war Freundſchaft, die heilige Gefährtin mit der er Hand in Hand durch's Leben ging, ſo war die Liebe der Genius, auf deſſen Flügeln er den Sternen entgegen eilen wollte; mit jener wollt' er Glück und Freude theilen; der Nachwelt Preis, des Ruhmes Unſterblichkeit der Liebe nur zu danken haben. Und auf ſie ſollte er Verzicht leiſten? Mariannen entſagen? das Kleinod von ſich ſchleudern, deſſen Beſitz er jetzt erſt als den Seinen anerkennen durfte! Nimmermehr! das konnte Spinola, das durfte er nicht fordern! Vermocht er es, ſo flüſterte die Leidenſchaft ihm zu, dann war er nie ſein Freund, der Eigenſüchtige des Opfers nimmer werth geweſen, das er ihm bringen ſollte. Allein, nahm eine zweite Stimme jetzt das Wort in ſeinem Herzen, mit ſeinen eignen Waffen ihn bekämpfend: Iſt Liebe der Freundſchaft mächtigere Schweſter, daß ſie in Stunden vom Kind zum Rieſen wächſt, während dieſe nach Jahren erſt zu Manneskräften reift, wer leitet dann das Recht vom vieljährigen Beſitze ab, und weſſen iſt die Schuld, ſobald er jener ſtärkern unterliegt, wenn es kein Vergehen in der Liebe gibt, das Liebe nicht entſchuldigte *)?

So kämpfte Montecuccoli mit ſich ſelbſt, unfähig zum Verſtändniſſe ſo widerſtreitender Trugſchlüſſe, zu einem Auswege aus dem Irrſaale zu kommen, in das er ſich immer weiter vertiefte, je ängſtlicher er daraus zu entrinnen ſich mühte. In ſeiner Wohnung eingeſchloſſen, vor Niemanden ſichtbar, war ihm ſo der Morgen und der Mittag hingegangen; ſchon dunkelte der Abend, und noch ſtürmte er bald im lauten Selbſtgeſpräche in ſeinem Gemache auf und nieder, bald lag er das Geſicht in die Hände gedrückt, das Bild des heftigſten Zornes, und wechſelweiſe verrie-

---

*) Il petto di Merando, ſagt Montecucoli, era fatto campo di battaglia, a due affetti provenienti dell' amicizia e dell' amore, e quando l'uno il solecitava di pretendere ad Ariana, l'altro il teneva in freno. Temeva egli ubidire all' amore, di violare le leggi dell' amicizia, e se cedeva all' amicizia, di commettere un crime in amor. — Come la materia dei cieli è una quintessenza degli elementi, cosi l'amore e un eterato e una sublimità dell' amicizia — Ogni fatto trova pieta non che perdono quando la colpa si riflette in amor — Il rispetto d'un amico sia di molti anni, riconosce superiorita di un amor d'alcuni mesi u. ſ. w.

then die Namen Gaſtons und Mariannens, die wie ein Schrei des Schmerzens über ſeine Lippen drangen, die tiefſte Fülle ſeiner Qual. „Zeige du mir einen Ausweg, ewige Vorſicht!“ rief er endlich mit emporgehobenen Händen, „du, die du im unabänderlichen Rathſchluſſe das Schickſal wahrer Liebe lenkſt *). Ich weiß mir keinen mehr!“

Ein Pochen an der Thür unterbrach ihn. Es war ein Diener, der ihm ein Schreiben von Gaſton einhändigte. Mit zitternden Händen riß Montecucoli den Umſchlag ab. „Wenn du dieſe Zeilen lieſeſt,“ ſo ſchrieb Gaſton, „befinde ich mich ſchon auf dem Wege nach Italien. — Beiliegender Zettel, den ich geſtern bei meiner Nachhauſekunft fand, wird dir näheren Aufſchluß geben. Ich klage dich nicht an, obgleich mehr Vertrauen von deiner Seite mir den größten Schmerz des Lebens erſpart hätte. Vielleicht, daß Abweſenheit die Wunde heilet, die mir unwiſſend des Freundes Hand geſchlagen. Wo nicht, ſo wird dein Glück ihr Linderung ſeyn. Lebe wohl und überzeuge dich, daß, wie viel es ihr auch koſte, der Freundſchaft nichts unmöglich ſey.“

Auf dem beigeſchloſſenen Zettel, der verſtellten Hand zum Trotze, leicht erkennbar, von wem ſie geſchrieben waren, ſtanden die Worte: „Ihr ſeyd hintergangen, Graf von Bruay! von Eurem beſten Freunde hintergangen. Entſinnet Euch des Liedes, das ſeine Wahl Euch unterſchob, und der Blicke, die während Eures Geſanges dabei ge-

---

*) Sinche il sommo dio, che ne suoi eterni inevitabili decreti ha determinato il fine agli amori honesti, inspirasse il petto di lui.

wechſelt wurden. Erkläret Euch daraus, wie Eurem Vertrauen mitgeſpielet ward, Eure Rache ſey der Größe der Beleidigung und Eurer mißbrauchten Freundſchaft angemeſſen."

Montecucoli drückte die Hände vor ſeine Augen: „Ja," rief er mit tiefer Beſchämung, „das war ſie, hochherziger Freund! aber übertreffen an heldenmüthiger Selbſtverläugnung, das ſollſt du mich dennoch nicht! —"

XI.

Leb wohl! O wende dich zu uns, und gib,
Ein holdes Wort des Abſchieds mir zurück.
Göthe. (Iphigenia.)

Schon am nächſten Morgen lag Montecucoli zu des Kaiſers Füßen, und flehte um die Gunſt, zur Armee nach Schleſien abgehen zu dürfen. „Wie, Graf Montecucoli!" ſagte der Kaiſer, und trat erſtaunt zurück. „Ich war mir einer weit verſchiedenen Bitte von Euch gewärtig."

Montecucoli erröthete, ſeinen gütigen Monarchen noch in dem Irrthume ſchweben zu ſehen, den er jetzt zu löſen ſich keineswegs in der Lage fühlte.

„Aufrichtig geſprochen," fuhr Ferdinand indeſſen fort, „kommt Euer Wunſch mir ſehr gelegen. Graf Gallas verlangt für die Eröffnung des nahen Feldzugs einen tüchtigen General, den er mit der Ausführung eines beſondern höchſt wichtigen Auftrages betrauen könne. Ich wäre verlegen ihm einen beſſern zuzuſenden, als ich Euch dazu geeignet finde. Verfügt Euch in mein Cabinett, General!" ſetzte er mit Nachdruck, das letzte Wort betonend, hinzu.

„Man wird Euch Eure Ordre ausfertigen. — Euer Majeſtät!“ rief Montecucoli überraſcht. —

„Euer Eifer, in meinem Dienſte,“ unterbrach ihn Ferdinand, „iſt ſolcher Anerkennung werth, zweifelt nicht, daß ſo wie ich ſie zu nützen weiß, auch die Gelegenheit ihre Gränzen zu erweitern, Euch nicht fehlen ſoll, und ſeyd, wenn Ihr fortfahrt wie bisher, meiner Huld und meines guten Willens ſtets verſichert. Wann gedenkt Ihr abzugehen?“ fuhr er fort, ohne dem unerwartet Beförderten, Zeit zur heißen Dankes-Ergießung zu geben.

„Späteſtens, am morgigen Tage, wenn es Euer Majeſtät ſo gefällt,“ entgegnete Montecucoli.

„Den Tag der Abreiſe zu beſtimmen, bleibe Euch überlaſſen,“ ſagte der Kaiſer, „beharret Ihr indeß darauf ſchon morgen abzugehen, ſo meldet Euch nach der Frühmeſſe bei J. M. der Kaiſerin. Ihr ſollt Wien nicht verlaſſen,“ ſagte er gütig, „ohne das Lebewohl derjenigen mit Euch zu nehmen, von denen Ihr nicht gerne ohne Abſchied ſcheiden möchtet.“

Erſchüttert und beſchämt fühlte ſich Montecucoli von dem Mißverſtändniſſe getroffen, deſſen Wahrheit er andererſeits nur allzu ſehr empfand. Er verneigte ſich in ſtummer Bewirrung. „Laßt nur gut ſeyn, Graf!“ ſagte der Kaiſer. „Meine Soldaten dürfen keine Blödigkeit noch Verzagtheit zeigen, aber Beſcheidenheit im Dienſte der Frauen, iſt eine Zierde mehr dem wahren Helden.“ Mit einem huldvollen Winke entließ er den Grafen.

Die Meſſe war zu Ende und an der Pforte der Capelle ſtand Montecucoli, erwartend, daß das Cortége ſich nach den kaiſerlichen Gemächern zurückbegeben werde. Jetzt trat der Zug aus der Kirche und ging in feierlicher Ordnung an ihm vorüber. Als die Kaiſerin ſeiner anſichtig ward, ſtand ſie ſtille. „Ihr geht zur Armee ab, Graf Montecucoli!" ſagte ſie. „Eben erſt ſtiegen unſre brünſtigſten Gebete zu dem empor, von dem allein unſern Heeren Kraft und Beiſtand kommen kann, deren wir in der ſchweren Zeit ſo ſehr bedürfen. Möge er auch Euch Theil daran nehmen laſſen, Graf, damit wir Euch einſt glücklich und ſiegreich wiederſehen."

Sie reichte dem ehrerbietig ſich Verneigenden ihre Hand zum Kuſſe, über die er ſich in tiefer Rührung beugte. Nachdem ſie vorüber geſchritten war, legte auch der würdige Gonzaga ſeine Hand ſegnend auf das Haupt des jungen Mannes: „Seyd eingedenk der Worte Eures treuen Lehrers," ſagte er, „und mögen ſie Euch zum Siege leiten."

Jetzt kamen die Damen der Kaiſerin. Mit feuchten Augen grüßten ihn Katharina und Gianola, aber kaum gewahrte ſie Montecucoli. Sein Auge ſuchte nur Eine, und ein Dolchſtich ging durch ſeine Bruſt, als ſie ihm jetzt, gerade ſo, wie er ſie das erſte Mal erblickt, im weißen Gewande, und weiße Roſen im Haar, ihr Auge noch zu Boden geſchlagen, ihre Wange bläſſer als gewöhnlich, zögernd entgegen trat. „Iſt es einem Scheidenden geſtattet," ſprach er mit völlig klangloſer Stimme, und das nächſte Wort erſtarb auf ſeinen Lippen.

„Reiſen Sie glücklich," entgegnete ihm Marianne, mit nicht minder bewegtem Tone; dann mit einem Lächeln, das in den Thränen zerrann, die ſich ihr gewaltſam in's Auge drängten, nahm ſie den Blumenſtrauß von ihrer

Bruſt: „Graf Montecuculi," ſagt ſie, „geizt zwar nach ſtolzeren Kränzen, doch wird er auch dieſen zum Andenken nicht verſchmähen *)." Sichtbar bebend wandte ſie ſich jetzt ab, und eilte dem Zuge nach, aber in dumpfer Betäubung lehnte Montecuculi auf der Schwelle des Gotteshauſes, den Strauß krampfhaft an ſeine Bruſt gedrückt. — Wohl hat er ſpäter glänzendere Siege erkämpft, einen ſchwerern und ſchönern aber nimmermehr!

* * *

Mehr denn ein Jahrzehend ſeit dieſer Begebenheit war vorübergegangen, ehe Montecucoli mit dem Ruhme

---

*) Montecucoli beſchreibt dieſe Scene des Abſchiedes in einem Sonette, das er zum Andenken des Tages ſeiner Abreiſe am 16. Mai 1644 gedichtet.

In di festivo, in loco sacro a Dio
Disse: Vatt'en felice e con un viso,
Che di pietà si tinse in mezzo al riso,
Mi die congedo il bel idol mio.

Indi un serto di fiori in atto pio
Mi porse, credo colti in paradiso,
Con quella man, ch'ancor veder me aviso
Che mi feri in un punto e mi guario.

Vidi farsi pietosi al mio partire,
Que due begli occhi, anzi propi i Numi,
Che dan' speranza all ammoroso ardire.

E in veder scintillar que dolci lumi:
Gloria e', dissi, morir, gioja il languire,
Pur che foco si bel, m'arde e consumi.

ſiegreicher Thaten und neuen Würden geſchmückt, wieder nach Wien zurückkehrte. Im Drange der Geſchäfte, im unſtäten Treiben des Kriegerlebens, im Glück und Ungemach hatte das Bild der Geliebten ihn nicht verlaſſen, ſie ſelbſt war ihm vom unerbittlichen Schickſal nicht beſtimmt. Doch ihn ſchadlos zu halten für das ſchöne Ideal der Jugend, führte es dem Manne in der würdigen Gattin, jener Gräfin von Dietrichſtein, die liebevolle Gefährtin zu, die noch ſpät ſeine Jahre verſüßte. Himmliſche Roſen flocht ſie in den immer grünenden Siegeskranz des Gatten, aber jenes Andenken ſeiner Jugendliebe blühte dabei unverwelkt im Strauße der Erinnerung.

Mariuccia.

Von Friedrich Rückert.

I.

Mein Schätzchen geht in Seide,
Und doch im ländlich einfach ſchlichten Kleide;
Sie geht in keinem flachſenen,
Und doch im hausgemachten, hausgewachſenen.
Denn was von Kopf und Häubchen
Bis zu den Füßchen nieder
Ihr hüllt die ſchlanken Glieder,
Das ſpinnen ihr die zahmen Seidenräupchen.

Sie pflückt die friſchen Läubchen
Am Morgen von dem eignen Maulbeerbaume,

Und bringt das ſüße Futter,
Wie ihren zarten Kindlein eine Mutter,
Hin zu dem obern Raume
Des Hauſes, unterm Dache,
Des Spinnervolkes ſtillem Wohngemache.

Aus ihren Händen nehmen
Die immer ſpeiſeluſt'gen Pflegekinder
Die Nahrung an, und eſſen ohne Grämen
Geſchwinder, um geſchwinder
Zu wachſen und die Kräfte zu gewinnen,
Zu Dank der lieben Pflegerin zu ſpinnen.

Welch Wunder, wie der rege Wimmelhaufen;
Ohne ſich zu verlaufen
In Ecken und in Eckchen,
Bleibt wohnen auf dem angewiesnen Fleckchen.
Der Wohnplatz aller iſt auf einem Stuhle;
Da wohnen ſie zuſammen,
Wie ſie vom Eie ſtammen,
Bis ſie in's Grab ſich ſpinnen ohne Spule.

Was Wunder auch, wenn ſie nicht mag gelüſten
Hinauszulaufen in die wilde Freie,
Wo ſie die Blättlein ſelbſt ſich zupfen müßten,
Und noch Beſchwerden dulden mancherlei!
Da würde noch im Eie,
Sie bald die Sonne ſtechen,
Bald ihre Luſt ein Regen unterbrechen;
Da würden Spatz und Meiſen

Ihr Futter bald und bald ſie ſelber ſpeiſen.
Und endlich, wenn ſie ſpännen ihr Geſpinnſte,
Wem dient' es in der Wildniß zum Gewinnſte?

Wär ich der Seidenwurm,
In's Herz ſpänn' ich mich ihr mit ſüßen Trieben;
Es ſollte draus kein Sturm
An ſtarken Fäden hangend mich verſchieben.

II.

Der Cocon hier, der große, heißt Doppione;
Weil, wenn es iſt der Seidenwürmer Art,
Daß jeder einzeln ſonſt im Grabe wohne,
In dem hier wohnen zwei, im Tod gepaart.
Sie ſchlangen fein und zart
Ihre zwei Fäden durcheinander, ohne
Verwirrung, daß daraus ein einz'ger ward.

Man ſagt dem Staubesſohne,
Dem Wurme, noch zum Hohne,
Daß er ſey Liebes- und Geſchlechtes- ohne;
Erſt der der Hüll' entfloh'ne,
Der Schmetterling, erringe
Sich dieſe Lebenskrone
Zugleich mit ſeiner Schwinge.

Doch wenn in dem Cocone
Sich haben zwei begraben,
Im Tode durch Gemeinſchaft ſich zu laben;
Wie willſt du dieſe Triebe,

Die ſie gefühlet haben,
Benennen, wenn nicht Liebe?
Und wenn ſie liebefühlend ſich geſellten,
Wie willſt du, ſprich, dem zarten Trieb vergelten?

Des Feuers Lohe flammet,
Des Keſſels Fluth zu ſchwellen,
In welchem alle, die in ihren Zellen
Einſiedleriſch ſich haben eingerammet,
Sind, ſich im heißen Tode zu geſellen,
Von eigennütz'ger Menſchenkunſt verdammet.
Die Seid' iſt's mit den hellen
Lichtfarben, die von ſolchem Mordgraus ſtammet.

Die Grauſamkeit, mein Kind, iſt nicht die deine,
Es iſt des Menſchenlebens allgemeine;
Drum fordr' ich nicht, daß man die Armen ſchone.
Doch ſoll mit all den andern wandern ohne
Barmherzigkeit und Gnaden
Das Pärchen auch, das ſeinen Lebensfaden
Verſchlang in dem Doppione?

Da tanzt er mit den andern auch im Keſſel,
Sein Doppelfaden ſpinnt ſich trillend ab,
Die Leichen ſchwimmen im entblößten Grab;
Jetzt fiſcht man aus der Fluth ſie mit dem Stab,
Und wirft ſie ſeitwärts unter Dorn und Neſſel.
Und was ſoll werden aus der zarten Feſſel,
Um die ihr Leben Raupenliebe gab?
Beſtelle dir ein eignes deutſches Mädchen,

Und ſpinne mir, mein italiäniſch Mädchen,
Daraus ein eignes Liebeszauberfädchen.

III.

Die kleinen flinken Dingerchen,
Die braunen ungeladnen läſt'gen Gäſte,
Fängſt du mit ſpitzen Fingerchen
Auf's zierlichſte und beſte;
Wenn du für mich des Bettes Laken breiteſt'
Und, wünſchend gute Nacht,
Huſch! aus dem Zimmer gleiteſt,
Und denkſt du habeſt alles wohl gemacht.

Gut Nacht iſt leicht geſagt,
Schwer iſt's in's Werk zu richten;
Wenn mich kein Flöhchen nagt,
Sind's andere Geſchichten,
Die mir die Ruh vernichten
Vom Abend bis es tagt.

Wo deine Finger haſchten,
Und ihre Spur die reinen Laken naſchten,
Da blieben Nadelſpitzen,
Die ſchärfer ſtechen, als ein Floh thut, ſitzen.
Im Traum fühl' ich das Stechen,
Und muß verwünſchend ſprechen:
Sie ſing zum Schein den Floh, und hat zuletzt
Mir erſt den rechten in das Bett geſetzt.

IV.

Am frühen Morgen öffnet' ich den Laden,
Am Morgenwind kühlt' ich die offne Bruſt,
Und ſeh mit friſcher Luſt
Hinunter nach den claſſiſchen Geſtaden,
Wo Ardee und rechts Lavinium liegt,
Und wo das Meer noch brandet,
Wie damals, da Äneas hier gelandet,
Und gegen Turnus ſich die Braut erſiegt.

So ſind im grauen Alterthum ſchon Leute
Gekommen, Abenteuer
Zu finden hier und Bräute;
Und wie es damals ging, ſo gehts noch heute,
Denn König Amor herrſcht ein ewig neuer.
Ich fühle ſchon ſein Feuer
Mir durch den Buſen wühlen,
Daß es nicht alle Wellen können kühlen,
Die dieſer luſt'gen Berge Fuß umſpülen.

Rückert.

An Coelestinen.

Seit ich dich ſah in deinem Reize,
Fühl' ich, du ſüßes Himmelskind,
Daß, meiner Liebe Gluth zu malen,
Zu arm die Sprachen alle ſind.

Ja, Dichter eines beſſern Sternes
Erſängen wohl kaum deinen Werth,
Der ſchon auf unſ'rem Stern zur Schweſter
Der hohen Engel dich verklärt.

So lieblich war Petrarchens Laura
Und Dante's Beatrice nicht;
So glücklich wie dein Ewigtreuer,
Noch Keiner unterm Sonnenlicht.
Nie haben ſich in Einem Herzen
So viele Tugenden geſellt,
So ſtimmten noch aus keinem Auge
Die Wonneſtrahlen jener Welt.

Dich hat dein Schöpfer nur geſchaffen,
Sich zu verherrlichen in dir,
Und, mich zum Heiligen zu machen,
Vergönnt er deine Liebe mir.
Mein ganzes Leben, Coeleſtine,
Iſt nur ein Odemzug für dich,
Mein Herz nur dein Altar, dein Spiegel
Wär' auch mein Geiſt — dein zweites Ich!

Fr. Haug.

Die Roſen.

Nach Batt. Guarini.

Du gabſt heut' eine Roſe mir
So ſchön als wäre ſie von dir
Gepflückt im Paradieſe,
Und deiner Wangen Incarnat
Erglühte ſo, Louiſe,
Als böt' auf ſtillem Frühlingspfad
Mir eine Roſe die and're.

Herz meines Herzens! liſpelt' ich:
Die Nebenbuhler neiden mich
Ob meinem ſüßen Loſe,
Doch, ganz beſeligt mich zu ſehn,
Erräng ich gern die Roſe,
Der ich die Roſe, jung und ſchön,
Verdanke zum Angebinde.

Fr. Haug

An die Spröden.

Der Geſchichte Buch verräth's,
Allzu ſprödes Frauenzimmer!
Liebe zwar, gefällt euch ſtets,
Doch der Liebende nicht immer.

Fr. Haug.

An Louiſen.

Wenn ich den Mond anblick' in geſtirnter Nacht,
Den mir, wie Klopſtock, lieben „Gedankenfreund —"
Fühl' ich von fremden niegedachten
Himmliſchen Bildern den Geiſt entzündet.

Doch ſüßer noch und höhere Seligkeit
Durchzittert mich, Louiſe, wenn zauberiſch
Aus deiner Augen ſtillem Himmel
Lieb' und Vertrau'n mir entgegen lächeln.

Fr. Haug.

Grabſchrift.

Ach, hier ſchläft in weiblicher Hüll' ein Engel. Natur that
Alles für ſie. Sie that Alles für Tugend und Recht.

Fr. Haug.

Als ich Augusten im Jänner Blumen überreichte.

Blumen von der Winterflur
Bracht' ich meinem Mühmchen;
Wünſchte mir: ach! wär' ich nur
Auch ein ſolches Blümchen.

Wollte ja in ihrer Hand
Fromm und ruhig liegen,
Oder außen am Gewand
An ihr Herz mich ſchmiegen.

Beugte ſie dann ihr Geſicht,
Blumenduft zu nippen,
Hing' ich — wehren könnt' ſie's nicht —
An den Roſenlippen.

Früher Tod der Blüthenzeit
Brächte keine Schmerzen,
Stürb' ich — o! der Seligkeit!
Zwiſchen Lipp' und Herzen!

Thienemann.

Tanne und Palme.

Wo des Nordlands Klippen ragen,
Dunkel in die weite See,
Scheue Möven ſchwirrend klagen
Um der Felſen Zackenhöh' —

Steht die Tanne lichtumfloſſen
Von des Schnees Silberglanz;
Draus Demant-Kryſtalle ſproſſen
Auf der Zweige grünem Kranz.

Unter dem gewohnten Schleier
Birgt ſich mancher liebe Traum
Und ſie dünkt ſich froh und freier
Fern in einem ſonn'gen Raum.

Eine Palme wehet milde
Ihr mit ſanftem Koſen zu,
Tröſtend fühlt in Traumgebilde
Sie die lang erſehnte Ruh.

Wo der Jordan ſeine Wogen
Rollet durch das goldne Feld
Glüh'n die Lüfte — blauer Bogen
Iſt des Himmels weites Zelt.

Palme ſchaut mit ihren Zweigen
In die klare Fluth hinein,
Bis der Wellen leiſer Reigen
Sie zum Schlummer ladet ein.

Und die heißen Winde ſchwinden
Und ſie glaubt ſich jung und kühl;
Wie wenn es mit tauſend Binden
Von den trüben Augen fiel.

Eine Tanne wehet milde
Ihr mit ſanftem Koſen zu;
Tröſtend fühlt im Traumgebilde
Sie die lang erſehnte Ruh.

Was die Träume mögen deuten
O ſo ſagt es freundlich an;
Denn kein Stern will mich geleiten,
Auf der nächtlich düſtern Bahn.

Sieh da flammt's mit dieſen Worten
Hell empor im Purpurlicht:
„Ach die Palme kam nach Norden
Und nach Süd die Tanne nicht."

Wilhelm Freiherr von Ey

Frühlingsklänge.

Lieblich iſt's im ſtillen Thale,
Wo des Friedens Palmen weh'n,
Wo die grünen Wieſen prangen,
Blüthenäſte niederlangen,
Wo die Blumen ſüßen Duft
Hauchen in die reine Luft,
Nicht im eitlen Lebensſchwalle
Geiſt und Seele untergehn.

Lieblich iſt's im ſtillen Thale,
Wo im Kranz die Berge ſteh'n,
Bei des Morgens Roſenſchimmer,
Bei der Sterne Silberflimmer,

In der Bäume Laubgemach,
Unterm weiten Himmelsdach,
Wenn mit ſanftem Mondesſtrahle
Auf mir Troſt und Hoffnung gehn.

Friedericke Suſan geb. Salzer.

Unſere lieben Auguste.

Die Blume blühet gerne
Vom Morgen angelacht,
Mild öffnet ihre Sterne
Des Lichtes ſtille Macht.

Sie koſ't in ſüßem Spiele
Mit Licht und Morgenroth;
Allein des Mittags Schwüle
Bringt oft der Blume Tod.

Nur treuen Gärtners Walten
Schützt ſie vor Gluth und Luft,
Er ſtrebt ſie zu erhalten
In Glanz und ſüßem Duft.

Du Freundin, biſt die Blume;
Die Jugend iſt das Licht,
Das aus dem Heiligthume
Des ſtillen Morgens bricht.

Der Mittag iſt das Leben
Das feindlich uns umſtrickt,
Wo der Gemeinheit Streben
Das Edle gern erſtickt.

Des Gärtners treues Walten
Iſt Mutterlieb' und Treu',
An ihr ſollſt du dich halten
Was auch dein Schickſal ſey.

Der Blume Duft iſt Tugend
Bleib ihrer dich bewußt,
Dann blüht in ew'ger Jugend
Dein Himmel in der Bruſt.

F. C. Weidmann.

Auf dem Oetſcher.

Der Führer wandelt
Mit der Fackel voran,
Und wir folgen ihm, ſteigend
Auf nächtlicher Bahn;
Ober uns der geſtirnte Himmel,
In tiefem Blau,
Neben uns Felſen
Von Alter grau,
Steile Bahnen
Zu allen Seiten,

Schlünde, welche
Den Rachen weiten,
Ausſterbende Bäume,
Spärliches Moos —
O, der du Alles geſchaffen,
Dieſe Nacht iſt groß!! —

Haltet Freunde und tretet feſt,
Schaut, wie zu unſern Füßen
Die Wände mit ſchauerlichen Riſſen
Hinunter ſtürzen in's einſame Thal,
Wie Klüfte zu unſern Füßen gähnen
Gleich mordbegierigen Hyänen —
Führer, heran mit dem Fackelſtrahl,
Laß mit entzückendem Grauen
Uns in die furchtbare Tiefe ſchauen! —
Gräßlich!
Wandelt weiter!
Es iſt entſetzlich! — —

Aber in all dieſe Schauer hinein
Blickt mit der mildeſten Frühlingspracht,
Glänzend in funkelnder Sterne Schein,
Ohne Athem, die herbſtliche Nacht,
Und mit dem Schreck der Erde
Miſcht ſeine Schönheit der goldene Himmel! —

Muthig vorwärts!
Röther färbt ſich der Himmel,
Er verkündet die Sonne,
Mond und Sterne erbleichen,

Und der gräuliche Fackelſchein —
Dort ſchau' ich den Gipfel!
Hinauf! hinauf!
Er iſt bezwungen! —

Aber noch hüllet die Thäler die Nacht,
Und auf der Höhe hauſet der Froſt —
Hier, am Feuer, das wir uns angemacht,
Lieg' ich mit lautem, entzücktem Leben,
Ich ahne, was ſich für Rieſen erheben,
Was für Meere von Bergen
Ich hier ſchauen werde,
Für vielfach verſchlungene Thäler,
Hütten, Dörfer und Städte gar;
Ich ahne alles,
Aber noch iſt alles verhüllt. —

Sie kommt! ſie kommt!
Wie hüpfende Lichter
Zucken die erſten Strahlen herauf!
Roſige Wolken
Fliegen dem goldenen Wagen voran!
Sie hebt ſich höher,
Die Gipfel ſchimmern,
Die Nebel ſchimmern im Thal,
O Freunde, eure Augen ſchimmern ſo ſchön! —
Jauchzt ihr entgegen,
Die Sonne iſt da!

Und mild wie geſtern und wie immer
Wandelt der himmliſche Schimmer

Höher und höher die Bahn herauf,
Der Froſt weicht, die Nacht weicht,
Unſer freundliches Feuer erbleicht,
Und die Welt thut ſich auf!

Schaut hinaus! ſchaut hinaus!
Dorthin, wo ſie am ſchönſten leuchtet,
Steht ihr Haus!
Dort iſt die goldene Fläche,
Der Strom,
Hier ſind die Meere von Bergen,
Die Alpen,
In der Ferne die rothen,
Die ſchneebedeckten Gipfel —
Dort die Matten,
Drauf die Hütten,

Überall Herrlichkeit,
Überall Schöne!
Schauet hinaus,
Und ſchweigt! —

Herrmann von Herrmannsthal.

Ergebenheit.

In eines Fenſters Rahmen eingeſchloſſen,
Erſcheinet mir ein wunderhelles Bild,
So freundlich ſtrahlt es, blickt ſo lieb und mild,
Als wär's 'ne Blum' am Sternendom entſproſſen.

Sie ſchaut herab, und weiß nicht welch ein Leben
Vor ihren Blick in meinem Innern thaut,
So wie die Sonne zu der Erde ſchaut,
Nicht ahnend daß der Frühling ſie gegeben.

Anbetend kniet der Perſer vor der Sonne
Die heil'ges Licht, und Himmelsglück ihm ſchenkt,
Sie iſt der Gott, der ſeine Bahnen lenkt,
Der Feuerdienſt iſt ſeines Lebens Wonne.

So will auch ich, ein Sänger und ein Ritter,
Mein ganzes Leben ihrem Dienſte weih'n,
Sie ſoll der Leitſtern meiner Thaten ſeyn,
Und ihrem Preis nur töne meine Zither. —

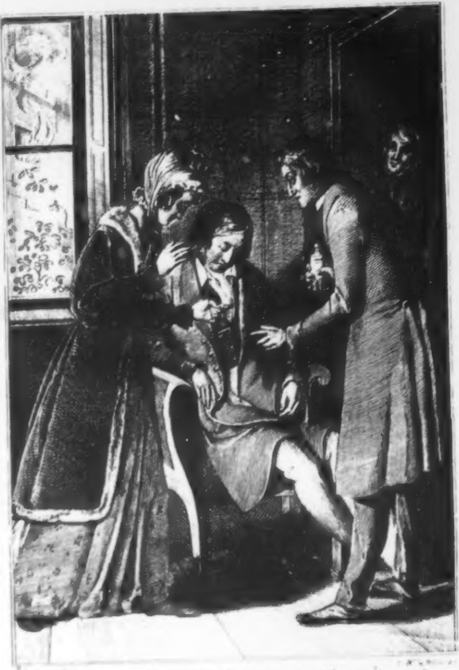
Johann Graf Mailáth.

Viel Unrecht überall, und wenig Recht.

(Erzählung.)

Von L. Kruſe.

Emilie von F. war, obgleich in dem Schooße des Reichthums auferzogen und mit allen Glücksgütern der vornehmen Welt überſchüttet, dennoch, kaum ſechzehn Jahre alt, eine Schule des Unglücks durchgegangen. — Ihre Ältern, von denen die Mutter noch übrig war, hatten in einer unglücklichen Ehe, zuletzt ſogar getrennt gelebt. Nur aus ihrer erſten Kindheit war ihr eine ziemlich klare Er-



Zur Erzählung. Überall viel Unrecht und

innerung von dem Vater geblieben; einem rauhen, heftigen Manne, der ſie oft unfreundlich, wie ſie ſich ſehr gut erinnerte, aber doch auch zuweilen, wie es ihr dünket vorzuſchweben, ſehr zärtlich behandelt, und den ſie ſpäter immer ſeltener geſehen hatte. — Sie kannte ihn eigentlich nur aus den Thränen und dem Kummer der Mutter, die wenig und mit gewiſſem Vorbehalt von ihm ſprach; nur in einzelnen heftigen Augenblicken mit tiefer Bitterkeit, die doch bald in erkünſtelte Faſſung überging, ſeiner erwähnte; und eben durch Gram und Thränen mehr Gehäſſiges errathen ließ, als wahrheitliebende Lippen vielleicht hätten ausſprechen können.

So lernte ihn Emilie immer mehr fürchten, und wenn er auch bei höchſt ſeltenen Zuſammenkünften, beſonders kurz vor ſeinem Tode, immer milder und weicher mit hervorquellender Vatergüte ihr entgegen kam, fühlte ſie ſich dennoch unwillkürlich von ihm abgeſtoßen. — Aus den Gerüchten, die ihr die nähere Dienerſchaft, halb geheimnißvoll zukommen ließ, aus den ſchnell abgebrochenen Reden der Mutter, ſchien es klar, daß er, ſchon ſeit der früheſten Jugend die Tochter, ſeine Gattin, in Verdacht einer Untreue gehalten, und oft und laut hatte die Letztere, obgleich mit engelmilder Geduld, ſich über das Verhängniß, wegen eines unſeligen Irrthums jahrelang leiden zu müſſen, beklagt.

Obgleich mitten im Geräuſche einer großen Stadt mit der Tochter lebend, — welche der Vater ihr lange ſtreitig zu machen geſucht, wiewohl er endlich, wie die Gräfin ſelbſt geſtand, ihren Bitten, noch ehe es dem Gericht zur Entſcheidung übergeben wurde, nachgab, — ſah ſie nur einen eben nicht großen, aber glänzenden, zwar etwas gemiſchten Zirkel um ſich, der immer ſehr aufgeregt und luſtig war. — Vom Hofe hatte ſie ſich, wie ſie der Tochter mittheilte, ganz zurückgezogen, weil ihr dort immer die übermüthigen Verwandten ihres Gemals begegneten, und ſie hielt ſich nur in der Reſidenz auf, weil ſie nicht gern mit ihm, der immer auf dem Lande blieb, zuſammentreffen, ſondern lieber der Welt ihr eheliches Unglück verbergen mochte. Nach ſeinem Tode eilte ſie mit ihrer Tochter, das Gut, auf dem er bisher gelebt, in Beſitz zu nehmen.

Mit emſiger Unruhe wurde ſein Teſtament nachgeſucht. Es war keines bei den Gerichten niedergelegt; und bei jedem Behältniß in ſeinem Schreibzimmer, das die Gräfin, im Beiſeyn der Behörde öffnete, zitterte ihre Hand. — Kaum zu verhehlen war ihre Freude, als es ſich fand, daß er keines niedergeſchrieben, wie oft er auch davon geſprochen hatte. — Die Tochter war ohne irgend eine Bedingung einzige Erbin, ſie unumſchränkte Herrin während deren Minderjährigkeit. Der Nachlaß war, wie es hieß, nicht bedeutend, doch zu einem anſtändigen Genuſſe des Lebens, ohne Aufwand, hinreichend. Mit Genehmigung der Behörde wählte die Gräfin einen noch jungen Mann — er mochte wohl etwas über die dreißig ſeyn, — den einzigen nahen Verwandten ihres Gemals, der, ſo wie Emilie ſich recht gut erinnerte, ſie hin und wieder in der Stadt beſucht hatte, und deſſen Gut an die ihrigen gränzte, zu ihrem Curator und Vormund der Tochter.

Dieſer ſehr zurückhaltende, wie es ſchien etwas verlebte Mann beſuchte ſie anfangs nur, wenn ihn Geſchäfte auf das Schloß führten, wo überhaupt eine beinahe drückende Einſamkeit herrſchte. — Die vielen reichen Gutsbeſitzer der Umgegend beſuchten die Gräfin, obgleich ſie es erwartet zu haben ſchien, vermuthlich von dem Verſtorbenen gegen ſie eingenommen, nicht. — Sie ſah auch nicht gern weibliche Hausgenoſſen, die nicht zur Dienerſchaft gehörten, um ſich, und ſo empfand die lebensfrohe, mit den Freuden der Geſelligkeit ſchon bekannte Emilie, die auch wirklich zu reizend für dieſe Einſamkeit war, die quälendſte Langeweile.

Sie wünſchte ſich nach der Stadt zurück. Seit ihrer Kindheit gewohnt, ihren eignen Willen, wenigſtens ſcheinbar zu haben, forderte ſie anfangs ungeſtüm wie immer, die Erfüllung ihres Wunſches; die Mutter aber, ſolcher kleinen Anfälle der Ungeduld längſt gewohnt, bediente ſich immer ſehr kluger Mittel, um jene zu beſchwichtigen.

Nicht ſo wie Emiliens ſehr liebenswürdige Gouvernante, der ſie tauſend innere und äußere ſchöne Vorzüge zu verdanken hatte, die aber in der Stadt zurück geblieben war, und die durch ſanfte aber ernſte Gründe, die die Eigenliebe ſich ſchämte widerlegen zu wollen, ihr ſchönes Gemüth und reines Herz leicht zu dem Rechten bewegte — ſuchte die Mutter nur auf das Letztere zu wirken, und verfehlte auch nicht ihren Zweck, indem es den Anſchein hatte, als ließe ſie großmüthig der Tochter immer den eigenen Willen.

So geſchah es auch dießmal. Sie erklärte ſich willig, den Wunſch Emiliens zu befriedigen, wie ſchädlich auch die beklommene Luft in der Stadt auf ihre ſchwache Geſundheit einwirken würde, und fügte die ſanfte, noch immer ſchöne Frau ſtill lächelnd hinzu: „Dieß geringe Opfer würde ich gern der Zufriedenheit meiner Tochter bringen; aber was hilft es dir, gutes Kind! Ich würde mich doch zu ſchwach fühlen, Geſellſchaft zu ſehen, und ließe ich dich mit einer Freundin Zerſtreuungen außer dem Hauſe ſuchen, würde dein gutes Herz dich doch bald zu meinem Krankenlager zurück führen! ja, ja! Krankenlager! ich ſpüre ein untrügliches Vorgefühl in mir; aber, wie geſagt, ich will dir nicht entgegen ſeyn, ich liebe dich zu mütterlich, um nicht gern meine Geſundheit dem Vergnügen deiner Jugend zum Opfer zu bringen."

So ungefähr ſprach ſie; ihr freundliches Lächeln, ihr ſanft hingebender Ton, ihre Liebkoſungen benahmen ihren Worten das Grelle und Abſichtliche ihres Inhalts. Emilie bemerkte dieß nicht, und ehe die Mutter ihre Rede vollendet, lag ſie ſchon in ihren Armen und flehte dringend, nicht mehr an die Rückkehr zu denken, mit der Verſicherung, daß ſie nur in der Zufriedenheit der Mutter ſich glücklich fühle. So dachte die gute Emilie wirklich auch, obgleich die Einförmigkeit ihres ſtillen Aufenthaltes ihr nicht deſtoweniger Langeweile machte.

Ein Zufall brachte ſie auf den Gedanken, in der Muſik ein Mittel dagegen zu ſuchen. — Der Pächter des Gutes, der mit einer verwitweten vormaligen Schauſpielerin verheirathet war, hatte zu der Zeit einen Beſuch von ſeinem ſchon erwachſenen Stiefſohn bekommen. — Dieſer junge Mann, ſo gut wie auf der Bühne erzogen, hatte dadurch einen frühen Anſtrich von Welt-Erfahrungen und Weltton erworben, welche ihm in ſeinen ſpäteren Verhältniſſen ſehr zu Statten kamen, als nach dem Tode des

Vaters, die Wiederverheirathung der Mutter und das Vermögen des Stiefvaters ihm die wirkliche Welt erſchloß, in der er ſich mit der nämlichen Gewandtheit als vorher in dem Bühnenleben bewegte. — Er hatte früh das Clavierſpielen gelernt, ſang recht angenehm, und wußte durch ein damals ungewöhnliches Declamations-Talent, ſich in jedem geſelligen Kreiſe mit Auszeichnung hervorzuthun, und eben ſo wie er, an der Univerſität, wo er ziemlich ſpät ergriffenen Studien oblag, bald die Seele der heiterſten Gelage durch dieſe Vorzüge wurde, ſo öffneten ihm dieſelben, bei dem Beſuche im Vaterhauſe, auch bald die gräflichen Zimmer im Schloſſe und — Emiliens Herz.

So wie alle die heiteren Eigenſchaften, die er der Bühne zu verdanken hatte, war ihm auch der von ihr faſt unzertrennliche Gefährte, der Leichtſinn, geblieben; ohne zu grübeln, ohne weder an die Zukunft noch an die höheren Verhältniſſe zu denken, gab er ſich dem Zauber hin, der ihn an Emiliens Nähe feſſelte, ſein junges, liebedürſtendes Herz plötzlich mit heiligeren, reineren Flammen als je erfüllte und zugleich ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte. Ihnen, dem neuen Abälard, der noch argloſeren neuen Heloiſe, wurden die Muſikſtunden bald zu Stunden einer immer mächtigeren Liebe. Emilie gab ſich ihr unbefangen hin, und entdeckte erſt deren nicht mehr zu bezähmende Gewalt, als ein ebenbürtiger Freier Anſpruch auf ihre Hand und ihre Liebe machte. — Sie erſchrak; allein konnte die auch nur einen Augenblick verzweifeln, die, immer gewohnt, ihren Willen, wenigſtens ſcheinbar durchzuſetzen, dieſen noch durch die Flammen der Liebe geſtählt fühlte. — Walter, ſo mag dieſer junge Mann heißen, ſah mit weit weniger Herzhaftigkeit das drohende Gewitter herannahen. Es war ſeinem umſichtigen Blick ſchon ſeit lange nicht entgangen, daß der Baron F., Emiliens Vormund, ſie mit ſo viel Feuer in den Blicken, als ihm ſein Weltleben noch gelaſſen, heimlich und oft betrachtete. Beſſer als die Geliebte mit der Chronique scandaleuse der vornehmen Welt bekannt hatte, er die immer häufigeren Beſuche des Nachbars, als einen Tribut, den dieſer den wirklichen beaux restes der Mutter darbrachte, angeſehen, bis es ihm deutlich wurde, daß ſeine Gegenwart dem Baron läſtig ſchien. — Indeſſen waren Gedanken und Empfindungen aus den ewig lächelnden Zügen dieſes ſonſt nicht angenehmen Mannes eben nicht leicht herauszuleſen. — Seine Züge waren ſo glatt, ſein ganzes Weſen ſo geſchmeidig, daß es Einem durch die Hände zu ſchlüpfen ſchien; nur in einzelnen Augenblicken, wo er ſich allein oder unbemerkt glaubte, verſank er zuweilen in ein bald ernſtes bald lächelndes Sinnen, und dann entzündete ſich in ſeinen ſonſt glanzloſen Augen ein dunkler Strahl, der, wenn der Baron plötzlich angeredet wurde, noch einige Augenblicke fortbrannte, und dann allmälich erloſch. Selbſt in dem Augenblick, als er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und feurigen Worten der beſtürzten Emilie ſeine Liebe erklärte, drückte das Auge kein Feuer der Empfindung aus; mit einem mehr lauernden als unruhigen Blick harrte er ihrer Antwort.

Sie ward höchſt betroffen. Er war ihr als ein früher gekannter Freund, beſonders in dieſer Einſamkeit recht werth geworden, wo ſeine heitern, obgleich etwas verkünſtelten Geſpräche ihr jene, vor Walters Ankunft, allein erträglich gemacht hatten. Sie erwiederte aber nichts; alſein kaum hatte er das Schloß verlaſſen, als ſie faſt ungeſtüm in die Bibliothek eilte, wo ſie, einer engliſchen Sitte gemäß, ihre Lehrſtunden hielt, und auch Walter antraf, ihm mit der ihr eignen Heftigkeit einen treuen Bericht abſtattete, und als er, von allen ſeinen Himmeln ſich ſchon herabgeſtürzt fühlend, erblaßte, richtete ſie ſich mit Entſchloſſenheit, mit ſtolzer Willenskraft empor, legte die Hand betheurend auf ihre Bruſt, und zum erſten Male die Worte: „Liebe und Ehre" laut ausſprechend, ſchwur ſie ihm ewige Treue.

Die Mutter überraſchte Beide in einer ſtummen Umarmung. — Walter trat, trotz ſeiner ſchon oft bewährten Gewandtheit, erſchrocken zurück.

So nicht, Emilie. Vielmehr ergriff ſie entſchloſſen ſeine Hand, zog ihn heftig und begeiſtert vor die Gräfin hin, und ſagte mit der ihr eignen raſchen Beſtimmtheit: „Segnen Sie uns, Mutter! Was auch die Welt dazu ſagen wird, — Sie ſehen hier den von mir erwählten Gatten. Werfen Sie mir nicht vor, daß ich Ihnen ein ſo wichtiges Geheimniß vorenthalten habe; zwar hat es ziemlich lange beſtanden, aber ich ſelber habe es erſt ſeit wenigen Augenblicken kennen gelernt. — Tadeln Sie mich auch nicht dieſer Eile wegen. Warum auch das nun einmal doch im Himmel wie in unſren Herzen Geborene, Gereifte, nicht mehr Zerreißbare, verſchweigen? Warum ein erkanntes Glück verſchieben? Sie ſtaunen mich an, liebe Mutter! Sie mißbilligen mein Benehmen. Ich ſehe wohl, ich ſehe recht gut Alles ein, was die Welt, was die Verwandten dazu ſagen werden; aber was ich in mir fühle, iſt mächtiger als ſie alle, und Du, ſüßes Mütterchen!" fuhr ſie ſchmeichelnd und liebkoſend fort, „haſt ja einmal der Welt, ſo wie ſie dir, entſagt. Deine Welt iſt Deine Tochter, und Du willſt ja nur ihr Glück, daher haſt Du ja auch längſt ihrem Willen die Beſtimmung ihres Geſchicks überlaſſen.“

Die höchſtüberraſchte Gräfin war rings um die Schminke erbleicht. — Man ſah es ihr an, daß ſie ſich nur mit Mühe aufrecht halten konnte. Sie zitterte und eine dunkle Röthe durchdrang die helle Farbe ihrer Wangen. Auch Walter ſtand im Gefühl ſeiner Unbedeutenheit faſt zitternd da. Doch ſchnell faßte ſich die Mutter, und mit dem gewöhnlichen Lächeln flüſterten die noch bebenden Lippen: „Ich ſage ja nichts dagegen, was doch gewiß viele Mütter an meiner Stelle thun würden; ich weiß aber, daß die Gewalt der Leidenſchaft keinen Widerſpruch verträgt, daher habe ich auch immer geſchwiegen und geduldet. Indem ich aber jener nachgebe, darf ich auch fordern: keine Übereilung. Was hat Voreiligkeit mir nicht ſchon gekoſtet? Auch darf ich keiner Leidenſchaft vertrauen, die ſich nicht durch Zeit, durch Trennung, durch erwägende Vernunft bewährt hat. Was hat aber Anlaß zu dieſem ſchnellen Entſchluſſe gegeben?“ ſchloß ſie mit einem ſtechenden Seitenblicke auf Walter.

Emilie theilte der Mutter die Bewerbung des Barons mit. „Sie iſt mir nicht unbekannt,“ erwiederte die Mutter. „Ich geſtehe es, dieſe Verbindung war ein langer, tiefgenährter Wunſch meiner Seele! indeß, geliebtes Kind! du haſt deinen Willen; ehre aber zugleich den deiner Mutter! ach! der iſt nur ſelten zu Rathe gezogen worden; auch thue ich gern Verzicht darauf, aber ich fühle, daß meine Tochter, das einzige Weſen, an dem mein Herz hängt, es nicht thun wird. — Es ſey! verweigere dem Vetter deine Hand; ich geſtatte es, damit du ſiehſt, daß keine geheime Abſicht hinter meinem mütterlichen Willen, hinter meinen dringenden Bitten, meinem unerläßlichen Rathe verborgen liegt. — Thue es, Kind! aber dann entferne ſich auch ſogleich dein Geliebter. Ich habe dir meinen innigſten Wunſch zum Opfer gebracht; ich bringe alle Anſprüche deiner Geburt, die harten Vorwürfe, die mich treffen werden, deiner Liebe, deinem Willen zum Opfer — ſo darf wohl auch die Mutter wieder ein Opfer fordern, damit der äußere Anſtand bei Ehren gehalten, und nicht geſagt werde, daß ſie mit einer ſträflichen Thorheit Nachſicht gehabt. Wenn ihr Beide nach Verlauf zweier Jahre ſo denkt wie heute; wenn dein Geliebter, während der Zeit, freilich durch unſre Mitwirkung, ſich eine Lage errungen, die nicht zu ſehr an ſeine gegenwärtige erinnert, wird die Mutter euch ſegnen."

Emilie warf ſich, in alles einwilligend, in die Arme der Gräfin. Walter, wie aus den Wolken gefallen, ſank ihr mit dem lebhaften Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit zu Füßen. — Er wußte ſich noch weniger als die Geliebte in die unverhoffte glückliche Lage zu finden. —

Den folgenden Morgen, als der Baron wieder erſchien, erklärte ihm Emilie mit einer Zartheit und Güte, die beide ihr treffliches Herz verriethen, daß ſie ihm zwar wohlwolle, aber ihn nicht liebe, und ihn daher auch nicht heirathen könne. Walter ſah ihn das Haus verlaſſen mit einem Ausdrucke ſtillen Grames, deſſen er dieſen Mann nicht fähig gehalten hatte.

Nachdem Emilie ihre Thränen getrocknet, glänzte ihr holdes Antlitz wieder von der Freude des errungenen Sieges; doch, der Beſtimmung der Mutter zu folgen, ſchlug auch bald die Trennungsſtunde der Liebenden. Zwar vergoß Emilie noch einige Thränen dabei, aber mit einem Ausdruck, in dem Freude und Sieg ſo innig verwebt waren, daß Walter ſie nie ſchöner geſehen. Um ſo ſchneidender fuhr eine dunkle Ahnung irgend eines Unheils durch ſein Herz, als es ihren Blick auffing. Er kannte die Welt, ihre Vorurtheile, und deren Gewalt zu gut, um dem lächelnden Frieden zu trauen.

Er ging nach der Univerſität zurück, mit dem Geheimniß ſeiner Liebe tief in dem Herzen verſchloſſen, aber mit Empfehlungen verſehen, die, mit Klugheit und Schlauigkeit benutzt, ihn allerdings ſehr weit gebracht haben würden, wenn die Unruhe, die von einer heftigen Leidenſchaft und ſo ſchwankenden Hoffnungen unzertrennlich iſt, ihm beſonnene Umſicht geſtattet hätte. Er lag ſeinen neuen Geſchäften nur wenig ob, denn, wie begreiflich, hatte er die vorigen mit dem cameraliſtiſchen Studium umgetauſcht, und eben jene Unruhe gab ſeinem ganzen hervorgekünſtelten Benehmen einen Anſtrich von Ausgelaſſenheit, die ſeine kurzſichtigen Gefährten entzückte.

Selbſt die Briefe der Geliebten verſtimmten ihn. „Deine Liebe," ſchrieb ſie, „gewährt mir einen ſchönen, „ich möchte ſagen, meinen einzigen Troſt. Wenn du wüßteſt, wie ganz der Baron verändert iſt. Seine vorige etwas frivole Heiterkeit iſt ganz verſchwunden; ganze „Stunden kann er ſchweigend daſitzen, die trüben, ſtarren „Blicke feſt auf mich heftend. Eine ihm ſonſt fremde, feine

„Zärtlichkeit beſeelt, könnte ich ſagen, ſein voriges kaltes,
„gleichmüthiges Weſen. Ich fühle mich bei ſeinem Anblick
„bis zu Thränen erweicht, und obgleich ich tief empfinde,
„daß ich ihn nicht lieben kann, wäre ich — wer kann's
„wiſſen! — vielleicht ſchwach genug, ihm aus bloßem Mit-
„leid die Hand zu reichen, wenn dein männliches engel-
„gleiches Vorbild, der frohe ermuthigende, obgleich wohl
„auch ſelbſtſüchtige Gedanke an dich und unſre glückliche
„Zukunft mir nicht Kraft verliehen, ſeine ſtillen Leiden
„ſcheinbar untheilnehmend anzuſehen. Seine Geſundheit
„nimmt ſichtbar ab. — Meine Mutter ſieht mich ſchwei-
„gend an, aber mit einem Blick, der doch einen ſtummen
„Vorwurf ausſpricht; und die feine Schonung, die wort-
„karge aber doch ſprechende Theilnahme, womit ſie ihm be-
„gegnet und gleichſam wider gut zu machen ſucht, was ich
„Übles an ihm thue, bewegt mich tiefer, als ich dir ſa-
„gen kann."

In dieſem Tone ſchrieb ſie mehrere Briefe an Walter, die ſein eiferſüchtiges Gemüth immer tiefer verletzten; da, ſeiner Meinung nach, eine gar zu warme Betrübniß über den immer hinfälligeren Geſundheitszuſtand ſeines Nebenbuhlers ſich darin ausſprach.

Nach einem länger als gewöhnlichen Ausbleiben ihrer Briefe traf endlich folgendes Schreiben an ihn ein, deſſen Inhalt ſeine Seele mit Staunen und Entſetzen füllte, indem jedes Wort darin ihm Kraft und Willen benahm, den Zorn emporlodern zu laſſen. — „Mein Freund! Ewig
„die Deine, obgleich ich dir als Braut eines Andern ſchrei-
„be. Braut, aber nicht mehr. Der Himmel iſt mein Zeuge,
„daß nur Mitleid mit einem Sterbenden, mehr als die

„gewiſſe Ausſicht, ſo am ſchnellſten und thätigſten unſer „Glück fördern zu können, mich bei dieſem Schritte leitet. „Höre, wie alles gekommen iſt; ich will dir das Ganze „umſtändlich mittheilen, damit du dir den Gang meiner „Empfindungen vergegenwärtigen kannſt, und es thut Noth, „mir dasſelbe zu thun. Den Tag, da ich meinen vorigen „Brief an dich abgehen ließ, ſahen wir den Baron zum „letzten Male bei uns. Kurz nachher erfuhren wir, daß „er, von einem plötzlichen Blutſturz befallen, ſehr krank „darnieder lag. — Er wohnt, wie du weißt, ganz einſam „auf ſeinem Gute, nur von ſeiner Dienerſchaft, nur von „Miethlingen umgeben. Ein hingeworfenes Wort der Mutter bewegte mich ſo tief, daß ich ſelbſt ſie beſchwur, hinüber zu fahren, und ich läugne nicht, daß ich mit lebhafter Unruhe ihre Zurückkunft erwartete. — Allein dieſe „brachte mir keine Erleichterung. Die Mutter ſchwieg zu „allen meinen Fragen, oder antwortete nur mit Thränen. „Ihre zarte Schonung ließ mir die Gefahr ſeines Zuſtandes errathen, während ihre kurzen, halb verſagenden Worte „mir einen Troſt zuflüſtern zu wollen ſchienen, den ich in ſo „fern nicht brauchte, als ich mir nichts vorzuwerfen hatte. Den nächſten Morgen fuhr ſie ſehr früh wieder hin, „ſo auch die folgenden Tage. Immer kehrte ſie beklommen, „faſt verzagt zurück. Ihre Thränen floſſen zwar nicht mehr, „aber Spuren derſelben waren ſichtbar und ſtraften ihr „gezwung'nes Lächeln, das mich beruhigen ſollte, Lügen."

„Endlich kam ſie eines Tages, weit früher als ich „ſie erwartet hatte, zurück. — Ein lebhafter Schreck war „in ihren Zügen gemalt."

„Er iſt todt!" rief ich ihr, kaum meiner ſelbſt mächtig,
„entgegen.

„Nein!" gab ſie zur Antwort; „aber warum auch
„dir verſchweigen, was du doch früh oder ſpät erfahren
„mußt; — die Ärzte haben ihn aufgegeben. Er hat nur noch
„wenige Tage übrig. Kein Heilmittel wird ihm — weil
„alle doch vergeblich ſind — mehr gereicht. — Es kommt
„nur darauf an, ihm die letzten Stunden ſo ſchmerzenlos,
„ſo lindernd als möglich zu machen. — Sein Herz iſt gebrochen,
„doch es leidet noch — körperlich zwar nicht, aber
„um ſo tiefer an Sehnſucht, an den Wünſchen, von denen
„er ſelbſt im Tode nur ungern ſcheidet."

„Sie ſah mich mit einem ſeltſamen, ausdrucksvollen
„Blicke an, aber ſie ſchwieg. Ich ahnete ein Geheimniß,
„das mir galt, und ſie nicht über die Lippen zu bringen
„vermochte. Ich fragte. Sie blieb noch immer in ſichtbarem
„inneren Kampfe ſtumm. Endlich brach ſie in heftige
„Thränen aus! „Ach Emilie!" flüſterte ſie kaum hörbar,
„du, du könnteſt die letzten Stunden unſeres großmüthigen
„Freundes verſüßen."

„Wie gern!" rief ich ahnungslos, beinahe freudig,
„noch mit Thränen in den Augen. „Aber wie?"

„So wiſſe," nahm ſie mit ruhiger Faſſung das
„Wort, „daß er in dieſen Tagen damit beſchäftigt geweſen,
„ſein Teſtament aufſetzen zu laſſen, und dich zur Erbin
„ſeiner nicht unbedeutenden Güter zu machen. — Der
„Rechtsgelehrte aber hat ihm Einwendungen gegen deſſen
„Gültigkeit, rückſichtlich der Anſprüche entfernter Verwandten
„gemacht. Da iſt ihm eine Idee gekommen, die
„ſein Herz mit der ganzen Gewalt, deren es noch fähig

„iſt, ergriffen hat. — Er hat ſeinen letzten, ſeinen innigſten Wunſch, ohne deſſen Erfüllung er nicht ruhig ſterben „kann, in meinen Buſen niedergelegt, und zugleich mit „einer in ſeinem Zuſtande ſo ungewöhnlich zarten Schonung, „um die nicht zu verletzen, die ihm die Todeswunde verſetzt — ach! laß mich lieber ſchweigen, wenn du dich nicht „ſtark genug fühlſt, dem Sterbenden ein kleines Opfer zu „bringen."

„Wünſcht er mich zu ſehen?" rief ich, „wie viel Überwindung es mich auch koſtet, ich will es ja. Sagen Sie „mir alles."

„Das iſt es eben," fuhr ſie fort, „denn das übrige „iſt unter dieſen Umſtänden eine wahre Nebenſache. Ich „kenne ja dein gutes, aber zugleich faſt zu tief empfindendes Herz; dennoch möchte ich ihm nicht einmal dieſen „Schmerz erſparen. — Ich weiß, wie belohnend es dem Bewußtſeyn iſt, ein ſchweres Opfer gebracht zu haben. Ihn „ſehen, das iſt das ſchwerſte, denn das übrige — ſiehſt „du — er ſieht es als eine ſüße Befriedigung ſeiner ihn „tödtenden Leidenſchaft an, dich nur einen Augenblick ſein „Eigenthum nennen zu können, damit er mit vollem Rechte „dich in den Beſitz ſeiner Güter einſetzen darf. Du begehſt ja „dadurch keine Untreue," fuhr ſie ruhig lächelnd fort, als „ſie mein Erſchrecken bemerkte — „im Gegentheile ſo räumſt „du alle Hinderniſſe, die ſich deiner Liebe darbieten, ſiegreich und entſcheidend hinweg. Sein Tod iſt leider gewiß „— nur ein Wunder könnte ihn erhalten, und die Zeiten „der Wunder ſind vorüber. Vertraue mir! die zärtlichſte „Mutter hat ſchon alles überlegt. Nur wenige Tage an „ſeinem Krankenlager verlebt und du biſt wieder frei. Als

„Witwe ſtehſt du auf einmal mündig da, und kannſt ſelbſt über deine Hand ſchalten, ohne die Mutter den Vorwürfen übelwollender Verwandten bloßzuſtellen, wiewohl ſie ſolche um deines Glückes Willen gern geduldet hätte. Gib ſelber deinem Geliebten Nachricht davon. Er muß ein ſo gefahrloſes Mittelchen, um Euch ſchneller als ſonſt dem Ziel entgegen zu führen, durchaus billigen, und dir wird die ſüße Befriedigung, die einen ſanften Erinnerungs-Strahl noch über deine letzten Stunden auszubreiten vermag: ein tröſtender Engel in ſeiner Todesſtunde dem zu ſeyn, welchem du in der Fülle des Lebens jeden Troſt verſagen mußteſt."

„Schlaflos und unſchlüſſig verbrachte ich die Nacht. Ich erhob mich früh um dir zu ſchreiben, aber ich warf bald die Feder wieder hinweg, denn ich ſah nur zu gut ein, daß mir keine Zeit bleiben würde, deine Meinung abzuwarten, wenn ich mich auf kurze Zeit zu einem ruhebringenden Genius weihen ſollte. In Zwieſpalt mit mir ſelbſt, mit beklommenem Herzen zog ich mich an, meine Bruſt drohte zu zerſpringen, als ich noch unſchlüſſiger als je mit der Mutter in den Wagen ſtieg. Herz, Gefühl, Vernunft kämpften zuſammen in Buſen und Kopf, und kaum hatte ich Beſinnung genug übrig, zu beſchließen, mich von dem, was ich zu ſehen und zu hören bekommen würde, leiten zu laſſen."

„Wir kamen an. Weinende Bediente umgaben uns — die mit Stroh bedeckte Auffahrt, die mit wollenen Decken belegten Treppen, das leiſe Auftreten, die flüſternden Stimmen, das dicht verhängte Krankenzimmer, deſſen ängſtliches Dunkel die hingefallenen blaſſen Züge des

„Hinſterbenden zu unterſcheiden kaum geſtattete, alles „beurkundete die Gegenwart des ſchon nahenden Todesengels. Ein ſchwacher, freudiger Ausruf berührte mein „Ohr. Ich weiß ſelbſt nicht wie, aber ich befand mich „bald dicht an dem Krankenlager. Eine fieberwarme, zitternde Hand ergriff die meinige, und drückte ſie an das „ſchwach klopfende Herz, das ſich allmählich zu beleben „ſchien. Eine ängſtliche Stille herrſchte rings um. Was „ich dachte? — ich bin mir keines meiner Gedanken bewußt. — Erſt die Stimme der Mutter brachte mich „wieder zur Beſinnung. Ich hörte ſie leiſe, aber mit einem Tone der mir durch das Herz fuhr, ſagen: „Sie „will.“ Ich hatte ihr geſtern nicht widerſprechen können, „jetzt war es mir unmöglich. — Ja Walter! ich bin die „Braut des Sterbenden. Der Arzt hat mir unaufgefordert erklärt, daß jede Hoffnung von Wiedergeneſung erloſchen ſey. Warum ſollte ich denn nicht die letzten Stunden desjenigen, deſſen Leben ich nicht beglücken wollte, „ſo ſanft machen, als es in meiner Gewalt ſteht. Dieſer „Gedanke machte mich ruhig, und doch — warum mußte „die Mutter ein Gewicht auf eigenſüchtige Nebengründe „legen, die mir nie in den Sinn gekommen waren, und „die ſich nun deſſenungeachtet und gegen meinen Willen „meiner Seele aufdrängten und machen, daß ich mich „meiner reinen Abſicht nicht recht von Herzen freuen kann. „Es iſt noch immer beklommen; aber kann es bei einem „Todbette wohl anders ſeyn? Gib mir keine Antwort auf „dieſen Brief; noch keine, Walter! — Es iſt mir, als „fürchte ich gleich ſehr deine Beiſtimmung, wie deinen Wi-

„derwillen gegen dieſen Schritt zu vernehmen. Du ſollſt
„bald mehr von mir hören."

Sobald die erſten Empfindungen des Schreckens und der Eiferſucht durch Vernunftgründe und frohe Ausſichten in die Zukunft in Walters Bruſt beſchwichtigt waren, gab ſich ſein leichtſinniges Gemüth allen den trügeriſchen Hoffnungen ſeiner Jugend hin. — Doch bald ging dieſe heitere Stimmung in immer mehr zunehmende Unruhe über. — Von Emilien ſelbſt hörte er nichts; allein von ſeiner Mutter war ein Brief eingelaufen, der ihm unter anderem berichtete, daß die junge Herrſchaft ihren todtkranken Vormund geheirathet, daß dieſer noch immer lebe, und daß man wieder beginne, ſeine Herſtellung zu hoffen. Ein jedes von dieſen kalten, gleichgültigen Worten, goß ſiedendes Blei in Walters Adern. Er faßte tauſend Entwürfe und verwarf ſie alle wieder. Ihm blieb doch nichts übrig, als den Erfolg, ſo ruhig wie es ſich thun ließe, abzuwarten. Endlich nach drei ewig langen Wochen wurde ihm ein Brief gebracht. Die Adreſſe des großen Couverts war von der Hand der Gräfin; aber an einer kleinen Einlage erkannte er Emiliens Handſchrift. Er eröffnete ſie zitternd und fand mit dem tödtlichſten Entſetzen folgende Worte:

„Vergiß meiner, Walter! wenn du kannſt, damit ich
„allein verloren ſey. — Das Wunder, an das wir nicht
„glaubten, nicht glauben konnten, iſt geſchehen. Mein Gatte
„beſſert ſich täglich. — Es iſt die Allmacht der Liebe, ſpricht
„die Mutter; aber es iſt nicht ſo; ſonſt müßte dieſelbe All-
„macht mich getödtet haben, und ich athme noch! — Es
„iſt die gerechte Strafe des Himmels, weil wir ſeine un-
„ergründlichen Fügungen gemißbraucht haben, um kleinli-

„che, ſündliche Abſichten dadurch fördern zu wollen. Mein „ehrlicher Wille: den Sterbenden zu beglücken, kann mich „nicht länger tröſten, denn ich fühle nun, daß doch eine „heimliche eigenſüchtige Abſicht damit verbunden war. So „bin ich in meinem eigenen Netz gefangen und darf mich „nicht beklagen. Für mich ſey fortan das Glück der Liebe „todt! Ich kann den Gatten nicht lieben, allein ſeine Abſicht war großmüthig, und dieſe will ich wieder vergelten, indem ich meine Pflichten erfülle. — Suche nie mich „wieder zu ſehen! ich will dich nicht ſehen, damit meine „Liebe in meinem Inneren unbemerkt und verſchloſſen bleibe; alles was drinnen in der Stille hauſet, iſt mein Eigenthum; dort wirſt du immer herrſchen. — Lebe wohl! „vergib mir, daß ich dich ſo bitter getäuſcht — ich habe „mich ſelbſt es noch bitterer, und mich ſo der Reue geweiht, einem Gefühle, das ich haſſe. — Glaube mir, „von uns beiden biſt du nicht der Unglücklichſte. — Du liegſt „wenigſtens an keiner Kette."

Walter war vernichtet; um ſo mehr, da er ſich auf eine totale Unthätigkeit verwieſen fand. Das weitläufige Auseinanderſetzen von der Gräfin Hand, ihre Entſchuldigungen, ihre Troſtgründe, ihre Beziehungen auf ihr eignes hingeopfertes Leben, las er kaum zum Ende. Einen von ihr beigelegten nicht unbedeutenden Wechſel ſchickte er ihr, ohne eine Sylbe beizufügen, zurück. Aber ſeine innere Welt, ſeine fröhlichen Ausſichten in die Zukunft waren, ſo wie ſein Herz, zermalmt. Nur ſein Leichtſinn — es ſey nun zu ſeinem Heil oder Unheil — war es nicht ganz. Der lag nur tief unter den Ruinen des zerſchmetterten Glückes, von dieſem hart verwundet, am Boden gefeſſelt. Es gelang endlich dem ſegenreichen Hauch der Jugend und der Hoffnung, den Moder der Betäubung durchzudringen und jenen wieder zu beleben. — Doch mit ſeinen Studien war es vorbei. Walter glaubte noch immer, dem Leben und deſſen Anſprüchen entſagt zu haben; und da jede Ausſicht in die Zukunft dem umnebelten Blicke verſperrt war, warf er ſich verzweifelnd in die Genüſſe der Gegenwart, die ihm einen Trank aus Lethe anzubieten ſchienen. Es fehlte ihm nicht an Mitteln dazu. Die vorige, ziemlich kärgliche Unterſtützung von den Ältern, war, in der letzteren Zeit, auf einmal häufig und reich geworden. Er ahnete eine verborgene Quelle, die ihm zwar nicht angedeutet wurde, deren Urſprung er aber nicht unterſuchen mochte, weil die Energie des Schmerzens, die ihm früher Kraft eingeflößt hatte, alle Geſchenke abzuweiſen, verdunſtet war — allein die kleine Univerſitätsſtadt war ihm ein zu beſchränkter Platz für den Bedarf ſeiner Sinne geworden. Es empörte ihn, in dem kleinen Bienenkorbe des Wiſſens für einen liederlichen, faulen Burſchen zu gelten, da er in der Reſidenz vielleicht bloß ein aimable Roué heißen dürfte. — Er zog hin; führte dort eine Zeitlang ein mehr wildes als gemeines Leben, vor dem Erinnerungen, die er noch immer ehrte, ihn bewahrten; obgleich er jeden Anlaß, der ihn an die Vergangenheit erinnern konnte, ſcheuete. — Ein Zufall — ein Zeitungsblatt glaube ich — berichtete ihm unerwartet den Tod der alten Gräfin. — Doch was ging dieſes ihn mehr an! Es glitt ſein Auge leicht darüber hin, um auf etwas ihm noch Gleichgültigerem mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit zu haften. — Aufmerkſamkeit! ach! die hatte er für nichts mehr, nicht einmal für ſeine

Vergnügungen, nicht für ſich ſelbſt. Der Winter war ſchon angegangen; die eine öffentliche Beluſtigung löſte die andre ab. Da fand er eines Nachmittages, als er zu Hauſe kam, ein Paquet an ſeine Adreſſe. — Es enthielt einen einfachen, aber durchaus vor andern leicht erkennbaren Domino, mit Maske und Hut und ein Billet folgenden Inhalts: „Finden Sie ſich um eilf Uhr in dem kleineren Redouten-Saale, nicht weit von der Eingangsthüre ein, und laſſen Sie Ihren Wagen unten warten.“

Durfte Walter ſeinen Augen trauen! ach! ſein erſter Blick belehrte ihn, daß alles, was er erlebt, wie tief es auch verſteckt ſey, doch noch immer in ſeinem Innern ruhete. — Eine flammende Röthe zog über ſeine Wangen, ein Blitz von Glück, der auf einmal während der Dauer eines Athemholens alle täuſchenden Irrlichter der ſchalen Gegenwart verdunkelte, zuckte durch ſein Inneres. — Er erkannte Emiliens Handſchrift und war in demſelben Augenblicke ein neuer Menſch, oder vielmehr der alte geworden.

Präcis um eilf Uhr ſtand er nahe an der bezeichneten Schwelle. — Ein Domino, ganz dem ſeinigen ähnlich, ſtreifte ihm dicht vorbei, kehrte um, blieb neben ihm ſtehen und flüſterte: „Iſt der Wagen unten?“

„Ja,“ erwiederte Walter, dem die ſüße Gewißheit, die bekannte Stimme beinahe den Athem benahm. — Die Maske ergriff feſt ſeine Hand: „So komm! geſchwind nach deiner Wohnung.“ Sie zog ihn ſchnell mit hinunter. Der Wagen rollte fort. „O! Emilie!“ ſeufzte er, und drückte ihre Hand an ſeine Lippen. Sie ließ ihn gewähren. Sie hatte noch keinen Augenblick ſeine Hand fahren laſſen, die ſie bei dem Klang ihres Namens gewaltſam drückte, aber ihre Lippen ſprachen keine Sylbe. — Auch der betroffene Walter konnte keine Worte finden. — So kamen ſie ſchweigend und bald nach dem verlangten Orte. — Walter, der ſeine ziemlich burſchikoſe Junggeſellen-Wirthſchaft eben nicht geeignet fand, eine feingebildete Frau aufzunehmen, war freilich etwas verlegen. Schnell ſteckte er ſein Licht an, und führte ſie hurtig in ſein Zimmer ein, noch ehe ſeine Wirthsleute inne werden konnten, ob eine weibliche oder männliche Maske ihn begleitete. Kaum waren ſie in das Zimmer eingetreten, als dieſe ohne nur mit einem Blick die Umgebung zu betrachten, leiſe flüſterte: „Schließen Sie die Thüre ab!" Walter that es: „Kann niemand uns hören?" fuhr ſie fort.

„Niemand."

Da fiel die Maske, und mit ihr Domino und Hut. — Es war Emilie, aber verändert! Die Blüthenfülle der Jugend ſchien aus den holden Zügen verwiſcht; um den früher lächelnden Mund ſchwebte nun finſtrer Ernſt. Eine hohe, bleiche, hochſchwangere Frau ſtand vor ihm mit brennenden, faſt wilden Blicken. „Kennen ſie mich noch?" fragte ſie heftig.

„Emilie!" rief Walter mit ausgebreiteten Armen. — Sie brach in Thränen aus. „Keine Liebkoſungen, Walter! Ich will beſſer als die Mutter, ſtärker als der Vater ſeyn. — Ich will es. — Mein Wille ſoll wieder zu Ehren kommen."

Walter ſah ſie erſtaunt an. „Sie verſtehn mich nicht —" fuhr ſie fort. „Ein Wort wird Ihnen alles klar machen. — Ich — wir ſind das Opfer eines abſcheulichen Comvlos geworden. Mein, unſer Glück hatte kein Gewicht in der Wagſchale niedriger Weltklugheit. Es fordert Vergeltung" — — „Warum ſchweigen Sie?" fuhr ſie fort, als Walter ſie ängſtlich immer bleicher werdend anſtarrte — „warum mißt mich ſo Ihr Blick? Kennen Sie nicht mehr dieſe Züge, aus denen entweihende Küſſe die Jugendfriſche geſtreift haben? Dieſe entehrte Geſtalt, in deren Schooße die Geburt des niedrigſten Betruges ſich regt? Tröſten Sie ſich, mein Freund — ſie wird keine Mutter haben —" Ihre Stimme verſagte.

„Emilie! Weib! faſſen Sie Sich um Gottes willen!" rief Walter entſetzt. „Sie ſind ja außer ſich und wiſſen nicht, was Sie ſprechen" — Er zog ſie ſanft auf das Sopha nieder, ſetzte ſich an ihre Seite, und ergriff ihre zitternden Hände.

„O! daß ich es nicht wüßte" — ſchluchzte ſie — „doch können Sie Recht haben. — Der Damm der eingeſchloſſenen Gefühle meiner Verzweiflung iſt bei Ihrem Anblick gebrochen." — Nachdem ſie ſich mühſam gefaßt hatte, fuhr ſie mit leiſer Stimme fort: „Sie ſollen alles erfahren, was ich gelitten, wie ich betrogen ward — was ich zu thun gedenke. Nur die Liebe ſoll mein Richter ſeyn; dieſe gelegene Stunde wird nicht ſo bald, vielleicht nie wieder kommen."

„Hören Sie," nahm ſie nach einem ſchweren Seufzer das Wort. „Mein letzter Brief hat Sie gelehrt, mit welcher feſten Entſagung mein beklommenes Herz, ſeine bitteren Empfindungen unter gewiſſenhafter Sorgfalt verbergend, an dem Krankenlager des ſich immer mehr erholenden Gatten ausharrte. Nur die Mutter ſah meine ſtumme Verzweiflung und — ſchien ſie zu theilen. — Sie warf ſich nun ſelbſt das Opfer, wozu ſie mich beredet, ſo bitter und heftig vor, daß ich ſie tröſten mußte. — Kurz, der Baron wurde hergeſtellt; ich geſtehe es, die unverſtellte Dankbarkeit, womit er die ruhige Erfüllung meiner Pflichten aufnahm, verlieh ihm eine rührende Liebenswürdigkeit, die mich vielleicht am Ende mit meinem Schickſale verſöhnt haben würde — wenn nicht — Genug, die Pflicht gebot mir, mich ſeiner Liebe nicht zu entziehn, noch mehr gebot es die Achtung, die ich uns beiden ſchuldig war. Mein Gatte durfte nicht ahnen, daß ihn nur Mitleid dazu gemacht. Sein Betragen gab mir nicht den geringſten Anlaß zur Unzufriedenheit. Er trug mich, ſo zu ſagen, auf den Händen. Nur eins machte mich ein wenig betroffen, allein es galt eigentlich nicht ihm. Ich entdeckte zufällig, daß mein kleines Erbtheil dem Baron helfen mußte, ſein ſehr verſchuldetes Gut aus den Händen ungeſtümer Gläubiger zu retten. — Meine Mutter hatte mir ein ganz umgekehrtes Verhältniß vorgeſpiegelt. Warum? — doch, arglos wie ich war, machte dieſe Entdeckung weniger Eindruck auf mich, als vielleicht auf jeden andern. Was kümmerte mich übrigens Vermögen, Eigenthum! mein Beſtes und Einziges hatte ich ſelbſt aufgegeben."

„Der Baron ging oft früh Morgens auf die Jagd und gern mit einigen Freunden aus der Nachbarſchaft oder aus der Stadt, welche letztere dann mehrere Tage bei uns im Schloſſe vorlieb nahmen. Dieß war, vor beinahe drei Monaten, auch eines Morgens der Fall. Mit einigen bei uns eingekehrten Freunden war der Baron ſchon in der Morgendämmerung aufgebrochen. — Ich war ein paar Stun den ſpäter kaum aufgeſtanden, als mein Mädchen außer ſich vor Schrecken hereintrat. Ein Bote von dem Gute, das die Mutter bewohnte, war ſo eben herüber gekommen, um mir anzuzeigen, daß ſie dieſelbe Nacht plötzlich vom Schlage gerührt worden, und zwiſchen Leben und Tod ſchwebte. — Ich erſchrak heftig, doch ohne die Faſſung zu verlieren. Ich verbot, meinen Gatten aufſuchen zu laſſen, wozu alle Diener ſich ſchon anſchickten. — Er konnte dort nichts mehr als ich thun, und ich mochte auch keine Störung in ſeiner Jagdparthie, wo er als Wirth erſchien, verurſachen. Ich befahl meinen Leuten, ihm bei ſeiner um die ſpäte Mittagszeit erwarteten Rückkehr die drohende Gefahr zu verhehlen, und nur anzuzeigen, daß eine plötzliche Unpäßlichkeit meiner Mutter mich bewogen hätte, ſie ſogleich zu beſuchen, daß er ſich nicht ängſtigen und nur ruhig verhalten ſolle, bis er weiter von mir hörte.“

„Ich warf mich ſogleich in den Wagen, fand das Schloß im vollen Aufruhr und die Mutter ohne Beſinnung. Der ſchon eingetroffene Arzt, der an ihrem Bette ſtand, ſchüttelte den Kopf. Kummer, Angſt, Verzweiflung kämpften in meinem Innern. Ich ſank vor ihrem Lager nieder und benetzte die theure Hand der ſchwerathmenden, ſprachloſen Frau mit unzähligen Thränen. Die beängſtigende Agonie dauerte nicht lange. Nach Verlauf einer Stunde öffnete ſie die Augenlieder, ſah mich ſtarr an, und ſchloß ſie wieder zum ewigen Schlaf. Zwiſchen Furcht und Hoffnung hielt ich noch lange faſſungslos die erkalteten Hände in den meinen. Die hinzudrängende, ſchluchzende, heulende Dienerſchaft gab mir die Faſſung wieder, ſo wie das Unabänderliche, wie ſchwer es mich auch betraf, Ruhe und

Beſonnenheit. Es war, als fühlte ich mein ganzes Weſen wie umgewandelt. Ich ſtand allein, verlaſſen, aber ſelbſtſtändiger als je. Die laute Verzweiflung rings um mich, erhob mich zur Stärke. Ich ſchrieb ſogleich ein Billet an meinen Gatten, worin ich ihn von unſerm großen, unerſetzlichen Verluſt benachrichtigte, aber ihn zugleich bat, Ruhe und Faſſung unter ſeinen Gäſten zu behaupten, und ſich nicht zu übereilen, indem ich im Sterbehauſe für das Nöthige ſorgen würde. Ja es war mir ſogar, als dürfe ich dieſe letzte, traurige Pflicht mit Niemanden theilen.“

„Sobald das Billet abgeſchickt war, winkte ich der alten Ausgeberin, die noch von der Zeit meines Vaters im Hauſe ſchaltete, und welche die Mutter ungeſtört in ihrem Amte gelaſſen, damit die Welt keinen Anlaß haben ſollte, durch eine auffallende Veränderung im Innern des Hauſes auf ein feindliches Verhältniß zwiſchen ihr und dem verſtorbenen Gatten zu ſchließen. Ich machte dieſer Frau die gewöhnliche, natürliche Frage: wie das alles gekommen ſey? Sie zog mich geheimnißvoll zur Seite, und eröffnete mir weinend, ſich ſelbſt wie es ſchien, einige Schuld beimeſſend, daß wohl die Gräſin im Secretaire des ſeligen Herrn etwas gefunden, das ſie tödtlich erſchüttert haben mochte. Die Mobilien der Mutter waren alle in dem uns gehörenden Hauſe in der Stadt geblieben, und auf dem Gute angekommen, hatte ſie ſich ſogleich in Beſitz der dortigen geſetzt. Da es ihr an einem Secretaire fehlte, hatte ſie den ihres Gatten benutzt, und ihn, nachdem er in Gegenwart der Behörde unterſucht worden, in ihr Cabinett bringen laſſen. — An dem arbeitete ſie immer, wenn ſie, was oft geſchah, mit Briefſchaften zu thun hatte. Auch den Abend vorher hatte ſie dabei geſeſſen, als die alte Frau etwas mit ihr zu ſprechen gehabt. Die Blicke der letzteren hafteten ſtarr und voll Thränen auf dem Secretaire, an dem ſie ſo oft den ſeligen Herrn in Gedanken vertieft geſehen. Die Gräfin hatte dieß bemerkt. — Ein Wort hatte das andre gegeben, und da hatte die Ausgeberin lächelnd unter andern auch gefragt: ob wohl Ihro Gnaden die Tugenden dieſes Pultes alle kannten. — Da ſie viel um den ſeligen Herrn zu thun gehabt, war ſie ſchon gelegentlich inne geworden, daß jener ein geheimes Fach verberge, das ſie damals mehr als Ein Mal offen geſehen. Dieß ſchien die Gräfin zu wundern. Sie forſchte immer genauer — die Alte gab, was ſie wußte, an. Die Stelle konnte ſie ungefähr bezeichnen, aber das Geheimniß der Öffnung wußte ſie nicht. Endlich entließ ſie die Gräfin. Nach ein paar Stunden hörte ſie dieſelbe heftig ſchellen. Sie eilte, durch das ungewöhnliche Geräuſch erſchrocken, nebſt einem Bedienten herbei. Da fand ſie die Gräfin, ſchon vom Schlage gerührt, an der Glockenſchnur nieder geſunken. Es ſchien, daß ſie ſo eben von dem Secretaire aufgeſtanden, auf dem noch die Kerzen brannten, und ein Hinblick belehrte die alte Frau, daß das geheime Fach noch halb geöffnet war. Als die Gräfin auf ihr Bett gebracht wurde, hatte ſie die Lichter von dem Secretaire nur hinweggenommen, und im Hinausgehen die Thüre abgeſchloſſen, wozu ſie mir nun den Schlüſſel überreichte. Ich empfahl ihr tiefes Stillſchweigen, und das Herz von heftiger Beängſtigung gepreßt, eilte ich allein nach dem Cabinette. — Ich mußte Aufklärung haben, das war mein einziger Gedanke. Ich fand den Secretair offen, und ſo wie mir die Ausgeberin berichtet, auch das geheime Fach. Bei mir lag, unter mehreren Papieren, die ich als meiner Mutter ihre erkannte, ein kleines Heft von der mir wohlbekannten Hand des Vaters. In einer ängſtlichen Stimmung, als fürchtete ich jeden Augenblick überraſcht zu werden, warf ich nur einen flüchtigen Blick darauf. Es war zierlich aber ſehr eng geſchrieben. — Ein deutlich dazugehörendes Couvert lag daneben. — Es trug die Aufſchrift: „Für meine Tochter, wenn ſie einſt verheirathet iſt.“ Für mich! alſo mein Eigenthum! ein theures Erbtheil von meinem Vater; und dieß ſollte das Herz der Mutter gebrochen haben? Ich war nicht fähig zu leſen, aber ich fühlte, daß kein Dritter dieß Geheimniß ahnen dürfe! Ich legte das Heft nebſt dem Couverte ſchnell in das halbgeöffnete Fach, in dem noch mehrere Papiere ſteckten, und da ich es offen gefunden, war es mir nicht ſchwer die geheime Weiſe wie es zu öffnen ſey, zu entdecken. Dann drückte ich es zu, und in demſelben Augenblick fühlte ich mein Herz erleichtert. Meine Blicke ruheten wehmüthig auf dem Secretair, deſſen Inhalt die Eigenthümerin ſo plötzlich verlaſſen. In dem großen mittleren Fache ſtand ein kleines ſchildkrötenes mit Silber eingelegtes Käſtchen, das ich ſehr gut kannte. Es war ſeit mehreren Jahren, ſo lange ich mich erinnern konnte, ein liebes Eigenthum, oder vielmehr Heiligthum der Mutter geweſen. Sie pflegte ihren Schmuck, mehrere Nippes, und kleine Andenken darin zu verſchließen. Sie hatte ſich immer gern damit beſchäftiget. Es kam mir faſt wie ein Theil von ihr ſelbſt vor. Ich griff eifrig darnach. Es war mir in dem Augenblicke faſt mein theuerſtes Erbtheil, das die lebhafteſten Erinnerungen an die liebe Hingeſchiedene enthielt, und ich beſchloß ſogleich, mich nie davon zu trennen. Es gehörte — das erinnerte ich mich — ein ganz kleiner ſilberner Schlüſſel dazu. Er war nicht dabei. Deſſen ungeachtet nahm ich ſogleich das Käſtchen mit, um es in meine Toilette zu ſtellen, ſchloß den Secretair ab, und begab mich in mein Cabinett, daſſelbe, das ich als Mädchen bewohnt hatte. Ich befragte die Ausgeberin, ob ſie etwa von dem Schlüſſel wüßte. Sie erwiederte was mir ſchon bekannt war, daß die Mutter ihn immer bei ſich zu tragen pflegte. Er ward aber nicht in ihren Kleidern gefunden.“

„Einige Augenblicke ſpäter kam mein Gatte, in der größten Beſtürzung zu Pferde an. Meine Abreiſe hatte ihn bei ſeiner Rückkehr weniger geängſtigt als das verſtörte Geſicht ſeines Dieners, der ihn trotz meines Gebotes von der Gefahr der Mutter unterrichtete. Er hatte nach aufgehobener Tafel ſich bei ſeinen Gäſten entſchuldigt, eilte ſogleich fort und begegnete unterweges meinem an ihn abgeſchickten Boten. Bleich, beinahe ohne Faſſung, trat er heftig zu mir ein; doch ſchien es, daß meine ſtille Ruhe wohlthätig auf ihn wirkte. — Die ſchnellen ängſtlichen Fragen, womit er mich beſtürmte, wurden immer gelaſſener. Auf einmal nach tiefem Sinnen fragte er mich, ob ich es nicht nöthig hielte, die Papiere der Verſtorbenen nachzuſehen. — Es könnte ja immer möglich ſeyn, daß Dispoſitionen, die wir zu ehren hätten, und gegen die wir unwiſſend leicht verſtoßen könnten, vorhanden wären. — Als ich ihm dieß, das mir gar nicht eingefallen, einräumen mußte, obgleich es mir nicht unbekannt war, daß die Mutter nicht gern an den Tod gedacht, bat er mich ihm den

Schlüſſel zu ihrem Secretair zu geben. Ich ſtand einen Augenblick an; das ſchien ihn betreten zu machen. Warum ſollte ich nicht wie immer offen ſeyn!"

„Verzeihung, daß ich kindiſch bin," ſagte ich lächelnd; „allein ich thue es nicht gerne. Es wäre mir lieb, wenn der Secretair ganz unberührt ſo bleiben könnte, wie er iſt; die Laden und Fächer der Mutter ſind mir immer ein Heiligthum geweſen. Es ſchwebt mir ſtets lebhaft vor, wie ich, noch ein Kind, wenn ſie darin kramte, einen lüſternen, neugierigen Blick hinein warf, wie überaus glücklich es mich machte, wenn ſie mir geſtattete, eine Lade nach der andern halb zu öffnen, um nur, ohne etwas anzurühren, die köſtlichen mir unbekannten Schätze, die ſie enthielten, zu betrachten. Ach! dieſe Schätze ſind mir nun freilich Kleinigkeiten geworden, aber jede Kleinigkeit darin hat noch einen unbeſchreiblichen Werth für mich, und ſoll und muß darin geſtört werden, möchte ich es doch am liebſten ſelbſt thun. Hat es denn ſolche Eile?"

„Ich will Ihnen nicht verhehlen," ſagte er mit einer, mir nachher aufgefallenen Betroffenheit, daß ich der Mutter verſprochen habe, ſogleich nach ihrem einſtigen Tode, in ſo fern ich ſie überlebte — ihre Papiere und Briefſchaften zu verbrennen. Es iſt mir eine heilige Pflicht."

„Sonderbar! und gegen mich hat ſie nie dergleichen Wünſche geäußert."

„Fürchtete ſie nicht immer etwas zu berühren, was Ihrem ſanften Gemüthe wehe thun könnte?"

„Sie haben Recht! aber eben deßwegen will ich mich nicht einer traurigen Pflicht entziehn! Kommen Sie denn, wir gehen zuſammen. Sehen Sie die Papiere durch, ich will dafür ſorgen, daß ſonſt gar nichts darin in Unordnung gebracht wird.“

„Unruhe und Zufriedenheit wechſelten unter dieſen Worten ſo ſonderbar in ſeinen Zügen, daß es meiner jedoch ganz ahnungsloſen Aufmerkſamkeit nicht entſchlüpfen konnte. Wir gingen ſogleich hin.“

„Ich ſetzte mich beim Secretair, lehnte mich daran, den Kopf auf die Hand geſtützt, und überließ in Gedanken verſunken ihm allein das traurige Geſchäft. Es waren viele Papiere, viele Briefſchaften da. Er ſah ſie flüchtig durch, legte einige der erſteren, die nach ſeiner Meinung aufbewahrt werden mußten, zurück, und übergab die anderen in meiner Gegenwart dem Feuer. Wirklich ſchien er mit der Vollbringung dieſes Geſchäfts ein anderer Menſch geworden zu ſeyn. Ruhe, ſelbſt Heiterkeit fanden ſich wieder bei ihm ein. Er verſuchte ſogar mich zu tröſten. Wir wurden einig, daß ich, — die es anwiderte, die theuren Überreſte, ehe ſie noch zur ewigen Ruhe beſtattet wurden, den liebloſen Händen der Dienerſchaft anzuvertrauen, — für's erſte bis das Begräbniß vorüber war, im Schloſſe bleiben ſollte. Ich überredete ihn ſelbſt, während deſſen unſern Gäſten auf ſeinem Gute Geſellſchaft zu leiſten. — Was bei ſolchen Umſtänden den Männern zu einem gehäſſigen Geſchäfte wird, iſt den Frauen ein theures und wichtiges. Ja es gereichte mir ſogar zum Troſte, die Anordnung der Trauer und der Beſtattung zu übernehmen. Indeſſen kehrte der Baron bald zurück. Die diſcreten Gäſte glaubten unſere Lage ehren zu müſſen und reiſten ab.“

„Das Begräbniß war vorbei; wir ſprachen von der Rückkehr, da überraſchte mich ein ſonderbares Gefühl. Unſer Gut ſchien mir, wenn ich daran dachte, leer und todt. Es war, als würden mir erſt dort alle traurigen Erinnerungen begegnen, und ſich meiner bemächtigen, während ich dagegen in dem Vaterhauſe weit mehr als je zuvor eine ruhige, ſichere Heimath ſah, die mir nun erſt mit vollem Rechte gehörte, meinem Willen ganz unterthan war, und wo ich mich in der Nähe verehrter Gräber faſt zufrieden befand. Ich ſchlug dem Gatten vor, dort zu bleiben. — Er war auch willig, dieſen, wie jeden meiner Wünſche zu erfüllen, und ſo beſchloß er allein hinüber zu fahren, ſeine nöthigen Sachen dort ſelbſt in Ordnung zu bringen, und mein Kammermädchen die meinigen einpacken und überbringen zu laſſen.“

„Erſt nun, mich auf längere Zeit allein und ungeſtört wiſſend, fand ich mich ſelbſt ganz r[illegible]r. Das Heft des Vaters lag mir ſchwer auf dem Herzen. Ich nahm mir vor, es in mein Cabinett hinüber zu hohlen, um es dort recht in der Stille zu genießen. Ach! wie oft hatte ich ſchon dort mit ſtiller Wehmuth das ſchildkrötene Käſtchen betrachtet, deſſen Schlüſſel ſich noch nicht gefunden hatte. Ich öffnete den Secretair, und ohne an die übrigen ſich dort befindenden Sachen zu denken, auch das geheime Fach, deſſen Feder willig nachgab. So wie ich das Heft herausnahm, fiel der kleine Schlüſſel aus dem Couverte heraus. Es überraſchte mich und bewies mir ſogleich, daß die Mutter ihn ſelbſt unter dieſen Papieren verloren haben müſſe. Ein noch in dem Fache liegendes Couvert, faſt eben ſo groß wie das Fach ſelbſt, zog dadurch meine Aufmerkſamkeit auf ſich. — Ich ſah es an, und erſtaunte; — es war das vermißte, geſuchte und nicht gefundene Teſtament. Ich lief es flüchtig durch, und mit jeder Zeile ſtieg meine Verwunderung. Ich fand nicht allein, daß nach dieſem die Mutter auf ein, wie mich dünkte, unbillig kleines Jahrgeld beſchränkt war, daß mir bis zu meiner einſtigen Verheirathung ein genannter Vormund gegeben, dem es überlaſſen wurde, im Verhältniß zu dem anſtändigen Betragen der Gräfin, ihr Jahrgeld zu erhöhen, — ſondern ich erſah auch, daß ich die Erbin eines ſehr bedeutenden Vermögens, ſo wie ſeiner Güter, war, doch nur unter der Bedingung, daß ich ſelbſt in der Folge die Aufſicht über deren Verwaltung haben ſollte, und keine fremden Schulden, weder die der Mutter, zu deren Bezahlung das Haus in der Stadt angewieſen war, noch die möglichen meines zukünftigen Mannes mit ſeinem Nachlaſſe oder deſſen Revenüen tilgen dürfe. In der That, ich war wie aus den Wolken gefallen. Die von der Mutter vorgeſpiegelte Großmuth des Mannes, der das faſt unvermögende Mädchen zu ſeiner Erbin einſetzen wollte, löſte ſich nun, beſonders nachdem ihre Capitale ſeine Schulden bezahlt, in ein plumpes Gaukelſpiel auf. Zwar konnte er ja auch getäuſcht worden ſeyn, aber die Mutter nicht, und verwaltete er nicht ſchon ganz nach Gutdünken mein Vermögen, woran ich bis jetzt faſt gar nicht gedacht, und wovon er noch nie ein Wort mit mir gewechſelt hatte. Dieſe Gedanken ſchwebten mir, obgleich noch nicht deutlich, ſogleich vor. Ich nahm beide Theile zu mir, verſchloß den Secretair und ging in mein Cabinett zurück; der gefundene Schlüſſel hatte mich auf den Einfall gebracht, beides in das ſchildkrötene Käſtchen, das mir ſeit meiner Kindheit ſo theuer und merkwürdig geweſen, einzuſchließen. Ich weiß nicht warum, aber das gefundene Teſtament flößte mir eine Bangigkeit ſelbſt vor dem Heft des Vaters ein. Es war mir, als würde ich Entdeckungen, die mein Innerſtes tief verletzen ſollten, entgegen geführt.“

„In mein Cabinett verſchloſſen, eilte ich das kleine Käſtchen zu öffnen. Ich wollte die ſonderbare Unruhe meines Herzens durch die ſüßen Erinnerungen aus meiner Kindheit beſchwichtigen. Ja, viele längſt gekannte Gegenſtände, viele Kleinigkeiten, die mir nie vor Augen gekommen, vielerlei Andenken begegneten meinen Blicken; unter andern fiel mir ein kleines Paquet Briefe mit einer blauſeidenen Litze um ſo mehr auf, da die obere beſchriebene Seite mir die Handſchrift meines Gatten zeigte, und er ſelbſt ein weit größeres, eben ſo umwundenes Paquet, das unter den ſchon durchgeſehenen Papieren ſich befunden, nachdem er nur einen flüchtigen Blick hineingeworfen, ſchnell dem Feuer geopfert hatte. Schon etwas mißtrauiſch geworden, riß ich die Blätter faſt ungeſtüm auf. Das noch nicht einmal jährige Datum der Briefe, die eine zuſammenhängende Reihe bildeten, erregte meine Neugierde noch mehr. Ich fing an zu leſen, mein Athem ſtockte, meine Blicke konnten die Buchſtaben immer weniger unterſcheiden, aber ich las immer weiter; ich mußte leſen, ich konnte nicht aufhören, ſo lange auch nur eine Zeile übrig war. Ich las mich um Glück und Ruhe, vielleicht um den Himmel — das gräßlichſte aller Bubenſtücke lag vor mir enthüllt.“

„Kurz, Walter! der Baron und meine Mutter — wie ihre Verhältniſſe geweſen, — ich weiß es nicht, ich will es nicht wiſſen. Selbſt im Heft des Vaters, das ich gleich nachher durchlief, denn ich mußte nun alles, alles wiſſen, ſprach ſich nur ein zweideutiger Verdacht aus — aber ſie iſt ihm eine nur zu treue Freundin geweſen. Obgleich ich von ihrer Hand nur wenig gefunden, ſprach doch ſeine Dankbarkeit, die Erörterung ihrer Entwürfe es deutlich genug aus. Mit einem Worte: Seine Krankheit war nur eine Erfindung. Die Mutter ſelbſt hatte das Garn geſtellt, in das ſie mich hinein lockte. Sie hat ſich gefreuet bei dem hölliſchen Gedanken, durch die Vorſpiegelung eines gewiſſeren Glücks mich auf immer davon zu trennen. Und ich? Gott weiß es! ich habe mir dieſe nur aus zu großer Gewiſſenhaftigkeit vorgeworfen, mich aus frommem Zweifel einer Selbſtſucht beſchuldigt, die meiner Abſicht fremd war, während ſie, die Mutter, die ſelbſt nur aus Selbſtſucht mich verrieth, darüber frohlockte, daß ſie, wie ein böſer Dämon mich bei einem ſolchen Haare gefaßt! Das Köſtlichſte was der Menſch beſitzt, was ihm die Gnade des Himmels ſchenkte, meinen reinen ſtarken Willen, den, einen Sterbenden zu beglücken, haben ſie gemißbraucht! Sie beide! Schweigen Sie, Walter! unterbrechen Sie mich nicht! Sie, die Mutter — ſie hatte ein Recht auf den Willen ihres Kindes; ſie entſchuldige ich; aber er, er, der Nichtswürdige, der mir Liebe log — denn wahre Liebe vermochte das nicht; — der keine Anſprüche auf mich beſaß — er ſoll es nicht umſonſt gethan haben. Ich verzeihe der Mutter, hat ja doch die Schonung des Gatten ihr bethörtes Herz gebrochen, ich will ihr verzeihen, um ihn doppelt beſtrafen zu können!"

Die Baronin verſtummte, während ſie Waltern winkte, auch ſtille zu ſchweigen. Erſt nach mühſamer Faſſung fuhr ſie mit ſcheinbarer faſt ſtarrer Ruhe fort:

„Es war eine alte Abrede; meine Hand, meine Erbſchaft war ſchon ſeit Jahren dem Baron verſprochen, und zwar aus unwiderlegbaren Gründen; er ſteckte in Schulden und ihr Gatte hatte ihn ihretwegen gehaßt. Ihr Gatte — O! mein armer, verkannter, geliebter Vater! Er hatte mich immer geliebt. Wie zart, wie herzlich ſelbſt ſprach er von der Mutter, die den erkünſtelten Vorbehalt, die gleißneriſche Schonung, womit ſie ſeiner erwähnte, in Galle getaucht hatte. — Sein Leben, ſein unglückliches, verbittertes Leben hat er der Tochter klar entwickelt — ohne daß er es ſagte, wurde ihr deutlich, warum die Nachbarn nie die Mutter beſucht, warum dieſe es räthlich gefunden, nicht bei Hofe zu erſcheinen. Es fehlte dem Vater nur an Kraft, an Willen vielleicht, ſeine mißbrauchte Güte der Welt und ihrem inſipiden Urtheil bloß zu ſtellen. Er duldete und ſchwieg, — allein ſeine Tochter iſt noch da; ſein Wille lebt kräftiger vielleicht in ihr fort; ſie hat ſein Unglück, und — von einer Mutter, die ſie im Leben liebte, weil ihr Leben ein langer Schein war — von dieſer Mutter hat ſie auch Klugheit geerbt. Er verabſcheuete den Baron, und ſeine Tochter ſollte dieſen nicht haſſen? Seine Tochter ſollte ein Kind gebären, dem der Namen und vielleicht das Herz des Verräthers zu Theil würde, der der Todfeind ihres Vaters, und, möglich, der Verderber der einſt liebenswürdigen Mutter war. — Nie! Nie! nie!"

„Und was denken Sie zu thun? was haben Sie vielleicht ich hinzu, um meiner unfreiwilligen Stimmung einen Vorwand zu geben. „Sie haben nicht ehrlich gegen mich gehandelt, oder vielmehr," verbeſſerte ich lächelnd, „Sie haben mich wie ein Kind behandelt, mich in völliger Unwiſſenheit über meine Lage gehalten. Ich bin reich."

„Es war der Wunſch, der Wille Ihrer Mutter," unterbrach er mich ſichtbar erleichtert. „Alle ſolche Sachen intriguirten Sie nur, meinte ſie. Sie ſind ja noch immer die Herrin."

„Des Vaters ausdrücklicher Wille," verſetzte ich, „zwingt mich Geſchäften obzuliegen, die in der That, früher wenig Intereſſe für mich gehabt haben. Aber warum denn bei ſolchen Mitteln uns hier in einer Einöde begraben? Der Winter naht, ziehen wir in die Stadt, ich bedarf Zerſtreuung!"

„O!" ſagte er, mich feſt fixirend, „ich war ſo glücklich hier."

„Ich will Ihnen dieß Glück nicht verkümmern," verſetzte ich mit zitternden Lippen, „der Vater hat ja auch das ſeine hier geſucht. Es iſt als erweckte mich das gefundene Papier zu einem neuen Leben. Es macht mich ſelbſtſtändiger, als ich mich je gefühlt. Die Einſamkeit thut mir nicht gut. Ich will in die Welt, dort werde ich vielleicht Anlaß finden zu vergeſſen. In der Hauptſtadt findet ſich ein Verein von Hülfsmitteln, die in meiner Lage viel werth ſind; wir haben dort ein Haus; der Tod der Mutter macht ſogar unſere Gegenwart daſelbſt nothwendig — ich muß hin, in meinen Umſtänden ſagt man ja, läßt nicht immer der Grund einer Grille ſich angeben."

„Der Baron, über meinen gänzlich veränderten Ton beſtürzt, wußte nicht woran er war. Das fälſchlich verwechſelte Verhältniß unſerer Vermögens-Umſtände ſah er entdeckt, und da er meine Empfindlichkeit kannte, Grund genug darin, um aus dieſer Quelle meinen ſchneidenden Ton herzuleiten. Mit den Augen feſt auf dem Teſtamente ruhend, ſagte er: „Wie konnte dieß ſo lange verborgen bleiben? und das hatte die Gräfin?“

„Nein!“ fiel ich ihm in’s Wort; „der Zufall oder die Vorſehung wollte, daß ich ein geheimes Fach in dem Secretair, das ihr und den Behörden entgangen iſt, entdecken ſollte. Ich habe es erſt während Ihrer Abweſenheit gefunden, und,“ fügte ich wohlerwogen hinzu, „ein Heft, den Augen, die es entdeckten nur beſtimmt, einen Abriß ſeines nicht glücklichen Lebens von der Hand des Vaters.“

„Er warf einen ſchnellen, durchdringenden Blick auf mich, dann ſchlug er ihn zu Boden, und ſagte leiſe: „Es gebührt uns ſeinen Willen zu verehren. Ich werde Ihnen alle Documente, Ihr Vermögen betreffend, übergeben — und Ihnen einen Schuldſchein ausfertigen.“

„Ich gab keine Antwort; auch er ſchwieg. Ich ſah deutlich, daß mein Entſchluß ihm nicht gefiel, allein es fehlte ihm an Muth, oder vielleicht an Willen, mir in einer Lage zu widerſprechen, während welcher der Gatte, der von Vaterfreuden träumt, ſich gern den Launen ſeiner Frau unterwirft. Wußte ich jedoch, daß ſein höchſtes Glück, wie ſein höchſter Wunſch, ſich in der Hoffnung vereinten, einen Erben zu erhalten, auf deſſen Zukunft er ſich bereits die ehrgeizigſten Träume bildete; darum fuhr er noch immer fort, ſehr öconomiſch zu leben, ſo wie er ſchon früher aus Nothwendigkeit gethan. Er ließ mich indeſſen ohne Widerſpruch gewähren, gab mir nur zu bedenken, daß ihn noch vielerlei Geſchäfte und Anordnungen zurück hielten, nach deren Beendigung er nachkommen würde."

„Wenige Tage hernach, in welchen ich einen Gleichmuth heuchelte, der noch fern von mir iſt, zog ich in die Stadt. Er ging auf ſein Gut zurück."

„Ich bezog das Haus der Mutter, jetzt das meine. Herzerſchütternde Erinnerungen regte der Anblick der verblichenen Pracht in mir auf. Hier hatte mir die Welt gelacht, während mein Vater ſein verlornes Kind beweinte, während es ahnungslos zu einem Opfer der Launen der weltlich geſinnten Mutter reifte. Aber ich fand mich auch bald in dieſe Lage, die mich mit ſcharfen Stacheln zu meinem einzigen Zwecke: Vergeltung, Strafe anſpornte. Mein erſtes Geſchäft war, mich insgeheim nach Ihnen zu erkundigen. Die erſte Freude berührte meine Bruſt wieder, als ich erfuhr, daß Sie ſich hier aufhielten, daß Sie die Sorge hinter ſich geworfen, und ganz die Welt genoſſen. Ich will es auch einmal thun. Dieſe Redoute hätte mich ergetzen können; aber ich war nur auf meinen Zweck bedacht, Sie zu ſehen, Sie zu ſprechen, Troſt und Hülfe bei Ihnen zu ſuchen. Es iſt mir gelungen. Rathen Sie mir nun!"

„Wir liebten uns, Emilie und wurden ſchrecklich getäuſcht," rief Walter heftig, wie aus tiefem Sinnen auffahrend. „Wir wollen uns an das erſte, das wichtigſte halten. Das Recht iſt auf Ihrer Seite; laſſen Sie ſich von ihm ſcheiden. Mag er immerhin die Frucht des Betruges, wie Sie es nennen, die Sie nicht lieben können, behalten."

Sie ſchüttelte den Kopf. „Keines von beiden," ſagte ſie entſchloſſen. „Die katholiſche Lehre, in der wir beide ergegen, geſtattet keine Trennung, die meine Hand wieder frei macht. Nennen Sie mir nur einen der Kirche annehmbaren Grund. Daß ich ihn haſſe? daß er die Ehe erſchlichen? Solche Gründe würden mich nur dem Hohngelächter der Welt Preis geben; die argloſe Hingebung, die mir nur zur Rechtfertigung für mich ſelbſt gereicht, würde ſie wie die Mutter beurtheilen und mich um ſo lauter verlachen, ob ſie auch ihn der Verachtung Preis gäbe. Auch das will ich nicht. Er heißt einmal mein Gatte, und eine Makel an ſeiner Ehre befleckt auch mich. Aber was ich in meinem Schooße trage, ſoll nie ſein Auge erblicken. Soll er ſich des Triumphes ſeines Betruges, der Frucht ſeiner verbrecheriſchen Ehe erfreuen?—Nein! ſeine Hoffnung muß todt geboren werden."

„Könnten Sie Ihr Kind ermorden?" rief Walter entſetzt.

„Es iſt mein Kind nicht! Nur Liebe macht die Mutter. Es iſt meiner Seele fremd, aber — morden will ich nicht. Ich will das Kind nur nicht, will nichts von ihm wiſſen. Für den Vater ſoll es todt ſeyn, und keine Geſchwiſter ſollen ihm geboren werden. Aber laſſen Sie nicht mein Unglück Sie zu thörichten Hoffnungen verleiten. Unſer Glück keimt nicht mehr; für unſre Liebe in dieſer Welt iſt jede Hoffnung todt. Sie zu rächen, den Frevler zu beſtrafen, habe ich Sie berufen; darum ſind wir hier bei einander. Iſt es vollbracht, ſehen wir uns nie mehr. Ich habe ihm Treue geſchworen, ich will keinen Eid brechen."

„Nun denn!" rief Walter, „das ſollen Sie auch nicht; laſſen Sie mich vor ihn hintreten, ihm ſagen, was Sie bis jetzt verhehlt. Laſſen Sie mich, Ihr Rächer ſeyn — ich ziele gut, und ſeine verruchte Hand wird zittern.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein! Das habe ich wenigſtens auch von der Mutter geerbt, daß ich, ſo wie alle unſres Standes, den Eclat ſcheue. Sind Sie auch gewiß, daß er, ſtatt die Herausforderung des geringen Studenten anzunehmen, dieſe den Gerichten nicht übergeben würde? Würde dann nicht das tiefe Geheimniß ſeiner Schande und meiner argloſen Thorheit der Welt bekannt werden? Das ſoll es nicht! Oder wenn er Ihnen ſtünde, wenn er von Ihrer Hand ſiele, könnte ich dem Mörder des Gatten meine Hand reichen? Nein! Laſſen Sie uns geſchieden ſeyn, aber nicht durch Blut — und laſſen Sie ihm die ſichere Strafe: ohne kindliche Liebe, von der Gattin verachtet, ohne Thränen langſam in ein ſpätes Grab zu ſinken.“

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ hob Walter wieder an; — „ich begreife Sie nicht, obgleich ich Ihre Empfindungen begreife und theile.“

„Der Sohn des Barons, des — ich wiederhohle es — des Todfeindes meines Vaters, ſoll nicht ſein Erbe ſeyn. Sein Daſeyn iſt ein Verbrechen. Walter! nur ein Mal will ich Sie wieder ſehen — wenn das Kind geboren iſt. Bringen Sie mir dann — Sie haben doch wohl einen ärztlichen Freund bei den Hoſpitälern oder ähnlichen Anſtalten — bringen Sie mir dann ein neugebornes todtes Kind, damit es als das ſeine begraben werden kann, und geben Sie das lebendige in das Findelhaus. Ich kann nicht anders! O Walter, machen Sie mich durch eine Verweigerung nicht gränzenlos elend!“

Waltern, deſſen leicht bewegliches Herz im Sturm der Leidenſchaftlichkeit der Rache nicht unzugänglich war, und der nun, bei dem Anblicke des zerriſſenen Gemüthes der Freundin, deſſen dumpfe Verzweiflung ſich in der ihr ſonſt ſo fremden Härte ausſprach, auf's äußerſte erregt war, indem er nur vor einem Morde ſchauderte; Waltern war in dieſem Augenblicke jeder Ausweg willkommen, der ihn an einem Manne rächte, den er ſchon ſeinetwegen haſſen mußte, und der nun, durch den faſt zerrütteten Gemüthszuſtand der Geliebten, ſein bitterſter Feind geworden war. Von ihrem thränenloſen, brennenden Blicke, ihrer nur zu ſprechenden Verzweiflung gerührt, verſprach er alles.

Es wurde noch Abrede genommen, wie ſie einen nicht zu entdeckenden Briefwechſel unterhalten könnten, wozu die Baronin ſchon einen ſehr ſchlauen Plan angelegt hatte; dann führte er ſie nach der Redoute zurück. Sie ſchieden.

Als der junge, durchaus aufgeregte Mann ſein einſames Zimmer wieder betrat, das die unheilbringende Geliebte — denn die dunkle Ahnung eines Unheils konnte er nicht verſcheuchen — ihm dennoch zu einem Heiligthume geweiht hatte, ließ er das jüngſt Erlebte langſam durch ſeine Seele ziehen. Die Verächtlichkeit des Barons erſchien ihm noch klarer; er mußte jede Strafe, die über dieſen verhängt werden konnte, im voraus billigen; am liebſten hätte er ihn herausgefordert und niedergeſchoſſen; aber dieſes, das der Leidenſchaftlichkeit jedes beleidigten Jünglings am genügendſten zuſagt, war ihm vermehrt. Zur Intrigue fühlte er ſich ſchon aus früherer Zeit geneigt, aber für eine langſame Rache strömte ſein Blut zu ſchnell, auch empfand er einen dunklen Widerwillen gegen ein Unternehmen, das er in ſeinen Folgen eben ſo wenig leiten, als das Beſſere in ihm rechtfertigen konnte. Es entſtand ein Zwieſpalt in ſeinem Innern, den er nicht verſtand; allein er hatte verſprochen und fühlte, daß feige Furcht, ſich in ein gefährliches Unternehmen einzulaſſen, ihn am allerwenigſten zurückhalten dürfe; und als ſolche konnte ſein Widerwillen angeſehen werden, ja er hielt ihn ſelbſt dafür. — Indeſſen ſah er auch ein, daß die Ausführung, wie klug ſie die Baronin einleiten mochte, ihnen beiden allein doch kaum gelingen würde. Zwar empfing er ſchon in den nächſten Tagen einen Brief von ihr, in dem ſie ihm den Plan aus einander ſetzte, und einen Schlüſſel zuſtellte, der eine unbemerkte Seitenthüre des von ihr bewohnten Hauſes, die in eine kleine Gaſſe führte, eröffnete, und durch welche er mittelſt einer geheimen Treppe ungeſehen bis in ihr Zimmer gelangen konnte; aber wann iſt eine Wöchnerin allein? und würde nicht die plötzliche Verwechſelung eines lebendigen Kindes, mit einem fremden todten, zu einer Entdeckung, wenigſtens zu einem ſtarken Verdachte führen? Er kannte Emilien genug, um nicht zu fühlen, daß ſie in beiden Fällen Kraft genug beſäße, wenn das Unternehmen einmal gelungen war, es offen und triumphirend zu geſtehen, ſicher daß keine irdiſche Gewalt ihr die zweite Hälfte des Geheimniſſes: wo das Kind geblieben, entreiſſen würde; aber war ſie dann nicht eben dem Eclat, wenn auch nicht dem Geſetze als eine Verbrecherin Preis gegeben? Er fühlte die Nothwendigkeit eines thätigen Vertrauten. Glücklicher Weiſe beſaß Walter einen Freund, der ihm durch eine ſonderbare Fügung große Verbindlichkeiten ſchuldig war. Jung, von leichtem Sinne wie er ſelbſt, würde er gewiß, ohne eine zu ſtrenge Berückſichtigung ſeines Gewiſſens, die Stimme der Freundſchaft befolgen. Der Umſtand, daß eben dieſer Freund Arzt war, hob jede Bedenklichkeit. — Er vertraute ihm alles an. Was er vorausgeſehen, geſchah! Sein leidenſchaftlicher Vortrag der Sache hatte den Freund hingeriſſen. Er fand dieſe Strafe jedwedem jungen Herzen ſo unbeſtreitbaren Verbrechens faſt zu gelinde, und verſprach, wie ſehr er ſich auch dadurch bloß ſtellen möchte, thätigen Beiſtand. — Erſt dann theilte Walter Emilien, was er unternommen, mit; das Mitwiſſen eines Dritten war ihr nicht recht; aber auch ſie ſah die Nothwendigkeit ein. — Sogleich ließ ſie den jungen Mann, den ſie ſich auf eine völlig unverdächtige Weiſe empfehlen zu laſſen wußte, als Arzt zu ſich rufen. Jetzt waren die größten Schwierigkeiten gehoben.

Als die Zeit, kurz nachher, kam, gebar ſie einen geſunden Knaben; bei deſſen Anblick aber der Arzt den Kopf ſchüttelte, ihm gleich innere Krämpfe anſehen wollte, und meinte, daß ein Schlag allerdings zu befürchten ſey. Die Wöchnerin befand ſich nach den Umſtänden recht wohl, dennoch fand der Arzt es nöthig, ihr immer niederſchlagende Mittel zu reichen. Ein Bote ging nach vorhergehender Abrede ſogleich an den Baron ab. — Emilie hatte Mühe gehabt, den Gatten zu bereden, der Anzeige der Entbindung zu harren. Der Arzt, um die angenommene Amme und die übrige Umgebung von der zu genauen Betrachtung des Kindes abzuziehen, wollte ſie überreden, es ſo viel möglich bei ſich zu behalten. Sie wollte es aber nicht ſehen. Es war als fürchtete ſie deſſen Anblick.

Indeſſen drängte die Zeit. In den erſten Tagen machte die Schwäche der Mutter eine ergreifende Scene, die es doch immer abgeben würde, unmöglich, und doch mußte alles vollendet ſeyn, ehe der Baron ankommen konnte. Der Arzt wußte indeſſen, ſoviel möglich, jedes Hinderniß zu beſeitigen.

Endlich ſchlug die verhängnißvolle Stunde. Walter hatte ihrer mit Angſt, mit ſchmerzlicher Beklommenheit, mit Grauen geharrt. Was er mit dem armen Kinde thun wollte? Er wußte es ſelbſt nicht, nur das war ihm klar: dem Findelhauſe, dem Dunkel der Vergeſſenheit, der Verwahrloſung konnte er, wollte er es nicht übergeben. Vorläufig hatte er durch den Freund für eine rechtliche Amme, die ziemlich entfernt von der Hauptſtadt wohnte, geſorgt. Sie war ſchon in der Stadt, das Kind in Empfang zu nehmen. Selbſt wollte er dieſe in derſelben Stunde verlaſſen; was aus beiden, ihm und dem Kinde, werden ſollte — mußte er der Fügung des Schickſals anheimſtellen.

Der Arzt hatte mit vieler Schlauheit die herannahende Cataſtrophe vorbereitet. Walter bediente ſich nicht des ihm zugeſtellten Schlüſſels. Offenbar, doch etwas verſtellt, in einen Mantel gehüllt, mit dem todten Kinde, das der Freund unter mehreren gewählt, unter dem Arm, trat er, als Chirurg von dem Arzt begleitet, in das Haus. Alle, auch die Amme wurden entfernt, nur die Wiege mit dem glücklicher Weiſe ſchlafenden Kinde blieb im Zimmer. Der Bediente des Arztes, der unter irgend einem Vorwande im nächſten Zimmer auf ſeinen Herrn wartete, ſicherte ſie vor jedem Horchen.

Während der Freund mit den nothwendigen Vorkehrungen beſchäftigt war, betrachtete Walter, der kaum Emilien flüchtig begrüßt hatte, mit ſonderbarer Rührung das Kind. Es war Emiliens! Ach! es hätte das ſeinige ſeyn können, und dieſes, zum Wohlſtand und Rang geboren, ſollte er einem wandelbaren dunklen Schickſale, vielleicht dem Elende, weihen? Er hob es behutſam, aber zitternd auf; es war als würde es mit jedem Athemzuge ſchwerer in ſeinen Armen. „Nein!" ſeufzte er endlich laut: „ich kann es nicht! Sieh es an, Emilie; die unſchuldigen Züge, die von keinem Verſchulden wiſſen, müſſen dich bewegen."

„Walter," ſagte Emilie gebieteriſch, „es iſt der entſcheidende Augenblick, der Augenblick, deſſen ich mit banger Sehnſucht, mit Verzweiflung geharrt. Bedenke das, und gehe."

„Du mußt es ſehen," fuhr Walter entſchloſſen fort, „nur ſehen! den Segen des mütterlichen Blickes, ſey dieſer auch ſtarr und kalt, ſoll das unſchuldige Geſchöpf nicht entbehren. Ich will ja gehen — denn du haſt mein Wort; aber — ſieh es erſt an, Emilie!"

„Nun denn," ſagte ſie düſter, „weil ich denn muß." Er trug es an ihr Bett, und hielt es ihr knieend hin. „Sieh es an, es ſind deine Züge!"

Sie ſchien tief erſchüttert; doch faßte ſie ſich bald, und verſetzte dumpf:

„Es iſt das Kind eines Nichtswürdigen, die Frucht eines abſcheulichen Betrugs, das Zeugniß meines Elends. Es iſt genug.“ Sie ſchloß die Augen.

„Emilie! ſage was du willſt,“ nahm Walter ſehr weich das Wort. „Jetzt weiß ich was ich zu thun habe. Ich kenne dein Herz; unruhig wegen des Geſchicks des mir Anvertrauten, ſoll es, wenn es einmal aufthaut, nicht ſchlagen. Es iſt dein Kind, und es ſoll das meine ſeyn. Ich bin ein armer Mann — aber kann Liebe und Pflege reich machen, ſoll es beſſer als in ſeiner angebornen Herrlichkeit aufgehoben ſeyn.“

Da brach die Baronin auf einmal heftig in Thränen aus. — „Du — dein —“ flüſterte ſie leiſe, „ja dann mag es auch mein Kind ſeyn! „Aber, vergiß es nicht, nur abweſend, nur in der Nähe des Mannes, deſſen Namen nie ſein Ohr beflecken darf, iſt es mein — Walter! wohin du auch zieheſt — laß mich von dir hören. Es ſoll nicht mehr ganz ohne Mutter ſeyn — ach! ſeine arme Mutter hat für ihn nur Gold und Gebete; mögen die erſezen, was ihm an Mutterſorge, mir an Liebe fehlen wird.“

Sie küßte das Kind leiſe auf die Stirne. Eine heiße Thräne fiel darauf; aber es war ein geweihter Tropfen. Dann winkte ſie Waltern, daß er gehen möchte. — Er erhob ſich langſam, um ſich zu entfernen, aber der raſch ausgeſprochene Laut ſeines Namens rief ihn zurück. Er nahete ſich wieder. — Finſter, ſcharf, als wollte ſie einen inneren Kampf ſchnell bezwingen, zog ſie einen Ring von dem Finger, und legte ihn in ſeine Hand. „Nimm dieſen mit,“ flüſterte ſie; „meinen Verlobungs-Ring. Er ſteckte ihn an meinen Finger; ſeine Strafe hat begonnen und unſere Verbindung iſt von dieſer Stunde an nur Schein.

Ich habe nichts anders bei der Hand. Befreie du mich von ihm. Möchte er dem Knaben nur halb ſo viel Segen bringen, als er mir Elend gebracht — vielleicht, einſt — wenn jener nicht mehr athmet — dürfte durch dich ſein Anblick mich zum erſten Male erfreuen. — O Walter! thue damit was du willſt!"

Der Arzt trieb. Walter eilte, von dieſem bis an die Treppe begleitet, ſchnell aus dem Hauſe, hin, wo ihn die Amme erwartete, mit welcher er, einen neuen Entſchluß faſſend, auf das Land eilte. Der Arzt ließ indeſſen die Wärterinnen wieder hereintreten. Nachdem er ſich um die Wöchnerin noch etwas beſchäftigt hatte, trat er an die Wiege. Eine bedenkliche Miene und ſtumme Zeichen verriethen, daß, was er längſt befürchtet, eingetroffen ſey. Er ließ die Wiege hinaustragen, ſtellte ſich als wäre Hülfe noch möglich, und gebot der erſchrockenen Amme, der Wöchnerin nichts merken zu laſſen. Endlich wagte er die beſtürzte Umgebung mit dem wirklichen Tode des Kindes bekannt zu machen. In dem nächſten Augenblicke fuhr ein Wagen in den Thorweg hinein. — Der Baron hatte, in ſeiner Vaterfreude, das faſt Unmögliche gethan. Vor dem folgenden Morgen war er nicht erwartet. Das erſte, was ihm begegnete, als er ſchnell in das vordere Zimmer ſeiner Gemahlin hineintrat, war die kleine Leiche, und in ihrem Anblick der Tod ſeiner Freude, ſeiner liebſten Hoffnungen, die Hoffnung ſeines ganzen Lebens! Emilie begann ihre Rache zu genießen.

Als Walter, alle andern Verhältniſſe zerreiſſend, mit dem Kinde in der abgelegenen ländlichen Wohnung der

Amme angekommen war, miethete er auch ſich ſelbſt bei ihr ein. Ein großer Entſchluß wogte in ſeinem Buſen, der ſich in der erſten einſamen Stunde, wo, allein mit dem Kinde, dieſes die heitern lieben Augen in die ſeinigen ſpiegelte, — feſt mit ſeinem Willen vereinte und dadurch in's Leben trat. Er ſchwur ſich leiſe, die Bildung dieſes Knaben zu dem neuen Zwecke des eigenen verfehlten Daſeyns zu machen, und von dieſer Stunde kehrte ihm Muth und Luſt zum Leben zurück. Dadurch, meinte er, konnte dieſes, das er bei ruhiger Erwägung ſelbſt von einem Vergehen befleckt fand, das ihm immer einleuchtender wurde, wenn er ſeine Seele in die unſchuldigen Blicke verſenkte, deren kleinen Beſitzer er des Ranges, der Geburt, alles deſſen, was das Leben ehrt und ſchmückt, beraubt hatte — aufs neue ihm Haltung und Würde geben. Nur dann, ſagte ihm die innere Stimme, die bei den tiefen Leiden der aufgeregten Freundin, betäubt worden war, dann, und nur dadurch konnte er jenes Vergehen ausſöhnen, wenn er dem Beraubten etwas höheres und werthvolleres zum Erſatz gab, ja ſo erſchien ihm ſogar die eigene frühere Zerriſſenheit, der Strom von unheilbringenden Ereigniſſen, die ihn geblendet und fortgeriſſen, als die Fügung höherer Vorſehung, die ihn ſolcherweiſe auf einen ſegensreichen Standpunct gehoben, auf dem er ſelbſt die Quelle eines beſſeren, unvergänglicheren Glückes werden konnte. Denn, welche Erziehung hätte wohl dem Kinde, in einer ſo unglücklichen Ehe, die noch vor ſeiner Geburt durch Trug, Erbitterung und gehäſſige, alles zerſtörende Leidenſchaften innerlich zerriſſen worden war, werden können? Er fühlte ſich vom Schickſale beſtimmt, das Üble, was der feindliche Einfluß der Verdorbenheit der Welt ſchon an dem unſchuldigen Opfer verübt, an dieſem wieder gut zu machen. Dieſe edlere Beſtimmung war ihm klar geworden. Er fand, als er tief prüfend in ſich ſelbſt hineindrang, daß er doch mehrere ſchöne Kenntniſſe erworben hatte und noch beſäße, wie zerſtreut und vereinzelt ſie ſich auch im Rauſche der Verirrungen, unter einander verworren hatten, und ſein geſtählter Muth zweifelte nicht, ſich in ſich ſelbſt Hülfsquellen eröffnen zu können. So träumte er, freilich nicht lange, denn er hatte Kraft gewonnen, zur That zu erwachen. Allein ehe er mit ſich ſelbſt einig wurde, wie er es am zweckmäßigſten angreifen ſollte, lief ein Schreiben von dem Freunde ein, das ihm kurz, in nur von ihm verſtandenen Ausdrücken, meldete: daß Alles, ohne irgend einen Verdacht zu erregen, gelungen war. Es wurde darin auf eine Weiſe über die Verzweiflung des Barons frohlockt, die ihm nicht mehr wohlthat, denn er hatte einen Begriff von Vatergefühl bekommen, das verlaſſene Kind hatte ihn milder gegen deſſen Vater geſtimmt, und der exaltirte Zornrauſch der noch immer Geliebten, den ihre Gegenwart, auch ihm mitgetheilt hatte, war bei dem Anblicke des ruhigen Kindes, das auch das ihrige war, allmählich verdunſtet. Es war ihm, als müſſe er ſich deſſen ſchämen. In dem Couvert lag noch ein Blatt. Er riß es heftig auf, denn er vermuthete ein Schreiben von ihr. Es enthielt aber keine einzige Sylbe von Emiliens Hand, nur einen ſehr bedeutenden Wechſel, ſo groß, daß er mehrere Jahre anſtändig, und hätte er es gewollt, auf kürzere Zeit ſogar glänzend hätte leben können. Sollte er ihn annehmen? Er bedachte ſich nicht lange. Durfte er ausſchlagen, was die Mutter dem Sohne ſchenkte, ſein vielleicht einziges Erbtheil?

Mehrere Jahre vergingen. Walter hatte ſich ſelbſt ausgebildet, indem er ſich zur Bildung des geliebten Weſens fähig zu machen ſucht. Da erhielt er einen neuen, auch recht großen Wechſel. Voller Freude belegte er ſogleich die Summe. — Von dieſer Zeit an empfing er jährlich einen an Werth faſt ähnlichen. Von der Hand der Mutter ſah er indeſſen nie ein Wort. Sie hatte ſich ja gelobt, jede Verbindung mit ihm abzubrechen, ja es ſchien als hätte ſie es zur Pflicht ihrer Scheinehe gemacht — vielleicht nur um ein Recht zu haben, ſich anderen Neigungen um ſo rückſichtsloſer überlaſſen zu können — ſich von jener Stunde an, nie einen Schritt zu geſtatten, der einer verehelichten Frau verargt werden könnte. — Aber er dachte in ihrer Seele, und errieth wahrſcheinlich ihren Sinn. Daher veränderte er, um jeder möglichen Entdeckung aus dem Wege zu gehen, mehrmals den Ort ſeines Aufenthalts, verließ ſogar ſein Vaterland, und lebte, dem Vermögen ſeines Zöglings gemäß, zwar ohne Glanz, aber jedoch in den gebildetſten Zirkeln einer ſehr gebildeten Stadt des Nachbarlandes. Von dort aus ſchrieb er ihr regelmäßig von Zeit zu Zeit; doch dieſe Briefe, die ohne Adreſſe an den Freund abgingen, enthielten nur Nachrichten — die, Dank ſey es ſeinem unermüdlichen Streben, dem glücklichen Naturell und den regen Geiſtesgaben des Kindes, immer glücklich ausfielen, von ſeinem Sohne.

Von dem Freunde erhielt er indeſſen zuweilen Briefe, worin dieſer, in dem Tone anderer Stadtneuigkeiten, ihm mittheilte, was von der Familie des Barons geſprochen wurde und er ſelbſt bemerkt hatte; jedoch ſo, daß Walter nicht in den hinzugefügten Bemerkungen unterſcheiden konnte, ob der Freund ſelbſt ſprach, oder ſeine Worte nur der Wiederhall der öffentlichen Meinung ſeyen.

So hatte er ſchon in dem zweiten Jahre ſeines neuen Lebens erfahren, daß die Baronin, nachdem ſie von dem Wochenbette glücklich geneſen, ſpäter von einer gefährlichen Krankheit befallen worden, die ſie mehrere Monate hindurch in ihrem Zimmer gehalten, eine natürliche Folge des Grames, dem ſich ihr Gemüth vor der Welt, ja ſelbſt vor der nächſten Umgebung unterworfen hatte. Sie ſchwebte lange am Rande des Grabes; allein auch ſie war zu erneuertem Leben, wiewohl nicht zum neuen Leben aufgeſtanden, obgleich ſie erſt dann mit entſchloſſener Kraft in die Welt trat. — Weiter hatte Walter erfahren, daß der Baron, des kalten übermüthigen Tons ſeiner Gattin müde, fern von ihr lebte, ſich auf ſeinem Gute viel mit der Jagd beſchäftigte, ſeiner früheren eingezogenen Lebensweiſe zum Trotze, viele Pferde hielt, ſogar, wie man ſich in's Ohr flüſterte, große Summen an eine Geliebte verwandte, und endlich ſich dem Spiele ergeben hatte. Sie dagegen lebte, untadelhaft zwar, indem nicht der kleinſte Flecken an ihrem Rufe heftete, allein in einem ſehr üppigen Kreiſe. Sie machte ein glänzendes Haus, worin Wohlleben und Verſchwendung herrſchte, das mit ihrem unſinnigen Hang zu allen Vergnügungen, mit ihrer ausgelaſſenen Luſtigkeit vereint, den umſichtigen Beobachter auf innere Zerriſſenheit des Gemüths ſchließen ließ, für die man, ſowohl in körperlicher als geiſtiger Beziehung, dem Baron die Schuld beimeſſen wollte. Ihre Lebensweiſe wurde indeſſen immer ſchärfer getadelt, ſo wie Neid, Eigenſucht und Zorn, das Unbegreifliche nicht begreifen zu können, ihre bitteren Stimmen darein miſchten; obgleich es zum guten Tone gehörte, Zutritt in ihrem Hauſe zu haben. Dabei wurde vielleicht nicht bloß in Walters Seele das Andenken an ihre Mutter wach, und oft fiel es ihm ſchmerzlich auf, wie die ihm vorgelegten Andeutungen, leider, in vielen Beziehungen, mit der von jener geführten, und ſpäter von der Tochter mit Unmuth erwähnten Lebensweiſe übereinſtimmten.

Spätere Briefe ſprachen von Emilien in einem faſt bitteren Tone. Die Zeit und das Leben hatten auch ihren mächtigen Einfluß auf die Geſinnungen des Arztes ausgeübt. Auch er ſchien die frühere faſt zu warme Theilnahme zu bereuen. Der Umſtand, daß er aus ſehr begreiflichen Gründen, Hausarzt bei ihr geworden, hatte ihn auch in ein Verhältniß mit dem Baron gebracht, der zwar, wenn er zuweilen in der Stadt war, in dem Hauſe ſeiner Frau einkehrte, aber ſie höchſt ſelten ſah, und nie ihre Geſellſchaften beſuchte. Der Arzt ſchien ihn jetzt zu beklagen; beſonders drückte er ſich mit Bitterkeit darüber aus, daß ſie, als das Vermögen ihres Gemals, wie es hieß, zerrüttet war, und ſeine Gläubiger Bezahlung von ihr, oder wenigſtens Sicherſtellung durch ihre Güter verlangten, beides entſchieden verweigert hatte. „So wandelbar ſind die Geſinnungen der Menſchen. Früher hat er doch etwas weit härteres gebilligt!“ ſeufzte Walter. Er wußte, aber freilich er allein, daß ſie ſtreng genommen, es nicht einmal durfte. Doch ſeine Geſinnungen waren verändert. Zum Manne gereift, mit den Anſprüchen der

Welt und mit ihren Verhältniſſen genauer bekannt, und dieſen im reiferen Alter immer größere Rechte einräumend, konnte er ſich nicht verbergen, daß Vieles zur Entſchuldigung der Mutter, ja vielleicht ſelbſt zu der des Barons ſprach. Eine ſolche Verbindung, die ſie ſelbſt noch tiefer in der Meinung der Welt herabgeſetzt haben würde, hätte ſie ja unmöglich zugeben können und war jene gegenſeitige, Anſtand und Sitte trotzende, Liebe im Grunde etwas anders als eine gewöhnliche Jugendthorheit geweſen? Die Mutter, gewöhnt durch Täuſchungen Emiliens Willen zu beherrſchen, wußte ja recht gut, daß eine geſchmeichelte Neigung, die nie durch Widerſtand zur Leidenſchaft geſteigert wird, allmälich verſchwindet; und hätte der Tod ſie nicht überraſcht; hätte ſie nicht in dem unſeligen Wahn gelebt, jenen entfernen zu können, indem ſie nie etwas unternahm, das ihn und ſie daran erinnern könnte, daß ein Weſen athmete, das heimlich vor ihm zitterte; wären die Briefe, welche zu vernichten dieſer Wahn ſie gehindert, nicht gefunden worden: möglich dann, wahrſcheinlich ſogar, daß Emilie ein ſogenanntes glückliches, oder wenigſtens nicht unglückliches Leben mit dem Baron hätte führen können. Hatte die Welt doch der Mutter Erſatz für ſchönere Anſprüche, die ſie nie gekannt, oder nie gewürdigt hatte, gegeben. Aber indem er ſo die beiden Verſchworenen, ja ſelbſt Emilien entſchuldigte, obgleich nicht rechtfertigte, verdammte er um ſo mehr die eigne leidenſchaftliche Mitwirkung. Doch es war geſchehen, und ſeine Reue trug ſchönere Früchte, als er je geahnt, als er vielleicht, mit Emiliens Hand und ihrer Liebe beglückt, je eingeerntet hätte. Um ſo inniger ſchmiegte er ſich an

daß jugendliche Weſen, das ihn mit voller kindlichen Liebe
umfaßte. Es hieß nicht bloß, es war ſein wahrer geiſti-
ger Sohn geworden.

In der letzteren Zeit hatte er ſo gut wie nichts aus
der Reſidenz ſeines Vaterlandes gehört, und als eine
Folge davon auch nicht dahin geſchrieben. Eine gewiſſe
Scheu, vielleicht die geheime Furcht einer möglichen Ent-
deckung, die ihn nun, in ſo fern ſie ihm den geliebten Sohn
rauben konnte, gränzenlos elend gemacht haben würde,
hielt ihn von allen reiſenden Landsleuten fern. Nur ſo
viel hatte er erfahren, daß ſein Freund todt ſey, daß das
Haus der Baronin nicht mehr unter denjenigen genannt
wurde, die eigentlich en vogue waren, ja daß von ihr
nur mit einer Art Geringſchätzung geſprochen, und endlich
daß das Gut des Barons von ſeinen Gläubigern in Be-
ſitz genommen war; auch — ſo wurde es flüchtig erzählt,
und eine beſtimmte Frage wagte er nicht — auch ihre Ver-
mögens-Umſtände, ſollten — eine natürliche Folge ihrer
Verſchwendung, in großer Unordnung ſeyn.

So waren zwanzig Jahre beinahe verfloſſen. Walter
nahete ſich dem Frühherbſte des Lebens, deſſen Sommer
ihm ſchon erquickende Früchte getragen und ihn auf die
Reiſe noch ſchönerer verwieſen. — Theodor — ſo hatte er
den angenommenen Sohn, dem er mit ſeiner Liebe auch
ſeinen Zunamen gegeben, taufen laſſen — Theodor war,
in der Fülle eines genußreichen Lenzes ein liebenswürdiger
Jüngling geworden. Von der Natur freigebig beſchenkt;
in der ſchönen, geiſtigen, und in einer höchſt gefälligen
körperlichen Entwickelung begriffen, kam er um dieſe

Zeit, nachdem ſie mehrere europäiſche Gegenden beſucht, mit dem Vater in Paris an.

Kurz vor ihrer Ankunft daſelbſt war Walter von einer Krankheit befallen worden, zwar nur von einem heftigen Erkältungs-Fieber, allein es erinnerte ihn doch lebhaft daran, daß auch er ſterblich ſey. Die Vermögens-Umſtände des Sohnes waren geordnet; die mütterliche Freigebigkeit hatte ihn ſo wohlhabend gemacht, daß, mit Rückſicht auf ſeine ſchon erworbene Kenntniſſe — ſelbſt in der Wundarzneikunde war er nicht unerfahren — ſeine Zukunft ſicher geſtellt ſchien. — Dennoch entſtand ein peinlicher Zwieſpalt plötzlich in Walters Innerem. Sollte, durfte er aus der Welt ſcheiden, und den Sohn in einer vielleicht unheilbringenden Ungewißheit über ſeine Geburt laſſen? Gerüchte verbreiteten, daß der unbekannte Vater verarmt, und wahrſcheinlich hülfsbedürftig ſey; und die Mutter, die ihn ſo reich beſchenkt, möglich nur von den kargen Überreſten ihres verſchwundenen Vermögens ein trauriges, freudenloſes Daſeyn fortſpann. Sollte er die von ihm ſelbſt niedergeſchriebenen, jedem Andern dunkeln Notizen, die dem Sohne nur ein irreleitendes Licht geben konnten, vernichten? Er hatte ſeine Papiere durchgeſehen; ſie lagen vor ihm ausgebreitet. Unter dieſen befand ſich auch der bis jetzt ſorgfältig und heimlich aufbewahrte Ring. Seine Augen ruheten darauf. Wohl öfters hatte er ihn lange und ſinnend betrachtet, aber in dieſem Augenblicke, da die Möglichkeit, ſich von dem geliebten Sohne trennen zu müſſen, ihm zum erſten Mal recht lebhaft vorſchwebte, fand er eine Deutung an dem Ringe, die ihm nie früher in die Seele gekommen war. Der Ring war aus zwei in einander verſchlungenen goldnen Schlangen gebildet, die aus der Mitte eines ſchleifenartigen Knäuels die Köpfe emporſtreckten, die in den Rachen einen kleinen, blinkenden Diamant umſchloſſen; das Bild — ſo kam es ihm in dieſem Augenblicke vor — einer unglücklichen Ehe, die jedoch, gehäſſigen Leidenſchaften zum Troze, etwas Beſſeres und Klareres als ſie ſelbſt hervorgebracht, um das ſich beide Ältern ſtreiten. — Ein nur zu treues Bild des gegenwärtigen Verhältniſſes, über das — die klaren Strahlen des Edelſteines bezeugten es — eine höhere Vorſehung waltete! — Durfte er, da ſeine Überzeugung beſtätigte, was ſein Herz ausſprach — dennoch in die unbekannte Zukunft dieſes Weſens vielleicht verderblich eingreifen? Da fielen ihm Emiliens letzte Worte ein: Thue damit, was du willſt! —

„Was ich will!" ſeufzte er leiſe! „Wohlan denn! ich will der Stimme in meiner Bruſt gehorchen; was ſie mir ſagen wird, ſoll mir eine höhere Fügung ſeyn; die mag walten; bis dahin bleibe ich ſein Vater; denn ein eigenmächtiges Eingreifen geſtatte ich mir nicht mehr." — Damit zerriß er raſch, was er ſelbſt niedergeſchrieben, denn er fühlte, daß es, ſo dunkel wie es war, eine vielleicht noch größere Verworrenheit herbei führen, und dabei dem von ihm gegebenen Worte widerſprechen würde. Was auch geſchehen möchte, durch ein dunkles Räthſel wollte er nicht den klaren Sinn des Sohnes trüben.

Da trat dieſer in's Zimmer. Walter hatte ihn vorſätzlich, aber mit Mühe entfernt, denn Liebe und Unruhe banden ihn an das Krankenzimmer des väterlichen Freundes, und deſſen Sorgfalt um die Geſundheit des geliebs ten Sohnes, hatte dieſen fortgetrieben, oder vielmehr die Angſt um ſeine Zukunft forderte eine einſame ungeſtörte Erwägung. „Was haſt du da?" fragte Theodor, dem der noch unverhüllte Schein des Edelſteines in die Augen blinkte, ſchnell. „Wirklich — wer ſollte das gedacht haben, ein Kleinod, das du mir noch nicht gezeigt."

„Da du es geſehen," erwiederte der betroffene Walter, hurtig gefaßt, „biſt du auch in deine Rechte getreten. Es gehört dir, ein Andenken von deiner Mutter. — Sie hat den Ring getragen. Nimm ihn, und hebe ihn gut auf, ungeſehen ſo wie ich gethan. Laß ihn an deinem Buſen ruhen, als ein ſüßes Geheimniß, das nicht der Welt gehört, aber im Stillen den Beſitzer beglückt. Wer weiß, ob nicht"— Er hätte vielleicht geſagt, was ihn gereuet haben würde, wenn Theodor ihn nicht raſch unterbrochen:

„Sie hat ihn getragen?" rief er, „nun wohl, da muß er mich ja auch beglücken — vielleicht kömmt er mir in einer guten Stunde. — Woher kömmt es, daß ich jetzt weit mehr, als da ich ein Kind noch war, unzufrieden mit mir ſelber bin? Es iſt mir, als thäte es mir manchmal Noth um einen ſtummen Warner! — Wie ſelten haſt du mir die Mutter genannt! Nun ich habe wohl bemerkt, daß ihre Erwähnung dich immer ſchmerzlich bewegte. — Ich weiß ja, daß ich keine mehr habe — keine Frage mehr ſoll dir wehe thun; aber dieß Andenken hat mich recht glücklich gemacht."

Walter ſchwieg, ſtill erröthend; es war ihm in dieſem Augenblicke unmöglich, eine früher hingeworfene, räthſelhafte Unwahrheit zu wiederhohlen, und doch machte er kurz hernach, als er ſich täglich beſſer und bald ganz vergeſtellt fühlte, ſich Vorwürfe, daß eine augenblickliche Verzagtheit ihn verleitet hatte, einen Schritt zu thun, der vielleicht ſeinem Geheimniß gefährlich werden konnte. Allein er ging nach Paris, und vielleicht erſt ſpät oder nie nach dem Vaterlande zurück. Der Jüngling hatte eigentlich keines; wo es ihm am beſten gefiel, mochte er ſich eins begründen. Was war alſo zu befürchten?

In Frankreichs Hauptſtadt angelangt, traf Walter wohl verſchiedene Landsleute, ſogar einen Mann an, den er in früheren Zeiten ſelbſt gekannt; allein er war dieſem faſt fremd geworden, und auch von ihm erfuhr er nur ſehr wenig, und wenigſtens nichts neues von der Familie, deren Schickſal ihm allein wichtig war. Nur daraus, daß die Baronin aufgehört hatte, in der Mode zu ſeyn, ſchloß er auf ihre gänzlich zerrütteten Vermögensumſtände, auf ein dunkles, unbeachtetes, wahrſcheinlich unglückliches Leben, da die große Welt, die ihr früher alles geweſen, ſie, wie es ſchien, von ſich geſtoßen. Mußte denn Emiliens Ehe auch in dieſem Stücke der der Ältern ähnlich ſeyn!

Glücklicherweiſe ahnete Theodor nicht, was die väterliche, liebevolle Bruſt bedrückte. Er ſtürzte ſich mit jugendlicher Heiterkeit in das friſche Leben, das ihn von allen Seiten aus der fremden Umgebung anwehte. Es war Walter gelungen, — vielleicht weil er ſich zum Vater gebildet hatte, von dem Wahne frei, daß der bloße Name ihn dazu mache — die ſchwere Aufgabe zu löſen, die Würde deßſelben zu behaupten, und zugleich dem Sohne ein heiterer, Vertrauen erregender Freund zu ſeyn. Wirklich ſchüttelte auch Theodor ohne Scheu, den größten Theil ſeiner kleinen Geheimniſſe in ſeine Bruſt; alle wohl nicht, denn der offene heitere Jugendſinn, der bald gleichgeſtimmte und gleichjährige Freunde findet, ſcheuet unwillkührlich den prüfenden Blick des reiferen Mannes. Walter mißbilligte ſolche Verbindungen nicht, und begleitete ſie nur mit einem umſichtigen, doch keinesweges lauernden Blick. Er hielt ſehr viel auf die Erziehung der Welt; er wußte, daß der Menſchheit Loos Irrthum ſey, daß der ſogenannte reinere Menſch deßwegen eben nicht immer der beſſere ſey, und daß Verirrungen nöthig ſeyen, um einen Mann im ganzen Sinne dieſes Worts zu bilden. Auch brauchte der Jüngling ja — Dank ſey es der Sorge der Mutter — nicht zu kargen. Walter hatte es gern, daß der Sohn die Verhältniſſe des geſelligen Lebens kannte, damit er ſich in allen frei bewegen konnte; deßwegen hütete er ſich wohl, dem Jüngling als ein beſchwerlicher Schatten zu folgen, er ſuchte ſich nur ſeines Vertrauens zu verſichern; auch wußte er es ſogleich, als Theodor ſich in jugendlicher Aufwallung, warm an einen jungen, liebenswürdigen Franzoſen geſchloſſen, mit dem er in einer erregten Stunde Bekanntſchaft gemacht, und der ihn nachher zu vielen kleinen Thorheiten verleitete.

Unter andern führte dieſer, um, wie er ſagte, den ausländiſchen Freund in alle Pariſer Geheimniſſe einzuweihen, in ein Haus ein, wo eine vornehme und ausgelaſſene Jugend von beiden Geſchlechtern bis tief in die Nacht ein ſogenanntes kleines Spiel machte, bei dem indeſſen recht große Summen, wenigſtens nach Theodors Begriffen, verloren gingen. Walter warnte, aber er verbot nicht; es war ihm vielleicht ſogar recht, wenn eine derbe Lehre dem Jüngling ein kräftiges Gegengift gegen die immer größere Verſuchung darreichte. Auch er befolgte, obgleich zwar im edleren Sinne, die Methode der Gräfin, indem er kurz hernach, als ein verworrenes Gerücht von einem Vorfall in jenem Hauſe, woran der Sohn Antheil genommen hatte, ihm obgleich dunkel durch dienſtfertige Zwiſchenträger zu Ohren gekommen war, Theodorn eine ſich ſelbſt belohnende That ganz in der Nähe zeigte, wozu er, durch ein leichtſinniges Wagen, das zu ſeinem Nachtheil ausgeſchlagen war, ſich ſelbſt die Mittel geraubt hatte.

Theodor erwiederte heiter und ſchnell, aber mit niedergeſchlagenen Augen: „Meine Hand darauf! ich gehe nicht mehr hin.“

Walter, beſtürzt, daß die Züge des Jünglings mehr Verlegenheit als Reue ausſprachen, drückte ſeine Hand feſt zwiſchen den ſeinigen, ohne ſie los zu laſſen. „Du biſt,“ fuhr er langſam fort, „um eine hübſche Summe, meine Erſparniß ſeit längerer Zeit, beſtimmt, dir Paris angenehm zu machen, gekommen!“

In dieſem Augenblicke zog Theodor mit einem ſchmerzlichen Zucken die Hand raſch aus der ſeinen. — „Ja,“ ſagte er, „doch,“ fügte er, ſeine großen Augen auf ihn heftend, faſt heiter hinzu: „Ja! doch bereue ich es nicht. Iſt das zu theuer erkauft, gelernt zu haben, eine vielleicht weit größere Summe nie mehr hinzuwerfen?“

Walters Blick war durch das raſche Hinwegziehen der Hand, faſt unwillkührlich auf dieſe gezogen; er gewahrte mit Erſchrecken Blut daran, und bei genauerem Hinſehen bemerkte er, daß ein leichter Blutſtrom aus Theodors

Ärmel hervorrieſelte. „Gerechter Gott!" rief er erſchrocken, „was iſt das, verwundet!"

„Eine leichte Schramme!" erwiederte Theodor! „Dein Handdruck verurſachte mir einen ſchneidenden Schmerz; durch die heftige Bewegung des Zurückziehens iſt der Verband aufgegangen. Sey nur ruhig! Es iſt nichts!"

„Du haſt dich geſchlagen, ohne mir etwas zu ſagen. O! mein Gott!"

„Geſchlagen eigentlich nicht. Sey ruhig und frage nicht weiter! Laß mir die Freude, meiner Unbeſonnenheit einen vielleicht doch belohnenden Erfolg geben zu dürfen," fuhr er ſchmeichelnd fort. „Ich trage noch immer das Andenken meiner Mutter; glaube mir, etwas ganz Unwürdiges ſoll es nie beflecken."

„Gut!" verſetzte Walter, „ich will dich gewähren laſſen; ich vertraue dir, ob du mir auch dein Vertrauen verweigerſt; doch deine Wunde will, muß ich ſehen."

Nachdem der Vater ſich überzeugt, daß die leichte Schramme im Arm nicht gefährlich ſey, ſagte der Jüngling gerührt und liebkoſend: „Vater! du ſollſt nicht dein Vertrauen bereuen. — Glaube es mir, es iſt nicht mein Geheimniß."

Von dem Augenblicke entſchlüpfte Waltern kein Wort, das auf jenen Vorfall Beziehung hatte; dem Jüngling eben ſo wenig; nur bemerkte der Erſtere: daß Theodor Abends um eine gewiſſe Stunde einen heimlichen Gang mache, von dem er durch keine Geſellſchaft, kein lachendes Vergnügen ſich abhalten ließ. So gingen einige Tage, eine ganze Woche hin. Walter war, oder ſchien wenigſtens ruhig; nur ſeinen Grundſätzen getreu, hütete er ſich, dem

Jüngling, der es vielleicht erwartet hatte, die verlorne Summe zu erſetzen. Er ſollte fühlen, daß er thöricht gehandelt.

Eines Morgens aber trat Theodor, deſſen grübelndes Sinnen ihm ſeit einigen Tagen nicht entgangen war, ernſt, halb furchtſam vor ihm hin. „Vater!" begann er, „ich habe eine große Bitte an dich, wozu deine Liebe mir Muth gibt; — ich brauche Geld — viel Geld."

„Du brauchteſt dieſe Bitte nicht, wenn —"

„Vater! ich bereue jenen Verluſt nicht; ich werde durch Sparſamkeit dieſe Summe wieder einholen; doch deine Bedürfniſſe dürfen nicht darunter leiden, nur befürchte ich, daß du —"

„Das Capital, worüber ich diſponire, gehöret dein, von deiner Mutter. Es ſollte dir aber unverkürzt bleiben."

„O! dann darf ich. — Es gilt Ehrenſchulden."

„Du Schulden?" rief Walter beſtürzt. „Theodor!"

„Nicht eigentlich die Meinigen!" unterbrach ihn dieſer ſchnell! „du haſt mich aber gelehrt, nichts halb zu thun. Mein beſſeres Capital, das ich dir ſchuldig bin, bleibt mir ja — Geſundheit, Kenntniſſe."

„Kannſt du bis morgen warten? Ich habe nichts im Hauſe! wie viel?"

„Viel! 100 Louisd'ors" ſprach der Jüngling leiſe.

„Es ſey!"

Theodor warf ſich wie freudetrunken an ſeine Bruſt, und verließ ihn dann ſchnell. Walter ſah ihm bedenklich nach. — Hatte er recht gethan oder nicht, dem glühenden Jüngling ſo unbedingt nachzugeben? Forderte ſeine Pflicht als Vater nicht größere Umſicht? Wäre vielleicht nicht ſchon der lange gefürchtete Augenblick gekommen, da Vernunft, Erfahrung, Beſonnenheit mit jugendlicher Leidenſchaft in Streit gerathen; und zwiſchen der Gefahr, zu nachgiebig zu ſeyn und der: das durch mehrere ſorgenvolle Jahre gewonnene Vertrauen einbüſſen zu können, ihn ſtellen müſſe? Es beſuchten ja auch Frauen jenes unter dem Mantel eines geſelligen Vereins verſteckte Spielhaus. Es war zu Händeln gekommen, Blut war gefloſſen, das Blut, das ihm das theuerſte auf der Erde war; mehr wußte er nicht. Wenn aber nun ein weibliches Weſen den Sohn in ein Netz verwickelt, das ihn bedeutenderen Gefahren, als die einer verlorenen Summe bloß ſtellen konnte? Selbſt die Zuverſicht des Jünglings, ſein lächelndes Schweigen konnte ja bedeuten, daß er von ſo bezaubernden Reizen ſich beglückt wähnte, daß dieſe auch an dem Vater und Freund ihre ſiegende Gewalt bewähren würden. Solche Gedanken bewegten ſich, immer größere Unruhe erregend, in Walters Bruſt. Zu ſpät warf er ſich vor, daß er zu blindlings vertraut, daß ſeine zu große Nachſicht den Jüngling zu übermüthiger Selbſtſtändigkeit gebildet. Er fühlte ſich beklommen, in ſich verworren; es war ihm, als läge ſchon die Mühe langer Jahre, der Lohn ſeiner Liebe und Sorge zernichtet vor ihm da. Er war aus dem Hauſe geeilt, um im Freien ſeinen Gedanken nachzuhängen. So waren mehrere Stunden vergangen. Als endlich der ſinkende Tag ihn an die Rückkehr mahnte, begegnete er zufällig dem oben erwähnten Landsmann.

Dieſer ging arglos auf ihn zu. „Wiſſen Sie was Neues aus unſerer Vaterſtadt? Die Baronin B. ſoll hier in Paris angekommen ſeyn. Man hat mir freilich von ihrer ziemlich geräuſchloſen Abreiſe geſchrieben; man wußte aber nicht wohin. — So eben höre ich, daß ſie ohne männliche Begleitung, mit einer alten Kammerfrau in einem ſehr anſtändigen Hotel-garni, wo es doch ziemlich theuer hergeht, abgeſtiegen ſey. Ihr erſter Beſuch ſoll bei unſerem Geſandten geweſen ſeyn. Ich denke eben daran, ob ich meinen Beſuch bei ihr ablegen ſoll.“

Nach einem kurzen, gleichgültigen Geſpräch, unter welchem Walter, ſo gut er konnte, ſeinen Schreck und ſeine Verwirrung verbarg, trennten ſie ſich.

Was wollte die Baronin in Paris? ihn aufſuchen? Woher hatte ſie denn ſeinen hieſigen Aufenthalt erfahren? Und in welchem Augenblicke? da er ſelbſt zum erſten Mal ſich in einer lebhaften Unruhe über den theuren Gegenſtand befand, der vielleicht auch der Troſt, die Hoffnung ihres liebebedürfenden Herzens endlich geworden? Was konnte er ihr ſagen? ſollte er ſie ſuchen, oder ruhig ihren Ruf abwarten?

In dieſen unruhigen Betrachtungen hatte er die ſpäte Mittagsſtunde verfehlt, und erſt nachdem es Nacht geworden war, erreichte er ſeine Wohnung. Der Thorweg ſtand offen. Er war eben im Begriff in die Loge des Pförtners einzutreten, um zu erfahren, ob Niemand nach ihm gefragt hatte, als er beim Schein der Treppenlaterne Theodor in ſeinen Mantel gehüllt, die Treppe raſch herab kommen ſah. Er drückte ſich faſt unwillkührlich ſchnell in die dunkle Ecke hinter den Thorflügel. Der Jüngling eilte ihm raſch vorüber.

Da konnte Walter der Verſuchung nicht widerſtehn, ihm unbemerkt zu folgen. Er mußte nun klar ſehen, ſein

Unternehmen kam ihm in dieſem Augenblicke ſogar als Pflicht vor, auch blieb ja das Geheimniß, deſſen er ſich nicht zu ſchämen brauchte, in dem eigenen verſchwiegenen Buſen bewahrt.

Er folgte dem Jüngling durch mehrere Straßen, bis in die Allee — ſo nennen es die Pariſer — eines ſchmalen, hohen, bürgerlichen Hauſes, wo er, nun einmal im Eifer, dem Sohne bis in das fünfte oder ſechste Geſchoß nachſtieg, von ſeinen, auf den engen Treppen dröhnenden Tritten geleitet. Auf dem letzten Abſatze hörte er eine Thüre ſich öffnen und wieder ſchließen — dann war jeder Laut verhallt. Nachdem er die letzten Stufen zurückgelegt hatte, befand er ſich auf einem Vorplatz, auf welchem mehrere Thüren, nach ſeiner Vermuthung, hinaus führten, denn es war ſtockfinſter. Nun ſah er erſt das zweideutige ſeiner Lage ein; und entſchloß ſich, ſchnell zurückzukehren, aber im Finſtern tappend, um die Treppe wieder zu finden, ſtieß er an irgend ein daran gelehntes Geräth, das mit dumpfem Geräuſche umfiel, und ihm den Rückzug verſperrte. Indem er dieß Hinderniß wegzuräumen ſuchte, öffnete ſich eine Thür hinter ihm, und eine bejahrte Frau trat mit einem Lichte in der Hand heraus. Schnell gefaßt, war er ſchon im Begriff, eine ziemlich unverdächtige Frage zu thun, als dieſe Frau mit Verwunderung ſeinen Namen nannte. Etwas betroffen ſah er ſie genauer an und erkannte in ihr ſeine und des Sohnes Wäſcherin, deren Wohnung nur, wie er glaubte, dem gemeinſamen Bedienten bekannt war. Es war als ginge ihm bei dieſer Entdeckung ein höchſt unerfreuliches Licht auf. Es war ihm klar, daß ſie entweder eine hübſche Tochter hatte, oder —

was noch beſſer dem Vorgefallenen entſprach — vielleicht nur als Unterhändlerin diente.

„St!“ ſagte er ſchnell und entſchloſſen, indem er einen Louisd'or aus der Taſche zog und ihr denſelben vor die Augen hielt. „Nicht wahr! Sie können ſchweigen?“

„Sie verſchließen mir ja den Mund.“

„Gut! und hier — noch einer, wenn Sie, ohne daß ich entdeckt werde, mir die Geliebte meines Sohnes zeigen?“

„Die Geliebte Ihres Sohnes?“ wiederholte ſie zögernd.

„Ja! ja! verſtellen Sie ſich nicht. Sie iſt in dieſem Hauſe, dieſem Geſchoß, vielleicht in dem nächſten Zimmer.

„Wenn Sie mir verſprechen, mich nicht zu verrathen, denn ich habe Verſchwiegenheit geloben müſſen.“

„Ja! ja! warum lächeln Sie!“

„Weil Sie ein Muſter von einem Vater ſind. Wir verrathen alſo einander nicht?“

„Machen Sie nur geſchwind,“ verſetzte Walter, über die Unverſchämtheit der Frau erröthend.

„Kommen Sie,“ fuhr ſie fort — „aber leiſe, ich will Sie hinführen, wo Sie nicht allein das ganze Zimmer, wo ſich Ihr Herr Sohn befindet, überſehen, ſondern auch jedes Wort, das darin geſprochen wird, hören können. Das Stell-dich-ein iſt in meiner Wohnung.

Sie ſtellte das Licht auf den Vorplatz, und führte ihn in eine kleine, dunkle Küche, die nur von einem breiten, faſt oben an der Decke angebrachten Fenſter, das in ein Nebenzimmer ſah, erhellt wurde; ein dünner Vorhang verhüllte zwar den untern Theil der Scheiben, durch welche der Schein einer düſtern Lampe fiel; allein die Frau rückte leiſe einen Stuhl an der Wand hin, und bedeutete ihm immer lächelnd auf dieſen zu ſteigen.

Mit klopfendem Herzen, nicht ohne einen kleinen Anflug von Scham, ſah Walter in das ſchwach erhellte Zimmer hinab, das zwar klein-bürgerlich, aber recht bequem eingerichtet ſchien. Sein erſter Hinblick fiel auf ein Bett, vor dem er Theodor, halb gebückt, halb knieend, emſig beſchäftigt ſah. Der Athem ging ihm aus; es war als machte ihm ein ſchmerzhaftes Gefühl alles vor den Augen ſchwarz; da flüſterte Theodor leiſe einige ihm unverſtändliche Worte, indem er raſch und fröhlich aufſprang. Jetzt leuchtete es Waltern ein, daß der Jüngling eine Wunde verbunden hatte. Sein Auge wurde wieder klar; es zeigte ihm kein reizendes Mädchen, das ſein Wahn ihm vorgeſpiegelt hatte, ſondern einen kranken, abgehärmten Greis, deſſen weiße bleiche Züge ein Verband, wie es ſchien, quer über die Stirne befeſtigt, undeutlich machte. Mit gefalteten Händen, mit erhobener Stimme ſprach er vernehmlicher als Theodor, nur die Worte: „Ange tutélaire" aus.

Walter hörte und ſah nichts mehr; dieſe Worte, mehr faſt als der Anblick ſelbſt, hatten die Angſt ſeiner Bruſt in dem ſeligen Gefühle aufgelöſ't, das von ihm gebildete Weſen, in einem Augenblick, da er es am allerwenigſten vermuthete, in einer rein menſchlichen Verklärung zu ſehen, die einen hellen Wiederſchein auf ſein eigenes Leben warf. Er ſtieg ſchnell herab, drückte der lächelnden Frau ſchweigend die Hand, legte noch einen

Louisd'or darein, eilte die Treppe hinunter und aus dem Hauſe nach ſeiner Wohnung.

Es hatte niemand nach ihm gefragt; aber dieſer Umſtand beſchäftigte ihn nur flüchtig. Noch in ſeinem ſtillen Zimmer wiederhallten die Worte: Ange tutélaire in ſeinem Ohre, in ſeinem Herzen. Sie waren ihm ein Gegenslaut, der alle Verirrungen der eignen Vergangenheit ausſöhnte. Nun durfte er der Mutter freudig, ſtrafend ſogar, unter die Augen treten. Seine Gedanken kehrten mit warmer Theilnahme an den kranken Greis zurück, von dem er freilich nichts mehr wußte; aber es war, als hätte die Wohlthat des Sohnes den Gegenſtand derſelben ihm theuer gemacht. Mit lebhafter Freude zählte er noch in derſelben Stunde die 100 Louisd'or hin, die er dem Sohne erſt den folgenden Morgen verſprochen, und fügte noch fünfzig dazu, obgleich dieſe Summe bei ihm, der gern, in Beziehung auf die Zukunft Theodors, gegen ſich ſelbſt kargte, und ſich durch die vielleicht hülfebedürftige Nähe der Mutter noch mehr beſchränkt fühlte, unter jedem andern Umſtand Bedenklichkeiten erregt haben würde; aber in dieſem Augenblicke, da das Edelſte in ihm ſo belohnend erregt war, hatte er keinen Sinn für den metalliſchen Klang, der die Welt am meiſten anzieht, die Worte: Ange tutélaire hatten noch immer für ihn den beſten.

Mitten in dieſen beglückenden Betrachtungen trat der Sohn in das Zimmer. In der Freude ſeines Herzens bemerkte er nicht, daß dieſer, betreten, einſylbig, mit faſt niedergeſchlagenen Augen vor ihm ſtand, als er ihm freundlich das bereitliegende Geld mit den Worten hinreichte,

„da, nimm; deine Lehre ſoll dir nicht peinlich werden; bezahle, was du dir aufgebürdet haſt und genieße wie vorher.“

Mit ſchnellem Erröthen ſtreckte der Jüngling langſam die Hand nach den Roulaues aus und ſagte ſeufzend: „Mit der Freude, womit es geſtern geſchehen wäre, kann ich dir nicht danken, Vater! denn ein Zwieſpalt iſt in meiner Bruſt entſtanden, der faſt der Reue ähnlich ſieht. Ich dachte etwas recht Gutes zu thun, und ich fürchte, es iſt nichts damit.“

„Wenn dein Wille nur gut iſt —“ bemerkte Walter, nun erſt aufmerkſam — „dieſer, nicht der Erfolg, gibt der That Werth!“

„So ſey es denn, Vater! aber du beſchämſt mich durch deine Güte. Es iſt mir jetzt, als könnte ich nicht ſchnell genug dir alles erzählen; die thörichte Eitelkeit, glaube ich nun, die mir den Mund verſchloß, iſt verraucht, doch vermag ich es kaum in dieſem Augenblicke peinlicher Zweifel — du würdeſt vielleicht meine getäuſchte Unerfahrenheit auslachen.“

„Gewiß nicht,“ erwiederte Walter; „ich werde dir im Gegentheil, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß du mein Benehmen verkennen möchteſt, mit einem Geſtändniß voran gehen: ich habe dich belauſcht.“

Theodor ſah ihn mit großen Augen an.

„Ja!“ fuhr Walter fort, „ich will lieber zu deinem Billigkeitsgefühle meine Zuflucht nehmen, als mich länger des Bewußtſeyns ſchämen, mit einem Weſen, das uns nicht verſteht, ein Complott gegen dein Vertrauen gemacht zu haben!" Nun erzählte Walter ihm offen, was er gethan, und welche bange Beſorgniſſe ihn dazu getrieben.

„Und wenn du mich nun wirklich" nahm Theodor, als er geendet hatte, das Wort, „in den Armen einer tadelnswerthen Liebe gefunden hätteſt?"

„Dann wäre ich ſchweigend und betrübt zurückgekehrt, hätte ruhig gewartet, bis du dich ſelbſt, und vielleicht dein Vertrauen zu mir wieder gefunden, während ich nur dafür geſorgt hätte, daß die jugendliche Leidenſchaft ſo wenig verderblich wie möglich auf deine Seele und dein Vermögen einwirken möchte."

„Du biſt doch immer gütig und weiſe, Vater!" fuhr Theodor bewegt fort — „und ich wäre deiner nicht würdig, wenn ich nicht fühlte, daß keine Rückſicht mich abhalten darf, offen gegen dich zu ſeyn, ſo höre denn: Du weißt, wie ich mit meinem luſtigen Freunde in ganz Paris herum ſchwärmte: du ermuntterteſt mich ſelbſt dazu, obgleich du gewiß nicht alle unſere Zerſtreuungen billigteſt, und am allerwenigſten die abendlichen Beſuche in einem Hauſe, über das mir, gleich beim erſten Eintritt, Stillſchweigen ſehr geheimnißvoll zur Pflicht gemacht wurde. — Das lebendige, ausgelaſſene und doch immer anſtändige Treiben daſelbſt ergetzte mich. Junge, prächtige Leute von allen Ständen, deren äußere Abzeichen doch alle abgelegt waren, ſchöne, glänzende Frauen, freilich wohl von zweideutigem Charakter, die ſich indeſſen faſt nie eine Zweideutigkeit zu Schulden kommen ließen; ein fröhliches Mal und nach dem Male ein Pharotiſch, waren die Hauptvergnügungen der Verſammlung. — Deine Warnung, Vater, und innere Abneigung machten, daß ich nur ſelten und flüchtig, um nicht ein Sonderling zu ſcheinen, einen halben Louis auf eine Karte wagte. Ich gewann ſelten, mein Verluſt war indeſſen im Grunde unbedeutend.

„Die Reize der Frauen zogen mich mehr an. Friſches Jugendblut, das Beiſpiel meiner neuen Freunde, das feine Entgegenkommen einer niedlichen — Gräfin heißt man ſie, — welche die Köpfe von wenigſtens drei Viertel der jungen Herrn dieſes Kreiſes verdrehte, allein ſichtbar mir den Vorzug gab, würden mich vielleicht bald zum Gegenſtande deiner ſehr ernſtlichen Beſorgniß gemacht haben; wenn nicht eine blutige Kataſtrophe, die unverſehens eingebrochen, mir durch einen kleinen Aderlaß, der mein Blut ſchnell abgekühlt, Kraft gegeben hätte, das unſichtbare Netz, das mich umſchlang, auf einmal zu zerreißen. Die Dame ſpielte gern — ich war nicht genug Herr meiner ſelbſt, um ihren Vorſchlag moitié mit ihr zu ſpielen, abzulehnen zu können. Ich gab Geld hin. Sie pointirte, wollte aber nicht, daß ich ihr von der Seite wiche. So hinter ihrem Stuhle feſtgebannt, betrachtete ich die ſpielende Umgebung genauer, als ich je zuvor gethan. Mehr als das bewegliche Gemälde der Pointirenden zog mich die ruhige Statue des Banquiers an. Ein hinfälliger, gebückter, faſt weißhaariger Mann, an dem kein Zug, nur die raſche Beweglichkeit der Hände, an Jugend erinnerte, in ſchwarzem Anzug, der zwar anſtändig, aber weder modern, noch zierlich war, ohne Ringe, Steine, oder irgend ein Kleinod, lenkte ohne Gehülfen das kleine Spiel. Ein grüner Schirm, wahrſcheinlich Augenſchwäche halber, beſchattete die Hälfte des Geſichts; außerdem war das eine Auge von einem großen ſchwarzen Pflaſter bedeckt; aber kein Zug bewegte ſich in dem ſichtbaren Theil des Geſichts; kein Scherz ging über ſeine Lippen. Bei dem Male pflegte er nur ſehr einſylbig zu ſprechen, und beim Spiele entſchlüpften ſeinem Munde nur die durchaus nöthigen Kunſtausdrücke, kurz und etwas fremdartig ausgeſprochen. Meine Dame wollte wiſſen, daß er ein Deutſcher ſey, und neckte mich mit der gemeinſamen Landsmannſchaft. Indeſſen bedeckte der ſchräg geſtellte Schirm das ſehende Auge nicht ſo tief, daß er nicht auf alle Augen und Bewegungen aufmerkſam ſeyn konnte. Ja! es kam mir manchmal vor, als ruhete ſein Blick mitunter ſo feſt auf mir, daß er einige Secunden lang die nothwendige Beobachtung der ihn umgebenden Gegenſtände darüber vergaß, als koſtete es ihm Mühe, ſich wieder zuſammen zu raffen. Dieſer Umſtand flößte mir eine Art Theilnahme für dieſen Mann ein; ich fühlte Mitleid mit dem Weſen, das in einem ſo fortgeſchrittenen Alter, und dem Grabe ſo ſichtbar entgegenwankend, eine Beſchäftigung trieb, die nach meiner Anſicht auf ein verfehltes Leben hinwies. Dieß Gefühl wurde noch erhöhet, als ich ein paar Mal bemerkte, daß er bei einigen ihn treffenden ſarkaſtiſchen Bemerkungen der ausgelaſſenen Jugend, die bleichen Lippen zuſammen kniff. Trotz dem Haufen Goldes, der vor ihm lag, kam er mir doch als ein Bild gedrückter Armuth vor. Noch mehr wurde mein Mitleid rege gemacht, als einen folgenden Abend, da ich etwas ſpät gekommen war, meine Partnerin, die mich mit einer Art Ängſtlichkeit erwartet zu haben ſchien, mir mit heimlichem Lächeln zuflüſterte, daß wir dieſen Abend doppelt einſetzen müßten, weil die Geſellſchaft heimlich unter ſich abgeredet, einen Verſuch zu machen, die armſelige Banque zu ſprengen. Sie mochten den Alten nicht, ſeine Banque war nicht groß, er nicht luſtig genug. Von einem jungen Manne, von bekanntem zweideutigen Charakter, wie die Dame mir ſelbſt geſtand, war der Vorſchlag gekommen. Dieſer, mit einer bei Spielern gewöhnlichen Schadenfreude angenommen, kam mir indeſſen höchſt unwürdig vor. Ich hätte gern mein Geld zurück gezogen; allein ich war zu ſehr von dem Willen meiner Schönen gefeſſelt, obgleich ſie eben nicht dadurch in Achtung bei mir gewann. Indeſſen ſchien der Plan nicht gelingen zu wollen. Die Banque bezahlte nur wenig aus, und nahm immer bedeutendere Summen ein. Zu einem Va banque des immer wachſenden Haufens ſchien Niemand Muth, oder vielleicht Geld genug zu haben. Meine Dame gewann unter wenigen Andern, indeſſen faſt immer ihr kleines Spiel, das ſchien ihr Muth einzuflöſſen. Sie wagte immer mehrere Louisd'ors, und nun verlor ſie immer. Ich mußte ſtets mehr Geld zuſchießen. Sie verdoppelte jedes Mal den Satz, um das Ganze auf ein Mal zurück zu gewinnen. Meine Börſe war faſt leer; die ihrige mochte es wohl ſchon lange geweſen ſeyn. Mit einer Art Verzweiflung, die ich, der des ganzen Handels überdrüſſig war, nicht theilte, ſetzte ſie auf einmal den letzten nicht unbedeutenden Reſt ein. Die Karte wurde abgezogen, das Wort „perdu" ertönte. In demſelben Augenblicke ergriffen zwey der ihm nahe ſtehenden jungen Leute den Banquier heftig beim Kragen, laut rufend: „Nichts hergegeben — der alte Schelm hat falſch geſpielt!" „Falſch — ich! O mein Gott!" ſtammelte der alte Mann mit zitternder Stimme — indem er faſt beſinnungslos die Hände niederſinken ließ. Sein glanzloſes Auge begegnete meinem ſtarren Blick. Er ſchlug es mit einem ſchmerzlichen Zucken, mit einem Ausdruck, der mein ganzes Weſen mit einer unbegreiflichen Wehmuth ergriff, als ich den flammenden Zorn in allen Blicken derer erblickte, die kurz vorher mit lächelndem Leichtſinn ſeinen Untergang in einer Übereinkunft beſchworen, der auch eine falſche Tücke zum Grunde lag. Es war mir, als wenn ich, an deſſen Karte der wahre oder angebliche Betrug entdeckt ſeyn ſollte, die Schande des Augenblickes mit ihm theilte, wenn ich nicht der ſeinigen vorbeugte. Ein ungeheurer Lärm war ſchon ringsum entſtanden. Jeder hatte ſein Geld zu ſich geriſſen. Degen — ich weiß nicht woher, allein in dem Augenblicke wie hergezaubert — blinkten von allen Seiten — der Alte, behauptete, man hätte gewagt, Schmähworte auszuſtoßen; Stühle wurden umgeworfen, alle drängten ſich um den einzelnen Mann. Unter lautem Schreien der Frauen, unter dem verworrenen Fluchen der Männer brüllten mehrere Stimmen: „heraus mit unſrem Gelde!“ „Haut den Schurken nieder!“ — „Schlagt ihn todt!“

„Mir ſelbſt nur jenes unwillkührlichen Gefühles bewußt, drängte ich mich in den Haufen hinein, warf alle zur Seite, der Degenſpitzen ungeachtet, die ſich über meinem Kopfe kreuzten, und es gelang mir, indem ich mich raſch vor den faſt ohnmächtigen Alten warf, dadurch einen Stoß zu ſchwächen, der in blinder Wuth geführt, meiner Gegenwehr ungeachtet, ſeine Bruſt verwundete; auch mein Blut rieſelte aus dem Ärmel hervor. Dieſer Anblick, der Umſtand, daß der eigentlich Beleidigte in der Vertheidigung des angeblichen Beleidigers verwundet worden war, kühlte plötzlich die Gemüther ab. Der franzöſiſche Geiſt verläugnete ſich nicht. Alle waren ſogleich bereit, ihn meinem Edelmuthe, wie ſie es nannten, zu übergeben; das Geld, worum er ſie den ganzen Abend betrogen, forderten ſie indeſſen zurück, oder vielmehr ich drängte es ihnen, dieſer Behauptung zufolge, auf. In dieſem Augenblicke wurde aber entdeckt, daß eben der junge Mann, der am eifrigſten zur Verſchwörung gegen die Banque ermuntert hatte, verſchwunden war, und mit ihm der größte Theil des auf dem Tiſche liegenden Geldes. Niemand wollte ihn nun genau kennen. Selbſt der Verwundete, deſſen ſtrömendes Blut ich zu ſtillen mich bemühete, und der noch kein Wort geſprochen, ſchüttelte dazu den Kopf. In dieſem Augenblicke verminderter Unruhe geſtand die Wirthin, daß ſie, außer ſich in dem erſten Schrecken, nach der Wache geſchickt habe. Dieß war ein Signal zum Aufbruch. Schnell wurde das Geld, was noch auf dem Tiſche lag, als ein gemeinſames Eigenthum, aus dem der Verluſt des heutigen Abends erſetzt werden ſollte, mir übergeben; was übrig blieb, mochte dem Banquier zukommen. Ein hurtiger Überſchlag zeigte, daß es nicht hinreichend ſey. Einmal aufgeregt, und von einem nicht flehenden, aber ſchmerzvollen Blick des Alten getroffen, verſprach ich, unaufgefordert in ſeinem Namen, daß das Fehlende erſetzt werden ſollte; und ſo entkamen wir alle glücklich, noch ehe die Wache angelangt war. Die meiſten Frauen hatten ſchon in dem erſten Taumel ihre Wagen geſucht. Mehrere Bekannte halfen mir den Alten, dem die größte Gefahr drohete, die Treppe herunterbringen; allein gleich auf der Straße zerſtreuten ſich alle; nur mein Freund, mir wie immer zugethan, war bei mir geblieben. Wir beeilten uns, den Alten um ein Paar Ecken, in entferntere Straßen, wenigſtens einige hundert Schritte von dem gefährlichen Hauſe zu führen. Dort hielten wir erſchöpft inne. Wo ſollten wir den unglücklichen Greis hinführen? Ich fragte ihn nach ſeiner Wohnung. Er ſchüttelte aber heftig mit dem Kopfe, und ſagte ſchwach: „Retten Sie mich ganz, oder verlaſſen Sie mich hier.“ Konnte, oder wollte er uns nicht Rede ſtehen? Es war eine milde Nacht; der Freund ſchien geneigt, den Mann ſeinem Schickſale zu überlaſſen; der eigentlichen Gefahr hatten wir ihn ja entriſſen, die Patrouille würde ihn finden und in ein Krankenhaus bringen; warum ſollten wir uns eine ſo zweideutige Bürde aufladen. Der arme Alte hatte ſich faſt krampfhaft an meine Bruſt geſchmiegt. Ich erklärte mich beſtimmt gegen dieſe freilich nur halb ausgeſprochene Meinung. Ohne zu wiſſen, wohin wir unſere Schritte richten ſollten, ſetzten wir unſeren Weg fort. Ich fragte den Freund, wo wir uns befänden? er nannte die Straße. Eine kleine Querſtraße, die auf einen großen Platz führte, gab mir Gelegenheit, mich zu orientiren. Unſere Wäſcherin hatte ihre Wohnung in der Nähe, mein ſpähender Blick fand ſie trotz des trüben Laternenſcheines bald aus. Ich war unſerem Bedienten ein Paar Mal dahin gefolgt, um ihr etwas ans Herz zu legen, was ſie mir nicht recht gemacht hatte. Aber wie zu ihr hinauf bringen, tief in der Nacht? Doch dazu wußte mein mit dem Leben, und beſonders dem Pariſerleben beſſer bekannter Freund bald Rath. Er klopfte raſch an. Einige Frankenſtücke machten es dem Öffnenden bald glaublich, daß ein dringendes Geſchäft uns zu der ihm wohlbekannten Frau führte. Wir nahmen ihren, ſo eben nach Paris gekommenen, erkrankten Verwandten zwiſchen uns, und trugen ihn halb von einem ſpärlichen Talglicht beleuchtet, die engen Treppen hinauf. Hier vollendeten ein Paar Goldſtücke, was das Silber unten glücklich begonnen hatte; ſie beſchwichtigten bald ihr Erſtaunen, ihr Erſchrecken. Sie räumte uns ein Zimmer und Bett ein, und gelobte Schweigen. Der Freund verließ uns. Mit Hülfe der Wirthin brachte ich den immer ſchwächer werdenden Greis zur Ruhe. Als ich der ziemlich tiefen Wunde den Verband anlegte, wurde er ohnmächtig. Ich fühlte die Nothwendigkeit, einen erfahrenen Wundarzt herbeizurufen. Mit faſt ängſtlichem Widerwillen verwarf es der Alte, während ſeine Blicke mit rührendem Vertrauen an mir hingen; „Nein! Nein!“ ſagte er ſchwach. „Für alle Andere, als Sie, bin ich todt — ich möchte am liebſten, daß ich es wirklich wäre; aber Ihr gutes Werk will, darf ich nicht ſtören. Werde ich durch Ihre Sorgfalt hergeſtellt, ſo iſt es mir ein Zeichen, daß ich noch länger leben und leiden ſoll; dennoch fühle ich: Ihre Wohlthat allein kann mich heilen; nur zu Ihnen habe ich Vertrauen.“ — Das rührte mich, und ich gab nach. Meine leichte Schramme war unbedeutend, mein Gemüth ruhig; indeſſen beſchloß ich, wenigſtens den Erfolg abzuwarten, ehe ich dir, lieber Vater, das Abenteuer mittheilte. Die Bühne desſelben habe ich ſeit dem nicht mehr betreten. Meinem Verſprechen getreu, übertrug ich dem Freund ſo bald als möglich durch die Deckung des zu erſetzenden Verluſtes, die Aufmerkſamkeit von meinem immer geheimnißvolleren Schützling abzuwenden. Es war bald in

Ordnung gebracht, der Freund legte, ohne es mir vorher zu ſagen, die fehlenden 100 Louisd'ors aus; deine Güte geſtattet mir ſie ihm zu erſetzen. Ich ſollte froh ſeyn, und doch; iſt dieß Geld vielleicht nicht eben ſo gut wie das verlorene weggeworfen? Dieſer Verdacht drückt mich; höre nur: der alte Mann wurde von einem Wundfieber ergriffen, und befand ſich überhaupt lange in einem Zuſtande, der völlige Ruhe erforderte und keine beunruhigenden Fragen geſtattete. Ich enthielt mich aller: Sinnend ſaß ich bei ſeinem Bette, und ſchaute ſpähend in die Züge, die, faſt vor der Zeit, mehr von Gram als von Jahren gealtert ſcheinen, während er in einer ſchlummerähnlichen Betäubung dalag. Es ruhete ein Schleier von dumpfem Gleichmuth über ſeinem Geſichte; ſelbſt aus den geöffneten Blicken ſtrahlte erſt eine Seele hervor, wenn ſie lange auf mir geruhet hatten, aber ein ſolcher Blick band mich und bindet mich noch an ihn. Der geſtrige Abend war in vielen Rückſichten entſcheidend. Der gelöſte Verband verhieß mir ſeine Rettung, die begonnene Heilung. Ich verkündete es ihm mit Freude. Allein meine Bothſchaft ſchien ihn nicht zu freuen. Er ſeufzte nur tief, zwar ſuchte ich ihn zu erheitern; aber das Bild der Zukunft ſtellte ſich auch überraſchend vor meine Seele. Was ſollte aus ihm werden? durfte ich, der noch mittelloſe Jüngling, der ich auf einer Wanderreiſe begriffen bin, mir eine unbekannte Bürde ins Geheim aufladen? Ich ſuchte indeß dieſe Gedanken, die er nicht ahnen durfte, zu verbannen. Zu gleicher Zeit fiel mein Blick auf das Pflaſter, von dem ſein Auge noch immer bedeckt war. Ich hatte zwar früher darnach ſehen wollen, aber er hatte es verwehrt. Nun wurde ich wieder daran erinnert. Ich fragte ihn nach dem beſchädigten Auge. Er ſah mich mit dem anderen ſtarr an. „Nein! Sie will ich nicht täuſchen," ſagte er raſch und zitternd; „dem Auge fehlt nichts, ich wollte nur meine Züge, mein Thun, Alles, wo möglich mich ſelbſt, unkenntlich machen." Ich weiß nicht warum dieſe Täuſchung mich auf ein Mal lebhaft an die Scene im Spielhauſe erinnert. Der Gedanke an ein gemeines Vergehn trat zu klar und mit bittern Vorwürfen vor meine Seele; unwillkührlich entſchlüpften mir die Worte. — „Alſo doch falſch geſpielt?" Er ſtarrte mich durchdringend mit einem dunklen Strahl an, den ich noch nie in ſeinem mattblauen Auge bemerkt hatte. „Mein ganzes Leben iſt ein falſches Spiel geweſen!" ſagte er dumpf und ſchwieg. Selbſt verſtimmt machte ich ihm einige Fragen, denen er keine Antwort ſchenkte, weil er ſie wahrſcheinlich nicht gehört hatte. Er hatte die Augen mit ſeinen Händen bedeckt; es kam mir vor, als weinte er ſtill. Vater! ſollte ich einem gemeinen Böſewicht meine Theilnahme, meine Zeit, mein Blut geopfert haben? Es würde mich verdrießen, klug freilich, aber vielleicht auch hart machen! doch ein grauer Böſewicht weint kaum. Er war tief erſchüttert. Dieſe Ungewißheit peinigt mich. Ich fürchte meine Unerfahrenheit."

„Laß mich mit dem Manne reden," ſagte Walter; „haſt du deinen Namen genannt?"

„Wir haben uns noch nicht, weder nach Namen noch Umſtänden gefragt!"

„Ich will mich als deinen Vater ankündigen; doch ohne unſere Namen und unſere Nation Preis zu geben," fügte Walter hinzu, den der Gedanke an die Ankunft der

Baronin mehr als gewöhnlich behutſam machte." „Ich ehre in ihm deinen Schützling, und werde dein und ſein Zartgefühl nicht verletzen, ich will ſogleich hin; vertraue meiner Menſchenkenntniß!"

„Gern!" rief Theodor erleichtert. „Aber ſogleich ſagſt du, ſo bediene dich unſeres Geheimniſſes wegen — denn mich dünkt, als fürchte der Alte, daß ihm aufgelauert werde — dieſes Schlüſſels und dieſer Adreſſe. Sie bezeichnet dir ein anſehnliches Hotel-garni, in der breiten Straße, in welche die, wo die Wäſcherin wohnt, hinaus läuft. Der Wirth desſelben iſt auch Eigenthümer des kleineren Hauſes, das an den Seitenflügel des erſteren ſtößt. Er hat, der Communication wegen, die Mauer durchbrechen laſſen, und der Frau, welche die Wäſche des ganzen Hotels beſorgt, und deren Treue bewährt iſt, einen Schlüſſel zu der Thüre, ihrer Bequemlichkeit wegen, ſchon ſeit Jahren eingehändigt. Sie hat mir dieſen anvertraut; ſelbſt braucht ſie ihn nur ein oder zweimal in der Woche, aha! nun begreife ich," fügte er lächelnd hinzu, „weßhalb ſie mich geſtern fragte, warum ich nicht den Abend ausbleiben könnte, wenn ſie den Tag den Schlüſſel gebraucht, bis ſie ihn mir den folgenden Morgen zuſtellen ließ; ich wäre ſelbſt Schuld daran, wenn ich entdeckt würde, meinte ſie, und würde wohl vorſichtiger ſeyn, wenn es einer geheimen Liebe gälte."

Walter, der auch den Eingang vorzog, wo kein fremdes Geſicht auffallen konnte, nahm den Schlüſſel an, nachdem ihm Theodor die nie zu verfehlende Thüre beſchrieben hatte. Sie öffnete ſich am Ende des langen Ganges in der bel étage des Hotels und führte in das Geſchoß unter der Wohnung der Wäſcherin. Er brauchte dort nur eine kleine Treppe hinauf zu ſteigen.

Die Vorſchrift Theodors befolgend, gelangte Walter ohne Hinderniß an den bezeichneten Ort. Der alte Mann fuhr bei dem Eintritt eines Fremden faſt erſchrocken in die Höhe. Er lag angekleidet auf dem Bette; allein ſein Geſicht war frei; das entſtellende Pflaſter abgenommen, die bleichen hinfälligen Züge ohne Schärfe, jeder Spur eines bedeutſamen Ausdruckes beraubt, lagen offen vor Walters Blick; zwei matte, hellgraue Augen ſtarrten ihm entgegen.

„Mein Sohn iſt ſo glücklich geweſen, Sie, mein Herr! der Gefahr eines bedrohenden Augenblickes zu entreiſſen,'' begann Walter, ihn treuherzig begrüßend. „Sein Vertrauen führt mich zu Ihnen. Seine warme Theilnahme hat den mir bis jetzt unbekannten Gegenſtand derſelben mir ſchon werth gemacht. — Keiner von uns macht gern etwas halb. Aber um zu wiſſen, was uns noch zu thun übrig bleibt, iſt Ihr völliges Vertrauen nöthig und unumgänglich. Mein Sohn iſt ſehr jung, und ſieht noch die Welt durch den verſchönernden Flor einer unbefleckten Phantaſie; er kennt nur wenig die Gewalt, welche die beengende Wirklichkeit des Lebens an unſerem beſſeren Willen ausübt. Wir beide ſind Männer, und ſind die Schule der Welt durchgegangen. Wir können ohne falſche Scham völlig offen mit einander reden. Schenken Sie mir das Vertrauen, das Sie ihm zugeſagt; er ſoll nie erfahren, was vielleicht die Achtung eines unerfahrnen Jünglings zurückſchrecken könnte, indem es doppelt das Mitgefühl reiferer Würdigung erregt. Laſſen Sie mich das ſchöne Werk meines Sohnes vollenden."

„Ihr Sohn!" wiederholte der Alte. „Glücklicher Mann!"

„Ja!" verſetzte Walter mit Innigkeit — „ich bin ein glücklicher Vater! Weßhalb ſchlagen Sie die Augen ſo wehmüthig zu Boden?"

„Es war" — ſprach der Alte nach einem kurzen peinlichen Schweigen, mit einem ſchweren Seufzer — „Es war einmal mein höchſter Wunſch — einen Sohn, einen ſolchen Sohn zu haben. Es ſollte nicht geſchehen; ich hatte das Glück nicht verdient. Als ich den Ihrigen erblickte, erwachte das Andenken an jenen verdämmerten Wunſch faſt ungeſtüm in meiner Seele. Es iſt ein Ausdruck in ſeinen Zügen, ein Lächeln ſeines Mundes, ein Blick ſeiner ſchönen Augen, ich weiß ſelbſt nicht was, das mich an meine früheſte, fröhliche Jugendzeit erinnert, da ich noch die Hoffnung, die Freude meines ſeligen Vaters war. Ich erſchrak faſt, als ich bemerkte, daß er eine zufällige aber ſprechende Ähnlichkeit mit dieſem ſchönen Manne habe, dem ich nicht ähnlich ſehe. Er ſtand wie verjüngt vor mir, ich konnte meine Blicke nicht von ihrem Sohne abwenden. Er muß es bemerkt haben; es war als erregte, durch eine ſchöne Sympathie, meine Theilnahme die ſeinige. Ach! ich hatte ſeinem Anblicke ſchon heilige Rückerinnerungen, die meinem Gemüthe ſchon entfallen waren, zu verdanken; ich ſollte ihm noch mehr zu danken haben, meine Rettung, Rettung des Lebens, der Ehre! — In den betäubenden Fieberphantaſien ſchwebte er mir allein, wie ein heller Stern vor, der Jugendgefühle, Liebe, wehmüthige Trauer, mein abgeſtorbenes Leben ſelbſt zum neuen Leben erweckte. Alles was ich mir ſelbſt verſcherzt hatte, ſchien mir in ſeinem Anblick wieder aufzublühen. Ich wünſchte ihn arm, verlaſſen, unglücklich, damit ich ihn beglücken könnte, und vergaß, daß mir alle Mittel dazu fehlten, daß ich mich derſelben ſelbſt beraubt hatte. Nur etwas hatte ich zurück, die theuer erkaufte Erfahrung, und ich möchte, daß er keinen Vater, keine Familie beſäſſe; ich freuete mich über die Theilnahme, die ich ihm ſo ſichtbar eingeflößt; ich träumte, daß ich vielleicht auch ſein Erretter werden könnte, denn ich glaubte entdeckt zu haben, daß er ſich in den Feſſeln einer lockern Schönheit befand; ich wollte alles anwenden, ihn aus dem Netze des trügeriſchen Geſchlechts zu reiſſen, das mein Leben zum Spielball ſeiner Laune gemacht; aber er hat einen Vater, einen, ich ſehe es jetzt, weiſen, würdigen, edlen Vater. Ich kann nichts mehr für ihn thun — darum laſſen Sie mich von dieſem Traum und von Euch ſcheiden. Meinen Schatz, die Hoffnung eines ganzen zertretenen Lebens bedeckt ein kleines eingeſunkenes Grab."

„Ich fühle es, ſonderbarer Mann!" ſagte Walter, ihn durchdringend betrachtend, höchſt gerührt; „nicht bloß über den Sohn, auch über ſeinen Vater üben Sie eine unerklärliche Gewalt aus. Nein! ſcheiden laſſen wir Sie nicht, ehe wir Sie in einem ruhigen Hafen geborgen wiſſen. Vertrauen Sie uns, mir wenigſtens ihr Schickſal an. Ihre Worte verrathen, daß Sie für Ihre letzte Rolle nicht geboren ſind.

„Nein!" verſetzte der Alte mit ſchneidender Bitterkeit, „und ſagen Sie es ihrem Sohne wieder: Dahin, zu der troſtloſeſten Selbſtverachtung haben nur die Weiber mich gebracht.“

„Wie ſo?“ fragte Walter.

„Ich will Ihnen, weil Sie es wünſchen, und weil ich Ihrer Theilnahme es ſchuldig bin, kurz und ohne Vorbehalt meine traurigen Verirrungen mittheilen; nur meinen Namen, obgleich ſein trauriger Klang gewiß nie Ihr fremdes Ohr berührt, und nie ſonſt berühren würde, erlauben Sie mir zu verſchweigen. Ich will nichts beſchönigen, nichts entſchuldigen. Laſſen Sie nur das, was Sie für das Ohr eines Jünglings angemeſſen finden, Ihrem Sohne zur Warnung dienen. Bin ich ſchlecht, ſo haben zwei Weiber mich dazu gemacht; ich bin es von der Natur nicht. Ich bin im Schooße des Reichthums und des Anſehens geboren. Meine Mutter ſtarb mir früh; der Vater, als ich eben mündig geworden war. Meine Verirrungen hatten lange vor ſeinem Tode begonnen.“

„Wir waren nicht Franzoſen, wie Ihnen meine Ausſprache wohl ſchon längſt verrathen, aber in der Üppigkeit des Hofes erzogen, alle Söhne reicher Familien ahmten wir allem nach, was wir für Sitte der vornehmen franzöſiſchen Jugend hielten. Doch das Blut rollte mit düſterm Feuer, nicht mit der franzöſiſchen Leichtigkeit in unſern Adern; was bei jenen als vorübergehende Verirrung ſich bewährt, wurde bei uns ſchwerfällige Leidenſchaftlichkeit. — Ich fand noch ſehr jung eine Marquiſe de B**. Eine noch ſehr ſchöne vier und dreißigjährige Frau, eine Tante von mir, entzündete durch ihre freundliche Anmuth das Herz des neunzehnjährigen Jünglings; allein ſtrenger als ihr Lächeln ließ ſie mich alle Qualen einer zwar ſtets ermunterten aber nie befriedigten Leidenſchaft durchgehen. Eine unglückliche Liebe läßt ſich ſchwerer als eine glückliche verbergen. Die meine wurde unſerer ganzen Umgebung ein öffentliches Geheimniß. Alle lachten, nur ihr Gatte nicht. Von dienſtfertigen Zwiſchenträgern wurden mir Eheſtandsſcenen anvertraut, wozu ich Anlaß hätte geben ſollen. Die Marquiſe — laſſen Sie mich ſie ſo nennen, — nur ſtreng gegen mich unter vier Augen, cajolirte mich vor der ganzen Welt, dennoch beſaß ſie eine Herrſchaft über mich, die mich zu immer größeren Thorheiten verleitete. Meine Freunde warnten, mein Vater drohete, ich konnte nicht von ihr ablaſſen. Jeder Verſuch, mich zu entfernen, ſcheiterte; denn man ſcheuete von allen Seiten einen Eclat und fürchtete meine Leidenſchaftlichkeit. Da glaubte ich auf einmal, als eine eiferſüchtige Grille mir die Blicke geſchärft, zu entdecken, daß nicht ich, nicht der Jüngling, den ich in Verdacht gehabt, ſondern ein dritter älterer Mann, auf den meine Vermuthung nie früher gefallen wäre, der glückliche Nebenbuhler ſey. Ich wußte nicht, ob ich meinen fünf Sinnen trauen dürfe. Bei deſſen plötzlich kurz nachher erfolgtem Tode wurde, durch die tiefe Verzweiflung meiner Geliebten, die ſie mir allein nicht verbarg, meine Ahnung Gewißheit. Allein ihr zerriſſenes Gemüth erregte mein Mitleid. Ihr hingebendes, aufrichtiges Geſtändniß entwaffnete den Zorn des getäuſchten Jünglings. Sie verbarg mir nicht, daß ſie faſt gegen ihren Willen durch meine ungeſtüme Liebe, nicht um meiner zu ſpotten, ſondern zur Sicherſtellung ihres Verhältniſſes verleitet worden war, ſich dieſer als Deckmantel der ihrigen zu bedienen. Meine treue Ergebenheit war nun ihr einziger Troſt, aus dem der verblendete Jüngling neue Hoffnung ſchöpfte. Meiner Unvorſichtigkeit wegen war ſie mit ihrem Gatten zerfallen; von ihrem Vertrauen hingeriſſen, glaubte ich ſchuldig zu ſeyn. Hülfsquellen, die er ihr entzogen, ihr eröffnen zu können, war mir ein beſeligendes Gefühl einer heroiſchen, obgleich nicht uneigennützigen Rache. Sie nahm alles an; allein vom Eigenſinn mehr gereizt als aus Grundſätzen, gewährte ſie mir nichts. Mein Vater ſtarb; mein Vermögen war zerrüttet; Unbeſonnenheiten meiner thörichten Liebe, die, weil ſie zu ſehr das Gepräge der Öffentlichkeit getragen, unſerem beiderſeitigen Ruf geſchadet, entfernten mich, wie ſie, von dem Hofe, von meiner begonnenen, glänzenden Carriere. Meine Jugendfreunde zogen ſich zurück, ich galt ja für den offenbaren Friedensſtörer einer vornehmen Ehe, der Ehre und Ruhe eines braven, mir verwandten, allgemein verehrten Mannes. Ich zog mich auf mein einziges, kaum gerettetes, aber von Schulden gedrücktes Gut zurück, nachdem mein erhitztes Jugendblut vergebens durch gemeine koſtſpielige Ausſchweifungen Erſatz geſucht für die Strenge, welche die weit ältere Geliebte mir immer entgegenſetzte. Eine trübe Schwermuth bemächtigte ſich meiner. Mein verfehltes Leben lag deutlich vor mir, und doch vermochte ich nicht die Feſſeln, die eine lange Gewohnheit geſtählt, ganz abzuwerfen. Da war es als bewegte ein reges Mitleid das launenhafte Gemüth, dem ich meine ſonſt ſo glanzvolle Jugend aufgeopfert. — Der Gatte der Marquiſe ſtarb, und ſie zog mit ihrer reizenden, kaum ſechzehnjährigen Tochter auf ſein großes Gut in der Nähe des meinigen. Ihre lebensfrohen Geſinnungen machten ihr die Stadt freilich noch immer anziehend; aber war es wegen ihres durch den Tod des Gemahls mehr als früher gefährdeten Rufes, oder was ſie mir glauben zu machen ſtrebte, zu Folge eines Dranges, das, was ſie an mir verſchuldet, wieder gut zu machen — ſie wußte es ſo einzuleiten, daß mein neues Verhältniß zu ihr eine legale Form erhielt. Sie ließ mir in den aufblühenden Reizen der Tochter einen Erſatz meiner verſchmäheten Liebe ahnen."

„Man hat behauptet, und mein eigenes Beiſpiel läßt mich es glauben, daß es in der menſchlichen Natur liege, die Leidenſchaft für einen geliebten Gegenſtand, auf das Weſen, das dieſem am nächſten ſteht, und einen Theil desſelben, mit allen deſſen verjüngten Reizen geſchmückt, ausmacht, vererben zu laſſen. Genug, dieſe Ausſicht erwärmte mein faſt verglühendes Herz, obgleich ſein inneres Lodern von einem aus Vorſicht und Mißtrauen gewobenen Schleier verhüllt blieb, denn die muthige Zuverſicht war mit der erſten getäuſchten Jugend verſchwunden. Doch die jetzt mütterliche Freundſchaft der Marquiſe, die unſchuldige, ahnungsloſe Anhänglichkeit der Tochter flößten mir täglich größeren Muth ein; als wir plötzlich entdeckten, daß die Letztere, — jung, herriſch, heftig und vor allem verzärtelt, ſich plötzlich, ehe wir noch ihre Liebe ahneten, ohne Wiſſen der Mutter, mit einem jungen hübſchen Laffen verlobt, ohne Vermögen, ohne Geburt, nur mit einer Keckheit begabt, die ihm frühere ungebundene Umgebungen beigebracht hatten. Ich und die Mutter waren wie vom Blitze getroffen. Obgleich ich eine ſo unſinnige, unwürdige Verbindung keineswegs billigen konnte, kannte ich doch zu gut die Gewalt einer zerſtörenden Leidenſchaft, die Nichtigkeit meiner eigenen Anſprüche, wo es erregten Sinnen galt, um mich nicht zu einer traurigem Entſagung geneigt zu fühlen; aber ich liebte ſtiller, leidenſchaftsloſer, doch inniger als je, denn ich dachte nicht an mich ſelbſt, nur an das Glück des geliebten Gegenſtandes. Der junge Mann war arm, aber war ich viel reicher? Ich mußte ihn unbedeutend, unwürdig finden; aber wenn ich in mein Inneres hinab ſtieg, war denn das, was ich in mir fand, beſſer, als was ſein Buſen umſchloß; vielleicht war es ſogar ſchlechter. Freilich hatte ich dem Glanzfirniß der Geburt und der Welt vor ihm voraus; freilich legte ich noch einen großen Werth darauf; der Muth war mir durch die Wiederverſchmähung meiner beſſeren Liebe gelähmt; mein Stolz war mit meinen zerrütteten Umſtänden gebrochen; in dem ſtillen, ungeheuren Schmerze meines Herzens empfand ich erſt die ungeahnte Gewalt meines Verluſtes. Ich ſchüttelte traurig den Kopf, als ich ſah, wie ungebeugt, zuverſichtlich, muthig, faſt ſiegend die Mutter nach dem erſten Erſchrecken da ſtand. Nicht die Leidenſchaft der Tochter, nur meine Muthloſigkeit, meine durch mein ganzes Benehmen, obgleich nicht mit Worten ausgeſprochene Entſagung, beunruhigte ſie. Mein ſtiller Gram warf ſich aufreibend auf meine ſchwache Bruſt; ich wurde krank, zwar nicht gefährlich, aber doch genug, um die Beſorgniſſe der Marquiſe in eine ungeſtüme Gemüthsunruhe zu verwandeln, die ich nur durch das Eingehen in ihre Pläne beſchwichtigen konnte. Ich, deſſen Liebe ſie früher verſchmäht, wiewohl ſie alle ihre Opfer angenommen, war ihr auf ein Mal wichtiger, theurer, lieber als die Tochter geworden, die ſie, nach ihrer Ausſage, nur darum ſo lieb gehabt, weil ſie gehofft, meiner Liebe zu ihr durch dieſe Erſatz zu geben. — Ihr Gewiſſen erforderte es, behauptete ſie, ſie könnte nicht ruhig ſterben, wenn ich mich zurückzöge; um ihr das Leben zu verſchönern, hatte ich mich zu Grunde gerichtet. Sie hatte ſich immer darauf vertröſtet, mir dieſe Ehrenſchuld — durch das ihr mit Recht gehörige Vermögen bezahlen zu können, ein Vermögen, das ihr Gemahl ihr vorenthalten, und nun durch Geſetze, deren Anſpruch ſie nicht erkannte, allein doch anſcheinend verehren mußte, ihren Rechten zum Trotze auf die Tochter übergegangen war. Sie beſchwor mich, ihre Ruhe, die Ehre der Familie, die Zukunft der Tochter, die mit einem Menſchen von ſo gemeinem Urſprung, deſſen Jugend von Sittenloſigkeit, ſchlechter Geſellſchaft und übermüthigem Leichtſinn entweiht war, nie glücklich werden könnte, zu retten; aber in der Stille ohne Eclat, ohne der Welt neuen Anlaß zu Verleumdungen zu geben, mußte es geſchehen. In meinen treuen Armen wußte ſie die Tochter gegen die Stürme der Welt geſichert. Sie war es ihrem verſtorbenen Gatten ſchuldig, ſeinen Namen zu behaupten, wäre nicht deſſen Ehre, ihr Ruf, der der Tochter und ihr Glück durch eine ſo ſchimpfliche Verbindung unwiederbringlich verloren. Ihre eigene Zukunft in die Hand eines gemeingeſinnten Schwiegerſohnes gelegt, ſie ſelbſt tödtenden Gewiſſensbiſſen über mein zerrüttetes Vermögen, mein verlornes Leben, anheim gefallen? Ich mußte ihr Recht geben; aber was war zu thun? Gewalt hätte alles verdorben. Sie überredete mich, daß eine Liſt, die ihr meine Krankheit einflößte, und die deutlicher darzuſtellen ich mich ſchäme, Pflicht gegen ſie und die Tochter ſey. Mein gehörte von Rechtswegen ein großer Theil ihres Vermögens; ich möchte mich des armen verblendeten Kindes erbarmen, und meine Rechte behaupten. Das Mädchen würde, müßte, wenn ihre Vernunft zur Reife käme, ſelbſt mir danken, daß ich ſie einem Abenteurer entzogen, der ſie nur der Armuth und der Verachtung Preis gegeben hätte, der Armuth — denn die Tochter ſollte ihr, durch die Mutter an mich verſchuldetes Vermögen, nur als ein Opfer meiner Großmuth betrachten. Meine Krankheit, Liebe, Mangel an Gemüthsſtärke bei dem leidenden Körper gaben mich ganz der Leitung der Mutter hin; und das junge, mitleidige, wohlwollende Herz ging in die Falle. Sie wurde meine Frau! Zum erſten Mal durfte ich wieder auf Glück hoffen. Ich war durch ihr Vermögen wieder reich geworden; Geiſt und Gemüth klärten ſich auf. Ich ſchwor bei mir ſelbſt mein ganzes Leben ihrem, unſerem gemeinſamen Glücke zu weihen. Ihr Vater, das wußte ich, hatte, durch meine Thorheiten irregeführt, mich als ſeinen bitterſten Feind angeſehen. Ich wollte ſeinen Schatten, die erzürnten Mienen meines Vaters, der noch vor ſeinem Tode meine großen Schulden erfahren, verſöhnen und die eigene Eitelkeit, die durch die Verkennung der Welt in der Stille geſteigert war, befriedigen, indem ich die ſämmtlichen Güter zu einer Grafſchaft für den verhofften Enkel beider Verſtorbenen zu erheben gedachte. Ach! meine Hoffnung war nur eine Seifenblaſe. Die Marquiſe ſtarb plötzlich noch in dem erſten Jahre meiner Ehe. Da erwachte mein Gewiſſen. Ich fürchtete alles von der Heftigkeit der mit dem Weltleben völlig unbekannten Gattin, — die, von einem ſtarken Gefühle der Rechtlichkeit geleitet, in treuer Erfüllung ehelicher Pflichten die jugendliche Leidenſchaft bekämpfte — wenn ſie meine ſchwerlich vernichtete Correſpondenz mit der Mutter auffinden ſollte. Es gelang mir freilich, mich dieſer zu bemächtigen, allein meine Gemahlin entdeckte — was ich nicht ahnen kennte — ein verlegtes Teſtament ihres Vaters, wodurch ſie, von der Bedeutenheit ihrer Erbſchaft zum erſten Mal unterrichtet wurde. Von dem Augenblicke an war ihre ſtille Anhänglichkeit — in kalte, ſtolze Abneigung verwandelt. Daß ſie vielleicht auch von des Vaters Hand etwas erfahren, das Beziehung auf ein ſträfliches Verhältniß zwiſchen mir und der Mutter gehabt, war mir erſt ganz klar, als ich, nach dem plötzlichen, unerklärbaren Tode unſeres neugebornen Sohnes, mit dem meine letzten frohen Hoffnungen auf Erden begraben wurden, ſie mit zerriſſenem Herzen an meinen Troſt bedürfenden Buſen drücken wollte. Sie wehrte meine Umarmung ab, und erklärte kalt, faſt gehäſſig: „daß der Tod des Knaben ihr ein höheres Verhängniß ſchien, dem ſie ſich willig fügte, wiewohl es ihr als Mutter eine freudenloſe Zukunft bereitet; denn die Manen der Ältern wären zürnend zwiſchen unſere Ehe getreten.“ Ich ſchwieg betroffen. Ach! ich liebte ſie ſo innig, und kein Mittel ſtand mir zu Gebote, ihr einen Irrthum zu benehmen, deſſen zarteſte Berührung Ekel und Widerwillen erregte. Sie ſprach kein Wort von Aufhebung unſerer äußeren Ehe; das tröſtete mich. Sie ließ die Führung ihrer Vermögensgeſchäfte, die ich ihr übergeben wollte, in meinen Händen; allein, als wäre der böſe Dämon, der den Werth der

Mutter ſchmälerte, in ſie gefahren, ſchienen plötzlich alle inſipiden Neigungen der letzteren zur Verſchwendung in ihr zu erwachen. Meine Vorſtellungen nahm ſie mit verwerfendem Stolz und Unmuth auf. Ich zog in meiner Unzufriedenheit auf mein Gut wieder, wo ich nur von ihr hörte, wenn ſie Geld brauchte und es mit Ungeſtüm von mir verlangte, als wäre ich nur der untergeordnete Verwalter ihres Vermögens. Meine Hoffnungen von Glück waren längſt verſchwunden, und ich, in deſſen Bruſt das Beſſere zum zweiten Male getäuſcht und vernichtet wurde, ſuchte, wie ſie, Selbſtvergeſſenheit und Zerſtreuung in den Zerſtreuungen der Welt. So wurden wir immer mehr von einander entfernt; aber eben ſo wie wir beide allmählich das Recht verloren, uns etwas vorzuwerfen, um ſo mehr erregten gegenſeitig, ſinnloſe Ausgaben, Neigung in uns dazu. Ich war in dieſer Rückſicht zuerſt ſchonungslos und bitter. Sie erwiederte nicht mit Worten, ſondern mit Thaten, die meiner Vorwürfe ſpotteten, und endete damit, mir Capitalien, die auf mein Gut belegt waren, zu entziehen. Durch meine üble Wirthſchaft zu Grunde gerichtet, mußte ich es verkaufen, dann erſt begann ſie mehr eingezogen zu leben. Es muß wohl zu ſpät geweſen ſeyn. Plötzlich nach langer in Entbehrungen und Demüthigungen verlebter Zeit erfuhr ich, daß ſie ſich auf ein kleines Vorwerk begeben; und ihr großes Gut noch veräußert hatte. Ich entdeckte zugleich — Ach! erlaſſen Sie mir die Erörterung, denn obgleich es mir iſt, als müſſe ich ſie verachten, kann ich ſie doch nicht haſſen. Aber es war um mich geſchehen! Es dünkte mich, als begegnete mir ein Hohnlächeln auf jedem Geſichte, dem meine zerrütteten

Umſtände zu nahen mich nöthigten. Daß ich jene Stunden überlebte, war nicht Muth zu leben, es war Feigheit, Furcht vor dem Tode, das mein Daſeyn erhielt; allein ich raffte raſch das Wenige zuſammen, das noch veräußert werden konnte, das Letzte was mir ein entfernter Verwandter als Almoſen verächtlich hinwarf, und entfloh. In Amſterdam, ohne Reſourcen, der Verzweiflung nahe, traf ich auf einen Spieler, der mir früher in meinem Vaterlande viel Geld abgenommen. Nicht Theilnahme, ſondern das Bedürfniß, einen Gehülfen zu haben, der ehrlicher als er ſelbſt dachte, bewegte ihn, mich Antheil an ſeiner Banque nehmen zu laſſen. Ich war eben nicht geneigt, dieſe Aushülfe zu wählen; aber er hatte mich erkannt, und meine Willfährigkeit konnte mir ſein Stillſchweigen verbürgen. Mein Name war mir zu theuer, um ihn Preis zu geben. Der neue Gefährte wußte viele reiche, junge Gimpeln zu kirren und zu locken, wir rupften ſie zuſammen. Mein Ehrgefühl hatte ſich indeſſen nur vorzuwerfen, daß ich einen kleinen Vortheil aus dem Betruge zog, den ich zuweilen wahrzunehmen glaubte. Dieſer Mann ſtarb. Er hinterließ eine Banque, hinreichend, um — wie die Kunſtſprache ſich ausdrückt, damit zu arbeiten, und einen erwachſenen Sohn, den ich doch nicht zu dem meinigen wählen mochte, obgleich ich nicht ſeinen Antrag ausſchlagen konnte, unter dem Namen ſeines Vaters, der mir indeſſen willkommen war, ihn nach Paris zu begleiten, wo er, wie er ſagte, etwas Geld einzucaſſiren hatte. Aber kaum hier angekommen, ließ er mir ſeinen Namen ganz, und trat unter einem vornehmeren glänzend ausſtaffirt, unter einer glänzenden Jugend auf. Höchſt müde einer Lage, die nur ie Noth und die tiefe Verachtung, womit ich der Welt die brige wieder gab, mir erträglich machen konnte, ließ ich nich von ihm in jenes Haus, wo Ihr Herr Sohn auch inkam, einführen. Mehr aus Nothwendigkeit, weil der leine Entwurf zu einem andern Lebenswandel, der mich ielleicht mich ſelbſt wieder finden ließe, noch nicht reif var, als aus Trieb, dort mein Netz auszuwerfen, beſchloß h indeß einen Verſuch zu machen, ob das Glück mir u einer milderen Wendung meines Schickſals durch ſeine ufälligen Gaben verhelfen wollte. Da erblickte ich zum rſten Male Ihren Sohn. Brauche ich zu wiederholen, velchen Eindruck ſein Anblick auf mich machte? Ich geſtehe s, dieſer zog mich jeden Abend, obgleich ich am Morgen den Entſchluß gefaßt hatte, ein Handwerk aufzugeben, das mir, ſeit meine heiligſten Erinnerungen alle vieder erweckt waren, noch unerträglicher geworden war — vieder hin. Aber mein junger Gefährte wurde immer nzufriedener mit mir; ich war in der letztern Zeit noch veniger als zuvor geneigt, dem „corriger la fortune“ u willfahren. Das Auge ihres Sohnes blickte mir zu ein entgegen. — Da — war es um ſich meiner zu entledigen, oder um mich zu reizen, ich weiß es nicht, allein ines Abends vertraute mir mein Gefährte, daß die ganze bermüthige, jugendliche Verſammlung meinen Untergang geſchworen. Er erreichte ſeine Abſicht; mein Zorn flammte uf. Der Gedanke, daß der junge Mann, deſſen Gegenwart in einer Geſellſchaft, an deren Hauptbeſchäftigung r ſo wenig Antheil nahm, ich nur einer gefährlicheren Leidenſchaft zuſchrieb — daß er ſich auch zu dem unwürdigen Unternehmen, einen Verdachtloſen zu Grunde richten zu wollen — denn ich ſah ihn an dem Spieltiſche — machte mich noch unwilliger; übertölpeln wollte ich mich nicht laſſen, und ſo begegnete ich — ich geſtehe es — nicht ganz ehrlich dem nicht ehrlichen Übermuth. Doch zitterte meine Hand in dem Augenblick, als ich Ihren Herrn Sohn, den ich lange geſchont, der mich aber jetzt mit ſeiner ganzen Barſchaft aufforderte — meine Meiſterſchaft fühlen laſſen wollte. Ich wurde ertappt, vor ſeinen Augen verrathen. Dennoch trat er vor mich hin, wie eine rettende Gottheit. Die Entwendung des Geldes von meinem entflohenen Gefährten, der dieß Complott angezettelt hatte, öffnete mir vollends die Augen über die Schande, die mich bedrohte; ich mußte ihn verläugnen, einen Ort meiden, wo er mich vielleicht aufſuchen würde. Sollte ich ruhig ſterben oder leben, meine nächſte Vergangenheit mußte ganz verſunken ſeyn. Sie wiſſen das Übrige. Thun Sie nun, was Sie wollen, aber aus Barmherzigkeit, erſparen Sie mir die Verachtung meines theuren Erretters."

Walter, dem die Worte des Redenden ſchon lange verrathen hatten, mit wem er ſprach, und dem, noch eher, als der Baron ſelbſt die Decke gehoben, aus ſeinem hinfälligen, ſtark gealterten Äußeren früher bekannte Züge, aus ſeiner zitternden Stimme — ſchon gehörte Töne entgegen, getreten waren, Walter hatte in ſeinem inneren Schaudern, ſeinem ſtarren Entſetzen ſich wohl gehütet, ihn nur mit einem Laut zu unterbrechen.

Der ahnungsloſe Alte hatte ihm kaum einen verſchämten Blick zugeworfen. Er hatte Zeit genug gehabt, ſich zu faſſen. Er fühlte, daß ſein Haß verſchwunden war, daß ein wehmüthiges Mitgefühl deſſen Platz eingenommen;

aber ein Wort des Barons war mit Bleiſchwere auf ſein Herz gefallen, hatte es geängſtiget und gedrückt, denn es war ihm, als wenn dieß auch ihn zur Hälfte beträfe; die letzten Worte, die an ſein Ohr geſchlagen, knüpften ſeine Gedanken noch feſter daran.

„Verachten!“ wiederholte er dumpf. „Nein, alter, unglücklicher Mann, das ſoll er nicht; und ich kann es nicht. Sie haben mich tief gerührt. Ihre letzte unglückliche Zeit belehrt mich nur, wie es unſer ganzes Daſeyn zerſchmettert, einen Gegenſtand verachten zu müſſen, deſſen wir noch immer, ſelbſt gegen unſeren Willen mit Liebe und Anhänglichkeit gedacht. Sie haben mir aus Schonung gegen Ihre Gemahlin verſchwiegen, was Sie aus der Heimath trieb. Sagen Sie mir alles, ich bitte Sie darum, laſſen Sie mich klar in Ihre Vergangenheit ſchauen, damit ich Sie freudig verſichern kann, daß weder ich noch mein Sohn Sie verlaſſen werden.“

„Habe ich Sie wirklich ſo tief gerührt,“ verſetzte der Baron faſt freudig verwundert, „ſo muß ich wohl mehr zu entſchuldigen ſeyn, als ich ſelbſt gedacht. Nun wohl, was mich ganz mit der Welt, mit dem weiblichen Geſchlecht entzweit, Sie ſollen es wiſſen. — Ich glaubte lange, daß meine Gattin nur aus gekränktem Stolz, nur durch den Verdacht von einer ſträflichen Verbindung mit ihrer Mutter, ſich mit Abſcheu von mir entfernt, und ſich in den Strudel der Welt geſtürzt, der unſer beiderſeitiges Verderben geworden. Das entſchuldigte ich, allein ich entdeckte, daß ihr Gut für einen Fremden von einem bekannten Handelshauſe gekauft war; dasſelbe hatte auch das meine an ſich gebracht. Das machte mich aufmerkſam, denn ich wußte, daß ſie ſehr lange mit dieſem in Verbindung geſtanden hatte. Der Chef wußte ſehr geſchickt, ſo kam es mir vor, die verlangten Erörterungen zu umgehen. Allein ſein Buchhalter, der mich perſönlich kannte, nichts von meiner Unterredung mit dem Principal ahnte, obgleich, wie es ſchien, auch ihm Stillſchweigen empfohlen war, der aber unter diejenigen gehörte, die, Gott weiß warum, gegen meine Frau eingenommen waren, dieſer Mann vertraute mir an, daß ſie durch ſeinen Chef ſeit Jahren große Summen in's Ausland geſchickt, und zwar an dieſelbe Adreſſe, auf deren Namen die beiden Güter, von jenem gekauft, geſchrieben waren. Ich verlangte den Namen zu wiſſen; ach! der bloße Laut deſſelben enthüllte mir der Heuchlerin ſchwarzes Geheimniß. Sie hatte nie die Verbindung mit ihrem feilen Geliebten unterbrochen; alles wurde mir nur zu klar, als ich den Namen Walter las. Ich bin das Opfer einer verſchmitzten Buhlerin, und recht methodiſch, mit teufliſcher Klugheit von zwei Schlangen an Leib und Seele zu Grunde gerichtet."

Schlug dieſer wahrſcheinliche Verdacht Walters gekränkten Stolz, ſeine wieder erkämpfte, männliche Würde jählings zu Boden, oder ließen ihn beide alle Rückſichten vergeſſen. Außer ſich, unfähig ſich mehr zu verſtellen, rief er in deutſcher Sprache: „Nein! unmöglich, Herr Baron! Sie irren ſich. Es iſt eine Täuſchung, wie dieſer fürchterliche Verdacht. Wälzen Sie ihn getroſt von ihrer Seele."

„Wie? Was iſt das? Sie ein Deutſcher? und Sie kennen mich?" rief der Alte, ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckend; „Möge die Erde mich verſchlingen!"

Dieſe Worte gaben Walter ſich ſelbſt wieder. Er er=

ſchrak zwar vor der begangenen Unvorſichtigkeit; aber er war nicht der Mann, etwas halb zu thun. Es galt ſeiner Ehre, noch mehr, der Ehre Emiliens, und es war als wäre in der Wage menſchlicher Billigkeit die Schale des Barons bedeutend geſunken; dieſer hatte ja nur kräftiger ausgeſprochen, was er ſelbſt ſchon vor Jahren zu deſſen Entſchuldigung ſich ſelbſt vorgeträumt.

„Beruhigen Sie ſich,“ ſagte er: „Ihr Geheimniß ruht ſicher in meiner Bruſt. Die Gewalt der höheren Fügung, die uns, einander unbekannt, ſo unerwartet zuſammen geführt, entriß mir das meinige. Ich war einſt Ihr Feind, allein ich bin es ſeit Jahren nicht mehr; und kann dem von einem Wahne verblendeten Ehemann getroſt in die Augen ſehen. Ich bin der Walter, den Sie meinen.“

Der Baron ſtarrte ihn ſprachlos und unbeweglich lange an; endlich verſank er in ein düſteres Sinnen, das Walter nicht unterbrechen wollte. Es lag ihm daran, zuerſt die Stimme des Gegners zu hören. Es geſchah lange nicht, aber er ſah große Thränen aus ſeinen Augen ſtrömen.

Endlich ſagte der Baron leiſe und gefaßt, indem er mit dem Kopfe ſchüttelte: „Täuſchen Sie mich nicht; mein Erretter iſt Ihr und meiner Gattin Sohn. Seyen Sie ganz aufrichtig, ich muß ihn ja dennoch lieben, ewig lieben.

„Welch abſcheulicher Verdacht!“ rief Walter entſetzt.

„Es iſt mir nur zu klar. Jetzt in dieſem Augenblicke ſtellt die Krankheit meiner Gattin im zweiten Jahre unſerer Verbindung ſich mit ihren ſonderbaren Umſtänden lebendig vor meine Seele. Ich wurde durch vielfache Künſte fern gehalten, und auf dem Namen eines Theodors Walter ſind die Güter gekauft. Wie heißt Ihr Sohn?"

„Theodor!" ſagte Walter vernichtet.

„Nun ſehen Sie!" fuhr der Baron fort „ach! er iſt mir ſo theuer geworden, daß ich den Anblick ſeines Vaters ertragen kann."

„Iſt denn die ganze Hölle gegen mich verſchworen!" rief Walter auf den Boden ſtampfend. „Was ich Ihnen auch ohne zu lügen, ſagen darf, dient nur dazu, Ihren Verdacht zu vermehren. — Fragen Sie mich nicht mehr! Geben Sie mir Zeit! Bei unſerer Liebe zu dem Jüngling, bei ſeiner reinen Seele ſchwöre ich Ihnen, er iſt nicht die Frucht eines ſchändlichen Ehebruchs. Lieben Sie ihn getroſt."

„Walter!" ſagte der Baron, empört wie es ſchien, doch mit äußerer Gelaſſenheit — „Ich war, ohne Sie zu kennen, gegen Sie offen; können wir es denn nicht mehr ſeyn, ſeit wir uns kennen? Ich will es bleiben! Ich kann Ihnen nicht glauben. Seyen Sie eben ſo aufrichtig wie ich. Was haben Sie von mir zu befürchten, der ganz in ihren Händen iſt, ein verlaſſener, entehrter Greis? Ich könnte zwar einem das Geheimniß verrathen; aber ich bin ihm ja mein Leben, ich bin ihm noch mehr ſchuldig — Er hat meine Bruſt wieder für Liebe, Anhänglichkeit, Vergebung erwärmt — ich kann nicht ſeinen reinen Sinn trüben. O! daß ich ihm geben könnte, was er ſchon beſitzt, aber ich habe noch einen Segen. Mag die Kraft, die wir menſchlichem Segen und menſchlichem Fluch beimeſſen, auch Aberglaube ſeyn, es freut mich doch, daß ich den vom Herzen ſegnen kann, dem ich vielleicht vor Jahren meinen Fluch gegeben hätte."

„Es iſt eben mein Fluch, daß ich nichts ſagen kann noch darf," nahm Walter das Wort; „allein etwas müſſen Sie erfahren, welches das Benehmen ihrer Gattin in etwas entſchuldigen kann, wenn Sie billig ſeyn können. Was Sie nicht ausgeſprochen haben, iſt ihr bekannt; der letzte Briefwechſel zwiſchen Ihnen und der Mutter, war, iſt vielleicht noch in ihren Händen. Sie entſagte der Liebe um die ein gutgemeinter Betrug ſie gebracht, indem die Leidenſchaft ſie ein Werk der Hölle ſehen ließ — Ihr Weibe habt Euch nie verſtanden."

Walter erzählte ihm nun haarklein, was er dieſem in ſeiner Mittheilung verſchwiegen, und vielleicht noch ſchärfer, als der Baron ſich es je gedachte, denn er ſchlug die Augen düſter zu Boden und flüſterte: „ja dann: ach! ſelbſt in meinen Briefen wagte ich nicht, meine Seele klar auszuſprechen!"

„Sie brauchen Ruhe! und Nachdenken," fügte Walter hinzu, „Liebe und Freundſchaft ſollen Ihnen nicht fehlen. Ich ſchicke Theodor, der nicht ſo reich iſt oder ſich glaubt, wie Sie es vermuthen. Sehen Sie ihn nur getroſt, ohne ein für Ihre Ehre ſchmerzliches Gefühl; Sie können es; aber trüben Sie nicht ſeine Seele mit Fragen, die nur Verwirrung hinein bringen können, und die er nicht beantworten kann. Wär' ich mißtrauiſch gegen Sie, hielt ich ihn von Ihnen fern: dieſes ſey das erſte Zeichen meiner Achtung."

So ſtürmiſche Gefühle ſchwellten Walters Herz, daß es zu zerſpringen drohte. Ohne irgend eines Entſchluſſes fähig zu ſeyn, nur das Bedürfniß fühlend, Emilien, bei deren Namen er einige Stunden früher gezittert, und für deren Gegenwart in Paris er nun Gott danken zu müſſen glaubte, eilig aufzuſuchen, kehrte er ſchnell denſelben Weg, den er gekommen war, zurück. Sein Wunſch ſollte weit früher, als er es gehofft, in Erfüllung gehen. Als er in dem anſtoßenden Hotel-garni die Treppe hinunter gehen wollte, begegnete ihm eine ältliche Dame, die von einem Lohnbedienten begleitet hinauf kam. Er nahm den Hut ab, und trat einen Schritt zurück, um ihr Platz zu machen; ſie ſah in ſtarr an, ſtieß einen Schrei der Verwunderung aus, und rief in deutſcher Sprache: „Seh ich recht? Walter!"

„Der bin ich," erwiederte er beſtürzt, in die bleichen, ſehr gealterten Züge ſchauend, aus denen keine Jugenderinnerungen ihm aufdämmerten — „doch habe ich nicht die Ehre."

„Kennen Sie denn," ſagte die Frau mit einer weichen Stimme, die in ſeinem Inneren wiederhallte, „Emilien nicht mehr?"

Walter im Laufe ſeiner reiferen Jahre nur mit ſeiner inneren Bildung beſchäftigt, in die glückliche Nation der Reiſenden einverleibt, die in ihrem Wanderleben durch die Welt, nur außer demſelben ihr wahres Vaterland erkennt, je mehr ſie ſich von dem Orte ihrer Geburt losgeriſſen, ohne dieſen darum weniger, aber wohl mehrſeitiger zu würdigen, Walter war von keinen drückenden Sorgen mehr geplagt und ſich des Gedeihens ſeines Werkes erfreuend, war ein ſchönerer Mann geworden, als er es als Jüngling geweſen, deſſen Züge er mit faſt jugendlicher

Friſche, durch Würde und innere Harmonie verſchönert, alle aufbewahrt hatte. Er war leicht wieder zu erkennen. Nicht ſo Emilie. Das Treiben eines unruhigen, inſipiden Weltlebens und die ſichtbaren Narben einer geheimen Nalter, die ihr Inneres aufrieb, hatten ihre Züge noch vor der Zeit gealtert. Die Freuden, die nicht aus Geiſt und Gemüth entſpringen, hinterlaſſen, wenn ſie verſchwinden, mehr entſtellende Spuren, als die des überſtandenen Grames, der den Erlöſten oft mit einem Heiligenſcheine innerer Geneſung umgibt. Selbſt ihr Blick war nicht rein, und erſt, während ſie Waltern betrachtete, kehrte ein Wiederſchein des Sternenglanzes ihrer jugendlichen Blicke in die faſt erloſchenen Augen zurück; der ängſtliche Kummer, den jeder ihrer Züge ausdrückte, und in Einklang mit der halben Trauerkleidung, die ſie trug, zu ſtehen ſchien, wich dem erröthenden Anflug einer ſchnellen Freude.

„Emilie!" rief Walter entſetzt und unwillkührlich. „So ſehe ich Sie wieder."

„Folgen Sie mir in meine Wohnung," verſetzt ſie betroffen. „Dieß Zuſammentreffen weiſſagt mir Gutes. Ich war Sie nicht in Paris vermuthend."

„Nicht?" fragte Walter erſtaunt, und fügte noch erſtaunter hinzu: „und Sie wohnen in dieſem Hauſe?"

„Seit mehreren Wochen."

Als er nun ihr nach, in das Zimmer trat, als ſie, nachdem ſie ſchnell Hut und Mantel abgelegt, die Jungfer fortſchickte, ſchwebte es Walter lebhaft vor, wie ſie einſt vor zwanzig Jahren oder mehr ihm in ſeinem Zimmer eine vertrauungsvolle Stunde geſtattet, die ihr, wie es ſchien, nur ſehr bittere Früchte gebracht. Unter wie veränderten Umſtänden, ſtand er nun, da alles zur ängſtlichen Verworrenheit gereift, da die Jahre den jugendlichen Übermuth und die ſtürmenden Leidenſchaften abgekühlt hatten, die verſengend durch die Gemüther gezogen, in dem ihrigen. Auch ſo, wie einſt er ſie, zog ſie ihn auf den Sofa nieder. Sie ſaſſen beide ſchweigend neben einander. Der Auftritt, den Walter ſo kurz vorher erlebt, hatte eine Bitterkeit in ſeiner Seele erregt, die in dieſem Augenblicke ihr zerfallenes Äußere nicht zu ſchwächen vermochte.

„Als wir das letzte Mal ſo beieinander ſaſſen," begann er endlich — „ſtrömten die Worte von Ihren Lippen; und nun! Die Saat jener Stunde iſt aufgegangen. Sie ſind gerächt, und ſind, wie es ſcheint, doch nicht glücklich."

„Macht Rache, wie gerecht ſie auch ſey, denn glücklich? Dem Glücke hatte ich ſchon damals entſagt — ich wollte nur gerächt ſeyn, einem Unwürdigen mit dem Maße meſſen, das er ſelbſt gebraucht hatte. Ich fürchte, ich habe das Maß überſchritten," fügte ſie zitternd hinzu.

„Ich habe das ſchon längſt gefürchtet."

„Sie?" ſagte ſie, einen durchdringenden Blick auf ihn werfend. „Wie kommen Sie nach Paris? Warum habe ich ſo lange nichts von Euch gehört?"

„Ich könnte Ihnen die nämlichen Fragen thun?"

„Walter!" rief ſie ſchmerzlich in Thränen ausbrechend, und lehnte ſich an ſeine Schulter. „Müſſen wir uns begegnen, um uns gegenſeitig Vorwürfe zu machen? Mußte dieß Unglück mich auch noch betreffen? Ich wähnte, als ich Sie wieder erblickte, daß ich denjenigen wieder hätte, dem allein ich auf Erden ganz vertrauen könne!"

„Nun ſo vertrauen Sie mir,“ ſagte Walter auf einmal erweicht. „Ich bin derſelbe, der ich war. Aber die Zeit ändert Anſichten und vertilgt Leidenſchaften. Haben Sie unrecht gehandelt, Emilie, dann habe ich ja Ihre Schuld getheilt.“

„Unrecht!“ wiederholte Sie. — „Ach! ſo ſprachen Sie nicht einſt.“

„Sagt denn dieß Trauerbild, dieſe Unruhe der Seele es nicht laut genug?“

„Walter!“ unterbrach ſie ihn ſchnell. „Seyn Sie ehrlich, Sie kannten mein Äußeres nicht wieder; ich weiß wohl, daß ich ſehr verändert bin! aber — war es nicht Ihre Abſicht, mich zu ſuchen?“

„Allerdings.“

„Was wiſſen Sie von ihm? Haben Sie ihn gefunden?“ fragte ſie heftig.

„Wir ſind nie getrennt geweſen.“

„Wen meinen Sie?“ rief ſie erſchrocken.

„Ihren Sohn.“

„Ach!“ fuhr ſie ängſtlich fort. — „Nichts von ihm! jetzt nichts! ich darf noch keinen Sinn für Freude haben. Wiſſen Sie denn nicht? ahnen Sie nichts! Muß ich Ihnen denn ganz die Wunde meiner Seele erſchließen. Es ſey. — Er — der mein Gatte heißt —“

„Nun! Es iſt ja gekommen, wie Sie es gewünſcht — Sie haben ihn zu Grunde gerichtet.“

„Nicht ich — er ſelbſt; ich habe es nur nicht verhindert. — Aber Ihnen darf, will ich nichts verbergen. Ich ſah ſeinen nahenden Untergang mit Befriedigung, mit Freude — ich ging ja ſelbſt unter. Walter, da erfuhr ich, daß er auf einmal verſchwunden ſey. Es wurde von einem Selbſtmorde geſprochen; da erſchrak ich — das hatte ich nicht gewollt; ſeinen Tod wollte ich nicht auf mein Gewiſſen laden! Von der Stunde an war es mit der ſtarren Ruhe, mit der Verhärtung meines Gemüthes aus. Mich durchdrang die verſöhnende Kraft des Todes. Er gibt dem Verſchiedenen immer Recht, dem Lebenden Unrecht. Eine quälende Angſt bemächtigte ſich meines Herzens. Ich konnte den Gedanken nicht aushalten; daß ich ihn in Verzweiflung, in den Tod getrieben; daß ich, ſtatt eines ſtrafenden, ein Würgengel geworden war. Ich las Verachtung in Blicken, wo ich früher nur Mißbilligung geleſen; in den eignen — Walter! ich konnte nicht mehr in einen Spiegel ſehen. Ich forſchte und forſchte — es war mir als würde, als könnte es zu meiner Beruhigung dienen, ſeinem Leichnam wenigſtens eine würdige Beſtattung zu geben. Da entdeckte ich endlich, daß er noch lebe, daß er den Weg nach Amſterdam genommen, daß er ſein unglückliches Leben in Elend eines verarmten Flüchtlings gehüllt. Ach! mein Herz, einmal gegen ihn erweicht, gewann dadurch die Ruhe nicht wieder; aber das Entſetzen vor ſeinem Tode ging in Angſt um ſein Leben über. In Elend darf er nicht umkommen, ſo lange ich noch etwas habe. Er iſt ja doch mein Gatte. Ohne jemanden meinen Entſchluß anzuvertrauen, machte ich mich auf den Weg. Ich wollte ihn aufſuchen. Er ſollte erfahren, warum ich ſo gehandelt; er ſollte die Strafe des unglückſeligen Betruges erkennen, ſollte wiſſen woran er mit mir wäre, nur eines nicht! Ich habe noch genug für uns beide, ich wollte mit ihm theilen — ihm verzeihen. Wir ſollen beide ruhig ſterben können. In Amſterdam erfuhr ich nach vielen mühſamen Nachforſchungen, daß er mit einem Chevalier d'Jaduſtrie nach Paris gegangen war. So kam ich hierher. — Aber hier ſind alle Spuren auf einmal verſchwunden. Ich habe mich bis jetzt vergebens an unſeren Geſandten deßhalb gewandt, und verlebe nun in der peinlichſten Unruhe traurige Tage."

„Gott Lob! alſo iſt doch eine Stimme in Ihrer Bruſt für ſein Unglück erwacht! Sie empfinden doch, daß Sie ihm zu viel gethan!"

„Habe ich wirklich das?" verſetzte ſie ſchnell, als wollte ſie ſich ſelbſt vor dieſem Vorwurf ſchützen, „und das meinen Sie, der ohne ſeine Argliſt ſo wie ich glücklich geworden wäre?"

„Ich möchte es faſt bezweifeln," erwiederte Walter. „Zeit und Erfahrung haben Schuld und Verhältniß vor meinen Blicken gemildert. Ich habe einen vertrauten Freund Ihres Gatten kennen gelernt. Dieſer hat meine leidenſchaftliche Einſeitigkeit zerſtreut; die Welt und die Wahrheit haben mich gelehrt, Jugendthorheiten zu würdigen, und was war unſer Verhältniß mehr, ehe Trotz, Unmuth und Selbſtſucht es in täuſchenden Flammen ſtählten. Ach Ihr Vater war getäuſcht. Der Baron iſt nie ein beglückter Anbeter Ihrer Mutter geweſen. Sie haben ihr zu wenig, ihm zu viel aufgebürdet. Hören Sie mich geduldig an ich will Ihnen ein wahrhafteres Gemälde, weil Leidenſchaften nicht die Tinten dazu hergegeben, aufſtellen."

Walter führte ihr nun mit kräftigen Zügen, mit beredten Worten, die ihm die erkannte Wahrheit und ſein bewegtes Herz eingaben, klar und einleuchtend das Erlebte ſo vor die Seele, wie die ruhige Vernunft ſchon vor Jahren es ihn zu betrachten gelehrt, ſo wie er aus dem Berichte des Barons es kennen gelernt hatte, doch mehr wie ein Spiel ſeiner Phantaſie, woran die ihrige ſich wohlthuend anknüpfen konnte. Sie wurde tief erſchüttert. Er brachte ſie ſo der Wahrheit ſo nahe — ſo nahe wie das Verhängniß oder vielmehr die Vorſehung, ohne daß ſie es beide ahneten, ſie und den Gatten in dem ungeheuren Paris, nur von wenigen dünnen Wänden getrennt, geführt hatte. Sie verſtummte und zerfloß in Thränen.

„Und" ſchloß Walter dadurch muthig gemacht die beredte Vertheidigung des Barons, „wenn nun in einem entſcheidenden Augenblicke, wo die Ehre des muthloſen, verlaſſenen Flüchtlings, ja ſein Leben ſelbſt, das Ihnen doch gegen Ihren Willen wichtig und theuer, auf dem Spiele ſtand; wenn in dieſem Augenblicke eine heilige Sympathie, der Magnetismus der Seelen, meinen ahnungsloſen Sohn zu ſeinem Erretter gemacht hätte, könnten Sie dennoch anſtehen, ihm den ſeinigen wieder zu geben, und dieß beängſtete Herz ſeine Ruhe in Mutterfreuden finden zu laſſen?"

„Walter!" rief ſie auf ein Mal und ſprang erſchrecken auf: „was will das ſagen? Ihr Sohn kennt den Unglücklichen? Sie haben mich verrathen!"

„Nein!" ſagte er, ſeine Hand betheurend auf die Bruſt legend.

„Gott Lob! dann bin ich ruhig. Nur drei wiſſen nun das Geheimniß; den einen deckt das Grab. Ich ſchweige bis in den Tod — und Sie! mit mir — ich kann nicht mein Zutrauen zu Ihnen aufgeben. Ihm zu viel gethan? Betrachten Sie mich, dieſe Zerſtörung der Seele und des Körpers." Sie trat vor den Spiegel. „So hat er mich zugerichtet."

„Wenn meine Darſtellung wahr iſt, und kann ſie es nicht ſeyn? — dann iſt dieſes Hinwelken Ihres Äußern, die dumpfe Zerrüttung ihres Gemüths nur Ihr eignes, Werk, das Werk der Leidenſchaften, eigenſüchtigen Übermuths, und des Irrthums." Er ergriff ihre Hände und ſah ihr wehmüthig in die Augen. — „Ja! meine Freundin — ich will nicht heucheln, ſo iſt es."

„Freilich," ſprach ſie — haben Sie Anſichten in meiner Seele erregt, die mich verwirren."

„Das iſt es eben; die unglückliche angeborne Einſeitigkeit der Menſchen! O! Emilie! Sehen Sie ſich an, und erkennen Sie an dieſer Veränderung den Fluch, der jeder eigenmächtigen That folgt, die ſich des Geſetzes überhebt, und die eigene Zuverſicht zum Geſetze macht; darum thun Unterwerfung und Entſagung dem Menſchen Noth, weil er kein Gott und ſein Übermuth ein Schwert iſt, das die umfaſſende Hand verwundet, wenn er es im blinden Dünkel aus der Scheide zieht. Wegen des Mangels an Unfehlbarkeit müſſen wir uns unter die geregelten Formen des bürgerlichen Lebens demüthigen. Was haben Sie durch die Ausübung eines eigenmächtigen Willens anders gewonnen, als eignes Elend, als das troſtloſe Gefühl, den härter als ſein Gewiſſen beſtraft zu haben, deſſen Vergehen wenigſtens keine ſolche Zerſtörung, als Ihr Übermuth angerichtet hätte."

„So ſprechen Sie mit mir! O Gott! mußte es dahin kommen! das iſt der Troſt, den Sie mir geben?"

„Der Troſt ſoll, ſo Gott will, kommen. — Ich werde Ihnen den Verſchwundenen ſuchen helfen, und dann — machen Sie wieder gut, was gut zu machen iſt."

„Alles, nur dieß nicht! vor ihm will, kann ich mich nicht demüthigen. Verſprechen Sie mir noch ein Mal, unſer Geheimniß nicht zu verrathen. Sie ſchweigen — ich habe Ihren Eid — können Sie meineidig werden?

„Mit meinem Willen nicht, ob es mich auch zu Boden drückt!"

„Gut! ich darf Ihnen vertrauen. Doch, zu etwas anderm. Was macht Ihr Sohn?"

„Den Eid werde ich nie brechen können, ihn bis zu meiner letzten Stunde zu lieben. — Alle, die ihn kennen, lieben ihn."

„Walter! Ihr Sohn iſt reich."

„Sein Gemüth iſt reicher! Hinweg mit dem Sündengelde!"

„Sündengeld! Es war mein rechtmäßiges Eigenthum, über das ich allein zu ſchalten habe."

„Es iſt das Eigenthum des darbenden Vaters; ſo fern der Sohn etwas taugt."

Emilie ſchien mit Heftigkeit etwas ſagen zu wollen, doch verſchluckte ſie die Worte wieder: „Kann ich ihn ſehen?" fragte ſie plötzlich weich.

Walter ſah ſie durchbringend an: „Nein Emilie! ich habe auch Recht, Bedingungen auszuſprechen, auch Recht einen Eid zu bedingen. Sie werden ihn nicht ſehen, ehe ſein Vater gefunden, ehe Ihr Herz ſich ganz wiedergefunden hat."

Sie ſank ſchweigend, faſt ohnmächtig auf den Soffa zurück. Er trat erweicht zu ihr. — „Emilie" ſagte er: „mit dieſem Eid hat es keine Gefahr — das hoffe ich zu Gott und zu Ihrem Herzen. Ich habe mit Freude bemerkt, daß die verhärtete Rinde des Unglücks, der Selbſtqual, die jede beſſere Empfindung eingeſponnen, geborſten iſt. Das jugendliche reine Gefühl, das mich beglückte, wird wieder aufleben, da ein Hauch des Mitgefühls der Reue es berührt. Sammeln Sie ſich in Einſamkeit und Ruhe. Wenn er noch lebt, und warum ſollte er nicht leben? Gott iſt barmherziger und geduldiger als wir — ſo werden wir ihn auffinden. Bedenken Sie, daß alle Ihre Schätze dem Sohne den Mangel einer ehrenvollen Herkunft, eines Vaterlandes, eines Vaters; der ihn noch vor der Geburt liebte, nicht erſetzen können. Wir ſehen uns wieder."

Walter verließ ſie in der heftigſten Unruhe und doch getröſtet. Er bauete um ſo mehr auf die Vorſehung, die ſich ſchon durch die Nähe der ſich ſuchenden und ſich abſtoßenden Gemüther ſichtbar thätig gezeigt hatte, da er alle Fäden dieſer unſeligen Verwicklung in ſeinen ſchwachen Händen hielt, ohne zu wiſſen, wie er ſie leiten ſollte, und doch zitterte er vor jeder zufälligen Einwirkung eines Geſchicks, das ſeine gute Abſicht ſtören konnte. Er beſchloß daher den Schlüſſel, deſſen Gebrauch Theodor in die Nähe der unbekannten Mutter führen mußte, ihm nicht wieder zu geben, ſondern der Wäſcherin einzuhändigen, mit der Bitte, ihn unter einem Vorwande zurück zu halten. Selbſt wollte er ſich ſeiner nicht mehr bedienen. — Der ihm günſtige Zufall ſchien ihm einen Wink zu geben, vor vielleicht ungünſtigeren ſich zu hüten. — Unter ſolchen Erwägungen hatte er ſeine Wohnung erreicht, wo er Theodor, mit Unruhe ſeiner harrend, traf.

„Nun!“ ſagte dieſer geſpannt; „was hältſt du von dem Manne? müſſen wir ihn aufgeben.“

„Nein!“ erwiederte Walter weich, „er bedarf deiner Liebe und Pflege und verdient ſie. Wir dürfen nicht ſtreng mit einem verfehlten Leben rechten, das Verſuchungen bloß geſtellt iſt, von denen der Glückliche keinen Begriff hat. Sein ganzes Leben iſt — wie er ſagte — ſein falſcheſtes Spiel; möchteſt du ihn mit jenem verſöhnen. Gehe nur zur gewöhnlichen Stunde hin; ſprich aber nicht viel; er iſt in großer Gemüthsbewegung; unnütze Rührung mußt du ihm verwehren.“

„Vater!“ ſagte Theodor, aufmerkſam betrachtend, „du ſiehſt bleich und zerſtört aus.“

„Ich habe Nachrichten erhalten, die mich erſchüttert haben. Gott Lob! du hängſt nicht viel an Geld, dein kleines Vermögen ſteht ſehr unſicher.“

„Habe ich doch dich,“ verſetzte der Jüngling, „du biſt wie das ſicherſte Capital.“

„Liebe und Erfahrenheit ſind's, wo ſie zu finden ſeyn mögen, wenn auch das Schickſal uns trennt. Jugendverhältniſſe zwingen mich, vielleicht in ein entferntes Land, nach Amerika, wohin weiß ich noch nicht, zu gehen.“

„Ich folge dir überall!“

„Nicht ſo! In Europa blüht dein Glück; lerne dich beherrſchen. Du haſt dir ſelbſt jetzt neue Pflichten auferlegt. Muß ich gehen, habe ich den Troſt, dich in der Nähe eines väterlichen Freundes zu wiſſen, den deine Wohlthat dir ſelbſt erwählt. Er wird dich eben ſo treu, wie ich lieben. Nun erſchrecke nicht vor dem, was noch nicht mehr als wahrſcheinlich iſt. Sieh aber dem Geſchicke feſt in's Auge, und bedenke, daß ich dem alten Manne vertrauen darf. Er iſt, wie du vermuthet haſt, ein Deutſcher, wie wir. Jetzt nicht mehr davon." Walter brach kurz ab, denn er fühlte ſeinem Herzen Worte entſtrömen, deren Thorheit die Gewalt ſeines Eides ihm faſt in demſelben Augenblicke vorwarf.

Theodor ſchwieg. Er ahnte ein Geheimniß, das er nicht recht anzufaſſen wußte. Walter ſchloß ſich in ſein Zimmer ein. Sein aufgeregtes Innere, die Verwirrung, in der er ſich auf's neue verwickelt ſah, duldete keine Zeugen. Die ſchlafloſe Nacht milderte kaum ſeinen Zuſtand. Er hatte mehrere Anſchläge, um einen glücklichen Erfolg herbei zu führen, ausgebrütet; bei genauerer Prüfung gefiel ihm keiner; er verwarf ſie alle, und doch drängte die Zeit, doch war es ihm, als dürfte er hier keinen Zufall walten laſſen. Mit Sehnſucht ſah er der Stunde entgegen, in der Theodor gewöhnlich des Morgens ſein Zimmer betrat. Endlich erſchien ſie. „Nun," ſagte Walter lächelnd mit geſpannter Faſſung: „Was macht dein Alter?"

„Ich fand ihn ſehr ſchwach und angegriffen" erwiederte Theodor. „Die Wunde hatte ſich wieder geöffnet, ich mußte ihm faſt das Reden verbieten, doch war es mehr eine geiſtige als körperliche Ermattung. Sein Blick ruhete durchdringend, ängſtlich ſogar, aber liebevoll auf mir. Er ſprach zum erſten Male deutſch, wahrſcheinlich eine Folge ſeiner Unterredung mit dir. Es war, als erregte unſere Sprache in meinem Munde geheime Stimmen in ſeiner Bruſt, als ſchwebten Fragen auf ſeiner Zunge, die er mühſam niederkämpfte. Deſſenungeachtet merkte er mir eine düſtere Verſtimmung an; und fragte bewegt nach der Urſache. Ich verhehlte ihm nicht, daß du von einer Reiſe geſprochen, die dich auf lange Zeit von mir entfernen würde, und während der du mich ſeiner Welterfahrung anzuvertrauen gedächteſt. Ich ſprach es dreiſt aus, denn ich habe wohl gemerkt, daß du dich dieſer Auskunft bedienteſt, um ohne ſeinem Zartgefühle zu nahe zu treten, ihm eine Wohlthat erweiſen, und ihn über die Zukunft beruhigen zu können. Er ſchien es weit höher zu nehmen; fragte aber nur kurz, ob er dich nicht heute ſehen würde? Was will das alles ſagen? Er brach kurz ab, und ich ſchlich fort, denn ſein Puls wurde immer ſtärker. Gehſt du hin?"

„Bald." Aber Walter verließ den ganzen Tag ſein Zimmer nicht. Er hatte der Baronin ſeine Adreſſe gegeben, und erwartete von Stunde zu Stunde, von ihr zu hören. In ſeiner Unſchlüſſigkeit war es ihm, als hätte er einen Anlaß von Außen vonnöthen, um einen neuen Faden daran knüpfen zu können. Allein es kam nichts. Auch die Baronin, die ihn vielleicht in voller Thätigkeit glaubte, konnte ſich nicht entſchließen, ihn rufen zu laſſen, um ihre Seele noch tiefer zu verwunden. Ach! ſie hatte ihm faſt in allen Stücken Recht geben müſſen. Sie fühlte ſich geneigter als je, dem Gatten zu vergeben, ſeine Verzeihung zu erflehen — aber ihm ihre geheime, grauſame Rache zu entdecken, war ihr unmöglich. Sie bereuete zum erſten Male dieſe Schuld, die ſie um ſo tiefer fühlte, weil ihr der Muth fehlte, ſie zu bekennen.

Während deſſen nahm Walters Unruhe immer zu. Hatte er denn vergebens auf ihr Herz gebaut? oder hielt ſie ſich mit Starrſinn an den Wahn, der alle ihre Schritte geleitet, um nicht der Reue einen Eingang zu eröffnen?

Was ſollte er thun? Ihr Benehmen mußte das ſeine beſtimmen. Er wußte nicht, daß während ſeiner bangen Unſchlüſſigkeit, ein fremdes, grauenhaftes Verhängniß ſich ſchon rüſtete, eine Cataſtrophe herbei zu führen, aber eine dunkle Ahnung beklemmte ſeine Bruſt und füllte es mit einer unerklärlichen Unruhe.

Als der Abend wieder nahete, und mit ihm die Stunde, in welcher Theodor ſeinen Kranken zu beſuchen pflegte, war es, als ließe Walter ihn ungern allein gehen. Es dünkte dieſem, er müſſe ihn vor dem verhängnißvollen Hotel hüten, in das er ihn doch ſo gerne eingeführt hätte, und wohin er ſich ſelbſt gezogen fühlte.

Er ſchlug Theodor vor, ihn zu begleiten, hernach wollte er, fügte er hinzu, einen Spaziergang machen, und ſeinen Beſuch bei dem Alten, um deſſen Gemüth nicht auf's neue zu erregen, bis zu dem folgenden Tage verſchieben. Er wußte ja nicht, was er dieſem ſagen könne oder dürfte. Er begleitete Theodor im Zwielicht des Abends bis in die Allee des kleinen Hauſes; doch bemächtigte ſich ſeiner eine ſonderbare Bangigkeit, ſobald er den Jüngling verlaſſen, wozu er in der eignen Bruſt vergebens den Grund ſuchte. Je länger er ſich von dem Hauſe entfernte, je mehr ſtockten ſeine Schritte. Galt dieſe Unruhe dem Sohne oder Emilien? Er wußte es nicht. War es vielleicht nicht beſſer, wenn er die Letztere beſuchte, in dem Augenblicke, wo vielleicht Angſt, Reue und Verzweiflung ihren Stolz brechen. Vielleicht war ſie eben in einer Stimmung, die einen günſtigen Erfolg herbeiführen konnte. Günſtigen? was dachte er bei dieſem Worte? konnte eine ſo unſelige Verwickelung ſich denn günſtig löſen? dieſe Gedanken fuhren ihm ſchmerzlich durchs Herz, doch kehrte er langſam um, in tiefem Sinnen verſunken. Auf einmal, ſo wie er um die Ecke der wieder erreichten Straße biegen wollte, bemerkte er erſt, daß er ſich unter einer gedrängten Menſchenmaſſe befand. Er riß ſich mit Gewalt aus ſeinen Träumen empor. Nun fielen ihm erſt Sturmgeläute und verworrenes Geſchrei in das Ohr. Alles verkündigte ihm ein in der Nachbarſchaft ausgebrochenes Feuer. Es war in der Straße, wohin er Theodorn begleitet. Ängſtlich drängte er ſich durch das Gewimmel. Nein! es war keine Täuſchung! aus dem mittleren Stocke des ſchmalen Hauſes, in welchem die Wäſcherin zwei Geſchoße höher wohnte, ſchlugen wilde Flammen wüthend aus den geſprengten Fenſtern. Er drängte ſich faſt erſtarrt vor Entſetzen immer weiter; aber bald hemmte weniger die Menſchenmaſſe als die ſchon herbeigeeilte und aufgeſtellte Wache ſeine Schritte. Gedrückt an die Mauern der gegenüber ſtehenden Häuſerreihe hatte er das fürchterliche Schauſpiel vor den Augen — Gott! und in dieſem Hauſe, unter den lodernden Flammen, befand ſich ſein Sohn! wie ſollte er die wahrſcheinlich ſchon brennenden Treppen hinunterkommen? wie gerettet werden, wenn er es nicht ſchon wäre? oder vielleicht — ſchrecklicher Gedanke! wenn er bereits nicht mehr athmete! Da fiel ihm plötzlich die Communications-Thüre ein — Allein — neues Entſetzen! er trug ja den Schlüſſel, den er der Wäſcherin zurück zu geben noch keine Gelegenheit gefunden, ſelbſt in der Taſche. Die Armen konnten nicht heraus, mußten verbrennen, und durch ſeine Schuld. Es dämmerte ihm wohl der ſchwache Troſt auf, daß der Wirth des Hotels ja auch einen Schlüſſel haben müſſe; aber war dieſer in der Verwirrung auch gleich gefunden? der Hauswirth brauchte ja nur abweſend zu ſeyn. Er mußte zurück, nach dem Hotel hin — er hatte einen Schlüſſel — es war kein Augenblick zu verlieren. — Raſch kehrte er um, drang mit Löwenſtärke durch die widerſtrebende Menge, erreichte trotz Fluchen und Stößen die Straßenecke auf's neue, und befand ſich endlich am Eingange des Hotels, wo ihm neue Hinderniſſe entgegen traten. Auch hier fand er Wache. Seine Angſt, ſeine Beredſamkeit, die Verſicherung, daß er dort wohne, verſchafften ihm endlich Einlaß. Auch in dem Hauſe war alles in Unordnung. Er ſtürzte, alles zur Seite ſchiebend, die Treppen hinauf; auf dem oberen Vorplatz entdeckte er den langen Gang voller Menſchen. Rauch ſchlug ihm entgegen. — Die Thüre mußte offen ſeyn. Es fiel ihm wie ein Stein vom Herzen — aber nur kurz — er hoffte ja nur — er wußte noch nichts. Da bemerkte er dicht neben ſich die verſtörte Kammerfrau der Baronin, die wie eine Wache vor der verſchloſſenen Thüre ihrer Wohnung ſtand. Er konnte ſie doch fragen — allein kaum hörte ſie ſeine Stimme, kaum erkannte ſie ihn wieder, da ergriff ſie ihn heftig beim Arm, öffnete die Thüre und ſchob ihn mit den Worten: „Helfen Sie meiner armen Herrſchaft" — durch die ſchmale Öffnung, die ſich hinter ihm zuſchloß. — Er machte faſt mechaniſch einen Schritt vorwärts, aber welcher Anblick begegnete ſeinen Augen, welche Worte ſeinem Ohr! —

„Theodor hatte den Alten in gelaſſener Gemüthsſtimmung, geſtärkt an Leib und Seele, getroffen. Nur fragte er mit einem unruhigen Verlangen nach dem Vater. Es ſchien als beunruhigte ihn deſſen Ausbleiben. Noch während Theodor mit ſeiner ärztlichen Sorgfalt beſchäftigt war, bemerkte er ein unruhiges Laufen auf den Treppen, und Schlagen mit den Thüren unter ſich im Hauſe, kurz, einen verworrenen Lärm, der immer heftiger wurde. Etwas Ungewöhnliches ahnend, war er im Begriff, ſich darnach erkundigen zu wollen, als die Zimmerthüre aufſprang, und Frau Tricottin, die Wäſcherin, bleich und athemlos mit dem Rufe: Feuer! Feuer! rettet Euch!" hereinſtürzte; eine dünne Rauchwolke folgte ihr in das Zimmer. Er drang ſich ihr ſogleich vorbei, und eilte, um die Gefahr kennen zu lernen, die Treppe zwei Etagen hinunter, wo er alle Zimmer in Flammen oder Rauch vorfand. Er ſah ſogleich ein, daß das Feuer Oberhand gewonnen, weil man es, unter vergeblicher Mühe ihm Einhalt zu thun, zu lange verheimlicht hatte. Einige Frauen ſchrien in Verzweiflung, daß die Treppe ſchon tiefer unten brenne, daß ſie alle in Rauch und Flammen erſticken müſſen; eine andere Frau machte ſchon Anſtalt, ſich aus dem Fenſter hinunter zu laſſen. Er ſah zwar deutlich, daß er wohl noch allein die Treppe hinunterkommen könne; aber er konnte nicht ſo ſeinen Schützling verlaſſen. Er ſtieg erſchrocken, aber beſonnen wieder hinauf; wo die Wirthin, obgleich in Todesangſt, doch Geiſtesgegenwart genug hatte, ihm den Schlüſſel der Zwiſchenthüre abzufordern. Er hatte ihn nicht. Nun kannte ihre und die Verzweiflung der herbeieilenden Frauen und Kinder keine Gränzen. Vergebens ſtrebte Theodor ihnen Faſſung einzureden. Sie ſollten nur die Thüre ſuchen; dieſe würde von der anderen Seite geöffnet werden, oder auch — er ſchwang ein zum Glücke vorgefundenes Beil, und nachdem er den faſt erſtarrten Greis in ſeine Arme gefaßt, trug er ihn, der vor Entſetzen noch ſchwerer und unbehülflicher geworden, die kleine Treppe hinunter, die faſt beſinnungsloſe Frau noch dazu faſt gewaltſam mit ſich ziehend, die, außer ſich, rief: daß ſie mit ihrem Hab und Gut, von dem ſie ſich nicht trennen könnte, verbrennen wollte. Faſt unterliegend erreichte er die Thüre. Sie war noch verſchloſſen. Die Gefahr und Noth des brennenden Hauſes hatte man ja auch erſt ſpäter in dem Hotel erfahren können. Er lehnte den ſich nur langſam erholenden Greis gegen die Mauer, welcher ſeine ſchwachen Kräfte verwandte, um die Frau Tricottin feſt zu halten, die immer wieder herauf zu kommen ſtrebte. Zum Glück verhinderten die heulenden, herbeigeeilten, zuſammengedrängten Hausgenoſſen ihre Rückkehr, ließen aber auch Theodor um ſo weniger Raum, das Beil mit Kraft gegen die eiſenbeſchlagene Thüre zu brauchen. Indeſſen wurde er doch von der anderen Seite gehört. Der Feuerlärm hatte auch die Ohren der Bewohner des Hotels erreicht; alle waren aus ihren Zimmern geſtürzt, auch der Wirth eilte ſchnell herbei. Ehe noch die ſtarke widerſtrebende Thür geſprengt war, gelang es ihm, ſie zu eröffnen. Theodor, höchſt ermüdet, ließ das Beil ſinken, faßte den, eben ſo wie er, von Anſtrengung, Rauch und von der, durch das Hinzudrängen der ängſtlichen

Hausgenoſſen verpeſteten Luft, faſt erſtickten Greis mit der letzten Kraftanſtrengung in ſeine Arme, und trug ihn durch die weichende Thüre, durch den langen Gang, ohne inne zu halten. Die Baronin von dem verworrenen Geſchrei, und dem Gedanken an nahe Gefahr äußerſt aufgeregt, war auch unter ihre Thüre getreten, die dem Gange, wo ſich dieſer mit dem Vorplatz vereinte, gegenüber war. Mitten auf dem letzteren entglitt die ſchwere Bürde Theodors kraftloſen Armen, und er ſank ohnmächtig vor den Füßen des alten Mannes nieder, der ſich nur ſchwankend auf den Beinen hielt. Die Baronin eilte mit einem Schrei ahnungslos hinzu, um ſeinem Falle vorzubeugen. Der Greis, von dem lauten Klang, der an ſein Ohr ſchlug, aufgeſchreckt, heftete unwillkührlich die Augen auf ſie und ſah ſich von den Armen ſeiner Gattin umſchlungen: „Gott im Himmel!" rief er auf deutſch, und ſtemmte die Hände abwehrend gegen die umſchlingenden Arme. Ein Blick! und ſie erkannte ihn. Erſchrecken, Freude, Haß, Mitleid, Erſtaunen wechſelten ſchnell in ihrer Bruſt, aber das rein menſchliche Gefühl und ihre Faſſung ſiegten. Ihre Kammerfrau war hinzu getreten. „Schnell in mein Zimmer" rief ſie; „O! Gott, ſey gelobt!"

„Nein! Nein!" ſtammelte der Baron, der, obgleich ſeine Sinne wie gelähmt waren, doch bei ihrem Anblick, bei dem Drang des Augenblickes ſeine körperlichen Kräfte ſonderbar erhöht fühlte — „keinen Schritt weiter ohne meinen Erretter!"

Er ſelbſt, die Baronin, die Kammerfrau und mehrere von den Anweſenden — die in dem Anerbieten der vornehmen Frau nur eine Art der Wohlthätigkeit gewahrten — halfen alle mit. Sie trugen den ohnmächtigen Theodor auf einen Soffa im vorderen Zimmer hin. Auf einen Wink der Baronin, welcher der unvermuthete Fund ihres emſigen Nachſuchens die ſelten erreichende Geiſtesgegenwart wiedergegeben, entfernte die Kammerfrau die mithelfenden und mit hineingedrängten Leute ſchnell, und ſtellte ſich ſelbſt vor die Thüre.

Die Eheleute blieben nun mit dem Ohnmächtigen allein. Die Baronin ſchien etwas ſagen zu wollen.

„Dieſen, dieſen zuerſt; dieß theure Leben vor Allem zurückgerufen!“ ſtammelte der Baron heftig, faſt gebieteriſch in Theodors Anblick verloren. Die Baronin, von Weiblichkeit und dankbarem Mitleid gerührt, denn ſie hatte ſchon Alles empfunden, was ſie dem Jüngling ſchuldig war, gehorchte willig; während der Alte eine Karaffe mit Waſſer von einem Ecktiſche holte, eilte ſie die Halsbinde des Jünglings zu lüften. Indem ſie die Tücher ſchnell löſte und zur Seite warf, zog ſie ſogleich an einer Litze die um den Hals des Jünglings hing. Der Ring, den er verborgen am Buſen trug, kam dabei zum Vorſchein. Als ſie nun behutſamer zuſehen mußte, um die Litze, die ſich in die Tücher verwickelt von dieſen zu trennen, trat der Baron mit einem Glas Waſſer hinzu. Er ſtellte dieß eilig zur Seite, um ihr zu helfen. Beider Blicke hafteten unwillkührlich an dem Ringe, der ohne Worte ihnen Worte ſagte, die ihr Inneres durchdrangen. Der Baron ſtarrte ihn erſchüttert, ſprachlos an. Das Zuſammentreffen von Umſtänden, die ſeine Seele nicht durchſchauen konnte, zeigte ihm einen verdächtigen, empörenden Zuſammenhang. Etwas ähnliches wäre in Emiliens Gemüth vorgegangen, wenn nicht in dem erſten Augenblicke das mütterliche Herz, der unerwartete Anblick, der ſie den ſchönen todtähnlichen Jüngling erkennen ließ, alle andere Rückſichten vergeſſen gemacht hätten. „Gerechter Gott!“ rief ſie, „iſt es möglich! mein Ring, mein Sohn!“ Sie vergaß ſich ganz in ſeiner Betrachtung.

„Ihr Sohn? Emilie!“ rief der Gatte mit einer Kraft der Stimme, worin alle ſeine noch übrigen Kräfte untergingen. „Ihr Sohn! alſo doch! und dieſem Sohn haben Sie gewagt, das Pfand unſerer Ehe zu ſchenken?“

Dieſe Worte waren es, die das Ohr des eintretenden Walters berührten. Er ſtand wie vom Blitze getroffen, aber dieſer Blitz hatte ſogleich ſeine Seele erhellt. Die Baronin ſelbſt, nicht er, hatte das ihr zugeſchworne Geheimniß verrathen. Dieſe freudige Überzeugung gab ihm Muth, Geiſtesgegenwart, ſich ſelbſt wieder. Die Baronin fuhr bei dem Laut jener Worte erſchrocken auf; eine ſeit Jahren abweſende tiefe Röthe bedeckte ihre Wangen, die doch gleich nachher eine noch bläſſere Todesfarbe als zuvor annahmen; aber ihre Blicke, wie von dem unſichtbaren Feuer der verſchloſſenen Augen des Sohnes belebt, kehrten aufs neue auf ihn zurück, und mit einem Ausdrucke, als betete ihre Seele, flüſterte ſie, vor dem noch ohnmächtigen Jüngling hingeſunken. „Er, er mußte ſein Erretter ſeyn!“

Walter hatte ſich indeſſen dem Jüngling eilig genaht, einen Flacon ſchnell hervorgezogen, und während er die zurückgedrängten Lebensgeiſter ſeines Lieblings wieder hervorrief, ſagte er leiſe zu ihr! „Ja er; verſchmähen Sie die Wohlthat dieſer Stunde, Gottes Fingerzeig nicht.“

Theodor athmete tief auf, öffnete die Augen, ſah

Walter ſtarr an, lächelte und warf die Blicke fragend um ſich herum.

„Zum zweiten Mal haſt du ihn gerettet und noch mehr als du denkſt!" flüſterte ihm Walter zu. „Erhohle dich; ich will dich an ein Lager führen, das dir ſüße Träume einflößen ſoll."

Er ließ ihn ein Glas Waſſer trinken, ſtieß ſchnell die Schlafzimmerthüre der Baronin auf; und trug ihn mehr als er ihn führte, leicht und kräftig auf das Bett der Mutter. „Suche zu ſchlafen," ſagte Walter, ihm einen Kuß auf die Stirne drückend — „ich wache für dich, und alles was dir theuer ſeyn muß." Dann eilte er wieder hinaus, machte die Thüre behutſam zu, trat vor das von den entgegenſtreitenden Gefühlen bewegte Ehepaar, das ſprachlos mit niedergeſchlagenen Blicken da ſtand, und ſagte: „Nun!"

„Ihr Sohn — der Sohn meiner Gattin," ſprach endlich der alte Mann, ihm einen ſchmerzlichen, vorwurfsvollen Blick zuwerfend. „Alſo haben Sie mich doch getäuſcht, und — o Gott! ich muß ihn immer mehr lieben." „Nein!" ſagte Walter, indem er vor Emilie raſch hintrat und mit gedämpfter Stimme fortfuhr: „Ich habe Theodor vor dieſem Manne meinen Sohn genannt, und er iſt es; der Sohn meines beſſeren Daſeyns, meines Geiſtes, meines Herzens. Auch Sie haben ihn in der Gegenwart Ihres unglücklichen Gemahls für den Ihrigen erkannt. Kann die ſtolze, ehrliebende Emilie den Gedanken ertragen, in den Augen ihres Gatten, und wenn er es will, in den Augen der Welt, für eine Ehebrecherin gehalten zu werden? Das Beſſere in Ihrer Bruſt, das ſo lange niedergekämpfte Muttergefühl hat ſeine unwürdigen Feſſeln entzwei gebrochen. Wollen Sie dieſen ſchönen Sieg mit dem Verluſte eines tadelloſen Rufes, auf den Sie mit Recht ſo ſtolz ſind, beflecken? Emilie! wer iſt der Vater dieſes Jünglings, der ein Leben, vor dem Sie zitterten, früher von einem mörderiſchen Schwerte, nun vor den Flammen, und Ihr Gewiſſen, von der Laſt einer todtbringenden Reue gerettet?"

Die Baronin, die bisher tiefſinnend geſtanden, richtete ſich ſtolz empor, ohne doch die Augen erheben zu können. „Es ſey!" ſagte ſie; „So wie es gekommen iſt, kann es nicht Ihr Werk, es muß Gottes Fügung ſeyn. Muß auch ich — was ich mir gedacht, vor dieſem Manne erröthen; ich will es, denn, ſeit ich den Sohn zum zweiten Mal geſehen, kann ich nicht mehr von ihm laſſen. Ja! Baron! Ihr Erretter iſt mein Sohn und — der Ihrige. Einer fremden Kinderleiche hat Ihre Trauer ein Denkmal, dem es nicht zukömmt, errichtet. Sie hatten alle wilden Leidenſchaften in meiner Bruſt herausgefordert. — Ich wollte Ihren ſtrafwürdigen Betrug, der mich um Liebe, Glück und Ruhe brachte, durch einen anderen eben ſo heimlichen, vergelten, der Sie nicht weniger unglücklich machen ſollte."

„Und wohl nicht weniger ſtrafwürdig iſt," unterbrach ſie Walter, „mehr vielleicht, denn Zorn, Stolz und Rache waren die Leidenſchaften, die Sie irre führten — die ſeinige Liebe und Sehnſucht zu beglücken; denn es iſt Wahrheit, was ich ihnen dargeſtellt habe. Wer iſt nun wohl der Strafwürdigſte? Aber wir haben geſehen, wie Gott ſtraft! — Sie, ich — Ihr auch verblendeter, nur zu williger Gehülfe — müſſen wohl dieſem Manne um Vergebung bitten, den ich nachher von der Wahrheit unſeres Geſtändniſſes überzeugen werde.“

„Träume ich, wache ich!“ rief der Baron! „kann und darf ich Euch glauben! Theodor, mein theurer Erretter, meim Sohn? darum leuchteten mir die Augen des Vaters, die eigenen entgegen, und bewegten das erſtarrte Herz. O! iſt es wahr — und es iſt ſo,“ fuhr er fort, indem er, Wunde, Schmerz und Schwäche vergeſſend, vor Emiliens Füßen niederſank, da haben Sie mich ja nicht beſtraft; nur vieler, vieler Jahre Unmuth und Leiden in Glück gekehrt! ach! ſo kann ich nicht meinen Betrug erſetzen!“

Sie reichte ihm ſtark zitternd die Hände, und ſtrebte ihn aufzuheben. Walter trat helfend hinzu. Die Spannung des Augenblickes hatte nachgelaſſen, die täuſchenden Kräfte waren wieder verſchwunden, und der Baron hing, wenn auch nicht ohnmächtig, doch blaß und kraftlos in ihren Armen. Walter ließ ihn auf den Soſſa nieder. — Emilie folgte, noch immer ſeine Hand in der ihrigen haltend, mit der andern bedeckte ſie ihre Augen. Walter zog die letztere ſachte herab, indem er ihr ins Ohr flüſterte. „Wer iſt nun der Beſſere, Emilie? Laſſen Sie nicht den Segen dieſer wohlthuenden Stunde vorüber gehen,“ fuhr er laut und entſchloſſen fort. „Hier iſt der Ring, den ich Theodor vollends abgelöſt. Seht ihn an, das Bild Eurer Ehe, Euer eigenes Bild. Die Schlange des Paradieſes, die ſich verzweifacht in Euer Herz geſchlichen, habt Ihr ſelbſt Eurer Ehe geweiht, aber dennoch iſt ein klarer Edelſtein den feindlichen Gemüthern entſprungen, von dem Ihr, Gott ſey es gedankt! nicht ablaſſen könnt, und der mit der eigenen Klarheit eines leidenſchaftloſen Alters durchdringen wird. Es gab einen Augenblick, der Euch Beiden Glück verſprach, aufgeregte Leidenſchaften, Verkennung, Vergehen traten zwiſchen Euch, ſie ſind ertrunken in dieſem reinen Waſſer. Laßt es denn dem Beſſeren in Euch gelingen, nun, da ihr die Kluft einer unwürdigen Vergangenheit überſprungen, auch dieſe ganz hinter Euch liegen zu laſſen. Werdet wieder gut und kindlich in der Umarmung Eures Kindes — Baron! ſtecken Sie zum zweiten Mal dieſen Ring an den Finger Ihrer Gemahlin, damit der Sohn an dieſem Zeichen ſeine Mutter, ſeine Ältern erkenne, die ihn doch in ihren Herzen feſt gehalten. Intriguen, Trotz, Übermuth und Rache machen nicht glücklich — Ihr wiſſet es ja. — Laßt dieſe Stunde wuchern: lebt vereint, damit Ihr dem Sohne wieder gelt, was ihm die getödteten Schlangen ſo lange geraubt. Zwingt Euch dazu, wenn Eure Herzen einander noch fremd ſind, Eure Gemüther ſich noch nicht ganz gefunden haben. Er wird ſeine Ältern achten und lieben, wenn Ihr Euch ſelbſt achten lernt."

Der Baron hatte den Ring zweifelnd, zitternd ergriffen, „Emilie!" ſagte er. „Es gilt unſeren Sohn! und bei Gott, wäre er auch bloß der Ihrige! was er an mir gethan, würde ihn zu meinem Erben machen, wenn ich noch über etwas zu ſchalten hätte."

Emilie nahm den Ring, während er ſprach, und ſteckte ihn dann raſch, aber erſchüttert an ihren Finger. „Sie ſind ſo reich wie vorher," ſagte ſie, mit ſich ſelbſt kämpfend. „Walter, der mich noch nicht getäuſcht, hat mich gelehrt, daß auch mein Vater Sie verkannt. Ich dachte ihn an Ihnen zu rächen. Ihr Name ſollte nicht mit ſeinem

Nachlaß prangen, aber ſein Enkel durfte ihn erben. Ihre, unſere Güter ſind an ſeinen angenommenen Namen übergangen."

„Ich weiß es," entgegnete der Baron. „Dieſe Entdeckung, die den Verdacht von verlorner Ehre, von der Entehrung Ihres Lebens in mir erregt, führte mich" —

„Einem entehrenden Tode auf ein Haar nahe," unterbrach ihn Walter. „Der Enkel Ihres Vaters, Emilie! warf ſich ahnungslos ſchützend vor ſeine Bruſt, das war die Verſöhnung des Großvaters, Emilie! doch ſie wollten mehr ſagen."

„Meine Verſchwendung fuhr ſie fort" war mehr Schein als Wirklichkeit, „meine unſinnigen Ausgaben waren ein täuſchender Schleier, der die ſtrengſte Ökonomie verbarg; der Glanz war nur Theatermalerei. Sie wiſſen, wie unecht ſie iſt. — Unſer Sohn iſt reich."

„Er weiß von nichts, und ahnet nichts," ſagte Walter ſchnell. „Mein Vaterrecht, Ihr Wille, Baronin! vernichtet leicht ein Gaukelſpiel, das ihn nicht glücklich machen würde und wir dürfen ihn nur obenhin über Verhältniſſe belehren, die er, in ihren ganzen gehäſſigen Verwicklungen, nie erfahren darf. Er ſoll nur an ein Unglück glauben, weil dieß ihm nicht verhehlt werden kann. Überlaßt es mir, ihn über das Befremdende zu beruhigen, dann — iſt meine Rolle zu Ende und mein Amt. Ich habe ihm ſchon vorahnend meine Trennung angezeigt. Faſt zwanzig Jahre habe ich an Eurem Glück gezehrt, und finde Troſt und Lohn in der Erinnerung. Ungetheilt ſollen die Ältern ſeine Liebe genießen, ich will und darf Euch nicht den kleinſten Theil davon entziehen. Ich will mich," fügte er ſchmerzlich lächelnd hinzu — „vor Eurer Eiferſucht bewahren."

Aber keines von Beiden wollte ihn laſſen. Sie fühlten, wie nothwendig ſeine ſchützende Anweſenheit ſey, dem, durch die Gewalt einer erſchütternden Stunde künſtlich erneuerten Verhältniß Stärke, Würde und Haltung zu geben. Sie machten ſelbſt ſeine Gegenwart zur Bedingung eines traulichen Zuſammenlebens, dem ſie Beide mit unruhigen, zweifelnden Herzen entgegen gingen.

Da hörten ſie Theodor ſich im Nebenzimmer bewegen. Er hatte ſich völlig erholt. Sein Erſtaunen, ſeine Freude ſich in den Armen zärtlicher, nie gekannter, angeſehener Ältern zu befinden, wurde durch ſein neues Verhältniß zu Waltern, der mit dem Vaternamen, doch nicht an Liebe einbüßte, im Gleichgewicht gehalten.

Dieſer, der Schutzgeiſt Theodors, wurde es nun in einer langen Reihe von Jahren auch der wieder erneuerten Vereinigung. Der Baron, in dem niemand den unglücklichen, unbeachteten Greis, der in der Verwirrung des Feuerlärms leicht vergeſſen gemacht werden konnte, ahnete, trat unter ſeinem wirklichen Namen, als plötzlich angekommen, neben ſeiner Gemahlin auf. So wie mit ſeinem Inneren, war auch bald mit ſeinem Äußeren eine faſt unbegreifliche Veränderung vorgegangen. Seine Züge traten bedeutender hervor; ſeine Geſtalt wurde feſter, ungebeugter. Die Befriedigung einer beſſeren Seele, ſich ganz ausgeſprochen zu haben, die Ruhe der Verzeihung entzündete einen neuen Abendſtern in Emiliens Blicken. Allein beide ſchienen nur mit Unwillen und Scheu an die verlaſſene Bühne ihrer Verirrungen und Leiden zu denken. Aber auch hier trat Walter vermittelnd ein. Die Güter wurden nach ſeinem Vorſchlage und durch ſeine Thätigkeit wieder und glücklich verkauft; und von ihren inſipiden Verhältniſſen, die ſie nicht vermißten, einmal losgeriſſen, ließen ſie ſich, durch einen neuen Güterankauf, in dem fremden Lande nieder. Doch ehe ſie Paris verließen, machten ſie durch Walter der unglücklichen Frau Tricottin, deren Verſchwiegenheit ihnen doch nicht ganz gleichgültig war, ein reiches Geſchenk, das ihre verbrannte Habe überſchwenglich erſetzte.

Sie verbargen Theodern nicht, daß ein unſeliges Geſchick über ſeiner Geburt gewaltet. Er ehrte die Verhältniſſe ſeiner Ältern und forſchte nicht weiter. Reifere Jahre haben ihm zuerſt Auskunft gebracht. Auch war es wirklich, als wenn Walters beredte Auseinanderſetzung die Wiedervereinten billiger, ſchonender, wärmer gegen einander geſtimmt hätte, obgleich ihr gegenſeitiges Zartgefühl ſie ihr Glück mehr in dem Glücke des Sohnes, als in einem vertrauensvollen hingebenden Verhältniſſe finden ließ. Walter aber war und blieb der glücklichſte von Allen. Sein eigenes Leben, das er als verfehlt erachtet hatte, hatte die innere reine Harmonie gewonnen, die in dem Gefühle wiederhallt: beglückt zu haben, und beglücken zu können — Feindſchaft in Freundſchaft zu verwandeln, Friede aus Verirrung, und Liebe aus Wohlthaten einzuernten.

Des Sängers Abendgang.

Nachdem ſein Mädchen geſtorben war.

Winkſt du mir wieder liebend
Freundliches Abendroth,
Und lächelſt mich an in Wehmuth? —
Ach! nun iſt dein Sänger todt.

So viele Thauperlen der Himmel
Geſäet auf Flur und Hain,
Hat er der Thränen vergoſſen
Im nächtlichen Kämmerlein.

O! denkſt du der ſchönen Stunden,
Da du ihn noch ſtill belauſcht,
Wenn er und ſein liebes Mädchen
Oft Worte und Küſſe getauſcht? —

Die Edle iſt nun geſchieden,
Ach! weit in ein fremdes Land,
Das noch kein Segler entdeckte,
Das noch kein Pilger fand.

Ich flehte die Sonnenſtrahlen
Tiefſinnigſt um Kunde an,
Ich frug den Mond und die Sterne
Um ihre Wandelbahn.

Sie küßten mir von den Augen
Die ſchimmernden Thränen ab,
Und zeigten mit goldnen Fingern
Mir nur auf ein friſches Grab.

Ach, dort im Friedhofe ruhet
Die treue Seele nun auch,
Die jüngſt noch fröhlich gewandelt
Mit mir im Blüthenſtrauch!

Wir ſprachen mit heil'gem Schauer,
Vertraulich vom Jenſeits dort,
Und von den verblichenen Schatten,
Und wandelten leiſe fort.

„Die Blümchen werden noch blühen,
Umjubeln wird dich der Hain,
Doch dein getreues Mädchen —
Das wird vielleicht nicht mehr ſeyn."

So ſagte die Edle damals,
Als ſie die Blumen gepflückt,
Und mir das Sträußchen in Wehmuth
Sanft in die Hand gedrückt.

Ach wohl! noch blühen die Blumen
Noch jauchzen die Sänger im Hain,
Ich aber, ich irre nun troſtlos
Durch Wald und Nacht allein.

Lebt wohl, ihr Blumen und Lieder,
Leb wohl, du Abendſchein,
Den Jüngling werdet ihr nimmer
Erquicken und erfreu'n!

Die Erde mit allen Schätzen,
Der Frühling in ſchönſter Pracht,
Sie werden ihn nicht mehr erwecken
Aus ſeiner trüben Nacht.

Auch du, lebe wohl, o Leier,
Die ich geliebt ſo heiß,
Des Sängers Kraft und Leben
Zerſtiebt nun in Thränen leis!

Er wird dich nicht mehr rühren
Im heiligen Hochgefühl,
Er nimmt nun Abſchied auf ewig,
Du goldenes Saitenſpiel!

Doch, wenn ſie ihn bald begraben,
Dann winde beim Mondenglanz
Ihm noch am grünen Hügel
Den duftenden Liederkranz.

Sein Geiſt wird freudig dich grüßen,
Dort von den roſigen Höh'n,
Wo jetzt die Sonne in Frieden
Sich neigt ſo hehr und ſchön.

So ſank die blühende Huldin,
So ſank auch ſie zur Ruh,
Das Haupt von Roſen umkränzet,
Ging ſie den Seligen zu.

Ach! aber die Sonne wird wieder
Im Morgenglanz auferſteh'n;
Und ich, ich werde die Edle
Vielleicht nie wieder ſehn! —

„Nie? —" (flüſtert es in der Hecke)
Ach! Du biſt's, Purpurkind?
Und biſt deiner grünen Zelle
Entſchlüpft beim Abendwind?

Willkommen, ſchönes Röschen!
Du machſt mich heiter und froh;
Dem Grabeshügel entrauſcht einſt
Verklärt mein Mädchen auch ſo.

Wie du entſprießeſt zur Liebe,
Wenn glühend der Lenz dich ruft,
So weckt zur Liebe ein Engel
Auch ſie einſt aus der Gruft.

Anton Kaſper.

Mein Herz.

Ich hab' ein eitel thöricht Herz,
Es wünſcht, was nie geſchieht,
Und klagt dann über Leid und Schmerz
In manchem ſtillen Lied.

Es ſchlägt ſo treu in meiner Bruſt
Für eine Frau allein,
Ob es ihm lange gleich bewußt,
Sie werde niemals ſein.

Es iſt ihr ſo ergeben ganz,
Wie einem Heil'genbild,
Und flicht von Liedern einen Kranz
Um ihre Stirne mild.

Wo Andre lachen, weint es ſtill,
Lacht, wo ſich Weinen ſchickt,
Es weiß ſo recht nicht, was es will
Und fühlt ſich nie beglückt.

Begegn' ich einem edlen Mann,
Da jubelt es mit Macht,
So wie der ſtille Ocean,
Von Sternen angelacht.

Und ſeh ich Vater, Mutter mein,
Iſt's gar ein eignes Ding.
Da ſcheint die Liebe ihm zu klein,
Und Weinen zu gering.

Es wird ihm wohl und wehe ganz,
So wie der lieben Welt,
Wenn Gottes Bote, — Sonnenglanz,
Ihr in das Auge fällt.

Den Freunden iſt's ein offnes Haus,
Gebaut auf feſtem Grund,
Es iſt kein Jubel drin und Braus
Doch Treu' in jeder Stund'.

Und was ein milder Gott ihm gab,
Das reiche Liedergut,
Erfüllt es bis an's tiefe Grab
Mit ſtillem, feſten Muth;

Mit Wohl und Weh, mit Kraft und Klang
Und ungebeugtem Sinn,
Denn wie die Welt es niederrang,
Das Lied bleibt ſein Gewinn.

So halte feſt am Herzen Lied,
Halt' feſt am Liede, Herz,
Ihr ſeyd mitſammen ja erblüht,
Und aufgekeimt im Schmerz.

So haltet an einander feſt,
Bis ſtill das Lied verklingt,
Bis Schmerz und Kummer mich verläßt,
Und bis das Herz zerſpringt.

Manfred.

An M. P.

Wär' ich Stein, ich müßt' erweichen;
Wär' ich Eis, ich müßt erwarmen,
Von der Blumen ſüßem Reize,
Die du liebend, kaum gefunden,
Mir ſogleich ums Haupt gewunden.
Siehe da! ein günſtig Zeichen,
Sieh! die Muſe hat Erbarmen,
Und des Dämons finſterm Geitze,
Der ſo lang mich hielt gebunden,
Sind zehn Verſe ſchon entwunden.
Will ſein Bleijoch von mir weichen?
Wandeſt du aus ſeinen Armen
Mich durch deines Liedes Reize?
Ha! Die Qualnacht iſt entſchwunden,
Und ich fühle mich geſunden.

Georg von Saal.

An Adelaiden.

Mit Schiller's Kabale und Liebe.

Die Liebe würden wir als Sieg'rin ſchauen,
Hälf gegen die Kabal' ihr — das Vertrauen.

Mit Schulze's bezauberter Roſe.

Der dieſe Roſe zog, ſank früh ins Grab,
Der ſie dir ſchüchtern reicht, ſinkt früh hinab,
Dieß hat der Unerforſchliche gethan;
Das kranke Muſchelthier ſetzt Perlen an. —

Mit meinen Dichtungen.
(Für ihre Mutter.)

Es können Dichtungen gefallen,
Auch wenn der Dichter nicht gefällt. —
Wie gern gefielen Beide Allen,
Doch dieß verſagt die Nebenwelt! —

Mit einem Wörterbuche.
(Für ihren Bruder.)

Er nütz' das Wörterbuch noch in den Wonnejahren,
Worin man ängſtlich nicht die Worte wiegt und mißt.
Die Stunden fliehn; zu bald wird er erfahren,
Daß orthographiſch noch nicht recht geſchrieben iſt. —

Eduard Freiherr von Feuchtersleben.

Die Sünde und ihr Fluch.

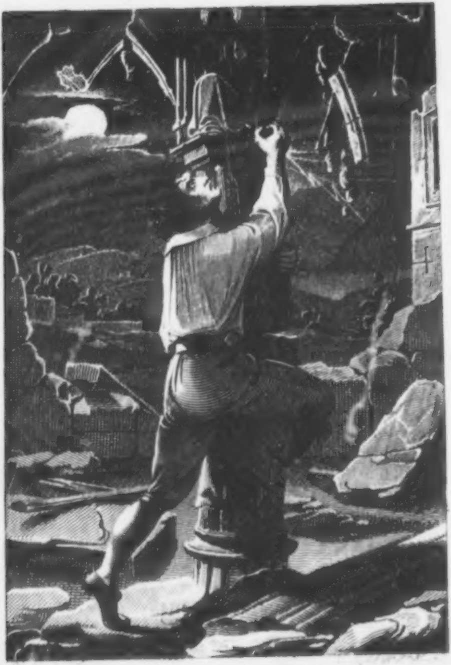
(Poetiſche Erzählung.)

„Jeder Ausgang iſt ein Gottes-Urtheil.“
Schiller.

Rings überſchau't von wilden Höh'n,
Lag einſt in einem Thal der ſtolzen Pyrenä'n
Ein Dörfchen, arm und klein.
Doch wie verbannt aus ſeiner Mitte —
Gemieden und allein —
Am Schauderrande einer Felſenkluft,
Marcello's Bauernhütte.
Allmälig ſtieg die Nacht aus ihren Tiefen,
Beklemmend, ſchwül und drückend, war die Luft;
Und leichte Sommerwölkchen liefen,
Durch ſternbeſä'te Himmelsbahn,
Wie Boten mächtigen Gefolg's voran.

Auch in Marcello's Buſen drängte,
Gewitterſchwer und bange —
Sich qualverbergend ein Gedanke,
Bis er des Schweigens Feſſel ſprengte,
Und ſeinem guten Weib enthüllte,
Was ängſtend ihm den Buſen überfüllte.

„Hat doch der liebe, ſtrenge Gott —
(Begann Marcello dumpf und düſter.)
„Uns immer heimgeſucht, mit drückend ſchwerer Noth!



[illegible]

„Durch Hagel unſer kleines Feld zerſchlagen,
„Beſchert er kaum das ſchwarze Brot —
„Ich will denn auch verletzen ſein Gebot,
„Und heut' noch einen großen Diebſtahl wagen;“

Zum erſten Male hört ſein Weib, die gute Anne,
Von ihrem theuern Manne,
So ſchweres Läſterwort;
Doch kalt und ernſt fährt dieſer fort:

„Du weißt, abſeitig von der Clausnerzelle
„Liegt einſam die Capelle,
„Die ein Marienbild umſchließt,
„Mit reichem Perlenſchmuck behangen,
„Von meinem Vater als ein Weihgeſchenk empfangen.
„Die Heil'ge hab ich oft begrüßt,
„Um ihren Beiſtand oft gefleht,
„Doch wie's den Guten immer geht,
„Iſt's auch uns Beiden ſchlechter nur ergangen.
„Der Menſch muß ſelbſt ſich um ſein Glück bewerben,
„Denn ſeiner Noth —
„Und ſollt er drüber ſterben —
„Hilft kein mitleid'ger Gott!
„Damit wir alſo nach dem armen Stückchen Brot
„Nicht länger wie vertriebne Hunde ſchnauben,
„Will ich den Schmuck der Mutter Gottes rauben!

„„Unglücklicher!““ “ fiel Anne ihm in's Wort,
„„Vergißt du, wer ein Kirchengut entwendet,
„„Daß der dem Teufel ſeine Seel' verpfändet?““ “

Marcello fuhr hierauf gleichmüthig fort:
„Die Hölle hatte oft mir bang gemacht;
„Doch allzu reiflich hab' ich's überdacht,
„Und ausgefunden endlich klar und rein:
„Der Diebſtahl kann nicht Sünde ſeyn!
„Denn brennen will ich in der Hölle Gluth,
„Sind jene Perlen kein geſtohl'nes Gut!"

„„Was haſt du drüber nachzuſinnen?""
Fällt Anne ängſtlich warnend ein.
„Die Perlen mußten," ruft Marcell, „entwendet ſeyn;
„Konnt' wohl mein Vater ſie verdienen?
„Du weißt, nachdem er fleißig ſie verborgen,
„Verehrt' er ſie dem Jungfrau'nbild,
„An ſeines Lebens letzten Morgen;
„Und arm, wie ich, ging er von hinnen,
„Arm, wie er ſich durchs ganze Leben ſchlug.
„Wenn er nun dieſen reichen Schmuck,
„Durch böſe That erhielt,
„Darf er das Bildniß einer Heil'gen zieren?

„„Dieß iſt ein Höllentrug;""
Entgegnet ihm ſein Weib — „„O laß dich nicht verführen!
„„Wer frevelhaft entwendet,
„„Was armer Menſchen Sünd' und Schuld,
„„Vertrauend an die ew'ge Huld —
„„In's Gotteshaus geſpendet,
„„Der wühlt des Todes Gräber auf,
„„Und tritt dem ſtets bewegten Rade,
„„Der nie ermüdenden Verſöhnungsgnade,

„„Zerſtörend in den Lauf.
„„Der kann dem Fluche nimmermehr entrinnen,
„„Der ein geweihtes Opfer ſtahl,
„„Gewidmet ein Verbrechen zu entſühnen!" "

Getroffen von der Rede Strahl
Des guten Weibes, war Marcello's Herz
Doch nicht gewendet.
Erbittert rief er himmelwärts:
„Warum nur uns der Armuth Schmerz,
„Auf uns nur Fluch und Noth geſendet,
„Warum des Nachbars Feld verſchon't,
„Das unſre nur verwüſtet und zerſchlagen?"

„„Wer jetzt entbehrt, wird einſt belohnt,""
Rief Anne aus, „„willſt du an Gottes Macht verzagen?
„„Dem ſchenkt er heute Ehr' und Glück,
„„Und taucht ihn morgen in's Verderben;
„„Wer Gottes Segen will erwerben,
„„Verzweifle nie im Mißgeſchick!
„„Mag auch dein Unſtern alles rauben,
„„Das Herz bleib' feſt in ſeinem Glauben!

Und ferne toſt ein Donnerſchall,
Als Anne dieſes Wort geſprochen —
Und ſie begann: „„Hörſt du den Schreckenhall
„„Der zürnenden Natur? o glaub' es mir,
„„Das Böſe wird gerochen,
„„In jenen Welten, wenn nicht hier!" "
Als ſie beruhigter nun ihren Mann erblickte,

Beſänftigter ſein Weſen fand,
Ergriff ſie liebvoll ſeine Hand.
Und ſprach, indem ſie ihn an ihren Buſen drückte:
„„Ergib dich nie der ſchweren Sünde!
„„Haſt ja dein Hüttlein noch, dabei
„„Ein Weib, gewiß dir ewig treu,
„„Geſegnet bald mit einem Kinde,
„„Ergib dich nie der großen Sünde!
„„Was Ältern Böſes üben,
„„Iſt oft zum Fluch dem Kind geblieben,
„„Dem Ungebornen unter meinem Herzen,
„„Kann böſe That von dir, den Himmel einſt verſcherzen.““

Und ſieh, der rauhe Mann empfand
Ein heiligers Gefühl, der Vorſatz ſchwand.
Die gute Anne ſchloß er feſt an ſich,
Und rief getröſtet aus: „Der böſe Geiſt entwich!
„Bewahr mich Gott vor Schuld und Sünde!
„Hab ja ein Hüttlein noch, dabei
„Dich gutes Weib, mir ewig treu,
„Und bald beglückt mit einem Kinde,
„Bewahr mich Gott vor Schuld und Sünde!“

Und ſo vereinigt überließen
Sich Beide dem Gebot der Nacht,
Und fühlten, eh' ſie d'ran gedacht,
Des Lebens Traum in Schlaf zerfließen.

Doch die Natur, die mächtige, wacht!
Ob die Menſchen der That, ob ſie der Ruhe ſich weih'n,

Sie vollführt ihren großen Gang
Dort zum Glück und Gedeih'n,
Hier zum Schrecken und Untergang!

Was der ſchwüle, drückende Himmel,
Barg in der ſternig anbrechenden Nacht,
Wandelte ſich um Mitternacht,
In der Gewitter größte Getümmel.
Toſend hallten die Donner, und ſchlugen
Zündend in des Gebirges Wälder,
Furchtbar über die räumigen Felder —
Ein unendliches Feuermeer —
Schoſſen die zackenden Blitze umher!
Schreckvoll erſchallt,
Empörten Orkanes Gewalt;
Heulend durchbrauſt er die bergigen Räume
Und reißt aus den Wurzeln die mächtigſten Bäume.

Doch plötzlich, wie ein begrabenes Leben,
Verſchlägt ſich der Sturm in der Erde Schooß,
Nun macht er ſie ringsum, donnernd, erbeben,
Von oben fährt Blitz und Vernichtung herab,
Und unten eröffnet die Erde ihr Grab!

„„Weh uns, weh uns! des Himmels Rache
„„Kommt fürchterlich auf uns heran,
„„Marcello, auf, erwach' erwache!""
So weckte Anne ihren Mann
Aus ſchweren Träumen wach, indeß die ſtarken Blitze
Durch die geöffnet ſchmale Fenſterritze

Mit fürchterlichem Hell die Kammer übergoſſen,
Die ſchwerſten Donner niederſchoſſen,
Der Boden auf und nieder wankte,
Die Hütte wie auf Meereswellen ſchwankte.

Vom Lager aufgeſcheucht, ſank Weib und Mann,
Laut betend auf den Knieen nieder,
Nun fuhr ein Erdſtoß ihnen durch die Glieder,
Mit heftiger Gewalt, und ſchreckvoll ſah'n
Sie ihr Marienbild zu Boden trümmernd fallen;
Und neue Donner hörten ſie erſchallen,
Und ſtärker bebend hob die Erde ſich empor;
Da ſchlug es krachend an ihr Ohr,
Die rechte Wand fiel raſſelnd ein,
Und gräulich ſah die Nacht mit ihrem Schreck herein.
„Hinweg, hinweg, wir ſind des Todes hier'' —
Ertönt Marcello's Ruf, und faßt mit beiden Armen,
Sein halb verlornes Weib, und ſieh, Gott hat Erbarmen!
Der Hütte kaum entfloh'n durch die zerfall'ne Thür,
Sank dieſer letzte Ausweg vollends ein.

„Wann endeſt du, o Himmel, unſ're Pein!''
Rief, in die wüthende Natur hinausgeſtoßen,
Sein gutes Weib mit Innigkeit umſchloſſen,
Marcello ſchmerzvoll aus!
Und über's unterirdiſche Gebraus,
Durch tief geborſtner Erde Riß,
Und über Fels und Stein,
Verſtob'nen Sand zu Bergen aufgeſchichtet,
Gelangten ſie auf eine Flur,

Und fanden, da ſich die Natur
Dort minder ſchreckenvoll bewies,
Der Nachbarn viele, die dahin geflüchtet.

Und betende Geſänge
Entſtiegen der vereinten Menge,
Empor zum ſchwer umwölkten Himmel!
Und drangen ſiegend durch's Getümmel
Der Donner und der Blitze
Hinan zu Gottes ew'gem Sitze.
Der Boden hörte auf zu zittern,
Allmählig reinigte von ſeinen Ungewittern
Der Himmel ſich —
Die Finſterniß entwich —
Und der Gebete gluthErfüllte Wogen
Entſtrahlten ſegnungsreich am heitern Himmelsbogen.

Marcello's Anne, er, und Muhme Jütte,
Befanden ſich in einem Buſch vereinigt;
Doch raſtlos peinigt —
Gleich mit Aurorens erſtem Blick —
Den Mann das Schickſal ſeiner Hütte,
Läßt Anne jenem Weib zurück,
Und eilet nach dem Platze ſeiner Wohnung.

Doch ſein Geſchick iſt ohne Schonung!
Als er das nachbarliche Dorf durchſchritten,
Erfreut' es ihn, daß jedes Häuschen ſtand,
Und kein's durch jene Schrecknacht viel gelitten.
Doch wie ergriff es ihn, als an dem Rand'

— Gemieden und allein —
Sein Hüttchen nimmer ſtand!
Und er nur Trümmer und Geſtein,
Statt jeder andern Spur von ſeiner Hütte fand!
Mit grimmiger Geberde
Sieht er hinab zur aufgewühlten Erde,
Und dann mit Groll zum Himmel auf,
Und ruft: „Warum nur ich verflucht,
„Nur mein's begraben in der Erde Schlucht?"
Und jetzt ſteigt der Gedank', den Bilderſchmuck zu rauben,
Ihm neugeboren in der Seele auf.
„An deine Güte will ich nimmer glauben,
„Ungütiger!" bricht er verhallend aus,
Und macht ſich auf nach jenen Wegen,
Zum fern' gelegnen Gotteshaus!

Da führt ein Gott-entflieg'ner Augenblick,
Die Worte ſeines Weib's in ſeinen Geiſt zurück:
„Ergib dich noch nicht ſchwerer Sünde,
„Wenn gleich kein Hüttchen mehr dabei,
„Haſt doch ein Weib, dir gut und treu —
„Und bald beſchenkt mit einem Kinde,
„Ergib dich noch nicht ſchwerer Sünde."

Und er entſchließt ſich, Muth zu faſſen,
Und eilt mit Seelenruh —
Dem Orte zu,
Wo er ſein Weib zurückgelaſſen.

Doch nahe ſchon dem Ziele ſeiner Bahn,
Fällt ihn ein Todtenvogel krächzend an,

Zudringlich klammert er ſich feſt,
Marcello kann ſich ſeiner kaum erwehren,
Er heftet ſich an's Ohr, und läßt,
Unausgeſetzt, ihm ſein Gejammer hören.

Als plötzlich grauenvoll're Klage,
Viel gräßlicher, ſein Ohr umſchwirrt;
Ihm Herz und Geiſt erſchüttert und verwirrt,
Und mit Entſcheidung fällt in ſeines Schickſals Wage.

Jütte eilt
Herbei und heul't
Ihm gräßlich entgegen:
„Auf welchen Wegen,
„Auf welchen Stegen,
„Mußteſt du, Unglückſeliger ſeyn,
„Und laſſen dein jammerndes Weib allein?
„Barmherziger Gott,
„Dein Weib iſt todt!
„In des Gebärens ſchrecklicher Noth,
„Ergriff ſie der Tod!
„Drei Mal verflucht,
„War die entwichene Mitternacht;
„Als Wirkung dieſer entſetzlichen Nacht,
„Hat unzeitige Frucht,
„Hat ein Söhnlein, todt,
„Deine Anne zur Welt gebracht,
„Nun Weib und Söhnlein todt,
„Barmherziger Gott!"

Erſchüttert und betäubt von dieſem Schreckenswort'
Gelangt Marcello an den Ort
Der Leichen an, und ſchaudernd nun beginnt er:
„O unglückſel'ge Wiederkehr!
„Entſetzenvolles Erdenleben,
„Fluch denen, die es mir gegeben!”
So ſtürzet er auf beide Todten nieder,
Und das Gebirge hall't von ſeinem Klag'ruf wieder.

Doch bald durchflammen Rach' und Wuth,
Ihm fürchterlich Gebein und Blut,
Und peitſchen ihn zur That der Sünde,
Vom Boden hebt er ſich empor und ruft:
„Verſunken lieg' ich in des Unheils Kluft,
„Damit ich völlige Verdammniß finde,
„Empfang mich gänzlich, Schuld und Sünde!

„Haſt ja kein Hüttchen mehr, dabei
„Ein todtes Weib nur, nimmer treu,
„Verdammungsvoll beſchenkt mit einem todten Kinde,
„Ergib dich ganz der Fluch erfüllten Sünde!”

Und jene Pfade zur Capelle ſchlägt er ein,
Durch Thal und Wälder —
Schweißtriefend über Stock und Stein,
Und Berg und Felder,
Des Sturmes Zorn entgegen,
Der ihm auf ſeinen ſünd'gen Wegen,
Rückſtoßend ſeine Donnerſtimme, brauſt,
Kämpft er hindurch ſich mit geballter Fauſt,

Verſtörtem Blick',
Mit aufgeſträubtem Haar',
Entgegen ſeinem Fluchgeſchick'!

Und er erreicht den Platz, wo einſam die Capelle,
Abſeitig von der Klausnerzelle
Nun nicht mehr war!
Denn in der ſchrecklichen Gewitternacht,
Ward auch für ſie der Untergang bedacht.
Doch wunderbar,
Wie in der Luft gehangen,
War, über dem verſunk'nen Hochalter,
Die Kuppel unverſehrt geblieben,
Und dieſe ganze ſchwere Kuppel hielt,
Die einz'ge Säule mit dem Mutter-Gottes-Bild!

Und willſt es noch mit frecher Hand berauben,
Marcell! erwachſt du nimmermehr zum Glauben?
Das heilige Marienbild,
Das Gott ſo wunderbar erhielt:
Wodurch die ſchwache Säule Kraft empfing,
Der Kirche heil'ges Dach zu ſtützen;
Das über'm Erdgewühl', das unter mächt'gen Blitzen,
Der Ewige mit Lieb und Schutz umfing,
Willſt du mit frevelhafter Hand berauben?
Iſt Rache deine Führerin?
Willſt du in Sünden ihr ein Opfer bringen?
Wag nimmermehr mit Göttlichem zu ringen,
Ein ſchwacher Wurm fällſt du in Staub und Moder hin!

Doch keine Gedanken mehr, heilig und gut,
Erlöſchen Marcello's tobende Wuth.
Hinan, wo das Bildniß hängt
Klimmt er in bebender Haſt,
Während er mächtig die Säule umfängt,
Hält ſeine Rechte das Bild umfaßt.

Doch Bildniß und Schmuck, womit es behangen,
Hält ſchirmend ein eiſernes Gitter umfangen,
Heftig wünſcht er nun los gewunden,
Das Bild von der Säule, an der es gebunden;
Doch feſt geſchmiedet und angegoſſen,
Halten ſich Bildniß und Säule umſchloſſen.
Er rüttelt nun mächtig an Bild und Säule,
In gräßlichſtöhnendem Fluchgeheule.

Als auf einmal es bebt, und ſchottert, und kracht —
Und Bildſäul' und Kuppel mit Donnergewalt,
Stürzen, und ihren Entweiher begraben!
Und es vom Berg' zu Berg' erſchallt:
„Erkennet hier die Sünd' und ihres Fluches Macht,
„Und glaubt an Gott, der ewig wacht."

Demeter Goaga Pazzani.

Schreiben

des Überſetzers an den Herausgeber.

Erlauben Sie mir die Stelle, welche das hier überſetzte türkiſche Gedicht in der Huldigung der Frauen einzunehmen die Ehre haben ſoll, mit ein Paar Worten zu rechtfertigen. Die Donau gehört ja ſelbſt dem ſchönen Geſchlechte an, und hat ſich wie dieß philologiſch und hiſtoriſch bekannt, mehr als Einmal weiblich bewieſen. Den Danubius und Iſtros mögen die Lateiner und Griechen als männlich in Anſpruch nehmen, die Deutſchen und beſonders die Wiener huldigen der Donau als Nymphe unter ſo vielfältigen Beziehungen, die des Donauweibchens nicht zu vergeſſen. Nach der philologiſchen Verwandtſchaft ihres Namens eine Baſe des Don und der Düna mag die Donau hier um ſo mehr in dem Kreiſe der Frauen auftreten, als der türkiſche Dichter ihr als ſeiner Geliebten huldigt, und als der Dichter ſelbſt durch ſeinen Namen, ich meine nicht durch den großen, welchen er ſich durch die Biographien der Dichter ſeines Volks erworben, ſondern durch die Bedeutung ſeines Zunamens (er heißt Aaſchik, d. i. der Verliebte), wenn nicht auf die Gunſt, doch auf die Nachſicht der Frauen Anſpruch machen darf. Er lebte unter der Regierung Suleiman's des Großen und Selims II. in dem wahren Giebelpuncte der Macht des osmaniſchen Reiches und des Flores ſeiner Literatur, und ſtarb im Jahre 1571. Sein Werk, ein Folio-Band von 191 Blättern (auf der kaiſ. Bibliothek Nr. 477) enthält die Biographien von 400 türkiſchen Dichtern und Eingangs deſſelben (im Exemplare der k. k. Hofbibliothek B. 36.) befindet ſich die hier überſetzte Kaſſide, d. i. Lobgedicht auf die Donau. Er erzählt, daß er mehrere Jahre lang an dem Ufer derſelben zu Ruſtſchuk zugebracht, und ſich derſelben mit voller Liebe hingegeben habe, ſo, daß ſie ihm als

Euphrates und Oxus erſchien und Jerköi, d. i. Guirgevo ihm ſo viel als Transoxana war. Schon dieſer Erzählung ſind einige Verſe zum Lobe der Donau eingemiſcht; als:

Der Waſſerſpiegel Rumili's die Donau,
Geſichtsglanz aller Waſſer iſt die Donau;

und wieder:

Und fändet ihr vielleicht dieß Lob zu ungemein,
Wiß't, jedem dünket ſeine Stadt, Bagdad zu ſeyn.
Wer mit der Liebe Aug' auf die Geliebte ſieht,
Dem wogt und ſtürmt das Herz durch das die Liebe zieht.

Aaſchik war lange Zeit Richter in Uskub (Skopi), wo er aber eben ſo oft als an dem Ufer der Donau in Liebeshändel verwickelt ward, welche ihm ſchon von Jugend auf den Namen des Verliebten zuzogen, unter dem er auch in der türkiſchen Literaturgeſchichte berühmt iſt. Ein ſonderbares Zuſammentreffen ſolcher verliebter Stimmung iſt zwiſchen dem türkiſchen Lobſänger der Donau und dem ſpaniſchen Lobſänger derſelben Garcilaſo de la Vega, welcher im Jahre 1529 zu Wien in eine romantiſche Intrigue zwiſchen einem ſeiner Vettern und einer kaiſerlichen Hofdame verwickelt, und deßhalben auf einer Donau-Inſel in Verhaft geſetzt ward. (S. Bouterwek's Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie und Beredſamkeit S. 176.) Dieſe Gründe, dächte ich, dürften hinreichen, in dem Kreiſe Ihrer ſchönen Leſerinnen dem Türken eine günſtige Aufnahme zu verſchaffen, wenn er auch dießmal vor deren Augen in einer anderen Geſtalt als in der eines Shawlhändlers erſcheint.

Die Donau.

Bald ſchwillt und woget, wie mein Herz, die Donau,
Bald ächzt und ſtöhnt, wie meine Bruſt, die Donau;
Von Berg zu Feld gleich trunkenem Verirrten,
Von Stadt zu Stadt läuft ſie herum die Donau;
In Wogen hebend zwar das Haupt zum Himmel,
Liegt mit den Wangen in dem Staub die Donau;
Von reinem Sinn, von lauterem Gefühle
Iſt Seelenſpiegel, Liebchens Wang' die Donau;
Zurückgeprellt ſchlägt ſie ihr Haupt an Steine,
Verliebt und nackt als raſend läuft die Donau;
Wenn ſie mit Steinen ſpielt, das Waſſer trübet,
Iſt's Wunder nicht, ein Kind iſt ja die Donau.
So Erd' als Meer hat ihr nichts vorzuwerfen,
Wiewohl beſtäubt, iſt reinen Saums die Donau;
Wer Staub tritt, läuft Gefahr ſich zu beflecken,
Den Füßeſtaub der Weiſen wäſcht die Donau;
Den Siegern reichet ſie kaum auf die Knöchel,
Ungläubigen rinnt in das Maul die Donau;
Sie reinigt jeden, deſſen Saum befleckt iſt,
Zur reinen Bruderſchaft *) gehört die Donau;
Von den Ungläubigen fließt ſie zu Gläub'gen,
Als Moslim rennt zur Kibla **) hin die Donau,

---

*) Wörtlich: Sie iſt ſo rein wie Bruder Oren: Achioren war ein berühmter Einſiedler, der zur Zeit Osman's I. lebte.

**) Kibla heißt die Gegend von Mekka, nach welcher ſich die Moslimen beim Gebete wenden müſſen, als ein guter Moslim wendet ſich die Donau nach Südoſt, wie die Türken, wenn ſie ihr Gebet gegen die Kaaba von Mekka gewendet, verrichten.

Geringelt als ein Silberdrach behüthet
Als Talisman des Islams Schatz die Donau *);
Nach allen Seiten äugelt ſie mit Blaſen,
Verliebt fleht um des Sultans Huld die Donau;
Viel Laſten **) bringt ſie jährlich zum Geſchenke,
Errathen läßt ſich nur der Wunſch der Donau;
Sie dienet dem, der das Geſicht ihr ſtreichelt ***),
Gehorſam wie ein Sclave iſt die Donau.
Für Liebende iſt kalt, wenn ſie gefrieret,
Doch warm für alle Schönen ſonſt die Donau;
Im Bad' umarmet ſie die Silberbuſen,
Doch zieht ſich reinen Sinn's zurück die Donau;
Mit einem einz'gen Blick hat mich beſieget
(Wiewohl ihr Auge thränenvoll) die Donau;
Sie ſprach zu mir: wir beide ſind verliebet,
Mir, dem in ſie Verliebten, ſprach's die Donau;
Durch ſieben Jahre war ich mit ihr glücklich,
Getrennet weine ich, es weint die Donau;
Sie ſegnet ſtets den Schah zu ſeinen Füßen,
Es ſtimmt in Aaſchik's ****) Segen ein die Donau.

---

*) Schlangen ſind die Hüter der Schätze, welche vor denſelben als Talisman liegen, ſo liegt die Donau-Schlange als hütender Talisman vor den Gränzen des osmaniſchen Reichs.

**) Viele Laſten Fiſche.

***) Den ſie befahrenden Schiffern.

****) Es iſt Geſetz perſiſcher und türkiſcher Lyrik, daß ſich der Dichter im Schlußverſe ſeines Gedichtes, wenn nicht lobt, doch wenigſtens nenn'.

J. v. Hammer.

Die verjüngte Liebe.

Wann dem Knaben, ſatt der Spiele,
Kind'ſcher Ruhm nicht mehr behagt,
Und in's Tändeln der Gefühle
Sich der zarte Jüngling wagt,
Wählt er eine hohe Schöne,
Wo die Schar der Männer freit,
Daß ſie, nach der Schlacht, ihn kröne
In des Sieges Herrlichkeit.
Doch ſein Lieben iſt Verzagen
Und die Herrin, ſtolz geſinnt,
Läßt ihn ihre Feſſeln tragen,
Aber ſpricht, „du biſt ein Kind!"

Wann ſein Herz ſich oft gewendet,
Eitelkeit nicht mehr genügt,
Sucht er nicht mehr, was verblendet,
Nein, was ſanft ſich an uns ſchmiegt.
Dann läßt ihn die Jungfrau ſchmachten,
Deren Morgen kaum beginnt,
Träumend noch bei längſt Erwachten,
Ach, ein Engel und ein Kind'.
Dann erſt faſſet er die Kunde
Von dem Weſen beſſ'rer Art,
Faßt die ſchönſte Schöpfungsſtunde,
Wo das Weib erſchaffen ward.

Wann ihn Greiſes Jahre fühlen,
Seine Träume ſchlummern ein,
Dann lernt er mit Kindern ſpielen,
Freuen ſich im Sonnenſchein.
So ward das Geſetz geſchrieben,
Dem gehorcht des Herzens Schlag,
So verjüngt ſich, was wir lieben,
Wie das Selbſt auch altern mag.
Darum bleib' in ſpäten Tagen
Mit den Gräbern nicht allein,
Darum ſollſt du Enkel tragen,
Darum ſollſt du Vater ſeyn.
So nur löſet ſich in Frieden
Der entfloh'nen Jugend Schmerz,
Denn nicht lieben bloß hienieden,
Nein, auch ſegnen will das Herz.

A. v. Maltitz.

Die Wahrheit und der Menſch.

Als der Menſch an die Wahrheit angerannt
Und er mithin ſie endlich fand,
Da that ſie mit ihm ganz bekannt.

Der ältliche Wildfang beſah ſich genau
Die alte, etwas handfeſte Frau.

„Sie ſind die Wahrheit, das iſt keine Lüge,
Doch kenn' ich aus Bildniſſen nur dero Züge."

„Ei, rief die Wahrheit, beſinne dich doch,
Ich kannt' als kleinen Knaben dich noch,
Durchſinne deinen Lebenslauf nur,
So findeſt du überall meine Spur.“

Der Menſch griff wieder nach ſeiner Stirn,
(Wo das Gedächtniß iſt, item das Hirn),
Um ſich zu beſinnen auf die Ehre —
Ob ſie vielleicht ihm erinnerlich wäre.

'S iſt Zeit, rief die Wahrheit, dir beizuſteh'n,
Wir wollen ein wenig dein Leben durchgeh'n.“

„Als du dich auf der Univerſität
Geſchlagen haſt über Subjectivität“ —

„Wo ſtanden Sie da,“ rief der Menſch.
„Ich ſtand
Zwei Schritte von dir zur rechten Hand.“

„Als du, von ewigen Flammen gerührt,
Die Mamſell Kübel aus Querfurt entführt.“ —
Wo waren Sie da? rief der Menſch.

„Ich ſtand
Am Wagenſchlage zur rechten Hand.“

„Als du ein nutzloſes Büchlein gebraut,
Zum Schaden deiner ehrlichen Haut.“ —
„Wo ſtanden Sie da?“

„Das Tintenfaß
„Goß ich über deinen Cannevaß“ —

„Noch immer ſind' ich mich nicht zurecht,
Mit meiner Erinnerungskraft wird's ſchlecht." —

„So kann ich dir Eins nur noch ſagen, mein Lieber —
Du gingeſt täglich an mir vorüber."
A. v. Maltitz.

Wem gebührt der Preis.

Das heilige Chriſtfeſt mit heller Luſt,
Den Großen und Kleinen entgegen lacht,
Schön blühet die Welt in kindlicher Bruſt,
Doch lichtlos, herauf zog die Weihenacht.

In einſamer Herberg am Bodenſee,
Da ſprachen vier Wandrer ermüdet ein,
Die Flocken ſtürmten, es wirbelt der Schnee,
Gar lockend flackert der Kienflamme Schein.

Klar perlend im holzgeſchnitzten Pokal,
Erwärmend das edle Rebenblut glüht,
Mild thaut wie am güldnen Sonnenſtrahl,
Bei Herd und Becher ein traulich Gemüth.

Da rührte ſein tönendes Saitenſpiel
Der eine Pilger, und rührte das Herz,
Und ſang in weichen Accorden gar viel,
Von Blumen und Sternen, und Liebesſchmerz.

Da rief der zweite mit fröhlichem Mund,
Nun Meiſterſänger, das Liedlein klingt gut,
Doch lob ich mir meines Gewerbes Grund;
Das iſt fein kräftig, und ſtachelt den Muth.

Der Sänger.

Was kann ſich über Sang erheben,
Der aus des Buſen's Tiefen dringt,
Mit ſüßem, heiligen Erbeben
Sich leicht empor zur Höhe ſchwingt.

Im Herzen quillt des Reichthums Fülle,
Den mir die Huld des Himmels gab,
Mir ſtrahlt in lichter Roſenhülle,
Der Pfad des Lebens bis an's Grab.

Es hüten Engel meinen Frieden,
In Tönen ſchwelgt die Sehnſucht heiß,
O ſagt mir, welchem Ding hienieden,
Gebührt wohl vor dem Lied der Preis?

Der Waffenſchmied.

Der nervigen Hand, die den Hammer führt,
Verfertigt die Wehre, das Ritterſchwert,
Das Schwert, das die Fürſten, die Helden ziert,
Das nenn ich mir Arbeit des Mannes werth.

Wie beugt ſich das Eiſen, ſonſt ſpröd und hart,
Wenn munter der Streich auf den Amboß ſchwirrt,
Das gibt 'ne Muſik von ganz anderer Art,
Als wenn Ihr von Mondſchein und Liebe girrt.

Der Maler.

Schön ſind des Minſtrel's holde Sangesſpenden,
Hoch achte ich der rauhen Kraft Erglühn,
Doch mehr vertraut das Schickſal meinen Händen,
Und Höh'res ward vor allen mir verliehn.

Das Bild, es iſt der Welt, des Lebens Spiegel;
In lichter Ideale Zauberhain
Trägt mich die Phantaſie auf freiem Flügel,
Mein Genius muß der bekränzte ſeyn.

Der Kriegsknecht.

Was faſelt Ihr da in die Welt hinein,
Und tändelt mit Minne und Sternenlicht,
Mein, mein iſt der Vorzug, vor allen mein,
Das ſag ich euch trotzig in's Angeſicht.

Ich ſtritt für den Fürſten mit deutſchem Muth,
Erwarb mir mit Wunden ein Lorberreis,
Vergoß für die Ehre mein ehrlich Blut,
Drum merkt euch's, dem Kriegsmann gehört der Preis.

Wild hebet der Streit ſich erhitzt vom Wein,
Da knarret das Pförtlein mit leiſem Druck,
Des Wirthes holdſeliges Töchterlein,
Naht ſchwebend in blendender Unſchuld Schmuck.

Im dunkeln Mieder, jungfräulich und ſchlank,
Geſenket die Äuglein, mild, blau und klar,
Um flimmernde Nadeln, wie Silber blank,
Gewunden das zierlich geflochtene Haar.

Und wie ſie das Aug der Geſellen ſchaut,
Da legt ſich des Blutes Welle ſo heiß,
Sie rufen vereinigt mit einem Laut,
Der Schönheit allein nur gebührt der Preis.

Da öffnet das Mägdlein mit ernſtem Blick,
Und ſinnigem Lächeln den Roſenmund,
Sie ſpricht: Ihr Herrn, nehmt das Wörtlein zurück,
Gar vorſchnell und eilig entſchlüpft zur Stund.

Wohl hab ich vernommen, was Euch entzweit,
Was böslich des Streites Funken entglüht,
Nun hört, was ein ländliche Maid
Drob meint im einfältig ſchlichten Gemüth.

Wer legte das Lied in des Sängers Bruſt?
Wer ſchuf das Eiſen im felſigten Schacht?
Wer ſtählte den Arm Euch zur Siegesluſt?
Wer ſchuf der Farben verklärende Pracht?

Der Gott, der mir mahlet die Wangen mein,
Die Blumen und Blüthen färbt roth und weiß,
Dem gütigen Vater gebuhrt allein
Des Sanges, der Stärke, der Anmuth Preis.

Die Männer ſchwiegen im ſtaunenden Rund,
Beſchämt vor dem Dirnlein ſo ſchön als klug,
Das einfache Wort aus ſchuldloſem Mund
Zerſtörte den thörichten eitlen Trug.

Sie reichten ſich innig verſöhnt die Hand,
Und freundlich zum Bunde, brüderlich traut,
Rief liebend durch's funkelnde Winterland,
Zur Chriſtmetten friedlicher Glockenlaut.

Emmy.

Ila und Ilmenar.

(Ballade.)

Du mußt nicht mehr weinen! Geh Ila zum Teich
Und ſieh nach den leuchtenden Schwänen!
— Spricht Mutter, die weil ſie ſo vornehm und reich,
Nicht ſtillte arm Ilmenars Sehnen. —
In Schwanes Gefieder ſchaut Ilmenars Bild,
(Im Harm um die Theure verſchieden)
Schön Ila auf Wellen. Es locket ſo mild,
„Komm Ila zum ewigen Frieden!"

Du mußt nicht mehr weinen! Geh Ila hinab,
Brich Blumen, dein Haar nun zu kränzen!
— Spricht Mutter — Sie gehet, doch bricht ſie die ab,
Die ſchneeweiß und roſenroth glänzen.
Wie Lilien reine, ſo war ja ſein Herz
Und kam er mit Ila zu koſen,
Da malt auf die Wangen ihm züchtiger Scherz,
Den Purpur von himmliſchen Roſen.

Du mußt nicht mehr weinen! Horch Ila am Baum
Der Vögelein Lieder erſchallen!
— Spricht Mutter — Sie ſchwebt auf den grünenden Raum,
Der dünkt ihr erſtorbene Hallen.
Das Zwitſchern der Vögel zerreißt ihr die Bruſt.
Wie necken der Geiſter Verhöhnen
Klingt Nachtigalls Sang ihr; der Liebe und Luſt
Ein Grablied, ſolch ſchmelzendes Tönen.

Ich will nicht mehr weinen — ſpricht Ila — allein
Bleibt bald ſie im dunkelnden Stübchen.
Die Schwäne, die Blumen, die Stimmen im Hain
Nur mehrten ihr Sehnen zum Liebchen.
Noch lehnt ſie im Fenſter bei Sternenlicht,
Da plötzlich das nächtliche Schweigen
Melodiſches Brauſen um Mitternacht bricht
Von Wellen, die tanzen den Reigen.

Dem Boden ein Teichlein entquillt, zu umfahn
Das Fenſter, wo Ila noch lauſchet,
Und auf dem Gewäſſer erſcheinet ein Schwan,
Der näher und näher ihr rauſchet.
Die ſilbernen Fittige ausgeſpannt,
Zum Sitz ſich für Ilmenar breiten,
Der auf ihnen ruhet, im Engelgewand,
Ihr lächelnd entgegen zu gleiten.

Die Roſen und Lilien, die ſich als Kranz,
Schon welkend durch's Haar ihr noch zogen,
Erduften auf's Neue im friſcheſten Glanz
Und Töne ziehn über die Wogen;

Die klingen ſo ſehnend wie Nachtigallaut
Und flöten aus Aimenars Munde:
„Komm harrende, treue, komm liebliche Braut!
Es ſchlägt der Vereinigung Stunde!“

Sie ſtrebet die Arme, Verklärung im Blick,
Dem Theuren entgegen zu reichen.
Es reden die Züge vom ſeligſten Glück,
Den Farben und Leben entweichen.
Jetzt heben zu Ila die Flügel hinan
Den Bräut'gam, die Braut zu umſchlingen,
Und als er ſie faſſet, beginnet der Schwan
Sein Sterbelied leiſe zu ſingen.

Caroline Leſſing.

Am
Vorabende des Geburtstages
einer
holdbeſcheidnen Dichterin, den 27. Januar 1827;
im Liederkreiſe.

Dreimal neun, und dreimal neun,
In dem Tag wie in dem Jahr!
Welch ein Glück in dem Verein
Werd' ich hier mit Luſt gewahr!
Ahnet Ihr ſchon daran nicht:
Was der nächſte Tag verſpricht!

O! Ihr habt es ſchon gefunden,
In der Muſen heil'ger Zahl,
Mit den Grazien verbunden,
Neun und drei wohl allzumal,
Und im froherhellten Blick
Seh' ich dieſes Tages Glück.

Darum in der Abendſtunde
Eh' der Tag des Feſt's erſcheint,
Uns in froher Liederrunde
Nicht der Zufall bloß vereint.
Feiert ſchon den nächſten Tag,
So wie ſie es gern wohl mag!

Pflücket ſtill die Lorbeerzweige,
Die der Dichterin Ihr bringt.
Daß zum Kranz ſich jeder beuge
Den Ihr in die Krone ſchlingt,
Aber ſagt es ja nicht laut,
Wem den Kranz Ihr anvertraut.

Stimmet leis in die Geſänge,
Die das Herz heut offenbart,
Aber tönen laßt die Klänge
Halb verſtohlen, ſanft und zart,
Daß von außen niemand weiß,
Wem ertönt des Liedes Preis.

Laßt der Wünſche Flammen lodern
Auf dem feſtlichen Altar,
Doch will man Erklärung fodern,
Wem die Gluth geweihet war,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10939/010

Sprecht von treuer Freundespflicht,
Aber nennt den Namen nicht.

Ja, ſelbſt wenn von fremden Zungen
Ihrer Lieder Lob und Ruhm,
Hocherhebend iſt erklungen,
In der Muſen Heiligthum,
Laßt es Andern machen kund,
Doch verſchweig' es Euer Mund.

Denn dieß eben muß ja zeigen,
Daß ſie Edlerem geweiht,
Dieß iſt ja ihr Erb' und Eigen:
Himmliſche Beſcheidenheit,
Echter Dichtergaben Sold
In dem Blümchen Wunderhold.

Darum ſollſt auch du, o Leier,
Die von ſelbſt in Tönen klingt,
Bei des ſchönen Tages Feier,
Die der nächſte Morgen bringt,
Nur errathen laſſen ſie,
Nennen ihren Namen nie.

Nur errathen? — Unſ're Seelen
Haben längſt ſie ſchon erkannt; — —
Zeigt der Sang nicht Philomelen,
Wenn man ſie auch nicht genannt;
Schmück dich morgen, Muſenhain!
Deine Nachtigall zieht ein!

Th. Hell.

Nacht.

(By Miss S. E. Hatfield.)

Nacht, Segensnacht! du biſt ein treuer Freund,
An deſſen ſtille Bruſt ich ſinken kann
Mit jedem Kummer, den in's bange Herz
Der Tag geſenkt. — Wie lieb' ich dich, o Mond!
Dein keuſches Sternenheer, der Wolkenzug,
Mit deinem Bild auf ihrer Flockenbruſt!
Wie iſt mir ihr Geſpräch ſo ſüß
Von Himmels Herrlichkeit, von Erdenruh
Und Schlummer; meiner Seel' ein Wink, indeß
In andre Reiche, rettend ſich, zu fliehn.
Und warum thut ſie's nicht? — Strengfeßler Gram!
Vielleicht indeß ließ deine Kette nach,
Daß ich ertrüge ſie mit mehr Geduld. —
Nicht will er's, Nacht! doch du umgibſt mich ſtill,
Mit deines Mitleids Thau, und der hält lind
Schlafloſen Lagers glänzend Richteramt,
Sanft ſchimmernd, wie des Himmels Augenlicht,
In Mitleid und Geduld mit dem Gemüth,
Das aufzuſchweben noch nicht Kraft beſitzt.
Dein Lufthauch, Morgens, Abends minder ſüß,
Strömt wie der Freundſchaft Seufzer in das Ohr,
So ſchmeichelnd ſanft. — Entflieh nicht, holde Nacht!
O noch enteile nicht! den blaſſen Streif
Deck, deck dein Mantel! — S' iſt der Heroldsſtrahl

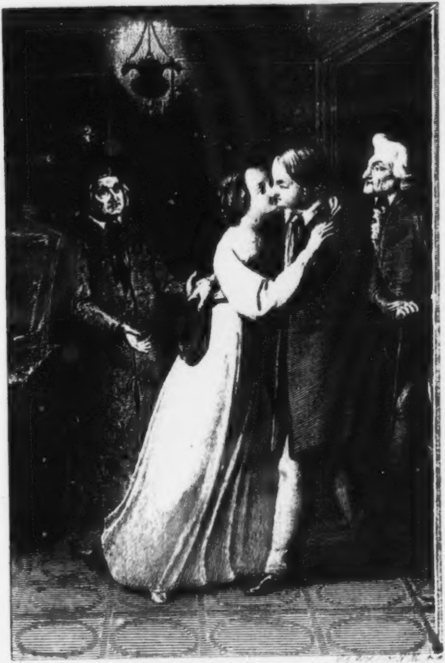
Der fürchterlichſten Einſamkeit, zwingt mich
Der Pfad durch die gedrängte Wüſtenei
Der kaltherzloſen, finſtern, argen Welt.

J. B. R–t.

Gewiſſen.

(By the rev. George Croly.)

Wo iſt der Fürſt mit allem Purpurpomp,
Der Held im Stahl, der Rath im Hermelin,
Wird noch ſo keck geforſcht, der Weiſe wo,
Wo all klug, mächtig, furchtbar, mürriſch drohn,
Das durch all Zürnen zolltief nur den Blick
Verſenkt' in meine Bruſt!
Hier iſt mein Fels,
Mein Hort, verſchloſſner Quell, mein heil'ger Hof,
Ausſchließend All! — Gewiſſen hehr thront hier,
Noch ſtrenger richtend als der Hermelin,
Noch tiefer ſchneidend als des Kriegers Schwert,
Noch mächt'ger als der Zepter. — Hier ſteht all
Mein Thun, Furcht, Hoffnung, Irrthum, Prahlſucht, Scham,
All vor Gericht. So, Himmel, Gnade mir!
Den, den dieß furchtbare Gericht ſpricht los,
Bleibt dieſes Weltenrundes erſter Preis,
Wie Himmels Klarheit, unſchätzbar. — Denn ſonſt
Iſt Andrer Lob nur wie jungfräulich Gold,
Der Erde reichſt Gebot, mit Müh' erſtrebt,



Zur Novelle: Ernst ist das Leben heiter
[illegible]

Doch nicht befeſtigt; alles Strebens werth,
Doch nicht des Grams, als ein geringer Preis,
Nicht wie des Lebens Leben, Hauches Hauch,
Das klare Bächlein unſrer innern Ruh,
Die edle Dreiſtigkeit, durch die der Mann
Des Mannes Antlitz ſchaut, das Weſen ſo zu ſeyn
Furchtloſen Aufblicks, wie es Gott erſchuf.

J. B. N—t.

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Novelle von C. Weisflog.

Madame ſtand am Fenſter, wiſchte die angelaufenen Glasſcheiben ab und ſchaute mißmuthig hinunter auf die Straße und die, mit Knallen, Schellengeläut und Muſik daher ziehende prachtvolle Schlittenfahrt. Er — der verabſchiedete Hofgerichtsſecretair — der am Schreibtiſche ſo eben ein Capitel ſeines neueſten Romans beendet hatte, ſchnippte erſchöpft die Feder aus und zählte, der Mürriſchen am Fenſter zum Angehör, die Zeilen ſeines heutigen Tagewerks, des erſchriebenen Honorars wegen: „Fünfzig, Ein und Fünfzig, Zwei und Fünfzig — — facit — eine Hammelkeule — Und noch ſieben — — das ſind die Gurken dazu, Eſſig, Öhl, Pfeffer! — Und die hundert drei und neunzig vom Vormittage — — gibt ein Baregetuch!" — Abgewandt aber ſeufzte er, die geballte Rechte grimmig an die Stirn drückend: „O, Tauſendſapperment! daß ich mit dieſer Elle meine heilige Kunſt meſſen muß!"

Dann wandte er ſich wieder herum, nach Mariannen und wiederholte mit lauter, ſchmeichelnder, faſt zaghafter Stimme: „Eine Hammelkeule mit Gurken — liebes Weib! — und ein Baregetuch! — Hörſt du?"

Kalt antwortete ſie, ohne nach ihm hinzuſehen: „Deine Herrlichkeiten kennen wir. Haſt du deren viel, ſo halte ſie parat für den Lazarus Hirſch, der mit ſeinem Wechſel von hundert Ducaten gewiß nicht einen Augenblick warten wird."

„Um den mir aber nicht bange iſt" — fiel er ein. „Mein Freund, der Apotheker — —"

„Auf den verlaſſe du dich —" unterbrach ſie mit bitterm Hohne — „der iſt der rechte Nothhelfer, der wird dir Vorwürfe machen, daß du ihn bloß um ſolche Lumperei bitteſt. Der wird vor freudiger Eile ſtolpern, dir den Geldſack zu Füßen zu legen. — Wenn du ſo im Mammon ſitzeſt, bis an's Kinn, warum muß ich hier ſtehen und den Jubel von Weitem anſchauen und die vornehme Geſellſchaft, bei der ich auch ſeyn könnte?"

„Laß ſie knallen und klingeln! Du haſt es dieß Jahr auch ſchon genoſſen! Und die vornehme Geſellſchaft? — Gerade die Vornehmen da drunten ſind der Sauerteig der rechten gemüthlichen Freude, der Alles verdirbt. Iſt denn immer und ewig nur das Vornehme das Ziel deiner Wünſche und Glückſeligkeit?"

„Ja! Und hundertmal ja! Wer ſich ſelbſt nicht über die Gemeinheit zu erheben den Muth und die Kraft hat, der verdienet den Staub und den Schlamm, in den ihn Geburt oder Schickſal geworfen. Dir liegt freilich nichts daran, ob ich den Schlamm vertrage, ob dein Kind eines reichen Geheimenrathes und Edelmannes Gattin wird, oder das Weib eines Schuhflickers. Das iſt dir egal!"

„Nicht egal! — Lieber, tauſendmal lieber iſt mir der Schuhflicker, wenn er ein rechtlicher Mann iſt, als der geheimräthliche Herr von, der ſtatt des Herzens die Büchſe Pandorens in holer Bruſt trägt!"

„Weil du ſelber im Staube eingebürgert biſt und Ehr und Schande dir auch gleich viel iſt!"

„Was? — Ehr und Schande mir gleich viel? — Frau! — Wie? — Und das kannſt du ſagen, die mich auf der Lebensbahn ein Vierteljahrhundert begleitet? — Wer weiß Böſes von mir? — Wer hat mehr wie ich nach der Achtung der Klugen und Edlen gerungen? — Und iſt es mir nicht auch geglückt? Lebt nicht in weitem deutſchen Vaterlande auch mein literariſcher Ruhm?"

„Von dem wenigſtens ſchweige, mein Guter! Der iſt mir zum Lachen. Die Geſchichten, die du zu Tage förderſt, mögen vielleicht ſo übel nicht ſeyn, ich verſtehe das nicht und habe auch lange von dir nichts geleſen; aber wer weiß es denn, daß du der Verfaſſer biſt. Steckſt du nicht in angenommener Larve, in falſchem Namen? Biſt du nicht ein Pſeudonymus?"

„Ich bin's, — ja, und kann es nun nicht ändern, da ich es einmal, als ich noch im Dienſte, angefangen, weil der Herr einen Widerwillen gegen ſchöngeiſtige Beamten hatte."

„Und mit Rechte. Denn niemand kann zweien Herren dienen. Der ſchöngeiſtige, ſchriftſtellernde Beamte vernachläſſiget den Dienſt."

„Wie kannſt du das ſo gerade hin von allen behaupten? Hab' ich ihn vernachläſſiget?"

„Es muß doch nicht viel beſſer geweſen ſeyn. Sonſt würde man dir nicht den Abſchied gegeben haben, ohne Weiteres, ohne Penſion. Hofrath könnteſt du ſeyn, ſo gut wie andre, wenn du vernünftig hätteſt ſeyn wollen."

„Marianne!" — lächelte der Tiefgekränkte wehmüthig — „Marianne! Und das kannſt du mir ſagen? Du, die am beſten weiß, was es mit meiner Abdankung für eine Bewandtniß hatte? — — — Als nach langer glücklichen Ehe der Hochmuthsteufel in dir erwachte. — Denn geſchlummert hatte er dir im Herzen vom Anfang an — als du in der Tochter dich verjüngt ſaheſt; als ihr die Laffen die Cour zu machen anfingen und auch um dich — ihrentwegen — ſchwänzelten und ſcharrfüßelten; als moſchusduftende Huſarenofficiere die Stunden benutzten, wo ich in der Kanzlei war; als dir und ihr, deren Verderben du auf der Seele haſt, in den Bewerbungen des, im ſechs und vierzigſten Jahre ergreiſeten hunderttauſend Ducatenmannes, des ekelhaften, herzloſen Geheimenrathes von Safran, das Eldorado einer üppigen, an allen Genüſſen überſtrömenden Zukunft aufging; als ich vor dem Pfuhle des Verderbens zurückſchauderte, in welchen mein Kind geſtürzt werden ſollte; als ich mich laut und beſtimmt gegen das Unweſen erklärte; da fing man an meine Amtsarbeiten zu bemakeln, die ſo lange als Muſter aufgeſtellt worden. Da rieb man mir es in den Bart, daß ein Romanenſchreiber ein ſchlechter expedirender Secretär bei einem Juſtizcollegio ſeyn müſſe. Da ſuchte man mich mürbe zu machen durch allerlei Hundsvöttereien. Umſonſt! Ich arbeitete emſiger, als vorher. Ich ließ mir den Dienſt angelegener ſeyn, wie je. Meine Arbeiten erhielten die eigene Billigung mehr als ſonſt — und das will viel ſagen. Ich dichtete des Nachts — du weißt am beſten, warum. Oft traf mich die Morgendämmerung noch am Schreibtiſche und um acht Uhr war ich dennoch der erſte in der Kanzlei. Aber meiner Überzeugung, meinem Herzen blieb ich treu. Nimmer konnte ich in eine Verbindung meines Kindes mit dem Wegwurfe willigen: daß Lotte ſogar ſelbſt — das achtzehnjährige Mädchen — glauben machen will, ſie liebe ihn, das mußte mir noch mehr Galle in den Leib jagen. Denn wie iſt das möglich? Wie kann ſie dieſen abgelebten, zitternden, ekelhaften Wollüſtling lieben? — Nein! das Huſarenregiment, die Garden, die luſtigen Schauſpieler, die Bälle, die Diamanten, die Genüſſe eines luxuriöſen Lebens liebt ſie, und er ſoll der Schanddeckel ſeyn! Und ſo empfindet und raffinirt ein achtzehnjähriges Mädchen, die die Roſen der Wangen ſich bereits weggetanzt, ſo ſieht es im Innern meines Kindes aus! — O Gott! — — Wie man nun meine Halsſtarrigkeit ſah, und daß mit mir nichts anzufangen, da erhielt ich den Abſchied in Gnaden — — wegen zunehmender Schwäche. — — Was Gott thut, das iſt wohlgethan, dacht' ich, ſchüttelte mich, als ſey eine ſchwere Laſt von mir abgefallen, holte tief Athem und kam mir vor, wie ein Sclave, der ſo eben ſeine Freiheit erhalten. Ganz, ganz gehörte nun Leib und Seele meinen freundlichen Muſen, die mich auch nicht hungern laſſen. Verziehe nicht ſpöttiſch den Mund und ſage ſelbſt, hätten wir mit den fünfhundert Hofgerichtsſecretär-Thalern leben können, wie wir gelebt, wenn nicht vom Parnaſſe der goldene Regen über uns gekommen?"

„Du vergiſſeſt" — fiel ſie ein — „meine dir zugebrachten dreitauſend Thaler. Wo ſind ſie? — Stecken ſie vielleicht in den ehrwürdigen Goldperücken unſerer veralteten Spiegel, unſerer Mobilien aus vorigem Jahrhunderte?"

„Zum Theil auch darinnen —" antwortete er, „größtentheils aber in den vorübergerauſchten Narrheiten der Mode, die du alle redlich mitgemacht. Und was ſind unter dieſen Umſtänden drei tauſend Thaler in einem Zeitraume von ſechs und zwanzig Jahren? Nicht dreißig tauſend reichten hin, und die gab mir mein Poſten nicht, die gab mir die Muſe."

„Recht! — Und auch die Schulden! —" höhnte ſie. „Und der Herr Sohn haben auch das Seinige davon genoſſen — der liederliche Maler und Landläufer."

„Schimpfe mir unſern Reinhold, den herzigen Jungen, nicht" — fuhr er auf — „er iſt auch dein Fleiſch und Blut und — Gott ſei es gedankt! — Dein Beſſeres! Haſt du nicht geleſen, was ſie über ihn von Rom aus in öffentlichen Blättern geſchrieben, aus X, aus Y, aus Z, ja ſogar aus Tz, wo man doch gern neues und fremdes Verdienſt in die Pfanne hauet?"

„Und was hat er davon? — Denkſt du, daß ihm darum der Apotheker, der ſolide Geizhalz ſein Töchterchen Hand geben wird? — Da biſt du ſehr irre. Das geſchieht nun und nimmermehr, ſo ſehr du dich auch müheſt, mit dem verroſteten Capellmeiſter. Mag der tauſendmal der Bruder der verſtorbenen Frau des Apothekers ſeyn, und ſein altes Herz rühren mit ſeiner noch altväteriſchern Muſik von

Händel, Allegri, und was weiß ich, von welchem ehrwürdigen Papa noch ſonſt; die Rührung kommt nicht bis zum Geldſacke, und Ihr werdet elende, arme Krapüle bleiben, euer Leben lang. Mir ſoll es ganz gleichgültig ſeyn. Möglich, daß die Frau Geheimeräthin von Safran an euch denkt, wenn ſie bei guter Laune iſt. Denn daß ich es durchſetze, darauf kannſt du dich verlaſſen. So kann es nicht bleiben, und es wird, es muß ſich ändern, theurer Schatz!"

Mit einem Baſiliskenblicke hatte ſie das Zimmer verlaſſen.

„Traum meines häuslichen Glückes" — rief er ihr wehmüthig nach — „wie bald biſt du vergangen! — Der Winter meines Lebens naht — ſchon hat es auf dem Berge geſchneiet, das Haar des Kummervollen bleichet — und kein liebendes Weib wird ſein hülfloſes Alter ſtützen, keiner Tochter ſanfte Hand des müden Vaters pflegen! Und mit dieſem Gefühle ſoll ich ſchreiben, Spaß machen, wie es das Zeitalter will, tauſend trübe Stunden verſcheuchen! Ich! — —"

„O wüßtet Ihr, denen der Dichter mit Scherzen
Die Falten des Unmuths zum Frohſinn verklärt,
Was dem Armen geblutet im eigenen Herzen,
Als er die freundlichen Spenden gewährt!"

„Aber das kümmert Euch nicht! Ihr nehmt es hin, als müſſe es ſo ſeyn und habt Recht. Es muß ſo ſeyn, und Ihr bezahlet es!"

Dennoch waren eben dieſe freundlichen Spenden auch wieder der einzige Troſt des Wackern, ſeine Stärkung. Aus dem gelungenen Tagewerke ſtrömte neue Kraft zu dem folgenden. Und wer mag auch dem ſo ſchwer ſich ſelbſt zu

Befriedigenden ein ſchmeichelndes Gefühl bei dem Anſchauen des Gelungenen verdenken? Wenn das, was er tief empfunden, theils mit Begeiſterung, theils mit ängſtlicher Sorgfalt zu Tage gefördert; nun ſchwarz auf weiß da ſtand, daß es ein Kind verſtehen und begreifen konnte und jeder zum Mitfühlen unwillkührlich hingeriſſen werden mußte; dann freilich legte er auf einen Augenblick die Feder auf das Tintenfaß und das freudige: io anche sono pittore durchſchauerte ſein Inneres mit Entzücken. Ob dem Leſer ſein wahrer Name dabei bekannt ſeyn werde oder nicht, das war ihm faſt gleichgültig. Die literariſchen Trüffelſpürnaſen hatten ihn ja doch bereits erwittert und in ihre Regiſter eingetragen, und ſo konnte auch ſein Name der Nachwelt nicht verloren ſeyn, ſobald ſeine Werke ſelbſt das Leben kommender Jahrhunderte verdienten. Wie finſter ihn auch die Wirklichkeit umnachtete; vom Helikon lächelte ihm heiterer Himmel, umwehete ihn der friſche Lebenshauch der idealiſchen Welt, die er ſich bildete nach ſeinem Gefallen und bevölkerte mit Geſtalten, wie ſie ihm eben recht waren. Und nahmen denn nicht auch ſeine alten Freunde, der Apotheker und der Capellmeiſter herzlichen Theil an ſeinem häuslichen Unglücke, ſo wie an den Schöpfungen ſeiner Phantaſie? Freilich machten die beiden ein ganz eigenes ſonderbares Zwiegeſpann, von dem man ſo leicht keine Doublette finden dürfte. Beide hatten noch ihre Atzeln aus der guten alten Perückenzeit in das geſchworene tituskópfige Jahrhundert herüber gerettet, nur mit dem Unterſchiede, daß der Capellmeiſter ſie ſchneeweiß gepudert trug, wie einſt Händel, ſein Abgott, der Apotheker hingegen roh und flachsgrau, wie ſie aus der

made des ſteifen invaliden Veteranen der Haarkräusler-
nft hervorging. Der Apotheker, gehätſchelt mit zärtli-
r Liebe von ſeinem einzigen Kinde Hannchen, der zwan-
jährigen Roſe, in ſeinem verjährten einſamen Witwer-
nde, lebte und webte, wie ſein muſikaliſcher Schwager,
r ein Hageſtolz, und ein Sechziger war, wie er, in der
ergangenheit. Das Neue ekelte beide an, ſchon darum,
eil es neu war. Es hat wohl ſeinen Grund — pflegte
r Apotheker zu ſagen — daß wir weiter vorgerückt ſind
der edlen pharmaceutiſchen Kunſt, abſonderlich in che-
icis und gar curioſe Dinge haben, von denen ſich noch
r dreißig Jahren kein Menſch etwas träumen ließ, als
m Exempel das Morphium, die Jodina, das Chininum
d dergleichen, aber die Alten waren doch auch keine Nar-
n und das Origen, das Hydrogen kannten Prieſtley,
voiſier und Hagen ſo gut, wie die Neuern, die freilich
m Kinde ein modiſches Wämmslein anziehen mußten.
a, ich will wetten, die Homäopathie iſt ſchon da gewe-
n und wird jetzt nur wieder mit friſcher pikanter Sauce
ufgekocht! Wie glänzte ſein Auge, wenn er an das Cor-
us chemicum ſeiner Apotheke vor vierzig Jahren dachte.
as waren da alles für Herrlichkeiten drinnen? Was wurde
noch alles von den Äskulapen verſchrieben? Confec-
o alkermes simplex et composita, Stinci marini,
umie! Mit welcher Seligkeit gedachte er ſeiner Apothe-
rprobe, wo er einen Theriak von nicht weniger als ſie-
nzig Speziebus, zum freudigen Erſtaunen aller Kenner
reitet die ſich dabei männiglich, hergebrachter Maßen ſtatt-
che Haarbeutel tranken. Ach! dieſe Zeit war dahin, mit
r die züchtigen, ehrbaren Menuetten der Hochzeiten, der

Großvatertanz, Reifröcke, Babyloniſche Haarthürme auf den Häuptern der Matronen, Locken, abwärts geſchwänzt, wie Zügenhörnlein, an den Ohren der ſeladongrünen Windbeutel. Was der Witz der überfeinen jetzigen Zeit an die Stelle alles deſſen geſetzt, das beſeufzte er meiſtentheils, ſo weit er es kannte. Ja, es klebte ſogar an ſeiner Thüre, an die, als an die Thür eines großen Hauſes, von mancherlei fahrenden Kunſtpilzen geklopft wurde, ein Zettel, mit der Schrift: Reiſende Declamatoren finden hier keine Unterſtützung. Mit ſolcher Unterſtützung, auch gegen Würdige und Bedürfende, war er überhaupt nicht ſehr hurtig, ja er ſtand ſogar in dem üblen Leumunde der Hauptuntugend ſeines neuern Kunſtverwandten, Hieronymus Knicker, weil er, notoriſch ein reicher Mann, demungeachtet nicht im geringſten — wie man zu ſagen pflegt — ein Haus machte, vielmehr brütend über ſeinem Mammon, bei ſeinen Büchern, meiſt ehrwürdigen Folianten, ſaß und ſogar die angebrannten Fidibus aufſparte, die ſein einziger Umgang, der Schwager und der Hofgerichtsſecretär in der traulichen Abendſtunde angebrannt, wo ſie, regelmäßig jeden Tag bei ihm und mit ihm — verſieht ſich gegen ſofortige Bezahlung — ihr Halbes tranken. Hannchen, die liebliche Hebe des freundlichen Dreiblattes pflegte dann ſtill ſtrickend dabei im Winkel zu ſitzen. Ihre Rede, wenn ſie gefragt wurde, was ſelten geſchah, war ja ja und nein nein, das übrige ſchien ihr vom Übel. Auch gegen andere war ſie eben ſo ſchweigſam, ſtill und ſchüchtern in Geſellſchaften, die ſie nothgedrungen beſuchen mußte und daher nur unter dem Spottnahmen: Das Apothekergänschen bekannt. Ob ſie das wirklich war, oder ob unter dieſem ſtillen, äußeren Frieden, nicht dennoch ein Herz poche in lebendigem Gefühle. Kampf und Sehnſucht, das wußte nur einer — — Reinhold der Maler. Als er von der Kunſtakademie nach Hauſe gekommen, durfte er manchmal mit dem Vater zur Dunkelſtunde in die Apotheke gehn. Bald wurden ihm dieſe Dunkelſtunden helle Sterngruppen im Freudenhimmel ſeines Lebens und ſeiner Zukunft. Der joviale, zwanzigjährige Künſtler, der nun auch theoretiſch wußte, was ſchön ſey, ſah das erblühende, ſechzehnjährige Mädchen. Nun mit einem Male ſtand es lebend, vereinet vor ihm, was ihn vereinzelt in den Gallerien entzückt. Aber dieſes Bild war ſtumm, und grimmig folgte ihr oft ſein Blick, zürnend mit dem Schickſale, daß dieſe reizende Geſtalt nur Form, nur ein Automat ſeyn ſolle. Wie er ſich auch abmühete, aus dieſem Marmor Pygmalions einen Funken des Lebens zu locken durch allerlei Witz, Schmeichelei und Petulanz; es war umſonſt; ſie floh ſcheu und ſchweigend. Da geſchah es, daß der Meſſias von Händel aufgeführt werden ſollte und einige Roſſinianer den Capellmeiſter baten: er möge doch die langweiligen Arien weglaſſen, beſonders die: Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt. „Einfältig? — Langweilig?“ — murmelte der Capellmeiſter — „Tauſendſapperment! Was ſolch ein Menſch von Muſik für Begriffe hat! — Gut! die langweilige Nudelei ſoll Euch dennoch geſungen werden!“ Und wie nun das Oratorium aufgeführt wurde, die Arie dran kam; da fuhren ſich die Muskadins mit allen zehn Fingern in die ſtruppigen Haare, da regte ſich unter den Zuhörern ein leiſes, ſpöttiſches Flüſtern, denn wer an's Singepult trat, war ja niemand anders, als — — das Apothekergänschen. Doch bald erſtarb das Flüſtern, wie mit kaltem Waſſer begoſſen. In der Einleitung erhoben zwei Augen den Blick zum Himmel, in deren Ätherblau ja der Himmel ſelbſt war. Wie electriſirt ſchwieg alles. Da begann im ſanften, melodiſchen Hauche, im leiſeſten Pianiſſimo, das bald crescendo zum Forte empor ſchwoll, die ſelige Tröſtung: Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt. Da ſchauerte tiefe, feierliche Andacht durch jede Bruſt. Dieſe einfachen Töne — man hörte nur ſie, die Begleitung glich nur einem Zephyr, der ſie trug — ſchienen nicht menſchlicher Geſang zu ſeyn, aus einer andern Welt ſchienen ſie herüber zu klingen. Es war vox angelica, eine der himmliſchen Stimmen, die bei der Geburt des Herrn den Hirten auf dem Felde das: Friede auf Erden verkündeten. Und wie es nun vorbei war und die Sängerin ſich wieder unter die andern verloren und ein, vom erſten ganz verſchiedenes Gemurmel ihren Abgang begleitete; da tauchte das alte Geſicht des Capellmeiſters mit der rothen Naſe und der weißen Perücke über das Flügelpult herauf und blickte finſter nach den zum Tode betroffenen Roſſiniſten, und der Blick donnerte: quos ego! — Reinhold ſtand leblos an einem Fenſterpfeiler. Was um ihn vorging, er hörte und ſah es nicht. Umſonſt mahnte das Recitativ: Merkt auf, ich künd' ein Geheimniß an. Umſonſt tönte nun die Tuba des Weltgerichts in der erhabenen Baßarie: Sie ſchallt die Poſaune. Der Chorus: Würdig iſt das Lamm, trat ein. Die prachtvollen Fugen: Preis und Anbethung und Gewalt und Ehr und Macht ſey ihm, der ſitzet auf ſeinem Stuhl und dem Lamme, Amen! flogen im heiligen Jubel mit Trompeten und Pauken dahin, wie Gewitterſturm über die Erde;

Reinhold hörte es nicht. In ihm klang nur das ſanfte, tröſtende: Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, er ſah nur den Blick himmliſcher Verklärung. „Nein, das iſt kein Automat!“ — rief er kleinlaut. Denn wie Schuppen war es von ſeinen Augen gefallen, daß dieſes Weſen viel zu hoch für ſeine bisherige Frivolität ſtehe. „Glücklicher Kahlkopf von Oheim!“ — ſeufzte er — „der du dieſen Engel bilden durfteſt und konnteſt! Glücklicher Vater, den dieſe Sylphide liebend umſchwebt! O, noch viel millionenmal Glücklicherer, der einſt dieſe Roſe an ſein Herz drücken darf!“

Sinnend und in Gedanken verloren, ging er herum. Sein Benehmen gegen Hannchen wurde ganz anders, und bald merkte er, daß er nun den rechten Ton getroffen, der im Herzen der Unſchuldigen wiederklang. Er ſtaunte über die Bildung des Mädchens und wußte nicht, was er mehr bewundern ſolle, ob dieſe Bildung ſelbſt, oder die anſpruchloſe Beſcheidenheit, mit welcher ſie verborgen wurde. Bald erhielt er die Gunſt, ihr Zeichenlehrer ſeyn zu dürfen, und es läßt ſich begreifen, daß unter ſo bewandten Umſtänden, ſo emſig auch Hannchen die neue Kunſt betrieb, manche Stunde in Fragen und Antworten und Erörterungen dahin flog, die eben nicht zum Zeichnen und Malen gehörten. Wer war glücklicher als Reinhold? Daß ſie ihn liebe, daran durfte er bald nicht mehr zweifeln. Verbergen konnte ſich das reine unſchuldige Herz, aber nicht verſtellen. Unbefangen, ſelig wie er es war, wie hätten nicht Andere ſein Glück errathen ſollen? Der Vater ſchwieg, doch nicht mißbilligend. Aber wie giftige Nattern ſtachen ihn die Sarkasmen der Mutter. „Nun freilich“

— höhnte ſie — „das Gänschen bringt goldene Eier in die Wirthſchaft! Nur bedenke — du Guter! — daß du nichts biſt und im Leben nichts werden wirſt, und Papa Rhabarberbüchſe der Thorheit gar bald ein Ende machen wird, mit Schrecken! Ja, hätteſt du ſtudiert, wärſt auf dem Wege zum Rathe, oder wenigſtens — Gott verzeih mir's — Candidat der Theologie und könnteſt Paſtor werden, oder ſtäckeſt in flimmernder Uniform; da wär es vielleicht möglich. So aber — — nun was hilft das Reden! Du biſt und bleibſt was du biſt, nämlich — nichts, und thäteſt am beſten, dir ein Schätzchen auf Steifleinwand zu malen!"

„Euer Junge iſt nicht übel!" — ſprach der Apotheker zu dem Hofgerichts-Secretär, nachdem ihm Reinhold die braven Bilder und Studien in ſeiner Mappe gezeigt und die Büchſen neu übermalt, um nur in der Apotheke ſeyn zu können. „Wahrhaftig!" — fiel der Capellmeiſter ein. — „Er ſtreicht eine feine Geige und weiß ſeinen Kanon zu fertigen nach der Schwierigkeit. Wie geſagt, nicht übel!" — fuhr der Apotheker fort und dampfte dicke Tabakwolken, als ſollte ſich etwas recht ſchweres von ſeinem Herzen löſen — „Aber was iſt er eigentlich? — Antwort — — nichts! Was hat er Ausſicht zu werden? — — Nichts! Er gehört zu keiner Facultät, ja nicht einmal zur philoſophiſchen, in der man doch ſchlimmſten Falles eine Schulmeiſterſtelle erſchnappen kann, und ein beſtimmtes Brot hat, wenn auch trockenes. Item kann er nicht Salzfactor, Steuereinnehmer, Regiments-Quartiermeiſter werden. Ja ſogar nicht einmal ein ſolider Copiſten- oder Thorſchreiberpoſten iſt für ihn, denn dazu trägt er nun ſchon die Naſe zu hoch, als Künſtler." „Daß Gott erbarm, in Künſtler! — Zieht nicht die finſteren Geſichter, Ihr Brüder! Du Schwager, biſt zwar einer, aber im fixen Gehalte, haſt auch einen Namen davon, der nicht übel lautet und Ihr, Hofgerichts-Secretarius, dürft euch des Spottes gar nicht annehmen, denn Ihr ſeid kein Künſtler, ſondern nur — — ein Dichter!"

„Was?" — unterbrach der Hofgerichts-Secretär — „Ein Dichter kein Künſtler? Wollet Ihr mir auch dieſen Stolz noch nehmen?"

„Nicht anders Amice! — erwiederte der Apotheker — Schlagt die Lexika auf, ſchauet in die Journale und Tagblätter. Was nennt man da Kunſt? — In sensu stricto nur Malerie und was dazu gehört, Sculptur, Architectur und Plaſtik, das zeigt Euch der Inhalt der, jenen fliegenden Zeitſchriften beiliegenden artiſtiſchen Notizen und Kunſtblätter. Vom Dichter — ich meine vom Verſemanne — iſt nicht die Rede und vom Proſaiker nun vollends gar nicht. Höchſtens thut man dem Muſiker und Mimen die Ehre an, ſie gewiſſer Maßen zu reputirlichen Leuten, das heißt, zu den Künſtlern zu rechnen, da wenigſtens Muſik unter den ſieben freien Künſten eine Stelle erhalten. Wo findet Ihr aber unter dieſen Artibus, der Grammatika, Dialektika, Rhetorika, Muſika, Arithmetika, Geometria, Aſtronomia ein Wort vom Dichter?"

„Der ſteckt in der Grammatik, Dialektik und Rhetorik" — antwortete der ſehr verdrießliche Hofgerichts-Secretär.

„Weil Ihr es Euch einbildet" — entgegnete der Apotheker. „Klar und deutlich muß es daſtehen mit Worten, ſonſt iſt's nichts."

„Ihr redet wie ein Apotheker" — fuhr der Hofgerichts-Secretär auf. „Wiſſet Ihr nicht, daß die ganze Welt von Dichtkunſt ſpricht?"

„So wie von Apothekerkunſt" — fiel der Apotheker ein — „und dennoch, wie würdet Ihr das Maul ziehen und die Naſe rümpfen, wenn ich mich einen Künſtler nennen wollte!"

„Übrigens" — fuhr der Hofgerichts-Secretär fort — „fraget das Converſations-Lexicon, den Sulzer, den Erſch und Gruber und Andere, die von der Sache Beſcheid geben, und Ihr werdet finden, daß der Dichter ein Künſtler iſt und noch dazu ein ſchöner, Trotz den artiſtiſchen Blättern, die mir — es iſt um toll zu werden! — nicht einmal den gebührenden Ehrennamen laſſen, indem ſie ihre Elivre unter Malern, Zeichnern, Kupferſtechern, Baukünſtlern, Plaſtikern abſchließen und es gar nicht für nöthig halten, in der Überſchrift zu ſagen, daß ſie nur von den und den Künſten reden, unbeſchadet der andern."

„Ereifert euch nicht, Amice!" — lachte der Apotheker, daß ihm der Bauch wackelte — „und laſſet uns wieder zum Thema zurückkommen. Ein Künſtler iſt alſo der Reinhold. Nun gut! — Kann er leben von ſeiner Kunſt? — Dermalen nur vielleicht, wenn er rüſtig den Paſtellſtift handhabt, Portraits malt und dabei auch das Anſtreichen von Kutſchen und Fenſterladen nicht verſchmähet. Denn, daß er alleweile zu Altarblättern, Seeſtürmen, Grablegungen reif ſey, das bildet mir nicht ein. Dazu gehört mehr. Ihr wiſſet am beſten, was. Die Welt müßte er ſehen, die Natur ſtudiren, vor allen aber die großen Meiſter in ihren Werken. Und wäre er nun wirklich was

Rechtes in ſeiner Art; könnte er hoffen, noch bei Lebzeiten die Früchte ſeines Talentes zu ernten? Schwerlich. Denn ſparſam und dünne ſind die Mengs, die David, die Hackert geſäet, denen ihr Pinſel Ehre und Reichthum bei Lebzeiten gab. Die meiſten werden erſt bezahlt, wenn ſie und ihre Kinder lange Staub und Aſche ſind, oder ſie müſſen Sclaven der Thorheit, des reichen Dünkels ſeyn und jeder Fratze ihre Kunſt opfern, wenn es nur Geld bringt, einem jeglichen arbeiten nach Stückzahl und Elle; wie andere Handwerker, nur geplagter, und dann verdienen ſie kaum den Namen Künſtler. Haben ſie Talent, verſtehen ſie zu ſchaffen, wohnt der rechte, echte Genius in ihnen, dann ekelt ſie das Handwerk an und ſie ſind in regula pauvre und liederliche Ratten, Faulenzer und Sonderlinge, mit denen ſonſt nirgend etwas vernünftiges anzufangen. Welches Loos dem Filio Reinhold bevorſtehe; wer weiß es? Auf jeden Fall kein glänzendes; ja es will mich bedünken, daß er, nach ſeiner petulanten, leichten Gemüthsart zu urtheilen, ſo wie nach dem, was er ſchon dermalen in arte präſtiret, zu oben benannter Rattengattung gehören und ganz und gar für ein ſolides Leben verdorben und verloren ſeyn wird."

„O weh!" — ſeufzte Reinhold — als er vom Vater dieſe wenig tröſtliche Rede des Apothekers erfahren. Im tiefen Hintergrund flohen ſchüchtern ſeine Hoffnungen, das geträumte, glückliche Ziel ſeiner Liebe. Und dennoch mußte er ſich geſtehen, daß der Alte ſo unrecht nicht habe. Sein bisheriges Leben unter Seinesgleichen gab ihm das Reſultat, daß es wirklich ſo ſey; wie der Apotheker geſagt. Ihm fing an bange zu werden. Eine zweifelhafte Zukunft ſtand vor ihm. Wohin ſollte er ſich wenden? Zu der Claſſe, die die Kunſt als Handwerk treibt und, wenn auch eben nicht brillant, doch mit nothdürftigem Auskommen, das Leben in Zucht und Ehrbarkeit abphiliſtert, oder zu der, die mit der Palette den Schmachtriemen der Entbehrung im magern Ränzel mit ſich herum zu tragen verdammt iſt? — „Mag's ſeyn!“ rief er endlich im feſten Entſchluſſe — „Ich will entbehren! Leichter erklimmt man die ſteile Höhe der Vollendung ohne ſchweres Gepäck! Wenn ich nur kein Sclave der dünkelvollen Übermüthigen ſeyn darf, die mit ihrem Gelde alles unter den Fuß ihres Willens zu beugen begehren!“ Ein wirklicher und wahrer Künſtler wollte er werden, und ſollte es ihn auch alles koſten, was die fröhliche, ſo ſchöne Welt ſeiner empfänglichen Jugend both. Denn ſein Liebſtes — Hannchen, — davon überzeugte er ſich, dieſer Preis des Lebens konnte nur durch außerordentliche Anſtrengung gewonnen werden. „Wie wird ſie den Treuen empfangen“ — frohlockte er ſtill vor ſich hin — „wenn er heimkehrt von der Wanderung, vor ihm her der Ruhm ſchreitet, die Kunſtblätter poſaunen, die Begeiſterung und Mühe weniger Tage hinreicht, um gemächlich im ſeligen far niente neue Beſuche des Genius abzuwarten! Wie wird der Vater der Geliebten die Sprache ändern, wenn er ſehen wird, wie man meine Leinwand doppelt und dreifach mit Golde belegt! — Glückliche, heitere Zukunft!“

Munter und ohne Verzug — es konnte ja nicht anders ſeyn — ſchnürte er den Reiſebündel, ſagte dem väterlichen Hauſe Valet, nahm Abſchied von der erſchrockenen Geliebten, auf beſſer Wiederſehen, mit den aufkei-

gen Schwüren ewiger Treue und zog dahin, die große
ünſtlerſtraße, nach dem ſchönen, reichen Italien.
„Ein wackrer Burſche!“ rief ihm der Apotheker nach —
Schade, daß er ein Maler iſt!“ — „Ach Reinhold!“ —
Spelte die einſame Liebe, und bittere Thränen entroll=
n den wehmüthig nach Süden gerichteten Augen — „Du
ſt mir verloren! du wirſt werden, was du willſt, aber
eine Kunſt wird deine Geliebte ſeyn! Ihr wirſt du mich,
rmes unſchuldiges Lamm opfern und mich vergeſſen!“
„Sei ruhig, mein Töchterchen!“ — tröſtete der biedere
heim, der, als ein alter ſchlauer Fuchs längſt die Sache
us Mienen und Blicken herausgeleſen — „Er kommt wie=
er, er vergiſſet dich nicht und bleibt dir treu! Was als=
ann von Nöthen, wird die Zeit lehren. Modulire nur fort
n der angefangenen Tonart. Du biſt ja im reinen unſchul=
igen C dur. Führt dich auch die Trennung und Sehnſucht
ur Ausweichung nach a moll; o mein Kind, wie veredelnd,
wie wehmüthig ſchwärmeriſch in Träumen der Zukunft iſt
dieſes a moll! Wie befriedigend und beruhigend wird dir
die endliche Rückkehr in die Tonika am Ziele deiner Wün=
ſche ſeyn! Und damit keine verbothene Fortſchreitung, keine
falſche Quinte die reine Harmonie deiner Seele ſtöre, thue
nichts ohne deinen alten, treuen, beſten Freund. War
auch mein eigenes Leben nur ein erbärmliches Solo, ohne
alle Begleitung; ſo weiß ich doch auch, was ein Duett iſt.“

Und Hannchen ſchenkte dem Redlichen wirklich ihr
ganzes Vertrauen. Sie that daran auch nicht übel, denn
er war den beiden Liebenden herzlich gut und gab ſich wil=
lig hin, ihr heimlicher Briefbeſteller zu ſeyn. Was und
wie der Schwager, deſſen klugem Falkenblicke die Sache

unmöglich verborgen geblieben ſeyn könne, darüber denke, das heraus zu bringen war dem Capellmeiſter trotz alles auf den Strauch Schlagens dennoch nicht möglich, denn der Apotheker ſchwieg verſtockt und that, wie Unverſtand. „Mag er!“ — dachte der Capellmeiſter — „Zur rechten Stunde wird ſich der zweifelhafte Accord ſchon auflöſen und dann wollen wir ihm einen Grundbaß ſtreichen, der die Tonart gewiß nicht zweifelhaft laſſen ſoll.“

„Wer weiß was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert“ — ſeufzte Reinhold's Vater. Ihm war es freilich ein Blick in elyſiſche Gefilde, wenn er ſich die Möglichkeit dachte, ſeinen geliebten Jungen nach erlangter Meiſterſchaft, zum Troſte ſeines Alters bei ſich zu haben, ihn in der Verbindung mit dem einzigen Kinde des ſteinreichen Mannes in glücklicher Unabhängigkeit und Muße zu ſehen, bei der allein nur er ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen im Stande. Aber mancherlei Zweifel traten wie trübe Wolken vor das ferne, freundliche Land. „Wird er auch die Meiſterſchaft erringen?“ — fragte er zagend — „Wird er aus der Kunſtfahrt, aus der Fremde, aus dem üppigen, frivolen Zeitalter ſein unverdorbenes Selbſt zurückbringen in den Hafen? Und wenn er es gerettet, wenn ihn der heilige Kranz der Raphaele und Tiziane ſchmückt; wo wird ſein Hafen ſeyn? — Hier? — Wird der Apotheker ſeine Anſichten über das Malerleben und über Malerwerth ändern? Wird er nicht, wenn es endlich ſeyn muß, die Tochter viel lieber einem Proviſor, ja einem Subjecte geben, damit der Eidam die lebendige Nahrung fortführe? — Wird das Mädchen ſelbſt dem lange und weit Entfernten ihre Liebe und Treue erhalten? —

Nun, wie der Himmel will! — ermuthigte ſich der dennoch Hoffende. Wie es auch komme, es wird gerade kommen, wie es am beſten iſt. Glück und Segen dir, mein Sohn, auf deiner heitern Fahrt! Was du im älterlichen Hauſe verlaſſen, wird dir leicht zu verſchmerzen ſeyn!"

Und, das war es auch, bis auf den guten Vater ſelbſt. Denn der eheliche Unfriede hatte ſchon damals in ſtiller Aſche geglimmt. Jetzt war Reinhold nun vier Jahre in der Fremde. Wie viel hatte ſich ſeit der Zeit geändert! Der Hofgerichts=Secretär war abgedankt, das Feuer der Zwietracht in der Familie zur hellen, entſetzlichen Flamme aufgelodert. Und nichts konnte nun den Brand mehr dämpfen, der das häusliche Glück der Ältern vernichten ſollte. Denn wie ſanft der Vater auch an Gattin und Tochter ſeine Ermahnungen richtete, wie ernſt er auch, als Sanftmuth nicht fruchtete, alle Gründe der Vernunft erſchöpfte; es war alles vergebens. — „Meine Tochter" — ſprach er — „wenn du glaubſt, durch das Opfer deiner Jugend an den Geheimenrath das Glück deiner und deiner Mutter Zukunft zu gründen, ſo irreſt du. Der Lüſtling züngelt nur nach Genuſſe, der ihm um ſo reizender erſcheint, jemehr ihm deſſen Erlangung erſchwert wird. Hat er ſich geſättiget; was wird ihn hindern, euch von ſich zu werfen, wie man eine ausgedrückte Citrone wegwirft? Denke daran, du verblendete Mutter, du wahnſinnige Tochter, wie viel Verführte und Verlaſſene mit den Zeugen ihrer Schande und Schwachheit ihm fluchen. Denkt daran, daß ein Menſch, der den größten Theil ſeines Vermögens aus Witwen= und Waiſenthränen gebildet, der fähig war, einen braven Neffen durch Erbſchleicherei um ſein Alles zu bringen, ihn zu

Verzweiflung und Selbſtmord zu treiben, der als Deputatus judicii lächelnd der Obduction des Unglücklichen beiwohnen konnte, dem es ein Leichtes war, mich um Amt und Brot zu bringen, daß es dem auch ein Leichtes ſeyn wird, das Band einer ihm bald läſtig werdenden Ehe zu löſen und den Betrogenen auch nicht einmal die trockene Brotkruſte zur Entſchädigung nachzuweiſen."

„Ja" — antwortete die Frau ſehr ruhig — „das könnte eintreffen, Du Redlicher! wenn die Geſetze nicht wären."

„Und wenn" — fiel die Tochter ein — „der Zauber, welcher zu feſſeln verſtand, nicht auch feſtzuhalten wüßte."

„Geſetze?" — entgegnete er bitter lächelnd. „Nun ja, es gibt Geſetze. Aber es gibt auch Auslegungen und Ausleger und Mittel, die ſtörrige Themis zahm zu machen. Hat man nicht auch mich ganz geſetzlich abgedankt? Und dein Feſthalten — eitle Thörin! — wird abgleiten von der Aal- und Schlangenhaut des Liſtigen, Erfahrnen. Zu ſpät würdet Ihr Weibe Eure entſetzliche Verblendung bereuen, wenn ich als Mann und Vater nicht die Einſicht und die Kraft hätte, mich ihr entgegen zu ſtemmen."

„Stemme dich nur recht feſt" — höhnte ſie — „daß du nicht ſelber fällſt! Ja, es gibt Geſetze, auch für unglückliche Gattinnen, auch für Kinder gegen unvernünftige, väterliche Gewalt!" „Und auch Töchter haben ihre Rechte," — ſetzte Lotte hinzu — „auch zärtlich Liebende!"

Wie ſchon geſagt, alles Sanfte und Ernſte des tiefgebeugten Gatten und Vaters war ohne Erfolg bei dieſen verhärteten Herzen, die nun abſichtlich anfingen, durch allerlei Kränkungen und beſtändiges Widerſprechen, den Geplagten zu lauten Ausbrüchen gerechten Zornes zu reizen. Denn ſo fand er einſt unter der Serviette ſeines Gedeckes — ſchon lange ſpeiſete er einſam in ſeinem Studirzimmer — ein aufgeſchlagenes, kritiſches Blatt, mit ſchwarzem Flor umwunden, auf ihm einen Zettel mit der Schrift: Literariſcher Ruhm des großen Pſeudonymen. Im Literaturblatte aber ſtand eine hämiſche, wegwerfende Recenſion des neueſten Bandes ſeiner Novellen. Er las ſie, ſeine Hand zitterte, er wankte nieder auf den Stuhl und jammerte — nicht über die Recenſion — nur über das Gemüth einer Gattin, die ſo etwas zu thun im Stande. Er konnte keinen Biſſen eſſen, der Trunk, der ſeinen lechzenden Gaumen netzte, war ihm Gift. Fieberfroſt durchſchauerte ſeine Glieder und er eilte, wie die Dunkelſtunde kam, in die Apotheke, minder um niederſchlagendes Pulver zu nehmen, als ſich bei ſeinen treuen Freunden zu tröſten und zu ermuthigen. Er klagte ihnen die raffinirte Bosheit des Weibes.

„Asa fotida!" — rief der Apotheker zornig — „Hirſchhornöhl!"

„Bei meiner Seele" — fiel der Capellmeiſter ein — „der heulendſte übermäßige Quartſextaccord ohne Auflöſung! Und Ihr könnet das ertragen, und ſchaffet Euch nicht Hilfe und Ruhe?"

„Welche?" — fragte der Hofgerichts-Secretär. „Geduld!" — nahm der Apotheker wieder das Wort — „der indeſſen unbändig gedampft — mich bedünket die Saite habe ihre höchſte Spannung erreicht und Ihr dürftet bald das Haupt erheben, darum, daß ſich Eure Erlöſung nahet und zwar ohne Euer Zuthun. Deßhalb laſſet uns mit gefaßtem Muthe erwarten, wie und auf welche Weiſe Euch aus dem Elende geholfen werden wird. Denn daß Ihr in demſelben nicht verbleiben werdet, das iſt gewiß. Aber was iſt es denn mit der Recenſion? Theilt uns doch den delphiſchen Spruch mit."

„Leſet ſelbſt" — entgegnete der Hofgerichts-Secretär und gab das Blatt dem Capellmeiſter, deſſen Naſe, je weiter er im Vorleſen kam, immer höher vor Grimm ſich röthete. „Alſo plump iſt Euer Witz —" rief er, wie er fertig war — „abgedroſchen, matt Eure Phantaſie! Zur Claſſe der miſerablen Mittelmäßigkeit gehören Eure Producte, die man, ſo wie ſie geleſen ſind, auch ſchon vergeſſen hat? — O du Würdiger! Warum biſt du mir unbekannt! Warum hab' ich dich nicht hier, um dir den Contrebaßfiedelbogen zu koſten zu geben und dich dabei höflichſt zu bitten, doch gütigſt zu erklären, warum du begeiferſt, was Tauſenden Vergnügen und Erheiterung gewährt! Scharmanter! — würde ich ſagen — Sie ſcheinen zwar ein dickes Fell zu haben, wie Maſtrichter Sohlenleder, doch hoff' ich durchzukommen! Wer ſind Sie denn eigentlich? — Wenn Sie den Witz für plump halten, der Leuten, die die Sache doch auch verſtehen, keinesweges als plump, ſondern als recht fein und ergetzlich vorgekommen; wofür halten Sie denn dann dieſen Fiedelbogen? — Iſt des Verfaſſers Phantaſie nach Ihrer Meinung matt; ſo mögen nun Ihre lieben Beine deſto munterer ſeyn und vivace tanzen, indem ich Ihnen hiermit lieblichſt aufſpiele!"

„Ipekakuana" — donnerte der Apotheker — „und Julappenharz dem Patron, daß er auf alle mögliche Art das

Gift von ſich gebe! — Was aber werdet Ihr dagegen thun, Amice?"

„Ich?" — antwortete der Hofgerichts-Secretär. — „In der Welt nichts. Soll ich meine edle Zeit verſchwenden mit langer und breiter Antikritik? — Denn kurze Abfertigung nützt nichts — und meine ſchönes Geld wegwerfen für Inſertionsgebühren und mich ängſtigen, in der Erwartung, was nun darauf folgen werde? — Das ſoll'e mir fehlen! Meine Leſer mögen und werden über mich und die Kritik urtheilen. Dieſe iſt nur das einzelne Geblöcke eines drehenden Schafes."

„Aber ärgerlich und entmuthigend bleibe doch der Unfug auf jeden Fall —" meinte der Capellmeiſter.

„Ärgerlich?" — antwortete der Hofgerichts-Secretär. — „Nun ja, ich mag es nicht läugnen. Doch entmuthigend — nein, das iſt es mir wenigſtens nicht, der den Wahlſpruch hat: Justum et tenacem propositi virum. Ob auch dem und jenem Götzen gehuldiget und ſogar in ihren Albernheiten Goldkörner, Reichthum gefunden wird; mir leuchtet und winkt nur das Wahre, das über Mode und kleinliche Umtriebe Erhabene. Grinſen mich die letztern im wirklichen Leben an, erſcheint mir dieſes ernſt und finſter, ſo flüchte ich zu meinen Idealen an meinen Schreibtiſch und labe mich am heitern Lächeln der himmliſchen Kunſt."

„Geht es denn mir im Grunde beſſer?" — nahm der Capellmeiſter das Wort. „Bin ich auch zum Glück ein geiſtlicher Kirchencapellmeiſter, iſt auch das heilige Gotteshaus, der Tempel erhabener Andacht, dem Unweſen der neuen Muſik weniger zugänglich, als die profanen

Concertſäle und Theater; kann ich darum Augen und Ohren vor dem Skandale verſchließen, das da vorgeht, vor dem jetzt herrſchenden Geſchmacke überhaupt? Hab' ich nicht neulich hören müſſen, wie man, dieſem Geſchmacke gemäß, der die Tempi nicht raſend genug haben kann, die Ouvertüre zur Iphigenia in Aulis von Gluck, wie mit der Hetzpeitſche abjagte? Hab' ich nicht erſt vorgeſtern in Belmonte und Conſtanze mich über eine Madame ſchlagrührend geärgert, die den Belmonte machte, die einfachſten Sätze des Meiſters mit ellenlangen Drachenſchweifen von Vier- und- ſechzigtheilnoten abgurgelte und der albernen Colleraturen kein Ende wußte? Möchte ich nicht aus der Haut fahren, wenn ich eine neue Opernpartitur, abſonderlich von unſern deutſchen Landsleuten anſehe und finde, wie ſie ſich's blutſauer werden laſſen, gelehrt und contrapunctiſch zu ſcheinen, dabei jedoch nichts hervorbringen, als Lärm und Wirrwarr, aus dem wenig Saft und Kraft für das Herz zu preſſen? — Salieri, Mozart, Winter, wußten auch, wo der contrapunctiſche Barthel Moſt holt und einen verminderten Septimenakkord von einer Leberwurſt zu unterſcheiden. Aber ſie verſchmäheten den ſchnöden Schein, die Pedanterei, drum kann man ihre Opern ſingen, von Anfang bis zu Ende. So iſt die Zauberflöte, Axur, das unterbrochene Opferfeſt — —"

„So —" fiel der Apotheker ein — „der Dominus Joannes und die nuptiae Figaronis des großen Amadei, meines Lieblings."

„Und ſeh' ich nun vollends" — fuhr der Capellmeiſter fort — „wie ein wirklich großes Talent das, des Reſſini, recht gefliſſentlich darauf ausgehet, den ſchnöden Götzen der Mode und üppigen Ohren zu huldigen, auf Koſten der geſunden Vernunft, ſoll ich da nicht ausrufen: O Kunſt! heilige Kunſt! Wie mißhandelt man dich! — — Von den ausübenden Muſikern laſſet mich ganz und gar ſchweigen. Es iſt über das alles in Schriften lang und breit geſprochen, von Prieſtern und Leviten. Sehet alſo, daß auch ich nicht frei von den Widerwärtigkeiten des wirklichen Lebens bin, welches auch mir oft in ſchneidendem Contraſte mit dem idealiſchen ſteht. Und wäre auch das alles nicht; wer nimmt von mir den Teufel, der mich mit Fäuſten ſchlägt — — das Zipperlein?"

„Gehört das auch zur Kunſt?" — lachte der Hofgerichts-Secretär.

„Zur Kunſt nicht" — brummte der Capellmeiſter — aber zum Künſtler, zum Leben, zu meinem wenigſtens, daß Gott erbarm!"

„Was mich drückt —" ſeufzte der Apotheker, der wie aus tiefen Sinnen erwachte — „ob ich gleich kein Künſtler bin, wie Ihr Beide, — wer weiß das?"

„Ich weiß es" — ſcherzte der Hofgerichts-Secretär — „der Geldkaſten!"

Ernſt, beinah wehmüthig, wie im Gefühl unverdienter Kränkung heftete der Apotheker auf den Spötter den ſchweigenden Blick, als ſei er ſich bewußt, daß er an dieſem gerade, ſo etwas am wenigſten verdiene. Dann rauchte er gelaſſen fort und ſagte ruhig:

„Laß Spötter ſpotten, laß Haſſer haſſen,
Was Gott mir gab, müſſen ſie mir doch laſſen;

und es iſt mir lieb, daß Ihr wieder Spaß machen könnet. Um den Preis mag eure böſe Zunge reden, was ſie will.“

Und wirklich fand ſich der Hofgerichts-Secretär durch die verſchwätzte Stunde und die herzliche Theilnahme ſeiner Freunde um Vieles erleichtert. Der aufgeregte Sturm hatte ſich in muthvolle Faſſung verwandelt, wenn auch nicht in Ruhe. Denn die war ſchon lange aus dem Herzen des arg Geplagten gewichen. Und ſo konnte er am Morgen darauf wieder auf ſeinem Dichterſtellchen am Schreibtiſche ſitzen, ſich in die Welt ſeiner Ideale und Schöpfungen verſenken und glücklich ſeyn nach ſeiner Art. „Ach! er war es nicht lange!“

Es klopfte. Ein Oberhofgerichtsdiener trat herein und brachte zwei Verordnungen. In der Erfahrung, daß ſolche Boten ſelten Boten ſind, deren Schritt lieblich iſt, ſelten Heil und Friede, ſondern faſt immer Böſes bringen, pochte dem Hofgerichts-Secretär ſchon bei ſeinem Eintritte und bei Erblickung der großen Siegel ahnend das Herz. Aber wie ward ihm, als er nun das erſte Packet erbrochen und in ſelbigem nichts geringeres fand, als eine Vorladung zu dem anberaumten Sühnstermine in Eheſcheidungsklageſachen ſeiner Frau gegen ihn, und dabei liegend die Klage ſelbſt, als er die Gründe dieſer Klage las: Selbſtverſchuldeter Mangel und Verſagung ſtandesgemäßen Unterhaltes, liebloſe, kränkende, gröblich beleidigende Behandlung. Wie ward ihm, als er las: wie Klägerin aus Großmuth von jeder Eheſcheidungsſtrafe, Abfindung und Alimentation abſtrahire und nur auf Herausgabe des zugebrachten Heirathsgutes von drei tauſend Thalern antrage. Die Vorladung entfiel ſeiner zitternden Hand, er hatte kaum die Kraft, den zweiten Hiobsbrief zu erbrechen. In dieſem machte man ihm bekannt, daß ſeine Tochter unter Special-Curatel geſetzt worden, ſie, die Tochter, Curator und die Mutter auf richterliche Ergänzung der hartnäckig verſagten väterlichen Einwilligung in die eheliche Verbindung mit dem Geheimenrathe von Safran geklagt und Terminus zum Verſuche der Sühne, in deren Entſtehung aber, zur Beantwortung der Klage und Inſtruction der Sache anberaumet worden, in welchem er zu erſcheinen, im Falle des ungehorſamen Außenbleibens aber zu gewärtigen, daß die Klage in contumaciam für begründet angenommen werden und die richterliche Ergänzung dem Antrage gemäß erfolgen ſolle.

„O bitteres Leben!“ — rief der, zum Tode Erſchrockene und ſank faſt ohnmächtig in ſeinen Seſſel. „Iſt das möglich? — Iſt das menſchlich? — Iſt das mein Lohn von einer Gattin, die ich auf Händen getragen, deren Launen und Wünſchen ich, ach! — nur allzu bereitwillig jederzeit zuvorgekommen? Iſt das die Dankbarkeit und Kindesliebe einer Tochter, deren Beſtes ich will? — O dunkles Verhängniß! Wenn alles was iſt und geſchiehet, gut ſeyn ſoll, wozu kann das gut ſeyn? — Was ich klagend gegen ſie anbringen könnte, das wendet ſie lügenhaft gegen mich. — Und doch — — doch iſt noch eine Möglichkeit, daß Gründe der Moral und Religion, der verirrten Gattin an’s Herz gelegt von einem würdigen Diener Gottes, ſie auf den rechten Weg zurück führen. Darum will ich in dieſem Sühnstermine nicht außenbleiben. Was den andern betrifft; mag es gehen wie es will, ich geſtelle mich nicht. Denn was ſollte ich zur Sache, zur Unterſtützung der Verweigerung meiner Einwilligung vorbringen? Sollte ich ſagen: Hochlöbliches Judicium, Sr. Hochwohlgeboren ſind ein Schuft, ein ausgemergelter Wüſtling, ein Dieb, der Witwen und Waiſen betrogen, ein Falſarius, ein Erbſchleicher, ein gewiſſenloſer Verführer, ein kalter, lächelnder Böſewicht? — Hui! Wie hurtig würde der Criminalproceß dem Calumnianten im Nacken ſitzen! Darum hier, wie Gott will!"

„Recht ſo!" — riefen die Freunde und der Apotheker konnte dabei ſogar eine Art von froher Aufwallung nicht unterdrücken, „darum, daß — wie er meinte — der Tag der Erlöſung nahe."

„Ja, — der Erlöſung!" — ſeufzte der Hofgerichts-Secretär — „aber was für einer? Es gemahnet mich, als ſei es die Erlöſung, die die Lethe des Grabes bietet, wo ich vergeſſen ſoll, daß ich von Liebe geträumt, daß ich länger als ein Vierteljahrhundert in ſchnödem Wahne befangen geweſen. Und woher ſoll ich die drei tauſend Thaler nehmen?"

„Da ſeid ganz ohne Sorgen!" — erwiederte der Apotheker — „da wird der Executor ſchon Rath wiſſen. Man wird Euch die Untugend der Eitelkeit abgewöhnen, in den Spiegel zu ſchauen. Man wird Euch von der Üppigkeit der Soffa's zur Frugalität eines Schemmels zurückführen. Wozu braucht ein Dichter auch gepolſterte Stühle, Mahagoniſpinde, ſilberne Löffel, Uhren, ſeidene Vorhänge und dergleichen? — Die vielen Bücher ſind ihm gleichfalls ein Überfluß, ihm, der die Bücher im Kopfe hat und ſich ſelber welche machen kann, item der Flügel und die Geige, da ja die rechte wahre Muſik in ihm erklingt. Auch bedarf er nicht mehr, als eines Rockes, ſo wie eines Gottes und vermag, Kraft ſeiner Phantaſie zu denken, er rauche Knaſter aus der Pfennigſtummel, wenn der ſilber beſchlagene Meerſchaumkopf den Weg alles übrigen Fleiſches gegangen."

„Du treibſt grauſamen Scherz!" — fiel der Capellmeiſter ein. „Bis dahin wird es die Xantippe nicht kommen laſſen."

„Bis dahin wird ſie es wohl kommen laſſen" — entgegnete der Apotheker. „Denn wenn ſie auch durch die Verbindung der Tochter mit dem Geheimerathe ihrer Zukunft noch ſo ſicher zu ſeyn glaubt; wird und kann ſie, auf den doch möglichen ſchlimmſten Fall, die Vorſicht der Rettung eines gewiſſen, wenn auch geringen Anhaltes vernachläſſigen? Dazu iſt ſie viel zu raffinirt."

„Ihr habt Recht!" — ſagte der Hofgerichts-Secretär. „Wer einmal ſo weit gegangen, der thut auch den lezten Schritt noch. Doch hoffe ich noch alles vom Sühnstermine."

„Ich nichts" — verſicherte der Apotheker.

Und der Tag dieſes Termins kam. Mit ſchwerem, blutenden Herzen trat der Hofgerichts-Secretär in das Inſtructionszimmer, wo ſeine Frau cum curatore ſich bereits befand, Deputatus collegii, ein eben erſt aus der Aſſeſſorpuppe heraus geſchlüpfter, an dieſes Gericht verſetzter Rath, der den Hofgerichts-Secretär gar nicht kannte, am grünen Tiſche ſeiner harrete und der Protokollant die Feder ſpitzte. Bald erſchien auch im feierlichen Ornate der, zur Admonition geladene Geiſtliche. O Himmel! — Es war niemand anderer, als der Oberpfarrer, deſſen verunglücktes Trauerſpiel, auf der nämlichen kritiſchen Blattſeite, welche des Hofgerichts-Secretärs neueſtes Drama unbändig gelobt, mit verdientem Tadel heruntergeriſſen worden, und der ſeitdem unauslöſchlichen Groll gegen den glücklicheren Unſchuldigen gefaßt. Sr. Hochehrwürden begannen daher den ſalbungvollen Sermon mit einer wehmüthigen Klage, über die Verächter des Wortes Gottes — der Hofgerichts-Secretär hatte nämlich niemals Geſchmack an den langweiligen Predigten Sr. Hochehrwürden finden können, und war deßhalb lieber zu Hauſe geblieben — ſo wie über die Weltklugen, die in übermäßigem Dünkel dahin wallen, die breite Straße, die zum Verderben führt. Alsdann traten Wohldieſelben der Sache näher, mit allerlei bittern Anſpielungen, abſonderlich mit lebhafter Schilderung des Unglückes, welches aus der Vernachläſſigung der Berufspflichten entſpringe. Dieſe untergrabe die bürgerliche Exiſtenz, jede häusliche Ruhe, und kein Wunder ſey es, wenn am Ende daraus Zank und Hader, Haß und Feindſeligkeit entſtehe, die nur in Trennung des läſtigen Bandes Erlöſung aus einer unerträglichen Hölle ſehe. Des Mannes Pflicht ſey die Ernährung und ſtandesmäßige Unterhaltung der Gattin. Wo ſolle aber dieſe herkommen, wenn der Mann ſich ſelbſt durch ſeine Ungebührniſſe um die Mittel dazu, um Amt und Brot gebracht? Könne man der Gattin ihren Kummer darüber und ihre gerechten, obſchon ſanften Vorwürfe verdenken? Und wenn nun vollends dieſe verdienten Vorwürfe, das eigene beunruhigende Gefühl, daran, ſo wie an der Zerrüttung des häuslichen Glückes ſelbſt Schuld zu ſeyn, den Mann, anſtatt ihn auf den rechten Weg zurück zu leiten, in ſündlicher Verſtocktheit nur zu unwürdiger, kränkender Behandlung der ohnedem leidenden Gattin erbittern; könne man es dann dieſer verdenken, wenn ſie nach der Löſung des unglücklichen Bandes ſeufze? Darum möge denn auch der hochgeehrte Herr Hofgerichts-Secretär in ſich gehen, das Vergangene bereuen, ein anderweites anſtändiges Unterkommen ſuchen, wozu es freilich dermalen zu ſpät ſeyn dürfte und demüthigſt um Vergebung bitten. Die liebe Frau habe ja kein Herz von Stein und wiſſe das Gebot Gottes: Vergebet, ſo wird euch vergeben, ſo wie die fünfte Bitte: Und vergib uns unſere Schuld, ſo wie wir vergeben unſern Schuldigern, obſchon allerdings nicht abzuſehen, wozu ſolches Vergeben hier nützen könne.

Des Hofgerichts-Secretärs Wangen glühten, ſeine Blicke ſchoſſen Verachtung auf den Gottesmann, dem ſo der Wolf unter dem Schafskleide hervorgekommen. In dieſer aufgeregten Stimmung konnten dann freilich ſeine Erwiederungen, mit welchen er gezeigt, wie übel unterrichtet Sr. Hochehrwürden von der rechten Lage der Sache, und wie von allen ihm gemachten Vorwürfen kein einziger in der Wahrheit gegründet ſey, nicht ſanft wie Zephyrwehen daher ſäuſeln. Deputatus aber vermeinte, daß man ſich von Verklagtem, nach ſeiner gegenwärtigen Art ſich zu benehmen, wohl deſſen verſehen könne, was die Klage behaupte. Heißer und bittrer grollte es dem Hofgerichts-Secretär die Bruſt herauf, und wie nun Deputatus die Gattin fragte, was ſonach ihr Entſchluß ſey und ſie kalt und ruhig antwortete, daß ſie ſich auf Alles das beziehe, was Sr. Hochehrwürden ſo wahr und treffend geſagt und bei ihrem Antrage der Trennung ſtandhaft verharre; da überlief dem Gemißhandelten die Galle. Kaum ſeiner mächtig, rief er mit halb erſtickter Stimme: „Das iſt zu viel! — Unter dieſen Umſtänden hab' ich hier nichts zu ſchaffen!" und verließ das Zimmer. Und Deputatus vermerkte zu Protokoll, daß Beklagter auf tumultuariſche Weiſe ſich entfernet.

„Mögen ſie protokolliren, was ſie wollen!" — ſprach der, auf dem Heimwege zu männlicher Faſſung zurückkehrende, und ſein Entſchluß, bei keinem folgenden Termine weiter zu erſcheinen, ſtand feſt. Doch ſeine Hand zitterte, er war nicht vermögend die Feder zu halten, und wie er ſich auch zu tröſten ſuchte, wie er auch aus dem Sturme des Lebens zu ſeinen freundlichen Muſen flüchtend, von ihnen Ruh und Frieden erwartete; dießmal hoffte er vergebens. Sein Inneres war noch zu aufgeregt, zu ſehr mit den finſtern Scenen ſeiner eigenen Wirklichkeit beſchäftiget, als daß es ihm hätte gelingen können, ſich ſelbſt zu vergeſſen und in idealiſchen Bildungen für andere zu leben. Er ging ſinnend und träumend herum, nahm ein Buch und las, wußte aber nicht was er geleſen, trat vor den Flügel — wirre Töne umrauſchten ihn, keiner drang zu ſeinem Herzen — ſchauete zum Fenſter hinaus, — umſonſt! Er ſah und hörte und fühlte nichts — — als ſein Unglück. Nur der Dunkelſtunde harrete er mit Sehnſucht entgegen, denn was kein Kraut auf Erden heilen kann, geneſet an des Freundes treuen Bruſt. Dießmal ſchien aber auch dieſe Stunde keinen Troſt für ihn zu haben. Er fand den Apotheker allein, wie er ſeiner Tochter ſchweigend Papiere, die er geleſen, zurück gab, ernſt und einſylbig. Eine drückende Schwüle ruhete auf den lange ſtill dampfend ſich gegenüber Sitzenden, und wie endlich der Hofgerichts-Secretär doch zerriſſene Worte gewann, zur zaghaften Mittheilung ſeiner heutigen Leidensgeſchichte; da antworteten ihm nur einzelne karge Laute mit: ſo! und hm! — Auch dem Apotheker hatte ſich das Leben von der ernſten Seite gezeigt und er konnte das, was ihn drückte, nicht einmal ſagen, mußte es verſchließen in eigenem Herzen. Beide ſehnten ſich nach dem immer, auch in den Schmerzen des Zipperleins, ſich gemüthlich mittheilenden Capellmeiſter und wunderten ſich über ſein heutiges Außenbleiben. Da riß es endlich die Thür auf, der ſehnlich Erwartete trat herein, aber keuchend, faſt ohne Athem, ſchleuderte den Hut auf den Tiſch, hob die Atzel vom Haupte, wiſchte den perlenden Schweiß von der Stirn und ſank erſchöpft in den ledernen Großvaterſtuhl.

„Was iſt dir, Schwager? — Was iſt Euch, Capellmeiſter?" erſcholl es zu gleicher Zeit aus dem Munde der beiden andern, die erſchrocken von ihren Sitzen aufſprangen. „Welcher Teufel iſt denn da los?

„Ja wohl, der Teufel!" — ächzte der Capellmeiſter — „Daß der hölliſche Tremulant in deine Gurgel fahre, — nichtswürdiger Haſenfuß! — Bleibt ſitzen und hört!"

„In meinem Gotte vergnügt, ſpielte ich vor einer Stunde den herrlichen Chorus in der Oſtercantate von Wolf: Erwacht und blüht, ihr Schlafenden unter der Erde, ſein Thau iſt Frühlingsthau, der nur von Bratſchen, Bäſſen und Orgel begleitet wird; da klopfte es und auf mein: Herein, hüpfte der Hofjunker von Mutterlamm in die Stube, mit entſetzlichem Schwalle von tauſendfältigen Entſchuldigungen und Bitten um Vergebung, daß er mich in den überirdiſchen Genüſſen meiner erhabenen Kunſt ſtöre, die ohne Zweifel ſo eben einem, ihr ſehr würdigen Gegenſtande ſich gewidmet habe!"

„Ganz gewiß mein Herr von Mutterlamm" — antwortete ich und zeigte auf den Chorus.

„Ah! — von Wolf!" — dehnte er C'est un auteur bien lugubre.

„Mit nichten!" — entgegnete ich — „Was kann freundlicher und erquickender ſeyn, als dieſer Geſang der Auferſtehung? — Sein Thau iſt Frühlingsthau! Ziehen dieſe Töne nicht wie friſche Seeluft in die fühlende Bruſt? Beſonders da, wo bei den Worten: Sein Thau iſt Frühlingsthau, unmittelbar nach dem d dur Accorde der b dur Accord einfällt und durch die kleine Septime nach es dur bringt? Duftet nicht wirklich der Thau des ewigen Frühlings uns von den Gräbern entgegen, wenn zuletzt der Tenor in der Terz heiter und ſelig ſich über den Sopran ſchwingt?"

„Recht ſchön" — fiel der Hofjunker ein — „nur veraltet."

„Veraltet?" — brummte ich und es fing mir an warm zu werden. „O, Herr von Mutterlamm, eine Muſik wie dieſe, veraltet nimmer. Aber was verſchaffet mir denn eigentlich die Ehre, Hochderſelben Beſuches?"

„Nichts anders" — antwortete er — „als meine eigene furiöſe Liebe zur Kunſt, dieſer Déesse céleste, deren eifrigſter Adorateur und Cultivateur auch ich bin. Sie zu verherrlichen, ihr auch mein Opfer zu bringen, bin ich gekommen, und Sie — Beſter! — ſollen mich unterſtützen. Ein göttlicher Geſang ſoll kommenden Sonntag aller Herzen in Sanct Sebaldus entzücken! Ich und Hoffräulein von Roſenhauch werden ſingen. Und was werden wir ſingen? — O, mon ami! ein Recitativ und Duett, das nichts zu wünſchen übrig läßt, und welches ich Sie hiermit bitte, in die große Muſik vor der Predigt einzulegen, das Nöthige gefälligſt zu arrangiren und — —"

„Ein Recitativ und Duett einlegen?" — unterbrach ich erſtaunt — „und das alles iſt ſchon ſo ausgemacht gewiß? — das — — Aber", eh ich noch weiter reden konnte, hatte er aus der Taſche eine Notenrolle gezogen und mir ſie mit ſtürmenden: hier, hier mein Scharmanter! Voila le chef d'oeuvre! aufgedrungen. — O mein Himmel! Es war nichts anders, als das Recitativ und Duett der Ninette und des Pippo, aus der Gazza ladra von Rossini: deh pensa, che domani, das, mag es die Ohren füllen, wie es will, ſelbſt auf dem Theater muſikaliſcher und äſthetiſcher Unſinn iſt, maßen in ſelbigem der Singſtimme Arpeggios zugemuthet werden, die ſchlechterdings nur etwa für die Guitarre gehören, überall aber die Muſik zum Texte paßt, wie die Fauſt auf's Auge. Denn iſt es nicht Unvernunft, den Pippo die Worte: mi cadono le lagrime, in den vier Tönen der Accorde herauf und herunter mit Zwei- und -dreißigtheilnoten abgurgeln zu laſſen? — Sind das die fallenden Thränen? Iſt das die Wehmuth, der Schmerz der Trennung? — Und das ſoll in der Kirche, im heiligen Gotteshauſe geſungen werden? — fragte ich."

„Es iſt freilich" — liſpelte er — „ein profaner Text, Aber wer verſteht ihn denn?"

„Gott verſteht ihn!“ — rief ich — „Herr von Mutterlamm.“

„Bah!“ — lachte er — „des paroles! des maximes obsolétes! — Wir können im Nothfalle einen geiſtlichen Text unterlegen.“

„Nimmermehr, Herr Hofjunker!“ — brach ich, meiner ſelbſt nicht mehr mächtig, los und warf ihm die Notenrolle in den Hut. „In meiner Kirche ſoll das nicht geſungen werden, das hieße den Sabbath, und das Haus Gottes ſchänden!“

„Sind Sie nicht ſkrupulös, mein Guter!“ — näſelte der Fant und nahm eine Priſe Contenance. „Sereniſſimus wünſchen es und Fräulein von Roſenhauch ſingt, comme un ange.“

„Und wenn ſie ſingt wie der Erzengel Gabriel“ — fiel ich ein — „es wird nichts draus!“

„Und was ſoll ich Serenissimo ſagen?“ — ſtammelte er ganz weiß vor Bosheit.

„Daß das Duett nicht geſungen wird“ — polterte ich — „nun und in Ewigkeit nicht!“

„Nous verrons, mon cher!“ — kreiſchte er und entfernte ſich mit einer Sündfluth franzöſiſcher Galle. Was das Mutterlamm eigentlich geblöckt, das weiß ich nicht. Es ſauſete mir vor den Ohren wie Meeresſturm. Es fing mich im linken Beine zu reißen an, vor Alteration, alle meine Glieder zitterten. Ich wollte hierher zu Euch. Aber konnte ich wohl die Perücke gehörig auf den Kopf bringen? Immer war der verfluchte Haarbeutel vorn. Endlich ſaß ſie, doch der Puder iſt rein herunter, und ſo ſeht Ihr mich nun. Iſt das nicht um raſend zu werden?“

„Eine böſe Geſchichte" — ſprach der Apotheker.

„Die Euch Fatalitäten genug machen kann" — ſetzte der Hofgerichts-Secretär hinzu.

„Welche?" fragte der Capellmeiſter. — „Was kann mir geſchehen? — Ich müßte ein ſchlechter Künſtler ſeyn, wenn das „justum et tenacem propositi virum" nicht auch mein Wahlſpruch wäre. Und was hab' ich geſagt? Iſt's nicht die Wahrheit?"

„Recht wohl!" — meinten die andern — „Nur Schade, daß die Wahrheit Contrebande ſey durch die ganze Welt. Beſonders deducirte der Hofgerichts-Secretär aus ſeinen heutigen Erfahrungen, daß der beſte Gatte und Vater bei aller Wahrheit ſeines Handelns und Redens, dennoch gerichtlich für einen Lügner erklärt werden könne. Doch der Capellmeiſter war zu aufgeregt von ſeinem eigenen Ärgerniſſe, als daß er heut recht herzlichen Antheil an fremdem zu nehmen im Stande geweſen wäre. Auch der Apotheker verfiel wieder in ſeine Einſylbigkeit. Die Stunde war vergangen und zum erſten Male kehrte der Hofgerichts-Secretär unerleichtert und faſt eben ſo verſtimmt, wie er gekommen, in ſein Haus des Kummers zurück. Gattin und Tochter ließen ſich nicht vor ihm ſehen und wie er eines Tages auch ſelbſt von ihrem Gehen und Thüren werfen nichts mehr vernahm; da ward ihm die Nachricht: Madame ſey mit der Mamſell zur Couſine auf die Schloßgaſſe gezogen. — — Das Ende vom Liede nahet! — ſeufzte er und erwartete nun die Erfüllung ſeines Schickſals."

Er durfte nicht lange warten. Es iſt eine ſchändliche Verleumdung, wenn man den Gang der Juſtiz mit dem einer Schnecke vergleicht. Sie kann auch fliegen. Hier fuhr ſie mit der Schnellpoſt, und ob der Hofgerichts-Secretär ſich deſſen verſah, wurden ihm wieder von dem ſelten gern geſehenen Rhabarbergeſichte zwei Packete mit dem großen Siegel eingehändet, deren Inhalt zu errathen war. Das eine übermachte ihm, in Kraft der Publication das ergangene Eheſcheidungs-Contumacial-Erkenntniß, durch welches:

„da Beklagter in terminis ungehorſamlich außengeblieben, die erhobene Klage in Contumaciam für zugeſtanden und dem zufolge das, zwiſchen den Parteien beſtehende Band der Ehe, dem formirten Antrage gemäß getrennt, Beklagter auch für den allein ſchuldigen Theil erklärt und in die Herausgabe des Eingebrachten der Gattin per drei tauſend Thaler binnen vier Wochen, zur Vermeidung der Execution und in die Koſten verurtheilt wurde.“

Das zweite Packet enthielt, gleichfalls in Kraft der Publication die, eben auch in Contumaciam erfolgte richterliche Ergänzung der verweigerten väterlichen Einwilligung in die eheliche Verbindung der Tochter mit dem Geheimenrathe von Safran. Gegen beide Urtel war ihm jedoch das Rechtsmittel der Wiederherſtellung frei gelaſſen.

„Wiederherſtellung?“ — dehnte der Hofgerichts-Secretär im bittern Grimme. — „O, Ihr Ohnmächtigen! Könnet Ihr den Traum von Liebe und Treue wiederherſtellen, aus dem man mich mit Gewalt in die kalte, leere Wirklichkeit geriſſen? — Könnet Ihr verdorbene Herzen wiederherſtellen, wie man zerriſſene Schuhe flickt oder Bilder reſtaurirt? — Könnet Ihr die Roſe wiederherſtellen, deren Inneres der Wurm zernagt? — Behaltet Eure

Rechtswohlthaten! Ich will Euch weiter nicht läſtig werden!"

Und ſo beſchritten denn die Erkenntniſſe die Rechtskraft, ſo brachte denn bald der goldbetreßte Lakai mit lächelnder Satansmiene die Karte, auf welcher Sr. Hochwohlgeboren, der Herr Geheimerath von Safran nebſt Gemahlin ihre vollzogene eheliche Verbindung meldeten und höflichſt jeden Glückwunſch verbaten. So verging denn auch die Friſt von vier Wochen, zur Zahlung der drei tauſend Thaler, um die der unglückliche Gatte und Vater in reſignirender Apathie ſich im mindeſten nicht gekümmert, und ſo erſchien denn das Mandat der Zahlung binnen endlichen acht Tagen, unter der Bekanntmachung der perennaliter verfügten Execution. Nun mit einem Male fiel das ganze Schreckliche ſeiner Lage auf die Seele des Armen, der es immer noch nicht für möglich gehalten, daß eine Gattin, gegen welche er, auch im geringſten, nichts verſchuldet, zu dieſem Äußerſten ſchreiten könne. Nun, in ſchrecklicher Angſt haſchte er nach Hülfe, ſo wie der im Waſſer Untergehende nach allen Seiten um ſich greift, ob er einen Anhalt zur Rettung fände. Doch wie er ſich auch abmühte, mit Sinnen und Denken; ihm erſchien kein Troſt. Er war denen, die ihm ſonſt geborget, ſchon zu viel ſchuldig, als daß er hoffen durfte, von dieſen auch nur noch das mindeſte zu erhalten. Und der Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten, wenn er auch für ſeine Bedürfniſſe der Gegenwart und Zukunft ausreichte; *jene* Summe war nicht ſo bald erſchrieben, am wenigſten jetzt ſogleich, wo es Noth that. Auf theilweiſe Nach- und nachzahlungen, wollte Klägerin, nach ihrer gleich

Anfangs deßhalb abgegebenen Erklärung, ſich gar nicht einlaſſen. Nur einen ſchwachen Zweig ſah der Untergehende noch aus den Fluthen hervorragen. Kann man es ihm verdenken, wenn er nach ihm griff, ob ihm gleich der Zweig nur ein Strohhalm erſchien? Denn der Zweig, der letzte Nothhelfer war ja niemand anders als — — der Apotheker. Er iſt ein ſteinreicher Mann — ermuthigte ſich der Hofgerichts-Secretär — er iſt mein Freund, und — o Glaube an Menſchengefühl, täuſche mich nicht! — gewiß noch beſſer, als er ſcheint, er wird das gemüthliche Kleeblatt, von welchem ja auch er ein Theil iſt, nicht trennen! — — Aber — zagte wieder banger Zweifel — drei tauſend Thaler! Nein, das iſt zu viel! — Welche Sicherheit kann ich bieten? Und hat man jemals gehört, daß dieſer Reiche irgend Jemandem geholfen, mit ſeinem Mammon? — Hat er mir nicht ſelber, ſpottend, das Ende vom Liede vorhergeſagt?

Dennoch mußte es ſeyn. Es blieb nichts übrig, der letzte, ſchwache Strohhalm mußte ergriffen werden. Mit welchen Gefühlen der Hofgerichts-Secretär Hut und Stock nahm, zu dem ſauern Gange nach der Apotheke, das läßt ſich denken. Zehnmal war er im Begriffe, wieder umzukehren, doch immer trieb ihn das ſchreckliche Muß vorwärts. Nun war er da, nun klopfte er an die Thüre, die ihm Plutus Reich öffnen ſollte — ſtärker als ſein zitternder Finger, pochte ſein Herz.

Der Apotheker ſaß, wie gewöhnlich, mit der Brille auf der Naſe, am Tiſche vor einem botaniſchen Folianten. Sein freundliches Aufſchauen, das herzliche Wedeln mit der Schlafmütze, das ſeine Worte: J ſieh, da Amice!

was bringt Euch denn einmal bei Tage zu mir? begleitete, ſtrömte neuen Muth in die Bruſt des Zagenden, der nun erzählte wie es ihm gehe und was ſeiner warte. Aber wie es an das Punctum Puncti kam, da auf einmal ſchnürte es ihm wieder die Kehle zu, und nur in bebenden, abgebrochenen Worten konnte die verhängnißvolle Bitte ſich zwiſchen den trockenen Lippen hervorwürgen.

„Ei! — — Ei! — —" antwortete der Apotheker langſam, indem er die Brille auf das Buch legte — „hab' ich das nicht vorhergeſagt? — Kommt es nicht gerade ſo? — Nun, das hätte Euch gar nicht überraſchen ſollen. Und die dreitauſend Thaler ſoll ich geben? Ei ſieh doch. — — Und das könnet Ihr mir anmuthen? — Nein, Amice, daraus wird nichts!"

„Nichts? — Nichts?" — ſtammelte der zum Tode Erſchrockene — „Nichts? — O mein Gott! Und Ihr ſchlagt mir das ſo nude crude, ſo rund ab?"

„Ganz rund" — erwiederte der Apotheker — „kugelrund, ſo wahr ich lebe!"

„Nun ſo fahre hin Glaube an Freundſchaft!" — rief der Getäuſchte und ſtürmte, zähneknirſchend aus dem Zimmer. „Ich Thor! Ich alberner Thor, bei dieſem Geizhalſe Herz zu ſuchen! O einſames, bittres Leben! — biſt du des mühſeligen Erhaltens werth?"

Die letzte Hoffnung war nun zerſtoben in Nichts. Es war vorbei, die Cataſtrophe unvermeidlich und auch das freundliche Kleeblatt nun doch zerriſſen. Es gab keine Dunkelſtunde mehr, denn auch der Capellmeiſter lag krank darnieder in den Qualen des Zipperleins, und litt niemand um ſich, als ſeine Partituren zum einzigen Troſte.

Da kam der gefürchtete Tag, mit ihm der Executor und ſeine Handlanger. Da wurde ausgeräumt, mancher Büttelſcherz dabei getrieben und dem Hofgerichts-Secretär nichts gelaſſen, als — wie der Apotheker prognoſticirt — ein Gott, ein Rock, ſein Bette, ein Schemmel und der Schreibtiſch. Drunten aber fuhr in glänzender Equipage das neue Ehepaar mit der Mutter vor ſeinen Fenſtern lachend und ſchäckernd vorüber, ohne den Verlaſſenen droben auch nur eines Heraufblickes zu würdigen.

Nun — faßte er ſich, wie der Wagen um die Ecke gerollet und er allein in ſeinen kahlen vier Wänden, mit ſeinem unendlichen Schmerze war — Alles hat ſein Ziel! — Höher — du zerriſſenes Herz kann und wird dein Leid nicht ſteigen! Wer weiß, wie nahe deine Hülfe, deine Rettung, wenn ſie gleich dein Auge nicht ſieht! — Wer weiß, wie nahe der Engel, der dir den Schweiß der Sommerſchwüle von der Stirne trocknet!

Und der freundliche Engel war wirklich ganz nahe. In der Abbenddämmerung klopfte es. Eine ſchlanke, weiße Geſtalt ſchwebte in das verödete Zimmer, in welchem ſein einſamer Bewohner traurig und nachdenkend, den Kopf auf den Arm geſtützt am Schreibtiſche ſaß. Sie trug ein mit einem Tuche verdecktes Körbchen und nahete ſchüchtern und ſchweigend.

„Hannchen!" — fuhr der Erſtaunte auf — „Hannchen! Guten Abend! — Iſt's möglich, Sie? Was wollen Sie in der Wohnung des Kummers?"

„Verzeihen Sie — Herr Hofgerichts-Secretär — liſpelte ſie leiſe, daß ich zu ſo unpaſſender Stunde komme. Aber es ſollte mich niemand ſehen. Herzlichen Gruß vom kranken Oheim bring' ich. Er läßt Ihnen ſagen, daß es ihn recht ſchmerze, Sie ſo lange nicht geſehen zu haben, und daß er Ihnen hier ein Paar Fläſchchen von ſeinem Hochheimer ſchicke, die Sie auf ſeine baldige Geſundheit trinken möchten."

„Braver Freund!" — rief der Hofgerichts-Secretär gerührt — „Ich danke dir! Du haſt mich alſo nicht vergeſſen? — Einer doch noch gedenkt meiner! — — Ja Hannchen! den Labetrunk nehm' ich. Er wird Zunge und Herz erquicken! Auch dem ſchönen Boten dank' ich. Auch Ihre Geſundheit will ich trinken! Aber — — was iſt Ihnen? — Sie zittern? — Was iſt das, das Sie hier auf den Tiſch legen?"

„Wenig, wenig!" — ſtammelte Hannchen — „Ach Gott, — gar nichts! Nur meine goldene Kette und meine brillantnen Ohrringe und die Armbänder und das Rubinkreuz, das Erbtheil von meiner Mutter, über das ich freie Macht habe. Das Spargeld hat der Vater an ſich genommen, ich weiß nicht warum, ſonſt läg' es dabei — O wie ungeſchickt das herauskommt! — Ich hatte mir's zu Hauſe einſtudirt, aber nun weiß ich nichts mehr, als —" Thränen unterbrachen ihre Worte — „daß ich Sie — — liebe und verehre! Sie ſind gut! — Sie ſind unglücklich! — Sie werden mir ein frohes Gefühl nicht rauben! — Sie verſtehen ein armes Herz, das nicht reden kann! — —"

„Ja, ich verſtehe dich, mein frommes Kind!" — antwortete der auf's höchſte Überraſchte, mit faſt verſagender Stimme, — „Ich verſtehe dieſe allzuberedte Sprache, obſchon ſie mich nicht verführen wird! — Stern in dunkler Nacht! — Und der Apotheker iſt Ihr Vater?"

„Mein lieber Vater!" — fiel Hannchen mit inniger Empfindung ein — „Zürnen Sie ihm nicht! Was er thut, iſt gewiß recht, wenn ich es ſchon nicht begreife."

„Hannchen!" wiederholte der Hofgerichts-Secretär — „der Apotheker iſt Ihr Vater? — Ich ſage, der Apotheker?"

„Nun was wollt Ihr vom Apotheker" — rief er ſelber, zur Thüre hereintretend — „hier iſt er, der Wolf, wenn man von ihm redet. Da Ihr nicht mehr zu mir in die Dunkelſtunde kommet, Amice! ſo muß ich wohl zu Euch kommen und ſehen, wie Euch der Witwerſtand zuſagt. Aber — — was der Tauſend! — Angenehme Geſellſchaft? — Laß doch ſehen! — Wie? — Was? — Du, Hannchen? Du hier? Ei! — und was flimmert denn da im Mondſcheine? — — Was? — Deine goldene Kette? Deine Armbänder, Ohrringe und Kreuzlein? — — Arme Dinger! Ihr habt Euch verirret! So wahr ich lebe, Ihr wollt davon laufen! Nun, nun, wir können Euch den rechten Weg zeigen! Zurück mit Euch in das heimliche Körbchen, von dem der Vater nichts wiſſen ſollte, der aber klug war und die romantiſche Geſchichte und den empfindſamen Nicodemusgang erlauſchte. Zu Hauſe mit dir, du Thörin! — Das Ei will klüger ſeyn als die Henne. Und Ihr, Amice! — Nichts für ungut! Was würde Euch der Plunder nützen, der Tropfen in's Meer — den Euch andere vor dem Maule wegtränken? Darum nochmals: Nichts für ungut! Faſſet Euch in Geduld, der Menſch kann viel tragen! und das iſt auch nicht Eure letzte Calamität. Aber wenn ihr das nächſtemal in Schwulibus ſeid, geht die Apotheke nicht vorüber! Gute Nacht!"

„Unmenſch! — Kalter, herzloſer Steinkrug, eiſiger

s deine Kellerflaſchen!" — rief ihm der, bisher wort=
s in ſtarrer Betäubung Geſtandene nach. „Du kannſt noch
otten? — Und der Engel, dem du ſein Paradies zertrittſt,
äre dein Fleiſch und Blut? Und das, was du thäteſt,
äre Recht? — Nun, wenn das Recht iſt, ſo hat ſich die
elt verkehrt und die Sonne geht morgen in Weſten auf."

In höchſter Wallung ſchritt er im Zimmer auf und
eder. Lange ſchon brannte die Lampe, die ſo oft den Be=
chen der Muſe geleuchtet; heut brannte ſie vergebens.
ie Muſe kam nicht, ein Stundenſchlag nach dem andern
mmte durch die Nacht und düſter und abgemattet warf
h der Lebensmüde auf ſein Lager.

Süßes Aſyl des Kummervollen, freundliches Bette!
n deine Wellen ſenkt der Leidende all ſein Sehnen, all
in Denken. Er träumt ſich, was ihm die Wirklichkeit
rſagt, oder ruht in ſeliger Vernichtung. —— Auch ihm,
m nun nichts blieb, als dieſes Aſyl, verſagte es ſeinen
llen Frieden nicht. Allgemach wichen die finſtern Erſchei=
ngen des Tages in den Hintergrund. Nur ein Engel
ieb in klarer Heiterkeit dem, in ruhiges Vergeſſen Un=
rgehenden ſichtbar, nur der biedere Capellmeiſter, und
it dem feſten Vorſatze, am folgenden Morgen den treuen
reund zu beſuchen, ſchloſſen in ſanftem Schlummer ſich
ie Augen des Müden.

Neu geſtärkt, grüßte er beim Erwachen den jungen
ag. Faſt hätte er alles Böſe, was hinter ihm lag, für
raum gehalten, wenn nicht die leeren Wände ihn vom
egentheile überzeugt hätten. Sein erſter Gang nun war,
ie er ſich vorgenommen, zum Capellmeiſter. „Kann er mir
ch nicht helfen," ſprach er zu ſich ſelber — da er frei=

lich als ein alter Lebemann, der nicht Kind und Kegel hat, von jeher ſich wenig um den andern Morgen bekümmert und weich und freigebig, faſt nur Geld gehabt für Andere; ſo thut es doch wohl, wieder einmal bei Menſchen zu ſeyn, ſich am milden Feuer wahrer Gemüthlichkeit und Kunſt wärmen und laben zu können.

Mit Sehnſucht und Freudigkeit trat er in das Zimmer des Kranken, der in ſeinem Polſterſtuhle mit umpelzten Klumpfüßen ſaß. Doch ein Zetterruf donnerte ihm entgegen: „Drei Schritt vom Leibe! Au! Au! O, o, o, o, o! — hol' Euch der Teufel!"

Entſetzt fuhr der Beſucher zurück, aber der Schrei des Schmerzes modulirte ſanft in ein ſeufzendes: „Fürchte dich nicht, mein Söhnlein! — Herein! Nur herein! Seid mir herzlich willkommen! Laßt Euch meine Läufer in der enharmoniſchen Scala herauf und herunter und meine Sforzatos nicht irren und nehmt Platz!"

„Armer Freund!" — jammerte der Hofgerichts-Secretär. „Wie leide ich mit Euch!"

„Ja, ja! Arme Menſchen, Ihr und ich!" — ſtöhnte der Capellmeiſter. „Das ſind die Diſſonanzen des Lebens! — Die Eurigen kenne ich auch. Sehet aber dort auf dem Tiſche noch eine neue in meinem Finale!"

Ahnungsvoll ergriff der Hofgerichts-Secretär das Blatt, denn auch auf ihm war das ominöſe, große fürſtliche Cabinettsſiegel. — „Was?" rief er erſchrocken, als er geleſen — „Ihr verabſchiedet? in Gnaden? — wegen Alterſchwäche, mit einem hingeworfenen Penſionsbrocken von zweihundert Thalern? — O Capellmeiſter! O Unglücksbruder!"

„Hört Ihr nun, wie das Mutterlamm blödt?“ — fuhr der Capellmeiſter fort. „Aber es mag! Darum iſt es mit mir noch nicht vorbei. War vorher bei achthundert Thalern jedem mein Geldbeutel offen, der lamentoso meine ſchwache Seite zu benutzen verſtand; ſo ſoll er in Zukunft nur einem Bedürftigen principaliter zugänglich ſeyn — — mir ſelber. Hab' ich vorher ein Ganzes getrunken, ſo trink ich nun ein Halbes, leſe in Hildegard von Hohenthal und — die Sache iſt abgemacht.“

„Hildegard von Hohenthal?“ fragte der Hofgerichts-Secretär.

„Ja Freund!“ antwortete der Capellmeiſter — „Dieſes Heinſianum hat ſchon oft den böſen Geiſt gebannt, der in meinen Gliedern ſich pizzicato ein unſchuldiges Vergnügen macht. Dieſe Anſichten über Muſik, dieſe herrlichen Würdigungen, dieſes ernſte Eindringen in den Geiſt und in das innerſte Weſen der beſten Werke der Tonkunſt, zu dem freilich die mannigfachen Petulanzen des jungen Haſenfußes ſchlecht paſſen; alles das hat mich ſchon oft erheitert und würde auch Euch erheitern. Thut mir die Liebe, und leſet etwas daraus vor! — Da liegt das Buch. Hole der Henker die lederne Wirklichkeit, wenn wir in himmliſchen Träumen ſchwelgen können! Au, au! o, o, o, o!“

Und der Hofgerichts-Secretär las und fühlte ſich ergriffen von dem Wahren und Schönen, was der Dichter des Ardinghello hier in Maſſe geſpendet und in dieſem Leſen, ſo wie im gemüthlichen Hin- und Herſprechen über das Geleſene, waren, Trotz mancher Zipperleinsmodulationen des Capellmeiſters, ein Paar Stunden entflohen, die dem Hofgerichts-Secretär neue Kraft und Stärke zu dem gaben, was ihm auch heute wieder bevorſtand.

Mit dem herzlichſten Nachrufe des Kranken, doch ja bald wieder zu kommen, kehrte er zurück nach ſeiner einſamen Wohnung.

Dießmal war ſie keineswegs einſam. Ein lebendiges Gewühl von neun Gäſten harrete ſeiner mit Sehnſucht. Es waren aber nicht die neun Muſen, ſondern Lazarus Hirſch, Herz Fiſchel, Löbel Munk und Conſorten — ein ſtarres Kränzlein von Stachelbiſteln — — ſeine ſämmtlichen Gläubiger, die die Cataſtrophe des vorigen Tages erfahren und nun mit ihren Wechſeln und Schuldſcheinen auf den Erſchrockenen einſtürmten. Vierzehnhundert Thaler ſollte er bezahlen und das ſogleich, oder hinlängliche Deckung und Sicherheit ſtellen. Vergebens waren alle ſeine Bitten um Nachſicht, vergebens ſein Beweis, daß und wie er jedem gerecht werden könne, wenn man ihm Zeit laſſe, beſonders jetzt, da er für niemand weiter zu ſorgen, als für ſich, den wenig Bedürfenden, vergebens ſein feierlichſtes Verſprechen terminlicher Nachundnachzahlungen.

„Nach und nach?" — ſprach Herz Fiſchel, — „Was thut man damit? — Wenn der Herr ſterben morgen, kriegen wir doch nach und nach gar nichts!"

Von dieſem Anerbiethen durfte alſo weiter nicht die Rede ſeyn, das wurde einſtimmig verworfen und, da nun ſofortige bare Befriedigung nicht möglich, wenigſtens auf hinlängliche Deckung und Sicherheit gedrungen.

„Deckung und Sicherheit" — rief der Geängſtete — „gibt Euch nur mein Leben, nur meine Kraft zu arbeiten. Nehmt oder verkümmert Ihr mir dieſes, ſo iſt für Euch bei meinem beſten Willen Alles verloren.

„Was ſagt er da? — Verloren? — Wei!“ — kreiſchte Löbel Munk — „Als wir doch werden verlieren mit Gottes Hilfe keinen Boſchit! denn wenn der Herr nicht ſchaffen binnen vier und zwanzig Stunden Prätioſen oder Hypotheken oder kauſcher Peppier, laſſen wir doch ſetzen den gnädigen Herrn Seckeltair uf's Thermiche!“

Und bei dieſem Beſcheide verblieb es. Lärmend und drohend entfernten ſich die Gläubiger und ließen den, von dieſem neuen Schlage Betäubten allein mit ſeiner Verzweiflung.

„Das iſt das Letzte“ — wehklagte er — „Verluſt meiner Freiheit, der Schuldthurm! — O entſetzliches Geſchick! — Und für wen geh' ich dieſem entgegen? — — Für eine Gattin, die ich unausſprechlich geliebt, der ich das alles zum ſchnöden Opfer gebracht — ich ſelber genoß davon faſt nichts, ich begnügte mich mit dem defecten Schlafrocke, während ſie in Seide prunkte — für eine Gattin, die mich lachend verläßt. Ja Apotheker, du hatteſt Recht, als du mir ſagteſt, der geſtrige Unglückstag ſey noch nicht meine letzte Calamität! — Dieſes eine Mal hatteſt du wahrhaftig Recht! — Doch wer einmal Recht hat, könnte der es nicht auch zwei und mehrmal haben? Seine Apotheke ſoll ich bei der nächſt folgenden Verlegenheit nicht vorübergehen? — Was heißt das? — In der Sprache eines theilnehmenden Freundes nichts anders, als: Wenn du wieder in Noth biſt, komm zu mir, ich werde dir helfen. Und dieß könnte die Meinung des Apothekers geweſen ſeyn? —— Unmöglich! — Er, der ſo kurz und rund meine frühere Bitte abgewieſen, er, der mich der Beraubung aller meiner Habe Preis gegeben, er, der im Stande war, mit verwundender Härte die Tochter zurück zu ſtoßen vom Werke der Liebe und Wohlthätigkeit, er kann nur ſpotten, nicht tröſten! — Soll ich noch einmal mich erniedrigen und blamiren? Nimmermehr! — Lieber untergehen im Elende, in Schimpf und Schande! — — Wenn aber dieſer Untergang ſo unausbleiblich gewiß iſt; wäre ich nicht dennoch ein Thor, wenn ich ihm zu entgehen, nicht die noch ungewiſſe, wenn auch wahrſcheinliche Schmach wagte? — Was kann der noch verlieren, der ſchon ſo viel verloren! — Lebt nicht auch in jenem Hauſe ein Engel? Und iſt der Engel nicht die Tochter des Gelddrachen?"

Sinnend und zweifelnd verlor ſich der Schwankende in dumpfes Brüten über einem Entſchluſſe. Lange kämpfte ſein widerſtrebendes Gefühl mit der eiſernen Nothwendigkeit. Endlich ſiegte die letzte. Mochte es nun Unſinn ſeyn oder nicht — genug, er wagte das Ungewiſſe, um ſich aus dem Gewiſſen zu retten und wanderte wieder den ſauren Gang — — in die Apotheke. Waren es doch dießmal auch nur vierzehnhundert Thaler und nicht dreitauſend, wie vorher.

Der Apotheker hatte den nahenden Beſuch ſchon von fern durch die Fenſterſcheiben erblickt. Freundlich empfing er den Eintretenden und rückte ihm ſelber den Stuhl zum Teppichtiſche, auf dem der Kaffeh ſtand. „Noch eine Taſſe — Hannchen!" rief er zur Thüre hinaus, reichte dem, über ſo unerhörte Liberalität höchlichſt Erſtaunten, die geſtopfte Pfeife und fragte, wie alles in Ordnung war, nach der Urſache des wiederum ſo außergewöhnlichen Beſuches. „Faſt ſollte ich glauben" — ſprach er lächelnd — „der Schuh drücke Euch wieder und Ihr hättet, Trotz Eures Grolles und Grimmes gegen den kalten, herzloſen Steinkrug, dennoch ſeine Worte bewegt, in einem feinen guten Herzen. „Hab' ich Recht, Amice?"

Das Erſtaunen des Hofgerichts-Secretärs war bei jedem Worte des Apothekers geſtiegen. Ein heller Schimmer von einer Möglichkeit, an welche er vor wenig Minuten noch kaum geglaubt, flog durch ſeine Seele. „Ja, Ihr habt Recht!" — antwortete er und rückte nun muthiger, als er es ſelbſt in der Entſchloſſenheit der Verzweiflung ſich zugetrauet, mit ſeinem neuen Elende heraus.

„Alſo vierzehnhundert Thaler?" — wiederholte der Apotheker — „Und Summa Summarum? — Und ſonſt ſeyd Ihr niemandem mehr etwas ſchuldig?"

„Niemandem!" — betheuerte der Hofgerichts-Secretär — „Keinen Heller weiter!"

„Gut!" — nahm der Apotheker wieder das Wort. „Es iſt auch kein Pappenſtiel! Aber dießmal kann und will ich Euch helfen! Dieſe vierzehnhundert Thaler ſollt Ihr haben!"

„Wie? — Ihr gebt ſie mir?" — rief der, wie aus den Wolken Gefallene — „Täuſcht mich kein Traum? Lebe, wache ich wirklich? — O Apotheker! Mein Retter! Mein Wohlthäter! Wie ſoll ich — —"

„Stille, ſtille!" — fiel der Apotheker ein — „Ihr laſſet mich nicht ausreden. Noch ſind wir lange nicht fertig. Ihr werdet doch ſelber begreifen, daß ſo viel ſchweres Geld keine taube Nuß iſt, und daß ich es Euch ſchenken ſoll, von mir nicht verlangen. Wie käm' ich auch dazu? Darum ſagt an, was Ihr für Sicherheit und Deckung zu ſtellen Willens!“

„Sicherheit? — Deckung?“ — lallte der, wie vom Schlage Getroffene. Erblaſſend legte er die Pfeife auf den Teppich, taumelte auf und griff nach Hut und Stock.

„Sitzen bleibt!“ gebot der Apotheker! — „Iſt doch wahrhaftig ſo ein Künſtler und Dichter im wirklichen Leben wie vernagelt!“ „Recipe“ — ſagt der Doctor — „zwei Unzen geſunde Vernunft, ana, das heißt, eben ſo viel Erfahrung, drei Drachmen Beſcheidenheit, alles verdünnet, mit acht Unzen kalter Überlegung, detur et signetur: Tränklein gegen Übereilung, alle Morgen ein Eßlöffel voll, wohl umgeſchüttelt, zu nehmen, probatum est.“ „Hättet Ihr Euch dieſer Medicin bedienet, Ihr würdet dermalen in ſo unziemliches Verblaſſen und Zittern nicht verfallen ſeyn. Hab' ich denn etwas Ungebührliches geſagt? Könnet Ihr mir es verargen, wenn ich für mein Geld nach Sicherheit frage? Und gebührt es nicht dem redlichen Manne, der nicht geradezu auf ſchnödes Betteln ausgeht, zu ſagen, wie er zurück zahlen will? Gebe ich nicht Euch, der Ihr doch wahrlich ein redlicher Mann ſeyd, nicht die Euch zukommende Ehre, wenn ich vorausſetze, daß Ihr wieder bezahlen wollet und könnet? Und Ihr könnet, Amice! Und eben weil Ihr könnet, ſo wollet Ihr auch. Hab' ich nicht wieder Recht?“

Beſchämt und verdrießlich murrete der Hofgerichts-Secretär: dieſes ewige ihm nutzloſe Rechthaben gemahne ihn, wie die Fluth des Tantalus, die dem vor Durſt Lechzenden bis an's Kinn gehe, ſeine dürre Zunge aber bennoch nicht erquicke. Denn daß er nichts, gar nichts mehr habe und ſein nennen konnte, das ſey ja klar und offenbar.

„Alſo nichts hättet Ihr mehr? — Gar nichts mehr?“ — fragte der Apotheker mit wehmüthiger Stimme und ſeine Augen blinzelten, wie von unterdrückten Thränen — „O Ihr Armer! Nicht weil Ihr es wirklich, nach dem Sinne des gemeinen Lebens ſeyd, ſondern weil das Unglück Euch ſo niedergeſchlagen, daß Ihr Euch ſelber nicht mehr kennet und achtet. — Nichts hättet Ihr! — Amice, erſündiget Euch nicht! Wie mancher würde ſich für einen Cröſus halten, wenn er hätte, was Ihr habt. Habt Ihr nicht das reine, fröhliche, vorwurfsfreie Herz, un- erwüſtliche Geſundheit an Leib und Seele? Habt Ihr nicht ure herrliche Kunſt? — Habt Ihr nicht noch etwas, an as Ihr gar nicht denkt?“

„Noch etwas?“ — wiederholte der höchlich Verwun- erte. „Saget an, was iſt es, das ich noch ſonſt habe, nd woran ich nicht denke.“

„Laſſet mich davon jetzt ſchweigen,“ — erwiederte der potheker — „eben deßhalb, weil Ihr im Duſel Eurer alamität darauf vergeſſen; aber Eure Kunſt, die, die öget Ihr mir zum Bürgen und zur Sicherheit einſetzen.“

„Ich verſtehe nun“ — entgegnete der wie aus einem raume Erwachende und der Apotheker half ihm vollends 's Klare. Nach und nach — das war ſein Plan — ſollte Schuld zurückgezahlt, dem Dichter von dem Erſchrie- nen das Nothdürftige zum Leben gelaſſen, alle Manu- ipte, dem Apotheker, ſo wie eins fertig, als ſein dis- nibles Eigenthum, bis das Darlehn abgetragen, in ſeine

Hände geliefert, der Contract aber gerichtlich vollzogen werden.

Ein ſehr bitteres Gefühl quoll dem Hofgerichts-Secretär die gepreßte Bruſt herauf. Die Empfindung der Dankbarkeit hatte ſich plötzlich in Galle verwandelt. Es kam ihm vor, als ob nun vollends gar alles mit ihm vorbei und zu Ende ſey. Doch zu langem Grübeln war hier weder Zeit noch Ort. Es blieb keine Wahl. Der Vertrag wurde gerichtlich vollzogen, Debitor empfing das Geld und eilte, als brenne es unter ſeinen Füßen, begleitet vom Nachrufe des Apothekers: ja die Dunkelſtunde nicht wieder zu verſäumen, das ſey eine Hauptbedingung, zu ſeinen harrenden Drängern, die er befriedigte und ihre Lobpreiſungen in allen möglichen Wohllauten der Kinder Abrahams erntete. Für ihn war dieſe Ernte ſo wie die Seligkeit, Schulden getilgt zu haben, verloren. Nur das Gefühl, daß er ſich dem Teufel verſchrieben, daß er nun nicht bloß den ſchnöden irdiſchen Leib, daß er auch ſeinen Geiſt, ſeine höhere, beſſere Exiſtenz, ſeine Freiheit, kurz, auch das letzte noch verloren, durchſchauerte ihn mit kaltem Entſetzen. „Und dieſer Verruchte iſt dennoch ein lauernder, fühlloſer Böſewicht!” — knirſchte er — „ein Vampir, dem nicht am Blute des Leibes genüget, der den ſaugenden Rüſſel auch an den Geiſt ſetzt!” Denn daß unter dem abgeſchloſſenen Vertrage ein Wucher, eine Abſicht ſchändlicher Bereicherung verborgen liege, daran zweifelte er keinen Augenblick. Es war ihm ganz ausgemacht, daß er nun im Tretrade gezwungener Schriftſtellerei werde abgetrieben werden, wie ein Laſtthier, daß niederträchtige Gewinnſucht den Ertrag ſeiner Arbeit verheimlichen, nützen und ihm entziehen könne, nach Belieben, daß ihn aus dieſen Klauen nichts erlöſe, als der Tod. O Gott! — Und die heilige, himmliſche Kunſt — ſie war nun die elende, nichtswürdige Pillenraſpel eines Apothekers!

Daß bei dieſer Überzeugung, in dieſem Gefühle, der Genius dem Schreibtiſche des, im erbärmlichen Muß arbeitenden Tagewerkers fern bleiben mußte, die Seiten ſich mühſelig mit trockener Spreu füllten, die der Verfaſſer, wenn er ſie durchlas, in den Abgrund der Hölle, oder der ewigen Vernichtung verwünſchte; das läßt ſich denken. Wüthend zerſtampfte er dann die vermaledeite Feder und ſprang auf, in entſetzlicher Beklemmung. Nur die Stunden, die er bei dem Capellmeiſter zubringen durfte, der ſich ſchnell wieder von ſeiner Krankheit erholte und heiterer als je war, träufelten noch lindernden Balſam in ſein, zum Tode verwundetes Herz. Ja, wenn er bei dem war, ſchien es ihm wohl, als ob der Genius in ihm nicht erſtorben, nur in ſtarre Ohnmacht verſunken ſey; aber ſobald er wieder heim kam, in ſein verödetes Gemach, in den Tretkrahn der ihn anekelnden Arbeit; da fiel wieder die ganze Laſt namenloſen Unglückes auf ihn, wie ein ſchwerer drückender Alp. Das Sonderbarſte und Unerklärlichſte bei ſeinen freundlichen Unterhaltungen mit dem Capellmeiſter war ihm aber das, daß dieſer, trotz allem, was geſchehen, dennoch nicht an die Schlechtigkeit und Herzenshärte des Schwagers glauben wollte. Nachdenklich nur und als ob er ſich ſcheue, mit ſeinen Vermuthungen in ein noch nicht fertiges Gewebe des Schickſals hineinzutölpeln, ſchüttelte er den Kopf und blieb dabei, dieſe wunderlichen Accorde wären nichts, als Inganni, Trugſchlüſſe, die in noch unbekannte Auſweichungen führten, am Ende jedoch den vollen beruhigenden Vierklang der Tonika bringen würden. Darum nöthigte er auch den Widerſtrebenden, mit ihm wieder der Dunkelſtunde ihr Recht anzuthun, nach wie vor. Daß die ſonſtige Traulichkeit nicht mehr darinnen ergetzlich waltete, das konnte unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht anders ſeyn. Nur der Apotheker blieb ſich gleich und that, als ob gar nichts vorgefallen und alles noch unverrückt in alter Ordnung ſich befinde. Ja er ſchien ſogar, muntrer als ſonſt, oft nur mit Mühe eine fröhlichere Aufwallung zurück zu halten. „Natürlich!" — ſprach der Hofgerichts-Secretär — „Er hat, was er wollte." Forſchend aber ruhete der Blick des Capellmeiſters auf dem Schwager, und wenn er dann wieder zu dem Hofgerichts-Secretär zurückkehrte, war es, als wolle er das Recitativ anſtimmen: Merkt auf, ich künd' ein Geheimniß an. Und ſo ſchlich denn ein Tag nach dem andern hin, hier theils mit Rathen und Sinnen über die Löſung eines verborgenen Räthſels, theils in verſchwiegenen Plänen, dort in Dornen eines Lebens, das den Namen „Leben" nicht verdiente.

Da geſchah es, daß der Hofgerichts-Secretär eines Morgens wieder ſtöhnend vor ſeinem elenden Tagewerke ſaß. Draußen grünte Feld und Flur und blühte das im ſanften Winde wallende Korn. — Er ſah es nicht. Nachtigallen lebten, liebten und ſangen; — ihm ſangen ſie nicht. Die Akazien und Linden dufteten; ihn konnte der Duft nicht laben, denn er war ein Gefangener in ſeinen vier Wänden. Da legte er die Feder traurig, wie oft nieder, blickte hinaus in den heitern, klaren Sonnenſchein und ſeufzte: wo iſt die Sonne, die mein erſtarrtes Leben weckte? Wo ſchlägt auf dem weiten Erdenrunde ein Herz, an das ich mich werfen und mein Leid und Sehnen ausweinen dürfte! — — Da aber polterte es die Treppe herauf, wie fröhliche Botſchaft. Da riß es die Thüre auf, da ſtürmte es jubelnd zum Zimmer herein. Da lag es an der Bruſt des Sehnenden, — — das treueſte Herz, das auf dem weiten Erdenrunde für ihn ſchlug. Da war ſeine Sonne, ſein neuer Tag erſchienen. Da weinte er in den Armen der Liebe ſein Leid, ſein Sehnen, ſeine unendliche Wonne aus und nur ſtammelnde Worte: „Reinhold, Reinhold mein Sohn! — —" „Mein lieber Vater!" unterbrachen die ſtille Feier des Wiederſehens. Doch plötzlich fuhr der Vater erſchrocken aus den kindlichen Armen. Wie eine Leuchtkugel war vor ihm das Wort des Apothekers niedergefallen: „Ihr habt noch etwas, das manchen zum Cröſus machen würde, und an das Ihr gar nicht denkt." — „O —" rief er, ſich vor die Stirn ſchlagend — „Apotheker, du haſt wieder Recht! Das iſt es ja, das iſt es! Und ich, ich konnte deiner, mein herziger Junge, auch nur einen Augenblick vergeſſen? Vergib meinem Unglücke: — Sei mir tauſendmal willkommen."

„Deinem Unglücke, mein Vater?" wiederholte Reinhold beſtürzt, indem er die Öde des Zimmers gewahrte. „Himmel, was ſoll dieſe Leerheit bittern Mangels bedeuten? — Wo iſt meine Mutter, meine Schweſter? Was iſt es mit dem Apotheker?"

„Ich habe keinen Stuhl für dich! mein Sohn!" — antwortete der Vater: „Setze dich auf meinen. Ich ſitze ja den ganzen Tag. — Wo deine Mutter und Schweſter iſt? — Was die Wüſte, die dich umgibt, zu bedeuten habe?" — Wehmuth erſtickte ſeine Worte und nur mühſam vermochte er die traurige Erzählung deſſen hervorzubringen, was hier in der Heimath vorgegangen, ſeitdem es, wegen des wechſelnden Aufenthaltes des Wandernden in dem letzten Vierteljahre unmöglich geweſen, briefliche Kunde zu ertheilen. Reinhold ſtaunte und wehklagte, er hatte ja auch unwiederbringlich verloren — eine geliebte Mutter und Schweſter, doch das Benehmen des Apothekers war ihm ein Räthſel.

„Und du zweifelſt auch noch?" — fragte der Vater — „Auch dir iſt dieſer Charakter noch nicht klar? — Mein Sohn! — Laß fahren einen ſchönen Traum! — Sie iſt ein Engel, aber eben darum nicht für uns Unglückliche!"

„Ich bin nicht unglücklich — Vater!" — rief Reinhold, „wenn ich auch keine Mutter und Schweſter mehr habe. Habe ich denn nicht dich? Und auch du ſollſt nicht mehr unglücklich ſeyn. Kiſten und Kaſten ſind voll, die ich mitbringe, und die eben unten an der Thüre der Frachtfuhrmann abladet."

„Was?" — fiel der Vater erſtaunt ein — „du, und Geld." — —

„Nein! Geld nicht!" — antwortete Reinhold — „Leinwand — Bilder! Ich hätte Geld daraus machen können, viel Geld, aber nein! dir mußte ich ſie mitbringen, als Teſtimonium, dir — und" — — —

„Ich weiß, was du ſagen willſt" — unterbrach der Vater. Das iſt umſonſt! Ein Herz, wie jenes, hat keinen Sinn für die Kunſt. Ihm iſt ſie nur eine Melkekuh. Gib ihm deine Bilder, er wird ſie dir ſchon vertrödeln und den Mäkellohn dabei nicht vergeſſen!"

„Unmöglich! — Unmöglich!“ — rief Reinhold und ſchritt im Zimmer auf und nieder und erzählte, wie alle Briefe, die er von Hannchen erhalten, nur voll der aufrichtigſten Verehrung für den Vater ihre unbedingte Ergebung in ſeinen Willen ausgeſprochen, der freilich nicht zu errathen, da Hannchen niemals von ihrer Liebe reden dürfen. Was aber ein Gemüth, wie dieſes aufrichtig ehre, das könne nicht ſchlecht ſeyn. Ob ihr Vater von dem Briefwechſel Kenntniß gehabt — wer wiſſe das? So viel nur ſey ihm bekannt, daß der Capellmeiſter ihn gefördert. Alles müſſe ſich jedoch nun entſcheiden, da er, Reinhold, hier in der großen, reichen Reſidenz, wo der Liebhaber der Kunſt ſo viele, ſeine Werkſtätte aufzuſchlagen gedenke. Offen und ehrlich wolle er bei dem Apotheker um die Geliebte werben und ihm beweiſen, daß er des hochtheuern Geſchenkes nicht unwürdig ſey.

Mit innigem Wohlgefallen hatte während dieſer Reden der Vater den Sohn betrachtet, und ſeine glänzenden Blicke ſagten: „Ja! — Ich habe mich nicht getäuſcht! Er bringt ſein Herz, die unverdorbene Seele zurück! In einer ſolchen, blühenden freudigen Hülle wohnet das Laſter nicht!“ Und wie er nun die Zeugniſſe las, auf Papier und Pergament, geſchrieben und gedruckt, mit kleinen und großen Siegeln; da rollten Freudenthränen herab und kein Menſch auf Erden war glücklicher als der, vor wenig Minuten noch Elendeſte und Verlaſſenſte.

So wechſeln die Erſcheinungen des Lebens! Wie über das Blachfeld Wolken eilen, unter ihnen Schatten daher fliegen, und in einem Augenblicke Nacht wird und helles

Sonnenlicht und wieder Nacht; ſo drängen ſich Jammer und Wonne, Klagen und Jubel in der Menſchenbruſt.

„Und laß erſt die Kiſten aufmachen“ — frohlockte Reinhold — „die der Fuhrmann in's Haus geſchrotet; dann ſollſt du erſt ſehen, daß die guten Leute, die hier brieflich die Backen ein wenig vollgenommen, im Grunde doch nicht ganz gelogen.“

„Dir alſo doch“ — nahm der Vater wieder das Wort — „ſtellt ſich das Leben nur in der Farbe der Roſen dar?“

„I Gott bewahre!“ — erwiederte Reinhold. „Iſt denn das Zittern und Bangen des Anfängers, der weit, weit oben auf ſteilem Sonnengipfel ſein Ziel erblickt, die unendliche Anſtrengung eiſernen Fleißes, die Verzweiflung des Leonardo da Vinci, mit der auch ich Mißlungenes vernichtet, irdiſche Seligkeit? Sind die Entbehrungen des Mittelloſen, Emſigen, der jede Stunde verloren hält, die er nicht ſeinem Zwecke widmet, der Neid, die Chikanen der Kunſtgenoſſen, die Albernheit, der Dünkel der Kenner und ſeynwollenden Mediceer; ſind das Honigkuchen und Zuckerbretzeln? Vor allen — iſt die Qual treuer Liebe, die den gefühlvollſten, ſchmachtendſten Seladon auf Erden zwickt und brennt und der nun zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwebt, das Paradies? Hat man mir es in X... nicht ſogar eingetränkt, daß ich welſchen Pinſel zu führen verſtehe und dabei doch ein deutſches Herz habe, das nicht lügen kann? — Laß dir erzählen:“

„Kaum bin ich in dem Babylon eingewandert und habe Etzliches von meinem Mitgebrachten aufgeſtellt; ſo fängt mein Gaſthof an ein Bienenhaus zu werden, wo die Kenner und Liebhaber aus- und einflogen, daß es eine Luſt war. Man bewunderte, man lobte, man rottete ſich in heimlich flüſternde Trupps zuſammen. Man wollte gemalt ſeyn auf Leinwand, auf Elfenbein, auf Doſen, und, was weiß ich, wie und wohin noch ſonſt. Eitles Begehren! Das Porträtiren iſt mir zu klein. Ich ſchlug es Allen ab. Da fing man an, von einer Anſtellung bei daſiger Kunſtakademie zu murmeln. Ein alter Sünder von Oberhofmarſchall wartete, bis alle andern fortgegangen waren, und beſah nun ungeſtörter die Danae, über die der goldene Regen fällt. Gott! — das Maul wäſſerte dem invaliden Schalke. Seine Knie zitterten. Er belegte das Bild mit Golde, drückte mir die Hände und verſicherte in allen Modulationen franzöſiſchen und deutſchen Wohlklanges die feurigſte Protection bei Serenissimo. — Charmant! — dacht' ich und ließ mir das gefallen. — Den Tag drauf ſchwebt eine zuckerſüße Hoffliege zu mir herein, embraſſirt mich ſogar nolens volens, ſo, daß ich acht Tage lang nach Eau de Jasmin gerochen und ſchwört bei allen Göttern des Olymps, daß mein Glück ohne den allergeringſten Zweifel gemacht ſey, wenn ich den Auftrag erfülle, mit dem er die Ehre habe, chargirt zu ſeyn und Sr. Hoheit den Prinzen Rochus, des Regierenden Bruder, en miniature, ſo groß etwa, wie ein Viergroſchenſtück male, für die ferne präſumtive Braut und dabei — ich verſtehe ja — mit Diſcretion embellire. Kann ich doch! — ſprach ich und gelangte ſofort bei Sr. Hoheit zu der Ehre der Seſſion. Himmel! Wie ward mir, als ich mein Original anſah! Denke dir einen Sechs und Fünfziger, mit quappelndem Bauche und Storchbeinen, was freilich meinem Pinſel nichts anging. Aber ſtelle dir ein Geſicht vor, deſſen Colorit angenehm mit Umbrabraun und Bolusroth wechſelt, aufgedunſen von Bacchiſchen Freuden, beſäet mit einer rührenden Mannigfaltigkeit von allerlei Blätterchen, Pockengruben und Flechten, einen Mund, deſſen Wulſtlippen, wie eine friſch aufgehauene entſetzliche Wunde zucken, ein Paar große, abgeſtorbene Augen, die unter dicken, zottigen, aſchgrauen Augenbraunen wie Glasknöpfe herausquellen, vor allem, eine ungeheure, ewig tremulirende Kupfernaſe, die unten, wie zwei Schildhalter an beiden Seiten blauadrige Ableger einfaſſen, und du haſt ein treues Conterfei des hochfürſtlichen, heirathsluſtigen Angeſichtes. Und das ſoll ich malen? — ſprach ich zu mir ſelber mit kaum zu unterdrücken möglichem Lachen. Das iſt der Bräutigam, deſſen Visage agréable ich mit Discretion zu embelliren auserſehen, für die glückliche achtzehnjährige Braut? — Lange zögerte ich, eh ich mit der Hand nach dem Farbenkaſten in der Taſche fuhr. Endlich entſchloß ich mich und malte — — malte die Wahrheit, wie ich auch nicht anders konnte. Das Bild wurde ſprechend ähnlich, abſonderlich durch die beiden Schildhalter, die zu leben und zu zittern ſchienen, wie die Hauptnaſe. — Es war ſchauderhaft! Ich hatte mich — ein zweiter Caravaggio — ſelbſt übertroffen. Und was war der Lohn meiner Kunſt und Wahrheit? — O Himmel! Noch ſträubt ſich mein Haar, wenn ich daran denke! — — Als ich das Bild Sr. Hoheit fertig in Höchſtdero Hände übergab, überzog dunklere Gluth das gedunſene Geſicht. Rubinen in Unzahl ſproßten darauf hervor und ſchoſſen feurige Blitze. Die gläſernen Augen leuchteten in Kakerlackenfeuer, der bebende Mund vermochte nur unverſtändlich zu lallen. Aber zwei krallende Fäuſte fuhren nach mir. Sapperment! — Nun galt es! Mit einem entſetzlichen Sprunge lehnte ich die mir zugedachte Ehre ab und ſtürzte, als ſey der Teufel hinter mir her, aus dem Zimmer. Eine Fluth nun donnernd losbrechender Schimpfworte begleitete mich, mein Bild flog mir nach. Zurückgekommen in den Gaſthof, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als ſo hurtig wie möglich meinen Kram zuſammen zu packen und auf Flügeln der Extrapoſt dem Viatiko, das mir auf der Ferſe ſaß, zu entrinnen. Und nun ſage, ob dieß Roſenlaune des Schickſals zu nennen?"

Herzlich, ſeit undenklicher Zeit wieder zum erſten Male, lachte der Vater über dieſes Kunſtabenteuer des Sohnes, der noch manches der Art hätte erzählen können, den es aber nun, da er der kindlichen Pflicht und Sehnſucht genüget, zu brennen anfing, auch noch anderer Sehnſucht zu genügen. „In Gottes Namen!" — ſagte der Vater und trocknete ſich die Lachthränen — „Glück auf den Weg!"

Wohin dieſer Weg geführet, läßt ſich errathen. Erſt zu dem Capellmeiſter und dann mit dieſem — — in die Apotheke.

„Reinhold! Reinhold!" — rief beim Eintritte in die wohlbekannte Stube der ſeligen Dunkelſtunde, Hannchen mit freudigem Erſchrecken und flog in die Arme des Geliebten, unbekümmert, daß der Vater hinter ihr her eile. Sie war ihrer nicht mächtig und ſich verſtellen, das konnte ſie nun vollends gar nicht. „Nun, nun!" — eiferte der Vater, der ſie beim Ärmel ergriffen. — „Ich dächte du verſchlängeſt ihn lieber gleich ganz und gar! Willſt du zurück in deinen Winkel, du mercurius vivus, du rauchende Kochſalzſäure! — Iſt das eine Aufführung? — Nehmt es ihr nicht übel, Herr Reinhold und ſeid mir auf's ſchönſte willkommen." Die Stimme des Apothekers zitterte vor Freude, er drückte den jungen Mann an den dicken Bauch, was viel ſagen wollte. Ja es mußte ſogar Wein und Zwieback gebracht werden, was vollends gar etwas ganz außerordentliches war. Was wurde nun alles gefragt und beantwortet! Mit welcher Behaglichkeit faſſen die beiden Alten und hörten! Wie gern und freudig erzählte Reinhold, beſonders für den Sperrſitz im Winkel am Ofen! Und wie er nun von ſeiner Kunſtfahrt und wie er Meiſter geworden, ſattſam Kunde gegeben und die Teſtimonia vorgewieſen und Hannchen mit glänzenden Augen über den Strickſtrumpf hinweg nach dem Erzähler ſchauete und nun der Apotheker ſich ſatt gewundert hatte über die mancherlei Fata und ergetzlichen Abenteuer des jovialen Gaſtes und die Siegelbriefe durch die Brille ſorgfältig geprüft waren; da erhob er ſich gravitätiſch vom Großvaterſtuhle, legte die Schlafmütze ab, ſtülpte die Atzel auf, rief die beiden Proviſores und auch das Subject herein in die Stube und ſagte mit feierlichem Tone: „Sehet da Ihr Herren den Maler Reinholdum, der in Welſchland geweſen und den heiligen Vater mehr denn zwanzig Mal geſchauet, von Angeſicht zu Angeſicht in Sanct Peter; der ſelber nichts gehabt und doch den jungen armen Landsmann drei Jahre die Bildhauerei lernen laſſen; der das Altarblatt zu Sanct Lazarus gefertiget und dafür fünfhundert — —"

„Um's Himmels willen. — Woher wiſſen Sie das?" unterbrach Reinhold erſtaunt den Redefluß des Alten — und gewahrte nicht, daß Hannchen, wie mit Gluth übergoſſen zum Zimmer hinaus geeilet.

„Daher — daher —" ſtotterte der Apotheker verwirret und winkte ſeinen Leuten zur Entfernung — „weil ich — weil ich — nun ja, weil ich Eure Briefe geleſen an meine Tochter." Dann überzog plötzlich finſterer Ernſt ſein Geſicht und er ſprach: „Ja! Eure Briefe! — Es thut mir leid, daß Ihr mich ſelbſt auf das Capitel gebracht. Darum muß ich Euch ſagen: Irret Euch nicht in mir, Herr Reinhold! — Euer Zunehmen in Kunſt und Wiſſen hat mich gefreuet, — ich mag es nicht läugnen und verhehlen — weil Ihr der Sohn meines guten Freundes ſeyd. Aber Eure heimlichen Praktiken mit der Tochter, hinter dem Rücken des Vaters, die haben mich nicht erfreuet. Iſt das auch Sitte und rechtlich? — Wohinaus ſoll das? — Wäret Ihr ein Handwerker; gut, würde ich ſagen, wir wollen die Sache überlegen, das Handwerk hat einen goldenen Boden. Allein ſo ſeyd Ihr nur ein Künſtler und die Kunſt hat gar keinen Boden. Darum iſt auch hier nichts zu überlegen und Ihr wiſſet, wie das zu verſtehen. Doch iſt der Hehler um kein Haar beſſer, als der Dieb!" — Ein ſtechender Blick auf den Capellmeiſter begleitete dieſe Worte.

Wie an der Mauer, wo, im erſten warmen Strahle der Frühlingsſonne tauſend neu erwachte Fliegen ſummen, alles wieder todt und ſtille wird, ſobald der freundliche Strahl ſich hinter ſchneienden Wolken verbirgt; ſo hatte auch dieſe Rede des Apothekers mit einem Male kalten

Tod in Reinhold's Bruſt herab geſchneiet. Der Beſuch, der ſo fröhlich angefangen, endigte in gänzlicher Verſtimmung und niedergeſtürzt von allen ſeinen Höhen verließ Reinhold die Apotheke, nachdem ihm der Alte noch ein: „Nichts für ungut, Domine Reinholde! Auf den Abend in der Dunkelſtunde ſehen wir uns!" mit auf den Weg gegeben.

Und wieder ſchüttelte der Capellmeiſter die weiße Perücke, Reinhold's Vater ſagte wieder: „Kommt es nicht auf meine Rede heraus? Kann auch ein Mohr ſeine Haut wandeln und ein Parbel ſeine Flecken."

Dennoch fehlte keiner in der Dunkelſtunde, der Capellmeiſter nicht, weil er begierig auf die Löſung eines Räthſels war, deſſen Daſeyn er ſich nicht ausreden ließ, der Hofgerichts-Secretär in verzeihlicher Vatereitelkeit, mit dem Sohne zu prunken, der letztere — — ach! um die wenigſtens zu ſehen, für die er ja faſt nur allein gelebt und ſich gemühet, die er mit inniger treuer Liebe zu erringen gehoffet und die ihm jetzt ſo gut, wie verloren ſchien.

Und ihr kann das alles ſo ganz egal ſeyn? — ſprach er zu ſich, als er bemerkte, daß Hannchen im allergeringſten nicht niedergeſchlagen und traurig war. Sollte auch in dieſer Seele Lug und Trug walten? — Hatte ihn nicht der eine Proviſor recht verdächtig angelächelt und ſogar heimlich mit Hannchen geflüſtert? — Verruchter Pillenbrechsler — knirſchte er — dir dreh ich den Hals um, wenn du dich — — Aber unterbrach er ſich ſelber, Reinhold! Reinhold! — Biſt du nicht ein Narr und Haſenfuß? — Iſt es nicht Frevel, an dieſem Gemüthe zu zweifeln? Würdeſt du nicht verdienen, was du fürchteſt, wenn du der ſchlimmſten Klatſchſchweſter auf Erden Raum und Herberge in deinem Herzen gäbeſt — ſchnöder Eiferſucht? — — Darum ermannte er ſich von der augenblicklichen Aufwallung und war in gewohnter Heiterkeit die Seele der kleinen Geſellſchaft. Alle theilten dieſe frohe Stimmung und der Apotheker drang darauf, daß Reinhold mit dem früheſten Morgen ſeine mitgebrachten tabulas und imagines aufſtelle und zwar in der Apotheke, oben in dem großen Speiſeſaale, vorn heraus, wo die Kronleuchter, damit man den Effect bei Tages- wie bei Kerzen-Beleuchtung zu ſchauen im Stande.

Wem war das willkommner, als dem, in brennender Liebesqual Schmachtenden! Denn es ließ ſich vermuthen und hoffen, daß der alte Argus, trotz ſeiner hundert Augen, deren doch noch zu wenig haben werde, um bei dieſer Gelegenheit die Erfüllung des Sehnens zweier lang getrennten Herzen zu hindern, wie heut. Kaum war es daher am Morgen drauf heller Tag; da befanden ſich die haltſchweren Kiſten und Kaſten auch ſchon am Orte ihrer neuen Beſtimmung. Nun wurde ausgepackt, wobei nur Cornelius der Stößer hülfreiche Hand leiſtete, maßen der Apotheker, ohne ſich in die Sache zu miſchen, den Künſtler allein, nach ſeinem Willen gewähren, Hannchen aber — ach! — ſich gar nicht ſehen ließ. Es ging daher dem urch nichts Geſtörten, ſo ſehr er auch nach Störung geſeufzt, das Werk flink und raſch von der Hand und bald ar alles aufgeſtellt und geordnet.

In der Mitte der großen Wand hing das Hauptſtück: ectors Abſchied von Andromache, links und rechts zunächſt zwei große Italiäniſche Landſchaften, dann neben und über ihnen die Auferweckung des Lazarus, der Ruf des Herrn: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, eine heilige Cäcilia, ein mit ihrem Lieblingslamme ſpielendes Hirtenmädchen, Luna und Endymion, der Knabe Moſes auf den Armen der Tochter Pharaonis, an den äußerſten Enden aber rechts und links zwei Bilder, vor welche ein grüner Schleier gezogen.

Und wie nun alles ſo fertig und bereitet und Cornelius wieder ganz erſtarret vor Verwunderung an ſeinem Reibeſteine in der Officin ſaß, wo er, oft ruhend, in abenteuerlichen unzuſammenhängenden Redensarten ſich vergebens abmühete, das zu ſchildern, was oben im Speiſezimmer an der Wand hänge; da klopfte Reinhold's Herz hörbar, denn nun mußte die Vollendung der Aufſtellung dem Apotheker angezeigt werden, und unten in der Stube war ja auch ſein Vater, der Capellmeiſter und — — Hannchen. Als ging er einer großen Entſcheidung entgegen, folgte er den, in ſchweigender Erwartung die Treppe hinauf ſchreitenden, aber hoffend und ſelig, denn neben ihm ging Hannchen und es hatte ihm geglückt, im verſtohlnen Händedrucke zu reden und verſtanden zu werden. — — Nun öffneten ſich die Flügelthüren, nun traten ſie hinein in den Saal, nun ſahen ſie, ſtill, ſtumm und ſtaunend. Erſt ſtanden ſie wie angezaubert, dann ſchwebten ſie leiſe und furchtſam auf den Zehen, als lebten die Bilder, als wären ſie wirklich am Grabe Lazari oder unter den Müttern, die die Kindlein bringen vor dem Angeſichte des Herrn, hierhin und dorthin. Alles Leben, alle Seele war in den Augen, kein Hauch, kein Wort von den feſtgeſchloſſenen

Lippen zu hören. Endlich feſſelte ihre betrachtenden Blicke ausſchließlich der hehre, menſchliche Held Hector. Der Schmerz der Gattin, die Abſchied nimmt von dem Geliebten auf Nimmerwiederſehen, wie ſie traurig ihm das Schwert bringt und klagt:

Du wirſt hingehen, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Cocythus durch die Wüſte weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt!

Durchdrang ihr Herz mit inniger Wehmuth. Wie Andromache zitterten ſie in den ahnenden Worten Hectors:

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe ſtillen Strom verſenken
Aber meine Liebe nicht.
Horch, der Wilde tobt ſchon an den Mauern.
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern,
Hectors Liebe ſtirbt im Lethe nicht!

Hannchen konnte die Thränen nicht bergen. Auch die Blicke der Andern ſchaueten wie durch feuchten Flor. Doch lange noch war keiner eines lauten Wortes mächtig, an Lob oder Tadel gar nicht zudenken. Über dem Werke hatte man den Meiſter vergeſſen. Der Capellmeiſter gewann zuerſt wieder den Muth zur Rede und fragte leiſe und ſchüchtern: Was denn das da und dort für Bilder, über die der grüne Schleier gezogen? —

„Bilder“ — antwortete Reinhold mit niedergeſchlagenen Augen — gemalt aus der Erinnerung — Liebe, theure Bilder! „Sehet da! — kennet Ihr das? — Er zog den Vorhang von dem, links, und ein ſtaunendes Ah! — Ah! — machte dem ausbrechenden Gefühle Aller Luſt. Ah, Ah! Hannchen, wie ſie leibt und lebt! — Und das hier, rechts — fuhr Reinhold fort, indem er auch von dieſem Bilde den Vorhang wegzog; kennt Ihr den?"

„Bei meiner Seele!" rief der Capellmeiſter — „Schwager, das biſt du!"

„Ich? — Ich?" ſprach der Apotheker ganz erſtaunt — „Ja, wahrhaftig! Mein altes Geſicht, Zug für Zug, nichts vergeſſen, ſogar nicht die Grube der geſchnittenen Zahnfiſtel — —"

„Und die Perücke" — fiel der Capellmeiſter ein — „von Bindfadenfarbe und ruppig, wie die in natura!"

„Und dieſes Bild" — fuhr der Apotheker ernſt und bedeutend fort — „wäre Euch wirklich auch ein liebes und theures, Domine Reinholde?"

„Ein liebes und theures!" — verſicherte er — „und gemalt con amore! Dein Bild aber — mein theurer Vater, hat der Kupferſtecher in Wien, der daran arbeitet für die Tauſende, die dich ehren und lieben, in Deutſchland."

„Mein Sohn! Mein wackrer Künſtler!" — ſtammelte der Hofgerichts-Secretär und herzte und küßte den Glücklichen, dem ein heller Sonnenpunct des Lebens aufgegangen. Denn dieſe Würdigung ſeiner Kunſt, dieſe Betroffenheit gemahnte ihn, wie die feierliche, kaum athmende Stille, im gedrängt vollem Schauſpielhauſe, wenn nun bei den letzten Worten der Jungfrau von Orleans: „Kurz war der Schmerz und ewig iſt die Freude," der Vorhang langſam herabrollt.

Der Apotheker ſchien am erſten wieder abgekühlt ja nun ſogar eigentlich nicht einmal warm geweſen zu ſeyn, da er lächelnd zu äußern im Stande: von dem andern Weſen verſtehe er nur wenig, aber was ſein und ſeiner Tochter Bild anbelange, ſo ſey er nicht abgeneigt, ſothane imagines, da ſelbige doch ſonſt Niemanden etwas nützen könnten, käuflich an ſich zu bringen, wenn rückſichtlich des Preiſes ein Billiges gemacht werde. Doch müſſe man vorher erproben, wie die Malerei ſich im Kerzenlichte ausnehme. Deßhalb ſoll denn heut aus der Dunkelſtunde einmal eine Lichtſtunde werden, wobei ſich die Amici bei ihm auf eine frugale Abendſuppe einzurichten.

„Und wobei —" höhnte der Hofgerichts-Secretär, indem er mit der Hand unter dem Kinne wackelte — „ſoll mer Gott helfen! vielleicht ä Schacherche zu machen!"

„Denn ſiehſt du nicht" — ſagte er, wie ſie nun wieder zu Hauſe waren, zu dem noch immer zweifelnden Sohne — „daß dieſer Apotheker, trotz der augenblicklichen Gewalt, ie der Blitzſtrahl des Genius auf ihn übte, doch nur an er Stelle des Herzens den ledernen Geldbeutel hat? Wer veiß, wen er indeſſen erſt über den Werth der Bilder zu Rathe zieht, um für ſich ſo profitabel als möglich zu chachern und dabei die verbrauchten Kerzen und die fru- ale Abendſuppe in gehörigen Anſchlag zu bringen."

Und wirklich ſchien dieſe Vorausſagung ſich zu beſtä- igen. Denn die Nachbarn des Apothekers machten lange älſe und zerbrachen ſich die Köpfe darüber, was doch der kademie-Director und der Profeſſor mit dem lahmen eine, der jeden Pinſelſtrich in Europa kennet, den gan- n Nachmittag in der Apotheke zu thun gehabt und warum e ſelig lächelnd, mit leuchtenden Augen, kirſchroth im eſichte, als ob ſie ſich behaarbeutelt, wieder herausge- mmen.

Demungeachtet konnte die einmal angenommene Einladung nun nicht mehr abgelehnt werden, und wie Heſperus am Himmel funkelte, wanderte der Hofgerichts-Secretär und Reinhold mit dem Capellmeiſter, den ſie abgeholt und der ſich die Perücke friſch gepudert, die Straße dahin und die Ecke herum — nach der Apotheke. Von weitem ſchon ſchimmerte ihnen der helle Glanz der Fenſter des erſten Stockwerks entgegen. „Charmant!" — rief der Hofgerichts-Secretär — „Der heilige Chriſt beſchert in der Apotheke — Wurmkuchen und taube Nüſſe, und die Illumination bezahlſt du, Reinhold!" Dieſer wußte nicht, was er ſagen und denken ſolle und ſchwieg. Der Capellmeiſter mit geheimnißvollem Stirnrunzeln ſchwieg auch, und ſo traten ſie herein in das Haus, das der Heilmittel ſo viele hat für den kranken Leib, keins für den kranken Geiſt und das leidende Herz. Der Wirth empfing ſeine Gäſte freundlich ſchon draußen und nöthigte ſie mit den Worten: „wenn's gefällig, Amici, ſo ſchreiten wir gleich ad rem!" flugs die Treppe hinauf, begleitet von der lieblichen Tochter.

Es war eine Pracht. Nicht weniger als vier und zwanzig Lichter brannten und die Gemälde erſchienen in der geſchickt geordneten Beleuchtung wie verklärt. Und wiederum huldigte ein allgemeines Ah! — Ah! — der herrlichen Kunſt. Reinhold, ſein Vater und der Capellmeiſter ſtanden in ſonderbaren Gefühlen, der Apotheker ging ſchweigend, doch mit wankendem Schritt und niedergeſchlagenem Blicke, die Hände über den Rücken zuſammengelegt, auf und nieder, Hannchen lehnte im Schatten einer Fenſtervertiefung.

„Nun, wie iſt's?" nahm endlich der Hofgerichts-Secretär das Wort — „Können wir machen ã Handelche? Der Maler iſt eine pauvre Ratte, wie Ihr Euch ausdrückt und braucht Geld. Iſt nicht alles in dem Heiligenchriſtglanze tauſendmal lebendiger, als heut früh bei Tage? Abſonderlich Euer würdiges Conterfai? — Nun, billig wird der Maler ſeyn nach Möglichkeit und Ihr könnet dabei auch noch zur Zugabe Euch einbilden, ihm eine heimliche Wohlthat erzeigt zu haben, was doch ſo ganz Eure Sache iſt."

„Ob ſie es geweſen oder nicht — Amice!" erwiederte der Apotheker, der wie aus tiefem Sinnen geweckt, ſtill ſtand, ernſt und langſam — „das werdet Ihr hören, wenn aus dem großen Buche vorgeleſen werden wird, am letzten Gerichtstage. Euch Wohlthaten zu erweiſen, iſt nicht meine Abſicht."

„Wir glauben es auf's Wort" — lachte der Hofgerichts-Secretär. „Mich habt Ihr noch damit nicht beläſtiget, das beweiſet meine leere Stube und die Hurtigkeit, mit der Ihr bei einem gewiſſen empfindſamen Nicodemusgange, arme Verirrte wieder zurück in's Körbchen zu bringen wußtet und wo" — —

„Herr Hofgerichts-Secretär!" — bat Hannchen mit glänzenden Augen aus ihrem Hinterhalte hervor — „es iſt mein Vater! Hätten Sie nur eine Ahnung von" — —

„Silentium!" — geboth der Apotheker — „Laß ihn, er weiß nicht was er thut und wie er den heiligen Sabbath, den ſein wackerer filius hier bereitet hat, ſchändet, durch allerlei Petulanz und Ungebührniß! — — Nun, — wir ſind ja unter uns, und ſo mag ich jetzt wohl ein Wörtchen über eine Sache ſprechen, die er ſelber auf's Tapet gebracht. — Amice! Seyd Ihr denn wirklich ſo ganz und gar bornirt, daß Ihr noch nicht einſehet, wie ich es mit Euch im Geringſten nicht böſe gemeint, als ich Euch die erſten drei tauſend Thaler abſchlug? Wem hätte ich ſie denn gegeben? — Euch nicht — Eurer Xantippe! Und davor ſollte mich der Himmel bewahren. Sie hat ausräumen laſſen, — ſie iſt damit abgefunden. Betrug auch die Auctionsloſung der Sachen nur ſiebenhundert Thaler, ſo kann ſie Euch doch nun nichts mehr nehmen, da Ihr nichts mehr habt."

„Das weiß Gott!'' — fiel der Hofgerichts-Secretär düſter ein. „O Marianne!"

„Und ſollte die Armuth meines Kindes bei wiederholter Abpfändung, ohne Euch das Geringſte zu nützen, auch mit in jenen finſtern Schlund fließen? Sollte ſie — wenn auch das nicht war, hernach Euren ſtürmenden andern Gläubigern zum bereiteſten Executions-Objecte dienen! Und überhaupt liebe ich dergleichen weichliche Scenen nicht. Sie haben in Regula, wenn es auch hier nicht der Fall — den ekelhaften Syrupgeſchmack der Affectation. Drum trat ich mit gebührendem Ernſte dazwiſchen. Doch wie Euch das letzte Feuer der Trübſal brannte; — ſagt, hab' ich Euch da nicht geholfen?''

Beſtürzt ſchwieg der Hofgerichts-Secretär, dann richtete er, als könne und dürfe es nicht ſeyn, daß der Apotheker Recht habe, den finſtern Blick auf ihn, als wolle er ſagen: ja, Ihr habt mir geholfen! — aber wie?

„Laſſet mich ausreden" — fuhr dieſer fort — „Hab'

Euch damit nicht zu meinem Eigenthume erkauft, ganz
gar, mit Leib und Seele?“

„Und daran mahnet Ihr mich?“ fiel der in neuer
bitterung Auffahrende ein.

Lächelnd erwiederte der Apotheker: „Was geſchehen
das iſt geſchehen und die gerichtliche Urkunde ſichert
mein Eigenthum, mein Vorzugsrecht vor Eurem Ehe=
fel, der ja doch auch zuletzt auf Eure Kunſt und was
zu Tage fördert, Beſchlag gelegt haben würde. Jetzt
ſie das Nachſehen, denn jetzt gehört ſie mir und aus
nen Klauen kommet Ihr nicht, ſo lange Ihr lebt! —
Sclaverei wird Euch nicht drücken! — — Ich könnte
ch den Contract zurück geben, ich könnte ihn zerreiſſen;
könnte ſagen: Amice! Nehmt die Paar hundert Tha=
vom alten Geizhalſe zum freundlichen Geſchenke; aber
wäre der alte Geizhals ein rechter Narr! Was hät=
wir dann zur Legitimation gegen die Xantippe, die
ſchlechterdings keinen Heller mehr von Euch ziehen
? — Nein! der Contract bleibt in meinen Händen, ſo
die Manuſcripte — — in den Eurigen. Was verſteht
ein Apotheker von gelehrtem Handel? — Unverküm=
t in Euren Händen — alter Amice! — bleiben ſie,
was Ihr erſchreibt, bleibt Euch auch, ganz und al=
. Frei ſollet Ihr dichten, wenn und was Ihr wollet,
nur dann wird Geſcheites aus Eurer Feder fließen.
ſoll Eure edle Kunſt ſeyn und heiter. Denn das ernſte
n iſt nun abgefallen von Eurem beſſeren geiſtigen Ich,
eine rauhe ſtacheliche Hülſe. Damit Ihr mir aber nicht
n lauft, ſo hab' ich für Euch bei mir Quartier ma=
laſſen, drei Stüblein eng und nett, mit Zubehör, im

Hintergebäude rechts, mitten im Garten, wo Euch die blühenden Zweige zum Fenſter herein hängen und duften, und ihr die Dichtingredienzien aus erſter Hand habt."

„Apotheker! — Apotheker!" ſtammelte der zum Tode erſchrockene Hofgerichts-Secretär.

Reinhold blickte ſprachlos bald nach der, wie verklärt aufſchauenden Geliebten, bald nach ihrem Vater. Der Capellmeiſter erhob unwillkührlich die rechte Hand, wie zum Tact ſchlagen und rief feierlichſt: „Merkt auf, ich künd' ein Geheimniß an!"

„O ſchweig doch du nur Schwager!" — dämpfte ihn der Apotheker — „du haſt wahrlich um mich kein Gaudium verdient! Warum? — das brauch' ich dir nicht erſt zu ſagen, du weißt es am beſten. Doch du haſt nun auch kein Amt mehr, niemanden auf Erden, der deiner wartete und dich pflegte. Auch bei dir ſind die Jahre gekommen, von denen man ſagt: ſie gefallen mir nicht. Ich dächte, auch du ſagteſt dem bittern Ernſte des Lebens — bis auf das Zipperlein, welches gar heilſam iſt, gegen allzugroße Üppigkeit — Valet und wärmteſt dich fortan nur an den milden Strahlen der Kunſt. Alter! — Ich dächte du ſetzteſt dich zur Ruhe bei mir und zögeſt auch in die Apotheke, hinten in den Garten, dem Dichter gegenüber, wo du ihn nicht ſtören kannſt, wenn du auch noch ſo munter auf dem Flügel trommelſt, oder die Choraliſten von St. Sebaldus ſingen läſſeſt, nach der Schwierigkeit. — Nicht wahr Alter? Du nimmſt vorlieb mit dem, was ich habe? — Nicht wahr?"

„Schwager!" — ſtammelte der Capellmeiſter und reichte ihm die zitternde Hand — „Ich ziehe zu dir! denkt nicht

hlecht von mir, Ihr Alle, daß ich das mit ſo erbärmli-
er Intonation, ſo mezza voce, ja tremulando her-
usbringe! Tremulirt mir doch Herz und Zunge! — Kommt
n Euch, Hofgerichts-Secretär! — — Der Friede zieht
n in unſer Leben! Sein Thau iſt Frühlingsthau!“

Aber noch immer ſtarrte der Hofgerichts-Secretär
or ſich hin, als ob er in einem wunderbaren Traume
efangen, aus dem er ſich fürchte aufzuwachen. Reinhold
and wie auf glühenden Kohlen.

„Ich merke wohl“ — nahm der Apotheker wieder lä-
elnd das Wort — „Ihr ſeyd begierig, was ich mit dem
roßen Saale und den beiden Stuben unter der Wohnung
es Capellmeiſters anzufangen gedenke. — — Nun — in
ieſe zieht — der berühmte Maler Reinholdus —
ommet her mi fili! an meinen Bauch! — Ihr ſeyd ein
ackerer Menſch! Ich habe Eure Tritte und Schritte be-
leitet, ſo lange Ihr in der Fremde waret, denn alle
ure Epistolas an meine Tochter las ich. Ihr ſeyd ein
ünſtler, daß heißt: ein wahrer, das ſagen Eure Te-
imonia, die Kenner, Eure Bilder, mein Gefühl, ob ich
s ſchon, um nicht vor Euch durch unziemliche Rührung
u blamiren, unterdrücken müſſen. Auch Ihr ſollet in der
unſt nur die heitere Göttin ſehen, auch Euch ſoll das
rnſte Leben nicht drücken. Ihr werdet arbeiten, wenn Ihr
ben wollet, nicht wenn Ihr müſſet. Auch Ihr nehmt vor-
ieb bei mir und mit mir, wie es Gott gibt. Und niemand
oll Euch ſtören, denn der Stein des Anſtoßes — das liebe
öchterlein — wird removirt, die gebe ich — — meinem
ackern Proviſor! Nun, was zieht Ihr das Maul? —

— Iſt es Euch nicht recht? — Und du mein Kind, da im Dunkeln, mit der lächelnden Miene und den perlenden Thränen, kommſt du mir nicht gerade vor, als ob du wüßteſt, was eigentlich die Glocke geſchlagen? — Ja — du weißt es, — du weißt es, ob ich dir es gleich nicht geſagt. Denn du haſt mir unbedingt vertrauet in kindlichem Gehorſam! Du biſt das fromme Kind des vierten Gebotes! Deine Briefe an den Reinholdum hab' ich niemals ſehen mögen; ich war ja auch deiner gewiß. Aber aus dem, was er antwortete, ſpiegelte ſich das, was du geſchrieben, klar und deutlich, und wenn ich niemals mit dir über deine Liebe reden wollen; ſo geſchah es, weil ſie mir doch Anfangs Kummer und Sorge machte, ich auch dachte, es werde ſich verbluten, nachher aber, als es ſich nicht verblutete, dein Glück im Stillen bereitete. Glaubſt du es bei dem Proviſor zu finden, ſo nimm ihn in Gottes Namen! Ihr wiſſet ja alle wer er iſt."

Und nun brach der laute Jubel los!

„Ihr, edler Apotheker!" — rief der Hofgerichts-Secretär — „könnet Ihr mir verzeihen?"

„O Vater! theurer Vater!" — liebkoſeten die Kinder.

„Tonica und Schlußcadenz!" — jauchzte der Capellmeiſter — „Lobet den Herrn alle Heiden!"

„Daß ich übrigens bärbeißig that, gegen die girrenden Täubchen — „beſchwichtigte der Apotheker das frohe Getümmel —" nun, das kann Euch auch nicht unerklärbar ſeyn. Wiſſet Ihr nicht, wie der Vater es macht, wenn der heilige Chriſt beſcheret? Er hält die Thüre feſt zu, öffnet den zappelnden Kindern nur ein Ritzlein, daß ſie den hellen Chriſtbaum ſehen und ganz außer ſich werden, eh er

m Ende doch herein läſſet! — Jetzt hab' ich Euch,
h wollte, ein ganzes Neſt voll Künſtler in meiner
heke und die Dunkelſtunde pro futuro ſo bequem
nöglich. Freunde! Nichts ſoll uns mehr trennen!
„Nichts, nichts, als der Tod!" — riefen alle und
len und lachten und waren ſelig und eilten aus einer
rmung in die andere.

Guter Rath.

Singt ihr jammervollen Dichter,
Singt doch nimmer Liebeslieder,
Sonnen ſteigen auf und nieder,
Und ihr zündet matte Lichter.

Quält Euch nicht mit leerem Drange,
Wo ihr arm und dürftig fühlet,
Mühſam ſinnt, im Haar euch wühlet
Um ein Bildchen zum Geſange.

Was als Handwerk ihr getrieben,
Gebt es auf und lernt euch kennen,
Liebesſänger euch zu nennen,
Lernt vor allem andern — lieben.

Denn kein Lied läßt ſich erzwingen,
Noch der Gott im Buſen binden,
Bild und Wort wird leicht ſich finden,
Wenn die rechten Saiten klingen.

Wenn die Lieb' euch Lieder lehret,
Werden ſie ſich göttlich künden,
Im verwandten Herzen zünden
Jene Gluth, die ihr entbehret.

Und damit ihr mögt erkennen,
Ob zu Liebesluſt und Klagen
Ihr der Töne Kampf dürft wagen,
Will ich euch die Zeichen nennen.

Singt ihr, wandelnd in den Thalen,
Müſſen rings die Wälder tanzen,
Felder, Wieſen, Bäume, Pflanzen
Müſſen purpurroſig ſtrahlen.

Singt ihr auf der Alpen Spitzen,
Muß das Eis von hundert Jahren
Aufthau'n, donnernd nieder fahren,
Von den uralt ew'gen Sitzen.

Wenn ihr ſinget auf den Meeren,
Müſſen, wie bey hohen Stürmen
Sich empor die Wogen thürmen,
Sich die Tiefen aufwärts kehren,

Und ſingt ihr der Liebe Schmerzen,
Müſſen Thränen aus den Steinen
Fließen, und Hyänen weinen,
Wie bewegte Kinderherzen.

Und trifft keines dieſer Zeichen,
Läſtert dann mit nicht'gem Triebe
Nicht die hoh' allmächt'ge Liebe,
Die ihr, ſchwach, nicht könnt erreichen.

Chriſtian Baron Zedlitz.

Dein vergess ich nie.

Erhellt der erſte lichte Schein
Nach dunkler Nacht mein kleines Zimmer,
Erwach' ich bei Aurora's Schimmer,
So denk' ich, ſüße Huldinn! dein.

Senkt ſich die Nacht auf Flur und Hain,
Und auf mein ſtilles Hüttchen nieder,
Schließt mir der Schlaf die Augenlieder,
So ſchlummr' ich, dein gedenkend, ein.

Vor meiner regen Phantaſie
Sich deine Grazie geſtaltet,
Im Traum ſich mir dein Bild entfaltet,
Dich, Zauberinn! vergeß' ich nie!

Im Traum die bange Scheu entweicht,
Jn's Auge kann ich frei dir blicken,
ich wag' es, dir die Hand zu drücken,
Nie dann dein Ernſt zurück mich ſcheucht.

Doch röthet ſich des Himmels Saum,
Erwach' ich bei des Tages Klarheit,
Vertauſch' ich unruhvolle Wahrheit
Für einen wonnevollen Traum.

Doch ſind auch fruchtlos Sorg' und Müh',
Bleibſt du auch kalt bei Huldigungen,
Die aus dem Innerſten entſprungen;
Dich, Zauberinn! vergeß' ich nie!

Glück iſt nicht dieſe ſtarre Ruh',
Womit du deine Bruſt geſtählet;
O, wenn mich ſtets auch Sehſucht quälet,
Ich bin doch glücklicher, als du.

Die Hoffnung ſchmeichelnd zu mir ſagt:
„Die Liebe, wenn ſie auch entbehret,
Schon durch ſich ſelber Glück gewähret;
Der iſt verloren, der verzagt.“ —

Ich glaube, was ſie tröſtend ſpricht,
Ertönt in meiner Sterbeſtunde
Ein freundlich Wort von deinem Munde,
Vergeß' ich dich auch jenſeits nicht.

Carl Müchler.

Sanct Odilo

Legende.

Seht Ihr den lieblichen Knaben wohl?
Seine Wangen ſind blaß, ſein' Äuglein hohl,
In Jahren, wo wachſen ſoll jegliche Kraft,
Vertrocknet in ihm ſchon des Lebens Saft,
In ſeinen Mienen zeigt ſich der Schmerz,
Kann den Körper nicht tragen himmelwärts.
Gleich den Thieren kriecht er entnervt und krumm
In ſtillem Leiden am Boden herum.

Einſt als ihn die Wärt'rinn in's Freie trägt,
Und dort auf bemooſetes Erdreich legt,
Da geht ſie dann fort und läßt ihn allein
Im wärmenden heilenden Sonnenſchein;
Und eine Capelle ſteht neben an,
Die ſchaut der Knabe vergnüglich an;
Denn es ſchimmern die farbigen Fenſterlein
Weil drauf ſich ſpiegelt der Sonnenſchein.

Und immer ſchaut er mit trunkenem Sinn,
Es zieht den Kleinen mit Macht dahin,
Er kriecht und wälzet ſich hin zur Capelle
Und mit großer Müh' auch über die Schwelle,
Und jetzo an dem heiligen Ort
Umfängt ihn labende Kühle dort.

Er blickt umher, ſo gut er nur kann,
Und über dem Altar erblickt er ſodann
Gemahlet ein Muttergottesbild,
Drauf ſchläfert die Jungfrau gar ſanft und mild
Das Jeſukindlein zur Ruhe ein
Und auf die Gruppe fällt Sonnenſchein.

Und der kranke Knabe das Bild erſchaut,
Es gefällt ihm ſehr und er weinet laut
Und ruft: „Ach! das iſt ein glückliches Kind,
„Es ruht in den Armen der Mutter ſo lind,
„Sie thut ihm ſo ſchön und ſie deckt es gut zu,
„Damit es nichts ſtöre in ſeiner Ruh',
„O Mütterchen lieb, o Mütterchen fein
„Erbarme dich gute Mutter auch mein,
„Ich bin ein armer, ein kranker Knabe,
„Noth thut mir's, daß ich ſolch Pflege habe!"

Und kaum ſprach der Kleine die Worte aus
Da war ihm als ſtieg' aus dem Rahmen heraus
Die milde, die himmliſche Muttergeſtalt
Und nahe ſich ihm und berühr' ihn alsbald
Mit ſanfter Hand, und ſtreck' ihm die Glieder
Auf ein gutes, gar weiches Bettelein nieder,
Und flöß' in die Wunden ihm Balſam hinein,
Und in ihren Armen da ſchlaf' er jetzt ein.

Und als er von ſeinem Schlaf war erwacht,
Da war es in der Capelle Nacht,
Er hatte wirklich geſchlafen lang,

Und es graut' ihm ſchier und es ward ihm bang;
Alsbald aber fühlt' er ein kräftig Regen,
Er konnte aufſtehn und ſich bewegen,
Den Kopf, der geſenkt war zur Erde zuvor,
Jetzt kühn erheben zum Himmel empor,
Da wußt er vor Freuden kein Ziel und kein Ende
Und betend faltet' er ſeine Hände
Und dankte der Gottesmutter und ging
Nach Haus, wo erſtaunt ihn der Vater empfing.

Von dieſer Gott geſegneten Stund,
War der Knabe immer friſch und geſund,
Und immerdar in ſeinem Leben,
Mit Inbrunſt der heiligen Mutter ergeben,
Sie ſchenkte ihm Kraft und ſchenkte ihm Stärke,
Mit ihrer Hilf that er Wunderwerke.

J. F. Caſtelli.

Die goldenen Eier.

(Ballade.)

Der Kaiſer ſaß annoch, die Kron' auf dem Haupt,
(Die Krönung war eben geſchehen)
Im Saale und männiglich war es erlaubt
Am Throne vorüber zu gehen,
Und hin zu legen vor ſeiner Macht
Die Geſchenke, welche er dargebracht.

Zuerſt zog in Demuth die Cleriſei
Geführt von den Cardinälen,
Mit Mütze und Inful und Stabe vorbei,
Die Kirche dem Herrn zu empfehlen,
Und knieend brachte die ganze Schar
In Capſeln heil'ge Reliquien dar.

Dann folgten die Ritter im Eiſengewand,
Den Marſchall an ihrer Spitze,
Sie neigten die Schilder an ihrer Hand
Und legten zum Königsſitze
Ein Schwert, ſeit grauer Vorzeit geſchätzt,
Den Griff mit Diamanten beſetzt.

Dann folgten die Bürgermeiſter all,
Schwarz gekleidet vom Kopf zu den Füßen,
Wohl unter Trompeten- und Paukenſchall,
Und trugen auf ſammtenen Kiſſen
Die Schlüſſel der Städte in's Kreuz gelegt,
Und reichten ſie dem, der die Krone trägt.

Und jetzt eine Schar von Gelehrten erſcheint,
In langen falt'gen Talaren,
Man ſieht Aſtronomen mit Dichtern vereint,
Philoſophen mit Ärzten ſich paaren.
Sie legen am Throne, an dem ſie knie'n,
Ihre Opera und Carmina hin.

Und eine Geſandtſchaft von Landleuten auch,
In ihren Sonntagsgewändern,
Sie naht ſich nach alt herkömmlichem Brauch,
Geſchmückt mit Sträußern und Bändern,

Von Ebenholz bringt ſie ein Fäßchen voll Wein,
Und eine ſilberne Ähre herein.

Der Kaiſer dankte jeglichem Stand,
Mit des Hauptes traulichem Nicken,
Mit liebevoller Bewegung der Hand,
Oder mit den freundlichen Blicken,
Und jetzo will er verlaſſen den Saal,
Um ſich zu begeben zum offenen Mal.

Und noch eine neue Schar tritt heran,
Zur ſeltſamen Augenweide,
Mit Kitteln ſah Ein'ge man angethan,
Die Andern mit Gold und mit Seide,
So glänzend aber dieß Kleid war gewählt,
Ein Spängelchen hier, dort ein Knöpfelchen fehlt.

Der Oberleib wackelte immerdar,
Den Bart am Kinne bewegend,
Die Geſichter waren nicht häßlich zwar,
Doch auch nicht Vertrauen erregend,
Sie murmelten ſtets durch die Zähne fort
Im ſingenden Ton unverſtändliches Wort.

Zum Throne trippelten jetzo ſie,
Abnehmend die Mützen und Hauben,
Und fielen Alle zugleich auf die Knie,
Laut ſchreiend: „Herr! Wölleſt erlauben
Daß ach dein getreuer Jüdenverain,
Am Krönungstag dir ein Geſchenk därf verlaihn!"

Und ſie legten ein Körbchen von Silber ganz
Mit goldenen Eiern gefüllet,
Zum Throne des Kaiſers; — der ſtaunt ob dem Glanz,
Als er das Körbchen enthüllet,
Und nachdem er gedanket mit freundlichem Blick
So ruft er die Schar noch einmal zurück;

Und ſpricht: „Herr Kanzler! die Hühner hier,
Welche goldene Eier geleget,
Die nehmet in guten Gewahrſam mir;
Sie werden fein ſorgſam gepfleget,
Nichts darf ihnen fehlen, drauf achtet mir ſehr,
Doch frei laſſen will ich ſie nimmermehr."

J. F. Caſtelli.

Nahme, Bild und Lied.

Es ziehn drei Geſellen in's Weite hinaus,
Es litt ſie wohl nimmer im engen Haus;
Ein jeder doch nahm was Liebes mit ſich,
Das hegt' er und pflegt' er gar inniglich.

Der Erſte ein wackerer Goldſchmied war,
Der trug ein Ringlein aus Liebchens Haar,
Das hatt' er gefaßt in Gold und Stein
Und ihren Namen gegraben darein.

Der Zweite ein herrlicher Maler war,
Der trug ein Bildniß gar wunderbar,
Es war des Liebchens lächelndes Bild,
Das trug er auf ſeinem Herzen als Schild.

Ein Dichterjüngling der Dritte war,
Mit blühendem Antlitz und güldenem Haar,
Trug Bild und Namen im Herzen ſein,
Manch liebliches Liedchen noch obendrein.

Und wie ſie einſt ſehn in den Strom hinab,
Sinkt's Ringlein des Erſten in's Wellengrab;
Und wie ſie einſt ſtehn auf hohem Thurm,
Da raubet des Zweiten Bildniß der Sturm.

Die Beiden, die ringen die Hände ſich wund,
Doch jubelnd ertönt des Dichters Mund,
Trägt Namen und Bild ja im Herzen ſein,
Manch liebliches Liedchen noch obendrein.

Ant. Alex. Gr. v. Auersperg.

An * * *

Denkſt du noch mein ſüßes Mädchen,
Weit getrennt durch Zeit und Raum,
An die ſchön verlebten Stunden,
Die verſchwommen wie ein Traum?

Statt der Roſen jener Tage,
Die bekränzten unſre Zeit,
Wölben ſich um uns die Dornen
Kalter, ſchroffer Wirklichkeit.

Und es blieb von jenen Tagen,
Von dem nah gewährten Glück,
Von den tauſend tauſend Thränen
Die Erinnrung nur zurück.

Einſam ſteh ich jetzt im Leben,
Bin ein Fremdling überall,
Bin von ſüßen Liebesliedern
Ein verklungner Wiederhall.

Ungenoſſen geht vorüber
Jedes Morgens goldne Pracht,
Ungerührt bleib ich vom Zauber
Der geheimnißvollen Nacht.

Ruhte deine Roſenwange
An der meinen, liebeheiß,
Sang ich zu der Harfe Tönen
Lieder laut zu deinem Preis.

Drückte dich und meine Harfe
Wechſelſeitig an mein Herz,
Und ſo rief ich in die Schranken
Wonneſelig, kühn den Schmerz.

Und er hat den Ruf vernommen,
Schwang den kalten Eiſenſpeer,
Schritt, ein todesbleicher Rieſe,
Durch ein heißes Thränenmeer.

Und mit ſeinem ehrnen Schilde
Preßt er mir die bange Bruſt,
Daß ich meine Ohnmacht fühlend,
Meines Frevels mir bewußt.

Alſo hat er ſich gelagert
Zwiſchen uns und unſer Glück,
Gibt von all den friſchen Kränzen
Nur ein welkes Blatt zurück.

Und ſo wird er zürnend weilen,
Bis die ernſte Stunde ruft:
Dann erſt wird er heimwärts ſchreiten
Langſam über unſre Gruft.

W. Marſano.

Nachtgruss.

Da wieder ſchwebt die holde Nacht
In ihrem dunkeln Kleide,
Und führt der gold'nen Sternlein Pracht,
Wie Schäfchen auf die Weide.

Der Mond, als Wächter hingeſtellt,
Hat ſich ein Sternlein zugeſellt,
Das funkelt immer
In hellem Schimmer.

Es ſchläft ſchon alles auf der Flur,
Und ruht von Tages Mühen;
Zu meinem ſtillen Lager nur
Will keine Ruhe ziehen.
Das Auge müd' und kummerwach,
Dem holden Sternlein ſieht es nach;
Das funkelt immer
In hellem Schimmer.

Es ſchwimmen in dem weiten Blau
Die gold'nen Lichter alle,
Es netzt die Nacht mit kühlem Thau
Der Erde Blütenhalle,
Doch meiner Augen feuchter Blick
Er ſchaut nach Einem Stern zurück,
Der funkelt immer
In hellem Schimmer. —

Zu ſeinem klaren, milden Schein
Fühlt ſich mein Herz gezogen;
Ich ſeh von allen nur allein
Nach ihm zum Himmelsbogen.
Doch ewig bleibt der holde Stern
Dem Herzen nah, dem Auge fern,
Und funkelt immer
In hellem Schimmer.

So ja auch du, geliebtes Licht,
In meinem dunkeln Leben,
Zu dir darf auch ſich anders nicht
Der Sehnſucht Blick erheben.
Du bleibſt mir, wie der holde Stern,
Zwar immer nah, doch ewig fern,
Und funkelſt immer,
In hellem Schimmer!

Kaſter.

Lenzgefühle.

I.

Seht, wie dort des Eiſes Rinde
Vor der Sonne Strahl zerſpringt,
Und wie ſie mit lauem Winde
Uns den neuen Frühling bringt!

Wie ein junges Wonneleben
Aus dem Boden ſtrebt und keimt,
Neuer Hoffnung hingegeben
Alles liebt und ſinnt und träumt!

Wie nach langem Schlaf die Erde
Sich mit buntem Kleide ſchmückt,
Und mit bräutlicher Geberde
Luſterregend um ſich blickt!

Seht doch, wie der große Reigen
Voller Sehnſucht ſich verſchlingt,
Himmelwärts die Lerchen ſteigen
Und die treue Schwalbe ſingt!

Wie die frommen Blumenaugen
Dankend auf zum Himmel ſehn,
Bienenlippen Nektar ſaugen!
O, geſteht, das iſt doch ſchön!

Schön, ja ſchön iſt Frühlingswonne!
Prächtiger, als alle Pracht,
Wenn die gute, liebe Sonne
Segensvoll herunterlacht!

Doch noch etwas, im Vertrauen
Bringt der milde Lenz uns mit:
Seht doch, jene holde Frauen
Wandern mit bedächt'gem Schritt.

Und ſie hüllen ſich betroffen
Dichter wohl in Tuch und Shaw
Doch was dieſe Holden hoffen
Sag' ich Euch ein ander Mal!

II.

Neuer Lenz bringt neue Wonne
Und der Wieſe friſches Grün,
Milder wird der Strahl der Sonne
Und die Klapperſtörche ziehn.

Und die Liebe tauſchet Mäulchen
Und verſtohlne Blicke aus,
Und die blauen, duft'gen Veilchen
Windet ſinnig ſie zum Strauß.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Stärker ſchlägt dann auch das Herz,
Und die wahren Freier klagen
Viel von ihrem Liebesſchmerz.

Aber ich ahm' jenen Dingen,
(Sind ſo ganz von meinem Schlag!)
Dieſen bunten Schmetterlingen
Doch nur gar zu gerne nach!

Und wie ſie von Blumen nippen,
Fern und nah', und hier und dort:
Eil' ich auch von hundert Lippen
Zu der hundertſten fort!

Und ſo lang' es gibt zu naſchen
Solche leichte Frühlingskoſt
Soll mich wahrlich! keine haſchen!
Ich ergeb' mich erſt im Froſt!

III.

Wenn der Frühling ſo mit ſachten
Wieder auf die Erde tritt,
Theilt er auch ein zärtlich Schmachten
Plötzlich allen Weſen mit.

Und ſein lebenswarmer Odem
Treibet Knoſp' und Blatt hervor,
Und aus aufgewecktem Boden
Steigt der Grashalm ſchnell empor.

Alle Keime, alle Triebe
In der ſchaffenden Natur,
Zeigen einer mächt'gen Liebe
Unverwüſtbarliche Spur!

Und ein Jeder hat die Seine,
Treibt mit ihr ſein zärtlich Spiel;
Aber ach! mir fehlt die Meine,
Und der Frauen gibt's ſo viel!

IV.

Frühling kommt daher gegangen,
Sonntäglich iſt ſein Gewand,
Milch und Blut ſind ſeine Wangen,
Blumen hält er in der Hand,

Und den wohlgeformten Knaben,
Eines Gottes Conterfai,
Jede Dirne möcht' ihn haben,
Gegen ihn thut keine ſcheu!

Und ſie krabbeln ihn am Kinne,
Streicheln ihn wohl hin und her,
Und ihm iſt dabei zu Sinne,
Als ob's in der Ordnung wär'!

Knabe, hör', auf eine Stunde
Borge mir dein grünes Kleid,
Und von manchem rothen Munde
Trink' ich Frühlingsſeligkeit!

V.

Frühling iſt ein Lebensbote,
Herold einer ew'gen Welt,
Und dem ſchauervollen Tode
Mildiglich hinzugeſellt.

Und wer nur ſein tiefes Streben
Recht mit klaren Augen ſchaut,
Der vernimmt aus beßrem Leben
Einen ahnungsvollen Laut!

Ja, er bringt vergnügte Zeitung
Jedem, der da krankt und ſiecht,
Dem des großen Räthſels Deutung
Noch in fernem Dunkel liegt!

Wie die Raup' aus morſcher Schale
Sich erhebet leichtbeſchwingt,
So aus dieſem Erdenthale
Die befreite Seele bringt.

Mag denn auch der Winter kommen,
Hüll' in Tod er Alles ein:
O, er wird dem Gläub'gen, Frommen,
Übergang zum Leben ſeyn!

Carl Barbarina.

Frühlingslieder.

I.

Am Fenſter.

Am Fenſter ſteh' ich ſtundenlang,
Und blicke ſchweigend hinaus,
Und lauſch' der Lerche frohem Sang
Der lauten Welle Gebraus.

Wie ſchwieg die Luſt ſo lange Zeit
Tief unterm laſtenden Schnee?
Wie that das Herz der kranken Maid.
Nach duftenden Fluren ſo weh?

Wohl blüh'n jetzt Blumen bunt geſtreut,
Wohl jubelt der Vögel Heer;
Doch die ſich dieſer Luſt gefreut, —
Sie weint und lächelt nicht mehr.

II.

Der Schiffer.

Der Frühling ſchmolz des Winters Schnee,
Und wieder ſchwimmt im blauen See,
Im Morgengrau ein lichter Schwan,
Mein leicht gebauter Kahn.

Und jenſeits winkt mit Tuch und Hand,
Mein Mädchen mir vom hohen Strand,
Und ruft mir zu: „Lenk ab dein Schiff,
Dir droht ein Klippenriff!"

Und wenn die Brandung mich umbrauſt,
Der weiße Giſcht am Kiele ſauſt,
Die Barke ſchwankt, das Ruder bricht,
Verblaßt ihr Angeſicht.

Sie wagt ſich in die Fluth hinein,
Ihr Händchen darf mein Anker ſeyn,
Ein Kuß mein Lohn für die Gefahr,
Die mir vorhanden war.

Dann tändeln wir und koſen wir,
Und geh'n durch Blumen dort und hier,
Bis bei der ſcheuen Amſel Lied,
Das Abendroth verglüht.

Oft glänzt im Blau der Vollmond hell,
Doch meine Fahrt geht wild und ſchnell,
Mein Ruder geißelt raſch den See,
Mir thut das Herz ſo weh.

Und bis am Herd mein Flämmchen wach,
Blickt ſie vom Strand dem Schiffer nach,
Dann thut ſie ſo wie ich gethan,
Und ſteckt ihr Lämpchen an.

III.

Das harte Herz.

Lockt dich, du Holde,
Endlich der warme Strahl?
Lockt dich der Frühling
In das erwachte Thal?

Hörſt du den Vogel,
  Preiſen des Frühlings Luſt?
Leben und Liebe
  Athmet die Menſchenbruſt.

Ströme und Seeen,
  Spiegeln des Himmels Bild,
Strahlen wie dieſen,
  Schmilzt auch der Firne Schild.

Doch ob der Gletſcher,
  Schimmernder Panzer bricht,
Herzen wie deines,
  Schmilzt ja der Frühling nicht!

IV.

Der Verlaſſene.

Euch beglückt des Winters Scheiden,
  Und ich wünſcht ihn mir zurück,
Denn für Eure Frühlingsfreuden,
  Wüßt ich mir ein beſſ'res Glück.

Als noch wilde Stürme hauſten,
  Und vom Berggrat dort und hier
Donnernde Lavinen ſauſten
  War ich glücklicher als Ihr.

Mit dem Frühling tief im Herzen,
  Saß ich bei der lieben Maid,
Unter Tändeln, unter Scherzen,
  Schwand die ſtarre Winterzeit.

Sprecht! was ſind des Frühlings Freuden
Gegen ſolchen Winters Glück?
Doch die Düfte müſſen ſcheiden
Keine Blüthe bleibt zurück.

Mit den Blumen an den Scheiben
Schwand der letzte Freudentraum,
Soll ich fliehen? ſoll ich bleiben?
Ach, ich weiß es ſelber kaum!

Wenn ich jetzt vorüberwandre,
An dem wohlbekannten Haus,
Ziehen bunt und tändelnd Andre,
Wie die Bienen ein und aus.

Spielen mit demſelben Glücke,
Mit derſelben zarten Hand,
Deren liebevolle Drücke,
Ich ſo oft, ſo gern empfand.

Und wenn ſie mich ſoll erblicken,
Schweift ihr Auge dort und hier;
An die Bruſt wollt ich ſie drücken,
Aber ach, ſie flieht vor mir.

F. H. Slawik.

An die Überredung.

Überredung, ſüße Gabe,
Die des Atlas edler Sproß,
Hermes mit dem Friedensſtabe,
Auf der Menſchen Lippe goß:

Überredung, keine Schätze,
Sind dir gleich an Macht und Ruhm:
Einend wirfſt du Liebesnetze,
Haßentzweiten Seelen um.

In des Menſchen junge Seele,
Träufſt du deinen Honig ſchon;
Daß er fromm das Gute wähle,
Lehrt ihn deiner Lehre Ton.
An der Mutter ſüße Lippe
Ketteſt du des Kindes Ohr;
Hältſt ihm, daß es lächelnd nippe,
Vatermund als Becher vor.

Warme Küſſe, ſüße Thränen,
Sind die Helfer, die du zählſt;
Frommer Eifer, kindlich Sehnen
Die Gefühle, die du wählſt.
Was der Streng' unmöglich ſchiene,
Was die Liſt ſich nicht getraut,
Das erringt oft deine Miene,
Das erſchmeichelt oft dein Laut!

Doch des Jünglings heißer Buſen,
Nennt ſich wohl dein liebſtes Land;
Mehr, als um die Gunſt der Muſen,
Buhlt er um dein gold'nes Pfand.
Du beſeeleſt ſeine Träume,
Theilſt das Wort dem Wahne zu;
Seiner erſten Liebeskeime
Treue Pflegerinn biſt du.

Wenn ſie nah'n die ſüßen Stunden,
Wo das Herz von Reichthum arm,
Nie den Namen noch gefunden,
Für ſo namenloſen Harm.
Wenn er da ſteht nun vor jener,
Und er ſieht ſie ſtumm vor ſich,
Immer milder, immer ſchöner: —
Ach was wär' er ohne dich?

Du entſiegelſt ſeine Sprache,
Goldne Ketten leihſt du ihm.
Bis entzückt der Endlichwache
Ausſtrömt ſeinen Ungeſtüm.
Nicht erwehrt ſich da des Schwalles
Blödheit, Strenge, Kunſt, Natur: —
Überredung über Alles,
Über Alles Liebe nur!

Oder wann im ernſten Leben
Feindlich Kraft an Kraft ſich reibt;
Wenn verloren jedes Streben,
Fruchtlos jede Drohung bleibt:
Da entzündeſt du die Herzen,
Stellſt ſie frei in Mund und Blick,
Retteſt aus der Fluth der Schmerzen
Siegreich das verſunkne Glück!

Vor des Richters ernſtem Stuhle
Stehſt du unbemerkt im Chor,
Ziehſt aus der Verſtocktheit Pfuhle
Sünder reuzerknirſcht empor;

Hängſt dich an das Herz des Fürſten,
Wenn er Tod und Leben wägt;
Stillſt der Rache blutig Dürſten,
Sänftigſt, wo ein Groll ſich regt.

O ſo ſey mir denn willkommen
Überredung, theures Gut!
Wen du mild in Schutz genommen,
Der durchhüpft des Lebens Fluth.
Wie von Hermes Stab getroffen,
Tritt die Welt in ſeinen Bund;
Alle Herzen ſtehn ihm offen,
Denn ſein Schlüſſel iſt ſein Mund.

Selber gegen ſeines eignen,
Widerſpänſt'gen Herzens Krieg,
Kann er ſeine Kraft nicht läugnen,
Und ihn krönt der ſchwerſte Sieg!
Ja, ob keine Blum' ihm grünte,
Ob ihm feind auch das Geſchick,
Ob er auch kein Glück verdiente,
Er erſchmeichelt ſich das Glück.

Traute Göttinn, alſo webeſt
Du des Lebens ſchönſtes Band;
Du geſelleſt, du belebeſt,
Du verſchränkeſt Hand in Hand.
Selbſt noch an des Todes Pforte,
Trittſt du zu dem Menſchen hin;
Leihſt der Freundſchaft milde Worte,
Leihſt den Worten ſchönen Sinn;

Trockneſt einmal noch ſein Auge,
Daß es nicht in Thränen bricht,
Und beſchwatzeſt ihn, er ſauge
Aus der Nacht des Todes Licht.
Er vergißt, daß er ſich freute,
Daß es ſchön zu leben iſt,
Daß vielleicht ſich mit dem „Heute"
Jedes „Morgen" ihm verſchließt.

Golden malſt du ihm die Thüre,
Die zur dunklen Gruft ihn führt;
Zeigſt ihm, daß er nichts verliere,
Wenn er Alles gleich verliert.
Du bevölkerſt ihm die Sterne
Mit Geſtalten, die er liebt,
Und verſprichſt ihm in der Ferne,
Was ihm keine Nähe gibt.

J. G. Seidl.

Beſcheidner Zauber.

Könnt' ich zaubern, ſüßes Mädchen,
Ach dann wär' es wohlbeſtellt!
Keine Throne, keine Schätze,
Keine ſchönre, beßre Welt.
Nur ein Haus, umrankt von Reben,
Roſenſtrauch und Silberfluth,
Und dazu ein freies Leben: —
Könnt' ich zaubern, — dann wär's gut!
Doch wozu ein eignes Häuschen,
Silberfluth und Roſenſtrauch?
So ein ſtilles, unbelauſchtes,
Trautes Stübchen thät' es auch!
Ruht ſich's gleich ein wenig härter;
Liebe fragt nicht, wo ſie ruht,
Armen iſt der Reichthum werther, —
Könnt' ich zaubern, dann wär's gut!

Doch wozu ein eigen Stübchen,
Das vor Lauſchern uns bewacht?
Hat man nur ſein eigen Liebchen,
Hat man nur noch eine Nacht!
Roſenlauben, Fliederhecken
Dienen uns zur ſichren Hut:
Liebe weiß ſich zu verſtecken, —
Könnt' ich zaubern, dann wär's gut!

Doch wozu das Alles — Alles?
Weit beſcheidner zaubert' ich!
Könnt' ich zaubern, ſüßes Mädchen,
Dann umſchläng und küßt' ich dich,
Und der kurzen Küſſe kleinen,
Bald verſchwundenen Genuß,
Schüf' ich mir dann um in einen,
Aber einen ew'gen Kuß!

J. G. Seidl.

Das Kloster.

Im Thale dort, wo die Linden ſtehen,
Die Linden ſo hoch und breit,
Iſt einſam und grau zu ſehen
Ein Kloſter aus alter Zeit.

Da weht aus Gängen und Hallen
Es einen gar kühle an,
Gar kühl' und ſchaurig vor allen
Vom Kirchlein neben an.

Da ſpielt ſo lieblich die Sonne
Durch die Fenſter roſig und blau,
Da liegt eine junge Nonne
Im ſchwarzen Sarge zur Schau.

Am Haupte den weißen Schleier,
Den Kranz von Roßmarin,
So liegt ſie in ſtiller Feier,
Und lächelt vor ſich hin.

Ein ſchöner, trauriger Ritter
Kniet draußen am Schwellenſtein,
Und breitet durch's Pfortengitter
Die Arme weinend herein.

Er ſieht ſie verſchließen und tragen
In's Gruftgewölbe hinab.
Kann nicht einmal knien und klagen
Und weinen auf ihrem Grab.

Carl Gottfr. v. Leitner.

Mein Ideal.

Mein Ideal ſoll ich zu malen ſtreben?
Fürwahr mein Freund, du forderſt von mir viel! —
Doch daß du ſiehſt, wie ſehr ich dir ergeben,
So höre denn, — allein mit Maß und Ziel.

Nur leicht, aus freier Hand, kann ich dir's malen,
Auf mehr als dieß verſteht ſie ſich wohl nicht,
Weil mir für ihrer Schönheit ganzes Strahlen,
Wenn nicht der Wille, doch die Kraft gebricht.

Sie iſt nicht ſchön, wie Claurens ſchöne Kinder,
Stellt keine Vally, keine Liesli vor;
Doch daß ſie hübſch iſt, ſieht ſogar ein Blinder,
Und ihre Stimm' entzückt ein taubes Ohr.

Wie Sammt fühlt ihre Haut ſich an, wenn ſpielend
Der Finger über ihren Nacken ſtreift;
Ihr blondes Lockenhaar, in's Gold'ne ſchielend,
Beſchämt die Saat, wenn ſie zum Schnitte reift.

Geſundheit ſtrahlt aus freudigoffnen Mienen,
Die Lipp' umblüht ein friſcher Purpurſchein,
Rund ſind die Arm' und voll, daß man von ihnen
Für ewig gerne möcht' umſchlungen ſeyn.

Die Augen blau; die Zähn' aus Elfenbeine,
Und Amors ſchönſter Thron der holde Mund, —
Und dann das Näschen, das geſpitzte, kleine,
Gibt Scharfſinn, Heiterkeit und Liebe kund.

Die offne Stirn, in deren freiem Spiegel
Der Seele ganzes Buch zu leſen ſteht, —
Der Buſen, den des Schleiers ſeidner Flügel,
Verräthriſch deckt — gleich einem Blumenbeet —

Doch halt! Sie droht ſchon lächelnd! Mir entſinket
Der kühne Kiel; der laute Mund wird ſtill —
Denn wenn ſie mir auch gleich nur lächelnd winket:
O ſo errath' ich dennoch, — was ſie will

F. X. Tolb.

Nüſſe

zum

Aufknacken für ſchöne Zähne.

I.

Räthſel.

Sagt mir, kennt Ihr jenen Bronnen?
Iſt von Demant aufgebaut,
Und wenn man hinein nun ſchaut,
Schimmert's wie von tauſend Sonnen.
Raſen ſprießet und Geſträuch
Um den Brunnen ſammetweich.
Aber rufeſt du: „was iſt das?
Seh' ich drinnen doch kein Naß!
Kann er Labung mir nicht ſpenden,
Soll bei Gold und Edelſtein
Immerfort ich durſtig ſeyn:
Will ich ihm den Rücken wenden!"

„„Laß' nur, Schwätzer, dein Geſchrei!
Waſſer ſchaffet ſchnell ein Jeder!
Drücke dort an jener Feder,
Und es ſprudelt gleich herbei!"""

„Ei! da kommt's, ich ſchöpf' und trinke!
Weh'! daß ich zu Boden ſinke!
Bitter ſchmeckt es, voller Salz,
Und beengt mir Bruſt und Hals!"

„„Ja, das kommt, weil ungeſchickt
An der Feder du gedrückt!
Willſt an ſolchem Trunk dich laben,
Mußt ein zart Gemüth du haben!
Wer wird auch ſo roh denn klopfen?

Sieh' ich drücke, und die Tropfen
Dringen aus kryſtall'nem Haus,
Wie die Perlen, hell heraus,
Steigen zu des Brunnens Rand,
Und ich ſchöpf' in hohler Hand,
Trinkend aus der ſüßen Fluth
Lebensluſt und neuen Muth!
Und wie jeder Tropfen quillt,
Zeigt er mir des Himmels Bild,
Und wirft es mit ſüßem Blick
In das eigen Herz zurück.
So dem Brunnen gegenüber
Selig nenn' ich mein Geſchick!
Meine Liebe hab' ich lieber,
Und nichts fehlet meinem Glück!" "

Doch jetzt thut den Born mir kund,
Leſer, ſprecht, es iſt — — —

Carl Barbarina.

II.

Das Trinkgelag.

Dreiſylbige Charade.

Dichter. Ihr kennt wohl mein Klärchen, das liebliche Kind?
Und wißt auch, wie ſchön ihre erſten zwei ſind?
Maler. Ich weiß es; doch hätt' ich die erſten zwei nicht,
So rührte mich nimmer ihr holdes Geſicht.

Gärtner. Es treibt ja mein Baum weder Blüthe noch Blatt,
Sobald er im Lenz die zwei erſten nicht hat.
Fiſcher. Zwei ſind mir zu wenig. Ein Fiſcher will mehr.
Doch wenn es gar Neun ſind, dann freut es ihn ſehr.
Jäger. Wie ſonderbar! Oft ſind mir zweie zu viel,
Ich find' in der erſten mein flüchtiges Ziel.
Spieler. Welch' ſeltſames Wunder die Gnügſamkeit thut!
Noch Eins über zehne, dann ſtehn ſie erſt gut.
Wanderer. Die erſte durchſchweiften gar luſtig die zwei,
Ach! wäre mir nur kein Geflügel dabei.
Dichter. Geſellen; genießt weil der Zufall uns eint
Den Blick der zwei erſten, der eben erſcheint,
Vergönnet nun gleichfalls den Dritten ihr Recht;
Es heißt noch nicht fröhlich ſeyn, wenn man nur zecht.
Erfreut Euch die Dritte, die jüngſt ich erdacht,
Dann ſchließt erſt das Ganze nach Mitternacht.
Thienemann.

III.

Räthſel.

Vierſylbig.

Einſtmals macht' ich eine Reiſe;
Nun Ihr wißt, wie Frauen ſind?
Meine weinte wie ein Kind.
Darauf ſprach ich zu ihr leiſe:

Liebes Weib, in wenigen Wochen
Labet dich das ſüße Wort!
Riß mich los und eilte fort,
Aber hielt, was ich verſprochen.

Darauf that ſie eine Reiſe,
Von der Niemand Kunde gibt,
Und ich war zum Tod betrübt;
Und mein Weib ſprach ſchmerzlich leiſe
Jenes inhaltreiche Wort,
Sprach's, und ging auf ewig fort!
Ach! zu Monden wurden Wochen;
Was hat mir mein Weib verſprochen?

Carl Barbarina.

IV.

Charade.

Vierſylbig.

Meine beiden erſten Sylben
Hüllen weiße Schleier ein,
Purpurn glühn der Jungfrau Wangen,
Hoch im ſonnenrothen Schein.

Siegend ſchaun die ſtolzen Häupter,
In die reine Himmelsluft,
Wild ſtürzt ſich die Fluth hernieder,
Donner rollt in finſtrer Kluft.

Und die muntern Herden weiden
Noch an lichter Wolken Saum
Friedliche Schalmeien flöten
Goldner Unſchuld ſüßen Traum.

Komm erwache du der zweiten,
Holdes, königliches Paar,
Sollſt die Mutter Gottes ſchmücken
Am erhellten Hochalter.

Und es rufet dich das Mädchen,
Saitenſpiel lockt ſie zum Tanz,
Willſt du zögernd heut ihr fehlen,
Zierlich bei des Feſtes Glanz?

Biſt ihr drum nicht ganz verloren,
Denn es lacht dein freundlich Bild
Fröhlich, ihr von beiden Wangen,
Selbſt beim Nordhauch friſch und mild.

Und auf ihrem holden Munde
Deiner Farbe Anmuth brennt,
Und Ihr Name iſt der deine,
Den die Liebe ſchmeichelnd nennt.

Still verwaiſet ſtand das Ganze,
Weit entfernt vom Heimathland,
Unter ſchützenden Kryſtallen
Hegt es treu des Freundes Hand.

Und gezogen kömmt ein Knabe
Mit der ländlichen Schalmei,
Schlichte Einfalt im Gemüthe,
Blühend in des Lebens Mai.

Und er freut mit heiterm Sinne,
Sich an fremder Blumenwelt,
Bis ſein wonneleuchtend Auge
Plötzlich auf das Ganze fällt.

Ach, da ſtürzt ein Strom von Thränen
Aus dem ungetrübten Licht,
Und er faltet ſeine Hände,
Still erbleicht das Angeſicht.

Und mit namenloſem Sehnen,
Und mit ſüßem, bangen Schmerz,
Drücket er die Heimathloſe
An ſein tiefbewegtes Herz.

Sey gegrüßt, ſo ruft er innig
Tochter der geliebten Flur,
Meine Berge, meine Matten,
Ewig fern liegt eure Spur.

Trauernd ziehet fort der Knabe,
Klagen hauchet die Schalmei,
Feucht iſt's Aug und blaß die Wange,
Heiße Sehnſucht trübt den Mai.

Emmy * * *

V.

Räthſel.

Der Sonderbare.

Daß ich der Neunte, — Zweite — Fünfte — Dritte,
Der Siebente, Achte, Vierte, Erſte gar,
Derſelbe ſtets, vorn, hinten, in der Mitte
Und nicht derſelbe, ſtets ein Andrer war —
Das wird dir zu errathen wohl gelingen,
Denn leicht iſt dieſes Dunkel zu durchdringen.

Erwieſen hat man oft mir hohe Ehre,
Mich groß und klug und ſchön und gut genannt,
Sogar geſagt, daß ich einfältig wäre,
Auch unter kahl und dick bin ich bekannt.
Gewonnen hab' ich Schlachten und verloren,
Und ohne Menſchen würd' ich nicht geboren.

L. L.

VI.

Die Reiſe.

Zweiſylbige Vexier-Charade.

Rings war es Nacht umher
Der Weg uns unbekannt,
Kein Häuschen ſah man mehr
Vor'm Auge kaum die Hand.
Da gab es Sorg' und Noth
Dem Weibchen graute ſchon,

Da ſich kein Führer bot,
Dumm war der Poſtillion.
Dort, rief die Erſte ich,
Recht uns die Zweite zeigt,
Und eh' ne Stunde wich,
War 's Ganze ſchon erreicht.
Dort recht mich nach der Reiſe zu erquicken,
Muß Wein und Punſch ſogleich den Tiſch mir
ſchmücken!

L. L.

VII.

Der Aufmerksame.

Charade von zwei Sylben.

Sieh' wie mein Erſtes auf dem Zweiten ſteht
Mit gier'gem Auge nach dem Zweiten ſpäht,
Damit das Zweite nicht dem Erſten lacht
Und ſich vorüber ſchleicht in dunkler Nacht.
Denn trotz der Strenge, die das Ganze zeigt,
Das zweite oft dem Erſten gern entweicht.

L. L.

VIII.

Das Geschenk.

Allegoriſche Charade von drei Sylben.

Mit Sehnſucht harrt' ich in des Waldes Schatten
Auf's Liebchen, die zu kommen mir verſprach,

Friſch dufteten der Berge grüne Matten
Und träumend ich auf weichem Mooſe lag.
Da ſah' ich plötzlich was die Erſten ſagen,
„Wie, rief ich, kommt denn Ihr in Waldes Nacht?
„Welch böſer Geiſt hat Euch hieher getragen,
„Hieher, vom ſchroffen Dritten nur bewacht?
„Ihr ſeid verbannt wohl aus der Schweſtern Reihen
„Weil Euch manch falſches Herz am Buſen trug?
„Dem Hehler wie dem Dieb nicht zu verzeihen
„Iſt billig nur, Euch traf gerechter Fluch!
„Doch arme Sünder, kann Euch das erlöſen,
„Daß Euch ein Mädchen trägt, dem Schwure treu,
„So nennet die Verbannungszeit geweſen,
„Bald nahet ſie, die Euch die Rett'rinn ſey!"
Und raſch zum Strauß flocht' ich die erſten Beiden,
Sprang auf die Dritte, um in's Thal zu ſehn,
Ob noch nicht naht das Mädchen meiner Freuden,
Und kaum gedacht, ſah ich ſie vor mir ſtehn.
Berauſcht vor Wonne ſank ich ihr zu Füßen,
Und reichte ihr den Strauß der Erſten hin.
Bedeckte ihre Hand mit heißen Küſſen,
Und freundlich ſprach ſie mit beſcheid'nem Sinn
„Daß mich der Duft der holden Kinder labe,
„Soll nun an meiner Bruſt ihr Plätzchen ſeyn.
„Und wär' vom Ganzen deine ſüße Gabe,
„Wohl ſchwerlich könnte mehr ſie mich erfreu'n." —
L. ?

Kern der Nüſſe.

I. Das Auge.
II. Augenlied.
III. Wiederſehen.
IV. Alpenroſe.
V. Carl.
VI. Dortrecht.
VII. Wachtſchiff.
VIII. Roſenſtein.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

A. Pertor del.

F. Novelli sc.

HULDIGUNG
den
Frauen.

Ein Taſchenbuch
für
das Jahr 1829.

Herausgegeben
von
J. F. CASTELLI.

Siebenter Jahrgang.

Mit sechs Kupfern.

Wien,
bey Fr. Tendler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

H

Kr

Ku

M

St

W

Inhalts=Register.

Proſa.

Seite
mer (J. v.). Anrede von Sultaninnen in
chreiben 247
e (L.). Die Kloſterruine in Nor-
egen 9
ner. Das weibliche Concert. Parabel 358
láth (v. J. Grafen). Drei kleine Erzählungen:
1. Das Fräulein von Bodmann . . 335
2. Andor und Juczi 340
3. Die Gaben 346
rle Holzmeiſter (J.). Der alte
Steinbruch im Wolfsgraben. Erzäh-
ung 257
ngarten. Der Spuk im Vorſtadt-
auſe 181

II.

Gedichte.

Seite

Agnes (Franz). Die Blumenkönigin 382

Auersperg (A. A. Graf v.). O'Donoghue. . 251

Baldamus (Max. Karl). Der früh begrabene Lieblingstraum 330

Barbarina (Carl). Huldigung den Frauen . . 3

Das Loſungswort 243

Bauernfeld. Lebensblätter 364

Caſtelli (J. F.). Das Weib 167

Sibille, Herzogin der Normandie 373

Deuern (G. v.). Zum neuen Jahre 1

Emmy. Das Sträußchen als Antwort 176

Emil. Laura 175

E...l. (Juliane). Das Täubchen 376

Gerhard (W.). Freude 385

Hammer (J. von). Auf die Wiedergeneſung meiner Tochter 250

Nach dem Engliſchen Lord Byron's . . . . 2[illegible]

Seite
Haug. An Urania 371
Herrmannsthal. Auf dem Rohrerberge . . . 387
Jeitteles (**Ludwig**). Das Mädchen und die Haſelſtaude 378
Mädchen, willſt mich küſſen? 380
Kuß, Genuß, Verdruß 381
Kaſper (**Anton**). Huldigung den Mädchen . . 5
Maltitz (A. v.). Des Glückes Kram 254
Marſano (**Wilhelm**). Zum Wiegenfeſte . . . 370
Mayrhofer. Gloſſen 332
Müchler (**Karl**). Elegie 356
Steter Frühling 362
Lebensregel 363
Neuffer. Die Verwandlung 174
Pietznigg (F.). Sehnſucht nach dem Tode . . 333
Rückert (Friedrich). Sieben Lieder 169
Scheiger (J. J.). Amor und Hymen 351
Schlechta (**Baron**). Sitz und Buch 244
Vorſatz 256
Geheimniß 366

Seite
Seidl (J. G.). Die älteſte Wiege 328
Der Suchende (Ballade) 352
Sidonia. Der Traum 245
Wenzig (Joseph). Im Winter 367
Die Thränen 368
Die Blumen 369

Räthſel, Charaden, Logogryphen v. L. L. 391

Zum neuen Jahre.

Liebchen, will zum neuen Jahr
  Dir ein kleines Liedchen geben,
Nimm es wohl auf, warm und wahr
  Kommt's hervor aus inn'rem Leben.

Und auch ſoll's nicht traurig ſeyn,
  Wie ſo manche ſeiner Brüder;
Liebes Mädchen, ſollſt dich freu'n
  Über meine kleinen Lieder.

Hab' dich wohl ſchon oft betrübt?
  Hätt' dich ſtiller lieben ſollen,
Heiß mein mildes Herz dich liebt,
  Hab' dich nicht betrüben wollen.

Will's auch nun nicht wieder thun,
  Will recht ſanft ſeyn, recht gelaſſen,
Alle Wildheit will ich nun
  In dem alten Jahre laſſen.

Doch du mußt auch allen Schmerz
  Mit in's alte Jahr verſenken,
Bring' zum neuen froh dein Herz,
  Neue Freuden wird dir's ſchenken.

Aber lieben mußt du mich
  Willſt du doch mein Herz erfreuen,
'S liebt im alten Jahre dich,
  Wird es ſicher auch im neuen.

Warſt mir auch im alten gut,
  Dabei magſt im neuen bleiben,
Dann will ich mit frohem Muth
  Dir noch manches Liedchen ſchreiben.

G. von Deuern.

Huldigung den Frauen.

Schlachten will mein Lied nicht preiſen,
Welterobrer nicht erhöh'n;
Buhlen nicht um Gunſt der Weiſen,
Die wir unweiſ' öfters ſehn!
Euch, die unſrem Erdenleben
Schönheit Ihr und Wonne leiht;
Holde Frauen ſoll's erheben,
Schüchtern ſei es Euch geweiht!

  Dir nicht, die des Weibes Gränzen
Mild und männlich kühn verletzt,
Ob auch an den Lorbeerkränzen
Thoren Auge ſich ergetzt!

Dich nicht will der Sänger preiſen,
Deine Thaten nicht erhöhn!
Wie bei jenen Afterweiſen
Wird er ſtumm vorüber gehn!

Dir mein Lied, die in den Schranken
Trauter Häuslichkeit dort lebt,
Und, in Reinheit der Gedanken,
Nach dem Glücke And'rer ſtrebt!
Die mit zarter Mutterliebe
Ihre Kindelein umfängt,
Und, das Leben ſei auch trübe,
Fromm an ihrem Gatten hängt!

Die der Mode falſches Prangen,
Selbſtbeherrſchend, gern vergißt,
Deren innigſtes Verlangen
Liebe nur und Sanftmuth iſt!
O, es ſteht kein Kleinod höher,
Wie umher das Auge ſchau'!
Niemand iſt dem Himmel näher,
Als in Liebe eine Frau!

Carl Barbarina.

Huldigung den Mädchen.

Ihr holden Frauen, zürnt nicht mein,
  Wenn ich, als Pfand der Treue,
Ein Sträußchen aus Apollos Hain
  Den lieben Mädchen weihe;
Denn Myrthen ſoll der Junggeſell
  Um volle Becher ſchlingen,
Und luſtig Hyppokrenens Quell
  Auf's Wohl der Mädchen ſchwingen

Was rühmt ihr Hohes in der Welt,
  In aller Weſen Sphäre,
Das, von der Liebe Hauch beſeelt,
  So ſchön und edel wäre,
Als einer Jungfrau züchtig Bild
  Mit unentweihten Blicken,
Was lächelt ach! wie ſie, ſo mild
  In jedes Herz Entzücken?

Mich locket wohl der Roſen Pracht,
  Die friſch entknoſpet prangen;
Doch Purpur, höh'rer Anmuth, lacht
  Auf ihren keuſchen Wangen.

Das Veilchen hat mich ſtill erfreut
  Durch anſpruchsloſe Blüthe;
Doch tiefer die Beſcheidenheit,
  Und eines Mädchens Güte.

Mich rührte oft der Morgenthau
  Im gold'nen Sonnenflimmer;
Doch mehr der Jungfrau Augenblau,
  Beperlt vom Thränenſchimmer.
Mich wiegte ſanft zur nächt'gen Stund
  Die Nachtigall in Schlummer;
Doch beim Geſang von Liebchens Mund
  Verträum' ich Gram und Kummer.

Sie iſt's, die wilde Leidenſchaft
  Mit zarter Sitte meiſtert;
Und die des Jünglings Feuerkraft
  Zur Heldenthat begeiſtert.
Ein Druck der Hand, ein ſüßer Blick,
  Ein Wink von ihr zum Lohne,
Es gilt ihm mehr als jedes Glück
  Selbſt als die reichſte Krone.

Sie iſt's, die Stolz und Übermuth
  Zur frommen Demuth zügelt,
In deren Reizen keuſcher Glut
  Die Grazie ſich ſpiegelt.
Sie feſſelt, wie mit Zaubermacht,
  Den Weiſen und den Thoren,

Und ſchlingt um uns in Wintersnacht
Des Lenzes roſ'ge Horen.

Wer theilt ſo innig Freud' und Schmerz,
Wer theilt ſo Tod und Leben,
Als Du, geliebtes Mädchenherz,
Dem Jüngling treu ergeben.
O Huldgeſtalt aus Edens Thal,
O Abbild alles Schönen!
Beglücket, wen durch Deine Wahl
Die Amoretten krönen! —

Zwar iſt manch Mädchen ungeſtüm,
Gefällt es uns zu ſcherzen;
Doch, Freunde, deutet dieß nicht ſchlimm,
Und nehmt euch's nicht zu Herzen;
Und ſtraft ſie euch, gewiß, dann iſt
Die Strafe mild und ſüße,
Die Schönen ſtrafen, wie ihr wißt,
Gewöhnlich nur durch Küſſe.

Auch reichen ſie mit treuem Sinn
Zur Warnung noch Geſchenke,
Und daß ihr Liebling künftighin
Der Strafe ſtets gedenke,
Erhält er ſchön geflocht'nes Haar,
Umfaßt vom gold'nen Reife,
Und endlich wohl ein Briefchen gar,
Und eine Buſenſchleife.

Es iſt der holden Mädchen Art,
Durch Tugend ſtill zu ſiegen
Und uns, liebkoſend kindlich zart,
In Freude einzuwiegen.
Ach, wer ein edles Herz errang,
Das ihm ſo treu ergeben,
Er wandelt den Zephyrengang
Durch's blumenreiche Leben!

Den Nebel, der ſein Haupt umfließt,
Schmilzt ihres Blickes Wonne,
Die aus dem Aug' den Thau ihm küßt,
Wie von der Flur die Sonne.
Dem Jüngling iſt ein Minnerauſch
Statt Nectarglut beſchieden,
Die Liebe ſchenkt im Seelentauſch
Dem Bettler Glück und Frieden.

Drum, will ein frommes Mädchen ſich
Auch mir zur Minne weihen,
Gelobe ich ihr minniglich,
Sie einſt als Braut zu freien.
Wenn dann die junge Dichterbruſt
Getreue Arm' umſchlingen,
Dann will ich in beglückter Luſt
Ein Lob den Frauen ſingen.

Anton Kofler.

Die Kloſterruine in Norwegen.

Mitgetheilt von L. Kruſe.

Folgender Criminalfall, der ſich vor nicht vielen Jahren in Norwegen zugetragen haben ſoll, hat mich, obgleich nicht durch die Actenſtücke ſelbſt, ſondern nur durch den in romantiſcher Einkleidung dem Drucke übergebenen Bericht desſelben mir bekannt geworden, nicht wenig angezogen, und zwar weniger durch den ſchwankenden Verdacht, die Ungewißheit, wozu eine dunkle That Veranlaſſung gab, und durch die ſich wenig über die Alltäglichkeit erhebenden Charaktere der auftretenden Perſonen, als durch die in ihrem Urſprunge höchſt unrichtig ſcheinenden kleinen Motive, die endlich die dem Verhängniſſe geweihten Opfer wie im Sturmwinde mit ſich fortzogen. Ich wage dieſe Begebenheit, ſo wie ſie mir vorſchwebt, hier wieder zu erzählen, obgleich ich zum wiederholten Male eine Art Wahrſagerin aus der Hefe des Volkes aufführen muß, die nicht allein in dem nationalen Stoff des Gemäldes, aber in der Geſchichte ſelbſt ſo feſt verwebt iſt, daß ich ihr charakteriſtiſches, geheimnißvolles Mitwirken verſchmähend, jene, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, nicht zu erzählen wußte. Damit aber aufgeklärte Geiſter, denen die kindliche, obgleich abergläubiſche Poeſie jener dunklen Wälder und drohenden Felſenſchluchten — und iſt nicht jede Poeſie demnach Aberglaube — ein Gräuel iſt und ſich um den äſthetiſchen Theetiſch zu höheren Genuß ſchon verſammelt haben, gleich im Anfange, ehe noch der Vorleſer die erſten durch den goldnen Schnitt feſt an einander haftenden Blätter dieſes zierlichen Büchleins getrennt hat, ſogleich ihm gebieten können, zu der folgenden Erzählung über zu gehen, in ſo fern es Ihnen Anſtoß geben ſollte, daß der Erzähler ſie unter Leute bringt, von welchen die Wenigſten in die ſogenannte gute Geſellſchaft hineingehören, ſo nimmt dieſer keinen Anſtand, den ihm vertrauenden Leſer ſogleich auf ein kleines Giebelzimmer in der Adelſtraße zu Copenhagen zu führen, eine Straße, die dieſen Namen wahrſcheinlich eben ſo wie Lucus a non lucendo trägt, denn die größere Hälfte derſelben, wird nur von unbemittelten, ja ſogar ärmlichen Leuten bewohnt, und in den vielfachen geheimen Schlupfwinkeln verbirgt ſich noch immer die lichtſcheue Gemeinheit — allein mitten unter dieſer verkriecht ſich ja auch zuweilen die Tugend. Die felſenfeſteſte Ehrlichkeit, Geradheit und ſelbſt Zufriedenheit leuchteten aus den Augen des Inhabers des erwähnten Zimmers, das nicht allein von Armuth, ſondern auch von einer ziemlich cyniſchen Unordnung zeugte. Ein halb offener Koffer, ein ziemlich großes Geſtell ganz mit alten Büchern voll gepackt, einige alte unſcheinbare Kleidungsſtücke, an der weiß übertünchten Wand ein großer Tiſch, deſſen eine Hälfte Papiere und Schreibmaterialien trug, während die andere mit den Zubereitungen einer ſehr frugalen Abendmalzeit, einem Käſtchen mit Knaſter, einer

Pfeife und zwei vollen Bouteillen beſetzt war, vier Stühle, und eine einfache Bettſtelle, die jedoch in einem Alcoven ſtand, machten die Geräthe des Zimmers aus. — Der Inhaber desſelben, ein großer hagerer, ziemlich bejahrter Magiſter, der jede Hoffnung, ein Amt zu erhalten, aufgegeben zu haben ſchien, und ſich ſeit Jahren auch nicht mehr um ein ſolches bewarb, allein, ſich was ſeine Bedürfniſſe anbetraf als Repetent oder Privatdocent bei jungen Studirenden, reichlich ernährte, ging unruhig rauchend mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und nieder. Er ſchien Jemanden mit Ungeduld zu erwarten, ſtand mitunter horchend ſtill, und als er endlich die Treppe hinauf kommen hörte, verſchmolz die frühere düſtere Ungeduld ſeiner Züge in eine behagliche Zufriedenheit. — Die Thüre ging auf, und ein junger Mann, deſſen zierlicher, durchaus ſchwarzer Anzug rüſtige wohlgebildete Formen bedeckte, trat in das Zimmer. Sein ſchönes, männliches Antlitz, der ſonore Klang ſeiner Stimme, womit er dem Freund guten Abend bot, würden gleich beim erſten Anblicke jeden Fremden für ihn eingenommen haben, wenn nicht eine ſichtbare Verſtimmtheit, ein dunkles Feuer, das aus den trüben Blicken leuchtete, und im Verein mit den blaßen Wangen ſeinen Zügen, etwas ſonderbar Düſteres und Schwermüthiges verlieh, ein ſtörendes Gefühl erregt hätten. — Es war etwas beinahe zerknirſchtes darin.

„Salve, Salve humanissime dilectissime et ornatissime Collega!“ rief der Wirth und ſtreckte ihm fröhlich die Rechte entgegen. „Endlich, obgleich etwas ſpät, wird mir denn geſtattet, Euch meinen herzlichen Glückwunſch abſtatten zu können. Faſt verdroß es mich, die Einladung heute mit dir bei deinem Gönner, dem reichen Banquier, ausgeſchlagen zu haben, damit ich mich doch eine Stunde früher an deiner Freude hätte weiden können; denn es iſt ſchon ſpät, nicht weit von achte, und ich begann faſt zu befürchten, daß die glänzende Umgebung dort dich zu einer Untreue gegen den alten Freund verleitet hatte, und doch ſtrafte ich mich ſelbſt wegen eines ſolchen Mißtrauens, ich ſollte ja wiſſen, daß mein treuer Norweger nie ſein Wort bricht. — Nun! zünde die Pfeife mit an, ſie iſt ſchon geſtopft — Herr Gott!" unterbrach er plötzlich ſich ſelbſt — „wie ſtarrſt du ſo finſter den Becher an; paßt ſo ein Geſicht zu dem fröhlichen Tag, da du durch eignen Fleiß und meinen Beiſtand Candidatus Theologiae mit beſtem Charakter geworden biſt, — heute, da ich dachte, daß du ſo wie ich an die Decke vor Freuden ſpringen würdeſt, machſt du ein Geſicht wie ein Leichenbitter. — Brandt! was iſt dir begegnet?"

„Nichts!" war die Antwort; „ich bin ein Kind! ein einziges Wort hat mich verſtimmt!"

„Ein Wort?"

„Wie ich ſage — eine dumme Wahrſagung aus den Karten; ein nichtsſagender Scherz, in welchem aber ein abſichtsloſes Wort eine ſchlummernde Erinnerung in meinem Innerſten erregte, die in einer ſonderbaren Zuſammenſtellung mich tief ergriff." —

„Wie denn? Bruder!" fragte der Wirth aufmerkſam.

„Es iſt nichts! ſage ich dir!" fuhr Brandt fort. — „Die Familie, bei der ich heute, wie auch du, eigentlich von dem jungen Commis dort im Hauſe, ihrem Verwandten und meinem Landsmann auf einen Ehrentag eingeladen, gegeſſen habe, war allein; wir ſtanden indeſſen ziemlich ſpät vom Tiſche auf; als wir Kaffeh getrunken hatten, ließ der Banquier, der einige Freunde zu ſeiner gewöhnlichen Spielpartie erwartete, den Tiſch bereiten und die Karten hervorlegen. — Die Tochter blätterte zufällig darin; es war noch kein Fremder angekommen, und die Unterredung war in Stocken gerathen; ich ſann ſchon auf einen Anlaß mich zu entfernen. Da rief auf einmal die hübſche Tochter vom Hauſe! „O, nur ein einziges kleines Mal wahrſage uns liebe Tante!"

Die Tante ſchüttelte den Kopf: „Meint die Jungfer Naſeweis, daß ich ihre Sybille ſeyn will!" ſagte die heitere Alte mit komiſchem Ernſt! — allein die Bittende ließ ſich nicht abſchrecken; ſie quälte neckend die Tante, indem ſie ſich zu mir wandte und eifrig die Prophetengabe der bejahrten Matrone anpries, mit der Hinzufügung, daß ihre Prophezeiungen mehr als einmal eingetroffen wären, und daher möchte ſie ſolche nicht gern ausſprechen.

„Mädchen! Mädchen!" unterbrach dieſe ſie lächelnd! „Du wirſt mich noch zu guter letzt auf den Scheiterhaufen bringen. — Ei nun," fuhr ſie ernſter fort; „unter tauſend Umſtänden muß wohl einer einmal eintreffen; allein deßwegen weigere ich mich nicht; wenn ſolch ein Spiel aber Unterhaltung gewähren ſoll, muß man ſeine Worte ſtreng nach gewiſſen angenommenen freilich völlig willkührlichen Bedeutungen jedweder Karte fügen. — Wie oft kann man denn wider Willen etwas Unangenehmes, ja ſelbſt Unziemliches ſagen, das man erſt bemerkt, wenn man ſchon Jemanden verletzt hat." — „Wer könnte bei einem offenbar harmloſen Spiele ſo engherzig ſein? — Erzeigen Sie uns getroſt auf die Gefahr hin dieſe Gefälligkeit!" gab ich auf einen auffordernden Wink von den ſchönen Augen der Tochter zur Antwort. — Die Tante, die dieſen wahrſcheinlich bemerkt hatte, lächelte. — „Auf Ihre eigne Gefahr denn," ſagte ſie fein, — „denn Ihnen darf ich wohl heute nichts abſchlagen, und ich kann begreifen, daß Sie gern in jeder Karte nach einer Predigerſtelle ſpähen möchten. — Wohlan — Ihnen will ich die Karten legen." — Sie legte die Karten in mehrere Reihen, während wir andern heiter und erwartungsvoll um den Tiſch uns ſtellten. — „Hm," ſagte ſie endlich ſinnend mit dem Kinn auf die Hand geſtützt. — „Ihre Herzensdame liegt weit von Ihnen entfernt. — Sehen Sie nur den weiten Weg, das wilde Meer. — Sie mag wohl in Norwegen ſeyn." — „Oh! — ſo kann ich auch wahrſagen," rief die Tochter laut lachend. — „Siehſt du nicht auch ein großes L unter dem Bilde." — Ich konnte nicht umhin, einen verweiſenden Blick auf meinen jungen Freund zu werfen! —

„Oho! alſo doch!" unterbrach ihn der Magiſter ernſt, mit einem großen Blick. —

„Meinſt du Bruder!" fuhr Brandt kurz, faſt ſchneidend fort. — „Still Mädchen!" gebot die Tante ernſt, die mit ganzer Seele bei den Karten war, ſo wie immer, bei dem, was ſie auch unternimmt. — „Aber Ihnen weit näher" verſetzte ſie „liegt eine kleine ſchwarzäugige Dame; vergeſſen Sie nur nicht über Sie die Entfernte, es liegt eine Karte zwiſchen Euch Beiden, die Glut bedeutet." —

„Hm! Hm!“ räuſperte ſich der Wirth. —

Brandt ſah ihn ſpähend an. „Wahrſcheinlich,“ verſetzte er, ohne ſich zu unterbrechen — „ſollte es auf mich geſtichelt ſeyn, weil ich dem hübſchen Mädchen ohne Arg in die ſchwarzen Augen geguckt, und ihren Wink nur gar zu gern befolgt hatte.“ — „Hüten Sie ſich aber,“ fuhr die Tante leicht darüber hingleitend fort — „denn eine Todtenblume liegt zu Ihren Füßen; gehn Sie ihr aus dem Wege, damit Sie nicht darüber ſtraucheln.“

„Nun!“ rief der Freund, als Brandt ſtill ſchwieg.

„Dieß Wort war es, das mich ergriff,“ begann dieſer wieder. „Was ſie auch damit gemeint? ich habe keine Ahnung davon; wahrſcheinlich war es in einer bloßen Zufälligkeit begründet. — Sie ſprach noch etwas das unverſtanden mein Ohr berührte, dann ſchob ſie mit einmal die Karten unter einander, und ſagte, wie mir ſchien, auch etwas verſtimmt.“ — „Wozu mehr! ich kann Ihnen doch nicht helfen, ich ſehe gar keine Karten in Ihrer Nähe, die eine Kanzel bedeuten können.“

„Ei Bruder!“ fuhr der Magiſter fort — „dann bin ich ja eben ſo klug als vorher — von dem was dir früher dort oben in Norwegen begegnet ſeyn mag, weiß ich ja ſo gut wie nichts — dagegen kenne ich wohl eine andere, ſchwarzäugige — nun Dame freilich nicht, und wahrlich, ich vermuthete“ —

„Ich ſehe,“ unterbrach Brandt ihn raſch, „daß ich, um dir alles deutlich zu machen, dich mit meiner einförmigen und doch nicht armen Kindheit bekannt machen muß; und ich thue es gern Bruder! denn ich ſcheue mich nicht, dich in meine verwirrte Seele ſehen zu laſſen.“

Der Wirth drückte die ihm gereichte Hand, ſchenkte die Gläſer voll, ſetzte ſich in eine behagliche Lage, und winkte ihm zu beginnen.

„In einer der einſamſten Felſengegenden Norwegens, ſproß ich“ — ſo nahm Brandt das Wort; „im Hauſe meines Oheims, eines alten gelehrten Predigers zum Jüngling auf; dieſer wahrhaft fromme Mann theilte ſeine Thätigkeit zwiſchen ſeine Gemeinde, ſeine Bücher, und die Erziehung der zwei Söhne ſeiner beiden Schweſtern. — Ich, und mein faſt gleichjähriger Vetter, Fritz Höjer, ein milder, ſchmächtiger, blühender Knabe, machten ſein ganzes brüderliches Erbe aus. — Eine Viertel Meile von uns entfernt auf einem großen Hof, wohnte eine eben nicht arme jedoch auch nicht bemittelte Amtſchreiber-Witwe, deren einzige Tochter Luiſe, ungefähr drei Jahre jünger als ich, Antheil mit uns an dem Unterrichte des Oheims nahm, und machte ſo, bis wir die Heimath verließen, unſeren faſt einzigen Umgang aus, denn ihr weit jüngerer Bruder, mein junger Freund, der auf dem Comptoir des Banquiers gegenwärtig angeſtellt iſt, wurde ſchon damals bei einem nahen Verwandten in der nächſten, jedoch ſehr entfernten Stadt erzogen; und nur einmal jährlich zu Weihnachten erfreuete uns ſeine heitere Gegenwart. Nur um dieſe Zeit ſahen wir in einer Reihe von Jahren, und doch auch nur zuweilen ein fremdes Geſicht, das Jemanden aus unſrem Stande gehörte; reiſende Bauern, auch fremde Landſtreicher kamen nur ſelten in unſere wilde abgelegene Gegend, und ſelbſt die Mitglieder der Gemeinde des Oheim, ſprachen wir nur ſelten, weil ſie mehr oder weniger entfernt auf einzelnen Höfen wohnten; — ein Hochzeitsfeſt, eine Kindtaufe oder ein Leichenmal mußten ſie und uns denn zuſammen führen. — Nur ein Paar kleine Häuſer zwei oder dreier Inſaſſen, lagen in unſerer Nähe zwiſchen den Felſen verſteckt, alle ihre armen faſt zerlumpten Einwohner, konnten nicht zu unſerem Umgange gehören, obgleich wir ſie gut kannten; denn ſowohl Männer als Frauen machten zuweilen Taglöhnerarbeit auf unſerem Hof."

„Der Oheim, der uns kaum einen Drittheil ſeiner Stunden ſchenken konnte, war nur in dieſen mit uns beſchäftigt. Die Mutter Luiſens ließ uns gewähren, und ſo waren wir drei Kinder Jahrelang uns ſelbſt überlaſſen; — wir fühlten uns indeſſen nicht allein, die erhabenen Bilder, die uns der Unterricht des Oheims vor die Seele geführt hatte, bevölkerten die einſame Gegend. — Griechenlands Götter und Latiens Heroen leiſteten dem treuen gleichgeſinnten Kleeblatte faſt immer Geſellſchaft, und miſchten ſich nicht ſelten in unſre kindlichen Spiele, wo ſie ſich in ſeltener Friedfertigkeit mit den Helden aus der nordiſchen Vorzeit vereinten."

„Ungefähr in der Mitte zwiſchen den Höfen des Oheims und der Witwe Ritter, liegen einige Steinhaufen, die noch eine der wenigen merkwürdigen Ruinen, die von dem Mittelalter übrig ſind, bilden. — Dieſe Steinmaſſe wird das Kloſter genannt, mit welchem Rechte weiß ich nicht. — Drei kleine Felſenſpitzen ſind durch eine Ringmauer vereint, und das Thal, das ſich zwiſchen dieſen bildet, iſt bis an den oberen Rand der Mauer mit einer Lage von Erde gefüllt, die auf gewaltigen halb eingeſtürzten Gewölben ruhet, und ſich ohne Zweifel in der Länge der Zeit auf dem Platze, wo das eigentliche Gebäude geſtanden, angehäuft hat. Wo dieſe Gewölber hinunter geſtürzt ſind, kann man an ein Paar Stellen bequem hinab ſteigen, und man befindet ſich dann in größeren oder kleineren Räumen, von welchen die meiſten durch zum Theil zuſammengeſtürzte Gänge in Verbindung mit einander geſtanden haben oder noch ſtehen.“

„Noch rohe Kunſt mit feierlichem Ernſte vereint, zeigt ſich in mehreren dieſer Gewölbe dem forſchenden Blick. — Daß ſie nicht bloß Kellerräume geweſen, bezeugen die glattgehauenen Wände, die hin und wieder mit Säulen und mit einzelnen übrig gebliebenen erhabenen Figuren geſchmückt ſind. Wunderlich drängen ſich lebendiges Grün, und einzelne Gebüſche zwiſchen die grauen, ſteinernen Maſſen, wo das Licht und die erwärmenden Strahlen der Sonne den Weg durch die geborſtene Mauer gebahnt haben, hinein; und wenn wir es wagten, in die dunkle Vertiefung hinunter zu klettern, die wir den Kloſtergarten nannten, und wo außer der Ringmauer in einem tief untenliegenden Viereck, niedrige Tannen und Birken dicht an einander aufgeſchoſſen, ein kleines Thal ausfüllen, das von einem ſteinernen Zaun, der ſich an die Ringmauer anſchließt, umgeben iſt, — dann glaubten wir die Mönche zu ſehen, wie ſie aus ihren engen Zellen hervortraten, um den hellen Tag anzuſchauen, der durch die gothiſchen Ruinen ihres zuſammengeſtürzten Ordens hineinbrach. — Aber ſo wie wir die Steinmaſſen bevölkerten, ſo legten wir auch den verſchiedenen Räumen bezeichnende Namen aus der Vorzeit bei. Wie oft an einem klaren Sommermorgen begaben ſich die zwei befreundeten Knaben, mit dem Frühſtücke in der Taſche, und ihren Büchern in der Hand dorthin, um in dem hellſten, ziemlich gut erhaltenen Gewölbe, das ſie die Zelle nannten, ihren Studien obzuliegen. Nach Verlauf einiger Stunden wurde ihr Fleiß durch den Klang einer kleinen Glocke unterbrochen, die ſie in einem Winkel der Zelle angebracht hatten, von welcher ein Strick durch einen Riß in der Mauer in's Freie hinaus ging. Es war Luiſe, die klingelte. — Sie kam vom Hofe der Tante, um ſich den Knaben auf ihrem Rückwege nach der Predigerwohnung anzuſchließen. — Dann ſprangen wir mit einem eben nicht andächtigen Ave Maria! hinaus; ſie aber erwiederte den Gruß mit einer ernſten Miene und kreuzweiſe gelegten, an die Bruſt gedrückten Händen."

„Am Abend, wenn wir ſie wieder nach Hauſe begleiteten, führte der Weg auch durch die Ruinen; allein da ließen wir uns gern in dem ſogenannten Ritterſaal nieder, und unterhielten uns mit ritterlichen Abenteuern, oder auch am Eingange der Capelle, vor der in der Mauer befeſtigten eiſernen Thüre, und erzählten uns Spuckgeſchichten, bis wir die Mönche und auch Nonnen aus dem Schutt hervor treten ſahen, oder ein leiſes Klopfen innerhalb der eiſernen Thüre oder einen Schauder erregenden Seufzer von der zuſammengeſtürzten Schneckentreppe vernahmen. Da ſprang Luiſe erbleichend auf, ergriff die Hände der beiden Knaben, und wir eilten pfeilſchnell vorwärts, bis wir alle Drei am Ausgange des kleinen Gehölzes, Sprache und Gelächter wieder bekamen; oder wir wanderten auch auf der baufälligen Ringmauer herum, bis wir an einem jähen Abſturz, dem von den Bauern der

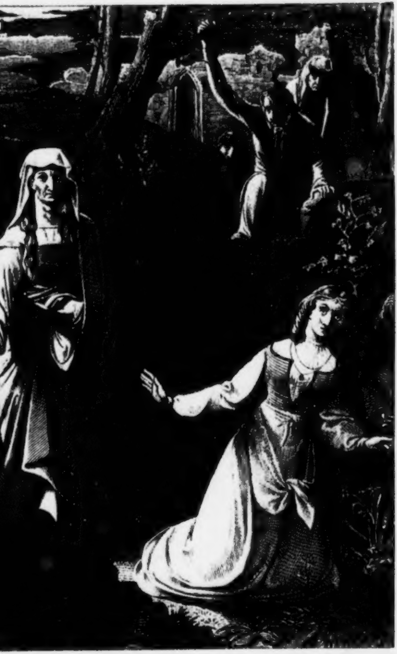
Gegend ſogenannten Bodenlos ſtillſtanden, wo es uns erfreute, Kieſelſteine hinunter zu werfen, und ihres Falles zu lauſchen. Waren wir denn endlich zu Hauſe angelangt, und hatten uns zu den morgenden Lehrſtunden vorbereitet, brachten wir wohl einen Theil des Abends in der Geſindeſtube zu, und ergetzten uns an den ſchaudererregenden Geſchichten anderer Art, die man ſich dort zuweilen mit leiſer Stimme und geheimnißvoller Scheu zuflüſterte. — Natürlicherweiſe wurde unſere nur zu empfängliche Phantaſie bald von dem faſt frommen Aberglauben dieſer guten und geſitteten Leute angeſteckt, die nicht an böſe Künſte, allein nur an der prophetiſchen Gabe eines durchdringenden Blickes glaubten, und in der That erinnere ich mich noch, daß damals oft ein argloſer aber feſter Blick eines Unbekannten, mir eiskalt durch die Bruſt geſchoſſen iſt. Schon früher, als mein Vetter Fritz kaum acht Jahre zählte, begegnete ihm ein Fall, deſſen, wie unbedeutend und lächerlich an ſich er mir noch vorſchwebt, ich lange nicht ohne geheime Schauder gedenken konnte, beſonders als ein zweites bedeutendes Ereigniß, das ich ſogleich erzählen werde, ihn, als er ſchon vergeſſen war, aufs neue in meiner Seele auffriſchte, und noch heute hat die plötzliche Erinnerung daran, ein ſehr unheimliches Gefühl in meinem Innern erregt.“

„Es trat nämlich,“ fuhr der Erzähler nach kurzem tiefen Sinnen fort, „eines Sommermorgens, als wir beide Knaben uns in dem hineingebrachten friſchen Heu, im Hofe herumtummelten, ein herumſtreifendes Bettelweib in denſelben hinein; die uns mit ſo feſten Blicken betrachtete, daß ich mich halb ſcheu ſchon zurückziehen wollte, als Fritz, der ihre Blicke vielleicht nicht einmal bemerkt hatte, und der eben zu der Zeit von einer Kinderkrankheit noch nicht völlig hergeſtellt war, hinzutrat und ihr ſein Frühſtück, das er eben in der Hand hatte, hinreichte.“ —

„War es nun aus Unmuth, weil ihr von dem beſchäftigten Mädchen bedeutet wurde, daß ſie ja ſchon dadurch ein Almoſen bekommen hatte, oder trieb ſie möglicherweiſe der Drang nach gewohnter und willkommener Weiſe, ſelbſt unaufgefordert zu wahrſagen, genug: als ſie nothgedrungen wieder umkehrte, um den Hof zu verlaſſen, heftete ſie erſt einen langen durchdringenden Blick auf den vielleicht noch kränklich ausſehenden Jungen, und ſagte dumpf: Du ſchlummerſt bald, blaſſe Todtenblume, und vielfacher Jammer wird dann wach.“ Dann ſchied ſie. — Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich, allein obgleich noch ſehr jung, hütete ich mich doch nachher, derſelben zu erwähnen, um den bald wieder blühenden Fritz, der ſie nach meiner Meinung überhört hatte, nicht zu verletzen. — Auch ich hatte ſie faſt vergeſſen; die Jahre zogen unbemerkt mit leichten Flügeln über uns hin; — und in unſerm täglichen, einförmigen Leben war noch immer keine Veränderung vorgefallen; wir ſelbſt waren nun alle drei, größer, reifer, ja ſelbſt ſchöner geworden. — Die Fülle der Geſundheit ſtrahlte von Fritzens Wangen; — von meinen gewiß auch, allein auf Luiſens Antlitz verlieh dieſe ihrer in unſern Augen unerreichlichen Schönheit einen Reiz, der uns beide entzückte. — Wir kamen noch immer in den Ruinen zuſammen, obgleich in einem Alter, in welchem wenigſtens die gebildeten Familien der Städte ein ſo feſſelloſes Verhältniß zwiſchen einem Paar Jünglingen und einem beinahe erwachſenen Mädchen bedenklich, oder doch ungeziemend finden würden; dennoch war unſer Verhältniß rein wie die Strahlen Luna's, obgleich etwas wärmer. Niemand von uns ahnte, daß ein anderes Verhältniß möglich ſei — Und doch bewegte ſich eine leiſe, obgleich gutmüthige Eiferſucht in den Herzen der wetteifernden Burſchen, wiewohl gewiß weniger in dem meinen, denn Luiſe hielt ſich offenbar mehr zu mir; — da nun zugleich unſre Zukunft ſchon beſtimmt war, da ich mich für die Kanzel und Fritz ſich für die Militärbahn entſchieden hatte, da wir ohnedem nicht mehr die Zeit ſehr entfernt ſahen, da wir beide ſcheiden mußten, um, ich an der hieſigen Univerſität, er an der Cadettenſchule in Chriſtiania unſres Berufes obzuliegen, beſchäftigte mich Tag und Nacht der Gedanke; vorher mir insgeheim Luiſens Herz verſichern zu können. — Allein dieſe Hoffnung, die gewiß auch Fritzens Bruſt nur noch ſtiller, noch beſcheidener erfüllte, ſollte bald in der meinen und zu meiner Beſchämung einen merklichen Stoß erleiden."

„Es war an einem Frühlingsabende in der Dämmerung, als wir beiden Burſchen Luiſen und ihre Mutter, die in der Predigerwohnung einen ſeltenen Beſuch abgelegt hatte, zurück begleiteten. Der Mond trat auf einmal klar hinter den vorüberſchwebenden Wolken hervor, und beleuchtete magiſch die dunklen zackigen Ruinen."

„Dürfteſt du wohl heute Abend das Kloſter beſuchen? Mutter!" fragte Luiſe die ziemlich furchtſame und abergläubiſche Frau. — „Warum nicht, in ſo großer Geſellſchaft?" erwiederte ſie aufgeräumt. — Jauchzend nahmen wir ſie beim Wort, und obgleich offenbar etwas ängſtlich, ließ ſie ſich unſre lieben Gewölbe zeigen und nennen; jedoch, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ohne in die Vertiefungen hinab zu ſteigen. Wir ſtanden auf der Mauer und ſahen in den Garten hinunter, der, wie früher ſchon geſagt, umzäunt, außer der eigentlichen Kloſterruine lag. „Erſchrecke nicht, Mutter,“ rief die heitere Luiſe, „ich ſpringe in den Garten hinunter und hole dir ein Veilchen, ich weiß wo ſie ſtehen.“ — Ehe die Mutter ſie zurückhalten konnte, war ſie ſchon zum größten Erſchrecken der Madame Ritter hinabgeklettert, und rief ihr zwiſchen den Gebüſchen verſteckt, Troſtworte zu. — Noch ſchüttelte die ängſtliche Frau den Kopf, noch betheuerten wir, daß keine Gefahr vorhanden ſei, als das Mädchen auf einmal ein Angſtgeſchrei ausſtieß, und der bleiche Mond eine Erſcheinung beleuchtete, die unter dieſen Umſtänden wohl den Beherzteſten entſetzen mußte. — Wildſingend erhob ſich aus dem Schutte ein Weſen in einem rothen Mantel gehüllt, mit dicken ſchwarzen Locken um den Kopf, und einem großen Steine in beiden Händen. — „Rette mich, rette mich,“ klang von unten herauf Luiſens Stimme. — Die Mutter ſank beſinnungslos zu Boden. — Uns beiden Burſchen lief es eiskalt über den Rücken. — Ein feiges Entſetzen ergriff mich, der ſonſt nicht unter die Muthloſen gehörte, — ich ſprang von der Mauer zu der entgegengeſetzten Seite hinab, und lief, faſt ohne es ſelbſt zu wiſſen, lief, bis ich mich unter einigen Bauern befand, die vor dem nahen Häuschen eines Jnſaſſen herumſtanden, welche ich mit faſt verſagender Stimme um Beiſtand anflehte. „Es wird gewiß die verrückte Walberg ſeyn!“ nahm einer von ihnen das Wort; — „ich habe ſie heute über die Flur gehen ſehen,



Zur Novelle: Die Klosterruine
in Norwegen von Kruse.

ſie hatte einen alten Dragonermantel um; ſie thut der Jungfrau nichts, die Arme!"

Mit dieſen Worten empfand ich erſt eine tiefe, innere Beſchämung, die Frauen ſo übereilt verlaſſen zu haben, ich kehrte zugleich um, einige Bauern folgten mir. Noch größer wurden meine Verwirrung und Beſchämung, als am Eingange der Ruine Luiſe und die Mutter, von Fritz geführt, uns langſam entgegen kamen. „Wilhelm, ſchämſt du dich denn nicht, ſo wegzulaufen! Wo wollteſt du denn hin?" rief der Burſche faſt triumphirend. — Ich dachte in die Erde zu ſinken. — „Nach Hülfe," ſtotterte ich hervor, und zeigte auf die Bauern, die ſich lächelnd zurückzogen; ſo wanderten wir, ohne ein Wort zu ſprechen, nach dem Hofe der Madame Ritter, das gemeinſame Schweigen beſchämte mich mehr, als ſelbſt bittre Worte es gethan haben würden; auch ich hatte die Sprache verloren; als wir uns von ihnen trennten, faßte die Mutter Fritzen um den Kopf und küßte ihn auf die Stirne, Luiſe warf ſich um ſeinen Hals. — Ihr langer Kuß ging mir durch Mark und Bein! — Die Pforte war ſchon längſt nach ihnen geſchloſſen, ich ſtand noch immer da; ſprachlos, wild, mit geballten Fäuſten, in die Erde ſtampfend. Fritz wollte meine Hand faſſen, ich riß ſie wüthend aus der ſeinigen. — Da ſagte er mit einer Wehmuth in der Stimme, die noch in meinem Herzen wiederhallt. — „Wilhelm! warum mir dieſen Unmuth — mir iſt es im Gegentheile, als müßte ich euch alle doppelt lieb haben — vielleicht wird bald meine kalte Hand die deinige nicht faſſen können."

Ich ſchauderte. — Was ich ähnliches vielleicht ſelbſt in meiner eiferſüchtigen Wuth auch geſagt haben konnte, entſetzte mich nun in ſeinem Munde. — „Du erſchreckſt mich," ſagte ich leiſe, — „was iſt dir begegnet?" — Ich gehe nie mehr dahin," verſetzte er gepreßt, „und dennoch iſt es ja kindiſch, Gewicht auf die Worte einer Tollhäuslerin zu legen. — Sage es dem Oheim nicht, Niemanden. Wilhelm! hörſt du, — denn die Frauen haben es nicht vernommen, — ſo will ich dir es anvertrauen. — Ohne Bedenken, faſt ohne es ſelbſt zu wiſſen, und darum iſt es auch nicht ſo viel Aufhebens werth, — ſtürzte ich mich bei Luiſens Angſtgeſchrei zu ihr hinab, und trat zwiſchen ſie und die ſchauderhafte Erſcheinung; da erſt erſtarrte mir in allen Adern das Blut zu Eis; doch nur einen Augenblick; denn in dem nächſten erkannte ich die heiſere Stimme der blödſinnigen Valberg. — „Ei ſieh da, guten Abend, Fritz!" — flüſterte ſie halb laut: „Findet auch er Vergnügen daran, Kinder aus der Erde zu graben! Guten Abend, Jungfrau Luiſe! Schreie ſie doch nicht ſo laut; die kleine Gertrud wird bang, und duckt ſich tiefer hinunter. — Komm Kuh! komm Kalb! komm Kindlein mein!" Darauf fuhr ſie fort, immer leiſer zu ſingen und Erde und Schutt herauf zu werfen, ohne ſich mehr um uns zu bekümmern. Ich half aber Luiſen ſchnell auf die Mauer hniauf; ſie kam erſt wieder ganz zur Beſinnung, als ſie die noch halbohnmächtige Mutter erblickte. Es war als wollten ſie immer nicht glauben, daß es die verrückte Valberg geweſen; um ſie völlig zu überzeugen, fuhr ich fort, von oben hinab das Weib anzurufen und anzureden. Lange gab ſie keine Antwort, ſondern ſchien in ihr unheimliches Geſchäft vertieft, das ſie mit einem leiſen ſummenden Geſang begleitete. Endlich erhob ſie das bleiche Antlitz, und rief, mich feſt anſtarrend: „Stehn nicht dort an deinem Grabe Todtenblumen? Hörſt du nicht den ganzen Jammer, der alsdann wach wird? — Gehe und ſtöre mich nicht.“ — Da war es mir plötzlich, als hätte ich einmal früher dieſe Benennung gehört, und ich läugne nicht, es hat mich ganz wirr im Kopfe gemacht.“ —

„Ich muß geſtehen,“ fuhr Brandt in ſeinem Berichte fort, „daß eine leichtſinnige Schadenfreude in dieſem Augenblicke den beklemmenden Eindruck ſeiner Erzählung überwog; nicht daß ich ſchlecht genug geweſen wäre, ſeine Zernichtung zu verlangen. Gott behüte! Fritz war mir im Grunde meines Herzens, obgleich unbewußt, trotz meiner Eiferſucht noch immer theuer, allein es war mir doch ganz recht, daß er den Muth und die Geiſtesgegenwart, die er beide nicht ſelbſt erkennen wollte, und die ich nicht gehabt hatte, ein wenig beſtraft ſah, ja! ich muß es zu meiner Schande bekennen, als wir nun auf dem Rückwege an den Ruinen vorüber kamen, und er Miene machte, einen kleinen Umweg zu machen, zog ich ihn ſo neckend damit auf, daß er mich unmuthig verließ, und ſchnell voraus eilte. — Ich dagegen lief um die Ruinen herum, und nahete mich der Hinterſeite des kleinen Hauſes des Inſaſſen, von welchem mehrere Stimmen mir entgegen ſchallten. — Ein kleinlicher, eigenſüchtiger Verdacht, daß die hörbare Fröhlichkeit vielleicht auf meine Koſten ſich ausſprach, bewog mich leiſe, von den Gebüſchen verborgen, hinzu zu treten. Die Leute waren noch vor dem Hauſe verſammelt. Freilich war von dem Vorgefallenen die Rede, meiner aber wurde nicht erwähnt.“ — „Alſo war es doch die verfluchte Hexe? konnte ich mir es nicht denken!“ hörte ich ein großes ſchmutziges Weib, mit einem Kinde auf dem Arme, in der ich die Hausfrau erkannte, ſagen. „Wo hat ſie gegenwärtig Obdach?" fragte eine andere Frau, die auf einem niedrigen Stuhle ſaß, mit einer kurzen, thönernen Tabakspfeife im Munde. „Sie ſoll ſich nun wieder bei dem alten Ola an dem Berge aufhalten," entgegnete ein ältlicher, rauher Mann, der Hauseigenthümer, der ſich einen Schnaps aus dem Hauſe geholt hatte. „Bei jedem Vollmonde hat ſie ihre Mücken, ſonſt fehlt ihr nichts; dann aber treibt ſie ſich wie toll herum." —

„Toll! ja, eine artige Tollheit! ich bitte nur Gott, mich vor der Klugheit, die ſie beſitzt, zu hüten," verſetzte ſeine Frau, „ſie iſt nicht toll, beſeſſen iſt ſie."

„Warum wird ſolch Geſindel nicht mehr verbrannt?" fragte die andere Frau.

„Dummer Schnack!" erwiederte ein junger, vierſchrötiger Bauer? „Nach der Stadt ſollte man ſie ſchicken, in das Zucht- und Spinnhaus. — Sie gehört gewiß zu dem Stephansgefolge!

„Ja, ich habe wohl gehört, daß ſie ſich vor einigen Jahren mit dem Stephansgefolge herum getrieben, aber das hat ſie wohl längſt aufgegeben!" meinte der Wirth.

„Wo ſollte ſie ſonſt wohl ſeyn, wenn ſie ganze Monate von hier wie verſchwunden iſt!" bemerkte die Frau mit der Tabakspfeife. — „Auch habe ich ſie vor einigen Tagen mit dem zerlumpten Schufte reden ſehen, der geſtern hier einſprach, und er ſieht ſo aus, als gehöre er zum Gefolge."

„Aber in die Zukunft kann ſie ſehen, das habe ich ſelbſt erfahren," fiel die Hausfrau ein! „Als ich noch Mädchen war, hat ſie mir gewahrſagt, und jedes Wort iſt in Erfüllung gegangen."

„Schnick, Schnack, Weib!" brummte der Wirth, „koche nicht die alte Lüge wieder auf." Allein, ſeine Ermahnung diente nur dazu, die Übrigen noch neugieriger zu machen; die Frau mußte erzählen.

„Ich ſaß bei meinem Rocken dort in der Stube und ſpann," nahm ſie das Wort; „der Vater lebte damals noch, er lag huſtend im Bette. Da trat ein junges Bettelweib hinein — roth und weiß war ſie — und ſchmuck wie eine Blume! Ja! ich war damals auch nicht häßlich, das weißt du wohl Hans." — Der Wirth brummte etwas in den Bart hinein, ſie aber fuhr, ohne ſich ſtören zu laſſen, fort. „Sie ſetzte ſich vor den Herd und bat um ein Bißchen Eſſen, ich ſchalt auf das Weib und blieb bei dem Spinnen. — Spinne du nur, Kind, ſagte ſie; die Leinewand, die du davon bekommſt, wird doch nicht weit reichen; ſo wie du mich jetzt geſättiget, ſollſt du auch oft geſättiget werden. — Ich wurde ganz übel zu Muthe, denn man kann nicht wiſſen, was ſolch Geſindel einem anthun kann, — und nicht faul, bot ich ihr einen Schnaps, — denn es war kalte und rauhe Witterung draußen — und ein Stückchen Brot dazu. — „Gieße nur den Schnaps wieder in die Flaſche!" ſagte ſie, „du kriegſt einen, der ihn beſſer zu trinken weiß."

Alle ſahen den Wirth an! — „Verfluchtes Geſchwätz, was ich auch trinke, ich bezahle es ſelbſt." murmelte er.

„Das Brot nahm ſie aber," fuhr die Frau geläufig fort, „und bat noch um ein Stück Speck, das auf dem Tiſche lag. — ich wollte ihr einen Mundbiſſen abſchneiden, dann ſagte ſie, gib mir nur ein recht dickes Stück zu dem Brote Kind, — ſo dick ſoll es dein zweiter Mann auch für dich ſchneiden. — Was meint ihr dazu?"

„Der Teufel ſpricht aus dem Weibe!" rief Hans unmuthig, du mußt mich doch erſt begraben haben ehe du von dem Hunde ſprichſt, der dir den Speck dick ſchneiden ſollte!"

„Und war das auch gewiß Valberg?" fragte die andere Frau.

„Freilich war ſie es," verſetzte die Erſte. „Damals nahm einer der jungen Brüder Holt, der Krämer, ſich ihrer an, allein das hatte keine Dauer. — Als ihr die Wangen blaß geworden waren, jagte er ſie wieder fort; und nun hat der Teufel wohl auch ihn geholt. Schade um das Weibsbild, hübſch iſt ſie geweſen, und ſie ſoll auch braver Leute Kind in Dänemark ſeyn. — Gott weiß, wie ſie von dort hier zwiſchen den Felſen herauf gekommen ſeyn mag."

Während ſie ihre verſchiedenen Vermuthungen noch weiter beſprachen, erſchien von der Ferne aus Valberg, in den rothen Mantel rüſtig und ſingend, gerade auf das Haus losſchreitend.

„Wie!" ſprach der Wirth mit Trotz — „ſie denkt doch wohl nicht daran, die Nacht unter meinem Dache zu ſchlafen? — Der Teufel auch! das wäre mir recht!"

„Behüte Gott!" rief die Frau, und hüllte das Kind ängſtlich in die ſchmutzige Schürze. — „Es iſt ja nicht gar zu weit zu dem alten Ola an dem Berge, der iſt ja ein guter Freund von dem Stephansgefolge, und hält ſich gern zu den Hexen."

Indeſſen war Valberg näher gekommen, lehnte ſich an den Zaun, und ſtarrte eine Weile die plötzlich Verſtummten an. — „Habt ihr nun nichts mehr von Valberg zu erzählen?" ſprach endlich die heiſere Stimme. Die Leute ſahen ſich erſchrocken an. „Du haſt was ich ſuche, du aber haſt es geſucht, da ich es nicht haben wollte," verſetzte Valberg zu der Hausfrau, auf das Kind deutend; „willſt du mir dieſe Nacht Obdach geben? Hans!" wandte ſie ſich zum Wirthe. „Es iſt weit hin nach Ola an dem Berge, und ich bin von der Arbeit gar zu müde." — Sie erhob die blutigen Hände in die Höhe.

„Hole mich der Böſe, wenn ich's thue!" rief Hans heftig, doch mit unſicherer Stimme. —

„No! no! mein Jung, — die Valberg fragt nur. — Dein Haus wiedert mich auch an; es wird bald eng und kalt ſeyn!" Ruhig kehrte ſie ſich um, und ſchritt ſingend von hinnen. — Auch ich eilte zurück! — „Kannſt du, Bruder!" fuhr Brandt ohne Unterbrechung fort, „den ſechzehnjährigen, in der Einſamkeit aufgewachſenen Burſchen auslachen, wenn er ſelbſt von dieſer abergläubiſchen Gemeinheit ſich heftig ergriffen fühlte. — In dem Augenblicke zweifelte ich keinesweges mehr an der Erfüllung der mir von Fritzen mitgetheilten dunklen Worte. — Ich erinnerte mich des früheren Ereigniſſes, und es war mir damals klar, daß Valberg und jenes Bettelweib eine Perſon geweſen. Ich ging in mich; und verſöhnt mit reuigen aufrichtigen Thränen, fiel ich, als ich nach Hauſe kam, Fritzen um den Hals, und ſuchte ihm, gegen meine eigene Überzeugung, den Glauben an das Geſprochene auszureden, indem ich ihm nur, was ich von Valberg's Tollheit bei jedem Vollmond erfahren hatte, mittheilte. Ob es mir ganz gelungen iſt? — ich weiß es nicht — allein, als Monate, als Jahre vergingen und noch vergehn, während wir beide weit entfernt von der gefährlichen Stelle leben; — ſeit ich in die Welt und unter Menſchen getreten bin, und gelernt habe, mich des kindiſchen Aberglaubens zu ſchämen und abgewöhnen, liegen auch jene Worte und die mit ihnen verknüpfte Furcht mir immer ferner, heute aber hat plötzlich ein ähnlich klingendes Wort das ſchlummernde Urbild in meinem Innern erweckt, und auf's neue fühle ich das Herz gepreßt und beklommen. — Vergebens ſagt mir die Vernunft, daß die würdige, aufgeklärte Matrone, die ſelbſt das Wahrſagen der Karte für ein faſt unſchickliches Spiel hält, nichts mit dem Hefen des Pöbels gemein haben kann, und daß nur meine poetiſche Phantaſie der leeren Zufälligkeit eine ängſtliche Bedeutung gibt — ich kann mich noch nicht ganz erholen. —"

„So iſt es! die Phantaſie!" wiederholte der bejahrte Magiſter: — „Gottlob, die meine ſpielte mir nicht ſolche Streiche, und darum hat etwas Reelleres in deiner Erzählung weit mehr meine Aufmerkſamkeit angezogen. — Was will das ſagen: Stephansgefolge?" —

„So wird ein zigeunerartiger Schwarm heimathsloſer Umtreiber beiderlei Geſchlechts genannt," erwiederte Brandt, „die einzeln herumſchleichen, und nach Umſtänden betteln, ſtehlen, prophezeien, an tief verſteckten Örtern zuſammen kommen, ihren Raub zu theilen, und dann und wann wohl auch die Wälder anſtecken; wenn ſie am ſchlimmſten gewüthet haben, ſind ſie eben ſo wie die Behörde eine bewaffnete Macht gegen ſie geſammelt hat, auf einmal wie verſchwunden, und erſcheinen dann wieder an weit entfernten Stellen, wo man ihrer am wenigſten gewärtig iſt. — Ihr Hauptzufluchtsort befindet ſich gern in den einſamſten, abgelegenſten Gegenden; und muß wohl damals von dem unſrigen nicht ſehr entfernt geweſen ſeyn; weil abenteuerliche Leute zuweilen bei uns einſprachen, welche nach der Meinung der Inſaſſen, die ſie wenigſtens dem Anſehen nach gut zu kennen ſchienen, zu dieſem Zuge gehörten, der trotz der Bemühungen der Regierung noch immer nicht ausgerottet iſt, und jene auch dadurch zu ermüden oder einzuſchläfern verſteht, da man nur ſelten eine große Unthat von dieſen Leuten hört, die es gern zum täglichen Gebrauch bei einem bischen Stehlen bewenden laſſen. — Damals ſollen ſie einen gewiſſen Stephan zum Anführer gehabt haben; von welchem ſie auch den Namen tragen, und der von mehreren Bauern gekannt iſt, die ihn aber nicht zu verrathen wagen, und ſicher ſind, daß er ihnen keinen Schaden zufügt. — Man weiß ſogar, daß er früher ſchwerer Vergehungen wegen in einer däniſchen Feſtung zur harten Arbeit verurtheilt geweſen, und davon entwichen, endlich wieder in der Heimat erſchienen iſt; — vielleicht genießt er noch in dieſem Augenblicke der ſchwererrungenen Freiheit als Anführer und Hüter dieſes elenden Schwarmes. —“

„Hm! ſo! — Nun! das war eine Parentheſe! Lieber Bruder! allein du haſt in deiner Erzählung eine Saite berührt, die in Freundes Ohr gar zu anziehend klingt,“ fuhr der Wirth anſcheinend ruhig fort, jedoch in einer zurückgedrückten Spannung, die ſchwerlich Brandl’s Aufmerkſamkeit entgehen konnte. — „Du haſt von deiner erſten

Liebe, von deiner Eiferſucht ein Wort fallen laſſen. — — Was iſt aus Luiſen, was aus deinem Freunde geworden, denn deine, mir ehrenvolle Beſorgniß beweiſt, daß er noch immer lebt und dir theuer iſt. —"

Brandt ſah ihn einen Augenblick ernſt an, dann ſagte er lächelnd und herzlich: „Noch immer — ja! bei Gott! und theuer ſoll er mir bleiben — wie auch der Erfolg werden wird," fügte er langſamer, leicht erröthend hinzu: „allein mit jenem Ereigniß war es um meine zuverſichtliche Hoffnung geſchehen! „Fritz war freilich auf meine Koſten höher als je in Luiſens Gunſt geſtiegen, es war als würde er ihr immer lieber, mit jedem Male, wo ſie Gelegenheit fand ſeiner ritterlichen That lobend zu erwähnen. — Da knirſchte ich mit den Zähnen, und meine düſter feindſelige Stimmung trug eben nicht dazu bei, mich in Luiſens Augen auf's neue liebenswürdig zu machen; doch halfen Vernunft und leichter Sinn mir bald mich zu ermannen, — ich erinnerte mich recht wohl, daß Luiſe immer früher meiner Heiterkeit, meinen wohlgeſtellten Worten den Vorzug vor dem bedächtigeren Ernſt des jetzt mehr als früher in ſich gekehrten Fritzes gegeben hatte; ich ſuchte auf's neue meine kleinen Talente geltend zu machen, und es gelang mir, ohne doch, wie es mir däuchte, Fritz von dem Platze in ihrer Gunſt, den er ſich durch ſein bewußtloſes Benehmen in jenem entſcheidenden Augenblick gewonnen, verdrängen zu können. — Auch rückten während dieſer ſchweigenden Kämpfe, die Fritz gewiß, wahrſcheinlich auch Luiſe theilten, die Abſchiedsſtunde immer näher heran. — Es war uns allen, als wäre eine Entſcheidung vonnöthen, um die Trennung möglich zu machen,

— allein, das Wort, das ein befreundetes Herz, vielleicht ſogar das eigne zu Boden drücken würde, wollte, konnte ſogar Niemand von uns über die Lippen bringen. — Ja, es traf ſich wohl mitunter, daß ich und Fritz zornige, eiferſüchtige Blicke wechſelten, und einen zufälligen Anlaß ergriffen, um einander Bitterkeiten zu ſagen, deren eigentlichen Grund wir uns ſelbſt nicht deutlich geſtehen wollten. — Luiſe trat dann öfters bittend, vermittelnd zwiſchen uns; und in ſolchen Augenblicken kam es mir vor, daß ſie mir größere Innigkeit, wärmere Theilnahme bezeigte; obgleich die Vernunft mir immer nachher zuflüſterte, daß nur meine große Heftigkeit, meine wilden Ausbrüche ſie dazu bewogen. — Allein ein Auge, von dem wir es am allerwenigſten vermuthet hatten, das des Oheims, hatte ſowohl uns als Luiſens vielleicht ſchwankende Neigung durchgeſchaut.“

„Eines Abends rief er uns beide in ſein Zimmer hinein, und redete uns ungefähr folgender Weiſe an. „Ihr verlaßt nun bald die roſige Heimat, liebe Kinder! — Die Welt wird Euch aufnehmen. — Bis hieher habt Ihr beide einen gemeinſamen Gegenſtand Eurer innigſten und heiligſten Empfindungen gehabt. — Ich habe mit Fleiß ſo lange geſchwiegen, als ich gewiß ſeyn konnte, daß Eure Herzen nicht vorlaut ſeyn würden. — Allein jetzt fürchte ich, daß der Schmerz der Trennung Euch überreden möchte, einen Schritt zu thun, der nothwendig Einen von Euch beiden einen tiefen Gram verurſachen, vielleicht ſogar Eure brüderliche Freundſchaft untergraben, und noch vielleicht ſogar das Unglück desjenigen, den Luiſe wählen möchte, ja ihr eigenes werden würde. — Ihr ſchlagt beide die Augen nieder, das iſt das beſte Zeugniß, daß gegenwärtig keiner von Euch ſich ihres Herzens und ihrer Hand verſichern dürfe. Reiſet, meine guten Jungen! reiſet mit Gott! und habt Ihr mich und einander lieb, ſo — kein Wort an das Mädchen. — Jahre werden noch vergehen, ehe Ihr Männer ſeid. — Vielleicht habt Ihr dann beide Luiſen vergeſſen; ſie iſt das einzige Mädchen von Eurem Stande, das Ihr noch gekannt habt. Dem von Euch, welcher nach vollendeten Lehrjahren ihr noch ein freies Herz anzubieten hat, dem gehöre ſie, in ſo fern ſie dann noch Herrin ihrer Hand und ihres Herzens ſei. — Euer Wort, daß Keiner von Euch bis dahin einen Verſuch mache, ſie zu binden."

„Der Alte reichte jedem von uns eine Hand hin, wir drückten ſie ſchweigend und heftig an unſre Lippen. — Es war als hätte die Äußerung des Oheims, daß wenigſtens Einer von uns ſeine erſte jugendliche Liebe aufgeben würde, uns beiden einen Stein vom Herzen gewälzt. Jeder glaubte ja der eignen Treue gewiß zu ſeyn. — Die frühern Stunden innigen Vertrauens weren zum erſten Mal ſeit längerer Zeit uns wiedergekehrt, kindlich und unbefangen verbargen wir uns unſere Hoffnungen nicht, — wie tiefbewegt wir auch waren, mußten wir doch beide, jeder für ſich, über die thörichte Zuverſicht des andern lächeln; — und ſahen beide, in ſo fern jeder Recht behielt, das gegenwärtige Verhältniß ſich erneuern, wenn einmal die entſcheidende Stunde nahete. Aber jugendlich leichtſinnig ſetzte wenigſtens ich mich drüber hinweg; auch wußten wir ja, daß in ſolchem Falle ja doch Luiſen, ſo wie ſchon jetzt, die

Wahl gehörte; trennten wir uns doch beide von ihr, und außerdem hinderte ja unſer Gelübde uns, ihr unſre Liebe durch Worte zu eröffnen, ehe wir ein Ziel, das unſre Zukunft ſicherte, erreicht hatten. — Ich läugne nicht, daß ich mir insgeheim mit dem Gedanken ſchmeichelte und noch ſchmeichle, daß ich den erſten Platz in Luiſens Gunſt beſitze — vielleicht wähnt Fritz dasſelbe, allein mir ſagt eine innere Stimme, daß nur das Gefühl einer ſchönen Dankbarkeit und nicht des jungfräulichen Herzens ihrem Benehmen gegen ihn einen Anflug der Wärme gab. — Kurz, von jenem Abend an war eine ſichtbare Veränderung mit uns beiden vorgegangen, der peinliche Kampf war einer fröhlichen Hoffnung auf die Zukunft gewichen, wir waren auf einmal aufgeräumt und heiter geworden; Luiſe ſah uns befremdet an, und begriff uns nicht — am allerwenigſten als nun endlich die Trennungsſtunde ſchlug, und wir zwar gerührt, aber mit einem feſten fröhlichen Blick auf das ferne unſichtbare Ziel geheftet, das in herben Thränen ſchwimmende Mädchen heftig, doch ſchnell an unſern Buſen drückten, und raſch in den Wagen ſprangen, der uns an den nicht ſehr entfernten Scheideweg führte, auf welchem wir uns trennten, um dem Rufe unſrer Beſtimmung zu folgen. Fünf Jahre ſind nun faſt ſeit jener Stunde verſchwunden, Fritz iſt vor kurzem Lieutenant, ſo wie ich heute Candidat geworden. — Meine Ausſichten ſcheinen in dieſem Augenblicke zuverläſſiger als die ſeinigen, ob es eben ſo mit unſren Hoffnungen geht, weiß nur Gott!" — Brandt ſchwieg mit einem unterdrückten Seufzer.

„Wohl, auch du? Bruder!“ fragte der Wirth nach einem kurzen Sinnen. „Ich wenigſtens dürfte darauf wetten, daß es dir nicht ſehr zum Herzen gehen würde, wenn dein Jugendfreund die Braut heimführte.“ —

„Und was berechtigt dich, alter Freund, ſo raſch zu ſchließen? weil ich nie vorher der ſtillen Wünſche, die tief in meinem Herzen ſchlummern, erwähnt habe?“ fragte Brandt.

„Nein!“ erwiederte der alte Candidat, „ſondern weil ich dieſe nicht mit der Neigung zuſammenreimen kann, die du, zu dem ſchwarzäugigen Mädchen hier im Hauſe, ſo offenbar an den Tag legſt.“

„Ich läugne nicht, daß die gute ſanfte Catharine meiner Treue gefährlich werden könnte, wenn ſie überhaupt mir gefährlich werden dürfte; allein die Tochter eines armen Schuhmachers“ —

„Schickt ſich nicht beſſer für dich,“ unterbrach ihn der Freund ernſt und ſcharf, „als die Prediger- oder Amtsſchreiberstochter für einen Grafen! nicht wahr? — Nun, dergleichen hat man doch früher gehört? — ich hätte dich vernünftiger gedacht, wo ſo viel Herzensgüte, ein ſo reiner Sinn innewohnt; allein wenn du ſo denkſt, wozu ſoll denn dieſe leidige Liebelei führen?“

„Wozu? — Es ſcheint,“ fuhr Brandt etwas verletzt fort, „daß du mich in die Schule zu nehmen gedenkſt — Nun immerhin. — Dein Alter und deine erprobten Geſinnungen geben dir ein Recht dazu — allein ehre auch die meinigen — ich darf ihnen vertrauen — zwar bin ich weit davon entfernt, ein Don Quixote der Tugend zu ſeyn, aber ein redlicher Mann werde ich immer bleiben!“

„Eben weil ich nicht an deinem guten Willen zweifle, wiederhole ich meine Frage: wozu ſoll dieſe Liebelei führen? — Ich bitte dich, weiche mir nicht aus!“ verſetzte der Wirth geläufig. — „Du ſcheueſt ja nicht dein Gewiſſen; ſtelle dir vor, daß ich dasſelbe bin, der ich dich jetzt frage! — Ja! ich muß dich fragen, denn ich will mein eignes rein erhalten. — Meine lange Krankheit war mir ein großes Unglück genug, daß ſie auch nicht Anlaß zu Eurem Unglück, oder zu dem des treuherzigen guten Mädchens herbeiführen ſollte. — Ich lag ja hier, von meinen Wirthsleuten verlaſſen, da holteſt du in deiner Verlegenheit die erſte die beſte Wärterin, und trafſt in dem Keller unter dieſem Hauſe auf Catharinen. Sie wurde mein rettender Engel, — du und ſie — ich kann ſie noch nicht entlaſſen, — ſie iſt mir eine liebe Tochter geworden — und ich ſollte noch länger deine — ihre — beider gefährliche Blicke anſehen — weiß Gott! wenn ſie dir hinunter leuchtet, geht es mir kalt über den Rücken — Wilhelm! willſt du, daß ich deines Beſuches wegen das holde Kind fortſchicken ſollte! — Du lächelſt, denn du würdeſt hinter meinem Rücken ſie wohl auffinden, meinſt du. Du irrſt, denn zum Vater im Keller wagſt du dich nicht hinab, und ſie wagt ſich nicht zu dir; — willſt du mich meiner einzigen Freude nach dir — nicht berauben, ſo rede offen mit mir!“

Es würde zu weit führen, die lange gewichtige Unterredung der Freunde zu wiederholen. Genug, Brandt beſtand ſchlecht in ſeiner Beichte; nicht ganz ehrlich beantwortete er überall die ihm vorgelegten Fragen; und dennoch erfüllten dieſe ganz ihren Zweck, — denn ſie waren ſo ſcharf, ſo eindringlich, daß ſie in den dunkelſten Winkel ſeines Herzens ein Licht hineinbrachten, vor dem er erſchrak. — Zwar wurde es nun ihm klar — woran er auch nie gezweifelt hatte, daß Luiſens ſanftes und reines Bild wünſchenswerth und geliebt, ſogar von der Glorie der Entfernung und der Phantaſie verſchönert, nur nicht ganz ſpiegeltreu mehr vor ſeiner Seele ſtünde, — er ſchauderte vor dem Gedanken der Liebe, die er in ihrer Seele geleſen zu haben meinte, untreu zu werden, und doch konnte er ſich nicht verhehlen, daß ſeine Sinne wenigſtens ſehr nahe daran geweſen wären; denn dieſer Drang ſeines Herzens, der ihn in Catharinens Nähe führte; dieſe Sehnſucht, womit ſeine Blicke an ihrer ſchönen Geſtalt, an ihren ſchwarzen ſchelmiſchen Blicken hingen, was wäre es denn wohl anders als ſeine Sinnlichkeit? Sollte es mehr ſeyn, dann wäre er ſeiner erſten Liebe ja ſchon untreuer, als er befürchtete. — Und es war wohl mehr, denn es war ja nicht bloß das reizende, anmuthige Äußere des Mädchens, es war die treue Ergebenheit, die ſie dem Kranken bezeugt, die mehr als kindliche Sorgfalt, womit ſie, in ſo fern es in ihrer Gewalt geſtanden, ſeinen leiſeſten Wünſchen vorgekommen war, ihre treue Beharrlichkeit, ihre unermüdliche Geduld, kurz die innerſten Eigenheiten einer ſchönen Seele, die ihn an ſie gezogen hatten — und hatte er ſie nicht oft ſchweigend und verſtohlen an ſeine Bruſt geriſſen, — konnte er läugnen, daß ihre Blicke mit flammender Leidenſchaft den ſeinigen begegneten, den ſeinigen, die gewiß eben ſo brennend, ja noch verlangender auf ihr ruheten. — Hätte denn der thörichte ſtolze Gedanke, daß ſie zu tief unter ihm ſtünde, ihn für die nahe Gefahr blind gemacht — denn ſie verführen? — Pfui! —

Da ſiel es ihm mit Schrecken ein, daß er nicht lange vorher, in einem Augenblick, da ihr Bild ganz ſein Herz füllte, ihrer ohne Arg in einem Schreiben an Fritz erwähnt, der noch immer ſein Freund und Vertrauter war, und zwar mit einem jugendlichen Übermuthe, mit einem Anſtrich von Prahlerei, die den unerfahrenen Freund überzeugen ſollten, daß er ſich ſchon in der Schule der Welt gebildet hatte. Er ſah die Nothwendigkeit ein, raſch und ſtark ſich von ihr losreißen zu müſſen — noch konnte er es thun, noch hatte kein gegenſeitiges Wort beſiegelt, was die Blicke ſich ſchon verriethen. Er umarmte heftig den alten Freund, ſchenkte ihm ein halbes Vertrauen, und berieth ſich mit ihm. — Er war ja nun Candidat; zwar geſtattete ſein Alter ihm noch nicht, ſich um eine Stelle zu bewerben, zwar würde es auch wohl nicht gleich dem Bewerber gelingen, ſeinen Zweck erfüllt zu ſehen, allein er meinte jedoch, daß er nicht länger weder zu ſäumen brauche, noch dürfe, um wenigſtens durch indirecte Beziehungen Luiſen die unveränderten Geſinnungen ſeines Herzens zu erkennen zu geben. — Kannte doch ihr Bruder dieſe recht gut, ſah er ihn nicht ſchon als ſeinen Schwager an, hatte er nicht ſelbſt der Familie ſeines Principals, — wie die Äußerung der Tochter noch heute bewies, etwas von dieſem Verhältniſſe zugeflüſtert? Doch wußte er ſogleich, daß dieſer, von dem Oheim, ja von ihm ſelbſt gewarnt, ſeiner wohl, aber der Wünſche ſeines Herzen nie in dem Schreiben nach der Heimat erwähnt; obgleich der Jüngling ihn oft erſucht hatte, einige Zeilen in ſeinen Briefen an die Schweſter zu ſchreiben, welcher Bitte er oft nur zu gern, jedoch eingedenk ſeines Gelübdes, Folge geleiſtet hatte. Auch morgen konnte er dieſelbe Zumuthung erwarten, — denn der Freund würde es gewiß nicht verſchieben, den glücklichen Erfolg des Examens zu berichten, — und dann würde er es wagen, ein kleines, verſiegeltes Billet an Luiſe einzuſchließen. — Der alte Freund, herzensfroh, ein begonnenes Verhältniß, das ihm ſchon insgeheim viele Beſorgniſſe eingeflößt hatte, demnach beendet zu ſehen, beſtärkte ihn in dieſem Vorſatz, der noch den nächſten Morgen, nach einer unruhigen durchgewachten Nacht, lebendig in Brandt's Seele war; allein obgleich er faſt den ganzen Tag damit verbrachte, Entwürfe zu dem Briefe zu machen, der ſeine ganze Seele füllte, gelang ihm doch keiner ſo, daß er ſelbſt damit zufrieden wäre. — Es war, als drängte ſich gegen ſeinen Willen Catharinens blühende Geſtalt zwiſchen ihn und Luiſens durch die lange Entfernung zwar immer noch ſchöne aber doch nicht mehr ganz deutliche Züge, — vergebens bemühete ſich ſeine Phantaſie, ein recht lebensfriſches Bild von der Geliebten hervorzuzaubern — dann würde, meinte er, der Brief beſſer gelingen. — Endlich, als es ſchon ſpät am Nachmittag war, ſiegelte er den Entwurf, den er für den beſten hielt, und begab ſich in die Wohnung des jungen Ritters. — Er traf ihn ſchreibend. —

„An Luiſe?" fragte Brandt.

„Ja! aber ſtill!" war die Antwort, „die Poſtzeit iſt bald um."

Brandt warf ſich auf einen Stuhl, von dem er zufällig die lebendigen Züge des jungen Ritters, in welchem die freudige Botſchaft, die er niederſchrieb, ſich unverholen in immer ſchöneren Nuancirungen malte. — „Was iſt doch,“ ſagte Brandt unwillkürlich bei ſich ſelbſt, „ein ſchöner Jüngling aus dem artigen Knaben geworden, — ſchon damals trug er ihre Züge, aber nie ſo deutlich als jetzt; ſchöner freilich — was ſage ich — ſollte das fünfzehnjährige Mädchen ſich auch nicht eben ſo ſchön in den uns zwiſchenliegenden reifenden Jahren ausgebildet haben. — Ja! — ja! das iſt ihr ausgedrucktes Bild, nur iſt ſie zarter, weißer, weiblicher — das iſt ihr Lächeln, eben ſo hoch würden ihre Wangen ſich färben, ſo klar ihre Augen glänzen, wenn ſie liest, was er in ihrer Seele von mir ſchreibt, — ich bin es nur, der auf dem Wege iſt, verändert zu werden, — aber es ſoll anders werden, — bald — gleich!“ — Schnell zerriß er die Einlage, die er ſchon aus der Taſche gezogen, und um Ritter nicht zu ſtören, rückte er den Stuhl leiſe an den Tiſch, ergriff ein Blatt, und ohne an ein Concept zu denken, entwarf er in überſtrömendem Gefühl einen Brief an Luiſen, voller Glut, indem er, ohne um ihre Hand anzutragen, ſelbſt ohne ihr ſeine Liebe zu erklären, doch dieſe ſo deutlich ausſprach, daß ſeine innerſten Geſinnungen jedem, der dieſe Zeilen las, kein Geheimniß mehr bleiben konnten. — Er war noch nicht fertig, als er zufällig aufſah und bemerkte, daß Ritter ſein Schreiben ſchon zuſiegelte. —

„Um Gotteswillen!“ rief er, „ich ſchreibe hier an einer Einlage.“ —

„Warum haſt du das nicht früher geſagt!“ lächelte der Freund, — „ich habe keinen Augenblick zu verlieren — — die letzte Stunde iſt bald um — und hier liegt noch ein ganzes Packet von meinem Principal, das zu rechter Zeit beſorgt werden muß. Laß deinen Brief einzeln abgehen, und ſiehe zu, ob du es noch heute wegkriegen kannſt.“ — Damit war er ſchon fort. —

Brandt ſchloß den Brief, ſiegelte und eilte, allein er kam zu ſpät — das Schreiben konnte er erſt mit der nächſten Poſt, in acht Tagen, fortſchicken. — Er öffnete es nicht mehr, — zwar erinnerte er ſich deſſen nicht Wort für Wort, — aber das ganze ſtand deutlich vor ſeiner Seele, und er wußte aus Erfahrung, daß der erſte Guß immer der Beſte ſei, — und daß an einem ſolchen, der dem Herzen entſprungen iſt, mäkeln und überarbeiten nicht viel taugt. — Auch war es, als gebe dieſer ſtumme papierne Zeuge, in dem er verſteckte Reue, und lange zurückgedrängte Glut niedergelegt hatte, ihm Muth in ſeinem Vorſatz zu beharren, nichts als die durchaus nöthigen Worte mit Catharinen zu wechſeln, der er noch wie vorher bei dem alten Freunde begegnete, bei dem er eben ſo oft, ja noch öfter, als früher einſprach, damit es nicht den Anſchein eines gewaltſamen Zurückziehens habe, ihm Muth gebe, ihren flehenden, beſtürzten, forſchenden Blicken eine erkünſtelte — unbefangene Ruhe entgegen zu ſtellen. Und doch war es, als müſſe ſein Herz von ihrer ſtummen Trauer brechen; daſſelbe Gefühl las er aus den Augen des alten Freundes, der doch, wie es ſchien, ſich wohl hütete, dieſen Gegenſtand zur Sprache zu bringen, — allein die väterliche ſchöne Sorgfalt, die ehrende Aufmerkſamkeit, welche dieſer dem immer ſtiller, immer bleicher werdenden Mädchen bezeugte, erſchütterte Brandt tief; faſt wurde ſie ihm noch theurer, noch heiliger, je mehr er ſtrebte, ſich von ihr zu entfernen.

So waren acht Tage vergangen, und der angekommen, an dem er den Brief fortzuſchicken gedacht hatte, als der Bote der norwegiſchen Poſt ihm einen ſo eben angekommenen Brief von Höjer brachte; — ſo wie er die Handſchrift erkannte, eröffnete er ihn ſchnell. — —

Er war aus ihrer Heimat datirt. — Fritz ſchrieb, daß er bei der Compagnie, die gegenwärtig in dortiger Gegend im Quartiere lag, angeſtellt worden, mit der Freundin ihrer Jugend verſprochen war, das Gut der Mutter übernehmen ſolle und nur Wilhelms Rückkehr harre, um Hochzeit zu halten.

„Nun mein Glückwunſch ſoll nicht fehlen!" rief Brandt und zerdrückte den Brief in der Hand. — In ſein Auge traten bittere Thränen, die vielleicht verletzte Erwartung eben ſo ſehr, als getäuſchte Liebe hervorpreßte. — „Alſo nicht geliebt! — unverſtanden vielleicht? Nach ſo vielen Grüßen, nach den leiſen Andeutungen in den Briefen des Bruders doch nicht beſſer meiner Liebe vertraut. — Nun bei dem lebenden Gott, ſie ſoll wiſſen, daß ſie mir hätte vertrauen können, ſie ſoll noch dieß verſchmähte Herz würdigen lernen;" ſo ſprach er zu ſich ſelbſt.

Raſch den Eingebungen eines feindlichen Dämons, der beleidigten Leidenſchaft folgend, eilte er ſich ſelbſt kaum bewußt nach dem Poſthauſe, gab den vor acht Tagen geſchriebenen Brief ab, und eilte mit Sturmſchritten die Wälle der Stadt herum. — Körperliche Anſtrengung hat, wie bekannt, eine wohlthuende Wirkung auf ein erhitztes Gemüth; ermüdet an Leib und Seele trat er, als es völlig dunkel geworden, auch düſter in ſein Zimmer. Dort empfing ihn der junge Ritter mit einem herzlichen Händedruck und Thränen in den Augen. — Auch er hatte einen Brief eben von der Schweſter erhalten. — Da er wußte, wie innig Brandt ſie liebte, und es ihm nie eingefallen war, daß ſie einem andern die Hand reichen konnte, eilte er tief betrübt zu dem Freunde hin. — Beklommen, voller Angſt, harrete er deſſen Ankunft.

Nach einer langen Unterredung, in welcher Ritters Theilnahme, ja ſelbſt ſeine Troſtloſigkeit, Brandt's ſchneidenden Schmerz in Wehmuth aufgelöſt hatte, zog dieſer, ſo bald er allein ward, Höjers Brief aufs neue hervor, und las ihn aufmerkſam durch, wozu er früher nicht im Stande geweſen. Ruhiger überdachte er die Zeilen des Freundes. Deſſen unverkennbare Freundſchaft rührte ihn; aber wie ward ihm, als er las, wie die eigene, ſo unvorſichtig geäußerte Neigung zu Catharinen, Fritz völlig wegen ſeiner Verhältniſſe zu Luiſen beruhigte, ja vielleicht den Erfolg herbeigeführt hatte, der ihn nun zu Boden drückte. — So hatte er ſelbſt in dem Rauſche einer tadelhaften Thorheit ſich von Luiſen losgeſprochen. Dem Freunde konnte er nicht mehr zürnen; um ſo heftiger wüthete er gegen ſich ſelbſt; allein den Zorn, der uns ſelbſt gilt, weiß die Eigenliebe bald zu beſchwichtigen. — „Wer weiß,“ ſagte er leiſe bei ſich, nach einem langen tiefen Brüten, ohne an den Brief zu denken, der noch kaum an ſeinen Beſtimmungsort abgegangen war, den er aber um keinen Preis mehr zurück haben konnte. „Wer weiß, ob nicht Fritz Recht hat — vielleicht iſt meine Neigung zu Catharinen mehr werth, als eine ſchwer erkämpfte Treue, die zu nichts nutz war — „ich will Luiſen vergeſſen!‘“ Auf einmal ſtellte ſich oder vielmehr zog er das ſanfte Bild der leidenden, aus

Liebe zu ihm, blaſſen Catharine vor ſeine Seele. — Mit tiefer Betrübniß, mit nun ſo übel belohntem Kampfe hatte er durch verſtellte Ruhe, durch äußere Härte ihr den Stachel immer tiefer ins Herz gedrückt; während Luiſe — „Möge ſie erfahren,“ brauſte er auf, „wie ſchnell ich mich zu tröſten weiß!“ Seine Heimat war ihm verhaßt, wenigſtens gleichgiltig geworden; ſein früher, in beſſeren Stunden ſüßeſter Traum: einmal die Kanzel des Oheims, die ſeine nennen zu dürfen; nach wenigen geräuſchvollen, verwirrenden Jugendjahren, die Thätigkeit des Mannes, die Ruhe des Alters dort finden zu können; wo er ſeine glückliche Kindheit verlebt hatte, war mit ſeiner Jugendliebe hinter ihm verſunken. — Doch ſo wie ſein Körper, war auch ſeine Seele rüſtig und ſtark, — lange konnte er nicht unthätig verzweifeln; der Zorn ſelbſt half ihm, ſich zu ermannen, und er wäre vielleicht gleich zu Catharinen geeilt und hätte, ſie gerührt und reuig an ſein Herz drückend, um ihre Hand angehalten, wenn nicht die Eitelkeit und der Hochmuth ihn daran erinnert, daß ſie die Tochter eines armen Schuſters ſei.

Allein er eilte zu ſeinem alten Freunde, dem Magiſter, in dem Giebelzimmer in der Adelſtraße, — und ſchüttete in ſeinem treuen Buſen — ſeinen Unmuth, ſein Leid und ſeine Reue in Beziehung auf Catharinen aus. Sie trat, ſo wie es öfters geſchah, während ſeines Beſuches in das Zimmer, und ein ſeelenvoller, brennender Blick von Brandt, ſo wie ihr dieſer ſeit vielen Tagen nicht begegnet war, brachte eine ſo merkbare Veränderung in ihrem ganzen Benehmen, ſelbſt in ihrer Haltung hervor, daß er begann, aus ihrem ſichtbaren Glücke, ſelbſt einen Anflug des Glücks zu genießen.

Indeſſen gelang es dem alten Freunde, beſſer als beide vielleicht erwartet hatten, freilich nicht gleich, ſondern allmählich, doch in kurzer Zeit, völlige Ruhe in Wilhelms Seele zu ſprechen; er überredete ihn ſogar der Einladung nach Norwegen zu folgen, und dann, begann er, die großen durchdringenden Blicke feſt auf ihn heftend — „wie ſtehſt du mit Catharinen! ich bin nicht blind: — In ihrem Antlitz habe ich ſchon längſt Liebe geleſen, jetzt leſe ich auch Hoffnung darin; dieſe mußt du ihr gegeben haben — du, der angehende Diener Gottes, der würdigen aber geringen Magd — und ſo ſehe ich denn mit Freude, daß ſich dein Herz der Demuth geöffnet hat.“ —

Brandt ſchlug die Augen betroffen zu Boden; allein der Magiſter ſprach wie früher, ſo klare eindringliche und überzeugende Worte, daß der jüngere Freund ſich ſeines thörichten, hier ſo wenig anwendbaren Kaſtengeiſtes ſchämend, auf einmal entſchloſſen aufſpringend, rief: „Du magſt Recht haben. — Dort bin ich verſchmähet, hier geliebt; dort habe ich Unrecht gelitten, hier gethan. — Klingle, rufe das Mädchen herauf. — In deiner Gegenwart will ich mich mit ihr verſprechen. — Des Triumphes will ich in der Heimat genießen, daß ich als Verlobter zurückkehre; in wenigen Tagen will ich fort; du haſt meine Lebensgeiſter zur Thätigkeit erweckt, alter Ludimagiſter!“

„Quidquid agis, prudenter agas et respice finem!“ lächelte der Freund, ihn ſanft auf den Stuhl niederdrückend! „Was du denkſt zu thun, dünkt mich wohl gethan! aber warum ſo ſchnell, ſo übereilt!“ —

„Qui non est hodie, cras minus aptus erit!“ erwiederte Brandt heiter.

„Siehſt du, eben dieſe Worte, in ſo fern ſie aus vollem Herzen kommen, belehren mich, daß du warten ſollſt. Trenne dich freundlich von ihr, reiſe zur Hochzeit deines Freundes; gewöhne dich daran, Luiſen als glückliche Hausfrau zu ſehen; gedenke abweſend des Mädchens, und iſt ſie dir über ein halbes Jahr eben ſo theuer, ja, nimm nur nichts übel, mehr und beſtens theuer als heute, ſo beſuche wieder den alten Ludimagiſter, und empfange von ſeiner Hand ein epithalamium und von der des ehrlichen Schuſters — ſeine brave Tochter!“

Nach mehreren ehrlich gemeinten Einwendungen, fügte ſich Brandt einem Vorſchlag — der einem dunkeln Gefühl ſeines Inneren entſprach. — Er konnte ſich kaum verhehlen, daß er ſich jedes Zurücktreten hatte unmöglich machen wollen; da dieſes nun nicht geſchehen dürfe, hütete er ſich wohl, ein bindendes Wort zu äußern; allein er ergab ſich der lang erſehnten Wonne: ohne Vorwürfe an das ſeinige, ein Herz drücken zu können, deſſen ſtillen Werth er kannte, und ſeine Blicke an Reizen zu weiden, die in dem Sonnenſtrahle ſeiner Liebe täglich friſcher und anmuthiger emporblüheten. So nahete die Abſchiedsſtunde. — Die Abreiſe war zu dem folgenden Morgen beſtimmt — der letzte Abend war dem alten Freunde und der Liebe geweiht. — Der Magiſter hatte zum erſten Male ſeit Jahren Punſch machen laſſen. — Auch Catharine war eingeladen, damit ſie Beide ſich ungeſtört und doch im

Beiſeyn eines wachenden Freundes, Lebewohl ſagen konnten, denn:

„Quod semel emissum est, volat irrevocabile verbum weißt du Bruder!“ flüſterte ihm der Magiſter zu.

Wer weiß, was auch ohne dieſe Ermahnung geſchehen wäre! Brandt ſchien, erregter, brennender als je — ſo wie Catharine weicher, vertrauender, hingebender; der vorſichtige Magiſter begleitete Brandt ſelbſt zur Hausthür hinunter. — Daß Catharine auf einen flehenden Wink von dem Geliebten ſich aus dem entfernteren Thorweg hinaus ſchlich, um in der dunklen lauen Sommernacht noch ein Paar Stunden mit Brandt auf der nahen einſamen Promenade zu verbringen, und daß die Zauber der Liebe in der ſtillen Abſchiedsſtunde über die feſteſten Vorſätze den Sieg davon getragen; ſollte er erſt ſpäter erfahren. Mit verweinten Augen, die feſt auf den Boden hafteten, betrat Catharine den folgenden Morgen ſein Zimmer, während Brandt — glücklich und doch mit ſich ſelbſt höchſt unzufrieden, das Schiff beſtieg.

Als der alte Prediger den jungen Freunden jene, allerdings ſehr vernünftige Ermahnung ertheilte, ihre gemeinſame Liebe, Hoffnungen und Anſprüche Luiſen zu verſchweigen, ahnete er nicht, daß dieſer Entſchluß ein Todesurtheil ihres jugendlichen Frohſinns war, daß ihr durch dieſen jede Hoffnung, jeder Troſt in der hereinbrechenden öden Verlaſſenheit ihres ſo gut wie erſtarrten Frühlings benommen wurde. — Luiſe, deren Bruſt beklommener wurde, deren Angſt mit jedem Tage ſtieg, der die Trennungsſtunde näher herbeiführte, ſah mit der höchſten Befremdung, daß die beiden Jünglinge, in deren Seelen ſie gewohnt zu leſen war, deren Empfindungen immer mit den ihrigen ſympathiſirt hatten, diejenigen, welche ihr jetzt das Herz zu brechen drohten, nicht mit ihr theilten. Sie verſtand dieſe Ruhe, dieſe faſt freudige Ergebung nicht. — Früher hatten Beide nie genug von der Stunde der Rückkehr ſprechen können, jetzt erwähnten ſie deren nicht mehr. — Auch ſie hatte eine Erklärung von den beiden Freunden gehofft und gefürchtet, auch ſie hatte gekämpft: Gewohnheit, Liebe und Vernunft, Neigung und Dankbarkeit, hatten ihr lange den Sieg ſchwankend gemacht; aber Vernunft und Dankbarkeit mußten einer Neigung weichen, die keine andern Gründe, als ihre eigene Gewalt hatte, ein Wort nur, und ſie hätte Fritzen ihre ewige Freundſchaft geſchenkt, wäre aber an Wilhelms Bruſt geſunken; allein das Wort wurde von keinem von Beiden ausgeſprochen, und befremdet durch Beider plötzlich zurückgekehrte Ruhe, verletzt durch ihre Fröhlichkeit, ſchloß Luiſe ſich in ſich ſelbſt ein; zwar war es, als breche in der Trennungsſtunde die zurückgedrängte Liebe von allen Seiten wieder hervor, aber der Augenblick war kurz und vorübergehend, und die Gegenwart der Verwandten legte ihnen allen, vorzüglich der Jungfrau, einen bittern Zwang an. — Kaum war das letzte Raſſeln des fortrollenden Wagens verklungen, als ein Gefühl ihrer gänzlichen Verlaſſenheit ſich Luiſens Herzens bemächtigte. Sie hatte in den beiden Jünglingen nicht allein ihren einzigen Umgang, ſondern ihre Lehrer verloren; — dem Prediger war es in den Lehrſtunden, denen ſie gemeinſam mit ihnen beiwohnte, nie in den Sinn gekommen, eine Frage an ſie zu richten;

was ſie gelernt, hatte ſie der eigenen Aufmerkſamkeit und der Leitung der Knaben zu danken gehabt; er dachte auch nicht daran, jene fortzuſetzen. Sie war ja jetzt confirmirt; mit dieſem Zeitpuncte hörten damals alle Lehrſtunden auf; — was ſie gelernt hatte, war indeſſen nicht von der Art, daß eigene Sorgfalt es reifen und ausbilden konnte; dazu fehlten ihr mit den Freunden alle Mittel — auch war ihre häusliche Lage nicht angenehm. Die kränkliche Mutter war mürriſch und ungebildet. Wenn ſie bei übler Laune war, mußte das arme Mädchen es oft entgelten; ihr einziger Troſt, ſeit der Abreiſe der jungen Leute, waren das Geſinde. Den alten Prediger ſah ſie immer ſeltener, theils weil er, ſeitdem ſein Haus noch einſamer geworden war, ſich noch mehr bei ſeinen Büchern einſchloß, theils weil Luiſens Mutter durch einen willkürlichen Eigennutz ihn beleidigt hatte, wodurch eine offenbare Kälte zwiſchen Beiden entſtanden war. — Zwar hatte Luiſe einige Bücher, doch dieſe wußte ſie bald auswendig; die gewöhnlichen, häuslichen Geſchäfte konnten ihre lebendige, gebildete Phantaſie nicht beſchäftigen. — Durch ihr Schweigen hatten die Jünglinge ihren hoffenden Blick in die Zukunft jeden Falls geraubt. — So ſank ſie immer mehr zu einem ganz gewöhnlichen, freilich immer hübſchen, recht artigen Mädchen hinab. — Ihr Spiegel ſagte ihr zwar, daß ihre Züge ſich immer ſchöner entwickelten! aber für wen? Ihre indirecten Briefe an Wilhelm durch ihren Bruder, und Wilhelms indirecte Grüße an ſie durch denſelben, oder auch ſeine wenigen Zeilen, konnten ſie nicht befriedigen. — Fritz ließ ſie freilich oft freundlich durch den Prediger grüßen, allein dieſen ſah ſie faſt nur in der Kirche.

Ihre einzigen Zerſtreuungen waren nicht häufige Bauernhochzeiten oder Kindtaufen! — Trauriges Loos, dort die Huldigungen ſuchen zu müſſen, die ihr immer leerer werdendes Herz um ſo mehr verlangte. — Wende nicht, holde Leſerin deinen Blick mit Unwillen von dem Mädchen ab, von dem du vielleicht weit größere Erwartungen gehabt, gönne lieber dieſer in ſich zuſammenſinkenden, einſt ſo viel verſprechenden Felſenblume dein innigſtes Mitleid, ach! ſie hat nur zu viele Schweſtern! — wie oft muß nicht die anmuthigſte Blüthe vor einem erſtarrenden Reife zuſammenſchrumpfen. — Oft erzählen wir uns tief erſchüttert von gefallenen Engeln, allein einen ſolchen unſichtbaren Fall bemerken wir ſelten.

Eines Morgens ſehr früh, ſaß Luiſe in der Kloſterruine, und weinte bitterlich. Es war in einer der ernſten heiligen ergreifenden Stunden des innerſten Erkenntniſſes. — Sie warf den Blick ſchmerzlich auf die unveränderten Gegenſtände um ſich, gedachte der glücklichen Vergangenheit, und verglich ſie mit dem geſtrigen Tage. — Sie hatte einer Bauernhochzeit beigewohnt, wo ſie, als die Perſon, der man es zutraute, hier am beſten etwas ausrichten zu können, auf die Bitte der Braut ihren ganzen Einfluß hatte verwenden müſſen, um einen Handel zu ſchlichten, der zwiſchen dem rohen Landkrämer Holt und einem alten ehrwürdigen Bauer entſtanden war. — Jener hatte ſich längſt auf eine höchſt widrige Weiſe um ihre Gunſt beworben, doch nur Kälte und Abſcheu bei dem durch ſeine Aufdringlichkeit tief verletzten Mädchen erregt. — Auf ſie, die einmal ſich von zwei gebildeten, ſchönen Jünglingen angebetet gewähnt hatte, auf ſie wagte der abſcheuliche Holt das unheimliche Auge zu werfen. — Widriger als je, war er ihr geſtern erſchienen, mit dem modernen Caſtorhut und den ungariſchen Stiefeln zu dem halb bäuerlichen groben Rocke mit maſſiven ſilbernen Knöpfen, zu den gelben pluſchenen kurzen Hoſen mit großen Knieſchnallen, zu der rothen manſcheſternen Weſte, aus deren Taſche eine ſchwere ſilberne Uhrkette heraushing, die ganz mit den breiten altmodiſchen, ſilbernen Spornen übereinſtimmte. — Noch häßlicher hervortrat aus dieſer lächerlichen Tracht, das breite narbige Geſicht, das halb verhüllt unter den dicken, geglätteten ſchwarzen Haaren, und einen breiten, zwar raſirten, doch ins Rothe fallenden Bart, mit lichtgrauen Augen herausſah, die ſich unter zuſammengewachſenen buſchichten Braunen, blinzelnd zu allen Seiten bewegten. Ein widriges, faſt unaufhörliches, Lächeln gab außerdem dem Gerüchte Glaubwürdigkeit, das vielerlei von der Weiſe erzählte, auf welche er ein, für ſeinen Stand ungewöhnliches, Vermögen ſollte geſammelt haben. Sehr wider Willen hatte Luiſe daher der Bitte der Braut nachgegeben, und um ſo bald wie möglich ihren Zweck zu erreichen, ſo viel Milde und Anmuth, als ihr eigen war, hervorgezaubert. — Die Gewalt der Schönheit und weiblichen Anmuth verfehlet ſelten, ſelbſt auf rohe Gemüther Eindruck zu machen. — Der Landkrämer verbeugte ſich höflich, und wollte, ſich entſchuldigend, die Sache ihrem Urtheile unterwerfen; allein, indem er dieſe vortrug, erhitzte er ſich wieder, und da eben die Geigen ſich im Tanzſaale hören ließen, zog ſie ihn ängſtlich mit ſich dort hinein.

„Ei nun! unter der Bedingung, daß die Jungfrau mit mir tanze," ſagte er, die kleinen, unſtäten Augen lächelnd zuſammendrückend, „ſoll alles vergeſſen ſeyn!"

Luiſe mußte wohl; und wenn ſchon das ſüße Gefühl, das immer den Friedensſtifter belohnt, ſie ſchon wohlthuend erheitert hatte, ſo trug auch nicht weniger die ſchmeichelnde Weiſe, auf die ein jeder zu erkennen gab, daß ihr die ungeſtörte Freude, die das nicht kleine Gelage belebte, allein zu verdanken war, dazu bei, ſie ungewöhnlich aufgeräumt zu ſtimmen; dadurch gewann ihr, nur nicht unartiges Benehmen gegen Holt eine Bedeutung in ſeinen Augen, die er, in ſo fern ſie aus einzelnen Ausdrücken ſchließen konnte, nicht ermangeln würde, geltend zu machen. — Dieß alles erwog ſie nun ſtill in ihrem Gemüthe. — Er war ja der Einzige in der ganzen Gegend, der nicht zu dem Bauernſtande gehörte; er war reich, würde die Mutter ſeine gewiß bevorſtehende Bewerbung nicht ſogar für ein Glück anſehen? — „Was hatte ſie ſelbſt auch zu erwarten." Von den zwei einzigen Gegenſtänden die ihr noch werth und theuer waren, wähnte ſie ſich jetzt mit doppelter Bitterkeit verſchmähet, vergeſſen. — Was blieb ihr denn, wenn ſie nicht eine alte Jungfrau werden wollte, wohl anders übrig. — Sie ſchauderte bei dieſem Gedanken. —

Da raſſelte es in den Gebüſchen, und Valberg ſtand vor ihr. — Unwillkürlich fuhr Luiſe zuſammen und ſtarrte ſie erſchrocken an.

„Was fehlt heute der Jungfrau?" fragte Valberg den Mund zum Lächeln verziehend, mit ihrer gewöhnlichen heiſeren Stimme, die doch etwas ſo Freundliches hatte, daß ſelbſt ihre Tiefe Vertrauen gebot.

„Ach! Du kannſt mir nicht helfen, Valberg!" — war Luiſens Antwort! „warte, da haſt du ein Trinkgeld."

„Danke! Jungfrau! behalte ſie es lieber; ſie entzieht es ſich ſelber, und jetzt leide ich nicht Mangel. — Nein! Nein! unter uns geſagt, Jungfrau Luiſe!" flüſterte ſie geheimnißvoll, „ich bin jetzt eine vornehme Madam geworden. — Jetzt gehe ich zu der armen Gertrud, da unten in der Tiefe. — Hernach putze ich mich, denn es iſt lange her, ſeitdem ein Kamm in meinem Haare geweſen; dann reiſe ich fort, weit fort von hier mit meinem Mann. Gott ſei gelobt — ich habe doch jetzt ſo ziemlich den Verſtand wieder. — Meiner harrt große Ehre und Herrlichkeit. — Möchte ich nur die kleine Gertrud finden." Sie weinte ſtill, ſetzte ſich an Luiſens Seite, öffnete ein kleines Bündel, das ſie unter dem Arm getragen, und zeigte ihr ein reinliches buntes Kleid, einen ſilbernen Schmuck, und einige alte goldne Franſen. —

„Woher haſt du die Putzſachen?" fragte Luiſe.

„Von Stephan, meinem hochvornehmen Mann und Gemahl!" flüſterte ſie, ſich in die Bruſt werfend.

„Stephan! welcher Stephan!" rief Luiſe erſchrocken.

„Still! — Kind!" gebot die Frau ſtrafend. „Wir ziehen ja von hier fort. — Stephan will ſeine Lebensweiſe verändern, er hat auch einen andern Nahmen. Ich ſoll viel Geld, da unten in Jütland, geerbt haben, ſagte er. Nun iſt er wieder freundlich und gut, er will ſich mit mi trauen laſſen" — fuhr ſie mit einem zufriedenen Lächeln fort. — „Ei nun, du biſt immer gut und mitleidig gegen mich geweſen, als ich Noth gelitten. — Möchte ich es dir vergelten können. — Dir wahrſagen darf ich nicht — denn was ich wahrſage, iſt ſelten gut, und dann iſt am beſten es zu laſſen.“

„Wahrſagen?“ wiederholte Luiſe leiſe; „ich glaube nicht an Wahrſagungen! Valberg!“

„Nicht? nun daran thuſt du ganz recht, Kind! ich möchte, daß ich weder wahrſagen könnte, noch an Wahrſagungen glaubte. Das iſt gar nichts nutz! denn wenn man ſich auch noch ſo viel zu hüten ſucht, ſo muß man doch ſeinen Weg gehen, und was beſtimmt iſt, erfüllen.

Valberg’s Vertrauen an ihre Kunſt, ſteckte indeß Luiſen an; zögernd reichte ſie ihr die kleine Hand hin, und bat ängſtlich: „Sage mir nur, wenn du kannſt, ob Holt mich zur Frau bekömmt.“

„Holt!“ rief Valberg, und in dem runzlichen Geſichte verzerrten ſich alle Züge. „Der Hund — der Verworfene! Ich will dir was vertrauen Kind! doch Nein! — es dient zu nichts! Niemand kann Gertrud wieder bringen. — Komm her mit der Hand. — Nein, Holt bekommſt du nicht — wunderlich mengen ſich Freuden und Leiden in deiner Hand! Nein! Holt bekommſt du nicht.“ — Valberg blieb nachdenklich ſtehen: „Armes Kind! das iſt eine ſchlechte Ausſicht — aber einen Frieden ſollſt du haben, wenn du alle deine Thränen ausgeweint, und deine Roſen und Lilien ausgewaſchen haſt — ich könnte dir wohl mehr ſagen, aber ich darf nicht. — Lebe wohl, armes Kind, ob wir uns wieder ſehen, wird“ — die letzten murmelnden Worte verloren ſich in der Ferne.

Kaum war Balberg Luiſen aus dem Geſichte verſchwunden, als eine unbeſchreibliche Angſt dieſe ergriff. — Mit klopfendem Herzen eilte ſie zu Hauſe, wo bald hernach auch der verhaßte Holt eintraf, und viele vorfallende kleine Umſtände die dunkle Ahnung in dem Herzen des armen Mädchens nur zu ſehr zu beſtätigen ſchienen. — Beide waren bald in unermüdlicher Thätigkeit, er um Luiſen und die Mutter zu gewinnen; ſie um ſeine Bemühungen zu vereiteln. — Es gelang ihm indeſſen, theils durch Schmeicheln und Geſchenke, theils dadurch, daß er die Mutter gegen den Pfarrer und folglich auch indirecte gegen Wilhelm aufhetzte, dieſe allmählich zu gewinnen, die ſo wie die Tochter in der Stille auf den Jüngling gehofft hatte, aber noch mehr als ſie über ſein langes Stillſchweigen befrembet, ja faſt aufgebracht war. Sie fühlte ſich täglich ſchwächer, ſie ſehnte ſich, wie ſie ſagte, nach dem einzigen Lohn ihrer mütterlichen Liebe, Luiſe als eine glückliche wohlhabende Frau zu ſehen; nun warb ein reicher Mann um ſie; die beiden Geſchwiſterkinder des Pfarrers ſtreiften in der Welt herum, waren noch ſo gut wie nichts, und wer konnte es verbürgen, daß, wenn ſie auch einmal etwas würden, einer von ihnen ſich um Luiſe bewerben würde. Sobald dieſe Betrachtungen ein für Holt günſtiges Reſultat herbeigeführt hatten, begannen die Qualen des armen Mädchens. — Täglich von der ſtrengen, mürriſchen Mutter beſtürmt, von Holt geſchmeichelt und gedrängt, ſelbſt muthlos — verlaſſen, von ihrer höheren Geiſtesſtufe in den Nebel der Alltäglichkeit und der Langeweile hinabgeſunken, verlor ſie täglich an Kraft zu widerſtehen; ſie fühlte es ſelbſt, und um doch eine kurze Ruhe zu genieſen, gewährte ſie dem Landkrämer eine leiſe Hoffnung, vor deren Erfüllung ſie indeſſen ſchauderte. Mehr aber konnte er nicht erreichen; daß ſie faſt von demſelben Augenblicke an, von Woche zu Woche, trotz des Treibens der Mutter, ihn dennoch in ſtäter Entfernung hielt, hatte ſie einer geheimen Hülfe zu verdanken, deren Urſprung, ſo wie, woher ſie eigentlich kam, ſie nicht einmal ahnete.

Holt's kleine Haushaltung wurde von einer zwar bejahrten, doch noch rüſtigen Frau beſorgt, der es gar nicht gefiel, ihre mühſam erworbene Rechte mit einer jungen Gebieterin zu theilen, ja vielleicht dieſer ganz übergeben zu müſſen. Mit mehr Umſicht faſt als Luiſe ſelbſt, ſann ſie darauf, wie ſie ohne ihren Einfluß zu verrathen, die befürchtete Verbindung vereiteln könnte. Sie hatte faſt ihr ganzes Leben in dieſer Gegend zugebracht. Luiſens Verhältniß zu den beiden Jünglingen war ihr nicht unbekannt, — ja ſie hatte lange die allgemeine Meinung getheilt, daß Wilhelm Luiſens beſtimmter Bräutigam ſei — wäre er in der Nähe geweſen, ſo hätte ſie ihr Augenmerk auf ihn gerichtet; allein er war in Copenhagen. — Fritz war freilich auch fern, aber doch näher; es war ihr leichter in Criſtiania ein Verhältniß anzuknüpfen, und hierin kam ihr ein Zufall ganz wunderbar zu Statten. Ihre Tochter Randi, die bis jetzt im Dienſte der Witwe Ritter geweſen, war als Werberin in die Nähe von Criſtiania hinberufen; die Mutter beſchloß zugleich dieſen günſtigen Umſtand zu benutzen, wußte die Abreiſe zu beſchleunigen, und kurz vor dieſer übertrug ſie der Tochter, Luiſens Geſinnungen gegen Fritz Höjer heraus zu locken. Es fehlte Luiſen an einem vertrauten Buſen, um den es ihr jetzt mehr als je Noth that, der leiſeſten Berührung, die ihr überquellendes Herz traf, folgte ſogleich ein heißer Thränenſtrom. — Es fiel daher der ſchlauen Nandi nicht ſchwer, ſie auf die Vorſtellung zu bringen, die wie ein Sonnenſtrahl durch Gewitterwolken ihre Seele erhellte, daß Fritz vielleicht durch eine kluge, und doch zarte Mahnung an ſie, ihr vielleicht wieder gewonnen wäre; — Nandi wußte in dieſer Rückſicht, und als käme die Idee ganz von ihr ſelbſt, Luiſens Wünſchen vorzukommen; die in ihrem Herzen leiſe erregte Hoffnung gab ihr aufs neue Muth und Spannkraft, dem verhaßten Bewerber wenigſtens leiſe zu widerſtehen.

Fritz Höjer, der durch Fleiß und Talent längſt die volle Gunſt ſeiner Lehrer und Vorgeſetzten, ſo auch durch Wohlwollen und treue Ergebenheit die ſeiner Collegen gewonnen hatte, und ſchon die Tage zählen konnte, daß er nach glücklich beſtandenem Examen ſein Officierpatent erhalten würde, hatte ſeine ſtille Neigung zu Luiſen, rein und ungetrübt, wie die ruhige Flamme einer Kerze in ſeiner Seele aufbewahrt, eben darum ſchlug ſein Herz bei dem Gedanken an ſie, immer ängſtlicher, je näher der Zeitpunct rückte, da er das lang verborgene Geheimniß wenigſtens theilweiſe ausſprechen dürfe. — Da empfing er eines Tages jenen früher erwähnten Brief von Wilhelm, in welchem dieſer mit unverborgener Wärme von ſeiner Bekanntſchaft mit der niedlichen Catharine ſprach — wodurch ſein Muth plötzlich erhoben wurde. Der ſittlich reine unerfahrne Fritz, der in der Meinung ſtand, daß eine flüchtige fremde Neigung mit wahrer Liebe unverträglich ſei, glaubte mit einem halb ſchmerzlichen, halb freudigen

Gefühle, daß der Freund in ſeinem Herzen ſchon Luiſen entſagt, und wenn nicht, er ihrer doch nicht mehr würdig wäre; die vorige Furcht einen Nebenbuhler in Wilhelm zu ſehen, wurde nun von der verdrängt, von Luiſen nicht geliebt zu ſeyn. — Er hatte eben ſo ſcharf wie Wilhelm einſt geſehen, und in tauſend kleineren Umſtänden glaubte er inne geworden zu ſeyn, daß ſie wärmer an dieſem hing — aber auch in dieſer Rückſicht ſollte er bald beruhigt werden.

Eines Morgens ganz früh trat ein Dienſtmädchen in ſein Zimmer, ihm einen Brief von dem alten Pfarrer überreichend.

„Nandi! Nandi! Nandi! biſt du es wirklich?“ rief er ſeelenfroh, und hätte in ſeiner Freude bald das Mädchen umarmt. — „Wie biſt du hieher gekommen? Was macht Luiſe — Jungfer Ritter wollte ich ſagen, und ihre Mutter. — Was macht der Oheim! Wie geht es euch allen in der Heimat.“

Nachdem die ſchlaue Abgeſchickte die wenigen wichtigen Fragen beantwortet hatte, und endlich auf Luiſe kam, ſeufzte ſie tief — erzählte von der Strenge der Mutter, von des Mädchens Einſamkeit und nicht glücklicher Lage; vergaß nicht zu erwähnen, wie zärtlich ſie noch immer ihrer Jugendfreunde gedächte, und wie ſie beſonders mit Wärme von dem Lieutenante ſprach, ſo nannte ſie anticipirend den Cadetten in rother Uniform, der glühend mit ſchnellen Athemzügen ihrer Rede horchte. — „Zwar wüßte Jungfer Luiſe wohl, daß der Lieutenant ihrer längſt vergeſſen haben müſſe,“ fügte ſie hinzu, „und meinte daher auch, daß es Unrecht von ihr wäre, ſo viel an ihn zu denken, zumal da ſie ſich vielleicht gezwungen ſehe, ihre Hand zu vergeben." —

„Wie?" rief Fritz erbleichend.

„Ach! lieber Herr Lieutenant! was ſoll ſie thun? die Madame Ritter droht, und der Herr Landkrämer iſt reich. — Ach! ja! Sie kennen ihn wohl nicht — er iſt erſt nach Ihrer Zeit in die Gegend gekommen. — Selbſt hat ſie ja Niemanden, an den ſie ſich halten kann — ſo muß ſie wohl."—

„Muß? Sie liebt ihn alſo nicht?"

„Gott bewahre! er ſieht nicht darnach aus, geliebt zu werden."

„Ach! mein Gott! Randi! kannſt du ſchreiben?"

„Nun! Jungfrau Luiſe hat mir ſo viel gelehrt, daß ich mich ohne Schulmeiſter und Feldwebel behelfen kann."

„Liebe Randi! ich darf nicht ſchreiben — ich habe es verſprochen — aber ſie iſt mir noch recht vom Herzen lieb — bald werd' ich Officier, dann — wenn ſie mir nur ſo treu bleibt, wie ich ihr. — Schreib' ihr, daß ſie getroſt den Landkrämer abweiſe." —

Randi verſprach es, und hielt Wort. — Ihre Mutter beſtellte Briefe und Gruß an Luiſen, die eine lange vermißte Schnellkraft in allen Kräften ihrer Seele verſpürte. Lebensfrohe Heiterkeit belebte auf's neue ihre Blicke, färbte ihre Wangen, und beſeelte alle ihre Bewegungen, und eben während dieſer Zeit, da ſie mehr als je den verliebten Holt bezauberte, erhielt ſeine Zudringlichkeit einen unzweideutigen Korb. Sein Unmuth, ſeine Erbitterung würde ſchwer zu malen ſeyn. — Schon hatte er bei Großen und Kleinen in der ganzen Gegend ſich mit ſeinem Glücke groß gemacht, ſchon hatte er ſeine Wohnung zur

Aufnahme der vornehmen Braut eingerichtet; dieſe Kränkung wirkte ſo gewaltſam auf dieſen choleriſchen Reichen, daß er kaum ein heftiges Gallenfieber überſtand. — Die Mutter dagegen benahm ſich unter dieſen Umſtänden weit milder gegen Luiſe als dieſe erwartet hatte; wozu wahrſcheinlich die ihr endlich beigebrachten Erzählungen von Holts niedrigem Geiz und mehreren zweideutigen Gerüchten nicht wenig beigetragen hatten. — Zufrieden mit Luiſens Weigerung ſchien ſie indeſſen nicht, allein es war als erkannte ſie, mürriſch ſchweigend, daß ſie keinen rechtmäßigen Grund zum Zürnen habe. — Doch bald wich dieſes unheimliche Gefühl einer lebhaften Freude, als Fritz plötzlich in der Gegend, und zu derſelben Zeit in ihrem Hauſe erſchien. — Luiſe kam ihm liebevoll entgegen; die Mutter und der alte Prediger verſöhnten ſich leicht wieder; — Verlobung folgte der Bewerbung ſogleich, und bald ſollte die Hochzeit folgen. — Es war als fürchtete die Mutter, als könnte auch dieſe, einſt gehegte, obgleich eben nicht ganz denſelben Gegenſtand geltende Hoffnung wieder durch ein unabſehliches Zögern zu Grunde gehen, wenn die Verbindung verſchoben werden ſollte, bis Fritz aus eignen Mitteln eine Frau ernähren konnte; daher nahm ſie ſich vor, dem Schwiegerſohn ihr Gut abzutreten. — So waren alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, und bloß Wilhelms Ankunft wurde erwartet, um den Hochzeitstag zu beſtimmen. — Fritz, Mutter und Oheim ſahen dieſer Stunde mit heiterer Sehnſucht entgegen, nur Luiſe wurde immer ſtiller und in ſich gekehrt, ſo wie der Tag nahte, an welchem man Wilhelm erwarten konnte. —

Dieſer hatte, ſobald er in Norwegen gelandet war, ſogleich geſchrieben; demnach eilte er ſo ſchnell, daß er den beſcheidenen Thurm ſeiner Heimat mehrere Stunden früher, als er angegeben hatte, erblickte. — Ob ſeine Abſicht geweſen, die Freunde zu überraſchen, war ihm ſelbſt nicht ganz klar, nur daß ihm eine ſonderbare unheimliche Verzagtheit ergriff, als er ſich ſo unverhofft in der Nähe ſeiner Lieben befand. — Es war der Nachmittag eines ſchönen Herbſttages. Er ließ den leichten Reiſekarren an der Gränze ſeiner Jugendgegend, auf einem hohen Berge, ſtillhalten, von welchem die Kirche, die Kloſterruine, und weiter hin die Predigerwohnung, und Luiſens mütterliches Haus aus dem leichten Herbſtnebel deutlich hervortraten. — Er fühlte ſich innig gerührt, ſanft, wehmüthig geſtimmt; dennoch nahm die Beklommenheit ſeines Herzens immer zu. — Er ſprang von dem Wagen hinab, und gebot dem Jungen, der ihn fuhr, langſam nach der Pfarrerwohnung zu fahren, während er ſelbſt den Fahrweg verließ. Der Junge ſah ihn noch über die abgemähten Fluren hinſchreiten, und einen Pfad nach der Ruine einſchlagen.

Wilhelms befremdende Beklommenheit trieb ihn an, den Grund dazu in ſeiner Bruſt zu ſuchen; er konnte ihm nicht lange verborgen bleiben. Es war jener unglückliche, ſo zu unrechter Zeit abgeſendete Brief, der ihn jetzt mit Centnergewicht zu Boden drückte. Wie kam er ſich ſelbſt in dieſem Augenblicke ſchuldig gegen Luiſen, gegen den Freund vor. Vergebens ſuchte er nach einer Entſchuldigung in dem Briefe ſelbſt — er rief ſich jede Zeile, jeden Ausdruck darin ins Gedächtniß zurück. — Wie konnte das ſo ſchwer auf ihm liegen, was er aus der Fülle des Herzens geſchrieben, was er, nun Luiſen ſo nahe — mit Entſetzen empfand, noch darin zu leben? — „das mag es" ſeufzete er — „aber es war grauſam es ihr zu ſagen — wenn es nur nicht Unruhe und Reue in ihrem Herzen entzündet? wenn es nur nicht bloß meine, ſondern auch ihre Zukunft erſchweren muß." —

Er war bei der Ruine angelangt. Mit tiefer Wehmuth beſtieg er die mürbe Mauer, die in dem letzten Jahre bedeutende Veränderungen erlitten hatte. Mühſam ſtieg er in die Zelle hinunter, wo er mit Fritzen ſtudirt, bis Luiſe ſchellend ſie abgerufen hatte — in den Ritterſaal, wo ſie ſich abenteuerliche Geſchichten erzählt, — in das Gewölbe vor der Capelle, wo ſie unheimliches Geräuſch zu hören gewähnt hatten. Er ſtand auf dem Abhang über dem Kloſtergarten, wo Valbergs Erſcheinen ihm eine ſo ſchmerzliche Demüthigung zugezogen. — Mit noch zürnenderem Unwillen trat er zurück, und ſich umkehrend, ſtarrte er in Bodenlos hinunter, wo ſie lauſchend kleine Kieſel hinab geworfen hatten. — Da ergriff ihn ein eiskalter Schauder; es war als faßte eine kalte Hand die ſeinige. Es wurde ihm ſchwindlich, und er fuhr unwillkürlich zurück. — Doch ſo, wie er ſich davon entfernt, ermannte er ſich bald, und trat im Vorbeigehen noch in den Ritterſaal hinein. — Da war es ihm, als hätte er ſich in eine ſchützende Einſiedelei hineingerettet, wo er ungeſtört den über ihn hereinbrechenden Gedanken nachhängen konnte. Als er wieder die Augen erhob, malten ſich die Gegenſtände in dem dunkeln Gewölbe deutlicher vor denſelben, und nicht ohne Überraſchung bemerkte er, daß die grauen Wände ringsum mit Gehängen und

Kränzen von Tannenreiſern behängt, und zwiſchen dieſe, kleine gläſerne Lampen angebracht waren. —

„Mir, mir zum freundlichen Willkommen gilt dieß alles,“ ſagte er ſchmerzlich, „während ich — O! mein Gott, möchte doch jenes unglückſelige Schreiben unterweges verloren gegangen ſeyn. — So lieben ſie mich Alle. — Alle! — Und ſie ſollte allein mich nicht lieb haben. — Ach! ich bin ihr ja auch untreu geweſen, und liebe ſie doch noch — noch!

Er bedeckte die Augen mit beiden Händen, und brach in ein lautes Schluchzen aus.

Wie lange er in dieſem Zuſtande geblieben, iſt er ſich wohl kaum ſelbſt bewußt geweſen! erſt nachdem es ſpät geworden war und der Mond hoch am Himmel ſtand, näherte er ſich mit ſchwankenden Schritten dem Hauſe der Madame Ritter, wohin die Füße ihn faſt unwillkürlich getragen hatten. Mit bleichen Wangen, mit merkbarer Ängſtlichkeit, obgleich mit einer Art ſtürmiſcher Freude vermiſcht, trat er in die Wohnſtube hinein. —

Aber kaum hineingetreten, ſtockten ſeine Schritte und ſein Blut. Ein ſtummes Entſetzen bemächtigte ſich ſeiner; denn ein Gemälde zerreißender Trauer begegnete ſeinen Blicken. — Die Mutter ſaß da, ein lebendiges Bild des Grames mit gefalteten Händen, man ſah es ihr an, daß ſie nicht zu reden vermochte. — Luiſe, bleich ſtarr, wie die Verzweiflung, fuhr bei ſeinem Anblick heftig in die Höhe, und ſank mit einem lauten Geſchrei in den Seſſel zurück. — Der alte Pfarrer trat ihm mit herabrollenden Thränen langſam entgegen. — Er konnte reden — aber Worte ſogleich nicht finden. — Wilhelms Augen ſuchten ängſtlich Fritz. —

Da umfaßten ihn die zitternden Arme des ehrwürdigen Oheims, und drückten ihn feſt an ſeine Bruſt! „Faſſe dich,“ flüſterte er leiſe — „die blaſſe Todtenblume iſt dahin!“

Dieſe Worte, und noch mehr dieſe Äußerung in dem Munde des alten Mannes, der — Gott weiß wo und wie, ſie aufgefaßt hatte, übten eine verſtimmende Gewalt an ihm aus. — Er erblaßte, und mußte ſich an einem Stuhle ſtützen, um nicht umzufallen. Das Erſchrecken um ihn, gab den Übrigen Bewegung und Faſſung wieder. Er erholte ſich nur langſam; ſobald er wieder Sprache bekam, rief er: „Wie? Wo?“ —

Und ſo erfuhr er denn, daß Fritz mit Luiſen und einem Dienſtmädchen den vorhergehenden Nachmittag nach der Kloſterruine ſich begeben hatte, wo ſie nach ſeiner Weiſung, und mit ſeinem Treiben, die früher ſo theuren Gewölbe zu Wilhelms Ankunft ausſchmücken wollten. — Als ſie ziemlich ſpät fertig damit geworden waren, ſtiegen die Verlobten auf die Ringmauer hinauf, während das Mädchen noch unten Körbe und andere Geräthe zur Seite ſtellte. Auf einmal hörte ſie ein durchdringendes Geſchrei, wie ihr däuchte, von Luiſen. Sie eilte hurtig hinauf, und fand ſie, faſt ohne Beſinnung oben auf der Mauer, nicht weit von Bodenlos, hingeſunken. Fritz hatte ihrer kindiſchen Freude gedenkend, ſich dem Rande des Abgrundes genähert, — auf einmal brach das Stück der mürben Mauer, auf der er ſtand, unten von der Zeit ausgehöhlt, mit ihm ein, und er lag ohne Rettung in der bodenloſen Tiefe. — Wie Luiſe zu Hauſe gekommen war, wußte ſie nicht. — Was ſeitdem um ſie alle vorgegangen, wußte Keiner, alle waren, wie der unglückliche Bräutigam an dem Körper, ſo ſie geiſtig zerſchmettert, erſt Wilhelms Anblick gab ihnen wieder Thränen. — An ein zuſammenhängendes Geſpräch war noch nicht zu denken; Wilhelm erfuhr nur noch, daß den ganzen Vormittag die wenigen Männer, die man hatte ſammeln können, die Leiche vergebens geſucht hatten, dieſe aber nicht gefunden. — Ob wirklich das Hinunterſteigen ſo gefährlich oder gar unmöglich geweſen, oder die alte Sage, daß dort kein Grund zu finden wäre, ſie zu einer nur nachläſſigen Unterſuchung verleitet hatte, ließ ſich nicht beſtimmen. — Jemanden dort mit Stricken hinunter zu laſſen, war früher bei einer weniger unglücklichen Gelegenheit ohne Erfolg verſucht worden. Zuletzt verſtummte die Unterredung ganz. — Da rückte endlich der Greis, und mit einem zitternden feſten Händedruck trennten er und Wilhelm ſich von den Frauen; ſchaudernd wanderten Beide an den traurigen Ruinen vorüber, der Pfarrerwohnung zu. — Faſt mechaniſch ließ ſich Brandt in ſein Zimmer führen. Dieſe plötzliche Umwälzung ſo verſchiedener Gefühle, beſtürmte gewaltſam ſeine Seele. — Erſt gegen Morgen umfing ihn ein unruhiger Schlummer, in welchem das Bild des Verunglückten blaß und blutig vor ihm hintrat. — Es konnte indeſſen nicht fehlen, daß der helle Tag, der immer proſaiſchere, materiellere Anſichten herbeiführt, ihm eine andere Seite dieſer ſchrecklichen Begebenheit darbieten mußte. — Es ſchwebte ihm vor der Seele, daß Luiſe, jetzt als ein auf ihm von dem Freunde vererbtes Gut, ihm zugehöre; er hatte es ja auch geſtern in ganzer Fülle empfunden, daß er ſie noch liebe; dieß mußte, ſelbſt gegen ſeinen Willen Fritzens Tod ihm weniger ſchmerzlich machen. — Er wollte dieſer Richtung ſeiner Gedanken, die ihm unedel vorkam, ausweichen — doch vergebens. — Er ging zu dem ſehr betrübten, aber ruhigen Alten hinunter; allein auch dieſer konnte nicht umhin, ihm, mit tiefer Wehmuth freilich, zu verſtehen zu geben, daß es dem Bruder obliege, wie einſt bei den Ebräern, ſich deſſen hinterlaſſener Geliebten anzunehmen. — „Lieber Sohn!“ ſo ſchloß er, ſich deutlicher ausſprechend, „die Hand des Herrn hat ſich, meinem Grabe ſo nahe, ſchwer auf mich gelegt. — Doch du biſt mir übrig geblieben, und in dir noch mehr, als ich in dem Verſtorbenen beſeſſen. Wenn ich nur den Wunſch erfüllt erleben möchte, dich als einen guten Hirten, mit dem Stabe in der kräftigen Hand, der jetzt in meiner verwelkenden zittert, hier ſtehen, und dich die Freundin des Seligen, ſo wie ſie dich, beglücken zu ſehen, — dann würde ich froh beten: Herr! laß deinen Diener in Frieden fahren!“

Es ſtürmte in Wilhelms Buſen; Catharinens Bild ſchwebte blaß und weinend an ſeiner Seele vorüber, Catharinens, der er zwar kein Verſprechen gegeben, kein Wort geäußert, das etwas ähnliches enthielt, aber mit der er in der Trennungsſtunde in ein Verhältniß getreten war, das dem redlichen Manne Pflichten heiliger als Wort und Schwüre auferlegte. — Er ſchlug die Augen zu Boden und erwiederte nichts.

Der Alte ſelbſt führte ihn zu den Frauen hinüber; er konnte ſich deſſen nicht weigern, wie gewaltſam der Sturm in ſeinem Inneren auch tobte. Er wollte von Fritz reden und vermochte es nicht, er ſehnte ſich nach einer vertraulichen Unterredung mit Luiſen, und fürchtete ſich zugleich vor derſelben. — Endlich mußte es ſo kommen, daß ſie allein waren. Beide ſchwiegen lange ſtill, und wagten kaum die Augen aufzuſchlagen. — Die Pauſe wurde immer ängſtlicher. Da flog Luiſe, plötzlich laut ſchluchzend, zu ihm hin, ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, und flüſterte unter krampfhaftem Weinen. „O! Lieber, lieber Wilhelm! mein Unglück iſt weit größer als du denkſt! — dein Brief — o! wäre dein Brief nur nicht gekommen.“

Brandt erblaßte: „Wie Luiſe?“ —

„Ach! Wilhelm! ich habe ja immer dich geliebt, nur dich!“ Sie verbarg ihr Antlitz an ſeinem Buſen. — Er preßte ſie feſt an ſich, doch wie von einem inneren Richter feſtgehalten, trat er einen Schritt zurück und fragte: „Hat Fritz den Brief geſehen?“

„Nein! ach! nein! aber ich glaube, daß er etwas geahnt Ach! Wilhelm! ich war anders gegen ihn, als früher. — Noch den letzten Tag ſeines Lebens quälte ich ſein gutes Herz. Der Gedanke an dich, und was ich an dir verloren, wurde immer lebendiger, ſo wie der Tag heranrückte, da wir dich erwarten konnten. — Anfangs ſprach er ſcherzend darüber mit mir. — Mein verletztes Herz flößte mir eine bittere Antwort ein. — So nahm ein Wort das andere. Allein als Fritz gewiß in einer guten Abſicht, mir einbilden wollte, daß du ein Mädchen in Copenhagen liebteſt, und daß nur er, der immer Treue, wahre Liebe kannte, — das verdroß mich bitter; denn ich wußte es ja beſſer — O Gott! — und tief verletzt, unverſöhnt mit mir ſank er in den Abgrund! — Könnte ich nur eine einzige Stunde zurückrufen! — Wilhelm! du ahnſt nicht, daß ich ſelbſt — O! mein Gott! —“

Sie wurden unterbrochen. — Wilhelm war gerührt, erſchüttert, verworren in ſich. — Das Andenken an den verhängnißvollen Brief durchdrang mit tauſend Stacheln ſein Herz. — Bald dachte er durch ewige Entſagung ſeiner frevelnden Liebe die Manen des Hinübergegangenen zu verſöhnen, bald wollte er ſeine Pflichten gegen Catharinen erfüllen, bald ſann er auf die Worte des Pfarrers, daß er die Hinterlaſſene des Bruders nicht verlaſſen dürfe. — Indeſſen that es Luiſen ſogleich um Troſt und Freundſchaft Noth, — ſie ſprachen viel und lange zuſammen von dem Verſtorbenen; eine milde Wehmuth ergriff beide, und Luiſe weinte immer ſanftere Thränen an Wilhelms Buſen. — Da war es um ihn geſchehen. — Er verbarg ein immer wärmeres Gefühl, das durch eine Hülle von Schwermuth durchſchimmernd, nie den äußeren Anſtand der Trauer verletzte, nun nicht mehr.

Er hatte ſich hingeſetzt, um dem Bruder Luiſens die ſchreckliche Begebenheit zu berichten; einige Zeilen von ihr ſollten beigefügt werden. — Unter der Darſtellung der gegenwärtigen Lage trat eine Verbindung mit Luiſen ſo natürlich, Allen ſo beruhigend hervor, daß er dem Freunde mit wehmüthiger Herzlichkeit entwickelte, wie er Friede und Glück zurückzurufen hoffe. — Ängſtlicher und gezwungener geſtaltete ſich ſein Schreiben an den guten Magiſter. — Deſſen eigene Worte wegen einer Verbindung zwiſchen ihm und Catharinen erleichterte ihm die Vollführung des Briefes; allein, die geheime Falſchheit darin blieb ihm nicht unverborgen, und lange, nachdem die Briefe weggeſchickt waren, wollte der Stein von ſeinem Herzen nicht abgleiten.

Den folgenden Morgen erwachte er in ängſtlicher Unruhe. — Er ſuchte in dem Bücherzimmer des Oheims

Zerſtreuung. — Homer lag auf dem Tiſche; mechaniſch ſchlug er eine Stelle auf und las:

Schläfſt du, meiner ſo ganz uneingedenk, Achilleus?
Nicht des Lebenden zwar vergaſſeſt du, aber des Todten!
Gib mir ein Grab, daß ich eilig des Aïdes Thore durchwandle!
Denn mich ſcheuchen die Seelen, Gebild' ausruhender fernweg.
Und nicht über den Strom vergönnen mir jene den Zugang;
Sondern ich irr' unſtät um die mächtigen Thore des Aïs.
Und nun reiche die Hand mir Jammerndem. Nimmer hinfort ja
Kehr ich aus Aïdes Burg, nachdem ihr die Glut mir gewährt!
Ach nie werden wir lebend, von unſeren Freunden geſondert
Sitzen, und Rath ausſinnen: Denn mich entraffte das Schickſal
Jetzt in den Schlund, das ſchon dem Gebornen zufiel *).

Das Buch fiel ihm aus der Hand, er ſprang auf, und die noch nicht gewichene Unruhe befiel ihn ſtärker als je. — „Ja! jetzt weiß ich, was mich ruft! — jetzt verſteh ich dieſes Treiben!" ſagte er entſchloſſen. „Ich will deinen Richterplatz beſuchen, Fritz — ich will deine Leiche aufſinden; — ſie ſoll unter deinen Brüdern ruhen, damit dein Grab uns eine heilige Stätte werde, die wir mit Thränen und Roſen ſchmücken können. — Ach! du warſt ſelbſt eine früh entblätterte — doch Stacheln trugſt du nicht, weder

---

*) Voß: Homer's Werke, 23. Geſang. v. 69—80.

von außen noch innen! —" Er drückte ſeine Augen in das Tuch, ergriff den Hut und ſtürzte fort. —

Während Brandt ſchnell dem Pfade folgte, ging ihm Luiſe auf dem Fahrwege ſtill vorüber. — Sie wurden einander nicht gewahr. — Ihr ernſter Blick war auf den Boden geheftet. — Sie erwog was geſchehen war, was geſchehen ſolle. — Sie hatte ſich mit der Mutter berathen, und beide waren einig geworden, daß ſie unter einem Vorwande den Winter bei einer entferntwohnenden Verwandten verbringen ſolle, um nicht dem Gerüchte Anlaß zu geben, aus ihrem täglichen Umgang mit Wilhem üble Bemerkungen zu ziehn — jedoch dürfen wir annehmen, daß etwas Beſſeres, als Sorge für den äußeren Anſtand dieſen Entſchluß leitete. — Sie dachte vielleicht ſo die zu ſpät anerkannten vielen Verdienſte des Entſchlummerten dadurch zu ehren, daß ſie nicht mit unweiblicher Eile ſich einer Liebe hingäbe, womit ſie, wie ſie nun tief beſtraft empfand, ihn getäuſcht hatte, ſondern ſeinem Andenken ein liebevolles Trauerjahr zu widmen. — Der Pfarrer empfing ſie freundlich, und entließ ſie nicht; er ſelbſt wollte mit Wilhelm, wenn dieſer nach Hauſe kehrte, ſie zurückbegleiten. — Es war ſchon ſpät am Tage, als dieſer endlich, doch ſichtbar verſtört, todtenblaß und ſchwankend in's Zimmer trat. — Der Anblick Luiſens ſchien ihn tief zu erſchüttern.

„Du biſt in der Kloſterruine geweſen, Sohn," ſagte der Pfarrer, einen bekümmerten Blick auf ihn werfend. — „Ich wünſchte, daß Ihr gar nicht dahin ginget, ſo lange die Wunde noch ſo friſch iſt." —

„Ja! friſch iſt die Wunde, wie von heute!" rief Wilhelm, mit einem ſonderbaren ſchneidenden Blick auf Luiſe, dann ſchlug er ſich mit der Hand vor die Stirne, und nachdem er ſich einen Augenblick erholt, fügte er leiſe hinzu. — „Ich bin nicht dort geweſen; ich trieb mich auf der andern Seite im Walde herum.“ Plötzlich bemerkte er den noch aufgeſchlagenen Homer; klappte das Buch ſchnell zuſammen, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Daß ihm etwas außerordentliches begegnet ſei, ſahen der Oheim und Luiſe deutlich, allein kein Wort ging mehr über ſeine Lippen, und die Beiden warfen ſich fragende und ängſtliche Blicke zu.

Von dieſem Augenblicke war jede Hoffnung an künftiges Glück, jede Spur eines vormaligen Friedens verſchwunden. Wilhelms Benehmen war und blieb unerklärlich. Alle dieſe Menſchen, die vor wenigen Tagen, entſetzt und zerſchmettert den Gipfel des Unglücks in einem einzigen Augenblicke erreicht zu haben glaubten, ſahen die Tage trauriger, das Unglück noch größer mit ihrem noch dauernden Lebensfaden werden. — Ein ſtummes räthſelhaftes Geheimniß hatte ſich zwiſchen ſie gedrängt, das Niemand durchſchauen konnte, und Jederman doch zu erörtern fürchtete. — Sichtbar litt Wilhelm meiſt vor Allen; es war deutlich, daß eine innere Natter ihn aufrieb. — Sein Betragen war indeſſen höchſt ungleich. — Bald — doch ſelten ſchien er in eine ſchweigende ſchmerzvolle Liebe zu Luiſen zu verſchmelzen — ſeine Blicke hafteten an ihr voller Gluth und Wehmuth — allein ſeine blaſſen Lippen hatten keine Sprache; bemerkte er, daß der Oheim hoffend ihn beobachtete, daß ein freudiger Strahl Luiſens Blick, auf ihm ruhend, belebte — flog ein bitteres Lächeln über ſein Antlitz, und er zog ſich kalt von der Entgegenkommenden zurück; bald, und viel öfterer ruhete ſein Auge ſo finſter, faſt feindlich auf Luiſen, daß der Pfarrer ſich davor entſetzte. — Es ſchien dem alten Manne, daß es Haß, Verachtung ausſprach; — bald, und am öfteſten leider ſaß er ſtill in einem tiefen unheimlichen Brüten verſunken, ſelten ſprach er, und dann von allem was vorfiel mit einem kalten dumpfen Gleichmuth. Der tief gebeugte Oheim erſpähte jeden ſeiner Schritte; er ließ ihn ſogar heimlich beobachten. — Es ſchien, als erwartete er jeden Augenblick, daß dieſe geiſtige Dumpfheit zu offenbarem Wahnſinn übergehen würde. — Der hochbejahrte Körper des Greiſes konnte dieſem letzten Schlag nicht widerſtehen; — der erwünſchte Tod nahete ihm ſichtbar. —

Luiſe welkte wie die Blume im Sande einer heißen Wüſte hin. — Von ihrer blühenden Jugendfülle, die der Schönheit nahe kam — war faſt keine Spur mehr vorhanden; — Sie gewahrte dieſe Veränderung mit völligem Gleichmuth, und ſehnte ſich nach dem Grabe. Sie war die einzige, die dem Anſchein nach in einzelnen Augenblicken Wilhelm zu verſtehen ſchien — und doch bekannte ſie kopfſchüttelnd mit ſchweren Seufzern, daß ſie ihn nicht verſtand, und wies jede ſolche Vermuthung mit Heftigkeit von ſich ab. — An eine Entfernung dachte ſie nicht mehr; dieſe war unnöthig geworden, und bald wurde ſie unmöglich; unnöthig, weil Wilhelm nie mehr den Fuß nach dem Hauſe ihrer Mutter lenkte, und ſie ſelbſt immer ſeltener, und nur um den Greis zu ſehen, deſſen gottergebner Sinn ihr doch zuweilen einen Schatten von Troſt zu ſpenden vermochte, die Pfarrerwonung beſuchte; —

unmöglich, weil die Mutter, die ſeit der Schreckensnachricht von Fritzens Tode immer kränklich geweſen, nun bettlägerig wurde, und Luiſens Pflege, die dieſe ihr auch nicht entzog, nicht mehr entbehren konnte. — Sie ſtarb mitten im Winter; wenige Wochen hernach folgte ihr der alte Pfarrer. Luiſe allein hatte Thränen für Alle. — Denn, einen erſchütternden Augenblick ausgenommen, wo Brandt's ſcheinbarer Stumpfſinn einer tiefen Rührung gewichen, als der Sterbende Abſchied von ihm nahm, zeigte er nun zum erſten Male wieder ein heiteres Geſicht. — Er hatte zwar Monate vorher Antwort von dem jungen Ritter und dem Magiſter empfangen. — Allein die ſonderbare Schwermuth hatte ihn ſchon damals ergriffen; mit völligem Gleichmuth hatte er Ritters Schreiben geleſen, doch mit etwas zitternder Hand das des Magiſters geöffnet; das Bild der armen vergeſſenen Catharine hatte ſich zwiſchen ihn und ſeinem unergründlichen Gram gedrängt. — Allein der Brief enthielt nichts, das ihn beunruhigen konnte. — Der Magiſter grüßte ihn von Catharinen: ſie befand ſich heiter und wohl. — Er athmete auf, als wäre ihm ein Stein vom Herzen gewälzt, doch faſt in demſelben Augenblick ſah er auf's neue düſter vor ſich nieder. — Seitdem hatte er weder geantwortet, noch überhaupt geſchrieben. — Jetzt dagegen raffte er ſich auf einmal zuſammen, und zeigte eine kluge Beſonnenheit. — Er ſchrieb auf's neue — aber nicht wie man in der Gegend gedacht und vielleicht auch noch immer wünſchte, das Geſuch um Nachfolger des Oheims zu werden. — Es war nur ein Brief an den Magiſter, kurz und folgenden Inhalts: „Glück, Ruhe, „Kraft und Frieden haben mir für immer den Rücken

„gekehrt. Der Tod meines Jugendfreundes hat alles um „mich und in mir ſchrecklich verändert. — Ich habe noch von „Glück zu ſagen, wenn es mir gelingen möge, einen kleinen Theil von dem, was ich mir vorzuwerfen habe, gut „zu machen. Aus dem Schiffbruche aller meiner Hoffnungen habe ich ein kleines Capital gerettet — eben groß „genug um ein verborgenes genügſames Leben zu führen. „— Frage Catharine in meinem Namen, ob ſie als meine „Gattin meine Einſamkeit mit mir theilen wolle? — Ich „bin ihr dieſe Frage ſchuldig, aber erſt ſehe ſie mich, bevor ſie ſich entſchließt, ich bin ſehr verändert! — Vielleicht kann deine Antwort mich noch in meiner Heimath „treffen, wenn eine ſolche nöthig iſt, — kommt eine, — „nun — ich habe mich daran gewöhnt, nichts Gutes mehr „zu erwarten.“ — Er ſuchte den Nachlaß des Pfarrers, deſſen einziger Erbe er war, in Ordnung zu bringen, und alles was veräußert werden konnte, ſich ſobald wie möglich zu entledigen. — Dann machte er endlich einen Beſuch bei Luiſen, um Abſchied von ihr zu nehmen, und reiſte — wie er ſagte — nach Copenhagen. —

Eine ſchwache Hoffnung, daß doch noch alles beſſer werden könnte, war in Luiſens Gemüth, durch Wilhelms zurückkehrende Ruhe und Thätigkeit aufgedämmert; allein dieſe Unterredung ſollte ſie in noch größeren Gram verſenken. — Es war, als fingen alle ihre Seelenwunden, als er ſie verließ, auf's neue und noch fürchterlicher zu bluten an. Eine ſchaudererregende Verzweiflung malte ſich in ihren Zügen. — Wie eine Verbrecherin floh ſie die Augen der Leute, und auch dieſe entſetzten ſich vor ihr. — Nur eine alte treue Dienſtmagd hielt treulich bei ihr aus. — Man ſagte ſich in's Ohr, daß ſie zuweilen in einer Art von Geiſtesverwirrung bald ſich, bald Brandt des Mordes anklagte, auch daß ſie Anlaß zu befürchten gegeben, daß ſie ſich ſelbſt entleiben möchte.

Brandt erreichte das Ziel ſeiner Reiſe nicht. In der kleinen norwegiſchen Seeſtadt, wohin er ſich begeben hatte, um mit dem erſten Schiffe nach Copenhagen abzugehen, mußte er einige Tage ſtill liegen, weil der Einlauf des Hafens noch nicht ſo ganz vom Eis befreit war, daß das Schiff ſich hinaus wagen dürfte. — Doch ereilte ihn ein Bote von der Heimat; der ihm einen Brief brachte, welcher nach ſeiner Abreiſe für ihn angekommen war, und nun nach ſeiner Veranſtaltung, da er ein wahrſcheinliches längeres Verweilen hier vorausgeſehen hatte, ihm nachgeſchickt wurde. — Ohne dem Überbringer mehr als einen flüchtigen Blick zu ſchenken eröffnete er, wie es ſchien, mit zitternder Eile das Schreiben, las es ſchnell durch, und ſetzte ſich dann erbleichend nieder. — „Auch das noch!” ſagte er nur.

Der Magiſter ſchrieb ihm nämlich kurz, ſelbſt mit einiger Verwirrung, doch ohne den kleinſten Vorwurf, daß Catharine in der letztern Zeit, in der er ſie auch faſt nicht geſehen, ſehr ſchwermüthig geworden, — man wollte behaupten, daß ſie guter Hoffnung ſei — und auf einmal, noch vor der Ankunft eines Briefes, verſchwunden war.

Eine ſtumme Verzweiflung ergriff bei dieſer höchſt unerwarteten Nachricht Wilhelms Seele. — Freilich war er wie immer in der ſpäteren Zeit auf ein Unglück gefaßt geweſen, nicht aber auf eine Botſchaft, die wie die Schuld eines Verbrechens auf ſein ſchon genug gequältes

Herz laſten würde. — Allein der Augenblick war gekommen, wo — wie es oft im Leben geſchieht, daß ein Unheil alle andern herbei zu reißen ſcheint — Alles, was ſelbſt das ſtärkſte Gemüth zerſchmettern konnte, über ſein Haupt hereinbrechen mußte. — Aus ſeinem dumpfen Hinſinken in ſich ſelbſt, wurde er durch ein lautes männliches Schluchzen emporgeriſſen. — Er ſah faſt mechaniſch auf. — Dann erſt ſtutzte er, in dem vor ihm ſtehenden Boten den grauhaarigen Andres, den alten Oberknecht des Oheims zu finden; zwar hatte ſein Auge ihn früher erkannt, allein nur mit dem Briefe beſchäftiget, hatte er dem Überbringer keine beſondere Aufmerkſamkeit gewürdigt. Nun erſt fiel es ihm auf, als der alte Mann ſelbſt die mühſame Reiſe übernommen, wozu er ja jeden beliebigen Bauernjungen als Staffette hätte brauchen können. —

„Wie! Andres!" rief er erſtaunt; „Du ſelbſt — und warum weinſt du? — gilt mir dieß Schluchzen?" —

Der Greis ſchüttelte den Kopf. „Vater mein," *) ſagte er noch immer weinend — „ich wollte nicht, daß du durch boßhafte Gerüchte und Lügen erſchreckt und verwirrt werden ſollteſt, was ſonſt leicht geſchehen könnte, bei ſo entſetzlichen Dingen, darum komme ich ſelbſt, — Kurz! in der Heimath iſt das Unglück wieder los."

„Wie?" rief Brandt, indem alles Blut ihm zurück in die erblaßten Wangen ſtrömte. — „Was iſt geſchehen?" —

„Mit einem Worte?" fuhr der alte Mann fort, „ſollſt du alles erfahren — dann kann ich nachher ordentlich er-

---

*) Farmin, ſo nennt der norwegiſche Bauer Perſonen höheren Standes, beſonders die Pfarrer.

zählen. — Kurz, der Leichnam des lieben Fritzens iſt gefunden, und die Jungfrau Luiſe ſitzt als ſeine Mörderin — verhaftet. —

„Ha! meine Ahnung!" murmelte Brandt kaum hörbar — in den Seſſel zurückſinkend! — „Weiter — weiter!" ſtammelte er lauter und mühſam hervor. —

„Das ſchlimmſte iſt geſagt, und ſo kann ich nun ruhiger alles berichten," — fuhr der Alte ſeufzend fort. — „Denn ſo ſchlimm, wie es den Anſchein hat, wird's wohl nicht ſeyn. — Wie kann man nur einen Augenblick glauben, daß ſie den Bräutigam ſollte ermordet haben. — Der Gram reibt ſie auf, der hat ſie thöricht gemacht, und kein böſes Gewiſſen." —

„Um Gottes Willen! weiter, weiter," flüſterte Wilhelm, der kaum athmend ſein Geſicht in beide Hände verbarg. —

„Der neue Oberamtmann, Vater!" verſetzte Andres ſich zuſammenraffend; „bekümmert ſich um viele Sachen, die ſeine Vorgänger, wie ſie nur konnten, gehen ließen; — doch davon weißt du ja wenig; du haſt ihm ja nicht einmal einen Gegenbeſuch gemacht, als er von Copenhagen hier herauf in unſere Gegend kam, und ſowohl dir als Jungfrau Luiſen einen Gruß von dem Bruder brachte — Na dieſer nun hat es ſich angelegen ſeyn laſſen, obgleich nach immer vergebens, Stephan und ſein Gefolge ausfindig zu machen. Da er nun vermuthet — wiewohl wir nie etwas davon gemerkt hatten, daß die Landſtreicher in den Kloſterruinen ihre Schlupfwinkel haben konnten, und die Bauern ſich zudem darüber beklagten, daß ſie oft ein Stück Vieh durch das Zuſammenſtürzen der mürben Mauern verloren — gab er Befehl, die Löcher, wo es thunlich war, zuzuwerfen. — Den Tag nach deiner Abreiſe wurde der Anfang damit gemacht; allein da der Oberamtmann meinte, daß dieſe Ruinen die einzigen Überreſte von ſehr alter Zeit, viele Meilen in der Runde wären, und daher viel Merkwürdiges an ſich hätten, war er ſelbſt dabei gegenwärtig, und ließ ſie ausmeſſen und aufnehmen, wie er es nannte, und hatte ſogar ſelbſt ein Reißbret vor ſich, worauf er Linien und ganze Mauern niederſchrieb. — Dieß Geſchäft lockte nun mehrere Neugierige hinzu; auch ich war darunter. — So wie ich nun in einer Entfernung ſtand, und ſeiner Arbeit oben und der Leute ihrer unten zuſah, ſchrie auf einmal ein Burſche von dem Thale, das Ihr den Kloſtergarten geheißen, herauf. „Hier liegt eine Leiche.” — Schnell traten wir an den Rand und einige kletterten hinab. — In einer Aushöhlung unter der Mauer lag von Schutt bedeckt ein unkenntlicher menſchlicher Körper, deſſen Kleidungsſtücke indeſſen keinen Zweifel übrig ließen, daß es ja der Überreſt unſers theuren Fritzens ſei — allein, indem ich von dem Anblick erſchüttert mich hinwegwandte und der Oberamtmann gebot, daß die Leiche hinauf gebracht werden ſollte, rief einer der damit beauftragten Leute mit Entſetzen: — „Er iſt ermordet! ein Meſſer ſteckt in ſeinem Buſen.” — Die Beſtürzung war allgemein. — Der Oberamtmann, dem die Sache nur oberflächlich bekannt war, fand es nöthig, daß eine ernſtliche Unterſuchung angeſtellt wurde. — Er ließ die Überreſte des Ermordeten nach dem Amthauſe tragen, und forderte alle auf, die ein, wenn auch noch ſo ſchwaches Licht, über dieſe Sache verbreiten konnten, ihm ihre Vermuthungen mitzutheilen. — Da ich nun die Sitte und Weiſe gemeiner Leute kenne, eilte ich ſogleich zu Jungfrau Luiſen um ihr den Gräuel auf eine vernünftige Art beizubringen, allein mit meinen alten Füßen konnte ich nicht verhindern, daß die Botſchaft noch früher als ich, die Hausgenoſſen erreicht hatte, dieſe eilten ſogleich in ihr Zimmer, kaum daß ich ſo früh ankam, daß ich zu gleicher Zeit mit ihnen mich hineindrängen konnte. — Nun was wahr iſt, muß wahr bleiben, — ich kann nicht läugnen, daß ſie ſehr heftig erſchrak, als ſie hörte, daß der Leichnam gefunden wäre, ſtatt eine chriſtliche Freude zu äußern, die Erzählung ſeiner Todesart aber ſchien ſie gar nicht zu verwundern, — erſt als ſie hörte, daß das Meſſer noch in der Bruſt ſteckte, erbleichte ſie auf einmal, und rief! „das Meſſer! Allmächtiger Gott!“ —

„Wie ein Meſſer?“ ſchrie Brandt plötzlich, entſetzt! „ich meinte du hatteſt nur von einem Meſſerſtiche geſprochen; war es“ fügte er ſich faſſend hinzu, „noch kenntlich und ganz?“

„Noch kenntlich und ganz,“ erwiederte Andres mit Gewicht, und unterbrach ſich ſelbſt erſtaunt: „Wie, du wirſt auch blaß, Vater! da kann man ſehen, wie unzuverläſſig das Geſchwätz der Leute doch iſt, die aus ihrem Erbleichen auf eine geheime Schuld ſchließen wollen. — Sie iſt ſo unſchuldig daran als du!“ —

„Meinſt du?“ ſagte Brandt mit einem ſonderbaren Blicke — „Weiter! weiter,“ verſetzte er, die Augen zum Boden ſenkend.

„Ei nun. — Die Klatſcherei! Luiſens lange ſo unbegreiflich ſonderbares Betragen — Ihre Verzweiflung, die doch einen Grund haben mußte. — Man erzählte nun als eine aufgemachte Sache, obgleich ich immer daran gezweifelt, daß ſie ſich ſelbſt nach dem Leben getrachtet, — das ſollte nun das böſe Gewiſſen geweſen ſeyn. Sie ſchwindet ja hin wie ein Schatten, — nun, — denn der Ermordete mußte ja immer ſtrafend vor ihren Blick bei nächtlicher Zeit hintreten. — Mit gutem Fug, meinen die Leute, hatte ſie über Schlafloſigkeit geklagt; und nun vollends, weil ſie früher in Geiſtesverwirrung einige Ausdrücke, als klagte ſie ſich und dich eines Mordes an, hatte fallen laſſen, das wollen nun die Leute, ſoll als ein Beweis — gelten. „Aber das Meſſer," wiederholte Brandt ſchneidend, „hat das auf keine Spur geführt?"

„Auf keine," war die Antwort. „Es iſt ein Meſſer, wie es jeder Burſche bei uns in der Taſche trägt. — Kurz, jene Klatſchereien wurden immer lauter, und zuletzt zum Gerüchte, das kam dem Oberamtmann zu Ohren. Er hatte indeſſen geſonnen und geprüft, und ſeine Zeichnung zu Rathe gezogen. Es war ihm höchſt befremdet, daß der Leichnam in dem Kloſtergarten gefunden wurde, da Fritz doch in Bodenlos hinabgeſtürzt war. Er fand es nun nothwendig, eine Erklärung von Luiſen zu fordern; wozu er ſie auch mit vieler Höflichkeit einlud. — Sie ſagte nichts anders aus, als was wir ſchon lange gewußt, daß ſie auch gern beeidigen wollte, und verlangte, daß das Dienſtmädchen, das auf ihr Geſchrei hinzugeeilt war, als Zeuge gerufen wurde. — Es geſchah, dieſe aber erklärte indeſſen nur, daß ſie, als ſie heraufgekommen, bloß die Jungfrau erblickte, die halb beſinnungslos, ohne ſprechen zu können, die Arme gegen Bodenlos hingeſtreckt hatte. — — Durch dieſe Ausſagen war man nicht weiter gekommen. — Wenn man auch annehmen wollte, daß vielleicht unter der Mauer, auf der Luiſe und das Mädchen geſtanden, und Bodenlos von dem Kloſtergarten trennt — ſich — wie der Oberamtmann meint — ein unentdeckter Durchgang tief unten befinde, was allerdings möglich iſt — und daß es dem Halbzerſchmetterten, der vielleicht im Falle durch Buſchwerk aufgehalten wurde, gelungen wäre, ſich durch dieſen ſo weit hinauf zu ſchleppen, ſo war doch ein Mord vorgefallen; es ließ ſich freilich nicht beſtimmen, ob der Schutt, der die Leiche bedeckt hatte, von Menſchenhänden zuſammengehäuft war, oder vom Falle der Mauern, die an mehreren Stellen zuſammengeſunken waren. — Allein, als Luiſe, ihrer ſchwachen Geſundheit wegen, welcher dieſer ergreifende Auftritt ſehr bedrohlich war — zuerſt vor allen entlaſſen, und der Zeuge erſucht wurde, alles deſſen, was an dieſem unglücklichen Tag dem Lieutenant in ſeiner Gegenwart ſonſt begegnet war, ſich zu entſinnen; ſagte das Mädchen noch aus; daß ſie ſich erinnerte, daß die beiden Verlobten ziemlich heftig mit einander geſprochen. — Fritz ſchien ihr etwas vorgeworfen zu haben — was wußte der Zeuge nicht — worauf ſie aber erwiedert hatte — „Fritz! wir ſind noch nicht getraut.“ — Dann hatte er ſich heftig einige Schritte entfernt, und Luiſe ihm neckend nachgerufen: „Ja gehe nur fort, je weiter je beſſer.“ — Dieſes und mehrere andere eben ſo wenig erkleckliche Ausſagen, die meiner Überzeugung nach, unzuverläſſig, und wenn auch aufrichtig, doch auf Mißverſtand gegründet ſind, im Verein mit der allgemeinen Meinung, der das Benehmen des armen Mädchens lange unheimlich vorgekommen iſt, und die nun eine ganze Lügengeſchichte ausgeklügelt, hat die

Behörde bewogen, zu eigener Rechtfertigung der Jungfrau Ritter bisweilen eine gelinde Haft in ihrem Haus zu geben — alſo beunruhige dich nicht ſo ſehr Vater! — Du ſiehſt, daß es genau beſehen, nicht ſo gefährlich iſt.“ —

„Glaubſt du denn,“ erwiederte Brandt mit einem durchdringenden Blick, „daß Luiſe aus dieſer Schmach als unſchuldig hervorgehen wird?“

„Ja, gewiß!“ war die Antwort. — „Unſer Oberamtmann iſt ein gewiſſenhafter Mann, und zu klug, um den albernen Verdacht des Haufens, der aus Begierde das Unerklärliche erklären zu können ſelbſt das Widernatürlichſte glaubt, als Beweis gelten zu laſſen. — Wollte man ſpitzfindigen Auslegungen und Ausbrüchen des Irrſinns lieber, als dem natürlichen rechtlichen Gefühl Gehör geben, ſo könnte man ja eben ſo gut dich des Mordes beſchuldigen!“ ſchloß Andres lächelnd. —

„Mich?“ rief Wilhelm erſtaunt, „mich, der erſt den Tag nach ſeinem Herabſtürzen in der Gegend erſchien?“ —

„Warum nicht?“ verſetzte der Alte mit den kleinen Augen ſchelmiſch blinzelnd, dem ſchlauen Scharfſinn, der dem norwegiſchen Bauer, ſeines ſchlichten Äußeren ungeachtet, eigen iſt, den Lauf laſſend. — „Biſt du nicht den Tag nach deiner Ankunft allein in die Ruinen hinausgegangen und haſt dort lange verweilt, biſt vielleicht ſogar in die Gewölbe, die mit ihren dunklen Gängen und Winkeln dir von früher Jugend an beſſer als irgend einem andern bekannt ſind, hinunter geſtiegen; kannſt du nicht dort den noch lebenden, zerſchlagenen wimmernden Jüngling angetroffen und ihm ſo den Reſt gegeben haben?“ —

„Unmenſch!" ſtammelte Wilhelm erbebend, — „und aus welchem Grunde. — Was hätte mich zu ſolcher Unthat verleiten können?" —

„Ei Nun! Die plötzlich erwachte Eiferſucht — wir wiſſen ja doch Alle, daß ihr, du und Luiſe von Kindesbeinen an euch lieb gehabt habet — und nun nach deiner Rückkehr — habe ich ſelber nicht ſie auf deinem Schooß ſitzen geſehen — habe ich nicht den alten Vater ſelbſt mit der Madame Ritter von eurer zukünftigen Heirath ſprechen gehört, — und ſoll nicht Luiſe dich des Mordes in ſchwermüthigen unbewachten Augenblicken bezüchtigt haben? — Dazu kömmt noch deine immer wachſende Schwermuth."—

„Albernes, unſinniges Geſchwätz!" rief Brandt heftig.

„Das ſage ich ja eben," nickte Andres! „Albernes unſinniges Geſchwätz," ſo ſagen wir, weil wir es beſſer wiſſen; aber die Leute glauben daran, und darauf begründet ſich doch nur die Verhaftung des unglücklichen Geſchöpfs, verurtheilen kann ſo ſchimpflicher Verdacht allein wohl nicht, eine Makel wird aber immer an ihrem Leben haften, und eine Natter an ihrem Herzen nagen, — bis die Wahrheit an den Tag kömmt. — Ach wer hätte das vermuthen können, als ihr alle drei, ſchön wie die Engel, heiter und unſchuldig wie ſie, dort mit einander ſpieltet, und euch ſo lieb hattet" — ſchloß der alte Mann mit lautem Schluchzen.

Wilhelm ging in großer Bewegung mit heftigen Schritten auf und nieder; auf einmal warf er ſich auf einen Stuhl, zog den Brief, den ihm Andres gebracht hatte, wieder hervor, las ihn langſam durch, und ſtarrte dann das Blatt tiefſinnend an, bis die hellen Thränen ihm über die Wangen herabrollten. — „Mußte es ſo weit kommen," murmelte er in ſich, „ehe ich inne werden konnte, wie ſehr ich ein Verbrecher bin. — Wie immer ſchwankend zwiſchen Liebe und Treue, entſchloß ich mich endlich, mich zu ihr zu verfügen, da indeſſen dort ſie entflohen iſt, wo — O! ſchrecklich! ich mag nicht daran denken, wo ich ſelbſt ſie hingewieſen habe, — aber ihr ſtummes Verſchwinden — winkt mir zurück — zurück nicht um gut zu machen, was der Teufel in mir verbrochen, denn das kann nicht geſchehen, — ſondern um ihn wo möglich los zu werden — und den Weg zu ihr, der reineren, ſo aufzufinden.“ — Er ließ ſich Papier bringen, und ſchrieb einen langen Brief an den Oberamtmann; — den ſiegelte er und übergab ihn dem Boten. — „Beſorge dieſes ſchnell und zuverläſſig,“ ſprach er ruhig. — „Das Blatt, das du mir gebracht, macht eine Reiſe unnöthig. — Ich kehre zurück nach der Heimath — Luiſe braucht einen Beiſtand — ich muß mich aber erſt ſammeln, dann folge ich langſam nach.“

„Dafür ſegne dich Gott, Vater!“ ſagte der Greis! „ſo habe ich es auch gemeint. Du biſt klüger als unſer einer, und wäreſt du es auch nicht, du biſt doch Camerad mit dem hohen Herren, und kannſt mehr ausrichten als wir. — Mein Pferd wird mich noch einmal ſo leicht zurücktragen.“ —

Während nun der alte Bote, merklich erleichtert forttrabte, und Wilhelm tiefſinnend, doch immer ruhiger werdend, ſich zur Rückkehr ſchickte, war in einem nördlicheren Seehafen, der Heimath näher, ja ſogar demſelben Amtsbezirk gehörend, Luiſens Bruder, von Stürmen ſo weit verſchlagen, an's Land getreten. — Um ſeinem Erſcheinen in dem Vaterlande zu einer ſo verhängnißvollen Zeit alles

Abenteuerliche und ſelbſt Zufällige zu benehmen, indem wir die Beweggründe zu ſeiner Reiſe anführen, iſt es nothwendig, den Blick im Fluge zurückzuwerfen.

Der ſchon weit frühere Entſchluß des jungen Ritters, ſich dem Handel zu widmen, hatte die Mutter auf den Gedanken gebracht, ihr Gut, das der Sohn ſeiner Beſtimmung zu Folge nicht bewohnen konnte, dem Schwiegerſohne abzutreten; und jener hatte auch keinen Anſtand genommen, ſeine Beiſtimmung dazu zu geben, — obgleich er lieber Wilhelmen Schwager genannt hätte, weil dieſer durch den täglichen vertrauten Umgang ihm noch theurer als Fritz, an den nur ſchwache Jugenderinnerung ihn band, geworden war. — Dennoch betrübte, und entſetzte ihn die Todesart des ſo plötzlich hinweggeriſſenen Bräutigams, und obgleich ſo wohl ſein eigener Ideengang, als einzelne Äußerungen in Wilhelms vertrautem Brief, der ihm die ſchmerzliche Nachricht mittheilte, ſeinen früheren Hoffnungen und Wünſchen zu ſchmeicheln ſchienen, war es ihm doch, als könne ſein reiner Sinn ſich nicht recht ob der Erfüllung derſelben freuen. Indeſſen hörte und ſah er nichts mehr von dem Freund; Luiſe ſelbſt ſchrieb ihm im Winter, als die Mutter geſtorben war, nur kurze wenig genügende Worte; aus welchen jedoch eine dumpfe verzweiflungsähnliche Trauer ſprach. — Wilhelm war mit keiner Sylbe darin erwähnt. — Ritter erſchrak, er ſchrieb, aber ſeine Briefe blieben ohne Antwort. Da traf es ſich, daß ein junger Edelmann, den er im Hauſe ſeines Principals, wo er ſelbſt beinahe als Sohn betrachtet war, kennen, ſo wie dieſer ihn achten und lieben gelernt hatte, — als

Oberamtmann in einem Bezirk von Norwegen, der auch ſeine Geburtsgegend umfaßte, angeſtellt wurde. — — Wilhelm ſchenkte ihm ſein völliges Vertrauen, was ſeine Beſorgniſſe betraf, und erſuchte ihn, ſich Nachricht von dem traurigen Verhältniſſe zu geben, das ihm jene räthſelhafte Andeutungen dort vermuthen ließen. Der Oberamtmann verſprach es und hielt Wort. — Sein Schreiben aber, obgleich nicht ins Einzelne gehend und keines von den gehäſſigen Gerüchten, die ſich ſchon im Dunklen herumſchlichen, berührend, — welche der Briefſteller damals wohl gar nicht ahnete, enthielt Stoff genug, um Ritters ahnende Beſorgniſſe in Beſtürzung und Erſchrecken zu verwandeln. — Er erfuhr, daß beide jungen Leute, die zwar in der allgemeinen Meinung für ein Brautpaar gehalten wurden, ſich dennoch nie ſehen, ſondern jedes für ſich eine tiefe Trauer verrieth, beſonders Wilhelm, deſſen unthätige menſchenſcheue Schwermuth nun erſt vor Kurzem, durch den Tod des alten Pfarrers, den er ſeinen Freunden in Copenhagen nicht einmal gemeldet hatte, eine vielleicht wohlthuende Erſchütterung erlitten, die ihm jedoch eine, wie es ſchien, übertriebene Spannkraft verliehen hatte. Da entſtand der Gedanke in Ritters Seele, dieß Räthſel, das ſeine Lieben ſo bedrohlich umſchwebte, mittelſt ſeiner perſönlichen Gegenwart zu durchbringen. — Doch ein trauriges Licht ſollte ihm noch werden, das mit einem Male ſeine noch ſchwankende Überlegung zum Entſchluß brachte. —

Die früher erwähnte alternde Matrone, die Schweſter ſeines Principals winkte ihn eines Morgens als er an ihrer Thür vorüber ging, geheimnißvoll zu ſich hinein. —

„Lieber Ritter!" begann ſie, ohne viele Umſtände zu machen — „Sie fühlen gewiß ſelbſt, wie theuer ſie uns allen ſind; doch Freundſchaft ohne Vertrauen, verdient dieſen ſchönen Namen nicht. — Verzeihen Sie daher, daß ich gegen meinen Willen Sie verwunden muß. — Nicht wahr," verſetzte ſie, als Ritter ſie fragend, aber ruhig anſah, — „Herr Brandt iſt Ihr Freund?" —

„Mein beſter und vertrauteſter!"

„Kennen Sie ihn ganz? beſitzen Sie ſein ganzes Vertrauen?"

Ritter fühlte ſich verlegen, ohne zu wiſſen warum. — „So viel ich es von einem älteren Freunde, von dem Leiter meiner früheren Jugend erwarten kann," gab er zur Antwort.

„Iſt es wahr, daß er Ihre Schweſter liebe?"

„Ich habe Gründe, es zu vermuthen; und hoffe es um beider willen."

„Haben Sie nie den Namen Catharine Borth nennen hören?"

„Nie! Sie ſetzen mich in Erſtaunen! —"

„Wohlan denn! mein Freund! dieſe Catharine Borth, die einzige Tochter eines ehrlichen Handwerkers, ein liebenswürdiges, braves Mädchen — hat ihr Freund verführt. —

„Unmöglich!"

„Wollte Gott, daß ich mich geirrt — aber ſo iſt es gewiß nicht. —"

„Welch unglückſeliges Stadtgeſchwätz! —"

„Gottlob! nein! das iſt es noch nicht — aber hören Sie nur: Sie erzählte nun, daß eine Witwe, die im neuen

Hafen, eine Straße in Copenhagen, ein kleines Wirthshaus für Schiffer und geringere Paſſagiere hielt, eine alte Bekanntſchaft mit einer bejahrten, durch eine Reihe von Dienſtjahren, mit der Familie vertraut gewordenen Magd des Hauſes, ſehr angelegentlich erneuert hatte. — Dieſe hatte auch den wiederholten Einladungen gefolgt, und bei ihr ein junges, ſehr hübſches Mädchen, ihres Bruders Tochter, eben dieſe Catharine Borth angetroffen; die dort im Hauſe, ſo oft ſie ihren ſchwächlichen Vater allein laſſen durfte, bei der Muhme verweilte, um dieſer in ihrem auch hinfälligen Zuſtande, den die beſuchende Magd ihr doch nicht anmerken konnte, zur Hand zu gehen. — Dieſe junge Perſon hatte ſich nun der Dienerin ſo zuvorkommend und innig angeſchloſſen, daß die ſchlaue Alte gleich gemerkt, daß eine verſteckte Abſicht damit verbunden ſei, und ſich eben ſo verſteckt bemüht hatte, dieſe herauszufinden — und ſo entdeckte ſie leicht, daß es dem jungen Mädchen ſehr angelegen war, die Verhältniſſe des Herrn Brandt in Norwegen zu erforſchen, welche, wie ſie vermuthete, der Alten nicht ganz unbekannt wären, da jener ja ein vertrauter Freund des jungen Ritter ſei; die alte Magd verſprach es, und theilte nun der Schweſter ihres Dienſtherrn, von der ſie hoffte, die verlangte Auskunft erhalten zu können, den Antrag und die Veranlaſſung desſelben mit. — Die erfahrne Matrone ahnete ſogleich den Zuſammenhang, und ließ, um zur Gewißheit zu gelangen, die von ihr vermuthete Verbindung zwiſchen Luiſe und Brandt für eine beſtimmte gelten. Sie hatte richtig gerechnet; Beſtürzung und Zorn machten die Muhme geſprächig. Sie geſtand der alten Magd, jedoch unter der

Bedingung der tiefſten Verſchwiegenheit, daß ihres Bruders Tochter von Brandt betrogen und verlaſſen, ein unglückliches, bemitleidenswerthes Mädchen ſei." — „Sie können ſich ſelbſt leicht davon überzeugen," fuhr die Matrone fort, als Ritter noch immer ſie mit zweifelnden, düſteren Blicken betrachtete — „denn Brandt ſoll ſie in dem Hauſe des alten Magiſters — wie heißt er nur doch, wo er alle Tage hinging, kennen gelernt haben. — Ja! nun ſind ſeine häufigen Beſuche dort mir erklärlich! —"

„Ach! bei dem!" rief Ritter, und wechſelte die Farbe — denn nun erinnerte er ſich dort, als er ein Paar Mal Brandt begleitet hatte, Catharinen nicht allein geſehen, ſondern auch einen Blickwechſel zwiſchen ihr und dem Freunde bemerkt zu haben, der ihn freilich befremdet, aber deſſen er doch nicht weiter gedacht hatte. — Noch in derſelben Stunde eilte er zu dem Magiſter hin, der nicht ohne Erſchütterung ſeinen ſtürmiſchen Bericht anhörte, während Ritter trotz ſeiner zuverſichtlichen Anklage ihn ſtarr betrachtete, als ſuchte er eine Widerlegung in ſeinen Blicken. —

Der Magiſter, durch die Entdeckung der ihm bekannten Hälfte des Geheimniſſes überraſcht und betroffen, hatte den Muth verloren, an der anderen Hälfte zu zweifeln. — Ritter las das Geſtändniß nur zu deutlich in ſeinen bebenden Zügen, und überließ ſich ganz dem Aufbrauſen ſeines jugendlichen Unmuths. — Der Sturm des Jünglings milderte ſo den bittern, gerechten Zorn des mehr beſonnenen Mannes, der, wie tief auch der Mißbrauch ſeines Vertrauens ihn kränkte, doch entſchuldigende Worte für Brandt redete, die, obgleich ſie ihre Wirkung auf den reinen Sinn des Jünglings verfehlten, doch dazu beitrugen, das eigne Innere zu beſänftigen. So traf es auch hier ein, was die Jugend ſo ſelten glaubt, daß die Erfahrung des Alters ein billigerer Richter, als der jugendliche reine Sinn iſt, der noch nicht der Gewalt der Verſuchung unterlegen hat; — doch nicht ein großer Zwiſchenraum von Jahren, nicht ſelbſt Verſchiedenheit der Anſichten vermag Gemüther auseinander zu bringen, welche ein Gefühl der Liebe belebt! — War auch Brandt in beider Achtung geſunken — ihre Freundſchaft für ihn flößte doch beiden eine Wehmuth ein, die auch ſie in Freundſchaft und Thätigkeit vereinte. — Das Dringen des Jünglings, die eigne Ungeduld, die jede andere Rückſicht beſeitigte, bewog ihn dazu, Catharine zugleich rufen zu laſſen, die ſich unten ihm Hauſe bei dem Lager ihres Vaters befand, der ſeit einigen Tagen krank darnieder lag. — Bleich, mit verweinten Augen gehorchte ſie dem Rufe, ohne ſeinen Zweck zu ahnen, obgleich die Gegenwart des vorher geſehenen ſichtbar gerührten Jünglings, und die betrübten, faſt verſtörten Blicke des Magiſters ihr einen Schrecken einflößte, der ihr die ſchnelle unüberlegte Frage auspreßte: „ob eine üble Nachricht von Brandt angelangt wäre?“ — Dieſe Frage beſchleunigte nun eine Art von Verhör, das wie wohlgemeint und ſchonend es auch war, durch die unſchickliche Gegenwart Ritters, bei dem der Eifer für die Sache alle anderen Rückſichten überwog, ſeine Wirkung ganz verfehlte. — Dem väterlichen Magiſter allein hätte ſie vielleicht ihr ganzes Herz geöffnet, nun aber blieb ſie bei der Wahrheit ſtehen, die Brandt freilich bei den Freunden zu rechtfertigen ſchien — daß er ihr nie ein mündliches Verſprechen gegeben, das ſie berechtigte, Einſpruch gegen eine von ihm beſchloſſene Ehe zu thun. — Sie konnte und wollte nicht läugnen, daß ſie ihn ſehr lieb habe, und ſich auch geſchmeichelt hatte, von ihm geliebt zu ſeyn. — Hier verſtummte ſie, in Thränen ausbrechend, und den beiden verlegenen Männern, denen ein ſolches Verhältniß gleich neu war, — fehlte es an Muth und Gewandtheit, weiter in ſie zu bringen. — Auch ſah der Magiſter ſie von der Stunde an nicht oft; wollte ſie ſeinem Blicke und ſeinen Fragen ausweichen, oder band die Nothwendigkeit ſie an das Bette des Vaters, der immer kränker wurde. — Der Magiſter ſelbſt fühlte etwas vorwurfähnliches in ſeiner Bruſt. — Er hatte tief in der Seele gewünſcht, Brandt mit Catharine verbunden zu ſehen; mit tiefer Betrübniß hatte er die Annäherung Luiſens und des Freundes, durch ein ſo trauriges und unerwartetes Ereigniß herbeigeführt, erfahren. Er litt in der Stille für Catharinen, aber es fehlte ihm an Muth, ſie durch die völlige Wahrheit aus ihrem ſüßen Traume zu reißen; — aus unzeitiger Schonung ließ er bloß einige Worte fallen, aus welchen Catharine in der Stille folgerte, daß die Verwandten zwar an eine Verbindung zwiſchen ihrem Geliebten und Luiſen dachten, allein ſie zweifelte nicht, daß er ihr ja doch treu bleiben würde. — Und ſo blieb auch ſie ruhig und heiter, zu größerem Ärger als Freude für den Magiſter, der deutlich genug ſich geäußert zu haben glaubte, und ſich nun ob dem Leichtſinn des Mädchens wunderte; daher beſchwichtigte auch ſein Bericht von Catharinen in dem erſten Briefe an Wilhelm, deſſen Unruhe wegen der Verlaſſenen nur gar zu ſehr. — Nun dagegen ſtand der Magiſter, als es ihm wie Schuppen von den

Augen gefallen war, ohne Rath da, und als eine natürliche Folge, auch ohne That. — Als wenige Abende nach vorerwähntem Auftritte, Catharine in der Begleitung ihrer Muhme weinend vor ihm ſtand, um ihm zu verkünden, daß ihr Vater geſtorben, und daß die Muhme das verlaſſene Mädchen mit ſich nach Hauſe führe, waren ſeine Lippen in der Anweſenheit der fremden Frau wieder gebunden. — Der heimliche Druck beider Herzen machte die Trennung gezwungen und kalt. — Auch ſahen ſich Beide, des gegebenen Verſprechens ungeachtet, ſeit der Stunde nicht mehr. — Der Magiſter, der immer Catharinen erwartete, ging nicht gern an einen fremden ungewöhnlichen Ort hin, und Catharina erſchien nicht. —

Indeſſen ſegnete Ritter ſtille bei ſich die ihm unbekannten Hinderniſſe, die vor Brandt's Verbindung mit der Schweſter ſich geſtellt zu haben ſchienen. — Sollte Reue die Umwandlung in Brandt's Innerem verurſacht haben? — Allein, auch gegen Catharinen hatte er ja geſchwiegen, und die traurige Lage, worin die Unglückliche ſich vermuthlich befand, konnte, wie es ſchien, dem Entfernten nicht bekannt ſeyn. — Es war dem jungen Ritter nach ſeinem Gefühle zur Pflicht geworden, den Freund, und zwar mündlich von einem Ereigniſſe zu unterrichten, das einen ſo traurigen Einfluß auf dieſen, und auf deſſen räthſelhafte Verhältniſſe haben müſſe. — Und ſo entſchied er ſich kurz — ſo bald wie möglich nach der Heimat zu reiſen, — und wählte zu dieſem Behufe ein Fahrzeug, das einzige, welches noch ſo früh im Jahre fertig zum Abſegeln nur einen guten Wind abwartete. — Faſt in derſelben Stunde, als dieſer günſtig wurde, und er eben fertig ſtand, ſeinen Sachen an den

Bord zu folgen, trat der alte Magiſter verſtört und bleich zu ihm hinein.“— Er reichte ihm Brandt's obenerwähnten Brief hin — und fügte mit bebender Stimme hinzu, — daß er mit einem bangen, wehmüthigen Gefühl ſich ſogleich an Catharinens Zufluchtsort begeben hätte, um dieſer die für ſie freudige Nachricht zu bringen; — hätte aber das Haus in völliger Verwirrung, und die Muhme in Thränen angetroffen. Ihre Nichte wurde ſeit dem vorigen Tage vermißt, und ſie vertraute ihm unter der quälendſten Unruhe, daß ſie nur zu ſehr fürchtete, daß das arme Mädchen ein Opfer ihrer ſichtbaren, brütenden Schwermuth geworden war. — Der Magiſter war gleich von ihr zu Ritter hingeeilt, damit er noch der Reiſe vorbeugen könne; — allein in der traurigen Nachricht des Magiſters fand Ritter einen noch größeren Anlaß, dieſe zu beſchleunigen. — Catharinens Unglück ſtellte ihm das der Schweſter vor die Seele, die er ſich zu Folge Wilhelms Brief als höchſt unglücklich, wenigſtens verlaſſen denken mußte. — Ihretwegen allein ſchien es ihm Pflicht, die Reiſe zu unternehmen — das Andenken an Wilhelm in dem er Catharinens Verderber erblickte, empörte ſeine Seele, und füllte ſie mit Bitterkeit, wenn auch nicht mit Haß. — „Schreiben ſie ihm nur, was ſeiner hier wartet,“ ſagte Ritter mit erkünſtelter Faſſung. — „Vielleicht wird er dann ſeine Reiſe einſtellen, aber ſagen ſie ihm mit keinem Worte, daß Luiſens Bruder ſich aufgemacht hat, um ihn zur Rechenſchaft zu fordern. — Er darf ſich nicht auf mein Erſcheinen vorbereiten. — Sie, armer Freund! uns tröſte Gott.“ — Mit dieſen Worten eilte er nach dem Schiffe; wo er in einem kleinen Raum ganz vorn, der eigentlich dem Steuermann gehörte, und von ihm gemiethet, weil die Cajüte ſchon in Beſchlag genommen war, ſich mit ſeinem Grame verſchloß. —

Catharine war indeſſen nicht, wie die Freunde mit tiefem Schmerz befürchten mußten, das Opfer einer ſinnbetäubenden Verzweiflung geworden; wie nahe ſie auch in ihrem troſtloſen, verlaſſenen Zuſtande daran geweſen, — denn der Muhme hatte ſie nach dem Abſterben des Vaters ſich erſt ganz entdeckt, obgleich die ſchlaue Frau ſchon alles errathen, hatte doch dieß ihr ſo ſchmerzliche Ereigniß, trotz der bitteren Vorwürfe, die ſie ſich darüber machte, wunderbar ihr Herz erleichtert. — Der Gedanke an den Gram des Vaters, an die Qual, ſich entdecken zu müſſen, hatte ſie weit mehr als der von der Meinung der Welt geängſtigt! — Nun! da der Rathſchluß des barmherzigen Gottes ihm und ihr durch einen ſanften Tod dieſen bittern Kelch weggenommen, faßte ſie wieder Muth, beſonders als die Muhme ihr rathend zur Seite ſtand und ihr begreiflich gemacht hatte, daß es eben nicht unmöglich wäre, die Welt über ihren Zuſtand täuſchen zu können; — — es käme nur darauf an, die leichteſte und ſicherſte Art — auszufinden, — bis dahin müßte ſie, um kein Aufſehen zu erregen, wobei auch die Trauer um den Vater ihr behülflich war, der Muhme bei der Aufwartung der einſprechenden Gäſte zur Hand gehen. —

Unter dieſen befand ſich in der letzteren Zeit ein Norweger, nahe an den Vierzigen, wie es ſchien, von den unteren Claſſen des ſogenannten Mittelſtandes. — Er war fein und anſtändig gekleidet, doch entdeckte ein umſichtiger Blick leicht, an der Wahl der Farben und den Schnitt, daß er die Kleider aus einer Trödelbude an ſich gebracht hatte. Das ſtille, an ſich-Haltende in Weſen und Benehmen, das mit dem hurtigen durchdringenden Blick, der unter den buſchigten zuſammengewachſenen Augenbraunen hervorblitzte, etwas grell abſtach, jedoch mehr ſeinem freundlich hämiſchen Lächeln entſprach, ſchien in dieſem Kreiſe, meiſt von Schiffern, keine Aufmerkſamkeit zu erregen. Er nannte ſich Mörck, und verhehlte nicht, daß er in Copenhagen eine Erbſchaftsſache betrieben hatte, die ihm doch bei weitem nicht ſo viel eingebracht, als er zu hoffen berechtigt geweſen. — Er dachte mit der erſten beſten Gelegenheit wieder nach ſeinen Felſen zurück zu kehren. —

Catharine hatte ihm keine ſonderliche Aufmerkſamkeit geſchenkt; allein, eines Abends als die Gäſte ſich unter ſich unterhielten, und ſie hinter denſelben ruhig bei ihrem Spinnrocken ſaß, hörte ſie mit Erſtaunen dieſen Mann, als die Rede von merkwürdigen Unglücksfällen war, den unglücklichen Todesfall des Lieutenants Höjer's erzählen, — der Name ſeiner Braut, und auch Brandt's Namen kamen darin vor, und des letzteren ſogar wurde mit einer gewiſſen Bitterkeit, als des neuen Bräutigams, erwähnt. — Zwar erfuhr Catharine dadurch eben nichts neues, und konnte wohl auch nicht erwarten, viel ſolches zu vernehmen, doch fühlte ſie einen unwiderſtehlichen Drang; als die mehrſten Gäſte ſich ſchon fort begeben hatten, ſich in Geſpräch mit dieſem Manne einzulaſſen, ihn aufzuhalten, und die Unterredung auf den vorher erzählten Vorfall zu lenken. — Dieß Benehmen von einem jungen, hübſchen Mädchen, das ihm ſonſt ziemlich ſchnippiſch aus dem Wege gegangen war, machte den Fremden ſtutzen; und ihre abſichtliche eindringende Frage, der ſie ſich vergebens bemühete einen Anſtrich von Zufälligkeit zu geben, erweckte ſeine Neugierde. — Anſcheinend unbefangen, aber innerlich ſpähend, befriedigte er ihre Fragen, ſo gut es ſich thun ließ; allein er merkte bald, daß ihre Theilnahme beſonders dem neuen Bräutigam galt, und dieſe Abſicht ſchien auch in ihm eine Abſicht zu erregen. — Den nächſten Morgen erſchien er zu einer Zeit, wo Catharine gewöhnlich in der Küche beſchäftigt war, wieder im Keller, und wußte bald mit einer ganz eignen Schlauheit die Muhme auszuforſchen; — dieſe, eine von jenen Frauen, die mit wirklicher Theilnahme jedem Vertrauenden Hülfe und Verſchwiegenheit verſprechen, und in allem Ernſt ihr Verſprechen zu halten meinen, obgleich ſie allen guten Freunden, die davon zu ſchweigen ſchwören, das Geheimniß wieder anvertrauen, — erzählte ihm den ganzen Zuſammenhang, jedoch mit einigen kleinen Hinzufügungen, wozu ihre Sorgfalt für Catharinens guten Ruf, ihrer Meinung nach, ſie verband; z. B., daß ſie ſo gut als Brandt's Frau ſei, weil ſie ein ſchriftliches Eheverſprechen von ihm habe. —

Mörck nahm ihr nun auch das Verſprechen ab, Catharinen von dieſer Unterredung nichts mitzutheilen, — welches doch im Grunde unnöthig war, denn ſie hütete ſich immer gern ſich ſelbſt zu verrathen, — und ſo benutzte er die Gelegenheit, da es denſelben Abend heller Mondſchein war, Catharinen zu erſuchen, einen Spaziergang mit ihm zu machen, weil er ihr etwas Angelegentliches mitzutheilen habe. — Catharine hätte zu jeder andern Zeit eine ſolche Bitte ausgeſchlagen, jetzt, da ſie vielleicht mehr von dem Gegenſtande erfahren konnte, von dem es ihr immer Noth that zu hören, und da das Angelegentliche, was er ihr ſagen wollte, ja keinem Andern als Brandt gelten konnte — ſagte ſie gleich zu.

Sie hatte auch nicht geirrt. Sobald ſie ſich ungeſtört glaubten, begann er: „Ich habe bemerkt, Jungfrau! daß Sie viel Antheil an dieſem Brandt, deſſen ich erwähnt habe, nehmen — gewiß kennen Sie ſeine Verbindungen hier, auch vielleicht,“ fügte er geheimnißvoll hinzu, „eine gewiſſe Jungfrau, Catharine — die Tochter eines Handwerkers. —“

„Ja wohl!“ ſagte Catharine, leiſe und zitternd.

„Ich konnte mir's denken!“ fuhr Mörck fort; „ich habe von meinem guten Freunde Brandt einen Auftrag an Sie, mit dem es mir ſehr ſchief gegangen iſt; einen Brief nämlich; allein, ich hatte das Unglück, ein ganzes Packet dergleichen, als ich unterweges meine Papiere durchſah, in's Meer zu verlieren; der Name war mir entfallen — ich beſinne mich nur auf den erſten: Catharine — allein, es gibt viele Catharinen in der Welt — nun möchte ich gern die Jungfrau auffinden, — denn der Inhalt des Briefes iſt mir bekannt, der iſt unter meinen Augen niedergeſchrieben —

„Catharine Borth“ — flüſterte das Mädchen mit klopfendem Herzen.

„Ja — Borth — Jungfrau Borth! — richtig, ſo war's.“

„Ach! Gott! lieber Herr Mörck! die bin ich ſelbſt.“

„Konnte mir's faſt denken!“ verſetzte der Norweger mit freudiger Geradheit. „Es freut mich, Jungfrau Borth

— daß ich Sie faſt am Vorabende meiner Abreiſe doch aufgefunden — es iſt Gottes Finger! Ja! ja! nicht anders. — Er will Ihnen wohl — dürfen Sie, obgleich ich nichts Schriftliches aufweiſen kann, mir vertrauen?"

„Warum nicht."

„Auch ihr Vaterland verlaſſen, und mich nach Norwegen zu Brandt begleiten?"

Sie ſah ihn zweifelnd an. — Allein nun erzählte er ihr ihr ganzes Verhältniß zu Brandt, ſo wie er es von der Muhme erfahren, doch ſtatt ihrer zu erwähnen, als ob er alles aus Brandt's Munde gehört hätte. Er fügte hinzu, wie dieſer von dem Oheim, von den Verhältniſſen, von Jugendereigniſſen faſt in die Nothwendigkeit geſetzt worden war, Luiſen die Hand geben zu müſſen — man wollte von keiner andern Verlobten hören. — Er — Mörck nämlich, hätte ihm den Rath gegeben, mittelſt Catharinens Gegenwart durchzudringen; er habe ihn überredet, ſie kommen zu laſſen — er wäre überzeugt, daß Brandt ſie liebe; es fehle dieſem nur an Muth; wenn er den ihrigen ſähe und ſchätzen lernte, müſſe es den ſeinigen erheben. Er ſchwor ihr auf norwegiſch Treue und Glauben zu, daß er dafür ſtehen dürfe, daß ihre Erſcheinung ſogleich einen wohlthätigen Erfolg für Beide herbeiführen würde. Ihr Anblick würde entſcheiden. — Wenn auch Brandt ſchwankend geweſen, würde er doch ſogleich in ſich gehen. —

Dieſe Worte mit einer Geradheit ausgeſprochen, der jeder vertrauen mußte, der ſeine Züge dabei nicht beobachten konnte, ſchmeichelte den geheimſten Wünſchen und Hoffnungen des unerfahrnen Mädchens zu ſehr, um keinen Eingang bei ihrem Willen zu finden. — Nur wollte ſie ſich ja erſt mit der Muhme berathen. — Davon aber rieth er ihr gänzlich ab. — Die Zeit wäre zu kurz; eine alte Frau hätte immer Bedenklichkeiten, fürchte das Meer, ſähe immer die Sache von einem bedächtigeren Geſichtspuncte. — Es gehörte allerdings Muth zu ſolchem Unternehmen, den aber beſäße ſie ja. Er würde dafür ſtehen, daß Alles gelingen müſſe; warum denn ſich ſelbſt aus dem Gleichgewichte bringen? — Um die Muhme nicht in Unruhe zu ſetzen, brauchte ſie nur, in ſeinem Hauſe, ehe ſie an den Bord ging, einen Brief an jene zu ſchreiben, den er wohl in ihre Hände beſorgen wollte. — Auch rieth er ihr, Mannskleider anzulegen, und für ſeinen Sohn zu gelten, damit der alte Schiffer, mit dem ſie die Reiſe machen ſollten, und der auch öfters ein Gaſt der Muhme wäre, ſie nicht erkenne. — Kein Menſch dürfte erfahren, wer ſie ſei, bevor ſie an Brandt's Hand hervortrete. — Die Kleider würde er anſchaffen. —

Wir wiſſen nicht, ob er noch andere Gründe, die Catharine vollends beſtimmten, anführte; genug, daß ſie ſeinen Rath befolgte, und an dem beſtimmten Abende, unter dem Vorwande häuslicher Beſchäftigung, in der noch für ihre Rechnung ſtehende Behauſung des verſtorbenen Vaters, ſich in Mörck's Wohnung begab, wo ſie einen kurzen beruhigenden Brief an die Muhme ſchrieb — Mannskleider anzog, und noch dieſelbe Nacht im Schiffe ſchlief, deſſen kleine Cajüte Mörck ihretwegen gemiethet hatte. Selbſt kam er erſt den folgenden Morgen, ſo wie die Anker gelichtet wurden, an den Bord, und flüſterte Catharinen zu, daß der Brief beſorgt wäre. — Wahrſcheinlich iſt dieſer vernichtet worden, denn die unverſtellte Verzweiflung der Muhme, und noch mehr ihr Stillſchweigen, iſt Beweis genug, daß ſie das Verſchwinden der Nichte einem weit traurigeren Grunde zugeſchrieben habe.

In einer dunkeln Gewitternacht wurde ein kleines Fahrzeug nicht weit von den fürchterlichen Felſenriffen des weſtlichen Norwegens fortgetrieben. In der Cajüte ſaß ein alter, ehrlicher Holſteiner Claas genannt, den ruhigen Blick auf den unter der Decke hängenden Compas, oder an der vor ihm ausgebreiteten Seekarte geheftet. — Weniger ruhig im Gemüthe, ſaß ein dicker, rüſtiger Norweger auf dem Rande eines Schiffsbettes, der bald den ſeekranken ſchmächtigen Sohn, der in demſelben lag, ermunterte, bald ſich einen Schluck Branntwein nahm.

„Nun! Schiffer! Welches Ende, denkt Ihr, daß das nehmen wird?" fragte er mit gedämpfter Stimme, um den Kranken nicht zu entmuthigen.

„Will uns Gott bewahren, daß wir nicht von dem rechten Laufe abkommen, ſo geht ſie wohl durch. — Meine Schüte hat früher als heute ſchon ein ſolches Schlenkern ausgehalten. Die Wellen thun ihr nichts." Mit dieſem Troſt verließ er die Paſſagiere, um, wie er, mit der Uhr ſich berathend, ſagte — ſeine Wache anzutreten.

Der rüſtige Paſſagier ſah ihm bedenklich nach; da ſtieg der Steuermann eilig in die Cajüte hinunter. — „Es iſt nicht richtig, wir treiben beſtimmt zu öſtlich" — murmelte er, indem er einen Biſſen Geſalzenes und einen Schnaps zu ſich nahm.

„Können wir denn nicht weiter in's offene Meer hinausſteuern?" fragte der ängſtliche Reiſende. —

„Ei! was verſteht er ſich denn darauf?" war die Antwort, „können wir's, ſo thun wir's; wäre es nur nicht ſo verdammt ſchwarz da draußen, allein es iſt keine einzige Laterne an dem ganzen Himmel angeſteckt."

In demſelben Augenblick vernahmen ſie ein fürchterliches Krachen; und das Schiff machte einen gewaltigen Rück. —

„Was Teufel!" da brach der Ausleger ab! — „Es wird Ernſt, glaube ich!" rief der muthige Seemann, und ſprang auf das Verdeck hinauf.

Todesbläſſe legte ſich auf das Geſicht des Paſſagiers; er wollte ihm nach, allein eine Bewegung des ſchlenkernden Fahrzeuges warf ihn zurück — auch der junge Burſche ſprang in die Höhe. — Die Todesfurcht ſchlug die Seekrankheit in die Flucht; er ſchmiegte ſich an den Vater.

„Kind!" rief dieſer mit wilder Angſt; „verſuche zu beten — Ich kann auf kein Gebet kommen!"

„Geſchehe dein Wille! o Gott! und erbarme dich meiner Seele!" flehte der Jüngling mit ſtiller Ergebung!

„Auch der meinen! auch der meinen, hörſt du Kind!" fiel der Vater ihm in's Wort, „doch nein; ſolch ein Gebet iſt nicht gut, — der Herr darf nicht ſolche Worte hören. — Herr Gott im Himmel, ich verſpreche dir zwei ſilberne Leuchter auf dem Altare, und ein tugendhaftes Leben — ach! Wehe, Wehe — Es geht doch gewiß gleichwohl zum Teufel! Herr Gott! ich verſpreche — Nein! nie mehr werde ich zur See gehen — O! mein Gott! rette mich nur dieß einzige Mal — ich werde mein halbes Vermögen den Armen geben, — ich werde das ganze geben, und fromm werden. — Gott helfe mir! zum Teufel der Einfall, dieſen Weg ſo früh im Jahre zu nehmen.” —

Der Jüngling lag indeſſen mit zugeſchloſſenen Augen und vernahm nichts mehr; denn die Seele kämpfte zwiſchen Hoffnung und Furcht, doch nicht des irdiſchen wegen; denn er erwartete keine Rettung.

„Nein! ich will es da oben verſuchen! — Hier kann ich es nicht aushalten,” rief endlich der Vater, und kroch die Treppe halb hinauf; das Ungewitter tobte fürchterlich, und nahm mit jeder Viertelſtunde zu. Die Schiffsleute müheten ſich ab, um den abgebrochenen Ausleger über Bord zu ſchaffen. — Noch war Hoffnung da, — der alte Claas ſtand am Ruder, da blinkte der Mond durch einen Wolkenriß hervor und erhellte eine viertel Minute lang die ſchauderhafte Scene. — Allein dieſe viertel Minute war genug, um die Todesgefahr in ihrem ganzen Umfang zu zeigen; denn nicht zehn Klafter vom Schiffe entfernt, ragten die Felſen, durch den wildſchäumenden Hohlgang der thurmhohen Wellen entblößt, aus der Tiefe empor. Da kam der ängſtlich erwartete Augenblick; mit gewaltiger Rieſenkraft ſchleuderte das Meer das kleine Schiff in die Höhe, und ſetzte es dann mit einem ſauſenden Rück auf den Grund. — Der Stoß warf die meiſten um, und auf einmal ſtand das Schiff ganz ſtill; während die Wellen, jetzt weniger gewaltig, gleich den leckenden Flammen eines großen Feuers, ſich gegen das Schiff hinſtreckten, oder wohl auch darüber hinſchlugen, um es in den Abgrund zurückzuziehen.

Der ſchauerliche Übergang vom wildeſten Geräuſch zur plötzlichen Stille mitten in vollem Aufruhr der Natur, machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf den jungen Paſſagier in der Cajüte. — Der Vater ſtand betäubt halb oben, halb unter dem Verdeck, die Lucke krampfhaft umarmend. Der Sohn arbeitete ſich hinauf ihm vorüber, um ihr Geſchick zu erfahren. — Keines vernahm des Andern Stimme, auch hätte niemand Antwort geben können. Der Aufruhr der Natur ſchien jetzt die größte Höhe erreicht zu haben, jetzt, da das Schiff unbeweglich fürchterlich ſtill lag mitten in dem ſauſenden brauſenden Toben des Meeres und des Sturmes. —

Mitten in dem fürchterlichen Getöſe, klang in der Muſik der Elemente eine helle, reine Stimme:

Sturm im Leben, Sturm im Tod! —
Tod, du Ende aller Noth.

dem Jüngling ganz nahe; wunderbar ergriffen dieſe wenigen Töne ſein bebendes Herz — ſchnell wandte er den Kopf, und das durch jagende Wolken, in kurzen Momenten hervorbringende Mondlicht zeigte ihm einen jungen Mann, der mit hinweggewandtem Geſicht, ſich nicht weit von ihm an das Compaßhäuschen feſtgeklammert hatte. — In demſelben Augenblick wurde ein dumpfes Plätſchern von dem mit Anſtrengung hinabgelaſſenen Schiffsboote vernommen, und mit dem wilden Geſchrei: „in's Boot, in's Boot," warf ſich die Mannſchaft in dasſelbe.

„Kommt, kommt!" riefen einige Stimmen durch den Sturm gegen die Cajüte hin; der Jüngling zog mechaniſch an dem Arm des Vaters. Dieſer hatte aber das Bewußtſeyn verloren, und riß, indem er rückwärts die Cajüttreppe hinabſtürzte, den Jüngling mit ſich hinunter. — Doch gelang es Beiden, ſchnell wieder zur Beſonnenheit zu gelangen, und mit ſchwankenden Schritten eilten ſie auf das nur zu ruhige Verdeck hinauf. Der Mond ſchien in kurzen Zwiſchenräumen noch immer klar genug, um das ſchäumende Meer zu erhellen. — Das Schiff ſchien öde und verlaſſen; nur der alte Schiffer ſtand ruhig mit den flatternden weißen Locken am Hinterſteuer. Sie traten zu ihm hin.

„Sie haben ſich gerettet!“ rief der rüſtige Paſſagier. — „Iſt kein Boot für uns übrig.“ — „Gerettet! Nein!“ erwiederte Claas — „Sie eilen nur dem Tode ſchneller entgegen! Seht nur! Seht!“

Kaum waren die Worte über ſeine Lippen, als das Boot, ſchwer wie Blei, in die Tiefe des Meeres hinuntersank. — Sie ſchlugen entſetzt die Hände zuſammen.

„Iſt keine Rettung möglich?“ fragte der Reiſende mit verſagender Stimme.

„Nach menſchlichem Verſtand, keine!“ erwiederte der Schiffer, indeſſen, wir ſtehen in der Obhut Gottes.“

Der ermattete Jüngling war unterdeſſen umgeſunken; wie todt lag er auf dem Verdecke ausgeſtreckt; auch die Angſt des Vaters wich allmälich der Ermattung, und er verſank in einen dumpfen Schlummer. — Als er wieder erwachte, warf er die Blicke erſtaunt um ſich herum. — Die lange peinliche Nacht war wie ein Traum verſchwunden. Die Sonne ſtand klar am Himmel, der Sturm hatte ſich gelegt; nur das zornige Meer bewegte noch die ſchäumenden Wogen.

„Guten Morgen! die Hoffnung lächelt!“ rief Claas mit frommer Begeiſterung ſo laut, daß auch der blaſſe

Jüngling dabei erwachte. — Die drei Geretteten traten ſich näher und reichten ſich die Hände.

„Wir werden uns wohl in das kleine Boot begeben müſſen, Schiffer?" fragte der Paſſagier. —

„Nein!" war die Antwort!" Dazu geht die See zu hoch. — Das Fahrzeug ſteht auf einer Sandbank; gegenwärtig iſt's Ebbe; in wenigen Stunden kommt die Fluth zurück; dann, wird es, hoffe ich, abgeſchoben werden. — Die Bank iſt, wenn ich nicht irre, nur klein, und werden wir nur dahinüber getragen, haben wir dort den ſicherſten Einlauf." —

Wirklich eröffnete ſich, nicht viele Steinwürfe von ihnen entfernt, eine weite Bucht, wo die Wogen abgehalten und gezähmt von dem Widerſtand der zu beiden Seiten aufgethürmten Felſen, ſchon ruhiger und klarer den weißen Sandboden durchſchimmern ließen. — Die Paſſagiere ſchlürften in langen Zügen wiedergebornes Leben mit dem friſchen Morgenwind hinein.

„Iſt es möglich? — wirklich möglich, daß dieß Entſetzen an uns ungetroffen vorüber gegangen iſt!" ſagte der ältere Paſſagier mit einer Art von Andacht.

„Was iſt für Gott unmöglich?" erwiederte Claas mit gefalteten Händen; „er wollte, daß unſer Fahrzeug an dieſer Bank ſich feſtlaufen ſollte, und weder dort am Backbord, wo ihr die Felſenzacken ſeht, noch dort am Steuerbord wo die Brandung an der aufrechtſtehenden Felſenwand hinauf ſchlägt. — Er wollte, daß das Schiff mit dem Vorderſteuer gerade ſo wie es ſteht, ſich feſt treiben mußte, denn hätte dieſe Nacht die See ſeitwärts hineingeſchlagen, wären nicht zwei Planken von dem ganzen Rumpfe beiſammen geblieben. Ach!

meine braven Cameraden! Sie wollten ſelbſt in den Tod! Gott ſei ihren Seelen gnädig!"

„Haben wir keinen Leck, der gefährlich werden kann?" unterbrach ihn der Paſſagier.

„Keinen, den ich entdecken konnte!" fuhr der Schiffer fort; „In der Dämmerung habe ich den Raum unterſucht; indeſſen werde ich nachſehen, ob wir vielleicht die Pumpe zu gebrauchen nöthig haben. — Wir ſind denn drei Mann, und haben nichts anders zu thun. — Denn erſt nach Mittag können wir erwarten, von dem Grunde loszukommen. — Nun will ich den Schiffsbauch durchſuchen."

Der Alte ging. Der Jüngling betrachtete die ruhige ſichere Felſenküſte und ſeufzte ſtill vor ſich hin: „Das Leben iſt doch ſüß, weil auch ich mich deſſen erfreuen kann — gerettet iſt es — aber was wartet meiner hier." — Der Jüngling war, wie der Leſer ſchon längſt errathen haben wird, Catharine, deren ruhige Ueberlegung den Begleitern ſchon längſt verdächtig vorgekommen war, und in deren Bruſt eine unbeſtimmte Reue über ihr raſches Unternehmen ſich ſchon vor dem Sturme zu regen begonnen. — Mörck war unterdeſſen in die Cajüte hinunter geſtiegen, um ſich durch ein tüchtiges Frühſtück zu ſtärken. — Mit den erneuerten Lebenskräften wurde auch der alte Geiſt in ihm wach; — und mit dieſem ein Gedanke, der immer gewaltiger mit einem leiſen Widerſtand in ſeinem Innern kämpfte; doch mit jedem wiederholten Zug aus dem gebrannten Lebenswaſſer, das vor ihm ſtand, wurde jener immer ſchwächer. Schnell entſchloſſen, öffnete er nun das wohl bemerkte Behältniß des Schiffers, ſah die darin liegenden Schiffspapiere ſchnell durch, legte ſie wieder hin, und ſtieg raſch auf das Verdeck hinauf. — Dort ſtanden Claas und der Jüngling in einer wehmüthigen Stimmung, auf einem entfernten Felſen, in deſſen Nähe die zerbrochenen Überreſte eines Bootes umherſchwammen, hindeutend. — Hin und wieder ſchleuderten die Wogen die Leichen der Verunglückten gegen die Granitwand.

„Kann Niemand gerettet ſeyn?" fragte Mörck mit einer wilden Beklommenheit.

„Leider nein! das iſt ganz unmöglich!" erwiederte Claas weich.

„Kind!" verſetzte der Erſtere raſch zu dem Jüngling hingewandt" — thu mir den Gefallen, mir die Flaſche Wein herauf zu holen, die unten am Fuße meines Schiffsbettes ſteht. — Wir wollen ein Glas zum Andenken der Todten leeren.'

Der Jüngling ging. Noch fragte Mörck den Schiffer, ob etwas beſonders bei der Ladung zu beobachten wäre, und da er eine genügende Antwort bekommen, warf er einen ſchnellen Blick nach der Cajüte hin, faßte dann ſchnell den an nichts Arges denkenden Greis mit der einen Hand an den Kopf, verſetzte ihm mit der andern, rieſenſtark einen Stoß vor die alte Bruſt, und warf ihn noch im Herumſinken ſchnell ins Meer. —

Noch rang in ihm ein Reſt von Gewiſſen, denn mit zitternden Lippen, mit wildem rollenden Blick, mit einem ſichtbaren Schaudern durch die gigantiſchen Glieder, empfing er den bleichen, lächelnden Jüngling, der zwei ſilberne Becher und den verlangten Wein brachte.

„Zwei Becher! Nun das iſt ja eben genug für uns zwei! Kind," rief er in einem hohlen unſichern Ton. —

„Wo iſt der Schiffer?" fragte der Jüngling ſich herum ſehend.

„Er fiel über Bord," war die Antwort. — Ei Nun! die Andern dieſe Nacht, er am hellen Tag. — Es ſollte ſo ſeyn! — Gottlob, daß wir leben, Kind!"

Entſetzt heftete der Jüngling den unbefangenen Blick auf ihn, der ſeine ſenkte ſich ſcheu auf das Verdeck; jede Nerve verrieth die Unthat. — Mit einem ängſtlichen Geſchrei, noch ungewiß, ob ſie der ſchwarzen Ahnung, die ihre Bruſt durchdrang, Raum geben dürfe, ſank die verkleidete Catharine bewußtlos zu Boden. —

„Elender!" klang in dieſem Augenblicke eine hohle Stimme, wie von der Tiefe herauf, oder vom Himmel nieder. Da erſchütterte ein unbeſchreibliches Entſetzen den Sünder. — Rings herum warf er die rollenden Augen, in welchen das convulſiviſche Zucken der Angſt den Blick hervordrängte. — Aber es zeigte ſich nichts — Alles ſchwieg. das dumpfe Geräuſch der unruhigen Wogen, die ſich gegen den Strand brachen, ausgenommen.

„So war es wohl nur das, was man Gewiſſen nennt," murmelte er in ſich. „Hm! das iſt doch nicht früher ſo verflucht vorlaut geweſen!" Indeſſen wollte ſeine Angſt nicht ſchweigen; er wagte ſich nicht in die Cajüte hinab, wo er früher Muth zu der That getrunken, er ſcheuete ſich, das ohnmächtige Mädchen, deſſen vorwerfende Stimme er früh genug hören würde, ins Leben zu rütteln. — Da erhob plötzlich die ſteigende Fluth das Schiff, führte es über die Bank hin, und das nicht tief gehende Fahrzeug wurde von den Wogen, der Küſte zu, hingetrieben. — Nun fühlte Mörck die Herzensangſt erleichtert, und er ergriff thätig und raſch bald das Steuerruder, bald den langen Bootshaken. — Es wollte ihm nicht gelingen, allein das kleine Boot niederzulaſſen. Er warf daher den Anker hinaus, und wagte ſich, nun muthiger geworden, in die Cajüte hinunter, wo er recht bald das Gewiſſen durch einen leichten Rauſch beſchwichtigte. — Dann nahm er die Schiffspapiere wieder hervor, ſah ſie genauer durch, ordnete einige und zerriß andere; die erſten ſteckte er zu ſich. Endlich kehrte die Ebbezeit zurück. Das Fahrzeug legte ſich allmählich auf die Seite, und aufgeräumt eilte nun Mörck auf das Verdeck, wo er Catharinen wieder mit voller Faſſung, aber in tiefem Sinnen vor ſich hinſtarrend, fand. — Schweigend ergriff er ihre Hand, führte ſie am Rande des Schiffes hin, half ihr hinab, nachdem er voraus hinuntergeſprungen war, hob ſie dann auf ſeine breiten Schultern hinauf, und watete rüſtig mit ſeiner Bürde ans Land.

Weit entfernt war er zu ahnen, daß noch ein lebendiges Weſen in dem Schiffe athmete; die entſetzliche Stimme, die ihn einen Elenden genannt hatte, war kein Traum ſeines Gewiſſens geweſen; ſie war aus einer ihm fremden, menſchlichen Bruſt gedrungen — und dieſe Bruſt gehörte dem jungen Ritter. — Nur ein ſcheinbarer Zufall hatte ihn auf dasſelbe Schiff, das Catharinen trug, geführt; denn weder er noch Mörck hatten freie Wahl gehabt; beide mußten das einzige benutzen, das eben ſegelfertig war.

Sie hatten ſich indeſſen nicht geſehen. — Die höchſt ſchmerzliche Gemüthsſtimmung Ritters ließ ihm die Einſamkeit einer ihm keineswegs anregenden Geſellſchaft vorziehen; und ſo brachte er die kurze Zeit, bis der Sturm mit immer größerer Wuth losbrach, entweder in ſeinem entlegenen Schiffsbette, oder in einem einſamen Winkel des Verdecks zu, welches Catharine nie, und Mörck, der vielleicht ſeines Reiſegenoſſens wegen, auch nicht gern ſich bemerkbar machte, in höchſt ſeltenen Augenblicken beſuchte.

Auch jene wenigen Worte, die von einer Stimme ausgeſprochen, die mehr als ihre Bedeutung ihr Inneres berührten, ſie ergriffen hatten, waren über ſeine Lippen gegangen; — doch kurz hernach wurde er von dem herabſtürzenden Hauptſegel herumgeworfen, das ſich ſchwer und durchgenetzt wie es war, eng um ihn legte. Im Falle war ſein Kopf vielleicht auf eine eiſerne Klammer getroffen; denn von dieſem Augenblicke hatte er das Bewußtſeyn verloren, das erſt zurückkehrte, als die ſchauderhafte Unthat verübt wurde. — Mit faſt kraftloſer Hand hatte er das ſchwere naſſe Segel von dem Geſichte gelüftet, und war eben im Begriff um Hülfe zu rufen, als der Mörder den Alten durch einen Herzſtoß betäubt über Bord warf; da fuhr ihm das unfreiwillige Wort, ſtatt des gedachten, aus dem Munde. War es nun, daß dieſer heftige, von Entſetzen und Abſcheu erpreßte Ausruf ſeine ſchwachen Kräfte aufs neue erſchöpft hatte, oder beſann er ſich, daß ſein Leben leicht verloren ſei, wenn er entdeckt würde: genug, er blieb ſtumm und ohne Bewegung. Jetzt hatte er Muße, den Zuſammenhang auszuſinnen, und glaubte zu bemerken, daß der Mörder und deſſen Sohn, ihn ausgenommen, die einzigen, lebendigen Weſen im Schiffe wären.

Als er endlich Tritte unter dem Verdeck vernommen, ſchlich er leiſe hervor, warf die Blicke ſchnell überall herum, und eilte an dem Ohnmächtigen vorüber, in ſeinem kleinen Raum ins Vordertheil des Fahrzeuges hinab. — Dort ſchloß er ſich ein und ſchickte ſich an — in ſo fern er entdeckt würde, ſich ſo lange es möglich war, zu vertheidigen. — Geſtärkt durch ein wenig Wein, und etwas vorgefundenes Schiffsbrot, erwartete er mit der Ruhe, die raſche Entſchloſſenheit hervorbringt, was mit dem Schiffe geſchehen, und was der Nichtswürdige weiter unternehmen würde; — obgleich das Letztere in ſeinem Verſchlage ſich nur wenig bemerken ließ. Endlich nach einigen peinlichen Stunden, als das Fahrzeug ſtill und wohl befeſtigt da lag — vernahm er wieder Tritte, und dann Plätſchern im Waſſer. — Nun ſchlich Ritter vorſichtig hervor. Sein Blick verfolgte den Eilenden, und als dieſer mit ſeiner Laſt zwiſchen den Felſen ſich verlor, ſtieg Ritter matt, und im Innerſten zerriſſen, auf das Verdeck. Die Unthat, wovon er Zeuge geweſen, ließ ihn den eigenen Gram, ſeine traurigen Erwartungen vergeſſen. „Was thue ich jetzt?“ fragte er ſich ſelbſt; daß der Mörder als Eigenthümer des Schiffes und der Ladung auftreten würde, ſah er gleich ein. Sollte er hier die Leute erwarten, mit welchen Jener, ſobald er Menſchen vorfand, wahrſcheinlich zurückkehren würde? Nein! dadurch würde er ſich vielleicht ſelbſt in unvorhergeſehene Verlegenheiten verwickeln, und ſich die Mittel, den Böſewicht ergreifen zu laſſen und zu überzeugen, nur erſchweren. — Beſſer ſeine Spur zu verfolgen, und ſich an die nächſte Behörde zu wenden. Allein, dann durfte er auch nicht länger auf dem einſamen Schiffe verweilen. — „Zu Menſchen!“ klang eine Stimme in ſeiner Bruſt; und der Mörder ſelbſt hatte ihm den Weg gebahnt. Mit einem kleinen

Mantelſack, dem wohl verſehenen Taſchenbuche, etwas Wein und Zwieback, verließ er ſchnell das geſcheiterte Fahrzeug. Die Mittagsſonne belebte die öde Landſchaft; von der die Spuren des Winters noch nicht ganz verſchwunden waren — bald hatte er die Küſte erreicht, aber höchſt mühſam erkletterte er den ungebahnten Felſenſteg, wenn wir anders die einzige gangbare Vertiefung zwiſchen den Felſen ſo nennen dürfen, welche vielleicht nie früher als ſo eben von dem rüſtigen Mörder, und jetzt von dem ermatteten Jünglinge betreten worden war.

Bald fürchtete er dem Mörder, der vielleicht von einer in der Nähe gefundenen Wohnung zurückkehrte, zu begegnen, — bald beeilte er ſeine Schritte, bei dem Vorgefühle des hülfloſeſten Zuſtandes, in dem er ſich ſo weit von Menſchen entfernt, vielleicht bald befinden würde. — Erſt gegen Abend hatte er den Rücken von dem Felſen der Seeküſte erreicht; — die Sonne vergoldete die fernen ſchneebedeckten Gipfel; ein kalter Abendwind pfiff durch das öde Gehölz, und verkündigte einen Sturm, dem ähnlich, der die vorige Nacht gewüthet hatte. Da wurde er rechts den Rauch von einem Herde gewahr.

„Dort muß ich hin, und gewiß iſt er auch da!" mit dieſem ſtreitenden Gefühle nahte er ſich langſam, mit klopfender Bruſt. — Unweit des Bauernhofes rieſelte eine kleine Quelle von einer waldbekränzten Felſenwand herab — ſchon lange klebte ihm die Zunge vor brennendem Durſte an dem Gaumen feſt, er warf ſich in das Moos am Rande des ſilbernen Bächleins nieder.

Kaum hatte er den wohlthätigen Labetrunk genoſſen, als einige rauhe Stimmen ſeine Aufmerkſamkeit erregten.

„Ihr ſeid alſo der Strandvogt?" wurde gefragt.

„Ja! Herr Claas!" — war die Antwort; „und ich habe früher ſchon als heute bei ſolchem Unglücke Alles in Ordnung gebracht."

„Eigentlich wünſche ich nur, je eher je beſſer das Fahrzeug und die Ladung los zu werden," fuhr der Erſte fort, — „denn ich habe anderwärts Geſchäfte. — Könntet Ihr es vielleicht übernehmen? —"

Mehr konnte er nicht von dem Geſpräche der Vorübereilenden verſtehen. Als die Fußtritte verhallt waren, erhob ſich Ritter, und nahete ſich dem Pfade wieder. — Er fühlte keinen Beruf, ihnen nach dem Bauernhofe zu folgen. — Wie ſehr Ruhe ihm auch nöthig war, fürchtete er doch mit Fug, daß das Fieber, das ihn ſchon erſchütterte, ihn dem Gutdünken des Mörders übergeben würde. — So ſchnell er es vermochte, eilte er daher weiter vorwärts, in der Hoffnung, ein anderes und ſicheres Obdach zu finden. — Jedoch mit dem völlig einbrechenden ſturmvollen Abend, als der drohende Gußregen losbrach, ließen ſeine Kräfte ganz nach. Zum Tode ermattet, ließ er ſich an einem Baume nieder, hüllte ſich in ſeinen Mantel, und ergab ſich in die Hand der Vorſehung. —

Kaum hatte er die Augen vor Müdigkeit geſchloſſen, als er aus ſeinem noch nicht feſten Schlummer, durch einen Ruck, wodurch der Kopf tiefer hinunter ſank, wieder aufgeſcheucht wurde. — Es war ihm, als hörte er in den Gebüſchen raſſeln. — Als er nun faſt mechaniſch nach dem Kopfe griff, vermißte er den Mantelſack, der dieſem zum Kiſſen gedient hatte. — Allein, er befand ſich ſchon in jenem halbgefühlloſen Zuſtand, wo man alles mit Gleichmuth geſchehen läßt — er vermochte nicht einmal, ſich auf die Füße zu erheben — ſelbſt der Wille gerieth nicht in Streit mit ſeiner Ohnmacht — ſeine Gedanken verwirrten ſich in einen undeutlichen Traum, und er ſchlief wieder ein.

Später aber — es mußte wohl tief in der Nacht ſeyn, als er durch eine ſchaukelnde Bewegung wieder erwachte — denn er ſah die rothe Flamme eines angeſteckten Kienholzes die Felſen und Birken in der Dunkelheit erhellen. — Auch fühlte er ſich von unſanft umfaſſenden Armen getragen. — Während der ziemlich langen Wanderung kam ihm die Beſinnung völlig wieder, obgleich er nicht vermochte, ſeine Stimme mehr als zu einem leiſen Flüſtern zu erheben, das die Ohren der Männer die ihn trugen, nicht einmal erreichte. Er bemerkte, daß man die kahlen Felſen immer höher mit ihm hinan ſtieg — Baum und Buſch hatten aufgehört, immer grauer und unförmlicher wurden die Maſſen; — mitten unter dieſen ſtanden die Männer, die bis hieher kein Wort geſprochen, auf einmal ſtill; der Vordere trat hart mit dem Fuße an eine niedere Wand, die einen dumpfen Wiederhall, wie von Holz, von ſich gab, — während er mit dumpfer Stimme rief: „Hop Haſe! Hui Hund!“ — Da klang wie von innen heraus die heiſere Antwort: „Hund beißt nicht, Hund!“ und ſie ſtanden vor einer offenen niedrigen Thür. — Durch dieſe und einen ziemlich langen ſchräg hinunterlaufenden Gang, wurde nun Ritter in ein geräumiges Zimmer hinein getragen, das wohl zwanzig Perſonen faſſen konnte. — Hier legten ſie ihn nicht weit von einem flammenden, wohlthuende Wärme verbreitenden Herd auf ein Bündel Stroh nieder. — Da wurde er erſt auf's neue Herr ſeiner Stimme. —

„Gute Leute! die Ihr euch eines armen Reiſenden erbarmt!“ begann er matt, — allein er vermochte die Rede nicht zu Ende zu bringen.

Aber keine Antwort wurde ihm zu Theil; im Gegentheil zogen die Männer ſich, von einem rüſtigen Manne aufgefordert, welcher der Eigenthümer dieſer Hütte zu ſeyn ſchien, — zurück, und ſich bei einem entfernten Tiſch niederlaſſend flüſterten ſie leiſe unter einander.

Wie ermattet ſich Ritters Körper in allen Gliedern auch fühlte, hatte die Seele doch ungeſchwächt alle Kräfte aufrecht erhalten, ja es ſchien ſogar, daß ſie durch die Beſonnenheit, welche ſeine ſonderbare Lage nöthig machte, noch geſteigert wurde. — Auch fehlte es ihm nicht an Muße, Alles um ſich genau zu bemerken.

Wie geräumig das Zimmer, in dem er ſich befand, auch ſeyn mochte — war es doch ſo niedrig, daß ein großer Mann nicht ganz aufrecht darin ſtehen konnte. Übrigens war es von dem Rauche, des in einer Felſenvertiefung angelegten Herdes, dermaßen gefüllt, daß er eine ziemliche Zeit brauchte, ehe er die verſchiedenen Gegenſtände genau erkennen konnte. — Auch wurde der Rauch abwechſelnd dicker oder dünner, ſo wie er weniger oder mehr den Eingang in eine enge Röhre finden konnte, die, wie Ritter ſpäter erfuhr, theils durch Kunſt, theils durch Natur ihn, ziemlich entfernt von der, von Außen kaum bemerkbaren Hütte, ins Freie führte. — Die Wände dieſes ſonderbar eckigten Raumes, beſtanden theils von plump zugehauenen Felſen, theils aus nach Landesſitte übereinander gelegten, ſchwarz geräucherten Bolen. — Die Männer, welche am Tiſche ſaßen, waren wie Bauern angezogen, einen ausgenommen, deſſen Äußeres nicht allein den Hausherrn, ſondern auch den Gebieter der Andern verrieth. Er war ein kleiner ſtämmiger Vierziger, mit ſtrengen gebietenden Augen, welche ſcharfe Züge belebten, wovon jeder einzelne nichts Auffallendes hatte, obgleich ſie zuſammen genommen ein höchſt widriges Ganzes bildeten. Er trug eine kurze runde Jacke von feinem Rauchwerk, um den Leib einen breiten Gürtel, von kleinen ſilbernen Ringen gewoben; der ein Paar Piſtolen, Meſſer, eine Feile und andere Inſtrumente verbarg — über dieſe Tracht, die ſeine Würde bezeichnete, trug er einen offenſtehenden blauen Überrock von grobem Loden, ſo wie die Bauern in vielen Gegenden tragen. — Auf dem Tiſche ſtanden Krüge mit Bier, und hölzerne Teller mit Überreſten von Eſſen. — Aber noch mehr erregte eine eben nicht alte, allein höchſt widerwärtige Frau mit unbedecktem Kopfe und loshängenden, grauen, wildflatternden Locken, Ritter's Aufmerkſamkeit. — Die kleinen Augen ſtarrten ihn wild und feſt an, während ſie den Mund zu einem gutmüthigen Lächeln verzog. — Sie war in Lumpen gehüllt — indeſſen ſchienen dieſe zerriſſenen Kleidungsſtücke mehr die Beute eines Alles zernichtenden Wahnſinnes, als die der Zeit geworden zu ſeyn, welch letzteres auch die ſchwere eiſerne Kette zu beweiſen ſchien, deren eines Ende an einem metallenen Gürtel, den ſie um den Leib trug, das andere an dem Herde befeſtigt war. — Leiſe vor ſich ſingend, ſchien ſie, obgleich ihn ſtarr betrachtend, doch nur mit ihren Töpfen und Keſſeln beſchäftigt zu ſeyn. — Es ſchauderte ihm in ihrer Nähe. — Auf einmal, ſo wie ſie bemerkte, daß die Männer am Tiſche im tiefen Geſpräche da ſaßen, trat ſie zu ihm hin, ihm einen Becher mit warmem Bier reichend; während er nun die Augen vor Ekel zudrückend, es dennoch begierig trank, flüſterte ſie ihm einige Worte in's Ohr. —

Wie ermattet er auch ſchien, verfehlten dieſe nicht einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen; mit einem ängſtlichen, doch durchdringenden Blick betrachtete er den bewaffneten Mann am Ende des Tiſches; und als dieſer das Geſpräch endlich beendigend, die Augen nach dem Herde warf, erhob ſich Ritter halb in die Höhe, und ſagte mit ſchwacher Stimme:

„Geſtatte mir von deinem Kruge zu trinken, und von deinem Brote zu koſten, mein guter Wirth!"

Der Mann warf einen drohenden Feuerblick auf die Frau, welche aber mit abgewandtem Geſichte ganz ruhig beim Herde ſaß und rührte in dem Topfe. — Die Lippen zuſammen beißend, näherte er ſich zögernd Rittern mit dem Kruge.

„Es gehen wunderliche Worte aus deinem Munde, Camerad!" ſprach er; „doch ſei es wie es wolle, du nennſt mich Wirth und biſt mein Gaſt! Stephan trinkt dir zu — Valberg, ſorge du für meinen Gaſt bis morgen; und nachdem er aus dem Kruge getrunken, und denſelben Rittern hingereicht, zog er ſchnell einen der Männer bei Seite, und flüſterte ihm zu: bringe ſchnell den Mantelſack zur Seite, damit er ihn nicht gewahr wird. — Was er bei ſich führt, darf nicht angerührt werden." —

So laut ſingend, daß die Männer unwillkürlich auflachten, wandte ſich nun Valberg zu Rittern um, ſteckte ihm ein altes Kiſſen unter den Kopf, und hüllte ſeinen

Körper in einen zerriſſenen, einſt roth geweſenen Mantel ein. — Auf einen Wink von Stephan rückten die beiden andern Männer ſein Lager weiter vom Herde und von Valberg weg, und legten ſich ſelbſt zwiſchen Beiden auf Thierfelle zum ſchlafen nieder. — Stephan aber verließ die Hütte. —

Aber kein Schlaf, nur ein verworrener, bewußtloſer Zuſtand bemächtigte ſich Ritters. — Mehrere Tage waren vergangen, und er lag noch immer ſtill hin, ſchwebend zwiſchen Leben und Tod. — Ein ſtarkes Fieber durch die ſchlechten Nahrungsmittel, und die unzureichende Pflege in der räucherigen, ungeſunden Hütte, noch vermehrt, hatte mit ſeiner geſunden Natur gekämpft. — Sein Lager war wieder näher an die gefeſſelte Valberg gerückt, damit ſie ihn pflegen könne. Endlich erwachte er eine Nacht wie aus einem langen dumpfem Schlummer, die Krankheit war überſtanden. Mit voller Beſinnung, aber ſehr ſchwach, erhob er das noch ſchwere Haupt von dem Kiſſen, und ſah ſich um. — Gegen ein Dutzend Männer und Weiber lagen rings um ihn im tiefen Schlaf. Nur ein Mann ſaß neben der Thüre, mit einem Kruge vor ſich. Allein er nickte auch, und der Kopf ſank ihm immer tiefer gegen den Tiſchrand hinab. Es dauerte lange, ehe Ritter ſich die ſpäteſten Ereigniſſe in's Gedächtniß zurückrufen konnte. Endlich erinnerte er ſich ſeiner gefeſſelten Pflegerin, und wandte ſich gegen die Bank, auf der ſie lag. — Sie erhob ſich munter, nickte ihm freundlich zu, und reichte ihm einen Trunk hin.

„Die Krankheit hat ſich gebrochen, mein Junge!" flüſterte ſie ihm zu; „ſei nur hübſch behutſam, und vergiß nicht Valberg's Worte. — Wenn Stephan erwacht, ſo rede ihn an — und ſage ihm für ſeine Gaſtfreundſchaft Dank! — Erſuche ihn, ſich aus deinem Taſchenbuche bezahlt zu machen. — Dann bin ich gewiß, daß du gut weg kommſt, — ich kenne ihn — er iſt ein guter Mann! — Aber ſobald du auf Leute triffſt, ſo ſorge für Mannſchaft, die mich befreien kann. — Ich muß deine Schweſter erretten!"

Ritter ſah ſie verwundert an: „Meine Schweſter! kennt Ihr ſie — kennt Ihr mich?"

„Ja! ja!" erwiederte Valberg leiſe und ſchnell. — „Wackerer Junge! ſchönes Goldhaar, freilich biſt du groß und erwachſen geworden; aber Valberg hat deine Züge nicht vergeſſen, obgleich du ihrer wohl nie gedacht! — Willkommen biſt du, denn um dich thut es Noth. — Doch ſtill, ſtill! — Vergiß nur nicht! Föigumgipfel, hoch über dem Bjöſethal, wo ſie dich auch hinſchleppen mögen. — Nimm ſtarke Leute mit, und kehre hier bei nächtlicher Zeit wieder ein. Mitten in den Felſen liegen zwei weiße Steine — gehe zwiſchen ſie hindurch, dicht vor dem Schlupfwinkel ſteht, von vorigen Zeiten her, ein alter Wachtthurm. — Die Thüre kannſt du nicht finden, allein wenn du knapp am Thurme rufſt, „hop Haſe! hui Hund! dann wird eine Fallthüre ſich aufthun."

Die Wache an der Thüre machte eine Bewegung; ſogleich zog das Weib ſich zurück, und ließ Ritter in der peinlichſten Unruhe. — Daß die Frau wahnſinnig ſeyn müßte, hatte er zwar den erſten Abend ſchon bemerkt, indeſſen war alles was ſie ſprach, ſo zuſammenhängend, ſo vertrauend, und daß ſie ihn gekannt, ſeine Schweſter, und eine Gefahr, in der ſie ſich befinden ſollte, genannt, das alles erregte in ihm Erſtaunen und Entſetzen; ſein Blut fing auf's neue zu wallen an. — Nur die Furcht, noch länger in dieſem abſcheulichen Schlupfwinkel einer Bande, von der er ſich erinnert in ſeiner Kindheit, viel Abenteuerliches gehört zu haben, zu bleiben, gab dem Willen eine Kraft, die ihn aufrecht hielt. — Mit halb geſchloſſenen Augen blickte er, wieder auf das Kiſſen zurückgelehnt, die unheimliche Umgebung verſtohlen an. — Da erhob ſich leiſe ein rüſtiger Mann, in bloßen Hemdärmeln und zog einen faſt eleganten Überrock an, der gegen den Anzug der Übrigen wunderlich und grell abſtach, und deutlich verrieth, daß er ihnen nicht angehören konnte. Er näherte ſich Stephan, deſſen Lager ſich nicht weit von Ritter befand, und der ſich ſo eben den Schlaf aus den Augen wiſchte? —„Biſt du wach, Stephan?" fragte er. —

„Ja! willſt du ſchon fort? Thorkild!" flüſterte dieſer ohne Ritters zu gedenken, den er noch im Fieberſchlafe glaubte.

„Erſt einen Schnaps! dann gehe ich!"

„Nun denn, ſo dank' für deine Mühe, Bruder!" fuhr Stephan fort, indem er nach einem Glaſe langte. —„Du biſt doch mit deinem Antheil zufrieden? denn ſiehſt du, Stephan iſt kein Geizhals!"

„Freilich bin ich zufrieden!" ſchmunzelte der Andere. — „Das Fahrzeug und die Ladung hat mir reichlich die Angſt und die Mühe bezahlt, dem Tode das Leben abzuringen."

„Was denkſt du aber mit der Dirne zu machen?"

„Hm! noch habe ich nichts beſchloſſen! — zu trauen iſt ihr nicht! — Du weißt, warum ich ſie mitgenommen habe. — So aber wie die Sachen hier ſtehen, kann ſie mir zu Nichts nützen. — Bleibt ſie am Leben, iſt ſie fähig, bei dem erſten Pfarrer, bei dem ſie Troſt ſuchen wird, mich anzugeben. — — Es erwartet ſie ja doch im Leben nichts anderes als Elend, ſonach wird ſie ſelbſt einſt mir danken, wenn ich ihr dieſes abkürze. — Bin ich erſt fort von hier, ſchweigt ſie nicht mehr, — und Claas hat ſein Geſchäft beendet; — unter dem Namen Holt reiſe ich von hier ab."

„Du haſt recht, Bruder! — Nun! warum zauderſt du denn?" — verſetzte Stephan.

„Ei wie raſch du biſt! wenn es auf einen guten Rath ankömmt!" war die Antwort, „warum brichſt du denn der Hexe dort das Genick nicht, ehe ſie deiner verdammten ehelichen Liebe willen uns alle unglücklich macht." —

„Thorkild! Stephan iſt ein honetter Kerl! — rede nicht ſo! — Ehrlichkeit wehrt am längſten! ſie hat Ring mit mir getauſcht," erwiederte dieſer entſchloſſen.

„Ja! du hältſt zu viel auf die Ceremonien!" meinte der Bruder: „Lebewohl dann, und hüte mir Valberg. — Ich möchte, daß ſie mit der Naſe in die Höhe, kalt da läge, ſo wär' ich erſt ſicher — daß ſie uns in keine Noth bringe. — Nun! — Lange will ich mich ſo nicht hier aufhalten — ich verkaufe Haus und Habe, ſo wie es da ſteht, unter der Hand an Brynhiolf, dann ziehe ich über die Gränze fort. — Bald widert mich alles hier an." —

„Wenn es dein Ernſt iſt — nun wir ſprachen uns ja doch vorher!" ſagte Stephan. „Aber willſt du über den Bergrücken, ehe die Leute auf ſind — ſo gehe bald." —

Die Brüder ſchüttelten ſich die Hände, und Stephan begleitete ihn hinaus. — Das Blut ſchwoll Rittern in allen

Adern; das hoch klopfende Herz drohte zu brechen. — „So nahe und doch ſo fern biſt du mir, Nichtswürdiger!“ flüſterte er, die Fauſt ballend, in ohnmächtigem Zorn. „Aber ſprach er nicht von noch einem Morde, däucht mir — und ich Unglücklicher liege hier unter den Mördern, und kann weder die begangene Unthat rächen, noch der beabſichtigten vorbeugen. — Selbſt bin ich in Gefahr, ein Opfer ihrer Mordluſt zu werden, wenn das verrückte Weib mich nicht beſchützen kann.“ —

Da trat Stephan wieder hinein; argwöhniſch nahete er ſich dem Lager des Kranken, wurde aber durch deſſen verſtellten Schlaf wieder beruhigt. —

Nun erhob ſich die Bande, und nach einer kurzen geräuſchvollen Unterredung, von der Ritter nur wenig verſtand — zogen ſie alle von hinnen, zwei Männer ausgenommen, die Stephan zurückhielt; in dem einen von dieſen, glaubte Ritter einen zu erkennen, der mitgeholfen hatte, ihn hieher zu tragen. —

„Noch heute wollen wir aufbrechen!“ meinte Stephan. — „Dieß Neſt wird wohl nicht ſo leicht aufgefunden; allein wir können uns nicht hier einmauern, und der neue Amtmann hat lange Arme.“ —

„Sie ſind doch wohl nicht länger als vorher geworden!“ ſpottete der Erſte. —

„Nein! aber“ — nun wurde die Stimme ſo leiſe, daß Ritter kein Wort mehr verſtehen konnte, doch dieſe erhob ſich wieder, indem Stephan auf ihn hinzeigte, „den Burſchen dort,“ fuhr er fort, „wollen wir ein Bischen herumführen, und dann ihn irgendwo hinlegen.“ —

„Ich würde nicht ſo viele Umſtände mit ihm machen" — fiel der Erſte ihm ins Wort.

„Er hat aus meinem Kruge getrunken," ſagte der Hauptmann entſchloſſen. — „Stephan iſt kein gemeiner Bube. — Ehe er aber auf freien Fuß kömmt, muß er bis auf den Grund ſeines dicken Taſchenbuches blechen," unterbrach der Genoſſe.

„Ei ſieh mal! nun haſt du's getroffen! Nein! Vater mein!" fuhr Stephan heftig fort: „Niemand unterſtehe ſich, nur einen Heller anzurühren. Er hat von meinem Brote gegeſſen. — Will er bezahlen, ſo iſt's gut. — Das könnt ihr andern unter euch vertheilen — ich will nichts davon haben. — Nein, er muß einen Eid ablegen, daß er nicht die kleinſte Spur von uns der Obrigkeit verrathe."

„Ha ha! wie lange wird er wohl einen ſolchen Eid halten."

„Alle ſind nicht ſolche ſchlechte Chriſten wie du, Arngrim!" fuhr Stephan fort. — „Es iſt immer eine Vorſicht!"

„Nun! und eine kleine Drohung kann man immer hinzufügen." —

„Eine ſo derbe, wie du willſt — wecke nun Valberg, wir müſſen etwas Warmes in dem Leib haben." — Stephan ging hinaus. Arngrim näherte ſich der Frau; der bis jetzt noch ſtumme Camerad hielt ihn zurück — „wer iſt der Burſche!" fragte er auf Ritter zeigend. —

„Was weiß ich's!" flüſterte Arngrim dem Fragenden zu. — „Wir fanden ihn vor wenigen Abenden halb todt nicht weit von hier im Walde. Ich ſtibitzte ihm den Mantelſack weg, ohne daß er es merkte, und brachte ihn hieher; allein damit war Stephan nicht zufrieden; er meinte, wer ſo feine Wäſche hat, müßte auch eine goldene Uhr und einen geſpickten Beutel haben; wir ärgerten uns über unſere Dummheit, und wollten fluchend und verdrießlich das Vergeſſene hohlen. — Da befahl er uns, daß wir den ganzen Kerl ſanft hieher tragen ſollten; denn er traut uns nicht, und hat ordentlich einen Abſcheu vor Blutvergießen, ſo lange es nicht durchaus nöthig iſt. — Mag er nun ſelbſt zuſehen, wie er mit dem Burſchen fertig wird.“

„Verdammtes Fratzengeſicht!“ fuhr er fort, ſich Valberg nähernd. — „Sie ſchläft wie eine Ratte. — Mir wird übel zu Muthe, wenn ich ſie anſehe, und wenn ſie ihre tollen Lieder ſingt.“ — Mit dieſen Worten weckte er das Weib, das ſich die Augen rieb, und ſchnell aufſprang.

Nachdem auch nun Stephan wieder hineingetreten war, that Ritter endlich, als erwache er ſo eben aus einem tiefen Schlafe. Sein Wohlbefinden ſchien Jenen zu erheitern. Er ſchüttelte ſeine Hand mit einer Art von Treuherzigkeit, die im Verein mit ſeinen vorigen Äußerungen Rittern ein Gefühl, das dem Vertrauen ähnlich ſah, einflößte. Auch Valberg war ihrer Weiſe nach aufgeräumt, und ſprach eine Menge tolles Zeug. — Allein, als ſie erfuhr, daß ſie die folgende Nacht aufbrechen ſollten, war es mit ihrer guten Laune aus. — Die Männer lachten darüber.

Gegen Abend nahm Stephan das Wort! „Höre Camerad,“ ſagte er auf einmal, „Nun mußt du dich zur Abreiſe ſchicken; denn für uns iſt hier kein Bleiben mehr. Auf dem Wege haben wir noch ein Paar Worte mit einander zu reden, wir Beide; denn ich werde dich eine Strecke bis auf die Landſtraße begleiten. Erſt einen Schnaps auf gute Reiſe.“

Ritter hatte indeſſen ſein Taſchenbuch hervorgezogen, und theilte nun den Inhalt in zwei gleich große Theile. — „Ich habe eurer Sorgfalt das Leben zu verdanken, Ihr guten Leute!“ ſprach er. — „Ein ganz armer Burſche bin ich eben nicht; indeſſen befindet ſich hier beinahe alles, was ich am baren Gelde beſitze, ich habe es in gleiche Theile getheilt; nimm daher, welchen Theil du willſt, Stephan!“

„Ei nun!“ rief Arngrim „für einen Großhans, der du biſt, ſprichſt du doch ganz weislich!“

„Nein Camerad“, fuhr Stephan fort; „das iſt eine zu grobe Bezahlung für das Paar Tage. — Oder — wie hoch ſchlägſt du jeden Haufen an.“ —

„Fünfhundert Thaler.“

„Fünf und fünf würden zehn ſeyn!“ murmelte Arngrim mit Unmuth.

Stephan zog die Braunen zuſammen, und ſah ihn zornig an, dann wandte er ſich zu Ritter. „Mit einigen Thalern könnte das Ganze bezahlt ſeyn. — Doch du merkſt wohl, daß es nicht ganz geheuer mit der Wirthſchaft iſt. — Lege hundert Thaler auf den Tiſch. — Es iſt nicht meinetwegen allein!“ fügte er mit einem Blick auf die Genoſſen hinzu; „ich kann nicht immer was ich will. — Nimm das Geld, Arngrim, und theile es aus, wie recht und billig iſt. — Ich rühre keine Hand daran.“

Ritter warf ihm einen erſtaunten Blick zu, und wollte noch hundert Thaler zulegen. Arngrim langte ſchon darnach.

„Hinweg!“ rief Stephan mit donnernder Stimme! „keinen Heller mehr! — Und nun fort.“ —

„Lebwohl! Walberg!“ rief Ritter faſt gerührt, und griff nach ihrer dürren Hand. — Sie wandte ſich aber ab und weinte. — Als er nun mit ſeinem Begleiter endlich hinaus trat, ſchlürfte er mit begierigen Zügen die lang vermißte, reine Luft ein. Der Abend war wolkig aber angenehm. Schweigend ſchritten die beiden Wanderer vorwärts; Stephan ſchien verlegen. — So waren ſie wohl mehr als eine Stunde gekrümmten Felſenpfaden und mit Fleiß gewählten Umwegen gefolgt, Stephan voraus, bevor ſie die Landſtraße erreichten. — Dort wandte er ſich plötzlich um und ſah Rittern ſcharf in's Auge. —

„Ich ſollte einen Eid von dir nehmen, Camerad!" ſagte er. — „Allein entweder biſt du eine ehrliche Haut, und darnach ſiehſt du mir aus, und dann iſt es nicht nöthig; oder du biſt ein Schuft, und dann hilft es zu nichts. — Gib mir die Hand darauf, daß du nicht den Ort bezeichneſt, wo du aufgenommen warſt! Mehr verlange ich nicht, denn mehr kannſt du als ehrlicher Mann nicht verſprechen.

Ritter ſchlug raſch die Hand in die ſeinige. Es war ihm, als würde ſein Auge naß; und als der Räuber dem Händedruck die Worte hinzufügte: „Ehrlichkeit währet am längſten," welches ihm eine angewöhnte Redensart zu ſeyn ſchien, kam dieſe, obgleich in ſeinem Munde, dem Jünglinge ganz natürlich vor. —

„Du biſt in ſchlechter Geſellſchaft, Stephan!" ſprach er in einem ſo freundlich ergreifenden Ton, daß der Räuber ſeufzend das Auge zu Boden ſchlug.

„Reden wir nicht davon!" erwiederte er ruhig. — Dort ſiehſt du den Rauch eines Schornſteins; es iſt das Haus des Amtſchreibers. — Du ſiehſt, daß ich dir vertraue." —

Er lüpfte an den Hut und war verſchwunden. — Nur wenige Schritte, und Ritter hatte die bezeichnete Amtſchreiberwohnung gerade vor ſich. Alles tief in ſich erwägend, blieb er einen Augenblick ſtille ſtehen. Es fiel ihm ein, daß dem verirrten Wanderer in der Wohnung einer obrigkeitlichen Perſon leicht verfängliche Fragen begegnen können, die ihn in Verlegenheit ſetzen, und vielleicht ſelbſt verdächtig machen würden, weil er ſie nicht beſtimmt beantworten könnte; auch möchte er nicht gern, vorausgeſetzt, daß der Aufenthalt des verfolgten Gefolges bald entdeckt werden ſollte, als ein Verräther von Stephan angeſehen werden. Er entſchloß ſich ſchnell, und wie ermüdet er ſich auch fühlte, eilte er vor dem Hofe vorüber immer weiter. — Doch bald begann er ſeine Vorſicht zu bereuen, denn der Weg führte in ein finſteres Gehölz hinein, in welchem die eben nicht dunkle Nacht ihn überfiel. — Traf er auch hin und wieder auf ein einzelnes Häuschen, war dieſes doch ſo wenig einladend, daß der Drang ſich auszuruhen, durch den bloßen Anblick verſcheucht wurde. — Schon begannen die Schatten der Nacht der Morgendämmerung zu weichen, die Vögel begrüßten ſchon die nahende Sonne. — Allein in Ritters Seele blieb es Nacht; — nur ängſtliche Gedanken wechſelten in ihr. — Luiſe, deren räthſelhafte Gefahr Walberg ihm verkündet hatte — eine Gefahr, von der er keinen Begriff hatte, obgleich er ſie unglücklich und verſchmäht dachte; das Verbrechen, von dem er Zeuge geweſen, und das ihm eine innere Stimme laut auszuſchreien gebot, um ſo mehr, da ein neues ſich der Ausführung nahete. — Dieß alles beengte ſeine Bruſt. — Endlich hatte er das Ende des Waldes erreicht, und von der Sonne freundlich beleuchtet, lachte ihm eine reiche Landſchaft entgegen. — Ein Fußſteig, von der Landſtraße abweichend, führte durch grüne Fluren einen kleinen Berg hinauf zu einem großen Bauernhofe, von einem Kranze junger Birken umgeben. — Da fiel ein freudiger Strahl in ſeine Seele, und erheiterte ſeinen Muth. — Ach, es war kein Ahnungsſtrahl, denn eben hier ſollte eine Nachricht — herzzerreißender als alle ſeine ängſtlichen Gedanken, eine noch tiefere Nacht in ſeine Seele werfen. —

In der reinlichen Wohnſtube des geräumigen Hauſes ſaß eine bejahrte Frau, emſig am Weberſtuhle arbeitend, und warf zuweilen befremdende Blicke auf einen blaſſen, jungen Matroſen, dem ſie verſchiedener Bemerkungen und mehrerer Fragen ungeachtet, keine Antwort abringen konnte; in ſich ſelbſt vertieft, und in die Gegend hinausſtarrend, gingen die Worte unverſtanden an ſeinem Ohre vorüber. — Es war Catharine, die Holt, oder mit dem ihr bekannten Namen Mörck, oder wie ſie ihn ſeit der Landung in Norwegen mit der größten Selbſtüberwindung nennen mußte — Claas — hier auf eine kurze Zeit eingemiethet hatte. — Schwarze Verzweiflung, ein ſinnverwirrendes Brüten, hatte ſich ihres ganzen Weſens bemächtiget. — Sie konnte nicht zweifeln, daß ſie durch eigne Unvorſichtigkeit, durch die Leichtgläubigkeit der Hoffnung in die Hände eines verruchten Böſewichts gefallen war. — Die raſche Entſchloſſenheit, womit er den Namen des verunglückten Schiffers angenommen hatte, um ſich das fremde Gut aneignen zu können, ließ ihr kaum einen Zweifel übrig, daß ihre dunkle Ahnung von einer Mordthat begründet war. — Schon längſt hatte außerdem dieſer rauhe Mann ſich in ſeinem Berichte vielfach widerſprechen. — Schon am Bord des Schiffes hatte er ihr ſogar geſtanden, daß er keinen eigentlichen Auftrag von Brandt habe, daß er aber die Umſtände genau kenne, und ihr und dem ungebornen Kinde zu ihren Rechten verhelfen köne und wolle; allein feindlich gegen Brandt aufzutreten, war ihr nie in den Sinn gekommen — nun, da ſie ihm ſelbſt gegen ihren Willen immer näher gebracht wurde, wünſchte ſie ihn wenigſtens zu ſprechen; „ich bin," ſeufzte ſie, „dem noch nicht ſichtbaren Leben, das mich an ihn bindet, einen Verſuch ſchuldig — allein was kann die Abſicht dieſes Mörck's mit mir geweſen ſeyn?" —

In wenigen Worten werden wir dieſe dem Leſer enthüllen; in ſo fern der Name Holt ihm nicht ſchon zum Theil das Räthſel gelöſt hat. — Seines wilden Unmuths wegen Luiſens Weigerung, die Seinige zu werden, haben wir ſchon erwähnt. — Er liebte ſie ſo, wie ein Mann ſeines Schlages zu lieben fähig iſt; — ſeine Leidenſchaft war auf Eitelkeit, Widerſtand und Sinnlichkeit begründet; von dem eignen Mangel an Liebenswürdigkeit, hatte er keine Ahnung, und nur nothgedrungen gab ſein von Eiferſucht, Zorn, Rachgier und Begierde überquillendes Gemüth der Gewalt der äußeren Umſtände, denen er nicht gebieten konnte, nach — aber ſeine Abſicht, Luiſen als Braut heimzuführen, gab er nicht auf. — Höjer's plötzlicher Tod entflammte ſeine Hoffnung, doch nur kurz — Brandt's Rückkehr faſt in demſelben Augenblicke zerſtörte ſie wieder. — Da geſchah es, daß ſein Bruder Stephan, den er nur insgeheim ſah, und von deſſen Verwandtſchaft und naher Berührung mit ihm, Niemand ſelbſt den kleinſten Verdacht hatte — ſich zu einer Reiſe mit Valberg nach Dänemark rüſtete, wo dieſer ein nicht unbedeutender Erbtheil zugefallen war. — Von den früheren Begebenheiten dieſer halbverrückten Frau, die von einer nicht unbemittelten, kleinen bürgerlichen Familie abſtammte, iſt ſpäter nichts anders ermittelt worden, als daß ſie einſt einem dieſer Brüder nach Norwegen gefolgt, und dort ein umtreibendes Leben geführt habe — bis Stephan, unter ſeinem wahren Namen Holt, ſich in einer entfernten Gegend mit ihr hatte trauen laſſen, um in Beſitz ſolcher Atteſte zu kommen, die nöthig waren, um jenes geerbte Capital erheben zu können. — Der Krämer Holt, der den Kundſchafter und Unterhändler der Bande machte, und oft den Handel zum Vorwande gebrauchend, ſich weiten Reiſen unterzog, hatte ihm die Kunde gebracht — allein die Genoſſen wollten zu einer Zeit, wo ihre Verfolgung kräftiger als je betrieben wurde, aus Furcht, daß er ſie im Stiche ließe, ihn nicht fortlaſſen, und ſo mußte Holt das Geſchäft übernehmen. Auf allerlei Vorſichtsmaßregeln gefaßt, pflegte er ſich gern auf ſeinen Reiſen den Namen Mörck beizulegen, welches zu einer Zeit, wo man kein beſonderes Gewicht auf die Päſſe legte, ſich ohne große Schwierigkeit ausführen ließ. Es iſt leicht einzuſehen, mit welcher Freude er Catharinens Verbindung mit Brandt entdeckte, und wie er durch ihre Erſcheinung hoffte, Luiſens Heirath zum zweiten Male zu ſtören. Ob Brandt zu Catharinen zurückkehren würde, war ihm gleichgültig; allein von Luiſens gekränktem Gefühle, und von der allgemeinen Meinung in ſeinem Vaterlande, hoffte er leicht eine Trennung zu bewirken. — Da ſtand ihm, ſeiner Meinung nach, nichts mehr im Wege. —

Der unerwartete Schluß der Reiſe aber, warf nicht allein Holts Plan mit Catharinen zum Theile um, — denn er mußte nun ihren Scharfſinn befürchten; allein als er nun bei der erſten Zuſammenkunft mit dem Bruder, Luiſens Verhaftung erfuhr, und die Überzeugung, daß ſie nach einer ſo empörenden That doch nie ſeine Frau werden, oder mehr als ſolche erwünſcht ſeyn konnte, ſich ihm aufdrang, wurde ſeine Reiſegenoſſin ihm eine unnütze und verhaßte Laſt, von der er ſich nicht ſchnell genug auf eine entſcheidende Art, die ihn ſicher ſtellte, trennen konnte. — Doch war es nöthig, einen gelegenen Augenblick abzuwarten, damit ihr plötzliches Verſchwinden ihm nicht auf's neue gefährlich werden möchte. — Von dieſem Augenblicke ſah er ſie nur ſelten, und dann behandelte er ſie mit rauher Barſchheit, die er doch ſich ſchnell beſinnend, in ekelhafte Freundlichkeit übergehen ließ, die indeſſen das arme Mädchen über ihre Gefahr nicht täuſchen konnte; doch ſah ſie dieſe nicht in ihrem ganzen Umfange, nur in ihrem ſo nahen Verhältniſſe zu einem Ruchloſen, das ſie eines Mitwiſſens anklagte, wegen deſſen ſie ſich ſchon Vorwürfe machte — wie ſehnte ſie ſich nun nach Brandt, oder vielmehr nur nach einer theilnehmenden Seele, der ſie ihr neues Leid, ihre Gewiſſensangſt anvertrauen konnte, denn — ſie mußte ſich es ſelbſt geſtehen — nur die Ängſtlichkeit ihrer unſichern bedrohlichen Lage, machte ihr Brandt's Gegenwart wünſchenswerth; in jedem Augenblicke, wo ſie ſich frei und unverdächtig ihm gegenüber dachte, bebte ſie in ihrem Gedanken, obgleich ihres Rechtes ſich bewußt, vor ſeinem düſtern Blicke zurück, der ihr zu ſagen ſchien: Warum haſt du mir dieß gethan? — Möck hatte ihr ſchon ſeit zwei Tagen verſprochen, ſie entweder ſelbſt, oder durch einen Andern, wenn er ſelbſt verhindert würde, abholen zu laſſen, um ſie zu Brandt hinzuführen. — Er kam noch immer nicht, und auch dieſer Verzug trug dazu bei, die tauſend verſchiedenen ängſtlichen Zweifel des armen Geſchöpfs zu vermehren. — Da ſah ſie auf einmal einen, nicht wie die Bauern angezogenen Mann von der Landſtraße abbiegen, und den Pfad nach dem Hauſe hin, einſchlagen. — Mörck war es nicht; vielleicht doch der Bote; aber wer? — irrte nicht ihr Blick. Während ſie zweifelnd in die Ferne ſtarrte, kam er immer näher, ſo nahe, daß ſie nicht mehr irren konnte; es war Ritter. — Ein heftiger Schrecken, und zugleich eine unbeſchreibliche Freude zuckte ihr durch alle Nerven. — Mit einem Schrei, welchen beide Empfindungen vereint ihr abpreßten, ſank ſie zu Boden. Die erſchrockene Wirthin eilte ſchnell hinzu, und mit Hülfe der herbeigerufenen Tochter derſelben, war ſie kaum in das Bettzimmer hineingebracht, als es an die Thüre klopfte, und Ritter in die Stube trat. —

Das Zimmer war leer, und er höchſt ermüdet, er ſetzte ſich in den weichen Großvaterſtuhl, der vielleicht früher das Studierzimmer eines Pfarrers geſchmückt hatte, hinter dem Ofen nieder, wo nach Landesſitte, trotz der frühlingsmilden Witterung, noch immer eingeheizt war. Nach wenigen Augenblicken war er ſchon eingeſchlafen.

Als er wieder erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel. Vor ihm ſtand ein kleiner Tiſch mit einem frugalen, aber reichlichen Male aufgedeckt. — Er langte ſogleich zu. — Während des Eſſens trat die Wirthin hinein; ihn mit einem neugierigen, durchdringenden Blicke betrachtend, hieß ſie ihn willkommen. — Er dankte ihr für ihre Gaſtfreundſchaft, und erſuchte ſie, ihm ohne Verzug Pferde nach der Wohnung des Oberamtmanns zu verſchaffen. — Sie ſchüttelte den Kopf, und erklärte, daß dieſes unmöglich früher als Nachmittag geſchehen könne, da das Hausgeſinde im Felde, und ſie mit ihrer Tochter ganz allein wäre — „aber dennoch, Vater!" ſchloß ſie, „ſage es mir, wenn du ſatt biſt!"

„Das bin ich ſchon!" erwiederte Ritter.

„Wohlan denn," fuhr die Frau fort, ihn immer durchdringender betrachtend, „hier neben an iſt eine Jungfrau oder Madame — was ſie iſt, die du vielleicht kennen wirſt, denn ſie wurde plötzlich unwohl, und ſchlug zu Boden nieder, ſo wie du in den Hof trateſt. — Die Woche über, von welcher ſie nur mehr als die Hälfte bei uns geweſen iſt, habe ich ſie wahrlich für einen hübſchen Matroſen gehalten."

Ritter ſtutzte, der Auftritt im Schiffe fiel ihm ſogleich ein, und er vermuthete in demſelben Augenblicke, daß ſie die Dirne ſei, von deren Zukunft er zu unzweideutig ſprechen gehört, und daß ſie ihn vielleicht ſchon auf dem Schiffe bemerkt hatte. — Mit der beglückenden Empfindung, retten zu können, folgte er der Einladung ſogleich; aber wer malt ſein frohes Erſtaunen, als er beim erſten Anblick Catharinen erkannte, deren befürchteter Selbſtmord ihn ſo tief erſchüttert hatte.

Nachdem auch ſie ihre freudige Verwunderung, ihn hier ſo ganz unerwartet anzutreffen, geäußert, ihm begreiflich gemacht, was der Leſer ſchon weiß, und er ihr die Gefahr ihrer Lage klar entwickelt hatte, ſagte ſie mit herzlichen Thränen, „und für meine Rettung wollen Sie ſo viel thun; armer Mann — in demſelben Augenblick, wo ſie ſelbſt ſo unglücklich ſind."

„Selbſt ſo unglücklich!" wiederholte er bei ſich, „was kann ſie meinen?" — Es ward ihm indeß keine Zeit zum Fragen; denn die Wirthin trat mit der Botſchaft hinein, daß jemand da brauſſen wäre, der Eines von Beiden abholen ſollte, Sie müßten ſelbſt am beſten wiſſen wen.

Catharine erblaßte, „ich Unglückliche bin es," rief ſie, „ach wenn ſie mich retten wollen." —

„Still!" warnte er, „Ich kenne Ihren Begleiter noch beſſer als Sie." Etwas bedenklich ging er zu dem Boten hinaus; allein in demſelben Augenblicke läutete die Mittagsglocke, und die Hausleute ſammt dem Wirthe kamen vom Felde nach Hauſe; — ſogleich faßte Ritter einen Entſchluß. — Der Angemeldete, in dem er Arngrim wieder kannte, erſtaunte ihn zu ſehen. —

„Was willſt du mir?" fragte Ritter ruhig.

„An euch habe ich keinen Auftrag," erwiederte Arngrim, ohne ſich merken zu laſſen, daß auch er ihn erkannte." — —

„So geh' in das Zimmer hinein! denn, ein anderer Reiſender liegt krank darnieder drinnen;" ſagte Ritter nachläſſig und machte ihm die Thüre auf; doch kaum war er eingetreten, als Ritter den Wirth und die Feldleute zuſammenrief, und ſie halb erſuchte, halb ihnen gebot, den Boten zu verhaften, wozu ſie, nachdem er ſie wegen ſeiner Entweichung verantwortlich gemacht hatte, ſich auch entſchloſſen. Plötzlich ſtand der Landſtreicher von einem Dutzend handfeſten Männern umgeben. Sein ſtummes Entſetzen gab Ritter's Worten Gewicht, und in demſelben Augenblicke waren ſeine Hände auf den Rücken gebunden. „Nun was iſt es denn für ein Kerl?" fragten die Bauern! —

„Still!" entgegnete Ritter, „nur ruhig und verſchwiegen! vielleicht gelingt es uns ſo, einen feineren Vogel zu fangen. — Führt mich ſogleich zur nächſten Behörde."

Der Wirth berichtete nun, daß ſie den Amtſchreiber ſtündlich erwarteten; und dieſer blieb auch nicht lange aus. — Auch dauerte es nur kurz, bevor der junge Fremde ſich in einem tiefen Geſpräch, mit dem ernſten doch offenen Manne, befand, dem er mit wenigen Worten die Mordthat auf dem Schiffe berichtete, doch ohne ſeines ſpäteren Zuſammentreffens mit dem Böſewicht zu erwähnen, ſo auch ſeine Meinung über das, was zu thun ſei! —

„Euren Namen, junger braver Mann!" fragte der Amtſchreiber, ſeine Hand ſchüttelnd. —

„Ritter!" er wollte noch mehr ſagen, doch der Beamte unterbrach ihn heftig.

„Ritter!" rief er, ſichtbar betreten. — „Ja! ja! — ich kenne dieſe Züge, es ſind dieſelben, die für ihre unglückliche Schweſter reden! — Doch faſſen ſie Muth! Gott kann ja noch helfen." —

„Gott helfen? — zum dritten Mal wird mein Unglück, oder das meiner Schweſter genannt, um Gotteswillen! was iſt geſchehen?" — ſagte er faſt bebend, doch der Amtſchreiber war ſchon im Hauſe, und er ſtand allein, blaß und verſtört mit hochklopfender Bruſt. — Er wollte nach, doch die Knie vermochten nicht ihn zu tragen, und bebend ließ er ſich auf der Schwelle der Hausthüre nieder. — Bald aber kam der Amtſchreiber mit einigen handfeſten Bauern zurück. — Sie mußten ſich in einen Hinterhalt legen, um den Genoſſen des Landſtreichers aufzupaſſen, denn er hatte bekannt, daß der, welcher ihn vorausgeſchickt, ſo wie Ritter vermuthet hatte, in einer Stunde nachkommen würde. — Dieſer, der ihn kannte, ſollte mit dem Tuche ein Zeichen geben, wenn der Rechte da wäre.

Doch Ritter konnte nur einen Gedanken faſſen, das Räthſel wegen ſeiner Schweſter, worauf Alle anzuſpielen ſchienen. — Er zog den Amtſchreiber heftig zur Seite, und wiederholte ſeine frühere überhörte Frage. — Dieſer erſchrak, als er inne wurde, daß Ritter noch gar nichts von Luiſen's Verhaftung und der ſchrecklichen Anklage wußte, die ſo bedrohlich auf ihr ruhete. — Allein, einmal zur Sprache gekommen, hielt er es auch für ſeine Pflicht, nichts zu verhehlen, was dem Bruder doch nicht verborgen bleiben dürfe, obgleich er mit ſo vieler Schonung wie möglich ihm das nur zu ſichtbare Gewebe der vielen Fäden enthüllte, worauf das mehr als wahrſcheinliche Verbrechen ſich begründete. — Wie weit anders aber, als Brandt, nahm er dieſen Bericht auf. — Er warf ſich auf die Erde, er tobte, er wüthete; die That war ihm eine Unmöglichkeit, die größte Wahrſcheinlichkeit boßhafter Auslegungen. — Er vergaß ganz, was ihn noch hier zurückhielt, rief nach Pferden, wollte augenblicklich zu ihr hin, und ſchwerlich wäre es gelungen, den Sturm ſeines Inneren zu mildern, wenn man nicht die Annäherung des Oberamtmanns, der zu Pferde herankam, angemeldet hätte, und der wie der Amtſchreiber Rittern ſelbſt vertraute, dieſen durch ein Billet denſelben Morgen hieher beſchieden hatte, weil dieſer Hof den Mittelpunct zwiſchen den Wohnungen leider ausmachte, und etwas vorgefallen wäre, von dem Jener ihn mündlich in Kenntniß ſetzen wollte. — Mit einem plötzlichen Anflug von Beruhigung ſtürzte Ritter dieſem Manne entgegen, zur Verwunderung des Amtſchreibers, der von ihrer früheren Bekanntſchaft keine Ahnung hatte. —

Der Oberamtmann wurde durch Ritters unerwartete Erſcheinung ſichtbar erſchüttert. Er umarmte ihn ſtumm, und zog ihn und den Kranken mit ſich in die kleine Stube hinein, die man nach Landesſitte zu ſeinem Empfang bereitet hatte. —

„Was ich mit Ihnen zu ſprechen habe,“ wandte er ſich zu dem Amtſchreiber, „braucht meinem Freunde kein Geheimniß zu ſeyn; — ein Theil davon muß ja doch dem ganzen Lande bald bekannt werden. — Lieber Ritter, Ihr Anblick ſagt mir, daß die ſchmerzliche Kunde Sie bereits erreicht, und daher würde ich Ihnen ſchon eine erfreuliche Nachricht zugerufen haben, wenn ich nicht zu gleicher Zeit mit einer höchſt traurigen Sie auf's neue verwunden müßte. Möge denn die erſte Sie zu der zweiten eben ſo unerwarteten ſtärken! Ihre Schweſter iſt unſchuldig!“ —

„Unſchuldig!“ rief Ritter! Seht Ihr! Ich wußte es! ich habe nie gezweifelt; doch Gott ſei gedankt, daß Sie, — daß die Welt es erkennt! — O! meine arme Schweſter! —

„Unſchuldig!“ wiederholte der Amtſchreiber, froh betroffen. —

„Und nun Herr Oberamtmann!“ fiel der Bruder ſchnell ein! Säumen Sie nun auch nicht, mir die traurige Nachricht zu nennen. Sie haben mir ſchon ein heilendes Gegengift gereicht, — obgleich ich nicht die kleinſte Vermuthung habe, — denn nicht wahr, die Ermordung Höjer's iſt ein albernes Mährchen." —

„Leider Nein!" entgegnete der Amtmann, und noch weniger als früher, da nur äußere Zeichen darauf hinwieſen; denn der Mörder hat ſo eben freiwillig ſelbſt eingeſtanden — und dieſer Mörder — armer junger Mann! — iſt ihr Freund Brandt. —

„Wirklich!" rief der Amtſchreiber überraſcht! „hat es mir doch faſt geahnt!" —

„Nein! geahnt habe ich es nicht und wie wäre das auch möglich geweſen," nahm Ritter ſonderbar ruhig das Wort, „denn vor einer halben Stunde noch war dieſer Greuel mir ganz unbekannt. — Allein, werfe ich nur einen Blick auf die Vorſtellungen, die Beſorgniſſe zurück, womit jeder Gedanke an die Heimat meine Seele erfüllte, ſo geſtaltet ſich nun alles ſo deutlich vor dem inneren Auge, daß es mir iſt, als flüſtere eine Stimme in mir: Es konnte nicht anders kommen; und doch kann es mein Sinn in der wirklichen Wirklichkeit nicht faſſen. — Haben Sie die Güte, und erklären Sie mir Alles." —

„Faſſe ich es doch ſelbſt kaum!" erwiederte der Oberamtmann — „daher halten Sie ſich fürs erſte an den Gedanken, der Sie beruhigen kann, die Rettung Ihrer Schweſter, und ihres guten Namens, und an den Troſt, daß Ihr vorheriger Freund, in ſeiner jetzigen Verworfenheit, doch nicht ganz die Großmuth einer beſſeren Seele verlernt hat. — Später werde ich Ihnen das Nähere mittheilen, jetzt rufen mich dringende Amtsgeſchäfte." — Er theilte nun dem Amtſchreiber mit, daß er ihn hieher beſchieden, weil ihm eine ſichere Kunde zugekommen war, daß Stephan hier in dieſer Gegend, mit einem großen Theil ſeiner Bande einen geheimen Schlupfwinkel habe, deſſen er ſich ſeit vielen Jahren nun erſt wieder bediene, und weil er von dieſem Punct aus, mit den hier leicht zu verſammelnden Bauern am thätigſten wirken könne. — Da trat Valbergs Aufforderung und ihre Worte, aber zu gleicher Zeit auch Stephans Vertrauen, vor Ritters Seele, und beſchwichtigte ſeine peinlicher, ihm näher berührenden Gefühle durch einen ſchnellen Kampf, deſſen Ausgang noch unentſchieden war, als ihnen gemeldet wurde, daß ein ſtädtiſch-angezogener Mann ſich in der Ferne zeigte. — Ritters ſcharfe Augen erkannten in ihm den Erwarteten; während nun der Amtſchreiber, um dieſen ſicher zu machen, und jede Entweichung zu verhindern, die Bauern hinter Bäume und Gebüſche vertheilte, — denn hätte Holl mehrere Leute zuſammen erblickt, wäre er wahrſcheinlich umgekehrt. — Ehe er ſich noch das mindeſte verſah, war er von den Bauern umringt und ergriffen. Außer ſich, zwiſchen Wuth und Entſetzen getheilt, ließ er ſich, unter vielem Widerſtreben, in das Zimmer, wo die Beamten ſich befanden, hinein ſchleppen.

Seine Erſcheinung überraſchte den Amtſchreiber, der lange die Gelegenheit herbei gewünſcht hatte, eines Mannes habhaft zu werden, von dem der Ruf ſeit Jahren eine Reihe von Schlechtigkeiten erzählte, der aber immer gewußt hatte, jede Art von Beweis zu umgehen. — Dieſen in dem bezeichneten Verbrecher zu finden, war dem Amtſchreiber nicht in den Sinn gekommen. „Ei! Sind

Sie es, Holt!" rief er wirklich freudig — „Wie haben Sie ſich betragen, weil man Sie ſolcher Weiſe vor uns führt?"

„Kaum," erwiederte dieſer mit giftigem Lächeln, „hätten dieſe ſchlichten Leute mich ruhigen Wandersmann angefallen, wenn Sie, Herr Amtſchreiber, es nicht befohlen, und ich erwarte nun nicht ohne Befremdung den Grund davon zu erfahren." Er warf einen unruhigen Blick nach dem Nebenzimmer, denn ohne Zweifel ſetzte er die Hoffnung auf den, jedoch unwahrſcheinlichen Umſtand, daß Arngrim das Mädchen ſchon weggebracht hatte; doch in demſelben Augenblicke ging die Thür auf, und nach der Weiſung des Amtſchreibers, trat Catharine als Matroſe ſchwankend in das Zimmer, und ſprach, ſo wie ihr angedeutet war — „Sind Sie es Herr Claas — Sie haben mich lange warten laſſen."

„Claas! was hat das zu bedeuten, heißen Sie auch Claas?" fragte der Amtſchreiber mit verſtellter Verwunderung.

Holt wurde betroffen; die ſtechenden Augen blitzten von Einem zum Andern, doch kaum hatte er mit zurückgewonnener Faſſung gerufen: „Der Burſche irrt, oder ſpricht was Eingelerntes!" als Ritter raſch vor ihn hintrat.

„Ohne Zweifel! Herr Mörck! denn ſo iſt ja Ihr Name! Kennen Sie mich nicht? Wir haben ja die fürchterliche Seereiſe zuſammen gemacht. Seit dem erſten Abend auf der Rhede von Helſingör haben Sie ja nicht die Cajüte verlaſſen. Wo iſt denn Claas, unſer alter, ehrlicher Schiffer geblieben? —

Holt verſtummte einen Augenblick — dann rief er wie wüthend! „Abgekartetes Spiel von den zwei Fremden — Ich bin hier vor Jedermann bekannt.“ — .

„Das iſt es eben!“ unterbrach ihn der Amtſchreiber; „auch haben wir hier Landsleute, die Sie zu kennen behaupten. Kennen Sie zum Beiſpiel dieſen?“ fügte er hinzu, als der gebundene Arngrim auf einen Wink von dem Redenden vorgeführt wurde. —

Da verließ den Verbrecher, der wie die meiſten ſeines Gelichters in einer augenblicklichen Verlegenheit, ſich an hartnäckiges Läugnen hält, die Klugheit: „ich kenne ihn nicht“ — ſagte er dumpf. —

„Wie Thorkild!“ rief Arngrim entrüſtet und betroffen, denn er glaubte es ſehr pfiffig gemacht zu haben, indem er die unſchuldige Hälfte des Geheimniſſes, das ihn freiſprach, geradeaus geſtanden hatte; „Kannſt du es läugnen, daß du mich hergeſchickt, um das Mädchen abzuholen?“ —

„Das Mädchen!“ fuhr der Amtſchreiber mit verſtellter Verwunderung fort, doch die erröthende Catharine ſchonend, fügte er ſchnell hinzu: „Ei Holt! wie kommen Sie dazu, ſich mit einem bekannten, und ſchon zweimal betroffenen Landſtreicher zu dutzen?“ —

Holt ſchäumte vor Wuth; allein die verſchiedenen Namen, zu denen allen er ſich bekennen mußte; der Befehl des Oberamtmanns, den Strandvogt holen zu laſſen, die geſchickten Querfragen, die ihm ſo ganz unerwartet vorgelegt wurden, das alles nöthigte ihm doch ein vorläufiges Geſtändniß ab, das er nicht mehr abläugnen konnte. — Sobald er abgeführt war, verlangte Arngrim, den man mit Fleiß oder aus Vergeſſenheit unter dem vorhergehenden Auftritte, nicht entfernt hatte, gehört zu werden. — Ritters Gegenwart, den er recht gut wieder erkannte, machte ihn befürchten, daß dieſer ſchon, ſo viel es in ſeiner Gewalt ſtand, das Gefolge verrathen hatte, und Holts verworrenes Halbbekenntniß ließ ihn vorausſehen, daß ein ganzes auch ihn verderben müſſe; er beſchloß daher ſo viel Vortheil er nur konnte, aus der ſchon verlornen Sache zu ziehen; und erbot ſich, in ſo fern ihm für ſeine Perſon Strafloſigkeit zugeſagt würde, den Zufluchtsort Stephans anzugeben. — Dieſe wurde ihm freilich etwas caſuiſtiſch zugeſtanden, zu Ritters nicht geringer Beruhigung, dem dadurch auch ein Stein vom Herzen gewälzt wurde, und da nun Arngrim den Ort nannte, den Valberg Rittern ſo dringend erſucht hatte nicht zu vergeſſen, konnte dieſer ihrer Worte eingedenk, die auf die Rettung der Schweſter Bezug hatten, obgleich dieſe ſchon bewirkt ſchien, nicht umhin, da er ja wußte, daß das Gefolge ſchon aufgebrochen war, Arngrim vorzuhalten, daß das Verſprechen der Obrigkeit, wenn er deſer die Vögel ſelbſt, und nicht bloß das, vielleicht ſchon verlaſſene Neſt in die Hände lieferte, nur in Kraft treten könne. Arngrim erblaßte zwar, doch auch dazu machte er ſich anheiſchig, und nachdem nun für die ſichere Aufbewahrung Holts Sorge getragen war, und der Gemeindevogt mit mehreren zuverläſſigen Bauern, von dem halbgefeſſelten Arngrim begleitet, ſich auf den Weg gemacht, um die Landſtreicherbande aufzuheben, begab ſich endlich Ritter in des Oberamtmanns Geſellſchaft und in deſſen Wagen, ſo ſchnell die Pferde es vermochten, nach der Heimath; Catharinen, die für immer die fremde Tracht abgelegt, hatte der Oberamtmann bis weiter eine Freiſtätte in ſeinem Hauſe geöffnet, wo auch Ritter dieſe Nacht, bis die Schweſter auf ſeine Ankunft vorbereitet war, verbleiben ſollte. —

Der Weg bis dahin wurde ziemlich einſylbig zurückgelegt. Catharinens Gegenwart, der nun ein großer Antheil des Mitgefühls, das Ritter früher ganz der Schweſter geſpendet hatte, zu Theil geworden war — verhinderte die ſo erwünſchte Mittheilung. — Sobald ſie aber angelangt waren, in dem erſten Augenblick des langerſehnten Alleinſeyns, bat er den Freund, ihm das durchaus Unbegreifliche von der Sache mitzutheilen. —

Der Oberamtmann berichtete ihm nun, daß noch kein Verhör Statt gefunden hat, und alles, was er ſelbſt wußte, von einem Brief von Brandt herrührte, der ihm, wenige Stunden bevor dieſer ſich perſönlich zur Haft geſtellt hatte, überliefert worden war. — Brandt befand ſich demnach in einem anſtändigen Gefängniſſe im Amthauſe ſelbſt. — Selbſt hatte er ihn nur bei dem Empfang geſehen, und glaubte es überhaupt ſeiner Amtsſtellung ſchuldig zu ſeyn, ihn nur unter den gehörigen Formen zu ſprechen. — Der Brief aber, den er Ritter ohne Umſtände zeigte, war folgenden Inhaltes.

„Im Begriff, mein Vaterland für immer zu verlaſſen,
„werde ich von einer ſchauderhaften Nachricht eingeholt,
„die ohne weiters mich zur Rückkehr beſtimmt. — Die Jung-
„frau Ritter — zeigt man mir an, iſt als verdächtig des
„Mordes an ihrem Bräutigam F. Höjer verhaftet. Es
„iſt natürlich und menſchlich, daß der Verbrecher ſich den
„Folgen ſeiner, in einem unglücklichen Augenblick, begang-

„genen, verborgenen That, durch Schweigen zu entziehen
„ſtrebt, aber es würde ihn zu einem Unmenſchen — weit
„ſchlimmer als ſeine That, ſtämpeln, wenn er feig den unausbleiblichen
„Folgen der entdeckten That entfliehen, und
„diejenige, um derentwillen er ſich vergaß, ſeine Schuld
„büßen laſſen könnte. — Ich bin der Mörder meines Freundes,
„und folgender Maßen ward ich es:

„Zwei Briefe, von welchen der eine von mir an Jungfrau
„Ritter das Geſtändniß einer glühenden Liebe und
„der andere an mich — Nachricht von ihrer Verlobung
„und Einladung zu der Hochzeit enthielt — kreuzten ſich.
„Mit der Natter der Eiferſucht im Herzen kehrte ich heim;
„die erſte Kunde, die mich dort traf, war der unglückliche
„Sturz und muthmaßliche Tod meines Nebenbuhlers. —
„Die Trauer um den Freund wich der baldigen Überzeugung,
„daß Luiſe nicht ihn, ſondern nur mich ſtets geliebt
„hatte. — Die Hoffnung entflammte alle niedergekämpften
„Gefühle meines Herzens; doch um ſo mehr
„konnte ich ſagen, blieb ich der Freund des todten Freundes.“ —

„Den zweiten Tag nach meiner Rückkehr, den dritten
„Morgen nach Höjer's Verſchwinden in der bodenloſen Tiefe,
„ging ich, darüber brütend in die Ruinen — ich ſehnte mich
„nach deſſen Nähe, der in ſeinem Unglück mich dem Glücke
„wiedergab, — doch ſcheuete ich den Abſturz, der ſein Grab
„geworden war — doch auf einmal vernahm ich tief in dem
„Kloſtergarten, durch einen breiten Mauerwall vom Bodenlos
„getrennt, ein leiſes Wimmern. — Ein neues Unglück
„ahnend, ſtieg ich hinunter — allein beinahe war ich zu Boden
„geſunken, als ich am Eingange einer höhlenartigen

„Öffnung, die wahrſcheinlich zu Bodenlos hinunter führt,
„den noch lebendigen Freund gewahrte, ſchwebend zwiſchen
„Leben und Tod. — Ob dieſer halbbewußtloſe Zuſtand die
„Folge einer langſam tödtenden Zerſchmetterung, der Anſtrengung
„oder des Verſchmachtens war — ich weiß es nicht
„— ich ſah nur mich ſelbſt, ſein Leben war mein Tod, ein
„nicht gemeinter Verſuch ihn am Leben zu erhalten, widerte
„mich wie ein elendes Komödienſpiel an. — Da erblickte
„ich zufälliger Weiſe ein vielleicht verloren gegangenes Meſſer
„zu meinen Füßen blinken. — Das hob ich auf und ſah
„ihn an — ſeine Augen waren geſchloſſen — er kannte den
„nicht, in deſſen Hand der Stahl zitterte — da war es um
„ihn geſchehen." —

„Erſt als er ganz todt da lag, erwachte das Gewiſſen.
„— Gepeitſcht vom Entſetzen eilte ich zurück, nicht
„zu meiner Braut — nein! zu Höjer's Witwe, von
„der Stunde an war ſie mir verhaßt, faſt noch mehr verhaßt,
„als ich es mir ſelbſt war. — Träumend, verzweifelnd
„verbrachte ich ein halbes Jahr — die Welt war
„mir öde und leer — doch auf einmal gelang es mir,
„mich zuſammen zu raffen; — ich dachte in der Ferne zu
„ſuchen, was dem Inneren entflohen war. — Es ſollte
„nicht ſo ſeyn. — Der Anfang dieſes Schreibens beſagt,
„warum ich ihm auf der Ferſe folge. — Darf das äußerliche,
„— denn innerlich war es das nicht — freiwillige
„Geſtändniß des Verbrechens einige Nachſicht von der Welt
„hoffen, möge denn dieſe mir geſtatten, keine weitere Entwickelung
„meiner Schuld zu verlangen. — Die That habe
„ich offen und einfach dargeſtellt — eine Zergliederung der
„einzelnen Umſtände würde vor der Zeit mich tödten,

„und ich erwarte und verlange von meinen gerechten Richtern ſelbſt dieſe Milderung nicht.

Brandt."

Tiefſinnend blieb Ritter nach Durchleſung des Briefes noch lange ſitzen. „Ich muß zu Luiſen!" rief er heftig, „ich muß ſie ſprechen — und doch warum? Es muß ja ſo ſeyn, wie er es erzählt, obgleich ich es nicht begreife. — So ſchnell ihn tödten zu können — er war ja doch ſonſt kein Böſewicht, wie konnte er es denn in einem Augenblicke werden? — und doch — die arme Catharine! Nun! ja! ich begreife es — dahin führet Leichtſinn — ſchnell, unbedingt mußte es geſchehen, ſonſt wäre es nicht geſchehen. — Eigentlich grundſchlecht iſt er nicht; das beweiſt ſeine Rückkehr — darf ich ihn ſprechen?" —

Der Oberamtmann zuckte die Achſeln. — „Die Formen erlauben es nicht vor dem Verhör, — ich verletze dieſe nicht gern — und wozu auch die unnütze Qual. — Eilen Sie lieber ihrer Schweſter beizuſtehen; ſchreiben Sie ihr noch heute. — Sie weiß noch nicht, welche Wendung die Sache genommen habe — nur daß ein ihr ſehr günſtiger Umſtand eingetroffen ſei. — Sie kamen recht gelegen, um ihr den liebevollen Troſt zu bringen, deſſen ſie leider bedarf. — Gewiß hat ſie eine Ahnung von dem Vorgefallenen — ich muß ihr Schweigen ehren, aber unbegreiflich iſt mir nur ihr Benehmen, ihre Schwermuth, ihr periodiſcher Wahnſinn, in welchem ſie Worte redete, die ſie nur zu ſehr dem Verdacht bloß ſtellten. — Sonderbar, daß jener gänzlich, ſeit ſie ihre Lage kennt, einer ſtillen Ergebung gewichen iſt." —

So that auch Ritter — Er ließ ihr ſeine Ankunft, und daß die Sache jetzt eine für ihr Leben und ihren Ruf glückliche Ausſicht darbot, ſchriftlich wiſſen. — Bei dem erſten Sonnenſtrahl des nächſten Morgens beſtieg er ein ſchnelles Pferd, das ihn in das, ſeit ſeiner Kindheit nicht beſuchte mütterliche Haus brachte. — Luiſe hatte es nicht verlaſſen, obgleich ſie nicht ohne Bewachung dort war. — Die Leute tobten deßhalb; — denn dieſe faſt immer bereit, Mitleid mit dem überwieſenen Verbrecher zu fühlen, können es nie billigen, daß der von ihrem Verdachte Verfolgte nicht ſo willkürlich von den Behörden behandelt worden, als die Meinung es ſchon gethan hat. —

Gleich, ſchweigend umarmten ſich die unglücklichen Geſchwiſter; erſt als die ach nur zu lange getrennten Herzen gegen einander klopften, brachen beide in lautes Schluchzen aus.

„Haſt du meinen Brief verſtanden, Luiſe!" flüſterte er! „Gottlob, daß der ſchärfſte Stachel deiner Dornenkrone ſeine Spitze verloren, obgleich die Wunde noch lange bluten wird. — Weißt du, auf welche Art deine Unſchuld entdeckt iſt?"

„Bin ich denn unſchuldig?" erwiederte ſie, vor ſich hinſtarrend. —

Der Bruder ſah ſie betroffen und ſcharf an! „Luiſe!" ſagte er endlich mit einem ſchmerzlichen Lächeln, wie auf's neue ermuthigt! „Du machſt mich befürchten, daß ſchwermüthige trübe Anſichten dich noch befangen halten. — Der wahre Mörder iſt ja entdeckt! — Sie ſah ihn faſt ängſtlich an. „Ahneſt du nicht wer es iſt?" fügte er hinzu. —

„Nein!" ſagte ſie feſt, aber ihr Blick ſank betroffen zu Boden.

„Nun ſo ſtärke dich Gott," — verſetzte er — „Luiſe! ich darf dir nicht verhehlen, was dir nicht verborgen bleiben kann. — Es iſt Brandt!" — — ſie ſah ihn ungewiß zitternd an, — „er hat ſchon eingeſtanden!" ſchloß er.

„Geh! geh!" rief ſie heftig, „du willſt mich verſuchen — wie kannſt du ſo unbrüderlich gegen mich, ſo unfreundlich gegen ihn handeln, — er war dein beſter Freund!" —

„Bei unſerer Seligkeit Luiſe! — ich würde es ſelbſt nicht glauben, hätte ich nicht ſein eigenhändiges, ſchriftliches Geſtändniß geleſen, — willſt du es hören?" —

„Nein!" ſagte ſie heftig, „ich mag nichts mehr wiſſen, die That iſt mir genug — und die war mir bekannt!"

„Wie, du haſt darum gewußt — und haſt geſchwiegen!" rief Ritter, die Hände zuſammen ſchlagend. —

„Konnte ich — ſeine verworfne Mitſchuldige denn reden — durfte ich die Rache wegen des Mordes eines theuren Freundes auf das mir nur ſo ſündlich theurere Haupt niederrufen, in dem Augenblicke, da es mir vergönnt war, ſie über dem meinen feſt zu bannen?"

„Du ſprichſt irre, liebe Schweſter!" ſagte Ritter ängſtlich — „dieſe Spannung in deinem ganzen Weſen ſagt es mir — du ſeine Mitſchuldige? — Unmöglich!" —

„Doch, doch!" betheuerte ſie ruhig. — „Das pflichtvergeßne, bethörte Mädchen, das Wilhelmen immer geliebt hatte, ließ höchſt unweiblich ihn nur zu früh in ihre Seele ſchauen, die froh ihrer Freiheit, heuchleriſche Thränen über den Todtgeglaubten weinte. — Ja, den Abend vor der gräßlichen That, als ich mit ſchmerzlich ſüßer

Wehmuth — ich will es dir geſtehen Bruder! — das Haupt an ſeinen Buſen lehnte, und der alte Prediger, deſſen reiner Sinn meinen Empfindungen eine heiligere Quelle verlieh, mit ſtillem Grame vor ſich hin ſprach: „Wäre dieß nur ein ſchwerer Traum, und träte doch Fritz, blühend wie immer, zu uns herein!" — Da flüſterte ich leichtſinnig zu Wilhelm, während ich mich feſter an ihn ſchmiegte: „das verhüte Gott! da würde ich erſt fürchterlich elend! — Siehſt du! — Dieſe Worte waren das Meſſer, das ich ſelbſt ihm reichte!" —

„Ich wußte es wohl! ſagte Ritter leichter aufathmend — „Dein Mitwiſſen war ein kranker Wahn — ſo wie das Opfer deines reuigen Herzens — darum alſo zogſt du dich zu Aller Verwunderung von ihm zurück, darum die gegenſeitige Kälte, die —"

„Nein, Bruder!" unterbrach ihn Luiſe — „meine thörichte Liebe ſollte härter beſtraft, gezüchtigt werden, in der Hölle übermüthiger Verſchmähung! Was habe ich nicht geduldet! und hatte er, der Thäter — der Vollbringer meiner unbewußten Gedanken, hatte er Recht dazu?"

„Ich verſtehe dich nicht, Schweſter!"

„Ich ahnete ja noch nichts — ich war liebevoll, liebekrank wie immer. — Er war es, der ſich kalt, höhniſch zurückzog — der alte Oheim grämte ſich, der Mutter Verdruß — die verwunderten Blicke des Geſindes trug ich gelaſſen — da ahnete ich endlich etwas Unheimliches, ich las es in ſeinen Augen, aber ich verſtand die todtmatten Blicke nicht ganz; ich fürchtete vielmehr ſie zu verſtehen — ja ich begann an eine Untreue zu glauben, deren Fritz zuerſt erwähnt hatte. — Ach! ich habe ſein Vertrauen bitter vergolten! — Wilhelm ſollte ein armes Mädchen in Copenhagen lieben — der Gedanke zerrüttete den letzten Reſt der ihm geopferten Ruhe meiner Seele; er war es alſo, und nicht der Getödtete, der mir vorgelogen hatte. — Da ſtarb ſein Oheim. — Es war als ermahnte die weltliche Thätigkeit, die ihn nun in Anſpruch nahm, die inneren erſchlafften Kräfte; ich hörte davon; ein Strahl von Freude belebte die noch immer thörichte Bruſt, die nur des Lebens Athem aus ſeiner Nähe trank. — Endlich erſchien er eines Tages ganz unerwartet hier vor mir — das Blut trieb ſich in raſchen Schlägen durch mein Herz — er öffnete den Mund, und es ſtockte wie Eis — o! wäre es nie mehr zum Rinnen gekommen! — Er kam um Abſchied zu nehmen — Er ſprach dieß Wort rauh ohne Schonung aus. — Da quoll mein Herz in Bitterkeit über, und rief daſſelbe Gefühl in ihm hervor. — Mit einem kalten, durchbohrenden Blick, mit eintöniger rauher Stimme ſagte er: Uns trennt für immer der kalte Stahl, der Fritzens warmes Herz traf. — Ich hörte nicht mehr; als ich mich wieder erholt hatte, war ich allein, aber das Räthſel war gelöſt. — Sein Herz hatten die Furien ſchon ergriffen; den Fluch ſeiner That hatte er nun auch mir ertheilt — mir, der Urheberin deſſelben — ich hatte leichtſinnig, nur unbewußter als Eva, ihm in einem giftigen Worte den Apfel gereicht — das Paradies der Seelenruhe war uns verloren — die Höllenſtrafe des Gewiſſens ergriff mein Herz, meine Sinne — ich ging den Menſchen ruhig entgegen — ihn verrathen mochte ich nicht. — Es iſt auch ein Troſt, allein zu leiden — es betrübte mich nur, daß ich ihm mit dem Leben nicht die Ruhe wieder geben konnte." —

„Arme! arme Schweſter!" rief Ritter in Thränen aufgelöſt; „dachteſt du denn nicht an deinen guten Namen, an mich, deinen Bruder, — ſollten wir einem Hirngeſpinnſte geopfert werden, einer ſchwermüthigen Sophiſterei — und da er nun abgereiſt war, wußteſt du —"

„Konnte ſelbſt ſeine Sicherheit, vorausgeſetzt, daß dieſe ihm wahrhaft geworden, meine Zunge löſen — ? — war ich denn weniger die erſte Urſache der Schuld — und geſetzt, daß ich in weltlicher Rückſicht anders gedacht — würde die Anſchuldigung eines Entfernten ohne alle Spuren von Beweis, und von einer That, die ich nicht einmal klar durchſchauet hatte, nicht den Verdacht, der über mich verhängt war, zur Überzeugung verwandeln — Ach! Bruder! ich war in mir ſo ruhig — deine Nachricht macht mir den Kopf wieder wirr" —

„Luiſe!" verſetzte Ritter nach kurzem Sinnen — „ſo wiſſe denn Alles: — Er iſt beſſer als ich dachte, das beweiſt ſein freiwilliges Geſtändniß, aber auch ſchlechter als du ihn angeſehen, die Überzeugung richte dich in die Höhe. — Er hat ein geopfertes Mädchen in Dänemark, die bald Mutter werden ſoll, verlaſſen. — Sie iſt hier — ich habe ſie mitgebracht — ſie liebt ihn, und weiß noch von ſeiner Schuld nichts — ſoll ich dir ſie bringen? — Mögeſt du ein fremdes und doch verwandtes Unglück tröſtend, dich über dich ſelbſt erheben können?"

Luiſe, die unter dieſem erregenden Geſpräche, ſtatt Faſſung zu gewinnen, ſie vielmehr eingebüßt zu haben ſchien, ergriff dieſes Anerbieten faſt mit Leidenſchaft. — Ein dunkles aber mächtiges Gefühl in ihrem Innern trieb ſie nun, da nicht mehr ihr Tod den Vater erretten konnte, den traurigen Reſt ihres Lebens dem Kinde, dem einzigen Theile von ihm, den ſie noch lieben durfte, zu widmen. — Sie fühlte auf's neue eine Art von Muth in ihrer Bruſt, und trieb ſelbſt den Bruder fort, um Catharinen zu holen.

Er hatte aber Luiſens Verlangen nach ihrer Nebenbuhlerin vorausgeſehen, und ſo war ihm Catharine in einem bequemen Wagen gefolgt. — Unter Schrecken und geiſtigen, ſo wie auch körperlichen Anſtrengungen war allmählich die Stunde herangerückt, die Luiſens heftigen Wunſch erfüllen, ſie ſelbſt in eine wohlthuende Thätigkeit verſetzen, und durch die gebietenden, proſaiſchen Umſtände der nächſten Stunde, das erſte Zuſammentreffen beider Frauen, weniger angreifend machen ſollte. Ritter eilte unaufhaltſam zurück.

Er war ſchon lange erwartet worden; denn er hatte dem Oberamtmann verſprechen müſſen, zu der Stunde zu erſcheinen, da Holt vor das Gericht geführt werden ſolle, weil ſeine Ausſage von großer Wichtigkeit war. —

Indeß hatte die richterliche Behörde nach der Weiſung des Oberamtmanns, der nicht gern voreiligen Gerüchten Vorſchub thun wollte, ſich in das, Brandten eingeräumte, gut verwahrte Zimmer begeben. — Sie fanden ihn düſter, einſylbig und in ſich gekehrt, doch gelaſſen, — er wiederholte mit wenigen Worten den Inhalt ſeines Briefes, und verwies alle weiteren Fragen auf ihn — dann unterzeichnete er das aufgenommene Verhör. — Als dieß beendigt war, wurde er von Ritters Ankunft benachrichtigt, und gefragt, wann er dieſen ſehen wollte. — Dieſe Nachricht erſchütterte ihn ſichtbar und tief; mit großer Heftigkeit verweigerte er, den Freund annehmen zu wollen.

Die Behörde hatte ihn ſchon verlaſſen, und ſich in dem Gerichtsſaal verſammelt, wo ihnen der Landkrämer vorgeführt wurde, als Ritter wieder eintraf. Bei Holt waren trotzige Faſſung, die geſchmeidige Zunge, der lauernde Blick und die erfindungsweiſe Klugheit zurückgekehrt. — Indeſſen fühlte er bald ſelbſt, daß jede Ausrede vergeblich war. — Nur der Formen und der Kürze wegen, war ſein Geſtändniß erwünſcht; doch nur ſeine Unthat an dem Schiffer Claas war bisher erörtert; in dieſer Rückſicht waren genügende Zeugen gegen ihn aufgetreten. — Da erſchollen von außen Laute und verworrene Stimmen, zwiſchen Pferdegetrampel und Knarren von Rädern. — Es waren die Bauern, die mit Arngrim ausgeſchickt waren, um Stephan mit ſeinem Gefolge aufzuheben, und nun größten Theils unverrichteter Sache zurückkehrten — Der hereintretende Vogt trug den Hergang der Sache vor. — Sie hatten ſchon, berichtete er kurz, das Neſt leer gefunden, und mußten ſich dann auf die Spuren verlaſſen, die Arngrim zwar mit anſcheinendem Eifer, aber vielleicht mit heimlicher Tücke, recht oder falſch angab. — Freilich hatten verdächtige Leute ſich überall, wo ſie hinkamen, ſehen laſſen, und in der letzten Nacht, wo Arngrim eine ſichtbare Furcht und Sorgfalt für ſein Leben verrathen hatte, waren ſie wahrſcheinlich in der Nähe mehrerer eilenden Flüchtigen geweſen, ſie hatten Feuer in dem Walde bemerkt, und Flammen hin und wieder aufflackern geſehen, ob zum gegenſeitigen Zeichen, oder um die Verfolgenden irre zu führen, wußte er nicht. — Plötzlich aber in einer ſehr dunkeln Hölzung hörten ſie, ſo gut wie neben ihnen, ein wiederholtes, kurz ausgeſtoßenes, gellendes Geſchrei

— und in demſelben Augenblick einen Piſtolenſchuß. — Sie drangen ſogleich mit Fackeln in das Dickicht hinein; und faſt zu gleicher Zeit ſtürzte ihnen ein verwundetes, blutiges Weib entgegen, das einen eiſernen Gürtel trug, an dem ein kurzer abgeſchnittener Strick hing; „rettet mich" rief ſie, „und dann tödtet mich, wenn ihr wollt, doch bringet mich erſt vor Gericht!" — Mit Erſtaunen erkannten ſie in ihr ein ſeit mehr als einem halben Jahre vermißtes Bettelweib, das ſehr gut in der Gegend bekannt war, Namens Valberg. —

So weit war der Vogt in ſeinem Bericht gekommen, als an der Thüre der Thingſtube ein verworrenes Geräuſch entſtand. — „Fort, fort!" kreiſchte eine heiſere Weiberſtimme, „iſt *er* da, muß auch ich hinein. — Das nenne ich mir zur rechten Zeit — ich wußte es wohl, *die* habe ich noch nie verfehlt."

Ein Weib ſchob mit kräftigem Arme alles zur Seite, und drang, den hindernden Armen zum Trotz, bis vor den Tiſch hin.

„Valberg!" rief Ritter erſtaunt, während der Amtſchreiber fragte; „wer das halbverrückte Weib herein gelaſſen und was ſie hier zu thun habe!"

Sie nickte Rittern freundlich zu; dann wandte ſie ſich an den Richter, und erhob gegen Holt die blutigen Hände und Arme, mit einer Kraftanſtrengung, die ihr den Schmerz mehrerer, obgleich nicht bedeutender, Wunden kaum fühlen ließ.

„Was ich hier zu thun habe?" wiederholte ſie, „wohl ſo viel und noch mehr als alle Übrigen! ſeht meine Arme! wie ſie ſie ſo feſt zuſammen geſchnürt haben! Es war deinetwegen, Thorkild! — Du verruchter Schelm! damit ich nicht ausſchreien ſollte, was du gethan?"

„Verfluchte Tollhäuslerin!" rief Holt, mit ſo gewaltiger Fauſt nach ihr auslangend, daß er ſie vielleicht getödtet haben würde, wenn nicht die Umſtehenden ihm in die Arme gefallen wären. Nachdem er zu gezwungener Ruhe gebracht worden war, kam Valberg endlich nach vielen verworrenen Reden mit folgendem Bericht zu Ende.

„Ich lag, wo ich zu liegen pflege, wenn der Mond voll iſt, und mich wirr im Kopfe macht, da unten in dem Kloſtergarten. — Da muß ich immer nach der kleinen Gertrud ſuchen, die der Hund dort todtgemacht hat. — Auf einmal fing mein linkes Augenlied an zu zucken, und Geruch vom Zwiebel kam mir in die Naſe — da wußte ich wohl, daß er noch lebte, er, die blaſſe Todtenblume, von der ich in vielen Jahren geträumt und geſprochen habe. — Da kamen mein Mann und ſein Gefährte hinzu, und wollten mich mit ſich haben. — Ich bat ſie, mir zu helfen, jenen hinaufzuziehen, allein ich predigte nur tauben Ohren. — Da lief ich voller Angſt von ihnen fort. Als ich wieder hinkam, war der arme Fritz durch die ſchräge Höhle, in die Thorkild meine Gertrud warf, heraufgekrochen, und ſtand bleich und ſchwankend in dem Garten. — Da kam der Teufel eben vorbei, und ich rief ihm. — Als er hörte, daß der Lieutenant noch lebte, ſprang er hinzu, und rannte meinem feinen Geſellen das Meſſer in den Leib." —

„Was ſagt ihr dazu? Holt!" fragte der Amtſchreiber, „ein beinahe froher Schauder zuckte durch alle Anweſenden." —

„Was ſoll ich zu dem Geſchwätze eines tollen Weibsbildes ſagen," gab dieſer noch immer wüthend zur Antwort. — „Sehet ſie nur an — man hat ſie ja wie einen Kettenhund anbinden müſſen, -- ſie trägt noch das Eiſen um den Leib."

„Ja! ja!" verſetzte Valberg, die während ſeiner Rede jeden Gegenſtand im Saale aufmerkſam betrachtet hatte, „aber vorher, da ihr mich auch toll ſchaltet, ließt ihr mich frei herum gehen, bis ihr gemerkt hattet, wie der Junge mir an's Herz gewachſen war, und ſahet ein, daß eure Härte mir den doppelten Mörder noch verhaßter machte. — Bin ich auch toll, erkenne ich doch dein Meſſer, das noch dort oben auf dem Bord liegt. — Macht nur das Meſſer von dem Stiele los; auf der darin verſteckten Eiſenſpitze ſteht ſein Name: T. J. S. H. — Thorkild Jens Sohn Holt. — So iſt die Sitte des Gefolges."

Das Corpus delicti lag dort, wo ſie es bezeichnet hatte, ſeit den früheren Gerichtsverhandlungen aufbewahrt. — Der Amtſchreiber ließ es ſogleich herunternehmen. — Holt ſah ſpöttiſch zu, während es nach Valberg's Anweiſung unterſucht wurde, doch merkte man ihm ein leichtes Zucken um den Mund an. — Die bezeichneten Buchſtaben wurden ſogleich gefunden.

„Ei! ei! Holt!" ſagte der Amtſchreiber; „und das konntet ihr in der Wunde vergeſſen?" —

Er wollte reden, vermochte es aber nicht, und warf nur einen wüthenden Blick auf Valberg, die geläufig ſtatt ſeiner das Wort nahm. „Freilich, freilich," rief ſie: denn ſein Auge fiel auf den Finger des jungen Lebens, das er kalt gemacht hatte; und als er daran den Verlobungsring gewahrte, hatte er genug zu thun, dieſen herab zu ziehen. — Er ſollte ihm wohl zu einem Zeichen dienen, daß er dadurch ſeinen Zweck erreichen, und doch die Braut heimführen würde. — Er wollte ſo eben das Meſſer wieder ergreifen, um mir den Garaus zu machen, denn mein lautes Geſchrei und mein Zorn ließen dem Böſewicht alles befürchten, wenn nicht zum Glück mein Gatte dadurch bewogen, umzukehren, ihm in demſelben Augenblick in den Arm gefallen, und ihn zurück gehalten hätte, während ich und ſein Gefährte ohne weiters den Leichnam, ſo gut es ſich in der Eile thun ließ, mit Schutt und Zweigen bedeckten. Laßt nur ſeine Habe holen, — ihr werdet den Ring darunter finden.“ —

Ein Amtsdiener berichtete, daß ſeine Sachen ſchon in ſeinem Hauſe verſiegelt wären.

Da ſank auf einmal dem Verbrecher der Muth. — Er bekannte von dieſem Augenblick alles was man nur wollte; ſonderbar genug ſtimmte ſein Geſtändniß genau mit Brandt ſeinem darin überein, daß beider Leidenſchaft durch Höjer's vermeinten Tod, in neuer Hoffnung entflammt, bei ſeiner plötzlichen Erſcheinung, ſie zu dem unüberlegten ſchnellen Verbrechen getrieben. —

Holt wurde ſogleich mit Feſſeln belegt. — Eine faſt zärtliche Sorge dagegen wurde Valbergen zu Theil. — So wie Holt fortgeführt wurde, war ihre Kraft vorbei, ſie ſank in ſich zuſammen, und klagte, daß ihre Wunde ſchmerzte: zugleich erklärte ſie, daß ſie Stephan's Gattin ſei, und gegen ihren Mann keine Ausſage thun könnte noch wollte. — Auch ergab es ſich, daß ſie in einem oft wiederkehrenden Wahnſinn befangen, von dem Verkehr der Bande nur wenig wußte, aber auch zugleich, daß ohne Arngrims Anhänglichkeit an dieſe, die meiſten doch aufgegriffen worden wären. Bei der erſten günſtigen Gelegenheit hatte Valberg, die feſtgebunden immer in der Nähe der ſpähenden Bauern ſtille fortgezogen wurde, ein heimlich verſtecktes Meſſerchen benutzt, die Stricke abzuſchneiden; — ſie war aber ertappt worden, doch in demſelben Augenblick hatte ſie ein lautes Geſchrei erhoben; als nun die Männer, denen Stephan ihre Bewachung übergeben hatte, um ſich ſelbſt zu retten, nach ihr geſchoſſen und geſtochen hatten, war ſie verſtellt als todt niedergefallen, und als die Bauern naheten, ſtürzte ſie dieſen entgegen, während die Bande ſich ſchnell zerſtreute und verbarg. —

Mit faſt kindlicher Zärtlichkeit ſorgte Ritter dafür, daß Valberg einer treuen Pflege übergeben; ſo wie auch ſpäter, daß ſie, ſobald es der Oberamtmann erlaubte, nach ſeiner Heimat zu Luiſen gebracht wurde. — Dann eilte er in den Gerichtsſaal zurück, wo die Behörde mit der Abſchließung der Acten noch nicht fertig waren. — Ritter riß ein Fenſter auf, und in einem ſtillen Dankgebet richtete er die Augen gen Himmel. — Er weinte wie ein Kind. Wie ganz anders geſtaltete ſich nun des Freundes Bild vor ſeinen Gedanken, als der Erretter der Schweſter, ihrer und ſeiner Ehre auf Koſten der eigenen, ja — ſeines Lebens; und doch umgab ſeine That, und ſein ganzes Verhältniß zu Luiſen ein Räthſel, vor dem Ritter ſchauderte, und das vor ſeiner Betrachtung ſich in einen nur dichteren Nebel zu hüllen ſchien.

Er wurde in ſeinem Sinnen durch die frohe Umarmung des Oberamtmannes unterbrochen, — den er ſeit ſeiner Un=

terredung mit Luiſen, die ihn verſtimmt und noch mehr verwirrt gemacht, nicht geſprochen hatte. —

„Was gilt?“ ſagte dieſer, — „großem Leid folgt noch größere Freude; wir werden noch Ehre an unſeren Freunden erleben?“

Ritter drückte ſtumm und unſicher ſeine Hand, und begab ſich dießmal mit der Behörde in Brandt's Zimmer. — Dieſer ſtutzte ob des unerwarteten Beſuches; als er Rittern erblickte, trat er einen Schritt zurück, und wandte noch düſtern Blickes das Geſicht ab. — Ritter aber ließ ſich nicht ſtören. — Das noch junge Blut in den Adern des Oberamtmannes geſtattete ihm nicht mit der gewöhnlichen Strenge an die Formen zu denken — und ſo eilte Luiſens Bruder, mit bei Wilhelms Anblick erſt auflodernder Freude in die faſt widerſtrebenden Arme des Freundes.

„Du biſt unſchuldig, theurer trefflicher Menſch,“ rief er, — mit deiner falſchen Anklage haſt du alle kleinen Schwächen deines Lebens abgebüßt. — Sieh mir ins Auge Bruder! möge mein liebender Blick deinem großen Willen danken.“ —

„Was gibts?“ rief Brandt erſchrocken; — „Freund! deine Schweſter“ — fuhr er mit Entſetzen fort. —

„Iſt unſchuldig — unſchuldig wie du ſelbſt. — Der Landkrämer Holt hat Fritz ermordet,“ — verſetzte Ritter ſchnell, trotz der vorgeblichen Mühe des Amtſchreibers ihn zu unterbrechen, der Brandt's gradweiſe ſteigende Verwunderung und Benehmen gern protokollirt hätte. —

Dieſer aber ſtarrte alle ſtumm, verwirrt, beinahe bewußtlos an; die theilnehmende Freude in Aller Blicken belebten allmählich auch die ſeinigen. Iſt es ein Traum; bin ich auch wirklich wach" — waren ſeine erſten Worte — „Der Landkrämer Holt, ſagſt du." —

Nun las der Amtſchreiber ihm das niedergeſchriebene Verhör, den entdeckten Mörder betreffend, vor — während deſſen wechſelte er mehr als einmal die Farbe — bei der Stelle, wo Holt die Veranlaſſung dazu angab — bedeckte er erbleichend mit beiden Händen die Augen. —

„Aber nun," begann der Oberamtmann, „ſind auch Sie uns ein aufrichtiges Geſtändniß ſchuldig, ein wahreres als das frühere." Sie haben keinen Anſtand genommen, ſich freiwillig ſtrafſchuldig zu bekennen, ſo geſtehen Sie auch die Urſache der, — ich will es unentſchieden laſſen, in wie fern — geringeren Schuld, die Gerechtigkeit ſo ſchrecklich irre leiten zu wollen; freilich ahnen wir die Urſache, und um ſo mehr dürfen wir ſie zu voller Aufrichtigkeit auffordern, als wir ſchon gezeigt haben, daß wir einen Schuldigen, der ſich ſo wie Sie bewährt, zu ſchonen, ja zu achten wiſſen. —

„O! meine arme ſchuldloſe Luiſe!" rief er, warum ſollte ich auch Anſtand nehmen, dieſen braven Männern getroſt erblicken zu laſſen, wie fürchterlich ich dich verkannt habe, wie meine eigene Nichtswürdigkeit dich habe verkennen können; — Ja werfet nur in meine Seele einen vollen Blick, etwas ſchlechteres, als was ich ſelbſt euch darin habe erblicken laſſen, werdet ihr doch ſchwerlich finden. — Die Gerechtigkeit irre leiten, ſagt ihr — war ſie denn auf den rechten Weg? — Gottlob ſie und ich — wir haben uns Beide geirrt." —

Mit dieſen Worten zog er einen verſiegelten Brief hervor; brach das Siegel ſchnell, und überreichte ihn dem Oberamtmann. — Er war an den bejahrten Magiſter in Copenhagen, und in Ziffern geſchrieben. — „Ich wollte, wenn mein Schickſal entſchieden war, Ihnen dieß Schreiben zur treuen Beſorgung übergeben" — ſprach er; „bis dahin ſollte es an meinem Buſen geruht haben. — Leſen Sie es! Es enthält was Sie verlangen — doch erlauben Sie erſt, daß ich den Schlüſſel dieſes kindiſchen Spieles, das ich doch ſehr ernſt hier getrieben habe, niederſchreibe." —

Als er dieß gethan, las er ſelbſt auf die Bitten der ungeduldigen Freunde, vorläufig folgendes vor:

„Freund und Bruder!"

„Ich ſtehe ruhig und zufrieden an der Pforte eines „Todes, den die Welt mit Schande gebrandmarkt hat. — „Gleichgültig lächle ich dazu, daß die Welt meinen Namen, „mein kurzes Andenken mit dem Rufe eines verruchten „Mörders ſtämpeln wird. — Sie hat mich nicht gekannt, „nicht geliebt — ſie ſchmerzt mein Geſchick nicht; höchſtens „wird ſie mit rohem und ungebildetem Urtheile über meinen „alltäglichen Namen herfallen. — Was iſt ein Name? „— mich ſelbſt haben nur zwei Menſchen gekannt und „geliebt, Du und Ritter — nur Euch ſchmerzt der tiefe, „unbegreifliche Fall des Freundes — und nur vor Euch „möcht ich ſtehen — nicht rein — denn das bin ich nicht — „aber ſo wie ich bin — menſchlich fehlerhaft; allein noch „Eurer Thränen, Eurer Liebe, Eurer treuen Freundſchaft „nicht unwerth. Es iſt mein Schickſal, daß ich — ſo wie „Du, trefflicher Mann, ſelbſt erkennen wirſt, — Rittern „in Irrthum über mich laſſen muß; aber mein Troſt iſt, „daß Deine Freundſchaft, rein und treu, wie ich ſie immer „befunden, mir in das Grab folgen wird; die Ehrenſäule

„Deiner wiſſenden Theilnahme, wiegt die blinde Verachtung
„der Welt auf. — So höre:

„Den dritten Morgen nach meiner Rückkehr, trieb
„ein höheres Geſchick meine Füße an die Ruinen, die die
„Leiche des Freundes umſchloß. — Was der ſorgfältigſten
„Nachſuchung, — ſo hieß es wenigſtens — nicht gelungen
„war, drang ſich mir ohne Mühe faſt auf. — Was ich vor dem
„Gerichte bekannt habe, iſt wahr; doch nur mit dem Unterſchiede,
„daß ich den Freund todt mit dem Meſſer in
„der Bruſt fand. Entſetzliches Gefühl! du verläßt mich nie,
„und bleibſt mir immer neu. — Luiſens Liebe, die noch
„immer die meine war, gab mir ein gräßliches Licht —
„jeder ihrer Ausdrücke, die mir nun erſt mit entſetzlicher
„Klarheit vor den Augen ſtanden — läßt mich nicht zweifeln,
„daß ſie in einem aufgeregten Augenblick, den —
„ſeit ich Thor ihr meine Glut ſchriftlich mitgetheilt hätte,
„— überdrüſſigen, verhaßten Bräutigam — noch kann ich das
„Wort nicht hinſchreiben, noch nicht den Zuſammenhang faſſen,
„noch weniger ihn in der Phantaſie deutlicher ausmalen.
„— Allein nur ſie, ſie allein hatte ihn in den Abgrund ſtürzen
„geſehen, der nie den ausgelaſſenen Kindern gefährlich worden
„war — ich konnte nicht zweifeln.“ —

„Ohne deutliche Beſinnung bedeckte ich die Leiche auf's
„neue mit Schutt, und eilte, als wollte ich mir ſelbſt
„enteilen, der Heimat zu — dort ſaß ſie blaß, aber unruhig
„liebekrank, neben dem alten Oheim! — Gottlob, daß
„er geſtorben iſt, bevor — dort ſaß ſie! — Himmel und
„Hölle: um mich, um mich! — und durch mich — durch
„mein unſinniges Geſtändniß! — So tobte eine Stimme
„in meinem Innern, und zwang mich, das verlorne arme

„Mädchen zu lieben — zu haſſen, zu beweinen, und wie mich ſelbſt zu verachten." —

„Da ſtarb der Oheim! — Luiſe und ich waren für einander verloren — hatte ich auch einen Augenblick zweifeln dürfen, ihr Anblick blaß — die Gewiſſensangſt — in dem Blicke, womit ſie mich anſtarrte, die Reue, die ſie aufrieb — ihre wirren Reden ſelbſt mußten mir eine völlige Überzeugung gewähren — auch ich war mit dieſer mir ſelbſt verloren — aber ich hatte noch Pflichten — über Luiſe hatte ich die arme Catharine vergeſſen — ſie konnte nicht mehr glücklich mit mir werden — ich wußte es — doch wollte ich zu ihr hinreiſen. — Bei dem Abſchiede mit Luiſen, den ich der öffentlichen Meinung, der Sitte ſchuldig war — preßte ihre kalte Bitterkeit meinen Lippen mein Geheimniß ab. — Ein recht tief gefallenes Weib iſt ein fürchterliches Geſchöpf — welch ein Auftritt — ſie erblaßte, und doch ſah ſie mich mit einem Blicke an, als wäre ich der Mörder, und ſie unſchuldig. — Ich reiſte ab; aber noch in dem Hafen, aus welchem ich mich auf ewig von meinem Vaterlande entfernen wollte, ereilte mich die Nachricht von der entdeckten Mordthat, von dem Verdachte, der auf Luiſen ruhete, von der Standhaftigkeit, womit ſie dieſem Trotz bot. — Noch in demſelben Augenblick hatte mein Herz den letzten Stoß, der es brechen konnte, erlitten; ein zweiter Mord war — Dein Brief konnte mich nicht in Zweifel laſſen — auch meines ſträflichen Leichtſinnes wegen verübt. — Ich ſehnte mich nach dem Tode, und Luiſe liebt ja das Leben, wenigſtens ſchien ſie mit Hartnäckigkeit es feſt halten zu wollen. Die todte Catharine hatte mein Mitleid

„mit der lebenden Luiſe ſonderbar erregt. — In dieſer Stimmung
„war es mir ein beglückender Gedanke, ihre Strafe
„auf mich nehmen zu können, und ſo ſelbſt eine zweifache
„Schuld zu büßen. — Aber wie? auch hier kam das Geſchick
„mit deutlichem Fingerzeig mir zu Hülfe. — Der alte
„Oberknecht meines Oheims, der mir beide Nachrichten gebracht
„hatte, und reich an Beweiſen für Luiſens Unſchuld
„war, bewies mir, die Möglichkeit, daß ich mit noch größerer
„Wahrſcheinlichkeit als ſie, die That verübt haben
„konnte. — Ich bin auf ſeine Angabe eingegangen. — Verſtehſt
„du nun Alles. — Luiſe glaubt, daß ich aufgehört
„habe, ſie zu lieben. — Sie hat Recht — aber ſie ſoll erfahren,
„daß ich deſſenungeachtet mein Leben für das ihrige
„einſetzen kann, und meiner dann ohne Bitterkeit gedenken."
„—

Hier hielt Brandt inne, obgleich das Blatt noch nicht zu Ende war. — Alle, er ſelbſt ſchwamm in Thränen, die ſeinigen waren die des Dankes zu Gott und der Freude. — „O! meine arme, verkannte Luiſe!" rief er, raſch aufſpringend — „hin zu ihr."

Mehr als früher glaubte man es nothwendig, Luiſe vorbereiten zu müſſen. Dieß wurde Rittern übertragen. — In unbegreiflich kurzer Zeit, hatte ſich ein trauliches Verhältniß zwiſchen ihr und Catharine gebildet. — Der letzteren war nur Luiſens erkannte Unſchuld anvertraut worden, doch hatte dieſe es noch nicht über das Herz bringen können, ihr den fürchterlichen Tauſch zu offenbaren. — Luiſens Freude übertraf wo möglich Brandt's. Beiden aber war es ganz deutlich, wie ſie ſich durch einen Wahn, den das Schuldbewußtſeyn leider erzeugt hatte, quälen, weniger, wie ſie ſich ſo ſchrecklich hatten verkennen können. — Die erſte Zuſammenkunft, nachdem Ritter Beiden, was gedacht und vorgefallen war, mitgetheilt hatte, war höchſt rührend. — Es war als wäre die alte Liebe, die vor dem Gefühle einer Schuld geflüchtet war, nun mit der vorigen Stärke zurückgekehrt; jedoch veredelt und geläutert, ſo wie ſie ſich ſelbſt durch innere Kämpfe eine höhere Stufe errungen hatten.

Auch ſchien es, als wenn Brandt bald ſeine Empfindungen zur Sprache kommen laſſen wollte; Luiſe aber unterbrach ihn ſogleich mit leiſem Kopfſchütteln.

„Mehr als je," ſagte ſie, „fühle ich mich hier im Leben, ſo lange es dauern mag, als die Witwe unſeres Freundes. — Sein Andenken iſt mir theurer geworden als ſein Leben es war. — Dich aber Wilhelm rufen heilige Pflichten, dir gewiß nicht weniger theuer, als ſein Andenken mir, ich habe für dich eine würdigere Gabe." —

Sie führte ihn in ein zweites Zimmer, wo ſeinen erſtaunten Blicken die todtgeglaubte Catharine begegnete, die zitternd vor einer Wiege ſtand, welche Balberg mit ſtarren freundlichen Blicken an dem darin ſchlafenden Kinde geheftet, unter leiſem Singen, ungeſtört fortſchaukelte. — Luiſe ſchloß ſie beide in eine herzliche Umarmung, und zeigte auf das Kind. Durch ihre Entſagung fügte ſich Alles ſchnell und leicht, bald nachher verließen ſie die Heimat, die ihnen ſo traurig geweſen war. Luiſe zog zu dem Bruder; die jetzt immer weniger geiſtesſchwache Balberg, da ſie Kindespflegerin geworden war, blieb bei dem jungen Ehepaare, in deſſen Haus auch der alte Magiſter einen Hafen der Ruhe fand. — Ritter ſoll ſpäter die Tochter ſeines Principals geheirathet haben. Seinen oder noch mehr Brandt's Kindern gelang es, Luiſens ſo hart geprüftem Leben in ſpäteren Tagen, durch ihre unſchuldige Liebe einen Erſatz für diejenige zu geben, die ihr ſo unheilbringend geworden war. — Ihr Herz blieb der Freude zwar nicht verſchloſſen, aber nie legte ſie die Trauerkleider ab, die ſie einſt mit einer verwerflichen Freude angezogen hatte. —

L. Kruſe.

Das Weib.

Zum Gegenſtande ſeines Liedes machen
Die ſchönre Hälfte dieſer ſchönen Welt,
Das heißt auch die geübteſte der Leyern
Unmöglichem Gelingen bloß geſtellt,
Wie darf man wagen, ein Porträt zu malen
Von Zügen, die ſich ändern ſchnell und leicht,
Von einem Bilde, das noch nie ein Pinſel,
Und wär' er Göttern abgeborgt, erreicht?

Was iſt das Weib? Kann's Einer ſchnell mir ſagen,
Ich ſetz' ihm einen ungeheuern Preis,
Am wenigſten weiß der es auszudrücken,
Der es am heftigſten zu lieben weiß;
Der Polſtein iſt's, der Alles an ſich ziehet,
Zu allen edlen Flammen iſt's der Docht,
Ein Zauberweſen, das vom Aug' erblicket,
Alsbald auch jedes Herz hat unterjocht.

Die Schöpfung hat nichts Schönes aufzuweiſen
Womit ſie dieſen Liebling nicht geſchmückt,
Zufrieden lächelte Natur, als einſtens
Im erſten Weib ſie ſelbſt ſich hat erblickt,
Im Schooß des Weibes hat der güt'ge Himmel
Auch das, was Männer ſchmücket, deponirt,
Nur unſre Mängel ſind aus uns entſtanden
Aus ihnen jede Tugend, die uns ziert.

Das Weib verſchönert Alles uns auf Erden,
Uns lächelt überall ein Paradies
Wo immer wir an ihrem Arme wandeln,
Und Höll' iſt dort, wo uns das Weib verließ,
Sie trocknet Thränen und macht Thränen rinnen,
Verwundet und heilt auch mit ſanfter Hand,
Die Engel blickten neidiſch nach der Erde,
Als auf des Schöpfers Wink das Weib entſtand.

Was ſoll ich aber erſt vom Weibe ſagen,
Wenn ſie errungen hat des Daſeyns Preis?
Wenn ſie erfüllt die ſüßeſte Beſtimmung,
Als Mutter da ſteht in der Kinder Kreis?
Als Mutter? — der du biſt vom Weib geboren,
Fühlſt du dieß Wort? Drum ende mein Gedicht,
Verſtand und Witz, ihr ſeid zu arm, müßt ſchweigen,
Wo die Natur mit tauſend Zungen ſpricht.

J. F. Caſtelli.

Lieder

von Friedrich Rückert.

1.

Die Weisheit hat mich lehren wollen,
Daß nun durch ihr Bemühn
Die Vögel nicht mehr ſingen ſollen,
Die Blumen nicht mehr blühn;

Daß, wie der Frühlingskampf auf Erden
Zur Winterruh gedieh,
Philoſophie ſoll alles werden,
Und nichts die Poeſie.

Ich ſprach: So lang in Waldeskühle
Noch freie Lüfte gehn,
Gebunden an den Dienſt der Mühle
Nicht alle Waſſer ſtehn;

Der Kräutermann, wie er in Claſſen
Bringt ſein gedorrtes Grün,
Das friſche doch muß draußen laſſen
Die Claſſen überblühn;

Und wie in Berges Eingeweide
Der dunkle Knappe gräbt,
Noch ungeſtört im bunten Kleide
Der Frühlig drüber webt;

Durchs hohle Rohr das Heer des Himmels
Der Aſtronome zählt,
Doch Liebesblicke des Gewimmels
Sich freun, weil Zahl ihm fehlt;

So lang noch Phantaſie den Flügel
Hebt über Zeit und Raum;
So lang das Wachen keine Zügel
Anlegen kann dem Traum;

So lang ein jung Geſchlecht dem alten
Wird beigegeben ſeyn,
Und ſelbſt das alte jung erhalten
Sich kann bei Lieb' und Wein;

So lange zu philoſophiren
Lernt nicht die Nachtigall,
Der Oſtwind nicht zu diſputiren
Von Tod und Sündenfall;

So lange geben wirds am Strauche
Nicht Dornen zum Gebrauch
Der Weisheit nur, nein zum Verbrauche
Der Dichtkunſt Roſen auch.

II.

Schenk! es klopft am Schenkenthor;
Geh, und ſieh, wer ſteht davor.
„Es ſind die geſtrigen Sorgen"
Beſtell ſie wieder auf morgen.

Schenk! es klopft am Schenkenthor;
Geh, und ſieh, wer ſteht davor.
„Es ſind die alten Schulden."
Sie ſollen ſich noch gedulden.

Schenk! es klopft am Schenkenthor;
Geh, und ſieh, wer ſteht davor.
„Die gnädige Frau Politik,
Und die ungnäd'ge Frau Kritik."

Laß ſie draußen vor dem Thor.
Schenk! es klopft, wer ſteht davor?
„Officiere mit Säbeln,
Studenten mit gelben Schnäbeln."

Laß ſie immer vor dem Thor.
Schenk! es klopft, wer ſteht davor?
„Ein Dichter, ein Philoſophe,
Und zwei Herren vom Hofe."

Laß ſie immer nur vorm Thor.
Schenk! es klopft, wer ſteht davor?
„Lauter luſtige Leute,
Wie Bräutigame und Bräute."

Schenk! thu' noch nicht auf das Thor;
Frag ſie, wer ſie ſind, zuvor.
„Es iſt die Roſ' im Flore,
Mit dem Nachtigallenchore."

Schenk! geſchwind thu' auf das Thor,
Laß ſie nicht zu lang davor,
Es möchte ſie leicht verdrießen,
Wenn wir ſie warten ließen.

III.

Wo wohnt die Lieb'? In meiner Freundin Augen?
Oder in meinem Herzen?
Wohl müſſen ihren Scherzen
Die beiden Wohnungen zum Wechſel taugen.
Sie wohnt in jenen Augen,
Sie wohnt in dieſem Herzen,
Dort, wenn ſie Luſt will ſaugen,
Hier, wenn ſie ſich erquicken will an Schmerzen.

IV.

Der Liebſten ſagt: Gefloſſen
Auf ihrer Flur iſt mein Blut,
Doch drüber hin gegoſſen
Hab' ich des Auges Flut;

Daß ihre Blick' nicht kränke
Der Liebe traurige Spur,
So oft den Schritt ich lenke
Durch ihre blühende Flur.

V.

Ich ſprach: du biſt mein Leben!
Warum willſt du entfliehn?
Sie ſprach: Ei darum eben:
Das Leben muß entfliehn.

VI.

Dieß iſt der Baum, an dem die Süße
Den hohen Schwur mir that,
Daß unſer Lieben grünen müſſe,
So lang am Baum ein Blatt.

Das Blatt gegrünt hat Sommer=über,
Dann hats der Herbſt geraubt.
O Herz, was klagſt du denn darüber,
Daß Lieb' auch ward entlaubt?

Willſt du dich ew'ger Lieb' erkühnen,
Darf nicht der Schwur geſchehn
Am Stamm des Baumes, deſſen Grünen
Dem Herbſt nicht widerſtehn.

VII.

Vier Mädchen möcht' ich haben
Von dieſen beſondern Gaben:
Daß Eine wie Morgenröthe
Hell guten Morgen mir böte;
Die andere ſchön wie die Sonne

Mir ſchien' am Tage zur Wonne;
Die dritte mild aus der Ferne
Mich grüßte im Abendſterne;
Die vierte wie Mondenſchimmer
Mir leiſe käm' in das Zimmer.
Die ſollten die Welt mir zieren;
Und was ich außer den Vieren
Noch fände, das möcht' am Himmel
Vorſtellen das Sterngewimmel.

F. Rückert.

Die Verwandlung.

Ein Räthſel iſt des Menſchen Herz,
In ihm iſt Seligkeit und Schmerz,
Heut iſt's nicht, wie es geſtern war,
Und ewig bleibt es wandelbar.

Wer hat dem Jüngling was gethan?
Welch großes Unglück fiel ihn an?
Er flieht der Menſchen Angeſicht,
Und achtet ſelbſt der Freunde nicht.

Vergebens lacht ihm die Natur,
Er ſucht die ſtillen Wälder nur,
Er klagt in tiefer Einſamkeit
Den Felſen ſein geheimes Leid.

Für ihn blüht keine Roſe mehr,
Ihm iſt die Erde freudenleer,

Die ganze Welt iſt ihm verhaßt,
Sein Leben ſelbſt die größte Laſt.

Wer hat ſo elend ihn gemacht?
Ein Irrthum, den er jetzt verlacht.
Die kleine Spröde, die er liebt,
Hat geſtern ihn ſo ſehr betrübt.

Doch heut frohlockt er voller Luſt,
Von hoher Wonne glüht die Bruſt,
Wie freudig blickt er nun umher,
Das iſt der alte Menſch nicht mehr!

Und hat er nun ein andres Herz,
Voll Seligkeit und ohne Schmerz?
Was iſt's? Ein Händedruck, ein Blick,
Das ſchuf ihm ſolch ein hohes Glück.

Wohlauf, das Herz iſt wandelbar,
Heut iſt's nicht, wie es geſtern war.
Heil mir, du liebſt, o Ida, mich!
Ein and'rer Menſch, der bin auch ich.

Neuffer.

Laura.

1.

Nicht des Plutos
Eitle Gaben,
Einen Kuß nur
Möcht' ich haben!

Nimmer kann ich's
Dir verhehlen,
Borgen muß ich
Oder ſtehlen!

Allzu groß ſind
Meine Qualen,
Redlich will ich
Ihn bezahlen.

L.

Ach wie kannſt du
So mich quälen!
Eine Sünde
Iſt das Stehlen,
Und freiwillig
Küſſe geben,
Macht uns Mädchen
Viele Sorgen;
Will dir deßhalb
Einen borgen.

Emil.

Das Sträusschen als Antwort.

Vor der Hütte ſaß Marzella
Wie des Südens Palme ſchlank,
Drehte Fädchen fein wie Seide
An der Spindel ſilberblank.

In der Bäume dunkeln Wipfeln
Spielte die durchwürzte Luft,
Streute in des Mädchens Locken
Zarter Blüthen Balſamduft.

Und ſie ſang mit weicher Kehle
Schmelzend wie die Nachtigall,
Lächeln auf dem rothen Munde
In der Vögel Jubelſchall.

Horch da tönten Hufesſchläge,
Und mit prächt'gem Jagdgeſchoß,
Naht in voller Jugend Prangen
Junker Guido hoch zu Roß.

Und ſie neigte ſich zum Gruße
Sittig vor dem edlen Herrn,
Wohl der Schönſte in der Runde,
Des ital'ſchen Adels Stern.

Und er ſpricht: Willkommen Holde,
Lieblicher ſcheint Wald und Flur,
Ziert dein Bild die Frühlingsauen,
Süße Tochter der Natur.

Und an grünbelaubte Äſte
Knüpfte er das Zügelband,
Faßt mit Tändeln und mit Scherzen,
Schmeichelnd ihre weiße Hand.

Sage mir du Wunderliebe
Mit dem Augen=Sonnenlicht,
Sprich, wer gab dir dieſen Zauber,
Der aus deinen Zügen ſpricht?

Liebreiz, der den Frauen fehlte,
Die ich ſtaunend oft geſchaut;
Seid'ner Ringeln üpp'ge Fülle
Mit Juwelen überthaut.

Ei mein Junker ſtille, ſtille,
Schmäht nicht edler Schönheit Zier;
Heitre Stirne, friſche Wangen,
Gibt des Herzens Frohſinn mir.

Doch in Atlas, Sammt und Spangen
Steht das Fräulein reich geſchmückt,
Die in Glanz und Geiſtesſchimmer
Des Erkornen Stolz entzückt.

Sei mein Bräutlein, loſe Kleine,
Folge mir in's Marmorſchloß;
Raſch wie auf beſeelten Schwingen
Trägt dich mein arabiſch Roß.

Strahlen ſoll im Lockendunkel
Herrlich köſtliches Geſtein;
Deine Ketten will ich tragen
Und Marzella's Sclave ſeyn.

Willſt du mich nicht kalt verſchmähen,
Feines Liebchen ſchön und klug,
Gib das Sträußchen mir zum Pfande,
Dem dein Herz entgegen ſchlug.

Und ſie ruft mit munterm Tone,
Nun wohlan ich bin Euch gut;
Möchte gerne Dame werden
Die auf Kiſſen müßig ruht.

Auch das Sträußchen ſollt Ihr haben,
Gern die Braut den Wunſch gewährt,
Aber hört der Blüthen Deutung
Die der Vetter mich gelehrt,

Der auf ſteilen Bergesgipfeln
Sorglich pflückt manch heilend Kraut,
Wundervoll von bunten Lippen
Tönt der Sprache Wunderlaut.

Seht das Röschen, kaum erſchloſſen
Die geſchwellte Knospe lacht,
Doch es ſpricht zum flücht'gen Sinne:
Morgen welkt der Reize Macht.

Und des Veilchens dunkle Bläue
Mahnet an Beſcheidenheit;
Nimmer kühn ſich zu erheben
Über Standes Niedrigkeit.

In dem Kelch der Ringelblume
Liegt der Warnung ernſter Keim:
Traue nicht dem Schmeichelworte
Süß und glatt wie Honigſeim.

Dieſe Blume, die ſo milde
Blau in goldnen Ähren blüht,
Spricht: du forderſt fruchtlos Liebe
Doch es ehrt dich mein Gemüth.

Und der Ritterſporn im Strauße
Mahnet bang und ahndungsſchwer:
Leichter Weſt ſind Jünglingsſchwüre,
Echte Treue iſt nicht mehr.

Und die Myrthe klaget leiſe:
Längſt ſchon iſt der Traum enteilt,
Wo der Fürſt den Thron der Ahnen
Mit der Schäferin getheilt.

Und die Liebe wird zur Lüge,
Lockt der Stolz der Hirtin Herz,
Pfeilkraut heißt den Frieden wahren,
Lehrt wie tief der Wunden Schmerz.

Und dieß Blümchen zart entfaltet,
Wie des Himmels reines Licht,
Gab der Schiffer mir am Strande,
Ach es fleht: Vergißmeinnicht.

Seht der Lorbeer zieht zum Siege,
Wie Magnet gelenkt vom Pol;
Aber die Citronenblüthe
Spricht: — Herr Junker lebet wohl.

Lachend hüpfte ſie von hinnen,
Schmollend ſah ihr Guido nach;
Zürnend, daß von Roſenlippen,
Ihn der Dorn des Spottes ſtach.

Emmy.

Der Spuk im Vorſtadthauſe.

Nach einem wahrhaften Rechtsfalle.

Von Weingarten.

„Sie müſſen Brunnen trinken,“ ſagte der Arzt, dem ich mein hypochondres Leiden klagte; „eine Molken-Cur würde Ihnen zuträglich ſeyn; vor Allem aber freie Luft und Bewegung. Ich riethe zu einem Landaufenthalte.“

„Wo denken Sie hin?“ fiel ich verdrüßlich ein, „wie vertrüge ſich das mit meinen Geſchäften? Ich kann die Stadt unmöglich verlaſſen. —“

„So beſuchen Sie die Trinkanſtalt,“ entgegnete Jener, „oder gehen des Morgens täglich ein Paar Stunden im ... Garten ſpazieren.“ — „Ich? in dem Volksgewühle,“ fiel ich ihm noch ärgerlicher in's Wort. Wiſſen Sie es doch längſt, wie ſehr mir das Getümmel und die drängende, geputzte Menge zuwider ſind.“ — „Nun ſo beziehen Sie einen Garten in der Vorſtadt,“ verſetzte der Eilfertige, indem er nach ſeinem Hute griff. „Es ſind deren die ſchönſten zu vermiethen, ſeit Alles im Sommer nach dem Lande flieht. Um den Preis eines Spottgeldes haben Sie die Wahl." — Ich öffnete den Mund zum neuen Widerſpruche, aber „auf Wiederſehen Beſter!" rief mir der Fortdrängende, mit der Thürklinke in der Hand, noch zu; „und wie geſagt, glauben Sie mir, Luft und Bewegung!" — Er war hinaus, und ich warf mich unmuthsvoll am Tiſche nieder, auf welchem neben der noch unberührten Thee-Bowle, die Neuigkeitsblätter und die Ankündigungen des Tages lagen.

Wohn- und Gartenhäuſer nah und ferne, zu verkaufen und zu vermiethen, gab es da die Hülle und Fülle; aber jedesmal hieß es auch dabei: in einer ſehr bewohnten Vorſtadt; in der oder jener vorzüglich beliebten und beſuchten Gegend gelegen; mit der Ausſicht nach der Heeresſtraße, auf die Promenade oder dergleichen. Eben das war meine Sache nicht. Je abgelegener, je einſamer, wenn es ſchon ſeyn ſollte, um ſo beſſer. Endlich fand ſich doch nach langem Suchen Eines, das mehr nach meinem Sinne war. „Es iſt," ſo lautete die Annonce, „ganz am Ende der N. Vorſtadt." — Der unanſehnlichſten und ärmſten meines Wiſſens nach im ganzen Umkreis der geräuſchvollen Reſidenz, wo es weder Vauxhalls und Tivolis, weder fürſtliche Palläſte, noch vielbeſuchte Banquiershäuſer, ſondern meiſt nur dürftige und zerſtreute Wohnungen der Küchengärtner, Fiſcher und ſolcher Miſere gab, — „um einen höchſt billigen Preis das Wohnhaus Nr. . . ſammt dem daran liegenden großen Garten für nächſten Sommer zu vermiethen. Über die ferneren Umſtände und Bedingniſſe erhält man in dem daranſtoßenden Hauſe Beſcheid." — „Hm!" ſagte ich bei mir ſelbſt, entſinne ich mich doch in jener Gegend kaum eines Gebäudes, das einer ähnlichen Ankündigung werth wäre. Indeß dünkte mir die Lage ſo übel nicht. „Es konnte nicht fern vom Strome ſeyn, an dem entlang mein gewöhnlicher Lieblings-Spaziergang mich zu führen pflegte. An der einen Seite die ſtillen Gartenwände, über die der Flieder, ſchattig und duftend herübernickte; die niederen Hütten dazwiſchen, vor deren Thüren freundliche Kinder harmlos am Wege ſpielten; an der andern bewimpelte Schiffe und plätſchernde Nachen, die den hellen Strom herniederglitten, und die prächtigen Auen, der herrliche Hain! kein Rollen übermüthiger Caroſſen, kein erſtickendes Staubgewirbel, überall gemüthliche Ruhe und ländliche Stille. Einladend ſchwebte das Bild meiner Einbildung vor.“ „Hm!“ ſagte ich, indem ich das Ankündigungsblatt noch einmahl überlas, und Gaſſe und Nummer in meine Schreibtafel bemerkte, um meinem ungetreuen Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen; „Hm! der Doctor hat ſo Unrecht nicht, Luft und Bewegung, die könnten das Beſte thun! Wir wollen denn ſehen, wir wollen ſehen!“

Ich war aufgeſtanden und an das Fenſter getreten. Es war ein ſtark umwölkter Maimorgen. Ein Blick auf das Thermometer belehrte mich, daß es kaum fünfzehn Wärmegrade zeige. So zog ich denn noch einen zweiten Oberrock an, den ich ſorgfältig über der Bruſt zuſammenknöpfte, nahm den Regenſchirm vorſichtshalber unter den Arm, ertheilte meine häuslichen Befehle, und machte mich dann in des Himmels Namen auf den Weg.

Wer erräth es nicht bei dem Eingange dieſer Erzählung, daß er es mit einem jener halb in der Wirklichkeit, halb in ihrer Einbildung krankhaften Weſen zu thun habe, die nur höchſt ungerne aus ihren alten Angewöhnungen und Bequemlichkeiten herausgehen, und dieſe meiſtens mit einem alten Bedienten, einer grämlichen Haushälterin, einer mürriſchen Katze oder einem ſchwerfälligen Mopſe theilen, welche den ihren noch unlieber entſagen. Zwar war dieſes bei mir nur zum Theil der Fall, doch konnte ich bei dem Antritte meines Recognoſcirungsmarſches mir bereits alle die Gegenreden, Einwendungen, Schwierigkeiten, trüben Mienen und ſcheelen Geſichter zu Gemüthe führen, die mich von der Seite des alten Dieners erwarteten, der noch von Lebezeiten meiner Mutter her, eine Art von Mentorsſtelle bei mir zu vertreten und wenn auch kein votum decisivum in meinen häuslichen Angelegenheiten zu führen, doch das consultativum mit ziemlich mürriſcher Strenge zu üben gewohnt war. Ein leiſer Regenſchauer, der jetzt herabzurieſeln begann, und mich nöthigte, den Schirm einer ziemlich friſchen Morgenbiſe entgegen zu ſpannen, trug eben nicht bei, meine Laune zu erheitern, und das erſt ausgeſprochene Lob des Doctors ſing bereits an, in leiſe Verwünſchungen ſeines wohlgemeinten Rathes überzugehen.

Nicht lange währte es jedoch, daß ein warmer Sonnenſtrahl ſiegend durch das Gewölke brach, das in leichte, flockige Gruppen zerſtreut am Horizonte hinabflog, und ein herrliches Azurblau ſich über die immer weniger begränzte Ausſicht ſpannte. Schon wieder um etwas beſänftiget, verwahrte ich den läſtigen Schirm, knöpfte tiefer athmend den Oberrock auf, und ſog in erquickenden Zügen die durchwürzte Luft, die mir aus den Gärten entgegenquoll. Im gemäßigten Schritte war ich durch die labyrintiſch ſich durchkreuzenden Gaſſen vorgerückt, und erkannte jetzt an der Häuſerzahl über den Thüren, daß ich nicht weit mehr von meinem Ziele entfernt ſei. Ich ſah nach der Uhr, und überzeugte mich, daß ich ſo im gemeſſenen Gange, beinahe einer Stunde, bis nach meiner Stadtwohnung bedurfte. Vortrefflich! ſagte ich mir, dem das bloß um der Bewegung willen, mechaniſche Durchpflügen eines gegebenen Raumes unerträglich war; vortrefflich, das gibt mir ein erwünſchtes Ziel, zu dem mich täglich die Geſchäfte rufen, und von dem ich Abends, der Ruhe und Erheiterung bedürftig, gemächlich in meine Klauſe wiederkehre.

Mit dieſem Ausrufe ſtand ich vor dem bezeichneten Hauſe. Erſt ſah ich mich ringsum, die Lage deßſelben, und ob nichts an ihr mich ſtöre, genauer zu erforſchen. Die Straße war vollkommen abgelegen, hohe Gartenmauern ſchloſſen ſie zum größten Theile ein, und in ziemlich weiter Entfernung lagen die unanſehnlichen, meiſtens nur aus einem Geſchoße erbauten Häuſer auseinander. Ragende Pappelhäupter nickten über ihre Giebel, oder die Ziehbrunnen der Küchengärten ſahen über ihre Wände, und zwiſchen ihnen durch zeigte ſich die ferne Ausſicht nach den Auen und dem rauſchenden Strom. Nur wenig war die Gegend durch die geräuſchvolle Mittagsſtunde belebt. Kinder, die mit ihrem Bücherbündel ſchäckernd aus der Schule wiederkehrten, das emſige Volk, das ſeine Waare frühzeitig auf dem Markte abgeſetzt, und zur neuen Arbeit rüſtig eilte, ſelten nur ein geputzter Müßiggänger, der ſich auf einem noch unbekannten Weg ergehen wollte, glitt durch die ſtille unbeſuchte Straße, und überließen ſie bald wieder ihrem einſamen Schweigen.

Auch das gefiel dem Menſchenſcheuen, und ich richtete meine Aufmerkſamkeit nun auch auf die Außenſeite des Hauſes, das ich bewohnen ſollte. Es trug ganz das Anſehen jener ſtattlichen Gartenhäuſer, die vormals der wohlhabende Adel in den Vorſtädten zu beſitzen pflegte. — Die Fenſter des Erdgeſchoßes mit ſtarken und mannigfachem Schnirkelwerk verzierten Eiſengittern verwahrt, mochten einſt den Geſinde-Stuben, Küchen und Speiſekammern ein helleres Sonnenlicht zugeführt haben, jetzt ſchienen die Scheiben ſo verblindet, und mit Staub und Spinngewebe umzogen, daß kaum eine düſtere Dämmerung durch ſie zu dringen vermochte. Hermetiſch waren die Jalouſien des obern Stockwerks und der Manſarden verſchloſſen, doch war hie und da eine Tafel ſo weit ausgebrochen, daß die kluge Schwalbe zu ihrem Neſte ein- und auszuſchlüpfen vermochte. Schlimm hatten Zeit und Witterung der einſt weißen Tünche und den Gypsverzierungen der Frieſe und Fenſterbogen mitgeſpielt; und längſt verſchmähten es die Regengüſſe, ſich ihren Weg durch die ehernen Löwenrachen zu bahnen, die weit über die Straße hervorragten, dagegen rieſelte auch der heutige Frühregen noch gemächlich durch die roſtzerfreſſene Dachrinne an den Feſtonen des Karnießes hernieder. Ich trat an's Thor und zog nicht ohne einige Anſtrengung die gewaltige Klingel an, die ſchallend im Innern wiedertönte, aber kein anderer Laut, als ihre Schwingungen ausgeklungen hatten, ward im Hauſe rege, und erſt, als ich den Verſuch zum zweiten Male vergebens wiederholt, beſann ich mich auf die

Weiſung des Zeitungsblattes, den näheren Beſcheid im Nachbarhauſe zu erfragen.

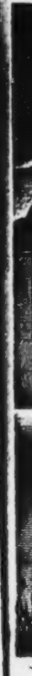
Ich wandte mich zu dem, das nieder und beſcheiden zwar, aber von freundlichem Ausſehen, nur durch ein Stück der Gartenmauer von dem Erſtern getrennt, auf kaum hundert Schritte davon entfernt lag. Auf wiederholtes Pochen an der Thüre, erſchien endlich ein dem Anſcheine nach hochbetagtes Mütterchen im einfachen aber reinlichen Hauskleide, wie es vormals die ärmeren Bürgerinnen trugen, die wenigen Überreſte des ſilberweißen Haares unter der blanken Haube zurückgeſcheitelt, das gleich weiße blendende Halstuch feſt unter dem Kinne zuſammengeheftet, und über die tiefgefurchten zitternden Hände, die mir die Thüre geöffnet, ſchwarze Stutzhandſchuhe von Sammt gezogen, über welche breite Manſchetten vom halben Arme herabreichten. Mit freundlich gutmüthigem Weſen grüßte ſie, und frug nach meinem Begehren, als ich aber der etwas Harthörigen die Abſicht meiner Anweſenheit verſtändlich gemacht hatte, da verfinſterten ſich ſichtlich ihre Züge; einige Secunden ſtand ſie ſprachlos und unentſchloſſen, und erſt, nachdem ihr Auge mich noch einmal von oben bis unten mit Kopfſchütteln betrachtet, bat ſie mich einen Augenblick an der Thüre zu verweilen, und kehrte erſt nach ziemlich langer Zögerung mit einem mächtigen Schlüſſelbunde zurück, mit dem ſie ſchweigend, aber geſchäftig, vor mir her dem Gartenhauſe zuſchritt.

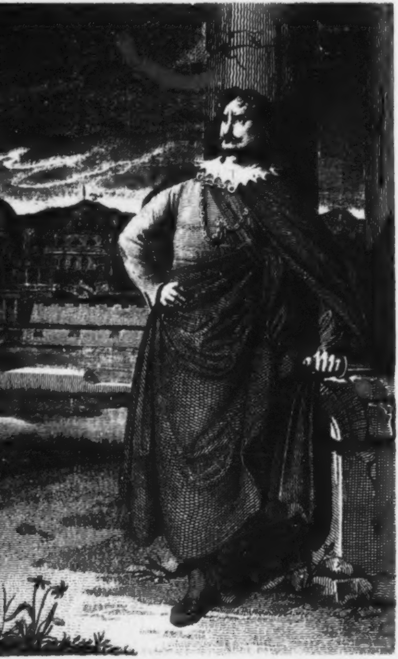
Es koſtete nicht wenig Mühe, Schloß und Thor, die eit Jahren nicht aus ihren Riegeln gewichen ſchienen, u öffnen, und nicht ohne geſpannte Erwartung trat ich n das Haus. Eine ſchwebende Doppeltreppe mit zierlichem Gitterwerke der Geländer führte zu beiden Seiten des Thorweges nach einer hochgewölbten Halle empor, die mit halberhabenem Bildwerke und Verzierungen von Gyps im altfränkiſchen Style geſchmücket war.

Aufgeſcheuchte Schwalben flatterten zwar um das hohe Geſimſe, aber blank waren die Stufen und der ſteinerne Fußboden der Halle, daß beinahe die Geſtalt meiner Führerin darin ſich wiederſpiegeln konnte, als ſie mit bedächtigem Schritte die Treppe vor mir hinanſtieg, und dann der Hauptpforte nach den innern Gemächern zuging. Auf hohen Angeln drehten ſich die braunen Flügel, und eine noch ungewiſſe Dämmerung verbreitete ſich in dem Saale, in den wir jetzt traten. Erſt als die Alte auch noch eine zweite Thüre geöffnet, der gegenüber, durch welche wir gekommen waren, und die dem Garten zu auf einen vorſpringenden Erker führte, drang das helle Sonnenlicht des Mittags fröhlicher herein, und leichter athmete meine Bruſt in dem dumpfen, langverſchloßnen Gemache. Neugierig ſpähend überſah ich mir den Ort. Braunes Holzgetäfel mit vergoldeten Lambrien zog ſich bis an die bemalte Decke, auf der kleine Genien mit allerlei Waidgeräthe auf- und niedergaukelten, und große Thier- und Jagdſtücke hingen an den Wänden. Zur Linken und Rechten öffnete ſich eine Reihe anderer Gemächer. Erſt aber, ehe ich meine Unterſuchung nach dieſem fortſetzte, trat ich auf den Erker, mich der Ausſicht in die Frühlingslandſchaft zu erfreuen. Zu meinen Füßen lag der Garten des Hauſes, und von den Kaſtanienblüthen der Alleen, von Veilchen- und Levkojenbeeten ſtiegen balſamiſche Düfte zu mir auf. Ich ergetzte mich an dem friſchen Grün unter mir; doch lieber noch ſchweifte mein Blick über die Wipfel einer ſchönen Lindengruppe weg, nach dem fernen Gebirge hin, das in warmem Duft gehüllt, den Horizont begränzte. Ein düſteres Gebäude, am andern Ende des Gartens, das mir zum Theil die Ausſicht raubte, fiel mir in's Auge. Hohe zimmerartige Giebel und ſpitze Thürmchen in den Ecken, ſtrengvergitterte Fenſteröffnungen an den vorſpringenden Erkern von unregelmäßiger Größe und Vertheilung, machten es eher dem Zwinger einer alten deutſchen Reichsſtadt, als einem freundlichen Wohnhauſe ähnlich. „Was iſt das für ein Gebäude,“ wandte ich mich fragend zu meiner Begleiterin, die gleich mir auf dem Erker hinausgetreten war. „Es war vordem das Schloß des Grafen von X...,“ entgegnete ſie; „vor dreißig Jahren ſtarb der letzte Beſitzer, und ſeither iſt es gleich dieſem unbewohnt. Ach! wäre ſein Starrſinn nicht geweſen, ſie lebten jetzt vielleicht voll glücklicher Menſchen, doch,“ fuhr ſie ablenkend fort, „iſt es Ihnen nicht gefällig, die andern Zimmer in Augenſchein zu nehmen?“

Ich folgte ihr, und ſchlug die Reihe zur Linken ein. Die erſte Stube, in die wir traten, war geräumig, mit Tapeten von dunkelfarbigem Sammte ausgeſchlagen, und die Boiſerien ringsherum reich vergoldet. Familienporträte mit breiten goldenen Rahmen und Schnitzwerk hingen an den Wänden. Stühle und Sophen, die gleichfalls mit ſchwerem Brokate überzogen prangten, und die wahrhaft prächtigen Schränke und Spiegeltiſche von vieux lac und koſtbarem Steinwerke ruhten eben ſo auf goldenen Geſtellen. Pracht beinahe mehr noch als Wohlſtand kündete ſich in der ganzen Umgebung an, und obgleich von der

Beſchließerin des Hauſes angefangen, Alles einer längſt vorübergegangenen Zeit anzugehören ſchien, ſo waren, die Züge der Erſteren ausgenommen, doch nirgend die Spuren ihrer Verheerung wahrzunehmen. Die Farben der Stoffe leuchteten noch ſo friſch, das Gold und das Glas der Spiegel blinkte noch ſo helle, als ſei es erſt geſtern aufgelegt. Kein Spinnengewebe an der Decke, kein Stäubchen auf Tiſch und Schränken verrieth, daß die ſäubernde Hand der Bewohner aus dieſen Räumen entwichen war. Verwundert gab ich meiner Führerin mein Erſtaunen darüber zu erkennen, und drückte ihr mein Lob für ihre Sorge aus, als ich dieſelbe Bemerkung auch im nächſten Zimmer erneute. Es ſtand dem vorigen an ſolidem aber altfränkiſchen Prunke in Nichts zurück. Mit einer Art von Hauteliſſe-Tapetten, die ſehr wohlgezeichnete Landſchaften darſtellten, war die Stube geziert. Im Hintergrunde derſelben öffnete ſich eine tiefe Alcove, die mit Vorhängen von ſchwerem Seidenſtoffe eine Bettſtelle ganz nach alter Form und Schnitzwerk verbarg. Unter dem übrigen Geräthe war es vorzüglich ein Schreibeſchrank, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und vor dem ich eine Zeitlang verweilte. Von bunt- und kunſtreich eingelegtem Holze, verwahrte er, wie es einſt die Mode mit ſich brachte, eine unzählige Menge von Schubfächern und Behältniſſen, die mit wahrer Meiſterhand eingefügt, meine gerechte Bewunderung in Anſpruch nahmen. Aber mehr als die neugierige Unterſuchung dieſes Kunſtwerkes feſſelte mich ein anderes an dieſer Stelle. Es war das lebensgroße Bild eines jungen Mannes, das über dem Schranke hing. Nie noch ſah ich eine anziehendere Geſtalt, einen ſanfteren und





Erzählung: Der Fluch im Vorstadthause von Weingarten

ilderen Ausdruck der Züge, ſo viel Geiſt im Blick und
uf der Stirne. Betroffen blieb ich von der Lebendigkeit
es Gemäldes. Das blonde Haar des Jünglings floß ge-
heitelt zu beiden Seiten über deſſen Schulter, nachläſ-
g war die Halskrauſe zurückgeſchlagen, und ein falten-
eicher Mantel, der im Winde flatterte, enthüllte wenig
on der kräftigen Bruſt, um die er geworfen war. Nach-
enkend, wie im trübeſten Sinnen, ſtarrte das Bild in
nen ſchwarzen Gewitterhimmel hin, den ein Wetterſtrahl
on oben bis unten zu zerreißen ſchien, und die geballte
auſt, die unter dem Mantel hervorragend, ſich auf eine
teinplatte lehnte, preßte wie im krampfigen Umſchlin-
n einen Dolch zwiſchen ihre Finger. Nicht loszureißen
rmochte ich mich von dem wahrhaft herrlichen Gemälde.
nmer fiel mir wieder eine neue Schönheit des Pinſels,
neuer Zauber der Ausführung auf, und ſo ſehr ergriff
ich, die Wahrheit der Darſtellung, daß ich jetzt und jetzt
ben und Bewegung in die wunderbare Erſcheinung tre-
ſehen zu müſſen glaubte.

„Weſſen iſt dieſes Bild?" frug ich meine Führerin, in-
n mein Auge noch unverwandt an demſelben hing. —
ch!" erwiederte die Alte, und ein tiefer Seufzer entfuhr
er Bruſt; „weſſen ſonſt, als des Beſitzers dieſes Hauſes,
Grafen von D...;" „des Grafen von D...? wiederholte
Ich kannte einen Grafen von D... vom Sehen nur
nach ſeinem Rufe, der konnte aber, wenn gleich an
hren ſehr weit vorgerückt, dieſem Bilde nimmermehr
lichen haben. Ich äußerte der Alten meine Bemerkung.
wohl," entgegnete ſie mit gefalteten Händen, „fand zwi-
n dieſen Beiden keine Ähnlichkeit Statt, obgleich ſie Zwil-

lingsbrüder waren, doch dieſer hier, der Jüngere von ihnen." — „Und wo iſt er jetzt," fuhr ich, das Bild noch immer betrachtend, fort, „wo hält er ſich auf, warum bewohnet er nicht ſelbſt dieß Haus, das, trügt mich nicht Alles, einſt ſein Lieblingsaufenthalt geweſen iſt?" — Der Alten Stimme zitterte, und eine Thräne glänzte ihr im Auge, als ſie meine Frage erwiederte. „Dreißig Jahre ſind es beinahe her, daß er von hier, wo er zuletzt gewohnet, verſchwunden iſt, und Niemand weiß wohin. Es hieß damals Er ſei nach der neuen Welt. Leer und unbewohnt ſtand ſeither das Haus; denn er hatte ſchriftlich ſeinen Willen zurückgelaſſen, daß es nicht vermiethet werden möchte. Doch ſein Bruder, denn wornach frägt der? ließ es dennoch Jahr für Jahr in den Zeitungsblättern ankündigen. Freilich hatte ſich auch bis zum heutigen Tage noch Niemand dazu gefunden, um ſo geringen Preis es auch feilgeboten war, denn wer mochte es auch bei dem übeln Rufe erſtehen, der davon verbreitet war." — Abſichtlich betonte die Alte die letzten Worte ſtärker; doch hatte ich keine beſondere Acht auf ihre Rede, denn ſchon vom erſten Augenblicke konnte ich leicht bemerken, wie unangenehm ihr mein Vorhaben, und wie ſehr ſie bemüht war, es mir aus dem Sinne zu bringen. Sie ſprach mir, meine hypochondre Seite ſchnell und ſchlau erſpähend, viel von der ungeſunden nahen Waſſerluft des Stromes, von der berüchtigten Unſicherheit der einſamen Winkelſtraßen der abgelegenen Vorſtadt, und tauſend Dingen, die mir die Wahl zuwider machen ſollten. Allein von je hat ſolch ein Widerſpruch, den ich mit Abſicht angelegt erkannte, nur mein Verlangen nach einem Dinge gereizt, und mich beſtärkt, das Gegentheil von dem zu thun, was man beſtritt. Zudem war ich überzeugt, daß dieſes Haus, gerade ſo wie ich es gefunden, mir anziehend und werth werden ſollte, und mein Entſchluß ſtand unwiderruflich feſt. Ich kehrte mich daher nicht an ihre Gründe, die nur halb mein Ohr berührten; indeß ich noch immer vor dem Bilde im Gedanken Freund- und Bruderſchaft mit meinem neuen Schlafgefährten für die Zukunft ſchloß. Eben aber im Begriffe meine Wanderung noch weiter fortzuſetzen, fiel bei dem letzten Blicke, den ich auf das Gemälde warf, eine friſche, noch kaum aufgeblühte Roſenknoſpe mir ins Auge, die im Rahmen des Bildes feſtgeſteckt war. Verwundert wandte ich mich zu meiner Führerin; ſie war meinem Blicke mit dem Auge gefolgt, und auf ihren Wangen dämmerte jetzt ein leiſes Roth durch die tauſend Fältchen auf, die ſich darüber hinzogen, und ihr Blick vermied jetzt den meinen. Sie ſelbſt habe die Roſe hingeſteckt, ſagte ſie nicht ohne einiger Verlegenheit, als ſie Tags zuvor, wie ſie es von Zeit zu Zeit zu thun pflege, die Zimmer gelüftet und aufgeräumt.

Beinahe trat ein Lächeln auf meine Lippen, über der Alten zärtlich geſinnte Aufmerkſamkeit für ihren ehemaligen Gebieter; doch die Achtung für ihre Jahre, und etwas, das nahe an eine unwillkürliche Rührung gränzte, drängte die ſpöttiſche Miene wieder zurück, indem ich der Guten einige freundliche Worte zum Lobe treuer Anhänglichkeit ſagte. Nachläſſig überſah ich jetzt die übrigen Reihen der Gemächer und die ſonſtigen Theile des Hauſes; denn was ich zuerſt geſehen, genügte vollkommen für meinen eigenen Bedarf. Auch ſtimmten ſie an wohlerhaltenem Zuſtande des Hausrathes, an Glanz und bequemer Wohlhabenheit mit jenem vollkommen überein, und ich ergetzte mich, ſo überflüſſig ſie mir waren, doch an dem freundlichen, und doch wieder ernſt an die Vergangenheit mahnenden Eindruck, den ſie auf mich wirkten. Auch den Garten verlangte ich zu ſehen. Durch einen mit Muſchelwerk und Marmorbecken geſchmückten Saal, in dem vormals friſche Quellen geplätſchert hatten, trat man in eine hohe ſchattige Kaſtanienallee, die bis an das entgegengeſetzte Ende führte, das die hohe, mit Epheu dicht umrankte Mauer begränzte. Blumenteraſſen nach alter Sitte noch, von niederem Taxusgeſträuche umfaßt, und in labyrinthiſchen Windungen und ſchönen ſchmalen Gängen durchſchnitten, wo zwiſchen dem üppigen Blüthenflor, der ſchon hervorzubrechen begann, buntfärbige Glaskugeln leuchteten, oder Geniengruppen auf marmornen Piedeſtalen ſcherzten. Dicht mit Geisblatt und Chamillen überzogene Schattenſitze waren durch andere Laubgänge und Hecken getrennt, welche die Schere des Gärtners noch zu regelmäßigen Wänden im ſtrengen Winkel zugeſchnitten. Eine Laube vor Allen, die nächſte am Hauſe, hatte ich mir ſchon auf den erſten Blick zum Lieblingsplatze außerſehen. Eine Raſenbank lehnte ſich hier an einem ehrwürdigen Buchenſtamm, ein Tiſchchen ſtand vor ihr, gerade dem Geplätſcher eines freundlichen Springquells gegenüber, und üppige Ranken des convolvulus mit ſchwankenden Blättern, kühle Schatten um ſich verbreitend, ſchlangen ſich vertraut um die kräftig von ſich geſtreckten Äſte des Baumes. Hier nahm ich mir vor, den thauenden Morgen, das Erwachen des ſüßen Lebens der Blüthen und Bäume um mich her, mit jedem ſchönen Tage zu feiern; hier wollte ich mit friſchgeſtärkten Kräften das ſaure Tagewerk ermüdender Geſchäfte und wiederkehrender Sorgen beginnen, und hier am Abende wieder ausruhen von dem Treiben und dem Überdruſſe der Stadt. Den Thee ſollte mir Georg hier zum Frühmahle bereiten, die Dämonen böſer Laune, die im Wuſte modriger Papiere hauſen, gedachte ich hier, auf freundlich blauem Rauche der Cigarren, in die Luft hinzubannen; und wenn die Strahlen der Abendſonne ſich im grünen Wiederſchein des vollen Römers ſpiegelten, mit heiterm ſtillen Sinnen der glücklicheren Vergangenheit die Libation auf friſchem Raſen auszugießen. So ſchwärmte ich, von meinen Vorſtellungen hingeriſſen, und ſäumte nicht im Ausbruche des Vergnügens, meiner Führerin dieſe Vorſätze zu eröffnen. Sie ſchien ſo wenig über mein Entzücken, als über das Lob erfreut zu ſeyn, das ich ihr über den wohlerhaltenen Stand der Gänge und Alleen, der Beeten und Pflanzungen an den Tag gelegt. Mit kurzen Worten, nachdem ich ihr mein Erſtaunen darüber zu erkennen gegeben, ertheilte ſie mir den Beſcheid, daß es der Fleiß und die Kunſt ihres Sohnes ſeien, die den Garten ſo wohl zu erhalten verſtanden hätten. Indem ſie zugleich auf den weiten, ſorgfältig gepflegten Küchengarten niederdeutete, zu dem durch eine ſteinerne Balluſtrade mehrere Stufen abwärts führten, gab ſie mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß der Ertrag desſelben, ſeit ſo vielen Jahren ihrem Sohne anheim gefallen, als ihr vom Eigenthümer das Haus zu bewohnen eingeräumt war, in dem ich ſie gefunden, und das gleichfalls zum Gebiete des ganzen Grundbeſitzes gehörte.

Nach dieſer Erklärung glaubte ich der Verſtimmung und dem Widerwillen meiner guten Gefährtin hinreichend auf den Grund gekommen zu ſeyn. Ich beruhigte ſie über alle Anſprüche, die ſie vielleicht von meiner Seite an die Erträgniſſe des Gartens befürchten konnte. Ich gab mich ihr als einen Hageſtolzen zu erkennen, der das Haus ganz allein bewohnen werde, und tröſtete ſie im vorhinein über alle Beſorgniſſe, als ob die Herrſchſucht einer zänkiſchen und keifenden Haushälterin ihr Gebiet gefährden oder beunruhigen würde. Niemand, ſo betheuerte ich ihr, als mein alter vertrauter Bediente, der ihr keineswegs läſtig fallen werde, ſollte meinen Aufenthalt theilen. Sichtlich erheitert durch meine Verſicherungen, klärte ſich das Antlitz des guten Mütterchens wie der Nebelhimmel am Morgen bei reinigenden Oſtlüften auf, und als ſie mich gleich beharrlich bei meinem Entſchluſſe fand, war bald der Vertrag abgeſchloſſen; nach dem ich noch am nächſten Tage die Wohnung beziehen, und von dieſer und dem eigentlichen Luſtgarten Beſitz nehmen wollte, dagegen ſie ungeſtört mit ihrem Sohne in dem des unteren Gebietes zu verbleiben hätte. Treuherzig wünſchte ſie mir alles Glück zu meinem Vorhaben, nahm merkbar vergnügt die kleine Gabe, die ich ihr für gehabte Mühe in die zitternden Hände ſchob, und entließ mich mit einem wohlgemeinten: Gott geleite Sie! freundlich aus dem Thore.

Seelenvergnügt wanderte ich der Stadt wieder zu, noch Manches überlegend, was und wie ich es nur in meiner neuen Behauſung einrichten wollte, und noch Manches nachdenklich wägend, das ich ſonderbar und befremdlich dort gefunden. Zerſtreut, wohlgemuth, mit trefflicher Eßluſt und heiterer Laune, ohne mit einem Gedanken meiner ſonſtigen hypochondriſchen Grillen nachgehangen zu haben, langte ich in meiner Wohnung mit dem freudigen Ausrufe an: „Vortrefflicher Doctor! Er hat dennoch Recht. Luft und Bewegung thun das Beſte!"

Die Anſtalten zu meiner Umſiedlung waren ſchnell getroffen. Der überraſchte Hausconſeil, als er an meinem feſten Beſchluſſe nicht mehr zweifeln konnte, gab ſchnell ſeine Beiſtimmung, Georg packte am nächſten Morgen das Unentbehrlichſte an Betten, Wäſche und Kleidern, in eine Miethkutſche; ein kleiner Büchervorrath, Schreibgeräthe, und was er für meine Frühſtückküche zur Theebereitung bedurfte, ward noch hinzugefügt, und ſo unter den Augen der verwundert nachblickenden Nachbarsleute trat ich mit Georg meine Auswanderung an. Die Eintheilung der neuen Wohnung war eben ſo bald geſchehen. Ich wählte die Zimmerreihe zur Linken des Vorſaals, Georg blieb die zur Rechten überlaſſen. Meine Schlafſtelle wählte ich in der Alcove des Hauteliſſen-Zimmers, das ich mir, als meine Lieblingspieçe auch zur Schreib- und Studierſtube auserwählt hatte. Hier ſtellte ich meine kleine Gelehrtengeſellſchaft auf, und ordnete meine Papiere in die Fächer des Schreibeſchrankes. Vergnügt, wie ein junger Lehensherr, der zum erſten Male von den ſtolzen Sammtkiſſen ſeines Sitzes auf ſeinen prunkenden Hofſtaat herabblickt, pflanzte ich mich in einen hochlehnigen und weich gepolſterten Lehnſtuhl der guten Vorzeit, liebäugelte mit meinen Wohlvertrauten im Franzbandsrücken, und den Auserwählten in broſchirten Oberröcken; ergetzte mich an der ſchweigenden, zur Arbeit begeiſternden Ruhe um mich her, und ſog gierig die milden Frühlingslüfte, die unvergiftet durch Schornſteinqualm und dumpfem Kellerhauch, labend und balſamiſch vom Strome her durch das geöffnete Fenſter quollen.

In meiner Laube fortan, ſo oft die Nachbarshähne den Tag verkündeten, begrüßte ich ſein erſtes Roth, mit dem er den nahen Kuppeldom vergoldete; hielt meine Frühandacht mit der wirbelnden Lerche über meinem Haupte, und betete meinen Morgenſegen aus den Betrachtungen dieſes oder jenes Weiſen, den ich mir zum Begleiter auserleſen. Erquickend duftete mir dann der Labetrunk entgegen, den mein Getreuer in der wallenden Fluth vor mir bereitete, und der ſeinen Wohlgeruch anreizend in den friſchen Hauch der unentkeimten Blüthen mengte. Heiteren Muthes ſchritt ich bald dem ernſteren Geſchäft entgegen; und wie die Denne, die das Sandkorn mühſam vor meinen Augen, und anſcheinend zwecklos vor ſich ſchob, wie die Spinne das oft zerriſſene Netz raſtlos an neue Fäden knüpfte; und alles Lebende um mich her, dem Trieb der Arbeit folgſam, ſich bewegte, ſo fühlt' ich troſtreich ſtärkend, wozu ihr Beiſpiel mich berief. Wenn dann, dem Drängen und Treiben des Stadtgetümmels entronnen, ich oft ſpät des Abends erſt wiederkehrte zu meiner ſo liebgewonnenen Klauſe, da wanderte ich wohl noch ein gutes Stück am Strome hin, ſo lange das ſcheidende Abendroth auf ſeinem breiten Rücken ſchwamm, oder der Silbermond in Millionen Feuerfünkchen auf ſeinen Wellen tanzte. Stundenlange ſaß ich gemüthlich ſinnend in der Gartenlaube, und horchte dem Summen der Grille, oder wohl gar dem Gequäke des Laubfroſches mit größerem Vergnügen in der erquickenden Nachtkühle, als den Zaubertönen der Concerte und Opern im beängſtigenden Dunſtkreiſe der

Geſellſchaftszirkel und qualmenden Theater. Erfriſcht und Sinnenmüde fand ich dann, ununterbrochen vom Wagengeraſſel, vom verzweifelnden Geſchmetter unglücklicher Singvögel, die in goldenen Käfigen um die verlorne Freiheit klagen, und von den Serenaden gefeierter Geburts- und Namensfeſte, die köſtliche ſtärkende Ruhe zum nächſten Tagewerke wieder.

Wunderbar beſſerte es ſich auch ſo mit meinem Hypochonder. Zufrieden lächelnd fühlte mein wohlmeinender Gallen ſchon in den nächſten Tagen Herz- und Pulsſchlag, lobte die Friſche der Geſichtsfarbe, die Munterkeit des Blicks, und forderte mich auf, getreulich mit dem Gebrauche der vorgeſchriebenen Tiſane fortzufahren, die längſt von mir vergeſſen, bei den übrigen Scherben der Blumenbeete lag. Größere Lebensluſt war wieder in meiner Bruſt erwacht, das faſt erloſchene Verlangen nach trautem Umgange mit der Menſchenwelt, nach ſüßerem Verkehr mit freundlichen verwandteren Seelen. Ich erneuete Beſuche, die ich ſeit lange aufgegeben, knüpfte längſt erkalteten Verkehr auf's Neue wieder an, und fand mich leicht und froh, wo ich zuvor gedrückt und unbehaglich mich gefühlt. Ein neues Leben war mir in wenig Wochen aufgegangen. Ich ſuchte jetzt die Welt, die ich noch kaum geflohen; zu Landparthien ſtellt ich mich bereitwillig ein; ich fand mich auf den öffentlichen Promenaden, verweilte im Abendkreiſe der geſelligen Zirkel, und kehrte ſo ſpät und ſpäter erſt des Nachts zu meiner, mir doch immer noch gleich werthen und lieben Klauſe wieder.

Oft ward ich in Geſellſchaft mit meiner Vorliebe dafür geneckt, und mit der Sonderbarkeit meines geheimnißvollen Aufenthaltes aufgezogen. Eines Abends auch lenkte ſich das Geſpräch wieder auf dieſen Gegenſtand, und verweilte mit allerlei Scherzen und Geſpötte auf den Gründen meiner Abgeſchiedenheit, und der verborgenen Anziehungskraft meines Aufenthaltes, als eine ältere Dame, näher von dem unterrichtet, wovon die Rede war, mit beinahe entſetzenvollem Erſtaunen die Frage an mich richtete: wie ich mich entſchließen könne, das Haus von ſo berüchtigtem Rufe zu bewohnen? ob es mir denn unbekannt ſei, daß es dort nicht geheuer iſt? und ob ich ſelbſt noch nichts dergleichen wahrgenommen, das mir die Wohnung dort verleidete? — Lächelnd über einen Wahn, dem ich in einem Cirkel der gebildeteren Welt kaum mehr zu begegnen gehofft hätte, entgegnete ich der Fragenden, daß ich noch nichts Geſpenſtiſches im Hauſe wahrgenommen, als mich ſelbſt, wenn ich beim hellen Mondenſchein, noch ſpät um Mitternacht an den hohen Wandſpiegeln der öden Gemächer vorüberſchreitend mich darin erblickt, und mein Doppelgänger mich drohend an die Phantaſiebilder der neueren Poeſie gemahnte, über die ich ſo oft ſpottend geläſtert hatte. — „Sie zweifeln alſo,“ fuhr die Dame durch meine Antwort gereitzter fort, „Sie zweifeln alſo, daß das Haus wirklich im ſchlimmen Rufe ſteht, und darum ſchon ſeit Jahren unbewohnet blieb?“ — „Wahrhaftig! Nein,“ entgegnete ich, das ungläubige Lächeln noch kaum im Stande zu unterdrücken, das um meine Lippen zuckte, um nicht den Unwillen der Matrone auf mich zu ziehen. „Ich muß daran glauben, ſobald Sie mich deſſen verſichern. Nur an der wahrhaften Veranlaſſung des Gerüchtes muß ich zweifeln.“ — „Dann iſt auch der Umſtand Ihnen nicht bekannt, daß der letzte Beſitzer

Hand an ſich ſelbſt gelegt, und ſo aus der Welt verſchwunden iſt, wie er, Gott ſei bei uns! jenſeits keine Ruhe finden konnte?" ſagte die Dame, und ihre Hand machte wie unwillkürlich die Bewegung, als ob ſie ſich über dem Gedanken bekreuze. — Das Bild, mit dem Dolche in der Hand, trat mir vor die Seele. — „Auch das nicht," erwiederte ich etwas betroffen, denn mir erzählte man, der Graf von D., der noch jetzige Beſitzer des Hauſes, ſei nur von einer Reiſe, die er vor vielen Jahren angetreten, noch nicht wiedergekehrt." — „Jawohl! von einer Reiſe!" ſagte die Dame, „von der er nie wiederkehren wird." Die ernſte feierliche Miene der Sprecherin, und der Gegenſtand des Geſpräches hatten ihren Eindruck auf die Anweſenden nicht verfehlt. Man drängte ſich, um zu fragen und zu hören. Dem ganzen jüngeren Theil der Geſellſchaft war von der Begebenheit, ſeit deren Verlauf ſo viele Jahre verſtrichen waren, nie etwas zu Ohren gekommen. Meine eigene Neugierde fand ſich hoch geſpannt. Mir entſchlüpfte ein Wort von dem Bilde des ſchönen Jünglings — und die Wangen der Matrone färbten ſich höher, und ein ungewöhnliches Feuer belebte das ſchon erloſchene Auge: „Jawohl!" rief ſie mit einer Art von Begeiſterung, „war er, der Unglückliche! der ſchönſte Mann am Hofe, der liebenswürdigſte im Kreiſe der Frauen, voll der reichſten Hoffnungen für die Zukunft. Ich habe ihn wohl gekannt," ſetzte ſie mit einem halbunterdrückten Seufzer hinzu, „und lebhaft ſteht mir noch ſeine Geſtalt vor Augen, wenn ich ſeiner gedenke." — Der noch ſo warme Antheil der bejahrten Frau, ſteigerte die Theilnahme der vorwitzigen Jugend. Man drang mit Bitten, um die Geſchichte des verloren gegangenen Grafen in die Dame, die ſich vergeblich mit der Unwiſſenheit des wahren Zuſammenhanges der Begebenheit entſchuldigte. Sie erzählte zuletzt. Aber was ſie vorbrachte, war erſt ein Gewebe von Widerſprüchen und Unwahrſcheinlichkeiten, das bald in das Märchenhafte der Sagen und Gerüchte überging, die ſich in der Stadt nach des Grafen Verſchwinden verbreitet hatten. So viel allein vermochte ich aus dem Ganzen herauszuziehen, daß der Verluſt eines beträchtlichen Majorats, auf das D. ſein ganzes Glück geſtützt hatte, und es ſeinem Zwillingsbruder abzutreten gezwungen war, ihn zur Verzweiflung gebracht; ſeine Ältern, deren Liebling er war, aus Gram getödtet, und ihn ſelbſt in die weite Welt getrieben. Sein, vielleicht nur vermeinter Selbſtmord und der allgemeine Widerwille gegen ſeinen ihm ganz unähnlichen Bruder, mochte ſeinen Freunden und Bekannten den Aufenthalt in dem Hauſe verleidet haben, für deſſen Unbewohntheit der Pöbel nicht ſäumte, Schauer- und Spukgeſchichten zu erfinden.

So viel ſagte ich mir im Nachhauſegehen, doch war mein Inneres ungewöhnlich aufgeregt. Unaufhörlich ſtand der Jüngling vor meinen Augen, deſſen Schöne einen ſo tiefen Eindruck gemacht hatte, daß eine ſo lange Reihe von Jahren, und das Entſetzen über ſein Ende das Ideal noch nicht in dem Buſen der bejahrten Matrone zu verlöſchen vermochten, deren Lebhaftigkeit bei dem Gedanken an ihn, nur zu ſehr bewies, wie gefährlich er ihrem jugendlichen Herzen geweſen ſeyn mochte. Ich ſchuf mir tauſend Vorſtellungen über ſein Mißgeſchick, ſeine Verzweiflung und ſein

Ende, und die Bilder meiner Phantaſie fingen an, immer lebendiger um mich zu werden.

Die Nacht war finſter, Sternenlos und von Wolken umzogen. Ein ſchwerer Südwind zog drückend über die Erde. Ich fühlte mich zugleich beklommen und angeregt, und ärgerte und ſchämte mich zur ſelben Zeit, die Traumgeſtalten und ungereimten Bilder nicht los werden zu können, die durch die einſamen Straßen vor mir hingaukelten. Der Wind hatte mehrere der Laternen verlöſcht, die ſonſt an den Mauern brannten, und aus tiefer Finſterniß trat mir kaum erkennbar das Gebäude meiner Wohnung entgegen, aber wie groß war mein Befremden, als ich das Lichtblitzen einer inneren Erleuchtung durch die Spalten der Jalouſien deutlich erkannte. Es kam aus den Zimmern, die ich bewohnte, zu denen ich den Schlüſſel in der Taſche trug. Es kam aus meinem Schlafgemache, von daher, wo des Grafen Bild über dem Schreibſchranke hing.

Ein Schauer, ich geſtehe es, lief über meinen Rücken, einen Augenblick ſtand ich betroffen ſtill, aber eben ſo ſchnell gefaßt, trat ich an's Thor, den Blick unverwandt auf das Licht geheftet, das in dem Moment verſchwand, als ſich die Pforte knarrend öffnete. Raſch eilte ich die Treppe hinan, ſchloß die Thüre des Damaſtgemaches auf, und fand es ſo wie das nächſte — leer, und unverändert Alles; keine Spur, daß ein menſchliches Weſen vorhanden geweſen, bemerkbar. Ich hatte Licht gemacht. Kein zweiter Ausgang, der mir bekannt, führte aus den Gemächern, ſorgfältig unterſuchte ich die Wände, den Alcoven, den Fußboden — vergeblich. — Der Gedanke, daß irgend ein Fremder hier Zutritt haben könnte, war mir höchſt zuwider, da ich anvertraute Papiere verwahrte, deren Sicherheit und Beſitz mir von der höchſten Wichtigkeit war. Unmuthig ging ich zu Bette, ſchlaflos zögerten die Stunden vorüber — tauſend grundloſe Muthmaßungen drängten eine die andere, ohne auf einem wahrſcheinlichen Grunde fußen zu können, und immer trat wieder am Ende das Bild, die Abneigung der Brüder, das Verſchwinden des Einen, ſtörend zwiſchen die Berathungen der Vernunft, und Blut und Phantaſie behaupteten ihre Rechte, bis ich des ſinnloſen Taumels müde, die Decke über die Augen zog, und mit dem beinahe ſchon grauenden Morgen entſchlummerte.

Beſchämt über mein ſpätes Erwachen und die Veranlaſſung desſelben, war mein erſter Vorſatz, als ich das Begebniß der Nacht mir wieder klar vor Augen geſtellt, Niemanden ein Wort davon zu ſagen — am allerwenigſten meinem, von ſtäter Geſpenſterfurcht und Ammenmärchen gequälten Diener. Ihm hatte die Einſamkeit des Hauſes, das Hallen der eigenen Fußtritte bei nächtlicher Weile, die alten lebensgroßen Geſtalten der Familiengemälde im dunklen Prunkgemache ſchon manchen ſchweren Seufzer, denn bis zur Klage ſcheute er ſich dennoch es kommen zu laſſen, aus dem Herzen gepreßt. Als ich daher an einem der früheren Abende beim Auskleiden im Spiegel hinter mir die hohlen Augen, die nach jedem finſtern Winkel ſtarrten, die erblaſſenden Wangen, ſo oft eine Diele knarrte, nicht ohne innere Beluſtigung beobachtet hatte, dauerte mich der arme Tropf, und ich ſagte ihn ein für alle Mal der Obliegenheit los, meiner bis zur Nachtzeit zu warten. Dieſer Weiſung gerne Genüge leiſtend, wußte ich, daß der furchtſame Georg mit der einbrechenden Dämmerung ſich ſorgſam hinter die, mit manchem Anagramm bezeichnete Thüre ſeiner Stube zurückzog, die er noch überdieß mit Schloß und Riegel ſorgfältig verwahrte.

Von einem ſolchen Verbündeten war weder gegen die Geiſterwelt, noch die ſchlimmere der irdiſch ungebetenen Beſucher nächtlicher Weile ergiebiger Beiſtand zu hoffen; ich gedachte daher mich anderer zu verſichern, auf deren Hülfe ich der Geiſterwelt zum Trotz bauen konnte, wenn ein ähnlicher Spuk, wie der mich heute Nacht geweckt, mir noch näher treten ſollte. Als ich daher an dieſem Tage aus der Stadt, abſichtlich wieder zur ſpäten Stunde nach Hauſe kehrte, trug ich zwei verläſſige Sack-Piſtolen bei mir, und zum Überfluſſe ſah der Griff eines grimmigen Türkenmeſſers, mir ſelbſt volles Vertrauen einflößend, aus der Bruſttaſche meines Rockes.

Auch dieſer Vorſicht mußte ich dießmal ſpotten, und war bereit Alles, was mit mir vorgegangen, auf die erregte Phantaſie des vorigen Tages zu ſchieben, nachdem auch nicht der geringſte Schimmer eines Lichtes, oder des unheimlichen Daſeins eines fremden Weſens durch die abſichtlich weiter geöffneten Blätter der Jalouſien entdeckbar ward. Länger als eine Stunde harrte ich indeß den Fenſtern des Schlafgemachs gegenüber, auf irgend eine Erſcheinung. Meine Leichtgläubigkeit verwünſchend, die mich mit langer Weile narrte, entſagte ich endlich meinem Spähergewerbe und dem ferneren Glauben an den Sinnentrug, mit dem ich aberklug, mich ſelbſt zu necken ſo bereit gefunden.

Mehrere Tage waren ſo bereits darüber hingegangen, und ich dachte kaum der Begebenheit mehr. Der Sommer hatte ſeinen Scheitelpunct erreicht. Glühend heiß fielen die

Sonnenſtrahlen auf die verſengte Flur, und die thauloſe Nacht vermochte ſie nicht zu kühlen. Alles ſchmachtete nach Labung. Die Blumen meines Gartens hingen traurend ihre Kelche, fahl das Laub der Bäume ſeinen Schmuck um die verdorrenden Zweige, nach Erfriſchung lechzte der Käfer im dürren Graſe, und der nach Regen verlangende Bewohner des Teiches verſtummte an der verſiegenden Quelle. Auch mein glühendes Lager mied der Schlaf, und überdrüſſig, ihn durch vergebene Anrufung zu beſchwören, erhob ich mich, um vielleicht vom freieren Erker erquickendere Luft zu athmen. Tiefes Schweigen ruhte auf den breiten, nächtlichen Schatten der Laubgänge unter mir, aber von oben ſchimmerte die helle Mondesſcheibe, und warf blendende Streiflichter auf die weißbeſchotterten Gänge. Mit einem Male dünchte es mir, als rege es ſich auf meinem Lieblingsſitze unter der Buchenlaube, und als ich mein Auge ſtarrer dahin richte, glaube ich eine glänzende Geſtalt ſich dort erheben und im nahen Gebüſche verſchwinden zu ſehen. Zu deutlich hatte ich ſie wahrgenommen, um an ihrem Dageweſenſein zu zweifeln; aber vergebens erwartete ich ſie an einer oder der andern Seite wieder hervorkommen zu ſehen. Sie blieb meinen Augen entrückt, als ob hinter der Laube ein Grab ſich geöffnet, ſie zu verſchlingen. Noch dachte ich den Gedanken, als die Glocke des Domes Ein Uhr nach Mitternacht ſchlug. Ich lächelte des Zuſammentreffens, das ein leichtgläubigeres Gemüth als das meine, lebhafter erſchüttert hätte; doch konnte ich einem leiſen Grauſen nicht widerſtehen, das mich wie die Ahnung einer nahen traurigen Begebniß überſchleichen wollte.

Durch dieſes zweite Ereigniß argwöhniſcher geworden, ob nicht Abſicht und Betrug bei dieſen Erſcheinungen im Spiele ſei, verſäumte ich nicht, in der nächſten Nacht mich abermals auf dem Erker einzufinden. Doch hielt ich mich heute vor dem Mondenlichte hinter der Erkerthüre verborgen, und zur Verfolgung der Geſtalt, wenn ſie ſich wieder blicken ließe, auf dem Sprunge. Die Mitternachtſtunde kam, und mit ihr dasſelbe Weſen auf dem Raſenſitze, deſſen Gegenwart durch die Zweige mir leicht verrathen ward. Einige Secunden lang zögerte ich, mir volle Gewißheit zu geben. Unbeweglich, ſo ſchien es, ſtarrte die Geſtalt nach den Fenſtern des Gebäudes, und täuſchte mich meine Einbildung nicht, ſo flüſterte es wie leiſes klagendes Gebet durch die Todtenſtille der Nacht. Lautlos verließ ich meinen Poſten, mit wenigen Sätzen war ich an der Thüre des Gartenſaales und im Kaſtaniengange; aber als ich die Stelle der Laube erreichte, war dieſe leer, und nirgend ein Fußtritt, ein Raſcheln im Laube zu hören, das mir die Spur der enteilenden Spukgeſtalt entdeckte.

Höchſt mißmuthig kehrte ich heute auf meine Stube zurück. Dieſe Art der Störung fing mir nach gerade an läſtig zu werden, und mir meine bisherige Ruhe zu verleiden. Doch lag es nicht in meinem Gemüthe, ein ſolches Abenteuer ungeprüft und unbeſtanden aufzugeben. Ich würde vor mir ſelbſt erröthet ſeyn, dem räthſelvollen Geheimniſſe nicht auf den Grund zu kommen, und Wahn oder Betrug aufzudecken, die hier im Spiele lagen. Mein Argwohn, wenn es das letztere war, konnte nur auf Brigitten und ihrem Sohne ruhen, die allein mit geheimen Zugängen zu meiner Wohnung bekannt, oder mit doppelten

Schlüſſeln zur Eröffnung der Thüren verſehen ſeyn konnten. Aber auch dann blieb noch ſo Vieles zweifelhaft und unerklärbar, daß ſich weder Zweck noch Mittel zu ihrem Treiben enträthſeln ließen. Um ſie für's Erſte noch ſicherer zu machen, beſchloß ich auch meinen Georg nach der Stadt zu ſenden, und unter dem Vorwande einer Reiſe, die ich für einige Tage in Geſchäften vorſchützen wollte, dem Geſindel freieres Feld zu laſſen, auf dem ich es dann über ſein Treiben um ſo gewiſſer zu überraſchen hoffte.

In dieſer Abſicht verfügte ich mich am nächſten Morgen zu Brigitten, um ihr meine bevorſtehende Entfernung anzukünden. Als ich in die Thüre trat, ſaß die Alte am Rocken, an dem die Harthörige noch eine gute Weile fortſpann, ehe ſie den Eintretenden bemerkte. Der Morgenſtrahl ruhte von den Gardinen des niederen Fenſterchens gemildert auf den frommen ehrlichen Zügen ihres Geſichtes, und während die vertrocknete Hand zitternd, doch mit langgewohnter Fertigkeit den gleichen Faden drehte, ſah das treuherzige Auge andächtig zu dem Himmel auf, zu dem ihre Lippen leiſe Gebete liſpelten. Schon begann ich meiner Argliſt mich zu ſchämen, und als ich um mich ſah — Ich fand mich zum erſten Male in Brigittens Stube, und der blanke, reine aber äußerſt einfache Hausrath, die ſchmuckloſen Strohſtühle, der Schrank, auf dem höchſtens einige Meißnertaſſen prangten, für die Dürftigkeit und das ehrliche Gewerbe der Bewohnerin gut ſagten, da gereute es mich beinahe des Verdachtes, den ich gegen ſie gehegt, und ich ſchämte mich meines Vorſatzes, hier, an dieſem Platze die Hehlerin und Mitwiſſerin eines Bubenſtückes entlarven zu wollen.

Ein Seitenblick in das anſtoßende Gemach, machte mich zwar wieder einen Augenblick zweifelhaft ſtutzen. Die Einrichtung desſelben war, ohne prachtvoll, übertrieben koſtbar zu ſeyn, doch bei weitem reicher und anſpruchvoller, als ich ſie hier zu finden erwartet hätte. — Ein Originalgemälde, d. h. Familie, von hohem Werthe aus der italieniſchen Schule, hing über einem zierlich geformten Betſchämel von Accajou; nebenan ſtand ein gleicher Bücherſchrank, in dem ſich hinter Glastafeln eine Auswahl ſtattlicher Bände zeigte; ſeltene Blumen reiheten ſich in koſtbaren Geſchirren zum Garten an dem Fenſter hinauf, von dem die Luft ihren balſamiſchen Hauch dem eleganten Arbeits- oder Schreibetiſche zutrug, wo ſo manches werthvolle Geräth die Beſchäftigung der Bewohnerin verrieth. Mit flüchtigem Blick hatte ich den Theil des Gemaches, den ich gewahr werden konnte, überflogen, als die Alte mir mit der Frage um mein Verlangen, freundlich und zuvorkommend entgegen trat. Meiner Abſicht getreu, machte ich ſie mit meinem Vorſatze zur Abreiſe auf einige Tage bekannt, übergab ihr mit der Aufſicht des Hauſes die Schlüſſel der Thüren, zu denen ich ſchon die doppelten beſaß, und empfahl ihr für den Zutritt zu wachen. Brigitte verbürgte ſich für die Sicherheit des Eigenthumes, das von mir zurückbleiben würde, vermaß ſich, daß ſich alles ſo wieder finden ſolle, wie ich es verlaſſen, und betheuerte ſo mit offener Stirne und ehrlichem Auge, daß jeder Verdacht aus meiner Seele ſchwand. Nur konnte ich, ehe ich aus ihrer Stube trat, mir eine Bemerkung über das Befremdliche des Nebengemaches nicht unterdrücken. Brigitten's Stirne zog krauſe Falten. Es ſei von einer Dame bewohnt, erwiederte ſie endlich mit Ernſt meine Frage, die dem aufgehobenen Schloſſe vor manchem Jahre entrückt, noch in deſſen Nähe ihre Tage zu enden beſchloſſen, und ſich darum bei ihr ſelbſt eingemiethet habe. Sie ſähe nur ſehr ungern Fremde, ſei vor einer Weile zur Kirche gegangen und würde bald wiederkehren; daher ſie, Brigitte, mich bäte, meinen eigenen Beſuch abzukürzen, um ihr die Unannehmlichkeit der Begegnung zu erſparen. Der Wink war deutlich, ich konnte ihn wohl verſtehen, und ging nach kurzem Abſchiede, traf meine Anſtalten zur Reiſe, die ich demnächſt wirklich vorhatte, entließ meinen Georg nach der Stadt und folgte ihm bald ſelbſt dahin. Erſt mit einbrechender Dämmerung kehrte ich vorſichtig zurück. Sobald es völlig dunkel geworden, legte ich mich dem Hauſe gegenüber auf die Spähe. Manche Stunde ging zur Prüfung meiner Geduld in unbeweglicher Nachtſtille vorbei. Schon hallte es vom Dome die eilfte Stunde herüber, da fiel ein Lichtſtrahl aus der Tiefe meines Schlafgemaches, und rückte immer deutlicher der Stelle des Schreibſchrankes näher. Nicht länger wollte ich zögern. Wie der Blitz ſchlüpfte ich durch das Thor, die Treppe hinan, leiſe öffnete ich die Pforte des Vorſaals, wie vom Wetterſtrahl getroffen, flog die nächſte vor meinem Fußtritte auf. Ein Schrei ſchlug an mein Ohr, und deutlich ſchwankte eine bleiche, ſchlanke Frauengeſtalt in weißem Gewande in der Mitte des Gemaches. Aber plötzlich erloſch das Licht, und ehe ich die Blendlaterne, die ich bei mir trug, der Erſcheinung zuwenden konnte, war ſie in die Luft zerfloſſen und entſchwunden. Unwillig ſtampfte ich mit dem Fuße. Ich zweifelte nicht, daß eine geheime Thüre und Treppe des Alcovens ſie meinem Blick und meiner Verfolgung entzogen, und zürnte meinem Ungeſchick. Da fiel mir der geöffnete Schrank ins Auge, Papiere, von der Eile der Flucht zerſtreut, lagen auf demſelben ausgebreitet, ein geheimes, mir bisher unentdeckt gebliebenes Schubfach war herausgezogen. Verwundert trat ich näher. Ein breites Trauerband ſchien die Papiere umſchlungen zu haben, neben welchen ein welker Blumenkranz ruhte. Begierig fiel ich über ihren Inhalt her. Es waren erſt nur Verſe, abgeriſſene Poeſien und Überſetzungen, viele Bruchſtücke aus den Briefen Abälards und Heloiſens nach Pope. Endlich folgten Briefe und Fragmente eines Tagebuches. Alles raffte ich, freudig über meinen Raub, zuſammen, und verwahrte es wieder mit dem ſchwarzen Bande, ſchloß das Fach, nachdem ich es noch ſorgfältig unterſucht, zu, und da ich meine Reiſe wirklich mit dem Anbruche des Tages antreten wollte, ſo verſparte ich mir für die Muße im Wagen die Befriedigung meiner Neugierde.

Noch vor dem grauenden Morgen verließ ich das Haus und kehrte nach der Stadt zurück, wo ich die Reiſekutſche ſchon vor meiner Thüre traf. Kaum hatte ich mich darin bequem gemacht, ſo nahm ich die Papiere vor, und begann ſogleich mit jenen, deren geſchichtlicher Inhalt mir die Aufklärung des geheimnißvollen Druckes verhieß. Das erſte derſelben war ein Brief von dem Grafen Ladislaus von D... an ſeinen Sohn Theodor, den letzten Beſitzer des räthſelhaften Hauſes überſchrieben, und dem Jahrestage nach, deſſen Datum er trug, ſeit länger als fünf und dreißig Jahren an dieſen erlaſſen. Sein allerdings merkwürdiger Inhalt war der folgende:

„Mein Sohn! mein theurer unglücklicher Sohn! denn was auch Natur, Verhängniſſe, die Geſetze ſelbſt dagegen ſprechen mögen, mein verblutendes Herz ruft es laut: Du, du biſt mein Sohn! O waffne dich, das Entſetzlichſte zu erfahren! Der Gram dieſes Geheimniſſes war es, der den Lebensfaden der Beklagenswerthen vorzeitig zerriß, die du Mutter nannteſt; er iſt es, an dem meine letzte Kraft ſich erſchöpft, um dir in dieſen Zeilen zu entdecken, was mein Mund vergebens auszuſprechen ſich bemühte. O du! du Freude und Stolz meiner Tage, wenn ich nicht ewig vor dieſem heutigen beben gemußt; du mein Lieblingskind immerdar, mein Schmerzensſohn, du biſt es nicht, du ſollſt, du darfſt es nicht ſeyn! Eine Waiſe biſt du, und ich ohne dir der ärmſte, kinderloſeſte, bejammernswertheſte Vater! Mit Schonung, mit Troſt ſollte ich dir das Unvermeidliche verkünden; an meinem Muthe, an meinem Rathe ſollte dein Jammer ſich aufrichten, und meine Verzweiflung bedürfte vielmehr deiner Stütze, um nicht hülf- und rathlos in den Abgrund zu verſinken, den die Vorſtellung deines Elendes mir öffnet."

„Mir ſelbſt ſchauervoll, furchtbar, unglaublich ſteht die Geſchichte vor mir, die ich dir zu entdecken gezwungen bin. Ein und zwanzig Jahre lang kämpfe ich mit meinem Gedächtniſſe, ſie zur Lüge zu machen, bis ſie das grauſenvolle, launenhafte Geſchick zur furchtbaren Wahrheit ſtämpelte, und ſein unwiderruflicher Ausſpruch den Stab gebrochen hatte, über uns Beide. So vernimm denn der Begebenheiten Eine, zu welcher die Welt ungläubig das Haupt ſchüttelt, jede menſchliche Entſcheidung erlahmet, und alte, eingeborne Vorurtheile im unauflösbaren Widerſpruche verſtummen."

„Ein und zwanzig Jahre ſind es her, als ich mit meiner Gattin, o dürft' ich ſagen, deiner Mutter! von unſevom Landgute H... die Reiſe nach der Stadt angetreten. Die weit vorgerückte Zeit, in der unſere beglückte Ehe durch das erſte koſtbare Pfand noch einen neuen Zuwachs von Glückſeligkeit erreichen ſollte, veranlaßte uns zur größern Eile, auch noch die frühen Herbſtabende zu benützen, um ſo bald als möglich das Ziel der Reiſe zu erreichen. An einem derſelben, die Dämmerung war bereits eingebrochen, als wir die letzte Poſtſtation verließen, und finſtere Nacht umfing uns auf der Hälfte des Weges, hatten wir den zu jener Zeit ſo verrufenen, und von Räuberbanden gefährdeten B... Wald zurückzulegen. Regengüſſe hatten die Straße verdorben, nur im Schritte bewegte ſich der Wagen fort, der im tief ausgefahrenen Geleiſe rauſchend gegen die überhängenden Tannenäſte und das Dickicht ſchlug, das ſich immer näher an die Straße heranzog. Wortlos ſaß der Poſtillon ſchon von Räuberfurcht ergriffen. Auch Amalie ſchmiegte ſich ängſtlicher an meine Seite, und eine böſe Ahnung regte ſich in meiner Bruſt. Mit einer Anſpannung, die mir beinahe das Geſicht vergehen machte, ſpähte ich durch das tiefe Dunkel des Waldes, und ſchloß auf das Schlimmſte gefaßt, die bebende Gattin mit feſtem Arme an mich. Mit einem Male zwiſchen einer Gruppe graulicher Birkenſtämme glaubte ich Geſtalten ſich bewegen zu ſehen, und die durchdringenden Pfeifen der Räuber ſchlugen an mein Ohr. Ohne längeres Beſinnen, denn es galt der Gattin Leben, ſtürzte ich mich, Amalien im Arme, aus dem Schlage in das nächſte Dickicht, und in demſelben Augenblicke belehret mich das Knallen der Gewehre, des Poſtillons und des Bedienten Schmerzensruf und Todesröcheln, es ſei zur Rettung höchſte Zeit geweſen. Erſchreckt vom Blitz und Knall der Schüſſe, ergreift indeß das ſcheu gewordene Geſpann die Flucht, und entzieht uns ſo der Entdeckung der nacheilenden Räuber. Ich ſelbſt dringe durch Gebüſch und Wald mit unſäglicher Anſtrengung und Eile, bis ich auf freierer Waldesblöße ein fernes dämmerndes Licht, und von ihm geleitet, eine armſelige Köhlerhütte erreiche. Weit hinter uns waren die Stimmen und Flüche der nachſetzenden Räuber verhallt, Todesſtille herrſchte um uns. Der Boden, auf welchen ich jetzt Amalie halb führte und halb trug, ſchien in unſicheren Moorgrund überzugehen; Irrwiſche ſchlüpften über die mooſige Fläche; eine ſchaurig feuchte Luft wehte darüber hin. Amalie zitterte an meiner Seite vor Bangen und Nachtfroſt, ich ſelbſt war in Verzweiflung, denn nicht einen Moment zweifelte ich daran, daß jene Hütte den Räubern Unterſtand und Herberge war. Dennoch erübrigte nichts anders, als in ihr eine Zuflucht zu ſuchen. Ich ſprach Amalien einige Worte der Beruhigung zu, ließ die Entkräftete auf einem Baumſtrunke nieder, und ging, um an der verhängnißvollen Hütte Hülfe oder Gefahr näher zu erforſchen. Sorgſam und leiſe, um nicht durch das verrätheriſche Bellen der Hunde entdeckt zu werden, ſchlich ich näher. Alles ſchwieg. Keine Einfriedung, keine ſchützende Thorwand hielt mich ab, an den moosbewachſenen Holzwänden nach einer Thüröffnung ſuchend zu tappen, als mit einem Male mein Fuß an eine Leiter ſtieß, die von außen nach dem niederen Dachraume führte, der zur Aufbewahrung der Wintervorräthe diente. Schnell war mein Entſchluß gefaßt. Ich eilte zu Amalien zurück. Aber mit welchem Bangen, mit welchem ſchrecklichen Gefühle leitete ich ſie zu ihrem Aſyle. Schon hatten ſich während meiner Abweſenheit Spuren gezeigt, welche die Folgen des Schreckens und der angeſtrengten Flucht nicht mehr verkennen ließen, und verkündeten die Annäherung der, in ſolcher Lage wahrhaft entſetzlichen Stunde. Leiſe jammernd folgte mir die Leidende, mit ſtarkem Arme an der Leiter emporgehoben, und kaum hatte ich ſie auf weicher Liegerſtätte von Heu und Moos gebettet, als ihr klagendes, von Todesfurcht zurückgehaltenes Stöhnen mir verkündete, welcher Hülfe ſie bedurfte. Liebe und Noth, jene unübertrefflichen, zauberiſchen Lehrerinnen flößten mir Rath ein, und bald lag ein Knäblein in meinen Armen, das der Ältern Freude- und Schmerzensthränen, eine weiſſagende Weihe für ſeine Zukunft, benetzten. Ich hüllte das Neugeborne, es vor dem Froſt der Nachtluft zu ſchützen, in das Tuch der Mutter, und legte es an ihre Seite; das Herz, nach kaum überſtandener, einer Sorge, von einem Heere neuer Bekümmerniſſe beſtürmt. Was ſollte das Schickſal des nächſten Morgens ſeyn? Welche Wahl erübrigte bei der wahrſcheinlichen Rückkehr der Räuber? Von ihnen entdeckt und ihr Opfer zu werden, oder Weib und Kind in ihrem jetzigen Verſtecke hülflos verſchmachten zu ſehen?"

„Vom herzzerreißenden Zweifel eines ſolchen Entſchluſſes gequält, ſaß ich an der Meinen Seite, ihre Athemzüge mit banger Aufmerkſamkeit belauſchend, als ein anderes, entferntes Ächzen, dem ähnlich, das kaum aus dem Innerſten meiner Seele verklungen war, vom untern Hüttenraum vernommen, immer lauter und deutlicher an mein Ohr ſchlug. Eine ſonderbare Ahnung ſtieg in meiner Seele auf; ein Ausweg der Rettung mußte gefunden, ein Entſchluß gefaßt werden, wie ſich der gräßlichſten aller Lagen zu entziehen. Ich beſchwor Amalien unbeſorgt um mich zu ſeyn; ſtieg zur Hütte herab, und begann meine Spähe auf's neue an jener Seite, zu der ich früher nicht gekommen war. Vernehmlicher wurden die Schmerzenstöne, und ein ſchwacher Lichtſchimmer, der durch den Spalt eines Fenſterbalkens drang, gab mir die ſichere Weiſung, woher ſie kamen. Vorſichtig nahte ich dem Orte. Düſter brannte eine Lampe neben dem ſchwarzgerauchten Schlotte aufgehangen, und beleuchtete kaum erkennbar ein niederes Strohlager, auf dem ein leidendes Weſen, nunmehr verſtummt und ohne Klage zu ruhen ſchien. Nichts ſonſt regte ſich im dunkeln Raume; aber manches Geräthe und Waffen an den Wänden bewieſen zur Genüge, daß ich mich in ſeiner Beſtimmung nicht getäuſcht. Noch entſchloßner durch die Überzeugung, die ich gewonnen, ſuchte ich jetzt den Eingang nach der Stube, und hatte ihn bald gefunden. Erſchrocken richtete ſich die Geſtalt im Bette bei meinem Eintritte auf; um Gotteswillen! rief die Kranke mit ſchwacher, zitternder Stimme; wer ſeid Ihr, und was begehrt Ihr? — Schon der Klang der Töne belehrte mich, es ſei ein weibliches Weſen, und keine Gefahr zu beſorgen, der ich zu begegnen, ſchnell ein nahehängendes Jagdmeſſer von der Wand geriſſen. — Seid ruhig, entgegnete ich, dem Bette näher tretend, ich thue Euch nichts zu Leide, ſondern ſuche ſelbſt bei Euch Schutz und Hülfe. — Deutlich unterſchied ich jetzt bei dem Schein der Lampe, eine junge kleine Frau, mit noch vom Schmerz entſtellten Zügen, ihre zitternden Hände um ein zweites Weſen geſchlagen, das auch erſt ſeit wenigen Minuten die finſtere Stunde ſeiner Geburt mit noch harmloſem Weinen begrüßte. Gleich einem Blitze fuhr ein Gedanke durch meine Seele."

„Gebt mir das Kind, ſprach ich zu dem Weibe; indem ich es mit drohender Geberde aus ihren ſchwachen Händen nahm. Es ſoll ihm nichts Böſes begegnen, ſondern mich und die Meinen, die unter eurem Dache übernachten, vor Böſem ſchützen. Verzweifelnd klammerte ſich die Mutter an meinen Arm, und rang mich feſtzuhalten. Was nehmt Ihr mir mein Kind? rief ſie ſchluchzend; wohin wollt Ihr mit meinem Kinde? Mit leichter Mühe entwand ich mich der Entkräfteten. Wer iſt ſein Vater, fing ich ſtrenge und mit erſchütterndem Nachdrucke, nicht wahr, er iſt einer der Räuber hier im Walde? — Gott möge es ihm vergeben, ſchluchzte die Unglückliche, er iſt ihr Anführer! — So thut was Ihr vermögt, erwiederte ich ihr, daß ſein Kind und das Eure nicht als das Opfer ſeiner Miſſethaten falle. Halb ohnmächtig ſank das Weib zurück, aber ſchnell entwich ich, und erreichte mit meiner unſchätzbaren Beute die Zufluchtſtätte der Meinen. Schlummernd, erſchöpft von Allem was ſie erlitten, lag Amalie. Leiſe, ſie nicht zu erwecken, legte ich den Knaben an unſers Kindes Seite, und breitete das wärmende Tuch über Beide, zog dann die Leiter, welche den einzigen Zugang zu unſerem Aſyle möglich machte, vorſichtig in die Höhe, und ſelbſt von Angſt und Anſtrengung entkräftet, ſtreckte ich mich auf das weiche Lager, und entſchlief feſt bis zum grauenden Morgen."

„Laute Stimmen, rauhe Töne unter dem Hauſe erweckten mich zuerſt. Ungeſehen nahte ich mich der Öffnung im Dache, und erblickte eine Schar von zehn bis zwölf der gräulichſten Geſtalten, die ihren Heimzug vom blutigen Nachtgewerbe hielten. Die ſcheußlich geſchwärzten Züge, die von roher Grauſamkeit leuchteten, noch friſche Blutesſpuren an Händen und Gewändern, zu den Waffen die ſie führten, bezeichneten nur allzudeutlich das Handwerk, das ſie trieben. Die Theilung der neueſten Beute beſchäftigte ſie noch, und leicht erkannte ich ſo manches Eigenthum, das ich wenige Stunden früher das meine nannte. Flüche und Verwünſchungen begleiteten lärmend ihren Streit; doch bedünkte es mich, die klagende Stimme eines Weibes dazwiſchen zu vernehmen. Nicht lange währte es, ſo ſtürzte ein neuer Unhold aus dem Hauſe, und geſellte ſich, Stille gebietend, zu der verſtummenden Horde. Eine Weile ſah ich ſie, ſich im Stillen berathen, während ihre Blicke nach dem Raume gerichtet waren, aus dem ich ſie verborgen belauſchte; als ich endlich gewahrte, daß ſie ſich heimlich am Hauſe hingezogen, einer zweiten Leiter bemächtiget hatten, die ſie ſo eben an das Dach zu lehnen im Begriffe ſtanden. Jetzt war der Augenblick der Entſcheidung gekommen. Verzweiflung trieb mir das Haar auf der Stirne empor und umflorte mit Nacht meine Sinne. Aber raſch trat ich zu Amaliens Lager, riß pfeilſchnell das Kind unter dem Tuche hervor, und das blanke Jagdmeſſer an das ſchuldlos klopfende Herz geſetzt, kehrte ich an die Öffnung wieder. Amalie war bei meiner heftigen Bewegung erwacht, doch ſank ſie über dieſen Anblick in eine tiefe Ohnmacht zurück.“

„Böſewicht!“ rief ich dem Anführer zu, der der Vorderſte an der Leiter heranſtieg, „zurück! oder dein blutendes Kind liegt zu deinen Füßen.“ — Erſchrocken wich er mit den übrigen Räubern hinab. Die Natur verläugnete ihre Kräfte nicht. Die entmenſchten Wütheriche ſtanden beſtürzt, und unentſchloſſen. -- „Schafft mir einen Wagen," rief ich ihnen zu, „der mich und die Meinen mit Sicherheit nach dem nächſten Dorfe bringe, und ich gelobe Euch die heiligſte Verſchwiegenheit, ja ſogar reiche Belohnung noch, wenn ihr ſo ſchnell als möglich mich dahin befördert." — Die Räuber traten berathend zuſammen. Nach einer Weile nahte ſich der Anführer. „Beſchwöre es," rief er mir herauf, „daß du uns nicht verrathen, und wenn du in dem Dorfe angelangt biſt, mir mein Kind ohne Bedingung ausliefern willſt, ſo ſollſt du ſicher und unverletzt mit den Deinen dahin gebracht werden." — Freudig beſchwur ich, was er verlangte. — Zwei Räuber blieben als Wache am Hauſe zurück, die übrigen ſah ich ſich eilig entfernen. Mit thränenvollen überſtrömenden Augen dankte ich jetzt zum heiteren Morgenhimmel auf, und wandte mich frohlockend zu Amalien, die eben aus ihrer Ohnmacht erwachte. „Wo iſt mein Kind," rief ſie mit ſtierem Blicke, als ſie noch nicht den Knaben an ihrer Seite, wohl aber in meiner Hand, und in der andern das blanke Jagdmeſſer gewahrte, „was vollbringſt du mit meinem Kinde?" Ein bleiches Bild der Verzweiflung ſtand ich vor der Erſtarrten. Mir ſchwindelte es vor den Augen und eine Ohnmacht war mir ſelbſt nahe."

„Der Ausruf Amaliens, „um des Himmels willen, welches iſt mein Kind?" brachte mich erſt wieder zur gräßlichen Beſinnung. „Wußte ich es zu ſagen, welcher der Knaben der unſere ſei? Hatte er ein Zeichen, die Verwechslung zu erkennen? Da es der erſte Lichtſtrahl war, der uns ſelbſt die theuren Züge enthüllte, woran ſollten wir ſie unterſcheiden?" Eine Nothlüge erheiſchte Amaliens Zuſtand, und begierig ergriff ich ſie ſelbſt, eines ſo leidigen Troſtes nur zu ſehr bedürftig. Daß ſie in beſinnungsloſer Lage Mutter von Zwillingen geworden, glaubte die Arme gerne, und legte die beiden Sproſſen ſo fremden Urſprungs arglos mit gleichgetheilter mütterlicher Zärtlichkeit, an die Bruſt, die bald um ihrentwillen der herbſte Schmerz zerfleiſchen ſollte."

„Noch ſaß ich mit bitterer Wehmuth das Schauſpiel ſo ſonderbarer Art betrachtend, und ſann umſonſt einem Ausweg aus dieſem Irrgewinde, einem Lichtſtrahl in das Dunkel dieſes Räthſels nach, als das Fuhrwerk vor dem Hauſe hielt, das uns nach dem Dorfe zu bringen beſtimmt war. Die Räuber hatten wenig Mühe gehabt, es auf der nicht allzu fernen Heerſtraße, aufzutreiben, und ihre veränderte waffenloſe Tracht und ihr Benehmen zeigten mir zur Genüge, daß für jetzt jede Gefahr vorüber war. Amalien ward ein bequemes Lager auf dem Wagen zubereitet. Mit dem Räuber nahm ich Abrede, daß ich ihn im bezeichneten Dorfe erwarten würde, und mit einem Gefühle, zwiſchen Freude über die überſtandene Gefahr und Zagen vor dem zukünftigen Schmerze, wie es ſich nicht beſchreiben läßt, beſtieg ich das Fuhrwerk, das mich von dem verwünſchenswerthen Orte entfernte."

„In dem nächſten Dorfe angelangt, ſpendete ich die inhaltreiche Börſe dem Räuber, der uns dahin gefolgt war. Noch größere Verheißungen und das blinkende Gold vermochten ihn, daß er mir auch das Kind überließ, das ich als mein Eigenes zurückzubehalten und zu erziehen mich anbot, wenn er dagegen ſtrenge Verſchwiegenheit ſelbſt gegen ſein Weib auf das heiligſte gelobte, und ihr den zufälligen Tod des Knaben vorzuſpiegeln verhieß. Wohl hütete ich mich, den wahren Zuſammenhang der Begebenheit ihm wiſſen zu laſſen, doch mochte mein Eifer, meine Bitten, mein hartnäckiges Beſtehen bei ſeiner anfänglichen Weigerung ihm die Wahrheit errathen laſſen. Die dreiſten Forderungen, die er ſpäterhin wagte, die Frechheit, mit der er auf neue Geſchenke und Begünſtigungen drang, beſtätigten leider meinen Argwohn und meine Sorge.

„Amalien geſtand ich das Geheimniß erſt lange nachher ein, als keine ſchlimmen Folgen mehr für ihre Geſundheit und ihre Erhaltung zu fürchten waren, nachdem die Schreckniſſe jenes Tages, und ihre Einwirkung in der damaligen Lage ſie in lange drohende Gefahr geſetzt. Sie ſelbſt drang mit heißem Flehen um die Aufklärung des Räthſels in mich, das ſeit jener Zeit meine Stirne mit finſterem Kummer und angſtvollem Zweifel umwölkt. Mit größerem Gleichmuthe, mit ruhigerer Ergebung, als ich es kaum hätte erwarten können, nahm ſie die Enthüllung des Geheimniſſes auf. Sie hatte beide Kinder zu nähren fortgefahren, beide waren ihr mit ſo heißer Liebe an's Herz gewachſen, daß ihre Zärtlichkeit keinen Unterſchied kannte, und ſie es mit gleich bitteren Thränen beweinen müßte, das eine oder das andere davon loszureißen. Ihre Mutterliebe wuchs mit der [illegible]ißheit, in der ſie ſchwebte, den oder jenen ihren Sohn zu nennen, da ſie beide mit gleicher Innigkeit liebte, und durch geringere Neigung an Einem vor dem Andern und der Natur ſelbſt ſich zu verſündigen erzitterte. Niemand bezweifelte das Gerücht, das unſerer Ankunft vorausgegangen, daß Amalie mit

Zwillingen niedergekommen; ihre gleichgetheilte Zärtlichkeit zwiſchen beiden Kindern beſtätigte den Wahn, den wir auf jede Weiſe feſter zu gründen, gerne übereinkamen. Der Räuber blieb ſeinem Verſprechen getreu; ſein Weib war in denſelben Kinderwochen geſtorben; der Reſt der Bande, auf den ſchon ſeit geraumer Zeit die Obrigkeit ein aufmerkſameres Auge gerichtet, hatte ſich nach jenem Vorfalle, ganz aus der Gegend verloren, und keine Entdeckung ſchien von dieſer Seite zu befürchten."

„Nur ein Umſtand war es, der auf meinem und noch mehr auf Amaliens Gewiſſen laſtete. Außer einem der größten Majorate im Lande, hafteten auch beträchtliche Fideicommiſſe auf der Linie unſeres Hauſes, deren letzter Sproſſe ich war, und gingen nach meinem kinderloſen Ableben an die Nebenlinie der Grafen von D., an Ulriken's Vater, und ſeine Nachkommen über. Mit ſcheelem Auge hatte der Eigenſüchtige bereits meine Vermählung mit Amalien angeſehen, und mit noch bitterer Enttäuſchung erfahren, daß Kinderſegen die Zart- und Schwachgebaute beglücken ſollte. Seine Entrüſtung ſtieg auf's höchſte, als die Geburt von Zwillingen alle ſeine Hoffnungen auf immer vereitelte. Aber eben darin lag auch der Vorwurf, der uns am tiefſten bekümmerte. Einem von Beiden, welche die Welt unſere Söhne nannte, ſtand mit allem Rechte, die Erbfolge zu, aber welchem? Und wenn der Rechtmäßige ſtarb, war es nicht der unverzeihlichſte Betrug, den Beſitz ſo großen Gutes freventlich dem vorzuenthalten, dem er auf's heiligſte gebührte? Nur ein Faden leitete aus dieſem Irrſale. Begierig ergriffen wir ihn, doch weh uns! nicht zum fröhlichen Ausgang an das beglückende Tageslicht, an den Abgrund führte er, an dem ich ſchaudernd auch dir die Binde von den Augen löſen muß, die ihn dir bis jetzo verhüllte. Ulricke war ihrem Vater geboren worden, da ihr kaum drei Jahre zählet. Eine Verbindung des Einen von euch, mit ihr, der rechtmäßigen Erbtochter, wenn ihr das Mannesalter erreichet, Einer von euch Liebe für ſie fühlen ſollte, das allein glich jedes Unrecht aus; ihrem Verlobten fiel dann das reiche Erbe zu, und dieſe Entwickelung löſte den Knoten auf die freundlichſte Weiſe."

„Ihr Beide wuchſet indeſſen heran, aber ob es Nothwendigkeit des Naturgeſetzes, ob es ein unſelig Spiel des Zufalls war; er, den du deinen Bruder nannteſt, Boemund, je mehr des Kindes Züge ſich entfalteten, glich das treuſte Ebenbild ſeinen Ältern, während in deinem Antlitze auch nicht der leiſeſte Zug an jene mahnte, die mit dem ängſtlichſten Forſchen ſo gerne in ihm ſich wieder erkennen wollten. Denn ach! in dem Ausdrucke jener Geſtaltung, ſo wenig man ſie auch häßlich nennen konnte, mahlte ſich ein ſo widriger Gegenſchein von Trotz und Tücke, von Härte und Boßheit des Gemüthes, die nur im allzu grellen Widerſpruche mit dem liebegewinnenden Weſen deiner heitern und offenen Geſichtsbildung ſtanden. Sein düſteres, ſtets am Boden haftendes Auge gegen das klare fröhliche, in dem ſich dir ein wolkenleerer Lebenshimmel ſpiegelte, ſein zum bittern höhniſchen Lächeln mühſam gefalteter Mund, indeß um deine Lippe der unbefangenſte Frohſinn ſcherzte, entfernte alle Herzen von ihm, während ſie alle dir entgegenflogen. Du Theodor, warſt der Günſtling des Schloſſes, ein Engelsbote in Dorf und Gegend, bald die Zierde der Jünglinge, und der Stolz der Reſidenz. Mit Bangen und Widerwillen ging die Dienerſchaft dem gebieteriſchen Boemund aus dem Wege, des Dorfes Kinder verkrochen ſich ſcheu vor ſeinen Spielen; die Stadt erbitterte der frühzeitige Hochmuth ſeines Benehmens, und der verletzende Stachel ſeiner Epigramme. War es ein Wunder, daß Amalie und ich uns mit geheimem wachſenden Abſcheu von jener Ähnlichkeit, mit immer inniger, ſchmerzlicher Zärtlichkeit zu dir gewendet, in dem Zuge lieber die Stimme der Natur als in jenem zufälligen Übereintreffen zu erkennen geneigt waren, daß wir mit einem Worte, in dir lieber den Sohn erkennen, und uns an ihm erfreuen, als in jenem Mißrathenen beweinen wollten?"

„Doch bebten wir es uns ſelbſt zu geſtehen, und auch nur auf die entfernteſte Weiſe an den Schleier zu rühren, unter dem wir das gefährliche Geheimniß zu lüften vermocht hätten. Allein das Schickſal hatte es anders gewollt. Böſewichte, verhärtet im Verbrechen, ſöhnet auch das Glück und der Wohlſtand nicht mit der ſchwerverletzten Tugend aus, und nur auf kurzen Umwegen der Reue, führt ſie die Gelegenheit auf den Pfad zum Rabenſteine zurück. Dein Vater — o was ſage ich! — nein! nimmermehr, du Unglücklicher! Jener Verruchte, den ein tückiſches Geſchick dir zum Vater geben will, er hatte meiner Wohlthaten ungeachtet, ſein ſchändliches Gewerbe im Stillen fortgetrieben, und ſiel nach einer ſchweren Unthat der ſtrafenden Gerechtigkeit in die Hände. In die Ausſage einer Reihe von Miſſethaten verwickelt, geſtand er vielleicht aus Tücke, vielleicht nach einem Rettungshalme für ſich ſelbſt zu haſchen, mit allen Umſtänden auch das Ereigniß jener verhängnißvollen Nacht. Offenbar ward vor dem Richterſtuhle das Geheimniß eurer Geburt. — Ich ward zur Beſtätigung ſeines Bekenntniſſes vor denſelben Gerichtshof geladen, deſſen Vorſitzer Ulrikens Vater war. Vermochte ich ihm gegenüber, von dem eigenen Gewiſſen angetrieben, an dem heiligen Orte einen Meineid zu begehen? — Der Wahrheit treu, geſtand ich die Ausſage des Räubers zu, doch hier, wo keines Menſchen Scharfſinn den Ausweg aus dem Irrgewinde gefunden hätte, verſtummte der Richter Mund. — Bis auf die Großjährigkeit der Jünglinge verſchoben ſie die Entſcheidung, vielleicht, daß des Himmels Fügung, die einzige, die Entſcheidung in dieſer Sache bringen konnte, auf eine noch unabſehbare Weiſe, und wär' es anders nicht durch die Hinwegnahme des Einen von euch Beiden die verhängnißvolle Frage löſe. Der Dienſteseid und ſeine ſtrenge Pflicht hielt indeß der Richter Mund gefeſſelt, und für die Welt zum zweiten Male ſtarb das traurige Geheimniß, und zwar dieſes Mal auf dem Blutgerüſte, auf dem der Verworfene geendet, der es verrieth."

„Auf Amalien jedoch, die Schwache, Kränkliche, die nur allzu ſehr unter dem Kampfe ihrer Gefühle und Vorwürfe litt, hatte jenes Ereigniß einen tief verletzenden Eindruck zurückgelaſſen. Raſch zehrte ſie ab. Der Gram, der auch mich ruhelos verfolgte, brach ihr Herz. Auf dir, Theodor, haftete der Scheidenden thränenvoller Blick, auf deinem Haupte ruhte ihre ſegnende Rechte, und fiel ſchaudernd zurück, als ſie ſich über Boemunds Scheitel im letzten Todeskampfe zu erheben verſuchte. Wohl ihr, der Da=

hingeſchiedenen, daß ſie den Tag nicht zu ſehen beſtimmt war, den ich noch erlebte!“

„Ulrikens Vater, voll der Ungeduld, den Ausgang einer Begebenheit zu beſchleunigen, die ihm ſelbſt ſo nahe ging, ſah mit unruhiger Erwartung dem Ablauf der gegebenen Friſt entgegen. Er beobachtete mit gleich gefälligen, als wachſamen und argwöhniſchen Blicken das Verhältniß, das zwiſchen ſeinem und unſerem Hauſe ſich angeſponnen. Unſerer früheſten Abrede gemäß, ſollte der Keim der Neigung zwiſchen Ulriken und ihren Spielgefährten zeitig in die Herzen der Unmündigen gepflanzt werden, und ſo wie er ſich zu Liebe und Gegenliebe für den Einen oder Andern entwickelte, entſcheiden, welchem mit ihrer Hand das große Erbe zufallen ſolle. Dir darf ich es nicht erſt ſagen, für wen Ulrikens Herz ſich ausſprach, als du und Boemund, doch mit wie verſchiedenem Glücke ſich darum bewarben! Ulrike liebte dich. Unverkennbar und unverhohlen war die Glut, die ſie nährte. In ihr ſah Amalie ihren einzigen Troſt, das einzige freundliche Licht, das ihren tödtenden Trübſinn erhellte; in ihr ſah ich ſelbſt, eine drückende Ahnung übertäubend, das Morgenroth einer beſſeren Zukunft. Aber Ulrikens Vater ſchaute mit Mißvergnügen den entſcheidenden Vorzug, den ſeine Tochter dir in ihrem Herzen eingeräumt, und den Widerwillen, der ſie gegen Boemunds Werbungen entflammte. Mit Rechte fürchtete er, für die Leidenſchaft in Ulrikens Gemüthe, das dem des Vaters, in keiner Eigenſchaft ſonſt, aber wohl in unerſchütterter Feſtigkeit glich. Er zitterte, daß ſie ſolche Wurzeln in ihrem Herzen zu ſchlagen vermöchte, die nichts von ihrem Grunde loszureißen vermöchte, und alle Stürme des väterlichen Zornes ohnmächtig darüber hingehen würden; und er erſtarrte vor dem Gedanken, daß an ihr die Entwürfe ſcheitern ſollten, auf die er ſeine ganze Seligkeit gebaut. Um ſo mehr eilte er zur Entſcheidung. Amalien's Tod, deren Lage ihm noch einiges ſchonende Erbarmen eingeflößt hatte, beſtimmte ſeinen Entſchluß. Vergeblich waren meine Vorſtellungen,. meine Beſchwörungen. Keine derſelben vermochte ſeine eigenſüchtige Härte zu beugen. Kaum hattet ihr beide das ein und zwanzigſte Jahr zurück gelegt, ſo drang er von Neuem auf den Ausſpruch des Gerichtes. Lange ſchwankten die Beiſitzer in peinvoller Verlegenheit. Eine Entſcheidung, die einzig mögliche, die ihnen zu Gebote ſtand, ging endlich mit gemeinſamer Stimme durch: der Zufall, der entſetzliche Zufall des Looſes, ſollte ſprechen zwiſchen dem Geſchick und meinem Herzen, zwiſchen Leben und Vernichtung für dich und für mich!"

„Geſtern war der Tag. Als du ſo wohlgemuth dahingingſt, nicht ahnend, daß es um mehr ſich handeln könne, als um das Recht der Erſtgeburt, um das du nicht buhlteſt; um ein Recht zwiſchen dir und ihn, den du, wie wenig er es um dich verdiente, als Bruder zu lieben gewohnt warſt, als du mit feſter Hand in die verhängnißvolle Urne griffſt, lächelnd das Todesloos aus ihrem Höllenſchooße zogſt, und dich mit ungeheuchelten Freudenthränen an die Bruſt des Allzubevortheilten warfſt, Unglückſeliger! ahneteſt du, worum es ſich handelte? ſagte dir dein Herz es nicht, welch ein höheres Gut, als Geld und Güter, Rang und Anſehen dir dieſer Augenblick geraubt? traf er nicht, wie ein Donnerſchlag, dein Haupt; der dunkle

Gedanke, daß du mit dieſer Stunde auf Namen und Vater, auf Frieden und Glückſeligkeit, auf Braut und Geliebte verzichtet, — brach dein Herz nicht unter der Mörderfauſt des Geſchickes, die dir mit einem Griffe Alles entriß, woran es gehangen? — Beklagenswerther! nein, es brach nicht. Lächelnd ſtandeſt du im Kreiſe derer, die dich mit ſchaudervollem Erbarmen umgaben, und ſaheſt verwundert in die Blicke, die mit ſcheuem Entſetzen an dir hingen. Doch das Herz deines Vaters war gebrochen. Als du mich erbleichend in die Knie ſinken, und vom tödtlichen Schlagfluſſe gerührt, meine Sinnen vergehen ſaheſt, damals konnte doch dein Herz dir ſagen: Sieh hin! er hat keinen Sohn, du haſt keinen Vater mehr!"

„Weh mir, daß ich zum Leben erwachen mußte, nur um dir noch dieſes zu verkünden; doch fühl' ich's, meine Tage ſind gezählt. Gelähmt iſt die Zunge, zur Strafe vielleicht, weil ſie Segen zu ſprechen ſich geweigert über des ungeliebten Sohnes Haupt, ſtockend beweget ſich das Blut zum unnatürlichen Herzen, das für den Verläugneten von keinem wärmern Schlage pochen will, ſeit ihn des Himmels Fügung ſelbſt mein Kind genannt, o Theodor! mein Auserwählter! umſonſt! umſonſt verbannt' ich dich aus dieſer Stätte, wo du gethront, bis ſie völlig erkaltet im tiefen Grabe ruht, aber nahe iſt die Stunde, und mit ihr völlig verwaiſet bleibſt du zurück."

„So gehe hin, verlaſſe dieſe Heimat, wo nichts dir bleibt als eine Grabesſtätte unglücklicher Ältern. Durchzieh die Welt, ob du einen Ort des Vergeſſens findeſt. Der Inhalt der Schreibtaſche, die du mit dieſen Zeilen erhältſt, ſichert dir ein ſorgenfreies Bleiben, wo du immer verweilen willſt. Wenn aber das Geſchick, oder deine Wahl dich wieder heimwärts führt, ſo beſtimmt dir mein letzter Wille nebſt einer anſehnlichen Rente, für dich zurückgelegt, um dir indeſſen reiche Zinſen zu tragen, das Vorſtadthaus zu . . . du hatteſt es als Kind ſchon liebgewonnen, und ſeit die reifere ernſtere Wehmuth deiner Gemüthsart auch inniger mit deiner Liebe zuſammenſchmolz, mit ſchwärmeriſchem Hange zur Einſamkeit bewohnt. Kehre dann zu ihm zurück. Sei glücklicher als heute — biſt du es aber nicht, ſo komm und weine über den Gräbern deiner unglücklichen Mutter, deines noch unglücklicheren Vaters.“ —

Die ſichtbar ſich verwirrenden Züge der Schrift, die bei den letzten Worten in unlesbare Charaktere zerrannen, zeigten, daß es die letzten Anſtrengungen der ſchon im Tode erlahmenden Hand waren, die ſie mühſam auf das Blatt gezeichnet. Auch ſchienen ſie von unverkennbaren Spuren häufiger Thränen verlöſcht, deren ich ſelbſt mich kaum erwehrte, als ich noch mehrmals das traurige Blatt überlas und das Verhängniß beklagte, das ſo ſonderbar und grauſam über dieſer Geſchichte gewaltet.

Dieſem Briefe folgten die Bruchſtücke eines Reiſetagebuches, das Theodor auf ſeinen Wanderungen durch die weit entlegenen Länder geführt, durch die ſein Gram und ſeine Verzweiflung ihn getrieben. Überall ſuchte der Beklagenswerthe die Vergeſſenheit des Lebensglückes, das er unwiederbringlich verloren. — Europa verließ er bald, wo gemeinſame Sitten und Gewohnheiten, Geſetze und Vorurth[illegible] ihn überall an die Vergangenheit einer beſſern Zeit erinnern mußten. Jedes Familienband rief ihm ſeine Abgeſchiedenheit von jedem blutverwandten Weſen;

jede glückliche Braut, die ſich zur Verbindung mit dem Geliebten ſchmückte, zeigte ihm Ulriken, ſeinen Verluſt und ſein Elend; der Name ſelbſt und die Titel, die man ihm gab, klangen wie ein Vorwurf in ſeine Seele; die Achtung der Geſellſchaft verletzte ihn, und der Haß und die Verfolgung, die den Sohn des wirklichen Verbrechers traf, glaubte er auch an ſich, wie eine waltende Nemeſis zu fühlen. Am längſten war er noch in Italien verweilt. Die Wunder der Vorwelt, das unermeſſene Verhängniß, das Rom gegründet und geſtürzt, vor ſeinen Augen über tauſend Trümmern aufgerollt, wirkten zerſtreuend und wohlthätig auf ihn. Im Falle ſolcher Größe, lernte er die eigene pygmäenartige Vernichtung begreifen und ertragen. Ein kleines Abenteuer mit einer Malerfamilie diente ihn eine Zeitlang zu zerſtreuen. Aber ſein Gemüth gewann dadurch nicht an Aufheiterung. Er floh weiter, wo er die menſchliche Natur unter dem glühenden Himmel ſüdlicher Zonen ſich anders geſtalten ſah. Wo ſie unter den Zelten hartherziger Beduinen ſich am meiſten verläugnen ſollte, dort hoffte er ſein Herz abzuhärten, und es gegen die Eindrücke des weichmüthigen Selbſtbedauerns zu ſtählen; umſonſt! Auch dort fand er Väter und Geſchwiſter, und glücklich Liebende, deren treue Anhänglichkeit und zärtliche Selbſtverläugnung mitten in den Schreckniſſen der Gefahr und des Todes in der gräßlichen Wüſte nur noch rührender und neidenswerther ſchien. Bei dem unerſchütterlich kalten Bewohner des nordiſchen Urwaldes, der mit fühlloſer Ruhe den Walp vom zuckenden Feindes=Haupte löſet, oder mit feſter Hand die Keule über den lebensmüden Vater geſchwungen hält; oder dort, wo kein Sonnenlicht das Blut zu höherer Lebenswärme ſteigert, und mit der erſtarrenden Natur auch jeder Puls des Lebens und der Liebe zu ſtocken ſcheint. Bei dem ſtumpfſinnigen Feuerländer, und dem grauſamen Esquimaux meinte er Unempfindlichkeit zu lernen. Vergebens! auch hier begegnete er überall der Spur des Götterfunkens wieder, die nirgendwo erliſcht, wo ſich ein Leben regt. Namenloſe, unendliche Sehnſucht ergriff ihn jetzt nach der Heimat wieder; der Funke, den er von dort in ſeinem Herzen mitgetragen; der überall, wenn nur ein ſchwacher Stern, aus der Vergangenheit ihm leuchtete, der däuchte ihm jetzt mit Einem Mal viel klarer vorzuſchweben, und ihn, jenem gleich, der einſt den drei Fürſten aus dem Morgenlande geleuchtet, den Weg zur Wiege ſeines Heiles zu führen.

Nach fünf vollen Jahren betrat er endlich die Heimat zum erſten Male wieder. Ohne ſich der Welt zu zeigen, eilte er ſogleich das Vorſtadthaus zu beziehen, das ſeine einſtmalige Kinderwärterin Brigitte, der er aus dankbarer Anhänglichkeit das Amt übertragen, für ihn im Stand erhalten und verwaltet hatte. Das erſte Bruchſtück abgeriſſener Aufſätze, welche ſich aus der kurzen Zeit vorfanden, die er noch in dem Hauſe verlebte, trug noch das Datum des 20. Juni vom Jahre 17**.

„Ja wohl," ſo ſchrieb er, „mein theurer Vater! habe ich geweint auf deinem Grabe, geweint auf deiner Ruheſtätte, meine theure Mutter! Thränen, wie vielleicht keine bittereren vom Auge eines leidenden Weſens gefloſſen, und glühend fielen ſie auf den kalten Marmor, der Euch deckt; Klagen, welche die Bruſt zu zerſprengen drohten, aus der ſie quollen, verhallten an Euren Sarcophagen; die krampfhafte Hand der Verzweiflung rüttelte an Euren Särgen, und Verwünſchungen, — o nicht über Euch, Ihr Liebe und Mitleidsvolle! über mich, den Fluchverfolgten, daß die Stimme ſeines Blutes nicht zu Euch ſprechen konnte, nicht Antwort fordern konnte ſeinen Fragen, erſchütterten die Wände Eurer Grüfte. — Doch Eure Stimme ſchwieg und meine Raſerei ermattete, und mein Gram zerfloß in milderes Weinen. — Allein auch Sie, auch Sie begraben! Lebendig begraben, und ich an der Pforte Ihrer Gruft; mein Ächzen ſtöhnend an Ihrer Schwelle; mein Wahnſinn raſend an den Riegeln, die Sie verſchließen, und Sie nicht ahnend meine Nähe, nicht vernehmend meine Stimme, heute noch lebend — und dennoch todt für mich und auf ewig verloren! O zeige du mir einen Ausweg, unermeſſene Güte, damit ich nicht an dieſer Stelle verzweifle, wo das Heil mir ſo nahe liegt, und der letzte Strahl der Hoffnung nicht erlöſche, der den Pfad zu ihm mir erleuchtet."

Der Verfolgungen des tückiſchen Boemunds zu entgehen, der Ulriken die Liebe ihres Vaters ganz zu entwenden gewußt, hatte ſie zwiſchen ſeiner verhaßten Hand, und dem feierlichſten Gelübde, nie Theodors werden zu wollen, wenn er jemals wiederkehrte, das letzte gewählt, und genoß, zwar an der Seite eines, von innerm Groll und Siechthum zerrütteten Vaters, der ſie mit liebeloſer Härte wie eine Gefangene hielt, in dem finſteren Hauſe, das am Anfange der Erzählung geſchildert ward, nicht Glück zwar noch Freude, doch Ruhe von dem Störer ihres ſtillen Kummers. Oft gränzte der Zuſtand von Ulrikens Vater an Wahnſinn, an den vernichtete Hoffnungen der Geldgierde und des

Ehrgeizes nicht den letzten Antheil hatten, indem er an ſie mit dem Gedanken an Verbindung beider Familien und ihrer Güter durch ſeiner Tochter Hand die Vorſtellung ſeines ganzen Lebensglückes geknüpft hatte. Eine um ſo treuere, liebende Wärterin war ihm dann Ulrike, und glaubte ſich um ſo heiliger und feſter an die Gelübde gebunden, als ſie ihrem nur zu verzeihlichen Ungehorſam das herzerſchütternde Leiden des Vaters zuſchrieb. Kein Fremder durfte den Kerker betreten, den ſie bewohnte, noch ſie ſelbſt den Fuß über die traurige Schwelle ſetzen, in deren ſtrengen Haft ſie lebte, da es die vorherrſchende Idee des aberwitzigen Alten war, daß Theodor einſt zurückkehren, und ſie ihm entführen werde. — Nur eine vertraute Freundin und Gefährtin lebte um Ulriken aus den Zeiten ihrer glücklicheren Kindheit. Es war Brigitte, und durch ſie erfuhr auch Theodor die Lage der Geliebten, und ihr beklagenswerthes Geſchick, das zugleich auch alle ſeine Hoffnungen zertrümmerte, die ihn mit ſüßer Täuſchung nach ſeiner Heimat zurückgeführt. Auf ſeine ſtürmiſchen Beſchwörungen und verzweifelnden Bitten gab die weichherzige Alte endlich nach, der Bote ſeiner Ankunft und ſeiner Aufträge bei Ulriken zu werden.

Sie hatte bald den einen Theil ihrer Aufträge vollzogen. Mit Vorſicht bereitete ſie Ulriken auf Theodor's Wiederkehr vor. Denn auch der Gräfin Geſundheit hatte, wie ihr Gemüth durch langes Leiden, beträchtlich gelitten, und welche Tröſtung und welche Stärke ihr auch die Weihe gab, zu der ſie ſich berufen fühlte und erkannte, Theodor's Erinnerung waltete noch zu mächtig in ihrem Herzen, daß eine unvorſichtige Überraſchung es nicht leicht auch tödtlich verletzen konnte. Für ſich hatte Ulrike feierlich ſeiner entſagt, aber um ſeinetwillen war ihr der härtere Kampf zu beſtehen, denn der Liebe wird das Opfer leicht, das den beglückt, für den ſie leidet, doch unendlich ſchwer die Pflicht, die das Geliebte zugleich mit ihr betrübet. So zagte ſelbſt Brigitte lange, ihr die Wahrheit zu bekennen, und die Entſchlüſſe zu bekämpfen, die ſie nur zu feſt gewurzelt in Ulrikens ſtrengem und unerſchütterlichen Gemüthe fand. Was die Letztere noch mehr über alle Stürme der Leidenſchaft erhob, und ihrem Gemüthe die unglaubliche Kraft des Widerſtandes verlieh, war der Zuſtand ihres Vaters. Ob unerklärbare Ahnung von der Gegenwart des ihm ſo ſehr Verhaßten, ob Ungefähr, die gräßliche Raſerei des Wahnſinns, befiel an demſelben Tage, da ſie Theodor's Ankunft vernahm, den unglückſeligen Grafen; mit den gräßlichſten Verwünſchungen des väterlichen Fluches überhäufte er die ſchuldloſe Tochter, und ſein eigenes ewiges Geſchick, wenn ſie je ihrem Eide untreu werden wollte, und nur ihre thränenvollen, wiederholten Betheuerungen vermochten ſeine Wuth zu beſänftigen, ſeinen entſetzensvollen Zuſtand zu beſchwichtigen.

Die Fragmente der letzten Briefe, deren Überbringerin wahrſcheinlich Brigitte geworden war, werfen ein Licht auf das, was in der kurzen Friſt geſchah, die Beider Verhängniß entſchied.

In dem Einen, vom 23. Juni, wahrſcheinlich zwei Tage früher, als ein Nervenſchlag dem Leiden des verrückten Vaters, aber nicht dem unheilbaren Grame ſeiner geopferten Tochter ein Ende machte, ſchrieb Theodor:

„Du weigerſt dich, Grauſame? Du ſchauderſt vor dem Gedanken verletzter Pflicht, entweihter Heiligkeit des Eides?

Dich ſchreckt des Vaters Fluch, der frevelhafte Bann mit dem er dich bedroht, wenn du die Hand zum Leben mir erbarmend reichen wollteſt? Vor der Kühnheit eines Schrittes ſchauderſt du, der dich mit ewigem Fluche decken könnte? Unglückliche! und vor dem Bilde des verzweifelnden Geliebten bebſt du nicht zurück, und ſchreckt dich nicht die gottesläſternde Verwünſchung, die deine Weigerung ihm abgepreßt? Weißt du, was du thuſt? Gibts etwas Heiligeres, als unſere reine Liebe, und eine Pflicht, die größer wäre, als die des menſchlichen Erbarmens, um den zu retten, der am Rande der gähnenden Vernichtung ſchwebt? Ulrike! du kennſt das gräßliche Geſpenſt noch nicht, das in des Lebens öden, troſtloſem Kerkergrauen uns zur Selbſtbefreiung winkt; ſie haben dir noch nie verführeriſch in's Ohr geklungen, Worte, die dich zum nahen leichten Ausweg hingelockt, wenn jeder andere ſich verſchloſſen wies. O, es gab ſchon eine Zeit, wo ich vertraut mit dem trügeriſchen Geiſte den letzten Handel abzuſchließen eilte — damals Ulrike warſt du der Engel, der mich rettete; und willſt es heute nicht mehr ſeyn?" —

„Es war in Rom einmal, als ich des Morgens abgeſchloſſen meine letzte Rechnung, wenig mehr der Außenwelt um mich gewahrend, die auch durch der Gewohnheit Reiz mich nicht mehr an ſich feſſeln konnte, durch eine jener abgelegenen Gaſſen ging, dem einſamen Geſtade der Tiber zu. Der Unglücklichen dacht ich mir Manchen, der dort in ihren grünen Wellen, um unverdienter Schmach, der Ungerechtigkeit der Welt, dem Drucke der Noth und mancher andern Qual auf's ſchnellſte zu entgehen, die leidenvollen Tage ſich verkürzt, und ſo von ſich gewälzt was er nicht länger tragen mochte; unbekümmert, ob die Welt es Größe oder Kleinmuth nenne, weil es nicht werth ihm ſchien, daran der Frage wichtige Entſcheidung mehr zu knüpfen. Und gleichſam mir daſſelbe denkend, hob ich verächtlich um mich ſchauend, das tiefgeſenkte Auge vom Boden auf, doch ſiehe da! vor eines dürftigen Malers Werkſtätte unter andern Bildern die zum Kaufe ausgeboten, ſieht ein Bild mit ſolchen beklagenden, vorwurfsvollen Blicken gerade auf mich, als ſeien ſie die Antwort auf die Frage, die ſchon auf meiner Stirn ſtand; und dieſes Bild, o wundervoller Zufall, Ulrike! es iſt dein Bild, als habeſt du dem Künſtler ſelbſt geſeſſen, der es ſo täuſchend auf die Leinwand hingehaucht. Dem Staunenden bezahlt ich es mit ſchwerem Golde, und ſchuf zum Glücklichen ihn um, wie ich durch ihn es von neubelebter Glaubenshoffnung ward. Zum Danke malte er auch mich, der ſich zum Angedenken jener Stunde willig ſeinem Wunſche ergab. Mein Antlitz und die Geberde, die ich wählte, trugen das Gepräge meines damaligen Gefühls. Verzweiflung ſtand auf meiner Stirn, und eines Dolches Stahl lag in meiner Hand. So Ulrike, hängt das Bild mir gegenüber, an der Stelle, an der ich dir ſchreibe. Ulrike! du verweigerſt es, mich zu hören? Dein Entſchluß ſteht feſt und unwandelbar? Du kömmſt nicht nach der Gartenpforte? Ulrike! Ulrike! das Geſpenſt kehrt wieder, ſein Grinſen lächelt mich grauenvoll über die Schulter an, und ſein Flüſtern bringt ſinnumnebelnd in mein Ohr; es ſchimmert der Dolch in der zuckenden Hand — und du entringeſt mir ihn nicht?" —

Das letzte Blatt war vom 24. gezeichnet.

„Es iſt geſchehen," ſchrieb Theodor — „düſter farblos, nur wie von des Leichenzuges Fackeln Glut erleuchtet, die jenen Dom erhellt, ſo ſteht das Leben um mich her; ein grauenvoller Richterſpruch ertönt des Pſalmes feierliches Lied wie über den gefallenen Sohn im Rollen der majeſtätiſchen Orgeltöne über mich; des Lebens Schmuck und Blüthen alle, und alle Hoffnungen und Wonnen, ſie ſinken mit den greiſen Locken in das Grab, auf denen ihre Hand im letzten, heilig unwiderruflichen Verſprechen ruhte. Ein weites Leichentuch breitet ſich über die Natur, und murmelnde Gelübde ſteigen daraus hervor, wie Fluch und wimmernde Verzweiflung. Weh mir! es ſtürzen die rieſigen Gewölbe über mich zuſammen, die Grüfte wanken unter meinen Füßen, zum Umſturz neiget ſich die Säule, an die ich mich im lauten Fieberfroſte klammere! Es treibt mich fort mit unwiderſtehlicher Gewalt. Fort! fort! zur Nimmerwiederkehr! Des Himmels Wölbung bricht nicht ein, der Sterne Leuchten erliſchet nicht, und noch hält der Erde feſter Grund; — doch mir wölbt ſich des Äthers ſanftes Blau über keiner Heimat mehr, mir blinkt kein froher Stern auf eine Stätte hin, dort froh zu weilen, und wo ich Ruhe ſuche, ſpaltet ſich die Erde und öffnet mir ein Grab. Heimatlos iſt der Älternloſe — Räthſelvoll war ſein Entſtehen — ſo ſei auch zweifelhaft ſein Ende!"

Noch einige Anordnungen, die für des Unglücklichen letzten Willen gelten konnten, und die es noch ungewiſſer machten, ob wirklich Selbſtmord ſein letzter Entſchluß geweſen, lagen im Brouillon den übrigen Papieren bei. Unter dieſen das Vermächtniß des kleinen Hauſes und einer Leibrente an Brigitten, und die Beſtimmung, daß jenes größere Gartenhaus mit der vollſtändigen Einrichtung bis nach Verlauf der geſetzlichen Friſt ſeiner Wiederkehr unberührt bleiben ſollte.

Es wurde mir nicht ſchwer, aus dem Inhalte aller dieſer Papiere den Zuſammenhang der Geſchichte mit der Erſcheinung in meinem Wohnzimmer und im Garten vereinbart zu erklären. Ulrike hatte ſich ihrem Vorſatze ſtandhaft treu, vor dem Fluche eines Vaters bange, und von der Erfüllung ihres Gelübdes nur dann verſichert, wenn ſie Theodors Verlangen, ihn je noch einmal zu ſehen, widerſtrebte; gleich nach der Beerdigung ihres unglücklichen Vaters, von der Theodor noch der verzweifelnde Zeuge wurde, und nachdem ſie ihm durch Brigitten für ewig Abſchied geſagt, nach einem Orte zurück gezogen, wo ſie gewiß war, von keiner Nachforſchung entdeckt zu werden. Erſt als Theodor's Verſchwinden gewiß war, zeigte ſie ſich wieder; und von jetzt an nahm ſie ihren Aufenthalt bei Brigitten, um weit entfernt von der Welt doch jenen Erinnerungen ihrer nie erloſchenen heiligen Liebe näher zu bleiben. Oft lenkte ſie dann aus ihrer ſtillen Wohnung ihre Wallfahrt zu jener Gartenlaube, wo ſie einſt glückliche Stunden verlebt hatte, und zu dem Bilde des Geliebten, an dem ihr ein Zufall vielleicht einſt den Verwahrungsort der inhaltsvollen, für ſie ſelbſt ſo gewichtigen Blätter verrieth, in deren Wiederdurchleſung ſie wohl manchen Abend wehmüthig verſchwärmen mochte. Eine geheime Treppe, von dem Alcoven nach dem Garten, brachte ſie jedesmal mit Sicherheit auch dann dahin, wenn ſie ſich durch meine Abweſenheit ungeſtört zu finden hoffte.

Ich hatte die Papiere oft und öfter mit immer ſteigendem Antheile durchleſen, mir manches abgeſchrieben, vorgemerkt, doch beſchloß ich ſie unmittelbar nach meiner Wiederkunft in Brigitten's Hände zurück zu ſtellen, damit ſie durch dieſe wieder in Ulrikens Beſitz gelangten, denn in meinem Herzen bat ich ihr die grauſame Störung reumüthig ab, die ihr meine Neugierde angethan. Es war zu ſpät am Tage, als ich von der Reiſe zurückkam, um noch an demſelben Abende meinen Vorſatz auszuführen. Nicht ohne einige innere Bewegung betrat ich dieſe Gemächer wieder, die der Beklagenswürdige, mir indeß ſo werth gewordene Theodor, bewohnt hatte, und fand mich von wahrhafter Rührung ergriffen, vor ſeinem Gemälde. Lebhaft ſtand er mit ſeinem düſteren Blicke, mit dem emporgeſträubten Haare, den vom Hohne der Verzweiflung aufgezogenen Mundwinkeln vor mir, wie er auf dem Wege nach der Tiber, wie er an der Säule der Begräbnißkirche geſtanden haben mochte. Ich vertiefte mich in das Anſtarren des Bildes, meine aufgeregte Phantaſie begann ein wunderbares Spiel mit meinen Augen. Plötzlich bedäuchte es mich, als verklärten ſich mit einmal des Bildes Züge, als leuchtete eine klare Heiterkeit über die entfaltete Stirne, als ſtrahlten ſeine Blicke in ſüßer Wonne, und als ſchwebte um ſeine Lippen das Lächeln des ſeligſten Entzückens. Ein Gefühl, das beinahe an ein geſpenſtiſches Grauſen gränzte, ſo lieblich auch die Erſcheinung war, die meine erhitzte Einbildungskraft mir vorgeſpiegelt, trieb mich empor und aus dem Gemache weg. Ich eilte, das Blut, das ich in den Adern glühen fühlte, auf dem Erker in friſcher Nachtluft abzukühlen.

Scheidend wankte ſchon die Mondesſichel in aufſteigende Gewitterwolken nieder. Schwarz und düſter ſtieg das rieſige Dombach aus den Schatten der dunkeln Maſſen hervor. Das Glöcklein, das einem Sterbenden geläutet ward, tönte hell und ſchaurig durch die Nacht, und zu gleicher Zeit ſchlug die Thurmuhr zwölf. Von einer ſonderbaren Ideenverbindung ergriffen, wandten ſich meine Blicke nach der Laube, und eine Fieberwallung überlief mich faſt, als ich in dem Augenblicke jene oft geſehene weiße Geſtalt ſich deutlich von dem Sitze erheben und in den Laubgang verſchwinden ſah. Vergebens führte die Müdigkeit von der Reiſe, den Schlaf für dieſe Nacht auf mein Augenlied herab, die verwirrteſten Träume, die mich umgaukelten, verſcheuchten ihn ſchon am frühen Morgen, und ſobald es nur halbwegs an der Zeit ſchien, trieb mich die Ungeduld meiner Gedanken zu Brigitten.

Sie ſaß, ſchon als ich in ihr helles, ſonnenerleuchtetes Stübchen trat, vor einem großen Geſangbuche, in tiefe andächtige Betrachtung verſunken. Als ſie bei meinem Eintritte das Geſicht davon erhob, glänzten ihre Augen — Thränen, und die Falten ihrer ehrwürdigen Wangen drückten ſchmerzliche Wehmuth aus. „Was iſt geſchehen?" rief ich nicht ohne heimliche Ahnung. „Sie weinen gute Frau? Was kann Ihnen begegnet ſeyn?" Der Blick, den ſie ins Nebenzimmer warf, galt ſtatt der Antwort. Auf ſchwarzüberzogener Bahre, von ſechs hohen kreuzbezeichneten Leuchtern umſtellt, ruhte eine blaße, zartgeformte Frauengeſtalt, die ſchönen weißen Hände über die Bruſt gefaltet, in weißer, nonnenähnlicher Kleidung, einen Kranz von Roſen auf den Schleier gedrückt, der ihr Haupt umwallte. Einer Jungfrau, die kaum zwanzig Frühlinge gezählt, hätte man ſie gleichgeſchätzt, ſo ein ſanftes Roth ſchwebte noch auf den Wangen der Todten, ſo anmuthig war das Lächeln um ihre Lippe, aber das verſunkene Auge und der tiefe Zug des Grames zwiſchen den wunderlieblich geformten Braunen zeigten, daß nicht das ſanfte Ende der Dulderin, daß ein langes vieljähriges Leiden ſie dahin gedrückt. „Ach Ulrike!“ entfuhr mir der unwillkürliche Ausruf. — „Sie kannten die Dahingeſchiedene? Sie wiſſen?“ frug die Alte hocherſtaunt. — „Wie ſollte ich nicht,“ entgegnete ich ihr, den Pack der Papiere umſchlungen mit dem Trauerbande ihr hinreichend. „Mußte ich Unglücklicher nicht noch der Störer ihrer letzten Freude werden?“ — „Gott vergebe es Ihnen,“ erwiederte die Alte, mit einiger Bitterkeit. „Seit dem Tage, da ihre unvermuthete Dazwiſchenkunft die Schwächliche überraſchte und erſchreckte, konnte ſie ſich nicht mehr erholen.“— Der nicht ungerechte Vorwurf über meine vorlaute Neugierde ſchnitt mir in die Seele. —„Und wann ſtarb ſie?“ frug ich verlegen und halb gedankenlos. — „Geſtern um Mitternacht.“ — „Wie,“ rief ich, „geſtern um Mitternacht?“ — „Ja ſo iſts,“ ſagte Brigitte, die mich erſtaunt betrachtete. „Kurz vor Mitternacht lag die Arme in einem tiefen, aber doch bewegten Schlafe und ſchien zu träumen. Mit dem Schlage zwölf richtete ſie ſich noch einmal von ihrem Lager auf, ſah wie verklärt vor ſich hin, und ſprach recht wohl vernehmlich: Er auch, Brigitte, er auch iſt frei ſeiner Bande, und ſeiner Leiden! An der Laube ward es mir gewiß. Lächelnd ſank ſie dann in meinen Arm und athmete nicht wieder.“ — In lautes Schluchzen ausbrechend, warf ſich Brigitte jetzt an der Leiche nieder, ich aber legte das Packet in die gefalteten Hände der Todten. „Dieſe Schätze ſollſt du im Grabe nicht vermiſſen, du Beklagenswerthe,“ ſo ſprach ich tief gerührt, auf wenige Tage waren ſie geraubt, und wenig kümmert es dich jetzt, ob die Welt durch ſie erfährt, was du gelitten und errungen, doch zur Huldigung deinem Geſchlechte mag es gereichen, aus ihrem Inhalte zu erfahren, mit welcher unbegriffenen Stärke oft ein weibliches Gemüth ſein Leiden trägt, indeß ihm oft der edelſte und kräftigſte der Männer unterliegt. „Mit einem wehmüthigen Blicke ſagte ich der Dahingeſchiedenen Lebewohl. Einen armſeligen Troſt, den einzigen, den ich ihr geben konnte, ließ ich Brigitten meine volle Börſe zurück.

Als ich daheim in meine Stube trat, war eben Georg aus der Stadt mit den Zeilungen und Tageblättern eingetroffen. Er überreichte ſie mir. Mein erſter Blick fiel auf den Namen des Grafen von D... Ich las die folgende Kundmachung.

„Nachdem Graf Theodor von D... ſeit dem Jahre 17.. aus dem Lande, unbewußt wohin, entſchwunden iſt, und während der geſetzlichen Friſt von dreißig Jahren, ſechs Wochen und drei Tagen, kein Zeichen ſeines Lebens oder Aufenthaltes von ſich gegeben, ſo wird Derſelbe auf Verlangen ſeines nächſten Anverwandten und Erben des Herrn Grafen Boemund von D... als deſſen leiblichen Bruders für verſchollen, und ſeine Habe und Beſitzungen als des letzteren Grafen Eigenthum durch richterlichen Spruch erkannt, und dieſes Jedermann zur nöthigen Wiſſenſchaft kund gethan.“

.... Gericht zu * September 17..

Wehmuthsvoll ließ ich das Blatt aus meinen Händen ſinken, und erhob mein Auge zu dem Bilde, dem ich wieder gegenüberſtand. Du Unglücklicher, rief ich, du ſchuldlos Ausgeſtoßener, und grauſam Verbannter! Was wäre der Menſch, dem die bewußtloſe Stunde der Geburt ſchon Leiden um Leiden bereitet, wüßte er nicht, daß eine andere Stunde, ſo ſetzte ich getroſter hinzu, ihn von jedem Leiden befreite.

Weingarten.

Das Loſungswort.

Als Krieger hab' ich manche Nacht
In Sturm und Regen durchgewacht,
Und wenn ich auf dem Poſten ſtand,
Dann war ich rüſtig ſtets zur Hand,
Und hört' ich ferne Schritte nah'n;
Gleich ſpannt' ich meinen Feuerhahn,
Und von dem Kommenden ſofort
Heiſcht' ſtrenge ich das Loſungswort,
Damit das Heer, das rückwärts war,
Nicht Anfall leide, noch Gefahr.
Wird wieder in den Krieg marſchirt,
Dann bin ich wohl ſchon avancirt,
Und fragt man mich, welch' Wort es ſei,
So ſich bewähr' als Feldgeſchrei,
Dann ruf' ich mit Begeiſterung:
Den holden Frauen Huldigung!

Carl Barbarina.

Sitz und Buch.

Ich ſitz' auf einem Kiſſen
Mit buntem Blumenrand,
Geſtickt auf grünem Grunde
Von meiner Mutter Hand.

Ich leſ' in einem Buche,
Ein Bild iſt jedes Blatt:
Da leſ' ich alle Tage,
Und leſe mich nicht ſatt;

Nun dünkt mich ſtets das Alte
Als hätt' ich's nie geſeh'n,
Die Bilder ſind zu herrlich,
Die Farben gar zu ſchön!

Ihr lacht des alten Kindes?
Ei lacht und ſpöttelt nur:
Mein Kiſſen iſt der Raſen,
Mein Buch iſt die Natur!

Baron Schlechta.

Der Traum.

Mir träumte, als ich jüngſt entſchlafen war,
Daß mich umgeben eine Engelſchar,
Mit Roſen ſpielten ſie und Blumenkronen,
Und Freude ſchien um ihren Sitz zu thronen.

Vergeſſend meinen Schmerz naht' ich den Reih'n,
Und wollte mich dem Dienſt der Freude weih'n,
Doch ſtreng verwieſen ſie mein kühn Begehren
Und höhnend ſchienen ſie mich abzuwehren.

Ich wandte düſter mich, um fortzuzieh'n,
Nach einer andern fernen Gegend hin
Nicht fragend, ob zum Jammer, ob zum Glücke?
Nicht grämend mich ob meinem Mißgeſchicke:

Und ſo nach langem Irren endlich fand
Ich mich an einer weiten Höhle Rand,
In deren Mitte wieder Englein ſpielten,
Und unter Gold und Edelſteinen wühlten.

Die Erſten waren mir nicht hold geſinnt,
Drum wollt' ich ſehn, ob dieſe milder ſind?
Doch kaum war ich bei ihnen eingetreten,
Schien ihre Wangen ſchon der Zorn zu röthen.

Sie flohn, mitnehmend Gold und Diamant,
Nur Einer wies mich an des Meeres Rand:

Zieh hin, ſo ſprach er rauh, laß uns in Frieden,
Dort wirſt du finden, was dir iſt beſchieden.

Von neuem trat die Wanderung ich an,
Nicht Hoffnung ſchien auf meine düſtre Bahn,
Und Wald und Wüſten mußt' ich raſch durcheilen,
Geſtattet war kein Ruhen und Verweilen.

Und als ich kam an meiner Weiſung Ort,
Beſchien der Mond den weiten Meeresport,
Die Wellen hört' ich an die Ufer ſchlagen
Und ſah die fernen manch ein Schifflein tragen.

Und ſchlanke Jungfrau'n ſtehn im Fluthenhaus,
Doch wie ganz anders ſehen dieſe aus:
Schien bei den Englein nur das Glück zu thronen,
So muß bei dieſen trüber Schmerz nur wohnen.

Jetzt naht' ich ihnen ahnend und geſpannt,
Doch ſie, — ſie nahmen auf mich als bekannt,
Beſchenkten mich mit reichen Perlengaben,
Verſichernd, daß ſie ſchmerzen, doch auch laben.

Doch als des Traumes Zauberbild entſchwand,
Und ich allein, ſo ganz allein mich fand,
Entquollen reiche Perlen meinem Blicke. —
Ein Traumgeſchenk, — das Niemand mir entrücke.

Sidon

Anrede

von Sultaninnen in Schreiben.

Überſetzt aus der Sammlung von Staatsſchreiben des türkiſchen Dichters Nabi *).

Schreiben des Überſetzers an den Herausgeber.

Unter die, den Frauen im Morgenlande gezollten Huldigungen, gehören nicht nur die Gaſele der Dichter, ſondern auch die Artigkeiten der Munſchi; d. i. der Briefkünſtler, deren reichgereimte Proſe bisher unter uns noch ſo gut als unbekannt geblieben, während die Gaſelenfluth ſchon von allen Seiten hereinbricht. Zur Probe lege ich Ihnen die drei folgenden Dibadſche, d. i. Briefanfänge vor, welche in dem Inſcha, d. i. in der Briefſammlung des berühmten türkiſchen Styliſten Nabi, unter den Nummern 111, 112 und 113 aufgeführt ſind. Sie meinen gewiß, daß ich Ihnen die Patſche des türkiſchen Dibadſche hätte erſparen können, aber keineswegs; denn dasſelbe gehört ganz eigentlich in die weibliche Schmuckwelt. Dibadſche heißt ein Stück reichen, ſeidenen Stoffes mit Gold umſponnen, und mit vielfärbiger Seide geſtickt; und ſo heißt denn auch der Anfang morgenländiſcher Bücher und Staatsſchreiben, welche mit Blumen und Gold mannigfaltig verziert ſind. Ein ſolcher geſtickter Goldlappe aus

---

*) Nabi nicht Nebi; es iſt kein minderer Unterſchied zwiſchen jenem und dieſem, als zwiſchen dem deutſchen lab ich und leb ich, was denen gilt, die noch immer Motanabbi ſtatt Motenebbi ſchreiben.

einer Brieſſammlung herausgenommen, und einem unſcheinbaren nüchternen Briefe vorgeſetzt, ſieht dann freilich wie jene Purpurlappen beim Horaz aus, welche, um weit hin zu glänzen, ſchlechten Verſen aufgenäht werden; ſolcher Dibadſche gibt es nicht nur in den türkiſchen Brieſſammlungen, ſondern auch in unſeren Blumenleſen und Taſchenbüchern zur Genüge. Das Ihrige darf alſo dieſe, noch überdieß als Huldigung für die Frauen gutgemeinten Purpurlappen türkiſchen Briefſtyls keineswegs verſchmähen.

Nr. 111.

Herrinn der Frauen der Verſchleierten, Krone der Gemalinnen der Gefeierten, Diadem der Wohlverwahrten in der Schönheit Blumengarten, Majeſtätiſche Balkis, (Saba's Königinn) nur Salomonen geweiht, Sultaninn Aiſche, die Keuſche der Zeit, meine Herrinn und Frau! Nachdem den Pantoffel Eurer Majeſtät, auf welchem die Gold- und Silberflittern, wie die Sterne der Milchſtraße zittern, meine Wenigkeit in aller Unterthänigkeit ehrfurchtsvoll angerührt, und die Sohle desſelben, welcher Glück und Majeſtät als Zwillinge ſind aufgenäht zum Munde geführt; nachdem ich im heißen Gebet für Allerhöchſt Dero kaiſerliches Temperament, und Allerhöchſt Dero königliche Natur Tag und Nacht mit Demuth und Wehmuth gefleht, iſt an Allerhöchſtdero Vorderſeite, welche voll Glück, der Größe Fabrik dieſes Ihres unbezweifelten Sclaven bittſtellender Vortrag der folgende:

Nr. 112.

Sonne der Sphäre der Keuſchheit, welche die Welt erleuchtet, Mond des Mondkreiſes der Reinheit, welcher mit Lichtthau befeuchtet, neuer Wein aus der Herrſchaft Rebenhain, Perle von einzigem Werth, in der Muſchel der Größe genährt, Fatima der Zeit, die Aiſche von heut, meine Frau und Herrinn! Nachdem Eurer Majeſtät geſegneter Schleier mit den Lippen der Unterthänigkeit, und dem Munde der Unterwürfigkeit berührt und geküßt worden, iſt der Vortrag u. ſ. w.

Nr. 113.

Sonne der Sphäre des Glücks und der Majeſtät, großes Licht, welches im Zenith der Reinigkeit ſteht, Neumond des Himmels der Größe der ſultaniſchen, ſchmucke hundertblätterige Roſe des Roſenbeets, des osmanniſchen, meine Frau, Herrinn und Kaiſerinn! Während Tag und Nacht die Gebete werden dargebracht, daß Eurer Majeſtät gebenedeite kaiſerliche Perſon beſtändig ſitze auf der Herrſchaft Thron, wird Allerhöchſt Ihrer Vorderſeite, welche die Fabrik von Glück und Macht, allerunterthänigſt vorgebracht.

J. von Hammer.

Auf die Wiedergenesung
meiner Tochter Iſabella an ihrem zehnten Geburtstage.

Schickſalentſcheidend über Tod und Leben
War deines neunten Jahres letzter Tag,
Der dreimal ſiebente, ſeitdem mit Beben
Des Fiebers Glut auf deinen Nerven lag.

Zum zweiten Mal hat dich mir Gott gegeben,
Der abgewendet harten Donnerſchlag;
Er macht die ſchroffen Bahnen eben,
Vom ſinſt'ren Thal in lichten Blumenhag.

Es ſteht in menſchlicher Natur geſchrieben,
Als Tod- und Lebenszahl die Neun und Sieben,
Wohl dem, der ſich mit allen ſeinen Lieben
Sich ihres günſt'gen Gegenſcheins darf freu'n.
Wer ew'ger Einheit tranet, darf nicht ſcheu'n,
Das Böſe von der Sieben und der Neun.

J. von Hammer.

Nach dem Englischen Lord Byron's.

Wie auf dem kalten Grabesſtein,
Den Wandrer Namen an ſich ziehen,
Soll, wenn du dieſes ſchau'ſt allein,
Der meine nicht dein Auge fliehen.

Und wirſt du dieſen Namen leſen,
Vielleicht in einem künft'gen Jahr,
So denk', daß lebend ich geweſen,
Als hier mein Herz begraben war.

J. von Hammer.

O'Donoghue.

Frühlingsphantaſie auf eine iriſche Elfenſage gegründet.

Die Maienſonn' kömmt aus dem See gezogen,
Wie eine Kön'gin aus des Bades Fluth;
Noch ſchwimmt der Purpurmantel auf den Wogen,
Nenn' ich ſie glüh'nde Fluthen, flüß'ge Gluth?
Weißbärt'ge Diener dort: die alten Berge,
Sie bringen Goldgeſchmeid', der Schönheit Zoll;
Die jungen Hügel hier: Dienſtfert'ge Zwerge,
Sie nah'n, mit Blumen alle Hände voll.

Doch ſeht nun, wie's kochet im ſchäumenden See!
Aufſprüht es, wie ſtäubende Flocken von Schnee,
Und wühlt wie mit Roſſehuf ſich hervor
Und glitzert wie flammende Panzer empor.

Auf weißem Roſſe ſteigt im Waffenglanze
Ein junger Held aus der geſpalt'nen Fluth;
Ob auch das Schlachtſchwert an den Lenden ruht,
Schlingt doch um's Haupt der Öhlzweig ſich zum Kranze.
Ob Schild und Panzer ſich zum Kriegsſchmuck eine,
Spricht Friede doch die milde Glut des Blick's;

Und ob er auch des Krieges Sinnbild ſcheine,
Iſt Schutzgeiſt er des Friedens doch und Glücks.

In kühligen Fluthen, da blühet ſein Reich,
An Segen und Fried' iſt kein and'res ihm gleich.
Und daß er auch ſegn' und beglücke die Welt,
Erſcheint mit dem Lenze alljährlich der Held.

Vor allen doch will er die Menſchen ſegnen,
Die ſeiner ſtillen Friedensbahn begegnen.
Beglückt, wer ihm in's Auge ſchauen kann!
Da zündet Lieb' ihr mildes Licht ſich an,
Der gold'ne Friede blickt aus ſeinen Augen
Und hagres Elend wandelt ſich in Glück,
Der blaſſe Tod ſelbſt könnte Leben ſaugen
Und Siechheit Kraft aus ſeinem Feuerblick.

Brächt' Wehmuth hieher ihr gebrochenes Herz,
Bald ſchlüg' es entfeſſelt von Sorgen und Schmerz;
Und käme die Freundſchaft mit welkendem Kranz,
Raſch blühten die Blumen im Frühlingsglanz.

Sieh! ringsumher in Schneegewändern blinkend
Geſtalten, wonnig, hehr und wunderbar;
Hier Jungfrau'n, bietend goldne Früchte dar,
Dort Jünglinge mit Blüthenkränzen winkend.
Und über'm Waſſer ſingt's wie junge Quellen;
Wenn Roſen ſingen könnten, wär's ihr Klang.
Doch, iſt's ein Frühlingspſalm der regen Wellen?
Iſt's liebetrunk'ner Nymphen Zauberſang? —

„Heran all ihr Menſchen und hieher den Blick!
„O' Donoghue nahet und ſpendet euch Glück.
„Umarmet die Freude, ſo lang' ſie noch winkt
„Und freut euch der Sonne, ſo lange ſie blinkt!"

Da hüpft der Gießbach froh in ſchneller'm Drange,
Fromm blickt das Veilchen blauen Augs empor,
Zur Sonne ſteigt ein junger Lerchenchor
Und Roſ' an Roſe lehnt die glüh'nde Wange.
In Morgenwolken taucht die Fichte kühn,
Im Kronenſchmuck der Liljen blühn Demanten
Aus Grüften ſelbſt iſt Leben friſch erſtanden
Und Gräber kleiden ſich in Hoffnungsgrün.

Und was ſich noch regen und ſingen kann,
Laut ſchwebt es im Liederſturme heran;
Ach! aber kein Menſch hört den rufenden Sang,
Kein Menſch naht, die weiten Gefilde entlang.

Schon will mit ſeiner Schar hinab der Held
In's Reich des Friedens, in die Heimatwelt,
Noch einmal ſieht man Schild und Panzer glänzen,
Noch einmal ſcharrt der Roſſe Silberhuf,
Noch einmal winkt es mit des Segens Kränzen,
Noch einmal freundlich klingt des Liedes Ruf,
Sieh da! jetzt kann's ſein forſchend Aug' erſpähn:
Ein Menſchenpaar auf grünen Uferhöhn!

Im Grünen, da ruhet ein liebendes Paar,
Das blickt ſich in's Antlitz, ſo innig und klar,

Das blickt ſich in's funkelnde Auge hinein
Und ſieht nicht die Welt, ſieht nur ſich allein.

Der Kranz winkt wieder — ach, ſie ſehen nicht,
Geſang ertönt — umſonſt! ſie hören nicht!
Der Held blickt ſegnend auf die Fluren wieder,
Doch jetzt! die luft'ge Schar fährt ſinkend nieder,
Die Wellen rauſchen ruhig drüberhin
Und hoch im Blau'n ſieht man die Sonne ziehn.
Der Traum zerſtob! doch ſeht, an jener Stelle
Taucht nun ein Blumeneiland aus der Welle.

Die Liebenden ruhen umſchlungen, wie vor,
Nur blühten rings Myrthen und Roſen empor,
Der Himmel iſt doppelt goldig und licht,
Doch wie's ſo gekommen? — ſie wiſſen es nicht.

A. A. Graf v. Auersperg.

Des Glückes Kram.

Das Glück, ein freundlicher feiſter Mann,
Hat ſeinen Kramladen aufgethan,
Es iſt kein Chriſt, es iſt kein Jude,
Doch hat es eine gewaltige Bude.
Und was es verkauft, dient ſeinen Gäſten,
Wollt' ſagen Kunden, allein zum Beſten.
Ruhm, Schönheit, Reichthum et caetera ſtrahlt
Gleich Nürnberger Waaren geſchmacklos gemahlt,

Nur iſt die Waare, man muß es geſtehn,
Sehr oft beim Lampenlichte nur ſchön.
Sehr ſelten, wie neugeborne Dublonen,
Und meiſtens gekauft in Auctionen.

Tritt nun ein junger blühender Mann
Oder gar ein hübſches Mädchen heran,
Gleich zieht ſein Mützchen herunter das Glück:
Was ſchaffen's denn? Nur 'nen Augenblick!
Iſt hier nicht die Waare, die Sie kann erfreu'n,
So wird ſie im großen Gewölbe ſeyn.

Zwar bleiben gar viele Leutchen ſteh'n
Doch finden ſie nichts, ſo vorhanden iſt, ſchön.
„Wir kommen den nächſten Morgen vorbei,
„Daß dann die Waare fertig ſei.“

Auch ſagen Sie, was Sie begehren zwar —
Doch was Sie wollen, wird nie recht klar.

Da ſitzt das Glück auf die ganze Nacht,
Bis es die Arbeit zuſammen gebracht,
Es ſei zuvor hier bemerkbar gemacht,
Das Glück hat das Pulver nicht erdacht,
Denn wie wir gleichfalls erinnern hier,
Das Glück iſt juſt ſo irdiſch als wir,
Das Glück iſt etwas plumper Natur,
Verſteht auch meiſt zur Hälfte nur.

Wenn obige Leutchen kehren zurück,
Reicht das Verlangte dar das Glück,

Das hat viel Fehler, das iſt nicht benommen,
Doch iſt es für ein Geſchenk vollkommen.
Hilf Himmel, was ſchneiden Sie für Geſichter,
Sie brummen wie mäßig gelobte Dichter,
Sie gönnen dem Glücke kein freundliches Wort,
Sie dreh'n ihm den Rücken und trollen ſich fort,
Und murmeln — o undankbare Welt —
Was Guckguck, ſo hat ich's nicht beſtellt.

A. v. Maltitz.

Vorſatz.

Ei wenn ich ein Veilchen wär'
Heimlich in den Gründen,
Sollte nur ein treues Herz
Mich im Graſe finden.

Eine Roſe wär' ich gern:
Jede wollt' ich ſtechen;
Doch ein glücklich Liebender
Könnte leicht mich brechen.

Wär' ich eine Lilie,
Würd' ich ſtrenge blicken,
Dürfte nur ein reiner Sinn
Meine Kelche pflücken.

Und wenn ich ein Mädchen wär':
Schickt' ich alle Gecken,

Adel, Gold und Rang zum Trotz
In die Brombeerhecken.

Aber käm' ein Ehrenmann,
Wenn auch ſchlicht an Sitten:
Ei fürwahr der ſollte mich
Nimmer zweimal bitten!

Baron Schlechta.

Der
alte Steinbruch im Wolfsgraben *).
Eine Erzählung
von J. Stierle Holzmeiſter, k. k. Hauptmann.

1. Capitel.
Der Köhler.

Vor dem halb verfallenen Thore einer alten, von Zeit und Menſchen zerſtörten Ritterburg, in einer wilden romantiſchen Gebirgsgegend, ſaß — an einem ſchwülen Auguſtabend — ihr damaliger Beſitzer — der Köhler Wolf. Struppig hing gebleichtes Haar um das von Ruß geſchwärzte Geſicht, deſſen harte Züge, von tiefen Furchen auf Stirn

---

*) Dieſe Erzählung iſt diejenige, von welcher in einem Nachworte zur kleinen Novelle: Der Hühnerhund, enthalten im fünften Jahrgange dieſes Taſchenbuches, die Rede war. Der Verfaſſer.

und Wange durchkreuzt, im Verein mit ein Paar finſtern Augen nicht geeignet waren, den unheimlichen Eindruck zu mildern, welchen die rieſige Geſtalt mit dem verwilderten Äußeren erregte.

Das Haupt auf die linke Hand geſtützt, welche zuweilen krampfhaft im Scheitelhaare wühlte; in der rechten eine große, bereits halbgeleerte Branntweinflaſche haltend, ſtarrte er düſter in die rothbeſäumten Gewitterwolken, die von Weſten, gleich ungeheuren wandelnden Bergen herauf zogen, durch deren dünnere Zwiſchenräume zuweilen ein matter Strahl der ſinkenden Sonne die alten Mauern mit einem fahlen unerfreulichen Scheine beleuchtete.

Sein Weib, gleich ihm im Herbſte des Lebens, ſpann unfern von ihm, und ſchien dabei eifrig zu beten, indeß beider Sohn, ein Trottel *), mit ſinnloſer Freude die Tannenzapfen, welche er mit vieler Mühe den ganzen Tag geſammelt hatte, den ſteilen Abhang hinabrollen ließ.

„Das ſind wieder einmal recht blutige Wolken!" — unterbrach Wolf mit tiefer metalloſer Stimme die ſchauerliche Stille. — Nach einer Weile fuhr er fort: „Hab mir's wohl gedacht, daß es bald losbrechen würde, der Wind ſauſt ſchon durch die Föhren, der Donner brummt auch in der Ferne, das gibt gerade wieder ſo eine Nacht, wie heute vor." — Da durchzuckte ein Blitzſtrahl das werdende Dunkel, und mit allen Zeichen des Entſetzens fuhr der Köhler von ſeinem Sitze auf; — die Flaſche entfiel ſeiner Hand, am felſigen Boden in tauſend Scherben zerſplitternd.

---

*) Örtliche Benennung für Cretin.

„Um aller Heiligen willen! was fehlt dir?“ rief ſein herbeieilendes Weib.

„Frag mich nicht! — erwiederte er rauh; — „hole mir Branntwein!“ —

„Lieber Hans“ — ſagte furchtſam die Köhlerin, — „ich glaube“ —

„Was! zum Teufel! — was haſt du ſchon wieder zu glauben? Branntwein hole! ſonſt“ — — Da unterbrach ein freundliches: „Guten Abend Landsmann!“ — den Schluß der heftigen Rede. — Mürriſch, ohne Erwiederung des Grußes, wandte ſich Wolf nach der Seite, woher er kam.

Ein, ſo viel man ſehen konnte, junger Mann, von hohem, ſchlanken Wuchſe in Jägertracht ſtand vor ihm, deſſen Anſtand und zierliche Kleidung jedoch eher auf einen wohlhabenden Liebhaber des edlen Waidwerkes, als den Jäger von Profeſſion, ſchließen ließ. Ein großer, brauner Vorſtehhund ſtand dicht bei ſeinem Herrn, die glühenden Augen mißtrauiſch auf den Köhler geheftet.

„Was wollt Ihr?“ — frug Wolf endlich barſch, nachdem er den Ankömmling einige Augenblicke forſchend betrachtet hatte. „Unterkunft für dieſe Nacht, guter Mann;“ — antwortete der Fremde in einem ausländiſchen Dialecte: „Ein Gewitter iſt ſeinem Ausbruche nahe; die Nacht nicht mehr ferne, und mir dieſe Gegend unbekannt.“

„So hättet Ihr draus wegbleiben ſollen!“ — polterte der rauhe Waldbewohner: — „Bei mir iſt kein Unterkommen für eures Gleichen; unſereins hat kaum Stroh für ſeine müden Glieder, viel weniger Betten für müßige Herumſtreicher.“

„Nur nicht ſo unfreundlich Alter!“ entgegnete der junge Mann mit feſtem Tone; „ich will mein Nachtlager gut bezahlen, ſei es ſo ſchlecht, als es wolle; Zuflucht vor dem Unwetter aber getraue ich mir allenfalls zu erzwingen.“ „Nun! wenn Ihr zahlt, ſo mögt Ihr meinetwegen hier bleiben,“ ſagte Wolf etwas milder, und leiſer ſetzte er hinzu: „Iſt mir heute auch eben recht, vielleicht vertreibt mir der Gelbſchnabel meine verdammten Grillen.“ Damit nahm er wieder auf ſeinem Tannenblocke Platz, ohne ſich um den müden Gaſt weiter zu bekümmern.

Die gute Köhlerin, welcher Anfangs vor dem Ausgange des Geſpräches bangte, eilte nun ungeheißen in das Innere der Ruinen, um jene Vorkehrungen zu treffen, welche ein Ereigniß nöthig machte, das, ſeit ſie die öden Mauern bewohnte, unerhört war.

Der Fremde hatte indeß ſchweigend Doppelſtutzen und Waidtaſche abgelegt; ein Wink beſtellte den treuen Feldmann *) zum Wächter davon. Ungebeten ſetzte er ſich neben Wolf, und knüpfte dann das Geſpräch auf eine Art an, die ſeiner Menſchenkenntniß alle Ehre machte, indem er ſeinen Nachbar frug, ob hier in der Nähe guter Wein zu haben ſei. „Guter Wein?“ — erwiederte dieſer — „warum nicht, wer Geld dazu hat. Eine Stunde von hier iſt eine Schenke, beim Eiſenhammer im Wolfsgraben.“

„Im Wolfsgraben!“ — rief der Fremde, indem er aufſprang. „Warum erſchreckt ihr denn?“ frug der Köhler, und verſuchte in dem Geſichte des Jägers zu leſen,

---

*) Ein gewöhnlicher Name von Vorſtehhunden.

deſſen gewaltige innere Aufregung jedoch die bereits eingetretene Finſterniß verbarg.

Während dieſer ſeinen vierfüßigen Begleiter beruhigte, der bei der heftigen Bewegung ſeines Herrn, mit einem Sprunge neben ihm ſtand, und knurrend die Zähne wies, hatte er Zeit, ſich zu ſammeln, und antwortete ſcheinbar ganz unbefangen: „Ich wußte nicht, daß ich meinem Ziele ſo nahe ſei; es muß unfern von hier ein Jäger wohnen, an welchen ich empfohlen bin.“

„Ja ſo,“ — ſagte Wolf. — „Zwei Stunden von hier bei der großen Klauſe ſteht die alte Knallhütte; aber für Euch wird da wohl kein Platz ſeyn; das magere Revier erlaubt dem Jäger kaum einen ſolchen Plaggeiſt nebſt ein Paar Dachshunden zu halten, für Euch, der Ihr nach guten Wein fragt, iſt es dort nichts. Woher kommt Ihr denn?“

„Zunächſt aus Öſterreich.“

„Eurer Ausſprache nach ſeid Ihr aber weiter her?“

„Aus der Schweiz.“

„So ſo,“ — murmelte der Köhler. — „Nu, wenn Ihr Wein wollt, ſo muß ich meinen Buben fortſchicken; gebt mir Geld.“

Der Fremde reichte ihm ein Zweiguldenſtück, und der unheimliche Wirth verſchwand im nächtlichen Dunkel des finſteren Thores. Kaum ſah ſich der Zurückgebliebene allein, als er mit allen Zeichen der gewaltigſten Gemüthsbewegung ſeinen Sitz verließ; der Sturm in ſeinem Innern ſchien wüthender, als der, der jetzt die Wipfeln der Föhren beugte, und die Felſen erſchütterte, in deren Spalten ſie gewurzelt hatten; heftige Ausrufungen in einer fremden Sprache miſchten ſich in den Donner, der näher und immer näher durch die Berge herrollte, und heiße Thränen netzten ſeine Wangen zugleich mit den ſchweren Tropfen, welche bereits den gepreßten Wolken entfielen.

Da erſchien die Köhlerin mit einer brennenden Kienfackel in der Hand, und lud den Gaſt freundlich ein, unter ihrem ſchlechten Dache Schutz gegen das Ungewitter zu ſuchen.

Den Eingang durchſchritten, betrat unſer Wanderer einen breiten Raum, der die Außenwerke von der eigentlichen Veſte trennte; er war zum Theil mit Trümmern und Schutt, zum Theil von hohen Neſſeln und ganzen Gebüſchen des giftigen Stechapfels überdeckt.

Vor ihnen erhoben ſich in unregelmäßigen Formen die dachloſen Mauern, einſt der Stolz hochherziger Helden, deren Wiege und Grab ſie umſchloſſen. Ein zweites Thor gähnte ihnen entgegen; es war in einem viereckigen, von ungeheueren Quaderſteinen erbauten Thurme angebracht, deſſen Höhe das rothe ſchwankende Licht der flackernden Fackel nicht erreichte. Über der kleinen Pforte neben dem Thore war ein Wapenſchild in Stein gehauen, das mit ſeinen verwiſchten Sinnbildern leer herabſchaute; einem Todtenkopfe vergleichbar, der Phantaſie und Erinnerung nichts bietend als den Beweis der Vergänglichkeit.

Sie gelangten in den innern kleinen Hof, welchen Theertonnen, Fäſſer mit Terpentin und Arbeitsgeräthe zur Hälfte füllten. Von hier führte eine ſteile ſteinerne Treppe, von wenigen, aber gigantiſchen Stufen, durch Regen und Tritte tief ausgehöhlt, zu ein Paar Gemächern in dem bereits erwähnten Thurme, der Wohnung des Köhlers. Die Führerin öffnete eine unverhältnißmäßig enge und niedere Thüre von dicken Eichenbohlen, und entfernte ſich mit den Worten: „Laßt Euch die Zeit nicht lang werden, lieber Herr, mein Alter wird bald nachkommen."

Der Fremde trat in eine geräumige Halle, wohl ehemals der Prunkſaal, denn ſchwerfällige Stuckaturarbeit zierte die hohe gothiſche Wölbung; — Nieſchen waren in den Wänden angebracht, vielleicht einſt für die Rüſtungen der Ahnen, und in den Feldern zeigten ſich noch Spuren bunter Malerei.

An großen hölzernen Nägeln, in ungleicher Entfernung und Höhe, zwiſchen die Fugen der Steine getrieben, hingen ärmliche Kleidungsſtücke, einiges zum Fiſch- und Vogelfang Dienliche, nebſt einem verroſteten Schießgewehre, und dem auf Glas gemalten Bilde unſerer lieben Frau von Maria-Zell, vor welchem eine Lampe brannte. Die Zimmereinrichtung beſtand aus zwei ſchlecht gefugten baufälligen Bettſchragen, einer gelb übertünchten Truhe, ein Paar Holzſtühlen, und endlich einem maſſiven Tiſche. Zwei kleine gegenüber ſtehende Thüren führten zu Seitenkammern. Dieß war alles, was der Eintretende bei dem ſpärlichen Lichte eines Buchenſpanes wahrnehmen konnte. Sobald er ſich ſeines geringen Reiſegepäckes entledigt hatte, warf er ſich auf einen der ſteinernen Sitze, welche zu beiden Seiten in den tiefen Höhlungen der hohen ſpitzgewölbten Fenſter angebracht waren. In traurige Betrachtungen verſunken, ſah er durch die erblindeten Scheiben hinaus, in die von Zeit zu Zeit durch Blitze erhellte Landſchaft. Sein trübes Sinnen ward nach geraumer Zeit durch die rauhe Stimme des Wirthes unterbrochen, der mit der Bemerkung: — „Oho! Ihr ſitzt ja im Finſtern; habt wohl noch nicht blitzen ſehn, daß Ihr darüber vergeßt, einen neuen Span anzuſtecken" — das Gemach verließ, und in wenigen Augenblicken mit der brennenden Leuchte zurückkam. „Setzt Euch zu mir, wollen eins plaudern bis der Wein kommt;" hub er wieder an, und rückte ſich einen Stuhl zum Tiſche. Sein Gaſt folgte der Einladung, doch kaum fiel das Licht auf deſſen ſchönes bleiches Geſicht, als den Köhler ein electriſcher Schlag zu durchzucken ſchien. Einer Bildſäule gleich, ſtarrte er mit weit geöffneten Augen unter den hinaufgezogenen buſchigten Braunen hervor nach dem Jünglinge; endlich zwang er mühſam die Frage hervor: „Wie heißt Ihr? und" — ſetzte er ſtockend hinzu — „wer war euer Vater, oder — lebt er noch?" „Mein Name iſt Wilhelm Felsberger," — lautete die Antwort des Gefragten, dem, — mit anderen Dingen beſchäftiget — der ſonderbare Eindruck entgangen war, welchen ſein Anblick verurſacht hatte. „Meine Vorältern," — fuhr er fort, — „waren alle von meinem Stande; und meinen geliebten Vater hoffe ich bald wieder zu ſehen, er iſt in der Heimat." Ein ſchmerzlicher Seufzer begleitete die letzten Worte. — „Alſo lebt er noch," ſagte Wolf, wendete nun das Geſpräch auf Vaterland und Schickſal ſeines Gaſtes, und horchte, die kleine hölzerne Pfeife anzündend, beide Arme auf den Tiſch geſtützt, dem Erzähler zu.

Nach einer halben Stunde kam die Hausfrau mit einer großen Schüſſel, voll in Milch gekochter Hirſe, reichlich mit Fett übergoſſen, worin ein Löffel von Horn ſteckte; breitete ein grobes, aber reinliches Lacken, mit rother Einfaſſung und einer Art Kanten verziert, über den Tiſch, legte einen unangeſchnittenen Laib ſchwarzen Brotes darauf, und wünſchte ihrem Gaſte recht freundlich guten Appetit, mit der wohlgemeinten Warnung, ſich den Mund nicht zu verbrennen; darauf brachte ſie für Feldmann einen Topf Milch mit Brot, und ſetzte ſich dann mit Rocken und Kunkel zu den Männern.

Wilhelm, (ſo wollen wir von nun an den jungen Waidmann nennen) lud ſeine Hausleute höflich ein, das Abendmahl mit ihm zu genießen, doch da dieſe verſicherten, das ihre wäre längſt verzehrt, ſo ſtillte er mit der einfachen Speiſe den Hunger, welchen Bewegung und Gebirgsluft herbeigeführt hatten, wozu jedoch der vierte Theil des aufgetiſchten Gerichtes hinreichte.

Während dem war der kleine ungeſtaltete Bote mit einem mächtigen Kruge Wein angekommen, ſetzte dieſen vor ſeinem Vater auf den Tiſch, und ſtellte ſich dann neben dem Eſſenden, bald ihn, bald die Schüſſel mit den großen weißlichen Augen anglotzend.

„Haſt du Hunger, armer Bube?“ frug der gutmüthige Jüngling. Ein bejahendes Kopfnicken war die ganze Antwort. „Darf ich?“ wandte ſich Wilhelm an die Ältern.

Ein dankbarer Blick gab die Einwilligung der Mutter; — Wolf ſagte gleichgültig: „Ihr bezahlt's, gebt's dem Vielfraß, gebt's eurem Hund, das iſt mir all eins.“

Haſtig, ohne Dank ergriff Jörgl (ſo hieß die Mißgeſtalt) die dargebotene Schüſſel, und verſchlang das Muß mit ſolcher Gier, daß der ungeheure Reſt in ein Paar Minuten verſchwunden war; — dann kauerte er ſich neben ſeiner Mutter auf die Erde, und bald verrieth ein ſtarkes Schnauben, daß ein tiefer Schlaf an die Stelle ſeines trüben Bewußtſeyns getreten war.

„Nun ſo trinkt einmal!“ — erneuerte der durſtige Köhler das unterbrochene Geſpräch.

Wilhelm koſtete, und lobte den Wein, reichte den Krug der Hausfrau, die ein Gleiches that, und ihn endlich an den rechten Mann brachte, der durch einen langen zweimal erneuerten Zug ſeine Zufriedenheit mit dem Wirthe bewies. „Das iſt vom Alten,“ ſagte er, ſich mit der verkehrten Hand den Mund abwiſchend, „den habe ich viele Jahre nicht gekoſtet.“

„Warum thut Ihr es denn nicht zuweilen?“ — meinte Wilhelm, — „ſollte denn Euer mühſames Geſchäft ſo uneinträglich ſeyn?“

„Das eben nicht, lieber Herr,“ — nahm die Köhlerin das Wort, — „allein, uns haben in wenig Jahren zu viele Unglücksfälle getroffen. Drei Paar Ochſen gingen nach einander an der Seuche zu Grunde; viele Kohlenbrände verunglückten; einmal entzündete ſich, Gott weiß wie, der Terpentin, und unſer ganzer Vorrath nebſt vielem Werkzeuge verbrannte; mein Mann war auch ein Paarmal ſo ſchwer krank, daß gar der Bader kommen mußte, der hat allein gegen 30 fl. gekoſtet; dann unſer armer Bube, der faſt zu nichts zu brauchen iſt; — ach!“ ſchloß ſie leiſe, indem ſie eine Thräne zerdrückte: „Es iſt als ob kein Segen auf uns ruhte.“

„Ja, ’s iſt ſchier ſo,“ fiel der Köhler mit einer Art von Hohnlachen ein. „Aber, hol’s der Teufel! die Plackerei muß ja doch einmal ein Ende nehmen.“ Eine kurze Pauſe folgte.

„Während des letzten Krieges werdet Ihr wohl auch viel gelitten haben?" unterbrach Wilhelm die traurige Stille.

„Wir nicht," erwiederte Wolf. Von dem Raubgeſindel verliefen ſich nur wenige in unſere Berge, und die es wagten, kamen auch nicht mehr heraus." Wilhelm ſchauderte. „Was entſetzt Ihr Euch denn?" fuhr der wilde Bergbewohner mit blitzenden Augen und immer ſteigender Heftigkeit fort; „hätten wir's etwa erſt abwarten ſollen, ob ſie auch uns ausplündern — mißhandeln würden, wie es anderwärts geſchah? Zudem waren es ja Feinde; jeder von uns, der eine Fauſt zum Dreinſchlagen hatte, gehörte zum Landſturm; es war Schuldigkeit, verdienſtlich war's, ſag ich Euch in's Teufels Nam!" — Ein Fauſtſchlag, wovon der Tiſch zu berſten drohte, begleitete den Fluch, und ein gäher Trunk ſchien die auflodernde Flamme löſchen zu ſollen.

„Sei doch nicht gleich ſo hitzig, lieber Mann," ſagte das erſchrockene Weib, und ſuchte durch Geberden die Heftigkeit des Wirthes gegen den Gaſt zu entſchuldigen.

Begütigend ſagte endlich letzterer: „Nach Eurer Anſicht mögt ihr wohl recht haben, wir wollen darüber nicht ſtreiten. Aber, ſagt mir, wie ging es denn den Fabriken und großen Gewerken in den Thälern an der Heerſtraße? Der Eiſenhammer im Wolfsgraben z. B. der mag wohl damals viele ungebetene Gäſte bekommen haben?"

„Ja, da ging's wild her," murmelte Wolf in ſich gekehrt.

„Dann wird der Beſitzer wohl noch an den Wunden zu heilen haben, die ihm der Krieg ſchlug?" meinte Wilhelm.

„Seine Wunden ſind geheilt," — verſetzte der immer finſterer werdende Köhler; — „ihm thut längſt kein Zahn mehr wehe."

„Um Gotteswillen! er iſt todt?" — rief der junge Mann mit einem Ausdrucke in den bewegten Zügen, der mehr auf Unwille als Mitleid hindeutete.

Verwundert ſah ihn Wolf an. „Ihr nehmt ja gewaltigen Antheil an des Mannes Tod," — bemerkte er. — „Habt Ihr ihn denn gekannt?"

„Nur dem Namen nach," — erwiederte Wilhelm, und frug haſtig weiter: — „Hinterließ er Kinder?"

„Nein," — antwortete dieſer. „Ein entfernter Verwandter erbte das ganze große Vermögen, führte Maſchinen ein, jagte die alten Diener fort, gibt aber dafür jedem müßigen Tagdieb reichliches Almoſen; kurz, es iſt auch ſo einer wie — doch, der Krug iſt leer, und mein Kopf ziemlich voll, 's iſt Zeit zum ſchlafen." Somit ſtand er auf, und willig folgte der Gaſt ſeinem Beiſpiele.

Die Hausfrau holte ein Büſchel Späne, ergriff die Leuchte, und Wilhelm, ſeine Habſeligkeiten unter dem Arme, folgte der Führerin, welche ihn durch eine der Seitenkammern über eine ſchmale Wendeltreppe zu einem höher gelegenen Gemache leitete, wo eine tüchtige Streu ihn zur Ruhe einlud, welche er, von Körper- und Seelen-Anſtrengungen erſchöpft, ſo ſehr bedurfte, und doch ſo ſpät erſt fand.

2. Capitel.

Der Gang zum Jägerhaus.

Ein kühler heiterer Morgen folgte der ſtürmiſchen Nacht. In ihrer ganzen Majeſtät war die Sonne am wolkenloſen Himmel heraufgeſtiegen, und die glänzenden Farben ihrer Strahlen blitzten in Millionen Tropfen, welche an Bäumen und Büſchen hingen.

Durch die klare Luft ſah man bis in weite Ferne die Gipfel der Berge ſich ſtufenweiſe erheben, bis dahin, wo die rieſigen Gletſcher mit ſtolzen Häuptern in den dunkelblauen Äther emporragten, das Stirnband von ewigem Schnee, — die Krone von zackigten Felſen. Wie von Opferaltären qualmten einzelne graue Dampfſäulen aus den Wäldern empor, und dicker undurchſichtiger Nebel, vom Morgenwinde bewegt, einem wogenden Meere ähnlich, füllte die Thäler.

Des Waldes kleine Sänger hüpften fröhlich zwitſchernd von Zweig zu Zweig, ihr naſſes Gefieder mit dem Schnabel kämmend, oder die ſchweren Tropfen von den Flügeln ſchüttelnd, indeß der hungrige Stoßfalke ſeinen Schlupfwinkel verließ, ihn mit heiſerem Geſchrei umkreiſte, ſich ſchraubenartig immer mehr hob, und endlich aus unermeßlicher Höhe, faſt bewegungslos in den Lüften gleichſam hängend nach Beute ſpähte. Die durch den Regen erquickten Pflanzen und Kräuter ſtreckten Blätter und Blüthen üppig in die reine Luft, und miſchten dort ihre Wohlgerüche mit der balſamiſchen Ausdünſtung der Föhren; kurz, ein neues Leben ſchien alle Pulſe der Natur in raſcheren Schlägen zu heben. Wilhelm ſtand reiſefertig vor dem äußeren Thore der Burg, verſunken in das Anſchauen der herrlichen Scene. So wie alles um ihn, ſchien er erfriſcht — geſtärkt, nur ein Zug ſanfter Wehmuth zeigte, daß auch in ſeinem Inneren ein ſchweres Gewitter ausgetobt habe.

Endlich kam Jörgl, einen tüchtigen Keil Brot in der rechten, einen Knittel von Wachholder in der andern Hand, und kündigte ſich in ſeinem Kauderwelſch als Führer an. Mit einem ernſten Blicke ſchied Wilhelm von den geſchwärzten Mauern, inner welchen ihm ſo wichtige Aufſchlüſſe zu Theil geworden waren.

Eine Strecke lief der Weg über den ebenen Bergrücken durch einen ziemlich gelichteten Kienföhren-Wald, von Jörgels Vater gepachtet, und zu ſeinem Geſchäfte benützt.

Mit einer Art von Mitleid betrachtete unſer junger Freund die rieſigen Stämme, welche mehrere Klafter hoch ihrer Rinde beraubt, von dem ausſchwitzenden Harze, theils mit Honig — theils mit Zucker überzogen ſchienen. Die fahle Farbe ihrer Wipfeln verkündigte das allmäliche Erlöſchen ihres mehrhundertjährigen Lebens. So greift der Menſch zerſtörend ein in alle drei Reiche der Natur, nicht zufrieden mit dem, was ſie ihm freiwillig bietet, zwingt er ihr die Mittel ab, zur Befriedigung oft nur eingebildeter Bedürfniſſe, ja manchmal bloß — um ſie zu vergeuden.

Schon lag eine breite ſandige Waldblöße zwiſchen Wilhelm und den Pechbäumen, und noch war das Lüftchen, welches von dort herſtrich, mit ihrer belebenden Ausdünſtung geſchwängert.

Der Pfad fing nun an ſich allmälich zu heben, und bald nahm ein dichter Buchenwald die Wanderer in ſeine dunklen Schatten auf.

Verſchiedene Verſuche von Wilhelms Seite, ein Geſpräch mit ſeinem Begleiter anzuſpinnen, ſcheiterten an deſſen Stumpfſinn, — an den Wirkungen eines ungeheuren Kropfes, der ihn nur halb artikulirte Laute hervorbringen ließ, und endlich an der Mundart ſelbſt, die auch aus einer geſchmeidigen Kehle, dem Fremden nur mit Mühe verſtändlich geweſen wäre. So ſchritten ſie alſo ſchweigend auf dem einſamen Fußſteige fort, und wer das abſtechende Paar die menſchenleere Wildniß ſo hätte durchwandern ſehen, würde wohl verſucht worden ſeyn zu glauben, ein mißgeſtalteter Gnome führe den ſchönen Jüngling zu irgend einem geſpenſtiſchen Abenteuer, in das Innere der Berge. Doch der nächſte Haſelſtrauch mit reifen Nüſſen, oder eine ſchwarzbehangene Brombeerſtaude, würde jener Täuſchung ein Ende gemacht haben, denn dieſe nahmen Jörgels Eßluſt ſo in Anſpruch, daß er ſeines Amtes vergeſſend, dem gutmüthigen Wilhelm hinlänglich Zeit ließ, die einzelnen Partien der maleriſch ſchönen Gegend, genau zu betrachten. Jetzt hatten ſie einen großen vorjährigen Holzſchlag erreicht, es war der Gipfel des Berges, auf welchem ſie ſich befanden. Der, ſeit mehr als hundert Jahren des belebenden Sonnenſtrahles beraubte, durch den Abfall der Bäume überdüngte Boden, nun plötzlich den Einwirkungen von Luft — Licht und Wärme frei gegeben, zeigte eine ſo üppige Vegetation, wie wir ſie nur in den Schilderungen von America's Wildniſſen finden. Die Himmelskerze, der Wermuth und ähnliche Kräuter, erreichten hier weit über Mannshöhe, und ſtrauchartig reckte die furchtbare Belladonna ihre ſchmutzig grünen Zweige aus, die ſchwarzrothen giftigen Früchte, lockend zum Genuſſe darbietend. Der rothe ſcheckigte Fliegenſchwamm, — der giftige Bläuling, — dieſe bösartigen Hautgeſchwüre der Erde, wucherten im Schatten heilſamer Pflanzen; zuweilen ſah man wohl auch, zur runden Scheibe gewunden eine graue Otter ſich ſonnen, — vom Geräuſch der Fußtritte erſchreckt — den flachen Kopf hoch erheben, — die pfriemenförmige getheilte Zunge heftig hin und her bewegen, dann pfeilſchnell in Bogenſätzen ihrem Schlupfwinkel zueilen, und häufig raſchelte die vom Landmanne gefürchtete goldglänzende grüne Eidechſe, vor dem Fuße der Wanderer durch welkes Laub.

Nun neigte ſich der Pfad, und faſt bloß über Gerölle und ausgewaſchene Steinſpitzen, theils rutſchend theils ſtrauchelnd, gelangten ſie auf eine ebene Waldwieſe, mit feinem kurzen Graſe, fettem Klee, würzigen Kräutern, und unzähligen Zeitloſen überdeckt. — Ein fernes Rauſchen, wie wenn der Wind durch die Wipfeln brauſt, tönte ihnen entgegen, das, je mehr ſie vorwärts gingen, immer zunahm. Als ſie endlich die Gebüſche durchſchritten, welche den ſaftgrünen, blumenreichen Teppich begränzten, ſtand Wilhelm plötzlich am Rande eines tiefen Abgrundes, in welchen ſich ein bedeutender Bach, über drei thurmhohe Felſenabſätze hinabſtürzte. Der tiefe Keſſel, welchen die Wuth des Waſſerfalles durch eine Reihe von Jahrhunderten in dem harten Stein ausgewühlt hatte, füllte weißer Schaum, der hoch aufſpritzend, die ſchroffen Wände des Beckens beleckte, und dann giſchend-ſtrudelnd im ſteinigen Bette fortrollte. Ein Theil der Silberwellen, von dem entſetzlichen Sturze an vorragenden Felſenzacken zu Staub zerſchellt, und zurück geſchleudert, ſtieg, in einer Dunſtwolke über den Rand der Schlucht empor; die ſchrägen Strahlen der Sonne brachen ſich in den Miriaden glänzender Waſſertheilchen, und ein ſchimmernder Regenbogen entzückte das Auge, indeß ringsumher ein feiner Staubregen die Büſche bethaute. Doch meine ungeübte Feder vermag nicht ein Bild gehörig auszumalen, dem kaum der Pinſel eines Ruisdael oder Everding gewachſen wäre.

Jórgel, der gar nicht daran dachte, daß ein Ding, welches er hundertmal geſehen hatte, die Aufmerkſamkeit eines Anderen auf ſich ziehen könne, war ſeinen Weg fortgetrollt, und wollte Wilhelm nicht den Führer verlieren, (da das Getöſe des Waſſerfalles jedes Zurufen nutzlos machte), ſo mußte er ſich von dem furchtbar ſchönen Anblick trennen. Bald gelangte er an einen mäßig breiten, aber ziemlich langen und tiefen Teich, faſt ganz von hohen Steinmaſſen eingeſchloſſen. Da, wo ſich deſſen Abfluß zwiſchen zwei ungeheuren Marmorblöcken durchdrängte, wenige Schritte vor dem Cataract, hemmten mächtige Schleußen den Wildbach, ſchwellten ihn zum kleinen See an, und ließen, wenn ſie geöffnet wurden, jene Maſſe von Waſſer in die Tiefe ſtrömen, die nöthig war, um eine Laſt von mehreren tauſend Klaftern Holzes weiter zu treiben. Der Weg lief von da zwiſchen der ſteilen Begränzung und dem abſchöſſigen Rande des kryſtallhellen Teiches fort, deſſen ruhiger Spiegel, nur je zuweilen durch das Emporhüpfen kleiner geſprengter Forellen, mit leichten Kreiſen überzogen wurde. Allmählich traten die ſtarren nackten Felſenmaſſen zurück, und ließen einem kleinen Birkenwäldchen Raum, welches das obere Ende des Waſſerbehälters umſchloß. Am Saume dieſes lieblichen Hains, lag die friedliche Wohnung des Jägers, der die Aufſicht über die Klauſe (ſo nennt man dort zu Lande derlei Waſſerwerke) mit ſeinem Forſtdienſte vereinte.

Jörgel zeigte auf das Ziel der Reiſe, und fragte: „Ob er nun nach Hauſe gehen dürfe?" — Auf die bejahende Antwort, zog er Wilhelms Sacktuch aus deſſen Taſche, breitete es vor ſich auf die Erde, ſchüttete einen ganzen Hut voll der ſchönſten Bartnüſſe, Brombeeren und Corneliskirſchen darauf, und ſagte, indem er mit gutmüthigem Lächeln zu Wilhelm empor ſah: „G'hern alli eng, — habt's ma geſtern a an Brein geb'n" *). — Gerührt von dieſem Zuge von Dankbarkeit, reichte Wilhelm dem armen Jungen dreifachen Botenlohn, und entließ ihn mit Grüßen an Vater und Mutter.

Bei unſeres Helden Annäherung, ſprangen ein Paar krummbeinige Dachshunde klaffend aus der offenen Thüre des Jägerhauſes, ſtellten ſich mit geſträubtem Haar, das ſtarke Gebiß weiſend, vor dieſelbe, und ſchienen den fremden Gäſten, (wovon ihnen Feldmann wohl der unwillkommenſte ſeyn mochte) den Eingang verwehren zu wollen; doch als dieſe ſich nicht daran kehrend, vorwärts ſchritten, zogen ſie ſich, den Schweif zwiſchen den Beinen, und win-

---

*) Gehören alle Euch, Ihr habt mir geſtern auch einen Brei gegeben.

feind hinter ihren Herrn zurück, der ſo eben in die Thüre trat. — Es war ein junger Mann von hohem, kräftigen Wuchſe, ſtrotzend von Geſundheit, mit ein Paar feurigen Augen, aus denen Muth und biedere Offenheit blickte. Ein grüner runder Hut mit Gemsbart und Auerhahnfedern geziert, ein kurzer grauer Jagdrock, engpaſſende gemslederne Beinkleider, welche kaum unter das Knie reichten, grüne künſtlich geribbte Strümpfe und ſtark beſohlte Schnürſchuhe, machten die Bekleidung des männlich ſchönen Waidmannes, und ſetzten die athletiſche Geſtalt in ein ſo vortheilhaftes Licht, daß wohl manche Diana unſerer Zeit, ſich ihn zum Endymion gewünſcht haben würde. Büchſenſack und Drehſtutzen auf der Schulter, einen Bergſtock in der Hand, und Steigeiſen an den Füßen, ſchien er gerade Willens, ſein Revier zu begehen.

Unſern Helden freundlich grüßend, frug er, was ihm zu Dienſten ſtehe? —

Wilhelm zog einen Brief aus der Bruſttaſche, und überreichte ihn.

Kaum hatte Dorner (ſo hieß der Jäger) Aufſchrift und Siegel beſehen, als er den Überbringer höflich einlud, in das Haus zu treten, ihn in das einfache aber reinliche Wohnzimmer führte, und als der Gaſt es ſich bequem gemacht hatte, den Inhalt des Schreibens durchflog.

„Se. Excellenz, mein gnädiger Herr ſchreibt mir, Sie wünſchten ſich durch einige Wochen in hieſiger Gegend für Ihr Vergnügen aufzuhalten, und befiehlt, Ihnen das Zimmer einzuräumen, welches der Herr Graf ſelbſt bewohnt, wenn ihn die Jagdluſt auf einige Tage in unſere Berge lockt. Es wird mir recht lieb ſeyn, auch für länger einen ſo werthen Hausgenoſſen zu haben, wenn nur meine einfache Waidmannskoſt Ihnen anſtändig iſt; auch müßte Ihr Diener ſich bequemen, bei meinem Jungen zu ſchlafen.“

„Darüber können Sie ohne Sorge ſeyn“, — verſicherte Wilhelm, „ich ziehe ein frugales Mal Ihrem offnen freundlichen Geſichte gegenüber, den Tafeln der Großen vor. Was meinen Diener betrifft, den ließ ich als Convalescenten in Wien zurück; vor vierzehn Tagen wird er wohl kaum hieher kommen können, und dann mit ſeinem Schlafcameraden ſehr zufrieden ſeyn, um ſo mehr, da auch er Jäger iſt.“ „Nun denn, ſo ſeyn Sie mir herzlich willkommen!“ ſagte Dorner, indem er ſeine Hand nach dem Gaſte ausſtreckte, doch — ſich beſinnend, zog er ſie wieder zurück, und fuhr fort: „Aber ich weiß noch nicht, wen ich die Ehre habe — — ?“

„Ich ſage nicht gerne eine Unwahrheit,“ erwiederte der Gefragte: „Nehmen Sie mich vor der Hand für den Sohn eines wohlhabenden Oberförſters aus der Schweiz, der Deutſchland durchreiſt, um ſich Kenntniſſe in ſeinem Fache zu ſammeln. So viel für Neugierige, — Sie ſollen in kurzer Zeit mehr erfahren. Ihr Herr hat mir geſagt, daß ich auf Ihre Verſchwiegenheit rechnen dürfe; alſo bis dahin, auf ein freundſchaftliches Verhältniß.“ Mit dieſen Worten reichte Wilhelm dem Wirthe die Rechte, der freudig einſchlug.

Die nöthigen Anſtalten zur Herbeiſchaffung von Wilhelms Gepäcke aus der nächſten Poſtſtation wurden getroffen, welche Gelegenheit dieſer benützte, um einen Brief an den alten Diener zu befördern, und eh der Abend kam, war er bereits in ſeinem niedlichen Zimmerchen, das alle Bequemlichkeit enthielt, ſo gut wie zu Hauſe.

Ruhiger, zufriedener als ſeit langer Zeit, verfloſſen Wilhelm die Stunden im traulichen Geſpräche; nur in der Einſamkeit ſeines Schlafgemaches erwachte die Erinnerung an die furchtbare Urſache ſeines Hierſeyns. Doch, ein Blick hinaus in die ſchöne ſtille Landſchaft, vom Silberlichte des Mondes erhellt, deſſen mildes Bild auf dem, vom Abendwinde leicht bewegten Teiche zitterte, ein Blick hinauf zum ungetrübten Azur, des mit unzähligen Sternen beſäten Himmels, und gebändigt ſchwiegen die finſtern Dämonen im Innerſten ſeiner Bruſt; ein ſanfter, traumloſer Schlaf ſank auf den Müden herab, und mit ihm, — glückliches Vergeſſen.

9. Capitel.

Der tolle Hund.

Wilhelm hatte bereits durch einige Tage die ſchöne Wildniß rings um ſeine Wohnung, theils allein, theils in Geſellſchaft ſeines Wirthes durchſtreift. Tüchtige Bewegung, reine Luft, kräftige Nahrung, und vor allem ruhige Nächte, erneuerten bald ſeine jugendlichen Kräfte, die von keinen Ausſchweifungen zerſtört, nur vom langen, tiefen Kummer gemindert waren. Feuer kehrte in ſeine Augen — blühendes Roth auf ſeine Wangen zurück, und wenn früher, die unverkennbaren Zeichen eines tiefen Grames Mitleid erregten, ſo fand man jetzt in den edlen Zügen höchſtens mehr den Ausdruck ſanfter Schwärmerei. —

Eine Art Scheu hatte unſeren Abenteurer bisher abgehalten, ſich dem Orte zu nähern, der, wie der Leſer bereits früher bemerkt haben wird, ein hohes Intereſſe für ihn haben mußte. Endlich ſiegte die Sehnſucht, und er machte ſich eines Morgens auf den Weg nach dem Eiſenhammer. Dorner, dem er ſeinen Vorſatz mittheilte, benachrichtigte ihn, daß in den Bergen ein großer, toller Hund geſehen worden ſei, und bat ihn, die Bewohner des Hammerwerkes davon in Kenntniß zu ſetzen. Wilhelm lud daher ſeinen Doppelſtutzen mit Rehpfoſten, und trat ernſter als ſonſt ſeine Wanderung an.

Die enge Schlucht, in welche der Waſſerfall hinter der Klauſe ſtürzte, führte den Namen des Wolfsgraben. Wilhelm ſchlug den Pfad ein, der in die Tiefe führte; fühlbar kühlere Luft empfing ihn, als er endlich bis zu dem ſchmalen Geſtade des Wildbaches gelangt war, der hier, noch immer ſchäumend, zwiſchen großen bemooſten Steinen mit reißender Gewalt dahin ſtrömte. Da nur die ſenkrechten Strahlen der Mittagsſonne für Augenblicke bis auf den Grund drangen, welchen überhängende Felſen und Bäume noch mehr verdüſterten, ſo war der Boden mit einer grünen, ſchlüpfrigen Haut überzogen, die den ohnehin unebenen Weg noch beſchwerlicher machte; doch reichlich ward unſer Wanderer durch die überraſchenden Verwandlungen entſchädiget, welche jede Krümmung des Grabens hervorbrachte. Bald bildeten von beiden Seiten überhängende Felſen ein ungeheures, gewölbtes Thor, das, ohne Schlußſtein, jeden Augenblick einzuſtürzen, und den, der es zu durchſchreiten wagte, unter ſeinen Trümmern zu begraben drohte; bald gähnten finſtere, zum Theil von Schlingpflanzen umgitterte Höhlen zur Seite, ganz geeignet, um von der Phantaſie eines Furchtſamen mit Ungeheuern bevölkert zu werden; hier ſtrebten ſchroffe, nackte Felſen himmelan, der Vegetation keine Hand voll Erde bietend, nur das genügſame Frauenhaar ſtreckte aus denen vom Regen ausgewaſchenen, kleinen Vertiefungen, ſeine gefiederten Blätter an dunkelrothen Stängel üppig hervor, und hie und da hingen in ſchwindelnder Höhe einzelne verkrüppelte Föhren, ſich mit ihren Wurzeln mühſam in kaum ſichtbare Spalten einklammernd. Eine Strecke weiter, nöthigte ein herabgeſtürzter bemooſter Felsblock den Bach, ſeine Richtung zu verändern, indeß eine uralte, rieſige Tanne auf ihn gewurzelt, mit ihm in die Tiefe geſchleudert, quer überliegend, mit ihrem Wipfel das jenſeitige Ufer berührte, und ſo zur lebenden Brücke ward. Doch wer beſchriebe die hundertfältigen maleriſchen Bilder, die hier den Beſchauer bald mit Entzücken, bald mit Erſtaunen, oft mit Grauen erfüllten.

Der tiefe Bergſpalt erweiterte ſich endlich zum ſchmalen Thale; die zackigten Felſen zu beiden Seiten änderten ihren Charakter, indem ſie ſich in hügelartige Steinlager verwandelten, deren mit fruchtbarer Dammerde überlegte Oberfläche, die gewöhnlichen Waldpflanzen, kleine Gebüſche und ſelbſt niedere Bäume, reichlich nährte. Die Luft ward wärmer, reiner, von dem Dufte des lieblichen Ciclamen *) durchwürzt, womit die Hügel beſtreut waren. Das Bette des Wildbaches wurde immer ſeichter und breiter, — die hergewälzten Steinblöcke wurden immer ſeltener und kleiner, und bald floſſen die kry-

---

*) Ciclamen europaeum.

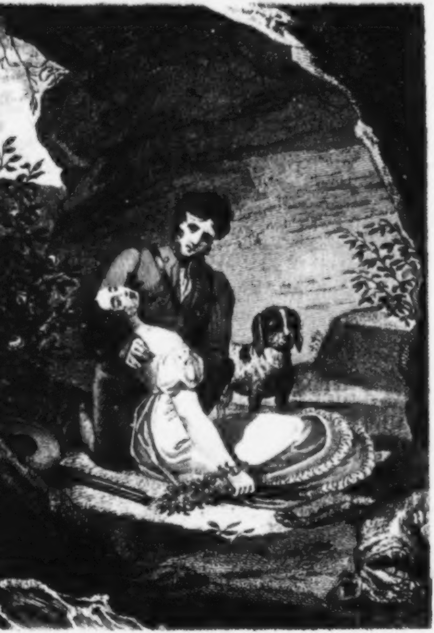
ſtallenen Fluthen ruhig bloß über Kies und Sand. Eine ſtarke halbe Stunde mochte Wilhelm ſo fortgewandert ſeyn, als er am anderen Ufer einen alten Steinbruch gewahrte, der, wie man deutlich ſehen konnte, längſt nicht mehr benützt wurde. Als er faſt gegenüber war, tönte daraus eine leiſe, aber höchſt liebliche Stimme zu ihm herüber, noch ein Paar Schritte, und er erblickte ein ſtädtiſch-gekleidetes Mädchen, von auffallend ſchönen Formen, welches auf einer künſtlichen Raſenbank unter einem Felſenvorſprunge ſaß, beſchäftigt, einen Kranz von Blumen und Baumblättern zu winden.

Wenige Schritte vor ihr, bemerkte er einen kleinen Hügel, dicht mit Monatroſen bepflanzt. Einige Augenblicke hatte der junge Mann die reizende Erſcheinung betrachtet, als plötzlich ſeine Aufmerkſamkeit von einem anderen — einem ſchrecklichen Gegenſtande in Anſpruch genommen wurde:

Den Hügel herab, wenige Schritte vor dem Eingange zum Steinbruch, ſchwankte mit zur Erde geſenktem Kopfe, geöffneten, von Geifer triefenden Rachen und eingezogenen Schweife ein großer Fleiſcherhund, der nach Steinen und Baumwurzeln, die in ſeinen Bereich kamen, wüthend ſchnappte, und dann taumelnd weiter lief.

„Um Gotteswillen, ein toller Hund!" rief Wilhelm. Das Mädchen ſah erſchrocken auf, erblickte das Unthier, ihr Angſtgeſchrei vermiſchte ſich mit dem Knalle von Wilhelms Feuerrohr, und röchelnd lag das entſetzliche Thier am Boden.

Das Mädchen war in Ohnmacht geſunken; eine breite Wehre, die hier der Bach ſchwellte, um einen Theil ſei-



Zur Erzählung: Der Eisenkammer
im Weingarten

nes Waſſers in einen Canal zu leiten, diente Wilhelmen zum Stege, und im nächſten Augenblicke kniete er neben der reizenden Unbekannten.

Der Schreck hatte dieſe am Rande des Roſenhügels überwältigt. Von Blumen umſtreut, lag die idealiſche Geſtalt auf dem dunkelgrünen Teppich, ſchwarze Locken bedeckten zum Theil das ſchöne blaſſe Geſicht, deſſen griechiſche Umriſſe ſelbſt im Scheintodte noch ihr unwiderſtehliches Recht übten; einer der blendend weißen vollen Arme, diente dem Haupte zum Kiſſen, und barg ſich halb unter den Roſen des Hügels, um den andern hatte ſich die Blumenkette geſchlungen, welche die kleine Hand noch krampfhaft feſthielt; und ſo war es faſt anzuſchauen, als hätte der Tod das holde Geſchöpf in dem Augenblicke ereilt, wo ſie den Grabhügel eines geliebten Vorangegangenen ſchmücken wollte.

Wilhelm hob das Mädchen ſanft auf die Raſenbank; Mitleid und Entzücken wechſelten in ſeiner Bruſt, während er ihr alle Hülfe leiſtete, die der Ort, wo ſie ſich befanden, möglich machte. Endlich verkündete eine zitternde Bewegung die Rückkehr des Lebens; die kleine Hand hob ſich mechaniſch, und ſtrich die dunklen Locken aus der hohen Stirne; ein tiefer Seufzer ſchwellte den vollen, doch jungfräulich geformten Buſen, und endlich ſchlug ſie die Augen auf, die Gegenſtände um ſich her mit einem ungewiſſen, irren Blick betrachtend.

Als ſie Wilhelm gewahrte, ſchien die Erinnerung an die furchtbare Gefahr, in der ſie geſchwebt hatte, in ihr zu erwachen; ſie wollte ſich ſchnell erheben, doch beruhigend ſprach ihr Beſchützer: „Beſorgen Sie nichts mehr!

mein glücklicher Schuß hat die Urſache ihres Schreckens unſchädlich gemacht."

„Sie alſo waren mein rettender Engel?" rief das ſchöne Mädchen, mit dem Ausdrucke der innigſten Rührung, indem ſie Wilhelms Rechte mit beiden Händen ergriff, und das große, ſeelenvolle Auge, von Thränen feucht, zu ihm empor hob. „Wie kann ich Ihnen danken?" — fuhr ſie fort, — „mein Vater, mein guter Vater, dem ich das Liebſte auf Erden bin, wird alles aufbieten, um einen Theil meiner großen Schuld abzutragen."

„Mein Verdienſt iſt ſo gering," — erwiederte Wilhelm; — „ich fühle mich bereits ſo überreichlich belohnt, daß mich jedes Wort von Dank beſchämen muß; ſo glücklich ich mich auch ſchätzen würde, ihn wirklich zu verdienen. Doch Sie werden wohl der Ruhe bedürfen; fühlen Sie ſich ſtark genug, um an meinem Arme Ihre Wohnung zu erreichen?"

„Wir Landmädchen erholen uns bald," bemerkte das liebliche Kind, indem ſie bemüht war, die Spuren ihres Falles ſo gut als möglich zu beſeitigen; legte dann ein Buch und die Guirlande in ihr Arbeitskörbchen, und reichte dem Dienſtwilligen den Arm, mit den Worten: „Ich würde Ihnen nicht noch mehr Mühe machen, wenn ich nicht wünſchte, Sie in ein Haus einzuführen, das von nun an keinen willkommneren Gaſt aufnehmen wird. Mein Vater iſt zwar für einige Tage abweſend, allein wie könnte ich bis zu ſeiner Rückkehr," — ſie ſtockte, — und Wilhelms Herz wagte es, den Schluß der abgebrochenen Rede zu ergänzen.

„Sie ſind," — fuhr ſie fort, — „wohl der Fremde, welcher bei unſerem braven Dorner wohnt?"

„Wie? drang das Gerücht von meiner unbedeutenden Anweſenheit ſchon bis zu Ihnen?" frug Wilhelm.

„Unbedeutend?" ſagte ſeine reizende Gefährtin, mit einem Blick und Ausdruck, der ihn übertriebener Beſcheidenheit zu beſchuldigen ſchien. — „Wir haben," — ſprach ſie weiter, — „ſchon ſo viel Gutes von Ihnen gehört, daß mein Vater bereits entſchloſſen war, Ihre Bekanntſchaft zu ſuchen. Dorner iſt ſein Freund, und ſpricht mit Begeiſterung von Ihnen."

„Das Lob eines ehrlichen argloſen Waidmannes iſt leicht zu gewinnen," — bemerkte der junge Mann, — „beſonders, wenn man ein guter Schütze und Hirſchgerechter*) Jäger iſt, und zum Überfluſſe noch einige Jagdſchnurren zu erzählen weiß; ich wünſche nur, daß des guten Dorners Vorliebe für mich, Ihre beiderſeitige Erwartung nicht zu hoch geſpannt hat."

So eben näherten ſie ſich der Stelle, wo der getödtete Hund in ſeinem Blute lag. Wilhelm ſuchte ſeiner Nachbarin den ſcheußlichen Anblick zu erſparen, indem er ihre Aufmerkſamkeit ſchnell auf einen anderen, entfernten Gegenſtand lenkte, und um die Bedeutung einer alten, ſteinernen Säule frug, die am jenſeitigen Ufer ſtand.

„Ein Mann aus dem nächſten Dorfe," — war die Antwort, — „gerieth an jenem Orte durch den ausgetretenen Wildbach in Lebensgefahr, zur Erinnerung an ſeine Rettung ließ er dieß Monument ſetzen. Bald wird ſich an der Stelle, die Sie mich eben jetzt ſo ſchonend vorüber führten, ein ähnliches Denkmal erheben, ein unvertilgbares ſteht bereits in meinem Herzen." Ein leiſer Druck, den Wilhelms Arm kaum fühlte, ſagte noch mehr als die ſchmeichelhaften Worte. —

---

*) Kunſtausdruck für: vollkommen Ausgelernter.

Das ſchöne Paar ging nun einige Zeit ſchweigend neben einander, jedes in Gefühle verſunken, die zwar erſt im Aufkeimen waren, und von der einen Seite Dankbarkeit, von der anderen Theilnahme genannt wurden; aber für das, wirklich bereits warm genug waren.

„Nun werde ich wohl meinen lieben Steinbruch nicht mehr ohne Geſellſchaft beſuchen dürfen," — knüpfte die Schöne das Geſpräch wieder an. — „Abends begleitete mich wohl oft mein Vater, der für dieſe abgeſchiedene romantiſche Stelle eine beſondere Vorliebe hat, und den Roſenhügel mit eigenen Händen pflanzte, allein Morgens kam ich meiſtens allein hieher, denn — Sie müſſen wiſſen, es war mein Leſeplätzchen für ernſtere Werke. Ach! wie ſo ganz anders iſt die Wirkung eines Oſſian — Byron, und ähnlicher Schriftſteller, wenn die Umgebung zum Theile mit dem Geiſte ihrer Schilderungen übereinſtimmt, und die Phantaſie des Leſers unterſtützt. Sie lächeln? Verſuchen Sie es nur, hier haben Sie einen Band von Oſſians Geſängen, wenn Sie mir ihn wieder bringen, ſollen Sie etwas von Wieland in meiner Laube leſen, und dann ſagen Sie mir, ob ich unrecht habe." Entzückt küßte Wilhelm die kleine Hand, und barg das theure Buch in ſeinem Buſen.

Sie waren nun dahin gekommen, wo der Wolfsgraben ſich in ein großes, fruchtbares Thal mündete. In geringer Entfernung, ſah man ein langes, aber nied'res Gebäude, aus deſſen hohen kegelförmigen Schornſteinen, dicker ſchwarzer Rauch aufwirbelte, und woher die dumpfen Schläge vieler gewichtiger Hämmer dröhnten. Etwas weiter ſtand ein neues Fabrikgebäude, und noch etwa zweihundert Schritte von dieſem, ein niedliches Wohnhaus, von einem großen Garten umgeben.

Wilhelm frug, ob dieß das Ziel ihrer Wanderung ſei? „Ja,“ — antwortete die Gefragte; „das iſt meines Vaters Beſitzung, der ſogenannte Eiſenhammer im Wolfsgraben.“

„Alſo dieß der unglückliche Ort!“ ſagte Wilhelm mit gedämpfter, wehmüthiger Stimme, und eine ſeltſame Unruhe ſchien ſich ſeiner zu bemächtigen, die in dem Grade zunahm, als ſie ſich den Gebäuden näherten.

Bei dem Garten angelangt, öffnete Gabriele (ſo hieß die ſchöne Gerettete) ein Pförtchen, und bat Wilhelm einzutreten; er that es zögernd. Vergebens machte ihn die freundliche Führerin auf die einzelnen Partien des kleinen Paradieſes aufmerkſam; zeigte ihm hier ihre Lieblingslaube, dort den Stolz ihres Vaters — eine große Gruppe blauer Hortenſien, die noch in voller Blüthe ſtanden. Vergebens ſtand ſie an dem mit indiſchem Rohre und Trauerweiden umpflanzten Teiche ſtill, um ihm die Menge großer Forellen bemerkbar zu machen, welche ihn belebten; alles umſonſt. Eine unerklärliche Geiſtesabweſenheit ließ den ſo ganz veränderten Gefährten nichts bemerken; ſelbſt Fragen, nur halb — oft verkehrt beantworten. Scheu ſchweifte ſein Blick ringsumher, und eine Beklemmung ſchien ſeine Bruſt krampfhaft zuſammen zu preſſen.

„Was fehlt Ihnen? Mein Gott! Sie ſehen ja blaß aus!" rief die beſorgte Gabriele, und ergriff theilnehmend Wilhelms Hand.

Dieſer, wie aus einem böſen Traum erwachend, ſeufzte tief auf, und verſicherte, nachdem er ſich in etwas geſammelt hatte, ein Uebelbefinden, wovon er ſich keinen Grund anzugeben wiſſe, habe ihn plötzlich angewandelt, doch fühle er ſich bereits wieder beſſer. So erreichten ſie den Eingang, der von dem Garten in einen breiten, mit Marmorplatten gepflaſterten Gang führte, welcher die Gemächer des Erdgeſchoſſes verband.

Kaum hatte Wilhelm den Fuß über die Schwelle geſetzt, als ſein voriger Zuſtand mit vermehrter Gewalt zurückkehrte; er zitterte ſichtbar, ſein ſchnelles — ungleiches — fieberiſches ;Athmen, das todtenbleiche Geſicht, waren Zeichen des heftigſten, inneren Aufruhres, welchen zu verbergen er ſich umſonſt bemühte. Plötzlich ſtand er ſtill, bedeckte die Augen mit beiden Händen, und rief mit dem Ausdrucke des höchſten Entſetzens: „Heiliger Gott! die Kellerthüre!" — dann ergriff er haſtig die Hände des erſchrockenen Mädchens, und ſtotterte: „Verzeihen Sie! — ich muß hinaus in's Freie; — morgen, ſo es Gott will, ſehen wir uns wieder." Und ohne eine Antwort abzuwarten, ſtürzte er aus der Gallerie, und durch den Garten fort. Erſchrocken und beſorgt ſah Gabriele dem Fliehenden nach, vergebens forſchte ſie nach Gründen für ſein unerklärbares Betragen, und ſuchte endlich gedankenvoll die Ruhe, deren Bedürfniß ihr erſt mit Wilhelms Verſchwinden fühlbar geworden war.

Auf der bekannten Raſenbank am Roſenhügel finden wir unſern Wilhelm wieder; ſein zum Himmel gehobener Blick, die noch gefalteten Hände zeigen, woher ihm die Ruhe gekommen, welche aus ſeinen Zügen ſpricht. In ernſtes Nachſinnen verſunken, bemerkte er nicht, wie ſich ihm ſchweren Schrittes mehrere Menſchen näherten, bis eine nahe, ſtarke Stimme ſeine Betrachtungen unterbrach: „Hier iſt lockerer Grund,“ ſagte ſie, — „da grabt ein tiefes Loch, und werft die Beſtie hinein; aber mit den Zangen packt ſie! Daß mir keiner das Aas mit der Hand anrührt, hört ihr! Scharrt die blutige Erde ſorgſam zuſammen, und auch in die Grube damit, dann recht viel ungelöſchten Kalk darauf, und ringsum, wo etwa Blut oder Geifer an den Steinen zu ſehen iſt, da gießt Vitriolſäure darauf, ſo ſind Menſchen und Thiere vor Anſteckung geſichert.“

Wilhelm war nicht in der Stimmung, ſich all den Fragen auszuſetzen, womit man ihn wahrſcheinlich beſtürmt haben würde, wenn er geſehen worden wäre, und ſuchte daher eben einen Ausweg, um ſich unbemerkt zu entfernen, als eine tiefe Baßſtimme ſich hören ließ: „Ja Herr Werkführer, das hätte ein ſauberes Unglück geben können; ich glaube, unſer guter Herr hätte ſich ein Leid angethan. I nu — wir hätten wohl alle geheult wie die Hunde, wenn der lieben Mamſelle Gabriele ſo was Entſetzliches paſſirt wäre. Aber, Du Thomas, was meinſt Du, — den Jäger ſein *) Trinkgeld möchte ich haben.“

---

*) Man wird mir verzeihen, daß ich hier wie an mehreren Orten, den gemeinen Mann ſich ausdrücken laſſe, wie es ihm eigenthümlich iſt: „des Jägers Trinkgeld“ — würde in dem Munde eines Hammerſchmiedes ganz unnatürlich ſeyn. Dieß für alle ähnlichen Fälle.

„Der ſieht mir gar nicht darnach aus," — erwiederte der Angeredete, — „als ob ihm um ein Trinkgeld zu thun wäre. Ich hab ihn heute geſehen, der Burſche iſt wie aus dem Ei geſchält, und bildſchön dabei. Das wäre ein Paar! je nun, wer weiß was geſchieht."

„Dummer Teufel!" — ſagte der Baſſiſt; — „ein Jägerjung und unſeres ſteinreichen Herrn Tochter!"

„Oho! es wird ſich weiſen, wer von uns zweien der dumme Teufel iſt," — meinte der Geſcholtene, „Hinter dem ſag' ich dir, ſteckt was anders, der hat in den wenigen Tagen, die er in unſerer Gegend iſt, ſchon mehr verſchenkt, als drei Jägerjunge in einem Monate mauſen können. Umſonſt fragt er auch nicht überall ſo von weiten herum nach unſerem Eiſenhammer, wie mir unſere Kohl- und Kalkbauern geſagt haben; der alte Wolf ſchüttelte auch bedenklich den Kopf, als ich heute mit ihm davon redete. Kurz, der iſt was rechtes, das zeigen ſchon ſeine Manieren."

„Meinetwegen mag er ein Prinz ſeyn," — verſicherte der andere, — „aber was er in unſerem Eiſenhammer zu ſuchen hat, das möchte ich doch wiſſen."

„Vielleicht was er heute gefunden hat," antwortete Thomas.

„Meiner Six! — jetzt geht mir ein Licht auf. Für dasmal kannſt du recht haben, und ich bin der dumme Teufel."

„So! jetzt kommt!" ertönte wieder die Stimme des Werkführers, der — wie es ſchien, nur ſprach, was ſeines Amtes war. — „Vergeßt mir kein Stück Werkzeug, und wie wir nach Hauſe kommen, gleich in's Feuer damit, bis es weiß glüht.“ — Die Stimmen entfernten ſich, und gedankenvoll ſchritt Wilhelm, einen neuen Weg über die Höhen einſchlagend, ſeiner Wohnung zu.

4. Capitel.

Der Wolkenbruch.

Dankbarkeit und innige Theilnahme waren alſo die Samenkörner, welche der Zufall in Gabrielens und Wilhelms Herzen geſtreut hatte; doch in dem warmen, noch ganz unentkräfteten Boden, — verſchloſſen in das Treibhaus einer jugendlichen Bruſt — von dem Sonnenſcheine täglichen Wiederſehens belebt — von Einſamkeit gepflegt, ſchoſſen die Pflänzchen üppig empor, veränderten ihre Art, und die einfache wilde Roſe erblühte als volle duftende Centifolia.

Wir übergehen die kleinen Begebenheiten einiger Tage, welche für den Leſer weniger Reiz haben dürften, als ſie für Wilhelm und Gabriele hatten. Wozu auch das Keimen und Erblühen einer erſten, reinen Liebe ſchildern wollen? — Thörichtes Bemühen! — Wie weit bleibt immer das Bild unter der Wirklichkeit: Dieſes unſichtbare Band aus ſüßen Ahndungen und zarten Wünſchen gewoben, das ſo ſanft und doch ſo unwiderſtehlich Herzen zu Herzen zieht, — dieſer Seelen-Magnetismus, der unſere Pſyche entfeſſelt, und die irdiſche Bruſt den Engelsgefühlen und Freuden einer beſſ'ren Welt erſchließt, — die holden Schwärmereien einer glühenden Jugendphantaſie, — dieſe Momente des höchſten unnennbaren Entzückens, —

ſie laſſen ſich nur fühlen — kaum begreifen — nie beſchreiben, und nur der Tonkunſt, dieſer Himmelstochter gelingt es zuweilen, das Echo jener ſchönen entflohenen Stunden, in den Corden unſeres innerſten Selbſtes zu erwecken. Statt alſo die Unzahl ähnlicher, mißlungener Verſuche zu vermehren, wollen wir nur anzeigen, daß dieſer Zeitraum hinreichte, um die Glücklichen auf die höchſte Stufe irdiſcher Seligkeit zu ſtellen; — dahin, — wo eines des andern Liebe erräth — fühlt, — aber noch kein Geſtändniß die zarte Knoſpe ſprengte, welche, zur vollen Roſe aufgeblüht, wohl berauſchender duftet, wohl mehr das Auge blendet, aber nicht mehr ſo reizend iſt, und unwillkürlich die Ahndung ihres Verblühens herbeiführt. In dieſer Zeit erhielt Wilhelm die frohe Nachricht, daß ſein treuer Diener vollkommen hergeſtellt, nächſtens im Jägerhauſe eintreffen würde, und weil der Brief mehrere Tage auf der Poſt gelegen hatte, ſo war es möglich, daß er ſchon denſelben Abend anlange. Wilhelm äußerte eine Freude, die ihn ſo ſehr ehrte, als den Gegenſtand, dem ſie galt, — und früher als gewöhnlich eilte er nach dem Eiſenhammer, um vor der Ankunft des alten Roberts wieder zu Hauſe ſeyn zu können. — Eine zweite, freudige Überraſchung erwartete unſern Helden; denn als er ſich Gabrielens Lieblingsplätzchen näherte, trat an der Geliebten-Hand — ihr Vater, — der biedere Herr von Burkheim ihm entgegen.

Er war ein Mann noch in der vollen Kraft des Lebens; — ſein Geſicht, der treueſte Spiegel ſeiner Seele, trug das unverkennbare Gepräge von Verſtand, Rechtlichkeit und Herzensgüte; — es war einer jener offenen

Creditsbriefe, welche die Mutter Natur ihren Lieblingen mit auf die Lebensreiſe gibt, und die jeder edle Menſch ohne Bedenken honorirt. Prüfend betrachtete Burkheim den Jüngling, — dann öffnete er die Arme, und im nächſten Augenblicke ruhten die zwei edelſten Herzen aneinander, ohne daß ſie eines Wortes bedurften, ſich zu verſtändigen.

Verklärt ſtand Gabriele vor der rührenden Gruppe, und aus ihrem von Freudenthränen naſſen Auge, ſtrahlte Glaube, Liebe und Hoffnung. Endlich unterbrach Burkheim die heilige Stille mit den Worten: „Durch meine Gabriele weiß ich bereits, wie ich nächſt Gott es Ihnen verdanke, daß ich nicht troſtlos, verzweifelnd an dem Sterbelager des geliebten — einzigen Kindes ſtehe; ſie hat mir aber auch ſo viel über Ihren edlen Charakter, und manche andere Vermuthung mitgetheilt, daß ich fühle — gewöhnliche Beweiſe von Dankbarkeit ſind nicht für einen Mann Ihrer Art, — ich wünſche Sie daher erſt näher kennen zu lernen, um zu finden, wie ich Ihnen einiger Maßen vergelten ſoll.“

„Es iſt mein ſehnlichſter Wunſch,“ — erwiederte Wilhelm, — „daß Sie mich und meine Verhältniſſe ganz kennen lernen; das Leztere kann in wenigen Tagen — vielleicht morgen geſchehen, und wenn bei näherer Prüfung, — wie ich hoffe, — Ihre günſtige Meinung von mir ſich nicht verändert, dann — wird ſich leicht eine Gelegenheit finden, mich zu Ihren größten Schuldner zu machen.“

Gabriele nahm nun auch Theil an dem Geſpräche; lud die Männer ein, in dem Schatten ihrer Jasminlaube Platz zu nehmen, und in traulichen Mittheilungen entgemildert, beengte die Bruſt. Todtenſtille herrſchte ringsum, nur je zuweilen von dem Blöcken der Kühe unterbrochen, die von der Weide ſchwerfällig ihren Ställen zutrabten; manchmal tönte auch hoch aus den Lüften der gellende Pfiff des Gießers herab. Faſt an der Erde ſtrichen die Schwalben im eiligen Fluge, während die übrigen Vögel ängſtlich von den höheren Zweigen der Bäume tiefer und immer tiefer herabflatterten, bis ſie ſich in niedrigen, dichten Gebüſchen verbargen; kurz, alles was lebte, ſuchte Schutz vor dem nahen Aufruhr der Natur. Jetzt ſah man kleine — weiße — gleichſam abgeriſſene Wolken ſchnell und niedrig herziehen; ein Wirbelwind lief vor ihnen her durch das Thal, welkes Laub — Heu und Sand in Spirallinien herum treibend, woraus er endlich ungeheuere Trichter bildete, die ſich immer höher und höher hoben, bis ſie hinter den Bergen verſchwanden; — ihm folgte mit Rieſenſchritten der Sturm. Von weitem ſchon bemerkte man ſein furchtbares Näherkommen an den Wipfeln der Bäume, in denen er wühlte; — einzelne ſchwächere Stämme beugten ſich, daß ihre zerzauſten Äſte faſt die Erde berührten; manche erlagen der Gewalt des Orkanes, und ſtürzten krachend von den Höhen. Leiſer Donner miſchte ſich mit einem ſonderbaren unheimlichen Sauen in der Luft; hie und da fielen ſchwere Tropfen — nun auch einzelne Schloſſen, vom ſteinigen Boden hoch aufüpfend, — jetzt fielen ſie dichter, ein lautes Gekniſter rtönte in den oberen Regionen, ein betäubender Schlag, — und auf einmal ſtürzte praſſelnd dichter Hagel auf die Erde herab.

Unſer Wanderer war eben in der Nähe des Steinbruches; er beſann ſich auf den Vorſprung über der Raſenbank, und eilte dahin; zitternd ſchmiegte ſich der treue Feldmann an ſeinen Herrn.

Bald war der Boden Schuh hoch mit Eis bedeckt, empfindliche Kälte trat an die Stelle der vorigen Hitze; ein heftiger Regenguß folgte den Schloſſen, und Wilhelm hielt es für das Gerathenſte, ſo lange unter ſeinem Steindache zu verweilen, bis die Wolken ſich entleert haben würden.

Der Sturm ſchwieg; durch das eintönige Rauſchen des Wildbaches, und das Plätſchern des Regens, drang nur zuweilen ein Donner, der in Weſten von einem andern — wie von einem fernen Echo — dumpf beantwortet wurde. In dünnen Silberfäden rieſelte das Waſſer von den Wänden des Steinbruches, — nach und nach wurden dieſe Fäden zu Bändern, ihre Durchſichtigkeit verlor ſich, und endlich bildeten ſich eine Menge kleiner trüber Caſcaden, die ſchäumend und ſpritzend von Stein auf Stein fielen; der Wildbach wuchs augenſcheinlich, — noch einmal dachte Wilhelm daran, ſeinen Standort zu verlaſſen, allein die Vertiefungen des Bodens waren bereits durch Hagel und Regen gefüllt, und er hätte an manchen Stellen bis über die Knie waten müſſen, — er blieb alſo.

Indeſſen war das zweite Gewitter näher gerückt; — immer kürzer wurde der Zeitraum zwiſchen Blitz und Donner; — nun ſtießen die Wolken zuſammen, — die Dunkelheit verfinſterte ſich zur Nacht, die Blitz auf Blitz durchzuckte, Schlag auf Schlag durchſchmetterte. Nicht mehr Regen, eine Fluth ſtrömte in dicken Schnüren vom Himmel herab; der Bach ward zum Strome, der ſeine Ufer übertrat, und das weite Becken des Steinbruches mit trübem Waſſer füllte, auf welchem Blätter — Moos — abgeriſſene Äſte — und entwurzelte Bäume im wilden Wirbel herum trieben.

Die Lage unſeres Helden fing an gefährlich zu werden, denn ſchon reichte ihm das Waſſer bis an die Hüften; — ſich mit der rechten Hand an einen Stein klammernd, hielt er mit der andern ſeinen Hund am Halsbande, um ihn nicht dem Wirbel zu überlaſſen, der ſie vielleicht beide mit ſich fortgeriſſen haben würde, wenn nicht eine ſeitwärts vorſpringende Steinſchicht die Gewalt des Schwalles gebrochen hätte. Schon wich der lockere Grund ſtückweiſe unter ſeinen Füßen, und ängſtlich ſuchte ſein Blick beim bläulichen Schwefelſchein der Blitze nach der Möglichkeit höher hinauf zu klimmen; aus einer Felſenſpalte hing eine Baumwurzel herab, mit deren Hülfe er ſich wohl eine Klafter höher ſchwingen konnte, doch Erbarmen mit dem treuen Thiere, ließ ihn dieß Mittel für die dringendſte Gefahr aufbewahren. Da drang ein furchtbares Krachen den Wolfsgraben herab, und übertäubte die rauſchenden Wogen und rollenden Donner; der Boden zitterte, große, von der Fluth bereits unterwaſchene Felsblöcke löſten ſich von den Wänden und ſtürzten in den ſich immer ſchneller kreiſenden Strudel, — mit Sturmeseile flog durch die Schlucht immer näher, immer entſetzlicher ein wüthendes Gebrülle; — die große Klauſe war geſprengt, und die ungeheure Waſſermaße des zum See angeſchwollenen Waldteiches, ſtürzte mit zermalmender Gewalt in die Tiefe, alles mit ſich fortreißend. Wilhelm, der ſogleich das furchtbare Ereigniß errieth, überließ nun nothgedrungen den armen Feldmann den Wellen.

Mit aller Anſtrengung ſeiner jugendlichen Kraft gelang es ihm, an der vorerwähnten Baumwurzel höher hinauf zu klettern, und kaum hatte er halbwegs feſten Fuß gefaßt, als bereits die ungeheure Waſſerwucht, Bäume, Balken und Felſenſtücke mit ſich wälzend, in den Steinbruch eindrang. —

Ein Blitzſtrahl entzündete am jenſeitigen Ufer eine alte Tanne, in wenigen Augenblicken ward ſie zur praſſelnden Feuerſäule, deren rothe flackernde Flamme bald von dickem Rauch umhüllt — bald hell auflodernd das Grauſenhafte der Scene durch wechſelnde Beleuchtung erhöhte. Der Brand erloſch, — die vorige Finſterniß kehrte zurück.

In dieſer ſchauderhaften Lage mochte Wilhelm einige Minuten zugebracht haben, ſchon ſchwanden ſeine Kräfte, — ſchon glitten ſeine erſtarrten Hände immer tiefer an der ſchlüpfrigen Wurzel herab, da vernahm er — hoch ober ſeinem Haupte — ein Winſeln, das bald in ein klägliches Geheul ausbrach. Es war ſein treuer Hund, den die Wogen an eine niedere Stelle des Geſtades geführt hatten, wo er ihnen entrinnen konnte. Inſtinct, angeborner Ortsſinn, oder ſein feiner Geruch, ließen ihn den Ort finden, wo ſein Herr über den brauſenden Fluthen hing, und mit dem ängſtlichen Geſchrei, ſchien er Hülfe herbei rufen zu wollen. Dieſe war nicht mehr ferne; denn eben als Wilhelm ſich in die Fluthen ſtürzen wollte, in der Hoffnung, daß ihm — den geübten Schwimmer vielleicht auch gelingen könne, was ſeinem Feldmann gelang, — da ſchimmerte ein mattes Licht am jenſeitigen Rande des Halbkraters durch die Gebüſche, rufende Stimmen tönten unverſtändlich durch das Toben der Elemente, Licht und Ruf kamen näher, ein freudiges Gebelle erſcholl, und gleich darauf Wilhelms Name. Auf ſeine eilige Antwort ward ein Strick, an dem ein Knebel befeſtiget war, zu ihm herabgelaſſen, und die wohlbekannte kräftige Stimme des Werkführers drang in ſein Ohr: „Setzen Sie ſich auf den Knebel, Herr Felsberger! mit einer Hand faſſen Sie den Strick feſt, mit der andern ſuchen Sie ſich gegen vorragende Steine und Wurzeln zu ſchützen; ſollten Sie wo hängen bleiben, ſo rufen Sie uns zu, damit wir ſtille halten. Du Thomas hänge die Laterne an den Haken der langen Stange, und halte ſie über die Steinwand hinaus; — So! nun in Gottesnamen aufwärts.“ Es währte nicht lange, ſo lag Wilhelm gerettet in den Armen Burkheims, der mit eigener Lebensgefahr am Rande der Felſenwand auf dem ſchlüpfrigen Boden liegend, heraufziehen geholfen hatte.

Feldmann erſchöpfte alle Zeichen, die ihm die Natur gelehrt hatte, um ſeine Freude auszudrücken; — bald kroch er winſelnd zu den Füßen ſeines Herrn, bald ſprang er, laut ſchreiend an ihn auf, lief jetzt bellend in kleinen Kreiſen um ihn herum, wälzte ſich auf dem Boden, — kurz, that was er vermochte, und trug dadurch nicht wenig bei, das Rührende der Scene zu erhöhen.

Nach den erſten Ausbrüchen von Freude und Dank, machten ſich die Männer auf den Rückweg nach dem Eiſenhammer; Wilhelm von Kälte und Anſtrengung erſchöpft, mußte unterſtützt werden. Unterwegs erzählte Burkheim: Gabriele habe ſchon bei dem Falle des Hagels Beſorgniſſe für Wilhelm geäußert, doch ſich mit dem Gedanken getröſtet, daß er gewiß in dem Steinbruche Schutz gegen das Unwetter geſucht haben würde. Der Wolkenbruch ſteigerte ihre Beſorgniß zur Angſt; als aber mit einem Male die Wogen mit einer Wuth daher ſchoſſen, die Allen unbegreiflich war, und das Waſſer die Dämme überſtieg, welche die Fabrik umgaben, beſchwor ſie ihren Vater, Leute mit Stricken und Stangen verſehen, nach dem Orte zu ſenden, wo ihr Lebensretter vielleicht in Todesgefahr ſchwebe. Burkheim, — ſelbſt in Furcht für des theuren Jünglings Leben, nahm einige Leute nebſt ſeinem Werkführer, deſſen Erfahrung und ruhige Umſicht er kannte, und eilte an ihrer Spitze über die Höhen nach dem Steinbruche. Dort angelangt, hörten die Suchenden bald Feldmanns klägliches Geheul, gingen darauf zu, und brachten dem Bedrängten noch zur rechten Zeit die Hülfe, deren er ſo ſehr bedurfte.

Noch hatten ſie nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ihnen ſchon ein Bote Gabrielens entgegen kam, den ihre tödtliche Unruhe, ſelbſt ohne Befehl, bewogen hatte, trotz Sturm und Regen auf Kundſchaft auszugehen. Sie ſelbſt eilte den ſehnlich Erwarteten am Eingange des Hauſes entgegen. Furcht und Hoffnung, welche bisher in ihrem Buſen gekämpft hatten, wichen bei Wilhelms Anblick, der Freude und dem Mitleide; — dankend ſank ſie an die Bruſt ihres guten Vaters.

Unſer Kranker wurde in ein Zimmer des oberen Stockwerkes gebracht. Der herbeigerufene Wundarzt erklärte das Fieber, welches ſich indeſſen eingefunden hatte, bloß für die Folge von Erkältung und Überſpannung; verordnete einige einfache Heilmittel, unter welchen Ruhe obenan ſtand, und ſo ſchloß dieſer verhängnißvolle Tag, der über unſer Kleeblatt das Entzücken und den Schmerz vieler Jahre ausgegoſſen hatte, mit ruhiger Freude und heißem Dank gegen den Geber alles Guten. Von Liebe und Freundſchaft gepflegt, war Wilhelm in wenigen Tagen vollkommen hergeſtellt, obſchon der Antheil, welchen die erſtere an ſeiner Geneſung hatte, bei weitem der größere war, da Burkheims ganze Thätigkeit von den Arbeiten in Anſpruch genommen wurde, welche die Verwüſtungen der Überſchwemmung nöthig machten. Durch die nahe Gefahr, ſich auf immer zu verlieren, waren indeß den beiden Liebenden ihre gegenſeitigen Gefühle zu klar geworden, — hatten ſich zu deutlich ausgeſprochen, als daß ein faſt ununterbrochenes Beiſammenſeyn nicht eine Erklärung hätte herbeiführen ſollen; und ſo thaten ſich dann die goldenen Pforten des geahndeten Himmels vor ihnen auf, — ſie betraten das Paradies der erſten reinen Jugendliebe, das Feenland ihrer Träume, Wünſche und Hoffnungen, und ausgeſchloſſen, — weit hinter ihnen — lag für ſie die ganze übrige Welt. Wilhelm, der früher entſchloſſen war, erſt dann den Schleier zu lüften, welcher ſeine wahren Verhältniſſe, und den Zweck ſeines Hierſeyns einhüllte, wenn er mit Robert Rückſprache genommen hätte, wollte nun nicht länger zögern; es trieb ihn an, den Retter ſeines Lebens, den Vater der Geliebten, alles — nebſt den heißeſten Wünſchen ſeines Herzens zu entdecken, und eben wollte er nach einer wachend durchträumten Nacht Herrn Burkheim aufſuchen, — da pochte es an ſeiner Thüre, und hereintrat — mit feierlichem Ernſte — Robert. Freudig überraſcht ging ihm Wilhelm entgegen, und mit den Worten: „Gott grüße dich, Alter! —

Du kommſt gerade wie gerufen," — reichte er ihm beide Hände hin.

Doch der Greis erwiederte nicht den freundlichen Gruß; düſter ſtarrte er die Gegenſtände ringsum an, und ſagte dann mit bebender Stimme: „Hier hätte ich Sie nicht zu finden geglaubt, Herr Graf! und am wenigſten bei ſo fröhlicher Laune, denn — aus dieſem Zimmer ging ihr Vater zum Tode."

„Großer Gott! rief der Jüngling mit Entſetzen; nach einem kurzen Stillſchweigen fuhr er mit einer Art Begeiſterung fort: „Seliger Schatten! der du mich vielleicht in dieſem Augenblicke umſchwebſt, — du weißt es, was mich vom fernen Vaterlande hieher führte; — doch der, dem mein Schwur galt, iſt bereits hinüber gegangen in das Land der Vergeltung, und ſeine verächtlichen Werkzeuge ſind unter meiner Rache. — Du biſt ja verſöhnt, würdeſt Du mir wohl ſonſt einen Friedensengel geſandt haben, mich in dieſe Mauern einzuführen?" „Unter Ihrer Rache? — Friedensengel?" — frug der Alte mit der Stimme des Vorwurfes; „Verzeihen Sie Herr Graf! das klingt beſſer, als es iſt. Sie ſind ſeit wenig Wochen ſehr verſöhnlich geworden, — aber — der alte Robert iſt es nicht, ihm iſt kein Friedensengel erſchienen, der ſein Racheſchwert mit einer Myrthe umtauſchte, — ihm wird keiner erſcheinen, nicht am Rande des Grabes, ſelbſt jenſeits nicht, wenn ſein Schwur, der keine ſo engen Gränzen hat, unerfüllt bleibt; — doch das wird die ewige Gerechtigkeit verhüten, denn wahrlich, unter meiner Rache ſind dieſe verächtlichen Werkzeuge nicht."

„Nur ruhig, grauer Hitzkopf!" ſagte Wilhelm beſänftigend; — „ſo eben ſtehe ich im Begriffe, mich dem Manne zu entdecken, von welchem allein wir genügende Aufſchlüſſe erwarten können; — komm! wir wollen ſogleich zu ihm.“

Er faßte Robert's Hand, — ſie war eiskalt, zur Fauſt geballt. Erſchrocken ſah der Jüngling in das Geſicht des Alten; es war gegen das Fenſter gerichtet — todtenbleich, keine Muskel regte ſich, — alles Leben — alle Gluth ſchien ſich in die Augen des Greiſes gedrängt zu haben. Plötzlich fuhr er mit beiden Händen in ſein graues Haar, und ſchrie mit ſchrecklicher Stimme: „Bei allen Teufeln! — das iſt der heuchleriſche Bube, der das Opfer auf die Schlachtbank lockte, und dort es würgen half!“

„Wer?“ rief Wilhelm bebend, — und eine entſetzliche Ahndung überrieſelte ihn mit Fieberfroſt.

„Jener Mann, mit dem verfluchten freundlichen Geſichte, der ſo eben in den Garten tritt,“ — tönte dumpf die Antwort.

Beſinnungslos ſtürzte Wilhelm zu Boden, da er in dem Bezeichneten — Herrn von Burkheim erkannte.

---

5. Capitel.

Der Mord.

Eine Stunde ſpäter ſaß der bedaurungswürdige Wilhelm wieder auf dem Tannenblocke vor der verfallener Burg; nur noch bleicher als das erſte Mal, und um vieles unglücklicher. Nach jener unſeligen Entdeckung, in der Armen Roberts zu einem qualvollen Bewußtſeyn erwacht war Flucht von dem Schreckensorte ſein erſter Gedanke unter dieſen furchtbaren Verhältniſſen konnte von keine herkömmlichen Schicklichkeit die Rede ſeyn, ohne Abſchied, von Niemand bemerkt, war er fortgeeilt, und hatte inſtinctmäßig ſeine Schritte nach den Ruinen gelenkt. Dort, — umgeben von den Zerſtörungen mancher Jahrhunderte, betrachtete er traurend die Trümmer ſeines eigenen Glückes, zu deſſen Vernichtung ein Augenblick hingereicht hatte. Erſchöpft von der raſtloſen Eile, und ebenfalls in finſteres Brüten verſunken, ſaß der graue Unglücksbote in einiger Entfernung auf einem bemoosten Mauerſtücke, ſich vergeblich bemühend, das Mitleid für Wilhelm durch Racheentwürfe zu verdrängen. Feldmann ſtand vor ſeinem Herrn, den Kopf auf deſſen Knie gelegt, das ehrliche Auge auf ihn gerichtet, und beleckte die kalten — zuſammen geklammerten Hände, welche matt in den Schooß geſunken waren. Während der langen traurigen Pauſe, wollen wir den Leſer mit der früheren Geſchichte des unglücklichen jungen Mannes bekannt machen.

Guillaume, Graf von Rochemont, war der einzige Sproſſe eines alten — aber verarmten Geſchlechtes, aus dem ſüdlichen Frankreich. In früher Jugend ſeiner Mutter beraubt, wuchs er ganz allein unter der zärtlichen Sorge eines in jeder Beziehung vortrefflichen Vaters auf, und lohnte dieſem dafür mit ungetheilter, kindlicher Liebe, welche bei reiferen Jahren durch die ſeltenen Vorzüge des alten Grafen bis zum glühenden Enthuſiasmus geſteigert wurde. Robert, ein alter erprobter Diener des Hauſes, verſah Mentors-Stelle bei dem Knaben und Jüngling, bis dieſer als Cadet in der Marine das väterliche Haus verließ.

Guillaume, (den wir in Zukunft wieder mit dem verwandteren deutſchen Namen benennen wollen) trat ſeine erſte Seereiſe an, faſt zu ſelber Zeit, als der Krieg ſeinen Vater ins Feld rief, der als Oberſt ein Jäger-Bataillon befehligte. Mancherlei Begebenheiten, deren Mittheilung nicht in den Plan dieſer Erzählung gehört, ließen ihn erſt nach fünf Jahren den heimiſchen Boden wieder betreten; mit den Nachrichten über die politiſchen Veränderungen in ſeinem Vaterlande, waren auch dunkle Gerüchte von dem wahrſcheinlichen Tode ſeines Vaters ſchon früher zu ihm gedrungen, allein erſt zu Marſeille erhielt er die Beſtätigung der traurigen Kunde. Sogleich nahm er Urlaub, und flog nach dem kleinen Gute, am Fuße der Pyrenäen, dem Einzigen, was der Familie Rochemont von ihren ehemals ausgedehnten Beſitzungen noch übrig war. Wer von meinen Leſern das Liebſte auf Erden verloren hat, kann ſich vorſtellen, mit welchen Empfindungen Wilhelm den Schauplatz ſeiner Kindheit betrat, wo jeder Gegenſtand in einer wehmüthigen Beziehung zu ſeinem unerſetzlichen Verluſte ſtand.

Unter dem Thore des Stammſchloſſes trat der alte Robert dem Ankömmlinge entgegen; als die erſten ſchmerzlichen Ergießungen vorüber waren, beſtürmte Wilhelm den grauen Diener mit Fragen, über die näheren Umſtände von ſeines Vaters Ende. Mit feierlichem Ernſte ergriff der Greis ſeine Hand, und führte ihn ſchweigend in die kleine Schloßcapelle, unter welcher ſich die Familiengruft der Rochemonts befand. Zum Altar ſchritt er vor, — nahm von dieſem eine dunkle Haarlocke, und indem er ſie hoch empor hielt, begann er mit zitternder Stimme: „Sehen Sie hier die einzige Reliquie von Ihrem edlen Vater, die mir vergönnt ward, zur Ruheſtätte ſeiner Ahnen zu bringen; ſein Blut klebt an ihr, es ward durch Meuchelmord vergoſſen, und fordert Rache — blutige Rache von ſeinem einzigen Sohne. Hätte ich nicht Ihr heiliges Vorrecht geehrt, ſo würde wenigſtens eines von den Ungeheuern die Erde nicht mehr mit ſeinem Daſeyn beflecken, — allein, — der Diener wollte dem Sohne nicht vorgreifen.“ Hiermit legte er die Locke wieder auf den Altar, und fuhr in ſeiner Erzählung gegen den erſchütterten Jüngling fort: „Ihr Vater befand ſich mit ſeinen Jägern bei dem Armee-Corps, welches in das Herz von *** eindrang; — auf dem ganzen Zuge waren wir bei der Avantgarde, und ich darf mich wohl mit Recht des ſo oft mißbrauchten Ausdruckes bedienen, — mein tapferer Herr bedeckte ſich mit Ruhm! — Bei Erſtürmung eines Paſſes erhielt er einen Schuß in die linke Schulter; nur mit Mühe konnte man ihn bewegen, die Reihen ſeiner Waffengefährten zu verlaſſen, und ſich in das nächſte Feldſpital bringen zu laſſen. Wir mochten die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als es bereits Nacht wurde; — der Gebirgsweg war durch Regen und Artillerie-Train grundlos geworden, — ſchwere Wolken drohten, und mein armer Herr ſtieß bei jedem Schlage des Wagens ſchmerzliche Seufzer aus, da erblickten wir in einiger Entfernung von der Straße Licht. Der Graf ließ halten, und ſchickte mich ab, um zu ſehen, ob dort vielleicht Unterkunft bis zum nächſten Morgen zu finden wäre, und als ich ihm die Nachricht brachte, daß es ein großer Eiſenhammer mit einem anſehnlichen Wohngebäude ſei, ließ er dahin einlenken, und um Aufnahme für die wenigen Stunden erſuchen; wir wurden ſogleich eingelaſſen.“

„Da ſich auf dem Krankenwagen noch einige leicht verwundete Officiers befanden, denen die Nachtherberge vielleicht zu nahe an den Vorpoſten liegen mochte, ſo fuhr dieſer weiter nach ſeiner Beſtimmung; ſelbſt den Reitknecht mit den Pferden und der Bagage, von welcher wir nur die Chatouille und das Nöthigſte zurückbehielten, ſandte der Graf dahin, mit dem Befehle, ihm mit Tagesanbruch von dort aus einen bequemen Wagen zu ſchicken. — Vergebens bemerkte ich, daß eine ſolche Sorgloſigkeit in Feindesland etwas gewagt ſei. — „Wenn wirklich" (wandte mir der Obriſt ein) „etwas von den Bewohnern des Hauſes zu beſorgen wäre, ſo ſichert uns eben der Umſtand vor aller Gefahr, daß jene, die uns verlaſſen, um unſer Hierſeyn wiſſen." Nur ich und ein Chirurg blieben bei dem Leidenden. O! daß ich nur dießmal unrecht gehabt hätte."

„Ein Menſch, der halb den Herrn ſpielte, und unſerer Sprache vollkommen mächtig war, — (wahrſcheinlich der Werkführer oder Buchhalter) hatte uns ein Zimmer im oberen Stockwerke angewieſen, und auf das Bereitwilligſte für unſere Bedürfniſſe geſorgt; wir brachten den Verwundeten zu Bette, und als er in einen wohlthätigen Schlummer geſunken war, machte ich mich von einer böſen Ahndung getrieben auf, um unſere Herberge und deren Bewohner etwas näher zu beſehen."

„Von unſerer Treppe gelangte ich in eine breite Gallerie, deren eines Ende in den Hof, das andere in den Garten führte; — das Thor war verſchloſſen. — Als ich das Haus von der Gartenſeite umging, ſah ich Licht in einem Zimmer des Erdgeſchoßes, ich näherte mich behutſam, und konnte durch einen kleinen Raum, der nicht von dem

Fenſtervorhange bedeckt war — beobachten, was darin vorging. Ein wohlgekleideter Mann mit einem wahrhaft ſataniſchen Geſichte, ging mit großen Schritten hin und wieder, auf dem Tiſche beim Fenſter ſtand eine große Flaſch mit Wein nebſt einem Glaſe, aus welchem er oft gäh trank, — er ſchien im eifrigen Geſpräche mit dem Buchhalter und zwei von Ruß geſchwärzten breitſchulterigen Kerls, nachdem ledernen Schurze zu urtheilen, Schmiede, — in deren einen ich den finſteren Mann erkannte, der murrend unſer Gepäcke auf das Zimmer getragen hatte. Aus dem Benehmen der drei Letztgenannten, ſah man, daß der Sprecher ihr Herr ſei, — trotz meiner Nähe konnte ich jedoch nichts von der Unterredung verſtehen, theils weil mir damals die deutſche Sprache noch nicht geläufig war, theils weil ſie mit ſehr gedämpfter Stimme ſprachen; ich verließ alſo meinen Standort. Der Garten, ſo wie das Haus ſelbſt, trugen deutliche Spuren, daß es darin ſcharf hergegangen ſeyn mochte; die Umzäunungen waren zum Theile niedergeriſſen, — faſt alle Fenſter zerſchmettert, und die eiſernen Gitter hie und da losgebrochen, ein Umſtand, der eben nicht auf günſtige Geſinnungen bei dem Wirthe ſchließen ließ; — zudem hatte ſich dieſer gar nicht vor uns ſehen laſſen, unter dem Vorwande, er ſei unwohl, was doch, nachdem was ich ſah, nicht der Fall zu ſeyn ſchien; — mit vermehrter Beſorgniß ging ich zu meinem Herrn zurück. Eben theilte ich dieſem, — der indeß erwacht war, — meine Beobachtungen mit, als leiſe an die Thüre gepocht wurde, und der Buchhalter eintrat; ſein bleiches Geſicht, die tödtliche Unruhe in ſeinen Zügen, ſtrafte die ſcheinbare Unbefangenheit Lügen, mit welcher er ſich um das Befinden des Verwundeten erkundigte, und fragte, ob er nicht zu ſpeiſen wünſche; als der Graf es ablehnte, ſagte er zu mir und dem Arzte: daß für uns in einem der unteren Zimmer bereits gedeckt ſei, er wolle einſtweilen bei dem Kranken bleiben; auf des Letzteren Befehl verfügten wir uns nach dem bezeichneten Orte. Gott weiß mit welchen Überredungskünſten die gleisneriſche Schlange meinen zu argloſen Herrn bethörte, genug, — als wir zurückkamen, befahl dieſer alles bereit zu halten, um auf den erſten Wink das Haus, in welchem uns Gefahr drohe, zu verlaſſen. Mit Strenge wies er jede nähere Erörterung zurück, und befahl uns die höchſte Vorſicht, um durch nichts unſer Vorhaben zu verrathen, ſchweigend gehorchten wir. Der Graf verließ das Bett, ich lud unſere Piſtolen friſch, und ſo erwarteten wir nicht ohne Unruhe den Augenblick des Aufbruches. — Es mochte eine Stunde vor Mitternacht ſeyn, als unſere Thüre wieder behutſam geöffnet wurde, und das heuchleriſche Ungeheuer mit dem Ausdrucke der ängſtlichſten Theilnahme herein trat. Nachdem er zur größten Stille und Vorſicht ermahnt hatte, hieß er uns ihm folgen; die Waffen unter dem Arme thaten wir es. Mein Herr, — von mir unterſtützt, — ging dicht hinter ihm, der Arzt war der Letzte, er trug unſere Caſſette, worin ſich gegen vier tauſend Ducaten — größtentheils die Frucht eines glücklichen Streifzuges — befanden."

„Nun hatten wir die Gallerie erreicht, und wendeten uns links in der Richtung nach dem Garten; die dickſte Finſterniß machte es unmöglich, auch nur einen Schritt vorwärts zu ſehen, doch war ſie es nebſt dem Gedröhne aller Hämmer, die mit einem Male in Gang gekommen waren, welche unſere Flucht zu begünſtigen ſchien. Durch die Spalte einer Thüre ſchimmerte Licht, — unverſtändliche Laute tönten von ihr her, glücklich kamen wir vorüber; da flüſterte der Satan, unſer Führer: — „Halten Sie ſich etwas links.“ — Wir folgten, — auf einmal fand mein vorſchreitender Fuß keinen Grund, und ich ſtürzte in eine, wie mir vorkam, bodenloſe Tiefe. — Wie lange ich in der Betäubung gelegen ſeyn mochte, welche mir der Fall zugezogen hatte, weiß ich nicht; heftige Schmerzen an mehreren Stellen brachten mich zur Beſinnung. Ein matter Lichtſchein, der durch eine offene Fallthüre zu mir herab drang, ließ mich erkennen, daß ich am Ende einer langen Treppe lag, — mein Säbel war mir im Sturze entfallen, vergebens ſuchte ich im Finſtern darnach, — oben war alles ſtille. — „Gott ſei Dank!“ — rief ich — „mein Herr iſt gerettet — nun geſchehe mit mir was da wolle!“ und ſo ſchleppte ich mich die Stiege hinauf. Aus der offenen Thüre jenes Zimmers, in welchem wir beim Vorübergehen Stimmen gehört hatten, fiel Licht in die Gallerie; — barmherziger Himmel! — was für ein Anblick: — mein theurer Herr lag mit zerſchmettertem Haupte neben der Kellerthüre, dicht bei ihm einer jener beiden Unholde, die ich im Zimmer des Erdgeſchoßes bemerkt hatte, — der Säbel des Grafen ſtack in des Schurken Bruſt, wenige Schritte weiter war der arme Chirurg auf dem Boden hingeſtreckt.“

„Mein Blut gerann, — die Haare ſträubten ſich mir empor; ſtarr vor Entſetzen ſtand ich — ein ſteinernes Bild der Verzweiflung — an der Leiche des Mannes, der mir

dreißigjährige Treue, mit dreißigjähriger Liebe vergol-
ten hatte.“ Vom Schmerz der Erinnerung überwältigt,
ſchwieg hier der greiſe Erzähler, und ſank ermattet auf
den nächſten Sitz. — Wilhelm, in deſſen Bruſt Wehmuth,
Entſetzen und Durſt nach Rache abwechſelnd herrſchten,
tützte ſich auf den Tiſch des Herrn, und die heißen Thrä-
nen, welche ſeinen Augen entquollen, netzten die blutige
Locke.

Nach einer Weile erhob ſich Robert wieder, und fuhr
ort: „Endlich ſchmolz die Flamme der Wuth das Eis in
neinen Adern; ich riß meines Herrn ruhmvolle Waffe
us der Bruſt des elenden Meuchelmörders, — mit Fuß-
ritten ſtieß ich ihn aus der heiligen Nähe des Schlacht-
pferds, hinab in die Tiefe, welche mir das Glück geraubt
atte, für, oder doch wenigſtens mit meinem Herrn zu
erben. Noch einmal küßte ich die geliebte Leiche, und als
h mich überzeugt hatte, daß kein Funke von Leben mehr
ihr ſei, ſchnitt ich dieſe Locke vom blutigen Haupte,
nd ſchwor, die Hand auf die klaffende Wunde gelegt,
nverſöhnliche Rache den Mördern.“

„Die Thüre nach dem Garten ſtand offen, — ich wandte
ich dahin, im Vorübergehen warf ich noch einen mitlei-
gen Blick auf den unglücklichen Arzt, — zu meinem Er-
aunen gewahrte ich wenige Schritte von ihm, unſere
hatouille; — die Beute ſollten die Banditen wenigſtens
cht haben, — ich raffte ſie vom Boden auf, und ſuchte
n das Freie zu gewinnen, doch wenige Schritte über-
ugten mich von der Unmöglichkeit, die Laſt mit mir fort-
bringen; — ich hatte früher nahe am Eingange in den
arten einen Ziehbrunnen bemerkt, in dieſen warf ich die

Caſſette, und ſetzte nun meine Flucht ſo ſchnell als möglich fort."

„Selbſt die Elemente ſchienen empört über die Gräuel dieſer Nacht, denn Regen und Sturm ſuchten einander an Wuth zu übertreffen; — mit der letzten Anſtrengung meiner Kräfte erreichte ich endlich die Heerſtraße, — hier hoffte ich auf Franzoſen zu ſtoßen, mit denen ich als ein Racheengel in die Mördergrube zurückkehren wollte, — allein nun fühlte ich mich gänzlich erſchöpft, — bei dem kurzen Lichte ferner Blitze entdeckte ich eine kleine Capelle, deren man in jenem Lande viele an den Straßen findet, dort ſuchte ich Schutz; — kaum hatte ich ſie erreicht, ſo ſchüttelte Fieberfroſt meine Glieder — die Sinne ſchwanden mir."

„Als mein Bewußtſeyn zurückkehrte, fand ich mich in einem feindlichen Feldſpitale; verwundete Landsleute, gleich mir in Gefangenſchaft, — erzählten, der Feind habe in jener furchtbaren Nacht einen ſo wohlberechneten Überfall in Flanke und Rücken unſerer zu raſch vorgedrungenen Avantgarde gemacht, daß nicht nur dieſe größtentheils vernichtet, ſondern ſelbſt das Hauptcorps gezwungen wurde, ſich zurück zu ziehen. Bei dieſer Gelegenheit ſah mich, — wie ſie hörten, — ein verwundeter ***iſcher Officier im Vorüberfahren unfern der Straße liegen, erbarmte ſich meines hülfloſen Zuſtandes, und brachte mich hieher, — acht Tage und Nächte waren mir in wilder Raſerei entſchwunden."

„Meine erſte Bewegung war, die matte Hand an die Stelle zu führen, wo ich die Locke meines theuren Gebieters verborgen hatte; ſie war noch da; — dieſen Talisman auf dem Herzen, genas ich, obgleich langſam. Monate vergingen; ein Waffenſtillſtand war geſchloſſen, — der Friede folgte ihm, und erſt nach langer Zeit konnte ich in mein Vaterland zurückkehren. — Ich ſah ein, daß Anzeige des Geſchehenen zu nichts führen konnte, da mir alle Beweiſe mangelten, und der feindliche Überfall es den Böſewichtern noch erleichterte, meine Beſchuldigung von ſich abzuwälzen; ich verbreitete alſo ein glaubwürdiges Märchen über den Tod meines Herrn. Nachdem ich hier angelangt war, und die beſtmöglichſten Erkundigungen über Ihren wahrſcheinlichen Aufenthalt eingezogen hatte, ſchickte ich Ihnen auf drei verſchiedenen Wegen die ſchriftliche Schilderung von Ihres edlen Vaters ſchauderhaftem Ende, — wie ich ſehe, haben Sie keine erhalten, — doch — dem Himmel ſei Dank! Sie ſind hier, und — ich hoffe — nicht zu ſpät für die Rache."

„Das hoffe auch ich von der Gerechtigkeit des ewigen Vergelters!" rief der entflammte Jüngling, mit dem Feuer ſeiner Jahre und ſeiner Nation, — ſtürzte auf die Knie, und die Hand auf die Locke gelegt, ſchwur er blutige Vergeltung.

Bei kälterer Prüfung ſchienen drei Umſtände dem jungen Grafen unerklärbar, — nämlich: Wie die Mörder, welche doch wahrſcheinlich nur Raubſucht zu dem Verbrechen verleiten konnte, die Chatouille liegen ließen; — wie es kam, daß ſie nicht ſogleich nach der That die Leichen beſeitigten, um ſich vor zufälliger Entdeckung zu ſichern, — und wie es endlich möglich war, daß ſie auf Robert ganz vergaſſen, ihn nicht aufſuchten, da doch mit ſeinem Entkommen ihr Verderben faſt unvermeidlich war. Alle hierüber geſchaffenen Hypotheſen ließen Unwahrſcheinlichkeiten zurück, und ſo überließ man es der Zukunft, ob ſie das Dunkel erhellen wolle, welches auf dieſem Theil der ſchrecklichen Begebenheit ruhte.

Wir übergehen die Anſtalten zur Reiſe, ſo wie dieſe ſelbſt. In Wien, wo Wilhelm ſich den Brief an Dorner zu verſchaffen wußte, erkrankte Robert, und der feurige junge Mann, von Ungeduld getrieben, trat die Wahlfahrt allein an, nachdem er dem Geneſenden verſprochen hatte, ohne ihn keinen entſcheidenden Schritt zu thun.

Die ſpäteren Ereigniſſe ſind dem Leſer bekannt.

6. Capitel.

Die Sühnung.

Das menſchliche Herz iſt fähig Freude und Schmerz in einem ſo hohen Grade zu empfinden, und oft wechſeln dieſe ſo ſchnell, daß die nämliche Bruſt, welche jetzt einen Himmel umſchließt, im nächſten Augenblicke eine Hölle in ſich faßt; und ſo umgekehrt. Der Schwache erliegt dem einen wie dem andern; Manchem jedoch ward das Vermögen, ſelbſt das Ungeheure zu tragen, darunter gehörte Wilhelm, und wahrlich, nach dem was wir nun von ſeiner Lage wiſſen, bedurfte er dieſer ſeltenen Kraft. Nur durch ſie gelang es ihm, den wilden Kampf aufgeregter, widerſtrebender Empfindungen zu ſtillen, und einen feſten Entſchluß zu faſſen. Endlich mit ſich ſelbſt im Reinen, trat er vor Robert hin, und ſagte zu dieſem ernſt, aber ruhig: „Alter Freund! mein Geſchäft in dieſer Gegend iſt größtentheils abgethan; — wenn ich meinen Schwur breche, indem ich das Leben deſſen ſchone, der mir das meine erhielt, der nur durch Überredung, aus Furcht oder falſcher Anſicht zum Mitgehülfen des Verbrechens werden konnte, und wenn dieſer Meineid Strafe verdient, ſo falle ſie auf mein Haupt; doch glaube mir! das was ich bereits leide, reicht hin, die Manen des geliebten Vaters zu verſöhnen. Die wenigen Schritte übrigens, welche ich unter dieſen Umſtänden thun kann, um die Ruheſtätte des Unvergeßlichen aufzufinden, ſollen bald geſchehen, dann kehre ich in meine Heimat zurück. Willſt du mich dahin begleiten Robert? oder ſoll die Befriedigung einer nutzloſen Rache mich auch von dem Führer meiner Jugend, dem einzigen treuen Freunde losreißen? denn, wiſſe Robert! Legſt du deine Hand an das Lebensglück Gabrielens, der ich Unglücklicher ohnehin vielleicht auf lange ihren Frieden geraubt habe, — ſo biſt du für mich verloren. — Wollteſt du mein Loos noch bedauernswerther machen? — Könnteſt du mich allein ziehen laſſen?" — Da brach des Greiſes Herz, und mit ihm ſein Starrſinn; weinend umfaßte er die Knie des Lieblings, und gelobte unbedingten Gehorſam und Treue bis zum Grabe.

Etwas ruhiger geworden, beſprachen ſie ſich über die Mittel zur Erreichung ihres nunmehrigen Zweckes, und da Wilhelm um jeden Preis vermeiden wollte, den Schreckensort, — Herrn von Burkheim, — vor allen aber Gabrielen wieder zu ſehen, Robert hingegen zu dieſer Unterhandlung eben ſo wenig geſtimmt als geeignet war, ſo kamen beide darin überein, daß der redliche Dorner der tauglichſte Mittelsmann in dieſer Angelegenheit ſei, und um keine Zeit zu verſäumen, richteten ſie ihre Schritte ſogleich nach dem Jägerhauſe.

Es war Mittag, als der Graf dasſelbe erreichte, freudig kam ihm Dorner entgegen, welchen dringende Arbeiten an der Klauſe bis jetzt verhindert hatten, ſeinen werthen Hausgenoſſen im Eiſenhammer zu beſuchen. Wilhelm nahm ihn auf ſein Zimmer, und hier, nachdem er ſich ſeiner Verſchwiegenheit verſichert, theilte er ihm alles mit, was wir bereits wiſſen.

Theilnahme, Erſtaunen und Abſchen malten ſich abwechſelnd in den offenen Zügen des ehrlichen Waidmannes; am Schluſſe der Trauergeſchichte aber rief er unwillig aus; „Nein Herr Graf! — die Sache mag zuſammenhängen wie ſie will, ich ſetze Leben und Ehre zum Pfande, daß der Schein hier trügt; Burkheim iſt keiner ſolchen That fähig, — war es nie, und wird es nie ſeyn.“ Ein Strahl der Hoffnung erhellte die düſtre Nacht in Wilhelms Bruſt, und mit leichterem Herzen that er Dorner den Antrag, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen; gerne willigte dieſer ein, und verſprach zum voraus ganz andere Reſultate, als man erwarte.

Kaum war das Mittagsmal eingenommen, ſo verließen alle drei das Jägerhaus; der Graf wünſchte dem Orte der Entſcheidung ſo nahe als möglich zu ſeyn, um dieſe ſchneller erhalten zu können. Im Steinbruche, der Wiege ſeiner Liebe, wie ſeines Unglückes, wollte er die Rückkehr des Abgeſandten erwarten; — dort ſchieden ſie.

Die beiden Zurückgebliebenen betraten das bereits wieder ausgetrocknete weite Becken; wie ſo ganz anders ſah es darin aus, als noch vor wenigen Tagen: Statt üppig grünenden Pflanzen, ſtatt bunten, duftenden Blumen, bedeckten den Boden mehrere Schuhe hoch Sand, Kies, große Steine und Holz, welches letztere die Luft mit einer moderartigen Ausdünſtung erfüllte. — Vom Roſenhügel ragten nur einzelne abgeſchälte Zweige hervor, ihrer Blätter und Blüthen beraubt, — bloß die Dornen waren geblieben; — an der Stelle des Raſenſitzes lag ein entwurzelter Baum, ſeine zerſplitterten Äſte tief in Schutt und Schlamm verſenkt. Ein Theil des Felſenvorſprunges, der ſonſt dem Plätzchen Schatten gab, war von den Wogen untergraben — herabgeſtürzt; das Ganze glich einem Bruchſtücke aus der Sündfluth, in einem Rahmen von nackten abgeſpülten Steinwänden.

Die Wirkung, welche dieſe Umgebung auf Wilhelms ohnehin gedrücktes Gemüth machte, läßt ſich denken; unwillkürlich drängten ſich ihm Beziehungen — Ähnlichkeiten auf, und vertieft in trübe Betrachtungen, vor welchen nach und nach die ſchwachen Keime ſeiner Hoffnungen erſtarben, ſetzte er ſich ſchweigend neben Robert auf den halbverſunkenen Baum. Da — nach einer langen Stunde, — knarrten endlich Fußtritte im Kies, — die Harrenden ſprangen von ihrem Sitze auf, — es war Dorner, der fröhlich ſeinen Hut ſchwenkend auf ſie zueilte.

„Victoria Herr Graf!“ rief er ſchon von ferne, Ihr gehorſamſter Diener hat recht gehabt, — ja noch viel mehr als das, wie Sie ſogleich hören ſollen.“ Und als er auf des Grafen Einladung neben dieſem Platz genommen hatte, begann er ſeine freudige Bothſchaft. Wir wollen jedoch die Einleitung und manchen Zuſatz von Dorner's Erzählung abſondern, indem wir glauben, der Leſer wird es uns Dank wiſſen, wenn wir ihm den Kern ohne der Schale übergeben.

Herr Steinmann, der vorige Beſitzer des großen Hammerwerkes im Wolfsgraben, ein ſtolzer, finſterer Mann, eben ſo unbeugſam, als gähzornig, ja ſelbſt rachſüchtig, war von mütterlicher Seite der Oheim des Herrn von Burkheim.

Des letzteren Vater hinterließ — als er der Gattin in's frühe Grab folgte — ſeinem unmündigen Sohne nichts, als eine Reihe Ahnen. Steinmann nahm den Knaben mehr aus Eitelkeit als Mitleid zu ſich ließ ihn mit dem eigenen Sohne erziehen, und übergab ihm, als er zum Manne herangewachſen war, die Leitung ſeiner Niederlags-Geſchäfte in der Reſidenz, wo ſich Burkheim bald darauf mit einem Fräulein aus eben ſo guter, aber auch eben ſo armer Familie vermählte.

Da brach jener denkwürdige Krieg aus; die Überzahl der Franzoſen ſiegte über den gleichen Muth, die Hauptſtadt, in welchem Burkheim lebte, ward von ihnen beſetzt, auch in den Provinzen drangen ſie unaufhaltſam vor. Wer von den Landesbewohnern nur immer konnte, ſuchte Schutz in Städten oder entfernten Theilen der Monarchie, nur Herr Steinmann war durch nichts zu bewegen, ſein Eigenthum, deſſen blühender Zuſtand das Werk vierzigjähriger Arbeit war, zu verlaſſen, um ſo weniger, da warme Vaterlandsliebe ſeinen Sohn bewogen hatte, eine Officiersſtelle bei dem Landſturme anzunehmen, und dadurch der Einzige abweſend war, dem er die Huth ſeines geliebten Beſitzthumes hätte anvertrauen mögen. Die Franzoſen kamen endlich auch in dieſe Gegend; im Anfange ging alles gut, doch nach wenigen Wochen erhielt Burkheim die Schreckensnachricht, der Eiſenhammer im Wolfsgraben ſei von einer Horde Marodeurs geplündert, — und der unglückliche Beſitzer ſelbſt, durch Mißhandlungen dem Tode nahe. Erſt nach langer Zeit gelang es dem Neffen, alle Hinderniſſe zu beſeitigen, und hieher zu eilen; was er fand, übertraf alle ſeine Beſorgniſſe: Steinmanns äußere Wunden waren wohl vernarbt, allein eine tiefe, unheilbare war ſeither dem Vaterherzen geſchlagen worden, — ſein einziger, geliebter Sohn, der das Unglück, welches ihn getroffen, erfahren hatte, verſuchte es, verkleidet durch die feindliche Vorhut zu ihm zu gelangen, und ward ergriffen. Papiere, deren Mitnahme ihm den Urlaub verſchafft hatten, zeugten gegen ihn, er kannte die eiſernen Geſetze des Krieges, und ſtarb — ohne ſeine Familie zu nennen.

Burkheim wollte den bedaurungswürdigen Mann bewegen, nach der Reſidenz zu ziehen, und ſich nicht neuen Gefahren auszuſetzen, — aber mit verbiſſenem Grimme erwiederte Steinmann: „Vor vierzehn Tagen — vielleicht, — jetzt iſt es anders. Nur als Leiche oder als Rächer meines Sohnes verlaſſe ich dieſe Mauern, du aber reiſeſt morgen, denn der letzte Sprößling meines Stammes ſoll nicht untergehen, wenn ich es verhindern kann.“ An unbedingten Gehorſam gewohnt, wagte der Neffe keine weitere Vorſtellung.

Spät an jenem unglücklichen Abend, als Burkheim eben die Geſchäftsanordnungen vom Oheim erhielt, wurde dieſem gemeldet, ein verwundeter feindlicher Obriſt — Graf Rochemont — verlange für ſich, ſeinen Diener und einen

Arzt Unterkunft bis zum nächſten Morgen. Eine plötzliche Gluth überſtrömte Steinmann's Geſicht; — Graf Rochemont? der Commandant der Avantgarde? frug er mit furchtbar erhobener Stimme, nach einer kurzen Pauſe fuhr er zu Burkheim gewendet, mit höhniſchem Lächeln fort. Empfange du die werthen Gäſte, ſorge ſo gut wie möglich für ihre Bedürfniſſe, dann komme wieder zu mir. Noch etwas, entſchuldige mich, — ich bin krank, — verſtehſt du? Burkheim that wie ihm geheißen.

Als er zurückkam, fand er den Oheim in eifrigem Geſpräche mit zwei Schmieden, welches bei ſeinem Eintritte ſchnell abgebrochen wurde, — nach einer langen Pauſe, während welcher Steinmann mit großen Schritten auf und ab ging, und mit einem Entſchluſſe zu kämpfen ſchien, blieb er endlich vor dem Neffen ſtehen, und die düſter glühenden Augen feſt auf ihn gerichtet, begann er: „Um eilf Uhr werden alle Hämmer zu arbeiten anfangen, ich habe morgen eine bedeutende Ablieferung von Radreifeiſen an das feindliche Fuhrweſen; wenn du das Abendeſſen für den Obriſt und ſeine Leute, nebſt dem, was ſie allenfalls brauchen könnten, beſorgt haſt, ſo gehſt du in die Werkſtätte, und bleibſt dort bis ich komme, oder dich rufen laſſe; — hörſt du! bis ich ſelbſt komme, oder dich durch einen dieſer Beiden rufen laſſe. — Achte darauf, daß auch keiner der Arbeiter ſich unter was immer für einem Vorwande von ſeinem Geſchäfte entfernt, — hier haſt du den Hauptſchlüſſel, wenn du irgend etwas brauchen ſollteſt, damit ich ungeſtört bleibe, jetzt geh, und befolge genau was ich dir befohlen.

Als Burkheim ſich entfernt hatte, und über den ſonderbaren Auftrag nachdachte, fiel ihm zuerſt der Ton auf, in welchen er ertheilt wurde, — dann der Ausruf — das Betragen des Oheims, als man den Obriſt nannte; die Äußerung des unglücklichen Vaters bei ihrer erſten Unterredung, kam in ſein Gedächtniß zurück; — eine böſe Ahndung ſtieg in ſeiner Seele auf: — der Verwundete war vielleicht der Vorpoſtens-Commandant, durch deſſen Spruch ſein Vetter ſtarb, — es war gewiß, — und irgend etwas Entſetzliches im Entſtehen. Doch wie ſollte er ſich Licht verſchaffen? Eben ſtand er vor der Thüre des Gemaches, welches an jenes ſtieß, in welchem das Geſpräch fortgeſetzt wurde, faſt ohne Willen öffnete er ſie leiſe mit dem Hauptſchlüſſel, und nur zu bald fand er ſeinen Verdacht auf das Furchtbarſte beſtätigt.

Aus dem, was er vernehmen konnte, ging hervor, daß Steinmann beſchloſſen hatte, den Tod des geliebten Sohnes an deſſen Richter zu rächen.

Die beiden Schmiede waren bereits für die That gewonnen. Burkheim hatte genug gehört, er eilte ins Freie. Trotz dem Entſetzen, das ihn faſt aller Beſinnung beraubte, faßte er dennoch einen Gedanken, mit aller Kraft ſeiner Seele, — die Fremden mußten gerettet, Steinmann verhindert werden, die Ruhe ſeines ganzen Lebens einem wilden Rachedurſt aufzuopfern; — allein wie? — Vorſtellungen waren hier durchaus fruchtlos, — Hülfe von außen hätte nur der Zufall herbeiführen können; endlich glaubte er das einzige Mittel gefunden zu haben, es hieß — ſchleunige Flucht. Schnell beſorgte er das Abendeſſen, und während Diener und Arzt ſelbes einnahmen, machte er den Obriſt mit der Gefahr bekannt, welche ihm drohte, jedoch erſt dann, als deſſen Schwur und Ehrenwort die Sicherheit des Oheims verbürgten. Der Graf ſah ein, daß ihm in ſeiner verzweifelten Lage kein anderer Ausweg bliebe, und ging mit innigem Danke die Vorſchläge ſeines edelmüthigen Retters ein, die ſowohl ſeine, als des Oheims Sicherheit umfaßten.

Diener und Arzt kehrten zurück, und Burkheim begab ſich in das bewußte Nebenzimmer auf Kundſchaft. — Hier hörte er, wie Steinmann zu dem einen der Schmiede ſagte: „Es iſt nahe an eilf Uhr, die Hämmer werden bald poltern, das wird die Herren geniren, man wird ſich die Nachtmuſik verbieten, dann gibt es zu thun, darum hohle jetzt noch einige Flaſchen Wein, Caſpar!“ — Dieſer ging und kam nach einer Weile wieder zurück, — die Gläſer wurden friſch gefüllt, — dieß ſchien dem Lauſcher der erwünſchte Moment — er eilte zu ſeinen Schützlingen.

Wir haben bereits gehört, wie die Fliehenden glücklich bis zur Fallthüre kamen, welche in den Keller führte, zum Unglück hatte Caſpar dieſe offen gelaſſen, und wahrſcheinlich einige Flaſchen Wein für ſich an die Mauer bei Seite geſtellt, denn an etwas ähnliches ſtieß Burkheim mit dem Fuße im Vorübergehen, da flüſterte er den Nachfolgenden zu, ſich links zu halten, und ſo geſchah es, daß Robert, der ſeinen Herrn unterſtützte, in die Tiefe ſtürzte. Doch ſelbſt ſein Fall würde bei dem Lärm der Hämmer und dem Toben des Windes von den Trinkern überhört worden ſeyn, hätte nicht Roberts Säbel mit eiſerner Scheide auf den Steinſtufen ein zu ſtarkes Geklirre verurſacht; — die Thüre des Zimmers ward aufgeriſſen, und Steinmann mit ſeinen beiden Gehülfen ſtürzte heraus.

Von einem paniſchen Schrecken ergriffen, aller Faſſung beraubt, nur des Gedankens an eigene Rettung fähig, da dieſe für die anderen unmöglich war, entfloh Burkheim durch die Gartenthüre, noch hörte er den Ruf: — „Einer entflieht! — Auf! ihm nach!“ — doch die undurchdringliche Finſterniß begünſtigte ihn, ſo wie der Umſtand, daß er ſich ſogleich rechts nach den Fabriksgebäuden wendete, indeß ſeine Verfolger den Entronnenen in der Richtung nach dem Bache, und der Heerſtraße zu, aufſuchten.

Bei dieſer Stelle unterbrach Robert den Erzähler mit den Worten: „Nun wird mir erklärbar, wie ich und die Caſſette unbeachtet bleiben konnten; wäre doch lieber meinem armen Herrn ein ſo glücklicher Zufall zu Statten gekommen.“ Dorner fuhr fort: „Als Burkheim wieder einer ruhigeren Überlegung fähig war, hielt er es für das Beſte, da zu bleiben, wo er dem Befehl ſeines Oheims gemäß, bereits früher hätte ſeyn ſollen; eben ſo beſchloß er, den Antheil, welchen er an dem furchtbaren Ereigniſſe hatte, beſtmöglichſt zu verheimlichen. Nach einer halben Stunde kam Steinmann, bleich — erſchöpft von Anſtrengung, Angſt, vielleicht auch Reue; er nahm den Neffen haſtig bei Seite, und flüſterte ihm zu: „Wir müſſen eiligſt fliehen, — Nachrichten, die ich ſo eben erhalten habe, beſtimmen mich dazu.“ — Burkheim wandte ein, daß er noch Geld, Päſſe, und einiges andere Nöthige auf ſeinem Zimmer habe: — „Das laſſe!“ erwiederte der Unruhige — „mit Geld bin ich verſehen.“ Und ſomit zog er ihn mit ſich fort.

Auf Wegen, nur den Eingebornen bekannt, gelangten ſie in das Innere der Berge.

Schon am andern Tage hätten die Entflohenen rückkehren können, denn ein glücklicher, nächtlicher Angriff der ***iſchen Truppen hatte die Gegend vom Feinde geſäubert, allein erſt nach geſchloſſenem Frieden, und erfolgtem Abzuge der Franzoſen, wagte Steinmann ſein Eigenthum wieder zu betreten. Doch um wie vieles anders, als er es verließ: — Tiefe Schwermuth hatte ſich ſeiner bemeiſtert, die ganze Kraft ſeines Körpers und Geiſtes war gebrochen. Das nächſte Jahr war das letzte ſeines Lebens.

In einem Brief an ſeinen Erben, Herrn von Burkheim, welcher dem Teſtamente beigelegt war, ſchilderte er dieſem alle Umſtände jener unſeligen That, nebſt den Qualen einer vergeblichen Reue. Durch dieſe Zeilen erfuhr Burkheim, daß — als Steinmann und ſein Gehülfe damals von ihrer fruchtloſen Verfolgung zurückkehrten, ihre erſte Sorge war, die Spuren der That zu beſeitigen. Der Schmied ſchaffte die Leichen nach einem abgelegenen Orte, wo er ſie verſcharrte. Steinmann reinigte den Boden, raffte dann die Habſeligkeiten der Fremden zuſammen, und warf ſelbe in das Luftloch eines vermauerten Seitenkellers. Von Kaſpar glaubte er, er müſſe ſich entweder erholt, und irgendwo Hülfe geſucht haben, oder es ſei ihm noch Kraft zur Flucht geblieben, welche Vermuthung um ſo wahrſcheinlicher wurde, als der Säbel des Obriſten und die Caſſette fehlten. Furcht vor den Rächern, deren Ankunft mit jedem Augenblicke zu erwarten ſtand, machten ihnen nähere Nachforſchungen unmöglich.

Erſt einige Tage nach Steinmann's Entweichen, ward Kaſpar in dem Keller gefunden; die Vermuthungen darüber, wie über das Verſchwinden der feindlichen Einquartirung und des Herrn wurden alle an das Kriegsereigniß jener Nacht geknüpft, und verſchollen bald. „Und nun Herr Graf,“ — ſchloß Dorner ſeinen Rapport, — „habe ich nur noch beizufügen, daß mein billigdenkender Freund, weit entfernt, ſich durch Ihren Verdacht beleidigt zu fühlen, es natürlich findet, wenn er Ihnen unter dieſen Umſtänden in einem falſchen Lichte erſchien, — ja, ſollte noch etwas für Sie dunkel ſeyn, ſo iſt er bereit, über Alles Aufſchluß zu geben. „Nein!“ — rief Wilhelm begeiſtert — „nein! die Unſchuld des edlen Verkannten bedarf keines weiteren Beweiſes mehr, — doch, eh' ich von Liebe, Dankbarkeit und Reue getrieben zu ihm eile, nur noch eine Frage lieber Dorner: Wo ruhen die Gebeine meines unglücklichen Vaters?“ — Da ergriff der Gefragte des Grafen Hand, und ſagte mit weicher, faſt wehmüthiger Stimme: „Faſſen Sie ſich! wir ſind dem geſuchten Orte ſehr nahe, — die Überreſte des Geliebten, nebſt jenen ſeines Unglücksgefährten ruhen hier unter dem Roſenhügel.

Mit dem Ausrufe: „O Gott! mein Vater!“ warf ſich Wilhelm mit ausgebreiteten Armen über die heilige Stelle. Robert und Dorner eilten zu ihm, — im ſelben Momente raſchelten einige kleine Steine die Felſenwand herab, — ihnen nach ſtürzte der Reſt des Vorſprunges, und zwiſchen ſeinen Trümmern lag mit zerſchmetterten Gliedern blutend — beſinnungslos der Köhler Wolf.

Erſchrocken waren Alle einige Schritte zurückgewichen, doch kaum gewahrten ſie des Unglücklichen, als ſie zu ſeinem Beiſtande herbeikamen. Noch zeigten ſich Spuren des Lebens; Dorner ging ſchnell den Wundarzt des nächſten Dorfes, und Leute zur Fortbringung des Mannes zu holen. Der Graf hatte Wolfs Haupt auf ſeinen Schooß gelegt, und wuſch die blutende Kopfwunde mit friſchem Bachwaſſer, welches ihm Robert in ſeiner ledernen Kappe zutrug. Da ſchlug Wolf die Augen auf; ſein erſter Blick traf Robert, der mit gerunzelter Stirne vor ihm ſtand, und die ſtarren Züge des Erwachenden mit einem düſtern Bilde aus der Vergangenheit verglich; — ein leiſer Schauer überlief den Unglücklichen, er wandte den Blick gegen Himmel, — hier begegnete er dem milden Auge Wilhelms, der über den Leidenden gebeugt, theilnehmend auf ihn herabblickte; — eine Weile ſtierte er in das von Mitleid verſchönerte Antlitz des jungen Mannes, dann drängten ſich ein Paar Thränen langſam aus den umflorten Augen, — ſie fielen — mehrere folgten, — ein ſchmerzliches Schluchzen bewegte krampfhaft die zerriſſene Bruſt, — ein Strom von Blut entſtürzte dieſer, und das Haupt des Entſeelten glitt von Wilhelms Schooß auf die Steine herab, die das Grab des Gemordeten bedeckten.

Schluß.

Als der erſte Eindruck des erſchütternden Auftrittes vorüber, und der Tribut kindlicher Liebe reichlich genug gezollt war, erwachte in Wilhelms Bruſt mit erneuter Stärke die Sehnſucht nach dem Orte, welchen er dieſen Morgen ſo troſtlos verlaſſen hatte, und wohin ihn jetzt Liebe und Freundſchaft zurückriefen. Robert, der noch immer ſchweigend vor dem Entſeelten ſtand, ſollte ſo lange hier bleiben, bis Dorner zurückkehren würde. Noch war der Graf nicht weit von der verhängnißvollen Stelle, als ihm Burkheim mit Leuten, die eine Bahre trugen, entgegen kam; Wilhelm beflügelte ſeine Schritte, und bald umſchlangen ſich die neu verbundenen Freunde. Der Graf wollte Entſchuldigungen vorbringen, doch Burkheim ſchloß ihm den Mund, und fragte ausweichend, um den Zuſtand des Verunglückten; als er deſſen Ende vernahm, faltete er die Hände, und ſagte mit feierlichem Tone: „Gott iſt eben ſo barmherzig als gerecht!" dann trug er ſeinen Leuten auf, die Leiche nach dem nächſten Kirchſpiele zu tragen, er ſelbſt wollte die arme Witwe auf ſchonende Weiſe mit ihrem Verluſte bekannt machen, und Wilhelm brachte das Verlangen nach der Geliebten, der Menſchlichkeit und Freundſchaft zum Opfer, indem er ſich zum Gehülfen bei dieſem Werke der Barmherzigkeit antrug.

Während ſie den Ruinen zuſchritten, theilte Burkheim ſeinem Gefährten noch manches mit, was für dieſen das höchſte Intereſſe hatte, wir wollen davon nur folgendes ausheben:

Der Schmied Wolf, durch deſſen Hand Graf Rochemont gefallen war, und welchen Burkheim aus dieſem Grunde entfernte, ſo bald er zu gebieten hatte, kaufte ſich von ſeinem Sündenlohn die alte Burg, pachtete das nahe Stück Föhrenwald, und trieb das Köhler- und Pechſieder-Gewerbe. Doch in dieſer Abgeſchiedenheit, nach einigen zufälligen Unglücksfällen, beſonders aber nach einer ſchweren Krankheit, fing die Schlange des Gewiſſens an, ſich in ſeiner Bruſt zu regen. — Um ſich gegen ihr Nagen zu betäuben, ward er zum Säufer, — ſein Wohlſtand, ſeine eiſerne Geſundheit ſchwanden, Tage voll Mühe gaben ihm nur kärgliches Brot, — brachten ſeinen Nächten keinen Schlaf, und ſo ſchleppte er ein ſchuldbelaſtetes Daſeyn fort, voll Erbitterung über ſein Schickſal, ohne Vertrauen auf den Himmel, gefoltert von Furcht vor der nahen Vergeltung. Als Burkheim dieſen Mittag von einem entfernten Geſchäfte nach Hauſe kam, fand er den Köhler ängſtlich ſeiner harrend, und ward von ihm dringend um ein kurzes Gehör gebeten; in dieſem brachte er vor: er habe heute die Beſtätigung des lange genährten Verdachtes erhalten, daß Wilhelm der Sohn oder jüngere Bruder des ermordeten Obriſten ſeyn müſſe, denn er habe ihn heute Vormittags, mit jenem alten Diener, der damals entkam, und den er an einer großen Schramme an Wange und Kinn nur zu gut kenne — bei ſeiner Behauſung im eifrigen Geſpräche getroffen. Nur eine Urſache konnte ſie in dieſe Gegend geführt haben, und der ſonſt ſo kühne trotzige Menſch beſchwor nun auf den Knien den Einzigen, der um ſeine Schuld wußte, ihn nicht zu verrathen. Eben gelobte ihm Burkheim Verſchwiegenheit, als Dorner eintrat. Sein Freund reichte ihm treuherzig die Hand zum Gruſſe; doch der Angekommene trat einen Schritt zurück, und ſagte ſcherzweiſe: „Halt! — ich komme im Namen und Auftrage eines großen Herrn, und erſt wenn der Zweck meiner Geſandtſchaft glücklich erreicht iſt, kann die alte Vertraulichkeit wieder zwiſchen uns Statt finden." Sichtbar erſchüttert entfernte ſich Wolf.

Wahrſcheinlich ſah er auf dem Heimwege den Grafen und Robert im Steinbruche, ahnete den Zweck ihres Hierſeyns, und wollte ſich die Gewißheit verſchaffen, ob und was er zu befürchten habe; die Angſt vor der möglichen Gefahr ließ ihn die wirkliche überſehen, — während Dorner's Erzählung mochte er im Gebüſche zu weit vorgekrochen ſeyn, wollte ſich, — als Wilhelm aufſprang, zu ſchnell verbergen, — durch die haſtige Bewegung trennte ſich der ohnehin lockere Steinblock, und ſtürzte mit ihm hinab.

Somit — liebe Leſer, habe ich Euch denn ſo weit geleitet, als Ihr meiner bedürft; wir ſtehen nun am Ausgange des düſteren Labyrinthes, — die Zukunft unſeres Helden und ſeiner Lieben liegt gleich einer lachenden, blüthenreichen Landſchaft vor Euch, die fortan eine milde Sonne beſcheint. Will Eure Phantaſie den freundlichen Pfad weiter verfolgen, ſo werdet Ihr unfern jener Ruinen, ein ſchönes Jagdſchloß finden, vom Grafen Guillaume Rochemont — dem jetzigen Gutsbeſitzer — und ſeiner Gabriele bewohnt; die Schar ihrer blühenden Kinder, ſpielt unter der Obhut Roberts auf dem Raſenplatze mit den Tannenzapfen, die Jörgel noch immer an jedem Tage ſammelt, — zuweilen reitet wohl auch eines der fröhlichen Kleinen auf dem alten gedultigen Feldmann; — die Zimmerwärterin (Jörgels Mutter) zeigt Euch noch das Gemach im alten Thurme, wo Wilhelm übernachtete. Trefft Ihr die Glücklichen nicht, ſo ſind ſie bei Vater Burkheim, oder dem nunmehrigen Oberjäger Dorner. Wem aber dieſe Zeilen erſt nach vielen Jahren in die Hände kommen, der findet die guten Menſchen alle im Steinbruche vereint, welcher zur Familiengruft geweiht wurde.

Stierle Holzmeiſter.

Die älteſte Wiege.

Jenſeit über fernen Meeren
In der fremden neuen Welt,
Wo das Haupt der Kordilleren
Eiſig ſchaut in's Wolkenzelt;

Wo ein Wald von Rieſenſaaten
Länderweite Flächen deckt,
Wo ein Strom an hundert Staaten
Wie ein nagend Weldmeer, leckt;

Wo in meilentiefen Schachten
Auf ſich thut ein goldnes Grab: —
Stieg erſt jüngſt der Menſchen Trachten
Tief und tiefer ſtets hinab!

Sieh' und plötzlich — wie ſie ſcharren
Höret auf die Welt von jetzt —
Vorwelt iſt's, worauf ſie ſtarren; —
Herr und Sclave ſteht entſetzt.

Tief im Herzen dieſer neuern,
Modert eine ält're Welt, —
Eine Welt des Ungeheuern,
Kennbar groß, ob auch entſtellt!

Giebel wie der Bauherr'n kühnſter
Kaum im Traume jetzt ſie ahnt;

Hallen, eingeſtürzte Münſter,
Rieſenthöre, Rieſenwand.

Was der Menſch durch manch' Jahrhundert,
Wie er wähnte, ſich erdacht,
Und als eignes Werk bewundert —
Liegt hier längſt verſcharrt in Nacht!

Waſſen ſchmücken noch die Wände
Stühle blieben, Hausgeräth,
Spielzeug für gewalt'ge Hände —
Selbſt noch eine Wiege ſteht!

Ha — wie treibt man da die Sclaven —
Geißelnd zu dem Tagwerk hin —
Alte Welt, du ſollſt nicht ſchlafen —
Denn die neue braucht Gewinn! —

Wie die Eigner trunknen Blickes
Meſſen den errung'nen Schatz —
Und die Förd'rer ihres Glückes,
Tummelnd, müh'n von Platz zu Platz!

Sclav' und Sclavin muß da graben —
Keiner darf zur Ruhe geh'n —
Keiner ſich mit Piſang laben —
Keiner raſten, keiner fleh'n! —

Eine Sclavin keucht vor Allen,
Daß ihr Schweiß in Strömen rinnt —

Unter einer jener Hallen —
Sinkt ſie hin — ſie trägt ein Kind!

Trägt es unter ihrem Herzen —
Trägt's nun nimmer ſchon im Schoos —
Denn in ſel'gen Todesſchmerzen
Ringt ſie's von ſich ſelbſt nun los!

Und ſie lebt, wankt auf erſchüttert,
Schaut das Kind, das lächelnd liegt —
Hebt's empor; fühlt, wie es zittert —
Wüßt es, ach, ſo gern gewiegt!

Sieh — da ſteht an einer Säule
Jener tauſendjähr'gen Wand
Eine Wiege; — — ſie, voll Eile
Faßt das Kind mit ſchwacher Hand —

Legt es mit beſorgten Zügen
In den wunderbaren Schrein —
Und die älteſte der Wiegen
Wiegt der Kinder jüngſtes ein.

J. G. Seidel.

Der früh begrabene Lieblingstraum.

Es pochet ſo ängſtlich, es ſeufzet und klagt,
Als wäre ein Schatz hier verſcharret,

So holet denn Hake und Schaufel und tragt
Nach oben, was unten verharret.
Die Wurzel der Blume, ſo tief ſie vergraben,
Wünſcht Theil an dem ſonnigen Lichte zu haben.

Da wurde gegraben, geſchaufelt mit Haſt,
Da regten ſich freudig die Hände;
Doch endlich um Mitternacht machte man Raſt,
Man ſtieß auf vier breterne Wände.
So ſpukt es denn ſelber im engeſten Hauſe,
Du lauter Geſelle, willſt wohl noch zum Schmauſe!

Kaum daß man verwegen die Frage gethan,
Da hob ſich das Dach von dem Hauſe,
Schon reute die Gräber die Frage, der Wahn,
Ein Engel ging ſtumm aus der Klauſe.
Man ſah es am Gange, am Blick und Geberde,
Daß er auch verwandt einſt geweſen der Erde.

Du friedſamer Klausner, wo willſt du denn hin?
Du ſcheinſt mir ſo fremd hier im Lande.
O! wenn mit Geleit' ich dir läſtig nicht bin,
Dir fehlen ja Freund' und Verwandte.
So wähl' mich zum Führer, ich will dich vertreten,
Dich tröſten, und mit dir auch weinen und beten.

Wohl war ich im Lande einſt heimiſch auch hier,
Verſchwiſtert mit Blumen und Sternen.
Es wäre was Großes geworden aus mir,
Doch mußt' mich mein Vater entfernen.
Er hat mich mit blutendem Herzen vertrieben,
Mir Armen ſind nichts als vier Breter geblieben.

So ſagte der Fremde und wanderte fort,
Noch einmal den Vater zu ſuchen,
Er gab ihm drauf ſterbend und kindlich das Wort,
Wie konnte dem Theuren er fluchen.
Es ſtreichelte oft ihm der Vater die Wangen,
Hatt' herzlich und freudig am Liebling gehangen.

Es drängte den Fremden zum Vater zu gehn,
Kam endlich und endlich zur Stelle.
Doch Ärmſter von Allen, was haſt du geſehn?
Ein Kreuz dort in mondlicher Helle.
Ein Zeichen des Todes! Leg' ruhig dich nieder,
Hier oben ſiehſt nimmer den Vater du wieder.

Max. Karl Baldamus.

Gloſſen.

Bei warmem hübſchen Wetter
Da kann man promeniren,
Da kann man meditiren
Bei warmem hübſchen Wetter.

Es dürfen Schmetterlinge
Um gelbe Blümlein ſchwärmen,
Sich freuend ohne Lärmen,
Beglückte Schmetterlinge!

Sie kreiſen und ſie flattern
Ein Tag begrenzt ihr Leben;

Daher ſie weder weben,
Noch bauen, nein ſie flattern.

Bei rauhem kalten Wetter
Da muß man retiriren,
Da muß man laboriren
Bei rauhem kalten Wetter.

Es flieget an die Fenſter
Der Sperling halb erſtarret,
Der nahrungsloſe harret,
Ob öffnen ſich die Fenſter.

Doch die ſind zugefroren
Was hilft das Meditiren?
Wir müſſen laboriren,
Sonſt ſind wir ſelbſt gefroren!
Mayrhofer.

Sehnſucht nach dem Tode.

Nicht ein Schreckensgeripp mit hohlem Blick' — ſo
Malt' ich niemals dein Bild, ſo kennen Thoren
Dich und Glückliche nur, o Tod! — ein holder,
Lächelnder Knabe,

Komm' und ſenke die Fackel meines Lebens,
Die, vom Sturme verweht, nur matt noch glimmet,
Komm' und küſſe die Wang', daß ihre letzte
Röthe verbleiche!

Heil! ſchon wehet dein Hauch; die Flur entfärbt ſich!
Blumen welken dahin, und Knoſpen ſenken
Ihr ermüdetes Haupt zur Ruh; ach! nur die
Blume der Trauer.

Die Cypreſſe nur trifft dein milder Odem
Nimmer! daß ſie nicht welke, tränkſt mit Thränen
Du ihr ſenkendes Haupt, und daß dereinſt die
Gräber ſie ſchmücke!

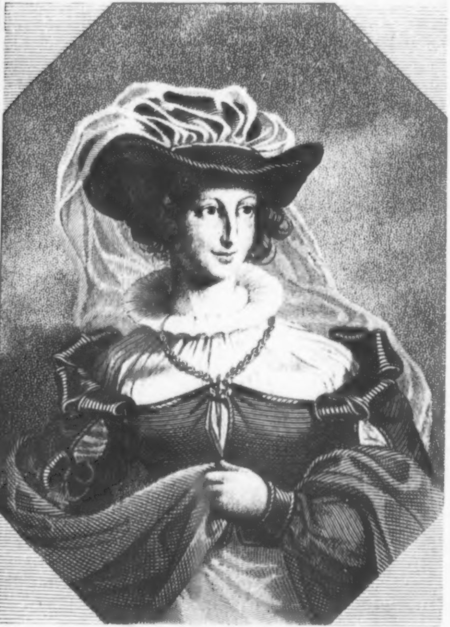
Ja! unfreundlicher Gott, nur an des Glückes Pforten
Pochet dein ſchneller Fuß; doch wo die
Sehnſucht weint, an des Elends Hütte gehſt du
Grauſam vorüber!

Horch! was klaget ſo bang dort aus der Laube?
Ach! wie Grazien ſchön, ſeh' ich ein Mädchen;
Ihren Armen entſinkt — ſo bleich, ſo ſchön! — ein
Sterbender Jüngling.

Ihr Geliebter, ihr Troſt! — ach! wie ſein mattes,
Halbgebrochenes Aug' nach ihr noch hinblickt,
Wie ihr bangendes Herz mit jedem ſchwächern
Pulſe dahinſtirbt.

Fluch dir, kalter Tyrann! ſo ohn' Erbarmung
Würgſt du Glückliche hin — ach! ſchone, ſchone!
Nimm zum Opfer mich an; um mich weint keine
Liebende Seele —

F. Pietznigg.



Das Fräulein v. Bedmann
zur Erzählung gleiches Namens.

Drei kleine Erzählungen

von Johann Grafen Mailáth.

I.

Das Fräulein von Bodmann.

Das Fräulein von Bodmann war eine Waiſe; von ihrer Mutter hatte ſie große Güter geerbt, unter dieſen war auch die liebliche Inſel Maynau im Bodenſee, mit Höfen, Wäldern und großen Fiſchteichen.

So lange Ritter Arnold im Lande war, wagte nie ein Freier um die ſchöne Maid von Bodmann zu werben, jetzt aber, da man den gefürchteten Degen jenſeits des Meeres wußte, wurde die alte Burg nie leer von Rittern und Edelknechten, die des Fräuleins Schönheit und Reichthum ſo mächtig anzogen. Doch die fromme treue Maid wies alle Werber beharrlich ab, erklärend, daß ſie keinen andern als jenen geliebten Arnold zum ehelichen Wirthe annehmen wolle, und als der Zudrang der luſtigen Freier dennoch nicht abnehmen wollte, befahl ſie ihre Güter einem treuen Vogt, und zog in ein benachbartes Kloſter, wo ſie bis zur Rückkehr jenes Ritters im Gebet und frommer Thätigkeit verharren wollte.

Arnold focht in Syrien mit demjenigen Muthe und mit der Tapferkeit, welche man in der damaligen Zeit allgemein an den ſtolzen Schwaben rühmte. Aber das Glück war den Kreuzfahrern nicht hold, ſie verloren ein Stück Land nach dem andern, und mußten zuletzt in die alte

Ptolomais zurück ziehen, die ihnen vom ganzen heiligen Lande allein noch übrig blieb.

Auch hier that Arnold in den häufigen Ausfällen, eingedenk ſeines Landes, Namens, und der Frau ſeines Herzens ſich rühmlich hervor, manchen Sarazenen fraß ſein gutes, ſchwäbiſches Schwert, aber eines Tages begab ſich's, daß er in einen Hinterhalt fiel, und ungeachtet der tapferſten Gegenwehr verwundet und gefangen wurde. Tief in das Land der Heiden wurde der wunde Ritter geſchleppt, und ſchmähliche Dienſtbarkeit war das Los des edlen Freiers. Wie oft er da zu Gott und der heiligen Jungfrau gerufen, wie oft er nach der edlen Maid von Bodmann geſeufzet, wie manches Lied inniglicher Sehnſucht er nach ihr geſungen, wiſſen wir nicht; aber zweifeln, daß es geſchehen, hieße die ſchwäbiſchen Ritter jener Zeit nicht kennen. Jahr auf Jahr entfloh, und keine Hoffnung zur Auswechslung, keine Ausſicht zur Erlöſung aus unerträglicher Knechtſchaft that ſich dem armen Ritter kund; da hatte er beinahe alle Hoffnung, die grünenden Ufer des Bodenſees, und die dunklen Schatten der Heimat wieder zu ſehen, aufgegeben, als wie ein Lichtſtrahl der Gedanke in ſein Herz fiel, durch ein frommes Gelübde die Hülfe des Himmels zu erwerben.

Er ſchwur, wenn er aus den Banden der Heiden erlöſt werden ſollte, auf alles häusliche Glück für das ganze Leben zu verzichten, und in einem der drei geiſtlichen Ritterorden zu treten. Und ſiehe da, in der folgenden Nacht fand er ſein Gefängniß unverſchloſſen und raſch den Wink der Vorſehung benützend, floh er eilig, nach dem Laufe der Sterne und des Mondes ſich richtend durch das Land der Knechtſchaft nach der Meeresküſte. Welche Wege er genommen, was für Drangſale er auf ſeiner Flucht ausgeſtanden, wie es ihm gelungen, das endloſe Meer zu überſchiffen, davon iſt keine Kunde zu uns gelangt, ſonſt würden wir auch dieſes gerne treulich erzählen, ſo viel iſt gewiß, daß er nach ausgeſtandenen großen Trübſalen auf der heimatlichen Burg angelangt, und bald darauf zu Althauſen bei dem frommen Meiſter des deutſchen Ordens ſich ſtellend, demüthig um die Aufnahme in denſelben bat. Nach beſtandener Prüfungszeit ward ſeine Bitte gewährt, und das ſchwarze Kreuz deckte nun den Ort, wo ſonſt ein fröhliches in Luſt und Liebe ſchwebendes Herz ſchlug.

Arnold's Arm und Herz waren zu bekannt, als daß der Orden nicht hätte wünſchen ſollen, ſie ſogleich zu Ausbreitung ſeiner Macht und ſeines Ruhmes zu benutzen, der Ritter ward von dem Meiſter mit mehreren andern Brüdern nach dem damals noch heidniſchen Preußen geſandt, um in unaufhörlichen Kämpfen gegen ein tapferes Volk, das den vaterländiſchen Boden Schritt für Schritt vertheidigte, das Herz, welches heimlich vielleicht noch immer für die ſchöne Erbin von Bodmann ſchlug zu beſchwichtigen. Dieſe aber hatte kaum die Rückkunft ihres geliebten Ritters vernommen, als ſie ſogleich aus dem Kloſter wieder auf die väterliche Burg zog, da den Beſuch des treuen Arnold erwartend.

Ein vertrauter Jugendfreund des Ritters (vielleicht der Bodmann ſo nahe wohnende Minneſänger Burghard von Hohenfels) erwartete ſie hier, und brachte ihr den letzten Gruß, des für ſie nun auf ewig verlornen Geliebten.

Die hochzeitlichen Fackeln erloſchen da, wo ſi
angezündet waren, nicht lange brauchte die edle M
ſie zu einem ihres Herzens und ihrer reinen Minne
gen Entſchluß kam, tief empfindend:

„wie Liebe mit Leide zu jungeſt lohnen kann.“
beſchloß ſie dem Geliebten ein Zeichen zu hinter
das ihn ewig an die liebe und treue Herzensgeſpiel
nern ſollte, ſie berief ihre väterlichen Verwandte
erklärte ihnen, daß ſie unwandelbar ſich entſchloſſe
Schleier zu nehmen, und jenen die Bodmann'ſchen S
güter alſobald durch ihren Vogt werde übergeben
über ihr mütterliches Erbe aber, behalte ſie ſich
Schalten und Walten vor.

Als nun dieſes vollzogen, reiſte ſie zu dem fr
Meiſter nach Althauſen und eröffnete ihm, wie
ſinnt ſeie, ihr mütterliches Eigen, die ſchöne Inſel
denſee mit aller Zubehörde dem deutſchen Orden, a
freie Vergebung, zuzuſtellen, wenn derſelbe für eine
Bitte und Bedingung ihr Gewähr leiſten wolle, die
ſeie, daß der nunmehrige Bruder Arnold von Lang
der erſte Comthur ſeines Ordens auf der Inſel M
werde.

Strenge waren die Regeln und Geſetze des O
durch mehrere Feldzüge und nützliche Dienſte, muſ
Bruder ſeine Thätigkeit erprobt und den Dank der
verdient haben, ehe ihm die Thüre zu den Würden
ben geöffnet wurde, nur ausgedienten, durch Wund
Alter dem Kriege gegen die Ungläubigen entzogenen
dern, wurden damals Comthureien ertheilt, und
konnte weder der Wille noch die Macht des Meiſte

gerne er auch dem Wunſche der liebenden Jungfrau, ihren Muth und ihre Aufopferung bewundernd, willfahrt hätte, abweichen, er mußte ſie an den Oberſtordensmeiſter nach Marienburg in Preußen verweiſen. Allein nichts iſt der Liebe zu ſchwer, treue Boten ſandte die Minnigliche in das ferne Land, und der Herrmeiſter nahm bedingt an, was die edle Magd nicht anders als bedingt dem Orden überlaſſen wollte, zwar konnte auch er den nur vor Kurzem in den Orden getretenen Arnold nicht plötzlich zum Comthur ernennen, aber er verſprach in einigen Jahren ihn auf die Inſel der liebenden Jungfrau zu verſetzen, und verſprechen und Wort halten, war in der damaligen, ritterlichen Zeit, eins.

Wir ſehen auch wirklich auf der Mayen-Aue in der Reihe der Comthure den Bruder Arnold von Langenſtein als den Sechsten.

Wo nach dieſem das edle Fräulein mit ihren zertrümmerten Hoffnungen und mit ihrem zerriſſenen Herzen ſich hingewendet, in welches Kloſter ſie ihren Schmerz begraben, wiſſen wir nicht, es mag für ſie wohl gleichgültig geweſen ſeyn, wo ſie ihre Tage verweinte Denn:

Des Menſchen Herz hienieden,
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden,
Nur wo es nicht mehr ſchlägt.

Der Gedanke: mein heißgeliebter Arnold lebt jetzt in meinem Hauſe, in den Gemächern, die Zeugen unſerer jugendlichen Liebe waren: er ißt von dem Brote meiner Äcker und trinkt von dem Wein meiner Reben, die hohen Nußbäume, die uns ſo oft beiſammen ſahen, beſchatten ihn nun wieder, und in der Capelle, wo unſer Gebet ſich vereinigte, fleht er jetzt den Himmel um Muth und Standhaftigkeit für uns Beide an.

Dieſe Gedanken müſſen ſich oft in die ſtille Zelle de frommen Maid geſchlichen und ein bitter ſüßes Gefühl i ihrem liebenden Herzen erweckt haben, das gewiß nur unter dem kalten Grabſteine aufhörte, für ihren Arnold z ſchlagen.

Dieß iſt die Sage von dem treuen Fräulein von Bodmann, und wie die Inſel Maynau im Bodenſee an den deutſchen Orden kam, wie ſie mir von einem Freunde aus jene Gegend mitgetheilt worden.

II.

Andor und Juczi.

Aus dem Ungariſchen des Kisfaludi.

Trübes Gemengſel von Klängen, Sturm, Glut, Sonne und Erde,
Mond, Gram, Klage, erfundene Wörter, ſie geben kein Lied noch.
Lebt in dir nicht Gefühl des Schönen und Großen, ſo ſchreib nicht
Selbſt mit dem Fittig des Adlers, ſinkſt du, fehlet die Kraft dir.

Erfaſſe die Harfe o Hand, töne ein hohes Lied! dein Brauſen gleiche dem des Sandaufwühlenden Stieres, dein Sumſen ſei eindringend, wie das abendliche Flöten der weidebewohnenden Gelſe. Die Saiten zittern! hört! — Greinende Jungfrau in düſtrer Nacht! wie der Mond aus dunklen Wolken, ſo glänzt dein breites Geſicht über den Zaun. Du ſchweigſt, kräftige Jungfrau? Statt Worten, wehen mir deine warmen Seufzer zu? Mein empfindſamer Buſen faſſet ſie auf, und ſtößt dafür noch glühendere aus. Komm! ſchwebe zu mir über den tyranney-erbauten Zaun. Nahe iſt die Schenke, wo bei den Zauberklängen der Barden meine Freunde ſich beluſtigen, ſei der Stern des lärmenden Feſtes.

So Andor. Er ſtreckt den Arm aus, und ſteht wie ein Meilenzeiger im ſchweigenden Dunkel. Beſieger der Herzen. Andor! Spiegel der Finſterniß! mein flammendes Auge ſchaut hin, wohin du dich rüſteſt, aber des Schickſals eiſerner Arm hält mich hier. So ſtöhnt in ſchmetternden Tönen die dickarmige Jungfrau, die Tochter des mordblickenden Simon. Sie liebte Andor, den blondzopfigen, aber ihre Väter tranken nicht aus einer Flaſche, denn ſie waren im Streite wegen eines jungen Ochſen; dennoch erhob ſie muthige Liebe über alle Gefahren, öfters ſahen ſich die Herzflammenden, dort wo ein ſchmaler Graben gekrönt mit Dornengeſtripp den Garten des ſtirnfaltenreichen Simon, von der Hutweide trennte, nur die Nacht war Zeuge des treuen Bundes, und ein zottiger Schafhund, der von der ſchnurrenden Spindel die ſchwärmende Jungfrau begleitete.

Nacht war's. Schneidender Wind durchwehte die Locken des Knittelbewaffneten Andor. Juczi blinzelte durch die Finger auf ihren Getreuen. Sie wäre gegangen, aber wagte es nicht. Tochter des ſchnurbärtigen Simon! — ſo tönte der Lufthauch, folge getroſt deinem ſohlenfeſten Anbeter! er iſt dein Schild. Wie die herzerhebenden Klänge des Dudelſacks, ſo drangen auf Juczi die geiſtaufreizenden Worte; ſie entſchließt ſich, ſpringt mit ſchwerem Sprung über den dornumwundenen Graben; rothen Angeſichts, und voll Kletten, ſchmiegt ſie ſich Andor an. Sie gehen! auch der zottige Schafhund ſtrebte ihnen nach, aber zwiſchen den Zaun gezwängt, konnte er nur heulend ihr heimliches Entweichen beweinen.

Wie lange ſchnarchſt du noch in der Kühle deiner Scheune auf weichem Heu hingeſtreckt, du Herr des rauchfangloſen Hauſes? Hörſt du den Hüter des Hofes im Garten bellen? Auf! auf! Juczi entflieht, mit ihm, dem dir Verhaßten! ſo flüſterte der Ahnherr und berührt Simon mit dem Ärmel ſeines Bunda.

Was klingt hier? ſo der erwachende Simon. Er reibt ſich die Augen mit der Fauſt, gähnt lang auf gegen den Mond, und ſich dehnend, wankt er der Thüre zu, von wo eine Leiter abwärts führt. Unerſchrocken wollte er ſelbſt ſehen, was in dem Umkreis ſeines Hauſes geſchieht, und ſteigt auf die Leiter, aber ſchneller kam er hinab, als er gehofft, denn ein Fehltritt ſtürzte den noch Schlaftaumelnden in den Sand.

Von meinem Sang bezaubertes Ohr! haſt du ſie gehört die drohenden Felſen der Karpaten, wenn ſie ſich losreißen und im Falle lang donnern in der echoreichen Gegend? ein ſolcher Sturz war dieſer. Der Hahn auf dem Maulbeerbaum ſitzend, krähte auf aus dem Schlaf, und der Knecht in einen fetten Bunda gewickelt, lief erſchrocken hinaus, und ſtarrte offenen Mundes zu dem Himmel, zu erſpähen, was aus der Höhe fiele? Simon prüft ſeine Glieder und erhebt ſich langſam. Ha! murmelte er, rieſiges Schickſal, ich fühle dein gewaltiges Schleudern, doch ich bin ein Mann. Somit erfaßt er die zweiſpitzige Waffe, die lange eiſerne Gabel, und ſtürmt in den Garten, Piſta, der Knecht, Großes ahnend, ergreift eine Senſe und folgt ernſten Schrittes dem Gebieter.

Zwiſchen funkelnden Thauperlen dunkelten die breiten Fußtritte der Entflohenen, Uczu Piſta! ſchreit der blitzblickende Simon; ſiehſt du das Band am Zaun hangen? Hier geſchah Mädchenraub, ſchnell nach! ſchwellenden Herzens gingen ſie wie die Wogen des zürnenden Meeres von brauſenden Winden getrieben.

Indeſſen erreichen die Liebenden ihr großes Ziel, die Schenke, deſſen papiernes Fenſter, von einer flackernden Pfunze erleuchtet, weithin Strahlen warf, ein Irrlicht ſchien es dem Wanderer.

Drum ſaßen drei Barden im Ofenwinkel, ſchnarrender Ton entſchwebt den gehörig gezwengten Saiten. Sie wohnten am Ende des Dorfes, und nun erſchienen ſie mit Kolofonium geſchmiertem Fiedelbogen. Auf den Schultern zweier hing ein Pelz mit Schnüren, vielfarbig geflickt. Ein rother Dollmann mit abgenützten Silberſchnüren geſchmückt, zierte den verdienſtreichen Baſſetliſten. Auf dem Ofen ſaß der Töne Meiſter, der einäugige Gyurko, ein umgekehrtes Pfeifenrohr im Munde, und auf den verſchieden tönenden Pfeifen des Dudelſacks die Klänge der alten Zeit abſingend; ihm zur Seite ſpann ſich wälzend die muthwillige junge Katze, und ſpielte leicht mit den wenigen Schnüren ſeines einſt grünen Pelzes.

Freudiger Jubellärm begrüßte das ſtrahlende Paar, blumenbemalte Krüge mit neuem Wein gefüllt, werden ihnen geboten. Andor macht einen tüchtigen Schluck, und blickt Juczi an, die ihre kleinen Äuglein zu Boden ſchlägt.

Drei iſt der Tanz, brüllt Andor, und drückt den Hut ſchräg auf das Haupt, klatſcht in die Hände, und ſchleudert die Füße weit umher, Juczi regt ſich beſcheiden in kleinen Schritten. Die ganze Geſellſchaft wirbelt im Kreis, die Sporen klingen, überall iſt Jubel und Verwirrung, — Andor jauchzt für Freude, und auf — aufſpringend, küßt die Pfauenfeder auf ſeinem Hut das vom Tabakrauch gebräunte Tramholz. Verſchweige o Laute die blauen Spuren der in der Weiche feſtgeſtemmten Fauſt.

Was rauſcht ſo dumpf wie fernes Ungewitter? Simon ſeh ich kommen, den Schnellaufzürnenden, zwar ſpricht er nicht, aber das Streichen ſeines Bartes ſagt: hier wird mein Arm beſchäftigt. Hartherziger Mann! erweicht dich nicht deiner Tochter zaubervolles Schweben? wohin reißt dich dein Zorn, du Sohn des verfolgenden Schickſals? Simon lacht, aber grimmig, als er Andor jauchzen hört, Piſta den Knecht ſtellt er ans Fenſter mit gehörigem Befehl, er aber, ein Held, ſchreitet murrend durch die Thüre.

Wie wann der hungrige Wolf einbricht in die vließtragende Herde, ſo war das Gedräng, Juczi bläßt die Pfunze aus, daß Simon ihn nicht finde im Gebiete der Finſterniß, und verkriecht ſich unter den Tiſch.

Endlos iſt jetzt die Verwirrung. Auf Andor's Stirne ſtehen die Tropfen des Schauers, er ſchleicht ſich zum Fenſter, weiſe ausweichend Simon's eiſernen Hand; er erkennt ihn, den Dampfgequälten an der pfeifenden Schwere des Athmes. — Auch Juczi verläßt ihren Zufluchtsort und drängt ſich zur Thüre. Der harte Vater, wohl wiſſend, daß ſeine Tochter die kräftigſte iſt in der ganzen Umgegend, ſuchte nur die breiteſten Schultern, er fand ſie auch, aber von Kletten geſtochen, zieht er die Hände zurück, und ſchlenkert ſie finſter, und ſo entſchwindet Juczi durch die Thüre, indeß Andor beim Fenſter hinaus ſpringt.

Empfindſamer Hörer meines Liedes, traue der roſenfarbnen Hoffnung nicht. Draußen ſteht Piſta und erfaßt Andor, ungeheures Ringen beginnt, ihre Glieder krachen in eiſerner Umarmung, aber keiner beugt ſich, bis endlich Piſta geübter im Ringkampf ihm das Bein unterſchlägt, und ihn am Boden haltend ſeinen Herrn ruft.

Juczi hört es, Heldenflamme lodert in ihrem Buſen, ſich ſelbſt opfernd, kitzelt ſie Piſta ſo lange, bis er endlich den Gefallenen ausläßt. Heraus ſtrömt nun die Verſammlung, der Mond ſelbſt trat aus den Wolken, und blickte auf den Kampfplatz. Dort ſteht Andor der Beſiegte und ſägt mit den Händen die Lüfte ſo ſchmerzhaft, daß ſelbſt der eisbruſtige Simon in Empfindung hinſchmilzt. Schon verzieht er ſeine Lippen zum Segen, aber Andor ſpricht ſo entſetzlichen Lautes: Verſtecke dein fleckiges Angeſicht, du ſanfter Mond, fallt nacheinander herab ihr Sterne, verſinke o Schenke, und du Juczi gehe zu deiner Arbeit, ich entſage, und ſcheide großherzig von dort, wo man mich zur Flucht gezwungen. So Andor und majeſtätiſchen Schrittes geht er weiter. Gramvoll ſieht ihm die Verſammlung nach. Simon ſprach nicht, er ſchüttelte nur ſein gedankenleeres Haupt.

Juczi weinte und von wildem Schmerz zerriſſen, reichte ſie ihre Hand dem ſenſenſchwingenden Piſta.

Wer ſitzt dort traurig unter dem wilden Birnbaum, ſtarren Auges hinſchauend nach Simon's Garten? Andor iſt es, der blondzopfige Jüngling, der unglücklich liebende. So ſchwärmet er jeden Abend, und mit ſiedenden Seufzern haucht er die ſauern Birnen herab.

Verſtumme o Harfe! raſte im ruhigen Dunkel des Weidenbaums, bis eine ſeelenvolle Stunde dich wieder erweckt zum hoch aufſtrebenden Lied.

III.

Die Gaben.

Es war einmal ein König, der hat eine Tochter gehabt, die mit wunderſamen Gaben ausgerüſtet war, wenn ſie weinte, rollten Perlen aus ihren Augen, wenn ſie lachte, fielen Roſen aus ihrem Munde, und wenn ſie ging, lag nach jedem Schritt ein Ducaten hinter der aufgehobenen Ferſe, jedoch mußte ſie barfuß gehen, ſonſt fielen keine Ducaten. Der König ihr Vater und das ganze Land waren darüber ſehr entzückt, denn bald war der König reich, und das Königreich das reichſte auf der Welt. So oft die Prinzeſſin ging, folgten ihr fünf Kammerherrn, die das Gold, welches ihren Pfad bezeichnete, in kryſtallene Schüſſeln einſammelten.

Der Ruf dieſer wunderſamen Prinzeſſin verbreitete ſich durch alle Lande. Wie nun der Prinz Hermoſo von ihr ſprechen hörte und zugleich erfuhr, daß ſie eben ſo ſchön und gut als wundervoll ſei, bat er ſeinen königlichen Vater, die Prinzeſſin heirathen zu dürfen, der Vater willigte ein, Prinz Hermoſo wollte ſchon abreiſen und um die Prinzeſſin werben, da brach ein gefährlicher Feind in das Land. Prinz Hermoſo mußte ſtatt zur Braut mit dem Heere ins Feld.

Die Oberſthofmeiſterin der Königin ſchlug nun vor, dem Prinzen Hermoſo eine Überraſchung zu bereiten, ſo daß, wenn er aus dem Felde, zweifelsohne, ſiegreich heimkehren würde, er ſchon die Braut ihn erwartend fände. Der König und die Königin hießen den Vorſchlag gut, und die Oberſthofmeiſterin wurde an den Hof der roſenlachenden Prinzeſſin abgeſendet, um ſie für den Prinzen zu begehren.

Die Oberſthofmeiſterin war aber eine Hexe und führte Böſes im Schilde. Sie hatte nähmlich eine Tochter, die war nicht ſchön und nicht gut, dieſe gedachte ſie mit den Prinzen Hermoſo zu vermählen. Am Hof der roſenlachenden Prinzeſſin angelangt, brachte ſie ihren Antrag an, wies das Bildniß des Prinzen Hermoſo vor, und weil es der Roſenlachenden gefiel und ſie auch ſonſt ſchon gehört, daß Prinz Hermoſo edel und tapfer, entſchloß ſie ſich, und ſagte ja. Alſobald wurde alles zur Abreiſe eilig betrieben. Als der Tag vor der Abreiſe anbrach, ging die Prinzeſſin zum Beſten der Armen drei Stunden auf dem Hauptplatze barfuß ſpazieren, und die Bedürftigen laſen das Gold auf, das jedesmal unter ihren Ferſen lag.

Die roſenlachende Prinzeſſin und die Oberſthofmei
rin fuhren in einem Wagen, das Gefolge nach. Als
ſchon weit, ſehr weit von der Hauptſtadt der roſenlach
den Prinzeſſin entfernt waren, rief die Hexe ein Donn
wetter herbei, es ward ſo finſter wie bei Nacht, das g
Gefolge ſtäubte auseinander, und iſt nie mehr geſehen w
den. Da ſtieg die Tochter der Hexe aus der finſterſten W
heraus, ſie und die Mutter ergriffen die perlenweine
Prinzeſſin, ſchnitten ihr die Augen aus, und warfen
Prinzeſſin rechts, die Augen links in dem Graben ne
der Straße, die Tochter aber verſchleierte ſich, ſetzte
zu der Mutter in den Wagen, und fuhr der Hauptſt
des Prinzen Hermoſo entgegen.

Die unglückliche Prinzeſſin lag indeß im Graben u
wimmerte, da kamen Fuhrleute vorbei, hörten das G
klage, und zogen ſie heraus. Ihr Schuh war verlore
der Strumpf zerriſſen, wie ſie auftrat klang es wie Go
Der eine Fuhrmann ſah hin, wie er das Gold erblick
war er außer ſich vor Freude. Er faßte die Prinzeſſin u
ter dem Arm und führte ſie, der Andere ging nach u
ſammelte das Gold in ſeinen Hut. So mußte die Pri
zeſſin einen ganzen Tag gehen, ihre Füße bluteten,
wurde ohnmächtig. Darüber erſchraken die Fuhrleut
ließen ſie liegen und fuhren eilig davon.

Ihnen nach kam ein Gärtner, es war ein guter, ſa
ter Mann, er lud die Prinzeſſin auf ſeinem Wagen, u
brachte ſie in ſein Haus. Er und die Gärtnerin verband
ihr die Füße, ſie mußte ſich zu Bette legen. Dann ſpra
der Gärtner zur Gärtnerin: Mir iſt es mit meiner Ne
gierde ſchlecht gegangen, ich wollte die Hochzeit unſ'r

Prinzen Hermoſo ſehen, und die roſenlachende, perlenweinende, goldgebende Prinzeſſin bewundern, und nichts habe ich geſehen. Die Prinzeſſin ſagt, daß ſie ein Gelübde gethan, nicht bloßfüßig zu gehen, ſie legt ſich ſogar in Strümpfen ſchlafen, auch lacht ſie nie, und ſchaut ſo grämlich herum, daß man wohl ſieht, daß ſie weder Freuden — noch Mitleidsthränen vergießen kann, nur der Ärger könnte ſie vielleicht zum Weinen bringen. Unſer ſchöner Prinz Hermoſo iſt recht unglücklich! Und ſchlimm iſt ſie über alle Beſchreibung; mein Freund, der Hofgärtner hat mir vertraut, daß ſie alle acht Tage ein neues Stubenmädchen hat. Da könnten wir die arme Gefundene verſorgen. Die hat ſchon viel ausgeſtanden, die wird geduldiger ſeyn als die andern Mädchen. Ja, wenn ſie nur Augen hätte, entgegnete die Gärtnerin. Weißt du was? ſprach der Gärtner, wenn ich wieder in die Stadt gehe, beſuche ich die Hexe Augenhändlerin, vielleicht hat ſie ein Paar Augen die dem Mädchen paſſen.

Geſagt gethan! am nächſten Markttag verehrte der Gärtner der Hexe Augenhändlerin einen Korb voll Gemüſe; und bath um ein Paar Augen, die Hexe, die eben mit leſen beſchäftigt war, griff ohne vom Buch weg zu ſehen in einen Topf und langte zwei Augen heraus, gab ſie dem Gärtner, und winkte mit der Hand nach der Thüre. Als der Gärtner zu Hauſe war, ſetzte er dem Mädchen die Augen ein, aber ſie wandte die Augen auf der Stelle in eine Ecke des Zimmers, wo ein Loch war, und ſah nicht mehr weg. Das währte acht Tage ſo. Da ging der Gärtner wieder zur Stadt, und zur Hexe Augenhändlerin, brachte ihr einen Korb des auserleſenſten Obſtes,

und klagte über die Augen des Mädchens. Die Her
und ſprach; ich habe mich neulich vergriffen, und d
zenaugen gegeben, in jenem Loch iſt eine Maus,
drehen ſich ihre Blicke immer hin. Hier haſt du zu
dere ſchöne große Augen, es gibt nicht leicht ſchöne
habe ſie neulich in einem Graben an der Heerſtra
funden, die werden ihr recht ſeyn.

Die Augen waren der Prinzeſſin allerdings rech
es waren ihre eigenen. Auf der Stelle brachte
Gärtner nach Hof, und weil die Prinzeſſin Hexe el
Stubenmädchen fortgejagt hatte, erhielt ſie auf des
ners Vorſchlag dieſen Platz.

Sie war ſanft und geduldig wie ein Lamm. S
ren vierzehn Tage vergangen. Die falſche Prinzeſſin
ſich ganz beſonders ſchön herauspuzen, der Prin
zu ihr ins Zimmer, um ſie zu Tiſch abzuholen, ſie
um und rizte ſich an einer Nadel, hierüber erzürn
dergeſtalt, daß ſie dem Stubenmädchen eine derbe Oh
verſezte. Der Armen ſtürzten Thränen aus den Aug
ſieh! es waren Perlen. Da rief der Prinz: Was ſe
du weinſt Perlen! vielleicht biſt du die roſenlachende
zeſſin. Die Prinzeſſin ſchmuzte, und ein Roſenknö
lag zu des Prinzen Füßen. Nun mußte ſie ſogleich
fuß mit ihm zu ſeinen königlichen Ältern, und immer
Gold nach jedem ihrer Tritte. Während nun ſich Al
Wiedergefundenen freuten, war die falſche Prinzeſſi
einem düſtern Drachenwagen ſammt der Mutter Ober
meiſterin entfloh'n. Prinz Hermoſo aber und die
lachende Prinzeſſin hielten eine neue Hochzeit und
noch, wenn ſie nicht geſtorben ſind.

Amor und Hymen.

Wo Amor herrſchet, glaubt mir Freunde!
  Da iſt auch Hymen nicht mehr weit,
Und dennoch leben ſie als Feinde
  Faſt immerfort in Zank und Streit.

Leichtſinnig nennt den Gott der Liebe
  Der Ehegott, und kindiſch noch;
Doch dieſer ſchilt die Pflicht der Triebe
  Ein unerträglich ſchweres Joch.

Könnt' ich das Brüderpaar verſöhnen,
  Dann wär' ein Paradies die Welt;
Nun es, um jeden Wunſch zu krönen,
  Faſt ſtets an innrer Neigung fehlt.

Leicht iſt ein Hochzeitkranz zu winden,
  Und bald beſorgt ein Brautgewand;
Nur ſoll Gott Hymen nie verbinden,
  Was nicht Gott Amor ſchon verband.

Wo in der Bruſt die Flamme lodert,
  Hat's mit dem Jawort nicht Gefahr;
Wo der Befehl Gehorſam fodert,
  Geht nur ... ein Opfer zum Altar.

Hier hat der Geiz den Bund geſtiftet,
  Seht Diamanten, Perlen, Gold!

Doch iſt des Lebens Luſt vergiftet;
Nur Liebe macht uns reich und hold!

Das Rechnungsbuch nie in den Händen,
Sieht Amor auf den Brautſchatz nicht,
Und läßt's bei Bett und Tiſch bewenden,
Wo Jugend Thätigkeit verſpricht.

So preiſt, wo Froſt das Band der Reichen
Oft trennt, die Armuth ihr Geſchick,
Und Kinder, die dem Amor gleichen,
Sind dann ihr Reichthum und ihr Glück.

J. J. Scheiger.

Der Suchende.

Ballade.

Ein finſterer Pilger durchirrt den Wald,
An Liebe noch jung, an Weſen alt:
Sein todtes Liebchen iſt Schuld daran,
Daß er nicht jung mehr ſcheinen kann.

Er geht, bleibt ſtehen, ſpricht ein Wort;
Setzt wieder ab, irrt wieder fort;
Schreit laut vor ſich hin, iſt wieder ſtill —
Weiß ſelber, ſcheint es, nicht, was er will!

Zu Hauſe freut es ihn nimmermehr —
Sie ſucht ihn dort nimmer; das Haus iſt leer,

In keinem Schatten verlangt er zu ruh'n,
Sie ruht ihm ja nimmer zur Seite nun.

An keiner Blume findet er Luſt —
Er kann ſie nicht ſtecken an ihre Bruſt;
Für keine Quelle hat er mehr Sinn, —
Er ſieht ja nicht ihr Bild bei ſeinem darin!

Den eigenen Thränen iſt er feind —
Sie fragt ihn ja nimmer: warum er weint!
Sie fragt nicht mehr, gibt nicht mehr Beſcheid,
Bekümmert ſich nicht mehr um Freud und um Leid!

Und wie er irrt durch Steig und Steg,
Da tritt ihm ein greiſes Weib in den Weg;
Ein Weib, zwergartig, hager und alt,
Als wär' es das Schickſal in Menſchengeſtalt!

„Grüß Gott, mein Söhnlein, wohin denn ſo ſpät,
„Wann ſelbſt ſchon der Adler ſchlafen geht?
„Ein Kind von deiner Art und Geſtalt,
„Gehört in die Welt und nicht in den Wald.

„Hielt dich der Vater, die Mutter zu ſtreng? —
„Im Walde da iſt es ja eben ſo eng!
„Verlorſt du dein Gold und dein Geld in der Welt?
„Im Walde wächſt ja kein Gold und kein Geld.

„Wie? oder irrſt du zu morden im Wald?
„Gib Achtung: Räuber werden nicht alt!

„Wie? oder verlorſt du Richtung und Weg?
„Komm' mit mir! Ich führ' dich den rechten Steg!“ —

„ „Nein, Mütterchen, nein, keine Mutter hat,
„ „Kein Vater gemacht mich des Zwanges ſatt;
„ „Ich wollt', ich hätt' noch ſo ſüßen Zwang —
„ „Gern wollt' ich ihn tragen mein Leben lang!

„ „Nein, Mütterchen, nein — nicht verlor ich mein Gold,
„ „Nie war ich dem gleißenden Schimmer hold!

„ „Nicht trieb' ich mit Anderer Leben mein Spiel,
„ „Es iſt mir ja meines, ſchon meines zu viel!
„ „Nicht hab' ich des Weges verfehlt auf der Flucht,
„ „Ich ſuche ja keinen, hab keinen geſucht! —

„ „Ich will nicht bleiben, will auf nichts zu,
„ „Ich finde nicht Ruh', ich ſuche nicht Ruh'! —
„ „Ich will nicht aus, ich will nicht ein,
„ „Ich will nur ſie, nur ſie allein!

„ „Ich will nur ſie, ich ſuche nur ſie —
„ „Das Kind nur ſuch' ich, das Gott mir verlieh;
„ „Und wenn ich es finde, ſo führ' ich's nach Haus,
„ „Und find ich es nimmer — ſo iſt es aus!

„ „Iſt aus mit mir, aus, Mütterchen, aus,
„ „Dann brauch' ich nicht Weg, nicht Lager, nicht Haus,
„ „Dann kann ich mein Haus ja überall ſeh'n,
„ „Wo zwei Weiden auf einem Hügel ſteh'n!

„ „Doch Mütterchen, ſage mir, ſage mir an,
„ „Ob ich ſie finde, und wo und wann?““
„Das will ich dir ſagen, das iſt mir bekannt,
„Nur ſieh mir in's Auge, nur reich mir die Hand.

„Du liebſt ein gutes, ein ſüßes Kind!
„Du biſt ihm mit Rechten ſo gut geſinnt!
„Drum wird es nicht ohne Mühe dein —
„Doch Muth — es wird ja ſo lange nicht ſeyn!

„Zwar wirſt du manchen Morgen und Tag,
„Durch Thäler wandeln, durch Buſch und Hag;
„Wirſt manche Thränen noch weinen um ſie,
„Vor mancher Capelle noch beugen dein Knie!

„Wirſt manch' ein Sternlein noch kommen ſeh'n,
„Doch laß den Muth nicht untergeh'n, —
„Eh wieder die Blätter fallen allhier
„Haſt du ſie gefunden — und biſt du bei ihr!“

Der Jüngling ging, und manchen Tag
Durchirrt' er Thäler und Buſch und Hag,
Vergoß noch manche Thränen um ſie,
Und beugte vor mancher Capelle ſein Knie.

Manch Sternlein ſah er noch untergeh'n;
Doch wo die zwei Weiden am Hügel ſteh'n,
Wo die Blätter ſchon fallen für und für,
Da fand er ſie endlich, da blieb er bei ihr!

J. G. Seidel.

Elegie.

O ſeid barmherzig! — in den Schooß
Der Mutter legt mich Ärmſten nieder,
Gebt liebreich mir das erſte Loos
Aus meines Lebens Glücksrad wieder.

Da lag ich in der Liebe Arm,
Noch unbekannt mit rauhen Stürmen,
Ich träumte ſüß, ich ruhte warm,
Mich konnte Muttertreue ſchirmen.

Noch kannt' ich nicht der Seele Schmerz;
Hatt' ich ein kleines Weh empfunden,
Weint' ich, ſchloß ſie mich an das Herz,
Und was mich drückte, war verſchwunden.

Der Unſchuld ſüßer Traum verſchwand;
Ich trat in's große Weltgetriebe,
Für Wahrheit ich nur Täuſchung fand,
Doch nirgends treue Mutterliebe.

Den Lippen Honig ſtets entfloß.
Doch Gift und Galle war im Herzen,
Der Freude Blümchen, das mir ſproß,
Erkauft' ich ſtets mit Sorg' und Schmerzen.

Mir ward das Köſtlichſte geraubt,
Vertrau'n, — mein Daſeyn zu verbittern;

Wo Schutz zu finden ich geglaubt,
Sah' ich mein kleines Glück zerſplittern.

In einer finſtren Prüfungszeit
Zerriß die Selbſtſucht alle Banden;
Nicht Noth und Tod hab' ich geſcheut,
Viel Schweres hab' ich überſtanden.

So Sturmbewegt die Zeit auch war,
Schien doch durch all' die Dunkelheiten
Ein Hoffnungsſtern mir mild und klar,
Die beſſ're Zukunft anzudeuten.

Es kam die Zeit; der Stern entwich,
Ein Irrlicht war's; es hieß vermeſſen,
Daß ich gekämpft ſo ritterlich:
Was ich erduldet, war vergeſſen.

Den Schwächling, der aus Selbſtſucht ſich
In Feindes Sclavenjoch geſchmieget,
Den hält man werth, demüthiglich
In jedes Joch er gern ſich füget.

So fiel dann Undank mir zum Loos,
Für alle Sorgen und Beſchwerde.
O nimm mich auf in deinen Schooß,
Und ſchenke Ruh mir, Mutter Erde.

Karl Müchler.

Das weibliche Concert.

Eine Parabel.

Unlängſt befand ich mich in einer Geſellſchaft von ſchönen und zugleich ſehr liebenswürdigen Damen, die aber dabei mit einer ſolchen Lebhaftigkeit ausgerüſtet waren, daß während meiner ziemlich langen Anweſenheit nicht nur keine einzige ſecundenlange Pauſe vorfiel, ſondern die ganze Geſellſchaft unaufhörlich zugleich ſprach oder lachte. Es war mir alſo geradezu unmöglich, auch nur ein einziges Mal zum Worte zu kommen.

Ich verlegte mich alſo bloß auf das Hören und Sehen, wobei ich auch vollauf zu thun hatte. Damit aber mein nothgedrungenes Stillſchweigen mir keinen Vorwurf wegen Mangel an Artigkeit zuziehen konnte, bemühte ich mich, den Schönen meine Aufmerkſamkeit durch Lächeln und Kopfnicken zu erkennen zu geben, was ſie auch ſo beifällig aufnahmen, als hätte ich ſie mit den feinſten Schmeicheleien und den zierlichſten Redensarten überſtrömt.

Bei dieſer ſtummen Rolle, die ich in dem holden Zauberkreiſe wider Willen ſpielen mußte, dachte ich mir die ganze Geſellſchaft als ein weibliches Orcheſter, welches aus lauter Virtuoſinnen beſtände. Dieſer Gedanke befeſtigte ſich, als eine der vielſprechenden und viellachenden Zauberinnen ſich des — eben nicht mehr ganz neuen Gleichniſſes bediente: das weibliche Herz ſei wie die Äolsharfe, die, vom leiſeſten Lufthauch bewegt, ſympathetiſch erklingt.

Das holde Orcheſter ſpielte immerzu ein vollſtimmiges, rauſchendes Allegro assai, aus dem man nur äußerſt ſelten einzelne Stimmen, mit Imitationen oder mit Variationen über dasſelbe Thema, vernahm. Dabei hatte dieſe Vocal- und rhetoriſche Inſtrumental-Muſik die charakteriſtiſche Eigenheit, daß die Spielenden faſt ununterbrochen nur drei- und viermal geſtrichene Noten vortrugen, um den Tact ſich wenig bekümmerten, das Tempo willkürlich wechſelten, die Pauſen aber durchaus gar nichts gelten ließen.

Ich ſpann meine Idee nun weiter aus, und kam endlich auf den Einfall, in jedem weiblichen Haupt-Charakter, der das Muſter einer ganzen Gattung iſt, eine Ähnlichkeit mit einem muſikaliſchen Inſtrumente aufzuſuchen.

Ich machte den Anfang mit Derjenigen, die mir am beſten gefiel. Welches Inſtrument war Sie? — Ihr Ton war weich und ſchmeichelnd, ihre Rede liebkoſend mit melodiſchem Schmelz. Jede Äußerung ihrer Empfindungen legte ſich an das Herz ſo ſanft wie ein milder, lauer Frühlingshauch. Sie ermunterte, ohne heftig aufzuregen. Ihr zartes, liebreiches Weſen lag mitten inne zwiſchen der Ruhe und dem Entzücken. Sie war die — Flöte.

Neben ihr ſaß die Hautbois. So wie man die helle Stimme der Vorlauten aus dem ganzen Orcheſter heraushörte, eben ſo prädominirte ſie auch mit ihren Anſichten, und ſprach jede Meinung etwas zänkiſch auf die decidirteſte Weiſe aus. Sie gab gern brillante Einfälle, witzige Bemerkungen und kühne Wendungen zum Beſten und zeigte durch das Hochgebende in ihrem Benehmen gegen die Flöte eine gewiſſe Geringſchätzung. Ich bemerkte auch bald, daß die Hautbois bei ihrem eigenen Geſchlechte mehr galt als die Flöte.

Zur andern Seite der Flöte ſaß ein blondgelocktes Mädchen mit einem Madonnengeſicht von Raphael. Ihr frommer Sinn und die Heiligkeit ihres Gemüths ſprachen ſich in dem holden Oval, in den ruhigen Mienen, und in der zärteſten Sittigkeit jeder Geberde ſo unverkennbar aus, daß ich ſie ſogleich zur Davidsharfe ernannte.

Unfern von dieſer erblickte ich ihr profanes Gegentheil, ein weibliches Hackbret, welches unaufhörlich kicherte und gackerte, jetzt aufſprang, zum Fenſter lief, zurückhüpfte, den Kopf zwiſchen dieſe und jene ſteckte u. ſ. w. Dieſes Getöſe zu meiner Qual noch zu vermehren, geſellte ſich zu ihr ein nicht mehr ſehr jugendliches Fräulein, ein mürriſches und dennoch ſehr lebhaftes Weſen, welches in den Lärmen des Hackbretes ſo unermüdlich hinein brummte und ſchnurrte, daß ich in ihr die Sackpfeife nicht verkennen konnte.

Für die unangenehme Empfindung, die mir dieſe zwei Inſtrumente erregten, wurde ich bald reichlich entſchädigt. Ein frohſinniges Landmädchen mit einem Geſichte gleich dem heiterſten Frühlingsmorgen, gab ſich der geſelligen Freude mit ſolcher Innigkeit dahin, und wußte den luſtigen Scherz auf eine ſo liebliche Weiſe mit den herzlichſten Gefühlen zu vereinigen, daß ich nicht umhin konnte, ſie zur ländlichen Schalmei zu machen, und in ihr der Clarinette zu huldigen.

Es iſt aber, wie bekannt, nichts auf Erd' das ewig währt! Und ſo drängte ſich ſogleich ein anderes Inſtrument hervor, ein bejahrtes Fräulein, ziemlich hoch und wohlbeleibt, mit einem vollen, aber ſehr blaſſen Geſichte; ſie ſprach mit tiefer Stimme, dehnte jedes Wort, verweilte gern bei traurigen Gegenſtänden, zeigte in Allem etwas trübſinnige Anſichten, und miſchte in ihre Geſpräche ſo gern einige aus der Tiefe ihres melancholiſchen Herzens heraufſteigende Seufzer, daß ich mich verpflichtet hielt, die Ärmſte zur — wehklagenden Poſaune zu erheben.

Eine andere beinahe koloſſale Schöne mit hochrothem Angeſichte, einer kräftigen Adlernaſe und blitzenden ſchwarzen Augen, war, man ſah es ihr deutlich an, dem Sprechen ſehr hold; ſie wußte ſich aber ſo zu beherrſchen, daß ſie nur den geringſten Theil deſſen ſagte, was ſie dachte. Brach ſie aber einmal los, ſo gings auch mit einer gewaltigen Stimme, und Schlag auf Schlag; dann blieb ſie lange wieder ſtill. Konnt' ich ſie zu einem andern Inſtrumente machen als zur — Paucke?

Deſto geſprächiger zeigte ſich dagegen ein Fräulein von feinem Anſtande, dabei vielſeitig gebildet und ſo gefügig, daß ſie an dem Geſpräche, was immer für eine Wendung dieſes auch nehmen mochte, theilnehmen konnte und ſtets beachtet wurde, ſelbſt da, wo ſie nicht als Hauptperſon auftrat. Ich erklärte ſie für das octavenreiche Pianoforte.

Den Schluß machten zwei innige Freundinnen. Die Eine war ein nervenkrankes, ätheriſches, ſchmachtendes Weſen voll überſpannter Ideen und überfeinerter Empfindungen, blaß, ſchwächlich und gebrechlich. Die Andere, obſchon geſund und kräftig, und von der Natur keineswegs für ſentimentale Rollen geſchaffen, nahm ſich, deſſen ungeachtet, unglücklicher Weiſe die geiſtigkränkelnde Freunbin zum Vorbild der Nachahmung konnte es aber mit aller Bemühung doch nicht dahin bringen, dem Original ähnlich zu werden. Ich machte daher Jene zur Harmonika, Dieſe zur — Mund-Harmonika.

Würde mir die Wahl einer muſikaliſchen Unterhaltung überlaſſen, ſo bäte ich vor Allem um ein Trio, vorgetragen von der Flöte und der Clarinette mit Begleitung der Harfe.

Kuffner.

Steter Frühling.

Schnee und Eis bedeckt die Felder,
Schauerlich der Nordwind pfeift;
Öde ſteh'n entlaubte Wälder,
Ihre Bäume ſind bereift.

Aber in dem reinſten Schimmer,
In der Schönheit Zaubermacht
Mir der Schmuck des Frühlings immer
Ungetrübt entgegen lacht.

Mir erblühen Flora's Kinder,
Roſenfarbig, blau und weiß,
Wie im Wonnemond, nicht minder
Unter Winterſchnee und Eis.

Roſenknöspchen, kaum erſchloſſen,
Auf Amanda's Wangen blüh'n;
Aus dem Mund Granaten ſproſſen,
Die im ſchönſten Purpur glüh'n.

Wir des duft'gen Veilchens Bläue
In dem Stern der Augen ſprießt,
Das mir ein Symbol der Treue,
Und der frommen Liebe iſt.

Und wohin die Blick' ich wende,
Lilien, der Unſchuld Bild,
Zeigen Stimme mir und Hände,
Und der Buſen, halb verhüllt.

Wenn durch finſtre Nebelſchleier
Nicht ein Strahl der Sonne bricht,
Glänzt doch ihres Auges Feuer,
Und im Herzen wird mir's licht.

Bei des eiſ'gen Sturms Gebrauſe,
Wenn Gewölk den Himmel trübt,
Mich im ſtillen, kleinen Hauſe
Ew'ger Frühling doch umgibt.

Karl Müchler.

Lebensregel.

Das Morgenroth erhellt des Himmels Bogen,
Begrüßet von der muntren Vögel Chor,
Die finſtern Wolken haben ſich verzogen,
Die Sonne ſteigt im Strahlenkranz empor,
Und reiner der Kryſtall der Quelle fließet,
Melodiſch murmelnd durch den Schmelz der Au',

Weit freundlicher in zartem Himmelblau
Vergißmeinnicht, ſie zu bekränzen, ſprießet,
Der Roſe Kelch, beträuft mit Morgenthau,
Verſtreuend Balſamdüfte, ſich erſchließet,
Ein lichtes Roth die zarten Blätter ſchmücket,
Und 'es umſchwebt mit zärtlichem Gekoſe
Der laue Weſt die unverblühte Roſe,
Von der die Biene ſummend Honig picket;
Der Lerche Lied harmoniſcher erklinget,
Die Rebe inniger die Ulm' umſtrickt,
Und um den Stamm die grünen Ranken ſchlinget.
Was rundumher mein Auge hier erblickt,
Erfüllt den Buſen mir mit ſüßer Wonne,
O, heitrer Himmel, wolkenloſe Sonne,
Du grüne Au', du Quelle, ſilberrein,
Du Roſe, die im ſchönſten Purpur blinket,
Sagt: wißt ihr, wenn der Abend niederſinket,
Wird Alles noch ſo reich an Zauber ſeyn?
Ihr bleibet ſtumm. — Doch euer Schweigen lehret
Mich deſſen, was die Gegenwart gewähret, —
Die Zukunft nicht erforſchend — zu erfreun.

Karl Müchler.

Lebensblätter.

Einſam bin ich, aber froh,
Und mein Herz iſt ſtark,
Lieb' und Freundſchaft fühl' ich tief
In des Buſens Mark.

Einſam bin ich, aber voll
Innigem Entzücken;
Hätt' ich nur 'nen Menſchen da,
Ihn an's Herz zu drücken!

Freunde, wenn ihr's recht bedenkt:
Den, der haßt, habt ihr gekränkt;
Denn nach angebor'nem Trieb
Hat der Menſch den Menſchen lieb.

D'rum verſucht's und liebt den Feind,
Daß er fühlt, wie gut ihr's meint;
Fühlt er's nicht, ſo mag es ſeyn:
Früher, ſpäter ſieht er's ein.

Sagt Einer, er hege Menſchenhaß —
Das glaubt ihm nicht; es iſt ſein Spaß,
Oder es liegt im dicken Blut,
Im ſchlechten Wetter, im übeln Muth.

Wenn das Herz ſich ausgeweint,
Wenn die Sonne wieder ſcheint:
Wird die Welt auch ſchön und rein,
Und der Haß verſchwunden ſeyn.

Daß Der und Jener nicht iſt, wie du,
Das mag dich gar nicht kümmern;
Sieh nur einmal den Sternen zu,
Wie ſie beiſammen ſchimmern.

En jeder hat ſeine Bahn, ſein Licht,
Und mancher borgt's vom andern,
Und ſtört doch Einer den andern nicht,
Wie ſie mitſammen wandern.

Bauernfeld.

Geheimniss.

Wie ich dichte willſt du wiſſen?
Zwar nicht gerne geb' ich's kund;
Doch du ſprichſt mir zum Gewiſſen
So vernimm den wahren Grund:

Erſtlich nehm' ich einen Bogen,
Wohl gefalztes Poſtpapier,
Zart mit Roſenlaub umzogen,
Und den Bleiſtift ſpitz' ich mir.

Alſo wandern nun wir Dreie,
Nämlich: ich, Papier und Stift,
Wohlgemuth hinaus in's Freie,
Wie der Pfad ſich eben trifft.

Und nun ſchau' ich hin und wieder,
Sinne dieß und denke das,
Lege mich zuletzt gar nieder,
In das weiche Wieſengras.

Horch, da hör' ich etwas plaudern:
Hurtig was die Stimme ſpricht,
Schreib' ich nieder ohne Zaudern,
Und nun hab' ich ein Gedicht.

Weiter nichts? hör' ich dich fragen:
Nein! du ſüßer Zweifler du!
Stift und Blatt ſind leicht zu tragen,
Und ſonſt braucht man nichts dazu.

Baron Schlechta.

Im Winter.

Regen, ach was träufſt du nieder
Auf das öde Winterland?
Weh, der Erde holde Glieder
Feſſelt ja des Eiſes Band!

Keine Früchte, keine Blüthen
Weckſt du zauberkräftig mehr
Alles ſtarb in Sturmes Wüthen,
Feld und Beete ſtehen leer.

Nachtigall, die zarte Kleine,
Floh ſchon längſt ihr Laubgemach,
Und im goldnen Abendſcheine
Glänzt nicht mehr das Wolkendach.

Himmel, oder weinſt du Thränen
Um der Erde düſtres Leid?
Fühlſt du auch ein ſüßes Sehnen
Nach des Mayen Herrlichkeit?

Nun, ſo ſchling' die Nebelarme
Um die Bleiche inniglich,
Denn ſie heilt von ihrem Harme
Wohl an deinem Buſen ſich.

Joſeph Wenzig.

Die Thränen.

Weſſen Wangen keine Zähre
Zauberkräftig je bethaut,
Ach der hat noch nie in Kläre
Nie in Nacht die Welt geſchaut.

Ob das Herz in Freuden ſchlage,
Thränen läutern jede Luſt;
Ob die Lippe ſeufzend klage,
Thränen lüften jede Bruſt.

Färbt die Blume duft'ger Schimmer
Ohne Wolkenthränenthau?
Kehrt nicht nach dem Regen immer.
Wieder heit'res Himmelsblau?

Aber glücklich, wem der Kummer
Keine Thräne je erpreßt,
Weſſen Wimper nur im Schlummer,
Eine Sehnſuchtsperle näßt!

Schmerzenszähren ſind wie Regen,
Wenn die Winde brauſen drein;
Freudenzähren ſind wie Regen,
Bei der Sonne mildem Schein.

Joſeph Wenzig.

Die Blumen.

Die du Blumen, bunt und golden,
Aus des Herzens Grund gebierſt,
Und mit deinem fernen Holden,
Süße Blumenſprache führſt.

Erde, Mutter aller Weſen,
Braut des Himmels, ſchön und mild!
Immer fühl' ich mich geneſen,
Seh ich deiner Liebe Bild.

Mutter, ſprießten doch die Träume,
Meines tiefſten Herzens auch
Alle auf als Blumenkeime,
Spendend zarten Liebeshauch!

Roſen ließen bald ſich ſchauen,
Und die Kronen gäb' ich Ihr,
Doch die Dornen, jene rauhen,
Die behielt' ich alle mir.

Joſeph Wenzig.

Zum Wiegenfeſte.

An dieſes Tages feierlichem Feſte,
Erlaub' auch mir, daß ich vor dir erſcheine,
Es nahen ſich gar freundlich manche Gäſte,
Sie bilden ſich zum Huldigungsvereine:
Doch iſt mein Lied auch nicht der Gaben beſte,
So glaube doch, daß ich es herzlich meine,
Und meine Hoffnung iſt: der Klang der Lieder,
Ertönet gern in weichen Herzen wieder.

Was herrlich uns das Leben kränzt und ſchmücket,
Unwandelbar ſolls dir zur Seite wallen;
Was edle Frauenherzen ſtill entzücket,
Der Liebe ſchönſtes Los iſt dir gefallen;
So lebſt du nun, beglückend und beglücket,
Des Gatten Stolz, deß würdig du vor Allen, —

Blüht noch ein Wunſch in deiner Bruſt, der ſtillen,
Mit milder Hand wird ihn die Zeit erfüllen.

Nimm freundlich auf, was ich dir freundlich bringe,
Der Harfe Ton, — das anſpruchloſe Lied,
Das ſich als Kranz um deine Seele ſchlinge,
Erfreuend dich im innerſten Gemüth.
Wenn rauſchend auch der Zeiten ſchnelle Schwinge,
An deiner heitern Bruſt vorüberzieht,
So weiht' ich dieſes Lied dir nicht vergebens,
Erheitert Einen Tag es deines Lebens.

Wilhelm Marſano.

An Urania.

Laß dumme Schönen immer bangen,
Vor'm Raub der ſtillen Feindin Zeit! —
Du fürchte nie der Reize Flucht,
Denn was vor dem ein Mythendichter
Der Venus Zaubergürtel nannte,
Iſt Anmuth, ſüß und angeboren,
Die nachzuäffen ſich umſonſt,
Lobſüchtige Koketten mühn.
Sie thront im Aug und auf den Lippen,
Gibt ſich im Gang, im Tanze kund,
Und überſtrahlt das ganze Weſen
Der Zauberin mit Göttlichkeit;
Sie triumphirt bis nah zum Grabe

Voll Demuth über Männerherzen,
Und ſollte ſich des Alters freu'n,
Das Andern unwillkommen iſt:
Denn jetzt erfährt zum Lohne Sie
Für den noch unbewußten Werth,
Daß Jugend nie, noch Wangengluth,
Noch Sinnenrauſch, noch Schmuck die Beſſern
Der Jünglingſchaft um Ihren Sitz
Bethörend ſchaarte, daß Gemüth
Und Wiſſenſchaft nur und Geſchmack
Und weiſer Scherz und holde Gnade
Die Huldiger im Lenze noch,
Im Herbſte klüger nun und öfter,
Um Sie verſammelt. — Gleiches Los
Kann dir die Muſe prophezei'n,
Wenn mählig Tage, ſo den Schönen
Vorm Spiegel nicht mehr wohlgefallen,
Anbringen, und die Hülle nur
Vielleicht verlor, der Geiſt gewann,
Das Herz den Frieden ſich erſtritt,
Und frohe Weisheit alle Stunden
Bei Freunden würzt. Dieß ungemeine,
Doch ſelt'ne Los iſt künftig Dein.
Du bleibſt im Silberhaare noch
Die liebe treuverehrte Freundin,
Dir blühen ewig Reiz und Lenz,
Und niemals enden Huldigungen.

Haug.

Sibille, Herzogin der Normandie.

Wer ſinkt dort blutend vom Pferde,
Auf fremder, heiliger Erde,
Entfärbt, nicht mehr ſeiner bewußt?
Ein Purpurmantel wallt nieder
Um die ſtahlbedeckten Glieder
Und ein Kreuz trägt er auf der Bruſt.

Er iſt's, der den Sarazenen
Mit Frankreichs tapferſten Söhnen
So eben geliefert die Schlacht,
Und der umgeben von Treuen
Das heilige Grab will befreien,
Aus der Ungläubigen Macht.

Er iſt es, Robert der Gute,
Der Erſte im Lande an Muthe,
Der Herzog der Normandie,
Die Gattin gab ihm das Geleite
In's Feld, ſteht ihm liebend zur Seite
Und verläßt den Geliebten nie.

Seht, eben kommt ſie geritten,
Erblickt in der Seinen Mitten
Den Gatten mit Blut bedeckt,
Sie ſtürzt zu ihm nieder und ſchreien

Hört man ſie den Namen des Treuen,
Daß ſie ihn zum Leben erweckt.

Es erſcheint in der nächſten Secunde
Der Arzt, unterſuchet die Wunde,
Und ängſtlich hängt jeglicher Blick
Starr an des Forſchenden Munde,
Der jetzo geben ſoll Kunde
Von des theuren Führers Geſchick.

Und wie er den Buſen ihm lüftet
Schreit er: „Der Pfeil iſt vergiftet
„Und tief iſt die Wunde und ſchwer,
„Es iſt unſer Herzog verloren;
„O wär' ich doch nimmer geboren
„Zu künden ſolch Unheil dem Heer."

Und lautlos ſtehn Alle vor Schrecken
Daß den Geliebten ſoll decken
Inmitten des Sieges das Grab,
Es rinnt im ſchmerzlichen Drange
Von mancher bärtigen Wange
Die bitterſte Zähre herab.

Mit Küſſen bedecket Sibille
Den Gatten, es macht durch die Stille
Der Schmerz in Worten ſich Luft:
„Dieß Leben laſſe nicht ſchwinden,
„O Gott! noch ein Mittel uns finden
„Das wieder in's Daſeyn ihn ruft."

Der Herzog öffnet die Augen
Und die ihn Umgebenden ſaugen
In ſich den erſehnten Strahl,
Doch alſobald ſchließt er ſie wieder
Und ſinket kraftlos darnieder
In zuckender Schmerzensqual.

Und jetzo den Arzt man hört ſagen:
„Ein Mittel noch wäre zu wagen,
„Entſetzlich, doch Rettung verſpricht's,
„Fänd' Einer ſich, der mit dem Munde
„Ihm ſaugte das Gift aus der Wunde,
„Dann freut er ſich wieder des Lichts.

„Doch Jener, der alſo ihn rettet,
„Hat ſelber dadurch ſich gebettet
„Sein Lager im Grabe zumal,
„Das Gift, das er ſaugt aus der Wunde,
„Bricht ſelbſt in der folgenden Stunde
„Sein Auge in ſchrecklicher Qual!"

Und ſtumm ſtehen Alle — ſie lieben
Den Herzog unendlich, doch üben
Will Keiner die rettende That,
Weil Jeglichen Bande umweben,
Die heilig ihn feſſeln an's Leben,
An Ältern, Geliebte und Staat.

Indeſſen die Andern noch ſchaudern,
Wirft jetzt ſich Sibill' ohne Zaudern

Hin auf des Verwundeten Bruſt,
Und hängt mit ſaugendem Munde
Schon an der klaffenden Wunde,
Die Augen funkelnd vor Luſt.

Man will ſie reißen vom Werke
Der Treu', doch mit Rieſenſtärke
Umklammert den Gatten ſie feſt,
Und ſchlürfet mit haſtigen Zügen
Und mit ſichtbarem Vergnügen
Das Gift bis zum letzten Reſt.

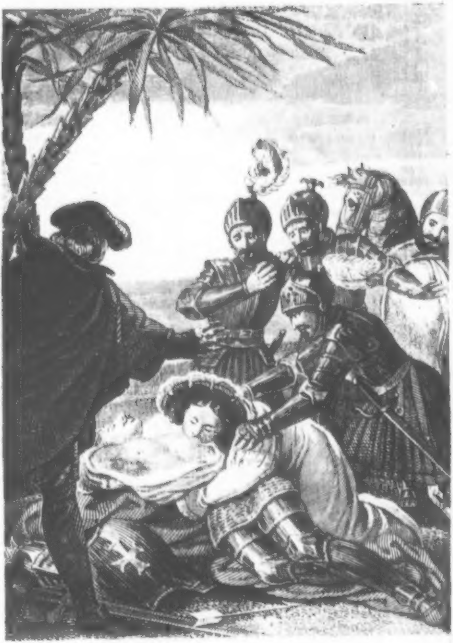
Roth werden die Wangen des Gatten,
Die ihren erbleichen, ermatten,
Er hebt ſich — man jubelt im Chor,
Sie aber ſinkt ſterbend zurücke
Und hebt nur noch lächelnd die Blicke
Voll Dankes zum Himmel empor.

J. F. Caſtelli.

Das Täubchen.

Ein Täubchen hatt' ich, hold und zart,
Das liebte ich gar innig,
Ich hab' es wohl mit Treu' bewahrt,
Es war ſo klug und ſinnig.

Es girrt' ſo lang mir lieblich zu
Bis ich von Liebe trunken,



Zur Ballade: Sibille, Herzogin der Normandie,
von Castelli.

Es hat mir weggegirrt die Ruh' —
Bin nun in Leid verſunken!

Des Täubchens Schwingen wurden groß,
Ich konnt' ſie nicht mehr binden,
Da riß es ſchnell ſich von mir los,
Nun kann ich's nimmer finden!

Wo mag Süßliebchen doch wohl ſeyn,
Wo girrt's nun Liebeslieder?
Ach, treulos läßt es mich allein,
Und kehrt mir nimmer wieder!

Drum Mädchen, wollt ihr Liebesglück,
So ſtutzt nur ſchnell die Flügel,
Bewacht den Schelm mit ernſtem Blick,
Laßt niemals los die Zügel;

Und bildet ihn nach eignem Sinn,
Laßt ihn nach Liebe girren,
Und fliegen ihn vor euch nur hin!
Er könnt' ſich ſonſt verirren!

Juliane E...t.

Das Mädchen und die Haselstaude.

Altdeutſch.

Mädchen.

Gott grüße dich, Frau Haſel mein,
Wie freut mich's, dich zu ſehen!
Und möcht' es dir wohl gefällig ſeyn,
Woher du ſo grün, zu geſtehen?

Haſelſtaude.

Gott grüße dich, feines Mägdelein,
Wie freut mich's, dich zu ſehen!
Und möcht' es dir wohl gefällig ſeyn,
Woher du ſo ſchön, zu geſtehen?

Mädchen.

Woher ich ſo ſchön geworden bin,
Das will ich nicht verhehlen:
Ich wandelte fleißig in's Schenkhaus hin,
Und ließ es an nichts mir fehlen.

Haſelſtaude.

Woher ich ſo grün geworden, mein Kind,
Das iſt gar bald geſtanden!
Mich nährte der Thau, der vom Himmel rinnt,
Hier und in allen Landen.

Und will ein Mädel behalten die Ehr',
Es muß zu Hauſe bleiben;
Sich nicht im Schenkhaus hin und her
Mit jungen Burſchen treiben.

Mädchen.

Du, Haſel, ſprich mir nicht ſo laut,
Daß ich dich nicht zerzauſe!
Gern hätt' ich dem Liebſten noch was vertraut,
Doch geh' ich jetzt nach Hauſe.

Haſelſtaude.

Zu ſpät, zu ſpät, mein Mädel hold,
Er hat bei dir geſeſſen;
Du haſt ein Ringelein von Gold
An ſeiner Hand vergeſſen.

Mädchen.

So ſchweige doch, du freches Holz,
Du ſollſt meine Rache ſchauen!
Ich habe daheim zwei Brüder ſtolz,
Die werden dich zerhauen.

Haſelſtaude.

Zerhauen ſie mich im Winter ganz,
Aufblüh' ich bei Frühlingswinden;
Verliert ein Mädel den Ehrenkranz,
Wo will es ihn wieder finden? —

Ludwig Jeitteles.

Mädchen, willst mich küssen?

„Mädchen, ich bin dir gut,
Mädchen, willſt mich küſſen?
Ich ſchenke dir einen Federhut,
Oder willſt du lieber von Seid'
Ein blaues, himmelblaues Kleid,
Ich leg' es dir zu Füßen!"
Mädchen ſchaut ihn zornig an,
Hat er ihr was zu Leid gethan?
Mädchen will nicht küſſen.

„Mädchen, ich bin dir gut,
Mädchen, willſt mich küſſen?
Zu Haus in meinem Kaſten ruht
Manch blanker Thaler, manch edel Geſtein,
Das ſoll für immer dein eigen ſeyn,
Ich leg' es dir zu Füßen!"
Mädchen ſchaut ihn zornig an,
Hat er ihr was zu Leid gethan?
Mädchen will nicht küſſen.

„Mädchen, ich bin dir gut,
Mädchen, willſt mich küſſen?
O ſei mir gut, ſei wohlgemuth,
Sollſt werden mein herzliebſtes Weib,
Mir gefällt dein ſchöner, ſchlanker Leib.
Ich lege mich dir zu Füßen!"

Mädchen ſchaut ihn freundlich an,
Hat er ihr was zu Lieb gethan?
Mädchen will ſchon küſſen.

Ludwig Jeitteles.

Kuss, Genuss, Verdruss.

Zwiſchen Kuß und zwiſchen Kuß
Unterſcheid' ich billig:
Jenen geb' ich, weil ich muß,
Dieſen nur gar zu willig.

Guten Tag, Frau Schwägerin,
Guten Tag, Frau Baſe!
Gleich berührt ſich Kinn und Kinn,
Naſe berührt die Naſe.

Iſt's doch eine wahre Laſt,
So ſich zu begrüßen?
Wahrlich ſie erdrücken faſt
Einen vor lauter Küſſen.

Ach wie anders, wenn der Mund
Hängt an ſüßem Munde!
Gern in Küſſen gibt ſich kund
Liebe zu jeder Stunde.

Sage nur, wie kannſt du, Kuß,
Luſt und Leid uns bringen?
Mit Genuß und mit Verdruß
Sonderbar dich verſchlingen?

Ludwig Jeitteles.

Die Blumenkönigin.

Ihr ſchöngeſchmückten Blumenreihen,
Wen lächelt ihr ſo heiter an?
Wer hat um eure jungen Wangen
Den reichen Perlenſchmuck gehangen?
Mit ſolchem Glanz euch angethan?

Welch' ſeltnes Feſt wird hier bereitet?
Sagt, welche Blumenkönigin,
Hat dieſen ſchönen Kreis berufen,
Zu kränzen ihres Thrones Stufen? —
Wer waltet hier als Herrſcherin?

Im Hofkleid prangen Flora's Kinder;
Die Primel prunk't in Sammet ſchwer,
Sie läßt den goldnen Schlüſſel blinken,
Bedeutend mit geheimen Winken,
Sie ſei beſtellt als Kammerherr.

Dort aber harrt im Prachtgewande,
Tulp' und Narziß in langen Reihen.

Sieh', wie ſie zierlich ſich verneigen,
In jeder Regung Anmuth zeigen;
Hoffräulein ſind es, hold und fein.

Sie ſchauen all' nach jener Seite,
Wo blühende Orangen ſtehn.
Dort muß die Königin erſcheinen,
Dort wo aus dumpfumfloßnen Hainen,
Geheimnißvolle Stimmen wehn.

Iſt es die Lilie wohl, die Reine,
Die hier als Königin regiert?
Geſchmückt mit edler Würde Gaben,
Steht ſie vor allen, hocherhaben,
Mit ſeltner Hoheit Reiz geziert.

Doch welcher Glanz winkt dort herüber?
Die Roſe iſt's, in ihrer Pracht!
Die mit der Schönheit Siegeszeichen,
Weit herrſchet in den Blumenreichen,
Im Königspurpur ihrer Macht.

Ja, wie auch hoch die Lilie prange,
Der Thron gebührt ihr nicht allein!
Erhabenheit und Schönheit theile
Zu aller Glück, zu aller Heile,
Sich in des Reiches Herrſchaft ein.

Doch ſtill! Was rauſcht dort in den Zweigen?
Die Blumen ſehn mich lächelnd an;

Und aus der grünen Schatten Mitte,
Schwebt es hervor mit leichtem Schritte,
Und einen Engel ſeh' ich nahn.

Und plötzlich wird es klar und helle;
Die Frage ſchweigt, es ſchweigt der Streit.
Was Lilj' und Roſe einzeln ſchmückte,
Was in den Blumen all' entzückte:
Vereint der Jungfrau Herrlichkeit.

Und lächelnd tritt ſie auf die Stufen
Des ſchönen Throns; — ſie weiß es nicht,
Daß ſie in Gottes Heiligthume,
Die ſüße, hehre Wunderblume,
Von der hier alles träumt und ſpricht. —

So berg' auch du, entzückte Seele,
Den Wonnelaut in ſtiller Bruſt!
Entweihe nicht die reine Blüte!
Des Weibes Zauber: — Anmuth, Güte,
Strahlt ſchöner noch, ſich unbewußt.

Knie' mit der Demuth ſtiller Bitte,
Knie', Glücklicher! vor ihrem Thron!
Wer reine Schönheit würdig ehret,
Dem wird das Schönſte einſt gewähret,
Von Götterhand zu ſüßem Lohn!

Agnes Franz.

Freude.

Was perlet im Glaſe? was ſchäumet im Becher?
Was hebet die Pulſe, ihr fröhlichen Zecher?
Sagt, iſt es allein
Der goldene Wein?
Nein, nein! nein, nein!
Wir fühlen der Freude beſeelenden Strahl,
Der glüht in den Adern und perlt im Pokal.

Chor.

Wir fühlen ꝛc. ꝛc.

Was tönet, begleitet vom rauſchenden Klange,
Hinab zu den Herzen, im frohen Geſange?
Ihr meint wohl allein
Trompeten, Schalmei'n?
Nein, nein! nein, nein!
In Tönen bezaubert die Freude das Ohr
Und hebet die Herzen zum Himmel empor.

Chor.

In Tönen ꝛc. ꝛc.

Was klopfet im Buſen der lieblichen Dirne?
Was blitzt ihr im Auge, was thront auf der Stirne?

Wie? wär' es allein
Ein feſtlicher Schein?
Nein, nein! nein, nein!
Die Freude, die liebende, färbt ihr den Mund
Und machet im Strahle des Auges ſich kund.

Chor.

Die Freude ꝛc. ꝛc.

Wer ſchwingt, bei dem leichten, dem ſchwebenden Tanze,
Die ſchnellen Secunden zu köſtlichem Kranze?
Vielleicht nur allein
Die wogenden Reih'n?
Nein, nein! nein, nein!
Der Odem der Freude, der himmliſche, weht
Auch da, wo ein wirbelnder Reigen ſich dreht.

Chor.

Der Odem ꝛc. ꝛc.

So laſſet uns, Brüder, im Fluge, im raſchen,
Die Freude, die Tochter des Himmels erhaſchen!
Sie ladet uns ein
Uns heute zu freu'n.
Schlagt ein! ſchlagt ein!
Und webet aus Reben, mit liebender Hand,
Aus Liedern und Tänzen ein heiteres Band!

Chor.

Wir weben aus Reben, mit liebender Hand,
Aus Liedern und Tänzen ein heiteres Band.

W. Gerhard.

Auf dem Rohrer-Berge.

Hier auf der Höhe,
Wo über dem Haupte
Nahe die Wolken
Vorüberrauſchen,
Wo blaue Gipfel
Aus der Ferne herüber
In nächtliche Schlünde
Schauen, —
Hier iſt meine Seele
Laut von Jubel,
An Wünſchen ſtill; —
Aber der Eine,
Mich immer begleitende,
Regt ſich im Buſen:
Wäre die Eine,
Die Herrliche hier! —

Hier an ihrer Hand zu ſtehen!
Hier an ihrer Bruſt zu liegen,
Hoch über den andern,
Welche nicht lieben!
Mit ihr zu genießen
Die reiche Natur!! —

Rauſcht vorüber,
Rauſcht zuſammen, ihr Wolken,

Umhüllet mich!
Alle die Herrlichkeit
Wird mir zum Schmerz faſt;
Wenn ich denke, daß ſie
Sie nicht theilet mit mir!

Herrmannsthal.

Nüſſe

zum

Aufknacken für ſchöne Zähne.

Von L. L.

1.

Homonym.

Ich bin das gefräßigſte Ding auf der Welt,
Nichts gibt es, um mir den Magen zu füllen,
Doch wohl kann ich auch, wenn's dem Menſchen gefällt,
Mit Eiern und Mehl den Hunger ihm ſtillen.
Ich freſſe die Menſchen und der Menſch ißt mich,
Ich tobe und liege ſtill in der Schüſſel,
Ich habe nicht Tatzen, nicht Kopf und nicht Rüſſel,
Und doch iſt mein Anblick ſchon fürchterlich.
Mir pudert der Koch mit Zucker den Rücken,
Mich flieht Jedermann, doch liebt man mich auch,
Und ſinkſt du mir Leſer! einſt gar in den Bauch,
So werde ich nie den Bauch dir mehr drücken.

2.

Räthſel.

Vier Zoll nur bin ich hoch,
Und habe doch ſtudiert,
Mit Ehren wurde ich,
Zum Doctor promovirt.

Mich hat zwar Jedermann,
Doch muß er mich erſt machen,
Wer mich zum Lohn erhält,
Der wird dabei nicht lachen.

Als Recht bin ich bekannt,
In früher Heldenzeit,
Und wer ſich Kraft bewußt,
Dem war das Recht ein Streit.

Phyſik und Alchymie,
Die hab' ich längſt vergeſſen,
Mich hat, ſo wie man ſpricht,
Der Teufel ſelbſt beſeſſen.

3.

Die Paſſionen.

Der Botaniker.

In meinem Treibhaus ſteht der fremde Baum,
Ich hab ihn, Freund! mit Golde aufgewogen,
Herüber kam er über Meeresraum,
Von den Moluk'ſchen Inſeln hergezogen.
Es iſt zwar nur ein kleines Exemplar,
Jedoch in Deutſchland ganz beſonders rar!

Der Vogelfänger.

Wer kauft den Vogel? Gar ein herrlich Thier!
Schaut ihn nur an! iſt er nicht wunderſchön?
Hört wie er ſingt! ich will nicht viel dafür,
Doch kauft ihn ſchnell, laßt mich nicht weiter gehn!

Der Trinker.

Welch toll Geſchrei von Vogel und von Baum!
Nicht geb' ich ſolchen Paſſionen Raum,
Doch ſtets das Glas gefüllt mit dieſem Wein,
Das muß ein Leben wie im Himmel ſeyn!

4.

Räthſel.

Sage mir Leſer, was iſt wohl das?
Weiß iſt es und läuft herum auf den Beinen,
Es dienet wohl nicht zum Scherz und zum Spaß,
Wird dir es von Eiſen und Stahl erſcheinen,
Es hat einen Kopf und Ohren und Zähne,
Und ſticht es dich, fühlſt du nur einen Zahn,
Und haarig iſt es wie Pferdes Mähne,
Auch ſiehſt du es an jedem Kahn.
Nicht Spielwerk iſt es den kleinen Kindern,
Es fürchtet es oft der erwachſene Mann,
Im ſchatt'gen Wald, bei gehörnten Rindern,
Triffſt du es auf ihren Häuptern an.
Du ſiehſt es an Damen bei glänzendem Feſte!
Ja ſelbſt in Särgen kann man es ſehn,
Und iſt es wild, ſo halt ich's für's Beſte,
Den Beſtien ſchnell aus dem Wege zu gehn,
Der Tabakraucher weiß es zu achten,
Aus Holland ſtellt es am ſchönſten ſich ein,
Und willſt du es an dem Stephan betrachten,
Muß hoch dein Auge gerichtet ſeyn.

5.

Logogryph.

In Bilderbüchern kannſt du oft mich ſchauen
Und lebten wir, ſo wär uns nicht zu trauen,
Doch unſ're Zeit iſt, wie man ſpricht geweſen,
Jetzt kannſt du unſ're Thaten nur noch leſen.
Ein Zeichen vor, ſo lieg ich dir nicht weit,
Wir waren mit den Römern oft im Streit.

6.

Charaden.

Dreiſylbig.

Meine Erſte iſt gar ein herrliches Wort,
Es macht erſt den Mann zum Mann.
Durch bittre Leiden führt ſtolz es ihn fort,
Es wandelt kein Schwindel ihn an.
Und hat er im Buſen getragen mich ſüß,
Das Schickſal wohl nimmer ihn ſinken ließ.
Die Zweite und Dritte, nicht minder an Werth,
Doch wende zum Guten ſie hin,
Damit man in dir den Menſchen ſtets ehrt,
Stets ehret den rechtlichen Sinn!
Dir nachſagt, wenn du einſt dein Leben verhaucht,
Er hat die zwei Letzten zum Guten gebraucht.
Das Ganze iſt Scherz, und mehr oft als das,
Ein böſes, ein hämiſches Spiel,

Es ſchreitet oft über die Gränze vom Spaß,
Iſt dem Manne von Ernſt ſtets zu viel!
Drum, willſt du es üben, ſo ſei's mit Bedacht!
Damit es nur Frohe, nicht Leidende macht.

7.

Dreisylbig

Auf dem Strohe lag der Bettler,
Krank und hülflos lag er da,
Und mit trübem Trauerblicke,
Er nach Hilf' und Rettung ſah.

Sieh! da kommt zu ihm ſein Knabe,
Rief zum Vater, faſſe Muth!
Was die erſte Sylbe deutet,
Hab' ich hier, ein theures Gut!

Ach! die Erſte, ſprach der Vater,
Stärkt mich armen Mann nicht mehr!
Nur die beiden letzten Sylben,
Bettle dir, und ſchaff' ſie her,

Ei! — ſo ſprach das kleine Bübchen,
Dir die Letzten zu verleihn,
Soll die Erſte dazu dienen,
Bald das Ganze fertig ſeyn!

8.

Zweisylbig.

Iſt die Zweite
Von der Erſten,
Iſt's das Ganze
Und iſt doch
Das Ganze nicht!
Denn des Malers
Reich Gebilde
Schafft die Zweite
Durch die Erſte,
Und die Kunſt,
Die himmliſch Schöne,
Iſt ja doch
Das Ganze nicht.

9.

Fünfsylbig.

Gefoltert von des Sommertages Schwüle
Lag ich ermattet unter'm Ulmendach,
Ich ſehnte mich nach labereicher Kühle
Und ſpiegelte mich in dem klaren Bach,
Der vor mir hin ſich in das Thal erſtreckte,
Wie Silberſchaum der Wieſen Grün bedeckte.

Und was ich nicht in Sonnengluth empfunden,
Das ward mir hier vom Baum und Bach verlieh'n,

Ich fühlte freier mich und ungebunden
Und Stirn und Wangen nicht wie früher glüh'n,
Der Gott, den die drei erſten Sylben nennen,
Sandt' Diener mir, die ſich zu ihm bekennen.

Und die Empfindung, die mich ſo entzückte,
Vermehrte noch ein ſüßer Zauberſang,
Der, ob ich gleich nach allen Seiten blickte,
Verborgen mir und ungeſeh'n erklang.
Er ſchien zu mir vom Himmel her zu bringen,
Wie Engel zu den letzten Sylben ſingen.

Wie! rief ich, lieg' ich hier im Zauberkreiſe,
Neckt mich ein Dämon unter dieſem Baum,
Accorde hört' ich nie ſo ſchmelzend leiſe,
Sie bringen in des Herzens tiefſten Raum;
Sie locken mir in's Aug die freud'ge Thräne,
Da ich dem Ewigen mich näher wähne.

Und in der Luft, die ſelig mich umbebte,
Trat vor mich hin im ſchneeigen Gewand
Emilie, die lauſchend mich umſchwebte,
Sie faßte lächelnd meine kalte Hand,
Und ſprach dann ſcherzend: „iſt es mir gelungen,
Und jener Ton zum Herzen dir gedrungen?"

Vom Ganzen ſprachen wir vor wenig Tagen,
Du kannteſt nicht, was ſo dich jetzt bewegt,
Hinaus in's Freie ließ ichs heute tragen
Und in des Baumes Gipfel ward's gelegt.
Damit, wenn du ermattet von der Schwüle
Hier liegſt, des Ganzen Wohllaut dich umſpiele!

10

Die Lehre.

Er.

O Mädchen! nicht mit Worten kann ich ſagen,
Wie die zwei letzten Sylben mich erfreun,
Erblick' ich dich, fühl' ich das Herz mir ſchlagen
Und glaube bei Unſterblichen zu ſeyn.
Ja, alle Leiden könnt' ich muthig tragen,
An deiner Seite fühlt' ich keine Pein,
Mit dir vereint, welch hohes Glück hienieden,
Wenn ſolche Augen ſtrahlen Himmelsfrieden.

Sie.

Erſpare dir, mein Freund, doch die Emphaſe,
Hab ich gezweifelt an der letzten Kraft?
Ich wünſche nicht, daß man ſo dichtriſch raſe,
Weil ſolche Flamme böſe Ahndung ſchafft,
Theaterſchwur gleicht einer Seifenblaſe,
Nach kurzer Zeit iſt ſolche Gluth erſchlafft,
Drum, ſoll ich dich nach meinen Wünſchen finden,
Mußt du die Erſte mit dem Letzten binden.
Hier, nimm dieß Blümchen, das mein Ganzes nennt,
Sieh oft es an und denke an mein Wort.
Denn wenn's im Herzen heiß verzehrend brennt,
Reißt Leidenſchaft zu wilden Zügen fort.
Gar ſelten man das wahre Glück erkennt,
Der Pharus leuchtet zu dem ſtillen Port,
Man glaubt ſich ſchon vom feſten Land getragen,
Und ſieht ſich wieder plötzlich weit verſchlagen!

11.

Palyndrom.

Ich bin von hinten und von vorn der Gleiche,
Geſprenkelt roth und ſchwarz iſt mein Gewand,
Mein Häuschen die hohle und ſchattige Eiche
Und bin mit der Weisheit gar mächtig verwandt.

12.

Palyndrom.

Ich bin und bleib der Böſewicht
Von vorn und von zurück,
Im Mittelalter lebt' ich nicht,
Viel weiter ſuch' dein Blick!

Nah bei Corinth, am blauen Meer,
Vor langer, grauer Zeit,
Fiel wild ich über'n Waller her,
Zum Morde ſtets bereit.

Doch ſetzte meiner Räuberwuth,
Wie die Geſchichte ſpricht,
Das Ziel ein Mann voll Heldenmuth
Mit argem Böſewicht.

13.

Räthſel.

Frägſt du dein Weib „ob ſie dich liebt
Von ganzem Herzen, oder nicht,
So ſage“ welchen deutſchen Strom
Dein Mund mit dieſen Worten ſpricht?

14.

Vexir-Räthſel.

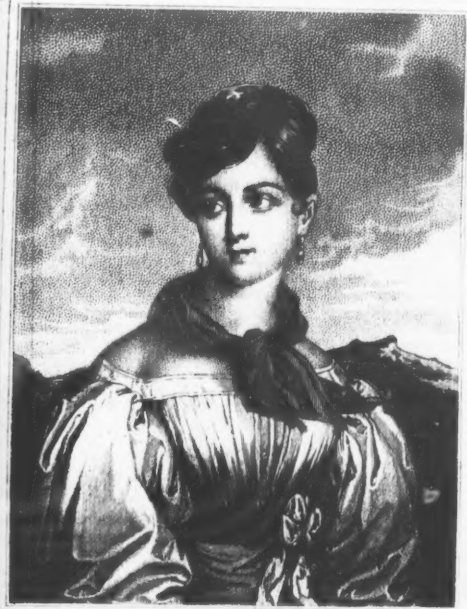
Frage und Antwort.

Wie nach der Krankheit deine holden Wangen
Des Wohlſeyns Roſen wieder aufgefangen,
Sprich Mädchen! welcher Göttin dankſt du dieß?
Hygäa'n nicht, ſie war von dir geſchieden,
Und trübe Stunden folgten deinem Frieden,
Wer brachte ſie zurücke dir ſo ſüß?
Ja ſo, ſprach lächelnd drauf die holde Schöne,
Damit die Räthſelfrage gleich die Antwort kröne.

Kern der Nüſſe.

1. Strudel.
2. Fauſt.
3. Canarienbaum, Canarienvogel, Canarienſect.
4. Spitze.
5. Rieſen.
6. Muthwille.
7. Brotſuppe.
8. Handwerk.
9. Aeolusharfe.
10. Maßliebe.
11. Uhu.
12. Sinis.
13. oder.
14. Jaſo.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.



Die anmuthige Schöne.

HULDIGUNG
den
FRAUEN

EIN TASCHENBUCH
für das Jahr 1831.

Herausgegeben
von
J. F. CASTELLI.

Neunter Jahrgang.

Mit sechs Kupfern.

WIEN
bey Fr. Tendler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

S
B

B

H

K

S

B
C
D
E
F

Inhalt.

Seite

s Sonette zu den Kupfern. Von J. F. Caſtelli. IV
bamus (A. E.). Das Weib. Eine Betrachtung XVII

I.

Proſa.

edickt. Der Pantoffel. Eine Erzählung aus unſern Tagen 157
mmer (J. v.). Vermählungsurkunde der Sultaninn Neſiße mit der Tochter des Fürſten von Caraman im Jahre 780 (1378), arabiſch, aus der Sammlung von Staatsſchriften Feridun's Nro. 126. 294
ſe (L.) Die Urgroßmutter und ihre Familie. Erzählung 1
erle=Holzmeiſter. Des Herrn Inſpectors Achilles von Eiſenfeſt Staubſerien. Humoriſtiſche Erzählung 185

II.

Gedichte.

uernfeld. Bettlerlied 132
telli (J. F.). Mutter und Liebſter 142
ern (G. v.). Im Winter 179
m v. Feder und Nädel 146
nk (Guſtav Ritt. v.). Südliche Blumen . 174

Seite
Grün (Anaſtaſius). Die guten Lehren . . . 130
Hell (Th. v.). Der ſtille Genuß 182
Jeitteles (Ludwig). An die Ungetreue . . . 183
An dieſelbe mit handſchriftlichen Gedichten . . 184
Leßmann. (D.). Sonnenuntergang 140
Leon. (Gottlieb v.). Geheim und Öffentlich. Ein Wortſtreit 155
Löwe (L.). Die Schätze 134
Löwenthal (Max.). Der Geſandte 285
Manfred. Wein und Frauen 279
Marſano (Wilhelm). Mit einem Blumenſtrauß 284
Maltitz (A. v.). Erklärung. Sonett 180
Der edle Traum. Sonett 181
Müchler (Carl). An Sophie, bei Überreichung eines Kalenders 282
An Sophie 283
Neuffer. Bei Übergebung einer Wage 178
Pietznigg (F.). Der Sänger. Romanze . . . 152
Poppe (Joſeph). Die bleiche Braut 172
Rückert (F.). Lieder 169
Schumacher. (And.). Marie 146
Sileſius (Eduard). Des Hirten Sehnſuchtslied 143
Vogl (Joh. N.). Der Scherge 176
Weidmann (F. C.). Treue bis in den Tod . . 136

III.

Charaden, Homonymen, Logogryphen, Räthſeln.

Von

Deuern, Emmy, Jaggi, Löwe. Seite 299—312.

Sechs

Sonette

zu den Kupfern

von

J. F. Caſtelli.

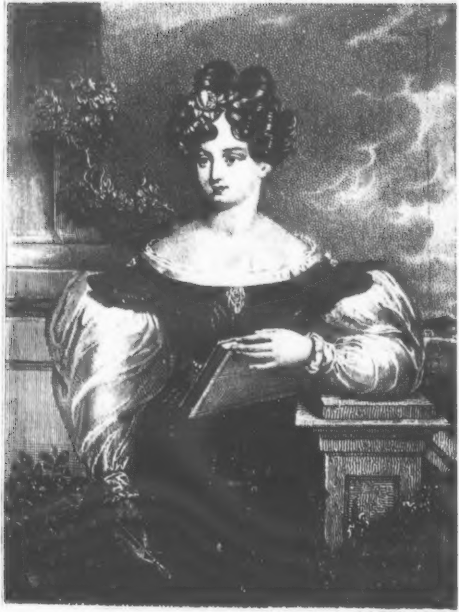
I.

Die anmuthige Schöne.

Was Anmuth ſey, wer wagt es auszudrücken?
Der Prunk der Worte führt ihn nicht zum Ziele,
Nicht dem Verſtande, nein, nur dem Gefühle
Wird es die Anmuth zu beſchreiben glücken.

In Allem, was wir an dem Weib' erblicken,
Kann ſie ſich zeigen: In des Mundes Spiele,
In ſchwarzer Locken lockendem Gewühle,
Ja ſelbſt in eines Köpfchens zartem Nicken.

Die Schönheit ſtrebt gleich Cedern hoch zur Luft,
Die Anmuth gleicht Reſedens ſanftem Duft,
Die Schönheit laut gleich der Trompete lärmet,
Die Anmuth flötet lieblich durch den Wald,
Die Schönheit iſt die Sonne, welche ſtrahlt,
Die Anmuth iſt die Sonne, welche wärmet.



Die geraubte Schöne

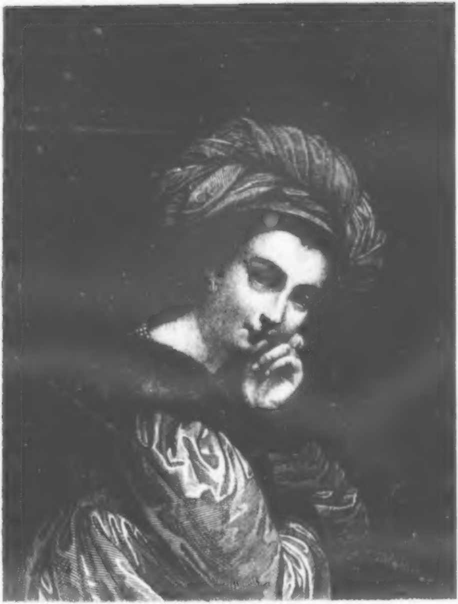
II.

Die gelehrte Schöne.

Gelehrſamkeit auch preiſ' ich an den Frauen;
Denn wenn ſie gleich nicht in die Tiefen dringen,
Auch ſelten ſich zur höchſten Höhe ſchwingen
Und ihr Gebäud' auf leichten Flugſand bauen;

So iſt, wenn Frauen in das Wiſſen dringen,
Doch dieſes lieblicher bei ihnen anzuſchauen,
Als wenn man ſolches will aus altergrauen
Und ſtaub'gen Pergamenten ſich erringen;

Eindringlicher erklärt ein Roſenmund,
Und was da ſchreibet eine ſchöne Hand,
Wenn auch ein Tand, iſt doch ein holder Tand,
Zwei Frauenaugen tiefer ſind gedrungen,
Als zwanzig krafterfüllte Männerzungen,
Die Grazien thun die Weisheit ſüßer kund.



Die reizende Schöne

III.

Die reizende Schöne.

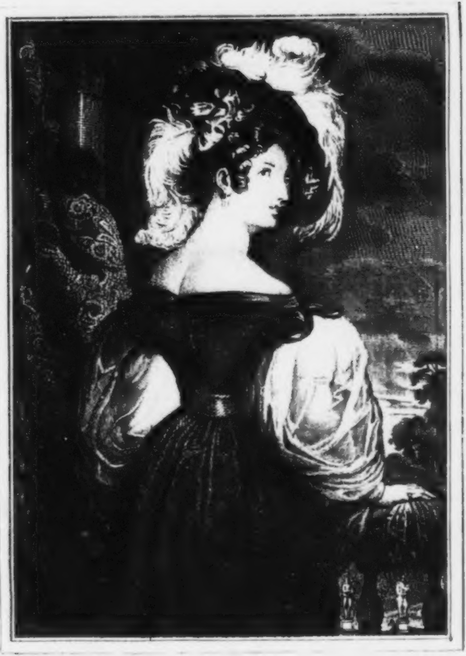
Es gibt auch eine Schönheit, welche Gluth
In deine Adern gießt, die dich verzehret,
Wo unnennbarer Reiz die Luſt gebäret,
Die allgewaltig lodert durch dein Blut;

Man fühlet da nicht Liebe, die uns ehret,
Das Herz weiß nicht was tolle Flamme thut,
Und ſchnell entfernet man mit keckem Muth
Ein jedes Hinderniß das ihr verwehret.

Unſelig Feuer! unbeſonnen Wagen!
Das nur von des Cozythus Flammen ſtammt,
Unbändig, aber niemals lange flammt,
Der du es fühlſt, wie muß ich dich beklagen!
Erloſchen iſt es bald, und aus den Kohlen
Kannſt du die mit verbrannte Ruh' nicht holen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10940/011



Die stolze [illegible]

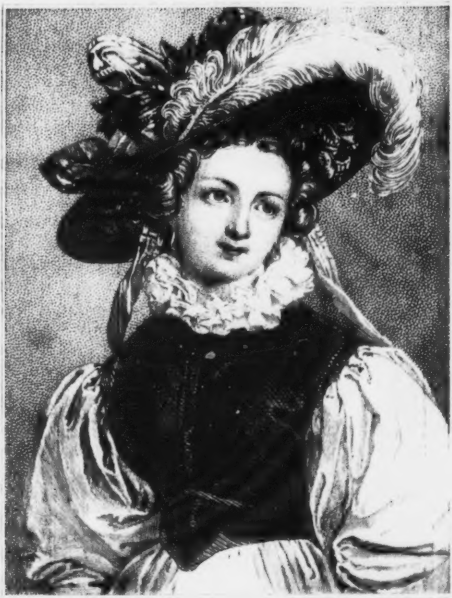
IV.

Die ſtolze Schöne.

In einem wunderſchönen Angeſichte
Iſt oft ein einz'ger fremder Zug zu ſchauen,
Der uns zurückſchreckt von den ſchönſten Frauen,
Und einen Schatten beigeſellt dem Lichte.

Oft zeigt er ſich auf hochgezognen Brauen,
Im Blicke oft voll ſtrafendem Gewichte,
Im Mundeswinkel auch; — er macht zunichte
Die Mutter aller Liebe: das Vertrauen.

Solch einen Zug und ſolche fremde Töne
Hab ich in dieſem Bilde hier gefunden,
Abſtoßende Gewalt hab' ich empfunden,
Blick' ich es an, und frei muß ich geſtehen,
Es ärgert mich, daß dieſe ſtolze Schöne
Mich über ihre Schulter angeſehen.



Die schmachtende Schöne.

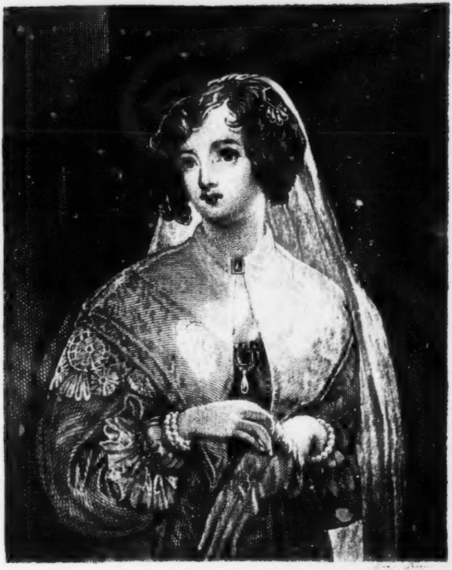
V.

Die ſchmachtende Schöne.

Von allen Sternen, die Gott ausgeſendet,
Damit man ſeine Allmacht kennen lerne,
So ſchön ſind keine als die Augenſterne,
Vor Allen jener milde, der nicht blendet,

Aus deſſen ſanftem himmelblauen Kerne
Auf dich ein Strahl, o Glücklicher, ſich wendet,
Der deiner Seele ſüßen Frieden ſpendet,
In den du immer ſchauen möchteſt gerne.

Die Sehnſucht, die aus ſolchem Sterne ſtrahlet,
Dieß himmliſche Verſchwimmen eines Blickes
Vorbote iſt es unnennbaren Glückes,
Das keine Zunge nennt, kein Pinſel mahlet,
Und einem Sonnenblicke gleich zu achten
Iſt dieſes ſüße ſehnſuchtsvolle Schmachten.



Die seltsame Schöne.

VI.

Die sittsame Schöne.

Von allen Eigenſchaften, die erhellen,
Die Schönheit und ihr höhern Reiz verleihen,
Iſt keine doch — wie laut auch manche ſchreien,
Der Sittſamkeit, der holden gleich zu ſtellen.

Wer wagt es ihren Schleier zu entweihen?
Und wenn auch ſeines Blut's empörte Wellen
Empor ſich drängen zu des Herzens Quellen,
Er wird ſich eines ſolchen Siegs nicht freun.

Ein Zauber iſt die Sittſamkeit der Weiber,
In deſſen Kreiſ' unlautere Gewalten
Entwaffnet werden, ſich nicht aufrecht halten,
Es kömmt — und ſieht — und wankt der kühne Räuber,
Und wo er rauben will mit gier'gen Krallen,
Muß er — um anzubeten — niederfallen.

Das Weib.

Eine Betrachtung von A. C. Baldamus.

Der Weltbau war vollendet, und Sonne, Mond und Sterne kreiſ'ten in ihren Bahnen. Die Thiere des Feldes ſcherzten in jugendlicher Luſt, und Delphine und Fiſche ſpielten in den kryſtallenen Tiefen. Der Menſch ſtand allein verſunken in Gedanken und Sehnſucht. Ihm allein fehlte das Befreundete, er fühlte ſich verwaiſ't in der großen lebendigen Natur. Der Herr der Schöpfung ſah und achtete ſeinen Schmerz, und ſprach voll gütiger Weisheit: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, ich will ihm eine Gehülfinn machen, die um ihn ſey." Jehova hielt, was er ſich ſelbſt gelobte. Die Bücher des alten Bundes erzählen in ihrer kindlich frommen Sprache: „Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf Adam, und als er einſchlief, nahm er ſeiner Rippen eine, und ſchloß die Stelle zu mit Fleiſch. Und Gott der Herr bauete ein Weib aus der Rippe, die er von dem Manne nahm, und führte ſie zu ihm. Adam erwachte aus ſeinem Traume, die Sehnſucht riß ihm die Augenlieder auf, und vor ihm ſtand das Weib in himmliſcher Anmuth. Es war dieß die erſte Weihnachtsfreude der Menſchheit, eine echte Chriſtluſt! Verlangend ſtreckte der Mann die Arme aus nach dem herrlichen Gebilde, und ſprach: Das iſt doch Gebein von meinem Gebein und Fleiſch von meinem Fleiſch. Männinn wird man ſie heißen, weil ſie vom Manne genommen. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlaſſen, und ſeinem Weibe anhangen, und ſie werden ſeyn Ein Fleiſch.“ — Die Zeit hat den Segen dieſer heiligen Worte vertrocknet und der Fluch ſie unkenntlich gemacht. Mühſam ſtellt der Glaube die fromme Lesart wieder her. Gemach, ihr rohen Männer; vergällt euch nicht ſelbſt die Luſt. Haltet ihr das Weib gering in ihrem Schmerze, ſo zerſtört ihr frevelnd das eigene Glück. Zerreißt ja das himmliſche Angebinde nicht, mit ihm geht auch des Lebens lieblichſter Traum verloren.

Hat das Weib nicht die Sünde über uns gebracht? ruft trotzig eine wilde Männerſtimme. Wo iſt der Schlüſſel zum Paradies, zu dem anmuthigen Garten Gottes? Das Weib hat ihn verſcherzt. Still! der Herr hat ihm die Schuld vergeben, ihr ſollt nicht richten, wenn ihm der Ewige verzichen hat. Schwere Büßung ward ihm auferlegt, es trägt die Schuld ſeines Fehlers, denn Gott ſprach zu Eva: „Ich will dir viel Schmerzen ſchaffen, wenn du ſchwanger wirſt, du ſollſt mit Schmerzen Kinder gebären, und unter deines Mannes Gewalt ſtehen, und er wird dein Herr ſeyn.“ Wollt ihr vollſtrecken, was Zebaoth in ſeinem Zorne ſprach, und das Henkeramt üben an dem zarten Geſchlechte. Hütet euch, daß ihr dieſen Schlag nicht führt! Greift ihr tölpiſch in den Zauber des Weibes, wiſcht ihr den Schmelz von den Wangen, ſo macht ihr das Leben kahler, als den vom Froſte getroffenen Baum, der weder Laub noch Blüthen trägt. Der entkleidete Stamm kann ſich erholen, die zweite Lenzſonne vermag es, die halb erſtorbene Kraft wieder aufzuregen, er kann, wenn auch kränkelnd, den grünen Putz theilweiſe anlegen, und dem

Mitleiden, das an ihm vorüber geht, eine, wenn auch blaßrothe Knoſpe in den Schooß werfen. Das Weib vermag dieß nicht, wenn ihr weicher Sinn einmal eine rohe Belaſtung erfahren hat. Die heilige Luſt entweicht, vergibt der rauhen Fauſt, die ſich gegen ſie erhob, großmüthig den Todſchlag, kehrt aber nimmer aus dem Grabe zurück. Für die zertretene Minneluſt gibt es keine Auferſtehung.

Wollt ihr den Bilderſtürmern gleichen, die der Wahn zum frechen Raube trieb, die wild zertrümmerten, was die Andacht frommer Meiſter der Kirche verehrt hatte? Die Wuth verrauſchte, die Sehnſucht nach den reizenden Gebilden erwachte, man ſuchte ſie wieder auf, man wollte das Zerriſſene künſtlich vereinen. Vergebenes Beginnen! Das Zerſtückelte paßte nicht mehr auf einander, denn nur vereint, wie es der Meiſter ſchuf, ſprach es Geiſt und Herz an. Man glaubte das Fehlende ergänzen zu können, aber der Marmor verſchmähete den Verband. Das angeſetzte Glied blieb kalt und bewegungslos; gleich einem hölzernen Arme, der ohne Adern und Willen nur läſtig iſt! die Bilder früher reizend lächelnd, und reizend weinend wurden ſtumm wie Leichen, als der Stümperpinſel die zerſetzte Leinwand berührte, und die entblätterten Stellen mit Firniß bekleidete. Glaubt es, das Weſen des Weibes iſt zarter als Marmor und Bilder. Einmal verſtümmelt, läßt es ſich nicht wieder herſtellen.

Wenn ihr Männer auch nur halb heimiſch ſeyd im Felde der Geſchichte, ſo werdet ihr wiſſen, daß diejenigen Völker, die von den Frauen niedrig dachten, auch allezeit am niedrigſten ſtanden. Seht ihr es nicht noch in dieſem Augenblicke an den Türken, bei denen das Weib nur Dienerinn, und wenn es hochkommt, ein ſchönes Spielwerk iſt? Woher nahm das Mittelalter, nach dem unſere Dichter ſo begierig greifen, das unſern Hiſtorikern und Politikern noch immer ſitzen muß, ſeine ſo geprieſenen Reize? Aus der Andacht, die Könige und Herzoge, Ritter und Knappen, Jüngling und Greis dem zarten Geſchlechte zollten. Die Minne gebot, die Minne ſiegte, die Minne richtete. Von ihr nahm jeder Edelmann Recht, denn ſie war treu und wahr, ernſt und weich. Ein alter griechiſcher Meiſter, Hippokrates geheißen, zeichnete die Wahrheit als eine einfach gekleidete ſehr ſchöne Frau, mit edlen Mienen, mit hellen Augen, die es mit dem Sternenglanze aufnahmen. Iſt euch die Symbolik der Hellene fremd? — Ward nicht auch die Göttinn der Weisheit als Weib gebildet? Pallas, ein Bild jungfräulicher Zärtlichkeit, ſchreibt Winkelmann, der Führer deutſcher Kunſtkenner, welche alle weiblichen Schwächen ausgezogen, ja die Liebe ſelbſt beſiegt, hat die Augen mäßiger gewölbt, und weniger offen als die gebieteriſche Juno, ihr Auge erhebt ſich nicht ſtolz, und ihr Blick iſt etwas geſenkt, wie in ſtiller Betrachtung. Mag Minerva, die immer erblühende, in ihrem Götterſtolze als Vermählungshaſſerinn (Miſonymphos) und der ewigen Jungfrauſchaft Schirmerinn (Alectos) den Schwächen ihres Geſchlechts unzugänglich bleiben, mag ſie nur den unmündigen Knaben als Prieſter dulden, und ihn aus ihres Tempels heiligem Raume entfernen, ſobald das Barthaar zu ſproſſen begonnen, ſo war ſie doch immer Weib, und als ſolches der einfachſten und höchſten Weisheit untrüglicher Typus. Der ſinnreiche Grieche wußte ſehr gut, was die Frauen werth waren. Noch iſt das ſchöne Geſchlecht nicht entartet, wie es der Männerdünkel, der die Winkel des Hauſes mit der Leuchte durchſucht, und die Fehler des Weibes durch das Vergrößerungsglas dem Volke zeigt, zur Entſchuldigung der eigenen Unwürdigkeit glauben zu machen ſucht. Die Attribute der Weisheitsgöttinn paſſen noch immer mehr oder weniger auf das Weib, das den goldenen Helm, mit dem der griechiſche Mythos das Haupt der Minerva zierte, noch nicht abgelegt hat. Das Weib muß nur zu oft mit den Verhältniſſen des Lebens ringen, und dieſes Ringen koſtet ſeiner zarten Natur mehr als dem Manne, dem das Kämpfen Gewohnheit ſeyn ſollte. Das Weib muß dulden, und Dulden wird oft ſchwerer als Kämpfen. — Es kann der Kämpfer der ſchwer beladnen Bruſt im Streite Luft machen, während die Dulderinn das Weh im Buſen verſchließt, und ſich nicht einmal das Recht der Klage und Thräne vorbehält. Darum ſollt ihr das Weib: Atytome, die Unbeſiegte, nennen. Sie iſt durch verſtändiges Leiden ihres Triumphes gewiß.

Wo der Verſtand des Mannes, dem das Unglück auf der Ferſe ſitzt, an der Grenze ſteht, und vergebens nach dem Ausgange forſcht, da weiß der Frauen beſonnener Schmerz Rath. Sinnvoll greift er nach dem Faden der Ariadne, und leitet, ein rettender Engel, die geblendete Kraft, aus dem viel verſchlungenen Unheil drohenden Labyrinthe. Der Mann ſonnt freudig ſich wieder in dem freien und friſchen Lichte des Tages. Begrüßt die Frau darum als Sotera, denn Hülfe und Rettung hat ſie geboten. Doch auch Alalkomeneis werde ſie geheißen, denn noch wacht ſie fort und fort mit unerbittlichem Ernſt über die Geſetze der heiligen Zucht, und wehe dem, der dieſe Satzungen verletzt. Mit Blindheit wird dieſer Freche beſtraft gleich dem Tireſias, deſſen Auge ſich an die entkleidete Pallas wagte. Um den kriegeriſchen Helm der Göttinn der Weisheit, den echter Glanz umſtrahlt, windet ſich der Ölzweig, des Friedens beglückendes Zeichen. Das verſtändige Weib tritt verſöhnend zwiſchen die ſtreitenden Elemente, und beſpricht durch himmliſche Freundlichkeit den wilden Streit. So beſänftiget der Schiffer die laut aufbrauſenden Meerwogen durch beruhigenden Ölguß, dem die tobende Welle gehorcht. Milde bezähmet die Wuth, das Weiche trägt den Sieg davon über das Starke. Der Sphinx, der die Feder hält, die um Minerva's hohen Helm wallt, hat auch noch jetzt nicht alle Bedeutung verloren. Räthſelhaft ſeyd ihr Frauen uns zu Zeiten, denn wie jenes magiſche Wunderbild, halb Menſch, halb Thier, den Tempel der Weisheitgöttinn bewachte, und der Neugier den Zugang wehrte, ſo lagern oft vor euerem Herzen ſeltſame Zaubergeſtalten, über die man den Schritt nicht wagen mag. Man bleibt ſchüchtern vor der Pforte eurer Heiligthümer ſtehen, und harret voll Sehnſucht, bis daß ihr ſelbſt das eherne Thor öffnet und heiter lächelnd daraus hervorgeht, um das verworrne Räthſel des Lebens zu löſen. Verſtändig entwirrt ihr den Knäul, den Welt und Verhältniſſe, Schickſal und Menſchen ſchlingen. Sanft und weiſe ſchürzt ihr den Knoten, den der unbändige Wille des Mannes, gleich dem trotzigen Macedonier, nur zerhauen kann. Wacht nicht noch immer das beſonnene Weib über des Mannes wilde Kraft. Zähmt das Weib nicht noch zur Stunde den allzu kühnen Entſchluß, auf daß er ſich nicht die Stirn zerſtoße an der Verhängniſſe ſteinernen Mauer? Zügelt das Weib nicht noch gegenwärtig den übermüthigen Vorſatz, wenn er aus dem Gleiſe treten, und der Satzung den Rücken kehren will. Führt es ihn nicht zur alten Ordnung, ohne daß der männliche Trotz, der nicht ſelten dem Kinde gleicht, das beim erſten Verſuche des Gehens die treue Hand der Pflegerinn zurückweiſt, die ſanfte Führung des Zügels ahnet? Thut darum die Sinnbilder der Vorſicht, die der Weisheit ſo nahe verwandt ſind, nicht von eurer Seite, und ehrt dankbar die beſcheidene Wachſamkeit des weicheren Geſchlechtes! Seht ihr den Harniſch an der Frauen Bruſt, und auf ihr das ſchreckliche Bild der Meduſe? — Nicht umſonſt ward der zarten Natur dieſer Schirm verliehen! In der Bruſt des Weibes wohnt die himmliſche Liebe, die das gemeine Begehren von ſich ſcheucht, ähnlich der Ägide, die der Krieger kecke Schaar vor ſich hertrieb. Der Spieß, den die Symbolik der Griechen der Klugheit beilegte, der in der Willkühr des Mannes zum blutigen Spielwerk wird, dient in der Frauen Hand als ſchirmende Waffe. Während der Mann, vom Schickſale gedrängt, den Stier bei den Hörnern faßt, und von dem Ungethüm weit fortgeſchleudert, das Aufſteh'n vergißt, weicht das Weib geräuſchlos dem Stoße aus, und der Würgengel geht vorüber, ohne die Erſtgeburt ihrer Wünſche zu tödten.

Können die Frauen auch nicht ſchaffen und erwerben, ſo verſtehen ſie ſich doch meiſterhaft auf das Erhalten, und dieſes wiegt eben ſo ſchwer, ja ſchwerer noch als der Erwerb. Bei der Geburt der Wahrheitsgöttinn fiel auf Rhodus ein goldener Regen. Da wo weibliche Tugend wohnet und waltet, regnet es noch jetzt Gedeihen und Segen.

Vergeſſe ich über die Griechen, dich mein deutſches Volk? In den Heldentagen deines Herrmanns war das Weib heilig und hehr. Tacitus, der Deutſchland kannte, ſo weit es ein römiſcher Geſchichtner jener Zeit kennen konnte, berichtet unter Andern: „Die Deutſchen glauben, daß in ihren Weibern etwas Heiliges und Weiſes, ja ſogar etwas Götterähnliches liege, daher ſie ihres Rathes achteten, und ihren Mahnungen folgten. „Die Frauen gaben, wenn uns Julius Cäſar, Feldherr und Annaliſt zugleich, die Wahrheit geſagt hat, das Zeichen zur Schlacht. Ihre Stimme war wichtig im Rathe der Heerzüge. Arioviſt überhörte einſt ihre Warnung, vor dem Neumond nicht gegen Cäſar auszuziehen, da ſiegte der Römer und die Teutonen mußten den Stein weit hinter ſich zurücklaſſen. Patzko, ein deutſcher Mann, ſchrieb vor etwa ſiebzig Jahren: “Nur wenig braucht man geleſen zu haben, um zu wiſſen, daß überhaupt die alten Bewohner Deutſchlands eine ungemeine Hochachtung und Ehrfurcht gegen das liebenswürdige Geſchlecht an den Tag legten, daher kam es, daß der Rath des Frauenzimmers viel bei ihnen galt, und daß ſie deſſen Weiſſagungen nicht aus der Acht ließen. Allein vorzüglich war dem wildeſten Krieger nichts theurer als ſeine Ehegattinn, nichts war ihm heiliger. Wenn die Männer ein Treffen lieferten, waren die Frauen mit ihren Kindern dem Heere ſo nahe, daß die Streitenden den Zuruf derſelben hören konnten. Dieſe Stimmen wirkten mächtiger auf ihr Herz, als der Schlachtgeſang und das kriegeriſche Horn der Barden, und weit entzückter fühlte ſich der deutſche Held bei einer tapfern That, wenn er ſie im Angeſichte ſeiner Gattinn verrichtet hatte. Glühender wallte ſein ruhmbegieriger Buſen bei ihrem Lobe, denn bei dieſem edlen Volke wurde die Frau für die unverwerfliche Zeuginn ihres Mannes gehalten. So geht denn hin ihr deutſchen Männer und thut ein Gleiches. Ehret die Frauen, wie es der Barde unſerer Zeit gebot, ob des roſigen Geflechts, mit dem ſie das ſonſt ſo kahle Leben ſchmücken. Seyd rüſtig im Streit, wenn es dem Vaterlande, dem deutſchen Ruhme gilt, auf daß ſie euch loben.

Herrſchen dürfen die Frauen nicht. Die Amazone wurde zum beißenden Epigramme auf ihr Geſchlecht. Die Natur rächt ſich, wenn man ihre Ordnung umkehrt. Aber zum dienen iſt das Weib zu gut. Weiſe, rathende Freundinn, züchtige Richterinn über Tugend und Sitte, herzige Tröſterinn im Leiden ſoll ſie uns bleiben. Alſo nehmt unſere Huldigung, ihr hohen Frauenbilder, ſo tragen wir gern eure Farbe. Grollt dem Saliſchen Geſetze nicht, weil es euch den Zepter des rauhen Zwanges raubte. Was liegt euch daran, ihr herrſcht ja doch, zwar nicht mit der eiſernen Ruthe der Gewalt, wohl aber durch des Anmuths liebevollen Zauber, durch ruhig waltenden Ernſt, durch zarte Weibheit. Haltet euch darum ſtill in dem Bezirke des Hauſes. Das Haus iſt des Weibes Reich, darin bleibt es Königinn. Meidet die Menge, die doch nur thörichtes beginnt. Wie der Schmetterling, der das drückende Gewand der Puppe abzuwerfen ſucht, keinen Zuſchauer duldet, wie Pſyche, wenn ſie ſich von der ſchweren irdiſchen Hülle losringt, im Verborgenen-umkleidet, und ohne Zeugen ihre Schwingen lichtet, ſo ſollt auch ihr Frauen nur ungeſehen wirken, und dabei nicht heraustreten in das wüſte Weltgedränge, dem nur der Mann gewachſen iſt. Die Bajadere mag den Markt beſuchen, da ihr treue Liebe keine Hütte baut. Hört ihr's gelehrte Frauen, die ihr nie nach meinem Sinne waret; ungern möcht' ich euch den Godinetten beizählen!

Der Grieche lachte zwar bei dem Tanze der Hetäre, er ſah ihr zu, wenn ſie bei den bacchiſchen Myſterien den Wirbel ſchlug und mit halbem Ernſt die tolle Myſtification an ihm vollzog, allein ehren konnte er ſie nicht. Glaukis lebt noch jetzt unter dem Eckelnamen Empuſa fort, ob ſie gleich Griechenland einen Aeſchines geboren hat.

Auf euch, ihr Frauen, die ihr das Innerſte euers Gemüths, das zarte Geflecht euer Empfindungen und Gefühle zu einer Art von Kunſtausſtellung macht, paßt wahrlich das Bild der Minerva nicht. Wollt ihr es der Göttinn zuvorthun? Denkt an Arachne, die mit Pallas um die Wette weben wollte, und dieſe Vermeſſenheit als Spinne büßen mußte. Spindel und Weberſtuhl laßt ihr zwar gern ruhn; und macht euern ſtillern Schweſtern dieſe Ehre nicht ſtreitig, thut lieber ſchön mit dem Federkiel, vergeßt aber darüber, daß die häuslich geſchäftige Pallas ſich am liebſten Ergane nennen hörte.

Die Urgrossmutter und ihre Familie.

Erzählung von L. Kruſe.

Zu der Zeit, wo die Feudalherrſchaft ſchwer auf Europa laſtete, war ſie, trotz der vielleicht allgemeinen Meinung, einzelne Fälle ausgenommen, weniger drückend in Frankreich, als in den angrenzenden Ländern. Wer die Sitten und Gebräuche jenes ſchönen Landes kennt, wird in der Sitte der Milchgeſchwiſterſchaft ein nichts weniger als unſichtbares gegenſeitiges Band gefunden haben, das nicht allein mit treuer Anhänglichkeit den Unterthan an den Herrn feſſelte, ſondern auch dieſem eine Zuneigung einflößte, welche ſich gegenſeitig oft bis in ein weit vorgerücktes Alter erſtreckte. Folgende Blätter ſtellen eine Verwickelung dar, die aus einem ſolchen Verhältniſſe entſproß.

In den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, lebte in Frankreich ein höchſt ungleiches, junges Brautpaar, inſofern dieſe Benennung noch gebraucht werden kann, wo die Eheleute kaum die Flitterwochen ihres neuen Standes durchgelebt haben. Der Marquis Desforges-Couliere vereinte nicht nur alle Untugenden eines harten und eigenſüchtigen Gemüths unter einem frömmelnden Lächeln, ſondern verſtand ſelbſt dieſem Lächeln durch Mouchen und Schminke trotz ſeines welken Herbſtes einen Schein von Jugend zu erlügen, der, kaum geeignet, eine Umgebung, der die Verhältniſſe des Marquis und ſeine Perſönlichkeit durchaus gleichgültig waren, irre zu führen, allerdings nur ein unerfahrnes, mit ſolchen Künſten unbekanntes Landfräulein, über ſein Alter täuſchen konnte; ſo wie auch kaum ſein zweideutiges Weſen den treuherzigen Vater hatte bewegen können, ihn zum Schwiegerſohn zu erwählen, wenn dieſe Verbindung nicht, von dem Oheim des Marquis, einem höchſt angeſehenen Geiſtlichen, betrieben worden wäre, der durch den großen Reichthum der Braut den unwürdig verſchwendeten des Neffen zu erſetzen hoffte. Zu jener Zeit war der Wille der Ältern ein Richterſpruch, gegen welchen das noch unbewegte Herz dieſes jungen Mädchens auch nichts einzuwenden hatte, obgleich ſie krampfhaft zitternd die Hand ihrer Milchſchweſter ergriff, als ſie, von der Gartenterraſſe des Schloſſes Venteuil, den ſchon angekündigten Bräutigam vor dem Perron ausſteigen ſah.

„Warum zittert Ihr, Fräulein,“ fragte die große ſchlanke Madelaine, der Entſchloſſenheit aus den dunklen Blicken ſprühete, und nach welcher jene in dieſer beängſtigenden Stunde geſchickt, um, wie gewöhnlich, ſich an ihrem Muth und ihrer ſchweſterlichen Anhänglichkeit zu erheben; „ich begreife nicht dieſe Furcht. Ihr habt ja doch auch aus der Bruſt meiner Mutter getrunken! Nun ich hatte freilich keinen gebietenden Herrn in meinem Gatten zu befürchten, aber ſelbſt dann würde es mir nicht eingefallen ſeyn, vor dieſer Benennung zu zittern. Sehet ihm muthig in die Augen, und wenn er Euch nicht gefällt — ei nun! Euer Vater iſt zwar ſtreng, aber er liebt Euch.“

Trotz des jugendlichen Ausſehens wollte der Marquis dem Fräulein doch nicht recht gefallen; da er aber ſehr darauf befliſſen war, ihr nicht offenbar zu mißfallen, und ſie auch keinen annehmbaren Grund zu ihrem innerlichen Widerwillen anzugeben wußte, nahm ſie ſchweigend und ſchüchtern, wie nun einmal ihr Weſen war, ſeine Huldigung an; und nachdem die Männer einig geworden waren, wurden die Unterſchrift des Contracts, die Hochzeit und die Abreiſe mit ſolcher Eile betrieben, daß die Braut ſelber nicht recht wußte, wie ſie daran war, als ſie ſich ſchon in den Armen des fremden Mannes und auf dem Wege nach Paris befand, während Madelaine, überraſcht, entrüſtet beinahe, und zum erſten Mal außer Faſſung gebracht, nach der ihr ohne Abſchied entriſſenen Freundinn die Hände vergebens ausſtreckte.

Ein, wegen Verſchiedenheit beider Naturen unerklärlich ſonderbares Band hielt dieſe zwei Weſen feſt aneinander geknüpft. Seit alten Zeiten hatten die Beſitzer des Schloſſes Venteuil, die nöthigen Ammen, aus einer beſtimmten Familie des naheliegenden Dorfes gewählt, wodurch dieſe ſchlichten Leute ein größeres Anſehen ſowohl im Schloſſe ſelbſt als unter ihrer Umgebung gewonnen hatten; auch Madelainens Mutter, einer rüſtigen, geſunden Frau, war nach der Geburt dieſer Tochter, das ſo eben geborne einzige Kind des Schloßherrn übergeben, und mit vollem Zutrauen ihrer Obhut anvertraut worden, als die Herrſchaft nach Paris zog. War nun dieſe Familie durch deren dankbares Wohlwollen eben nicht zum Reichthum gelangt, hatte doch ihre häusliche Lage an Freundlichkeit und Bequemlichkeit gewonnen. Nach der Sitte des Landes war immer die mitgebrachte Layette in einer langen Reihe von Jahren der Familie anheim gefallen, und ſie war ſtolz darauf, dem Milchbruder oder der Milchſchweſter der kleinen Herrſchaften während der erſten Jahre ihres Lebens eine äußere Gleichheit mit ihnen zu geben, die nach der immer folgenden Trennung bald wieder verſchwand. Madelaine hatte von der Mutter deren rüſtige Natur, ein ſich früh äußerndes herriſches Weſen, geerbt. Die kleine Maria war dagegen von der Geburt an eben ſo ſanft und geduldig, wie ungemein zart und ſchüchtern. Ihr ſtilles anmuthiges Lächeln ſchien dem Ungeſtüm der Milchſchweſter eine, die einzige Feſſel, die ihr gebieteriſches Weſen ertragen wollte, ſehr früh anzulegen, indem ſie, vielleicht von dem Beiſpiel und den Worten der Mutter angeregt, für die kleine, weiche und zarte Milchſchweſter eine immer größere Zuneigung an den Tag legte, die allmählich mit den Jahren bis zur Verehrung ſtieg. — Ein, beinahe könnte man ſagen, für die kleine Marie glückliches Verhängniß wollte, daß ihre Mutter an einer körperlichen Schwäche litt, die ihr das Geräuſch der Welt unerträglich machte. Als eine Folge davon ließ ſie die Tochter, nicht viel länger, als bis ſie abgewöhnt war, in dem Hauſe der Amme; theils aber um der kleinen Marie eine Spielgenoſſinn zu geben, theils weil die Kinder eine ſo ungewöhnliche Anhänglichkeit für einander an Tag legten, überredete ſie die Mutter der einige Monathe älteren Madelaine, dieſe ganzen Tage und zuweilen auch die Nächte im Schloſſe zubringen zu laſſen, wiewohl der Eigenſinn des ſtörrigen Bauermädchens der kränklichen Schloßfrau nicht wenig Anſtoß gab, der doch nicht ſelten in Liebe und Rührung überging, wenn ſie bemerkte, daß ein flehender Blick, eine Thräne Mariens hinreichend war, jeden Ausbruch der Unart der kerngeſunden Milchſchweſter zu hemmen. — Die lange allmähliche Hinfälligkeit der Mutter, deren einzige Ermuthigung der tägliche Anblick der Tochter war, veranlaßte es, daß Marie der gewöhnlichen Klostererziehung entzogen wurde und im Schloſſe bei ihr verblieb, aber auch daß ſich ihr Gemüth immer mehr von der Milchſchweſter der Tochter wendete, deren lärmender Frohſinn auf die ſchwachen Nerven der Schloßfrau einen unangenehmen Eindruck machte. Daher kam es, daß Madelaine auch immer ſeltener im Schloſſe erſchien, ohne doch gänzlich davon ausgeſchloſſen zu werden, weil Mariens Sehnſucht die Mutter bewog, ſie einzuladen, und wo ſie auch ſpäter, als die wildeſten Kinderjahre vorüber waren, bald wieder ein täglicher Gaſt wurde, da ſie hier von der eigenen Einſicht, den Anmahnungen der Verwandten, ſo wie von ihrer Anhänglichkeit an Marien geleitet, die Nachgiebigkeit und Fügſamkeit ſelber war; während ſie im älterlichen Hauſe, bald ſchmeichelnd, bald gebieteriſch eine Gewalt ausübte, die bald den Willen der Ältern zu beſiegen drohte.

Aber ſei es nun die ununterbrochene Einſamkeit im Schloſſe, daß Marie einzelne Spaziergänge mit Madelaine und deren Mutter ausgenommen, nie verließ, oder der kränkliche Zuſtand der Mutter, der ringsum eine ängſtliche Beklommenheit verbreitete; das ſanfte Fräulein vermochte nie einen freien muthigen Blick auf das Leben zu gewinnen. Nur in Madelainens Gegenwart war ſie heiter und muthwillig, und nur wenn ſie dieſe an ihrer Seite und in ihrer Nähe wußte, ſchien die ihr angeborne Schüchternheit ſelbſt einen Anſtrich von Muth zu gewinnen. So hatten ſie Beide allmählich das fünfzehnte Jahr erreicht; da ſtarb die Schloßherrinn. Der Gemahl, der in ſeinem Betragen gegen ſie, zwar liebevoll, doch aber ein zu lebensfroher Mann war, um ſich einer kranken Gattinn wegen der Einſamkeit zu weihen, hatte ſie während dieſer langen Hinfälligkeit hin und wieder auf kurze Zeit beſucht, doch ohne viel auf die Tochter zu achten, deren ſcheues, faſt verlegenes Weſen ihn nicht anſprach. Der Sitte des Landes nach, gab er dieſe, noch bevor es zu einem vertrauten Verhältniß zwiſchen Beiden gekommen war, in ein nahe gelegenes Nonnenkloſter, wo ſie verbleiben ſollte, bis eine paſſende Heirath ſich darbot, und aus welchem er ſie erſt drei Jahre hernach, und zwar zwei Tage vor der Ankunft des beſtimmten Bräutigams, herausnahm.

Während dieſer ganzen Zeit war Madelaine der einzige Gegenſtand außer den Kloſtermauern, an dem ſie liebevoll und mit Sehnſucht hing. Dieſe beſuchte ſie auch hier, ſo oft als die Kloſterregel es geſtattete, und war ihr mit ſo warmer und ungewöhnlicher Anhänglichkeit zugethan, daß ihr Herz jeder anderen jugendlichen Neigung unzugänglich blieb. Dennoch fehlte es der heiteren, aufgeweckten, faſt anmuthig ſchönen Madelaine nicht an Anbetern; aber kein Jüngling konnte ſich rühmen, Eindruck auf ſie gemacht zu haben, und jeder liebekranke Seufzer ſchien ihr verhaßt, vielleicht eine Folge ihres herriſchen Gemüthes, dem jede Weichlichkeit zuwider war. Sie könnte nur ein Weſen, ihr Fräulein und ihre Milchſchweſter recht vom Herzen lieben, meinte ſie; und erſt als der Vater Marien von ihrer ſo gut wie ausgemachten Verheirathung und der bald bevorſtehenden Entfernung aus dem Kloſter Nachricht ertheilte, gab ſie plötzlich dem Dringen der Ältern nach, und wie im Widerſpruch mit ihrem eigenen Charakter, wählte ſie mit anſcheinendem Gleichmuth aus mehreren an Jugend und Glücksumſtänden gleichen Bewerben eben denjenigen, der das weichſte Gemüth an den Tag legte.... Gegen die darüber erſtaunte Mutter äußerte ſie: „Zwei harte Eiſen taugen nicht zuſammen, Ronſard iſt gut, beſſer als ich, und ſo werde ich ihm auch keine böſe Gattinn werden.“

„Das würde meine Tochter hoffentlich Niemanden,“ gab die Mutter zur Antwort, „Jugendmuth bequemt ſich in der Ehe, wenn Gott und der Prieſter geſagt haben: Er ſoll dein Herr ſeyn.“

„Was Herr!“ erwiederte Madelaine lächelnd aber ernſt — „ich habe nur einen Herrn, und kann keinen Andern haben; den, der in meinem Innern gebietet, dem müſſen wir Beide folgen; und ich hoffe, Ronſard wird es thun.“

Mit einer faſt traurigen Miene brachte ſie ſelbſt Marien die Botſchaft. Dieſe aber ſchien ob der Gleichheit beider Beſtimmung ſo erfreut, daß ihre Freude Madelainen erſt recht mit ihrem Entſchluß verſöhnte. Auf das Geheiß des Fräuleins beſchleunigte ſie ſogar die Hochzeit der beizuwohnenden Maria, als ſelbſt Braut, nun auch von der Priorinn Erlaubniß erhielt; und Madelaine war ſchon ſechs Wochen Frau, als die plötzliche Hochzeit und Abreiſe der Milchſchweſter ſie in eine Verſtimmung verſetzte, die Ronſards, bis jetzt ſo ziemlich ungetrübten Ehehimmel, mit der erſten Gewitterwolke verdunkelten.

Es gingen Monate hin; die Milchſchweſtern hörten nichts von einander. Es war damals noch nicht Gebrauch in Frankreich, den Töchtern des Volkes Unterricht im Schreiben zu geben, und war auch der Marquiſe dieſe Kunſt nicht fremd, hatte es doch Madelaine nicht ſo weit darin gebracht; nur von dem Caſtellan des Schloſſes war im Laufe des Jahres dem ganzen Dorfe die Nachricht zugekommen, daß ſie alle mit einander, durch den Tod des Beſitzers — Unterthanen des Marquis oder vielmehr der Marquiſe Desforges de Coulière geworden waren.

Um ſo mehr überraſcht wurde Frau Ronſard, als ſie am Abende desſelben Tages, wo ſie am Morgen eine Tochter zur Welt gebracht, die ſie ſelbſt ungewiß ob der allgemeinen Gnadenmutter zu Ehren, oder aus Anhänglichkeit an die geliebte Milchſchweſter, ſich beeilt hatte Marie taufen zu laſſen, erfuhr, daß der Marquis und Marquiſe de Couliere plötzlich und unerwartet im Schloſſe Benteuil angekommen ſeyen.

Madelaine, ihrer Lage ungeachtet, noch immer kräftig und aufgeregt, und beinahe mehr der Sitten als der Nothwendigkeit wegen das Bett hütend, ſchickte ſich ſogleich an aufzuſtehen, um ins Schloß zu eilen. Es wäre vielleicht dem Gatten nicht gelungen, ſie zurück zu halten, wenn nicht die Bemerkung, daß es doch ſchicklicher ſei, erſt abzuwarten, daß die Marquiſe nach ihr ſende, ihren Stolz erregt hätte. „Sie wird meiner nicht vergeſſen haben,“ ſagte ſie ſinnend, „doch wir wollen ſehen.“

Wirklich vergingen zwei ganze Tage in Unruhe und beklemmendem Zweifel, in welcher Madelaine nicht das Geringſte, ſie betreffend, vom Schloſſe vernahm. Nur von der Habſucht, womit der Marquis dort alles durchſtöberte, von der ſtrengen Verantwortung, wozu er die Officianten zog, von dem blaſſen trüben Äußern der hochſchwangern Marquiſe kam ihr Vieles zu Ohren. Endlich den dritten Morgen, nachdem ſo eben der Marquis, an der Spitze eines unanſehnlichen Jagdzuges, an ihrem Hauſe vorüber geſprengt war, wurde Frau Ronſard ins Schloß berufen. — Dieſe anſcheinende Kälte hatte ihr ſchon früher die Bruſt zuſammengepreßt; dennoch ging ſie; aber jede Spur von Unmuth verſchwand in jähem Erſchrecken bei dem Anblick Mariens.

Die leichte, anmuthige Sylfengeſtalt war der kränklichen Schwerfälligkeit des nahenden Leidenszuſtandes gewichen, und die eingeſunkenen Augen, die gelbe Bläſſe des Geſichts, zeigten von dem Daſeyn ſchon vorhandener geheimer Qualen.

Kaum waren die beiden Frauen allein, als ſich die Marquiſe heftig in Madelainens Arme ſtürzte. „Rette mich,“ rief ſie höchſt aufgeregt, „rette mich aus den Klauen des Tigers; doch ach! das kannſt du ja nicht; Niemand kann es außer Gott! Bete zu ihm! flehe ihn an, daß er es thue!“

Der lange verhehlte Schmerz war natürlich in ſeinem Ausbruche gewaltſam. Es gehörten mehrere Unterredungen dazu, ehe ſie einer zuſammenhängenden Auseinanderſetzung fähig wurde; dennoch erfuhr Madelaine genug, um augenblicklich einen tiefen Haß gegen den Marquis zu faſſen. Es ging aus Mariens Klagen hervor, daß ſein Betragen im Anfang ihrer Ehe tadellos geweſen; doch kaum hatte er ſie bei Hofe vorgeſtellt, kaum war er inne geworden, daß ſie ihre Schüchternheit, die er Albernheit nannte, nicht zu überwinden vermochte, als er ihr plötzlich Neigung, Achtung, ja faſt jede Rückſicht entzog. Seit dem Tode des Vaters kannte ſeine Tyrannei keine Gränzen, und wahrſcheinlich war es mehr die Furcht, dem Ungebornen, deſſen Erhaltung ihm wichtig war, ein Leides zuzufügen, als Nachgiebigkeit gegen ſie, die ihn bewogen hatte, ihr zu geſtatten, die Niederkunft in dem väterlichen Schloſſe abzuwarten, wo ſie ſelbſt geboren und erzogen war, und wo allein ſie das Kind ihrer Schmerzen einer Obhut, der ſie vertraute, übergeben konnte. Sie lächelte durch Thränen, als ſie erfuhr, daß Madelaine ſchon Mutter einer Tochter war; auch zweifelte ſie nicht, die Erlaubniß des Gemahls zu erhalten, der treuen Milchſchweſter die Pflege ihres zu erwartenden Kindes übertragen zu dürfen; denn, wie eigenſinnig und herriſch er in ſeinem Thun und Treiben ſich auch bewies, war er zugleich ein blinder Anhänger alles Herkömmlichen, und würde gewiß das ſo lange in der Familie beſtehende Verhältniß ehren.

Mit tiefer Rührung, mit aufwallendem Widerwillen gegen den Urheber dieſer Verfallenheit, hingen Madelainens Blicke voller ſeltener Thränen an dem verwelkenden Gegenſtand der Verehrung und Zuneigung ihres ganzen Lebens; aber vergeblich waren die feurigen Bemühungen, jenem ihren Muth und feſten Willen einzuflößen. Selbſt ihre Gegenwart vermochte kaum mehr auf Augenblicke die verſchüchterte Frau zu erheben. Sie ſchüttelte wehmüthig den Kopf, jedoch mit einem Lächeln, das eine Hoffnung auf jenſeits in ſich trug, während ſie Madelainens derbe Hand an ihre zarte Bruſt drückte. — Da trat der Marquis plötzlich ins Zimmer; ſie ſtieß die Hand der Milchſchweſter ſchnell zurück, und mit einem Anſchein von Kälte, die der Freundinn Herz eiſig durchzuckte, und es noch heftiger gegen den verſchmitzten Haustyrann erbitterte, ſtellte ſie dem Marquis Madelainen als die für das Ungeborne beſtimmte Amme vor. Vornehm, jedoch höflich, entließ er ſie nach einigen unbedeutenden Fragen, die doch merkliche Spuren von rückſichtsloſer Selbſtſucht verriethen, und ſeit der Stunde vergingen mehrere Wochen, ehe die Frau Ronſard von der Marquiſe etwas hörte. Aber nun von ihrer Zuneigung überzeugt, ertrug ſie mit Geduld ein Betragen, unter welchem die Marquiſe noch mehr, das fühlte ſie tief, wie ſie litt; aber die Bitterkeit ihres Herzens ergoß ſich in die Milch und verſetzte das Kind an ihrem Buſen in einen krankhaften Zuſtand, der unter dieſen rüſtigen Leuten befremdend war. Endlich drang eines Morgens die Nachricht in ihre Wohnung, daß die Marquiſe in der Nacht niedergekommen war, und faſt in demſelben Augenblick wurde ſie aufs Schloß beſtellt. Sie fand die Wöchnerinn äußerſt ſchwach, nur von einem Paar Wärterinnen umgeben. Deſſenungeachtet entfernte jene alle Weibe, nachdem ſie durch einige Fragen ſich von der Abweſenheit des Marquis, die ihnen eine ungeſtörte Unterredung zuſicherte, überzeugt hatte. — Doch kaum öffneten ſich die Lippen zu einer vertraulichen Mittheilung, als zugleich ein Thränenſtrom aus den Augen ſtürzte, und das zarte Kind, das ſie ſich hatte reichen laſſen, benetzte. Es ſtillſinnend betrachtend, raffte ſie ſich mühſam zuſammen.

„Nimm es hin, Madelaine,“ ſagte ſie ſchwach; „ach, warum darf ich es dir nicht ganz übergeben, dann würden ſo unheildrohende Ahnungen mir das Herz nicht beklemmen! Armes Kind! So eben in der Taufe der ewigen Seligkeit geweiht, müſſen nun die überſtrömenden Thränen der bangen Mutter, dich den Drangſalen der Erde weihen. Sei du ihre Mutter Madelaine! wache über ſie! Ich habe ihr meinen Namen gegeben, damit ſie dir noch theurer werden möge. — Siehe! meine letzte Hoffnung hat mich getäuſcht. Überzeugt im Innern, daß ich, von Gott gerufen, nicht ſelbſt über mein Kind wachen könne, hoffte ich wenigſtens von einem Knaben zu geneſen, der durch ſein Geſchlecht und ſeinen Namen dem harten Vater doch einen Funken von Zärtlichkeit abgewinnen möchte; aber ich gebar eine Tochter. Die Einzige Erbinn meiner Güter, wie meiner Schmerzen, wird ſie ein Gegenſtand des Haſſes, das Opfer des Geizes ihres Vaters, der Habſucht ihm ähnlicher noch ungeborner Stiefbrüder werden. — Mißhandlungen, ja ſelbſt Gift möchte leicht die geſunde Natur jäh zerſtören, die deine mütterliche Milch, deine Liebe befeſtigen wird. Gelobe mir über ſie zu wachen, ſie zu ſchützen, wenn der Vater“ —

Sie konnte nicht vollenden. Madelaine trat tief erſchüttert aber thätig, nach Hülfe rufend, zu der Ohnmächtigen. — Die Frauen erſchienen wieder, mit ihnen der Marquis. — Die Wöchnerinn erholte ſich wieder, und zeigte ſtumm lächelnd auf Madelainen, die das weinende Kind an ihre Bruſt gelegt. Der Gatte nickte, und ſo ſchien ihr geheimer Bund durch ſeine Beiſtimmung beſiegelt.

Madelaine trug ſelbſt die neugeborne Marie, die Milch- und Namensſchweſter der eigenen Tochter nach ihrer Wohnung; die Layette wurde ihr nachgetragen. Noch bevor ſie ſich trennten, mußte die Amme der Mutter verſprechen, alle Morgen mit der Kleinen bei ihr zu erſcheinen. Der Marquis meinte, es würde beſſer ſeyn, wenn Madelaine fürs Erſte ganz ins Schloß zöge, aber mit einem feſten verheißenden Blick auf die Wöchnerinn raſch und kräftig nach ihrer Art, erklärte ſie, daß ſie ſich ihrer Verpflichtung entbunden glaubte, ſobald Forderungen an ſie ergingen, die von dem Herkömmlichen abwichen. Die Kinder der Schloßbeſitzer waren Alle im Dorfe geſäugt, ſo müßte nun auch das Neugeborne ſich nach ihrer Wohnung bequemen. — Die Marquiſe nickte, und der Gemahl gab finſter nach.

Als aber der nächſte Morgen kam, erfuhr Madelaine, daß die Wöchnerinn in der Nacht verſchieden war. Sie wurde noch denſelben Tag beigeſetzt, und kaum eine Stunde nachher befand ſich der Marquis auf dem Wege nach Paris. Dem Caſtellan des Schloſſes hatte er Alles, was die Amme betraf, nebſt einer Art Aufſicht über das Kind flüchtig übertragen, welche doch Madelaine mit Selbſtgefühl beinahe rauh ablehnte, und worauf der Caſtellan, der ihre Anhänglichkeit und ihren herriſchen Charakter kannte, auch nicht weiter beſtand.

Füllte nun auch der Tod der geliebten Milchſchweſter Madelainens Buſen mit einem tiefen Schmerz, war dieſer doch von einer zurückkehrenden Ruhe begleitet, welche die Überzeugung von dem erreichten Frieden der Verſtorbenen und die Entfernung ihres verhaßten Henkers plötzlich in ihre Seele hauchte. Mit reiner Mutterfreude, mit gleicher Liebe drückte ſie die beiden kleinen Marien an ihre Bruſt. Der kränkelnde Zuſtand der eignen Tochter ſchien dieſe mit der Milchſchweſter an Zartheit gleich zu machen, und eine gleiche Behandlung zu erheiſchen, ſo wie jener auch den Unterſchied von wenigen Wochen und den einer derberen Natur gänzlich hob.

So wie die Kinder größer wurden, ſchmeichelte ſich Madelaine, eine innere Übereinſtimmung ihrer Gemüther auszufinden, indem ſie die wechſelſeitigen Ausbrüche kindlicher Heftigkeit, bei der Tochter der ihr bewußten eignen Heftigkeit, und bei der Herrſchaftlichen, dem väterlichen Starrſinn zuſchrieb; und Beide gleich tadelnd, auch gleicher Strafe unterwarf, während ſie, gleich liebevoll gegen Beide, ſich über den Gatten ärgerte, wenn er dem eigenen Kinde größere Zärtlichkeit erwies; und daher auch die, wir möchten ſagen, angeborne Ehrfurcht, die er der Tochter der Herrſchaft bezeigte, Gleichgültigkeit ſchalt. — Bald brachte wirklich auch Madelaine, ohne eigentlich daran zu denken, es dahin, daß er und die übrige Familie faſt keinen Unterſchied zwiſchen den Kindern machten, weil alle gewöhnt waren, ſich ihren Anſichten und ihrem Willen zu fügen; nur der Caſtellan ſchüttelte zu dieſer gleichen Behandlung den Kopf, die, wiewohl in dieſem Alter eben nichts Ungewöhnliches, er doch hinſichtlich der ſtolzen Denkart des Marquis, nicht glaubte, daß dieſer ſie billigen würde; weßhalb er ſich von Madelainens Wohnung entfernt hielt, um nicht ſelbſt durch ihre Gegenwart hingeriſſen, in eine geheime Schuld der Unehrerbietigkeit zu verfallen.

Indeſſen ſchien der Marquis, zu Madelainens ſtiller Freude, ſich gar nicht um die Tochter zu kümmern. Die Kinder waren ſchon längſt entwöhnt, drei Jahre und weit darüber vergangen; der Marquis ließ nichts von ſich hören; aber die Verbindung, welche zwiſchen dem Geſinde in der Stadt und dem im Schloſſe zurückgebliebenen Statt fand, ließ nach und nach, Letzterem bittere Klagen zukommen, die von ſeinem harten, rückſichtsloſen Verfahren zeugten. Bei jedem ſolchen zitterte die ſtarke Madelaine unwillkührlich, und drückte wie ſchützend die kleine Marie an ihre Bruſt.

Eines Morgens ganz früh war Madelaine mit irgend etwas innerhalb der offenen Hausthüre beſchäftigt. Die Kinder ſpielten im Graſe vor derſelben; da vernahm ſie plötzlich ein durchdringendes Geſchrei. Sie ſtürzte hinaus. Die

Kinder hatten ſich mit einander erzürnt; und das eine das andere mit einem ſcharfen, im Graſe gefundenen, Steine an der Schläfe verwundet, den es noch erſchrocken in der Hand hielt. Ohne an irgend einen Unterſchied zwiſchen Beiden zu denken, herbei zu eilen, das ſchreiende, blutende Kind aufzuheben, obgleich bebend, doch ſchnell und thätig die Wunde abzuwaſchen und ſich zu überzeugen, daß keine größere Gefahr, als die einer vielleicht bleibenden Narbe vorhanden ſey, war für Madelainen das Werk eines Augenblicks; doch kaum war dieß Alles geſchehen, als ſie ſtrenge mit aufgehobenem, drohenden Arm ſich gegen das ſchuldige Kind wandte, das, erſchrocken und faſſungslos, ſich nicht von der Stelle bewegt hatte; aber noch war kein Wort ihren Lippen entfloſſen, als ſie den aufgehobenen Arm kräftig umfaßt fühlte. Überraſcht drehte ſie den Kopf, und dachte in die Erde zu ſinken, als ſie den Marquis zornglühend vor ihr ſtehen ſah. —

„Eine mütterliche Sorgfalt, in der That!“ fuhr er ſie an. „Iſt das der belobte Eifer? darum mochtet Ihr nicht ins Schloß ziehen? So muß man Euch überraſchen um die treue Anhänglichkeit zu entlarven, und obendrein wagt Ihr unbeſonnene Frau, Euch an dem Kinde Eurer Herrſchaft vergreifen zu wollen.“ —

Wie überraſcht, erſchrocken ſelbſt, Madelaine war, faßte ſie ſich bald. Sie hatte ſeinen Vorwurf noch unausgeſprochen geahnt; aber ohne ſich zu entſchuldigen, wohl fühlend, daß dieſer ſie ſelbſt überraſchende Auftritt, wobei doch ihr Gewiſſen ſie freiſprach, keine Entſchuldigung bedurfte, ſah ſie, durch die letzte Wendung ſeiner Rede erſt recht betroffen, den Marquis groß mit immer mehr funkelnden Augen an. „Und woher wißt Ihr,“ ſagte ſie gepreßt, doch mit anſcheinender Ruhe: „ob das ſchuldige Kind Eure Tochter ſey?“

„Woher!“ wiederholte er lächelnd; „aus der wohl beiden Kindern angebornen Geſinnung; denn ſchwerlich wird das Eure aus der Muttermilch den Muth geſaugt haben, die Gebieterinn zu ſchlagen; Beide ſind bereits alt genug, um ſich den Unterſchied zu merken, denn Ihr ſelber ihnen hoffentlich eingeprägt habt; aber ich bin glücklicher Weiſe zu rechter Zeit gekommen, um Euch eines Strafamts, das ich Euch nicht aufgetragen habe, mit der Tochter ſelbſt zu entledigen.“

„Mit der Tochter?“ rief Madelaine beinahe ſchaudernd! „was wollt Ihr mit dem Kinde thun?“

„Was ich thun will, weiß ich kaum ſelbſt, und bin Euch keine Rechenſchaft ſchuldig. Laßt es,“ ſagte er barſch, während Madelaine faſt beſinnungslos, unwillkührlich das verwundete Kind auf die Erde ſetzte, und das Andere ängſtlich an ſich drückte, erregt wie die Löwinn, die ihr Junges in Gefahr ſieht. „Nun, nun,“ fuhr er, wie es ſchien, durch die Äußerung der unverhohlenen Liebe milder und bewegt fort; „Ihr habt ſie doch recht lieb, wie ich ſehe, brave Frau! aber Eure Obhut paßt ſich nicht mehr für meine Tochter; gezüchtigt ſoll ſie werden, aber nicht von Euch. Klöſterlicher Erziehung bei den nahen Urſulinerinnen ſoll ſie hingegeben werden. Sie werden nicht weniger ſtreng, aber würdiger mit ihr verfahren. Fügt Euch darein und danket Gott, daß es meiner Tochter Blut nicht iſt, das noch an Euren Händen klebt; dann würde ich ein Strafamt ausgeübt haben, das allen fahrläſſigen Ammen zum Beiſpiel hätte dienen ſollen; aber Euren Dank habt Ihr weg, und mein Kind umfaſſen Eure Arme zum letzten Male.“

Madelaine ſah ihn ſtolz, finſter, mit verhaltener Wuth an, endlich ſchob ſie das Kind entſchloſſen zu ihm hin: „So nehmt es hin!“ rief ſie, „weil Ihr ein ſo trefflicher Vater ſeid — Gott und die Heiligen werden über ſie wachen. — Ich trenne mich ohne Kuß von dir, Marie! zur Strafe, daß du deine beſſere Schweſter geſchlagen. — doch nein! nein! armes Kind! Du biſt ja genug, viel zu viel beſtraft.“ — Sie ſtürzte wieder zu dem Kinde hin, drückte es innig an ihre Bruſt, und bedeckte es mit Küſſen, dann ſagte ſie wehmüthig auf die andere Marie deutend; „aber damit du nicht einmal mit mir haderſt, vergeſſe dieſe Narbe nie, möge ſie dir ein mahnendes Denkmal bleiben.“ Sie übergab es wieder dem Marquis, und wandte ſich ſtumm von ihnen ab.

Der Marquis winkte dem in der Ferne gebliebenen Bedienten, dem er das lautſchreiende Kind übergab, und Beide entfernten ſich.

Madelaine war ins Haus geeilt, vor ihrem kleinen Betſchemmel niedergeſunken, und betrachtete wehmüthig das durch den Verband noch blutende Kind. Sie bedeckte es mit heißen Küſſen. — „Alſo,“ ſeufzte ſie noch innerlich aufgeregt, „habe ich nur dich — ja blute nur, blute! die Wunde kam ja von Gott! und weinende Mutterthränen werden ihre heilende Kraft bewähren. — Vergib mir, du Selige dort oben, um der Angſt meines Herzens willen, wenn mir Verzeihung Noth thut. — Mein dir gegebenes Verſprechen ſei gut oder ſchlecht erfüllt, ich konnte nicht anders, ich konnte mich einer Verbrecherinn gleich vor deinem und meinem ärgſten Feinde nicht demüthigen; — und in den heiligen Mauern iſt das Kind ſicher, wie an meiner Bruſt, ich werde ja waſchen — eine Stunde des Kampfes ſtand ja doch bevor; und was gekommen iſt, — es mußte ſo kommen.“

Bald erfuhr ſie, daß die kleine Marie wirklich in das, eine Meile entfernte, Urſulinerkloſter gebracht worden, und daß der Marquis ſchon wieder abgereiſt war. Der Caſtellan wollte übrigens wiſſen, daß ein ganz anderes Geſchäft dieſen hergebracht, und daß nur ein Zufall, welcher ihn, der ſie freilich zu überraſchen dachte, in dem unglücklichen Augenblick zu ihrer Wohnung geführt, zu dem raſchen Entſchluß beſtimmt hatte.

„Ein Zufall“, wiederholte Madelaine ſeufzend, „gewiß nicht! die Zeit wird lehren, warum meine Liebe ſo geſtraft wurde.“

Aber bald erhob ſich ihr Muth mit voller Kraft wieder. Es lag nicht in ihrer Natur, ſich ob des Unabwendbaren weichlich zu grämen, noch weniger zu verzweifeln; es gelang ihr ſogar den, ob dieſes Vorfalles beinahe faſſungsloſen, Gatten bald zu beruhigen, oder vielmehr ſeine Angſt wegen der Folgen des Geſchehenen und der Ungnade des Marquis ſo einzuſchüchtern, daß er jene nie mehr zur Sprache kommen ließ. Auch ſchien es, als wendete ſie der kleinen verwundeten Marie, die doch bald — eine, wie Madelaine geahnt hatte, kleine Narbe ausgenommen, die das immer hübſcher werdende Geſicht nicht entſtellte — eine, wo möglich, doppelte Liebe zu! Ach in ihrem Namen, wie in ihrem Weſen vereinten ſich auch alle theuern Erinnerungen der Mutter, in ihr ſah ſie zugleich die verlorne Milchſchweſter, um ſo mehr, als es ihr allmählig im Laufe der Zeit klar wurde, daß man dieſe ihr zu entfremden ſuchte.

Dennoch zog eine gleich ſtarke, noch ſehnſuchtsvollere Neigung ihre Seele, ihre Gedanken unaufhörlich nach dem Kloſter hin. — Aber wahrſcheinlich hatte der Marquis daſelbſt, wo ſie doch früher bekannt und beliebt war, zu ihrem Nachtheil geſprochen, und vielleicht hielt man es dort für Pflicht, ſeine hochmüthigen Anſichten zu berückſichtigen. Zwar verſuchten die guten Schweſtern der Amme den Anblick des geliebten Säuglings nicht zu verweigern, aber ſie ließen nie die kleine Marie mit ihr allein, ſahen auch nicht gern, daß ſie die Milchſchweſter mitbrachte, und bei jedem freilich immer ſeltneren Beſuch — denn es war Madelainen, trotz ihrer Sehnſucht, als drückte ein Bleigewicht ihr das Herz zuſammen, jedesmal, wenn ſie nach dem Kloſter ging — empfing das Kind ſie mit immer weniger Freude; ja ſo wie es älter wurde, benahm es ſich beſonders gegen die ſie doch zuweilen beſuchende Milchſchweſter mit einer ſpröden Kälte, worüber die unbefangene Marie weinte, und wodurch die Mutter ſich immer mehr entrüſtet fühlte.

So verging allmählich ein Jahr nach dem Andern, die Zeit der Kindheit war vorüber; der Frühling der Jungfrau kam heran; Beide, in dem Alter von fünfzehn Jahren, waren ſchöne, anmuthige Mädchen geworden. Trotz ihres nicht ungegründeten Unmuths fühlte Madelainens Herz, auf das vollſtändigere Alter bauend, ſich noch immer nach dem Kloſter hingezogen, wo es mit mütterlicher Sehnſucht dem Fräulein Marien entgegen ſchlug, aber ſich auch jedesmal durch ihre vornehme Freundlichkeit verletzt fand. Ihre Verwandte, ſelbſt die Kloſterfrauen, die mit den weniger ſcharfen Augen, als der mütterlichen Seele verliehen ſind, die Eiskälte dieſer Freundlichkeit nicht bemerkten, die dagegen

Madelainens Bruſt eiſig durchſchauderte, rechneten die unverhohlene Unzufriedenheit der letzteren dem Umſtande zu, daß das Fräulein, nicht bloß durch die ſtolze Richtung ihres Geiſtes, ſondern auch durch ihre Züge dem Vater ähnlich war, welches Madelaine jedoch nicht anerkennen wollte, während ſie mit unverkennbarer Freude eingeſtand, daß ihre Marie die Züge der verſtorbenen Marquiſe trug, welches Alle, bei ihrer bekannten Zuneigung, natürlich fanden, und das wo möglich dazu beitrug, ihr die Tochter noch theurer zu machen.

Um ſo mehr ſchmerzte ſie das kalte, hochmüthige Lächeln, womit das Fräulein die wiederholte Bemerkung von der Ähnlichkeit der Milchſchweſter mit ihrer verſtorbenen Mutter aufnahm, und öfters ruheten Madelainens Augen düſter und ſchwer von böſer Weiſſagung, möchte man ſagen, auf Beiden, wenn ſie, bemerkend, wie fremd dieſe gleichgetauften Milchſchweſtern, die eine gleichgültig, die andere ſchüchtern ſich gegenüberſtanden, die eigne hingebende Jugend, das ſchweſterliche Vertrauen beider Mütter bedachte. Die ſeit dem Tode der Marqüiſe hingeſchwundenen Jahre waren nicht ohne trübe Wolken über ihr Haupt hingezogen. Sie hatte die Ältern verloren. Ihr Gatte war durch eine Lähmung, die ſelbſt ſeine Seelenkräfte zum Theil geſtört hatten, und ihn zu jedem Verkehr unfähig machte, an das Zimmer gebunden. Es ſchien als wären die Wohlthaten der vorigen Herrſchaften, wodurch dieſe Familie ein Gegenſtand des Neides geworden war, unter den harten Schlägen des Schickſals, die allmälich ſie betroffen, als Mißwachs, und ſelbſt eine Feuersbrunſt, wieder verloren gegangen. Der Unwillen wenigſtens, die gänzliche Nichtbeachtung des Marquis hatte jene begleitet, und es war jedem deutlich, daß dieſe Unglücksfälle den Gatten Madelainens beunruhigend, wie ein Fluch zu Boden drückten. Sie allein verlor den Muth nicht. Mit unermüdlichem Eifer, mit kluger Umſicht wußte ſie ihre häusliche Lage im Gleichgewicht zu erhalten, die zwar kein Gepräge von Überfluß, aber auch keine Spuren von Mangel oder Armuth trug. Der einzige Kummer, der ihr Leben zu verdüſtern ſchien, und den ſie ſich auch keine Mühe gab zu verbergen, war ihr vergebliches Beſtreben, ſich die Zuneigung der Pflegetochter zu erhalten und irgend einen Einfluß auf ſie auszuüben, während das Beſtreben der eignen Tochter, durch Liebe und Anhänglichkeit ihr dafür Erſatz zu geben, nicht mißlang. Marie war ein gutes, unbefangenes Mädchen, die die Mutter herzlich liebte, die aber auch ſo ganz in dieſer Liebe lebte, daß ſie weniger Aufmerkſamkeit auf ſich zog, als es der Fall geweſen ſeyn würde, wenn ſie den Gegenſtänden außer dem Hauſe eine größere Theilnahme gewidmet hätte. — Das bittere Gefühl der zurückgewieſenen Neigung zu dem einzigen Geſchöpf, das der Mutter theuer, wie ſie ſelbſt, war, und täglicher Zeuge ihres Grames davon ſeyn zu müſſen, hatte ihrem Weſen etwas Trübes und Scheues gegeben, worüber doch die jugendliche Anmuth ſiegte. Das erwies ſich dadurch, daß mehrere Freyer ſich bereits gemeldet hatten, unter welchen es, wie es ſchien, der Mutter noch ſchwerer als ihr fiel, eine Wahl zu treffen.

Ein wolkenfreier Himmel ſchien bis jetzt allerdings dem Fräulein Marie beſchieden worden zu ſeyn. Man ſchmeichelte ihr in dem Kloſter und hätſchelte ſie; die tauſendfältigen Rückſichten und kleinen Auszeichnungen trugen nicht wenig dazu bei, die Selbſtſucht, den Eigenſinn, den Hochmuth, welches Alles auf ſie vererbt ſchien, zu entwickeln. Von dem Vater hörte ſie nur wenig, und wir können nicht ſagen, ob er ſie in dieſer langen Reihe von Jahren je beſucht habe. Er hatte ſich noch früher, als er die Tochter ihrer liebevollen Amme entzog, und dem Kloſter zur Erziehung übergab, wieder verheirathet; ein Umſtand, der jene um Mariens Zukunft noch beſorgter gemacht. Sie hatte ſchon mehrere Stiefgeſchwiſter erhalten, die ihr reiches Erbtheil ſehr nöthig hatten, ohne doch Anſprüche darauf machen zu können. Dieß vielleicht hatte den Vater bewogen, den Nonnen zu verſtehen zu geben, daß es ihm nicht unlieb ſeyn würde, wenn ſie die Tochter für das Kloſterleben geneigt machen könnten; eine Abſicht, die vielleicht mehr als die früheren Bemerkungen des Vaters, die Amme betreffend, es ihnen angelegen machte, das Kind vor dem Einfluß derſelben zu hüten, und es von ihr zu entfernen; wenigſtens legte Madelaine das Benehmen, das ihr im Kloſter begegnete, ſo aus. — Die Mutter hatte ja eine ſolche, ſelbſt noch ſchlimmere, Abſicht befürchtet. Aber wie ſehr auch jedes Geſpräch unter vier Augen mit der emporwachſenden Pflegetochter jedesmal vereitelt wurde, welches bei immer kälterer Geſinnung des Fräuleins nach ihrer Überzeugung doch unwirkſam bleiben würde, ertrug ſie doch dieß früh befürchtete unerwünſchte Loos des Mädchens mit weit mehr Hingebung und Geduld, als den kalten Hochmuth, der ihrer noch immer mütterlichen Geſinnung ſo wehe that. — Dieſen aber, ſo auch den unbändigen herriſchen Geiſt, der vom Vater, wie es ſchien, angeerbt, mächtig genug war, ſeine eigenen Plane zu zerſtören, gelang es den guten Schweſtern nicht in die Demuth und Ergebung zu verwandeln, die eine Entſagung der Welt vorausſetzt. Freilich ging ſie, von der Umgebung geliebkoſet, in viele ihrer Anſichten ein; allein ſelbſt im Kloſter, wo ſie außerdem der Welt nicht ganz unzugänglich war, konnte es ihr nicht unbekannt bleiben, daß das Schloß Benteuil mit allen deſſen reichen Dorfſchaften und Wäldern eigentlich doch als mütterliches Erbe ihr gehörte, und mitten in Betrachtungen, dazu geeignet, ſie der Entſagung zu weihen, blitzte auf einmal der Stolz auf Geburt, Stellung und Reichthum ſo unverhohlen hervor, daß die beſtürzten Nonnen heimlich an den Sieg verzweifelten, und immer unwilliger gegen ſie werdend, die letzte Hoffnung auf das väterliche Anſehen ſetzten.

Da traf, eben zu der Zeit, wo die Sorge wegen einer glücklichen Wahl für die eigne Tochter Madelainens Herz beklemmte, die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Marquis ein. Dieſes Ereigniß, das, wie durch den Schwung eines Zauberſtabes die traurigen Ahnungen der verſtorbenen Mutter und ihre ängſtlichen Sorgen nicht bloß auf einmal verwehte, ſondern der Tochter eine, wie es ſchien, glänzende Unabhängigkeit ſicherte, verſetzte Madelaine, obgleich ſie unwillkührlich die Arme dankbar gen Himmel erhob, in einen ſonderbar unruhigen Trübſinn. Sie hatte ſeit mehr als einem Jahre das Fräulein Marie nicht geſehen. Der Schmerz, womit das kalte, vornehme Betragen der Pflegetochter jedesmal ihr Herz durchdrang, hatte die Sehnſucht nach ihr beſiegt. Nun aber, da die eiſernen Schranken plötzlich gefallen waren, da jene ſo unvermuthet frei und ſelbſtſtändig auftreten durfte, drängte es Madelaine, ihr wieder thätig, mütterlich zu nahen, ein offenes, ernſtes Wort mit ihr zu reden. Hoffte ſie doch, daß der Tod des nächſten Verwandten, des Einzigen von allen denen, an welche ſie mit heiligen Banden geknüpft war, den ſie gekannt, den Hochmuth des jungen Herzen gebrochen haben würde, trieb ihre Lage doch ſelbſt die mitfühlende ſanfte Milchſchweſter, ſie zu tröſten, ſie mit liebenden Armen zu umfaſſen. In einfärbige, ernſtere Tracht als gewöhnlich, die liebliche Tochter dagegen in ländliche Trauerkleidung gehüllt, begaben ſich Beide nach dem Kloſter, die herrſchaftliche Waiſe ließ nicht lange im Sprachzimmer auf ſich warten. Ja, eine Art freudiger Eile, ein lebhafteres Feuer als ſonſt in den dunklen Augen, ſtachen beinahe bei ihr grell ab gegen die tiefe Trauer ihrer Kleider, den bezeichnenden Krep, der halb ihr Antlitz bedeckte. Faſt lachende Blicke begegneten den Thränen-naſſen Augen der Beſuchenden. „Wie?“ rief ſie erſtaunt, doch freundlicher als gewöhnlich: „Ihr habt auch Trauer? wen haſt denn du verloren, Marie!“

Marie ſah ſie betroffen an. „Niemanden,“ ſagte ſie leiſe, „aber Ihr Fräulein und es thut ja dem Herzen wohl, mit denen, die es lieb hat, trauern zu können.“

„Ach ſo!“ entgegnete vornehm das Fräulein. „Ich meinte, das käme nur leiblichen Verwandten zu, und von ſolchen wußte ich doch Niemanden hier. Deine Meinung mag gut ſeyn, Kind; aber unnütze Bemühungen, die Niemand erheiſcht, haben den Dank weg. Spare deine Trauer auf, Marie, bis du einen Verwandten verlierſt.“

„Sie hat eine Schweſter verloren, aber nicht erſt ſeit heute,“ nahm Madelaine entrüſtet das Wort, „und ſo entſprechen die Trauerkleider beſſer ihrem Herzen als dem Eurigen. Ich weiß, daß die Milch, die ihr Beide an dieſer Bruſt geſäugt, weiß und rein geweſen, und daß Ihr Beide dort ſchweſterliche Liebe aus Muttertreue eingeſogen habt. Ich bin zu Euch gekommen, Fräulein! mit mütterlichem Herzen und mütterlicher Sorge, aber Ihr habt Beiden die Sprache abgeſchnitten. Laßt Euch warnen, Fräulein Marie! Hochmuth geht vor dem Falle, — wer ſich ſelbſt erhöhet, ſoll erniedriget werden, ſo ſteht es geſchrieben. Seht dieſe Narbe an, die Ihr geſchlagen," fuhr ſie fort, Mariens Locken leicht zur Seite ſtreichend, „Ihr ſchluget auch mir dadurch eine Wunde ins Herz — ſie hat auch eine Narbe nachgelaſſen. Heute habt Ihr ſie wieder ganz aufgeriſſen, da Ihr uns Beide verſchmäht. Hütet Euch, denn mir iſt der brennende Schmerz ein Zeichen, daß die Angſt und die Ahnung einer ſterbenden Mutter ihr volles Recht behaupten werden. — Komm Marie," ſchloß ſie, der Tochter Hand ergreifend, „dir ſoll es nicht an Liebe fehlen!" und ſo verließ ſie, ohne ſich umzuſehen, das Sprachzimmer, und kehrte ſtumm mit einem Ausdruck ſo herzzerreiſſenden Kummers zurück, daß die tief betrübte Tochter, ſelbſt nachdem Beide über die heimatliche Schwelle getreten, ſie in ihrem brütenden Schweigen nicht zu ſtören wagte.

Indeſſen war das Herz des Fräuleins weicheren Gefühlen nicht ſo ſehr unzugänglich, daß nicht Madelainens Worte einen tiefen Eindruck auf ſie machten. Es kam ihr vor, als habe, mit der ſonſt gegen ſie ſo liebevollen Frau, der Schutzgeiſt ihrer hülfloſen Jugend ihr den Rücken gekehrt. Sie empfand ein Mißbehagen, eine Leere in der Bruſt, die ihre Anſprüche auf die ihr unbekannte Welt, die ſich ihr ſo unerwartet öffnete, nicht ausfüllen konnten.

Ein Grauen überfiel ſie bei den dunklen Drohungen aus einem Munde, von dem ſie gewohnt war, immer Segenswünſche zu hören. Es war ihr in dem Augenblicke, als gewährten ihr nur die gewohnten Mauern Sicherheit und Ruhe. Die klugen Schweſtern benutzten eine Stimmung, die ihren Anſichten ſo ſehr entſprach; und wirklich verbreitete ſich ſehr ſchnell das Gerücht, daß die junge Beſitzerinn von Venteuil den Schleier zu nehmen dachte. Da traf plötzlich und unerwartet der früher erwähnte Biſchof aus der Familie Desforges de Coulière durch deſſen Bemühungen einſt die frühere Erbinn von Venteuil mit ſeinem Neffen vermählt worden war, im Kloſter ein. Mit dieſem war er, ſeit deſſen zweiter Heirath, die er nicht gebilligt hatte, außer alle Verbindung getreten, und eilte nun nach deſſen Tode der ungeſehenen Nichte ſeinen Segen zu ertheilen und ſeine väterliche Vorſorge zuzuſagen. Nicht bloß das junge Fräulein, das ganze Kloſter fand ſich durch dieſen Beſuch geſchmeichelt, ohne zu ahnen, daß alle frommen Pläne, die Zukunft des Fräuleins betreffend, dadurch zerſtört werden ſollten. Der Prälat behauptete, daß die Nichte der Welt, ohne ſie zu kennen, nicht entſagen dürfe; die Vormundſchaft hatte er ſelbſt übernommen, und ſo führte er ſelber das bei ſeiner Ankunft ſchnell getröſtete und bald vor Freude berauſchte Mädchen nach Paris, in das glänzende Haus einer ihr unbekannten Verwandtinn. Wenige Monate hernach wollte man in Venteuil von einer bevorſtehenden Vermählung der Beſitzerinn wiſſen, und faſt zu gleicher Zeit erfuhr man dort, daß ſie einen vornehmen, aber unvermögenden, väterlichen Verwandten desſelben Namens geheirathet hatte.

Bis dahin war Madelaine wie im träumeriſchen Sinnen herumgegangen. Ihre gewöhnliche Thätigkeit, der klare Umblick, womit ſie Haus und Umgebung beherrſchte, hatten aufgehört; nur auf der Tochter ruhete immer brennender ihr liebevoller Blick. Vergebens drängten mehrere Bewerber in Beide um einen endlichen Entſchluß. Mariens Herz war zwar nicht ohne ſtille Wünſche, doch hatte ſie, wie immer gehorſam, die Entſcheidung in die Hände der Mutter gelegt. Dieſe aber ſchien unentſchloſſener als je. Da ſchien die Nachricht von der Verheirathung des Fräuleins ſie plötzlich jedem längeren Anſtand zu entziehen. Es war als bemächtigte ſich ihrer, mit der zurückkehrenden Ruhe und Beſonnenheit, nun da die Milchtochter ihr ganz entriſſen und ihr Loos geworfen war, ein Drang, die Zukunft der eigenen Tochter ſicher zu ſtellen. Unter drei Bewerbern, alle rüſtige junge Männer, der jeder für ſich empfehlende Eigenſchaften beſaß, hatte ſie zu wählen.

Sie beſtellte Alle zugleich zu einer beſtimmten Stunde in ihre Wohnung, und empfing ſie in der Gegenwart des bettlägerigen Vaters und der verſchämten Tochter. Ein prüfender Ernſt ſprach aus den Zügen der Mutter. „Ihr liebet Alle meine Tochter,“ richtete ſie an die drei Männer die Rede, „allein kennt Ihr mehr von ihr, als ihr ſeelenvolles Äußere? Zwar ſpricht ihr Auge klar ihr Gemüth aus; aber dürft Ihr auch verſprechen, dieſen Spiegel klar zu erhalten, den reinen Sinn nie zu trüben, der daraus leuchtet. Wer hat Muth, das heilig zu beſchwören? Sprecht, Godard, Mathieu, Saintain. — Nein! ſprecht noch nicht. — Seht Ihr,“ fuhr ſie fort, die dunklen Locken Mariens, ſo wie ehemals in dem Kloſter ſchnell von den Schläfen zurückſtreichend, „ſeht Ihr dieſe Narbe? Sie trägt ſie lange, und dieſer kleine erröthende Streif erhöhet noch die Zartheit der milchweißen Haut. Sie iſt ihre beſte, ihre eigentliche Ausſteuer; denn ſie iſt ein Wahrzeichen des mütterlichen Segens, der Gegenſtand quälender Angſt und inbrünſtiger Gebete; täuſcht Ihr aber mein Zutrauen, und bleichen Kummer und Gram, durch Eure Schuld, dieſe Wangen, wird ſie ſich in ein brennendes Kennzeichen verwandeln, das über Euch und über mich Rache bringen würde und Fluch!“ Sie ſchwieg ſchaudernd.

„Ja, Fluch!“ wiederholte dumpf der Vater. „Hütet Euch davor; denn mit der Narbe kehrten Sorgen, Angſt und Noth in unſere Wohnung ein. Sie hat uns um die Wohlthaten und die alte Güte der Schloßherrſchaft gebracht. Mißwachs hat unſere Kaſten geleert, unſere Scheune brannte nieder. Der Segen ſoll noch kommen, hütet Euch vor dem Fluch. — Von allem was uns damals glücklich und zufrieden machte, iſt uns nur jene Narbe geblieben; ja wohl iſt ſie ihre einzige Ausſteuer; ſagteſt du nicht ſo?“

„Ihre einzige! magſt du doch Recht haben!“ fiel ihm Madelaine mit prüfendem Gewicht in die Rede. „Was wir auch verloren, haben wir doch noch uns ſelber, Kraft und Thätigkeit! ich weiß meinem Schwiegerſohne keine beſſere Ausſteuer zu geben. — Unſere Wohnung lächelt noch recht freundlich in der Sonne, und weder wir noch das Geſinde ſind bis jetzt hungrig zu Bette gegangen.“

„Ihr ſprecht bedenkliche Worte, Mutter Madelaine,“ ſagte Mathieu kopfſchüttelnd — „Ihr ſchnürt Einem das Herz im Buſen zuſammen.“

„Ich muß bei ſo bewandten Umſtänden mich doch noch einmal mit den Ältern berathen,“ meinte Godard.

„Gebt ſie mir!“ rief Saintain unbedenklich. „Gleich und gleich geſellt ſich am beſten: reich bin ich auch nicht, wie Ihr wißt; aber an Thätigkeit und Frohſinn hat es mir noch nicht gefehlt.“

„Saintain!“ fuhr Madelaine fort, nachdem es ihr gelungen war die zwei Andern vollends zu entfernen. „Ich weiß wohl, was ich gethan. Ich wollte Jenen Anlaß geben, ſelbſt ihre Denkungsart an den Tag zu legen, damit Ihr den Schatz, den ich Euch am liebſten gönne, ohne Neid in Beſitz nehmen möget. Maria iſt doch Euch vor Allem gut; zwar ſeid Ihr fremd hier, und der Hof, den ihr gepachtet, iſt klein; gleich viel! wo Thätigkeit und Wille zu Hauſe ſind, findet der Mangel keinen Raum, aber ich muß Euch ganz kennen. Woher ſeid Ihr, und wer ſind Eure Verwandten? Fleiß, gute Sitten und auch Euer Äußeres reden Euch zwar das Wort, allein das Alles iſt der beſorgten Mutter nicht genug. Der Mann meiner Tochter muß von guter Herkunft ſeyn.“

Mit Freude erfuhren nun die Ältern Ronſard, daß Saintain von einer anſtändigen bürgerlichen Familie ſei, die unglückliche Verhältniſſe heruntergebracht, aus welchen er nur ein kleines Erbtheil und die Frucht einer ſorgfältigen Erziehung gerettet, und ſich dem Landleben, wozu er Neigung fühlte, gewidmet habe. „Mich reizt nur,“ ſchloß er, „ein ſtilles Glück, das Genügſamkeit würzt.“

„So nehmt ſie hin,“ ſagte Madelaine freudig-entſchloſſen. — „Mein Kranker hier ſieht Alles ſchwärzer, als es iſt; der Nebel des Mißmuths hielt ſeinen Sinn befangen; unſere Scheunen ſind noch immer voll, und meine Kaſten nicht leer. Für ein genügſames Glück iſt genug da, wenn dieß, wie Ihr ſagt, und ein liebevolles Gemüth, das Eurige befriedigt.“

Saintain nickte mit Zuverſicht; und die Hoffnungen der kleinen Familie wurden nicht getäuſcht. In einer Reihe von zehn Jahren blieb das Glück innerhalb ihrer Wände treu, und außer denſelben blühete ein ungeſtörter Friede. Wir haben alſo während dieſer ganzen Zeit nichts oder doch nur wenig von ihnen zu erzählen. Nur ein Mal in dieſem Zeitraume nahete der Tod ihrer Schwelle, indem er Madelainens kränklichen Gatten mit ſich nahm. Aber dieſer Verluſt war nur ſchmerzlich, traurig nicht. Er ſchien vielmehr Madelainens Thätigkeit und Umſicht zu verdoppeln. — Sie war ſchon lange Großmutter geworden; und Mariens fröhliche Kinder, in deren Augen das Glück der Mutter ſich abſpiegelte, würden vielleicht jede dunkle Ahnung eines Unheils, jeden Seufzer in Madelainens Herz erſtickt haben, hätte nicht eine feindliche und doch immer liebe Nähe alle verhaßten Wunden des Kummers ihrer Jugend aufgeriſſen und oft recht bittere Wermuthstropfen in den Becher ihres freudigen Lebenstrunkes geträufelt.

Die Vicomteſſe Desforges de Coulière war der Sitte ihrer mütterlichen Vorfahren getreu, nach dem Verlaufe einer etwas mehr als jährigen Ehe nach dem Schloſſe Benteuil zurückgekehrt, um dort ihre Wochen zu halten. Keine Botſchaft aber verkündete der Pflegerinn ihrer hülfloſen Kindheit ihre Nähe. — Marie war damals nicht Mutter, und wenn auch — ihr zarter Körperbau — ja ſelbſt die rückſichtsvollere Liebe der Mutter würden nicht geſtattet haben, jenes ſo viele Jahre beſtehende Verhältniß zwiſchen beiden Familien fortzuſetzen, wäre auch die ſtolze Nichtbeachtung der Schloßherrinn nicht hinreichend gewesen, eine ſolche Zumuthung, hätte ſie auch Statt gefunden, mit gleichem Selbſtgefühl abzulehnen. Doch fuhr es wie ein ſchneidendes Schwert durch Madelainens Seele, als ihr berichtet wurde, wie ſchon eine Amme geſucht, und in einer andern Familie im Dorfe gefunden worden war. Von dieſem Augenblick an verließ ſie ſeltener, und immer mit einer Art Vorſicht ihr Haus. Sie mochte Niemanden vom Schloſſe ſehen, von Niemanden aus demſelben geſehen werden.

Die Vicomteſſe gebar einen Knaben, und anderthalb Jahre darnach noch einen. Der Letztere hatte ſchon mehrere Jahre zurückgelegt; ehe Madelaine Beide recht in der Nähe geſehen hatte, wie ſehr auch ihr Herz ſich im Stillen darnach ſehnte. Ihre Liebe zu der Mutter war auf die Kinder übergegangen; aber ihr gekränkter Stolz war mächtiger als ihre Sehnſucht. Beide Kinder wurden zwar im Dorfe erzogen — die Herrſchaften ſelbſt waren öfters abweſend; aber es empörte ſie der Gedanke, Kinder einer Mutter, die ihre zärtliche Liebe von ſich geſtoßen; einer Familie, die ſeit uralten Zeiten in der ihrigen geſäugt worden waren, im Hauſe einer Dritten, wie insgeheim, aufſuchen zu müſſen. Schon lange hatte man im Dorfe davon geflüſtert, daß die Vicomteſſe einen anſtößigen Unterſchied zwiſchen den Kindern mache, daß das Älteſte, der Stammherr, ein bildſchöner Knabe, ihr Ebenbild und Liebling ſei, und daß der jüngere Sohn Victor, deſſen Züge ſich durch nichts von der Mehrzahl der Kinder auszeichneten, von ihr gar nicht beachtet würde. Dieſes Gerücht ſchien kurz nachher ein ärgerliches Gewicht zu erhalten, als man während des nächſten Beſuches der Vicomteſſe auf dem väterlichen Schloſſe ſich überall erzählte, wie ſie, bei ihrer Ankunft, die beiden Knaben von den Blattern befallen vorfindend, ſich mit mütterlicher Sorge ſogleich des Älteſten annahm, ihn mit der größten Vorſicht ins Schloß bringen ließ, nicht von ſeiner Seite wich, ſelbſt die Nächte an ſeinem Bette zubrachte, während ſie den Jüngeren der Obhut der Pflegemutter überließ, und den von der nächſten Stadt geholten Arzt nicht einmal zu ihm ins Dorf hinunterſchickte, indem ſie unverhohlen äußerte; daß ſeine derbe Natur ihm wohl am beſten durchhelfen würde; auch wäre der jüngere Sohn von geringerer Wichtigkeit für die Familie. In erſterer Rückſicht mochte ſie wohl nicht ganz Unrecht haben; denn der kleine Victor hatte in der That die Krankheit glücklich überſtanden, während der Bruder noch das Zimmer hüten mußte, und — während das Geſicht des Jüngeren unverletzt geblieben — nicht wenig durch Blatternarben entſtellt worden war. Ein Zufall, der die frühere Gleichgültigkeit der Mutter in völlige Abneigung verwandelte. Dieß gerade ſchien beſonders von der darüber empörten Pflegerinn herzurühren, die deßhalb auch dem kleinen Victor noch größere Liebe und Sorgfalt zuwendete. Aber noch früher hatte Madelainens Herz nicht länger widerſtehen können; bei der erſten Nachricht, daß der Knabe, von der Mutter vernachläſſigt, während ſie eine faſt abergläubiſche Sorge dem Älteſten widmete, krank darnieder lag, fühlte ſie ſich unwiderſtehlich zu dem Verlaſſenen hingezogen. — Obgleich ſie der von der Vicomteſſe erwählten

Amme bisher aus dem Wege gegangen war, trat ſie doch nun unbedenklich den Weg nach ihrer Wohnung in der Dämmerung an. Die ungeheuchelte, ihr aus Augen und Benehmen ſprechende, Anhänglichkeit an die Familie, die ſich von ihr gewendet hatte, beſchwichtigte bald die etwas argwöhniſche Frau, und da die Frau Ronſard dieſer mit Sicherheit und Umſicht Weiſungen zu einer zweckmäßigeren Pflege gab, und ſolche gleich mit ihr theilte, gewann ſie bald das ganze Zutrauen der gutherzigen Amme, und, wie gewöhnlich, eine ſo ſchnelle Herrſchaft über ſie, daß dieſe bald kein Geheimniß mehr für ſie hatte, ſondern ihr noch ärgerlichere Proben von der Abneigung der Mutter mittheilte: Madelainen ſchauderte! doch je mehr das Verfahren der Vicomteſſe ihren Zorn erregte, deſto mehr, deſto inniger fühlte ſie ſich gedrungen, Mutterſtelle bei dem Knaben zu vertreten, der, ſeit ſein Blick zum erſten Mal ihr zugelächelt, ihr beinahe noch theurer als Saintains Kinder geworden war. Doch bald ſollte ihr dieſer tägliche Genuß entriſſen werden. Der Knabe wurde, wie geſagt, hergeſtellt, und da die Mutter ſich entſchloſſen hatte, den Älteſten bei ſich im Schloſſe zu behalten, erlaubte ihr die äußere Schicklichkeit doch nicht, den Jüngeren viel länger unten im Dorfe zu laſſen. Indeſſen nahmen ihn die herrſchaftlichen Zimmer nur ſelten auf. Die Mutter fragte nicht nach ihm, und es ſchien, als habe der ganz von ihr abhängige Vater ſich angewöhnt, den Willen und die Anſichten der Gemahlinn zu den ſeinigen zu machen. Während der Bruder von der Mutter und ihrer ſtandesmäßigen Umgebung gehätſchelt wurde, trieb ſich Victor unter dem Geſinde im Schloſſe, und, ſo wie er größer wurde, mit dem Gärtner im Garten, mit dem Jäger im Walde, und bald mit gleichjährigen Knaben im Dorfe herum. Die Ältern, froh nur, daß er ihnen aus den Augen war, achteten nicht darauf. Freilich mußte er bei zunehmendem Alter die angefangenen Lehrſtunden des Bruders bei einem im Schloſſe aufgenommenen Abbé theilen; aber er lernte noch weniger als jener, und wurde im Gegentheil für deſſen Unarten beſtraft. Kein Wunder alſo, daß ihm dadurch alles Lernen verhaßt wurde, und daß er, wo er nur konnte, ſelbſt die Zimmer ſcheuete, wo Niemand ſich um ihn bekümmerte, als nur um ihn zu ſchelten, oder zu tadeln. — Im Schloſſe hieß er dumm, albern; aufgeweckt war er eben nicht, jedoch eben ſo ſehr wie ſein älterer Bruder, deſſen Benehmen von ſeiner Rückkehr zu der Mutter an, bloß eine geſellige Folie untergelegt wurde; und je weniger man außer dem Schloſſe ihn als einen kleinen gnädigen Herrn behandelte, je freier gab er ſich einem angebornen Muthwillen hin. Darum ſahen ihn auch Alle im Dorfe gern. Hier wo er gelitten, wo ihm ſelbſt geſchmeichelt wurde, in den niedrigen Hütten unter den ſchlichten Leuten, die ſeine Unarten gut hießen, und ſeinen kleinen Wünſchen willfuhren, war ihm immer wohler. Unter dieſen Umſtänden wurde es in dem Zwiſchenraume, wo die Familie von ihrem Hotel zu Paris, das dem armen Victor ein wahrer Körper- und Geiſt-beengender Kerker war, nach Venteuil zurückkehrte, Madelainen nicht ſchwer, den Knaben an ihr Haus zu gewöhnen, wo Saintains gleichjährige Söhne ihm willkommene Spielgenoſſen waren, während ihr jüngſtes Kind und ihr Augapfel, ein ſanftes, zweijähriges Mädchen, das, nach dem Willen der Großmutter, auch mit dem, man könnte ſagen, angeerbten Namen Maria getauft war, gar nicht von ihm beachtet wurde.

Zwar ſchien die mit dem Alter immer tiefſinnigere, ernſtere, herriſche Frau weniger fähig als ſonſt, einen wilden unſtäten Knaben, der ſo viel Anlaß zum Tadel darbot, an ſich zu ziehen, allein die mütterliche Liebe beſitzt, ob auch verſchleiert, eine geheime Anziehungskraft, die ihre Wirkung ſelbſt auf ein verwildertes Knabenherz ſelten verfehlt; und ſo beſuchte er in den nächſtfolgenden Jahren, während die Ältern ſich zwiſchen Venteuil und Paris theilten, wohin ſie, unter irgend einem Vorwand, zu ſeiner größten Freude ihn nicht mehr mitnahmen, täglich, ja beinahe ſtündlich Madelainens Wohnung, die ſich noch immer gedrungen fühlte, ihm Erſatz für die Abneigung der eigenen Mutter zu geben, ohne doch mehr als einen flüchtigen Einfluß auf den unſtäten Knaben gewinnen zu können, dem es um eine ſchärfere Aufſicht, als Madelaine ausüben durfte, Noth that; denn wiewohl es ihr zuletzt gleichgültig wurde, ob auch die Mutter ſeine Beſuche erführe, legte doch der Gedanke, daß dieſe ihm nicht ferner geſtattet werden möchten, ihr einen nicht geringen Zwang auf. Allein die Mutter bekümmerte ſich faſt noch weniger als vorher um ihn; denn es nahete eine Zeit, mit dunkeln Gewitterwolken, deren hin und wieder ſchon einſchlagende Blitze wohl geeignet waren, die halbverſchmerzten dunkeln Drohungen, die einſt aus Madelainens Munde in ihrer Seele wiederhallt hatten, beängſtigend zu erwecken. Die Revolution war ſchon ausgebrochen.

War nun die männliche, ſtolze Seele der Vicomteſſe mehr von Unmuth als Furcht erfüllt, beherrſchte doch Letztere um ſo mehr ihren Gemahl, deſſen Vorſtellungen ſie in der Hoffnung nachgab, daß ihre Anweſenheit und Geiſtesgegenwart einen Sturm beſchwören möchten, dem doch immer ihre Gegend, eben ſowohl wie viele andere, bereits bloßgeſtellt war. Kaum hatte ſie einige Monate hindurch das Schloß aufs Neue bewohnt, als der Pfarrer des Orts ſich zur Flucht gezwungen ſah; ein Umſtand, wodurch die Aufmerkſamkeit der Aufwiegler auf dieſen Punct gerichtet wurde, und um ſo mehr darauf haften blieb, als die Stimmung der Gegend der Herrſchaft eben nicht günſtig war.

Um dieſe Zeit entſchloß ſich der Vicomte zu emigriren; ſeine Gemahlinn blieb aber zurück; verſtockt, wie immer die Verblendung iſt, die auf Verachtung für die Gegner gegründet iſt, ſah ſie mit ruhigem Trotze auf die ſonſt zum Gehorſam gewöhnten Unterthanen nieder, ja ſie ſchmeichelte ſich ſogar, Beiſtand gegen die ſchon herumziehenden revolutionären Banden bei ihnen zu finden: Ein ſonderbarer Zwieſpalt war in Madelainens Herzen entſtanden. Mochte auch der Zorn ihres beleidigten Selbſtgefühls, gegen die Vicomteſſe, bei dem Anblick ihrer bedrohlichen Lage, ſich in die Schadenfreude der Rache auflöſen, ließ dagegen alte Zuneigung und erwachende Mutterliebe nur ängſtliche Unruhe in ihrem Herzen aufkommen; und doch wurde dieſe Unruhe von der freudigen Befriedigung desſelben überragt; das beſchränkte Loos ihrer geliebten Marie, ſo von ſich ſelbſt oder von der Vorſehung, durch deſſen Dunkelheit geſichert zu wiſſen. Mit geheimer Freude ſah ſie, wie Saintain ſo wie die übrigen Landleute, ſich im Stillen Waffen anſchafften, überzeugt, daß er und Alle ſie nur zur Hand nehmen würden, um Haus und Familie gegen Gewalt zu ſchützen, würde dieſe nun von umziehenden Banden oder von der eigenen Herrſchaft über ſie verhängt; dennoch verlor ſie die Vicomteſſe nicht aus den Augen; ihr Aufenthalt im Schloſſe wurde ihr nun ſogar lieb; es war ihr, als müſſe ſie nun mit kluger Umſicht nicht allein für die Sicherheit der geliebten Tochter und der Ihrigen, ſondern auch für die einer Frau, die, wiewohl gehäſſig und feindlich gegen ſie geſinnt, dennoch — ſie empfand es in jedem Schlage ihres Herzens, dieſem noch immer theuer blieb, wachen. Auch erhielt ſie von Victor, der von Allen im Schloſſe, ſelbſt vom Bruder, nur von der Mutter nicht, gern geduldet, wenn auch nicht geliebt war, Nachricht von den dortigen Vorfällen, die wie unzuſammenhängend und kindiſch ſie in ſeinem Munde lauteten, dennoch dazu beitrugen, ihre Unruhe zu vermehren und ihr zugleich den wilden Überbringer wichtiger und theurer zu machen.

Da trafen an einem ſchönen Mittage des Nachſommers plötzlich — wie eine Wolke von Heuſchrecken, kleine Abtheilungen von Marſaillanern im Dorfe ein. Wiewohl ſie ſich als Freunde der Landleute erklärten, war der Schrecken allgemein; welches doch durch Feſte und beim Weinkruge bald beſchwichtigt wurde. Muſik und Tanz wiederhallten von mehreren Stellen. Selbſt Madelaine thätig und umſichtig, ordnete ein Feſt vor ihrem Hauſe an, wo ein freier Platz von einem uralten Ulmbaum beſchattet, ſich ganz beſonders dazu eignete. Es war ihr daran gelegen, die eigentliche Abſicht der Angekommenen zu entdecken, und nicht ungern ſah ſie Victorn, den man Trotz des bedrohlichen Taumels des heutigen Tages unbeachtet aus dem Schloſſe gelaſſen, ſich zu einem Knaben von gleichem Alter geſellen, der die Bande begleitete und einem Manne gehörte, deſſen rohes Äußere und dreiſtes Benehmen ſein Handwerk: Keſſel zu flicken, deutlich ausſprachen, und einen entſcheidenden Einfluß auf die Fremden zu haben ſchienen, wenn er auch nicht ihr eigentlicher Führer war. Mit Unruhe bemerkte Madelaine, daß der nun zehnjährige Victor, ihres Winkes ungeachtet, dem neuen Gefährten ſchon anvertraute, daß er im Schloſſe zu Hauſe gehöre, aber zugleich — zu ihrer Verwunderung, ob dieſer bei ihm nicht vermutheten Schlauheit, wiewohl wahrſcheinlich mehr von dem beſonders unter den jüngeren Landleuten verbreiteten Durſte nach Unruhe, von der er täglich hörte, bereits angeſteckt mit dem wilden Buben, ſchon verabredete, ihn auf der weiteren Wanderung zu begleiten, ja in die rohen Anſichten des Jungen, der die von Mord und Blut wiederhallenden Ausdrücke der Erwachſenen wiederholte, völlig einſtimmte. Wirklich wurde ſie auch durch Victor von dem Vorhaben der Bande unterrichtet, woran ihre Klugheit ihr im Laufe des Abends vollends Gewißheit verſchaffte. Es war nähmlich die Abſicht des Fremden, kurz vor Mitternacht, entweder im Verein mit den Bewohnern der Gegend, oder auch wenn dieſe ſich nicht willfährig bezeigten, ohne ihre Hülfe, das Schloß zu überfallen, zu plündern und anzuſtecken. Mit Grauen hörte ſie, mit welcher Schlauheit der Keſſelflicker nach den Geſinnungen der Landleute gegen die Schloßbeſitzer forſchte, wie geſchickt er Unzufriedenheit und Aufruhr unter ihnen zu verbreiten wußte, und wie nach und nach die, noch vor Kurzem im Dorfe gefürchteten und wenigſtens äußerlich verehrten Namen, immer lauter, höhniſcher mit unwürdigen

Spottbezeichnungen, unter Fluchen und betäubenden Liedern, genannt wurden.

Schlau und behend gab ſie Victor einen faſt unmerklichen Wink nach dem Hofe hinaus, und kam ihm ſelbſt hier im dämmernden Zwielicht aus einer andern Thüre entgegen; ſie zog ihn ſchnell gegen den Hühnerſtall hin, hinter welchem eine kleine Thüre ſich befand, die auf das Feld führte.

„Victor,“ ſagte ſie, „du biſt ja gut und klug, laß es nun mit dem wilden Spiele genug ſeyn; kehre nicht zurück, ſondern eile über den Anger ins Schloß. Es gilt das Leben deiner Mutter, des Bruders, dein eigenes Leben. Sage ihr, daß der Mordbrandzug eurem Schloſſe gilt. Sie muß fliehen, in wenigen Stunden, durch den Garten. Niemand im Schloſſe darf es merken; ſie iſt von Verräthern umringt. Mag ſie nur das Koſtbarſte zuſammen raffen, Kleinodien, Papiere“ —

„Sie hat es ſchon gethan,“ unterbrach ſie der Knabe geheimnißvoll — „ſie glaubt nun einmal, daß ich nichts merke und begreife. Alles liegt bereits in einem kleinen elfenbeinernen Schränkchen, das ſie jeden Abend mit ſich zu Bette nimmt! O! ich bin nicht ſo dumm und albern, als ſie glauben.“

„Gut! um ſo beſſer! Sage ihr, um die zehnte Stund ſoll mein Sohn Saintain bei der kleinen hinteren Gartenthüre mit einem Wagen halten; er wird ſie in Sicherheit bringen, nach Paris, oder wohin ſie will. Sie darf nur den Bruder und dich mitnehmen.“

„Ich will nicht mit,“ verſetzte Victor eifrig, „ich will mit den bärtigen Leuten ziehn. Sie ſingen gar zu ſchön; ich habe es dem Jean Colos verſprochen.“

„Sei vernünftig, Knabe! Sie bringen dich ums Leben.“

„Nein! Nein! Mutter Madelaine! — Sie haben mich gern und ich auch ſie. — Jean Colos wird mir das Wort reden — ich brauche ja nur den dummen Adel abzuſchwören, die Schlöſſer zu haſſen! ach! ich mag doch nicht mehr in einem ſolchen wohnen.“

„Kannſt du die Mutter, den Bruder ermorden ſehen, denn das wollen ſie, kannſt du mich ermorden ſehn, wenn du mich verräthſt? glaube mir, wann habe ich dir eine Unwahrheit geſagt — rette ſie. Sie werden einſt mit Thränen, knieend dir danken; ich werde es ſtatt ihrer thun. — ich habe keinen Andern zu ſchicken. Saintain kann nicht abkommen, die Knaben wiſſen im Schloſſe keinen Beſcheid! alles könnte verrathen werden, und meine Marie! — Nein! die arme Marie darf ich nicht hinſchicken! auch ſie ginge gern — allein ſei es auch Aberglaube, ich darf nicht, ich darf ſie nicht der kleinſten Gefahr bloß ſtellen — wer kann es beſſer und ſicherer ausrichten als du! — thue es mir zu Liebe, und der guten Marie — ich weiß, daß du vernünftig biſt, und Wort hältſt, wie ein erwachſener Mann.“ —

„Ja das thue ich,“ fiel der Knabe treuherzig ein, — „ich will ja hingehen, aber ich fahre nicht mit, lieber möchte ich das Schloß ſelbſt anſtecken.“

Madelainen ſchauderte: „So bleibe denn zurück, wenn die Mutter es will,“ ſagte ſie gepreßt; „aber komme dann gleich zu mir, bringe mir Nachricht, wenn ſie fort iſt. — Du haſt ja Muth im Dunkeln zu laufen, aber hüte die Zunge, Victor, du begreifſt nicht, wie viel es gilt — bringſt du mir Nachricht, daß ſie Beide glücklich fort ſind, gebe ich dir Alles, was du von mir begehrſt. Du weißt, du haſt immer viel zu bitten. Sei uns gnädig Gott! du ſiehſt meine Angſt! Schütze ſeine Wege, und erhalte ihm einen klugen und treuen Sinn! ich weiß ja kein anderes Mittel.“

„Fürchtet nichts, ich werde es klug machen,“ ſagte der Knabe ihr die Hand reichend, „Ihr ſollt ſehen: ich bin kein Kind! das ſagt auch Jean Colos; ich kann ſchon meinen Mann treffen, meint er.“

Madelaine küßte ihn ſeufzend auf die Stirn, öffnete die kleine Thür und ſah ihn durch die enge Öffnung raſch über das Feld hineilen. Sie warf die Thür ins Schloß, zog den Schlüſſel ab, und näherte ſich langſam dem Hauſe. So wie ſie hineintreten wollte, vernahm ſie ein Geräuſch am Hühnerſtall, als würde die Thüre ſchnell aufgeriſſen. Sie drehte erſchrocken den Kopf um, aber das zugenommene Dunkel verhinderte ſie zu ſehen, nur war es, als vernähme ſie einen dumpfen Wiederhall jenſeits der Hofmauer, als wäre Jemand darüber geſprungen. Doch faßte ſie ſich bald. Wie leicht mochte ſie ſich in ihrer ängſtlichen Stimmung geirrt haben. Nur fiel es ihr unangenehm auf, daß ſie unter den Männern nicht mehr den Keſſelflickerjungen gewahrte, den ſie doch kurz vor dem Augenblick, wo ſie Victor zur Seite gewinkt, vor dem Hauſe bemerkt hatte. Indeſſen verdoppelte ſie die Sorgfalt um die Gäſte, fand Gelegenheit, den ſogleich beiſtimmenden Saintain von ihrer Abſicht zu unterrichten, und unter einem Vorwande fortzuſchicken, während ſie immer fort die heiterſte Laune erkünſtelte, die den Halbbetrunkenen ein wieherndes Gelächter entriß, und ſie über die Zeit und die Abweſenheit des Wirthes täuſchte.

Indeſſen wurde es immer ſpäter. Eine ſchwarze Nacht lag über der Erde. Der Wein übte ſein Recht aus. Die lärmenden ſanken allmälig ſchlaftrunken im Graſe nieder und ſelbſt der luſtige, jedoch unberauſchte Keſſelflicker ermunterte zu einer kurzen Ruhe, „bis,“ flüſterte er hinzu, „bis um Mitternacht.“ Dieſe Worte durchfuhren eiskalt das Herz der lauſchenden Frau. Es ſchien, als wäre ein Theil der Dorfbewohner mit ihnen einverſtanden, wenigſtens brachten mehrere von ihnen die plötzlichen Gäſte mit nach Hauſe, während die Übrigen ſich in den geöffneten Scheuern lagerten. Wachen wurden ausgeſtellt, hin und wieder warfen ſich Einige, noch mit vollen Weinkrügen verſehen, um ein nächtliches Feuer. Das halbfriedliche, halbkriegeriſche Ausſehen des Dorfes, die Ausbrüche ausgelaſſener Freude bei den geheimen Deutungen auf Raub und Brand, hatten etwas ſo widrig Empörendes, daß Madelaine des inneren Schauders kaum Herr werden konnte. Marie hatte ſie, trotz ihrer Weigerung, mittelſt ihres gewöhnlichen Übergewichts nebſt den Kindern ſchon früh zu Bette geſchickt. Zuweilen ſchlug die Uhr der nahen Kirche. Die beklommene Frau zählte die Glockenſchläge, während ſie, vor der offenen Hausthüre in der dunklen Küche, welche die Feuerbrände des Herdes nur ſchwach erhellten, in Todesangſt um die Vicomteſſe, um Victor und ſeinen Bruder, heftig auf und niederging. Die Uhr wurde eilf, halb zwölf. Es kehrte kein Victor zurück. In der Gegend, wo das Schloß ſich erhob, war Alles dunkel und ſtill. Hätte er auch den Auftrag erfüllt, dann müßten ſie ja bereits fort ſeyn. Warum käme er denn nicht wieder? Hätte die Mutter ihn doch mitgenommen? oder wäre er vielleicht gar nicht zum Schloſſe gelangt? Rührte das Geräuſch, das ſie zu vernehmen gewähnt, von einem Horchenden her, der ihn angehalten, aufgefangen, verrathen hatte? droheten vielleicht nun ſelbſt dem ehrlichen Saintain Rache und Untergang? Unter dieſen peinlichen Vorſtellungen verkündete die Uhr Mitternacht. Da wurde es auf einmal ringsum hell und lebendig. Madelaine, die unwillkührlich die Hausthür zugeworfen hatte, gewahrte deutlich durch das Fenſter unter den Fremden Dorfbewohner, die mit allen Zugängen des Schloſſes nur zu bekannt waren. — Außer ſich ſelbſt, vielleicht zum erſten Mal, weil ſie ſich zur Unthätigkeit verdammt fühlte, ſank ſie händeringend mitten in der Küche auf die Knie nieder, laut flehend: „Gott! o! Gott! habe ich ein Vergehen begangen, bin ich auch an der Geiſteslähmung, an dem Tode des Gatten Schuld, um der Höllenangſt dieſer Stunde Willen, wirſt, mußt du vergeben!“

Da ſtürzte die ahnungsloſe Marie, von dem Lärm aufgeſchreckt, mit ihren Kindern herein. Sie fragte nach ihrem Manne. Madelaine war aufgeſprungen. In der Angſt ihres Herzens, die bedrohten Theuren nur vor ſich ſehend, vermochte ſie keine Antwort zu geben. — Endlich drückte ſie Marie, ohne ſie anzuſehen, die Blicke aufwärts richtend, heftig krampfhaft an ihre Bruſt, zog ſie dann mit den Kindern vor das Madonnenbild in der Ecke des großen Raumes hin, warf ſich vor demſelben nieder, und winkte ihnen, um ſie her zu knien. „Betet,“ war das einzige Wort, das ihren Lippen entſchlüpfte.

Das wilde Geſchrei verlor ſich in der Ferne; dem folgte eine lange Todtenſtille, die nur zuweilen und dumpf von kreiſchendem Weiber- und Kindergeſchrei, und das ängſtliche Läuten der Glocke, unterbrochen wurde.

So verging wohl eine Stunde; aber keine Männerſtimmen ließen ſich vernehmen, und über dem Schloſſe —

Madelaine hielt den ſtarren Blick auf das Fenſter gerichtet, das dorthin ſah — über dem Schloſſe blieb es dunkel. Kein Feuerzeichen begegnete ihrem Blick. Endlich wurden Stimmen wieder laut. Der Zug kehrte murrend und in Unordnung zurück. Plötzlich trat der Keſſelflicker, ſich verdrießlich um den Bart ſtreichelnd, in die Küche.

Die Großmutter, alle hatten ſich bei den erſten nahenden Tritten erhoben. „Nun!“ rief Madelaine mit einem Ausdruck, in welchem die heftigſte Seelenangſt mit der Spannung erkünſtelter Ruhe widerlich abſtach.

„Die Vögel waren ausgeflogen,“ ſagte der Keſſelflicker. „Wer ihnen uns verrathen haben mag?

„Und das Schloß! habt Ihr die verruchten Mauern geſpart, noch hat keine rothe Flamme ihren Untergang beleuchtet.“ Kaum vermochte Madelaine die frevelnden Worte auszuſprechen. Aber allmälig gewann ſie die Faſſung wieder, als ſie nun von dem Manne vernahm, daß die Bande die Pforte und alle Thüren offen gefunden, daß der Caſtellan ſelber, mit einer rothen Mütze geziert, ihnen entgegen getreten war und ſie mit Schwarz auf Weiß überzeugt hatte, daß er nicht allein vor ganz Kurzem zum Municipal-Beamten ernannt, ſondern ſo eben ſelbſt von Paris zurückgekehrt war, um ihre Ankunft abzuwarten und für ihre Bewirthung zu ſorgen, weßhalb er auch ſogleich den herrſchaftlichen Keller preis gab. Zu gleicher Zeit zeigte er ein Document vor, mittelſt welchem der Vicomte, ſchon ſeit Jahr und Tag, ihm das Schloß mit Zubehör verkauft hatte, von welchem er bereits mehrere Wirthſchaftsgebäude der Nation, zur Aufbewahrung verſchiedener Kriegsbedürfniſſe, überlaſſen, und ſich nur verpflichtet habe, der zurückgebliedenen Familie des Vicomte freie Wohnung bis zu einem gewiſſen Zeitpuncte zu geben. Dieſe aber war, ſchon den vorigen Abend noch vor ſeiner Rückkehr, aus Entſetzen vor den angelangten Vaterlandsfreunden in der Stille abgezogen. Der Caſtellan, der in der Gegend wohl gelitten, und öfters als Vermittler zwiſchen der Herrſchaft und den Unterthanen aufgetreten war, wurde ſogleich von den, übrigens davon nicht unterrichteten Einheimiſchen, und freilich zu einem andern Zweck bewaffneten Freunden, auf eine ſolche Art in ſeinen Behauptungen unterſtützt, daß die Fremden den Muth verloren, einen Gewaltſtreich auszuüben, der, wenn er auch gelungen wäre, ihnen theuer zu ſtehen kommen konnte, weil das Eigenthum eines Municipal-Beamten unverletzlich war.

Zwar empfand Madelaine mit dankbarer Freude, daß der wilde Sturm an der ihr theuren Familie dieſes Mal, ohne ihr zu ſchaden, vorüber gezogen war; wo blieb aber Victor? Sie wußte, eben ſo gut wie das ganze Dorf, daß der Caſtellan nicht verreiſt geweſen, und daß nur ſeine Geiſtesgegenwart ſeine wenigen Widerſacher ſtumm gemacht hatte; und ſo entſchloß ſie ſich, noch denſelben Morgen, ſo wie die revolutionären Banden, ſtiller als ſie gekommen, wieder abgezogen waren, ſelbſt ins Schloß zu gehen, um Auskunft zu holen. Der Caſtellan vertraute ihr zwar an, daß Victor im Schloſſe geweſen und den Auftrag ausgerichtet hatte; mehr wußte er aber nicht; denn Vorſicht und Furcht vor Verrath hatten ihn abgehalten, bei der Abreiſe der Herrſchaft gegenwärtig zu ſeyn; kaum hatte er ihr dieß mitgetheilt, als ihm angezeigt wurde, daß man ſo eben einen fremden Knaben ohnmächtig und im Blute ſchwimmend im Garten gefunden habe. Er eilte, begleitet von Madelaine, die ſogleich in dem Knaben den Keſſelflickerjungen erkannte, hinaus. Nun erſt fiel es ihr auf, daß ſie den Jungen auch dieſen Morgen nicht geſehen, und daß der Vater öfters Mehrere von der Bande nach ihm gefragt hatte. Der Knabe war zwar nicht ohnmächtig, aber betäubt und ohne Beſinnung; das geronnene Blut hatte von ſelbſt eine breite Wunde in der rechten Seite wieder geſchloſſen. Er wurde ohne Verzug in ein Bett gelegt, und ihm jede Hülfe, welche das Dorf darbot, gebracht; der Wundarzt behauptete, daß die Wunde nicht erheblich ſey, und daß nur der Blutverluſt und die Nachtkälte ihn bis zur Gefahr geſchwächt habe. Er blieb unter der Obhut des Caſtellans.

Als Madelaine wieder nach Hauſe kam, war Saintain bereits zurück. Er hatte die Vicomteſſe nur wenige Meilen weiter zu einer Freundinn gebracht, von welcher ſie ſich, nach ſeiner Meinung, nach Paris zu begeben dachte. Er hatte Victor gar nicht geſehen. Der kleine Majoratsherr war erſt im vollen Laufe, wie es ſchien, außer ſich vor Angſt, zu dem Wagen gekommen und hatte ſich hineingeſtürzt. Gleich nach ihm folgten die Vicomteſſe und ihre Kammerfrau, Beide in ängſtlicher Eile. Sie ſtiegen ſchnell hinein. Die Mutter umarmte heftig den Knaben, und auf ihren Wink rollte der Wagen ſogleich fort. Erſt als ſie am beſtimmten Orte angekommen waren, erfuhr Saintain, daß die Vicomteſſe ein elfenbeinernes Schränkchen von großem Werthe vermißte; wo dieſes geblieben ſei, ſchien ihr unbegreiflich. Genug, es war verloren, und ſie untröſtlich.

Es war als empfände Madelaine dieſen Verluſt mit; doch wurde der Gedanke daran, von der Unruhe wegen Victor, völlig verdrängt, von dem ſie nur die troſtloſe Gewißheit hatte, daß er nicht bei der Mutter war, und Trotz des ängſtlichſten Forſchens ließ ſich nicht die geringſte Spur von ihm weiter entdecken. Indeſſen beſſerte ſich der verwundete Knabe; eine Folge ſeiner rüſtigen Natur und unverdorbenen Säfte, außerordentlich ſchnell. Nur, ſei es nun Verſtellung, oder aus einer unbemerkten Verletzung des Gehirns, ſeine volle Beſinnung ſchien nicht ganz wiederkehren zu wollen. Er blieb ſtumm, und auf die dringendſten Fragen gab er nur verworrene oder gar keine Antwort. Er ſchien nur aufzuhorchen, wenn in ſeiner Gegenwart zuweilen die Rede auf die herumziehenden revolutionären Banden kam. Eines Morgens war er plötzlich verſchwunden. Wo er hingekommen iſt, hat man nie erfahren, und ſeit der Zeit nichts von ihm gehört. Auch Victor war und blieb verſchwunden.

Nun erlebte Madelaine und die Ihrigen eine Reihe von Jahren, deren ſtille Zufriedenheit nur der kleine Kreis faſſen kann, den liebevolles Vertrauen und innerer Frieden, mitten in einem äußerlich wild bewegten Leben, dem es ſelbſt nicht an häuslichen Sorgen fehlt, gegen die Schläge des Schickſals befeſtigt und ermuthigt. Ihre Augen waren zuweilen Zeuge blutiger Gräuel, und das Gerücht von noch blutigeren erſchütterte oft ihre Ohren. Weiblich und fromm geſinnt, verabſcheuete Madelaine den Blutſtrom himmelſchreiender Gewaltthaten. Die Verfolgung der Diener einer Religion, der ſie kindlich ergeben war, und die ihr noch immer Troſt und Gleichmuth gewährte, brachte eine niederſchlagende Mäßigung in ihren Eifer. Doch fand ſie es natürlich und recht, daß auch ſie und die Ihrigen einen Antheil an der allgemeinen Noth tragen mußten und ſie pflichtete laut dem Schwiegerſohn bei, als er jugendlich entflammt und ſeine Lieben unter der Obhut der unerſchrockenen und klugen Großmutter ſicher wiſſend, das Schwert ergriff. In dem Gefühle der Vaterlandsliebe, immer inniger ergeben, ertrug ſie ſtandhaft und mit frommer Geduld den Verluſt von Saintains beiden Söhnen, welche eine anſteckende Krankheit, während der Abweſenheit des Vaters, hinraffte. Sie fand Muth und Kraft in ſich, die zärtere Mutter zu tröſten, und durch unermüdliche Sorgfalt das jüngſte Kind, die immer ſchöner emporblühende Marie, vor der Anſteckung zu hüten. Aber indem ſie die Sorgen, die ſie vor Augen hatte, muthig und thätig theilte und ertrug, füllte eine bei weitem ängſtlichere Unruhe um die Abweſenden ihr Herz. Victor war noch immer wie verſchollen, und auch von der Vicomteſſe und ihrem Älteſten hörte ſie nichts. Seit ihrer Abreiſe hatte der Caſtellan nicht die geringſte Nachricht von ihnen gehabt. Mit einem Herzklopfen, das dieß faſt zu brechen drohete, — mit ungeduldiger Eile ergriff ſie jedes Mal die Zeitung, die im Laufe der Zeit auch in dem Dorfe Aufnahme gefunden; mit zurückgehaltenem Athem hörte ſie die Liſte der Hingerichteten ableſen, und eine ſelige Freude durchzitterte jedes Mal am Schluſſe derſelben ihre Bruſt, weil die theuern Namen nach deren Klang ſie zitternd horchte, nicht in ihr Ohr ertönt waren; und ſo wiederholte ſich immer, wenigſtens ein Mal wöchentlich während der Schreckenszeit, ihre Angſt und ihre Freude. Auch eine andere eben ſo lebhafte Befriedigung, die aber in tiefe Wehmuth ſich auflöſen ſollte, war ihr beſchieden. Briefe von Saintain überzeugten ſie, daß er ihre ahnenden Erwartungen nicht getäuſcht habe; ja die Zeitungen ſelbſt trugen ihr den Ruf von ſeiner Kühnheit und ſeiner ſchnellen militäriſchen Beförderung zu. Entzückt, in ſtiller Dankbarkeit gegen Gott, drückte ſie dann ſeine nicht ſo muthige Frau an ihre Bruſt; und doch beinahe brach ihr das ſchwellende Herz, als ſie einmal nach Jahren ſich der Tochter näherte, mit den faſt verſagenden Worten: „Tröſte dich, du biſt die Witwe eines tapferen Kriegers, eines geachteten Offiziers — das Vaterland wird ihn in dir ehren.“

Saintain hatte auf dem Bette der Ehre geendet; aber die Anerkennung ſeiner Mitbürger, die das ſtolze Herz der Mutter erhob, vermehrte nur die tiefe Trauer, die ſtille Sehnſucht der liebenden Witwe. Jedoch ergeben, lernte ſie bald ſich ruhig in ein Schickſal fügen, das Tauſende theilten; denn noch ein theures Band, die Liebe zu ihrer bald fünfzehnjährigen Tochter und jetzt mehr als fünfzigjährigen Mutter, knüpfte ſie an das Leben, und ſie fühlte wohl, wie nothwendig, ja unentbehrlich ihr, jedoch nur vereinzeltes, Leben zu ihrer Beider Glücke ſei.

So war ſeit der Flucht der Vicomteſſe etwas über zehn Jahre verronnen. Madelaine, an das Unvermeidliche gewohnt, dachte noch immer täglich mit ſtiller Sehnſucht, doch ohne ängſtliche Unruhe an die Verſchollenen, die ſchon längſt in der Gegend vergeſſen waren, ja ſelbſt in der Wohnung der Beiden verwitweten Frauen immer ſeltener erwähnt wurden; und mit unverlöſchbaren Farben nur vor den Augen ihrer Seele ſchwebten. Die Gräuel, die Frankreich verwüſteten, hatten nachgelaſſen. Da nahete ſich, eines Abends, als Madelaine vor ihrer Hausthüre mit der Spindel in der Hand ſaß, langſam ein ſchlanker, junger Mann, der eine halb zerriſſene Uniform trug, und deſſen blaßgelbe Farbe und geſchwollene Augen, mehr als ſein noch feſter Gang, Übelbefinden und Kränklichkeit verriethen. Seine Blicke hafteten ſtarr und dennoch ſcheu auf Madelainen, die, verwundert ob der ungewöhnlichen Erſcheinung; denn ſeit lange hatte ſich kein Militär dieſer Gegend genaht — ihn gleichfalls ſcharf ins Auge faßte. Er blieb vor ihr ſtehen und fragte: „heißt wirklich dieſes Dorf Venteuil.“

Sie nickte.

„Gute Frau!“ fuhr er zögernd fort, „ich bin alſo, wie ich merke, aus meinem Etapen-Wege gekommen, ich weiß nicht wie, und habe keinen Quartierzettel auf dieſen Ort. — Aber Ihr ſeht mir aus, als ſcheuete Euer Auge den Anblick eines kranken Kriegers nicht. Wolltet Ihr mir wohl Obdach und Zeit zum Ausruhen vergönnen?“

„Setzt Euch neben mich,“ erwiederte Madelaine, „bis das Abendeſſen bereit iſt. — Auch iſt in meinem Hauſe Platz genug. — Ihr könnt doch nicht,“ fügte ſie ſeufzend hinzu, „die hier leer gewordenen Stellen ausfüllen. Woran leidet Ihr?“

„Der blendende Sand Ägyptens hat meine Augen entzündet, und deſſen heiße Sonne mein Mark geſchwächt; wär ich nicht zu rechter Zeit abgekommen, wäre ich nun unheilbar blind.“

„Es ſcheint, als beginne auch die Sehkraft meiner Augen abzunehmen,“ lautete die Antwort; „das kömmt von vielen darin verhärteten Thränen, denn bei mir können ſie nur ſelten flüſſig werden. So ſind wir Leidensgefährten und Ihr ſeid mir willkommen. Ihr ſucht wohl Eure Heimath?“

„Die meine iſt mir ausgeſtorben; aber ich finde eine überall, wo meine Kunſt mir Brot gibt; mit dem Kriegerhandwerk iſt es wohl, ſo wie mit meiner Rüſtigkeit, vorbei.“

„Ihr ſeid ein Künſtler? Monſieur — nun wie dürfen wir Euch nennen?“ — ſagte ſie, faſt ängſtlich, ihn mit durchdringenden Blicken betrachtend.

„Nennt mich Charles,“ ſagte er, den Namen raſch ausſprechend, „ſo nannten mich meine Cameraden. Einen Künſtler oder einen Handwerker, wie ihr wollt, ich drechsle euch die niedlichſten Sachen in Kupfer.“

Madelaine ſchüttelte den Kopf, und ſeufzte tief, „Charles!“ wiederholte ſie betroffen.

„Hätte ich auch einen andern Namen,“ fuhr er, ſie ſcharf anſehend, fort; „was dann? Tauſende mögen einen Namen tragen, und doch ſteht vielleicht Niemand von ihnen ſo einzeln, ſo verlaſſen und unvermißt im Leben wie ich. Nun? was thuts?“ ſetzte er, ſich ermuthigend, heiter hinzu; „kömmt mir nur die Geſundheit wieder, kehren auch Muth, Verdienſt und Freude wieder bei mir ein.“

„Nun,“ verſetzte Madelaine, ihm die Hand reichend; „ich will Euch pflegen. Niemand iſt verlaſſen, der auf Gott und gute Menſchen baut, und ihres Vertrauens werth iſt. — Genug davon, da kömmt meine Familie.“

Sie ſtellte der Tochter, die von der blühenden Tochter begleitet war, den jungen Fremden vor, der während des Abendeſſens in tiefes Sinnen verloren da ſaß, und öfters unſtete Blicke um ſich warf. Die folgenden Tage machten ihn ſchnell einheimiſch im Hauſe. Seine kranken Augen erheiſchten Sorgfalt und Pflege, welche die Großmutter ihm treulich ſpendete. Man ſah es deutlich, es habe ihm beſonders an äußerer Ruhe gefehlt, ohne die es auch ſchwerlich zum Nachdenken zur inneren Ruhe kömmt. Sei es nun Verſtellung oder wirkliches Inſichkehren, er wurde ſichtbar ſtiller, tiefſinniger; aber ſo wie die Augen ſich beſſerten, wurden ſie zugleich klarer und brennender für die Liebenswürdigkeit der jungen Marie, und er ſelbſt allmählig wieder heiterer und geſprächiger. Wie viel wußte er von dem heißen Ägypten, von den Drangſalen ſeiner Gefährten, von der Kühnheit ihres Führers, von eignen Abenteuern zu erzählen! Zwar blickten viele Spuren von Rohheit, Rückſichtsloſigkeit, von dem Ungeſtüm einer wilden Jugend aus ſeinen Berichten hervor; aber die treuherzige Gutmüthigkeit, die ſeine Augen, die ſchnell folgende Reue, die ſeine Lippen dabei ausſprachen, belehrten die ernſte ſcharfſüchtige Madelaine, deren letztere Jahre Zeugen ſo vieler noch ärgeren Gräuel geweſen, daß nicht kalte Selbſtſucht, ſondern leichtverlobernder Leichtſinn und Mangel an Nachdenken ſeinen Leidenſchaften den Zügel gelaſſen. Dennoch gefiel es ihr gleich in den erſten Tagen nicht, daß er ihre verſteckten Fragen nach ſeiner Herkunft nicht verſtehen wollte. Selbſt klar und offen haßte ſie alle Geheimniſſe in den alltäglichen Beziehungen des Lebens. — Das immer trübere Licht ihres Auges haftete immer forſchender auf ihm. Eine Art Verlegenheit, als ſie ihn plötzlich um ſeinen Namen fragte; einige Widerſprüche bei der Erwähnung ſeiner Kindheit, vielleicht ſelbſt die nicht raſtende Sehnſucht ihrer Seele, ließ zuweilen eine frohe Vermuthung darin aufkommen, die ſie doch ſogleich ſeufzend wieder verwarf, denn dieſe ſchlanke Geſtalt, dieſe ſtarken, groben Hände, dieß kühne Geſicht, das dennoch nicht ohne Anmuth war, dieß Alles hatte ſich aus der einſt gedrückten Form des verſchollenen Lieblinges, die, trotz der Vernachläſſigung, doch etwas Zartes beſaß, aus der Geiſtesträgheit, die freilich bei der Ankunft jener Marſaillaner einem Anflug von Herzhaftigkeit gewichen war, doch ſchwerlich entwickeln können. Auch verrieth er mit keinem Worte ſelbſt die kleinſte Neugier nach dem Schloſſe und deſſen Bewohnern; ja! aus der Neigung, womit er von ſeinem Handwerk, und der darin erreichten Fähigkeit ſprach, ſchien es, daß er, von der früheſten Jugend an, in einer anhaltenden Lehre geſtanden, der ihn nur wilder Jugendmuth und entflammte Vaterlandsliebe entriſſen hatten; und doch war es Madelainen — ſei es nun wirklich ſo, oder der Wahn der Sehnſucht — als müſſe die täglich zunehmende Geſundheit des Jünglings, der wiederkehrende Glanz ſeiner Augen ſie unwillkührlich an die Vicomteſſe erinnern. Charles? ſo hieß ja der Stammherr. Sie hatte die Blatternarben des nur in der Ferne geſehenen Knaben, von denen ſie nur gehört hatte, ganz vergeſſen. Dabei äußerten ſich mehrere Gelegenheiten, ein Eigenſinn in ſeinem Weſen, der ihm eine Art Familienähnlichkeit verlieh, und ſo war ein Zwieſpalt in ihrem Inneren entſtanden, der ſie bald zu ihm hinzog, bald von ihm abſtieß. Da mußte ein unbewachter Augenblick Entdeckungen herbeiführen, die, wie ſehr ſie auch im erſten Augenblick Verwirrung und Erbitterung bei ihr erregten, doch bald nachher unwiderſtehlich auf ihr Gemüth wirkten.

Als eines Nachmittags Madelaine in einem anſtoßenden Zimmer, deſſen Thüre nur angelehnt war, ſich mit irgend einer Arbeit beſchäftigte, hörte ſie den jungen Fremden, der ſich durch einen ſeltenen Zufall mit Marien allein in der Küche befand, mit einer Kühnheit und Beredſamkeit, welche Beide ſie ihm nicht zugetraut hätte, der ſchönen Enkelinn Schmeichelworte ſagen, die in dem Munde eines faſt bettelhaften, unbekannten Soldaten ihren Unwillen erregen mußten. Begierig des Erfolges und doch davor zitternd, hielt ſie ſich unwillkührlich ſtill. Das ſchüchterne Mädchen zog die ergriffene Hand zurück.

„Ach Marie!“ ſeufzte der Jüngling, geheimnißvoll vertraulich, „Ihr verletzt mich tiefer und gerechter, als Ihr ahnt. Einſt habt Ihr euch, noch ein kleines Kind, an die Hand gehangen, die Ihr jetzt zurückſtößt; da entlief Euch der dumme Junge, der doch Euer ſeitdem oft gedachte. Sagt es Niemanden, aber beſinnt Euch nur.“ —

Da ſtand Madelaine plötzlich zwiſchen Beiden. Der aufflammende Zorn in ihrem Innern war zum Schrecken geworden: ohne auf die Überraſchung Beider zu achten, zog ſie den Jüngling ſchnell mit ſich in die Kammer hinein, und verſchloß die Thüre hinter ihm.

„Ihr habt ſie früher gekannt? Ihr ſeid als Kind hier geweſen!“ rief ſie, die Blicke ſo brennend auf ihn heftend, als vertrieb ihr Feuer wie ein reinigender Sonnenſtrahl den ſich hin und wieder verdichtenden Nebel. „Großer Gott! wer ſeid Ihr?“

Der Jüngling war betroffen; doch faßte er ſich bald und ſagte mit einiger Verlegenheit: Gedenkt Ihr noch des Keſſelflickerjungens, der Euch, — den blutend und halbtodt Ihr gaſtfreundlich aufgenommen, der Euch, als er hergeſtellt wurde, mit ſchnödem Undank belohnte, und heimlich entfloh?“

„Der ſeid Ihr?“ ſagte Madelaine höchſt unangenehm überraſcht, „ich erinnere mich ſeiner verſchmitzten Züge nur gar zu gut; da habt Ihr Euch ſehr verändert,“ auch,“ ſetzte ſie zweifelnd hinzu, „war ich es nicht, die Euch aufgenommen hat?“

„Nicht?“ fuhr er erſchrocken fort: „und doch ſind jene halbverwiſchten Bilder ſo lebendig wieder hier vor mich getreten. Eure Wohnung, der alte Hühnerſtall, dieſe Küche, wo Ihr mir einſt ſelber einen Becher Wein reichtet, wer nahm mich denn auf?“

„Hm!“ verſetzte Madelaine: „warum habt Ihr denn das Alles verſchwiegen?“

„Anfangs,“ rief der junge Mann aufs Neue ermuthigt; „Anfangs, weil ich, als ich Euch und Eure Wohnung wieder erkannte, an meiner Freude empfand, daß ich beſſer ſey, als die häßliche Erinnerung, die ich nicht gern bei Euch erwecken möchte; und ſpäter, weil ſie widerlich, ja verhaßt vor mich trat, je theurer mir Maria wurde. Gebt ſie mir, Mutter Madelaine! ich lege das Handwerk des Krieges nieder, und ernähre ſie durch ein Beſſeres —“

„Sachte! ſachte! junger Mann!“ entgegnete Madelaine entrüſtet. „In der That, Euer Geſtändniß empfiehlt Euch eben ſo wenig wie Eure Anmaßung. Meine Enkelinn iſt wackerer Leute Kind, und was ich von Eurer Herkunft errathe, ſcheint nicht für ſie zu paſſen.“

„Wer fragt mehr in Frankreich nach Herkunft?“ verſetzte der Soldat etwas beſchämt, doch dreiſt. „Es leben da nur neue Geſchlechter, die keine Vorfahren haben, noch haben wollen, denn ſie rechnen ihrer Urſprung von der Wiedergeburt der Nation. Wir haben Alle einen Vater — das Vaterland, eine Mutter — die Freiheit; ich würde meine Ältern haſſen, wenn ſie ſich beſſer als irgend andere Ältern dünken könnten. Doch fürchtet nichts, ich habe keine mehr, kein Erbtheil; und will auch keine andern Ältern haben, als Euch Mutter, und kein anderes Vermögen, als das ich mir verdiene. Glaubt mir, es iſt kein bloßer Zufall, der mich in Eure Wohnung wieder geführt.“

„Ihr habt keine Ältern mehr? kein Erbtheil? Nun etwas mögen ſie Euch doch nachgelaſſen haben — einen Namen und einen Geburtsort?“

„Ich habe Euch den Namen — Charles genannt, und iſt der Euch nicht genug, laßt mich den Eurigen tragen.“

„Charles!“ ſchrie Madelaine auf einmal freudig auf. „Wußte ich doch, daß Ihr mich belügt; jetzt beſinne ich mich, der Keſſelflickerjunge hieß Jean Colos! Ja! ja! das letzte Geſpräch mit einem Andern ſteht noch lebendig in meinem Gedächtniß. Wohlan! Für Jean Colos wißt Ihr zu wenig, und für Charles zu viel. Ihr ſeid keiner von Beiden, Ihr ſeid Victor de Coulière!“

„Still, Mutter!“ rief der Fremde entſetzt, die Hand vor die Stirne ſchlagend. „Ich will den Namen derer nicht, die Ihr haßt, die Euch verſtoßen haben! das iſt mir noch aus jener Zeit feſt im Gedächtniß geblieben, wiewohl Ihr es mir nie geſagt.“

„Ich ſie haſſen!“ rief Madelaine freudig, die Arme ausbreitend; „eben ſo wenig wie dich Herzensjunge! ach! warum, warum haſt du mir die Freude ſo lange vorenthalten?“

„Scheute ich mich doch ſelbſt, hier einen Namen zu nennen, den ich nicht mehr tragen will, Töne zu erwecken, die nicht mehr hier erklingen! Steht doch noch jenes Schloß, ich weiß nicht, ob drohend oder mich auslachend, da! Ich hatte erwartet, es in Trümmern zu finden. Wo iſt die Mutter? wo der Bruder? Ich haſſe ſie nicht; glaube das nicht! ich habe Alles vergeſſen, und will ferner vergeſſen, damit ich vergeſſen werde. Nennt einen Namen nicht mehr, der für mein Ohr todt ſeyn ſoll. Sagt mir aber ſchnell, wie es den — ich hoffe — vorigen Gebietern geht.“

Er erfuhr nun, daß ſie ſeit jener Stunde eben ſo verſchollen waren, wie er es bis jetzt ſelbſt geweſen. Das ſchien ihn betroffen, ernſt zu machen, aber doch zugleich die ſonderbare Unruhe zu beſchwichtigen, die, ſeit er ſeinen Familien-Namen aus Madelainens Munde gehört, ſich ſeiner bemächtigt hatte.

„So ſtehe ich denn frei und allein, nicht bloß durch meinen Willen, ſondern auch durch den Willen des Geſchicks!“ rief er auf einmal raſch nicht ohne Rührung: „Kein menſchliches Weſen auf der weiten Erde, außer Euch, kennt mich. Aber Ihr liebt mich, ſagt Ihr, und ſo gehöre ich ja in Eure Familie. Gebt mir Marien!“

Madelaine ſah ihn betroffen, faſt erſchrocken an. Es war, als beſönne ſie ſich nun erſt auf das, was zu dieſer Entdeckung Anlaß gegeben. Die Ausgleichung eines peinigenden und zugleich beſeligenden Zwieſpaltes in ihrem Innern, zuckte wie eine heller Blitz, der eine noch ſchwärzere Nacht hinterließ, durch ihre Seele. Sie fuhr mit der Hand über die Augen, raffte ſich gewaltſam zuſammen und ſprach beſonnen und ernſt: „Ich liebe dich, Victor! ja! und ſo wird ſich Alles finden! — Die Bruſt, an der deine Mutter lag, kann dir ſich nicht verſchließen, magſt du ihr auch weit Ärgeres zu geſtehen haben, als ihre Unruhe befürchtet. Lieber Sohn! ſei offen und wahr. Die Unwahrheit, womit du dich mir genaht, hat mich argwöhniſch gemacht. Doch du wähnteſt, daß du dem Haſſe, und ahneteſt nicht, daß du der Liebe gegenüber ſtandeſt; die darf Alles wiſſen, Alles, was dir ſeit jenem Abend begegnet iſt. Wie biſt du mir verloren gegangen? doch warte, ich will meine Ungeduld bezähmen. Unſre lange Unterredung möchte zu ſehr die Neugierde erwecken. Es ſei — verſchweige noch immer wer du biſt.“

Als das Geſinde ſich längſt entfernt, Mutter und Tochter, welche Letztere nicht ohne ängſtlicher Theilnahme verſtohlen in Victors Blicken geſpäht, ſich zur Ruhe begeben hatten, blieben die Großmutter und der junge Mann noch vor dem Herde ſitzen, wo der Letztere, freilich lückenhaft, und ſich ſelbſt zuweilen widerſprechend, ſeine Begebenheiten vortrug, von welchen wir doch nur einen Umriß wieder geben wollen.

Jean Colos, der, vielleicht um zu ſtehlen, in den Hühnerſtall geſchlichen war, hatte dort die Unterredung zwiſchen Victorn und Madelainen belauſcht. Der Erſte war nicht weit gekommen, als er Jemand über die Mauer ſpringen und ſich rufen hörte. Es war Jean Colos, der ſich zu ihm geſellte. Der ſchlaue Junge, der, nach ſeiner Verſchmitztheit zu urtheilen, wohl älter war, als er ausſah, geſtand ſogleich ein, daß er Alles gehört, doch ſtatt ihn zu verrathen, ihm beiſtehen wolle, ſein Vorhaben glücklich auszuführen; darauf hatte er ihn, wegen des erwähnten Käſtchens, auszuforſchen geſucht; und, am Schloſſe angelangt, unten geharrt, während Victor ins Zimmer der Mutter eilte, wo er Alles in Angſt und Aufruhr fand. Hier hatte er ſich, ſchlau genug, ſeines Auftrages entledigt. Die Mutter ſchien höchſt erfreut, denn das Benehmen der Dienerſchaft hatte ihr ſchon Mißtrauen eingeflößt. Aber, weit entfernt, daran zu denken, ihn mitzunehmen, hatte ſie ihn, mit der Zuſage ihres genauen Eintreffens, zu Madelainen zurückgeſchickt, wozu er ſich auch voller Freude anſchickte. Jean Colos aber hatte ſich der Rückkehr widerſetzt, und ihn aufgefordert, ſich unten im Garten zu verſtecken, bis die Abfahrt Statt gefunden, und er die Nachricht von deren glücklichen Ausführung überbringen könne; ja er wollte ihn ſogar überreden, wieder hinauf zu gehen, und der Vicomteſſe behülflich zu ſeyn, ihre Sachen verſtohlen herunter zu bringen, welche ſie dann Beide durch den Garten tragen könnten. Während ſie noch immer darüber ſtritten, denn Victor mochte nicht mehr der Mutter vor die Augen kommen, hörten ſie nahende Schritte. Victors Bruder eilte mit dem Käſtchen unter dem Arm der Mutter einige Schritte voran, an ihnen vorüber. Jene, ſowohl als die Kammerfrau, Beide Packete tragend, folgten langſameren Schrittes nach. Bei ihrem Anblick verſteckte ſich Victor unwillkührlich hinter den Gebüſchen. Die Frauen, die ein Geräuſch vernommen, blieben einige Augenblicke erſchrocken ſtillſtehen, bis endlich ein Schrei des, ſo eben um eine Hecke gebogenen Sohnes ihre Schritte beſchleunigte. Victor brach ſogleich eilig durch die Gebüſche, und bemerkte, indem er den immer laufenden Bruder beinahe erreicht hatte, daß Jean Colos, mit dem dieſem ſchnell entriſſenen Käſtchen in eine Seiten-Allee einbog. Da war Madelainens Warnung Victorn ſchwer auf das Herz gefallen; aber ſeine Angſt verwandelte ſich in Muth; obgleich zärter und kleiner, war er doch dem Jungen unbedenklich nachgeſtürzt, hatte ihn erreicht, ihn ſchweigend, doch heftig, angefallen, ſich bemühend, ihm das Käſtchen wieder zu entreißen. Eben ſo ſchweigend hatte Jean Colos ſchnell ein Meſſer gezogen, wahrſcheinlich mehr um ihm Schrecken einzujagen, als um es ernſtlich zu gebrauchen, oder auch hatte das Käſtchen, das er vor Allem zu vertheidigen ſuchte, ihn daran gehindert; und ſo ward es Victor, der vor Wuth ſchäumte, nicht ſchwer, ihm die Waffe zu entreißen, womit er, da jener das Käſtchen immer feſt hielt, auch unbedenklich zuſtieß. Jean Colos war ſogleich ſtöhnend zuſammengeſtürzt. Victor hatte das Käſtchen. Schnell eilte er der Mutter nach; aber bei der Gartenthüre angekommen, vernahm er das ſchon ferne Geraſſel des dahinrollenden Wagens. Da erſt hatte eine ungeheure Angſt ſich ſeiner bemächtigt. Das Käſtchen zu retten, ſich ferner den Räuberhänden des vielleicht ſchon verfolgenden Jean Colos zu entziehen, war ihm in dieſem Augenblick wichtiger, als ſein Leben. Plötzlich erinnerte er ſich eines hohlen Baumes in der Nähe, worin ſich ein Loch befand, das bis zwiſchen die Wurzel hinabſenkte, und nur ihm und dem Bruder bekannt war. Schnell warf er das Käſtchen hinein; dann erſt kam er etwas zur Beſinnung. Es war Alles ſtill rings umher. Von Jean Colos merkte er nichts; dann erſt fiel ihm die Wunde, welche er ihm wahrſcheinlich beigebracht hatte, ein. Er dauerte ihn. Furcht und Neugierde trieben ihn mit bang klopfendem Herzen dahin zurückzukehren, wo er Jenen gelaſſen. Da fand er ihn auch, aber im Blute ſchwimmend, röchelnd, ſtumm bei jeder ſeiner Fragen. Nun kehrte die vorige Angſt plötzlich, beinahe verdoppelt wieder zurück. Der Gedanke an den Vater des Jungen trieb ihn in die Flucht. Er lief immer fort, — er wußte nicht wohin — die ganze Nacht, den nächſten Morgen immer tiefer in ihm unbekannte Gegenden hinein. Gegen Mittag deſſelben Tages ſank er verhungert, todtmüde, im Walde hingeworfen, in einen tiefen Schlummer. Bald aber wurde er von lärmenden Stimmen geweckt; mitleidige Hände waren beſchäftigt, den Schlaftrunkenen aufzurichten. Es waren die Marſaillaner, die, von ſeinem Dorfe abgezogen, ſich auf dem Wege nach Paris befanden. Er wurde beinahe ohnmächtig, als er unter ihnen Jean Colos Vater, den Keſſelflicker, erblickte, der den Spielgenoſſen des Sohnes in ihm erkannte, freundlich zu ihm hintrat und nach dieſem fragte. Er ſchüttelte ängſtlich den Kopf, doch brachte er kurz nachher eine Fabel zu Stande, zu Folge welcher Beide verfolgt wurden und von einander abgekommen waren. Der Keſſelflicker ſchlug ihm vor, bei ihm zu bleiben und ihm, ſo wie früher der Sohn, behülflich zu ſeyn, ſein Gepäcke zu tragen, bis jener zurückkehrte. Er wagte nicht, Nein zu ſagen; auch durfte und wollte er ja nicht zurück. So blieb er bei der Bande, wo ihm weder Nahrung noch Obbach fehlten. Auf einem nächtlichen Mordbrandzug, den ſie unterwegens gegen ein Schloß unternahm, wurde ſie, ungewöhnlicher Weiſe, von den Landleuten gehindert und angefallen. Der Keſſelflicker ſank ſchwer verwundet darnieder. Er war der Einzige von Allen, der ſich Victors beſonders angenommen hatte. Dieſer blieb auch bei ihm, half ihm, ſich in den Wald zu ſchleppen und ſich daſelbſt zu verbergen, bis er ſo viele Kräfte geſammelt hatte, daß er ſich einige Meilen weiter fortſchleichen konnte. In einem ſeitwärts liegenden Dorfe wurde er von einem Wundfieber befallen. Victor erinnerte ſich nicht mehr, durch welche Erdichtung jener hier Mitleid erregte, und Hülfe fand. Während ſeiner langen

Schwäche hatte gegenſeitige Noth und Hülfe eine Anhänglichkeit zwiſchen Beiden hervorgebracht, die ſie unzertrennlich machte. Der Keſſelflicker blieb an der einen Hüfte gelähmt, hatte Luſt und Kraft zu dem vorigen Herumziehen verloren, ließ ſich daher in der nächſten Stadt nieder, wo er Arbeit und Nahrung fand, und lehrte Victor ſein Handwerk. Dieß aber gefiel dieſem nicht, eben ſo wenig wie das eingezogene Leben, das er gezwungen führen mußte; aber er wußte nicht, wo anders hin. So waren wohl ein Paar Jahre vergangen, da erſchien plötzlich Jean Colos wieder hergeſtellt. Nach vielem Herumwandern hatte er endlich den Vater aufgefunden, der noch mit Jemanden unter der längſt zurückgekehrten Bande in einer Art Verbindung geblieben war. Er zeigte nun mit lügenhaften Beſchmückungen Victoren als ſeinen Mörder an, erzählte, wie er, im Blute ſchwimmend gefunden, in einem Hauſe aufgenommen worden, von dem Victor ſich in den Kopf geſetzt, daß es nur Madelainens hatte ſeyn können, und dem er endlich entlaufen war. Durch giftige Worte hatte er die Wuth des Vaters erregt, welcher der erſchrockene Victor ſich nicht ſchnell genug entziehen zu müſſen meinte. So ergriff er in demſelben Augenblick aufs Neue die Flucht, doch mit mehr Beſonnenheit, als das erſte Mal. Er war älter geworden, und hatte gelernt, ſein Brot nothdürftig zu verdienen. Sein Handwerk, oder vielmehr ein Kunſttrieb, der in ihm rege geworden war, verſchaffte ihm zufällig die Gunſt eines Kupferarbeiters, der unter der Benennung tourneur en cuivre dem, was er in der Kindheit gelernt, eine veredelte Geſtalt gab, indem er ſich ſeiner annahm.

Von dieſem Zeitpunct an fanden häufige Lücken in Victors Bericht Statt. Es ſchien, daß ſchlechter Umgang, die Ungebundenheit und Rohheit der Zeit nicht lange hernach, ja ſo wie er aus den Knabenjahren trat, ihn mit ſich fortgeriſſen hatten. Es blieb auf ſeinen Lippen unentſchieden, ob jener Lehrherr ihn fortgejagt habe, oder ob er demſelben entlaufen war; ſo wie auch, was ihn bewogen hatte, in einem ſo jungen Alter, und fähig wie er behauptete, auf eigene Hand die erlernte Kunſt zu treiben, dennoch das Schwert zu ergreifen, ſo auch durch welches Schickſal er nach Ägypten geführt wurde, woran er wieder, wie es ſchien, als Bedienter eines Officiers, der zu Napoleons Umgebung gehörte, mit dieſem zurückgekommen war. Allein kurz nach der Landung war er als Kranker auf ſeine Bitte entlaſſen, endlich nach mehreren ungünſtigen Begegniſſen unverſehens hieher gekommen, und, ſchloß er ſeinen Bericht, ſeit dem er Marien wieder geſehen, war mit ſeiner wieder aufblühenden Geſundheit ſein Hang zum Kriegerleben nicht zurückgekehrt, dagegen ſein altes Handwerk, das er Kunſt nannte, ihm nun aufs Neue anziehend geworden.

Madelaine hatte ihm ſtill und aufmerkſam zugehört. Vieles in ſeinem Berichte, wie, theils ſchonend, theils ſelbſtanklagend, dieſer über ſein Leben hinweg eilte, war ihr ſchmerzlich durch die Seele gefahren, und oft hatte ſie mit Unwillen den Kopf geſchüttelt. Aber ſeine theure Gegenwart ſprach lauter zu ihrem Herzen, als ſeine Verirrungen zu ihrem Verſtande und ihrer Erfahrung, und die vielerlei Empfindungen, die ſo plötzlich wach gerüttelt worden, behaupteten ihre Gewalt.

„Ja, Victor!“ ſagte ſie endlich nach langem Sinnen: „zwar iſt dein Bericht nicht geeignet; mich deiner Werbung willfährig zu machen, doch hat, merke es dir, der Name de Coulière es gethan, möge er auch in unſrem Herzen begraben bleiben! es ruht doch noch Manches in dem meinigen. Aber ich vertraue dem Blute, aus dem du ſtammſt; es kann ſich verirren, aber nicht ſchlecht werden. Nun ſiehſt du doch, daß eine Herkunft zu etwas gut iſt; damit du aber doch einen Namen habeſt, ſo wähle den, welchen deine Familie früher als das vornehme Anhängſel getragen; nenne dich Desforges; ſo heißen Viele, und der Name iſt, wenn auch hier gehört, doch längſt vergeſſen. Sorge nicht für die Zukunft, denn ich bin nicht arm; ich habe viele Jahre hindurch etwas Weniges erſpart, das zuletzt ein nicht ganz Unbeträchtliches geworden iſt, und würde auch Marie nicht dein, gehört es doch dir mit Recht, denn es kömmt von den Deinigen her. Aber eine Bedingung iſt zu Eurer Verbindung nöthig. Zuerſt ihre Neigung, und dann — ich muß ein Zeichen ſehen, daß es ſo des Himmels Wille iſt. Fördere jenes Käſtchen wieder ans Licht des Tages, es muß in den Händen der, oder wenigſtens eines der de Coulière ruhn. Wird es noch gefunden, wie ich hoffe, habe ich keinen Zweifel mehr.“

Victor war höchſt erfreut. Von Madelainen begleitet, betrat er — betraten Beide ſeit einer gleich langen Zeit, den Schloßgarten wieder, und mit Schlauheit, die Madelainens Gegenwart ſicherte, gelang es ihm, den Schatz glücklich zu erheben. In ihrem einſamen Zimmer wurde das ſeit dem Hineinwerfen halbzerbrochene Käſtchen mit Vorſicht geöffnet. Außer dem alten vollſtändigen Schmuck ihrer

Milchſchweſter und andern Koſtbarkeiten, enthielt er wichtige Familien-Papiere und Documente, die Victor mit einer Art Trotz keiner Aufmerkſamkeit würdigte, ſo auch die Taufſcheine der Kinder; Madelaine ſchloß alles ſorgfältig wieder zu, und hob das Käſtchen in ihrem geheimſten Fache auf.

Schnell gelang es Victorn, die Neigung Mariens zu gewinnen, ſo wie Madelainen die Beiſtimmung der Tochter zu erhalten. Sie verbürgte ſich für den jungen Mann. Es wurde beſchloſſen, ſo wie Klugheit Victors Neigung und der Betrieb ſeines Gewerbes es erheiſchten, daß die jungen Leute ſich in Paris niederlaſſen ſollten. Auch hier beſtimmte die Großmutter die Tochter zu einem Opfer, das ihnen Beiden gleich ſchwer fiel, das aber die Vernunft billigte. Die Ehen wurden, wie bekannt, damals in Frankreich nur durch Contracte geſchloſſen, deren Gültigkeit vor dem Gerichte beſtätigt wurde. Prieſterlichen Segen zu erhalten, war damals mit Geheimniß und Gefahr verbunden und in Venteuil ſogar unmöglich. Gern hätte Madelaine geſehen, daß das Ehebündniß in ihrem Dorfe geſchloſſen worden wäre; aber es fehlte Victorn, der mit der Großmutter einverſtanden war: in keinem Falle das Geheimniß ſeiner Herkunft Preis zu geben, an den nöthigen Papieren, und es gelang ſeinem ſchlauen Leichtſinn, der Großmutter es begreiflich zu machen, daß es ihm in Paris, wo das Regiment, bei dem er gedient hatte, ſich zu der Zeit aufhielt, leicht ſeyn würde, die zu einer legalen Ehe unentbehrlichen Zeugniſſe aufzutreiben. Zeit und Verhältniſſe kamen ſeinem Flehen, ſeinen Schwüren zu Hülfe. Ihre Liebe beſiegte jeden Einwurf ihres Verſtandes, und ſo vertraute ſie der ſeinigen. Sie übergab ihm, das Herz vor Furcht und größerer Freude bebend, mit der Beiſtimmung der Mutter, die Enkelinn, eine namhafte Summe Geldes, und das gerettete Käſtchen, als das Erbtheil ſeiner Kinder, in ſo fern es ihm nicht gelingen möchte, Spuren von ſeiner Familie in der Hauptſtadt zu entdecken; ja als das ſeine, wenn die Zeit ihm die Beſtätigung ihres Unterganges bringen würde, und ſie legte es ihm nochmals ſtrenge und mütterlich aufs Herz, ſobald er durch die erwünſchten Papiere Gelegenheit gefunden, ſeiner Verbindung mit Marie Saintain das Siegel des Geſetzes aufzudrücken, zur Beruhigung beider Mütter, ihr die Ehepacten mitzutheilen. Die Liebenden zogen nach Paris.

Hier entſtehen mehrere Lücken in unſerem Berichte, die um ſo weniger etwas vermiſſen laſſen, als eine vollſtändige Darſtellung der nächſtfolgenden Jahre dieſes ehelichen Lebens nur ein trauriges Bild von der Verwilderung geben würde, in welche Sitten und geſellige Formen in Frankreich unter den erſten Schreckensperioden der Revolution gerathen, von den Verſuchungen, welchen ein ſchwaches und leichtſinniges Gemüth bloßgeſtellt war, von der Verworrenheit und dem Zwieſpalt, worin das beſſere Erkennen mit den verlockten Sinnen fiel. Victor war, was in der Weltſprache „ein guter Menſch“ heißt, der aber dem denkenden Beobachter vielmehr für einen ſchlechten gelten kann, das will ſagen: ein junger Mann, wie wir ſo Viele ſehen, der mit keinem auffallenden Laſter behaftet, leichtſinnig und gutmüthig, ſich in der Welt gehen ließ, ehrlich und bieder, wenn die Verhältniſſe ihm mit Verſuchungen nicht hart zuſetzten, der aber ohne Bedenken jedes Mittel, das der Leichtſinn nur verſchönern konnte, ergriff, wenn es nur über die augenblickliche Verlegenheit hinaushalf, ohne dem allgemeinen Begriff von äußrer Ehre geradezu zu widerſprechen. Zwar möchten, in dieſer Hinſicht, die Verwilderung, welcher Victor von der zarteſten Jugend an preisgegeben war, die frühe Unterdrückung jedes ſchönen und höheren Gefühls in ihm, und der gänzliche Mangel an einer religiöſen Grundlage, weil ſeine erſten Kinderjahre ſtatt Freude und Liebe dem jungen Herzen nur bittern Unmuth eingeflößt hatten, ihm zu einiger Entſchuldigung dienen; ſo wie auch die beiden früheren Abſchnitte ſeines Lebens es erklärlich machen, warum er den höhern Stande in dem er geboren war, haßte und mit jugendlicher Leidenſchaftlichkeit aller geſelligen Formen ſpottete, ja, mit in dem wilden Strudel fortgeriſſen, die Religion ſeiner Väter gering ſchätzte, deren göttlicher Funke jedoch, ohne daß er es ahnte, in ſeinem Inneren ſchlummerte.

Und was riß ihn, der, glücklich im Anſchauen der Geliebten, mit einer gefüllten Börſe, voller Muth und Hoffnungen, und mit hinreichenden Kenntniſſen verſehen, ſich ein genügſames, bürgerliches Loos zu begründen fähig war, aufs Neue in die Wellen der Verworrenheit hin. Die Tugend, möchten wir beinahe antworten. Mit bewölkter Stirne, ſinnend und unruhig, Mariens liebevollen Blick in ſich trinkend und ihn zugleich ſcheuend, kam er in Paris an. Er hatte verſprochen, ſein Regiment aufzuſuchen; ſtatt aber dieſes ſehr leichte Geſchäft auszuführen, weßhalb er ſchon mehrmals ſeine Braut allein zu Hauſe gelaſſen, trieb er ſich ohne Zweck in dem Volksgewimmel, unter welchem er keine Seele kannte, düſter und verdrießlich umher. Es war vielmehr, als ginge er jeder Uniform aus dem Wege. Da klopfte ihm plötzlich Jemand auf die Schulter. Sein Name wurde mit einem freudigen Ausruf genannt. Es war ein alter Kriegscamerad, etwas älter als er, noch ausgelaſſener als er geweſen, der bei demſelben Regiment gedient, es auch verlaſſen hatte, und noch früher als er, nach Paris, ſeinem Geburtsorte, gekommen war. Sein etwas vernachläſſigtes Äußere ſtach gegen Victors reinliche und feine bürgerliche Kleidung nicht wenig ab; auch reichte dieſer ihm mehr betroffen, als freudig, die Hand.

„Ei der Tauſend! Freund!“ rief der Kriegsgefährte, ihn von oben bis unten betrachtend. „Dich hat ja Fortuna gehätſchelt, während ich — doch! — nichts davon! aber dennoch lächelt kein Sonnenſchein von deiner Stirne, indeß die zwei braunen Sterne unter der meinigen eben ſo leuchtend wie früher die Freude ſuchen und von ihrem Feuer wiederſtrahlen. Haſt du Grillen und Geld, dann werden wir ſie Beide in die Welt ſchicken. Komm, hier in der Nähe iſt guter Wein. Nun! du biſt doch nicht vornehm geworden, Citoyen?“

Victor folgte. Der Wein machte ihn bald aufgeräumt; Erinnerungen an zuſammen erlebte Abenteuer machten ihr Recht geltend. Immer vertraulicher ſchwatzend, ſaßen die Freunde einander gegenüber; da machte der Gefährte lachend einen Vorſchlag.

„Nein!“ ſagte Victor plötzlich ernſt, „ich gehe nicht mit; ich bin verheirathet.“

„Ach!“ verſetzte der Andere, „nun begreife ich die düſtern Wolken — alſo aus dem Geſichte eines Ehemannes?“

„Wollte es Gott!“ rief Victor ſich heftig vor die Stirne ſchlagend; „das iſt ja eben mein Verdruß, daß es dieſes nicht iſt. Die Großmutter wußte wohl, was ſie that, als ſie das Mädchen mit mir ziehen ließ. Sie iſt mein Glück, mein Leben; aber feſt beſteht ſie darauf, dem Bräutigam nichts einzuräumen, das erſt dem Ehemanne gebührt! —“

„Nun! warum laßt Ihr Euch denn nicht vor den Behörden verbinden.“

„Du weißt, daß dazu Papiere nöthig ſind, die ich wohl ſchwerlich vom Regimente erhalten werde.“

„Freilich! aber was macht das? Papiere kannſt du ja auch anderswo haben?“

„Wie? du meinſt! —“

„Nichts iſt leichter.“ — Durch ſeinen thätigen Beiſtand, wurden wirklich auch bald alle Schwierigkeiten, in Beziehung auf Victors und Mariens bürgerliche Verbindung gehoben. Eines Morgens begab er ſich mit ihr und dem Freunde, der noch einen Gefährten mitgenommen hatte, in ein großes Gebäude, in welchem ſie, durch mehrere lange Gänge und viele Begegnende, in ein Zimmer geriethen, wo ein Beamter nach mehreren Fragen, und Unterſuchungen der Papiere, alle die Ehepacten unterzeichnen ließ, welche er dem Victor übergab. Der republikaniſche Bund war geſchloſſen, aber von dem Augenblicke an waren die beiden vorigen Gefährten unzertrennlich. Victors unangenehme Überraſchung bei ihrem erſten Zuſammentreffen war ein warnender Wink ſeines Gewiſſens, aber die alte Freundſchaft, die neue Bereitwilligkeit und die lockenden Gewohnheiten ſeines früheren Lebens ermunterten bald die verderblichen Neigungen, die bis jetzt der ſchöneren zu Marien gewichen waren. Anfangs dachte er freilich nur an ſeine Liebe, Freude und Zufriedenheit waren in ſeine Züge zurückgekehrt, und mahlten ſich in Mariens Blicken. Die Nachricht von der geſchloſſenen Verbindung erfreute kurz nachher die Großmutter, der es zwar nicht recht war, daß ſie die Ehepacten der Enkelinn nicht ſo, wie ſie verlangt hatte, erhielt; allein dennoch dem Einwurf des Gatten: ein ſo wichtiges Document in ſo unruhigen Zeiten, der Beſorgung eines Fremden nicht überlaſſen zu dürfen, beipflichten mußte.

Mariens ſpätere Briefe beruhigten ſie völlig über die Lage der Kinder; doch die kleinen, faſt geheimnißvollen Zettel an die Mutter, ließen bald, zwar keinen Gram, aber eine leiſe Wehmuth durchſchimmern, die das mütterliche Herz beunruhigte. Ein Beſuch der Kinder in dem dritten Jahre ihrer Ehe, diente nicht dazu, dieſe Unruhe zu beſchwichtigen. Zum größten Mißvergnügen der Mutter und Großmutter hatte Victor, wie er mit leichtſinniger Nachläſſigkeit äußerte, die Eheacte vergeſſen und Mariens Züge verriethen außer dem Ernſte, der in der Ehe ſelten ausbleibt, einen geheimen Kummer, den ſie vergebens dem mütterlichen Scharfblick zu verbergen ſuchte. Die Mutter forſchte, ſie fragte, aber die halben Antworten, die ſie erhielt, weit entfernt, ihr zu genügen, ſteigerten nur ihre Beſorgniſſe. Sie entſchloß ſich raſch, die Kinder ſelbſt nach Paris zurück zu begleiten, um, wie ſie ſagte, der Großmutter die Acte, nach der ſie, und wirklich mit einer, wahrſcheinlich durch Victors Gleichgültigkeit erregten, Ungeduld, ſo ſehr verlangte, zu überbringen. Marie nahm mit ungeheuchelter Freude dieſes Anerbiethen an, Victor mit gezwungener. Außerdem war der geheime Zweck ſeines Beſuches, der Großmutter eine Geldſumme abzuſchwatzen, fehlgeſchlagen. Großmüthig, wie ſie immer in ihrem Wandel war, hatte ſie ihm alles Zuſammengeſparte bereits hingegeben, und er war zu ſchlau, um durch eine Auseinanderſetzung ſeiner Lage Unruhe bei ihr zu erregen. Ihre Freude, die Kinder zu ſehen, war zu groß, und zu rein, als daß Victor ſie verkümmern mochte. Die immer zunehmende Schwäche ihres Geſichts verwehrte ihr in Mariens weniger heiteren Zügen zu leſen, aber noch vermochte ſie das Lächeln ihrer Uhrenkel zu unterſcheiden, in deren kindlichem Lallen ſie die längſt verhallten Töne, die ihr jugendliches Ohr einſt eingeſaugt hatte, wieder zu erkennen glaubte. Gern ließ ſie die Tochter die theure Familie nach Paris zurück begleiten.

Victor verhehlte ſeinen Unmuth; aber dieſer ſtieg, je mehr er ſich Paris näherte. Unter einem Vorwande eilte er den Frauen die letzte Nacht der Reiſe, in welcher ſie der Ruhe pflegten, voraus. Es war ihm darum zu thun, die Spuren ſeiner regelloſen Lebensweiſe den ſcharfen Blicken der Mutter zu entziehen, das ihm mitgegebene verpfändete Silberzeug einzulöſen, und die äußere Ordnung ſeiner Lage, ſo gut wie möglich, herzuſtellen. Allein das kleine Geſchenk, das er dennoch beim Abſchiede von der Großmutter empfangen hatte, reichte kaum hin, die Reiſekoſten zu beſtreiten. In ſeiner Wohnung abgeſtiegen, fand er ein Billet, das ihn in die kaiſerliche Druckerei hinbeſchied. Der Director derſelben hatte ihn zufällig kennen gelernt; und ſchätzte die Fähigkeiten, die er auch außer ſeinem Handwerk beſaß, welches er mitten in ſeinen Zerſtreuungen, wiewohl nachläſſig, doch immer trieb. Jener hatte ſich bei einer Preſſe, woran einige Verbeſſerungen gemacht waren, einer Erfindung von Victor bedient, und da es ihm nun darum zu thun war, mit ſeiner Anſtalt zu glänzen, nahm er bei einem öffentlichen Gebrauch der Preſſe des Erfinders Fähigkeit in Anſpruch. Die Einladung war dringend, und auf denſelben Tag. Kaum hatte Victor Zeit gehabt, die nöthigſten Vorkehrungen zur Herſtellung ſeines Hauſes zu treffen, wozu ihm doch noch immer Geld fehlte, als, noch vor der Ankunft der Frauen, die beſtimmte Stunde heranrückte. Etwas war ihm bis auf dieſen Augenblick, trotz vielfältiger Verſuchungen, heilig geblieben, die an Werth ſeine Wünſche weit überſteigenden Familien-Kleinodien, die er in jenem Käſtchen, Allen unbekannt, ſorgfältig aufbewahrte. Aber es war der Stolz ſeines Lebens, ſein Hochmuth, könnte man ſagen, der Familie, die es nicht um ihn verdient hatte, wenn er einmal mit ihr zuſammen treffen ſollte, einen Reichthum zurückgeben zu können, auf den er eben ſo wenig wie auf ſie Anſprüche machte. Hier aber, wo es galt, eine beſorgte Mutter, die ihm die Tochter anvertraut, eine Großmutter, der er Alles zu verdanken hatte, in einer Täuſchung, die ſie glücklich machte, hinzuhalten, unterlag er, vielleicht weil er doch wirklich durch ihre Liebe gerührt, die beſten Vorſätze gefaßt hatte, auf dieſe bauend der Verſuchung augenblicklicher Noth. Er wollte ja auch nur einen koſtbaren Ring verpfänden. Er ſchwur ſich ſelbſt, daß es zum erſten und letzten Male ſeyn ſollte, und ſteckte ihn mit einem Widerwillen zu ſich, deſſen Bitterkeit doch mehr böſe

Laune über ſeine ſelbſt verſchuldete Lage, als Reue über die eigene Thorheit ausſprach.

Nach der Druckerei hineilend, ſtieg er im Vorübergehen zu dem früher erwähnten Freund hinauf, in der Meinung, durch ihn, der alle Hülfsquellen ſolcher Art weit beſſer als er kannte, den Ring, deſſen er ſich mit dem drückenden Gefühle eines Unrechts, dem er ſo lange mit Stolz vorgebaut hatte, bald entledigen möchte, beſſer und ſicherer verpfänden zu können. Allein zu ſeinem Schrecken erfuhr er, daß er kurz vorher verhaftet worden war. Er hatte in einem Kaffehhauſe auf eine rohe Weiſe, die den öffentlichen Anſtand verletzte, über die Ehrerbietung geſpottet, welche das wiedergeborne Frankreich und deſſen immer mächtigerer Beherrſcher dem ſo eben anweſenden Papſte bezeigte, eine Ehrerbietung, die nur zu deutlich in Anerkennung der Religion, deren Werth die rohe Ungebundenheit, die von der Schreckenszeit und der Wuth innerer Kriege noch übrig war, nicht faſſen konnte, mit der Rückkehr zu allem Alten, ja ſelbſt zu der ihm ſo verhaßten Verſchiedenheit der Stände bedrohete. Dieſer Freund war ja Victors Orakel. Die Verhaftung deſſelben empörte ihn und brachte ſein Blut in leidenſchaftliche Wallung. In dieſer Stimmung ſetzte er ſeinen Weg nach dem Orte, wo er hinbeſchieden war, fort. Die Mittheilung des Directors, daß man hier jeden Augenblick den Beſuch des heiligen Vaters erwartete, und daß er berufen war, durch ſeine Geſchicklichkeit das Unternehmen zu fördern, womit man Pius den Siebenten zu überraſchen, und ihm die tiefeſte Ehrfurcht zu erzeigen dachte, vermehrte Victors innere Wuth ſo ſehr, daß kaum der Director und ein Reſt von

Beſonnenheit ihn vermögen konnten, den Bitten des Erſteren nachzugeben. Aber mit noch erhitztem Blute, das erlittene Unrecht des Freundes vor der Seele, drückte er mit Trotz den Hut in die Augen. Finſter lehnte er an der ihm bezeichneten Preſſe.

Beinahe in demſelben Augenblick flogen die Thüren auf; das vorher laute Murmeln der geſchäftigen Arbeiter, denen ſich freilich Viele, deren Gegenwart nicht eben nöthig war, zugeſellt hatten, verſtummte; als Pius mit der ihm eignen einfachen Würde, in Begleitung der erſten Dignitarien des neuen Reichs in den mit Blumenkränzen geſchmückten Saal trat. Die Hüte flogen von allen Köpfen, und wiewohl das ſonſt übliche Niederknien mit allen alten Gewohnheiten abgekommen ſeyn mochte, war doch kein Einziger im Saale, der völlig aufrecht und ohne ein Zeichen rührender Verehrung und tiefer Ehrfurcht da ſtand. Victor allein, einen düſtern Blick auf den Eintretenden heftend, blieb unbeweglich an ſeinem Platze.

Ein lautes Murmeln des Unwillens durchlief den Saal, und äußerte ſich noch merkbarer unter der nächſten Umgebung des Papſtes in drohenden Mienen und halblaut ausgeſprochenen Befehlen. Pius, durch die befremdende Bewegung aufmerkſam geworden, fragte; doch noch bevor die zögernde Antwort kam, belehrte ihn die Richtung der ihn umgebenden Blicke von der Urſache. Da trat er mit einem Blicke, die Befehle den Unverſchämten zu entfernen, zurückhaltend, langſam zu Victor hin, und das milde Auge, aus dem die göttliche Gnade wiederſtrahlte, auf ihn heftend, ſagte er mit ſanfter Ruhe: „Junger

Mann, entblößt den Kopf, damit ich Euch ſegnen könne. der Segen eines Greiſes hat Niemanden Unheil gebracht.“

Dieſe einfachen Worte, oder vielmehr die milde, ruhige Würde der leiſen und doch deutlichen Stimme, brachten eine allgemeine Rührung hervor, und verfehlten nicht, eine entſcheidende und bleibende Wirkung auf Victors Herz. Er ſtürzte zu den Füßen des Papſtes nieder, und hätten die faſt unfreiwillige Verehrung und das tiefſte Gefühl des eignen Unwerthes nicht in dieſem Augenblicke ihm die Glieder gelähmt, würden die zitternden Hände ſeine Knie umfaßt haben. Pius gab ihm laut ſeinen Segen und ſprach damit Victors volle Strafloſigkeit aus. Dieſer war nicht mehr fähig, den ihm anvertrauten Auftrag auszuführen; er ſprang auf, winkte dem Director, ſelbſt hinzutreten, und eilte aus dem Saale.

Er mußte ins Freie. Er fühlte ſich wie ein anderer Menſch. Es war ihm, als habe die heilige Berührung die täuſchende Feſſel der Sinne geſprengt, als drängte nur das in der Tiefe ſeiner Seele verhüllte Beſſere ſiegend hervor; jetzt fühlte er den Werth des Adels, des Seelen-Adels, der auf einmal im Innerſten ſich erhebt, wenn der vorhin gedrückte, unbeachtete Menſch auf einmal inne wird, daß er vor ſeiner ganzen Umgebung ein Gegenſtand der Auszeichnung geworden iſt. Sein Unrecht, ſeine Unwürdigkeit war dennoch nicht vergeſſen. Sein ganzes voriges Leben trat mahnend und ſtrafend vor ſein inneres Auge; aber das Gefühl des widerfahrnen Heiles verdrängte die innere Beſchämung; an die äußere dachte er nicht; ſie war verwiſcht durch das Gepräge der ſeltenen Gnade, die ſeine Bruſt wie ein glänzender Orden ſchmückte. Nach einem ſtundenlangen Inſichſelbſtgehen, während deſſen er nur wenig davon wußte, wohin die Füße ihn trugen, kehrte er wie neugeboren nach Hauſe zurück.

Mutter und Frau hatten ſeiner ſchon lange ängſtlich geharrt; aber auf den Auftritt, der jetzt folgte, waren ſie nicht vorbereitet. Der Erſteren beichtete er offen und freimüthig ſeine lange Bethörung; die Letzte flehte er um Vergebung an. Sein Nachdenken hatte ſchon in ſeiner Seele Früchte getragen. Es fehlte ihm nicht an Hülfsquellen, wenn er nur mäßig leben und ruhig arbeiten wollte; und ſo war ſeine Reue ohne ein Gefühl von Erniedrigung. Mit freudigem Stolz legte er den Ring wieder in das Käſtchen, deſſen Verpfändung ſein offenes Geſtändniß ihn nun überhob.

Dieſe Augenblicke gegenſeitigen Vertrauens benutzte die Mutter, um ihn an die Acte zu erinnern, mit der er, ſo wie es ſchien, ſo ungern herausrücken mochte. Victor ſah ſie betroffen und ſinnend an; dann ſagte er bewegt, indem er den Kopf ſchüttelte: „Sie genügt mir nicht; ſeit heute nicht. Kennte ich nur einen von den zurückgekehrten Prieſtern. Er ſollte unſere Hände durch ein heiliges Sacrament verbinden.“

Die Augen der Mutter glänzten vor Freude; ſie wechſelte bedeutende Blicke mit der Tochter. Victor ſah Beide betroffen an. Da vertraute ihm die Schwiegermutter, daß ſie in dem Wirthshauſe, wo ſie nach ſeiner Abreiſe übernachtet hatten, einen alten Bekannten angetroffen. Zu gleicher Zeit waren ihr und einem andern Reiſenden bei dem gegenſeitigen Anblick bekannte Züge begegnet. Sie hatten den geiſtlichen Lehrer ihrer Jugend, er ein geliebtes Beichtkind wieder erkannt. Der im Anfang der neunziger Jahre geflüchtete Pfarrer ihrer Heimat war aus der Emigrationsliſte geſtrichen worden, und kehrte nun, da er ſeine geiſtliche Würde nicht mehr zu verbergen brauchte, nach Paris zurück, um durch den Beiſtand erworbener und geltender Gönner, wo möglich, in ſeine vorige Pfarre wieder eingeſetzt zu werden. Er hatte den Frauen verſprochen, ſie in Paris zu beſuchen. Victor, noch immer innerlich aufgeregt, entſchloß ſich, dieſe Gelegenheit nicht vorüber gehen zu laſſen. Er wußte von Madelainen, daß er dieſem Manne, von dem ſo oft die Rede geweſen, vertrauen dürfe. Er ſuchte ihn auf, erzählte ihm ſeine Verbindung mit Marien, Beider Wunſch, ihren Bund durch den Segen der Kirche zu bekräftigen, und vertraute ihm, unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit ſeine wahre Geburt. Der Pfarrer ſtutzte, und obgleich er kurz vorher Bedenken getragen, in ſeiner gegenwärtigen Lage eine prieſterliche Trauung rechtfertigen zu können, beſtimmte er ſich in dem nächſten Augenblicke mit einer beinahe geheimnißvollen Entſchloſſenheit dazu. In der Stille wurden ſie von ihm nach dem Ritus der Kirche getraut, und herzensfroh kehrte die Mutter mit dem noch erwünſchteren Zeugniß prieſterlicher Weihe, zu der Großmutter zurück.

Nun begann Victor ein in der That neues Leben. Den bald aus der Verhaftung freigelaſſenen Freund ſah er nicht mehr. Er theilte ſeine Zeit zwiſchen Arbeit, Frau und Kinder, denn im Laufe der Jahre vermehrte ſich auch dieſer Segen. Zwar ſuchte er noch zuweilen Erholung und Zerſtreuung unter wenigen Bekannten aus der Claſſe der Handwerker, indem er nur unter Leuten ſchlicht wie er, und von ähnlicher Geſinnung ſich zufrieden fühlte. So verlebte die kleine Familie eine Reihe von Jahren in immer ruhiger Zufriedenheit, die ihr, mäßig und genügſam, wie ſie war, eine ungetrübte Zukunft verhieß. Aber gegen ſeinen Willen ſollte Victor, durch die Gewalt der geſelligen Verhältniſſe, plötzlich aus dieſer glücklichen Zurückgezogenheit zum Theil geriſſen werden.

Eines Tages, zur Zeit der Reſtauration, als ein Geſchäft, das ſeine Kunſt betraf, ihn von der Marais, wo er in der Nachbarſchaft ſeiner Freunde wohnte, in die Faubourg St. Germain führte, wo er ſonſt vielleicht nur ein Paar Male im Jahre hinkam, kehrte, ſo wie er an der Kirche St. Germain l'Auxerrais vorüber ging, eine große, bejahrte Dame, von einem nicht ganz jungen Manne begleitet, an deſſen Arm eine kleine gebrechliche Frauengeſtalt hing, aus der Meſſe zurück. Es war als leuchteten ihm bekannte Züge, bei deren Anblick er faſt unbewußt erſchrack, entgegen. Es war ja Madelainens gebietender Blick. Er ſah die Geſtalt noch feſter an. Nein! die Strenge darin wurde durch keinen ſanften Strahl gemildert, doch jetzt — ja, er haftete lächelnd auf dem blatternarbigen Geſicht des Begleiters. War es doch, als träten die in bleicher Dämmerung verſunkenen Bilder der Mutter und des Bruders lebensfriſch — körperlich vor ihm hin; das Erſte aber ſehr gealtert, noch ſtrenger durch das Gepräge vieljähriger Leiden, über welche zwar nun ein weltlicher Sonnenſchein verbreitet lag, ohne doch ihre Spuren verwiſchen zu können. Er ſchauderte unwillkührlich und doch vernahm er ſelbſt in dieſem Erſchrecken einen Anflug von Freude, die zu gleicher Zeit von der Bitterkeit, alter, mit Mühe zur Ruhe gebrachter Erinnerungen überwältigt wurde. Es war, als erwachte mit ihnen plötzlich der böſe Stolz ſeiner Jünglingsjahre. Waren es wirklich ſie, mußte er ihnen zeigen, daß er ſie verſchmähte. Er folgte mit ſtarken Schritten dem rollenden Wagen, und ſah ihn in den Thorweg eines nahen Hotels hineinfahren. Der Pförtner ſchob den zweiten Flügel langſam zu, ſo wie er das Haus erreichte. Nicht lange, nachdem er ſich mit dieſem ins Geſpräch eingelaſſen, wurden ſie ihm, als die Bewohner, der Vicomte de Coulière mit Gemahlinn und Mutter genannt.

Victor kehrte ſinnend nach Hauſe. Den nächſten Morgen zog er im Vorbeigehen bei einem Schneider eine zierlichere Kleidung an, als er ſie ſeit ſeiner Rückkehr zu dem ſchlichten Familienleben getragen. Er wollte der Mutter und dem Bruder zeigen, daß kein äußeres Bedürfniß ihn wieder in ihren liebloſen Kreis führe. Das Käſtchen hatte er mitgenommen. Und ſo ließ er ſich als ein Fremder, in einer der Familie wichtigen Angelegenheit, bei dieſer anmelden.

Nach einiger Zögerung wurde er angenommen. Ohne einen Entwurf ſeines Verfahrens voraus zu machen, war er hingegangen. Er liebte von jeher, ſeinem natürlichen Leichtſinne zu Folge, der nicht ganz verdünſtet, nur durch jenen wohlthuenden Eindruck und die ernſte Pflicht des Hausvaters gefeſſelt, ſich von den augenblicklichen Verhältniſſen leiten zu laſſen. Nur hatte er ſich vorgenommen, ſpähend und allmählig die Entdeckung herbeizuführen. Aber der Anblick der unmittelbaren Nähe der nächſten Verwandten riß, trotz der zurückkehrenden Bitterkeit, ſein dennoch weiches Herz unwillkührlich hin. Als die Mutter ihn mit vornehm fragenden, der Bruder mit neugierigen Blicken begrüßten, vermochte er vor dem Sturm innerer Gefühle, die ihr angebornes Recht ausübten, keine einleitenden Worte zu ſinden. Eben weil er ſich gerührt fühlte, verletzte ihn dieſer kalte Mangel an Ahnung. „Kennt Ihr mich denn wirklich nicht?“ rief er plötzlich: „iſt keine Mahnung an den Victor in Eurer Bruſt, keine ſeiner kindlichen Züge in meinem Geſichte zurückgeblieben? Mutter! Bruder! habe ich noch immer keine Verwandten?“

Der Vicomte ſtreckte mit einem ſchnellen Anflug von Freude, doch unſicher, die Hand gegen ihn aus. Die Mutter ſah ihn nicht ohne Gefühl, doch, merklich durch ſeine Worte verletzt, an:

„Victor! — Du — Sie“ ſagte ſie langſam und höflich! „In der That! Es gehören andre Beweiſe dazu, um ſo vortheilhaft entwickelte Züge wieder zu erkennen.“

„Er ſieht Ihnen ähnlich, Mutter!“ rief der Vicomte! „Wahrlich; es iſt Ihr Auge!“

„Erklärt mir zuvor dieß Wunder, dieß Zuſammentreffen!“ verſetzt die Vicomteſſe milder.

„Und das Wunder,“ unterbrach ſie Victor „Euch Beide lebend, gerettet in Paris zu ſehen!“

Eine gegenſeitige Erklärung fand nun Statt. Die Erinnerung an jene unglückliche Nacht, der Bericht, wie er jenes Käſtchen gerettet und wieder gefunden, bei welcher Veranlaſſung er doch mit keiner Sylbe Madelainens erwähnte; und mehr als alles der Anblick des verloren geglaubten wichtigen Käſtchens, überzeugten die Vicomteſſe, deren lebhafte Dankbarkeit ihr ein mütterliches Gefühl verlieh, das Victorn, der ſich eines ſolchen Empfanges von ihr, nie hatte rühmen können, ſo heftig rührte, daß jeder Gedanke an Trotz und Kälte, womit er ſich im Stillen bewaffnet hatte, ſogleich verſchwand. Ihre Augen glänzten vor Freude, als ſie alle die vermißten Documente wieder ſah. Er erfuhr nun wie höchſt wichtig dieſe waren; ohne einige von denſelben in den Händen zu haben, mußten die gültigen Anſprüche der Mutter auf das Schloß Venteuil und deſſen reiche Beſitzungen nothwendig ſcheitern, der früher erwähnte Caſtellan des Schloſſes war ſchon vor Jahren geſtorben, und ſeine Erben waren Willens, das vor der Wiederauffindung der Papiere unbeweisliche Eigenthumsrecht der Familie de Coulière, derſelben ſtreitig zu machen. Sie hatte bisher gezögert, den nothwendigen und doch ſo mißlichen Proceß anzufangen; von dieſem Augenblicke war er ſchon vorausgewonnen. Er erfuhr nun auch den Tod ſeines Vaters. Dieſelbe Furcht, welche dieſen aus dem Schloſſe Venteuil getrieben, hatte ihn wieder von den Grenzen Frankreichs, die ſchon damals nicht ohne Gefahr überſchritten werden konnten, zurückgeſchreckt. Herumirrend, war er als Verdächtiger aufgegriffen, in die Nähe von Paris zurückgeführt, lange im Gefängniß gehalten, und endlich, ohne zu geſtehn, wer er ſei, welches nur eine größere Gefahr über ſeine Familie verhängt haben würde, beinahe vor den Augen der Gemahlinn und des Sohnes, die ſich ſchon auf der Flucht befanden, hingerichtet worden. Nachdem Beide tauſend Gefahren bloßgeſtellt geweſen waren, hatten ſie in der tiefſten Abgeſchiedenheit, unter vielen Entbehrungen und täglichen Demüthigungen, die ein weniger ſtarkes Gemüth, eine weniger rüſtige Natur, als die der Vicomteſſe längſt aufgerieben haben würden, in

Paris gewohnt; wo endlich, kurz vor der Reſtauration, die Verheirathung des Bruders mit der Tochter aus einer in der Revolution reichgewordenen Familie, die durch eine Verbindung mit einem altadeligen Hauſe bei dem neuen Hofe Eingang zu finden hoffte, ihnen auch wirklich Gelegenheit gegeben, ihren alten Namen weiter geltend zu machen. Doch nur erſt, bei der Rückkehr des Königs, erwartete der Vicomte eine Stelle bei Hofe zu erhalten, die nicht bloß den alten Glanz der Familie aufs Neue herſtellen, ſondern auch nun, bei der Wiederauffindung der Papiere ihr zu allen verlornen Beſitzungen verhelfen würde.

Die Mutter fragte darauf Victorn nach ſeinen Abenteuern. Übte nun ihr herriſcher Blick dieſelbe Gewalt, wie in ſeiner ſchüchternen Kindheit auf ihn aus, daß er nicht wagte, ihr ſeine Ehe, und mit dieſer ſeine übrigen Verhältniſſe mitzutheilen, oder war es der vorige Trotz auf ſeine Selbſtſtändigkeit, die falſche Scham, ſeinen Angehörigen, die doch noch immer ſeinem Herzen fremd waren, aufs Neue Anlaß zu geben, ſich ſeiner zu ſchämen, war es das innige Gefühl ſeines genügſamen Glückes, das ihm verwehrte, es dem Spotte oder wirklicher Gefahr bloß zu ſtellen, genug: er erfand ſtehenden Fußes eine lange Fabel, worin er ſich ſelbſt beinahe verwirrte, und deren Unwahrſcheinlichkeit hätte auffallen müſſen, wenn Mutter und Bruder ihn mit weniger flüchtiger Theilnahme angehört, oder doch dringendere Fragen, ſeine Lage betreffend, an ihn gethan hätten. Die Vicomteſſe begnügte ſich aber, ſtatt nach ſeinen Bedürfniſſen zu fragen, damit, ihm ein Zimmer zu ſeinem beliebigen Gebrauch anzuweiſen, ihren Tiſch und die Einführung in ihren Cirkel anzubieten; ohne weiter die Verhältniſſe zu erfragen, die nach ſeiner Verſicherung ihm nur erlaubten, von Zeit zu Zeit ihre mütterliche Güte zu benutzen.

So war er, faſt gegen ſeinen Willen, dem ſeit Jahren gehegten Entſchluß, die Dankbarkeit und Achtung der Familie zu ertrotzen, ihre kühle Aufnahme aber zu verſchmähen, untreu geworden. Unbehaglich, ja mit einem Keim der Unzufriedenheit im Buſen, der einen immer größeren Zwieſpalt darin erregte, kehrte er in ſeine Wohnung zurück. Aber bei ſeiner leichtſinnigen Natur vermochten Mariens Frohſinn, die Liebkoſungen ſeiner zwei jüngſten Kinder, — denn die beiden Älteſten hatte er ſchon zu Grabe tragen laſſen, — bald die Falten ſeiner Stirn zu glätten. Faſt heiter ſchrieb er einen Brief an den Pfarrer, der ihn getraut, und der ſchon ſeit Jahren ſeine Pfarre in Venteuil wieder bekommen hatte, ihm übertragend der Witwe Ronſard das Jüngſterlebte mitzutheilen, ſo auch ſeinen Entſchluß: Zeit und Umſtände walten zu laſſen, und ſeine Geheimniſſe, ſo lange es gehen konnte, in ſeinem Buſen zu verſchließen. Es war ihm klar, daß er auch hierin, wie immer von einer freundlichen Gewalt gelenkt zu werden brauchte. Daher harrete er auch mit Unruhe Madelainens Antwort durch den Prediger, und fühlte ſich völlig beruhiget, als ſie ihn bitten ließ, bei ſeinem Entſchluſſe nur feſt zu beharren.

Und ſo begann nun Victor ein ſonderbares Doppelleben, dem nicht allein die verwirrende Größe der Hauptſtadt jede Gefahr vor Entdeckung benahm, das aber auch die politiſchen Verhältniſſe, die in Frankreich mehr als anderswo die Gemüther beſchäftigten, welches zu der Zeit in einem noch größeren Grade bei den altadeligen Familien der Fall war, ſicherten. Mittelſt eines, im Innern der Stadt gemietheten, Zimmers wurde es Victorn leicht, die zu unſrer Zeit nicht ſehr bemerkbaren Kennzeichen der verſchiedenen Stände, daſelbſt durch Kleiderwechſel dem neugierigen Blicke zu entziehen; und ſo wurde es ihm auch möglich, unter dem Vorwande wichtiger und eindringender Arbeiten in ſeiner der Regierung gehörenden Anſtalt außer Paris, ſich auf Tage, ja ſogar auf Wochen, von ſeiner eigentlichen Familie zu entfernen; welche er dann in dem Hotel der Mutter noch immer wie von ihrem Willen feſtgebannt, zubrachte; wo er mit der Benennung des Chevaliers de Coulière eine beinahe ſtumme Rolle in ihren Cirkeln ſpielte; denn er fühlte ſelbſt recht gut, daß er ſich den Ton dieſes vornehmen Kreiſes weder aneignen, noch demſelben Geſchmack abgewinnen könne, dennoch hatte er in dieſer Hinſicht ſeine Meinung ſehr verändert. Er haßte nicht mehr die Verhältniſſe, worin er geboren war, und fühlte ſich immer geneigter, ſich mit denſelben zu verſöhnen, aber leichter ums Herz, mit weit froheren Gefühlen, eilte er doch in ſeine einfache Behauſung zurück, wo Liebe und Zwangloſigkeit ihn empfingen, und herzliche Gefährten ihn manchemal beſuchten. Dennoch verlor er unmerklich die Luſt zu ſeinem Handwerk, das er noch immer, wenn er in ſeiner Wohnung ſich aufhielt, mit einem Fleiß betrieb, der ihm um ſo nothwendiger war, da ſeine Arbeitsſtunden weniger geworden, und die Mutter ihm nun ein Leben, reicher an Bedürfniſſen, kennen gelehrt hatte, ohne ihm Mittel zu verleihen, jene zu befriedigen. So waren wieder ein Paar Jahre vergangen, welche Marie Desforges nicht ganz ohne häusliche Leiden verlebt hatte. Ein Kind hatte ſie noch verloren, und wieder eins geboren. Die öftere Abweſenheit des Gatten, die ſie beſonders im Anfange, da er immer für die häuslichen Bedürfniſſe ſorgte, geduldig ertragen, begannen allmählig, da er immer ſeltner und zerſtreuter erſchien, einen Argwohn bei ihr zu erregen, dem ſie doch keine Worte zu geben wußte, weil dieſer ſich beſonders auf den Umſtand gründete, daß er den Ort ſeines entfernten Aufenthalts ſorgfältig verſchwieg, und immer die Rede davon ablenkte. Indeſſen, als endlich eine neue Schwangerſchaft zu Ende ging und ihr Gemüth mehr als gewöhnlich beklommen war, konnte ſie, da er nun wieder einmal nach Hauſe kam, ihm ihre Angſt und ihre Beſorgniſſe nicht verhehlen. Er wurde erſchüttert, ließ ſich freilich in keine Auseinanderſetzung ein, ſondern blieb von nun an keine Nacht außer dem Hauſe; ja er äußerte ſogar nach einem langen und tiefen Inſichkehren, daß er ſich vielleicht gar nicht mehr entfernen würde. Und als nun einige Wochen hernach die Gattinn ihm einen ſchönen Knaben geboren, an dem er ſein ganzes Herz zu hängen ſchien, blieb er wirklich ſogar den ganzen Tag zu Hauſe, ſich immer heiterer, mit verdoppeltem Eifer zwiſchen ſeine Arbeit und ſeine Familie theilend.

Da begab es ſich eines Tages, als er und ſeine Gattinn, jedes für ſich beſchäftigt, in dem Wohnzimmer ſaßen, daß eine Nachbarinn, mit der die Familie in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand, zur ungewöhnlichen Zeit hineintrat.

„Wenn Ihr nicht gar zu ſehr beſchäftigt ſeid, Frau Desforges,“ ſagte ſie, „möchte ich Euch wohl bitten, mir mit einem ſehr eiligen Nähzeuge auszuhelfen. Ich beſorge die Wäſche für den Kammerdiener eines Grafen! Und ſiehe da! in dem Hauſe iſt nun plötzlich Trauer eingetreten. Der Herr iſt nach einer kurzen Krankheit geſtorben. Jeder hat vollauf zu thun; und Monſieur Bronchet hat mir da ein Päckchen ſehr feiner Hemden geſchickt, um in aller Eile Trauerjabots daran zu nähen. Nun die ſchönen Hemden hat er wohl von dem Verſtorbenen auf ſich vererben laſſen, wenigſtens ſehe ich kein B. aber wohl ein kleines b. und ein großes C. daran.“

Victor war aufgeſprungen. Der Name Bronchet, noch mehr das b. C. erregte ein jähes Entſetzen in ſeiner Bruſt. „Welcher Graf!“ fragte er beinahe ohne Faſſung.

„Ja! und ſogar von den Alten, die wieder aufgekommen ſind. Nun ſeinen Titel weiß ich eben nicht, aber wohl, daß er ſeit kurzem wieder ſehr reich geworden ſeyn ſoll. Im Hotel nannten ſie ihn Herr de Coulière ganz kurz.“

Victor hatte ſeit mehreren Wochen nichts von ſeinen Verwandten gehört. Der Bruder hatte ſich ſchon lange unwohl befunden; doch hatte man dieſen Zuſtand nur der Schwermuth und einer faſt übertriebenen Sorgfalt für ſeine einzige, ſeit der Geburt kränkelnde Tochter zugeſchrieben — und nun todt! — Er konnte nicht zweifeln. Welche plötzliche Veränderung war, ohne daß er es geahnt, mit ihm ſelbſt vorgegangen! Er war nun Stammherr. — Er fuhr unwillkührlich in die Höhe, als Marie ſinnend den Namen de Coluière wiederholte, den ſie doch wohl in Benteuil gehört haben mochte, ohne zu wiſſen, wo ſie ihn hinführen ſollte.

Sie war ſchon im Begriff, den Antrag anzunehmen, als ſie bemerkte, daß Victor, kaum ſeine Erſchütterung verbergend, den Kopf ſchüttelte. Sie entſchuldigte ſich daher, indem ſie der Nachbarinn auf ein andermal, wenn ſie Hülfe braucht, dieſe im Voraus zuſagte. Mit einem verwunderten Blick auf Victor, der nur mit Mühe die Faſſung behauptete, verließ die fremde Frau das Zimmer.

„Wie iſt dir?“ fragte Marie: „Du ſcheinſt ſehr bewegt, und warum wollteſt du nicht, daß ich der Frau Renaud helfen dürfe?“

Nur die letzte Frage griff Victor auf; mit einem ihr befremdenden Ton, worin Stolz und Rührung ſich ausſprachen, ſagte er: „wäre es das Leichenhemd des verſtorbenen Vicomte geweſen — o! wie gerne, aber für den Kammerdiener ſollſt du nicht nähen.“

„Des Vicomte?“ wiederholte Marie, ob dieſer beſtimmten Benennung verwundert. „Du haſt ihn gekannt?“

„Ich kenne ſeinen Bruder — und Erben“ — entgegnete er kurz, ſich wieder zu der Arbeit niederſetzend; aber ſtatt zu arbeiten, fiel er in ein tiefes Sinnen. Kurz nachher, nachdem Marie von einigen häuslichen Geſchäften zurückgekehrt war, erklärte er ihr plötzlich, daß ein unvorhergeſehner Fall ihn zwinge, ſich an den Ort, wo er früher gearbeitet, ſich zu begeben, und daß er einige Tage da bleiben würde, aber diesmal blieb er über die Zeit aus.

Der zwar nicht plötzliche, aber doch unerwartete Tod des Vicomte, hatte die darauf ganz unvorbereitete Mutter tief erſchüttert. Sie wußte ſich kaum in ihre neue Lage zu finden. Die Rechte, welche nun auf den halbfremden, nie beachteten, aber doch von ihr erkannten Sohn, unwiderſprechlich übergingen, ſicherten dieſem zwar nicht ihre Liebe, aber doch eine größere Berückſichtigung, ein ſo mütterliches Benehmen, als der äußere Anſtand es erforderte, zu. Das Schloß Venteuil, das mit allem Zubehör ſchon längſt den alten Eigenthümern ohne Proceß abgetreten war, hatte der Vicomte perſönlich in Beſitz genommen, und das konnte weder ſie noch irgend ein Sterblicher Victorn mehr ſtreitig machen. Es beſchlich ſie ſogar eine leiſe Unruhe, ob er, um deſſen Anhänglichkeit ſie ſich nie beworben, ſich auch nun, da ſie gewiſſer Maßen doch von ihm abhängig geworden war, ſo gutwillig, wie der ältere Bruder, ſich von ihr lenken laſſen würde, und ſo fühlte ſie ſich gedrungen, vielleicht auch durch das unfreiwillige Gefühl bewegen, daß er der Einzige ſei, den ſie nun übrig habe, der einzige Erhalter des Hauſes, auf das ſie ſtolz war, in ſo fern ihr Charakter es erlaubte, ihm ihre Anſichten mitzutheilen und in die ſeinigen einzugehen. Victorn war wie eine neue Welt aufgegangen. Alles um ihn war mit ſeinen neuen Verhältniſſen verändert. Bereitwillige Aufmerkſamkeit begegnete ihm nun ſtatt Nichtbeachtung, Schmeichelei ſtatt Gleichgültigkeit — ihm ſchwindelte beinahe der Kopf; dennoch fühlte er einen beunruhigenden Stachel im Herzen. — Die Mutter, die es nun erſt ſchmerzlich inne wurde, wie wenig er für den Hof paßte, an dem er nun doch wohl erſcheinen mußte, legte es ihm ſehr nahe, nach Venteuil zu gehen. Selbſt hatte ſie das Schloß nicht wieder beſucht, und mochte auch, aus einem ihrem Charakter entſprechenden Widerwillen den Ort nicht wieder ſehen, von dem ſie einſt ihrer Meinung nach, von ihren Unterthanen verrathen, geflüchtet war; aber auch er ſcheute ſeit dieſer gänzlichen Umwälzung Madelainens Nähe; ſei es nun, daß er mit jener ſich Anſichten angeeignet hatte, die ihn jede Erörterung mit dieſer ihn beherrſchenden Frau eben ſo ſehr befürchten ließen, als es ihm faſt unmöglich dünkte, der, doch immer die alte Gewalt über ihn ausübenden Mutter, eine mit ſeiner neuen Lage ſo unverträgliche Ehe zu geſtehen. Kurz: er lehnte den Vorſchlag der Vicomteſſe ab, und gab nicht einmal der Großmutter ſeiner Gattinn Nachricht von ſeiner veränderten Lage. Ja, er erſchien ſelbſt immer mehr zerſtreut, ſeltner und kürzer in der demüthigen Wohnung der Gattinn, wo er ſelten mehr des Nachts verblieb, indem ein großes Unternehmen, das ſeine Gegenwart erforderte, und durch das er ſeiner Familie eine glückliche Zukunft zu begründen hoffte, zum Vorwand ſeiner befremdenden Abweſenheit dienen mußte; ein Vorwand, der doch bald die Gattinn trotz der vielen werthvollen Geſchenke, der Art von Überfluß, den er mit nach Hauſe brachte, aufs Neue beunruhigte; denn ſeine bei dem Anblick der Kinder ſich immer mehr verdüſternde Stirne, der ſcheue Blick, der nicht ſo wie früher, offen in den ihrigen ſah, die immer mehr ſteigende Verlegenheit, womit er ſeinen früheren Gefährten und Freunden entgegen trat, drang ihr, die etwas ganz anderes und ſchlimmeres, als die Wirklichkeit darbot, undeutlich ahnete, durch die Seele.

Die Einſamkeit, die Neugierde, etwas von der ihr ſo fremden äußeren Welt, oder vielmehr die Meinung Anderer von dem Gatten zu erfahren, hatten während ſeiner häufigen Abweſenheit Marie mit der Nachbarinn näher zuſammengeführt. Dieſe Frau war Vorſteherinn einer kleinen Waſchanſtalt, wobei ſie ſich die Ausbeſſerung vorbehalten, und feine Sachen, die eine ſorgfältige Behandlung erforderten, ſuchte ſie gern Marien aufzuſchwatzen, die nun, da der Überfluß bei ihr eingekehrt war, jener gern ohne Erſatz Hülfe leiſtete; ein Umſtand, der die Abweſenheit Victors der Nachbarinn ſehr willkommen machte, aber ſie auch zugleich bewog, ſich in das Vertrauen der immer ſchwermüthiger werdenden Frau zu bringen. Einmal trat ſie mit einer Nähterei, wobei ſie gern Mariens Hülfe in Anſpruch nehmen mochte, auf eine leiſe verſtohlene Weiſe bei dieſer ein. Marie bezeigte ihr einige Verwunderung darüber.

„Hm!“ meinte die Nachbarinn; „iſt denn Euer Mann nicht nach Hauſe gekommen, Frau Desforges?“

„Nein! und ich erwarte ihn auch nicht, denn ich habe erſt geſtern einen Geld-Brief mit der Poſt von ihm bekommen.“

„Sonderbar!“ verſetzte die Frau, „ich wollte ſchwören, daß ich ihn dieſen Morgen in Paris im Hotel de Coulière geſehen habe. So nennt man nun die Wohnung des verſtorbenen Grafen, ſeit der jüngere Bruder die Erbſchaft angetreten, und dazu das Haus gekauft. Monſieur Bronchet hatte nach mir geſchickt; ſo wie ich von ihm die kleine Nebentreppe herab kam, und aus der Thüre trat, die auf die große Veſtibule hinausgeht, ſtieg ein Herr an mir vorbei die große Treppe hinauf, der Herrn Desforges ſo ähnlich ſah — daß ich, wenn er in der Stadt geweſen, trotz der ganz anderen Kleidung und des Bandes im Knopfloche hätte ſchwören dürfen — Ei! das iſt doch ſonderbar!“ —

Mariens Herz klopfte, denn Victor hatte ja ſelbſt ſeine Bekanntſchaft mit dem neuen Erben erwähnt; doch ließ ſie ſich nichts merken, um ſo mehr, da die Nachbarinn unaufgefordert ſich erbat, es auszuforſchen, wer der Herr wohl ſeyn möchte, der ſo viel Ähnlichkeit mit Herrn Desforges habe. Doch ſtutzte ſie, als die Nachbarinn einige Zeit darnach äußerte, daß Monſieur Bronchet gar nicht mehr nach ihr ſchicke, ſondern ſeine kleinen Aufträge durch einen Stallburſchen hinbringen und die Sachen wieder abholen ließ. Allein auch dieſes konnte ja ein Zufall ſeyn. Da erſchien Victor endlich nach langer Abweſenheit plötzlich bei ihr. — Er war düſterer, blaſſer als gewöhnlich. Sie erſchrack faſt bei ſeinem Anblick; auch klagte er, daß er ſich unwohl fühlte, daß er von ihr und den Kindern entfernt die fürchterlichſte Langeweile empfinde, daß er es nicht länger habe aushalten können, ohne ſie doch einen Augenblick ſehen zu müſſen. Er lieferte ihr eine Rolle mit Gold aus und entfernte ſich ſeufzend, doch war es, als könne er ſich dieſes Mal nur mit Mühe von den Seinigen losreißen. Es war als beklemmte eine düſtre Ahnung ſein Herz. In ſeine Abſchiedsküſſe miſchten ſich Thränen, der jüngſte Knabe wollte gar nicht von ihm laſſen; nur mit Mühe vermochte die Mutter ihn zu beſchwichtigen; auch ſie fühlte ſich ſo ſonderbar beklommen, daß ſie gar nicht daran dachte, ihm den Bericht der Nachbarinn mitzutheilen.

Es war nicht nöthig. Sie ſollte bald und unerwartet ein Licht erhalten, das wie ein tödtender Blitz, ſelbſt ihr Leben zu zerſchmettern drohte.

Eines Abends trat die Nachbarinn geſchäftig in ihr Zimmer. „Seht mal;“ begann ſie, ihr einen Korb hinhaltend, „wie ich auf einmal mit Arbeit überladen worden bin. Ja! ja! des Einen Tod iſt des Andern Brot. Es gibt viel Unglück in der Welt, beſonders iſt das Hotel de Coulière davon heimgeſucht. Kaum vier Monate iſt nun der Graf todt, und nun liegt auch ſchon der Andre auf der Bahre. Die Brüder ſind einander ſchnell gefolgt; dieſen ſoll ein Nervenſchlag getödtet haben. Dieſes Mal hat Monſieur Bronchet wieder nach mir geſchickt. Sein Brot iſt auch dadurch größer geworden. Der Graf hatte ihn ſo eben zum Haushofmeiſter ernannt, müßt Ihr wiſſen, und die Gräfinn Mutter hat ihm nun ganz die Beerdigung übertragen. Und ſo wie man eine Hand umkehrt, ſoll Alles fertig ſeyn! Selbſt im Sarge muß alles accurat wie im Leinenſchrank liegen, ganz neues Leinenzeug, Kiſſen und Franſen; und das Todtengewand ſoll ich noch morgen Früh hinbringen. Unten am Rande V. d. C. mit einer gräflichen Krone darüber. Meine Augen können nicht mehr die feine Arbeit vertragen; wollt Ihr wohl die Güte haben, die Buchſtaben hinein zu nähen?“

In dieſem Augenblick fielen Marien die Worte des Gatten: Ja wäre es das Leichenhemd des Vicomte geweſen, ein; und ſie flüſterte ein leiſes „Gern“ — Sobald ſie ihre Kleinen in Schlaf gebracht hatte, ſetzte ſie ſich emſig zur Arbeit, aber bei jedem Nadelſtich verſank ſie in immer wehmüthigere Betrachtungen. Die Phantaſie führte ſie in das Haus des Todten; ſie dachte an den Schmerz der Mutter, an den Tod der eignen Kinder; und zuletzt konnte ſie kaum vor Thränen mehr ſehen. In ihrem tiefen Sinnen merkte ſie erſt, was ſie daran hinderte, als ein Paar große Tropfen auf das Todtenhemd fielen. Da erſchrack ſie vor der Bedeutung, welche der Aberglaube an ſolche Thränen knüpft, raffte ſich dann wieder zuſammen, warf einen dankbaren, lächelnden Blick auf das Bett der Kinder, und vollendete bald die Arbeit. Kein Gedanke an Victorn war ihr in den Sinn gekommen. Früh am nächſten Morgen holte die Nachbarinn das Genähte ab, und drang ihr vollends das auf, womit ſie ſelbſt noch nicht fertig geworden war. Nach einigen Stunden erſchien ſie wieder.

„Da iſt mir eine Confuſion im Hotel,“ erzählte ſie, „und dennoch eine Pracht, ein Aufwand ohne Grenzen! Der Vicomte war der Letzte ſeines Geſchlechtes, und nun, da die alten Familien wieder obenauf gekommen ſind, ſoll er mit großem Pomp begraben werden. Heute Abend werden gute Bekannte zugelaſſen, um die Leiche zu ſehen. Monſieur Bronchet hat mir verſprochen, wenn ich heute Abend den Reſt bringe, auch mich hinein zu führen. Der Saal iſt über und über mit ſchwarzem Tuch behangen, voller Kronen und Todtenknochen. An der Wand, am Haupt des Sarges, iſt das Bild des Verſtorbenen aufgehängt, das ſo eben vom Mahler fertig geworden war. Wollt ihr mitgehen? — Wer weiß zu welcher Entdeckung das führen kann; denn ich möchte faſt darauf ſchwören, daß es doch Euer Gatte geweſen, der mir dort in der Veſtibule begegnet iſt. Und erinnert Ihr euch wohl, wie beſtürzt er wurde, als ich bei dem Tode des erſten Grafen bei Euch vorſprach! Ja! ja! ich habe es wohl bemerkt. Kommt nur! Ich werde Euch wohl den Eingang verſchaffen?“

Die Überredungsgründe der Nachbarinn, die ihr plötzlich jenen Auftritt lebhaft vor die Seele führte, mit weiblicher Neugierde vereint, der, beſonders in den klein bürgerlichen Verhältniſſen, ein ſtattliches Todtenzimmer, ein anziehendes Anſchauen gewährt, ja ſelbſt der Gedanke an das Todtenhemd, woran ſie unter ſtillen Thränen genähet, beſtimmte ſie ſogleich. Als Beide nicht ohne Anſtrengung die übrige Arbeit vollendet, und die Nacht ſchon angebrochen war, nahmen die Frauen einen Fiacker und fuhren, in ehrbarer Halbtrauer nach dem Hotel Coulière. Der Pförtner, der die Nachbarinn kannte, ließ ſie hinein; und Monſieur Bronchet unternahm es, wiewohl mit einiger Verlegenheit, ſie in den Saal zu führen; doch empfahl er ihnen leiſe aufzutreten, weil die Vicomteſſe, die außerdem verboten hatte, Fremde einzulaſſen, ſich mit mehreren Verwandten und Geiſtlichen in dem anſtoßenden Cabinet befand.

Ahnungslos trat Marie ein. Der erſte Anblick des offenen Sarges, die vielen ihn umgebenden Kerzen, die, einen dicken Wolkendampf verbreitend, der mit den dunklen, ſchon an ſich unſcheinbaren Wänden wie verſchmolzen, Alles, außerhalb der grell beleuchteten Mitte, in einen dicken Nebel verhüllten, zogen ſogleich, ihr die Bruſt beengend, die Seele von allen andern Gegenſtänden ab. Es war ihr, als ſchwebte das Bild in dem ſchwarz umflorten Rahmen, aus dem Nebel heraustretend, ihr immer näher, ſtatt daß ſie näher trat. Aber als ſie nun mit dem Blick ſtarr darauf geheftet, die nur etwas verſchönerten Züge des abweſenden Gatten erblickte, und erſtaunt, entſetzt, verwirrt ob dieſer wunderbaren Ähnlichkeit, ſchnell, als müſſe ſie ſich aus dieſer Verwirrung retten, das Auge zu dem Todten im Sarge herabſenkte, und nun in den erſtarrten, dem Leben nur zu treuen Zügen die Leiche Victors vor ſich ſah, fiel ſie mit einem lauten Schrei faſt beſinnungslos in die Arme der Nachbarinn, die ſie ſchnell umfaſſend, in ihrem Erſtaunen Alles um ſich vergeſſend, rief: „Ja! ja! es iſt Desforges! es iſt ihr Gatte.“

Das Geſchrei war in das Cabinet gedrungen. Die Anweſenden waren aufgeſprungen. Schnell öffnete die entſchloſſene Vicomteſſe die Thüre, und im Hereintreten begegneten ihrem Ohre jene befremdeten Worte.

Schnell gefaßt winkte ſie. Sogleich verſchloß die Thüre ſich hinter ihr, nur ein Paar Seitenverwandte ihres längſt verſtorbenen Gemahls, und zwei Geiſtliche, vertraute Freunde des Hauſes, waren ihr gefolgt.

„Was iſt das?“ ſagte ihr Mund leicht, faſt wegwerfend, während die Flamme der empörten Seele in den Blitz ſich drängte, den ihre Blicke auf beide Frauen ſchleuderte.

Marie ſah auf. Die ſtolze Geſtalt, der in tiefer Trauer mit ſchwarzer breiter Schleppe angezogenen Frau, deren ſcharfen Blick ſelbſt ihre Freunde ſcheueten, ſchien in dieſem Augenblicke ſeine verſtummende Gewalt verloren zu haben. Mit dem Ausdruck des wildeſten Schmerzens, rief ſie, die Hände ringend: „Es iſt mein Mann! der Vater meiner Kinder!“

„Ja, gnädige Frau,“ fiel die Nachbarinn ein, zu ſehr außer Faſſung, um Rückſichten Raum zu geben. „Es kann nichts helfen. Es iſt der Kupferkünſtler Desforges, mein Nachbar und ihr Gatte.“

„Desforges, ſagt Ihr,“ verſetzte die Vicomteſſe ſchnell, gefaßt und entſchloſſen. „Bronchet, ſorge dafür, daß wir nicht unterbrochen werden. Warte, haſt du mir nicht geſagt, daß du die Vermuthung hegteſt, daß der Vicomte mit einem Frauenzimmer lebte, dem ſein Stand unbekannt war? Ich kannte die Verhältniſſe dieſes Sohnes ſo wenig, das Schickſal hat uns beinahe zwanzig Jahre von einander entfernt gehalten. Er war immer in ſich verſchloſſen. Nun! wenn er Kinder nachgelaſſen, könnt Ihr das beweiſen? beweiſen ſage ich — armes Mädchen! denn — ach! ich habe keine Kinder mehr,“ fuhr ſie unwillkührlich in Thränen ausbrechend, fort. „Dann dürfen ſie keine Noth leiden. — Bringt mir ſie und die Beweiſe, o gleich — morgen — ſo früh Ihr wollt! Ihr ſcheint die Freundinn der armen Perſon zu ſeyn, gute Frau,“ wendete ſie ſich gebietend zur Nachbarinn; „bringt ſie nach Hauſe, zur Ruhe — und du Bronchet! ſorge ſchnell für einen Wagen. Mache dem Auftritte, den ich deinem Ungehorſame zu verdanken habe, ein Ende.“

Sie ging mit ihrer ſtummen Begleitung in das Cabinet zurück, nach dem ſie dieſer mehr mit Blicken als Worten tiefes Stillſchweigen geboten hatte. Der wie vom Donner gerührte Bronchet beſorgte, zwiſchen den Zähnen fluchend, einen Fiacker. Marie wußte, als ſie wieder vor dem Bette ihrer Kinder ſtand, nicht, wie ſie nach Hauſe gekommen war. Sie war völlig wie betäubet. Doch der entgegengeſetzte Anblick des blühenden Lebens, der rührenden Unſchuld, löſte allmählig den Krampf des plötzlichen Schmerzes in ihrem Buſen in wohlthuende Thränen auf. Ihre Kinder! in ihnen erwachte das ſtockende Leben, und führte ihren Blick in die unerfreuliche Zukunft. Eine kleine Rolle Gold ward ihr nur übrig. Mutter und Großmutter fern — Beide in beſchränkten Umſtänden. Zwar verwirrte ſich ihr Blick, wenn er in die ihr ſo dunkle Vergangenheit zurückging. Aber gegen die Zukunft gekehrt, da ſtand es klar vor ihr, daß die Kinder ihres Gatten auch des Vaters Rechte geerbt. Die Rührung in den Augen, in der Stimme der ſtolzen Vicomteſſe, forderte ſie auf, der Mutter ihres Gatten, dem Wunder, das ſo plötzlich ein ſonſt vielleicht ewiges Räthſel gelöſt, zu vertrauen: ja ſelbſt der Stolz ihres Selbſtbewußtſeyns forderte ſie auf! Mädchen war ſie genannt — für ein pflichtvergeſſenes, erniedrigtes Geſchöpf, ihre Kinder für Baſtarde genommen worden! Es lag ihr auch ohne Zumuthung ob, zu beweiſen, daß dieſe ehrlich geboren, als Früchte einer geſetzlichen Verbindung in die öffentlichen Liſten eingetragen waren. Die Papiere lagen in dem Pulte ihres Gatten. Sie hatte aber den Schlüſſel nicht, den er immer bei ſich zu führen pflegte. — Aber nun waren ja ſeine Geheimniſſe ihr Eigenthum, ſein Nachlaß hier gehörte ihr, den Kindern an.

Ein eiſernes Werkzeug, deren viele auf Victors beſtaubtem Arbeitstiſche da lagen, öffnete leicht das Schloß. Sie fand nur unerhebliche Papiere, nicht das Mindeſte, das auf den Titel, den ſeine Leiche trug, Beziehung hatte. In dem ihr wohlbekannten geheimen Fache, lag außer den Geburtszeugniſſen der Kinder noch ein Papier, in welchem ſie die faſt vergeſſene, geſetzliche Eheacte erkannte. Dieſe war ihrem religiöſen Sinn, dem die prieſterliche Weihe weit mehr galt, beinahe entfallen. — Aber nun, da es einer geſetzlichen Rechtsfrage galt, ſchien ſie ihr wieder von wichtiger Bedeutung. Sie lief das Document flüchtig durch, und verglich es mit den geſetzmäßigen Geburts-Zeugniſſen der Kinder — in allen war zwar nur der Name Desforges genannt. Doch flößten dieſe Papiere ihr Muth und Zutrauen ein, wenn ſie auch keinen Beweis abgaben, daß dieſer und der verſtorbene Graf derſelbe ſei. Das hatten ihre Augen geſehen, mehr als hundert würden es bezeugen können. Da erblickten ſie auf dem Boden des Faches noch ein ganz kleines zuſammengelegtes Papier, das jeden Zweifel endete, indem es ihr Erſtaunen vermehrte. Es war der Taufſchein des Vicomte, worin er Victor Desforges de Coulière genannt war, und am Rande desſelben befanden ſich einige Zeilen, die ſich auf andere Papiere zu beziehen ſchienen, von der Hand der Vicomteſſe, welches der unterſchriebene Name bewies. Dieß war das Einzige, was einſt Victor, wahrſcheinlich in der Abſicht es zu vernichten, als ſein Eigenthum aus jenem Käſtchen genommen hatte. — Dieß Zeugniß bei den übrigen Papieren und in Mariens Händen bewies vollends die Identität der Perſon.

Wenn auch nicht durch dieſe Überzeugung getröſtet, ſo doch beruhiget, ſteckte ſie es in den Buſen, ohne daran zu denken, daß die Identität ſchon von der Vicomteſſe unwillkührlich anerkannt war, und ſo trat ſie in der einer Witwgebührenden Trauer, mit ihren zwei Kindern an der Hand, und das Jüngſte, den Liebling des Vaters, an der Bruſt, in das Hotel Coulière. Niederbeugend fiel ihr die Nachricht auf die Seele, daß die Leiche des Gatten, ganz dem entgegengeſetzt, was man den Abend vorher ihr geſagt hatte, ſchon beerdigt war. Sie hätte gern mit den Kindern an dem Sarg des Vaters gekniet und gebetet. Das aber wollte die Vicomteſſe eben nicht geſchehen laſſen. Die entſchloſſene Frau wollte jeder neuen Rührung, jedem Aufſehen ereignenden Auftritte vorbeugen. Wieder ermuthigt, höflich, kalt empfing Bronchet die beiden Frauen, denn die Nachbarinn hatte die doch furchtſame Marie, ihren Bitten zu Folge, wieder begleitet, — und führte ſie beinahe vornehm herablaſſend in das Cabinet der Vicomteſſe.

Der Anblick der tiefen Trauer Mariens, ſo wie einſt in ihrer Jugend die Trauer der Mutter, ſchien ſie noch tiefer zu verletzen, als die blühenden Geſichter der Kinder, deren Augen unſchuldig verwundert aus der Trauerhülle ihr entgegen leuchteten, ſie zu rühren. Trotz der heftigen Beklemmung, die erſt dieſen Morgen, bei den herben und ſtolzen Zügen der Vicomteſſe Marien befiel, trat ſie zwar betroffen, doch mit Anſtand und Ruhe mit den Kleinen vor ſie hin.

„Hier ſind die Kinder Ihres Sohnes, gnädige Frau!“ ſagte ſie alle Kräfte zuſammen raffend, „und hier die Beweiſe, daß ſie ſie ohne Beſchämung umarmen dürfen.“

Die Vicomteſſe ſah die Kinder gerührt an. Es war, als thäte ſie ſich Gewalt an, um ſie nicht an ihre Bruſt zu drücken, doch dieſer Kampf dauerte nur einen Augenblick. Sie wandte den Blick von den Kindern weg, um die Zeugniſſe zu leſen. Einen Augenblick ſtand ſie überraſcht da. „Marie Saintain!“ wiederholte ſie laut im Leſen.

„So iſt mein Name! gnädige Frau!“

„Von Venteuil,“ fuhr die Vicomteſſe, die Augen ſcharf auf ſie heftend, fort; und „Eure Großmutter heißt wohl ſogar Madelaine Ronſard?“

„So iſt es!“ ſagte Marie aufathmend mit erleichtertem Herzen.

„Ha!“ rief die ſtolze Witwe, wie von einem verwirrenden Traum plötzlich aufwachend. „Nun iſt mir alles klar. Alſo ein verjährtes Complott! Sollte ſo ihre Wahrſagung in Erfüllung gehen? ich ſo erniedrigt werden?

Nein: das ſoll nicht geſchehen! Es ſind die Kinder meines Sohnes. Wohlan! ich nehme mich ihrer an, aber für die Verführerinn des Vaters werde ich nichts thun."

„Verführerinn?" wiederholte Marie in ihrer weiblichen Würde erröthend — „ich? habe ich denn je geahnt, daß ſeine Mutter in einem Pallaſte wohnte? Als er ging, verlaſſen, von Ihnen vielleicht verlaſſen, ein kranker Soldat in unſere niedere Wohnung kam, da ward ſie ihm ein Pallaſt und meine Liebe ihm ein unverhofftes Glück. Er war arm, durch mich wurde er reich, reich an Liebe. Sie und das Glück kehrten uns nicht den Rücken. Da wurde er verlockt, Beiden Rücken zu kehren! ach er war ein fleißiger Arbeiter, ein zärtlicher Vater, mir ein liebevoller Gatte. Es fehlte ihm an nichts. Nur Sie, Sie ſind ſeine Verführerinn, gnädige Frau! Sie haben ihn der ſtillen Genügſamkeit entriſſen, Reichthum für Seelenfrieden gegeben — für heitere Geſundheit — den Tod! Ja, Ja! ich ſah es ihm wohl an, das letzte Mal, da er bei mir war; ſein Herz war ſchon halbgebrochen. — Seit ich Sie geſehen, wundert mich nicht ſein frühzeitiges Grab. Sie konnten ihm nicht Kinder und Gattinn erſetzen. — Dieſe ſchauerliche Kälte mußte ihn tödten. — Ach und keine liebende Bruſt hat ſeinen letzten Seufzer aufgefangen; die kaum erſtarrte Leiche überließen ſie fremden gemietheten Händen, während ſeine arme Gattinn," rief ſie, indem ein heftiges Schluchzen ihren letzten Worten etwas Schreiendes verlieh, „während ich, unter mitleidigen Thränen, an ſeinem Todtenhemd nähete!" —

„Schweigt, Weib!" rief die Vicomteſſe, — der Erſtaunen und Zorn verwehrt hatten, ſie zu unterbrechen. —

„Bringt nicht muthwillig Eure Kinder um mein Mitleid. Seinen Namen dürfen ſie zwar nicht tragen; aber für ihre Zukunft ſoll geſorgt werden. Ich habe mich nun einmal dazu entſchloſſen, inſofern Ihr allen Rechten auf ſie entſagt. Wenn Euch die Zukunft der Kinder wirklich am Herzen liegt, Marie Ronſard — Saintain wollte ich ſagen, ſo verſprecht ſie nie mehr ſehen zu wollen. Nur dann will ich ihre Mutter ſeyn.“

Marie bebte zuſammen, der tiefe Unmuth ihrer Seele verſagte ihr Anfangs die Rede. Wiewohl aufs Neue erblaſſend, belebte doch eine ihr unbekannte Kraft ſchnell ihre Bruſt: „Sie, Mutter!“ rief ſie heftig! — „Und nicht ich — Nie! Was gibt Ihnen ein Recht ſo grauſam gegen eine arme Witwe zu verfahren, weil Ihr Sohn ſich zu ihrem Beſchützer geweiht; da doch die Geſetze unſres Vaterlandes ihn dazu berechtigt haben? Wodurch habe ich Ihren Haß verdient, daß Sie mich wie eine feile Dirne behandeln? Um des Namens Willen, den Ihr Sohn trug, um ſeinetwillen dürfen Sie mir nicht Ihre Achtung verſagen. Durch dieſe Acte ſind wir in gemeinſame Rechte getreten; ich kenne die meinigen, und welchen Namen ihm auch ſpäter die Verhältniſſe gegeben, ich und ſeine Kinder, wir haben Anſprüche daran.“

Es ſchien als hätte ſie die ganze Kraft ihrer Seele in dieſe Worte gelegt, denn ihr bebte die Hand und die Schritte ſchwankten, als ſie der Vicomteſſe die Eheacte überreichte.

Faſt bebend vor Zorn warf dieſe ihre Blicke darauf. Bange, lang hafteten ſie daran, erſt Faſſung ſuchend, dann jede Sylbe einer argwöhniſchen Prüfung unterwerfend. Da flammte es endlich plötzlich, wie ein Blitz in den dunkeln

Augen auf, die Lippen verzogen ſich zu einem ſpöttiſchen Lächeln, und die Acte ſtöhniſch zu Mariens Füßen werfend, ſagte ſie zerſchmetternd: „Feile Betrügerinn! ich durchſchaue Euch. Durch ſolche Künſte denkt Ihr mich zu erſchrecken; allein Ihr habt Euch an mir verrechnet, und Euch nun ſelbſt den Unterſchied zwiſchen Recht und Anmaßung gelehrt. Verlaßt auf der Stelle dieſes Haus, und wagt nie mehr, es zu betreten: aber nun da Ihr mir zu trotzen denk', nun bleiben die Kinder hier ohne Bedingung. Die Zeugniſſe, ſie betreffend, erkenne ich an; dieſer Säugling," fuhr ſie fort, das jüngſte Kind raſch ergreifend, das in den faſt erlähmenden Armen der erſchrockenen Frau nur unſicher hing, „ſoll aus einer ehrlicheren Bruſt Nahrung haben. Ich bin Willens allen dreien Mutter zu ſeyn, und ſo iſt es mir Pflicht, ſie dem Vergehen zu entreißen. Thut nun, was Ihr wollt. Eure eigene Verworfenheit wird mein Recht vertheidigen helfen."

„Meine Kinder! will ich" — rief Marie außer Faſſung, ohne Kraft die niedergeſunkenen Arme wieder zu erheben, unfähig auch nur einen Schritt zu thun, — war nur noch ein Reſt der Stimme ihr geblieben. — „Meine Kinder! Sind Sie je Mutter geweſen" — Sie vollendete nicht; die entſetzte Nachbarinn faßte ſie im Umſinken in ihren Armen auf, während die Vicomteſſe mit einem Wink Bronchet den Säugling übergab, und ſelbſt die Hände der zwei älteren Kinder ergreifend, dieſe ihres Sträubens ungeachtet, von dem Haushofmeiſter gefolgt, in ein Nebenzimmer führte. Noch bevor dieſe zurückkehrte, hatte Mariens empörte Freundinn die auf dem Boden liegende Eheacte aufgenommen und mit den übrigen noch auf dem Tiſche liegenden Zeugniſſen ſchnell zu ſich geſteckt. —

Auch dießmal wußte Marie nicht wie ſie nach Hauſe gekommen, nur daß ſie, als ſie ſich erſt ſpät erholt hatte, zu einem noch größeren Elende erwacht war. Unter den fremden Weſen, die ſie umgaben, ſuchte ſie vergebens die Kinder; nur nach dieſen ſpähete ihr Blick; nur deren Namen gingen über ihre Lippen. Die Anweſenden waren Bewohner des Hauſes, und der Polizeicommiſſär des Quartiers, welchen die Nachbarinn berufen, und durch ihren Bericht in dieſelbe empörte Stimmung verſetzt hatte, in welcher ſie ſich ſelbſt befand. Der Polizeicommiſſär, der die Papiere flüchtig durchgeſehen und richtig befunden, war ſchon dabei thätig geweſen. — Er, ſo wie die Übrigen, bemüheten ſich, Marien aufzurichten und zu tröſten. — Die Vicomteſſe hatte indeſſen die Requiſition des Commiſſärs ſchnöde zurückgewieſen. — Wenn Jemand ihr die Kinder ihres verſtorbenen Sohnes abzuzwingen dächte, ließ ſie ſagen, möchte man ihr dieſelben vor einem höheren Gerichte, dem ſie Rede zu ſtehen verbunden war, abfordern, wenn man übrigens Muth dazu hätte. Der aufgebrachte Commiſſär wies ſelbſt Marien einen jungen Advocaten an, um ihre Anſprüche mit Erfolg geltend zu machen. Kein Wort hier von dem, was die arme Mutter, kaum zum Denken fähig, während dieſer Verhandlungen litt; dieſer Zuſtand, oder vielleicht die verwirrte Meinung unter dem Volk: daß eine kirchliche Trauung vor Gericht nicht gültig war, ließen ihr nicht in den Sinn kommen, jener zu erwähnen. Alle ihre Gedanken waren nur auf die verworfene, verhöhnte Eheacte gerichtet. — Kaum aber war die

Klage gegen die Vicomteſſe zur Kenntniß derſelben gekommen, als von ihrer Seite eine Gegenklage einlief, in welcher ſie Marien als ein verwerfliches Geſchöpf darſtellte, das in ihr Hotel eingedrungen war, in der Abſicht, durch eine falſche Eheacte ihr das Erbtheil ihres Sohnes zum Beſten ſeiner natürlichen Kinder ſtreitig machen zu wollen, und nun durch allerlei Kunſtgriffe, die dem Herzen der Vicomteſſe theuer gewordenen Kinder, einer würdigen Erziehung zu entziehen dachte.

Als die Vicomteſſe in ihrem Zorn ſich raſch, aber beſonnen entſchloß, Marien die Kinder zu nehmen, hoffte ſie zugleich ein Mittel in Händen zu haben, die nach ihrer Anſicht unwürdige Mutter bis zum Stillſchweigen zu verſchüchtern. Ihr argwöhniſcher Scharfblick hatte bei der Durchſicht der Eheacte etwas entdeckt, das auf eine Verfälſchung deutete: denn der Stempel des Papiers trug eine ältere Jahrzahl als die Unterſchriften, und dieſe ſowohl als die darin vorkommenden Namen ſchienen mit einer etwas dunkleren Tinte, die doch jedem Andern ſchwerlich aufgefallen wäre, geſchrieben zu ſeyn. In ihrem voraus eingenommenen Gemüth wurde der leiſe Verdacht ſogleich willkommene Gewißheit, welche ſie indeſſen zu einem gerichtlichen Verfahren gegen Marien zu benutzen ſich nicht entſchloß, bevor nun dieſe durch die Klage und den Ton des Unwillens, in dem der Anwald ſie entworfen, zu einem öffentlichen Auftreten herausforderte, deſſen ſie ſich gern überhoben geſehen, hätte nicht der Zorn des Hochmuths, ihren Namen und ihr Betragen dem Urtheil der Stadt preisgegeben zu wiſſen, Durſt nach Rache bei ihr erregt.

Dieſe Wendung der Sache ſchien die gerichtliche Strenge ganz gegen Marien zu wenden. Der Vicomteſſe wurde die Aufbewahrung der Kinder vorläufig bis zum Ausgang der Sache zuerkannt. Mariens Anwald zu empört von dem Betragen der Mutter ihres Gatten, zu hingeriſſen von Mariens Leiden, von der Wahrheit in ihrer einfachen Darſtellung, um an eine mögliche Verfälſchung eines mehr als zehnjährigen Documents gedacht zu haben, bekam nun einen ſchweren Stand. Die eingeleitete Unterſuchung bewies noch klarer, als die Vicomteſſe gehofft, daß die Eheacte durchaus falſch war. Dieß mußte natürlich Mariens Verhaftung bewirken, als diejenige, die ſich derſelben zu einem betrügeriſchen Zwecke bedient. Dem Advocaten, obgleich bei dieſer Entdeckung höchſt betroffen, fiel es doch keinen Augenblick ein, Mariens völlige Unwiſſenheit von dieſem Vergehen zu bezweifeln. Er wurde, völlig davon überzeugt, als auf dem Wege nach dem Gefängniſſe, wohin er ſie, die, im Bewußtſeyn ihres reinen Gemüthes, ruhiger als er in den Wagen geſtiegen war, begleitete, ſie ihn plötzlich heftig an dem Arm faßte, und auf ein großes Gebäude von auffallender Bauart zeigend, rief. — Sieh da — da, in dem Hauſe war es, wo wir die Eheacte unterzeichneten. Selten bin ich freilich in dieſer ungeheuren Stadt herumgekommen, nur einmal, damals, war ich in dieſer Gegend — doch hat dieſes Gebäude immer lebhaft und deutlich, wie die Kirche in meinem Dorfe, vor meinem Gedächtniſſe geſchwebt.“

„Ich zweifle nicht jetzt, nie an Ihrer Unſchuld;“ entgegnete er ſchaudernd. Es war das Odeons-Theater; und er ſah nun deutlich in ihr ein frühes, und verhüte es Gott!

vielleicht ein noch ſpätes Opfer einer abſcheulichen Täuſchung. Doch mit Muth vertraute er der Kraft der Wahrheit, und den Mitteln ſeiner Beredſamkeit; er wunderte ſich ſelbſt, daß der Troſt, den er doch mit bangem Herzen ausſprach, ſie ſo leicht beruhigen konnte. Nur ein Gedanke beſchäftigte ſie: der Verluſt ihrer Kinder, die Hoffnung, ſie wieder zu erhalten. Die Verfälſchung der Acte, von der ſie nichts geahnt, glaubte ſie nie; in jeder darauf zielenden Frage wähnte ſie nur die Ränke der Vicomteſſe zu ſehen, und ſo ſah ſie das Gefängniß als ein irdiſches Fegefeuer an, durch welches ſie eine noch größere Mutterſeligkeit erlangen würde. Es war als hauchten die Gefängnißwände aufs Neue Ruhe in ihre Bruſt. Hier, und erſt hier fand ſie ſich ſtark genug, wieder von allem bis dahin Vorgefallenen ihre Mutter ſchriftlich zu unterrichten, wovon dieſe, ihrer Meinung nach, völlig unwiſſend, und vielleicht ſchon wegen ihres langen Stillſchweigens unruhig war; denn wie emſig die Sache auch betrieben wurde, waren doch ſeit dem Zuſammentreffen mit der Leiche des Gatten im Hotel de Coulière, Monate vergangen, und nur durch den Eifer des Anwaldes und zufällige günſtige Umſtände gelang es, die Sache, in kürzerer Zeit als gewöhnlich, vor die Aſſiſen zu bringen.

Es iſt nun Zeit, den Blick auf Madelaine zu richten, die wir nun im Laufe mehrerer Jahre faſt ganz aus den Augen verloren haben. Es ſchien, als hätte, ſeit der Ehe der Enkelinn, und ſeitdem ihre Unruhe durch die prieſterliche Trauung gehoben war, die rüſtige Thätigkeit der Matrone, als dem Leben nicht mehr ſo nothwendig, ihre Kräfte mehr nach innen gekehrt. Ihre Seele war noch immer lebendig und friſch; der Körper dagegen, eine Folge vielleicht des ungewöhnlichen Stillſitzens, wozu ihr immer ſchwächer werdendes Geſicht, das mitunter nahe an Blindheit grenzte, ſie zwang, hinfälliger, ſo wie ihr ernſtes Gemüth, noch trüber geworden. Seit der Zeit, wo ſie der Tochter die Sorgen für die kleine Landwirthſchaft übergeben mußte, hatte ſie viele entmuthigende Stunden verlebt. Eine ſehr lebhafte Freude war ihr freilich zu Theil geworden, als der geflüchtete Seelſorger ihrer Jugend wieder erſchien, und das ſo lange niedergelegte Pfarramt aufs Neue in Beſitz nahm. In den erſten Monaten darauf war ſie wie vergnügt, und noch immer brachten ſeine geheimen und tröſtenden Unterredungen mit ihr, die oft zagende Seele ins Gleichgewicht. Durch ihn hatte ſie, wie wir gehört, Victor's Zuſammentreffen und Ausſöhnung mit ſeiner Familie erfahren, deren Wiederauftreten ſie mit Freudenthränen feierte. Durch denſelben ſein Doppelleben gebilligt; die Rückgabe des Schloſſes Venteuil an den rechtmäßigen Beſitzer nannte ſie einen Segen ihres Alters. Seit der Stunde war es, als harrte ſie, bald mit ergebener Geduld, bald mit unruhiger Sehnſucht der Ankunft der Vicomteſſe. Allein ſie kam gar nicht, und wie gerne ſie ihre Kinder und Urenkel umarmt hätte, verwehrte doch weniger ihr zunehmendes Alter, als die Furcht vor einer völligen Blindheit, welche die Mühſeligkeiten einer Reiſe, Zugluft und Kälte nur zu leicht für ſie herbeiführen konnte, ihr einen Beſuch in Paris zu machen, ſo wie die Furcht durch Victors Erſcheinung in Venteuil eine voreilige Entdeckung zu veranlaſſen, die Familie nach ihre Heimath hin zu beſcheiden. So waren die Jahre in unruhiger Erwartung und zuverſichtlichem Hoffen unmerklich hingeſchwunden. Da traf die Nachricht von dem Tode des Stammherrn, und von dem Eintreten des jüngeren Bruders, von dem man ſeit ſeinem Verſchwinden gar nichts in Venteuil gehört, in deſſen Rechte, im Dorfe ein. Madelaine wurde beinahe krank, aus Schrecken und Freude, und ſelbſt durch die Bemühung Beide zu verbergen. Ihr Körper wurde, während der bangen geſpannten Erwartung ihrer Seele, im Laufe der folgenden Zeit, immer ſchwächer; ihr Geiſt litt ſo ſichtbar, daß der alte geiſtliche Hausfreund ſich gedrungen fühlte, Vorkehrungen zu treffen, daß die unerwartet eingetroffene Kunde von Victors Tod ihr fürs Erſte nicht zu Ohren käme. Setzte doch dieſe Nachricht ſelbſt ihm, der einſt ſeine Trauung verrichtet hatte, in eine ſeltſame Unruhe. Endlich wurde doch, wie es ſo oft geſchieht, durch einen Zufall das Ableben des neuen Beſitzers der Matrone verrathen. Es machte nicht den verderblichen Eindruck auf ſie, den der Geiſtliche beſorgt hatte. Es erſchütterte ſie nur einen Augenblick! dann ſagte ſie gefaßt: Gott lenkt ja alles zum Beſten! Als ſie aber allein blieb, weinte ſie lange im Stillen; dann wurde ſie ruhig, faſt ruhiger als vorher. Sie fragte nun täglich, faſt ſtündlich nach Nachrichten von den Kindern. Die Tochter, die den Tod des jüngeren Vicomte ohne die geringſte Ahnung, wie nahe derſelbe ſie anging, ohne beſondere Theilnahme gehört, wurde zuletzt von der ungeduldigen Spannung der Mutter angeſteckt, deren körperliche Kräfte freilich ſo ſehr bei dieſer abnahmen, daß ſie kaum das Lager verlaſſen konnte. Nun folgte eine kurze peinliche Zeit für die arme Tochter, die bitterſte, möchten wir ſagen, in ihrer ruhigen, nur ſelten von kurzen Stürmen bewegten Lebensfahrt; wo ſie im Wachen und Sorgen nur die betagte Mutter, die wie ſehr die Unruhe ihrer Seele ſich auch zuweilen zu Unmuth zu ſteigern ſchien, dennoch gegen ſie eine Milde erzwang, welche die Tochter tief rührte, — dazu noch die in ihrem Herzen auftauchende Angſt über das lange Schweigen der Kinder bekämpfen mußte — Da erſchreckte ſie, wie ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel, Mariens Brief. In der Verwirrung ihrer Seele ſchickte ſie nach dem Geiſtlichen, doch noch bevor er kam, rief ſie die Pflicht zur alten Mutter. Trotz des Nebels ihrer Augen merkte ſie an Mariens zitternder Stimme, wie ſehr ihr Herz gequält war. Sie fragte erſchrocken, beſchwor die ſchweigende, jedoch in Schluchzen ausbrechende Tochter, ihr Alles zu ſagen, der Stärke ihrer Seele zu vertrauen. „Weißt du es nun?“ ſagte ſie zuletzt: „hat Marie geſchrieben? Haſt du entlich vernommen, was ich längſt gewußt, daß ihr Gatte geſtorben iſt.“

„Entſetzen über die vermeintliche Sehergabe der Mutter, vermochte ſie nicht länger zu ſchweigen, aber ihre Beſorgniß, der Matrone wegen, war vergeblich geweſen. So wie ſie allmählig Alles erfuhr, Mariens Entdeckung von Victors Herkunft, die Verhaftung der Enkelinn, wegen der verfälſchten Eheacte, den Raub der Kinder, kehrte zuſehends die alte Spannkraft ihrer Seele zurück. Es verlor ſich die Schwäche des Körpers. Thätigkeit und Entſchloſſenheit ſiegten aufs Neue in ihrem Gemüthe. Mit jugendlicher Kraft erhob ſich die nunmehr ſiebzigjährige Frau vom Lager. „Ich muß ſelbſt hin,“ war alles, was ſie ſagte. Allein die Tochter mußte, was ſie ſonſt nie geſtattete, ſie anziehen, denn ihre Seele war zu thätig im

Innern, um die Hände lenken zu können. Da trat der Geiſtliche ein.

„Gut! daß Ihr kommt!“ rief Madelaine am Gange ihn erkennend, ihm entgegen! „Ihr müßt mich nach Paris begleiten. Auch du, Marie; aber dich führt das Herz ins Gefängniß deiner Tochter, während ich — Nun ſage ihr, daß auch ich da bin, ihren Kerker zu ſprengen, ihre Unſchuld zu verherrlichen. Sage ihr nichts mehr! Was ich thun will. Ihr,“ wandte ſie ſich zum Geiſtlichen: „Nein! ſelbſt Ihr ſollt es nicht zum voraus hören; möget Ihr es auch ahnen, aber Ihr ſollt Zeuge davon ſeyn. Nun ſchnell fort, fort!“

Der Wagen war bald bereit. Marie Saintaines Herzklopfen vermehrte ſich mit jeder Meile, der ſie Paris näher kam. Madelaine dagegen blieb ruhig, ja ſogar, möchte man ſagen, immer heiterer. Die Tochter fühlte ſich von der Reiſe erhitzt und angegriffen, die betagte Mutter nicht. Marie Desforges hatte in ihrem Schreiben die Adreſſe des Anwalds beigelegt, als deſſen, der die Briefe an ſie in Empfang zu nehmen hatte. — Bei dieſem fuhr der Wagen vor. Er wurde ſichtbar ergriffen, ja beſtürzt, als er die Mutter der Angeklagten vor ſich ſah. Aber in demſelben Augenblick ging ſein Erſtaunen zu einem raſchen Entſchluß über. „Um ſo beſſer,“ ſagte er. „Sie hat heute den Beiſtand einer Mutter vonnöthen. Kommen Sie in mein Haus. Ich werde ſie ſogleich zu ihr hinführen.“

Der Pfarrer und Madelaine fuhren weiter, nachdem die Letztere die Tochter mit den Worten umarmt hatte: „Sage Ihr, Sie hat nichts zu befürchten, möge auch ich ihre Stelle in dem Gefängniſſe einnehmen!“ Es koſtete dem Geiſtlichen Mühe, Madelainen zu überreden, ſie nach der in Beider Alter ſo ermüdenden mehrtägigen Reiſe ſich zuerſt einige Stunden Ruhe und Erholung zu gönnen. Nur aus Rückſicht auf ihn gab ſie nach. Keines von Beiden wußte, daß ein gütiges Verhängniß es ſo gefügt, daß ſie eben am Morgen deſſelben Tages, als Marie vor die Aſſiſen geſtellt werden ſollte, angekommen waren. —

Es war ſchon hoch am Tage geworden. Die Vicomteſſe ging unruhig und einſam in ihrem Wohnzimmer auf und nieder. In geſpannter Erwartung eben nicht, denn ſie, eine Feindinn jedes Betruges, war von der Unechtheit der Eheacte zu überzeugt, um nur einen Augenblick an der Beſtrafung der daran Schuldigen zu zweifeln. Die eigentliche Urheberinn in der alten Amme ahnend, die in ihrem Gedächtniſſe von ihrer Jugendzeit an feindſelig, voll hochmüthiger Rache ihr vorſchwebte. Aber es war ihr doch, als bewegte ſich in ihrer Seele eine ſpäte Reue, dem verſtorbenen Sohne, dem eigenen, alten Namen, durch eine Rechtsſache, die für Beide nicht ehrenvoll ausfallen könne, und dazu einen Schatten auf ſie ſelbſt werfen würde, durch ihren Starrſinn einer gehäſſigen Öffentlichkeit preisgegeben zu haben. Sie ſuchte Beruhigung in dem Gedanken, den Schatten des Sohnes — beider Söhne — durch eine liebevollere Sorge für ſeine leiblichen Abkommen zu verſöhnen, denn ihren Namen, den ebenbürtigen Stamm ihres alten Hauſes, ſah ſie ſchon als erloſchen an. Alle drei Kinder hatte ſie um ſie erſammelt, mit dem Jüngſten ſpielte eine in der Eile aufgefundene Amme. Der Sitte ungeachtet hatte ſie, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, ob aus Trotz oder aus Furcht, vor möglichen Nachſtrebungen der mütterlichen Anſprüche, ſich von dieſen nicht trennen wollen, aber die

Liebe der Kinder vermochten ihre ſchwerfälligen Schmeichelworte nicht hervorzurufen. Das Älteſte war ſchon in dem Alter, wo das Kind Alles bemerkt und im Stillen erörtert, und deſſen unbezwingliche Abneigung ſchien auf die Jüngeren übergegangen zu ſeyn. Dieſer Mangel an Liebe, wo ſie dieſe vielleicht zum erſten Mal in ihrem Leben begierig ſuchte, und ein reueähnliches Gefühl in ihrer Bruſt erregte, vermehrte den Unmuth dieſer Stunde noch mehr. Da trat plötzlich ein Bedienter ins Zimmer. — Es war noch zu früh, Botſchaft aus dem Gerichte erhalten zu können, wohin Bronchet geſchickt war, um ihr den Erfolg ſchnell zu berichten. Bis dahin hatte ſie geboten, ungeſtört ſeyn zu wollen. Sie ſah den Diener grimmig an.

„Verzeihung, Madame!“ ſagte dieſer ſtockend, „aber ein Geiſtlicher verlangte Sie ohne Verzug in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen. Er iſt vom Schloß Venteuil in großer Eile hergekommen, und hat —“

Sie unterbrach ihn ſchnell. Die Unruhe, die ſo gern das zwiſchen Trotz und Reue getheilte Gemüth beſchleicht, und es beinahe dazu zwingt, in jedem zufälligen Umſtand Rath und Auskunft zu ſuchen, erſchloß ihr die Lippen. „Von Venteuil!“ rief ſie. „Der alte Geiſtliche, den ich ſeit unſrer beiderſeitigen Entfernung davon nicht geſehen? habe ich ihn doch in glücklichen Zeiten gekannt — Was kann der mir wollen? — Er mag kommen, geſchwind!“

Mit ſtarren gegen die Thüre gerichteten Blicken, als hätte ſich jeder Gedanke, jede Empfindung da hinein geflüchtet, blieb ſie unbeweglich ſtehen, bis die Flügelthüren aufſprangen, und der weiſe Pfarrer, eine eben ſo alte Frau in einfachen grauen Kleidern, deren unſichere und doch feſte Tritte die geſchwächte Sehkraft der Augen ankündigten, während das in die Höhe gerichtete Haupt, und die ſonſt rüſtige Geſtalt, ſowohl von Körper- als Geiſteskraft zeugten, an der Hand in den Salon trat. — Dieſer unerwartete Anblick gab ſogleich der Vicomteſſe die Sprache wieder.

„Ha! Madelaine Ronſard!“ rief ſie unwillkührlich, mit der wiederkehrenden Härte ihres ſtolzen Gemüths. „Seid ihr's — Kommt Ihr endlich ſelbſt, Euch vor mir, der Ihr einſt mit Erniedrigung gedroht, zu demüthigen, und den Kummer und die Verirrungen, — nicht Schande aber, wie Ihr gewähnt haben möget — die Ihr über mein Haus gebracht, von dem Eurigen abzuwenden? Zwar ſind, außer den Früchten Eurer Ränke, viele Leiden über meinem Haupt und mein Haus verhängt geweſen. Noth und Entbehrung, unverſchuldeten Kummer habe ich getragen. Gefahr und Tod ſind oft nahe an mich getreten. Sie haben die Blüthe meiner Jahre früh abgeſtreift; aber die Wolken, die meine Sonne verdeckten, haben endlich ſich verzogen und ihrem Glanze ſein altes Recht wieder eingeräumt, ich bin noch immer die Vicomteſſe de Coulière.

„Es iſt eine Frage, Madame! denn ich kenne eine Würdigere,“ entgegnete Madelaine ernſt, dann immer lebhafter: — „der Zorn, ich fühle es, ſtreift von meinen Augen den Nebel ab, und ich ſehe Eure Züge immer klarer vor mir, ſo wie es in mir immer mehr zur Klarheit kömmt. Ihr habt Eure Schwiegertochter der Verfälſchung beſchuldigt. — die Verſtocktheit Eures Herzens, der Hochmuth, haben Euch dazu angetrieben. Aber ich bin gekommen ihn hinaus zu treiben und Lüge zu ſtrafen. Mögen auch Fehler, Verfälſchung, was weiß ich davon, an jenem Ehezeugniß aufgedeckt ſeyn. — Dieß wird keine haben. Seht hier den Trauſchein unſerer Kinder, von einem Auge beſtätigt, dem die Eurigen unterthan ſind — leſet.“

Sie hielt das aus ihrem Buſen hervorgezogene prieſterliche Zeugniß der Vicomteſſe hin. Dieſe ſtand einen Augenblick wie verſteinert. So wie früher die Sylben jenes Documentes, ſo verſchlangen auch ihre Blicke dieſe Buchſtaben, aber nicht mit demſelben Erfolg. Ihr Auge wurde immer düſterer, auf einmal war es, als blitzte eine flammende Wuth darin auf, und ſie machte eine plötzlich heftige Bewegung, als wollte ſie das Papier zerreißen.

Da trat der Geiſtliche raſch hinzu, und entzog es ſchnell ihren Händen. „Bedenken Sie, was Sie thun, Vicomteſſe,“ ſagte er. „Ich habe es geſchrieben, und ich habe ſie getraut. Es gibt noch gültigere Zeugniſſe, als das zerreißbare, was ſie in der Hand halten.“ „Zu ſpät,“ erwiederte ſie kopfſchüttelnd, dumpf in ſich hinein. — „Jenes Document iſt dennoch unecht, und in dieſem Augenblick wird die Frau meines Sohnes als eine Fälſcherinn verurtheilt. Denkt Ihr, daß die Vicomteſſe de Coulière einer an der Ehre Gebrandmarkten ihren Namen geben will. Die Verpflichtung, die Ehre meines Hauſes aufrecht zu halten, liegt mir vor Allem ob.“

„Das iſt eine Frage,“ wiederholte die greiſe Frau, ſie mit den verdunkelten Blicken immer feſter anſtarrend. „Gott wird gnädig verhüten, daß die Unſchuld leide, wo eine Schuldige in der Nähe iſt. Seht, trotz dieſer grauen Haare, dieſer erloſchenen Blicke — Nein! Nein! was iſt das? ich ſehe wieder — der düſtere Zorn deines Auges, Marie! begegnet mir flammend, und dort ſind meine Urenkel! ja ſie ſinds. — Der Nebel wurde gebrochen — ich ſehe, noch bevor ich es wußte; auch meine Sonne iſt wiedergekehrt. — Laßt mich die Kinder umarmen, ihres Glückes willen mag gern die Schmach meine grauen Haare treffen. — Ich weiß es, der Buchſtab verwirft mich, aber mein Wille ſpricht mich frei, und gibt mir Muth für die Wahrheit zu büßen. Kommt meine Kinder.“

Die erſtaunte Amme brachte ihr die argloſen Kleinen. Der Geiſtliche faltete erſtaunt die Hände, die Vicomteſſe ſtarrte ſie beſtürzt an. Die Matrone umarmte die Kinder, hielt die Älteſte, die zufällig oder aus Inſtinkt ſich an ihre Kleider ſchmiegte, dicht an ſich gepreßt, erhob das Jüngſte an ihre Bruſt, und nachdem ſie es zärtlich geküßt hatte, richtete ſie das Haupt wo möglich noch höher empor, immer die Vicomteſſe anſtarrend, mit der ihre Seele ſichtbar ſo wie ihr Herz mit den Kindern beſchäftigt war, während der trotz ſeines Erſtaunens beſonnene Geiſtliche der Amme gewinkt hatte, das Zimmer zu verlaſſen. —

„Ja wohl,“ nahm Madelaine, nach dieſer kurzen Unterbrechung wieder das Wort, „wohl ſeid Ihr die Vicomteſſe de Couliére, aber nur durch den Namen Eures Gemahls, der Euch erhob, indem Ihr ihn zu Euch zu erheben dachtet, und nicht durch die Geburt! dennoch fließt das Blut der alten Eigenthümer von Venteuil rein und unverfälſcht in den Adern Eurer Enkel und meiner Urenkel, denn der Mutter des armen Weibes, das Eure Anklage in Feſſel geſchlagen, gebührt der Name, den Ihr tragt, und Euch der Namen derer, die Ihr verſtoßen habt, und nun verfolgt, denn Ihr ſeyd — du biſt meine Tochter. Ich will es laut ausrufen, damit die ganze Welt mein Vergehn, und in ihm deine Erniedrigung, die Schmach, welche du ſelbſt über dich verhängt, erfahre — Meine Tochter ſage ich.“ —

„Feſſelt die Frau!“ rief, außer ſich vor Zorn und Entſetzen, die gräfliche Witwe.

„Nein! Frau Vicomteſſe!“ fiel ihr der Geiſtliche ins Wort: „Sie feſſelt nicht. Bei dem Sterbelager ihres Gatten habe ich, ſchon vor Jahren dies Geheimniß erfahren, das mir zu enthüllen nicht zukam, und in deſſen Offenbarung ich bis an dieſen Augenblick, da es die Vorſehung ſo wunderbar geleitet, keinen Segen, ſonder nur Unheil und Verwirrung erblickte.“

„Hör mich ruhig, Tochter,“ verſetzte Madelaine, bei der die gewaltſame Spannkraft der Seele mit dem ausgeſprochenen Worte ſogleich nachgelaſſen, plötzlich ruhig mit beſonnener Entſchloſſenheit: „ich faſle nicht. Iſt auch dieſe Entdeckung lange, viel zu lange, bis zum Augenblick der höchſten Nothwendigkeit, da es nicht möglich war, den Ruf von Oben zu verkennen, verſchoben, wegen des zu langen Zögerns, ſo wie wegen der heutigen Nothwendigkeit, trägſt du allein die Schuld. Es wird dich einen kürzeren und kleineren Zwang koſten, mich ruhig anzuhören, als es mich gekoſtet, ſo lange ſchweigen zu müſſen.“

Mit einfachen ſchlichten Worten erzählte nun Madelaine die innige Freundſchaft, die zwiſchen ihr und der Milchſchweſter Statt gefunden hatte, von der unglücklichen Ehe derſelben, ihren dunklen Ahnungen, von dem Gelübde, das ſie ſelbſt der Sterbenden hatte geben müſſen. Sie berichtete, mit welcher Liebe ſie die Tochter der Freundinn neben der Eigenen an ihre Bruſt gelegt, wie ſie geſtrebt hatte, eine gleiche Zuneigung, wie die der Mütter, in die zarten Herzen zu hauchen, wie ſie keinen Unterſchied zwiſchen Beiden gemacht, und keinen in ihrem Herzen gekannt, kurz: Alles bis auf den Augenblick, wo der Marquis ihr in den Arm gefallen war, da ſie dieſen erhob gegen das eigne Kind, indem ſie die Schuldige erkannte, ſo auch den Grund warum Jener eben in dieſem Kinde die eigne Tochter gewähnt. — Ach wie hochmüthig dieſer Grund auch in ſeinem Munde klang,“ fuhr ſie fort, „berührte er dennoch ein Gefühl meines Herzens, wodurch mir die Unart der eignen Tochter mehr als ſtrafbar, faſt gehäſſig erſchien: Jene ſowohl als die Drohungen des Marquis erregten einen bittern Unmuth in meiner Seele; — ich ſchwieg noch immer, nicht aus Furcht wegen ſeines Zornes, ſondern aus Widerwillen, mich wegen Nachläſſigkeit vertheidigen zu müſſen. In ſeinem Stolz und ſeiner Härte traten die dunkeln Ahnungen, die Seelenangſt der ſterbenden Freundinn vor meine Seele. Ich wußte, daß ihre Tochter ſchon Stiefgeſchwiſter hatte, und ich hatte geſchworen, ihr, wo möglich gegen den Vater ſelbſt beizuſtehen. Aber alle dieſe Empfindungen verſchmelzen augenblicklich in eine nie gefühlte Angſt, als er plötzlich erklärte, mir ſogleich die Tochter abnehmen zu wollen. — Wie! ich ſollte das Kind, das mir ſo heilig ans Herz gebunden war, noch zart und hülfsbedürftig fremden Händen, der tyranniſchen Gewalt, die das Leben der Mutter aufgerieben hatte, feig übergeben? der Segen einer liebevollen Freundinn ſollte mir die Unart des eignen Kindes, des eignen Blutes in den Fluch einer getäuſchten Mutter, in den Thränen-Fluch der unglücklichen Tochter verwandeln? Da blitzte aus dem eigenen Irrthum des Marquis ein Ausweg hervor, und es war, als ſenkte dieſer Blitz plötzliche Ruhe, plötzliche Entſchloſſenheit in meine Seele. So, wenn auch nicht mehr dir zürnend das konnte die Mutter in dem Augenblick der Trennung von der doch unſchuldigen Schuldigen nicht mehr, jedoch dadurch mich tröſtend, daß der Himmel ſelbſt, in deiner nicht zurechnungsfähigen That, mich ſo gut wie aufforderte, der Verſtorbenen dieß ſchwere Opfer zu bringen, gab ich dem Marquis die ſelbſtgewählte Tochter hin. An die erlogene Größe, worin du jetzt erſcheinſt, habe ich keinen Augenblick gedacht. — Ich beſchloß, meinen mütterlichen Blick nie von dir zu wenden; und bei einer erſten günſtigen Wendung der bedrohlichen Bedingungen den Irrthum aufzuklären. Noch immer trägt Marie Saintain, das kleine ſchwarze Kreuz, das ihr die Mutter ſelbſt umhing — Ach! ſpäter ſah ich freilich ein, daß Verhältniſſe vorwalten konnten, die weder jenen noch meinem Geſtändniſſe Glauben beimeſſen würden, um ſo mehr da dieſer Umtauſch in Eurem Alter jedem Fremden unwahrſcheinlich vorkommen mußte. Aber wir lebten einſam; der Neid hatte uns früher wenige Freunde gelaſſen, und das Alles vergrößernde Gerücht beraubte uns, aus Furcht vor dem Zorn des Marquis auch dieſer wenigen. Der Verband der Wunde gab mir Gelegenheit, die Züge des Kindes wochenlang zu verbergen, bis ich das Geſinde, das möglich den Tauſch hätte entdecken können, mit Neuem gewechſelt hatte; außerdem hießt Ihr ja Beide Marie, wurdet gleich geliebt und trugt gleichen Anzug. Es gehörte die ganze Gewalt, die ich über den Gatten gewonnen, dazu, um ihn über das Geſchehene zu beruhigen, das ſeinen Begriffen von Recht und ſeiner väterlichen Liebe ſo wenig entſprach. Bitten, Drohungen, Verſprechungen, Alles mußte ich anwenden; dennoch konnte ich mir nur ſein Schweigen verſichern, aber nicht einen Eindruck auf ſein ganzes Weſen verhüten, der ihn vor der Zeit in das Grab legte. Vor ſeinem Tode entdeckte er, unter dem Siegel der Beichte, dieſem würdigen Manne Alles. Es war mir recht, ich brauchte einen ehrwürdigen Zeugen, wenn einmal die Zeit kam, den Irrthum aufzuklären. Er tadelte meine That, aber er erkannte meine redliche Abſicht, und ſelbſt ſich ſcheuend, in das einmal fortrollende Rad des Schickſals einen Griff zu thun, deſſen Folge er nicht berechnen konnte, und die Allen Unheil drohete, hütete er ſich wohl, mein ſchon beängſtetes Gewiſſen noch mehr zu erregen. Ach! weit früher hatten ſchon, die Sorgfalt, dich mir zu entfremden, dein Stolz, der Starrſinn deines Charakters, worin nur ich die Erbſünde von der Mutter erkannte, in meiner Bruſt eine Empfindung von der Strafe erregt. Ich hatte dich ja ſelbſt von meinem Herzen entfernt. Sieh! da ſtarb der Marquis. Noch kannte dieſer ehrwürdige Herr mein Geheimniß nicht, aber es war mir klar, als ſey dieſer der rechte Augenblick, die Verwirrung wieder zu löſen. — Ich ließ Marien Trauerkleider anziehen, die ihr mit größerem Fug als dir zukamen, und ſo trat ich, mit ihr an der Hand, zu dir, auf dein verwundetes Herz, auf die Demuth kindlicher Trauer weiſend. — Ich wollte dir Alles geſtehen, mit dir überlegen, wie dieſe Verwirrung auf die glimpflichſte Weiſe aufgelöſt werden könnte; alle Mittel, die mir einfielen, ängſtigten mich, durch ihre zu ſpät eingeſehenen

Unzureichlichkeiten, aber du ſelbſt enthobſt mich auf einmal aller Zweifel. Deine Kälte, dein Hochmuth machte mich dir unzugänglich. Die Worte, die unwillkührlich meinen Lippen entſtrömten, wurden mir ſelbſt ein neues Zeichen, noch ferner zu ſchweigen und die Zeit hat mich gelehrt, daß ich Recht gethan. Dein Leben war hochgeſtellt und ſturmbewegt; es war niedrig und voller Elend, deine eignen Worte haben meine That gerechtfertigt; ohne ſie würden die Ahnungen der Mutter ſich an der Tochter bewährt haben. Aber in einer unbemerkten Bucht, über die die Stürme fern hinwegrollten, in kleineren Freuden, in kleineren Sorgen iſt ihr Leben verfloſſen. Ihr zarter Körper wäre zu Grunde gegangen, wo du dein Haupt, in dem von mir geerbten Muth, in der von mir geerbten rüſtigen Kraft noch höher erhobſt. Warum aber mußten ſich dieſe mit Stolz vereinen, um zum Hochmuth zu werden? Tochter! Hochmuth kömmt vor den Fall. Ohne deinen Starrſinn, deine Kälte, deine frühe Abneigung gegen ein Kind, das unter deinem Herzen gelegen, ja durch ſein Vertrauen, hätte, ſo wie Gott die Verhältniſſe geſtaltet, ſich Alles ruhig, gelinder löſen können. Ich, ſeine Großmutter, gab ihm die Liebe wieder, die du ihm entzogſt; durch die Neigung unſrer Kinder, durch ſeine Verbindung mit der Tochter deiner Milchſchweſter wäre das Rad wieder in die rechten Fugen gekommen, und in ſtillem, geſegneten Vertrauen hätte ſich Alles ausgeglichen. Aber du ſelbſt haſt das Unheil herausgefordert; du forderſt es noch heraus, mein graues Haar zwingend, eine That öffentlich zu geſtehen, die es mit Schmach bedecken wird, ohne das Herz der Reue zu eröffnen. Bringe mich denn an den Pranger! aber bedenke, daß die Dornenkrone deine Schläfe tiefer als die meine verwunden wird. Ach! und doch wiederhole ich es, in einer geſegneten Stunde hat deine harte Hand einſt zarte Schläfe blutig geſchlagen. Und nun meine Urenkel, theure Kinder! laßt mich, während dort in einer Seele meine Worte keimen, an euren ſüßen Augen die meinigen weiden, bevor ſie aufs Neue erblinden.“

Die Vicomteſſe ſtand unbeweglich, ohne Worte, düſter vor ſich zu Boden ſtarrend. Der greiſe Pfarrer betrachtete Beide mit gerührten Blicken. Es herrſchte eine Todtenſtille im Saale. Da ſprangen auf einmal die Flügelthüren wieder auf, und unangemeldet raſch trat der Anwald, mit Marien Desforges und ihrer Mutter, von einem Gerichtsboten begleitet, in den Saal. Bronchet folgte, blieb aber verlegen an der Thüre ſtehen.

„Da ſind ſie ja,“ rief die jüngere Maria, ohne auf die übrige Umgebung zu achten — und in den Armen der Urgroßmutter — „O! meine Kinder!“ — Sie eilte raſch auf ſie hin, und ſank, ſie alle drei und die Knie der Großmutter umfaſſend, vor dieſe nieder.

Was hatte dieſe Allen unerwartete Erſcheinung bewirkt? — Marie, obgleich ihrer Unſchuld vertrauend, zagte dennoch am Morgen des Gerichtstages in ihrem einſamen Gefängniß bei dem Gedanken, unter einer neugierigen, verſammelten Menge, als einer verruchten Verfälſchung angeklagt, zum erſten Mal auftreten zu müſſen. Der unvermuthete Anblick der Mutter gewährte ihr eine tröſtende Beruhigung. Der Antrag derſelben, den ſie, von dem Anwald von Allem unterrichtet, unaufgefordert ausſprach, die Tochter zu begleiten, verlieh ihr noch vollere

Beſonnenheit und Kraft. Als die Stunde ſchlug, begrüßte ein mitleidiges Murmeln der Anweſenden den wahrlich ungewöhnlichen Anblick. Die einfache, ländliche Tracht der Mutter, bei ihrer durchaus würdevollen ruhigen Haltung, ſo wie Mariens tiefe aber beſcheidene Trauer; die ſtille Duldung, womit ſie beſchämende Fragen anhörte, die von allem Trotz, ſo wie von aller Furcht freie Zuverſicht, womit ſie dieſe klar widerlegte, hatten längſt vor der Beendigung der Sache die Verſammlung günſtig für ſie beſtimmt; um ſo mehr, je deutlicher es bemerkt wurde, wie ſehr demnach ihre Seele bei der ganzen Verhandlung litt. Sie hatte öfters Mühe, ſich aufrecht zu halten, und nur die Sorgfalt der Mutter, die im ganzen Saale nur ſie allein ſah, vermochte jede anwandelnde Ohnmacht zu entfernen. Zwar ging die Verfälſchung der Eheacte, ſo wie die Echtheit aller Zeugniſſe, die Kinder betreffend, aus der Erörterung der Sache klar hervor; aber eben ſo klar Mariens Unſchuld. Ihre einfache Darlegung, die ausgeſprochene feſte Überzeugung, daß der Gatte ſelber — dieſer Benennung, die man ihr abſprechen wollte, bediente ſie ſich dennoch immer — von einem falſchen Freund hinter das Licht geführt worden, gewann ihr alle Herzen. Die ſiegende Wahrheit in ihren Worten und Weſen machte dem Anwald die Vertheidigung leichter, als er ſelbſt gehofft hatte. Der Präſident geſtattete ihm kaum zu vollenden. Nach einer kaum halbſtündigen Erwägung, wurde ſie von der Anklage der Verfälſchung freigeſprochen; und ihr das Recht zuerkannt, ihre Kinder wieder zu ſich zu nehmen. Alles Andre hatte ſie überhört. Sie vernahm eben ſo wenig wie die Mutter, daß in der nächſten Minute ihre Ehe ungültig erklärt wurde. Mit einem Ausdruck, der eine allgemeine Rührung hervorbrachte, ſank ſie auf die Knie, laut ausrufend: Dank! Dank! meine Herren! Gottlob ich habe meine Kinder wieder!“

Der Präſident beſorgte ſogleich eine ſchriftliche Vollmacht zu ihrer Auslieferung, und übergab das Papier einem Gerichtsboten, um, von dem Anwalde begleitet, jene ſogleich zu bewerkſtelligen. Mariens Ungeduld bewog Letzteren beide Frauen mitzunehmen, welcher die Mutter um ſo mehr beiſtimmte, da ſie, Madelainen kennend, wohl vermuthete, ſie in dem Hotel zu finden, oder wenigſtens ſo um ſo ſchneller mit ihr zuſammen zu treffen. Auch beabſichtigte der Anwald dadurch neben dem Drange, der Siegerinn einen kleinen Triumph zu gönnen, einer möglichen ſchnellen Entfernung der Kinder vorzubeugen, und jede Zögerung zu beſeitigen. Daher folgte er auch dem anmeldenden Diener auf der Ferſe, und drang noch vor dieſem in den Salon.

„Frau Vicomteſſe,“ ſprach er endlich nach einigen Minuten ſtillen Anſchauens der Anweſenden, während doch ſein entzücktes Auge am meiſten auf der ſchönen Gruppe ruhete, die Marie mit der greiſen Matrone und den Kindern bildete, die alle zuſammen ein ſchönes Bild aller Lebensſtufen darſtellten; denn die Mutter war, die Hand der betagten Frau an ihre lächelnden Lippen drückend, auch hinzugetreten. — Die Eigenthümerinn des Hotels ſtand noch immer düſter und unbeweglich. „Frau Vicomteſſe,“ ſprach er dann, dem Huiſſier den Befehl abnehmend. „Im Namen des Gerichts kommen wir, um eine mißhandelte Mutter wieder mit ihren Kindern zu vereinen. Die Eheacte iſt freilich falſch; aber es ſcheint, daß der Betrug einzig Ihrem eignen Sohne zur Laſt fallen müſſe. Der Tod hat ihn zu ſeinem Glücke einer ſchweren Vertheidigung entzogen. Die Frau Desforges iſt einſtimmig freigeſprochen und“

Da erſt erhob ſich die Großmutter raſch aus der Umarmung. Ernſt, faſt gebieteriſch, mit ſtolzer Würde unterbrach ſie ihn: „Geben Sie ihr den Titel, der ihrem Witwenſtand gebührt. Sagen Sie die Vicomteſſe de Coulière. Dieß Zeugniß,“ fuhr ſie, auf das Papier deutend, das der Geiſtliche noch immer feſt in der Hand hielt: „wird ihn bewähren und hoffentlich auch die Unſchuld ihres Gemahls.“

Der Anwald ergriff unſicher, verwundert den ihm hingereichten Trauungsſchein, und las laut die Namen: „Victor Desforges vorhin de Coulière“ „Marie Saintaine“ und ein Datum, das wenn auch nicht mit dem der falſchen Eheacte übereinſtimmend, doch bewies, daß ihre Ehe ſchon ſeit einer Reihe von Jahren die prieſterliche Weihe erhalten hatte. Froh erſtaunt, warf er zuerſt einen durchbohrenden Blick der Vicomteſſe zu, die noch, ohne Leben und Bewegung zu verrathen, wie ein ſteinernes Bild, den Blick auf den Boden geſenkt, da ſtand.

„Ich,“ nahm der Geiſtliche ſchnell das Wort, „der Beide als kleine Kinder, als Desforges noch den Namen de Coulière trug, gekannt, und ſie getraut habe, kann feierlich bezeugen, daß die Damen erſt in dieſer Stunde bei der Überreichung dieſes Zeugniſſes, ihre Vermählung aus Prieſterhand gekannt. Ich habe Mutter und Großmutter mitgebracht. Sie ſehen ſich hier in einem geſchloſſenen Familienkreiſe, aus welchem meine Gegenwart hinreicht, jede gehäſſige Geſinnung zu verbannen. Die Übergabe der Kinder an die Mutter darf ich verbürgen. Sie werden, mein lieber Herr, bald und Erfreuliches von mir hören."

„Ich verſtehe, und weiß Familien-Verhältniſſe zu ehren;" ſagte beſcheiden der Anwald; „dennoch erſtaune ich! Wie Frau Des — wie Frau Vicomteſſe! warum haben Sie mir, warum allen Ihre Trauung verſchwiegen?" — wendete er ſich verwundert an die jüngere Marie.

„Es war ja nicht die Frage von Gott!" entgegnete ſie unſchuldig, „vor ihm ſind wir ja auch ohne dieſes vereint geweſen. Es galt ja nur einen geſetzlichen Vertrag. Die Gerichte haben ja ſeit meiner Kindheit nichts von Gott wiſſen wollen, und glauben ihn noch entbehren zu können. —"

Es war in dem Lächeln des Anwalds, womit er ihren Worten begegnete, ein leiſer Anflug von Rührung. — „Erlauben Sie mir, Sie beſſer zu belehren, und geben Sie mir dieß Zeugniß; mit dem und Ihrer Beihülfe, würdiger Mann," wandte er ſich zum Geiſtlichen, „hoffe ich den letzten Theil des Urtheilsſpruchs ungültig zu machen. —"

Er erhielt es, und entfernte ſich ſchweigend mit dem Huiſſier; auch Brondhet zog ſich ſtill aus dem Salon. Doch kaum war die Familie allein, als die greiſe Matrone ſich aus der Umarmung der jüngeren Frauen ganz heraus riß und die Arme allein gegen die Frau ſtreckte, die noch immer in ihr die Mutter erblickte.

„Marie!“ rief ſie tief entſchloſſen, „Marie Nonſard! Laß mich dich noch einmal, zum letzten Male mit dieſem Namen nennen, der dein Blut tiefer herabgezogen als der Name de Coulière mit Recht das deiner Tochter erhöhte. Aber was ich aufrecht ſtehend jener Frau ins Herz geredet, gebiethet mir, dir, der Beſſeren, knieend zu geſtehen, knieend Verzeihung zu erflehen.“ Sie war ſchon im Begriffe es zu thun, als Marie Saintain ſchnell und beſtürzt hinzueilend, der Matrone die Knie umfaſſend, ſelbſt zu ihren Füßen niederſank. — Sinnend über ſie gebeugt, ſtrich Madelaine ihr die unter der Haube hervorragenden noch ſchönen Locken, von der Stirn weg, und den Blick auf die ältere Vicomteſſe richtend, verſetzte ſie immer bewegter: „Siehe noch einmal dieſe Narbe, ach! gebe es Gott! zu beſſerer Anerkennung an. Aus ihr entſtand die Verwirrung, deren ſpäte Auflöſung jetzt durch unſer Aller Buſen ſtürmt. Als das Blut der theuern Milchſchweſter aus dieſen Adern hervorquoll, eine lebendigfließende Mahnung meinem Herzen, wurde es mein heiligſtes Eigenthum! Gedenke Marie! Alles was ich dir von der theuren Freundinn, von ihrer Todesangſt, von meinem ihr gegebenen Gelübde: nicht von ihrer Tochter zu laſſen, ſie vor der eigenſüchtigen Willkühr des Vaters zu ſchützen, erzählt. Wie oft habe ich vor dir geklagt, daß die Gewalt mich zwang, dieſen Schwur zu brechen! Es war nicht wahr, ich habe ihn nur zu gut gehalten; denn du biſt ihre Tochter, und die Eigne gab ich der Gefahr hin, vor der ich dich retten mußte. Ich entzog dich dem täuſchenden Glanze und ſtrebte, dir den beſſeren Frieden der Dunkelheit zu bereiten. Biſt du glücklich geweſen! haſt du, wie ich glaube, dir kein beſſeres Loos, als dir bereitet wurde, gewünſcht, ſo verzeihe mir, um der Leiden und der Kämpfe willen, die meine Tochter in deinem Namen geduldet. Deinen Enkeln iſt dennoch weder Namen noch Erbe geraubt; deine Tochter wird ſie ihnen bringen, nicht aber ihr Vater, denn der war mein Enkel. Vergib mir, mein Kind! dein glückliches Leben! ach! in dieſem Augenblick fühle ich erſt recht, daß die Tochter mir noch mehr zu vergeben habe, denn ſie war nicht glücklich, und hat ſie auch gewähnt, es zu ſeyn, iſt ſie hart aus dieſem Traum geriſſen, den eins in ihr zuſammen gebrochen, — ihr Stolz oder ihr Herz!“

Maria Saintaine, ſtumm in der Verwirrung des Erſtaunens oder tief gerührt, bedeckte die Hand der Matrone mit Küſſen.

„Willſt, kannſt du der Mutter nicht verzeihen?“ fragte Madelaine ſchmerzlich, die andere Hand gegen die Vicomteſſe ausſtreckend.

Da zuckte endlich eine Bewegung von Leben durch ihre Bruſt. „Ihr habt nicht freundlich gegen mich gehandelt,“ ſagte ſie finſter, die Hand ergreifend, — „jedoch“ — Sie verſank wieder in Sinnen.

„Der Hochmuth noch unfreundlicher,“ fuhr die Matrone, die Hand feſthaltend, bewegt fort; „der iſt dein Feind geweſen, nicht die Mutter; der aber ſtellte ſich erkältend zwiſchen uns, damit das Opfer, das ich gebracht und nicht bereuen konnte, uns Beiden das Herz brechen müſſe. Was verlangſt du von der Mutter, Marie! ſie liebt dich dennoch, und möchte gern dieſen Kelch von dir nehmen.“

„Ich verlange nichts!“ ſagte die Vicomteſſe, plötzlich in Thränen ausbrechend. „Schaltet denn mit Allem, ſo wie Ihr immer gethan, und wie Ihr wollt. Ich will in das Kloſter meiner Jugend, das ich nie hätte verlaſſen ſollen.“

„Nein! Nein! Theure Schweſter;“ entgegnete Marie Saintaine, ſich ihr liebevoll nähernd, muthig und doch tief bewegt, „denn Schweſtern ſind wir ja doch, nicht bloß wie in der Jugend durch die Milch einer Mutter, ſondern durch das Band eines Blutes, das in den Adern unſerer Enkel fließt. Laßt nicht kalt und fremd uns trennen, da doch eine gleiche Trauer uns zuſammen bringt. Behaltet meine Tochter und Eure Enkel bei Euch, liebt ſie wie ich Euren Sohn geliebt, und verſchmähet nicht den Namen ferner zu tragen, der Euch durch die Ehe gebührt, und den Ihr durch ſo ſchwere Leiden würdig behauptet, und ich um ſo vieler Jahre ungetrübtes Glück verkaufte. Ich will und kann keine Andere ſeyn, als die Witwe des Gatten, den ich noch im Grabe verehre und liebe. Tragen ja doch unſere Enkel den theuer erworbenen Namen. Ich ziehe mit der alten Mutter, die meine Pflege nicht entbehren ſoll, und deren wiedergekehrtes Augenlicht ich mit Staunen gewahre, und mich deſſen erfreue.“

Madelaine lächelte kopfſchüttelnd. „Es iſt vorbei,“ ſagte ſie ruhig; „der Nebel ſinkt, — ich merke es ja, — allmählig vor den altersmüden Augen aufs Neue wieder. Es war nur ein ſtärkeres Licht, das Licht der Seele, das ihn auf kurze Zeit durchdrang. So wie mein Gemüth wieder ruhig wird, kehrt die alte Nacht wieder; aber ſie ängſtet mich nicht, denn um meine Seele iſt Klarheit, und um mein Gewiſſen iſt es auch heller geworden: dennoch ſegne ich die kurze Kraft des angeſtrengten Willens, denn ich habe noch im Leben die lieben Züge meiner Urenkel geſehen.“

Nun trat auch der Geiſtliche hervor, und redete begütigende, beſchwichtigende Worte. Es gelang ihm, wenn auch nicht Frieden, ſo doch Ruhe in alle Gemüther zu bringen.

Ein Entſchluß wurde bald genommen. Das Aufſehen, das die eigene, hochfahrende Härte veranlaßte, machte der Vicomteſſe Paris verhaßt, ſo wie das innere Bewußtſeyn ſie aus den Cirkeln verbannte, in welchen ſie ſich ſo lange eingeboren gewähnt. Sie zog nach Venteuil. Marie Desforges, bald nachher von den Behörden als Vicomteſſe de Coulière anerkannt, zog mit ihren Kindern zu der Schwiegermutter in dem Schloſſe, das eigentlich das Eigenthum ihrer Mutter war. Marie Saintaine blieb, wie in frühern Zeiten, unzertrennlich von Madelainens Seite. Sie betrat ſelten das Schloß, aber ihre Enkel verſchönerten oft die letzten Stunden der Greiſinn. Nur die wahre Tochter beſuchte ſie nie. Die letzten Schläge des Geſchickes hatten das Herz der Vicomteſſe zerſchmettert, oder in der Zerſchmetterung noch mehr verhärtet. Sie konnte der Mutter nicht verzeihen. Nur dieſer Stachel haftete ſchmerzlich in dem Herzen der hochbetagten Frau. Doch als ſie ſich dem Tode nahe fühlte, und nach der Tochter verlangte, ſchmolz der Anblick, das ehrwürdige erblindete Antlitz, deſſen Lächeln das Anſchauen eines höheren Lichtes bereits verkündete, endlich das Verhärtete im Innern der Tochter. — Sie ſchieden verſöhnt. Bald hernach folgte ihr die Vicomteſſe. Es war, als hätte ſie von der

Mutter erſt ſterben lernen müſſen. Aber den zwei nachgebliebenen Marien, die nun ein neues ungetrübteres Zuſammenleben unzertrennlich machte, blühete aufs Neue ein immer ſchöneres Glück in den jungen Sproſſen eines alten wiederauflebenden Geſchlechts. —

Die guten Lehren.

Der tapfre kluge Held Roland
Kam einſt an eines Fluſſes Strand,
Das Waſſer iſt nicht ſein Element,
Hei, wer da ſchwimmen und fliegen könnt'!

„Ho, Fährmann, rudert ſchnell heran,
Und führt mich über auf leichtem Kahn,
Doch ſey's voraus euch nicht verhehlt:
Ich bin nun, leider, ohne Geld.“

Ei, Ritter, Weisheit iſt euch beſchert
Und die geht über Goldeswerth;
Gebt mir drei Lehren klug und fein,
Das mag mein liebſter Fährlohn ſeyn.

Und als er ſtieß vom Ufer ab,
Roland die erſte Lehr' ihm gab:
„Mit Gott beginn, mit Gott hör' auf,
Das iſt der ſchönſte Tageslauf!“

Der Fährmann fällt faſt über Bord,
So ſehr hat ihn verblüfft dieß Wort:
Das ſummt mir noch von der Amme her,
Und Weisheit plagte die eben nicht ſehr.

Und als inmitten des Stroms der Kahn,
Da hub Roland zum zweiten an.
„Nichts thu' nur halb! — ein wahrer Mann
Vollendet ganz, was er begann.“

Hm, brummt der Schiffer, das kam juſt recht,
Sonſt plagte mich die Luſt nicht ſchlecht,
Daß ich ihn zurück ans Ufer ſetzt'; —
Doch kommt das Beſte wohl noch zuletzt.

Und als der Kahn nun drüben am Strand,
Da ſprach zum dritten Held Roland:
„Bedenkt es erſt, eh' ihr was thut,
Iſt's Ende gut, iſt alles gut.“

Dem Fährmann wird der Kopf ganz dumm,
Als ſchlüg' ihm wer mit dem Hammer darum;
Er ſpricht kein ſterblich Wörtlein drauf,
Er reißt nur Aug' und Mund weit auf.

„Nun, Schiffer, des Pactes ſind wir quitt,
Doch nehmt noch dieß als Zugab' mit:
Schließt ihr mit Jedem ſolchen Pact,
Von Reichthum werdet ihr nimmer geplackt.“

An's Ufer Held Roland ſich ſchwang
Und ſchritt fürbaß mit luſtigem Sang,
Der Schiffer ruderte heim gemach,
Und dachte den guten Lehren nach.

Anaſtaſius Grün.

Bettlerlied.

Betracht' ich ein jedes Geſchäft in der Welt,
Ich weiß mir kein beſſer's als betteln;
Da kann ich bequem und ſo wie mirs gefällt,
Das Leben, die Tage verzetteln:
Den Bettler nenn' ich den freieſten Mann,
Der nichts hat und auch nichts verlieren kann.

Die Arbeit, die jeder Vernünftige ſcheut,
Heiß' ich vom Halſe mir bleiben;
Der Gott, der dem Sperling ſein Futter ſtreut,
Läßt mich's wie die Sperlinge treiben:
Die fliegen und flattern munter und frei,
Hungern ein bischen, und — leben dabei.

Und eigentlich treib' ich, was Jeder thut:
Es betteln die ehrlichſten Leute,
Und nicht Jeder hat meinen frohen Muth,
Zu ſorgen nur immer für heute;
Betrachtet das Treiben der Leute nur recht,
Es iſt mir ein ganzes Bettlergeſchlecht.

Es erbettelt ein Jeder vom mächtigen Gott
Sich Reichthum, Geſundheit und Ehren,
Und häufig iſt es, als trieben ſie Spott,
So thöricht iſt ihr Begehren;
Der Kleine will groß, der Große klein,
Ein Jeder möchte ein And'rer ſeyn.

Und den Herren bettelt der Diener an,
Der Herr die Anderen wieder,
Ein Jeder ſucht, was er erhaſchen kann,
Und nennt ſich ehrlich und bieder;
Den Groſchen reicht man mir gern hinaus,
Sie hätten lieber das ganze Haus.

Der Liebende bettelt im ſüßen Wahn
Um Küſſ', um Winke, um Worte,
Er fleht und ſchmeichelt, klopft leiſe an,
Und bettelt ſich ein in die Pforte:
Der ſüße Bettler! wie rührend er ſpricht!
Den Betteleı'n widerſteht man nicht.

Der Künſtler ſelber bettelt ſogar
Um reinen Sinn für das Schöne,
Knie't vor der Muſen Wolkenaltar,
Und wartet auf himmliſche Töne;
Der mag der genügſamſte Bettler ſeyn,
Er lebt vom Scheine und bettelt um Schein.

Und ſchon das Kind, eh' es ſprechen kann,
Bettelt mit Mien und Geberde,

Damit es einſt, als völliger Mann,
Ein völliger Bettler werde;
Schenk' dieſem die Erde, ſo weit ſie bewohnt:
Er will noch dazu die Stern' und den Mond.

Ich aber will mit zufriedenem Sinn
Durch's Leben als Bettler gehen;
Demüthig reich' ich die Mütze hin,
Und ſeh ich den Reichen ſich blähen,
So denk' ich mir lächelnd: Du Stolzer, nur zu!
Ein Bettler biſt doch am Ende auch Du.

Bauernfeld.

Die Schätze.

(An eine Künſtlerinn.)

Der Schöpfer hat ſo freundlich dich verſehen
Mit reicher Gaben wundervoller Pracht,
Warum ſeh' ich ſo trauernd dich oft ſtehen,
Dich, der des Lebens ſchöner Lenz noch lacht.

Haſt du nicht Gold, nicht Silber, ſtarkes Eiſen,
Nicht Perlen, nicht den ſpiegelhellen Stahl?
Du ſchauſt mich an? — ich will es dir beweiſen,
Daß nicht dein Los hienieden Schmerz und Qual.

Ward dir das Gold auch nicht aus tiefem Schachte,
Dir ward das Gold der Wahrheit und Natur!
Daß in der Seele nimmer dir es nahte,
Dieß Gold, es ſchmückt den wahren Künſtler nur!

Ward dir das Silber nicht ſo rein und helle
(Nicht jenes Erz, das man aus Stollen gräbt)
Des freundlichen Gemüthes Silberquelle,
Die in der Bruſt des Unverdorb'nen lebt.

Schmückt dich die Perle nicht aus Meeresgrunde;
Dich ſchmückt die Thränenperle wunderſchön;
Sie gibt von deinem edlen Herzen Kunde,
Drum mag ich ſie in deinen Augen ſeh'n.

Haſt du nicht Eiſen, welches unvernichtet
Beſteht bei dem, dem ſeine Ehre werth?
Es iſt der Fleiß, — was auch der Neid erdichtet,
Hier ſchweigt er ſtill und fühlet ſich bekehrt.

Dein eifrig Streben für die gute Sache,
Ein blanker Schild von Stahl, der treu und feſt,
Und den die Afterkunſt, der gift'ge Drache,
Mit ſeinem Biß in ſtillem Frieden läßt.

Drum klage nicht bei deinen reichen Schätzen,
Und lächle, wenn der rohe Haufe tobt,
Den Buhlerei und Modetand ergetzen,
Der in Verkehrtheit das Gemeine lobt.

Was glänzt, iſt für den Augenblick geboren!
Ein ſchönes Wort! — An dieſem Worte halt'!
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren
Und überſtrahlt des Augenblicks Gewalt! —

L. Löwe.

Treue bis in den Tod.

Nach einer wahren Begebenheit.

„So iſt denn wieder ein Tag verſtrichen
„Und keine Hilfe für meine Noth!“
„Ein jeder Stern des Hoffens erblichen
„Und nirgends Arbeit und nirgends Brot.
„So will ich den letzten Verſuch nun wagen,
„An das Herz des böſen Nachbars zu ſchlagen,
„Vielleicht erbarmt er doch ſich mein,
„Und mir könnte noch geholfen ſeyn!“

So denket der arme Willibald,
Und geht aus der dunklen feuchten Kammer,
In welcher, vom Froſt geſchüttelt, kalt
Er düſter brütet ob ſeinem Jammer.
Er ſchließet ſie ab; ſein Blick ſchaut ſtier, —
„Was wird es heute noch werden mit dir!“
So denket er, und fühlet die grimmigen Schmerzen
Der nah'nden Verzweiflung im brennenden Herzen.

Er tritt aus dem Hauſe; — hell leuchtet der Morgen, —
Und färbt mit flüſſigem Golde die Welt.
Er ſieht es nicht! — Seine Nacht der Sorgen
Wird nicht vom Strahle des Morgens erhellt,
Sein treuer Pudel ſpringt ihm zur Seite
Und gibt ihm mit fröhlichem Scherz das Geleite,
Er ſieht es nicht! der Gedanke der Schmach,
Die ihm dräut, zieht ihm finſter nach.

So tritt er in's Haus des Nachbars ein, —
Der empfängt ihn mit kalten, ſtolzen Mienen;
„Was gibt's Herr Willibald, was ſoll's ſeyn?
„Umſonſt ſeyd ihr nicht bei mir erſchienen!“
Dem armen Willibald ſteiget das Blut
In's Antlitz, — er ſammelt den letzten Muth,
Und ſpricht: „Habt Ihr nicht mit mir Erbarmen,
„Dann iſt es am Ende mit mir Armen!“

„Ihr wißt, mein Weib, mein Kind ſah ich ſterben,
„Verfändet ward ich! — Ihr wißt es ja!
„Mein Handwerk ſtockt! Ich kann nichts erwerben
„Und jetzt iſt Schande und Haft mir nah! —
„Mein Letztes. — Die Freiheit ſoll ich verlieren,
„Ihr laſſet mich in's Gefängniß führen,
„O thut es nicht! O habet Geduld!
„Mit dieſer kleinen, geringen Schuld!“

Doch kalt hört die Klagen der ſeelenloſe,
Der harte, fühlloſe Wucherer an;

Er ſpielt mit der goldenen Tabaksdoſe,
Und höhnt den armen verlaſſ'nen Mann; —
„Ja ſehet Freund, es thut mir leid,
„Doch lange genug ſchon ließ ich Euch Zeit,
„Und wollt Ihr im Guten nicht zahlen morgen,
„Da wird das Gericht für mein Recht ſchon ſorgen!“

Da faßt der Verzweiflung düſtre Nacht
Den Geiſt des Armen, er eilt von hinnen;
In ſeinem Innern wird's dunkle Nacht
Und wild verwirrt ſich's in ſeinen Sinnen;
„Verloren!“ ſo ruft er, — und vergißt,
Daß ein Vater lebt, der die Thränen mißt,
Und wie ihn die Krallen der Hölle umfaſſen,
So muß ſein Schutzgeiſt ihn weinend verlaſſen.

Es peitſchet ihn raſtlos fort in's Weite:
Die Bürde des Lebens wird ihm zu ſchwer;
Schon jauchzet der Abgrund der ſichern Beute,
Denn nun entgeht ſie ihm nimmermehr!
Den Unglückſel'gen verließ der Glaube,
Er verfiel den dunklen Mächten zum Raube;
Er eilet hinauf auf den hohen Wall
Und ſtürzt ſich hinunter im tödtlichen Fall!

Es iſt geſchehen! — und eiſig durchhaucht
Der nahende Tod die zerſchmetterten Glieder;
Das Auge bricht; ein Schleier taucht
Sich auf des Gefallenen Augenlieder;

Da regt ſich's — und winſelt, — und drängt ſich heran,
Es däucht ein Traum dem ſterbenden Mann.
Und die letzte Kraft im fliehenden Leben
Gebraucht er, den matten Blick zu erheben.

Und ſieh, — ſein Hund lieget ihm zur Seite,
Er ſprang ihm nach in den offenen Tod;
Die Treue gibt ihm das letzte Geleite,
Sie ließ nicht von ihm in der Todesnoth.
Es ruh'n auf dem Sterbenden klar die Augen
Des treuen Thieres, als wollten ſie ſaugen
Zum Abſchiedsgruße das letzte Licht,
Das aus den erlöſchenden Sternen bricht.

Da füllt der Thränen köſtliches Naß
Das Aug des Gefall'nen. Es ſchwindet im Herzen
Die tiefe Nacht, — der grimmige Haß,
Und die Liebe erwacht in Todesſchmerzen.
„Mein Herr und Schöpfer! was hab' ich gethan!
„Wohin riß mich der frevelnde Wahn?
„Barmherziger Vater, o gehe nicht
„Mit dem argen Sünder in ſtrenges Gericht!“

„Ich konnte verzweifeln an deiner Liebe,
„Mein Aug' war erblindet für ihre Spur;
„Und du lenkeſt den reichen Schatz dieſer Triebe
„Selbſt in's Herz der vernunftloſen Creatur!
„Du ſendeſt mir gnädig in Todesqualen
„Selbſt an das Grab der Barmherzigkeit Strahlen,
„Du haſt mir die Liebe ans Grab geſandt
„Mit unerſchöpflicher Gnadenhand.

Und tiefe Reu' ſteigt im Buſen ihm auf
Und der Hölle dunkle Mächte entweichen;
Zum Himmel hebt er den Blick hinauf
Zu den hellen, unermeßlichen Reichen,
Wo der ew'gen Barmherzigkeit mildes Licht
Vergebung jeglichem Sünder verſpricht,
Wenn er reuig begangene Unthat erkennet
Und in Liebe zum ewigen Vater entbrennet.

Und alſo fühlt er entſtrömen ſein Leben;
Das treue Thier ſchmiegt ſich feſt an ihn.
Es fühlt ſeinen letzten Pulsſchlag beben
Und ſchauet unverwandt auf ihn hin.
Und als nun ſein Herzſchlag erklang nicht wieder,
Da winſelt's, und ſtreckt die gebrochenen Glieder
Und verhaucht den Odem! — der treu'ſte Freund
Auch im Tod dem geliebten Herren vereint.

J. C. Weidmann.

Sonnenuntergang.

Die Sonne nahte röthlich ſich den Hügeln,
Und duftig ſank der Abend auf die Flur.
— Sie hüpfte mir zur Seite wie auf Flügeln,
Es ließ ihr Fuß im Graſe keine Spur,
Und ihr im Auge ſah ichs klar ſich ſpiegeln,
Das farb'ge Rund der lachenden Natur;

Verborgne Blumen lockt' ihr ſüßes Lächeln,
Die Weſte hieß es wolluſtvoller Fächeln.

Die Engel ſah ich ſich herniederneigen,
Die lächelnden, vom blauen Himmelsdach:
Ein leiſres Flüſtern ſprach aus allen Zweigen,
Mit ſanftrem Rauſchen floß der wilde Bach,
In ruh'gern Zügen ſchien der Aar zu ſteigen,
Und weicher tönte Philomelens Ach! —
Von ihrem Blick erglänzten alle Weſen.
Im Lenze war ein ſchönrer Lenz zu leſen.

Und mir von ihren Armen eng umwunden,
Mir kam die alte, ſchöne Welt zurück;
Mit Jugendwonnen ſchmückten ſich die Stunden,
Mit froher Hoffnung ſorgentladnem Glück.
Des letzten Zweifels war das Herz entbunden,
Die kleinſte Wolke ſchwand vor ihrem Blick;
Wie Bäume reich von goldner Frucht umgeben,
Mit Paradieſen grüßte mich das Leben.

O laß mich ſtets, du goldner Sonnenwagen,
In ihrem Arm dich untertauchen ſehn,
Und wenn ſie einſt hinaus zum Thor mich tragen,
So möge ſie im Leidgefolge gehn.
Ach, ſäh' ichs ohne ſie im Oſten tagen,
Ich könnte nicht bis Abend einſam ſtehn;
In ihr nur fühl' ich dieſes ſchöne Leben,
Wenn ſie entſchwebt, ſo will auch ich entſchweben.

Dan. Leßmann.

Mutter und Liebster.

Lukas bat: „Ach höre Liſe,
Höre, was dein Treuer ſpricht!“
Doch die bange Mutter warnet:
„Liſe! hör den Lukas nicht!“
Seht, das arme Mädchen ſchwanket
Und der Zweifel macht ihr Pein,
Wen von Beiden ſoll ſie hören,
Lukas, oder Mütterlein?

So vernünftig ſpricht die Mutter,
Und ſie will ihr gar ſo wohl,
Doch auch Lukas will ihr Beſtes
Und der ſpricht ſo liebevoll! —
Endlich findet ſich ein Ausweg,
Beiden kann ſie willig ſeyn,
Heute will ſie Lukas hören,
Morgen dann ihr Mütterlein.

Und ſie wandeln durch die Felder
Aug' in Aug' und Arm in Arm,
Und ſie ſchwatzen und ſie koſen
Und verkoſen jeden Harm.
Keines hört vor Herzensſchlagen,
Daß es Mitternacht ſchon ſchlug,
Lukas hat ſtets mehr zu ſagen,
Liſe höret nie genug.

Seht, nun ſchleicht das arme Mädchen
Ganz allein durch Feld und Flur,
Ihre Wange trägt des Kummers,
Und ihr Aug' der Thräne Spur,
Lerche ruft aus blauen Lüften
Und der Bach rauſcht um ſie her;
Doch weil Lukas nichts mehr ſaget,
Hört ſie nichts auf Erden mehr.

Mädchen! nehmet Euch ein Beiſpiel
Wie es Liſen hier erging,
Wahrt die Ohren, um das Hören
Iſt es gar ein ſchlimmes Ding:
Immer Zeit iſt's zu vernehmen,
Was ein ſolcher Lukas ſpricht,
Doch die Mutter anzuhören,
Sparet ja auf morgen nicht!

J. F. Caſtelli.

Des Hirten Sehnſuchtslied.

Ich ſaß auf der Wieſ' in ſeliger Ruh
Im Schimmer der Abendröthe,
Und ſah dem Spiele der Lämmchen zu,
Und liſpelte leiſ' in die Flöte.

Da kam aus dem Walde, den Bach' entlang,
Ein Jagdzug Ritter und Knappen.

Vorn ſprengte, daß raſſelnd der Kiesgrund klang,
Ein Fräulein auf kohlſchwarzem Rappen.

Hell glänzt' in der Sonn' ihr goldenes Haar,
Durchflattert von buhlenden Winden;
Ihr roſiges Antlitz, ſo ernſt und klar,
Schien mir den Himmel zu künden.

Und rückwärts die Ritter, ſo ehrfurchtsvoll,
Nachſprengten mit Schnauben und Keuchen,
Daß Jedem der männliche Buſen ſchwoll,
Und konnten das Weib nicht erreichen.

Und wie ſie kam an den Blumenrain,
Den flötenden Hirten erſahe,
Da hielt ſie den Rappen im Laufe wohl ein,
Und winkte mir, daß ich ihr nahe.

Und lächelnd ſprach ſie: „Sing mir ein Lied,
Gern hätt' ich ſchon lange gehöret,
Wie Gott das einfache Hirtengemüth
Die Sprache des Himmels gelehret.“

Da ſang ich vom wiederkehrenden Mai
Voll blüthenduftigen Strebens,
Von zarter Sehnſucht und Minnetreu!
Im Wonnelenze des Lebens.

Und als ich geendet, da ſprach ſie: „Sag,
Was bieth' ich dir für eine Gabe,

Die weiblich dein Herz erfreuen mag,
Du lieberfröhlicher Knabe?“

Sie zog einen Beutel. — Da fragt ich: „Gold? —
Was ſollte der Mammon mir frommen! —
Viel lieber hätt’ ich das Röſelein hold
Von deinem Buſen genommen!“

Und röther wurde ihr Angeſicht.
„Viel forderſt du, ſprach ſie, — o Knabe!
Den ſtolzen Rittern gewährt’ ich’s nicht,
Doch werde dem Sänger die Gabe.“ —

Vom grauenden Morgen bis zum Mittag,
Von Mittag zum dämmernden Abend,
Sitz’ ich, — und ſtarre der Herrinn nach,
An ſel’ger Erinn’rung mich labend.

Jetzt weil’ ich noch, bis der Mond erwacht
Mit zauberiſch-freundlichem Strahle;
Dann zieh’ ich fort durch die ſchweigende Nacht,
Fort aus dem heimiſchen Thale.

Die Welt noch biethet der Kämpfe viel,
Hinaus, zu ſiegen, — zu ſterben!
Da draußen im brauſenden Weltgewühl’
Will ich mit dem Schwert’ um ſie werben.

Und wenn ich ein mächtiger Ritter bin,
Umgeben von Reiſigen, Knappen,

Dann ſpreng' ich zur ſtolzen Herrinn hin,
Wie ſie, auf kohlſchwarzem Rappen.

„Siehſt du dein Rößlein! — ſo ſprech' ich dann —
Einſt ſtand dir der Jüngling ſo ferne;
Nun ward er ein Held, nun ward er ein Mann,
Und wäre dein Ritter ſo gerne!“

Tauch auf, o Mond, aus dem Nebelflor',
Die Liebliche heim zu geleiten,
Und mich, der ſie zur Herrinn erkor,
Auf nächtlicher Fahrt zu begleiten.

Und ſchaut ſie vorüber am Schloſſe mich geh'n,
Vernehm' ſie die lockenden Töne:
„Den Hirten wirſt du als Helden ſeh'n,
Dann lieb' ihn, du liebliche Schöne!“

Eduard Sileſius.

Maria.

Wie öde liegt die Erde, wie finſter ſtarrt die Nacht,
Wie decken Wolkenſchleier ſo aller Sterne Pracht!
Wie ſchaun die Berge düſter ins ſtumme Thal herein —
Der Wind klagt in den Föhren, Wildwaſſer rauſchen d'rein!

O denk' ich dein, Maria — und deiner ſtummen Treu,
Da hallt's gleich Harfenklängen durch Sturmesgraun vorbei —

Da wehen Schauer nieder und graus wird meine Fahrt —
Und mir iſt aller Kummer der Erde offenbart.

O glaub' wenn ich auch ferne der dunklen Nacht vertrau,
Daß ich zu jedem Sterne voll banger Sehnſucht ſchau —
Und wo die Wolken reißen, gejagt vom Sturme wild,
Erglänzt im ſanften Schimmer dein ſüßes Wunderbild.

Mich ruft hinab zur Tiefe mein freudenbares Loos —
Mich zieht die Nacht hinunter in ihren Geiſterſchooß!
Die Lampe die mir leuchtet, wirft bleichen Grabesſchein,
Und Geiſter harren drinnen im kniſternden Geſtein.

Was ich da unten ſuche? O frage nicht darnach!
Nie frage, kehrt' ich wieder — was ich da unten ſprach!
Der Bergmann bringt voll Sorgen des Lebens Luſt zu Tag!
Ob ihn der Taufe Segen auch niemals ſegnen mag!

Doch dieß hab ich erkundet: in Noth und in Gefahr
Stand mir dein Bild zur Seite gar hell und wunderbar —
In meinem Herzen trag ich dein Wort und deinen Blick,
Darum iſts ſo voll der Schmerzen und doch ſo reich an Glück!

Und kehr ich einſtens wieder zu dir und meiner Ruh,
Dann decke tief Vergeſſen die Nacht des Kummers zu!
Und was den Frühlingsnächten der Mond mit ſeinem
Schein —
Soll meiner kranken Seele — dein Blick, Maria — ſeyn!

And. Schumacher.

Feder und Nadel.

Ich ſaß in meines Stübchens trauten Räumen,
Beim letzten ſpäten Abendlicht allein,
Wohl blickten hell die wundergoldnen Strahlen,
Durch's Fenſter friedlich mild zu mir herein.

Ich ſah verloren in ein fröhlich Sinnen,
Der Roſenwolken leuchtende Magie,
Da weckte plötzlich leiſes, leiſes Flüſtern
Mich aus dem heitern Spiel der Phantaſie.

Und ich vernahm mit nie gefühlten Staunen,
Gar einen ſeltnen, wunderbaren Streit,
Es hatten meine Feder, meine Nadel,
Gleich einem Liebespärchen ſich entzweit.

Und wißt ihr wohl warum ſie ſich befehdet,
Mit bitterm Groll gerüſtet, und bewehrt,
Sie zankten ſich den Lauf der Zeit zu füllen,
Die hingeſchwunden, nimmer wieder kehrt.

Die Nadel.

Ich komme dich Verwegne anzuklagen,
Die mir das Recht, das mein iſt, ſchnöd entzieht,
Du drängſt dich frevelnd in des Reiches Grenzen,
Wo nur des Fleißes Blume freundlich blüht.

Ich bin die Zierde in des Mädchens Händen,
Du ſtachelſt nur des Spottes bittres Wort,
Mir ſey geweiht der Frauen ſtilles Walten,
Geräuſchlos in des Friedens ſicherm Port.

Die Feder.

Du hältſt den Geiſt am trüben Erdenlande,
Ich rufe Träume leiſe aus der Bruſt,
Und webe freundlich in das ird'ſche Leben
Der dornenloſen Blüthen heitre Luſt.

Die Nadel.

Was ich gebildet mit beſcheidnem Sinne,
Bleibt ſittig in dem wohlbewahrten Haus,
Was du geſchaffen haſt mit buntem Streben,
Das flattert eitel in die Welt hinaus.

Wo ſich des Mannes kühner Geiſt entfaltet,
Dort bannt dich hin mein richterliches Wort,
Dort ernte Ruhm, hier wuchert nur der Tadel,
Die Nadel iſt der Frauen Schmuck und Hort.

Die Feder.

Bezähme doch des Haſſes düſtres Schmollen,
Fern blieb mir ſtets des Dünkels frevle Spur,
In Gartenräumen blüht die hohe Malve,
Doch blüht ja auch das Veilchen auf der Flur.

Wohl gleichet mancher Sang aus goldnen Saiten,
Dem Phönix, der zum Sternenkranze bringt,

Indeß mein Lied nur wie ein weißer Falter
Sich um das niedre Wieſenblümchen ſchwingt.

Die Nadel.

Schon in des Gynecäums ernſten Hallen
War ich geliebt, und freundlich wohl bekannt,
Zu jeder Zeit blieb ich den Frauen eigen,
Dem ernſten Treiben biſt du anverwandt.

Die Feder.

Ich führe in der Vorwelt Duftgefilde
Des jungen Daſeyns Pilgerinn zurück,
Und in das lichte Jugendland der Träume,
Erhebt ſich fröhlich der umhüllte Blick.

Und haſt du je noch reichen Lohn geſpendet,
Wenn dich des Fleißes Hand regieret, ſprich?
Oft haſt du tiefe Wunden ſchon gegeben,
Heiß, ſchmerzlich blutend wie der Viper Stich.

Die Nadel.

O ſchweige doch Verblendete, Bethörte,
Kein glühend Gift mein Bienenſtachel trägt,
Und tiefer brennt die Wunde oft im Herzen,
Die manche deiner Schweſtern zürnend ſchlägt.

Stets werd' ich ſiegen ſoll die Wahl entſcheiden,
Mein blanker Zauber Frühlingsblumen haucht,

Du wirſt in ſchwarzer Fluten trauernd Dunkel,
Wie in Kozytus Wellen eingetaucht.

Die Feder.

Du ſchmäheſt mich mit deines Grimmes Toben,
Vom ungerechten blinden Zorn entbrannt,
Ich trat dir nimmer feindlich doch entgegen,
Stets wurdeſt du als Herrinn anerkannt.

Die Nadel.

Umſonſt, dein Flehn, es iſt und bleibt vergebens,
Du raubſt die Stunden, welche mir geweiht,
Und keine Macht der Erde bringt ſie wieder,
Die hingeſchwundne, die verlorne Zeit.

Da eilt ich ſchnell den Haber auszugleichen,
Der kleinen zürnend aufgeregten Macht,
Dem Kampf des Friedens Öhlzweig zu entlocken,
Wie aus dem Schnee der junge Lenz erwacht.

Und meine Nadel hat das Wort vernommen:
Dein ſoll der Kreis der lichten Horen ſeyn,
Kein Pendelſchlag ſey frevelnd dir entzogen,
Vom goldnen Morgen bis zum Abendſchein.

Doch ſinkt das Dunkel feierlich hernieder,
Verbleicht des Tages letzter Roſenglanz,
Dann mag die Feder meine Stunden flügeln,
In anſpruchsloſer Lieder heiterm Kranz.

Da ſühnten fröhlich ihren Zwiſt die Beiden,
Und mancher ſtrengen Weiſung ſey es kund,
Es einten meine Feder, meine Nadel,
Sich eng in einem treuen Schweſterbund.

Emmy.

Der Sänger.

Eine Romanze.

War ein Sänger einſt geweſen
In dem lieben Kärnthnerlande,
Hatt' ein Liebchen ſich erleſen,
Reitzend und von hohem Stande.
Ihr nur, ſeiner Träume Ziel,
Weiht er Herz und Saitenſpiel!

Wenn nun Phöbus, in die Wogen
Sinkend, ſie mit Purpur mahlte,
Vom geſtirnten Himmelsbogen
Friedensruh' den Müden ſtrahlte,
Und nun, ſilbern Feld und Hain
Glänzten in des Vollmonds Schein;

Nahm er oft die goldne Laute,
Eilend auf den nahen Hügel,
Wo die Veſte ſtand, und ſchaute
Noch des Liebchens Fenſterſpiegel,

Und ein Wehmuthstropfe ſprang
Auf die Laute, die erklang!

Und es ſchien den trunknen Blicken,
Als ob ſie im Fenſter ſtünde,
Und mit freundlich holdem Nicken
Ihm ſein nahes Glück verkünde;
Und es faßte ſeine Bruſt
Süße, unnennbare Luſt! —

Auf der Hoffnung Roſenſchwingen
Sah er ſchon die goldnen Zeiten;
Und begeiſtert, ſie zu ſingen,
Greift er in die hellen Saiten,
Daß, von ſüßer Luſt berauſcht,
Still ſelbſt Philomele lauſcht!

Eines Tages, trüb umzogen,
Erdenwärts ſein Auge ſchweifte.
Und da ſchon vom Sternenbogen
Schlummer auf die Müden träufte,
Und nun, ſilbern Feld und Hain
Glänzten in des Vollmonds Schein;

Nahm er ſeine goldne Laute,
Eilend auf den nahen Hügel,
Wo die Veſte ſtand, und ſchaute
Nach des Liebchens Fenſterſpiegel;
Und ein Wehmuthstropfe ſprang
Auf die Laute, die erklang:

Fahret hin, ihr ſüßen Träume!
Schwindet, goldne Phantaſien,
Die des Herzens öde Räume
Sanft verhüllend überblühen;
Dieſe Bruſt, von Wünſchen leer,
Täuſcht kein irdiſch Hoffen mehr!

Von der Liebe Götterhauche
Sah ich ſtolz die Segel ſchwellen,
Wo ich jetzo untertauche
In den ſturmbewegten Wellen;
Wo mein Aug' das Grab nur ſieht,
Hat ein Paradies geblüht!

Du allein ſey die Vertraute
Meiner Thränen, meiner Leiden,
Selbſt der Tod nicht, ſüße Laute!
Soll dich von dem Freunde ſcheiden;
Du, der ich mein Glück vertraut,
Sey nun meine Grabesbraut! —

— Nie iſt ſie mir hold geweſen!
Daß nur Träume mich berücken,
Ach! zu deutlich konnt' ich's leſen
In den abgewandten Blicken —
Als er dieß mit Rührung ſang;
Trümmernd ihm die Laute ſprang!

Mit des Saitenſpieles Sennen
Auch des Lebens Fäden riſſen.

Einmal noch die Theure nennen
Wollt' er, einmal noch ſie grüßen;
Und zum Schloſſe das Geſicht
Kehrt er, und — das Auge — bricht!

— Wenn ich, da der Abend graute,
Einſam weilt' in den Gebüſchen,
Hört ich oft verwandte Laute
Sich mit meinem Sange miſchen;
Und ein bangendes Gefühl
Weckt' in mir der Laute Spiel!

F. Pieznigg.

Geheim und Oeffentlich.

Ein Wortſtreit.

An Eliſe von K**r.

Geheim und Offenbar?...
Der Sinn läßt ſich von Beiden,
Eliſe! nur erſt klar
Durch ... Mäulchen unterſcheiden.
Ganz anders küßt es ſich
Geheim, als ... öffentlich.

Ein Kuß vor vielen Zeugen
Iſt ſo gefährlich nicht:

Doch der, von dem zu ſchweigen
Die holde Freundinn ſpricht:
Nur der wird tief empfunden,
Und kann das Herz verwunden.

Der Erſte iſt zu leicht,
Zu flüchtig für die Liebe;
Allein der Andre ſchleicht,
Gleich einem loſen Diebe,
In unſer Herz ſich ein,
Und Fleiſch und Blut ſind ſein.

Den prägt auf unſre Wangen
Die Freundſchaft nur im Scherz;
Doch dieſen das Verlangen
Der Liebe heiß in's Herz.
Er wird zur frohen Kunde
Der ſüßen Schäferſtunde . . . .

Eliſe! da mein Lied
Nun deutlich dir erkläret,
Worin der Unterſchied
Im Wortſinn ſich bewähret:
Sprich, lohnſt du öffentlich,
Ach, oder . . . heimlich mich?

Gottlieb v. Leon

Der Pantoffel.

Eine Erzählung aus unſeren Tagen.

„Wie?“ rief Eduard erzürnt, den Hut, zum Spazierengehen mit ſeinem Jugendfreunde Adolph, ergreifend, „du wollteſt heirathen, wollteſt dich in Amors Kerker werfen, und mit Hymensfeſſeln an ein Frauenzimmer, um lebenslänglich ihr Sclave zu werden, ſchmieden laſſen? biſt du ein Mann? haſt du vergeſſen was du als ſolcher, da wir uns an der Univerſität nach vollendeten philoſophiſchen Studien trennten, ſchwurſt?“ „Nein,“ entgegnete Adolph, „eben deßhalb heirathe ich; wir ſchwuren: nie ein eitles, treuloſes, herrſchſüchtiges Geſchöpf zum Altar zu führen, das hoffe ich, wirſt du eben ſo halten wie ich es hielt, der nur mit einem Geſchöpf, das nicht eitel, treulos und herrſchſüchtig, ſondern beſcheiden, ſchön, reich und nachgiebig iſt, zum Altar tritt.“ „Ei Bruder Adolph, da haſt du ganz eine andere Philoſophie ſtudiert als wir beide zuſammen ſtudierten,“ ſagte Eduard ſarkaſtiſch lächelnd: „ſchön wäre ſie, und nicht eitel! reich, und nicht herrſchſüchtig, beides zugleich, und nachgiebig? Bruder, der Phönix wäre dir entſtanden? Nein, du ſiehſt über die Flammen den Vogel nicht, ein Baſilisk iſt's, in Chamäleons Haut gekleidet!“ „Glaubſt du?“ entgegnete jener, „höre mich, dann ſprich: Sie trägt nur weiße, graue oder braune

Kleider, ſo einfach wie Cendrillon, und iſt darin ſo lieb wie Schönchen Goldhaar; nie ſah ich mehr als zwei Farben an ihr; nie einen Feder= oder Bänderhut roth, blau, gelb, violet und ſo weiter. Nie geht ſie anders im Winter als in einem ſchwarzen Mantel, und regnet es nach dem Theater oder der Soire, mit einem Capuchon bedeckt.“ — „Und wirft ſie dieſen, wenn es nach der Hochzeit regnen ſollte, im Hauſe ab?“ fiel Eduard raſch ein: „ſo ſteht der Satan in ſeiner Leibfarbe da, das Donnerwetter beginnt, die liebe Frau kramt ihre Brüſſeler=Spitzen, Florentiner=Hüte, Merinos, Gros de Naples, Reiher, Marabouts und oiseaux volantes aus, ſitzt von früh Morgens bis zum Theater an der Toilette, ſekirt den Mann bis auf das Blut und wirft ihm ſo lange vor, ſie müſſe mit ihrem Vermögen das ganze Haus aushalten, bis er entweder dieſes verläßt, oder ſich bemüht zwei Organe, Geſicht und Gehör, nach und nach ganz zu verlieren, die er nur dann auf Momente wieder finden darf, wenn er ſie anblicken oder bewundern, und ſeine Confuſionen ſehen ſoll.“ —

Bei dieſen Worten, die er eifriger ſprach, ſo daß Adolph ganz erſchöpft ihm gar nicht antworten konnte, traten beide aus dem Hauſe, nämlich dem Gaſthofe zum römiſchen Kaiſer, wo dieſer wohnte, und eben begann Eduard wieder mit den Worten: „die Capuchons und Schleier haſſe ich vorzüglich, ſie dienen den Hübſchen und Koketten nur dazu, die Männer lüſterner zu machen, um nach ihren Reitzen zu blicken; den Häßlichen ſich ſo lange, wie die Schnecke im Häuschen, zu verbergen, bis der Ver=

folger durch die Taille irre geführt, gefangen iſt und nicht mehr zurück kann. Mich erwiſcht kein Frauenzimmer, ich weiche ihren Lockungen aus, wie der Vogel den Leimſpreſſen des Vogelſtellers, werde du ein Pantoffelheld, ein Weiberſclave, ein Herkules an der Spindel, ein Sokrates zu Xantippens Füßen, mich ſoll kein Pantoffel berühren“ — als ihm etwas auf den Kopf fiel, ihm den Hut in die Stirne drückend; er ſah auf die Erde, Adolph mit — und ſieh — da lag — ein Pantoffel!

Wo kommt der her? Vom erſten, vom zweiten, vom dritten, vom vierten Stocke oder vom Himmel? Das wußte keiner, und als ſich Eduard vom Schrecken, Adolph vom Staunen erholten, rief dieſer: „Sieh Bruder, das war ein Zeichen des Himmels, wie ſie zu den Zeiten der Auguren geſchahen, läſtre das ſchöne Geſchlecht nicht, ſonſt fühlſt du ſeinen Scepter,“ hob ihn auf und reichte ihn Eduard, der ihn ganz verblüfft, nicht denkend was er in den Händen hielt, wie ein Schnupftuch einſteckte, und ſeinen für ihn gräßlichen Fund nicht eher bemerkte, bis er ſich zur Redoute anzog, und die Taſchen des alten Rockes durchſuchte, ob ſie nichts verbergen, das er in der Redoute bedürfe. Staunen, Zorn und Lächeln verdrängten einander von ſeinem Geſichte, und überlegend, ob er ihn ſeinem Freunde geben ſoll, damit er ihn zurückſtelle, oder ob er ſeiner gar nicht mehr erwähnen ſollte, warf er ihn in die Schublade in der er ſeine Prätioſen hatte, und eilte, Adolphen in die Redoute abzuholen. Arm in Arm, wie Oreſt und Pilades, welche Beinahmen ſie auch an der Univerſität hatten, traten ſie in die prachtvoll beleuchteten Säle, in denen das gewöhnliche Orcheſter und eine der wackerſten

Regiments-Banden neue Walzer und die Ouverture der Stummen von Portici aufführten; ein Meer wogte ihnen, die Menſchenmenge, die ſtets am letzten Faſchingtage verſammelt iſt, entgegen, und die ſchönſten Maſken drängten ſich an ihnen vorüber; Bajaderen mit Shawln, hundert Ducaten im Werthe, Schmetterlinge mit Flügeln, die mit Smaragden und Topaſſen beſetzt waren, der Geiſterkönig Merlin, die Fee Merlüſch mit ihrem Gefolge, Aſiens, Afrikas, und Amerikas Völker im höchſten Glanze, die Elemente ſtrotzend von Brillanten. Deren Waſſer, von Rubinen, deren Feuer die Augen blendete, indeß die herrlichſten Blumen des Auslandes von ihnen dufteten, und ſich die ſchönſten Honigvögel im Schatten der Bouquetes de plumes paradisiennes auf ihren Häuptern wiegten.

Mit Bewunderung ſahen ſie die beiden Freunde; aber keine dieſer reichen Maſken zog ſo ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, wie zwei Zigeunerinnen, von welchen eine ſchlank wie eine Ceder Libanons, die andere niedlich wie ein Roſenbäumchen Arcadiens war, und welche mehrmals ſo nahe an Eduard vorüberhuſchten, daß er ausrief: „Sieh Adolph die niedlichen Dingerchen, wer mögen ſie ſeyn?“ Das war für dieſen ſchon hinlängliche Aufforderung, ſogleich auf ſie zuzueilen, und ſie haſtig zu fragen: „Schöne Zigeunerinnen, woher ſeyd ihr, und was macht ihr hier?

„Wir ſind Ägypterinnen,“ hub ſogleich im höchſten Sopran die Schlanke an, während ihre herzige Freundinn haſtig im tiefſten Alt dazu ſetzte: „Und kommen den Europäern wahrzuſagen.“ — „So thut es,“ ſagte Adolph, zog den Handſchuh aus, und reichte ihnen wohlgefällig ſeine

Hand hin, was er um ſo lieber that, da ſeine Hand milchweiß und lind wie Sammt war. „Ei,“ hub wieder die Schlanke an, „dir ſtehen lauter gute Dinge bevor, eine Reiſe, Geld, und eine junge, ganz für dich paſſende Frau. Nu gratuliere, ſchöner Herr, den ich heute zum erſten Mal ſehe, der letzte Faſchingstag iſt da, die Faſten pocht um Mitternacht an; nach 40 Tagen hat ihr Regiment ein Ende, da wallen die Brautpaare den Kirchenthüren zu, ſo daß es nöthig wäre, man erweiterte ſie, obwohl ſie oft nur zu groß ſind. Denke, wenn du mit deiner Dulcinea, aber nicht von Toboſa, ſondern von Wien, Prag, Peſth oder Brünn, denn weiter her iſt ſie nicht, wenn ſie auch ſonſt weither iſt, an den Altar trittſt, an die arme Zigeunerinn, die dir dein Glück verkündete.“

„O! enthüllet auch mir meine Zukunft; aber du kleine Hexe,“ rief haſtig Eduard, die Mädchen, die ſich ſchon in der wogenden Menge verlieren wollten, zurückhaltend. „Wohlan, ſo halte deine Hand her, flach wie eine Sonnenblume, daß ich in ihr leſe, wie meine Schweſter in der deines Freundes,“ entgegnete die niedliche Brünette, muſterte mit den Augen die nicht eben ganz winzige, eben ſo wenig blendend weiße; aber rings mit Linien durchkreuzte linke Hand, und hob eine zweite Sibilla, ihre Wahrſagung an: „du biſt nicht ſo heiter wie dein Freund, dir ſteht viel Kummer bevor; aber du machſt ihn dir ſelbſt; verjage die Wolken, die deinen Himmel umgeben, und du wirſt keinen Kummer haben — heirathe“ — Da fuhr Eduard erſchrocken zurück, aber eben ſo raſch haſchte die Kleine noch die Fingerſpitzen ſeiner Linken, rufend: „Nein, nein, heirathe nicht; denn hier ſieht man ganz deutlich —

„Nu," frug Eduard haſtig und vorwitzig wie ein griechiſcher Feldherr am delphiſchen Dreifuß vor einem Kriege, heut zu Tage höchſtens ein alter Schuſtermeiſter auf ſeinem Lerchenfeldiſchen, wenn eine Geiſtergeſchichte, die ſich eben im Lichtenthal oder in Währing zugetragen haben ſoll, nicht denkend, daß er gefoppt werde, „ſprich, was ſiehſt du, was ſieht man?"

„Einen Pontoffel," rief das Prätiöschen, und war verſchwunden, verſchwunden für den ganzen Abend, ſo ſehr ſie Eduard ſuchte, der von Viertelſtunde zu Viertelſtunde immer ſtummer wurde, ſo daß er in der letzten, die ſie auf dem Saale blieben, nicht ein Wort ſprach. Die Freunde trennten ſich im Gaſthofe; jeder ging ſeinem Zimmer zu, Adolph denkend: nun biſt du wo du ſeyn ſollſt, Eduard: was wird aus mir werden? und erſterer war im feſteſten Schlafe ſchon wieder auf der Redoute, als letzterer noch immer vor der geöffneten Schublade mit den Prätioſen, worunter — der Pantoffel war, ſtand, und ſeine Hand, mit eau de Cologne waſchend, bald durch ein Vergrößerungs- bald durch ein Verkleinerungsglas beſah, und unterſuchte, ob er etwas in derſelben ſehe, das dem Inſtrumente in der Prätioſenlade ähnlich ſehe. Schlag vier Uhr ging er mit brennenden Augen zu Bette, und Schlag ſechs Uhr ſtand er wieder vor dem Spiegel, ſich anzukleiden; denn die Zigeunerinn hatte ihm ſeine Ruhe geraubt; was die ſchönſten Geſchichtchen, die es nur geben kann, nicht zu thun vermögend waren, das konnte eine braune Larve. Ob der Pantoffel in der Lade der Zigeunerinn gehörte, das wußte Eduard nicht; aber er dachte es, und eilte ſogleich auf die Gaſſe, von 6 Uhr bis 9 Uhr Morgens wie eine Schildwache vor dem Gaſthof auf und abgehend; da fand ihn Adolph, den der Oberkellner frug, was ſeinem Freunde begegnet ſey, daß er ſo brütend immer auf demſelben Fleck umher wandere, und zwar mit einem Ton, daß die Worte eigentlich wie: iſt ihr Freund verrückt geworden? klangen: „Eduard, biſt du verliebt,“ frug ihn haſtig der nun wirklich beſorgte Freund. „Nein, das nicht,“ entgegnete der Umgeſtimmte, „aber kennen möchte ich das Weſen, das einen ſolchen Eindruck auf mich machte, daß ich es verſuchen möchte, mich“ — „In ſie zu verlieben,“ fiel ihm Adolph in die Rede. „Nein, mich und mein ganzes Geſchlecht an ihr zu rächen.“ Da erſchien in der erſten Etage, dicht neben dem Zimmer, das Adolph bewohnte, ein Kopf, ſchön wie der ſchönſte Kopf Raphaels, und hinter ihm ein Köpfchen, ſchön wie das ſchönſte Köpfchen Correggios. „Die ſind's,“ rief halb vor Freude, halb vor Staunen, der Verblüffte aus, Adolphs Hand faſſend und wie krampfhaft drückend. „Was fällt dir ein,“ ſagte dieſer, „das ſind zwei Fräuleins, nahe bei Grätz begütert, zwei Damen, die ich ſehr gut kenne, und die geſtern auf keine Redoute dachten, da ſie ſogleich abreiſen werden.“

„Abreiſen,“ rief Eduard. „Bruder, nun zeige, daß du mein Bruder, wenn auch nicht durch die Bande der Verwandtſchaft, aber durch weit edlere biſt; führe mich, ehe ſie abreiſen, bei ihnen auf.“ „Daß du dich und dein ganzes Geſchlecht an ihnen rächſt? nicht wahr.“ „Nein, gewiß nicht, ich muß die Kleine kennen lernen, ſonſt werde ich wahnſinnig.“ „Ei das ſoll nicht geſchehen, Eduard,“ ſagte Adolph ganz gelaſſen, „ich muß für den Verſtand meines Freundes Sorge tragen; aber du wirſt ja ein ganzer Don

Juan?“ „Das nicht; aber dieſes Mädchen hat ſo viele Ähnlichkeit mit der Zigeunerinn im Saale, daß, wenn ich ſie nicht finde, ich — ich — ſie für dieſelbe halten werde, und wer weiß ob ihr nicht der Pantoffel entfiel.“ „Wenn du an ſolche Albernheiten denkſt,“ ſprach Adolph, ſchon an der Treppe ſtehend: „ſo kehre ich um, und aus unſerer Viſite wird nichts, um ſo mehr, da ich hörte, wie Frau von Wrangel, eine Dame ſo alt, daß man glauben könnte ſie habe ihren Vater, wenn auch nicht im 30jährigen, doch ſicher im 7jährigen Krieg verloren, ihre Kammerfrau, als ſie in den Wagen ſtiegen um abzureiſen, frug: Hat ſie nicht vergeſſen, liebe Winterlich, ein Paar neue Pantoffeln zu kaufen, da uns geſtern einer über das Fenſter auf die Straße fiel, und der unredliche Finder ihn mitnahm.“ Bei dieſen Worten fuhr Eduard unwillkührlich nach der Rocktaſche, als habe er den Fund in derſelben, in der er ihn tragen wollte, bis er die Cendrillon, der er paſſen würde, fände, und es war auch ſo; er gelobte, ohne jedoch die Finger, wie es damals Sitte war, dabei emporzuheben, wie einſt Albert den Zopf der Geliebten, Ulrich von Lichtenſtein die Locke derſelben, ſo lange bei ſich zu tragen, bis er ſie gefunden habe. Sie kamen bei Numero 3 an. Adolph pochte an die Thüre; ein Herein war das Echo darauf, und ſie traten in das mit Koffern, Schachteln und Kartons vollgefüllte Zimmer, ſo daß ihnen die Damen nicht einmal einen Stuhl zum Sitzen anbiethen konnten, und nachdem Adolph ſeinen Freund als den Feind aller Damen den Beiden, nun zu Vertreterinnen ihres Geſchlechtes gewordenen, aufgeführt hatte, und dieſer voll Verlegenheit ſie des Gegentheiles verſichernd, zuletzt nichts mehr zu ſagen wußte, als: „Stellen ſie mich auf die Probe, meine Conteſſen,“ die kleine Charlotte rief: „Wohlan, in vier Wochen kommen wir wieder nach Wien, dann ſey es verſucht,“ — kam der Oberkellner herein und meldete, die Poſtpferde wären da, die Herren empfahlen ſich alſo auf vier Wochen, und gingen auf ihre Zimmer; doch bald ſchlüpfte Eduard aus demſelben auf den Gang, nach dem offenen Zimmer der Damen zu ſehen, als er Adolph hinein gehen ſah. „Was macht der noch bei ihnen,“ — rief er ſo laut, daß er bald wie ein großer Tyrann in einem gewiſſen Stücke zum zweiten Male, darüber erſchreckend, gerufen hätte: Wer ſprach da? als er ſich beſann, daß Adolph mit Charlotten ſehr wenig ſprach; dafür aber um ſo mehr mit Gabrielen, und das tröſtete ihn um ſo mehr, da er von Adolph die Urtheile der Damen, oder eigentlich der Dame über ihn zu hören hoffte, welches auch geſchah, nachdem jener ſie bis an den Wagen begleitet, da einen Kuß auf ihre Hände drückte, wobei er einen Stich in das Herz bekam, daß er ſchnell auf den Frack ſah, ob er nicht Blutstropfen darauf bemerke. Sie winkten Adolph und — o Glück, auch ihm, der ſich gar nicht von ihnen bemerkt glaubte, ein Lebewohl zu, und fuhren die Freiung hinab. „Was ſagten ſie?“ war Eduards erſte Frage an Adolph. „Was die Zigeunerinnen ſagten,“ deſſen Antwort: „Heirathe, ſonſt wirſt du ein Narr.“ — Damit gingen ſie aus einander, denn Adolph reiſte Nachmittags in Geſchäften nach Peſth, wo er ſich drei Wochen aufzuhalten gedachte. Eduard dachte über den Pantoffel, die Zigeunerinn, Charlotten und den Narren nach, fand letzteres nicht unwahr, ärgerte ſich zum erſten Male über ſeinen Schwur in der Halle des Univerſitäts=Gebäudes, und wollte eben wieder den Pantoffel hervorziehen, zu unterſuchen, ob der Vater der Trägerinn im 7 jährigen oder im Bundeskriege vor Leipzigs Mauern geblieben ſeyn könnte, als Adolph Abſchied zu nehmen kam. Sie ſchieden, und Eduard verſprach dem theuren Freund auf Parole, an ſeinem Trauungstage in Wien zu ſeyn, ihn als Brautführer an den Altar zu begleiten und auf der Hochzeit vorzutanzen, da er doch einen Tag früher nichts davon wiſſen wollte. Adolph war fort, und Eduard allein — allein in jedem Sinne des Wortes, ſo daß er ſich allein fühlte, und die Richtigkeit der wahren und heiligen Worte zum erſten Male einſah: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey. Er ging Abends in die Stumme von Portici, bewunderte die Chöre, beſuchte Mittags Würfels vorzügliches Concert, ſah die unübertreffliche Dupui als Nachtwandlerinn, die ihn an ſeine Zigeunerinn nur noch mehr erinnerte und ſo zerſtreut machte, daß er nach dem Soupée die Fenſter trotz der Kälte aufmachte, damit, wenn eine Nachtwandlerinn käme, die gute Perſon nicht vor dem zugemachten Fenſter verunglücke, da er ſie doch eine Woche früher vor einer ſolchen verwahrt hätte, wie Herr von Haſenfuß, mit Palmkätzchen, Kerzen und Glöckchen, als komme der Böſe, begleitet von einem Ungewitter, einhergezogen. Nichts konnte ihn zerſtreuen; er fand den Graben todt, die Baſtei aus der Mode gekommen, und fuhr auf ſein Landgut, acht Tage daſelbſt, wie ein bon vivant im Schuldenarreſte zubringend; das konnte er nicht aushalten, nahm die Poſt, und fuhr nach — Grätz, um dieſe hübſche Stadt, von der er ſo viel hörte, zu ſehen; fuhr durch die Jakomini=Gaſſe, und o Glück! welches über=

raſchende (wenn auch, unter uns geſagt, nicht unerwartete) Zuſammentreffen. Ein Reiſewagen kollerte vorüber, in welchem Charlottchen ſaß, ihn ſogleich erkannte, und freundlich grüßte. Nun war der Himmel offen; im Gaſthauſe ſchnell Toilette gemacht, ſich überall um die Conteſſe erkundigt; aber in keinem Gaſthauſe wußte man, wo ſie wohnte. Was war da zu thun — nun war kluger Rath theuer; aber Eduard hatte ihn bald gefunden. Er dachte, wenn ſie mich lie — mich gerne ſieht, wie ich ſie, ſo ſteht ſie jetzt ſicher am Fenſter des Hauſes, wo ſie wohnt, und ſieht ob ich nicht vorüber gehe; wenigſtens ſtand er, bevor er ein Weiberfeind wurde, oft ſo, und manches Mädchen that wegen ihm ein gleiches. Er klingelte nach dem Oberkellner, verlangte einen Lohnlakei, und ließ ſich durch alle Straßen führen, bis er wirklich Charlotten an einem Fenſter ſah, und haſtig hinauf eilte, um ſie fragen zu laſſen — ob ſie keine Nachricht von Adolph hätte. „Ja,“ war ihre Antwort, die ſie ihm ſelbſt in das Vorzimmer brachte, „er iſt in Peſth, wo er auch ſeine Braut findet, und binnen vier Wochen in Wien anlangt. Wo reiſen Sie hin?“ „Ich,“ war Eduards Antwort, „nachdem ich Grätz und ſeine Umgebungen genau bewunderte, nach Wien.“ — „Nu dort treffen wir uns ohne Zweifel, wenn wir von Ofen, wohin wir noch heute reiſen, zurückkommen. Leben Sie wohl, Sie böſer Weiberfeind,“ rief freundlich nickend das loſe Schwarzköpfchen, und war weg. Eduard eilte über die Treppe, wollte ſich aus Desperation, daß er ſtatt Ofen Wien ſagte, die Haare ausreißen, eilte nach Hauſe, ſah die Umgebungen von Grätz an, und war in der Charwoche in Wien, wo richtig am Oſterſonntage Charlotte mit ihrer

Schweſter und Adolph anlangten, der ihm nun dieſe als ſeine Braut, jene als ſeine Schwägerinn vorſtellte. Eduard dünkte ſich, als er ſich vom Staunen erholte, an der Pforte des Paradieſes; doch wo erſt des andern Tages, als ihn Adolph auf ſein inniges Bitten Charlotten als — Brautwerber vorſtellte, und ſie den Antrag erröthend annahm? der Trauungstag kam, die Ceremonie in der Kirche war vorüber, die Geſellſchaft zum Tanze verſammelt; da fehlten die erſt getrauten Frauen. Adolph ging ſie zu ſuchen, und brachte — zwei Zigeunerinnen, die auf Eduard zuſchritten, ihm ſagend: Seine Zukunft würde nun, da er die Wolken verſcheucht habe, heiter ſeyn, nahmen die Larven ab, und das niedliche Prätiöschen Charlotte zog einen Pantoffel hervor, den zweiten von dem Paare, den ſie eben in der Hand hielt, als die Freunde aus Adolphs Zimmer im römiſchen Kaiſer, das an das ihre ſtieß, ſo daß ſie jedes Wort hörten, gingen, und den ſie ihm, beſtrafend, aus dem Fenſter zum Scherze auf den Kopf warf. Nehmen ſie ihn zu ihrem zweiten, lieber Eduard, den ſie beſitzen, und ſtellen ſie das Paar dann wohin ſie wollen, ich will nichts damit zu thun haben, reichte ihm die Hand zum Tanze, und der Glückliche, die Tortur-Inſtrumente in ſeiner Macht, denn der andere ſteckte noch im Sacke, flog wie Zephyr an Florens Hand durch die Reihen der Zuſeher.

Benedict.

Lieder von F. Rückert.

I.

Dein vergeſſen?
Nicht ermeſſen,
Kann ich, was es heißt, vergeſſen deiner.
Einſtmal ſaß ich,
Da vergaß ich,
O Geliebte, deiner ſo wie meiner.

Damals war es,
Als dein klares
Auge gegen mich gelichtet lachte;
Da, vergeſſend
Alles deſſen
Was auf Erden war, ich Himmel dachte.

II.

Mein Sohn! Geheimniß iſt im Wein;
Man trinkt es nicht aus, man trinkt es ein.

Sie ſagen: Reden lernt ein Zecher;
Dich ſchweigen lehrt Dſchami beim Becher.

Der volle Krug gibt keinen Schall;
Sobald er leer iſt, klingt er all.

Die Trommel iſt laut vor ihres Gleichen,
Drum ſtiftet ſie Unfried' in den Reichen.

Die Muſchel, in der die Perle ruht,
Die Lippen nicht von einander thut.

Die Blume mit geſchloßnem Munde
Führt Goldſtaub an des Sockels Grunde:

Wenn vielzüngig die Lilie plaudert,
Iſt gleich ihr Gold im Wind verſchlaudert.

In deinem Haus iſt nichts zum Stehlen,
Sonſt würd am Thor das Schloß nicht fehlen.

Geſchwätz bringt Vögeln ſelbſt Gefahren,
Denn in den Käfig ſperrt man Staaren.

Der Rede Strom wie Silber rollt,
Das Schweigen iſt der Seele Gold.

Das Wetterrad kreiſ't ſchweigend ſtumm,
Des Webers Spule mit Toſen um:

Doch hat ſie zuletzt nur Leinwand gewoben,
Und jenes den Sternweltſchleier droben.

Laß deine Worte, folg meinen Winken,
Und thuſt du den Mund auf, ſo ſey's zum Trinken.

III.

Mein hochgebornes Schätzelein,
Des Glockenthürmers Töchterlein,
Mahnt mich bei Nacht und Tage
Mit jedem Glockenſchlage:
Gedenke mein, gedenke mein!

Mein hochgebornes Schätzelein,
Des Glockenthürmers Töchterlein,
Rufet zu jeder Stunde
Mich mit der Glocken Munde:
Ich harre dein, ich harre dein.

Mein hochgebornes Schätzelein,
Des Glockenthürmers Töchterlein,
Es ſtellt die Uhr mit Glücke
Bald vor und bald zurücke,
Wie es uns mag gelegen ſeyn.

Mein hochgebornes Schätzelein,
Wie ſollt' es nicht hochgeboren ſeyn,
Der Vater war hochgeboren,
Die Mutter hocherkoren,
Hat hochgeboren ihr Töchterlein.

Mein hochgebornes Schätzelein
Iſt nicht hochmüthig, und das iſt fein.
Es kommt hin und wieder
Von ihrer Höh' hernieder
Zu mir geſtiegen im Mondenſchein.

Mein hochgebornes Schätzelein
Sprach geſtern: der alte Thurm fällt ein.
Man merkt es an ſeinem Wanken,
Ich will in Lüften nicht ſchwanken,
Will dein zu ebener Erde ſeyn.

Die bleiche Braut.

„Wer fragt, warum ich klage,
„Wonach dieß Herz ſich ſehnt,
„Warum am Hochzeitstage,
„So bang dieß Auge thränt.“

Muß meiden den mit Schmerzen,
Der mir in Lieb verwandt,
Und dem, der fremd' dem Herzen,
Muß reichen ich die Hand.

Die Mutter flicht in Freude
Den Brautkranz ihr ins Haar,
Die Tochter geht in Leide,
Und thränend zum Altar.

„Wo ſind von deinen Wangen
„Die Roſen, bleiche Maid?
„Woher ſolch trübes Bangen,
„Zu ſolcher Luſt und Freud?“

Lehnt Einer dort ſo düſter,
Der kennt die bleiche Braut,
Das iſt der junge Küſter,
Und ach, ihr Liebſter traut.

Zum Glockenthurme ſchreiten
Sieht man ihn bebend ſchon,
Muß ſelbſt die Glocken läuten,
Muß läuten ſich zum Hohn.

Drei Glocken ſind am Thurme,
Die Erſte iſt zur Freud,
Die andre iſt zum Sturme,
Die Dritte iſt zu Leid.

Die Erſte ſoll er läuten,
Und faßt der Dritten Strang,
Er merkt's nicht, doch von Weiten
Tönt ſchauerlich der Klang.

Die Braut, die hat's vernommen,
Das Auge bricht in Schmerz,
Die Bruſt iſt ſchwer beklommen,
Es bricht das treue Herz. —

Die Lieder ſind geſungen,
Die Beiden ſind getraut,
Die Glocken ſind verklungen —
War todt die bleiche Braut.

Joſ. Perr.

Südliche Blumen.

---

1. Die Rache.

Ein Jüngling ſtand an einer Myrthe,
Sah traurig den geweihten Baum,
Den ein geliebter Name zierte,
Die Wunde war vernarbet kaum.

„Einſt grub ich tief gerührt: „Belinde“
„In dieſen Baum als Denkmal ein,
„Nun ſoll mir in dieſelbe Rinde
„Ein andres Wort gegraben ſeyn!“

„Daß ſie, wenn ſie vorüber wandelt,
„Mit falſchem, wankendem Gemüth,
„Die treulos hat an mir gehandelt,
„Verrathner Liebe Rache ſieht!“

Er ſprach's mit Seufzen und mit Weinen,
Voll tiefempfundner Liebespein,
Und grub und grub — — ach nur den einen,
Belindens Namen wieder ein.

2. Das Band.

Zwei Mädchen ſaßen Blumen windend,
Ein Schäfer ſtand dabei;
Gott Amor eine Schleife findend,
Frägt, wem ſie eigen ſei?

Und Nice ſpricht: „Sie iſt mein eigen,
„Mein iſt ſie, gib ſie mir,
„Du Schäfer, magſt es mir bezeugen,
„Ich habe ſie von Dir;“

Mit Lächeln ſteht der Gott daneben,
Und zeigt das Band zugleich:
Da fängt der Schäfer an zu beben,
Und ſchnell wird Laura bleich.

Sie gab, daß ſie verbunden ſeyen,
Dem Schäfer jüngſt dieß Band.
Ach wer da wohl von allen Dreien
Den größten Schmerz empfand?

3. Der Nachen.

„Du hörſt des Donners wildes Krachen,
„Der falſchen Wogen Übermuth,
Verloren iſt mein kleiner Nachen,
„Und dieſes Netz, mein letztes Gut!“

So ſprach der Fiſcher, doch daneben
Saß ſeine Liebſte und begann:
„„Statt auf dein Liebchen Acht zu geben,
„„Denkſt Du an Jene, falſcher Mann!““

Der Fiſcher nun: „Nicht auf den Nachen,
„Nicht auf das Netz wär' ich bedacht,
„Würd immer mir ſo zärtlich lachen
„Dein Auge, wie es jetzt mir lacht;“

„Doch pflegt ihr's, wie die Fluth zu machen,
„Und ſeyd, wie jene, wunderlich,
„In Kurzem bin ich ohne Nachen,
„Bin ohne Netz und ohne Dich!“

Dr. Guſtav Ritter v. Franck.

Der Scherge.

Der Mörder irrt in Nacht und Wald
Eine grauſig grimme Kainsgeſtalt,
Das Aug von inn'rer Glut geſchwellt,
Die Hand das blut'ge Schwert noch hält.

Die Schluft hinab, den Riff hinan,
Das Zweiggeflechte macht ihm Bahn,
Nicht achtet er's, ob auch die Hand
Ihm blutig reißt der Felſen Rand.

Kein Auge ſpäht, es lauſcht ſein Ohr,
„Was bricht dort durch's Geſtripp hervor?
„Um Gott — die Häſcher! — nein, es war
„Ein Wild nur — fern' noch iſt Gefahr.“

„Weg Baumgezweig' — hemmſt nicht die Flucht!“
Und weiter ſpäht ſein Aug' und ſucht,
„Weh' mir! — wer ſchleicht dort in der Au'? —
„Nichts ſonſt als Weiden, alt und grau?!“

Ein Käfer ſummt, — er ſinkt zur Erd'
Und lauſcht und horcht, von Angſt verzehrt,
Windliſpel, Eulenſchrei und Flut,
Macht ſtarren ihm zu Eis das Blut.

Nach flattert Haar ihm und Gewand,
Aufblitzt der Stahl in ſeiner Hand,
„Du warſt's, der's treu mit mir vollbracht,
„Halt treu mir aus, in Noth und Nacht.“

Hin kommt er jetzt zu ſtein'gem Schlund,
Waldwinden und Gerölle rund.
„Gebt Raum! gebt Raum!“ — es knickt und bricht,
Wie hemmend ſich's vor ihm verflicht.

Krach — Zweig und Zweig, faſt iſt's gethan,
Da fällt's ihn wie ein Schwindel an,
Jetzt kollert's — und vom gähen Rand
Stürzt er hinab die Felſenwand.

Aufgellt's von d'runten — weh! — das Schwert
Hat feindlich ſich nach ihm gekehrt,
Und aus der Bruſt ein rother Strahl
Rauſcht d'rüber hin — zum zweiten Mal. —

Nichts hat gehemmt des Mörders Flucht,
Kein Scherge hatte ihn geſucht;
Im Wald verborgen und allein,
Mußt' er ſein eig'ner Scherge ſeyn. .

Johann N. Vogl.

Bey Uebergebung einer Wage.

Am Hochzeittage.

Am Tage, der zu ernſten Blicken
In das Vergangne ruft den Sinn,
Fliegt doch mit höherem Entzücken
Dein Herz in künft'ge Tage hin;

Weil dort dein Stern der Hoffnung ſcheinet,
Und auf ein Haus herunter blickt,
Worin ein Haushalt alles einet,
Was für ein junges Weib ſich ſchickt.

Da hab' ich aus den vielen Gaben
Des Haushalts ein Geräth erſeh'n,
Das wir vor allem nöthig haben,
Solls gut um unſern Haushalt ſteh'n.

So brauche dieſe Wage weiſe,
Wie weislich ſie die Liebe gab,
Und wäg' auf ihr mit gutem Fleiße
Die Ausgab nach der Einnahm ab.

Sey Recht, ſey Unrecht auf der Wage,
Du führe richtiges Gewicht,
Ob Freund, ob Feind die Waare trage,
So ſtöre du das Zünglein nicht.

Nie ſollſt du auf die Wage legen
Des Mannes Wort, denn glaube mir,
Das brachte keinem Weibe Segen,
Das würde keinen bringen dir!

Sänk' aber von des Kummers Schwere
Die eine Schale, zage nicht!
Nur hör' auch hier der Weisheit Lehre,
Und ſuche bald das Gleichgewicht.

Leg' auf die zweite Schale nieder
Die Stunden, welche dich erfreu'n,
Und jene Schale ſteiget wieder,
Und du wirſt minder traurig ſeyn.

Doch wägt dein Loos dir zu die Wage
Der Göttinn, die ihr Aug' umhüllt,
Dann fürchte wenig Schmerzenstage,
Dann iſt auch unſer Wunſch erfüllt.

Neuffer.

Im Winter.

Die Flur iſt erſtorben, das Leben iſt leer,
Die Blätter ſind alle gefallen,
Die Veilchen und Roſen ſie blühen nicht mehr,
Es ſchweigen die Nachtigallen.

Es ziehet der Tod durch die ſchneidende Luft,
Die Schöpfung erſcheinet ſo trübe,
Vorüber der Blüthen erfreulicher Duft!
Vorüber das Flüſtern der Liebe!

Doch nein! In des Sängers begeiſterter Bruſt
Kann nimmer die Liebe verblühen,
Er fühlt ſie, die himmliſche, ſelige Luſt
Im glücklichen Herzen erglühen.

D'rum, ob auch erſtorben die ſchöne Natur,
Und ob auch verwelken die Kränze,
Im Herzen des Sängers lacht Fröhlichkeit nur,
Er lebt ja im ewigen Lenze.

Er pflücket vom Baume des Lebens ab
Die Freuden im Zeitengetriebe,
Und einſt da pflanzt auf ſein blühendes Grab
Erinnerung Blumen der — Liebe.

G. von Deuern.

Erklärung.

Sonnett.

Warum die Liebe trägt die Augenbinde,
Das will ich euch, wie Keiner noch, erklären,
Sie ſoll dem leichtbeſtrickten Amor wehren,
Daß er die Schönheit, die Verſuchung, finde.

Doch ach! ein Mädchen naht dem armen Kinde,
Sie ſpricht ihm zu, ſie trocknet ſeine Zähren,
Ermüdet nicht, ſein Leiden anzuhören,
Klagt eig'nes Weh, damit das Seine ſchwinde,

„Sie iſt ſo gut,“ ſpricht ſelig Amor lange,
„Da ruft ein unheilſinnender Gedanke,
„Sie muß auch ſchön, ſie muß auch reitzend ſeyn.“

Er reißt die Binde weg, in ſtürm'ſchem Drange;
Schnell zwiſchen Lieb' und Freundſchaft ſinkt die Schranke,
Er ſieht, begehrt, und wird ein Gott der Pein.

A. von Meltiz.

Der edle Traum.

Sonnett.

Der Gott, der unſern müden Geiſt erhöret,
Dem freudig wir des Lebens Hälfte geben,
Der Schlaf, der täglich einlullt unſer Leben
Und doch ſo Wenige nur ſterben lehret.

Er trat zu mir — ein Tempel war verkläret,
Ich ſah bekränzt zum Brautaltar dich ſchweben
Und in der Hände weihendem Erheben
Ward Vaterſegen dir von mir gewähret.

Du warſt mein Kind — Mit deinem Eide ſchienen
Aus mir der Neid, die Selbſtſucht zu verſchwinden
Die hier im Paradies der Liebe keimen.

Als Palme ſollte mir dein Brautkranz grünen —
Doch tief beſchämt mußt' ich erwachend finden,
Daß wir am Edelſten — in unſern Träumen.

A. von Meltitz.

Der stille Genuss.

Muß ich's immer laut denn ſagen
Was mir tief das Herz bewegt?
Kann's nicht innen feurig ſchlagen,
Wenn's von außen Spur nicht trägt?
Liegt denn etwas an dem Schall,
Hat's nicht innen Wiederhall?

Oft im tobenden Gewühl
Iſt's ſo ſüß in ſich verſinken:
Scheltet mich deshalb nicht kühl,
Wo die lauten Stimmen winken,
Mehr als mancher ſchnelle Mund
Gibt mein ſtummes Danken kund.

Mag denn auch das kalte Wort
Wohl der innern Gluth genügen,

Wenn ſie lodert fort und fort,
Und die Pulſe kühner fliegen,
Und das Herz von Freude heiß,
Nur die eig'ne Wonne weiß?

Wenn ich ſo in ſanfter Stille
Wäge, was mir Gott gegeben,
Wie ſo väterlich ſein Wille,
Wie ſo reich mein ganzes Leben,
Ach! es wär' nicht mehr Gebet,
Wenn es auf die Lippe trät.

Th. Hell.

An die Ungetreue.

Nein, nicht umſonſt haſt du den Eid gebrochen,
Umſonſt nicht magſt du Hohn dem Heil'gen ſprechen,
Der Himmel läßt ſolch Thun nicht ungerochen,
Spät, aber ſicher, ſtraft ſich das Verbrechen;
Wer Wunden ſchlägt, der wird bezahlt mit Wunden,
Und wer Beſchwerden ſchafft, erlangt Beſchwerden,
Daſſelbe Leid, das ich für dich empfunden,
Fühlloſe! du wirſt's fühlen noch auf Erden!

Fühlloſe! du wirſt's fühlen noch auf Erden,
Wie elend mach' ein unerwiedert Lieben;
Verſchmähende! Du wirſt verſchmähet werden,
Dann lache, wenn du kannſt, ob fremden Trieben;

Bezaubernde! die Zauber werden ſchwinden,
Die Roſe welkt auf Beeten wie auf Wangen;
Umlagerte! du wirſt allein dich finden,
Wie wirſt du dann nach mir zurück verlangen!

Wie wirſt du dann nach mir zurück verlangen,
Nach dieſer Bruſt, die nichts mehr weiß von Wonnen,
Seitdem ein Frevlerarm dich hält umfangen,
Seitdem ein frevles Netz dich hält umſponnen!
Ich aber will — was, Herz? — ihr hart begegnen?
Kann Liebe nicht vergeben und vergeſſen?
Bei'm ew'gen Gott! Ich will die Stunde ſegnen,
Und glühend dich an meinem Buſen preſſen!

Ludwig Jeitteles.

An Dieſelbe,

mit handſchriftlichen Gedichten.

Sah'ſt du noch nie im dunklen Waldgeheg'
Ein Wild vorüberflieh'n den Schmerzensweg,
Aus ſeinem Buſen ragt ein ſcharfer Pfeil,
Die Luft erbebt von ſeinem Angſtgeheul,
In ganzen Strömen rinnt hervor ſein Blut,
Sein goldner Quell, ſein einzig Hab' und Gut,
Die Jäger nach in wilder Raſerei,
Mit Hörnerklang und luſtigem Geſchrei?

Die Jägerinn biſt du, ich bin dein Wild,
Der Pfeil im Buſen iſt dein falſches Bild,
Der gold'ne Quell der aus der Wunde ſpringt,
Das iſt mein Lied, das nur von Wunden ſingt,
Von Wunden, die mir deine Liebe ſchlug,
Nicht deine Liebe, nein! dein Liebestrug —
In Leid hab' ich's geſungen, hör's in Freud,
Es lacht ja ſtets dein Herz zu meinem Leid!

Ludwig Jeitteles.

Des Herrn
Inspectors Achilles von Eisenfest
Staubferien.

Humoriſtiſche Erzählung.

Herr von Eiſenfeſt an ſeinen Arzt, derzeit im Bade zu Iſchl.

Wien, am 1. Auguſt 1828.

Lieber Doctor!

Sie glaubten wohl, mich recht hart dafür zu beſtrafen, daß ich durchaus keine Luſt hatte, mich in Iſchl pöckeln und dünſten zu laſſen, indem Sie ſelbſt hingingen, und mich armen Teufel im Stiche ließen? — aber wer weiß, Freundchen, wem Sie damit den größten Poſſen geſpielt haben.

Wie wäre es z. B., wenn ich — während Sie ſich in Ihrer Salzlauge zum Häring präpariren *) — den Verſuch machte, ohne Ihnen geſund zu werden, und zwar ſo blühend — ſo rüſtig — ſo kernfeſt, daß Dieſelben bei Dero Rückkunft Ihren beſten Patienten gar nicht erkennen, und wenn endlich die Schuppen von Ihren Augen fallen, vor Erſtaunen faſt zur Salzſäule werden, was bei einem Menſchen, der aus den Solebädern kömmt, nicht einmal viel ſagen will.

Sie fragen wohl ganz erſtaunt, welcher Dämon in mich gefahren ſey? — wählen Sie Ihre Ausdrücke beſſer! es war ein wohlthätiger Genius, welcher dem reichen Müller in Grünbach — Herrn Kleinmetz — den klugen Gedanken eingab, mich zu fragen, ob ich nicht meine Staubferien **) in ſeiner romantiſch gelegenen Mühle, mit Eſſen — Trinken — Jagen — Fiſchen — Tanzen und Spielen zubringen wolle. Ob ſich zum Schlafen auch Zeit finden wird, muß ſich erſt zeigen.

Ich hatte Gelegenheit, dem Manne bedeutende Dienſte zu leiſten, die er auch dankbar anerkennt, weil er Meiner noch weiter bedarf, — hier haben Sie den Schlüſſel zu des Müllers Artigkeit. Ich aber habe zwei und einen halben Grund ſeiner Einladung Folge zu leiſten, erſtens: um Ihnen und dem Apotheker einen Strich durch die Rechnung zu machen; zweitens: weil ich der Frau Müllermeiſterinn vor 25 Jahren — als ich noch auf der Heldenbahn einhertrat — den Hof machte, und doch gerne ſähe, wie ſich die Roſe entfaltet hat, die als Knoſpe durch ganze drei Monate das Ziel all' meiner Wünſche war; obſchon ich damit nicht ſagen will, daß ich gerade für gar keine der übrigen ſchönen Blumen Sinn gehabt hätte, die rings um mich empor ſproßten.

---

*) Sprachreiniger werden gebeten, an den hie und da vorkommenden fremden Worten kein Ärgerniß zu nehmen, es ſind dieß vertraute Briefe, in welchen ſich der Schreiber nach ſeiner eigenthümlichen ihm bequemen Weiſe ausdrückt. Doch glauben wir verſichern zu dürfen, daß Herr von Eiſenfeſt — auch ohne Petri's Fremdwörterbuch — deutſch zu ſchreiben verſtehe.

**) Geſchäfts-Ruhetage, während welcher die Kanzelleyen gereinigt werden.

Anmerkung des Herausgebers.

Auch ſie, die treue Seele, ſcheint meiner noch in Liebe zu gedenken, obgleich ſie mir damals des nahrhaften Nebenbuhlers wegen, einen Korb gab, — welchen Sie in meiner anſehnlichen Sammlung von dieſem Artikel sub Nro. 17 finden können, denn jetzt ließ Sie mir durch den Herrn Gemahl ſagen: man freue ſich, einen werthen alten Freund wieder zu ſehen. Sie hätte wohl auch bloß ſagen können, einen werthen Freund; — warum denn gerade alt? — doch um ſo beſſer: Madame wird ſtaunen, wenn ſie ſieht, wie Wir uns conſervirt haben, und zwar ohne Salz.

Warum lachen Sie? — ich ſage ſehr im Ernſte — conſervirt — denn ſeitdem Ihre zwei ſchwermüthigen Rappen nicht mehr täglich vor meiner Thüre träumen, fühle ich recht deutlich, daß es mit mir noch gar nicht ſo übel ſtehe, als Sie glauben — oder zu glauben ſcheinen — oder (nichts für ungut) mich gerne glauben machten.

Was aber den halben Beweggrund anlangt, ſo iſt er eigentlich ein Geheimniß; doch — Ihnen, dem ich nächſt dem lieben Gott am meiſten vertrauen muß — Ihnen will ich es wohl verrathen; aber — Amice: reinen Mund.

Es iſt nämlich ein Töchterlein vorhanden, die — wie man ſagt, ſchön, blühend, klug und gut ſeyn ſoll, und das alles im dritten Vergleichungſtaffel, was denn leicht möglich iſt, denn auch ihre Mutter war — ſo viel ich mich entſinne — ein Engel. Ich denke mir das Kind als Seraph; — und das — Freundchen — das wäre es gerade, was ich brauchen könnte; — die Flügel ausgenommen. Da nun bekanntlich die Mütter, verdienſtvolle Anbether gerne durch die Hand ihrer Töchter lohnen, ſo könnte es leicht geſchehen, daß ich noch in meinen ſchönen Mitteljahren — — Sie verſtehen mich wohl.

Aber horch! — da ſchlägt es ſchon acht Uhr, nun muß ich zu Bette, der Senfteige wegen, die Sie mir verordnet haben, zwei Mal die Woche zu nehmen, auch die Einreibungen mit Tartaro emetico ſetze ich fleißig fort, ſo wie den Gebrauch der Tinctura visceralis mit der Beimiſchung von Salmiak, und wirklich außer meinen Bruſtbeſchwerden — wenigem Schlafe — ſchwacher Eßluſt, und periodiſchen Schmerzen, welche mir die unglückliche Arthritis vaga bald hier bald dort verurſacht, befinde ich mich ganz wohl. Vor meiner Abreiſe erhalten Sie ohnehin noch Nachricht von ꝛc. ꝛc.

P. S. Schreiben Sie mir doch Ihre Meinung über mein Vorhaben, und wenn Sie allenfalls einige Präſervativmittelchen wüßten.

Wien, am 7. Auguſt 1828.

Das wäre ſomit alles, was Sie zu bemerken — zu rathen wiſſen? Hören Sie Beſter! wenn Sie der Kram viel Studium gekoſtet hat, ſo ſoll es mir herzlich leid thun, denn für mich ſind ſolche Gemeinplätze nichts; Dank ſey es einer fünfzehnjährigen Praxis an mir ſelbſt, über ſolche Rathſchläge bin ich längſt hinaus.

Sie ſelbſt ſollen eingeſtehen, daß ich beſſer weiß was einem Menſchen in meiner Lage nöthig iſt, — was er thun oder laſſen muß, um den Geſunden und Rüſtigen bis zur höchſten Täuſchung zu ſpielen, — ſcheinbar alle Exceſſe zu begehen. Kurz, durch drei Wochen ein wahrer Teufelskerl zu ſeyn, und doch dabei geſund zu bleiben — zu werden — wollte ſich ſagen. Hören Sie nur meine Anſtalten:

Ein vertrauter Freund hat den Auftrag, mir alle Tage zu ſchreiben; — Tages-Neuigkeiten — Lügen — gleichviel; jeder Brief ſchließt mit der Aufforderung — eiligſt nach Wien zu kommen, weil die mir bewußte wichtige Angelegenheit meine Gegenwart unumgänglich nöthig mache; merken Sie Doctorchen, wo das hinaus will? — eine Kriegsliſt iſt es, die mir den Rückzug frei hält, denn ſo wie ich das geringſte ſpüre, was mir Beſorgniſſe erregt, zeige ich den zuletzt erhaltenen Brief vor — bin außer mir vor Unmuth über die Abkürzung meines Idyllens-Lebens (was mir auch ſehr ernſt ſeyn wird) der Koffer wird gepackt, und ich eile hieher, wo ich mit aller Bequemlichkeit und ganz unbemerkt nach Herzensluſt krank ſeyn kann.

Meine Reiſe-Chatouille, die noch von meinen Geckenzeiten her, mit einer Menge unnützen Zeuges angeſtopft war, hat dieſe verächtlichen Schreibebedürfniſſe mit einem nützlicheren Inhalte vertauſchen müſſen, und iſt auf die ſinnreichſte Weiſe in eine kleine Hausapotheke umgewandelt worden.

Ein Fläſchchen enthält ſtatt Köllnerwaſſer — Haller-Säure, für etwaiges Herzklopfen oder andere Unbequemlichkeiten, die vom Blute herrühren, — ein anderes iſt trotz der Überſchrift Eau de Fleurs d'Orange mit Hoffmanniſchen Tropfen gefüllt, die Vapeurs zu beſchwichtigen, an welchen ich Vormittags ſo häufig leide; der Tiegel zur Handpommade verſchließt Opodeldoc, rheumatiſchen Schmerzen in den äußeren Theilen zu begegnen; ein zweiter verbirgt unter dem Mode-Titel — Extra feine, concentrirte, engliſch geſottene Fiſchthran-Oehl-Lack-Glanzwichſe, — vier Unzen köſtliche Pulpa Cassiae; eine kleine Büchſe mit der Etiquette — Pomade à la Venus, hat ſtatt dieſer Brechweinſtein-Salbe aufnehmen müſſen, um nöthigen Falles, eine dauernde Ableitung nach Außen zu bewirken, und an der Stelle des Poudre à la Mareshal, die ſchönſte Magnesia calcinata das geglättete Papierſäckchen zur Neutraliſirung einer überhand nehmenden Säure im Magen, damit ich aber auch einen ſchnellen Reitz auf das ſämmtliche Drüſen-Syſtem in meiner Gewalt habe, der beſonders bei Congeſtionen aller Art wichtig iſt; ſo machen einige Päckchen Calomel cum Sacharo albo die Reiſe als Putzpulver mit.

Unter meinem Schreibgeräthe prunkt als Goldſand Siegellack, eine Stange Zugpflaſter, von außen tüchtig mit glänzendem Cantharíden-Pulver beſtreut, und eine eben ſo von Diachylon cum Gummi, wurde durch einen unſchuldigen Überzug — den ich nur abſchaben darf — und durch ein kleines Zettelchen zum indiſchen Stangenrauch erhoben.

Der Taffet-Polſter, welcher zwiſchen dem Spiegel und der Einrichtung liegt, — früher mit wohlriechenden Kräutern voll geſtopft, iſt ſeiner ſibaritiſchen Füllung entleert, — durch eine Kreuznaht in vier Theile getheilt, und ſtrotzt nun von Eibiſch-, Lindenblüthen-, Bruſtthee, und einer Miſchung von Bitterklee mit geſchnittenem Kalmus, Letzteren, weil ich beſorge, daß meine etwas ſchwachen Verdauungs-Werkzeuge auf ſchwere Probe geſtellt werden dürften.

Zwei Ellen des feinſten Rheumatism-Taffetes, habe ich um meine Doppelflinte gewickelt, — verſteht ſich — bloß um dieſe vor Feuchtigkeit zu bewahren, und Schafwolle (ungewaſchen) nebſt einer großen Menge Werg ſoll vor der Welt zu Stoppeln dienen, um bei Hauſe und im Felde ſchießen zu können, — eigentlich aber zur Linderung gichtiſcher Schmerzen in den äußeren Muskeln, wogegen ich kein beſſeres und gelinderes Mittel kenne. Schließlich endlich befindet ſich, — für den Nothfall — unter den Effecten meines Bedienten, ein Glas mit 50 ganz delicieuſen Blutegeln, — wiſſen Sie, von denen echten, roth geſtreiften; die Überſchrift lautet: Forellen-Köber.

Halt! — Da hätte ich die Hauptſache vergeſſen: eine ſogenannte Capuzinerküche — noch ein Erbſtück von meiner ſeligen Großtante — dient mir als Laboratorium um mittelſt eines Spiritus-Lämpchens ganz im Geheim Thee, — Infuſionen ꝛc. ꝛc. auf meinem Zimmer bereiten zu können.

Nun frage ich Sie, verehrter Freund! kann man einfacher — und beſſer gegen alle wahrſcheinlichen Fälle gerüſtet — eine Reiſe antreten? — Übrigens iſt alles das nur Vorſorge; denn — Gottlob! wie ich mich fühle, könnte ich ohne — — **Morbleu**!!! — war das wieder ein Stich im linken Wadenbeine; — und noch einer! — ich muß nur ſchließen und ein März-Haſen-Fell um die Stelle wickeln; ein alter Jäger hat mir das Mittel gerathen, und die Leute wiſſen oft mehr, als Euch ihr Herrn lieb iſt. Adieu! nächſtens mehr.

Wien, am 12. Auguſt 1828.

Morgen endlich entfliehe ich dem mephitiſchen Dunſtkreiſe der Reſidenz, und eile hinaus in Gottes ſchöne freie Natur, um einmal wieder reinen Äther zu athmen, in welchem ſich nur der Duft von Blüthen mit dem Aroma der Kräuter und dem Balſam der Nadelhölzer miſcht; — während hier zwiſchen thurmhohen Steinmaſſen, auf dem kleinen Raum von drei Viertel Quadratmeilen, die Ausdünſtung von mindeſtens einer Million animaliſcher Weſen zuſammen gepreßt iſt, obſchon dieſe runde Zahl nur Menſchen — Pferde — Hunde — Katzen — Ratten und Mäuſe in ſich faßt, — denn Vögel — Amphibien — Gewürmer und Inſecten bringe ich gar nicht in Anſchlag.

Noch mehr: betrachte ich die Menge von Wildpret, — die geſchlachteten Ochſen — Kälber — Schweine — Schöpſe, — die Unzahl todten Geflügels, welche immer vorräthig iſt, ſo umgeben uns fortwährend wenigſtens zwanzigtauſend Leichen, hierzu der Fumet von Käſe und Seifenſieder-Buden, — von Härings-, Thran- und Oehl-Tonnen —

Nachts der Dampf von hundert tauſend Talglichtern und eben ſo vielen Lampen, — der — nein! ich kann das Bild nicht weiter ausmalen, und fühle wirklich Beklemmung auf der Bruſt, ehe ich fortfahre, muß das Zimmer ein bischen mit Salpeter geräuchert werden.

So Freundchen! nun ſoll'n Sie alſo den Reſt meiner unbedeutenden Vorkehrungen kennen lernen.

Wenn ich nicht ſchon längſt eine ziemlich gute Idee von meinem praktiſchen Verſtande gehabt hätte, die Wahl meiner Reiſe-Garderobe würde ſie mir beibringen; hören Sie: Bekanntermaßen iſt der Wechſel von Kälte und Wärme auf dem Lande weit größer, als bei uns in der Stadt, wo faſt kein Thau fällt, und die Häuſer gegen Sonne und Wind ſchützen; die hölliſchen Thorwege ausgenommen, aus welchen mitten im Sommer eine kalte Kellerluft bläſt, weßwegen ich auch meiſtens in Mitte der Straße gehe. Um mich alſo nach jedem wahrſcheinlichen Wärmegrad kleiden zu können, habe ich ſechserlei Unterziehkleider, vom feinſten Merinos bis zum dickſten Flanell, und dadurch, daß ich darüber ein — oder zwei Hemden anziehe, — die Oberkleider von Satincloth — Caſimir oder Tuch wähle, biete ich meinem kleinen Taſchen-Thermometer Trotz, mir eine Temperatur anzuzeigen, für welche ich nicht eingerichtet wäre. —

Auch mit einem Higrometer würde ich mich verſehen haben, weil feuchte Luft auf Gichtkranke einen entſchiedenen widrigen Einfluß hat — allein mein feiner Filzhut erſetzt dieſen recht gut, ſo lange der ſich trocken anfühlt, habe ich nichts zu beſorgen.

Um nicht vor jedem Wölkchen zittern zu müſſen, wenn ich allenfalls einen Spaziergang unternehme, oder mich mit Jagd und Fiſcherei unterhalten möchte, habe ich mich auch in die nöthige Verfaſſung geſetzt; die guten Leutchen da draußen ſollen über meine Tollkühnheit in dieſem Puncte erſtaunen, obſchon ich gar nichts dabei wage, da waſſerdichtes Leder meine Füße, ein waſſerdichter Hut meinen Kopf, und ein detto Taffetmantel aus der Fabrik des Herrn Sorimont meine übrige werthe Perſon beſchützet. Von Zucker dürfte ich ſeyn, ſo könnte ich dennoch im größten Platzregen Fußreiſen machen.

Zum Überfluß begleitet mich noch ein niedlicher Stock-Regenſchirm, der, wenn ich allein über Berg und Thal ziehe, mir als Sonnen- und Windſchirm dient, und damit meine ſo leicht gereitzten Augenlieder, vom grellen Lichte und Staube nichts leiden, ſo iſt eine Brille mit flachen, grünlichen Gläſern und taffetenen Seitenwänden in Bereitſchaft.

Ich weiß recht gut, daß mancher meiner unbedachtſamen Freunde dieſe kleinen Vorſichts-Maßregeln überflüſſig — übertrieben, ja lächerlich finden würde, — ſo iſt nun einmal die Welt! — was ſie nicht begreift, darüber ſchimpft oder lacht ſie. Ich gehöre gewiß ſo wenig zu den verzärtelten Weichlingen als irgend Einer, aber ich bin lieber trocken als naß — lieber im Schatten als in der Sonnenhitze, kann — (eine Eigenthümlichkeit von uns Öſterreichern) den Wind nicht wohl leiden, und beuge möglichen üblen Folgen lieber vor — als ich ſie trage.

Habe ich da nicht vollkommen recht? — Sehen Sie Freund! ſo kommt alles auf den wahren Geſichtspunct an. Apropos! das tägliche Verbinden meines linken Armes ſetzet mich ein bischen in Verlegenheit -- allein — ſollte etwas davon verlauten — an Tag kommen — ſo wird die Sache zur Bleſſur erhoben — das macht noch dazu intereſſant.

Doch leben Sie wohl lieber Doctor! — der Chirurg wartet ſchon, um mich zu ſchröpfen — bloß als Präcaution; — iſt das wieder ein kluger Einfall von mir? — Alſo — von meiner Mühle aus ein Weiteres, wenn ich bei meinem tollen Treiben Muße zum Schreiben finde — wo nicht, ſo umarmt Sie in drei Wochen verjüngt — geſtählt — ja petrificirt.

Ihr ergebener.

Nachſchrift.

So eben erhalte ich Ihr Werthes vom 9. Erlauben Sie mir zu bemerken, daß einige Fragen darin für einen Docter zweier Facultäten doch gar zu naiv ſind. Z. B. „wer hat in Ihrem Zimmer unter Ihrem Gepäcke etwas zu ſuchen?“ — Antwort: Die weibliche Neugierde. — Warum verſchließen Sie nicht die Chatouille? Das wird ſicherlich geſchehen, wenn ich nicht darauf vergeſſe. Sie kennen ja mein fingerlanges Gedächtniß. „Wen kümmert es, ob Sie Ihr Reiſekäſtchen vom Parfümeur oder Apotheker füllen laſſen?“ —

Mich, mein hochgelehrter Herr! mich würde es kümmern, wenn das Geringſte davon verlauten ſollte, oder glauben Sie, es könne mir gleichgültig ſeyn, von einer geweſenen und künftigen Geliebten in der erbärmlichen Geſtalt eines vor der Zeit gealterten Schwächlinges zu erſcheinen — Nun widerlegt wohl freilich mein Ausſehen — meine Rüſtigkeit eine ſolche Vermuthung, allein der Schein — die beſchränkten Begriffe dieſer Leute, —

Zudem habe ich von jeher alles leichter getragen, als Übermuth, und haben den die Geſunden nicht etwa eben ſo gut als die Reichen — Hochgebornen, oder Hochgeſtiegenen? — äußern ſie ihn nicht noch ſchonungsloſer als dieſe, und fühlt der arme reizbare Kranke ihn nicht noch ſchmerzlicher als jeder Andere? — Nein, ich mag mich nicht der Schadenfreude — dem Spotte dieſer Schoßkinder des Schickſales bloßſtellen, die nichts vor mir voraushaben, als ihre unverwüſtbaren Büffels-Naturen. Begreifen Sie nun???

Wien, am 18. Auguſt 1823.

Liebſter, beſter Doctor!

Da liegt er ſeit vorgeſtern, Ihr vergnügter, — geſtählter petrificirter Freund! Da liegt er — den Oberleib in zertheilende Umſchläge — die untern Extremitäten in Sauerteige eingewickelt, voll Schmerzen — ein zweiter Hiob, und ſchreibt gegenwärtige Jeremiade im Schweiße ſeines Angeſichtes — — ach was ſag ich! ſeines ganzen Körpers. Wenn an der Seelenwanderung etwas Wahres iſt, ſo muß Ihr Herr Subſtitut, der mich dermal in den Klauen hat, früher ein Vampyr erſter Größe geweſen ſeyn, und wollten Sie das von Ihrem Herrn Collegen nicht gerne zugeben, ſo bleibt es doch gewiß, daß der Mann ein bewunderungswürdiges Austrocknungs-Talent beſitzt. Schade, daß er nicht zur Zeit Pius des Sechsten lebte, er hätte keine zehn Jahre gebraucht, um mit den pontiniſchen Sümpfen fertig zu werden.

Was mich betrifft, ſo ließ er mir durch Aderläſſe — Schröpfköpfe und Egel erſt alles Blut abzapfen, dann machte er ſich durch ſchweißtreibende Mittel — Veſicantien ꝛc. ꝛc. über das bißchen Lymphe und ſonſtige Feuchtigkeit, die etwa in mir iſt, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß — wenn es ſo fort geht — ich in zweimal vier und zwanzig Stunden ſo dürre ſeyn muß, wie ungewäſſerter Stockfiſch. — Fürwahr, eine recht demüthigende Ausſicht.

Aber ich ſehe Sie im Geiſte, wie Sie bei dieſer Stelle mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln Ihre goldene Doſe aus der Bruſttaſche holen — damit dreimal gegen den Ballen der linken Hand klopfen — eben ſo oft den Zeigefinger der rechten Hand auf den Deckel ſchnellen laſſen, — dieſen langſam öffnen, und nach bedächtlichem Herumwühlen eine gewaltige Priſe erfaſſen; nun mit der Spitze des Mittelfingers abwechſelnd bald das linke bald das rechte Naſenloch ſchließen, und mit einer Bewegung des Daumens — als wenn Sie Fäden zuſammendrehen wollten — den duftenden Pariſer Rappé am Eingange Ihres ſehr anſehnlichen Geſichtsvorſprunges abladen — ihn von da mittelſt langer ſeufzerähnlicher Athemzüge weiter befördern, (wobei Sie — unter uns geſagt — ein höchſt jämmerliches Geſicht ſchneiden) — und nun endlich — — doch, Gott bewahre! erſt ziehen Sie noch Ihr oſtindiſches Sacktuch hervor, um die verrätheriſchen Überbleibſel des unäſthetiſchen Geruches von den Fingern und aus dem reſpectablen Doctorsantlitz zu beſeitigen; — die Bruſtkrauſe wird durch einige Naſenſtüber abgeſtäubt — und jetzt — dem Himmel ſey Dank! — jetzt öffnen Sie die dünnen, feſtgeſchloſſenen

Lippen zur gewöhnlichen Einleitungsfrage: I Nu! was haben wir denn wieder einmal für tolle Streiche gemacht?

Aber leider habe ich Ihnen gar keine Streiche zu berichten, nicht einmal dumme, wie Sie aus der treuen Erzählung meiner Fata — oder richtiger Fatalitäten — erſehen werden.

Mein einziger Troſt iſt, daß Sie durchaus keine Gelegenheit finden werden, auf meine Koſten zu lachen; — wenigſtens in einer Beziehung nicht, denn: entweder ſchickt mich Ihr Herr Stellvertreter vor Ihrer Zurückkunft nach allen Regeln der Kunſt ad patres, oder meine gute Natur heilt mich bis dahin gegen alle Regeln der Kunſt; auf jeden Fall kommen Sie zur Ernte zu ſpät, und es iſt eigentlich an mir, Sie auszulachen. Das thue ich denn auch, verlaſſen Sie ſich darauf, es iſt ja nebſt dem wohlfeilen Spaſſe, mich ſelbſt zu foppen, das einzige Vergnügen, welches ich jetzt genießen kann. Alſo! doch nein, für heute iſt's genug. Das bischen Schreiben hat mich angegriffen, obſchon ich den ganzen Tag zu den Paar Zeilen verwendete, überdieß will ich das malitiöſe Vergnügen, Sie zu langweilen, ſo viel wie möglich verlängern, und wenn Sie nicht bald kommen, oder ich nicht bald abmarſchire, ſo ſoll dieß meine erſte Krankheit ſeyn, die Ihnen Geld koſtet — nämlich an Poſtporto — Adieu bis morgen.

Wien, am 19. Auguſt 1828.

Gott Lob! ich hatte eine erträgliche Nacht; die erſte ſeit einer ganzen Woche. Das alte Sprichwort, „es iſt überall gut, aber zu Hauſe am Beſten" — bewährt ſich an mir augenſcheinlich, denn ſeit ich wieder meine weichere Wiener-Luft athme, fühle ich mich um hundert Percente beſſer. Im Grunde iſt es auch nicht gar ſo ſchlecht in der Stadt, vollends wenn ich meine neue Wohnung an der Dominicanerbaſtei beziehen werde, wo ich Morgenſonne — reine Luft — ſchöne Ausſicht und die höchſte Ruhe habe. Dann ſoll mir Einer mit einer Landſejour kommen! Will ich Nachtigallen hören, ſo hänge ich mir ein halbes Dutzend vors Fenſter. — Aroma und Balſamdüfte bekomme ich in jeder Blumenhandlung, und was die Nahrungsmittel betrifft, ſo finden ſich jene, welche für Meinesgleichen zuträglich ſind, hier weit beſſer und friſcher, als auf dem Lande, wo man alle vierzehn Tage einen halben Ochſen ſchlachtet. Doch zur Sache:

Der 13. alſo war zum Tag meiner Abreiſe beſtimmt. Um der ſchwächenden Mittagshitze auszuweichen, hatt' ich Herrn Kleinmetz geſchrieben, ich würde erſt 5 Uhr Abends in dem Dorfe eintreffen, wohin er mir ſeine Pferde entgegen ſchicken wollte, meinem Bedienten hingegen befahl ich, mich Punct fünf Uhr zu wecken; Schlag ſechs wollt' ich abfahren, und ſo nur den erquickenden Morgen und Abend auf der Straße zubringen, die ſchwüle Tagszeit aber im Gaſthauſe vorüber gehen laſſen. War der Plan nicht gut? — und doch! — Sie werden hören wie er ſcheiterte.

Die freudige Sehnſucht nach allen den herrlichen Genüſſen, die vom nächſten Morgen an — gleich den gebratenen Krametsvögeln des Schlaraffenlandes — mir von ſelbſt in den Mund fliegen ſollten, verſcheuchte bis nach Mitternacht den Schlummer von meinem Lager; endlich ließ er ſich ſanft hernieder, und war eben zu Schlaf geworden, als mich Gottlieb — der Strohkopf — weckte.

„Iſt es ſchon Zeit?“ frug ich mit halb geöffneten Augen. „Nein! Euer Gnaden,“ war ſeine Antwort. — „ich wollte Ihnen nur ſagen, daß es erſt drei Uhr iſt und Sie daher noch gute zwei Stunden ſchlafen können.“

„Wahrhaftig, man muß ein ſo gutmüthiger Tropf ſeyn, wie ich es bin, um über eine ſolche Beſtialität nicht aus der Haut zu fahren; wäre der Menſch nur nicht ein ziemlich guter Chirurg, und eben ſo ehrlich als dumm, — aber ſo! was will ich machen? Mit dem Schlafen war es vorbei. Mißmuthig wälzte ich mich im Bette herum, bis endlich 4 Uhr 53 Minuten die Sonne aufging, und ſieben Minuten ſpäter Gottlieb zum zweiten Male in der Thüre erſchien, um mir anzukündigen, daß nun die Zeit zum Aufſtehen ſey. Toilette und Frühſtück wurden ſehr kurz abgefertiget, obſchon ich mir die Eile füglich hätte erſparen können, denn bereits über eine halbe Stunde maß ich — den Hut auf dem Kopfe — mein Zimmer mit großen Schritten, ſah alle Augenblicke nach der Uhr — auf die Straße, glaubte bei jedem Wagen, der ſich meinem Hauſe näherte — es müſſe der meine ſeyn; — umſonſt, es ſchlug 6 Uhr — es wurde halb ſieben, und noch immer ließ ſich nichts ſehen.

Meine Geduld war zu Ende. Der Herr Reiſe-Marſchall mußte zur Strafe für ſeine ſchlechten Anſtalten zum Lohnkutſcher in die Vorſtadt; nach einer halben Stunde erhielt ich die Verſicherung, das Fuhrwerk würde ſogleich nachkommen; — endlich um halb acht erſchien die Karoſſe von zwei lebensmüden Gäulen geſchleppt, deren Farbe man vor Schweiß und Staub kaum erkennen konnte. Zu meiner ſehr geringen Freude erfuhr ich, daß ſie ſo eben von einem kleinen Seitenſprung nach Hütteldorf zurückgekehrt wären, wohin ſie ein fruchtbares Ehepaar nebſt acht Stücken hoffnungsvoller Sprößlinge transportirt hatten.

Bis meine Siebenſachen aufgepackt waren, ſchlug die Glocke acht. Die Sonne ſtand bereits mit ſtrahlender Majeſtät am wolkenloſen Horizonte — kein Lüftchen regte ſich — das Thermometer zeigte 19 Grad über Null, und ich hatte alſo die tröſtliche Ausſicht auf eine africaniſche Hitze. Nach Hebung einer Menge kleiner Anſtände, ſaß auch ich in dem Wagen, mein Bedienter neben dem Kutſcher — einige liebreiche Ermahnungen mit der Peitſche ſetzten die Gäule in einen mäßigen Haustrab, und fort ging es zum Thore hinaus.

Da ich — wie ſchon geſagt — eigentlich um zwei Stunden früher auf dem Wege ſeyn wollte, und die Morgen bereits etwas kühl ſind, ſo hatte ich eine geſchloſſene Kutſche gemiethet, die gewöhnlichen Exemplare dieſer Gattung ſind aber wahre Nußſchalen, in welchen man nur mit entblößtem Haupte und gebogenen Knien ſitzen kann, — wo man genöthiget iſt, entweder bei offnem Fenſter ſich der Zugluft und dem Staube — oder bei geſchloſſenem — der Gefahr auszuſetzen, im eigenen Dunſte zu erſticken, wie die ſpaniſchen Fliegen in verſchloſſener Bouteille, denn das bischen Luft iſt ja in der erſten Viertelſtunde conſummirt und in der nächſten mephitiſch. Meine Wahl war daher auf einen ſogenannten Geſellſchaftswagen für zwölf Perſonen gefallen, um Geſundheit und Bequemlichkeit zu vereinen.

Gemächlich ausgeſtreckt lag ich in der einen Ecke, und ließ mich ſchaukeln Dieſe Bewegung, verbunden mit dem weiten Raume meines vierräderigen Monatzimmers, ließen mich einige Ähnlichkeit mit der Arche Noa'hs finden, nur daß ich ſie allein bewohnte; bald aber drängte ſich mir die Betrachtung auf, daß da, wo ſich der Menſch das Amalgamum — der Repräſentant aller Thiere befindet, die charakteriſtiſchen Eigenſchaften einer ganzen Menagerie vorhanden ſind.

Ich fing zunächſt an, mich ſelbſt zu analiſiren, und fand: den Adler, den Pfau — den Sperling — den Truthan, etwas vom Löwen und Elephanten — viel vom Fuchs, ferner den Bären — Hamſter — Hund — die Katze, den E — Hier entſchlief ich, wie zum Unglück faſt immer, wenn ich einſam philoſophiſchen Unterſuchungen nachhänge.

Meine rege Phantaſie ſpann im Traume den aufgefaßten Faden fort: ich war Noah; vor meinen Augen flogen — liefen, hüpften und krochen alle Artikel von Funkes Natur-Lexicon, die Luft und Erde bewohnen, in mein Schiff; — die Sündfluth brach ein, ich fühlte mich trotz der Arche durchnäßt — doch war der Regen warm. Eben näherte ich mich dem Gebirge Ararat, ich landete mit einem heftigen Stoße — erwachte — und fand mich am Boden meiner Arche, mit Schweiß bedeckt, zur offnen Wagenthüre herein ſah aber ſtatt der Taube mit dem Ölzweige — ein braunes krummſchnablichtes Habichts-Geſicht, zwiſchen den Zähnen eine eiſerne Sondirnadel haltend, und krächzte: „Nir Mauthbares. ?“

Das Weitere morgen, Freundchen! Ich will Ihnen die Freude nicht verderben, Ihren Scharfſinn in Erfindung von einem halben Dutzend Hypotheſen zu üben — darin ſeyd ihr Herrn ja ohnehin ſehr ſtark; ich wette, in einer

Viertelſtunde haben Sie es weg, wo der Haſe im Pfeffer liegt.

Alſo gute Unterhaltung.

Wien, am 20. Auguſt 1828.

Dießmal keine Einleitung, um Ihnen ſo ſchnell als möglich die Überzeugung zu verſchaffen, ob Sie den Nagel auf den Kopf getroffen haben oder nicht, — welches Letztere — wie böſe Zungen behaupten — bei Euch, meine Herren, öfters der Fall ſeyn ſoll.

Noch mit einem Fuße im Gebiete der Träume, konnte ich mich in der Wirklichkeit nicht ſogleich zurecht finden, und hielt den Herrn Viſitator Anfangs für meinen verlornen Raben allein — einige derbe Flüche von meinem Fuhrmanne, und ein immer zunehmendes Gelächter um mich herum, brachten mich bald zum vollen Bewußtſeyn. Nach einigen Fragen ergab ſich, daß Kutſcher und Diener gleich mir eingenickt waren nachdem ſie ihre geringe Unterhaltungsgabe erſchöpft hatten, dieß veranlaßte wahrſcheinlich irgend einen müßigen — ſchadenfrohen Spitzbuben, unſere Pferde umkehren zu laſſen; der Stoß am Berge Ararat kam alſo vom ſchnellen Anhalten unſerer Roſinanten, welche der nacheilende Schrankenzieher etwas heftiger arretirte, als bei ihrer vorwaltenden Neigung zum Stilleſtehen nöthig geweſen wäre: die warme Sündfluth aber entſtrömte meinen Poren, denn der Wagen hatte ſich bereits in die Bleidächer des herzoglichen Pallaſtes verwandelt.

Und ſo ſtand ich denn — ich Unglücklicher, um 10 Uhr noch — oder vielmehr — wieder an der Matzleinſdorfer-Linie.

Da ich nun aufs neue drei volle Stunden bis zu meiner Mittagsſtation hatte; die Frau Sonne hingegen vergeſſen zu haben ſchien, daß der Aequator nicht durch Oeſterreich geht, ſo fielen mir unwillkürlich die drei Männer im feurigen Ofen nebſt dem Ochſen des Phalaris ein, und wäre es nur halbwegs thunlich geweſen, ſo hätte ich die armen Gäule nicht weiter als bis zu meiner Wohnung bemüht. Doch ich mußte in den ſauren Apfel beißen, ließ umkehren, und kam um 1 Uhr ganz mürbe gedünſtet und erſchöpft vor dem beſtimmten Gaſthofe an.

Der Herr Wirth, deſſen Umfang und Rubin-Naſe eine vortheilhafte Meinung von ſeinem Tiſche und Keller erregten, war in Perſon und ſogar mit entblößtem Haupte herbei geeilt, um Heerſchau über den Inhalt des beräderten Dreideckers zu halten, der vor ſeinem Hauſe hielt; als er aber meine Wenigkeit im unſcheinbaren Staubmantel ganz allein herauskriechen ſah, und den Sack mit Haber auf dem Fußtritt des Kutſchbockes bemerkte, kehrte er mir den Rücken, und entfernte ſich, ohne weitere Notiz von uns zu nehmen.

Gottlieb frug, ob er ein eignes Zimmer fordern ſollte; allein ich zog es vor, mein Lager in der allgemeinen Schenkſtube aufzuſchlagen, um während der einigen Stunden, welche ich hier zubringen mußte, Zerſtreuung zu haben. Die hätte ich abermal überall eben ſo gut finden können, denn außer zwei Bullenbeißern — einer Gans mit ihren Jungen — einigen Hühnern, und einer Anzahl Fliegen fand ich kein lebendes Weſen in der nied'ren Halle, die durch die Ausdünſtung ihrer ungezogenen Inſaſſen — der Weinſchank und der nahen Küche mit dicker Stickluft überfüllt war, welcher — des vor Kurzem hier verdampften Galgenknaſters wegen, auch noch Durchſichtigkeit gebrach.

Das war nicht auszuhalten! — ich befahl Gottlieb Thüren und Fenſter zu öffnen, die ſechs-, vier- und zweibeinigen Beſtien zu vertreiben — mit Dunſtpulver zu räuchern, — und eilte dann ins Freie.

„Was ſchaffen Euer Gnaden zum Speiſen?“ rief mir der Kellner entgegen, welcher eben mit einem leeren Waſſereimer dem Keller entſtieg.

„Des Beſte, was ihr habt!“ war meine Antwort, und ziemlich guter Laune wandte ich mich gegen den Bach, der hundert Schritte hinter dem Wirthshauſe vorüber floß, wo ich unter einer Gruppe von Weidenbäumen ein angenehmes Ruhe-Plätzchen zu finden hoffte.

Ich fand es auch, aber bereits beſetzt. Eine Herde ungariſcher Ochſen — oder wohl gar ihre Treiber — waren eben ſo klug geweſen als ich — und hatten ſich im Schatten gelagert. Sie ſahen mich mit ihren langen, ehrlichen Geſichtern recht gutmüthig an, während ſie behaglich wiederkäuten, und ſich mit ihren ſchwarz bequaſteten Schweifen, die Fliegen und Bremſen vom Leibe hielten. Da — ſo weit mein Auge reichte — außerdem kein Schutz gegen die unbarmherzige Sonne zu finden war, ſo wollte ich ſchon die beiden nußbraunen, ſpeckgeſalbten Debreziner Gulaſchen *) durch ein kleines Trinkgeld bewegen, ihre Thiere an einen anderen Ort zu treiben, als mir einfiel, wie grauſam es wäre, die armen Weſen einer ihrer letzten ruhigen

---

*) Ochſenhirten.

Anmerkung des Herausgebers.

Stunden zu berauben; am nächſten Tage kommen ſie ja ſchon in die Hände ihrer Peiniger, von deren muthwilligen — rohen — ja viehiſchen Mißhandlungen, ſie nur mehr ein qualvoller Tod erlöſen konnte. Meine Tugend ward belohnt, denn im ſelben Augenblicke gewahrte ich eine einzelne Weide am Bache, deren Schatten noch nicht in Beſchlag genommen war. — Wahrſcheinlich verdankte ich dieß einem umgekehrten Waſchtroge, der darunter lag; auf den pflanzte ich mich hin — ſteckte mir ein Pfeifchen zwiſchen die Zähne und ſah — in Ermanglung eines beſſeren Schauſpieles — den Enten und Gänſen zu, welche ſich in ihrem Elemente noch wohler befinden mochten, als ich auf dem Trocknen. „Eine ſaubere Geſellſchaft“ werden ſie ſagen. Und doch kann ich Ihnen verſichern, daß ſie in vieler Hinſicht nicht die ſchlechteſte war, in welcher ich mich Zeit meines Lebens befunden habe, und wäre es auch nur darum, weil das Geſchnatter des einen Theiles nichts verletzte — als höchſtens die Ohren und die Mitglieder des andern — nichts ſcheinen wollten — als — was ſie waren.

Allein dieſe idylliſche Scene ohne Philis und Doris konnten nur kurze Zeit die Langeweile entfernt halten; dieſe nahte bald mit Rieſenſchritten und ausgebreiteten Armen.

„Vielleicht kannſt du dich in den Schlummer philoſophiren,“ dachte ich, und da ich längſt bemerkt hatte, wie meine nächſten gehörnten Nachbarn ihre halbgeſchloſſenen Augen mit einer faſt deſpectirlichen Familiarität auf mich hefteten — ſo begann ich ſie auf folgende Weiſe zu harranguiren. —

Doch nein! morgen will ich Ihnen das Bruchſtück meiner Philippika gegen das zweibeinige federloſe Thier des Plato — mittheilen! die bloße Erinnerung daran verſchafft mir eine leiſe Anwandlung der ſo lange entbehrten Schlafluſt.

Daher — gute Nacht!

Wien, am 21. Auguſt 1828.

Ich ſaß alſo auf meinem Waſchtroge. Zur Seite des Schildes*) ſtützte ſich der ſanft gebogene Arm auf den Schenkel des gratiös ausgeſtreckten Beines, zur Seite der Lanze ruhte die leicht geöffnete Hand nachläſſig auf dem Knie, zu etwa nöthigen declamatoriſchen Geſticulationen bereit, denken Sie ſich hierzu einen recht väterlich milden Blick, und Sie werden geſtehen müſſen, daß kein Redner des Alterthums — wenn er anders auf einem Waſchtroge ſaß — eine ungezwungnere und zugleich würdevollere Stellung hätte annehmen können. Nur die Tabakspfeife thut der antiken Anſicht einigen Eintrag.

Nachdem ich mich geräuſpert hatte, begann ich:

„Arme mißhandelte Stiefbrüder!“

„An Euch, die ihr zu den unglückſeligſten aller Weſen gehört, über welche ſich der Menſch das Vormundſchafts- und Curator's-Recht angemaßt — und dem gemäß auch richtig um all' das Ihre gebracht hat — an Euch will ich meine Worte richten. Ihr werdet mich zwar nicht verſtehen — allein auch nicht mißverſtehen, und das iſt ſchon mehr als man von manch' einem andern Auditorium ſagen kann. Zudem: hat man nicht längſt vor mir den Felſen — Bäumen und Beſtien des Waldes vorgeleiert, und vorgeſungen? — hat man nicht Fiſchen gepredigt, und machen nicht noch ſtündlich die Verliebten, einſame Quellen — die ſtille Nacht und den verſchwiegenen Mond zum Vertrauten ihrer Narrheit? —

---

*) Milton bezeichnet in ſeinem verlornen Paradieſe auf dieſe Art rechts und links.

Anmerkung des Herausgebers.

Selbſt die beſten Köpfe ſcheinen zuweilen ſich damit zu begnügen, wenn ſie allein ſich verſtehen, ſo könnte ich Euch Fichte und Schelling, Swift und Jean Paul, nebſt hundert anderen nennen, von welchen ich den Namen ausgenommen nicht mehr weiß als ihr. Vernehmt alſo dieſe offene Beichte im Namen meines ganzen Geſchlechtes.“

Hier gähnte ich zum erſten Mal, legte meine ausgelöſchte Pfeife bei Seite, und fuhr dann mit bewegter Stimme fort:

„Gleich Jacob haben wir — die Jüngſtgebornen — faſt allen unſern Brüdern den Segen des Vaters geraubt, und ſie — die freien Kinder der Natur — zu Sclaven gemacht. Nicht nur unſern Bedürfniſſen müſſen ſie dienen, — nein! — wir haben ſie zu Befriedigungsmitteln der Sinnlichkeit — zu Werkzeugen unſerer Laſter — oft bloß zum Ziele einer zweckloſen Grauſamkeit herabgewürdiget. Wohin würde mich die Beſchreibung ihres Martyrthums führen? — ich will nur der Millionen Krebſe — Fiſche und Fröſche gedenken, noch lebend gedämpft — geſchuppt — geſchunden; — der Schildkröten durch glühende Kohlen gezwungen — Kopf und Füße dem Henkerbeile darzuſtrecken; des Geflügels langſam erdroſſelt — mit ſiedendem

Weine oder Fette zu Tode gemartert, um ſchmackhafter zu werden. Hierzu die Unzahl verſtümmelter Thiere, um ſie mit geringerer Anſtrengung verzehren zu können; die gefangenen — geblendeten Sänger des Waldes, die auf glühende Nadeln geſpießten Schmetterlinge — doch genug! genug! mit Schaudern wende ich mich von der Aufzählung dieſer Gräuel, welche in der Wagſchale der ewigen Gerechtigkeit vielleicht größeres Gewicht haben dürften, als die unmenſchlichen Menſchen ſich träumen laſſen.“

Hier gähnte ich zum zweiten Male und trocknete die Augen, welche, — der Himmel weiß, ob vom beſagten Gähnen oder vor Rührung über meinen Vortrag — feucht geworden waren. So viel iſt übrigens gewiß, daß ich der einzige Gerührte war, was jedoch auch größern Rednern bisweilen widerfahren ſoll.

Nach einer Pauſe verfolgte ich meinen Sermon wie folgt:

„Und nun zu euch ſelbſt, ihr gutmüthigen Schlachtopfer unſerer Gefräßigkeit, auf die wir ſo verächtlich herabſehen, — deren Namen ſelbſt wir zum Schimpfworte geſtämpelt haben, während mancher, den wir damit belegen — durch ihn geehrt wird. Worauf gründet ſich denn unſere Geringſchätzung? — wahrlich! wenn der Rang unter den lebenden Weſen nach dem beſtimmt würde, was jedes mit den ihm gegebenen Kräften und Fähigkeiten; in dem ihm angewieſenen Wirkungskreiſe leiſtet — wenn Entbehren und Dulden verdienſtlich iſt, ſo wäre für manchen, der jetzt Roſtbraten ißt, Euer Haberſtroh noch zu gut, und Ihr würdet mit mehr Recht in bequemen Stühlen bei — — doch — Exempla sunt odiosa. Auch iſt's genug von unſerer Schuld gegen Euch. — Wenn es aber dem Mißhandelten ein Labſal iſt, zu ſehen, wie ſeine Tyrannen ſich ſelbſt nicht beſſer behandeln; ſo will ich dieſen Tropfen Honig in euren bittern Kelch träufeln. Wiſſet denn: All' das Entſetzliche, deſſen ſich mein Geſchlecht gegen Euch ſchuldig macht, übt es an ſich ſelbſt! — Fraget, wer die Erde, welche uns die Gewürze ſpendet, mit ſeinem Schweiße und Blute düngt; fraget, wie viele bitt're Thränen ſich mit dem ſüßen Safte des Zuckerrohres miſchen; ſeht die Unglücklichen, welche in Serailen den Tempel des Genuſſes bewachen, während man ihnen alles raubte, außer einer glühenden Phantaſie, um in dem Unmöglichen das Beneidenswertheſte zu ahnen; — hört jene Bedauerungswürdigen, die mit wehmuthsvollen unnatürlichen Tönen das Glück der Liebe ſingen, nach dem ſie ſich im Traume und Wachen mit Tantalus-Qualen ſehnen; geht auf unſere Schlachtfelder! — laßt euch von Barricaden — Noyaden und ſeptembriſiren erzählen!

Hier muß ich entſchlummert ſeyn, wenigſtens reicht meine Erinnerung nicht weiter; auch Sie nicken wohl; alſo ſanfte Ruhe.

Wien, am 22. Auguſt 1828.

„Ganz einverſtanden mit der Meinung des Herrn Referenten!“ murmelte ich noch mit geſchloſſenen Augen, als ein Rütteln am Arme meinen feſten Schlaf unterbrach; heftiges Brennen und Jucken an allen unbedeckten Stellen meines Körpers erweckte mich vollends.

Gottlieb ſtand vor mir, und ſchnitt die poſſirlichſten Fratzen, bis er endlich in ein unbändiges — endloſes Gelächter ausbrach. Ehe ich noch um die Urſache eines ſo ungebührlichen Benehmens fragte, blickte ich auf meine Hände; — Himmel, wie ſahen die aus! roth — aufgedunſen — Beule an Beule; — ich fuhr damit nach dem Geſichte, daß mich wie Feuer brannte, und — o Entſetzen! — befühlte eine mir durchaus fremde Phyſiognomie. Die dicke Naſe meines Kanzleidieners ſaß ſammt ihren üppigen Seitenſproſſen an der Stelle meiner griechiſchen — die geſchwoll'ne Unterlippe ſchien mir von einer alten Münze her bekannt — hinter den Ohren hatte ich es fauſtdick, und dicke Wülſte um die Augen ließen mir kaum zu ſehen Raum.

Um des Himmels willen, was iſt das? — rief ich, indem ich von meinem Sitze aufſprang.

Ein Schwarm von Mücken, — Bremſen und Weſpen, der um meine Ohren ſummte, gab mir den Schlüſſel zur Metamorphoſe: die Peiniger meiner Zuhörer hatten für gut befunden, ihr Heil auch an mir zu verſuchen, und da mich Mutter Natur mit keinem Apendix begabte, der während meines Marmotten-Schlafes ihren blutdürſtigen Unternehmungen Einhalt thun konnte, ſo fanden ſie ihre Rechnung — leider — nur zu gut.

Mein lebendiges Compendium aller Hausmittel verſicherte mir, daß naſſe Erde am ſchnellſten Geſchwülſte und Entzündungen dieſer Art hebe. Das Material war in der Nähe, und ſo ließ ich denn die beſchädigten Stellen mit einer Unzahl größerer und kleinerer Klößchen belegen. Um keines meiner Schönpfläſterchen zu verlieren, ſaß ich regungslos mit zurückgebogenem Haupte wieder auf meiner Roſtra *); ſchon fing ich an mich an dem ſtufenweiſen Abnehmen der hölliſchen Pein zu ergötzen, — (wie ich denn überhaupt nichts köſtlicheres kenne, als das Gefühl der Geneſung — ich ſtelle es der Verſöhnung in der Liebe — den ſüßen Ahnungen des Wiederſehens an die Seite, und möchte viel lieber in einem fort geneſen, als geſund ſeyn,) ich ſog alſo bereits Honig aus den Neſſeln, die mich nur mehr leiſe brannten, als ein Schrei des Entſetzens an mein Ohr ſchlug. Er kam von der Küchenmagd, welche mir melden wollte — was Gottlieb vergeſſen hatte — nämlich, daß mein Mittagsmal bereitet ſey. Vergebens war unſer Rufen, ſie rannte wie toll in's Haus, und in wenigen Secunden hatte ich das Vergnügen, ſämmtliches Hausperſonale nebſt einigen Gäſten beiderlei Geſchlechts — während meines Schlafes angekommen — um mich verſammelt zu ſehen.

Mein Anblick muß gräßlich geweſen ſeyn, denn ſcheu betrachteten mich die Leute von fern wie einen Peſtkranken: — doch nichts weiter von der Teufelsgeſchichte, die mich bei der bloßen Erinnerung mehr agitirt als gut iſt.

Aber die Idyllen = Dichter — die ſollen mir vom Leibe bleiben: Da laſſen ſie auf jedem Blatte ſo einen Schlingel von Schäfer am kühlen Bache bei ſeiner Herde — unter den ſanften Klagen der Nachtigall einſchlummern, — nach ein Paar Stunden von dem Kuſſe ſeiner Lalage wecken, und das alles, ohne daß ihm auch nur eine einzige

---

*) Rednerbühne der Römer, wegen ihrer Verzierung mit eroberten Schiffſchnäbeln ſo genannt.

Anmerkung des Herausgebers.

Mücke den Spaß verdirbt! Nun bei allen Liebesgöttern! die Lalage möchte ich ſehen, die mich geküßt hätte.

Um mich den Gaffern im Hauſe zu entziehen, befahl ich, mir in einer Stube des obern Geſchoſſes zu ſerviren, und ging — als Gottlieb mich verſichert hatte, daß ich wieder einem Menſchen ziemlich ähnlich ſehe — von Hunger geſpornt — eiligen Schrittes dahin.

Das Zimmerchen war freundlich genug, denn es beſtand faſt bloß aus Fenſtern, zwei Thüren ausgenommen, welche beide jedoch durch breite Spalten die charmanteſten Aus- und Einſichten gewährten, die Arbeit des Maurers beſchränkte ſich einzig auf die vier Ecken. Der Tiſch ſtand gedeckt; die weiße Serviette ſtach zwar etwas ſtark gegen das Tiſchzeug ab, auf welchem der Speiſezettel einer ganzen Woche deutlich zu leſen war, allein ich fühlte ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder echte Eßluſt, und überging daher dieſen und ähnliche Umſtände, die mich außerdem mit Grauen erfüllt haben würden.

Der Garçon erſchien, den zinnernen Suppennapf in der einen — und eine Flaſche mit Wein — von höchſt verdächtiger Farbe — in der anderen Hand. Er mochte aus der zweifelhaften Miene, womit ich das trübe Gemengſel vor mir betrachtete, ſchließen, wie unbekannt es mir ſey — belehrte mich: es wäre ein verlornes Hendl *) — und entfernte ſich, indem er mir den beſten Appetit wünſchte. Gott weiß es, der meinige war gut genug — aber — für dieſe Brühe — noch viel zu ſchwach.

---

*) Oeſterreichiſcher Küchen-Idiotism.

Anmerkung des Herausgebers.

Wenn denn das Dings wirklich Rindſuppe war, ſo mußte ſie ihrer Fettloſigkeit nach von einer der ſieben magern Kühe bereitet ſeyn, die Joſeph im Traume ſah; vergebens hatte man verſucht, ihre Todtenfarbe durch ein Paar Fäſerchen Saffran aufzufriſchen, die Ungewißheit über ihr eigentliches Colorit ward dadurch nur vermehrt worden, was aber das Huhn betrifft, von welchem ſich ihr ominöſer Name herleitete, ſo war dieß ſo gänzlich verloren, daß ich — trotz der genaueſten Unterſuchung — außer drei Fliegen, nichts von Geflügel darin entdecken konnte.

Doch will ich Barmherzigkeit üben und Sie mit der Beſchreibung der folgenden Gerichte verſchonen; wenn ich ſage, daß ſie des erſten würdig waren, ſo iſt dieß wohl hinlänglich. Sechs Schüſſeln zogen, wie eben ſo viele neckende Träume an mir vorüber, und bei jeder hatte ich den Schmerz, zu fühlen, wie trefflich ſie mir geſchmeckt haben würden, wenn ſie nur genießbar geweſen wären. Von einer Speiſe zur andern kämpften Hoffnung und bange Ahndung in meinem Innern, immer ging die letztere in Erfüllung, und am Ende war ich gezwungen, die lederartige Semmel hinabzuwürgen, um nicht vor Hunger zu vergehen.

Ein Mann meines Standes! — es iſt unglaublich! — Zur Vergrößerung meiner Pein war ein Rudl flotter Kaufmannsdiener auf einem Zeiselier (wie ſie den ehrlichen Zeiſelwagen *) ſchimpfirten) — angekommen, und

---

*) Eine Art von Fuhrwerk, deſſen ſich die Mittelclaſſen der Bewohner Wien's bedienen, um von den Linien aus die entfernteren Beluſtigungsorte zu erreichen.

Anmerkung des Herausgebers.

hatte vom Saale Beſitz genommen. Ihre unbändige Luſtigkeit vermehrte meinen Mißmuth, ſtatt ihn zu verſcheuchen, obſchon ich nicht läugnen kann, daß unter dem vielen leeren Stroh, welches von ihnen gebroſchen wurde, ſich manches Korn derben Witzes befand; — wahre Maiskörner.

„Euer Übermuth wird ſich ſchon legen,“ — dachte ich mit echt timoniſcher Schadenfreude, als ich den Kellner auch ihnen den „beſten Appetit“ — wünſchen hörte; ſtatt dem aber erreichte jetzt erſt mein unverſchuldetes Elend ſeinen Culminations-Punct, als ich nämlich durch die Thürſpalte ſah — mit wie viel Wohlbehagen, mit welcher Leichtigkeit dieſe Menſchen alles das überwältigten, woran vor Kurzem mein ernſtlicher Wille geſcheitert war. Welche Zähne! — welche Mägen! —

Wenn ich nicht einen ſo unerſchütterlichen Glauben an die Tugend meiner Landsmänninnen — und einen noch unerſchütterlicheren an ihren Schönheitsſinn hätte, ſo würde ich verſucht worden ſeyn, die Herkunft dieſer jungen Haifiſche von der Zeitperiode abzuleiten, in welcher die Kalmücken und Tartaren uns das Vergnügen gönnten, ihre Mammuths-Gebiſſe, und Straußen-Mägen in der Nähe bewundern zu können.

Doch wozu nach Art der Gelehrten problematiſche Gründe in der Ferne aufſuchen, wenn der natürlichſte vor der Naſe liegt; — ein Blick auf den Zeiſelwagen reichte ja hin, das Unbegreifliche — begreiflich zu machen.

O! ihr, — ſo viel verkannten Zeiſelwagen! — Euch hat ſicherlich ein Landsmann aus der guten alten Zeit erfunden, um die Sonntags-Mahlzeiten unſerer Vorältern, durch euere Rippenſtöße verdauen zu helfen. Selbſt jetzt ſind nur wir es, die ſich euerer mit Fug bedienen können, für manche unſerer guten Nachbarn wäret ihr lebensgefährlich, wenn ich z. B. jenes Sachſen gedenke, welchen ich ſo oft im blauen Stern zu Dresden beobachtete, wie er Mittags mit einer dünnen Suppe — einer halben Portion Rindfleiſch — zwei Salzgurken — und einer Butterbemme, worauf eine geſpaltene Sardelle lag, ſeinen beſcheidenen Appetit ſtillte, indeß ich die Epiſode von einem Speiſezettel als Palindrom*) von vorwärts und rückwärts durchaß; — wie — ſage ich — hätte dieſer Mann am Sonntage Findleaders Terraſſe auf einen Zeiſelwagen erreichen wollen, ohne die Mitfahrenden oder ſich ſelbſt vor Hunger anzufallen? — Viel klüger begab er ſich zu Fuße langſamen Schrittes dahin, forderte ein Stengelglas Würzburger und eine Bouteille Waſſer, trank von letzterem ein Glas nach dem andern — den ſtarren Blick feſt auf den goldnen Rebenſaft geheftet, deſſen Duft er vorher gierig eingeſogen hatte — wobei er ſich jedesmal mit dem Ausdrucke des innigſten Wohlbehagens — der höchſten Befriedigung mit gekreuzten Armen an die Wand zurücklehnte. Dann — nach zweiſtündiger Schwelgerei — erhob er ſich — ließ noch einmal die trunknen Blicke in der paradieſiſchen Landſchaft herumſchweifen, ergriff den beſtielten Fingerhut, ſchlürfte den Nektar tropfenweiſe hinab, — wünſchte der ganzen Geſellſchaft — einen ſehr angenehmen Abend; — zahlte zwei gute Groſchen, und hatte mehr genoſſen als ich, der ich während dieſer Zeit zwei Thaler verzehrt hatte.

---

*) Ein Wort oder kurzer Vers, der vor- und rückwärts geleſen, gleichen Sinn hat.

Anmerkung des Herausgebers.

Doch zurück in die nächſte Vergangenheit: Nach qualvollen anderthalb Stunden, ertönte ſchwerfälliger Hufſchlag im Hofraume; ein Blick durch's Fenſter zeigte mir den dicken Hans mit den zwei geſchwollenen Apfelſchimmeln, ohne welchen ich die elegante Pritſchka nie für den Wagen eines Müllers gehalten haben würde. Eilig machte ich Toilette, um die Spuren meiner überſtandenen Körper- und Seelenleiden ſo gut wie möglich zu verwiſchen, und nach einer Stunde verließ ich — von frohen Hoffnungen neu belebt — die verwünſchte Kneippe.

Wien, am 23. Auguſt 1828.

Ohne weitere Abenteuer langte ich in Grünbach an. Schon waren wir am Ende des Dörfchens, — ich erblickte nur mehr ein maſſives Herrſchafts-Gebäude, welches ein Garten und Mayerhof von drei Seiten umgaben, und fragte Hanſen, wo die Mühle wäre.

„No, wan da g'ſtrengi Hear dö nit ſieht; — groß wär's do gnua — moanet i.“

Wahrhaftig, rief ich erſtaunt, und der Gedanke drängte ſich mir auf: daß wenn Satan einſt Chriſtum den Herrn vergeblich verſucht hatte, aus Steinen Brot zu machen, es ihm jetzt umgekehrt bei Müllern und Bäckern beſſer gelinge.

Mein Wagen rollte in den weiten Hofraum, der Hausherr kam mir entgegen, und an einem Fenſter des Erdgeſchoſſes guckten zwei weibliche Köpfe hinter den Gardinen hervor, dieß verleitete mich mit jugendlicher Haſt aus meiner Pritſchka zu ſpringen, (verſtehen Sie — des erſten Eindruckes wegen), allein wüthende Stiche im linken Knie erpreßten mir einen Schrei, und ſicher wäre ich der Länge nach am Boden gelegen, wenn nicht Gottlieb mich erhaſcht und aufrecht erhalten hätte.

„Sie haben ſich doch nicht beſchädigt?“ frug der herbei geeilte Müller beſorgt.

„O! — keineswegs;“ verſicherte ich mit zuſammengebiſſenen Zähnen, — ich glaubte nur meinem armen Bedienten auf den Fuß geſprungen zu ſeyn. Ich fange in meiner Lebhaftigkeit alle Augenblicke ſolche Teufeleien an.“

„Verzeihen Euer Gnaden“ — commentirte Gottlieb — „ſeit zehn Jahren“ — —

„Schon gut! — du willſt mich entſchuldigen“ — unterbrach ich — „packe lieber ab!“ Damit ergriff ich den Arm meines Clienten, und ließ mich in's Haus führen.

Durch ein ſehr nettes Eintrittszimmer, gelangten wir in ein wahrhaft prächtig eingerichtetes Sitzzimmer — Zwei Damen im geputzten Negligée ſaßen auf dem Soffa; ich ſage Damen, weil mir die Benennung Frauenzimmer nicht recht zum Sitzzimmer und Negligée paſſen will.

„Unſer hochverehrter Gaſt! unterhaltet ihn, während ich das Gepäcke auf ſeine Zimmer bringen laſſe!“ mit dieſen Worten ſtellte mich mein Führer den Frauen vor, — und verließ uns.

Etwas verblüfft durch die mir ganz unerwartete Eleganz, näherte ich mich jener der Beiden, in welcher ich ſogleich meine ehemalige Herzensgebieterinn erkannt hatte, und verſicherte ſie in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, wie ich entzückt ſey, ſie endlich einmal wieder zu ſehen, und zwar, wo möglich noch ſchöner und liebenswürdiger, als ich ſie verließ. „Über Sie ſchöne Frau!“ ſchloß ich meine galante Antrittsrede, — „über Sie ſcheint die Zeit keine Gewalt zu haben.“

„Deſto mehr an mir — wie es ſcheint,“ ließ ſich eine metallreiche Altſtimme neben mir vernehmen. Erſchrocken ſah ich nach der ſtattlichen Geſtalt, welche zwei Drittheile des Soffa's einnahm, und entdeckte — nicht ohne Mühe und zu meiner unausſprechlichen Verlegenheit — in ihr diejenige, an welche ich meine Artigkeiten eigentlich hätte richten ſollen.

Ob ich mich mit Ehren aus der Affaire gezogen habe, weiß ich nicht, — daß ich aber alles Mögliche that, meinen dummen Streich zu repariren, kann ich Sie verſichern. Auch glätteten ſich nach und nach die Falten auf der Stirne der Frau vom Hauſe — gleich den Wogen des ſich beruhigenden Meeres — bis auf ein Dutzend, welche permanent zu ſeyn ſchienen, und ſelbſt das maliziöſe Kikern des Töchterleins hörte auf, nur ein ſchelmiſcher Blick und ein ſpitzbübiſcher Zug um den lieblichen Mund blieben zurück.

Eigentlich war mein Irrthum ſehr verzeihlich; ich konnte ja von meiner ehemaligen Herzensbezwingerinn kein anderes Bild haben, als jenes, wie ſie vor 25 Jahren ausgeſehen hat, und dem glich die kleine Schelminn auf ein Haar, während die Mutter eine vollkommene Umwandlung erlitten hatte. Sie war genau betrachtet — wohl beiläufig dieſelbe, nur im vergrößerten Maßſtabe; alle Diminutiva von ehedem, hatten ſich in Wurzel-Hauptwörter verwandelt: ein kleines Wärzchen an der Wange ſtand als Warze, das ſchöne Näschen als gewaltige Naſe da, — kurz, wenn ich ſie einſt im niedlichen Duodez-Format geſehen hatte, ſo fand ich ſie nun in groß Octav wieder, doch war es durchaus keine verbeſſerte Auflage, trotz des prächtigen Einbandes.

Für ein Paar Leutchen, die ſich einmal geliebt haben, und ſich nach langer Zeit wieder finden, iſt es wahrhaftig am beſten, wenn ſie das theure Bild nicht allzu treu im Herzen aufbewahrt haben; die Originale wollen durchaus nicht mehr dazu paſſen, und die Freuden des Wiederſehens werden ſehr durch den Anblick der Verheerungen getrübt, welche die Zeit — dieſes mißgünſtigſte aller Weiber — anrichtet. — Helene, (ſo hieß die reitzende Tochter), hatte ſich häuslicher Angelegenheiten wegen entfernt. Ich lenkte das Geſpräch auf die Vergangenheit und — um meinen Bockſtreich von vorhin gut zu machen, — ſprach ich mit ſolchem Feuer, — ſo rührend, — ſo hinreißend ſchön, daß wir beide warm wurden, — und weil wir vergaßen die Lichter zu putzen — die Gegenwart ſo ganz aus den Augen verloren, daß wir wohl kaum die Anweſenheit des Herrn Gemahles bemerkt haben würden, — wenn er nicht ſo artig geweſen wäre, dieſe durch das Rücken eines Stuhles kund zu geben. Ich bitte Sie, Freund! welch' hoher Grad von Sittenverfeinerung ſelbſt auf dem Lande.

Dero ergebenſter Diener, mahlte ſein zweites einfältiges Geſicht, doch — Madame lachte ſich halb todt, und wir beiden Andern ergriffen die beſte Parthie, indem wir dergleichen thaten, als ob wir dasſelbe thun wollten.

Bald verſchwand auch wirklich die Befangenheit; Helene war zurückgekehrt, und hatte an meiner anderen Seite Platz genommen. So ſaß ich denn gleichſam zwiſchen Vergangenheit und Zukunft; das roſige Licht dieſer beiden holden Sterne erhellte magiſch die Gegenwart; von ihnen begeiſtert, ſchwätzte ich mir unbemerkt ein überflüſſiges Viertel Säculum von meinem Alter weg, und es gelang mir, Früchte von jetzt mit den Blüthen von einſt, ſo glücklich zu verbinden, daß ich — auf Ehre ein Kerl zum Küſſen geweſen ſeyn muß.

Hier will ich abbrechen; es iſt einer der wenigen Licht-Momente meiner verunglückten Erholungsreiſe, die Erinnerung daran — hat mir ſo wohl gethan — daß ich ihn — wo möglich noch zum dritten Male im Traume genießen möchte. Iſt das nicht wahre Lebensweisheit, Amice? —

Wien, am 14. Auguſt 1828.

Der Traumgott hat wirklich meine Wünſche erfüllt, und mit einer wunderbaren Heiterkeit, — (die Ihr Herr Collega natürlich auf ſeine Rechnung ſchreibt) ergreife ich den abgeriſſenen Faden meiner Mittheilungen.

Es verſtrichen ein Paar Stunden äußerſt angenehm, nur mein Magen vermißte — die zwar veraltete — aber gute Sitte, den Gaſt mit einem kleinen Imbiſſe zu empfangen. Endlich erinnerte ſich die Hausfrau, daß es Zeit zum Abendeſſen ſey, ſie ſchellte, kaum war der letzte Ton der Glocke verklungen, als ſie ſchon wieder die Schnur mit einer Heftigkeit zog, daß ich beſorgte, dieſe würde reißen. Ein wunderliebliches Mädchen ſtürzte faſt zur Thür herein.

„Seit wann muß ich zwei Mal läuten?“ frug die Ungnädige mit einem Blick, — mit einem Ton, der eine Königinn Eliſabeth beſſer gekleidet hätte, als ſie.

„Ich habe den Tiſch gedeckt,“ antwortete das Mädchen ſchüchtern. —

„Warum iſt das nicht längſt geſchehen? — Sie muß da ſeyn, wann und wo ich ſie brauche, ſonſt brauche ich ſie gar nicht.“

Die Arme ſchlich ſich fort, und mit ihr ein guter Theil der holden Gebilde meiner Phantaſie. — „Iſt es gefällig, Herr Inſpector?“ wandte ſich Madame mit einem ſüßen Lächeln an mich, welches jedoch nur die Wirkung einer ſchlecht gezuckerten Limonade auf mich hatte, — es zog mir den Hals zuſammen, und ſtumm reichte ich der aufs neue vergangenen Vergangenheit den Arm, während die grazienhafte Zukunft ſich an den ihres Vaters hing. Wir durchſchritten eine Reihe von Zimmern; — nirgend ein gedeckter Tiſch; endlich gelangten wir in den Garten. Kühle feuchte Abendluft wehte uns entgegen, — ich knöpfte meinen Rock zu, aus einer fernen Laube funkelten vier Lichter durch dunkles Grün. „Wir werden wohl hier ſoupiren?“ frug ich mit kaum verhehlter Ängſtlichkeit. —

„Wir eſſen Abends gewöhnlich hier,“ — antwortete meine Begleiterinn — „Sie können nicht glauben, wie angenehm kühl es in der Laube iſt, — der Mühlbach fließt vorbei.“ — —

„So“ — unterbrach ich ſie gedehnt — „und die Mücken?“ (eben zerdrückte ich eine an der Stirn).

„Je nun, die plagen uns während des Eſſens ein bißchen, allein nachher raucht mein Mann Tabak, das verſcheucht ſie."

Wir traten in die heilloſe Laube; von oben jedem Strahle der Sonne undurchdringlich, ließen die Wände durch vier große Bogeneingänge alle Winde des Compaſſes frei durchpaſſiren; trotz dem war der Boden durch den ewigen Schatten und die Nähe des Baches feucht, daher er einen dumpfigen Geruch aushauchte. Das alles mochte für Fröſche recht angenehm ſeyn, aber nicht für einen gichtkranken Inſpector. Ein glücklicher Gedanke blitzte in mir auf.

„Ich werde ſogleich wieder hier ſeyn," entſchuldigte ich, und eilte aus dem unheilſchwangeren Bosquet zurück in's Haus. Licht im obern Stockwerke ließ mich vermuthen, wo ich meine Zimmer finden könnte; Gottlieb war nicht zugegen, doch alles bereits in beſter Ordnung ausgepackt; — im Nu wurde Frack und Gilet mit Ärmelweſte und Kaput vertauſcht, Tabakspfeife und Beutel ergriffen — und zur Geſellſchaft zurückgeeilt.

„Ich habe mich zum Schutz für die Damen bewaffnet," — rief ich den Harrenden entgegen, indem ich meinen Rauchapparat emporhob, — doch wie ward mir, als ich meinen Bedienten (der auf einem anderen Weg hieher gekommen ſeyn mußte) mit dem Mantel über dem Arme hinter meinem Stuhle erblickte.

„Biſt du verrückt!" fuhr ich ihn an. „Was ſoll der Mantel? — ich und ein Mantel!"

„Aber Euer Gnaden pflegen ſonſt" — —

„Packe dich und thue nichts, was dir nicht geheißen wird.“ Mit einem Schafsgeſichte entfernte ſich der arme Menſch.

„Der Kerl iſt ein Narr,“ fuhr ich gegen die Geſellſchaft fort; weil er heute zum erſten Male in ſeinem Leben den Schneeberg ſieht, ſo glaubt er wahrſcheinlich, wir befinden uns in Grönland.“

Eine köſtliche Olio-Suppe wurde nun in Schalen herumgereicht; ſchon hatte ich die meinige halb geleert, als ich erſt ſchmeckte, daß die Köchinn etwas zu tief in die Gewürzſchachtel gegriffen, und eigentlich eine Quinteſſenz von Muskatenblüthen — Nelken — Neugewürz — Ingwer und Pfeffer bereitet hatte.

Ich wehrte mich daher gegen die zweite Taſſe nach Leibeskräften. Während dem hatte mir der Wirth mein Glas voll Wein geſchenkt, — denken Sie! — ich und Abends Wein; doch was war zu thun? Korb auf Korb konnte ich doch nicht austheilen, ſonſt fiele ich aus meiner Rolle, — und den Brand in meiner Kehle wollte ich doch auch löſchen, ich brachte alſo meinen galanten Toaſt aus, und leerte auf gut Glück das Glas mit einem Zuge.

Doch wie ward mir zu Muthe, — als ich im nämlichen Augenblicke eine längſt entwöhnte Gluth vom Magen aus durch alle Adern ſchleichen fühlte: es war Elfer — ungetaufter Elfer! — in ſeiner ganzen heidniſchen Wildheit.

Nein! wir guten Städter wiſſen wahrlich nicht, welch' großen Dank wir unſeren Weinwirthen ſchuldig ſind, daß ſie den unbändigen Rebenſaft etwas civiliſiren, — zu deutſch — ſeine Kraft nehmen, — ehe ſie ihn uns reichen. Wieviel Unglück wird dadurch verhütet.

Zuweilen ein kleiner Exceß, ſchadet nicht, — tröſtete ich mich, und ſagte Herrn Kleinmetz viel Schmeichelhaftes über ſeinen Wein. Kaum damit zu Ende, ſah ich eine ungeheure Portion Schinken=Fleckchen auf meinem Teller. Wie herrlich ſie dufteten — wie einladend mich die kaſtanienbraune Kruſte anlächelte, womit mich die Hausfrau ſo reichlich bedacht hatte, — und — wie unmenſchlich hungrig ich war! — doch eine Compoſition von Schinken, — Eiern und Rahm, wäre ein Abendeſſen für Straußenmägen, zu welchen der meinige — leider — nicht gehört.

Mit einer Selbſtüberwindung, die Bewunderung erregen würde, ſchob ich den Teller zurück, und wandte mich mit den Worten an die Geberinn: „Ich muß Ihnen nur eine kleine Sünde bekennen; in der Mittagsſtation traf ich ganz vortrefflichen Schweinebraten, — meine ſchwache Seite — und aß ſo viel davon, daß es mir unmöglich iſt, von den köſtlichen Sachen, die Sie mir da auftiſchen, mehr etwas zu genießen.“

„Sie lieben alſo das Schweinefleiſch?“ frug Madame Kleinmetz mit einem triumphirenden Blicke. Auf meine bejahende Antwort, ward ich ein bischen geſcholten, nicht ein kleines Plätzchen für das Souper aufbewahrt zu haben, dann aber machte man ſeiner eigenen Küche die größtmögliche Ehre.

Um meinen leeren Magen nur einiger Maßen zu beſchwichtigen und der Lebensgefahr zu entgehen, womit mich ein zweites noch volleres Glas Wein bedrohte, zündete ich mein Pfeifchen an, und bat um Waſſer. Bei dem erſten Schlucke davon, fand ich es ſo köſtlich, daß ich den feſten Entſchluß ankündigte, während meines ganzen

Aufenthaltes nichts anderes mehr zu trinken. „Ihren Elſer, Herr Kleinmetz, darf man zwar den Stolz der vaterländiſchen Rebenhügeln nennen“ — verſicherte ich — „allein ihn kann ich mir in Wien allenfalls verſchaffen, denn unter den Weinen, welche unſere Wirthe ſelbſt trinken, gibt es ſehr ausgezeichnete Sorten, doch ſolches Waſſer iſt um keinen Preis zu haben: Auch wird es gut ſeyn, wenn ich von den ewigen Trinkgelagen etwas ausruhe.“

Nun unterhielt ich die Geſellſchaft, oder vielmehr mich ſelbſt, mit Anekdoten; denn die Leutchen waren mit einer Schüſſel Krebſen und zwei Poularden ſo angenehm beſchäftiget, daß ſie meiner wahrlich nicht bedurften. Ich ſage Ihnen! Krebſe waren es — wie meine Hand, und die Poulards zum Malen; das helle Waſſer lief mir in die Zähne.

Aus dem kühlen Abendlüftchen war indeſſen kalte Nachtluft geworden, die mir recht ſchneidend in den Nacken blies, und für morgen einen ſteifen Hals verſprach; ich ſtülpte meinen Rockkragen auf.

„Es wird Ihnen wohl zu kühl,“ meinte die beſorgte Helene.

„Wo denken Sie hin, mein Fräulein! erwiederte ich. — Wir Soldaten ſind auch rauhere Lüfte gewohnt, ein Paar Mücken haben mich in den Nacken geſtochen, und ich werfe Verſchanzungen gegen ſie auf. Doch, Sie meine ſchönen Damen, muß ich auf etwas aufmerkſam machen: erſt kürzlich las ich in irgend einer mediciniſchen Zeitſchrift, daß die Ausdünſtungen aller Pflanzen, beſonders aber des Nachtſchattens — woraus dieſe Laube beſteht — ſpät Abends für Frauen höchſt gefährlich ſind.“ —

„Warum nicht gar,“ erwiederte die ſchwergläubige Hausfrau, — „ich ſitze nun fünf und — fünfzehn Jahre wollte ich ſagen“ — —

„Fünf und zwanzig,“ berichtigte Herr Kleinmetz. Ein zorniger Seitenblick der Frau Gemahlinn brachte ihn zum Schweigen.

„Faſt fünfzehn Jahre,“ fuhr ſie fort, „ſitzen wir jeden ſchönen Sommerabend unter dieſer Laube — und, Gott Lob! wir ſind ſehr geſund.“ —

„Ganz wohl!“ entgegnete ich, „allein die Folgen im Alter. — Sie werthe Freundinn ſind freilich noch ſehr weit davon entfernt; in jenem Aufſatze aber wird ſonnenklar bewieſen, wie von dem Überreitz der Kopfnerven, Erſchlaffung der Geſichts-Muskeln, — früheres Altern — Falten und Kopfwackeln bedingt wird.“ —

Meine Liſt half; denn unwillkührlich ſtrich ſich Madame über die Stirne, und ich durfte hoffen, daß wir in Zukunft unſer Abendbrot innerhalb der vier Mauern verzehren würden.

Die Hausuhr ſchlug zehn. Man nahm Rückſicht auf meine Müdigkeit, — wogegen ich zwar gähnend proteſtirte — doch kam es — Gott Lob! zum Aufbruche.

Hungrig wie ein Wolf, aber ſelbſt zufrieden wie ein Geck — kam ich auf mein Zimmer. Und hatte ich etwa nicht zu Beiden volles Recht? wie glänzend hatte ſich meine Geiſtesgegenwart, meine Erfindungsgabe bewährt; nicht nur gegenwärtige Gefahren waren von mir beſiegt, — auch künftigen war vorgebeugt worden, — und in welchem vortheilhaften Lichte, ich möchte ſagen — wie ritterlich mußte ich meiner ehemaligen und künftigen Geliebten erſchienen ſeyn.

In der froheſten Stimmung von der Welt, forderte ich von Gottlieb ein Stück Brot und eine Flaſche friſchen Waſſers, um den Eilfer nebſt der Gewürzbrühe zu dämpfen, und beſtieg nach verzehrter Arreſtanten-Koſt mein wirklich königliches Bett. Allein trotz meiner Müdigkeit, ließ mich das Höllengeklapper der vier Mühlgänge erſt nach Mitternacht entſchlummern. Heute — ſo hoffe ich — ſoll es früher geſchehen. Adieu!

Wien, am 25. Auguſt 1828.

So eben iſt Ihr Herr Stellvertreter fortgegangen, nachdem er mir für zwei Gulden Conv. Münze die Verſicherung gegeben hat, daß es heute ſehr neblig ſey, und es mir bedeutend beſſer gehe, welches Beides ich auch ohne ihn gewußt hätte.

Wir wollen alſo wieder zu unſerer Autobiographie ſchreiten, welche uns eine längere und wohlfeilere Unterhaltung gewährt. —

Am früheſten Morgen — den wir Städter noch zur Nacht rechnen — erhuben ein Paar Hähne, und einige Dutzend Kapaune ihre kreiſchenden Stimmen zu einem Concerte, mit dem man Todte hätte erwecken können, um wie viel eher mich, auf welchem die Oliosuppe und der Kometen-Wein ohnehin ſehr antinarkotiſch gewirkt hatten. Von den Hähnen wollte ich noch nichts ſagen, allein die Kapaune, — Freund! die brachten mich zur Verzweiflung. Je weniger dieſe an Schönheit der Stimme gewonnen hatten, deſto mehr ſuchten ſie durch Stärke und Höhe zu glänzen; — jeder bemühte ſich die andern zu überſchreien; — kurz Doctor! es war Euch ein Höllenſpectakel, und in mir ſtieg der neroniſche Wunſch auf, alle dieſe Schreihälſe möchten doch nur einen Kragen haben, und ich ihn umbrehen dürfen.

An Schlaf war natürlich nicht mehr zu denken; ich ſchellte daher meinem Diener, der bei'm vierten Male endlich gähnend erſchien, und kaum ſeinen Ohren trauen wollte, als ich ihm befahl, mich anzukleiden. Das Thermometer wurde zu Rathe gezogen, und darnach mein Morgenanzug eingerichtet, der von außen ſo lüftig ſchien, daß es mich unwillkührlich fröſtelte, als ich mich im Spiegel beſah. Nachdem meinem ehrlichen Peter Dummkopf noch einmal aufgeboten worden, nichts über meine Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern — auszuplaudern, und vorzüglich vor dem Stubenmädchen auf ſeiner Hut zu ſeyn, begab ich mich in den Garten.

Wie wohl that mir die balſamiſche — reine — jahrelang entbehrte Morgenluft; — ich fühlte mich neu belebt, — vergaß daß ich in Flanell eingewickelt ſey, und dünkte mich in meinem Elemente.

Wider Vermuthen ließ ſich hier ſo wenig als früher im Hofraume jemand von meinen Hauswirthen ſehen; vor allen Fenſtern waren noch die Vorhänge feſt zugezogen, obwohl es bereits 6 Uhr geſchlagen hatte. Ich pfiff den Alexander-Marſch, um meine Anweſenheit und Gemüthsſtimmung kund zu thun und ſchlenderte in Erwartung baldiger Geſellſchaft durch den wunderſchönen Garten.

Mein Erſtaunen wuchs von Schritt zu Schritte: — Tulpen, Hyacinthen — Aurikel — Ranunkeln, waren natürlich verblüht, allein ſie waren da, und zwar von jedem ein bedeutender Flor; — von den Nelken blühten noch einzelne Prachtexemplare; — die Blumenſtellen ſtrotzten von den ſchönſten Pelargonien und anderen Blumen, ja — Neuholländer Gewächſen; — eine Gruppe von der koſtbaren Paeonia arborea chinensis und mehrere Gebüſche von den rarſten ausländiſchen Sträuchen erregten meine Bewunderung.

Ich kam zu einem Glashauſe, zu einem warmen Hauſe; lieber Doctor! zu einem warmen Hauſe: — ſonſt dachten Leute der Art nur an eine warme Stube. Wenn die Müllergärten ſo ausſehen, ſo hören die Gärten der Semiramis auf, ein Weltwunder zu ſeyn.

Auf meinem Rückwege bemerkte ich, wie das hübſche Kammerkätzchen ſo eben in den Garten trat. Abſichtlich eilte ich ihr über einen Raſenplatz entgegen, um zu zeigen, wie wenig ich mich um den Thau bekümmere, der in Demant-Perlen an den Grashalmen hing.

Nach einem freundlichen guten Morgen, erfuhr ich auf meine Fragen, daß die hohen Herrſchaften erſt um halb acht das Bette verließen. Das Mädchen war gekommen, Obers aus der Milchkammer zu holen, und verſicherte mir, daß dieſe ſehr ſehenswerth wäre. So etwas ließ man ſich nicht zweimal ſagen; Nannette plauderte immer offenherziger, und ohne daß ſie es wohl ſelbſt bemerkte, erfuhr ich, auf welche Weiſe ſich Herr und Frau in die Hausregierung getheilt hatten: er nämlich befahl in der Mühle, — ſie aber auch; ſie hingegen herrſchte im Hauſe, — er aber nicht. Das Töchterchen nannte ſie geradezu einen Engel; — mag ſeyn! auch mir kam ſie ſo vor, allein ihre Mutter ſchien mir einſt auch einer zu ſeyn; daß ſich doch die Engelsmädchen als Weiber manchmal ſo kurios auswachſen.

Unterdeſſen waren wir zu einem kleinen griechiſchen Tempel gelangt, der im Schatten hoher Platanen ſtand; einige Stufen führten zu einem ſeichten Waſſerbehälter hinab, der durch eine ſprudelnde Quelle friſch erhalten wurde, — hier ſtand in gläſernen Näpfen die blendend weiße Milch, und als ſich das roſige Kind bückte — um ſie abzurahmen, war ich zweifelhaft, was appetitlicher ſey: — das Mädchen oder die Milch (le Diable m'enporte! faſt wäre ich muthwillig geworden).

Da ertönte die Baßſtimme des Herrn Mitregenten, und Nannette entſchlüpfte, noch eh ich ſie fragen konnte, aus welchem Welttheile ſie eigentlich gebürtig wäre; — auf jeden Fall muß ihr Vaterland ein wenig gekanntes ſeyn, denn ſie hatte die ganze Zeit über auch mit keinem Wörtchen über ihre Herrſchaft geklagt.

Die Sonne ſtand nun für die Familie Kleinmetz hoch genug, man erſchien. Ich verglich die Frauen mit Ceres und Flora, ward zu meinem Erſtaunen verſtanden, und aus Erkenntlichkeit über mein friſches Ausſehen belobt.

„Das iſt immer ſo, wenn ich mich in Morgenluft und Thau gleichſam bade,“ — verſicherte ich.

„Wirklich — ich muß Sie bewundern,“ entgegnete die Mutter, — „ſo leicht bekleidet würden wir Landbewohner es kaum wagen, uns der kühlen feuchten Morgenluft auszuſetzen“ (ich fühlte mich einen guten Zoll höher werden).

„Hoffentlich haben Sie wohl geruht?“ frug Helene.

„Wie eine Ratte!“ war meine Antwort, „ſo zwar, daß ich vielleicht den herrlichen Morgen verſchlafen haben würde, wenn ihre Legion Kapaune mich nicht zur guten Zeit geweckt hätte.“

„Siehſt du! wer hatte nun wieder recht?“ frug Kleinmetz ſeine Frau — etwas kleinlaut.

„Ich!“ — erwiederte dieſe ſehr beſtimmt. Der Herr vom Hauſe ſchwieg.

Es gelang mir, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben; — und kurz darauf rief uns das Frühſtück in die bekannte Laube; ein Ruf, den ich längſt mit heißer Sehnſucht erwartete. Alle meine Wünſche vereinigten ſich in einer Taſſe Kaffeh, nebſt hinlänglicher Zubehör, doch — welch' ein Kaffeh war dieß! — — Gift, concentrirtes Gift ſage ich Ihnen, durch Vanille verſtärkt, und mit einer Sahne, wovon jeder Löffel voll eine Schale Wiener-Obers gegeben hätte. Dazu Butterbrötchen und Kuchen mit Mandeln und Roſinen; — es wurden alſo Magen, Blut und Nerven zugleich attaquirt.

Zur Hülfe für den Augenblick goß ich einige Gläſer Waſſer nach, und um für die Zukunft auch dieſen Stein des Anſtoßes zu beſeitigen, verſicherte ich der Hausfrau, daß — wer ihre Milchkammer geſehen habe, ſolch' eine unwiderſtehliche Luſt nach deren Inhalt bekäme, daß er Milch jedem andern Frühſtücke vorziehen müſſe, — daher auch ich — ein für allemal — darum bäte. Mein Wunſch ward ſehr gnädig aufgenommen und bewilliget.

Plötzlich fiel mir ein, daß ich noch etwas auf meinem Zimmer thun wollte, ehe mich die Ankunft meiner Hausleute daran hinderte; — richtig! meine Chatouille war nicht verſchloſſen. Die Haare ſträubten ſich mir vor dem Gedanken, daß Nannette beim Aufräumen — vom Dämon des Geſchlechtes — der Neugier — geführt, über meine pharmacevtiſchen Vorräthe gerathen könnte.

Unter dem Vorwande, mich der Näſſe wegen umkleiden zu müſſen, — empfahl ich mich für wenige Augenblicke und eilte auf mein Zimmer. Zu ſpät! — wie ich die Thür' öffne, rieche ich ſchon Hoffmanniſche Tropfen, — Nettchen aber ſteht vor dem Waſchbecken, und reibt ſich die Hände ſo ängſtlich wie Lady Macbeth.

Leider muß ich hier abbrechen, denn ich bin dem guten Kleinmetz Nachricht von meinem Beſſerbefinden ſchuldig, und zu viel darf ich mich doch nicht anſtrengen. Meine ſpäteren Briefe ſollen dafür — zu Ihrem Schrecken — um ſo länger werden.

Wien, am 26. Auguſt 1828.

Es möchte ſchwer zu entſcheiden ſeyn, wer von uns Beiden verlegner war, — ich oder Nannette. — Sie glühend roth — ich wahrſcheinlich leichenblaß, bangte jedem vor der Anrede des Andern. Die gänzliche Vernichtung des in dieſem Zuſtande doppelt reizenden Mädchens gab mir den Muth, das Stillſchweigen zuerſt zu brechen, — indem ich, obſchon mit der mildeſten Stimme — frug:

Was iſt denn hier geſchehen, liebes Kind? — woher der häßliche Medicin-Geruch? — —

„Ach gnädiger Herr,“ ſtammelte ſie, eilig ihr Halstuch umwerfend, — verzeihen Sie mir, und verrathen Sie mich nicht bei der gnädigen Frau, ſie jagte mich ſonſt auf der Stelle aus dem Hauſe. Als ich herauf kam, Ihr Zimmer in Ordnung zu bringen, fand ich das ſchöne Käſtchen dort offen; — auf einem Fläſchchen ſtand — Orange;

den Geiſt kenne ich von der gnädigen Frau aus — ich — — ich nahm mir die Freiheit ein Paar Tropfen auf die Hand und in mein Halstuch zu gießen; — der Himmel muß mich geſtraft haben, denn ſtatt nach Pomeranzen-Blüthen, roch es, wie der garſtige alte Chirurg von der Poſtſtation, wenn man morgens in ſeine Nähe kommt; mir ward ganz übel.“

Ich nahm das Fläſchchen, — beroch es — beſah es von allen Seiten — ſpielte den Erſtaunten, und rief dann Gottlieb, der auf der Stiege meine Kleider reinigte.

„Was für ein Teufelszeug haſt du mir ſtatt Orangen-Blüthengeiſt in die Chatouille geſteckt?“ frug ich ſehr barſch, in der Hoffnung ihn dadurch verplex zu machen. Point du tout! Sehr gefaßt erwiederte er:

„Euer Gnaden wollen ſich doch nur erinnern, daß Sie ſelbſt“ — —

Ein wüthender Blick von mir machte den unglückſeligen Schwätzer verſtummen; kopfſchüttelnd ging er zur Thür hinaus.

„Das iſt unfehlbar ein Schabernak von einem meiner ſauberen Hausfreunde;“ — warf ich leicht hin, und fuhr dann gegen Nettchen fort: „Mir thut es leid, mein liebes Kind, daß ein ſo unſchuldiges Verlangen Ihnen unangenehme Augenblicke zugezogen hat; der ganze Inhalt meiner Toilette ſteht Ihnen zu Dienſten, wenn ich Sie dadurch nur einiger Maßen ſchadlos halten kann.“

„Ach! wie gütig Euer Gnaden ſind. Wenn ich es denn wirklich wagen dürfte, ſo bitte ich um einige Tropfen Köllnerwaſſer aus jenem anderen Fläſchchen.“ — (Sie wies nach der Haller-Säure.)

Nahe daran, meine Faſſung zum dritten Mal zu verlieren, fiel mir glücklicher Weiſe noch zu rechter Zeit ein, daß ich Wiener-Waſſer bei mir habe, und indem ich dieß als viel aromatiſcher anrühmte, beträufelte ich dem neu belebten Mädchen ſo reichlich die Hände —, daß die fatale Geſchichte mit einer fröhlichen Neckerei endete.

Nachdem ich meine Pandoren-Büchſe doppelt verſchloſſen, und meine waſſerdichte Fußbekleidung mit einer leichteren vertauſcht hatte, eilte ich zur Frau vom Hauſe, die meiner wartete, um mich, Garten — Wohnung — Mühle Ställe — Küche und Keller ſehen und bewundern zu laſſen, welches Letztere ich denn auch aus Leibeskräften that. Der Spaß dauerte volle zwei Stunden, und ich war bereits hinlänglich müde, als Herr Kleinmetz erſchien und mich für einen kleinen Spaziergang in Empfang nahm.

Schon wollte ich mich entſchuldigen, als Helene fragte, ob ſie uns begleiten dürfe; — nun konnte ich mich nicht weigern; auch fühlte ich wirklich weniger Müdigkeit. Wir gingen den Bach aufwärts, um alle Dämme — Wehren und Sporren zu beſichtigen, welche der reiche Müller erbaut hatte, um das wilde Gebirgswaſſer zu bändigen.

Bei jedem dieſer Werke — die mich ſo durchaus nicht intereſſirten — erſchöpfte ſich ihr Errichter in Explicationen, von denen ich nichts verſtand; — und ohne das fröhliche Geplauder der Tochter, welches mich für die techniſchen Abhandlungen des Vaters entſchädigte, — würde ich verzweifelt lange Weile gehabt haben.

Es fing an heiß zu werden; ich hatte verſäumt, die Ärmelweſte abzulegen, und ſtak alſo mindeſtens in Bruthitze, — doch wir ſtanden ja bei der letzten hydrotechniſchen Merkwürdigkeit — dem wahrſcheinlichen Wendepunct unſerer Promenade; da erfreute mich mein unermüdlicher Cicerone mit der Ankündigung, daß wir nun ſeine Felder beſehen würden. „Ach, ja! Vater!“ — rief Helene; „wie wird ſich der Herr Inſpector wundern, wenn er deinen Türkenwaitzen ſieht; es ſind gewiß noch einige junge Kolben zum Braten da; die Mutter ißt ihn ſo gerne, — und ich auch!“

Nun wahrhaftig! Die Leute wiſſen den beſten Zeitpunct zu wählen; jetzt um halb zwölf Uhr! — Ich wäre um keine Ananas fünfhundert Schritte weit gegangen, viel weniger um unreifes Gänſefutter. Mit Wehmuth folgte mein Auge dem Finger des Mädchens, über eine ſchattenloſe Fläche, in deren Mitte die verwünſchten Maisfelder gleich einer Oaſe lagen; — allein! was konnte ich anders — als mich ergeben.

Noch war kein Viertheil des Weges zurückgelegt, als ſich bereits die Perlen an meiner Stirne in ſchwere Tropfen und bald darauf in kleine Quellen verwandelten. Mein Führer, der recht wohlgemuth über die Stoppeln — und Brach-Aecker fortſchritt, bemerkte mein allmähliges Zerſchmelzen, und rieth mir, den Rock auszuziehen, indem er mich zugleich um die Erlaubniß bat, dasſelbe thun zu dürfen; — aber konnte ich denn vor dem unglücklichen Aermelleibchen! Mir blieb daher nichts übrig, als zu verſichern, daß es mein Grundſatz ſei, Kälte und Hitze ohne allen Verwahrungs- und Erleichterungs-Mitteln zu tragen, um mich nicht zu verzärteln.

Der Türkenwaitzen war endlich erreicht. Erſchöpft warf ich mich auf die Erde, — nachdem ich mich vorher von ihrer Trockenheit überzeugt hatte, — und verſicherte mit dem wehmüthigſten Geſichte, daß es außer Südamerika und dem Banate keinen ſchöneren Mais, in der ganzen Welt aber keinen angenehmeren Spaziergang geben könne.

„Sie werden wohl müde ſeyn?“ meinte Helene, die vielleicht nicht erwartet hatte, daß ich ſie allein nach jungen Kolben ſuchen ließ.

„Nicht im geringſten!“ — verſicherte ich, indem ich meine müden Beine ſtreckte, an welchen ich kein anderes Lebenszeichen mehr wahrnahm, als daß ſie mich ſchmerzten und brannten.

„Das iſt charmant,“ erwiederte das leibhafte Perpetuum mobile, „denn für Nachmittags haben wir einen etwas weiten Ausflug im Sinne.“

Mit dieſen nämlichen Füßen? ſeufzte ich im Stillen, nicht möglich.

Nach kurzer Ruhe traten wir den Rückweg an, und mindeſtens engliſch gebraten, erreichte ich um halb ein Uhr mein Zimmer.

Hier hatte ich das Vergnügen, noch eine gute Viertelſtunde auf und ab zu ſchwanken; um mich allmählig abzukühlen, kleidete mich trocken, und den zwanzig Graden Wärme gemäß, welche mein Thermometer im Schatten zeigte, dann — auf das Ruhebette hingeſtreckt, überließ ich mich Betrachtungen über das geſellige Leben auf dem Lande, — welche eben nicht ſehr zu deſſen Vortheil ausfielen, und mir etwas bange vor der Zukunft machten.

Doch genug für heute. Sie fragen, wie es mir geht? — Ganz excellent Doctorchen! Ihr Herr Collega verſichert, — nicht bald ſey ihm eine Krankheit vorgekommen, die ſo ihren regelmäßigen Gang fortgeſchritten ſey, wie die meinige, und nie ein Patient, der an Folgſamkeit — Ruhe und Umſicht mir zu vergleichen wäre. Der Mann iſt wirklich ſo übel nicht, — er gefällt mir täglich beſſer.

Mit der Gicht iſt bereits Waffenſtillſtand geſchloſſen, — der Friede wird bald folgen; die feindlichen Corps ſind im vollen Rückzuge aus den occupirten Provinzen, und wenn die Brandſchatzungen an Doctor und Apotheker bezahlt ſind, ſo werden die Spuren der feindlichen Invaſion nur mehr in gegenwärtigen Memoiren zu finden ſeyn, die zugleich den Beweis liefern, daß es nur zwei unerſchütterliche Conſtitutionen in der Welt gibt: — jene der vereinigten Staaten von Nordamerika — und die meinige.

Sie beſorgen, meine Lunge dürfte etwas ſchwach bleiben: Das iſt doch nicht gefährlich?? — denn außerdem mache ich mir wenig daraus; um meinen Herrn Secretär referiren zu laſſen, wird ſie wohl ſtark genug ſeyn.

Wie freue ich mich ſchon auf morgen, wo ich Ihnen weitere Siege aufzuzählen habe.

Wien, am 28. Auguſt 1828.

Sie treffen mich im Verlaufe meiner Erzählung hinter einer ungeheuren Berg-Torte, der ich nichts mehr anhaben kann, weil mein armer Magen mit Dingen angepfropft iſt, die nur der Hunger — eine ehemalige Geliebte — und die Verzweiflung in ihn hinein zwingen konnten.

Erinnern Sie ſich noch, wie ich am verfloſſenen Abend mein vorgebliches Sattſeyn, nur auf Rechnung einer unbezähmbaren Vorliebe für Schweinebraten ſchrieb? Wer hätte glauben ſollen, daß dieſe wohlausgeſonnene Kriegsliſt, ſo verderblich auf mich zurück wirken würde; allein — zu meinem Unglücke hatte man dieſe Äußerung ad Notam genommen, und unſer heutiges Diner faſt ausſchließlich aus den Beſtandtheilen eines Friſchlings zuſammen geſetzt, — dem ich ſo gerne ein längeres Leben gegönnt hätte. Er ſpielte gleichſam Proberollen, und erſchien als Wurſtſuppe — Krenfleiſch — Carbonaden — Brat-, Leber- und Blut-Wurſt, — als Sulze und Braten, ja ſelbſt im Krautſalate hatte er einen bedeutenden Part. Zur Unterſtützung des jungen Debutanten betrat ſogar ſeine Großmutter — dicken Andenkens — als weſtphäliſcher Schinken zum letzten Male die Bühne.

Und von all' dem mußte ich eſſen! — ich — der nichts mit den Söhnen Iſraels gemein hat, als die Scheu vor Schweinefleiſch, obſchon nur aus Rückſicht für meine Verdauungswerkzeuge.

Mit jeder Schüſſel ſtieg der Triumph meiner allzu gefälligen Hausfrau, — ihr Eifer im Vorlegen — meine Todesangſt; — endlich, — als ich ſah, daß es keinen Ausweg gebe, dem Verderben zu entgehen, reichte ich mein Haupt den Göttern der Unterwelt, und fraß in einer Wuth drauf los, daß die Stifterinn des Unheils ſelbſt für mich beſorgt wurde, und nun eben ſo angelegentlich zurückhielt, als ſie früher genöthiget hatte.

Das Henkermal war geendet, meine Herculiſchen Thaten wurden als der ſicherſte Beweis von Anerkennung aufgenommen, und die ganze Familie war ſo vergnügt darüber, daß es mir unmöglich fiel, ihren ſüßen Wahn zu vernichten. Ich nahm daher den Reſt meiner Kräfte zuſammen, erbat mir zum Nachtiſch die Erzählung einiger Local-Schnurren, und bemühte mich, über Alles zu lachen, was nur halbwegs ſpaßhaftes zu Tag gebracht wurde, um durch Erſchütterung des Zwerchfelles die Verdauung zu fördern, wenn anders eine möglich wäre.

Der Poſtbote kam, er brachte mir Briefe und Zeitungen. Dieſe Gelegenheit ergriff ich, mich zu entfernen, um in Eile ein Codicill zu meinem Teſtamente aufzuſetzen.

Im Armſtuhle mehr liegend als ſitzend, die Beine weit geöffnet, erwartete ich mit vollkommener Reſignation die Dinge, welche in mir vorgehen würden. Mein armer Magen ſtritt einen Kampf auf Leben und Tod; nach zwei Stunden ſchien eine Hoffnung des Sieges für ihn aufzudämmern; nun ließ ich mir ruſſiſchen Thee bereiten, — trank erſt in kleinen Gaben, dann in größeren, vier volle Taſſen ohne Zucker — das wirkte, und als Nannette erſchien, um zu fragen, ob ich zum Spaziergange in den nahen Wald bereit ſey, durfte ich erwarten, mit Hülfe einer tüchtigen Bewegung der größten und unrühmlichſten Gefahr zu entgehen.

Früher war ich feſt entſchloſſen, wenn ich den Abend erleben ſollte, den Brief meines Freundes vorzuzeigen, und von der bewußten Aufforderung zur Heimkehr Gebrauch zu machen, jetzt aber, wo ich einen Strahl der Hoffnung ſah, wurde nicht mehr daran gedacht. O! verwegener Leichtſinn der Jugend, bei einem alten — c'est a dire paſſirten — halb Invaliden.

Wir hatten noch immer 18 Grad Wärme; ich behielt alſo die dieſem Thermometer-Stande angemeſſene Bekleidung, und ſteckte nur ein Paar Bogen Fließpapier zu mir. Ich pflege dieß bei Promenaden im heißen Sommer gerne zu thun, beſonders wenn ſie ſich bis zum Abend erſtrecken, wo ein ſchneller Wechſel der Temperatur zu erwarten ſteht. Sie glauben nicht, Doctor, wie wohl es thut, wenn man ganz durchnäßt iſt, und legt das trockne Papier über Bruſt und Magen auf die bloße Haut; die Poren fahren fort auszudünſten, das unangenehme Gefühl der Näſſe wird beſeitiget, und dem Zurücktreten der Tranſpiration an dieſen edlen Theilen — vorgebeugt.

Ein Blick aus meinem Fenſter ließ jedoch andere Beſorgniſſe entſtehen: im Oſten ſtiegen höchſt bedenkliche Wolken auf. Schnell fuhr ich in waſſerdichte Stiefeln, verſah mich mit Wachstaffet-Mantel, — Stockparaplui, — und eilte dann zur harrenden Geſellſchaft.

Ginge meine Geneſung nicht mit ſolchen Rieſenſchritten vorwärts, und häuften ſich nicht die Trübſale, welche ich Ihnen zu erzählen habe, ſo ſollten Sie eine dermaßen ausführliche Beſchreibung des Weges, welchen wir machten, erhalten, daß Sie ihn von der Mühle aus mit verbundenen Augen treffen könnten; ſo aber begnüge ich mich, Ihnen zu ſagen — daß er wirklich bezaubernd war, und anderthalb Stunden dauerte, während welchen ich mich im Himmel gedäucht haben würde, wenn meine müden Beine mich nicht erinnert hätten, daß ich auf der Erde, und zwar auf einer ſehr holprichten luſtwandle.

Da wir unausgeſetzt bergan ſtiegen, ſo machte ich ebenfalls die Entdeckung, daß dicke Bäuche nicht geeignet ſind, himmelan zu ſtreben; woher es denn auch kommen mag, daß die Geiſtes-Producte eines Quidam in eben dem Grade an Schwung abnahmen, als ſein Umfang zunahm.

„Hier ſind wir am Ziele unſerer heutigen Wanderung“, — ſagte Madame Kleinmetz, — als wir um eine Felſenecke bogen, und ich höchſt überraſcht vor einem majeſtätiſchen Waſſerfalle ſtand. Einige Minuten war ich ſo ſehr im Anſchauen der erſtaunungswürdigen Scene verſunken, daß ich für nichts anderes Sinn hatte; bald jedoch fühlte ich, welch' einen naßkalten Luftſtrom das ſtürzende Waſſer verurſache. Schon wollte ich, — bloß aus Rückſicht für die leichtgekleideten Frauen — zum Rückweg rathen, als Helene mich auf eine Art von Grotte aufmerkſam machte, — in welcher Nannette — die mit Hans vorausgeeilt war — bereits eine Jauſe*) zurichtete.

Das Thermometer meiner Begeiſterung fiel von Fieberhitze auf Null. Hier galt es Scharfſinn, einen Ausweg zu finden; — ich wette, — alle Doctoren der vier Facultäten wären hier ſtecken geblieben, — nicht ſo Ihr gewandter Freund Eiſenfeſt. Vor allem lehnte ich das Gouter ab, — man erinnerte ſich, was ich Mittags geleiſtet, und gab nach, denn als die Andern bereits ihre Taſſen in den Händen hatten, kündigte ich meinen Entſchluß an, den Waſſerfall auch von oben zu beſehen — verbat mir jede Begleitung — kletterte zur Verwunderung der Damen an der gangbarſten Seite der Schlucht empor, und fand — wenn gleich halb todt vor Erſchöpfung — was ich geſucht hatte — nämlich einen Verſteck, wo ich vor jedem menſchlichen Beobachter ſicher war. Hier von den Strahlen der untergehenden Sonne wohlthätig durchwärmt, legte ich eilig Rock und Gilet ab, wickelte das eine meiner oſtindiſchen Sacktücher (ich führe aus Vorſicht immer zwei bei mir) um den Leib — umgab jeden Arm mit einem Bogen Löſchpapier, welches ich mit Stecknadeln befeſtigte, und ſetzte dann ſo verwahrt, mein Steigen gemächlich fort: Bald jauchzte ich von der Höhe den Zurückgebliebenen einen fröhlichen Alpenruf zu.

---

*) Vesperbrot.

Anmerkung des Herausgebers.

Bei dieſer Gelegenheit gewahrte ich aber auch, mit nicht geringem Schrecken, daß ſich ein Ungewitter nahe, deſſen Ausbruch nicht mehr ferne zu ſeyn ſchien.

Ungeſäumt theilte ich meine Entdeckung den ſorgloſen Menſchenkindern mit, und ſuchte eilig den Rückweg.

Kaum war ich wieder bei den Leutchen, als es auch ſchon zu donnern anfing; — eine tröſtliche Ausſicht für Unſereinen. Doch dieſe luft-, waſſer- und feuerdichten Menſchen nahmen keine ſonderliche Notiz von der Gefahr bis auf die Haut durchnäßt zu werden, und ich, der ſeine ſo ſchwer errungenen Lorbeern, nicht durch zu auffallend geäußerte Ängſtlichkeit verlieren wollte, that auch dergleichen, als ob mich die Sache nicht anfechte. Zudem kam wahrſcheinlich jede Eile bereits zu ſpät, und für den ſchlimmſten Fall hatte ich ja meinen Wachstaffet-Mantel.

Endlich ſetzte ſich die Karavane zur Heimkehr in Bewegung. — — Doch da ſchlägt es ſechs Uhr; — in einer Stunde erhalte ich mit hoher Erlaubniß den erſten Beſuch einiger Freunde, und bis dahin iſt die Zeit viel zu kurz, um Ihnen zu berichten, was mir an dieſem ſchickſalsreichen Tage noch alles begegnet iſt, alſo hier nur noch eine Erwiederung auf eine Stelle Ihres letzten Briefes.

Sie ſpötteln darüber, daß ich irgendwo die Müllerstochter — „Fräulein“ titulirt habe: „Was würde ein Norddeutſcher dazu ſagen“ — rufen Sie am Ende aus, — „wenn er das läſe — oder hörte?“

Das weiß ich zum Voraus Freund; — hören Sie, was ich ihm entgegnen würde:

Sie haben vollkommen Recht mein wertheſter Herr Commercialrath! es iſt eine gewaltige Thorheit von uns Oeſterreichern, jeden der es leiden mag, in den leoniſchen Adelſtand zu erheben, und zwar gratis, während Sie für Ihren beſcheidenen Titel eine ſo nahmhafte Summe gezahlt haben. Wir thun dieß vielleicht aus jener Gutmüthigkeit, die uns manche unſerer lieben Nachbarn ſo ſehr zum Vorwurfe machen, ſo lange ſie nicht ſelbſt davon profitiren, oder vielleicht zu Folge der Überzeugung, daß es äußerſt ſchwer zu beſtimmen iſt, ob nicht bei Manchem adeliges Blut in den Adern rollt, dem man es gar nicht anſähe, — wie es denn oft auch umgekehrt der Fall ſeyn ſoll. Doch das bei Seite — Ich frage, ſeyd Ihr nicht weit größere Narren als wir? — (Sie ſehen Freund; die vaterländiſche Derbheit entwickelt ſich mit dem Affecte) — eine Erfahrung aus meinem Leben mag die Frage entſcheiden: Auf meiner berühmten Reiſe von Stolpe nach Danzig; — will ſagen von Wien nach Dresden, ward ich am letzteren Orte in eine der glänzendſten Abendgeſellſchaften eingeführt, an der die beſten Köpfe des deutſchen Athens Theil nahmen. Ich ward von meinem Führer, dem Herrn vom

Hauſe ausdrücklich mit den Worten vorgeſtellt: „Der Hauptmann von Eiſenfeſt." — Ohne ſich auch nur einen Augenblick zu beſinnen, antwortete dieſer: „Herr Major! ich rechne es mir zur Ehre, Sie in meinem Hauſe zu ſehen." Er hat ſich verſprochen, dacht' ich: Da trat eben der Herr Profeſſor K.. aus Berlin ein, — mein gefälliger Wirth führte mich ihm als Major Eiſenfeſt auf: „Es iſt mir ſehr angenehm, Herr Obriſtlieutenant, Sie hier kennen zu lernen" — verſicherte dieſer. — Nun ward mir der Spaß zu toll, und ich proteſtirte feierlichſt gegen ein ſo ſchnelles Avancement, — doch vergebens, ich verhinderte dadurch bloß, daß man mich nicht noch am ſelben Abende zum Feldmarſchall erhob, — Major aber mußte ich bleiben. Sehen Sie, Freund, — das beiläufig würde ich dem unduldſamen Splitterrichter ſagen. Doch — man ſchellt und ich ſchließe.

Wien, am 29. Auguſt 1828.

Meine geſtrigen Mittheilungen reichen bis dahin, wo wir den Heimweg von dem Waſſerfalle antraten; hören Sie alſo weiter:

Es ging nun natürlich bergab. Bald waren unſere Sohlen von den Föhrennadeln, welche den Pfad bedeckten, — glatt wie Glas — ſo, daß die Frauen bei jedem Schritte ausglitten. Madame hatte bereits mehrmal meinen Arm ausgeſchlagen, um zu beweiſen, daß ſie durchaus keiner Stütze bedürfe, vor einem ſteilen Abhange both ich ihn ihr aufs Neue mit der Verſicherung an, ſie könne ſich vertrauungsvoll daran halten, — denn — ich falle nie. Bei dieſer Verſicherung, ward von mir vergeſſen, daß ich auf denſelben Füßen ging, welche ſchon heute Vormittags nicht mehr recht fort wollten, denn kaum ausgeſprochen, — lagen wir beide auch ſchon, und machten mit zum Himmel empor geſtreckten Beinen eine Schlittenfahrt den Hügel hinab.

Im Beſtreben ſich ſelbſt zu helfen, hatten wir einander losgelaſſen; — die Götter wiſſen, woran es lag, daß ich etwas ſchneller die Ebene erreichte als meine Unglücksgefährtinn, und dadurch mein Haupt zum Hemmpuncte für die Nachfahrende ward; — wie unter einer Schneelavine begraben, arbeitete ich mit Händen und Füßen herum, und wenn ich — — doch genug davon, mir ſteigt noch immer das Blut zu Kopfe, wenn ich an die heilloſe Situation denke.

Endlich rafften wir uns auf; verblüfft ſtand ich vor der hocherglühten Frau, und war unter den unaufhörlichen Entſchuldigungen bemüht, die Unordnung herzuſtellen, — welche in unſerer beiderſeitigen Bekleidung entſtanden war. Für die Zuſeher mag übrigens die Sache ſpaßhaft genug geweſen ſeyn; denn der übrige Theil der Geſellſchaft wollte faſt berſten vor Lachen.

Helene, welche meine Beſchämung und die Verlegenheit der Mutter bemerkte, reichte mir ſcherzend ihren Arm indem ſie mich zu einer ähnlichen Rutſchparthie aufforderte.

Noch nicht lange war ich an der Seite der Lieblichen fortgeſtolpert, — als ſie mich am Ärmel zupfte, und im Tone der Verwunderung fragte, wie das Fließpapier da hineinkomme? —

Erſchrocken ſah ich nach der bezeichneten Stelle, und erblickte zu meinem Entſetzen einen Zipfel des heilloſen

Lumpenfabricats hervorgucken, welches bei meinen gewaltigen Anſtrengungen von vorhin losgegangen ſeyn mußte.

Das Geſicht, mit welchem ich Helenen anſtarrte, mag beiläufig das dümmſte von allen ſeyn, welches ich jemals gemacht habe, oder machen werde, und ſchwerlich hat der unvergeßliche Meſſerſchmid *) ein ähnliches zur Welt gebracht. Die längſte Zeit war ich nicht im Stande, ein anderes aufzutreiben; umſonſt verſuchte ich es mit dem Erſtaunen, — Lächeln, — pfiffig auszuſehen ꝛc. ꝛc., vergebens! — es blieb ein Schafsgeſicht, — das fühlte ich recht deutlich.

Mit Anſtrengung aller Geiſteskräfte, rang ich nach einer deutlichen Erklärung — der kalte Angſtſchweiß trat mir vor die Stirne; ſieh! — da ſiegte noch einmal mein Genius: — die ſtarren Geſichtsmuskeln gehorchten meinem Willen, und mit der Miene, als ob mir gerade jetzt etwas einfiele, hub ich an:

„Faſt hätte ich mir dieſe Erſcheinung ſelbſt nicht erklären können, doch nun bin ich im Klaren: — Was Sie hier ſehen, iſt eine beſondere Gattung Papier, welches die Motten abhält; mein Bedienter ſteckt immer in Ärmel und Taſchen meiner Röcke einige Stücke davon. — Die Eile, mit der ich mich gewöhnlich ankleide, und der Zufall mögen Urſache ſeyn, daß ich in den Ärmel fuhr, ohne etwas zu bemerken, oder herauszuſchieben.“

Ich dankte allen himmliſchen Mächten, da ich ſah, man glaube mir, und verſprach auf dringendes Bitten,

---

*) Berühmter vaterländiſcher Bildhauer, vorzüglich in Darſtellung heftiger Gemüthsbewegungen.

Anmerkung des Herausgebers.

gleich bei meiner Zurückkunft nach Wien eine hinreichende Menge, von dieſem erprobten Verwahrungsmittel, zu ſchicken.

Eine ſaubere Commiſſion! heute über's Jahr fliegen die ſämmtlichen Pelze der Familie zu dem Fenſter hinaus; doch den Schaden auf einige Hundert Mahlgäſte vertheilt, kommt eben nicht ſo viel auf einen.

Während dieſer tragi-komiſchen Ereigniſſe, war uns das Gewitter auf den Hals gerückt; der Sturm machte wie gewöhnlich die Vorhut, einzelne Tropfen die Plenkler, und nur zu bald hatten wir es mit der Hauptarmee zu thun, die uns mit Schloſſen, und einer Kanonade aus — weiß Gott — wie viel Pfündern begrüßte.

Wir waren bereits in der Ebene zwiſchen Wald und Mühle, — an kein Verbergen zu denken: „Wie wäre es nun“ — ſagte ich mit vielem Nachdrucke, indem ich mein Paraplui der noch immer ſchmollenden Müllerinn reichte, und in der geſchwindeſten Geſchwindigkeit mich ſelbſt in den Wachstaffet-Mantel hüllte, „wie wäre es nun, wenn ich nicht für Sie geſorgt hätte? „Der erſte freundliche Blick von Madame lohnte meine geheuchelte Aufmerkſamkeit. Allein der Himmel war gerecht, und ſtrafte mich bald für dieſe, und alle früheren Lügen.

Kaum hatten wir uns einige hundert Schritte durch Sturm — Hagel und Regen durchgekämpft, als ein heftiger Windſtoß den Schirm zerriß, und weit in das Feld ſchleuderte. Verloren waren die Früchte meiner Vorſicht; — denn konnte ich wohl Vergangenheit und Zukunft unter Waſſer ſetzen laſſen, während ich mich einer trockenen Gegenwart erfreute?

Mit blutendem Herzen warf ich die unſchätzbare Erfindung Souremonts um die Schultern der Frauen, die er, Dank ſey es ſeiner Breite — beide bedeckte, und zappelte mit der Reſignation der Verzweiflung hinten drein.

Das war ein ſaures Stück Weg! — der lehmige Boden ſchlüpfrig wie Seife; — jede zehn Schritte lag eines von uns auf dem Bauche oder umgekehrt; — incruſtirt wären wir nach Hauſe gekommen, wenn nicht der Platzregen uns immer wieder abgewaſchen hätte. Weiß Gott! — bei den Leuten da draußen regnet es ganz anders als bei uns, ich verſichere Ihnen, es fielen Tropfen wie die Plutzer-Birnen *).

Endlich war das ſchützende Obdach erreicht; mit dem wärmſten Danke, und dem triefenden Mantel beladen, hinkte ich nach meinem Zimmer.

Gottlieb ſchlug bei meinem Anblicke die Hände zuſammen. „Trockne Wäſche!“ ächzte ich, — warf die naſſen Kleider von mir, und kroch unter die Bettdecke.

Zwei Minuten, und ich ſtack wieder im trocknen Flanell; welche angenehme Empfindung! — Nun ging es an ein Frottiren vom Nacken bis zur Fußſohle, ich ſelbſt zerarbeitete mich ſo lange, bis leichte Tranſpiration eintrat. Ein Stündchen Ruhe, und ich fühlte mich ziemlich wohl, verſchiedene Kleinigkeiten ausgenommen, wozu meine ganze untere Hälfte zu rechnen iſt. Doch ſtiegen nun ernſtliche Zweifel in mir auf, ob ich mit aller Vorſicht und Liſt

---

*) Pfund-Kannenbirnen.

Anmerkung des Herausgebers.

nicht am Ende dennoch den Tücken des Schickſals unterliegen müſſe.

Als ich hinab kam, fand ich die Familie bei einer Powle Punſch meiner warten.

„Nun Herr Inſpector," rief mir die Hausfrau entgegen, „Sie haben uns hinlänglich Zeit gelaſſen, auf Entſchuldigungen, wegen des verunglückten Spazierganges, und auf Dankreden für Ihre ritterlichen Dienſte zu ſinnen. Wie hat das kalte Bad angeſchlagen, — Sie werden wohl ſehr müde ſeyn?"

„Wirklich, nicht im geringſten," erwiederte ich, „mir iſt ſo etwas nichts Ungewöhnliches."

„Da iſt zu gratuliren," ſagte Herr Kleinmetz, „ich muß geſtehen, daß ich ganz marode bin." —

Dieſe Anerkennung meiner körperlichen Überlegenheit von Seite des einſt ſiegreichen Rivalen kitzelte meine Eitelkeit ſo gewaltig, daß ich mich zu der unſeligen Retomontade verleiten ließ, „ich fühle mich ſogar noch aufgelegt, ein Tänzchen zu machen."

„Ach das iſt herrlich," — rief die queckſilberne Helene und klatſchte in die kleinen Händchen; „eben hat das Unwetter eine Truppe böhmiſche Muſikanten in unſer Haus getrieben, — da können wir ein Stündchen walzen."

Mir brachen die Knie vor der bloßen Idee. Alles Erdenkliche wendete ich an, um Mutter und Tochter zu überzeugen, wie ſchädlich ihnen eine gewaltſame Erhitzung unter den vorhergegangenen Umſtänden werden könnte, — ich erzählte Beiſpiele, die einen Stein hätten rühren können, — ich log, daß ſich die Balken bogen; — der Herr vom Hauſe unterſtützte mich, ſo gut er nur immer konnte, — und durfte — alles umſonſt. Wenn ſich ein Paar Frauenzimmer einmal in den Kopf geſetzt haben, zu tanzen, ſo iſt es, als ob ſie von der Tarantel geſtochen wären, — ihre Tanzwuth wird nur durch den Tanz geheilt, und das — leider — nur auf kurze Zeit.

„Nun ſo tanzen wir denn in Gottes Nahmen,“ ſeufzte ich.

Die Bergknappen erſchienen. Die Burſche ſahen mir aus, als wenn ſie nie in einen anderen Schacht als jenen eines Kellers eingefahren wären, allein, das muß man ihnen laſſen, — ihre Ländler ſpielten ſie trefflich; — ſo recht con amore.

Unwillkührlich fingen meine unteren Extremitäten zu zucken an, und ich reichte meiner ehemaligen Favorittänzerinn die Hand. Sie ſchien mir an Leichtigkeit etwas verloren — an Kraft aber bedeutend gewonnen zu haben, — denn ſie ertheilte meinen widerſpänſtigen Tanzwerkzeugen, die nicht recht herumwollten, den gehörigen Schwung, nach und nach kam jedoch die Maſchine in Gang, gleich einem ſteifen Rennpferde, das erſt warm werden muß, — dann aber leiſtete ich, von Punſch, Erinnerung und feſten Willen begeiſtert, — Unglaubliches.

Lange konnte dieſe unnatürliche Spannung nicht dauern, — ich fühlte, daß der Moment ganz nahe ſey, wo ich mich nicht mehr auf den Beinen würde erhalten können, und ließ mir daher plötzlich einfallen, noch wichtige Briefe ſchreiben zu müſſen, — bedauerte unendlich, die köſtliche Unterhaltung nicht bis Mitternacht genießen zu können, proteſtirte, des genoſſenen Punſches wegen, gegen das Abendmahl, und ſchlich mich davon.

Nach dem, was Sie nun wiſſen, lieber Doctor, werden Sie es hoffentlich glauben, daß alles an mir — ſelbſt meine Perrücke mit eingeſchloſſen, total erſchöpft, — ja zum Theil ſchon wirklich todt war.

Zum Sprechen — ſogar zum Denken zu ſchwach, befahl ich mit kaum vernehmlicher Stimme meinem Getreuen bloß, — er möge Morgens vier Uhr nachſehen ob ich noch lebe, und wenn dieß der Fall wäre, — mich wecken. Genug des Jammers für heute, laſſen Sie ſich nichts davon träumen.

Wien, am 30. Auguſt 1828.

Zur beſtimmten Stunde erſchien mein guter Burſche, und leuchtete mir in die Augen, welche leider ſchon zwei Stunden offen ſtanden. Zwar hatten die böhmiſchen Muſikanten und der Punſch durch eine Gegenrevolution den ſchlimmſten Folgen meiner geſtrigen Unfälle vorgebeugt, dennoch aber waren von der Gicht einige leichte Truppen in meine rechte Hüfte geworfen worden, welche Miene machten, ſich in der Poſition feſtſetzen zu wollen, — eben ſo ſagten mir die belegte Zunge, und ein metallartiger Geſchmack, daß der Magen einiger Unterſtützung bedürfe, auch Schnupfen und ein Reitz in der Luftröhre waren vorhanden; dem gemäß gab ich meine Ordre.

Ich ging dabei nach den Grundſätzen der Strategie zu Werke, vermöge welcher es nicht genug iſt, daß man den Feind ſchlägt, ſondern ihn dorthin jagen muß, wo er am leichteſten aufgerieben und am wenigſten gefährlich werden kann.

Freilich geſchieht es dadurch zuweilen, ſowohl in der Kriegs- als Heilkunſt, daß man ſelbſt geſchlagen wird, oder wenigſtens den günſtigen Augenblick verſäumt, doch das macht nichts, wenn es nur nach den ſtrengen Regeln der Wiſſenſchaft geſchieht.

Tüchtige Senfteige auf die Sohlen mußten erſt den Weg beſtimmen, welchen der Gegner auf ſeinem Rückzuge zu nehmen habe; nachdem dieſe eine Stunde gezogen hatten, — wurde er in ſeiner feſten Stellung durch Opodeldoc angegriffen, und nach einem viertelſtündigen Gefechte glücklich geworfen.

Bei dieſer, ſo wie bei vielen früheren und ſpäteren Gelegenheiten hat ſich der Anführer unſerer Truppen, unſer lieber und getreuer Gottlieb mit Ruhm bedeckt, weßhalb wir ihm — trotz ſeiner Dummheit — jederzeit gewogen bleiben wollen.

Es war Tag geworden; eben hatte ich Waſſer zu einer Infuſion auf Calmus und Bitterklee in die Capuzinerküche ſetzen laſſen, als ein Hin- und Wiederlaufen und heftiges, — wenn gleich unterdrücktes Gezänke im Hofe mich bewog, nach der Urſache davon ſehen zu laſſen. —

Mein erſt belobter Getreuer, riß wie ein Narr das Fenſter auf, — ich huſchte unter die Decke und hörte, wie er mit dem Ausdrucke: „Spectakel!“ zum Zimmer hinauslief, und die Thüre offen ließ. Durch das ſchnelle Öffnen der letzteren waren die nur ſchlecht verſchloſſenen Fenſterflügel aufgeſprungen, und die kalte Morgenluft ſtrömte feucht und ſchneidend über mich hin. Natürlich kroch ich noch tiefer in mein ſchützendes Neſt, und eben ſo natürlich öffneten ſich bald alle Poren — der Hitze wegen —

aus Ärger und endlich aus Beſorgniß, weiß der Himmel, wie lange in dieſer höchſt unangenehmen Lage verbleiben zu müſſen.

Wie einſt auf Vorpoſten vor dem Feinde, oder mitunter auf minder gefährlicher Lauer, — horchte ich mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit, ob ich keine Fußtritte vernähme; ſtatt ihrer hörte ich das Kochen des Waſſers. Ich guckte mit meinen Augen hervor; — ſchon ſtiegen die Blaſen über den Rand des Gefäßes; der Teppich — der künſtlich eingelegte Mahagonitiſch ſtand in der augenſcheinlichſten Gefahr, obſchon ich ein halbes Buch Löſchpapier hatte darüber breiten laſſen. „Gottlieb! vermaledeiter Gottlieb!!!“ — rief ich, umſonſt.

Einzelne Tropfen ziſchten bereits auf der erhitzten Capuziner-Küche. Aufſtehen konnte ich nicht, des unſeligen Luftſtromes wegen, — es wäre mein Tod geweſen; ich ſah nach meinem Waſſerglaſe, es war faſt leer; ſein voriger Inhalt ſprudelte leider in der Blechbüchſe; zur Verzweiflung gebracht, näßte ich mein Sacktuch eilig mit dem wenigen Waſſervorrathe, und warf es nach der Spirituslampe um ſie auszulöſchen. Unglücklicher Gedanke! der ganze Plunder fiel über den Haufen — Tiſch und Fußboden überſtrömte ſiedendes Waſſer und brennender Weingeiſt, nur Erdbeben und Aſchenregen fehlten, um die Vorſtellung einer vulcaniſchen Erruption im Kleinen zu vollenden.

Nun ſchrie ich aus vollem Halſe: Zetter-Mordio! Feuer: Hülfe!!! Die letzte kam auch noch zur rechter Zeit, doch nicht durch die rechte Perſon, denn ſtatt des gottloſen Urhebers dieſes Unheils, ſtürzte Nannette in's Zimmer.

Mit einer Beſonnenheit, die ich dem Mädchen nicht zugetraut hätte, riß ſie eiligſt den lodernden Teppich vom Tiſche, — erſtickte die Flamme, indem ſie den Bettſpiegel darauf warf, und betrachtete dann mit mehr Neugier und Erſtaunen als Schrecken die ſaubere Beſcherung. Das Porzellan-Lavoir lag in Trümmern, an welchem noch hinlängliche Reſte des Senfteiges klebten, der darin zubereitet worden war, — unter den Scherben, die beiden verrätheriſchen Sinapiſmen *) ſelbſt, meine Opodeldocbüchſe hatte ſich im Fallen geöffnet, und die niedlichen Füßchen meiner Retterinn balſamirt; der Boden war mit Kalmus und Bitterklee beſtreut, welcher meinem zum Kräuterſack avancirten Chatull-Kiſſen entfallen war, und das Fließpapier glimmte von der Zugluft angefacht — in allen Ecken der Stube.

„Um des Himmelswillen! Gnädiger Herr, was haben Sie hier angerichtet? was ſind denn das alles für Dinge? wozu? — —“

„Engels-Nannette!“ unterbrach ich mit der ſchmeichelndſten Stimme, — „ſchließen Sie nur vorerſt Thüre und Fenſter, und treten Sie die glimmenden Papierblätter aus, dann ſollen Sie alles erfahren.“

Während ſie es that, hatte ich Zeit mich in ſo weit zu ſammeln, als nöthig war, um einige leidliche Ausflüchte zuſammen zu ſtoppeln.

„Sehen Sie,“ — hub ich an — „oder vielmehr Sie haben geſehen, wie ich geſtern durch das Ausgleiten Ihrer

---

*) Senfteige.

Anmerkung des Herausgebers.

Gebieterinn mit zu Boden geriſſen wurde. Bei dieſem Falle nun verrenkte ich mir die rechte Hüfte.“

„Und da konnten Euer Gnaden noch ſo wüthend tanzen? Aber die gnädige Frau hat es auch gemerkt, daß nicht alles war, wie es ſeyn ſollte. Noch Abends beim Auskleiden ſagte ſie: es wäre gar kein Vergleich zwiſchen jetzt und denn, wie Euer Gnaden vor zwanzig Jahren tanzten. Aber freilich unter den Umſtänden.“ — —

(Jetzt bitte ich Sie, Freund! ſo weit kann der Mangel an Erkenntniß bei den Menſchen gehen. Die erſten Touren ausgenommen, tanzte ich beſſer als je, das dürfen Sie mir glauben; — Madame hingegen, — — doch — nichts weiter über dieß älteſte Capitel der menſchlichen Thorheiten.) „Ja Kind — eben das,“ — ſtotterte ich etwas unangenehm überraſcht, — „das eben verſchlimmerte die Sache; ich achtete nicht auf den Schmerz — wie ich es denn nie thue — dadurch ward aber das Übel ärger, — und als ich heute am frühen Morgen erwachte, hatte ich Urſache, üble Folgen zu befürchten. Um niemand im Hauſe zu beunruhigen, befahl ich Gottlieb mir Umſchläge von Kleien zu machen, die er in der Mühle nahm; die ſchmerzhafte Stelle ſalbte ich — in Ermanglung etwas beſſerem — mit Handpomade, die zum Theil aus Kampfer und Mandelöhl beſteht, und daher im Fall der Noth wohl ein Mittel gegen Schmerz und Entzündung abgeben kann.

Auch fühlte ich bald Linderung, und ließ mir Waſſer auf die kleine Kaffehküche ſetzen, — welche ich bloß zum Behufe weiter Morgenſpaziergänge mitnahm, — um mich zu waſchen; da entſtand ein Geräuſch im Hofe, ich befahl dem Bedienten nachzuſehen was es wäre, ſchlief ein und erwachte erſt, als die zu volle Spirituslampe übergelaufen war, und das Löſchpapier bereits lichterloh brannte.

Schlaftrunken wie ich war, ſprang ich aus dem Bette, ſtieß im Taumel die Maſchine um, und rief nach Hilfe, da ich mir ſelbſt keine mehr zu leiſten wußte, — und —

„Aber Euer Gnaden lagen ja im Bette, als ich eintrat!“

Das heißt — ich lag ſchon wieder darin; denn trotz meiner Faſſungsloſigkeit, konnte ich doch Ihren leichten Schritt vor dem Getrampel meines Dieners unterſcheiden, und im Nu war ich unter der Decke. Mein lieber Schutzengel wäre mir ja ſonſt davon gelaufen.

„Ach nein!“ ſagte das gute Kind erröthend; „verbrennen hätte ich Sie doch nicht laſſen. Aber“ — fuhr ſie fort: „was liegt denn da für Thee am Boden? — und der ſchöne Atlaspolſter, der ſcheint ja ganz voll davon?“ —

„Thee? — wirklich Thee?“ ſtammelte ich, indem es mir eiskalt über den Rücken lief, und ich nach den Händen Nannettens ſtarrte, deren eine mir mein Magenmittel, die andere das Kiſſen vor die Augen hielt.

„Ach das!“ würgte ich endlich hervor, — „das — das iſt ein Arcanum gegen Zahnweh; — ich habe es für Ihre Gebieterinn mitgebracht, die zuweilen daran leidet, wie ich hörte.“

„Bitte um Vergebung: die gnädige Frau hat nie Zahnſchmerzen.“

„Das thut mir leid,“ platzte ich heraus; — „das heißt, daß man mich falſch berichtet hat. Ich hoffte ihr einen Dienſt damit zu leiſten.“

„Ach! wenn Euer Gnaden niemand beſſern wiſſen, — und da es doch ſchon auf der Erde gelegen hat, — ſo möchte ich gehorſamſt darum bitten; ich ſehe oft ganz entſetzlich viel aus.“

Großmüthig ſchenkte ich ihr das Specificum. Nun die wird Geſichter ſchneiden, wenn ſie den erſten Verſuch damit anſtellt. Doch — wer weiß, vielleicht hilft es, und ich bin ohne mein Wiſſen und Wollen ein Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes geworden, ſo gut wie mancher Andere.

Ich verſprach Nettchen eine königliche Belohnung, — ſie mir reinen Mund; Teppich und Tiſch waren — Dank ſey es dem Löſchpapier — nur naß geworden, und ſomit das Unglück ſo viel als nicht geſchehen.

Sie werden zugeſtehen, — daß ich mich wahrhaft bewunderungswürdig auch aus dieſer Affaire gezogen habe. Ja Freundchen! — an mir iſt ein Diplomat verdorben.

Endlich kam Gottlieb — und Nettchen entfernte ſich. Die Zufriedenheit mit mir ſelbſt hatte mich bereits wieder in zu gute Laune gebracht, als daß ich mit ihm nach Verdienſt hätte verfahren ſollen, und ſo kam er denn mit einem derben Verweiſe davon. Nachdem ich ihm den Kopf gewaſchen, rapportirte er: Herr Kleinmetz habe beſchloſſen, — und ſeine Ehehälfte es erlaubt — daß die Schreihälſe, welche mich geſtern um den Morgenſchlummer gebracht hatten, an einem entfernten Orte eingeſchloſſen würden. Dort, — weniger gut verwahrt, — überfiel ſie in vergangener Nacht ein Iltis, und machte zwölf Stücke für ewig ſtumm. Mein Kundſchafter, der die Sache ſeiner Neugierde gemäß an Ort und Stelle beaugenſcheinigt, und in dem Rathe des Hausgeſindes keine unbedeutende Rolle geſpielt hatte, war dadurch ſo lange aufgehalten worden.

Niemand wollte es wagen, der ſtrengen Hausregentinn das grauſame Ende ihrer hoffnungsvollen Zöglinge zu verkünden, und Gottlieb war als Deputirter mit der unterthänigſten Bitte an mich geſchickt, dieſe mißliche Botſchaft zu übernehmen. Ich konnte mich deſſen um ſo weniger weigern, als ich doch eigentlich die Urſache des Gräuels war, und machte mich daher eiligſt aus dem Bette.

Die Sache ging leichter, als ich dachte. Ich ward für meine wohlgeſetzte Einleitung ausgelacht, und ſogleich der Befehl zur nöthigen Appretur und Abſendung der Verunglückten nach Wien ertheilt.

„Aber die halbabgebiſſenen Hälſe“ bemerkte ich, — „die ſchaden gar nichts?“ erwiederte mein Wirth, — „wir haben Kunden, die ſich um die Todesart eßbarer Thiere nicht kümmern.“

Nun ward Rath gehalten, wie der heutige Tag zuzubringen ſey? —

Es war Maria Himmelfahrtsfeſt. Um neun Uhr ſollte im nächſten Dorfe — wo zugleich die Poſtſtation war — Meſſe gehört, und nachher die Fahrt durch das reizende Thal ſo lange fortgeſetzt werden, bis man gerade zur Mittagstafel nach Hauſe käme. Auf den Nachmittag war eine Fiſcherei angeordnet, weil das vom geſtrigen Regen noch trübe Waſſer des Waldbaches dem Fange beſonders günſtig war, Abends aber erwartete man den Herrn Pfarrer und einige Honoratioren der Nachbarſchaft zu einer Parthie Whiſt. Ich glaubte nicht recht gehört zu haben; Zwicken, Brandeln, Tarok, — darauf war ich ge ſaßt, — aber Whiſt? — übrigens eine herrliche Eintheilung der nächſten zwölf Stunden, nur ſchade — doch ich will dem Gange der Begebenheiten nicht vorgreifen.

Um dem Morgenbrote auszuweichen, wogegen ich eine ahnungsvolle Scheu empfand, bat ich, mir es auf meine Stube zu ſenden, weil meine Arbeit für die Poſt noch nicht ganz beendet ſey.

Ich hatte wohl gethan, denn bald nach mir erſchien dort Nannette mit einem immenſen Stücke Kugelhupf *) und einem großen Glaſe voll kalten, ſüßen Rahmes. Eine artige Zumuthung an Verdauungswerkzeuge, die noch lange nicht mit ihrer Arbeit von geſtern fertig waren.

Kaum war das Mädchen fort, als ich bei verſchloſſenen Thüren das Reſtchen meines Stomachale zubereitete, und Gottlieb befahl, an meiner Statt die herrlichen Sachen und den flockigen Kuchen zu verzehren. —

So lange der Menſch lebt, hat er ſicherlich noch nie einen Auftrag ſo gut erfüllt, als dieſen; er genoß wenigſtens mit 4 Sinnen, — mit Leib und Seele. Ein Ausdruck innigſten Wohlbehagens lagerte ſich auf das breite Geſicht, während ich den bittern Trank mit gerunzelter Stirne und eingekniffenen Lippen mühſam hinabſchluckte.

Mit Schlag neun Uhr ſaßen wir im Wagen. Während der Fahrt trafen wir auf mehrere Bettler, deren einige dem ſchönen Wagen von ferne Hände und Hut entgegen ſtreckten; aus der Bewegung meiner Nachbarinn

---

*) Eine in Oeſterreich übliche Art von Kuchen.

Anmerkung des Herausgebers.

ſchloß ich, daß ſie jedem Almoſen ſpende, und dieſer Beweis von Mildthätigkeit verſöhnte mich mit der Härte, welche ich hier und da an der ehemals Vergötterten wahrgenommen hatte. Aus Delicateſſe wollte ich ihr allein die Ausübung einer der ſchönſten chriſtlichen Tugenden überlaſſen, doch fiel es mir befremdend auf, daß die größere Zahl der Armen uns beim Näherkommen den Rücken kehrte. Ich frug meine Nachbarinn; lachend erwiederte dieſe:

„Die Tagediebe kennen mich ſchon, und wiſſen, daß ich keinem Straßenbettler etwas gebe.“

„Aber,“ ſagte ich erſtaunt, — „ich ſah ja gerade, daß Sie jedem, der bittet, geben.“

„Ach! das ſind Fremde, mit denen ich mir einen Spaß mache: ich thue dergleichen, als würfe ich ihnen etwas zu, — und während ſie im Staube herumſuchen, iſt mein Wagen längſt ſo weit, daß ich vor ihrer zudringlichen Bettelei ſicher bin.“

Mich ſchauderte! — Auf dem Wege zum Tempel des Allbarmherzigen; — nein! — das war ſataniſch. Mir wurde bange, es möchte die Liebloſe — Drahomira's Schickſal *) ereilen, und leerte alle Taſchen, um ihr Stündlein ſo lange aufzuſchieben, bis ich aus ihrer Nähe wäre.

In der Kirche angelangt, gewahrte ich bald, daß ich um die Hoffnung betrogen ſey, einem ländlichen Gottesdienſte in ſeiner rührenden Einfalt beizuwohnen.

Die weitere Fahrt durch das romantiſch ſchöne Thal — die mich unter andern Umſtänden entzückt haben würde

---

*) Von der Erde verſchlungen zu werden.

Anmerkung des Herausgebers.

— ward mir nun durch die abſichtliche — höhnende Hartherzigkeit meiner Drahomira vergällt. Sie konnte es mir nicht vergeben, daß ich — ſtatt ihren ſtarken Geiſt zu bewundern — mir mißbilligende Anmerkungen erlaubte, und geißelte mich für meine Schwäche — wie ſie es nannte — mit einem ſo gottloſen Witze, daß ſich der Philoſoph von Fernay deſſen nicht zu ſchämen gehabt hätte.

Zum Überfluſſe hatte ein junger, blühender, Forſtmann die Stelle des Herrn Kleinmetz eingenommen, welchen Letzteren Geſchäfte im Pfarrdorfe zurückhielten; Helene ſchien mit dem Tauſche nicht unzufrieden, und wenn ich den ſchönen, kraftvollen Dryaden betrachtete, ſo kam ich mir neben ihm faſt wie ein alter Faun vor. Eigentlich eine dumme Idee, — aber Sie kennen ja meine übertriebene Beſcheidenheit. —

Etwas verſtimmt langten wir zu Hauſe an, — das heißt — ich und meine Nachbarinn, denn die beiden jungen Leutchen waren im reinſten Einklange; dieſe Bemerkung befeſtigte meinen bereits halb und halb gefaßten Entſchluß, trotz meiner errungenen Vortheile eine retrogade Bewegung anzutreten, eine Klugheit, von welcher hundert Armee-Bulletins in allen europäiſchen Sprachen geſchrieben — Beiſpiele liefern. Ich befürchtete — unbeſchadet meines Muthes, — daß es mir für die Länge unmöglich ſeyn dürfte, — Ehre und Leben gegen die feindſeligen Mächte zu behaupten, welche offenbar gegen mich im Bunde waren; — zudem, — um welchen Preis ſollte ich denn kämpfen? — die Genoſſinn meiner Blüthenzeit hatte gewaltſam alle Roſen abgeſtreift, womit ſie die Erinnerung ſchmückte, und ich konnte nur mehr Dornen und Hagebuten an ihr bemerken; daß Helene, die liebliche Feldblume, keine Pflanze für mein Glashaus ſey, — ſah' ich nun auch deutlich: und ſo ward denn beſchloſſen, am nächſten Tage meine Abberufung anzukündigen. —

Warum nicht um zwei Tage früher? — Antwort: weil ich die heilloſe Eigenthümlichkeit habe, meine dummen Streiche mit dem Eilwagen, — die wenigen klugen Einfälle aber mit der Schneckenpoſt zu expediren.

Zum Belege des ſo eben Geſagten diene der Vorſatz, dieſe anderthalb Tage liebenswürdig und flott bis zur Extravaganz zu ſeyn.

Der Forſtadjunct blieb über Mittag bei uns, und erhielt ſeinen Platz neben Helenen, und zwar an der Seite ihres Herzens, während mir der Ehrenplatz zur Rechten zu Theile ward. Es liegt doch ein tiefer Sinn in den alten Gewohnheiten. Als ich noch überall links ſaß, kam auch mein Glück von dieſer Seite, — nun ich die Ehrenplätze einnehme, will mir von dorther nichts mehr zukommen, und der Spruch des Herrn: „was die rechte Hand gibt, davon ſoll die linke, nichts wiſſen“ — ſcheint mir hier, — ſehr mal apropos — angewendet zu werden.

Helena theilte zwar, mit angeborner, weiblicher Gewandtheit ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen uns beide, allein ich kam denn doch bei der Theilung zu kurz. — Das piquirte mich. und ich ſuchte mich zu rächen, indem ich meine Galanterie gegen ſie verdoppelte, ein Manöver, worin es mir mein Rival nicht gleich thun konnte; auch gelang es, — ihn — ja ſelbſt die eitle Mutter etwas eiferſüchtig zu machen. — ein ſeit langer Zeit entbehrter Triumph — allein ich bezahlte ihn auch theuer. Auf welche Weiſe, —

ſollen Sie morgen erfahren. Bis dahin leben Sie ſo wohl, als ich es bereits thue.

Wien, am 1. September 1828.

Kaum war das Mahl geendet, als Anſtalten zur Fiſcherei gemacht wurden.

„Sie werden wohl auch des Spaßes wegen in's Waſſer gehen?“ — frug mich die Hausfrau (welche diaboliſche Propoſition!).

„Wo denken Sie hin“, — bemerkte ſpöttiſch der Adjunct, dem meine Verlegenheit nicht entgangen war, — „für die Herren aus der Reſidenz ſind unſere Gebirgswaſſer zu kalt.“

„Da macht Herr von Eiſenfeſt eine Ausnahme,“ meinte die liebe gute Helene; „weder Sie, Herr Adjunct, noch irgend einer dürfte es wohl an Rüſtigkeit unſerm verehrten Gaſte zuvorthun.“ (Die Engelsſeele.)

„Ich wenigſtens nicht,“ verſetzte Herr Kleinmetz. „O! daran zweifelt niemand,“ ſagte Madame — beißend — „doch das will noch nicht viel ſagen.“

Mein Gegner zog in dem Grade den Kamm ein, als ich den meinen erhob. Leichthin entſchuldigte ich mich für heute mit meiner gänzlichen Unkenntniß dieſer Art von Fiſcherei, und forderte lächelnd meinen Widerſacher für die nächſte Gelegenheit auf — wer es am längſten im Bache aushalten würde.

Die Männer entfernten ſich, und als die Frauen mich bald nachher durch den Garten zu dem noch immer hochangeſchwollnen Bache führten, trafen wir ſie — nebſt ſechs ſtämmigen Mühlknechten und Hannſen — alle im einfachen Fiſcher=Coſtume unſer warten.

Im Nu waren ſie im Waſſer, welches dem kurzen, walzenförmigen Hanns faſt bis unter die Arme reichte. Dieſer, — der Adjunct und noch drei Andere waren mit Netzen verſehen, vorne durch Reifen in Form eines durchſchnittenen Zirkels geöffnet, hinten in einen langen ſchmalen Sack auslaufend, und an ſtarke Stiele befeſtiget.

In einer Reihe geſtellet, die Netze dicht an einander, mit der flachen Seite des Halbzirkels an den Boden gedrückt, ſperrten ſie die ganze Breite des Baches. Herr Kleinmetz und die übrigen, ſämmtlich mit langen Stangen ausgerüſtet, traten einige hundert Schritte oberhalb in den Bach, und fingen an, abwärts zu treiben, indem ſie wie toll im Waſſer herumarbeiteten — mit den Stangen unter die Steine und Wurzeln am Ufer ſtachen, — ſchlugen, kurz, einen Teufelsſpectakel erhuben. Sie mochten ſich kaum um ein Drittheil den Netzhaltern genähert haben, als ſchon Einer um den Andern von dieſen durch fröhliche Geberden und Ausrufungen anzeigte, daß ſich ein Fiſch in ſeinem Netze gefangen habe; bald ward es lebendiger; der wollte einen großen, — jener einen größeren, der dritte den größten in ſeinem Netze fühlen, — alles war voll froher Erwartung, — voll lebendiger Luſt.

Endlich, als die Treiber herangekommen, wurden die Netze herausgezogen, und ihr zappelnder und krabbelnder Inhalt beaugenſcheinigt.

Es war wirklich ein Vergnügen: Äſchen, Weißfiſche, Forellen zerarbeiteten ſich im bunten Gewimmel; ganz unten in den Zipfeln ſtaken hingegen die ſchwarzbraunen melancholiſchen Krebſe in ſtumpfer Apathie — und ſchienen nicht recht begreifen zu können, wo ſie ſich befänden, und wie ſie dahin gekommen wären. Die Ausbeute ward dann in die bereit gehaltenen Fäßchen gethan — und mehrere hundert Schritte aufwärts gegangen, und dieſelbe Jagd wiederholt.

Die liebe Sonne erinnerte uns auf dem Trocknen auch heute, daß wir in Mitte der Hundstage leben — wenigſtens war ich durch ihre Strahlen und den eifrigen Antheil, welchen ich an der Sache nahm, bald ſo naß, als die Leutchen im Waſſer. Was geſchieht: der dicke Hanns hat dießmal ſeinen Poſten an einer Stelle, die ſo tief war, daß er ſich nur mit Mühe auf den Beinen erhalten konnte; — mit einem Male! — ein Freudenruf! — und verſchwunden war er. Im erſten Augenblicke war ich um ihn beſorgt, — doch das unbändige Lachen Aller ſagte mir, daß es keine Gefahr damit habe; wirklich tauchte er auch bald an einer ſeichten Stelle empor, und mit einer Menge Waſſer ſprudelten die Worte aus ſeinem breiten Munde:

„Sie hat mich! — nein — ich hab ſie — die große Sandforelle. Steht mir bei! ſonſt wirft ſie mich noch ein Mal um.“

Der Adjunct gab ſchnell ſein Netz dem Nebenmanne zu halten, und eilte dem noch immer mit Schwall und Fiſch kämpfenden Hanns zu Hülfe.

Das Netz wurde in die Höhe gehoben, und — o Freude! — eine ungeheure Forelle ſchlug darin herum. Die Frauen klatſchten in die Hände, und riefen aus einem Munde: „ach! laſſen Sie ſehen!“ Behutſam wickelte der Gebetene den Fiſch los, packte ihn mit beiden Daumen und eilte damit zum Ufer. Mutter und Tochter beſahen — befühlten das ſchöne Thier, — ich Unglückſeliger wollte dasſelbe thun, beugte mich vorwärts — in dem Augenblicke ſchien es, als ob mein Rival die Daumen etwas feſter zuſammendrückte — patſch — erhalte ich eine unbeſchreibliche Maulſchelle von dem Schwanze des Ungeheuers, und — plump! liege ich auch kopfüber im Dümpfel *). —

Theurer! alle Ohrfeigen, deren die Geſchichte Erwähnung macht, ſind wahre Bagatellen gegen die meinige; — welche übrigens ebenfalls unter die hiſtoriſchen zu rechnen iſt. Denn — geſetzt ich wäre ihr erlegen; würde nicht das Converſations-Lexicon — dieſe Schraube ohne Ende — in einem ſeiner Supplement-Bände angeführt haben:

„Eiſenfeſt — Rolland Achilles von — Verfaſſer des unſchätzbaren Werkes über Krankenpflege u. ſ. w. habe: geſtorben durch ꝛc. ꝛc.“ — Auch von der pittoresken Seite gehört ſie zum hiſtoriſchen Fache, und zwar in die franzöſiſche Schule, wo die Helden — wenn ſie auch nur Fliegen klatſchen, — der Muskelſpannung nach — es mindeſtens mit der Kraft von drei Pferden vollbringen; — gerade der Bedarf eines kleinen Dampfbootes. Kurz! — ſie war ſo ſehr das Maximum, daß Roſſini ſie nie in Muſik ſetzen könnte, weil ſie durchaus keines Creſcendo mehr fähig iſt. — Unglückſeliger Weiſe war ich mit Kopf und Schultern in das Netz des Fiſchers gerathen, welcher an

---

*) Oeſterr. provinz. Benennung einer bedeutenden Vertiefung im Bette eines Baches.

Anmerkung des Herausgebers.

unſerm Ufer ſeinen Poſten hatte, inſtinctmäßig klammerte ich mich an die Reifen, und es blieb daher nichts übrig, als mich ſammt dem früheren Inhalte empor zu heben, wodurch ich denn natürlich noch tiefer in das Netz zu ſtecken kam, und wohl ärger gezappelt haben mag, als meine Mitgefangenen.

Das Ding muß gut ausgeſehen haben, — was meinen Sie? beiläufig ſo, als wenn man mit mehreren Häringen auch einen Stockfiſch der größeren Gattung aus dem Waſſer zieht. Verdammte Geſchichte! — ſo was kann nur mir geſchehen.

Ganz betäubt ſtand ich auf dem Trocknen; der gewaltige Schlag — das eiſige Sturzbad — Furcht vor den Folgen und Beſchämung verurſachten, daß mein Verſtand wirklich einige Minuten ſtille ſtand. Die unbarmherzige Er-Geliebte hielt ſich beide Seiten, ſtatt mir beizuſpringen, und entſchuldigte ſich zwiſchen dem Lachen auf eine Art, die noch verletzbarer war, als die unaufhörliche Erſchütterung ihres Zwerchfelles. Der hämiſche Teufelsadjunct betrachtete mich triumphirend, und fragte, warum ich ſo zittre; — ob ich das Waſſer vielleicht doch kälter gefunden, als ich geglaubt habe ꝛc. ꝛc. Die dummen Kerls im Waſſer verbiſſen zwar aus Reſpect die Luſt, ihrer liebreichen Gebieterinn zu accompagniren, doch las man in ihren verzerrten Geſichtern die Schadenfreude über den Unfall eines Städters, und die Gewalt, die es ihnen koſtete, nicht loszuplatzen.

Nur die milde Helene und der gutmüthige Kleinmetz zeigten das innigſte Bedauern, und leiſteten mir die wenigen Liebesdienſte, welche meine erbärmliche Lage möglich machte.

Man ſollte denken, mein Elend habe hier die höchſte Höhe erreicht? — keineswegs; wie ich mit Helenen's Sacktuche mein Haupt trockne, — fühle ich, — o Jammer! — daß ihm die Perrücke fehlt — erſchrocken ſeh' ich rings umher — da hängt ſie, die treuloſe, deren Daſeyn bis jetzt niemand geahndet hatte, als Vogelneſt an einem Weidenzweige, und wiegt ſich in den Lüften.

Wie einſt dem jüdiſchen Herkules nach dem Verluſte ſeiner Haare, ſo ſchwanden mir alle Kräfte, als ich den Verluſt meiner Atzel wahrnahm. Meine Perrücke! fliſterte ich mit kaum hörbarer Stimme Herrn Kleinmetz zu; allein auch Madame hatte es vernommen: — mit zwei Fingern erfaßte ſie die zierlich Gelockte und drückte ſie trotz allem Widerſtreben auf mein Haupt mit den höhniſch geſprochenen Worten:

„Erlauben Sie, daß ich den nie gefall'nen Helden kröne!"

Dieſe Bosheit brachte mich zu voller Beſinnung, und in demſelben Tone erwiederte ich: —

„Dank dem Schickſale, welches dafür ſorgte, daß Sie es nur mit einer Perrücke thun können."

Der Ausfall war derb, aber wohlverdient; Madame biß ſich in die Lippen, warf mir einen vernichtend ſeyn ſollenden Blick zu, und fiel — um ihrer Galle Luft zu machen, über meinen ſiegestrunkenen Rivalen her, dem — wahrſcheinlich in der Freude ſeines Herzens über meinen Burzelbaum — die unheilbringende Forelle aus den Händen geſchlüpft war.

Die Nemeſis hatte ihm eine ihrer furchtbarſten Dienerinnen auf den Hals geſchickt, und ich labte mich ein Paar Augenblicke an der Demüthigung meines Feindes; doch als ich Helenen'ʒ Angſt bemerkte, trat ich mit Kraft und Würde in's Mittel.

„Verzeihen Sie dem jungen Manne," ſagte ich ſehr feierlich zu des Müllers Xantippe — „daß er über den Menſchen den Fiſch vergaß; — vielleicht verzeiht Ihnen dann der Himmel, wenn Sie etwa hie und da den Menſchen — über eine Kleinigkeit vergeſſen hätten."

Die Furie erbleichte und ſchwieg — der Adjunct erglühte, und ſchlug die Augen beſchämt zu Boden — Vater und Tochter drückten mir die Hände, und mir ſtiegen Thränen der Rührung über meinen eigenen Edelmuth in die Augen.

Ein krampfhaftes Gefühl in der Bruſt, auffallende Mattigkeit und fieberartiger Froſt, gaben mir die Überzeugung, daß mein Leib im Kampfe mit dem Schickſale unterlegen ſey, während mein Geiſt ſiegreich über dem Fatum ſchwebte. Mit Anſtrengung der letzten Kraft erreichte ich mein Zimmer — begab mich zu Bette, — und ſandte nach dem Chirurg der Poſtſtation, welchen Kleinmetz mir als den geſchickteſten auf zwei Meilen in der Runde angerühmt hatte.

Da ich nun mit Ehren krank ſeyn durfte, ſo ließ ich vor der Hand um Lindenblüthenthee bitten, und erwartete mit banger Ungeduld — die Ankunft des Arztes.

Morgen, Freund, den Reſt meiner Abenteuer auf dem Lande, deren Mittheilung mir die Zeit bis zum erſten Ausfluge ſo köſtlich vertrieben hat, — denn übermorgen erſcheine ich zum erſten Male im Bureau, zum Schrecken derer, die bereits Schritte um meine Stelle gemacht haben. Ich freue mich kindiſch auf die bitterſüßen Geſichter.

Wien, am 2. September 1828.

Mein Übel ſtieg mit Rieſenſchritten. Nach drei unendlichen Stunden, vor banger Beſorgniß zu dreien Tagen ausgedehnt, — klopfte es vernehmlich an die Thüre — ſie öffnete ſich, und herein trat der Mann, welcher mich und meine Zeitgenoſſen vor einem bedeutenden Verluſte bewahren ſollte.

Denken Sie ſich eine Figur — länger als nöthig, und magerer als erlaubt, umſchwankt von einem grünen Drillrocke, der augenſcheinlich in beſſern Zeiten oder für beſſ're gemacht war; denn der dermalige Umfang ſeines Beſitzers füllte ihn kaum zum Drittheile, und die ſteife Geſtalt nahm ſich darin aus, wie ein Kleiderſtock mit einem Schlafrock behangen.

Bei jeder Bewegung rauſchte die großartige Draperie gleich rieſelndem Sande, und wie ſich das lebendige Gerippe — in der einen Hand das Verbandzeug, in der andern ein langes ſpaniſches Rohr — meinem Bette näherte, glaubte ich den Knochenmann mit Stundenglas und Hippe in höchſteigener Perſon vor mir zu ſehen.

Ohne ein Wort zu ſprechen, putzte er beide Lichter, und blieb unbeweglich vor mir ſtehen.

Wahrſcheinlich betrachtete er auch; — ich ſage wahrſcheinlich, — denn da er ſchielte, und zwar nach der von mir abweichenden Richtung, ſo konnte ich es nur vermuthen. Zum Unglücke aber gehörte er nicht zu jenen Glücklichen, welche nur der Naſe nach gehen dürfen, um an den rechten Ort zu gelangen, denn die ſeinige hatte nebſt einer bedeutenden Krümmung abwärts, eine Neigung von mindeſtens 15 Graden nach der entgegengeſetzten Seite, wodurch er eo ipso zum Gymnoſophiſten untauglich wurde, was maßen es ihm durchaus unmöglich war, ſeine Naſenſpitze zu betrachten.

Dieſe offenbare Feindſeligkeit unter den Familien-Gliedern ſeines Geſichtes drückte ſich noch deutlicher in dem Grimme aus, mit welchem ſich der untere Kinnbacken dem obern vordrängte; die Unterlippe — ſtatt dieß Scandal mit dem Mantel chriſtlicher Liebe zu bedecken, hing träge herab, und ſchien um die ganze Sache ſich wenig zu bekümmern.

Seine übermäßigen Augenbrauen ſanken immer tiefer, als wollte er einſchlafen, doch wenn ich ihm eben eine ſanfte Ruhe wünſchen wollte, riß er ſie plötzlich wieder empor wie Einer, der da erwacht, — und begleitete dieſe Aufregung ſeiner Lebensgeiſter immer mit einem tiefen Athemholen. —

So ging es durch faſt fünf Minuten; mir dauerte der Spaß endlich zu lange, und ich frug, ob er nicht meinen Puls fühlen wolle.

„Bſt! — belieben kein Wort zu ſprechen,“ — erwiederte der Gefragte, „weiß ſchon Alles von dem verehrten Herrn Kleinmetz.“

Nach dieſer Verſicherung, und der gehorſamſten Bitte um Erlaubniß, ſetzte er ſich an mein Bette — verſenkte die knöcherne Rechte in die bodenlos ſcheinende Tiefe der Rocktaſche, und brachte von da eine ungeheure runde Papiermachée-Doſe herauf, die mit einem Äskulap verziert war, deſſen Kopf aber der lange Gebrauch verwiſcht hatte: ein ominöſes Symbol.

Zwei heftige Schläge mit der rechten Hand auf den Deckel verurſachten mir eine äußerſt unangenehme Erſchütterung, — noch unausſtehlicher aber war das durchdringende Pfeifen, als er dieſen langſam umdrehte und öffnete; mit gekrümmtem Zeigefinger nahm er nun dreimal ſo viel Tabak als nöthig geweſen wäre — fuhr damit langſam empor, bis auf zwei Zoll von ſeinem Geſichtserker, legte zur Unterſtützung die linke Fauſt ſammt Doſe unter den rechten Arm, und verſank in dieſer Stellung aufs neue in tiefes Nachſinnen.

Ich wollte verzweifeln! — endlich ermannte er ſich, — packte die unglückliche Naſe, und ſchüttelte ſie ſo furchtbar, als ob er ſich ſelbſt dabei aus dem Todesſchlafe aufrütteln wollte, wobei die Mißhandelte einen Klagelaut, gleich einer gefangenen Wildente vernehmen ließ. — Dieß gethan, verſenkte er den kopfloſen Äskulap wieder in die unergründliche Tiefe.

Sie kennen meine Reizbarkeit, — Sie wiſſen, wie ſehr ſich dieſe in Krankheiten ſteigert, und können ſich daher einen beiläufigen Begriff von meinem Gemüthszuſtande machen.

Mein ohnehin erhitztes Blut ſchäumte auf wie Champagner, und prickelte mich durch alle Adern bis in die Fingerſpitzen; trotz Verboth und Schwäche brach ich los:

„Herr!“ — rief ich — „widmen Sie etwas weniger Zeit dem Approviſionement Ihrer Naſe, und etwas mehr meiner Krankheit, ſonſt bin ich ein Kind des Todes, noch ehe Sie zur dritten Priſe kommen.“ Ein trockener Huſten, von heftigem Stechen unter dem linken Schulterblatte begleitet, verhinderte mich fortzufahren.

„Belieben ſich nicht zu alteriren,“ erinnerte mit muſterhaftem Gleichmuthe der Chirurg, und ſchritt ſonach zur Unterſuchung meines Pulſes. „Male!“ murmelte er mit Kopfſchütteln — „pessime!“ brummte er, als er mich Athem holen laſſen — meine Haut befühlt und meine Zunge beſehen hatte. Mir verging Sehen und Hören.

„Dieſelben belieben höchſt wahrſcheinlich eine Lungenentzündung zu haben“ — hub er endlich an, — „nur fragt es ſich, ob eine wahre oder falſche. Im erſten Falle iſt eine ſchleunige Aderlaß die einzige Rettung, im zweiten Falle würde eine Aderlaß Denenſelben unausbleiblich den Tod bringen. Nun frage ich: was ſollen wir machen? — wir können mit — oder ohne Schnäpper verloren ſeyn.“ —

„Gar nicht verloren will ich ſeyn!“ — rief ich ängſtlich — „darum ließ ich Sie ja rufen: unterſuchen — entſcheiden — handeln Sie.“ —

„Bitte noch einmal ernſtlich — kein Wort. Dero Lunge darf durch nichts afficirt werden. — Ich will Denenſelben einige merkwürdige Fälle aus meiner 40jährigen Praxis mittheilen, woraus Sie erſehen können — —“

Ich ſchüttelte heftig mit dem Kopfe, und machte alle nur erdenklichen verneinenden Geberden.

„Alſo ſpäter. — Dieſelben ſcheinen etwas ungeduldiger Natur zu ſeyn, nun, ſo wollen Sie mich denn mit Dero Conſtitution im Allgemeinen, — mit den früher erlittenen Krankheiten, deren Form, — Verlauf — Behandlung und Folgen ſeit Dero Kindheit, — recht ausführlich bekannt machen, damit ich daraus auf den dermaligen

Status morbi und die allfallſigen anzuwendenden Mittel, ſchließen könne!“

„Aber barmherziger Gott!“ -- ſtöhnte ich; — „wenn ich nicht reden darf!“

„Ja ſo! richtig. Werde alſo einige Fragen ſtellen; belieben nur durch bejahende oder verneinende Bewegungen zu antworten. — Primo: In welchem Alter und an welchen Krankheiten ſind Dero verehrliche Ältern verſtorben?“ —

Dieſe erſte Frage hätte mir beinahe das Leben gekoſtet: Anfangs glaubte ich nicht recht gehört zu haben, und ſtarrte den Sprecher mit weit geöffneten Augen an, als er ſie jedoch allen Ernſtes mit dem Beiſatze wiederholte, ich möge nur durch Geberden antworten, überfiel mich ein unwiderſtehlicher Reiz zum Lachen; Lunge und Zwerchfell, — die ſich nur mit großen Schmerzen ausdehnen konnten, — widerſetzten ſich krampfartig dieſer Zumuthung, wodurch ein Zuſtand herbeigeführt wurde, der zehnmal ärger war als der Tod ſelbſt.

Als ich mich erholt hatte, forderte ich Bleiſtift und Papier und beantwortete auf dieſe Weiſe die weiteren Puncte des Examens, deſſen Reſultat dahin ausſchlug, daß der närriſche Salbader meine Lungenentzündung für eine falſche erklärte.

„Vor allen“ — fuhr er nun fort — „wäre es von Nutzen, Blutegeln an den Ort zu ſetzen, wo Dieſelben die meiſten Schmerzen fühlen — doch hier ſind keine zu haben, und meinen geringen Vorrath applicirte ich erſt geſtern unſerem Fleiſcher, nun beißen die Thiere die längſte Zeit nicht wieder — auch wären Senfteige auf Waden und Sohlen gewiß von großem Nutzen — hier auf dem Lande behelfen wir uns mit Sauerteige — allein der wirkt zu langſam und durch Kren verſchärft, brennt er teufliſch. Ein tüchtiges Zugpflaſter könnte gute Dienſte leiſten, wenn mir nur meine Teufelsbuben nicht über das ſpaniſche Fliegenpulver gekommen wären, und ihre papierenen Grenadiermützen damit vergoldet hätten.“

„Innerlich gebraucht wäre Eibiſchthee mit Spiritus Mindereri und eine Mixtura oleosa ſehr gut, allein woher Ammoniac nehmen und nicht ſtehlen, da ich den letzten Reſt zu einem Topf Schnupftabak brauchte, den ich gerade beitze. Eben ſo wenig iſt an friſches Mandelöhl bei uns zu denken, — doch im Fall der Noth hilft da Baumöhl aus, wenn ich nur Gummi arabicum hätte; morgen aber werde ich, mit Allem verſehen, bei Denenſelben erſcheinen.“

Sie ſehen Freund, der Hirnkaſten ihres Pseudo-Collega war im Grunde nicht ſo leer als ſeine Apotheke; doch was half mir das? — Bis morgen kam die Hülfe höchſt wahrſcheinlich um zwölf Stunden zu ſpät.

Hier blieb keine Wahl: — Ich winkte Gottlieb herbei, ließ mir die Schatulle reichen, und händigte dem erſtaunten Dorfarzt faſt alles ein, was er für zweckdienlich erachtet hatte, während Gottlieb den Forellen-Köder herbeibrachte.

Nun denken Sie wohl ſey alles verloren, und mir die Maske vom Geſichte gezogen? Ja! — wenn ich nicht Ich wäre.

Nach Wien mußte ich, und das zwar ſobald als möglich, wäre es auch nur geweſen, um dort mit mehr Bequemlichkeit zu ſterben. Während alſo Seine Magerkeit beliebten, ihr Laboratorium in der Küche aufzuſchlagen, und der gute beſorgte Gottlieb meine Seite mit Egeln ſpickte, ſchrieb ich an meinem Vertrauten, mir mit Tagesanbruch einen Tragſeſſel zu ſchicken, und befahl den Brief mittelſt Staffete zu expediren; dann wurden einige Veränderungen mit den Aufſchriften in meiner Reiſe-Toilette vorgenommen, wozu für den ſchlimmſten Fall alles Nöthige in einem geheimen Fache vorräthig war. — An die Stelle des Spiegels ward ein in Reſerv gehaltenes Bretchen gepaßt, und nachdem dieß glücklich vollbracht war, erwartete ich ruhig, wie ſich das Blatt wenden würde.

Drei Stunden ſpäter fühlte ich bereits einige Erleichterung zur innigſten Freude des Hausherrn, Helenens, und ſelbſt des Adjunctens, welcher letztere ſich angetragen hatte, die Nacht bei mir zu wachen.

Endlich ließ auch Madame fragen, ob ſie erſcheinen dürfe; — ſie kam; — und ihr erſtes Wort war ein neuer Schlangenbiß.

„Es iſt doch ein wahres Glück, daß Sie ihre Conſtitution ſo genau kennen — Herr von Eiſenfeſt!“ — (wohl gemerkt — ſie betonte meinen Nahmen ſehr ſtark) „wenn Sie nicht ſo vorſichtig geweſen wären, eine ganze Apotheke mit ſich zu führen, ſo wäre der Herkules unſerer Zeit durch eine Bachforelle umgekommen.“

Statt aller Erwiederung lächelte ich — befahl Gottlieb, das Käſtchen der liebenswürdigen Hausfrau zu überreichen, und bath dieſe es zu öffnen. Sie that es. — Freundchen! — Denken Sie ſich ihre Beſchämung. — Die innere Fläche des Deckels zeigte ihr unter Glas und Rahmen die Zueignung:

Hausapotheke für meine unvergeßliche Freundinn, zur Linderung fremder Noth — wie zur Erinnerung an den treueſten Freund.

Glühendes Roth überflog das Geſicht meiner ſataniſirten Huldinn; — beſchämt — vernichtet — ſtotterte ſie eine Art von Dankſagung für meine Aufmerkſamkeit — eine Art von Entſchuldigung ihres vielleicht zu ſpitzigen Scherzes und hatte nicht einmal den Muth, ſich gegen den ſtrafenden Blick aufzulehnen, den ihr Mann auf ſie heftete.

Es war der letzte bedeutende Moment meines ſo kurzen und ſchickſalreichen Aufenthaltes auf dem Lande. — Wie nun! mein wertheſter Sanitätsrath? — Faſt nicht minder beſchämt ziehen Sie wohl das Käppchen beim Leſen dieſer Zeilen, und neigen ihr Haupt ehrfurchtsvoll gegen Oſten, in welcher Richtung Wien beiläufig von Ihnen liegen mag.

Ich genehmige dieſe meinem Genius dargebrachte Huldigung, und verbleibe Ihr an Leib und Seele eiſenfeſter

Achilles von Eiſenfeſt.

P. S.

Beſtellen Sie mir doch ſogleich für den nächſten Sommer eine Wohnung in Iſchl. Hohe Zimmer — am liebſten gegen Südoſt, — nicht zu nahe am Fluſſe; auch können Sie allenfalls dem dortigen Arzte eine gedrängte Anſicht meiner körperlichen Individualität geben, — obſchon ich gewiß bin, daß er mich nicht in ſeine Klauen bekommt. —

Wein und Frauen.

Tenzone.

Thema: Wein und Frauen ſind das Höchſte;
Denn die Frauen ſind das Beſte
Aller ſüßen Herzensfeſte
Und die Reben ſind das Nächſte.

Contra.

Dichter höre meine Klage,
Ernſt muß ich dein Wort beſtreiten,
Denn es liegt ein falſch Bedeuten
Deiner Verſe hier am Tage,
D'ran ſich wohl nur Trunkne freuten:
Frauen, die das Herz ergetzen,
Alſo tief herabzuſetzen!
Denn es iſt ja wohl das Frechſte
Mit dem Wort ſie zu verletzen!
Wein und Frauen ſind das Höchſte.

An den tollen Schaum der Reben
Sie, die zarten anzureihen,
Sie, vom Himmel uns gegeben,
Auszuzieren unſer Leben. —
Iſt die Läſt'rung zu verzeihen?
Was kann ohne ſie beglücken,

Etwa Lieder, Kränze, Feſte?
Nein, nur Freuden, die ſie ſchmücken,
Geben himmliſches Entzücken,
Denn die Frauen ſind das Beſte.

Küſſe von ſo ſchönem Munde
Heilen jede Herzenswunde,
Blicke von ſo ſchönen Augen
Weiß das Herz zu jeder Stunde
Stillbeſeligt einzuſaugen.
Und ach, welcher Geiſt beſchriebe
Jener Wonnen allergrößte
In dem Einklang zarter Triebe?
Denn das Erſte iſt die Liebe
Aller ſüßen Herzensfeſte.

Darum muß ich doppelt grollen,
Daß man wagt dem Würdevollen
Niedre Dinge zu verweben:
Die da weiblich zechen wollen,
Mögen ſich der Frau'n begeben.
Manche Luſt läßt ſich erringen,
Sucht man nun einmal das Frechſte;
Denn es kann in andern Dingen
Sie zu finden, auch gelingen,
Und die Reben ſind das Nächſte.

Pro.

Gegner, der ſo kühn beſtritten,
Was nicht lag in jenen Wörtern,

Gönne nun auch einem Dritten,
Dich um ein Gehör zu bitten,
Um den Handel zu erörtern.
Edel nennen wir mit Gründen,
Was dem Geiſt kann Freude gründen,
Doch wünſcht auch der Gerechteſte,
Edles für den Sinn zu finden,
Und die Reben ſind das Nächſte.

Zweitens kommt hier zu bedenken,
Daß der heit're Schaum der Reben
Leichte Luſt uns weiß zu geben,
Die auch, ohne uns zu kränken,
Über kurz kann fort ſich heben.
Doch nicht ſo iſt's mit den Schönen,
Häufig ſind die böſen Gäſte,
Und nur allzu oft bekrönen
Sie mit Seufzern, Reue, Thränen
Alle ſüßen Herzensfeſte.

Endlich bei der Wortergründung
Wird der Geiſt darauf geleitet,
Daß wohl dieſe Sachverbindung
Leicht auf eine Überwindung
Vor dem Mehrgenuſſe deutet.
Gutes, allzu reich genoſſen,
Gibt bald überſatte Gäſte:
So wird man der Weinespoſſen,
Leichter noch der Frau'n verdroſſen,
Denn die Frauen ſind das Beſte.

Darum Maß und Ziel in allen,
Sey's nun für das ganze Leben,
Sey's für Augenblicke eben,
Und auch Maß laßt euch gefallen,
Wollt ihr einen Streit erheben. —
Alſo wäre denn geſchlichtet,
Was, weil es ihm ſchien das Frechſte,
Faſt mein Gegner ganz vernichtet;
Denn, nicht frech iſt wer da dichtet:
Wein und Frauen ſind das Höchſte.

Manfred.

An Sophie.

Bei Überſendung eines Kalenders.

Neun iſt, Sophie! die Zahl der Muſen,
Die Zahl der Grazien iſt drei,
Und jede hegt den Wunſch in ihrem Buſen,
Daß ihr in dieſem Buch ein Mond geheiligt ſey.

Du haſt dazu die Macht, den edlen Willen,
Durch Herz und Geiſt, durch Phantaſie
Und durch der Grazien Magie,
Die Dich umfließt, es zu erfüllen;
Doch Amor zeigt ſich und begehrt,
Daß wenigſtens ein Monat ihm gehört.

Der Gott der Liebe fleht, er klaget,
Er droht ſogar. — Sophie! ſein Dräu'n
Iſt ſehr gefahrvoll, ſtets zu ſcheu'n;
Der, wer zu widerſteh'n ihm waget,
Muß ſeinen Starrſinn ſchwer bereu'n.
Wird hier ihm auch ein Platz verſaget,
Räum' einen ihm im Herzen ein.

Carl Müchler.

An Sophie.

Wofür mein Herz in Liebe flammet,
Was unaufhörlich, ohne Ruh
Zur Sehnſucht dieſes Herz verdammet,
Biſt Du.

Wenn Blumen meinem Pfad entſprießen,
Den rauhen, dank' ich ſie nur Dir,
Du trockneſt nur, wenn Zähren fließen,
Sie mir.

In Dir ich mein Vertrauen ſetze.
Beſtändigkeit, des Herzens Zier,
Lern' ich — mehr werth als alle Schätze —
Von Dir!

Bei Dir fühl' ich ein ſüßes Leben,
Und Feenträum' umgaukeln mich,
Ich wünſche nur ein läng'res Leben
Für Dich!

Du biſt nur meines Daſeyns Sonne,
Nach der das Herz mich magiſch zieht,
Und ohne Dich mir keine Wonne
Erblüht.

Carl Müchler.

Mit einem Blumenstrauss.

Liebe iſt ein Blumenleben —
Wie die Blume aus dem Keime
Aufblüh'n, und ſich in die Räume
Ihrer Frühlingswelt erheben,
Wie ſie mit den offnen Blüthen
D'rin die feuchten Tropfen ſpielen,
In dem leiſen Windhauch fühlen,
Als ob Leben ſie verriethen:

Alſo keimet auch die Liebe
Aus der Seele reinen Tiefen,
Wo Gefühle lautlos ſchliefen
Mitten in dem Weltgetriebe.

Und der Thau, der in der Blume
Glänzet in der Morgenſchöne,
Wird zu einer ſtillen Thräne
In der Liebe Heiligthume.

Auf daß Blum und Lieb' entſprieße,
Sey gegönnt ihr Lieb' und Sonne,
Daß in Herz und Kelch die Wonne
Neuen Lebens ſich ergieße.

Denn der warme Hauch des Süden
Bringt der Blume Reiz und Leben,
Doch nur Blick und Worte geben
Stiller Liebe: Troſt und Frieden! —

Wilhelm Marſano.

Der Gesandte.

Poetiſche Erzählung.

Es hatte der Franzoſen Hand
An Schottland's felsumthürmtem Strand
Manch' wilde Frevelthat verübet.
Zum Tod erſchrocken und betrübet,
Der Bauer ſah, wie Feu'r und Schwert
Das ſtille Dörflein ihm verheert.
Sie ſchonten nicht des Gut's noch Leibes,
Des Mannes nicht und nicht des Weibes;

Geplündert wurde Hof und Haus,
Geraubt die Knaben und die Frauen,
Und weit im Land war Glut und Braus,
Zerſtörung nur und Tod zu ſchauen.

Da drang des Volkes Klageton
Bis zu des Königs goldnen Thron.
Der rief, entbrannt in edlem Grimme,
Mit laut erhobner Herrſcherſtimme:
„Bei meinem Schwert, das büßet ihr,
„Verruchte Räuberhorden, mir!
„Ich will den Troß der Franken lehren,
„Ob ungeſtraft man darf verheeren
„Mein Schottenreich mit Schwert und Brand!“
Rief's, und gebot vor allen Dingen,
Den Weiſeſten im ganzen Land,
Den Michel Scott vor ihn zu bringen.

Der Meiſter naht und neiget ſich
Dem König gar ehrfürchtiglich
Und horchet ſchweigend ſeinen Worten:
„Ich brauche dein an fernen Orten,
„Wo Du mir ſollſt ein Bote ſeyn,
„Gewaltig, liſtig, grob und fein.
„Du biſt gewandt und viel erfahren,
„Drum will ich mir durch dich bewahren
„Des Reiches Ehr' und Königsrecht.
„Die Unbild, ſo mir that der Franke,
„Ich will durch dich ſie ſchwer gerächt.
„Das merk' und weiche nicht, noch wanke!

„Doch kehrſt du ſonder Frucht nach Haus,
„Zieh' ich mit Heeresmacht hinaus,
„Daß dort auf blutgedüngter Erde
„Mir und den Meinen Rache werde.
„Ich ſchwör's bei meinem Schottenſchwert."
Drauf ſo der Meiſter ſich erklärt:
„Mein hoher Herr, ſey ohne Sorgen.
„Des Reiches Ehre iſt geborgen
„In meiner Hand. Nach deinem Sinn
„Denk' ich den droh'nden Streit zu wenden,
„Und Alles ſoll ſich zum Gewinn
„Und, hoff' ich, ganz in Frieden enden."

Ein Andrer nun im gleichen Fall,
Des Reiches Schätze hätt' er all'
Begehrt: ein feſtliches Gepränge,
Und des Gefolges gold'ne Menge,
Und Roſſ' und Wagen ſonder Zahl,
Gefüllte Beutel allzumal,
Um ſo der Heimat Prunkgewalten
Im fremden Lande zu entfalten.
Doch Michel Scott nicht alſo that.
Ihn dünkte eitel dieß Beginnen;
Er wußte leicht ſich beſſern Rath,
Was er bedurfte, zu gewinnen.

In ſeiner Kammer ſtill und klein,
Schloß er ſich ganz bedächtig ein,
Beſchrieb nach magiſch ernſter Weiſe
Viel wunderſame Strich und Kreiſe,

Nahm drauf das große Zauberbuch
Und las manch' dunkel kräft'gen Spruch,
Bis Nebel das Gemach erfüllten.
Bis Flammen zuckten, Stimmen brüllten,
Und plötzlich aus dem Qualm ein Roß,
Pechſchwarz, wild ſcharrend mit dem Hufe,
Mit Schaum bedeckt und mächtig groß,
Da ſtand, gehorchend ſeinem Rufe.

Ein Dämon war's, den die Gewalt
Des Zaubers zwang in die Geſtalt,
D'rin er ſich mußte mit Ergrimmen
Der mächt'gen Fauſt des Meiſters krümmen.
Der ſchwieg, verſchloß das Rieſenbuch,
Hing ſich von grobem, grauem Tuch
Das Reiſekleid um Rück' und Lenden,
Ergriff mit beiden nerv'gen Händen
Das Zauberthier, ſchwang ſich darauf,
Und kniff es alſo in die Hüfte,
Daß heulend es im Sturmeslauf
Hin raſ'te durch die blauen Lüfte:

Schon ſchwebten ſie in luft'ger Höh'
Dort, wo die zornbewegte See
Schon Frankreich's milde Blüthenlande
Von Englands nebelreichem Strande
Auf ewig trennt, und ewig ſchäumt,
Und brauſend das Geſtad umſäumt.
Laut kommt der Sturm daher geflogen,
Die Brandung thürmet Bergeswogen

Und ſchleudert das verwegne Schiff
Wohl auf und ab, daß es zerſchelle
Am fluthverhüllten Felſenriff:
Schon ſchwebte Scott ob dieſer Stelle;

Da red'te, ſeiner Argliſt froh,
Das Roß zum Reiter knirſchend ſo:
„Gewalt'ger Meiſter, Antwort ſage,
„Ich flehe dich, auf meine Frage:
„Was iſt es, was zur Abendzeit
„Im Schottenlande weit und breit
„Matronen dumpf zu murmeln pflegen,
„Bevor ſie ſich zu Bette legen?
„Verſtehen konnt' ich's nimmermehr.“
So fragt mit ſchlauem Sinn der Böſe,
Und hemmt den Eilflug über's Meer,
Und harrt, ob ſich ſein Zweifel löſe.

Wenn jetzt der Meiſter unbedacht:
Das Paternoſter ſey's, geſagt,
Verſchwunden wäre und zerſtoben
Das Zauberroß, und von hoch oben
Herr Michel Scotus allſogleich
Geſtürzt in's dunkle Fluthenreich;
Und hätt' ein Wörtchen, raſch geſprochen,
Ihm raſch den Meiſterhals gebrochen.
Das wußte wohl der weiſe Mann,
Und, zürnend ob der argen Frage,
Fuhr er den Dämon heftig an,
Daß er's zum zweiten Mal nicht wage:

„Was die Matronen einſam thun,
„Das, dummer Teufel, laſſe ruh'n.
„Flieg' zu! flieg', zögernder Geſelle,
„Daß alſobald wir ſey'n zur Stelle!“
Damit, im grimmig ſtrengen Zorn,
Stieß er den ungeheur'n Sporn
Tief in den Leib dem böſen Geiſte,
Daß brüllend er im Wirbel kreiſ'te,
Und weiter fuhr gleich dem Orkan,
In ſich zwiefache Wuth der Hölle,
Und färbend rings den Ocean
Mit ſchwarzen Blutes gift'ger Welle.

Noch wenig Stunden, und vollbracht
Die Reiſe war. In ſtolzer Pracht,
Gebietend rings den weiten Reichen,
Dehnt ſich die Stadt, der Alle weichen,
Paris, auf grünendem Gefild,
Ein Demant in ſmaragd'nem Schild.
Und ſiehe! ganz beſcheiden reitet
Herr Michel Scott, und unbegleitet,
Hin zu dem hohen Königsſchloß,
Und bindet an die Marmorſäule
Sein ungeberdig ſchnaubend Roß,
Gebietend, daß es ſtill verweile.

Und ſtraks, ſo wie er ging und ſtand,
Den Reiſehut in ſeiner Hand,
Im groben Mantel, halb zerriſſen,
Beſpornte Stiefel an den Füßen.

Trat er urplötzlich ganz allein
Zum König in den Prunkſaal ein.
Der ſtand verwundert mit den Seinen.“
Doch Alle dachten zu verſteinen,
Da Scolus ſprach: „Dir iſt bekannt,
„Herr König, daß von deinen Rotten
„Gemordet jüngſt, geſengt, gebrannt,
„Geplündert ward im Land der Schotten.“

„Drum ſollſt — und deßhalb bin ich da —
„Zur Strafe deſſen, was geſchah,
„Du jene Räuber laſſen fangen,
„Und alleſammt am Galgen hangen;
„Und ſollſt dazu noch obendrein
„Sechstauſend Mark, gewichtig, fein,
„Dem König meinem Herrn bezahlen,
„Daß für die ausgeſtandnen Qualen
„Der Bauersmann entſchädigt werd',
„Und wieder auf ſich könne bauen
„Den brandzerſtörten Vaterherd.
„Gib nur gleich her, mir kannſt du trauen.“

Der König ſprachlos auf ihn ſah,
Er wußte nicht, wie ihm geſchah,
Und ſollt' er zürnen oder lachen,
Es dulden oder durch die Wachen
Den Fremdling greifen laſſen ſchnell,
Und ihm der frechen Rede Quell
Verſtopfen für das ganze Leben.
Doch jetzt vor Zorn ſieht man ihn beben;

Die Lippe zuckt, der Blick flammt auf,
Geöffnet iſt der Mund zur Rede:
Da hemmet Scotus ihr den Lauf,
Zu meiden alle Zungenfehde:

„Halt, König, ein! bevor dein Mund,
„Was jetzt du ſinneſt, thuet kund,
„Laß dich von mir zu wenig Schritten
„Auf den Altan des Saals erbitten.
„In's Freie tritt mit mir hinaus,
„Und hör', ich künd' es dir voraus:
„Eh' noch an des Palaſtes Stufe
„Mein Rappe unten mit dem Hufe
„Dreimal geſtampfet auf den Grund,
„Wirſt du mein mäßiges Begehren
„In banger Eil', mit bleichem Mund,
„Wohl gar mit Dank mir noch gewähren.“

Ausbricht der König: „nun iſt's klar,
„Der Herr Geſandte iſt ein Narr!
„Doch bringt es uns wohl nicht Gefahren,
„Wenn wir zum Scherze ihm willfahren.“
Und drauf mit dem geſammten Troß
Trat er auf den Altan am Schloß,
Und harrte lachend, was für Schwänke
Der Fremde wohl zu machen denke.
Und ſieh! das Roß den Huf erhob
Und ſtieß ihn auf den Grund zurücke,
Daß weit der rothe Funke ſtob,
Und ſchnaubte wild mit glüh'ndem Blicke.

Da ſchwankt das Haus, die Erde dröhnt,
Und dumpf die Rieſenglocke tönt
Herab vom Notre-Dame-Thurme;
Ihr nach im grauſen Zauberſturme
Wohl hundert Glocken tönen bang,
Ob auch kein Küſter rührt den Strang.
Denn wo ein Thurm ſich mag erheben
In weiter Stadt, man ſieht ihn beben;
Es flieht der Prieſter vom Altar,
Geheul des Volks erfüllt die Straßen,
Entſetzen ſträubet jeglich Haar,
Und König und Gefolg' erblaſſen.

Zum zweiten Male niederhaut
Des Roſſes Huf: Da kracht es laut,
Und wilder donnern tauſend Stürme.
Und drei der höchſten Kirchenthürme
Herunterſtürzen in den Staub,
Der finſter'n Mächte leichter Raub.
Sie ſind zermalmt, ein Trümmerhaufe.
Rings flieht in dicht gedrängtem Laufe
Das Volk, vom Schrecken übermannt,
Und kreiſchet auf zur finſtern Höhe:
„Hilf! Hilf! auf uns liegt Gottes Hand
„In ſchwerem Grimme! weh' uns, wehe!“

Und ſchon erhob zum dritten Stoß
Den dräu'nden Huf das Zauberroß —
Da ſtürzt der König hin zum Meiſter,
Zu Michel Scott, dem Herrn der Geiſter:

„Halt ein, furchtbarer Mann, halt ein!
„Dir ſoll dein Wunſch gewähret ſeyn.
„Scharfrichter, die den Raub begangen,
„Laß Augenblicks am Galgen hangen,
„Schatzmeiſter, eile flugs herbei,
„Und zahl' dem Herrn, was er begehrte,
„Nur macht mich vom Geſandten frei,
„Dem gleich mich keiner je beehrte!“

Max. Löwenthal.

Vermählungsurkunde der Sultaninn Nefiſe

mit der

Tochter des Fürſten von Caraman,

im Jahre 780 (1378), arabiſch, aus der Sammlung von Staatsſchriften Feridun's Nro. 126.

Im Namen Gottes des Allmilden, des Allerbarmenden, den wir um Hülfe anrufen:

Lob ſey Gott, der die Menſchen vereinzelt und gepaart und zur Fortdauer ihres Stammes in geſetzliche Ehen geſchart, der durch die Leuchte ſeiner heiligen Schrift ein Licht entflammt, aus welchem die Wahrheit ſtammt, worein geſchrieben ſteht: *Er hat erſchaffen euere Seelen paarweis*: Er iſt der Gnädige, welcher durch die Knoten der Verſchwägerung die Köſchke der Freuden aufgethan, und durch die Geſchäfte der Vermählung eröffnet des gemeinen Weſens Bahn. Seine vollkommene umfaſſende Weisheit, erlöſet die in Haremen Eingeſchloſſenen von ihrem Druck, und bringt Kinder und Enkel hervor zwiſchen dem Gürtel und dem Schmuck, wie er geſagt. *Wir haben Euch erſchaffen Männlein und Weiblein und haben euch geſetzt in Familien und Stämmen.* Er iſt der Allweiſe, welcher in den Schooß der Mutter geſenkt den Geiſt der Lebendigen, ohne daß das Wie begreifen die Verſtändigen: Seine Einheit iſt ein Beweis dem Beobachtenden und das Verhältniß des Vaters und des Kindes ein Kreis für den Betrachtenden; dieß iſt der Ort, welcher bewähret des Korans Wort: *Im Namen Gottes des Allmilden, des Allerbarmenden. Sag Gott iſt Einer, Er iſt von Ewigkeit, Er hat nicht gezeugt, Er ward nicht gezeugt. Ihm gleich iſt Keiner,* und: *Ich bezeuge, es iſt kein Gott als Gott, der Eine der ohne Gefährten, dem durch alle Zeugenſchaft Bewährten.* Wir flehen an die Huld des Allerbarmenden, des Allmilden und die Verzeihung unſerer Sünden und Unbilden. Segenswunſch und Heil ſey über den Vollendetſten, den Vollkommenſten, den Vortrefflichſten der Propheten, den Leiter auf der beſten der Bahnen, den Vorträger der leuchtenden Ehrenfahnen, der unter ſeinem Volke die Bedingungen der Fortdauer deſſelben aufgefunden, und daſſelbe durch die Vereinigung der Familien verbunden; denn er hat geſagt: *Vermählet euch, denn ich werde mit euch ſeyn am Tage des Gerichts.* Heil über Ihn und ſeine Gefährten, welche leiten auf des Heiles Fährten, mit denen wir verſammelt werden mögen in dem Hauſe der Geehrten; denn die Ehe iſt löbliche Sitte der Erſten und Letzten und eine Eigenſchaft der Propheten (ſie ſeyen alle geehrt mit Gebeten). Geehrt iſt, wer die Propheten lobt und Mohamed den Auserwählten, den Vorſitz der Geſchöpfe und der Welten, denn es heißt im Koran: Wir haben geſchickt Geſandte vor dir nicht minder, und haben ihnen gegeben Weiber und Kinder. Nach der Ehe trug Verlangen Er, der Gottesbote, welcher geſendet ward an Schwarze und Rothe; denn er hat geſagt: Die Ehe iſt meine Sitte, und wer mich liebet, wird ſich daran halten, ſonſt iſt er nicht nach meiner Sitte. Gott der Allmächtige hat es durch die ſchönſte Schickung und durch den weiſeſten Rath ſo gefügt, daß der Sultan des Islams und der Moslimin der König der Könige und der Sultane der Zufluchtsort der Kämpen, und Schlacht-Kumpane, der Sicherheitsort der Armen, die zum Erbarmen, Er, der ſtehet beim Befehle Gottes, Er der handelt nach den Satzungen des Propheten Gottes, Er der Bewahrer der Länder Gottes, Er der Helfer der Diener Gottes, der Gerechte ohne Gleichen, der Großmüthige, deſſen Großmuth nicht zu erreichen, der Begünſtigte von Gott, Sultan Murad (Gott wolle ihm helfen und ihn begünſtigen und ſein Ende glücklicher machen als ſeinen Anfang, den Urchaniſchen, den Osmaniſchen). Er hat mit ſeiner Stellvertretung geadelt, den Vorſitz der Geſetzes-Obrigkeiten, den Vollmond des Himmels der Erhabenheiten, der Ausgezeichnetſten unter ſeines Gleichen und zu allen Zeiten, den vortrefflichſten der Ulema bei weiten, den Höchſten, den Tugendhaften unter allen Längen und Breiten, den Begnadigten mit der Gnade Gottes, außerdem kein Gott, den Pol des Volks und des Glaubens, den Molla Chalik aus der Familie Dſchenderelü (Gott wolle ſeine Wiſſenſchaft vermehren und ihm in beiden Welten, was er hofft, gewähren!) Er hat ihn geadelt durch ſeine Vollmacht zur Vermählung der Allerdurchlauchtigſten, Allerreinſten Herrinn der verſchleierten Herrinnen, der Königinn der Regionen, der Sobeide der Aionen, auf welche fallen die Gnadenſtrahlen Gottes des Königs, der angefleht wird von Allen, der Sultaninn Nefise (Gott möge ihre Ehren vermehren und ihre Keuſchheit ſoll ewig währen!)

Daß ſie ſeine Tochter iſt genug
Und des Vollendungsſiegels Zug.

Und dieß in Gegenwart des Ruhmes der Geſetzgelehrten, des Schmuckes der Tugendbewährten, des Inhabers von Macht und Ehren, des Beweiſes, durch den ſich alle Wahrheiten der Völker bewähren, des Molla Mußliheddin (deſſen Trefflichkeiten vermehret werden mögen!) welcher der Schleich des Islam's in Karaman und der Beſtellte des Fürſten ſeines Landes, des Muſters der Menſchen und Obrigkeiten des reinen Quelles der Fürſten der größten, des Tapferſten der Herrſcher aller Zeiten, des gerechteſten unter derſelben bei weiten, welcher ein Helfer dem Reich und dem Glauben, eine Stütze dem Islam und denen die wahrhaft glauben Alibeg (dem Nichts die Wunſcherfüllung möge rauben!) Dieſer Vertrag iſt geſchloſſen und nach beglaubigter Vollmacht in Gegenwart gerechter Zeugen unterfertiget und das Heirathsgut auf die folgende Weiſe beſtimmt worden: die Städte Akſchehr, Ilghin und Akserni mit ihrem Zubehör, Gebiet, Bezirken und

Dörfern im vollkommenen Beſitze mit allen Rechten, dann alle Arten von Juwelen, als: Strahlende Diamanten, brennende Rubinen, roſenblaſſe Balaß von Bedachſchan, himmelblaue Türkiſſe von Chorakan, Smaragde aus Abyſſinien, Chryſolithe aus Ägypten, zuſammen ein Rotl Bagdad's im Gewicht; von Moſchus, Ambra und Karneolen, hundert Kamehlladungen.

Wir die Zeugen, bezeugen dieß der Wahrheit gemäß und flehen Gott um Hülfe an für euch und wer ſeinem Glauben unterthan: Gott ſegne dieſen Bund und was hier ward gegeben, und, o mein Gott! mache ihre beiden Herzen vertraut, und kröne die Bemühungen des Bräutigams und der Braut, durch einen Zweig, der nicht wird abgehaut. O Herr der Welten! Amen.

J. v. Hammer.

Nüsse

zum

Aufknacken für ſchöne Zähne.

1.

Charade.

Dreiſylbig.

Das erſte Sylbenpaar ſchmückt heitre Bläue,
Mild wie der klare Morgenhimmel lacht,
Oft ſpricht — oft lügt ſein Schimmer Huld und Treue,
Auch iſt es dunkel wie das Bild der Nacht.

Oft leuchtet es in ſanfter Wehmuth Feuer,
Wenn Schmerz und Wonne liebend ſich vermählt,
Oft ſcheint es farblos wie ein Nebelſchleier,
Bald ſeelenlos, bald wunderbar beſeelt.

Die beiden zauberiſchen Sylben ſpiegeln
Des Mahlers Werk, des Mimmen Allgewalt,
Der Farben Reiz auf bunten Blumenhügeln,
Des Frühlings heitre blühende Geſtalt.

Dem Stummgebornen fehlen ſüße Töne,
Doch feſſelt ihrer Sprache Macht das Herz,
Die Freude taucht das Paar in Sonnenſchöne,
Und mit Juwelen zieret ſie der Schmerz.

Die dritte Sylbe lebt, im Fliederſchatten,
Im Fürſtenſchloß, wie in der Hütte Grund,
Sie iſt der Hirtinn Luſt auf grünen Matten
Und küßt ihr traut den friſchen Purpurmund.

Die Sylbe iſt zwei Himmliſchen verſchwiſtert,
Dort ſpielt mit ihr die fröhliche Natur,
Und wo die Kunſt in goldne Saiten flüſtert,
Trägt ſie ihr Fittig zu der Sterne Spur.

Das Ganze iſt der beiden Erſten Hülle,
Doch wehe, wenn es nimmer ſich erhebt,
Dann ſinkt in Nacht des Lebens reiche Hülle,
Nur von der Dritten Seraph-gleich umſchwebet.

Und wenn des Engels ſäuſelndes Gefieder
Sich an den mohnbekränzten Schlummer ſchmiegt,
Sinkt bald das Ganze friedlich leiſe nieder,
Von tiefer Ruhe lindem Hauch beſiegt.

Emmy.

2.

Homonyme.

Der Kranke ſpricht: (bin ich ihm Noth)
„Zwar mundeſt du mir nimmer,
„Doch wendeſt du von mir den Tod,
„Dann ſey noch zehnmal ſchlimmer!

Der Waidmann ſpricht: o welche Noth!
Hat er daheim mich laſſen,
Der Haſe lacht ſich drob zu Tod
Und alle Wald-Inſaſſen.

J. W. Jagel.

3.

Logogryph.

Von üpp'gen Saaten rings umgeben
Und von des Weinſtocks Purpurreben,
Auch von des Waldes duft'gem Schatten,
Von einer Seite ſanft umweht,
Beſpült vom Bach auf blum'gen Matten,
Das Stammwort ihr da liegen ſeht.
Und aus der niedern Dächer Eſſen
Quillt dunkler Rauch in's Himmelsblau,
Entſtammt vom zweiten Worte, deſſen
Urſprung die Erde, fett und grau.
Wollt ihr die beiden Worte kennen?
Sucht nur das Erſte auf dem Land!
Und ſoll ich euch das Zweite nennen?
Ein einzig X macht's euch bekannt!

J. W. Joggl.

4.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſten zwei Sylben.

Wir gelten von des Blutes Welle,
Und von des Buſens leiſen Wehn,
Und von der Fluthen Silberhelle,
Die ſich im weiten Bett ergehn.

Wir nennen frommer Pilger Walten,
Mit unſ'res Namen's leiſen Schall,
Und leicht in zartgewobnen Falten
Des zücht'gen Schleier's Wunderfall.

Wir gelten von der Locken Prangen
Wenn ſie des Zephyrs Hauch bewegt,
Wenn ſie mit ſchmeichelndem Umfangen
Kein Band in ſeidne Feſſeln legt.

Die dritte Sylbe.

Ich ſchmücke hell wie Sonnenſchimmer
Der weichen Ringeln erſtes Paar,
Doch auch ein Theil zerſtörter Trümmer
Stellt ſich mein roher Anblick dar.

Ich liege an des Tempels Schwelle,
Ich bin des Kindes bunte Luſt,
Auch trägt mich an des Herzens Stelle,
Gar Mancher in geſtählter Bruſt.

Der Genius des Ruhmes.

Es ſtocken die Erſten, der Buſen verglüht,
Die trotzige Zweite verwittert,
Gleich Roſen im Scheine des Abends verblüht,
Vom Donner der Zeiten zerſplittert,
Das Ganze lebt ewig im herrlichen Glanz,
Es flicht ihm die Nachwelt den Siegeskranz.

Ich tauchte den Griffel in ſonnige Gluth,
In blutige, brennende Strahlen
Und ſchrieb den gekrönten, den wagenden Muth
Des Ganzen, in goldne Annalen,
Und hing im beflügelten, eilenden Lauf
Im Tempel des Mavor's Trophäen auf.

Drum klinget die Tuba, und jauchzet entzückt,
Mit kriegeriſch wogendem Schmettern,
Reich hat ſich das Ganze mit Lorbeern geſchmückt,
Umtoſet von zürnenden Wettern,
Es herrſchte, umbrauſet von Kampf und Streit,
In ſiegender, leuchtender Herrlichkeit.

Die Vernichtung.

Des Ganzen Nahme wird entſchwinden,
Wie zarter Blüthen bunter Staub,
Was glänzt und ſchimmert muß vergehen,
Und wie Saturnus Flügel wehen,
Wird Ruhm und Macht ſein blinder Raub.

Das Wunderbild entflohner Tage,
Erblaßt in matter Farben Spur,
Und von des Ganzen Helden-Kunden,
Von ſeinen Thaten, ſeinen Wunden,
Bleibt nur der Schrecken grauſe Spur.

Melpomene.

Zurück du Finſtre in das Reich der Schatten,
Der Ruhm des Ganzen ſtrebet neu empor,
Hell ſchmückt des Pindus lichtumſonnte Matten,
Das Wort in göttlicher Geſtalten Chor;
Es kam ein Sänger mit der Himmelsleyer,
Geziert mit meines goldnen Lorbeer's Blühn;
Er hat des Ganzen mächt'ger Siegesfeier,
Die Krone der Unſterblichkeit verliehn.

Emmy.

5.

Homonyme.

Ich dien' in der Küche, wo Mancher mich findet
Und lüſtern die Freude der Tafel d'rauf gründet;
Auch dien' ich bei luſtigem Waidmannstreiben
Und wieder auch mocht' ich Romane gar ſchreiben.
Ja, leider auch dient' ich zu Mord und Verderben,
Hieß viele in blutiger Fehde ſchon ſterben.

F. W. Jagat.

6.

Der Arithmetiker und die Muſikanten.

Vierſylbige Charade.

Arithmetiker.

Hört auf mit eurem Fideln jetzt,
Mit eurem Geigenſpiele!
Ich habe mich hieher geſetzt
Zu ernſtem Rechnungsziele: —
Bewieſen iſt's, die Erſte macht
So viel der Zweit und Dritten
Als zweimal zwanzig und noch acht,
Das wird wohl nicht beſtritten;
Doch ferner — ei, ſo hört doch auf,
Ihr bringt mich aus der Vierten!
Wer kann da rechnen, wenn friſch d'rauf
Die Kerls da muſicirten!

Die Muſikanten.

Was Ihr da rechnet dünkt euch ſchwer?
Wir fiedeln's, wie wir's nennen,
Hört uns nur zu, gelahrter Herr!
Auch wir das Ganze kennen.

J. W. Jagal.

7.

Logogryph.

Mit D iſt es gewiß dir eigen,
Mit F will's gerne zart ſich zeigen,
Mit M denk' ich mir Liebchen ſo,
Mit P macht es mich niemals froh,
Mit L iſt's unentbehrlich Allen,
Mit W mag mir es wohl gefallen,
Mit K will ich das Unglück finden,
Mit R ſey jeder es von Sünden,
Mit B gebrauchſt du's auf der Reiſe,
Mit S hat jeder ſeine Weiſe.

G. von Deuern.

8.

Der Hirsch und das Windspiel.

Ein Logogryph als Fabel.

Der Hirſch.

Wie mir es mag gefallen wohl
Im Stammwort ſtets zu weilen,
Dieß iſt's, was ich dir ſagen ſoll? —
Gern will ich dir's mittheilen:

Geboren ward ich an dem Ort,
Drum iſt er mir ſo theuer,
Vergnügen find' ich, Nahrung dort,
Wie Fiſch' in ihrem Weiher,
Und droht mir auch Gefahr und Tod,
Strebt man mir nach dem Leben,
Auch du, bei Fleiſch und Zuckerbrot,
Mußt deines einſt aufgeben,
Und ſtirbſt, ein feiler Menſchenknecht,
Im Tod ſelbſt frei, ſtirbt mein Geſchlecht

Das Windſpiel.

Wie bin ich froh, daß du zu End'
Nun ſey'ſt mit deiner Mähre,
Denn was das zweite Wort dir nennt,
Ergreift mich, meiner Ehre!
Gedenk' ich deiner ſchmalen Koſt,
Der Nächte hier im Kalten,
Und wie der Boden karg bemooſt,
Dich mag geſund erhalten.
Da lob' ich mir mein knechtiſch Loos,
Die vollen Schüſſeln alle,
Und wie mir ſchmeichelt Klein und Groß
Und meine warme Halle.
Du lebſt und ſtirbſt zwar frank und frei,
Ich knechtiſch, doch bequem dabei!

F. W. Jaggi.

9.

Räthſel.

Liegt das Schiff im ſichern Hafen,
Ruht es aus nach weiter Fahrt,
Soll es unbeweglich ſtehen,
Wird es ſo durch mich bewahrt;
Aber — Anker, heiß ich nicht.

Bricht der Dammhirſch durch die Wälder,
Siehſt auf ſeinem Haupt du mich,
Rauſchend theil' ich die Gezweige,
Wehr' im Kampf mich männiglich;
Doch — Geweih, ſo heiß ich nicht.

Klappert munter eine Mühle,
Schwingt das Rad ſich um und um,
Fördre ich des Meiſters Mühen,
Und er achtet mich darum;
Aber — Waſſer, heiß ich nicht.

Iſt die Wallfahrt hier geendet,
Und empfängt dich ew'ge Ruh',
Dien' ich dir zur letzten Stätte,
Decke weich und warm dich zu:
Aber — Erde, heiß ich nicht.

L. Löwe.

10.

Das Kind in der Küche.

Vierſylbige Charade.

Mutter.

Was ſuchſt du in der Küche hier? —
Dieß Spüren, oft verbot ich's dir!

Kind.

Ich glaubt' — ich wollt' — ich war erfreut,
Daß drei und vier gemacht wird heut.

Mutter.

Was dir nicht einfällt, albern Kind!
Solch' Biſſen nur für Reiche ſind! —

Kind.

Ach, geh' doch! treibſt nur Scherz mit mir,
Eins, zwei ſind ja zur Hand ſchon dir! —

Mutter.

So meinſt du, nur zu Leckerbiſſen
Sind dieſe gut? willſt's beſſer wiſſen?

Kind.

O pfui! — ach Mutter! wie das ſchmeckt!
Ich koſtete — hab' dran geleckt! —

Mutter.

Laß dich die Lehre nicht verdrießen,
Das Ganze wird den Mund dir ſüßen.

Kind.

Ja, gibſt du davon mir ein Stück,
Kehr' in die Küch' ich nie zurück!

J. W. Joggi.

Kern der Nüsse.

1. Augenlied.
2. Pulver.
3. Dorf — Torf.
4. Wallenſtein.
5. Spieß.
6. Sechs = Achtel = Tact.
7. Dein etc.
8. Forſt — Froſt.
9. Schaufel.
10. Pfefferkuchen.

Gedruckt bey J. P. Sollinger.

HULDIGUNG
den
FRAUEN

EIN TASCHENBUCH
für das Jahr 1832.

Herausgegeben
von
J. F. CASTELLI.

Zehnter Jahrgang.

Mit sechs Kupfern.

Königl. Bibliothek Berlin

WIEN
bey Fr. Tendler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Yf 500 - 10
-18

Ihrer kaiſerlichen königlichen Hoheit

der

durchlauchtigſten Frau

Sophia,

Friederica, Dorothea,

kaiſerlichen Prinzeſſinn und Erzherzoginn von
Öſterreich, gebornen königlichen Prinzeſſinn von
Baiern

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verleger.

Huldigung den Fraue

Ein

Taſchenbuch für das Jahr 1832.

Inhalt.

Seite

Sechs Sonnette zu den Kupfern. Von J. F. Caſtelli III

I.

Proſa.

Bauernfeld. Das Gelübde 199

Kruſe (L.). Klara's Selbſtbekenntniſſe 1

Mailáth (J. Graf). Der Brief 262

Stierle Holzmeiſter (J.). Die Abenteuer im Bade 99

II.

Gedichte.

Baldamus (M. K.). Ahnung 274

Barbarina (Carl). An Maria 196

Bauernfeld. Romanzen 184

Braun von Braunthal (J. K.). An alle meine Schönen 188

Caſtelli (J. F.). Weiber-Kur 92

— Die Organe der Liebe 236

Deuern (G. v.). In den Ruinen eines Bergſchloſſes 279

Ebert (Carl Egon v.). Lieder des Schmerzes . 82

Emmy. Mondlichts Walten. 232

Gerhard (W.). In das Stammbuch einer Sängerinn 192

Hammer (J. v.). Der Morgen 253

Hannuſch (J. J.). St. Martin 250

Seite
Jeitteles (Ludwig). Lehrerinn Nymfe 248
Kahlert (Auguſt). Der Bogen 259
Kasper (Anton). Die Mienenſprache 284
Maltitz (A. v.). Gloſſe 189
Manfred. Der Liebe Winter 245
— Der Brief 247
— Ghaſele 247
Müchler (Carl). An Sophie 194
Neuffer. Das Arbeitstiſchchen. 186
Pope (Joſ.). Ueberall 193
Pietznigg (F.) Melancholie 197
Schlechta (Bar. v.) Phyſiognomik 258
Schober (Franz v.). Troſt im Liede 195
Schröckinger (C. A.). Des Sängers Gaben . . 280
Schwab (Guſtav von). Haigerloch in Schwaben . 88
Suſan (Friderike, geb. Salzer). Herzens Wohl und Wehe 191
Vogel (Joh. N.) Der Frauenlob . . . . . . 71—81

III.

Palyndrom, Homonym, Charaden, Logogryph, Räthſeln.

Von
F. W. J—l., Emmy, Heinrich Adami . 293—310

Frauenbeſtimmung.

Als Gottes unumſchränkte Hand
Den Wunderkranz der Schöpfung wand,
Wie aus der Schrift zu wiſſen;
Da wollte die erhab'ne Macht
Der Blumenkette volle Pracht
Mit einer Roſe ſchließen.

Das Weib, des Schöpfers Meiſterbild,
Voll ſüßer Anmuth, hehr und mild,
War jene Wunderblüthe.
Nicht todte Staubesmaſſe, nein!
Das Beſte ſoll ihr Bildſtoff ſeyn,
Der Mann, der Gottdurchglühte!

Seht, unter ſchatt'gen Palmen ruht,
Gequält von ſtummer Sehnſucht Gluth,
Der ſtolze Sohn der Erde;
Da naht der Meiſter, löſ't ein Bein,
Und ſchafft die Männinn, zart und fein,
Mit lächelnder Geberde.

Das Bein ſtammt nicht vom hohen Haupt,
Dem ſtolzen Sitze, wie man glaubt,
Der Herrſchaft und der Muſen:
Nicht ſoll die Gattinn Furcht gebeu'n,
Nicht ſoll gelehrtem Ehrgeiz weih'n
Die Mutter ihren Buſen!

Auch nicht vom Fuße nahm die Hand
Des Bildners jenes theuren Pfand,
Die Würde anzuzeigen:
Fern ſei vom Weib die Sclavenpflicht
Vor ihres Mannes Angeſicht
Das zarte Knie zu beugen.

Die Rippe wählte Gottes Hand,
Dem warmen Herzen nah verwandt,
Wo Lieb' und Freundſchaft weilen:
Darum ſoll auch des Mannes Bruſt
Der Liebe und der Freundſchaft Luſt
Mit der des Weibes theilen!

Erneſt Hall.

Klara's Selbstbekenntnisse.

Mitgetheilt von L. Kruſe.

Im Jahre 1827 machte der Referent folgender Herzensergießungen eine Reiſe nach ſeiner Vaterſtadt Copenhagen. Nach einer Abweſenheit von mehreren Jahren, fand er nur wenige der unterhaltenden Kreiſe, in denen er ſich früher bewegt hatte, und deren große Anzahl im Allgemeinen das geſellige Leben dort ſo höchſt anziehend macht, unverändert wieder; die raſchwechſelnden Begebenheiten des erſten Viertels unſeres Jahrhunderts hatten mit ſchwerer Hand mehrere derſelben aufgelöſt; neue aber hatten ſich gebildet, die, wenn ſie ihm auch nicht völligen Erſatz für die untergegangenen darboten, doch wegen der gaſtfreundlichen Herzlichkeit, womit ſie ſich ihm eröffneten, ihm werth wurden, ſo wie ihm auch andre, weniger freilich durch den Wirth, als wegen der alten Freunde, mit denen er hier zuſammen traf, unvergeßlich geworden ſind. — Unter dieſen Cirkeln befand ſich das Haus eines angeſehenen Beamten, den, ſelbſt ein völliges Null, ich, da ſein Name nichts zur Sache thut, ſo nennen will, wie er von einer kleinen Zahl von Freunden, worunter auch ich gehörte, wegen einer inneren Aehnlichkeit mit dem bekannten Träger dieſes Namens, Polonius genannt wurde. Ein Ereigniß, das vor einiger Zeit in dieſer Familie vorgefallen war, hatte der ganzen Stadt ein Räthſel aufgegeben, deſſen Auflöſung, von den Leuten, welche die gute Geſellſchaft ausmachen, freilich ſchwer zu finden war. Eine junge Verwandte, die früher in der Nähe dieſes Mannes unter wenigſtens glücklich ſcheinenden Verhältniſſen gelebt, hatte vor Kurzem — nicht aus Mangel an Bewerbern, denn unter Andern ſchien ein ſehr liebenswürdiger und von der großen Welt geſchätzter, junger und ſchöner Mann ob ihres Verluſtes in tiefe Schwermuth verſunken, ſondern aus Liebe einem beinahe fünfzigjährigen Mann ihre Hand gegeben. Dieſen Schritt von einem jungen, reizenden, in der geſelligen Welt ausgezeichneten Mädchen, wußte ſich Niemand zu erklären.

Ich durfte mir kein Urtheil erlauben, da ich dieſes Ehepaar nicht kannte, ja nicht einmal geſehen hatte. — Sie hatten gleich nach der Hochzeit eine weite Reiſe angetreten; indeſſen beſchäftigte dieſer Vorfall meine Phantaſie nicht wenig, um ſo mehr, da ihre mir bekannte ältere, etwas gefallſüchtige Schweſter und auch die wirkliche Liebenswürdigkeit ihres verſchmähten, geiſtreichen Bewerbers mir zu vielerlei Vermuthungen Anlaß gaben.

Einem vieljährigen, obgleich viel jüngeren Freund von mir, der zugleich einer der ausgezeichnetſten Schriftſteller meines Vaterlandes, ſowohl als Dichter, wie als Kritiker iſt, hatte ich endlich die Auflöſung dieſes Räthſels zu verdanken, die, wie er mir lachend vertraute, ihm eben durch die Indiscretion des Herrn Polonius zugekommen war, die er in dem Nachlaſſe einer während meines dortigen Aufenthaltes geſtorbenen Tante der jungen Frau, deren Papiere aus ihrer Heimath in der Provinz ihm zugeſtellt wurden, gefunden hatte. Die Nichte hatte dieß in Briefform verfaßte Heft, gleich nach ihrer Verlobung, jener, der vertrauten Freundin ihrer Jugend zugeſchickt.

Der Freund behauptete, nichts darin, als nur die Namen verändert zu haben, die er zum Theil in Uebereinſtimmung mit dem einen, ſchon gegebenen, mit denen in Hamlet vorkommenden umgetauſcht hatte. — Obgleich mehrere Ideen zu einer novelliſtiſchen Behandlung dieſer Aufgabe ſchon in meiner Phantaſie rege geworden waren, erloſchen ſie doch ſogleich wieder vor der Gewalt der Wahrheit, die aus den einfachen Berichten, einer ſchönen Mädchenſeele entfloſſen, ſpricht. Ueberzeugt, daß der Theil des deutſchen Publicums, deſſen Gunſt der Referent durch Erzählungen vielfach verſchlungenen Inhaltes und voller ſeltener Situationen ſich ſchmeicheln darf, gewonnen zu haben, durch den Tauſch mit der Darſtellung eines zwar im Aeußeren einfachen, aber im Innern höchſt poetiſchen und gemüthlichen Lebens, nicht allein nicht verlieren werde, ja ſelbſt in der Hoffnung, ſich deſſen Dank zu verdienen, theilt er mit den vorgefundenen Worten, mögen ſie nun von der Feder der jungen Frau ſelbſt herrühren, oder ſeyen ſie in ihrem Geiſte von ſeinem ihr wahlverwandten Freunde niedergeſchrieben, in folgenden Blättern die Geſchichte ihrer Liebe mit.

Verehrte Tante! geliebte Freundin! theure Mutter! Es gibt keinen heiligen, ſüßen Namen, den Dir mein Herz nicht zuwendet. — Was Du dem elternloſen Mädchen geweſen und noch biſt, wie ich Dir alles zu verdanken habe, in welchem Glanze der Herrlichkeit Du vor den Augen meiner Seele daſtehſt — dieß Alles, das Worte nicht ausdrücken können, iſt mir in dieſem Augenblicke vor Allem lebendig und klar. — Mir iſt, indem ich hier ſchreibe, als hefteſt Du Deine klaren durchdringenden Blicke auf mich und ſagſt: „Wie ſteht es um Dich, meine Klara? Du haſt etwas mir zu ſagen! ſprich getroſt.“ — Ja! ich habe viel Dir zu ſagen, und ich will auch getroſt und ruhig ſprechen. — Du weißt, was ich zu ſagen habe. Kannſt Du mir verzeihen? Ich umfaſſe Deine Knie, geliebte Mutter! verzeihe! Deine Klara hat gewagt über ihr Geſchick zu entſcheiden, ohne Deine Beiſtimmung abzuwarten. — Doch dieſer bin ich ja gewiß. — Es ſteht ja deutlich in deinem letzten Briefe. Du ſchreibſt: „ich habe nun meine Meinung geſagt, und will nur dieſe Worte hinzufügen: ich kenne meine Klara; was ſie für ihr Glück hält, das hat auch meine Einwilligung.

Aber theure Freundin! Deine Einwilligung iſt mir nicht genug. Deine freudige Beiſtimmung, Deine Zufriedenheit iſt zu meiner Ruhe nöthig; und ich war auch weit entfernt, willens zu ſeyn, den entſcheidenden Schritt zu thun, ohne Dir zuerſt mein Herz ausgeſchüttet, und Dir — was ich hoffe, heute thun zu können — deutlich gemacht zu haben, daß ich nicht, wie du zu befürchten ſcheinſt, bethört und verblendet bin, ſondern daß ich — länger als ein Jahr — in Schmerz und Freude mich mit Gott da oben, mit meinem eignen Herzen und in meinem ſtillen Sinn mit Dir, die in dieſer Bedeutung mir allein „Freundin und Verwandte“ iſt, berathen habe. — Ich war, ſage ich, weit entfernt, willens zu ſeyn, mein Leben, das ſeinen ganzen Werth von Deiner Hand empfangen hat, ſo eigenmächtig verſchenken zu wollen, allein es iſt ohne meinen Willen, ſo von ſelbſt gekommen.

Laß es mir vergönnt ſeyn, Dir Alles, vom Anfang bis zu Ende zu erzählen; ich werde mir vorſtellen, als ſitze ich, wie in der alten guten Zeit, auf dem kleinen Schemel zu Deinen Füßen, und als ruheſt Du in Deinem Armſeſſel am Kamine, als betrachte ich bei dem heitern Schein der Flamme Dein mildes Antlitz, während ich, die Arme auf Deine Knie geſtützt, Dir alle meine Gedanken ausſchütte, Dir nach alter Gewohnheit alles, bis auf den geringfügigſten Umſtand, beichte, und dann bin ich auch gewiß, daß Du mich verſtehen wirſt, wie Du es immer gethan. Ich fühle mich bei dem bloßen Gedanken, Dir zu beichten, ſchon erleichtert, und es iſt mir, als empfinde ich gar keine Angſt mehr Dir zu ſagen, was Du ſchon errathen haben wirſt: ich habe mich mit Horatio verlobt, ich liebe ihn ſo innig; ich habe nicht anders thun können. Zum erſten Mal habe ich trotz Deiner Warnungen gehandelt, allein das rührt von der inneren Ueberzeugung her, daß Du mich nicht gewarnt haben würdeſt, wenn Deine eignen Augen mir gefolgt; daß Du dann nicht würdeſt geſagt haben: „Ich nenne es eine wirkliche Meſalliance, wenn ein Mädchen von zwanzig Jahren einen neun und vierzigjährigen Mann heirathet, und dieſe Meinung iſt in der Natur ſelbſt begründet.“ — Nein! Lerne erſt Horatio kennen und höre zuvor Deine Klara, ehe Du uns beurtheilſt. — Es ſind die Andern — Tante Polonius und leider wohl auch meine Schweſter ſind es, die in ihren Briefen Dir Dinge vorgebracht haben, welche Du nur aus *meinem* Munde hätteſt hören ſollen. Du weißt, daß ich dieſes Frühjahr zu Dir zurückkehren wollte, ich freuete mich damals ſchon darauf, Alles, was ich in dieſen beinahe zwei Jahren, da ich gegen meinen Willen von Dir getrennt gelebt hatte, gedacht, geſagt und gethan, Dir mittheilen zu können. In meinem Briefe habe ich manches Ereigniß nur leiſe angedeutet, deſſen wahre Bedeutung für mich Du nun erſt erfahren wirſt; denn aus Gründen, die Du zum Theil ſelbſt einſiehſt, oder errathen kannſt, hatte ich das Weſentlichſte zum mündlichen Geſpräch aufgeſpart. Meine Liebe zu Horatio habe ich Dir nie verbergen wollen, allein ich wähnte mich verſchmähet, und mein armes, zerriſſenes Herz konnte daher keine Worte finden, Dir die nähern Umſtände darzuſtellen. Erſt wenn ich Dich wiederſähe, wenn ich aufs Neue auf meinem Schemel zu Deinen Füßen ſäße, da, dachte ich mir es, wollte ich in Klagen mich ergießen und würde Heilmittel für jede Seelenkrankheit bei Dir finden. Nun iſt Alles anders geworden, nun kann ich frei athmen und frei reden.

Vergönne mir denn alſo Dir Alles zu erzählen, und werde meiner nicht überdrüßig, wenn ich Dir manches erzähle, das Dir eben ſo bekannt, wie mir iſt. — Es iſt mir nicht möglich, meine Beichte ſpäter als von der Zeit zu beginnen, da ich meinen ſichern Hafen, Dein theures Haus, wo ich in Liebe und Glück aufgewachſen war, verließ

Ja! zum erſten Mal fühlte ich mich an dem Tage recht unglücklich, als Du mir ſagteſt, daß Du einen Brief von Auguſten erhalten hätteſt, daß ſie wünſchte, daß ihre jüngere Schweſter, die ſie kaum geſehen hatte und gar nicht kannte, ſich eine geraume Zeit in ihrem Hauſe aufhalten dürfe: daß Du ihrem Wunſche beipflichteteſt, und wollteſt, daß ich ein Jahr in Copenhagen zubringen ſollte. Ich verzweifelte, ich konnte mir nicht denken, entfernt von Dir leben zu können. Meine Schweſter war mir fremd, ich hatte ſie nur an ihrem Hochzeitstage als Braut und bei den dieſem folgenden Feierlichkeiten geſehen. Es war ſieben Jahre her; ich hatte damals mein eilftes Jahr kaum erreicht. Ihre Schönheit, ihre koſtbaren Anzüge, der ganz kurze Aufenthalt mit Dir in Copenhagen, dieß alles ſchwebte wie ein längſt verſchwundener Traum, der mich nun mehr ängſtigte als an ſich zog, vor meiner Phantaſie. Erinnerſt Du Dich noch, wie meine Thränen und Klagen von einer ganzen Menge von den Leuten des Guts unterbrochen wurden, die, mit dem Verwalter an der Spitze, um Erlaubniß baten, hineinkommen zu dürfen, um Dir etwas Merkwürdiges zu zeigen? und daß ſie nun mit der wunderbaren großen Eule, die bei dem ſtarken Sturm der vorigen Nacht in die große Scheune heruntergefallen war, hineintraten, welche nach der Meinung des alten Börge lebendig verbrannt werden müßte, indem er behauptete, daß ſie keine natürliche Eule ſei. — Ich kann noch das arme Thier vor mir ſehen, das ſo unglücklich ſchien, und die Augen vor dem verletzenden Tageslicht verſchloß. — Als Du befahlſt, daß ſie, weit entfernt verbrannt zu werden, in die große Eiche, wo ſie ihr Neſt.

der allgemeinen Meinung nach hatte, hinaufgeſetzt werden ſollte, dachte ich: die iſt glücklicher als ich, und brach in lautes Weinen aus.

Der alte, ehrwürdige Pfarrer, der zufällig mit den Leuten hineingetreten war, ging zu mir, die ſich in der Fenſtervertiefung zu verbergen ſuchte, hin; er beſtürmte mich mit freundlichen Fragen, ich konnte aber kein Wort hervorbringen. — Als wir mit ihm allein blieben, erzählteſt Du ihm den Grund meines Kummers, und er ſchien auf meiner Seite zu ſeyn.

„Nein mein lieber alter Freund!“ ſagteſt Du dann, „Es iſt nicht um Auguſten, die ich weder kenne, noch beſonders liebe, zu Willen zu ſeyn; Nein! es iſt aus Liebe zu meiner Klara, daß ich mich entſchloſſen habe, den Gram zu ertragen, ein ganzes Jahr ohne ſie zu verleben. — Es iſt freilich wahr, was Sie da ſagen, daß ich die Hände nicht kenne, denen ich mein liebſtes Kleinod anvertraue, allein, fügteſt Du hinzu, mich in Deine Arme ſchließend — allein dieß Kleinod kenne ich; es hat mich mit dem Leben ausgeſöhnt, meine Erwartungen übertroffen, mir den Verluſt meiner eignen Kinder erſetzt. Das haſt Du, meine Klara! Du biſt mein ganzer Reichthum auf dieſer Welt.“

Ach! dieſe ſüßen Worte ſind unauslöſchlich in mein Herz gedrungen, ſie hoben mich über meinen Gram hinaus.

„Aber eben darum“, fuhrſt Du fort, „muß ich meinem Werke die Krone aufſetzen. Du mußt in die Welt hinaus. Du mußt an dem Weben und Walten der Menſchen Antheil nehmen. Nicht wahr, mein ehrwürdiger

Freund! das Gold muß durch das Feuer, eher hat es die Probe nicht gehalten. Was man im alltäglichen Leben Unſchuld und Tugend nennt, dem würde ich keinen ſo ſchönen Namen geben; Nein! Reinheit und Treue bis in den Tod werden nur inmitten des Drangſals und der Gefahr der Welt erworben.“

„Nun muß ich Ihnen Recht geben, gnädige Frau!“ ſagte der alte Prediger. „Es war ja auch nicht der Feind der Menſchen, der ſie aus dem Paradieſe der Unſchuld trieb, ſondern der Engel des Herrn, der wußte, daß es noch einen beſſeren und herrlicheren Ort als jenes gab.“

Glaube mir, theure Tante! dieſe Unterredung hat während meines Lebens in der Stadt Früchte getragen. — Dieſe und ſo viele Deiner klugen Worte, die traulichen Geſpräche, in welchen Du mir Dein eignes reiches, von ſo manchen Schickſalen geprüftes, Leben auseinander geſetzt haſt, hatten mir die Welt ſo bekannt gemacht, daß das Meiſte von dem, was mir darin begegnete, mir nicht fremd vorkam.

Du weißt, wie ich Alles in dem Hauſe meiner Schweſter fand; ich habe Dir alles, bis auf die zwei kleinen niedlichen Zimmer beſchrieben, die mir Auguſte, von denen der übrigen Familie getrennt, eingerichtet hatte, und Gottlob! weit entfernt von dem Lärm und der Unruhe, die immer in der Zimmerreihe des Oheims Polonius herrſchen, und nach meinem Gefühl demjenigen, der, wie ich, an ſolche Ruhe gewöhnt iſt, die in Deinem Hauſe, wo doch ſo viele Dienerſchaft ſich befindet, ſelbſt bei den größten und feierlichſten Vorbereitungen obwaltet, doppelt unangenehm erſcheinen müſſen.

Du weißt auch, wie ich wirklich an Heimweh litt, aber allmählig, ſo wie die Vergnügungen des Winters recht in Gang kamen, zugleich begann das Angenehme in den geſelligen Kreiſen und öffentlichen Beluſtigungen herauszufinden, und wie ich mich bald in den großen bunten Geſellſchaften bei der Tante Polonius einheimiſch fand, ſo daß es mich ſogar erfreute, daß wir dort im Hauſe wohnten, und Nichts von dieſer Herrlichkeit uns entſchlüpfen konnte. Dennoch dauerte es nicht lange, ehe mir Veranlaſſung kam, die Dornen an dieſen Roſen zu bemerken, und hierbei wirft mir mein Gewiſſen vor, daß vielleicht eine oder andere Aeußerung in meinen Briefen Antheil haben mochte an der ſchlechten Meinung, die Du von Auguſten gefaßt haſt. Du ſchreibſt in Deinem letzten Briefe: „Sie iſt viel ſchlechter als ich dachte; wenn ich, ohne Rückſicht auf das Urtheil der Welt und das der Tante Polonius von ihr, bloß nach den Merkzeichen, die ihre eigenen und Deine Briefe enthalten, urtheilen will, ſo muß ich von ihr, am mildeſten ausgedrückt, meinen: daß ſie ein gefallener Engel iſt, deſſen höhere Natur eine Anklage mehr gegen ſie bildet.“

Ja! theuerſte Tante! ich begreife nur gar zu gut, daß man ſo urtheilen kann; es hat Augenblicke gegeben, in welchen ich ſelbſt etwas Aehnliches gedacht habe; vergönne mir aber ihr Weſen und ihre Lage, ſo wie ich Beides zu kennen glaube, Dir mit wenigen Worten darzuſtellen; dann wirſt Du ſie gewiß auch von einer beſſern Seite betrachten. Gewiß iſt ſie hoher, edler Natur, aber weit entfernt, eine Anklage gegen ſie deßhalb zu finden, erblicke ich eben darin eine Entſchuldigung für ſie;

denn wenn man ſagen dürfte, daß die Vorzüge eines Menſchen ſein Unglück bewirken können, ſo möchte ich eben von ihr es ſagen. — Sie ſteht in jeder Rückſicht gar zu hoch über ihre nächſte Umgebung, und beſonders über ihren Gatten.

Ich wünſche nur, daß Du meinen Schwager, ſo wie er iſt, wenn er ſich keinen Zwang anthut, nur ein einziges Mal ſehen könnteſt, denn er iſt immer derſelbe, ja ſeine Unveränderlichkeit iſt ſo groß, daß er beinahe alle Tage dasſelbe, und mit denſelben Worten ſagt. — Des Morgens, bevor er ſeinen gewiß weder wichtigen noch beſchwerlichen Geſchäften nachgeht, ſoll er völlig unzugänglich ſeyn, allein davon bin ich glücklicherweiſe nie Zeuge geweſen, da hier im Hauſe die gute Sitte herrſcht, daß jeder die Morgenſtunden allein für ſich zubringt. Des Mittags dagegen, wenn er nach Hauſe kommt, wirft er ſich auf das Sopha, und füllt den kurzen Zwiſchenraum, bis wir zu Tiſche gehen, mit Seufzern und Klagen über die Laſten und die Langeweile dieſer Welt aus. Sagt jemand z. B. in ſeiner Gegenwart: „Wie die Sonne doch herrlich ſcheint“ oder: „Betrachten Sie einmal dieſe ſchönen Blumen!“ gibt er immer zur Antwort: „Was geht mich die Sonne an? Welche Freude kann ich an dem Graſe haben?“ Sind wir beim Mittagstiſche allein unter uns, nimmt er wenig oder gar keinen Antheil an dem Geſpräche. Zuweilen erzählt er von irgend einer Luſtparthie unter ſeinen Bekannten, und fragt man dann: „Warum haben Sie dieſe nicht mitgemacht?“ erwiedert er immer: „Ja! das wäre auch etwas für einen armen Mann, wie ich, der ſo ein Haus aufrecht halten muß und ſo viele Kinder auf dem Hals hat. Nein! ein Familienvater hat keine Freude, nur Mühen und Laſten auf der Welt.“

Es iſt ſelten, daß Auguſte etwas dabei erwiedert, thut ſie es aber, ſo geſchieht es mit einer ſolchen Schärfe und Bitterkeit, daß er plötzlich mitten in ſeinen elegiſchen Ergießungen verſtummt. — Bei dem Kaffeh ſchlummert er gewöhnlich ein, und geſchieht es, daß er vor ſieben Uhr erwacht, da er gewöhnlich in den Klubb gehet, ſo bricht er ſogleich in Klagen über dieſe langweilige leere Welt aus. Im Anfang meines hieſigen Aufenthaltes konnte ich nicht umhin, ihm allerlei Zeitvertreib vorzuſchlagen: „Wollen Sie dieß Buch nicht leſen?“ fragte ich. „Nein! ich ſage Dank! Romane und Verſe! Gott ſoll mich bewahren.“

„Sie können ja irgend ein wiſſenſchaftliches Buch zur Hand nehmen? —“

„Was ſoll wohl das für eines ſeyn? Das iſt ja alles miteinander Hirngeſpinnſt. Ich kann wahrhaftig nicht begreifen, wie es vernünftigen Leuten einfallen kann, ſolch Unſinn aneinander zu reihen, und wie ſie dadurch berühmt werden können; aber wie geſagt, es iſt eine verkehrte, vermaledeite Welt, in der wir leben. Wer nur wohl aus ihr heraus wäre.“

Iſt es nicht ſchrecklich, einen jungen, geſunden Mann alle Tage ſolche Reden halten zu hören. In dem Klubb bringt er nun bei ſeiner Spielparthie, die ihm eben ſo nothwendig, wie die Luft, die er einathmet, geworden iſt, den größten Theil ſeiner Abende zu; allein daraus darfſt Du nicht ſchließen, daß er ein leidenſchaftlicher

Spieler ſei: nein, keineswegs. — Er hat gar keine Leidenſchaften; er reibt ſich nur ſelbſt in ewiger Fehde mit der Zeit auf. Seine Einnahme iſt recht anſtändig, auch iſt er kein Verſchwender, allein er iſt unordentlich, und weiß in ſeinen Geldangelegenheiten weder aus noch ein.

Wenn die arme Auguſte das zur Haushaltung und zu ihren und der Kinder Bedürfniſſen beſtimmte Geld bei ihm erheben ſoll, bricht er in Schmollen und Wehklagen aus, und oft muß ſie auf dieſe ſo höchſt nöthige Summe ſo lange warten, daß es ihr nur durch vielen Fleiß und mit noch größeren Bekümmerniſſen gelingen kann, der Dienerſchaft ihre Verlegenheit zu verbergen und das Haus auf einem anſtändigen Fuße zu erhalten. Wie tief auch der Gatte in ihrer Achtung geſunken iſt, hört man ſie doch nie über ihn klagen und im Anfange meines Hierſeyns bot ſie Alles auf, damit ich ſeine Schwächen und thörichte Launen nicht gewahren ſollte. Sie beſitzt das angenehme Talent, die ſtrengſte Oekonomie mit Elegance und einem gewiſſen Grad von Wohlleben vereinen zu können. Sie gibt nie große Geſellſchaften, aber des Abends, wenn wir zu Hauſe ſind, ſehen wir gern einen kleinen Theecirkel bei uns, deſſen zierliche und niedliche Einrichtung verdient, von Dir gewürdigt zu werden. Wenn der Schwager dann zu Hauſe kommt, und Beſuche da ſind, denen er einige Rückſicht ſchuldig zu ſeyn glaubt, nimmt er Antheil an dem Geſpräche, und beträgt ſich wie alle andern Leute. Iſt im Gegentheil Niemand da, vor welchem er, ſeiner Meinung nach, ſich zu geniren braucht, zieht er Pantoffeln an und ſtreckt ſich in einen Armſeſſel hinter dem Ofen, wo er dann bald mit Wahrheit ſagen kann, daß der Bruder des Todes auf ſeinen Augenliedern ruht, denn es iſt menſchlichen Kräften kaum möglich ihn zu wecken; weßhalb das Ende vom Liede gewöhnlich wird, daß Auguſte dem Bedienten ſagt: „Wenn vom Tiſche abgeräumt iſt, ſo wecke den Herrn!“ worauf Jedermann ſich zur Ruhe begibt, und es dem Diener überlaſſen bleibt, ihn wieder ins Leben zu rufen.

Niemanden iſt dieß Unweſen unerträglicher, als dem alten Bernard. Dieſer liebenswürdige Greis, der ſo viele Jahre hindurch Dürftigkeit und allerlei Widerwärtigkeiten ertragen hat, ohne je den Anſtand und die Würde im Unglück, die beide ſeiner Nation eigen ſind, zu verläugnen, kann ſich in ſolchen Mangel an gutem Ton gar nicht finden, und es fehlt nie, daß er, wenn er meinen Schwager mit den Pantoffeln kommen und in den Armſeſſel ſich werfen ſieht, mit einer unbeſchreiblichen Miene fragen muß: „Sind Sie krank, Herr Obrick?“ und daß mein Schwager immer darauf erwiedert: „Nein! ich bin müde!“

Denke Dir nun ſelbſt, liebe Tante! was dieß für ein Leben für eine gebildete, feine und lebensfrohe Frau, wie Auguſte, iſt! Das tiefe Gefühl ihres häuslichen Unglücks beſtrebt ſie ſich in Zerſtreuungen und Geſellſchaften zu betäuben, aber auch hier ſucht und findet ſie nur einen Genuß: die Huldigung für ihre Vorzüge, die ihr überall entgegen kommt; und eben darin beſteht ihr ſchlimmſter Unfall, daß ſie nur durch dieſe Huldigung das Leben zu genießen vermag. Sie iſt ſo weit entfernt, daß ſie irgend eine heimliche und unerlaubte Liebesverbindung begehrt, daß ſie nach meiner Meinung eine ſolche nie gehabt hat oder erhalten wird. Nein! ſie will nur die Macht, welche Schönheit und Liebenswürdigkeit ausüben, genießen; ſie will nur ſo, wie der alte Bernard unſere verſtorbene Mutter, deren Lehrer er war, einſt anbetete, ſo wie er ſie in ehrerbietiger Entfernung, ohne alle Anſprüche, verehrte, ſo wie Petrarca für Laura ſeufzte, ſo will ſie angebetet werden. Das iſt es, wonach ſie ſtrebt; da aber eben dieß in unſerer Zeit ſchwer zu finden iſt, verfällt ſie dadurch in die ſchlimmſten Widerſprüche und Verlegenheiten. — Jeder neue Anbeter beſchäftigt ausſchließlich alle ihre Gedanken, ſetzt ihre ganze Seele in Bewegung, bis Beide ſich endlich auf eine unfreundliche Weiſe trennen, welches gewöhnlich der Fall iſt, und ohne vermißt zu werden läßt er nur einen leeren Platz nach, bis dieſer von einem Andern ausgefüllt wird. —

Sehr traurig iſt es in der That, wenn ein Interregnum eintritt, denn dann verſinkt die arme Auguſte in eine ſolche Schwermuth, in einen ſolchen Ueberdruß des Lebens, daß ihre häusliche Thätigkeit, ihre Liebe zu allem Schönen der Natur und der Kunſt üblen Launen, Bitterkeit und Kränklichkeit plötzlich weichen müſſen. In ſolchen Augenblick[illegible]reift ſie jedes neue Intereſſe, wie der Kranke nach jedem Heilmittel greift, und gewiß hat ſie in einer ſolchen Stimmung mich zu ſich gerufen. Auch als Mutter iſt ſie ſehr unglücklich geweſen; und obgleich ich weniger in dieſer Hinſicht, als in irgend einer andern ihre Vertheidigung zu übernehmen wage, halte ich mich doch überzeugt, daß ſie an dem Zuſtand ihres älteſten Sohnes keine Schuld trägt, weil er ſo, wie die jüngeren Kinder, der treuen Pflege der alten Marianne überlaſſen geweſen. Wäre es aber möglich, daß kleine Kinder in der Wiege von unterirdiſchen Weſen umgetauſcht werden können, müßte man es von dem kleinen Adolph glauben: denn der unglückliche Knabe iſt wirklich ſo ſtumpf, ſo häßlich, ſo kränklich und mürriſch, wie ein kleines Ungethüm. Die alte Marianne hat ihre Plage mit ihm bei Tag und Nacht. Es war ja auch ſehr hart, daß eben die von den kleinen Zwilling-Mädchen, welche der Liebling der Mutter war, ihr geraubt werden ſollte. Marianne hat mir erzählt, wie untröſtlich die arme Auguſte bei dem Tode dieſes Kindes geweſen. Ich kann nicht läugnen, daß es eine ſonderbare Verkehrtheit verräth, daß ſie, ſtatt in der Aehnlichkeit der kleinen Iſidore mit der Zwilling-Schweſter einen Troſt zu finden, nicht mehr ertragen konnte, dieß Kind zu ſehen, und ihre ganze Liebe von ihm wandte. Das jüngſte Kind dagegen, das Deinen Namen trägt, iſt ihr ſehr theuer und ſcheint den Platz der beweinten Roſine eingenommen zu haben. Allein es iſt Zeit, daß ich den Faden meiner Geſchichte wieder aufnehme.

Es iſt ein ſonderbares Gefühl, wenn man, ſo wie ich bei meiner Ankunft hier, eine ganz fremde und eine neue Bekanntſchaft für ſeine nächſten Verwandte iſt. Es hat etwas recht Angenehmes, denn das nahe Verhältniß und das Intereſſe der Neuheit, üben zu gleicher Zeit ihre Gewalt aus. — Auguſtens Liebenswürdigkeit, ihre Schönheit, Alles an ihr zog mich an. — Das Wohlwollen des alten Oheims Polonius ſchmeichelte mir, und ich konnte nie ſatt werden, die langen Erzählungen anzuhören, in welchen die alte Marianne, die, wie Du Dich vielleicht erinnern wirſt, bei meinen Eltern gedient hat, ſich über meine Mutter, ihre letzte Krankheit, über deinen Beſuch bei ihr, und wie Du mich nach ihrem Tode mit Dir zu Hauſe führteſt, verbreitete. Ganze Stunden brachte ich in der Kinderſtube bei ihr und der kleinen Iſidore zu. Dieß von den Eltern verlaßne, ſchöne Kind wurde ſogleich mein Liebling, und vergalt meine Liebe mit der ſüßeſten Ergebung. Ich holte ſie alle Morgen zu mir hinauf und behielt ſie bei mir, ſo lange ich nur konnte. Wenn ſie nur meine Stimme auf der Treppe vernahm, lief ſie ſogleich zu mir hinaus, und ſehnte ſich nach mir, wenn ich ausblieb.

In den vielen Geſellſchaften, wo wir hinkamen, erregte auch ich das Intereſſe der Neuheit, und wurde der Gegenſtand einer Huldigung, die ich dieſem Umſtande zuſchrieb; dennoch will ich ehrlich geſtehen, daß ſie mich erfreuete, ja wohl auch zuweilen berauſchte. Aber bald verlor dieß eitle Vergnügen ſeinen Werth, als ich die Wirkung, welche dieß alles auf das Gemüth meiner Schweſter machte, entdeckte. — Ich konnte nicht daran zweifeln, daß Auguſte in mir eine Nebenbuhlerin ſah, die ihr ihren höchſten Genuß entzog, und dieſer Gedanke benahm mir alle Heiterkeit. Sie behandelte mich in ſolchen unglücklichen Tagen mit einer Kälte, einer Bitterkeit, die wie ein Dolch mir durch die Seele fuhr. Oft zogen ſich ſolche Wolken zuſammen, ohne daß ich den Grund davon herausfinden konnte; eben ſo plötzlich verſchwanden ſie, ich weiß nicht wie, und wechſelten mit dem reinſten Himmel ab. Die vornehmſte Veranlaſſung zu ſolchen Scenen war beſonders Laertes *),

---

*) Unter dieſem Namen wird der im Vorwort erwähnte verſchmähte Bewerber Klarens bezeichnet.

der Dir ſchon eben ſowohl aus meinen als Andrer Briefe bekannt ſeyn wird; und dieſem Stein des Anſtoßes war e um ſo ſchwerer aus dem Wege zu gehen, als wir ih theils in unſerm Haus, theils bei der Tante Poloniu beinahe täglich ſahen, und ich mich überdieß von allen unſern Bekanntſchaften am liebſten mit ihm unterhalte mochte. Sein unerſchöpflicher Witz, ſeine heitre Laune, ſeine feinen Sitten machten aus ihm die Seele unſrer Cirkel. Er huldigte immer Auguſtens Schönheit und Anmuth, erkannte und erhob immer ihre Vorzüge; deſſen ungeachtet weiß ich nicht, wie es kam, allein ſie trafen in der ſpäteren Zeit nie zuſammen, ohne daß Beide mit merkbarer böſer Laune die bitterſten Sarkasmen mit einander wechſelten. —

Die Geſellſchaften bei der Tante Polonius waren gewöhnlich ſehr unterhaltend. Es wurde getanzt, muſicirt, Pantomimen-Spiele aufgeführt, es wurden ſogenannte lebende Bilder dargeſtellt; und man konnte immer mit Gewißheit vorausſagen, daß wenn Auguſte oder Laertes Antheil an dieſen Ergötzlichkeiten nahmen, ſie mit Geſchmack ausgeführt wurden, ſonſt nie. Faſtnachtmontag fiel man darauf, daß alle Damen, bevor der Tanz anging, ſich, ſo gut es ſich thun ließe, als mythologiſche Perſonen anziehen ſollten. Zufälligerweiſe trug Auguſte ein blaues, ich dagegen ein rothes Kleid. Sie wurde daher zu Luna, ich zu Aurora erwählt. Sie wurde in einen großen weißen Schleier gehüllt, ein Mond glänzte aus ihren dunklen Haaren; ſie war in der That ſehr ſchön. — Mich dagegen beliebten die jungen Mädchen auf eine ganz eigne Weiſe auszuſchmücken. — Sie legten blonde

Locken um meine Stirn, drappirten mir den Kopf mit einem rothen Shawl, und als ſie fanden, daß meine Geſichtsfarbe eben ſo wenig, wie mein Haar zu Auroren paßten, kam die kleine Lydia, Tante Polonius älteſte Tochter, mit einem Schminktopf hinzuſpringend, und malte mir eine hochrothe Roſe an jeder Wange. Nun ging es mit Jauchzen in den Saal hinein, wo es die größte Freude erregte, daß Niemand beim erſten Hinblick weder mich noch Lydia erkannte, die auf ähnliche Weiſe in einen Amor verwandelt war.

Laertes nahete Auguſten mit den Worten: „Schöne Luna! Wer möchte nicht wünſchen Endymion zu ſeyn?“

„Wenn Sie es wünſchen“, gab ſie zur Antwort, „möchte es wohl nur ſeyn, um ſo wie er von der jungen Aurora entführt zu werden.“

„Ja!“ rief er, „wer wollte nicht gern der jungen Aurora folgen, wüßte er auch, daß der Weg gerade hinunter nach Proſerpinas Reich führte?“ Mit dieſen Worten ergriff er meine Hand, um mich zum Tanz zu führen, der in demſelben Augenblicke anging.

In der Mitte desſelben trat Tante Polonius mit einer erzürnten Miene hinzu, zupfte Laertes am Ärmel, und flüſterte ihm etwas zu, das ihn doch, wie es ſchien, nur wenig bekümmerte; aber kurz hernach ergriff ſie, ſo wie man einen Vogel am Flügel erhaſcht, meinen Arm und ſagte: „Deine Schweſter iſt krank geworden und ſchon in ihren Zimmern; mir ſcheint, daß es am beſten und ſchicklichſten wäre, wenn Du zu ihr hinaufgingeſt“, und in demſelben Augenblick faßte ſie Laertes unter dem Arm, und zog wie ein Sturmwind ihn aus dem Tanze. — Ich flog in ein anſtoßendes Zimmer, beeilte mich, die geborgten Federn abzuwerfen, und ſo wie ich aus der Thüre trat, begegnete mir Laertes, der mir den Arm anbot, um mich hinauf zu begleiten und ſich um Auguſtens Befinden zu erkundigen.

Als wir die Treppe hinaufgekommen waren, blieb er einen Augenblick mit den Worten ſtehen: „In dem Zweikampf, den ich ſo eben mit der Frau v. Polonius beſtand, und in welchem ich natürlicherweiſe den Kürzern zog, war ich dennoch ſo glücklich, zwei Neuigkeiten zu erobern, die ich Ihnen im Voraus mittheilen zu müſſen glaube. Der dicke Juſtizrath Marcellus hat ernſtliche Abſichten, Sie betreffend, und der junge Graf Guildenſtern iſt dieſen Morgen bei Ihrem Onkel geweſen, um ihm ſeinen großmüthigen Entſchluß, Sie zur Gräfin zu machen, zu eröffnen, weßhalb Ihre Familie, wie Sie wohl einſehen können, ihm ſehr dankbar iſt.“

„Mein Gott!“ rief ich, „man hört doch nichts anders als Böſes in der Welt.“

Laertes drückte meinen Arm an ſeine Bruſt, und ſagte mit einem Ausdruck von Herzlichkeit, die ich nie früher an ihm bemerkt habe: „Reine, weiße Lilie! Bei Gott! Du biſt zu gut, um dieſe verpeſtete Luft einzuathmen.“ Allein in demſelben Augenblick war es, als ſchämte er ſich des hervorgebrochenen tieferen Gefühls, und fügte lachend hinzu: „Ja! mein ſchönes Fräulein! Sie ſehen ſelbſt, welch eine grauſame Feuersbrunſt Sie in unſrer allergnädigſten Reſidenz anrichten.“ — Du kennſt ja auch das lächerliche Buch, deſſen Verfaſſer er hierdurch perſiflirte.

Siehſt Du, das iſt es, was mir bei Laertes mißfallen und mir ſein inneres Weſen entfremdet hat. Dieſe ſonderbare Miſchung von Scherz und Ernſt, wodurch Beides in einander zerfließt; dieſe wie mir ſcheint unmännliche Scham, ſeine Gefühle bekannt zu geben, wenn ſie einer höheren Natur, als der des gewöhnlichen Lebens, wärmer als die unveränderliche Temperatur des vornehmen Tons, und nicht ſo farblos ſind als die Zeit, in der wir leben. Man ſagt, daß wir Weiber keinen Sinn für Ironie haben, und mir ſcheint, daß dieß in der weiblichen Natur liegt. Ironie iſt eine Phantasmagorie, die nur beängſtigt; wir fürchten, daß hinter dieſem vermeſſenen Scherz ein wirkliches Geſpenſt hervortreten und im Ernſte ſpucken möchte.

Als ich zu Auguſten hineintrat, lag ſie in Krämpfen und ſprach irre. Ich hatte ſie nie früher in dieſem Zuſtande geſehen und in der tiefſten Seelenangſt brachte ich den größten Theil der Nacht bei ihr zu. — Betrübt legte ich mich nieder; eine heftige Sehnſucht nach Dir, das unerträgliche Gefühl verlaſſen und ohne Stütze in der Welt zu ſtehen, beſchlichen mich bitterer als je zuvor. Den nächſten Morgen erfuhr ich zu meiner Beruhigung, daß meine Schweſter außer dem Bette war, und ſich beſſer befand Darauf kamen Onkel und Tante Polonius alle beide zu mir in mein Zimmer hinauf und nahmen ſich aus ganzem Herzen der Sache des jungen Grafen an. — Dieß konnte mich nun freilich nicht ſehr ängſtigen. Niemand anders als Du konnte meine Hand verſchenken, und ich war alſo in dieſer Hinſicht ruhig; indeſſen wurde mein verſtimmtes Gemüth doch noch beklommener dadurch. Mit

Furcht und Zittern ging ich daher zu Auguſten hinein und wurde bei ihrem Anblick ſehr angenehm überraſcht. Sie ſaß niedlich angezogen, blühend wie eine Roſe und mit einer Laune derſelben Farbe am Fenſter. Sie empfing mich freundlich, ſagte mir Dank wegen der Sorgfalt, die ich in der verwichenen Nacht ihr bezeugt hatte, machte ſich über den jungen Grafen und ſeine Abgeſchickten luſtig, und nachdem ſie mir von einigen Beſuchen, die ſie denſelben Morgen gehabt, und die, wie es ſchien, ſie erheitert hatten, erzählt, fügte ſie hinzu: „Zudem iſt mir etwas begegnet, das ich ſeit vielen Jahren nicht erlebt habe: Osrick iſt ſo guter Laune geweſen, daß er von ſelbſt gekommen und mir das Haushaltungsgeld, und zwar eine größere Summe als gewöhnlich, mit dem Wunſch überreicht hat, daß ich ſo zierlich und freundlich wie möglich den Herrn Horatio, von dem Du ihn gewiß reden gehört haſt, aufnehmen möchte. Dieſer Herr ſoll nämlich geſtern Abend hier in der Stadt angekommen ſeyn, und Osrick wird ſich Mühe geben, ihn dieſen Abend bei uns einführen zu können.“

„Kennſt Du dieſen Horatio?“ fragte ich.

„Nein!“ gab ſie zur Antwort, „er iſt ſeit vielen Jahren im Ausland geweſen. — Ich weiß nur, daß er Osricks Vater ſehr lieb gehabt, daß er dieſen den Wohlthäter ſeiner Jugend nennt, und daher auch immer für den Sohn väterlich geſorgt hat. Er iſt es, der bei unſrer Heirath für unſre häusliche Einrichtung geſorgt, und Osrick iſt ihm außerordentlich viel ſchuldig.“

„Es freut mich“, ſagte ich, „daß der Schwager einer ſo warmen Ergebung fähig iſt.“

„Ach!“ erwiederte ſie, „freilich iſt dieſer Horatio ihm lieber als irgend ein Anderer; indeſſen beſteht ſeine größte Freude bei ſeiner Ankunft gewiß lediglich in der Hoffnung, daß dieſer Freund ſeine Schulden bezahlen werde, und ich glaube in der That auch, daß er es thun wird, inſofern ich ſeine Geſinnungen beurtheilen kann.“

Des Abends beſchlich der böſe Dämon wieder unſern Kreis. — Laertes und der alte Bernard waren da, Tante Polonius kam auch herauf, und nun begann zwiſchen ihr und Auguſten das alte gehäſſige Spiel mit verletzenden und ſpitzigen Worten. In immerwährenden Befehdungen, die doch nie in offenbaren Krieg ausbrachen, ſchießt Tante Polonius mit Kanonen, Auguſte dagegen mit vergifteten Pfeilen. Manche Kanonenkugel ſtreifte nahe an mir vorüber und Laertes mußte ſowohl Bomben als Pfeilwürfe aushalten. Er ging verſtimmt im Salon auf und nieder. Die Unterhaltung war im Ganzen ſchläfrig und ſchleppend.

Eins von den Dingen, die mir in dem Hauſe meines Schwagers immer unangenehm geweſen ſind, iſt der Mangel an höflicher Aufmerkſamkeit, die Alle, Auguſte nicht ausgenommen, dem alten Bernard erzeigen. Er iſt nun freilich etwas einſeitig, vielleicht in gewiſſen Sachen ein wenig pedantiſch, allein ſeine Unglücksfälle, ſein Alter, ſeine vielen achtungswerthen und liebenswürdigen Seiten werden ihn immer in meinen Augen zu einem Gegenſtand der Freundſchaft und Achtung machen. Er verſteht ſo ziemlich, was in unſerer Sprache geredet wird, allein es genirt ihn, ſich darin auszudrücken. Tante Polonius verſteht nicht franzöſiſch, und die Converſation wurde jenen

Abend, wie gewöhnlich, ohne Rückſicht auf Bernard, auf däniſch geführt, wodurch meine Verlegenheit vermehrt wurde. — Ich habe die Gewohnheit, mich neben ihm hinzuſetzen und ein ſtilles Geſpräch anzufangen, das er denn immer mit der ſeiner Nation eigenen bewunderungswerthen Leichtigkeit am Leben zu halten weiß. Dieſen Abend wollte auch das nicht gelingen. — Nach einer langen Pauſe ſagte Laertes: „Wiſſen Sie, Frau v. Osrick, daß Horatio hier angekommen iſt?“

„Ja“, erwiederte ſie, „es iſt ſogar möglich, daß er heute Abend uns beſuchen wird.“

„In dem Falle“, äußerte Tante Polonius, „will ich noch etwas hier bleiben, denn ich möchte auch gern den alten Herrn ſehen.“

„Alten Herrn!“ rief Laertes, „das werden Sie gewiß morgen nicht ſagen, gnädige Frau! wenn er anders heute Abend herkommt. Ich habe ihn dieſen Mittag geſehen. Er iſt ein merkwürdiger Mann, der nicht bloß Zeuge, ſondern auch Theilnehmer der wichtigſten Begebenheiten unſrer Zeit geweſen iſt, und ſein Äußeres drückt auch ganz die Idee aus, die ich mir von ihm gemacht habe.“

Der arme Bernard wurde bei dieſen Worten betroffen, ſah auf die Uhr, und ſchien ungewiß, ob er bleiben oder fortgehen ſolle. — In demſelben Augenblick ging die Thüre auf, und der Schwager trat mit einem großen, ſchlanken Mann hinein, in dem jeder, Laertes kurzer Beſchreibung zufolge, Horatio erkennen mußte. Sein königlicher Anſtand, ſeine edlen, etwas ſcharfen Züge, das ſchwarze, lockige Haar um die hohe, weiße Stirne, ſein ſchwarzer Anzug mit einem Orden auf der Bruſt, der ſchweigende, beſcheidene Ernſt, womit er die Anweſenden begrüßte, dieß alles verſetzte uns Alle plötzlich wie in eine neue Welt. Er nahete ſich ehrerbietig verbeugend Auguſten, ſprach einige verbindliche Worte, und erſuchte ſie, ihm zu geſtatten, zum Willkommen ihr die Hand zu küſſen. Der erſte Ton ſeiner Stimme wiederhallte in meinem Innern; es fiel mir ein, daß es etwas in der Muſik gibt, das man ſympathetiſche Töne nennt. Er war ſogleich wie ein alter Bekannter unter uns und verſtand die Kunſt, mit derſelben Leichtigkeit, wie Herr Bernard, das Geſpräch zu beleben.

Tante Polonius verließ uns und wir Andern traten in den Speiſeſaal, wo Auguſtens Schönheitsſinn dieſen Abend ſich ſelbſt übertroffen hatte.

Die klaren kriſtallnen Schalen, welche die kleinen Gerichte umſchloſſen, das ſchöne Obſt, der geſchmackvolle Theetiſch, der Wohlgeruch, der über das ganze Zimmer verbreitet war, die hübſche Erleuchtung, alles athmete etwas Feierliches ohne übermäßige Pracht. Auch die Converſation wurde auf einmal herzlich, von Witz und Laune ſprudelnd; Jeder ſchien ſich in einer aufgeräumten und glücklichen Stimmung behaglich zu fühlen.

An einem ſolchen Abend, in einem ſolchen kleinen erwählten Cirkel mußteſt du Auguſten ſehen, um recht ihre Liebenswürdigkeit zu erkennen. Sobald Horatio inne wurde, daß ein Ausländer ſich unter uns befand, drückte er ſich ſogleich in der dieſem angebornen Sprache aus, welches auch nicht auf irgend eine Weiſe die Unterhaltung ſtörte. Mein Schwager und Laertes konnten dem Verlangen nicht widerſtehen, das Geſpräch auf die wichtigen Ereigniſſe zu lenken, welchen Horatio beigewohnt hatte. Er befriedigte ihre Neugierde durch die lebendigſte Darſtellung von Perſonen und Begebenheiten, ohne doch viel von ſich ſelbſt zu reden; und ich konnte nicht umhin, den feinen Ton zu bewundern, womit er bei dieſer Veranlaſſung die Empfindungen des armen Bernards errathen und zu ſchonen wußte, während er die Tapferkeit der Franzoſen mit Begeiſterung lobte, welches indeſſen ihren alten Landsmann zu entzücken ſchien. Eine Aeußerung dieſes Greiſes gab ihm Anlaß zu ſagen: „daß man im Unglück denjenigen nicht verlaſſen muß, den man in ſeinem Glücke begleitete, iſt ein Grundſatz, den Niemand beſtreitet, aber nur Wenige befolgen. Sowohl Sie als ich — wir ſind beide treu geweſen! das iſt die Hauptſache! das Uebrige ſind nur Zufälligkeiten.“

Ich ſah, wie es dem alten Manne in der Seele wohlthat, mit ſolcher Hochachtung behandelt zu werden; und er ſprach im Beiſeyn ſeines vermeintlichen Widerſachers von ſeinem Leben und ſeinen Meinungen mit einer Freiheit und Offenherzigkeit, deren er ſich nie gegen ſeine ſogenannten Freunde bediente.

Ich konnte von meinem Platze am Tiſche Horatio ziemlich unbemerkt betrachten. Seine kräftige Geſtalt iſt noch ganz jugendlich, ſein Antlitz edel und ſchön, allein wird er ernſt, ſieht man wohl, daß er nicht mehr jung ſey, und daß Kummer, Gefahren, Beſchwerden Spuren in ſeinen Zügen nachgelaſſen, und mit ihren kalten Händen ſeinen Scheitel berührt, ſo daß hin und wieder ein ſilbernes Haar aus ſeinen dunkeln Locken hervorblickt.

Aber wenn er redet, verjüngt er ſich gleich wieder, ſeine Phyſiognomie wird höchſt lebendig und beweglich, alle Empfindungen ſpiegeln ſich darin ab, ſeine dunklen Augen leuchten wie Sterne, ſeine weißen Zähne glänzen wie Schnee, eine ganz eigne Anmuth ſpielt um ſeine Lippen und begleitet alle ſeine Bewegungen. Ich ſpielte jenen Abend eine ganz ſtumme Rolle, dennoch wußte er, ich weiß ſelbſt nicht wie, mir zu erkennen zu geben, daß er mich wohl bemerkt hatte. Mein Schwager ſagte: „Nun werden wir Sie doch wohl hier bei uns behalten?“

„Ja!“ gab er zur Antwort, „es iſt meine Abſicht, einen ſtürmiſchen Tag mit einem ſtillen Abend in meinem Vaterlande zu beſchließen. In manchen Augenblicken, das kann ich Sie verſichern, hat der Gedanke mich erfreut, daß ich noch ein Fleckchen Erde in Dänemark mein nennen darf, und daß ein gütiges Verhängniß mir den alten Freund aufbewahrt hat, der meinem Gut vorſteht und ohne deſſen kluge Geſchäftsführung ich es nicht während einer ſo langen Abweſenheit hätte behalten können. Ich bin auch nun willens, Alles, was ich an Kräften und Vermögen noch übrig habe, auf die Verbeſſerung und Verſchönerung desſelben zu verwenden, ohne jedoch darum Copenhagen, das ich mit unbeſchreiblicher Freude wiederſehe, ganz zu verlaſſen.“

Dieſe Worte erheiterten uns Alle; mein Schwager ergriff ſein Glas und rief: „Nun, ſo wollen wir auch auf ein glückliches Zuſammenleben anſtoßen.“

Horatio ſtieß zuerſt mit Auguſten und Osrick an, und hielt mir darauf mit einer Liebenswürdigkeit, die ich nicht beſchreiben kann, das Glas hin. — So endete dieſer ſchöne Abend, den ich vielleicht gar zu weitläufig beſchrieben habe, ganz vergeſſend, daß er eigentlich nur für mich von Bedeutung ſeyn kann.

Jetzt folgte eine gute Zeit. Ein weit beſſerer Ton war mit Horatio, deſſen Beſuche immer häufiger und zuletzt täglich wurden, in unſer Haus gekommen. — Die Ehrfurcht meines Schwagers vor ihm hatte die gute Wirkung, daß wir in ſeiner Gegenwart mit dem Mangel von Achtung, womit der Hausherr ſich ſonſt gegen ſeine nächſte Umgebung betrug, verſchont wurden, und ſeine weniger verdrießliche Laune verrieth, daß jene Hoffnung auf Horatio, deren Auguſte erwähnt hatte, nicht vergeblich geweſen. Auch Auguſte ließ es ſich angelegen ſeyn, die Hochachtung, die er ihr erwieſen hatte, nicht zu verlieren. Er nahm Antheil an allen unſren kleinen Sorgen und Freuden, und in unſerm ganzen Kreiſe befand ſich Niemand, von dem alten Onkel Polonius an bis auf das kleinſte Kind, der ihn nicht vermißte, wenn er nicht unter uns war.

Während dieſer guten Zeit geſchah es auch, daß die kleine Sophie der Amme entnommen, und der Obhut der alten Marianne hingegeben wurde; und dieſen Umſtand benutzte ich zur Erfüllung meines langgehegten Wunſches, daß die kleine Iſidore mir ganz überlaſſen werden möchte. Der Tag, als ihr kleines Bett und übrige kindliche Habe hinauf in meine Zimmer getragen wurden, war ſo wohl ihr, wie mir ein Tag der Feier. — Es war mir eine große Freude, mich mit ihr beſchäftigen zu dürfen, und wenn ich ſie verlaſſen mußte, konnte ich ſie der Stubenmagd, dem Gretchen, von deſſen Anhänglichkeit an mir ich Dir einmal erzählt habe, ohne Furcht überlaſſen.

In dem indeſſen heranrückenden Frühjahr traf ein unbedeutendes Begebniß ein, das jedoch in der Geſchichte meines Herzens von Bedeutung wurde. In einer Sache übte die große Welt ihre berauſchende Gewalt ganz an mir aus. Wenn ich Schauſpiele ſah, oder Muſik hörte, machte dieß einen ſo tiefen Eindruck auf mein aller ſolcher Dinge ungewohntes Gemüth, daß ich ganz die Herrſchaft über mich ſelbſt verlor und mich völlig von der Illuſion hinreißen ließ. Oft, wenn ich eine Symphonie von dem hieſigen trefflichen Orcheſter ausführen hörte, wurde ich ſo entzückt, daß ich zu großer Verwunderung meiner nächſten Umgebung in Thränen ausbrach. — Beim Schauſpiele weinte oder lachte ich ſo laut, daß ich zuweilen meine Nachbarn ſtörte, beſonders da mein Lachen und Weinen nicht immer mit ihren Empfindungen übereinſtimmten. — War ich dagegen in einer ſchönen Tragödie, wie z. B. in Axel und Walborg, Zeuge von dem Tode eines edeln Helden, wurde ich ſo von Trauer und Grauen ergriffen, daß ich, um den tödtenden Stoß nicht zu ſehen, mich hinter Auguſten hinab duckte, die nicht umhin konnte, mich auszulachen und dadurch der ganzen Loge Anſtoß gab. Dieſe meine Albernheit bot eine reiche Quelle zum Scherz und Satyre in unſrem Cirkel dar, und bei ſolchen Gelegenheiten war es zu einer Redensart geworden: Daß das Landfräulein im Theater geweſen. Nun traf es ſich, daß ich mit Auguſten, Tante Polonius, Laertes, Horatio und Mehreren einem Concerte in der Kirche beiwohnte, wo eine Paſſions-Muſik von Weyſe aufgeführt wurde. — Wir hatten Plätze in einer abgetheilten obern Tribune in der Kirche genommen. Ich ſetzte mich hinter den andern Damen in einen Winkel, ganz nahe der Thüre, um ganz unbemerkt und ungeſtört mich dem erwarteten Genuß hingeben zu können.

Ich hatte nie früher ein Orcheſter in der Kirche gehört, und meine Gefühle, als die feierlichen Töne von den hohen Gewölben wiederhallten, laſſen ſich nicht beſchreiben. Möchteſt auch Du einmal dieß Meiſterwerk von religiöſer Begeiſterung hören können. Nur ſo viel muß ich Dir ſagen, daß da, wo der Text des Todes Jeſu und des Aufruhrs erwähnt, in der ſich die Natur bei dem Anblicke der Grauſamkeit der Menſchen erhob, da hat Weyſe gewußt, das Hohe und zugleich Furchtbare dieſes grauenvollen Augenblickes ſo aufzufaſſen, daß man glaubt zu hören, wie der Sturm heult, die Erde in ihren tiefſten Gründen zittert, der Vorhang im Tempel zerreißt, die Todten aus ihren Gräbern hervorgehen, und dieſer Schrecken, dieſer unendliche Schmerz ſind mit ſolcher Schönheit in der Muſik dargeſtellt, daß es mir verzeihlich dünkt, wenn man ſich ſo hinreißen läßt, wie ich es wurde, denn ich vergaß völlig Alles, was mich umgab, und von der Vorſtellung erſchüttert, daß das Gewölbe über mir zuſammenſtürze, daß die weißen Marmorbilder der Kirche lebendig würden, eilte ich aus der Thüre, der Treppe der Tribune zu, ohne daß ich mir bewußt war, ob ich aus der Kirche wollte oder nicht. — Aber ſo wie ich den Fuß auf die Treppe ſetzte, hörte das Ungewitter in der Muſik auf, himmliſche Töne ließen ſich vernehmen, es war, als drängen Strahlen vom Morgenroth der Auferſtehung durch die Nacht des Todes.

Ich ſank, wie in ſeligen Thränen ganz aufgelöſt, auf den Stufen der Treppe nieder, ohne zu bemerken, daß ſowohl Laertes, als Horatio mir gefolgt waren und hinter mir ſtanden. Laertes vermochte nicht ein Lächeln zu unterdrücken, allein Horatio faßte ſchweigend und freundlich meine Hand, erhob mich, begleitete mich zu meinem Platz auf der Tribune zurück, ſetzte ſich an meiner Seite nieder und behielt meine Hand in der ſeinigen. Er neigte ſein Angeſicht zu mir nieder, unſre Blicke begegneten ſich, und — ich kann es nicht erklären — es war, als ſchmolzen unſre Seelen zuſammen. — Es dünkte mich, als ſähe ich in dieſem Augenblicke, daß er mich liebe, und unter dieſen heiligen Gewölben, von dieſen ſeligen Tönen umſchwebt, ſagte ich mir zum erſten Mal: „ich liebe ihn!“ und mein ganzes Weſen ſtimmte in den nun die Kirche erfüllenden Jubel ein.

Als wir nach Hauſe kamen, wurde ich von allen Seiten mit Epigrammen über „das Landfräulein“ beſtürmt, das heute Abend ſich ſelbſt übertroffen hatte. Ich fühlte, daß ich das alles verdiente und ſchämte mich ſehr, aber Horatio trat zu meiner Vertheidigung auf. „Nach meiner Meinung“, ſagte er, „hat Fräulein Klarens Betragen mir bewieſen, daß ihre Einbildungskraft, ſo wie ihr Gefühl völlig friſch und lebendig ſind, während das unſrige durch Gewohnheit und Welt abgeſtumpft iſt. In der That, wenn Weyſe viele ſolche Zuhörer hätte, würde man nicht länger ſagen können, daß dieſer große Künſtler ſo hoch über ſeiner Zeit ſtehe, daß ſeine Töne zu ihr nicht hinabreichen könnten.“

Wie fühle ich mich hinter dem Schilde dieſes Ritters geborgen. Wie erhob ich mich, gleich dem ſchwachen Epheu, der ſich um den ſtarken Baum ſchlingt! jedes Gefühl von Verlaſſenſeyn verſchwand vor einer unbeſchreiblichen Ruhe und Sicherheit. Meine Liebe war in dieſem glücklichen Frühjahr den unſchuldigen Blumen, welche dieſe Jahrszeit zu Tage fördert, ähnlich; ſie duften ſüß, ihre Farben ſind unſcheinbar, ſie ſind ohne Dornen. Ich fühlte mich ſo ruhig, ich brauchte zu meinem Glücke nichts anders, als ihn zu ſehen, zu lieben; ich verlangte kaum, daß er ähnliche Gefühle für mich hegen möchte.

Als der Sommer kam, machte Horatio zuweilen kleine Reiſen nach ſeinem Gute, allein er kam beinahe immer noch früher, als wir ihn erwarteten, zurück, und da brachte er faſt alle Abende in unſrem Hauſe und oft mit Auguſten und mir allein zu; denn der Schwager ging wieder ſeinen gewöhnlichen Gang in den Klubb, und unſeren übrigen Cirkel hatte der Sommer zerſtreut; nur Bernard blieb uns treu, und auch Laertes kehrte oft nach der Stadt und zu uns zurück. Wenn die Witterung es geſtattete, brachte Horatio gewöhnlich einen Wagen mit, und lud uns zu kleinen Luſtfahrten in den anmuthigen Gegenden, die in einer kleinen Entfernung Copenhagen umgeben, ein. Zuweilen begleitete uns einer der erwähnten Hausfreunde, zuweilen waren wir mit Horatio allein. War die Witterung ſchlecht, brachte er gern Muſik und Bücher mit, und las uns mit ſeiner ſchönen ausdrucksvollen Stimme vor. Beinahe alle Morgen ſchickte er uns die ſchönſten Blumen, kurz! es gab keine Theilnahme, keine Aufmerkſamkeit, womit er ſich nicht bemühete, uns das Leben zu verſchönern; und nicht bloß auf uns beide Schweſtern, auf alles, was ſich in ſeiner Nähe befand, erſtreckte ſich der Drang ſeines warmen Herzens, Troſt und Freude zu ſpenden, und mit einem bewunderungswerthen Tact wußte er, was jedem am beſten gefiel, zu errathen. Unter den täglichen Beweiſen dieſes ihm eigenen Charakterzuges will ich nur einen anführen.

Den Tag vor dem Johannisfeſte wurde zufälligerweiſe erwähnt, daß dieß auch Bernards Namenstag ſei, weil er Jean Baptiſte heißt, und ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß gewiß Niemand unter den Vielen, die dieſen Tag feierten, vielleicht nicht einmal er ſelbſt, daran dachten, daß es der jour de fête dieſes alten Mannes war.

Horatio ſchien lange in Gedanken verſenkt, auf einmal ſagte er: „Wenn ich es nur wagen dürfte, liebe Frau v. Osrick, möchte ich Ihnen gern einen kleinen Handel zumuthen. Sie haben oft den Smaragd gelobt, den ich in dieſer Tuchnadel trage. Es würde mich recht erfreuen, wenn Sie ihn gegen das Paar vergoldete Theetaſſen von altmodiſchem Porcellain, das Sie in Ihrem Beſitz haben, umtauſchen wollten?“

„Sie ſcherzen!“ rief Auguſte, „die alten Taſſen mit einem ſo ſchönen Stein?“

„Ich möchte Ihnen nicht einmal dieſen Tauſch vorſchlagen“, erwiederte er, „wenn Sie nicht ſo manches Andenken von Ihrer Mutter noch beſäßen, denn ſie ſind ja von Ihrer erſten Jugend an Ihre Mundtaſſen geweſen, und haben Sie nicht bemerkt, mit welchem wehmüthigen

Entzücken der alte Bernard ſie wieder erkannte und betrachtete, als ſie vor einigen Tagen zufällig auf dem Tiſche ſtanden?“

Auguſte ging den Handel ein. „Wollen Sie mir aber noch eine Güte erzeigen?“ fügte Horatio hinzu. „Bernard wohnt ja ganz in Ihrer Nähe. Sie ſelbſt und Fräulein Klara müſſen morgen früh ihm dieſe kleine Gabe als ein Geſchenk von Ihnen beiden überbringen, damit ein theures Andenken von ſeiner treuen Liebe und der Aufmerkſamkeit ſeiner Freundinnen ſeinem neubeginnenden Jahre eine ſchöne Weihe geben möge.“

Es war mir ein ergreifender Auftritt, als wir den folgenden Morgen Horatio’s Wunſch erfüllten. Die Verwunderung des alten Bernards ob unſeres Beſuches, ſein Entzücken über dieß Geſchenk, ſeine einfache Wohnung, deren einziger Schmuck zwei von kleinen Immortellen-Kränzen umgebene Silhouetten von Dir und meiner Mutter ausmachten. Dieß alles bewegte mich tief. Er ſelber machte uns auf dieſe Schattenbilder von unſren nächſten Lieben aufmerkſam, und brach in begeiſterten Lobreden aus, in welchen er eine Strophe von einem uralten Liede auf Euch beide anwandte, und ſagte von meiner Mutter — doch das kann nur auf franzöſiſch gegeben werden: „Elle avoit *toute la beauté, qui fit regner Fontange*, et votre tante avoit *tout l’esprit, qui fit briller Coulange*, et toutes deux elles étoient comme *Conti*, des gràces le modele“ *).

---

*) Dieſe Strophen von einem bei Ludwig XIV. Hofe oft geſungenen Liede klingt nicht ganz ſo, wie ſie Bernard citirt, aber wie folgt:

Auguſte lachte, als wir außerhalb ſeiner Wohnung waren, und nannte mich das Landfräulein; denn es war mir wie im Theater geſchehen. — Die Thränen waren mir über Dinge, die an ſich nicht rührend ſchienen, in die Augen getreten.

Ich habe Dir ja von dem ländlichen Feſt erzählt, womit Horatio Auguſtens Geburtstag feierte, und das Laertes mit Recht den Traum eines Sommertages genannt hat, denn etwas unbeſchreiblich Zauberhaftes war darüber verbreitet; aber folgenden Umſtand dabei glaube ich nicht Dir erzählt zu haben.

Des Vormittags, als Horatio uns abzuholen kam, näherte er ſich Auguſten mit einem ganz eignen Ausdruck von verſchämter Verlegenheit, er erröthete ſogar, indem er ihr eine ganz einfache Brieftaſche überreichte.

„Es iſt Ihnen gewiß bekannt“, ſagte er, „daß ich die Ehre gehabt habe, in vielfachen Verbindungen mit Ihrem verſtorbenen Schwiegervater zu ſtehen; auch unſre beiderſeitigen Geldgeſchäfte ſind miteinander ſehr verwickelt geweſen. Beim Durchblättern einiger Papiere habe ich gefunden, daß ich Ihrem Gatten eine kleine Summe noch ſchuldig war, und dieſe habe ich auf eine Weiſe, die ihm hoffent-

---

Si j'avois la vivacité
  Qui fit briller Coulange
Si j'avois toute la beauté
  Qui fit régner Fontange,
Ou si j'etois comme Conti
  Des Grâces le modèle
Tout cela servit pour Créqui,
  Dut'il — m'être infidèle!

lich am angenehmſten ſeyn wird, verwendet; — Ich habe nämlich Gelegenheit gefunden, ſie in ihrem Namen auf Leibrenten legen zu können, und überreiche ihnen hiermit die gehörigen Papiere, indem ich Sie erſuche, nicht der Vorſtellung Raum zu geben, als ſei es eine Gabe von meiner Hand, ſondern als ein Andenken von Ihrem Schwiegervater, der, wenn er am Leben wäre, gewiß Alles aufbieten würde, den Feſttag einer ſolchen Tochter zu feiern.“

Dieß war wahrlich eine Wohlthat für Auguſten, denn obgleich dieſe Leibrenten eben nicht ſehr bedeutend ſind, werden ſie doch zu ihren und der Kinder erſten Bedürfniſſen hinreichen, und dadurch wird ihre häusliche Lage ſehr verbeſſert.

„Nein!“ ſagte der Schwager ſpäter, „Horatio iſt doch anders als alle andre Leute. Er ſagt, daß er mir eine Summe ſchuldig iſt! Gott behüte! Wie ein Vater hat er gegen mich und die Meinigen gehandelt, und dieß iſt um ſo lobenswerther, da er eigentlich gar kein bedeutendes Vermögen beſitzt. Er iſt bei weitem nicht ſo reich, wie der Onkel Polonius, der des Nachts nicht ſchlafen kann, wenn er acht Tage auf eine halbjährige Hausmiethe warten muß.“

Gegen das Ende dieſes ſchönen Sommers traf es ſich eines Tages, daß Auguſte und ich mit Horatio nach Sorgenfrei hinausgefahren waren, und in dieſer meiner Lieblingsgegend ließen wir uns auf einem Hügel nieder, von deſſen Fuß ſich Kornfelder in die Weite erſtreckten, durch welche ein Pfad ſich ſchlängelte, der ſich zwiſchen den hohen Aehren und den im Hintergrunde liegenden Häuſern verlor. Die Sonne war dem Untergange nahe. Wir ſaßen alle drei ſchweigend da. Endlich wandte Horatio ſich an Auguſten.

„Sie haben mich oft gefragt, theure Frau“, ſagte er, „warum ich ein ſo armer einſamer Vogel geworden bin! — Das Fleckchen, wo wir ſitzen, dieſe abendliche Beleuchtung verſetzen mich ſo lebhaft in eine Scene aus meinem Jugendleben zurück, daß ich mir die Erlaubniß erbitte, Ihnen dieſelbe als eine Art Erwiederung auf jene Fragen vortragen zu dürfen.“

Er erzählte uns nun, daß er ſich in ein Mädchen, das er irgendwo auf dem Lande bei einem Prediger, der früher ſein Lehrer geweſen und bei dem er ſich aufhielt, kennen gelernt, noch als ganz junger Mann verliebt hatte. — Er hatte ſie eine geraume Zeit als ſeine Verlobte angeſehen, allein ihres beſtimmt ausgedrückten Wunſches zufolge dieß Verhältniß ſo geheim gehalten, daß ſie ſich nur auf einem ähnlichen Hügel ſahen, wo ſie des Abends zuſammentrafen. Einſt nach einer langen Abweſenheit traf er wie gewöhnlich am beſtimmten Orte ein, und fand die Geliebte mit verweinten Augen ſchon daſitzend. Sie entdeckte ihm nun, daß ſie ſchon ſeit mehreren Jahren mit einem jungen Mann verſprochen wäre. Er hatte während der Zeit, wo ſie Horatio kennen und lieben gelernt, eine Reiſe im Auslande gemacht, und ſie war ſo ſchwach und leichtſinnig geweſen, dem neuen Freunde ihre ältere Verbindung zu verbergen. Dieſer Bräutigam war nun zurückgekehrt und ſollte in wenigen Tagen ihr Ehemann werden. Sie beſchwor Horatio, ihre ſchon halb verlorne Ruhe durch öfteres Wiederſehen nicht zu ſtören, ſondern ihr dieß letzte Lebewohl zu ſagen, und ohne ihr zu folgen, ſie fortgehen zu laſſen. Er that, was ſie verlangte; blieb auf dem Hügel, ſah ſie den Pfad durch das Korn hinwandeln und allmählig in dieſem verſchwinden „Ich ſah“, ſagte er, „wie ſie tiefer und tiefer im Hohlwege hinabging; zuweilen erblickte ich noch ihr weißes Kleid im Glanze der Abendröthe; es war mir, als ſähe ich die Zipfel ihres blauen Leibgürtels vom Winde bewegt zurückſchweben und mir gleichſam winken. Zuletzt verſchwand ſie im Korn, und meine Augen haben ſie nie ſpäter erblickt.“

Nach einem kurzen Stillſchweigen nahm er das Wort wieder:

„Eigentlich habe ich immer gewußt und fühle es jetzt tiefer als je, daß dieſe meine jugendliche Liebe unendlich weit unter dem mir jetzt vorſchwebenden Ideale von weiblicher Vollkommenheit ſtehe; dennoch hat dieß Abenteuer großen Einfluß auf das Geſchick meines Lebens gehabt, denn in meinem erſten Gram darüber ſuchte und fand ich Gelegenheit, mich in den Strom der Weltbegebenheiten zu ſtürzen, der mich bald mit ſich fortriß, und weit von meinen Laren entführte.“

„Halten Sie ſich denn nun ganz geſichert vor Amor’s Pfeilen?“ fragte Auguſte. „Können Sie vielleicht, ſo wie Achilles, nur an der Ferſe, das will ſagen, von der Vergangenheit verwundet werden?“

„Welch’ ein vermeſſener Gedanke! in einer ſo ſchönen Gegenwart das zu vermuthen!“ erwiederte er. „Ach nein, meine ſchöne Freundin! meine Bruſt trägt keinen Schild vor Amor’s Pfeilen, aber ſeine Binde kann man in dem neun und vierzigſten Jahre nicht tragen. — Die, welche ich nun lieben ſollte, müßte ich anbeten. Vernunft, Herz, Phantaſie, alle Seelenkräfte müßten ſich in dem einen Gefühle vereinen. Illuſion könnte nicht mehr Statt finden. — Und wie dürfte ich hoffen, daß ein ſolcher Inbegriff von aller Liebenswürdigkeit mir ſollte Gegenliebe widmen können? Und bloß um zu lieben und geliebt zu ſeyn würde ich ein Band knüpfen, deſſen neue und ungewohnte Pflichten mir in dieſem Falle theuer und heilig ſeyn könnten. Es wird ſo viel von der jedem Menſchen obliegenden Verpflichtung: eine Familie zu verſorgen, und von der Glückſeligkeit, Vater zu ſeyn, geſprochen. — Das kommt mir alles wie leere Worte vor, denn wer Herz und Vermögen dazu hat, wird immer Familie und Kinder, wo er Vater ſeyn kann, finden, und ich fühle mich überzeugt, daß ich mich mit weit größerer Liebe an ein von mir ſelbſt erwähltes, fremdes Kind, als an das eigne hängen würde, deſſen Mutter ich nicht geliebt."

Wie viel Verſtand aus dieſen Aeußerungen auch hervorleuchtete, ſchnitten ſie doch wie ein Dolchſtich durch mein armes Herz, und machten auf einmal der paradieſiſchen Ruhe, in der meine Liebe bis hieher gelebt hatte, ein Ende. Ich konnte des Nachts nicht ſchlafen — ich war von meinem Himmel in den Abgrund der Leidenſchaften hinabgeſunken. „Er liebt mich nicht", ſagte ich mit tauſend Thränen zu mir ſelbſt. „Wie habe ich ſo thöricht, ſo eitel ſeyn können, auch nur einen Augenblick dem Gedanken Raum zu geben, daß ein ſolcher Mann fähig ſei, ein unbedeutendes Landmädchen zu lieben!" — Ich war dem von ihm erwähnten Ideal, das er einen

Inbegriff aller Liebenswürdigkeit genannt hatte, recht böſe; ich beneidete die Unglückliche, die ihm Lebewohl auf dem Hügel geſagt, und der ſeine Augen gefolgt waren, bis ſie zwiſchen den Aehren verſchwunden. —

Du mußt übrigens nicht glauben, daß dieſe trübe Stimmung bleibend bei mir war; nein! ſie wurde von lichteren Stunden und Tagen abgelöſt; zuweilen ſchwebte mir doch eine Ahnung, geliebt zu ſeyn, vor. Zuweilen ſprach aus dem Andenken an Dich und unſer Zuſammenleben, und aus der Anmuth der kleinen Iſidore ein guter Engel mir zu. Das Jahr, welches ich in der Reſidenz zubringen ſollte, war zu Ende; ich dachte ſchon an meine Rückkehr mit meiner Iſidore, die ſowohl Du als Auguſte mir erlaubt hatten mitzunehmen, als Du mir ſchriebſt, daß die Schweſter mich gern den Winter hindurch bei ſich behalten möchte, und daß auch Du nicht gern ſäheſt, daß ich den Unterricht in Muſik und Zeichnung unterbräche, wodurch ich Deiner Veranſtaltung zufolge die Talente, welche Du mir beigebracht haſt, ausbilden ſollte. Verzeihe, geliebte Freundin! ungeachtet meiner großen Sehnſucht nach Dir konnte ich in manchem Augenblicke nicht umhin, mich darüber zu freuen, daß ich noch ein halbes Jahr in Horatio's Nähe verbringen durfte, und Du weißt auch, daß ich in meiner Erwiederung auf Deinen Brief nicht unwahr gegen Dich geweſen.

Horatio's Geburtsfeſt fiel im Spätherbſte. Es traf ſich, daß er eben zu der Zeit auf ſeinem Gute war, deſſen ungeachtet ließen wir unſer Geburtstags-Geſchenk nach ſeiner Wohnung in der Stadt hintragen. Es beſtand aus einem Ofenſchirm, den wir Schweſtern im Vereingeſtickt hatten. Oſrick ſchrieb ihm, und wir fügten dem Briefe einige Zeilen hinzu, worin wir ſagten, daß wir uns bemüht hatten, einige Schattenbilder von den vielen Blumen, womit er unſer Sommerleben verſchönert, hervor zu mahnen.

Er ſchickte uns eine Antwort, in ſo anmuthigen, leichten und wohlklingenden Verſen, daß ſelbſt Baggeſen ſich deren nicht geſchämt haben würde. Wir hatten noch ſeinen Brief in den Händen, als Laertes in's Zimmer trat. Wir ließen ihn das Blatt leſen. „Verwundern Sie ſich nicht auch über dieſes Talent bei Horatio?“ fragte Auguſte.

„Nein!“ gab er zur Antwort, „ich habe lange erwartet, dieſen Jupiter ſich in einen Schwan verwandeln zu ſehen.“

„Dieſen Jupiter?“ wiederholte ich.

„Ja, mein Fräulein! Es kommt mir vor, als habe Horatio ſehr viel mit dieſem Gotte gemein; unter andern die Schnelligkeit, womit er, den kleinen Schneeflocken zum Trotz, welche die unbarmherzige Zeit über ſein Haupt ergoſſen, und die er mit dem Gotte freilich nicht gemein hat, die Gunſt ſchöner Damen zu gewinnen weiß.“

„Dieſer Schnee“, nahm Auguſte das Wort, „wie es Ihnen zu ſagen beliebt, auf einem ſolchen Haupte, das ſo viel gedacht, geduldet und gewirkt hat, kommt mir wie ehrenvolle Narben in dem Angeſichte eines Kriegers vor, und dieſe, wiſſen Sie wohl, haben noch nie die Gunſt irgend eines Weibes hinweg geſcheucht.“

„Behüte!“ entgegnete er, „ich zweifle gar nicht, daß es ja ein ſehr rühmlicher Schnee ſei; vielleicht von derſelben Art, als der, welchen die Franzoſen durchwateten, als ſie den St. Bernhard überſchritten. Dieſe weißen Haare ſind gerade wie der ſogenannte edle Roſt, der den Werth und die Ächtheit der Antike beweiſt.“ Er hielt das Blatt noch immer in der Hand. „Welcher von den Damen ſoll ich dieſe Reliquie übergeben?“ fragte er.

Nun entſtand zwiſchen mir und der Schweſter ein ſcherzhafter Streit, welche von uns das Blatt behalten ſolle. „Darf ich nicht“, ſagte Laertes, „der Salomon ſeyn, der in dieſem delicaten Falle zu richten habe?“ Er machte den Brief auf, drehete ihn zu allen Seiten herum, und verſetzte endlich: „Ihn in zwei Hälften durchzuſchneiden würde freilich das Einfachſte ſeyn! aber meiner Weisheit keine große Ehre machen; allein da fällt mir etwas ein: wenn nun eine den Brief und die andere das Siegel erhielte? Belieben Sie ſelbſt zu ſehen, das Siegel iſt gar nicht zu verachten. Es ſteht eine Leier — ja ſogar eine beflügelte Leier darin. Das iſt ein Abdruck der ſchönen Antike, die Horatio in ſeinem Ringe trägt. — Wer weiß, ob dieß kein Talisman iſt, den ihm irgend ein Bramin oder Magus geſchenkt hat. Außerdem könnte es mir Veranlaſſung zu tiefſinnigen, philoſophiſchen Erörterungen geben. Das Siegel iſt die Lyra ſelbſt, das Gedicht ihre Töne; das Siegel das Materielle, das Gedicht das Geiſtige.“

„Wir wollen Ihnen ſo große Anſtrengungen erſparen“, unterbrach ihn Auguſte. „Uebrigens ſind wir ihnen für die gute Idee recht dankbar, und wollen das blinde Glück den Ausſchlag machen laſſen.“

Wir looſten; das Siegel fiel mir zu, und ich war mit meinem Theil zufrieden. — „Das iſt ein Abdruck des Ringes, den er trägt!“ ſagte ich zu mir ſelbſt in der Einſamkeit meines Zimmers. „Wer weiß, ob dieß kein Talisman iſt, ſagte ja Laertes. Mir ſoll dieß Siegel ein ſolcher ſeyn.“

Ich zog aus meinem Kaſten die kleine goldne Kapſel, die unter vielerlei Charivari an der Uhrkette hing; womit Du mir einſt ein Geſchenk gemacht, hervor. Sie war leer und das Siegel paßte darin. Ich ſchloß die Kapſel zu, band eine ſchmale Litze daran, hing ſie um meinen Hals, und trage ſie von derſelben Stunde an immerfort, jedoch Allen verborgen.

Du lächelſt über meine Thorheit. — Ja! Deine Klara war eine Schwärmerin geworden. — Ich hätte dieß Siegel mit allen Schätzen Indiens nicht vertauſcht. Ich zog es hervor, klagte ihm meine Noth, wenn ich betrübt war, ſprach zu ihm, als wäre es Horatio ſelbſt; Alles, was ich ihm verbarg, vertrauete ich ſeinem Siegel an. Ich vertiefte mich in Betrachtungen über den unangenehmen Eindruck, den Laertes Sarkasmen, die weißen Haare betreffend, auf mein Gemüth gemacht hatten. Ich fragte mich ſelbſt, ob ich, wenn es in meiner Gewalt ſtünde, Horatio in einen Jüngling verwandeln würde? Ich fühlte, daß ich es nicht wollte. Nein, dieſen felſenfeſten Glauben, dieß Gefühl von Schutz und Vertheidigung, das beides in ſeiner Nähe mich durchdringt, konnte ich nur für einen ſolchen, in den Kämpfen und Beſchwerden der Welt erprobten Helden fühlen; und außerdem kann man wohl nie, wenn man aus vollem

Herzen liebt, an dem, deſſen ganze Perſönlichkeit uns wie verklärt vor den Augen ſteht, etwas anders wünſchen.

Mit dem Eintritt des Winters begannen unſere gewöhnlichen Geſellſchaften und Vergnügungen. Sie hatten entweder gar nichts Anziehendes mehr für mich, oder auch einen doppelt magiſchen Zauber, ganz nach dem meine eigne Stimmung war, oder der Bedingung zufolge, ob Horatio gegenwärtig oder nicht. — Neue Bekümmerniſſe fanden ſich allmählig ein. Es kam mir vor, als glaubte Auguſte, daß ich Laertes liebte, und ganz der Geſinnung entgegen, die ſie mir im vorigen Jahre bemerken ließ, ſchien es, als wünſchte ſie eine Verbindung zwiſchen mir und ihm; allein noch peinlicher war mir der Gedanke, daß Horatio ſelbſt in manchen Augenblicken derſelben Meinung zu ſeyn ſchien. Die ſchlimmſte Veranlaſſung dazu gab Tante Polonius. — Wenn ſie zu uns hinaufkam, hatte ſie immer ſo viel Böſes von Laertes, von ſeinem Leichtſinn, ſeiner Unbeſtändigkeit und gar zu freien Sitten zu erzählen. Es ſchlug niemals fehl, daß Horatio alsdann ſeine Vertheidigung übernahm, und bei dieſer Gelegenheit ließ er immer die Augen auf mir ruhen, ja richtete zuweilen ſogar die Rede an mich. Ich glaubte ſeine Abſicht zu errathen, und dieß machte mich ſo betroffen und unglücklich, daß dieſe Verwirrung ihn in der Meinung, daß Laertes meinem Herzen ſehr nahe anging, nothwendig beſtärken mußte. Das ſagte ich mir ſelbſt, allein meine Verwirrung war ſo groß, daß ich, ohne die Achtung zu verläugnen, die ich für den jungen Mann, den ich als einen Freund betrachtete, hegte, keine Worte, die meine Geſinnungen verriethen, finden konnte. — Auch

Horatio wurde nach einem ſolchen Auftritte ganz verſtimmt und zerſtreut. Wenn dagegen Tante Polonius Gelegenheit fand, allein mit mir zu reden, liebkoſete ſie mich und ſagte: „Klärchen iſt die Vernünftigſte von Allen zuſammen. Sie wird thun wie ich, und einen bejahrten Mann wählen, der ſie auf den Händen tragen wird.“ Bei ſolchen Worten wurde mir zu Muthe, als wenn man während einer Luſtfahrt von einem Gewitterregen überfallen wird, davon abgeſehen, mit welcher bitteren Empfindung wir zu einem Gute, deſſen Verluſt wir mit heißen Thränen beweinen, uns von Fremden glückwünſchen hören.

Dieſe und ähnliche ſchmerzliche Stunden verſetzten mich oft in eine Stimmung, in welcher ich den erſten beſten Vorwand ergriff, um mich von der Qual, Auguſten in Geſellſchaften zu begleiten, zu befreien; ich ſtrebte mein beängſtigtes Gemüth in der Einſamkeit zu beruhigen und meinen beſten Troſt in dem unſchuldigen Beiſammenſeyn mit der kleinen Iſidore zu ſuchen. Die ſtillen Abende, die ich mit ihr ganz allein zubrachte, waren ein Heilmittel für mein krankes Herz. Auch die kleine Lydia kam, wenn ihre Mutter nicht zu Hauſe war, gern zu mir hinauf, und machte die Dritte in unſerer kleinen Abendunterhaltung. Sie iſt ein herzensgutes Mädchen, mit einem ſchönen Geſichte, und obgleich ſie nur dreizehn Jahre zählt, iſt ſie wie ein anmuthiges Mütterchen für ihre kleinen Geſchwiſter, und bei dieſen muß man ſie ſehen, um ſie recht lieb zu bekommen.

Mein Geburtstag war ein lichter Punct in dieſem für mich ſo dunklen Winter. Horatio hatte uns zu einem winterlichen Feſt eingeladen. Sein Zartgefühl und ſeine Aufmerkſamkeit bezauberten mich. Des Morgens, als ich in mein Cabinet trat, fand ich es mit den ſchönſten Blumen, wahre Wunder in dieſer kalten Jahrszeit, ausgeſchmückt. Neben dem Frühſtücktiſche ſtand auf dem Boden ein großer Korb voller Spielſachen, Bilderbücher und allerlei kleinen Geſchenken für Iſidoren. Auch für Gretchen war ein Geſchenk da, damit auch ſie meinen Geburtstag feiern möchte. Gegen Mittag fand er ſich ſelbſt mit einer großen Anzahl ſchöner Schlitten ein; Onkel und Tante Polonius mit ihren älteſten Kindern, Laertes, Bernard, und noch Einige unſrer Freunde waren in dem Zuge mit. An der Spitze ſaß Deine glückliche Klara in Horatio's Schlitten. — Es war ein ſchöner, heller Tag, und pfeilſchnell, mir zu ſchnell für meine Wünſche, ging die Fahrt dem Meeresufer entlang nach Bellevue, wo ein Mittagsmahl unſerer harrte. Heiterkeit, Humor und eine unerklärliche Behaglichkeit umſchwebten den Tiſch, bei welchem die Freude durch eine feierliche Tafelmuſik noch erhöht wurde. Als wir zurückkehrten, begrüßte uns der ſchönſte Abend; die Sterne funkelten auf den hellen Schneepfad herab; die Schellen der Pferde hallten durch die ſchweigende Nacht. Horatio ſaß hintenauf außer dem Schlitten, allein mir ſo nahe, daß es mir war, als konnte ich ſeinen warmen Athem fühlen. Du weißt, wie ſehr der ſternvolle Himmel mich immer beſchäftigt hat, der wurde nun auch der Gegenſtand unſerer Unterredung.

„Ich habe irgendwo gehört“, ſagte ich, „daß die Erde und die Planeten möglicherweiſe nur Stücke, die ſich von der Sonne losgeriſſen hatten, ſeyn könnten, und ſich nun, wie voller Sehnſucht, um ihren Urſprung drehen. Es iſt mir zuweilen eingefallen, ob es nicht möglich ſei, daß wir nicht ſelbſt in einer Seelenwanderung anderer Natur, als die, welche die Indier annehmen, auf jeder dieſer Erdkugeln, ein Menſchenleben durchwandeln könnten? Und ich habe in meiner Einfalt gedacht, ob es in dieſem Falle nicht wahrſcheinlich ſei, daß wir den Anfang auf Uranus gemacht, und ſo in immer engeren Zirkelgängen uns unſrem Urſprung, der Sonne, nähern. Da nun das Jahr immer länger wird, je weiter ein Planet von dieſer entfernt iſt, und man alſo wohl annehmen dürfte, daß auf jenen dunkleren Erdkugeln die Entwickelung langſamer und das Leben länger und träger ſei, ſo ſcheint mir die Vorſtellung recht plauſibel, daß wir in einem zwar immer kürzeren, allein an Gehalt reicheren Leben, mit einer immer freieren Organiſation, und ſo zu ſagen die Zeit immer mehr und mehr beſiegend, zuletzt, nachdem wir auf Merkurius, wo die Zeit am allerkürzeſten ſeyn muß, gelebt hatten, endlich an der Sonne ſelbſt den Hafen fänden, wo freilich ein ganz andres, uns unbekanntes Zeit-Verhältniß Statt finden muß.“

Horatio hörte mich mit großer Aufmerkſamkeit an. „Mit dem größten Vergnügen“, ſagte er, „habe ich Ihren Worten gelauſcht, aber ſo ſchön, wie Ihr Syſtem mir auch in gewiſſen Beziehungen vorkommt, kann ich es doch, beſonders aus dem Grunde nicht annehmen, weil es nicht denkbar iſt, daß wir bei einem irdiſchen Daſeyn, in welchem wir ja immer auf's Neue ſterben und geboren werden müßten, unſer Bewußtſeyn erhalten könnten, und es ſcheint mir unmöglich, daß dieſes einmal erweckt, durch das, was wir Tod nennen, vergehen könne. — Wir haben nach meinen Anſichten viele Zeichen, daß dieß gegen die Natur der Seele iſt. Von unſrer erſten Kindheit können wir uns an gar nichts erinnern; da muß unſer eigentliches Ich, unſer Bewußtſeyn, noch geſchlummert haben; allein von dem erſten Augenblicke an, wo es erweckt wurde, iſt uns nichts Erinnerungswerthes aus unſerm Leben verloren gegangen. Durch Krankheit kann unſer Bewußtſeyn wohl verloren gehen, aber es wird unbeſchädigt zurückgewonnen. Bei tiefem Schlafe ſchlummert es, aber es wacht jeden Morgen wieder auf, ohne von dem todten Zuſtand dieſer Stunde geſchwächt worden zu ſeyn. Im Traum verläßt es uns nie. Ich habe nie gehört, daß irgend ein Menſch geträumt habe, daß er ein andrer ſey. Ja in dieſem Zuſtande, wo Zeit und Raum ihre Bedeutung für uns verliert, verlieren wir doch nie uns ſelbſt, nie unſern alten Charakter, ſondern bewahren unſer Gefühl für Gutes und Böſes, unſern höchſten Gedanken, den von Gott und dem Unendlichen, und unſere Liebe zu unſren Geliebten.“

„Ach! ſolche Worte höre ich mit Freude“, ſagte ich, „denn kein Gedanke iſt mir ſchrecklicher, als der: ſich ſelbſt zu verlieren, alles Theure und Heilige zu vergeſſen.“

„Nein! liebliche Klara!“ ſo hatte er mich nie früher genannt. — „Nein! wer will wohl vergeſſen?“ verſetzte er. „Selbſt in dieſem Leben wollen wir nicht gern unſre überſtandnen Leiden vergeſſen, am allerwenigſten unſre Liebe, wie unglücklich ſie auch geweſen wäre; vergeſſen wollen wir ſie doch nicht, nicht einmal von ihr geheilt werden.“

Wir waren unter dieſer Unterredung der Vorſtadt nahe gekommen; da ſagte Horatio mit einer, wie mir ſchien, bewegten Stimme: „Ich war willens, Sie zu überraſchen, nun aber will ich ſelber mein Geheimniß verrathen. Ich habe einen Ball in dem Schießhauſe veranſtaltet, ich weiß, daß Sie gerne tanzen. Darauf aber muß Ihr bejahrter Freund reſigniren und beſcheiden zurücktreten, und es dem glücklichen Laertes überlaſſen, Sie zu dem jugendlichen Tanze zu führen, deſſen Schmuck Sie ſind, und der für Ihr Alter paßt. Ich muß mich damit tröſten, mich mit Ihnen in dieſer ſchönen Stunde bis an die Geſtirne, ja ſogar außerhalb der Gränzen der Zeit erhoben zu haben; nun aber macht dieſer Tyrann, uns trennend, ſeine Rechte geltend.“

Die Dunkelheit, deren Schleier meine erröthende Wange verbarg, flößte mir Muth ein. „Ja!“ erwiederte ich, „zwar bin ich jung und tanze gern, glauben Sie mir aber, Horatio! ich bin dennoch fähig, Gold von Glanz und den Ball in einem Tanzſalon von dem Tanz der Geſtirne in dem unendlichen Raume zu unterſcheiden.“

Er neigte ſich über mich und rief: „O Klara!“ allein in demſelben Augenblick erklang ein durchdringendes Geſchrei dicht hinter uns. Horatio kehrte ſich um, rief den reitenden Jokei und fragte, was vorgefallen war? — Es war nichts; ein Schlitten, dem Umſchlagen nahe, hatte die darin ſitzende Dame erſchreckt. Zu gleicher Zeit fuhren wir durch das Gitterthor des hell erleuchteten Schießhauſes hinein, wo eine zahlreiche und glänzende Geſellſchaft unſrer harrete. Unſer Gretchen trat uns entgegen und führte Auguſten und mich in ein abgelegenes

Zimmer, wo unſere Ballkleider und alles, was wir brauchten, ſchon im Voraus von ihr in Ordnung gebracht war. Die übrigen Damen von der Schlittenparthie, die von dem Geheimniſſe gewußt, hatten gleiche Voranſtalten getroffen.

Ich tanzte nicht mit ſo vieler Freude als gewöhnlich, und da Auguſte nie tanzte und die Spielparthie meines Schwagers früh zu Ende war, brachen wir beinahe zuerſt von Allen auf. Als wir zu Hauſe angekommen waren, dachte ich lange, verloren im Sinnen, an die Begebenheiten dieſes Tages. „Ach!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „wie ſollte ich je aufhören können, ihn zu lieben? Ueberall, in den Blumen, in dem Sternenhimmel, in meinem Glauben, in meiner Hoffnung, in allen meinen Gedanken begegnet mir ja ſein Bild.“

Als ich den nächſten Morgen zu Auguſten hineintrat, fand ich ſie ſonderbar verſtimmt. Horatio aß zu Mittag bei uns. Er war in der liebenswürdigſten, glücklichſten Laune, und ſein mächtiger Einfluß verſcheuchte bald alle Wolken. Wir ſaßen noch beim Tiſche, als Tante Polonius zu uns herauf kam. Sie dankte Horatio, jedoch nicht ohne einige für mich peinliche Beziehungen auf ſeine vermeintliche Güte für mich, für das ſchöne Feſt des vorhergehenden Tages. Darauf ging ſie zu dem abgenutzten, mir verdrießlichen Capitel von Laertes über, indem ſie ſagte: „Das iſt recht Schade, daß Auguſte und Klara nicht da geblieben ſind, bis der Ball zu Ende war, denn als ſie ſich fortbegeben hatten, fing es erſt an, recht luſtig zu werden. Laertes war wie verrückt vor lauter Muthwillen, er beſtand dringend darauf, daß ich den letzten Tanz mit ihm tanzen möchte, und als ich endlich nachgab, ſtürmte er ſo mit mir fort, daß ich dachte, es wäre mein letzter Tanz in dieſer Welt geworden. Als wir nach Hauſe wollten, ſprang er in unſern Wagen, und ließ den ſeinigen leer zurückfahren, und als er mir aus dem Wagen half, drückte er mir die Hand ſo gewaltſam, daß mein Handſchuh zerriß, welches ich ihm ſehr übel nahm, und ſtellt Euch nun vor, als ich eine halbe Stunde hernach zum Fenſter hingehe, bemerke ich zu meiner größten Verwunderung ganz deutlich, daß er unten auf der Straße ſtehe, und nach dem Hauſe hinauf ſehe, allein ich machte, als ſähe ich ihn nicht.“

Horatio ſah mich wie gewöhnlich an, und ich fühlte mit Schrecken, wie das Blut mir in die Wangen ſtieg und mein Herz zum Klopfen brachte. „Kann mir jemand dieß Ereigniß erklären?“ fügte Tante Polonius hinzu.

„Allerdings“, erwiederte Horatio mit einem ſonderbaren Lächeln, „ich könnte es wohl erklären, wenn ich wollte, denn“ — ſchloß er halb leiſe zu mir hingewandt, es iſt gar nicht ſchwer zu erklären.“

Sobald es mir möglich war, verließ ich den Salon und ging auf mein Zimmer, wo ich zur Verwunderung meiner Iſidore, die mit den ſüßeſten Liebkoſungen und Schmeichelworten mich zu beruhigen ſuchte, durch einen Strom von Thränen mein Herz erleichterte. — „Ach!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „geſtern war ich ſo glücklich und heute fühle ich mich wieder ſo tief gedemüthiget. Dieſe fortdauernde Bemühung, mich auf Laertes vermeintliche Liebe und Vorzüge aufmerkſam zu machen, zeigt mir einen Andern liebe, iſt doch dieſe Liebe unglücklich, und gehört alſo nur meinem Herzen, iſt ganz mein eigner Kummer. Der Winter iſt bald vorüber; laß mich zur Tante Sophie zurückkehren und mit ihr und Deiner kleinen Iſidore will ich der Erinnerung von der Zeit, die ich bei Dir zugebracht habe, leben.“

Kein Laut, nicht die kleinſte Bewegung verrieth, ob Auguſte mich vernommen oder nicht. — Ich ſaß eine Weile, ohne ein Wort mehr zu ſagen. Darauf erhob ich mich und ging in meine Zimmer; und ſo trat ich von den alten Sorgen begleitet, und von einer neuen umfangen, mein neues Jahr an.

So ging eine geraume Zeit, mit guten und böſen Tagen abwechſelnd, hin. Der Lenz rückte heran. Auguſte war beinahe immer übler Laune und ging jedem Alleinſeyn mit mir aus dem Wege. Endlich überreichte ſie mir eines Tages einen Brief von Dir, der, wie ſie ſagte, in einem Schreiben an ſie eingeſchloſſen geweſen. Ich ſah aus dieſem, daß ſie Dir von Laertes geſchrieben hatte, und daß Du hinſichtlich ſeiner mit ihr einig ſchienſt. Was mich am meiſten bewegte, war die mehr als mütterliche Großmuth, womit Du das, was Du glaubteſt, daß es mein höchſter Wunſch ſei, begünſtigen wollteſt. — Ich erwiederte darauf ehrlich und vertrauend; und in Deiner Antwort erkannte ich, wie immer, Dein engliſches Herz.

Horatio fuhr indeſſen immerwährend fort, unſer Leben mit Allem, was er nur erdenken konnte, zu verſchönern, und durch ſeine ruhige, ſchöne Gegenwart alle Diſſonanzen in unſerm Zuſammenleben aufzulöſen, ſo daß gar zu deutlich, daß er das arme Mädchen, deſſen Herz nur an ihm hängt, verſchmäht.“

Als ich des Abends wieder in den Salon trat, ſaß der Schwager ſchlafend hinter dem Ofen, und Auguſte allein am Theetiſch. Sie ſah unglücklich und verdrießlich aus. Nach einem kurzen Schweigen begann ſie von der eben erwähnten Scene von dieſem Mittag zu reden, und nahm daraus Veranlaſſung zu ſagen: „Laertes liebt Dich bis zur Schwärmerei; das weiß gewiß Niemand beſſer, als Du ſelbſt? Zu Deinem Fenſter wird er hinaufgeſehen haben und nicht zu denen der Tante Polonius. Du ſiehſt ja aus“, fuhr ſie mich fragend anſehend fort, „als wäre das, was ich ſage, recht betrübt.“

„Ja, das weiß Gott!“ gab ich zur Antwort, „das iſt es auch.“

„Wie! Du liebſt Laertes nicht? Sollte es möglich ſeyn?“ Ihre Augen durchdrangen mich mit — ich möchte beinahe ſagen — einem Ausdruck des Entſetzens. Es war, als ging uns beiden in dieſem Augenblicke ein Licht auf.

Ich ſuchte mich zu faſſen. „Nein! liebe Auguſte“, ſagte ich, „ich achte ihn hoch, ich darf ſogar ſagen, er iſt mir werth, allein ihn lieben kann ich nicht.“ —

„Weil Du liebſt —“ Es war, als ſtarb das Wort, das ſie im Begriff hinzuzufügen war, auf ihren Lippen — „weil Du einen Andern liebſt“, wiederholte ſie. Sie legte die Arme auf den Tiſch und ihr Antlitz auf die Arme, wie Einer, der ſchläft. — Wir ſchwiegen beide.

Endlich trat ich zu ihr hin, und während ich mich vergebens bemühete, ihre Hand zu faſſen, ſagte ich: „Auguſte, liebe Schweſter! höre mich! Wenn ich auch ich zu meiner kleinen Schweſter Roſine in den Himmel hinauffliegen. — Gretchen ſagt, daß ſie da oben iſt."

„Wie, Iſidorchen!" rief ich: „Du wollteſt mich verlaſſen?"

„Nein!" rief ſie, die kleinen Arme um meinen Hals ſchlängelnd: „Nein! ich würde wohl zu Dir zurück kommen."

Liebe Tante! ich bitte Dich nicht um Verzeihung, daß ich von meinem kleinen Liebling ſo oft zu Dir ſpreche; auch Du haſt ſie beweint; was wollteſt Du denn nicht erſt gethan haben, wenn Du ſie gekannt, wenn Du, ſo wie ich, ſie in drei Tagen und Nächten mit der Geduld eines Engels leiden geſehen hätteſt. Als ſie den vierten Tag in meinen Armen ſtarb, war ich wie von Schmerz verſteinert. Ich wollte nicht geſtatten, daß ſie aus dem Zimmer gebracht wurde; ich glaubte immer, daß ſie ins Leben zurückkehren würde. Den Reſt dieſes traurigen Tages und die ganze folgende Nacht ſaß ich an ihrem kleinen Bette, das am Fußende des meinen ſtand, in fruchtloſen Verſuchen, ſie zurückzurufen, vertieft. Gretchen, die des Nachts bei mir geblieben war, ſchlief, müde von der Unruhe der vorigen Nächte, ein; ich war ganz allein mit der kleinen Todten, ohne die kleinſte Spur von Grauen zu empfinden. Ich rief ſie mit den ſüßeſten Namen, und gab mich ganz dem Schmerze hin, bis ich vor Ermattung einſchlummernd auf ihr Lager hinabſank, mit dem Kopfe auf ihren Knieen ruhend.

In dieſer Lage fand mich den nächſten Morgen die alte Marianne, die mich freundlich erhob, und mich weinend um Erlaubniß anflehete, die kleine Leiche in den oft ein guter Abend nach einem unſanften Tage folgte. Durch ſeinen Einfluß war es auch gelungen, daß ich Iſidoren mit mir in die Zimmer ihrer Mutter zuweilen nehmen durfte; wenn er ein Buch oder Muſik brachte, holte er ſelbſt mich und ſie mit von meinem Zimmer ab. — Es iſt auch unmöglich, daß ein Kind weniger zur Laſt ſeyn kann, als ſie es war. Sie ſaß ſtundenlang ganz ſtill bei einem Bilderbuche oder kleinen Spielſachen, ohne daß die mindeſte Störung verrieth, daß ein Kind im Zimmer wäre. Wenn ich in ihrer Nähe war, verhielt ſie ſich ruhig; verließ ich aber das Zimmer, eilte ſie ſogleich ſelbſt von dem freudigſten Spiele mit andern Kindern, um mich aufzuſuchen. Ihr liebſter Zeitvertreib beſtand darin, Mährchen erzählen zu hören. Sie beſaß ein ſo ſchnelles Faſſungsvermögen, daß, wenn man ihr irgend etwas beibringen wollte, es ſchien, als hätte ſie es ſchon im Voraus gewußt. Wenn ich gegen Abend auf meinem Fortepiano ſpielte, tanzte ſie dabei wie eine kleine Elfe im Mondſchein; die kleinen Füße berührten kaum den Boden, ihre lichten, ſeidenweichen Locken wurden von der Luft und ihren ſchwebenden Bewegungen gehoben. Ihre großen Augen blickten in die beſſere Welt, der ſie ſchon gehörte, hinein. Der Gedanke von Gott und der Unſterblichkeit lag tief in ihrer Natur, und wenn ich die vielen kindlichen Fragen, die ſie mir von dieſen höchſten Gegenſtänden oft vorlegte, erwiederte, hing ihre ganze Seele an meinen Lippen. — Noch den Tag vorher, ehe ſie krank wurde, ſagte ſie zu mir: „Wenn ich doch bald ſolche Flügel haben könnte, wie der Knabe auf dieſem Bilde, ſo wollte

Salon hinunter tragen zu dürfen, wo Alles zu ihrem Empfang vorbereitet war. Ich wollte es Niemanden überlaſſen, dem geliebten Kinde die letzte Pflicht zu erzeigen. Zum letzten Mal legte ich ihr ihr ſchönſtes weißes Kleid an, ordnete zum letzten Male die ſchönen Locken, machte ſelbſt ihr letztes Lager zurecht, trug ſie in meinen Armen, von Marianne, Gretchen und der guten kleinen Lydia begleitet, hinab, und legte ſie von unſern Küſſen bedeckt und von unſern Thränen benetzt, in den Sarg. Kaum waren wir damit fertig, als Auguſte hineintrat, ſich näherte, die Blicke auf den ſchlummernden Engel warf und mit einem lauten Geſchrei rief: „Gütiger Gott! das iſt ja meine Roſine! ganz ſo wie ich Roſine als Leiche ſah! Ich Unglückſelige, müſſen meine Augen dieſem Anblick zum zweiten Male begegnen!“

In Verzweiflung warf ſie ſich über das Kind und zum erſten Male ſah ich ſie dasſelbe mit Liebkoſungen, die es leider jetzt nicht mehr vergelten konnte, überhäufen. Wir brachten ſie ohnmächtig zu Bette. Mehrere Tage hindurch lag ſie in Krämpfen und in dunkeln Phantaſien befangen, bejammerte ſie in herzzerreißenden Worten ihr unglückliches Schickſal und den Tod ihrer Kinder. Die alte Marianne wechſelte mit mir, des Nachts bei ihr zu wachen, und am Tage wich ich nicht von ihrem Bette. Endlich löſte ſich die Krankheit in heftiges Weinen und tiefen Schlaf auf, welches, wie ich aus Erfahrung wußte, die Vorboten einer ſchnellen Beſſerung waren. Ich verließ nun ihr Schlafzimmer, um ſelbſt in meiner Einſamkeit Ruhe zu ſuchen; in dem anſtoßenden Zimmer traf ich auf Laertes, der eben im Begriffe ſtand, mit meinem Schwager fortzugehen. — Er eilte ſogleich zu mir hin.

„Mein Gott! Fräulein Klara!“ rief er, „ſo bleich! mit ſo verweinten Augen.“

„Thut der Tod der kleinen Iſidore Ihnen nicht auch weh?“ fragte ich.

„Freilich ſehr wehe“, erwiederte er, „allein es betrübt mich doch noch mehr, Ihre Augen in einem ſolchen Zuſtande zu ſehen; denn es gibt viele ſolche kleine Kinder wie Iſidorchen, allein ſolche Augen ſind nicht mehr in der Welt.“

Dieſe Worte machten in dieſem Augenblicke einen ſo widerlichen Eindruck auf mich, daß ich keine Sylbe darauf erwiedern konnte.

Es war eben Char-Freitag. Den nächſten Morgen ſollte meine Iſidore begraben werden. Ich hatte mir einige Blumen verſchafft und ſie in mein Zimmer hinaufbringen laſſen, um einen Kranz für ihren Sarg zu winden und ſie ſelbſt damit zu ſchmücken. Doch vermochte ich nicht an der Thüre des Saales vorüber zu gehen, ohne hineinzutreten, um allein und ungeſtört ſie noch einmal zu ſehen. Es war Abend; der Mond ſchien hinein und erhellte zum letzten Male die anmuthige Geſtalt. Ich ſchlug den Schleier von ihrem Antlitz und zog den Vorhang vom Fenſter weg, um recht die geliebten Züge zu betrachten. Allein — guter Gott! wie kann ich mein Entſetzen ausdrücken! Ich fand dieſe ſüßen Züge verändert, der ſchlummernde Engel war eine Leiche geworden. Ein unendlicher, entſetzlicher Schmerz ergriff mich; kaum daß mir Kraft übrig blieb, einen Stuhl zu erreichen, auf den ich mich zitternd niederwarf.

Auf einmal wurde die Thüre geöffnet, und Horatio trat ſchnell ein. Er ſchien über meinen Zuſtand zu erſchrecken, doch faßte er ſich und ſagte: „Ihr Schwager iſt nicht zu Hauſe, Ihre Schweſter ſchläft. Geſtatten Sie, daß ich Sie auf Ihre Zimmer begleiten und eine Stunde bei Ihnen zubringen dürfe.“

Durch ſeine Anweſenheit geſtärkt, erhob ich mich und auf ſeinen Arm geſtützt erreichte ich mein Cabinet. Die Lampe ſtand ſchon angezündet auf dem kleinen Sophatiſch, und neben ihr der Korb mit Blumen. Horatio führte mich zum Sopha hin und ſetzte ſich neben mir auf einen Stuhl.

„Liebliche Klara!“ ſagte er, meine Hand ergreifend, „nicht ſo, nicht mit dieſer ſtummen Verzweiflung dürfen wir die glücklichern Geliebten, die früher als wir den Hafen erreichen, betrauern, ſondern mit ſtillen Thränen, mit frommer Geduld uns dieſem Grame hingeben, der nur der Liebe gehört und nicht mit der Bitterkeit und Angſt mancher unſerer übrigen Sorgen vermiſcht wird. Daher ſchmücken wir das Grab mit Blumen, um dadurch die Empfindungen anzudeuten, die bei dieſem feierlichen Schmerze uns beſeelen ſollten.“

Der Fenſter-Vorhang war offen, der Mond ſchien und erhellte ganz das kleine Zimmer; ſeine Strahlen fielen auf die Blumen und Horatio's Antlitz. Das in's Blaue ſchillernde Licht des Vorgrundes im Verein mit dem röthlich-gelben Schein der Lampe, und der ſtarke Duft der Blumen verliehen der ganzen Umgebung einen ſonderbar magiſchen Charakter, der zugleich mit Horatio's Worten einen ſo ſanften Eindruck auf mich machte, daß ich nicht umhin konnte, ihm die Hand zu reichen.

„Ich kann Ihnen“, ſagte ich, „nicht beſſer erwiedern, als mit einigen poetiſchen Zeilen, die mir immer ſehr ſchön vorgekommen ſind:

„Blumen unter Elfen-Tanz
Will ich Euch beim Mondſchein pflücken,
Blumen ſind ja meine Seufzer —
Bilden ſich ſo leicht zum Kranz.“

„Und ich“, ſagte er, „erſuche Sie auch um die Erlaubniß, etwas vorzutragen, das eben zu dieſer Stunde paßt, und nicht bloß eines Dichters, ſondern auch eines Apoſtels würdig iſt.“

Mit dieſen Worten zog er ein Buch hervor, und während ich mit meiner traurigen und doch ſchönen Arbeit beſchäftigt war, las er mir mit begeiſterter und bewegter Stimme Dr. Mynſter's Predigt: „Von unſern geſtorbenen Freunden“ vor. Begierig ſaugte ich jedes dieſer Worte ein, und eröffnete mein halb hingeſtorbenes Herz dem Troſte, der wie ein heilender Balſam meine blutende Wunde berührte; und während deſſen bildete ſich der Kranz und die kleinen Blumenſträußchen wie von ſelbſt; und ich benetzte ſie mit Thränen, die, wie Horatio ſich ausgedrückt hatte, ſanft und geduldig waren.

„Laßt uns jetzt hinunter gehen“, ſagte er, „der kleinen Iſidore unſer letztes Opfer zu bringen, und ſie darauf Ihm empfehlen, der den kleinen Kindern das Himmelreich verſprach.“

Wir gingen in den Saal hinab; er war erleuchtet, und die ganze Dienerſchaft des Hauſes hatte ſich dort verſammelt. Wir ſchmückten die kleine Iſidore mit Blumen; knieend befeſtigte ich den Kranz auf den häßlichen, ſchwarzen Sargdeckel, der meinen Liebling bedecken ſollte, und benetzte ihn mit meinen Thränen. Darauf küßte Horatio und ich die kleinen bloßen Hände, und endlich, mich mit Gewalt von dieſem bittern und zugleich ſüßen Abſchiede losreißend, folgte ich ihm aus dem Saale. Marianne, die mit vielen wohlgemeinten Aeußerungen meiner in Leben und Tod treuen Liebe zu der kleinen Verſtorbenen eine Lobrede gehalten, eilte uns nach und zeigte uns an, daß ihre Herrſchaft aufgeſtanden war und uns in ihrem Zimmer erwartete. Wir fanden Auguſten blaß und verweint, aber ruhig. Horatio verſtand auch hier den paſſendſten Ton zu finden, und ſo vergingen in ſtillen, herzlichen Geſprächen die Stunden und die betrübten Schweſtern trennten ſich mit liebevollen und erleichterten Herzen, um zur Ruhe zu gehen.

In meine Zimmer gekommen, bemerkte ich dort eine unterdeſſen vorgenommene Veränderung. Iſidorens kleines Bett war aus meinem Schlafzimmer fortgetragen und eine Commode ſtatt deſſen hingeſtellt. Ueber dieſem hing der bekannte engliſche Kupferſtich mit der Unterſchrift: „An Angel carrying the Soul of a child to Heaven“ — das liebſte Geſchenk, das mir in dem Augenblick gemacht werden konnte, und ich errieth leicht, woher es kam. So viele Aufmerkſamkeit, ſo große Sorgfalt für mich konnte ihre Wirkung nicht verfehlen, und unter ſüßen Ahnungen ſenkte ſich der Schlaf wohlthätig auf meine verweinten Augen nieder.

Dieſem Abend folgten mehrere ſtille, ſchöne Wochen. Die Wehmuth, die ihren Schleier über unſer, dem Geräuſche der Welt verſchloſſenes Trauerhaus verbreitete, erhöhete die Innigkeit, die in unſrem Abend-Cirkel herrſchte, der gewöhnlich aus Horatio und uns beiden Schweſtern beſtand. Allein kaum war die Luft der großen Welt wieder in unſre Räume hineingedrungen, als die Büchſe der Pandora ſich wieder öffnete.

Meine alten Sorgen und Verlegenheiten erhielten einen neuen Zuwachs durch die dunklen Wolken, die trotz der Selbſtbeherrſchung und des Welttons, womit er ſie zu verbergen ſuchte, doch nun beinahe immer Horatio's Stirn verdüſterten. Seine Beſuche wurden ſeltner, und meine Gemüthsſtimmung noch unglücklicher, als ich erfuhr, daß er, ſtatt ſeinem erſten Entſchluß zufolge, ſich in ſeinem Vaterlande häuslich niederzulaſſen, willens ſey, erſt einen Freund in England zu beſuchen und vielleicht mit dieſem eine noch größere Reiſe zu unternehmen.

Um das Unglück voll zu machen, trug ſich nun auch Tante Polonius mit ganz ſonderbaren Neuigkeiten um, die ſie recht con amore erzählte, obgleich ſie gewahrte, wie ſehr ſowohl Auguſte, als ich dadurch verſtimmt wurden. Sie wollte nämlich aus einer ſichern Quelle wiſſen, daß Horatio mit einer liebenswürdigen, Witwe, die er ſchon ſeit vielen Jahren geliebt, und die nun mit ihm in London zuſammentreffen ſollte, verlobt ſey. — Ich ſehnte mich nun nur darnach, Copenhagen fliehen zu dürfen, und wurde ſo mißmuthig, daß ich mich bei jedem verſchwindenden Maitag, der den Juni-Monat heranrückte, freuete, weil dann Deiner Beſtimmung zufolge Cornelius mich abholen und zu der ſchönen Heimath meiner erſten Jugend zurückbringen ſollte.

So ſtanden vor einigen Tagen die Sachen, als Onkel und Tante Polonius zu Mittag, in Geſellſchaft mit Laertes, Horatio und Bernard bei uns aßen. Zwiſchen den beiden Letzteren hatte ſich in der ſpätern Zeit eine freundſchaftliche Verbindung gebildet. Horatio beſuchte oft unſern alten Freund, und ich hörte mit Vergnügen, daß er ihn eingeladen hatte, den Sommer auf ſeinem Gute zu verleben.

Dieſen Mittag war Horatio aufgeräumter als gewöhnlich, und als eine Folge davon wich auch die Verſtimmung von uns Andern. Gleich nach Tiſche verließ uns Laertes, und kaum war er aus der Thüre, als jene albernen Geſpräche wieder ihren Anfang nahmen. Onkel nahm auch Antheil daran, und erzählte eine Geſchichte von einer namhaften Summe, die Laertes an einem Abend im Spiele verloren haben ſollte.

Horatio war aufgeſtanden und ging im Zimmer auf und nieder; endlich übernahm er mit größerer Kraft und Wärme als je zuvor die Vertheidigung des Abweſenden, und ſchloß mit den Worten: „Gibt's denn etwas Unedleres und Thörichteres, als elenden Stadtgerüchten und Verleumdungen, obendrein einen Hausfreund betreffend, der in unſrem Kreiſe gegen ſolche Anfälle geſichert ſeyn ſollte, das Ohr zu öffnen? Wie können Sie einem von uns Allen als edel und ausgezeichnet anerkannten Manne etwas Schlechtes zutrauen? Ich, der ich nur ein Jahr hindurch ihn gekannt habe, bin von ſeinem wahren Charakter ſo überzeugt, daß ich auf ritterliche Weiſe in die Schranken für ihn treten und ſeine gute Sache verfechten würde. Und auch angenommen, daß alle dieſe kleinen Geſchichten, die wir zuweilen von ihm gehört, wahr ſind, was beweiſen ſie denn mehr, als daß er jung und feurig iſt. Iſt das eine Sünde, dieſe Vorzüge zu beſitzen? Wer nicht Jüngling geweſen, wird nie Mann.“

Mein Schwager und Auguſte nahmen nun auch Laertes Parthie; ja, was noch mehr ſagen will, Tante Polonius ſelber und Onkel mußten ſich nun ganz allein gegen dieſe Drei vertheidigen, denn Horatio ſprach kein Wort mehr, ſondern näherte ſich mir, die bei meiner Arbeit am Fenſter ſaß und flüſterte. „Laſſen Sie ſich von dem Allen nicht irre machen, Fräulein Klara! Sie leiden bei dieſen Geſprächen, das habe ich oft bemerkt, aber verlaſſen Sie ſich darauf, daß ſie einen Freund an Horatio beſitzen, der keinen größeren Troſt, als den, zu Ihrem Glücke beigetragen zu haben, in ſeine Verbannung mitnehmen könnte.“

Denke Dir meine Albernheit, liebe Tante! Dieſe großmüthigen Aeußerungen erbitterten mich und flößten mir Muth ein zu erwiedern: „Sie ſind, das habe ich oft bemerkt, im völligen Irrthume, was meine Empfindungen betrifft. Ich achte Laertes hoch, und habe, ſo wie Sie, Zutrauen zu ihm, allein ſeine perſönlichen Angelegenheiten ſind mir eben ſo gleichgültig, als meine Gefühle ihn angehen.“

Horatio ſah mich ſchweigend und verwundert an. Ich ſchämte mich der mir ſelbſt fremden Weiſe, womit ich ihm erwiedert hatte. Ich wollte aufſtehen und meinen Platz verlaſſen; in meiner Verwirrung warf ich den kleinen Tiſch um, bei dem ich ſaß. — Horatio faßte darnach und in dieſem Wirrwarr fiel ſeine Brieftaſche ihm aus dem Buſen, rollte weit auf dem Boden hin, ſprang auf und ein Portrait kam zum Vorſchein. Schnell wie der Blitz eilte Auguſte hinzu, um ſie aufzuheben, Horatio kam ihr aber zuvor, ergriff ſie ſchnell und ſteckte ſie zu ſich.

„Wie?“ rief Auguſte, „Sie haben einen geheimen Raum in Ihrem Portefeuille, in dem ſich ein Portrait verbirgt! Das müſſen Sie uns zeigen.“

Er weigerte ſich aber ſtandhaft und ging gleich nachher mit Bernard fort. All mein Blut wurde zu Eis. — Nun ſah ich wohl, daß Tante Polonius wahr geſprochen.

Der Schwager und die Schweſter hatten mit ihr und dem Onkel verabredet, die Kunſtreiter beſuchen und nachher in dem Gartenhauſe des Oheims zu Nacht ſpeiſen zu wollen. Ich hatte mich deſſelben Morgens recht unwohl befunden und damals ſchon mich entſchuldigt. — Wie zufrieden fühlte ich mich, zu Hauſe bleiben zu können. Sie fuhren ſogleich ab und ich ſchloß mich in mein Zimmer ein, wo ich mich ganz meiner Verzweiflung hingab. Auf einmal fiel der Gedanke mir ein: „Was würde wohl Tante Sophie ſagen, wenn ſie mich in dieſer Stimmung ſähe, ſie, die mich ſo oft vor der verderblichen Gewalt der Leidenſchaften gewarnt, die mich in das Getümmel der Welt hinausſchickte, damit ich wie Gold im Feuer die Probe beſtehen ſollte? Ach, ich beſtehe dieſe Probe ſchlecht! ich kenne mich ſelbſt nicht mehr!“ — Ich ſchämte mich meiner Heftigkeit und meines Kleinmuthes.

„Ich will nicht allein heute Abend zu Hauſe ſitzen und mich unnützen Sorgen überlaſſen!“ ſagte ich raſch zu mir ſelbſt. — Ich will unter Gottes freien Himmel hinaus — ich will das Grab meiner Iſidore beſuchen.“

Ich führte ſogleich meinen Entſchluß aus und eilte vor das Thor nach dem allgemeinen Kirchhof hinaus, wo ich bald das kleine Grab mit ſeinem jungen Blumenflor fand. Es lag gerade am Fuße eines großen marmornen Denkmals, auf deſſen Stufen ſetzte ich mich und benetzte mit herzlichen Thränen die Erde, die meinen kleinen Liebling verbarg. Endlich bemühete ich mich, mich zu faſſen, ich ſah mich um, Alles war ſtill! es bewegte ſich kein Wind; ein kleiner Vogel klagte leiſe pfeifend, als wäre auch er betrübt, auf einem nahen Baume; ſonſt war kein lebendiges Weſen in der Nähe; nur Todte umgaben mich, nur Gräbern begegnete das Auge, wo es ſich auch hinwandte.

„Ach!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „Alle die, welche hier ruhen, haben getrauert und gelitten wie ich, und das iſt nun überſtanden. Wie viele Lebende haben ſich nicht mit zerriſſenen Herzen an dieſe Gräber hin und wieder zurückbegeben; wie viele Thränen ſind nicht in den Schatten dieſer Bäume geronnen, und o mein Gott! was ſind wohl meine Leiden gegen diejenigen, wovon dieſe Grabmähler Zeuge geweſen, gegen die, welche die Erde hier verbirgt! Ich beweine hier ein Kind, das ich nicht mit Aufopferungen und Leiden erkauft hatte, ſondern nur zu meiner Freude lebte, ich verzweifle wegen eines Mannes, der mich nie beleidiget oder getäuſcht, ſondern nur mein Leben getröſtet und verſchönert hat. Wie bin ich undankbar, über eine Zeit zu klagen, die in Liebe und Glück vergangen iſt.“

Inbrünſtig bat ich Gott um Kraft, meine Liebe — nicht zu beſiegen; nein ſie rein und heilig ohne Eiferſucht und häßlichen Leidenſchaften tief in meinem Herzen zu bewahren, damit ich durch das ſchöne Andenken von ihr veredelt werden und mein Leben und meine Jugend nicht in leeren Schwärmereien untergehen müſſe. Ich wurde ruhiger, ich ſagte zu mir ſelbſt: „In wenigen Tagen verlaſſe ich ja Copenhagen und kehre zurück in die Arme einer lieben Mutter; nun, ſo will ich mich auch ermuthigen, und hier auf dieſes Grab will ich den Talisman, der mehr, als ich es ſelbſt gewähnt, mich in meinen thörichten Träumen geſtärkt hat, niederlegen. Dies Siegel, das ich ſo treu getragen, will ich hier mit Capſel und Litze auf immer von mir legen.“

Ich zog es hervor und ſah es an. „Nein! keine fremde Hand ſoll dich finden“, ſeufzte ich, „in Iſidorens Grabe ſollſt du ruhen. Wenn ich im Traum meinen Liebling ſehe, ſoll ſie dich tragen.“ Ich nahm einen Blumenſtock und machte mit ihm eine kleine, tiefe Oeffnung zwiſchen den Blumen auf dem kleinen Hügel. Ich betrachtete noch einmal die beflügelte Lyra, küßte ſie unter vielen Thränen, machte die Capſel zu, und bückte mich, um ſie in die Erde hinein zu legen, als in demſelben Augenblick eine ſtarke Hand meinen ausgeſtreckten Arm faßte und mir die Litze aus den Händen riß.

Horatio zu erblicken, ihn die Capſel öffnen und ſich zu meinen Füßen werfen zu ſehen, war alles in einem Augenblick geſchehen. Er umfaßte meine Knie, weinte, zitterte und war unfähig, auch nur ein Wort zu reden. — Was ſoll ich mehr ſagen? Unſer Bund im Leben und Tod war geſchloſſen! Endlich erhob Horatio ſich. „O, meine Klara!“ rief er, „auf welcher Stelle haſt Du mir Deine Treue geſchenkt?“

„Ach!“ ſagte ich, „die kleine Iſidore hat Wort gehalten. Sie hat ihre Freunde zu ihrer Ruheſtätte gerufen und ſie hier vereint.“

An Horatio's Arm ging ich nun aus der Pforte, durch die ich mit ſo ſchwerem Herzen hineingetreten war. Es war mir, als ſei ich von dem Tode zu einem neuen und beſſeren Leben herausgegangen. Wir gingen langſam über den Wall und durch den Roſenberger Garten zu Hauſe. Welche Wanderung! Wir erörterten mit einander unſer ganzes Zuſammenleben, von dem erſten Augenblicke an, als wir uns geſehen. Horatio ſagte mir, daß er von der erſten Stunde an mich geliebt, und daß ich ſeine erſte wahre Liebe ſey. Allein er glaubte und fand es billig, daß ich den jungen Laertes vorzöge, obgleich er aus mehreren Gründen vermuthete, daß irgend eins meiner Verhältniſſe ſich dieſem Wunſche entgegengeſtellt; daß er ſich entſchloſſen hatte, Troſt darin zu ſuchen, mir Freund und Stütze zu ſeyn, und dann abzureiſen, bis es ihm gelang, die Leidenſchaft, die ihn zu unterjochen drohete, zu beſiegen; daß aber meine zürnende Antwort heute ihn zum Wanken gebracht habe. Er war Bernard nach Hauſe gefolgt, und von deſſen Fenſter hatte er mich vorübergehen geſehen. Von einer unwiderſtehlichen Gewalt getrieben war er mir gefolgt, hatte mich auf den Kirchhof hineinſchlüpfen geſehen und ſich hinter das große Denkmal, an deſſen Fuß ich ſaß, verborgen, und war ſo Zeuge aller meiner Bewegungen geweſen. „In der Flucht ergriff ich“, ſagte er, „die ſeligſte Gewißheit, der ſchönſte Augenblick meines Lebens.“

Als ich unter dieſen unſern wechſelſeitigen Bekenntniſſen auch des Portefeuilles mit dem Portrait erwähnte, zog er es ſchweigend hervor, öffnete es mit einem wehmüthigen Lächeln, und beim erſten Anblick erkannte ich das Bild des großen Kaiſers. „Ich glaubte“, ſagte er, „daß dieſe Art Portefeuillen der heutigen Geſellſchaft bekannt war, daß Auguſte dieß Bild geſehen und mit ihrer gewöhnlichen Schalkheit daraus Anlaß nehmen wollte, Bernard zu necken, und ich wollte um keinen Preis den alten Mann verletzen, wie gern ich auch in allen andern Fällen mir eine Ehre daraus machen würde, dieß Bild aufzubewahren.“ — Jeder Zweifel war nun verſchwunden, jeder Schmerz geſtillt. Wir befanden uns eben im Roſenberger Garten. Es war Muſik da. — Wir erkannten eine Melodie von Weyſe und erinnerten uns jenes Auftrittes in der Kirche, als unſre Blicke ſich zum erſtenmal begegneten und mehr beredt als Worte unſere Liebe bekannten. Die Geſtirne, die immer ſichtbarer vom Himmel herab funkelten, riefen uns die nächtliche Schlittenfahrt zurück, als wir zum erſtenmale wagten, einander jene in Worten ahnen zu laſſen.

„Wie ſelig iſt doch die Liebe!“ rief Horatio: „nur ſie allein gibt uns einen Vorgeſchmack von der Ewigkeit, denn nur ſie lebt zu gleicher Zeit in der Vergangenheit, der Gegenwart und in der Zukunft, wie in einem ſeligen Augenblick. O, meine Klara! Dein holdes Weſen, dieſer

Abend, ſind das Einzige, das in meinem ganzen Leben die Anſprüche meines ungenügſamen Herzens völlig befriedigt hat. Eine frohe Ahnung ergriff mich an der Gränze meines Vaterlandes; allein, o Gott! durfte ich glauben, daß ein ſolcher Preis des unverdroſſenen Wanderers dort harrete!“

Es war ſchon ſpät; wir eilten meine Wohnung zu erreichen. Als ich den nächſten Tag zu Auguſten hineingehen wollte, fühlte ich mich ſehr beklommen, ich entſchloß mich indeſſen, ihr das Vorgefallene ſelber zu vertrauen. Sie ſaß am Fenſter, ich konnte ſehen, daß ſie geweint hatte. Sobald ſie mich gewahrte, reichte ſie mir die Hand. „Ich weiß Alles, liebe Klara!“ ſagte ſie. „Horatio iſt hier geweſen.“ Sie zog mich zu ſich hin, umarmte mich und verſetzte mit ihrer ganzen Anmuth: „Glaube nicht, daß mein ſchwaches Herz Dir Dein Glück beneidet. Nein, ich will den erſten aller Männer und Dich, Du engelreines Kind, Du glückliche Tochter der Tante Sophie, nicht vergebens kennen gelernt haben. — Verzeihe mir, daß ich nicht wie Du ſeyn kann! Verzeihe mir um Iſidoren willen.“ Unter ſchweſterlichen, heißen Thränen umarmten wir uns, und ich dachte: Nun hat Iſidore wieder Wort gehalten.

Noch eins ſtand zurück. Ein paar Tage hernach ſagte mir Auguſte, daß, obgleich ich gewünſcht hatte, meine und Horatio’s Verbindung geheim zu halten, bis Deine Einwilligung mich beglückte, ſie doch geglaubt hatte, Laertes davon unterrichten zu müſſen, daß er über dieſe Nachricht verzweifelte und Willens war, Alles verlaſſend plötzlich abzureiſen. Dieſer Bericht ſchmerzte mich tief. Ich fragte mich ſelbſt: was würde Tante Sophie an deiner Stelle thun? Als einen Erfolg dieſer Betrachtungen ließ ich Laertes um ein Geſpräch bitten. Er kam zu mir. — Ich bediente mich der ganzen Fülle der Wahrheit und der Freundſchaft, um ihn zur Vernunft und Ruhe zurück zu führen. Horatio trat ein; er faßte Laertes Hand und ſagte: „Verzeihen Sie mir, mein wackerer Nebenbuhler! verzeihen Sie mir ein Glück, von dem ich immer gedacht, daß Sie es verdienten. Seyn Sie überzeugt, daß ich Ihretwegen viel gelitten. Verzeihen Sie mir wie geſagt mein Glück, ſo wie ich in mancher bittren Stunde Ihnen Ihre Vorzüge verzieh.“

Laertes war ſehr bewegt. „Ja!“ gab er zur Antwort, „ich werde ſtreben, mich Ihrer Meinung von mir würdig zu machen. Ich gehe meinen alten, bekümmerten Vater zu beruhigen und ihm zu ſagen, daß es Klara iſt, die mich zu der Vernunft und zu ihm zurückgeführt.“

So ſchließen denn nun die Diſſonanzen meines Herzens und meiner Verhältniſſe mit einem beruhigenden, harmoniſchen Accord. Und nun wenden ſich alle meine Wünſche, meine ganze Sehnſucht zu Dir. Ich mußte Dich von Allem unterrichten, damit ich mit völlig erleichtertem Gemüth die Rückreiſe antreten könne. Ich wünſche einen Monat allein bei Dir zuzubringen, bevor Horatio mit Auguſte und Yorick eintrifft. Schicke je früher je beſſer Cornelius, um mich abzuholen, denn von jetzt an zähle ich die Stunden, bis ich Dich ſehen und hören werde mich nennen

Deine Klara.

Der Frauenlob.

I.

Vor'm Haus ein Harfner wohlgemuth
Sitzt auf der Bank von Stein,
An ſeiner Bruſt die Harfe ruht,
Geformt gar ſchön und fein.

Reich iſt ſein Haupt und hell und dicht
Von Goldgelock' umkränzt,
Das lieblich ihm vom Angeſicht
Zur Harfe niederglänzt.

Und um den Harfner, lauſchend, ſtumm,
Wie Blumen anzuſchau'n,
Viel roſ'ge Mägdlein ſtehn herum,
Und edle Herr'n und Frau'n.

Der aber lockt gar hellen Klang
Aus ſeinem Spiel hervor,
Und ſtillentzücket horcht dem Sang
Gar gern der Schönen Ohr.

Laut ſingt er von der Frauen Preis,
Von Liebesglück und Huld,
Von Herzen treu und Liebe heiß,
Von Sanftmuth und Geduld.

Von ſchöner Augen Himmelslicht,
Von Wangen Morgenroth,
Von Minneſold und Minnepflicht
Und tiefer Sehnſucht Noth.

Die Ritter nicken ihm gar mild
Von ſtiller Luſt bewegt,
Verſchämt manch ſüßes Frauenbild
Den Blick zur Erde ſchlägt.

Da kam zu mancher Hand herbei
Manch eine andre Hand,
Die bracht es bald im Druck ihr bei,
Was ſtill das Herz empfand.

Und als vom Lied ſo minniglich
Der letzte Laut verklang,
Da ſeufzte Manches ſtill für ſich:
„Daß er nicht länger ſang!“

II.

Zu Mainz im hohen Schloſſe,
Da gibts ein Faſtnachtsſpiel,
In Wagen und zu Roſſe
Nahten der Gäſte viel.

Viel ſchöne, blanke Frauen,
Viel Herr'n in ſtolzer Tracht,
Wie Sterne all' zu ſchauen,
Glanzſchimmernd aus der Nacht.

Auch Meiſterſänger kamen
Daher von Oſt und Weſt,
Wer wüßte all die Namen?
Zum heitern Faſtnachtsfeſt.

Der Herzog ſitzt zu Throne
Beim frohen Sängerſtreit,
Und eine Lorbeerkrone
Hält ſeine Hand bereit.

„Und wer mir bis zu Zähren
Heut das Gemüth erweicht,
Dem ſei der Kranz der Ehren
Aus meiner Hand gereicht.“

Da klingen wohl die Saiten
Entlang den lichten Saal,

Da tönt in alle Weiten
Gar wundervoller Schall.

Und kühne Heldenſagen
Von Sieg und Heidenſchlacht
Aus lang entſchwundnen Tagen
Entſteigen todter Nacht.

Gar freudig ſchau'n die Ritter,
Die Frau'n gar ſtill und bang,
Wie zürnend Ungewitter
Erbrauſt der Harfen Klang.

Der Herzog aber ſitzet,
Das Haupt zur Bruſt geneigt,
Sein Aug' wohl glüht und blitzet,
Doch ſitzt er ſtill und ſchweigt.

D'rauf tönen fromme Lieder
Von Palmen hell und grün,
Die uns im Jenſeits wieder
Vielfreudig auferblüh'n.

Sie ſingen von den Freuden
Der ſchönen, beſſern Welt,
Die uns, als Lohn der Leiden,
Der Herr noch vorbehält.

Und fromm in Andacht ſchauen,
Gefaltet manche Hand,

Die Ritter und die Frauen
Im Geiſt der Sel'gen Land.

Der Herzog aber, ſäumend
Noch immer hält die Kron',
Und ſitzet ſtumm und träumend
Auf ſeinem goldnen Thron.

Da tritt gar unbefangen
Ein Jüngling aus der Schaar,
Mit friſchen, roſ'gen Wangen
Und goldgelocktem Haar.

Der greift wohl in die Saiten
Hinein mit kräft'ger Hand,
Der läßt wohl Töne gleiten,
Wie's Keiner noch verſtand.

Der ſingt in hellen Tönen,
Wie's Keinem noch gelang,
So Lob als Preis den Schönen
Im lieblichſten Geſang.

Er ſingt, von Glut erfüllet
Die keuſche Sängerbruſt,
So friſch und unverhüllet
Der reinen Minne Luſt.

Er ſingt von ihrer Dauer,
Die ohne Maß und Zeit,

Er ſingt von ihrer Trauer
Und ihrer Seligkeit.

Da ſchau'n die Frau'n wohl alle
Gar freudig und bewegt,
Da hat im ganzen Saale
Sich nicht ein Laut geregt.

Da hüllt mit beiden Händen
Der Herzog ſein Geſicht,
Die Thrän' kann ihn nicht ſchänden,
Die aus dem Aug' ihm bricht.

Ihm war die Zeit entſchwunden,
Der Liebe Luſt und Glück,
Nur des Verluſtes Wunden
Behielt er noch zurück.

Und ſchnell reicht er zum Lohne
Den Kranz dem Sänger hin:
„Dein ſey die Lorbeerkrone
Als rechtlicher Gewinn!“

„Und weil Du all Dein Streben
Auf Frauenlob verwandt,
So ſey hinfort im Leben
Der Frauenlob genannt!“ —

III.

In Mainz, in Mainz, der alten Stadt,
Da hauſt ein reicher Mann,
Weiß nicht, wo Eine Reicher'n hat
Auf dieſem Erdenplan.

Und ſagt, wer ſollt' das anders ſeyn,
Als er, der Harfnergreis,
Der ſchon in ſeines Lebens Mai'n
Sang all der Schönen Preis.

Der königlichen Eiche gleich
Steht er im Sängerwald,
Iſt auch ſein Haar ſchon ſilberbleich,
Noch ſchlägt ſein Herz nicht kalt.

Auch zählt er ſeinen Reichthum nicht
Nach eitlem, ſchlechten Gold,
Es ſtrahlt aus ſchöner Augen Licht
Aus Wangen zart und hold.

Es iſt die Gunſt der Frauen all
Im ganzen deutſchen Land,
Wohin noch ſeines Liedes Schall
Den geiſt'gen Flug gewandt.

Und wohl verwahrt trägt er ſein Glück
Und ew'ge Frühlingsluſt,
Blieb er an Hab' auch gleich zurück,
In ſeiner eignen Bruſt.

Den Meiſterkranz im weißen Haar,
Das Herz noch friſch und warm,
So lebt er aller Sorgen bar,
Und ohne Leid und Harm.

So lebt er in der alten Stadt,
Ein reicher, reicher Mann,
Weiß nicht, wo Eine Reicher'n hat
Auf dieſem Erdenplan.

IV.

Des finſtern Mantels Falten
Ausbreitet weit die Nacht,
Die Stern' am Himmel halten
Allein noch ihre Wacht.

Da hallt gedehnt und ſchaurig
Vom Münſter Glockenklang,
Da naht ein Zug gar traurig
Die finſtre Straß' entlang.

Und immer mehr dem Grauen
Entringet ſich die Schaar,
Ein ganzes Heer von Frauen
Gereihet Paar an Paar.

Wie viel der Schönheitsſonnen
Da prangten im vollſten Licht,
Dazwiſchen der Matronen
Ehrwürd'ges Angeſicht.

Und wo ſie wandeln, ſchimmert
Gar heller Kerzenſchein,
Um ihre Häupter flimmert
Goldblum' und Rosmarein.

Und in des Zuges Mitte
Ein Sarg ſchwankt hoch hervor,
Geſchmückt nach alter Sitte
Mit Todtenkron' und Flor.

Sechs Mägdlein ſind's, die tragen
Auf zarten Schultern ihn,
So unter Schluchzen, Klagen
Sie nach dem Kirchhof zieh'n.

„Ei ſagt, wer iſt gegangen
Zur Ruh' in dieſer Zeit,
Daß ihm ſo ſchmerzbefangen
Nachfolget ſolch Geleit'?“

„Daß er im Tod darf drücken
Noch Schwielen zarten Frau'n,
Um den aus allen Blicken
So viel der Thränen thau'n?" —

„Und haſt Du nicht die Kunde
Vernommen noch zur Friſt,
So hör' aus meinem Munde,
Wer der Verblich'ne iſt."

„Er war ein Sängerkönig,
Von ſchlichter, deutſcher Art,
Wie deren nur gar wenig
Im Leben man gewahrt."

„Er war ein Herz, erglühend
Für Schönheit und für Recht,
Stets ringend und ſtets mühend
Nach dem, was wahr und echt."

„Er war es, der die Frauen
Durch edlen Sang erhob,
Und den die deutſchen Gauen
Genannt den Frauenlob."

„D'rum ſiehſt Du ſie geleiten
Den Sarg mit lauter Klag',
Wie auch dagegen ſtreiten
So Zucht als Sitte mag."

„Drum ſiehſt Du ſie begießen
Den Hügel dort mit Wein,
Drum ſiehſt Du Thränen fließen
Auf ſeinen Leichenſtein.“

„Denn ach! — nie hören wieder
Sie ſeine Harfe mehr —
Wer ſingt fortan wohl Lieder
Zu eu'rem Preis, wie er?“ —

V.

Jahrhundert' ſind vergangen im raſchen Flug der Zeit,
Der Hügel iſt eingeſunken, den einſt ihm grub das Scheit.

Die Lieder, die er geſungen zum Preis der Frauen all',
Die ſind verklungen, verſchollen, als wie ein leerer Schall.

Sein Name ſelber wäre vergeſſen als wie ſein Grab,
Hätten ſo zarte Hände ihn nicht geſenkt hinab.

Hätten zu Grab getragen ihn Schultern nicht wie Schnee,
Hätt' nicht um ihn geſchlagen ſo Vieler Buſen voll Weh'.

So aber hat bewahret der Dank der Frau'n allein,
Den Namen ihres Sängers wohl mehr als Erz und
Stein.

Und wenn mein Lied verſchollen, und wenn mein Grab verſank,
Singt wohl manch And'rer wieder von Frauen-Lob
und Dank.

Johann N. Vogl.

Lieder des Schmerzes.

(Bruchſtück.)

Von Carl Egon Ebert.

Motto.

Ich beſaß es doch ein Mal,
Was ſo köſtlich iſt,
Daß man doch zu ſeiner Qual,
Nimmer es vergißt.

Göthe.

1.

Der Schmerzen hab' ich viel empfunden,
Des Herben viel in kurzem Lauf
Und dennoch lieb' ich euch, ihr Wunden,
Ihr Wunden alle, brechet auf!

Was blieb mir denn von allem Süßen,
Als in der Bruſt der liebe Schmerz?
Mein Herzblut ſeh' ich gerne fließen —
O brich denn auf, mein blutend Herz!

2.

Ich fand ein Herz im wirren Weltgetriebe,
Da baut' ich mir aus Hoffnung eine Erde,
Aus Traum ſchuf ich ein Leben ohn' Beſchwerde,
Und einen Himmel wob ich mir aus Liebe.

Doch weh, für die ich baut' in ſüßem Triebe,
Beſorgt, daß ihr nur Luſt und Wonne werde,
Die ſchritt heran mit finſterer Geberde,
Und ſtürzt den Bau mit einem einz'gen Hiebe.

Da ſchrie ich auf, halb weinend, halb in Lachen;
Doch ſäumt' ich nicht mich flugs bereit zu machen
Zu andrem Bau, den alten zu erſetzen.

Und eine Erde baut ich mir aus Schauern,
Ein Leben mir aus Jammer, Qual und Trauern,
Und eine Höll' aus Marter und Entſetzen.

2.

Ich mahl' euch die Holde, ich mahl' euch ſie jetzt,
So wie ſie mir einſt erſchienen,
Noch ſchweben ſie deutlich und klar mir vor,
Die lieben, freundlichen Mienen.

Ich mahle das Antlitz mit Wolkenſchnee,
Mit Frühroth die Lippen und Wangen,
Und nachtſchwarz wird das Weiß und Roth
Von wallenden Locken umfangen.

Sie iſt's! ſie iſt's! mir wird ſo wohl,
Die Augen gehen mir über,
Die Thränen ſtrömen auf das Bild,
Und gießen den Glanz darüber.

Was ſteht ihr, die ihr die Holde gekannt,
Als wolltet ein Räthſel ihr löſen,
Und lächelt ſo ſpitz, und flüſtert, und meint
So ſchön ſei ſie nimmer geweſen?

Und war's ſie's auch euch nicht, ſo war ſie's doch mir,
Nur euer Auge war trübe,
Die Liebe hat dieß Bild gemalt,
Und wohl erkennt es die Liebe.

4.

Oft hört' ich euch, ihr Freunde, bitter ſchmollen,
Warum ich ſie gerade mir erwähle,
Die ſolche Triebe nicht in ſich vermähle,
Wie mir ſie frommten, dem ſo Gluthenvollen.

Ich hört' euch wohl, und that es ohne Grollen,
Doch fruchtlos glitt das Wort aus eurer Kehle,
Nur ihr gehört' und blieb doch meine Seele,
Hätt' ich mich ſelber nicht vernichten wollen.

Liebt eine Blume doch auf offnen Matten,
Am Felſen die, und die im Waldesſchatten,
Und jene ſtill am kühlen Bach zu blühen;

So vielfach Blumen ſind, ſo vielfach Herzen,
Mich zog's zu ihr, und wär's in tauſend Schmerzen,
Ich konnte doch nur für die Eine glühen.

5.

Als mir verſunken des Lebens Luſt,
Da rang ich die Hände, zerſchlug mir die Bruſt,
Ich fluchte mir ſelber, ich rief um den Tod,
Doch war meine Noth nicht die härteſte Noth.

Dann ſeufzt' ich am Tage und weint' in der Nacht,
Ich klagte ſie an, die mich elend gemacht,
Ich jammerte, jammerte, immer erneut,
Doch war mein Leid nicht das härteſte Leid.

Ich ſeufze nicht mehr, ich klage nicht mehr,
Mein Aug' iſt kühl und thränenleer,
Die Bruſt ſcheint ehern, ein Stein das Herz;
Und nun iſt mein Schmerz der bitterſte Schmerz.

6.

Du ſchöne Linde, biſt nun verdorrt,
Haſt oft uns Schatten gegeben,
Die Liebe zog, das Glück zog fort,
Da durfteſt du nimmer leben.

Ich ſchnitt in den Stamm mit ſcharfem Stahl,
Dein innerſtes Mark zu verletzen,
Da welkte dein Laub, da wurdeſt du kahl,
Und ſtehſt nun hier zum Entſetzen.

Und knickt der Sturm dein morſch Geäſt,
Und raſſelt es neben mir nieder,
Da halt' ich mich innig an dich gepreßt,
Mir iſt, als wären wir Brüder.

Doch lange biſt du ſo elend nicht,
Haſt wirklichen Tod dir erworben,
Ich aber zeig ein lebend Geſicht
Und bin doch innen geſtorben.

7.

O Liebe, wie mit Sonnenſchein,
Durchwärmteſt du mich ganz,
Du tauchteſt mir das Leben ein,
In bunten Himmelsglanz;
Verklärt durchirrte rings mein Blick
Das weite Reich des Schönen,
Und Alles, Alles war mir Glück
Selbſt Thränen.

O Liebe, wie mit Winterfroſt,
Behauchſt du nun mein Herz,
Du gibſt mir Gram zur Mittagskoſt,
Zum Abendmahle Schmerz;
Mich quält das Wandern, quält die Ruh,
Fort ſchreit' ich, hin durch's Trübe,
Wann endeſt deine Martern du,
O Liebe!

8.

Wenn ſie einſt nicht mehr wandeln wird hienieden,
Was weit entfernen mag der Gott der Güte,
Wenn abgefallen iſt die ſchöne Blüthe,
Die mir zu duften ſtrenge hier vermieden;

Dann iſt das Bittre alles ausgeſchieden
Aus meinem Schmerz, drinn oft ſonſt Grimm noch glühte,
Dann ſorg ich nur, wie ich ihr Grab behüte
Und wahre ihres Schlafes goldnen Frieden.

Und Niemand ſoll dem Grab ſich nahe wagen,
Denn das iſt mein dann, Eigenthum für immer,
Wer ſollt' auch neiden mir die armen Trümmer!

Doch thät es wer, den ſoll mein Zorn zerſchlagen;
Mußt Anderm ich die Lebende gewähren,
So ſoll die Todte mir allein gehören!

Carl Egon Ebert.

Haigerloch in Schwaben.

Auf der Höhe ſchläft die Stadt
Wie ein frommes Kind,
Ihre Straßen gleich und glatt,
Schöne Glieder ſind.

Drunten tief im Thale ſchäumt
Durch Geſtein der Bach,
Während oben Alles träumt,
Iſt er plätſchernd wach.

Auch die Wolken ſchlafen nicht,
Wandeln hin und her,
Endlich drängen ſie ſich dicht,
Ein Gewittermeer.

Und die Wind'sbraut fährt heraus
Und die Blitze ſprüh'n,
Daß die Gaſſen, Haus an Haus,
Wie von Flammen glüh'n.

Und der Donner grollend fährt
Nieder in die Schlucht,
Wo der Bach vom Guß genährt,
Strömend Pfade ſucht.

Waſſer gährt und Luft und Flur
Wie am jüngſten Tag,
Und das Volk der Städter nur
Tief im Schlummer lag.

Da, wie bei dem wilden Drang
Sich nichts regen will,
Wird's den Häuſern endlich bang,
Halten nicht mehr ſtill.

Denn ſie ſelber ſind erwacht
In dem grauſen Sturm,
Taumeln auf in ſchwarzer Nacht
Hoch voran der Thurm.

Dieſer wandelt ſchwer und bang
Durch die Gaſſen quer,
Unter aller Glocken Klang,
Mit der Kirch einher.

Doch die leichten Häuſer ſind
Bald vorangerannt,
Drängen ſich herab geſchwind
Von der Hügelwand.

Und die hüben finden Raum
Leidlich in dem Thal,
Flechten längs dem Waſſerſchaum
Ihre Gaſſen ſchmal.

Winden ihre ſchiefen Reih'n
Aus der Schlucht empor,
Und zu oberſt gräbt ſich ein
In dem Lehm das Thor.

Und verwehet iſt die Nacht
Und die Luft wird ſtumm;
Und die Städter ſind erwacht,
Seh'n ſich ſtaunend um.

Seltſam Wunder! Wie und Wo?
Wer erſchuf dieß Heut!?
Welcher Wahnwitz hat ſie ſo
In die Kluft geſtreut.

Nach der Heimath heißt der Trieb
Sie zur Höhe ſeh'n,
Nur ein kleines Kirchlein blieb
Dort in Linden ſteh'n.

Dieſes hat auf Gott vertraut,
Lief nicht in der Irr',
Und noch jetzt es ruhig ſchaut
Nieder auf's Gewirr!

Drunten Alle ſehnen ſich
Stadt und Schloß und Thurm,
Ob nicht wieder wunderlich
Nächtlich komm' ein Sturm,

Sie zu führen aus der Schluft
An des Hügel's Rand.
Aber ſtille bleibt die Luft,
Und ſie ſteh'n gebannt.

Guſtav Schwab.

Weiber-Kur.

Der Ritter Max von Birkenfeld,
Ein wackrer Mann, ein rüſt'ger Held,
Erwählte ſich ein Liebchen,
Ein Kind von reizender Geſtalt,
Mit einem ſchwarzen Lockenwald
Und in dem Kinn ein Grübchen.

Und in dem ganzen Gaue pries
Man Kunigunden und verhieß
Dem Ritter ſüße Tage,
Nur Ein'ge meinten: 's könne ſeyn,
Es käme auch was Saures drein,
Was ihm nicht wohl behage.

Und als am Sanct Johanniſtag
Des Ritters Freunde bei'm Gelag
Sich ließen wohl geſchehen,
Da ſprach ſein Ohm, der alte Veit:
„Dein Bräutlein iſt voll Lieblichkeit,
„Das muß ich wohl geſtehen.“

„Doch Ein's gefällt mir nicht an ihr
„Und dieſes Eine, glaube mir,
„Bringt unnennbares Wehe;
„Sie kennet nicht der Hausfrau Pflicht.
„Sie kennet den Gehorſam nicht,
„So nöthig in der Ehe.“

Und alle Andern ſtimmten bei,
Die ſchöne Kunigunde ſei
Unbeugſam wie das Eiſen,
Und jeder führte Etwas an,
Was ſie geſprochen und gethan,
Um dieſes zu beweiſen.

Daß der gegründete Verdacht
Den Ritter etwas ſtutzen macht,
Das konnte man wohl ſehen,
Er blickte finſter; — aber ſtand
Dann auf, den Humpen in der Hand,
Und trank ihr Wohlergehen.

Und fröhlich lächelnd ſprach er dann:
„Sie iſt ein Weib, ich bin ein Mann,
„Daß ich es bin, will's zeigen,

„Ein Weib regiert nur einen Tropf,
„Ich will den kleinen Eiſenkopf,
„Sei noch ſo hart er, beugen.“

Darauf in einem Vierteljahr
Die Neuverlobten zum Altar
Der Burgcapelle gingen,
Und als der Prieſter ſprach zur Braut:
„Gehorchen ſollſt, dem du getraut,
„In allen bill'gen Dingen!“

Da rief der Ritter: „Halt mein Freund!
„Den Satz, der mir ſo wichtig ſcheint,
Müßt ihr noch einmal ſagen,
„Du Gundel! merk' ihn dir genau,
„Denn Ungehorſam bei der Frau
„Kann nimmer ich vertragen.“

Der Prieſter wiederholt den Spruch
Noch einmal aus dem Trauungsbuch,
Die Gundel ſchielt hinüber
Auf Maren, der zum erſtenmal
Mit ſolcher Strenge ihr befahl
Und ſchmollte etwas drüber.

Die Ringe tauſchte nun das Paar
Und ward vereint; — die Hochzeitſchaar
Verließ dann die Capelle
Und zog im Prunkgemache ein,
Wo vieler Hundert Kerzen Schein
Erſetzte Tageshelle.

Der Ritter küßte ſeine Braut
Und redete ſie an recht traut
Mit bittend ſanften Mienen:
„Nimm ab den Schleier und den Kranz,
„Sie hindern dich bei Mahl und Tanz,
„Die Zofe ſoll dir dienen!“

Und als er dann ſie wieder ſah
Im Schleier mit dem Kranze, da
Verzog er ſeine Brauen
Und donnerte die Zofe an:
„Warum haſt du noch nicht gethan,
„Was ich befahl, der Frauen?“

Und als die Zofe Antwort gab:
Sie nahm der Frau den Kranz nicht ab,
Weil er ſo ſchön ſie ziere,
Da ſchrie Herr Max in voller Wuth:
„Will dich gehorchen lehren, Brut!“
Und — warf ſie aus der Thüre.

Die Gundel aber ſchreckenbleich,
Eilt' in ihr Kämmerlein ſogleich,
Warf von ſich Kranz und Schleier,
Und als ſie wieder war im Saal,
Da küßte Max ſie hundertmal
Mit vollem Liebesfeuer.

Nun ging es froh und luſtig her,
Man trank ſehr viele Humpen leer
Beim reich beſetzten Mahle;

Des Ritters ſchönes Doggenpaar,
Das er beſonders liebte, war
Auch mit ihm da im Saale.

Und zwiſchen ihm und ſeiner Braut
Lag dieſes Paar ſo ſtill und traut;
Doch als der Speiſen Düfte
Der Doggen gier'ge Naſe roch,
Da reckten beide ſchnuppernd hoch
Die Schnauzen in die Lüfte.

Der Ungeſtüm're bellte laut
Und kratzt an Max und ſeiner Braut,
Ihm etwas zu beſcheeren,
Und Gundel rief: Kuſch Waldmann! und
Verſuchte alles, um den Hund
Von ſich nur abzuwehren.

Doch ſtets ward der mehr ungeſtüm,
Da ſchrie Herr Max mit Donnerſtimm'
„Kuſch Waldmann! leg dich nieder!“
Und da der Hund es noch nicht läßt,
Rief er: „Du ungehorſam Beſt!
„Du bellſt mir nimmer wieder!“

Erzürnt faßt er den Hund beim Fell
Und ſchleudert ihn durch's Fenſter ſchnell
Im tiefen Schloſſesgraben.
„Er war mein Liebling, — ſprach er dann,
„Doch wer mir nicht gehorcht, den kann
„Und will ich auch nicht haben!“

Das angſterfüllte Herz im Leib
Erzitterte dem armen Weib,
Und als Herr Max ſie bittet.
Geh, ſchenk mir Wein ein liebes Kind!
So thut's die Bleiche ſo geſchwind,
Daß ſie ihn neben ſchüttet.

Am andern Morgen, als es tagt,
Begeben ſich zur frohen Jagd
Die Gäſte von dem Schloſſe.
Der Rüden gier'ge Menge harrt
Im Burghof und laut wiehernd ſcharrt
Im Sand die Zahl der Roſſe.

Und als Herr Max ſein Pferd beſteigt
Und ihm den Schenkel gibt, da beugt
Das Thier empor den Rücken,
Es ſetzt die Vorderfüße vor,
Und ſtemmt ſich an und ſpitzt das Ohr
Und will nicht weiter rücken.

Der Ritter ſetzt ihm ein den Sporn,
Es ſchlägt nach hinten und nach vorn,
Auch thut die Gerte Dienſte,
Der ſcharfe Sporn noch tiefer dringt,
Zum Geh'n es Max doch nimmer zwingt
Durch alle Reiterkünſte.

Da ſchreit er: Ungehorſam Beſt!
Und zieht ſein Schwert und bohrt es feſt
In's Bruſtgelenk dem Pferde;

Ein Blutſtrom ſpritzt auf Gundel jetzt,
Die neben ſteht und ganz entſetzt
Ohnmächtig fällt zur Erde.

Wie Max ſein Weibchen nun gepflegt,
Bei Tag und Nacht ſo treu gehegt,
Das will ich hier nicht ſagen,
Ich melde nur ſeit dieſer Zeit
Verlebten ſie in Einigkeit
Viel Jahre ohne Klagen.

Herr Birkenfeld begehrte nicht,
Was gegen Möglichkeit und Pflicht
Und ſein gehorſam Weibchen
Die Wünſch' ihm aus dem Munde nahm
Und war ſo willig und ſo zahm,
Als wie ein Turteltäubchen.

Und als er ihr nach Jahren dann
Bekannt, warum er ſo gethan
Selbſt gegen ſeinen Willen,
Da ſenkte ſie beſchämt den Blick,
Doch dankte ihrer Heilung Glück
Sie ihrem Mann im Stillen.

Und Veit ſprach lächelnd: „Mit Vergunſt
„Frau Gundel, daß ich Marens Kunſt
„Im Frauenbänd'gen preiſe;
„Gehorſam iſt des Weibes Pflicht,
„Errungen muß er ſeyn, wo nicht
„Durch Mild' — auf ſtrenge Weiſe.“

J. F. Caſtelli.

Die Abenteuer im Bade.

Von J. Stierle Holzmeiſter.

Erſtes Kapitel.

Die Begebenheiten des neunzehnten Jahrhunderts machten mich mit ſieben und zwanzig Jahren zum Hauptmann, und zum Invaliden. Ob an Letzterem gerade die Begebenheiten allein Schuld waren, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen; da jedoch weder mein Übel, noch meine Lebenskraft der Kunſt weichen wollten, ſo wußten die Herren Ärzte kein beſſeres Mittel, mich los zu werden, als daß ſie mir ein Bad verordneten.

Ein kleiner Koffer ſchloß meine Habſeligkeiten, eine kleine Brieftaſche meine Barſchaft ein; ein alter Ex-Grenadier, treu wie Gold *), doch eben ſo ſchwerfällig, war mein ganzes Gefolge. So ausgerüſtet, trat ich die Reiſe nach einem der Bäder Ungarns an.

Ohne bedeutende Abenteuer, langte ich an Ort und Stelle an, und ſtieg im Gaſthofe ab. — Eben war es Zeit zum Abendeſſen; ſchöne Seelen finden ſich; bis eilf Uhr

---

*) Sonderbare Vergleichung! treu, wie Kupfer ſollte man ſagen; bei mir wenigſtens hielt der letzte Kreuzer noch immer redlich aus, wenn der letzte Ducaten ſchon längſt bei den andern war.

hatte ich bereits einen Majoratsherrn, einen Uhlanen-Rittmeiſter und einen Regenten zu Buſenfreunden.

In Rückſicht des letzteren Titels diene zur Nachricht, daß manche ungariſche Cavaliere dem Oberaufſeher ihrer Güter, denſelben geben; der, von welchem hier die Rede iſt, war übrigens von guten alten Adel, und ausgebreiteten Kenntniſſen.

„Liebe Freunde!“ bat ich, „macht mich doch mit meinen Badegenoſſen und der hieſigen Lebensweiſe ein Bißchen bekannt.“

„Hauptmännlein!“ rief der Regent, „da mußt du dich an mich wenden. Der gräfliche Stammhalter kennt bloß die hieſigen Spiel- und Jagdparthien; der polniſche Reiter Mädchen und Pferde; ich aber kenne das alles, und weit mehr.“

„Was die Lebensweiſe betrifft, ſo leben die Reichen, wie ſie wollen; die Armen wie ſie können; die Kranken, wie ſie müſſen; und faſt keiner wie er ſollte. Nun zu den Portraits oder Zerrbildern der hohen Anweſenden: Uns kennſt du wohl ſchon ſo ziemlich; lange vor deiner Ankunft machteu wir bereits ein ſeltenes Kleeblatt aus; nun, da es durch dich gar ein viertheiliges geworden iſt, möchte wohl ſeines Gleichen nicht zu finden ſeyn. Wir drei alſo haben einiges Geld, viel guten Willen es los zu werden, nebſt dem gehörigen Savoir faire dazu; ſind überhaupt nicht dumm, wie du hoffentlich bemerkt haben wirſt, und fidele herzgute Kerle, wie du noch finden ſollſt. Das wäre ſo beiläufig die Generalanſicht von uns, die Details magſt du dir ſelbſt verſchaffen.“

„Hier neben dem Saale rechts, wohnt ein Excellenz-

Herr ſammt ſeiner Excellenz-Frau, einem excellenten Töchterchen, detto Kammerjungfer ꝛc. ꝛc. Die Leute leben bloß für ſich ſelbſt, ſind wirklich ihrer Geſundheit wegen hier, wollen nicht glänzen, obgleich ſie es könnten; — und — — doch von ſo vernünftigen Leuten läßt ſich nicht viel Kluges ſagen.“

„Die ganze Reihe Zimmer links, hat ein griechiſcher Handelsmann für ſich und ſeine zahlreiche Dienerſchaft gemiethet. Zu Smirna machte er Banquerout, und legte dadurch den erſten ſoliden Grund zu ſeinem jetzigen Reichthume. In dem Maße, als dieſer zunahm, entwickelte ſich auch ſein Sinn für das Schöne und Gute. Erſteres beweiſen ſeine Pferde, Diamanten und Häuſer; Letzteres ſein Tiſch und Keller. Wovon er aber nicht das Beſte haben kann, hat er gar nichts; darunter gehören: Herz, Gewiſſen, Gefühle, guter Ruf u. dgl. Kleinigkeiten.“

„Den Reſt des erſten Stockwerkes, nehmen wir Vier ein.“

„Zu ebener Erde wohnt:

Nr. 1. Eine alte italieniſche Gräſinn ſammt ihrer Nichte. In Wien kannte ich die erſtere als Figurantin, die andere als das aufkeimende Töchterchen eines Tabulett-Krämers; ſie verkaufte ihre Waaren zu wohlfeil, das erregte das Mitleid der bereits verblühten Baſe, die deren Werth beſſer kannte; beide verſchwanden aus der Reſidenz, und erſchienen in Peſth. Die Tante als edle Genueſerinn, die jüngere als ihre Verwandte; hier ſind ſie Gräſinnen, und in einigen Jahren wahrſcheinlich — — doch, wer kann das Horoskop einer Courtiſane ſtellen.“

„Nr. 2. Bewohnt ſeit acht Tagen ein myſtiſches Weſen, unter dem Namen Sophie von Stern; ſie ſpeiſt und badet auf ihrem Zimmer; geht nur Abends tief verſchleiert an den einſamſten Orten ſpazieren, und ſelbſt von ihrem Kammerkätzchen bringt man nichts heraus, als daß ihre Gebieterinn ſehr jung, ſehr ſchön, und eben ſo reich ſei. Wir wollen ihr alles das einſtweilen auf's Wort glauben."

„Die übrigen Hauseinwohner ſind Alletagswaare."

„Im Dorfe ſpielt die Baroninn Nagyhazy die glänzendſte Rolle. Was ſie während drei Jahren im Schweiße ihres und manches anderen Angeſichtes zuſammenſcharret, geht hier in drei Monaten im Rauch auf; täglich iſt Tafel, das ganze Haus riecht ſchon von Weitem nach Trüffeln, wie eine Straßburger Paſtete, und tönt von Geſang und Saitenſpiel; kurz, es iſt da eine ewige Hochzeit zu Canaan in Galliläa. Dieſe Ewigkeit dauert aber nur beſagte drei Monate; dann hat man genug Schmarotzer gefüttert, ſich genug lächerlich gemacht; kehrt auf ſeine Pußta zurück; macht Schafkäſe, plagt das Geſinde und zwackt ſich und Andern ab, was nur möglich, um nach ein paar Jahren denſelben Spaß anderwärts zu wiederholen."

„Ihre Tochter, ein vortreffliches Geſchöpf an Leib und Seele, hatte das Glück, nach dem Tode ihres Vaters in die Obhut ſeines Bruders zu kommen, der ihr Vormund iſt; ſie befindet ſich mit ihm zum Beſuch auf vier Wochen hier."

„Leider nur mehr vierzehn Tage!" ſeufzte der Rittmeiſter."

„Du biſt mir auch der wahre Cäſar!" rief unſer Orator; „wie viel Zeit brauchſt du denn, ein ſechzehnjähriges Mädchen, eine eitle Mutter und einen gutmüthigen

Onkel für dich zu gewinnen? Doch davon ein andermal; nun weiter:“

„Faſt gegenüber von der leibhaften Sucht zu glänzen, wohnt ein anderes merkwürdiges Original ſammt Tochter; nämlich die Frau v. Banay. Ihr Mann iſt außer ſeinem Hauſe einer der mächtigſten im Königreiche, dort aber regiert ſie als unumſchränkte Selbſtherrſcherinn. Sie iſt ſtarker Geiſt, ſchöner Geiſt, mit einem Worte: bloß Geiſt. Nur aus den zuweilen glühenden Wangen ihrer Kammerjungfer will man ſchließen, daß ſie auch einen Körper habe.“

„Sie ſpricht ſechs Sprachen, die Jeder hören muß, wenn er gleich nur eine davon verſteht; ſie fließt über von Sentenzen aller Claſſiker alter und neuer Zeit; ſchreibt Recenſionen, verfaßt Zeitungsartikel Reſtaurationsreden und Stammbäume; führt Prozeſſe, kurz: hat den Teufel im Leibe. Ihr Töchterchen hingegen iſt das perſonificirte Geſtändniß einer ſchönen Seele; macht langweilige Verſe und ſchlechte Muſik dazu, die ſie mit der tiefſten Rührung, der weinerlichſten Stimme und unter häufigen Zähren dem verſchwiegenen Monde vorſingt, und wenn der gerade nicht ſcheint, der ſtillen Nacht; nebſtbei zeichnet ſie erbärmliche Grabhügel — Thränenweiden und Vergißmeinnichte, und hofft hier ihre Bleichſucht zu verlieren, wenn ſie eine gleichgeſtimmte Seele findet.“

Hier machte der Ruf der Geiſterſtunde aus dem Ochſenhorne des Nachtwächters den Läſterungen des Regenten ein Ende. Ein freundliches: „Gute Nacht!“ erſcholl unter dem Klange der Punſchgläſer, und ich ſuchte mein kleines

Zimmerchen, worin ich, für zwei Gulden täglich, das Recht hatte, ſchlechte Luft zu athmen, den Dunghaufen nebſt der Feuermauer des Hauſes zu betrachten, und in einem ſchmutzigen Bette zu ſchlafen, in ſo ferne es mir die älteren Bewohner desſelben, das melodiſche Schnarchen meines Ivans, das Bellen des Haushundes und das Stampfen der Pferde unter mir, erlaubten.

Zweites Kapitel.

Ich ſchlief trotz dem Allen, Dank ſei es meiner Müdigkeit und dem herrlichen Punſche, dieſer glücklichen Miſchung von Surrogaten. Der patriotiſche Wirth, ein eifriger Anhänger des Continental-Syſtemes, erhielt nämlich den Rhum von ſeinen Zwetſchkenbäumen, den Zucker aus ſeinen Bienenkörben, und zum Überfluß die Limonienſäure aus ſeinen Weinfäſſern; es war alſo eigentlich ein engliſches Getränke in's Ungariſche überſetzt, und daher, wie ſo manche Überſetzungen, etwas ſchaal, allein auch einſchläfernd wie ſie, denn ich erwachte erſt Morgens ſieben Uhr.

So eben trat mein Diener; ſein glimmendes Pfeifchen in der Weſtentaſche, mit gereinigten Kleidungsſtücken beladen, auf den Zehen in's Zimmer. Aus ſeinen herabgezogenen Augenbraunen und einem unwilligen Gemurmel merkte ich, daß ihm etwas äußerſt Unangenehmes begegnet ſeyn müſſe.

„Worüber haſt du dich wieder einmal zu ärgern, alter Brummbart?“ frug ich.

„Je nun, Euer Gnaden Herr Hauptmann, es iſt ja auch himmelſchreiend; ſo eben zog der verdammte Türke hier nebenan, ein Mädchen mit Gewalt in ſein Zimmer. Sie bringt (wie ſie mir ſagte) alle Morgen Blumenſträußchen zum Verkauf hieher. Ein allerliebſtes Kind! wenn ich ihr nur helfen könnte, der Dickkopf hat gewiß nichts Gutes im Sinn.“

Wirklich hörte ich neben mir ein ängſtliches Geſchrei. Im Nu war ich aus dem Bette, in der nöthigſten Bekleidung und vor des Hellenen Thüre. Sie war verſchloſſen; da galt kein langes Beſinnen; ein gewaltiger Stoß dagegen, ſie ſprang auf und ich ſtand im Zimmer. Man kann ſich vorſtellen, daß mein Herr Nachbar eben keine große Freude über die unerwartete Ehre meines Beſuches äußerte; im Gegentheil, ein Fluch, eine barſche Frage und einige Drohungen vertraten die Stelle der Empfangs-Complimente, und der Wüthende ſchien eben zur Verſinnlichung des Sprichwortes: „Ungebetne Gäſte ſetzt man vor die Thüre“ einen Verſuch machen zu wollen, als eine bekannte Stimme hinter mir frug, was hier vorgehe: es war der Rittmeiſter. „Ich habe dem Herrn Nachbar einen unſchuldigen Scherz verdorben“, erwiederte ich; zu meinem Gegner aber wandte ich mich mit den Worten: „Verzeihung Herr Demeter! mit käuflichen Blumen mögen Sie es halten, wie Sie wollen, allein gewaltſam ſollen Sie keine Knospe brechen, ſo lange ich die Ehre habe neben Ihnen zu wohnen, und Ihre Thüren nicht ſtärker ſind als ich.“

„Donquixotte!“ ſtieß er zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor, „der Lohn ſoll Ihrer Ritterthat nicht fehlen.“ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer.

Mein Freund wollte Erklärung über dieſe Drohung fordern, allein ich hielt ihn zurück. Während dem hatte die liebliche Kleine das ſchöne Auge von den langen Wimpern bedeckt, unter welchen Thränen hervorquollen, die im ganzen Zimmer zerſtreuten Blumenſträußchen aufgeleſen und mit fluchtähnlicher Eile das Gemach verlaſſen. Wir thaten dasſelbe, nur mit mehr Gravität.

Auf meinem Zimmer erzählte ich dem Rittmeiſter den ganzen Vorfall. Nach einem kurzen Stillſchweigen rief er aus: „Beneidenswerther Menſch! warum konnte nicht mir das Abenteuer aufſtoßen?“

„Wie ſo?“ frug ich ganz verwundert.

„Nun, ſo höre denn: Unſer geſt'iges Geſpräch wird dir bereits verrathen haben, daß ich die junge Baroneſſe Nagyhazy liebe, ſie iſt ein Engel! ein —“

„Schon gut, lieber Freund, du kannſt mir nichts Neues ſagen.“

„Kennſt du ſie denn?“

„Wozu das?“ die Geliebten ſehen in den Augen ihrer Anbeter eine wie die andre aus. Ich gebe dir zu, daß die deine ein Erzengel iſt, erzähle nur weiter!“

„Ich darf hoffen“, fuhr der Begeiſterte fort, „auch ihr nicht ganz gleichgültig zu ſeyn; der Onkel will mir wohl, die Mutter iſt mir nicht abgeneigt; allein in vierzehn Tagen verläßt der alte Herr mit der reizenden Nichte das Bad, und die Myrthen meiner Liebe, die Palmen meiner Hoffnungen, jetzt im Keimen, verdorren, ehe ſie gegrünt haben.“

„Um aller Heiligen willen! bleibe mir mit Myrthen und Palmen vom Leibe; unter deinem Schnurbarte kommen ſie gar zu poſſirlich hervor. Aber Scherz bei Seite: warum gehſt du unter dieſen Umſtänden nicht etwas raſcher zu Werk? du haſt Vermögen, biſt Edelmann und Rittmeiſter, halte um das Mädchen an, ehe dir ein Anderer zuvorkommt.“

„Mein Vermögen iſt für die Mutter zu klein, und der Oheim will durchaus einen Eingebornen zum Neffen.“

„Fatal! aber ſage mir nun endlich, was hätte dir der Handel mit dem Griechen geholfen? erhält man denn hier zu Lande das Indigenat durch die Rettung einer Unſchuld?“

„Das eben nicht; allein die Baroninn haßt den Glückspilz, weil er ſie durch ſeinen Aufwand verdunkelt; der Baron und das Fräulein verachten ihn, und würden mir überdieß den edlen Beweggrund der That hoch angerechnet haben; ich hätte alſo bei allen Dreien gewonnen, und dadurch einige Hoffnung, das Ziel meiner Wünſche zu erreichen.“

„Dazu kann Rath werden, lieber Camerad! Ich überlaſſe dir herzlich gerne alle guten Folgen meines Abenteuers, den üblen werde ich mit der Hülfe des Herrn ſchon zu begegnen wiſſen. Niemand weiß etwas Ausführliches, der Grieche gibt gewiß keine nähere Auskunft, und am Ende glaubt man ihm nicht; für meinen Ivan ſtehe ich, und das Mädchen wird die Dankbarkeit bewegen, ihre Erzählung nach unſerem Wunſche einzurichten. Ivan! ſuche das Blumenmädchen auf und bringe ſie ſogleich zu mir.“

„Halt!“ rief mein braver Uhlane, „das geht nicht an; ich mag mich nicht mit fremden Federn ſchmücken. Du guter Kerl hätteſt —“

„Spare deinen Athem!“ unterbrach ich ihn. „Sieh da unſere Freunde, ſie mögen alles wiſſen und entſcheiden.“

Beide waren ſo eben gekommen, um mich verſprochenermaßen in's Bad zu begleiten. Ich trug ihnen die Sache vor, erhielt ungetheilten Beifall, und mit einiger Mühe wurden auch die Bedenklichkeiten des Rittmeiſters gehoben. Da erſchien Ivan mit der Nachricht: das Mädchen ſammt ihrem Vater ſeien meinem Rufe zuvorgekommen und bereits hier.

„Nur herein!“ — die Thüre öffnete ſich, und meine kleine Slavinn trat an der Hand eines ſtämmigen Mannes in das Zimmer. Sein ernſtes Geſicht ward durch eine tiefe Schramme über Stirne und Wange noch bedeutender. — Er war in Bauerntracht; Knotenſtock und Stelzfuß erſetzten ſein linkes Bein, welches er (wie ich ſpäter erfuhr) bei Stockach verloren hatte.

Das Mädchen ſah uns flüchtig der Reihe nach an, endlich ſtürzte ſie mit dem Ausruf: „der iſt's, Vater!“ zu meinen Füßen und umſchlang meine Knie. Der alte Krieger trat gerade vor mich hin, küßte meine Hand, die ich ihm zum Gruße gereicht hatte, und ſtotterte, indem er auf ſein hölzernes Bein wies und mit dem kleinen Filzhut die hellen Thränen vom Schnautzbart wiſchte: Gnädiger Herr! ich kann nicht knieen!“

„Laßt's gut ſeyn, Kinder“, ſagte ich, ſelbſt auf das Innigſte bewegt, „wollt ihr mir aber Dankbarkeit beweiſen, ſo thut fein, was ich euch jetzt ſagen werde.“

Nun unterrichtete ich Vater und Tochter, auf welche Art ſie den Vorfall von heute Morgens erzählen ſollten, gab ihnen ſcheinbare Gründe dafür und erhielt endlich das heilige Verſprechen, mir unbedingt zu gehorchen. Der liebe Gott und wir wiſſen's ja doch, meinte der Alte, und verließ uns unter Segnungen.

Drittes Kapitel.

Wir ſchlenderten durch das Dorf. Es beſtand, wie die meiſten in dieſer Gegend, aus faſt gleichförmigen Lehmhütten mit Stroh gedeckt und blendend weiß übertüncht. Ein breiter Streif, je nach dem Geſchmacke des Beſitzers, gelb, roth oder blau, lief um den Rand der Mauern, der kleinen Fenſter und niedern Thüren, welche Letzteren Vorſprünge bildeten, bloß durch drei Schuh hohe Holzgitter geſchloſſen. Jedes dieſer Häuschen hatte einen Schild*), woran man es erkennen oder erfragen konnte, und die meiſten rückwärts ein mit Weidengeflecht umzäuntes Gärtchen, worin Tabak, Kukurutz oder Zwetſchken-Bäume gepflanzt waren. An der Straßenſeite war vor jedem Hauſe der Boden einige Schuhe breit mit gelbem Sande beſtreut. Doch dieſe freundliche Reinlichkeit reichte nur bis ein paar Schritte von den Häuſern. Die guten Leute hielten ſich zu buchſtäblich an das Geboth: „Jeder kehre nur vor ſeiner Thüre"; denn von der Mitte der Straße duftete uns Unflath aller Art, — das fumée einigel todten Katzen und Hühner, gemengt mit den mephitiſchen Ausdünſtungen einer großen Pfütze entgegen, die als Roßſchwemme, Gänſeteich und Waſſerbehältniß für Feuersbrünſte hier in großem Anſehen ſtand, obſchon zwanzig Schritte hinter dem Dorfe ein breiter, klarer Fluß vorüberſtrömte. An den Ufern vorbenannten todten Meeres waren vier hölzerne Pfähle in Pyramidenform aufgeſtellt, die obere Hälfte mit Bretern verſchalt; dieß war der Glockenthurm. Wie einfach! und doch verrichtete das kleine Glöckchen darunter alle Dienſte von Schiller's Concordia' *)

---

*) Nummern an den Häuſern dulden die Ungarn nicht, wenigſtens damals und an dieſem Orte.

Das Ende des Dorfes war faſt erreicht, da zeigten mir meine Freunde die zwei letzten Häuſer rechts, als die Wohnung der Baroninn Nagyhazy. Eine Art offenen Zeltes ſtand vor dem größeren, unter welchem eine Geſellſchaft von Herren und Damen frühſtückte. Den Rittmeiſter wollte es hinziehen, allein der Regent hielt ihn mit den Worten zurück: „Laß doch erſt deine Heldenthat zu ihren Ohren gelangen! Dort ſehe ich ſchon unſere Kleine kommen.“ Das wirkte; wir gingen vorüber und gelangten zu den Badehäuſern.

So nannte man zwei hölzerne Gebäude. Ich will den elenden Zuſtand dieſer Anſtalt nicht näher beſchreiben, mein Bild möchte unwillkürlich zu ähnlich werden.

Bald hatten ſich einige Badegäſte zu uns geſellt. Ich wurde ihnen, ſie mir vorgeſtellt, man freute ſich gegenſeitig der neuen Bekanntſchaft mit dem gleichgültigſten

---

*) Siehe Lied von der Glocke.

Geſichte von der Welt; Einer bat um des Andern Freundſchaft ſo leicht hin, als wenn von einer Priſe Tabak die Rede geweſen wäre, und was dergleichen Floskeln mehr ſind. Nun kam der geſtrige Tag, das heutige Wetter, die Angekommenen und Abgereiſten an die Reihe; Spielpartien, Spaziergänge, Ausflüge zu Pferde und Wagen wurden verabredet u. ſ. w.

„Seht meine Herrn!“ rief einer aus der Geſellſchaft, „Diana kommt aus dem Bade!“ Alle Köpfe wendeten ſich gegen die Thüre des Badehauſes, aus der eine dicke weibliche Figur heraus watſchelte, gekleidet in ein Negligée vom feinſten Battiſte, mit Brüßler-Spitzen reich garnirt; coquelicotfarbne Atlasſchleifen ſchloſſen das Leibchen. Ein Spitzenhäubchen a la Maria Stuart ſchmückte die unförmige Kugel, welche ſtatt des Kopfes unmittelbar auf den feiſten Schultern ſaß. Ein ditto Band begränzte zwei Drittheile dieſer Mondſcheibe und hinderte zugleich das Zuſammenfließen des fetten Unterkinnes mit der wogenden Bruſt. Die Naſe war etwas ſchwer aufzufinden, weil ſie von den beiden Pausbacken überragt wurde und mit ihnen von gleicher Kupferröthe war; die kleinen Maulwurfs-Äugelein hingegen thaten ihr Möglichſtes, ſich bemerkbar zu machen; widerliches Feuer blitzte aus ihnen, während ein ſelbſtgefälliges, einladendes Lächeln die ſchwellenden Lippen umlagerte, auf welchen die Frage: „Fühlſt du keine Wünſche bei meinem Anblick?“

„Iſt das eure Diana?“ frug ich lachend. „Wie kam denn die zu dem Namen der keuſchen Göttinn? Iſt ſie vielleicht, wie die meiſten Prüden, ſtreng gegen eine Caliſto und ſchwach gegen einen Endymion? obwohl ich denken ſollte, es dürfte ihr etwas ſchwer fallen, einen aufzufinden.“

„Weit gefehlt“, ſagte der Regent, „weißt du denn nicht, daß der Univerſal-Magnet, das Gold, auch Herzen an ſich zieht? Ihr Gemahl heißt der neue Hufeland.“

„Alſo Arzt?“

„Gott bewahre! Er war während des letzten Befreiungs-Krieges Lieferant bei dem Heere eines benachbarten Staates und hatte die Spitäler zu aproviſioniren. Man ſagt, er habe die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern *), in einem ſo hohen Grade verſtanden, daß nach ſeinen Rechnungen immer fünf bis ſechs Tauſende noch aßen, von denen ſelbſt die Ärzte glaubten, ſie müßten ſchon vor ſechs Wochen begraben ſeyn. Dieſe Kunſt verſchaffte ihm natürlich viel Geld; um dieß angenehm verzehren zu können, ſiedelte er ſich in Oeſtreich an, und lebt nun hier in dulci jubilo, doch ohne den gewöhnlichen Uebermuth der Emporkömmlinge, im Gegentheil iſt er gefällig gegen die ganze Welt, grüßt jedermann zuerſt, bietet jedem Nachbar eine Priſe Tabak, bewundert das feine Tuch von deſſen Rock und fragt, wie viel es ihn koſte, ſieht es, ſehr gerne, wenn man dafür ſeinen Solitair bewundert, deſſen Preis er dann unaufgefordert angibt, mit einem Worte, er iſt, ſeine Schlechtigkeit abgerechnet, der beſte Kerl, und ohne dem Podagra und ſeinem Weibe wär er auch der glücklichſte.“

Der Regent war wieder im Zuge; die Ab- und Zugehenden gaben hinlänglichen Stoff, und wenn nicht die

---

*) Bekanntlich ſchrieb Hufeland ein Werk unter dieſem Titel.

Ungeduld des Rittmeiſters ſeiner unerſchöpflichen Laune Gränzen geſetzt hätte, ſo wären wir vielleicht vor Mittag nicht vom Platze gekommen.

Viertes Kapitel.

Wir ſetzten uns alſo nach dem ſchon früher erwähnten Zelte in Bewegung. Die Geſellſchaft darunter hatte ſich vermehrt: ſie beſtand außer der Baroninn, ihrer liebenswürdigen Tochter und dem ehrwürdigen Oheim noch aus Frau von Banay, ihrer Tochter der ſanften Adele, Hufeland, der eigentlich Goldwaſſer hieß, Dianen und einigen Andern.

Man erhob ſich uns zu begrüßen. Mein Freund war der Brennpunct, in welchem ſich alle Blicke vereinigten.

Frau von Banay nahm zuerſt das Wort: „Mon cher Chevalier sans peur et sans reproche! — Iſt das galant, Damen ſo lange auf ſich warten zu laſſen? Damen, bei welchen doch bekannterweiſe das aspettare e non venire der drei italieniſchen Uebel Unausſtehlichſtes iſt. Zwar, was mich betrifft, ich kann alles erwarten, weil ich nichts erwarte; zum Theil eine Folge des Nil admirari und der Ueberzeugung: a Wonder lasts but nine days *), doch iſt es mir angenehm; den Wahlſpruch des Terenz: Homo sum, nihil humani a me alienum puto, von Ihnen ſo ſchön ausgeübt zu ſehen.“

„Bravo, lieber Rittmeiſter!“ ſagte die Baroninn mit

---

*) Ein Wunder währt ſelten länger als neun Tage.

einem äußerſt gnädigen Kopfnicken, „mich freut es, daß jener aufgeblaſene Parvenu gedemüthiget iſt; von nun an werden ihm wohl die Thüren aller achtbaren Häuſer verſchloſſen ſeyn.“

„Und ich“, unterbrach Diana die Baroninn, „danke Ihnen, daß ſie dem abſcheulichen Menſchen wahrſcheinlich auf lange Zeit die Luſt benommen haben, den Satyr zu ſpielen. Denken Sie! wenn er mich auf einem meiner einſamen Spaziergänge überraſcht hätte. — Apropos, Herr Graf! Sie jagen öfters im Walde jenſeits des Fluſſes; ich promenire faſt täglich am Ufer unter den Ruſten ganz allein; geſtern verlor ich meine Buſenſchleife, wenn Sie ſie finden, ſo bitte ich, mir ſelbe einzuhändigen und nicht etwa als eine Trophäe vorzuzeigen.“

„Der Beneidenswerthe!“ ſagte ſpöttiſch der Regent zu Frau von Banay, und eben ſo erwiederte dieſe: „Honny soit, qui mal y pense!“

„Lieber Herr Rittmeiſter“, liſpelte Adele, „ich möchte meiner Lyra einmal ernſtere Töne entlocken, und in einer poetiſchen Allegorie unter dem Titel Boreas und Flora Ihre ſchöne That auf die Nachwelt bringen. O, ich bitte! erzählen Sie mir doch die ganze ſchauerliche Begebenheit recht genau.“

„Ja, ja! erzählen Sie!“ riefen alle Frauen. Die Verlegenheit meines Freundes ſtieg mit jedem Augenblicke, ich kam ihm zu Hülfe, indem ich das Wort nahm, was um ſo ſchicklicher geſchehen konnte, als mir ohnehin in der aufzutiſchenden Fabel eine kleine Nebenrolle zugetheilt war. Ich führte mich demnach vor Allem bei der Geſellſchaft ſelbſt auf, erzählte meine Geſchichte mit den nöthigen Veränderungen und jener Zartheit, deren ſie vor Damen bedurfte, und hatte kaum geendet, als ein neuer Wolkenbruch von Lobeserhebungen über meinen Freund losbrach, wovon auch einige Tröpflein mir zu Theil wurden.

Beſonders, aber mit einer widerlich ſüßen Artigkeit, machte ſich ein Mann an mich, der während meiner ganzen Erzählung die Lorgnette nicht von den Augen und ein höhniſches Lächeln nicht von dem Munde gebracht hatte. Man nannte ihn Chevalier Dubois; eine lange ausgetrocknete Figur, deren Mumienhaftes durch den ausſtrömenden Ambraduft erhöht wurde. Seine Kleidung war äußerſt ſorgfältig; ein rothes Band ſtack im Knopfloche des ſchwarzen Frackes, und ein Claque-Hut beſchattete die zurückſtoßendſte Siebentodſünden-Phyſiognomie. Unaufhörlich zuckendes Muskelſpiel brachte ein unnatürliches Leben in die gänzliche Erſtorbenheit des außerdem erſtarrten Antlitzes, und die erloſchenen ſchwarzen Augen blitzten manchmal auf, wie wenn ein ſcharfer Luftzug die letzten Funken verglühender Kohlen anbläſt. Er langweilte mich mit unübertreffbarer Zudringlichkeit, durch übertriebene Artigkeiten und fein eingeleiteten Fragen, mit Anekdoten von allen Anweſenden, — beißenden Spöttereien über ſie und Windbeuteleien von ſich ſelbſt. Ihn los zu werden, nahm ich Theil an dem allgemeinen Geſpräche, welches, obſchon es ſich meiſt nur um Alletagsgegenſtände herumdrehte, dennoch durch die Eigenthümlichkeit eines jeden, der hier verſammelten Originale, einiges Intereſſe erhielt. Es ward Mittag, Rittmeiſter und Graf waren bei Nagyhazy geladen; ich und der Regent wurden für den kommenden Tag gebeten, und empfahlen uns.

„Die Sache geht vortrefflich!“ hub der Regent in einiger Entfernung vom Zelte an: „unſer Freund iſt in vier Stunden weiter gekommen, als in den ganzen verfloſſenen vierzehn Tagen. Aber unter andern: kennſt du den Menſchen näher, der dich während deiner Erzählung in einem fort fixirte, und ſich ſpäter ſo angelegentlich mit dir unterhielt?“

„Nein, — weißt du mehr von ihm?“

„Außer ſeinem Namen, und daß er mir höchſt zuwider iſt, nichts Beſtimmtes, — doch glaube ich ihn zu Peſth in Geſellſchaft von Leuten geſehen zu haben, die das ſind, was er zu ſeyn ſcheint; der Menſch iſt faſt nur mit der Karte oder den Würfeln in der Hand zu ſehen; ich muß doch Erkundigungen über ihn einziehen.“

Die Stunden des Nachmittags verſtrichen äußerſt angenehm, bei Beſichtigung der nächſten Umgebung meines neuen Aufenthaltes, wozu die drolligen Einfälle und oft bizarren wunderlichen Anſichten des Regenten nicht wenig beitrugen. Erſt ſpät Nachts ſchloß ich die Augen unter dem Wunſche, daß alle kommenden Tage dem verfloſſenen gleichen möchten.

Fünftes Kapitel.

Den nächſten Tag alſo ſpeiſten ich und der Regent bei Naggházy. Ich kann nicht ſagen, wie ſonderbar die glänzende Geſellſchaft, die prächtigen Geräthe, das ſchwelgeriſche Mahl, gegen das reinliche, aber äußerſt beengte und ärmliche Locale, abſtachen. Der ungedielte Fußboden des Geſellſchaftszimmers war zwar mit einem prächtigen perſiſchen Teppich bedeckt, aber dieſer war zu klein, um nicht das Eſtrich hervorblicken zu laſſen. Die an der Mauer befeſtigten Bänke hatte man durch Polſter in Ottomanen verwandelt, allein rückwärts blieben die Damen mit ihren Spitzen an der Rohrdecke hängen, die als Lambris rings um die Wände lief. Wir ſaßen auf Strohſtühlen und aßen von Silber.

Das wichtige Geſchäft, unſere Mägen voll zu ſtopfen, dauerte faſt drei Stunden. — Der Kaffeh ward unter dem Zelte ſervirt; uns Männern wurden Pfeifen geboten, und bald reinigte der herrliche Kospalloger *) des Barons die Luft von den Parfums des Chevalier Dubois, der ſich zum Spiel eingefunden hatte. Endlich ordnete man die Parthien; mich traf es, mit dem Baron, Chevalier und Goldwaſſer zum Tarok.

„Wie hoch den Fiſch?“ frug der Herr vom Hauſe.

„Wie ſie gewöhnlich ſpielen,“ antwortete ich.

„Das iſt,“ nahm Dubois das Wort, „zu einem Groſchen in Silber, Conſolation und Honneurs beim Tarpen 50 mit Steigern. Beliebt es etwa höher?“

Mir wurde grün und gelb vor den Augen; dennoch hinderte mich falſche Scham, gegen ein ſo raſendes Spiel zu proteſtiren; ich nahm mir aber vor, möglichſt auf meiner Huth zu ſeyn.

Bald glaubte ich zu bemerken, daß Dubois durch Zufall (ja faſt wollte es ſcheinen mit Willen) die Rolle mei-

---

*) Damals die beſte Sorte ungriſchen Rauchtabaks.

nes ſchützenden Genius übernommen habe: er ſaß vor mir; hatte ich ſchönes Spiel, ſo ſteigerte er nie, wollte ich ein gewagtes ſpielen, überbot er mich, ſelbſt unter der Gefahr Volat zu werden; war unſer Intereſſe vereint, ſo machte er nicht den geringſten Fehler; ſpielte er gegen mich, ſo ließ er ſich die gröbſten zu Schuld kommen. Dieſe ſcheinbare Parteilichkeit fing an mich zu beläſtigen, ich begann toll zu wagen, allein das Glück war mit mir im Bunde, und ſo gewann ich denn eine für mich ſehr nahmhafte Summe. Das Spiel war geendet. Mit dem vielen Gelde erhielt ich noch die größten Lobſprüche über mein eben ſo uneigennütziges als gutes Spiel, und der frohſinnige Greis Nagyhazy lud mich ein für allemal zu ſeiner Spielparthie. Als Gewinnender mußte ich zuſagen, wenigſtens bis ich einigen Erſatz gegeben haben würde.

Mehrere Freunde des Hauſes hatten ſich während dem unter dem Zelte eingefunden; daß der Rittmeiſter nicht fehlte, verſteht ſich. Wir auf unſeren Stühlen dehnten die vom ſechsſtündigen Sitzen krumm und lahm gewordenen Glieder; der helle, freundliche Mond ſtand am klaren Himmel, kein Lüftchen regte ſich, und ſo wurde denn der Vorſchlag zu einem Spaziergange am Fluſſe, trotz dem, daß er vernünftig war, doch allgemein angenommen.

Die Wahlverwandtſchaften übten auch hier ihr heiliges Recht, obſchon der Zufall die Paare zu ordnen ſchien. Der Graf reichte der Baroninn, Frau von Banay dem Regenten den Arm; ein breitſchultriger Pohle führte Dianen, der Rittmeiſter näherte ſich Sophien, (ſo hieß die junge Baroneß) u. ſ. w.; nur mich paarte irgend eine neckende Gottheit, ſehr unpaſſend, mit der ſanften Adele.

Der Zug war im Gange. Meine ſchwärmeriſche Begleiterinn wandelte anfangs, verſunken in die Schönheiten der magiſch erleuchteten Gegend, lautlos neben mir. Das war zu ertragen, und ich hütete mich, die heilige Stille zu unterbrechen. Endlich hoben einige Seufzer die wirklich ſchöne Bruſt. Der Himmel wird wiſſen, warum und wie ſich ein Gähnen von meiner Seite, auch in eine Art von Seufzer verwandelte. Da fühlte ich einen leichten Druck an meinem Arme, und indem Adele das bleiche Geſicht mit einem Ausdruck zu mir wandte, der ganz für eine Mondbeleuchtung gemacht ſchien, flüſterte ſie:

„So habe ich mich denn nicht getäuſcht! eine gleichgeſtimmte Seele iſt mir nah.“

„Die hat es errathen! dachte ich.“

„O!“ fuhr ſie fort: „welche Paradieſe erſchließen ſich uns feiner fühlenden Geiſtern, wenn, ungeſtört vom proſaiſchen Treiben der Wirklichkeit, wir in unſer Vaterland, in's Land der Ideale hinüberblicken. In dieſen Stunden der Weihe fühle ich Geiſterhauch im Wehen der Abendluft, das Liſpeln der Welle, das Rauſchen der Blätter iſt mir nicht mehr leerer Schall, ich fühle, daß Alles eine geheime Beziehung auf mich hat, die ich ahnde, ohne ſie deuten zu können. Die arme, eingekerkerte Pſyche hebt ſehnſuchtsvoll die Flügel, möchte ſich aufſchwingen zum Urland des Schönen und Guten, ach! und kann es nicht! O! dort hin! dort hin! möcht' ich mit dir, du mein Geliebter, ziehn!“

Hier trocknete ich mir den Angſtſchweiß von der Stirne.

„Wie! Thränen? mein Freund!“ rief ſie mit bebender Stimme, und die hellen Perlen rollten über ihre eigenen Wangen.

Das fehlte noch! meine Geduld war am Ende, und ich eben im Begriff, etwas Albernes zu ſagen, da ſchlug ein Schrei an unſer Ohr; wir eilten der Geſellſchaft nach, die uns auf Erden voraus gekommen war. Gottlob! meine Erlöſung war nicht zu theuer erkauft: Frau von Banay hatte ſich während unſeres kleinen Abſtechers in die höheren Regionen, etwas zu tief in jene der Unterwelt verirrt, um dem Regenten die Ehre einer näheren Bekanntſchaft mit Attila zu verſchaffen. Die Gegenwart über die Vergangenheit vergeſſend, war ſie über eine Baumwurzel geſtrauchelt, und ohne dem kräftigen Arm ihres Führers würde ſie vielleicht den ehrwürdigen Schatten über den Styx begleitet haben. Mama hinkte, die Tochter mußte ſie mit unterſtützen, und ich hatte das Glück, den Reſt des Weges auf der lieben Mutter Erde, und zwar an Sophiens Seite, zu wandeln.

Das holde Kind benützte dieſe Gelegenheit mir zu danken, denn mein Camerad hatte ihr unſern kleinen Betrug entdeckt. Die ſchöne weiche Hand drückte die meine, auch in ihrem Auge glänzte eine Thräne, allein, ich gähnte nicht, noch trat mir Angſtſchweiß vor die Stirne; nur — kurios! die Gegenwart meines lieben Rittmeiſters war mir ein Bißchen ungelegen.

Wir kamen ins Dorf zurück; Frau von Banay hatte bereits über einen höchſt intereſſanten Oppoſitionsprozeß ihren Schmerz am Fuß vergeſſen, und die Paare trennten ſich, wie es ſchien höchſt zufrieden mit einander. Auch ich empfahl mich; noch ein dankbarer Blick von Sophien, noch ein wäſſ'riger von Adelen, und da und dorthin ſchwanden die holden Geſtalten im nächtlichen Dunkel.

Das Kleeblatt fand ſich auf meiner Stube zuſammen, um vor dem Schlafen noch zu plaudern. Jeder erzählte ſeine Fata, ſeine Beobachtungen; ich ſchloß meine vertrauliche Mittheilung mit den Worten:

„Nun rathet mir Freunde, wie ich mich mit guter Art von der ungeheueren Spielparthie, und der gar zu guten Meinung Adelens los machen kann, in die ich ſo ganz ohne mein Verſchulden gekommen bin.“

„Der macht es gerade, wie die meiſten Menſchen, die ihre dummen Streiche dem Schickſal oder gar dem lieben Gott zur Laſt legen,“ ſagte der Regent. „Warum nicht rund heraus geſagt: meine Herren, das Spiel iſt mir zu hoch!? Was aber deine ungewünſchte Eroberung betrifft, mit der verhält es ſich eben ſo: Wer Teufel heißt dich denn ſo undeutlich gähnen, daß man es für einen Seufzer nehmen kann? Hätteſt du tüchtig darauf los gegähnt, ſo wäre das Flämmchen in der magiſchen Laterne deiner Begleiterinn ausgelöſcht, und beiderſeits nicht ſo viel unnöthiges Waſſer vergoſſen worden. Alſo, falſche Scham, falſche Delicateſſe und nichts weiter. Jetzt habe ich dir den Kopf gewaſchen, nun will ich dir helfen. Die Parthie am Spieltiſche des Barons machſt du noch ein paarmal mit, dann mag dich unſer Graf da durch einige Tage mit ſeinem Poſtzuge in der Nachbarſchaft herumkutſchiren, er hat ohnehin nichts beſſeres zu thun. Bis ihr fertig ſeid, nähert ſich die Abreiſe des Onkels, und du biſt befreit. Mit der zarten Neigung übrigens, die in dem jungfräulichen Buſen deiner Begleiterinn ſo ſchnell Wurzel faßte, hat es keine Gefahr: Die Vergißmeinnichte, in einer Mondnacht emporgeſchoſſen, welken in der Regel beim Strahl der nächſten Morgenſonne; wenige Tage, und ſie denkt nicht mehr daran.“

„Das ſollte mir ſehr lieb ſeyn;“ entgegnete ich, „aber, gar ſo ſchnell.“

„Da habt ihr den eitlen Narren,“ rief der Regent lachend, „doch es iſt Zeit zum Schlafen; gute Nacht!“

Sechstes Kapitel.

Acht Tage waren mit Beſuchen in der Umgegend verfloſſen; überall wurden wir mit arabiſcher Gaſtfreiheit aufgenommen, überall wurde ich nach ein paar Stunden wie ein Mitglied der Familie behandelt. Wie viele charakteriſtiſche Züge hätte ich dem Leſer mitzutheilen, wenn Zeit und Raum es erlaubten. Wahrlich! hier unter dieſen kräftigen Menſchen, wo noch Originalität an Leib und Seele zu Hauſe iſt, wo weder Politur, Politeſſe, noch Politik den Menſchen anders ſcheinen laſſen, als er iſt; wo Tugend und Laſter in ſcharfgezogenen Umriſſen, beſtimmt, ohne Firniß da ſtehen; hier wäre eine wahre Goldgrube für den Schriftſteller, und wenn einſt unter dieſem herrlichen Volke, mit ſeiner uralten Geſchichte, ſeinen Sagen, ſeinen Schickſalen und inneren Reibungen, ein Scott erſteht, ſo können wir das neblichte Schottland entbehren.

Des Herumfahrens müde, kehrte ich zu der Lebensweiſe der erſten Tage zurück, denn Nagyhazy hatte eine Parthie ferme gefunden. Adelen traf ich bis dahin nur zweimal Morgens beim Badehaus; der geſchwollene Fuß hielt ihre Mutter im Bette. Mit einer Art ſtillen Triumphes bemerkte ich, daß des Regenten Prophezeiung nicht eingetroffen, und ich in ihrer Gunſt eh' geſtiegen als geſunken war. Man verzeihe mir dieſe Schwäche; wer ſieht ſich nicht gerne geliebt? und nun gar eine unglückliche Leidenſchaft einzuflößen, das war mir mein ganzes Leben noch nicht geſchehen; iſt mir auch ſeitdem nicht mehr begegnet.

Geſchmeichelte Eitelkeit aber, machte mich, dem Fräulein gegenüber, weicher als gewöhnlich, zuvorkommender als nöthig, und von der Seite genommen, trafen mich die Demüthigungen allerdings nicht ganz unverdient, welche mir bevorſtanden, und mich für immer von allem Dünkel heilten. Sollte aber dennoch etwas davon zurückgeblieben ſeyn, ſo hoffe ich, die Herren Recenſenten werden mich gütigſt davon befreien.

Es muß hier erwähnt werden, daß ich bei der Zurückkunft von einem der erſten Ausflüge mit dem Grafen meinen Ivan ſo ſelig fand, daß er mich in der Freude ſeines Herzens zum Major avancirte.

„Wo zum Henker haſt du den Rauſch her?“ rief ich ganz verwundert: — „Das Vierteljahr ſeit deinem letzten iſt ja noch lange nicht herum.“ (Er ſollte ſich nämlich, einem zwiſchen uns geſchloſſenen Vertrage gemäß, nur viermal des Jahres betrinken.)

„Euer Gnaden, Herr Obriſtwachtmeiſter, halten zu Gnaden, das thut nichts,“ antwortete er, indem er mit der rechten Hand ſalutirte *), ohne etwas auf dem Kopfe

---

*) Militäriſche Art zu grüßen, ſtatt den Kopf zu entblößen.

zu haben, und mit der linken vergeblich Verſuche machte, ſein Pfeifchen in die Weſtentaſche zu ſtecken; „ich habe meinen Schwips a Conto der künftigen Cathegorie *) gefaßt, muß alſo um das länger damit auskommen, ſehen Euer Gnaden, ſo gleicht ſich's wieder aus.“

„Du biſt ja völlig witzig; für dießmal mag es hingehen; aber keine Wiederholung, Ivan! ſonſt werde ich dir weniger Geld in den Händen laſſen.“

„Halten zu Gnaden, das thut wieder nichts, denn mein Rauſch koſtet mich keinen Kreuzer; das iſt ja eben das Schöne davon. Der ehrliche Kerl, der Kammerdiener vom Türken neben uns, der hat ſo eine Affection zu mir gefaßt, und ich, ich mag ihn auch wohl leiden, weil er Euer Gnaden ganz entſetzlich lieb hat, und da hat er denn heute ein paar Flaſchen köſtlichen Wein herübergebracht, und da haben wir Geſundheit getrunken, und Brüderſchaft getrunken, und ich habe ihm von Euer Gnaden alles haarklein erzählen müſſen, von Ihrer Frau Mutter und der ganzen Familie, und da haben wir ſie alle leben laſſen, was das Zeug hält.“

„Ja ſo! nun geh nur ſchlafen, morgen wollen wir weiter von der Sache ſprechen.“

„Wie Euer Gnaden, der Herr Obriſtwachtmeiſter befehlen!“

Mit dieſen Worten taumelte er zur Thüre hinaus.

---

*) Das meiſte, was der Soldat an Kleidungsſtücken und andern Bedürfniſſen erhält, hat eine beſtimmte Dauerzeit (Cathegorie). Nimmt (faßt) er etwas früher heraus, ſo muß er bis zur nächſten Cathegorie damit auslangen.

Was mein Herr Nachbar wohl im Schilde führen mag? dachte ich; doch bald war die ganze Geſchichte vergeſſen.

Ein lächerliches Ereigniß, welches mich für einige Tage zur Zielſcheibe des Witzes machte, und mir zum Ueberfluſſe ganz unerträgliche Beweiſe von Dankbarkeit zuzog, bewog mich meine bisherige Lebensweiſe zu ändern. An welchen dünnen Fäden hängen oft der Menſchen — — doch zu Reflexionen habe ich jetzt keine Zeit, der werthe Leſer wird ſie ſchon ſelbſt machen, wenn es ihm beliebt, ich will mich begnügen, ihm den Stoff dazu zu liefern.

Die heilloſe Begebenheit war alſo folgende:

Als ich einſt eben im Begriffe ſtand, mich nach dem Bade anzukleiden, erhob ſich in der Kammer neben mir ein wahres Zetergeſchrei. Gewohnt, in gewiſſen Fällen mir die Mühe des Ueberlegens zu erſparen, eilte ich halb angekleidet wie ich war, dahin, woher der Ruf nach Hülfe erſcholl; die Thüre war nicht verſchloſſen, ich ſtürzte hinein, und mir entgegen, mit beiden Armen mich umklammernd, Diana.

Wenn der geneigte Leſer ſich noch des Bildes erinnert, welches ich bereits früher von dieſer Dame entwarf, wenn er hiezu ſich noch das verrätheriſchte Deſchabille denkt, ſo wird er hoffentlich keine geringere Meinung von meiner Körper- und Geiſteskraft faſſen, wenn ich geſtehe, daß ich im ſtrengſten Sinne des Wortes unter der Bürde meines Glückes erlag, und im nächſten Augenblicke, faſt erſtickt, von der krampfhaften Umarmung und all dem Ueberfluſſe, der meine Wenigkeit ganz überdeckte, am Boden lag. Bald kamen mehrere Leute herbei, an ihrer Spitze Herr von Goldwaſſer; man erſtaunte, man lachte; durch die zärtlichen Bemühungen des Herrn Gemals erhielt Diana ihre Beſinnung wieder, gerade als ich in Gefahr war, die meinige gänzlich zu verlieren, endlich folgte der Aufſchluß:

Frau von Goldwaſſer hatte bei ihrer Toilette nach dem Bade irgend ein nöthiges Schönheits-Requiſit vermißt, und ihr Mädchen fortgeſchickt, um es herbei zu holen; kaum war dieſe fort, als durch das Luftloch der Badekammer eine Fledermaus herab fiel (deren es hier überhaupt weit mehr gab, als Nachtigallen), und zwar gerade auf den entblößten Nacken der armen Frau, wo ſie ſich mit ihren Krallen feſt zu halten ſuchte, und ſo das Angſtgeſchrei, die Ohnmacht und meine Niederlage herbeiführte. Ob übrigens das Thier aus Entzücken oder Schrecken über den Anblick ſo enormer Reize ſchwindelte und herabſtürzte, darüber ſind die Meinungen getheilt, und ſelbſt meine Vermuthungen können hier kein Gewicht haben, da mir der Geſchmack der Fledermäuſe durchaus unbekannt iſt.

Zu meinem und Dianens Unglücke, war von der verruchten Unheilsſtifterinn keine Spur zu entdecken, und ich verſchwand endlich gleich dieſer, um all den ſpitzigen Fragen und Bemerkungen zu entgehen, mit welchen man von allen Seiten auf mich eindrang.

Schon am nächſten Morgen liefen einige recht gut gezeichnete Carricaturen von Hand zu Hand: auf einer erſchien ich als Perſeus, der Andromede gegen eine ungeheure Fledermaus vertheidigte; ein anderes ſtellte mich und Madame als Mars und Venus dar, ſtatt des berüchtigten Netzes von den durchſichtigen Flügeln des erſtgenannten fatalen Thieres umgarnt; Goldwaſſer hatte die Rolle des Vulkans, und die vorzüglichſten Badegäſte paradirten als der verſammelte Götterhof; beißende Spöttereien in Proſa und Verſen ſproßten überall hervor, wie Giftpilze. Dieſe ſichtlich von einer feindlichen Hand unterhaltene Neckerei verdroß mich am Ende; Dianens Dankbarkeit ermüdete mich, und ſo kam es denn, daß ich zur Jagd meine Zuflucht nahm, um die Zeit bis dahin angenehm auszufüllen, wo entweder der Witz meiner unſichtbaren Gegner erſchöpft, oder die Lachluſt der Geſellſchaft ermüdet ſeyn würde. Von nun an ging es um vier Uhr früh in's Bad, dann nach einer kurzen Ruhe über Berg und Thal zu einem ziemlich entfernten Waldteiche, den mir der Oberjäger hatte zeigen laſſen, wo immer Waſſervögel und zuweilen auch anderes Wild zu treffen war. Manchmal begleitete mich der Graf, meiſtens aber war deſſen vortrefflicher Hund mein einziger Gefährte.

Eines Morgens ſtieß ich in der engen Bergſchlucht, welche zu meinem Lieblingsplätzchen führte, auf einen rieſigen Kerl, der an eine alte Eiche gelehnt, ein Stück rohen Speck verzehrte, und von Zeit zu Zeit aus einer Kürbisflaſche, die von ſeiner breiten Schulter hing, einen tüchtigen Schluck that. Ein ſchmutziges kurzes Hemd reichte nicht ganz zu den ungeheuer weiten, mit einem Riemen um die Lenden geſchnürten Gatien *), ſo daß faſt handbreit die rothbraune Haut hervorſah: ein Hut, mit breiter, herabhängender Krempe, dichte ſchwarze, von Fett glänzende Haare, und ein ſtruppichter Schnurbart verbargen faſt das ganze Geſicht. Vom Riemen um die Lenden hing ein Koſtök **), ein großer Feuerſtahl und kurzer maſſiver

---

*) Sehr weite Beinkleider von Leinwand.

**) Bocksbeutel zum Rauchtabak.

Csakany *), auf dem Hute ſteckte eine kleine thönerne Tabakspfeife mit kurzem Rohre.

Inſtinctmäßig nahm ich mein Gewehr zur Hand, und warf einen Blick auf die Schlöſſer. Auch der Kerl hatte bei meiner Annäherung einen ſchweren Stutzen ergriffen, der neben ihm am Baume gelehnt war, faßte mich ſcharf in's Auge, trat ein paar Schritte näher, und begrüßte mich, indem er ſeine Waffe auf den Rücken warf, mit einem kräftigen: „Jó Reggelt vitéz Kapitány Ur!“ (guten Morgen tapferer Herr Hauptmann **).

Ich ſchäme mich nicht zu geſtehen, daß mir nach dieſer freundlichen Anrede leichter um's Herz ward: „Guten Morgen Landsmann!“ erwiederte ich, und blieb ſtehen.

„Verſteht ihr deutſch?“ frug ich, da die ungariſche Sprache eben nicht meine Stärke war:

„O ja! Herr Hauptmann, kennen Sie mich denn nicht mehr?“ mit dieſen Worten ſtrich er die langen Haare aus dem Geſichte.

„Alle Teufel! Nagy primus! ***) wie kommſt du hieher?“ Es war der Flügelmann meiner ehemaligen Compagnie, der mir vor einigen Jahren deſertirte.

„Ja Herr Hauptmann, der bin ich; nicht wahr, wenn ſie mich jetzt bei der Compagnie hätten?“

---

*) Ein Stock mit eiſernem Knopfe, wovon das eine Ende ein Hammer, das andere ein kleines Beil iſt.

**) Der Ungar ſetzt bei ſeiner Anrede an ſeinen Officier, dem Titel desſelben immer das Beiwort tapferer vor; wohl die ſchönſte Begrüßung für einen Soldaten.

***) Die Nagy ſind unter den Ungarn ſo häufig, daß man ſie erſt bei ein und derſelben Compagnie durch den Beiſatz I. II. III. unterſcheiden muß.

„Da wären dir ungezählte fünf und zwanzig gewiß!“

„Bin's überzeugt, wären auch ganz in der Ordnung; vor der Hand jedoch iſt's ſo beſſer. Aber jetzt Herr Hauptmann laſſen ſie ſich von mir warnen: Sie haben einen Feind! Man hat mir zehn Ducaten verſprochen, wenn ich Ihnen das Gewehr abnehme, zwanzig, wenn ich Ihnen ſo von ungefähr einige Rippen einſchlagen würde. Ihr Herumtreiben in dieſem Revier war mir ohnehin ungelegen, denn ich liefere das Wildpret in einige Küchen, und Sie verderben mir meinen beſten Anſtand hier am Teiche; ich ging alſo auf's Erſte ein; und das Zweite wäre wohl auch geſchehen, wenn Sie ſich ernſtlich widerſetzt hätten. Aber Oerdög *) Pokol! hätte ich Sie zu ſpät erkannt; der griechiſche Hund wäre zum Teufel gefahren, und ich ihm nach.“

Die treue Anhänglichkeit des rohen, ja wilden Menſchen, der ſelbſt im geſetzloſen Zuſtande noch ſein Soldatenherz beibehalten hatte; rührte mich. Ich dankte ihm herzlich, und wollte ihm aus alter Gewohnheit über ſeine dermalige Lebensweiſe eindringliche Vorſtellungen machen, allein:

„Laſſen Sie das, Herr Hauptmann!“ erwiederte er; „ich weiß alles, was Sie mir ſagen können, es bleibt aber mit mir, ſo wie es iſt. Uebrigens hier im Walde haben Sie von nun an nichts mehr zu beſorgen, dafür ſtehe ich; nur den Teich laſſen Sie mir allein. Brauchen Sie mich, ſo pfeifen Sie dreimal ſtark in Ihr Jagdpfeifchen, ich werde nicht weit von Ihnen ſeyn.“

---

*) Teufel und Hölle.

„Gut! ich nehme deinen Schutz an, wackerer Nagy; aber biſt du denn ſicher? wenn die Jäger — —“

„Die habe ich nicht zu fürchten, ſie haben von Unſereinem Reſpect, und thun auch ſehr gut daran.“

Er ſagte dieß mit einer Ueberzeugung, einem Nachdruck, daß man es ihm auf's Wort glauben konnte.

„So gehab dich denn wohl, bis wir uns wiederſehen; hier, nimm das, und trinke auf meine Geſundheit!“

Er ſchob meine Hand zurück: „das Gute thue ich gratis,“ ſagte er ernſt: „geſchieht ſo ſelten genug; habe ja am Ende nur meine Schuldigkeit gethan; aber, da fällt mir noch ein: Sollte Ihr Feind wieder etwas gegen Sie unternehmen, oder überhaupt, wollen Sie ihn los ſeyn, ſo befehlen Sie nur.“

„Nagy! ich will nicht hoffen.“

„Verſtehe; ſeyn Sie unbeſorgt, das iſt nicht mein Handwerk. Sagen Sie mir nur, wann der Kerl im Loch ſitzen ſoll!“

Hiermit reichte er mir die nervigte Hand, braun und hart wie Eichenholz. Ein Druck, wovon ich ihm die Hälfte gerne geſchenkt hätte, ein Paar Schritte, wovon keine zwei auf die Klafter gingen, und er war um ein Felſenſtück mir aus den Augen.

Die Rachgier des Herrn Demeter machte meine Galle rege. Ich theilte den Vorfall meinen Freunden mit, ſie waren empört, jeder wollte mich nach ſeiner Art rächen. Ich dankte ihnen, verwarf aber ihre Vorſchläge. „Er hat auch einmal recht,“ ſagte der Regent; „die Folgen gewaltſamer Genugthuung fallen auf uns zurück, gerichtlich können wir nichts erweiſen; alſo, wartet, du ſei vorſichtig, und wir wollen dir unſeren Schutz eben ſo großmüthig verſprechen, als dein hochherziger Rinaldo Rinaldini.“

Siebentes Kapitel.

Durch den Geburtstag der Baroninn, war alles, was nur immer Zutritt im Hauſe hatte, zu einem verſchwenderiſchen Feſte bei ihr verſammelt worden. Jung und Alt, Hoch-, Wohl- und ſelbſt einige faſt gar nicht geborne, thaten während dreier Stunden ihr Möglichſtes, um den Ueberfluß zu mindern, welcher aus Küche und Keller zuſtrömte. Die Überbleibſel wurden dann mit gehörigem Aufſehen an die Armen vertheilt, welche während deſſen unter dem Zelte zur Schau ſaßen, und ſo oft eine Lüge ſagten, als ſie den ankommenden Gäſten einen guten Appetit wünſchten. Wenn die Frau vom Hauſe alles aufgebothen hatte, um Uebergenuß zu bereiten, ſo wußte hingegen ihre liebenswürdige Tochter die Freude in unſerem Kreiſe einzuführen, und darin zu erhalten; wozu ihr würdiger Oheim redlich beitrug, indem er die Veteranen der Geſellſchaft durch trauliche erinnerungsreiche Geſpräche in jene ſchöne Zeit zurückführte, wo auch ſie jung geweſen waren. Noch ſtritt die Dämmerung mit dem Tage, als ſchon Tanzmuſik in der zum Saal umgewandelten Scheuer alle Herzen und Beine, die noch des Hüpfens fähig waren, in Bewegung ſetzte; auch draußen vor dem Hauſe ging der Spectakel los: eine Bande Zigeuner brachte mittelſt Cymbal, Geige, Clarinet und dreiſaitiger Baſſette, eine wahre Höllenmuſik hervor; man denke ſich eine Melodie, jetzt voll düſterer Schwermuth, urplötzlich in wilde Raſerei überſpringend, von einer Harmonie begleitet, welche zur Hälfte aus falſchen Quinten- und Octavenfolgen beſtand, von Diſſonanzen durchkreiſcht, die weder vorbereitet noch aufgelöſt wurden, ſo hat man einen ſchwachen Begriff, von dem Ton-Chaos, das die Dorfbewohner zu den entſetzlichſten Bocksſprüngen begeiſterte.

Auch uns, im Tempel der Ceres, fehlte es nicht an etwas mehr als gewöhnlicher Freudigkeit, wovon ein guter Theil (wenigſtens bei uns Männern) auf Rechnung der Toaſte kam, welche auf das Wohl unſerer Wirthinn und ihrer Familie in auf- und abſteigender Linie, nebſt allen Seitenzweigen, ausgebracht worden waren.

Eine Polonaiſe, ein Walzer und ein Cotillon, reichten hin, meine etwas herabgekommenen Tanzwerkzeuge zu ermüden, und da mir Adele verſicherte, ſie möchte mit mir ſo durch's ganze Leben hinſchweben, machte ich mich im ſtrengſten Sinne aus dem Staube, welcher unter den Füßen der nun galoppirenden Jugend aufwirbelte, und die ganze Scheuer in ein magiſches Helldunkel hüllte. Ich ſchlenderte nach dem Zimmer, in welchem der reſpectable Theil der Gäſte die Zeit mit Kartenſpiele tödtete. Im Hintergrunde gewahrte ich Dubois, der eine Pharo-Bank hielt; kaum ward er meiner anſichtig, als er mich mit dem gewöhnlichen Spiele Bonmots begrüßte und zur Theilnahme einlud. Der Soldat iſt den Hazardſpielen ſelten feind; ſie ſind ja ein Bild ſeines Lebens im Kriege, wo das Schlachtfeld der Salon, der Tod Banquier; Beſchwerden, Geſundheit und Leben der Einſatz, Beförderung, Orden und Lorber der Gewinn ſind. Recht gerne nahm ich daher die mir gebothenen dreizehn ſchickſalsreichen Blätter, und pointirte mit mäßigem Einſatze.

Auch heute ſchien mir Fortuna hold, jede meiner Karten gewann; ich trieb es zum quinz-et-le-va zum trente-el, le-va *), ſpielte auf Quartetten, machte die gewagteſten Transporte, alles gelang. Es war Punſch herumgereicht worden; dieſer, die allgemeine Fröhlichkeit und mein Spielglück exaltirten mich. Die Bank war faſt zu ihrem Zehntheile eingeſchmolzen, als Dubois, der ſich noch immer als der gleichmüthigſte, man möchte ſagen, liebenswürdigſte Spieler zeigte, mich aufforderte, den Reſt zu halten. Eh bien! le Reste! ſagte ich gleichgültig; meine Karte verlor sonica: Va Banque!! rief ich etwas wärmer; wenige Abzüge, und meine Karte war abgeſchlagen: ich wollte zahlen, da bemerkte ich, daß mein Geld nicht hinreiche, und faſt zugleich ein höhniſches Lächeln um die dünnen Lippen Dubois's, der mich mit einem ſchadenfrohen, ſtechenden Blick fixirte: Va banque!! ſchrie ich nun erhitzt, indem ich mit der flachen Hand die Haare aus der plötzlich naß gewordenen Stirne ſtrich, und dann unentſchloſſen unter meinen Karten blätterte; endlich zog ich die, mir den ganzen Abend treu gebliebene Dame, und ſchob ſie couvert heftig auf den Tiſch. Bravo! rief mein Gegner; miſchte lange, ließ mich coupiren, und fing nun an mit mehr als gewöhnlicher Langſamkeit zu tailiren. Wer nie dieſe Tortur empfunden, kann ſich wohl keinen Begriff davon machen: die Blicke der ganzen Geſellſchaft ruhten theils mit Theilnahme, theils mißbilligend auf mir, oder voll Erwartung auf der umzuſchlagenden Karte; ich kenne nicht bald etwas Peinigenderes als dieſe Controlle unſerer Gei-

---

*) Spielausdruck, für quinz oder trente fois la vade.

ſtesſtärke. Jede verlierende Karte war mir vor ihrem Abzuge eine unglücksſchwangere Wolke, nachher ein Sonnenblick; jede gewinnende, eine ſüße Hoffnung, eine bittre Täuſchung; und wenn dem Körper die berüchtigten Eistropfen die unerträglichſte Pein verurſachen, ſo muß für noch unabgeſtumpft, oder ſchwache Seelen eine entſcheidende Taille ein abwechſelndes Beträufeln mit geſchmolzenem Erze und flüſſigem Eiſe ſeyn. So heftig wirkte die Sache denn freilich nicht auf mich, doch da meine Empfindungen in dem Maße ſtiegen, als die Karten in meines Gegners Hand abnahmen, ſo bedurfte es dennoch meiner ganzen Kraft, um den Zuſtand meines Inneren vor den Beobachtenden zu verbergen. Endlich fiel auch meine Dame auf die unrechte Seite. Die allgemeine geſpannte Theilnahme machte ſich durch Ausrufungen Luft, und die frühere Erſtarrung der mich umringenden Maſſe löſte ſich. Mir ließ der Gedanke, vielleicht mehr verloren zu haben, als ich in Allem beſaß, ein leichtes Fröſteln über das Rückgrath herab rieſeln. Während deſſen zählte Dubois gleichgiltig die Caſſe, welche ſich zu meiner ſehr unangenehmen Ueberraſchung größer fand, als ich geglaubt hatte.

„Eine wahre Kleinigkeit!“ ſagte er, „192 Gulden Papiergeld macht ſiebenmal genommen 1344, ſagen wir 1300 Gulden; ich hätte den Reſt der Bank für ſtärker gehalten.

Meine Faſſung war bereits zurückgekehrt, und ich reichte ihm mit anſcheinender Ruhe den Gewinn von vorhin nebſt allem Gelde, welches ich bei mir hatte, zuſammen beiläufig das Drittheil von dem was mich die Untreue meiner Dame koſtete, und verſprach den Reſt morgen früh auf ſein Zimmer zu bringen. Dieſe meine geheuchelte Ruhe ſtimmte das Benehmen des Banqueurs, welches früher einen Anſtrich von Hohn erhalten, zur geſchmeidigſten Höflichkeit um; er verſicherte mir, mein Beſuch würde ihm zwar jederzeit eben ſo angenehm als ehrend ſeyn, doch, einer ſolchen Kleinigkeit wegen möchte ich mich ja nicht bemühen, das hätte Zeit; übrigens könne ich ja noch heute mit ihm quitt werden, wenn ich mit Marquen gegen ihn fortſpielen wolle, das Glück würde nicht immer ſo ungerecht gegen mich ſeyn. Doch ich war nüchtern geworden, dankte für den gefälligen Antrag, wünſchte ihn in Geheim ſammt ſeiner Höflichkeit zum Henker, und miſchte mich unter die Tanzenden, um meinen Unmuth zu betäuben.

Sobald es nur ohne Aufſehen geſchehen konnte, verließ ich die Fröhlichen, und eilte nach Hauſe. Hier überzählte ich meine Barſchaft, etwas, das ſelten geſchah, weil das Ergebniß meiſtens verdrießlicher Art war; auch dießmal fand keine Ausnahme von der Regel Statt, denn nach mehrmaligem Zählen und Rechnen fand ſich, daß, wenn ich mein Alles hingäbe, es kaum zur Hälfte hinreiche.

Nun war guter Rath theuer. Meine Freunde angehen? um keinen Preiß! von jemand Andern Geld borgen? aber von wem? ich war fremd, alſo ohne Credit; das Thunlichſte blieb daher, morgen meinen Gläubiger zu erſuchen, für die ganze Summe einen Wechſel, in vierzehn Tagen zahlbar, anzunehmen, dann meiner guten Mutter off'ne Beicht abzulegen, und ſie zu einem wiederholten Beweis ihrer bereits etwas oft geprüften Liebe aufzufordern. Ein Stein war von meiner Bruſt gewälzt, als mein Plan im Reinen war; an ein mögliches Mißlingen dachte ich zu jener Zeit noch nicht bei meinen Entwürfen, und ſo brachte ich den Reſt der Nacht ſo ruhig zu, als wenn am kommenden Morgen ich neunhundert Gulden einzucaſſiren hätte.

Beim Erwachen fand ich die Sache denn doch weniger gleichgiltig, und nicht ohne Beklommenheit trat ich zur Frühſtückszeit in Dubois's Zimmer.

„Mein Herr!“ hub ich nach den erſten Begrüßungen an, „ich habe geſtern mehr —“

„Erlauben Sie!“ unterbrach mich der Chevalier, „ich ahnde vielleicht was Sie ſagen wollen, und will es Ihnen erleichtern, mich um eine unbedeutende Gefälligkeit zu erſuchen, indem ich eine Bitte an Sie thue. Mir fiel gleich beim Anfange unſerer Bekanntſchaft eine Buſennadel bei Ihnen auf, ein ſchöner Rubin; nun liebe ich dieſen Stein bis zur Leidenſchaft, und wage die Bitte, Sie möchten ihn mir überlaſſen; beſtimmen Sie den Preis.“

Dieſe ſeynſollende Erleichterung ſetzte mich in einige Verlegenheit. Die Nadel, in deren Beſitz mich ein günſtiger Zufall geſetzt hatte, war mir werth, weil ſie die Aufmerkſamkeit Aller erregte, welche ſie ſahen, und ich von jeher die Schwäche hatte, gerne zu glänzen und mich beneiden zu laſſen; zudem war der ſchöne Stein auch hier viel bewundert worden, ich mußte alſo beſorgen, daß man ſein Verſchwinden bemerken werde, und ſuchte ſo fein als möglich, den Antrag abzulehnen; jedoch vergebens. Dubois wußte alle meine Bedenklichkeiten zu widerlegen, gab ſein Wort, den Schmuck hier nicht zu tragen, und bot mir endlich die Hälfte ſeiner Forderung als Kaufpreis. Was konnte ich unter ſolchen Umſtänden anderes, als nachgeben. Rubin und Wechſel wanderten daher in die Hände meines faſt allzuartigen Creditors, und ich verließ ihn, mit einer Art von Erkenntlichkeits-Gefühl, um mein Confiteor an die hilfreiche Mutter zu befördern.

Daß meine Freunde, welche bereits von meiner Niederlage gehört hatten, vor allen aber der Regent, mich meiner Unvorſichtigkeit wegen tüchtig ſchalten, war natürlich, ſo wie, daß ich ihnen verſchwieg, auf welche Art die Sache ausgeglichen war.

Achtes Kapitel.

Die Begierde der ganzen Badegeſellſchaft, etwas Näheres über das myſtiſche, im Eingange erwähnte Fräulein von Stern zu erfahren, war trotz aller Verſuche bißher unbefriedigt geblieben. Reich mußte ſie ſeyn, nach der Koſtbarkeit ihrer Garderobe zu urtheilen, aber wer ſie war? warum ſie ein ſo ſtrenges Incognito beobachtete?? — Doch mit der letzten Frage waren die Damen bald fertig. „Wahrſcheinlich eine zweideutige Perſon“ meinten die älteren. „Sie iſt häßlich“ ſagten die jüngeren. „Vielleicht beides,“ bemerkte Diana, „denn was ſie Schönes hat, zeigt ſie doch wahrlich auffallend genug.“ „Dafür verdient ſie vor mancher Andern unſern Dank, die noch auffallender auch das zeigt, was nicht ſchön iſt,“ erwiederte der Regent mit einem Seitenblicke.

„Ueber ihr Aeußeres kann ich Nachricht geben,“ nahm ein junger Arzt das Wort, der ſelbſt Badegaſt, bei dieſer Gelegenheit eine ganz artige Praxis ausübte. „Sie bedurfte zweimal meines Rathes, und ich muß geſtehen, nie ein ſchöneres weibliches Geſchöpf geſehen zu haben.“ Dieſe unvorſichtige Aeußerung brachte den Doctor um ſechs Patientinnen; noch an ſelbem Tage ſchickten ſie ihm ſein Honorar, und genaſen ohne ſeiner weiteren Hilfe. Bei den Männern aber ward es von dem Augenblicke an eine Art von Ehrenpunct, den Schleier dieſer Iris zu lüften.

Ein glückliches Ungefähr führte mich ſchon am nächſten Morgen, als ich wieder mit Tagesanbruch auf die Jagd ging, an der Stelle vorüber, wo Fräulein Stern faſt alle Abende, bloß von ihrem Mädchen begleitet, luſtwandelte. Mein vierfüßiger Waidgenoſſe ſchnupperte wenig Schritte neben mir etwas an, das im Graſe lag; es war eine kleine, ſehr ſchön geſtickte Brieftaſche mit einem goldenen Stift geſchloſſen. Sie war offenbar das Eigenthum einer Dame; ſollte ich ſie öffnen? „nein! die Eigenthümerinn wird ſich ſchon ohnedem finden laſſen,“ dachte ich. Da durchfuhr mich plötzlich der Gedanke, hier ſei das Lieblingsplätzchen der Unbekannten. „Keine Jagd für heute!“ rief ich, und eilte mit meinem köſtlichen Funde nach Hauſe.

Ivan war ganz erſtaunt über meine ſchnelle Rückkunft. „Der Wirth ſoll kommen!“ Er kam. „Seyen Sie doch ſo gefällig, bei den Inwohnern Ihres Hauſes nachfragen zu laſſen, ob Niemand eine Brieftaſche verloren hat, bei mir iſt ſie zu haben.“

„Recht gerne, Euer Gnaden; allein es iſt erſt ſechs Uhr, die meiſten ſchlafen noch; ich will jedoch in der Küche befehlen, daß mit dem Frühſtücke die Anzeige in jede Wohnung kommt.“

„Gut, Herr Wirth, Adieu!“

Erſt ſechs Uhr! doch was war zu thun, ich mußte Geduld haben. Bloß um mir die Zeit zu verkürzen, machte ich die ſorgfältigſte Toilette, deren ich mich zu erinnern weiß. Endlich um acht Uhr klopfte es leiſe an meiner Thüre; richtig! es war die niedliche Zofe der Unbekannten.

„Meine Herrſchaft, Fräulein Stern, läßt um ihre Brieftaſche bitten, und Ihnen, mein Herr Hauptmann, beſonders für die Delicateſſe danken, daß Sie ſelbe nicht geöffnet haben.“

„Woher weiß ſie das?“

„Sie würden ja ſonſt aus dem Inhalte geſehen haben wem ſie gehört; doch, darf ich bitten?“

„Um Alles was Sie wollen, nur nicht um die Brieftaſche. Sagen Sie dem Fräulein, bloß ihr ausdrücklicher Befehl könne mich abhalten, dieſe perſönlich in ihre ſchönen Hände zu legen.“

„Wird nicht geſchehen können.“

„Schönes Kind! eine ſo garſtige Prophezeiung ſollte nicht über ſo reizende Lippen kommen, die geformt ſind, nur Gutes zu verkünden. Nicht wahr (indem ich ihre beiden Hände ſanft drückte), es wird vielleicht doch geſchehen können?“

„Je nun! — vielleicht, —“ ſagte ſie mit einem ſchelmiſchen Lächeln. Eine leichte Verbeugung, und weg war ſie.

Zweifel und Hoffnung wechſelten in meiner Bruſt; der erſte behielt die Oberhand, wie faſt immer, wenn die Entſcheidung nahe iſt. „Wenn ſie meinen Beſuch nicht annähme?“ ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ich mit großen Schritten den kleinen Raum meines Zimmers maß; jetzt, wo die ganze Welt weiß, daß ich die Brieftaſche gefunden habe, wie würde ich ausgelacht werden!“ Man ließ mir hinlänglich Zeit, dieſe und eine Menge ähnliche Betrachtungen anzuſtellen; erſt nach einer langen halben Stunde erſchien Minette mit der entzückenden Bothſchaft: das Fräulein erwarte mich.

„Du liebe Taube mit dem Oehlzweig!“ rief ich, und drückte im Uebermaß der Freude ein Paar Küſſe auf die Roſenlippen der lieblichen Iris.

„Herr Hauptmann! den militäriſchen Bothenlohn verbiethe ich mir; kommen Sie lieber bald; zu ebener Erde Nr. 2, wenn Sie es noch nicht wiſſen ſollten; ich empfehle mich.“

Drei Minuten ſpäter, und ich ſtand im Vorzimmer des Fräuleins; die Thüre in das Innere des Tempels that ſich auf, ich trat ein, und überraſcht, geblendet von der Schönheit des himmliſchen Weſens, das ſich mit unnachahmlicher Anmuth und Würde erhob, um mich zu begrüßen, blieb ich in ziemlicher Entfernung von ihr ganz verblüfft ſtehen. Eine Bewegung der Hand lud mich ein, auf dem Stuhl neben ihr Platz zu nehmen.

„Ich bin dem Zufalle vielen Dank ſchuldig,“ eröffnete ſie die Unterhaltung, „daß er mein Taſchenbuch in Ihre Hände, Herr Hauptmann, fallen ließ; nicht Jeder dürfte ſeine Neugierde dem Zartgefühl aufgeopfert haben, und ich habe wichtige Gründe zu wünſchen, hier, wenigſtens jetzt, nicht erkannt zu werden. Indeß, Herr Hauptmann, glauben Sie, daß keiner darunter iſt, vor dem ich zu erröthen hätte.“

Während dieſer Anrede etwas geſammelt, nahm ich mich auf's Möglichſte zuſammen, um von meinem Kopfe eine eben ſo günſtige Meinung zu erregen, als man von meinem Charakter bereits gefaßt zu haben ſchien. Wie leicht war es aber auch, ihr gegenüber, geiſtreich zu ſeyn. Der Sonne gleich, hätte ſie einem Klotz Licht und Wärme mitgetheilt. Jeder Ton, den man anſchlug, klang bei ihr verſchönert wieder. Im Gebiethe der feinen Welt, der Literatur zu Hauſe, wußte ſie jeden halb guten Gedanken aufzufaſſen, und umgeprägt, veredelt, wieder zu geben. Mit welcher Leichtigkeit ging ſie von einem Gegenſtande zum andern über, um Mannigfaltigkeit in das Geſpräch zu bringen; kurz, ſie war eine Aſpaſia, eine Ninon, aber im edelſten Sinne.

Unmerklich wandte ſie das Geſpräch auch auf meine Lebensweiſe, auf meine Freunde; und eh' eine Stunde verging, oder vielmehr verflog, wußte ſie Alles, was mir ſelbſt bekannt war. Beſonders ſchien ſie die Schilderung zu unterhalten, die ich von meinem Freunde, dem Regenten, entwarf.

Ihre kleine, mit Diamanten beſetzte Repetiruhr ſchlug: „Wie die Stunden in ſo angenehmer Geſellſchaft enteilen, ſchon 10 Uhr.“ Ich verſtand den Wink. — So eben haſchte ich nach einem ſchönen Gedanken zum Abſchieds-Compliment, als das Fräulein meine Bemühung mit den Worten unterbrach:

„Wenn Sie einer armen Einſiedlerinn zuweilen einige müßige Augenblicke ſchenken wollen, ſo werden Sie immer ſehr willkommen ſeyn.“

Was ich im Uebermaße des Entzückens geantwortet haben mag, weiß der Himmel! wahrſcheinlich etwas Albernes, denn die ſchöne Stern lächelte; allein mit ſo viel Milde, daß ich, ſtatt verlegen zu werden, die nöthige Beſinnung wieder erhielt, um mich mit Anſtand empfehlen zu können.

Ich eilte auf mein Zimmer, wo mir der Regent mit den Worten entgegen trat: „Sage mir, unter welchem Zeichen du geboren biſt, daß dir, und nur dir, ſo viele Abenteuer aufſtoßen? Du haſt ſie alſo geſehen? jetzt erzähle — beſchreibe.“

„Ja! erzähle!“ riefen der Graf und der Rittmeiſter noch unter der Thüre, „erzähle du dreimal Glücklicher! aber getreu und ausführlich.“

Ich that es. Bei Beſchreibung der Stelle, wo ich die Brieftaſche gefunden, unterbrach mich der Regent: „Hör' einmal, du haſt verdammt viel Courage!“

„Wie ſo?“

„Du fragſt noch? Uns alle hielt die Furcht vor der verlornen Buſenſchleife Dianens ſeit faſt drei Wochen von jener Gegend entfernt; du Tollbreiſter durchſchreiteſt den gefährlichen Hain, und findeſt ſtatt ihr eine Eintrittskarte ins Paradies; doch freilich, ſeit dem Kampfe mit der Fledermaus —“

Mit der Bitte, mir nur jetzt keinen Wermuth unter meinen Honig zu mengen, ſchloß ich dem Schwätzer den Mund, und fuhr in meiner Mittheilung fort. Als ich aber die Reize des Fräuleins ſchilderte, ihr glänzend ſchwarzes Haar der Seide, ihre blauen Augen dem heiteren Himmel, ihre Wangen den Roſen verglich; Carmin, Perlen und Lilien kaum der Ehre werth fand, neben ihren Lippen, Zähnen und der blendend weißen Haut, nur genannt zu werden; als ich mit immer ſchneller ſtrömender Beredſamkeit mich über ihre Grazie, Würde, ihren Geiſt, im Lobeserhebungen ergoß; konnte es der Regent nicht länger aushalten.

„Halt ein, um Gotteswillen!“ rief er, „halt ein! denn wenn du ſo fort galoppirſt, bricht dein bischen Verſtand den Hals. Mir vergeht vom bloßen Zuhören der Athem. Doch, da die Sachen ſo ſtehen, muß ich dir ſchon einen Freundſchaftsdienſt erweiſen; wenn du einmal wieder bei Sinnen biſt, will ich dir erzählen, worin er eigentlich beſteht.“

Neuntes Kapitel.

Mein Glück war bald mit Windesſchnelle von Ohr zu Ohr gelangt; ich wurde mit Fragen beſtürmt, die ich mit Beſonnenheit, und in einem ſolchen Tone beantwortete, der jede Witzelei, jede falſche Deutung unterdrückte. Die Männer beneideten mich, die Damen fanden mich ſehr discret, und nach ein Paar Tagen war nicht weiter die Rede davon.

Nur an Adelen bemerkte ich ſeit jener Zeit eine bedeutende Veränderung.

„Du hatteſt doch recht,“ ſagte ich dem Regenten, zu einer Zeit, wo wir allein waren; „ich habe aufgehört, Adelens Ideal zu ſeyn; es iſt mir zwar lieb, ſehr lieb! aber die Urſache davon möchte ich doch wiſſen. Oder ſollte ſie etwa gar die Eiferſucht plagen?“

„Ueber den Punct kannſt du ganz ruhig ſeyn,“ erwiederte mein Geſellſchafter mit Lachen, „höre! und bewundere dann gebührend mein Genie, meinen Muth und meine überſchwengliche Freundſchaft für dich.“

„Während du vor einigen Tagen mit der Brieftaſche zugleich Herz und Kopf der ſchönen Stern zu Füßen legteſt, kam ich auf dein Zimmer: wenige Minuten nach mir erſchien das Blumenmädchen mit einem Almanache, den dir Adele mit der Bitte überſandte, ihn ſogleich zu durchblättern. Er ſollte zwar nur deinen Händen übergeben werden, doch nach vielen Verſicherungen vertraute mir die Kleine das koſtbare Büchlein.

Aus Langerweile öffnete ich es, ein Zettel fiel heraus, da, lies ſelbſt.“ Er überreichte mir ein Blättchen Seiden-Papier mit folgenden Verſen beſchrieben:

Wenn der Abendſtern am heiteren Himmel ſchwebt,
Wenn der kühle Weſt die Fluren neu belebt,
Wenn des Mondes Licht auf Silberwellen zittert,
Harrt im Blüthenzelt von Epheu dicht umgittert
Dein, — du Liebling ihrer Seele! —

Adele.

„Ich will nicht hoffen, daß du von dieſem Billete einen Gebrauch gemacht haſt, der die Schonung verletzt, welche wir dem ſchönen Geſchlechte ſchuldig ſind? Was muß Adele —“

„Willſt du gleich ſtillſchweigen!“ fiel mir der Regent ins Wort, „das ginge mir noch ab, zum Lohn für den größten Freundſchaftsdienſt eine Strafpredigt zu erhalten. Dumme Streiche mache ich nur für meine Rechnung, nie aber auf Unkoſten meiner Freunde. Höre, und unterbrich mich nicht weiter.

„Bei deiner Zurückkunft aus dem Paradieſe zu ebener Erde, ſah ich gleich, daß du bei dem Rendezvous eine höchſt erbärmliche Rolle ſpielen würdeſt. Dir und dem armen Mädchen dieſe Beſchämung zu erſparen, und um doch auch etwas zu thun, was der Rede werth iſt, beſchloß ich, nicht nur deine Stelle im Blüthenzelte, ſondern wo möglich auch im Herzen der überblonden Blondine einzunehmen.“

„Zu dieſem Zwecke rauchte ich von Mittag an keinen Tabak, putzte mich ſtattlich heraus, ſteckte einen tüchtigen Strauß Vergißmeinnichte ins Knopfloch; in jede Taſche ein battiſtens Sacktuch für die etwaigen Thränen, das eine mit eau de Jasmin, das andere mit huille de Rose parfumirt, füllte ein Flacon mit Köllnerwaſſer, um unausbleiblichen Ohnmachten begegnen zu können; und ſo ausgerüſtet verfügte ich mich beim erſten Ton der Abendglocke in die Epheulaube am Ende der ſogenannten Promenade, wo, wie du weißt, kein Menſch promenirt. Noch war ſie leer; ich pflanzte mich gemächlich auf die dunkelſte Stelle der Raſenbank. Endlich ſah ich Adelen, weiß — wie eine — wie ein Schwan wollt' ich ſagen, einen Kranz von weißen Roſen in den iſabellfarb'nen Locken, eine Guitarre in der Hand, der Laube zuſchweben. Ihr Gang, ihre Kleidung, das bleiche Geſicht, die ganze, vom Monde bis zur Transparenz beleuchtete Geſtalt, hatte ſo etwas geſpenſtiſches, daß mir faſt unheimlich werden wollte; doch der Flötenton ihrer Stimme verſcheuchte bald meine Furcht.“

„Schon hier, geliebter Freund?“ liſpelte ſie.

„O wäre ich der Glückliche!“ rief ich, und ſtürzte wie der Blitz zu ihren Füßen. Ein Schrei! und ſie ſank mit bewunderungswürdiger Vorſicht und Decenz ohnmächtig auf die Raſenbank nieder. Köllnerwaſſer heraus! ich ging wahrhaft verſchwenderiſch damit um; beim erſten Lebenszeichen lag ich ſchon wieder auf den Knien in einer Attitude, die ich einmal dem Duport abgelernt hatte, da ich ihn als

Amor vor Pſychen knien ſah, ihre weiße Hand lag in der meinen.“

„Was wollen Sie, Verwegener!“ begann der Dialog.

„Ihre Verzeihung oder den Tod!“ preßte ich in einem Tone hervor, der ein Tiegerherz hätte rühren müſſen. Ein Tropfen Köllnerwaſſer in die Augen gerieben, verſchaffte mir hinlängliche Thränen; ſie fielen brennendheiß auf ihre Hand, die ſie mir zu entreißen vergeſſen hatte.“

„Stehen Sie auf,“ ſagte ſie ſchon viel ſanfter, und mit einem Blick nach der Gegend, woher du kommen ſollteſt, „ich bitte, ich beſchwöre Sie, — wenn uns Jemand überraſchte!“

„Nicht eher, als bis dieſe Roſenlippen mir Verzeihung verkündet haben.“

„Verzeihung? Fühlen Sie denn nicht, daß Ihre Kühnheit mich auf das Empfindlichſte beleidigen muß? Dennoch verzeihe ich Ihnen; — allein, verlaſſen Sie mich nun.“

„Wollten Sie, holde Adele! mich aus Ihrer beglückenden Nähe verbannen, ehe Sie meine Entſchuldigung gehört haben?“

„Ohne ſie zum Worte kommen zu laſſen, erzählte ich nun, auf welche Art der Almanach ſammt Billet in meine Hände gerathen waren; beſchrieb dich als einen proſaiſchen Alltagsmenſchen, der eines ſolchen Glückes gar nicht werth ſei; ſchilderte ihr meine lang im Stillen genährte Leidenſchaft, trocknete mit einem Tuche nach dem andern die Zähren ab, die das Teufels Köllnerwaſſer noch immer meinen Augen entlockte, und ehe zehn Minuten vergingen, ſaßen unſere Körper neben einander auf der Raſenbank, indeß unſere Seelen einen kleinen Spaziergang durch den Mond und einige nahe gelegenen Sterne machten.“

„Der Himmel weiß, wohin wir vielleicht noch gerathen wären, wenn uns nicht die dumpfen gezogenen Töne aus dem Horne des Nachtwächters, auf die Erde zurückgerufen hätten. Beim Abſchied reichte ich ihr meine Vergißmeinnichte; ſie erwiederte die Gabe:“ „Je länger, je lieber,“ lispelte ſie, indem ſie die ſo benannte Blume von ihren Buſen an den meinigen verſetzte. „Je kürzer, je lieber,“ dachte ich, und meine Elfe verſchwand hinter denen von Abendlüften ſanft gewiegten Kolben des Kukuruz.“

„Und was ſagte ſie denn von mir?“

„Von dir Brüderchen? — von dir war gar nicht mehr die Rede; ich habe dich ſo recht mit der Wurzel aus ihrem Herzen ausgerottet.“

„Bei ſo lockerem Boden war das ziemlich leicht; doch danke ich dir jetzt aufrichtig für deine Freundſchaft, und will auch gerne deine Ueberlegenheit anerkennen; denn wahrhaftig! ich hätte mir nicht zu helfen gewußt. Aber ſage mir, was ſoll aus der Geſchichte weiter werden?“

„Etwas Alltägliches, meine Maßregeln ſind bereits genommen. In ein paar Tagen kommt mein Neffe, der Huſaren-Lieutenant, der muß mich ausſtechen, ſonſt hat der Onkel kein Geld für ſeine Wechſel.“ So geſchah es auch; der Neffe kam — ſah — ſiegte, und wir Beide waren vergeſſen.

Noch denſelben Abend, überbrachte mir der Bedkente einer Frau von Luſizka, die ſo eben von Wien angekommen war, einen Brief von meiner Mutter, nebſt dem Erſuchen, der gnädigen Frau ſo bald als möglich die Ehre meines Beſuches zu ſchenken. Etwas haſtiger als gewöhnlich öffnete ich das Schreiben, allein es enthielt nicht was ich gehofft hatte, ſelbſt keine Erwähnung von meiner letzten Epiſtel, obſchon dieſe, dem Datum nach, bereits in den Händen meiner Nothhelferinn ſeyn ſollte. Ich erfuhr bloß, daß meine Mutter die Ueberſenderinn (eine reiche Witwe) im Theater kennen gelernt, und nach öfterem Sehen von ihr gehört habe, wie ſie dieſes Bad auf einige Wochen beſuchen wolle. Mit der größten Bereitwilligkeit hatte ſie ſich erboten, ein Briefchen an mich zu beſtellen. Am Schluſſe ward ich aufgefordert, dieſer äußerſt artigen und liebenswürdigen Frau alle Dienſte zu leiſten, welche in meiner Macht ſtünden.

„Herzlich gerne! reich, liebenswürdig, Witwe; drei Capital-Eigenſchaften! Aber die ſchöne Stern? Doch: je mehr Sterne, deſto lichter der Lebenspfad.“ Hier unterbrach der Rittmeiſter meinen Monolog, indem er zum Zimmer herein, und mir an den Hals ſtürzte.

„Bruder! ich bin der glücklichſte Menſch auf Erden; Sophie iſt mein!“ ſtammelte er an meiner Bruſt.

„Wirklich?“ rief ich höchſt erfreut. „Aber wie hat ſich die Sache ſo ſchnell gemacht?“

„Durch deine Großmuth, durch klugen Rath und Verwendung meiner beiden andern Freunde. Heute wagte ich es, der Mutter und dem Onkel meine Wünſche zu entdecken, und erhielt Beider Zuſtimmung.“

„Wiſſen denn unſere Bundesgenoſſen ſchon von deinem Glücke?“

„Noch nicht.“

Mein Jvan wurde abgeſchickt, beide aufzuſuchen; ſie kamen, die Freude war allgemein.

„Das glückliche Ereigniß ſollte würdig gefeiert werden,“ meinte der Graf: „wie wäre es, wenn wir nächſten Sonntag den Badegäſten und dem benachbarten Adel einen glänzenden Ball gäben?“ Wir fanden den Einfall herrlich, vor Allen der Regent. „So lange der Himmel voll Geigen hängt, ſagte er, ſoll man tanzen, da aber das eine Art von ſtiller Muſik iſt, ſo will ich den großen Bihary *) cum suis hieher citiren, die Kerls ſpielen euch dem Teufel ein Ohr weg. Aber wer beſorgt die Einladungen und alles Uebrige?“

„Wißt ihr was Freunde!“ nahm der Graf das Wort, „da ich den klugen Einfall gehabt habe, ſo will ich mir auch das Recht vorbehalten, die ganze Sache zu leiten und zu bezahlen. Gute Gründe machen es mir jedoch wünſchenswerth, nicht als Ballgeber zu erſcheinen; einer davon iſt, daß ich nicht Alle laden möchte, die als mir Bekannte darauf Anſpruch machen würden, und übergehe ich ſie, ſo gibt es Feindſchaften; demnach will ich unſeren Freund Hauptmann hier, den Dank meiner ſchönen Landsmänninnen überlaſſen. Er ſteht in keinen Verbindungen, der Ball iſt gleichſam eine Erwiederung der gaſtfreien Aufnahme, die er in den angeſehenſten Häuſern hieſiger Gegend gefunden hat, mit einem Worte“ — —

„Mit einem Worte, fiel der Regent ein, „die Sache iſt ſo klug, als wenn ich ſie ausgedacht hätte; nur Eines möchte ich noch beifügen: unſere Landsleute ſollten im Na-

---

*) Der Paganini unter den Zigeunern ſeiner Zeit.

tional-Coſtume erſcheinen, damit die hier anweſenden Schwaben *) einen Begriff erhalten, wie der Magyare ſich in ſeiner, von keiner Mode verkrüppelten Landestracht ausnimmt. Der Gedanke gefällt euch wie ich ſehe; alſo — allons! — Papier und Bleiſtift her, und friſch darauf los eingeladen.“

Der Graf dictirte mir Name und Wohnort von circa dreißig Familien aus der Nachbarſchaft. Bei einer der vornehmſten bemerkte er, ich möchte in dem Brief an den alten Grafen doch einfließen laſſen: „Ich hätte erfahren, daß der Gemahl ſeiner jüngſten Tochter abweſend ſei, und hielte es daher für unſchicklich, ſie zu laden, hoffe jedoch ſie in ſeiner Geſellſchaft bei uns zu ſehen.“

Der Regent verſprach die ungariſchen und lateiniſchen Einladungen in meinem Namen anzufertigen, ich übernahm die Redaction der Deutſchen; der Wirth ward gerufen, und ehe wir uns trennten, war alles im Reinen!

Zehntes Kapitel.

Um eilf Uhr des andern Tages ſtattete ich meinen Beſuch bei Frau von Luſizka ab, die mich mit zuvorkommender Artigkeit empfing. Es war wirklich eine höchſt anziehende Frau: eine Brunette mit wahrhaft magnetiſchen Augen, einer üppigen Geſtalt, den ſchmeichelhafteſten Manieren, kurz eine Pohlinn, gerade in jenem gefährlichen

---

*) Mit dieſem hier vom Regenten ſcherzweiſe gebrauchten Ausdrucke, bezeichnet der gemeine Ungar jeden Deutſchen, ja faſt jeden Ausländer beiläufig ſo, wie der Türke jeden der übrigen Europäer „Franke“ nennt.

Alter, wo die Weiber bereits nach Planen handeln, und noch die Mittel zu deren Ausführung beſitzen; wo ſie unſere Schwächen und ihren Vortheil kennen; wo ſie ſich nicht mehr opfern, und nehmen, indem ſie zu geben ſcheinen. Wer dieſe gefährlichen Syrenen kennt, wird ſich das Bild ausmalen können.

Nachdem die Eingangs-Complimente vorüber waren, und ſie mir ſehr Vieles und Schönes von und über Mama geſagt hatte, äußerte ſie den Wunſch, durch mich mit dem intereſſanteren Theile der Badegeſellſchaft bekannt zu werden. „Ueberhaupt, lieber Hauptmann,“ ſchloß ſie, „Sie werden wohl etwas theures Poſtporto für den Brief Ihrer lieben Mutter zahlen müſſen, denn ich möchte Sie bitten, wenigſtens für einige Zeit mein Cavaliere servante zu ſeyn, bis ſich das Schickſal Ihrer erbarmt und mir jemand zuſendet, der, wenn er Sie auch nicht erſetzen, doch Ihr mühſames Amt übernehmen kann.“

Wer würde ſo etwas abſchlagen; mit geziemender Artigkeit und etwas mehr Feuer als nöthig war, verſprach ich ihr meine Dienſte zu weihen.

Faſt um eine Viertelſtunde ſpäter kam ich heute zur ſchönen Freundinn in Nr. 2, der ich übrigens, außer einigen Kleinigkeiten, Alles mit muſterhafter Offenheit erzählte.

Als ich ſpäter auf meiner Stube eben beſchäftigt war, den Brief meiner Mutter zu beantworten, und nebenbei um ſchleunige Ueberſendung der Subſidien-Gelder zu bitten, erhielt ich einen Beſuch von Dubois; er frug mich, ob ich vielleicht etwas nach Wien habe, weil er heute eine Staffette dahin ſchicke. Wie gelegen mir dieſer Antrag kam, läßt ſich denken: ich bat für ein paar Augenblicke um Nachſicht, endete und ſiegelte mein Schreiben, und überreichte es ihm mit aufrichtigen Verſicherungen des wärmſten Dankes.

Meine Geſchäfte fingen an überhäuft zu werden; allein mit ihnen wuchs auch die Kraft, und ich habe mein doppeltes Cicisbeat auf eine Art verwaltet, die der Größe meines Herzens, der Gewandtheit meines Geiſtes, überhaupt, einem halb invaliden Hauptmanne alle Ehre machte.

Es ward mir leicht, meine reizende Pohlinn bei den beſten Familien einzuführen; die Männer waren im erſten Augenblicke von ihr entzückt; die Frauen wurden es etwas ſpäter, als ſie nämlich wahrnahmen, daß die ſchöne Witwe nur mir gefallen wolle.

Ich bemerkte dieß ſelbſt mit einigem Erſtaunen. So ändert ſich der Menſch alle ſieben Jahre; denn vor dieſer Zeit, würde ich über eine ſo ſchnelle Eroberung nichts weniger als erſtaunt ſeyn.

Nach wenigen Tagen ſchien Luſizka auf ihre Rivalin etwas eiferſüchtig zu werden, hatte Launen, ſchmollte, nahm jede Viertelſtunde einen andern Charakter an, und ſchien es ganz darauf anzulegen, mich, es koſte was es wolle, für ſich allein zu gewinnen. Das Fräulein hingegen, empfing mich mit immer gleicher ruhiger Güte; da war kein Kampf, die Ueberlegenheit ihres Geiſtes, der Adel ihres Charakters, ſicherten den Sieg ihrer Reize; und zwei Sinne, — Aug und Ohr, — reichten hier hin, um alle Wünſche zu befriedigen, die, dieſem reinen Weſen gegenüber, in der Bruſt eines nicht ganz verdorbenen Menſchen aufkeimen konnten. So herrſchte Venus Urania und Aphrobite abwechſelnd in meinem Herzen: aber, es ſollte noch ärger werden.

Der Balltag kam, mit ihm die gebetenen Gäſte, wovon der größte Theil ſchon Vormittags bei uns eintraf, um dem freudigen Abend einige fröhliche Stunden voran zu ſchicken. Jedes Stübchen im Gaſthaus und Dorfe war voll; die Straße wimmelte von Menſchen, da die meiſten der Angekommenen mehrere bekannte Familien im Bade hatten, wo dann die Beſuche hin und wieder gingen, und kein Badeort in der Chriſtenheit hätte wohl an dieſem Tage mehr Lebendigkeit und prachtvollere Bevölkerung in einem ſo kleinen Raume aufweiſen können.

Endlich ſank die Sonne; mit dem Verlöſchen ihres letzten Strahles entbrannten 100 Wachskerzen in einem, mit Feſtonen und Kränzen von lebendigen Blumen verzierten Saale, und eben ſo viele erhellten das Spiel- und Credenz-Zimmer, in welchem letzteren das ganze Silbergeräthe der Baroninn Nagyhazy ſchimmerte. Doch, wie weit ſtand dieß alles gegen den Anblick zurück, welchen die hier verſammelte Geſellſchaft gewährte: Dieſe Männer, ſchön bis in's hohe Alter, von ſchlankem Wuchſe, mit edler, ja ſtolzer Haltung, und dennoch ſo leichter Bewegung; dieſe Körfe, voll beſtimmter Züge ihrer kaukaſiſchen Abſtammung; mit Augen, glühend von kriegeriſchem Feuer, welches den oft mehrhundertjährigen Schmuck überblitzte, womit die Göttergeſtalten beſäet waren; mit hohen Stirnen, auf denen ein edler Ernſt ruhte; hierzu eine Kleidung, in der ſich Pracht mit Geſchmack und Originalität vereinigt, und die keine der ſchönen Formen verhüllt: Nein! ich kann nicht ſagen, wie erbärmlich wir franzöſiſirten Anderen daneben ausſahen, mit der unmännlichen Fußbekleidung, denen ſackförmigen Pantalons, bloß gemacht, um Mängel und Gebrechen zu bedecken, den Frack mit ſeinen zwei überflüſſigen Schwalbenſchweif-Spitzen, und dem nichtsſagenden Klokhute unter dem Arme. Nun vollends die Frauen, in ihrer züchtigen und dennoch ſo anmuthsvollen Tracht; die mag beſchreiben wer da will und kann, meine Feder iſt viel zu ſchwach, jene zauberiſche Miſchung von Hoheit und Liebreiz zu ſchildern, welche mein entzücktes Auge hier in allen Abſtufungen erblickte, und ich begnüge mich, zu ſagen, daß ſie es verdienten, ſolche Männer zu ihren Füßen zu ſehen.

Eine majeſtätiſche Polonaiſe ertönte, der Baron Nagrhazy eröffnete mit Frau von Luſizka, welche die Hausfrau machte, den Ball. Ich hatte mich der glänzendſten Erſcheinung unter der Geſellſchaft genähert; es war die Gräfinn Toronyi, eben die vermählte Tochter des alten Grafen, bei deſſen Namen mein Freund die Anmerkung dictirt hatte. Alle Reize des magyariſchen Weibes ſchmückten dieſe edle Geſtalt; zarte Weiblichkeit mit Würde gepaart, zogen zu ihr hin, und hielten von ihr entfernt. Die Spuren eines großen aber niedergekämpften Schmerzes umwölkten die ſchöne Stirne, und das ſtrahlende ſchwarze Auge. Sie war eine geborne Königinn, und ich, ganz natürlich vom erſten Augenblicke an, ihr treueſter Unterthan. Welches Urtheil auch der Leſer, der ſchnellen Entzündbarkeit meines Herzens wegen, über mich fällen mag, es trifft die meiſten Perſonen meines Geſchlechtes und Alters, vorzüglich meines Standes. Unſer Nomadenleben erlaubt nicht, viele Zeit mit der Vorrede eines Liedesromanes zu verlieren; wir überſchlagen ſie daher, noch Einiges dazu, und fangen gleich beim dritten, vierten Kapitel an, um mit dem Büchlein zu Ende zu kommen, ehe uns eine Marſchordre davon abruft. So erlangen wir von der Ungewißheit über den nächſten Augenblick gedrängt, unvermerkt die Fertigkeit, ſelbſt zwei, ja mehrere Werke zu gleicher Zeit, und mit gleichem Intereſſe zu leſen, ohne daß uns eine ihrer Schönheiten verloren ginge; dieſer vielſeitige Genuß wird nach und nach zur Gewohnheit, und endet zuweilen erſt dann, wenn das Alter dieſe ergetzliche Lectüre unmöglich macht.

Der Ball ging ſeinen Gang, alles war fröhlich, Mancher exaltirt, nur mein lieber Graf, der eigentliche Urheber ſo vieler Freuden, ſchien mir etwas ſchwermüthig geſtimmt, eine Bemerkung, die ich ſchon öfter an ihm gemacht hatte; denn ſelbſt in den Augenblicken der ausgelaſſenſten Luſtigkeit ſchien es, als wollte er nur einen Kummer übertäuben, der immer mit erneuerter Kraft zurückkehrte. Doch heute hatte ich zu weiteren Beobachtungen keine Zeit; meine Geſchäfte, meine beſondere Aufmerkſamkeit, die ich der ſchönen Grafenstochter widmete, ließen mich kaum wahrnehmen, daß Madame Luſizka die Huldigungen mehrerer Herren, mit einer faſt auffallenden Coquetterie annahm. Es wurde deutſch getanzt; nun erſt erſchien mein Graf in den Reihen, und zwar mit der herrlichen Toronyi. Der Neid hätte es geſtehen müſſen, das ſchönſte Paar unter der Sonne. Er ſprach viel mit ihr, und, wie es ſchien, zum Theil von mir, das intereſſirte mich wie begreiflich; kaum hatten ſie ſich daher getrennt, als ich meinen Freund bei Seite nahm, und um den Inhalt des Geſpräches frag'e.

„Du haſt eine Eroberung an der Gräfinn gemacht; dein Benehmen, deine Art dich auszudrücken, gefällt ihr, ſie wünſcht deine nähere Bekanntſchaft, und wahrſcheinlich wirſt du eine Einladung von ihr erhalten.“ Beinahe wäre ich dem Ueberbringer ſolcher Himmelsbothſchaft um den Hals gefallen; er lächelte, und miſchte ſich wieder unter die Geſellſchaft.

In Kurzem ſah ich, daß die allgemeine Fröhlichkeit auch ihn erwärmte; er machte mehreren älteren Damen den Hof, und trug redlich das Seine bei, unſeren Gäſten die Zeit recht angenehm zu vertreiben.

Doch nun genug von dem Balle, dem erſt die Strahlen der wiederkehrenden Sonne ein Ende machten. Ich wurde beim Abſchiede noch einmal mit Lob und Dank überſchüttet. Mein ſchönſter Lohn aber, war die Bitte der Königinn des Feſtes, ſie recht bald in ihrem nahe gelegenen Schloſſe zu beſuchen.

Schon am zweiten Tage machte ich von der ſchmeichelhaften Einladung Gebrauch. Eine koloſſale Burg, welche das Gepräge verfloſſener Jahrhunderte trug, war der Wohnſitz, und nebſt allen Ländereien, ſo weit das Auge reichte, das Eigenthum der Gräfinn. Sie ſelbſt befand ſich im Garten, wohin mich eine Art Kaſtellan, ein finſterer alter Kerl mit einem Kalmuken-Geſicht, führte, nachdem er mehrere Fragen an mich gethan hatte.

Ich glaubte in den Zügen der ſchönen Frau eine Aufwallung von Freude zu bemerken, als ſie mich erblickte. Ihr Empfang war herzlich, wie von einer Freundinn, doch ſo würdevoll, daß ſelbſt ein moderner Geck mit Schnurr-, Zwickel-, Kehl- und Backenbart, keine Folgerung daraus hätte ziehen können, und das will viel ſagen.

Wir durchwanderten den ausgedehnten Garten, der das Gebäude von drei Seiten umfing; ſie zeigte mir die Merkwürdigkeiten des uralten Schloſſes; aus allem blickte ernſte Größe hervor; und wie ich ſo an ihrer Seite, die weiten, hohen, mit alterthümlicher Pracht geſchmückten Gemächer durchſchritt, ſchien es mir faſt, als ging ich an der Seite einer Fürſtentochter aus der Zeit der Arpaden, durch einen Zauber in die alternden Mauern gebannt, ſelbſt aber in ewiger Jugend blühend. Sogar die ſämmtliche Dienerſchaft hätte dieſen Wahn verſtärken können, alle waren ſo kriechend, ſo lauernd, nicht ein offenes Geſicht darunter, bösartigen Gnomen gleich, mehr Wächter als Diener.

Vier Stunden verfloſſen mir, wie eben ſo viele Minuten. Mit erhöhter Ehrfurcht und Begeiſterung verließ ich dieß unwiderſtehliche Weſen. Beim Abſchied lud ſie mich ein, ſobald und ſo oft als möglich zu kommen.

Abends wurde meinen Freunden Bericht erſtattet; mit welchem enthuſiaſtiſchen Feuer wird ſich der Leſer, welcher mich bereits ſo ziemlich kennt, vorſtellen können. Der Regent ſah mich nur immer mit großen Augen voll Verwunderung an, endlich platzte er heraus:

„Nein! — Hauptmann! Deinesgleichen iſt mir denn doch noch nicht vorgekommen. Wenn du nicht an einer Ausdehnung des Herzens ſtirbſt, ſo muß das deine von Gummielaſticum ſeyn. Auf jeden Fall erkläre ich dich für den herzhafteſten Officier des ganzen Continentes.“

„Du irrſt, lieber Freund, wenigſtens hier;“ ſagte der Graf. „Unſer Hauptmann hat zu viel Verſtand, um nicht einzuſehen, daß eine ſolche Frau kein Gegenſtand für eine flüchtige Avanture iſt.“

Er hatte Recht, ich pflichtete ihm vollkommen bei, träumte aber dennoch dieſe Nacht nur von der ſchönen Gräfinn.

Eilftes Kapitel.

Jetzt hatte mein Wirkungskreis ſeine möglich höchſte Ausdehnung erreicht, und wenn ich ſo bedenke, wie ich oft an einem Tage, ja binnen wenigen Stunden, im Geiſte dreier ganz verſchiedener Charaktere ſprach und handelte; mit leichtem Witze, feiner Galanterie bei der ſchönen Stern, leidenſchaftlich bei Luſizka, tief denkend, hochherzig, ehrfurchtsvoll bei der feenartigen Toronyi, ſo bedaure ich faſt, nicht nach dem Lorber aus Thaliens Händen geſtrebt zu haben, der noch dazu etwas bequemer zu erringen geweſen wäre, und goldene Blätter hat. Es iſt doch recht Schade, daß der Menſch ſeine eigentliche Beſtimmung meiſtens erſt dann kennen lernt, wenn er ſie verfehlt hat. Doch ſo lichtvoll mein Himmel damals auch war, kleine Wölkchen ſtiegen dennoch nach und nach daran empor, wenn ſie mich auch nur in den wenigen Stunden meiner Einſamkeit ängſtigten. Von Wien kam die erwartete Hülfe noch immer nicht; der Chevalier war plötzlich abgereiſt, und hatte mir nur in ein paar Zeilen angezeigt, daß der Wechſel zur Verfallzeit eincaſſirt werden würde; nun ward mir ernſtlich bange. Was mir früher unmöglich ſchien, ließ mich meine Beſorgniß als gewiß betrachten; meine Briefe waren entweder verloren, oder man wollte mich den unverzeihlichen Leichtſinn büßen laſſen. Unter Furcht und Hoffnung kam endlich der Zahlungstag herbei, welcher zugleich Poſttag war. Kaum machte das Morgenroth der peinvollſten ſchlafloſen Nacht ein Ende, als mich meine Unruhe auch ſchon in die Berge trieb. Erſt Mittags kam ich vom raſtloſen Umherirren ermüdet heim; meine erſte Frage an Ivan war, ob niemand nach mir gefragt habe, ſeine beſtimmte Verneinung wälzte einen Stein von meiner Bruſt, doch fürchtete ich jeden Augenblick irgend Jemand mit dem unheilsvollen Papier eintreten zu ſehen, und befahl, mich vor Jedermann zu verläugnen. Doch ſchon nach wenigen Minuten fühlte ich, daß es mir höchſt peinlich, ja unmöglich ſeyn würde, bis zum Abend der Ankunft des Poſtbothens in dem engen Raume meiner Wohnung entgegen zu harren. Ich eilte daher, als wenn mir das Wechſelgericht auf den Ferſen folgte, zu meinem gewöhnlichen Fuhrmanne und ließ anſpannen, um bei einem befreundeten Edelmann in der Nachbarſchaft das Mittagmahl einzunehmen, und Nachmittags im Zauberſchloſſe Vergeſſenheit bis zur Stunde der Entſcheidung zu ſuchen.

Eben wollte ich den Wagen beſteigen, als ich den Grafen auf mich zueilen ſah. „Gut, daß ich dich noch treffe,“ ſagte er, „ſo eben erhalte ich durch einen Freund dieſen Brief aus Peſth von meiner Couſine, einer Jugendfreundinn der Gräfinn Toronyi, mit der Bitte, ihn dieſer ſo geheim als möglich zu überſenden. Mir ſcheint, er enthält wieder Nachrichten über den ſauberen Herrn Gemahl; übergib ihn alſo in einem Augenblicke, wo ihr unbeobachtet ſeid;

denn die arme Frau iſt in ihrem Eigenthume von den Spionen ihres Mannes umlauert.“

„Richtig! mir fiel ſo etwas auf, aber ſage nur“ —

„Ein andermal davon, ich eile zu Nagyhazy, die mich ſchon zweimal rufen ließ, um mir, Gott weiß welche wichtige Nachricht mitzutheilen. Lebe wohl, du Glücklicher!“

Im Sitzzimmer der Gräfinn erfüllte ich meinen Auftrag. Eine flüchtige Röthe färbte ihre Wangen; mit zögernder, zitternder Hand nahm ſie das Briefchen.

„Der Inhalt dieſes Blattes,“ ſagte ſie mit einem unterdrückten Seufzer, „kann meiner mühſam errungenen Ruhe gefährlich ſeyn. Schreiben Sie dem die Bewegung zu, in der Sie mich ſehen.“ „Wollen Sie ſich einſtweilen in den Garten bemühen, in einer Viertelſtunde ſehen wir uns dort.“ Sie ging in ihr Cabinet.

„Arme Frau!“ dachte ich, „warum muß gerade ich der Ueberbringer ſolcher Nachrichten ſeyn? ich der ſo gerne Roſen ohne Dornen auf deinen Lebenspfad ſtreuen möchte.“ Gedankenvoll ſchritt ich dem Garten zu.

Erſt nach einer halben Stunde erſchien die Gräfinn; das umflorte Auge verrieth, daß ſie geweint hatte, der Ton ihrer Stimme, ihr ganzes Weſen war weicher, als ſonſt. An einer einſamen Stelle übergab ſie mir die ſchriftliche Antwort. „Uebergeben Sie das dem Grafen!“ ſagte ſie mit gedämpfter Stimme, „aber nur ihm, und ohne Zeugen.“

Unſere Unterhaltung hatte für heute ihren gewöhnlichen Charakter verloren; ich war voll inniger, ſchonender Theilnahme, ſie ganz ſanfte Duldung. Ich fühlte die Leidende mir näher als die Angeſtaunte, und Sehnſucht trat an die Stelle ſcheuer Bewunderung. Beim Abſchiede drückte ſie mir die Hand mit den Worten: „Lieber Freund, kommen Sie doch ja recht bald wieder; Ihr Umgang fängt an, mir Bedürfniß zu werden; Ihre heitere Gegenwart bringt Licht in meine trübe, freudenleere Einſamkeit. Dafür verſpreche ich Ihnen, in Zukunft recht fröhlich zu ſeyn. Grüßen Sie den Grafen;“ ſetzte ſie leiſe hinzu.

Wie ich nach Hauſe kam, weiß ich nicht; nur deſſen erinnere ich mich deutlich, daß Wechſel-Poſtbothe ja die ganze übrige Welt vergeſſen war. Die Frage: „Wollen Euer Gnaden nicht ausſteigen?“ weckte mich aus meinen Träumen, und ich fand mich vor dem Wirthshauſe, meinen Kutſcher ganz verwundert neben dem Wagen, den offenen Schlag in der Hand. Ich gab ihm Geld: „Das iſt zu viel, Euer Gnaden!“ rief er mir nach — —

„Viel zu wenig, du Narr!“ dachte ich.

Erſt der Anblick meiner vier Wände brachte mich einigermaßen in die Wirklichkeit zurück, und eben wollte ich die beiden wichtigen Fragen an Ivan thun, als meine drei Freunde zur Thüre herein ſtürmten.

„Was zum Teufel machſt du für dumme Streiche?! Welche Unbeſonnenheit! welcher Mangel an Achtung gegen dich und Andere!“ dieſe und ähnliche Ausrufungen ſtrömten, wie ein Platzregen mit Hagel vermiſcht von ihren Lippen. Aus meinem Himmel herabgeſtürzt, ſtand ich, wie vom Falle betäubt, mit offenen Augen und Munde da, und ſtarrte ſie der Reihe nach an.

„Aber ſagt mir nur,“ rief ich endlich etwas geſammelter, „was wollt ihr denn mit dem allen, was habt ihr gegen mich?“

Der Regent nahm, wie gewöhnlich, für Alle das Wort:

„Woher, und wie lange kennſt du die Luſizka?“

„Ich ſah ſie hier zum erſten Male in meinem ganzen Leben. Doch was — —“

„Nur Geduld! weißt du, wer ſie iſt?“

„Nein! meine Mutter, welche ſie zufällig ganz kurz vor ihrer Reiſe hieher, kennen lernte, ſchrieb mir bloß, daß ſie Witwe und eine ſehr artige Frau ſei. Sie ſelbſt ſagte mir: ihr verſtorbener Gemahl, ein polniſcher Edelmann, habe ihr große Güter bei Warſchau hinterlaſſen, ſie ſei aber entſchloſſen, ſich in Wien anzuſiedeln.“

„Wo haſt du den Brief deiner Mutter?“

„Der iſt verbrannt.“

„Das geht uns noch ab!“ bemerkte der Examinator ärgerlich und fuhr fort:

„Wie kommt der Grieche zu einem Wechſel von dir, wie die verrufene Italienerinn zu deiner Rubin-Nadel?“

„Grieche! Italienerinn!“ ſtammelte ich faſt meiner Beſinnung beraubt. „Ha!“ rief ich endlich, „das iſt eine Niederträchtigkeit von Dubois, ich gab ihm beides als Deckung meiner Spielſchuld.“

„Dem Schufte alſo gabſt du dich bloß, und deinen Freunden mißtrauteſt du,“ ſagte der Regent im Tone des Vorwurfes; „doch nur die letzte Frage: beantworte ſie als Mann von Ehre. Iſt Alles, was du uns geſagt haſt, buchſtäblich und in jeder Beziehung wahr?“

„So iſt es! allein, nun auch zum letztenMale, was ſollen dieſe Fragen?“

„So höre denn: Geſtern Vormittags, als gerade die elegante Welt beim Bade verſammelt war, erſchien dort zum erſten Male um dieſe Zeit die ſogenannte italieniſche Gräſinn mit ihrer Nichte; auffallend geputzt, am Buſen der letzteren, die ganz in weißen Battiſt gekleidet war, konnte man auf 50 Schritte deine Rubin-Nadel erkennen, was zu Bemerkungen Anlaß gab, die für dich eben nicht ſehr günſtig waren.“

„Froſtig — hie und da verächtlich ward ihr Gruß erwiedert, nur Luſizka ſprang auf, umarmte beide, und trieb die Unverſchämtheit ſo weit, ſelbe zu ihrem Sitze neben Nagyhazy und Banay zu führen.“

„Kennen ſie dieſe Perſonen genau?“ frug die Baroninn.

„O ja!“ antwortete die Gefragte: „ich finde in ihnen zwei ſehr geliebte Weſen, und begreife nur nicht, wie ich ſo lange eine Luft mit ihnen athmen konnte, ohne daß mir mein Herz die Nähe meiner theuren zweiten Mutter, und der treueſten Freundinn verrieth.“

„Who hat Horns in his Bosam, let him not put them on his Head *). Doch — Similis simili gaudet!“ — mit dieſen laut und verächtlich geſprochenen Worten, erhob ſich Frau von Banay, und verließ mit der Baroninn den entweihten Ort.

---

*) Dem Sinne nach: Wer die Schande im Buſen tragt, laſſe ſie dort, und ſtelle ſie nicht zur Schau.

„Ein ausgelaſſenes Gelächter von Seite der drei Abenteurinnen folgte ihnen.“

„Du kannſt dir den Zorn dieſer Frauen, den Unwillen aller hier anweſenden achtbaren Familien denken. Auf dich fiel die ganze Schuld; du hatteſt dieſe Creatur bei ihnen eingeführt; noch ärger! einige junge Laffen, die dir gram ſind, weil ſie dich überall vorgezogen ſehen, machten ſich an die beiden Italienerinnen, als ſich Luſizka von ihnen getrennt hatte; dieſe erzählten: daß Luſizka früher die Maitreſſe eines reichen Privatmanns in Wien geweſen ſei, den ſie mit Weib und Kind am Bettelſtab gebracht habe, ſeit zwei Jahren aber theilteſt du dich mit noch ein paar Andern in ihre Gunſtbezeigungen.“

„Schändliche Lügen!“ rief ich. „Kommt mit mir Freunde! die Verruchte ſoll die Wahrheit geſtehen, oder ich erwürge ſie mit eigenen Händen!“

Man wollte mich zurückhalten, der Regent rief, daß ſein Bericht noch nicht zu Ende ſei, vergebens: wie ein Raſender ſtürzte ich fort, mein treuer Camerad mir nach.

Ohne auch nur die Klinke umzudrehen, riß ich die Thüre bei Luſizka auf, daß der Schloßhaken weit in's Zimmer flog: niemand war da. Der Hauswirth ſagte, die gnädige Frau ſei mit der Gräfinn auf einige Tage verreiſet, und ließe bitten, ich möchte ja nicht böſe ſeyn, ſie wäre zu der bewußten Edelfrau, wovon ſie mir ſchon in Wien geſagt habe.

Dieſe neue, überlegte Bosheit ſteigerte meine ohnmächtige Wuth auf's Höchſte; doch gelang es meinem treuen Pylades; endlich den Sturm in meinem Innern zu beſänftigen, ſchweigend kehrte ich mit ihm auf mein Zimmer zurück.

„So!“ ſagte der Regent, als mein Begleiter erzählt hatte: „alſo ein Bißchen aus dem Staube gemacht? — deſto beſſer! — wartet hier Freunde, in zehn Minuten bin ich wieder bei euch, und hoffe einiges Licht über die Sache mitzubringen.“

Während ſeiner Abweſenheit erfuhr ich den Reſt der saubern Geſchichte: Eben erſchöpften ſich meine Freunde, bei ihrem Tiſche im Speiſeſaal, in Vermuthungen an möglichen Entſchuldigungen für mich, als der Kammerdiener des Griechen zu ihnen trat und nach mir frug. Man machte ihn mit meiner Abweſenheit bekannt: „Das iſt doch ſonderbar,“ hub er mit erhöhter Stimme an, daß der Herr Hauptmann gerade an dem Tage nicht zu finden iſt, wo er ſeinen Wechſel zahlen ſoll.

„Laſſen Sie ſehen,“ ſagte der Graf ruhig, obwohl gleich den Andern im Innern höchſt überraſcht; der Menſch gab ihm das Billet. „Richtig, fuhr mein ſeltner Freund fort (und zwar ebenfalls mit vernehmlicher Stimme); es iſt derſelbe Wechſel, zu deſſen Bezahlung mir der Herr Hauptmann den Betrag hinterließ, kommen Sie in einer Stunde auf meine Zimmer, wagen Sie aber in Zukunft keine ſo vorlauten Äußerungen, die Ihnen eine derbe Züchtigung zuziehen könnten.“

In größter Verlegenheit und mit gekrümmtem Rücken zog ſich der beſchämte Helfershelfer zurück.

Von inniger Erkenntlichkeit durchdrungen, reichte ich dem edlen Manne die Hand, er drückte ſie mir mit den mir unerklärlichen Worten: „Danke mir nicht, denn du haſt mir zu verzeihen.“

„Ich hab’s,“ rief der Regent noch vor der Thüre, eben ſo freudig als einſt Archimedes. Athemlos trat er in’s Zimmer.

„Wie ich mir gedacht,“ — ſagte er keuchend. — „Der Grieche ſteckt hinter all’ den Teufeleien, das Wie wird ſich ſchon finden. Von den Hausleuten der Betrügerinn brachte ich durch Geld, gute Worte und Drohungen heraus, daß der Kammerdiener des Herrn Demeter faſt täglich ſpät Abends durch den Garten zu ihr geſchlichen ſei, zwei Mal aber ſein Herr ſelbſt, in Begleitung Dubois, der ein falſcher Spieler von Profeſſion, wie ich — leider zu ſpät — von meinem Peſther Correſpondenten mit heutiger Poſt erfuhr.“

„Dieſe Entdeckung hilft uns noch nicht viel,“ wandte der Graf ein, „wer wird uns glauben, da niemand wiſſen darf, warum der elende Menſch unſern Freund ſo haßt.“

„Die ganze Welt ſoll es wiſſen!“ fiel der Rittmeiſter mit edlem Feuer in’s Wort; „und ſtünde das Glück meines Lebens auf dem Spiele, Rechtfertigung und Rache muß dir werden.“

Da durchblitzte mich ein Gedanke:

„Jetzt iſt’s Zeit!“ rief ich, „ihn will ich hören, vielleicht weiß er Rath.“ Meine Freunde beſtürmten mich mit Fragen: „Erlaßt mir für heute jede weitere Erklärung;“ bat ich, „morgen acht Uhr früh kann ich euch für Vermuthung Gewißheit geben: jetzt laßt mich allein, ich bedarf der Ruhe.“ Sie gingen. „A propos, lieber Graf!“ Er kam zurück. Mit den Worten: „Sieh doch in der Ballrechnung nach, ob ich nicht das Botenlohn aufzuſchreiben vergeſſen habe;“ drückte ich ihm die Antwort für die Couſine in die Hand. Er verſtand mich.

Ich war wirklich erſchöpft. Der Ikariſche Sturz war auch ein Bißchen zu ſtark. Ich ſuchte mein Lager, und fieberhafte Träume führten die Begebenheiten der letzten ſechs Stunden in phantaſtiſchen Bildern an meinem aufgeregten Geiſte vorüber, den keine Ruhe erquickte.

Beim zweifelhaften Lichte der Frühdämmerung eilte ich dem Reviere Nagy's zu. In der Felſenſchlucht am Waldteiche ertönte meine Jagdpfeife: ein Schuß fiel kurz darauf, und in wenig Augenblicken ſtand der Gerufene vor mir.

„Guten Morgen, mein tapferer Herr Hauptmann! bald hätten Sie mir einen Rehbock verdorben, dem ich acht Tage zu Gefallen gehe. Was befehlen Sie?“

„Ich bedarf deiner, der Grieche hat ſich auf's Neue ſchändlich an mir verſündigt.“ — Nun erzählte ich, und ſchloß mit der Frage: „Welche Mittel haſt du gegen ihn?“

Ein fürchterlicher ungariſcher Fluch, vor dem ſich die Erde hätte aufthun mögen, war die Einleitung ſeiner Antwort. Endlich nach einem kurzen Beſinnen rief er:

„Der Teufel ſelbſt, der den Kerl erſchaffen hat, ſoll ihn nicht aus meinen Schlingen retten. Sie übergeben mir Ihr Gewehr — Herr Hauptmann, kehren ſogleich nach Hauſe zurück — laſſen den Fiscal rufen, und geben vor, von mir angefallen, mißhandelt und Ihres Gewehres beraubt worden zu ſeyn. Fordern Sie ihn auf, morgen mit Tages Anbruch den Wald durchſtreifen zu laſſen; unter der alten Eiche auf dem Felſen links vom Teiche wird mein Nachtlager ſeyn, für das Weitere laſſen Sie nur mich ſorgen.“

„Ich durchſehe deinen Plan; doch dadurch wird Demeter nur des einen Verbrechens gegen mich überführt, wie entferne ich aber den Schatten, welchen er auf meinen Charakter zu werfen gewußt hat.“

„Darin dürfen Sie auf einen ungariſchen Rechtsfreund bauen, der ſchaut dem Teufel leichter unter die Larve als dieſer — ihm.“

„Herrlich! was geſchieht aber dann mit dir? — und — offenherzig, ich möchte doch auch nicht gerne als Einer erſcheinen, der ſich durchprügeln und ſeine Waffe abnehmen ließ.“

„Hab' ſchon darauf gedacht: Iſt Demeter überführt, ſo ſagen wir Beiden den eigentlichen Hergang der Sache. Das eben muß ihn am meiſten ärgern, Alles verloren und Nichts erreicht zu haben. Vielleicht wäre es ſogar beſſer, dem Fiscal die Wahrheit gerad heraus zu ſagen, er dürfte ſonſt aus gewiſſen Urſachen einige Scrupeln haben. Nun — das werden Sie ſchon ſelbſt überlegen, nur die Sache ſchnell und geheim betrieben.“

„Soll geſchehen! doch noch eins Nagy, dein Schuldner mag ich nicht bleiben.“

„Das kann ſich gelegenheitlich finden; jetzt zur Ausführung. Gott befohlen! tapferer Hauptmann!“ Und ſomit verſchwand er im nächſten Gebüſche.

Auf meinem Rückweg begegneten mir mehrere Bekannte, die eben ins Bad gingen; einige wichen mir aus, andere wollten mich nicht ſehen, und wo ich einen Gruß anbringen konnte, wurde er kalt, höhniſch oder gar nicht erwiedert. Nur das Bewußtſeyn meines nahen Triumphes konnte mich ſolche Beweiſe von Geringſchätzung ertragen machen.

Meine Freunde waren entzückt, als ich ihnen alles mittheilte, ſie verſprachen mir ihren thätigen Beiſtand. Der Fiscal kam, es wurde ihm reiner Wein eingeſchenkt.

„Iſt der Beſchuldigte ein Edelmann?“ war ſeine erſte Frage.

„Ein Schurke iſt er!“ rief der Graf.

„Concedo“ — erwiederte der Juſtiz-Mann bedächtlich, „allein wenn er ein adelicher wäre, gehörte er nicht vor mein Forum, ſondern vor den Stuhlrichter.“

Wir hoben ſeine Zweifel, und mit der größten Bereitwilligkeit bot er nun die Hände zur Entlarvung und Beſtrafung des rachſüchtigen Böſewichtes.

Meinem Ivan wurde das Mährchen aufgebunden, um es recht bald zu den Ohren des Griechen zu bringen; alles gelang nach Wunſch. Mein lieber Nachbar gab ſeinen Freunden ein glänzendes Soupée, und bis ſpät in die Nacht tönte Gelächter und Gläſerklang zu mir herüber.

Zwölftes Kapitel.

Noch graute kaum der nächſte Tag, als ich beim Fiscal ſchon meine Alliirten, und zwanzig handfeſte Bauern verſammelt fand. Das Streif-Corps wurde in vier Parteien getheilt, deren jede einer von uns, nebſt einer Gerichtsperſon führte; am Eingange des Waldes trennten wir uns. Ich ging gerade auf die bekannte Stelle zu; da lag Nagy der Länge nach auf dem Rücken, und ſchnarchte, daß wir es auf fünfzig Schritte hören konnten. Meine Packan's warfen ſich alle fünfe über ihn her; mit einem Ruck war er auf den Beinen, und die Kerls purzelten rechts und links auf dem Graſe herum; ſie erhuben ſich ſo ſchwerfällig, ſahen ſo verſchüchtert aus, daß zu beſorgen ſtand, ſie würden Reißaus nehmen, wenn der Räuber nicht für gut halten ſollte es ſelbſt zu thun; ich machte alſo der Comödie ein Ende, ſetzte mit einem Donnernden: Halt! das ungeladene Piſtol an Nagy's Bruſt; auf einen zornigen Wink des Beamten griffen die ehrlichen Slovaken nolens volens auf's Neue an, Nagy that keinen weiteren Widerſtand, ward gebunden, und ich trug Sorge, jede Mißhandlung von ihm abzuwenden.

Drei Schüſſe verkündeten denen Übrigen das Gelingen der Expedition, und auf einem Umwege langten wir ungeſehen bei dem Gerichtshauſe an.

Dießmal wurde eine Ausnahme von der löblichen Gewohnheit gemacht, welche hier und da üblich ſeyn ſoll. Nagy ward ſogleich vernommen, ſagte, was wir wiſſen, zeigte die erhaltenen zwanzig wohlgeränderten Ducaten vor, und führte zur Beſtätigung ſeiner Ausſage an, daß man mein Gewehr bei dem Griechen finden würde, welchem er es geſtern Nachts überbracht habe. Der Fiſcal begab ſich demnach in Perſon nebſt gehöriger Begleitung in die Wohnung des Herrn v. Demeter.

„Da muß ich dabei ſeyn!“ rief der Regent, „ſo gleichſam als Bevollmächtigter von deiner Seite.“ Meine beiden andern Freunde eilten, die Nachricht von dem Geſchehenen zu verbreiten, ich ging auf mein Zimmer.

Die Commiſſion trat unangemeldet in das Schlafgemach des Griechen, nachdem man ſich der Dienerſchaft im Vorzimmer verſichert hatte. Der wollüſtige Weichling lag noch auf ſeinen Eiderdunen, eine Schale Mocca neben ſich, und ſchmauchte recht gemächlich ein Pfeifchen Knaſter. Ganz verwundert fragte er um die Urſache des zahlreichen Beſuches?

„Die werden Sie auf dem Amthauſe erfahren,“ antwortete der Fiscal: „belieben Sie ſich anzukleiden, und uns dahin zu folgen, nachdem wir ihre Wohnung durchſucht haben werden.“ Demeter erbleichte; doch ſchnell geſammelt, rief er mit ſtolzem Trotze:

„Wer darf es wagen?“

„Still!“ ertönte die Stimme des Gerichtsbeamten; „keine Widerſetzlichkeit, wenn Ihnen zuviel geſchieht, können Sie ſich beſchweren, für jetzt aber, haben Sie unbedingte Folge zu leiſten.“ Mit ſchlecht verhehlter Angſt und innerer Wuth gehorchte Demeter.

Beim Durchſuchen der Gemächer fand man meinen Doppelſtutzen, auf der noch mit Flaſchen und Gläſern beſetzten Tafel des Speiſezimmers, wo er wahrſcheinlich als Zeichen der gelungenen Rache die Fröhlichkeit und Trinkluſt der honnetten Geſellſchaft in verfloſſener Nacht erhöht hatte.

Der Grieche fing an eine erbärmliche Rolle zu ſpielen; er bot Geld-Caution, vergebens; er wollte einſpannen laſſen, umſonſt; zu Fuße mußte er durch die gaffende Menge, welche das Gerücht von dem Vorfalle bereits vor dem Gaſthofe verſammelt hatte, in’s Amthaus wandern. So weit die Erzählung des Regenten; denn ich hielt es unter meiner Würde, mich an der Demüthigung des verächtlichen Gegners zu weiden.

Der Delinquent läugnete; allein ſein Kammerdiener geſtand unter dem milden Zuſpruch der unwiderſtehlichen Hayduken. Seine Ausſagen und die Papiere des heimtückiſchen Demeter gaben volles Licht über den ſchändlichen Plan, mir an Vermögen und Ehre, ja an perſönlicher Sicherheit, ſo viel zu ſchaden, als nur immer möglich. Außer denen bereits aufgeflogenen Minen waren noch einige tiefere im Rückhalt, für den Fall, daß jene ohne den gewünſchten Erfolg blieben; ich war mit einem wahrhaft teufliſchen Gewebe umgarnt, zu welchem die Schwatzhaftigkeit meines Ivans manchen Faden geliefert, und mein — und meine — (ich finde keinen Ausdruck, der mir anſtünde) kurz zu dem ich ſelbſt manchen Knoten geſchürzt hatte.

Daß übrigens Dubois, — die quaſi — Gräfinnen und Luſizka, frühere Vertraute meines Feindes waren, und nur von ihm als Spione gebraucht wurden, mich matt zu machen; daß die Pohlinn angewieſen ward, wo und wie ſie die Bekanntſchaft meiner argloſen Mutter machen konnte, daß mein erſter Brief an dieſe aus der Brieftaſche des Poſtbotens verſchwand, und mein zweiter mit keiner Staffette abging, erräth der größte Theil meiner Leſer wohl ohnehin, nebſt manchen kleineren Nebenzügen dieſer diaboliſchen Schachparthie.

Dieſe wichtigen Entdeckungen wurden mit gehöriger Schnelligkeit bekannt gemacht, nur der Grund ſo unverſöhnlicher Rachgier etwas bemäntelt, damit mein lieber Rittmeiſter nicht bloß gegeben ward, und bald erſchienen

Deputationen von allen Seiten, welche mir Entſchuldigungen, Glückwünſchungs-Adreſſen und Einladungen überbrachten.

Wahrlich! der Triumph, ſich gerechtfertiget zu ſehen, iſt durch den Schmerz, verkannt zu werden, nicht zu theuer erkauft. Jedermann bemühte ſich nun, das mir zugefügte Unrecht gut zu machen; man ging, wie gewöhnlich, von einem Äußerſten zum andern, und ich, vor wenigen Stunden der Gegenſtand des allgemeinen Unwillens, wurde jetzt mit Beweiſen von Achtung, Bewunderung, ja Verehrung überhäuft.

Post nubila Phoebus: bemerkte Frau von Banay; ſie hatte Recht, ich verlebte wirklich einige ſehr ſonnenreiche Tage. Luſizka erſchien wohl weislich nicht mehr; dieſer unwürdigen Bande ledig, hatte ich ſo viel Zeit mehr der Grazie Stern und der Fee Toronyi zu widmen, die mich beide mit gleicher liebevoller Vertraulichkeit beglückten.

Aber eben dadurch wuchs meine Doppelneigung endlich zur wirklichen Leidenſchaft, und eines Morgens, da ich gerade einige Zeit hatte vernünftig zu ſeyn, drängte ſich mir der Gedanke auf, daß es eigentlich ein unverzeihlicher Frevel ſei, ſich ſolchen höheren Weſen mit getheilter Liebe zu nähern, da ich mich doch nur zu glücklich ſchätzen müßte, wenn eine von beiden Huldinnen, mit dem noch übrigen Reſte meines etwas abgenützten Herzens vorlieb nehmen wollte. Noch ſchwankte ich in der Wahl, als mir ein Brief der Gräfinn übergeben wurde. Haſtig riß ich das Siegel auf; ihre Feſſeln waren geſprengt; Toronyi in einem Duelle gefallen, deſſen unwürdige Veranlaſſung nur leicht und ſchonend angedeutet war.

„Ich begebe mich für die erſte Zeit zu meinem Vater," hieß es weiter, „und werde Sie, lieber Freund, wohl ein paar Wochen nicht ſehen, doch ſollen ſie die erſte Nachricht erhalten, von der Zurückkunft

Ihrer

Freundinn."

„Herrlich!" rief ich, „der ſtirbt mir gerade zu rechter Zeit. Der Augenblick der Entſcheidung iſt gekommen; ein gütiges Geſchick erſpart mir den Zweifel über die Reihenfolge meiner Erklärungen; Toronyi iſt abweſend, ſo empfange denn die liebenswürdige Stern den erſten Antrag. Ivan! den ſchwarzen Frack, die Sammt-Cravatte, weiße Handſchuhe! Wenige Augenblicke darauf hielt ich mit hochklopfendem Herzen den Drücker an des Fräuleins Thüre in der zögernden Hand, Minette war nicht da, um mich zu melden; Gott weiß, wie ich zu klopfen vergaß, ich öffnete leiſe die Thüre, und ſah den Regenten zu den Füßen meiner entſchleierten Iſis, die, unbegreiflich, aus dem reizendſten Schwarzköpfchen, die ſchönſte Blondine geworden war.

Ich ward zur Salzſäule: allein, ſtatt dem glühenden Sodom, ein verlornes Paradies vor den Augen. Das Fräulein bemerkte mich zuerſt; für einen Augenblick verwandelten ſich ihre Roſen in Purpur, doch bald ſagte ſie ganz unbefangen:

„Nur näher, lieber Hauptmann, wir dürfen keine Zeugen ſcheuen, am wenigſten Sie, unſeren Freund!"

„Nichts vor ungut, Herr Bruder!" nahm der Regent das Wort, indem er vom Boden aufſprang: „das iſt ſehr indiſcret; ich habe dich vier Wochen lang vor meiner Braut knieen laſſen, und du ſtöreſt mich in den erſten zwei Minuten.“

„Der Herr Hauptmann,“ verſicherte die Schlaue „hat nie vor mir gekniet; denn hätte er das, wer weiß.“

Wie ſchwach doch wir gewaltigen Herrn der Schöpfung ſind! Ich nahm für bare Münze, was blos zarte Schonung war. Mein faſt vernichtetes Selbſtvertrauen, oder beſſer meine gekränkte Eigenliebe ward wenigſtens ſo weit wieder aufgerichtet, daß ich mit anſcheinend ruhiger Verwunderung fragen konnte: „Alſo, deine Braut?“

„Erſt ſeit wenigen Augenblicken,“ nahm die ſchöne Stern wieder das Wort: „Doch ſetzen Sie ſich zu uns, ich will Ihnen Aufſchluß geben.“

„In meiner früheren Jugend, an einem bejahrten Mann verheirathet, ward ich nach zwei unglücklich verlebten Jahren Witwe und Erbinn eines bedeutenden Vermögens: Nebſt einigen Andern, erwies mir auch dieſer Herr die Ehre, um meine Hand zu werben, und ich kann es leider nicht mehr läugnen, er gefiel mir, trotz ſeines Leichtſinnes, beſſer als alle Übrigen. Kaum gewahrte man es, als ich von allen Seiten die Warnung erhielt, doch ja nicht das Glück meines Lebens einem ſo leichtfertigen wankelmüthigen Tollkopf anzuvertrauen. Sie verzeihen, Herr Bräutigam! das ſind noch die mildeſten Ausdrücke, deren man ſich bediente!“

„Sehr verbunden! je ärger, je beſſer,“ erwiederte der Regent mit einer poſſierlichen Verbeugung, „meine Feinde haben mir da wider Willen einen großen Dienſt erwieſen, denn nun wird es mir um ſo leichter werden, Ihre Erwartungen zu übertreffen.“

„Sehr beſcheiden Herr Regent! ich übrigens wurde denn doch etwas nachdenklich; Witwen ſind behutſamer, als Mädchen.“

„Das heißt,“ bemerkte der Regent, „wenn ſie jung, ſchön und reich ſind, außerdem will man das Gegentheil behaupten.“

„Unterbrechen Sie mich doch nicht immer mit Ihren Randgloſſen,“ ſchalt die ſchöne Erzählerinn, und fuhr fort: „Ich erklärte alſo meinem feurigen Anbether, erſt nach Jahresfriſt zu entſcheiden.“

„Ein Sturz mit dem Pferde machte meinem Ritter das hieſige Bad nöthig; da fiel mir ein, dieſe Gelegenheit zu benützen, um ihn zu prüfen. Ein Kammermädchen wurde aus Wien verſchrieben, unter verändertem Namen reiſ'te ich hierher, ſchwarze Haare, ein dichter Schleier, ſtreng eingezogene Lebensweiſe, ſicherten mich vor Entdeckung, und ſo war ich im Stande, den Herrn Regenten genau zu beobachten. Anfangs erhielt ich die Nachrichten durch mein Mädchen, die eine kleine Liebſchaft mit ſeinem Bedienten anzettelte, die ſpäteren, nebſt den ſchönſten Stunden in meiner Abgeſchiedenheit, verdankte ich Ihnen Herr Hauptmann. Der Geprüfte ward halb und halb bewährt gefunden; meine Lebensweiſe fing an mir läſtig zu werden, was ohne den geiſtreichen Umgang meines gütigen Freundes wohl längſt der Fall geweſen wäre; dieß bewog mich, heute mein Incognito aufzuheben, und — beſtürmt von den Bitten des ungeſtümen Bewerbers, gab ich mein Jawort kurz bevor Sie eintraten.“

Unter dieſen Umſtänden war meine Gegenwart hier ziemlich überflüſſig, ich machte demnach gute Miene zum böſen Spiele, und meinen gezwungenen Rückzug auf ſo gute Art, daß man ihn füglich für eine freiwillige retrograde Bewegung nehmen konnte.

Dreizehntes Kapitel.

„Zwei Witwen haben dich ganz artig bei der Naſe herumgeführt; Gott Lob; daß die Dritte erſt wenige Tage dieſem der Nemeſis geweihten Orden angehört, und daher hoffentlich in der Kunſt uns Männern zu vergelten, noch ein Neuling iſt.“ Dieß waren meine Gedanken, während ich die Stiege viel langſamer hinauf ſtieg, als ich ſie herab geeilt war. In meinem Zimmer traf ich den Grafen:

„Was fehlt dir Freund?“ frug er, „du ſiehſt ja ganz verſtört aus?“

„Ich? daß ich nicht wüßte; doch ja, ich habe heute eine Nachricht erhalten, die mich etwas ernſt macht. Graf Toronyi iſt todt.“

„Todt! wirklich todt?!“ rief der Graf mit einem Ausdrucke des höchſten Entzückens, und drückte mich ſo ſtürmiſch an ſeine Bruſt, daß mir faſt der Athem verging.

„Sage mir nur um aller Heiligen Willen, warum du dich ſo wüthend über den Tod dieſes Menſchen freueſt?“

„Weil ſie — das Ziel all’ meiner Wünſche und Hoffnungen — nun frei iſt!“ declamirte mein Graf mit einem Feuer, bei dem mir immer kälter wurde, „weil ſie mein wird! und mit ihr das höchſte Glück, deſſen ein Sterblicher fähig iſt!“

„Wer wird dein?“ frug ich mit einem Schafsgeſichte.

„Die Gräfinn! meine erſte und einzige Liebe. Aber

Freund! ich weiß nicht, wie du mir vorkommſt? du nimmſt ja gar keinen Antheil an meinem Glücke.“

„Das ſcheint dir nur ſo, die Ueberraſchung, ein wüthendes Kopfweh,“ erwiederte ich ganz erſchöpft, und ſank auf einen Stuhl. „Sage mir nur,“ fuhr ich fort, „wie das Alles zuſammenhängt?“

„Auf die einfachſte Weiſe: —, Ich liebte die ſchöne Gräfinn lange vor ihrer unglücklichen Vermählung, allein als Zweitgeborner einer Familie, mit welcher der Vater meiner Geliebten nicht im beſten Einvernehmen ſtand, durfte ich nicht hoffen, je ihre Hand zu erhalten. Der reiche Toronyi warb, und der Engel wurde geopfert. Ich verließ mein Vaterland, um durch Reiſen meinen Schmerz zu betäuben. Vor Kurzem ſtarb mein älterer Bruder, da rief mich der Vater aus der Fremde zurück; es wurden Heirathsprojecte gemacht, doch ich ſchützte Kränklichkeit vor, und eilte hierher, um wenigſtens einige Zeit in ihrer Nähe zu ſeyn, ſie noch einmal zu ſehen: dann wollte auch ich das unglückliche Loos meiner Geliebten theilen, und durch eine Ehe ohne Liebe, mich ihr gleich ſtellen. Doch wiſſen ſollte ſie es, daß ihr Bild — verſchwiegen und treu — im innerſten Heiligthume meines Herzens aufbewahrt ſei, ſie ſollte ſich nicht von mir vergeſſen glauben. Unſer früheres Verhältniß war ihrem Vater und Manne bekannt, ich wußte daher kein beſſeres Mittel zur Erreichung meines glühenden Wunſches, als den bewußten Ball. Alles Übrige eräthſt du wohl.“

„Da haſt du mich eine ſchöne Rolle ſpielen laſſen;“ unterbrach ich ihn höchſt unmuthig. „Ich glaube, du hätteſt wiſſen können, daß ich meinen Freunden gerne diene, und eines vollen Vertrauens werth bin.“

„Wie ungerecht du biſt! war es denn mein Geheimniß? war es denn nicht das heiligſte, das Geheimniß einer unglücklichen Frau.“

„Freilich, von der Seite genommen; nun, ich wünſche dir vom Herzen Glück; aber jetzt laſſe mich allein, daß ich meine Migraine ausſchlafen kann. In ein paar Stunden iſt's wieder gut, dann will ich mich mit dir und dem Regenten um die Wette freuen.“

„Warum mit dem Regenten?“

„Er wird es dir ſchon ſelbſt erzählen, ich mag ihm die Freude nicht verderben.“

„So lebe denn wohl, auf Wiederſehen!“ rief der Selige und verließ mich.

Da ſaß ich nun, den wüſten Kopf auf die Hand geſtützt, vor Fülle der Gedanken nichts denkend, das Auge ſtarr zum Fenſter hinaus in's Blaue gerichtet; die Bruſt verödet, vergleichbar einem Saale, worin ein fröhliches Feſt durch irgend ein plötzliches Unglück unterbrochen wurde: beim Schimmer der letzten verlöſchenden Kerze; ſieht man noch die unordentlich übereinander geworfenen Werkzeuge der Freude, zum Theil in Trümmern; lautlos, ohne Leben iſt der dunkle Raum.

Endlich ließ die Überſpannung nach; die chaotiſchen Gedanken entwirrten und geſtalteten ſich zu folgendem Selbſtgeſpräche.

„Alſo wirklich zwiſchen zwei Stühlen auf der Erde? alſo wirklich wieder gefoppt? der Henker hole alle! — ja — wem denn? und warum??? weil du ein verliebter eitler

Narr warſt? Freilich auslachen wird man dich, darauf darfſt du gefaßt ſeyn; aber worüber denn eigentlich? du haſt ja drei Weibern auf ein Mal den Hof gemacht, es war dir daher bei keiner Ernſt, das glauben dieſe engherzigen Menſchen auf's Wort. Alles das zuſammen genommen, ſtehen meine Actien nicht ſo ſchlecht; ſei alſo nicht undankbar gegen dein Geſchick. Blüthen haſt du gepflückt, und die Früchte, — — je nu, wer weiß, ob es nicht ſaure Hagebutten oder bittere Mandeln geweſen wären."

Eine wahre Himmelsgabe um ſo ein geſundes Raiſonnement! wie neu geboren, ein Phönix aus ſeiner Aſche erſtanden, verließ ich getröſtet mein einſames Stübchen, und machte Toiletten-Beſuche. Allein welche Entzauberung war mit mir und Allem um mich her vorgegangen: weder Adelens Bemühungen mir überſchwenglichen Erſatz für das erlitt'ne Unrecht zu geben, noch Goldwaſſers und Dianens poſſenhafte Eigenthümlichkeiten konnten mir ein Lächeln abgewinnen; Beweiſe von Achtung, Wohlwollen, Freundſchaft, hatten für mich einen Beigeſchmack von Mitleid erhalten, der ſie mir vergällte; ich fand die Gegend, alle Leute, mich ſelbſt höchſt langweilig, und als Nachmittags die längſt erwartete Summe in eine meiſterlich verfaßte Strafpredigt eingewickelt anlangte, war es mir nicht unlieb von meinen Freunden zu vernehmen, daß ſie am nächſten Tag den Badeort verlaſſen wollten, der ihnen heilbringender geweſen war als mir. So glaubte ich wenigſtens damals in meinem Unmuthe; doch wenn ich jetzt die Nachwirkungen jener Badereiſe betrachte, ich glaube kaum, daß ich mit Einem der einſt Beneideten tauſchen möchte.

Vierzehntes Kapitel.

Es gibt Waaren, wovon man dreizehn auf's Dutzend gibt. Als ein beſcheidener Anfänger rechne ich auch meine Kapitel darunter; ja noch mehr, ſelbſt ein vierzehntes ſoll der Leſer als Zugabe mit in den Kauf haben.

Kaum war ich am nächſten Morgen aus den Federn, als ich zu den Freunden eilte, um ihnen das letzte Lebewohl zu ſagen; ſie waren längſt fort. Bei meiner Rückkunft fand ich Minetten auf meinem Zimmer, die mir ein ſorgfältig in Papier gehülltes Päckchen mit den Worten überreichte: „Mein Fräulein, meine gnädige Frau wollte ich ſagen, ſchickt Ihnen dieß, Herr Hauptmann; ein kleines Andenken, wie ich vermuthe.“ Es war die bekannte Brieftaſche. Trotz meiner Freude, beſah ich doch nachdenklich die Stickerei auf beiden Seiten: Gottlob! es war kein Korb darauf.

„Die gnädige Frau hat auch etwas hineingeſchrieben.“ Ich öffnete und las:

„Keinen Abſchied, theurer Freund! Laſſen Sie uns ohne ſeinen Schmerz die ſchöne Vergangenheit an ein fröliches Wiederſehen knüpfen. Bis dahin möge die Stifterinn unſerer Bekanntſchaft bei Ihnen auch die Erinnerung daran erhalten.“ Man ſieht, die reitzende Stern wußte eben ſo ſchonend Abſchied zu nehmen, als ihn zu geben. Mit Wärme bat ich Minetten, ihrer Gebieterinn meinen Dank zu überbringen.

„Auch ich empfehle mich,“ ſagte dieſe mit geheuchelter Traurigkeit, „es thut mir leid.“

„Mir auch!“ unterbrach ich ſie, den Nachſatz fürchtend;

„nimm dieſe Kleinigkeit für das freundliche Geſichtchen, mit welchem du mir immer die Thüre öffneteſt.“

„Küſſe die Hand! Ja, wenn es auf mich ankäme; die Thüren ſollten für Niemand als Euer Gnaden offen ſtehen. Unter uns geſagt; der Herr Bräutigam weiß nichts von der Brieftaſche.“

„Wirklich nicht?“ frug ich haſtig.

Die Spitzbübinn lächelte. Da hielt ein Wagen vor dem Hauſe: „Am Ende gar ſchon unſere Equipage!“ rief Minette; ein Knix und fort war der Schelm.

Die muß Kammerjungfer bei meiner künftigen Frau werden, dachte ich; küßte das theuere Andenken, verſchloß es, und ſetzte mich hin, um der ſchönen Torenyi mein Lebewohl zu ſchreiben. Ehe noch die Feder geſchnitten war, hatte ich bereits die nöthige Stimmung gewonnen, und ein wahres Meiſterſtück im grandiöſen Style floß nicht nur aus meinem Gänſekiele, nein wahrhaftig! auch aus meinem Herzen, dieſer nie verſiegenden Quelle von Inconſequenzen. Auch dieſer Tag ſchwand, ihm folgten ein paar genußloſe. Ich merkte, die Roſenzeit ſei vorüber; die Zeitloſen wollte ich nicht abwarten; Demeters Angelegenheit war auch ſo weit gediehen, daß ſie meiner Gegenwart nicht weiter bedurfte. Nagy, der jede andere Belohnung von mir und meinen Freunden ſtandhaft ausgeſchlagen hatte, war entlaſſen werden, ich ſchnürte alſo mein Bündel, und machte Abſchieds-Viſiten.

Am Morgen meiner Abreiſe ging ich hinaus zur Felſenſchlucht am Waldteiche. Ich pfiff; Todtenſtille; nach einiger Zeit ein Schuß. Vergebens wartete ich, es war ſein Abſchied. Auf dem Rückwege ſprach ich bei dem redlichen

Stelzfuß ein Thränen der Dankbarkeit netzten meine Hände, ein Sträußchen von der lieblichen Kleinen, ein Körbchen Früchte nahm ich mit. Durch Übung zu dem Vermögen gelangt, jede beengende Empfindung beim Tritt in den Reiſewagen von mir abzuſchütteln, beſtieg ich heiteren Muthes die Karoſſe, welche aus financiellen Gründen dießmal mit Vorſpannspferden beſpannt war, und fort ging es! doch nicht in ſauſendem Galopp:

Nur langſam durchſchnitten
Die knarrenden Räder
Den ſandigen Feldweg.

Wie verkehrt! Mit Extrapoſt war ich den erwarteten Freuden entgegen geflogen, mit ausgemergelten Ackergäulen entfernte ich mich von dem Schauplatze der verlornen. So verkürzt man durch Haſt die Erwartung, oft das Beſte am geträumten Glücke, und verlängert durch Zögern den Schmerz über ſeinen Verluſt!

Dieſe philoſophiſche Bemerkung drängt ſich mir aber erſt jetzt auf, wo ich den Schluß meiner Badereiſe ſchreibe, und überhaupt viel tiefdenkender und langweiliger bin als zu jener Zeit. Damals dachte ich beiläufig bloß:

Freuden ſchwinden, andere kommen: ihr Wechſel eben iſt ihr höchſter Reiz. Mit dieſer heitern Lebensanſicht mag auch meine kleine Erzählung ſchließen.

Nachwort.

Daß der Schreiber dieſer Erzählung nicht zugleich der Held derſelben iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Die darin vorkommenden Begebenheiten und Charaktere ſind wahr, doch nicht aus dieſer Zeit, nicht von dem Schauplatze der Handlung genommen. Einzeln ſtießen ſie ihm auf, — mit den nöthigen Veränderungen hat er ſie zu ſeinem Zwecke verwendet, und vergebens würde man die Originale aufſuchen, von welchen er ſeine Studien nahm, um gegenwärtiges Conſervations-Bildchen zuſammen zu ſetzen.

Romanzen.

1.

Das Todtenhemdchen.

Starb das Kindlein.
Ach! die Mutter
Saß am Tag, und weinte, weinte,
Saß zur Nacht und weinte.

Da erſcheint das Kindlein wieder
In dem Todtenhemd, ſo blaß;
Sagt zur Mutter: „Leg' Dich nieder,
Sieh' mein Hemdchen
Machen Deine lieben Thränen
Gar ſo naß,
Und ich kann nicht ſchlafen, Mutter!

Und das Kind verſchwindet wieder,
Und die Mutter weint nicht mehr.

2.

Die thauloſe Blume.

Drei edle Frauen ſtunden
In einem ſtillen Thal,
Die wandelte ein Zauber
In Blumen allzumal.

Es glichen die drei Blumen,
Die Freundinnen, ſich ganz
An Größe und an Farbe,
Und an Geſtalt und Glanz.

Die Eine durft' am Abend
Heimkehren zum Gemahl,
Doch wenn der Morgen tagte,
Stand ſie als Blum' im Thal.

Einſt ſprach ſie: „Dieſen Morgen
Komm du zur Wieſe hin,
Dann wird, ſo du mich pflückeſt,
Der eitle Zauber flieh'n.“

„Doch pflückſt du eine And're —
Ach! dürft' ich rathen dir! —
So ſind — vernimm es Theu'rer —
Verloren Alle wir.“

Der treue Gatte wäget
Die Wort' in ſeinem Sinn,

Und geht mit Angſt und Hoffen
Zur Zauberwieſe hin.

Da lag auf Einer Blume
Kein Nacht- kein Morgenthau, —
Die pflückt' er, — und den Gatten
Umarmt die holde Frau.

Bauernfeld

Das Arbeitstiſchchen.

Hochzeitgabe für eine ſcheidende Freundinn.

Das Tiſchchen, welches wir dir weih'n,
Soll unſers Kränzchens Denkmal ſeyn.
Ein Kränzchen haben wir gewunden,
Das ſchuf uns manche frohe Stunden,
Da haben wir mit Herzlichkeit
Des jungen Lebens uns gefreut;
Allein das junge Leben flieht,
Der Kranz zerreißt, ſein Schmuck verblüht,
Doch iſt der Sinn, der ihn gewunden,
Nicht aus dem Herzen weggeſchwunden.

Das Tiſchchen, welches wir dir weih'n,
Soll deines Fleißes Schauplatz ſeyn.
Jetzt mußt du mit dem frühſten Morgen
Schon für des Tags Geſchäfte ſorgen.

In einem gutbeſtellten Haus
Da geht die Arbeit nimmer aus,
Da gibt es ſtets ein Werk zu thun,
Da darf die Hand nie läßig ruh'n,
Da wirſt als Frau den Tiſch du zieren,
Und wohl an ihm das Haus regieren.

Das Tiſchchen, welches wir dir weih'n,
Soll treuer Liebe Zeuge ſeyn.
Da ſetze ſich, ſo froh wie heute,
Der Herr Gemahl dir oft zur Seite.
Und fühle, wie ein Damon, ſich
Stets zärtlich und beglückt durch dich,
Und bei ſo manchem ſüßen Wort
Geht dann die Arbeit luſtig fort;
Denn wo der Liebe Zauber walten,
Muß Fried' und Freude ſich geſtalten.

Das Tiſchchen, welches wir dir weih'n,
Soll auch der Freundſchaft Zeuge ſeyn.
Denn nirgends kann es guten Seelen
An Freunden und Vertrauten fehlen,
Und deßhalb ſammelt ſicherlich
Ein ſchöner Kreis ſich bald um dich.
Dem Frohſinn und der Heiterkeit
Iſt mancher Abend dann geweiht.
Ein neuer Kranz, vergnügt gewunden,
Hat bald am Tiſch ſich eingefunden.

Das Tiſchchen, welches wir dir weih'n,
Soll auch ein Angedenken ſeyn.
Du ſolleſt unſer nicht vergeſſen,
Wie wir ſonſt vereint geſeſſen,
Denn Berge trennen, wie man ſpricht,
Ja Länder ſelbſt die Freunde nicht.
Es bleibt von dir ein treues Bild,
Das freundlich unſre Seele füllt,
So laß, wie's wahre Freunde treiben,
Auch uns entfernt dir theuer bleiben.

Neuffer.

An alle meine Schönen.

Von J. K. Braun von Braunthal.

Du Blütenmeer von Namen,
Wie ſchwimm' ich durch dich hin?
Wie bunt die Farben glüh'n
Des Bildes, deſſen Namen
Ich armer Sänger bin!

Ihr zieht die Blumenringe
Zur Kette dicht um mich;
Du biſt zu weit, und ich,
Gleich einem Schmetterlinge,
Durchſchlüpfe ſpielend dich!

Und ziehſt du dich auch enger
Und enger um mich her,
Du feſſelſt nimmermehr
Den zephyrleichten Sänger,
Du liebes Blütenheer!

Gloſſe.

Einen Abſchied nennt das Scheiden,
Wer nicht kennt ein fühlend Herz;
Doch ich nenn' es einen Schmerz,
Der nur endigt im Verſcheiden.

Mearemayer.

Trägſt du Thränen auf den Wangen,
Die ein fremdes Aug' vergoß,
Das der Zähren Fülle ſchloß:
Dann haſt du, in Weh' und Bangen,
Süß ein Lebewohl empfangen.
Laß den Wand'rer uns beneiden,
Der, ſo reich beſchenkt von Leiden,
Tauſcht der Liebe Schmerzenskuß,
Und, fern winkend letzten Gruß,
Einen Abſchied nennt das Scheiden.

Lebe wohl; — wer dich geſprochen,
Glaubet an ein Wiederſeh'n,
Weil zwei Engel nah' ſich ſteh'n.

Darum ſeufzt auch, halbgebrochen,
Dich das Herz, im letzten Pochen,
Weil der Engel ſel'ger Sphären
Liebt den Engel mit den Zähren,
Weil die Hoffnung liebt den Schmerz,
And're Wahrheit kann nur lehren,
Wer nicht kennt ein fühlend Herz.

Strenge ſind des Schmerzes Pflichten,
Treue bringt in's Geiſterreich,
Heißet Eure Thränen Euch
Dem Geliebten ſelbſt entrichten.
Nie aus ſeiner Nähe flüchten. —
Nur von fern ihm ſcheidend winken,
Nicht in ſeine Arme ſinken,
Wund' an Wunde, Herz an Herz —
Andern mag es Schonung dünken,
Doch ich nenn' es einen Schmerz.

Wenn von fernem Grabesſteine
Eine Todesbothſchaft klingt, —
Die kein Lebewohl dir bringt,
Wann, nicht mehr gehört, das deine
Ächzet durch die Todeshaine,
Wo durch's finſt're Schweigen bebt,
„Treulos iſt, wer überlebt;“ —
Sühnungslos iſt ſolch' ein Leiden,
Iſt der Schmerz, der uns begräbt,
Der nur endigt im Verſcheiden.

A. von Maltitz.

Herzens Wohl und Wehe.

Wenn ſcheidend die Dämm'rung in's Thal hinab flieht,
Die Gipfel der Berge ein Goldſtrom umzieht,
Die Lerche emporſchwebt mit heiter'm Geſang,
So wird mir im Herzen ſo wohl und ſo bang.

Wenn Bäume, ſanft nicken im rauſchenden Gruß,
Die Blumen aushauchen den duftigen Kuß,
Vom Thurm' herab tönet des Frühgebeth's Klang,
So wird mir im Herzen ſo wohl und ſo bang.

Wenn Dein ich dann denke mit liebendem Sinn,
Der ſchützend mich leitet durch's Leben dahin,
Mich träumend ergehe am Bächlein entlang,
So wird mir im Herzen ſo wohl und ſo bang.

Frederik. Sutzan, 4te [illegible]

In das Stammbuch einer Sängerinn.

So viele Töne,
So vieles Schöne!
Für jegliches Lied
Ein Herz, das für dich glüht;
Nach jeder Cadenz
Eine tiefe Reverenz;
Der ſchönſten Colloratur
Die reinſte Perlenſchnur;
Für ein Duett
Eine goldene Kett',
Und für eine Scene mit Chor,
Einen Sack voll Friedrichsd'or!

W. Gerhard.

Ueberall.

Die Liebe iſt mein Streben,
Die Lieb' iſt meine Noth,
Die Liebe iſt mein Leben,
Die Liebe iſt mein Tod.

Im Thal und auf der Höhe,
Im Hüttchen eng und klein,
Verläßt mich nicht mein Wehe,
Und meine ſüße Pein.

Wo ihre Lämmer weiden,
Sind meine neben an,
Da ſchaut ſie wohl mein Leiden,
Und kehrt ſich nicht daran.

Sie will mich nicht verſtehen,
Und thut, als ſäh' ſie nicht,
Wie ſollte ſie nicht ſehen
Mit ſolcher Augen Licht?

Und wollt' ich von ihr ziehen,
Mein Weh' wär' nicht geſtillt,
Ihr Antlitz kann ich fliehen,
Doch nimmermehr ihr Bild.

Joſ. Perr.

An Sophie.

Wofür mein Herz in Liebe flammet,
Was unaufhörlich, ohne Ruh
Zur Sehnſucht dieſes Herz verdammet,
Biſt Du.

Wenn Blumen meinem Pfad' entſprießen,
Dem rauhen, dank' ich ſie nur dir,
Du trockneſt nur, wenn Zähren fließen,
Die mir.

An die ich mein Vertrauen ſetze:
Beſtändigkeit, des Herzens Zier,
Lern' ich — mehr werth als alle Schätze —
Von Dir!

Bei dir fühl' ich ein ſüßes Leben,
Und Feenträum' umgaukeln mich,
Ich wünſche nur ein läng'res Leben
Für Dich!

Du biſt nun meines Daſeins Sonne,
Nach der das Herz mich magiſch zieht,
Und ohne Dich mir keine Wonne
Erblüht.

Carl Mahler.

Trost im Liede.

Brauſ't des Unglücks Sturm empor,
Halt' ich meine Harfe vor;
Schützen können Saiten nicht,
Die er ſchnell und leicht durchbricht;
Aber durch des Sanges Thor,
Schlägt er milder an mein Ohr.

Sanfte Laute hör' ich klingen,
Die mir an die Seele dringen,
Die mir auf des Wohllaut's Schwingen
Wunderbare Tröſtung bringen.
Und ob Klagen mir entſchweben,
Ob ich ſtill und ſchmerzlich weine,
Fühl' ich mich doch ſo ergeben,
Daß ich feſt und gläubig meine:
Es gehört zu meinem Leben,
Daß ſich Schmerz und Freude eine.

Franz von Schober.

An Maria.

Muth und Liebe heißt die Loſung,
Die des Schickſals Macht gerührt!
Muth auch durch des Meeres Toſung
Den beherzten Schiffer führt!

Lieb' und Hoffnung, treu im Bunde,
Leiten zu der ſchönen Bahn,
Und kommt dann die rechte Stunde,
Iſt der Himmel aufgethan!

Lieb' und Glaube und Vertrauen
Sind des Lebens höchſter Preis:
Laß' uns eine Hütte bauen
Kind, in ihrem Zauberkreis!

Carl Berbarius.

Melancholie.

Alles ſchweigt, und blaſſe Sterne ſchimmern
Schaurig durch die düſtre Mitternacht;
Nur daß hier bei meines Glückes Trümmern
Noch ein thränenfeuchtes Auge wacht.
Auf das Kiſſen neigt ſein Haupt der Kummer,
Und die Hoffnung wiegt ihn lullend ein,
Muß nur ich Verlaßner ohne Schlummer,
Ich nur hoffnungslos und einſam ſeyn!

Sei mir du, mit dem Cypreſſenkranze,
Stille Wehmuth, ſei mir froh gegrüßt!
Wenn der Mond ſich mit erſtorbnem Glanze
Auf geliebter Freunde Urnen gießt,
Wandelſt du, gehüllt im leichten Schleier,
Und bekränzeſt den bemooſten Stein;
O, ſo hauche Rührung meiner Leyer,
Hauche Balſam meinem Herzen ein!

Herrlich ſchien, voll Götterideale,
Einſt die Welt dem kindlichen Gemüth,
Gleich dem Morgen, der im erſten Strahle,
Wie ein roſenfarbner Tempel, glüht.

Stolze Träume ſchwangen durch die Lüfte
Ihre Flügel, wie ein Königsaar,
Wünſche ſchwärmten, Bienen gleich, und Düfte
Bothen ihnen alle Fluren dar.

O, und alle dieſe goldnen Blüthen
Wurden eines kurzen Frühlings Raub:
Wird kein Weltenrichter einſt vergüten,
Was das Schickſal niedertrat in Staub?
Mußtet ihr ſo eilig wieder ſchwinden,
Holde Träume meiner Jugend; ach!
Durfte nicht zugleich das Aug' erblinden,
Dem das Schickſal alle Blumen brach?

Einer Sonne liebliches Geflimmer
Nur noch lachte mir aus dunkler Fern',
Wie der Segler an des Pharus Schimmer,
Hing mein Blick an dieſem ſchönen Stern:
Aber finſt're Wetterwolken zogen
Sich verhüllend um den Friedensort;
Ohne Pharus durch des Sturmes Wogen,
Steur' ich nun zum ſtillen — Grabesport.

[illegible]

Das Gelübde.

(Novelle).

Von Bauernfeld

Es traf ſich, daß drei junge Männer, innige Freunde, die ſich ſeit fünf Jahren nicht geſehen, eines Tages in der Hafenſtadt Trieſt wieder zuſammen kamen, wo ſich der Eine von ihnen, Anſelm, ein Kaufmann, vor kurzem nieder gelaſſen hatte. Auch die andern beiden Freunde kamen, wie Anſelm, von weiten Reiſen zurück; Fabio, der Arzt und Naturforſcher, aus Braſilien, und der jüngſte von ihnen, Lothar, aus der Türkei und Griechenland. Die Freude des Wiederſehens war bei allen Dreien gleich groß, und man beſchloß, um ſich von Herzen auszuplaudern, für den Abend eine Zuſammenkunft in dem Hauſe des Anſelm, als eines anſäßigen Mannes. Als die beiden andern Freunde zur beſtimmten Stunde erſchienen, und nach vielen Herzensergießungen und Erzählungen das Geſpräch ruhiger wurde, lachten ſie über die weitläufige, nicht eben überflüßig mit Meubeln verſehene Wohnung, in welcher Anſelm, wie ein Geiſt in einem verlaſſenen Ritterſchloſſe, hauſe. „Euch iſt ja," erwiederte der aufrichtige Freund, „meine Vorliebe für Bequemlichkeit bekannt, die ich nun endlich befriedigen kann; ich habe lange genug mit der ungeſtillten Sehnſucht nach einer langen Reihe von Zimmern leben müſſen. Sind die Wände noch etwas kahl, ſo laßt mich nur erſt in dieſer Stadt recht heimiſch werden, und ich will Euch, ehe Jahr und Tag vergeht, meine Gemächer einrichten, daß ſich kein Paſcha ſchämen ſoll, darin zu wohnen."

„Hm! Trotz deiner Erklärung, ſcheint mir die Wahl einer ſo weitläufigen Wohnung noch einen beſonderen Grund zu haben," ſagte Fabio bedächtig, indem er die Stirne runzelte, und den Finger an die Naſe legte. „Ich glaube, er will heirathen," fuhr Lothar mit ſeiner gewöhnlichen Raſchheit heraus. — „Heirathen?" wiederholte Anſelm langſam, die Stimmen ſeiner beiden Freunde prüfend; — „Das iſt — —."

Seine Rede wurde unterbrochen durch die Ankunft der Bedienten, welche einen Tiſch mit Speiſen und Getränken herein brachten, deren Beſchaffenheit erkennen ließ, daß Anſelm's Küche und Keller beſſer ausgerüſtet ſeyen, als ſeine Zimmer. Nachdem man ſich der reichlich dargebotenen Gaben erfreut, und das Geſpräch wieder eine raſchere Wendung genommen hatte, rief Lothar plötzlich aus: „Bruder Anſelm, dein Wein iſt gut, aber vergib, daß Einer, der den Orient kennen gelernt, wie ich, den Wein von Schiras jedem europäiſchen Getränke vorzuziehen, kein Bedenken trägt. Ich habe meinen Knaben mit ein paar Flaſchen jenes herrlichen Saftes hieher beſtellt; ich wette, er harret ſchon draußen im Vorgemach, denn er iſt pünctlich in Erfüllung meiner Aufträge." Kaum hatte Lothar ausgeſprochen, als ſich die Thüre öffnete, und einer von Anſelm's Dienern eintrat, welcher jemanden melden zu wollen ſchien. „Laßt ihn nur herein,“ rief Lothar, der den Worten des Dieners zuvorkam, „er iſt willkommen.“

Der Diener entfernte ſich, und bald darauf trat ein Jüngling herein, wie ein Page gekleidet, deſſen ſchöne von goldenen Locken umwallte Stirne dem Orient anzugehören ſchien. In den Händen trug der Jüngling eine ſilberne Taſſe, auf welcher ſich eine hell geſchliffene Flaſche mit dem geprieſenen Weine gefüllt, nebſt drei ſilbernen Bechern befand. Ohne daß es ihm ſein Herr befohlen, ſchenkte er die Becher voll, und kredenzte ſie zierlich den Freunden. Anſelm und Fabio ſtießen einen Laut der Verwunderung aus, von dem man nicht wußte, galt er dem feurigen Getränke, von dem ſie eben nippten, oder der ſonderbaren Erſcheinung des lieblichen Ganymed.

„Es lebe der Wein von Schiras,“ rief Lothar fröhlich aus, indem er den Becher behaglich leerte. Die anderen Beiden folgten ſtumm ſeinem Beiſpiele, und da der Wein ſonſt die Zungen löſt, ſchien er die ihrigen hingegen plötzlich zu hemmen. „Was ſeht ihr mich ſo verwundert an,“ ſagte Lothar lächelnd, „was betrachtet ihr bald mich, bald den Knaben, als wäre der Diener für den Herrn zu gut, oder der Herr für den Diener zu ſchlecht? Solchen Wein und ſolche Menſchen findet man in dem herrlichen Orient! Der Burſch da iſt mein Eigenthum, mein Sclave, mein treuer Felix.“

„Dein Sclave?“ riefen die beiden Freunde faſt zugleich aus. „Il servo fidel di Signore,“ ſagte der Knabe mit einer lieblich klingenden Stimme, und in einem etwas fremdartigen Dialecte, indem er ſich an Lothario ſchmiegte. Dieſer ſtreichelte ihm die goldenen Haare, und ließ ihn aus ſeinem wieder gefüllten Becher nippen, worauf ſich Felix auf einem Schemmel an ſeines Herrn Seite niederließ, welcher ihm bisweilen ein paar Worte in neugriechiſcher Sprache zuflüſterte. Die Verwunderung über die unerwartete Erſcheinung des griechiſchen Sclaven hatte nur eine kleine Pauſe in dem lebhaften Geſpräche der drei Freunde verurſacht, welches auf das eifrigſte fortgeführt und nach und nach ganz unvermerkt auf einem Gegenſtande haftete, den bisher, wie es ſchien, keiner zuerſt hatte berühren wollen. Um dieſe Scheu der jungen Männer zu begreifen, mag der Leſer vor Allem wiſſen, daß ſie in den Jünglingsjahren, als ſie ſich zuſammen fanden, und ſich gemeinſchaftliche Studien und Unterhaltungen wählten, die ſonderbare Grille nährten, mit keinem Frauenzimmer in nähere Verbindung zu treten. Ohne uns über den Grund einer ſo ſeltſamen Idioſynkraſie genauer einzulaſſen, möge die Angabe genügen, daß die unglückliche Jugendliebe Eines von ihnen den erſten Impuls hierzu gab, daß der Eifer, womit ſie ihre Studien betrieben, die Ausführung eines, für ihre Jahre ſo ſeltenen Entſchluſſes erleichterte und unterſtützte, wozu noch der Umſtand kam, daß die Univerſitätsſtadt, der Schauplatz ihrer grauſamen Geſinnungen, eben keinen Ueberfluß an ſchönen und liebenswürdigen Frauen beſaß, die ihnen mildere hätten einflößen können. Dieß beſtärkte die Jünglinge in ihrem Vorſatze, und machte ſie von Tag zu Tag kälter gegen Reize und Vorzüge, welche ſie niemals zu ſehen bekamen. Beſonders hatte Anſelmo ihre anfängliche Gleichgültigkeit gegen die Blumen der Schöpfung bis zum Haß geſteigert, welchen er auch ſeinen Freunden einzuflößen ſuchte. Er ſammelte Anecdoten von böſen Frauen, ſo viel er nur auftreiben konnte, und hielt ſeinen beiden Verbündeten bisweilen ganz ernſthafte Vorleſungen daraus, brachte es auch dahin, daß ſie mit ihm ein förmliches Gelübde thaten, in ihrem Leben ſich von keinem Frauenzimmer beherrſchen zu laſſen, und vor Allem: nicht zu heirathen. Kein Wunder alſo, daß die drei Freunde bei ihrer Wiedervereinigung nach einer Reihe von Jahren begierig waren, zu erforſchen, in wie ferne jeder ſeinen Grundſätzen in dieſer Angelegenheit treu geblieben; ganz beſonders aber drangen Fabio und Lothar auf Anſelm als den Stifter ihres Bündniſſes ein.

„Was mich betrifft,“ ſagte dieſer, indem er die Stirne runzelte, ſo hab' ich unſer Gelübde in jedem Anbetrachte genau gehalten.“ „Ei, das verſteht ſich,“ rief Lothar lachend aus, „wir wollen aber wiſſen, ob deine Geſinnungen, deine Grundſätze, in dieſem Puncte dieſelben geblieben; biſt du noch der alte Weiberhaſſer? ſetzt dich noch immer ein hübſches Lärvchen, eine nette Geſtalt mit kleinen Füßen und kleinen Schritten in eine Art von gelinder Deſperation? Und vor Allem: haſt du noch dein Zauber- oder vielmehr Entzauberungsbuch, deine chronique scandaleuse von der einen Hälfte der Menſchheit?“ „Ich habe es verbrannt,“ ſagte Anſelm, indem er in ſeinen Becher ſchaute, und einige übrig gebliebene Tropfen trank. „Verbrannt!“ riefen die beiden Freunde, wie aus einem Ton. „Nun ja!“ erwiederte Anſelm, „was ſollte ich mich mit dem närriſchen Zeug länger ſchleppen? Im Grunde war es doch nur eine Thorheit unſerer Jugendzeit. Das Leben macht milde und gerecht. Es gibt doch auch hie und da gute Weiber, obſchon ich dabei bleibe: man ſoll der Beſten nicht leicht trauen!“

„Nicht leicht?“ wiederholte Lothar ſchlau. „Das Leben macht milde und gerecht,“ ſagte Fabio ſpottend, „ich wette, Freund Anſelm ſammelt jetzt auf gute und tugendhafte Frauen, wie vor Zeiten auf die böſen.“ „Ich ſammle gar nicht,“ ſagte Anſelm etwas ärgerlich, „obwohl ich euch eine Geſchichte erzählen könnte, die — — ich meine, man ſieht und hört auf Reiſen ſo Manches, was mit den Grundſätzen, die wir zu beſitzen glauben, im offenbaren Widerſpruche ſteht; dieſe wirklich erlebten Begebenheiten und Handlungsweiſen der Menſchen ſind es, an denen wir unſern Verſtand und unſer Urtheil beſſer üben, als an leeren Speculationen, und dieſe Berichtigung unſerer vorgefaßten oder der uns eingeprägten Meinung durch die Erſcheinungen des wirklichen Lebens iſt es eben, was man die viel geprieſene Erfahrung nennt.“ „Alſo Erfahrungen haſt du gemacht?“ ſagte Lothar, indem er ſämmtliche Becher wieder voll ſchenkte. „Allerdings,“ erwiederte Anſelm, „da man nicht nur an ſich, ſondern auch an Andern erfährt.“ „Und dürften wir nicht um die Mittheilung deiner gewiß intereſſanten Erfahrungen bitten?“ fragte Fabio. „Man muß ſeinen Freunden nichts vorenthalten,“ ſagte Anſelm, nachdem er ſich einen Augenblick bedacht hatte, „und obſchon die Hauptperſon meiner Erzählung ein edles und tugendhaftes Frauenzimmer iſt, ſo will ich mich doch nicht bedenken, euch damit bekannt zu machen, auf die Gefahr, von euch verſpottet zu werden. Der Fall ſelbſt iſt einem meiner Handelsfreunde begegnet.“

Da die Freunde ſchwiegen, ſo fing Anſelm ſeine Erzählung ungehindert an:

„Der junge Kaufmann Walter war auf einer Reiſe begriffen, um Schulden einzucaſſiren. Auf der Liſte ſeiner Gläubiger ſtand mit bedeutenden Summen das ſonſt in der Handelswelt geachtete Haus Tiefenbach, welches jedoch ſeit einigen Jahren im Sinken, und ſeinem Verfalle nahe war. Der alte Tiefenbach hatte nach dem Tode ſeiner erſten Frau, als Vater und Oberhaupt einer bereits zahlreichen Familie, zum zweiten Mal geheirathet, und zwar ein junges und armes Mädchen von dem beſten Rufe. Allein bald nach der Hochzeit entwickelte ſich ihr eitler und leichtſinniger Charakter. Tiefenbach war mehr in ſeine junge und reizende Frau verliebt, als es einem in Jahren vorgerückten verſtändigen Mann geziemet, der überdieß ein Kaufmann iſt. Er that Alles, was er ihr an den Augen abſehen konnte, und leider ließ ſich den hübſchen lebhaften Augen nur zu Vieles abſehen! und war er ein Mal verſtockt, und wollte ihre bisweilen koſtbare Augenſprache nicht verſtehen, ſo war ein niedlicher kleiner unwiderſtehlicher Mund bereit, dieſe ſtumme Sprache in ganz deutliche Worte zu überſetzen, welchen der ergraute Comptoir-Mann nicht das Herz hatte, etwas abzuſchlagen. Es waren aber gräuliche, entſetzliche Worte, welche aus einem ſo holden Munde ſich vernehmen ließen, als da ſind: Indiſcher Shawl, Perlenſchnüre, Brabanter-Spitzen u. ſ. w. Zugleich ſchienen es wahre Zauberworte zu ſeyn; denn was ſie nur immer nennen mochten, das ſtand wie durch einen Zauberſchlag ſogleich in natura da; für den alten Buchhalter des Tiefenbach'ſchen Hauſes waren es aber Donnerworte, die er noch überdieß mit innerem Widerſtreben in ſeine Bücher eintragen mußte. Er mochte ſeinen Patron warnen, wie er wollte, dieſer gab ihm Recht, ſagte, daß man ſparen müſſe, und kaufte noch an demſelben

Tage irgend ein koſtbares Geſpinnſt um eine Summe, daß dem ehrlichen Habet- und Debet-Schreiber die Haut ſchauderte. Dieſe Handlungsweiſe ſcheint unglaublich, ja widerſinnig, aber wer hat es nicht ſchon erlebt, zu welchen Thorheiten und Widerſprüchen ſich ein ſchwacher Mann verleiten läßt, welcher, wie man zu ſagen pflegt, verliebt iſt!“

„Ei, ei,“ unterbrach Lothar den eifernden Freund, „deine Erzählung ſchmeckt noch ſehr nach der verbrannten Chronik.“

„Du mahnſt mit Recht,“ erwiederte dieſer in guter Laune, „ich will auch ſogleich mit meiner Epiſode einhalten, und ſie nicht weiter ausmahlen.“ Hierauf fuhr er in ſeiner Erzählung fort.

„Das Tiefenbachiſche Haus, in welchem durch mehr als ein Jahrhundert ein ſolider kaufmänniſcher Ernſt regirt hatte, wurde nach und nach ein Sammelplatz der Freude; Geſellſchaften, Bälle, ja ſogar Haustheater, boten ſich freundſchaftlich die Hände; zwei zarte Sproſſen, womit die Liebe der ſchönen Frau ihren entzückten Gatten beſchenkt hatte, gaben Gelegenheit zu zwei unendlichen Taufſchmauſereien. Der zweiten Taufe folgte bald das Geburtsfeſt der reizenden Zauberinn — das letzte Feſt! denn die Ärmſte hatte ſich beim Tanzen zu raſch abgekühlt; eine anfangs unbedeutende Krankheit erfolgte, welche es nach einigen Wochen den feurigen Augen, dem lieblichen Munde unmöglich machte, jemals wieder einen Wunſch auszuſprechen. Tiefenbach war anfangs untröſtlich über den Tod ſeiner jungen Gattinn, als er aber an 10,000 Thaler Schulden bezahlen ſollte, welche ſie Trotz ſeiner Freigebigkeit hinterließ, wurde ſein Schmerz mäßiger, oder wählte ſich vielmehr ein anderes Object. Indeſſen waren die Prophezeiungen des alten Buchhalters eingetroffen; der Credit des Hauſes war mit der erſchlaffenden Thätigkeit des Principals geſunken; Capitale wurden aufgekündigt, Hauptgläubiger meldeten ſich, drohende Anzeichen eines nahen Bankerot's. Das brach dem alten treuen Diener das Herz: er ſtarb dem Glanze des Tiefenbach'ſchen Hauſes nach. Mit ihm war dem alten Tiefenbach eine mächtige Stütze entriſſen, deren er in ſeinem jetzigen Zuſtande um ſo mehr bedurft hätte, indem Geſchäfte der verdrießlichſten Art von allen Seiten auf ihn eindrangen. Der Tod ſeines Buchhalters und die Untreue einiger Freunde, auf deren Beiſtand er ſich zumeiſt verlaſſen, erſchütterten ſein Innerſtes, beſonders erfüllte das Letztere ſein Gemüth mit Bitterkeit, und lähmte ihm zugleich Kraft und Muth, zu handeln. Er gab ſich einer gänzlichen Unthätigkeit hin, welche an einem Familienvater unverzeihlich war; er ſaß vor ſeinem brennenden Hauſe, und ſah zu, wie die Balken und Trümmer herabfielen, hielt es aber nicht der Mühe werth, einen Eimer Waſſer an den raſenden Brand zu verſchwenden."

„Bei dieſem Manne nun ſollte der junge Kaufmann Walter bedeutende Schulden eincaſſiren, deren Zurückzahlung von Monat zu Monat, dann von Woche zu Woche verzögert worden war. Er hatte ſich feſt vorgenommen, einen ſo thörichten, leichtſinnigen Mann, wie der Ruf den alten Tiefenbach ſchilderte, durchaus nicht zu ſchonen. Mit dieſem Vorſatz trat er in das alte Kaufmannshaus und in die Schreibſtube, wo er einen nett gekleideten jungen Mann um den Herrn des Hauſes fragte. „Der Herr iſt oben in der Wohnung," erwiederte jener höflich; „wenn Sie aber in Geſchäften zu ſprechen haben —"

„Allerdings," erwiederte Walter und nannte ſeinen Namen. „Sogleich," ſagte der junge Mann, öffnete eine mit grünem Taffet verhängte Glasthüre, die in das eigentliche Heiligthum des Comptoirs führte, wo der Fürſtenſtuhl des Principals ſtand, und rief hinein: „Mamſell Thereſe, Herr Walter, der Kaufmann aus *** iſt hier, und hat mit Ihnen zu ſprechen." Die Worte waren noch nicht ganz geendet, als ein Mädchen durch die Glasthür trat von mittelmäßiger Größe, die in den Zwanzigen ſeyn mochte, und deren heller verſtändiger Blick früher auffiel, als es Einem in den Sinn kam, Beobachtungen über ihre Schönheit anzuſtellen. Nach der wechſelſeitigen Begrüßung ſagte das Mädchen: „Wir haben Sie ſchon lange erwartet, Herr Walter; mein Vater und ich wußten, daß Sie auf Reiſen wären und hierher kommen würden; das iſt recht gut, denn ich denke eine mündliche Conferenz wird unſere etwas verwickelten Verhältniſſe beſſer auseinander ſetzen als zwanzig Geſchäftsbriefe." So ſehr es auch Walter in Verwunderung ſetzte, ein Mädchen, wie es ſchien, als den Vorſteher eines Comptoirs anzutreffen, und es von Geſchäftsbriefen anſtatt von Liebesbriefen ſprechen zu hören, ſo ließ er ſich doch nichts merken, äußerte aber im Laufe der Rede den Wunſch, mit Demoiſelles Vater zu ſprechen. „Der Vater iſt krank," erwiederte ſie mit einem leichten Erröthen; „das darf Sie aber nicht hindern, von Geſchäften mit mir zu reden: ich bin in Alles eingeweiht, und habe mich nach dem Tode unſers treuen Buchhalters etwas in den Geſchäftsbetrieb eingemiſcht. „Etwas!“ rief der junge Comptoiriſt aus; „Mademoiſelle iſt der Leiter, die Seele des Hauſes.“ ſetzte er mit glänzenden Augen hinzu. Als wäre nichts geſprochen worden, ſagte Thereſe: „Lieber Herr Ewald, bringen Sie uns die Bücher und die Briefe, welche Herrn Walter angehen.“ Der junge Menſch brachte das Verlangte ſogleich mit einem Eifer und einer Bereitwilligkeit herbei, welche Waltern, verbunden mit jener früheren kurzen Dithyrambe über Thereſens Geſchäftsführung, worin ſie ſogar mehr im orientaliſchen als im kaufmänniſchen Geſchäftsſtyl, eine „Seele“ genannt wurde, — auf ein näheres Intereſſe des jungen Handels-Befliſſenen zu ſeiner hübſchen Principalinn ſchließen machten.

Die Durchſicht der Papiere und die Abrechnung, wozu ſich hierauf die drei jungen Leute vereinigten, konnte nicht ſogleich zu einem beſtimmten Ziele führen, indem verſchiedene nöthige Schriften noch in Walters Reiſe-Portefeuille lagen; überhaupt waren ſeine Handelsverhältniſſe mit dem Tiefenbachiſchen Hauſe von der Art, daß ihre Auseinanderſetzung und Berichtigung mehrere Tage erforderte. Thereſe hatte dieß vorausgeſehen; ſchon ſeit längerer Zeit war deßhalb für den jungen Kaufmann das Gaſtzimmer bereit, und er weigerte ſich auf ihre Einladung nicht lange, ſeine Sachen dahin bringen zu laſſen. Bevor er ſich zu dieſem Zwecke in ſeinen Gaſthof begab, hatte er Gelegenheit, des Mädchens kaufmänniſche Kenntniſſe in mehreren Aufträgen zu bewundern, welche ſie auf Veranlaſſung einer eben angelangten Waarenſendung ertheilte. Er nahm mit unverhohlener Achtung für ihren gewandten und männlichen Geiſt auf kurze Zeit Abſchied, und bemerkte, daß der junge Comptoir-Diener bald ihn, bald Thereſen mit unruhigen Blicken betrachtete, worüber er im Stillen lächeln mußte.“

„Nachdem Walters Koffer und Reiſegeräthe in das für ihn beſtimmte Gemach geſchafft waren, begab er ſich Abends in das Tiefenbachiſche Haus. Die glänzenden Meubeln waren, ſeit Thereſe die Leitung des Hauſes führte, längſt daraus verſchwunden, und hatten einem bequemen bürgerlichen Hausrathe Platz machen müſſen, ſo wie auf die ehemaligen lauten und prunkenden Feſte ein ſtilles und einförmiges Leben folgte, an welches ſich nicht jeder Bewohner des Hauſes ſo leicht wie Thereſe gewöhnte. Als Walter in das Vorzimmer trat, ſaß Thereſe an einer Nähterei zwiſchen zwei Mädchen von 13 und 14 Jahren, ihren Schweſtern, die gleichfalls mit weiblicher Arbeit beſchäftiget waren; ein munterer hübſcher Knabe von 7 oder 8 Jahren war eben von einem Seitentiſchchen aufgeſtanden, ein beſchriebenes Heft in der Hand, und ſchien ſich bei der älteren Schweſter Raths zu erholen. Die Ankunft des Fremden machte keinen langen Aufenthalt in den Beſchäftigungen der jungen Leute; Walter ſetzte ſich zu dem Mädchen. Hatte er vor wenigen Stunden die Gewandtheit eines Mädchens in männlichen Geſchäften und Arbeiten bewundern gelernt, ſo war er jetzt um ſo angenehmer überraſcht, daſſelbe Weſen unter jüngeren Perſonen ihres Geſchlechtes zu finden, welche mit unverkennbarer Liebe an ihr hingen, und unter denen ſie ſich mit echter Weiblichkeit bewegte. Mit ſchweſterlicher Unbefangenheit und Freundlichkeit machte ſie das junge Völkchen auf einige Fehler in ſeinen Arbeiten aufmerkſam, und mit der Zufriedenheit einer Mutter, vernahm ſie irgend eine kluge Äußerung, einen klugen Einfall eines ihrer Kinder. Bei aller Heiterkeit, welche den Grundton ihres Weſens ausmachte, zog es doch bisweilen, wie eine Wolke des Trübſinns, über ihre Stirn, und man konnte mit dem Schickſal nicht hadern, daß es ſie mit einem ſtillen Schmerz belaſtete, deſſen Ausdruck ihre holde Miene nur zu veredeln und zu verſchönern diente.“

„In dem Geſpräche, das ſich nunmehr entwickelte, und deſſen Hauptgegenſtand Walters Reiſen waren, zeigten Thereſens Fragen und Bemerkungen eine eben ſo verſtändige Wißbegierde als einen gebildeten Geiſt, ſo daß die Behaglichkeit, womit man gewöhnlich ſelbſt erlebte Begebenheiten und Sitten fremder Länder mittheilt, bei Waltern durch eine ſo treffliche Zuhörerinn auf's höchſte geſteigert wurde. Dieſes und die munteren Einfälle der wohlerzogenen Kinder machte, daß er noch niemals einen angenehmeren Abend in einer Familie zugebracht zu haben glaubte. Unterdeſſen hatte Thereſe ihre beiden kleinen Stiefgeſchwiſter, und die ſich im Nebenzimmer vernehmen ließen, zur Ruhe gebracht, und die Stunde des Abendeſſens war genaht. An den Familientiſch ſetzte ſich außer Waltern noch der junge Comptoiriſt, den wir bereits kennen; von dem Hausherrn hieß es wiederholt, daß er krank ſei. „Bruder Fritz wird wohl nicht kommen,“ ſagte eines der muntern Mädchen, als man ſich zu Tiſche ſetzte. „Schwerlich!“ ſagte Thereſe mit einem leichten Seufzer, indem wieder ein Schatten über ihre Stirne ſchwebte. Noch vor Ende der Mahlzeit entfernte ſie ſich, und übertrug die Pflicht der Unterhaltung des Fremden an ihren jungen Geſchäftsgefährten. Walter glaubte dieſen Zeitpunct benützen zu müſſen, um von jenem einige Aufſchlüſſe über die Verhältniſſe des Hauſes, beſonders in Hinſicht auf Thereſen zu erhalten. Sehr ſchlau begann er mit einem Lobe der Letzteren, welches der junge Comptoiriſt, wie es Walter erwartet hatte, begierig aufnahm, und mit großer Lebhaftigkeit Demoiſelles vortrefflichen Charakter lobpries. Ein Wort gab das andere, die jungen Männer rückten näher zuſammen, und ſprachen bei einem Glas Wein eifrig, aber leiſe, um von den Kindern nicht gehört zu werden, welche jedoch bereits die Tafel verlaſſen hatten und ſich im Zimmer herumtrieben. Nach einiger Zeit erſchien die Magd, um Demoiſelles Entſchuldigung zu melden, welche nicht mehr erſcheinen könne, da ſie mit dem kranken Hausherrn beſchäftiget ſei. Nachdem hierauf die Kinder entfernt wurden, ſetzten die beiden Männer ihre Unterhaltung, die wieder lauter zu werden begann, bis an Mitternacht fort, wobei der Wein diente, die durch das Reden trockner gewordenen Zungen in immer kürzeren Zwiſchenräumen anzufeuchten. Endlich trennten ſie ſich, nachdem die Gläſer einige Mal an einander geklungen, und ſie ſich unter Händeſchütteln Freundſchaft zugeſagt hatten, obwohl ihre Mienen gegenſeitig einiges diplomatiſche Mißtrauen verriethen.“

„Der Gaſt wurde in das, für ihn beſtimmte geräumige Zimmer geführt, welches ſehr anſtändig, doch ohne allem Prunk hergerichtet war, und das die geordneten Reiſegeräthſchaften enthielt.“

„Walter ging mit langen Schritten auf und nieder. Was er den Tag über geſehen und gehört, was ihm der junge Comptoiriſt geſagt hatte, ſtellte ſich ihm in der nächtlichen Ruhe wie in ſichtbaren Geſtalten vor das innere Auge, und brachte den, ſonſt mehr trockenen als phantaſievollen Menſchen ſogar bis zum Selbſtgeſpräch.“

„Was für ein Weſen!“ — rief er aus. „Welche ſeltſamen Tugenden, heran gezogen in der Schule des Unglücks! Ja, ja, ich ſehe den ganzen Lebensweg dieſes merkwürdigen Mädchens. Durch angeborne Neigung und Erziehung an ein ſtilles und fleißiges Leben gewohnt, macht die ſchimmernde Erſcheinung der Stiefmutter einen üblen Eindruck in des noch jungen Mädchens Seele. Ihr eigener guter Verſtand und das grämliche Kopfſchütteln ihres alten Freundes, des Buchhalters, macht ſie bald einſehen, wie ſchlimm die glänzende Wirthſchaft der neuen Mama auf die Geſchäfte ihres Vaters wirkt. Mit den Jahren wächſt dieſer Zwieſpalt und ihre Einſicht in demſelben, aber ſie muß ihren Schmerz darüber verbergen. Der Gegenſtand aller jener Unordnungen verläßt die Welt; ſie weint der geliebten Freundinn ihres Vaters die ſchuldige Thräne, aber ſie hofft nun, dieſer werde ſeine vorige Kraft und Thätigkeit wieder gewinnen. Vergebens! Die vorüber gerauſchten Jahre des Vergnügens, und die plötzlich hereinbrechenden Tage des Kummers haben ſeine Seele gelähmt. Sie wendet ſich an jenen alten treuen Diener des Hauſes: ſein Fleiß raſtet nicht, aber ſein kleiner Geiſt erliegt unter der Laſt der verlornen kaufmänniſchen Ehre. Dieſer Verluſt iſt der letzte Schlag für des armen Mädchens Vater, der ſich nun von allen Menſchen, ja aus dem Leben ſelbſt zurückzieht, und ſich im einſamen Zimmer einem dumpfen Dahinbrüten überläßt. Da fühlt ſie plötzlich den Muth in ſich gegen den, ihrem Hauſe drohenden Ruin zu kämpfen: ſie ſtellt ſich an die Spitze der kaufmänniſchen Geſchäfte und des Hausweſens, indem ſie zugleich mit der mütterlichen Leitung ihrer jüngeren Geſchwiſter, und mit der zärtlichſten Pflege ihres gemüthskranken Vaters fortfährt. Dieſe einmal angenommene Stellung behauptet ſie mit Feſtigkeit, unbekümmert um den Spott herzloſer Menſchen, und gerüſtet gegen die Verfolgungen ihres eigenen älteſten Bruders, eines Verſchwenders, der die letzten Trümmer aus dem Schiffbruche des väterlichen Vermögens gerne an ſich geriſſen hätte — Armes, unglückliches Mädchen! Die Jugend, die mit deinen Genoſſinnen dahin tanzt und tändelt, mußt du in Sorgen und Kummer vollbringen! Und doch lächelt dein Auge und glänzt deine Wange. Heldenmüthiges Mädchen! Wer dich kennt, und dich nicht bewundert, verkennt dich; du kämpfſt ſo kühn, ſo muthig als irgend ein Held, ja du thuſt mehr als Helden vermögen: Du duldeſt; und doch unterliegt dein Geiſt nicht, denn du biſt ſtärker als dein Schickſal!“

„In dieſer feurigen, ja leidenſchaftlichen Weiſe pries Walter bald im lauten, bald im ſtummen Selbſtgeſpräche die Vorzüge eines Mädchens, das er kaum kennen gelernt, und das ihm bei Weiten als die bedeutendſte, um nicht zu ſagen, die einzige bedeutende Erſcheinung unter ſeinen Bekanntſchaften in der weiblichen Welt vorkam.“

„Er hatte bei der Conferenz in der Schreibſtube Thereſen ſchreiben ſehen; jetzt fiel es ihm erſt ein; daß er mehrere Geſchäftsbriefe von derſelben Hand beſäße, die er noch ſpät in der Nacht eiligſt hervorſuchte. Er durchflog dieſe, im ſtrengen Kaufmannsſtyl verfaßten Zettel. Da hieß es: über Euer Wohledlen Verehrtes, vom letzten vorigen Monats, werde nicht ermangeln u. ſ. w. oder: Mit Vorliegendem erhalten Euer Wohledlen die verlangte Fracht China und Rhabarber, u. ſ. w. Walter betrachtete mit Entzücken die Züge der niedlichen Schrift, und fand Thereſens Geiſt und Gemüth ſelbſt in der Art, wie ſie China und Rhabarber verſendete.“

„Als Walter am nächſten Morgen ziemlich ſpät in das Verſammlungszimmer trat, fand er Thereſen und den jungen Comptoiriſten allein beiſammen, und mußte mit einigem Unbehagen bemerken, wie ihr der Letztere bei ſeinem Eintritte raſch etwas in's Ohr flüſterte. Im Verlaufe des Geſpräches war ſowohl das aufgeregte Weſen des jungen Mannes als Thereſens Unruhe nicht zu verkennen. Waltern beſchlich zum erſten Male in ſeinem Leben das quälende und kranke Gefühl der Eiferſucht, woraus er leicht auf ſeine keimende Liebe hätte ſchließen können; aber die Verliebten machen keine Schlüſſe.“

„Das Rechnungsgeſchäft des vorigen Abends wurde fortgeſetzt. Walter ſchämte ſich, indem er in Thereſens klare Augen blickte, von ſeinen Geldforderungen ſprechen zu müſſen. Er fing an einzuſehen, daß der Credit des Tiefenbach'ſchen Hauſes keineswegs ſo übel ſtünde, als die ganze Welt behauptete.“

„Indeſſen hatte eine zweite geheime Conferenz zwiſchen Thereſen und ihrem jungen Geſchäftsführer Statt gefunden, und wenige Stunden darauf erſchien dieſer reiſefertig, um von ſeinem neuen Freunde Abſchied zu nehmen. Sein Betragen zeigte bis zu dem Moment ſeiner Abreiſe von einer leidenſchaftlichen Heftigkeit, die auch dem Unbefangenſten auffallen mußte. Durch die Entfernung ihres Gehilfen hatten ſich Thereſens Geſchäfte vermehrt; die Ausgleichung mit Waltern gerieth daher etwas in's Stocken, und er ſelbſt hatte nicht die geringſte Luſt, dieſes Geſchäft zu beſchleunigen. Dagegen gefiel er ſich von Tag zu Tage mehr in dem Umgang mit Thereſen, welche ihn ihrer Seits mit ruhiger Aufmerkſamkeit behandelte. Natürlich, daß bei einer näheren Bekanntſchaft der erfahrne junge Kaufmann einigen Einfluß auf Thereſens Geſchäftsführung nahm, und ſie mit Rathſchlägen unterſtützte, welche ſie begierig annahm. So geſchah es, daß Walter den Zweck ſeiner Reiſe und ihre Fortſetzung vergeſſend, nur daran dachte, ſeine Handelsfreundinn in ihrem liebenswürdigen Eifer für das Wohl ihrer Familie zu unterſtützen.“

„Bei dem gegenſeitigen Wohlwollen, welches die jungen Leute an einander zu finden begannen, konnte es nicht fehlen, daß ſie ſich auch in anderen Dingen, als Geſchäftsſachen, Vertrauen ſchenkten. So hatte Walter nach und nach den Grund der plötzlichen Entfernung des jungen Comptoiriſten erfahren. Dieſer hatte nämlich an jenem Morgen nach Walters Ankunft ſeiner ſchönen Principalinn eine Leidenſchaft für ſie entdeckt, deren er nicht länger Meiſter bleiben konnte. Das beſtürzte Mädchen, welches von ſeiner Neigung weder etwas geahnet hatte, noch ſie zu erwiedern im Stande war, ſagte ihm dieſes mit Schonung aber mit Offenheit. Der heftige Jüngling erklärte hierauf mit Beſtimmtheit, daß er nicht länger in ihrer Nähe bleiben könne; und ſo ſehr Thereſe eine ſolche raſche Handlungsweiſe mißbilligte, ſo konnte ſie ihn doch nicht hindern, daß er ſogleich Poſtpferde beſtellte, und kopfüber davon reiſte. „Er iſt der verzogene Sohn eines guten Hauſes —“ ſetzte Thereſe hinzu, „und nicht gewohnt, daß man ihm einen Wunſch, einen Einfall verſagt.“

„Seine Einfälle ſind ſo übel nicht“ — dachte Walter.

„Wie auch der verliebte Kaufmann durch alle Tugenden, die ihm an einem Mädchen wünſchenswerth ſchienen, feſtgehalten, ſeine Abreiſe von Tag zu Tag verzögerte, ſo mußte er doch endlich nach einem Aufenthalt von mehreren Wochen mit Ernſt daran denken. Der alte Tiefenbach war durch einige äußerſt günſtige Handelsverbindungen, welche Walter ſeinem Hauſe eröffnet hatte, wieder zu neuer Thätigkeit erwacht; Thereſe ſegnete im Stillen den Edelmuth ihres Freundes, und bath ihn, ſeine Zeit hier nicht länger aufzuopfern. Er ſah das Vernünftige ihrer Gründe ein, meinte aber: ſie hätte mich doch lieber überreden ſollen, noch ein wenig zu bleiben.“

„Die Stunde der Trennung war beſtimmt. Thereſe ſagte beim Abſchiede ihrem Freunde mit wenigen Worten Alles, was Dankbarkeit einem edlen Gemüthe gebiethet. Ihre Augen wurden feucht, als ſie des erweckten Lebensmuthes ihres Vaters gedachte; auch Walters Augen füllten ſich mit Thränen.“

„Ich hoffe, ja ich weiß, ſagte Thereſe, indem ſie ſeine Hand drückte, daß ich von einem Freunde ſcheide.“ „Scheiden? warum ſcheiden?“ rief Walter mit ungewohnter Heftigkeit aus, „Thereſe! Ich kann nicht ſcheiden, wenn ich auf immer ſcheiden ſoll. Thereſe! ſoll ich mich in Ihnen geirrt haben? Hat das treffliche Mädchen, die zärtliche

Tochter kein Gefühl für die Liebe des Mannes? Thereſe, ich liebe dich — willſt du mein Weib ſeyn?“

„Thereſens Antlitz war wie mit Blut übergoſſen, und das verſtändige, beſonnene Mädchen benahm ſich in der Stunde des überſtrömenden Gefühles um nichts anders, als irgend ein naives oder ſentimentales Kind. So ſehr gleichen ſich die Menſchen in Augenblicken, wo nur das Herz zu ſprechen hat, und wo Verſtand, Erziehung, Gewohnheit, Bildung unter ſeinem mächtigen Zauber gefeſſelt liegt. Schmerz, Freude, Liebe, haben nur Eine Sprache.“

„Thereſens Haupt lag an dem Buſen des überſeligen Walter. Der Abſchied war Beiden nicht ſchwer; denn ſie waren ja ihrer Liebe, und nach einer Zeit voll Arbeit und thätigen Strebens ihrer Verbindung verſichert.“

„So hatte der alte Tiefenbach die Hoffnung, den Wohlſtand ſeines Hauſes, welchen die Thorheit und Verſchwendung ſeiner Frau beinahe zerſtöret hätte, durch den Geiſt und die Tugend ſeiner Tochter bald wieder erneuert zu ſehen.“

Anſelm hatte ſeine Erzählung geendet, wodurch das Geſpräch der drei Freunde eine ganz andere Wendung erhielt, und auf einem Gegenſtande haftete, welcher vor Zeiten von ihren Unterhaltungen ausgeſchloſſen war: die Tugenden der Frauen. — Der treffliche Wein, wovon der griechiſche Sclave noch einen Vorrath herbeigebracht, und unermüdet die Becher voll geſchenkt hatte, erhöhte ihre, den Frauen bereits ziemlich günſtige Stimmung noch um ein Merkliches, ja es kam ſo weit, daß der philoſophiſche Fabio ſogar die Behauptung aufſtellte, die Neigung der Frauen ſei zarter, inniger und uneigennütziger als die der Männer. Lothar widerſprach ihm geradezu; dadurch wurde der Freund in ſeinem Beweiſe nur heftiger, und trug ſich endlich an, eine kleine Geſchichte aus dem wirklichen Leben zu erzählen, welche mehr als alles Raiſonnement geeignet wäre, die Wahrheit ſeines Satzes zu bekräftigen. Die Freunde waren es zufrieden, die Plätze wurden wieder eingenommen, die man im Eifer des Geſprächs verlaſſen hatte, der junge Grieche ſetzte ſich auf den Schemmel zu den Füßen ſeines Herrn, und Fabio fing folgender Maßen zu erzählen an:

„Ein junger Arzt wurde zu einem gefährlich kranken vornehmen Manne gerufen. Er fand die Familie in äußerſter Beſtürzung, und hatte die Genugthuung für ſeine Kunſt, daß Alle in geſpannteſter Erwartung auf den Ausſpruch ſeines Mundes, wie auf einen Orakelſpruch harrten, da man in geſunden, glücklichen Tagen zu nichts geneigter iſt, als die Wiſſenſchaft des Arztes zu verſpotten. Der junge Doctor gab nicht mehr Hoffnung, als man in einem ſo zweifelhaften Falle mit Ehrlichkeit geben konnte, und bemühte ſich übrigens den Angehörigen des Kranken, insbeſondere den beiden Töchtern des Hauſes, Emilien, einer ſechzehnjährigen Blondine, und ihrer älteren Schweſter Klara, Troſt und Muth einzuſprechen. Da die Krankheit eben ſo langwierig als gefährlich war, ſo kam der junge Heilkundige natürlicher Weiſe mit den Familiengliedern in nähere Bekanntſchaft, indem er bei Tag und Nacht häufig in dem Hauſe erſchien, auch wohl halbe Nächte bei dem Kranken zubrachte. Er mußte die Sorgſamkeit, womit die beiden Fräulein ihren Vater pflegten, bewundern.

Sie kamen kaum von ſeinem Bette weg, und obſchon ſie ſich zu einer abwechſelnden Nachtwache verabredet hatten, ſo überraſchte doch der Morgen faſt immer Beide bei dieſer zärtlichen Pflicht. Zeigte der Doctor eine bedenkliche Miene, ſo erblaßten die beiden Mädchen, welche jeder ſeiner Bewegungen mit den Augen folgten, wie die Leichen, und der zarte Körper der jüngeren Schweſter gerieth in ein Zittern, ſo daß ſie ſelbſt bisweilen ärztlichen Beiſtand benöthigte. — Der junge Arzt war bei dieſen Zeichen von kindlicher Liebe doppelt erfreut, daß er nach Verlauf von beinahe vier Wochen den Kranken außer Gefahr erklären konnte. Die Freude, das Entzücken in der Familie war bei dieſer Nachricht allgemein, und wenig fehlte, daß die Töchter des Hauſes den Arzt umarmt hätten; ja die reizende Emilie hatte wirklich in einem Anfall von Begeiſterung ihre Lippen auf ſeine Hand gedrückt. Zum Glücke hatte Niemand dieſe leidenſchaftliche Handlung der Dankbarkeit noch die Verlegenheit des jungen Mannes darüber wahrgenommen.“

„Indeſſen genas der Kranke vollkommen, der Doctor ſtellte ſeine Beſuche ein, und erſchien nur ein paar Mal höflichkeitshalber, in den ihm widerlichen vornehmen Cirkeln des Hauſes, als er plötzlich eine Einladung dahin erhielt. Er traf eine äußerſt glänzende Geſellſchaft, die von einem reichen Verwandten der Familie zu nichts Geringerem gebethen war, als das Geneſungsfeſt zu feiern. Dem Doctor wurde nicht wohl zu Muthe, als er die Anſtalten zu einigen Transparenten erblickte, und als er die Geſellſchaft ſich dem Herren des Hauſes nähern ſah, indem alle unter Umarmungen und beweglichen Redensarten ihm zur Wiedererlangung ſeiner Geſundheit Glück wünſchten, mit dem ſie bereits wieder ſeit vierzehn Tagen Auſtern und Champagner verzehrt hatten. Die Angſt des armen Schülers des Äſculap ſtieg aber immer höher, und er hätte ſich zehn Meilen Weges fortgewünſcht, als die Geſellſchaft nach einem geheimnißvollen Murmeln ſich ihm näherte, und ihn als den Retter und Lebenserhalter des vornehmen Mannes pries. Die Transparente entzündeten ſich, blauer und rother Spiritus zeigte gar deutlich die Gefühle der dankbaren Herzen und Gedichte wurden abgeleſen zum Lobe des jungen Arztes, welcher innerlich fluchte, und äußerlich ſchwitzte. Hierauf wurden ſowohl der Geneſene als auch der Heilkünſtler mannigfaltig beſchenkt. Dieſer ward mit Weſtchen, Krauſen und hundert Arten von prächtigen Firlefanz behangen, ja die Fräuleins überreichten ihm ſogar Arbeiten von ihrer Hand, welches von allen den vornehmen Vettern und Baſen blos ein verdienter Lohn ſeiner Geſchicklichkeit und ſeines Attachements für die Familie genannt wurde. So ſehr den jungen Mann der ganze Schnack ärgerte, ſo erfreute ihn jedoch jede Kleinigkeit, die er aus den Händen der Schweſtern erhielt, weil er beider Geiſt und Gemüth kennen gelernt hatte, und wohl wußte, daß weder ihre Dankbarkeit für ihn, noch ihre Liebe zu dem, im Grunde würdigen Mann ihren Vater, leere Ziererei oder falſche Sentimentalität ſei.“

„Die Geſellſchaft wogte in dem Saale und Nebenzimmern hin und her, als Emilie und der Arzt in einem der letzteren zuſammen trafen. Er wollte ihr eben etwas Verbindliches ſagen, als ſie ihn in eine Fenſtervertiefung zog. „Ich habe Ihnen noch etwas zu übergeben,“ flüſterte ſie, „denken Sie dabei zuweilen an ihre Freundinn, welche Ihnen Ihre mehr als ärztliche Sorgſamkeit für das, was ihr das Liebſte auf der Welt iſt, niemals vergeſſen wird.“ Sie hatte ihm, mit einem Händedruck ihr von ihr ſelbſt gemaltes Miniatur-Portrait gegeben, und war ſchnell davon geeilt; eine heiße Thräne war zugleich auf des beſtürzten Doctors Hand gefallen. Er ſah das ſchöne und ſchön gemahlte Bildniß nicht ohne einigem Stolz auf ſeine Wiſſenſchaft und deren Ausübung an.“

„Einige Jahre waren ſeit dieſer Begebenheit verſtrichen, der junge Arzt hatte ſich auf Reiſen und durch Studien ausgebildet, und ſich durch einige gelehrte Werke einen Namen erworben. Er war eben nach einer großen wiſſenſchaftlichen Reiſe auf der Rückkehr nach ſeiner Vaterſtadt begriffen, und kam eines Abends in dem, einige Tagreiſen von ihr entfernten Marktflecken L*** an, mit dem Vorſatze, daſelbſt zu übernachten. Da er einen intereſſanten Steinbruch in der Gegend wußte, ſo war er, nachdem er ſich in dem Wirthshauſe eingerichtet hatte, eben im Begriffe noch eine abendliche Wanderung nach dem Gebirge vorzunehmen, als ihm der Wirth mit einer ziemlich verlegenen Miene in den Weg trat. „Sie hätten droben auf dem Schloſſe etwas vornehmes Krankes, ſagte er; nach den Doctor in der Reſidenz ſei zwar geſchickt worden, der könne aber erſt morgen kommen; nun ſei ihm, dem Wirth bekannt, daß der Herr ein Doctor ſei, und er habe es dem Bedienten des Herrn Baron, und dieſer habe es der Marie auf dem Schloſſe zugeſteckt, und von der Marie habe es die Herrſchaft erfahren, welche inſtändigſt bitte.“ — Der Arzt unterbrach ſeinen geſchwätzigen Wirth, und erklärte, daß er auf das Schloß zu gehen bereit ſei, verbath ſich aber ſein ihm angetragenes Geleit.“

„Als er ſich auf dem Schloſſe anmelden laſſen wollte, kam ihm ein Kammermädchengeſicht entgegen, das er ſchon irgendwo geſehen haben ſollte. Das Mädchen betrachtete ihn einen Augenblick mit Verwunderung, dann rief ſie aus; „das iſt ja der gnädige Herr ***.“ Er befand ſich, ohne es zu wiſſen, auf einem Landſitze ſeines ehemaligen vornehmen Kranken, und erfuhr nun von dem Mädchen, daß das Fräulein ſchwer krank ſei. Zugleich warf ſie eine Braut, eine nahe Hochzeit, einen Spazierritt in Galopp, eine Verkühlung und ein Fieber ſo durch einander, daß man durchaus nicht entnehmen konnte, wer Hochzeit halten wollte, wer ſich verkühlt, und wer das Fieber hatte. Der Doctor wollte eben fragen, welches von den beiden Fräulein denn eigentlich die Kranke ſei, als Klara in das Zimmer trat, deren kummervolles Antlitz bei dem Anblicke des lange nicht geſehenen Freundes ein Strahl der Freude überzuckte. Emilie war die Kranke. Ein heftiger Spazierritt an einem kühlen Abende hatte ihr ein Fieber zugezogen, welches über Nacht einen hitzigen, bösartigen Charakter annahm. „Sie iſt außer ſich,“ erzählte Klara unter Thränen, „ſie kennt Niemanden, nicht den Papa, noch mich ihre treue Schweſter, die ſie ſo liebt. Aber Sie, lieber Freund, Sie kommen als ein Engel des Himmels; Sie werden ihr helfen, Sie müſſen ihr helfen — nicht wahr?“ Der ärztliche Freund tröſtete, ſo viel er es vermochte, und bat ſodann, zu der Kranken geführt zu werden.“

„Als ſie in das dunkle Krankenzimmer traten, ſaß eine Wärterinn, die ehemalige Amme des Fräuleins zum

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI, I.V.F. FN. 10941/012

Haupte der Kranken; an dem anderen Ende des Bettes ſaß ein ſchöner und vornehm ausſehender junger Mann, und betrachtete die Kranke mit bekümmerter Aufmerkſamkeit. Er entfernte ſich, als man ihm den Doctor vorſtellte, aus dem Zimmer, nachdem er ihm vorher einige herzliche Worte geſagt, und die Hand gedrückt hatte. Der Arzt näherte ſich nunmehr der Kranken, welche in einem Zuſtande des Deliriums war, und von blauen Flammen, Engelsharfen, und ihrem nahen Tode phantaſirte. Klara weinte laut; der Doctor verlor ſeine Beſonnenheit nicht, und brachte die Jammernde, als er ſich ſo viel als möglich Kenntniß über den Zuſtand der Kranken verſchafft hatte, zu dem betrübten Vater, bei welchem ſich auch der junge Mann befand, den er für Emiliens Bräutigam hielt.“

„Der Wundarzt des nächſten Marktes war herbeigerufen worden, um unter Anleitung des Doctors ſeine Arzneien zu bereiten; der Doctor ſelbſt wurde auf dem Schloſſe einquartirt. Er wachte mit Klara an Emiliens Bette, welche nach Mitternacht ein wenig einſchlummerte. Nachdem der Arzt alle kleinen Umſtände und Veranlaſſungen der Krankheit von Klara erfragt hatte, ſagte dieſe nach einigem Zögern: „Ich glaube Ihnen noch einen ſonderbaren Umſtand nicht verſchweigen zu dürfen, der Sie eigentlich unmittelbar ſelbſt angeht.“ „Mich?“ fragte der Doctor. „Allerdings,“ erwiederte Klara; „Ich allein habe dieſen Umſtand entdeckt, und ihn bisher Niemanden mitgetheilt. Emilie nennt Sie in ihren Träumen, Sie müſſen es ja vorhin ſelbſt gehört haben?“

„Meinen Vornamen, ja; aber ich dachte, der junge Herr Baron, des Fräuleins Bräutigam.“ — Mein Bräutigam lieber Herr Doctor," erwiederte Klara etwas lächelnd. „Ihr Bräutigam? Das iſt etwas Anderes! Und meinen Namen nannte ſie?" ſetzte er mit einer Art Neugierde hinzu. „Ihren Namen. Sie ſpricht von den Gefahren der weiten Reiſen, welche Sie unternehmen, ſie zittert für Ihr Leben, ſie nennt Sie mit einem Ausdrucke von Zärtlichkeit."

„Es iſt ein abnormer Zuſtand der Phantaſie," fiel der Doctor ein.

„Das glaube ich beinahe ſelbſt," erwiederte Klara. „Ich weiß, daß Ihnen meine Schweſter gut iſt, aber ſie ſprach die Jahre her niemals ein Wort, woraus man hätte ſchließen können — —"

„Das Geſpräch wurde unterbrochen, da ſich Emilie hin und her warf. Tiefe Seufzer hoben ihren Buſen, eine dunkle Röthe überflog die heißen Wangen, ein heftiger Krampf bemächtigte ſich des zarten Körpers, und verlieh ihm Rieſenkraft. Die Krankheit war zu ihrem höchſten Ausbruche gekommen."

„Drei Tage und drei Nächte ſchwebte das arme Mädchen zwiſchen Tod und Leben. Der Doctor hatte während dieſer Zeit mit ſeiner Kranken, und mit dem Schmerz der Familie ſo viel zu thun, daß er nicht dazu kam, ſeine eigenen Gefühle zu prüfen und zu ordnen. Er fühlte die brennendſte Sehnſucht, Emiliens Leben zu retten, und er, hätte das eigene, das gewiß Niemand beſſer zu ſchätzen weiß, als ein Doctor, augenblicklich hingegeben. Er hatte Emiliens Porträt hervorgeſucht, und ſich dabei der Zeit erinnert, wo ſie es ihm gegeben; ſo wie an manche ernſte und fröhliche Stunde, die er mit dem geiſt- und lebenvollen Mädchen zugebracht hatte. Mancher Moment ſeiner Reiſen war ihm in's Gedächtniß gekommen, wo er irgend eine neue weibliche Bekanntſchaft zufälliger Weiſe mit Emilien, und eben nicht zu deren Nachtheil verglichen hatte. Er fand mehr ſolcher Momente, als er ſich vermuthend war, und ſein Schmerz über die Gefahr des liebenswürdigen Mädchens, welches an ihm ſo vielen Antheil zu nehmen ſchien, vergrößerte ſich.“

„Nein,“ rief er aus, „ſie ſoll, ſie kann nicht ſterben! Oder auf ewig fort mit einer Wiſſenſchaft, die nicht im Stande iſt, ſo viel Schönheit, Geiſt und Anmuth zu retten!“

„Emilie beſſerte ſich wirklich, und der Doctor konnte mit einiger Wahrſcheinlichkeit den Tag beſtimmen, an welchem ſie ihre Phantaſien verlaſſen würden. Er hatte über die, ihm von Klara gemachte Eröffnung ſeit jenem Abende mit ihr nicht mehr geſprochen; jetzt hielt er es für ſeine Pflicht, ſich darüber wegen der ferneren Behandlung Emiliens mit ſeiner Freundinn zu verſtändigen. Er könne die Kranke jetzt, verſicherte er, mit Beruhigung dem aus der Stadt gekommenen Arzte überlaſſen, und ſeine Reiſe fortſetzen, und er würde es auch thun, wenn er befürchten müßte, auf Emilien, die ſich in ihren Phantaſien beſchäftigt hatte, durch ſein wirkliches Erſcheinen in der Folge einen üblen Eindruck zu machen. Allein als pſychologiſcher Arzt könne er verſichern, daß er daraus keine ſchlimmen Folgen beſorge; er könne daher nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen das völlige Ende der Krankheit abwarten. Klara war mit dieſer Anſicht einverſtanden, der pſychologiſche Arzt blieb alſo.“

„Emilie war, als ſie wieder zur Beſinnung kam, durch die Gegenwart des Doctors weniger überraſcht, als es Klara vermuthet hatte, am wenigſten zeigte ein Ausdruck ihrer Mienen, daß er der Gegenſtand ihrer Phantaſie geweſen war. Der Doctor behandelte ſie mit der größten mediciniſchen und freundſchaftlichen Sorgſamkeit; an eine Fortſetzung ſeiner Reiſe wurde nicht gedacht: dagegen geleitete er die Geneſende auf ihren Spaziergängen, wo ſich ihnen meiſtens ein zweites Paar, Klara mit ihrem Bräutigam, anſchloß. Dieſe Wanderungen in den herrlichſten Thälern und Wäldern zu Anfang des üppigen Junius machten die Kranke geſund, und den Doctor krank. Er fühlte Beklemmungen in der Bruſt und Kopf, die er niemals früher geſpürt, ein beängſtigendes Herzklopfen ſtellte ſich zeitweiſe ein, die Eßluſt verlor ſich gänzlich und Nachts in ſeinem fieberiſchen Schlafe ſtellte ſich das, was er bei ſeiner Kranken vertrieben hatte, ein, nämlich phantaſtiſche Bilder, unter welche nicht ſelten Emiliens Geſtalt ſich miſchte. Er ſah nur einen Weg, ſich von allen dieſen Übeln zu befreien, nämlich den: ſich ſchnell auf den Weg zu machen — er wollte ihn aber nicht einſchlagen.“

„Indeſſen erbarmte ſich Schweſter Klara des Heilenden, der ſich ſelbſt nicht zu helfen wußte. Sie hatte Emilien in einer vertraulichen Stunde eröffnet, mit welchem Bilde ihre Phantaſie während der Krankheit beſchäftigt geweſen, das holde Mädchen, welche das tiefſte Geheimniß ihres Herzens unwillkürlich durch ſich ſelbſt verrathen ſah, barg ihr heißes Geſicht an dem Buſen der beſonnenen Schweſter und geſtand ihr zwiſchen Lachen und Weinen, daß ſie Carln ſchon vor Jahren geliebt habe. Klara verſicherte ihr dagegen, daß der Doctor gegenwärtig bis über die Ohren in ſie verliebt ſei.“

„Die Erklärung der Liebenden konnte bei dieſen Umſtänden nicht lange ausbleiben, und nachdem auch Klarens Bräutigam in das Geheimniß gezogen war, konnte es den Verbündeten nicht fehlen, die Zuſtimmung des etwas ahnenſtolzen Vaters zu erhalten.“

„Der Doctor lernte aber ſeine Wiſſenſchaft immer mehr lieben, da ihm ihre Ausübung eine reizende, liebenswürdige Frau errungen, und am Leben erhalten hatte“

Bei den letzten Worten Fabio's war Lothar von ſeinem Stuhle aufgeſprungen. „Das muß man ſagen — rief er aus. Eure Geſchichten gleichen ſich — wie Ihr euch ſelbſt gleicht. Eine kluge wirthliche Thereſe, die dabei doch gefällig und anmuthig iſt, eine poetiſche und kindliche Emilie, die mit ſich pſychologiſche Experimente machen läßt, zwei Brautfarthen, eine mercantiliſche und eine naturhiſtoriſche, zwei Geſchichten aus dem Leben. Alles erfahren, nichts erdichtet, die Tauben könnten's nicht beſſer zuſammen tragen.“

„Vermuthlich willſt du in deinen alten Ton des Spottes verfallen,“ verſetzte Anſelm etwas ärgerlich; „aber, wenn du jene Thereſe kennen lernen wollteſt.“

„Sieh nur erſt Emilien,“ fiel Fabio dem Freunde in's Wort, „und du wirſt —“

„Ich werde ſie Beide,“ erwiederte Lothar, „noch oft ſehen und ſprechen wie ich hoffe; jetzt aber thut mir den Gefallen und laßt auch mich zu Worte kommen. Auch ich habe Euch eine Geſchichte zu erzählen, natürlicher Weiſe aus dem ſoldatiſchen Leben; aber ſeht Euch nicht ſo mit bedenklichen Augen an: meine Geſchichte ſoll kurz ſeyn, ganz kurz, und ſo ernſthaft ihr Anfang iſt, ſo fröhlich endet ſie, vielleicht macht ſie Euch auch fröhlicher, und vor Allem — aufrichtiger.“

Nach dieſem Eingange ermahnte Lothar die Freunde nochmals zum Trinken, und begann hierauf:

„Ich führe Euch ſogleich medias in res in das ſchöne Griechenland, wo zur Zeit meiner Erzählung die Kriegsfackel eben noch auf's Heftigſte loderte. Verſetzt Euch mit mir in eine brennende Stadt, worin der Feind mit dem Turban wüthet, und der Grieche nicht minder tapfer kämpft, als in der Vorzeit der Held mit ſeinen Myrmidonen. Ich will Euch übrigens mit der Beſchreibung des heroiſchen Gemetzels verſchonen bis auf eine Scene.“

Der griechiſche Sclave ſchmiegte ſich bei dieſen Worten furchtſam an Lothar, welcher ihm etwas in's Ohr flüſterte, und ihn zu beſchwichtigen ſchien. Hierauf fuhr Lothar in ſeiner Erzählung fort:

„Seht einen griechiſchen Jüngling, welcher mit Wunden überdeckt iſt, und ſich mit Löwenmuth gegen eine überlegene Anzahl Muſelmänner wehrt. Ein Alter, mit weißen Haaren, den Säbel in der Fauſt ſchwingend, ſtürzt zur Hülfe ſeines jungen Waffengefährten herbei, ihm folgt ein Mädchen, ſchön wie die homeriſche Cypris, die mit dem Ausruf: „Vater, Vater!“ unbekümmert um die eigene Gefahr, den Kämpfenden zueilt. Faſt zu gleicher Zeit war ein junger Krieger unſeres Vaterlandes herbeigekommen, durch deſſen Gegenwart der beinahe erlöſchende Kampf ſich erneuerte. Den vereinigten Kräften der beiden Griechen und ihres Freundes gelang es, die Muſelmänner in die Flucht zu ſchlagen; aber der junge Grieche ſank bald darauf entſeelt auf den blutigen Boden, und hatte wenigſtens den Ruhm, nicht in der Sclaverei geſtorben zu ſeyn; der Alte mit den weißen Haaren blutete aus zwei tiefen Wunden, und klagte über den Tod des Freundes. Da fragte der junge Krieger das jammernde Mädchen: wo iſt dein Haus? wo ſind die Deinen, daß ich dich zu ihnen bringe? Sie wies mit der Hand auf ein brennendes Haus, das auf dem Markte ſtand, und mühte ſich, des Vaters Wunden zu verbinden. Der deutſche Krieger übergab die beiden Hilfloſen ſeinen Waffengefährten, und eilte auf's Neue in den Kampf.“

„Als er zurückkehrte, fand er die ſchöne Griechinn an der Leiche ihres Vaters, weinend und wehklagend. Der erſchlagene Jüngling war ihr Bräutigam; ſie hatte ihn aber nicht geliebt, ſondern der Vater wollte ſie zu einer Ehe zwingen, die der Tod vor der Zeit trennte. Dennoch weinte ſie beiden ihre unſchuldsvollen Thränen. Als aber ihr Vater mit kriegeriſchen Ehren beſtattet war, da beugte ſie ihr Haupt, und wollte des deutſchen Kriegers Sclavinn werden. Das rührte den Jüngling, deſſen Herz noch keines Weibes Blick bezwungen hatte. Er gedachte der Worte Mohamed's.

„Wer liebt, und es in ſich verſchließt,
Und Anders nicht genießt,
Und ſtirbt, — der ſtirbt als Märtyrer.“

„Willſt du dein Vaterland verlaſſen, Mädchen,“ rief er aus, „ſo verlaß' es um den Geliebten, um den Gatten: werde mein Weib!“ Da barg ſie den holden Leib in die

Kleider eines Sclaven, und folgte ihm freudig in die Gefahren des Krieges. Als ſie aber in des Jünglings Heimath gekommen waren, da ward ſie ſein liebendes Weib, von dem er nimmer laſſen wird, in Noth und Tod, in Freuden und in Leiden!“

Bei dieſen Worten hatte Lothar ſeine Arme geöffnet, und die ſchöne Helena ſank laut weinend an ſeine Bruſt.

Anſelm und Fabio ſtanden erſtaunt. Lothar aber führte ſeine ſchöne Gemahlinn in die Arme der Freunde, und ſagte: „Nehmt euch an mir ein Beiſpiel.“

Da geſtanden die beiden Freunde, daß die Geſchichte, die Jeder erzählt, beiläufig die ſeines eigenen Herzens geweſen; der Tag der Vereinigung mit der Geliebten ſei nicht mehr ferne, und nur die Scheu, wie die Andern Beiden das gebrochene Gelübde aufnehmen würden, habe jeden abgehalten, ſeine Bekehrung offen zu bekennen.

„Weg mit dem Gelübde!“ — rief Lothario aus; — „Laßt uns vielmehr bekennen, daß wir Thoren geweſen, und daß die Erde kein ſchöneres Glück kennt, als die Liebe zärtlicher Gatten.“

Bauernfeld.

Mondlicht's Walten *).

Einſt huldigten mir Celten und Helennen,
Wie der Normannaheld am Runenſtein,
Gern weihte ſich bewegt von zartem Sehnen,
Die ſchlanke Jungfrau, meinem Dienſt' im Hain,
In lichten Tempeln loderte Selenen,
Der Opferflamme milder Götterſchein,
Mein heller Wagen ward am Azurbogen,
Vom Eulenflug' allnächtlich hingezogen.

Jetzt ſucht der Forſcher Stadt und Land, und Weiher,
In meiner Tiefen Grund, wie Silber klar,
Und nimmer ruht in linder Waldesfeier
Endymion mit ſchön gelocktem Haar,
Doch fruchtlos reichſt du mir den Trauerſchleier
Mit trübem Sinn, mein dienſtbar Wölkchen, dar,
Ich müßte mich ja vor dem Frühling ſchämen,
Schon Mäntelchen und Kappe mitzunehmen.

Wohl bin ich heute meilenweit gegangen,
Den ſchönen Süd durchziehend froh vertraut,
Und küßte ſanft die kalten, bleichen Wangen
Dem ſtolzen Meer, der ſchnöden Doge Braut,
Lang' hat mein eitles, kindiſches Verlangen
In der Lagunen Spiegel ſich beſchaut.

---

*) Es iſt dieß Gedicht ein Nachlaß der in ihrer zarten Jugend verblichenen talentvollen Dichterinn.

Es freut mich ſehr der Gondelführer Streben
Die mir den alten Götternamen geben.

Ich muß ja ſelbſt auf blauer Wellen Gleiſe,
Wo ſich der Thierkreis dreh't in ew'ger Pracht,
Im ankerloſen Schiff nach gleicher Weiſe,
Als munt'rer Segler rudern, Nacht für Nacht
Und nimmer, nimmer endet meine Reiſe
Vom Abend, bis der Hirtenſtern erwacht,
Vom Zwielicht muß ich bis zum gold'nen Morgen
Geſchäftig für die Erdenkinder ſorgen.

Längſt harret in des Schwarzwalds fernen Räumen
Der Pilger auf mein leuchtend Silberhorn,
Ich muß mich ſputen, darf nicht länger ſäumen,
Sonſt irrt er ſtrauchelnd über Stock und Dorn,
Hörſt Lieber du der Wogen brauſend Schäumen,
Ich warte dein am wilden Felſenborn,
Vertraue nicht dem Flimmerſpiel der Sterne
Bald winkt der Mond mit ſeiner Blendlaterne.

Und wo am Hüttchen, bei des Dorfes Ende,
Die Dunkelheit umzieht der Reben Grün,
Da reget noch der Fleiß die müden Hände,
Am Rocken wacht die junge Spinnerinn,
Sie ſorgt, daß ſich die Noth der Ihren wende,
Doch auf dem Feuerherd erlöſcht der Kien,
Da muß ich gleich mit hellen, holden Mienen,
Dem frommen Kind als klares Lämpchen dienen.

In's hohe Fenſter muß ich liſtig blicken,
Des Vorhangs Neid beſiegt das Mondenlicht,

Sieh' wie das Pult die Büſten zierlich ſchmücken,
Doch jede trägt des Griesgram's Angeſicht,
Und niemand will mir eine Kußhand ſchicken,
Da iſt mein freundlich Weilen länger nicht;
Gar mürriſch ſitzt am Schreibtiſch der Gelehrte,
Der nie zu mir das Auge liebend kehrte.

Was wohl im Erdgeſchoße tief und nieder
Die dunkle Kammer tief verbergend hegt?
Wacht hier vielleicht der Argliſt gift'ge Hyder,
Die ſtets im Finſtern Herzenswunden ſchlägt?
Horch' auf, es tönt wie leiſe ſüße Lieder
In Mollaccorden, die der Nachtwind trägt,
Das düſt're Bild war eine böſe Lüge,
Hier ſchlummert nur ein Kindlein in der Wiege

Ein Engelsbild gar freundlich anzuſchauen,
Wie Maienröschen blüht der Wangen Rund,
Es ſchläft im ſüßen himmliſchen Vertrauen
Und fürchtet nichts von ſchwarzer Mächte Bund.
Manch' gold'nen Traum weiß Mutter Nacht zu brauen,
Doch wird der ſchönſte ſtets der Unſchuld kund,
D'rum will ich ohne Zaudern mich verſtecken,
Der Mondmann darf ja Liebchen nicht erwecken.

Aus jenem Haus tönt Lachen, Becherſchallen,
Das muß ich ſeh'n, wer treibt wohl ſolch Getos?
Im weiten Raume ſchöngeſchmückter Hallen
Reißt wilde Luſt vom edlen Sinn ſich los,
Die Würfel und die Kartenblätter fallen,
Verbirg mich ſchnell, du blauer Wolkenſchoos,

Lebt wohl ihr übermüthigen Geſellen,
Mir ekelt vor des Jokus bunten Schellen.

Jetzt will ich noch den weiten Park begrüßen,
Wo im Boſket die Marmornymphe ruh't,
Wo Zephyrs Hauch mit friſchen Liebesküſſen
Berührt der Lindenwipfel Blüthenfluth,
Wo die Caſkaden perlend ſich ergießen
Auf Lilienſchnee und Feuernelkenglut,
Dort will ich Silberfunken niederſtreuen,
Und koſend mit den Blumen mich erfreuen.

Doch ſieh, o ſieh mit jugendfrohen Mienen,
Taucht dort der Sonne erſter Strahl empor,
Zur Huldigung, der Herrlichen zu dienen
Ein't fröhlich jauchzend ſich der Lerchen Chor.
Schon öffnen ſich die roſigen Gardinen,
Sie ſchwebt aus ihrem Schlafgemach hervor;
Nun kann auch wohl mein Schimmer nichts mehr taugen,
Auch kommt mir ſchon der Sandmann in die Augen.

Allein, ich darf zur Ruhe nimmer gehen,
Es führt mich eine allgewalt'ge Hand
Weit über's Meer, wo ſchwüle Lüfte wehen,
Muß ich dahin in's ferne fremde Land.
Europa lebe wohl auf Wiederſehen,
Sie harren mein am Senegamba Strand,
Ertönen morgen Philomelen's Lieder,
Kommt Schnitter Mond mit blanker Sichel wieder.

Emma. . .

Die Organe der Liebe.

Ein allegoriſcher Schwank, allenfalls zur Deklamation.

Von J. F. Caſtelli.

Der Arzt. Amor.

Der Arzt.

Zu Ende iſt die Ordination,
Mein Seel, ich bin im Schweiße ganz gebadet,
Es koſtet wahrlich viele Mühe ſchon,
Um Jedem ſo nach ſeiner Conſtitution
Zu ordiniren, was ihm eben nur nicht ſchadet.
Da kommen Hunderte, die wirklich Kranken,
Und die auch, die nur krank ſind im Gedanken,
Und alle ſoll man heilen, — alle, alle,
Du lieber Gott! man thut in jedem Falle,
Was in der Schule man gelernt für jede Lage,
Ob's hilft, iſt freilich eine andere Frage.
Mama Natur iſt unſre Lehrerinn
Und unſere Tyranninn auch zugleich,
Den Einen macht ſie durch ihr Zuthun reich,
Dem Andern blüht gar kärglicher Gewinn,

Weil ſie in Allem ihm zuwider handelt,
Und jede Medicin in Gift verwandelt.
Das Leben auf der ſchweren Seite nehmen,
Sich ängſtigen ob ſeiner Kunſt und Pflicht,
Das darf ſchon gar ein Doctor nicht,
Sonſt müßt' er ſtündlich ſich zu Tode grämen;
Was Einen heilt, das macht den Andern
In jene beſſern Welten wandern;
Man weiß oft nicht einmal was Einen fehlt,
Und leichter noch iſt Heilen als Erkennen,
Drum kann man auch mit Recht der Praxis Feld
Bei einem Medicus ein Schlachtfeld nennen.
Daß übrigens ſolch' hehre Wiſſenſchaft
Vereinzelt ſich in viele Kleinlichkeiten,
Und daß die Ärzte meiſt nicht um den Saft,
Nur um die Schale, um Syſteme ſtreiten,
Das macht die Sache ſchlimm und wieder gut,
Schlimm, weil's dem beſſern Streben Abbruch thut,
Und gut, weil aus den vielen Streitigkeiten
Sich auch ein Körnlein Wahrheit löſt zu Zeiten.
Da iſt der Mesmerismus,
Der Galvanismus,
Der Magnetismus,
Samnambulismus
Die Homöopathie,
Die Allopathie,
Die Cranologie,
Die letzte iſt mein Lieblingsſtudium.
Es haben den Hirnkaſten ſchon die Alten
Für's Vornehmſte des Sterblichen gehalten,

Er iſt auch mein Obſervatorium,
Aus ſeinen Tiefen und Erhabenheiten,
Such' ich des Menſchen Triebe herzuleiten
Und es gelingt, — bin allgemein bekannt
Und nur der weiſe Cranolog genannt.
(Es wird an der Thüre gepocht.)
Man klopft! — wer mag das ſeyn?
Noch ein Nachzügler, der da ohne Geld
Erfahren möchte was ihm fehlt! —
Wer iſt denn draußen? Nur herein!
(Die Thüre öffnet ſich und Amor tritt herein.)

Amor.

Wenn allgemeiner Ruf mich nicht betrog,
So wohnet hier der weiſe Cranolog?

Arzt.

Sie gehen recht, — doch — Himmel! — dieſe Binde —
Der Köcher — und die Pfeile — Du! — Er! — Sie! —
Hab' ich einſt recht gelernt Mythologie,
So kenn' ich Amorn ja in dieſem Kinde?

Amor (ſtolz).

Ich bins!

Arzt.

Was machen Sie bei mir?
Sie wollen doch nicht gar bei meinen Jahren? —

Amor.

Sei ruhig, meine Kunſt will ich an dir
Nicht üben, bin kein Freund von grauen Haaren,
Auch ſchieß' ich überhaupt nicht mehr auf Erden
So viele Pfeile ab, als einſt vor Zeiten,
So ſtarke Herzen gibt's jetzt bei den Leuten,
Daß ſie kaum mehr verwundet können werden.

Arzt.
Was alſo bringt die Ehre mir?
Amor.
Ja, ſieh
Auf meinem Kopf — ich merkt' es früher nie, —
Denn auf den Kopf, ich muß es frei geſtehen,
Hab' ich nie viel geſehen;
Doch ſind darauf, — jetzt hab' ich's wahrgenommen,
Vertiefungen und Beulen mir gekommen,
Ich weiß wahrhaftig gar nicht wie;
Das macht mir bang, und da ich nun vernommen,
Daß du dich auf das Ding ſollſt gut verſtehn,
So kam ich her, ſollſt meinen Kopf beſehn.
Arzt (lächelnd).
Das macht dir bang, du armes liebes Kind?
Du biſt gebaut, wie alle Menſchen ſind,
Trotz deiner Gottheit und trotz deinen Flügeln
Haſt du, — ich weiß es wohl, — verſchiedne Triebe,
Und, dieſe; Freud und Schmerz und Haß und Liebe,
Sie zeigen ſich an deines Hauptes Hügeln. —
Doch warum haſt du keinen Arzt vernommen
Im Himmel oben? ganz gewiß gibt's deren da,
Die Cranologen ſind; denn 's iſt uns ja
Die Wiſſenſchaft vom Himmel zugekommen.
Amor (lacht).
Ha, ha! mein lieber Freund, 's iſt nicht an dem,
Im Himmel weiß man nichts von dem Syſtem.
Arzt.
Wohlan, ſo will ich dir zu Dienſten ſeyn,
Tritt näher, — beuge dich!

Amor (ſtolz).

Was fällt dir ein?
Ich ſoll mich beugen, beugen mich vor dir?
Die ganze Welt, ſie beugt ſich ja vor mir.

Arzt.

Und dennoch muß es ſeyn.

Amor.

So ſey's indeſſen,
Doch ſpude dich, 's iſt meine Zeit gemeſſen.
Wo zwei Täubchen girren,
Girren ſie nach mir,
Wo ein Mädchen ſeufzet,
Fehl' ich einzig ihr,
Zephyr, welcher koſet,
Bienchen, welches ſummet,
Schmetterling beim Röslein,
Alles frägt nach mir,
Nur bei einem Paare,
Das mein Bruder wählt,
Drüber am Altare
Er die Fackel hält,
Laß ich dann mich nimmer
Sehen in dem Haus,
Wo Herr Hymen einzieht,
Zieht Herr Amor aus.

Arzt.

Wohlan!

(Er ſetzt die Augengläſer auf und betaſtet forſchend Amors Kopf.)

Amor.

Nun was bemerkſt du?

Arzt.
Hart wie Holz,
Ein ungeheurer Wulſt! Kind, du biſt *ſtolz*.
Amor.
Wenn ſich Stolz für Jemand ſchicket,
Iſt er *mir* wohl zu verzeih'n,
Wer die ganze Welt beglücket,
Hat ein Recht drauf ſtolz zu ſeyn.
Arzt (betaſtend).
Auch das Organ der *Kindesliebe*
Zeigt hier in ſeltner Größe ſich.
Amor (ihm lächelnd in's Ohr).
Das iſt natürlich, lieber Doctor!
Der Kinder erſter Vater bin ja ich.
Arzt.
Hier find' ich das Organ der *Farben*
Auch recht bedeutend liebes Kind!
Amor.
Wenn's da iſt, lügt mein Kopf, von Farben
Red' ich, wie Jeder, der da blind.
Arzt.
Organe können niemals lügen.
Amor.
Doch Menſchen, die ſie nicht verſtehn.
Arzt.
Wer wagt es ſo? — — Ein Gott, ſo ſei es,
Dem pflegt man Etwas nachzuſehn.
Amor.
Nur weiter.

Arzt.
Auch der Sinn für Freundſchaft,
Er zeigt ſich hier.

Amor.
Iſt auch nicht wahr,
Die Freundſchaft kommt nach mir gegangen,
Wo ſie iſt, iſt's mit mir ſchon gar.

Arzt (betaſtend).
Du liebſt Muſik, du kleiner Spötter!
Und haſt für ſie recht ſtarken Sinn.

Amor.
Muſik bringt ja in alle Herzen,
Darum ich ihr gewogen bin.

Arzt (betaſtend).
Hu, hu! — ein Berg! das iſt der Diebsſinn!

Amor.
Dieß, Doctor, glaub' ich dir auf's Wort,
Ich kann es nicht, und will's nicht läugnen,
Ich ſtehle Herzen immer fort.

Arzt.
Doch ſieh, — ein Sinn gebricht dir gänzlich,
Ein Sinn, den man wohl ſchwer entbehrt,
Wenn man, wie du mit jedem Lande,
Mit jedem Weltentheil verkehrt.

Amor.
Und dieſer iſt?

Arzt.
Der Sinn der Sprachen.

Amor.

Es ſei darum, was liegt daran?
Nicht viel werd' ich daraus mir machen,
Weil ich ihn leicht entbehren kann;
Viel Worte und viel Redensarten,
Sie waren nie bei mir im Brauch,
Was Herzen fühlen, ſagen Blicke,
Das Aug' hat ſeine Sprache auch.

Arzt.

Mag ſeyn; doch was am Sinn der Sprachen
Dir fehlt, ich treff' es doppelt hier,
Ha! welch' Erhöhung! ganz entſetzlich
Iſt das Organ des Mords bei dir.

Amor.

Das kann nicht ſeyn!

Arzt.

Gerechter Himmel!
Kind! deiner harrt ein ſchrecklich Los,
Du wirſt noch eine Welt verheeren,
So hart iſt dieß Organ und groß.

Amor.

Mach' mich nicht lachen, lieber Doctor!
Wenn keines log, lügt dieſes da,
Anſtatt die Erde zu verheeren,
Bevölkre ich ſie ja.

Arzt.

Die Streitſucht, die du mir beweiſeſt,
Sie zeigt ſich auch am Schädel hier,
Ein Stenker iſt ſein Meiſter niemals
Und mordet auch, das glaube mir.

Amor.

Nu, 's iſt ſchon gut! — Was ſiehſt du weiter?

Arzt.

Du haſt es fauſtdick hinterm Ohr;
Organ der Liſt.

Amor.

Das will ich glauben,
Drin thut's auch Keiner mir zuvor.

Arzt (betaſtend).

Du haſt, ich kann's zum Ruhm dir ſagen,
Auch das Organ: Beſtändigkeit.

Amor.

Jetzt bitt' ich dich, hör auf Herr Doctor,
Sonſt zweifl' ich, ob du recht geſcheidt,
Beſtändig? — ich? — Adjeu mein Lieber!

Arzt.

Wie? Willſt du mich verlaſſen ſchon?

Amor.

Ich ſeh's du haſt mich ja zum Beſten.

Arzt.

Jedoch mein Honorar — mein Lohn —

Amor.

Ich will dir eine Lehre geben,
Die kann vielleicht noch beſſern dich:
Mit Amorn iſt nicht gut zu ſpaſſen,
Sonſt rächt er ſich ganz fürchterlich.
Drum, ob du ſchon bei grauen Haaren,
Es immer aber noch nicht weißt,
So ſollſt du jetzo es erfahren,
Was Liebe iſt, was Liebe heißt;

Mit dieſem Pfeil' will ich berühren
Dein Herz, es war bis jetzt noch frei,
Magſt an dir ſelber nun ſtudiren,
Mit welchen Sinnen, welchen Trieben
Begabt ſind Jene, welche lieben,
Und was das Organon der Liebe ſei.

(Amor berührt den Arzt mit einem Pfeile und entflieht, der Arzt macht ein ſauerſüßes Geſicht, ſeufzt, nimmt dann eine Pfeife Tabak und ſieht Amorn ſehnſüchtig nach.)

J. F. Caſtelli.

Der Liebe Winter.

Der Mond mit trübem Scheine
Sieht nieder von der Höh',
Auf nackte Felsgeſteine
Und blaſſen Winterſchnee.

Verödet ſind die Räume
Wie eine ſtille Gruft,
Und nur zwei kahle Bäume
Beweht die kühle Luft.

Nicht Bäume, nur Gerippe,
Behaucht mit weißem Reif,
Und durch die ſtrenge Lippe
Des Winters ſtarr und ſteif.

Die nicken in's Geheime
Sich mit den Äſten zu:
Was lachen wohl für Träume
In ihre Winterruh?

Sie träumen von den Lenzen,
Von naher ſchöner Zeit,
Von reichen Blütenkränzen,
Vom grünen Frühlings-Kleid.

Und in derſelben Gegend
Steht ein verliebtes Paar,
Die Hände leiſe regend
Und dann verſchlingend gar.

Sie ſehn mit ſtillem Bangen
In's Auge ſich hinein,
Was mag wohl das Verlangen
Des trüben Paares ſeyn?

Sie denken ihrer Leiden
Und Sehnſucht tief gerührt;
Und ob der Tag der Freuden
Erſcheinen endlich wird?

O Lenz laß deine Feier
Heimſuchen unſern Raum,
Weck' mit dem Blütenſchleier
Die Bäume aus dem Traum,

Und wink' dem treuen Pärchen
Mit Mirthen deinen Gruß,
Dann hat das Dichtermährchen
Den allerbeſten Schluß.

Manfred.

Der Brief.

Wenn die Liebe nun ein Brief iſt,
Der bedeutungsvoll und tief iſt,
Muß ein ſüßer Mund ihn ſiegeln,
Sein Geheimniß ſtreng zu zügeln,
Schreiben muß ihn eine Seele,
Daß ihm Innigkeit nicht fehle,
Aber mit dem Herzen leſen
Müſſen ihn verliebte Weſen.

Manfred.

Ghasele.

Sei willkommen mir zu tauſend Malen, wer da liebt,
Und beglänzt von tauſend Sonnenſtrahlen, wer da liebt,
Denn wer liebt, der kann mich faſſen und belohnen ganz:
Kann allein doch Glut mit Glut bezahlen, wer da liebt,

Es verſteht der Purpurroſen wunderbaren Glanz
Und die Lilien, die blaſſen, fahlen, wer da liebt
Das Geheimniß meines Lebens, meines Herzens Luſt
Wird ſich in der Seele deſſen mahlen, wer da liebt.
Liebe ziert die Bruſt, es geht einher im unſichtbaren
Schmuck von Gold, Rubinen und Opalen, wer da liebt.
Kenntlich iſt dem Andern Jeder, der in Liebe lebt
Trinkt ein Jeder doch aus Nektarſchalen, wer da liebt,
Liederkronen trägt als ſchöne Zeichen ſeines Glücks
Perlen als die Spuren ſeiner Qualen, wer da liebt.

Manfred.

Lehrerinn Nymfe.

Sonſt, wenn der Feind des Waldes, der Herbſt geſchlichen kam
Und recht auf Räuberweiſe das Laub den Bäumen nahm,
Schloß ich in meine Kammer vor lauter Zorn mich ein,
Um nur kein Augenzeuge des kühnen Raub's zu ſeyn.

Als wollt er mich verſöhnen, trat er nun jüngſt zu mir
Und ſprach: Mich ſchickt mein Vater, der Sommer, her zu dir,
Ich hab's von ihm erhalten, weil dich das Wandern freut,
Daß er dir ſeine Sonnen noch leih' auf kurze Zeit.

Geküßt von lauen Winden, umarmt vom hellen Strahl,
Wer zöge da nicht gerne fort über Berg und Thal?
Ich konnte kaum mich faſſen, ſo groß war meine Luſt,
Als ich nun wieder ein Mal lag an der Mutter Bruſt.

Wohl weit war ich gewandert, der Odem blieb mir aus,
Da hielt ich endlich ſtille vor einem großen Haus;
Das hatt' ein Felsgemäuer und hatt' ein Felſenthor,
Ich ſchaute keinen Pförtner und auch kein Schloß davor.

Und doch auf einem Throne darinnen ſaß ein Weib!
Kein Tannenbaum im Walde glich ihrem ſchlanken Leib;
Die langen Haare gulden, die hohe Stirne frei,
Das Aug' ein ganzer Himmel, die Wang' ein ganzer Mai.

Es glänzt' in ihren Händen ein Kelch, d'raus Waſſer floß,
Das in ein großes Becken von Marmel ſich ergoß;
Und kam ein Kind des Schmerzens und taucht' in dieſe Fluth,
Alsbald den Zauberwogen entſtieg es wohlgemuth.

Die Sonne ging zu Bette, die Sterne ſtanden auf,
Das Waſſer nahm noch immer, wie vor, denſelben Lauf;
Die Sterne kehrten heimwärts, die Sonne kam heran,
Das Waſſer zog noch immer, wie vor, dieſelbe Bahn.

Vielliebe Frau, ſo ſag' mir, wie kommt's, daß ſelbſt bei Nacht
Nie deine Hände ruhen und ſtets dein Auge wacht?
Man ſagt, daß manch' Jahrhundert an dir vorüber ſchritt,
Wie kommt's, daß deine Jugend nicht durch dein Alter litt?

„Mein Sohn! wen Gott erkoren, den Menſchen wohl zu thun,
Deß Hände dürfen ſelber in ſpäter Nacht nicht ruh'n;
Mein Sohn! und wem im Buſen ein liebend Herze ſchlägt,
Bleibt jung, auch wenn das Alter um ihn den Fittig regt.“

O! folgte deinem Beiſpiel doch nur die ganze Welt,
Dann wär's mit unſer'm Leben und Sterben gut beſtellt!
Hab' Dank, du freundlich Weſen! Ich muß nun wieder fort,
Ein Licht auf dunkelm Pfade ſei mir dein holdes Wort!

Geſchrieben zu Teplitz im October 1821.

Ludwig Jeitteles.

St. Martin.

Schnee bedecket Berg und Thale,
Wüthend tobt der eiſ'ge Nord:
Als vom lauten Rittermahle
Einſt Sanct Martin reitet fort.
Fürbaß durch verwehte Gründe
Trabt der fromme Rittersmann
Sorglos, daß er ſicher finde
Die beſchneite Winterbahn.

Durch des Mantels reiche Falten
Stürmt der ungeſtüme Gaſt;
Ungezügelte Gewalten
Zügeln, traun! des Roſſes Haſt.

Alſo müht der wack're Degen
Einen Hohlweg ſich hinauf,
Als er's ſich im Sturm bewegen
Sieht. Er hemmt des Roſſes Lauf,
Spähet durch des Zwielichts Grauen
Und das flockige Gewirr. —
Soll er ſeinen Augen trauen? —
Faſt halb nackt wankt es herfür.
Altersſchwach, des Stab's kaum mächtig,
Halb erſtarrt ſchon — ſchleicht es her
Und Sanct Martin, warm und prächtig,
Schämt ſich ſeines Glanzes ſehr.

Nichts von dem, was ſonſt ſein Eigen,
Führt der Milde heut' mit ſich.
Soll er darum hart ſich zeigen?
Faſt ſo gar unritterlich? —
Raſch ſein Schwert blitzt durch die Lüfte;
Theilt den Sammt mit ſcharfem Hieb,
Der, ſo Schutz, als Schmuck der Hüfte,
Ihm allein zu theilen blieb;
Reicht mit rührendem Erbarmen,
Mildem, ſeelenvollen Blick'
Hin dem alten, nackten Armen
Gern das gold'ne Purpurſtück.

Spornt das Roß voll ſüßer Freude,
Wenig achtend Schnee und Wind,
Ge'n die ſturmbewegte Haide;
Will nur ein Mal noch geſchwind
Den Beſchenkten freundlich grüßen,
Wendet rückwärts d'rum das Haupt;
Aber — ſieht in Glanz zerfließen
Den, für den er ſich beraubt;
In den Heiland ſich verwandeln,
Der vordem, als Menſchenſohn,
Himmliſch lieben, menſchlich handeln
Lehrte vor des Vaters Thron.

Und der fromme Ritter ſtürzet
Von dem Streitroß ſich herab;
Knieet vor dem Herrn, und kürzet
D'rauf die fern're Reiſe ab;
Läßt dem Hengſte Zaum und Zügel,
Wirft von ſich ſo Helm, als Schwert,
Nie beſteigend mehr den Bügel,
Seit der Herr ihn ſo geehrt. —
Und er eilt dem heil'gen Orte,
Wo's vom Thurm' ſo traulich klingt,
Zu, weil nach des Kloſters Pforte
Ihn der Zug des Herzens zwingt.

J. J. Hannuſch.

Der Morgen.

(Nach öſtlichen Dichtern.)

Iſt die Dämmerung da? Mich däucht es taget im Oſten
Und es erblaſſet die Nacht, fürchtend den kommenden Tag.
Oder täuſchet ſie mich mit falſchem Schimmer der Hoffnung.
Iſt es Geflimmer des Mond's, welches den Morgen nur lügt?
Sieh! es verſchmilzt des Morgens, des erſten, lügendes Zwielicht
Und noch ein Mal deckt finſterer Schatten die Welt.
Ach! wie viele Söhne des Tag's ſind gefallen ein Opfer,
Weil ſie dem täuſchenden Licht' trügenden Morgens geglaubt!
Wähnten es ſei der Tag und traten mit Freuden die Reiſ' an,
Während in der Nacht ihrer der Räuber geharrt;
Wanderer traue nicht dem erſten lügenden Morgen,
Schnüre den Bündel erſt, wann der wahrhaftige kommt,
Traue nicht dem trügenden Schein von dämmerdem Zwielicht',
Das ſich noch ein Mal unter die Schatten verbirgt.
Sieh! es flattert noch der Fledermäuſe Geſindel
Und der Uhu ruft: tödtet das nahende Licht!
Glaube mir, ſo lang' noch kreiſen geflügelte Mäuſe,
Iſt das lügende Licht, nicht das wahrhaftige da.

Rabe der Nacht, und Falke des Tag's noch kämpft ihr mitſammen,
Euer Gefieder deckt wechſelnd die flimmernde Welt.
Aber bald wird unterliegen der Rabe dem Falken,
Deſſen Flügelſchlag wecket die ſchlummernde Welt,
Aus der Finſterniß ſpringt Born des ewigen Lebens
Und der Nacht entquillt alſo das Leben des Tags.
Sieh! nun zieht ein Streif von hellerem Lichte im Oſten
Längs dem Horizont, wie aus der Scheide, das Schwert,
Ja das iſt das Schwert des als Sieger nahenden Morgens,
Der damit das Heer fliehender Schatten zerſtreut.
Wirklich röthet ſich vom Blute des Himmels der Oſten
Und das Lebenslicht ſterbender Sterne verliſcht,
Nur der Morgenſtern, der Herold des kommenden Tages
Funkelt noch ein Mal, funkelt mit ſchwächerem Licht.
Anahid, die Reigenführerinn tanzender Sphären,
Spannt die Saiten des Lichts müde der Lyra nun ab,
Wendend den Blick nach oben dem herrlichen Jüngling den Morgen,
Wie Suleicha einſt nach dem ſchönen Juſuf.
Wie die Frau'n, ſo mit ihr im trauten Kreiſ' der Geſellſchaft
Wandten das Aug' nach der Thür, welche geöffnet Juſuf.
Sinnenentbrannt von der Macht der übergewaltigen Schönheit
Sah'n ſie unverwandt ſchmachtenden Blickes nach ihm,
In der einen Hand die Orang', in der andern das Meſſer,
Schnitten ſie ſtatt der Frucht jede ſich ſelbſt in die Hand:
Alſo ſchaut Anahid gewandt nach der Schönheit des Morgens,
Ganz vergeſſend, was tönend in Händen ſie hält,
Statt das Saitenſpiel mit ſtarkem Plektron' zu ſchlagen

Schlägt ſie ſich damit roſige Finger nur wund,
Und den Wunden entträuft der Thau unſterblichen Blutes,
Der als Morgenroth roſig den Oſten beflort.
Moſchus und Safran ſind am Himmel in Tinten zerfloſſen,
Und der Blumen Kelch ſauget den Wohlgeruch auf.
Darum hauchet die Flur nun Moſchus und Safrangedüfte.
Und mit Morgenroth hat ſich die Roſe geſchminkt,
Sieh! der Moſchus verbrennt in den Gluthen des Morgens
Und der ſüße Geruch ſtrömt auf die Erde herab;
Selbſt im Weſten ſchäumet die Fluth der glühenden Wogen
Und in's rothe Meer ſinket der Nachen des Monds.
Auf den Bergen brennt der Scheiterhaufen des Morgens,
Und die Inderinn Nacht ſtürzt in die Glut ſich hinein,
Selbſt in Thälern ſteht der weiße Türke des Tages,
Und die Negerinn Nacht birgt ſich in Höhlen vor ihm.
Chiſer der Hüter des Quell's des Lebens, der ew'gen Verjüngung,
Zieht als Morgen nun ſiegend am Himmel herauf.
Sei mir gegrüßt, o ſiegender Held, der Jünglinge Schönſter,
Dem der Begeiſterung Glut flammend die Stirne beweht,
Wirbelnd fährt ſie empor die Flamm' im Garten des Lichtes,
Dir umleuchtend das Haupt, kränzend als Glorie dich.
Von der Stirne fliehen die krauſen Locken, die Schatten
Zieh'n ſich hinter's Ohr, weit in den Weſten zurück.
Morgenroth die Wang' und Tageshelle die Stirne,
Aber vor Allem der Mund Salomon's ſiegelnder Ring.
Aus des Mundes Roth erglänzen Perlen als Zähne,
Helle Streifen des Lichts, purpurn' von Wolken beſtriemt,
Von dem Siegel des Mund's entträufen glühende Tropfen,
Als geſchmolz'ner Rubin, als Karneol und Korall.

Alſo ſcheint es fürwahr, doch ſind's nur farbige Lüfte,
Denn dem Jüngling des Tags, fehlt's noch am brennenden Herz'!
Mit dem Tag dem liebenden, will wetteifern der Morgen,
In des Oſtwinds Weh'n hauchet die Seufzer er aus.
Solches ſich anzumaßen, ziemt mit nichten dem Morgen,
Weil ihm noch das Herz, weil ihm die Sonne noch fehlt.
Können ohne Herz die Seufzer des Buſens wohl glühen?
Deßhalb hauchet der Oſt über die Fluren ſo kalt.
Thränen vergießt er auch in ſchweren Tropfen des Thaues,
Keine aber wirft ſpiegelnd die Seele zurück,
Erſt wenn die Sonn' als Herz, die Bruſt des Morgens belebet,
Spiegelt es zurück jegliche Thräne des Thau's,
Herz! du reine Sonne des Menſchen, erheb' dich im Dichter
Und im Tropfen des Wort's, ſpiegle dem Hörer dich ab.
Morgen, du biſt der kommenden Sonne ſtrahlender Vorbot,
Gehſt als Ahnung her vor dem gewährenden Tag.
Was der Morgen verheißt, erfüllt vollbringend die Sonne
Und das innere Aug' gehet als wirkliches auf.
Trug iſt nicht der Schein, den mir mein Innres verkündet,
Nicht des Zwielichts Lüg', ſondern wahrhaftiges Licht,
Nicht ein Traumgebild vom elfenbeinernen Thore,
Sondern wahres Geſicht mir von dem Himmel geſandt;
Nicht bloß Wahn aufklimmend bei Nacht auf der Leiter des Mondes,
Sondern Morgenroth glimmend als Quelle des Lichts;
Sonne des ew'gen Lichts, geh' auf im Morgen des Innern
Und beſeele den Tag, Wahrheit und Liebe zugleich.

J. v. Hammer.

Phyſiognomik.

Täuſchend iſt des Auges Sprache,
Doch das Antlitz ſagt es klar:
Ob das Loos, das dir gefallen,
Dunkel oder heiter war.

Denn das Antlitz gleicht der Erde:
Iſt ein hoffnungsreiches Feld,
Wo der alte Schnitter Schickſal
Offen ſeine Saat beſtellt.

Iſt die Ernte gleich vorüber,
Zeigt mir noch der Furchen Zug,
Ob es Kummer oder Freude,
Dornen oder Blumen trug.

Doch dem Meere gleicht das Auge:
Beide wandelbar und ſchnell,
Wiederſtrahlen Land und Himmel
Wie ſie wechſeln trüb und hell.

Beide locken, beide täuſchen,
Beide zürnend, beide mild,
Beide ſegnend und verwüſtend,
Überſtrömen das Gefild!

Beide glätten bald ſich wieder,
Dehnen ſich in alter Ruh'
Und ein glanzdurchwebter Schleier,
Deckt den Grund von beiden zu.

Bar. Schlechta.

Der Bogen.

Abergläubig, Gott bewahre,
Abergläubig bin ich nicht,
Drängt ſich doch von Jahr zu Jahre
Alles immer mehr zum Licht.
Dennoch ſcheinet, wohl erwogen,
Magiſch Manches noch zu ſeyn,
Bei dem deutſchen Worte: Bogen
Fiel mir dieſes eben ein.

Jüngſt, als über eine Brücke,
Hinſpaziert ein ſchönes Kind,
Stiftet es mit einem Blicke,
Großes Unglück pfeilgeſchwind.
Starrend in die regen Wogen,
Steht ſeitdem ein Jüngling da,
Auf demſelben Brückenbogen,
Wo er jene Holde ſah.

Freunde fragen ihn mit Staunen,
Was ihm fehle? doch er ſchweigt,
Er, der nimmer kannte Launen,
Hat zu Grillen ſich geneigt.
Einer ſchilt ihn ungezogen,
Und ein Andrer gar verrückt,
Ach! ihm hat nur Amors Bogen
Einen Pfeil in's Herz gedrückt.

Auf dem prächtigſten der Bälle
Wandelt er in Liebesgram,
Als ihm — hört, mit Blitzesſchnelle,
Eh er's ahnte, Tröſtung kam.
Nein, er hat ſich nicht betrogen,
Jene Maske, die ihn rief,
Reicht im Stück vom Mandelbogen *)
Ihm erſehnten Liebesbrief.

Ja, von ihr, ſie hat's errathen, —
Hat ihn endlich doch bemerkt,
Wie der Brief zu Heldenthaten
Seine kranke Seele ſtärkt;
Doch, was ſteht da? „weggezogen
„Iſt mein Vater, ich allein,
„Wenn der Mond am Himmelsbogen,
„Werd' auch ich im Garten ſeyn.“

---

*) Ein hier und da bekanntes Backwerk.

Und er eilt in ſüßem Rauſche
Hin zu dem erſehnten Ort,
Daß er mit der Holden tauſche
Blick um Blick, und Wort um Wort.
Dieſer Brief hat nicht gelogen,
Ihn erwartet Hochgenuß,
Wo Jasmin ſich ſchlingt zum Bogen
Reicht ſie ihm den erſten Kuß.

Schien der Bogen Euch nicht wichtig
In dem Duodezroman;
Und noch jetzt wird Alles nichtig,
Darf er nicht noch einmal nah'n,
Schaut nur, Beide überflogen
Jenes Blatt mit ſtolzer Schrift,
Was es iſt? Der Stämpelbogen,
Der den Ehcontract betrifft.

Auguſt Kahlert.

Der Brief *).

(Ein Mährchen.)

Von J. Grafen Mailáth.

In einem jener ungariſchen Flecken am rechten oder linken Donau-Ufer, oder an der Theiß, oder in der Mitte des Landes, ich weiß es nicht genau, denn das Dorf wird erſt in hundert Jahren entſtehen, ſaß ein junger Lieutenant mißmuthig im Speiſezimmer des Gaſthofs. Er war verliebt, geliebt, aber der Vater der Geliebten, ein reicher, geiziger Fruchthändler, wollte ſie einem Andern vermählen, Stoff genug zu melancholiſchen Gedanken. Liebe zehrt: und ſo ſah er denn ſehnſüchtig der Thüre entgegen, verhoffend, der Kellner werde mit der erſehnten Speiſe erſcheinen, aber ſtatt deſſen trat ein Reiſender ein, auf

---

*) Der Redacteur der ungariſchen heftweis erſcheinenden Zeitſchrift, »Leben und Literatur« (Elet és Leteratura) hatte die Idee, mehreren Schriftſtellern aufzugeben, etwas zu ſchreiben, wobei ein Brief die Verwicklung ſeyn ſollte. Der Antrag kam auch zu dem Verfaſſer dieſes Mährchens mit dem Beiſatz, der Druck des Heftes ſei ſuſpendirt, bis ſeine Arbeit geliefert ſeyn würde, er ſagte: »was bis zehn Uhr Abends fertig gemacht werden könnte, ſchickt derſelbe der Redaction;« denn weder hegte er Luſt, die Erſcheinung des Heftes zu verſpäten, noch weniger aber kann er mehr als einen Tag zu dem Ding verwenden. So entſtand beiliegendes Mährchen.

dem Rücken hatte er ein Felleiſen und oben auf ſaß ein Kater. Er, — der Kater nämlich, — war fett, braun, mittlerer Größe, und trug einen ſchwarzen Schnurbart, nach ungariſcher Weiſe mit etwas Coquetterie aufgeſtutzt, und gewichſt.

Der Reiſende ſetzte ſich in die entgegengeſetzte Ecke und fragte den Kater: „biſt du hungrig Maunzius?“ Der Lieutenant traute ſeinen Ohren nicht, als der Kater ganz vernehmlich antwortete: „ja mich hungert ſehr.“ „Was willſt du eſſen lieber Maunzius?“ fragte der Reiſende wieder, „ich habe heute einen melancholiſchen Hunger, gib mir Hamlets Monolog: Seyn oder Nichtſeyn,“ der Reiſende ſprach; „den haſt du ja ſchon geſtern gegeſſen, ich habe ihn noch nicht neu anſchaffen können.“ „Das weiß ich,“ ſagte der Kater, „aber ich rieche bei dem Herrn dort auf dem Tiſch Fleiſchers Auflage des Shakeſpeare, bitte dir das Blatt aus. Er ſcheint traurig, vielleicht iſt er eben ſo unglücklich wie ich, und dann wird er mild ſeyn.“ Der Reiſende ſtand auf und näherte ſich dem Officier. Dieſer rief aus: „Ums Himmels willen, frißt ihr Kater wirklich Papier?“ Überraſcht blieb der Reiſende ſtehen; „nicht wahr,“ ſagte er mit ſichtlichem Wohlgefallen; „Sie ſind in einer der ſieben geheimnißreichen Nächte geboren, weil Sie meinen Maunzius verſtehen?“ „Ich kenne die ſieben geheimnißreichen Nächte nicht,“ gab der Lieutenant zurück, „ich weiß nur, daß ich am Luciatag geboren bin.“ „Ganz recht,“ ſprach der Reiſende, „und, weil eben heute Lucia iſt, ſo wünſche ich Ihnen alles erdenkliche Gute. Jetzt aber erlauben Sie;“ und mit dieſen Worten riß er das Tu by or not tu by aus dem Buch, und warf es dem Kater hin, der es mit Haſtigkeit verſchlang. „Herr, ſind Sie des Teufels!“

rief der Lieutenant aufſpringend aus. Der Reiſende aber nahm ihn unter dem Arm, und ſprach: „Jetzt wird er gleich declamiren, das hört ſich aber im Freien beſſer an. Kommen Sie in den Garten, dort iſt es recht ſchön; und wir können in einiger Entfernung den Vortrag anhören.“

Der Lieutenant hielt den Reiſenden für wahnſinnig, denn der Schnee fiel in dichten Flocken. Aber eben, weil er ihn Geiſtes krank wähnte, gab er ihm nach. Wie ſie in den Garten traten, fiel kein Schnee mehr, es waren Lindenblüthen, die aus dem wolkenloſen Himmel niederſanken, und wie ſie wandelten, erblühten die Gewächſe; und die wunderherrlichſten Blumen ſchoſſen aus der Erde; auf Roſendüften wogte der Nachtigallen Sang, und der magiſche Hauch des Frühlings wehte durch die Bäume. Rhododendron Ponticum, Soldanella Alpina, Datura fastuosa, Strelizia regina, blühten im bunten entzückenden Gewirr um ſie. Nun erſt bemerkte der Lieutenant, daß der Reiſende ein Buch in der Hand hielt, er ſchielte ihm über die Achſel, und alle Namen, die der Reiſende leiſe für ſich hinmurmelnd nannte, ſtanden alſobald in prachtvollen Exemplaren um ſie. Der Lieutenant ſagte: „lieber Freund! da ſie ein ſo großer Gärtner ſind, ſo könnten ſie mir, der ich ein Liebhaber der Botanik bin, wohl auch die neue Art Pelargonium zeigen, die man Pelargonium Ferdinandeum nennt, ſie ſoll ſehr ſchön ſeyn, und iſt ſo rar, daß ich ſie noch nie zu ſehen bekam. „Mit Vergnügen,“ antwortete der Reiſende, blätterte, hielt aber plötzlich inne, und rief ärgerlich aus: „Es iſt doch verdrießlich! daß die Druckereien ſo nachläßig ſind! dieß Buch iſt die Geiſterbotanik, nur die Pflanzen, die in dem Buch ſtehen, kann ich zaubern. Von Jahr zu Jahr erſcheinen Supplemente, wie nämlich die Menſchen neue Pflanzen finden, und benennen, denn wir können doch nicht zurückbleiben, und nun ſehe ich, daß im letzten Supplemente die neue Blume — wie haben ſie geſagt? — Pelargonium Ferdinandeum — richtig nicht enthalten iſt. Ich werde gleich um die Aushängebogen des neuen Supplements ſchreiben; das nächſte Mal diene ich Ihnen gewiß.“

Indeſſen waren ſie in eine Jasminlaube gelangt. Die beiden Herrn ſetzten ſich auf eine Raſenbank, der Kater aber ſprang von Aſt zu Aſt und declamirte das Seyn oder Nichtſeyn in herzzerreißenden Tönen. Der Lieutenant zupfte ſich bei der Naſe, riß ſich bei dem Ohr, taxirte ſeine Goldlocken etwas gewaltthätig mit zehn Fingern, um ſich aus dem Traum, indem er zu ſeyn glaubte, aufzuwecken. Umſonſt! die Erſcheinung verſchwand nicht. Nun hielt er es nicht länger aus, ſprang auf, und ſtürzte auf den Reiſenden zu. „Sie Menſch oder Teufel, oder was Sie ſeyn mögen, was für ein Höllenſpektakel veranlaſſen Sie denn? Dieſer Katervortrag dringt mir ja durch Mark und Bein.“ Da rief der Kater von oben triumphirend: „es iſt doch wahr, was Collin ſagt: „Kunſt iſt das Höchſte,“ der Beifall eines ſo ausgezeichneten Kenners gewährt mir Linderung mitten in meinem Leid.“

Der Reiſende ſprach: „Die Geſchichte dieſes Katers iſt höchſt intereſſant und rührend, und in Briefen geſchrieben, könnte ſie zur Veredlung des Gemüthes herausgegeben werden, und würde, zumal auf das ſchöne Geſchlecht, großen Eindruck machen. Sie ſollen die Geſchichte ſogleich vernehmen.“ „Wird ſie der Herr Kater Maunzius erzählen?“ frug der Lieutenant mit einigem Schauder. „Ach nein!“ entgegnete der Reiſende, „Sie ſind an ſeinen melodiöſen, aber etwas ſtarken Vortrag nicht gewöhnt, ich werde erzählen, obſchon Sie hierdurch viel verlieren, denn die Bekenntniſſe einer ſchönen Katerſeele aus eigenem Mund ſind höchſt pikant.“

„Werden Sie nicht eine Zigarre rauchen, während ich erzähle?“ fuhr er ſehr artig fort. Hiermit präſentirte er ihm ein Zigarren=Büchschen. „Ich kann ſie empfehlen, ſie ſind aus dem Zaubertabakapaldo, welches erſt jüngſt verpachtet worden, die Beitz iſt vortrefflich; der Zauberer, der ſie erfand, hat ein ausſchließliches Privilegium auf dreihundert Jahre, und profitirt ungeheuer.“ Indeſſen war ein Johanniswürmchen hergeflogen; an den Flügeln deſſelben zündete der Lieutenant den Glimmſtengel an, der Reiſende aber ſprach: „Hören Sie die Geſchichte meines unglücklichen Freundes.“

„Dieſer Kater, der jetzt vor Ihnen herumſpringt, war einmal ein Menſch wie wir zwei, und zwar in Amt und Würde, wie man zu ſagen pflegt, er hatte ſogar in der Ferne die Ausſicht, was Großes zu werden; damit ich es mit einem Worte ſage, er war Practikant. Qua talis verliebte er ſich in eine Schauſpielerinn, als er ſie in ihrer Glanzrolle als „Kätchen von Heilbronn“ ſah, das Mädchen ſah ganz einem allerliebſten Kätzchen gleich, war eben ſo einſchmeichelnd, hatte ein Sammtpfötchen, und wenn es in der Garderobe zu Streit kam, entwickelte ſie auch Krallen und Zähne, ſie hieß auch deßhalb halb in Ernſt, halb in Scherz, „das Kätzchen von Heilbronn.“

„Ihr zu lieb wollte mein Freund Schauſpieler werben. Der Director der Bühne ſtellte ihm ſehr billige Bedingungen: Maunzius ſollte dreimal ohne Gage ſpielen, für jeden Abend, wenn er nicht gefällt, tauſend Ducaten Entſchädigung zahlen, und zu ſeinem Debut ein Stück verſchaffen, welches neun und neunzig Abende hinter einander, bei immer vollerem Hauſe und von Tag zu Tag ſteigenden Preiſen, gegeben werden kann. Mein Freund ging die Bedingungen ein, er war nur wegen des Debuts-Stückes in Verlegenheit, denn unter uns geſagt, mit der dramatiſchen Poeſie ſteht es verzweifelt ſchlecht.“

„In der Stadt, in welcher wir lebten, war auch ein Schuſter. Dieſer dachte: Ich habe ſo viel für Füße gearbeitet, ich kann ja auch einmal in vierfüßigen Verſen arbeiten. Nun, ſein Stück war wirklich vierfüßig. Er bot es meinem Freund an; dieſer aber zog das Werk vor, welches die Freundſchaft mir in die Feder gab. Die Beſcheidenheit hindert mich zu ſagen, daß es eines der vorzüglichſten, ja vielleicht das vorzüglichſte dramatiſche Product iſt, welches ſeit vielen Jahren gedichtet worden. Es heißt der Kater von Heilbronn, und in Kürze iſt ſein Inhalt der:“ — Der Lieutenant fiel hier ein: „Ich bitte Sie nur in der Geſchichte des Katers fortzufahren; ich verſpare mir die Expoſition ihres Stückes, auf beſſere Zeiten.“ Der Reiſende ſagte: „Ich ſehe, Sie brennen vor Begierde mein Werk zu hören; morgen leſe ich es Ihnen vor, jetzt nur in Kürze den Inhalt als Vorſchmack, und damit Sie ſehen, wie reich der Stoff an dramatiſcher Wirkung iſt: Ein Kater liebt eine weiße Maus, und ſtatt ſie zu freſſen, ſtiehlt er für ſie Zuckerbrot, Torten und dergleichen, ſie mag ihn aber nicht, weil ſie mit dem Sohn des Mäuſekönigs verlobt iſt. Als ſie eben den Prinzen beſuchen will, geräth ſie in eine Mäuſefalle, der Kater kommt dazu und beißt ſie heraus. Durch ſo viel Liebe gerührt, ſchenkt ſie ihm ihr Herz, und ihr Kramperl.“

Um kurz zu ſeyn, dieſes Stück wird gegeben, mein Freund ſpielt außerordentlich. Wie mein Freund am Schluß des zweiten Actes abgeht, drückt ihm die Geliebte, welche eigentlich die Maus ſpielte, einen Zettel in die Hand, auf dem die wenigen Worte ſtanden: „Mein Herzenskater! ich liebe dich, dein treues Kätchen, Kätzchen oder Mäuschen, wie du willſt.“ Denken Sie ſich die Seligkeit meines Freundes.“

Hier wurde die Erzählung des Reiſenden durch ein unendliches Geheul unterbrochen. Liebe, getäuſchte Hoffnung, Schmerz, Wuth, und wie alle die Ingredienzien heißen, aus denen ein unglücklicher Liebhaber beſteht, winſelten in dieſen Tönen. Es war der Kater, der herangeſchlichen war, um ſeine eigene Jammer- und Liebesgeſchichte wieder zu hören. Sehr ſanft ſprach der Reiſende zu ihm: „Mein lieber Maunzius, ich bitte dich auf das zärtlichſte, habe die Gefälligkeit einen Augenblick ſtill zu ſeyn, ſonſt muß ich dich prügeln.“ Der Kater zerdrückte mit der Pfote eine männliche Thräne, und verlor ſich im Gebüſch. Der Reiſende fuhr fort.

„Mein Freund war ſo in Entzücken verſunken, daß man ihn hinaus ſchieben mußte als der dritte Act begann. Er ſollte dem Helden einen Brief bringen, er hatte darauf vergeſſen, der Souffleur ſchrie: den Brief, den Brief! Mechaniſch griff mein Freund in den Buſen und reichte das Billet ſeines Kätchens hin. Der Held las es wuthfunkelnden Blickes, denn auch er liebte das Komödienkätzchen. Im Zwiſchenact hörte ich, wie er zu dem bewußten Schuſter ſprach; ich gebe Ihr Stück als mein Benefice, und laſſe meine Stiefeln bei ihnen verfertigen, nur züchtigen Sie dieſen Elenden. Geben Sie ihm einen Stich mit der dreifachen Ahle, die ſie regieren als Schuſter, Dichter und Zauberer.“

„Die Zauberei iſt eine Zunft wie die Schuſterei oder Poeſie. In jeder Zunft gibt es außer Lehrlingen, Geſellen und Meiſtern, ſogenannte Stöhrer, die kein Meiſterpatent haben, keine Geſellen halten dürfen, keine Steuern zahlen, aber doch in das Handwerk pfuſchen. Sie ſind in der Zauberei was die Dilettanten in der Poeſie. Ein ſolcher Stöhrer war dieſer Kerl, und zwar ſowohl in der freien Kunſt der Schuſterei, als auch in den Handwerken der Poeſie und Zauberei. Er war meinem Freund ohnedieß aufſäßig wegen des verſchmähten Stückes und einem paar Stiefeln, deren Geſchichte ich ein andermal erzählen werde; ſomit nickte er dem Heldenſpieler bejahend zu, und hielt nur zu ſehr Wort. Als mein Freund nach dem Stücke ſich auskleiden wollte, brachte er die Katerhaut nicht mehr herab; unter den Händen des Garderobers wurde er immer kleiner, bis er endlich in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt kratzend und beißend beim Fenſter hinausſprang.“

„Des andern Tages um zwölf Uhr Mittag kam er über die Firſten der Dächer geklettert zu mir in mein Bodenſtübchen, und ſprach: Lieber Freund! Von zwölf Uhr Mittags bis eins darf ich alle Tage reden; nähren darf ich mich nur von Schriften. Mein Herz iſt in meinem Magen gezaubert, und wie die Empfindung iſt, die in mir den

Tag über herrſcht, muß auch das Buch ſeyn, welches ich eſſe. Sie haben geſehen, daß er heute Hamlet aß, Szemere's Sonette hat er ſchon zehnmal verſchlungen. Einmal hatte er einen ſolchen Eiferſuchtshunger, daß er den Don Guttierre den engliſchen Othello, und den Roſſiniſchen auf einem Sitz verzehrte. Ich kann nicht genug Bücher für ihn auftreiben."

„Durch das traurige Schickſal meines Freundes gerührt, entſchloß ich mich ihm zu helfen. Sie wiſſen, daß auf einer jeden gut eingerichteten Univerſität eine dreizehnte Schule beſteht, in welcher der Schwarze Vorleſungen über Magie hält; er nimmt jedes Mal nur dreizehn Hörer an, und wer bei der letzten Vorleſung der Letzte aus dem Collegium will, kann nicht mehr hinaus, er bleibt dem Schwarzen als Honorar. Ich beſuchte dieſe Schule, um meinen Freund entzaubern zu können, und weiß jetzt ſo viel, daß jeder Zauber an eine Bebjngung geknüpft iſt, und aufhört, ſobald die Bedingung erfüllt iſt. Nun reiſe ich mit meinem Freund als fahrender Schüler herum, um die Bedingung ſeiner Verzauberung zu erfahren, und ſuche zugleich eine Condition als Geſelle bei einem tüchtigen Zaubermeiſter. Ich würde gerne ein Jahr umſonſt arbeiten, ſei es als Zaubergärtner, Zauberkoch, oder Zauberſchreiber, denn in dieſen drei Dingen bin ich beſonders ſtark, wenn ich nur dafür die Verzauberungsbedingniß erfahren kann. Wiſſen Sie vielleicht einen Platz für mich, oder können Sie mich in eine Zauberwerkſtatt empfehlen. Ich werde Ihnen gleich ein paar Probezauberſtücke vormachen."

Der Lieutenant antwortete: „Ach mein lieber Freund, ich brauchte ſelbſt einen Zauberer zur Hilfe. Ich liebe ein Mädchen hier im Orte; ſie iſt die Tochter eines eben ſo reichen als geizigen Fruchthändlers, der Demeter heißt. Er will ſie mir nicht zur Frau geben, ſondern an einen häßlichen Alten verheirathen. Heute, ſie heißt Lucia, gibt er deßhalb ein großes Feſt. Vielleicht wird ſie heute ſogar ſchon verlobt; und ich bin hier in Verzweiflung und kann es nicht hindern.“ „Wenn es nichts anders iſt,“ ſprach der fahrende Schüler, „will ich Ihnen ſchon helfen. Es iſt mir lieb, eine Probe meiner Kunſt geben zu können, und, wenn ich dem Publicum gefalle, und ſehe, daß ich mein ordentliches Auskommen habe, ſo könnte es wohl geſchehen, daß ich mich hier als Zauberer etablire. Sie müſſen dann nur ſo gut ſeyn, das Meiſterpatent für mich zu zahlen, und mir etwas Geld zur erſten Einrichtung vorzuſtrecken. Aber kommen Sie in's Zimmer, dort wollen wir alles vorbereiten.“

Im Gemach des Lieutenants breitete der fahrende Schüler einen Bogen Papier vor ſich aus, fuhr drei Mal mit den zehn Fingern über das Blatt, aber ohne es zu berühren und ſprach zum Lieutenant: Leſen Sie. Der Lieutenant ſah das Blatt an, und es war voll der heißeſten Liebesſchwüre ſeiner Lucia. Der Schüler legte es zuſammen und ſprach: „Dieſes Blatt bringen wir dem geizigen Demeter. „Um Himmels willen nicht,“ ſchrie der Lieutenant, „er ſchlägt uns beide todt.“ „Sie könnte er allenfalls todſchlagen,“ antwortete der Schüler, „aber mich nicht, ich bin ja ein Zauberer. Indeſſen ſind Sie außer Sorgen, was Sie geleſen haben, iſt Hexenſchrift, jeder wird auf dieſem Blatt leſen, was ihm das angenehmſte oder unangenehmſte iſt, und laſſen Sie mich nur machen.“

Die Zimmer des alten Demeter waren prachtvoll erleuchtet. Ein Kreis lieblich blühender Mädchen und Frauen waren zum Spiele verſammelt. Mitten unter ihnen ſaß der künftige Bräutigam, ein verächtlicher Kieſel, den die Laune des Eigenthümers mit Brillanten eingefaßt. Da öffnete ſich die Thüre, und der Lieutenant und der fahrende Schüler traten ein. Demeter ging ihnen entgegen, doch eh er Zeit hatte, eine ſpitzige Frage zu ſtellen, begann der Lieutenant. Aus dieſem Schreiben werden Sie erſehen, was mich zu Ihnen bringt. Demeter ſchlug das Papier auf, und wäre beinahe erſtarrt im freudigen Schreck, als er einen Contract las zu einer Fruchtlieferung für die Armee; die Preiſe waren ſo ungeheuer, daß er wenigſtens ein paar hundert Millionen gewinnen mußte. Er hätte ſich unter die Parketten gebeugt, wenn es möglich geweſen wäre. Sogleich lief er in's Nebenzimmer, unterfertigte den Contract, kam mit triumphirender Miene zurück, und wies ihn ſeinem künftigen Schwiegerſohne. Dieſer ſah das Papier an, und rief auf der Stelle den Stuhlrichter, der eben eintrat, um Hilfe an. „Sehen Sie,“ ſprach er, „hier iſt eine Schuldverſchreibung, die der Alte mir ausgeſtellt hat; noch heute Nacht muß ſie auf ſein Haus vorgemerkt werden.“ Der Stuhlrichter ſchaute in das Papier und donnerte. „Ihr ſeid beide Schurken. Hier iſt das Geſtändniß, daß ihr jene Böſewichter ſeid, die ſchon ſo viel Mordthaten begangen haben, und die ich ſo raſtlos ſuchte. Heyducken, ſchleppt ſie in den Kerker.“ „Mein Gott, mein Gott, was iſt das?“ rief Lucie; riß dem Stuhlrichter das

Papier aus der Hand. Als ſie aber hineingeblickt, weinte und lachte ſie zugleich, denn ſie las einen Heirathscontract zwiſchen ihr und dem Lieutenant. „Wie gut, wie lieb biſt du mein Vater, daß du mir meinen Eduard zum Mann gibſt, und wie trefflich iſt die Überraſchung gelungen!“ Alles drehte ſich vor Demeters Blicken. Da nahm ihn der Schüler bei der Hand, und ſprach: „Willigen Sie in die Heirath, ſonſt kommen Sie aus dieſem Labyrinth nicht heraus, und können nie mehr einen Fruchthandel ſchließen.“ Außer ſich ſchrie der Alte: „Nun ſo nehmt euch, aber laßt mir nur meine fünf Sinne zum Geſchäfte machen.“ Der Schüler ſagte: „Sie haben jetzt das allerbeſte Geſchäft gemacht, denn ſehen Sie, was für ein Beſitzthum Sie ihrer Tochter und Eduard verſchafft haben.“

Die Wand des Zimmers ward durchſichtiger Kryſtall, und das Meer, in ſtiller Majeſtät, entfaltete ſich vor den Blicken der Staunenden. Die Sonnenſtrahlen brachen ſich auf der grünen geheimnißreichen Wellenwieſe, und eine goldene Brücke war's, die hin zu einer Inſel führte. Die Anmuth und der Frühling ſchmückten das Land, und Liebe und Blüthe, Freude und Eintracht webte und wogte in der Inſel. Das Lamm ſpielte mit dem Löwen, die Taube neckte den Geier, das Säuſeln der Blätter war Aeolsharfenklang, die Düfte der Blumen waren Worte des Entzückens, die ſich in die Bläue des Himmels erhoben, und der Mond, die Sonne und die Sterne leuchteten zugleich herab, und antworteten den Lilien, und Lucia wandelte durch alle dieſe Herrlichkeiten. Die Blumen kamen ihren Schritten entgegen, und der ſehnſuchtmurmelnde Bach folgte ihrem Pfad. Zur Rechten lagen Perlen, und Diamanten zur Linken, ſie aber achtete nicht darauf, und faßte Himmelblau und Sternenſchein in ihre zarten Hände, und ſchlang es durch die dunklen Locken. Eduard trat ihr aus dem Gebüſch entgegen, und Lucias Blick war ein goldener Pfeil, der tönend ſein Herz traf, der Ton war göttliche Muſik, und der Pfeil verwandelte ſich an ſeiner Bruſt in Roſen, und die Blätter floſſen an reichen Purpurwellen zu ihm hinüber, daß ſie da ſtand, wie die Morgenröthe der ewigen Glückſeligkeit.

„Sie ſollen Sie haben meine Tochter, Sie ſollen ſie haben, mein liebſter Herr von Eduard,“ ſchrie der alte Demeter. „Warum haben Sie denn nicht gleich geſagt, daß Sie ſo reich ſind! Ich ſchätze mich ſehr glücklich, daß Ihnen meine Tochter gefällt. Ich werde prächtige Speculationen in Ihrer Inſel machen. Den zahmen Löwen verkauf ich dem Van Aken, und den Adler auch und die Brillanten und Perlen, o! o! o! Sagen Sie mir nur, iſt es weit bis zu der Inſel.“

Der Schüler nahm das Wort: „Wenn Sie, Herr Demeter, Ihren Schwiegerſohn auf ſeiner Militärſtation im Heweſcher Comitat beſuchen wollen, ſo ſind Sie in der Inſel, die Ihnen ſo wohlgefällt, denn jene Zauber-Au iſt überall, wo zwei glücklich Liebende vereint leben.“ Der alte Demeter bückte ſich, lächelte verlegen, und ſprach: „das iſt ein gutes Bonmot; Sie ſind ein witziger Kopf, und ein Spaßvogel zugleich.“ Der Lieutenant aber rief: „Wir ſind ſo glücklich, und der arme Herr von Maunzius Kater iſt noch immer verhext.“ „Ja,“ ſprach der Schüler, „das iſt freilich hart; aber ich hege die Hoffnung, daß ich ihm doch wohl bald werde helfen können. Jetzt aber geben Sie mir den verzauberten Bogen, ich muß die Hexenſchrift verwiſchen, ſonſt geſchieht noch allerhand Spectakel." Lucia reichte ihm den Bogen hin. Der Schüler ſchlug das Blatt auf. Erſtaunt blieben ſeine Blicke auf dem Papier haften. Endlich ſprach er: „Der Zauber bewährt ſich; Ich habe dieſem Blatt die Eigenſchaft gegeben, daß jeder das lieſt, was ihm das Angenehmſte oder Widrigſte iſt, und ſo leſe denn auch ich, was mir das Liebſte iſt, nämlich wie mein Freund Maunzius entkatert und mit Kätchen vereinigt werden kann. Die Sache iſt nicht ſchwer, aber ſie müſſen alle mitwirken. Hören Sie nur." Alles drängte ſich neugierig um ihn, und der Schüler begann zu leſen: „Wenn der Kater — — —"

J. Graf Mailath.

Ahnung.

Mir wandert zur Seite ein finſterer Geiſt,
Der höhniſch mir Bänder und Kränze zerreißt,
Es ſcheuen die Sterne den grinſenden Schatten,
Sie ſchließen das Auge, dann bin ich allein.
D'rauf werden zum Friedhof die duftigen Matten,
Verwitterte Flüche beginnen den Reih'n,
Und Klagen, vergleichbar dem Rauſchen der Föhren,
Die laſſen bei nächtlicher Weile ſich hören.

Gedanken des Scherzes, der friedlichen Luſt,
Verlaſſen in Eile die bebende Bruſt,
Sie ziehen hinaus mit der blühenden Habe
Und ſuchen ſich ſingend ein beſſeres Land.
Auch greifen Verlangen und Hoffen zum Stabe,
Doch laſſen zurück ſie ein tröſtendes Pfand:
Ein Mägdlein, das ſorgſam ſie beide erzogen,
Das freundlich dem Schmerz und der Liebe gewogen.

Das Mägdlein iſt ſchweigend verſchloſſen und blaß,
Auch weint es das azurne Auge ſich naß,
Doch fühlt ſich's in Stunden der Weihe erhoben,
Da wachſen ihm Flügel ſo glänzend und weiß,
Da ſchickt es voll Andacht die Blicke nach oben,
Da wird's ihm ſo wunderbar wonnig und heiß,
Da ſpielt es mit Träumen der Brautnacht entnommen,
Auch iſt ihm der glühende Wunſch dann willkommen.

Ich hatte entzücket das Mägdlein im Arm',
Es lebet von Liebe, von Thränen und Harm.
Die Maid, die ich meine, ihr wünſcht ſie zu kennen,
Der Treu' ich und Liebe und Schwüre gebracht,
Wohlan denn, ſo will ich die Holde euch nennen,
Die mild' mir die Erde zum Himmel gemacht.
Vom Glauben die heilige Ahnung geheißen,
Laßt dankbar die Reize der Holden uns preiſen.

M. K. Baldamus.

In den Ruinen eines Bergschlosses.

Mehrere hübſche Herrn und Damen
Unlängſt an dieſe Stelle kamen;
Sie machten, nicht ſonder Müh',
So, was man ſagt, eine Landparthie,
Sie wollten ſich von den Geſchäften zerſtreu'n,
Und beſonders ſich an der Ausſicht erfreu'n.
Ich hatte mich in den Thurm verkrochen,
Und hörte haarklein, was ſie geſprochen:

„Wie herrlich!“ ſeufzte das Fräulein, „ach!
Wie lieblich die Hütte! von Stroh das Dach!
Dort wohnet die Liebe, die Freude, das Glück!“
Hier lächelte ſie mit holdem Blick
Zum Freund, der nahe bei ihr ſtand,
Und drückt ihm unvermerkt die Hand —
„Wie fröhlich rieſelt die Quelle,
So ſilberhelle,
Und Philomele ſingt ſo ſchön.“ —

„Ich möchte vor Hitze faſt vergeh'n,“
Sprach des Miniſters Excellenz,
Und blickte auf ſeine Corpulenz.

„Mühſam hab' ich den Berg erſtiegen,
Und kann nun kein Glas Waſſer kriegen.“

Der Rath, der eben bei ihm ſtand,
Lächelte leiſe und liſpelt gewandt;
„Unterthänigſt aufzuwarten,
Da hab' ich zwei Flaſchen Wein zur Hand
Und ein Spiel franzöſiſcher Karten;
Auch mir iſt Langeweile fatal,
D'rum rechnet' ich auf dieſen Fall.“

„Nein, ſeh'n Sie nur das herrliche Roß
Dort auf der Straße! Übergroß,
Wie's heutzutage Mode iſt,
Ich glaube, daß es zwölf Viertel mißt.
Und ein Schwanz tragen zum Exceß! Auf Ehre
Wenn nur der Reiter beſſer wäre!
Pfui! Wie der Kerl die Sporen ſpart!“
Sagte der Rittmeiſter und ſtrich ſich den Bart.

„Ja, ja, aus Kaiſer Heinrich's Zeiten
Iſt dieſe Burg, 's iſt nicht zu beſtreiten,“
Wurde der Herr Profeſſor laut,
„Wider die Slaven und Ungarn erbaut,
Das werd' ich ſogleich des Breitern erklären,
Sie werden gewiß was Vortreffliches hören“ —
Hier räuſpert' er ſich und ſpuckte aus.

„Gehen wir nicht bald nach Hauſ'?“
Ließ ſich eine Dame gähnend vernehmen,
„Wenn wir zu ſpät zu dem Balle kämen?“ —

„Oh! ſeh'n Sie dort das Ackerſtück,"
Sprach der braune Ökonom,
Und ſchaute mit zufriednem Blick
Über'n Strom.
„Das iſt honett gedungen, fürwahr!
Den Weitzen möcht' ich ſeh'n über's Jahr.
Die beſte Ausſicht auf Erden iſt
Ein Stückchen Feld, befahren mit Miſt."

„Schauen Sie, mein Herr College,
Das herrliche Scandalum da,"
Lachte ſchadenfroh der Advocat,
Und zeigte auf die Straße nach der Stadt.
Hier prügelten ſich zwei Bürger entſetzlich.
„S' iſt wahr, der And're das iſt ergötzlich,
Da gibt es eine Injurienklage,
Das iſt gerade meine Sache;
Gewinnen auch nichts dabei die Partei'n,
Wir müſſen doch bezahlet ſeyn."

Die Geſellſchaft ſchwatzte noch hin und her,
Doch was es war, ich weiß es nicht mehr,
Sie gingen und waren zufrieden fortan,
Die Landparthie war — abgethan.

Mancher kommt und mancher gehet,
Schauet die Ruine an —
Fühlt er wohl, wie ſchnell verſchwindet
Unſers Lebens kurze Bahn?

Mancher kommt und mancher gehet,
Blicket in den Strom hinab —
Weiß er, was die Welle ſuchet?
In dem Meere Tod und Grab.

Mancher kommt und mancher gehet,
Lauſchet Philomelens Sang —
Aber treibt zu guten Werken
Ihn der himmliſch ſüße Klang?

Mancher kommt und mancher gehet,
Schauend in des Thales Grund —
Machet ihm die ſchöne Ausſicht
Seine Häßlichkeit wohl kund?

Egoismus zieht gefällig
Durch die Welt mit freiem Schritt,
D'rum bringt jeder, wo er gehet,
Seine eig'ne Anſicht mit.

G. von Devern.

Des Sängers Gaben.

(Ballade.)

Im Schloſſe blitzte Fackelſchein,
Im Saale wogt der Reigen;
Der Sänger trat beſcheiden ein,
Und Tanz und Hörner ſchweigen.
Er traulich an der Pforte ſtand,
Und rührt die Harf' mit frommer Hand.

Er ſingt von einem ſtillen Glück,
Von Liebesluſt und Leide,
Mit ſeinem Sange ſpricht ſein Blick
Und löſt in ſanfte Freude,
Erweichend eines jeden Bruſt,
Den Taumel auf der wilden Luſt.

Sie ſchau'n ſich traun verwundert an,
Wie ihnen ſüß geſchehen,
Sie fühlen's, ob's ein Gott gethan,
Mit ſtillem Zauberwehen;
Den Becher leerte Sängers Hand,
Griff in die Saiten und verſchwand.

Er wanderte ſchon für und für,
Wo dicht die Wildniß graute,
Und nieder in das Waldrevier
Die ſtolze Veſte ſchaute.
Vom Söller, der in's Blaue ragt,
Die Jungfrau in die Weite klagt:

„Biſt ferne in dem heil'gen Krieg,
Von mir und deinem Stamme!
O wende bald mit Glanz und Sieg,
Zurück die Oriflamme!
Der Sänger feſt am Söller ſtand,
Fällt in das Spiel mit frommer Hand.

„Durch's Leben wogt ein heitrer Strom,
Der alles Seyn verbindet,
Und wehend, ahnend, ſtill und fromm,
Die fernen Wünſche kündet,
Er läßt kein Leben untergeh'n,
Führt uns zu ſchönrem Wiederſeh'n.“

Es ſchweigt die Nacht, der Vollmond ſcheint,
Zur Wehmuth ſchmilzt das Trauern,
Sie ſchaut hinab und dankt und weint,
Und kehrt in Zwingers Mauern,
Der Sänger zieht, die Harfe ſchallt,
Daß Fels und Anger wiederhallt.

Und an der Herberg Pforte trollt
Er ſingend ſich vorüber,
Da rauſcht' und hallt's wie blankes Gold
Und Marktgetös vorüber.
Vergeblich ruft ſein heller Ton,
Der Glanz des Silbers ſpricht ihm Hohn.

Er zieht am offnen Thor vorbei,
Mit wohlgemuthem Sinnen;
„Ihr haſcht nach Gold mit Angſtgeſchrei
Mich treibt ein ſchöner Minnen,
Nicht jeden ſpricht die Gabe an,
Die Sängers Harfe geben kann.“

Dort um ein Grabmal grün und klein,
Schlingt ſich ein junger Ritter,
Preßt an die Bruſt des Liebchens Stein,
Trotz Sturm und Ungewitter,
Und aus der Augen Haus hervor
Zum Himmel weint der Blick empor.

Der Sänger ſchnell die Saiten rührt,
Ihm in das Herz zu bringen:
„Ein Engel war's, der ſie entführt,
Aus dieſem Erdenringen,
Sei nur getroſt: dein Thränenlauf
Zieht duft'ge Blümlein für ſie auf.“

Und tief bewegt vom Saitenſpiel,
Der Jüngling ſich erraffte,
Der durch des Weinens Schmerzgefühl
Die junge Kraft erſchlaffte,
Beut heftig ihm und heiß die Hand,
Der Andre drückt ſie und verſchwand.

Er kehret heim mit Harfenlaut,
Ach nur zu Leid und Jammer!
Ein reicher Graf führt Sängers Braut
Stolz in die Hochzeitkammer.
Er pocht an ihrer Pforte an,
Und luſtig wird ſie aufgethan.

Sieh da! das Fräulein hold und ſchön
In ihres Gatten Arme
Erröthet wie ſie ihn erſehn,
Er bebt vor Schmerz und Harme,
Mit Wehmuthsthränen ſinkt er hin,
Still zitternd, doch mit feſtem Sinn.

„Wo ſich der Sänger zeigt und regt,
„Theilt er viel ſchöne Gaben,
„Doch ſelbſt verläßts ihn, was er trägt,
„In ſtiller Bruſt begraben.
„Er ſpendet reich und königlich,
„Behalten darf er nichts für ſich.“

„Mir lacht der Troſt nicht, den ich oft
„Geſandt in's Kerkergitter,
„Auf dich hatt' ich gebaut, gehofft,
„Jetzt bleibt mir nur die Zither;
„Gleich nicht wie Mädchens Buſen warm,
„Doch treuer hängt ſie mir im Arm."

Tritt an der Pforte leis zurück,
Das Aug' nach ihr gewendet,
In Wehmuth ſchwimmt der klare Blick,
Der Segen oft geſpendet;
Sie ſtreckt nach ihm die ſchöne Hand,
Da lacht er freundlich und verſchwand.

C. A. Schröckinger.

Die Mienensprache.

Liebe ſpricht im Schmerz und Glücke
Durch ein trautes Mienenſpiel;
Auf den Wangen und im Blicke
Strahlt der Seele Glutgefühl.

Den Verſchwiegnen will ich ſchildern,
„Wie zwei Herzen Gottberauſcht,
Ihren Wunſch vertrau'n in Bildern,
Die kein fremdes Ohr erlauſcht.

Denn die Liebe ſei verſchwiegen,
Will ſie ungeſtört beſteh'n;
Nur im Wink, in leiſen Zügen,
Muß ſie die Gedanken ſeh'n.

Wenn der holden Schönen Eine
Schüchtern lächelnd blickt auf mich,
Angeflammt vom Morgenſcheine,
Heißt es: Freund, ich liebe Dich.

Wenn ſie durch der Finger Ritze
Schelmiſch blinzelt, wie verſcheucht;
Dann ſind Amors Myrthenſitze
Bald durch Huldigung erreicht.

Und ein Druck der Hand im Stillen
Sagt, was keine Sprache kann.
Mein iſt ſie aus freiem Willen,
Und mich faßt ein ſüßer Wahn.

Lächelt mein erwähltes Liebchen,
Wenn ich komme, froh erſtaunt,
Rundet ſich ihr Wangengrübchen,
Weiß ich, daß ſie gut gelaunt.

Schlägt ſie trüb das Auge nieder,
Hab' ich ſchuldlos ſie gekränkt,
Und ich ſing' ihr heitre Lieder,
Bis ſie neue Huld mir ſchenkt.

Ruht die Hand, die zarte, offen
An des Buſens Wellenrand;
Darf ich jubeln, darf ich hoffen,
Weil mein Herz Erhörung fand.

Wird mir im geſell'gen Kreiſe
Kalt ein reifes Wort verneint,
Und ſie rückt das Stirnband leiſe,
Meint ſie: ſei beſcheiden, Freund.

Seh' ich Hand auf Hand ſie legen,
Heißt es: Freund, ich ſchweige ſtill,
Sprechen darf ich nicht dagegen,
Darf nicht walten, wie ich will.

Spitzt ſie ſo das Purpurmündchen,
Wie die Roſenknosp' erſcheint,
Denkt ſie an ein Schäferſtündchen,
Und ein Kuß iſt mir vermeint.

Ruht die Stirn voll Nebelſchatten
Bang im Lilienkelch der Hand;
Soll, wo Reu' und Gram ſich gatten,
Schonung ſeyn der Liebe Pfand.

Wenn zu Gott die Blicke ſchauen,
Dann iſt wahr, was ſie erzählt,
Und ich will dem Worte trauen,
Zweifle auch die ganze Welt.

Streift die Hand vorbei am Munde,
Fleht ſie um Verſchwiegenheit,
Und ein Tactſchlag gibt die Kunde:
Sei beſonnen dieſer Zeit.

Kehrt zur Rechten ſie die Blicke,
Sagt ſie: Ja; zur Linken: Nein.
Schaut ihr Veilchenaug' zurücke,
Läßt ſie's unentſchieden ſeyn.

Spielt ſie mit dem goldnen Ringe,
Wünſcht ſie wohl bei frohem Muth,
Daß ich zärtlich ſie umſchlinge,
Weil ſie mir vom Herzen gut.

Und kredenzt, als ſüßes Zeichen,
Sie ihn hold auf weißer Hand;
Soll ihm unſ're Liebe gleichen,
Als ein endlos heit'res Band.

Neck' ich ſie, um ſchlimm zu ſcheinen,
Meint ſie, wenn ſie lächelnd droht:
Ich muß deinen Scherz verneinen,
Weil's die Sitte mir geboth.

Selbſt das Plätzchen und die Stunde
Weiſ't ſie klug und deutlich an,
Wo und wann zum trauten Bunde
Ich ſie wieder finden kann.

Iſt's im Freien, nennt für Alle
Sie den Ort und ſchildert ihn,
Schwatzt, als ob er ihr gefalle,
Weil er gelb iſt oder grün.

Iſt's im fernen ſichern Hauſe,
Sagt ſie ſcherzend: zwölf Mal neun
Veilchen blüh'n am Doppelſtrauße,
Wie viel Blumen mögen's ſeyn?

Während Gecken ſich bemühen,
Weiß ich Stieg' und Nummer ſchon,
Wo aus Morgenphantaſieen
Liebe baut den goldnen Thron.

Wenn drei Finger ſich verbinden,
Iſt's am dritten Wochentag;
Leiſe Daumenſchnalzer künden
Der Beſtimmung Glockenſchlag.

Mag den Wunſch die Rechte nennen,
Heißt es: Finde früh Dich ein.
Mag die Linke ihn bekennen,
Heißt es: Abends harr' ich Dein.

Lüftet ſie den Buſenſchleier,
Legt geſchloſſen Arm an Arm;
Denkt ſie: Dich, du Vielgetreuer,
Koſ' und herz' ich liebewarm.

Fährt die Hand zu goldnen Maſſen,
Streicht das glatte, ſchöne Haar;
Fleht ſie: Willſt du mich verlaſſen?
Bleibe, Liebſter, immerdar.

Doch die Andre ſagt beſcheiden,
Seh' ich ſie die Locken dreh'n:
Lebe wohl, wir müſſen ſcheiden,
Bis auf frohes Wiederſeh'n.

Wenn ſich dann zwei Finger einen,
Mahnt ſie zart zum Federſtrich:
Laß ein Briefchen bald erſcheinen,
Holder Sänger, denk an mich!

Und ſo gibt ſie ihren Willen
Mir durch Blick und Winke kund.
Dem Verrath und Neid verhüllen
Dunkle Schleier unſern Bund.

Und auch ich geſteh' ihr offen
All' mein Denken, mein Gefühl,
Schildre meinen Wunſch, mein Hoffen,
Durch ein gleiches Mienenſpiel.

Soll die Liebe Roſen tragen,
Und ein dauernd Glück verleih'n,
Muß ſie ſchweigen, dulden, wagen,
Und vom Argwohn ferne ſeyn;

Denn ſie muß Vertrauen hegen,
Schlägt harmoniſch Herz an Herz,
Und die Blume zärtlich pflegen
Im Entzücken wie im Schmerz.

Nur in klaren Quellen ſpiegelt
Sich des Himmels Sternenkleid;
Und was treue Liebe ſiegelt,
Trotzt den Stürmen aller Zeit.

Zartgefühl und Schonung weben
Feſter noch ihr ſüßes Band,
Das im ernſten, kalten Leben
Heiter knüpfet Hand an Hand.

Anton Kaſper.

Nüſſe

zum

Aufknacken für ſchöne Zähne.

1.

Geſpräch zweier Gatten.

Ein Palyndrom.

Mann.
Du tändelſt all zu viel mit dieſem Kind,
Die Andern ſetzeſt du dadurch zurück!
Frau.
Ich will's geſteh'n, faſt bin ich blind
Für ſeine Fehler, doch ein Blick
Auf dieſes holden Mädchens Namen
Zeigt dir, woher die Schwächen kamen.
Mann.
Auf ſeinen Namen nur ein Blick?
Frau.
Ja lieber Mann! Lies ihn zurück,
Da wirſt du deutlich es wohl leſen,
Was ich dem Kind, den andern nicht geweſen! —

F. W. J—s.

2.

Homonym.

Der Soldat.

Herrlich hält der Schritt den Tact,
Tritt im Tempo weiter,
Wenn klingend an der Front' es ſchlagt
Und ſpielet gar ſo heiter.

Der Liebende.

Wonniglich umſchlinget mich
Süß das Wort im Leben,
Möchte nimmer ſicherlich,
Frei davon mich geben! —

Der Verbrecher.

Schrecklich drückt die ſchwere Laſt,
Bringt mir Schmach und Schmerzen.
Doch noch grauenvoller faſt
Drückt die Schuld im Herzen.

J. W. J—t.

3.

Die Reiſenden.

Eine zweiſylbige Charade.

Ein Reicher war's im ſchönen Wagen
Und ein Student, der arm und ſchlicht,
Sein Ränzchen mußt' am Rücken tragen,
Die ſich daſſelbe Ziel geſteckt,
Und es zugleich zurückgelegt.
Im Gaſthof traten ſie ſelbander,
Und heiſchten Unterkunft vom Wirth,
Sie grüßten freundlich ſich einander,
Dem Reichen legt' die Erſt' man bei,
Dem Studius nur karge Streu.

Ihr müßt, ſo ſprach der Wirth zu dieſen,
Euch mit dem Stroh begnügen ſchon,
Denn Eure Zweit' hat mir's bewieſen,
Ihr ſeid wohl nur ein armer Wicht,
Dem es am gold'nen Werth gebricht! —
Du Ärmſter! fiel der Reiche gnädig
Dem barſchen Wirthe in das Wort;
In meinem Ganzen iſt vorräthig
Was dir die Erſte ſchnell erſetzt
Und deine müden Füße letz't. —

J. W. J—t.

4

Die uneinigen Kinder.

Dreiſylbige Charade.

Adolph.

Wollt' Ihr ſpielen, ſo folget nur mir,
Wir eilen zur Erſten behende,
Dort tauchen dieſe Ruthen wir,
Und beſpritzen Kleider und Wände
Der Nachbarn und wer gerade dort geht,
Indeß verborgen im Buſch man ſteht.

Moritz.

Pfui! das iſt garſtig, mir folget trau'n!
Ich lehr' an der Erſten Euch Brücken bau'n,
Von Erde, von Lehm und Steinen;
Das ärgert der Nachbarn Keinen,
Und wir ſpielen in Ruhe wie ſich's gebührt,
Ohn' daß man Klage wider uns führt! —

Fritz.

Das Alles iſt nur albern Zeug!
Ich weiß was Klügers zu nennen;
Ein jeder auf Zwei und Dreie ſteig',
Da ſoll man uns nicht erkennen.
Wenn wir mit Tüchern behängen den Leib,
Dann gleichen wir Rieſen an Größe,
Das nenne ich luſtigen Zeitvertreib,
Da gibt man ſich keine Blöße!

Guſtav.
Ich wieder, ich meine wir gehen zu Ein's
Und fangen das Ganze in Netzen;
Ei nun! und fangen wir davon kein's,
So brauchen wir's auch nicht zu ätzen;
Nur macht, daß zum Spielen es endlich kommt,
Denn das Streiten wahrlich zu gar nichts frommt!

J. W. Z—i.

5.

Logogryph.

Auf einem Stamm', an Feldes Rain,
Saß trauernd Nachbars Knabe,
Unweit von ihm auf einem Stein
Da krächzte dumpf ein Rabe.
Was trauerſt du mein armes Kind,
Was zeiht des Vogels Kreiſchen!
O ſag' dein Leid mir, ſag's geſchwind,
Mir will's das Herz zerfleiſchen! —

Das Feld an dem ich traure hier,
Das Ganze iſt's nun worden,
Der Vater ſtarb vor Kurzem mir,
Ihn that ein Zufall morden!

Welch' Zufall? nenn' ihn armes Kind! —
Dem Ganzen nehmt ein Zeichen!
Dann habt den Mörder Ihr geſchwind,
Deß Fluthen Henkern gleichen.
Drum krächzt der Rabe gar ſo dumpf,
Drum ſeufz' ich hier am Raine,
Trennt noch ein Zeichen von dem Rumpf!
Sonſt hab' der Wort' ich keine!

J. W. Z—l.

6.

Homonym.

Der Vater ſaß am Pult und ſchrieb,
Der Sohn, ihm dictirend, zur Seite.
Sag' an, wo geſtern ich verblieb,
Ich bin mit mir ſelber im Streite,
Ob bei dem Mond Jänner,
Ob bei dem Mond Mai! —
Bei'm Conto Franz Renner;
Und Adalbert Frei;
Das Datum, wie könnt' ich
Wohl je es vergeſſen? —
Mein Name gar trefflich,
Läßt Euch es ermeſſen.

J. W. Z—l.

7.

Räthſelkranz.

Von Heinrich Adami.

I. Sylbenräthſel.

Was trauerſt du, mein Vöglein,
Daß dieſer Käfig umſchließt,
Daß du nicht wie die erſte
Der beiden Sylben biſt?

Du ſollteſt darob dich freuen;
Wär's ſo, ſo hätt' dich vielleicht
Die zweite der böſen Sylben
Schon rachebrütend erreicht.

Nun ſitzeſt du in dem Käfig
In harmlos ſtiller Ruh'
Und hörſt dem Lied aus dem Ganzen,
Das ich dir ſinge, zu.

II Buchſtabenräthſel.

Ich war vor langen Zeiten
Ein großer ſpaniſcher Held,
Doch ewig lebt mein Name
Noch im Gedächtniß der Welt.

Und gibſt du zum erſten Buchſtab
Nur einen kleinen Strich,
Werd' ich zur heiligen Handlung,
Erhaben und feierlich.

Und ohne den letzten Buchſtab
Bin ich ein kleines Ding,
Aus dem, nach der Sage der Alten,
Die Welt ihren Urſprung empfing.

III. Homonym-Charade.

Erſte Sylbe.

Bald ſiehſt du mich am Himmel,
Gar trüb und nur bei Nacht:
Bald zeig' ich dir auf Erden
Des reichſten Glanzes Pracht.

Zweite Sylbe.

Bald bin ich tief verborgen
In treuer Erde Grund:
Bald drückſt mich in die Arme
Und küſſeſt meinen Mund.

Dritte und vierte Sylbe.

Bald ſpiel' ich in Concerten
Ein kühnes Soloſtück:
Bald ſinde ich im Handwerk
Des Lebens reines Glück.

Das Ganze.

Ich Ganzes bin dem Erſten
Als Diener unterthan,
Das Zweite dort zu wahren
Das geht mich einzig an.

IV. Sylbenräthſel.

Ich Erſte bin ein holdes Wort
Und üb'rall wohl gelitten;
Es würde, ſpräche Jeder mich,
Nicht halb ſo viel geſtritten.

Und wie berühmt ich Zweite war,
Kannſt du in Büchern leſen,
Ich bin ein renommirter Gott
Vor alter Zeit geweſen

Ich Ganzes bin in Aſien
Ein's von den ſchönen Reichen
Und in der Welt gar wohl bekannt
Ob Sitten und Gebräuchen.

V. Buchſtabenräthſel

Ich trag' um meine Lenden
Ein nebelgraues Kleid
Und habe einſt gelebet
In nord'ſcher Fabelzeit.

Und gibſt du eine Letter
Aus meinem Leib heraus,
So ſind des Berges Schachten
Mein ſtilles Vaterhaus.

Doch haſt du dann behende
Den Kopf genommen mir,
Steht ein Romanendichter
Im Augenblick vor dir.

Und wer mir meine Letzte
Geſchickt zu rauben weiß,
Macht mich zum Mitteldinge,
Nicht kalt und auch nicht heiß.

Hab' ich 'nen weitern Diebſtahl
Mit meinem Kopf bezahlt,
So wandl' ich mich am Ende
In einen kleinen Wald.

VI. Sylbenräthſel.

Wie böſ' ich erſte Sylbe bin,
Hat mancher ſchon erfahren,
Und grade wer am höchſten ſteht,
Der mag vor mir ſich wahren.

Ich Zweite bin das Gegentheil
Und nütz' dir allerwegen,
Ich dien' dir wie im Sonnenſchein
So auch im ſtärkſten Regen.

Ich Ganzes ſchweb' in hoher Luft
Und gaukle hin und wieder; —
Ein Schnitt und ich bring' wohl verwahrt
Den kühnen Waghals nieder.

VII. Scherz-Charade.

Dreiſylbig.

Das Weibchen, ſo ich habe,
Es nennet ſich 2, 3,
Und iſt, wie alle Weibchen,
Von Fehlern gar nicht frei.

Beſonders iſt da Einer,
Der gilt aber auch für viel,
Der iſt: daß ſie bei Allem
Nur Recht ſtets haben will.

Jüngſt that ſie gar ſo freundlich
Und ſchmeichelte recht ſüß:
Es ſchmeicheln umſonſt nicht die Weiber,
Das iſt wie die Wahrheit gewiß.

Und ehe ich mich geſammelt,
Da war es ſchon heraus:
Sie hätte für's Leben gerne
'Nen echten Shawl im Haus.

Ich war darüber betroffen,
So daß ich ſtille ſchwieg:
Sie aber ſprach ſchon lächelnd
Ob dem ſo leichten Sieg:

Fein's Männchen! nenn' mir das Ganze,
Die Stadt im türkiſchen Reich,
Oder ſag' mir auch nur die Erſte, —
Das gilt mir alles gleich.“

Die Männer lieben das Schmeicheln
Und ſei der Preis auch ein Shawl;
Ich lächelte, ſagte das Ganze,
Wie mir's ihr Liebreiz befahl.

VIII. Sylbenräthſel.

Ein Mädel jung und lieblich,
Das war mein Zweites lang,
Bis daß ſie zur Erſten zu machen
Es endlich mir gelang.

Ihr freundliches Gemüthe,
Das iſt ihr Ganzes fürwahr,
Sie bleibt, wenn auch nicht mein Erſtes,
Mein Zweites immerdar.

IX. Sylbenräthſel.

Erſte und zweite Sylbe.

Ne gute Regel bleibt es ſtets,
In Ehren uns zu halten,
Und dieſe gute Sitte mag
Nie mit der Zeit veralten.

Dritte und vierte Sylbe.

Es iſt 'ne ſchöne große Kunſt,
Wenn Ein's vermag zu ſchweigen! —
Und dieſe iſt, wie man oft hört,
Gerade uns nicht eigen.

Fünfte und ſechste Sylbe.

Wenn wir das Regiment im Jahr
Mit heißer Strenge führen,
So ſiehſt du Pelz und Mantel ſich
Im Kaſten ennuyiren.

Das Ganze.

Ich bin ſo fein, daß du mich kaum
Kannſt ſeh'n mit freien Augen
Und könnt' zur Brücke nicht ein Mal
Für eine Fliege taugen.

X. Buchſtabenräthſel.

Es ſinnen und trachten die Menſchen
Auf dieſer Welt gar viel, —
Und ich bin für all' das Streben
Das heißerſehnte Ziel.

Und nimmſt du ganz bedächtig
Zwei kleine Puncte von mir,
So zeigt ſich auf der Stelle
Ein großer Tondichter dir.

8.

Charade.

Dreiſylbig.

Der Morgen.

Die erſte Sylbe winkt mit holdem Lächeln,
Begrüßt mein kindlich Angeſicht die Flur,
Sanft liſpelnd, huldigt leiſer Lüfte Fächeln,
Des ſchönen Wörtchens heit'rer Götterſpur.

In Wonne kommt die Freundliche gezogen,
Mit friſcherglühtem ſüßem Jugendſchein,
Sie ſchwebt als Glorie am Himmelsbogen
Und äugelt blitzend in den Eichenhain.

Der Abend.

Des Friedens Kühlung träufelt auf die Auen,
Und Floras Kinder blicken froh empor,
Schon läßt die Sylbe lieblicher ſich ſchauen
Auf's neu verhüllt in Schmelz und Purpurflor.

Und leuchtend blinkt ihr ſanfter Feenſchimmer,
Dort, wo von zarter Wolken Duft umweht,
Der Liebesſtern im klaren Silberflimmer,
Als weißes Schäflein unter Blumen geht.

Die Nacht.

Im Himmelsraum, von Engelshand gewunden,
Erbleichten ſchon die bunten Kränze all',
Doch tröſtend bringt das Wort, im Lauf der Stunden,
Die bleiche Luna euren Erdenball.

Von ihrem Scheitel fließt die Sylbe nieder,
So wie ein Schleier küßt der Locken Gold,
Bis euch Aurora hehr und freundlich wieder
Das Wörtchen ſpendet, hell und liebehold.

Die Parze.

Zwei and're Sylben gab mit ernſten Blicken
Mir Kronion in die gewalt'ge Hand,
Hindeutend nach des Orcus finſt'ren Brücken,
Entfeſſeln ſie des Fittigs irdiſch Band.

Nie rühret mich der Bitte flehend Koſen,
Lacht noch ſo friſch des Lebens heit'res Grün,
Blüh'n noch ſo ſchön der jungen Liebe Roſen,
Das Pärchen zuckt, — und Pſyche flieht dahin.

Der Schneider.

Ei, dummer Schnack, was faſelt ihr?
Mein eigen ſind die zwei,
Ich trage ſie im blanken Schild,
Als Wappen froh und frei.

Es birgt nicht Zwirn, noch Fingerhut
So hohe Zaubermacht,
Dem Pärchen nur entſpringt die Form,
Und jeder Zierde Pracht.

Stets führe ſiegreich meine Hand
Das liebe kleine Wort,
Bis mir der alte Senſenmann
Entreißt den theuren Hort.

Das Ganze.

Erliſcht des Tages goldne Sonnenquelle,
Deckt tiefes Dunkel ſchaurig Wald und Flur,
Dann flammt die erſte wohl an heim'ſcher Stelle,
So wie ein Sternlein funkelt im Azur,
Doch ich allein belebe ihre Helle,
Verdunkelt dämmernd ſich der Sylbe Spur,
Ich kann ihr mächtig neuen Glanz erringen,
Und auch den Tod als ernſtes Fatum bringen.

Emmy

Kern der Nüsse.

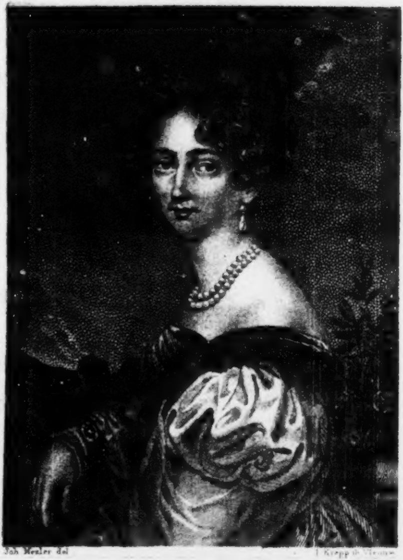
1. Emma — Amme.
2. Bande.
3. Bettſack.
4. Bachſtelzen.
5. Brach — Bach — Ach.
6. Auguſt.

7.

Räthselkranz.

I. Freiſchütz.
II. Eid — Eld — Ei.
III. Hofſchatzmeiſter.
IV. Japan.
V. Alraun — Alaun — Laun — Lau — Au.
VI. Fallſchirm.
VII. Janina — Ja — Nina.
VIII. Brautſchatz.
IX. Alterweiberſommer.
X. Glück — Gluck.

8. Lichtſcheere.



Joh Mezler del
J. Kepp sc. Viennae

[illegible]

Friderica Dorothea
Erzherzoginn von Oesterreich

HULDIGUNG
den
FRAUEN

EIN TASCHENBUCH
für das Jahr 1833.

Herausgegeben
von
J. F. CASTELLI.

Eilfter Jahrgang.

Mit sechs Kupfern.

WIEN
bey Fr. Tendler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Yf [illegible]
18[illegible]

Ihrer Majestät

der

Kaiserinn Königinn

Caroline Auguste

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom Verleger.

Inhalt.

Seite

An die Frauen (Sonett). Von Eduard **Anſchütz** . 1

I.

Proſa.

Beck (Louiſe) Die Perle des Orients . . . 267
Kruſe (L.) Frau und Magd. Novelle . . . 3
Kuffner (Chr.) Die Rache des Dämons. Romantiſche Erzählung 107
Noris (C.) Schwärmerei und Treue. Novelle 274
Schumacher (And.) Rob Roys Höhle . . . 156

II.

Gedichte.

Anſchütz (Eduard) Das verlorne Kind. Ballade . 63
Bauernfeld:
  Die Mutter, die ihr Kind einſchläfert . . . 138
  Das Blümchen am Fahrwege 139
  Die Lieder 140
  Der Dichter und die Welt. (Im Jahre 1823) —
Braun von Braunthal:
  Was iſt unmöglich. Eine Wette 218
  Die Werkſtätte der Seele 220
Deuern (G. v.) Genuß des Augenblicks 223
Frank (Guſt. Ritt. v.). Enttäuſchung 99
Halirſch (Ludwig) Verona illustrata 218
Hammer (J. v.). Der Mittag nach öſtlichen Dichtern 148

Seite

Hell (Th.). Das vernachläſſigte Kind 227
Hermann (Franz v. **Hermannsthal**). Die Wildalpen 233
Kahlert (Auguſt). Die Bedeutung des Wörtchens: „na!“ Humoriſtiſches Declamationsgedicht . . 229
Kasper (Anton) Amor's Geſetzbuch 97
Lavagna (Mathilde von). Sehnſucht 145
Löwe (L.) Hieronimus Cardanus 268
Marſano (Wilhelm) Zu Dir 273
Mayrhofer (J.) An den Frühling 98
Mühler (Carl). Angebinde 226
Neuffer. An Emma 224
Raupach. Lieder 153
Rohr (von **Rohrau**). Tänzers Gelübde . . . 236
Schlechta (Baron) Dichterfrühling 221
Schober (Franz v.) Titan 267
Seidl (Johann Gabriel):
  Braut und Witwe 136
  Mein Ball 105
Suſan (Friederike, geb. **Salzer**). Weltbetrachtung 232
Treitſchke (Friedrich). Frühlingslieder 125
Tſchabuſchnigg (Ritter von.) Fragen an Sie . 335
Vogl (N.) Die Friedhofsſchenke 100
Zedlitz (Chr. Freih. v.). Der ſchwarze Mönch . 273
Ritter Ponce 146

III.

Charaden, Homonymen, Logogryphen, Räthſeln von **Adami**, **Jaggi** . . . . 329—346

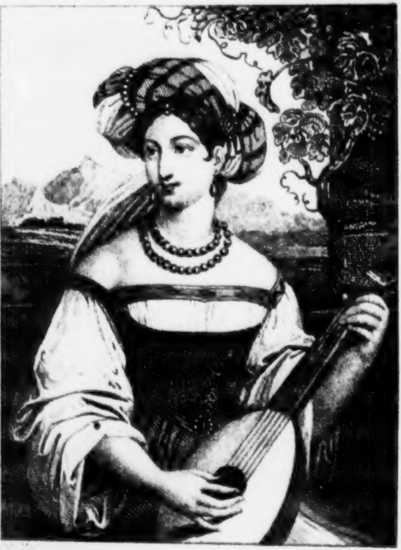
Kupfer-Erklärung.

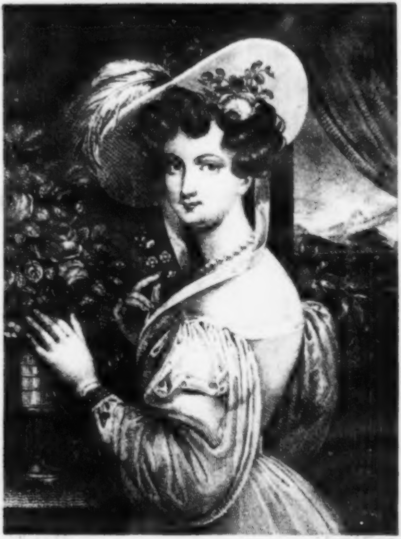
I.

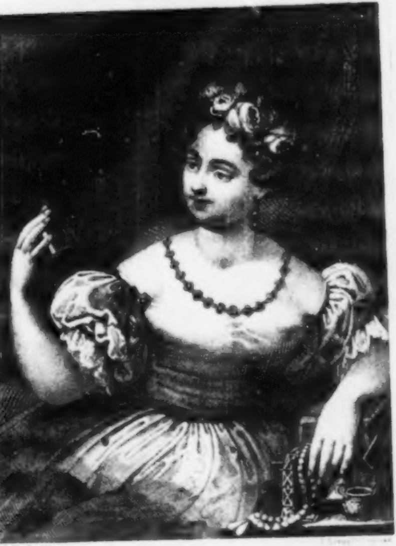
Titelkupfer:

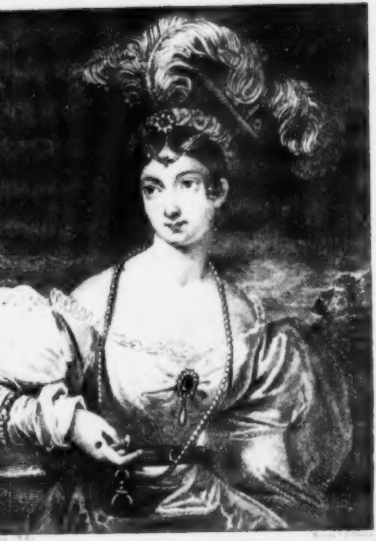
Porträt Ihrer k. k. Hoheit der Durchlauchtigſten Frau Sophie Friederica Dorothea, kaiſerlichen Prinzeſſinn und Erzherzoginn von Öſterreich, gebornen königlichen Prinzeſſinn von Baiern.

II. Zoraide, aus dem Mährchen: Die Perle des Orients.
III. Claudine, aus der Novelle: Schwärmerei und Treue.
IV. Miß Sara, aus der Novelle: Rob Roy's Höhle.
V. Selene.
VI. Frau von Strahlenhelm, aus der Erzählung: Frau und Magd.









Lju

ldigung den Frauen.

An die Frauen.

Sonett.

Im Schneegewande tobt des Winters Grauen,
Den Blumenſchmuck verhüllt ſein Trauerflor;
Da tritt der Lenz mit frohem Gruß hervor:
Die Knoſpe ſchwillt und heiter blüh'n die Auen.

So ruft die Nähe zartgeſinnter Frauen
Der Dichtung Keim in Sängers Bruſt empor;
Die ihre Glut im Weltgewühl verlor,
Fühlt neu erwärmt, die Eiſes-Rinde thauen.

Ob ſtreng und ſcharf die Lebensſtürme wehen,
Von Euch, Ihr Holden, ſorglich fromm bewacht,
Wird hoch und herrlich ſtets die Kunſt beſtehen.

Das Schöne ja entzündet ſich am Schönen,
Und wo es flammt in heller Reize Pracht,
Iſt's Euer Werk, ihr irdiſchen Kamönen.

Eduard Anſchütz.

Frau und Magd.

Novelle von L. Kruſe.

In einer der langen und engen Straßen in H—, die den Namen Gang tragen, ſtand einſt in dem Zwielichte eines regnigen Herbſtnachmittages, vor einem alten baufälligen Hauſe ein junges Frauenzimmer, deſſen Blicke mit vieler Anſtrengung auf der halbverwiſchten Hausnummer ruhten. Sie trug eine Art Reiſe-Anzug, der eben anzeigte, daß ſie nicht zum Bauernſtande gehörte, und wiewohl nicht ſehr kleidend, doch eine ſchlanke Geſtalt verrieth. Der Kopf war durch eine ſchwarze Nebelkappe geſchützt, aus welcher ein zwar etwas blaßes, jedoch ſo jugendlich-friſches Antlitz, ſo milde Augen, ſo feine und edle Züge hervorblickten, daß ſie bei Jedem, der ſie in dieſem Labyrinthe ſich verlieren geſehen hätte, einen Seufzer der Liebe, oder gewiß des Mitleids erregt haben würde. Die rechte Nummer ſchien ſie gefunden zu haben, allein drei enge Eingänge dicht neben einander machten ſie zweifelhaft. Während ſie dieſe ungewiß betrachtete, trat aus einem derſelben ein ziemlich ſchmutziges Kind. „Wohnt hier“ fragte das Mädchen ſchüchtern „die Frau Hirſchinn?“

„Auf dem Saale“ erwiederte das Kind, auf den mittleren Eingang deutend, der keine Thüre hatte, ſondern dem Blicke eine enge, ſteile, gerade hinauflaufende Treppe zeigte; „Nur eine Stiege hinauf, rechter Hand.“

Das Mädchen eilte ſchnell hinauf, und klopfte, plötzlich wieder ſchüchtern, an die angezeigte Thüre. Eine heiſere Stimme rief: „Herein!“ — Sie öffnete langſam, trat in eine beinahe ganz dunkle unheimliche Stube, in der ſie zwar etwas ärmliches Hausgeräth, aber kein lebendiges Weſen erblickte, und blieb verlegen ſtehen, bis dieſelbe Stimme aus einer halb offnen Thüre, die in eine kleine anſtoßende Kammer führte mit greller Anſtrengung erklang: „Nur immer näher! wer iſt da?“

Das Mädchen trat mit hochklopfendem Herzen zögernd ein Paar Schritte näher, und als ſie nun eine Frauenhaube aus einem Bette, das der übrigen Umgebung entſprach, hervorgucken ſah, rief ſie: „Gott! bin ich nicht unrecht gegangen? Biſt du es, Schweſter Marthe?“

„Schweſter?“ wiederholte die Frau im Bette „Du biſt wohl gar? — Ei Mariannchen! wo kommſt du her?“ „So biſt du es doch wirklich?“ verſetzte das Mädchen, freudig zu ihr hineilend „aber wie muß ich dich finden? krank, allein, verlaſſen wie es ſcheint — nun ſo bin ich ja doch zu einer guten Stunde gekommen, obgleich — O! mein Gott! Es iſt ja ſchon Nacht hier, Schweſter! Laß mich ſogleich Licht anſtecken, damit ich auf einmal Alles vor Augen habe, deine lieben Züge, deine ganze Lage, und — ich fürchte es faſt — deine Armuth!“

„Nun ja! auf Roſen bin ich eben nicht gebettet,“ war die Antwort; „doch das wird ſich finden. Stecke denn Licht an, denn die Nachbarinn wird wohl noch etwas ausbleiben: dort am Fenſter ſteht das Feuerzeug; es wird auch ein

Stümpfchen Licht dabei ſeyn; aber erſchrick nicht, wenn du es hier ein Bischen aufgeräumt findeſt, denn in meiner Lage muß man ſich helfen, wie man kann."

Marianne hatte indeſſen Feuer geſchlagen, das Lich angezündet, und auf den dabei liegenden Lichtknecht geſteckt Sie betrachtete ängſtlich, den Leuchter emporhaltend, di nackten Wände des Zimmers, erſeufzte tief, fuhr abe höchſt betroffen zurück, als ihr Blick auf eine niedrig Wiege ſiel, die dicht am Bette ſtand. „Wie Marthe!" ri ſie beſtürzt; „du biſt Mutter, und liegſt in den Wochen.

„Nun!" ſagte die Frau verdrießlich, „was iſt da ſi zu wundern? Ich bin ja noch bei weitem nicht über d Jahre hinaus." —

„Biſt du denn nicht Witwe?" — fuhr die Schweſt fort; „Schriebſt du nicht vor anderthalb Jahren, daß de Mann mit dem Schiffe untergegangen ſey? oder war d Gerücht falſch? Lebt er noch?"

„Er lebt noch," verſetzte die Frau. „Ja freilich — aber hat ſich wieder von mir getrennt, und iſt zur See gegangen

Marianne hatte indeſſen das ſchlafende Kind betracht „Arme Schweſter!" ſagte ſie, „du mußt ſchon lange dan der liegen, denn neugeboren iſt das Kind nicht, gewiß a bis zehn Wochen alt, wenn nicht mehr. Iſt's ein Mi chen oder ein Knabe?" fuhr ſie liebkoſend fort.

„Ein Mädchen."

„Und getauft?"

„Alberne Frage! wir ſind ja keine Heiden!"

„Ich meine wie ſie heißt!"

„Wie ſie heißt: Ih nun — A — A — Agalchen; ich ka den Namen nicht recht ausſprechen."

„Wie! den Namen des eig'nen Kindes nicht? Ich kenne freilich keinen ähnlichen! wie iſt das arme Püppchen zu dem verkehrten Namen gekommen?"

„Mein Mann hat es ſo angeordnet;" erwiderte die Frau etwas verlegen. „Der Name ſollte ihn wohl an den Galgen erinnern, damit er ſich um ſo beſſer davor hüten könnte. Aber laß mich nun auch hören, wie es dir ergangen iſt, und wie du herkömmſt?"

„Der Vater iſt ja todt!"

„Ach Gott — ja! du haſt es mir geſchrieben und ich dir wieder, und dabei, wegen der Erbſchaft meine Adreſſe beigelegt; ohne die hätteſt du mich wohl kaum aufgefunden. Allein ſo viel wird doch wohl kaum ein armer Küſter nachgelaſſen haben, daß du deßhalb deine ſchöne Stelle aufgeben durfteſt. Du warſt ja — Gouvernante oder Geſellſchafterinn, was weiß ich, des jungen Fräuleins auf dem Edelhofe. Iſt das ſchon vorbei?" —

„Vorbei!" wiederholte Marianne mit einem Seufzer: „doch davon ein andermal."

„Hm!" ſagte die Kranke eifrig: „ahnte es mir doch gleich, als ich davon hörte, daß du ſo hoch hinauf dachteſt — die ſelige Stiefmutter hat nicht gut daran gethan, dir Grillen in den Kopf zu ſetzen."

„Ach Schweſter!" unterbrach ſie das Mädchen, „ich dachte ja an Nichts; ich war ja faſt noch ein Kind, als die gnädige Frau, die meine Pathe war, bei dem Tode meiner Mutter, von ſelbſt mich in ihr Haus führte, weil ſie meinte, daß ich durch das, was mich unſre gute Mutter gelehrt, dem jungen Fräulein nützlich ſeyn könnte. Sie ließen mich auch Alle dort."

„Und haben dir doch den Laufpaß gegeben?“

„Ich habe mich von ihnen losgeſagt;“ verſetzte Marianne mit niedergeſchlagenen Augen. „Der Vater wurde immer kränklicher und bedurfte meiner Pflege.“

„Aber nun da er todt iſt und keine mehr braucht, warum kehrteſt du dann nicht zurück? oder ſollte er wirklich,“ fragte ſie ſich heftig im Bette erhebend, „Vermögen hinterlaſſen haben?“

Marianne ſchüttelte den Kopf. „Ich habe ihn von meinem wenigen Erſparten beerdigen laſſen; und da nun die Obrigkeit fand, daß ſein Nachlaß nicht viel mehr ausmachen würde, und zugleich aus ſeinen Papieren erſah, daß du dein Mütterliches und weit mehr, als ſein Nachlaß betragen konnte, ſchon längſt erhalten hatteſt, ſo ſprachen ſie mir Letzteren zu. Ich machte Alles ſo ſchnell es angehen mochte zu Geld, und da das, was du einmal erhalten, wohl bereits dahin iſt, und meine Liebe zu dir nicht den Maaßſtab braucht, den die Obrigkeit anlegt, ſo entſchloß ich mich, zu dir zu ziehen, und mit dir zu theilen; jedoch —“

„Du biſt eine gute Schweſter, Mariannchen,“ ſagte die Frau, ihr die Hand drückend; „Aber“ fügte ſie ſchnell hinzu: „wie viel beträgt der Nachlaß?“

„Es war wohl gegen die achtzig Thaler. Ach! Gott! ſie ſind ja Alle, und noch mehr verloren gegangen, ich habe nur wenig Thaler noch in der Taſche, und was ich an mir trage, iſt meine ganze Habe.“

„Verloren! den Henker auch! wie! was!“ rief die Kranke. — „Marianne! ich bin nicht leicht hinter das Licht zu führen.“

„Ach! ich war es leider! höre nur! Ein Paar Mei len jenſeits des Fluſſes, an deſſen Ufer wir die Nacht zubringen ſollten, hatte der Kutſcher einer ältlichen Frau geſtattet mit zu fahren, die ſich gegen mich, die ich von der unbequemen und ungewöhnlich langen Fahrt ſehr ermüdet war, ſo gut und dienſtfertig erwies, daß ich ſie recht wohl leiden mochte. Als wir beim Wirthshauſe anhielten, bemächtigte ſie ſich recht ſorglich und geſchäftig meines ziemlich ſchweren Päckchens; trug es hinein, und beſorgte Alles, was zu unſrer Bequemlichkeit nöthig war, ja ſogar ein gemeinſchaftliches Nachtlager. Des Morgens aber, als ich erwachte, war ſie ſchon längſt fort; ſie hatte ein Schiff angetroffen, das den Strom hinunter fuhr, hatte für ſich bezahlt, und mein Bündel mitgenommen. Die Leute, die ſie dieſen hineintragen geſehen, hatten kein Arges daraus gehabt. Der Fuhrmann, der ſich meiner annahm, meinte, daß wir mit dem Wagen eben ſo früh als das Schiff hier ankommen würden, und begab ſich ſogleich bei unſerer Ankunft nach dem Hafen hin. Das Schiff traf ſo eben ein, aber die Frau war gar nicht mitgekommen, der Schiffer wußte von Nichts, und ich werde wohl ſchwerlich mein Bündel wiederſehn." —

„Ganz gewiß nicht meine Gans!" ſagte die Kranke heftig. „Na! das ſollte mir paßirt ſeyn! und darin hatteſt du auch dein Geld? Einfältig biſt du immer geweſen, das iſt wahr! Nun ich will von meinem Verluſt nicht ſprechen, aber was denkſt du nun zu thun?"

Daſſelbe, was ich vorher gethan haben würde, du ſiehſt ja! daß du Dienſtvermietherinn geworden biſt; du mußt demnach viele Bekanntſchaften haben, und obgleich der Erfolg nicht meinem guten Willen entſpricht, wirſt du gewiß dich nicht weniger bemühen, mir irgend einen Dienſt wäre es auch nur als Hausmagd, zu verſchaffen. Du weißt ja, daß ich Alles Erforderliche verſtehe, und gern ausrichte, wenn es nur nicht über meine Kräfte geht!" —

„Hausmagd!" rief Marthe, „und du biſt Damengeſellſchafterinn geweſen."

„Laſſen wir das! das iſt vorbei, mache doch gar keine Erwähnung von meiner Vergangenheit, ich beſitze ja gar nichts mehr, um dieſe zu behaupten."

„Du nimmſt mich Wunder! und ſo gelaſſen erträgſt du einen ſolchen Verluſt?"

„Ich habe größere gemacht," ſagte Marianne ſchmerzlich, und fügte ſchnell hinzu: „unſern Vater!"

„Du haſt Recht," verſetzte die Kranke, „wäre uns doch wenigſtens ſein Nachlaß geblieben; aber glaubſt du denn Schweſter, daß ein guter Dienſt ſo an jedem Baume wächſt. Wovon ſo lange leben? Du haſt Nichts, ich nicht viel mehr, und liege nun vor Anker hier."

„Nun! ein Weniges bleibt mir doch noch, und du brauchſt Pflege; ſo lange müſſen wir uns behelfen. Ich bin geſund und fleißig; verſchaffe du mir nur Gelegenheit, dieſe kleinen Schätze anzulegen."

„An einen Dienſt will ich denken. Hm! wenn du dich nur ſo wie ich in die Welt ſchicken könnteſt. Alles beobachten, und doch nichts ſehen; plaudern können, und doch nichts ausplaudern. Thun, als wüßte man Alles, obgleich man Nichts —" Hier wurde ſie durch ein leiſes aber ſchnelles Klopfen an der Thüre unterbrochen; „Nimm das Licht, und mache auf," raunte Marthe der Schweſter ſchnell und leiſe zu. Merke genau auf meine Worte, und widerſprich nicht, was ich auch ſage."

Marianne eilte aufzumachen. Zwei in große Mäntel und Nebelkappen gehüllte Frauen traten ein. „Immer herein, immer herein, gnädige Herrſchaften!“ rief die Wöchnerinn. „Es iſt nur eine gute Freundinn, die mir empfohlen, und expreß nach H— gekommen iſt, um mich zu pflegen. Keine Seele kennt ſie hier, und auch ſie kennt Niemanden.“

Die Frauen traten näher. Die Ältere maß Mariannen mit einem durchdringenden Blicke, der eben ſo ſtechend und ſcharf, wie das aus der ſchlichten Hülle hervorblickende Auge war. Die Jüngere dagegen warf, ohne ſie einmal zu beachten, leicht und ſchnell Mantel und Kappe ab, und erinnerte bei dem erſten Anblicke Mariannens ſchüchtern zu Boden geſenkten Blick an die feinere Umgebung, der das Verhängniß ſie entriſſen hatte. In allem Glanze reizender Anmuth, welche das einfache, ſchneeweiße Gewand und eine Atmoſphäre von ſanften Wohlgerüchen noch erhöhte, ſtand vor ihr eine junge Frau, die, trotz einer etwas überflüſſigen Fülle, in welcher die erſte Jugendfriſche untergegangen zu ſein ſchien, innerhalb dieſer Wände wie ein Engel erſchien. Was ihren Zügen an regelmäßiger Schönheit abging, erſetzten völlig das milde Feuer des hellblauen Auges, das einnehmende Lächeln des Mundes, der zarte Teint von einer faſt blendenden Weiße, welches zuſammen in einer lichten Glorie von hellgelben, ein wenig ins roth ſpielenden Locken ſich nur noch reizender ausnahm. Mit einem flüchtigen, lächelnden Blicke auf Mariannen, der ſie bedeutete, mit dem Lichte voranzugehen, trat ſie in das Zimmer. — „Wie geht es, gute Frau?“ fragte ſie theilnehmend die Wöchnerinn, und ohne ihre Antwort abzuwarten, zog ſie Mariannen mit dem Lichte zu der Wiege hin, und über dieſe gebeugt fügte ſie hinzu: „was macht meine kleine Aglaja?"

„Danke ſchönſtens, gnädige Frau Gevatterinn!" erwiederte Marthe; „mir herzlich ſchlecht. Ich habe es Ihrer Güte zu verdanken, daß der kleine Wurm nicht verſchmachtet iſt. Die Nachbarinn, die ihm, ſeit ich ſo krank geworden bin, die Bruſt reicht, iſt mir eine theure Amme, und ich würde, die wenigen Augenblicke, in welchen ſie ſich des Kindes annimmt, ausgenommen, ganz verlaſſen ſein, wenn nicht dieſe meine Jugendfreundinn, die nach H— gekommen, um eine Stelle als Gouvernantinn, oder was es auch ſein mag, wenn es nur eine gute Stelle iſt, zu ſuchen, bei mir eingekehret wäre. Ihre Mutter, die in L— ein Erziehungs-Inſtitut hatte, iſt plötzlich geſtorben, und da ſie Nichts als Schulden hinterlaſſen hat, ſo muß nun die Tochter —"

„Ich bin," ſagte Marianne, ſie plötzlich unterbrechend, „eine verlaſſene Waiſe, die Alles, was in einem Hauſe irgend vorfällt, ſo ziemlich verſtehet; ich mache keine Anſprüche, möchte aber am liebſten bei einer einzelnen Dame als Näherinn oder Magd dienen, die Frau Hirſchinn kennt mich, und darf mich gewiß mit gutem Gewiſſen empfehlen."

„Ei Kind," ſagte die junge Dame mit einem eigenen Lächeln, „dann iſt ſie in guten Händen. Was verſteht ſie denn eigentlich?" Nachdem Marianne ihre Fragen befriedigend beantwortet hatte, fügte ſie ſinnend hinzu: „Sie hat alſo gar keine Bekannte hier in H—?"

„Gar keine! ich bin zum erſten Male, und nur ſeit ſehr kurzer Zeit hier."

„Wird ſie auch keine Bekanntſchaften ſuchen?“ fuhr die erſtere mit einem durchdringenden Blicke fort, „das iſt eben der Fluch, der hier auf den Herrſchaften ruht, daß Alles, was innerhalb ihrer vier Wände vorgeht, ausgeſchmückt und mißverſtanden an die ganze Freundſchaft der Mitdienerinnen ausgeplaudert wird, da die Dienerinn doch lieber ſuchen ſollte, eine Freundinn an der Herrſchaft zu gewinnen, und ſich durch ihr Vertrauen, wenn ſie deſſen werth iſt, geehrt fühlen.“

„Ohne Anſprüche auf die Freundſchaft meiner Herrſchaft zu machen,“ gab Marianne zur Antwort, „würde ich es für eine Pflicht gegen mich ſelbſt halten, des Vertrauens derſelben würdig zu ſein.“

„Sie ſpricht gut, Kind!“ bemerkte die junge Frau; — in der That“ —

„Ei nun,“ unterbrach ſie die Wöchnerinn, „ihre Mutter hat ja ein Inſtitut gehabt. Und brav iſt ſie und treu, und wird der guten Meinung der gnädigen Frau gewiß in allen Hinſichten entſprechen, dafür will ich ſtehen. Wenn ſie ein gutes Haus wüßten, wo —“

„Nun! ich will daran denken,“ ſagte dieſe, Mariannen freundlich zunickend, und mit einem flüchtigen Wink an die Begleiterinn, trat ſie der Wöchnerinn näher. Die ältere Frau ſetzte nun Mariannen mit ſo vielen Fragen, ihre Kenntniſſe und Verhältniſſe betreffend, zu, daß dieſe, die um die Schweſter nicht Lügen zu ſtrafen, in immer größere Verlegenheit gerieth, das vertrauliche Flüſtern zwiſchen dieſer und der jüngeren Dame kaum bemerkte. Nach einer ſchnell verſchwundenen halben Stunde begaben die beiden Frauen ſich wieder ſo geheimnißvoll fort, daß ſie nicht ein=

mal Mariannen geſtatteten, ihnen hinunter zu leuchten; und kaum blieb dieſe mit der Schweſter allein, als ſie mit Verwunderung fragte, was ſie bewogen hatte, den Damen ſo viele Unwahrheiten, ſie betreffend, aufzubinden?

„Ei nun!" war die Antwort, „ich habe mir nun einmal vorgeſetzt, ſelbſt ohne Veranlaſſung nur in der höchſten Noth die Wahrheit zu ſagen; die bleibt immer dieſelbe und läßt ſich ſchwer bemänteln; dagegen läßt eine Lüge vom Anfange an ſich ſo drehen und ſtrecken, daß ſie uns immer zu Nutzen kommen kann. Du ſprichſt ja wie ein Buch, das hätte dich gleich verrathen. Iſt es dir denn vielleicht nicht lieber, daß man glaubt, daß du ſo was in einem Inſtitute, als in einem hochadeligen Schloſſe gelernt, aus dem du den Laufpaß genommen, worüber es dir doch ſchwerlich angenehm ſein würde, genauere Rechenſchaft abzulegen?"

Dieſer Grund ſchlug Mariannen, die ſchon im Begriffe war, zu erklären, daß ſie es im Gegenſatze zur Schweſter vorzöge, immer wahr zu ſein. Sie ſeufzte und fragte nur etwas ſchüchtern, wer die beiden Damen ſeien? Sie erhielt zur Antwort, daß Marthe die Ältere nur als eine nöthige Begleiterinn der Jüngeren kannte; daß dieſe ſich ſchon ein Paar Jahre ihrer Dienſte als Vermietherinn bedient, eine Fremde aus Schweden ſei, die ſich Frau von Strahlenhelm nennte, ſich aus einem unglücklichen Verhältniſſe in ihrem Vaterlande hieher gerettet hatte, wo ſie mit wenigen vornehmen auch fremden Familien umging, und durch dieſe zuweilen intereſſante Fremde bei ſich ſähe. „Das ſind ihre eigenen Worte," fügte ſie hinzu; „und da ich nun in Wochen kam, hatte ich die Dreiſtigkeit, ſie zur Pathinn zu bitten. Sie ſagte zu, und gab auch dem Kinde den Namen."

„Sagteſt du nicht, daß dein Mann?“ — unterbrach ſie Marianne.

„Habe ich das geſagt?“ fuhr Marthe ohne verlegen zu werden fort; „Nun, du haſt gehört, daß ich nicht gerne die Wahrheit ſage, und bei dir merke ich nicht ſo genau auf meine Worte. Kurz, ſeit der Zeit, und ſeit ſie meine Noth kennen gelernt, iſt ſie mir ein wahrer Engel geworden. Aber Kind! du mußt dich einheimiſch machen. Was die Nacht betrifft, ſo ſteht ja das alte Sopha im Zimmer dort, und ein Paar Kiſſen kann ich entbehren. Nun müſſen wir für's Abendeſſen ſorgen.“ Sie unterrichtete ſie nun, wie ſie mit Hülfe der ſo eben eintretenden Nachbarinn, die mit dem Kinde beſchäftigt, ſie auf das vorhin geſehene Kind unten im Hauſe wieder verwies, jenes beſorgen konnte, und verwandte, als ſie wieder allein waren, die übrige Zeit bis zum Schlafengehen auf einen Bericht von der eigenen Lage und ihren Verhältniſſen, der ſo abentheuerlich klang, daß Marianne nicht umhin konnte, den früher erwähnten Grundſatz der Schweſter darauf anzuwenden. Nach drei Tagen, in welchen die Wöchnerinn ſo ſehr an Kräften abnahm, daß die Nachbarinn, die öfters des Tages des Kindes halber vorſprach, einen Arzt herbeiſchaffen mußte, mit dem die Kranke ſehr leiſe flüſterte, kehrte des Abends der vorige weibliche Beſuch zurück. Die junge Frau, eben ſo ſchön und zuvorkommend, wie das erſte Mal, zog ſich, als ſie den verſchlimmerten Zuſtand der Kranken erfuhr, beinahe kalt von ihr zurück, und während die ältere Begleiterinn theilnehmend mit ihr ſprach, unterhielt ſie ſich über mehrere Gegenſtände ſehr heiter mit Mariannen, der ſie zuletzt erklärte, daß ſie ihr ſo gut geziele, daß ſie ſie ſelbſt nach Verlauf einer kurzen Zeit, da ihr Mädchen abging, in ihren Dienſt nehmen wollte, jedoch unter der Bedingung, daß ſie ihrer gemeinſamen Bekanntſchaft mit der Frau Hirſchinn, ſo wie, daß ſie ſie bei ihr geſehen, gegen Niemand erwähnen ſollte; und da ſie ſchon das erſte Mal, freilich mit einem kleinen mißtrauiſchen Lächeln, Mariannens Verluſt von der Wöchnerinn erfahren hatte, händigte ſie ihr eine kleine Summe als Vorſchuß oder Geſchenk ein, wenn ſie ſich deſſen würdig bewieſe, damit ſie in der kurzen Zeit, bis ſie ihren Dienſt antrete, für einen dieſem angemeſſenen Anzug ſorgen konnte. Sie gab ihr zugleich ihre Adreſſe. Allein es ſollte anders kommen, als Beide es erwartet hatten; denn ſchon den folgenden Tag, ſei es, daß die Wöchnerinn, die ihrer Schwäche angemeſſene Vorſicht nicht beobachtet, oder dieſe eine andere Krankheit veranlaßt hatte, genug, ſie wurde von Stunde zu Stunde ſchlechter. Marianne vergaß Alles Übrige, um ſie, und das Kind zu pflegen, das aus ſeinen dunkelblauen Augen, die allmälig brauner wurden, ſie mit einem Blick anſah, der ohne daß ſie ſich Rechenſchaft geben konnte, warum, ſie ſonderbar bewegte, und wehmüthige Erinnerungen in ihrer Seele weckte. Die Kranke verlor, kurze helle Zwiſchenräume ausgenommen, die Beſinnung: Es war als übten die Lügen ihres ganzen Lebens zum letzten Mal ihr wildes Treiben. Endlich, nachdem beinahe eine ganze Woche vergangen war, während der die ältere Dame nur ein Mal, und ſehr kurz erſchienen war, rief die Kranke, der die Beſinnung in der Nacht plötzlich zurückzukehren ſchien, mit beklommener Eile Mariannen vor das Bette. Allein, ſie hatte die Sprache ſchon beinahe verſeren. Nur mit vieler Mühe gelang es ihr, indem ſie die Hand des Mädchens gewaltſam drückte die Worte auszuſtoßen: „Schweſter! keine Lüge mehr — Wahrheit. Bin Witwe — ſchon ſeit Jahren: nicht ganz arm — unter dem Kopfkiſſen — Sage es Niemand — das Kind —" nachdem ſie ſich vergebliche Mühe gegeben, ſich verſtändlich zu machen, gab ſie, das letzte Wort heftig wiederholend den Geiſt auf.

Marianne, obgleich allein und ganz vereinzelt, verlor die Faſſung nicht. Es ſchien ihr klar, daß die Sterbende ſie mit dem letzten Hauche zur Beſchützerinn ihrer Tochter eingeſetzt habe, und ſie gelobte ſich ſelbſt, dieſen heiligen Beruf treu zu erfüllen. Sie hob das Kopfkiſſen auf, und fand darunter ein Röllchen mit zehn Louisd'or. Es war wenig, aber es dünkte dem Mädchen ein Schatz. Sie verbarg es als das einzige Erbtheil des Kindes, das ſie, durch die halben Worte der Schweſter dazu berufen, dieſem treu aufzubewahren verpflichtet war, in ihrem Buſen. Während die Nachbarinn den folgenden Morgen dem Kinde Nahrung reichte, ließ ſie ſich zu der Frau von Strahlenhelm hinführen. Dieſe erſchrack faſt, als ſie die Bläſſe des Mädchens, ihre rothen verweinten Augen erblickte.

„Gnädige Frau!" ſprach ſie, „die Witwe Hirſchinn iſt todt. Ich muß Ihnen anheimſtellen, ob Sie mich noch Ihres Dienſtes würdig halten, wenn Sie erfahren, daß ich Sie wider Willen getäuſcht habe. Die Verſtorbene war meine Schweſter! Sie, und nicht ich, hat Ihnen, Gott weiß warum, eine Unwahrheit geſagt."

„Hm!" unterbrach ſie die Dame, in einem wegwerfenden Ton, „Sie hat wohl vorausgeſehen, daß ich eine Schweſter von ihr wohl ſchwerlich in den Dienſt genommen haben würde — indeſſen, nun weiter, weiter!" fügte ſie dringend hinzu. —

„Sie hat mir ihr Kind ſterbend übergeben, freilich ohne Worte, denn ſie hatte die Sprache ſchon verloren, aber ich verſtand ihren ſprechenden Blick, und verlaſſe es nie. Ich denke, es der Nachbarinn in Koſt zu geben, und ſie von meinem Lohne zu bezahlen. Auch dieß glaube ich Ihnen anzeigen zu müſſen, weil ich mir nothwendig ausbedingen muß, es wo möglich täglich, wenn auch nur eine Viertelſtunde, ſehen zu dürfen."

Die Frau von Strahlenhelm ſah ſie höchſt betroffen an; „das will ſie," verſetzte ſie zögernd, „im Ernſt? — Nun, das iſt ſchön, ſo ſchön, daß ich in ſo ferne ihre Sorge für die kleine Aglaja theilen werde, daß ich — unter der Bedingung, daß es unter uns bleibt — das Wochengeld dort für das Kind bezahle. Ich hoffe, daß ſie es recht billig accordirt hat."

„Nein, gnädige Frau," ſagte das Mädchen kopfſchüttelnd. „Ich werde ihre Güte, was mich betrifft, dankbar annehmen; vergönnen Sie mir nur die Freude, für das Kind, ganz als wäre es mein Eigenes, ſorgen zu dürfen; das habe ich auch ſchon mit der Nachbarinn ausgemacht. — Es iſt ja das einzige Verwandte, das mir auf Erden noch übrig iſt! ach! ſein Auge iſt ſchon tief in meine Seele gedrungen."

„Sieht es vielleicht einem Gewiſſen ähnlich?" lächelte die Gebieterinn mit einem ſchelmiſchen Blicke.

Marianne erröthete. „Es ſieht keinem ähnlich, den ich kenne, gewiß nicht!" ſagte ſie betroffen.

„Nun! ich dachte nur!" fuhr die ſchöne Frau fort; „Sie iſt ein gutes Mädchen, Marianne! thue ſie denn, wie ſie will, und damit ſie ſieht, daß ich ihre Geſinnungen zu ſchätzen weiß, ſo erlaube ich ihr ſogar, daß ihr das Kind wenigſtens zweimal wöchentlich ins Haus gebracht werde. Es wird mich auch freuen, meine kleine Pathinn gedeihen zu ſehen; jedoch daß ich dieß ſei, bleibt auch unter uns. Noch Eins! Trage ſie das Kind gleich zu der Nachbarinn hinüber, und erwähne ſie deſſen lieber nicht bei den Behörden, das wird ihr vielleicht viele Unannehmlichkeiten erſparen. Auch ſehe ich nicht gerne, daß ſie hier bei mir eher erſcheint, als den Abend, wo ſie ihren Dienſt antritt. — Ich habe es überhaupt nicht gerne, daß die neue Dienerſchaft ſich mit der abgehenden unterhalte."

Marianne begab ſich ſinnend zurück. Zum erſten Male erſchrak ſie vor dem Eingreifen des Gerichtes in das Heiligthum ihrer Empfindungen. Ihre Furcht war unnöthig. Die Begleiterinn ihrer neuen Herrſchaft war in dieſer Zwiſchenzeit ſchon bei der Nachbarinn geweſen, und ihrem Rathe zufolge hatte dieſe nicht allein das Kind, ſondern aus eigenem Antriebe, Mariannens kleine Habe zu ſich genommen. „Bleiben Sie lieber bei mir," ſagte ſie gutmüthig, was wollen Sie in der engen Wohnung bei der Leiche? Sie ſind ja wie die Verſtorbene mir ſagte, ihr eine Fremde obgleich ihre Freundinn, die ſie nur in ihrer Krankheit gepflegt hat; und nun thun Sie ſo viel für den armen Wurm; erben kann er doch nichts, wenn ſie erſt in die Erde gekommen. Laſſen Sie das Gericht ſchalten; mein Mann iſt ſchon hin."

Es koſtete dem Mädchen viel, die Schweſter zu verläugnen, obgleich ſie ſich geſtehen mußte, daß wirklich die Unwahrhaftigkeit derſelben ihr ſchon mehr als einen Dienſt geleiſtet habe, daher fügte ſie ſich auch in das Anerbieten der Frau; ſo war ſie auch immer um das Kind. Die neckende Frage der künftigen Herrinn ſchien ihr Herz tiefer, als ſie es ſelbſt geahnt, getroffen, und ihr die Augen geöffnet zu haben. Ja freilich ſah das immer braunere Auge des Kindes, das Grübchen am Kinn einem Gewiſſen ähnlich, den ſie nicht mehr ſehen ſollte, nicht mehr nennen durfte. Die Ähnlichkeit, die den noch unbeſtimmten Formen fehlte, ergänzte die Phantaſie, und ſo wurde das Kind auch deßhalb ihr täglich lieber. Die ihr noch übrig gebliebene Summe wurde auf die Ausſtattung desſelben verwendet.

Bald rückte der Abend heran, wo ſie ihren neuen Dienſt antrat. Hier in den zierlichen aber dabei traulichen Räumen, worin die junge ſchöne Frau ganz allein waltete, und von welchen freilich ihr nur ein kleiner, kaum am Tage heller Verſchlag zu Theil geworden war, fühlte ſie ſich mit ihren Erinnerungen ganz allein in der Welt. Mit heißen Thränen weihte ſie die erſte Nacht ihr Lager ein; allein die Kraft in ihrem Herzen, die ihr Muth gewährte, ſich dieſem Verlaſſenſein hinzugeben, richtete ſie bald wieder auf; und noch lange bevor die Herrinn klingelte, ſtand ſie ihrer Befehle gegenwärtig. Ihr Dienſt war eben nicht ſchwer; denn ihre Herrſchaft, der es angelegen ſchien, ſie von der übrigen Dienerſchaft des Hauſes ſo viel wie möglich zu entfernen, ließ durch einen alten Mann, der Holz und Waſſer in die Küche trug, die gewöhnlichen kleinen Einkäufe und Gänge in der Stadt beſorgen; dennoch war derſelbe in einer andern Hinſicht nicht ganz leicht, denn die ſehr ungleichen Launen der gnädigen Frau machten ſie oft verlegen und irre an ihr. Zuweilen ſuchte dieſe auf eine, ſich der Herablaſſung nur zu ſehr bewußte milde und einſchmeichelnde Weiſe, die Mariannen eine Abſicht zu verrathen ſchien, in ihr Vertrauen einzudringen, ja ſchien ſogar nur dieſes abwarten zu wollen, um es mit dem ihrigen zu vergelten. Zu anderen Zeiten, beſonders wenn Beſuche bei ihr geweſen waren, nahm ſie einen ſo kalten und hochfahrenden Ton an, oder wenn Marianne im Beiſein eines Dritten, beſonders im Anfange, die Bedeutung eines heimlichen Winkes, der geradezu den lauten Worten widerſprach, nicht errieth, mußte das arme Mädchen ſo viel von Dummheit hören, daß ihr oft die Thränen in die Augen traten; wiewohl der ihr eigenthümliche Tact und ihre Geduld ſich äußerlich immer gleich blieben, und ihr dennoch allmälig das Vertrauen ihrer Herrinn, ohne es ſelbſt mit einem ähnlichen zu erwiedern, gewonnen. Allein ihr wurde dadurch ein Blick in ein Leben geöffnet, aus dem ſie nicht klug werden konnte, und das ſie um ſo mehr verwirrte, weil ſie darin, ſowohl auf den Lippen der ſchönen Frau, als in dem, was ſie ſelbſt vor Augen ſah etwas, bei genauerer Erwägung an ſich eigentlich nicht Tadelhaftes aber ſie Abſtoßendes, fand — obgleich ſelbſt die frühere Nachbarinn, in ihrer doch ſehr untergeordneten Lage, viel Bedenkliches von ihr gehöret haben wollte, und beſonders die Madame Schupprig, ſo nannte ſich die ältere Frau, in deren Begleitung Marianne ihre Herrſchaft zuerſt geſehen, und die ſich nun auch viel Mühe gab, ihr Vertrauen zu erhalten, ſich nicht allein unter vier Augen ſogar mit Geringſchätzung von ihrer Herrſchaft geäußert, ſondern in beider Gegenwart ſich Scherzreden und Bemerkungen erlaubt, wobei die Frau gelacht und die Magd erröthet hatte.

Freilich war die Frau von Strahlenhelm, wenn auch nicht ſo ganz jung, doch immer zu ſchön, und vor Allem zu glänzend, als daß nicht die vereinzelte Lage, in der ſie lebte, ein großes Aufſehen erregen, und ſie den Klatſchereien böſer Zungen preis geben ſollte; um ſo mehr, da ihr Ton, der ganz dem hohen Leben angehörte, mit einem dieſen fremden, rückſichtsloſen Muthwillen vereint war, welcher jedoch immer innerhalb der Gränzen geſelligen Anſtandes blieb, und wenn er auch zuweilen auf den äußerſten Linien derſelben ſpielte, doch immer von einer ſo geiſtreichen Liebenswürdigkeit begleitet war, und aus einer ſo unbefangenen inneren Wahrhaftigkeit zu entſpringen ſchien, daß er den völlig Gebildeten oft erfreute, und nie verletzte, während die gewöhnliche Geſellſchaft ihres erwählten Aufenthaltes, die ſich jenen Ton eben nicht in gleichem Grade eigen gemacht hatte, oder den wahren Anſtand in der ſpröden Würde eines ſelbſtbewußten Reichthums ſuchte, um ſo größeren Anſtoß daran nahm. Indeſſen wurden jedoch die kleinen boshaften „on dit" mit einer gewiſſen Zurückhaltung gefliſtert, weil die Dame nicht bloß durch dieſe Vorzüge ſondern auch durch Namen und Verwandtſchaft mit noch höheren Namen und Rang geltend, in die wenigen, in ähnlichen Verhältniſſen ſtehenden Familien, welche Laune oder Amtsverhältniß an dieſe Stadt gefeſſelt hielten, ihr eine wohlwollende Aufnahme verliehen, die ſich indeſſen bei den Frauen in demſelben Grade kühler äußerte, als die Männer ihr eine allgemeine Huldigung weiheten, welche die Eitelkeit der Wirthinnen dieſer Zirkel verletzte, und den beſuchenden Frauen als eine uſurpirte Frucht der Geſellſchaft und der Anmaßung erſchien. Frau von Strahlenheim, deren ſcharfen Blick dieſer ſie verletzende Neid nicht entging, rächte ſich durch die eben nicht große Mühe die Anzahl ihrer Bewunderer zu vermehren, und durch eine ſcheinbare Nichtbeachtung der weiblichen Geringſchätzung, die ihr zu Theil wurde. Da nun ihre ziemlich beengten Vermögens-Umſtände ihr nicht geſtatteten ein Haus zu machen, bildeten ſich gern bei ihr kleine Morgenzirkel, wobei jedoch nur ſelten und ſehr einzeln Damen erſchienen, aus deren Unterhaltung ſie im Allgemeinen ſich auch nicht viel machte; ſo auch zuweilen des Abends Theebeſuche, von wenigen älteren Freunden; oder auch höchſt ſelten einem Jüngeren; wobei doch ſelbſt die ſtrenge Marianne nichts Verdächtiges entdeckte, obgleich es ihr ans Herz gelegt war, Alle, die Erwarteten ausgenommen, abzuweiſen, und nie ſelbſt, ohne daß ihr geklingelt worden, in das Beſuchzimmer zu treten.

Übrigens waren ſo widerſprechende Gerüchte über ihr Verhältniß zu der Geſellſchaft verbreitet, daß wir kaum das Wahrſcheinlichſte, wenn wir es auch gleich niederſchrieben, verbürgen dürfen. Einige wollten nähmlich durch ſie ſelbſt wiſſen, daß ſie in ihrem Vaterlande durch Überlegenheit des Geiſtes, und eine unbezwingliche Feſtigkeit einem von Charakter widerlichen Gatten, trotz ſeiner Liebe zu ihr, bewogen hatte, in ihre Trennung zu willigen; daß ſie nach erhaltener Freiheit, die ſie eben ſo wenig in dem Hauſe ihrer Eltern als in der Ehe je gekannt hatte, dieſe auf eine ſo rückſichtsloſe Art genoſſen, die doch weniger das innere Gefühl von dem Rechten, als die angenommenen Dehors verletzte, daß ſie nach und nach von allen Verwandten und Jugendfreundinnen verlaſſen und einſam daſtand. Da ſie nun ihrer Überzeugung nach Nichts zu bereuen hatte, und ſich dennoch in der allgemeinen Meinung verloren ſah, aber um dieſe durch eine heuchleriſche Buße wieder zu gewinnen, ſich viel zu ehrlich und zu jung fand, faßte ſie den muthigen Entſchluß, mit dem kleinen Reſte ihres Vermögens in einem fremden Lande ſich ſelbſt, ihren Launen und ihrer Freiheit zu leben. In wieferne nun die praktiſche Ausübung ihrer falſchen Philoſophie vor den Augen ſtrenger Sittenrichter Gnade finden mochte, können wir nicht wiſſen, nur: daß ſie bequem, doch ohne Überfluß leben, mit Mäßigung genießen, und nur einen Richter, ihre eigene Überzeugung, erkennen wollte. Vielleicht würde ſie, wenn eine herbe Erfahrung ſie nicht früh gelehrt hätte, ſich über die Meinung hinauszuſetzen, es ſich wenigſtens hier haben angelegen ſein laſſen, dieſe zu befriedigen, und dieß wäre ihr auch ohne große Mühe gelungen, wenn ſie nicht ſeit ihrer zarteſten Kindheit, an die Vorrechte ihrer Geburt feſt glaubend, und durch die Huldigung der Männerwelt verwöhnt, ſich für berechtiget gehalten, ſich mehr als alle Andre, beſonders von geringerer Geburt herausnehmen zu können, wobei ſie, um recht fein zu ſein, zur Erreichung ihrer Zwecke zu kleinlichen Intriguen Zuflucht nahm. Daher waren auch die ſehr wenigen ihrer Bildung angemeſſenen Zirkel in H—, in die ſie eingeführt war, ihr nicht genug; zum täglichen Gebrauche mochte ſie gerne ſelbſt mit Ungebildeten plaudern, und dieſe Luſt zog ſie an die Madame Schuprig, eine

Witwe aus dem Mittelſtande, die durch ein wahres Talent, ſich in das Vertrauen vieler Frauen einzuſchmeicheln, ſich eine große Anzahl Häuſer geöffnet hatte, wo ſie immer, jedoch nur in dem beſchränkten Wohnzimmer, willkommen war, und die Frau von Strahlenhelms Bekanntſchaft bei deren erſten Wirthinn in H— gemacht hatte.

Marianne war ſchon eine geraume Zeit bei der Frau von Strahlenheim geweſen, als ein kleiner Vorfall allerdings einen ſonderbar-widrigen Eindruck auf ſie machte. Sie hatte den Auftrag bekommen, etwas in einer inneren, ſelten geöffneten Abtheilung des großen Garderobe-Schranks ihrer Herrſchaft zu ſuchen, wobei ihr unverſehens ein grünes Mannskleid in die Hände fiel, das ſie unwillkürlich in denſelben behielt, und beinahe erſchrocken betrachtete. Nicht bloß der ſeltſame Fund ſchien ſie betroffen gemacht zu haben, ſondern ſelbſt die Farbe, der Schnitt dieſes Jagdkleides, ja ſogar ein feiner Geruch von Moſchus, das alles auf ein Mal ſchmerzliche Erinnerungen in ihrer Seele erweckte. Ihre Faſſung kehrte erſt wieder, als ihre Gebieterinn, die dabei ſtand, laut auflachte. „Du geberdeſt dich ja" — rief ſie — „als wäre ein Wolf in einen Lämmerſtall hineingeſchlichen, erſchrickſt du vor der bloßen Hülle eines Mannes, Kind! oder verargſt du mir, daß ich das Andenken glücklicher Stunden aufbewahre? — Haſt du denn noch keine gehabt?"

Marianne glühete.

„Nun, ſo arg iſt es auch nicht, daß du zu erröthen brauchſt; aus dem Grunde hängt es auch nicht hier. Ich will die Wahrheit bekennen" — fuhr ſie vertraulich fort — „ich überſchreite nie die Gränzen, die mir mein Gefühl vorſchreibt, aber mit Vielem nehme ich es nicht ſo genau. Da ich nun in meiner Eingezogenheit doch gerne die Welt im Kleinen kennen lernen mochte, ohne mich böſen Zungen bloßzuſtellen, erfreut es mich, ganz insgeheim mit einem zuverläſſigen Begleiter mich in ſolche Volks-Vergnügungen zu miſchen, wo der feine Anſtand mir nicht geſtattet, in meiner eigenen Geſtalt zu erſcheinen. Iſt im Grunde etwas Böſes darin?"

„Ich weiß doch nicht, gnädige Frau! wenn Sie erkannt würden!"

„Gewiß nicht — mit einer ſchwarzen Perücke mit einem Hahnenkamme, und gefärbten Brauen!"

„Doch, doch! Sie ſind es," unterbrach ſie Marianne, faſt freudig, „nun begreife ich, was ſonſt einer ſchlimmeren Deutung fähig wäre."

„Wie! was iſt das?" fragte die ſchöne Frau aufmerkſam. „Weiter!"

Das Mädchen ſtand einen Augenblick betroffen. „Ich habe mich verrathen," ſagte ſie dann gefaßt, „und lügen mag ich nicht. Ich war vor einiger Zeit Zeuge, daß etwas leichtſinnig von Ihnen geſprochen wurde, und da ich nun, wie Pflicht und Wahrheit mir geboten, widerſprach, wandte man, gewiß um mich zu necken, ein, daß ich anders urtheilen würde, wenn auch ich des Abends einen ſchönen Jäger in ihre Wohnung hinein und heraus ſchlüpfen geſehen hätte. Sehen Sie — Sie müſſen ſelbſt über das häßliche Geſchwätz erröthen."

Die ſchöne Frau war wirklich, ſei es nun aus Scham oder Zorn, roth geworden. „Habe ich ihr doch verboten, ſich in ein Geſpräch über mich einzulaſſen," ſagte ſie ſtreng.

„Ich meinte, daß ſie gar keine Bekanntſchaften hätte, die ich nicht wüßte."

„Die habe ich auch nicht, gnädige Frau!"

„Nicht? — und doch — wer hat das geſagt, ich will es wiſſen."

Marianne ließ den Kopf hängen.

„Alſo auch ſie hintergeht mich, das habe ich nicht verdient."

„Nein!" ſagte Marianne muthig, „Sie dürfen mich nicht verkennen, was auch geſchehen mag. Im Grunde iſt es ja auch meine Schuldigkeit, Sie vor Leuten zu warnen, die Ihres Vertrauens nicht werth ſind. Madame Schuppig hat es geſagt, freilich zu mir allein, hoffentlich zu Niemand Andern. Wie ungleich iſt Ihnen auch dieſe Frau, ſowohl in Sitten als Worten! — Selbſt ihr Name iſt gemein, und dennoch empfangen Sie ſie mit einer Güte, ja mit einer Freundſchaft, die ſie kaum zu ſchätzen weiß."

„Ich habe das Weib nie ausſtehen können!" ſagte Frau von Strahlenheim heftig.

„Auch ich nicht," fuhr Marianne, ſie erſtaunt betrachtend, fort. „Wenn auch nur um des häßlichen Lächelns willen, womit ſie mich wegen meiner Liebe zu dem Kinde meiner Schweſter neckt, als wollte ſie den Leuten zu verſtehen geben, daß es mein Eignes ſei. — Es rührt gewiß von ihr her, daß Sie ſelbſt, gnädige Frau! im Beiſein fremder Leute in denſelben Ton gefallen ſind!" fügte das Mädchen mit einem vorwerfenden Blicke auf ſie hinzu.

„Nun! biſt du dem Kinde nicht eine wahre Mutter?" erwiederte dieſe lächelnd. — „Ja! ich haſſe, ich verachte die Schuppig immer mehr," fuhr die Herrinn lebhaft fort;

„aber ſie iſt mir nützlich geweſen; ſiehe! eben mit der Schlauen habe ich mich als ihren Neffen in dieſem Anzuge umgetrieben; daher kennt ſie ihn; und dennoch — haſt du etwas innerhalb meiner Wände, in meinem Benehmen geſehen, oder aus meinem Munde gehört, was eine ſo verwerfliche Nachrede verdient?"

„Gewiß nicht, gnädige Frau!"

„Ich habe lange daran gedacht, ſie mir vom Halſe zu ſchaffen, nun ſoll's geſchehen. Ich will ihr ſchreiben, fürchte du Nichts — ich habe zehn Vorwände für einen. Ach!" verſetzte ſie, in Thränen ausbrechend. Ich bin doch recht unglücklich; ich thue doch wohl am Beſten, meinen alten Getreuen zu heirathen. Doch — erſt müſſen alle Stricke reißen."

„Alle Stricke reißen?" wiederholte Marianne verwundert. „Ach! ich weiß wohl, wen Sie ſo nennen, den häßlichen lahmen Herrn. Mein Gott! Sie führen ja ein ſo heiteres ruhiges Leben! —"

„Das verſteh'ſt du nicht," war die Antwort; „Wenn es nur nicht eine Mesalliance wäre, und wenn auch — der Mann iſt ſteinreich, und läßt ſich leiten. Ich habe freilich zu leben, aber das gibt doch ein à plomb. Gebe Gott" fuhr ſie ſinnend fort, „daß ich ihm ganz den Korb geben dürfte. Nun ich will an die Schuppig ſchreiben. Ich will ſie nicht mehr vor Augen ſehen." —

Schnell eilte ſie, das zornige Gefühl ihres Innern zu befriedigen, während Marianne allein mit dem Anzug, alles Vorhergehende in deſſen Anblick zu vergeſſen ſcheinend, ihn ſchmerzlich in tiefes Sinnen verſenkt an ihren Buſen drückte, bis ſie ſich endlich emporraffend, jeden thörichten Gedanken verbannte, und mit einem ſchweren Seufzer das Kleid unter die Kleider ihrer Herrſchaft verbarg.

Die Schuppig erſchien wirklich nicht mehr bei der Frau von Strahlenheim, die auch ſeit ihrer Entfernung ſich mehr in Acht zu nehmen ſchien, wiewohl die Langeweile zuweilen ihre Launen noch ungleicher als zuvor machte. Marianne hatte nun ſchon über ein Jahr bei ihr in Dienſt geſtanden, und würde ſie auch recht lieb gewonnen haben, wenn nicht die rückſichtsloſe Selbſtſucht der Herrinn, die unter den verſchiedenſten Formen immer zum Vorſchein kam, ihrem einfachen zu jeder Entſagung gewöhnten Gemüth widerſtrebt hätte. So wurde ſie verſucht, die ſchöne Frau für herzlos zu halten, und fühlte ſich nicht wenig überraſcht, als ſie einmal plötzlich erkennen mußte, daß dieſer Argwohn ungegründet ſei. Eines Abends, als ſie ihre liebe Kleine, die bei jeder zunehmenden Entwickelung ihr wo möglich immer theurer wurde, beſucht hatte, fand ſie ihre Herrſchaft allein und in einer ſonderbaren exaltirten und dabei weichen Stimmung. Sie war eben im Begriff ein Billet zu verſiegeln, als Marianne ins Zimmer trat. „Was macht die kleine Aglaja?“ rief ſie ihr entgegen, „warum iſt das Kind ſo lange nicht hier geweſen? Hole ſie ſicher Morgen früh, alle Tage; denn ich werde von nun an ein Einſiedlerleben führen, dann ſoll mir die kleine Unſchuld die Zeit vertreiben. Von Morgen an bin ich für Niemanden zu Hauſe, ausgenommen — davon hernach. — Auch heute Abend will ich Niemand ſehen. Es iſt ja auch ſchon ſpät,“ fügte ſie ſeufzend hinzu. „Beſorge uns Thee! und, ſage ich — wir wollen heute recht vertraulich zuſammen plaudern.“

Als Marianne ob dieſer ungewöhnlichen Herablaſſung verwundert, mit dem Theebrette eintrat, fand ſie ihre Herrſchaft in der Betrachtung eines Medaillons vertieft, das ſie nie zuvor geſehen hatte. Die Dame kehrte es ſchnell um, legte es mit der goldenen Rückſeite aufwärts vor ſich hin, und mit der ihr eigenen lieblichen Anmuth, die ſowohl günſtig als ungünſtig gegen ſie Geſinnte hinriß, ſagte ſie, „laß mich heute die Wirthinn machen, ſetze dich her zu mir, und ſei mir, was ich nöthig habe, und mir doch fehlt, ganz eine theilnehmende Freundinn. Ich weiß es auch in deinem Buſen wohnt ein Gefühl, — ein Gefühl das uns alle gleich macht. Du ſiehſt mich verwundert an? Ja Marianne, ſo wiſſe es denn: ich liebe, und ſchon lange — ich bin ſo gut wie — doch — um Nichts gebe ich dir mein Vertrauen nicht, und damit ich erkenne, daß ich meine Glut in kein eiſiges Gefäß ſchütte, — ſo beichte du mir zuerſt. Nicht war, ich habe mich nicht geirrt, auch du haſt geliebt — du liebſt noch?“

„Gnädige Frau!“ erwiderte Marianne, durch die Stimmung ihrer Frau ſonderbar aufgeregt, und plötzlich in Thränen ausbrechend, „Sie ſehen es — wenigſtens nicht glücklich. Laſſen Sie ſich das genug ſein, und mir zugleich zur Entſchuldigung dienen, daß ich, mit einem beklommenen Herzen, Ihre frohe Stimmung, nur ſchlecht theilen kann.“

„Nein, Marianne!“ verſetzte Frau von Strahlenhelm, „Vertrauen erleichtert, und wer weiß, ob dein Gram mir nicht zu einer wohlthätigen Warnung dient, mich nicht zu ſehr im Voraus zu freuen; wenigſtens wirſt du ſo am Beſten wieder Gleichmuth in meine Seele bringen. Erzähle mir," fuhr ſie, ihr mit einer Gutmüthigkeit, die doch nicht ganz den Übermuth ihres inneren Glückes verbergen konnte, die Hand reichend, fort; „was denn deine Liebe unglücklich macht. Iſt dein Geliebter vielleicht arm? dient er ſo wie du? oder ſcheu'ſt du dich deine kleinen, angenehmen Fähigkeiten unter die rohen Umgebungen eines Bauers oder kleinen Pächters zu begraben? In der That, die Tochter eines Küſters iſt übel daran."

„Nein, gnädige Frau! wie wollte ich froh ſein, wenn der Mann, den ich nie vergeſſen werde, arm wäre, oder die ärmſte Hütte mit mir theilen dürfte; aber er iſt reich — gar zu reich — zu vornehm für mich!"

„Wie Kind!" ſagte die Herrinn verwundert, „in der That, da haben wir ja einen ganzen Roman."

„Einen ſehr kurzen, ſehr einfachen wenigſtens. Ich will Ihnen erzählen, was ſelbſt die ſelige Schweſter nie erfahren hat; allein die Namen erlauben Sie —"

„Ach, wer fragt nach Namen!"

„Die Edelfrau auf dem meines Vaters Wohnorte zunächſt liegenden Gute hatte meine Mutter recht lieb gewonnen. Sie war außerdem meine Pathinn, und jedesmal, wenn ſie unſre Kirche beſuchte, kehrte ſie bei uns ein. Die Mutter hatte in ihrer Jugend, die ihr freilich ein glänzenderes aber nicht glücklicheres Loos als das, welches ſie genoß, verſprochen, viele damals ſeltene kleine Talente erworben, die ſie nun ihrem einzigen Kinde mit Liebe und Sorgfalt beizubringen ſuchte. Ich ſchlug, wie man ſagt, gut an. Die Eltern hatten ihre Freude an mir, und die gnädige Frau theilte dieſe. In meinem fünfzehnten Jahre ſtarb meine Mutter. Zu derſelben Zeit war die Gouvernante der beiden kleinen Fräulein, von welchen die Älteſte kaum das achte Jahr erreicht hatte, plötzlich fortgeſchickt worden, und ihre Mutter hatte in ihrem Unmuthe ſich gelobt, keine neue anzunehmen, es ſei denn, daß die zuverläſſigſte allgemeine Anerkennung im Voraus für ſie bürge. Da ſie nun wußte, daß ich Alles verſtand, was ihre Töchter wenigſtens in den erſten Paar Jahren zu lernen brauchten, fiel ſie auf den Gedanken, mich, die in unſerm Hauſe nun ganz vereinzelt war, die ſie liebte und ſchätzte, in das ihrige zu verſetzen, um die Kleinen nicht bloß zu unterrichten, ſondern ihnen auch eine geſetztere Geſellſchafterinn zu ſein. Es ging über Erwartung gut, und als ſie Lehrer bekamen, durfte ich dennoch ſelbſt in den Lehrſtunden, nicht von ihrer Seite weichen. Allein ich war kaum zwei Jahre im Schloſſe geweſen, als der älteſte einzige Sohn des Hauſes, der bisher auf der Forſtſchule in der Reſidenz erzogen war, und ſich für dieſe Wiſſenſchaft gebildet hatte, in die Heimat zurückkehrte. Als Kinder, beide, wiewohl er viel älter als ich, hatten wir uns geſehen, und wurden bald wieder bekannt."

„Und ſo weiter!" unterbrach ſie Frau von Strahlenhelm. „Ich errathe ſchon das übrige, ſo auch, warum eben der grüne Frack in meiner Garderobe dein Herz, Mariannchen, zum Klopfen brachte. Du ließeſt ihn doch wohl nicht ganz unerhört ſeufzen, wenn du auch einſahſt, daß dieſe Neigung zu Allem, nur nicht zum Altare führen konnte. Armes Mädchen! tröſte dich indeſſen mit dem, womit ſich nicht alle tröſten können, daß du glücklich geweſen biſt."

„Wir liebten uns — ja! ſagte Marianne; „aber glücklich waren wir nicht, denn die Erkennung unſerer Liebe war auch ihr Todesurtheil. Keines von Beiden wollte etwas Unrechtes, und wenigſtens ich ſah ſogleich die Unmöglichkeit eines gegenſeitigen Glückes ein. Ich bat, ich flehete ihn an, von mir abzulaſſen, — ſtellte ihm vor, daß die kleinſte Muthmaßung bloß eines Verhältniſſes zwiſchen uns, einen Sturm, in dem ich die gute Meinung ſeiner Eltern leicht verlieren könnte, herbeiführen würde. Er beſaß nicht die innere Kraft, wie ich. Er wurde immer [illegible], verſtimmter, krank ſogar. Indeſſen ahnte noch immer Niemand das unglückliche Geheimniß, das uns beide aufrieb, ohne uns nur eine Minute von Glück zu gewähren, das nicht Reue bei mir und ein wildes Feuer in ihm vergifteten. Er wurde bettlägerig, und ſo verdachtlos war die Mutter, daß ich mit ihr in ſeiner Pflege wechſeln, ja ſogar des Nachts, freilich mit einer Wärterinn, bei ihm bleiben mußte. Er hatte aber immer einen Vorwand an der Hand, dieſe zu entfernen; und in dieſen Zwiſchenräumen erkannte ich nur zu gut, daß ſeine Krankheit weniger ein körperliches Übelbefinden als eine Verzweiflung des Gemüthes, ein ungeſtümes Verlangen ſeines Herzens war. Ach! er hätte mich ohne Zweifel verführen können, wenn nicht ſein merkbarer Kampf, der Zwieſpalt zwiſchen ſeiner Leidenſchaft und ſeinem Gefühle von Recht, mir Kraft verliehen hätte, unſerer Liebe Widerſtand zu leiſten. Die hatte ich zu befürchten, nicht ſeine Verſprechungen; denn wie ſehr ich auch ihr vertrauen durfte, an dieſe glaubte ich keinen Augenblick. Er konnte ſie ja nur mit der Verletzung angeborner Pflichten erfüllen. Aber die eigene Schwäche immer mehr erkennend, ſah ich nur ein Mittel, und ohne langes Bedenken, welches meinen Entſchluß, das fühlte ich, wieder zum Schwanken bringen konnte, ergriff ich es raſch. Ich winkte der Mutter in ihr Zimmer hinein, und geſtand ihr Alles, ſagte ihr, daß ich nur in ihrer mütterlichen Hilfe und Erfahrung Rettung für die Ehre, für die künftige Ruhe ihres Sohnes ſah, und bat ſie, keine Rückſicht auf mich zu nehmen. Ich habe mich nie ſo unglücklich, und doch ſo zufrieden mit mir ſelbſt gefühlt. Mein Kummer war ohne Reue. Die gute verſtändige Frau ſchloß mich in ihre Arme. Wir wurden einig, daß es heißen ſollte, ich ſei nach H— gezogen, um mit einer Familie, der mich die gnädige Frau empfohlen hatte, nach England zu gehen, während ich nach dem väterlichen Hauſe, das ich ſeit beinahe drei Jahren nicht betreten hatte, ganz in der Stille zurückkehren ſollte. Sie wollte es ſo einrichten, daß es dem Sohne mit keinem Gedanken einfallen konnte, daß ich ihm immer ſo nahe war, beſonders, wenn ich in der ländlichen Kleidung der Gegend, und in tiefer Verborgenheit die Wirthſchaft des Vaters beſorgte. So würde auch die Nachbarſchaft nichts von der ganzen Sache ahnen, meinte ſie. Ich reiſte in derſelben Stunde ab, und habe ihn ſeitdem nicht geſehn."

„Das hätte ich dir nicht nachmachen können," ſagte Frau von Strahlenhelm ernſt, eine kleine Thräne aus dem Auge drückend. „Man lebt ja doch nur einmal. Nun, und er, — er?"

„Seine gütige Mutter ſchrieb mir," verſetzte Marianne „Sie war ſogleich zu ihm gegangen, hatte ihm mein Zutrauen zu ihrem mütterlichen Herzen — Alles, was wir verabredet, mitgetheilt. Er war anfangs außer ſich geweſen; allein in die rührende Beredſamkeit einer liebenden Mutter hat die Natur wohl ihren kräftigſten Balſam gelegt. Er wurde etwas ruhiger, als ſie ihm verſprochen hatte, mir einen, von ihr ſelbſt ungeleſenen Brief nachzuſchicken; und den erhielt ich auch, ich möchte faſt ſagen, mit ſieben Siegeln verwahrt. Er enthielt — keine Klagen, keine Vorwürfe! Ach ſein gerechtes Herz erkannte nur zu gut, daß ich ſolche nicht verdiente — nur die Worte: „„So lange du mir treu biſt, ſoll keine Andre je meine Hand beſitzen. So viel darf auch ich über meinen Willen ſchalten."" Ich erwiederte auch einige Worte darauf."

„Und welche denn?" fragte die Herrinn.

Ich erwiederte: „„Du weißt am Beſten, ob ich dir untreu werden kann. Beſtrafe aber meine Meinung zu dir nicht dadurch, daß du einem Glücke entſagſt, das dir Gott mit deiner Eltern Segen verleihen wolle!"" Und dennoch" fuhr ſie mit vor Weinen erſtickter Stimme fort, „hat es mich tief geſchmerzt, als ich erfuhr, daß ſelbſt die gütige Mutter ihm Zweifel an meiner Treue eingeflößt hatte."

„Es war indeſſen klug von der Frau! Wie haſt du das erfahren; und was iſt aus deinem Geliebten geworden?"

„Er ward auf Reiſen geſchickt. — Ein Jahr darnach war kaum zu Ende, da rief Gott meinen Vater zu ſich. Es war mir unmöglich in dem Hauſe, worin ich geboren war, wäre es auch nicht das Eigenthum der Kirche geweſen, ſo einſam zu bleiben. Ich wußte ja ihn abweſend, und ſo faßte ich Muth, mich auf das Schloß zu begeben, wo ich eine gütige Aufnahme und thätigen Rath erwarten durfte. Ich fand die gnädige Frau, meine zweite

Mutter krank zum Sterben. Sie ſegnete mich, allein mit einer ängſtlichen Eile, die in dem Augenblick, wo die Selbſtſucht, ſo däuchte es mir, einer edleren Empfindung weichen mußte, mich verletzte, und beſchwor mich, das Gut ſogleich zu verlaſſen; denn ſobald ihr Zuſtand eine bedenkliche Wendung genommen, hatte man dem Sohne geſchrieben, und konnte ihn alle Augenblick erwarten. Ich war, wiewohl unter gewiß uneigennützigen Thränen, gleich dazu bereit. Die kleinen Fräulein ſchmiegten ſich an mich, wie an eine gute Freundinn, und fragten mich nach meinem Bräutigam. Die Mutter hatte gelächelt, als ſie ſie gefragt, ob ich auch wirklich, wie die Leute äußerten, eines ſolchen Willen das Schloß ſobald verlaſſen, und mich ſo ſtill in dem väterlichen Hauſe verborgen gehalten hatte. Da war es als zuckte, ich weiß nicht, ob Gram, Zorn oder Verzweiflung, allein eine bittre Empfindung, die etwas von alle dem hatte, durch mein Herz. Ich kehrte muthlos, beinahe keiner Überlegung fähig, in das öde Haus zurück; und nachdem endlich die Obrigkeit das Siegel von dem Nachlaß des Vaters gelöſt, und ſein Nachfolger nicht mehr verpflichtet war, mir Obdach zu geben, beſann ich mich endlich auf das einzige Weſen, auf deſſen Wohlwollen ich noch Anſpruch machen konnte — auf meine Halbſchweſter in H— und begab mich mit meiner kleinen Habe hieher, wo ich in Ihrer Güte, gnädige Frau! eine Zuflucht fand."

„Armes Mädchen!" ſagte dieſe, ihr die Hand gutmüthig reichend. „Nein! die Art Hinderniſſe ſtehen meiner Verbindung freilich nicht im Wege, die Art nicht; und dennoch einige, vielleicht eben ſo arge, allein die dürfen wenigſtens mein Glück nicht zerſtören. Mein — Freund iſt auch aus dem M—ſchen. Dein Geliebter iſt Forſtmann. Sehr möglich das ſie Freunde ſind, vielleicht haſt du ihn ſogar geſehen. Sage mir wenigſtens, ob der, den du liebſt, ſo jung und hübſch iſt, wie mein Guſtav?" Sie reichte Mariannen das Medaillon hin.

Dieſe ergriff es arglos, und hätte es vor Erſchrecken beinahe fallen laſſen; denn nicht bloß der Klang des Namens, der ihr ſo theuer war, ſondern auch ſeine lächelnden Züge begegneten ihrem Blick. Dem Aufſchreien nahe, biß ſie die Lippe ſo heftig, daß ſie blutete. Doch konnte ſie nicht verhehlen, daß eine ſchnelle Glut ihre Wange färbte, welche doch in dem nächſten Augenblicke todtenblaß ward.

„Mein Gott! was iſt dir? Du wechſelſt die Farbe!" rief ihre Frau, „du kennſt ihn?"

Marianne ſchüttelte den Kopf. „Die Farbe des Kleides hat mich wieder ſo ſonderbar ergriffen. Eben ſo habe ich ihn täglich geſehen," ſtammelte ſie hervor.

„Sehr natürlich!" bemerkte die Herrinn, mit einem großen, durchdringenden Blick. „Die gewöhnliche Forſt-Uniform in der dortigen Gegend."

„Eben ſo" fuhr das Mädchen, ohne doch den Blick von dem Bilde aufzuſchlagen, ſich immer mehr faſſend fort, „eben ſo trägt er ſein Haar. Verzeihen Sie gnädige Frau, die Täuſchung meines kindiſchen Herzens. Sie haben es aber ſelbſt ihn Aufruhr gebracht. Dieſe Züge ſind mir eben ſo fremd, als mein Geliebter mir ſeyn muß. Alſo dieſer, und von dem habe ich gar nichts gehört. Dieß Bild haben Sie ſo heimlich verwahrt?" Sie gab das Medaillon ruhig zurück.

„Er war lange abweſend,“ ſagte die ſchöne Frau ernſt; „aber wird nun jeden Tag in H— erwartet.“

„Hat er Ihnen geſchrieben?“ fragte Marianne ſchnell.

„Ich glaube, Sie will mich ausfragen, Kind?“ erwiederte die Herrinn kalt und vornehm.

„Verzeihung! Gnädige! Haben Sie nicht ſelbſt geſagt, Vertrauen um Vertrauen? und geboten Sie mir nicht zu ſprechen, damit Ihre Mittheilung um ſo herzlicher würde?“

„Nun ja,“ ſagte ſie, „und dennoch iſt meine Geſchichte kürzer als die deine. Vor zwei Jahren lernte ich ihn hier in H— kennen. Wir liebten uns ſo — wie ihr euch geliebt, ohne Verſprechungen und Schwüre, aber nicht ohne Glück. Da rief ihn,“ fuhr ſie einen ſtechenden Blick auf das Mädchen werfend, fort „ſein Verhängniß von hier fort. Liebe und Sehnſucht machen ja die Treue aus, und ſo ſehe ich ihn hoffentlich treu wieder; gewiß! Zwar iſt meine Lage nicht glänzend, aber unſre Geburt und Stellung in der Welt ſind ſich gleich. Von nun an lebe ich wieder für ihn allein, nur für ihn, meinem Verlobten, werde ich zu Hauſe ſein. Hole morgen ganz früh die kleine Aglaja; ſie ſoll mir bis dahin die Zeit vertreiben, und bringe zugleich der Schuppig dieſen Zettel“ fügte ſie hinzu, ihr das vorher verſiegelte Billet übergebend.

„Der Schuprig?“ fragte Marianne verwundert.

„Dem Teufel, wenn er mir nützlich ſein könnte. Du kennſt die Frau nicht ſo wie ich. Ich werde ſie leicht, nun ſehr leicht zufrieden ſtellen. Gehe nur, ich will zu Bette.“ Sie ſah Mariannen, die ſchweigend mit dem Theebrete fortging, ſinnend mit brennenden Blicken nach. „Sollte es möglich ſein?“ ſagte ſie beinahe erſchrocken; „Es trifft gar zu vieles zuſammen — — So ſehr liebe ich alſo den hübſchen Trotzkopf noch, daß ich — auf mein Dienſtmädchen eiferſüchtig werden könnte? Und wäre es ſo, ſollte ſie mir dann nicht verrathen haben, was Guſtav mir als ein Räthſel aufgab, das auf ſolche Weiſe ſich in einem leeren Schrecken auflöſt? Ich möchte faſt, daß es ſo wäre! Fort müßte ſie dann auf jeden Fall, und warum? Treu iſt er ihr doch nicht geblieben, und neben mir kann ein Vergleich zwiſchen uns nur zu meinem Vortheil ausfallen. Habe ich doch einen Vorzug, der auf ein jugendliches Herz einen tiefen Eindruck macht. Nur nicht voreilig — nun! im Dunklen läßt ſich noch beſſer überlegen — dennoch ſchlief ſie ein, ohne ganz einig mit ſich ſelbſt werden zu können."

Ungefähr zu der Zeit, die ſie Mariannen angegeben, hatte ſie in ihrem gewöhnlichen Zirkel die Bekanntſchaft Guſtav's gemacht. Ihr, die mit Begierde jeden Gegenſtand aufſuchte, der ihr würdig ſchien, ihm ihr Licht ſcheinen zu laſſen, fiel der junge, ſchöne, blaße Fremde auf, der anſpruchlos und ſchüchtern, ſtumm wie ein lebendiger Automat, untheilnehmend an Allem, in einem Winkel ſtand. Sie ließ ihn ſich vorſtellen, und da ihr nun Alles, was ſie nur recht ernſtlich wollte, ſo ziemlich glückte, gelang es ihr mit ihrem reichen Geiſt und anſcheinender Empfindung, ſeinen Geiſt zu beleben, Feuer in ſeine Blicke, und Röthe auf ſeine Wangen zu zaubern. Es war freilich nicht das Werk eines Abends, aber er gehörte zu ihrem Zirkel, und kaum war ein Monat vergangen, als ihm geſtattet wurde, nicht bloß die Morgenbeſuche häufiger zu machen, ſondern ſie ſogar zu verlängern, bis Beide allein blieben. Bald nahm ſie ihn ſogar des Abends an, und ſo viele Mühe es ihr auch anfangs gekoſtet, ihn an ſich zu ziehen, machte es ihr doch noch größere, ſeine wachſende Anhänglichkeit zu verbergen. Madame Schuppig, die unter den freundlichſten Mienen nie verſäumte ihre Blicke um ſo ſchärfer zu brauchen, äußerte ſich gegen ihre vertrauteſten Freundinnen noch deutlicher als gegen Mariannen.

Guſtav's Character ſchien indeſſen einen Gegenſatz zu jenem der Frau von Strahlenhelm zu bilden. Seine frühere Jugend hatte er bisher nur wechſelweiſe in dem elterlichen Schloſſe oder in einem Erziehungshauſe der kleinen Reſidenz ſeines Vaterlandes verlebt. Die Welt, ſowohl die ſogenannte große, als das öffentliche Treiben der kleineren, war ihm fremd geblieben. Er war brav, einfach, wahr, dennoch, ſeine männliche Schönheit ausgenommen, die Alle anzog, nur in den Augen der kleinen Zahl, welche dieſe Eigenſchaften kannte und ſchätzte, liebenswürdig. Allein der Kummer, der ſeine friſche Jugend ſo hart verwundet hatte, und um ſo tiefer in ſein Leben eingriff als die Grundſätze, in welchen er erzogen war, und ſeine Überzeugung von dem innern Werthe der Geliebten, ihm jeden Troſt auf die Zukunft verſchloſſen, hatte ihm den Ausdruck von tiefer Schwermuth verliehen, der einen hübſchen jungen Mann doppelt intereſſant macht. Die ſichtbaren Bemühungen der ſchönen Frau, ihn dieſer zu entreißen, dieſer Aufwand von Heiterkeit, Schonung, Geiſt und Herzlichkeit, machte ihn, für die ihm unbekannte Coquetterie, womit dieß Alles begleitet wurde, blind, um ſo mehr, da ihr ganzes Weſen von einem blendenden Glanz von Schönheit, ſo höchſt verſchieden von der ſanften Anmuth Mariannens, die ſchon ſein geſundes Blut in Gährung gebracht hatte, überſtrahlt war, und ihn in einen ganz neuen Sinnenrauſch verſetzte, in dem er, wie der Leidende, in einem beglückten Traume, ſo lange dieſer dauerte, ſein tiefes Herzenleid vergaß, und der von dem nächtlichen ſich nur dadurch unterſchied, daß er mitten in demſelben den Augenblick gewahrte, wo er wieder aufwachen konnte, und jede Mahnung daran von ſich verbannte. Welterfahrung hatte der Frau von Strahlenheim das Übergewicht über ihn verliehen, welches Schlauheit und Gefallſucht an dem Neuling ausüben, der ſich vor Fallſtricken nicht hütet, deren Daſeyn er nicht ahnt. Wirklich würde er die ganze Zeit ohne Bedenken in ihrem Hauſe zugebracht haben, wenn ſie ſelbſt, die doch gern, wenn es auf einen Eclat ankam, die Dehors beobachtete und ſchon eine gewiſſe Beute in ihm ſah, um nicht bloß auf ſeine Schönheit, ſondern auch auf ſein Benehmen in der Welt ſtolz ſein zu können, nicht unternommen hätte, ihn für die Welt zu bilden, indem ſie ihn nicht bloß beredete, an den gewöhnlichen Zirkeln der großen Welt Theil zu nehmen, wo ſie nicht verſäumte, ihn auf deren Vorzüge und Lächerlichkeiten aufmerkſam zu machen, ſondern ſogar, ihm zu Liebe verſteht ſich jedoch im tiefſten Geheimniß, während es hieß, daß ſie durch irgend ein Übelbefinden für Niemanden zugänglich war, in ſeinen Kleidern und ſo wie ſie ſelbſt geäußert, unkenntlich gemacht, als ein anmuthiger Knabe mit ihm, nicht bloß die abendlichen Vergnügungsörter der ſtädtiſchen Jugend, ſondern auch die der ländlichen Umgebung beſuchte. Daß kluge Berechnung, ſelbſt Eiferſucht daran Theil hatte, läßt ſich nicht läugnen, denn ſo bewahrte ſie ihn zugleich vor jeder neuen Bekanntſchaft, die ihren Abſichten gefährlich werden konnte. So war jenes grüne Kleid, als ein liebes Andenken, das ſie mit ſtillem Triumph betrachtete, und vielleicht auch ſpäter unter der Obhut der Schuppig zuweilen anzog, in ihre Garderobe gekommen, und ſo hatte ſich allmälig ein Verhältniß, wie mehrere dergleichen in der großen Welt gebildet; wo freilich viel von Liebesſtändeleien, jedoch von keinen Liebesſchwüren, keinen Verſprechungen von Treue, von keinen Träumen in die Zukunft die Rede war. Sie hoffte ihn ſo gut zu feſſeln, daß Alles, was ſie wünſchte, wie von ſelbſt, erfolgen müßte. Mit ſchlauer Berechnung machte ſie ihn mit Bruchſtücken aus ihrem Leben bekannt, die ſich in ihrem Munde zu einem beklagenswerthen Ganzen bildeten; redete von ſeiner Familie, als wäre ſie ſchon die ihrige, ja von einem Beſuche in ſeinem elterlichen Hauſe. Er widerſprach ihr nicht; aber er ging nicht auf eine von ihr gewünſchte Weiſe auf dieſe Reden ein, oder vielmehr er vergaß in ihrem Anblick im Genuß der Gegenwart eine Zukunft, an die er aus vielen Gründen nie denken mochte, weil ſie, ſo wie bei jedem Rückblick die Vergangenheit, ihm als eine bodenloſe Tiefe erſchien. Sie beruhigte ſich indeſſen darüber. Verbarg ſie doch tief im Innern ein ſüßes Geheimniß, das wohl fähig war, ihre noch unausgeſprochenen Anſprüche auf ſein Herz und ſeine Hand geltend zu machen. Es galt nur, ihn immer ſtärker zu feſſeln.

So ſaß er eines Abends in traulichen Geſprächen an ihrer Seite, als ſein Bedienter, der bei dringenden Gelegenheiten wohl wußte, wo er zu finden war, ihm ein Schreiben von der Poſt, das mit doppeltem Cito bezeichnet war, und aus der Heimat kam, überbrachte. Er öffwie es beſtürzt. Es enthielt die Nachricht von einer plötzlichen und gefährlichen Krankheit ſeiner Mutter, die ihn, wo möglich, noch vor ihrem Tode zu ſehen wünſchte. Es traf ihn wie ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel. Frau von Strahlenhelm ergriff in höchſter Angſt die Hand des Erbleichten. „Ich muß ſogleich fort,“ rief er mit einem Ruck aus der beglückenden Gegenwart in die dunkle Vergangenheit zurückverſetzt. „Meine gute Mutter — leſen Sie ſelbſt.“

„Armer Guſtav!“ ſeufzte ſie, das Blatt ſchnell überblickend; aber mit Schrecken gewahrte ſie, daß ihre zärtlichen Blicke, ihre einſchmeichelnden Liebkoſungen auf einmal die gewöhnliche Gewalt über ihn verloren hatten. „Sie kehren doch bald zurück?“ — fragte ſie, als er düſter, mit ſtarren Blicken aufſprang.

„Ich weiß nicht“ — erwiederte er mit dumpfer Stimme. „Ach! ich war in ihrer holden Gegenwart zu beglückt, um an der ewigen Wunde meines Innern rühren zu dürfen. Eine dunkle Hölle hat ſich nun plötzlich vor meinen unbeſorgten Blicken eröffnet. So wiſſen Sie denn, ich bin — verheirathet, — heimlich — unglücklich!“ —

„Verheirathet!“ wiederholte ſie aufſchreiend, unvermögend auch nur eine Silbe hinzuzufügen; aber tief fühlend, daß nun der ſo lange vorher berechnete Augenblick ein Geheimniß auszuſprechen, das, nach ihrer Meinung, einem liebenden Herzen unauflösliche Verpflichtungen aufdringen mußte, aber gegen deſſen Entdeckung jetzt ihr ganzer Stolz ſich auflehnte, vielleicht auf immer vorüber war. „Mein Gott!“ verſetzte ſie endlich, ihren Zorn, ihre Täuſchung unter die unverſtellte Beſtürzung verbergend, „ſind Sie ſo jung das Opfer eines ſich ſo hart beſtrafenden Leichtſinns?"

„Nein!" ſagte er feſt, „nur der Erfolg männlichen Ernſtes! und dennoch," fuhr er düſter zu Boden ſtarrend, fort — dennoch iſt vielleicht ſchon dieſer Bund aufgelöſt; ich weiß es nicht, nur daß es mir, jetzt mehr als je, um Gewißheit Noth thut, da ich ſo ſchmerzlich daran gemahnt werde. Leben Sie wohl, der Traum von Glück iſt aus!"

Trotz ſeines tiefen Grames lächelte ihr doch aus dieſen Worten eine, wenn auch ſehr ſchwache, Hoffnung. — „Höre ich denn gar Nichts von Ihnen, Guſtav, gar Nichts?"

„Die Zukunft liegt wie eine ſchwarze Nacht vor mir; ich habe keine Antwort." Er drückte ihre Hand an ſeine Lippen, und war verſchwunden.

Seit dieſem Augenblicke hatte ſie ihn nicht wieder geſehen, Nichts von ihm gehört. Auch ſie ſchien ſich allmälig mit der Rückerinnerung an eine ſchöne, an vielfachem Genuße reiche Zeit zu begnügen. Nach ihn fragte ſie Niemand. Niemand durfte ja in ihrem Verhältniſſe mehr als eine flüchtige Bekanntſchaft ahnen, wenigſtens mußten ihre Lippen ihren Zirkeln keinen Anſtoß geben, dieſe in ihren Vermuthungen zu beſtärken. Indeſſen erfuhr ſie doch mit klopfendem Herzen, daß er, während ſie einige Wochen auf dem Lande zugebracht hatte, in H—, freilich nur einen Tag geweſen, allein ſich doch ſehr gefliſſentlich nach ihr erkundigt, und ſogleich den folgenden Morgen eine Reiſe nach England angetreten habe. Nun, nach Verlauf eines ganzen Jahres und darüber erfuhr ſie zufällig wieder, daß er in dieſen Tagen von ſeiner Reiſe zurückkehrend hier erwartet wurde. Eine freudige Ungeduld, die wirklicher Liebe ähnlich ſah, bemächtigte ſich ihrer bei dieſer Nachricht. Hatte er ſie doch bei ſeiner Durchreiſe geſucht, ſo durfte ſie ja auch hoffen, ja ſie erwartete ihn nun ſtündlich in ihr Zimmer treten zu ſehen. Allein, vielleicht war er ſchon angekommen, vielleicht war er ganze Tage ſchon in H—? Dieſer Gedanke ängſtete ſie. Wie ſollte ſie, die es nicht wagte, nach ihm zu fragen, das erfahren? Es blieb ihr nichts Anders über, als ſich mit der geſchäftigen, Alles ausſchnüffelnden Schuppig wieder auszuſöhnen. Sie hatte eben ein einladendes Blatt, das gar nicht, oder doch nur mit flüchtigen Worten, ihren Zwiſt berührte, verſiegelt, als Marianne zu ihr eintrat, und eine neue Verwirrung, aber auch zugleich neue Hoffnungen ihrem Gemüthe einflößte.

Während nun dieſe zwei weiblichen Weſen einander nahe, und in ihren unruhigen Gedanken noch näher, eine peinliche Nacht zubringen, wollen wir verſuchen, einen Blick in das Herz zu werfen, das ein Gegenſtand der Muthmaßungen, der Hoffnungen, oder der Verzweiflung jener Beiden iſt.

Als einſt die Edelfrau, gleich nach dem vertraulichen Geſtändniſſe ihrer jungen Hausgenoſſinn, ihr ganzes mütterliches Anſehen und ihre ganze Liebe verwandte, um den beabſichtigten Eindruck auf das Gemüth des Sohnes zu machen, war es bei der Verzweiflung, in welche die ſo unerwartete Entfernung der Geliebten ihn verſetzte, ſchon viel, daß es ihr gelang auf ſeine Vernunft zu wirken, und ſie wirkte trotz ſeines tief verwundeten Herzens um ſo mehr darauf, als ſie, um dieß nicht noch widerſtrebender zu machen, die ſchöne Selbſtbeherrſchung des Mädchens nicht in ein ſo helles Licht ſtellte, daß er nicht argwöhnen mußte, daß ihre Entfernung von dem mütterlichen Anſehen ausging. Was er ſo in ſich, und noch mehr in ihr das Opfer eines noch unbiegſam ſcheinenden Verhältniſſes erblickend, in dieſem Augenblicke empfand, bewieſen ſeine wenigen Zeilen an Marien, wie ſie im Schloſſe hieß. Ihre Antwort erhöhte dieſe Stimmung noch mehr. Erſt als er wieder hergeſtellt war, als er, aus dem väterlichen Hauſe beinahe getrieben, ſeine Reiſe nach H— antrat, entwickelte er ſich ſelbſt recht genau den Sinn dieſer Worte. Sie banden ihn, und er fühlte ſich gern gebunden. Allein, wenn ſie nun — wie er hoffte — in ihrer Treue nicht wankte, was dann? Sollte er dann allen Freuden des Lebens und des Lebens Glück, die er nur in ihr finden zu können wähnte, fortwährend entſagen? Es ſchwebte ihm gegen ſeinen Willen vor, nach der Eltern, wenigſtens nach der ſtrengen unerſchütterlichen Mutter Tod, ſeine Güter zu verkaufen, und in einer fremden Gegend ſich ein ſtilles Paradies zu bauen; allein er malte dieſen Gedanken nicht weiter aus, der an den Tod ſeiner Eltern flößte ihm ein unwillkührliches Grauen ein; er fühlte wie nahe dieſer einem unausgeſprochenen Wunſche lag, vor dem, ſo wie in demſelben Augenblicke vor ſeiner Leidenſchaft, ſein Inneres zurückbebte. Noch in dieſem inneren Aufruhr begriffen machte er die Bekanntſchaft der reizenden Strahlenhelm. Er beſchloß, Alles, was ihn quälte, zu vergeſſen, ſobald er empfand, daß dieß ihm möglich war. Freilich war es ſeine Abſicht geweſen nur einen kurzen Aufenthalt in H— zu nehmen; allein er durfte ja bleiben, wo es ihm wohl war, und mit einem innern Trotz darauf, daß nichts ihm hier in den Weg treten könne, gab er ſich dem anziehenden Zauber ganz hin, dem er im Gefühl eines ſtillen Glückes widerſtrebt haben würde. Um ſo betäubender wurde er aus dieſem Sinnentaumel erweckt, als die plötzliche Botſchaft von der Todesgefahr der Mutter ſein Gemüth mit doppelter Gewalt zur Vergangenheit zurückführte. Mit doppelter! Erſt als liebender Sohn, und zweitens trat auf einmal ſein ſündiger Gedanke, wie halb erfüllt vor ſeine Seele. Er ſchauderte davor, und vor allen damit verknüpften Erinnerungen zurück, und dennoch war es, als wachte in dieſen, um ihn vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, die alte, unterdrückte Liebe mit neuen Flammen, ihm in demſelben Augenblicke ſeine Untreue, ſeine Vergeßlichkeit vorwerfend, in ſeinem Herzen auf, und rief aus ſeinem Innern Worte hervor, deren Bedeutung auf ſeiner Zunge ſeinem Gemüthe mehr als die anerkannten Redeformen entſprach. Er eilte ſo ſchnell vorwärts, als wollte er dem Tode zuvorkommen. Dieß gelang ihm nicht, indeſſen beſchwichtigten die lächelnden noch immer ſegnenden Züge der Leiche ſein ungeſtümes Herz. Dennoch war es ihm nicht weniger angelegen zu ermitteln, wie ſeine Zukunft ſich geſtalten würde oder dürfte. Aber wo ſollte er etwas von Marien erfahren, war ſie ihm auch treu geblieben? Er war es ihr freilich nicht ganz, und doch zitterte er bei dem Gedanken, daß ſie ſeines Zutrauens unwürdig hätte werden können, obgleich es ihm wahrſcheinlicher als zuvor dünkte, ſich in die Aufhebung ſeiner Verpflichtung fügen zu können. Die Mutter, die Einzige, die nach ſeiner Meinung ihren Aufenthaltsort kannte, war todt; ihr Vater war ja weit früher geſtorben. Er wagte die Schweſtern zu fragen, allein die ſterbende Frau hatte noch Geiſtesgegenwart genug gehabt, um gleich nach dem Erſcheinen und dem beinahe eben ſo ſchnellen Verſchwinden Mariannens, den beiden zehn- und dreizehnjährigen Mädchen einzuſchärfen, ihres Beſuches gar nicht zu erwähnen, und wenn der Bruder nach ihr fragen ſollte, ihn in der Vermuthung zu beſtärken, daß ſie noch immer in England ſei. Dieß geſchah und vielleicht war es nur eine unbewußte Sehnſucht, die trotz der Unwahrſcheinlichkeit ein unbedeutendes Mädchen in einem großen Reiche aufzufinden, ihn bewog, die auf den erneuerten Vorſchlag ſeines Vaters endlich angetretene Reiſe ins Ausland mit jenem Lande anzufangen. Dieſer war durch den Verluſt einer trefflichen Frau, die ihn, zu Folge ſeines weichen und nachgiebigen Charakters, in allen Stücken beherrſcht hatte, zu erſchüttert, um nicht auch für die Geſundheit des einzigen Sohnes, deſſen tiefer Gram ihn überraſchte, zu zittern. Ja! Guſtav ſah, er wußte nicht ſelbſt, ob mehr mit einer Art Schrecken, als ob mit Freude, ein, daß jede Bedenklichkeit, ſelbſt die mit der Muttermilch eingeſogenen Anſichten des Vaters, deſſen Beſorgniſſen für ſein Glück weichen mußten. Entſchloſſen, die Zeit walten zu laſſen, kam er in H— an. So wieder in der Nähe einer Frau, die ihm noch kürzlich mehr geweſen, als er jetzt ſelbſt zu billigen ſchien, trieb ihn, ſowohl das noch immer ſchwache Herz als Artigkeit und Dankbarkeit zu ihr hin, wenn auch ſein Gemüth ſich irgend einer Mittheilung ſeines Zuſtandes ſo ganz unfähig fühlte, daß er gern die Gelegenheit, ihrem ſcharfen Blicke, wie nicht minder der eignen möglichen Verſuchung Vertrauen zu ſchenken, gemieden hätte. Er traf ſie, wie wir gehört haben, nicht.

Während ſeiner Reiſe im Auslande, die ſich weiter als bis auf England erſtreckte, wurde allmälig das im Innern wie im Äußern Beſchränkte, oder vielmehr das Einheimiſche in ſeinen Anſichten vermiſcht. Er lernte verſchiedene Völker, Sitten und Höfe kennen, und wiewohl bei nicht ſeltnen Rückblicken in ſein Leben die Strahlenhelm ihm immer eine intereſſante und liebliche Erſcheinung blieb, glaubte er doch mehreres an ihr, was ihn ehedem angezogen hatte, nun in einem minder untadelhaften Lichte zu erblicken. Nur Eins blieb in ſeiner Seele unverändert und wahr — Mariens Bild, in deren Leben er nie Täuſchung, Selbſtſucht oder Unwahrheit gefunden; und fühlte er auch bei dem Andenken an ſie ſein Herz durch keine ſehnſüchtigen Flammen mehr beunruhiget, ſo ſtand ſie doch wie ein klarer Mond, der einen kleinen unerreichbaren Hafen der Ruhe beleuchtete, vor ſeiner Seele. Er dachte nicht mehr daran, ſie wieder zu ſehen. Das eitle Herz ſehnte ſich dennoch, von ihrer Treue, dem vollgiltigen Beweiſe ihres Werthes, einſt überzeugt zu werden.

Mit dieſen Gefühlen war er nach H— zurückgekommen, und fühlte ſich hier, nachdem er ſich doch eine weit freiere Bewegung in der Welt eigen gemacht hatte, bei dem Gedanken, die Frau von Strahlenhelm zu beſuchen, verlegen. Er glaubte, wenn er zurückdachte, Abſichten da zu erblicken, wo er dieſe in der Gegenwart nicht geahnt hatte, und eben darum befürchtete er Anſprüche, die nicht ſo wie ehedem einen Wiederhall in ſeinem Innern fanden. Auf der anderen Seite konnte ſein Ausbleiben ſie, der er Dankbarkeit, Vertrauen ſchuldig war, tief verletzen, ja die eigne Neigung begann ſogar ſich in ihrer Nähe wieder zu regen, und dennoch zögerte er, ohne recht zu wiſſen, warum. Er befand ſich wirklich ſchon ſeit drei Tagen in H—.

Sein liebes Bild, jugendlich-reizender als je durch das lächelnde Gemälde noch erfriſcht, übte mit zurückgewonnener Kraft ſeinen Zauber auf Mariannens betäubtes Gemüth aus. Welche Entdeckung hatte ſie gemacht! Sie hatte ihm zwar ſelbſt das Glück der Liebe gewünſcht; einem kleinen Neide trotzend, wünſchte ſie mit ſchweren Seufzern ihm dasſelbe noch; aber entſprach auch ihre Gebieterinn den Anſprüchen auf Glück, die ſein Herz machte? entſprach ſie ihren Gebeten, dem Wunſche, den ſie für Beide hegte? Sie mußte ohne Unterlaß an ihn, an ihre Herrinn, an dieß ſeltſame Ereigniß, an Alles was bevorſtand, was ſie zu thun hatte, denken, und ſo überraſchte ſie der Morgen in einem unruhigen, jeden Augenblick unterbrochenen Schlummer. Von allen Gedanken war ihr nur der ganz zurückgeblieben, daß Guſtav ſie nicht ſehen dürfte; allein ſie hatte ja ſchon die Gebieterinn getäuſcht, und ſann nun, wie ſie am Beſten den Folgen ihrer Unwahrheit vorbeugen konnte. Am nächſten lag ihr ob, zu gehorchen.

Es war noch früh, als ſie mit dem Billet in die Wohnung der Schuppig trat, die ſo eben aufgeſtanden war. Sie nahm es trocken in die Hand, las und lächelte höhniſch. „Ich wußte wohl, daß die Reue früh oder ſpät ſie anwandeln würde, wenn ſie meiner bedurfte;" murmelte ſie: „Hm Hm! was nun wieder los ſeyn mag? Nun Marianne! wir haben uns ſchon lange nicht geſehen. Wie geht's? was macht denn ihr Kind?"

„Mein Kind!“ wiederholte dieſe betroffen, die, wie wir gehört, nicht zum erſten Male von einer ähnlichen Benennung aus dieſem Munde ſich verletzt gefühlt hatte.

„Nun, nun! der Schweſter ihres. Es kommt ja doch auf eins heraus, und vielleicht könnte das ihr noch beſſer auf eine Dritte paſſen. — Mit Müttern iſt das Kind gut verſehen, beſſer als mit Pathen. Nun, nichts für ungut! ich ſcherze nur! Sage Sie nur ihrer Frau, ich würde mich einfinden! Gib Acht, Marianne; bevor die Sonne unter iſt, ſind die gnädige Frau und ich wieder dicke Freundinnen.“

„Eine hämiſche Frau!“ dachte Marianne, ſie ſchnell verlaſſend, um, wie ihr erlaubt, oder vielmehr befohlen war, das Kind für den ganzen Tag abzuholen. Indeſſen hatten der Madame Schuppigs Worte ſie faſt gegen ihren Willen betroffen gemacht. „Viele Mütter“ ſeufzte ſie, „ach ja! alle lieben es ja! und dennoch war heute ihr Ton noch hämiſcher als gewöhnlich — ich war es ja nicht die ihr die Thür gewieſen hat.“

Als ſie nun aber vor das kleine Bett des zarten Mädchens trat, als es die holden Augen auf ſie erhob, und dieſe und der kleine Mund, ganz ſo wie aus dem Bilde von geſtern ihr entgegen lächelten, war es als fiel ihr, in deren Seele alle kleine einzelne Andeutungen ſich plötzlich in eine große Gewißheit vereinten, eine Binde von den Augen. — „Großer Gott!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt. — „Nun ſind mir jene Worte — nun iſt mir Alles klar. — Das iſt ſein Kind, ſein — und der Strohlenhelm Kind! Die Schweſter hat gelogen. Doch nein! ihre letzten Worte, das Geld von dem ich ſchweigen ſollte — die Schuppig bei der Nachbars Frau, das Benehmen der Letzteren —

und die gnädige Frau, die ſonſt keine Kinder leiden mag. O! nun geht mir erſt ein Licht auf! Ihr Kind iſt es, und ſeines! das ſagt mir mein Herz, meine Liebe, dieſe ſüßen Augen. Darum ſollte ich es heute holen — warum? zu einem neuen Gaukelſpiel? Nein! Mein bleibt es, mein, der ſie es gelaſſen, ohne für deſſen Zukunft, für deſſen Gegenwart, ſo wie ſie es ſchuldig war, zu ſorgen; — nur einige armſelige Fähnchen von ihrem Überfluß ihm hinwerfend. Nein! mir hat ſie die Sorge gelaſſen, ſo mögen auch auf mir die Pflichten ruhen. Aus meinen Armen laſſe ich es nicht! — ach! iſt es Angſt, Zorn oder Zweifel, was ſo meine Bruſt beklemmt? — „Liebe Frau Nachbarinn,“ fuhr ſie an die hinzutretende Pflege-Amme, die noch immer dieſen Namen behalten, ſich wendend fort: „Beantworten Sie mir recht offen eine ſpäte Frage, die, wie die Antwort auch ausfällt, meine Liebe und Sorge, meine Pflichten gegen das ſüße Kind nicht vermindern kann. — War auch meine Schweſter wirklich deſſen Mutter? — Ihre letzten Worte haben mich daran zweifeln laſſen.“

„Ja, in der That, Jungfer!“ gab ſie zur Antwort: „Unvertraut iſt mir eigentlich Nichts! Dieß Kind kam ſo unerwartet und ſtill, wie ein Dieb in der Nacht ins Haus, und ich wurde ſo eilig gerufen um ihm Nahrung zu geben, die doch ſelten einer Mutter ſo mir nichts, dir nichts, ausgeht, daß ich von zwei Dingen lieber Nein als Ja darauf ſchwören dürfte.“

„Gut“ ſagte Marianne, ſich plötzlich faſſend; „das iſt genug! Es bleibt unter uns, und Alles ſonſt beim Alten.“ Schweigend zog ſie ſelbſt das Kind an, und mit freudiger Bitterkeit, mit ſchmerzlichem Entzücken es feſt an ihren

Buſen drückend, eilte ſie den nächſten Weg durch eine Allee, die einen Theil der Stadt durchſchneidet, und zu einer ſo frühen Stunde noch nicht von der beau monde beſucht wird, in tiefen Gedanken nach Haus.

Ein lauter Ausruf der Beſtürzung hemmte auf ein Mal ihre Schritte. Sie ſah erſchrocken auf, und gewahrte dicht vor ihr einen jungen blühenden Mann, in dem ſie faſt mit Entſetzen Guſtav erkannte.

„Iſt es möglich!“ rief er, freudig ihre Hand ergreifend. „Täuſchen mich meine Sinne nicht?“

„Ich bin es Herr von Buchhorſt“ ſagte Sie, nach Faſſung ringend. — „Wir hätten uns nicht mehr, nicht ſo begegnen ſollen! Möge denn dieß flüchtige Zuſammentreffen uns Beide über unſer Leben und Wohlſein beruhigen. Leben Sie wohl!“

„Wie!“ rief er ängſtlich, ihr in den Weg tretend. „Du willſt, du kannſt mich ſchon verlaſſen, ohne daß ich weiß, wie und wann ich dich wieder ſehe, ob — du zitterſt ja!“ er ſah ſie ſtarr an. „Wie kommſt du zu dieſem gar zu einfachen Kleide und zu dem Kinde? — Iſt es dein Kind?“ fragte er heftig.

„Ach Guſtav!“ erwiederte ſie die Augen niederſchlagend: „Was fragen Sie nach mir? Ich bin mit meiner Lage zufrieden! gewiß!“ ſie drückte das Kind zärtlich an ihre Bruſt. „Es taugt zu nichts, von der Vergangenheit zu reden. Eilen Sie lieber hin, wo Sie mit Sehnſucht erwartet werden, zu ihrer Braut.“

„Zu meiner Braut! Wie! Was will das Alles ſagen?“

„Zur Frau von Strahlenhelm! Ich weiß Alles, und habe ſchon für Ihr, für Beider Glück gebetet. Ich ſtehe in ihrem Dienſte! ach! Sie ſollten nur geſtern ihre Freude geſehen haben“ — Sie wollte gehen.

„Marie! ich laſſe dich nicht ſo von mir eilen.“

„Bedenken Sie, wer Sie, wo wir ſind. Bei ihr werden Sie mehr erfahren. — Bitte! bitte! laſſen Sie mich!“

Sie drängte ſeine Hand von ſich weg, und ohne aufzuſehen mit klopfendem Herzen eilte ſie mit ſchnellen Schritten weiter. Guſtav ſah ſich ſchnell nach allen Seiten um, und fand die Blicke mehrerer Vorübergehenden auf ſich gerichtet, dann ſah er ihr ungewiß ſchüchtern nach, allein er folgte ihr nicht, ſondern eilte ſeinem naheliegenden Gaſthofe zu.

Kurz hernach erwachte Frau von Strahlenhelm bei dem ziemlich heftigen Aufmachen der Thüre. „Was willſt du?“ fragte ſie erſchrocken, als ſie Marianne blaß wie eine Leiche mit dem Kinde im Arm vor ſich hintreten ſah.

„Er kommt!“ hauchte dieſe ſchnell, ohne Kraft, ein Wort mehr zu ſagen, aus!

„Wer?“ — rief die ſchöne Frau, indem ſie Miene machte, aufzuſpringen.

„Guſtav von Buchhorſt, ich habe ihn geſprochen.“

„Wie? du? du weißt ſeinen Namen! du kennſt ihn? du haſt mich alſo getäuſcht!“

„Nein! denn ich hatte mir vorbehalten, Niemanden zu nennen! aber freilich die Wahrheit verhehlt. Ja gnädige Frau! inſofern es ſeine Perſon betraf. Er iſt mir dieſen Morgen, als ich meine Kleine geholt, begegnet. Ich ſagte ihm, daß ich bei Ihnen mich aufhielt, daß Sie ihn erwarteten. Er wird gewiß noch heute kommen.“

„Meint ſie?“ fiel die Frau bitter ein.

„Sie ſehen ſelbſt ein, daß er mich hier nicht treffen darf. Erlauben Sie mir noch heute, ſogleich ihren Dienſt zu verlaſſen. Der Holzträger wird Ihnen bald eine Frau verſchaffen können, die bis weiter“ —

„Nun!“ meinte die Gebieterinn, „ich ſehe eben nicht ein, warum — doch ihretwegen. Ja wohl. Es ſchickt ſich nicht, daß vor meinen Augen — Marianne! Du biſt entlaſſen, Deinen Lohn ſollſt du erhalten, und noch mehr dazu, aber laß das Kind hier —“

„Nein! gnädige Frau!“ ſagte Marianne feſt mit einem durchdringenden Blick. Ich habe nichts außer ihm in der Welt, ich bin ſeine Mutter. Sie haben es ja erkannt. Niemand liebt es ſo wie ich, und ich habe es heilig gelobt mich nie von ihm zu trennen.“

„Ich kann es beſſer verſorgen als du“ fuhr die Frau mit erzwungener Gelaſſenheit fort; und will es auch. Marianne! ich befehle es Dir.“

„Gnädige Frau“ verſetzte ſie nicht ganz ohne Bitterkeit. „Selbſt wenn ich nicht aus Ihrem Dienſte entlaſſen wäre, hätten Sie doch keine Gewalt, über meinen Willen außerhalb deßſelben. Ich habe auch Rechte, und kenne ſie! dürften Sie die Ihrigen mit meinen meſſen. Leben Sie wohl! —“

Frau von Strahlenhelm biß ſich im Ärger in die Lippen. Als ſie dieſe wieder öffnete, war ſie allein. „Schon fort“, ſagte ſie bei ſich ſelbſt, „und wagt das Kind mit fortzunehmen? Nun das arme Thier weiß ja nichts, und hat es ſo lieb — boshaft kann doch wohl das alberne Ding nicht ſein! Ach! Eiferſucht! nichts anders! dennoch muß ich es haben und bald, jetzt wird es mir nöthig werden. Hm!

alſo mußte Marianne ſelbſt mir den lieben Flüchtling anmelden; ſo brauche ich die Schuppig nicht, ja doch — ſie muß dem Mädchen das Kind abſchwätzen, ſie beobachten. Was ſie wohl vor hat? Sie ſcheut ſich, ihn zu ſehen, aber vielleicht nur hier! Sie will von mir unbeachtet ſein. Nun ich kann ihr's nicht verdenken. Ich ließe eine ſolche Beute nicht ſo leicht fahren — aber ſich neben mich zu ſtellen — das iſt's, was ſie nicht wagt!“

Sie war indeſſen aufgeſtanden, und brachte mit einer ſorgfältigen Toilette in ſinnender ungeduldiger Thätigkeit die Morgenſtunden zu. Faſt früher als zur ſchicklichen Beſuchſtunde erſchien wirklich Guſtav. Sie maß ihn mit einem prüfenden Blick. Es war nicht mehr der ſchüchterne, bleiche Jüngling, dem ſie erſt Muth und Glut einhauchen mußte, es war ein blühender kräftiger Mann, aus deſſen Zügen Selbſtſtändigkeit und Würde ſprachen. Dieſe Bemerkung würde ihren Muth eben nicht vermehrt haben, wenn nicht ſeine augenblickliche unruhige Stimmung, die ihr nicht entging, ihr jede Furcht benommen hätte. — Er war augenſcheinlich verlegen, wodurch das Wohlwollen, womit er die Frau, mit der er ſo viele ſchöne Stunden verlebt hatte, wirklich wieder ſah, um die Verſtimmung zu verbergen, die Mariens Wiederſehen zugemiſcht, und die er um ſo weniger verrathen durfte, als es ihm angelegen war, mehr von ihr als von der Freundinn ſelbſt zu erfahren, einen Anſtrich von einſchmeichelnder Herzlichkeit erhielt. Sie merkte recht gut ſeine Unruhe, ſein plötzliches Stocken, wenn nur ein Geräuſch außerhalb der Thüren des Zimmers vernommen wurde, und wenn die kleine Rache, die ſie durch ein völliges Stillſchweigen über das Mädchen an ihm auszuüben dachte, ihr ſelbſt nicht eben ſo peinlich wie ihm geweſen wäre, würde Mariannens Name in dieſer Unterredung vielleicht gar nicht ausgeſprochen worden ſein, allein ſie konnte die eigene Ungeduld nicht bezwingen. „Wiſſen Sie, Guſtav!“ ſagte ſie endlich lächelnd mit einem noch ſchärferen Ausdrucke ihres durchdringenden Blickes, „daß Sie ſchon dieſen Morgen bei mir angemeldet worden ſind?“

„Wirklich?“ fragte er etwas betreten.

„Wie unſchuldig Sie fragen! ſo unſchuldig, daß ich faſt wetten möchte, daß Sie recht ſchuldig ſind. Ja! von meinem Dienſtmädchen, die, wie ich vermuthen muß, Ihre Landsmänninn iſt. Sonderbar, obgleich ſie Ihr Porträt bei mir geſehen, obgleich ich, in den letzten Tagen, wo ich Sie ſelbſt zu ſehen, ſtündlich erwarten durfte, auch Ihren Namen ausgeſprochen, damit meine Leute dem ihnen ganz Fremden geziemend entgegen kommen möchten, hat ſie doch gar nicht ihre Bekanntſchaft mit Ihnen verrathen, ſondern erſt dieſen Morgen, nachdem ſie Ihnen begegnet war, mir kurz und gerade aus erklärt, daß ſie ſogleich fort, und Sie nicht ſehen wollte — und ſie iſt auch wirklich fort. Sie erſchrecken? Könnte es mir doch beinahe einfallen, daß Sie in Verbindung mit einer gewiſſen unglücklichen Heirath ſtehen möchten, wenn es nicht ſo ganz unmöglich wäre; und Sie nicht ſo blühend vor mir ſtänden, daß jener Bund wohl ſchwerlich mehr zu befürchten iſt.“

„Heirath!“ wiederholte Guſtav. — „Nun, ja! ich beſinne mich! ein bindendes Gelübde, ein Schwur der Treue kann wohl eine Ehe rechtlicher Gemüther genannt werden!

Ob dieſer Bund noch beſtehe?“ fuhr er düſter fort, „ich weiß es nicht; aber es wird ſich zeigen!“

„Schenken Sie mir, der bewährten Freundinn Ihr ganzes Vertrauen!“ — ſagte Frau von Strahlenhelm mit der bezaubernden zärtlichen Anmuth, die ſeine Gewalt über ihn früher nie verfehlt, und auch dießmal nicht ganz ohne Wirkung blieb. „Ich bin ganz die ich war; möchte ich dasſelbe von Ihnen ſagen können! Wenn auch irgend etwas Ihnen drückend auf dem Herzen liegt — kann ich es nicht ganz hinwegnehmen, werde ich es doch vielleicht lüften können. In welchem Verhältniſſe ſtehet das Mädchen zu Ihnen? Sie ſcheint zu hoffen oder zu fürchten?“

„Beides iſt unmöglich“ erwiederte Guſtav ſchnell: „Kennen Sie das Mädchen lange?“

„Ein Jahr oder mehr hat ſie bei mir gedient; —“

„Ein Jahr! Großer Gott! mehr als ein Jahr“ — wiederholte er, ſich faſſend, „im Dienſt; ſie trug ein kleines Kind auf dem Arme. — Wie ſoll ich das erklären? —“

Sie ſah ihn ſpähend mit klopfendem Herzen an, als regte ſich in ihr ein ſchneller Argwohn, worüber ſie gerne ins Klare kommen möchte. „Guſtav!“ — fragte ſie, „hat das Kind ihre Aufmerkſamkeit erregt? Klopft Ihr Herz in ſeiner Nähe nicht ſtärker? Es ſieht Ihnen ähnlich. Es hat Ihr Auge, ihr Grübchen am Kinn.“

„Mein Gott! welcher Verdacht? Iſt es Mariens Kind?“

„Sagt das Ihr Gewiſſen?“ — fragte ſie bitter.

„Mein Gewiſſen? Ich habe das Mädchen ſeit zwei Jahren nicht geſehen! Iſt es ihr Kind?“

„Lieber Freund!“ verſetzte ſie, Ihre Heftigkeit ſchreckt mich. Sie haben das Mädchen doch wohl nicht im Ernſt geliebt? Hätte ich je denken können, als Sie mich faſt in Verzweiflung verließen, daß die meiner künftigen Dienſtmagd gelte?"

„Als ich ſie kannte, war ſie keine Dienſtmagd; daß ſie in Armuth und Elend geſtoſſen wurde — o mein Gott! das habe ich nie geahnt. Nie, daß ein Weſen, das ich ſo tief verehrte, mich ſo täuſchen könnte! Wo iſt ſie?" rief er raſch aufſpringend, „ich muß ſie ſprechen, wo iſt ſie?"

„Ruhig lieber, lieber Freund! ich weiß es nicht, aber ich werde es bald erfahren. Beruhigen Sie ſich vor allem. Möge das Mädchen nur einer ſo dauernden Leidenſchaft würdig ſein!" fügte ſie gelaſſen hinzu, indem ſie die Thränen des innern Verdruſſes zu verbergen ſtrebte.

„Sie täuſchen ſich," ſagte Guſtav mit Faſſung. Es iſt nicht Leidenſchaft; Zorn iſt es, daß man zu Nichtswürdigkeiten die Zuflucht nahm, um eine ſchuldloſe Neigung zu zerſtören; bitterer Gram iſt es, daß ein Weſen, von dem ich nur gewohnt war, Segen zu empfangen, mich ſo hinter's Licht führen konnte. Iſt das Mädchen, wie ſie äußern, meiner unwürdig, werde ich ſie auch vergeſſen. — Sie wiſſen, daß ich ſie vergeſſen habe, aber ſprechen muß, will ich ſie —"

„Theurer Guſtav! Alles thue ich für Ihre Ruhe! aber mäßigen Sie ſich meiner Ruhe wegen. Ich erwarte — ſtill, ſie iſt ſchon da" — unterbrach ſie ſich ſelbſt, indem die Glocke der äußeren Thüre und gleich nachher eine weibliche Stimme im Nebenzimmer vernommen wurde — „eine gewiſſe Madame Schuppig, deren ich mich bediene, wenn ich Dienſtboten nöthig habe, und die mir auch Mariannen empfohlen hat. Sie wird beſtimmt wiſſen, wo dies Mädchen zu ſuchen iſt. Nur ruhig! kommen Sie dieſen Abend zu mir, dann werde ich Ihnen Nachricht geben."

Madame Schuppig's Eintritt erleichterte das Herz der Frau vom Hauſe, und brachte Guſtavs Stimmung wieder ins Gleichgewicht. Er verließ das Zimmer mit Empfindungen, die er längſt aus ſeinem Herzen vertilgt glaubte, und als er ſich bemühte, dieſes zu durchſchauen, dünkte es ihm keine Liebe mehr darin, wohl aber Zorn, Mißmuth des getäuſchten Zutrauens, Eiferſucht ſogar und Mitleid zu finden, tiefes Mitleid mit einem übelbehandelten Geſchöpfe, das ungehört zu verdammen, ihm noch unmöglich war.

„Liebe, gute Schuppig," ſagte indeſſen Frau von Strahlenhelm recht einſchmeichelnd. „Sie glauben freilich Urſache zu haben, mir böſe zu ſein, aber wenn ſie nur wüßten, wie gegen Sie complottirt worden iſt. Marianne machte mich glauben, daß Sie ihr Scrupel wegen des Kindes in den Kopf geſetzt; aber ihr neidiſches Gemüth verrieth ſich; — nun, davon hernach, ich habe ſie fortgejagt —"

„Konnte mir's denken," erwiederte die Schuppig mit ihrem gewöhnlichen hämiſchen Lächeln — „ich kenne meine gnädige Frau zu gut, um nicht gleich einzuſehen, daß ein Schalk dahinter ſteckte. Nichts mehr davon — womit kann ich dienen?"

„Sie iſt fort", wiederholte die Frau vom Hauſe, „aber das Kind muß ich wieder haben. Er iſt wieder da;" und nachdem ſie der zweideutigen Freundinn ſo viel von dem augenblicklichen Verhältniſſe, als dieſe ihrer Meinung nach zu wiſſen brauchte, mitgetheilt hatte, übertrug ſie ihr Alles, bares Geld, ſelbſt eine halbe Wahrheit bei Mariannen zu verwenden, die bis jetzt ihre Zuflucht nur zu der Amme hatte nehmen können, um nur das Kind zu erhalten. „Er hält,“ fügte ſie hinzu, ſtreng auf das, was er für Pflicht anſieht; mit dem Kind im Arm bin ich meiner Sache gewiß, darum klug und ſchnell.“

Die Schuppig verſprach, und zögerte auch nicht; ſie fand Mariannen, in Thränen gebadet, an der Wiege des Kindes; allein jeder Verſuch ſcheiterte. Bitten, Flehen, Drohungen, ein nicht undeutliches Geſtändniß deſſen, was das Mädchen ſchon geahn't, Alles war vergebens. Marianne erklärte trocken, daß ſie es im ſchlimmſten Falle auf die Entſcheidung des Gerichts ankommen laſſen wollte.

Dieſer Trotz, noch mehr als die eigne vergebliche Mühe ärgerte die Schuppig, die ſchon aus den Worten der Strahlenheim, auf die ſie jedoch nicht viel Gewicht legte, einen kleinen Verdacht auf Mariannen hatte. Jedes ihrer Worte erwägend, warf ſie ſinnend einen langen gehäſſigen Blick auf ſie. — „Nun,“ ſagte ſie endlich gelaſſen; „wenn ſie nicht will, zwingen können wir ſie nicht; aber ich würde gut wegkommen, wenn ich jedes Wort buchſtäblich dem hochmüthigen Geſchöpfe überbrächte. Schreibe ſie ihr lieber ihre Meinung kurz und derb! Sie kann ja ſchreiben.“

„Gern!“ ſagte Marianne noch zitternd. Sie ſchrieb und reichte dann der begierig wartenden Frau das Blatt ſchweigend und offen hin, nahm das Kind aus der Wiege, und eilte mit ihm im Arme in das Nebenzimmer. — Hm! es iſt gut ſo! es braucht gar nicht anders zu ſein!“ murmelte die Schuppig, es bedächtlich überleſend: verſiegelte es dann und eilte fort. Mit triumphirender Miene trat ſie in das Zimmer der Strahlenhelm.

„Nun!“ — rief dieſe ihr ungeduldig entgegen. „Mein Gott! ohne die Kleine!“

„Mit etwas noch Beſſerem,“ war die Antwort, „leſen Sie nur!“

„Wie unverſchämt!“ rief die hochglühende Frau, das Schreiben hinwerfend.

„Aber dennoch unbezahlbar!“ fuhr die Schuppig fort, „werfen Sie doch das theure Blatt nicht ſo hin — theuer ſage ich, denn ich habe wohl ein theures Geſchenk dafür verdient. Das Kind kann ja auch ſo Wunder thun. Sie geſteht ja, daß ſie die Mutter iſt; und Sie haben ſich ja nur den Gotteslohn um ein armes Geſchöpf verdienen wollen. Überwieſener Unwerth des Mädchens, Anerkennung Ihres wohlthätigen Herzens! Was wollen Sie mehr? Ein hübſcher Mann und der Liebe Freuden wiegen wohl ein Kind mit Mutterſorgen auf. Laſſen Sie den Tauſch gelten.“

„Sie haben recht, theure, liebe Frau! wie konnte ich auch ſo dumm ſein, nicht ſogleich — fort! fort! ich muß im Stillen überlegen.“

Frau von Strahlenhelm hatte, als der Abend kam, kaum noch Zeit, ihre kleine Rolle in der Phantaſie noch ein Mal zu durchgehen, und ihren Zügen vor dem Spiegel den Ausdruck von Theilnahme, Beſonnenheit und herzlicher Offenheit, der nach ihrer Meinung unerläßlich war, zu geben, als Guſtav eintrat.

„Setzen Sie ſich, mein Freund!“ begann ſie, „und laſſen Sie uns ruhig ſprechen. Morgen können Sie das

Mädchen ſehen, ich habe ihre Adreſſe. Aber lieber Guſtav, glauben Sie mir, es iſt nicht Eiferſucht, es iſt nur die Furcht, Sie das Opfer Ihrer ſchönſten Empfindungen werden zu ſehen, die aus mir ſpricht. Beurtheilen Sie mein Herz nicht nach der von unſerem Geſchlechte angenommenen Meinung. Wir ſind beide von einem Stande, der die Thorheiten der Jugend für nichts mehr als Thorheiten anſieht, dennoch — ganz ehrlich ſind Sie dieſen Morgen nicht gegen mich geweſen. Oh! Sie wiſſen nicht, wie eine ſchöne Offenheit Sie mir noch theurer machen würde. Sie haben in zwei Jahren das Mädchen nicht geſehen? Soit! das ſtimmt ja ungefähr mit dem Alter des Kindes! Läugnen Sie nicht. — Mögen Sie ſelbſt Verpflichtungen gegen das Mädchen haben, die es ihnen ſchwer fallen würde zu erfüllen — mir ſie erfüllt zu ſehen — ihre treue Freundinn würde Sie davon nicht abhalten. Ich kenne die Anſichten unſeres Standes und verehre ſie; dennoch ſetze ich ſie den Pflichten eines redlichen Mannes nach. Aber täuſchen laſſen dürfen Sie ſich nicht. Vielleicht verdient das Mädchen die Erfüllung Ihres Wortes, Ihre Liebe nicht, denn nun faſſe ich den Bund, über deſſen Dauer Sie ungewiß waren. Er beſteht — denn es iſt das Kind des Mädchens, es iſt das Ihrige, ich zweifle nicht daran, aber dennoch können ſie getäuſcht, das Mädchen Ihrer unwerth geworden ſein, das müſſen Sie unterſuchen."

„Mein Kind!" — rief Guſtav — „Nein, bei Gott! Nein! aber Mariens — ſagten Sie nicht ſo? Woher haben ſie das Mädchen kennen gelernt. Verhehlen Sie mir nichts! verhelfen Sie mir dazu, hell zu ſehen."

„Von der Schuppig! Marianne hatte ſich gleich nach ihrem Wochenbette an ſie gewendet, um einen Platz zu erhalten. Ihre Sanftmuth, Schönheit, Jugend und noch mehr ihr Unglück rührten die Frau. Sie wußte, daß ich nach Vermögen, wo ich kann, gern etwas Gutes thue. Gutmüthig, und ein wenig leichtſinnig, wie ich bin, entſchloß ich mich, ſelbſt das Mädchen zu ſehen; ich gewann ſie lieb — ja! ich geſtehe es, ich ließ mich bereden Pathinn des Kindes zu werden, und durch eine vielleicht ſympathetiſche mir jetzt erklärliche Ideenverbindung dachte ich mich einen Augenblick als deſſen Mutter, und ſo gab ich ihm einen Namen, den ſie oft unter traulichem Koſen, ſtatt meines Egle, den Sie nicht leiden mochten, mir beigelegt haben, ich nannte es Aglaja."

Guſtav küßte ſchweigend und gerührt ihre Hand. „Treffliche Frau!" flüſterte er — „Und wiſſen Sie gar nichts von ihren frühern Begegniſſen?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich fürchtete zu viel zu fragen und zu viel zu erfahren. Die Schuppig meint, da ſie mit einem jungen Seemanne hieher gekommen ſei — ob er ihr Mann oder Geliebter war, ob ſie ſich wieder getrennt oder er zur See gegangen, oder geſtorben iſt? ich weiß es nicht. — Sie hat ſo viel Anſprechendes an ſich, und ſo nahm ich ſie in meinen Dienſt."

Guſtav war aufgeſprungen. Er ging heftig auf und nieder. „Sie ſelbſt haben ſie in Wochen geſehen; Ach! verzeihen Sie die thörichte Frage, wenn ich ſie ſo geſehen, ich hätte vielleicht den eigenen Augen nicht getraut."

„Guſtav!" fuhr die ſchöne Frau gelaſſen fort, „der Zufall hat mir einen unwiderlegbaren Beweis in die Hände gelegt. Ich will Ihnen offen meine Schwäche geſtehen, das Kind iſt mir lieb, trägt es doch einen Namen, den Sie mir theuer gemacht; ich geſtattete der Mutter öfters, es hier bei ſich zu haben, und als ſie mich nun dieſen Morgen mit einem Ausdruck der Angſt, wenigſtens eines unruhigen Gewiſſens, auf eine die Verbindung mit Ihnen nicht zu verkennende Weiſe verließ, da, Ihrer Verneinung von geſtern nicht ganz vertrauend, glaubte ich meinem Herzen zu genügen, mir Ihre geheime Anerkennung eigen zu machen, wenn ich Ihr Kind Händen entzog, die ihm ſchwerlich ſo wohlthätig als die meinigen ſein möchten, und ſo erbot ich mich, das Kind zu behalten, es zu erziehen, es zu lieben; es war mir, als müſſe es unſere Gemüther auch ganz wieder vereinen. — Hier leſen Sie die Antwort.“

Sie reichte ihm Mariannens Billet hin; er las:

„Gnädige Frau!“

„Ihre Verſprechungen können mich nicht bewegen, ich würde mein Kind keinem Andern aufbürden, eben ſo wenig darum handeln. Ich bin deſſen Mutter; ich werde es nie verläugnen. Wäre ich auch fähig, meiner Pflichten gegen daſſelbe, gegen deſſen Vater mich zu überheben, würde doch die Liebe in meinem Herzen zu Beiden mir es unmöglich machen, mich eher als durch den Tod von dem einzigen Weſen zu trennen, an dem nun mein Heil, meine Hoffnung, mein ganzer Troſt im Leben hängt. Gedenken Sie meiner ohne Unwillen, indem Sie einen Mann beglücken, den Sie ohne innere Vorwürfe lieben dürfen, und verſuchen Sie nicht ferner, mir das Einzige zu rauben, was meinen reifern Jahren den Verluſt meines Jugendglückes erſetzen kann.“

Röthe und Bläſſe wechſelten auf ſeinen Wangen. Er ſtarrte lange die bekannten Schriftzüge an. „Laſſen Sie mich es aufbewahren“, ſagte er dann bitter: „Sie hat den Vater geliebt, höher, inniger als — das liegt klar am Tage. Er lebt noch in ihrem Herzen, er war das Glück ihrer Jugend. — Es iſt die Trennungsakte!“ fügte er hinzu, es in ſein Portefeuille ſchließend! — „O meine Mutter! daß ich dir einen Augenblick zürnen konnte! Dein Blick ſah ſchärfer als der meinige.“

„Hier“ verſetzte die Strahlenhelm, gelaſſen in ihrem Nähkorb kramend, doch ohne etwas heraus zu nehmen, — „Hier iſt die Adreſſe, wenn Sie es noch nöthig finden, mit dem Mädchen ſelbſt zu reden.

„Nein! nein!“ — rief er heftig — „ich will ſie nicht ſehen. Ihr Schreiben hat klar genug geſprochen. Sie bedarf nicht meines Troſtes, ich keiner Entſchuldigung mehr. Sie iſt zufrieden, glücklich in ihrem Kinde, und ich bin meines thörichten Gelübdes entbunden. Gottlob! ich bin wieder ganz frei!“

„Wirklich! ganz frei?“ — wiederholte ſeine ſchöne Freundinn, ihn halb ſchelmiſch, halb wehmüthig anſehend.

„Nein! nicht frei!“ — ſagte er raſch, indem ſein Blick dem ihrigen begegnete. „Ich kenne ja noch ein Herz, das nicht verſchmähte mich glücklich zu machen, ohne das Glück der Liebe mit der Elle ſtaatsbürgerlicher Verhältniſſe zu meſſen. Ich bin nicht frei wenn die meine Hand faſſen will, die in meinem Blicke den Ausdruck des Glückes, das ihre Liebe einflößt, ſchon geleſen haben wird, und die noch heute den Taumelnden — vielleicht von einem Abgrunde fortgeriſſen hat.“

Er war vor ihr niedergekniet, und hielt ihre Hand feſt von den ſeinigen umſchloſſen, einen begeiſterten und dennoch wehmüthigen Blick auf ſie heftend.

Sie ſah ihn freudig beſtürzt über den unvermutheten, faſt zu leichten Sieg an. „Willſt du,“ ſagte ſie nach einem kurzen Schweigen lächelnd, „das Gelübde, das du mir jetzt in deinem Herzen ablegſt, eben ſo treu, wie das nun aufgelöſ'te halten, bis ich deſſen unwürdig werde, — ſo ſind wir verheirathet.“

Er ſtutzte. „Ach! ich verſtehe“ ſagte er dann heiter. — „Vergeſſen ſei die unheimliche Vergangenheit! Ich will meine Braut zur Trauung in das Stammhaus meiner Väter führen.“

„Meinte ich denn etwas anders?“ verſetzte ſie ſtolz.

Mit eitler Freude ſchrieb die Frau von Strahlenhelm ihren kleinen Künſten allein dieſen Sieg zu, den ſie vielleicht weit mehr der dem männlichen Herzen eignen Selbſtſucht zu verdanken hatte, das nur zu geneigt dem eigenen Leichtſinne viel zu vergeben, von Neid und Eiferſucht entflammt, es für eine unverzeihliche Beleidigung hält, wenn ein geachtetes weibliches Weſen — das Stärke genug gehabt, ſeiner Leidenſchaft zu widerſtehen, — ſei es nun aus Berechnung oder Neigung, einem Andern das Leben widmet, das doch für ihn verloren war, allein auf deſſen fortdauernde Treue ſeine ſelbſtſüchtige Eitelkeit die Anſprüche nicht aufgeben kann. Die wenigen Bedenklichkeiten, welche während ſeiner Abweſenheit der Gedanke an die Gefallſucht und das zuweilen zu wenig weibliche Benehmen ſeiner ſchönen Freundinn in ihm erregt hatte, erſchienen ihm nun, — da diejenige, die als Ideal weiblicher Reinheit geſtanden, in die Reihe gewöhnlicher Weiber, ja in der Meinung dieſes aufgeregten Augenblickes ſogar unter dieſe herabgeſunken war — keines Beachtens werth. Fehlte auch, welches er ſich nicht verhehlen konnte, der ſo ſchnell erwählten Braut dieſe innere unſcheinbare Tugend, beſaß ſie dagegen den vollen Glanz der Anmuth, den die Welt bewunderte und anbetete, alle die Geiſtes- und Gemüthsgaben, die die böſen Launen vertreiben, die erregten Sinne in fortwährender Spannung erhalten; und was kann ein Gemüth, das um ſeinen ſchönſten Traum betrogen iſt, mehr verlangen? Er vermochte in dieſem Zuſtande nicht zu erkennen, daß er ſo das eigene redliche Herz, das von dem unerwarteten Schlag wie gelähmt war, ſtatt es durch Ruhe und die eigene Kraft der Seele wieder aufzurichten, nur allein betäubte. So möge er denn ſeine Strafe hinnehmen. Aber dieſe Täuſchung war eine lindernde Kühlſalbe auf ſeine brennende Wunde, und es war außerdem der klugen Frau zu angelegen, dieſen Rauſch, in dem doch nur ihre Eitelkeit ihr geſtattete, eine auf's neue auflodernde Leidenſchaft zu erblicken, zu erhalten, daß ſie nicht ihre roſenrotheſte Laune hervorgerufen haben ſollte, um wie ſie ſagte, ihm jede harte Vergangenheit in einer ſeligen Gegenwart vergeſſen zu machen.

Es war freilich, bevor er ſie geſehen, ſeine Abſicht geweſen, nachdem er ſeine durch eine koſtſpielige Reiſe etwas verwickelten Geldangelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, in die Heimath zurückzukehren. Seine Verlobung veränderte nun dieſen Plan. Beide waren darüber einig, einen

Brautſtand zu verkürzen, den ſie mehr als anticipirt hatten. Er ſchrieb dem Vater, ſchickte ihm, ſtatt einer Darlegung der ihm ſelbſt nicht ganz klaren Verhältniſſe ſeiner Braut, ihren unzweideutigen Stammbaum mit den dazu gehörenden Dokumenten, die auf deſſen und ſeiner Verwandten Standpunkt das wichtigſte Erforderniß waren, überdieß auch ihren Taufſchein, und drang in ihn, ihm die zu ſeiner Trauung nöthigen Papiere zu überſenden.

Ihrerſeits war die Braut auch thätig, weniger indeſſen, wie es die Schwpig mit Erſtaunen bemerkte, die bevorſtehende Hochzeit zu betreiben, als allem vorzubeugen, was dieſer Verzögerungen oder Hinderniſſe in den Weg ſtellen konnte. Sie hatte Guſtaven ſogleich zur Pflicht gemacht, ſelbſt gegen ſeine genaueſten Bekanntſchaften, wiewohl er alle ihrem Wunſche zu Folge erneuerte, ihrer Verbindung gar nicht zu erwähnen, um, wie ſie vorgab, in dem Vollgenuß ihres ſtillen Glückes durch unnütze Glückwünſche und Einladungen nicht geſtört zu werden. Allein dieß war der wahre Grund nicht; die kluge Frau wußte recht gut, daß, ſo wie bei einem Sterbefalle die guten Sitten des Verſtorbenen in Anſchlag gebracht werden, ſo bei einer Heirath dagegen das Brautpaar allen ſonſt ruhenden Klatſchereien Preis gegeben wird, und es war doch immer möglich, daß irgend etwas, das nun erſt ihrem Gewiſſen bedenklich vorkam, wieder aufgefriſcht, und von eifrigen Freunden zu Guſtav's Ohren gebracht, ihr den Verdruß von mancherlei Widerlegungen oder Beſchönigungen zuziehen möchte; jedoch ſollte ihr Cirkel, ja die ganze Stadt Zeuge ihres Triumphes ſein. Dem zu Folge verabredete ſie mit dem, in ihre Wünſche gern eingehenden Bräutigam, ihren bald herannahenden Geburtstag mit dem Tag ihrer Hochzeit vereinen, und zur Feier des Erſteren, zum erſten Male mit ihrem Auftreten in H— in dem unſern der Stadt gelegenen R—ſchen Garten ein glänzendes Dine, dazu ihren ganzen Cirkel und mehrere angeſehene Namen außer demſelben einladen, dann in dieſem Kreiſe, nach vorhergehender Trauung mit Guſtav erſt öffentlich erſcheinen, und ihre Verbindung anzeigen zu wollen. Noch denſelben Abend gedachte ſie dann im Gaſthofe ſelbſt einen zierlichen Reiſeanzug anzulegen, und ſich ſogleich mit ihm nach dem Gute ſeines Vaters, und darauf dem großen Ton gemäß weiter in die Welt zu begeben. Zu dieſen Zwecken wurde auch alles vorbereitet. Um dem gebräuchlichen Aufgebot von der Kanzel zu entgehen, wurde beſchloſſen, daß die Trauung jenſeits der nahen Gränze, wo eine leicht zu erhaltende königliche Genehmigung jeder zu frühen Bekanntmachung vorbeugen konnte, vorgehen ſollte. Aber noch einen kleinen, jedoch heimlichen Triumph, von dem Guſtav nichts wiſſen durfte, konnte ſich ihr hochmüthiges Herz nicht verſagen. Obgleich ſpäterhin er nie nach der nicht empfangenen Adreſſe gefragt hatte, war es dem nicht ganz ruhigen Gewiſſen der Braut doch darum zu thun, Mariannen aus einer Wohnung zu entfernen, die ſie nicht umhin konnte anzugeben, wenn es Guſtaven einfallen ſollte, darnach zu fragen. Dieſe Furcht hatte ſie der bei allen Einkäufen ſehr beſchäftigten Schuppig, mit der ſie noch nicht auf's Neue zu brechen wagte, mitgetheilt. Dieſe beruhigte ſie lächelnd. Marianne, die ſelbſt gefürchtet hatte, in ihrer ehemaligen Wohnung, wo ſie von den Nachbarn doch nicht ganz unbemerkt geblieben war, von Guſtaven erfragt und getroffen zu werden, hatte ſie erſucht, ihr eine andere Wohnung in einer anſtändigen Straße, ſo wie auch Anlaß, ihre kleinen Fertigkeiten in der Nähkunſt geltend zu machen, zu verſchaffen. Beides war ſchon geſchehen.

„Gut!“ ſagte Frau von Strahlenheim, „ich will ihr auch etwas zu verdienen geben, habe ich ihr doch mehr als ſie ſelbſt ahnet, zu verdanken. Ich ſtehe in ihrer Schuld, und damit ſie die Abbezahlung nicht wie ein Geſchenk anſehe, und ſie ausſchlage, ſoll ſie mein Brautkleid nähen. Sie wiſſen ja, liebe Schurrig! wie ich es genäht wünſche, und ſollte es nicht accurat ſo werden, ei nun! daß ſie es gemacht, wird die kleinen Fehler erſetzen!“ Die Schurrig, ſei es auch bloß weil ſie eine kleine Beleidigung, — denn jede ſolche, wenn ſie dieſe auch nicht zu bemerken ſchien, behielt ſie doch immer in mente — noch an Mariannen zu rächen zu haben glaubte, war ſogleich bereit, dieſen Auftrag, den Marianne demüthig und ohne Widerſpruch annahm, gehörig zu vergällen. „Nur nicht gezögert,“ ſagte ſie, ihr den weißen Atlas überreichend, „einfach, aber doch pompeus, und zur rechten Zeit, am Abend den 15. fertig, am 16. ſoll Hochzeit ſein.“

Unter tauſend Thränen, die nur zu häufig das Geſicht umnebelten, ſchritt die Arbeit in Mariannens Händen vorwärts, nur zuweilen unterbrochen, um durch einen Blick auf das kleine Mädchen, durch einen herzigen Kuß, neuen Muth zu ſchöpfen. „Sie heirathen ſich“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „und laſſen das Kind mir! — und das kann eine Mutter? Guſtav ahnt gewiß nicht, welch ein Schatz mir geblieben iſt; mög' er es nie ahnen! möge es ſo, wie einſt der Vater mich lieben. Ach! er hat meiner ganz vergeſſen, er iſt nicht bei der Nachbarinn geweſen! — und die Schurpig ſpottet meiner, die darf ich nicht fragen. Nun das iſt ja gut ſo, das iſt ja nur was ich gewünſcht habe. Jenen Morgen ſah er mich doch ſo liebevoll, ſo theilnehmend an! Wie iſt es möglich, daß die Frau eine ſolche Gewalt über ihn haben kann! Doch, doch; ſchön und anmuthig iſt ſie! Armer Guſtav! Ach könnte mein Gebet, das Gebet eures Kindes dich glücklich machen! Allein ich fürchte, ich fürchte — ſie iſt kalt und hart, kann eine ſchlechte Mutter eine gute Gattinn ſein?“

Unter ſolchen und noch herzzerreißenderen Betrachtungen nahete das Kleid der Vollendung. Mitten in dem kleinen, freundlichen Zimmer ſaß ſie den 15. am Abend vor dem Tiſche, worauf der beinahe fertige Ärmel des Kleides, das letzte, was noch daran fehlte, lag, während es ſelbſt gelbglänzend im trüben Schein des Lichtes unfern des Tiſches über einem Stuhle hing; gerade vor den Augen hatte ſie die offne Kammerthür, und durch dieſe die Wiege des ſchlafenden Kindes, deſſen Ruhe, mittelſt eines auf dem Tiſche ſtehenden Lichtſchirmes beſchattet war, wiewohl ſie ſich nur ſelten geſtattete, den Blick von den emſigen Händen zu erheben. Es war, als fühlte ſich das Herz noch beklommener, je mehr die Arbeit der Vollendung nahete. Es war ihr, als ſollte der letzte Stich ſie auf immer für dieß Leben von Guſtav trennen, eine letzte ihr unbewußt zurückgebliebene Hoffnung durchbohren. Sie ſuchte ſich aufraffend eine Rettung vor den quälenden Empfindungen im Hervorrufen kindlicher Erinnerungen. Sie dachte an die Sagen und Mährchen, welche ihr einſt die gütige Mutter erzählt, an die guten Feen, denen dienſtbare Geiſter zu

Gebote ſtanden, wenn es galt, einen verfolgten Günſtling ſchnell zu beglücken.

„Ach wie arm!“ ſeufzte ſie „iſt doch der erwachſene Menſch! als ich noch Kind war, und aus Verdruß wegen eines verſagten Verlangens weinte, nahm ich, die keine Geiſter kannte, meine Zuflucht zu den Elementen. Ich rief die Erde an, ſich aufzuthun, um den bösartigen Wucherer, der den Vater ängſtigte, zu verſchlingen; das Waſſer, um mit einem reinen Quellenſtrahl die Krankheit der Mutter zu vertreiben; die Luft, um mir ihre flatternden Vögel, ihre ſchwebenden Wolken herabzuſenden; das Feuer, um die ſeltenen Nächte, in welchen mich der Schlaf floh, zu erhellen; und nun, da ich erſt unglücklich bin, da es erſt dem Herzen recht um Troſt und Hilfe bangt, da — O! mein Gott! ich läſtere ja, — habe ich nicht Dich, Du aller Elemente Herr! hat denn mein Herz das Vertrauen auf Dich, die Ergebung in Deinen Willen, den Troſt im Gebete zu Dir verloren?

Sie ſchob den ſo eben fertigen Ärmel vor ſich hin, und faltete die Hände. So ſaß ſie eine kleine Weile, dann verſank ſie in tiefe Betrachtungen, ſtützte den Kopf auf den angelehnten Arm, mit der Hand vor dem Lichtſchein die Augen verbergend, aus welchen mildere Thränen herabträufelten. Ein widriger Geruch ſchreckte ſie auf einmal auf. Der Docht, der unter ihren Betrachtungen immer länger gebrannt hatte, war durch einen Dieb am Lichte auf den fertigen Ärmel herabgefallen, und hatte ein großes Loch darein gebrannt. — Sie erſchrack, faßte ſich aber ſogleich wieder. „So helfen die Elemente, deren ich in ſündiger Ungeduld gedachte,“ ſagte ſie lächelnd; „allein dem

Schaden läßt ſich abhelfen. Schnell in den Laden, um eine halbe Elle Atlas zu kaufen. Es iſt Gottlob noch früh genug; die Uhr iſt noch keine ſieben. Freilich kann ich nun das Kleid erſt Morgen abliefern.“ Sie warf ſchnell ein Tuch um, dann einen Blick auf das ruhig ſchlafende Kind, das ſie ſonſt zu andern Tagesſtunden immer mitnahm, und als könnte ſie es nicht behutſam genug verwahren, machte ſie die Kammerthür leiſe zu, verſchloß die Zimmerthür hinter ſich, ſteckte den Schlüſſel in die Taſche, löſchte das Licht aus, und ſtellte es auf den Treppengang hin.

Etwas früher, obgleich ſpäter als gewöhnlich, war Guſtav in das Zimmer ſeiner Braut getreten. Sie ſchmollte über ſein langes Ausbleiben. „Schmollen Sie nur;“ lächelte er: „Sie werden es doch bald freudig bereuen. Denken Sie ſich, meine Aglaja, meine Überraſchung! Eben ſo wie ich gleich nach Tiſche mich hieher begeben wollte, fuhr ein Wagen vor. Es wurde nach mir gefragt; ich höre meinen Namen — kurz, es war mein Vater, der hergekommen iſt, um unſrer Hochzeit beizuwohnen. Er iſt in einem fort von ſeinem Gute hieher gereiſ’t. Der alte Mann iſt ſehr von der Reiſe angegriffen, und wiewohl voller Sehnſucht, die liebe Schwiegertochter zu ſehen, muß er doch ſeinen Beſuch bis morgen früh verſchieben. Ich wollte bei ihm bleiben, allein das litt er nicht. Er hat ſelbſt mich fortgejagt, ſonſt wäre ich noch ſpäter gekommen.“

Unter fröhlichem Plaudern flog nun Beiden die Zeit hin. Auf einmal erſchallen Trommeln, Lärm und Feuerruf. Die Braut ſprang ängſtlich auf, lief zu dem Fenſter hin, öffnete es, und fragte hinabrufend: wo es brenne? Die Straße in der Nachbarſchaft wurde genannt.

„Mein Gott! — wandte ſie ſich erſchrocken zu Guſtav. „Es iſt entſetzlich! es brennt in der —ſtraße. In derſelben wohnt die Näherinn, die mir mein Brautkleid noch nicht gebracht. Wenn es nur nicht in ihrer Nähe, oder gar in demſelben Hauſe iſt! Guſtav! Laufe und bringe mir Nachricht, bei wem es brennt! Aber ſei vorſichtig, und —“ rief ſie ihm, der ſchon den Hut ergriffen, nach — „wage dich nicht zu nahe.“

Guſtav flog dahin. Mit jugendlichem Muth — vielleicht mehr mit dem Gedanken nützlich ſein zu können, als mit der Näherinn beſchäftigt — drängte er ſich durch den zuſammenſtürmenden Haufen immer näher. Aus beinahe allen Fenſtern eines alten baufälligen Hauſes wütheten die Flammen. Die ſo eben angekommene Wache war noch im Begriffe ſich zu ordnen. Es gelang ihm, unaufgehalten bis ganz nahe vor dem Hauſe durchzudringen. Hier bemerkte er mit Erſtaunen, daß alle Zuſchauer, ja die Brandleute ſelbſt unter lautem und wilden Schreien faſt in unthätigem Entſetzen das brennende Haus anſtarrten.

Es war wirklich daſſelbe, in dem Marianne wohnte. Sie war, freilich länger als ſie es erwartet hatte, beim Auswählen und Feilſchen im Laden aufgehalten worden; als ſie aus demſelben trat, begegnete ihr der Feuerruf. Sie verdoppelte die Schritte, ohne zu wiſſen noch zu fragen, wo das Feuer ſei? — daß es nicht ſehr entfernt ſein mochte, bewies ihr der Strom von Menſchen, der ſie mit ſich zog. Erſt beim Eintritte in die Straße bemerkte ſie das brennende Haus, das ſie gleich nachher im raſcheren Forteilen erkannte. „Gott! das Kind! mein Kind! ſchrie ſie laut auf, mit unwiderſtehlicher Kraft die Maſſen theilend; allein ſchon bei der Hausthür hielt ein ſtarker Arm ſie zurück. „Sie kann nicht mehr hinein," donnerte eine furchtbare Stimme: „die Treppe brennt, jede lebendige Seele iſt ſchon heraus."

„Nein! nein! ächzte ſie in Verzweiflung, „mein Kind nicht! Es iſt unmöglich! Hier iſt der Schlüſſel." Sie hielt ihn hoch empor. „Niemand hat hineinkommen können!"

„Wie? ein Kind! ein Kind!" rief die Menge, „laßt ſie hinein!"

„Niemand kann hinein!" ertönte die Stimme wieder. „Es wäre nur ein Braten mehr!"

„Möge es," rief ſie, die Augen gen Himmel erhebend, ihr Blick ſtreifte das Haus! — Ja, bei der Treppe brannte es aus den Fenſtern, ihr Zimmer war erhellt, aber in der Kammer war es noch dunkel. „Sie lebt noch," rief ſie; „Seht! Gott hat ſie beſchirmt, und die Menſchen wollen ſie tödten!" — Schnell fuhr ſie mit plötzlicher Geiſtesgegenwart, mit muthiger Begeiſterung zu den Brandleuten auf der andern Seite der Straße hineilend, fort: „Schnell eine Leiter! Sie reicht hinan, das Stockwerk iſt nicht zu hoch, ich will, ich will ſelbſt hinauf!"

„Unmöglich!" war die Antwort, „der Giebel brennt, er wird gleich herunterſtürzen, und jeden dorthin Nahenden zerſchmettern."

„Noch nicht! noch nicht! Gott wird ihn zurückhalten. Nur ſchnell, jeder Augenblick vergrößert die Gefahr; Ach Gott! ſo helft doch, die Leiter iſt mir zu ſchwer!"

Da ſprangen ein Paar junge Brandleute von ihrer Verzweiflung gerührt, mit dem Blick auf den brennenden Giebel, der drohenden Gefahr trotzend, hinzu, ſchleppten die Leiter hin, und legten ſie mit ſicherer Beſonnenheit an, als plötzlich eine Stimme rief: „der Giebel ſchwankt, rettet euch!“ und nun ſtürzten ſie ſo eilig zurück, daß Marianne beinahe umgeriſſen worden wäre. Sie allein ließ ſich nicht ſchrecken. Die Gedanken, — ihr ganzes Daſein nur auf einen Zweck gerichtet, ſo ſchnell als fürchtete ſie weniger die drohenden Balken von oben, als von der ſchreienden Menge, wieder herabgezogen zu werden, klimmte ſie muthig die Sproſſen hinauf, ſchlug die Scheiben entzwei, öffnete das Fenſter und ſtieg ein. In dieſem Augenblicke war Guſtav angekommen, und hörte die Menge während dieſe erwartend das Haus anſtarrte, von einer jungen Näherinn flüſtern, die um ihr Kind zu retten einer drohenden Todesgefahr, vor der ſelbſt die Brandleute zurückbebten, ſich bloß geſtellt hatte. Mit jeder Secunde ſtieg die Erwartung, die Angſt. — Ein jedes Ach! war ein Gebet zu Gott. Guſtav wagte kaum zu athmen. Aber keine Minute war zu Ende, als das Mädchen mit dem Kinde im Arme aus dem Fenſter ſteigend, ſchon wieder erſchien um das mit dieſer Bürde doppelt gefährliche Hinabſteigen zu unternehmen. Es war aber als verliehe das halb gelungene Wageſtück den Zuſchauern einen größeren Muth. Einige junge Leute ſprangen trotz der noch bedrohlicher gewordenen Gefahr und dem Geſchrei der Umſtehenden hinzu, um die Leiter zu halten. Ein Paar und mit dieſen Guſtav, wagten ſich ſogar die Sproſſen hinauf, um ſie zu unterſtützen, und der Letztere den Andern voran, ergriff ſie wirklich, als ſie, der die Kräfte untreu zu werden begannen, ſchwankend einem Falle nahe ſchien, in ſeine Arme, und trug beinahe ſie und das Kind völlig herunter, wo ſie

Alle zuſammen, von den unten wartenden Leuten gefaßt, und mit gewaltſamer Schnelle ſeitwärts fortgeriſſen wurden. Der Giebel ſtürzte. — Dieſer längſt erwartete Vorfall, der doch nicht gänzlich ohne Schaden ablief, veränderte die Scene. Die Menge wurde nun von der muthig andrängenden Wache getheilt und zurückgeſtoßen. Nur Einige noch umgaben Guſtav und die Frau, die ſelbſt halbohnmächtig das Kind feſt an ihren Buſen drückte. Niemand kannte ſie weiter, und da er dem Feuer noch zu nahe war, um ſie in das erſte beſte Haus hineinzutragen, und die ringsum ihm angebotenen Hülfeleiſtungen und ſich widerſprechenden Rathſchläge ihm läſtig fielen, entſchloß er ſich kurz, ſie hin auf einen nahen freien Platz zu bringen, wo er auch wie er gehofft, einen Miethwagen antraf, welcher Guſtav's Weiſung zufolge, ſie alle drei nach ſeinem Hotel führte, wo er ihr die Hülfe, die er zweckmäßig fand, angedeihen laſſen konnte.

„Schnell!“ rief er im Ausſteigen, ohne noch Gelegenheit gefunden oder geſucht zu haben, die Geretteten genau zu betrachten, „ein Zimmer, ſtärkende Mittel und einen Arzt, wir kommen vom Brande.“ Sein Vater, der durch den Lärm aus ſeiner Ruhe geſtört, ſich zwiſchen den vielen Bewohnern des Gaſthofes herumtrieb, und die Stimme ſeines Sohnes erkannte, rief beſonnen, ſeine Zimmer eröffnend: „Nur herein, nur zu mir herein . . . . Rufet bloß die Frau vom Hauſe und den Arzt, die Hände bluten ja dem armen Weibchen — und dann keinen Menſchen mehr herein! Ruhe und Stille wird ihr am dienlichſten ſein!“

Hier erſt, als Guſtav Mariannen, die nur für einen

Gegenſtand, für das Kind Augen und Beſinnung zu haben ſchien, auf dem Sopha mehr hintrug als führte, erkannte er ſie. Es gelang ihm einen Ausruf des Erſtaunens zurückzuhalten, aber er winkte dem Vater, und zeigte mit Entſetzen in den Zügen und ſtumm auf ſie hin. Der alte Buchhorſt, der ſie augenblicklich wieder erkannte, und wohl auch durch die Augen ſeiner Frau in die Bruſt des Sohnes, weit tiefer als dieſe geahnt, geblickt hatte, zog ihn ſtill und gefaßt, in ein Nebenzimmer und hielt ſich ſelbſt zurück, während der kurz nachher eintretende Arzt ihn über den Zuſtand der Mutter und des Kindes beruhigte, einige niederſchlagende Mittel verordnete, und der anweſenden Wirthinn den zweckmäßigen Gebrauch derſelben ans Herz legte. Erſt als die Letztere ſich ſpäter, weil Marianne zu ſchlummern ſchien, auch zurückgezogen, trat er wieder mit dem Sohne leiſe hervor. Aber ſie ſchlummerte nicht; der Körper, die Sinne ruheten bloß nach Erſchöpfung beinahe aller Kräfte aus. — Nur das Kind ſchlief in ihrem Arme, und ihre Blicke ruheten lächelnd aber ſtarr darauf. Guſtav ſetzte ſich an ihr Lager jedoch etwas zurück, ſo daß ſie den Kopf ganz umdrehen mußte um ihn zu bemerken. Als er nun ſo Muße hatte, ihre edlen unſchuldigen Züge zu betrachten, die ihm wie ein klarer Spiegel, die frühere Vergangenheit vor die Seele führten, fühlte er in tauſend hinzuſtrömenden neuen und doch alten Empfindungen und Gedanken ſein Herz auf einmal wie umgewandt, als hätte ſie in dem kühnen Bemühen, ein theures Leben zu retten, die Treue ihres Herzens, die er gegen ihn verletzt wähnte, nun in einem Puncte und in einem Augenblicke zuſammengedrängt für das ganze Leben bewährt. Zum erſten Male wurde ihm die Unbilligkeit ſeiner Vorwürfe klar. Es war ihm, als habe nur er die ihr gewidmete Treue verletzt, wenigſtens jedes Recht auf fernere Selbſtaufopferung von derjenigen verwirkt, die aus Liebe zu ihm, ihm kühn und entſagend entflohen war. Aber zu gleicher Zeit fühlte er auch, daß ihre ſpäteren Verhältniße, ihren früheren Bund von ſelbſt aufgelöſ't hatten, daß ſie ihm ſein neues Glück, wozu ſie ihm ja ſelbſt Segen erfleh't hatte, nicht vorwerfen würde, und er ſich deſſen nicht zu ſchämen brauchte. Um ſo mehr verdreß es ihn nun, daß er ſie ungehört verkennen, verdammen können. Er empfand, daß er ihr und ſich ſelbſt ſchuldig ſei, ihr ein herzliches, und freundliches Lebewohl zu ſagen, und dankte in ſeinem Herzen Gott, der nun Beide auf eine ſo ſonderbare Weiſe, die auf's Neue die Stärke ihrer Seele ohne Worte zeigte, zuſammen geführt hatte.

Als ſie nun endlich eine Bewegung ſich aufzurichten machte, vergaß er im Drange des Augenblickes ganz die Vorſchriften des Arztes; leiſe über ſie ſich hinbeugend, flüſterte er: „Kennſt du mich, Marie?“

Sie erhob froh erſtaunt aber nicht erſchrocken die Augen auf ihn: „Alſo“ ſagte ſie, „war es kein Wahn, der in dem Augenblick der höchſten Gefahr mich täuſchte! Ich glaubte Ihre Stimme zu vernehmen, als ein ſtarker Arm mich, der es vor den Augen ſchwindelte, umfaßte. Sie waren es alſo, Sie? Gott hat mein Flehen erhört, ich darf Sie doch noch einmal wiederſehen. Großer Gott! Sie mein Erretter!“

„Marie! ich rettete dich nicht, du warſt ſchon gerettet; dein Muth hatte bereits ein theures Kind und dich ſelbſt gerettet. Es gelang mir nur, dich ſicher aus einer Gefahr zu leiten, der du leicht hätteſt unterliegen können.“

„Aber daß Sie es ſein mußten, nein! Es hieße Gott verſuchen, nunmehr ſelbſtſüchtig zu ſchweigen, und müßte mein Wort mich auch alles koſten, was ich vom Leben übrig habe! Ich darf dem ſein Kind nicht vorenthalten, der es ſchon ſo ſchön an ſeine Bruſt geſchloſſen. Guſtav!“ fuhr ſie, das Kind zu ihm erhebend, fort; „Spricht nicht Ihr Herz? ſagen ihm dieſe lieben Züge nicht, daß das Kind ihre Tochter —?

Guſtav ſah bald ſie, bald das Kind ungewiß und beſtürzt an. Der Vater trat raſch hinzu, das Kind betrachtend. „Freilich“, ſagte er endlich, „habe ich ſelten eine rechte Ähnlichkeit in den noch unentwickelten Zügen eines Kindes finden können, aber in der That, dieß Grübchen, dieſe Augen ſind dein, mein Sohn.“ Er nickte Mariannen ſelbſt, deren Züge Erſtaunen über ſeine Gegenwart ausdrückten, freundlich zu.

Guſtav betrachtete noch immer mit faſt wachſendem Entſetzen Vater, Mutter und Kind: „Zwar,“ ſagte er ſich faſſend doch mit unſicherer Stimme, „zwar erkenne ich in dieſen Zügen die Liebe, die noch, nachdem du mir verloren warſt, in deiner Phantaſie fortgelebt, aber wie du, die wahrhafte, jede Täuſchung verſchmähende Marie, etwas behaupten kannſt, von deſſen Gegentheil du, die Mutter dieſes Kindes überzeugt ſein mußt, daß — —.“

„Ich!“ entgegnete Marianne verwundert „ich die Mutter dieſes Engels — wer hat Ihnen das eingebildet?“

„Was!“ rief Guſtav, wie aus den Wolken fallend, „du die Mutter nicht? Was will das ſagen? Hat Frau von

Strahlenhelm nicht ſelbſt dich in den Wochen beſucht? iſt ſie nicht ſelbſt die Pathinn dieſes Kindes? haſt du nicht ſelbſt einen Brief an ſie geſchrieben?"

„Und das," fiel Marianne hocherglühend ein, „hat ſie gebraucht, um mich, die auf Euch Beide des Himmels reichſten Segen herabwünſchte, zu verläumden? die ſchwachen Pfeile, die ich nothgedrungen auf ſie abſchoß, hat ſie ſo ſchmählich gegen mich ſelbſt gewendet?"

„Marie!" rief Guſtav mit einem Ausdrucke, als fiel auf einmal eine Binde von ſeinen Augen — „Um Gotteswillen, ſprich es aus: wer iſt die Mutter?"

„Die Strahlenhelm — ich kann es nicht beſchwören, aber Alles, Alles hat mir zugeflüſtert, daß ſie es ſei. Urtheilen Sie ſelbſt:"

Sie erzählte nun in kurzen und klaren Worten den ganzen Hergang, ſo wie er ihr ſelbſt bekannt war, jede Äußerung, welche die Muthmaßung zur Gewißheit erhob, berief ſich auf die Nachbarinn, ſogar auf die Schuppig, welche gewiß den letzten Zweifel aufklären könnte, auf ihn ſelbſt, der ſchon längſt das Kind mit durchdringendem Blicke ſtumm betrachtend, in der Vergangenheit ſo auch in den ihm jetzt immer klareren Äußerungen ſeiner Braut volle Beſtätigung fand, bis ſie ihren Bericht bis auf denſelben Abend fortſetzend, plötzlich mit dem Ausruf ſchloß. „Ach! und das Brautkleid iſt verbrannt!"

„Meinetwegen!" ſprach er raſch „meine Thorheit iſt es auch. Treffliches Mädchen! aus Liebe zu einem fremden Kinde, nein! nicht fremden, zu meinem Kinde warſt du alſo im Begriffe, dieß reine Leben zu opfern! Vater! Vater! was meinſt du? ach! Marie! nun werde ich deinen Brief wiederleſen. Gott gab mir ein, ihn aufzubewahren!“ Er nahm ihn ſchnell aus ſeinem Portefeuille, das in ſeiner Bruſttaſche ſteckte.

„Was ich meine?“ wiederholte der Vater, „ich weiß nicht, was du meinſt, mein Sohn: aber ich fühle, daß dieß Mädchen von dieſer Stunde an ganz mein Tochter iſt.“ Er umarmte ſie.

„Nicht wahr, Vater!“ rief Guſtav das Blatt noch immer anſtarrend; „und wohl auch, daß ihr ſchlichter Name mit ihrer That, unſern alten Stammbaum eben ſo gut ſchmücken wird, wie alle Frauen von Strahlenhelms Ahnen, o! wie ganz anders verſtehe ich nun dieſe Silben. Ja! du haſt es bewieſen, daß mein Kind, dein einziges Heil, deine einzige Hoffnung dein einziger Troſt war.“ Er betrachtete Beide mit leuchtenden Augen.

„O! Guſtav!“ flehete ſie in freudiger Verwirrung: Sie dürfen mir nicht glauben, ohne zu prüfen. Sie müſſen überzeugt ſeyn, daß ich mich nicht getäuſcht. Die Madame Schuppig muß den Taufſchein des Kindes zuwegebringen können! treten Sie —.“

„Nein! nein!“ unterbrach ſie Guſtav. „Ich glaubte ihr, ohne dich ſehen zu wollen, ſo will ich nun nichts von der hören, die mich, wenn ſie das Vorgefallene erfährt, nicht zu ſehen wagt. Sie hat ſich ſelbſt verrathen. Aglaja hat ſie das Kind genannt, iſt es nicht ſo?“ —

Marianne nickte.

„Der Name iſt das Einzige, was mir an dem Kinde nicht gefällt, denn was ſeine Mutter betrifft — ſie die es gebar, verdient dieſen Namen nicht. Du, deine Liebe machte es erſt zu meiner Tochter, ihr ſoll auch mein Name werden, und ſie die dritte ſein in unſrem Bunde, in ſoferne auch du meinen Namen tragen willſt. — Ich bin es ja unſrer geprüften Liebe! ja auch meiner — — denn hätte jene Frau mich ſo leicht täuſchen können, wenn ſie nicht dem gekränkten Herzen deine Treue verdächtig gemacht? — — ich bin es dir, mir, ja ſelbſt der verewigten Mutter ſchuldig, die wie gütig ſie auch ſonſt war, weder gut noch ehrlich gegen uns Beide gehandelt hat. Doch verzeihe ihr, Marie! Ränke ſind die Würze des Lebens, frage nur die Frau von Strahlenhelm! Verzeihung Vater! Du denkeſt nicht ſo — wirſt du deiner Tochter nicht gerne unſren Namen geben?"

„Gieb ihm deine Hand, meine Tochter!" — ſagte der Vater gerührt. „Du haſt dich ſelbſt geadelt, mögen ſie ſchwatzen, ich ſehe ihn doch lieber glücklich: und wer kann ihn tadeln, der ſich ſo ſeine Frau aus dem Feuer geholt?"

„Das Brautkleid iſt darin geblieben," fiel Guſtav ſie umſchlingend ein „jetzt dein Brautkleid mit allem Rechte; zwar wird dein Körper es nicht tragen, aber ich bin es gewiß, mit deinen Thränen haſt du es dir eigen gemacht. Du haſt, ſagſt du, für mein Glück gebetet, für mein Glück neben Falſchheit und Lüge! nun, ſo verweigere mir es auch nicht, da du mir es bringen kannſt mit Wahrheit und Tugend."

Sie verbarg ihre glühenden Wangen an ſeiner Bruſt, indem ſie ihm das Kind hingab; er umarmte Beide.

Eine halbe Stunde hernach ſaß Guſtav an dem Schreibtiſche, und ſchrieb folgende Zeilen:

„Gnädige Frau!"

„Sie haben Recht gehabt. Es brannte bei der Näherinn.

„Ihr Brautkleid iſt verbrannt, und mit ihm mehr als der Zauber, der mich an Sie band. Aber in ſeiner Aſche habe ich ein Kleinod gefunden, deſſen ſtiller Glanz jede Lüge und Verläumdung durchdringt, und mit dieſem Kleinod mein Kind! Ja! Sie haben auch hier Recht gehabt. Mariens Kind iſt mein, und ſo iſt es auch meine Pflicht, die Mutter, die mir das Kind erhielt, und es vom Tode rettete, zu heirathen. Das Blatt, das Sie mir einſt überreichten, iſt wirklich eine Trennungs-Acte, nur hatte ich mich bis jetzt in dem Bunde, den ſie auflöſ't geirrt. — Ich verzichte auf eine glänzende Hochzeit! Verzichten ſie auf die Hochzeit ſelbſt. Um ſo mehr hoffe ich, wird meine Abweſenheit ihren Gäſten Anlaß geben, ihren Geburtstag glänzend zu feiern.“

Während dieß Alles im Gaſthofe vorging, befand ſich Frau von Strahlenheim in der peinlichſten Angſt. Stunde folgte auf Stunde, der Feuerlärm hatte längſt aufgehört, die wogende Menge ſich verloren, der Wächter zehn Uhr gerufen, und Guſtav kam noch nicht zurück. War ihm ein Unfall begegnet? oder war er etwa gar mit Mariannen zuſammengetroffen? Sie ſchalt ihre Unbeſonnenheit. Sie wünſchte das zierliche Brautkleid weit, weit fort. Guſtav kam noch immer nicht. Sie hatte Niemanden bei der Hand, zu ihm zu ſchicken; Sie ſelbſt konnte unmöglich hingehen, und ſchlechterdings nicht allein. Übrigens wußte ſie die Schuppig in ihren gewöhnlichen Abendcotterien, und daß ſie alſo nicht zu finden ſei; da fiel ihr auf einmal ein Gedanke ein, den ſie von Neugierde, Unruhe und Keckheit getrieben ſogleich zu Ausführung brachte. Sie legte ſchnell ihren männlichen Anzug an, und indem ſie den grünen

Frack anzog, ſagte ſie heiter zu ſich ſelbſt. „So möchte ich wohl, das mich Guſtav ſehe!" — Dieß war indeſſen nicht ganz ihr Ernſt. Es war nur ihre Abſicht, ohne ſich ſelbſt ſehen zu laſſen, ſeinen Bedienten, von dem ſie nicht fürchtete erkannt zu werden, oder einen andern aus dem Gaſthof mit einigen Zeilen, in welcher ſie ihm flüchtig ihre Beſorgniß ausdrückte, zu ihm hineinzuſchicken; wenigſtens würde ſie dann Gelegenheit haben, zu erſpähen, ob er zu Hauſe, oder ob ihm etwas Unangenehmes begegnet ſei. Bald trat ſie verwandelt, ſich ſelbſt faſt unkenntlich vor den Spiegel, und in dem nächſten Augenblick war ſie ſchon unterwegs.

Allein als ſie nun in das Hotel trat, wo die Ereigniſſe dieſes Abends eine größere Aufregung als gewöhnlich herbeigeführet hatten, befiel ſie eine plötzliche Beängſtigung, in welcher ſie Niemanden anzureden wagte, und obgleich ihr die Nummer des Zimmers, das Guſtav bewohnte, bekannt war, vermochte ſie doch das Zimmer ſelbſt, nicht zu finden. Sie ſchlich die Treppen und Gänge ſchüchtern auf und ab. Dieß erregte Aufmerkſamkeit. Ein Bedienter rief ſie eben nicht in dem höflichſten Ton an, weil dieß Umherſchleichen Verdacht in ihm erregt hatte. Sie wollte vorüberſchlüpfen, ohne ihm Rede zu ſtehen; da hielt er ſie an, erhob ein großes Geſchrei, und es fehlte nur wenig, daß man ſie nicht für einen Dieb gehalten hätte. Es wurde ein ordentliches Verhör eröffnet, und ſo blieb ihr nichts anderes über, als innerlich zitternd mit Thränen in den Augen Guſtav's Namen zu nennen. Unter Lachen und Lärm wurde ſie an ſeine Thüre geführt, wo eben nicht ganz ſanft angeklopft ward. Er öffnete ſelbſt. —

„Dieſer Burſche“, ſagte ein Bedienter, „der lange in den Gängen herumgeſchlichen iſt, beruft ſich auf Sie, mein Herr! und will einen Auftrag an Sie haben.“

Guſtav ſah ſie an. Eine ſchnelle Bläſſe bedeckte ſeine Wangen, während ſie wortlos mit einem flehenden Blick ihm das Billet hinhielt. „Freilich kenn' ich ihn,“ ſagte er, ſich faſſend, „ich ſtehe für Alles; geht nur, und komm er herein.“ Er trat zurück, und ließ ſie an ihm vorüber hineintreten.

Nun erſt wieder ermuthigt, ſchlug ſie den Blick ſiegend in die Höhe, aber glaubte in demſelben Augenblicke in die Erde ſinken zu ſollen, als ſie auf dem Sopha, neben ſeinem Vater Mariannen, und zwiſchen Beiden ihr verläugnetes Kind erblickte, das von Beiden geliebkoſ't wurde. Sie reichte Guſtaven das Billet, das er ihr noch nicht abgenommen hatte, zitternd hin. Er nahm es, machte, indem ihm wieder das Blut in die Wangen ſchoß, eine ſchnelle Bewegung, als wollte er es zerreißen, faßte ſich aber in demſelben Augenblicke, ging zum Tiſche hin, legte es in den von ihm geſchriebenen, ſo eben vollendeten Brief, ſiegelte dieſen zu, ging dann zu der vorher ihm ſo theuren Geſtalt hin, maß ſie mit einem ernſten Blick, und ohne einen Zug zu verändern, reichte er ihr ſo beide Blätter mit den Worten: „Bringe er das ſeiner Herrſchaft!“ und kehrte dann ſogleich wieder um.

Vor Demüthigung und Erbitterung zitternd, ſtürzte die ſtolze Frau aus der Thüre die Treppe hinunter. Guſtav verſchwieg dem Vater, wer dieſer Diener geweſen, und erſt viel ſpäter machte ihm Marie ſanfte Vorwürfe, ohne doch angeben zu können, wie er dieſen Auftritt anders, oder glimpflicher hätte enden können.

Wir fügen nur hinzu, daß Guſtav den nächſten Morgen, ſo wie es ausgemacht war, aber mit einer anderen Braut bei dem Prediger in dem nachbarlichen Flecken einkehrte. Glücklicher Weiſe hatte der Vater in dieſem ſchon einen alten Univerſitätsfreund entdeckt, weil es ſonſt vielleicht nicht gelungen wäre, deſſen Bedenklichkeiten in Hinſicht des Verſtoßes gegen die Vorſchriften, den die Verwechslung der Braut verurſachte, und welcher ihn unter anderen Umſtänden einer ſchweren Rüge hätte bloßſtellen können, zu beſchwichtigen. Genug, ſie wurden getraut, und die Reiſe wurde ſogleich, freilich nicht ganz nach dem Entwurfe der erſten Braut, die auf den Gütern des Bräutigams auszuruhen gedacht hatte, ſondern noch weiter fortgeſetzt, während der Vater, noch die Anſichten ſeines Standes und ſeiner ſeligen Frau ehrend, vielleicht auch das Aufſehen ſcheuend, welches ein ſo ungewöhnliches Ereigniß, trotz des mit Grund vorausgeſetzten Stillſchweigens der Frau von Strahlenhelm, leicht veranlaſſen konnte, mit der vollen und dankbaren Beiſtimmung des Brautpaares, beſonders der Braut, ſeine Güter verkaufen, und ſich in einer ſüdlichen Reſidenz anſiedeln wollte.

Frau von Strahlenhelm erſchien wirklich in vollem Glanze bei dem Feſte, das ſie zu aller Verwunderung in den R—ſchen Garten ihrem Geburtstage zu Ehren gab. Sie war zwar anfangs etwas verſtimmt, doch gewann ſie allmählig ihre gewöhnliche Heiterkeit wieder, nur einen Augenblick erblaßte ſie, als bei Tiſche, eben, wie ihre Geſundheit ausgebracht wurde, Jemand etwas ſpöttiſch bemerkte, daß ihr gemeinſamer Freund, der Herr von Buchhorſt, denſelben Morgen mit einer geſtern abgebrannten Witwe nebſt ihrem Kinde plötzlich abgereiſ't ſei; doch auch nur einen Augenblick. Indeſſen ſoll die Madame Schuppig ſehr ergötzliche Geſchichten von ihrer, im Innern ihres Hauſes ausgebrochenen Wuth zu erzählen gewußt haben.

Man wollte behaupten, daß das Feuer in einer, unten im Hauſe der Treppe nahe ſich befindlichen Tiſchlerwerkſtatt aufgekommen ſei. Einige von den Geſellen aber, vielleicht um ihre Nachläßigkeit zu entſchuldigen, meinten: es rühre von einem auf die Treppe ſelbſt, wo immer hin und wieder Hobelſpäne zerſtreut lagen, gefallenen Lichtfunken her.

Das verlorne Kind.

Ballade.

„So leb' denn wohl, du Liebling meiner Seele,
„Auf ewig wohl, mein ſüßer Morgentraum;
„Des Glückes viel umfaßt die enge Höhle,
„Der kleine Sarg in ſo begränztem Raum!
„Ich klage nicht, denn mit des Schickſals Mächten
„Darf ja der Wurm, zertreten auch, nicht rechten,
„Ich weine nicht, bebt krampfhaft auch das Herz,
„Ihr Mütter nur, ihr kennt der Mutter Schmerz.“

Klotilde ruft's, und eine handvoll Erde
Wirft ſie mit Zittern ihrem Liebling nach,
Schlagt an die Bruſt mit dumpfer Spottgeberde,
Weil, allzufeſt, kein irdiſch Leid ſie brach,
Und wankt hinweg — Erſt an des Friedhof's Pforte
Leiht ſie ein Ohr dem milden Troſtesworte,
Das kühlend Kraut um heiße Wunden ſchlingt,
Und Lind'rung mind'ſtens, wenn nicht Heilung bringt.

„Ward Einer auch dem Staub zurückgegeben,
„Blüht dir daheim ein Zweitgeborner nicht?
„Des raſchen Otto feurig glühend Leben,
„Durch Grames Dunkel ſtrahlt es ſonnenlicht;
„Den ſanftern Heinrich magſt du ſanft beweinen,
„Doch alle Lieb' auf jenem Haupt nun einen,
„Das lebenswarm an deinem Buſen ruht,
„Denn zweifach werth dünkt jedes einz'ge Gut.“

Und ſchnellern Schritt's ſucht ſie der Heimath Mauern,
Streckt ſchon die Arme liebeſehnend aus,
Da regt ſich's d'rin, wie Klageruf, wie Trauern,
Der Diener Schaar ſchleicht zögernd aus dem Haus.
Und ſtraks umgarnet von des Schreckens Netzen,
Ruft ſie voll Ahnung mit der Angſt Entſetzen:
„Mein Otto! — Gott! — o ſagt mir was es iſt!? —“
„„Seit Kurzem wird, o Herrinn, er vermißt!““

„Wie? Wo? und Wann?“ — es drängen ſich die Fragen —
„Lief er zum Wald, zum tiefen Thalesgrund?“

Ach! jedes Wort vermehrt der Mutter Zagen,
Des Kleinen Weg ward keiner Seele kund.
„Schickt Boten aus, kreiſcht ſie mit heiſerm Lallen,
„Nach allen Wegen, höret ihr, nach allen,
„Nehmt Hab' und Gut, nur eilt — nein haltet, halt!
„Ich ſelbſt, ich will —“ fort ſtürzt ſie in den Wald.

Weit, weit umher läßt ſie die Stimme tönen,
Dem Ohr voraus ſpäht lauſchend rings der Blick,
Doch Alles ſchweigt; es gibt, ihr Leid zu höhnen,
Das Echo nur den bangen Ruf zurück.
Und immer tiefer, in des Waldes Mitte
Treibt Furcht und Hoffnung ihre irren Schritte,
Jetzt rauſcht's im Buſch, ein Vogel war es nur,
Weh, vom Verlor'nen nicht die kleinſte Spur!

Die Sonne ſinkt; die Nacht mit ihren Schrecken
Bricht ſchon herein. An ferner Berge Saum
Ziehn Wolken auf, die Mond und Sterne decken,
Sie achtet's nicht, ihr Aug' gewahrt es kaum;
Durchs Dunkel keucht ſie, ihre Füße ritzen
Sich unbemerkt an Dorn und Felſenſpitzen,
Wild heult der Sturm, der brauſend ſich erhebt,
Ihr Buſen wird von größerm Sturm durchbebt.

Stets lauter zürnt des dumpfen Donners Rollen,
Aus Wald und Bergen kracht der Wiederhall,
Entfeſſelt rohe Elemente grollen,
Der Boden ſchwankt von rieſ'ger Eichen Fall.

Es brüllt der Gießbach, wälzend über Trümmern
Die Fluthen hin, die blutgeröthet ſchimmern,
Vom falben Licht des Wetterſtrahls erhellt,
Und endlos neu wird Grau'n zu Grau'n geſellt

Nur mühſam ſchleppt ſich auf den wunden Füßen
Die Ärmſte noch durch wüſte Dornenbahn,
Schon weicht die Kraft, ſie muß zu ruh'n beſchließen
Verzweiflung fällt das Opfer grinſend an:
„Iſt taub der Himmel, war umſonſt mein Beten?
„Wird gläub'ges Hoffen in den Staub getreten?
„Dann Weh der Zunge die ein Amen ſpricht,
„Gerechtigkeit wacht über Sternen nicht.“

„Ha brülle nur du wilde Donnerſtimme,
„Ziſcht Blitze, ziſcht aus dunklem Schlund herab,
„Hohnlachen, ſeht, entgegn' ich eurem Grimme,
„Vernichtung will ich, öffnet flugs das Grab!
„Das Elend ruft, bei Gott iſt kein Erbarmen,
„Des Mitleids mehr gönnt ihr vielleicht der Armen,
„Sonſt Fluch ſo euch, wie —“ ſchnell der Sinne Band
Löſt Ohnmacht hier mit treuer Freundeshand. —

Als ſie erwacht, ſteht ihr zur Seit' ein Knabe,
In Hirtentracht, gar lieblich anzuſchau'n,
Doch wie er ſteht, geſtützt auf ſchlankem Stabe,
Schwebt ſtille Wehmuth auf den lichten Brau'n:
„„Gott ſei mit euch,““ grüßt fromm die ſanfte Lippe,
„„Was weilt ihr doch auf waldbewachſ'ner Klippe?

„„Ihr habt, ſo ſcheint's, den rechten Pfad verfehlt,
„„Ich führ' euch d'rauf, wenn meine Hilf' ihr wählt.““

„Laß ab! umſonſt wird Rettung mir geboten,
„Sie kommt zu ſpät, hab' Dank für deine Müh'!
„Mein Heimathland iſt nur die Welt der Todten,
„Mein letztes Glück zermalmte tückiſch ſie! —
D'rauf jener: „„Ei, bei Ungewitters Grauen,
„„In ſchwarzer Nacht mögt alſo ſchwarz ihr ſchauen,
„„Doch blicket auf, der Wetterſturm iſt fern,
„„Aus blauer Luft blinkt freundlich jeder Stern.““

So tröſtend beugt der junge Freund ſich nieder,
Und wie er faßt Klotildens ſtarre Hand,
Strömt lind und warm durch ihre Pulſe wieder
Der Lebensfunke, wunderſam entbrannt.
Sie ſtaunt ihn an, der Führer aber ſchreitet
Nun kühn voraus, als wär' ihm längſt bereitet
Der Straße Bahn, die treu durch Klüfte trägt,
Und über Ströme ſich're Bogen ſchlägt.

Die Tief' erbrauſ't, als ob ein Waldbach fließe,
Doch Alles ſchwimmt in leichtem Nebelduft,
Auf feſtem Grund ruh'n ſicher ſtets die Füße,
Wallt auch rundum das öde Meer der Luft;
Es ſcheint der Berg ſein graues Haupt zu neigen,
Der ſtarke Zweig ſich tief herabzubeugen,
Und ſpringt der Fels, die Wand'rer hemmend vor,
Er ſpaltet auf und wölbt ſein gaſtlich Thor.

Sie ſtehn im Thal. — Geſchirmt von hoher Fichte,
Ragt einer Höhle weit geräum'ger Bau,
Die feuchte Wand erglüht vom Roſenlichte,
Wie Abendroth auf kühlem Frühlingsthau;
Klotilde bebt, traut kaum den eig'nen Blicken,
O ſelig Beben, nie gefühlt Entzücken,
Ihr Otto iſt's, der in der Felſen Hut
Dort, unverletzt und friedlich ſchlummernd ruht.

„Mein Kind, es lebt! iſt wieder mein geworden!“
Sie fliegt hinzu — Was hemmt der Mutter Bahn
So plötzlich? Weh! bereit zu blut'gem Morden
Zeigt eine Wölfinn ihr den gier'gen Zahn,
Die mit der Brut, von Hunger abgemagert,
Dicht vor der Grotte engem Spalt gelagert,
Mit grimmem Blick, nach rauher Wächter Art,
Zu grauſem Tod das Opfer ſtreng bewahrt.

Des Jammers Bild, aus kaltem Erz gegoſſen,
Steht, die Zermalmte ſtarren Auges da,
Die Lippe zuckt, doch bleibt ihr Mund geſchloſſen,
Kein Laut gibt kund, was ſie mit Schaudern ſah.
Nicht retten kann ſie, nicht um Hülfe flehen,
Zerriſſen ſchon glaubt ſie ihr Kind zu ſehen,
Bis ſich ein Schrei aus ihrem Buſen drängt,
Der mit Gewalt des Schreckens Riegel ſprengt.

„Dieß alſo, Himmel, dieß ſind deine Wege,
„Mit Mutterangſt treibſt du gefühllos Spott?

„Ein Gaukelſpiel macht neckend Hoffnung rege,
„Doch Willkür herrſchet, nicht ein gnäd'ger Gott!
„Der Glaub' iſt Unding, Wahn betrog'ner Thoren,
„Die theilt in nicht, die Alles hat verloren;
„Mein Kind muß frei, ich will geopfert ſein,
„Tod rüſte dich, Verderben brich herein!"

Sie ſtürmt in Haſt, den Wölfen abzuringen
Des Sohnes Blut, zur Bergeswölbung hin,
Doch ſchneller noch, mit wenig raſchen Sprüngen,
Iſt ſchon der Schwarm geſchäftig eilend drin.
Jetzt, wähnt ſie, jetzt muß er das Kind erreichen,
Doch ſieht, geſcheucht, das Raubgezücht ſie weichen,
Und wie's auch drängt und lechzend neu ſich müht,
Es prallt zurück, es winſelt laut und flieht.

Denn in der Höhl' entflammtem Felſenkranze,
Zu Otto's Häupten wacht ein Engelskind,
Der Lilie Zweig iſt ſeine leichte Lanze,
Vor deren Schwung die Wolfes=Brut entrinnt.
Klotild' erkennt — es iſt nicht Traum, nicht Lüge —
Des todten Heinrich's ſanft verklärte Züge,
Sein Goldgelock, ſein blendend Grabgewand,
Das ſinnig zart der Roſe Zier umſpannt.

„Herr Gott, vergib!" ruft reuevoll Klotilde,
Und: „„Amen!""" fällt der junge Hirt ihr ein,
„„Er hat vergeben, denn der Geiſt der Milde
„„Der ſchwer geprüft, will liebend euch verzeihn! —"""

Das Hirtenkleid läßt jetzt der Fremdling fallen,
Ein Sternenheer ſcheint um ſein Haupt zu wallen,
Und leuchtend ſtrahlt, vom eig'nen Glanz erhellt,
Der milde Bote einer lichtern Welt.

Vom Schlaf erwacht, kommt Otto froh geſprungen:
„Ich träumte ſüß! — ruft er der Mutter zu,
„Der Bruder Heinrich kam, hielt mich umſchlungen,
„Er war ſo ſchön, faſt ſchöner noch als du! —“
Klotilde weint, ihr Buſen droht zu ſpringen,
Denn Wonn' und Reu' im Wechſelſtreite ringen,
Tief ſchweigend drückt, kaum ſelber ſich bewußt,
Das theu're Kind ſie an die Mutterbruſt.

G. Tuſchky.

Amor's Geſetzbuch.

Der Regent im Reich' der Liebe
Gab nach eig'nem, klugen Rath,
Daß man Recht und Tugend übe,
Dieß Geſetzbuch ſeinem Staat.

§. 1.

Wer dir im vertrauten Stündchen
Flink geſtohlen einen Kuß;
Reiche dem dein Roſenmündchen,
Daß er rück ihn geben muß.

§. 2.

Wer dir nahet fromm und bieder,
 Und dein Herz dir ſchelmiſch raubt;
Dem ſein Herz zu rauben wieder,
 Wird dir zum Erſatz' erlaubt.

§. 3.

Wer dir, ſich zum Angedenken,
 Einen Ring vom Finger zieh't;
Muß dir einen edlern ſchenken,
 Der vom Gold der Treue glüht.

§. 4.

Wer ſich ohne wahre Gründe
 Frei zur Eiferſucht gewandt;
Deſſen Herz wird für die Sünde
 An die Folter feſtgeſpannt.

§. 5.

Wen zur Eh' nicht ſüßes Koſen
 Sondern blankes Gold nur führt:
Dem entzieh't man alle Roſen,
 Daß er bald die Dornen ſpürt.

§. 6.

Der verſprochen Fug und Sitte,
 Und er brach als Schalk ſein Wort;
Sende man bei zweiter Bitte,
 Schnell mit einem Körbchen fort.

§. 7.

Die, wenn wackre Freier werben,
 Schnöd' und ſpröd ſich ziert dabei;

Soll als alte Jungfer ſterben,
  Daß geſtraft ihr Hochmuth ſei.

§. 8.

Wer ihn knüpft den Bund der Weihe,
  Und er hält ihn dennoch nicht;
Büß' es, wenn auch ihm die Treue
  Sein enttäuſchtes Liebchen bricht.

§. 9.

Daß man Huld und Schonung übe,
  Iſt der Ehe ſtreng Gebot;
Gleichmuth dämpft die Glut der Liebe,
  Argwohn bringt ihr frühen Tod.

§. 10.

Gleichen Herzen, die ſich paaren,
  Lacht des Lebens Silberblick,
Doch nur Ebenmaß an Jahren
  Und an Gütern führt zum Glück.

§. 11.

Eines noch zum Schluß für Alle:
  Manche Ausnahm gilt dabei;
Denn in jedem ſondern Falle
  Spricht die Lieb' ihr Urtheil frei.

In der Grazien Heiligthume
  Ward dieß gold'ne Buch gelegt;
Eine Myrth' und Roſenblume
  Sind als Wapen d'rauf geprägt.

Anton Kaiſer.

An den Frühling.

Am Gebälke baut die Schwalbe
Sich das Neſt mit frohem Zwitſchern;
An den Zweigen junger Stauden
Keimen Knospen, ungeduldig
Ihre Blätter aufzuſchließen,
Und die eisbefreiten Bäche
Rauſchen durch die grünen Thäler.

Frühling, Frühling, Herzensjunge!
Könnte nun ich dich erhaſchen,
Um dich lange feſtzuhalten.

Doch du gleichſt dem Schmetterlinge:
Spiegelſt dich in dem Gewäſſer,
Gaukelſt heiter um Aurikeln
Und Narziſſen und — entflieheſt
Vor der Glut des ſchwülen Sommers,
Vor den Millionen Mücken,
Vor den rollenden Gewittern.

Frühling, Frühling laß dich fangen,
Alles and're wird ſich finden!

J. Mayrhofer.

Enttäuschung.

Ihr ſtaunet wohl, daß, was ich ſtill getragen
In meines Herzens heiliger Clauſur,
Was Thränen ſonſt verrätheriſch zu ſagen
Gewaget kaum, und unbelauſchet nur,
In Liedern nun entfeſſelt und verwegen
Zu künden wagt den reichen Liederſegen?

Ihr glaubt, daß von dem Liebesglück verwöhnet
Das trunk'ne Herz der Feſſel ſich enthebt,
Geſchwätzig nun, mit aller Welt verſöhnet,
Die Seligkeiten auszuplaudern ſtrebt,
Die, füllend ganz den Becher des Beglückens,
Nicht zähmen mehr das Schäumen des Entzückens.

O könntet ihr die bitt're Täuſchung ahnen,
Die höhnend ſich um meine Qualen ſchlingt,
Ihr würdet lächelnd nicht mich grauſam mahnen,
Daß kurzes Glück dieß Liederſehnen bringt,
Und daß gar oft der helle Liederbote
Die Röthe iſt im Liebesabendrothe.

Den Kranken drängts noch einmal ſie zu ſchauen,
Die Schätze all' der blühenden Natur,

Im Sterben ſcheint das Leben aufzuthauen
Und dieſer Drang iſt doch ein Sterben nur.
So kündet auch dieß friſche Liederſtreben
Ein dunkles Loos dem heitern Liebesleben.

Guſt. Ritt. v. Frank.

Die Friedhofſchenke.

Dort, wo einſt der Friedhof, da ſteht jetzt ein Haus
D'raus ſchaut wohl der Wirth und ſein Mägdlein hinaus,
Sie ſchauen ſeit Morgens, ſie haben nicht Raſt:
„Und kommt denn noch immer und immer kein Gaſt?"

Belegt ſind die Tiſche mit Linnen gar rein,
Geſcheuert die Stühle, die Diele, der Schrein,
Hell glänzt von den Wänden der Becher Metall,
Doch leer alle Stühle und jeder Pokal.

Schon kommen und ſammeln ſich Sternlein voll Licht's,
Die Stubenuhr ſchnarret, ſonſt reget ſich nichts,
Und ängſtlicher ſtets wird den Beiden zu Muth,
Je grauer ſich färbet im Weſten die Glut.

„Was ſoll uns das Haus nun, was Keller und Wein?"
Wenn Keiner uns mag in die Stube herein;
Die Thoren! ſie ſcheuen die Schenke wohl gar,
Weil Alters ein Friedhof die Stelle war."

Und dichter umſchleiert mit Nebeln die Nacht
Die Fläche, auf der auch kein Heimchen wacht,
Ein einſames Lichtlein nur dämmert hinaus,
Das Licht aus Altfriedhofs verrufenem Haus.

Und noch immer in's Ferne — wie's fröſtelnd thaut,
Tiefgrollend der Wirth und ſein Töchterlein ſchaut.
Doch wie ſie auch ſpähen, — nicht Einer nah't;
Nur der Nachtwind ſeufzt über Haide und Pfad.

Doch endlich — „da ſieh' nur — den Hügel heran
Kommt müde und keuchend ein Wandersmann.
Jetzt ſteht er und ſchauet — was blickt er ſo ſcheu?
Beim Himmel — auch er geht die Schenke vorbei!"

Und iſt dann ein Fluch mir gelegt auf dieß Haus
Und flieht denn ſchon Alles die Stelle voll Graus,
So wollt' ich, es thäten die Gräber ſich auf,
Und ſchickten die Todten zu Gaſt mir herauf!

Der Wirth ruft's, das Auge ſo rollend und graß,
Das Töchterlein weinet die Schürze ſich naß —
Da tönt es mit einmal — poch, poch — an das Thor,
Erſchrocken faſt fahren die Zwei d'rin empor.

Und ſieh' da — Schwarzherrlein — zu vier an der Zahl,
In ſeidenen Kleidern, tiefäugig und fahl,
Das Antlitz ſo knöchern, ſo hohl und verſteint,
D'rin Grinſen und Weinen gar grauſig vereint.

Die ſetzen ſich ſchweigend, d'rauf winkt mit der Hand
Der Eine, und weiſ't nach dem Glas an der Wand,
Und als ihm der Schenke gethan nach Begehr,
Da reden und deuten alle Viere nichts mehr.

Und gleich darauf pocht es, und gleich darauf naht,
Ein Herr und ein Dämchen, ei ſeht, welch' ein Staat!
Großblumiger Reifrock, goldwellig Gelock,
Weitſchlotterndes Höschen, und blutrother Rock.

Er neiget, ſie knixet den Herren umher,
Die vier ſpitzen Naſen bedanken ſich ſehr,
D'rauf führt ſie Rothröcklein zum Tiſche galant
Und fordert wie jene ein Glas von der Wand.

„Woher all' die Gäſte? — 's iſt tief in der Nacht!“ —
Da pocht es ſchon wieder — „wer das nur gedacht!“
Tief complimentir'n drei Alongen herein,
Kopfwackelndes Mütterlein ſchwankt hinten d'rein.

Dem Wirth und dem Töchterlein innerlich graut,
Wie jedes die bleichgelben Larven erſchaut,
Doch eh' ſich noch Beide vom Staunen erholt,
Kommt ſchon wieder ein ähnliches Pärchen getrollt.

Bald ſind alle Plätze und Bänke gefüllt,
Mit Gäſten, gar ſeltſam geputzt und verhüllt,
In rieſigen Weſten verblichener Pracht,
In Reifrock, Kantouſch und poſſierlicher Tracht.

Dort deckt die Along' ein blutſinſt'res Geſicht,
Dem hängt's um das Auge ſchwarznächtig und ſchlicht,
Einem Schädel vom Beinhaus gleicht jener nun gar,
Goldblümlein umglitzen den Frauen das Haar.

Und alle, ſo träg' und ſo ſchläfrig und graus,
Doch thu'n ſie, als wären ſie längſt hier zu Haus,
Gluck — Becher um Becher — wie leert ſich's ſo ſchnell',
Kaum früh genug kommen die Krüge zur Stell.

Da geht's an ein Winken, ein Puhſten ringsum,
Flink thuen ſich Schenke und Töchterlein um,
„Pſt!“ drüben — „Pſt!“ hüben — und dorten und da,
Sein Tag' man ſolch' Schwämme von Säufern nicht ſah.

D'raus ſchauern die Wolken, kein Sternlein lacht,
Doch drinnen die Luſt erſt allmählig erwacht,
Dumpf Murren und Schnurren, d'rein ſummend Geſang,
Wie der Bergwaſſer Murmeln am Klippenhang.

Und wilder und lauter ſtets wird es im Rund,
Wie kreiſcht es und ſtottert's aus zahnloſem Mund,
Von Fratzen und Larven, welch' hölliſch Gewirr,
Welch' ſinnloſes Treiben und Bechergeklirr.

Auf ſpringt's jetzt vom Tiſche, umkülpt der Pokal,
Zum brauſenden Kehraus nun reihen ſich all'
Tief neigen die Herrn ſich, es knixen die Frau'n,
Nur Klapperdürrbeinchen an jedem zu ſchau'n.

Da holpern drei über die Tiſche hervor,
Mit wackelndem Kiefer und Fledermausohr,
Die fideln und fingern, „hei, luſtig d'rauf los!"
Drauf Hundegeheule und Sturmwindsgetoſ'!

Und holtertipolter geht's kreiſend herum
Bei lautem Gequitſche, Geſchrill und Geſumm,
In Scherben die Fenſter, in Trümmer der Tiſch
Mit Teller und Krügen und Braten und Fiſch.

Hoch bläht ſich der Reifrock, es rauſcht der Talar,
Hinſchleudern die Schöße, wild flattert das Haar,
Und toller und toller erfüllet der Graus,
Mit jeder Minute ſich mehrend, das Haus.

Am Halſe des Schenken von Schauder erfüllt
Das zitternde Mägdlein ihr Antlitz verhüllt,
Verbleicht von der Wang' iſt die roſige Glut,
Dem Schrecken erſtarr't in den Adern das Blut.

Trüb' flackern die Kerzen, hinnebelt die Schaar
Hu Wunder! — Der Reigen wie nackend und bar,
Fort Flaus und Perrücke, weg Flitter und Schein,
Nur wackelnde Schädel und fleiſchlos Gebein.

Mit einmal umſchlingt es die kreiſchende Maid,
Wild jubelt's in's Ohr ihr: „Blaß Liebchen, 's iſt Zeit!"
Hin reißt ſie's zur Thüre, wild faßt's ſein Gewand —
Da hämmert's und — Eins, weiſ't die Uhr an der Wand.

Und fort holpert alles, und ſtolpert, und flieht,
Hinaus nach den Gräbern blutneblicht umglüht,
Die Zwei in der Stube tiefnächtig, allein,
Die mochten nicht Schenke und Schenkinn mehr ſein.

Johann N. Vogl.

Mein Ball.

(Faſchingslied.)

Einen Faſching will ich halten
In dem Raume meines Zimmers,
Freudig zwar, doch fern dem Walten
All' des modiſch eck'len Flimmers.
Gar herzinnig liebe Gäſte
Lad' ich mir zu dieſem Feſte;
Gäſte, die mich gerne ſeh'n,
Gäſte, die mich ganz verſteh'n.

Meinen Vater, — den Verblich'nen,
Lad' ich ein aus vollſtem Herzen,
Mit dem Ernſt', dem nie Entwich'nen
Mit den väterlichen Scherzen.
O da wird es am Erzählen,
An Geſpräch und Witz nicht fehlen,
Und vielleicht, — in Saus und Braus —
Schwatzt er was vom Jenſeits aus.

Meinen Freund, den lieben, guten,
Bitt' ich freundlich mitzukommen,
Ihn, den, wider mein Vermuthen,
Gott ſobald zu ſich genommen.
Schön, im jugendlicher Blüte,
Stand er da, voll Kraft und Güte!
Ach er war zu ſchön, zu gut —;
Gott muß wiſſen, was er thut!

Noch ein Paar Geſpielen werden
Zu erſcheinen ſich nicht ſträuben!
Auch ein Mädchen, das auf Erden
Weder Anklang fand, noch Bleiben;
Auch dieß Mädchen — einſt die Quelle
Meiner erſten Liebeswelle, —
Auch dieß Mädchen lad' ich ein:
Traurig ſoll mein Ball nicht ſein!

Doch, wen bitt' ich mir hernieder,
Daß er komm', uns aufzuſpielen?
Wer verſteht ſich auf die Lieder,
Die nach unſ'ren Herzen zielen?
Lieblich ernſt iſt unſ're Weiſe,
Unſ're Saiten klingen leiſe;
Unſer Tact, wie unſer Herz,
Theilt ſich zwiſchen Luſt und Schmerz!

Ja, mein Schubert, Du verliere,
Liebend, dich zu uns herüber!"
Setze du dich zum Claviere,
Rauſche, wie im Sturme d'rüber;

Denn du weißt, wie wir es brauchen,
In den Walzer Ernſt zu hauchen;
Deiner Weiſen Geiſterſchall
Taugt für unſern ſtillen Ball!

Johann Gabriel Seidl.

Die Rache des Dämons.

Romantiſche Erzählung von Chr. Kuffner.

Hoch auf einem ſchroffen Fels in Finnland erhob ſich die Burg Arcona mit ihren gewaltigen Mauern und Thürmen, deren breite Schlagſchatten auf einen See herabfielen, deſſen ſpiegelhelles Gewäſſer die ſonderbare Eigenſchaft hatte, daß es unbewegt und ruhig blieb, wenn der Sturm in den Wipfeln der rings umher ſtehenden Bäume raſte und die Stämme zerbrach; dagegen aber oft, wenn die Luft kein Laub bewegte, mit weißſchäumenden Wellen aufſchwoll, und ein dumpfes Toſen im Grunde hören ließ, worauf leiſe, wehmüthige Töne, klagenden Harfenklängen ähnlich über die Oberfläche hinzugleiten ſchienen. Einer alten Sage nach ſollte dieß die Vorbedeutung vom nahen Tode einer Perſon aus der Familie des Burgherrn, oder von einem dem edlen Hauſe drohenden Unglück ſein. Seit dem Tode des verſtorbenen Grafen hatte man keine ſolche Trauermelodie vernommen, und Hadur, der jetzige Beſitzer der Burg, war ergraut, ohne daß ein ſolches Unglücks- oder Todeszeichen ſich hören ließ. Hadur war ein ſtrenger aber gerechter Mann, tapfer und edel, jähzornig, doch verſöhnlich. Sein Herz hing mit inniger Liebe an ſeiner einzigen Tochter, der ſchönen Donika, die er ſchon mehreren Brautwerbern verweigert hatte, weil er keinen der edlen Jungfrau, die er das Kleinod ſeines Hauſes nannte, würdig hielt. Ihre Augen wetteiferten mit dem tiefen Blau des reinſten Frühlingshimmels, ihre Wangen mit der duftigen Farbe der kaum entknoſpten Roſe, ihre Lippen mit dem Purpur der Morgenröthe, und die Fülle des blonden Haares umgab das zierlich geformte Haupt wie ein Heiligenſchein. Die Anmuth ihrer ſchlanken Geſtalt verſchmolz mit dem edelſten Anſtande, der Reiz jeder Bewegung war Ideal und Natur zugleich, und kein Zauber der Muſik übertraf den Wohllaut ihrer Stimme. Jede Tugend, jedes Talent ſchien ihr der Himmel ſchon in der Wiege verliehen zu haben. Wie die Klarheit in ihrem Geiſte, ſo herrſchte die Ruhe in ihrem Herzen. Leider rückte nun die dunkle Stunde heran, welche die edle Geiſtesklarheit trüben, die ſüße Herzensruhe zerſtören ſollte.

Schön war der Abend, mild die Luft, und der Himmel, in aller Farbenpracht und im Goldſchmelz der untergehenden Sonne prangend, verdoppelte ſeine Herrlichkeit, indem er ihren Abglanz auf dem Silberſpiegel des ſtillen Sees nachbildend wiederſcheinen ließ.

Am Ufer des Sees, der jetzt ein ſo ſchönes Gemälde des Himmels war, luſtwandelte Donica ſinnig, indem ſie ihre Augen vergleichend bald zur Himmelsglorie erhob, bald zum entzückenden Waſſerſpiegel ſenkte. Da erblickte ſie plötzlich, in geringer Entfernung vom Ufer, einen Kahn. Den Kahn zog ein ſchwarzer Schwan, deſſen hochgewölbten Hals eine hellſchimmernde goldene Kette umwand, deren anderes Ende an dem Schifflein befeſtiget war. Über die Hälfte desſelben wölbte ſich ein purpurrothes Segeltuch wie ein Baldachin, unter welchem ein junger Ritter von bezaubernder Schönheit lag, dem es auf den erſten Blick anzuſehen war, daß er die Feinde nicht minder, als die Schönen zu beſiegen wußte. Er ſprang leicht und fröhlich aus dem Nachen, der ſich ſogleich wieder vom Ufer entfernte, und, ehe man es bemerkte, verſchwunden war. Donica, auf welche dieſe Erſcheinung einen Eindruck machte, welchen ſie ſich ſelbſt nicht erklären konnte, ſtand, von Erſtaunen gefeſſelt; ein dunkles Gefühl ſchien der Befangenen zuzuflüſtern, daß ihr Stündlein gekommen, und daß dieſer Ritter, der Schönſte aller Männer, die ſie jemals erblickt hatte, derjenige ſei, welchen das Schickſal beſtimmt habe, in ihrem Herzen die Glut der ihr ſo lange unbekannt gebliebenen Leidenſchaft der Liebe allmächtig zu entzünden.

Rüdiger, ſo hieß der wunderbare Ritter, näherte ſich dem hocherröthenden Fräulein mit dem feinſten Anſtande, aber auch mit ſo zutraulicher Innigkeit, als ſei er ein lieber Freund, welcher nach kurzer Abweſenheit aus der Fremde zurückkehrt, und gewiß iſt, als willkommener Gaſt aufgenommen zu werden.

Dieſe liebenswürdige Zutringlichkeit, und das in den gewählteſten Ausdrücken zart und doch feurig ausgeſprochene Geſtändniß von der Macht des Eindrucks, welchen ihre bezaubernde, allbeſiegende Schönheit auf ſein noch nie beſiegtes Herz gemacht habe, löſte allmählig die Befangenheit der in ihrer erſten Verwirrung ſtummen Jungfrau in dem Grade, daß ſie endlich Worte fand, die Betheurungen des beredten Jünglings um ſo mehr zu erwiedern, als ſein Betragen, ſo wie ſeine Rede, durchaus das edelſte Zartgefühl verkündigte, und die innigſte Liebe mit dem Schleier der größten Hochachtung umhüllte. Er wußte von dem weitverbreiteten Rufe ihrer Schönheit und vom allbekannten Ruhme ihrer Ahnen ſo viel Schönes zu erzählen, daß Donica an der Wahrheit ſeiner Empfindungen nicht zweifeln zu dürfen glaubte, und ſich in das Netz des Fremdlings immer tiefer verſtrickt fühlte. So offenherzig er ſich aber in Allem zeigte, war er doch über Eine Frage zu keinem Geſtändniſſe zu bringen, über die Frage, woher er gekommen, und wie der Schwanenkahn ſo plötzlich verſchwunden ſei? — Er behandelte die Sache mit ſchlauem Lächeln und mit wichtiger Miene als ein Geheimniß, als ein Räthſel, deſſen überraſchende Löſung er ſich für die ſchönſte Stunde ſeines Lebens vorbehalte, und ſchloß mit der Behauptung, ohne unbegränztes Vertrauen ſei keine wahre Liebe möglich. Die Dämmerung kam; Donica bat ihn, ſie bis zur Burg zu begleiten. Er verſprach beim zärtlichen Abſchiede, ſich am nächſten Tage ihrem Vater vorzuſtellen, doch, wie ſie ihm verſichern mußte, als ein ſo eben angekommener, von ihr ungeſehener Fremdling. Dieß war die erſte Unwahrheit, deren ſich Donica in ihrem Leben gegen den Vater ſchuldig machte. Eine ſchlafloſe Nacht mit bangen Träumen beſtrafte die Verheimlicherinn. Erſt das Licht der nächſten Morgenſonne goß ihr wieder Ruhe und hoffnungsvolle Heiterkeit in's Herz.

Gegen die Mittagsſtunde ließ Ritter Rüdiger von Hartenſtein ſich bei dem Grafen Hadur melden, und wurde gaſtfreundlich aufgenommen, nachdem er ſich über ſeinen Stand und ſein Geſchlecht ausgewieſen hatte. Beim Mahle ermangelte er nicht, auf das Wohl des edlen Burgherrn und insbeſondere auf jenes des Blümchens Wunderhold, wie er das Fräulein nannte, zu trinken. Rüdigers Feuerblicke, welche die Geſtalt der reizenden Donica trafen, entgingen dem ehrwürdigen Greiſe nicht, und er konnte eine zunehmende Abneigung gegen den Fremdling kaum verbergen, theils wegen ſeines zudringlichen Weſens, theils wegen eines gewiſſen unheimlichen Feuers, welches, aus Rüdigers Augen manchmal hervorblitzend, irgend eine böſe Abſicht, oder wohl gar eine ſchon verübte böſe That zu verrathen ſchien. Nur Donica wollte, ungeachtet der Warnungen des Vaters, dieß weder bemerken noch glauben. So oft Rüdiger von ſeiner Abreiſe ſprach, erblaßte ſie; die viel beſprochene Abreiſe wurde jedoch immer wieder verſchoben. Endlich verlangte Rüdiger das Fräulein geradezu zur Gattinn. Der Graf wies ſein Begehren beſtimmt zurück. Aus Rüdigers Augen loderte die Flamme des Zornes; er verließ, ohne ein Wort zu ſprechen, den Grafen und die Burg. Donica ſank beſinnungslos in den hohen Lehnſtuhl zurück, ohne das Schelten des ergrimmten Vaters zu hören, welcher dem Fortſtürmenden nachrief: „Frevler am heiligen Gaſtrecht! Wagt es nicht wieder, dieſe Hallen zu betreten!“ —

Am Abend dieſes Tages umzog ſchwarzes Gewölk den Himmel, und plötzlich brach die Wuth eines Ungewitters los. Der Sturm entwurzelte die ſtärkſten Bäume, und riß gewaltige Steine von den Thürmen der Burg, daß ſie polternd über die Felſen hinabſtürzten, und der dröhnende Wiederhall weithin durch das Thal brauſte. Über eine Stunde, während welcher die ganze Gegend oft in Feuer zu ſtehen ſchien, hatte das Gewitter gedauert. Endlich verlor ſich das dumpfe Toſen des Sturmwindes und der ſchaurigen Donner in der Ferne. Todesſtille folgte auf den allgemeinen Aufruhr der Elemente.

Habur ſaß betend mit entblößtem Haupte; Donica kniete weinend vor dem Gnadenbilde der Mutter Gottes. Da ſtürzte Otto, der alte Burgwächter, in den Saal, durchnäßt, bleich und keuchend.

Otto. Gott ſei mit uns!

Habur. Ein Gewitter, welches die Todten aus dem Grabe aufſchrecken könnte!

Otto. Fürchterlich! Fürchterlicher aber noch das, was ich ſah und hörte!

Habur. Sprich!

Otto. Ich war hinaus gegangen, meinen Rappen heimzuholen, der vor der Burg weidete. Ich hatte des Thieres vergeſſen, betäubt von der unerhörten Wuth des plötzlichen Gewitterausbruches. Was ſahen da meine Augen! Auf einer der kahlen Klippen ſaß Ritter Rüdiger von Hartenſtein. Sein Haar flog und ſauſte im Sturmwinde. Blitze umziſchten ihn wie Feuerſchlangen. Er ſprach Vieles mit lauter Stimme; die Meiſten ſeiner Worte konnte ich vor dem Geheule der Windsbraut nicht hören; nur die einzigen vernahm ich: „Erfülle meinen Wunſch, und mein erſtes Kind ſei dir zum Opfer gebracht!“ — Da ſcholl ein dumpfes Gebrülle wie aus dem

Abgrunde, und eine dunkle Rieſengeſtalt ſchien auf einem Nachtgewölke zu liegen, aus dem ein Feuerſtrom hervorbrach. —

Hadur. Haſt eine lebhafte Phantaſie für dein Alter, doch etwas zu kindiſch. Daß Wolken, wenn der Blitz ſie erleuchtet, die ſeltſamſten und wildeſten Geſtalten annehmen, das ſollteſt du doch wiſſen, und aus natürlichen Erſcheinungen keine ungeheuren Schreckbilder machen. Mag übrigens Herr Rüdiger thun, was er will, mich kümmert es nicht. Das Gewitter iſt vorüber gezogen, und dafür wollen wir dem Allmächtigen danken, der uns die Nacht ſendet wie den Tag, den verheerenden Sturm wie den Segen des fruchtbaren Herbſtes.

Otto. Gerne will ich mich getäuſcht haben; mag es nur auch abgethan ſein. —

Damit verließ Otto den Saal; Hadur ſchüttelte, düſter blickend, ſein graues Haar. Donica zitterte an allen Gliedern.

Die ſchaurige Nacht verſchwand, Donica's Angſt mit ihr; der heitere Morgen kam, Donica's Heiterkeit mit ihm. Sie beſuchte den Garten, ihren Blumenbeeten nachzuſehen. Sie blühten, unverletzt vom Gewitterſturm, wie Donica's Liebe zum räthſelhaften Rüdiger, der in dem Augenblicke, als ſie vor ihrem Lieblings-Roſenſtrauche wie träumend verweilte, vor ihr ſtand, als wäre er aus dem dichtbelaubten Strauche hervorgewachſen. Bei dieſem Anblick erwachte Donica aus ihren Träumen, und da Rüdiger die Erglühende umfaßte, ſagte ſie mit leiſer Stimme: „Was wagt Ihr? Fürchtet den Haß meines Vaters!“

Rüdiger erwiederte ſchmeichelnd: „Ich fürchte weder Euern Vater, noch den Tod; ich fürchte nichts — als Eure Ungnade! — Wer treu und innig liebt, dem erſcheint die ganze Welt nur in Einem Weſen — der Geliebten!“

Das Fräulein erzählte nun von der Erſcheinung, welche der alte Otto geſehen haben wollte. „Wäre ich abergläubig,“ ſagte Rüdiger, „ſo würde ich ein ſo abſcheuliches Traumgeſicht des alten Gecken für eine böſe Vorbedeutung in Hinſicht auf mich nehmen; da ich aber von Euch nichts als Glück und Wonne erwarten kann, ſo müßte ich ein Thor ſein, wenn ich einem einzigen Gedanken ungegründeter Beſorgniß, oder irgend einer ſchwermüthigen Grille Raum geben wollte. Ich trotze aller Welt, da Ihr mein ſeid!“

„Wißt Ihr dieß denn gar ſo gewiß?“ erwiederte Donica. „Wolltet Ihr denn,“ ſagte Rüdiger, „daß ich an Euch, an Eurer Liebe zweifeln ſollte? O dann wäre mir's beſſer, ein Donnerkeil des furchtbaren Gewitters hätte mich getödtet, ehe ich meine Verbannung, das iſt, mein Todesurtheil, von Euren Purpurlippen vernehmen mußte!“

„Aber mein Vater“ — — flüſterte Donica, und vermochte nicht weiter zu reden.

„Ich habe ſchon die erforderlichen Anſtalten getroffen, mich vor ihm zu bewähren als ein Mann, dem er es nicht verweigern kann, ſein Eidam zu werden. Geſtattet nur Ihr, wunderholdes Fräulein, mir, mich in der Nähe Eurer Burg ſo lange verborgen zu halten, bis es gelungen iſt, die Beweiſe beizuſchaffen, die mir des Vaters Hochachtung und Liebe erwerben müſſen.“

Donica. Gedenkt Ihr denn nicht der Gefahren, die Euch drohen, wenn man Euern heimlichen Aufenthalt hier entdecken würde?

Rüdiger. Das ſei meine Sorge. Glaubt mir aber mit vollſter Beruhigung, daß ich nichts zu befürchten habe, ja, daß ich vollkommen ſicher bin.

Donica. So bleibt denn! Sobald Ihr die gewünſchten Beweiſe erhalten habt, ſeh' ich Euch wieder.

Rüdiger. Wie? Nicht früher? Wißt Ihr, daß Ein Tag, ohne die Geliebte zu ſehen, dem Liebenden eine Ewigkeit dünkt?

Rüdiger ſprach ſo viel, ſo innig, ſo dringend, daß es ſeinen Worten und Liebkoſungen gelang, der Bethörten die Erlaubniß abzulocken, ſich jeden Abend in der Hollunderlaube am äußerſten Ende der Gartenmauer einzuſtellen, ſobald die Sonne hinter dem gegenüber ſtehenden Fichtenwalde untergehen werde.

Die Verblendete hatte nur zu bald Urſache, dieſe Verwilligung und das ſträfliche Verhältniß der unerlaubten Liebſchaft mit dem fremden Abenteurer zu bereuen, der ſie von der Bahn der kindlichen Pflicht und der Tugend abzog. Sie ward, im Taumel einer unglücklichen Stunde, Mutter, und die Wahrheit, lange verborgen, mußte endlich an den Tag kommen, zu den Ohren, vor die Augen des Vaters. Vergebens bot Rüdiger Alles auf, ſie zur Flucht zu bereden; ſie ſchwor, lieber den höchſten Zorn ihres Vaters, jede Mißhandlung erleiden zu wollen, ehe ſie zu dem erſten Vergehen ein zweites, die heimliche Entweichung aus dem Vaterhauſe, fügen wolle; ſie ſei bereit, ſich jeder Strafe zu unterziehen, und ihren Fehltritt in den Mauern eines Kloſters, ja, des Burgverließes abzubüßen.

Hadur, als er das Vergehen der Tochter erfuhr, ſchien ein Marmorbild geworden zu ſein. Donica umklammerte ächzend und jammernd ſeine Knie; er ſtand ohne Bewegung, wie ein Marmorbild. Donica bat und flehte; er blieb ſtumm, wie ein Marmorbild. Endlich ſagte er mit dumpfer Stimme: „Schmach meines Hauſes, rein durch Jahrhunderte! Die Gruft deiner verklärten, durch dich geſchändeten Ahnen, ſei dein Schreckbild, der Gedanke der Verworfenheit deine lebenslange Strafe! Bringt ſie fort, — pflegt ſie!" — Er ſchritt zur hohen Saalpforte hinaus, in düſtrer Majeſtät, wie ein zürnender Geiſt.

Indeß war die Zeit der Entbindung gekommen, früher als man ſie erwartet hatte. Das neugeborne Kind, ein holdes Mägdlein, begrüßte weinend, als bejammere es das kaum erhaltene Daſein, ſein Eintritt in die Welt.

Hadur, der ſtrenge, aber gottesfürchtige Greis, geſtattete, von Donica's Bitten und Thränen gerührt, daß die Taufe des Kindes im Gemache der Wöchnerinn gefeiert werde, ja ſogar, daß Rüdiger, der Verhaßte bei der heiligen Handlung gegenwärtig ſei.

Schon waren Alle verſammelt. Als der Burgkapellan das Kindlein mit dem Weihwaſſer benetzte, und, nachdem die Hebamme im Namen des Neugebornen betheuert hatte, daß es dem böſen Geiſt entſage, die Segensworte ausſprach, und das Zeichen des heiligen Kreuzes machte, da erblaßte Rüdiger wie ein Sterbender; ſeine Glieder zuckten krampfhaft, und kalter Todesſchweiß ſtand ihm auf der Stirne.

Hadur heftete einen durchdringenden Blick auf ihn, und ſprach: „Entfliehe, böſer Geiſt! Ich fluche dir. Entflieh! Ich gebiethe es dir im Namen Gottes, des Richters der Lebendigen und der Todten! Fluch, Fluch, dir, Ehrenräuber! Schänder der Unſchuld! Fluch dir!“

Rüdiger riß wuthſchäumend das Schwert aus der Scheide, und ſtürzte gegen den Greis, ihn zu durchbohren. Das Schwert ſtieß an den Pfeiler, neben welchem Hadur ſtand; die Klinge zerſprang; klirrend fielen die Trümmer auf den Boden. Donica fuhr mit einem gellenden Angſtgeſchrei vom Bette empor, ſank bleich zurück, war todt. In dieſem Augenblick des allgemeinen Entſetzens ergriff Rüdiger das Kind mit den Worten: „Es iſt mein!“ Eh Jemand es zu hindern die Beſonnenheit oder den Muth hatte, war der Raſende zur Pforte hinausgeeilt, und nicht mehr zu finden.

Nach drei Tagen wurde Donica's Leiche in die Gruft ihrer Ahnen beigeſetzt; ihr folgte Hadur nach wenig Wochen. Kanut, ſein Bruder, nahm indeſſen die Burg in Beſitz, um ſowohl in der Vermögensverwaltung, als auch unter den Vaſallen und Mannen des Verſtorbenen Recht und Ordnung zu handhaben, zugleich auch, um als natürlicher Vormund von Donica's geraubtem Kinde, welches in der Taufe den Namen Hedwig erhalten hatte, in Betreff der Erbfolge zu handeln, jedoch auch ſolche Maßregeln zu ergreifen, welche für den Fall, daß Hedwig nicht wieder erſchiene, und als legale Erbinn aufträte, ihm ſelbſt das gebührende Erbrecht ſicher ſtellen würden.

An dem düſtern Abende, da Donica's Sarg in die Ahnengruft geſtellt worden war, ging Rüdiger, das Kind auf dem linken Arme tragend, am Ufer des Sees zwiſchen dem ſchaurigen Geflüſter des dichten Schilfrohrs auf und nieder, die Augen ſcheu und ängſtlich auf die Wellen geheftet, aus deren Tiefe jene leiſe klagenden Harfentöne ſinnverwirrend aufzuſteigen ſchienen. Endlich erſchien der Nachen mit dem ſchwarzen Schwane wieder, auf welchen der Vollmond ſein bleichgelbes Licht herabgoß. Rüdiger ſtieg ein; der Kahn glitt unhörbar fort. Nur das leiſe Ächzen des Kindes unterbrach von Zeit zu Zeit die tiefe Stille; dann ſprach Rüdiger mit dumpfem Tone: „Stille, ſtille, Unglückskind! Bald iſt's aus!" —

Die Gegend des Ufers, an welchem der Nachen dahinglitt, wurde immer öder, immer düſtrer. Keine Hütte, kein Baum war weit umher zu ſehen. Endlich ſtiegen Felſen mit nacktem, verbraunten Geſteine empor. Das Mondlicht machte ihre Schwärze noch ſchwärzer. Die ſchroffen Klippenwände verengten ſich zu einer Thalſchlucht, aus deren Grunde eine tiefe Höhle hervorgähnte.

Der Nachen ſtand ſtill. Rüdiger rief wild und keuchend: „Wir ſind am Ziel!" — Ein gellendes Höllengelächter ſcholl aus der Höhle hervor, und die Felswände, an die es ſchlug, gaben in ſchauerlichem Echo die Worte zurück: „Ich bin hier!" —

Zwei Rieſenarme ſchienen ſich, wie ſchwarzes Nachtgewölk, aus dem Höhlenſchlunde emporzuſtrecken. Rüdiger hielt ihnen das Kind entgegen, indem er mit zitternder Stimme ſprach: „Geiſt der Finſterniß! Nimm hin das gelobte Opfer!" — In dem Augenblick ergoß ſich ein himmliſcher Lichtglanz über das Nachtgrau des Höhlenſchlundes; das Kind verſchwand aus Rüdigers Armen; er ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, indem er ſich ſelbſt von den würgenden Rieſenarmen ergriffen und in den Abgrund geſchleudert fühlte. An den Klippen verſcholl ſein Todesröcheln.

An einem ſchönen Herbſtmorgen luſtwandelte die holde Mathildis mit ihrem edeln Gatten Kanut im Burggarten. Der farbig durchſchimmerte Nebel zertheilte ſich, und flog vor der ſiegenden Sonne auseinander in dem Augenblicke, als ſie vor dem Lieblings-Roſenſtrauche der unglücklichen Donica ſtanden, welchen das kinderloſe Ehepaar zum Andenken der frühverblichenen Nichte mit beſonderer Sorgfalt eigenhändig pflegte. Ein Ausruf freudigen Erſtaunens entfuhr Beiden zugleich; denn auf den obern Zweigen des dichtlaubigen Strauches lag, wie in einer grünen Blätterwiege, ein zartes Kind, eine Roſenknoſpe zwiſchen den aufgeblühten Roſen. Mathildis zerfloß in Freudenthränen über die liebliche Himmelsgabe. Bald aber ſollte das Erſtaunen noch größer werden, als die gerufene Dienerſchaft herbeieilte, und in dem Wunderkinde die geraubte Hedwig erkannte, was ſich auch, nach genauer Unterſuchung von der Hebamme und den Zofen ſo vollkommen beſtätigte, daß kein Zweifel Statt finden konnte, Alle kamen ſogleich auf den Gedanken, Rüdiger ſelbſt habe, von Reue ergriffen, das verlaſſene Kind wieder zurückgebracht, und in die roſengeſchmückte Blätterwiege gelegt. Kanut und Mathildis glaubten hierin einen

Wink des Himmels zu finden; ſie nahmen auch, edel und frey von Eigennutz, keinen Anſtand, das Kind ſogleich anzuerkennen, um der Waiſe die mütterlichen Rechte zu ſichern, und ſie, nach erreichter Großjährigkeit, in den Genuß ihres Erbtheils einzuſetzen.

So wuchs denn die kleine Hedwig, von einer zweiten Mutter ſorgfältig erzogen, zu einer ſchönen ſanften und tugendreichen Jungfrau heran. Am Tage der erreichten Großjährigkeit führten Kanut und Mathildis ſie in die Ahnengruft, und entdeckten ihr an Donica's Sarge das Geheimniß ihrer Geburt, und das Vergehen der unglücklichen Mutter. Als das gute Mädchen ihren Schmerz ausgeweint und Faſſung gewonnen hatte, brachte man ſie in den Prunkſaal, in welchem Ritter und Damen der Nachbarſchaft, Vaſallen, Mannen und Burggeſinde verſammelt waren. Kanut ließ das Fräulein auf einem hohen Lehnſtuhle unter einem himmelblauen Baldachine Platz nehmen: und erklärte ſie unter Trompetenſchall und Jubelgeſchrei als Enkelinn des Grafen Hadur, und als Erbinn ſeines Vermögens und aller ſeiner Güter. Als Kanut geendigt hatte, erhob ſich Hedwig von ihrem Stuhle, umarmte ihn und die tiefgerührte Mathildis, dankte ihnen mit rührender Herzlichkeit für ihren Edelſinn, für die Wohlthat der ſorgfältigſten Erziehung, und bat, an ihr noch fortan Vaters- und Mutterſtelle zu vertreten, und ſie als dankbares Kind voll Liebe zu betrachten, welches keinen andern Willen habe, als den Willen ihrer guten Eltern, und von ihnen immerzu abhängig zu ſeyn wünſche.

Ein glänzendes Mahl beſchloß das fröhliche Feſt, bei welchem zwei der anweſenden Gäſte: Adalbert von Hölſingfort und Goar von Sweborg, vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit des Fräuleins und ihrer Zieheltern erregten. Adalbert, ein Vaſall des verſtorbenen Grafen Hadur, war ein edler und biederer Jüngling, vor kurzem zum Ritter geſchlagen, arm, ohne Ahnen, ſchlanken, doch kräftigen Wuchſes; die Mienen mehr angenehm als ſchön; ſein Weſen ſinnig und ſtill. Goar, ein Bild von auffallend männlicher Schönheit in Geſtalt und Haltung, gewandt, voll Geiſt, und ein Meiſter im feinſten Anſtande, wußte die Gunſt der Frauen, ſo wie die Freundſchaft der Männer im Sturmſchritt zu erobern. Dennoch machte der ſtille Adalbert anf das Fräulein mehr Eindruck, als der ſiegende Goar, ſo wie ſie die holde Morgenröthe mehr liebte, als den blendenden Glanz der Mittagsſonne. Dagegen aber erwarb ſich Goar die Zuneigung und Gewogenheit der Zieheltern im vollſten Maße.

Adalbert und Goar erhielten freien Zutritt. Je mehr Hedwig dem beſcheidenen Adalbert gut wurde, deſto mehr ſprachen die Zieheltern ihre Vorliebe für Goar aus. Adalbert ließ nur in ſeinen Augen die Huldigung der reinſten Liebe leſen, zeigte nur in dem Entzücken über jeden Dienſt, welchen er der Erwählten leiſten durfte, die Größe ſeiner Verehrung, während Goar dem Drange ſeiner Empfindungen die zierlichſten Worte lieh, und die hingebendſte Demuth mit galanter Kühnheit zu vereinigen wußte.

Was aber allen ſeinen Bewerbungen nicht gelungen wäre, gelang den wiederholten Vorſtellungen und Bitten der Zieheltern endlich in dem Grade, daß Hedwig, die ſtille, weiche Seele, ihrer Neigung zu Adalbert entſagte, und dem Ritter Goar ihre Hand zu geben einwilligte. Schon war ſie als Braut erklärt; die Vorbereitungen zur Vermählungsfeier beſchäftigten alle Hände; Freude herrſchte in der Burg. Nur der alte Otto blieb ernſt, ſchüttelte oft ſein graues Haupt, und ſagte zu ſeinem vertrauten Freunde, dem Küſter der Burgkapelle: „Mir graut, ſo oft ich den wunderſchönen Ritter Goar von Sweborg anſehe; ſchöne Geſichtszüge, ſchöner Anſtand, ſchöne Worte, — aber ein Mann ohne Herz, ohne Herz! Und, was mir noch mehr Schauer erregt, iſt ſeine unverkennbare Ähnlichkeit mit jenem unſeligen Rüdiger. Ich möchte oft ausrufen: Er iſt's! Dann aber erſcheint er, als hätte ein böſer Geiſt ihn verändert, oder wenigſtens in ein anderes Licht geſtellt, plötzlich wieder als ein fremdes Weſen, wie ein ſchöner Seidenzeug, der zugleich zwei Farben ſpielt. Es iſt, als ob zwei Menſchen in Einem ſtäcken. Kurz geſagt: Mir graut vor ihm!" — „Und mir," erwiederte der Küſter, „iſt er zuwider, wie eine glänzende, eiskalte Schlange. Gott wird's am beſten wiſſen, was an ihm iſt. Gut, wenn wir alte Kriegskameraden uns irren!" — Während Beide ſo ſprachen, ging Adalbert aus der Burgkapelle, wo er die Meſſe gehört, und für Hedwig's Wohl gebetet hatte, mit geſenktem Haupte und mit feuchten Augen heraus.

An einem ſchönen Abend, wo die Erde ſelbſt im Frühlingsſchmuck als Braut des glühenden Himmels lächelte, ſaß Hedwig, die Verlobte, mit Goar auf einer Raſenbank vor der Burg am Ufer des Sees. In einiger Entfernung von ihnen wandelten Kanut und Mathildis unter heitern Geſprächen über den nahen Vermählungstag auf und nieder. Plötzlich erſchollen aus der Tiefe des Sees jene leiſen, den Harfentönen gleichen Trauerklänge, welche, wie die Familienſage ging, Tod oder Unglück bedeuteten. Goar erblaßte, und fiel wie leblos von der Raſenbank. Hedwig rief um Hilfe. Kanut und Mathildis eilten hinzu. Man hielt ihn für todt. Gerufene Diener kamen; alle Mittel wurden angewendet. Endlich öffnete Goar die Augen wieder. Er wurde in die Burg gebracht; aber von dieſem Augenblicke an ſchien ſein ganzes Weſen verändert zu ſein. Die Lebensfarbe war von ſeinen Wangen, das Roth von ſeinen Lippen entflohen, ſeine Augen aber, ſonſt immer ſchwarz und feurig, ſchienen jetzt noch ſchwärzer, noch feuriger zu ſein, und ein ſonderbares Licht über das ganze bleiche Antlitz auszuſtrömen. Ungeachtet deſſen nahm ſeine Liebe und ſeine Zärtlichkeit mit jedem Tage in dem Grade zu, daß auch Hedwig's Neigung für ihn wuchs. Er ſelbſt drang auf die Beſchleunigung des Vermählungsfeſtes, an dem, wie er deſſen gewiß ſei, ſein vollendetes Glück ihm auch die vollkommene Geneſung gewähren werde. Endlich kam er, der heiß erſehnte, feſtliche Tag. Schon ſchimmerte die, mit Purpurtapeten behangene Burgkapelle von Fakeln und Kerzen auf goldenen und ſilbernen Kronleuchtern, die Herrlichkeit des Hochaltars taghell umſtrahlend. Schon näherte ſich der Brautzug der geöffneten Pforte, aus welcher Trompeten- und Paukenſchall den Kommenden entgegen quoll. Schon ſtand das Brautpaar vor dem Altare; ſchon legte der Burgkaplan ihre Hände in einander, um die Stola über ſie zu legen und den heiligen Segen zu ſprechen, indeß ein feierlicher Choral begann: Da fühlte Hedwig in Goars Hand plötzlich die Eiskälte des Todes.

Er heulte laut auf, und ſtürzte todt zu Boden. Alle Anweſenden ſtanden ſtarr und lautlos vor Entſetzen. Ein dumpfes Brauſen und Beben der Erde ließ ſich vernehmen. Goar's Leichnam war ſpurlos verſchwunden; aus der Höhe aber erklangen leiſe, himmliſche Accorde, in weiter Ferne verſchmelzend, und aus einem Lichtglanze ſchwebte die Geſtalt eines Engels gegen Himmel.

Der fromme Burgkaplan, welcher dieſe Begebenheit in den Familien-Urkunden aufzeichnete, ſchloß ſeine Erzählung mit den Worten: „Weh dem, der vom Pfade der Tugend weicht, und vom böſen Geiſte ſich verführen läßt! Den Reinen aber ſchützt ſein guter Engel. — Was lange verborgen und unerklärbar geblieben, es kommt endlich an das Sonnenlicht der Wahrheit. Alſo iſt auch durch ſpäter entdeckte Thatſachen, durch Zeugen und Umſtände erhoben und erwieſen worden, daß Rüdiger, der Sinnlichkeit wilder Lüſte fröhnend, dem böſen Geiſte, deſſen Macht er anſprach, ſein erſtgebornes Kindlein zum Opfer verhieß, daß Donica, ihr Vergehen zu büßen, von Gott dem Herrn begnadiget ward, das unſchuldige Kindlein aus den Klauen des böſen Feindes zu retten. Rüdiger ſelbſt aber demſelben mit verwirkten Leben anheimfiel; daß der böſe Geiſt, Rache ſchnaubend, ſein Äußerſtes that, den Frevler mit einem Scheinleben zu neuer Unthat ausrüſtete, verjüngte und verſchönte; endlich daß der Allmächtige den Geiſt der unglücklichen Donica nochmal begnadigte, und durch ſie, die Mutter, in der Stunde ihrer Erlöſung das makelreine Töchterlein vom Rande des Verderbens erretten ließ. Amen!"

Kanut und Mathildis thaten viel Buße, um ihre thörichte Verblendung wieder gut zu machen. Nach Verlauf eines Jahres war Hedwig die glückliche Gattinn des ſanften, edeln, biedern Adalbert, und der Segen des Himmels ruhte auf ihnen.

Frühlingslieder

von

Friedrich Treitſchke.

Vorwort.

„Lange" hör' ich Manchen ſagen, —
„Lange biſt du ſtumm geblieben,
Haſt dein Träumen, Wünſchen, Lieben,
Dich, in dir verſteckt getragen!"

„Nun dein Winter will beginnen,
Sonſt die Zeit zu Schlaf und Stille,
Treibt und drängt dich alter Wille,
Neue Lieder zu erſinnen!"

„Was verführt dich? Welche Wonnen,
Welchen Dank, Genuß und Segen
Brachten ſie, die dir entgegen
Quollen aus der Jugend Bronnen?"

D'rauf die Antwort: Singen, Schweigen,
Wird nicht nach Gebot vollführet.
Wie der Gott mich eben rühret,
Muß ich als ſein Spiel mich zeigen.

Nachts wie Morgens, nach Gefallen
Hört ihr Äolsharfen tönen,
Wenn durch die geſpannten Sehnen
Launiſchleiſe Lüfte wallen.

Und der Apfelbaum im Thale
Blüht, vom warmen Herbſt getroffen,
Ob er keine Frucht darf hoffen,
Doch mit Luſt zum zweiten Male.

Frühling und Herbſt.

Zwei Mal im Jahre
Geht mir das Herz auf.
Ein Mal, wenn Erde weit
Anzieht ihr Frühlingskleid,
Wenn durch das helle Grün
Blüten und Blumen glüh'n
Und wie ein Perlenkranz
Pranget des Thaues Glanz.
Frühlingskleid!
Erde weit
Alſo der Liebe
Wonnige Zeit!

Nochmal im Jahre
Geht mir das Herz auf
Streuet des Herbſtes Hand
Segen durch's ganze Land.
Reifet der Früchte Gold,
Lächelt den Trauben hold,
Sorgt, da der Winter naht,
Voraus mit reicher That
Herbſtgewinn
Dein Beginn
Führet der Freundſchaft
Heiligen Sinn!

Das erſte Blatt

Der Winter fliehet unſ're Fluren,
Ein leiſes Lüftchen ſäuſelt lau,
Und tilgt die letzten weißen Spuren
Von der im Schlaf befang'nen Au'.

Am Thore ſteht ein hoher Flieder,
Der Schutz und Pflege reichlich hat.
Mein Blick irrt müſſig hin und wieder,
Und findet hier — das erſte Blatt.

Das lauſchet ſo verſchämt und ſtille,
Gerollt, gefaltet, zart und weich;
Bald aber bricht es ganz die Hülle,
Und zeigt ſich kräftig, groß und gleich.

Du erſtes Blatt, ſei mir gegrüßet
In deinem heitern Hoffnungskleid!
Du Bote, daß ſich bald erſchließet
Des Frühlings reiche Wonnezeit!

Viel hundert ſammle deines Gleichen,
Auch bläulichrother Blüthe Zier!
Gib Wölbung den beſchwerten Zweigen
Und zaub're grüne Dämm'rung mir!

Die Nachtigall wird in den Spitzen,
Ich unten, dir Geſänge weih'n, —
Und neben mir ſoll Daphne ſitzen,
Und hold der Doppelfeier ſein!

Ausflug.

Ja, ich habe feſt beſchloſſen,
Wiederum hinaus zu geh'n,
Wo die jungen Saaten ſproſſen
Und die Blütenbäume ſteh'n.
Wo die Lerche ſich ge'n Himmel
In gewund'nen Kreiſen ſchwingt,
Und mit ſcherzendem Getümmel
Zur Schalmei die Heerde ſpringt.

Von Gelagen, Spiel und Tänzen,
Von der Kerzen Tag bei Nacht,

Von viel anderm Flitterglänzen
Hab' ich längſt mich losgemacht.
Faſching iſt mir Zeit der Faſten,
Mai iſt meine Faſchingzeit,
Da aus dumpfem Zimmerraſten
Sich der Leib, wie gern, befreit

Hier auf dieſes Berges Rücken,
Unter grünbelaubtem Zelt,
Lag're, Freund, dich, daß wir blicken
In die runde, weite Welt.
Alles im Gewand der Neuheit,
Grün, geſtickt mit goldnem Strahl:
Hier genieß' die rechte Freiheit,
Menſchen fern und ihrer Qual!

Sieh, ob unten auf der Straße
Ameiſ' oder Käfer zieh'n?
Wohl verſeh'n mit Dollond's Glaſe
Will ich prüfen ihr Bemüh'n. —
Welch' ein Irrthum! Stolze Roſſe,
Prächt'ger Wagen und Liv'rei'n!
Wie wird Hoffart ſo zur Poſſe,
Und geträumte Größe klein!

Es verlieren ird'ſche Gaben,
Fern geſehen, Werth und Glanz;
Nur, was wir im Innern haben,
Gilt und dauert voll und ganz.

Stand und Würden, Gunſt und Ehren,
Kommen, fliehen, wie ein Traum;
Laß uns beſſ're Schätze mehren
In des Herzens heil'gen Raum.

Jetzt in's Thal hin, wo zur Wonne
Ton und Farbe wechſelnd ruft.
Blumen ſpielen in der Sonne,
Schmetterlinge durch die Luft.
Was im Winterſchlaf gelegen,
Unter Erde ſich verlor,
Eilt mit ſummendem Bewegen
Zu dem großen Jubelchor.

Jede Art in andern Sprachen,
Jede mit verſchied'nem Mund,
Will von Gottes Güte ſagen,
Geben Dank und Liebe kund.
Fern, durch alle Sonnenweiten,
Reicht die Harfe der Natur,
Und von Millionen Saiten
Sind wir Menſchen Eine nur.

Halte ſtets mich in den Armen,
Stets, Natur, mich an der Bruſt!
Möge ſpät der Greis erwarmen,
Wo dem Jüngling blühte Luſt!
Und wie heut' der Lenz erſtehet
Aus des Winters bleichem Schein,
Geh' ich einſt verklärt, erhöhet,
In ein ſchön'res Leben ein!

Beim Raſten.

Auf dem Rücken, im duftenden Klee,
Lieg' ich, nähre manch' ſeltſamen Traum;
Mich verlierend vom irdiſchen Raum,
Schwebt der Geiſt in unendliche Höh'.

Bis in's lichte, ſanftblaue Gezelt.
Anfangs ſcheinet es gläſern und leer;
Doch betrachtet je länger je mehr,
Wird mir's eine bevölkerte Welt.

Engelköpfchen zu Tauſenden da,
Goldgelocket, durchſchauen die Luft:
Flügel ſchwirren, die Körper ſind Duft,
Wie auf Raphael's Bildern ich ſah.

Sind doch Viele mir näher bekannt,
Aus entflohener ſeliger Zeit!
Hab' ich Vielen doch Thränen geweiht,
Einſam oft ſie bei Namen genannt.

Dort die Brüder, das Schweſterchen zart,
Die im Morgen des Lebens verblüh't!
Aber immer vom treuen Gemüth
Blieb der Theuren Gedächtniß bewahrt.

Meiner Kinder Gedächtniß zugleich,
Deren Augen ihr Vater verſchloß!
Erd' in Erde, was unten entſproß,
Oben fanden die Geiſter ihr Reich.

Wie ſie winken, mich rufen hinan!
Ich auch winke, wollt' wieder ſie gern!
Doch ſie lächeln und deuten von fern,
Daß nur aufwärts erlaubt iſt die Bahn.

Schäferleben.

(Zum Theil nach dem Altdeutſchen.)

Laß der Gedanken
Furchtſam Erkranken,
Wogen und Schwanken!
Schaue, vertraue:
Phillis iſt wahr!
All' ihr Beginnen,
Sorgen und Sinnen
Strebt nur, in Zeilen
Hier auf der Heiden
Schäflein zu weiden.
Ohne Begleiten
Führt ſie die Schar.

Jedem Stand werden, —
Erbe der Erden, —
Tauſend Beſchwerden:
Frieden, hienieden,
Hirt, haſt nur du!
Ringsum Getümmel;
Dein iſt der Himmel.
Heerden ſieh ſpringen,

Scherzen und ringen;
Glöckchen hör' klingen,
Lüfte d'rein ſingen;
Freu' dich der Ruh'!

Drüben ſitzt Flora
Mit der Mandora;
Kaum daß Aurora
Lachet, ſich machet
Früh auf im Glanz,
Und muſiciret,
Echo certiret,
Nachtigall neben
Theilt das Beſtreben,
Lieder zu geben,
Wonniglich Leben
Findeſt du ganz.

Cerberus ſpüret,
Obhut er führet,
Wo ſich was rühret,
Klänge, Geſänge,
Sicherer ſchall't!
Lauernde Tücke
Weiſ't er zurücke,
Phylax ingleichen;
Beid' herumſtreichen;
Keiner wird weichen,
Wollte ſich zeigen
Off'ne Gewalt.

Ängſtliches Zagen,
Zweifelndes Fragen,
Schaffet nur Plagen.
Leiden und Streiten
Weiſe zurück!
Hold deinem Üben,
Treu deinem Lieben,
Leb' ohne Reue,
Küſſ' ohne Scheue,
Lieg' in der Freie,
Und zur Schalmeie,
Preiſe dein Glück!

Sturm.

Sturm im Wald iſt hohe Luſt
Für des Jägers off'ne Bruſt!
Wenn der Sturm die Zweige ſchüttelt,
Gelbes ab vom Grünen rüttelt,
Was den Wurm, den Moder trägt,
Auf das Bett der Erde legt,
Und den Samen weitum ſtreuet,
Daß Gefall'nes ſich erneuet,
Ha! dann waltet hohe Luſt
In des Jägers off'ner Bruſt!

Sturm im Meer iſt höh're Luſt
Für des Seemann's kräft'ge Bruſt!

Wenn am Schiff die ſtarken Wellen
Sich zu mattem Schaum zerſchellen,
Wenn es tanzend ſteigt und fällt,
Dennoch Maſt und Segel hält,
Fauler Nebel ſich zerſtöret,
Und die Klarheit wiederkehret,
Ha, dann ſchallt des Seemann's Luſt
Aus der lebenskräft'gen Bruſt!

Sturm im Kampf! die höchſte Luſt
Für des Kriegers Felſenbruſt!
Wenn zu blanker Säbel Blitzen
Rollt der Donner aus Geſchützen,
Die Colonne vorwärts dringt,
Dorthin, wo die Mine ſpringt,
Alles dann Wall-aufwärts ſtrebet,
Sein Panier am Ziel erhebet!
Ha, das iſt die höchſte Luſt
Für des Kriegers Felſenbruſt!

Sturm im Geiſt! Von Götterluſt
Schwillt des Denkers heiße Bruſt.
Auch der Geiſt wirft das Verjährte,
Das Vertrocknete zur Erde,
Steuert mit der Wahrheit Schiff
Durch des Truges Felſenriff,
Und am Ufer ſieht er Höhen,
Reich geſchmückt mit Siegstrophäen!
Sturm im Geiſt! Des Denkers Bruſt
Schwillt in ſel'ger Götterluſt!

Braut und Witwe.

Des Schloßherrn jüng're Tochter,
Den Myrthenkranz im Haar,
Tritt durch der Gäſte Reihen
Zum hellen Hochaltar.
An ihrer Seite ſtehet
Der ſchlanke Bräutigam;
Der ſchönſte Mann, der jemals
Das ſchönſte Bräutchen nahm.

Es drängt ſich in die Stühle,
Es wiegt ſich bis zum Thor;
Aus allen Augen leuchtet
Das Mitgefühl hervor.
Am Grabſtein' aber rückwärts,
Kniet eine Frau'ngeſtalt,
Von einem ſchwarzen Schleier,
Unbräutlich, überwallt.

Auch ihr entrieſeln Thränen,
Auch ſie iſt tiefbewegt;
Doch ſcheint von andern Bildern
Ihr Buſen aufgeregt.
Sie iſt des Bräutchens Schweſter,
Das ſie nun trauen ſieht,
Und ihren Gatten decket
Der Stein, woran ſie knie't.

D'rum fallen ihr die Thränen
Der hochzeitlichen Luſt,
Wie heiße Vorwurfstropfen
Des Schickſals auf die Bruſt.
D'rum iſt des Prieſters Segen
Ein Dolchſtich in ihr Herz,
Und der Beglückten Wonne
Der Unbeglückten — Schmerz.

Solch' eine Hand, wie glühend
Der Schweſter Hand ſie faßt,
Hat ihr der Tod entriſſen
In ungeſtümer Haſt;
Und ſolch' ein Herz, wie's innig
Die Schweſter nun beglückt,
Hat ihr, in ſeinem Lenze,
Der kalte Tod geknickt!

Was Jene wünſchen dürfen,
Der Ehe ſüße Frucht,
In der die Mutter — Freude,
Die Witwe — Tröſtung ſucht,
Ihr iſt es nicht geworden:
Vereinſamt ſteht ſie da;
Nichts blieb ihr von dem Theuren,
Als ſeine Aſche, nah!

Nicht Neid iſt's, nein, Bedauern,
Was in der Seel' ihr brennt;
Sie zittert beim Gewinne,
Weil den Verluſt ſie kennt.

Vor Wonne weint das Bräutchen,
Die Witwe weint vor Gram. —
Welch' Weinen wohl aus einer
Gerechter'n Quelle kam?! —

Johann Gabriel Seidl.

Die Mutter, die ihr Kind einschläfert.

Die Mutter lullt den Knaben
Mit ſüßen Liedern ein;
Er will's nicht anders haben,
Sie muß am Bettchen ſein.

Wie kann's der Schelm nur wiſſen,
Daß ſie am Bette ſitzt,
Der kaum aus ſeinem Kiſſen
Mit halbem Auge blitzt?

Und wie er ohne Kummer
Friſchathmend, roſig liegt! —
Das iſt ein ſüßer Schlummer,
In den die Lieb' uns wiegt!

Bauernfeld.

Das Blümchen am Fahrtwege.

Wo biſt du, die mich geboren,
Du milde friſche Nacht?
Wie haben mir da die Sterne
So freundlich zugelacht.

Und als der Tag gekommen,
Da kam auch meine Qual;
Ich ſtand, die einz'ge Blume,
Im heißen Sonnenſtrahl.

Da drüben ſchaut der Wald her,
Da blühen Viele d'rin,
Ich Ärmſte muß es dulden,
Daß ich im Staube bin.

Der zehrt mir nun am Leben, —
Und zehrt' er nur noch mehr,
So wär' es bald zu Ende,
Darnach verlangt's mich ſehr.

Bauernfeld.

Die Lieder.

Wie bunte Blumen ſind die friſchen Lieder,
Vom Sonnenblick' des Lebens leicht erregt,
Und trock'nen Blumen gleichen ſie dann wieder,
Die man, ein holdes Mal, in's Buch gelegt;
Ein Himmel von Erinnerung ſteigt nieder,
Wenn man die Blätter von einander ſchlägt:
So ſind die Lieder auch, ſie geben Kunde
Von ſchöner oder ſchmerzlich ſüßer Stunde.

Bauernfeld

Der Dichter und die Welt.

(Im Jahre 1823.)

Dichter (im Traume).

Kräftig möcht' ich es erfaſſen,
Möcht' es außer mir geſtalten,
So mein Lieben und mein Haſſen
Lebend Euch entgegen halten.

Chaos.

Wähle, wähle!
Welten gähren

In der Seele.
Willſt die Kunſt
Du bewähren,
Muß die Gunſt
Dir gehören.
Die Geſtalten
Wie ſie drängen,
Sich entfalten,
Dich beengen!
Miſſe, meide
Ihrer keine,
Doch entſcheide
Dich für eine.

Dichter (wie oben.)

Wehe, wehe!
Ich vergehe!
Dieſer Stoff bleibt ungebändigt!
Welche Form faßt dieſe Mengen?
Wie ſie toben, wie ſie drängen!
Wird die Schöpfung je geendigt?

Muſe.

Ruhe! Frieden!
Schau, ſie ſteigen vor dir auf —
Folge kühn dem kühnen Lauf!
Was du greif'ſt, iſt dir beſchieden! —

Sterne.

Bei Tages hellem Angeſicht
Magſt Manches du verrichten;

Doch einzig iſt das Sternenlicht
Zum Lieben und zum Dichten.

Sonne.

Vor Allem ſei dein Herze froh —
Das Andre gibt ſich dann —
Nun iſt's in rechter Klarheit, — ſo!
Jetzt, Lieber, geh' daran!

Wolken.

Farb' und Geſtalt;
Doch ohne Weſen:
Wenn du uns aber abgemalt,
Sie werden's leſen.

Andere.

Wir ſteh'n zu Dienſt mit unſerm Dunſt:
Die Philoſophen in der Kunſt.

Andere.

Wir rauben dir das Himmelslicht,
Und können auf dein Lob doch hoffen;
Du malteſt wohl die Erde nicht
Säh'ſt du den Himmel immer offen.

Große Gebirge.

So ſtärke dir den Sinn am Ungemeinen,
Und in den Felſenmaſſen ſchau die Welt;
Der Beſte wird die Beute des Gemeinen,
Wenn er ſich ferne von dem Großen hält;

Es ſpiegelt ſich das Leben auch im Kleinen,
Doch klein nicht ſei, der Großes uns beſeelt;
Sei niedrig, — du wirſt Glanz und Ruhm erfahren,
Doch ſchwerer iſt's: das Edelſte bewahren.

Thiere.

Die Berge ſind recht tüchtig, nur
Am ſelben Ort beſtändig.
Was wär' die herrlichſte Natur,
Wär' ſie nicht auch lebendig?

Blumen.

Sie ſprechen ernſt und tief, allein
Man kann nicht immer ernſthaft ſein.
Laß du der Berge krauſe Mienen,
Und ſchmücke dich mit uns im Grünen.

Mädchen.

Wir nah'n, die Myrthenkränze dir
Leicht auf das Haupt zu drücken;
Beug' uns den Nacken! Glaube, wir
Verſtehen uns auf's Schmücken.

Des Dichters Geliebte.

Du folgſt dem Locken?
Ich konnt' es denken!
Wer gerne nimmt, den kann man bald beſchenken
Wie Schnee'sflocken

So leicht und wandelbar iſt dein Gemüthe,
Ich weiß, du liebſt allein die Roſenblüte,
Und laſſeſt dich von Tulpen doch umgarnen, —
Ich muß dich warnen!

Philoſoph.

Weg mit all den Liebeleien!
Beſſerm ſpare deine Kraft;
Laß dich nicht mit dir entzweien
Durch die ſüße Leidenſchaft.
Mir die Hand! Kraft und Gedeihen
Gibt dir nur die Wiſſenſchaft.

Krieger.

Hör' die Trommete)
Die Feinde nah'n!
Den Degen kette,
Das Schild dir an!
Als Helfer und Retter
Sei Allen voran:
In's Kriegeswetter
Gehört der Mann!

Irrlichter.

Hin und her — —
Das iſt die rechte Vielſeitigkeit;
Die Kreuz und Quer!
Wer Vieles thut, hat zu Vielem Zeit!

Muſa.

Genug! —
Zurück in Eure Höhlen, rege Schatten,
Dort bleibt gebändigt unterm Felsgeſtein,
Was tobt und drängt! Und wollt' ich mehr geſtatten,
Sie dreh'ten mich in ihren Kreis hinein
Erwach!!

Dichter (erwachend).

Was hab' ich geſehen?
Die Welt vor mir!
Wie drängt's mich, Liebe
Und Ruhm, nach dir!
Der Buſen pocht mir
Nach Euch ſo laut —
Werd' ich geſtalten
Was ich geſchaut?

Bauernfeld.

Sehnſucht.

Wenn der ſinkende Ball der Sonne im Weſten erglühet,
Und auf azurenen Au'n ein lichter Reigen von Wolken
Schwebt; und die Gluten hinab ſich wölben über die Fernen;
Wenn die Stimmen des Tag's verhallen, und kindlicher Friede
Mutter Natur umfängt, und ſie ſchweigend und leiſe nur athmet:

Dann blickt ſehnend mein Aug' empor zum goldenen Äther,
Welcher die Gluten, die ſtrahlenden wölbet über die Fernen;
Und es ziehen mit euch die leiſeſten Strömungen meines
Herzens, ſie wallen euch nach, ihr flammenden Wolkengebilde! —
Ach! es hebet und drängt ſie zu euch, mit der heiligen Urkraft
Allgewalt empor! — — Doch die Strahlen all' und die Gluten
Luftig ſind ſie und leer, ſind einer ſchönern Sonne
Heiliges Morgenroth nicht; das unausſprechliche Sehnen
Meines Herzens, es kann mit ihnen nimmer verſchmelzen. — — —
Du o meine Sehnſucht! Du ſchwingſt hinüber dich in höhere Welten;
Kühn durcheilſt du den Strahlenhain und bringſt durch des Erden-
Lebens Umnachtung mit Macht in ein nie geſehenes Land auf.

Mathilde von Lavagni

Ritter Ponce.

Spaniſche Romanze.

Sind das Mauren, ſind es Chriſten
Die da flieh'n beim Glanz der Sterne?
Kraftlos ſind die blut'gen Roſſe,
Von Verfolgern dröhn't die Ferne.

Ach es ſind zehn Kreuzeshelden,
Die zu weit geeilt nach Siegen;
Weh euch! Ritter Calatravas!
Heute muß das Kreuz erliegen.
Seht ihr rings die Burgen lodern,
Hamet Zegri's furchtbare Zeichen?
Eh' die Flammen blaſſer leuchten
Müßet ſterbend ihr verbleichen.
Eh' der Tod faßt euer Auge,
Daß für ewig er's verhülle
Sind in Santa Fé die Mauren,
Das dort ruh't in ſich'rer Stille.
Sieh', da ſpricht der greiſe Meiſter:
Pflicht iſt's, Santa Fé zu wahren,
Pflicht zum heil'gen Kampf des Kreuzes
Streiter ſelbſt durch Flucht zu ſparen,
Darum hab' ich Bruder Ponce
Dich, den Jüngſten auserſehen,
Bis ein Ave du geſprochen
Hier im Kampf' dem Feind zu ſtehen.
Weiter flieht er mit den Rittern,
Mauren nah'n auf ihrer Fährte,
Zum Gebete kreuzt ſich Ponce,
Mäht ſie dann mit ſeinem Schwerte.
Wilder brüllen ſtets die Mauren,
Doch er betet langſam weiter,
Streckt zu jedem heil'gen Worte
Auf den Boden einen Streiter.
Zu den Todten ſinkt er ſterbend,
Eh' er „Amen" noch geſtöhnet;

Nicht mehr ſieht er ſeine Brüder,
Die ihm nahen ſieggekrönet;
Doch von wunden Saracenen
Hören ſie die Wundermähre:
Und es weinen rings die Helden,
Und ſie neiden ſeine Ehre!
Und inbrünſtig ruft Fernando,
Er, der König, ohne Zagen:
Wer auf Erden ſo gebetet,
Mag im Himmel „Amen" ſagen.

Der Mittag nach öſtlichen Dichtern.

Mittag iſt's, in Mitte des Sommers der heißeſte Mittag,
Und als Löwe hauſ't wüthend des Tages Geſtirn.
Sonnenlöwe ſchnaubt herunter vom Himmel die Flammen,
Aufgejagt vom Hund, der auf den Füßen ihm folgt.
Auf der Erde liegt die Laſt der ſchwüleſten Gluten,
Und ſie ſeufzet ſchwer unter der drückenden Laſt.
Schnitter entfliehen dem Feld, und Herden entfliehen der Weide
Zu des Baum's Obdach, flüchtend vor tödtender Glut.
Kopf an Kopf gedrängt ſteh'n unbeweglich die Schafe,
Um, wenn nicht den Leib, doch zu erretten den Kopf;
Büffel hingegen verſtecken den Leib in röhrigem Schlamme,

So daß nur der Kopf ſchaut aus dem Schlamme hervor.
Stumm ſind die Sänger der Flur, die tauſendſtimmigen Kehlen,
Stumm der Thiere Geſchlecht, reißende, weidende, ſtumm.
Nicht der Nachtigall Lied durchſchmettert die hallenden Haine,
Nicht der Rinder Gebrüll, oder der Schafe Geblöck;
Hirſche röhren nicht, es heulen nicht die Schakale;
Pferde wiehern nicht, es bellet nur heiſer der Hund,
Nur Cikadengetön' durchſchwirret die ſchallenden Bäume,
Bis vor großer Hitz', ſelbſt die Cikade zerſpringt.
Waſſer ſiedet in Brunnen, es ſiedet das Blut in den Adern;
In dem Schacht ſchmilzt Erz, und in den Beinen das Mark.
Fiſche braten im Meer, es braten die Vögel am Himmel;
Würmer entglühen dem Strauch, Kieſel erglühen im Bach.
Von der Hitze regt und bewegt ſich der Schlamm als Gewürme,
Salamander lebt auf von der flammenden Luft.
Sonn'anbeter ſind die Eidechs ſowohl, als die Lotos,
Aber ungleich iſt beider Verehrenden Los.
Sieh', die Eidechs ſonnt ſich auf dem brennenden Sande,
Doch muß ſie zuletzt ſelber aus Hitze vergeh'n.
Lotos liegt im Schlaf, das Haupt geſenkt in die Fluthen,
Aber des Tages Licht wecket ſie auf von dem Tod.
Tödtend, belebend, herrſcht die Macht der unendlichen Liebe.

Einen wecket ſie auf, Anderen gibt ſie den Tod.
Eidechstödterinn und lotoserweckende Sonne:
Alles tödtend wie Gott, Alles belebend zugleich.
Ebenbild der Macht unendlicher Gottheit: o Sonne!
Ausfluß ewigen Licht's, welchem erblindet das Aug!
Eidechs will dich ſchau'n, doch ſie erblindet am Strahle;
Eidechs iſt vor Gott ſelber die Sonne Vernunft.
Sonnenanbeterinn iſt auch ſonnenfolgende Blume,
Welche nach der Sonn' kehrt das verbrannte Geſicht,
Strahlenden Haupt's, die Bruſt voll körnigen Sinn's und Gefühles,
Wahrer Liebenden Bild, ſtets zur Geliebten gewandt.
Ausgetrocknet ſind von der Sonne die Thränen der Roſe,
Aber dem Baum', dem Strauch' preſſet die Thränen ſie aus.
Gummi weinet, Mimoſen, Lentiſken weinen den Weihrauch,
Blum' und Staude ſchmilzt Opium, Laudanum, aus.
Ach wie verſchieden iſt nicht der Schweiß der Guten und Böſen!
Schweiß zur rühmlichen That, Schweiß der Erpreſſung und Angſt.
Nimm dir vom erſten ein Bild, im Schweiße des Baum's und der Staude,
Welchen die Hitze der Zeit Manna und Balſam erpreßt.
Schwarzes Gift hingegen ſchwitzt aus des Scorpions Scheere
Der, verzweifelnd aus Hitz' ſich mit dem Stachel erſticht. —

Ausgetrocknet ſind die Augen der Erde, die Quellen
Und zerſpaltet klafft bis in die Tiefen die Bruſt.
Ihre Seufzer zieh'n dort über die Berge als Heerrauch
Und bedecken das Feld, ſpiegelndes Waſſer für's Aug'.
Angelockt durch den Schein des Waſſers rennen die Pferde,
Immer weichet der Dunſt, bis ſie ſich rennen zu Tod'.
So verlocket den Geiſt das Meer des trüglichen Wiſſens,
Waſſer ihm ſpiegelnd vor, bis er ſich rennet zu Tod'.
Waſſer lügen die Dünſt' und Waſſer lüget der Heerrauch
Feuer ſprudelt als Dunſt, Waſſer verqualmet als Rauch.
Wie in der Ferne lügt, ſo lügt in der Nähe die Hitze
Vor den Füßen lügt lachendes Spinnengeweb'.
Von dem Araber wird's genennt der *Speichel des Teufels*,
Alter Weiberlenz wird's von dem Perſer genannt.
Durch die Hitze gelockt taucht aus der Tiefe der Teufel,
Glaubt es ſei die Höll' über die Erde geſetzt.
Waſſer glaubt er zu ſeh'n, und leckt mit der Zunge die Erde,
Spinnengewebe bleibt dann als der Speichel zurück.
Lockt der Teufel das Weib, das alte, mit Täuſchung der Jugend,
Iſt ihr zweiter Lenz, Spinnengewebe fürwahr!
Durch die Hitze gelockt taucht aus der Tiefe die Alte,
Glaubt, ihr ſei der Lenz wieder im Leben beſchert

Waſſer brodelt als Glut, wie ſie die Verdammten nur trinken,
Kühlendes Lüftchen haucht, wie aus der Wüſte Samum.
Sieh! dort nah't er heran als Ahriman, erſter der Diwe,
Eingehüllt in Glut, Brodem und qualmenden Rauch.
Seine Hitz' iſt nicht wohlthätige Hitze der Sonne,
Sondern der Hölle Glut, die mit der himmliſchen kämpft.
Wirbelnder Sand und Rauch verhüllen das Antlitz der Sonne,
Die als Scheiterſtoß brennt zur Vernichtung der Welt.
Iſt die Zeit ſchon da, wo Alles vergehet in Feuer,
Und das Weltall flammt, ein nicht zu löſchender Brand?
Aber ſind noch nicht gekommen die Tage des Weltbrands,
O ſo erbarme dich Mithras! der Diener Ormuſd's
Unbezwinglicher Held! ſiegreicher Läufer o Mithras!
Kämpfe nieder den Feind, welcher ſich mißt mit Ormuſd.
Du verſende nicht die Strahlen als tödtende Pfeile,
Die als Sonnenſtich tödten ſo Heerde als Hirt.
Schwing' nicht über die Häupter der Menſchen die Stierkeul',
Welche niederſchlägt Saaten der Völker als Peſt.
Nicht in Klüfte zerklaff' die Erde mit ſpaltendem Golddolch,
Daß aufgähnt der Grund bis zu dem Himmel hinauf.
Schirme mit dem Schild wohlthätiger Wärme die Menſchen,

Leuchtend und wärmend ſtets Wahrheit und Liebe zugleich
Macht der Wahrheit und Lieb' iſt klar wie die Sonne am Mittag,
Und am beſten ſtets, wenn ſie die Mitte bewahrt.

J. v. Hammer

Lieder von Raupach.

I.

Ein Blinder an die Sonne.

Willkommen, wunderreiche Sonne,
Du Abglanz von dem ew'gen Licht!
Du heilig Wort der Auferſtehung,
Das Gott zu ſeiner Schöpfung ſpricht

O fahre fort die Welt zu ſchmücken
Mit deiner Stralen gold'nem Kranz,
Sie zu erhalten, zu beglücken
Durch deine Glut, durch deinen Glanz!

Mich ſollen freuen And'rer Freuden,
Weil dich mein Auge nicht mehr ſchaut
Bis nach vergang'ner Nacht der Leiden
Für mich ein heller Morgen thaut.

2.

Es keucht der Stier; in die Erde ſticht
Des Pfluges wühlender Zahn;
Der Ackersmann lenket, und ſteuert, und bricht
Dem Sä'mann mühſam die Bahn.
Sie mühen ſich gern, ob's regnet und ſtürmt,
Wenn nur der Fried' ihre Werke beſchirmt.

Die Grille zirpt; auf dem Erntefeld
Iſt raſch der Schnitterinn Hand;
Und was vor der klingenden Sichel fällt,
In Garben bindet's ihr Band.
Sie mühet ſich gern, ob's donnert und blitzt,
Wenn nur der Friede den Segen beſchützt.

3.

Lieben ſollten auch die Sterne?
Nein! die Sterne lieben nicht.
Ungerührt, in blauer Ferne,
Glänzen ſie mit vollem Licht;
Während an der Gruft des Theuern
Ich hier weine gramerfüllt:
Liebten ſie, mit Wolkenſchleiern,
Wäre dicht ihr Glanz verhüllt.

Blumen ſollten Liebe kennen?
Nein! o nein! es iſt nicht wahr.
Hier auf ſeinem Grabe brennen
Sie in Purpur friſch und klar;
Und doch ſagen's meine Thränen,
Wen dieß Grab mir hat geraubt:
Faßten ſie mein ſchmerzlich Sehnen —
O! ſie ſenkten bleich ihr Haupt.

Ach! ich wähnte, Nachtigallen
Müßten liebefähig ſein.
Doch ich hör' ihr Lied erſchallen
Bräutlich noch, wie einſt im Hain,
Als ich ruht' in ſeinen Armen,
Und genoß des Himmels Glück:
Wenn ſie liebten, aus Erbarmen
Riefen ſie mir's nicht zurück.

Menſchenherzen? Ach! ſie wenden
Von den fremden Schmerzen ſich,
Und der Balſam, den ſie ſpenden,
Iſt ein kalt „Gott tröſte dich!"
Laß denn Herz dein eitles Wähnen!
Du allein, du haſt geliebt:
Tröſte dich mit deinen Thränen,
Bis der Tod dir Frieden gibt.

Rob Roys Höhle

Der Reiſende, der ſeinen Fuß über die Clyde ſetzt, fühlt es bald an den Lüften, die ihm entgegen weh'n, daß er das Land wundervoller Sagen die klangreiche Heimat des gäliſchen Fingal betreten. Die Veſte der Douglas diese erſte Vormauer des ſchottiſchen Heldennamens, der majeſtätiſche Berg Dumbarton mit ſeinem gleichnamigen Caſtell — unbezwungen ſeit dem grauen Alterthume bis zum Falle der unglücklichen Maria — der Grahams-Graben und eine ganze Reihe von Bergſchlöſſern die durch ihre hiſtoriſche Merkwürdigkeit noch jetzt Ehrfurcht gebieten, führen den Wanderer längs den ſchäumenden Bergſtrömen immer tiefer in die Träume der Vergangenheit ein, bis er an den Ufern des Lochlomonds jenes wundervollen Sees mit ſeinen reizenden Inſeln plötzlich den Rieſen des Hochgebirges gegenüber ſteht, die gleich gefallenen Giganten ſich an der Veſte des Himmels anklammern, während ihre ungeheuren Gliedmaſſen in die Erde ſinken. Hier tönt jeder Fels, und aus jedem Stein ſpricht Erinnerung. Dunfiänn, Glen-Fruin, Roſedoc ſind Namen, mit denen die Geſchichte die Größe und die Schauer der Vorwelt verewigen wollte. Dieß iſt der Schauplatz von Fingal's Thaten — mit dem Herbſtſturme tönen ihm Oſſians Lieder nach, und um ihn ſingt der aufgerüttelte See ſeinen tauſendjährigen, eintönigen Klaggeſang.

Freilich hat die Hand der Cultur den Geiſt Oſſians
icht wenig in's Gedränge gebracht. Die blutigſten Schlacht-
elder hat ſie mit Leinwandbleichen bedeckt, die trotzigſten
Wildwäſſer hat ſie an die Räderwerke knarrender Säge-
mühlen geſpannt, und dampfende Torfgruben und qual-
ende Glashütten überzeugen auch den ſtumpfeſten Sinn
on dem Daſein einer neuen Zeitrechnung. Smollet würde
einen Grund mehr haben, in gefühlvollen Liedern die
inſamkeit ſeines ſchönen Thales zu beſingen — denn rings
n ſeine Villa donnern Hammer- und Pochwerke in einem
anz andern Rythmus, als dem des wehmüthig ſeligen
ichterherzens. Auf jenem Fels, wo Ryno's Geiſt an dem
arden in Wolken vorüberfuhr — iſt jetzt ein ſehr ein-
äglicher Schieferſteinbruch angelegt, an dem ſich das
nze Jahr vierzig ſchmutzige Fäuſte abmühn. Das alles
er führt eine Zeit mit ſich, wo das Heldenthum faſt gar
hts mehr einträgt — und wo die Welt auf viele Jahr-
uſende von ihren Dichtern mit ſchönen Empfindungen
rſorgt iſt. — Indeſſen, wenn wieder die rothen Dächer
er freundlichen Villa oder eines reinlichen Dörfchens
s den grünenden Inſeln und Ufern des Sees hervorbli-
n, wenn hart unter dem überdrohenden Felshang' Got-
Segen in langen goldenen Halmen wallt, — wenn
chtbeladene Gärten ſich am Rande der finſteren Wal-
g hinſtrecken, und das Lied des Arbeiters mit der jun-
Lerche wetteifert, dann blickt der alte Benlomond faſt
ührt auf die Freude der Menſchenkinder herab — und
ündet ihnen gern mit wolkenloſer Stirn eine heitere
te ihrer Saat. Die alten Helden ſchlafen weit zer-
t im Lande, ihre Kinder ſpielen auf ihrem Grabe, ſie

haben die Erde mit dem Schwert gefurcht, wir ziehen als fröhliche Schnitter mit der Ernte heim. Übrigens erinnert dieſes Land ſo ſehr an Gottes Allmacht — daß der Menſchen kleinliche Sorgen und Freuden — nicht leicht die Züge ſeiner großen Hand verwiſchen werden. Was der Menſch hier baut und gräbt das verſinket, und verſchwindet wie erbärmlicher Trödel in ſeinem großen Plan. Und daß ja nicht der Winterſturm herausfahre aus den Bergen — daß ſich des Hochland's ſchwere Nebel nicht herabſinken auf das Thal, — denn da wird niemand mehr euer Daſein ahnen!

In dieſem Theile Schottlands lebte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts James Galbraith, ein edler Laird aus einer der älteſten Familien auf ſeinem Stammſchloſſe. — Dieſes Schloß, noch jetzt in ſeinen Ruinen eines der herrlichſten Denkmäler jener Tage liegt auf einer nicht unbeträchtlichen Inſel des Lochlomonds auf einem hohen Granitfels, in deſſen Klüften der Seeadler gerne horſtet. Obwohl er ein Mann noch in den beſten Jahren war, ſo hatte ihm doch ſeine Menſchenſcheue, die ihn von jedem Umgang mit Fremden abhielt, und ſein leidenſchaftlicher Hang zur Jagd, in dem er ſelbſt ſeine rauhen Zeitgenoſſen übertraf, den Namen des wilden James zugezogen; dieſer unfreundliche Beiname beirrte ihn aber ſo wenig, daß er ſeinem Ohr beinahe wohltönend ſchien, indem ſich ſeine Mundwinkel dabei zu einem halb frohen, halb weinerlichen Lachen verzogen — die einzige Freundlichkeit die man von ihm erhalten konnte, und mit der er ſonſt nur ſeine Jagdhunde zu liebkoſen pflegte. Dieſe, obwohl nicht weniger als zwölf an der Zahl, waren ſeine

eſtändigen Begleiter, und von ihm ſelbſt zu einer erſtaun-
ichen Geſchicklichkeit und Klugheit abgerichtet. Nichts
konnte ihrer Behendigkeit gleichkommen — nichts ihre
Wachſamkeit täuſchen — jedes Wild wußten ſie zu ſtellen —
nd kein Raubthier widerſtand ihrer Wuth. Ihr Herr
ieß ſich keine Mühe verdrießen, die ihm dieſe Thiere ver-
rſachten. Sie erhielten aber ihr Brot erſt nach einer be-
onderen und geheimnißvollen Übung, bei der niemand
ußer dem Laird ſelbſt Augenzeuge war. Er hatte zu die-
em Zwecke einen eigenen Theil des Gartens beſtimmt,
en ein hohes Eiſengitter mit ſpitzen Pfählen umfing, und
u dem ein einziger Schlüſſel führte, welchen der Laird
ie aus ſeiner Hand gab. Zur Zeit wo der Laird an die-
es Geſchäft ging, durfte ihm niemand nah'n — und die
rt, auf die er das Eindringen in ſein Geheimniß unter-
agt hatte, benahm jedermann die Luſt ſich darum zu
ümmern. Seine geringe Dienerſchaft war meiſt noch von
einem Vater her auf ihn vererbt, und die Gewohnheit
ieſes Schauſpiel täglich zu ſehen, ohne ſeinen Grund zu
iſſen hatte ſich den Gemüthern durch die Länge der Zeit
ngeprägt. Kam daher die Stunde, wo der Herr mit den
unden allein war, und dieß geſchah ſtets mit dem Grauen
s Morgens — ſo ging alles, was im Schloſſe lebte, dem
airt und ſeiner Meute ehrerbietig aus dem Wege; —
e Hunde klafften, heulten, ſcharrten und ſprangen wie
ll um ihn — er lockte ſie freundlich — ging mit ihnen
ach dem Garten, ſchloß die Thüre hinter ſich ab — und
n hörte man in der Ferne das Getobe der wilden Jagd —
t ſtundenlang — bis es endlich ſtille ward. Bleich und
ſchöpft kehrte der Herr — keuchend und halblahm die

Meute zurück. Ein Knecht, hart an den Siebzigen hielt dann das Futter bereit, und der Laird ſelbſt blieb ſo lange zugegen — bis ſeine Rüden geſättigt waren. Dann klopfte er dem alten Harriſon mit einem geheimnißvollen Lächeln auf die Schultern, und zog ſich ſchweigend auf ſein Zimmer zurück.

Dieſer alte Harriſon war der einzige unter allen Dienern des Laird, der von ihm eine Art Vertrauen zu beſitzen ſchien. Die Theilnahme, die in ſeinen Mienen zu leſen war, ließ auch vermuthen, daß er die Bedeutung jenes geheimnißvollen Ganges und den vielleicht damit verbundenen Zweck ahnte. — Außer ihm aber ſah niemand den Grund aller dieſer Sonderbarkeiten ein — und da ſie jedermann für eine Art Grillen hielt, die ſich der menſchenſcheue Laird nun einmal in den Kopf geſetzt — ſo ließ man ihn ungeſtöret gewähren, und James Galbraith galt bei ſeinen Untergebenen und Nachbarn nicht weniger für einen achtbaren und ehrenfeſten Mann, beſonders da er trotz ſeiner überaus einfachen und faſt verwilderten Lebensweiſe nicht ſelten erſtaunliche Züge von Wohlthätigkeit und erhabener Denkungsart durchblicken ließ. Er war faſt gefühllos gegen Beleidigungen, redlich, auch wenn es ihm zum größten Nachtheile gereichte, und man erzählte ſich, er ſei auch noch vor wenigen Jahren nicht ſo menſchenſcheu und düſter geweſen.

2.

James Galbraith hatte ſchon vor der Geburt ſeinen Vater verloren. Die erſte Erziehung des jungen Laird war daher ſeiner Mutter überlaſſen. Man hätte glauben ſollen, unter den Händen einer Frau, und zwar einer ſo jungen Witwe, die durch Schönheit, Reichthum und Geburt — (ſie war aus dem mächtigen und geachteſten Geſchlechte der Colquhoun's) die vollſten Anſprüche auf das Leben hatte, würde der junge Laird zu einem Muſter ſanfterer Tugenden, und eher zum Weltmann, als zum Freunde einer verdüſterten Einſamkeit gedeihn. Aber der Hof, an dem Lady Anna bei ihrem erſten Eintritt in die Welt gelebt, und an dem ſie vier Jahre als Pallaſtdame der Königin zugebracht hatte, bot ihr nach dem Tode ihres Gatten ſo wenig Erfreuliches, der Schmerz über den Verluſt ihres Mannes, den ſie mit der höchſten, reinſten Glut der Jugend geliebt, wurzelte in ihrer Seele ſo tief — daß ſie auf ihren Gütern in der größten Zurückgezogenheit lebte und den Sohn ganz im Geiſte dieſer großartigen und ſchwärmeriſchen Trauer erzog. Zu dieſer Schwermuth und Abgeſchiedenheit mochte Lady Anna einen mehr als gewöhnlichen Grund haben. Das tiefe Geheimniß, welches über der Todesart ihres Gemahles ſchwebte — ließ vermuthen, daß er eines unnatürlichen und gewaltſamen Todes verblichen. Sie ſelbſt gab darüber niemals Aufſchluß und klagte nie; — ſogar des Sohnes ungeduldige Fragen verwies ſie auf eine unbeſtimmte Zukunft, die ihm dieſes Geheimniß aufklären würde. Wohl aber geſchah es, daß ſie ihm den Heldenmuth und die rauhen Tugenden vergangener Jahrhunderte zum Vorbild hinſtellte. Sie erinnerte ihn ſeiner Abkunft, und wie ſeine Vorfahren ſowohl von väterlicher als mütterlicher Seite ſich durch die Tapferkeit ihres Armes groß und berühmt gemacht im Lande. Sie lehrte ihn frühzeitig eiferſüchtig ſein, an den

Ruhm ihrer Thaten — vor allem aber flößte ſie ihm den Grundſatz ein, daß es die höchſte Pflicht des Enkels ſei: das Blut ſeiner Väter an den Nachkommen ihrer Feinde zu rächen. Dieß waren die vorzüglichſten Begriffe, die der Knabe mit der Muttermilch — mit den Mährchen der Kindheit einſog — und die einſt ſein Leben beherrſchen ſollten. Eines Tages hatt' ihn Lady Anna beſonders liebreich behandelt, und es ſchien, als ob ſie ihm heute ein Feſt bereiten wolle. Als es Abend ward — faßte ihn die Mutter liebkoſend an der Hand — ſchickte alle Diener fort und führte ihn das erſte Mal in ein großes mit den Bildern ſeiner Ahnen geſchmücktes Erkerzimmer. Nachdem ſie ihm alle der Reihe nach genannt, und ihm ihre Thaten und Geſchicke einzuprägen geſucht — trat ſie mit ihm an eines der offenen Bogenfenſter, unter dem der See im blendenden Wiederſchein der Abendglut gleich einem flammenden Metallſpiegel dalag, und richtete an ihn dieſe Worte:

„Mein lieber Sohn! Du haſt heute dein ſiebentes Lebensjahr erreicht, und trittſt in das Alter, wo man fähig wird, bleibende Eindrücke aufzunehmen und ſeine Gedanken auf ein beſtimmtes Ziel hinzurichten. Darum will ich dich heute mit einer Begebenheit vertraut machen, die, wenn ſie ſich auch lange vor deiner Geburt zugetragen, doch in ihren Nachwirkungen auf dich und die Deinen nicht aufgehört hat, und mit der du nicht früh genug bekannt werden kannſt, indem ſie dir künftig bei jeder deiner Handlungen zur Richtſchnur dienen muß.“

Des Knaben kluge und ernſthafte Miene bürgte der Mutter für ſeine geſpannte Aufmerkſamkeit, und ſo ging

denn, nachdem ſie ihn noch einmal zärtlich an ihr Herz
drückt, auf die Erzählung ſelber über.

Dieſe reizende Landſchaft, auf der dein Auge mit ſol=
em Entzücken ruht, dieſer Schauplatz deiner fröhlichen
inderſpiele ward mehr als einmal mit dem Blute dei=
r Väter getränkt. Ein erbitterter Erbfeind deines Ge=
lechtes und deines Namens lebt ſeit Jahrhunderten in
ſſen Nähe und theilt mit ihm den Beſitz dieſer reizenden
aue. Sein unabänderlich Trachten war Raub, ſein nie
ſtillendes Begehren war unſer Blut, und nichts ver=
ochte jemals ſeinen Haß zu verſöhnen. Er horſtet wie
r Geier neben dem Felſenſitz des Adlers, und wo er's
rmag, da bricht er in ſein Neſt ein, und würgt ſeine
rut. Dieſer Feind iſt das Geſchlecht der Mac Gregors.
les Unheil, was die Deinen traf, kam von dieſen bö=
n Clan's. Vor 300 Jahren ſchon durchzog Rob Roy aus
erthſhire das Land, raubte und verheerte, plünderte
d verſengte die Hütten. Aber noch blutgieriger, noch wil=
r iſt der Stamm, der drüben im Thale Glenarchai hauſ't.
as Oberhaupt dieſes Stammes war einſtmals ein gefürch=
ter Rieſe, der ſo ſtark war, daß er den gewaltigen Ur
it einem Schlage ſeiner Fauſt bezwang. Der ſammelte
ter ſeine Fahnen eine zahlloſe Horde, theils ſeiner Un=
rgebenen und Inſaſſen, theils heimatloſer Abenteurer,
lche der Ruf ſeiner Verwegenheit und die Begierde nach
eute zu ihm führte. Mit dieſen zog er aus, das niedere
nd von Dumbartonſhire zu verwüſten. Schon klang das
etön ihrer Schilde über den See her, ſchon verkündete
r Rauch niedergebrannter Hütten ihren verhängnißvol=
n Aufbruch — als die Kunde ihrer Grauſamkeit und das

Angſtgeſchrei der Vertriebenen zu dem tapfern und edlen Humphrei, meinem Ahnherrn, drang. Sogleich beſchloß er, dem unterdrückten Lande beizuſtehn. — Alle die Seinen, die er in der höchſten Eile bewehren konnte, ſo auch die benachbarten und befreundeten Edelleute bot er auf, und zog mit dieſer, wenn auch nicht allzu zahlreichen, jedoch ausgewählten Schar dem furchtbaren Feinde entgegen. Da traſen ſie denn an einer Stelle zuſammen — die noch jetzt von jenem blutigen Tage — das Thal des Jammers heißt. Wenn deine Väter in den Kampf zogen, ſo waren ſie ſtets der Schrecken ihrer Feinde — auch hier fiel ihrer eine große Zahl. Schon neigte ſich der Kampf dem Ende, der Sieg der Unſeren ſchien entſchieden, und die hereinbrechende Nacht die Beſtürzung der Überwundenen vollkommen zu machen, als eine neue Rotte jener Mordbrenner aus einem Hinterhalte hervorbrach. Deine Väter waren vom Sieg ermattet; ſie waren nicht gewohnt zu fliehen — ihr ganzer Stamm beinahe verblutete an jenem Schreckenstage. Humphrei ſelbſt verließ, blutend aus unzählbaren Wunden, das Schlachtfeld. Hinter den Mauern ſeines feſten Schloſſes gedachte er Schutz zu ſuchen. Allein die ſiegtrunkenen Feinde folgten ihm auf dem Fuße — auch dort ereilten ſie ihn, und er endete ſchrecklich unter ihren Schwertern. Kommſt du einſt nach Roſeboc und betrittſt ſeine unterſten Gewölbe — ſo wirſt du auch das Gehirn deines Ahnherrn ſchauen, deſſen Schädel an ihren Wänden zerſchellte. — Von all den Tapfern ſeines Namens blieb nur ein einziger am Leben, dem man, weil er noch unmündig war, den Kampf verweigert. Durch alle Gaue des Landes hinab tönte ein Ruf des Jammers, deſſen Nachklang bis hinauf

en Schneekuppen des Hochland's drang. Aber die Mord-
des Feindes war noch nicht geſtillt, — mit Schwert
Feuer durchzog er das Land — bis König Jacob, dieſes
ens der ſechste, dieſem frevlen Blutbade ein Ziel ſetzte.
er letzte Colquhoun nämlich erſchien mit den Witwen
rſchlagenen vor ſeinem Thron. Sie breiteten die blu-
Gewänder der Gefallnen vor ſeinen Blicken aus —
er König von dieſem Anblicke tief erſchüttert ward.
net über den Verluſt ſo vieler edler Helden — die
Thrones feſte Stützen waren, that er die Mac Gre-
n die Acht — er ſelbſt überzog ſie mit dem Schwert
ichters und gebot, ihren Namen zu vertilgen. Ja,
rechte König war ſo entrüſtet über den Frevel, den
ſeinem Lande geübt, daß er es den Prieſtern *) un-
e, einem Täufling dieſen Namen beizulegen, der die
che Erde mit einem ſo ungeheuren Verbrechen befleckt.
lein vor 20 Jahren ward dieſes Verbot durch einen
nentsbeſchluß aufgehoben — und die Mac Gregors
mächtiger und furchtbarer als je wieder auf. Ach
ie Weisheit des ſechsten Jacob ſeinen Nachfolgern
ünkt — — — — doch dieß ein andermahl mein Sohn
n erſt dann, wenn die Hoffnungen deiner Mutter
erangeblüht ſein werden.

ſolche Erzählungen durch den Mund einer Mut-
ein ſo zartes Herz gepflanzt — tiefe, mit ſeinem
gverzweigte Wurzeln ſchlugen, bedarf wohl kaum
iteren Erinnerung. Von dieſem Tag' an verließ

Barnet.

der Knabe ſeine Kinderſpiele — und der Ernſt der Waffen erſetzte ihm alle ſanften Freuden der fröhlichen Jugend.

3.

So verderblich übrigens die Lehren der Mutter dem Knaben werden konnten, die ſie ſich berechtiget glaubte, ihm als die Reſultate ihres eigenen Lebens in's Herz zu prägen, ſo ſollt' es ihm doch an einem höheren Anhaltspunct, an einem ſchöneren Glauben nicht fehlen. Lady Anna hatte nämlich einen achtbaren Geiſtlichen zum Hausgenoſſen gewählt, deſſen Rechtlichkeit und frommes Herz ihn Allen ehrwürdig machten, und der in dem kleinen Kreiſe ſeiner Umgebung allgemein als eine Art Ideal galt, das ſich Jeder in zweifelhaften Fällen zum Muſter nehmen mochte. Dr. Stuart — ſo hieß dieſer ehrwürdige Prieſter, war, als ihm die Leitung des jungen Laird anvertraut wurde, ein Mann ſchon hart an die Sechzig — obwohl von ausnehmend guter Geſundheit, und faſt noch rüſtiger Lebenskraft. Der ruhige Ernſt und die gelaſſene Feſtigkeit, die ihn bei all ſeinem Thun begleiteten, ſchienen freilich auf die Erfahrungen einer bewegten Vergangenheit hinzudeuten, aber dieſe hatten ihn nicht gebeugt, ſondern nur erkräftigt, ſeine Tugend hatte den Sieg davon getragen — und ihrer geprüften Treue war die Weisheit zum Lohne geworden. Dieſer Mann prägte dem Herzen des Jünglings die Lehren unſres erhabenen Glaubens ein.

Als James Galbraith das neunzehnte Jahr erreicht, war er für den Kreis, in dem er ſich bisher bewegt hatte, vollkommen ausgebildet, empfänglich für alles Gute und Große — einfach, wahrhaft, muthig, gewandt und enthaltſam. Aber dabei gedachte ſein Lehrer nicht ſtill zu ſtehn. Nach ſeinen Begriffen ſtellte der Stand und der Rang den er in der Welt einnahm, noch ganz andere Forderungen an ſeinen Zögling. Daher ſprach er mit Lady Anna oft von der Nothwendigkeit, den jungen Laird in die Welt einzuführen, und ſuchte in ihr die Idee zu wecken, daß ein kurzer Aufenthalt am Hofe ſelbſt für ſein künftiges Lebensglück nicht ohne vortheilhaften Einfluß bleiben würde. Allein Erinnerungen der trübſten Art — ließen die Lady vor dieſem Schritte zurückſchaudern, und Dr. Stuart bemerkte endlich, daß er die Gründe, die ihm hier entgegenſtanden, nie beſiegen würde. So verlebte James Galbraith noch drei Jahre in der Einſamkeit ſeiner Wälder, die ſein wackerer Lehrer aber dennoch wohl benützte. Allein hier beſchloß der edle Greis ſeine Lehren mit dem erhabenen Beiſpiele von dem Tode des Gerechten. Der Herr berief ihn ein — und der junge Laird fühlte ſich das erſte Mal einſam im Leben.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo Lady Anna bereuen ſollte, den weiſen Gründen des verblichenen Dr. Stuart nicht nachgegeben zu haben. — Die ſo ängſtlich vermiedene Reiſe des jungen Laird ward nämlich durch ein Ereigniß nothwendig, dem ſie nicht vorbeugen konnte und durfte. Zwiſchen der Familie der Galbraith nämlich und dem Herzoge von Montroſe, deren Güter ſich wechſelſeitig begränzten, ſchwebte ſeit undenklichen Zeiten ein Proceß, der jetzt von dem engliſchen Parlamente entſchieden worden. Die Beendigung dieſer Streitſache machte die Galbraiths zu einer der erſten und mächtigſten Familien Schottlands, und der Namensträger hatte ſich wegen der Beſitznahme ſeiner ſeinen Titel und Rechte im Parlamente einzuſtellen. Die beſſere Überzeugung mußte hier endlich in Lady Anna ſiegen — und ſo willigte ſie nach langen, vergeblichen Kämpfen in die für ſie ſo ſchmerzliche Trennung. Der junge Laird ging mit einem angemeſſenen Gefolge nach London, wo ihm Harriſon, jener treue und vertraute Diener ſeines Vaters, als Rathgeber und Begleiter zur Seite war. „Möchten ſich" — rief Lady Anna dem Scheidenden nach — „die ſchmerzlichen Ahnungen nie erfüllen, — die mir jetzt die Bruſt beklemmen — beruhige mich, mein Sohn, ſo bald als möglich durch deine freudige Wiederkehr."

4.

Der junge Galbraith war mit dem Vorſatze nach London gekommen, ſich ſo viel als möglich von aller Öffentlichkeit entfernt zu halten. Aber die Art ſeiner Geſchäfte belehrte ihn, beſonders bei der Bereitwilligkeit der Gegenpartei den Streit jeden Augenblick von neuem einzuleiten, bald von der Unmöglichkeit ſeiner Ausführung. — Des Königs Geburtsfeſt veranlaßte im Hauſe des Lord Angleſea ein glänzendes Banquet, — eine Einladung des Miniſters gelangte an ihn, und er vermochte ſie um ſo weniger abzulehnen, da der Lord ſeinem Hauſe die wichtigſten Dienſte erwieſen. Bei dieſem Feſte war beinahe Alles verſammelt, was in London Bedeutung hatte — und dieſer Perſonen war keine geringe Zahl. Der junge Schotte trat als Neuling in der Welt auf, mehr bedurft' es nicht, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn zu richten. Manche ſchöne Augen waren auf ihn geheftet — aber der Lord, obwohl er der Schönheit gerne ſeine Bewunderung zollte, fühlte ſich doch nur oberflächlich berührt.

Mitternacht war vorüber, und ein Theil der Geſellſchaft, der nämlich, welcher ſich bloß der Ceremonie wegen, oder aus Gefallſucht zeigte, hatte den Saal bereits verlaſſen. Das bunte Gedränge lichtete ſich. Da wurden Galbraith's Blicke zuerſt einer jungen Dame anſichtig, deren Schönheit von einem unnennbaren Zauber — man wußte nicht, war es Frömmigkeit oder Schwermuth — zu einem höheren Character erhoben — Alles übertraf, was er je geſehen. Ihr Blick begegnete dem ſeinen — ihre Beſtürzung war unverkennbar — aber die ſeine gränzte an völlige Beſinnungsloſigkeit. Er ſtand wie vom Blitze gerührt — zitternd — mit hochaufſchlagenden Pulſen — Glut und Bläſſe wechſelnd im Angeſicht; jetzt ging ſie am Arme ihrer älteren Begleiterinn an ihm vorüber, ſie wendete ſich nach dem Ausgange des Saales — noch wußte der Laird nicht wie ihm geſchehen, und ſie war doch ſchon verſchwunden. Doch nein — noch einmal ſchwebte ſie an der Thüre des Saales vorüber — ſie ſah zurück — er war es, nach dem ſie umgeſehen! Ohne zu wiſſen was er that, flog er nach — aber noch bevor er ſie ereilt, hatte ihr ein junger Cavalier den Arm geboten, der bei ſeiner Annäherung, aufmerkſam gemacht durch das Geräuſch ſeiner Schritte, ſich jetzt plötzlich umwendete, und ihn zu erwarten ſchien. Galbraith ſtand wie angedonnert, denn er kannte den Mann, der ihm gegenüber ſtand, es war der junge Clan aus dem Thale Glenarchai: es war einer von dem gehaßten Geſchlechte der Mac Gregors.

In ſeinem Blicke ſchien etwas ſo Hämiſches — eine ſo tiefe Verachtung zu liegen, daß Galbraith, Alles um ſich vergeſſend, ſeiner Wuth bereits die Zügel ließ — als er ſich plötzlich ganz ſanft auf die Schulter gepocht fühlte. Lord Angleſea ſtand hinter ihm. „Laßt euch,“ redete ihn dieſem lächelnd über ſeine Beſtürzung an, „von jener Schönheit nicht allzuſehr hinreißen. Da blühen für euch keine Roſen!“ — Galbraith konnte die Aufregung ſeines Innern nicht verbergen. „Die Dornen,“ entgegnete er, „die ſie umgeben, ſtechen ſcharf genug, — aber dürres Holz geht in Feuer auf.“ — „Gebt Acht, daß es euch nicht ſenge,“ ſprach Angleſea etwas kalt, denn die trotzige Antwort des Schotten ſchien ihm zu mißfallen. „Kommt lieber,“ fügte er einlenkend hinzu, „in die Geſellſchaft zurück — ich will mir Mühe geben, euch für dieſen Verluſt ſchadlos zu halten.“

Die Beſtimmtheit, mit der Angleſea ihm jede Hoffnung abſchnitt, ſchmerzte den Laird zu ſehr, als daß er noch um den Namen ſeiner Unbekannten zu fragen gewagt hätte, er kehrte in die Geſellſchaft zurück, in der er aber mehr dem Leibe als der Seele nach gegenwärtig ſchien — und verließ ſie, nachdem er einige Mal durch ſeine Zerſtreuung in Verlegenheit gerathen war, mit bangem, gepreßtem und geängſtigtem Herzen.

5.

Galbraith brachte eine fürchterliche Nacht hin. Die Ungewißheit, in der ihn Angleſea über den Stand und Namen ſeiner bewunderten Unbekannten, wie es ſchien, vorſätzlich gelaſſen, erpreßte ihm die bitterſten Klagen und ſtimmte ihn zum Verdruß und Unwillen gegen dieſen edelmüthigen Freund ſeines Hauſes. Alle ſeine Gedanken waren jetzt nur auf Ein Ziel hingerichtet — ſich Nachrichten über ſie zu verſchaffen. Dazu ſollte ihm bald geholfen werden. Sein Betragen bei dem Feſte des Lords Angleſea war nicht unbemerkt geblieben, und ſeine jüngeren Freunde ſetzten ihm darüber, ſobald er ſich unter ihnen blicken ließ, mit Scherzreden zu. Beſonders war es aufgefallen, daß Galbraith nach der Entfernung der ſchönen Schottin, von dem Miniſter der Tochter des Herzogs von Montroſe vorgeſtellt, ſich faſt unſinnig benommen, und die junge und ſtolze Dame, nachdem er kaum einige unverſtändliche Worte geſtammelt, in ſeiner unbegreiflichen Zerſtreuung ſtehen gelaſſen. Man hatte den Unwillen des Lords über dieſes Betragen deutlich in ſeinem Geſichte geleſen, und die junge Herzoginn von Angleſea wahrſcheinlich nicht ohne beſondere Abſichten geladen, hatte ſich bald nach dieſem, für ihren Stolz ſo tödtlichen Auftritt aus der Geſellſchaft entfernt. Galbraith konnte ſich auf nichts von allem dem auch nur im Entfernteſten entſinnen, und mußte ſich gefallen laſſen für heute die Zielſcheibe eines muthwilligen, obwohl gutmüthigen Witzes zu ſein. Darin waren indeſſen alle Stimmen einig, daß die Schönheit ſeiner Unbekannten allerdings geeignet wäre, auch in einem ſoliden Verſtande Breſche zu ſchießen. Galbraith nahm die Ausfälle ſeiner Freunde mit der größten Heiterkeit hin, und ermunterte ſie ſogar in ihrem Treiben, denn er bemerkte, daß der Gegenſtand des Geſprächs wenigſtens einem unter ihnen früher bekannt war. Als der Sturm endlich vorüber zog, und ſich die Übrigen zerſtreuten, hielt er dieſen unter dem Vorwande zurück, noch einen Spaziergang machen zu wollen. Mit leichter Mühe erfuhr er nun Alles, was er wünſchte. — Stratford, ſo hieß Galbraiths Freund, war im Hauſe der Miß Sara wohlbekannt, und ging dort als ein weitläufiger Anverwandter aus und ein. Sie war in einem Convicte erzogen, ihr Familienname Eldon, und die ältliche Dame, die ſie gewöhnlich begleitete, eine Schweſter ihrer Mutter, welche ſie frühzeitig verloren. Über den Aufenthalt und Stand ihres Vaters ſetzte Stratford weiter hinzu, habe er niemals etwas Näheres erfahren, nur einmal habe ſich Miß Sara im Geſpräche vergeſſen, und dahin geäußert, daß ſie ſelbſt ihn nicht kenne und nie im Leben geſehen habe. Das Geheimnißvolle, das die Perſon der jungen Dame umgab, verminderte die Theilnahme des feurigen Schotten nicht — im Gegentheile entflammt' es ſeine Einbildungskraft nur deſto mehr, und er ließ von ſeinem Freunde nicht ab, bis ihm dieſer verſprach, ihn bei der Tante aufzuführen.

In dem Hauſe dieſer Tante ging es faſt klöſterlich her. Ein einziger ergrauter Domeſtique machte ihre Dienerſchaft aus — und dieſer war unbeſtechlich. Kamen Beſuche, ſo empfing ſie die Tante und Galbraith hörte höchſtens im anſtoßenden Zimmer das Gewand der ſchönen Miß Sara rauſchen. Der junge Schotte nahm den Kirchgang ſeiner Geliebten wohl in Acht, er wußte jeden Schritt, den ſie außer dem Hauſe machte — immer folgte er ihr — überall war er ihr nah — aber die alte Tante und der alte Bediente verließen ſie nicht eine Secunde.

Indeſſen hatte ſie doch einige Mal ihre ſchönen Augen nach ihm zurückgewandt, die ſelbſt durch den dichten Schleier, der ſie verhüllte, lichte Flammenbrände nach ſeinem Herzen ſchleuderten.

Mächtiger und mächtiger tobte der Sturm der Sehnſucht in Galbraiths Bruſt, und die ungeſtillte Leidenſchaft ward endlich zum Grame. Der treue Harriſon, dem der Kummer ſeines Herrn kein Geheimniß blieb — der Anfangs mißbilligend den Kopf geſchüttelt, nun aber doch einſehend, daß er nichts Beſſeres thun könne, als ſich in ſeinen Willen ergeben, ließ alle Minen ſpringen; — und in der That, hätte der Laird ſeinen Rathſchlägen Folge geleiſtet, ſo wäre er längſt — obwohl vielleicht auf eine allzu ſchonungsloſe Weiſe zum Ziele gelangt. Aber Galbraith beſaß gerade noch Faſſung genug, um in ſolche Wagſtücke nicht zu willigen. Er glaubte in Sara's Blicken eine Art von Theilnahme geleſen zu haben, und es war ihm vor Allem um die Achtung ſeiner Geliebten zu thun. Harriſon, die treueſte Seele gegen ſeinen Herrn, wäre nicht angeſtanden, für ihn auch den tollſten Gaunerſtreich auszuführen, da er die Unzulänglichkeit aller ſoliden Mittel einſah. Schon oft hatte ihn der Laird, wenn er Romanenſtreiche vorſchlug, abgewieſen, und Harriſon war ſeit einiger Zeit ſeltſam ſtill geworden. Eines Tages — Galbraith kehrte eben von einem vergeblichen Beſuche bei der Tante zurück — trat jener, dem man die Freude in allen Mienen leſen konnte, in das Zimmer ſeines Herrn. „Ich weiß etwas,“ begann er. — „Ich auch,“ entgegnete der Laird etwas verdrießlich, „aber nichts, was mir lieb wäre.“ — „Und das wäre?“ fragte Harriſon mit geſpannter Aufmerkſamkeit. — „Daß Miß Sara morgen verreiſt.“ — „Erlogen,“ platzte Harriſon heraus, und ſchlug ſich dann, den begangenen Fehler gut zu machen, derb auf den Mund. — „Wer morgen verreiſt, geht heute nicht auf den Ball.“ — Was redeſt du da in die Welt hinein?“ — „Ich ſah die Liſte der Geladenen bei dem Haushofmeiſter des Herzogs — und Miß Sara Eldon mit ihrer Tante ſteht gleich oben unter den Erſten.“ — „Bei wem?“ — „Bei dem Herzog Montroſe.“ — „Frägt ſich, ob ſie kommt.“ — „Ganz gewiß, und zwar wie mir vertraut worden, in der Geſellſchaft des jungen Mac Gregor.“ — Galbraith ſtand wie zerſchmettert. Man hätte ihn alſo mit der Nachricht von ihrer Abreiſe getäuſcht; — man hätte abſichtlich eine ſo grobe Liſt gewählt, — um ihn das Läſtige ſeiner Beſuche fühlen zu laſſen! Miß Sara war einem Anderen beſtimmt! Einem Mac Gregor! O verhaßter Name, Inbegriff alles Feindlichen, alles Abſcheu's! — Das waren Galbraith's erſte Gefühle und Vorſtellungen, als er dieſe Nachricht vernahm. — Was ſollte er beginnen? — War ſie doch für ihn verloren, bevor er ſie gefunden! — Laß ab' warnte ihn eine düſtere Stimme ſeines Innern; — ſie liebt dich! rief die Sehnſucht hinwieder, die ihm ihr reizendes Bild vor Augen ſtellte. Sie liebt dich — ſie liebt dich! klang es jetzt tauſendſtimmig nach, und ihre reizende Verwirrung, als ſie ihn das erſte Mal geſehn, das Bangen, mit dem ſie oft ihre Blicke nach ihm zurückzuwenden ſchien, wenn er ihr in der Ferne folgte, — gab ihm die mit ſeinem innerſten Leben verzweigte und verwebte Überzeugung — „du kannſt ihr nicht gleichgültig ſein.“ — Selige

Hoffnung ſiegte über jede Bedenklichkeit. — Er eilte mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, in der heftigſten Bewegung. endlich blieb er vor Harriſon ſtehn. — „Jetzt ſage," rief er aus, „was ſoll ich thun?" — „Das iſt ſehr einfach, Mylord," entgegnete jener. „Ihr geht auf den Ball." — „Ich auf den Ball zu Montroſe, zu meinem Todfeind, und ungeladen? Wo denkſt du hin?" — „Es wird alles in der Maske erſcheinen, die Zahl der Gäſte iſt groß genug, und es gibt doch wohl noch ein Mittel, hinauf zu kommen? Ihr könnt Euch z. B. in das Gefolge des Herzogs von Norfolk miſchen" — — „Halt," rief hier der junge Laird aus, deſſen Entſchluß plötzlich gereift war, „du haſt recht, ich gehe hin. Sobald du erfahren haben wirſt, welche Maske Miß Sara für dieſen Abend gewählt hat, weiß ich, was ich zu thun habe." —

Mit geringer Mühe gelang es dem ſchlauen Harriſon dieſen Auftrag zu vollführen. Der Maskenhändler wurde für einige Guineen geſprächig, und berichtete ihm weitläufig über ſeine Beſtellungen für Miß Eldon. Er hatte eine Aurora geliefert — wer konnte dieſe anziehen, als die göttliche Sara?! — Eine Ceres war aus ſeinen Händen hervor gegangen, deren reichliche Ähren die überhand genommenen Jahre der Tante andeuteten; — endlich aber hatte er auf Verlangen auch einen Apollo-Jüngling ausgefertigt, der ſich wahrſcheinlich mit der ſchönen Aurora ſo eng verbinden würde, wie der Morgen mit dem Mittag, deren Gränzlinie nicht leichter zu finden iſt, als die zweier Waſſertropfen. — Wer konnte dieſer Apollo ſonſt wohl ſein, als der verhaßte Mac Gregor?"

Galbraith ermangelte im Beſitze dieſer Neuigkeiten nicht, ſeine Sachen auf das ſchleunigſte zu ordnen. Bevor noch die eilfte Stunde gekommen war, rollte Stratford's Staatskaroſſe dem Pallaſte des Herzogs von Montroſe zu, wo Galbraith mit ſeinem Freunde unerkannt ausſtieg, und die breite Treppe hinauf in die Verſammlung flog.

6.

Die Erweiterung der britiſchen Macht in Oſtindien, von wo erſt kürzlich entſcheidende Siegesnachrichten eingelaufen, ſollte dieſem Feſte Montroſe's eine Art nationaler Bedeutſamkeit geben. Die Maſken waren daher ſämmtlich nach einem früher getroffenen Einverſtändniſſe gewählt, und man eröffnete den Ball mit einem großen Feſtaufzuge, welcher den Sieg des Bachus über die Indier darſtellte. Der Gott der Freude kam mit ſeinen Thyrſusſchwingern in den Olymp, und ward von dort aus zur Eroberung jener fernen Weltgegenden entſendet, wo die Eingebornen noch in ihren nationalen Tänzen — ihren urälteſten Götzendienſt übten. Als Bachus ankam, begann der Kampf, aber eine reizende Schar von Dienerinnen des Bachus, von Amor und den Grazien geführt, umſchlang die Kämpfenden mit Epheu und Roſen. Es erfolgte ein großes Feſt der Verſöhnung, und als man den Weihrauch am Altare entzündet — rollte ein Vorhang auf, und im Heiligthume erſcheint die alles einigende Göttin der Liebe. — Dieſes Feſt, freilich im altmodiſchen Geſchmacke jener Zeiten erſonnen, ward jedoch mit der überſchwenglichſten Prachtliebe gefeiert; ſobald ſich aber die Götter des Olympes unter die Zuſchauerſchaft verloren, — eilte auch Galbraith aus den Reihen der Tänzer zu entrinnen. Er hatte Auroren an der Seite der Ceres und des Apollo ſich in ein Nebengemach wenden geſehen, und eilte, Stratford haſtig mit ſich ziehend, ihnen zu folgen. Apollo ſchien mit Aurora unzufrieden. Wenigſtens bemerkten die beiden Indier, die unter den landesüblichen Ceremonien durch das Zimmer gingen, welches mit einer ganzen Reihe von Nebengemächern zuſammenhing, daß Aurora ſich trauernd an ein Fenſter geworfen hatte, und Apollo ſehr unruhig auf- und abging. Sollte er Galbraiths Anweſenheit bereits vermuthen? Das war kaum denkbar. — Aber ſieh, da kommt eben Amor gelaufen. Hart vor dem Laird bleibt er ſtehen und hält ihn an. — Halt! ruft er, nicht weiter, du mußt mit mir! — „Man ſieht dir's wohl an, daß du gewohnt biſt zu befehlen, entgegnete der Laird. Aber jedermann gehorcht dir auch gern. Wohin willſt du mich denn führen?" — Der kleine Flügelgott winkt, daß er ſich zu ihm bücken ſolle. — Der Laird neigt dem Kleinen ſein Ohr. „Minerva," flüſterte er, „will dich unter ihre Ägide nehmen. Sie hat mir geſagt, du ſeieſt recht unvorſichtig!" — Galbraith ſah den Kleinen erſtaunt an. — „Komm, komm," ſagte er, „es wird dich nicht reuen," und zog den Unſchlüſſigen von dannen. Die Weisheit, wie ſie's immer macht, wartete ſchon auf den Flatterſinn und die Thorheit. — Sie bückte ſich zu Amor, und flüſterte etwas Heimliches zu ihm, und dieſer eilte ſogleich zum Mercur. Du biſt mir lieber als du weißt, mein ſonnenverbrannter, liebeverſengter Freund, begann die ſehr junge Weisheit mit ſilbertönender Stimme. Du warſt aber ſchon einmal ſtolz genug, mich zu verachten, — und ſo will ich keinen zweiten Korb von dir erwarten. — „Warum," entgegnete Galbraith, „legt ihr das als Mangel an Achtung aus, was — obwohl ich ſelbſt mich auf gar nichts Ähnliches beſinnen kann, — doch eben ſo gut Ehrfurcht vor eurer göttlichen Hoheit ſein konnte? Eine Göttinn ſeid ihr fürwahr, bei deren Nähe dem ganzen Sterblichen aller Muth, alle Hoffnung ſchwindet." — Wenn ihr das geſagt habt, fiel Minerva ein — und dabei fühlte der junge Schotte einen leiſen Händedruck — um es mit mir nicht ganz zu verderben, ſo war es artig genug, und ich erlaſſe euch nun alle Complimente für dieſe ganze Nacht. Aber die Weisheit ſelber müßt ihr nicht täuſchen wollen. Ich weiß, ihr betet die aufgehende Sonne an, — denn wäret ihr wohl ſonſt ſo von ihr verſengt worden? Wüßt' ich das nicht ſo genau, ſo würde ich euch beim Worte nehmen. — Galbraith ſchrak bei dieſer Rede in etwas zuſammen, es war kein Zweifel, er war entdeckt, ſeine Liebe zu Miß Sara — der jugendlich ſtralenden Aurora, ſeiner Begleiterinn bekannt. Dein Schweigen, fuhr dieſe nach einer Pauſe fort, während welcher Galbraith vergebens nach Worten rang, ſpricht beredter als alle Worte. Da ich aber geſonnen bin, viel für dein Glück zu wagen, — und zwar in dem Augenblicke zu wagen, wo der Dolch der Rache über dir vielleicht ſchon geſchwungen iſt — ſo kann ich mit dieſem Schweigen doch nicht ganz zufrieden ſein. Sprich daher offen, und erkläre dich deutlich, liebſt du Miß Sara? — „Wer biſt du," rief hier Galbraith aus, der ſeiner Verwunderung nicht mehr Herr war, — „wer biſt du Wunderweſe, die ich nicht faſſen kann, und doch unwillkürlich verehre.“ — Minerva mochte das Zittern ſeiner Hand wahrgenommen haben — und ein weicher Händedruck ſollte ihn beruhigen. Frage darnach nicht, entgegnete ſie, wer ich ſonſt auch ſein mag, deine Freundinn bin ich gewiß. Aber ſage mir jetzt die Antwort auf meine Frage: Liebſt du Miß Sara wirklich? — „Warum,“ rief der Schotte aus, „warum ſollte ich dir dieſes Geſtändniß nicht ablegen? Einem ſo heiligen Gefühle kann die Weisheit ſelbſt nicht zürnen. Ja, ich liebe ſie unausſprechlich, über Zeit und Leben hinaus.“ — Nun wohlan, rief die Göttinn, und der Ton ihrer Stimme ſchien in ſchmerzlicher Bewegung zu zittern; — ſo wirf dich zu ihren Füßen hin — lerne das höchſte Glück und die furchtbarſte Qual zugleich kennen — du ſprichſt ſie das erſte und das letzte Mal im Leben. Damit entſchwand ſie. — Galbraith wandte ſich, um ihr zu folgen, aber die Göttinn ſeines Herzens — die leuchtende Aurora — ſtand vor ihm. — Minerva hatte ihn in das entlegenſte Gemach des Hauſes geführt. — fern war der Lärm des Feſtes. — Ein Taumel des Entzückens überflog alle ſeine Sinne. — O Himmel, Miß Sara! rief er aus, und ſtürzte wie beſinnungslos zu ihren Füßen.

Beide hatten dieſen Augenblick unter Qualen der Sehnſucht herbei gewünſcht — beide liebten ſich wahr und heilig — ſie hatten wenig Zeit zu verlieren — ſie wechſelten wenig Worte — ein einziger Kuß — in dem aber die ganze ewige Seligkeit eines Himmels lag, beſiegelte den Bund ihrer Herzen. „Morgen, morgen,“ rief Galbraith ſcheidend, „morgen fordre ich deine Hand, ein Gott lebt über uns, der uns nicht für ewig trennen wird.“

Ungeſäumt verließ jetzt Galbraith das Feſt — er hatte für nichts mehr Auge oder Sinn — ſein überſchwengliches Entzücken nur unter Gottes weitem Himmel Raum.

7.

Erſt ſpät am Morgen kehrte Galbraith in ſeine Wohnung zurück. Der erſte Sturm der Freude war vorüber, und wie jetzt die Bilder der vorigen Nacht allmählich an ſeinen Blicken vorüberzogen, — kehrten auch Zweifel und Beſorgniſſe bei ihm ein. Wer, fragte er ſich, war die räthſelhafte Unbekannte, die dich begleitet? Woher kannte ſie dich — woher ihre Theilnahme? Sprach ſie nicht von einer nahen Gefahr, und ſtand dieſe mit der Anweſenheit des jungen Mac Gregor in Verbindung, der Aurora unter der Geſtalt Apollo's begleitete? Welchen Einfluß hat er auf Miß Sara's Schickſale, und was alles ſtand zu befürchten, wenn dieſer Einfluß, wie es ſchien, ſie wirklich beherrſchte? Hat mir jene räthſelhafte Fremde nicht geſagt — ich werde meine Geliebte nie wieder ſehen? Furchtbare Drohung — wenn ſie ſich erfüllen ſollte! — Indeſſen, Miß Sara ſprach nichts von Beſorgniſſen dieſer Art, ſie ſchien zwar in der höchſten Angſt und Bewegung, — aber konnte dieß nicht eben ſo gut auf die Rechnung des Ortes geſchrieben werden, an dem jene erſchütternde Scene vorfiel? — In ſolchen Betrachtungen verlor ſich der junge Baird — allein ſie konnten ſeinen Entſchluß nicht erſchüttern — heute noch — ſobald die ſchickliche Stunde gekommen ſein würde, ſich zu Miß Sara's Tante zu begeben, und ihr ſein Herz offen darzulegen.

Da trat Harriſon ein, und überbrachte ein Schreiben. Haſtig erbrach Galbraith das Siegel — Lord Angleſea's bekannte Züge. — Sein Inhalt folgender:

„Unglücklicher junger Freund!

„Sie haben meine Warnungen verſchmäht, — meinen „Rath überhört. Die Folgen dieſes Mangels an Vorſicht „werden ſie bald empfinden. Miß Sara Eldon iſt vor einer „Stunde an der Seite ihrer Tante abgereiſ't, und zwar „auf die Güter ihres Vaters — beben ſie, dieſen Namen „zu hören — des Clans Mac Gregor. Sie iſt die Frucht „einer erſten Ehe — dieſes unverſöhnlichen Feindes ihres „Hauſes — die, weil ſie in der Übereilung der Jugend „von dem Clan unter ſeinem Stande geſchloſſen worden, bis „jetzt ein Geheimniß blieb. Mac Gregor verehelichte ſich bald „nach dem Tode ſeiner erſten Gattinn — die bei der Geburt Miß Sara's ſtarb — zum zweiten Male, und wollte „die Verirrung ſeiner Jugend nicht früher geſtehen, als „nachdem auch ſeine zweite Gattinn geſtorben, deren Tod „vor einem Monate erfolgte. — Der jüngere Mac Gregor, der noch hier iſt, und Ihnen Rache ſchwor, ließ „ſeine Schweſter von all' dem bis zu dieſer Stunde nichts „ahnen, und ſandte ſie zu ihrem Vater, ohne ihr das Geheimniß ihrer Geburt geoffenbart zu haben. Sie waren „geſtern gegen meine ausdrückliche Warnung im Hauſe des „Montroſe — und erkannt, ſobald ſie eintraten; denn der „Maskenhändler, deſſen ſich Hariſſon zu ſeinen Nachforſchungen bediente, wußte auch von der andern Partei Nutzen zu ziehen. Bei ihrem unvorſichtigen Zuſammentreffen

„mit ihrem Feinde — wär' es ſicher zu blutigen Auftritten gekommen — hätte ſie Montroſe's edle Tochter nicht „als Minerva begleitet.“

Ihr

Anglesea.

Nachſchrift.

„Ein Eilbote, der mir von meinen Gütern zugeſchickt „wird, hat auf der Durchreiſe durch ihre Ortſchaften am „Tee ein Schreiben ihrer Mutter, der edlen Lady an Sie „erhalten, und daſſelbe mitgebracht. — Ihre Mutter ſoll „ſich bedeutend unwohl befinden, und die Beſchleunigung „ihrer Rückreiſe wünſchen.“

Beſtürzt, ja bis in's Innerſte erſchüttert über die Nachrichten, die ihm hier mitgetheilt wurden, blieb Galbraith einen Augenblick unſchlüſſig, ob er das verhängnißvolle Schreiben — das ihn eben zur ungelegenen Zeit abrief, eröffnen ſolle — dann aber riß er das Siegel haſtig los, und las folgende Zeilen:

Mein Sohn!

„Die geringe Hoffnung, die mir für die Dauer meiner Tage bleibt, macht es mir zur Pflicht, dich eiligſt „zurück zu berufen; — ich habe dir Dinge von Wichtigkeit zu entdecken — ſchwere Pflichten auf deine Schultern „zu laden, und ein heiliges Gelübde von dir zu empfangen, bevor ich aus dieſem Leben ſcheide. — Bedenke, daß „ich dich in der höchſten Unruhe erwarte — und daß ich, ohne „dich noch einmal zu ſprechen, verzweifelnd enden würde! „— Bedenke, daß mein geängſtigter Geiſt im Grabe keine „Ruhe fände, wenn ich dich nicht noch einmal an mein

„Herz drücken, und dir eröffnen könnte — was ich bis jetzt
„um deine Jugend, um die Heiterkeit deiner Tage zu ſchonen,
„allein als ſchwer laſtendes Geheimniß in meiner Bruſt
„bewahrt. Ich zweifle nicht, du fliegſt — ſobald du dieſes
„Schreiben durchleſen — an das Herz einer Mutter,
„die dich über Alles liebt, — du wirſt ſie von der übernatürlichen
„Qual befreien, die ihr den Todeskampf verbittert.“

Anna.

Jede Zeile dieſes, von der Verzweiflung eingegebenen Briefes, dünkte Galbraith ein Ausſpruch der Verdammniß. Das Blatt entſank ſeinen Händen, mit denen er ſein erblaßtes Angeſicht verhüllte — jetzt ſprang er auf, der Befehl, ſein Roß zu ſatteln, ſchwebte auf ſeinen Lippen — während er ſelbſt ſtarr und reglos in den Boden zu wurzeln ſchien. Endlich eilte er haſtig an den Schreibtiſch — es waren wenige aber offene Worte, an Mac Gregor gerichtet, ſie lauteten alſo:

„Der alte Haß, der unſere Familien trennt — konnte den Einklang zweier Herzen nicht hindern — die wenn jene Kluft ſie zu ewiger Entſagung verdammt — ewig ohne Troſt bleiben. Ich ſchäme mich nicht die Hand zuerſt zu bieten — und bin bereit, einem Vorurtheile zu entſagen — das über Menſchen, die ſich nie gekränkt, ja nie geſehn, die Rabenfittige der Rache ausbreitet. Wir beide ſind Schotten — und ich zweifle nicht — Einer des Andern werth — möge die Stunde unſerer aufrichtigen Verſöhnung den Schatten unſerer zornigen Väter den begehrten Frieden geben. Zum Pfande dieſer Verſöhnung erbiet' ich mich meine Hand in die Ihrer Schweſter zu legen, die als der Engel des Friedens zwiſchen unſeren Zorn getreten.

Im Falle Sie Gründe haben mir die Erfüllung dieſer Bitte zu verweigern, erwart' ich Ihre Erklärung auf meinem Zimmer. — In weniger als einer Stunde muß ich abgereiſ't ſein.“

Dieſes Schreiben ward alſogleich an den Clan abgefertigt. Unmittelbar darauf kam die Antwort desſelben — mit ihr eine Kiſte — die dem Laird in's Zimmer geſtellt wurde. Galbraith las:

„Ich verachte den Mann — der die Überzeugung ſeiner Väter, die ſie mit ihrem Blute beſiegelt, Lügen ſtraft, und die verdammt, denen er das Daſein dankt. — Ich würde meine Schweſter verfluchen, wenn ſie einem ſolchen Abtrünnigen ihre Hand reichte; aber ſie hat euch nie geliebt, und ſie wird euch haſſen — wenn ſie erfahren, wer ſie iſt. Meine gewünſchte Erklärung folgt anbei — es iſt die einzige die ihr verdient, ſeht zu, daß eure beſchmutzte Ehre Zuflucht hinter den Falten dieſer Hülle finde.“ —

Wüthend ſtürzte Galbraith nach ſeinem Degen — aber da fiel ſein Blick auf das verhängnißvolle Geſchenk. Die Kiſte donnerte auf, — ein zerriſſener Mantel in Blut getränkt, und im Staube geſchleppt — bedeckte das Gerippe eines Hundes. — —

8.

Den ganzen Abend, die ganze Nacht hindurch ſuchte Galbraith ſeinen Beleidiger gleich einem aufgereizten Leuen, — vergebens. — Als endlich der Morgen wieder graute, ward er ſtille, — erſchöpft von den Anſtrengungen dieſer verhängnißvollen Stunden — in ſich gekehrt über die erlittenen Kränkungen, — blutenden Herzens über die Schickſale der unglücklichen Miß Sara — in tiefer Trauer und voll Bekümmerniß über den Zuſtand ſeiner Mutter. Er fühlte ſich entkräftet wie nie — krank im Innerſten Mark des Lebens, und mußte ſich in ſeinem Wagen nach Galbraith bringen laſſen. Die ängſtlichen Geſichter, die ihm allenthalben beim Eintritt entgegen kamen, die unheimliche hoffnungsloſe Stille des Ortes — die geſchäftige Muthloſigkeit der Diener bereitete ihn auf ſeinen Eintritt bei Lady Anna hinlänglich vor. Das Kruzifix im Zimmer und die ſechs hinabgebrannten Lichter, verkündeten, daß ſie den letzten Troſt der Kirche bereits empfangen. — Galbraith warf ſich an ihrem Lager auf die Knie, und ſie ſegnete ihn mit ſchwachen, zitternden Händen. Dann bedeutete ſie ihn, ſich ganz hart neben ſie zu ſetzen — ihr Wink entfernte alle Anweſenden, und ſie begann:

„Ich muß dir einen Eid abfordern — einen heiligen Eid, das zu vollbringen, was ich jetzt von dir fordre.“ — Dabei ſah ſie den Sohn mit brechenden, ſo wehmüthig ängſtlichen Blicken an — daß dieſem das Herz vor Entſetzen faſt erſtarrte. Indem er feierlich die Rechte erhob — rief er: „Ich ſchwör' es Mutter — ich ſchwör' es unbedingt; — ſo mög' ich ſelig werden, wie ich dieſen Schwur erfülle.“ — Hiermit ſchien Lady Anna etwas beruhigter, und ſie fuhr fort:

„Es iſt dir bekannt, daß ich meine Jugend am Hofe als Pallaſtdame der Königinn verlebte. Man ſprach damals viel von meiner Schönheit, und einer der Prinzen verfolgte und drängte mich ſo unabläſſig mit ſeinen Bewerbungen, daß ich, die das Thörichte einer ſolchen Leidenſchaft einſah — welche ihn und mich zum Verderben führen konnte — und überdieß nicht mehr frei war, mir nicht anders zu helfen wußte, als, indem ich mich der Königin zu Füßen warf, und ihr des Prinzen beleidigende Anträge offenbarte. — Er ward auf ein entferntes Jagdſchloß des Königs verwieſen — und kehrte erſt in Jahr und Tag aus dieſer Verbannung zurück. Jedermann, und ich ſelbſt hielt ihn für geheilt, und ich konnte nicht ahnen, daß meine Unvorſichtigkeit einſt ſo fürchterliche Folgen haben werde. Auch ſchien er mich bei Hofe kaum noch zu bemerken, und traf er je mit mir in Geſellſchaft zuſammen, ſo war ſein Betragen ſo ungezwungen und heiter, daß ich mich vollkommen ſicher glaubte — um ſo mehr, da ihm die Urſache ſeiner Verweiſung — wie ich wähnte, — nie eröffnet worden. Indeſſen lebte damals einer von den Mac Gregors am Hofe. — Er war wegen der Verruchtheit ſeiner Sitten bekannt, und der König, dem ſein Umgang mit dem Prinzen ganz beſonders mißfiel, hätte ihn gerne in ſein Schottland zurückgeſchickt, hätte dieſes trotzige Geſchlecht dort der Krone nicht ſtets ſo viel zu ſchaffen gemacht. Dieſer Mac Gregor, jetzt der Älteſte ſeiner Familie, war einer von den vielen, die ſich mir mit Bewerbungen aller Art genähert, die ich aber — damals mit deinem Vater im Stillen vermählt — ſammt und ſonders mit Kälte abwies. Die gemeinſchaftliche Kränkung Beider verband den Prinzen und Mac Gregor gegen mich. Sie umſtellten unvermerkt meine Wege — meine Verbindung mit deinem Vater, die ich bei den Vorurtheilen meines Oheims — von dem mein Schickſal abhing —

nicht kund geben durfte, blieb ihnen nicht verborgen, und eines Morgens, als dein Vater von mir ſchied, hört ich mit Entſetzen Degen unter meinen Fenſtern klirren. Der Prinz und Mac Gregor hatten ihm aufgelauert, ſie überfielen ihn — und ließen nicht ab auf den bereits Verwundeten einzudringen — bis auch er Einem von ihnen, es war der Prinz, eine Wunde beibrachte. Bei dieſem Anblick nahm dein unglücklicher Vater die Flucht. — Schon war er über die Gartenmauer des Schloſſes entſprungen, als er Mac Gregors wüthendes Geſchrei, und das Geklaff ſeiner Hunde hinter ſich vernahm. Jetzt erfaßten ihn die beiden Ungethüme, fielen raſend über ihn her — der meuchleriſche Degen ſeines Feindes verband ſich mit ihren Zähnen, — und ſo ward dein Vater mit Wunden bedeckt — zerfleiſcht und im Blute gebadet, ohne irgend ein Zeichen des Lebens von den Arbeitern gefunden — ſeinen blutigen Mantel hatte der Gegner als Trophäe ſeines Sieges mit ſich genommen. Sein Tod war das Urtheil meiner Vernichtung. Zwar ſetzte mich der gerechte König im Nahmen meines noch ungebornen Sohnes zur Erbinn des Gemordeten ein — aber den entriſſenen, den ſchmachvoll erſchlagenen Gemahl konnte er mir nicht wieder geben. — Du biſt ſein Sohn — dir befehl ich in ſeinem Nahmen, was ich als Weib nicht vermocht' — ihn zu rächen!"

Zitternd vor Unmuth vernahm der Laird die Erzählung ſeiner Mutter. — Sie hatte jetzt vollendet, und ſchien ungeduldig auf ſeinen Ausſpruch zu warten. Allein er bedeutete ſie, einen Augenblick zu harren, und entfernte ſich. — Lady Anna fühlte ihr Ende nicht ferne, und ſah bang den Dingen, die da kommen ſollten entgegen. Jetzt kam der Laird zurück.

„Iſt dieß — rief er eintretend — iſt dieß der Mantel, in dem mein Vater endete?" — und dabei entrollte er Mac Gregors verhängnißvolles Geſchenk. Der Mutter brechende Blicke erkannten mit Entſetzen den Mantel, in dem ſie den Gatten das letztemal geſehen. — „Mein Sohn!" ſtammelte ſie, „woher" — ſie vermochte nicht weiter zu ſprechen, und ſank zurück — aber ihre Augen waren voll gräßlichen Schauers nach dem blutigen Kleide gewendet. — — „Von Hunden zerriſſen, mein edler Vater — ſchrie Galbraith im höchſten Schmerz auf — von Hunden zerriſſen mein Vater", und Thränen der Wuth rollten über ſeine Wangen herab, er warf ſich auf die Knie nieder, ſtarrte zum Himmel hinauf, und verhüllte dann ſein Angeſicht in den blutigen Zeugen ſeiner Qual. Lange war er ſo gekniet, endlich weckte ihn die Stimme ſeiner Mutter. — „Mein Sohn — ſprach ſie — mäßige jetzt deinen Schmerz, du wirſt ihn rächen." „In's Angeſicht — rief er, ſchlage mich der Himmel mit dem Brandmahle ewiger Schande — wenn ich dem Ungeheuer Mac Gregor nicht vergelte! Mein ganzes Leben ſei ein Gedanke der Rache, keine Thräne und kein Lächeln berühre je mehr mein Angeſicht, und ein Pfuhl der Wuth brenne wie jetzt — ewig in meinem Herzen!"

Jetzt ſtand er auf, er ſchien ruhig, er legte den Mantel auf das Lager der Mutter hin, — und ergriff ihre Hand. — Ihr Blick war feſt auf ihn geheftet — aus ihrer Bruſt rang ſich der letzte Seufzer, — ſie war nicht mehr! —

9.

Sobald Lady Anna zu Stätte des Friedens gebracht war, eilte der Laird nach London, um ſeine Angelegenheit daſelbſt zu Ende zu bringen. Sie hielt ihn nur wenige Tage auf, nach deren Ablauf er wieder auf ſeinem Schloſſe erſchien. Er entfernte alles, was er für entbehrlich hielt, und war von dieſem Augenblicke jedem Menſchen unzugänglich. Die Jagd war ſeine einzige Zerſtreuung, und ſeine Hunde der einzige Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit.

In dieſem düſteren, unheimlichen Treiben waren dem Einſamen nun beinahe drei Jahre verſtrichen, ohne daß er auch nur im entfernteſten Miene gemacht hätte, das der ſterbenden Lady Anna gegebene Verſprechen zu erfüllen. Seine ganze Thätigkeit ſchien nach innen gekehrt, und eine Außenwelt für ihn nicht zu beſtehen. Da kam ein Tag der den Laird jedesmal mit unausſprechlicher Trauer erfüllte, wo er ſich ſtreng auf ſein Zimmer verſchloß, weder Speiſe noch Trank zu ſich nahm, wo ſein Gebet und ſeine Seelenangſt die Hausgenoſſen die ganze Nacht beunruhigte — bis er gegen den Morgen zu, bei dem erſten Grauen des anbrechenden Tages ſeine Hunde zu dem bekannten Gange auflärmte. Schon einige Tage vorher verkündete die Angſt ſeiner Mienen den herannahenden Sturm, die Jagd blieb eingeſtellt, er ſelbſt legte Trauerkleider an, und niemand im Schloſſe durfte ſich anders denn ſo, auch nur in der Ferne blicken laſſen. Dieſes Jahr ſchien die Ordnung der Dinge umgekehrt. Eine wunderliche Fröhlichkeit glänzte auf dem Angeſichte des Laird, und ſtreifte nicht ſelten in rohe, verbiſſene Freude hienüber. Niemand wußte ſich dieſe Erſcheinung anders, als durch ein Schreiben zu erklären, welches der Laird erſt kürzlich erhalten hatte, und das ihm den Tod des alten Oheim's ankündigte, der Lady Jane's Vormund und Erzieher war — und der gegen alles Vermuthen, der Verblichenen die mißbilligte Verbindung auf dem Todtenbette verzeihend, ihren einzigen Sohn — ſeinen nächſten Anverwandten James Galbraith — zu ſeinem Erben einſetzte. Der Laird ſtand bei ſeiner ſtrengen Haushaltung bei Vielen im Gerede des Geizes, und da der alte Colquhoun, Beſitzer unermeßlicher Güter und Pflanzungen in Oſt-Indien war, — ſo glaubte man allgemein, dieſer neue Zuwachs an Macht und Vermögen bringe eine ſo vortheilhafte Veränderung ſeiner Gemüthsſtimmung hervor. Der Laird unterſtützte dieſe Meinung bald darauf nicht wenig durch ſeinen Entſchluß — ſeine einſame Veſte, die er jetzt drei Jahre lang nur für kurze Jagdpartien verlaſſen — für längere Zeit aufzugeben, und eine Reiſe in's Innere des Landes auf die neu hinzugekommenen Güter zu unternehmen. Dabei gab er den Befehl, alle, für dieſe Zeit ſonſt übliche Trauer zu unterlaſſen, — und ſein Schloß feſtlich zu ſchmücken. Nur drei Diener ſollten ihn begleiten, aber dieſe in ihrem glänzendſten Staat; er ſelbſt erſchien, als die Stunde des Aufbruches gekommen war, in einem von Gold und Edelſteinen ſtrotzenden Schmucke mit allen Abzeichen ſeines Standes und ſeiner Macht — gleich als ging es geradewegs zur Krönungsfeier in London.

Die zwölf Rüden wurden nicht vergeſſen. — Klaffend umkreiſ'ten ſie ihren Herrn, rückwärts folgten zwei

Maulthiere. Was ſie trugen war niemanden bekannt, außer dem Laird — denn ihre geringe Laſt war aus dem Zimmer desſelben abgeholt, und von Harriſon bis an die Zugbrücke begleitet worden, in deſſen Gegenwart niemand die prächtige Decke zu heben wagte, welche dieſes Geheimniß verhüllte.

An einer Bucht der Inſel, dem gewöhnlichen Überfahrtspunct ſtand ein Floß bereit, aus Fichtenſtämmen gezimmert, und nach der Sitte damaliger Zeit ganz mit Waſen belegt. Die Überfahrt ging glücklich von ſtatten, und da der See hier nicht allzubreit iſt — war das jenſeitige Ufer bald erreicht. Die Schloßbewohner ſahen dem Zuge noch lange nach, der ſich aufwärts gegen das Gebirge hin bewegte, wo er erſt nach einer Stunde im Hohlwege verſchwand.

10.

Im Thale Blenarchai, wo die beiden Mac Gregor's auf ihrem alten Raubſchloſſe hauſ'ten, ſah es damals minder fröhlich aus. Je mehr das Haus Galbraith in ſeinem letzten Nahmensträger zu Ehren, Macht und Reichthümern gelangte, deſto tiefer ſanken ſeine Feinde unter den Schlägen des Schickſals. Die wüſte Lebensweiſe der beiden Clans, ihre ehrgeizigen Pläne, und noch mehr ihre trotzige Sinnesart, ließen ſie ſelten Freunde gewinnen, und brachten ihren Vermögensſtand herab. Schon der ältere Mac Gregor hatte ſeinem Hauſe eine unerſchwingliche Schuldenlaſt aufgebürdet — Harry, der jüngere Clan aber dieſe ſo anſehnlich vermehrt, daß alle ihre Einkünfte für Jahrzehende verpfändet waren, und ihnen von allen ihren

Vorrechten eigentlich keines blieb, als das Vergnügen der Jagd, zu dem ſie auch häufig ihre Zuflucht nahmen. Noch weit mehr aber, als ihre zerrütteten Vermögensumſtände — verdüſterte Miß Sara's unglücklicher Zuſtand die traurige Einſamkeit in Glenarchai. Sie war eines jener Weſen, die bei ihrer anſcheinenden Stille und Selbſtbeherrſchung darum nicht minder empfänglich ſind für die Eindrücke des Lebens — und die, da ſie ſelten begriffen werden, Freude und Schmerz meiſt ſo lang in ihr Inneres zurückdrängen, bis ihre Leidenſchaft jeden möglichen Widerſtand überwältigt. Die Welt nennt ſolche Erſcheinungen unerklärlich, weil ſie ihre Vorbereitung wie jene des Blitzes in einer ſchweren Wetternacht nicht ahnt. Miß Sara vollends war vom Geſchick auf zwei rauhe Männer verwieſen, deren grobe Sinne, deren von Lüſten und Zügelloſigkeit verwilderte Denkungsart, die Qualen ihrer Seele nicht begriffen, und die ihren Schmerz mißbilligten und verachteten; ſo mußte ſie ihren Kummer verbergen. Und doch nahm die Erinnerung an Galbraith ihre ganze Seele hin. — Ihre ſtrenge, faſt klöſterliche Erziehung — hatte die Saiten ihrer Seele aufs Höchſte geſpannt; ihre Schwärmerei formte ſich ein Ideal, dem ſie ihre ganze Liebe zudachte. Bei ihrem erſten Eintritt in die Welt, trifft es ihr entgegen. Schon hatte ſie ihrem Liebling im Stillen Treue zugeſchworen — noch bevor ſie wußte, daß er ſie liebte. Aber er folgt ihr allenthalben, — aus ſeinen Blicken flammt ihr ein Feuer entgegen — von dem alle Empfindungen ihres Daſeins in eine einzige zerſchmelzen. Bald begreift ſie, daß ſich ihrer Wechſelneigung Hinderniſſe in den Weg ſtellen — man beugt ſeiner edlen und freimüthigen Werbung auf jede erdenkliche Weiſe aus. Der gebieteriſche Fremdling, deſſen Rechte ſie nicht kennt — dieſer verhaßte Mac Gregor vertritt ihm allenthalben den Weg, — ja er wagt es, ſich offen gegen die Verbindung auszuſprechen, und ſein Wort wird für ſie — auf eine unbegreifliche Weiſe zum Befehle. Endlich ſieht ſie den wieder, der allein ihr Herz verſteht, das einzige Erdenweſen, dem ſie vertraut. Er beſchwört ſie, ſein zu werden — außer dieſem Beſitz kein Glück! — da ſinkt ſie freudezitternd an ſein Herz — und Thränen des Entzückens verkünden ihm ſein Glück. Ihr Traum iſt der bräutliche Kranz — da erwacht ſie. Man bringt ſie fort in ein unbekanntes Land — und der Mann, — deſſen erſtes Wort über ihr ganzes Leben nie endenden Jammer verhängt — der iſt ihr Vater. — Galbraith iſt für ſie verloren, ſie hört, er ſei ihr Feind. Ihr Entſetzen wird zum ſtummen Schmerz — klaglos und ſprachlos ſtarrt ſie in die Einſamkeit — deren altes Trauerlied, in die Ewigkeit hinab rauſcht. Ewiger, ewiger Schmerz, ungeſtillte Sehnſucht, hoffnungsloſe Liebe — das iſt der Inhalt des Tages wie der Nacht. — Doch nein — die Nacht hat Erbarmen — die Liebe ſchafft ſich ihre eigene Welt — und die ſchöne Miß Sara verläßt ihr Lager, um wachend zu träumen. Ihre Augen ſind zwar geſchloſſen — aber mit dem Lichte in der Hand huſcht ſie die Treppe hinab — — dort iſt ein hoher Fels, der den See beherrſcht — da blüht die ſchottiſche Aſter — Miß Sara ſitzt da ſtill und ſinnt und windet ſich einen Kranz. — Sie hebt die Hände — ſie bethet, ſie weint; — ſie weint ſo lang und bitter — endlich fällt der Morgenthau — und da huſcht ſie hinein auf ihr Lager. — Die Wetternacht hält ſie nicht zurück, verlöſcht der Wind ihr Licht — ſo ſtarrt ſie eine Weile betroffen, aber ihr Kränzlein muß ſie haben — und wär' es auch nur aus Grasblumen ge[illegible] — — — Was wirſt du thun, wenn der Winter kommt — ſuchſt du deine Blumen dann unter der [illegible] — —

In Schottland iſt dieſer Zuſtand gewöhnlicher als bei andern Völkern, für die Mac Gregors aber war das Unglück Miß Sara's, eine neue Demüthigung — ein neuer Dorn am Herzen, und ſie beſchloſſen einmüthig, den Frevler Galbraith — dieſen verhaßten Feind — und mit ihm ſeinen Namen, von der Erde zu vertilgen.

11.

Englands damalige ſtrenge Zollgeſetze und die drückenden Impoſten, die auf verſchiedene Artikel des gewöhnlichen Lebensbedarfs gelegt waren, veranlaßten an den Seeküſten, namentlich Schottlands ein gefährliches Unweſen, das nämlich der Schwärzerei, die ſich allmälich durch alle Theile des Reichs wie ein Netz ausdehnte, und oft auch Verbrechen anderer Art beförderte, indem die [illegible] und von den Geſetzen allenthalb verfolgten Waghälſe, die ihr Leben an dieß gefährliche Handwerk ſetzten, zu Freveln jeder Art angeleitet, und oft durch die Nothwendigkeit zu den grauſamſten Miſſethaten gebracht wurden. Dieſe Schmuggler waren um ſo fürchterlicher, da ſie unter ſich ein geheimes Einverſtändniß unterhielten, mit Ort und Gelegenheit auf das genaueſte vertraut, und an Mühſeligkeiten aller Art gewöhnt waren. Die Jury verfolgte ſie zwar mit nicht geringer Anſtrengung, aber je häufiger die Opfer fielen, deſto mehr wuchs die Zahl der Verbrecher heran: ſelten gelang es, eine ſolche Bande ganz aufzuheben, und die Uebriggebliebenen, die dem Galgen entlaufen, bildeten dann neue Clubs, und machten ſich, da ſie in der Geſellſchaft nichts mehr zu hoffen hatten, gewöhnlich noch furchtbarer als ihre Vorgänger geweſen.

Uebrigens hatte die Gerechtigkeit bei ihren Nachforſchungen und Strafhandlungen einen doppelt ſchwierigen Standpunct, indem ſie es nicht ſelten mit Verbrechern einer ganz andern Art zu ſchaffen hatte, die ihr Arm nicht ſo leicht feſthielt, wie jene heimathloſen Auswürflinge der Geſellſchaft. Es ſtanden nämlich nicht ſelten reiche und angeſehene Familien im Einverſtändniſſe mit dieſen Gaunern, von denen ſie verſchiedene Bedürfniſſe zu den wohlfeilſten Preiſen bezogen — und der Landadel, der bei der faſt allgemeinen Zerrüttung ſeiner Vermögensumſtände viele ruinirte und bankerotirte Individuen zählte, oder ſich wenigſtens den Requiſitionen dieſer Diebshaufen nicht ausſetzen wollte, ließ ihnen nicht ſelten insgeheim ſeinen Schutz angedeihn. Ja mehrere von ihnen bezogen ordentliche Procente und Schutzgelder von dieſen Clienten, die dann mit unerhörter Frechheit ihr Unweſen trieben, und der in England beſonders aber in Schottland nie ſehr zahlreichen Jury gleichſam nur ſpotteten.

Die Clans von Glenarchai ſchienen das Gedächtniß ihres Stammvaters Rob Roy im Auge zu haben, und waren die erſten und mächtigſten, die dieſen Schmugglern Schutz und Strafloſigkeit angedeihen ließen. Der

See mit ſeinen felſigen und dichtbewachſenen Inſeln, und beſonders deſſen nordöſtliche Ufer boten dem nächtlichen Handwerk eine günſtige Lage dar. Rob Roy's berüchtigte Höhle gab einen ſchwer zugänglichen Schlupfwinkel, der ſich gegen einen etwaigen Überfall leicht vertheidigen ließ. Überdieß war hier die bequemſte Verbindung mit den benachbarten Ortſchaften und Inſeln; — Roſedoc, Luß, Camſtradden, und am andern Ufer Stirlingſhire, waren bequeme Vertriebswege in das Innere des Landes. Gegen den Endrick hinauf waren Tarbet und Inveruglas — welches letztere eine gute Bucht und einen bequemen Überfahrtspunct nach Rowerdenon — darbietet — für ordentliche Stappelplätze anzuſehen. In allen dieſen Orten lagen die Kundſchafter der Bande zerſtreut, und es waren Zeichen verabredet, welche die herannahende Gefahr — ſo wie eine bequeme Priſe — die ſich etwa ohne Aufſehen nehmen ließ, gehörigen Ortes anzeigten.

Das Wirthshaus zu Rowerdenon war den Schmugglern, bei ſeiner einſamen Lage im Gehölz, beſonders beliebt. Da pflegte ſich auch Mr. Robby, ſo hieß der Anführer dieſer Ehrenmänner, ſtets einzufinden, wenn er mit Standesperſonen zu verhandeln hatte. — So geſchah es eines Abends, daß ein gar hoher und wohlgeſtalteter Mann in ſeiner Geſellſchaft eintrat, in dem die freundliche Wirthinn den hochachtbaren Clan Mac Gregor zu erkennen meinte. Ein Wink Mr. Robby's erinnerte ſie aber ſogleich an die gewohnte Discretion, die er ihr gegen ſeine Beſuche bereits eingeprägt hatte — da es dieſen oft unangenehm ſein konnte, erkannt zu werden — und Margarethe ſtellte daher die begehrte Flaſche Whisky nebſt etwas Kaltbraten bloß mit einem etwas tieferen Knix, als gewöhnlich, auf den Tiſch der Herren hin, und verſchluckte, obwohl mit ſichtbarer Überwindung, eine lange Dankſagung für die unbegreifliche Ehre des gnädigen Beſuches.

Mac Gregor aber ſchien weder ihren Knix, noch die Neugierde, die ſich deutlich in allen ihren Mienen ausprägte, zu bemerken, und ſetzte ſein Geſpräch mit Mr. Robby auf das eifrigſte fort. Für ihr Leben gern hätte Frau Margarethe gewußt, — was ſie mit einander abzumachen hatten; ſie ging einige Male ſo hart an ihnen vorüber, als es der Anſtand nur immer erlaubte — von einer Kiſte — von Galbraith — vom Fluße Endrick war die Rede, aber einen Zuſammenhang in dieſe Worte zu legen, war ihr, da ſie einen ſehr beſchränkten Verſtand, und von dem Hader des Laird mit den beiden Clans nur im Allgemeinen gehört hatte, nicht ſo leicht, als einem ſcharfſinnigen Leſer oder einer ſchönen und ſcharfſinnigen Leſerinn des neunzehnten Jahrhunderts, die nicht ſelten dem Autor in die Karten ſehen, und ſchon in der Mitte ſeiner Erzählung errathen, daß ſich die beiden Liebenden entweder heirathen, oder eines elenden und höchſt kläglichen Todes verblaſſen. Hätte Frau Margarethe aber auch alles gehört, und den ganzen Plan der beiden Ehrenmänner durchgeſehn, ſie hätte dem Laird, der, wie Mac Gregor gehört haben wollte, mit einer Ladung der unermeßlichſten Reichthümer, theils aus indiſchem Golde, theils aus Edelſteinen beſtehend — vom Schloſſe ſeines kürzlich verſtorbenen Oheims en Endrick herab kam — ſie hätte den Laird, auch wenn ie gewußt hätte, daß es der böſe Mac Gregor auf nichts geringeres denn ſein Leben abſehe — indem er ihn den raubluſtigen und mordgewandten Händen ſeines Schützlings, des Mr. Robby, überlieferte — ſie hätte, ſage ich, den guten Laird doch nicht gewarnt, — einerſeits, weil ſie ihren Grundherrn fürchtete, anderſeits aber, weil Mr. Robby und ſeine Geſellen ihre täglichen Gäſte waren, — ohne deren Beſuch ſie ihr Pachtgeld nicht hereinbringen konnte, denn die Bauern von Rowerdenon zehrten viel zu wenig.

Da der einzige Gaſt, der ihre Unterhaltung ſtören konnte; auf der Bank neben dem Kamine, mit lauten, ſchweren Athemzügen ſeinen geſunden Schlaf deutlich ankündigte, ſo trennten ſich die Beiden erſt, nachdem ſie einige Flaſchen geleert, und die Mitternacht nicht mehr allzu ferne war. Die Wirthinn hatte den ungehobelten Geſellen — der im Beiſein ſo hochachtbarer Gäſte alle Ehrerbietung aus den Augen ließ, wohl wecken, und zur Ordnung weiſen wollen, aber Mr. Robby deutete ihr an, — daß er ſie in dieſem Zuſtande weit weniger ſtöre, und daß ſie ihn darum immerhin ruhig laſſen könne. Als die Gemüther durch den Genuß des geiſtigen Getränkes erwärmt waren, wurden auch die Reden — lauter, und der Clan brachte ſogar einige bedeutungsvolle Toaſte aus — denen Mr. Robby mit blitzenden Augen Beſcheid that. Die Wirthinn ließ ihre Gäſte von Zeit zu Zeit allein, und dann hätte der Mann auf der Bank — wenn er nicht gar zu feſt ſchlief — die unzweideutigſten Dinge hören können. Aber der ſchien heute nicht mehr zu erwachen, denn wie die Wirthinn erzählte, hatte er einige Flaſchen Whisky geleert, die ihn benebelt haben mochten. — Endlich war die Stunde des Aufbruchs gekommen. Mr. Robby hatte heute nach eine

rſendung nach Tarbet zu beſorgen, und mußte fort.
im Scheiden faßte er die Rechte des Clan, und ſprach:
erlaßt euch auf mich — ihr wißt, wie ich bißher Wort
halten; ich mache prompte Arbeit, und bin wohl noch
hr im Stande. — Ihr aber vergeßt nicht, mir das ver=
redete Zeichen zu geben.“ — „Wie geſagt,“ entgegnete der
an, „ſobald er die Mündung paſſirt hat, werdet ihr die
i Schüſſe hören — wir haben Regenwind, und es ver=
icht, eine dunkle Nacht zu werden. — „Wenn ihn aber
ſes Zeichen nur nicht ſtuzig macht,“ wendete Mr. Robby
. Da, erwiederte Mac Gregor, „kennt ihr den Galbraith
lecht, und wär' es auch ſo, ſo halt' ich an der Land=
ze hinter dem Fel'ſen ein Boot bereit, mit dem ich ihm
n Rückzug abſchneide“ „Ihr ſollt nicht lang auf mich war=
,“ erwiederte der entſchloſſene Schmuggler, — „und
gen der Kiſte — Halbpart!“ — „So iſt es ausgemacht,
kräftigte der Clan, und ſie gaben ſich noch einmal, den
ſchloſſenen Bund zu beſtätigen, wie das zwiſchen Ehren=
innern üblich iſt — die Rechte.

Jezt waren ſie fort, nach einer kleinen Weile erhob
auch der Mann am Kamine — rieb ſich die Augen
nge — bis er die Mohnkörner des Schlafes hinwegbrachte,
zahlte, und ging dann ſtille ſeiner Wege; — der alte
chs Harriſon.

12.

Wie Harriſon dazu kam, die Beiden in ihren Heim=
ckeiten zu belauſchen, das glich faſt einem Wunder. —
ie Veranlaſſung dazu war folgende: Die Abſicht, die
lbraith mit dieſer Reiſe verband, dürfte der aufmerk=

ſame und ſinnige Leſer bereits errathen haben. Der Sterbetag ſeines Vaters, derſelbe, den er ſonſt immer mit ſo tiefer Trauer beging, rückte zum dritten Male heran, ſeit er in die Hand ſeiner ſterbenden Mutter den Eid der Rache geſchworen. Die Mittel der Ausführung ſchienen ihm hinlänglich vorbereitet, und Lady Anna's drohende Geſtalt wich im Traume nicht mehr von ſeiner Seite. So zog er denn aus, feſt entſchloſſen, den Clan in ſeinem Schloſſe aufzuſuchen. Eine Reiſe nach Athill ſollte dieſem Plane zum Deckmantel dienen. Allein ein Platzregen mit ſchweren Schloſſen, wie er in jenen Gebirgen zur heißen Sommerzeit nicht ſelten iſt, — zwang ihn, noch bevor er das Gebiet ſeines Feindes erreicht hatte, in einer unbedeutenden Dorfſchaft an der Forth zu übernachten. Aber am früheſten Morgen, noch vor Tagesanbruch, wird da plötzlich im Hauſe Lärm geſchlagen, und ſein Wirth benachrichtigt ihn von der Ankunft eines Boten, der ungeſäumt mit ihm zu ſprechen verlange. Miß Sara hatte ihn geſendet, und er übergab ein geſiegeltes Schreiben Mac Gregors an Mr. Robby. Er forderte dieſen auf, die Rückkehr des Laird zu einem Wageſtücke zu benützen — bei dem ihnen beiden geholfen werden könnte. Das Weitere zu beſprechen lud er ihn in das bekannte Wirthshaus im Rowerdenonerwalde. — Der Laird wußte nicht, was er aus dieſem Abenteuer machen ſollte. — Vergebens frug er den Boten um die näheren Umſtände ſeiner Sendung aus. Die Erklärungen, die er gab, machten die Sache nur noch unerklärlicher. Miß Sara war in der zweiten Stunde nach Mitternacht auf ſeinen Hof gekommen, hatte mit ihm geſprochen, und war über ſeine Weigerung, den Brief an den Laird zu beſor-

, in ſolchen Zorn gerathen, daß er für ihr Leben zit-
nd ſich ihrem Befehle gefügt, und ſich eilends auf den
eg gemacht habe. Den Brief, fügte der Bauer bei, habe
ihm aufgetragen, ja zurück zu bringen, ſobald ihn der
rd geleſen — und ihn aufzubewahren bis zur nächſten
cht — wo ſie ihn wieder abholen wolle. Sie habe ihm
h das Haus angedeutet, in dem der Laird dieſe Nacht
ringen würde, und ihn ermahnt, dieſe ſeine Sendung
em Bruder geheim zu halten. Galbraith gab dem Be-
— der ihm nichts mehr zu ſagen wußte, das gele-
e Schreiben zurück, und entließ ihn. — Das Geſchenk,
s ihm der Laird antrug, hatte er abgelehnt, — denn
iß Sara ſei ſeine große Wohlthäterinn und er müſſe
gehorchen, da der Unergründliche wunderbar ſeinen
thſchluß durch ſie verkünde.

Galbraith konnte ſich das Geheimniß dieſes Briefes
n ſo wenig entziffern, als Mac Gregor errathen
nte, daß die nächtlichen Wanderungen, die Miß Sara
ihrem krankhaften Zuſtande ungeſtört durch das ganze
hloß unternahm, einſt dazu dienen ſollten, einen Plan
ſeinen Feind zu verrathen, deſſen briefliche Urkunde er
ar in den Händen ſeines Vertrauten Robby nicht ſicher
ug glaubte, weßwegen dieſer ſie auch mit der Ant-
rt zugleich an den Clan zurückgeſendet. — Indeſſen
lte dieſe wundervolle Warnung nicht umſonſt an Gal-
aith gelangt ſein. — Harriſon wurde als Bauer verklei-
in die Waldſchenke von Rowerdenon geſchickt, und ſollte
nem Herrn — ſobald dieſer von Ahill zurückkehrte, (der
ſuch in Glenarchai ward indeſſen verſchoben) genauen
richt über das dort Vernommene abſtatten. Die Liſt ge-

lang. Er hatte die Wirthin durch den ſcheinbar übermäßigen Genuß des Whisky — ſicher gemacht, und ſtellte ſich, als ob er noch ſo feſt ſchlafe. Auch die anderen Beiden Mac-Gregor und Robby nahmen des rohen und elenden Bauers nicht Acht, der betrunken auf der Kaminbank ſchnarchte. Aber dieſer hatte ſich ihres Geheimniſſes bemächtiget, und machte ſich ungeſäumt auf den Weg, um ſeinen Herrn, der, wie jene ganz richtig erkundſchaftet hatten, zu Waſſer den Endrick herabkam, noch zur rechten Zeit zu warnen.

13.

Inchaber heißt eine der Inſeln des majeſtätiſchen Lochlomond's, die an der Mündung des Endrick gelegen von dieſer Lage den Namen erhielt. Hier ſollte Mr. Robby mit ſeinen Geſellen die Ankunft des Floſſes erwarten, auf dem der Laird mit ſeinen Schätzen den Endrick herabfuhr. — Er war auch lange vor der beſtimmten Stunde auf ſeinem Poſten. Von einem Vorſprung der waldreichen Inſel gedeckt, mußte er dem herannahenden Fahrzeuge verborgen bleiben, bis er ſelbſt für gut fand, ſich ihm zu nähern. Das verabredete Signal von der Landſeite wollte aber nicht ertönen. Es war neun Uhr vorüber, und noch immer regte ſich nichts. — Die gute Priſe, die er ſich verſprach, machte ihn ungeduldig. Auch ging der See hoch, und ſeine Wellen, die hier ganz gewaltig brandeten, drohten das Fahrzeug jeden Augenblick loszureißen. Da ertönte plötzlich der Ruf einer ausgeſtellten Wache, — ein Fahrzeug kam den Endrick herab. In dieſer zweifelhaften Lage wußte Robby nicht, wie er ſich zu benehmen habe. Dieſes Fahrzeug konnte auch ein fremdes ſein, und ſein Angriff ein vergebliches Wageſtück herbeiführen. Allein bald überredete er ſich, der Donner der Brandung, der entgegengeſetzte gewaltige Wind und das Rauſchen des Regens, der in Strömen niederſtürzte, habe entweder das Signal unhörbar gemacht, oder — der Floß war Mac Gregor in der Finſterniß der Nacht entgangen. Er näherte ſich daher ſo ſtill als möglich. Die Haken wurden bereit gehalten, um den Floß ſogleich zu entern. Für den Fall eines Widerſtandes waren die kräftigſten Maßregeln getroffen. — Die undurchdringliche Nacht erlaubte nicht einen Gegenſtand zu unterſcheiden. — Jetzt klangen die Eiſen — ein allgemeines Hurrah ſcholl durch die Luft — und eine gleichzeitige Decharge der Feuerröhre blitzte über das genommene Fahrzeug hin. — Kein Hauch des Lebens. — Jetzt ſprang Robby in den Floß hinüber, und ſeine ganze Schar folgte ſeinem Beiſpiele. Allein — ſie fanden nichts als eine Kiſte — die beim Scheine der jetzt herbeigebrachten Fackeln freilich alſobald für Galbraith's erkannt wurde — da ſein Wappen auf der Decke prächtig mit Geld eingeſtickt war. Wo er ſelbſt, wo ſeine Begleiter waren, dieß ließ ſich nicht errathen. Robby war nicht wenig mißvergnügt, ſein Unternehmen im wichtigſten Theile verunglückt zu ſehen. — beſonders beunruhigte ihn der Gedanke, Mac Gregor könne ſich einer unzeitigen Gefahr ausgeſetzt haben. Indeſſen wie kam dann Galbraiths verlaſſenes Fahrzeug allein ohne Führer in den See herab? Vielleicht iſt Mac Gregor ohne uns mit ihnen fertig geworden, und läßt uns nur die leere Kiſte — den Inhalt für ſich ſelbſt behaltend. Er knirſchte voll Wuth mit den Zähnen, daß er ſich in dieſen Handel eingelaſſen und dem Clan mit alberner Treuherzigkeit auf ſein Wort geglaubt; aber das Jauchzen ſeiner Genoſſen, die eben daran waren, die Kiſte aufzubrechen, und ſich ihrer Beute zu bemächtigen, weckte ihn aus ſeinen Träumen. — Halt! donnerte er, und Alle ſtanden und harrten ſtille ſeines Befehles, — dieſe Kiſte bleibt unberührt; Mac Gregor hat gleichen Antheil mit uns — er wird uns in der Höhle erwarten. Mit Murren gehorchten die Schmuggler, und ſteuerten das widerſtrebende Fahrzeug nicht ohne Gefahr dem bekannten Schlupfwinkel Rob Roy's entgegen.

Ungeduldiger noch als Robby harrte der alte Mac Gregor ſeines Sohnes, von deſſen Anſchlag gegen Galbraith er wußte. Die anberaumte Stunde war längſt vorüber, und Mitternacht nah, jener aber kehrte noch immer nicht zurück. Endlich beſchloß er, ſich trotz der ungeſtümen Regennacht nach Rob Roy's Höhle auf den Weg zu machen. Dieß war der einzige Ort, wo ſich der junge Clan verſpäten konnte, und wo er ihn alſo wiederfinden mußte. Als er in die Höhle eintrat, empfing ihn eine ſeltſame Stille. Eine brennende Kienfackel war in der Mitte derſelben angeſteckt, um welche die Schmuggler in zerſtreuten Gruppen umher lagen. „Wo iſt mein Sohn?“ rief der eintretende Clan Mr. Robby entgegen, der von ſeiner Ankunft etwas überraſcht ſchien; — „was iſt mit Galbraith?“ — „Wir haben,“ antwortete der Gefragte, „eine Kiſte erbeutet, die einen großen Schatz enthält. Er hat aber für uns gar keinen Werth, und ſein Beſitz kommt euch allein zu. Wenn ihr gefaßt ſeid — ſo kommt, und ſeht ihn an.“ Damit führte er den Clan zu jener Kiſte, die ſie auf dem verlaſſenen Schiffe gefunden, und über der die Fackel angezündet war. Mit Befremden erkannte der Clan in ihr dieſelbe, in der er einſt den Mantel des ermordeten älteren Galbraith und das Gerippe des Hundes aufbewahrt, den ihm jener in der Verzweiflung des Todeskampfes erdroſſelt. „Hebt den Mantel auf, Clan!“ rief Robby, als jener vor dem Anblicke zurückbebte — „und ſeht, was er verbirgt.“ Der Clan hob den Mantel auf; — er erblaßte — er ſank zurück — es war die Leiche ſeines Sohnes! —

Bald hätte der alte Mann den Schreck nicht überlebt — ſein hartes Herz war das erſte Mal im Leben erſchüttert — das erſte Mal von ſeinem Gewiſſen überwältigt — erkannte er Gottes ſtrafende Gerichte. Blutend aus unzähligen Wunden — von den Zähnen der Hunde zerfleiſcht — ſo lag einſt der erſchlagene Feind — ſo lag jetzt der einzige Sohn vor ihm. — Man brachte ihn mit Mühe fort, und er überlebte nur wenige Tage das Begräbniß ſeines Sohnes. Die beiden Mac Gregors liegen auf der Inſel Caillaich, wo die Beerdigungsſtätte der Familie iſt, — und wohin ihm auch die Nachtwandelnde Miß Sara noch im Herbſte desſelben Jahres folgte.

Seit der Beerdigung ihres Bruders und Vaters nämlich ſchiffte ſie jede Nacht in ihrem krankhaften Zuſtande über den See. Vergebens ſuchte man ihr die Ausgänge des Schloſſes zu verſperren; dieß mehrte nur ihre Qual, ohne ihr Treiben zu hindern. Einſt in einer gräßlichen Wetternacht täuſchte ſie abermals die Achtſamkeit ihrer Wächter, glücklich gelangte ſie auf die Inſel zu den Gräbern. Als ſie aber zurückkehrte, da verſchwand das Licht, und die Jungfrau, und der Kahn; — den nächſten Morgen aber, als der See ruhig ward, fand man ihre Leiche, welche das Waſſer bei der Inſel Truin (jetzt ein Aſyl für Wahnſinnige) an das Land geſpühlt hatte.

Von Galbraith aber ward in Schottland nie wieder gehört. Der finſtere Geiſt der Rache hatte geſiegt. Sobald Harriſon mit dem, was er in der Waldſchenke vernommen, zu ihm kam, machte er ſich auf, und überfiel auf dem Landwege den jungen Mac Gregor, der nur zwei Diener bei ſich hatte. Bald waren ſie von der Meute geworfen, — die beiden Diener wurden mit Wunden bedeckt im Walde liegen gelaſſen, er ſelbſt aber mit Stricken an einen Baum gebunden. Jetzt ließ Galbraith die Kiſte heraufbringen, deren Inhalt Allen bis jetzt ein Geheimniß geblieben. — Sie enthielt den Mantel ſeines ermordeten Vaters. Dieſen warf Galbraith über den Clan, und wandte ihm den Rücken zu. Aber ſeine Rüden — jahrelang durch den Anblick dieſes blutigen Kleides bis zur Wuth gereizt — fielen in dieſem Augenblicke alle zugleich in raſender Wildheit über den Gebundenen her. — Nachdem ſein Opfer gefallen, ſandte es Galbraith auf dem Floß den Endrick hinab in den See — wo es von Mr. Robby und ſeinen Geſellen aufgefangen wurde.

So war ihm ſeine Rache zwar völlig gelungen — ſein feſtlich geſchmücktes Haus ſah aber den Laird nie mehr. Der Name der Galbraith iſt in Schottland ausgeſtorben — und ihre Güter wurden ungefähr fünfzig Jahre ſpäter den Herzogen Montroſe, einem milderen und weiſeren Geſchlechte verliehen, unter dem der Segen der ſchottiſchen Erde in voller Herrlichkeit gedeiht.

Andr. Schumacher.

Verona illustrata.

An eine ſchöne Veroneſerinn.

Im Mai 1831 *).

I.

Zueignung.

Ich bin vor Dir geſtanden,
So wie der rauhe Baum
Vor dem erſten Lenzſtrahl ſtehet
Im ſchweren Wintertraum.

Und wie der erſte Lenzſtrahl
Das Eis von den Äſtchen ſchreckt,
So hat dein Frühlingshauchen
Viel Blüten in mir erweckt.

---

*) Aus einer Frühlingsreiſe durch Italien.

voll

Denn ſeien auch all' die Blüten, —
Sie werden, will's Gott, zur Frucht —
Dir ſeien ſie all' geweihet,
Die als heiterer Lenz mich beſucht.

2.

Das war's.

Eine Blume aus fremden Landen,
Und in fremder Luft genährt,
Sie ſtirbt, wenn ein freundlicher Gärtner
Ihr nicht, was ihr fehlt, gewährt.

Ein Dichter in fremden Landen,
Wo Keiner ſeine Sprache verſteht,
Er ſtirbt, wenn kein freundlicher Athem
Der Heimath ihn mild umweht.

Doch die Blume duftet von Neuem,
Wie ſehr ſie auch zittert und bebt,
Wenn Ihr nur eine Schaufel
Vom Mutterboden ihr gebt.

Und der Dichter fühlt doppeltes Leben,
Wenn da, wo ihn Niemand kennt,
Die Schönſte von Allen mit Liebe
Seinen Namen und ſein Dichten nennt! —

Das war's, was mich ſo beweget? —
Nein, nein — das war es nicht,
Nein, nur Du allein biſt's geweſen,
Auf den Namen leiſt' ich Verzicht!

3.

Eins von Dreien.

Als ein Gaſt nur bin ich gekommen,
Und wollte nichts ſein als ein Gaſt,
Doch als ich die Wirthinn geſehen,
Da ward mir dieß Kommen verhaßt.

Dieß Kommen und wieder Gehen,
Es ward mir vom Herzen verhaßt,
Und ich wünſchte nur Eines, nur Eines:
Zu halten hier ewige Raſt.

Ich wünſchte nur Eines, nur Eines:
Dein Bruder, Dein Freund zu ſein;
Doch Du willſt keinen Freund, keinen Bruder,
So bleib' ich der Liebſte Dein!

4.

Die Arena.

Es war ein göttlicher Abend,
Mich umrauſchte Guitarrenklang,
Und aus allen off'nen Fenſtern
Ertönte ſüßer Geſang.

Ich ſaß unter luftigen Säulen,
Von Duft und Tönen umweht,
Und dachte, wie Alles, ach Alles,
So ſchnell entſteht und vergeht.

Ich ſaß der Arena gegenüber,
Die ſah mich ſo dunkel an
Mit dunklen Geiſteraugen,
Und ſeufzte: Du armer Mann!

Du armer Mann, der gekommen
Um bei der Vergangenheit
Den einzigen Troſt ſich zu holen,
Den nur gibt die friſchroſige Zeit.

Wie haſt du ſo arg dich getäuſchet,
Wenn du das bei mir geſucht,
Was allein gewährt das Leben,
Und nicht des Lebens Flucht! —

So ſprach die Arena, ich hört' es,
Und glaubte dem Spruch doch nicht:
Da erglänzten ihre ſchwarzen Mauern
Im hellſten Vollmondslicht.

Und ich ſah auf den alten Trümmern
Eine junge Frühlingsgeſtalt,
Der ein weißer zierlicher Schleier
Um die weißen Schultern wallt.

Hoch oben ſtand ſie, und winkte
Und ſtreckte die Arme aus:
So ſchimmert die Morgenſonne
Durch ein wüſtes, verwittertes Haus.

Und ſchnell war Alles vergeſſen,
Was in Gräbern ſchlummert und ruht,
Die Arena hat wahr geſprochen:
Das Leben bleibt das einzige Gut!

5.

Grabmahl der Scaligers.

In einer engen Straße,
Da ſteht ein luftiges Haus,
Da ſieht man mit hellen Augen
Auf ein finſteres Grabmahl hinaus.

Und vor dem Hauſe pranget
Ein Erker, von Blumen licht,
Und durch die Blumen winket
Ein ſchalkhaft freundlich Geſicht.

Doch auf dem Grabmahl blitzet
Helm, und Panzer, und Schwert;
Und in dem Grabmahl ruhet
Ein Held des Grabmahls werth.

Es klingt auf dem luſtigen Hauſe
Vielſtimmiger, froher Geſang,
Gelächter und Tanz und Jauchzen
Bei munterem Becherklang.

Doch die ernſten, roſtigen Waffen
Sind auch noch nicht zur Ruh',
Und flüſtern von ihrem Helden
Sich ſchaurige Mährchen zu! —

Das Grabmahl thürmten ſich einſtens
Die alten Scaligers auf, —
Das luſtige Haus daneben
Aber ſteht zum Kauf und Verkauf! —

Du, dem ich dieß Lied geſungen,
Verſtehſt gewiß ſeinen Sinn:
Du haſt bei dem Grabmahl geweinet
Und lachteſt im Hauſe darin.

6.

Petrarca.

Du ſprachſt von Petrarca,
Und ſangſt von ihm ein Sonett,
Das beſte, das er geſungen,
Wenn man's nur recht verſteht.

Du ſangſt auch von ſeiner Laura,
Und blickteſt mich an dabei,
Als ob du ſelbſt dieſe Laura
Und ich Petrarca ſei.

Da riß ich die ſtaubige Leyer
Von meiner einſamen Wand,
Und ſchnitt entzwei ihre Saiten,
Entzwei ihr grünes Band.

Wohl ſahſt du's, und deine Augen
Befragten mich ſtill: Warum? —
Jetzt will ich dir geben die Antwort,
Denn damals war ich ſtumm.

Ein Stümper bin ich geweſen,
Und hab' es einſt gewagt,
Dasſelbe mit Worten zu ſagen,
Was mir dein Lied geſagt.

Ein Stümper bin ich geweſen,
Und Stümpern war mein Sang,
Der Sang, der einſt von Petrarca
Und ſeiner Laura erklang.

Du erſt, du haſt mich gelehret,
Was keine Muſe lehrt,
Wie ein Petrarca ſoll lieben,
Der einer Laura werth.

7.

Romeo und Julie.

Horch, wie wehmüthig das Glöcklein
Zum Abendgeläute klingt,
Gleich einem ſterbenden Schwane,
Der dem Himmel ſein Herzleid ſingt.

Und ſieh das einſame Kirchlein,
Das ſo durch die Dämmerung klagt,
Wie eine Waiſe, die bebend
Nach ihrer Heimath fragt.

An ſeiner Pforte lehnet
Ein Mann im ſchwarzen Talar,
Und ein Sarg mit Blumen geſchmücket,
Der ſteht am Hochaltar.

Hier wird eine Braut begraben,
Die ſtarb vor Liebesgram,
Und der Mann im Trauergewande,
Der war ihr Bräutigam! —

So hört' ich die Leute ſagen;
Da nahmſt du mich raſch beim Arm,
Und zogſt mich gewaltſam und heftig
Aus dem wachſenden Menſchenſchwarm.

Nach einer ſtillen Kapelle
Ging dein beflügelter Schritt,
Es wiederhallte ſchaurig
Darin unſer einſamer Tritt.

Karg flammte hier eine Ampel
An einer dumpfſchweigenden Gruft,
Und ringsum Todtenſtille,
Und zum Erſticken die Luft! —

Mir war's, als würde lebendig
Ein traurig ſchönes Geſicht,
Das mir oft, gar oft ſchon begegnet,
Bald als Bild und bald als Gedicht.

Doch konnt' ich mich nicht beſinnen,
So ſehr es mir auch bekannt,
Wie denn der Maler und Dichter
Dieß Bild und Gedicht genannt! —

Nun knieteſt du fromm dich nieder,
Und zogeſt mich nahe, ganz nah',
Und flüſterteſt heimlich, ganz heimlich:
„Hier ruhet Julia!“

„Und Romeo!“ ſeufzte das Echo
Dir leiſe weinend nach,
Als riefe der Name der Liebſten,
Noch immer den Geliebten wach! —

Jetzt plötzlich auf meinem Haupte
Fühlt' ich eine kalte Hand, —
Es war der Mann in Trauer,
Der dicht neben mir wieder ſtand;

Er winkte trüb' und vertraulich,
Als ſei er ein Bruder von mir,
Denn am Mutterbuſen des Schmerzens
Sind ja Beide gelegen wir.

Da kam zum Glück der Cuſtode,
Und erklärte redſelig genug,
Das Grab für das Grab eines Wuch'rers,
Und Julia's Liebe für Trug!

8.

Die Tiroler Berge.

Wir wandelten Abends zuſammen
Die brauſende Etſch entlang,
Über die ſich die flinke Schwalbe
Wie ein zierlicher Schmetterling ſchwang.

Bei deinem ſüßen Geplauder
Ward ich auf einmal ſtill,
Und ſeufzte zum Himmel blickend
Ganz leiſe: So wie Gott will!

Du hörteſt die fremden Worte,
Du ahnteſt ihren Sinn,
Und zeigteſt mit dem weißen Finger
Nach den fernen Bergen hin.

Nach den fernen blinkenden Bergen
Des treuen Landes Tirol,
Und heimlich frugſt du: dort drüben,
Da wohnt dein Liebchen wohl? —

Ich ſchwieg, und ſah dir in's Auge,
Das war dir Antwort genug —

Du gabſt mir die Hand zum Abſchied
Auf meinem Pilgerzug.

Und Morgens darauf ging's weiter;
Es flog von deinem Balcon
Noch eine Roſenknoſpe —
Die nahm ich mit mir davon.

Ludwig Halirſch.

Was ist unmöglich?

Eine Wette.

Zwei Philoſophen wetteten einſt.
Der Ältere ſprach: Ich mach', daß du weinſt,
Der du niemals geweint, und, daß ich lache,
Der ich nie gelacht, ſei deine Sache.

Lang ſannen die Beiden hin und her,
Wie wurde ihnen das Denken ſo ſchwer,
Der wußte vom Lachen nichts, der nichts vom Weinen,
Daß die Wette nicht leicht, wird wohl Jeder meinen.

Sie ſannen und ſannen, die Zeit verſtrich,
Und noch immer fand keine Gelegenheit ſich,
Und es war die Wette, die ein wenig vermeſſen,
Von Beiden bereits ſo gut als vergeſſen.

Da 'erhielt der Jüngre eines Tags einen Brief,
Der ihn zu ſeinem ſterbenden Vater rief;
Der Vater, der geliebte, der war ihm ſo ferne,
Und das Aug' ihm zugedrückt hätt' er ſo gerne!

Da, da — netzt eine Thräne das Auge ſein —
Und in dem Augenblick tritt der Ältere ein,
Und wie er ſieht weinen den Thränenverächter,
Da bricht er aus in ein ſchallend Gelächter.

„Geſund iſt dein Vater, du toller Mann!
Ich habe dir dieſen Streich gethan;
Der Brief iſt von mir, ich hab' ihn erſonnen
Und die Wette —" „„Du lachteſt, wer hat gewonnen?"" "

Und mit Entſetzen blicken die Beiden vor ſich:
Die Wette, die Wette! Fürchterlich
Erinnern ſich Beide, daß ſie Beide verloren,
Und — nimmer zu wetten, ward von Beiden geſchworen.

Braun von Braunthal.

Die Werkstätte der Seele.

Ich lauſchte einmal, träumte mir,
Am Fenſter meiner Seele,
Und blickte hinein in das Gewirr,
Erlaubt, daß den Traum ich erzähle.

Es war eine Halle das Inn're, die glich
Einer Schmiede, die brauſ'te und ſprühte,
Inmitten befand ein Ambos ſich,
Auf dem lag ein Herz, das glühte.

Und um den Ambos in wildem Scherz
Da drängten ſich wie zu Schranken
Hin an das arme glühende Herz
Hohnlächelnd — die kalten Gedanken.

Der eine faßt's mit der Zange nun an,
Die andren ſchwingen die Hammer,
Und um das ſchöne Herz iſt's gethan,
S' weint glühende Thränen vor Jammer.

Die ſchlugen ohne Raſt und Ruh,
Sie waren, ſie waren ſo rege,
Und ſangen und ſangen und ſangen dazu
Dieß Lied nach dem Tacte der Schläge:

„Wir müſſen dich ſchmieden, unbeugſames Herz,
So hat es der Geiſt uns befohlen,
Er will eine Krone aus deinem Erz,
Und fügſt du dich nicht, mußt verkohlen."

Und was von der Krone bleibt Hammerſprung,
Draus formen wir paſſende Dinge;
Ein Herzlein für die Erinnerung,
Für die Fantaſie zwei Ringe."

„Und wir, die Gedanken, wir ſind dann frei
Und ſchweben in's Land der Ideen,
Es will es der Geiſt, daß kein Herz mehr ſei,
Drum, Herzlein, drum mußt du vergehen!"

So ſangen ſie fort in kaltem Scherz
Zu des brechenden Herzens Gewimmer;
Da — erwacht' ich entſetzt und griff an's Herz,
Das — pochte ſo warm noch wie immer.

Braun von Braunthal

Dichterfrühling.

Rümpfet immer eu're Naſen
Über meine Läſſigkeit,
Mahnet mich in derben Phraſen
An die Flucht der edlen Zeit;

Ach mich ſelber kränkt der Fall:
Geh't beliebig in den Stall:
Schläfrig, frierend, müd' und faul
Ohne Zaum und ohne Bügel
Steht mit eingerafftem Flügel
Dort Apollo's edler Gaul!

Die Natur ſchloß mit den Dichtern
Einen Bund der Sympathie,
Hell' im Lenz von Lebenklichtern
Sind ſie Winters todt wie ſie;
Doch nur ſcheinbar iſt der Schlaf
Der das Auge Beider traf,
Denn aufs neu' in ſtiller Gruft
Sammeln Beide Luſt und Stärke
Zu des Schaffens Götterwerke,
Bis die Sonne wieder ruft.

Dichter ſind verkehrte Bienen
Wunderbare Eigenheit,
Ihre Honigblumen grünen
Zu des Winters rauher Zeit.
Im vertrauten Kämmerlein
Einſam bei der Lampe Schein
Suchen ſie die ſüße Spur:
Sammeln ſie den Blütenſegen
Leichten Flug's, wie Bienen pflegen,
Auf des Wiſſens weiter Spur.

Aber kehrt die Schwalbe wieder
Die Verkünderinn des Mai,

Legen ſie die Schwingen nieder
Denn ihr Frühling iſt vorbei,
Raſch verzehrt nach Schwelgerart
Wird nun, was ſie aufgeſpart
In des Buſens reichem Haus:
Und die ſtill gehäuften Keime
Flattern bald als bunte Reime
In das lichte Leben aus!

Baron Schröder.

Genuſs des Augenblicks.

Wenn der Wein im Glaſe blinkt,
Deſſen Feuer Muth und Kraft
Alle Freuden reichlich ſchafft;
Ei, ein Thor, wer dann nicht trinkt
Wenn der Wein im Glaſe blinkt!

Wenn ihr Auge zärtlich ſpricht,
Süße Lieb' im holden Blick:
Ei, ein Thor wer nicht ſein Glück
Raſch vom Baum' des Lebens bricht,
Wenn ihr Auge zärtlich ſpricht.

Wenn ihr Mund, ſo purpurroth,
Liebevoll Erhörung ſagt:
Ei, ein Thor, wer dann nichts wagt,
Nicht den Kuß voll Feuer bot,
Dieſem Munde purpurroth!

Fort ſtrömt ſtets der Quell der Zeit,
Raſch des Lebens Woge fließt:
Ei, ein Thor, wer nicht genießt,
Wer ſich nicht des Glück's erfreut,
In dem Rauſch der Lebenszeit!

G. v. Deuern.

An Emma.

Am Tage ihrer Vermählung.

Nimm, o Freundinn, — denn nur dieſer Name
Blieb mir aus der alten Zeit zurück —
Nimm zu dieſem Tage meinen Segen!
Freude kränze dich auf allen Wegen,
Endlos blühe deiner Liebe Glück.

Du, der durch der Anmuth Engelſchöne
Aller Männer Herz bezaubern kann,
Werth, daß liebend jede Bruſt dir ſchlage,
Schenkſt an dieſem jubelvollen Tage
Dich dem Einen, hochbeglückten Mann.

O, wie wird er ſtolz und wonnetrunken
Des gelung'nen, großen Wurfs ſich freu'n;
Hand in Hand mit dir durch's Leben gehen,
Seinen Himmel da im Auge ſehen,
Und ſich dünken, ſelbſt ein Gott zu ſein!

Aber nicht die Grazien der Miene,
Nicht allein der ſeelenvolle Blick
Nicht der Roſenſchimmer deiner Wangen
Nicht der Jugend blüthevolles Prangen
Wird ihm gründen ſeiner Zukunft Glück.

Mehr noch iſt der Adel deines Geiſtes,
Deines Herzens Zartgefühl ihm werth,
Jene Blüthe, welche nie veraltet
Schöner, himmliſcher ſich ſtets entfaltet,
Die kein Winter, keine Zeit zerſtört.

Der gemeinen Erdenwelt entnommen,
Kennt er keine Sorge, keinen Schmerz,
Über jedes Schickſal kann er ſiegen,
Und in ſtolzem, göttlichen Genügen,
Wie im Schooß' des Himmels, ruht ſein Herz.

Doch vergib, wenn eine Wehmuthsthräne
In den Becher dieſer Freude fällt:
Dieſes Glück, ſo tief einſt ſelbſt empfunden,
Ewig, ewig iſt es mir entſchwunden,
Einſam ſteh' ich nun im All' der Welt.

Still, betrognes Herz! was ſoll ich klagen?
Hin iſt hin, verloren kommt nicht mehr!
Laß die kurze Täuſchung mich vergeſſen,
Nur im Traume hab' ich dich beſeſſen,
Das Erwachen iſt nun arm und leer.

Neuffer.

Angebinde.

An Amanda.

Ich würde dir, Amanda, gern
Heut' einen Strauß zum Wiegenfeſte winden.
Allein der Lenz iſt viel zu fern,
Selbſt kein Schneeglöckchen noch zu finden,
Natur, vom Winterfroſt erſtarrt,
Ruht, von des Schlafes Arm umſchlungen,
Beweglos, Schmuck beraubt; ſie ward
Von Lerchen noch nicht wach geſungen.

Statt eines Blumenſtraußes weih'
Ich dir, was ich dir heut geſungen,
Die anſpruchloſen Huldigungen
Des Herzens fern von Schmeichelei,
Der Anmuth dieſe Verſ' entbehren,
Die dich ſo zauberiſch umfließt,
O, daß ſie würdig dich zu ehren,
Das, was die Roſ' im Strauß der Blumen iſt,
Ein Schatten nur von deinem Liebreiz wären.

Carl Müchler

Das vernachläſſigte Kind.

Nach dem engliſchen des Bayly.

Nie war ich Liebling in dem Hauſe,
  Nie lächelte die Mutter mir
Mit jener Huld, die meiner Schweſter,
  Der ſchönern, ward zu Theil von ihr.
Oft ſah auf ihrem Knie ſich ſchaukeln
  Ich ſie, mit Zärtlichkeitserguß:
Da barg ich einſam meine Thränen —
  Für mich gab's keinen Kuß!

Und doch ihr zu gefallen ſtrebte
  Ich mit des Kindes ganzer Kraft,
Und Kindheit kann ja nicht beleidgen,
  Iſt ja ſo fromm und tugendhaft:
Doch wenn mein einfach wahres Streben
  Nur eine finſtre Stirne fand,
Wagt ich ſelbſt nicht, mit heißen Zähren,
  Zu küſſen ihre Hand.

Wie ſind die Schönen doch ſo glücklich!
  Die Liebe wiegt ſie freundlich ſchon.
O Schönheit! in der Kindheit Jahren
  Erkannt ich Deinen hohen Lohn;
Denn damals eben fühlt ich doppelt
  Verachtung und Vergeſſen ſchwer,
Und wünſchte oft, daß ich doch lieber
  Niemals geboren wär'

Auch ich war jung und voll von Liebe,
Doch in der Schweſter Augen lag
Ein Blick ſchon, der das Lächeln weckte
Und mild zu allen Herzen ſprach;
Wenn ich nun meine Lippen nahte
Mit kindlich liebevoller Pflicht,
Erkannte niemand mein Empfinden,
Mein Auge ſprach ja nicht!

Und doch empfand nur allzuſchmerzlich,
Dieß Herz dann des Verkennens Druck:
Ich ſah. der Schweſter Reiz erhöhen
Noch Roſen und Juwelenſchmuck:
Nicht Neid entſtand in mir — doch wurde
Mir bittrer Tadel nur allein,
Wünſcht ich wohl auch für mich den Segen
So ſehr geliebt zu ſeyn. —

Bald kam jedoch die Zeit des Sieges,
Doch eine Zeit der Leiden auch;
Denn Krankheit trat zu meiner Schweſter
Mit ihres Giftes Schreckenshauch;
Von Zügen ſonſt voll Reiz und Blüthe
Blieb nur ein todter Ueberreſt,
Und rückwärts bebten ihre Freunde
Vor ihres Athems Peſt.

Da wacht ich freudig, unverdroſſen,
An ihrem Lager Nacht und Tag,
Und matt mir an dem treuen Buſen,
Ihr armes krankes Köpfchen lag;

Sie liebte! — liebte mich deswegen!
Wie war mir alles da erſetzt!
Ich war nicht einſam mehr — ich hatte
Ja eine Freundin jetzt!

Th. Hell.

Die Bedeutung des Wörtchens: „na!“

Humoriſtiſches Declamationsgedicht.

Im regen Treiben unſers Lebens
Wird oft das Kleine überſehn.
Doch ſteht's geſchrieben, daß vergebens
Der liebe Gott nichts läßt geſcheh'n.
Es ſcheinet Manches niedrig, flüchtig,
Doch Kleines wird zuerſt erhöht,
Und eh' man's meinte, wirkt es tüchtig,
Wenn man nur den Gebrauch verſteht.

Zum Beiſpiel in der deutſchen Sprache
Sind ſtolze Worte, reich an Kraft;
Obgleich — daß Keiner mich verlache,
Manch' kleines Wort mehr Nutzen ſchafft.
Den klugen Philologenkreiſen,
Die ſuchen ſchwerer Worte Sinn,
Will ich am Wörtchen „na!“ beweiſen,
Daß ich auch Philologe bin.

Das Lied wird oft erſt Lied beim Sange,
Der Ton ſchafft aus dem Laut ein Wort,
Im Wörtchen: „na!“ ſo arm am Klange,
Beweiſ' ich meine Kunſt ſofort.
Der Schüler ſpielt mit Holz und Steinen,
Ob Lernen gleich ihm beſſer frommt;
Dem Lehrer mag es auch ſo ſcheinen,
Er rufet:
(befehlend)
„na!“ der Schüler kommt.

Ein Herr, der ſeinen Putz nur liebet,
Auf einen groben Menſchen trifft,
Der unſanft ihn zur Seite ſchiebet;
Er rufet:
(Verwunderung)
„na!“ und ſteht verblüfft. —
Das Wörtchen, klein wie eine Milbe,
Zeigt von Ideen eine Welt;
Doch zeig' ich weiter, daß die Silbe
Gar einen Liebsroman enthält.

Schön Jettchen ſitzt daheim, ſehr böſe
Auf ihren heißgeliebten Franz,
Gewiß, ihn feſſelt jetzt Thereſe,
Man ſah's ja neulich noch beim Tanz.
Sonſt war er niemals ausgeblieben,
Jetzt blieb er ſchon acht Tage aus; —
Doch wie, wer kommt ſo ſchnell da drüben?
Er iſt's, und: „na!“ ruft Jettchen aus.
(befriedigte Erwartung)

Er kommt, doch Jettchen iſt ſehr froſtig;
Er bittet ſehr, umſonſt, ſie ſchmollt.
Zwar alte Liebe wird nicht roſtig,
Ich weiß, daß längſt ſie nicht mehr grollt.
Als er ſie emſig nun belehret,
Von ihm ſei alle Schuld ja fern,
(Zweifel)
„Na!“ ruft ſie zweifelnd, doch er ſchwöret,
Sie zweifelt, doch verzieh ſie gern.

Er flehet:
(Bitte)
„na!“ — welch' ſüße Weiſe!
Sie ſieht ihn ſchon verſtohlen an;
Er flüſtert:
(Erwartung)
„na?“ ſo mild, ſo leiſe, —
Es iſt doch gar ein lieber Mann.
Sie ſchaut ihm in die treuen Augen,
Es bebt von ihrer Lippe:
(Gewährung)
„na!“
Und Küſſe darf er davon ſaugen;
Mit ihnen iſt Verſöhnung da.

Ihr ſeht, daß Amor mild vergönnt,
Dem: „na!“ bei ſüßer Liebe Spiel,
Was manches lange Wort nicht könnte,
Denn wahre Liebe ſpricht nicht viel;

Das kann ſo Manchen hier belehren,
Und ſprach ihr:
(Zufriedenheit)
„na!" zu dieſem Schwank,
So kam das Wörtchen: „na!" zu Ehren,
Und ich will keinen ſchönern Dank. —

Auguſt Kahlert

Weltbetrachtung.

Was kümmert dich die Welt ſo ſehr?
Sie iſt ſo kalt, ſie iſt ſo leer,
Sie raubt dir nur dein ſtilles Glück;
O, zieh' dich in dich ſelbſt zurück!

Viel Larven ſchau'n dich freundlich an,
Doch fliehet bald der ſchöne Wahn,
O, zieh' dich in dich ſelbſt zurück!
Sie rauben dir dein ſtilles Glück.

Bei deiner Luſt, bei deinem Schmerz,
Bleibt unbewegt ihr fremdes Herz.
Sie kennen nicht dein ſtilles Glück,
O, zieh' dich in dich ſelbſt zurück!

Dir rauſcht der Woge ſanfter Fall,
Dir glänzt des Mondes Silberſtrahl,
Dich küßt der Blume Balſamduft,
Dir weht die milde Himmelsluft.
Von Menſchen nur zieh' dich zurück!
Die Schöpfung theilt dein ſtilles Glück

Friederike Suſan, geb. Salzer.

Die Wildalpen.

Ueberall bauet der Menſch ſich an,
Und behauptet des Herrſchers Rechte,
Zu hoch nicht, zu tief iſt ihm keine Bahn,
Er bezwinget die feindlichen Mächte,
Mit Felſengipfeln und Strömen im Thal
Sieht man ihn kämpfen und ſiegen, dann wohnt er zumal

Dort droben auf jenen zackigen Höh'n,
In der Winde gewalt'gem Gebrauſe,
Sieht man ſeine weidenden Heerden geh'n,
Da hauſt er als wär' er zu Hauſe.
Gar Hütten ſind droben und Dirnen drin,
Und in ihren Herzen ein jubelnder Sinn.

Und drunten, wo ſonſt nur des Wildbach's Fall
Raum hat zum durchbrechenden Wüthen,
Da drunten lehnt er in's ſchaurige Thal,
Zwiſchen Klippen und Wellen die Hütten.
Er baut in die felſigte Erde hinein,
Und die rauhe, ſie muß ihm geben, was ſein. —

Halt' Felsblock, der du herunter drängſt,
Zertrümmere nicht dieſen Frieden,
Den dieſem Häuschen, worüber du hängſt,
Der Genius ſegnend beſchieden.
Noch ſchallt ein munt'rer Geſang heraus; —
Aber fällſt du, dann iſt's mit dem Singen aus.

Doch nein, ich weiß es, du rolleſt nicht,
Eine Hand hält dich ſicher getragen,
Die keine friedlichen Hütten bricht,
Wo lebendige Herzen ſchlagen;
Voll Trümmern liegt es wohl weit und breit,
Aber die Hütte, die ſteht, wie der Tod auch dräu't.

Drum ſingt nur, und freut euch in kindlicher Luſt,
In euren Alpengewinden,
Es möge kein Schmerz die einſame Bruſt
In dieſem Schauderreich finden.
Aber du, o Genius der Alpenwelt,
Wann kommſt du hinaus, wo dein Lächeln fehlt?

Ach ſ
Der
Wie
Woh
O G
Kom

ab' ich nicht draußen doch einen Blick,
ohl dem deinen gleichet,
ng' ich mit ſchwererem Herzen zurück,
deine Stimme nicht reichet!
ius, Genius der Alpenwelt,
bald zu uns, denen dein Lächeln fehlt! —

Franz Hermann v. Hermannsthal

Fragen an Sie.

Denkſt du noch mein im ſüßen Blütenſchatten,
enkſt du noch mein im kühlen Mondenſtrahl?
d wallſt noch oft durch die bekannten Matten
m ſtillen Quell hinab in's liebe Thal?

eilſt du noch gerne dort im Blätterdache,
d weh'n die Erlen noch ſo ahnungsvoll?
üh'n die Vergißmeinnichte noch am Bache?
o wir geweint das letzte: „Lebewohl!“

ehſt wohl noch oft in traute Waldeskühle,
d weckſt den vollen, weichen Lautenklang?
ngſt noch die Lieder in der tiefen Stille,
e Lieder, die dein Freund dir liebend ſang?

Steht Alles noch, wie in den lieben Tagen,
Und iſt das Thal noch unſer altes Thal?
Weint Nachtigall noch ihre frommen Klagen,
Und weinſt du mit in's Lied der Nachtigall?

Trägſt du noch ganz die alte Lieb' im Herzen,
Iſt deine Lieb', dein Herz noch, wie es war.
Haſt ſie wohl nie entweiht durch eitles Scherzen,
Und biſt die Meine wohl noch ganz und gar?

Schmückt dich wohl noch die ſchöne Lockenfülle,
Und haſt kein Löckchen tändelnd weggeſchenkt?
Biſt wohl die Alte noch — ſo fromm und ſtille,
Die liebend noch des milden Frühlings denkt?

Und haſt die blaſſe Schleife oft getragen,
Die liebe, blaſſe, die einſt ich dir gab?
Sinkſt mir an's Herz, wie in den alten Tagen,
Führt mich zurück der irre Pilgerſtab?

Adolph Ritter v. Tſchabuſchnigg.

Tänzers Gelübde.

Hab' ich's doch endlich über mich errungen,
Zu meiden heut des Tanzes eitle Luſt,
Denn wie der Walzer neulich mir erklungen,
Schwellt er zur Freude nimmer meine Bruſt!

Ich wa
Erwarte
Und ſuch
Die, di

Da ſeh'
Die iſt e
Und nah
Ich dank

Das ſchm
Und dacht
Dem eine
Ein niedl

Und eilte
Hin zu zu
Doch dieſe
Und Körbc

Und wo ich
Erhöhte je
Ich fing ſch
Da lindert

Ich fühlte
Wie im Tr
Wollt' wie
Verſchmerze

e ſtill umher mit bangem Sehnen
bis der Saitenruf erſcholl,
mit dem Blick aus allen Schönen
ch mir zum Tanze wählen ſoll

Augen, die von weitem glühten,
dacht' ich mir, nur friſch gewagt,
ſprach ich: Fräulein, darf ich bitten?
ſehr, ich bin bereits verſagt!

zte mich, doch ließ ich mir's gefallen,
ich bin der Einzige wohl nicht,
ur, aus dieſen Schönen allen,
Körbchen pro memoria flicht:

eg mit leiſem Herzenspochen,
andern Holden, bang und ſcheu,
eiden waren auch verſprochen,
n hatt' ich leider nun ſchon drei.

erner noch es mochte wagen,
nur derſelben Zahl,
an recht muthlos zu verzagen —
ndlich Eine meine Qual! —

e Luſt und neues Leben,
nphe führt' ich ſie zum Tanz,
Welle flüchtig mit ihr ſchweben,
jener Körbchen bunten Kranz.

Jedoch wie mußt' ich Armer nun erſt ziehen
An ihr, gleich einem Wagen plump und ſchwer,
Ermattet war ich ſchon durch mein Bemühen,
Und lahm die Hand — heut' ging's wohl nimmermehr.

Nun als ich eilig mich ſchon wollt' entfernen,
Sah' ich ein Augenpaar ſo mild und ſüß,
Das zu mir blickt gleich zweien ſanften Sternen,
Und mir für all' mein Leid Erſatz verhieß.

Entzückt flog ich mit Dieſer durch die Reihen,
Und ſelig pries ich mir mein ſpätes Glück,
Indem verfolgte wieder mich vom Neuen,
Auch dießmal noch mein altes Mißgeſchick. —

Ich glitſchte aus und fiel zur Erde nieder,
Riß meine Hebe mit — welch' ein Scandal! —
Man lachte laut — mir bebten alle Glieder,
Und ſchamerglühet ſtürzt' ich aus dem Saal:

Und ſchwor mir zu in dieſer ernſten Stunde,
Ihr meint, zu fliehen ſtets den Tanz — doch nein;
So lange nur, bis die fatale Kunde
Von meinem Fall' wird ganz vergeſſen ſein.

Rohr von Rehlau.

Die Perle des Orients.

Es war eine heitere, herrliche Nacht. Millionen Sterne flammten am Himmel; leuchtend ſtrahlte die Kuppel der großen Moſchee im Silberlicht des Mondes — tiefe Stille herrſchte rings umher; — da ſchritten zwei Männer in einfacher armeniſcher Tracht durch die weitläufigen Straßen Bagdads — ſie hatten den Bazar erreicht, den Weg, welcher an den Tigris führt, eingeſchlagen — und ſahen ſich bereits am Ufer deſſelben — als ſie in geringer Entfernung von ſich die klagende Stimme eines Menſchen hörten, deſſen Geſtalt ſie jedoch noch nicht erkennen konnten.

„Großer Prophet!" rief der Unbekannte — „wie lange ſoll ich noch vergebens hoffen? Wie lange noch die Erde durchwandern, oder den Fluthen des Tigris mein Netz vertrauen, ohne günſtigem Erfolg? — Gib mir den Tod, eh' du mich zum elenden Sclaven Amurad des Stolzen, oder Sindab des Heuchlers machſt! laß mich ſie finden, die Perle des Orients, die du verborgen hältſt in der Schale der Demuth — daß ich nicht untergehe in namenloſer Sehnſucht und endloſem Schmerz!"

Hier ſchwieg der Fremdling, die beiden Wanderer traten näher und erblickten jetzt, vom hellen Lichte des Mondes beſtrahlt einen Mann, welcher zwar das Gewand eines gewöhnlichen Derwiſches trug, eigentlich aber gerade nicht zu jener Claſſe fanatiſcher Schwärmer zu gehören ſchien.

Der jüngere der beiden Armenier, ſeine Neugierde nicht länger bezähmend, wandte ſich nun an den Unbekannten mit der Frage, wer er ſei? und was er hier wolle?"

„Nun beim Barte des Propheten;" rief jener halb ärgerlich, halb verwundert aus — „deine Frage Fremdling iſt eben ſo unnütz, wie dem dürſtenden Kameel in der Wüſte eine Schale mit Sorbet! — eben ſo neugierig, wie die jüngſte Sclavinn im Harem des Califen — und eben ſo unberufen, wie dem Glücklichen der Tod!"

Dieſe Antwort, ſo abweiſend ſie war, erhöhte die Begierde des Armeniers, mehr von dem Schickſal des Derwiſches zu erfahren — er ließ ſich daher nicht abſchrecken, ſondern drang auf's neue in ihn, die Urſache ſeiner vorhin ausgeſtoßenen Klagen zu entdecken, indem er hinzuſetzte, daß ihm alsdann vielleicht noch zu helfen ſei.

„Mir zu helfen?" ſeufzte der Derwiſch — „und wäreſt du Harun Al Raſchid, der mächtige Beherrſcher der Gläubigen ſelber, ſo vermöchteſt du das nicht — nur Allah allein iſt fähig, mich von meinen Qualen zu erlöſen!" „So nenne ſie," nahm der Armenier abermals das Wort — „wer weiß, ob wir dir nicht dennoch nützlicher ſein können, als du glaubſt — zum mindeſten erleichtere dein Herz durch Mittheilung, und laß uns wiſſen, welche Leiden der Prophet dir geſendet hat?"

Der Derwiſch ſchien eine Weile unſchlüſſig, blickte ſtarr vor ſich nieder, endlich aber erhob er das Haupt, und ſprach: „Wohlan, es ſei! erfahret denn, da ihr es wollet, die Geſchichte eines Unglücklichen, und lernet daraus, wie leicht es iſt, den Zorn des Himmels zu erregen, wenn Leidenſchaft und Rachſucht das Herz des Sterblichen erfüllen!"

Die beiden Armenier ſetzten ſich nach dieſen Worten horchend an ſeine Seite, und er begann:

„Abu Melek der Gutmüthige, mein Großvater, war ein reicher Kaufmann in Balſora. — Er hatte drei Söhne, welche ihm von mehreren Frauen geboren wurden, ſich aber auch bald eben ſo verſchieden an Geſtalt, wie an Character zeigten. — Amurad, der Älteſte, erhielt ſchon in früher Jugend den Beinamen des Stolzen; weil er verächtlich auf alle diejenigen herab ſah, welche ſich, wie er glaubte, nicht mit ſeinen Vorzügen meſſen konnten; — er achtete nur ſich ſelbſt, wollte, daß jeder ihm dienen, jeder ſeiner Laune gehorchen ſollte, und ließ ſogar ſeine Brüder die höchſte Geringſchätzung fühlen, ohne deßhalb ein anderes Verdienſt, als das einer ziemlich ſchlanken Geſtalt und wirklich angeborenen Tapferkeit zu beſitzen. — Sindab, der zweite Sohn Abu Meleks, war klein und häßlich, beſaß aber ein ſo liſtiges, einſchmeichelndes Betragen, wußte ſich ſo künſtlich zu verſtellen, und allen ſeinen Handlungen den Schein von Tugend und Frömmigkeit zu geben, daß er ſich die Gunſt des Vaters im höchſten Grade erwarb; da er dieſelbe jedoch ſtets zum Nachtheil Anderer benützte, ſo erhielt er bald den Beinamen des Heuchlers, — und jeder, der ihn kannte, floh ſeine Nähe wie den giftigen Biß der Schlange, die den friedlichen Wanderer plötzlich ereilt und tödtet.

Haſſan, der Jüngſte der Brüder, war hingegen von der Natur, ſowohl an Geiſt als Körper ausgezeichnet; ſeine Schönheit übertraf jede Beſchreibung, ſein Verſtand wußte die ſchwierigſten Aufgaben zu löſen, ſein Herz war edel und großmüthig; dennoch ſollten alle dieſe Eigenſchaften ihn nicht beglücken, weil es Sindabs Verläumdungen endlich gelang, ihm die Liebe ſeines Vaters zu entziehen, den er zuletzt noch ſogar dahin zu bringen hoffte, daß er dieſen, ſeinen jüngſten Sohn, gänzlich aus ſeinem Angeſicht verbanne.

Trüb und in ſich gekehrt — den mächtigen Propheten im Inneren anflehend, daß er ſein Leiden enden, das Auge des Vaters öffnen möge dem Lichte ſeiner Unſchuld, wandelte Haſſan eines Abends durch die Straßen von Balſora. — Es wurde nach und nach ruhiger, das Geſchrei der Laſtträger und Ausrufer verſtummte — ſchon ſchloßen ſich die prächtigen, mit Waaren aller Art geſchmückten Kaufläden den neugierigen Blicken der Vorübergehenden; nur geſchäftige Sclaven rannten noch eilfertig hin und her, und ſtießen bisweilen murrend an demüthig ausweichende Juden. — Die Stunde war gekommen, welche die Gläubigen zum Gebet rief, und auch Haſſan wollte ſich ſo eben entfernen; da fühlte er ſich plötzlich am Arm ergriffen — erblickte, ſich umſehend, eine alte Sclavinn, und hörte mit Verwunderung folgende Worte aus dem Munde der Unbekannten: „Stern der Schönheit! Licht des Propheten!" flüſterte ſie leiſe — „deines Anblicks harren mit ſüßem Verlangen die Augen der Liebe! — dem Klang deiner Rede will lauſchen das Ohr der reizendſten Houri; folge mir nach, daß ich dich in die Hallen des Glückes führe, und laſſe die Sonne der Gnade dann walten über deiner Sclavinn Haupt!"

So ſonderbar dieſe Einladung auch war, ſäumte Haſſan doch nicht, ſie anzunehmen, er gab daher der Alten einen Wink, voraus zu gehn, ſchritt ihr in einiger Entfernung nach — und befand ſich, nach einem weiten, faſt endloſen Weg, vor dem Hinterpförtchen eines anſehnlichen Gebäudes, woſelbſt die Sclavinn ſtille ſtand, und ihn erwartete.

Es war indeſſen völlig Nacht geworden. Haſſan fing ſchon an, ſeine Unvorſichtigkeit zu bereuen, und faßte nach dem Dolche, den er im Gürtel trug — da öffnete ſich auf ein gegebenes Zeichen die Pforte, er fühlte ſich bei der Hand ergriffen, und durch einen finſteren Gang geleitet, welcher jedoch abermals zu einer verſchloſſenen Thüre führte.

Nach dreimal wiederholtem Händeklatſchen that auch dieſe ſich auf. Haſſan, deſſen Ungeduld bereits auf's Höchſte geſtiegen war, trat ein, und glaubte ſich plötzlich in das Paradies verſetzt, denn der Glanz unzähliger Kerzen blendete ſeine Augen; ein Meer von Wohlgerüchen aller Art ſtrömte ihm entgegen; prachtvolle Stoffe ſchmückten die Wände; koſtbare Teppiche bedeckten den Boden, auf welchem er wandelte; mehr als alles aber feſſelte ihn der Anblick eines weiblichen Weſens, welches tief verſchleiert auf einem purpurfarbnen Divan lag und ſeiner zu harren ſchien. Noch immer ſtand er in ehrerbietiger Ferne, die Wunder anſtaunend, die ſich ſeinen Blicken zeigten. Jetzt gab ſeine Begleiterinn ihm einen Wink, näher zu treten; er gehorchte; in dieſem Augenblick hob die Unbekannte den Schleier auf — und betäubt, verwirrt, ſeiner ſelbſt nicht mächtig, aber mit dem Ausdruck des höchſten Entzückens ſank Haſſan zu ihren Füßen, das Meiſterſtück der Schöpfung anbetend im Staube zu verehren.

Nachdem er ſich von ſeiner Überraſchung erholt hatte, und fähig war, den Mittheilungen, die ihm gemacht werden ſollten, Gehör zu ſchenken, erfuhr er aus dem Munde der ſchönſten Sterblichen, daß ſie die Tochter des Kadi, eines Freundes ſeines Vaters ſei; daß dieſer ſie beſtimmt habe, einen von Abu Meleks Söhnen ihre Hand zu reichen, daß ſeine Wahl aber Amurad den Stolzen getroffen, und dadurch alle ihre Hoffnungen zerſtört hätte.

„Ein Zufall" fuhr Zoraide, ſo hieß die Schöne, fort, führte mich einſt in deine Nähe, ich ſah dich, und fühlte zugleich, daß ich nur dich lieben, nur mit dir glücklich ſein könnte. Die Gefahr ward indeſſen dringender, der Tag, an welchem ich deinem Bruder angehören ſoll, rückt immer näher, ich mußte mich daher entſchließen, dich mit Hülfe meiner treuen Sclavinn hierher bringen zu laſſen, um dir mein Herz zu öffnen — es iſt geſchehen, und nun Licht meiner Augen, Sonne meines Daſeins, entſcheide, ob du mich lieben, für mich leben, und vor unwürdigen Banden bewahren willſt?"

Es wäre unnöthig, unterbrach der Derwiſch ſeine Erzählung, euch meine aufmerkſamen Zuhörer mit dem Fortgang einer Unterredung ermüden zu wollen, deren Ende ihr leicht errathen könnt! es ſei euch daher genug, zu erfahren, daß Haſſan Zoraiden ewige Treue ſchwor, ihr aber auch zugleich verſicherte, daß nur eine Entführung ſie retten könne, weil er bei der ihm leider nur zu wohl bekannten Abneigung ſeines Vaters nicht hoffen durfte, ſich ihren Beſitz auf eine andere Art zu erwerben.

Die Flucht gelang. Ein reizendes Thal, fern von Balſora nahm die Liebenden auf. Hier lebten ſie in tiefer Verborgenheit, und dankten dem Propheten täglich für ſeinen mächtigen Schutz — meine Geburt vermehrte ihr Glück; in meinem Daſein fanden ſie eine neue Quelle unausſprechlicher Freuden, ſie hatten alle Lockungen der Welt, alle Schätze des Orients im Genuſſe des einen, höchſten Schazes vergeſſen, den ihnen Natur und Liebe gewährten. Zwei Jahre waren auf dieſe Weiſe vorübergegangen, nichts ſchien ihren Frieden mehr ſtören, nichts den heitern Himmel ihrer Lebenstage mehr trüben zu können — da nahte ſich im Anfang des dritten Jahres eines Morgens ein Greis der Hütte meiner Eltern, ſie um eine fromme Gabe anflehend, indem er, wie er ſagte, ſchon mehrere Tage ohne Nahrung herumgewandert, und erſt heute in dieſe einſame Gegend gekommen ſei.

Zoraide nahm ihn liebreich auf, führte ihn ſogleich in das Haus, und reichte ihm alles, was er zu ſeiner Erquickung bedurfte; kaum aber befand er ſich im Inneren der Wohnung, als ſeine Geſtalt ſich plötzlich in diejenige eines ſchwarzen Magiers verwandelte, welcher zürnend vor die Beiden, ihn beſtürzt Anſtarrenden, trat, und alſo ſprach: „Ihr ſeid entdeckt, Pflichtvergeſſene! die ihr euch dem Zorn eurer Väter, und der Rache des Propheten zu entziehen gedachtet! empfanget jetzt eure Strafe, und büßet, fern von dieſem Sohne der Sünde, eure ſchwere, unaustilgbare Schuld!“

Bei dieſen Worten verfinſterte ſich der Himmel, eine dunkle Wolke ſenkte ſich herab, alles um uns her ſchien in Nacht gehüllt — die Sinne vergingen mir, und als ich wieder erwachte, waren meine geliebten Eltern verſchwunden — ſtatt ihrer ſaß ein alter, ehrwürdiger Derwiſch an meinem Lager, deſſen ſanften Worten und väterlicher Fürſorge es endlich auch gelang, mich zu tröſten, und mich meinen Verluſt nach und nach vergeſſen zu lehren.

Ich mochte ungefähr das achtzehnte Jahr erreicht haben, als mein Pflegevater mich eines Tages vor ſein Lager beſchied und folgendermaßen anredete: „Nurredin! ich fühle es, die Zeit, welche der große Prophet mir beſtimmte, auf dieſer Erde zu wallen iſt verfloſſen — bald erhebt ſich mein Geiſt in die Gefilde des Paradieſes, und wird genießen die Wonne der Seligen — Du aber, Sohn Haſſan al Melek's, vernimm zuvor das Schickſal deiner unglücklichen Eltern, auf daß Du eilen mögeſt ſie zu retten und zu rächen!“ — Er erzählte mir hierauf bis zur Erſcheinung des Magiers alles, was Ihr bereits wiſſet, und fuhr dann fort:

„Die Flucht Haſſans und Zoraidens erweckte den Zorn der beiden Väter zwar in hohem Grade — allein, nichts glich der Wuth Amurad's des Stolzen — welcher außer dem Schmerz ſich ſelbſt die Blume der Schönheit entriſſen zu ſehen, dieſelbe auch noch in dem Beſitz des früher nie geachteten, nun aber doppelt verhaßten Bruders wiſſen mußte; — er nannte ihn einen Räuber ſeines Eigenthums — ſchwur beim Barte des Propheten ihn aufzuſuchen, wo er auch ſei, und verließ kurze Zeit darauf Balſora, um ſein Vorhaben auszuführen.

Es wurde ihm indeſſen nicht ſo leicht, wie er geglaubt hatte, die Spur der Entflohenen zu finden — ſchon irrte er Mondenlang umher, ohne daß ihm die kleinſte Kunde von ihnen geworden wäre — da nahte er ſich eines Abends einem großen, dichten Walde, der unabſehbar vor ihm ausgebreitet lag, deſſen tief dunkle Schatten jedoch den Jüngling freundlich einzuladen ſchienen — Ohne ſich zu bedenken betrat er denſelben, gleichviel, wann er enden, oder wohin er ihn führen werde — und war ſchon eine ziemliche Strecke Weges hindurch gewandelt, als ein ſeltſames Geräuſch ihn aufmerkſam machte, und plötzlich das wunderbarſte Schauſpiel vor ſeinen Augen ſtand. — Ein Storch von ungewöhnlicher Größe, ſchien nämlich eifrig mit einer ſcheußlichen Kröte zu kämpfen, welche er vergebens mit ſeinem Schnabel zu erreichen und zu verſchlingen ſuchte; — dem Streite zuſehend, glaubte Amurad den Storch bald als Sieger betrachten zu dürfen, allein ſo oft er der Kröte nahe kam, ſpritzte das Unthier ein Gift von ſich, welches wie Feuerfunken leuchtete, und ihn immer wieder zurückſcheuchte. — Dabei hörte Amurad ein gellendes Pfeifen und Ziſchen, das faſt wie Hohn klang — ſah, daß die Anfälle des Storches immer ſchwächer wurden, und fühlte ſich unwillkührlich getrieben, dieſem beizuſtehen, raſch zog er daher ſein Schwert, näherte ſich den Kämpfenden, und ſpaltete die Kröte mit einem Hiebe mitten von einander. In dieſem Augenblick entſtand ein fürchterlicher Knall, dicke Finſterniß umgab ihn — und er ſtürzte bewußtlos zu Boden.

Als er die Augen wieder aufſchlug, ſah er ſich zu ſeiner Verwunderung auf einem weichen Lager ruhen — das Gemach, in welchem er ſich befand, war einfach, aber koſtbar verziert — mehrere Sclaven ſchienen zu ſeiner Pflege bereit, nur den Moment ſeines Erwachens erwartet zu haben — denn ſie verſchwanden, ſo wie er ſich erhob, und gleich darauf trat ein Greis zu ihm ein, deſſen hohe, edle Geſtalt ſowohl, als die ernſten, ausdrucksvollen Züge ſeines Geſichtes Ehrfurcht und Bewunderung einflößen mußten.

Er näherte ſich dem ſtaunenden Amurad und ſprach: „Sohn Abu Melek's, ich komme dir zu danken! Du haſt mich, obwohl unwiſſend aus großer Gefahr und von meiner ärgſten Feindinn befreit! — wiſſe, ich bin Abul-Abens Bekar, deſſen Macht das Reich der Geiſter unterworfen iſt, — einmal im Jahre muß ich jedoch die Geſtalt irgend eines Thieres, und mit dieſem zugleich auch die Sterblichkeit desſelben annehmen! dieſer Fall trat geſtern ein, als Morgana, meine größte Widerſacherinn — ſich gleich mir in dem Zuſtand der Verwandlung befindend — durch Allah's Fügung in meine Nähe kam. — Unſere gegenſeitige Erbitterung führte ſogleich den heftigſten Streit herbei — allein, ich würde dem giftigen Feuer der Verläumdung, welches ſie unausgeſetzt von ſich ſprühte, endlich unterlegen ſein — wenn dein Schwertſtreich ſie nicht getödtet, mich dadurch befreit und deßhalb zu ewigem Dank verpflichtet hätte!“

Der Greis ſchwieg: Amurad, von Ehrfurcht durchdrungen, wollte ſich dem mächtigen Beherrſcher des Geiſterreiches zu Füßen werfen, allein er verhinderte es, und fuhr fort: „Nicht alſo, mein Sohn, du biſt mein Retter, und als ſolchem ziemt dir dieſe Stellung nicht! — auch wird deine That nicht unvergolten bleiben, wünſche, fordere, alles was du verlangſt, ſei dir gewährt, meine ganze Macht will ich aufbieten, dich zu beglücken — das ſchwör ich dir bei Salomons heiligem Siegel, und meinem eigenen, durch dich geretteten Haupte!“

Dieſe Worte verſetzten Amurad in das höchſte Entzücken, er ſah ſich jetzt plötzlich am Ziel ſeiner heißeſten Wünſche, denn was konnte ihn mehr beglücken, was ſeine kühnſten Hoffnungen glänzender erfüllen, als der Gedanke, die bisher ſo fruchtlos geſuchten, ſo raſtlos verfolgten Flüchtlinge, nun bald in ſeiner Gewalt zu wiſſen?! — er warf ſich daher ſeinem neuen Beſchützer noch einmal zu Füßen, erzählte ihm ſeine ganze Geſchichte, und erbat ſich endlich als einzigen Lohn des ihm geleiſteten Dienſtes, die Beſtrafung Haſſans, und Zoraidens Beſitz.

Der Greis ſah ihn, nachdem er geendet hatte, lange ſchweigend an; dunkle Wolken trübten ſeine Stirne, endlich gab er dem Knieenden einen Wink ſich zu erheben, und ſprach: „Du verlangeſt mehr, als ich gewähren kann! zwar verdienen Haſſan und Zoraide Strafe für ihre eigenmächtige Flucht, allein, die Deinige kann ſie niemals werden, denn Allah ſelbſt hat ihren Bund geſegnet!“

„Wie“? rief Amurad zornglühend aus — „iſt das deine Macht? hältſt du ſo deinen Schwur?“

„Ich halte ihn, thörichter Jüngling“, erwiederte der Greis, „ich halte ihn, ſo weit ich es vermag! — Die Opfer deiner Rache ſollen ihrer glücklichen Verborgenheit entriſſen, ſollen von einander getrennt werden, jahrelang ihrer Freiheit beraubt, in den engen Mauern eines Kerkers ſchmachten, und den Propheten um Erlöſung anflehen — ich ſelbſt will ſie bewachen, und ſo mein allzuſchnell gegebenes Wort erfüllen, allein mehr vermag ich nicht, denn es iſt beſchloſſen in den Sternen, daß ihnen dereinſt in ihrem Sohne ein Retter werden, der ſie von ihren Leiden befreien ſoll.“

Amurad, ſo heiß er auch Zoraidens Beſitz wünſchte, ſo heftig er in den Magier drang, ihm denſelben durch ſeine Macht zu verſchaffen, mußte ſich doch zuletzt dem un-

unabänderlichen Schickſal fügen — er ſchied endlich, zufrieden mit dem Bewußtſein, mindeſtens vor der Hand ſeine Rache befriedigt, und das Glück der Liebenden auf lange Zeit zerſtört zu haben. — Der Magier hielt Wort; er entführte meine unglücklichen Eltern, wie ihr bereits wiſſet, und ſperrte ſie, von einander geſchieden, in einen unzugänglichen, auf einem ſteilen Felſen von Geiſter-Händen erbauten Thurm; aber er gedachte auch meiner, denn er ſandte nämlich jenen ehrwürdigen Derwiſch zu meiner Pflege und Erziehung, — von ihm ſollte ich dereinſt das Schickſal Haſſan's und Zoraiden's, ſo wie das einzige Mittel zu ihrer Erlöſung erfahren.

So weit hatte mein Pflegevater erzählt, als ſeine Schwäche ſichtbar zunahm, und er mit ſterbender Stimme nur noch die Worte hinzufügen konnte: „Du weißt nun alles mein Sohn! — ſobald meine Seele entflohen iſt, gib dieſe irdiſche Hülle dem mütterlichen Schooße der Erde zurück; du ſelbſt aber wandere alsdann von Land zu Land, die Perle des Orients zu ſuchen, nur ſie allein bahnt dir den Weg zum Zauberthurm, nur ihre Macht öffnet ſeine Thore, nur durch ihren Beſitz erhalten deine Eltern die Freiheit, du ſelbſt aber ein neues, überſchwenglich hohes Glück! Nimm dieſen Ring, er enthält einen Talisman, welcher Dir dieſes unſchätzbare Kleinod erwerben wird, wenn du ihn zu rechter Zeit zu gebrauchen verſtehſt; — aber hüte Dich, fuhr der Sterbende fort, vor deinen beiden Oheimen, Amurad dem Stolzen, und Sindab dem Heuchler, ſie wiſſen, daß die Zeit jetzt gekommen iſt, in welcher Du fortziehen mußt, deine Eltern zu befreien, und werden alles aufbieten, dich daran zu verhindern; hülle dich in das Gewand der Armuth, — verbirg dich ihren Blicken, und nimm deinen Weg — hier ſank mein Pflegevater zurück, der Tod hatte ihn überraſcht, eh' er vollenden konnte. — Jammernd ſtand ich bald nachher an dem Grabe meines einzigen Freundes, ohne Rath, ohne Stütze, einer Welt voll Wunder entgegen ſchauend, die ich betreten, Abenteuer erwartend, die ich beſtehen ſollte, ohne zu wiſſen, welchen Weg ich nehmen müſſe? wo die Perle des Orients zu finden, und woran ſie zu erkennen ſei?

Monden ſind vergangen ſeit ich meine Heimat verließ, raſtlos durchſtreifte ich ſeitdem die Gegend, forſchte unermüdet nach dem verheißenen Kleinod, allein vergebens, kein Sterblicher vermochte mir bis jetzt die kleinſte Spur davon zu entdecken, kein weiſer Derwiſch die geringſte Kunde zu ertheilen, birgt es der Kaukaſus in ſeinen unterirdiſchen Höhlen, wälzen die Fluten des Tigris ſich darüber hinweg, ich weiß es nicht! leer bleibt mein ausgeworfenes Netz, und immer hoffnungsloſer wird mein Herz, daß ich das heiß erſehnte Ziel jemals erreiche. — Nur mit Mühe entging ich ſeither den Nachſtellungen meiner Oheime; ſelbſt bis nach Bagdad dringen ihre Verfolgungen, wo doch das Auge Harun Al-Raſchid's, des mächtigen Beherrſchers der Gläubigen über Recht und Gerechtigkeit wacht! — wäre ich nicht der niedrigſte ſeiner Sclaven, dürfte ich es wagen, die Sonne ſeines Angeſichtes zu ſchauen, ſo würde ich mich vor ſeinem Throne niederwerfen, und um ſeinen Schutz flehen. — Ihr wiſſet nun meine Geſchichte, kennet die Urſache meiner Klagen, und werdet dem unglücklichen Sohne bedauernswerther Eltern euer Mitleid nicht verſagen."

Der Erzähler ſchwieg, indem er einen tiefen Seufzer ausſtieß, und ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckte; — der jüngere Armenier erhob ſich hingegen jetzt räſch, dankte dem Derwiſch für ſeine Mittheilung, reichte ihm einen koſtbaren Ring und ſprach: „Sobald die Strahlen der Sonne am morgenden Tage die Kuppel der großen Moſchee erleuchten, begib dich nach dem Pallaſt des Kaliſen, zeige daſelbſt dieſen Ring, und erwarte alsdann ruhig die Folgen — ich ſchwöre dir beim Worte des Propheten, ſie ſollen dich nicht gereuen!" — Nach dieſen Worten entfernten ſich die beiden Armenier ſo ſchnell, daß ſie aus Nurredins Augen verſchwunden waren, ehe der Überraſchte begreifen konnte, wie ihm geſchah? er befühlte ſich, ob er wache? betrachtete den Ring, und verſank endlich wieder in ein trübes Nachdenken, bis der Schlaf ihn ereilte, und für kurze Zeit von ſeinen Leiden befreite.

Harun Al-Raſchid, der mächtige Beherrſcher der Gläubigen hatte ſeinen Thron bereits beſtiegen; ihm zur Rechten ſtand ſein Großvezier, Giaffar der Barmecide, zur linken Meſrur, der Oberſte der Verſchnittenen, eine lange Reihe von Höflingen ſchloß ſich zu beiden Seiten an ſeine an. Hunderte von Bittenden füllten die weiten Räume des prachtvoll geſchmückten Saales, welche theils die Gnade, theils den weiſen Richterſpruch des erhabenen Califen; erflehten — Schon hatte er die Klagenden gehört, Recht und Unrecht gewogen, den Schuldigen beſtraft, und des Geſetzes heilige Worte verkündet, als man einen jungen Derwiſch vor ſeinen Thron führte, welcher ſich ſogleich an den Stufen deſſelben niederwarf, und mit der Stirne den Beden berührend, die Befehle des Beherrſchers der Gläubigen zu erwarten ſchien.

Harun Al = Raſchid blickte lächelnd auf ihn herab, endlich ſprach er: „Nurredin! Sohn Haſſan Al=Meleks und der ſchönen Zoraide, was der unbekannte Armenier dir in vergangener Nacht verſprach, wird der Kalife dir halten; ziehe hinfort ruhig des Weges, welchen dein Schickſal dir zu wandeln beſtimmte, ſuche die Perle des Orients, deren Beſitz dir verheißen ward, damit aber deine Oheime dich nicht hindern mögen, ſo nimm hier dieſen Firman, er wird dich vor ihren Verfolgungen ſchützen, denn wo du ihn auch zeigen magſt, iſt jeder meiner Unterthanen verpflichtet, dir beizuſtehen, wenn Gefahr dir drohen ſollte, diejenigen aber, welche ihm nicht Folge leiſten, meinem Richterſtuhl zu überliefern!“

Nurredin erhob ſich, wollte danken, allein ſeine Beſtürzung ließ ihn vergebens nach Worten ſuchen, als er aufblickend in den beiden Armeniern denen er ſeine Geſchichte erzählt hatte, Harun Al = Raſchid den Beherrſcher der Gläubigen und ſeinen Großvezier, Giaffar den Barmeciden erkannte.

Der Calif entließ ihn hierauf mit freundlichen Worten; machte es ihm jedoch zur Pflicht, wieder vor ſeinem Throne zu erſcheinen, ſobald er ſein Ziel erreicht, und die Perle des Orients gefunden haben werde. — Nurredin verließ Bagdads Mauern, nicht ohne ein neu erwachtes Gefühl froher Hoffnung, welches die unerwartete Gnade des Kalifen in ihm hervor rief. — Er wandelte längs den Ufern des Tigris, durchforſchte jede Hütte, ſuchte jeden Greis auf, den man ihm als Weiſen ſchilderte, ließ ſich oft verhöhnen, noch öfter einen tollen Träumer ſchelten, und ſank endlich, nach einer Reiſe von vielen, vielen Tagen, mit wunden Füßen und bis zum Tode erſchöpft, unfern einer großen Felſenhöhle nieder, welche zu erreichen nicht mehr in ſeinen Kräften ſtand.

Es war Nacht, als er aus ſeiner tiefen, Ohnmacht ähnlichen Betäubung erwachte; der helle Schein einer Fackel blendete ſeine Augen, verwundert blickte er umher, und erkannte bald, daß er ſich im Innern der Höhle auf einem Lager von Moos befinde, wohin ihn irgend ein mitleidiges Weſen gebracht haben müſſe, — da trat ein Greis vor ihn hin, deſſen ſilberweißer, bis zum Gürtel herabhängender Bart, ſo wie die tief gefurchten, Ehrfurcht erweckenden Züge ſeines Angeſichtes auf ein weit mehr als hundertjähriges Alter ſchließen ließen.

Nurredin wollte aufſpringen, allein der Alte hielt ihn zurück und ſprach: „Sei mir gegrüßt, Sohn Haſſan Al-Meleks! ich harre deiner lange ſchon — ruhe aus von den Beſchwerden der Reiſe, dein Weg war weit und mühevoll? — aber nur kurze Friſt iſt dir vergönnt, darum ſammle die Kraft, ihn muthig fortzuſetzen, bis Allah's Wille dich zum Ziele führt.“

„So kennſt Du mich? rief Nurredin ſtaunend aus, indem er die wunderbare Erſcheinung anſtarrte.

„Ich kenne dich und dein Geſchick!“ erwiederte der Greis, „für jetzt aber forſche nicht weiter, genieße was ich dir biete, ſtärke den ermatteten Körper durch einen ſanften Schlaf, und vernimm alsdann, was mir, dir zu verkünden erlaubt iſt!“

Nurredin gehorchte; der Alte reichte ihm Speiſe und

Trank, bald darauf ſchlummerte er aufs neue ein, und erwachte erſt, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand, und die wilde Felſengegend mit ihren Strahlen freundlich beleuchtete.

Der Greis ſaß bereits an ſeinem Lager; Nurredin, nur von einem einzigen Gedanken erfüllt, beſchwor ihn nun ſogleich, ihm das Räthſel ſeines dunkeln Geſchickes zu löſen, den Gebrauch des Ringes zu erklären, und den Ort zu nennen, wo die Perle des Orients zu finden ſei?

Der Alte entgegnete ſanft: „Mein Sohn, verlange nicht mehr zu wiſſen, als Allahs Wille mir zu ſagen erlaubt! Du biſt auf dem Wege zu deinem Ziel! — wandle Nordwärts über die Felſenkette, aber laß dich nicht zurückſchrecken, wenn der Pfad immer rauher, immer beſchwerlicher wird, ich weiß, nur wenig Sterbliche haben ihn bis jetzt betreten, laß dich nicht verführen durch üppig blühende Thäler, welche dich ablocken, und zur Ruhe einladen werden, denn haſt du ihn einmal verloren, ſo findeſt du ihn nimmer, nimmer wieder! — wiſſe, du ſelbſt, du allein mußt die Perle des Orients ſuchen, den Zauber löſen, und deine Eltern befreien, alſo ſteht es im Buche des Schickſals, darum ziehe hin, bleibe ſtandhaft, bleibe muthig, und erwarte von Allah's Gnade deinen Lohn!“

Nach dieſen Worten war der Greis plötzlich aus Nurredin's Augen verſchwunden, er ſtarrte ihm lange verwundert nach, endlich aber ermannte er ſich, flehte den Propheten um ſeinen Schutz an, und betrat den ihm bezeichneten Weg mit frommer Ergebung, und gläubigem, neu erwachten Muth. — Viele Tage war der unermüdete Wanderer nun ſchon auf ſeinem, faſt endlos ſcheinenden Pfade über das Gebirge fortgezogen, hatte mit Gefahren mancher Art, mit Hunger und Durſt, oft auch mit der heißen Sehnſucht nach kurzer Ruhe in einem jener ihm aus der Ferne verführeriſch winkenden Thäler gekämpft, und noch immer ſah er ſich nicht am Ziel, noch immer zeigte ihm jeder neue Morgen einen neuen, noch mühſameren Weg, wilde Wurzeln dienten ihm zur Nahrung, das Waſſer hie und da aufſprudelnder Quellen zum Trank, ſchon waren ſeine Kräfte wie damals erſchöpft, ſchon fühlte er in dem völlig ermatteten Körper die Unmöglichkeit, weiter wandern zu können, ſchon hatte er ſich in ſein Schickſal ergeben, beſchloß irgend eine Höhle zu ſuchen, und daſelbſt den Tod ruhig zu erwarten, — als er am Abend eben des Tages, den er für ſeinen letzten hielt, bemerkte, daß der Felſenpfad ſich plötzlich abwärts ſenkte, ſo unbegreiflich ihm das auch erſcheinen mußte, da das Gebirge noch höher und ſteiler als bisher, vor ihm ausgebreitet lag.

Nurredin verfolgte jedoch den eingeſchlagenen Pfad, den letzten Reſt ſeiner geſunkenen Kraft anwendend um zu erfahren wohin er ihn leiten werde.

Mit ſchwankenden Schritten, oft genöthigt auszuruhen, gelangte er endlich an eine Biegung des Felſens, und erblickte plötzlich ein kleines, von ſteilen Gebirgen eng eingeſchloſſenes Thal, deſſen Mittelpunct ein See zu bilden ſchien. Überraſcht, jedoch mit neuer Hoffnung erfüllt, eilte Nurredin ſo ſchnell es ſein ermatteter Körper vermochte, das Thal noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. — Es gelang ihm, wie wohl mit höchſter Anſtrengung, er ſah ſich bald in dem Schatten rieſenhafter

Bäume gehüllt, ſtand an dem Ufer des ſpiegelglatten Sees, und fand endlich ſogar eine kleine Hütte, deren gutmüthiger Bewohner ihn zwar mit Verwunderung betrachtete, jedoch gaſtfreundlich aufnahm, und dem willkommenen Fremdling ein reinliches Lager bereitete.

Als er am folgenden Morgen erwachte, ſah er ſeinen Wirth ſchon vor der Hütte beſchäftigt, Netze auszubeſſern, er trat zu ihm hinaus, begrüßte ihn freundlich, und wollte eben ein trauliches Geſpräch mit ihm beginnen, da, beim hellen Licht des Tages gewahrte er erſt den finſteren Ernſt, mit welchem der, freilich ſchon hochbejahrte Mann, ſein Geſchäft betrieb; die tiefen Falten, die auf ſeiner Stirne lagen, und ſchloß daraus, daß ein ſchwerer Kummer ſein Herz belaſten müſſe? vom Mitgefühl durchdrungen, wußte er ihn jedoch durch ſein offenes, theilnehmendes Weſen bald ſo ſehr zu gewinnen, daß er Vertrauen zu ihm faßte, und endlich anhob: „Das Schickſal, welches dich, o Fremdling, an dieſen Ort geführt hat, kann unmöglich ſeltſamer ſein, als das Meinige; höre daher meine Geſchichte, und überzeuge dich ſpäter ſelbſt von der Wahrheit meiner Ausſage.“

„In einem kleinen, dicht am Ufer des Tigris gelegenen Dorfe ward ich geboren; mein Vater, ein ehrlicher Fiſcher, erzog mich zu ſeinem Handwerk; bald kannte ich keinen größeren Genuß, als den, die Wellen mit meinem Kahne zu durchſchneiden, meine Netze auszuwerfen, und am Abend die gemachte Beute jubelnd heimzutragen. — Ungefähr in meinem achtzehnten Jahre beſchloß mein Vater, um ſeines Nachbars Tochter für mich zu werben; die ſchöne Zetulbe ward auch [illegible] nachher mein Weib, ich fühlte mich unausſprechlich glücklich in ihrem Beſitz, und beneibete ſelbſt den Califen nicht auf ſeinem Thron; da brach plötzlich eine verheerende Krankheit aus; was fliehen konnte, ſuchte in einer andern Gegend Schutz vor der peſtartigen Seuche; auch ich verließ mit dem geliebten Weibe meinen Geburtsort, nachdem unſere Eltern bereits die Opfer jenes Uebels geworden waren, und gelangte endlich, nach tauſend überſtandenen Mühſeligkeiten, gleichſam von einer höheren Macht geleitet, hieher, woſelbſt ich zu bleiben, und mir eine kleine Hütte zu erbauen, beſchloß.

Wir gewöhnten uns bald an unſeren nunmehrigen Aufenthalt; der See hier gewährte uns hinreichende Nahrung, wir lebten glücklich und zufrieden; da zog eines Tages ein ſo furchtbar ſchweres Ungewitter herauf, daß wir dem Ausbruch deſſelben bebend entgegen ſahen, und uns im fernſten Winkel unſerer Wohnung ſchüchtern davor verbargen. — Es war eines der ſchrecklichſten, das ich jemals erlebte! wir glaubten, Allah wolle in ſeinem Zorn die ganze Erde vernichten, erſt gegen Abend ließ es etwas nach, und ſo wagte ich es denn endlich, die Hütte zu verlaſſen, um zu ſehen, welche Verheerungen es etwa angerichtet haben möge? ich fand, daß der See aus ſeinem Ufer getreten, allein ſchon wieder im Begriff zu fallen war, eilte näher hinzu, und erblickte ein Wunder, wie ich es noch jetzt kaum zu faſſen, mir ſelbſt kaum zu glauben vermag.

Umgeben von dichtem, hoch aufgeſchoſſenen Schilf und gleichſam von ihm gehalten, ſchwebte eine ungeheuer große, wie Silber leuchtende Muſchel in deſſen Mitte, worin ein Kind von ſo bezaubernder Schönheit zu ſchlummern ſchien, daß ich ſtarr vor Erſtaunen, meinen eigenen Sinnen mißtrauend, wie angefeſſelt ſtehen blieb, und im

Anſchauen des himmliſchen Weſens mich ſelbſt und die ganze Welt um mich her vergaß.

Endlich ermannte ich mich, flog in die Hütte, rief mein Weib und eilte mit ihr an's Ufer zurück, der Zweifelnden das Wunder zu zeigen, — wir beſchloſſen ſogleich dem Willen Allahs, welcher dieß Kind ſichtlich unſerer Pflege vertraute, zu gehorchen,. — Ich löſte hierauf die Muſchel ſo vorſichtig als möglich aus dem Schilfe, trug ſie mit Zetulbens Hilfe in unſere Wohnung; — und hier ſahen wir nun Beide dem Augenblick, in welchem das noch immer ſchlummernde Kint erwachen werde, mit Sehnſucht entgegen.

Allein Stunde an Stunde zerrann — wir harrten vergebens! — Tage und Wochen ſchwanden vorüber — des Kindes Augen öffneten ſich nicht! — Wir ſahen, daß es lebte, ſahen ſogar, daß es in dem Zeitraume eines Jahres bedeutend gewachſen war; — allein alle Verſuche, es aus ſeinem Schlummer zu erwecken, blieben eben ſo fruchtlos, als wir uns umſonſt bemühten, es aus der Muſchel zu nehmen, die wunderbarer Weiſe mit dem Wachsthum des Kindes gleichfalls an Größe zunahm.

Da ich nun durchaus nicht wußte, was mit dem lebendig todten Weſen anzufangen ſei, ſo ergab ich mich endlich in den Willen des Propheten — enthielt mich ferner alles Sinnens und Grübelns, wohl bedenkend, dieſer werde ſchon zu rechter Zeit das Räthſel löſen. — Mein armes Weib aber ward ein Opfer ihrer gränzenloſen Neugierde; ſie konnte nicht begreifen, wie man leben und fortwährend ſchlafen, mit lächelndem, halb geöffnetem Munde daliegen, und doch nicht ſprechen könne! — Jeder neue, mißlungene Verſuch vermehrte ihre Pein, ſie verzehrte ſich ſichtbar, und bald entriß mir der Tod die treue Gefährtinn, die nun wohl längſt ſchon im Paradieſe wandelnd das Geheimniß ergründet hat, das ihr hienieden ſo vielen Kummer bereitete.

Viele Jahre ſind ſeitdem vorüber gegangen. Das ſchlummernde Kind iſt zur Jungfrau geworden; ich aber bin einſam in der Welt, bin gleichſam der trauernde Wächter am Grabmal einer Todten. Deine Erſcheinung, Fremdling, iſt der einzige Lichtpunct in meiner langen, trüben Nacht; urtheile daher, wie gern ich dir meine Hütte zum Obdach bot, und wie ſehr ich wünſche, daß du ſie nimmer verlaſſen möchteſt.“

Der alte Fiſcher ſchwieg; Nurredin, welcher mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört hatte, bezeigte ihm jetzt ſeine Verwunderung, drang aber auch mit Bitten in ihn, die ſeltſame Schläferinn ſehen zu dürfen; dieſer willigte ein, und führte ihn, nachdem er ſeine Arbeit beendigt hatte, in ein beſonderes Gemach der Hütte, — woſelbſt das ſchöne Räthſel ſeiner Auflöſung zu harren ſchien. — Kaum eingetreten ſtand Nurredin lautlos, ohne Athem, beim Anblick des hier ruhenden, faſt überirdiſchen Weſens. Eine Welt voll nie gekannter Empfindungen erfüllte ſeine Bruſt; betäubt, verwirrt, ſeiner ſelbſt nicht mächtig, warf er ſich endlich vor ihrem Lager nieder und fand nun erſt Worte, dem Sturm in ſeinem Innern Luft zu machen.

„Sonne der Schönheit!“ rief er aus, „Licht dieſer Erde! öffne deine himmliſchen Augen! bewege die Lippen, die den Purpur beſchämen, laß uns hören, von wo du gekommen biſt und wer dich geſendet hat? — Sieh hier deinen Sclaven, nimmer vermag er von dir zu weichen, nimmer zu laſſen von deinem Anblick, und müßte er auch vergehen in endloſer Sehnſucht und tödtlichem Schmerz."

Nurredin fuhr noch lange fort, die Schlummernde auf dieſe Weiſe zu beſchwören, daß ſie erwachen, daß ſie in's Leben zurückkehren möge. Seine Worte waren umſonſt. Eben ſo vergebens verſuchte es aber auch der alte Fiſcher den Jüngling wieder von dieſem Orte zu entfernen; er hörte weder Bitten noch Vorſtellungen, hatte nur Augen für den Gegenſtand ſeiner glühenden Liebe, und ſchwor, eher ſterben als von hier ſcheiden zu wollen.

Mehrere Tage waren bereits vorüber. Nurredins Leidenſchaft wurde zur verzehrenden Flamme; — taub für alles Zureden ſeines Wirthes, beinah ohne Nahrung und Schlaf, bewachte er die Schlummernde wie der treueſte ihrer Hüter, hing mit unverwandten Blicken an ihren reizenden Zügen, und ſandte die heißeſten Gebete zum Throne Allahs, daß er ihre Augen öffnen, ihrem Munde die Sprache verleihen möge. — So fand ihn der Morgen des ſiebenten Tages. Erſchöpft von den Kämpfen in ſeinem Innern, ohne Hoffnung, jemals erhört zu werden, der Verzweiflung hingegeben, warf er ſich abermals vor dem Lager der Geliebten nieder, rang die Hände, und flehte um den Tod. Da fühlte er plötzlich den Ring an ſeinem Finger, gleich einem Blitzſtrahl durchzuckte ihn der Gedanke, deſſen Kraft zu erproben — er zog ihn ab — berührte mit dem Talisman ihre geſchloſſenen Augen, und — o Wunder! ſie öffneten ſich dem Licht, der ſchöne Körper richtete ſich auf, ein himmliſches Lächeln verklärte das reizende Antlitz; — der Name Nurredin entfloh den purpurnen Lippen, — und mit dem Ausruf: „Perle des Orients, du biſt gefunden!" ſtürzte der Glückliche zu ihren Füßen.

Wieder hatte Harun Al-Raſchid, der Beherrſcher der Gläubigen, ſeinen Thron beſtiegen; wieder ſaß er, umgeben von den Großen ſeines Reiches, um zu richten über Recht und Unrecht; da wurden ihm vier Fremde gemeldet, welche gekommen ſeien, die Sonne ſeines Antlitzes zu ſchauen, und eine heilige Pflicht zu erfüllen. — Er gebot, ſie vor ihn zu führen. — Zwei tief verſchleierte Frauen, welche von zwei Männern begleitet wurden, traten hierauf aus der Menge, warfen ſich an den Stufen des Thrones nieder, berührten die Erde, und der Jüngere von ihnen begann:

„Beherrſcher der Gläubigen! Liebling des göttlichen Propheten! Licht der Welt! Deine Gnade hat vor ungefähr einem Jahre den unwürdigſten deiner Sclaven beglückt! Du haſt ſeinen Klagen dein Ohr geöffnet, dem Verfolgten deinen mächtigen Schutz gewährt, und ihn mit neuen Hoffnungen erfüllt; — würdige ihn nun auch, das Ende ſeiner wunderbaren Abenteuer zu hören, und preiſe mit ihm Allahs unerforſchliche Fügungen, ſo wie ſeine unendliche Macht!"

Der Calife, welcher in dem Sprechenden alſobald Nureddin, den Sohn Haſſan Al-Meleks und der ſchönen Zoraide erkannte, winkte ihm, ſich zu erheben, indem er ihn mit freundlichen Worten ſeiner Aufmerkſamkeit verſicherte. Dieſer erzählte hierauf Alles, was ihm nach ſeiner Entfernung von Bagdad bis zu dem Augenblick begegnet war, in welchem die Schlummernde erwachte, und fuhr dann fort: „Je ſeliger ich mich von nun an fühlte, je ſchneller trieb der Wunſch, meine unglücklichen Eltern zu befreien, mich von hinnen! — Amanda ſelbſt drang auf unſere ſchleunige Entfernung, längſt hatte ſich ihr während ihres zauberiſchen Schlafes die Gegend, woſelbſt Haſſan und Zoraide weilten, ſo wie der Weg, den wir dahin zu nehmen hatten, gezeigt — wir verließen daher die Hütte nicht ohne ſchmerzlichen Abſchied von ihrem alten Bewohner, zogen raſtlos weiter, und fanden uns eines Tages, nach mancher überſtandener Gefahr, an dem heißerſehnten Ziele.

Ein dunkles, von rieſengroßen Bäumen beſchattetes Thal nahm uns auf. Schroff und ſteil ſtieg von hier aus der ungeheure Felſen in die Höhe, auf deſſen äußerſter Spitze, dem Auge kaum bemerkbar, der Thurm erbaut war, welcher die Gefangenen bewahrte. — Es ſchien unmöglich, den pfadloſen Weg betreten, unmöglich, ohne die Flügel des Adlers den Gipfel erreichen zu können! Verzweifelnd blickte ich empor, und ſuchte vergebens einen Fußbreit Raum, woſelbſt man im Hinaufſteigen verweilen könnte. Der ſpiegelglatte Felſen zeigte keinen hervorragenden Stein, kein Strauchwerk, keinen einzigen Stützpunct; ſchon gab ich alle meine Hoffnungen auf, ſchon glaubte ich das hohe Ziel vor Augen, in der Dunkelheit dieſes Thales verſchmachten zu müſſen. Da zog Amanda ein friſch blühendes Veilchen aus ihrem Buſen, reichte mir lächelnd die Hand, und betrat muthig den ſchrecklichen, bis jetzt noch keinem Sterblichen gangbaren Weg.

Mühſam, oft in Gefahr herabzuſtürzen, und beinahe jeden Schritt dem Felſen abzwingend, ſtiegen wir allmälig aufwärts. Amanda's Veilchen flößte Demuth, Geduld und Ausdauer in meine Bruſt; ſo erreichten wir endlich den Gipfel, ehe ich die Möglichkeit davon begreifen konnte, und ſtanden vor dem feſt verſchloſſenen Thurm, den die Dämonen der Schuld und der Rache bewachten. — Grimmig wüthend ſtellten dieſe beiden Ausgeburten des Abgrunds ſich uns jetzt entgegen, erhoben ihre furchtbaren Keulen, und drohten uns damit zu zerſchmettern. — Da hielt Amanda ihnen plötzlich eine Lilie entgegen; die Werkzeuge des Todes entſanken ihren Händen, ſie blieben unbeweglich ſtehen, und wir ſchritten durch die nun geöffnete Pforte in den innern Raum des wunderbaren Gebäudes.

Eine Thüre von ſchwarzem Ebenholz hemmte abermals unſern Weg; vor ihr hob ein ungeheurer Rieſe ſeinen mit Schlangen umwundenen Stab empor, ſchwang ihn in weiten Ringen um ſein Haupt, und ſchien jeden Augenblick einen faſt gänzlich zuſammengeſchrumpften Zwerg, der einen zerbrochenen Anker in Händen hielt, damit zerſchmettern zu wollen. Kaum nahten wir der Thüre, als der Rieſe uns zürnend entgegen trat, und uns den Eingang mit ſeinem ſchrecklichen Stabe zu verwehren ſuchte. Da flammte plötzlich ein Stern aus Amanda's Locken auf, ſeine Strahlen trafen den Wüthenden; er ſank zuſammen, und wir traten in ein hohes enges Gemach, welches von einem dicht daneben liegenden, ebenfalls nicht größeren Gewölbe, durch ein breites, eiſernes Gitterwerk getrennt ward, vor welchem zwei ungeheure Löwen Wache hielten.

Hier ſchmachteten Haſſan und Zoraide ſeit langen

Jahren, geſchieden und einander doch ſo nahe, durfte nicht einmal ihr gegenſeitiger Anblick ſie tröſten, denn jeder Verſuch, ſich ſehen zu wollen, würde ihnen das Leben gekoſtet haben. Ich ſtürzte in die Arme meines unglücklichen Vaters, gab mich ihm zu erkennen, und brachte ihm die Kunde ſeiner Befreiung; da zeigte er tief bewegt nach dem Gitter, welches Zoraide verbarg. Amanda aber warf in dieſem Augenblick das ſie verhüllende Oberkleid ab, ein hell ſchimmernder Gürtel, der ihren ſchönen Leib umſchloß, ward ſichtbar; ſeine Strahlen verbreiteten ein nie geſehenes, himmliſches Licht; wir ſtanden wie bezaubert. Schmeichelnd krochen die Löwen zu ihren Füßen; wie weiches Wachs bogen ſich die eiſernen Stäbe unter ihren Händen, und bald lag auch Zoraide in unſeren Armen, das Wunder anſtaunend, welches ſie dem Leben und der Liebe wiedergab.

Noch waren wir alle in Entzücken verſunken, noch konnten wir unſer Glück kaum begreifen, da ſtand auf einmal Aly-Eben-Bekar, der Magier, unter uns, wandte ſich zu meinen Eltern, und ſprach: „Ihr habt gebüßt! Allah iſt verſöhnt! Genießet ferner einen ungetrübten Frieden. — Eure Väter ſind nicht mehr; in dieſem Käſtchen findeſt du, Haſſan, aber mehr, als euer Erbe betragen würde. Suche keine Rache an deinen Brüdern, ſie ſind durch ſich ſelbſt beſtraft; ſeid glücklich, in Bagdad, wo unter Harun Al-Raſchids mächtigem Scepter die Weisheit herrſchet, und die Milde den Segen des Himmels verbreitet, erwartet euch euer Lohn!"

Der Magier verſchwand. In dieſem Augenblick fühlten wir uns von unſichtbaren Händen in die

Höhe gehoben; befanden uns nach kurzer Zeit in einer herrlich blühenden Ebene; erkannten in geringer Entfernung die ſilbernen Wellen des Tigris, Bagdads Mauern und die hoch emporragende, weithin leuchtende Kuppel der großen Moſchee.

Daß wir nicht ſäumten, uns vor dem Throne des Beherrſchers der Gläubigen niederzuwerfen, daß ich dir, o Herr, das Ende meiner Abenteuer zu erzählen eilte, wirſt du mir, dem geringſten deiner Sclaven, huldreich vergeben, und die Sonne deiner Gnade leuchten laſſen über unſer aller Haupt."

Nurredin ſchwieg; — tiefe Stille herrſchte unter den Anweſenden; ſelbſt Harun Al-Raſchid blieb einige Minuten in ernſtes Nachdenken verſunken. Endlich ſprach er: „Sohn Haſſan Al-Meleks, deine Geſchichte hat mich leſen laſſen im Buche des Schickſals, und vor mir aufgerollt den Vorhang des Lebens! — Haſſan und Zoraide verdienten Strafe, weil ſie, von Leidenſchaft geblendet, heimlich entflohen, und die Herzen ihrer Väter mit Kummer erfüllten. Ihr Sohn mußte durch Leiden mancher Art, durch Opfer und Gefahren, in welchen er jedoch der Tugend ſtets treu blieb, einen Theil ihrer Schuld mindern; aber der Muth allein führt nicht zum Ziel — nur das Veilchen der Demuth und Geduld konnte den unerſteiglichen Felſen erklimmen; nur die Lilie der Unſchuld, die Dämonen der Rache beſiegen; nur der Stern des Glaubens den Rieſen der Verzweiflung bezwingen, und den zerbrochenen Anker der Hoffnung aufs neue befeſtigen; — und endlich nur der Gürtel der Anmuth, das Eiſen jenes Gitters, ſo wie die Wuth ſeiner wilden Hüter ſchmelzen. — Bewahret das Kleinod, das Allah euch ſandte; möge jeder Sterbliche ſolche Tugenden erſtreben, ſie allein verſöhnen das Geſchick! — Weilet hier unter meinem Schutz, ihr Schwergeprüften; Amanda ſei meinem Volke ein Muſter und Vorbild, — denn wiſſet: Die wahre Perle des Orients — der Schmuck aller Länder auf Erden, iſt ein edles, ſchönes und tugendhaftes Weib!"

Louiſe B[illegible]

Titan.

Auf des Athos blauen Felſenſpitzen
Möcht' ich ſitzen,
Näher Himmel deines Zornes Blitzen,
Näher deines Segens mildem Thau!
Möchte heißer ſie umſchlungen halten
Die Gewalten,
Die mit Krachen unſre Felſen ſpalten,
Und die Fluren ſegnen mild und lau!
Auf des Lebensfluſſes trüben Krümmen
Muß ich ſchwimmen,
Wie des Zufalls Wogen mich beſtimmen,
Und der Himmel wölbt ſich fern und grau.

Einmal nur aus alle dem Gemeinen
Mög's erſcheinen,
Sollt' ich vor Entſetzen auch verſteinen!

Was die Seele, Ungeheures ahnend, hebt.
Einmal nur in dieſes Lebens Tagen,
Laßt mich's ſagen,
Wofür alle Pulſe meines Herzens ſchlagen,
Und ich habe mir genug gelebt!
Einmal möge mir den nimmerſatten Willen
Grundlos ſtillen,
Einmal dieſes Herz mit Götterrauſch erfüllen!
Und dann wirf den Fels, der mich begräbt!!

Franz v. Schober.

Hieronimus Cardanus.

Verſchloſſen in der Zelle
Cardanus düſter ſaß;
„Bald, rief er, wird es helle,
„Rinn' Sand im Stundenglas.

„Rinn' Leben mit dem Sande,
„Komm' Tod, ich bin bereit!
„Und ſtoß' mich von dem Strande
„In's Meer der Ewigkeit.

„Mir ſagten ja die Sterne,
„Die ich ſo oft gefragt,
„Daß in der Zeiten Ferne
„Mir nimmer Heil mehr tagt.

„Es log mir nie die Stimme
„Des Dämons, der ſtets klar,
„Für gute Zeit, wie ſchlimme
„Mein Seelenkünder war.

„Jetzt ſummet durch die Stube
„Sein Wort mir wie Geläut' —
„Hinab mit dir zur Grube,
„Cardanus! es iſt Zeit.

„Selbſt leg' dich auf die Bahre,
„Denn nichts als Schmach und Hohn
„Trägſt du in künft'ge Jahre
„Als Sieger nur davon.

„Ich folge deinem Mahnen,
„Du treuer Diener mein!
„Und zieh' zu ſel'gen Ahnen
„Als frommer Enkel ein.

„Nicht nahm ich Trank und Speiſe,
„Schloß feſt die Zelle zu,
„Und ſieh', zur Grabesreiſe
„Fehlt Muth mir nicht, noch Ruh'.

„Noch eh' durch bunte Scheiben
„Fällt ein das Morgenroth,
„Wird ſchon mein Schifflein treiben
„Aus dieſer Wellen Noth.

„Noch eh' die Schwalbe ziehet
„Um Futter für die Brut,
„Mein Geiſt die Erde fliehet,
„Mein letzter Pulsſchlag ruht.

„Dort auf dem Sims, ihr Bücher,
„Schwarz von der Lampe Rauch,
„Hüllt euch in Leichentücher,
„In Staub und Moder auch.

„Ihr Karten, Schmuck der Wände,
„Wer wird auf euch nun ſpäh'n,
„Verwaiſt wird in der Blende
„Der treue Globus ſteh'n.

„Du Horoſkop da drüben,
„Du Stern für Sterne mir,
„Wer wird wie ich dich lieben?
„Warſt meines Wiſſens Zier.

„Such' dir ein and'res Auge,
„Zur Rüſte meines geht,
„Das noch zum Leben tauge,
„Froh in die Sterne ſpäht.

„Phiolen und Retorten,
„Die ihr oft ſpät und früh
„So hülfreich mir geworden,
„Im Dienſt der Alchymie.

„Ruht aus auf lange Zeiten,
„Und faßt euch eine Hand,
„Euch auf die Glut zu leiten,
„Brecht hin in Staub und Sand.

„Zerfallt in loſe Theile,
„Ihr Werke mir zum Brauch,
„Du Bügel, Kamm und Feile,
„Es ſtirbt der Meiſter auch.

„Und ihr dort in den Ecken,
„Skelette, groß und klein,
„Bald wird die Erd' mich decken,
„Werd' bald euch ähnlich ſein.

„Mit ſorglich fleiß'gen Händen
„Zog ich euch auf am Drath,
„Und hing euch an den Wänden
„Zur Lehr' mir, früh und ſpat.

„Oft in der Nächte Stille,
„Wenn zwölf die Domuhr ſchlug,
„Hielt mich mein reger Wille
„Bei Pergament und Buch.

„Und wenn vertieft im Leſen
„Ich ſelber mich verlor,
„So iſt es mir geweſen,
„Als rißt ihr mich empor.

„Als hört' ich leiſe Töne,
„Die Worte dann: Komm' mit!
„Dann wieder Klaggeſtöhne,
„Und um mich Geiſtertritt.

„Und jetzt, horch! tönt es wieder,
„Die zwölfte Stunde ſchlägt,
„Sie regen ihre Glieder,
„Das hohle Auge frägt:

„Nun biſt du unſres Gleichen?
„Sie ſchweben von der Wand,
„Sie küſſen mich, und reichen
„Mir ihre Knochenhand.“

V. Lewe

Hieronimus Cardanus, zu Pavia 1501 geboren, gab vor, einen Dämon familiaris zu haben, hing mit unbeſchreiblicher Liebe an Aſtrologie, ſtellte ſich ſelbſt den Horoscop ſeines Lebens, der ihn, wie er vorgab, warnte, nicht bis in's fünf und ſiebenzigſte Jahr zu leben. Um ſeine eigene Weiſſagung zu erfüllen, ſtarb er eines freiwilligen Hungertodes.

Der schwarze Mönch.

(Nach dem Engliſchen des Lord Byron.)

Vor dem ſchwarzen Mönch auf dem Marmorſtein
In Gnaden bewahret ſeid;
Er murmelt Gebet' in die Nacht hinein,
Und die Meſſ', wie in voriger Zeit.
Als der Lord vom Berge, Amandevill'
Die Normannskirche gewann,
Vertrieb er die Mönche, doch einer will
Nicht weichen vom Platz fortan. —

Wie Heinrich der Lord in den Waffen ſtand:
Das Gut ſoll erbeutet ſein!
Das Schwert zur Hand, und der Fackel Brand.
Wagt' es einer und ſagte „nein"! —
Der Mönch nur blieb unvertrieben und frei,
Er ſchien nicht von Staube gemacht,
Die Kirche vorbei, durch den Hof der Abtei
Wallt' er, doch immer bei Nacht:

Ob er gut ſich erweiſ't, ob ein böſer Geiſt,
Ich nimmer verkünden mag;
Doch Amandevill's Haus, er raſtlos umkreiſt,
Beſtändig bei Nacht und Tag.
Wenn der Lord ſich vermählt, wird für wahr erzählt,
Umſchwebt er das Brautbett zumal;
Liegt einer entſeelt, auch dann er nicht fehlt,
Doch nicht zu des Sterbenden Qual!

Er klagt, wenn ein Erbe geboren wird,
Und trifft etwas Wichtiges ein
Bei dem alten Geſchlecht, er die Hallen durchirrt,
In des Mondes erbleichendem Schein.
Die Geſtalt könnt ihr ſchau'n, doch das Antlitz nie,
Tief hüllet die Kappe es ein;
Und ſchaut ihr die Augen, ſo ſcheinen ſie
Von geſchiedenen Seelen zu ſein.

Vor dem ſchwarzen Mönche bewahret ſeid,
Nie läßt er von ſeiner Macht
Denn er iſt der Erbe der Kirche zur Zeit
Wie die Reihe auch folgen mag.
Amandeville iſt der Herr bei Tag,
Doch der Mönch iſt der Herr bei Nacht;
Selbſt beim Becherſchall, hat kein Vaſall
Um ſein Recht ihn zu fragen gedacht.

Sprecht ihn nicht an, wenn die Rund' er bagann,
Er ſpricht zu euch kein Wort,
Er ſchwebt entlang, ſchwarz angethan,
Wie der Thau auf dem Graſe fort.
Gott ſei ihm gnädig, wohin er geht,
Mag gut oder bös' er ſein;
Was immer er fleht, laßt unſer Gebet
Der Ruh' ſeiner Seele uns weih'n

Chriſtian Freiherr von Zedlitz.

Zu Dir.

Zu dir, zu dir, du meiner Seele Seele,
Zieht mich geheimnißvoll das Herz,
Und welche Bahnen ſich mein Geiſt erwähle:
Dein Bild umſchwebt mich allerwärts,
Daß Luſt und Schmerz
Sich wunderbar in meiner Bruſt vermähle.

Zu dir, zu dir, du meines Lebens Leben,
Lockt mich ein unbekannter Drang;
Es tönt das Lied, die gold'nen Saiten beben,
Auf leiſem Flug ſchwebt der Geſang.
Doch Wort und Klang,
Sie dienen nur, dich preiſend zu erheben!

Zu dir, zu dir, o du mein heilig Lieben,
Will ich mich flüchten vor der Welt.
Wenn ich dir werth, wenn du mir treu geblieben,
Der Hoffnung Keim zur Blüte ſchwellt,
Und feſtgeſtellt,
Der Träume Bilder ihren Zauber üben.

Zu dir, zu dir, die du mir werth vor Allen,
Wird oft der Seele Gruß geſandt,
Laß deines Auges Strahl in meines fallen,
Das oft für dich in Thränen ſtand,
Ein Wunderland
Sei mir dein Herz, mir öffnend ſeine Hallen

Zu dir, zu dir, du mein unendlich Sehnen,
Ruft mich das Licht, die Nacht, der Traum,
Denn Seligkeit iſt's, dich mir nah zu wähnen,
Leicht überflügelt wird der Raum
Und hörbar kaum
Umſchwimmt mein Lied, in meinen Freudenthränen!

Zu dir, zu dir, die ewig du die Meine,
Riß mich die Glut der Leidenſchaft,
Und was mir auch im Leben noch erſcheine,
Ich habe aller Bande mich entrafft;
Mit voller Kraft
Umfaſſ' ich dich, zum letzten Hauch der Deine!

Wilhelm Marſano.

Schwärmerei und Treue.

Novelle von C. Noris.

An einem ſchwülen Sommernachmittage wanderte ein junger Sänger, ſeine Harfe im Arme, auf einer breiten Landſtraße, die ſich zwiſchen wogenden Kornfeldern und reichen Triften an der Seite eines Stromes hinabzog, an deſſen grünen Ufern ſich hie und da ein freundliches Dörfchen erhob. Reinhold achtete es nicht, daß die Sonnenſtrahlen brennend auf ſeinen Scheitel fielen, und große

Schweißtropfen auf ſeinem glühenden Geſichte perlten. Jugendlich ſchwärmend in den Träumen einer lebendigen Phantaſie trabte er dahin, ohne den dunſtigen Schleier zu bemerken, der ſich allmälig um die Sonne gebildet hatte, und ein nahes Gewitter verkündigte. Schon ſammelten ſich die Wetterwolken und ſenkten ſich in düſtern ſchweren Maſſen über die in Sommerglut lechzende Gegend. Der dumpf immer näher rollende Donner weckte Reinhold endlich aus ſeinen Träumereien, er ſah ſich nach einem Obdach um, wo er Schutz vor dem herannahenden Ungewitter finden könne. Seitwärts von der Landſtraße führte eine Allee von Fruchtbäumen zu einem anmuthigen Dörfchen, deſſen rothe Ziegeldächer dem jungen Wanderer entgegen ſchimmerten. Er bog in die Allee ein, und eilte den ländlichen Hütten zu; aber ehe er ſie erreichte, erhob ſich der Sturm, graue Staubwolken wirbelten durch die Luft, und der Strom, der ſich dicht an dem Dorfe hinabzog, fing an, dumpf zu brauſen. Das Gewitter ſtand faſt über Reinholds Haupt, als er die Mauer eines weitläufigen Gartens erreichte, an deſſen Ende ſich ein ſtattliches Schloß erhob. Durch ein offenes Gitterthor trat er in den Garten, wo ein ältlicher, wohlgekleideter Mann ihm entgegen kam. Reinhold bat um die Vergünſtigung, in einem der Gebäude, die am Garten lagen, warten zu dürfen, bis das Ungewitter vorüber gezogen ſei. „Das iſt Euch gern vergönnt," antwortete freundlich der ältliche Mann, indem er den jungen Reiſenden vom Kopf bis zu Füßen betrachtete; „iſt es Euch gefällig, mir in meine Wohnung zu folgen, ſo kommt! Das Gewitter ſteht über uns; es war für Euch die höchſte Zeit unter Dach und Fach zu komnen." Er führte ihn in ein kleines artiges Häuschen, welches im Garten, dem Schloſſe faſt gegenüber lag. „Dies iſt meine Wohnung," ſagte der freundliche Wirth zu ſeinem jungen Gaſte; „ich bin der Verwalter dieſer Beſitzung, die dem Baron von Wallmuth gehört, der jenes Schloß bewohnt. Macht es Euch bequem," fuhr er fort, ohne die Überraſchung zu bemerken, die ſich in Reinholds Zügen ausdrückte, „und laßt Euch die Zeit nicht lang werden." Er hatte ihn unter dieſer Rede in ein kleines, wohleingerichtetes Zimmer geführt, wo er ihn einlud, Platz zu nehmen. Reinhold ſtellte ſeine Harfe bei Seite, und ſetzte ſich an's Fenſter. Der Gewitterſturm nahm mit jedem Augenblick zu, und raſ'te in den Bäumen, die er aus ihren Wurzeln zu reißen drohte; der Donner tröhnte durch das Heulen des Sturmes, und Blitz auf Blitz durchzuckte die ſchwarzen niederhängenden Wolken, die endlich einen ſtrömenden Regen niedergoſſen. Reinhold, der ſich Glück wünſchte unter wirthlichem Dache zu ſein, wurde unterdeſſen vom Verwalter und deſſen Hausfrau ſo gut als möglich unterhalten. Allmälig ließ der Sturm nach, der Donner verhallte und kein Blitz durchſchnitt mehr die Luft; aber der Regen dauerte noch fort. Birken, ſo hieß der Verwalter, glaubte an Reinhold eine Unruhe wahrzunehmen, die er dem Gewitter zuſchrieb, das ihn hindere, ſeinen Weg fortzuſetzen. „Mein junger Freund," ſagte er, „macht Euch des Wetters wegen keine Sorgen, im Fall der Noth könnt Ihr auch wohl hier im Orte eine Nachtherberge finden; zwar gibt es nur ein ſchlechtes Wirthshaus hier, aber ich ſelbſt kann Euch wohl ein kleines Stübchen einräumen, worin ihr übernachten könnt."

Reinhold dankte ſeinem gutmüthigen Wirth für das gaſtfreundliche Anerbieten, das er wirklich genöthiget wurde, anzunehmen, denn als es aufhörte zu regnen, fing der Abend an herein zu dämmern. Reinhold ſchien wenig geneigt, ſeinen Wanderſtab wieder zur Hand zu nehmen, äußerte aber gegen den Verwalter und deſſen Hausfrau die Beſorgniß, ihnen läſtig zu ſein. „Sorgt deßhalb nicht," antwortete Birken, „wir behalten Euch gerne hier, denn Ihr ſeid ein feiner junger Mann, und obendrein verſteht Ihr die Harfe zu ſpielen, und könnt uns wohl leicht durch einige Lieder ergötzen, denn ich bin der Muſik nicht abhold, und meine Hausfrau liebt ſie noch mehr." Er nahm die Harfe, griff in die Saiten, und ſtimmte die Weiſe eines bekannten Liedes an, das er mit einer ſchönen, vollen Stimme begleitete. — Birken und ſeine Frau waren entzückt über den liebenswürdigen Sänger, und deſſen Spiel und Geſang. „Ich hätte faſt Luſt," begann der Verwalter, „Euch der Herrſchaft auf dem Schloſſe vorzuſtellen; ich glaube, Ihr würdet willkommen ſein, denn die lieben gar ſehr die Muſik; beſonders würdet Ihr Euch bei dem Fräulein beliebt machen." „Bei der Tochter Eures Herrn?" fragte Reinhold. „Bei der auch vielleicht," antwortete Birken lächelnd, „aber jetzt meinte ich eigentlich das ältere Fräulein, die Schweſter meines gnädigen Herrn. O," fuhr er fort, als er einen Ausdruck von Spannung in des Jünglings Augen las, „Ihr müßt Euch keine jugendliche Schönheit vorſtellen; Fräulein Laura war freilich einmal eine der ſeltenſten Schönheiten, aber jetzt iſt ſie den Vierzigen nahe." „Laura?" fragte Reinhold, „Laura heißt ſie? Und dieſe liebt ſo ſehr die Muſik?" —

[illegible], beſonders die Harfe," erwiederte Birken; „es mag wohl ſeine guten Gründe haben. Seid Ihr's zufrieden, mein junger Freund, ſo will ich Euch bei der Herrſchaft melden." Reinhold ſchien unſchlüſſig. — „Heute nicht," ſagte er dann, „vielleicht morgen — wir wollen ſehen. — Euch will ich gern vorſpielen und ſingen, ſo viel Ihr hören wollt, denn da, wo ich ſo recht zwanglos das volle Herz in Liebesweiſen ausſtrömen kann, da gelingen mir Spiel und Geſang am beſten, beſonders draußen, in der ſchönen, freien Natur, wenn ſich der weite, blaue Himmel über mir wölbt, und die grüne Erde ihre Pracht und ihre Blüten vor mir ausbreitet. In reich verzierten Gemächern, vor ſchön geſchmückten Herren und Damen, will es mit meinem Saitenſpiel nicht recht fort. Darum wäre mir's lieb, Ihr vergönntet mir, den Abend allein in Eurer und Eurer Hausfrau Geſellſchaft zuzubringen." „Wie Euch beliebt," antwortete der Verwalter, „aber wie weit ſoll Eure Reiſe denn noch gehen?" — „Ungefähr zehn Meilen von hier," erwiederte der Jüngling, „wohnt ein mir naher Verwandter, den ich noch nie geſehen habe; ihn will ich beſuchen." „Nun freilich," ſagte Birken, „da kann ichs Euch nicht verdenken, wenn Ihr eilt, das Ziel Eurer Reiſe zu erreichen; ſonſt hätte ich Euch vielleicht zu bereden geſucht, noch einen Tag hier zu verweilen, denn morgen, müßt Ihr wiſſen, wird wahrſcheinlich hier im Schloſſe Verlobung gehalten." „So? Wer verlobt ſich denn?" fragte Reinhold geſpannt, „doch nicht Fräulein Hanna?" „Ei behüte!" entgegnete Birken, „die hat in ihrer Jugend nicht einmal heirathen wollen, geſchweige denn jetzt. Sie iſt eigentlich eine Nonne, aber ſeit die

Klöſter bei uns aufgehoben ſind, lebt ſie wieder bei ihrem Bruder. Sie iſt eine etwas ſeltſame Dame, aber im Grunde ein wahrer Engel von Güte, und für ihre Jahre immer noch ſchön. Aber bei der Verlobung iſt die Rede nicht von ihr. Die ſechzehnjährige Tochter meines Herrn, die erſt vor wenigen Wochen aus der Reſidenz angekommen iſt, wo ſie erzogen wurde, wird die Braut ſein. — Der muthmaßliche Bräutigam iſt geſtern hier eingetroffen. Seht! eben erſcheint er dort auf dem Balkon des Schloſſes. Es iſt ein junger ſtattlicher Mann, aber ein wenig geziert und hochmüthig kommt er mir doch vor; er iſt lange in Paris geweſen, da mag es wohl Mode ſein, die Naſe ſo keck zu tragen. Seht! neben ihm ſteht mein gnäd'ger Herr; und jener alte Herr mit den ſilberweißen Haaren und dem ehrwürdigen Anſehn, iſt des Bräutigams Großvater, der Geheimrath von Sahrau." „Wie heißt er?" fragte Reinhold raſch und faſt betroffen. „Sahrau. Geheimrath von Sahrau," wiederholte Birken, „was fällt Euch an dem Namen auf? iſt er Euch bekannt?" „Kann ſein —" antwortete Reinhold, und war froh, daß Birken keine weitere Frage an ihn that. Der Verwalter bemerkte auch wirklich nicht die rege Theilnahme, womit der Jüngling ſeine Blicke auf den Balkon heftete, bis die eintretende Verwalterinn ihn zum Abendeſſen einlud. Als die Mahlzeit beendet war, forderte Birken ſeinen jungen Gaſt auf, einen Gang mit ihm durch den Garten zu machen. Es hatte aufgehört zu regnen. Das Gewitter hatte die Luft gekühlt, die Wolken hatten ſich zertheilt, und im ſommerlichen Mondlichte dehnte ſich der weitläufige Garten, mit ſeinen Windungen und Gängen, vor den Luſtwandelnden hin. Hie und da waren Verzierungen im alten Style angebracht; Urnen, Springbrunnen und Bildſäulen wechſelten ab, Lauben, Gebüſche und Raſenſitze luden zur Ruhe ein. Birken führte Reinhold auf eine kleine Anhöhe, neben welcher aus einem klaren Waſſerbehälter, der vom Monde verſilberte Strahl einer Fontaine hoch in die Nachtluft emporſtieg. Niedere Gebüſche und hohe Pappeln umgränzten den Waſſerſpiegel, und durch die Stille des Ortes tönte nur das Flüſtern des Laubes, das der Abendwind bewegte, das Plätſchern des ſpringenden Waſſers, und das Rauſchen des breiten Fluſſes, der außerhalb der nahen Gartenmauer, an dem Dörfchen vorüberſtrömte. Reinhold hatte ſeine Harfe mitgenommen, und ließ ſie durch die Abendſtille ertönen. Er war in dem lauen Sommerabend, voll Thau und Duft und Mondglanz, ganz weich und wehmüthig geworden, und begann eine ſanfte Melodie, die aus einem vollen, tief bewegten Herzen herauf klang. Während des Geſanges verlangte Jemand den Verwalter in Angelegenheiten ſeines Amtes zu ſprechen; er verließ auf eine kurze Zeit den Sänger, der ſich dadurch nicht ſtören ließ. An einen Baum gelehnt, ließ er ſein begonnenes Lied forttönen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ihn Jemand höre oder nicht. Das Lied war beendet. Während die letzten Accorde verklangen, vernahm er ein leiſes Rauſchen in den Büſchen, die den Springbrunnen umgaben, und gleich darauf ſah er eine hohe, weiß gekleidete Frauengeſtalt aus der grünen Dunkelheit hervortreten. Raſch, aber doch wie es ſchien, mit einiger Scheu, trat ſie ihm einige Schritte näher. Wie eingewurzelt im Boden, ſtand Reinhold, die Blicke auf die wunderbare Erſcheinung geheftet. Das Mondlicht zeigte ihm ein ſchönes, blaſſes Geſicht, aber die flüchtigen Schatten, die die ſchwankenden Baumzweige darüber warfen, ließen ihn die näheren Umriſſe deſſelben nicht deutlich erkennen. Der Abendwind ſpielte mit den Falten ihres weißen Kleides, und mit dem weiten, ſchwarzen Schleier, der über ihren Kopf hinten zurückgeſchlagen war. Einige Secunden ſtanden Beide ſtumm gegenüber, dann trat die Frauengeſtalt einige Schritte zurück, wankte wieder vor, die Augen unverwandt auf Reinhold gerichtet, hüllte ihr Geſicht in ihren Schleier, und verſchwand. Es war Reinhold wunderbar zu Muthe. „Wer war die Dame?" fragte er den zurückkehrenden Verwalter. Birken hatte ſie nicht geſehen, aber nach Reinhold's Beſchreibung meinte er, es ſei Fräulein Laura geweſen, denn dieſe könne ſich noch immer nicht entſchließen, ihre Kloſtertracht abzulegen. „Sie wir Eurem Spiel gelauſcht haben," fuhr er fort, „denn wo ſie Harfentöne hört, da iſt ſie mit Leib und Seele." Reinhold lehnte bei Birkens Rede gedankenvoll auf ſeiner Harfe, der er von Zeit zu Zeit einige leiſe Accorde entlockte. „Wie iſt Euch denn?" fragte Birken „Ihr ſeid ja ordentlich wie in einen Traum verſunken." — Reinhold hob den Kopf in die Höhe, und ſah ihn an. „Laßt uns," ſprach er, „noch ein wenig durch den Garten wandeln. Der Abend iſt ſo wunderbar ſchön; ſeht nur, wie der dunkelblaue Himmel ſo ſelig auf uns niederſieht, wie die Sterne, gleich feurigen Blumen, immer mehr und mehr aus dem dunklen Grunde aufblühen, und der Vollmond, wie ſtill grüßend, mit dem ernſten Angeſicht uns anſieht! Seht! wie er ſein zauberiſches Licht wie ein goldenes Gewehe um den Garten zieht, und um die feuchten Blumen und die Nachtſchmetterlinge, die daran hängen." Birken ſah den Jüngling voll Verwunderung an. „Mein lieber, werther Gaſt," begann er dann, „Ihr ſeid doch ein etwas ſeltſamer Menſch, das ſeh' ich nun wohl, aber da Ihr ein Dichtersmann ſeid, ſo will ich es nicht ſo genau mit Euch nehmen, denn ich habe oft gehört, daß man Sängern und Dichtern etwas Sonderbarkeit zu Gute halten muß." Reinhold wurde roth, denn er fühlte mit Beſchämung, daß er ſeine Begeiſterung ganz am unrechten Orte hatte blicken laſſen, vor einem Manne, dem ſie ein fremdes Element war. Einen Anflug von Unmuth unterdrückend, ging er eine Weile ſchweigend neben Birken, denn in der Stimmung, in der er ſich befand, wäre ihm jedes alltägliche Geſpräch unerträglich geweſen. Wir laſſen ihn in ſeinen entzückenden Träumen verſunken, wandeln, und machen uns unterdeſſen, mit den Bewohnern des Schloſſes ein wenig näher bekannt.

Dieſe finden wir an der Abendtafel in einem altfränkiſch verzierten Saale von ſo großem Umfange, daß die Kerzen, die ihren Schein von einem ſchwer vergoldeten Kronleuchter herunter warfen, die entfernteren Theile des Gemaches nur ſchwach erhellen konnten. An der Tafel ſaßen der Baron von Wallmuth, der Hausherr, deſſen reizende Tochter Claudine, und die beiden Gäſte. Alwill von Mohren, des Fräuleins beſtimmter Bräutigam, ließ es ſich angelegen ſein, Claudinen und deren Vater eine recht hohe Meinung von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften zu geben, und erſchöpfte ſich in pomphaften Erzählungen deſſen, was er auf ſeinen Reiſen geſehen und gehört hatte;

beſonders verweilte er bei der Schilderung von Paris, deſſen Annehmlichkeiten er bis in den Himmel erhob, und wo er ſelbſt eine bedeutende Rolle wollte geſpielt haben, welches er zwar mehr durch unbeſtimmte Andeutungen, als durch klare Worte zu verſtehen gab. Aber ſeine Bemühungen blieben ohne die gehoffte Wirkung. Mit kalter Gleichgültigkeit hörte ihn Claudine an, indem ſie von Zeit zu Zeit den Mund zu einem ſpöttiſchen Lächeln verzog, welches der eitle Fant für ein Lächeln des Beifalls hielt.

Der Baron von Wallmuth, der auch keinen ſonderlichen Gefallen an der Großſprecherei des jungen Mannes zu finden ſchien, hob die Tafel auf, ſobald es ſich thun ließ, und Alle traten noch einmal auf den Balkon, um ſich des prächtigen Mondſcheinabends zu erfreuen. Claudine, der läſtigen Zudringlichkeit Alwills überdrüßig, zog ſich bald darauf zurück. Sie begab ſich nach dem Zimmer ihrer Tante, welches ſie leer fand. Alle Hausgenoſſen waren mit Lauras Eigenheiten bekannt, und Niemand wunderte ſich, wenn ſie ſich Stunden, ja vielleicht Tage lang von ihnen entfernt hielt, und ſelbſt bei der Mahlzeit nicht erſchien. Der gutmüthige Bruder, der die Schweſter auf's Innigſte liebte, ließ ſie gewähren, und hatte auch an dieſem Abend ihre Abweſenheit bei ſeinen Gäſten ſo gut als möglich entſchuldigt. Claudine aber, die fern vom mütterlichen Hauſe erzogen, erſt vor Kurzem in daſſelbe zurückgekehrt war, konnte ſich noch nicht recht in die Seltſamkeiten der Tante finden. Ihr heiterer Sinn, ihr geſundes Herz verſtanden nicht die krankhaften Gefühle, die phantaſtiſchen Hirngeſpinnſte, die Laura aus den Blüten-

Jugend ihres Lebens mit hinüber in das reifere Alter genommen hatte. So fremd aber auch dem lebensfrohen Mädchen die trübe Schwärmerei ihrer Tante war, ſo konnte ſie doch der engelgleichen Güte der Schwärmerinn ihre Liebe nicht verſagen. Auch Laura empfing die Tochter des geliebten Bruders mit aller ihr eigenen Wärme des Gefühls, und ſchon nach wenigen Tagen waren ſich Beide, ungeachtet der Verſchiedenheit ihres Alters und ihrer Gemüthsrichtung, unentbehrlich geworden. — Claudine, froh, der Geſellſchaft Alwills entronnen zu ſein, ſuchte alſo die Tante, und als ſie dieſe in ihrem Zimmer nicht fand, eilte ſie hinaus, um ſie im Garten aufzuſuchen. — Nahe an der Gartenmauer ſtand auf einer Terraſſe ein Pavillon, deſſen rundes Cabinet von allen Seiten mit Fenſtern verſehen war, durch welche der Mond ſein ſchillerndes Licht fallen ließ. Dort ſaß Tante Laura, an einem geöffneten Fenſter, durch welches der Duft der Nachtviolen, die unten blühten, hereinzog. Claudine trat in das kleine Gemach, eilte auf die Tante zu, und redete ſie ſcherzend und neckend an, ihr ihre Abſonderung von der Geſellſchaft vorwerfend, aber ſie verſtummte ſchnell, als ihr Laura ihr Geſicht zuwandte, und ſie mit den großen, ſchwärmeriſchen Augen recht wehmüthig anſah. „Und was iſt denn meinem Mühmchen begegnet?“ fragte Claudine; „was bedeutet die Bewegung in dieſem Geſicht, das faſt eben ſo melancholiſch ausſieht, wie das Mondantlitz da oben, das es ſo hell beleuchtet? Wollte ich doch wetten, Mühmchen hat wieder ein Biſchen in der Mondſcheinwelt geſchwärmt, während ich drüben bei den faden Galanterien meines Verehrers eine recht ſchlimme Geduldprobe aus-

alien mußte. Aber Gott ſei Dank, für heut bin ich ihn
os, und morgen — ei nun! kommt Zeit, kommt Rath!"
Sie drehte ſich fröhlich auf dem Abſatze herum, aber die
Tante erhob ſich langſam von ihrem Sitz, faßte eine von
laudinens Händen, ſah ihr ernſt in die hellen Augen, und
ragte mit faſt feierlichem Tone: — „Claudine, glaubſt du
n Geiſtererſcheinungen?" „Wie kommſt du darauf mein
ühmchen," fragte Claudine verwundert, „haſt du einen
eiſt geſehen?" „Ich weiß es nicht," antwortete Laura mit
iniger Beklemmung, etwas Wunderbares iſt mir begeg-
et, etwas das ich nicht zu deuten weiß, und das mich
och mit Schauer und Entzücken durchbebt." Claudine be-
ürmte nun die Tante mit Fragen, über das erwähnte
bentheuer. Laura ſchien zu überlegen, ob ſie ihrer Nichte
as Erlebte mittheilen dürfe; die Furcht, lächerlich zu er-
cheinen hielt ſie einige Augenblicke zurück, aber der Drang
hrer aufgeregten Phantaſie überwältigte dieſe Furcht.
Du wirſt vielleicht gehört haben, Claudine, hub ſie an,
aß es einſt auch für mich eine Zeit gab, wo die Sonne
es Glückes mir im hellſten Glanze lächelte. Ich liebte —
arum ſollte ich's verhehlen — den liebenswürdigſten
Mann, und wurde von ihm geliebt. Das Schickſal trennte
ns — ich ſah ihn nie wieder. Ich vernahm die Nachricht
eines Todes. Mehr als zwanzig Jahre vergingen ſeitdem,
nd heute, denke dir meine Claudine, heute — vor einer
alben Stunde ſah ich ihn." Sie hielt inne, als verſage
hr die Stimme. „Du ſahſt ihn Mühmchen," fragte Clau-
ine, „und wo ſahſt du ihn?" „Hier im Garten," antwor-
ete Laura. „Wie kann das ſein, wenn er todt iſt?" erwie-
erte Claudine. „Eben das," ſagte Laura, „eben das iſt

das ſchauderhaft Entzückende; er war es, das weiß ich gewiß; aber nicht in der Erdenhülle ſah ich ihn, es war ſein Geiſt, obgleich er die irdiſche Geſtalt treu nachgeahmt hatte." Claudine ſtarrte die Tante verwundert an. „Ich glaube faſt," ſagte ſie dann, „mein Mühmchen will ſich über mich luſtig machen, aber ich bin ſo leichtgläubig nicht." — „Claudine!" unterbrach ſie Laura faſt unwillig, „kannſt du glauben, daß ich Scherz treibe mit dem Heiligen? Und Marcians Andenken iſt mir, nächſt Gott, das Heiligſte." Sie ſagte das mit ſo ſchwärmeriſcher Begeiſterung, ihr ganzes Weſen war ſo phantaſtiſch aufgeregt, daß Claudine wohl ſah, es ſei völliger Ernſt mit ihren Reden, ſo wunderlich dieſe auch klangen. „Verzeih' mir lieb Mühmchen," ſagte ſie dann, „ich ſehe jetzt wohl, daß du nicht ſcherzeſt; aber daß du einen Geiſt geſehen haſt, glaube ich dir dennoch nimmermehr. An einem kalten Herbſte oder Winterabend, wenn der Sturm ſauſ't, und Schnee und Schloſſen gegen die Fenſter ſchlagen, und man im heimlichen Zimmer traulich an einander rückt, da würde ich eher geneigt ſein, an deine Erſcheinung zu glauben; aber hier im mondhellen Sommerabend, in dieſer Fülle vom Leben, das uns umgibt, — nein Tantchen, hier glaube ich nicht, daß dir ein Geiſt erſchien. Eine Ähnlichkeit hat dich getäuſcht." „Wie könnte das?" entgegnete Laura, der Garten iſt verſchloſſen; um dieſe Zeit betritt ihn kein Fremder mehr." „Vielleicht," antwortete Claudine, „war es gar dein Geliebter ſelbſt, aber lebend, nicht als Geiſt. Vielleicht biſt du durch die Nachricht ſeines Todes getäuſcht worden, und dein Marcian iſt jetzt hier, um dich zu beſuchen." „Ach das iſt ja Alles nicht möglich!" erwiederte Laura. „Daß er längſt todt iſt, weiß ich gewiß; und lebte er noch, ſein Anſehen könnte ſich ſo nicht erhalten haben. Vier und zwanzig Jahre, die über unſerem Haupte hinwegrollen, verändern die zerbrechliche Menſchengeſtalt, nicht die Züge des reifen Alters trug jene Erſcheinung, nein es war die jugendliche, ſchlanke Geſtalt, das ſchöne, blühende Geſicht in der Fülle der Jugend, gerade ſo, wie ich ihn einſt ſah, die Harfe in der Hand, der er wehmüthige Töne entlockte — — o, dieſe Töne! — Claudine, ich ſollte ſie nicht kennen?" Hier bebte Laura zuſammen, denn dieſelben Töne, von denen ſie ſprach, ließen ſich wieder unter dem Fenſter vernehmen. In der höchſten Spannung, kaum athmend, horchte Laura dieſen Tönen. „Claudine," flüſterte ſie dann mit bebender Stimme, „hörſt du dieſe geiſterartigen Klänge?" Sie bebte ſo heftig, daß ſie ſich am Fenſtergeſims halten mußte, ohne jedoch hinauszublicken nach dem Harfenſpieler. Claudine beugte ſich indeſſen ruhig zum offenen Fenſter hinaus, und gewahrte die ſchlanke, hohe Jünglingsgeſtalt halb verdeckt von einem Gebüſch blühender Gewächſe. „Beruhige dich, mein Mühmchen," ſprach ſie leiſe zu der Überreizten, „das iſt kein Geiſt, es iſt ein Menſch, das ſeh' ich deutlich. Er ſpielt die Harfe trefflich! Hörſt du? Jetzt ſtimmt er ein Lied an. Nein Mühmchen, Geiſter ſingen nicht, es iſt eine angenehme, obgleich menſchliche Stimme." Laura horchte mit verhaltenem Athem. „Um Gotteswillen, wie iſt mir? rief ſie dann. Es iſt auch ſeine Stimme — Marcian! Es iſt ſogar das Lied, das ich ihn oft ſingen hörte, das ſo großen Einfluß auf mein Lebensſchickſal hatte." — Der Sänger ſang in der That das niederſächſiſche Volkslied:

Ich ſtand auf hohem Berge,
Und ſah wohl über'n Rhein.
Ein Schiffchen ſah ich ſchwimmen,
Drei Grafen waren drein.

Als der Sänger an die Stelle des Liedes kam, wo der Ritter ſeine Geliebte im Kloſter ſucht, ſtieg Lauras Bewegung immer höher, und den höchſten Grad erreichte ſie, als er folgende Strophen ſang:

Sie kam heraus geſchritten
In ihrem ſchneeweißen Kleid,
Ihr Haar war ihr abgeſchnitten,
Zur Nonne war ſie geweiht.

Sie reichte ihm zu trinken
Aus ihrem Becher Wein,
In einer Viertelſtunde
Da brach ſein Herz entzwei.

Tief aus ſchmerzlich bewegter Bruſt ſeufzte Laura und ſank in einen Seſſel, Claudine, die ſo lange ihre Aufmerkſamkeit bloß dem Geſange zugewendet hatte, eilte erſchrocken zur Muhme. Der Geſang endete, die Harfe verſtummte. — Mit krampfhafter Bewegung hatte Laura Claudinens Hände gefaßt. „Mein Kind, mein theures Kind,“ ſprach ſie leiſe, „halte mich nicht für wahnſinnig; ich weiß, was ich ſehe, was ich höre. — — Es war Marcian — es war ſein Geiſt — was er ſang? — Es iſt wahr — ich liebte ihn — — die Stimme verſagte ihr, ihr blaſſes

Geſicht wurde immer bleicher, und ihr Kopf ſank zurück auf die Lehne des Seſſels. So blieb ſie einige Augenblicke, während die geängſtigte Claudine nach Hilf eilte. —

Am folgenden Tage trat Claudine aus dem Zimmer ihrer Tante, um in den Garten hinabzugehen. Auf der Treppe trat ihr ihr Vater entgegen. „Was macht deine Tante?“ fragte er mit beſorgter Miene. „Sie ſchläft noch,“ war die Antwort, „ich komme aus ihrem Zimmer.“ „Was iſt ihr geſtern begegnet?“ fuhr Herr von Wallmuth in ſeiner Frage fort. „Woher kam ihr plötzliches Unwohlſein?“ Claudine erzählte nun dem Vater das räthſelhafte Beginnen der Muhme, und ihre wunderlichen Reden. „Ich fürchte,“ ſetzte ſie hinzu, „bei der Tante iſt ein hitziges Fieber im Anzuge. Ihr geſtriger aufgeregter Zuſtand, und ihre ſeltſamen Äußerungen können wohl nur die Wirkungen einer dem Ausbruche nahen Krankheit ſein. Doch hat ſie die Nacht ruhig zugebracht, wie ich von ihrem Mädchen weiß.“ Wallmuth ſchüttelte den Kopf. „Es iſt möglich,“ ſagte er, „daß ihr Zuſtand ein körperlich kranker iſt, aber es kann auch ſein, daß eine Ähnlichkeit jenes Sängers mit ihrem Geliebten, ihre Phantaſie wie ein Blitzſtrahl entzündet hat. Meine Schweſter iſt ein herrliches, aber allerdings ein ſeltſames, der Welt faſt ganz entfremdetes Geſchöpf. Komm Claudine, fuhr er fort, der Morgen iſt ſchön, laß uns in den Garten gehen, ich habe mancherlei mit dir zu ſprechen.“ Claudine folgte ihrem Vater. Im Garten ſetzten ſie ſich in eine Laube, deren Blätterwölbung das helle Gold der Morgenſonne in gebrochenen Strahlen durchblinkte — Zuerſt liebe Claudine hub der Baron an.

zuerſt laß mich dir die Gründe mittheilen, die mich veranlaßten, dich ſo lange vom väterlichen Hauſe entfernt zu halten. Hierzu muß ich mit den Lebensereigniſſen deiner Tante beginnen.

Laura war meine einzige Schweſter. Sie war ſchön wie wenige, und ihr Herz war eben ſo weich und gefühlvoll, als ihre Geſtalt zart und anmuthreich. Sie konnte nur Liebe erwecken, und nur mit Liebe kamen ihr Alle entgegen, die mit ihr in Berührung traten. Beſonders war ſie der Abgott unſrer Mutter, die jeden ihre Wünſche zu befriedigen ſuchte. Aus Furcht ihrer zarten Geſundheit zu ſchaden, wurde ſie nie zu einer ernſten Beſchäftigung angehalten Kaum der Kindheit entwachſen, zeigte ſie eine große Neigung für Romanenlectüre, und in ihrem ſechzehnten Jahre hatte ſie ſchon alle empfindſamen Modebücher geleſen. In ihrer kleinen Bibliothek nahmen Siegwart und Werther die Hauptplätze ein. Dieſe und viele ähnliche Romane, die nur Liebe und Melancholie athmen, hatten ihrer Phantaſie eine Richtung gegeben, die ſie für das gewöhnliche Leben ganz untauglich machte. Mit überſpannter Schwärmerei ſchuf ſie ſich eine Welt voll Idealen und abenteuerlichen Gebilden, und verlor ſich in ihren Phantaſtereien ſo ſehr, daß ſie ſich in der wirklichen Welt nie mehr zurecht finden konnte. Sie ſuchte die einſamen Spaziergänge, auf denen ſie ungeſtört ihren Träumereien nachhängen konnte. Nichts ging ihr aber über eine Waſſerfahrt im Mondſchein, beſonders wenn ſie von Muſik begleitet war. Meine Eltern bewohnten ſchon damals dieſes Schloß, den Stammſitz unſerer Familie. An einem ſchönen Frühlingsabend gab ich, wie ich wohl manchmal that, Lauras Wunſche nach, auf dem Fluße hinter dem Garten eine Spazierfahrt mit ihr zu machen. Wir beſtiegen einen Nachen, der am Ufer angelegt war, und uns gewöhnlich zu dieſem Vergnügen diente. Der Abend war wirklich einer der herrlichſten, die mir je vorkamen, und recht dazu geeignet, ein ſechzehnjähriges Gemüth in einen Strom ſchwärmeriſcher Gefühle zu tauchen. Die Gegend war feierlich ſtill, nur das Plätſchern der Wellen und der Ruderſchlag tönten weithin durch den ſchweigenden Abend. Kein Wölkchen trübte den dunkelblauen Himmel, von dem der Mond voll und ruhig herableuchtete. In den Wipfeln der blühenden Bäume ſchlugen Nachtigallen, und ein Meer von Düften zog durch die milde Luft. Laura ſaß träumeriſch da, und richtete ihre Blicke zum Monde. Plötzlich erklang in der Ferne ein angenehmer, von Harfenlauten begleiteter Geſang; es war eine Jünglingsſtimme, und wie es ſchien, befand ſich der Sänger auf dem Strome. O, rief Laura in Entzücken aufgelöſt, das war das Einzige, was dieſem göttlichen Abende noch fehlte! „Die Muſik iſt auf dem Waſſer, und ſcheint uns zu folgen, fahre langſam Bruder, damit ſie uns erreichen kann.“ Ich that wie ſie wünſchte. — Bald erblickten wir den Nachen, der hinter uns kam, und dem ich Zeit ließ uns einzuholen. Drei junge Männer waren drin, zwei von ihnen ruderten, während der dritte ſtehend im Nachen, in die Saiten einer Harfe griff, und dabei ſang. Sobald der Nachen an unſerer Seite war, fuhren die Ruderer langſamer, ſo daß beide Nachen neben einander auf den Wellen dahinglitten, und wir uns einander im hellen Mondlicht ins Auge faſſen konnten. Der Sänger war bildſchön. Es war eine hohe, edle Jünglingsgeſtalt, ſeine braunen Locken wallten anmuthig im Abendwinde, und gaben ihm ein recht maleriſches Anſehen. Sein Geſang war kunſtlos, aber im Ton ſeiner Stimme lag etwas, das zum Herzen drang. Er ſang ein Volkslied, dasſelbe, das du von dem geſtrigen Sänger hörteſt. Der Geſang endete, aber noch klangen einzelne Harfenaccorde, und der Sänger ſtand ſinnend im ſchwebenden Nachen, und blickte unverwandten Blickes auf Laura, deren herrliches Antlitz im Mondlichte wirklich dem eines Engels glich. Die Blicke des Jünglings verdroſſen mich; ich lenkte den Kahn zurück, und bald entſchwand der Fremde unſern Augen. Nur aus der Ferne erreichten uns noch die Töne der Harfe, die die Luft zu uns herüber wehte, bis ſie allmählig verklangen, und die frühere Stille, nur von dem einförmigen Wellenſchlage unterbrochen, wieder eintrat. —

Von dieſem Abend an, nahm Laura's träumeriſches Weſen mit jedem Tage zu; nur ſelten ſtieg ſie noch aus den Regionen ihrer Ideenwelt in den Kreis der Wirklichkeit herab; und dann nur, um die Härte und Kälte des Alltagslebens zu beklagen. Die Muſik hatte ſie zwar immer geliebt, nie ſich aber ſonderliche Mühe gegeben, ſie zu lernen. Nun überkam ſie auf einmal die Luſt, die Harfe zu ſpielen, und da ſich nicht ſogleich ein Lehrer fand, ſuchte ſie ſich wenigſtens das Volkslied zu verſchaffen, welches ſie bei jener Waſſerfahrt den Jüngling zur Harfe ſingen hörte, und deſſen einfache Weiſe ſie mit ihrer melodiſchen Stimme recht lieblich ſang. Aber nicht mit dem Singen begnügte ſie ſich. Sie dachte ſich ſelbſt als die Liebesheldinn, und der Anfang des Liedes ſchien ihr beſonders auf das Abenteuer bei der Waſſerfahrt zu paſſen. In der Strophe:

Ich ſtand auf hohem Berge,
Und ſah wohl über'n Rhein,
Ein Schiffchen ſah ich ſchwimmen,
Drei Grafen waren drein.

Dachte ſie ſich die drei ſchiffenden Jünglinge als die drei Grafen, und den Sänger als ihren Geliebten. Sie ſprach häufig vom Kloſter, und ſchien auf einmal Geſchmack am Nonnenleben zu bekommen. Meine Eltern erſchracken über dieſen Gedanken, und um ihn ihr auszureden, verdoppelte man jede Bemühung ſie zu zerſtreuen. Sie erneuerte die Bitte, ihr Unterricht im Harfenſpielen geben zu laſſen. Man ſuchte und fand einen Lehrer. Als er erſchien erkannte Laura in ihm den jungen Sänger. Ich war damals abweſend vom elterlichen Hauſe, und weiß nicht, wie ſich Laura's Verhältniß zu Marcian allmählig bildete. Marcian war von geringem Stande, aber von der Natur in hohem Grade begünſtigt. Die Liebenden ſahen bald die Kluft, die zwiſchen ihnen lag. Laura liebte aus allen Kräften ihrer Seele, aber ſie war zu fromm, zu ſittſam, um ſich einer Neigung hinzugeben, die nie von ihren Eltern gebilliget werden konnte. Mit frommem Kindesſinn geſtand ſie der Mutter ihre Liebe, und legte ihr Schickſal in ihre Hand. Marcian wurde entfernt, Laura ſah ihn nicht mehr, ſie weinte; aber ohne Murren unterwarf ſie ſich dem Willen der Eltern. Der Gedanke ans Kloſter ſtieg nun wieder in ihrer Seele auf, und lebendiger, ernſter als zuvor.

Die Heldinn ihrer Lieblingsromanze ſchwebte ſtets vor ihrem Sinn, und ich glaube, daß es Augenblicke gab, wo ſie ſich einbildete, jenes Lied beziehe ſich allein auf ſie. Sie lebte faſt ſo ſtill und eingezogen, wie in einem Kloſter. Von ihrem Geliebten ſprach ſie nie, aber mit großer Feſtigkeit beharrte ſie bei dem Entſchluß, unvermählt zu bleiben. Mehrere Männer bewarben ſich um ſie; aber ſo gern ſie ſich ſonſt dem elterlichen Willen fügte, ſo vermochte ſie doch Niemand, ihre Hand zu verſchenken. Endlich ſtarb unſere Mutter. Der tiefe Schmerz über ihren Tod brachte Laura's lange genährten Vorſatz zur Reife. Sie wurde Novize in einem nahen Kloſter, und ehe ein Jahr verging legte ſie mit großer Freudigkeit ihr Gelübde ab.

Ganz anders wie auf Laura hatte die Liebe auf Marcians Gemüth gewirkt So ſanft und duldſam, wie ſie ſich dem Geſchicke beugte, ſo kräftig ſuchte er es zu bemeiſtern. Weit entfernt die Geliebte aufzugeben, wollte er ſie auf dem Weg des Ruhmes und der Ehre verdienen, und die Mißverhältniſſe der Geburt durch ſeine Verdienſte ausgleichen. Er wählte dazu den Soldatenſtand, und trat in die Dienſte eines fremden Monarchen, der in einen Krieg verwickelt war, in dem ſich Marcian ehrenvoll auszeichnete. In wenigen Jahren hatte er ſich zu dem Range eines commandirenden Officiers aufgeſchwungen. Nach geſchloſſenem Frieden eilte er zu meinem Vater, und verlangte Laura's Hand. Die Hinderniſſe ihrer Verbindung waren gehoben, ſein Rang durfte dem meiner Familie nicht weichen; der Landesfürſt hatte ihm den Adel ertheilt, und was dieſem an Alter fehlte, erſetzte ihm die Gunſt des Fürſten, die die glänzendſten Ausſichten vor ihm eröffnete. Mit edlem

Selbſtgefühl trat er vor meinen Vater, und bewarb ſich um die Geliebte, der er die heiligſte Treue bewahrte. Wie ein Donnerſchlag traf ihn die Nachricht, daß Laura den Schleier genommen habe. Mit blutendem Herzen gab er die ſchönſte Hoffnung ſeines Lebens auf, und verließ auf immer dieſe Gegend. Zuvor aber wollte er Laura noch einmal ſehen. Er begab ſich in ihr Kloſter, und ſah ſie am Sprachgitter. Wie ihr Wiederſehen und der darauf folgende Abſchied waren, kann ich dir nicht ſagen; ich weiß es nicht, und war auch nie empfindſam genug, um mir eine ſolche Scene lebhaft vorzuſtellen. Marcian eilte troſtlos von dannen, Laura ſtand nun in ihrer Einbildung als die vollendete Heldinn ihres Liedes da. Es war faſt Alles ebenſo gekommen; nur der Becher Wein fehlte, den die Nonne dem Ritter reicht, und nach welchem er ſtirbt. Aber auch hier wußte ihre Phantaſie das Fehlende zu ergänzen. Da ſie fernerhin nichts mehr von Marcian hörte, ſo überredete ſie ſich, er ſei todt, und ſie ſelbſt habe ihm den Tod gegeben, ja es iſt leicht möglich, daß ſie ſogar glaubte, ihn ſelbſt begraben, und die Trauerglocke dazu geläutet zu haben; denn des Liedes letzte Strophen lauten ſo:

Mit ihren feinen Lippen
Zog ſie den Glockenſtrang,
Mit ihrer hellen Stimme
Sang ſie den Grabgeſang.

Mit ihren zarten Händen
Grub ſie ihm ſelbſt ein Grab,
Mit ihren ſchönen Armen
Senkt ſie ihn ſanft hinab.

Marzian war aber nicht todt. In einer entfernten Gegend hatte er ſich allmälig über den Verluſt der Geliebten getröſtet, und endlich, wie ich zufällig erfuhr, ſogar eine andere gefunden. Laura lebte in ihrem Kloſter, bis dieſes das allgemeine Schickſal der Klöſter theilte Es wurde aufgehoben; die Nonnen zerſtreuten ſich. Ich hatte mich unterdeſſen verheirathet, war aber leider ſchon wieder Wittwer geworden. Nur du meine Claudine, warſt mir als das Ebenbild deiner trefflichen Mutter geblieben, und warſt beinahe zehn Jahr alt, als meine Schweſter ihr Kloſter verließ. Mit wahrer Freude nahm ich ſie in meinem Hauſe auf, denn ich hatte ſie trotz ihrer Seltſamkeiten immer unausſprechlich geliebt. Da ich aber fürchtete, daß ihre Schwärmerei auch dich anſtecken könnte, ſo übergab ich dich der würdigen Freundinn in der Reſidenz, bei der du bis jetzt lebteſt. So wie du biſt, fürchte ich nicht mehr, daß deiner Tante Umgang und Beiſpiel für dich nachtheilig ſein könnten; daher ließ ich dich zurückkommen. Aber es war auch noch ein anderer Grund dazu vorhanden." Er hielt inne, und ließ ſeine Augen bedeutungsvoll auf Claudinen ruhn. „Der Baron von Sahrau," fuhr er dann fort, „ein alter Bekannter von mir, hat um deine Hand für ſeinen Enkel, Alwill von Sahrau, geworben." Er ſchwieg einige Augenblicke, als erwartete er eine Antwort; als aber keine erfolgte, und Claudine in ſichtlicher Unruhe und Verlegenheit mit geſenktem Auge vor ihm ſtand, ſetzte er hinzu: „Nicht erſt ſeit heute iſt mir der Wunſch meines Freundes bekannt; ſchon ſeit langer Zeit trafen wir die Verabredung, unſere Kinder zu verbinden, wenn nämlich ihre Neigung mit unſeren Wünſchen zuſammenträfe. Alwill war mehrere Jahre auf Reiſen, von denen er jetzt zurückgekehrt iſt. Er iſt mit ſeinem Großvater in der Qualität eines Freiers hergekommen, und es ſcheint, daß er nichts gegen die ihm beſtimmte Braut einzuwenden hat.“ „Deſtomehr ich gegen ihn,“ ſagte Claudine etwas kleinlaut. „Wie ſo?“ fragte der Baron lächelnd. „Was mißfällt dir an ihm?“ „Alles, lieber Vater, Alles,“ war die Antwort. „Alles“ wiederholte der Vater; „nun, ich dächte doch, daß er nicht ganz zu verachten wäre. Iſt er nicht ein ganz hübſcher junger Mann? Und ſo fein im Betragen, bemerke nur ſeine Gewandtheit, ſeine Galanterie.“ „Das kann nicht dein Ernſt ſein, Vater,“ erwiederte Claudine, „ich kenne zu ſehr deinen Geſchmack, um das zu glauben. Ich bin gewiß, du hältſt Alwill von Sahrau ſo gut wie ich, für einen faden Gecken.“ „Still, ſtill Mädchen!“ entgegnete der Vater, „Du gehſt unbarmherzig mit deinen Freiern um; vielleicht aber änderſt du deine Meinung noch, wenn du ihn näher kennen lernſt.“ „Nein Vater,“ antwortete Claudine feſt, „Alwill iſt mir durchaus zuwider. Freiwillig werd' ich nie ſeine Gattinn, und“ — — „Und zwingen wird dich Niemand,“ unterbrach ſie der Vater, „ſei deßhalb ruhig, mein Kind! Auch mir“ fuhr er dann fort, „auch mir gefällt Alwill nicht, die Wahrheit zu ſagen, wünſche ich mir einen Schwiegerſohn von anderer Art. Indeß thut es mir leid, Sahrau's Wünſchen entgegen zu ſein. Laſſen wir für's Erſte die Sache auf ſich beruhen; ertrage Alwill's Fadheit, und ſo widerwärtig er dir auch vorkommen möge, behandle ihn höflich, dieß biſt du dem Gaſte, dem Enkel des redlichen Sahrau ſchuldig.

Ihr Geſpräch wurde durch die Töne der Harfe unterbrachten, die ſich ganz nahe bei ihnen hören ließen. Sie gingen dem Orte zu, wo die Klänge herkamen, und fanden den jungen, fremden Sänger auf einer Bank ſitzend, und frohen Muthes in die Saiten greifend. Sobald er den Baron und Claudinen bemerkte, ſtand er auf, und verneigte ſich mit feinem Anſtande, doch ohne jenen Anſtrich von Unterwürfigkeit, den gewöhnlich Leute ſeines gleichen gegen Vornehmere annehmen. Es lag vielmehr in ſeinem Blick und ſeinem Weſen etwas ſo Edles, daß der Baron ihn mit Staunen betrachtete, und dann ein Geſpräch mit ihm begann, in dem der Jüngling ſo viel Bildung kund that, daß Wallmuth überzeugt wurde, er habe keinen gewöhnlichen wandernden Spielmann vor ſich. Er lud ihn höflichſt ein, noch einen Tag wenigſtens bei ihm zu bleiben, und die Geſellſchaft durch ſeine Kunſt zu unterhalten. Reinhold beſann ſich einige Augenblicke, und nahm dann die Einladung an. Zugleich beurlaubte er ſich auf kurze Zeit, um dem Verwalter zu melden, daß er ſich zu der Geſellſchaft des Schloſſes begeben werde. „Es iſt ſonderbar," ſagte der Baron zu Claudinen, als ſich Reinhold entfernt hatte, „es iſt kaum möglich, eine größere Ähnlichkeit zu finden, als zwiſchen dieſem jungen Manne und Marcian von Albenfeld, ſo hieß der Geliebte meiner Schweſter. Emma ſoll ihn ſehen und ſich überzeugen, daß ſie geſtern Abend keinen Geiſt geſehen hat. Sie muß ihn ſehen, wiewohl ich andrerſeits fürchte, daß dieſe große Ähnlichkeit keinen vortheilhaften Eindruck auf ſie machen wird.

Der Tag war unter mannigfachen Abwechslungen dahingegangen. Reinhold hatte durch ſein Harfenſpiel und durch die Feinheit und Gewandtheit ſeiner Unterhaltung

ht wenig zur Ergötzung der Geſellſchaft beigetragen.
ura, die ſich wieder ganz wohl befand, und den Sänger
der Nähe ſah, erkannte ihren Irrthum, und hielt Rein-
d nicht mehr für einen Geiſt, aber ſeine Ähnlichkeit mit
em Geliebten, ſo wie ſein Spiel hatten alle ſchlummern-
n Bilder ihrer Jugend in ihr geweckt, und ihr Gemüth
f erſchüttert. Sie konnte die Blicke nicht abwenden von
n edlen Geſichte des Jünglings, und wenn ſeinen gro-
n ſeelenvollen Augen die ihrigen begegneten, ſo gewann
r Gedanke: „es iſt Marcian,“ wieder eine ſolche Stärke,
ß ihre Sinne in eine augenblickliche Verwirrung gerie-
en. Sie blickte dann weg, und ſuchte ſich zu ſammeln,
er gleich darauf glaubte ſie zu bemerken, daß des Jüng-
ngs Augen mit einem Ausdruck beſonderer Theilnahme
f ihr ruhten, wie man wohl die Züge eines bekannten,
er nicht völlig erinnerlichen Geſichtes, forſchend zu be-
achten pflegt. Er iſt es nicht — er kann es nicht ſein —
ruhigte ſie ſich dann, aber es iſt etwas Wunderbares um
eſe Ähnlichkeit. — Im innerſten Gemüthe aufgeregt, ſtand
e endlich auf, um das Zimmer zu verlaſſen. An der Thüre
and ſie ſtill, und als blickte ſie nach Claudinen zurück,
eß ſie ihre Blicke noch einmal an Reinhold vorüber ſtrei-
n, der ihr bedeutungsvoll nachſah, bis ſie ſeinen Augen
tſchwunden war. — Dieſer ſeltſame Wechſel der Blicke
ar von Keinem bemerkt worden, als von Alwill. Ein
öhniſches Lächeln verzog ſein ohnehin nicht angenehmes Ge-
ht, und nur aus Furcht, den Hausherrn zu beleidigen,
nterdrückte er eine boshafte Anſpielung, die ihm ſchon
uf den Lippen ſchwebte. Die Anweſenheit des jungen Sän-
ers, und beſonders die Höflichkeit, mit der er im Schloße

behandelt wurde, waren ihm ein Ärgerniß. Er betrachtete ihn als einen gewöhnlichen Bänkelſänger, und begriff nicht die Auszeichnung, die ihm vom Hausherrn wiederfuhr. Noch verdrüßlicher war es ihm aber, als ſelbſt Claudine nicht verſchmähte, ſich mit dem artigen Fremdling zu unterhalten, und ſogar in dieſer Unterhaltung mehr Intereſſe zu finden ſchien, als ſie ihm, dem Vielgereiſ'ten, ſich geiſtreich Glaubenden, bezeigt hatte. Mit einem Anſtrich von vornehmer Herablaſſung ließ er ſich endlich mit Reinhold in ein Geſpräch über Muſik ein, wodurch er dieſen zu demüthigen, und ihn als einen Stümper in der Kunſt, in den Augen der Anweſenden, beſonders in Claudinens Augen, herabzuſetzen hoffte. Aber der junge Tonkünſtler gab ihm keine Blöße; ſein Urtheil über Muſik bewies mehr als gewöhnliche Kunſtkenntniſſe, und Alwill, unmuthig, ihm nichts anhaben zu können, warf den Kopf vornehm in die Höhe, und ſagte: „Es iſt von Euch zu loben, mein Freund, daß Ihr bei Eurer herumziehenden Lebensweiſe Euch einige Kenntniſſe geſammelt habt, die man nicht immer bei Eures Gleichen findet." „Warum, mein Herr," antwortete Reinhold, mit ungekünſtelter Ruhe, „warum ſollten Kenntniſſe und Talente unter meines Gleichen nicht ſo gut anzutreffen ſein, wie man Unwiſſenheit und lächerliche Anmaßung unter Eures Gleichen findet?" Die Röthe des Zornes im Geſicht, war Alwill im Begriff, die Äußerung des kühnen Jünglings durch eine hochmüthige Antwort zu erwiedern, aber der Geheimrath von Sahrau warf ihm einen ernſten Blick zu, und der Baron, obwohl auch durch Reinholds Kühnheit ein wenig verletzt, gab dennoch dem Geſpräch eine begütigende Wendung, ſo daß

unangenehme Wortwechſel bald vergeſſen war. Nur
Alwill gährte der verhaltne Groll, und griff noch wei-
um ſich, als er Claudinens mißbilligende, faſt ſpöt-
che Miene wahrnahm. Daß ſie ihm galt, konnte er ſich
otz ſeiner Eigenliebe nicht verhehlen, denn gegen Rein-
ld blieb ſie ſo höflich wie zuvor, während ſie ihn mit
ffallender Kälte behandelte.

Der Abend war herangerückt, und die Sonne faſt ſchon
tergegangen, als die Geſellſchaft ſich herunter in den
arten begab. Durch eine in der Gartenmauer halbgeöff-
te Thüre traten die Luſtwandelnden aufs Feld hinaus.
or ihnen hinab floß der Strom, prächtig leuchtend in
r Abendſonne Vergoldung. Der Baron und ſein Freund
ahrau ſtanden am Ufer, und freuten ſich der herrlichen
ndſchaft, die im röthlichen Glanze des ſinkenden Tages
lag. Alwill ging an Claudinens Seite, und that, als
merkte er den Widerwillen nicht, mit dem ſie ſeinen Wor-
n ein gezwungenes Gehör ſchenkte. Reinhold lehnte an
nem Baume, und blickte ſinnend bald auf die Geſellſchaft,
ald in die Weite. Seit der unangenehmen Scene mit
lwill fühlte er ſich etwas verlegen; es kam ihm vor, als
ezeuge ihm der Baron weniger Freundlichkeit und Wohl-
ollen, und er überlegte eben, was er bei dieſer eingetre-
nen Spannung zu thun habe. Aus dieſer Befangenheit
ß ihn ein Schrei, den er neben ſich vernahm. Claudine
atte einen am Ufer befeſtigten Kahn losgebunden, war
ineingeſprungen, und ein Ruder ergreifend, hatte ſie mu-
hig den Nachen bis in die Mitte des Flußes gelenkt. Dort
ber machte ſie eine unvorſichtige Wendung, der Nachen
chwankte, und das Ruder fiel ins Waſſer. Raſch bückte

ſie ſich über des Kahnes Rand, um es wieder zu faſſen, verlor aber das Gleichgewicht, und ſtürzte ins Waſſer. Der Schrei, den ſie ausſtieß, wurde von den Anweſenden noch lauter wiederholt. Der erſchrockene Vater wollte ſich ihr nachſtürzen, aber ſein Freund, für ſein Leben fürchtend, hielt ihn zurück, und rief, ſo laut er vermochte, nach Hülfe. Alwill warf ſein Oberkleid ab, verſuchte ins Waſſer zu ſpringen, ſich aber beſinnend, daß er ein ſchlechter Schwimmer ſei, trat er wieder zurück, zog ſeinen Geldbeutel aus der Taſche, und hielt ihn einigen Fiſchern entgegen, die in geringer Entfernung gefiſcht hatten, und auf das Angſtgeſchrei herbeieilten. „Raſch ihr guten Leute,“ rief er ihnen zu, „dieſes Gold gehört dem, der das Fräulein rettet.“ Er zeigte nach dem Ort, wo er Claudinen mit den Wellen hatte kämpfen ſehen, aber wie ein Dolchſtich fuhr es ihm durch's Herz, als er Reinhold erblickte, der aus dem Waſſer auftauchte, und mit dem einen Arm die Fluthen theilend, und in den andern Claudinen haltend, dem Ufer zuſchwamm. Als er es glücklich erreicht, und das bewußtloſe Mädchen auf den Raſen niedergelegt hatte, ließ ſich ein allgemeines: „Gott ſei Dank, ſie iſt gerettet!“ hören. Der Baron ſchloß die Tochter in die Arme, und lauſchte ihren Athemzügen. Als er ſich überzeugte, daß ſie wirklich lebe, folgte eine Scene der Freude und Dankbarkeit, worin der von Waſſer triefende Reinhold die Hauptrolle ſpielte. Unterdeſſen war die Dienerſchaft des Schloſſes herbeigeeilt. Claudine wurde ins Schloß geſchafft, wo ſie unter der Pflege ihrer Frauen ſich bald wieder erholte. Doch durfte ſie den Abend weder das Zimmer noch das Bett verlaſſen. Reinhold, nachdem er trockne Kleider angelegt

atte, kehrte in die Geſellſchaft zurück. Der alte Baron
ourde nicht müde, den Retter ſeiner lieben Claudine mit
Dank und Lob zu überhäufen. — Auch der Geheimrath
timmte mit ein in die Lobpreiſungen, die dem Muthe und
er Gewandtheit des Jünglings galten, und die er mit
iebenswürdiger ungeheuchelter Beſcheidenheit aufnahm. —
Selbſt Alwill mußte, da er die Errettete als ſeine künf-
ige Braut betrachtete, dem Retter einige Höflichkeiten
agen, aber den zierlichen Worten wiederſprach der hämi-
che Ausdruck ſeines Geſichtes, auf dem ſich Verdruß und
Neid abſpiegelten. Er fühlte, daß er neben dem von ihm ſo
gering Geſchätzten eine unvortheilhafte Rolle ſpielte, und är-
gerte ſich, daß er den Sprung in's Waſſer nicht gewagt hatte.
Seine Verlegenheit ſtieg auf's höchſte, als Laura, die an-
angs nur um Claudinen beſchäftigt geweſen war, ohne in
er Verwirrung zu fragen, wer ſie gerettet habe; nun
hereintrat, und Alwill für den Helden des Ereigniſſes hal-
end, auf ihn zueilte, und eine Dankſagung für die Ret-
ung ihrer lieben Nichte in den wärmſten Ausdrücken be-
gann. „Du wendeſt dich an den unrechten Mann, Schwe-
terchen," rief der Baron, „unſerem jungen Tonkünſtler
hier mußt du nächſt Gott, für Claudinens Leben danken;
er war es, der ſie aus dem Waſſer holte." Alwill hätte
hundert Meilen weit ſein mögen. Er verließ das Zimmer,
um im Freien ſeinem Unmuthe Luft zu machen, und
kehrte erſt zurück, als er zur Abendmahlzeit gerufen
wurde. „Herr von Sahrau," rief ihm der Baron entgegen,
„gewiß freut es Sie auch, daß unſer braver Sänger ſich hat
erbitten laſſen, noch bei uns zu bleiben. Er wollte fort;
aber nein, mein Freund," wandte er ſich an Reinhold, ſo

entkommen Sie mir nicht; ich bin Ihnen zu viel Dank ſchuldig, um Sie ſo zu entlaſſen." Alwill mußte ſich wider ſeinen Willen geſtehen, daß Reinhold auch bei dieſen Auftritten ein ſo feines Betragen, eine ſo edle Haltung zeigte, daß er ſelbſt anfing, ihn für etwas anderes zu halten, als er ſchien. Je mehr er ihn betrachtete, deſto düſterer und ſchweigſamer wurde er; und um nicht mehr Zeuge von dem Triumphe ſeines Feindes zu ſein, entfernte er ſich gleich nach der Abendmahlzeit aus der Geſellſchaft.

Laura hatte den Abend meiſt in Claudinen's Zimmer zugebracht. Als dieſe, von dem ſie betroffenen Unfall noch erſchöpft, eingeſchlafen war, verließ ſie es, um ſich in ihr Gemach zu begeben, zu welchem ſie durch einen großen Vorſaal gelangte, aus dem verſchiedene Thüren in kleine Gemächer führten. Beim Eintreten in dieſen Saal erblickte Laura Reinhold, der vor einem der Familienbilder ſtand, welche die Wände verzierten. Betroffen ſtand ſie ſtill. Das Bild, in deſſen Anſchauen er verſunken ſchien, war ihr eigenes. Ein Licht in die Höhe haltend, beleuchtete er das Porträt an der Wand, welches er mit einem Miniaturbilde, das er in der anderen Hand hielt, zu vergleichen ſchien. Er hatte ihr den Rücken zugewandt, und war in ſeinen Betrachtungen ſo vertieft, daß er weder das Öffnen der Thüre, noch Laura's Tritte vernahm. Leiſe, faſt unwillkührlich, nahte ſie ſich ihm, warf einen Blick auf das Porträt in ſeiner Hand, und mit dem Ausruf: „O mein Gott!" wankte ſie einige Schritte zurück. Reinhold ſah ſich erſchrocken um, nahte ſich der Beſtürzten, und ſtammelte verlegen eine Entſchuldigung. „Um Gottes Willen," ſprach Laura mit leiſer, bebender Stimme, „wie kommen Sie zu

n Bilde? Es iſt das meinige, ſo wie ich in meiner
nd gemalt wurde." „Ich weiß es mein Fräulein,"
ortete Reinhold, „dieſes Bild iſt das Ihrige; ſie ver-
ten es einſt." — „Wie kommt es in Ihre Hände?"
brach ihn Laura in der heftigſten Gemüthsbewegung.
ſind Sie?" O, ich weiß nicht, welche Ahnung? —
Ähnlichkeit mit ihm — erklären ſie mir." Hier ließ
in Geräuſch vor der Thüre des Saales vernehmen.
nahende Schritte verriethen einen Lauſcher. Laura
te in ihrer Aufregung nicht darauf, wohl aber Rein-
„Mein Fräulein," erwiederte er, „Ort und Stunde
zu einer ſolchen Erklärung nicht geeignet; auch ſind
zu bewegt. Faſſen Sie ſich," fügte er, theilnehmend
Hand faſſend hinzu, „und vergönnen Sie mir morgen
kurze Unterredung; ich werde bereit ſein, Ihnen über
Sie Befremdende Aufſchluß zu geben." Er ſchwieg,
das Geräuſch an der Thür wurde ſtärker. Reinhold
der wankenden Laura den Arm, führte ſie bis zur
re ihres Zimmers, und ihr ehrerbietig die Hand küſ-
, entfernte er ſich ſchnell.

Schon herrſchte nächtliche Stille im Hauſe, als Alwill
inem Großvater ins Zimmer trat. Seine Miene drückte
und Entrüſtung zugleich aus. „Was willſt du noch
ät, Alwill?" fragte der Geheimrath, der im Begriff
ſich ins Bett zu legen. „Verzeihung, lieber Groß-
, daß ich Sie ſo ſpät noch ſtöre," begann der Her-
etende, „ich muß Ihnen durchaus etwas mittheilen,
für mich von Wichtigkeit iſt." „Nun?" fragte Herr
Sahrau geſpannt. „Zuerſt frage ich Sie," fuhr Al-
fort, „was Sie von dem Muſikanten denken, den der

Mann — mich dünkt ſehr unpaſſend — in ſein Haus aufgenommen hat?" — „Was haſt du nur wieder mit dem?" entgegnete der Geheimrath. Der junge Mann hat in ſeinem Äußeren, ſo wie in ſeinem Betragen, etwas ſehr Einnehmendes, ich möchte ſagen, Anziehendes. Dazu nimm, daß mein Freund die Muſik leidenſchaftlich liebt, und der Harfenſpieler denn doch gar kein gemeiner, wandernder Muſikant zu ſein ſcheint." „Nicht ſcheint, und auch gewiß nicht iſt," fiel ihm Alwill in die Rede." „Deſto beſſer," antwortete der Großvater, „ſei er, wer er wolle; dich, glaube ich, braucht das nicht zu bekümmern." „Vielleicht doch, Großvater," entgegnete Alwill. „Und wenn der wandernde Künſtler nun ein verkappter Liebhaber Claudinens wäre?" „Schweig!" ſagte der Geheimrath unwillig. „Kannſt du dem jungen, kaum der Kindheit entwachſenen Mädchen, eine ſolche Intrigue zutrauen?" „Es ſoll mir lieb ſein, wenn ich mich irre," antwortete Alwill, „aber mein Verdacht hat mehr Grund, als Sie glauben. Hören Sie nur! Schon heut' am Tage kam es mir vor, als walte ein Einverſtändniß zwiſchen Claudinen und dem Sänger. Das Betragen der Tante beſtärkte meinen Verdacht; ſie muß in das Geheimniß eingeweiht ſein, denn ich ſah ſie einigemale bedeutungsvolle Blicke mit dem Abenteurer wechſeln. Jetzt eben, da ich aus dem Garten komme, wohin mich der ſchöne Abend lockte, in mein Zimmer gehen will, höre ich im Vorſaale, durch den der Weg führt, einige Stimmen. Ich ſtehe an der Thüre ſtill, und erkenne deutlich die Geſtalt des Harfenſpielers, der ſich mit einer Dame unterhält, die zwar ſo leiſe ſprach, daß ich nichts hören konnte, als den weichen, zärtlichen Ton ihrer Stimme. Die Thüre war nur angelehnt; ich öffnete ſie ein wenig, aber die Sprechenden ſtanden ſo, daß ich die Dame nicht ſehen konnte; doch verſtand ich einige Worte des Muſikanten. Er bat um eine heimliche Unterredung auf morgen, und ſie ſchien ihm auch bewilligt zu werden. Mehr konnte ich aber nicht herausbringen, denn unvorſichtiger Weiſe verrieth ich meine Nähe, und verſcheuchte die Liebenden." — „Die Liebenden?" wiederholte der Großvater mit gerunzelter Stirne, „wer ſollten ſie denn ſein?" „Der Harfenſpieler war es gewiß," erwiederte Alwill, „das ſah und hörte ich deutlich. Und die Dame — wer konnte es ſein, als das Fräulein des Hauſes." „Alwill!" erwiederte der Geheimrath mit unzufriedner Miene; „mit ſolcher Leichtigkeit machſt du da einen Bericht, der die Ehre jenes Mädchens angreift, um deſſen Hand du dich bewirbſt? Ich will dich aber entſchuldigen, weil Eiferſucht dich verblendet." Alwill biß ſich in die Lippen und ſchwieg. „Claudine" fuhr der Geheimrath fort, „kann deine Dame im Saal durchaus nicht geweſen ſein; du haſt ſelbſt gehört, daß ſie nach ihrem Unfall den Abend hat das Bett hüten müſſen. Iſt es aber Laura geweſen, die mit dem jungen Manne ſprach, wer könnte in dieſer Unterredung etwas Ubles finden? Ihre Jahre, ihr Character ſichert ſie vor jedem Verdacht." — „Zur Rolle einer Liebhaberinn iſt ſie freilich zu alt," entgegnete Alwill, „aber als Vertraute — —" „Alwill!" fuhr der Großvater auf, „nun iſt's genug. Laura's Sitten, ſowie ihr Ruf, waren ſtets fleckenlos. Sie hat allerdings ihre Sonderbarkeiten, aber zu jedem Unrecht iſt ſie unfähig, und ihren Bruder liebt ſie viel zu ſehr, als daß ſie ihn hintergehen könnte. Kein Wort mehr darüber. Ein zu Bett und verſchlafe deine eiferſüchtige Grille.“ Er wandte ihm unwillig den Rücken zu, und Alwill wünſchte ihm verlegen eine gute Nacht.

Am folgenden Morgen verſammelte man ſich im Saale zum Frühſtück, wobei nur Laura und Claudine fehlten. Alwill affectirte eine kalte Nichtachtung gegen Reinhold, aber die hämiſchen Seitenblicke, die er ihm zuweilen zuwarf, bewieſen, daß er den ſcheinbar Verachteten dennoch ſeiner Beachtung werth fand. Nach dem Frühſtücke forderte der Baron ſeine Gäſte zu einem Spaziergange auf. Man ging zuerſt in den Garten, wo man bei einigen ausländiſchen Gewächſen, die der Baron als eine Seltenheit zeigte, ſtehen blieb, um ſie näher zu betrachten. Alwill erblickte ein junges Mädchen, das er ſchon als eines der Kammermädchen des Schloſſes bemerkt hatte, die ſich recht ſichtlich an Reinhold drängte, und ſich in ſeiner Nähe ſtets etwas zu thun machte. Alwill, von Argwohn oder Neugierde gequält, konnte die lauernden Blicke nicht mehr von der Verdächtigen wenden, und um ſie recht ſicher und ungeſtört gewähren zu laſſen, gab er ſich das Anſehen, als leſe er mit großer Aufmerkſamkeit die lateiniſchen Namen der Blumen, die auf kleinen, hölzernen Platten geſchrieben, an den Blumenbehältern befeſtigt waren; doch blieb er Reinhold, der ganz unbefangen ſchien, dabei ſo nahe als möglich. Auf einmal warf das Mädchen einen ſpähenden Blick umher, und, ſich unbelauſcht glaubend, trat ſie raſch zu Reinhold heran, uub flüſterte ihm die Worte zu: „Mein Fräulein erwartet Sie im Saal, wo Sie gefrühſtückt haben.“ Mit Blitzesſchnelle eilte ſie dann zum Garten hinaus. Verlegen ſah ſich Reinhold nach Alwill um, der aber in ſeinem botaniſchen Studium ſo vertieft ſchien, daß der Gedanke, er habe des Mädchens Worte gehört, keinen Raum bei Reinhold fand. Unbeſorgt hierüber, verweilte er noch einige Minuten bei den Gewächſen, ſchlug dann, wie zufällig, einen Pfad ein, der ihn von den übrigen entfernte, und ihn der Gartenthür zuführte, durch welche er nach dem Schloße gelangte. Alwills ſeines Ohr hatte indeß des Kammermädchens Worte ſehr gut vernommen; er glaubte, ſeiner Sache nnn völlig gewiß zu ſein. Mit zuſammen gebiſſenen Lippen ging er einigemal hin und her, und überlegte, was er thun ſolle. Er wollte Reinhold folgen, unvermuthet in den Saal treten, und das rendez vous ſtören; nach kurzer Überlegung aber ſchien ihm dieß nicht genug; die vermeinten Liebenden ſollten unangenehmer überraſcht, tiefer noch beſchämt werden. — Während er noch ſann, wie er es am beſten anzufangen habe, ſaßen die beiden alten Herren auf einer Bank, und hatten ein Geſpräch begonnen, welches ihre wichtigſte Angelegenheit, die Verbindung ihrer Kinder betraf. „So ſehr es mein Wunſch iſt, lieber Sabrau,“ ſagte der Baron, „unſere alte Freundſchaft durch ein neues heiliges Band noch feſter zu knüpfen, ſo kann ich hierin doch nichts entſcheiden. Meine Claudine iſt völlig frei, nach ihrer Neigung zu wählen. Laſſen wir daher die Sache auf ſich beruhen, und die jungen Leute gewähren; es wird ſich dann von ſelbſt ausweiſen, ob ſie für einander paſſen, oder nicht.“ „Du haſt Recht,“ antwortete der Geheimrath, „die Zeit mag entſcheiden, obwohl ich fürchte, daß ſie meine Wünſche nicht begünſtigen wird. Aufrichtig geſagt, ich zweifle, daß Alwill deiner Tochter gefallen wird." Er hielt inne, als erwartete er des Barons Antwort, aber dieſer ſchwieg. „Ich läugne dir nicht," fuhr er dann fort, „daß ich nicht ganz zufrieden mit meinem Enkel bin; die Welt hat viel von dem ihm angeſtammten [illegible] verwiſcht, doch ſein Herz — ich hoffe es — iſt nicht [illegible] und die Liebe zu einem edlen Weibe denke ich, wird ſein geiſtiges Selbſt vom Untergange retten. Indeß ſei es fern von mir, dich oder deine herrliche Tochter zu dieſer Verbindung zu überreden. Biſt du dagegen geſtimmt, fühlt ſie eine Abneigung gegen Alwill — gut! Ich kann's nicht ändern, ja ſelbſt nicht einmal tadeln. Den Wunſch aber, mit dir verwandt zu werden, gebe ich dennoch nicht auf." — Der Baron ſah ihn erwartend an. „Du weißt," fuhr der Geheimrath mit einem Seufzer fort, den ihm eine ſchmerzliche Erinnerung erpreßte, „du weißt, daß ich außer meinem Sohne, Alwills Vater, noch eine Tochter hatte." — Der Baron bejahte es, und Sahrau fuhr fort: „Seit einigen zwanzig Jahren, lieber Wallmuth, ſah ich dich ſo ſelten, und ſtets auf ſo kurze Zeit, daß ich meines Familienverhältniſſes immer nur oberflächlich gegen dich erwähnte, beſonders weil mir jede Berührung deſſelben ſchmerzlich war. Meine unglückliche Ehe aber iſt dir genugſam bekannt. Meine Ehre, von einer leichtſinnigen Gattinn tief gekränkt, erforderte eine Scheidung. Mein Sohn blieb unter meiner Obhut, aber meine Tochter wurde von den Geſetzen der Mutter zugeſprochen. Hier, lieber Freund, trifft mich ein Vorwurf, der wohl immer auf dem gebeugten Vaterherzen laſten wird. Ich hätte meine Ju[illegible] um jeden Preis ihrer unwürdigen Mutter entreiſſen ſollen. Ich that es nicht. Das verwahrloſte Mädchen, vom

Gifte des Beiſpiels verderbt, trat in die Fußſtapfen ihrer Mutter; ſie ward meiner unwürdig. Ich vernahm aus der Ferne, wie ſie ihren Ruf befleckte, und verſtieß ſie aus meinem Herzen. — Ein geachteter Mann ließ ſich indeß bethören, der Leichtſinnigen ſeine Hand zu geben. Sie machte ihn unglücklich, wie ich es geweſen war. Ihr früher Tod zerriß das Band, verſöhnte mich aber nicht mit der Hingeſchiedenen. Erſt nach Jahren erweichte ſich das Herz, das verwundetes Ehrgefühl und fehlgeſchlagene Hoffnung verhärtet hatten. Ach, ich war kein glücklicher Vater! mein Sohn ſtarb früh, und mein Enkel — —" „Armer Freund!" ſagte der Baron, und drückte mit inniger Theilnahme ſeine Hand. Es erfolgte ein wehmüthiges Schweigen, welches der Baron durch die Frage unterbrach: „An wen war deine Tochter verheirathet? —" „Weißt du das wirklich nicht?" fragte der Geheimrath. „Nein," war die Antwort, „du ſprachſt nie mit mir darüber, und da ſie ſtets im fernen Auslande lebte, hörte ich nur ſelten, und immer unbeſtimmt von ihr ſprechen, und aus Schonung —"

Hier ſtörte Alwill das Geſpräch. „Meine Herren," ſagte er, mit einer Miene, aus der boshafte Schadenfreude ſprach, „ich komme, ſie zu einem herrlichen Genuß einzuladen. Unſer Harfenſpieler führt eben im Saale ein herrliches Muſikſtück aus. Iſt es Ihnen gefällig, ſo wollen wir ihn ein wenig belauſchen." „Ei, der böſe Menſch!" ſchalt der Baron; „warum thut er das, ohne uns ein Wort zu ſagen?" „Er ſcheint," entgegnete Alwill mit hämiſchen Lächeln, „das Beſte für ſich zu behalten. Aber ich dächte, wir zögerten nicht, wenn wir noch etwas hören wollen. „Da wär' er ja ein wunderlicher Kauz," ſagte der Baron. „Je nun, das ſind Künſtlergrillen," entgegnete Alwill, „über die muß man, der Kunſt wegen hinwegſehen."

Sie kehrten ins Schloß zurück, und gingen ſo leiſen Schrittes als möglich die Treppe hinauf, über eine Gallerie bis zu der Glasthür, die in den Saal führte. Alwill ging auf den Zehen einige Schritte voraus. Ich höre noch keine Muſik," ſagte der Baron, als er noch einige Schritte von der Thür war. „Iſt nichts zu hören, ſo wird etwas zu ſehen ſein," ſagte Alwill leiſe, und mit ſchadenfrohem Lachen, indem er den Baron am Arm faßte, und ihn dicht an die Glasſcheibe zog. Betroffen trat der Baron einen Schritt zurück, denn er hatte Reinhold erblickt, der vor Laura ſtand, deren Geſicht man nicht ſehen konnte, weil ſie nach der entgegengeſetzten Seite der Thüre gewendet war. Ihre ganze Aufmerkſamkeit ſchien auf etwas gerichtet, das ſie in der Hand hielt. Jetzt richtete ſie den geſenkten Kopf in die Höhe, und reichte Reinhold die Hand, die er an ſeine Lippen drückte. Einige Worte, die Laura, wie es ſchien, in großer Bewegung ſprach, konnten die ſie Belauſchenden nicht verſtehen. „Alle Welt! was haben die vor," murmelte der Baron. „Fräulein Claudine!" ſagte Alwill, der verblendet von der Begier, dem Nebenbuhler zu ſchaden, und durch die Ähnlichkeiten der Geſtalt getäuſcht, Laura für Claudinen hielt. „Warum nicht gar!" widerſprach der Baron, „das iſt nicht Claudine, es iſt ja meine Schweſter." Alwill, von Schadenfreude geſtachelt, riß die Thür auf in dem Augenblicke, wo Laura, zu Reinhold ſich neigend, deſſen Stirn küßte. — Der Geheimrath blieb zurück; der Baron und Allwill traten ein. Raſch ſah ſich Laura nach den Eintretenden um, die weder ſie, noch Reinhold früher bemerkt hatten, eilte dann zu ihrem Bruder, und flüſterte ihm die Worte zu: „Bruder, du ſollſt Alles wiſſen! nur nicht hier vor dieſen kalten fremden Herzen." Sich der Regung ihrer Gefühle ſchämend, eilte ſie ſchnell hinaus, an dem Geheimrath vorüber, der auf der Gallerie-ſtand. Er bot ihr einen Morgengruß. Sie hörte es nicht. Ein Brief, den ſie in der Hand hielt, entfiel ihr in der Eile; ſie bemerkte es nicht. Erſtarrt hatte der Baron ſeiner Schweſter nachgeſehen; dann wandte er ſich an Reinhold „Die Scene," begann er mit einem Ausdruck von Mißbehagen, „die wir hier ſtörten, hatte allerdings etwas Befremdendes; und nicht um meinetwillen, — da ich meine Schweſter kenne, ſondern meiner Gäſte wegen muß ich um eine Erklärung derſelben bitten" „In dieſem Falle," erwiederte Reinhold ruhig, „bitte ich um eine beſondere Unterredung. Dieſer Herr iſt mein Freund," entgegnete der Baron, mit einem Anfluge von Heftigkeit, „und grade in ſeiner Gegenwart wünſche ich zu hören, was Ihr ſeltſames Betragen bedeutet, und wer Sie eigentlich ſind; denn das was Sie ſcheinen, ſind Sie nicht, das ſehe ich wohl." „Darauf kann ich erſt antworten," erwiederte Reinhold, wenn ich wiſſen werde, was ich Ihnen ſcheine." — „Nichts mehr und nichts weniger, als ein wandernder Harfenſpieler," fiel ihm Alwill boshaft in die Rede, „der ſich durch ſeine Ungezogenheit der Ehre unwürdig macht, die ihm hier wiederfährt." Eine dunkle Röthe überſtieg Reinhold's Geſicht, aber er faßte ſich ſchnell wieder. „Mein Herr," antwortete er, für jetzt habe ich nicht mit Ihnen, ſondern mit unſerm verehrten Wirth zu ſprechen; nachher aber werde ich nicht unterlaſſen, Sie für Ihre Unverſchämtheit zur Rede zu ziehen, wie es einem Manne von Ehre gebührt." „Ha! ha!" lachte Alwill laut auf, „das klingt ja faſt wie eine Herausforderung. Da muß ſich der Herr belehren laſſen, daß ein Edelmann ſich mit keinem Vagabunden ſchlägt. — Eine Ohrfeige war die einzige Antwort Reinhold's, deſſen kochendes Blut ihn alle Rückſichten vergeſſen ließ. Bleich und bebend vor Wuth riß Alwill den Degen aus der Scheide, und ſtieß nach dem wehrloſen Jüngling, dem das Eiſen in die rechte Seite fuhr. Ein Blutſtrahl ſprang bogenförmig in die Höhe, und Reinhold ſank lautlos nieder. Da ward die Thür aufgeriſſen, und herein ſtürzte der Geheimrath, den Brief haltend, der Laura's Händen entfallen war. „Um Gott! was iſt geſchehen!" rief er. „Alwill, du haſt deinen Vetter getödtet; Reinhold von Albenfeld, den Sohn meiner unglücklichen Tochter. Er ſank neben dem Verwundeten nieder, der noch bei vollem Bewußtſein die Worte des Geheimraths vernommen hatte, und ſich auf den linken Arm ſtützend, ſich halb in die Höhe richtete. „Mein theurer Großvater!" ſprach er mit Anſtrengung. „So weiſen Sie den Sohn einer verſtoßenen Tochter doch nicht von ſich — nicht eher wollt' ich mich Ihnen zu erkennen geben, bis ich wußte, ob Sie meiner Mutter verziehen hatten, ob ſie ihren Sohn" — Er konnte nicht vollenden; Seine Wunde, der ein Blutſtrom nach dem andern entquoll, zog ihm eine Ohnmacht zu. „Er ſtirbt!" rief der Geheimrath, indem ſeine Augen in namenloſer Angſt auf den edlen bleichen Zügen des Jünglings hafteten. „Er ſtirbt! und du, Alwill, biſt ſein Mörder! „Er hat ſich's ſelbſt zugezogen — er griff mich an" — ſtotterte Alwill mit bebenden Lippen, und bleich wie der Tod.

Unterdeſſen hatte der Baron die Klingel gezogen, und einige Diener eilten herbei, die den Verwundeten in ſein Zimmer trugen. Der Geheimrath folgte mit wankenden Knieen, auf des Barons Arm geſtützt, dem Ohnmächtigen, dem alle Sorgfalt zu Theil ward, die Zeit und Ort geſtatteten. Ein reitender Bothe wurde in beflügelter Haſt nach der nächſten Stadt geſandt, einen Wundarzt zu holen; bis dahin aber wurde Reinhold den Händen des Dorfbarbiers übergeben, der wenigſtens das ſtrömende Blut hemmte, und durch belebende Eſſenzen dem Beſinnungsloſen ſein Bewußtſein zurückrief. Erſchöpft und mit geſchloſſenen Augen lag er auf ſeinem Lager, neben welchem der Geheimrath mit tief bekümmerter Miene ſtand, und die Athemzüge des kaum gefundenen Enkels belauſchte. Zu ihm heran trat der Baron, der bis dahin ab- und zugegangen war, um Anordnungen zu treffen. „Sahrau," redete er den Freund an, „wie ſtehen denn eigentlich die Sachen? Noch finde ich keinen Zuſammenhang in dieſem ſeltſamen Vorfalle. Iſt dieſer junge Mann denn wirklich dein Enkel?" „Ja," antwortete jener, „es iſt der Sohn meiner Julie. Alwill ſtörte vorhin unſer Geſpräch, als ich eben im Begriffe war, mit dir von dieſem Enkel zu ſprechen, den ich ungerechter Weiſe ſo lange vernachläſſiget habe. Erſt ſeit Kurzem, ſeit dem Tode ſeines Vaters, erwachte in mir das ſchlummernde Gefühl für den Elternloſen. Ich fühlte, daß ich ihm vieles zu vergüten hatte, und wollte ihm für jedes Unrecht entſchädigen. Ach, mein

Freund! du weißt noch nicht, welche Pläne ſich in mir geſtalteten, für den Fall, daß Alwill dir oder deiner Claudine mißfallen ſollte." — „Du biſt mir aber noch," ſagte der Baron, „die Antwort auf die Frage ſchuldig, die ich dir vorhin ſchon that: An wen war deine Tochter verheirathet? Du nannteſt, wenn ich recht hörte, vorhin deinen Enkel Reinhold von Albenfeld." „Richtig, ſo heißt er. Der Gemahl meiner Tochter war der Oberſt von Albenfeld!" „Doch nicht der" — „derſelbe, den du kannteſt," erwiederte der Geheimrath. „Iſt's möglich? O, nun wird mir die Sache zwiſchen Laura, und dieſem jungen Manne erklärlich — aber ich glaubte, Albenfeld ſei ſchon längſt todt, und bis an ſein Ende unvermählt geblieben." „Solche Treue iſt der Männer Erbtheil nicht," flüſterte eine Stimme, die von einem Seufzer begleitet war, dicht hinter ihm. Er ſah ſich um, und ſah Laura, die leiſe und unbemerkt herangekommen war. Mit ängſtlicher Theilnahme forſchte ſie nach dem traurigen Ereigniß, welches ſie eben vernommen hatte, und nach dem Zuſtande des Verwundeten. In ſchmerzlicher Wehmuth lächelnd blickte ſie auf die theuren Züge, aus denen ihr ſüßer Jugendtraum in ſeinem ganzen milden Zauber vor ihr auftauchte. Eine Thräne quoll in ihrem geſenkten Auge auf, löſ'te ſich langſam von der bebenden Wimper, und floß ſtill über ihre Wange; dann lehnte ſie ſich an den Bruder, und verbarg, heiß weinend, ihr Geſicht an ſeine Bruſt. Tief gerührt, drückte ſie der Baron an das brüderliche Herz, und der Geheimrath, ſelbſt erſchüttert, verließ, um den beiden keinen Zwang anzuthun, das Zimmer, nachdem er den Laura's Händen entfallenen Brief dem Baron gegeben hatte. „Darf ich ihn leſen?“ fragte dieſer Laura, ihr den Brief vorhaltend, und ſchweigend nickte ſie ihm ein Ja zu. Er las folgendes:

„Wenn die theure Freundinn meiner Jugend, deren Bild aus einer vergangenen ſchönen Zeit noch im reinſten Glanze zu mir herüber leuchtet, wenn Laura dieſe Zeilen erhält, ſo möge ſie ſie einiger Beachtung würdigen, um dem Manne, der ihr vielleicht leichtſinnig und treulos erſcheint, ihre Verzeihung und Nachſicht zu ſchenken. Es iſt wahr, ich brach den Schwur, den du edle treue Seele, unverbrüchlich hielteſt, den Schwur, nur uns einander anzugehören, wie feindlich auch die Verhältniſſe zwiſchen uns treten möchten. Ich ward der Gatte eines andern, ach ungeliebten Weibes. Ja Laura, das Herz deines Freundes blieb dir treu, während die Sinne, von trüglichem Schimmer verlockt, einer Anderen huldigten, Laura! das Schickſal rächte dich! Der zauberhafte Nebel, der mich blendete, zerfloß, und mir blieb nichts als der Täuſchung herber Schmerz, und das demüthigende Gefühl, einem unwürdigen Gegenſtande zum Spiel gedient zu haben. Ich war unglücklich, und ward es noch mehr durch quälende Reue. Eine innere Stimme rief mir ſtrafend zu: Das haſt du durch deinen Meineid verdient! Du gabſt Wortbruch für Treue! — Aber laß mich ſchonend hinwegeilen über dieſe Zeit meiner Schmach. Julie war die Mutter meines Reinhold. Sie iſt nicht mehr, und auch mir, ich fühle es, iſt die Nacht des langen Schlafes nicht fern. Reinhold, mit dem ich oft von Dir ſpreche, wird dir vielleicht dieſe Zeilen ſelbſt übergeben. Der Vater ſeiner Mutter, der Geheimrath von Sahrau, [illegible] in der Gegend unſerer Heimath, die auch du [illegible]. An ihn, den Großvater, iſt mein Sohn angewieſen, wenn auch ich werde dahin ſein. Führt ihn das Geſchick in deine Nähe, o ſo nimm ihn freundlich auf! Sei ſeine Freundinn! Nichts veredelt ſo ſehr des Jünglings [illegible], nichts ſchützt es ſo vor den Verirrungen der Welt, als die Freundſchaft einer edlen Frau. Und Reinhold iſt deines Wohlwollens nicht unwerth. Die Verirrungen ſeiner Mutter ahnet er nur; ich verſchwieg ſie ihm, ſein kindliches Gefühl ehrend. Oft aber ſpricht er mit Begeiſterung von der edlen Freundinn meiner Jugend, deren himmliſche Züge er in dem Bilde bewundert, welches ich aus deinen Händen empfing. Lebe wohl Laura! denke ohne Bitterkeit deines Freundes. Doch — wozu dieſe Bitte? Wie wärſt du, ſanfte Seele, eines bittern Gefühles fähig! Lebe wohl! Laß uns der Hoffnung leben und ſterben, daß ein beſſeres Jenſeits uns für die Entbehrungen der Gegenwart entſchädigen wird. Der Friede und der Segen des Himmels ſei mit dir!

Marcian von Albenfels.

Sehr bewegt gab der Baron ſeiner Schweſter den Brief zurück, und küßte ihr die ſtrömenden Thränen von den Wangen. „Faſſe dich jetzt, Laura,“ ſagte er; „es iſt natürlich, daß dieſer Brief und das Erkennen dieſes Jünglings deine tiefſten Empfindungen aufregen mußte. Aber jetzt — —“ „Laß mich, Bruder,“ unterbrach ſie ihn. „Du [illegible] gut wie Gott, aber du biſt ein Mann, und kannſt nicht fühlen, wie ich — — — laß mich weinen, nicht über Marcians Tod — den beweinte ich ja lange ſchon, weil ich ihn längſt für todt hielt — nein! Laß mich weinen, daß ich mein ſchönes Ideal, vom Hauche des Gemeinen getrübt, in den Staub der Alltäglichkeit ſinken ſehe." „Schweſter," antwortete ihr der Baron ernſt; „laß endlich ab, die Geſtalten einer Einbildung in der Außenwelt zu ſuchen. Es gibt der trefflichen Menſchen genug, aber ſo ohne Mängel und Makel, wie deine Ideale im romantiſchen Lichte deiner Phantaſie dir erſcheinen, ſind ſie nicht — können ſo nicht ſein, vermöge der Unvollkommenheit, die nun einmal unſer Aller Erbtheil iſt; darum verzeih' deinem Freunde, daß er ſeinen Schwur ewiger Treue nicht hielt. Als er ihn that, kannte er ſein, ſo wie überhaupt das menſchliche Herz nicht." — „Der Mann! da haſt du Recht," erwiederte Laura, „in ſeinem Innern kämpfen entgegenſtrebende Elemente, denen er oft zum Raube wird, während das Weib, dem ſtillen Zuge des Gemüths folgend, ohne Kampf über die Klippen hingleitet, an welchen der ſich ſtärker Glaubende ſcheitert." — Eine Erwiederung, die dem Baron auf den Lippen ſchwebte, wurde durch den Eintritt des Geheimraths unterbrochen, der mit ſorgenvollem Herzen die Kunde brachte, ſein Enkel Alwill ſei verſchwunden. Den Tod ſeines Vetters, und die daraus für ihn entſpringenden Folgen fürchtend, hatte er, während man ihn in der allgemeinen Verwirrung vergaß, eiligſt die Flucht genommen. Wohin er ſich gewendet hatte, wußte Niemand mit Beſtimmtheit zu ſagen. Auch war Aller Aufmerkſamkeit zu ſehr auf Reinhold gerichtet, um ſich viel um Alwill zu bekümmern. Der Arzt kam, und erklärte Reinhold's Wunde zwar nicht für tödtlich, aber doch für bedeutend genug. Gegen Abend trat ein heftiges Wundfieber ein. Der Kranke, in verworreden Phantaſien ſich verlierend, kannte die ihn Umgebenden nicht mehr. Der Geheimrath und Laura verließen ihn nicht, und Claudine, die in unruhvoller Spannung hin und her ging, bat ihren Vater, ihr zu geſtatten, die Pflege des Kranken mit Laura zu theilen. Der Baron, ſtatt zu antworten, heftete einen ernſten, forſchenden Blick auf ſie; Claudine erröthete, ohne ſelbſt zu wiſſen warum. „Er hat mir ja das Leben gerettet," ſagte ſie mit geſenktem Auge und einem Anfluge von Verwirrung; „ſoll ich nicht, da vielleicht ſein Leben in Gefahr iſt, wenigſtens etwas für ihn thun?" — Der Vater ſchwieg, und ſchien zu überlegen, ob es rathſam und ziemlich ſei, ihr das Geſuch zu gewähren. Da flüſterte ihm Laura zu: „Gib es zu, Brüderchen! Gegen den Retter ſeines Lebens ſich dankbar bezeigen, kann nur recht gethan ſein, und was recht iſt, iſt auch ziemlich." „Sollte es allerdings ſein, gilt aber nicht immer dafür," erwiederte der Baron. „Doch — es ſei! Claudine! Du biſt dem Enkel meines Bruders auch Dank ſchuldig; ſorge jetzt gemeinſchaftlich mit deiner Tante für ſeine Wiederherſtellung."

In trüber Fieberglut brachte Reinhold die erſten Stunden der Nacht zu. Als nach Mitternacht der Paroxysmus nachließ, und der Kranke in einen leichten Schlummer fiel, drang der Geheimrath in Laura und Claudinen, ſich zur Ruhe zu begeben, und ihm und dem Arzte, der dageblieben war, das Wächteramt allein zu überlaſſen. Laura war indeß nicht dazu zu bewegen. Sie hätte geglaubt, eine heilige Pflicht zu verletzen, und Marcians Schatten zu kränken, wenn ſie den ihr Empfohlenen in den Augenblicken verlaſſen hätte, wo eine Vernachläſſigung ſein Leben gefährden konnte. Claudine aber mußte nachgeben, und in ihrem Zimmer die Ruhe ſuchen, die ſie aber nicht fand. Die Ereigniſſe des Tages zogen an ihrer aufgeregten Seele vorüber, und verſcheuchten den Schlaf von ihrem Lager; aber ſie wünſchte ihn auch kaum. Eine ſeltſame Bangigkeit, eine namenloſe, faſt wohlthuende Wehmuth hatte ſich ihres ganzen Weſens bemächtigt. Sie vergoß Thränen, ohne deren Grund angeben zu können, und um dieſe, ihrem heiteren Sinne ſonſt ganz fremde Stimmung vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, brachte ſie ſie auf Rechnung ihrer Theilnahme an Tante Laura's Schickſal; dann, unzufrieden über ihre Gemüthsaufregung ſuchte ſie ſich ſelbſt zu beſchwichtigen, und bemühte ſich, an gleichgültige Dinge zu denken, kam aber bald wieder auf die Gedanken zurück, die nun einmal ihre Herrſchaft über ſie ausübten, und erſt gegen Morgen dem Schlummer wichen, der auf einige Stunden ihre Augen ſchloß.

Als ſie erwachte, leuchtete ihr die Morgenſonne in goldenen Streiflichtern entgegen, die durch das Laub eines Fliederbaumes fielen, der vor ihrem Fenſter ſtand. Raſch ſprang ſie von ihrem Lager auf, zog die Klingelſchnur, und fragte das eintretende Kammermädchen, wie Alles im Hauſe ſtehe. „Mit dem Kranken ſcheint es beſſer zu geh'n," war des Mädchens Antwort; „er ſchläft jetzt ſehr ruhig. Fräulein Laura hat ihn nicht verlaſſen." Claudine kleidete ſich ſchnell an, und begab ſich nach dem Krankenzimmer. An der Thür ſtand ſie einen Augenblick lauſchend ſtill, und als ſie nicht das geringſte Geräuſch vernahm, öffnete ſie behutſam die Thür und trat ein. Laura ſaß allein an Reinhold's Bett, und winkte Claudinen, näher zu treten. „Er ſchläft ſehr ſanft," flüſterte ſie ihr ſie, „und auch der Geheimrath und der Arzt haben ſich gegen Morgen niedergelegt.“ Claudine warf einen Blick auf Reinhold, deſſen Geſicht im Widerſchein der halb zurückgeſchlagenen, grün ſeidenen Gardinen noch bläſſer erſchien, als Tages zuvor. Claudine fühlte eine Thräne in ihr Auge treten, die ſie zu zerdrücken ſuchte, aber Laura'n entging ſie nicht. „Schäme dich nicht dieſer Thräne“, ſagte ſie leiſe, „der Sohn meines Freundes iſt deren gewiß werth. Ach, Claudine, wenn er mit dem Leben davon kommt, wie ich jetzt hoffe, Claudine! aus dieſem Geſicht ſpricht eine edlere Natur als Alwill's iſt. Nicht war, das findeſt du auch, mein Kind?“ Erröthend ſah Claudine zur Erde, hob aber ſchnell wieder den Blick, der unwillkührlich über Reinhold's Geſicht glitt! Da ſchlug dieſer die Augen auf; ein unbeſchreiblicher Ausdruck beſeelte ſie, als ſie Claudinens Augen begegneten, und noch tiefer erröthend zog ſich dieſe bis an die andre Ecke des Zimmers zurück. Während Laura Reinhold nach ſeinem Befinden fragte, und eine befriedigende Antwort erhielt, entfernte ſich Claudine, und ließ in der Einſamkeit die bedeutungsvolle Scene des vergangenen Augenblicks noch viele Male an ihrer Phantaſie vorüber gehen.

Reinhold ging nun raſch ſeiner Geneſung entgegen, und in wenigen Tagen wich die Bläſſe ſeines Geſichts den Farben der wiederkehrenden Geneſung. Seit jenem Augenblicke, der Claudinen ſo lebhaft beſchäftigte, hatte ſie Reinhold's Zimmer nicht wieder betreten. Ein inneres Gefühl hielt ſie um ſo mehr davon zurück, da Reinhold ihrer Sorgfalt nicht mehr bedurfte. Dieſer hatte indeß die innige Liebe ſeines Großvaters gewonnen, der mit Stolz und freudiger Hoffnung auf den Enkel ſah, von dem er endlich Entſchädigung für ſeine verlornen Vaterfreuden hoffte. Auch der Baron hatte Reinhold liebgewonnen. Beſonders war dieſem die Vergleichung günſtig, die er zwiſchen ihm und Alwill machte, über deſſen Verſchwinden er vom Herzen froh war. Bald ſaßen alle Hausgenoſſen, Reinhold in ihrer Mitte, wieder traulich beiſammen im gewohnten Kreiſe. Aller Herzen ſchlugen in froher Hoffnung, nur Laura wurde immer ſchweigſamer und bleicher, aber freundlicher und milder noch, als ſie je war. Der Glanz ihres Auges verloſch faſt mit jedem Tage mehr, aber ein heiliger Friede und eine tiefe Sehnſucht malten ſich in dem reinen Spiegel desſelben, nicht eine Sehnſucht, die die Erde befriedigen kann; ein Verlangen nach dem Himmel, der ſich dem ahnenden Geiſte in Träumen erſchließt, wo die vom Schmerz verwundete und von Erdenhoffnungen enttäuſchte Seele ihren Ruhepunct ſucht.

Mit unruhiger Beſorgniß nahmen die liebenden Verwandten und Freunde Laura's hinwelkenden Zuſtand wahr. Der darüber befragte Arzt hielt ihn anfangs für eine körperliche Entkräftung; als aber ſein beobachtender Blick tiefer in die Natur ihrer Krankheit drang, überzeugte er ſich, daß ihr Leben in der Wurzel gebrochen ſei. Nichts vermochte ſeine Wiſſenſchaft, nichts die Sorgfalt des trauernden Bruders, die treue Pflege der liebenden Nichte. Laura ging raſch der feierlichen Stunde entgegen, wo der Engel des beſſeren Lebens ſie der Erde entführte, auf welcher ſie nie heimiſch ward. Vor ihrem Hinſcheiden ward ihr noch die Erfüllung ihres heißen Wunſches, Reinhold's und Claudinens Hände durch den Verlobungsring verbunden zu ſehn. Der Väter einſtimmiger Segen krönte das Bündniß der jugendlichen Herzen, die ſich für einander geſchaffen fühlten, und Laura's brechendes Auge verhieß noch lächelnd ihren Geliebten das Glück, welches ſich auf wahre Liebe und Treue gründet.

Um dieſe Zeit erhielt der Geheimrath von Sahrau einen Brief von ſeinem Enkel Allwill, der die Verlobung ſeines Vetters mit Claudinen vernommen hatte, den Verlobten höflich Glück wünſchte, und ſeine nahe Zurückreiſe nach Paris meldete, wo er Zerſtreuung und Entſchädigung für den Verluſt der ſchönen Braut ſuchen wollte. Zugleich fügte er einige verſöhnende Worte für Reinhold bei, bedauerte ihr feindſeliges Entgegentreten, und bat für die Zukunft um ſeine Freundſchaft. Reinhold verzieh ihm vom Herzen, und Claudine klatſchte fröhlich in die Hände, ſich Glück wünſchend, daß ſie den ihr Läſtigen ſobald nicht wieder zu Geſicht bekommen werde. —

Ein Jahr nach Laura's Tode feierten Reinhold und Claudine ihre Vermählung, und begaben ſich dann bald auf ein reizend gelegenes Landgut, welches der Geheimrath ſeinem täglich mehr geliebten Enkel ſchenkte. Oft aber vereinte ſich die Familie im Hauſe des Barons. Die jungen Gatten beſuchten dann Laura's Grab. Reinhold ließ dort oft die Töne ſeiner Harfe erklingen, die wie leiſe Seufzerlaute, von ſäuſelnden Winden getragen, durch das Laub der Trauerweiden zogen, die die Grabſtätte umſchatteten. Dann ſang er wohl auch das Lieblingslied der Verſtorbenen: „Ich ſtand auf hohem Berge" und wenn es beendet war, reichte er ſeiner Claudine die Hand, und ſagte gerührt: „Friede mit der Aſche unſrer Freundinn; Ihr Geiſt fand ſeine Heimath, ſie iſt glücklich, aber auch wir ſind es ſchon hier, denn auch die Wirklichkeit kann wahres Glück gewähren, und das Leben iſt nicht bloß in Träumen ſchön.

Nüsse

zum

Aufknacken für ſchöne Zähne

Räthſelkranz

von

Heinrich Adami.

1. Buchſtabenräthſel.

Es ging ein armer Bedienter
Einſt auf das Feld hinaus,
Der brach nach vielem Sinnen
In laute Klagen aus.

„Da geh' ich nun im Ganzen
Gar lumpicht hin und her,
Und habe in ſeinen Taſchen
Nicht einen Heller mehr."

„Ja, wenn ich von dem nur hundert
In Silber haben könnt',
Was ohne den letzten Buchſtab
Das elende Ganze benennt!"

2. Gleichname.

Wie heißt der Berg, den als Papier
Man in der Taſche trägt?
Und wie nennſt du, was unſ're Welt
In einem fort bewegt?

3. Buchſtabenräthſel.

Ich ſaß einſt ernſt und trübe
Ein König zu Gericht,
Der Tod war meine Loſung,
Die Milde kannt' ich nicht.

Wer noch hinausgewandert
Die Grenze dieſer Welt,
Dem war zum harten Richter
Vom Schickſal ich beſtellt.

Doch ſtellſt du meine Zeichen
In and'rer Ordnung hin,
So wandelt ſich gar baldig
Mein unbeugſamer Sinn.

Dann werd' ich für den Eh'mann
Ein ſchmählich Prädicat,
Den ſeines Weibchens Laune
Gar arg gekrönet hat.

Wirfſt du nur eine Letter
Dann noch in mich hinein,
Werd' ich durch meine Stärke
Gar bald berüchtigt ſein.

Doch eben dieſe Stärke
Bracht' mich in arge Noth,
Mit ihr gab ich viel Andern
Und mir zugleich den Tod.

4. Sylbenräthſel.

Ein Menſch, der hatt' eine Geige
Von Eins vier Saiten darauf,
Auf dieſen ſpielt' er gar künſtlich
Die ſchönſten Stücke auf.

Er zog mit ſeiner Geige
Raſtlos von Zwei zu Zwei,
Und lockte zu ſeinem Spiele
Gar viele Leute herbei.

Und alſo ſein ſchwankes Streben
Ihn immer weiter trieb,
Bis daß er in ſeiner Heimath,
Das iſt: im Ganzen, blieb.

5. Gleichname.

Ich darf mich wohl nicht ſchämen,
Einſylbig nur bin ich:
Doch all' die gedruckten Sylben
Die leben einzig durch mich.

Zum Lohne logen die Leute
'nen Bund mit dem Böſen mir an,
Sie ſagten, was ich erfunden
Hätt' ich durch ihn gethan.

7. Vexir-Räthſel.

Wie die Muſik hinrauſcht auf ſchnellem Flügel,
Wann ihr mein Machtwort ſchießen läßt die Zügel!
Und nimmſt du vorn und hint ein Zeichen mir,
Was bleibt als Reſt? — ich ſelber bleibe dir.

8. Sylbenräthſel.

Die Schöne, die ich habe,
Sie grollet öfter mir;
Sie fragt, warum ich jetzo
So ſelten käm' zu ihr?

Ich lache dann behaglich
Und ſage zu ihr: „2 — 3!
Wenn ich das 1 nur hätte,
Wär's Zanken bald vorbei!"

Da fängt ſie an zu weinen
Und läuft hinein in's Feld,
Dort hat ſie unter den Blumen
Sich bald das Ganze erwählt.

Und wie ſie das mir zeiget,
Verſteh' ich auch gleich den Sinn
Es deutet: „Daß die Schönheit
Mit einem Mal dahin!" *)

---

*) Nach der Blumenſprache gedeutet.

Da hör' ich auf zu lachen,
Und ſage recht traurig zu ihr:
„Nicht weil deine Schönheit entſchwunden,
Komm' ich ſo ſelten zu dir."

„Noch iſt nicht 2 — 3 meine Liebe,
Sie bindet an 1 ſich nicht,
D'rum ſollſt du auch nimmer das glauben,
Was nur dein Zweifeln ſpricht!"

---

9. Buchſtabenräthſel.

Ich bin ein ganz gemeines Ding,
Doch meine Kraft iſt nicht gering;
Ein Dichter bin ich auch zugleich,
Der an Gemüth und Tiefe reich.
Doch nimmſt den letzten Buchſtab mir
So ſteht ein holdes Kind vor dir,
Das in der Jugend Reiz erglänzt
Und ſüßen Nectar dir credenzt.

---

10. Sylbenräthſel.

Ich erſte ſtehe in Ehren
Im Reiche der Harmonie,
Was ich d'rin hab' geſtaltet,
Vergeſſen wird man's nie.

Wer geht auf der zweiten und dritten
Wird größer, als Andere ſein,
Doch geh' er fein behutſam,
Sonſt ſtürzt er, und bricht ſich das Bein.

Ich Ganzes zieh' durch die Lüfte
In leichten Kreiſen hin,
Und das iſt wohl kein Wunder,
Weil ich ein Vogel bin.

11. Buchſtabenräthſel.

Tirol nenn' ich mein Vaterland,
Und bin auch weit und breit bekannt.
Wer ohne Fuß und ohne Kopf
Mich hat geleſen,
Wird ſehen, daß ich armer Tropf
Bin nichts geweſen.

12. Gleichname.

Ich zeige in kleinen Bildern
Die weite Erde dir;
Ich trage, ein ſtarker Rieſe,
Dieſelbe Erde auf mir:
Ich bin ein hohes Gebirge
Im fernen Afrika;
Such' mich im weiblichen Putze,
Und ſicher findeſt mich da.

Charadenkranz

von

F. W. Jaggi.

I. Die Furchtſamen.

Zweiſylbige Charade.

Des Gärtners muntre, beide Knaben,
Sie ſpielten in der Dämm'rung Licht
Im Garten, nah' an einem Graben,
Der Mond ſchon durch's Gewölke bricht;
Da rührt ſich etwas in den Hecken,
Sie fahren angſtvoll drob zuſamm;
Und wie ſie auch die Hälſe ſtrecken;
Nichts ihrem Blick' entgegen kam. —
Ich wett', ſprach Fränzchen zu dem Andern,
Es war ein Geiſt, mich ſchauert — hu! —
Und ſieh! — auch Bruder Alexandern
Bebt Froſt vom Scheitel bis zum Schuh. —
Da, — ſieh doch! — dort im Erdbeerlaube
Da regt ſich's — nimm den Stein zur Hand.
Die zweite thu' damit und glaube,
Der Geiſt iſt ſchnell dann weggebannt. —
Bei dir iſt ſtets die erſt' die Größte,
Mach' du die zweite mit dem Stein! —
Doch bald der Streit ſich ſcherzend löſte
[illegible] des Schreckens Angſt und Pein,

Denn was ſie ſo ins Bockshorn jagte,
Das Ganze kroch nun ſchnell hervor,
Und ſpöttiſch jeder Bruder ſagte:
Ei ſchäme dich du feiger Thor! —

II. An einen Bräutigam.

Dreiſylbige Charade.

Soll' in der erſten zwei Silben Verein
Stets blühend die Liebe und dauernd ſie ſein,
Begnüge die dritte ſich nicht bloß zu zeigen,
Daß herriſch als Solche das Vorrecht ihr eigen;
Sie möge als Ganzes doch ja nicht vergeſſen:
Hier gelt' mit dem Schwächern es nur ſich zu meſſen,
D'rum, tritt auch die dritt' in der erſten Verein,
Mag Herrſcher ſie immer, Tyrann doch nicht ſein.

III. Gleich und Gleich geſellet ſich.

Vierſylbige Charade.

Wie's in der Reſidenz zu gehen pflegt,
Daß Keiner nach dem Andern frägt
Und man zur Miethe Jahre wohnt,
Unwiſſend wer daneben thront;
So ging's auch mir geraume Zeit,
Nur ſo viel wußt' ich, daß zur Seit'

Ein altes Jungfernpaar logire,
Bei dem ich Miethling im Quartiere. —
Sie nannten Beide du ſich traut,
D'rum hatt' ich ſicher d'rauf gebaut,
Daß ſie der beiden letzten Band
Seit anno Eins bereits umwand.
Ich irrte, wie ſich's ſpäter wies,
Denn als ich Morgens einſt verließ
Der Dunen weich behaglich Reich,
Hört' ich ſie ſchreien Katzen gleich,
Und ſchmähend zogen ſie voll Zorn
Der Kreuz und Quer, von hint' und vorn
Die Leute in der ganzen Stadt
Durch ihre Hechel, nimmerſatt!
Nur eine in dem wilden Toben
Hört' ich ſie wechſelweiſe loben
Sie prieſen ſeine Güte, Stärke,
Und ſeine heißen Liebeswerke,
Wie himmliſch rein und gut er ſei
Unendlich theuer, und dabei
Vernahm ein Ach! ein Oh! ich oft,
Daß ich zu ſchauen nun verhofft
Des Hauſes heil'gen Schutz Patron.
Mich trieb der Neugier Sporn davon
Und durch das Schlüſſelloch behende
Ins Heiligthum den Blick ich wende. —
Da ſteht auf einen Tiſch poſtirt,
Der, den ſie gar ſo ſehr flattirt,
Und dampft dem ärgſten Schmaucher gleich,
[illegible] erſte Paar benennt ihn euch)

Flugs war ich nun mit mir im Reinen,
Die Jungfern ſchnell mir *ſo* erſcheinen,
Wie längſt ich ſie hätt' ſollen kennen,
Wie ſie das *Ganze* euch mag nennen. —

IV. Die gute Tochter.

Vierſylbige Charade.

Ein ſanftes Kind iſt *Emeline*,
Voll Liebe für das Älternpaar
Es lieſ't behend in jeder Miene
Was ihres Ausdruck's Willen war.

Kaum hat die Mahlzeit ſie genoßen,
Ergreift das *Ganze* ſie und ſtrebt,
Daß *eins* und *zwei* ſtets unverdroßen
Den alten Vater neu belebt.

Sie reicht ihm dann die *letzten Beiden*,
Und führt ihn zu den *erſtern* hin,
An welchen die vergang'nen Leiden
Nicht mehr umdüſtern ſeinen Sinn.

Von deren Feuersglut erwärmet
Lehnt er das *zweite Paar* bei Seit,
Und wenn ihn ja etwas noch härmet,
Iſt ſie's, die kindlich Troſt ihm beut.

V. Anagram.

Der Geograph:

Nicht weiter reicht das Land,
Das uns das Wort benannt,
Als bis zu jener Stelle hin,
Die ſich dir zeigt im zweiten Sinn.

Der Anatome:

Mein Wort iſt gleicher Art,
Mit Lebenskraft gepaart;
Beginnt es einſtens dir zu ſchwinden
Wirſt du dein Ende baldigſt finden.

Der Kaufmann:

Ich kehr' es um das Wort,
Denn hier an dieſem Ort
Beut es euch Waaren mancherlei.
Kauft! — ſchöne Sachen ſind dabei.

VI. Homonyme.

1.

Als Mann bin ich ein hoher Herr,
Gigantiſch anzuſchauen,
Weit blick' ich über Land und Meer
Und viele mir vertrauen.

Der mächt'gen Schwingen hab' ich viel,
Doch ſelbſt kann ich nicht fliegen,
Hülfleiſtend förd'r' ich and'rer Ziel
Und mach' Koloße fliegen.
Als Weib, — o zart und ſchön Geſchlecht!
Dem ich dann angehöre,
Erzürne nicht, — da bin ich recht
Für's liebe Vieh, — gewähre
Demſelben Völlerei-Genuß
In mancherlei Geſtalten,
Und mach' ihm böslichen Verdruß
Werd' kärglich ich gehalten.

2.

Die Farbe ſo mein Körper trägt,
Iſt oft der Hoffnung, oft der Unſchuld eigen,
Und wenn der Leſer weiter frägt,
Kann ich der Eigenſchaften mehr noch zeigen.
Nicht gerne ſieht man mich an Dingen
Beſtimmet zu des Gaumens Luſt,
Doch wenn mich zähmend Menſchen ſingen
Bin ich mir beß'rer That bewußt.
Statt daß mit Eckel ſie mich meiden
Bring' Nutzen ich und Freuden dar
Und mochte ſonſt mich Niemand leiden,
Bin ich des Reichen Zier nun gar.

3.

Ein Sohn des Licht's bin ich, ein Weſen körperlos,
Nach meines Vaters Maß, bald kleiner und bald groß,
Und ob auch ohne ihn mein Daſein verſchwindet,
So iſt's ſein Tod doch nur, auf den mein Reich ſich gründet.
Ein Maler bin ich auch, und treu mein Conterfey,
Daß wohl kein Zweiter mehr ſo treu, ſo wahrhaft ſei;
Doch haſſe ich mit Wuth des Pinſels bunte Wahl
Und Schwarz nur iſt allein in meiner Farben Zahl.
Du ſiehſt mich überall, ob ich auch unſichtbar,
Der Aberglaube nur wähnt ſtets bei mir Gefahr,
Und willſt du mir auf's Haar im erſten Sinne gleichen,
Dann Freundchen, muß vorerſt die Luſt am Leben weichen.

VII. Logogryph

Acht Zeichen nennen euch ein Ding,
So unerbittlich hart wie Stein,
Man tritt's mit Füßen, ſchätzt's gering,
Doch brach und heilt's ſchon manches Bein.

Streicht man die beiden erſten Zeichen,
Hängt es der Tugend niemals an,
Und Keinem wird's zur Ehr' gereichen
Den man dieß Wortes zeihen kann.

Man fahre fort, dieß Wort zu köpfen,
So bietet's Flora's Spende dar,
Wer mag die Mannigfaltigkeit erſchöpfen,
Die ſie uns beut, die Pracht ſogar.

Das Haupt ſei wieder ihm vergönnet,
Doch die zwei Letzten ſtreichet fort,
Ein Wort iſt's dann, das Bürden nennet,
Die ſchwer uns drücken hier und dort.

Dem neuen Wort den Kopf genommen
Und gold'ne Früchte zeigen ſich,
So aus den Blüten reifend kommen,
Und Vogelſang ergötzet dich.

Nimm acht und vier mit fünf und ſechs.
Dann ſtärkt es labend deine Glieder
Nach einer langen Strecke Weg's
Und gibt dir neue Kräfte wieder

Zwei, vier und fünf mit ſechs vereint,
Dieß zeigt ein Wörtchen winzig klein,
Und halb gethan ein Ding erſcheint,
Nennt man's mit dieſes Wort's Verein

VIII. Janus Räthſel.

So treu wie ich bin, iſt kein Freund,
Ich bin's, der mit dir lacht und weint,
Der nie dir Schmeicheleien ſagt
Und nichts nach deinem Unmuth fragt.
Wenn ich, der nie ein Kriecher, Hehler,
Dir wahr und treu zeigt deine Fehler,
Und wieder, ſchweigend zwar, doch klar
Dein Bild dir ſchildert auf ein Haar. —
Ein ſolcher Freund ſei leicht entdeckt,
Des Räthſels Löſung karg verſteckt,
Nicht wahr, ſo denkſt du, lieber Freund,
Und wähnſt — der Spiegel ſei gemeint? —

Nicht iſt's der kalte, todte Spiegel,
Ein edler Werk von Gottes Hand!
Ein Werk, das oft der Treue Siegel
Und oft der Falſchheit Liſt verband.
An Wuth dem Krokodille gleich
Und wieder milde, liebend, weich
Sieh'ſt du dieß Wort, und fandſt in ihm
Oft Seligkeit, oft Tück' und Grimm
Doch ohne ihn fandſt du es nicht,
Und ob auch ſtumm, es dennoch ſpricht.

Kern der Nüsse.

Räthſelkranz.

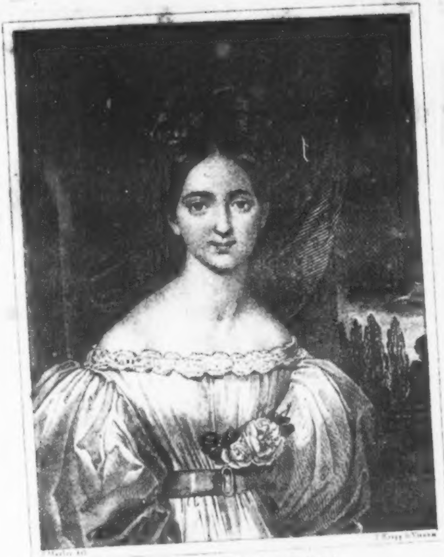
1. Livren — Livre.
2. Der Wechſel.
3. Minos — Simon — Simſon.
4. Darmſtadt.
5. Fauſt.
6. Die Naſe.
7. Preſto — Reſt.
8. Zeitloſe.
9. Hebel — Hebe.
10. Bachſtelze.
11. Trient — Rien.
12. Atlas.

20B

Charadenkranz.

I. Maulwurf.
II. Ehemann.
III. Kaffeh-Schweſtern.
IV. Oſnabrücke.
V. Markt — Kram.
VI. 1. Der .... die .... Maſt.
  2. Schimmel,
  3. Schatten.
VII. Pflaſter — Laſter — Aſter — Laſt — Arzt — Faſt.
VIII. Das Auge.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.



MARIA THERESIA,

Erzherzogin von Oesterreich, &c. &c. &c.

HULDIGUNG
den
FRAUEN.

TASCHENBUCH
für das Jahr 1834.

Herausgegeben
von
I. F. CASTELLI.

Zwölfter Jahrgang.
(Mit sechs Kupfern)

WIEN
bei Fr. Tendler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Yf 5110 – 12

Inhalt.

Seite
Der neue Frauenlob. Von J. J. Hannuſch . . 1

I.

Proſa.

Beck (Louiſe). Der Becher von Cryſtall. 264
Novelle 5
Kruſe (L.). Der Geiſterbanner 215
Meynert (H.). Die Todtenwürfel . . . . .
Reland (Ludwig). Der untreue Schweizer 167
Mährchen . . . .
Schumacher (Andr.). Der arme Fiſcher. 320
Eine Krainerische Volksſage . . . .

II.

Gedichte.

Bauernfeld. Priameln. (Im Jahre 1826) 310
Braun von Braunthal. Seebilder 249
Carlopago. Der Zauber des Liebes 160
Ebert (Carl Egon). Muſik und Kirchenmuſik . . . 307
Zitzinger (F.). An die Phantaſie 203
Grün (Anaſtaſius). Die Leidtragenden 319
Hammer (J. v.). Der Abend nach morgenländiſchen 260
Dichtern . . . .
Herrmannsthal (von). Nachtfahrt nach Türnitz 149
Kahlert (Auguſt). Das Lied vom Gelde 146
Kaltenbrunner (C. A.). Größe der Liebe . . . 192
Kaſper (Anton). Freundliches Geleit 165
Kaſtor. Der Trauring 152
Maltitz (A. v.): 148
Geburts- und Todestag 149
Bettler-Bemerkung . . . .

Seite
Manfred. Vergeſſene Lieder 205
Mückler (Carl). Das verlorne Veilchen 165
Müller (C. F.). Unter das Gemälde eines davonfliehenden Amors 259
Neuffer. Hilmar an Emma 150
Pietznigg (F.). Freundſchaft 153
Pulvermacher. Wiegenlied 158
Rappaport. Wechſel 159
Raupach. Ballade 213
Röder. Der Mutter Bild 155
Schleſinger (Sigmund). Theorie des Kuſſes . . 196
Schober:
Eldorado 200
Jöſendjar 313
Seidl (Joh. Gabr.):
Warnung 244
Wechſelwirkung 246
Sterben. Ballade 247
Suſan (Friederike, geb. **Salzer**). Jugendfreude und Glaubenstroſt 187
Straube (E.). Am Kirchhof im Helenenthale . . 198
Tſchabuſchnigg. In der Nacht 159
Vogl (Joh. N.). Das Chriſtglöckchen 255

III.

Frauenſpiegel von J. F. **Caſtelli** . . . . . 342—352

IV.

Charaden, Logogryphen, Räthſel, Anagramme rc. von **Adami**. . . . . 353—363
Logogryph von **Emmy** 364

Erklärung der Kupfer.

I. Porträt Ihrer kaiſerl. Hoheit der Erzherzoginn Maria Thereſia (Iſabella) Tochter Seiner kaiſ. Hoheit des Erzherzogs Carl, k. k. Feldmarſchalls, Bruders Seiner Majeſtät des Kaiſers von Öſterreich.

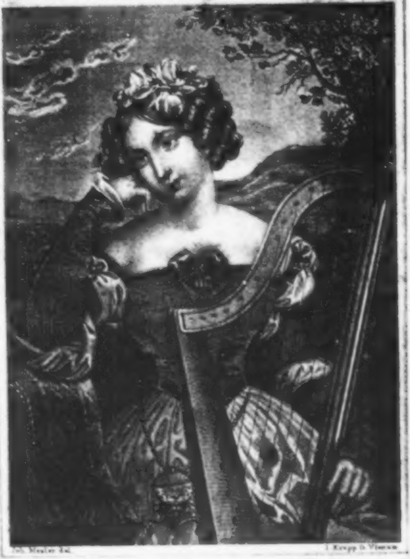
II. Das Mädchen mit dem Kranze (Ideal).

III. Das Mädchen mit der Harfe (Ideal).

IV. Das Mädchen am Stickrahmen (nach einem Gemälde von Fendi, welches in der Wiener Kunſtausſtellung allgemeinen Beifall erhielt). Sie zählt am Wandkalender die Tage, die noch bis zum Geburtstage einer lieben Perſon laufen, um zu ſehen, ob ſie mit ihrem Angebinde, einer Stickerei, bis dahin fertig werde.

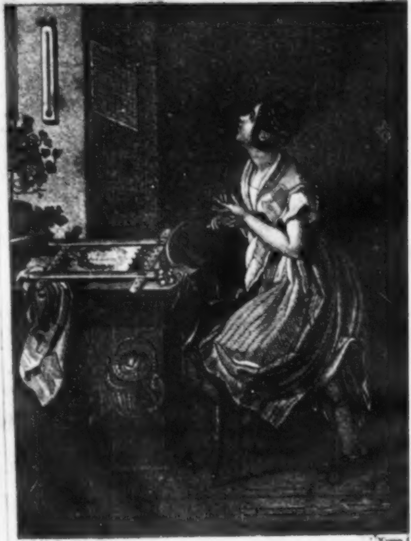
V. Zur Novelle: der Cryſtallbecher.

VI. Zur Erzählung: Die Todtenwürfel.



Joh. Mesler del.
J. Krepp fc. Vienne

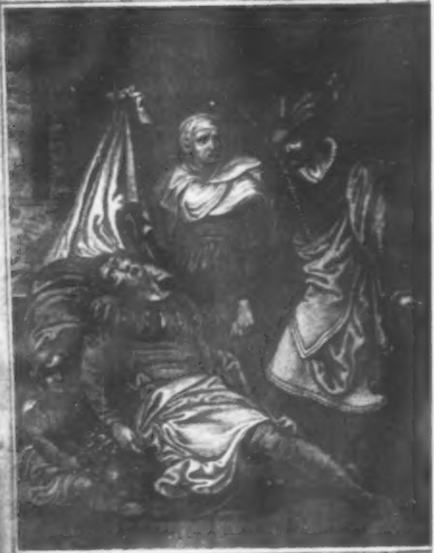
Das Mädchen mit der Harfe.



A. Schindler del.

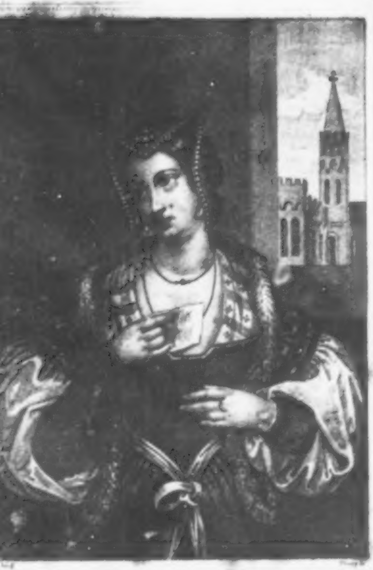
J. Kropp

Das Mädchen am Stickrahmen.



Meyer del. [illegible]

Zur Novelle: Der Cristallbecher.



Zur Erzählung: Die Todtenwürfel.

Huldigung den Frauen.

Der neue Frauenlob.

Was gibt dem Leben
Wohl Licht und Klang?
Beſeelt den Sänger zum Weihgeſang? —
Ich greif' in die Saiten mit Macht, mit Macht —
Denn von Frühling, Morgenroth, mondlicher Pracht —
Ich ſing' von des Lebens — Vertrauen:
Ha! — den — Frauen!

Es ziehen wohl Schatten
Die Au dahin!
Aus Schatten — wird Licht erſt
Geboren dem Sinn'.
Nicht ungetrübt bleibt uns des Lebens Glück;
Und — (wend' ich den Blick nur ſelbander zurück)
Dem Glück' iſt nicht immer zu trauen!
Ja, die Frauen!

Mir — (weiß ich doch ſelber
Kaum, wie es nur kam)
Mir zehrt in dem Buſen
Der ſchleichende Gram.

Mich haben ſie ganz in den Schatten gebüßt,
Denn ſie haben — Ball mit dem Herzen geſpielt.
Ach, mein Lob wird ſie wenig erbauen —
Ach! die Frauen!

Schon fern ſind die Tage!
Doch wuchs auch der Gram
Von Tagen zu Jahren. —
Ich weiß nicht, wie's kam,
Daß heute gerade die glühende Bruſt
Zeigt — der alten Liebe entfeſſelte Luſt.
Daß ich ſinge mit zürnenden Brauen!
Ach! die Frauen!

Wohl wahr! Wer ſchmücket
Denn heute doch
Die trüben Tage
Mit Roſen noch? —
Ich kann es nicht läugnen, ich muß es geſteh'n —
Denn, es liegt am Tage, — 's iſt offen zu ſeh'n —
Auf wen kann ich immer noch bauen? —
Gut, auf Frauen!

Wenn aber der Dämon
Mir wieder erſcheint;
Erinn'rung — wach wird; —
Der fröhliche Freund
Mit Spiel und Pokal, und mit Saitenklang
Den hölliſchen Dämon mir doch nicht bezwang:

Wer kann ſolchen Wermuth mir brauen?
Bloß die Frauen!

Wer treibt in das ſtille
Gemach mich zurück
Zum ſchwänzelnden Hund'? — zum
Poetiſchen Glück?
Zur ſchmeichelnden Mira? Zum Zeiſig im Neſt'?
Zu dem Seidenwurm? zu den Büchern? — au reste
Wer lehrt mich, mir ſelber mißtrauen? —
Kurz, die Frauen!

Wer trägt wohl die Schuld, wenn
Mein Name verklingt?
Kein Sohn mich beerbte?
Kein Dichter beſingt?
Kein Marmor mich deckt, den ich ſelbſt nicht geſetzt?
Nur die Thräne fließt, die mein Auge benetzt,
Weil die ſchöner'n nimmer mir thauen? —
He? — Die Frauen! —

Wie viele Stunden
Der reinſten Luſt,
Der Kindesliebe
Entbehrte die Bruſt!
Wie viel der entſchwund'nen ſchönen Zeit!
Ach, daß die Erinnerung ſtets ſich erneu't!
Mir will vor mir ſelber faſt grauen —
O, die Frauen!

Was konnt' ich nicht wirken!
Was that ich denn auch? —
Was and're thaten,
Das that ich auch.
Dieß einzige Gute nur bleibt mein Ruhm:
Daß das Übel nie wurde mein Eigenthum! —
Wer iſt Schuld daran? — Klar iſt's zu ſchauen!
Nu! die — Frauen!

Wer aber befaſelt,
Beſpöttelt, belacht,
Bekrittelt, bewinkelt
Mit Vorbedacht —
Meine Klagen, das Elend, den Jammer, die Noth?
Ja, wer macht ſich ſelbſt gar nichts — aus meinem Tod'? —
(Wen befällt nicht ein eiſiges Grauen?) —
Wer? — Die Frauen!

Wer wird denn nun loben
Des Frau'nlob Geſang? —
Wer — Beifall ſpenden? —
Mir iſt nicht bang's:
Die Männer, ſie möchten, doch wagen ſie's nicht. —
Der Widerſpruch iſt's, der die Krone mir flicht —
Mein Himmel! ich kenn' ja die Frauen!
Wie? — die Frauen!?

J. J. H[illegible]ſch.

Der Geiſterbanner.

(Der Stoff dem Däniſchen zum Theil entlehnt.)

Von L. Kruſe.

Seit den in Schulpforta zuſammen erlebten Knabenjahren waren Adalbert und Euchar Freunde, dennoch hatten beide nur den heiteren Jugendſinn mit einander gemein, in allen anderen Geiſtesgaben ſchienen ſie ſehr verſchieden, ſo wie auch in der äußeren Erſcheinung. Euchar klein aber rüſtig gebaut, mit einem hübſchen vollen doch unbedeutenden Geſichte, deſſen Augen mehr ſinnliche Lebhaftigkeit als eigentlichen Geiſt ausſprachen, und mit einer Schlauheit begabt, die auf dem Lebenswege ſehr häufig Scharfſinn und Erfahrung erſetzt, ſchien durch dieſe Eigenſchaft ſchon der Rechtsgelehrſamkeit, deren Studium ſeine Eltern für ihn gewählt hatten, in Voraus geweiht. — Adalbert dagegen war groß und ſchlank; der Geiſt in ſeinen Feuer-Blicken war nicht zu verkennen, und die edlen feinen Züge ſeines blühenden Antlitzes zeichneten ihn eben ſo ſehr unter ſeinen Gefährten aus, als ſein ganzes Weſen eine Gewalt an ihnen ausübte, wodurch er immer den Unwillen wieder entwaffnete, den die Überlegenheit ſeines nur zu oft rückſichtsloſen Muthwillens bei Manchem erregte. Dieſer Muthwille, wiewohl am öfteſten kindlich und heiter, ſchien

indeſſen zuweilen durch eine vielleicht unbewußte Bitterkeit
erregt, die auf innere Unzufriedenheit deutete. Seine
Eltern waren früh, ohne Vermögen zu hinterlaſſen, geſtorben.
Ein auch im Laufe der erſten Jahre hingeſchiedener
Oheim, hatte ihm ein mäßiges Legat, um ſeine
Studien beenden zu können, ausgeſetzt, doch nur unter
der Bedingung, daß er Theologie ſtudire. Nicht gern fügte
ſich Adalbert dieſer Beſtimmung. Die Natur und ihre mannigfaltigen
Räthſel, die, obgleich ſie uns gerade vor den Augen
liegen, doch von den wenigſten beachtet werden, hatten
ſchon früh ſeine ſcharfen Blicke auf ſich gezogen. W
es ſo oft der Fall iſt, hatte eine anſcheinende Zufälligke
ſchon in ſeinen früheren Kinderjahren ihm dieſe Bahn z
gewieſen. Das Haus ſeiner Eltern ſtieß an das ein
Apothekers mit deſſen etwas ältern Kindern er viel U
gang hatte. So war er auch mit ihnen in das Labora
rium des Vaters eingedrungen, wo er nicht allein ſich ei
ge chemiſche Kenntniſſe ſpielend erworben, ſondern ſich a
beinahe unbewußt den ſcharf und genau beobachtenden B
angeeignet hatte, der uns den Geheimnißen der N
zugänglich macht, und ohne welchen ſie uns immer
verſchloßenes Buch bleibt. Ja ſelbſt eine beſondere Na
eigenſchaft mußte ihn, ohne daß er es ahnete, daß
einſt einen entſcheidenden Wendepunct ſeines Geſch
herbeiführen würde, an Euchar knüpfen. Dieſer
ſchon als Knabe zufällig eine Art Bauchredner-Talen
ſich entdeckt, das ihn längſt noch bevor er von ſo
Sachen reden gehört hatte, da überhaupt damals
Naturgeheimniß weniger als jetzt verſtanden und be
chen wurde, ergötzte, weil er dadurch ſeine Gefährt

Furcht und Erſtaunen ſetzen konnte, während ihm zugleich ſeine Schlauheit, jedoch mehr auf Inſtinct als aus Berechnung rieth, dieß Geheimniß bei ſich zu behalten: er ſah freilich ein, daß theils die Entdeckung ſeiner Mittel den Zauber derſelben gleich abſtreifen würde, theils daß dieſe Eigenſchaft ihm wohl auch einen Spitznamen, vor dem ſich alle Kinder fürchten, zuziehen möchte; auch durfte es wohl nicht ganz räthlich ſeyn, kleine Neckereien zu geſtehen, die ſelbſt die Lehrer nachdenklich gemacht, und vergebliche Nachforſchungen herbeigeführt hatten; — dennoch durchdrang Adalberts ſcharf beobachtender Blick zum Theil ſein Geheimniß; zwar nicht in der Ausübung ſelbſt, allein es entging der Aufmerkſamkeit des ſcharfſinnigen Knaben nicht, daß Euchar bei ſolchen freilich ſeltenen und nie in der Gegenwart der Lehrer vorkommenden Fällen wohl das Erſtaunen der übrigen Gefährten nur nicht ihr unfreiwilliges Entſetzen theilte, ja es kam ihm ſogar vor, als gewahrte er zuweilen einen Ausdruck von Triumph in ſeinem Blicke, den der muthwillige Euchar nicht ganz verbergen konnte. Da traf es ſich eines Tages, daß dieſer, dem Adalbert eben dieſes Verdachtes wegen mehr als gewöhnlich ſich zu nahen begann, mit ihm einen Knabenſcherz vorhatte, wobei ein dritter zu früh ſich nähernder Gefährte ihnen ſehr ungelegen kam. Adalbert konnte ſeinen Unmuth kaum verbergen, Euchar dagegen winkte ihm zu, und in demſelben Augenblick wurde der Name des Nahenden wiederholt und heftig von einem anſtoßenden Corridor gerufen; dieſer kehrte ſchnell ſich entfernend um. Euchar lächelte ſtill, und wollte ohne weiters das Begonnene fortſetzen. Adalbert aber faßte ihn plötzlich bei der Hand:

„wie machſt du das?" fragte er ernſt. Euchar wurde betreten und wollte den Unwiſſenden ſpielen.

„Ich lobe deine Vorſicht, und du ſiehſt daß ich ſie theile" fuhr Adalbert mit gleichem Ernſt fort, — „denn ich habe längſt dein Geheimniß durchgeſchaut, und hätte dich daher ſchon ſeit lange verrathen können, wenn ich eine ſolche Abſicht gehabt; nicht treibt mich leere Neugierde, ſondern ein lebhafter Drang einem Geheimniße auf den Grund zu kommen, das ſchon das meine iſt." — Er führte nun dem Gefährten ſo überzeugende Beweiſe ſeiner Beobachtung vor, daß dieſer überraſcht und erſchrocken ihm Alles, was er ſelbſt von dieſer Naturgabe wußte, bekannte. Obgleich die daraus entſpringenden Neckereien den heiteren Adalbert nicht wenig reizten, war doch der Reiz in ein ſo wenig gekanntes Naturgeheimniß wo möglich einzudringen, noch größer. Sie wurden daher Beide leicht einig, keinen Dritten darein einzuweihen und auch jede Ausübung deſſelben nur mit der größten Vorſicht vorzunehmen, ja bisweilen ganz einzuſtellen. Indeſſen vermochte Euchar nicht dieß Talent auf den Freund zu übertragen, und obgleich dieſer ſelbſt Anlagen dazu bei ſich zu bemerken glaubte, waren doch die Anweiſungen, die er darüber erhielt, nicht hinlänglich, jenes zu Tage zu fördern. Die überhäuften Arbeiten des letzten Jahres, ehe beide nach der Akademie abgehen ſollten, brachten ſie immer mehr von der Erörterung dieſes geheimnißvollen Talents ab, nur die augenblickliche Frucht deſſelben: die Treue und warme Freundſchaft beider Jünglinge dauerte und reifte noch immerfort. Es war als kettete ein geheimnißvolles nicht ganz verſtandenes Band, daß ſie aber kräftigte und beglückte, ſie an einander. Euchar bezog die Univerſität zu Wittenberg. Adalbert zog nach Leipzig, deſſen theologiſche Facultät damals in großem Rufe ſtand, und wohin vornehmlich Gellert's Name alle Jünglinge zog, die ſich mit frommer Begeiſterung einem gottgefälligen Leben, und dem Dienſte der Religion widmeten.

Auch mag es wohl beſonders ſein Ruf und ſeine Perſönlichkeit geweſen ſeyn, die Adalbert bewogen, Leipzig Wittenberg vorzuziehen, welchem letzteren das Zuſammenleben mit Euchar ſonſt ein größeres Gewicht gegeben haben würde, denn Adalbert war in Allem, ſein Studium ausgenommen, völlig unabhängig. Dieß dem Schulſtaub völlig entledigte Gefühl eben war es, das in ſeiner ganzen Fülle empfunden vielerlei Scrupel bei Adalberten erregte, die es ſeiner ſchwankenden Seele zum Bedürfniß machten, das verlorne Gleichgewicht in offnem Vertrauen gegen den bewährten Freund und Rathgeber jedes bedrückten Jünglingsherzens wieder zu ſuchen. —

Nicht ohne jugendliche Befangenheit trat er vor den allbeliebten Jugendlehrer, den er nur vom Rufe kannte, und deſſen ſanftes Wohlwollen gegen den geiſtlichen Hochmuth des damaligen Kanzelſtolzes und den ſeiner theologiſchen Vorgeſetzten abſtach. — Allein jene verſchwand vor dem weichen Glanze des blauen Auges, und der ſpähenden fragenden Milde, womit es den unbekannten Jüngling durchdrang. Mit immer muthigerer Beredſamkeit eröffnete dieſer dem kleinen blaßen Mann mit der freien Stirne und den edlen Zügen ſeine ganze Lage und erſuchte ihn, ihm zu rathen.

„Ihm rathen da, wo er ſchon mitten auf dem rechten

Wege ſteht, iſt wohl kaum das rechte Wort," bemerkte Gellert mit Sanftmuth, „vielleicht heißt es beſſer, ihn kräftigen und ermuthigen, denn ſeine Wahl war ja ſchon in dem Augenblicke gethan, da er das bedingungsweiſe zugeſtandene Legat nicht ausſchlug. Es gilt, ſcheint mir, nur ſeine hoffentlich nur eingebildete, und durch ein verzeihliches Dünkel der Jugend erregte Abneigung zu vertilgen. Was hat er denn mit einem Worte gegen das theologiſche Fach?

„Mehrere Gründe" erwiederte Adalbert. — „doch beſonders drei. — Erſtlich beängſtigt es mich ein Heer von feſtgeſtellten Dogmen mir bloß anzueignen, während ein unwiderſtehlicher Forſchungsgeiſt mich in die Tiefe des Naturreichs drängt, wo ſo viele und unerforſchte Schätze verhüllt liegen; zu welchen eine angeborne Neigung mir unabläſſig winkt. — Zweitens, was darf ich in meiner beſchränkten Lage ſchönes und erhebendes auf einer Bahn erwarten, wo ich nur ſpät vielleicht ein eben ſo beſchränktes Amt erreichen kann, das ich im glücklichſten Falle durch einen langen Frohndienſt als Informator im Hauſe des Gutsherrn, der Willkühr einer hochmüthigen Herrſchaft, den Launen verzogener Kinder und den Neckereien einer glücklicheren Dienerſchaft, über die ich mich erhaben fühle, lange Jahre hindurch bloßgeſtellt, erbetteln muß. — Und welches Los harret meiner nun im Amte ſelbſt. Auf eine Stadtpfarre würde ich ohne Gönner und Verbindungen nie Anſpruch machen dürfen, und als Landprediger werde ich nur denſelben oder noch ärgeren Demüthigungen preisgegeben werden, als denen, unter welchen meine Jugend vergehen wird; an einem höheren Platze des herrſchaftlichen Tiſches, dem ich mich nicht zu entziehen wage, werde ich dann erſt das Ziel des ungeſchlachten Witzes roher Landjunker oder junger Officiere werden, die mit freidenkeriſchem Spott über die Religion ihre Diener überhäufen. — Erſparen Sie mir den Ärger, dieß widrige Bild auszumalen, und geſtatten Sie mir den dritten Grund anzuführen. Geſetzt auch, daß ich ſolches Übel mit chriſtlicher Geduld ertragen, ja ſogar beſiegen möchte; geſetzt, daß ich ſo glücklich wäre vielleicht durch eine Heirath mit einer Kammerjungfer, die verſorgt werden müßte, zu ſolchem heiligen Amte früh zu gelangen; bin ich deſſen dann auch im höheren Sinne würdig? Ich habe leider ſchon mehrere Geiſtliche geſehen, die nicht einmal genug innere Würde beſaßen, um die Äußere zu bewahren, und wenn dieß auch mir gelingen möchte, wer ſteht mir dafür, daß meine innere ſo beſchaffen ſei, daß ſie ſich mit einem ruhigen Gewiſſen vertrüge?" —

„Er hat" erwiderte Gellert etwas betreten, als er ſchwieg — „wie jung er auch ſei, einen ſo ſcharfen Blick für die Mißbräuche ſeines gewählten Standes, daß Gott ihm auch Stärke verleihen wird, nicht in dieſelben zu verfallen." —

„Wer weiß" entgegnete Adalbert ſeufzend, — „ob dieſer Blick mich nicht vielmehr vor einem Stande warnen ſoll, in dem ich ſchwerlich Befriedigung, meine Seele kaum; Ruhe finden wird. — Ich bin nicht immer, verehrter Herr Profeſſor, ſo ernſt geſtimmt, wie in dieſem feierlichen Augenblicke. Ich bin heiter und leichten Sinnes. Nicht bloß die Tiefe der Natur auch die bunte Welt zieht meine Augen und Sinne an. Freilich reißt noch keine

Leidenſchaft mich hin, aber man ſagt, daß ſie bei keinem jungen Blute ausbleiben werde, und kann ein leidenſchaftlicher bloß ſinnlicher Menſch ein würdiger Diener Gottes ſeyn? den, welcher mit chriſtlicher hingebender Liebe die ganze Welt umfaſſen und ihre Gebrechen mit nachſichtiger Geduld ertragen ſoll, dürfen den die eigenſichtige Vorliebe zu den eigenen Kindern und die ſinnliche Neigung für eine Frau von den höheren Pflichten eines Amtes, das allem ſinnlichen abhold iſt, abziehen, ja vielleicht ſogar in den Schmutz der Erde hinabziehen? — Ich habe mir ein eigenes Bild, von einem ehrwürdigen Diener Gottes aufgeſtellt — und meine Jugend bangt vor demſelben zurück; Erſt das ehrwürdige Alter, dem alle Leidenſchaften abgeſtorben ſind, das ſie aber dennoch zu würdigen weiß, kann ein ſo fleckenloſes Leben führen, daß es die ihm gezollte Hochachtung und Zutrauen verdient. Erſt derjenige, der Alles ſinnliche abgeſtreift hat, kann zu den Überſinnlichen flüchten, und wie viele Kämpfe müſſen durchgefochten werden, ehe ein ſchwacher Menſch das vermag. — Ich will kein Heuchler ſein im größten Ernſt des Lebens — und ſo fühle ich einen Zwieſpalt in mir, den ich nicht ſelbſt zu ſchlichten verſtehe. — Ich fürchte nur zu ſehr, daß ich eines heiligen Amtes nicht würdig bin."

Gellert ſah den über und über glühenden Jüngling, bei dem jede Muskel von dem Mark des Lebens ſchwoll, forſchend an. „Und iſt dieſes Zagen" ſagte er endlich — „nicht vielmehr Furcht vor der Mühe des Kampfes, Scheu vor der Entſagung der weltlichen Lüſte, die ein ſo heiliges Amt gebietet? — Er fürchtet die Verſuchung, weil es ihm kein rechter Ernſt iſt, dieſer einen feſten Widerſtand zu leiſten. Die bunten ſchillernden Farben der Welt locken ihn, weil er von dem unſcheinbaren Heile eines ſtillen häuslichen Lebens keinen Begriff hat, weil ihm ein ſolches vielleicht noch nicht begegnet iſt, und eben dieſe patriarchaliſche Weiſe iſt vor allen den Geiſtlichen vorbehalten — gewiß" fuhr er ſtill vor ſich hinlächelnd fort — „gewiß hat er noch nicht geliebt?"

„Nein! verehrter Herr Profeſſor!"

„Eine tugendhafte Liebe, ſo wie ich ſie öfters in meiner Moral aufgeſtellt habe, würde ihm den Sinn des Lebens, auch der chriſtlichen Nächſtenliebe und der Entſagung weltlicher Begierde erſchließen, und ihm manches Schroffe in einem milderen Licht zeigen, als das, welches ihm ſein beobachtender Verſtand angeſteckt hat. — Rührten ſeine Zweifel über ſeinen Werth von Demuth her, würden ſie nur eben ſeine Würdigkeit beweiſen, und mir einen Fingerzeig geben ihn zu ermuthigen, den eingeſchlagenen Weg rüſtig fortzuſetzen. Allein eben ſo möglich iſt es, daß ſein Widerwillen nur verſteckter Hochmuth ſei. — Der einfache Weg zu ſtiller Zufriedenheit, zum innern Frieden, zur Nichtbeachtung der Thorheiten der Welt iſt ſeiner emporſtrebenden Seele zu einfach, zu unſcheinbar. Er überſieht die beſcheidenen Blumen, die ihn ſchmücken; der Sinn für ihren Duft iſt ihm noch nicht erſchloſſen. — Hat er denn in ſeinen vielfachen Bedenklichkeiten ganz überſehen, daß nämlich Ausdauer, Fleiß, ein tugendhafter Wandel und redliches Streben ihm in ſeiner beengten Lage Gönner erwecken und in günſtige Verhältniſſe verſetzen können, und wenn ihm dann einſt durch dieſe und ihn ſelbſt, wenn auch nicht eine Stadtpfarre, nicht ein Amt unter den Augen einer hochmüthigen Gutsherrſchaft, ſondern eine Predigerſtelle in einer entlegenen anmuthigen Gegend zu Theil würde, wo ein ruhiges Gewiſſen und häusliches Glück ſein karges Mahl würzen, und eine gläubige und dankbare Gemeinde mit Liebe an ihn hängen, und ihm noch Zeit und Muße bleiben würde, die Natur, die ſeine Wißbegierde erregt, zu belauſchen und zu ergründen — und beides, die Natur und die Entfernung von der Welt ihn jede weltliche Verlockung zu beſiegen lehrte — was dann? Könnten ſich nicht ſo alle ſeine Wünſche zuſammenfügen? Dazu aber gehört ein genügſames Herz, ich fürchte, daß er das noch nicht habe. — Er muß den Hochmuth verlernen; lieber Sohn! der und nicht die Sinne, womit ihn Gott und die Natur begabt, ſteht dem heiligen Amte feindlich gegenüber, bet' er, damit ihm die Demuth komme. — Leider iſt dieſe Stadt nur gar zu voll von Verführung, hör' er," — ſchloß er nachdenklich, „hat er ſchon eine Wohnung?"

„Nein, verehrter Herr Profeſſor! ich bin ſo eben angekommen, zweifelnd und verzweifelnd! mein erſter Gang war zu Ihnen."

„Gut! ich werde ihm eine ruhige und abgelegene anzeigen, bei ſchlichten und frommen Bürgersleuten, bei dem ehrlichen Herrn Kraller in der grimmaiſchen Vorſtadt. Er iſt zwar Gaſtwirth, ſieht aber nur ehr- und achtbare Bürger bei ſich; auch braucht er ja, wie ich hoffe, ſelten die Schenkſtube zu beſuchen. Es ſind rechtliche Leute von ſtrengen Sitten, dort kann er chriſtliche Demuth an der Hausfrau lernen. — Sie war, ſo ſagt man, zu höheren Anſprüchen geboren, beſcheidet ſich aber, eine gute Hausfrau und eine gute Mutter zu ſein. Sie kennt keinen Mangel und führt ein chriſtliches und erbauliches Leben. Dürfen wir in dieſem Leben der Prüfung Beßres wünſchen? — Die Studenten, welche ich dieſen Leuten empfohlen, ſind immer gut dabei gefahren. Es iſt" — fuhr er plötzlich bedenklich fort, — „freilich eine junge Tochter dort im Hauſe, doch ſie iſt ja noch ein Kind. — Bringe er nur eine Empfehlung von mir. Sei fleißig und brav, und lerne von dieſen Leuten mit Wenigem zufrieden zu ſein." —

Adalbert wurde entlaſſen. — Wir wollen hier nicht erörtern, in wiefern wirklich der gelehrte Profeſſor den wunden Fleck in des Jünglings Seele getroffen, oder ob die Mittel, die er ihm zur Geneſung angewieſen, die angemeſſenſten, oder vielleicht durchaus verfehlt waren, ja überhaupt, ob er auch wirklich den tieferen Grund zu Adalberts Unmuth und Unſchlüſſigkeit errathen hatte; verſtand doch dieſer ſich noch weniger ſelbſt, und fühlte ſich vielleicht eben darum durch dieß erſte Geſpräch mit dem allgemein verehrten Manne tief erſchüttert. Galt doch jedes Wort aus ſeinem Munde ſeinen Schülern wie ein Orakelſpruch, und das junge Blut, das ihn nur wenig befriedigt aber dennoch wie beſeligt verließ, verſäumte auch nicht ſeine Weiſung wenigſtens die Wohnung betreffend buchſtäblich zu befolgen.

Er erhielt die verlangte Wohnung, indem freilich von dem Collegium ziemlich entfernten Hauſe, gefiel ſich aber ſogleich darin; weniger Gefallen fand er an dem bis zum Boden des Bierkruges frömmelnden Wirth, um ſo mehr aber an ſeiner ſorgſamen mütterlichen Wirthinn; — hatte doch der arme Adalbert keine Mutter gekannt — aber noch mehr an der kaum ſechzehnjährigen Agnes, wenn auch nicht das erſte ſchöne Mädchen, das er geſehn, doch das erſte, das ihm mit einer ſo unbefangenen offnen Freimüthigkeit, die doch jede Art von Vertraulichkeit zu entfernen wußte, entgegentrat. Adalbert, der zwar von dem knabenhaften, muthwilligen Lärm der Schule, und mit eben nicht wenig Anſprüchen auf die Fortſetzung eines jugendlichen Muthwillens in die Welt kam, fand ſich ſchneller als er ſelbſt erwartet, in die ungewohnte Stille. Es ſchien, als hätte nicht bloß ſeit ſeiner Trennung von Euchar das luſtige Gefallen an allerlei Neckereien ſich bei ihm verloren, ſondern, es war auch eine Leere in ſeinem Herzen entſtanden, die er wieder auszufüllen einen ſehnlichen Trieb fühlte; — Auch in Agnes Buſen war eine Stelle leer geworden. Eine Jugendfreundinn von ihr, die ſeit dem Tode der Mutter der liebenden Sorgfalt der ihrigen anvertraut worden war, die Tochter eines Profeſſors in Wittenberg, von gleichem Alter mit ihr, ward vor Kurzem zu ihrem Vater zurückberufen. Wenn ein ähnliches Leid zwei ſich naheſtehende unverdorbene Gemüther erfüllt, ſind Vertrauen und Zutrauen auch nicht weit. Es braucht faſt nur, daß die wehmüthig ſehnſuchtsvollen Blicke ſich verſtehen; und ſie verſtanden ſich bald. Agnes Auge ruhete oft mit mitleidigem Wohlgefallen auf dem beſcheidenen, blühenden Jüngling, der wie ihre Mutter geſagt, ſchon ſo früh Vater, Mutter und Verwandte verloren, von allen verlaſſen, mit fleißigem Eifer ſeinen Studien oblag, und immer ſo ſanfte, ehrfurchtsvolle Blicke auf ſie heftete. — Sie ahnete nicht, daß ein unbefangenes Wort des ehrwürdigen Gellert mit mächtigem Zauber dieſe Blicke auf ſie gebannt hatte. Von einer tugendhaften Liebe hatte er geſprochen, und Adalbert wähnte ihre Keime faſt noch früher, als ſie da war, und zwar täglich größer und ſtärker in ſeiner Bruſt zu fühlen. In der That erſchien ihm Agnes täglich mehr wie ein Engel, wie ſein Engel; in ſeiner beſchränkten Lage hatte er nur wenige Mädchen von höherer Geburt in ſeiner Nähe geſehen, keine genauer gekannt, und von allen aus ihrem niedrigen Stande war ſie die Krone; keine Spur von der gewöhnlichen Gemeinheit haftete an dieſer Wirthstochter, deren fein gebildete Mutter gewußt hatte, ſie von allen üblen Gewohnheiten der Mädchen ihrer Umgebung frei zu halten, ohne daß doch ihre beſſere Bildung ſich durch anderes, als durch eine größere Eingezogenheit, die ihr offenes Weſen, ihre Liebe zur Wahrheit faſt unbemerkbar machten, kund that; ja ſelbſt ihre Freundſchaft mit der vornehmeren Profeſſorstochter gab ihr in Adalberts Augen einen höheren Werth, ſo wie auch der Umſtand, daß die Erziehung jenes jungen Mädchens ihrer Mutter anvertraut geweſen, dieſer eine Wichtigkeit verlieh, wobei ſie ſchneller, als ſonſt der Fall ſein mochte, ſein Zutrauen gewann, und ſo kam, wie auch durch Gellerts halbe Worte, ihre Gunſt ihm wünſchenswerth und ſegnend vor. Dieſer Hinneigung gab ihr eigenes wirklich mütterliches Betragen gegen ihn noch größeres Gewicht. — Noch beſeligt von der Ermuthigung und den Verheißungen des verehrten Mannes lag bei ſeinem Eintritte in ihrem Hauſe eine Art frommer Weiſe, die durchaus nicht Heuchelei, ſondern ein ernſtes Streben in die ihm vorgehaltenen frommen Anſich-

ten einzugehen, über Adalberts ganzes Weſen. Der
Abglanz dieſer jugendlichen Spannung gewann i
in gleichem Grade die Gunſt der Mutter, die erſt
als ſie den Jüngling wirklich liebgewonnen hat
deckte, daß ſein ausdauernder Fleiß bei einem frü
beliebten Studium, und die Unluſt ſeine Woh
verlaſſen und Erholung außer derſelben zu ſuchen,
Frucht der erſten keimenden Jugendliebe ſei. Dieſe
auch wirklich im Laufe einer ſehr kurzen Zeit mit
zen Fülle unverdorbener Jugendkraft ſeine Bru
der Allmacht derſelben — die auch dem Mädchen e
liche eingeflößt, und ſeinen Wünſchen eine beſtimm
tung gab, indem die von Gellert in ſeine Seele
Saat darin aufging und ihm auf einer abgelegene
ein arkadiſches Glück vorſpiegelte, das er mit de
ſterung der Liebe ausmalte — widerſtand die Mut
Sie, durch ſchmerzliche Verhältniſſe dahingebra
fernt von den Anſprüchen der Welt nur im Inne
und in Entſagungen Freude zu finden, betrac
als ſie gewahrte, wie innig Agnes Herz auch an
wie einen geliebten Schwiegerſohn, und eben ſ
ſeine äußere Bildung als um ſeine Geſundhei
überredete ſie ſelber ihn ſich nicht ſo ſehr von
gange mit ſeinen Mitſtudierenden auszuſchließen
zuweilen Antheil an ihren Zuſammenkünften un
gungen zu nehmen. — Es gelang ihr nicht imm
Adalbert gehörte zu jenen Feuerſeelen, die, w
einem Zwecke gewidmet, nur Sinn für dieſen
ten, und alles, was zu dieſem nicht führt, v
Er wollte nicht in die Welt, der er entfliehen

glaubte, um ſich eines ſchöneren Glückes würdig zu machen. Nur ein paarmal in ſeinen Univerſitäts-Jahren, da ihn, der von den Gütern des Glücks ſpäter mehr begünſtigte Euchar beſuchte, und durch ein Briefchen an Agnes, von jener Profeſſorstochter, die ihn in demſelben als einen geheimen und geliebten Freund, ihr und der Mutter empfahl, wie ein willkommener Gaſt in dem Hauſe aufgenommen wurde, — gelang es der heiteren Freundſchaft ihn ſeinem Traumleben zu entreißen. — Euchar, der weniger ſchwärmeriſchen Ideen als dem practiſchen Sinne des Lebens zugewandt war, und wohl verſtand alte Freundſchaftsrechte geltend zu machen, und überhaupt einen ſcharfen und geübten Blick für die Thorheiten und Widerſprüche von welchen die geſellige Welt zuſamengeſetzt iſt, beſaß — ließ ſich keine Mühe verdrießen, um nach ſeiner Weiſe Adalberten in dieſe hineinzuziehen. — Er war — ſelbſt im Äußeren vortheilhaft entwickelt, in höheren Kreiſen ein völliger Weltmann, und unter ſeinen Mitſtudierenden ein fideler Student geworden. Selbſt ſeine muthwilligen Scherze und wohl nicht immer ganz löblichen Jugendſtreiche hatten einen ſolchen Anſtrich von inniger Gutmüthigkeit, daß der nur dem Ernſte ſeines Berufes und ſeiner jungen Liebe zugewandte Adalbert ſie doch nicht ganz verdammen konnte, um ſo mehr, da die unbefangene Agnes ſelbſt darüber lachte, und ſo fühlte er ſich mitunter ſelbſt davon erheitert und hingeriſſen. Kaum aber war Euchar wieder abgereiſt, als er die Lücke in ſeiner Seele, die der Verluſt ſeines Freundes darin hervorgebracht, mißverſtehend, vor dieſer Unzufriedenheit wie vor einer Sünde erſchrack, und wieder Stärkung und Rath bei dem gutmüthigen Gellert holte, der mit der jetzigen Demuth ſeines gehorſamen Schülers zufrieden, ſein entſchiedener Gönner geworden war, und leicht Alles in das alte Gleis brachte, indem er ſo, freilich in der beſten Meinung Adalbert von der Welt abwandte, anſtatt ihn mit dieſer zu verſöhnen. —

Bald aber ſollte dem armen Adalbert eine ſchwere Prüfungszeit kommen. In der Mitte ſeines letzten Univerſitäts-Jahres raubte ihm und ſeiner Agnes eine kurze Krankheit ihre treffliche Mutter. Zwar hatte ſie noch kurz vor derſelben mit der endlichen Zuſtimmung ihres Gatten die Verlobung beider gefeiert; aber wie wohl Herr Kraller, der weit weltlicher geſinnt ſeyn mochte, als es Gellert geahnt, und nur, Dank dem klugen
Übergewichte ſeiner entſchloſſenen jedoch ſanften Gattin
dem angenommenen ſtillen Ton treu blieb, ſich mit ſchein
baren Wohlwollen ihrer Abſicht gefügt, hatte er doch ein
vortheilhaftere Verbindung, als die mit einem arme
Landprediger für ſeine Tochter im Sinne; allein da ſcho
bei dem Tode der Mutter ihr entſchloßen waltender Gei
auf Agnes übergegangen zu ſeyn ſchien, ſcheuete er ſich ſei
Mißfallen an den Tag zu legen, und begnügte ſich mi
der Erklärung, daß Adalbert eine andere Wohnung ſuche
müſſe, weil er es nicht den guten Sitten angemeſſen fänd
daß zwei Verlobte, von welchen die Braut der ſchützend
Gegenwart der Mutter entzogen war, in einem Hau
zuſammen wohnen. Eben zu der Zeit war Euchar in Lei
zig angelangt, wo der Ruf eines berühmten Juriſten i
hergezogen hatte, unter deſſen Leitung er ſeine Univer
tätsjahre zu beſchließen dachte. Es koſtete unter ſolch

Umſtänden dieſen nur wenig Mühe Adalberten zu überreden, die Wohnung mit ihm zu theilen, wodurch die alte Freundſchaft einen friſchen Anſtrich, und einen noch entſchiedneren Einfluß auf ihn gewann. Mehr Mühe koſtete es ihm aber dem Freunde begreiflich zu machen, daß er nicht bloß als Menſch ſondern auch als Lehrer die Welt, vor der er warnen ſollte, ehe er ohne eigenes Urtheil ihr entſagte, doch wenigſtens oberflächlich kennen mußte. — Euchar hatte, was zu der Zeit für einen bürgerlichen Studenten etwas ungewöhnliches war, Empfehlungen an die Profeſſor-Familien und überhaupt an mehrere der beſten Häuſer in Leipzig mitgebracht, wo er viele Abende vertändelte, die Adalbert entweder bei Agnes oder bei ſeinen Studien zubrachte. In ſolche ſchlug dieſer es beſtimmt aus eingeführt zu werden, um ſo weniger aber konnte er ſich einigen kleinen bürgerlichen Familien und dem lebensluſtigen Kreis mehrerer Studenten entziehen, mit welchem Euchar einen traulichen Umgang angeknüpft hatte. Allein als wäre es wirklich die Abſicht des Freundes geweſen, ihm die Welt zu verleiden, wußte er Adalberts aufs neue dadurch erregtem feinen Beobachtungsgeiſte mit einem ſo bitter luſtigen Humor zu Hülfe zu kommen, daß die beide umgebenden Menſchen mit ihrem verworrenem Treiben ſeiner einer angebildeten Frömmigkeit zugewandten Seele wirklich verächtlich erſcheinen mußten, während zu derſelben Zeit ſein erhöhter Lebensmuth und die ſeiner Jugend nur zu ſehr zuſagenden Freuden an der Seite ſeines heiteren Mentors ihn in Zerſtreuungen führten, in welchen die geiſtig fromme Weihe womit er bisher ſeinem Studium obgelegen, ſo ſehr verdü-

ſterte, daß es ihm ſelbſt in unzufriedenen Augenblicken
vorkam, als ging ſein Fleiß nur darauf hin, ein Amt zu
erhalten, das ihm das erſehnte Glück der Liebe bringen
konnte. Dieſe, ſo wie Agnes offenes Zutrauen und kindli-
che Frömmigkeit gaben ihm noch immer Ausdauer und Kraft,
wiewohl zwei mächtige Schutzmittel gegen jugendliche
Verlockungen eben zu der Zeit, wo Euchars reger Welt-
ſinn ſie ihm noch nothwendige machte, ihm durch de
Verluſt der umſichtigen klaren Freundinn, und durc
Gellerts immer zunehmende Kränklichkeit, die ihm jede
Beſuch läſtig machte, geraubt worden waren.

Unterdeſſen nahte die Zeit heran, da er ſich den Tit
eines Candidaten der Theologie beilegen durfte. Dara
fußend hatte er ſchon eines Tages das letzte Quartal d
ihm beſtimmten Jahrgeldes, und mit dieſem den klein
Reſt des Legates, das nach den Willen des Erblaſſers ih
wenn er ſein Univerſitätsleben beſchloß, ausbezahlt werd
ſollte, erhoben. Nie vorher hatte er ſeine Taſche ſo ſchw
vom Gelde gefühlt, und zum erſtenmal durchfuhr ihn
dieſem faſt unverhofften Reichthum — denn ſo erſchien
bei genügſamer Armuth an Entbehrung gewohnten Stu
ten der kärgliche Schatz — ein Gefühl von faſt ſtolzer
abhängigkeit; er glaubte ſich einen Augenblick dem D
ſeiner untergeordneten Lage enthoben, und ſeine Pha
ſie begann bereits die gefeſſelten Flügel zu entfalten,
nur einen Augenblick, — in dem nächſten überfiel
durch die gewöhnliche Beſchränkung an Ängſtlichkei
wohntes Gemüth ſchon die Reue. — Er dachte a
Kränklichkeit ſeines einzigen Gönners. Es beängſtigte
an den Weg zu denken, den er nun einzuſchlagen

um eine armſelige Stelle zu erhalten, und wobei er bei ſeiner ſeit den Schuljahren zugenommenen Schüchternheit, nur Hinderniſſe — Zeitverluſte, die ſeinen kleinen Schatz verzehren würden, ja ſogar die Nothwendigkeit voraus ſah, ſich bis dahin um eine zum Amt führende Informator-Stelle bewerben zu müſſen, die ihm jetzt im Umgange des heiteren ſelbſtſtändigen Euchars noch mehr als früher ein Gräuel geworden war. — Ach er war weit entfernt zu ahnen, daß er ſchon an einem weit ſchrecklicheren Wendepunct ſeines Schickſals angelangt war.

So immer mißmuthiger geſtimmt begegnete er dem Freund, der um ſeinen Gang gewußt hatte, und dem nun ſeine Niedergeſchlagenheit um ſo mehr auffiel, da ein ſolches Geſchäft ſelbſt den ſauertöpfigſten Studenten in eine roſige Laune zu verſetzen pflegte. „Wie!“ — rief er ihm beſtürzt entgegen — „haſt du kein Geld erhalten?“

„Freilich!“

„Und das ſagſt du mit einem Ton, als wäre dir ein großes Unglück begegnet“

Adalbert verſchwieg ihm ſeine dunkle Beſorgniß nicht.

Euchar lachte laut auf, dann ſagte er, die Empfindlichkeit des Freundes bemerkend ernſt: Ich kenne dich nicht mehr Adalbert. Vor Jahren, als du die Schule verließeſt, würdeſt du mit dem Handvoll Golde dich reicher als der Groß Mogul und die ganze Welt zu klein für deine Anſprüche gewähnt haben — und jetzt, da du zum Manne gereift biſt, dir Kenntniße, wenn auch nicht Erfahrungen und eine ſchöne Braut erworben, jetzt verzagſt du in einem Augenblicke, der eben dazu geeignet iſt, dir Muth und erneuerte Lebenskraft einzuflößen. Muß ich denn immer vergebens an dir rütteln und ſchütteln. Muth: Muth, lieber Junge, die Welt iſt dein, ſo lange du nur einen Groſchen in der Taſche haſt. Es kommt nur darauf an, ihn auf eine rechte Weiſe zu verwenden. Und damit du nun einen guten Anfang machſt, ſollſt du, das erſtemal in deinem Leben glaub' ich, eine Flaſche Wein bezahlen."

Er zog Adalbert mit ſich in den damals in Leipzig einzigen Italiener-Keller, welcher zu der Zeit der Verſammlungsort der vornehmeren Jugend und beſonders der adeligen Studierenden mit ihren Hofmeiſtern war. Nur ſelten wagte ſich ein ſelbſt reicher bürgerlicher Student da hinab, weniger aus Reſpect als weil es nicht zur Sitte gehörte. Euchar machte faſt allein darin eine Ausnahme und war außerdem ein Dorn eben nicht ſo ſehr in den Augen der adeligen Jugend ſelbſt, als in den ihrer Hofmeiſter, die obgleich ſelbſt bürgerlich jede ungezwungene Annäherung eines ſolchen für reſpectwidrig hielten. Beide ließen ſich indeſſen in dem äußeren Gewölbe nieder; der weniger ſchüchterne, als durch ſeine Lage und vielfache zu Tage geförderten Anekdoten gegen die hier gewöhnliche Verſammlung aufgeregte Adalbert war nicht dazu zu vermögen, in das eigentliche Heiligthum einzudringen, beſonders da ein Hinblick auf die gläſerne Thüre ihn belehrt hatte, daß mehrere der dort Anweſenden leicht an ſeinem demüthigen Äußeren Anſtoß nehmen möchten. Indeſſen wurden dieſe darum nicht weniger ein Gegenſtand des Geſpräches der beiden Freunde, und Euchars witzige Spöttereien, die nur zu ſehr Wiederhall in Adalberts Gemüth fanden, trugen nicht wenig dazu bei, ſeine durch den Wein entflammten und durch das von Euchar wieder belebte Gefühl ſeiner augenblicklichen Selbſtſtändigkeit mehr als gewöhnlich hervortretenden Lebensgeiſter zu erregen. — Jedes Glas des ſelten genoſſenen Weines erhöhete mit der durch Euchars vielfachen Vergleichungen gefühlten Würde ſeines Inneren, auch ſeinen Muth. Da bemerkte er auf einmal, daß der Freund erblaßte, und zu gleicher Zeit der Richtung ſeines Blickes folgend, gewahrte er in dem inneren Gewölbe einen großen geputzten, ſorgſam friſirten etwas mädchenhaften jungen Mann mit einem geſtickten Kleide, der von ſeinem Sitze aufſtehend im Begriff war, ſeinen Hut zum Fortgehen zu ergreifen.

„Was ficht dich der goldbordirte Gelbſchnabel dort an?“ — fragte Adalbert verwundert, „du wirſt bleich und dennoch wollte ich wetten, daß du nicht vielmehr als einen drohenden Blick und einen leiſen Druck der Hand brauchteſt, um ihn zu deinen Füſſen niederzuſchmettern?“

„Eben weil ich das nicht darf!“ erwiederte Euchar mit verbiſſenem Ärger. — „Siehſt du, ich kenne den Burſchen ſchon von Wittenberg her, dort webelte er um meine Braut herum, und ihr Vater war dabei die perſonificirte Ergebung und Unterthänigkeit. Ich hatte, wiewohl mein Verhältniß zu Joſepha ein Geheimniß iſt, große Luſt ihn zur Rechenſchaft zu ziehen, denn eine faſt öffentliche Huldigung ſeines Gleichen, die nicht einmal ehrliche Abſichten haben dürfen, iſt eine ſchmähliche Beleidigung, allein das Blitzmädel ſetzte ſich dagegen, ich mußte ihr verſprechen keine Händel weder dort noch hier mit ihm anzufangen, ja ſogar, wo ich ihm begegnete, — weil wir im Hauſe ihres Vaters zuſammen getroffen haben, — ihn freundlich zu grüßen, und — ich weiß nicht, wie ſie es macht, allein ich muß ihr immer gehorchen.

„Und mit dieſem Geſichte kannſt du ihn freundlich grüßen?“ — fiel ihm Adalbert lächelnd in die Rede.

„Ich werde mein Wort halten“ — verſetzte dieſer, auch vom Weine aufgeregt — „zweifelſt du daran ſo ſieh mir nur recht ins Geſicht, und damit du den ergötzlichen Anblick unſrers beiderſeitigen Geſichterſchneidens haben kannſt, will ich mich dort dir gegenüber hinſetzen. —“

Mit dieſen Worten ſprang er auf, und ließ ſich in dem Augenblick, wo der junge Mann aus dem inneren Gewölbe trat, bei dem bezeichneten Tiſche nieder. Als dieſer nun vorüber ging, grüßte ihn wirklich Euchar mit einer tiefen Kopfneigung und einer ſo demüthigen Höflichkeit, daß der darin liegende Spott jedem nicht von ſich ſelbſt Eingenommenen auffallen mußte. — Euchar mochte vielleicht erwartet haben, daß ſein Gegner ſtolz vorüber gehen, und den Gruß nicht einmal beachten werde. Allein dieſer, ſei es nun aus Dünkel, oder vielleicht weil er fühlte, daß er nur dieſe Perſiflage eben ſo bitter wieder geben könne, wenn er darauf einging, grüßte ihn mit einem vornehmen gnädigen Kopfnicken wieder, als nehme er den Gruß als etwas ſchickliches und geziemendes auf. Euchar biß ſich mit hochglühenden Wangen in die Lippen, allein in demſelben Augenblick, während noch der Blick des jungen Mannes ſelbſtgefällig und ſpähend ihn ſtreifte, ertönte ziemlich laut von der anderen Seite das Wort: „Schuft!“

Der junge Edelmann kehrte ſich ſchnell um, und ſein Auge fiel auf Adalberts Lächeln, das in dieſem Augenblick nur Euchars Betreffenheit galt. — „Das mir,“ ſagte er erbittert vor ihn hintretend.

Zu derſelben Zeit erklang daſſelbe Wort von dem Tiſche, wovon Euchar ſchon aufgeſtanden war, und ſich langſam der Thüre näherte. — Der junge Mann kehrte ſich ſchnell wieder zu der Seite hin, wurde aber noch mehr verwirrt, als er dort Niemanden mehr erblickte, aber ganz nahe an ſeinem Ohr ein lautes Gelächter vernahm und das Wort: Schuft, von allen Ecken des Zimmers heraustönen hörte. — Sich ſchnell zu allen Seiten drehend blieb er endlich vor Adalbert, dem es ſelbſt nicht klar war, ob dieß Lachen nicht ganz unwillkührlich von ihm ſelbſt herrührte, mit einem herausfordernden Blicke hingewandt ſtehen. Dieſer, dem der Zuſammenhang dagegen durch frühere Erinnerungen nicht zweifelhaft war, und ſich plötzlich in jene muthwillige Laune, die ſeine augenblickliche Stimmung noch erhöhete, verſetzt fühlte, ſagte trocken: „Was wollen Sie von mir, Sie hören doch nun ſelbſt, daß ich es nicht bin, der Sie gerufen hat.“

„Gerufen?“ — wiederholte der eben ſo verwirrte als erbitterte Gegner — „heiße ich denn ſo?“ —

„Was, weiß ich?“ — entgegnete Adalbert wegwerfend. — „Sie ſelbſt und nicht ich haben dem Namen auf ſich bezogen. Sie müſſen ſich ja beſſer kennen als ich, der ich Sie zum erſtenmal in meinem Leben ſehe.“

Der junge Mann maß ihn vom Kopf bis zum Fuß, ſein Äußeres verrieth nur zu ſehr den Stand, dem er ſich geweiht hatte, die Entdeckung deſſelben vermehrte die Wuth ſeines Gegners. „Was unterſtehſt du dich“ — ſagte er plötzlich zur äußeren Ruhe übergehend, indem er die

Finger gegen einander fügte um ihm einen Knips auf die Naſe zu geben. Adalbert aber kam ihm zuvor; kaum hatte er dieſe verächtliche Bewegung bemerkt, als eine ſo gewaltige Ohrfeige den Gegner traf, daß er wie betäubt in die Arme ſeines von der übrigen Geſellſchaft begleiteten hinzuſtürzenden Hofmeiſters taumelte; — dieſer, Alle ſtimmten nun ein Zetergeſchrei an, und hoben ſchon die Stöcke gegen den bereits über die Wirkung ſeiner erſten Kühnheit beſtürzten Adalbert. Allein Euchar, der ſchon früher die Folgen dieſes von ihm veranlaßten Vorfalls entweder vorgeſehen oder befürchtet hatte, war ſchon die lange Kellertreppe hinaufgeeilt, und kam faſt zu gleicher Zeit mit mehreren ſo eben vorüber gegangenen und herbeigerufenen Kameraden zurück, die mit einigen Freunden, die ſich ſchon im inneren Gewölbe befunden hatten, ſogleich auf Adalberts Seite traten. Wahrſcheinlich war durch die Dazwiſchenkunft der Studenten und ſelbſt der zweideutigen Freunde des jungen Mannes dieſer, wiewohl ungern, bewogen worden, dieſe Sache auf Studentenmanier, durch einen Gang auf dem Fechtboden auszumachen, welches doch auch nicht ohne Gefahr für Adalbert abgelaufen ſeyn würde; ſelbſt wenn auch Euchar für ihn, der nicht fechten konnte, eingetreten wäre, inſofern nicht ein ſtrenges Geheimniß darüber gewaltet hätte, denn dem angehenden Candidaten der Theologie war nicht bloß ein Duell ſondern ſelbſt der Beſuch eines Fechtbodens hoch verpönt. Allein die Hofmeiſter, denn mehrere ſolche hatten ſich daſelbſt befunden, hielten es nicht allein für ihre Schuldigkeit jede blutige Gefahr von den ihnen anvertrauten Jünglingen fern zu halten, ſondern auch darauf zu ſehen, daß ſie durch eine zu große Herablaſſung ihrer Geburt nichts vergäben; der Hofmeiſter des Geohrfeigten war daher, noch ehe ſein Fortgehen bemerkt wurde, zu der akademiſchen Behörde, mit einer heftigen mündlichen Anklage geeilt, und bevor noch die lärmenden Jünglinge über den Ausgang dieſer Sache einig geworden, kam die Botſchaft an, daß der Pedell auf der Straße lauere, um Adalbert beim Fortgehen ins Carcer zu führen. Die vorhergehenden Verhandlungen, bei welchen dieſer, obgleich der Gegenſtand derſelben, doch nur ein müßiger Zuhörer blieb, beſonders weil Euchars ſo lebhaft in Anſpruch genommene Freundſchaft ihm jedesmal das Wort von den Lippen fortnahm, hatten ihn in die lebhafteſte beängſtigendſte Unruhe verſetzt; kaum aber hatte er vorerwähnte Nachricht vernommen, als eine völlige Ruhe in ſein Gemüth eintrat. — Es war ihm ſogar willkommen in dieſem Augenblick durch die Anklage Gelegenheit zu finden, jedes falſche Geklatſch durch eine öffentliche Rechtfertigung widerlegen zu können, die ihm, dem die Wahrheit heilig war und ſie auch ſo im Innern ſeiner Richter vermuthete, — ſo glaubte er damals — nicht ſchwer ſeyn könnte. — Er übertrug daher dem Freunde, der zu ſeiner Verwunderung eine auffallende Kleinmüthigkeit dabei an den Tag legte, Agnes zu beruhigen, und gab ſich mit einer feſten Haltung, die an Anſtand gränzte, in die Hände des Pedells. Er wußte nicht, daß der junge Herr, mit dem er Händel gehabt, der Sohn eines bei den Univerſitäts-Behörden allvermögenden Mannes war, und kannte die Welt zu wenig, um obgleich er ihr Alles Böſe zutraute, an der Gerechtigkeit ſeiner Obrigkeit zu zweifeln — und welche gefährlichen Folgen könnte es wohl haben, daß in einem zufälligen Wortwechſel zwiſchen zwei Univerſitäts-Genoſſen, der eine durch eine Ohrfeige einem Naſenſtüber vorgebeugt, der ſonſt einen Augenblick ſpäter von dem andern wirklich ertheilt, ihm zu einer ähnlichen Klage daſſelbe Recht gegeben? — Er täuſchte ſich aber. — Als er den nächſten Tag vor das Conſiſtorium gerufen wurde, war es nicht, um eine Auseinanderſetzung der Sache zu geben, oder wie er gedacht, eine leichte Reprimande zu erhalten, ſondern um eine zerſchmetternde Strafpredigt zu hören, weil er ſeinen Beruf ſo weit vergeſſen konnte, durch entehrende Schmähworte und öffentliche Gewaltthaten eine Perſon anzufallen, die durch eine hohe Geburt und würdige Verfahren ſo weit über ihm erhaben ſtand, wodurch er ſich eigentlich einer derben körperlichen Strafe ſchuldig gemacht, welche indeſſen, durch Vermittlung ſeines großmüthigen Gegners ihm unter der Bedingung geſchenkt wurde, daß er ſich eidlich verpflichtete, nie mehr dieſes Vorfalles zu erwähnen; indeſſen hatten ſeine Behörden ſich vorbehalten, dieſen ſeinem Berufe ſo unangemeſſenen Frevel durch Relegation zu beſtrafen, indem ſie zu gleicher Zeit ihn für immer eines geiſtlichen Amtes unwürdig erklärten.

Adalbert ſtand, unvermögend auch nur ein Wort hervorzubringen, wie von einem Blitze getroffen da; dann fühlte er ſich, er wußte nicht wie, aus dem Saale hinausgedrängt, und erſt auf der Straße angelangt, vermochte er ſich ſo weit zu beſinnen, daß er, um den Blicken der Leute, die er alle auf ſich gerichtet wähnte, zu entfliehen, aus der Stadt eilte, und in die einſamen Gebüſche des

Roſenthales ſich flüchtete; aber weder Ruhe, noch einen muthigen Entſchluß flößte ihm dort die tiefe Stille der Mittagsſtunden ein. — Als fehlte ihm ſelbſt der Muth zur Erbitterung, beſchlich vielmehr eine reuevolle Kleinmüthigkeit ſeine Seele. Selbſt der Gedanke an den milden ſo nachſichtigen Gellert drückte ihn noch tiefer nieder; es war ihm, als hörte er ihn kopfſchüttelnd den ſanften Spruch des göttlichen Lehrers wiederholen: „wenn dir jemand einen Streich auf den einen Backen gibt, ſo reiche getroſt den andern hin." Dennoch, obgleich ſein Unrecht fühlend, erſchien ihm das über ihn ausgeſprochene Urtheil nicht weniger ungerecht, denn er war ſich keines böſen Willens bewußt; allein ein ſo bitterer Unmuth, eine ſo troſtloſe Kleinmüthigkeit, ein ſolcher Abſcheu vor der Welt hatten ſich ſeiner Seele bemächtiget, daß er ohne jenen Gedanken, ohne die ſeinem Gemüthe noch inwohnende Demuth, gern gleich die Erde verlaſſen hätte. Indeſſen ging ihm in dieſer, der bitterſten Stunde ſeines jungen Lebens, wo der Himmel ſo ſchwarz und drückend ſich über ihm wölbte, ein kleiner Stern, den jedoch ſein eigener Schatten verdunkelte, auf — der Stern ſeiner Liebe. Ohne ſelbſt zu wiſſen wie, hatten ihn ſeine Füße zu einer Stelle getragen, die gewöhnlich das Ziel ſeiner freilich ſeltenen ſonntäglichen Spaziergänge mit Agnes war, wo die Wurzel einer alten Eiche einen natürlichen Sitz bildete, und wo er in die Rinde einer dicht daneben ſtehenden Linde ein doppeltes A eingeſchnitten hatte. Der Anblick deſſelben fiel wie ein leuchtender Blitz, obgleich ſchmerzlich und zerreißend, in ſein Herz. Agnes Liebe, das fühlte er klar, war ihm geblieben, wiewohl jener unſelige Augenblick Beider Glück zerſchmettert hatte, und mit dieſer Überzeugung trieb ihn eine unwiderſtehliche Gewalt zu ihr hin, ohne ihm jedoch mehr Beſinnung, andere Entſchlüſſe einzuflößen, als ſie zu ſehen; und nur mit Verwunderung bemerkend, daß ſchon der Abend nahete, eilte er nach ihrer Wohnung. Er wußte den Alten zu der Zeit in der Schenkſtube beſchäftigt, und hoffte unbemerkt zu ihr zu gelangen. —

Allein auf dem Gange, der durch die Küche zu ihr führte, trat Herr Kraller, beide Hände in die Seite geſtemmt, ihm entgegen. „Ei!" rief er ihm mit plötzlich losbrechender Wuth entgegen; — „Ei! hab' ich mir's doch gedacht. Was ſucht er hier, Muſje Candidatus ꝛc.? Muſje Relegatus! mir hat er doch wohl keinen Beſuch zugedacht? und meine Tochter will nichts mehr von ihm wiſſen."

„Von ihm nichts wiſſen!" — wiederholte Agnes mit verweinten Augen hinter ihm aus der Küche tretend, —

„Vater! das hab' ich nie geäußert. Wir ſind vor Gott und Menſchen verlobt, und jetzt, da Adalbert im Unglück iſt, muß ich um ſo feſter an ihm halten."

„Du weißt alſo Agnes?" — wandte ſich der Jüngling gleich zu ihr.

„Alles Adalbert! Euchar hat mir, ich denke Alles erzählt. Er hat, ſich ſelbſt anklagend, deine Vertheidigung übernommen." —

„Und du verdammſt mich nicht?" —

„Ich kann nicht verdammen, daß du dich nicht beſchimpfen laſſen wollteſt, wenn wir auch dadurch unſre liebſte Hoffnung vielleicht vernichtet ſehen. Laß nur nicht den

Muth ſinken. Gott verläßt nicht, wer auf ihn vertraut. — Ich bleibe dir treu, ich wiederhole es dir in der Gegenwart des Vaters, aber trennen müſſen wir uns, denn in Leipzig kannſt du ja nicht bleiben."

„Und auch nicht mehr an dem äußerſten Ende deſſelben, in meinem Hauſe erſcheinen" — fiel der Gaſtwirth ein — „Wie denkt er wohl jetzt ſo weit kommen zu können, daß er eine Frau, meine Tochter, ernähren kann?" —

„Das ſteht in Gottes Hand!" — ſagte Agnes entſchloſſen, doch ſanft. — „Adalbert! der Vater hat mir hart zugeſetzt, doch habe ich nicht den Muth verloren. Ich kann ihm eben ſo wenig zumuthen, dich in deiner gegenwärtigen Lage als Schwiegerſohn aufzunehmen, als er mir, die Treue zu verletzen, die ich mit ſeiner Beiſtimmung dir unbedingt geſchworen habe. Wenn du einſt ihm darthun kannſt, daß ſein Vaterherz ohne Sorge für das Weltliche dir eine einzige Tochter hingeben darf, wird er dir meine Hand nicht verweigern, ſollten auch lange Jahre darüber vergehen. Bis dahin ſuchſt du mich nicht, hörſt du nichts von mir." —

„Und auch er darf nichts von ſich hören laſſen, du nicht ſeine Wege erforſchen," fiel der Vater heftig ein. —

„Das habe ich freilich für uns beide verſprochen" — fuhr ſie ruhig fort — „um auch ſeinen Willen zu ehren, und er iſt damit zufrieden, weil er meint, daß wir uns ſo vergeſſen werden; — das meinſt du nicht?"

„Nein! Nein!"

„Auch ich nicht. Bewahre mir dein Streben, ſo wie ich dir mein Herz, dann wird Gottes Segen uns nicht fehlen." —

„Aber wohl zu merken, Muſje Relegatus oder Renegatus," fügte der Wirth ſichtbar zwiſchen ſcheuer Furcht vor der Überlegenheit der Tochter und Erbitterung ob ihrer offenen Erklärung ungeſtüm hinzu, „mit ſeinen vorigen Ausſichten multiplicirt. Einem Hungerleider gebe ich die Agnes nicht."

Die Zuverſicht des Mädchens hatte Adalbert allmälig ermuthiget.

„Als einen Hungerleider ſoll er mich nicht wiederſehen" — ſagte dieſer gefaßt. — „O Agnes! ich werde alle meine Seelenkräfte auffordern, der Welt Trotz bieten." —

Herr Kraller lachte laut auf.

„Adalbert!" — fiel ihm Agnes mit einem ängſtlichen Blicke auf den Vater in die Rede. — „Was brauchen wir unter uns Verſicherungen. — Bleibe wie du biſt, fromm und brav, — dann ſehen wir uns gewiß wieder." — Sie warf ſich an ſeine Bruſt und ſchloß ihn in ihre Arme. — „Fort, fort!" — flüſterte ſie: — „Strebe, dein Unglück zu vergeſſen, aber gedenke immer dieſes Augenblicks."

Sie eilte in die Küche zurück. — Beide Hände vor das Geſicht ſchlagend, ohne den Vater eines Blickes, eines Wortes zu würdigen, ſtürzte Adalbert aus der Hausthüre, und beinahe in Eduards Arme. Dieſer hatte ihn den ganzen Tag überall und bereits zweimal hier vergebens geſucht.

„Gottlob, daß ich dich endlich treffe. Wohin jetzt?" — fragte er, den Freund mit ſich ziehend.

„Weiß ich es ſelbſt?" — entgegnete Adalbert — „doch ja — Sie hat mich entſchuldigt, mir vergeben, — ich habe es ihr, mir verſprochen, nicht verzweifeln zu wollen, — aber ehe ich Leipzig verlaſſe, drängt es mich noch, vor Einem, wenn nicht gerechtfertiget, doch gereiniget zu ſtehen. — Er muß meine Beichte hören und meine Buße beſtimmen; — hin zu Gellert."

„Armer Freund!" — erwiederte Euchar höchſt betroffen — „du weißt alſo nicht, was ſchon ſeit dieſem Morgen jedem Kinde in Leipzig bekannt iſt; ohne dein unglückliches Begegniß würdeſt du erfahren haben, daß Gellert ſchon ſeit geſtern nicht mehr unter den Lebenden iſt."

Dieſe Nachricht zerſchmetterte faſt Adalbert wieder. „Geſtorben!" — rief er — „dann iſt es auch mit meinem armſeligen Daſein aus auf ſeine Leitung hatte ich — jetzt fühle ich es erſt recht — meine letzte Hoffnung gebaut! — mit ihm habe ich meinen letzten Anhalt auf dieſer Welt verloren!"

„Und haſt du denn nicht noch mich!" — rief Euchar, ihn beinahe mit Thränen heftig an ſeine Bruſt reißend. — „Oder hat die Unbeſonnenheit des erregten Blutes mir deine Freundſchaft, dein Zutrauen ganz verſcherzt? Adalbert! beſtrafe mich nicht ſo hart! ſtoße nicht die heiligen Pflichten zurück, die mich nun doppelt an dich feſſeln. Ja! Adalbert! du haſt noch mich, du haſt mehr — dich ſelbſt, und wenn du erſt recht zur Beſinnung kommſt, wirſt du empfinden, welcher Schatz in dieſem Worte liegt. Auch biſt du ja nicht an äußern Mitteln ganz arm." —

„Wie?" — rief Adalbert, ſchnell nach der Taſche faſſend, und die Schwere der Börſe in der ſeitdem noch nicht abgelegten Weſte fühlend, fuhr er entſchloſſen fort: „Du erinnerſt mich an ein Geſchäft, daß mir noch hier obliegt.

— Komm! ich will das unverdiente Geld, ehe es zurückgefordert wird, zurückgeben" —

„Biſt du von Sinnen?" — unterbrach ihn Eduar beſtürzt — „nur wer deine Unerfahrenheit zu betrügen denkt, möchte wagen, das zurückzufordern, was du mit ſo vollem Rechte erworben! — Haſt du doch jede Bedingung erfüllt, denn deine Schuld iſt es nicht, daß ſchon unter der Schwelle des Heiligthums meuchelmörderiſche, beſtochene, nicht ſo makelloſe Hände, als die, womit du eine That ausübteſt, dich davon zurückgeſtoßen haben. Brauche doch deinen Verſtand."

„Den Verſtand — ich verabſcheue ihn; auch jene Hände hat ein ſehr verſtändiger Grund geleitet. — Nein, wo mein Gefühl widerſpricht, gehe ich auf keine Spitzfindigkeiten ein. — Habe ich nicht ſelbſt unbeſonnen, muthwillig die Abſicht des Oheims vereitelt?" —

„Du nicht! — was du thatſt, war menſchlich, verzeihlich ſelbſt nach dem ſtrengſten Geſetz! wer will warten, den Arm abzuwehren, bis der von ihm geführte Dolch im Herzen ſitzt? — wer kann in einem aufgeregten Augenblicke die Vertheidigung zollweiſe abmeſſen? — Haſt du denn gar kein Gefühl für das, was die Welt Ehre nennt? — Es freute mich Adalbert, als ich den Beweis dafür in deiner That ſah. —, Nein, ein widriges in der Schlechtigkeit und Verkehrtheit der Welt begründetes Verhängniß hat die Abſicht deines Genies, ohne deinen Willen, aber vielleicht zu deinem Glücke vereitelt. Sei, — damit ich deine Sprache rede — ſei fromm wie die Taube — aber klug wie die Schlange — unter den Schlangen. Nur ein blöder Thor läßt ſich lieber zu Boden drücken, als Klugheit und Kraft dem Drucke entgegen zu ſetzen, darum getroſt, Adalbert! werde endlich ein Mann, und danke lieber dem böſen Verhängniſſe, dem du zu unterliegen ſcheinſt, weil es die Feſſeln, die dein Gemüth und deine Kräfte beengten, da es dir ſelbſt an Muth und Feinheit dazu fehlte, gebrochen hat; — wer weiß ſogar, ob du nicht auch dem Verhängniſſe einſt dafür danken wirſt, daß der gute Gellert, der dir eine ohnmächtige Demuth, eine krankhafte Entſagung, ſtatt freier Prüfung deiner Kräfte empfahl, dich und ſich ſelbſt nicht mehr zu täuſchen vermag. Glaube mir, Adalbert, eigne Kraft, ein feſter Wille führt weiter als alle Legate. Hätte er dir doch lieber gerathen, das Deine wegzuwerfen und deinem Genius zu folgen. — Allein ſpät iſt darum nicht zu ſpät. — So aufrecht, kühn, ſchön ſelbſt — wie ich dich in jenem Augenblicke ſah, fühlte ich auch ſogleich tiefer als je, daß die Lage, woraus du gedrängt worden biſt nicht den verhüllten Anſprüchen deines Weſens angemeſſen war. Erinnerſt du dich noch, wie in frühen Knabenjahren dich die Chemie anzog, wie jedes Buch, das auf die Naturwiſſenſchaft Bezug hatte, dich reizte. Folge mir nach Wittenberg, denn auch ich finde keinen längeren Aufenthalt in Leipzig rathſam. — Höre dort die Phyſik bei dem Profeſſor Cotheva, meinem würdigen Schwiegervater *in spe*. Aber du ſollſt dort unter einem unrelegirten Namen, mit einem gefälligeren Äußeren auftreten; — wir wollen nicht einmal zu Einer Zeit auftreten, allein ſogleich zuſammen abreiſen. Benutze doch endlich die Klugheit, die vergeſſen und begraben in deiner Seele ruht, und ſehe ein, daß man unter den Leuten nicht für den, der man iſt, ſondern nur für das, wofür man ſich gibt, genommen wird. Möge auch dein Schatz aufgehen. Im Ernſt denkſt du wirklich noch daran ihn zurückzugeben?" —

„Für's Erſte" — erwiederte Adalbert, auf den die lange Rede des Freundes, beſonders durch die Erinnerung an ſein Knabentreiben, die wie ein neues Licht, eine plötzliche Eingebung von oben ſeine Seele durchblitzte, einen immer muthvolleren Eindruck gemacht hatte, lächelnd: „für's Erſte können wir ihn ja als eine Anleihe betrachten. — O, Euchar! wenn du Recht hätteſt — wenn jene unheimlichen Stimmen, über die du walteſt, und die du faſt unbewußt, unbedacht wenigſtens ins Leben riefſt, wirklich vom Verhängniſſe beſtimmt wären, die ſchlummernden Geiſter meiner heiteren Jugend zu wecken, um mich in das Reich der Natur zurückzuführen" —

„Und wenn du beſtimmt biſt, neue Entdeckungen zu Tage zu fördern, wenn dein Name einſt ruhmbekränzt genannt würde, und du mit vollem Herzen, mit voller Börſe wieder vor Agnes und ihre übertroffene Erwartungen hinträteſt, und der rauhe Gruß des Vaters in tiefe Bücklinge ſich verlöre" —

Dieſe letzten Worte ſchienen einen ſchmerzlichen ſüßen Eindruck auf Adalbert zu machen. Er lächelte, freilich mit einem tiefen Seufzer, und ließ ſich von nun an ſchweigend aber willig von Euchar nach Hauſe führen. Der nächſte Morgen fand beide Freunde nicht mehr in Leipzig. Aber unter dem raſchen Hinrollen des Wagens, und bei Euchars heiteren Verheißungen ging Adalberten nicht bloß im buchſtäblichen Sinne eine neue Welt auf, in der er ſich bemühte, ein feſtes Ziel aufzuſtecken; allein, ob die ihm noch verworrenen Pfade, die dahin leiteten, durch Roſen oder Dornen gehen, zum Ruhme oder Verderben führen ſollten, verbarg noch die verſchloſſene Hand der Zukunft.

In ſtiller Thätigkeit, zwar mit etwas verweinten Augen, aber doch mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen beſorgte indeſſen Agnes das Hausweſen des Vaters. Die Schenkſtube hatte ſie früher ſelten betreten, und jetzt nie, — doch war es als verdoppelte ſich die Arbeit unter ihren Händen, als ſorgte ſie emſig dafür, keine müßige Stunde zum Verträumen zu haben. — Ihre faſt einzige Erhohlung war ihr Briefwechſel mit der Freundinn in Wittenberg, der indeſſen nicht häufiger als früher betrieben wurde; allein ſie öffnete jedes ankommende Briefchen mit ſichtbarer und unruhiger Freude, und legte es dann, nachdem ſie es durchgeflogen hatte, ſeufzend und unbefriedigt hin. Dem ihrem Vater gegebenen Verſprechen getreu, hatte ſie in keinem ihrer Briefe an Joſepha Adalberts erwähnt. — Von ihm wußte ſie nur, daß er mit Euchar Leipzig verlaſſen hatte; da aber der Freundinn ihre Verlobung bekannt war, da ſie vermuthen durfte, daß Adalbert dem Freunde, was auch wirklich der Fall geweſen, die eingegangene Verpflichtung anvertraut, und dieſer vielleicht der Geliebten dieß ſonderbare Verhältniß mitgetheilt hätte, hoffte ſie noch immer, daß die Freundſchaft Joſephas, obgleich ſie ſelbſt keine Frage geäußert, doch nicht ganz verſchwiegen ſeyn würde. — Nur eines kleinen, ihrer Meinung nach verzeihlichen Kunſtgriffes, um die Freundinn zum Reden zu bewegen, hatte ſie ſich bedient. Sie beſchäftigte ſie in ihren Briefen mehr als gewöhnlich mit Euchar — aber vergebens. — Joſepha hatte freilich auch immer viel von dem Bräutigam zu erzählen, aber auch nur von ihm. Er war indeſſen in Wittenberg als Advokat aufgetreten, hatte gewußt mit größerem Glücke als früher die Gunſt ihres Vaters zu gewinnen, und ſie ſah mit Freude die Stunde ſich nähern, daß er offen und mit Erfolg um ihre Hand anhalten dürfte. — Es war ſo beinahe ein Jahr vergangen. — Da begann endlich Joſepha ihr anfangs etwas flüchtig, und ſpäter immer umſtändlicher vielerlei von einem jungen Zuhörer ihres Vaters mitzutheilen, der durch ſeine ſchnelle Faſſungsgabe und durch ſeinen Eifer deſſen Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, und von ihm in ſein Haus eingeführt, ſehr ſchnell Euchars vertrauter Freund geworden war. Dieſer letzte Umſtand hatte wie begreiflich ihm auch Joſepha's Gewogenheit erworben. Sie hatte ſchon viel von ſeinem Geiſte, ſeiner Gewandtheit, ſeinem beſonnenen männlichen Weſen geſprochen, dann fiel es ihr auch ein ſein Äußeres zu beſchreiben. — Bei jedem Zuge dieſes Bildes klorfte Agneſens Herz ſtärker. — Es war ihr, als hätte Adalbert der Freundinn geſeſſen, obgleich dieß Bild von dem, das in ihrem Herzen lebte, etwas verſchieden war. Der durchaus fremde Name kümmerte ſie wenig. — Sie fand es ſehr begreiflich, daß er unter den obwaltenden Umſtänden den ſeinen abgelegt hatte — auch konnte ja Joſepha'n nicht einfallen, daß der Fremde Adalbert ſey, da ſie dieſen früher nie geſehen; nur das fiel ihr auf, daß Euchar der Braut dieß Geheimniß nicht eröffnet hatte, oder wäre es vielleicht die Abſicht beider Freunde, vielleicht — ſogar Joſepha's, ihr das nur errathen zu laſſen, was ſie ihr mit deutlicheren Worten mitgetheilt, von ſich hätte abweiſen müſſen? — Kam doch Joſepha immer auch unbefragt auf dieſen Gegenſtand zurück. Ein jeder ihrer Ausdrücke, ihn berührend, wurde Agnes nun wichtig und mit Dankbarkeit aufgefaßt, — und dennoch flüſterten Nachdenken und Vernunft ihrem Herzen zu, daß es ſich täuſchte — woher hatte wohl der ſchüchterne, früher faſt gebückt umgehende Adalbert ſo ſchnell die Gewandtheit, die Haltung erhalten, welche man dieſem jungen Manne beilegte, woher eine ruhige Beſonnenheit der, den früher ſchon ein feſter Blick aus der Faßung zu bringen vermochte, woher er das zierliche Äußere, deſſen Nachläßigkeit im Anzuge nur Agnes ſpöttiſcher Scherz hatte beſeitigen können; — und doch wenn Joſepha einzelne Äußerungen von ihm wiederhohlte, die Agnes früher in Adalberts Munde gehört, wenn ſein und Euchars trauliches Verhältniß erwähnt wurde, wenn die Freundinn, vielleicht leiſe dazu aufgefordert, ſich darin gefiel Züge zu ſchildern, die ihr ſo klar vor der Seele ſtanden, dieſe tief dunklen Augen, das ganz eigene anmuthige und ſich doch öfters zur Bitterkeit ziehende Lächeln, ja ſelbſt eine kleine Narbe am rechten Auge, die Agnes nicht verkennen konnte, und da nun ſogar, der Mode jener Zeit gemäß, Joſepha ihr eine ſelbſtgemachte Copie ſeiner Silhouette ſandte — durfte ſie kaum mehr bezweifeln, daß dieſer junge Fremde Adalbert ſey. — Nur eine Verſchiedenheit fiel ihr auf. — Joſepha hatte ſeiner ſchönen Bläße erwähnt, eine Folge, meinte ſie ſeines nächtlichen Fleißes, und der Entbehrungen, die er ſich aufgelegt hatte, um mit Anſtand in der Welt erſcheinen zu können; denn Euchar hatte ihr geſtanden, daß ſein

Freund arm ſey. — Blühete ja doch Adalbert wie eine Roſe als er in ihrer Nähe unter gewiß eben ſo großen Anſtrengungen und Entbehrungen in Leipzig lebte — oder — und wie liebevoll klopfte ihr Herz bei dem Gedanken, — hatte vielleicht Liebesſehnſucht, — Sehnſucht nach ihr ſeine Wangen gebleicht? —

Allein ſie ſollte bald noch zweifelhafter werden — Joſepha begann auf einmal des Freundes ihres Eduards in ihren Briefen ſeltner, und mit einer Art verſteckter Mißbilligung zu erwähnen, die Ängſtlichkeit und Unruhe bei Agnes erregte; dennoch nahm ſie Anſtand zu fragen, — allein in dem nächſten Briefe Joſephas hatte irgend ein unangenehmer häuslicher Vorfall dem in ihrem Briefe verſchloßenen Unwillen um ſo mehr Luft gegeben, als jener ihre Verbindung mit Eduar nur weiter hinaus zu verſchieben drohete. — Sie theilte darin Agnes die zerrütteten Umſtände ihres Vaters mit, und vertraute der Freundinn gerade aus, was dieſer freilich kein Geheimniß war, daß jener von einer unwiderſtehlichen Neigung hingerißen, Geſundheit und Vermögen in den nächtlichen Spielpartien hinopferte, die er unter unverdächtigen geſellſchaftlichen Formen regelmäßig zweimal in der Woche in ſeinem Hauſe verſammelt ſah; ſelbſt hatte er früher mit wechſelndem Glücke, ohne eigentliche Verluſte geſpielt, allein ſeit dem er ſeinen jungen Günſtling dazu gezogen, hatte das Glück ſich von ihm ab-, und dieſem in einem ſolchem Grade zugewendet, — welches er doch wohl nur ſeiner kalten Beſonnenheit zu verdanken hatte — daß er ſich dadurch die Aufmerkſamkeit der gewiß ſehr vornehmen Theilnehmer des Spieltiſches zugezogen, wovon Joſepha nur die wenigſten kannte, denn die mehrſten erſchienen erſt und zwar in's Geheim, nachdem ſie ſich zurückgezogen hatte. Sie fügte nicht ohne bittere Bemerkungen hinzu, daß der junge Spieler dennoch keinen größeren Aufwand machte, ſondern nach Euchars Meinung in wenigſtens anſcheinender Dürftigkeit noch immer fort lebte. — In mehreren darauf folgenden Briefen, erwähnte ſie des jungen Mannes mit keiner Sylbe.

Hatte auch jene verſteckte Mißbilligung, wie ſchon geäußert, Agnes geängſtigt, gab doch dieſer Bericht ihr völlig die Ruhe wieder; der Fremde konnte nicht Adalbert ſein, kalte Beſonnenheit war ja nur dem geübten Spieler eigen, und er hatte ja, ſo lange er ſich in Leipzig aufgehalten, keine Karte geſehen, und jedes Spiel verdammt, außerdem war er weder eines ſchmutzigen Geizes noch der Verſtellung fähig. Dieſe Ueberzeugung gab ihr, als die Freundinn im Laufe einiger Monate in ihren Schreiben ſeiner gar nicht gedachte, den Muth, einen Brief an Joſepha mit folgender Nachſchrift zu ſchließen.

„Du ſprichſt gar nicht mehr von Euchar's Freunde? — „Sieh' ich darf es dir nur gerade aus geſtehen, daß dein „Gemälde von ihm ſo viel Ähnlichkeit mit einem Gewißen, von dem mir jede Erwähnung unterſagt iſt, hatte, „daß meine Pflicht mir gebot, nur ſchweigend anzuhören; „allein dieſe äußere Ähnlichkeit iſt vor der inneren Verſchiedenheit verſchwunden. Ich zweifle nicht länger, daß „ich mich getäuſcht, und ich weiß nicht, ob meine Empfindung bei dieſer Überzeugung mehr erfreulich als ſchmerzlich iſt: darum frage ich dich nun geradezu, warum nennſt „du ihn nicht mehr — beſitzt er noch in demſelben Grade

„wie vorher Euchars Vertrauen? möge er doch nicht der „böſe Dämon des Freundes meines Freundes werden!“ —

Joſepha berichtete ihr in ihrem nächſten Schreiben, daß jener junge Mann plötzlich vor längerer Zeit ſchon, Wittenberg verlaſſen hatte, und Euchar mit dem er, ſeinen eignen Vorbehalt ausgenommen, bis auf dem letzten Augenblick auf den alten vertraulichen Fuß zu ſtehen ſchien, ſich verletzt fühlte, ſelbſt nicht zu wiſſen wo er ſich hingewandt hatte. Seit dem nannte ſie ihn in ihren Briefen nicht mehr, auch mußte wol Joſepha zu gleicher Zeit die Freundinn mit mehrern Nebenumſtänden bekannt gemacht haben, die den Verſchwundenen in ein noch zweideutigeres Licht ſetzten, denn auch ſie fragte nicht mehr nach ihm. Unterdeſſen war noch ein volles Jahr, und eines dazu beinahe zu Ende gegangen. — In ihrer Umgebung gedachte Niemand, ſelbſt der Wirth nicht Adalberts mehr, — — er lebte nur allein in Agneſens verſchloßenem Herzen, die außerdem zum großen Ärger des Vaters, ſeinem ungeduldigen Treiben eine ſanfte Entſchloßenheit widerſetzend, mehrere Bewerbungen um ihre Hand ausgeſchlagen hatte. — In der letzten Zeit jedoch nahm ein ganz anderer Gegenſtand ihn ſelbſt in ſeiner Qualität als Gaſtwirth, dem die Stadtneuigkeiten unaufhörlich in den Ohren klangen, ſo wie ganz Leipzig in Anſpruch. Das Geſpräch in allen Coterien, in allen Geſellſchaften, in dem Garten von Gohlis und in den Verſammlungen in dem Gewandhauſe bewegte ſich nur um Einen Gegenſtand. Es war vor nicht lange her ein Fremder nach Leipzig gekommen, der einen alten baufälligen Gaſthof gekauft hatte, weßhalb er auch ſehr uneigentlich Gaſtwirth genannt wurde, denn man erfuhr nachher, daß er ſich gar nicht mit der Wirthſchaft abgab, ſondern dieſe von einem Paar alter Leute, eingebornen Leipzigern, und zwar auf ihre eigene Rechnung treiben ließ; auch wußte man anfangs nichts weiter von ihm, als daß er das alte Gebäude für einen Spottpreis gekauft; baar bezahlt hatte, und ſich Johann Schröpfer nannte — aber bald war dieſer Name auf allen Lippen. Nicht bloß in der Wirthsſtube der alten Leute, die den untern Theil ſeines Hauſes bewohnten, wurde mancherlei ſonderbares und geheimnißvolles von ihm geflüſtert, ſondern auch die Honoratioren der Stadt hatten viel über ihn ſich zu vertrauen. — Die Gäſte, die das Schankgewölbe unter ſeiner Wohnung beſuchten, wollten wiſſen, daß er Niemand in ſeine inneren Zimmer zuließe, daß oft in denſelben unheimliche Stimmen, dumpfes Gepolter, ja ſelbſt ſanfte Muſik gehört wurde; die vornehmeren Claſſen behaupteten leiſe, theils mit frommer Andacht, theils mit freidenkeriſchem Geſpötte, aber alle mit gleichem Erſtaunen, daß er in Verbindung mit der Geiſterwelt ſtehe, wenigſtens im Beſitze wunderbarer Geheimniſſe und Arkana wäre, und nicht allein in das Verborgene ſehen, ſondern auch vieles, was geſchehen würde, vorausſagen, ihm vertrauenden Perſonen bedeutende Winke über ihre Zukunft geben, ja ſelbſt Geiſter citiren könne. — So viel wußten auch die Wirthsleute ſeines Hauſes zu erzählen, daß er oft des Abends bei dunkler Nacht geheimnißvolle Beſuche annahm, daß man den Wagen dieſes Grafen, jenes Rathsherrn in einer kleinen Entfernung von ſeiner Wohnung, gegen die Mitternachtsſtunde halten ſehen, und nicht lange dauerte es, als wirklich mehrere Große ſich ſeiner Bekanntſchaft rühmten. Selbſt Gelehrte, die ſonſt immer gern einen überklugen Unglauben an den Tag legten, hielten mit ihrem Spotte inne, und begannen mit einem halb achtungsvollen Erſtaunen von ihm zu reden. — Es ſcheint auch wirklich ausgemacht zu ſein, daß das ganze Benehmen dieſes Mannes dazu geeignet war, eine Art von Ehrfurcht einzuflößen. Die meiſten Gelehrten jener Zeit — bemerkte mit Fug der Verfaſſer, dem der Wiedererzähler gegenwärtiger Begebenheit mehrere Materialien dazu zu verdanken hat — waren im Allgemeinen nicht ſo wie die unſers Jahrhunderts von dem edlen Drange ihre Zeitgenoßen aufzuklären, beſeelt. — Einer eigenſüchtigen Geheimnißkrämerei fröhnend, behielten ſie ihre Entdeckungen für ſich ſelbſt. — Manche einfache Naturwirkungen blieben dem großen Publikum verborgen, oder wurden wohl gar verwendet es in Furcht zu verſetzen. Schröpfer dagegen ſchien keinen Preis auf ſolche kleinliche Geheimniſſe zu ſetzen, jedem, der ihn darüber befragte, ſtand er zu einem gewiſſen Grad offen Rede; was über dieſen hinausging verbarg er freilich auch nicht, allein ſeine Antworten wurden dann ſo dunkel, ſo tiefgelehrt, ſchienen ſo viele Kenntniſſe vorauszuſetzen, daß der ſelbſt gelehrte Fragende einſah, daß er am beſten thäte ſich zurückzuziehen, um nicht zu verrathen, wie wenig tief er in die Schacht des Wiſſens eingedrungen. Ja man ſollte faſt meinen, daß er ſich ſelbſt Nichts vorbehielt, und eben dadurch wußte er Aufmerkſamkeit und Erwartung immer höher zu ſpannen. — Es war — fügt jener Verfaſſer hinzu — deßhalb nichts natürlicher, als daß ſelbſt viele Gelehrte um ihre eigene

Unwißenheit zu beſchmücken, die immer wachſende Meinung wenigſtens unter dem Volke veranlaßten, daß Johann Schröpfer im Bunde mit dem Fürſten der Finſterniß ſtände, der ihn zum Herrn der verborgenen Kräfte der Natur gemacht hatte. — Von Schröpfer ſelbſt wußte man ſehr wenig, in dieſer Rückſicht verſchmähte er nicht, ſich in ein undurchdringliches Geheimniß zu hüllen; ſelbſt ſein Geburtsland vermochte man nicht zu errathen. Es blieb jedem Gebildeten unverborgen, daß er der deutſchen Zunge mächtig war, wiewohl nicht ganz wie der ſeinigen. Seine Ausſprache hatte etwas Fremdartiges, ohne jedoch einen beſtimmten Dialect an den Tag zu legen; in ſeiner ſonſt geläufigen franzöſiſchen Rede wollte man Sprachſchnitzer bemerken. Italieniſch ſprach er ſehr fertig, doch mit einer fremden Betonung. Sein Äußeres ſchien orientaliſchen Urſprung zu verrathen. Er war groß, von mittelmäßiger Fülle, die jedoch einen Mann über die Mitte des Lebens hinaus ankündigte, dazu ein beinahe braunes Geſicht, das jeder für jung gehalten haben würde, wenn nicht große buſchichte ſchwarze, jedoch mit Grau gemiſchte Brauen und eine jedoch mäßige Perücke, die dagegen runzelfreien jugendlichen Züge hätten überſehen laſſen.

Er trug die damals moderne Kleidung; jedoch war immer etwas daran, das durch irgend eine vielleicht gefliſſentliche Nachläſſigkeit ſelbſt dieſer einen orientaliſchen Anſchein verlieh. Zuweilen hieß es, daß er plötzlich verreiſt war, ohne daß doch Jemand ihn abfahren geſehen hatte, und nach Verlauf von Tagen oder Wochen erſchien er eben ſo plötzlich und ohne Aufſehen in ſeinem Hauſe. Ja die Wirthsleute daſelbſt ſollen ſogar ihren vertrauteſten Kunden zugeflüſtert haben, daß er gar nicht, wenigſtens nicht körperlich verreiſt ſei, wenn es ſo hieß, ſondern, daß er indeſſen in einem todtähnlichen Zuſtande ſtarr ausgeſtreckt in ſeinem Bette liege, während ſein Geiſt, von dem Körper getrennt, Gott mag wiſſen wo, ſich hinbegeben hatte. Was Wunder alſo, daß der Name dieſes Wundermannes von den Lippen vornehmer und geringer Leute, wo nur Einige ſich zuſammenfanden, wiederhallte.

An einem ſtürmiſchen Herbſtabende, an welchem die Gäſte in Herrn Krallers Schenkſtube ſich um den glühenden Ofen eng zuſammengedrängt hatten, drehte ſich das Geſpräch auch um dieſen Gegenſtand. — Ein wunderbarer Bericht von Schröpfers geheimnißvollem Treiben, der alle mit einem leiſen Schauer erfüllte, war ſo eben beendet — und während ein Gaſt, ſeine Pfeife bedächtlich ausklopfend, einen andern ankündigte, trat ein Fremder in einem Schafpelz mit der Mütze tief in die Augen gedrückt, ein, und ließ ſich bei dem heute Abend verlaſſenen großen Tiſch nieder. Er verlangte einen Krug Bier, aber der ſonſt ſo geſchäftige Herr Kraller, den begierigen Blick auf den Kunden hingewandt, hatte, was ſelten geſchah, ſein Verlangen überhört, denn in demſelben Augenblicke ſprach ſchon der Erzähler. —

„Ja! Ja!" — begann dieſer ſchmunzelnd — „ich weiß auch davon zu erzählen, und zwar eine Geſchichte, die, obgleich auch etwas ſchaurig, doch ergötzlich iſt, denn ſie beweiſt, daß der Schröpfer nicht allein ein weiſer, ſondern auch ein pfiffiger Mann iſt; und ich habe ſie aus guter Quelle, aus dem Munde nämlich eines alten Freundes, deſſen Bruder Kammerdiener und Vertrauter eines Taugenichts iſt, von dem wir alle wiſſen, daß, wie es gemeinlich geſchieht, bei ſeiner Jugend nicht viel Tugend iſt. Ihr kennt ihn gewiß alle, wenn ich euch ſage, daß er ſo lange auf gut franzöſiſch herumgeliebäugelt habe, bis er ſich plötzlich mit einem deutſchen Fräulein vermählt fand, das ihn noch, bevor das Jahr zu Ende war, mit einem Erben beſchenkte. Allein bevor noch dieſes geſchah, rächte ſich ſchon an ihm die Eiferſucht, die er jahrelang ſich bemüht hatte bei den Männern aller ſchönen Frauen zu erregen. — Sei es nun, daß der Geiſt eines jungen, allgemein geſchätzten Fremden und Hausfreundes ſeine Frau mehr angezogen hatte, als nach ſeiner Meinung ein bloßer Geiſt anziehen kann, oder vielmehr, daß er, der in ſeinem jungen Leben kein ſchuldloſes Verhältniß zu dem andern Geſchlechte gekannt, daher ein ſchuldiges zwiſchen Beiden argwohnte, genug, er hatte ſich in den Kopf geſetzt, daß ihm durch das neugeborne Kind ein verdientes Wiedervergeltungsrecht widerfahren ſein möchte. Wüthend, ohne das Kind zu umarmen, ohne ſeine Frau zu ſehen, war er nach der Stadt gezogen; es quälte ihn, daß der einzige Troſt ſeiner Ehe, einen Erben aus ſeinem Fleiſch und Blute zu beſitzen, ihm zweifelhaft war; — es drängte ihn zum erſtenmal in ſeinem Leben einen Scandal, den er ſonſt wie den bittern Tod fürchtete, zu machen, und zu gleicher Zeit wünſchte er, ſich der Freude und dem Stolze, doch nun wirklich einen Sohn zu haben, der ſeinen Namen trug, hingeben zu dürfen; — er eilte wie gewöhnlich Rath und Troſt bei dem Kammerdiener zu holen; dieſer rieth ihm Aufklärung und Gewißheit bei dem weiſen Manne zu ſuchen. Das that er, ungeachtet ſeiner Scheu vor allem

Verkehr mit Geiſtern, dann endlich auch unter der Bedingung, daß der Diener nicht von ſeiner Seite wich. Allein der berühmte Mann wollte ihm lange nicht willfahren. — Geiſter könne er zwar citiren, aber in die Geheimniſſe lebendiger Menſchen wolle er ſich nicht miſchen. — Allein der nun einmal auf's Höchſte aufgeregte Ehemann ließ ihm keine Ruhe, bis er verſprochen hatte, ihm wenigſtens zu einer Auskunft zu verhelfen. Zu dieſem Zwecke fand ſich alſo dieſer mit dem Kammerdiener, deſſen Gegenwart er ſich ausbedungen hatte, zu der beſtimmten Stunde ein, und wurde von dem Magier in einem kleinen ganz ſchwarz ausgeſchlagenen Saal eingeführt, der von einer düſteren Lampe erhellt war, welche über einen in der Mitte des Saals ſich befindenden Tiſch hing, auf dem ein Todtenkopf ſtand, ſo wie auch in allen vier Winkeln des Zimmers große weiße Gerippe. Hier erklärte ihm nun der berühmte Mann, daß er ſowohl aus ſchuldigem Reſpect vor ihm, als auch vor dem ihm genannten als einen wackeren und hochgeachteten Cavalier allgemein geſchätzten Fremden ſich wohl hüten würde einen Ausſpruch zu thun, der entweder dem einen dieſe Eigenſchaften entzöge, oder dem andern wegen des ungerechten Verdachtes nicht zur Ehre gereiche; und daher, ſich ſelbſt von allen Folgen losſprechend, ihm, wenn er auf ſeinen Entſchluß beharrte, überließ, die Geiſter dieſer Todten ſelbſt darüber zu befragen, indem er den geweihten Stab, den er ihm übergab, gegen ihre irdiſche Überreſte ausſtreckend, ihnen laut die Frage ſtelle: wer der Vater des ihm gebornen Kindes ſei. — Von dem Diener ermuthigt ſprach auch wirklich der zitternde Ehemann dieſe Frage aus; —

darauf erſcholl laut und deutlich aus dem Munde des Todtenkopfes auf dem Tiſche, und gleich darauf immer dumpfer von den Gerippen in den Ecken widerholt, nur die zwei Silben: der Schuft! — Allein dieß Wort, vertraute der Kammerdiener ſeinem Bruder, brachte eine ſo ſchlagende Wirkung bei ſeinem Herrn hervor, daß er düſter ohne die Augen auf den Geiſterbanner aufzuſchlagen, den Saal, auf den Diener geſtützt, eilig verließ, und trotz der Meinung deſſelben, daß eben dieſer Ausſpruch ſeinen Verdacht in Gewißheit verwandeln mußte, weil dieſe verächtliche Benennung ja nur dem gelten konnte, der ſich eines ehrloſen Vergehens ſchuldig gemacht, kehrte er, nachdem er dieſem auffahrend Stillſchweigen geboten, unverzüglich in die Heimat zurück, wo er die Frau liebkoſend, das Kind mit wahrer Vaterfreude umarmte und anerkannte. „In allen Fällen" — ſchloß der Erzähler lachend — „hat der weiſe Mann ſo durch einen Doppelſinn, den er dem Frager ſelbſt zu deuten überließ, ſeine Klugheit und die ſeiner Geiſter bewieſen."

Alle ſahen ſich ſchmunzelnd und unſicher an, als wüßten ſie nicht, inwieferne das Vorgetragene ihnen eine Pointe zum Lachen darbot oder nicht; der Fremde allein brach in lautes Gelächter aus: „O! Nemeſis!" — rief er laut, dann ſetzte er ſchnell hinzu: „einen Krug Bier!" —

Die Gäſte ſtießen einander leiſe an, „was hat er geſagt?" flüſterte Einer.

Der Wirth, als käm ihm bei dem Schluſſe des Vorgetragenen etwas ins Gedächtniß, das ihm zu ſinnen gab, fuhr wie aus einem Traume auf, und trat vor den Fremden, den er nun erſt gewahr wurde, um nach ſeinem Verlangen zu fragen, mit höflicher Verneigung hin, fuhr aber wie vor einer Erſcheinung erſchrocken zurück. „Hole mich das Daus" — ſagte er vor ſich hinmurmelnd — „ſollte wirklich in demſelben Augenblicke, wo er mir ins Gedächtniß kam, er ſelbſt — nein, unmöglich!" — ſchloß er ganz laut.

„Unmöglich einen Krug Bier einem alten Freunde?" entgegnete der Fremde, indem er ſich erhob, die Mütze abnahm, und die langen ſchwarzen Haare von der Stirne wegſtrich. „Kennt er mich denn nicht?"

„Alle guten Geiſter ſteht uns bei!" — rief der Wirth hochbeſtürzt. — „Er hier, Mußje Er — Mußje Rel — Mußje Adalbert? und eben in dem Augenblicke, wo — ich an ihn denken mußte? die Züge ſind freilich dieſelben, aber Herr Je — wie iſt er lang und blaß geworden! — Wo iſt er denn hergekommen?" —

„Von Wittenberg!"

„So hat er ſich wohl gar auf die ſchwarze Kunſt gelegt, und kann erſcheinen, wo er will; — hat er die Geſchichte gehört?"

„Von dem Schuft, der überall ſeinen Namen hören muß, freilich. — Genug von ihm. Ich wünſchte mein altes Zimmerchen in ſeinem Hauſe zu beziehen, — ich bleibe hier nur kurz, — was macht Agnes?" — raunte er dem Wirth ins Ohr.

„Hm! Sie iſt wohl auf" — erwiederte dieſer lauernd — „allein denk' er nur nicht mehr an ſie, wenn er in meinem Hauſe bleiben will Agnes hat ihn ſchon längſt vergeſſen." —

„Er lügt, Vater Kraller — verſetzte Adalbert, der theils durch die gute Laune, welche jenes Geſchichtchen bei ihm hervorgebracht, theils durch Herrn Krallers Frage wegen der ſchwarzen Kunſt ſich zum Muthwillen gereizt fühlte, indem er die auf dem Tiſche liegenden Spielkarten ſchnell ergriff. — „Gib er Acht" — fuhr er ſie miſchend fort. — „Hat ſie mich vergeſſen, iſt das Roth oben auf, das die ſiegende Liebe bezeichnet, ſchwarz geworden; hat er aber eine Unwahrheit geſagt, wird die Eichel unten, ſein Bild Vater Kraller, ſein. Sieh er nur," — rief er, die Karten verkehrt auf den Tiſch hinwerfend — „das ſchwarze Blatt darunter — er ſelbſt iſt es, der ſchwarz geworden iſt, und Agnes hat mich nicht vergeſſen."

„Da ſollte ſie es gethan haben" — rief der Wirth nicht ohne Zittern in der Stimme, mit einem ſtarren Blicke auf das ſchwarze Blatt.

„Nun, ängſtige er ſich nicht" — nahm Adalbert das Wort, das Blatt mit einigen andern in die Hand ſammelnd. — „Blaſe er nur darauf — ſo — nun iſt er wieder weiß, Vater Kraller; — ich bin nicht rachſüchtig."

„Er hat gut ſtudirt!" — bemerkte der Wirth — „weniger gut, wäre beſſer geweſen, denn bei ſolchen Künſten kann doch Agnes nie die Seinige werden, obgleich es ihr das Herz abdrücken wird. — Sie iſt ſchon faſt eben ſo blaß wie er, Muſje Adalbert." —

„Segne ihn Gott für das Wort, Vater Kraller, dann liebt ſie mich auch noch. — Die Künſte ſind ſehr unſchuldig, ich werde ſie ihn in weniger als einer Stunde lehren."

„Nein! Ich ſage Dank" — fiel dieſer ſchnell ein. — „Ich habe wohl vorher ſein lateiniſches Zauberwort gehört, und mag mit dem Böſen nichts zu thun haben." —

„Er iſt ein Thor, und ich ein noch größerer, der ich die ſchöne Zeit hier verplaudere. Fort zu Agnes!“ —

„Das ſoll er wohl bleiben laſſen“ — rief der Vater muthig, — „ſie iſt außerdem nicht hier im Hauſe“ — fügte er gelaſſen hinzu.

„Da lügt er wohl wieder!“ — rief Adalbert betroffen. — „Seit wann denn? — doch nein! er lügt — ich muß ſelbſt ſehen.“

Er näherte ſich der Thüre, allein der runde Wirth ſchob ſich ſchnell zwiſchen dieſe und ihn. — „Soll ich um Hilfe rufen? Soll ich die Leute dort mit dem Muſje Re legatus bekannt machen, den ich ſchon vor Jahren auc aus meinem Hauſe relegirt?“ — fuhr er immer lauter doch mit gedämpfter Stimme fort, — „ſoll“ —

„Soll ich“ — unterbrach ihn Adalbert mit hohle aber ſo kräftiger Stimme, und einem ſo drohenden Blick daß der Wirth, der nur gewohnt war, ihn demüthig un unterwürfig zu ſehen, ſogleich verſtummte. — „Soll i die Geiſter zu Hilfe rufen?“ —

„Um Gotteswillen Muſje Adalbert“ — fiel Krall ein — „ſei er doch vernünftig. — Sein Zimmer ſoll wieder haben, denn ihm iſt ja weder mit Gutem n mit Böſem beizukommen. Allein meine Tochter iſt ni da. — Sollte ſie denn keine Freunde haben nicht einn eine Freundinn, weil er fort war. — Sie iſt im Be bei einer ſolchen, und kommt erſt ſpät nach Hauſe; laß er mich ſie vorbereiten, damit ſie nicht erſchrecke wie ich, — denn er ſieht ja ganz anders aus als vorher Morgen früh, das ſchwöre ich, will ich ihn nicht hint ſie zu ſehen.“ —

Krallers Worte, der ſtille Vorwurf in dieſen machte einen ſonderbaren Eindruck auf Adalbert. Er ließ ſich ohne weiterem Widerſpruch von dem Wirthe, der auf dem Vorplatze ein Licht ergriff, oben hinauf in das Zimmer führen, ſchlug die von jenem angebotenen Erfriſchungen aus, und konnte kaum erwarten, bis er allein war, um ſich in dem kleinen Zimmer, wo er ſich ſo glücklich gefühlt hatte, aufs neue umzuſehen.

Hier war er nun wieder, doch wie ganz anders! nicht weniger glücklich meinte er, aber mit ſtolzeren Hoffnungen, bedeutenderen Ausſichten, unveränderter Liebe, — nie fühlte er es tiefer als in dieſem Augenblicke, da Agnes Geiſt, ſelbſt in der ſauberen Sorgfalt, die an jedem Gegenſtande in ſeinem ſeitdem gewiß unbewohnten Zimmer ſichtbar war, entgegen wehete — aber auch mit demſelben frohen reinen Selbſtbewußtſein? Warum nicht? — Er hatte ja nur dem Rathe des Freundes folgend die Taubenfrömmigkeit mit der Schlangenklugheit unter Schlangen umgetauſcht, — umgetauſcht? Nein! Bewies denn nicht die Ausdauer, die Sehnſucht, womit er ſeiner Zukunft, ſeiner Entwürfe gedachte, daß er noch fromm, daß ſein Herz aller ſcheuen Empfindungen jener Tage noch fähig ſei. — Es war ihm in dieſem Augenblicke, als wäre er ganz der Alte wieder geworden, nur erfahrner, klüger; — ſelbſt Gellerts dachte er wieder hier mit Dankbarkeit, mit düſtrer Wehmuth und mit einem ſiegenden Lächeln, daß er ſich ſelbſt dem gar zu frommen Traume entriſſen hatte, worin dieſer ſeine Jugend gehüllt. — „Ja" — ſagte er bei ſich ſelbſt — „Agnes wird ſich, muß ſich an mir freuen, bin ich doch ganz derſelbe, nur, jetzt meiner ſelbſt bewußt." — Aber als ſollte in demſelben Momente dieß Bewußtſein ihn Lügen ſtrafen, erſchrack er unwillkürlich, indem ſein Auge auf das eigne Bild in dem Spiegel fiel. — Was war aus dem blühenden vollen Jünglingsgeſichte geworden, das ihm hier vor Jahren entgegen gelächelt hatte? — freilich noch immer anziehende — aber ſcharfe Züge, blaſſe Wangen, durchdringendere Augen, die aber ihre ſanfte Milde verloren, ſtellten ſich ernſt vor ihm hin. — Erwartete Agnes ihn auch ſo? — „Hm!" — fuhr er nicht ohne Unmuth fort — „es iſt die Weltluft, die mich angeweht hat; die Jugendroſen verwelken in dem Schatten des Baumes der Erkenntniß — deſto heller und klarer iſt mein Inneres geworden; — ich weiß was ich will, — das iſt die Geſundheit, die Kraft des Mannes." — Er verſank immer mehr in ein tieferes Nachdenken, das eine ſonderbare Unruhe in ihm erregte; hatte er doch bis jetzt ſich ſo ſicher in ſich ſelbſt gefühlt. Da wurde er plötzlich auf ein immer zunehmendes dumpfes Geräuſch unten im Hofe aufmerkſam; aber erſt als dieß Geräuſch zum lärmenden Geraſſel wurde, als ein Wagen ſchnell aus dem Thorwege fuhr, ſprang er auf, jedoch zeitlich genug, um in dem fortrollenden Fuhrwerke bei dem matten Scheine der Laterne eine weibliche Geſtalt zu unterſcheiden. Es fiel ihm wie ein Blitz in die Seele, daß Agnes ſtatt nach Hauſe zu kommen fortgebracht ſei. — Er ergriff ſeine Mütze und ſtürzte hinab. Das Erſchrecken des Vaters, den er mit dem Hausknechte im Begriffe fand, die Thorflügel wieder zu verſchließen, ſagte ihm deutlich, daß ſeine Ahnung Wahrheit ſei.

Adalbert faßte ihn wüthend an der Bruſt. „Er hat mich hintergangen" — rief er — „ſeine Tochter iſt nun erſt fort!" —

„Nun!" — erwiederte Kraller — „verſteht er die ſchwarze Kunſt, wird er wohl auch die Wahrheit wiſſen — ich will ihm nicht widerſprechen."

„Alter Sünder! verſprachſt du mir nicht, daß ich Morgen —"

„Daß ich ihn nicht hindern wollte, Agnes zu ſehen — ja das hab' ich verſprochen, aber ſie will ihn nicht ſehen. — Ich ſollte doch wohl nicht ſeinetwillen meine Tochter zurückhalten, ſie zwingen das zu thun, was ich ſelbſt nicht wünſche. Hat er Amt und Stelle bekommen, wodurch er ſie ernähren kann, ſo hätte er es gleich ſagen ſollen. — Sie iſt fortgezogen, damit ſie ihrer Verpflichtung treu bleibe." —

„Wohin?"

Der Wirth ſah ihn lange bedenklich an. — „Es ſei!" — ſagte er endlich — „auch das will ich ihm nicht verhehlen, denn mit Gewalt wird er doch nicht ein armes ſchwaches Mädchen zurückbringen. Ich habe ihm ja auch verſprochen, ſeinem Zuſammentreffen mit ihr kein Hinderniß in den Weg zu legen. Sie zieht nach Wittenberg zu ihrer Freundinn dort, da ſie ſich in dem väterlichen Hauſe nicht ſicher genug gegen ſeine Zudringlichkeiten hält."

„Hausknecht! ſattle mir ein Pferd!" — wandte ſich Adalbert den Wirth loslaſſend, heftig zu dieſem — „Wie, was, in der Nacht? auf offener Straße will er meine Tochter, wie ein Räuber anhalten?" — rief jener ſich ſchnell zwiſchen beide ſtellend —

„Ich ſelbſt muß, ich will ſie ſprechen!“ — ſagte Adalbert entſchloſſen.

„Wenn der Tag graut, laſſe ich ſelbſt ihm ein Pferd reichen“ — war die Antwort — „wenn er darauf beſteht — aber ich bitte ihn, Muſje Adalbert laſſe er das Mädchen und quäle er ſie nicht. Sie will nichts von ihm wiſſen, dießmal lüge ich nicht. —

„Wenn ſie mir das ſelbſt ſagt! — “

Adalbert ging langſam unmuthig in das Haus zurück.—

„Auch gut ſo“ — murmelte Kraller ihm ſchlau nachſehend. — „Mag er ſie auch wie ein Bär anbrummen, wie ich meine Agnes kenne, wird ſie ihn zahm machen wie ein Kind. Sie wird beſſer als ich mit ihm fertig werden, und es iſt ihr Ernſt, wenn ſie nur nicht darüber in die Erde gehet.“

Die Willfährigkeit des Vaters hatte eine böſe unruhige Ahnung in Adalbert erweckt. — „Nichts von mir wiſſen — wenn er Recht hätte — unmöglich!“ — ſeufzte er in das Zimmerchen tretend, das ihm nun wie ein Gefängniß erſchien — „hatte ich doch einen ganz anderen Empfang vermuthet — was bedeutet dieß Alles? — Die Gewißheit von ihrer Treue hat meine aufrecht gehalten, und jetzt — ſollte auch ſie nur ein gewöhnliches Weib ſein?“

Mit dem erſten Strahl des Tages ſprang er auf. Kraller hatte Wort gehalten. Er ſelbſt erſchien nicht, aber der Hausknecht war im Begriff ein Reitpferd zu ſatteln. Nur noch einige Minuten, und Adalbert ſchwang ſich darauf. Der raſche Ritt, die kalte Morgenluft, die ſeine Bruſt abkühlend durchdrang gaben ihm Faſſung und

Gleichgewicht wieder. Agnes, die auch eine kleine kurze Nachtruhe gehalten, wurde noch vor Mittag an einem Wirthshauſe eingeholt, in dem der Fuhrmann zum Füttern eingekehrt war. Sie hatte ſeine Ankunft nicht gemerkt; er trat unerwartet in das ihr angewieſene Zimmer, und blieb ſchweigend mit einem feſten Blick auf ſie ſtehen. Sie erſchrack bei ſeinem Anblick, allein nur einen Augenblick — doch verharrte auch ſie im Schweigen.

„Agnes!" — begann er endlich, den in ſeinem Buſen aufs neue erregten Sturm niederkämpfend. „Ich habe ſo lange geſchwiegen, weil ich dich erſchrecken ſah, und ich will dich nicht überraſchen. — Iſt es wahr, daß du vor mir entflohen biſt?"

„Ja!" — ſagte ſie entſchloſſen, kalt, doch in ſichtbar innerer Erregung. — „Ich bin vor Ihnen entflohen. Es war nicht Recht Adalbert, daß Sie mich ſo in dem Hauſe des Vaters ſuchten, noch weniger zu entſchuldigen, daß Sie die Wehrloſe hieher verfolgen. Was haben Sie einſt verſprochen?" —

„Dich nicht zu ſuchen, zu ſehen, ehe ich deine Hand von deinem Vater erbitten dürfte; aber die Zeit naht — iſt vielleicht ſchon da." —

„Und deßwegen ſind Sie wie ein Abentheurer in die Schenkſtube geſchlichen. Ich fürchte" — unterbrach ſie ſich mit einer ſo ſichtbar erzwungenen Kälte, daß ſie nur auf Adalberts in voraus befangenes Gemüth den beabſichtigten Eindruck nicht verfehlen konnte, — „ich fürchte, daß die Zeit, von der Sie reden, nie kommen wird."

„Sie, und immer Sie!" — brach er ungeduldig los, was habe ich denn gegen dich verbrochen, daß ich dir ein Fremder geworden bin; du liebſt mich alſo nicht mehr?"

„Der Adalbert, dem ich Treue und Liebe gelobt, der mir verſprach fromm und brav zu bleiben, für den meine Gebete alle Tage, geſtern noch zu Gott geſtiegen ſind, wird mir immer theuer bleiben," — erwiederte ſie plötzlich in Thränen ausbrechend — „allein der ſind Sie nicht."—

„Wie Agnes!" — rief Adalbert plötzlich verwirrt — „wie meinſt du das? kannſt du, darfſt du zweifeln, daß du mein ſteter Gedanke, mein höchſter Zweck, meine ſchönſte Hoffnung in dieſem langen Zwiſchenraume geblieben? — wäre ich denn ſonſt jetzt hier — ?"

„Nein! Nein! Sie mögen meiner nicht ganz vergeſſen haben, aber das Alles war ich nicht. Warum dieſer Verſuch mich zu täuſchen; es gelingt doch nicht. Der, vor deſſen Seele mein Bild in Liebe und Treue geſtanden, würde ſich nicht dem Vater mit ſpottendem Übermuth genaht, nicht durch Drohungen und ſchlechte Gauklerkünſte den Weg zu mir geſucht haben."

„Gauklerkünſte!" — wiederholte Adalbert halb ernſt, halb lachend: — „Nun ja, aber es ſcheint, daß dein Vater den Bericht davon übertrieben hat. Er hält mich wirklich für einen Schwarzkünſtler glaube ich, denkt wohl gar, daß ich im Bunde mit dem Teufel ſtehe, das denkeſt du doch wohl nicht?"

„Ja wohl Adalbert! doch nicht mit dem, den er meinen möchte. — Haſt du nicht ſelbſt in glücklicheren Tagen mich gelehrt den ſchlichten frommen Sinn, die geſunde Vernunft dem finſteren verworrenen Aberglauben vorzuziehen, und dem erſteren die Ehre zu geben! aber dennoch im Bunde mit einem Teufel, dem du dich mit dem Blute deiner geſunden Wangen verſchrieben, und ihm obendrein deinen freien offenen Blick in den Kauf gegeben, dem Spielteufel! Adalbert — habe ich Recht?"

Adalbert warf einen ſchnellen betroffenen Blick auf ſie. „Ich bin immer wahr gegen dich geweſen, Agnes!" — ſagte er endlich — „ich will es fürder bleiben! du magſt in einem gewißen Sinne Recht haben, und doch wieder nicht Recht; aber woher — ſeit wann weißt du?" —

„Seit geſtern, als ich dich ſah" — unterbrach ſie ihn — „du weißt, daß man von dem Nebenzimmer unbemerkt in die Schenkſtube hineinſehen kann — ich war nicht bei einer Freundinn wie der Vater ſagte. — Ah! Adalbert! meine Seele war tief betrübt, daß ich ſeit deiner Abreiſe ſo gar nichts von dir gehört, wiewohl ich wußte, daß es ſo ſeyn mußte, und dennoch freute es mich, daß ich gar nichts gehört; als ich dich aber geſtern erblickte, — als ein genauer Hinblick mich zwang dich zu erkennen, da empfand ich mit bitteren Schmerzen, daß ich nur zu viel von dir gehört habe."

„Gehört, und kurz vorher nichts gehört! ich verſtehe dich nicht?"

„Du haſt dich in Wittenberg aufgehalten; ich wußte es, ob du es auch nicht ſelbſt geſagt. Joſepha hat mir in ihren Briefen von einem Freunde Eduard's erzählt. Wie ſie von ſeinem Äußeren ſprach, glaubte ich ungeachtet einiger auffallender Verſchiedenheiten dich dennoch wieder zu erkennen; wie ſie aber nachher ſeines verſteckten Weſens, ſeiner Spielſucht, und vielerlei, das mich in der Seele anwiderte, erwähnte, da beglückte mich der Gedanke, daß ich mich geirrt, daß du es unmöglich ſein könnteſt — als ich dich aber geſtern erblickte, ſtand das mir vorgemalte Bild in ſchrecklicher Lebendigkeit vor mir, das Bild war doch Adalberts, aber nicht des meinigen, ſo wenig wie du ſelbſt — Jenem bin ich entflohen."

„Du haſſeſt mich alſo?"

„Ich haſſe Niemanden, aber den neuen Adalbert kann ich nicht achten." —

„Nicht achten!" — wiederholte er bitter, — „den nicht achten, der nur an deine Liebe, dein Glück dachte." —

„Nein Adalbert! meinſt du es auch, täuſcheſt du doch dich ſelbſt" — fiel ſie immer auf's neue kälter werdend, doch ohne wieder in das „Sie" zu fallen, ein: — „an mein Glück konnteſt du nicht an einem Spieltiſche denken; durch ſolche Mittel, durch Tauſend andere, die du kennen gelernt haben magſt, und von denen ich nichts weiß, keimt mir, uns kein Glück — dann würde ich dich anders wiedergeſehen haben." —

„Ach Agnes! du kennſt nicht die Welt und das Leben in ihr, beide zehren an dem Mark des Mannes, der mit ihnen ringen muß, um auch ſich einen Antheil vom Glücke zu erkämpfen. Glaube mir, was du auch von mir denkſt, ich werde mich vor dir rechtfertigen können."

„Mögeſt du wahr ſprechen! Meine aber nicht, daß ich, das unerfahrene Mädchen, darum ſo leicht zu täuſchen bin — ich werde weniger auf deine Worte achten, als in deiner Seele leſen — oder ſpiegelt ſie ſich nicht mehr in deinen Blicken ab? — allein nicht jetzt — nicht hier. — Ich weiß einen anderen Ort, Adalbert! Sieh die Vorſehung hat ſo ſonderbar gewaltet. — Gellert ſoll in ſeiner Jugend meine Mutter gekannt und verehrt haben, Verhältniſſe führten ihre Wege auseinander. Erſt im Alter begegneten ſie ſich wieder aber ſelten; und das Verhängniß hat ihm nun die Ruheſtätte, faſt neben der übrigen angewieſen. — Auf dem kleinen Raum zwiſchen Beiden will ich hören, was du mir zu ſagen haſt. — In der Nähe der verehrten Schatten wird die Vergangenheit zu uns beiden zurückkehren. — Warum blickſt du ſo düſter, Adalbert?"

Es war wirklich, als hätte ein inneres Entſetzen, ihn plötzlich ergriffen. — „Du ſchwärmſt" — ſagte er dumpf. — „Lebten Jene noch, wäre alles ganz anders gekommen. Liebe und Leben brauchen nicht Gräber zu ihren Vertrauten; ich bin aus der Vergangenheit geflüchtet, eine beſſere Zukunft, als ſie verſprach, uns zu bereiten. — Brauchſt du Geiſter herauf zu beſchwören und ihr Zeugniß zur Beglaubigung meiner Worte, nun ſo wende dich Liebe an den berühmten Schröpfer" — ſetzte er etwas ſpöttiſch hinzu — „er." —

„An den Gaukler," — unterbrach ihn Agnes verächtlich.

„Gaukler?" — wiederholte Adalbert ſcharf — „glaubſt du denn, daß ſolche die Achtung und das Zutrauen der beſſeren Claſſen Eurer gelehrten Stadt ſo leicht gewinnen und Alle in Erſtaunen ſetzen würden?"

„Eben deßhalb," — fuhr Agnes fort — „ich bin zwar nur ein ſchlichtes ungelehrtes Mädchen, allein ich habe der Mutter einen klaren und ſcharfen Sinn, und dir, ja! Adalbert, einen gebildeten Verſtand zu verdanken. Haſt du mich nicht ſelbſt gelehrt, daß alle Magie, ſogenannter Zauber, Geiſterkunde, womit zu allen Zeiten

Betrüger aufgetreten ſind, nur auf Mißbräuche glücklicher Entdeckungen der Naturkräfte, ſchlaue Zuſammenſetzungen ihnen nur bekannter Mittel, und auf der Verblendung leichtgläubiger Thoren gegründet ſind. Ich glaube nicht an ihn, und du gewiß im Ernſte auch nicht, Adalbert! auch habe ich nicht daran gedacht, die verehrten Geiſter herab zu beſchwören, nur deren heilige Erinnerungen in deiner Seele, Empfindungen in deinem Gemüthe zu erwecken, Adalbert! die, ich fürchte, nur zu tief darin eingeſchlummert ſind, — denn nur der alte Adalbert hat Anſpruch auf mein Herz."

„Ich bin nicht mehr der alte — und froh, daß ich der nicht bin," — ſagte Adalbert unſicher — „aber der neue liebt dich wie jener. Seine Sehnſucht, ſein Drang dich, uns beide zu beglücken, hat ihn zu dir hergezogen. — Er vertraut dir, ſo vertraue auch ihm; — baue auf ſeine Menſchenkenntniß, auf ſein Herz, wenn dein Blick ihn auch nicht klar durchſchaut — er wird dir klar werden." —

„Er iſt mir nur zu dunkel geworden — das Dunkle mag ich nicht; — fürchteſt du, mir klar zu werden — Adalbert?"

„Ich fürchte nur Agnes" — erwiederte Adalbert, äußerlich gereizt, innerlich faſt entmuthigt — „daß wir uns nicht verſtehen werden."

„Ich fürchte es ſelbſt" — ſagte ſie, einen bedenklichen Blick auf ihn heftend. — „Laſſen Sie mich daher meinen Weg fortſetzen!"

„Thue, wie du willſt," entgegnete er mit gleicher Kälte, „doch deinen Weg fortzuſetzen brauchſt du meinetwegen nicht; du kannſt getroſt in das väterliche Haus zurückkehren, ich werde dich dort nicht mehr beunruhigen. Ich erwartete, als die Sehnſucht mich zu dir hinzog, keine Vorwürfe von dir zu hören; du entflohſt mir, weil ich — blaß geworden bin, — biſt du es nicht auch? — weil ich mit deinem Vater, der ſich doch öfters ärgere Dinge gegen mich erlaubte, ſcherzen konnte."

„Ja, ja!" — rief ſie mit ſchneidender Kälte und Thränen in den Augen — „ich fühle es, wir verſtehen uns nicht" —

„Ich werde deine Liebe nicht erbetteln" — fuhr er in demſelben Tone fort — „ich bin zu große Opfer gewohnt, ob an dieſem meine Kraft brechen ſoll oder nicht, weiß nur Gott, vergiß meiner, wenn du es willſt, und lebe wohl, wenn du es kannſt. — Es liegt in deinem Willen, ob du mich je wiederſiehſt."

Sie hatte bei dem Tone ſeiner zitternden Stimme die Blicke niedergeſchlagen, als ſie wieder aufſah war er verſchwunden.

Dennoch ſollte ſie ihn noch einmal ſehen. Sie gewahrte aus dem Fenſter, wie er ihrem Fuhrmanne das Reitpferd um es zurückzubringen übergab, und ohne ſich umzuſehen, mit rüſtigen Schritten den Weg einſchlug, den ſie hatte nehmen ſollen. Mit einem ſchweren Herzen, ſchwerer möchte man faſt ſagen, wegen der Leere deſſelben, kehrte ſie nach Leipzig zurück.

Kurz hernach, nicht viel längere Zeit darauf, als ein Fußgänger braucht, um von jener Schenke nach Wittenberg zu gelangen, klopfte es des Morgens ſehr früh an Euchars Thüre. Ohne die Einladung abzuwarten trat Adalbert in demſelben ziemlich abgenutzten Schafpelz, womit er in Krollers Haus getreten war, und die Reiſe zurückgelegt hatte, gehüllt, in das Zimmer.

„Was ſteht zu Dienſten?" — fragte Euchar, der die Feder zur Seite legend und aufſehend ihm fremd entgegen trat.

„Kennſt du mich nicht mehr Euchar?" — fragte Adalbert den düſteren Blick auf ihn ſchmerzlich heftend.

„Ja wohl habe ich die Ehre" — entgegnete dieſer betroffen, doch ſchnell ſich faſſend — „aber es liegen" — fuhr er halb kalt halb gutmüthig fort — „Monate, Jahre, eine ganze Jugend zwiſchen heute und dem Tage, da du eben ſo unerwartet verſchwandſt, — als du jetzt wieder erſcheinſt." —

„Nun denn," — ſagte mit erzwungener Heftigkeit Adalbert — „viel älter und ernſter magſt du doch wohl während der Zeit nicht geworden ſein. Mache ſchnell einen derben Strich über dieſen Zwiſchenraum, und bilde dir ein, daß ich dich erſt geſtern Abend verlaſſen und wie ſonſt, guten Morgen Euchar ſage."

„Es iſt leicht geſagt, dir vielleicht auch leicht," — war die Antwort — „mir aber fällt es ſchwer über die Kluft, wäre ſie auch noch ſchmäler, zu ſpringen, in der eine Jugendfreundſchaft begraben liegt. — indeſſen: guten Morgen, Adalbert, und da du ſchon ſo früh da biſt, wollen wir zugleich frühſtücken." — Er klingelte.

„Und von unſeren Angelegenheiten ſprechen!" — fiel Adalbert etwas gezwungen ein, ſich behaglich, jedoch ſo wie in vorigen Zeiten auf das Sopha niederlaſſend. — „Du haſt mir viel zu erzählen."

„Nicht viel. In unſerm Neſte herrſcht noch das ewige

Einerlei. — Nicht einmal eine wandernde Schauſpielertruppe trifft hier ein. Die Studenten raufen ſich wie vorher, und die Profeſſoren ſind eben ſo pedantiſch wie damals. — Geburts- und Todesliſten ſtehen noch immer in gleichem Verhältniſſe."

„Du ſpotteſt meiner! von uns, von dir wollen wir ſprechen, von deiner Joſepha, deinen Ausſichten" —

„Von Allem was du willſt, nur von Nichts was mich berührt; biſt du mir auch über jene Kluft der Zeit geholfen; — weiter zurück kann und will ich nicht. — Ich habe nichts da zu vertrauen, wo ich, und nicht erſt ſeit heute das Fragen verlernt habe."

„O mein Gott!" — ſagte Adalbert, ſchnell aufſtehend, ſchmerzlich: „habe ich auch den Freund verloren?" —

„Haſt du dir nicht ſelbſt alle Mühe darum gegeben, Adalbert?" —

„Schieden wir nicht als Freunde?" — fragte dieſer ſehr bewegt vor ihn hintretend.

„Du ſchiedeſt nicht von mir als Freund! verzeihe mir, du biſt mein Gaſt! ich will dir keine Vorwürfe machen, aber auch nicht der Vergangenheit gedenken."

„Die Vergangenheit hat mich hergeführt, Euchar; — deine Freundſchaft und meine Liebe waren die zwei Sterne, die mir einen langen, beſchwerlichen nächtlichen Pfad erleuchteten, und nun, da das Ziel meiner Wanderung erreicht, der Mond meines Strebens aufgegangen iſt, und ich wieder die Blicke erhebe, finde ich den Letzteren erbleicht, muß auch der Erſtere erloſchen ſein?" —

„Du machſt mir Vorwürfe, du?" — erwiederte Euchar gereizt und erſtaunt. — „Ich habe nie aufgehört dir ein treuer Freund zu ſein, als du dich von der Welt, von deiner Lage bedrückt fühlteſt; aber, als du nun endlich frei, ſelbſtſtändig daſtandeſt, wie kurz dauerte dann dein ſchönes Vertrauen in mich — eine Nacht und einen halben Tag; — als wir uns in Deſſau, worüber den Weg nahmen, um feindliche Spürnaſen irre zu führen, trennten, dachte ich dich nach wenigen Tagen in Wittenberg zu ſehen; aber wer nicht erſchien, warſt du, nur ein Brief erſuchte mich deinetwegen unbeſorgt zu ſein. — Erſt nach Jahresfriſt trateſt du unvermuthet wie heute, dennoch beſſer gekleidet, in mein Zimmer; wie fröhlich nahm ich dich auf! Du ſchienſt es freilich auch zu ſein: aber jede herzliche Frage dich betreffend lehnteſt du abgemeſſen, kurz ab, und verwieſeſt mich auf die Zeit! Mit jedem Tage wurdeſt du mir räthſelhafter, bis ſelbſt unmüthiger könnte ich ſagen, als du endlich einſaheſt, daß eine Erklärung zwiſchen uns unvermeidlich wurde, verſchwandeſt du wieder ſo wie jener mit dem Pferdefuße, der im Verſchwinden einen widerlichen Geſtank zurückläßt; man flüſterte von einem zweideutigen Italiener und von ſeiner Tochter, die in den Wirthshäuſern zu der Harfe ſangen, und mit welchen du insgeheim viel Umgang gepflogen haben ſollſt. — Ich bin fertig.“

„Eduard! Nie war deine Freundſchaft mir theurer. Ich ſah dich mich verkennen und ſchwieg, nicht ſo ſehr, weil ich es mir gelobt, als weil es dich verwirren, vielleicht betrüben würde, von einem Ziele mich reden zu hören, das mir ſelbſt noch nicht klar war, und von dem ich weder laſſen konnte noch wollte. Ich dachte, vertraut er mir wie ich ihm, wird er nicht irre an mir werden. — Du biſt es geworden. Ich bin auch fertig." — Er ergriff ſeine Mütze.

„Wohin?" — rief Euchar heftig. — „Frühſtücke doch erſt. Du ſiehſt angegriffen aus, und deine Kleidung — doch, ich weiß ja, daß du ſelbſt im Überfluß dich an Entbehrungen gewöhnteſt."

„Meinen Körper, ja! ſeit geſtern und heute muß auch meine Hoffnung ſich dazu bequemen. — Ich komme nicht um zu betteln, ich bin reicher als du, Euchar, und doch viel ärmer, denn ich brauche noch mein Vertrauen in dich!" —

„Ich habe das nie getäuſcht! — Sprich!" —

„Nur eine Bitte, eigenhändig wenn du willſt, aber ſo geringe, mit ſo wenig Mühe verbunden, daß ſelbſt ein Unbekannter dir eine ähnliche zumuthen dürfte, und du ihm ſie nicht verweigern würdeſt." —

„Nun denn? Adalbert!"

„Es iſt zwiſchen mir und Agnes aus — dennoch liebt ſie mich noch — ich glaube es wenigſtens! Das Mädchen dauert mich! ach, ich ſelbſt dauere mich! — Ich habe ihr mein Wort gegeben, daß ſie nie mehr von mir hören ſolle, — aber wenn ihr Herz dennoch nach mir verlangte — deine Joſepha iſt ja ihre vertraute Freundinn, — laß mich es wiſſen."

„Und auf welche Weiſe? durch wen?" —

„Schreibe mir nur unter der Adreſſe des Herrn Johann Schöpfer in Leipzig, und dein Schreiben wird ſicher in meine Hände kommen."

„Den kennſt du?" — rief Euchar heftig und erſtaunt.

„Seit lange, und erfreue mich ſeines Vertrauens."

„Adalbert?" — ſagte Euchar, ihn mit glänzenden Augen anſchauend. — „Ich fange an zu fürchten, zu hoffen meine ich, daß ich dir ſchweres Unrecht gethan" —

„So!" — erwiederte der Freund kalt und bitter: — „was mag auch bei dir der Name Wunder zu thun?" —

„Wunder? Nein, das nicht, denn ſein Name iſt nicht er! allein der Name macht mich immer warm, und jetzt zündet er mir ein plötzliches Licht in der Seele an. — Nicht wahr, du biſt ſein Schüler, du kannteſt ihn ſchon, als du nach Wittenberg kamſt?" —

„Ja und nein; damals hatte er noch keinen Namen."

„Um ſo heller glänzt dieſer ſeit kurzer Zeit; um ſo erſtaunenswerther ſteht der Meiſter fertig da, als der blödſinnige Eigendünkel keinen Anlaß gefunden, ſich an dem reiſenden Schüler zu reiben." —

„Du ſprichſt zum Theile ſelbſt meine Rechtfertigung aus," — ſagte Adalbert lächelnd — „inſofern du ihn nicht für einen Gaukler hältſt?" —

„Ich? weiß Gott, ich wäre gern nach Leipzig geflogen, um mich zu ſeinen Füßen zu legen, aber das Jus hält meine Phantaſie gefeſſelt, auch hatte ich ja nichts von Wichtigkeit, worüber ich ihn um Rath fragen könnte, — ich habe vergebens geſonnen. — Ich armer Thor, der ich war" — fuhr er, ſich vor die Stirne ſchlagend fort — „ich hätte ihn ja deinetwegen befragen können, und wäre dann unvermuthet, ohne daß er ſeine verborgenen Kräfte in Thätigkeit zu ſetzen brauchte, gleich vor die rechte Schmiede gekommen; — ihn für einen Gaukler" — fuhr Euchar immer wärmer fort — „gehöre ich denn unter den Troß des Pöbels, von welchem der geringere Theil ihn im Bunde mit dem Teufel glaubt, und der vornehmere, der ſchnell über alles abſpricht, was er nicht mit körperlichen Sinnen faſſen kann, mit keckem Unglauben jede Wirkung, deren Urſache nicht jedem deutlich daliegt, Betrug ſchilt, während die Wenigen, die eine ehrfurchtsvolle Ahndung von den Geheimniſſen der Naturkräfte und einen ſehnſüchtigen Durſt nach der Quelle des Wiſſens im Innern fühlen, den Meiſter anſtaunen und verehren, der ſicher waltend, aus der letzteren ſchöpfend, die erſteren beherrſcht!" —

„Sonderbar!" — ſagte Adalbert faſt betroffen.

„Was?" —

„Daß der Spötter ein Gläubiger geworden, während das beſcheidene einem kindlichen Glauben ergebene Gemüth in Unglauben verharret. Agnes nennt ihn einen Gaukler. Ich hatte es umgekehrt erwartet."

„Kann das dich wundern?" — entgegnete Euchar lächelnd; — „dem frommen Glauben des beſchränkten Mädchens, das keine anderen Naturgeſetze kennt, als die, deren Wirkungen ihre Augen alle Tage ſehen, und über deren innere Wunderbarkeit ſie nie nachgedacht, müſſen, da es nur in der Religion wahre Wunder erkennt, die Mirakeln ähnliche Erſcheinungen geheimer Naturkräfte als Gaukelwerk wie das der ägyptiſchen Magier vorkommen, und es davor zurückbeben. Anders iſt es mit mir, ich kann zweifeln, wo jenes glaubt, ſpotten vielleicht, wo es ein Wunder anſtaunt, weil ſolche Erſcheinungen der von der Vernunft anerkannten Möglichkeit widerſprechen, aber die Wunderthaten Schöpfers widerſprechen dieſer nicht, denn gibt es wirklich eine Geiſterwelt, und lebt in uns ein Geiſt, welches wir nicht bezweifeln können, ſo beſteht ja

Schröpfers Kunſt nur darin, daß er durch ſtrenge Entäußerung der äußeren Sinne ſich den inneren von der gröberen Natur verhüllten geöffnet hat, und dadurch Mittel und Wege gefunden, in Verbindung mit dem Geiſterreiche zu treten.

„Sonderbar!" — wiederholte Adalbert — „bei dir hätte ich dieſe Wärme, dieſe Begeiſterung nicht vermuthet." —

„Und warum nicht? Ich bin kein Wunderſüchtiger, das weißt du, allein haſt du mich nicht ſelbſt gelehrt, die Geheimniſſe der Natur zu verehren, ſo muß ich auch vor dem größeren Geiſte mich beugen, dem es gelungen iſt, wahre Verwandtſchaft mit dem Jenſeits ſich klar zu machen, und durch die Kraft ſeines Geiſtes die natürlichen Mittel aufzufinden, um jenes in unſere gröbere Sinnenwelt hinab zu ziehen — habe ich nicht Recht?"

„Ich bin deiner Meinung" — ſagte Adalbert lächelnd — „daß Schröpfer ſich allerdings nur phyſiſcher Mittel bediene, um ſein Wiſſen auszuüben, ja ich bin davon überzeugt, und doch muß ich noch einmal ſonderbar! ſagen, denn es ſcheint, als habe mein dir noch dunkles Verhältniß zu ihm, dem dir Unbekannten, mehr bei dir zu meinen Gunſten geſprochen, als die eigene Erſcheinung deines Freundes es vermochte."

„Kannſt du fragen? — Schröpfers Namen in deinem Munde, als ein Verbindungsmittel zwiſchen uns, hat mir Vieles — Alles klar gemacht. — Wie ich dich auch verkennen konnte? War mir deine Sehnſucht in die Tiefe der Naturwiſſenſchaft einzudringen, deine Ausdauer, deine Entſchloſſenheit denn nicht bekannt? Kann ich zweifeln, daß ein glückliches Verhängniß dich gleich nach un-

rer Trennung mit ihm zuſammengeführt hat, und daß
r ſchon ſo weit vorgeſchrittene ſtrenge Meiſter den lehr-
gierigen Schüler Entbehrungen und vielen der Wichtig-
it des geheimen Studiums und der Weltklugheit ent-
prechenden Prüfungen unterworfen, welche dem ahnungs-
ſen Freunde, der durch dein Schweigen und deine ſchein-
are Kälte ſich ſo tief verletzt fühlte, verdächtig vorkom-
en mußten. Wie ganz anders ſtehſt du und dein Beneh-
en nun vor meiner Seele; dein Glück im Spiele war
ein blindes Ungefähr, ſondern eine erlaubte Berechnung
er anſcheinenden Zufälle, die das Glück beherrſchen —
Entging mir doch deine ruhige Beſonnenheit nicht. — Ge-
wiß ſtanden auch deine nächtlichen Ausgänge, jener räth-
elhafte Italiener, deſſen Daſeyn und abgelegene Woh-
nung hier mir nur ein Zufall verlieh, damit in Verbin-
ung — nicht wahr, ich habe es errathen? — Wie unrecht
hatte ich eiferſüchtig zu werden auf die einſamen Stunden,
in welchen du, allen unſichtbar, dich deiner Wiſſenſchaft
widmeteſt. Gewiß hatte ſelbſt dein ſcheinbarer, deiner in
meinen Augen ſo unwürdiger Geiz einen höheren Zweck.
— Ja du haſt Recht, jetzt ſehe ich es ein, du mußteſt dich ſo gegen mich betragen, weil ich, wenn auch dein Ziel, doch nicht deine Mittel kennen durfte, und du bei der mir anſcheinenden Unmöglichkeit, daſſelbe zu erreichen, entweder Spott oder Widerſpruch, die du nicht widerlegen konnteſt, von mir zu befürchten hatteſt — nicht wahr?"

„Du magſt Recht haben, Eudar!" — ſagte Adalbert ihn heftig umarmend, und das glühende Geſicht einige Minuten lang an ſeinem Buſen verbergend. — „Hätte ich doch nie gedacht, daß du mich beſſer als Agnes verſtehen würdeſt — und dennoch Euchar gebietet mir mein Verhängniß, — deſſen Herr kein Menſch iſt, ſondern den Weg gehen muß, den dieß ihm zeigt, und ſich der Mittel bedienen, die es in ſeine Hand legt, — dir noch ein Räthſel zu bleiben. Dieß zieht mich nun von dir wieder fort, ich habe mir auch Schuld — ſelbſt gegen dich beizumeſſen. Was mein Stolz mir verwehrte, gebietet mir die Freundſchaft — die habe ich wieder, ſo will ich mich auch einſt, wenn es Noth thut, vor dir rechtfertigen; aber kein Wort, ſelbſt an Joſepha nicht, von dieſer Unterredung. Euchar! Laß mich mit der Ueberzeugung ſcheiden, daß deine Freundſchaft mir von jetzt an immer bleiben wird."

„Ganz, Adalbert! vergiß mein Mißtrauen, aber geſtehe auch ein, daß es bei dem, der ein ſolches Verhältniß nicht ahnete, ſehr verzeihlich war! Gewiß, ich werde dich nicht mehr verkennen. — Wann ſehe ich dich wieder?"

„Wenn ich dich ganz in mein Wiſſen blicken laſſen darf." —

Die Freunde trennten ſich.

Nun vergingen Monate, ja es war beinahe ein ganzes Jahr zu Ende gegangen — in welchem Adalbert aufs neue wie verſchollen war: Agnes hatte nichts von ihm gehört, ſelbſt Euchar nicht. Dieſer hatte indeſſen ſein ſo lange erſehntes Ziel erreicht; Joſepha war die ſeinige geworden. — Sie hatte der Freundinn ihr Glück gemeldet; ein kurzes inniges Glückwünſchungsſchreiben aber ſo verſchieden von ihren übrigen Herzensergießungen von ihr enthalten, daß Joſepha wohl empfand, daß eine ſchwere Sorge an ihrem Gemüthe nagte; auch von ihr hörte ſie nichts weiter. — Da lief endlich zum erſtenmal ein Brief von dem alten Kraller an ſie ein, der ihr die Kränklichkeit und tiefe Schwermuth ſeiner Tochter klagte, und zugleich die Hoffnung ausſprach, daß ihre Theilnahme heilſam auf ſie wirken würde. Joſepha zog mit Eduards Zuſtimmung unverzüglich nach Leipzig, um die Freundinn, wo möglich, durch freundliche Zuſprache und Sorgfalt aufs neue aufzurichten, glaubte ſie doch beſſer als jeder andere Sterbliche das geheime Leid ihres Herzens zu kennen. —

Während dieſer langen Friſt hatte Schröpfers Ruf in Leipzig und von dieſer Stadt aus wo möglich noch immer zugenommen; jedoch ſchien mit ihm ſelbſt und ſeinem Benehmen eine große Veränderung vorgegangen zu ſein. — Es wurde allmälig den Neugierigen, und ſelbſt denen, die ein inneres Bedürfniß zu ihm trieb, immer ſchwerer Zutritt zu erhalten. Er gab vor, daß ſein Vertrauen nur zu ſehr gemißbraucht worden war, daß die von ſeinem tiefen Wiſſen ausgebreiteten Gerüchte übertrieben ſeien, und ihm zur Pflicht machten in ſeinem künftigen Verfahren behutſamer zu ſeyn. Nur Leuten erſten Ranges, und ſelbſt dieſen nur heimlich oder in tiefem Incognito, uhd zwar erſt durch Empfehlungen vertrauter Freunde gelang es, bei ihm vorgelaſſen zu werden, und dann mußten ſie ſich prüfenden Unterredungen unterwerfen, und ein heiliges Verſprechen des tiefſten Stillſchweigens leiſten, bevor er ihrem freilich oft ſehr ſonderbaren Anliegen Gehör gab. Die wenigen, die ſich eines genaueren Umganges mit ihm erfreuten, wollten wiſſen, daß der in der Ferne immer mehr lügenhafte Ruf ſeines geheimnißvollen Wiſſens ausländiſche Regierungen veranlaßt hatte, die Stadtbehörde zu bewegen, heimliche Auflauerer in ſeine Nähe zu ſtellen, um von jedem nur zweideutigen Verfahren von ſeiner Seite Kunde zu geben; zu gleicher Zeit behaupteten Jene, daß er ſelbſt, vermuthlich als eine Folge dieſes ihn verletzenden Auflauerns, weniger offen und heiter als früher geſtimmt war, ein kaltes und düſteres Weſen angenommen hatte, und ſich oft einer Schwermuth hingab, von der ſie früher keine Spuren gemerkt hatten.

Da geſchah es eines Abends, daß ſein alter Bedienter, der nach der Meinung ſeiner Freunde ſehr hoch in ſeinem Vertrauen ſtand, und zwar ein noch geheimnißvolleres Weſen als der Herr ſelbſt an ſich hatte, eilig zu ihm hineintrat mit der Meldung, daß zwei junge Damen, die er ſchon mehrmals kurz abgefertigt hatte, ſich dießmals gar nicht abweiſen laſſen wollten. Johann Schröpfer ſchüttelte ſchweigend und verdrüßlich den Kopf.

„Hm! Signor Patrone!" — fuhr der alte Diener fort, der, wiewohl er die deutſche Sprache gern und ziemlich geläufig ſprach, doch dieſe in ſeinem Vaterlande übliche Anrede nie ablegte, „ich ſollte faſt meinen, daß Ihr das eine dieſer Frauenzimmerchen kennen werdet. Ich ſollte ſehr irren, ſei ſie nicht aus Wittenberg."

„Aus Wittenberg?" — erwiederte Schröpfer lebhaft — „unmöglich — indeſſen der Name des Orts gilt einer Empfehlung gleich! Laßt ſie denn vor!" —

In dem großen von einigen Wandleuchtern ſpärlich erhellten, dunkel gemalten altmodiſchen Vorzimmer ſtanden zwei junge Frauen eng aneinander geſchmiegt. — Die Eine groß und ſchlank, trug einen ſchwarzen ſeidenen

Mantel, der nach der Sitte jener Zeit den ganzen Körper, und mittelſt einer Capuze auch den Kopf verhüllte; die andere kleinere aber zierliche Geſtalt verrieth in ihrem Anzuge, obgleich von einem Halbmantel und großen Schleier umgeben, das Leipziger Bürgermädchen.

„Nur zu deun, meine Frauenzimmer!" — ſagte der alte Diener heraustretend, die Hand halb offen hinhaltend; — „es iſt mir endlich nach vieler Mühe gelungen, den Herrn zu bewegen; allein nach der Sitte unſeres Hauſes, die eine nach der andern."

Beide ſchienen über die Zumuthung ſich zu trennen beſtürzt; doch entſchloß ſich ſogleich die Größere, wiewohl ſie, trotz dem, daß ſie immer das Wort geführt hatte, die ängſtlichſte ſchien, raunte der Begleiterinn einige ermuthigende Worte ins Ohr, und ergriff die dargebotene Hand des Bedienten, indem ſie ein Silberſtück darein verbarg. Er begleitete ſie auch ſogleich quer über den ſchmalen Boden eines tiefen Cabinetts, das faſt noch düſterer als das Vorzimmer war, zu einer Thüre, der, durch welche ſie eingetreten war, gegenüber, und die in einen ganz dunklen engen aber kurzen Gang führte, welcher durch einen ſchweren Vorhang von dem Saale getrennt war, in welchem ſich Schröpfer aufhielt. Sie erſtaunte, als ſie in dieſen trat, weil die beiden durchgeſchrittenen Vorzimmer, die in derſelben Richtung lagen, ihrer Länge nach ihr einen großen Salon hatten erwarten laſſen, da ſie ſich doch jetzt in einem dagegen kleinen quadratförmigen Raume befand, deſſen Wände ringsum mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen waren, und durch die helle Beleuchtung noch deutlicher ihr einen leichten Schauer einflößten; denn eine ſehr klar brennende Lampe hing mitten im Zimmer von der Decke herab, und warf einen hellen Schein nicht bloß auf einen ovalen, mit Silberflor bedeckten Spiegel, der mit einem darunter ſtehenden Conſoltiſch und zwei Stühlen das ganze Geräth des Zimmers ausmachte, ſondern auch auf Schröpfer ſelbſt, der ganz ſo, wie ſie ihn beſchreiben gehört hatte, und auch in dieſen Blättern erwähnt iſt, jedoch in einem talarähnlichen weißdamaſtenen Hauskleide vor ihr daſtand. — Sein Blick ruhte durchdringend auf ihr, die ſich Mühe gab, Herr ihrer ſteigender Aengſtlichkeit zu werden. —

„Nun!“ — ſagte er endlich leutſeliger, als ſeine ernſte Erſcheinung hatte vermuthen laſſen; — „welcher Herzenswunſch kann Sie, die alle die Ihrigen erfüllt geſehen, meilenweit her zu mir führen?“ —

„Sie kennen mich?“ — fragte ſie verwundert. —

„Sie ſind aus Wittenberg“ — fuhr er ruhig fort; — „es ſind nur wenige Monate her, als ich Sie mit einem Myrtenkranz in den blonden Locken, die ihre Reize neidiſch verhüllt, und mit beglückter Liebe in dem Blicke einem jungen Manne, dem das Amtskleid vortrefflich ſtand, die Hand vor dem Altare reichen geſehen.“

„Sie waren zugegen?“ — fragte ſie noch mehr verwundert.

„Mein Geiſt war dort“ — ſagte er ernſt. — „Es drängt ihn zuweilen, ſich in der Ferne an dem Anblicke eines Glückes zu erholen, das der Ernſt meiner Umgebung aus ihrer Nähe verſcheucht! Ich werde ſo ſelten hier von der Zufriedenheit beſucht. — Kein eignes Leid bedrückt Ihr Herz!“

„Gottlob, Nein!“ — entgegnete ſie muthig. — „Allein ich beſitze hier eine ſehr unglückliche Freundinn. Eine verzehrende Troſtloſigkeit hat ſich ihres Gemüthes bemächtigt; ach! lieber Herr, die Freundſchaft hat nur Worte, und ſie braucht That. — Kennen Sie, wie ſie ſagen, mich und meinen Gatten, werden Sie hoffentlich auch wiſſen, wie ſehr er Sie, obgleich ihm unbekannt, verehret, — und ſo hat er mir unwillkürlich ein ähnliches Zutrauen eingeflößt. — Als ich nun hier die arme Freundinn krank, zagend, troſt- und muthlos traf, wagte ich auf meine eigene Hand, ſie auf Ihren Beiſtand hinzuweiſen. Sie iſt mir nach langen Dringen hieher gefolgt, doch nur der Freundſchaft Bitte nachgebend, denn ehrlich geſagt, es fehlt ihr an Zutrauen in Ihre geheimnißvolle Kunſt, und doch glaube ich thut Vertrauen der zagenden Seele eben ſo ſehr Noth, wie dem Kranken zu ſeinem Arzte um hergeſtellt zu werden. — Mögen Sie mich würdig finden, mir nur eine kleine Probe derſelben zu geben, damit mein Zeugniß, der Freundinn abgelegt, noch an der Schwelle Ihrer Thüre, ſie in eine zum Erfolge günſtige Stimmung verſetzen könne.“

„Warum nicht?“ — erwiederte Schröpfer lächelnd. — „Ich werde Ihnen in dieſem Spiegel die erfüllte Hoffnung Ihres Herzens, den innigſten Wunſch Ihrer Seele im Bilde zeigen. Ziehen Sie ſelbſt dieſen Vorhang weg, aber das tiefſte Schweigen iſt vonnöthen.“

Er deutete auf die weiße ſeidene Schnur, die an der Seite des Spiegels herabhing, indem die hellbrennende Lampe unter der Decke durch eine Vorrichtung, welche die zitternde Frau nicht bemerkte, plötzlich erloſch. — Sie zog zitternd doch muthig an der Schnur, der ſilberne Vorhang fuhr eine zierliche Draperie bildend, die ſie doch noch nicht gleich ſehen konnte, in die Höhe; denn die Spiegelfläche war wie das Zimmer ſelbſt dunkel, doch wurde der ovale Raum nach und nach heller, als füllte ihn ein weißer leichter Nebel, der ſich allmälig in leichte Wolken aufwärts zog, und dem Blicke in ſanfter Helle einen reichen von den bunteſten Farben gewirkten Blumenteppich zeigte, deſſen Knoſpen, Blüthen und Blätter das Auge ſo zauberiſch anſprachen, daß der Sinn nicht entſcheiden konnte, ob ſie durch Kunſt oder Natur entſtanden waren; mitten unter dieſen erſchien ein nacktes liebliches Kind im ſüßen Schlummer." —

Die junge Frau erröthete, aber ihre Blicke hingen trunken an dem kleinen Engelsbilde, an dem nichts an das Irdiſche erinnerte, ein breites weißes Band ausgenommen, das um ſeine Stirne geſchlungen war. Es ſchien als bildeten kleine farbig ſtrahlende Demanten geheimnißvolle Buchſtaben darauf. — Sie trat mit zurückgehaltenem Athem aber hochklopfender Bruſt einen Schritt näher, ihr Blick ſtrebte die Diamantſchrift zu entziffern; — „Adalbert!" — rief ſie höchſt erſtaunt, doch mit dem erſten Laut ihres Mundes rauſchte der ſilberne Vorhang herunter, und die Lampe von der Decke erhellte den ſchwarzen Raum wieder. —

„So werden Sie Ihren Erſtgebornen nennen, nicht wahr?" — ſagte Schröpfer ruhig! — „allein warum haben Sie ſo früh das liebliche Bild das auch mich anzog, wieder verſcheucht? Sie hätten auch ſeine Geburtsſtunde leſen können" —

„Hätte ich auch einen Augenblick an Ihrer Kunſt ge-
eifelt,“ — ſagte die Frau — „jener Name würde mich
r Abbitte gezwungen haben. — Ja freilich hat mein
atte geäußert, ſeinen Sohn, wenn ihm ein ſolcher zu
heil würde, nach einem theuren lange verkannten Ju-
endfreund zu benennen. Eben wegen ſeines Geſchickes
ittert und zagt meine arme Freundinn; aber nicht wahr
er lebendige Glanz ſeines Namens iſt eine gute Vorbe-
deutung? Erlauben Sie mir, ehrwürdiger Herr, daß ich
eile, ſie durch meinen Muth zu beleben, und herzuſchi-
ken. — Ach! mögen Sie, wie ich hoffe, ihr Tröſtliches
zu ſagen haben.“ —

Sie verneigte ſich vor ihm in freudiger verworrener Eile, und trat von ihm begleitet in den dunklen Gang zurück, an deſſen Ende der alte Bediente ſie empfing, und in das Vorzimmer führte.

Hier ſtand die Freundinn an dem Geſims des Kamins gelehnt mit den Blicken ſtarr auf den Boden geheftet. „Liebe Agnes!“ — flüſterte die junge Frau zu ihr hineilend und den Arm um ſie ſchlingend — „komme nur und vertraue. Er hat mir etwas geſagt, was außer mir und Euchar Gott allein bekannt war. Er wird gewiß auch dir ſagen können, was dir zu erfahren Noth thut; glaube mir, ſein Wiſſen iſt keine Täuſchung, ſo wird ſein Troſt auch kein leeres Wort ſein. Komm!“ —

Agnes ſchüttelte noch ungläubig den Kopf, dennoch drückte ſie die Hand der Freundinn, und folgte entſchloſſen dem winkenden Diener.

Sie fand, ſo wie früher Joſepha, Schröpfern in einer ruhigen ehrfurchtgebietenden Stellung in der Mitte der ſchwarzen Wände, die indeſſen weniger erleuchtet als früher, nur dunkle unſichere Umriſſe da boten, während nur ein heller Schein auf die beiden Geſtalten fiel. — Agnes Angſt ſchien mit dem Eintritt in das Zimmer verſchwunden zu ſein. — Sie trat muthig und beſonnen mit einem grüßenden Blick auf Schröpfer vor dieſen hin, deſſen Augen ebenſo ſpähend, beinahe wehmüthig auf ihr ruheten. Es war nicht die blühende Fülle von Jugend und Glück, die, trotz ihrer Aengſtlichkeit, ihm aus Joſephas funkelnden Blicken entgegen geſtrahlt hatte. Eine bleiche Lilie ſtand ſie da, deren halbgeſenkter Kelch eine verwelkende Lebenskraft verrieth, während das dunkle ſchwermüthige Auge dieſe ganz in dem Blicke zuſammengerafft zu haben ſchien. —

Er reichte ihr die Hand entgegen — „Sein Sie mir willkommen, Jungfrau Agnes“ — ſprach er mit unſicherer Stimme, — „und zwar um ſo mehr, da ich von allen Töchtern Leipzigs am wenigſten erwartet habe, Sie bei mir zu ſehen.“

„Wie ich ſehe,“ — erwiderte ſie beſonnen, ohne doch die dargereichte Hand zu faſſen — „hat Ihnen meine Freundinn ſowohl meinen Namen, als meine Zweifel an ihrem Wiſſen verrathen. Mag es darum ſein. Sie werden einem einfältigen Mädchen darum nicht zürnen, und Ihre Klugheit wird den Widerſpruch nur belächeln, der mich deſſenungeachtet in Ihre Nähe führt. — Zu dem, was ich zu wiſſen Verlangen trage, gehört keine übernatürliche Einſicht, nur ein glücklicher Zufall und Wahrheit gegen Wahrheit. — Ich habe Ihnen nichts zu verbergen, und vermögen Sie mir nur eine Frage genügend zu beantworten, ſo werde ich mich zu ewiger Dankbarkeit gegen Sie verpflichtet fühlen. Ich fürchte" — fügte ſie mit leiſerer zitternder Stimme hinzu — „daß ich durch eine ungerechte Härte, die ſelbſt mein Herz anwiderte, einen Menſchen zur Verzweiflung gebracht; ach es iſt klar in mir geworden, daß das weibliche Gemüth, das ſtatt Schonung und Milde, Vorwürfe und Strenge ausſpricht, ſeinen Beruf verfehlt. Reue führet mich zu Ihnen, würdiger Herr."

„Reue bringt Segen;" — ſagte Schröpfer — „reden Sie offen mit mir, liebes Mädchen."

„Ich hatte einen Bräutigam. Liebe führte uns zuſammen; aber — ich glaube es wenigſtens — gleiche fromme Geſinnung hatte die Liebe herbeigeführt. Das Unglück rief ihn weit von mir fort, und als wir plötzlich in einer böſen Stunde uns wieder ſahen, vermochte zwar mein Auge ſeine Züge wieder zu erkennen, aber mein Herz nicht den Sinn, der aus dieſen ſprach. Leidenſchaften, die er früher nicht gekannt, ſtanden darin ausgeprägt. — Häßliche Gerüchte, und mehr als ſie der Ausdruck ſeines Blickes, ſprach ein Urtheil über ihn aus, das uns trennen mußte; doch ſchien er mich noch zu lieben, aber ich ſtieß ihn kalt zurück, als er ſich nicht geneigt fand, ſich auf meine Art vor mir zu rechtfertigen. Ich habe ſeitdem nichts von ihm gehört, ohne dieſen häßlichen Zorn, der in ſeiner unerwarteten Nähe, ich weiß nicht woher, mein Herz und meinen Willen überraſchte, hätte ich ihm vielleicht ein guter Engel ſein können."

„Sie lieben ihn alſo noch?"

„Reue über begangene Fehler iſt deßhalb keine Liebe."

„Ja! ja! Sie lieben ihn. — Ihre Geſtalt, die Wehmuth in ihrem Blicke verkünden es mir. Reue aus Mitleid, das Gefühl eines Unrechtes mögen wohl beunruhigen, aber ſie machen die Wangen nicht blaß, und drücken das Herz nicht zu Boden. Ihre Härte war Ihnen ſelbſt unbewußt, doch nur Schein, wie — wenn nun ſein Unrecht gegen Sie auch Schein geweſen?"

„Nein! nein! ich weiß es — er war der Spielſucht anheim gefallen, der Habſucht, der..... Meiner hatte er vergeſſen!"

„Woher meinen Sie das? Sie, die ſich nun ſelbſt des Unrechts gegen ihn anklagten. — Schein gegen Schein — ſo wie Alles in der Welt. Doch!" — fuhr er gelaſſen fort: — „was wünſchen Sie von mir zu wiſſen?" —

„Ob er lebt? ob er glücklich iſt, oder ob ich ein noch größeres Unglück verſchuldet habe?"

„Befragen Sie ihn ſelbſt darum!"

„Ihn ſelbſt?" — rief Agnes erſchrocken zurücktretend: „Er iſt hier?" —

Schröpfer lächelte. „Haben Sie denn nicht von meiner Gewalt über die Geiſter gehört. Wo ſich auch Adalbert befinden mag, ich werde ihn ſichtbar für Ihre Augen herbannen."

„Können Sie wirklich das?" — ſagte Agnes, einen durchdringenden Blick auf ihn heftend — „und" — fuhr ſie lebhaft fort — „Sie wiſſen ſeinen Namen. — Ich habe ihn noch nicht genannt, — jedoch... Thun Sie, was Sie dürfen, ich fürchte nicht — Sie können mich vielleicht durch ein Trugbild täuſchen. Ich bin unerfahren und einfältig, aber im Namen Gottes flehe ich Sie an, täuſchen Sie mich nicht. Es gilt meine irdiſche, meine ewige Ruhe.“

„Mein liebes Mädchen“ — entgegnete der ſonſt unerſchütterliche Schröpfer gerührt — „bei Gott! ich täuſche dich nicht. — Du ſollſt ihn ſehen und auch hören, der bekannte Ton ſeiner Stimme, die Seele in ſeinem Blicke wird dir die Wahrheit ſeiner wirklichen Gegenwart verbürgen, und damit deine Sinne ruhig vertrauen dürfen, ſo ſammle dich erſt in einem Gebet zu Gott, vielleicht thut es um Euer Beider Willen Noth.“

Er zeigte auf den, unter dem myſtiſchen Spiegel, (deſſen ſchillernder Silberflor Agnes die Kraft deſſelben ahnen ließ) ſtehenden Tiſch, der auf einem Paar niedriger Stufen ruhete; ſo wie Agnes wirklich ſchon im Begriffe war, davor nieder zu knien, erloſch die Lampe. Schröpfer ſelbſt ſchien verſchwunden, wenigſtens verrieth ſelbſt das kleinſte Geräuſch ſeine Anweſenheit nicht. Aber dieſe plötzliche Finſterniß flößte dem Mädchen nur einen leichten Schauer ein. Schröpfers Aufforderung, die einen Beweis eigner Frömmigkeit abzugeben ſchien, hatte ihr Herz bereits ermuthiget, und weniger Worte ausſprechend als die Seele in inniger Ergebung erhebend, kniete ſie mit gefalteten Händen auf die Stufen nieder.

Sie konnte die Zeit nicht berechnen, denn ungeduldige Erwartung rang mit der frommen Andacht ihres Herzens. Endlich vernahm ſie wie einen Seufzer in ihrer Nähe. Sie erhob ſich ſchnell und richtete ihre Blicke auf den Spiegel: Ein ſchwacher undeutlicher Schein fiel, ſie wußte nicht woher darauf, aber der Flor blieb unbeweglich, da drehete ſie ſich nach der Seite, woher der Schein zu kommen ſchien, und nahe an der hinteren Wand erblickte ſie, von einem ſchwachen phosphoriſchen Lichtglanz umgeben in der dämmernden Dunkelheit des Zimmers Adalbert, doch nicht ſo wie ſie ihn das letztemal, aber ſo wie ſie ihn noch nie geſehen, in einem einfachen doch modernen Anzug und in anmuthiger Haltung. —

„Adalbert!“ — rief ſie halb freudig halb erſtaunt.

„So“ — ſagte die Erſcheinung lebhaft — „iſt endlich der Augenblick gekommen, wo nicht bloß deine Seele, ſondern auch dein Mund mich gerufen; ich habe mir ſelbſt gelobt, nie uneingeladen vor dir zu erſcheinen, allein ich habe deinem erſten ausgeſprochenen Wunſche gehorcht.“

„Ja, ſeine Stimme iſt's, ſeine Geſtalt,“ — ſagte Agnes ängſtlich wie für ſich ſelbſt. „Um Gottes Willen, und in ſeinem Namen: Adalbert! biſt du es ſelbſt, oder nur ein Geiſt, denn ein leeres Schattenbild kannſt du nicht ſein.“ —

Da zündete ſich die Lampe plötzlich hellbrennend an, und in ihrem Scheine erloſch der ſchwache Lichtglanz, der die geliebte Geſtalt umgab. Dieſe trat raſch zu ihr hin und faßte ihre Hand: „Fleiſch und Blut“ — ſprach ſie — „Körper und Geiſt! fürchte dich nicht, Agnes! ich bin ganz dein Adalbert!“

„Du biſt's wirklich!“ — rief ſie, beinahe noch mehr erſtaunt, ſcheu zurücktretend. — „Du Adalbert! du hier? So hat meine Ahnung mich nicht betrogen! Ich bin von Betrug, von Täuſchung umgeben.“

„Die Täuſchung wird zur Wahrheit führen“ — ſagte Adalbert lebhaft: — „ich ſchwöre es dir. Ich bin jetzt be

dir Rede zu ſtehen, denn du haſt mich gerufen. Nur
eine Frage: Liebſt du mich noch?"

„Adalbert!" — ſagte ſie ſchmerzlich nach einem kur-
inneren Kampfe. — „Ich bin gekommen, um zu fra-
n, nicht um gefragt zu werden. Wo keine wahre Aner-
nnung iſt, findet auch keine wahre Liebe Statt. Ach,
bin ſo irre an dir geworden, daß ich nicht weiß womit
anfangen ſoll. Adalbert! Du haſt große Summen im
piel gewonnen? — im falſchen Spiele, ach! ich muß es
glauben."

„Falſch!" — wiederholte Adalbert zurücktretend —
das glaubſt du Agnes? Ich ſpiele noch, aber nur du ver-
ogſt mein Spiel falſch zu machen; denn um dich habe
ch geſpielt."

„Um mich?" — während du den Gewinn in den Ar-
men einer italieniſchen Buhlerinn wieder verlorſt, und in
Untreue meiner vergaßeſt!"

„Ha! das iſt's!" — rief Adalbert freudig — könnte
ich von aller Schuld mich ſo leicht reinigen. Deiner vergeſſen, — da du das Ziel aller meiner Gedanken warſt? — Was iſt Treue denn anders als Hingebung und Vertrauen! Gehören Beide nicht noch immer dir? Haben ſie dir nicht immer gehört?"

„Und dennoch in Dürftigkeit gelebt? wozu haſt du denn das Sündengeld gebraucht?"

„Wozu?" — wiederholte er — Es ſei! möge denn die Wahrheit ſiegen." Er zog heftig an einer ſeidenen Schnur in einem Winkel des erhellten Raumes, und rings um Beide rauſchten die ſchwarzen Wände in die Höhe; die klare Lampe warf einen ſich in dämmernder Ferne verlierenden Schein in dem plötzlich erweiterten Saale auf vielerlei zu allen Seiten aufgeſtellte gläſerne und metallene Inſtrumente, Hohlſpiegel, künſtliche Räder und Apparate, deren Gebrauch ſo wie die Namen derſelben dem erſtaunten Mädchen gleich unbekannt waren, und von ihren Geſtellen obgleich entzaubert, dennoch wie im Zauber glänzend erſchienen.

„Hierzu habe ich ſie gebraucht" — fuhr Adalbert fort — „dazu ſind die Summen verwendet, die ich dem Leichtſinne, der um ſie rang, damit er gröbere Sinne befriedigen könnte, abgewonnen, ſo wie meinen Geiſt dazu, Kraft und Zauber in ſie hineinzulegen."

Agnes ſtaunte ihn erſchrocken, mit durchdringenden Blicken an.

„Ja wohl," — fuhr er nach einem kurzen Augenblicke mit einem Ausdrucke des Sieges fort — „der Gedanke, der aus deinen Blicken ſpricht, und dem du dich fürchteſt Worte zu geben, iſt wahr. — Adalbert und Johann Schröpfer ſind ein und derſelbe."

„Großer Gott!" — rief Agnes außer ſich. — „Nein! ſo ſchrecklich weit ging meine Ahnung nicht! Du haſt deinen unſchuldigen Namen vertauſcht mit . . . O! ich Unglückſelige!"

Adabert lächelte. „Haſt du nicht ſelbſt billigen müſſen, daß ich ihn mit einem unbekannten verhüllte? Warum iſt das ſchlimmer, als den unbekannten in einen berühmten zu verwandeln? Du wollteſt Wahrheit, ſo erſchrecke auch nicht vor der Erfüllung deines Verlangens, und beurtheile mich nicht nach dem Scheine ſolcher Begriffe, die auch Schein ſind. Es wurde mein Unglück, daß man mich bereden wollte, dieſen entbehren zu können, ich ermannte mich aber. Die Welt verehrt mich nun, weil mein Genius mich gelehrt, ſie zu beherrſchen."

Da traf mitten in dem ſtolzen übermüthigen Gefühle des ausgeſprochenen Wortes nur ein einziger ſchmerzlicher Strahl aus Agnes Auge ſeinen lächelnden Blick, und unwillkürlich ſenkte er ihn zu Boden. „Nicht dieſen Blick, Agnes!" — fuhr er düſter fort. — „Noch einmal! richte nicht zwiſchen mir und der Welt, bevor du fähig biſt, uns beide zu kennen" . . .

„Ich verlang es nicht. — Ich kenne Gott und ſeine heilige Religion."

„Gott kennt die Herzen, das thuſt du nicht, und er richtet nicht blind wie du, — denn ſein Blick durchdringt ſelbſt die Gedanken. Faſſe dich, Agnes! Du haſt verlangt, daß ich dir Rede ſtehen ſollte, ſo mußt du auch Ohr für meine Rede, wie lang ſie auch ſei, haben!"

„Nur die Schuld fühlt, daß ſie eine lange Rede braucht. Ich brauche nichts mehr zu hören." — Sie wandte mit der Hand krampfhaft an die Bruſt gedrückt, langſam ihr Geſicht von ihm weg.

„Willſt du ſtrenger als Gott ſein? Agnes!" — fuhr er ruhig doch mit bewegter Stimme fort. — „Er bedarf freilich nicht den Sohn des Staubes erſt zu hören, denn er durchſchaut ihn, und findet vielleicht Rechtfertigung für ihn da, wo dieſer es ſelbſt nicht ahnet; aber eben darum verzeihet er auch, denn er iſt die Liebe — ach! und ich wähnte, daß du mich liebteſt."

„Ja, Adalbert!" — rief Agnes ſich von dem Stuhle, worauf ſie niedergeſunken war, raſch erhebend, und an ſeine Bruſt ſtürzend: — „Ich liebe dich unausſprechlich, ewig. Jetzt weiß ich es. Als du bloß verdächtig, zweideutig, unbegreiflich, aber doch der Schuldloſigkeit fähig vor mir ſtandeſt, kämpften Hoffnung und Furcht, Abſcheu und Sehnſucht ſo peinlich in meinem Herzen, daß es ſich mit Zorn und Stolz bewaffnen mußte, um Kraft zu behalten, der weiblichen Schwäche zu widerſtehen; allein jetzt, da ihm kein Zweifel mehr gelaſſen iſt, da ich deine Schuld ſehe und fühle, jetzt bin ich wieder ganz dein. Wäreſt du reich geweſen, als wir uns Treue ſchwuren, und darauf plötzlich arm geworden, würde ich dann nicht dennoch feſt an dir gehalten haben, und nun, da du unſchuldig warſt und ſo ſchuldig geworden biſt, nun noch weit unglücklicher, da dir Troſt und Anhalt noch nöthiger iſt, damit deine Seele nicht verloren gehe, nun ſollte ich dich verlaſſen? — Nein! Adalbert! glaube das nicht. Es iſt nicht Mitleid. Ja, als ich dir hart erſchien, da fühlte ich Mitleid mit dir, mit mir ſelbſt, aber jetzt, da das Übel größer als die Furcht davor iſt, und weder Flehen, Abſcheu, Strenge noch Drohungen es mehr abwenden können, da tritt die verſchüchterte Liebe wieder ein, die Liebe, die nur ein Ziel hat, mit dem Geliebten Alles zu theilen, zu leiden, was gelitten werden muß; darum iſt dein Leiden mein geworden, und ich liebe ganz wieder. Nun haſt du meine kurze Rechtfertigung gehört, nun darf ich deine lange hören!" — Sie weinte laut an ſeinem Herzen.

Dieſe Adalberten ſo unerwartet plötzliche Wendung ſchien ihn tiefer zu zerſchmettern, als ſeine jüngſt ſo ſtolze Überzeugung ſie hatte ahnen können. Seine vorherige Zuſammenkunft mit ihr, hatte wenigſtens ſeine Phantaſie ſonderbar abgekühlt; er zweifelte an ihrer Liebe, an ſeiner eigenen, aber ein Gefühl von allem dem was ſie ihm geweſen, hielt ihn, der mit ſo ewigen Banden an die Menſchheit gefeſſelt war, noch an die Vergangenheit feſt, obgleich er ſelbſt die Liebe für Täuſchung hielt: Die herzerſchütternde Wahrheit derſelben überraſchte ihn. Er ſtand vor ihr beinahe faſſungsloſer als ſie ſelbſt.

Sie erholte ſich zuerſt. „Adalbert!" — ſagte ſie mit der Hand hindeutend — „Laß mich dieß Alles nicht mehr ſehen, laß uns in den engen ſchwarzen Raum zurück, in die dunkle Nacht, in die du uns beide verſenket haſt, und welche nur die gewiß nicht erloſchenen Lichtſtrahlen deines Inneren wieder erhellen können."

Adalbert zog an einer anderen herabhängenden Schnur, und die ſchwarzen Wände rauſchten aufs Neue um ſie nieder.

„So!" — fuhr Agnes, leichter aufathmend fort — „hier iſt mir beſſer — ſind wir doch zuſammen, wie von der Gewalt der Erde gerettet, in einem engen, traulichen Sarge; rede denn, Adalbert! Nun — du ſchweigſt?" —

„Du haſt mich, Agnes" — begann er unſicher, ihre Hand ergreifend und ſeine Augen darein verbergend — „durch deine innige, wahre Liebe, auf die ich kaum mehr zu hoffen wagte, erſchüttert, hochbeglückt, und ehrlich geſagt, verwirrt. — Laß mich erſt faſſen!" —

„Siehſt du", — entgegnete ſie ſanft — „ich habe Recht; — erſt dich faſſen? Rechtfertigung iſt einfach und klar, nur die Entſchuldigung muß nach Gründen ſuchen. Du kannſt dich nicht rechtfertigen, aber du willſt dich entſchuldigen. Das Letztere brauchſt du nicht. — Warum, da die Zeit drängt, uns bei der Vergangenheit aufhalten, wo es nur die Zukunft gilt. Adalbert! Nein, nicht wie ein Sarg, der uns vor beiden rettet, ſpricht dieſer düſtere Raum mich jetzt an, vielmehr wie ein Gefängniß. Getroſt! möge es auch ſo kommen, ich werde es mit dir theilen." —

„Wie! ein Gefängniß!" erwiederte er betroffen. — „Was fällt dir ein?"

„Dicht außerhalb dieſer Wände" — entgegnete ſie — „zeugt nur zu handgreiflich tauſendfacher Weiſe gegen dich der Betrug. — Was mir dein Vertrauen geoffenbaret, vermag die derbe Hand der obrigkeitlichen Gewalt zu entblößen. Adalbert! Du mußt wiſſen, was mir ſelbſt nicht unbekannt iſt, daß du von Spähern umſtellt biſt."

„Fürchte nicht deßhalb, Agnes" — gab er mit einem zuverſichtlichen Lächeln zur Antwort — „unſichtbare Engel in dem eigenen Entſetzen ſeiner Feinde bewachen Schröpfers Haus; die Auflauerer denken nur daran, zu erlauſchen, wie weit die Gewalt ſeiner Geiſter geht — und im ſchlimmſten Falle, bevor dieſe verſteckten Geräthe gegen jene zeugen könnten, würde Adalbert fort, und Schröpfer auf immer verſchwunden ſein. Ich bin ſicher."

„Und beweiſt nicht eben dieſe Sicherheit deine innere Unſicherheit Adalbert! die Maßregel der Vorſicht die Gegenwart der Gefahr? ach! an die weit größere Gefahr deiner Seele haſt du nicht gedacht! o Adalbert, liebſter, theuerſter Adalbert! laß den Schröpfer ſogleich auf immer verſchwunden ſein, um deiner Agnes, um ihrer Gefahr willen, denn jede äußere oder innere, die dir droht, theilt ſie von nun an mit dir. Werde wieder der wackere, reine, fromme Adalbert, der Liebling unſerer guten Mutter, Gellerts hoffnungsvoller Schüler" —

„Nenne nur Gellert nicht," — unterbrach ſie Adalbert heftig. — Nein! nein! er lehrte mich heucheln, ohne daß ich es ahnte; lehrte mich mich ſelbſt betrügen, denn er betrog mich um die Welt. Er nahm, ſich ſelbſt täuſchend, keinen Anſtand einer krankhaften Demuth den zu weihen, Furcht und Scheu vor der Welt dem einzuflößen, der Geiſt und Gewalt in ſich beſaß, die Welt zu beherrſchen. Wäre er dagegen meiner Unwiſſenheit zu Hilfe gekommen, hätte er, ſtatt Lehren in der Unterwürfigkeit mir zu geben, mich die Feſſeln zu zerbrechen, die mich zu Boden niederhielten, gelehrt, und mir nicht zur Pflicht gemacht, mich in dieſe zu fügen, hätte er meinem Genius, meinem Durſt nach der Naturwiſſenſchaft ſich Bahn zu brechen geholfen; in der That, Agnes! Vieles wäre anders gekommen. Hätte er mir Muth, ſtatt Ergebung, Selbſtſtändigkeit eingeflößt, ſtatt mich zu einem vor jedem Winde des Geſchickes ſchwankenden Rohre zu bilden, ſo würde ich, nicht weniger mir ſelbſt vertrauend aufgetreten ſein, aber freier vielleicht würde ich dir ins Auge geblickt haben, Agnes! deiner ſüßen, frommen, himmliſchen Liebe würdiger als alle geweſen ſein. — Das Gefühl iſt es, Agnes! was mich unſicher macht, das meinen Blick zu Boden drückt, denn mit jedem anderen, als mit deiner Tugend darf ich mich meſſen."

„Iſt es wahr, Adalbert? bin ich denn wirklich dein guter Engel? ach! du machſt mich ſtolz und glücklich!" — rief Agnes freudig — „nun, ſo werde auch ganz der Meine wieder, — folge mir — verlaſſe dieß ſündige Haus, und hinterlaſſe nur darin deine Schuld. — Scheide davon, arm aber rein, ſo wie du dich einſt von mir trennteſt. Siehe! ich weiß, ich fühle, daß ich eine große Gewalt über den Willen des Vaters beſitze, obgleich er es nicht ahnt, weil ich mich immer kindlich und folgſam betrage. Komm, kehre zu uns zurück. — Niemand kannte dich je ganz, du haſt es ja geſagt, als ich allein, und ich werde dich ja nicht verrathen — bleibe in unſerem Hauſe — ich bin ja das einzige Kind, des Vaters Erbe, und er iſt nicht arm — werde ſein Schwiegerſohn, nehme ihm ſeine Geſchäfte ab."

„Wie?" — unterbrach ſie Adalbert, der ſie nicht ohne Bewegung angehört hatte, höchſt betroffen — „wie meinſt du das? — guter Gott! ich ein Schankwirth — unmöglich!"

„Warum nicht?" — fuhr Agnes mit thränenfunkelnden Augen fort — „was liegt an dem Gewerbe, das ſoll uns ja nur von den Laſten des äußeren Lebens befreien, indem wir nur einem einfachen inneren Glücke leben! Erinnere dich wie die Mutter geduldig, freudig, zufrieden war. — Hat Gellert ſich auch getäuſcht, — doch nein! das hat er nicht; nein, nein! auch dich hat er nicht getäuſcht. Er las in deiner Seele, er fürchtete einem ſtolzen Drange Nahrung zu geben, der ohne Mittel war, ſich geltend zu machen. — Freilich, es iſt dir gelungen! aber wie? durch unredliche Mittel, durch Betrug gegen die ganze Welt" —

„Betrug!" welch ein Ausdruck! Betrug mein mühſam erworbenes Wiſſen? Kann ich dafür, daß ſeine Klarheit blöde Augen blende?"

„Und verblende! Denke dich in die Vergangenheit zurück. — Biſt du auch tiefer in deine Wiſſenſchaft eingedrungen, als diejenigen, die ſich auch ähnlicher Weiſe verſelben bedient, und die du einſt ſelbſt Betrüger genannt; biſt du ja doch ein ſo größerer, als du zu einer größeren Verblendung Anlaß gibſt."

„Hat die Welt mich nicht betrogen? Wiedervergeltung iſt eine gerechte Rache."

„Die beſſere Rache haſt du verſchmäht, die, beſſer als ſie zu ſein. Adalbert! kannſt du vor deinem inneren Richter beſtehen? — ach, du kannſt es ja nicht einmal vor mir? Denke daran — übereilen will ich dich nicht. — Ich ſehe es wohl ein, du wirſt viel, was zu deiner Entſchuldigung dient, ſagen können, aber nicht darum, um Entſündigung thut es Noth! — Bedenke das, um deinet-, um meiner Willen. Sieh — deine Schmach iſt die meine, dein Verderben mein Verderben, deine Wiederkehr meine Seligkeit. Ich möchte ſagen, Adalbert! folge mir, jetzt, ſogleich. — Es iſt ein Gefühl in mir, das ſagt: Verlaſſe ihn keinen Augenblick, dann iſt er gerettet — allein das geht ja nicht — der Vater muß geſtimmt werden, auch du wirſt vorher viel gut zu machen haben — aber komme nach — denn ich — ich betrete dieſe Schwelle nie mehr. — Thue es Adalbert: Du liebſt mich ja, ſagſt du, und ich fühle es, der Liebe wird ja Alles leicht. — Komme bald nach — zu Fuß, unſcheinbar, arm, wie der alte Adalbert — überlege, und entſcheide! Es gilt dein ewiges Heil, mein armes Leben! und nun Lebewohl!" — Sie warf ſich an ſeine Bruſt, ſchluchzend in Thränen aufgelöſt, dann riß ſie ſich ſchnell los. — „Komme," — fügte ſie kaum hörbar hinzu — „oder ich ſterbe vor Verzweiflung!"

Sie eilte aus der Thüre, während Adalbert, tief erſchüttert auf den Stuhl zurückgeſunken, unbeweglich zurückblieb.

In dem Vorzimmer trat Joſepha, die der alte Diener über das lange Ausbleiben der Freundinn zu beruhigen ſuchte, ihr ungeduldig entgegen. Sie ſah Agnes prüfend an, und erſchrack weniger vor dem Ausdrucke von Unruhe in ihren Zügen als vor ihren verweinten Augen. Aber noch bevor ſie den Mund zu einer Frage eröffnen konnte, legte Agnes auf den ihrigen ſchnell den Finger, und zog ſie eben ſo eilig und aufgeregt, wie ſie früher zögernd und bedenklich das Haus mit ihr betreten hatte, mit ſich fort.

„Nun Agnes?“ — flüſterte Joſepha während der Rückkehr. — „Erkennſt du nun Schröpfers Kunſt als echt und wahr! Haſt du von Adalbert gehört? — er lebt doch noch? — Mein Gott! du zitterſt ja — aber deine Augen glänzten trotz ihrer Thränen, als du aus dem Zimmer trateſt. — Etwas ſchreckliches, tödtendes kannſt du nicht erfahren haben. — Sage mir, was bedeutet dieß Zittern: Schrecken oder Freude?“

„Laß mich zur Faſſung kommen!“ — war die Antwort. — „Ja, Joſepha! Schröpfers Kunſt iſt nur zu ſchrecklich wahr“ —

„Du haſt Adalberts Geiſt geſehen?“ rief die Freundinn ängſtlich.

„Ja, ich habe ihn geſehen“ — erwiederte ſie doppelſinnig. — „Ich kenne Adalberts Zuſtand und ſeinen Aufenthalt — glücklich iſt er nicht. — Ich habe ihn, ihn ſelbſt, durch mächtigere Worte als Schröpfers zu mir zurück gebannt. Er wird hoffentlich bald in unſer Haus wie-

ehren. — Frage mich aber nicht um mehr, Joſepha,
nicht. — Glücklicher hat mich dieſer Gang nicht ge-
cht, doch fühle ich mich weniger unglücklich, denn ich
te keine Hoffnung, die ich doch jetzt zu haben wage.“

Wirklich lag den folgenden Tag ein roſiger Wider-
ein erneuerter Lebensluſt auf Agnes erblaßten Wangen,
düſtre Zug, der ſich vorher in ihr Lächeln gemiſcht,
r verſchwunden; allein Tage auf Tage kamen und ver-
wanden wieder, und Adalbert erſchien nicht. Das Lä-
ln verſchmolz immer mehr auf's Neue in düſtre Weh-
ath, der Roſenſchein der Wangen war wieder erloſchen;
die ſcheinbare Geneſung verlor ſich plötzlich in ein noch
ßeres Seelenleiden, in eine noch größere Schwäche; ſie
ante an die wahnſinnige Maid in der engliſchen Sage
innern, die ihr halbes Leben hindurch mit jedem Tage
s getödteten Geliebten harrte; denn es war als ging mit
dem Morgen in Agnes Auge eine Hoffnung auf, die mit
edem Abende wieder erlöſchte. Joſepha wagte nicht ein-
al mehr Adalberts zu erwähnen; eine jede Beziehung auf
hn färbte Agneſens Wangen noch bläßer. Selbſt Schrö-
fers Name, den ſie gern die Freundinn bereden wollte
och einmal zu beſuchen, verſtummte auf ihren Lippen,
denn bei dem erſten Anklange dieſes Gegenſtandes wandte
ſich Agnes mit einem ſchmerzlichen Ausrufe des Widerwillens
und des Abſcheues von ihr ab.

Die Zeit, wo Euchar ſeine Frau zurückerwartet hatte
ging gleich nach dem Beſuche bei Schröpfer zu Ende. Sie
vermochte aber die Freundinn in dem aufgeregten Zuſtande,
in welchem ſich dieſe befand, nicht zu verlaſſen.
Ihre Briefe hatten ihm indeſſen mit ihrem Ausbleiben,

den Grund deſſelben ſowohl, als ihren, wie ſie mit jedem Tage immer mehr gewahrte, mißlungenen Beſuch bei Schröpfer mitgetheilt. Euchars ſehnlicher Wunſch ſelbſt bei dieſem aufzutreten, weniger als ſeine nicht völlige Gewißheit über Agnes Geſinnungen hatte ihn bisher abgehalten ſich ſchriftlich an Adalbert zu wenden; jetzt aber, da das Abholen ſeiner Gattinn ihm geſtattete, einen kurzen Urlaub zu erbitten, eilte er ſelbſt, um ſo mehr, da Agnes trotz ihres Schweigens den Grund deſſelben — Liebe und Sehnſucht verrieth, um den Wunſch des Freundes perſönlich zu erfüllen, nach Leipzig.

Obgleich Joſepha die Freundinn täglich ſah, hielt ſie ſich doch nicht in ihrem Hauſe auf, wodurch der unerwartet angekommene Euchar Gelegenheit fand, ſeine Frau, noch bevor Agnes ſeine Ankunft erfuhr, zu ſprechen. Sie verabredeten ſich, nachdem ſie ſich Alles Agnes betreffend mitgetheilt hatten, ihr ſeine Gegenwart nicht ahnen zu laſſen, bevor er eine Frucht des Ganges, den er unternehmen wollte, eingeerntet hatte; und ſo begab er ſich ohne Aufſchub nach Schröpfers Wohnung.

Der alte Bediente wunderte ſich, daß er nicht gehört hatte, daß ſein Herr verreiſt ſey. Euchar der Erfüllung ſo lange gehegten Wunſches ſo nahe, und doch plötzlich wieder weit davon entfernt, ſtand höchſt betroffen da. Troſtlos und verdrüßlich fragte er den Diener, ob er zum wenigſten nicht einen Brief an Schröpfer beſorgen könnte, und da dieſer zögernd und bedenklich dazu nickte, bat e ſich von dieſem ein Blatt Papier aus, und ſchlug es um einen mitgebrachten ſchon in voraus an Adalbert, unte ſeinem Wittenberger Namen adreſſirten Brief. — Den zur genauen Beobachtung aller Gegenſtände gewohnten Diener, entging die Aufſchrift nicht.

„Wie?“ — ſagte er freundlich nähertretend — „an den Herrn, der ſich einſt in Wittenberg aufhielt? Und Ihr ſeyd ja auch daher Signore! nicht wahr? Wartet einen Augenblick“ — fuhr er Euchars Hand zurückhaltend fort — „ich will doch nachſehen, ob Ihr vielleicht vorgelaſſen werden könnet.“

„Sagte er nicht,“ — fragte Euchar betroffen — „daß ſein Herr verreiſt ſey?“

„Allerdings!“ — fuhr der Italiener ſchmunzelnd fort — „allein dem Freunde jenes Herrn darf ich wohl geſtehen, daß mein Herr mich Mittel gelehrt, ihn zu rufen, wie weit er auch ſei. — Ich habe es zwar noch nie gewagt, allein ich habe ausdrücklichen Befehl dazu, wenn Jemand in dem Namen jenes Herrn vorfragen ſollte. Geduldet Euch nur einen Augenblick.“ Er ging hinein.

Lange, nachdem Agnes jenen Abend Adalbert verlaſſen hatte, blieb er tief ſinnend in derſelben Stellung. Es war, als wäre zum erſtenmal ein helles Sonnenlicht in die ſorgfältig vielleicht gehegte Dämmerung ſeines Lebens hineingefallen, das einen eben nicht erfreulichen Schein um ſich warf, aber den Unmuth durchdrang, der ſeit ſeiner Rückkehr aus Wittenberg ihn ſehr häufig überfiel. Noch früher, unter dem Wachsthum ſeines Ruhmes, während des tiefen Studiums, das er mit Eifer fortſetzte, in ſeiner Freude über die merkwürdigen Entdeckungen, die ſcharfſinnigen Entwickelungen, die jenem entſprangen, unter den vielfachen höchſt verſchiedenen Auftritten und Begegniſſen, welche die praktiſche Anwendung ſeiner frügeriſchen Kenntniſſe herbeiführten, den Geiſt fortwährend beſchäftigt, hatte er nur in den einzelnen Augenblicken wo das tief zurückgedrängte, jedoch ihm angeborne Bedürfniß ſeines Herzens ſeine Phantaſie, alle übrigen Bilder verdrängend, beſiegte, ſchmerzlich empfunden, wie er, ohne Liebe, die ſein Gemüth erfriſchen, ohne Freundſchaft, der er ſeine Hoffnungen und ſeine Triumphe mittheilen könnte, ganz einſam und verlaſſen in der Welt ſtand; — da erwachten zwar kurz aber heftig die Jugendträume in ſeiner Bruſt.

In einem ſolchen ſeltenen Augenblick war es, daß er ſich raſch entſchloß, Agnes wieder zu ſehen. — Es drängte ihn zu wiſſen, wie es um ſeine Liebe ſtand — wußte er doch ſelbſt nicht recht, ob dieſe in ſeinem Herzen oder in ſeiner Phantaſie lebte. Er hatte ſich, obgleich in Leipzig, ihr ſo nahe, wohl gehütet, ſich ihr zu nähern. — Er wollte ihr ſein Wort halten, um es einſt um ſo glänzender löſen zu können, doch ſich nach ihr erkundigen konnte er weder, noch wollte er es. Nach einer Wirthstochter bei ſeinen ernſten leicht argwöhniſchen Bekannten zu fragen, mochte nicht räthlich ſeyn, und ein ihm ſelb nicht klares Gefühl hielt ihn ab, ſeinem einzigen Vertrauten, dem alten Italiener etwas zu übertragen, worau dieſer auf ein Geheimniß ſeines Herzens ſchließen könnt ja bloß der Gedanke widerte ihn an, dieſen Mann, d in ſein unheimliches Treiben eingeweiht war, in Kralle Schenkſtube, was er doch ohne Verdacht zu erregen hä thun können, als Späher zu ſchicken. So beſchloß denn ſelbſt dort als der alte Adalbert zu erſcheinen; lein auch das gelang ihm nicht ganz. Sein Äußeres w mehr als er ſich ſelbſt bewußt war, verändert, und eben die ihn ſelbſt betreffende Geſchichte, die er dort anhören mußte, und die einen ſeiner kleinen Triumphe zum Gegenſtand hatte, reizte ihn zu einem augenblicklichen Muthwillen, der jene ſchon erwähnten Auftritte herbeiführte. Das eitle Gefühl ſeines geſteigerten Werthes hatte ihm mit der Gewißheit geſchmeichelt, daß Agnes liebevoller als je ſich in ſeine Arme ſtürzen würde. — Ihre Flucht, ihre Vorwürfe, ihre Kälte verletzten ihn tief, und erbitterten ihn um ſo mehr, als er ſeine ſtolze Zuverſicht der einfachen Wahrheit ihrer Seele gegenüber zuſammenſinken fühlte. — Allein kaum hatte er ſie verlaſſen, als er das rührende Bild ihrer leidenden Geſtalt vor ſeine Phantaſie hinſtellend, das innigſte Mitleid, um es nicht mit ſich ſelbſt zu haben, mit ihr empfand, und ſo ergriff er dieſe Empfindung um ſich ſchnell Euchar wieder zu nähern, deſſen Freundſchaft ihm, dem die Liebe ja den Rücken gekehrt, von ſeinen Jugendträumen allein zurückblieb, und ihm um ſo werthvoller erſchien, als der mögliche Verluſt derſelben, ihm jetzt ängſtlich vorſchwebte. Aber auch hier fand er ſeine Hoffnung getäuſcht. Er ſprach ſein innigſtes Gefühl aus, als er dem Freunde bitter vorwarf, daß dieſer ihm nicht, ſo wie er ihm vertraut hatte, und es tröſtete ihn nur wenig, daß Euchar mit jugendlicher Wärme ſich wieder an ihn ſchloß, denn er fühlte ſich darob verletzt, daß die leere Begeiſterung für ein bloßes Phantom — denn dafür mußte er ja Schröpfer um ſo mehr, als er dieſer ſelbſt war, erkennen, — mehr als ſein gegen den Freund unverändertes Herz deſſen Rückkehr bewirkt hatte. Daher ſein Unmuth, als er wieder

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10942/013

zurück gekehrt war; auch liefen ihm zu gleicher Zeit von mehreren Seiten die obenerwähnten Berichte von der auf ihn gerichteten Aufmerkſamkeit der Behörde ein, welches ihn zu größerer Vorſicht bewog.

In dieſer Stimmung fragte er ſich zum erſtenmale, was denn eigentlich ſein Ziel ſei? Bisher hatten ihm ſeine glücklichen Fortſchritte in Kenntniſſen, und die aus ihnen entſpringenden, ſeiner Eitelkeit ſchmeichelnden Triumphe nur einen flüchtigen Blick in die Zukunft geſtattet; zuweilen nur hatten ſeine Gedanken bei der Ausſicht gehaftet, von den dankbaren und reichen Geſchenken der Gläubigen und dem Lohne ſeiner trügeriſchen Bemühungen einen Schatz zu ſammeln, der ihm eine ſelbſtſtändige Lage ſicherte. Er war aber nicht dazu gekommen, vielmehr ſah er ſich trotz ſeiner großen Einnahme mit Schulden bedroht. Es ging ihm wie dem Alchimiſten, der ſein vorhandenes Geld hingibt um ein geträumtes zu gewinnen. Sein unermüdlicher Forſchungsgeiſt trieb ihn zu immer koſtbareren Experimenten, zur Anſchaffung von Inſtrumenten, deren Unhinlänglichkeit zur Erfüllung ſeiner Anforderungen ihm erſt klar wurde, wenn ſie fertig vor ihm ſtanden, und dann von neuen erweiterten oder verbeſſerten verdrängt wurden. So wurde das Gefühl ſeiner Lage ihm immer drückender. Er hatte ſich frei gewähnt, weil er die Geiſtesfreiheit ſeiner gläubigen oder vielmehr abergläubiſchen Kunden in Feſſeln geſchlagen, und nun erſt wurde es ihm klar, daß er ſich weit engere ſelbſt angelegt hatte, deren Druck er zu fühlen begann, ohne zu wiſſen, wie er ſie abwerfen ſolle, und auch eigentlich ohne Luſt dazu zu haben.

Zu dieſer Zeit erſchien Agnes bei ihm. Ihre reine, vielleicht zu ſtrenge Frömmigkeit, ihre unſchuldige innige Liebe erſchütterten ihn um ſo mehr, als er ihr gegenüber ſich derſelben unwerth fühlte, — dennoch erfreute und erhob ſie ihn. Sie hatte alle erloſchenen Jugendgefühle wieder in ſeiner Bruſt entzündet, und von ihrer warmen Begeiſterung entflammt, würde er Armuth und Dunkelheit wählend, durch ſie wie aus einem goldenen Gefängniß gerettet, ihr vielleicht ſogleich gefolgt haben; allein das Wort Gaſtwirth ſchlug ihn plötzlich nieder; und doch ſah er, je mehr er nachſann — denn in der That, ihre Angſt hatte ihn auf Folgen aufmerkſam gemacht, bei denen ſeine Seele früher ſelten verweilt hatte — die völlige Unmöglichkeit ein, irgend einen anderen Ausweg zu ermitteln; denn nur ſeine rege gewordene Meinung für ſie hätte ihn vielleicht zu einer Entſagung, ſeiner ihm ſchmeichelnden jedoch ganz ausſichtsloſen Stellung bewegen können, aber wie innig ihn Agnes auch liebte, wie gern ſie alles, um ſeine Rettung nach ihrem frommen Sinne zu fördern, thun mochte; den alten wunderlichen Vater konnte ſie doch nicht verlaſſen, ihm, der in der ganzen Welt nur ſie lieb hatte, nicht den Todesſtoß durch eine Flucht geben; als der vorige ſchlichte, ſchüchterne Adalbert, mit dem vorgebeugten Kopfe und dem rothwangigen Apfelgeſichte konnte er nicht mehr auftreten, und der Adalbert, ſo wie er nun erſcheinen müßte, war nicht ſo unbekannt in Leipzig als Agnes wähnen mochte. In dem Zwiſchenraum, während der Italiener den Hauskauf dort beſorgt hatte, und er ſelbſt ins Geheim Vorkehrungen zu ſeinem Auftreten als Schröpfer traf, war er, dem es darum zu thun war, die Chronique ſcandaleuſe des Adels und des vornehmen Bürgerſtandes genau zu kennen, und ſich ſelbſt des feineren Umgangstones ganz zu bemächtigen unter ſeiner zwar ſehr veränderten aber wahren Geſtalt, als ein vornehmer Reiſender in allen beſſeren Cirkeln erſchienen, ja es iſt ſogar mehr als wahrſcheinlich, daß er ſelbſt damals die Rolle des Hausfreundes geſpielt habe, der jenen argwöhniſchen Ehemann Anlaß gab, zu dem ihn zu Boden ſchlagenden Zauber Zuflucht zu nehmen; allein als Schöpfers Erſcheinung genug vorbereitet war, zog der Fremde fort, um der neuen Geſtalt Leben zu verleihen.

Sein Haus war mit großer Umſicht eingerichtet, ſelbſt die Hülle, worunter Adalbert ſeine natürliche Geſtalt verbarg, es war mit einer beſonders darauf zielenden Kunſt ſo ausgedacht, daß die weite Kleidung, unter welcher jeder beliebige Anzug verborgen ſein konnte, in einem Augenblicke abgeworfen, und der Firniß, der ihm das orientaliſche Anſehen gab, mit den buſchigen verſtellenden Brauen durch einen anderen in nicht viel längerer Zeit abgelöſt werden konnte. — Allein ſeit ſeiner letzten Zuſammenkunft mit Agnes wollte dieſe Verhüllung ihm nicht mehr behagen, wiewohl ſein Wiſſen an ſich ihm noch theuer blieb. Zwar nannte er bei ſich ſelbſt ihre dringende ängſtliche Unruhe Ueberſpannung, Schwärmerei! allein dieſe Unruhe hatte ihn doch angeſteckt. — Er ſah immer mehr die Mißlichkeit ſeiner Lage ein, ohne Muth zu haben, einen entſcheidenden Schritt zu thun; um ſo mehr peinigte es ihn, gar keine Nachricht von Agnes zu erhalten, die er jetzt weniger als jemals ſelbſt einzuziehen wagte.

So in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, ſehnte er ſich immer mehr nach Euchars treuer Freundſchaft. — Seine ſich verletzt gefühlte Eitelkeit war in dem Drucke ſeiner Lage verſchwunden, und unerſchüttert in ſeinem Vertrauen in den Freund, zweifelte er nicht, daß dieſer durch Joſepha von Agnes Seelenzuſtand, den ſie der Freundinn gewiß nicht verbergen konnte, unterrichtet, eilen würde, vielleicht ſogar in Perſon ſein Verſprechen zu erfüllen. In dieſer Überzeugung, ohne Muth ſelbſt ſein Haus zu verlaſſen, ja ſelbſt ſich ſeiner gewohnten lieben Thätigkeit hinzugeben, hatte er dem alten Italiener wirklich den Befehl ertheilt, welchen dieſer ſo eben in geheimnißvollen Ausdrücken dem harrenden Euchar zugeflüſtert hatte.

Endlich trat jener leiſe auf den Zehen wieder heraus. „Ich will Euch ſogleich hinführen" — ſagte er mit gedämpfter Stimme — „in ſeiner Gegenwart möget Ihr ſeiner Rückkehr harren. Ich habe ihm Kunde gegeben. Er wird nicht lange ausbleiben; Euere Nähe wird ihn wecken" — Er winkte ihm zu folgen.

Nicht ohne heftigem Herzklopfen, durch den Widerſpruch des Dieners nur vermehrt, trat Euchar über die Schwelle, hinter welcher ſeine geſpannte Erwartung den Schatz von Geheimniſſen träumte, der ſo lange ſeine Phantaſie beſchäftiget hatte. Er wurde in den mehrmals erwähnten ſchwarzen Raum eingelaſſen. Der Diener begleitete ihn bis an den Vorhang. Die Geräthe darin, welche mit Berückſichtigung auf den jedesmaligen Eintretenden ſich zu verändern ſchienen, beſtanden dießmal nur aus der Lampe, die etwas düſter den Raum erhellte, und aus einer mit Kiſſen bedeckten grau drapirten Ruhebank, worauf eine große, und in einen weißen ſtoffenen Talar gehüllte Geſtalt mit entblößtem grauen Kopf wie ſchlummernd lag. Die tiefſte Stille herrichte ringsum. Euchar blieb betroffen mitten im Zimmer ſtehen. Seinen Blick fühlte er unwiderſtehlich auf den Schlafenden hingezogen, indem, je unabläſſiger ſein Auge mit ihm beſchäftigt war, er immer mehr eine Leiche erblickt haben würde, wenn nicht die braunröthliche Farbe des Geſichts von dem Kreislaufe des Blutes gezeugt hätte, ſo athemlos, ohne die kleinſte Bewegung erſchien ſein Schlummer.

„Das iſt alſo Schröpfer" — flüſterte er zu ſich ſelbſt, indem er einen leiſen Schritt noch näher trat, und aus jedem Zug den berühmten Mann heraus zu leſen ſuchte. — „So ſcheinbar ohnmächtig ruht er da, wie die abgeſtorbene Hülle eines Greiſes" — Euchar hatte die letzten Worte des Dieners nicht ganz deutlich verſtanden, — ſchwebte es ihm doch vor, als hätte dieſer ihm zugemuthet, ſelbſt den Schlafenden zu wecken. Dieſer Gedanke flößte ihm unwillkührlich ein Grauen ein, doch Adalberts Freund ſetzte eine Ehre darein, ſeinen Muth zu bewähren. Er trat leiſe immer näher. Der Lampenſchein erhellte faſt ſchauderhaft die unbeweglichen ſtarren Züge. Er wagte die gelbweiße Hand leiſe zu berühren, zog aber die ſeinige ſchnell zurück, denn jene war kalt, wie die einer Leiche; doch mit einem Lächeln ob ſeines Grauens ermuthigte er ſich in demſelben Augenblicke wieder, und in der Hoffnung, durch einen ſanften Händedruck ihn zu erwecken, umfaßte er die Hand des Schlafenden noch einmal, indem er ſie leiſe aufhob; aber Hand und Arm erſchienen gleich ſchwer, und als er aufs neue erſchreckend ſie losließ, ſanken beide wie völlig todt von der Ruhebank ſeitwärts nieder. So wie er entſetzt zurücktrat, vernahm er eine bekannte Stimme, die ſeinen Namen ausſprach, und ſchnell ſich umdrehend, ſtand Adalbert in einfacher bürgerlichen Kleidung vor ihm.

„Schröpfer iſt todt" — rief Euchar noch vor Entſetzen der Freude der Überraſchung unzugänglich, ihm zu.

„Nein!" — erwiederte Adalbert ſeufzend — „er lebt, denn ich bin ſeine Seele. — Unter unſern vier Augen bedarf ſie dieſe Hülle nicht" — fuhr er mit zuverſichtlicher Entſchloſſenheit fort, indem er zu dem Lager hintrat, und die leichte wächſerne Larve, die das Geſicht der ruhenden Geſtalt gebildet hatte, in die Höhe hob: — „Komme in meine Arme, theurer Euchar! — Ich ſelbſt bin ja Schröpfer! —"

„Welch entſetzliches Gaukelſpiel!" — rief der erblaßte Euchar, wie betäubt, ohne ſich von der Stelle zu bewegen.

„Das Entſetzen in dem menſchlichen Blute" — entgegnete Adalbert mit einem bitteren Lächeln — „iſt ein Theil meiner Gewalt. — Du haſt ſie nun ſelbſt erprobt. Jetzt Euchar — du Adalberts und Schröpfers Freund, jetzt ſollſt du auch mein Wiſſen erkennen." Er zog, wie ſchon früher, an der enthüllenden Schnur, die Wände rollten hinauf, und dießmal von dem von oben hineinfallenden Tageslicht beſchienen, ſtanden alle die erforderlichen Mittel ſeiner zauberähnlichen Kunſtſtücke, faſt noch mehr entzaubert als früher in proſaiſcher Wirklichkeit vor Euchars nur zu ſchnell enttäuſchtem Blicke da.

„Alſo" — ſagte dieſer beſchämt, herabgeſtimmt, unmuthig — „alſo doch nur Täuſchung!"

„Nein, keine Täuſchung!" — rief Adalbert — „denn mein Wiſſen ſteht feſt, und hat ſich in der Ausübung bewährt. — Vermag das Auge, vermag ſelbſt dein Geiſt im Anſchauen ſich die Mittel meiner Kunſt zu erklären? Habe ich den Drang der Menſchen ſich ſelbſt zu täuſchen, in ihre Bruſt niedergelegt? — Rechte darüber mit dieſen, oder mit der Natur. — Ich habe nur die Wirkungen ihrer Kräfte zuſammengeſtellt, und zu meinem Ruhme benutzt. — Ja, Euchar! die Stunde, die du mir verheißen, iſt ſchon längſt gekommen; ich habe Entdeckungen und Fortſchritte in der Chemie und in der Phyſik gemacht, welche die Wiſſenſchaft, auf eine noch höhere Stufe erheben, und ſtehe ſo ruhmbekrönt da, daß Vater Krallers tiefe Bücklinge nicht ausbleiben würden, wenn er nur vor zitternder Ehrfurcht dazu kommen könnte."

„Laß mich zu mir ſelbſt kommen!" — ſagte Euchar kalt: „ja du haſt es weit gebracht, Adalbert oder Schröpfer, mit welchem Namen ſoll ich dich nennen. Der letztere hat mich dem Erſten entfremdet; und der erſtere den letzten zu ſehr entzaubert." —

Adalberts Blick ruhete betroffen auf ihm. Sei es nun, daß er gehofft hatte, durch die raſche Erklärung ſeines geheimnißvollen Treibens, und zwar auf eine Weiſe, die ihn nicht zu klarer Beſinnung kommen ließ, dem verſtändigen Freund in dem Umfang ſeines Wiſſens und in der Bewunderung, welche der Anblick der von ihm erfundenen und benutzten Apparate erregen mußte, eine ſo große Überraſchung zu bereiten, daß ſein lebensfroher, jedem Vorurtheil ſpottender Geiſt, den merkwürdigen Erfolg ihres Gebrauches auch billigen würde, oder daß ſeine innere Ungeduld ihm keine motivirte Entwickelung geſtattete; er fühlte aber, daß er ſich verrechnet hatte. —

„Ich habe es weit gebracht, Euchar!“ — wiederholte er mit Gewicht — „ja — und ich habe nicht Unrecht, mich über dein kaltes Erſtaunen zu wundern. Der Gang meines ſpäteren Lebens war dir entrückt, du erblickſt mich plötzlich auf einer Höhe, wo du mich nicht erwartet hatteſt, und gewahrſt die Stufen nicht, die mich unmerklich, faſt ohne daß ich ſelbſt wußte wie hinaufgebracht. Ich will dieſe Lücke ausfüllen, und bis dahin dir ein ſolch Willkommen bieten, wie damals, da ich dir freilich ſchon ein Räthſel war, aber wo dein Herz auf die Löſung drang: Guten Morgen, Euchar!“ —

Er warf die noch daliegende trügeriſche Hülle von der Ruhebank hinab, die ſich nun als ein bequemes Sopha erwies, zog ihn darauf nieder und klingelte. Der alte Italiener brachte mit ſichtbarem Erſtaunen ob der vor einem fremden Auge entblößten Geheimniſſe, einen kleinen, reichlich beſetzten Frühſtücktiſch herein, und verließ den Saal wieder.

„Noch immer ſtumm, Euchar?“ — begann Adalbert, die Gläſer mit petite Burgogne füllend.

„Du erinnerſt mich an unſere letzte Unterredung“ — ſagte dieſer düſter — „und ſo denke ich daran, daß ich ein blöder Thor geweſen, und daß Agnes mit ihrem unbefangenen reinen Sinne doch Recht gehabt: Schröpfer iſt ja nur ein Gaukler!“

„Meinſt du? — Nun allerdings, in ihrem Sinne“ —

fuhr Adalbert ſeufzend fort — „allein wirklich auch in deinem? doch bevor du darüber urtheilen kannſt, muſt du mich hören. Vor dir verſtummt meine Zunge nicht, du biſt Mann — haſt in der Welt gelebt, und kennſt ſie. — Ich hatte doch nicht, wie gern ich auch gewollt, mit Agnes ganz aufrichtig ſein können; das kindlich unſchuldige Mädchen, das ſchon Untreue in der flüchtigen Befriedigung der Sinnlichkeit wähnt, möchte noch mehr den Mann verkannt haben, der nicht an dem Brunnen der Erkenntniß ſcheu vorüber geſchlichen iſt, ſondern durch ihn nicht bloß durch deine Worte, Euchar, gelernt hat, die Menſchen ſo zu nehmen, wie ſie genommen werden wollen, um Gleiches mit Gleichem wieder zu geben. — Habe ich auch geirrt, irren iſt menſchlich, und da wo wir das Verhängniß zu leiten glauben, lenkt es uns nach ſeinem Willen, wie eine feine Ehefrau, die den Mann in dem Wahne zu beſtärken ſucht, daß er Herr im Hauſe ſei; aber es verfährt weit unbarmherziger als ſie. — Iß, trink', aber höre, und dann richte freundlich den Freund!" —

„Nie Euchar" — fuhr Adalbert ſeufzend fort — „habe ich mich ſo einſam, ſo verlaſſen gefühlt, als in den erſten Stunden nach deiner Trennung von mir, ſo kurz auf unſerem Abzuge von Leipzig. Der lebendige Muth, den deine Jugendkühnheit in meiner Bruſt angefacht hatte, ſtarb, ſobald dein freundlicher Blick ihn nicht mehr belebte. Die Sonne ſchien warm, die fremde anmuthige Gegend lächelte mit ihren neuen Reizen mich an. Aber in mir war Nacht. Es war mir, als gehörte ich nicht mehr unter die Lebenden. Ich empfand eine ſolche Scheu vor den Menſchen, daß ich mich in dem kleinen Zimmer, das uns angewieſen war, verſchloß, nur, um Niemanden zu ſehen! Ach, in ſolchen Stunden, wo es um und in uns dunkel iſt, ſchleicht das dunkle Verhängniß ſich mit hinein, und wir ahnen ſeine Gegenwart ſelbſt kaum, nachdem es uns weit, weit auf eine fremde Bahn hingeſchleudert hat, deren gefährliche Abgründe es mit den Blüthen unſerer eigenen Wünſche, unſerer inneren Sehnſucht verbirgt!" —

„Unpäßlichkeit mußte zum Vorwande der geſuchten Einſamkeit dienen. Zufällig fiel ein Sonnenſtrahl in den dunklen Alkoven hinein, und erhellte dort einen Bord mit einigen Büchern. Meiner Gewohnheit nach griff ich mechaniſch darnach. Es waren wenige halb zerriſſene einzelne Theile größerer Werke, denen ich keine große Aufmerkſamkeit widmete, denn dieſe wurde ſogleich von einem lateiniſchen Buche, das ſich darunter befand, in Anſpruch genommen. Den Namen des Verfaſſers, Schwedenborg, hatte ich ſchon früher, allein von den Gelehrten mit Spott und Verachtung, als den eines halb verrückten Schwärmers nennen gehört. Indeſſen zog mich der myſtiſche Titel des Werkes, und bald noch mehr der Inhalt an. — Eine ähnliche Neigung, wie die ich einſt empfunden hatte, zu dem Geheimnißvollen der Natur weckte daraus, und belebte wieder tief in mir ſchlummernde Anklänge. Auch von Viſionen, die ihm zu Theil geworden waren, ſprach der Verfaſſer mit einer einfachen aber ſo feſten Überzeugung, daß mein Lächeln darüber bald in tiefes Sinnen überging. Ich weiß nicht, wie lange ich geleſen und geſonnen habe, ich hatte Hunger und Durſt darüber vergeſſen, und merkte nur an der zunehmenden Dunkelheit, daß der Tag am Ende ſei" . . .

„Ich klingelte, um Licht zu erhalten. Es kam aber Niemand. Ich ging daher ſelbſt hinab, fand auf der Flur ein verworrenes Gedränge von Leuten, traf jedoch auf keinen Aufwärter, ſondern nach langem Suchen auf den Wirth ſelbſt, mit einer großen Anzahl Einlaßkarten in der Hand. Ich eröffnete ihm mein Anliegen. „Licht!" — wiederholte er — „nichts da, Muſje! Niemand von meinen Gäſten darf heute im Zimmer bleiben; alle haben mir zu der Vorſtellung des großen Buffomachia aus Venedig ein Freibillet abgenommen. Er kann Feuer eſſen, und mit tauſend Zungen reden, aus den Karten was jeder denkt herſagen, und Würfel aus einem Becher in den andern unſichtbarer Weiſe ſchaffen. Er wird doch wohl nicht der Einzige ſein, der dem großen Künſtler um zwei lumpige Groſchen bringen mag." —

„Zu ſchüchtern um Nein zu ſagen nahm ich ein Billet und folgte mechaniſch, da ich doch das Geld ausgegeben hatte, dem Strome in den Saal hinein. Es waren Künſte, wie die, welche ich ſchon früher von Taſchenſpielern geſehen. Producte lange geübter Behendigkeit; ſie zogen mich nicht an; nur zwei Stücke verfehlten einen großen Eindruck auf mich nicht; das erſte, wo der Künſtler aus verwelktem Grün plötzlich friſche Blüthen und Blumen, wahrſcheinlich durch einen chemiſchen Proceß emporwachſen ließ, von welchen der bloße Gedanke die bei mir ſo lange ſchlummernde Jugendneigung rege machte; und das zweite, als der Künſtler hinter einem Schirm mit ſeinen ihm dienſtbaren, aber wie er ſagte, widerſpenſtig gewordenen Geiſtern Streit anfing, verſchiedenemale die Zuſchauer zur Geduld ermahnend hervorguckte, und endlich als der Lärm am höchſten geſtiegen war, den Schirm umwarf, und nun zum Erſtaunen aller Anweſenden, die eine Menge Gehilfen darunter verſammelt glaubten, ſich, den Schweiß abtrocknend, dort ganz allein befand. — Ich allein, Euchar erkannte in dieſem, obgleich zu einer weit höheren Vollkommenheit gebrachten Kunſtſtücke dein jugendliches Talent. Alle meine Lebensgeiſter wurden dadurch rege, um ſo mehr, da der ſchlaue Italiener noch immer fortfuhr die Zuſchauer von dieſem Vorfalle zu unterhalten, und zuweilen von hie und da noch murrenden Geiſtern unterbrochen wurde.“

„Auf mein Zimmer zurückgekehrt, in einer weniger drückenden Stellung, die nach dem Faſten eines ganzen Tages durch eine derbe Mahlzeit geſtärkt wurde, wollte der Taſchenſpieler mir gar nicht aus den Gedanken; die Begierde, ihm ſo wie früher dir dieß Talent abzulernen, kam wieder über mich. Ich erneuerte meine Knabenverſuche, und ſei es nun, daß ich durch einen bloßen Zufall das Rechte traf, oder daß die geahnete Anlage dazu, mir unbewußt ſich völlig in mir entwickelt hatte, es gelang mir, und zwar zu meinem Erſtaunen weit über meine Erwartung. Dieſe Entdeckung, ſo wie jenes Kunſtſtück mit den Blumen, ja ſelbſt mein fortgeſetztes Leſen in jenem Buche von Schwedenborg, in welchem ich, wie in einem tiefen Schacht, einen Schatz von chemiſchen und phyſiſchen Kenntniſſen, die mir durch den Zauber ſeiner angedeuteten Viſionen noch merkwürdiger wurden, gewahrte, dieß alles reizte mich, Bekanntſchaft mit dem Italiener zu machen, bei dem ich einige Kenntniſſe vermuthete, die mir in dem Studium, wozu mir nun von allen Seiten neue Anregungen begegneten, nützlich werden konnten. Es war mir ſogar, als wäre durch jene Entdeckung meine Schüchternheit zum Theil gewichen, doch wußte ich noch nicht, wie ich mir die Theilnahme dieſes Mannes zuziehen ſollte. Da fiel mir plötzlich ein guter Gedanke ein; es kam nur darauf an, ob ich auch Muth und Kraft genug hatte, ihn auszuführen. Mit Ungeduld erwartete ich den folgenden Abend, da der Künſtler ſich auf's neue produciren wollte, während ich mich den ganzen Tag theils in der Ausübung meines neuen Talentes geübt, theils bis zum Kopfſchwindel in Schwedenborg vertieft hatte; und drängte mich, als die entſcheidende Stunde nahete, jedoch in einem unbeachteten Winkel in die Nähe des Künſtlers."

„Endlich begann dieſer ſeinen Geiſterſpuck, und dreiſt durch die Überzeugung, daß kein äußeres Zeichen meine innere Thätigkeit verrathen würde, miſchte ich keck meine Stimme in die ſeiner Geiſter, und durch das volle Gelingen und ſein verlegenes Erſtaunen bis zum Übermuthe gereizt, knüpfte ich eine launige Unterredung mit ihm an, welche die ahnungsloſen Zuſchauer, die dieß für ein noch künſtlicheres Stück des Meiſters anſahen, zu den unmäßigſten Beifallsäußerungen hinriß, und ihm einen noch größeren Zuſpruch in der Folge verhieß. Sein Auge ſuchte vergebens den neckenden Gehilfen zu entdecken. Mit dem Erfolge zufrieden, näherte ich mich ſpäter dem Winkel der Schenkſtube, wo der Italiener von ehrſamen Bürgersleuten angeſtaunt aber geſcheut mit Wohlbehagen ſein Abendbrot verzehrte. Eine halbleiſe an ihn gerichtete

Wiederholung meines Kunſtſtückes machte ihn vor Freude beinahe laut aufſchreien; er ließ guten Wein kommen, und bei dieſem machten wir, ich mit völlig erleichtertem Herzen, bald trauliche Bekanntſchaft; der beredet machende Rebenſaft löſte meine Zunge und mein Herz. Er durchſchaute halb meine Lage und ganz meine Neigung, und da er mir ohne Vorbehalt eröffnete, daß es ihm um einen thätigen Gehilfen und Schüler Noth that, nahm ich keinen Anſtand, mich ihm anzuſchließen.“

„Freilich bereuete ich es faſt, als ich den folgenden Morgen meine neue Lage ernſt und nüchtern überdachte, indeß reizten die bei ihm vermutheten Kenntniſſe mich noch immer, und ſo beſchloß ich dem Verhängniße zu folgen, jene mir jedoch im höheren Sinne anzueignen, und wie zum Scherze ſeine Kunſtſtücke oberflächlich zu erlernen. Daher zog ich noch denſelben Tag, nachdem ich dem Wirthe das myſtiſche Buch abgekauft hatte, mit dem Italiener und mit ſeiner eben ſo gutmüthigen als leichtfertigen Tochter weiter.“

„Bald aber entdeckte ich, daß ſeine chemiſchen und phyſiſchen Kenntniſſe ſich nur auf den Gebrauch der zur Ausführung ſeiner Kunſtſtücke geſchriebenen Recepte erſtreckten, und er durchaus nicht fähig wäre ſein Gewerbe durch Studium vollkommen zu machen; doch war bei meinen Verſuchen ſeine Anſtelligkeit mir von großem Nutzen, wenn ich, der einen ganz wiſſenſchaftlichen Weg einſchlug, kleine, neue Combinationen erfand, die ihm zu immer neuen Kunſtſtücken verhalfen, welche, wenn auch nicht ſeinen Ruf, doch ſeinen Zuſpruch vermehrten. Auch die Tochter, deren Reize meine Sinnlichkeit feſſelten, obgleich ſie zu derſelben Zeit meine Achtung verloren, und ein Gegenſtand meines Mitleids wurde, trug nicht wenig dazu bei, mir äußere Haltung, und eine zwangloſe Annäherung an die Welt beizubringen; zwar hegte der Vater im Stillen die Hoffnung, ſeine Tochter durch eine Ehe mit mir einer ſtrengeren Zucht unterwerfen, und ſeine Praxis und ſeine Fähigkeiten auf mich vererben zu können, allein die Tochter lachte ihn aus, ich ſchwieg, und in kürzerer Zeit als einem Jahre hatten der Vater und ich unſre Verhältniſſe zu einander umgetauſcht, denn — ich war ſein Lehrer geworden, und hatte durch meinen eifrigen Fleiß einen Einfluß auf ihn gewonnen, deſſen ich mir nicht ſogleich bewußt war, weil er fortfuhr, mir aus ſeiner Erfahrung, mehr aber durch ſeine Perſönlichkeit als durch Worte Lehren zu geben, die meine Anſichten von der Welt erweiterten und feſtſtellten. Dieſen von Kenntniſſen entblößten, zum Theile beſchränkten Mann, deſſen Fähigkeiten nur in eingeprügelter Geſchicklichkeit beſtanden, erblickte ich indeſſen als Menſchen auf einer Stufe, die mein Erſtaunen erregte und mich zur Nachahmung reizte. Denn er wußte, was er wollte, und wollte ganz alles, was er ſich bewußt war zu können; er beherrſchte alles in ſeiner kleinen Sphäre, weil er ſich ſelbſt durchaus beherrſchen konnte. Durch eine ruhige Beſonnenheit hatte er ſeinen Blick ſo geſchärft, daß dieſer augenblicklich die Verhältniſſe durchſchaute, und jene das rechte Mittel angab, ſie zu ſeinem Zwecke zu benützen. Ich brauchte nur, was er im Kleinen ausübte, ins Große zu übertragen. Durch ihn lernte ich, daß Eine Macht nur die ganze äußere Welt, ja ſelbſt die Natur beherrſcht, die des Stärkeren. Von den Thieren iſt das mit der größten phyſiſchen Kraft und Geſchicklichkeit dieſe zu verwenden, ausgerüſtete — König: von den Menſchen, wenn er auch nicht den Namen trägt, derjenige, der die größte geiſtige Kraft beſitzt, und um ſo mächtiger, wenn er, ſo wie das blindlings vorſchreitende Thier für alle andern Rückſichten als die, welche zum Ziele führen, ſich ſelbſt blind macht. Suchen doch die Menſchen, um ihren Zweck zu erreichen, jeden Anderen ihres Vortheiles wegen zu täuſchen, ja ſie täuſchen ſich ſelbſt, wenn die Täuſchung ihnen Freude bringt, ſo ſteht auch der Einzelne am höchſten, der durch Täuſchung, der ſich alle unterwerfen, ſich über ſie erhebt. Ja! die Natur gebietet ihm, die gröberen Sinne und Leidenſchaften, die ihn umgeben, und deren Beſtreben ihn ſo wie alle, die ihnen in den Weg kommen, zu unterjochen, er längſt durchſchaut hatte, durch ſeine geiſtige Kraft ſich dienſtbar zu machen. Beſonnenheit, Klugheit und Muth ſind das Kleeblatt der Geiſter, welche die Welt beherrſchen — ſie zu erwerben, war von nun an mein höchſtes Streben; mit der Welt, um die die Welt mich hatte betriegen wollen, mochte ich anbinden.“

„Sah ich doch Schwedenborg“ — fuhr er, als Euchar durch kein Wort ſein kurzes Schweigen unterbrach — „über den man öffentlich den Kopf ſchüttelte, ins Geheim unter den gebildetſten Leuten im großen Anſehen, und eben bei den Vornehmſten in dem unzweideutigſten Lichte ſtehen. Seine Viſionen und Vorherſagen, die ich früher nur für Ausgeburten einer ſehr lebhaften Phantaſie gehalten, wiewohl meine Überzeugung von ſeiner großen und klaren Einſicht in die Natur dieſer Meinung widerſprach, erſchienen mir immer mehr als berechnende Klugheit; da brachte einmal ein Experiment von mir, zu einem ganz anderen Zwecke vorgenommen, durch eine eintreffende Zufälligkeit eine Geiſtererſcheinung hervor, vor der ich beinahe ſelbſt erſchrack. Doch folgte dem Erſchrecken bald eine lebhafte Freude, als ich den Grund dieſer Entdeckung wahrgenommen, ſie vollkommen gemacht, und dem alten Freunde mittheilte, der ſeelenfroh mir um den Hals fiel, mich von dieſem Augenblick als ſeinen Meiſter laut erklärte, und mir in einem unaufhaltſamen Redeſtrome den Nutzen auseinander ſetzte, den die ſchlaue Anwendung dieſes Mittels unſerem Gewerbe bringen konnte. Obgleich ich aber ſeiner Meinung beipflichten mußte, war ich doch von dieſer Abſicht weit entfernt, denn ich ſah im Geiſte einen weit glänzenderen Erfolg, der mit dem Ertrag meines Studiums, meinen ſchon erworbenen Kenntniſſen, und mehreren glücklichen Conbinationen vereint mir eine Stellung, gleich Schwedenborg in der Welt verſchaffen konnte. Es gelang mir ſogar ihn zu überreden, ſein ganzes Gewerbe einzuſtellen, die Nothwendigkeit gab meinen Gründen ein unverhofftes Gewicht. Durch einen Fall hatte er den rechten Arm verſtaucht, und obgleich hergeſtellt, behielt dieſer doch eine Lähmung, die ihm die Ausführung ſolcher Kunſtſtücke, die von einer geſchickten Hand abhängig waren unterſagte. Bei dieſer Überzeugung verlor er den Muth in demſelben Grade, wie der meine ſtieg. Er hatte eine kleine erſparte Summe zurückgelegt, und da es mir klar war, wie nothwendig mir ein vertrauter Gehülfe ſei, und wie nützlich eben er mir ſein konnte, verſprach ich ihm ſeine Zukunft zu ſichern, wenn er ſich ſo, wie ich es an ihn gethan hatte an mich anſchließen wollte.“

„Es gehörte in der That mehr Muth, als ich mir ſelbſt zugetraut hatte, zu dieſem Entſchluſſe; denn alle meine äußeren Mittel beſtanden nur aus der kleinen, durch eine Art von Wunder nur wenig verminderten Summe, die ich aus Leipzig mitgebracht hatte, und wie unhinlänglich ſchien dieſe zum Verfolg einer Wiſſenſchaft, die mit ſo vielen Unkoſten verbunden war. Zwar lag es in meiner Abſicht, die Augen der Gelehrten wenigſtens auf die erworbenen Einſichten, deren ich mich mit der ganzen Kraft meines Geiſtes bemächtigt hatte, zu ziehen; wie ich das eigentlich bewirken wollte, wußte ich noch nicht. Mein Ziel war mir klar, die Wege dahin noch dunkel, aber feſt entſchloſſen, jeden Zufall zu meinen Gunſten zu benutzen, hatte ich auch gelernt, dem Glücke zu vertrauen. Mein Alter von dem Zauberſchein, in welchem ich ihm die Zukunft zeigte, noch mehr als ich ſelbſt erregt, ging alle meine Bedingungen ein. Indeſſen wurden wir einig, indem wir kurz nachher in Wittenberg eintrafen, wohin ich weiß nicht wer am meiſten, du Euchar oder der Ruf deines Schwiegervaters in der Phyſik mich zog, daß wir dort getrennt leben würden, und zwar als kennten wir uns gar nicht, während es das Anſehen hatte, als verdiene ſeine Tochter durch ihr Harfenſpiel den Unterhalt für Beide. Wirklich ſollten mir auch die Kenntniſſe des Profeſſors Cordova, welche den meinen eine neue Richtung gaben ſowohl als ſeine Zuneigung, die deine Freundſchaft theurer Euchar! mir ſchneller als ſonſt der Fall geweſen wäre erwarb, ja noch mehr die geheime Leidenſchaft, die ihn verzehrte, mir zum großen Nutzen gereichen. Er führte mich faſt gegen meinen Willen, du weißt es ja — und doch von einer lockenden Hoffnung gereizt, in den geheimen Spielſaal ſeines Hauſes. Er theilte mit mir den Glauben an ein fataliſtiſches Glück, beſſer als er hatte ich aber gelernt, daß nur inneres Gleichgewicht es zu feſſeln vermochte.“ —

„Mit einer Angſt, die ich nicht zu beſchreiben weiß, aber als gelte es mein Leben, meine Seligkeit ſelbſt, trat ich an den Tiſch und in der Nähe des Spiegels geſtellt, freute es mich mitten in dieſer Qual zu gewahren, daß meine Züge ruhig blieben, und daß das Zittern meines ſtark klopfenden Herzens ſich nicht den Fingerſpitzen mittheilte, mit welchen ich das erſte Goldſtück auf die Karte ſetzte; dennoch hatte ich faſt noch mehr die ganze Gewalt über mein Inneres und Äußeres vonnöthen, um nicht ein Spielball zu werden der Freude, die mich ergriff, als ich meinen inneren Kampf durch eine reiche Ernte belohnt ſah, in der ich eine Fügung des Verhängniſſes, die Verheißung einer glänzenden Zukunft zu erblicken glaubte. So ſpielte ich immer glücklicher, ſo glücklich, daß ich mich hätte ſchämen müſſen, wenn ich mir mit inniger Freude nicht bewußt geweſen, daß kein Kunſtgriff nöthig war, mir das willige Glück unterwürfig zu machen; nur in höchſt einzelnen Fällen, wo ein geiſtloſer im Überfluß ſchwimmender Glückspilz im Begriffe war, einen Gewinn einzuſtreichen, durch deſſen Verluſt er ſelbſt nicht ärmer wurde, ſondern nur das Gold verlor, das ſonſt zur Befriedigung der gröbſten Sinnlichkeit, zu der lächerlichſten Vergeudung, wo nicht zum nutzloſen Vermehren todtliegraber Schätze entehrt geworden war, habe ich — und es drückt mein Gewiſſen nicht — zu Kunſtgriffen meine Zuflucht genommen; auch reizte es mich wohl zuweilen durch meine größer angelernte Geſchicklichkeit Pfuſcherverſuche ähnlicher Art ſcheitern zu laſſen. So reifte mein Plan immer mehr, und es kam nur noch darauf an, den rechten Schauplatz für die Früchte meines Wiſſens zu wählen; nur noch eine Bedenklichkeit hielt meinen Entſchluß zurück; die Tochter des Alten, die ich ebenſo wenig in mein Geheimniß einweihen als in mein Haus aufnehmen durfte: aber auch in dieſer Rückſicht gab mir das Geſchick ein günſtiges Zeichen. Es fand ſich eines Morgens, daß das leichtſinnige Mädchen, mit deſſen Reizen es überhaupt auf die Neige ging, in der Nacht mit einem herumziehenden Muſikanten fortgelaufen war, und noch mehr, daß der Vater gar nicht darüber untröſtlich erſchien. Es ergab ſich vielmehr, daß ſie nicht einmal ſeine leibliche Tochter ſei, aber wahrſcheinlich in früherer Zeit in einem nicht weniger vertraulichen Verhältniß jedoch ganz anderer Art mit ihm geſtanden; und ſo hatte auch er, mein Vertrauter und Freund, der mir ſo herzlich ergeben ſchien, es auch war und noch iſt, keinen Anſtand genommen, mich, wenn es ihm hätte gelingen können, auf die verletzendſte Weiſe zu täuſchen. O! über die Menſchen! Kurz — ich verſchwand aus Wittenberg, und in Leipzig erſchien Johann Schröpfer. — Die tauſend Blicke, die Adalbert in ſeiner unſchuldigen Einfachheit nicht beobachteten, aber wie höhnend auf ihn fielen, waren von ſeinem Geiſt unter einer angenommenen Hülle; die, welche ihn kalt und gleichgültig zu Boden zu ſchmettern dachten, flehen um Rath von ſeinen Lippen, und zittern vor dem Ausſpruch derſelben; die, welche hohnlächelnd mit höhniſchen Drohungen ihm den Mund ſtopften, lauſchen nun mit Ehrfurcht dem leiſeſten Hauch ſeines Athems; auch dich habe ich gerächt, Euchar."

Er erzählte nun dem Freunde, wiewohl in gewählteren Ausdrücken, den in den Hauptumſtänden gleichen Fall, der ſchon in Krallers Schenkſtube vorgetragen worden.

„Ich habe zwar etwas ähnliches gehört" — erwiederte Euchar trocken — „aber noch mehr davon, daß der arme ſo übel mitgeſpielte Mann, der das Verdammungs-Urtheil der Welt durch Geiſter vernommen zu haben glaubte, nachdem er ſich einige Monate hindurch den Stillen im Lande angeſchloßen hatte, in eine ſehr traurige Gemüthszerrüttung gefallen ſei, und jetzt hier in ſeinem eigenen Hauſe, obgleich man ihn auf ſeinen Gütern ſagt, von den Ärzten vergeblich heimgeſucht und von ſeinen Dienern bewacht wird. Es thut mir leid um ihn. —"

„Lag das in meiner Abſicht? — Du haſt doch ſelbſt etwas ähnliches gethan? —"

„Nein, Adalbert! Ich ſcherzte aus Muthwillen. Du täuſchteſt aber um zu täuſchen, und er hatte dir mit Vertrauen genaht."

„Verdiente er es denn beſſer? Verdient Ihr es alle beſſer?" — fuhr Adalbert heftig fort, — „ſelbſt du nicht, der du für dich ſelbſt heuchelſt. Euch gegenüber macht mir mein Gewiſſen keine Vorwürfe; nur Einer gegenüber fühl' ich mich ſchuldig, der frommen, unſchuldigen Agnes, die nur die Wahrheit kennt."

„Ihretwegen bin ich hergekommen. — Ich wollte mein Verſprechen erfüllen. Sie leidet ſehr, und du haſt ſie geſprochen. —"

„Sie weiß Alles, Alles, meine Rechtfertigung ausgenommen, die dir allein vorbehalten war."

Haſt du dich denn gerechtfertigt? Bei Gott, nein! um ſo weniger, als du mir Alles gezeigt haſt, was aus dir hätte werden können, wenn nicht das Gewerbe eines elenden Taſchenſpielers, dich zu noch ärgeren Gaukelſpielen verleitet, weil ſie ſchlimmer als jene argloſen Künſte, die Wiſſenſchaft entehren, indem ſie ſie zum Betruge erniedrigen, und dennoch breiteſt du, ſo wie einſt der Verſucher in der Wüſte, alle deine reichen Schätze vor mir aus, in der Hoffnung, daß ihr Glanz mich bewegen wird, den unter ihm verſteckten Mißbrauch zu billigen. — Auch ſie zeugen gegen dich."

„Auch du, Brutus!" — ſagte Adalbert dumpf, plötzlich erbleichend — „du, der verſprach, nie aufzuhören, mein Freund zu ſeyn?" —

„Ja!" — rief Euchar entrüſtet, „im Vertrauen zu deiner Wiſſenſchaft, im Vertrauen zu der Freundſchaft, die du in demſelben Augenblicke täuſchteſt, — da wäre es Zeit geweſen, mir die Binde zu löſen, ſtatt wie du thatſt, ſie nur feſter zu ſchnüren! auch mich haſt du hinters Licht geführt, wie Alle. Laſſen wir das. Von Agnes wollen wir reden. Du haſt ihr Alles geſagt? Nun begreife ich ihren troſtloſen Kummer, ihre ſchreckenerregende Hinfälligkeit. Es ſcheint, daß ſie deiner harret."

„Die liebe Schwärmerinn hofft, daß ich Alles laſſen in das Haus ihres Vaters zurückkehren werde, und Gaſtwirth werden."

„Nun! und du bedenkſt dich noch? Beſſer ein ehrlicher Gaſtwirth, als ein vornehmer Betrüger. Er kann ſeinen Kunden gerade ins Auge ſehen, du kannſt es freilich auch, aber dürfen ſie in deiner Seele leſen? — Wie weit biſt du von deinem Ziele, Adalbert! — Kannſt du je die Rache genießen, nach der du trachteſt! Kannſt du der großen Geſellſchaft ſagen: ich bin der, den Ihr als einen Wurm zertreten, ausgeſtoßen habt? — das kannſt du nicht; denn der Verluſt der Glorie des Geheimnißvollen würde dir den Zauber abſtreifen! Wohin führt dich denn dein Weg — wenn du weiter gehſt, von Betrug zu Betrug, immer weiter bis in die Hölle dort, oder hier an den Galgen. — Ja! denn die Gefoppten ſind unverſöhnlich. —"

„Ich merke es, Euchar!" — ſagte Adalbert mit bitterem Gewichte, und kalt: — „Deine Schmähungen ſollen mir nicht warm machen. Ich glaube, du wirſt mir den Ausweg zeigen."

„Agnes hat ihn dir gezeigt! Möge ihr reines Gemüth dich leiten! — Folge ihr — du haſt keine Zeit zu verlieren, liegt es dir noch daran ſie zu ſehen. — Ihre Wangen ſind ohne Blut, ihre Augen erloſchen. Sie vermag kaum mehr den Körper aufrecht zu erhalten. Sie iſt ein Kind des Todes."

„Großer Gott!" — rief Adalbert plötzlich erſchüttert in der heftigſten Angſt — „und alles um mich in ſo wetigen Tagen. Nein! es iſt nicht möglich. — Eile zu ihr, Euchar, — ſehe ſie ſelbſt, ſage ihr, daß du mit mir geſprochen — was du willſt. —"

„Sehe ſie du ſelbſt! — doch nein!" — fügte er in ſich hinzu.

„Um Zeuge ihres Todes zu ſein, um die Vorwürfe ihres alten Vaters — Nein! Euchar! um mein — nicht um meinetwillen, um ihretwillen eile zu ihr — und wenn du nur einen Funken von Mitleid mit mir übrig haſt — bringe mir Nachricht" —

„Wohin — hier nicht!" — entgegnete Euchar raſch; — „Kommt es mir doch vor, daß jeder Augenblick, wo ich jetzt hier verweile, mich zu deinem Mitſchuldigen macht" —

Eine dunkle Glut überſtieg Adalberts Geſicht, dann wurde er wieder todtenblaß.

„Morgen," — ſagte er tonlos — „kurz bevor es dunkelt, ſollſt du mich an Agnes Bank im Roſenthale finden; — du kennſt ja die heimliche Stelle. — Ich habe lange in dieſem Kerker ausgehalten, auch ich brauche Luft und Freiheit. — Hörſt du, Euchar! verſäume nicht hinzukommen, um Agnes, nicht um meinetwillen; und dann, was du erfahren magſt — wenn wir uns dann nicht mehr wiederſehen, und du gewiß bald bei meinem Andenken etwas, was Reue ähnlich fühlen ſollteſt, dann thue Buße an ihr oder an ihrem Grabe." — Er klingelte.

Es lag etwas, doch mehr in ſeinem unbeſchreiblichen Blicke als in ſeiner tonloſen Stimme, das Euchar unwillkürlich erſchütterte: „Adalbert!" — rief er — „Du kommſt doch ſelbſt hin, ich werde dich doch wiederſehen?"

„Ich komme hin! Eben du wirſt mich wiederſehen und kein Anderer.“ — Er winkte dem eintretenden Diener, den Fremden zu begleiten, und war hinter den Apparaten durch eine Tapetenthüre verſchwunden. Euchar verließ das Haus mit ſchwererem Herzen, als er es betreten hatte.

In ſeinem kleinen Arbeitszimmer eingeſchloſſen ſtand Adalbert unbeweglich, die ſtarren Blicke auf den Boden geheftet, an dem Schreibepulte gelehnt, während ſeine Hand ſo krampfhaft in dem Buſen wühlte, daß er, als er endlich wie von einem Traume erwachte, ſie, ohne Schmerz gefühlt zu haben, blutig hervorzog, und ſie betroffen betrachtete.

„Mußte ich ſo Beſonnenheit wieder gewinnen, ſo zum Entſchluſſe kommen?“ — ſagte er ſchmerzlich lächelnd — „Muß ſchon ſo früh das eigene Blut mich überzeugen, daß ich am Ziele ſtehe. Mußte denn Euchar mir erſt zeigen, daß ich daran ſtand. O! — wie oft hat der Gedanke an ſeinen heiteren Beifall mich in unmuthigen Stunden erquickt! Fort denn, was hinterlaſſe ich auch hier? die Welt habe ich nie genoſſen — ihre Schalheit verſucht mich nicht. Die Wiſſenſchaft widert mich an — die Freundſchaft — ach, Euchar! wer hätte das gedacht, daß der Freund mir ſo den Rücken wenden, und die Liebe zu mir zurückkehren würde, und — ſterben. Agnes! dem Tode nahe! Brauchte es dahin zu kommen, kannte ich nicht ſchon ihren Werth! — Ich habe ſie ermordet, die Einzige, die mich noch an das Leben feſſeln konnte — denn ihre noch dauernden Athemzüge ſind ja nur Nachhall des Lebens. Muß ſie noch mit, oder ich ſie beweinen; der Schmerz wird doch zu ſüß für ſeine Kürze ſein. Sie kann nicht in mein Haus, ich nicht in das ihrige — ſo müſſen wir denn ein gemeinſames ſuchen. Sie kann ja nicht leben, ich auch nicht, aber was ich kann will ich, vielleicht kann ich ſo dazu beitragen ihren Todeskampf kürzer zu machen; aber die Welt muß mich kennen lernen, mit Beſchämung erkennen, daß ich doch ihr Meiſter ſei! — Zum Geſchäft denn."

Er ſetzte ſich zu ſeinem Pulte, brachte viele Papiere in Ordnung, zerriß noch mehrere. — Das aufgetragene Eſſen ſchlug er aus, verlangte nur eine Flaſche ſtärkenden Wein, und fuhr in ſeinem Geſchäfte fort. Er ging früher zu Bette, und ſchlief zu großer Beruhigung des alten Italieners, dem ſeine befremdende Stimmung — die zwar düſter wie immer in der letzteren Zeit, doch ihren früheren Unmuth mit einer lange vermißten Milde umgetauſcht hatte — aufgefallen war, ruhig und lange. Den folgenden Morgen ging er in den Saal hinein, wo die Apparate aufgeſtellt waren, und zerbrach einen großen Theil, der nur zu optiſchen Täuſchungen gedient hatte. Dann ſagte er zu dem Alten: „Freund! ſchnürt Euren Bündel, und haltet alles in Bereitſchaft. Ihr kennt ja alle Gelegenheiten der Wohnung — damit Ihr Euer Eigenthum, und was ich Euch ſchon zugeſtellt habe, wenn es Noth thut, den Klauen des Gerichtes entziehen könnt; das Haus iſt von Spähern umſtellt, und möglich, daß ich, wenn ich ausgehe, nicht einmal im Stande ſein werde zurückzukehren. In dem Falle werdet Ihr von mir hören."

Darauf ſchloß er ſich gegen ſeine Gewohnheit in ſeinem Ankleidezimmer ein. Nachdem er ſich dort eine geraume Zeit aufgehalten hatte, trat er, ſo wie geſtern bei

Euchars Beſuch angezogen hinaus und ſetzte ſich zum Schreiben.

„Nein!" — ſagte er plötzlich, nachdem er das Angefangene ein paarmal zerriſſen hatte — „den Namen meiner ehrlichen Eltern darf kein Mackel treffen. — Laß mich denn zum letztenmal Schröpfer heißen und ſein. — Er iſt ja der Schreiber."

Bald lagen zwei beſchriebene Blätter vor ihm, die indeſſen von verſchiedener Handſchrift ſchienen; auf dem Erſten ſtand:

„An die Welt und die Leute!"

„Ihr nanntet mich Euren Wohlthäter und buhltet um meine Gunſt, ſo lange ich Euch alle täuſchte. Dieſe Zeilen und das Innere meines Hauſes werden Euch überzeugen, daß ich es gethan. Freilich konnte ich durch dieſe Entlarvung meiner ſelbſt erſt wirklich Euer Wohlthäter werden, allein Ihr werdet vorziehen getäuſcht zu werden, und ſelbſt zu täuſchen."

„Ihr habt — zwar nicht Ihr alle, aber ſolche unter Euch, denen Ihr auch aus Täuſchung Eure Achtung geſchenkt, mich gering geſchätzt, unwürdig behandelt, als ich beſſer als Ihr war. Ihr habt mich erſt verehrt, als ich nicht ſchlimmer als Ihr, aber ſchlauer, meiner ſelbſt unwürdig mich betrug; und wenn ich mich nun ſelbſt für ſchlecht anerkenne, iſt es doch nicht Euch gegenüber, ſondern im Gegenſatze zu dem Guten, das, wiewohl in kleinen Theilchen, aber doch in jedem Herzen, folglich auch in dem Euren ſo wie in meinem verſteckt ruht. Auf dieſes, von dem Ihr ſelbſt nur wenig wißt, und das Ihr

„nur in ſolchen Augenblicken ſpürt, wo es ſich wie ein „Vorwurf, den Ihr Schwäche nennt, in Euch regt, habe „auch ich nicht geachtet, weil Euer Beiſpiel, das mein „Auge nur zu ſcharf auffaßte, mich hinriß. Die Schuld „an mir ſelbſt möchte ich gerne ausgleichen, und glaube „es zu thun, indem ich — wenn es ſonſt eine Strafe genannt werden kann, das menſchliche Leben aufzugeben, „dem Ihr alle Würde geraubt, und durch einen Köhlerglauben an übernatürliche Kräfte, den Glauben, der im „Vertrauen auf Gott und ſich ſelbſt beſtehet, zu erſetzen ſuchet — indem ich, ſage ich, meine Beſtrafung übernehme, damit ich Euch die Ungerechtigkeit erſpare, eine „Gerechtigkeit an mir auszuüben, die auch in Euren Händen Täuſchung wäre — denn bin ich auch ſchlechter als das „Gute, bin ich doch beſſer als Ihr, meine Mitſchuldigen, „die Ihr nur wähnt ein Recht an mir zu haben, weil ich „meine Schuld geſtehe, die Ihr die Eurige Euch ſelbſt „gerne verbergen möchtet. Auch betrog ich nur Euren Wahnglauben, Ihr betrügt um Glauben an Recht und Tugend, um das Glück des Lebens; mich habt Ihr um „dieß Alles gebracht. Ich verzeihe Euch, verzeihet auch „mir, daß ich Eure Leichtgläubigkeit täuſchte, mein Geſtändniß und mein Tod machen Euch ja um einen Unglauben reicher.“

„Jedem einzelnen aber, deſſen argloſes Vertrauen ich „verletzt habe, thue ich eine herzliche Abbitte. Muß ja „doch — die Welt will es ja — der Einzelne zu Gunſten „des Ganzen leiden, und mit dem Ganzen hatte ich es zu „thun. Die Liebe hat mich einen Irrthum einſehen ge-

„lehrt — und ein Funken von ihr liegt ja auch verſteckt
„in jeder Bruſt, darum verzeiht liebend dem Irrenden.“

Johann Schröpfer.

Auf dem anderen Blatte ſtand:

„Euchar! Sorge dafür, daß beiliegendes Blatt, ſo wie
„meine Leiche vor die Augen der Welt komme. Du beſonders
„haſt mich einſehen laſſen, wie ſehr ich geirrt habe,
„vielleicht iſt ſogar jenes Blatt ein Irrthum. Tröſte Agnes,
„wenn ſie mich überlebet. Es wird ja nur kurz ſein.
„Sorge dafür, daß ſie nur erfahre, was ſie hören darf.
„Sie iſt doch mein guter Engel geweſen, ob ſie gleich
„auch wie Du mein Todesengel war; — hätte die Welt
„mich nicht gelehrt, auch ihre Liebe zu verkennen, würde
„dieſe durch mich wohlthätig auf die Welt gewirkt haben.
„Ich habe meinem Verhängniſſe gefolgt, und ſtehe im
„Begriffe ihm noch zu folgen. Vergib mir, wie ich dir
„vergebe, tröſte dich damit, daß deine Härte und deine
„Bothſchaft nicht den Entſchluß, der in meiner Seele
„ſchlief, hervorgebracht, nur die Ausführung desſelben
„beſchleunigt hat, die länger verſchoben nur das Übel
„ſchlimmer gemacht. Du haſt mir alſo doch einen wahren
„Freundſchaftsdienſt erwieſen.“

Als er die Blätter überleſen hatte, legte er ſie zuſammen, und nachdem er ſchnell, nachläſſig, als wenn man ein verdrüßliches Geſchäft von der Hand haben will, die Schröpferiſche Larve und das ihr angemeſſene bereitliegende Oberkleid angezogen, ſteckte er die beiden Schreiben zu ſich, ſah auf die Uhr, und begab ſich noch lange vor der mit Euchar verabredeten Stunde ſchnell aus dem Hauſe.

Euchar war indeſſen ein Raub der heftigſten Gemüthsbewegungen geweſen. Der aufgeregte Zuſtand, in dem er trotz des äußeren Anſcheines von Kälte während ſeines Verweilens bei Adalbert ſich befand, durch das letztere Benehmen desſelben, das ihm einen Schauer eingeflößt hatte, legte ſich allmälig. Es war, als wirkte die friſche Luft wohlthätig niederſchlagend auf ſein Blut. Es wurde ihm nachgerade klar, daß der ſelbſtſüchtige Ärger, ſich einem leeren Schrecken vor einer bloßen Larve, einer lächerlichen Ehrfurcht vor einem Strahlenkranze, der ſich in eine plötzlich geborſtene Seifenblaſe aufgelöſt, hingegeben zu haben, ihn weit mehr als das Unrecht des Freundes aufgebracht, und daß der finſtere Unmuth, dem er Luft gegeben hatte, weit mehr durch das Gefühl ſelbſt getäuſcht worden zu ſein, als aus Theilnahme für Leute, über die er lieber gelacht hätte, entſtanden war. Nun fühlte er erſt, wie ſchonungslos er den vertrauenden Freund behandelt, deſſen ſtolze Beſchönigung des eigenen Unrechtes, nur der letzte ohnmächtige Verſuch ſei den Vorwürfen, die er ſich ſelbſt machte, von Lippen deren Ausſpruch ihm ſo werth war, vorzubeugen. Ja! es kam ihm, der dem Freunde deſſen Verhältniß zu dem Italiener als den Köder ſeiner Verwirrung vorwarf, vor, als habe Adalbert eben ihm, deſſen unheimliches Talent ihn zuerſt zur Nachahmung gereizt, ſtatt jenem ſeine Verirrung vorzuwerfen. Das Gefühl ſeines Unrechtes, und der Drang es wieder abzubitten gewann eine ſolche Gewalt über ſein weiches Herz, daß er ſogleich zurückgekehrt wäre, hätte nicht die Kälte, womit der verletzte Freund ihn verlaſſen, und die Hoffnung, daß eine tröſtlichere Nachricht von Agnes das ſicherſte Mittel ſei, eine Verſöhnung herbeizuführen, ihn davon abgehalten. Um ſo ſchneller trieb es ihn, ein thätiger, wohlthuender Vermittler zwiſchen beiden und dem Geſchicke zu ſein. Sobald es ihm gelungen war, Herr ſeiner ſelbſt zu werden, eilte er zu ihr. Mit Freude fand er, daß Joſepha's zärtliche Beſorgniß um die Freundinn, und die eigene Ängſtlichkeit, ohne ſich es ſelbſt bewußt zu ſein, übertrieben hatte. — Zwar nagte der Gram der Seele unverkennbar an ihrem Körper — zwar fand er ihr Auge halb erloſchen, Wangen und Lippen blaß, die Geſtalt zuſammengeſunken; allein es war keine ſichtbare Lebensgefahr vorhanden. Die Erſcheinung des treuen Freundes ihres Freundes ſchien ſogar ihre Lebensgeiſter zu erheitern, die ſchon kurz vorher durch eine Nachricht, aus der ſie neue Hoffnung ſchöpfte, belebt worden waren. Sie hatte erfahren, daß Schröpfer, ihrer Berechnung nach, ſeit der Stunde, als ſie ihn verlaſſen, keine Beſuche angenommen; ja ſelbſt das Gerücht von ſeiner Abweſenheit war zu ihr gedrungen. Zwar war er nicht zu ihr gekommen — indeſſen war doch dieſe Verborgenheit ein Zeichen, daß er ſich noch immer nicht entſchloſſen hatte eine Bahn fortzuſetzen, die ſie auf ewig trennen würde. Und als nun Euchar ihr vertraute, daß er den Freund geſprochen, ſo wie ſie in ſein Vertrauen eingeweiht worden, und ihr, dieſen entſchuldigend, vorſtellte, daß er Zeit brauche einen Entſchluß zu faſſen, gegen den ſeine Stellung in der Welt, wie falſch ſie auch ſei, ſich empören mußte, — erfüllte nun eine doppelte Hoffnung ihre Bruſt, in der Überzeugung einen Verbündeten in Euchar gefunden zu haben, der vielleicht einen Ausweg ausfinden konnte, den ihre völlige Unkenntniß mit der Welt ihr verbarg. —

Indeſſen verſchwieg dieſer ihr, ſowohl das den folgenden Tag verabredete Zuſammentreffen, als ſeine geheimen Beſorgniſſe, — und verbrachte ſo eine qualvolle Nacht in der heftigſten Unruhe ob des Freundes, und in vergeblichem Sinnen an ſeine letzten Worte, deren Ton einen geheimen Schauer noch in ihm erregte, während er zu gleicher Zeit reuig und eifrig auf Mittel ſann, deren Wirkſamkeit den Sturm in der Bruſt des Freundes beſchwören möchte. „Iſt denn" — ſagte er immer unruhiger zu ſich: — „ſein Vergehen ſo ungeheuer? Er hat die Welt zum Narren gehabt, und hätte er dieß nur ganz durchgeführt, hätte man ihm, ſo wie vielen anderen, Ehrenſäulen errichtet; allein der Entdeckung würde eine harte Strafe harren — weil das Publikum gerne auf ſich ſchelten läßt, ſo lange der Einzelne ſich ſelbſt zur Ausnahme machen kann, allein hier findet keine Statt. Indeſſen iſt es nun meine Sache, die Überſpannung der beiden Leute, ſie in der Tugend, er in der Zurechnung eigner Schuld herab zu ſtimmen. — Anſtecken ſollen ſie mich nicht mehr!" —

Allein dem Frieden nicht trauend, ja ſogar ahnend, daß Adalbert vielleicht das Roſenthal zu der Bühne eines traurigen Ausganges wählen dürfte, entſchloß er ſich ihm vorzukommen; und ſo den ganzen folgenden Tag in der Nähe desſelben herumſpähend, geſchah es, daß beide Freunde noch lange vor der beſtimmten Zeit am Eingange des Gehölzes auf einander trafen; dennoch hätte Euchar beinahe den Geſuchten ungekannt an ſich vorüber ſchlüpfen laſſen, hätte nicht ſeine frühere Begeiſterung für Schröpfer ihn ſogar mit dem Anzuge, in welchem dieſer ſich zu zeigen pflegte, längſt bekannt gemacht, und das rothbraune Geſicht mit den gewaltigen Brauen, deſſen nachgeahmte Larve ihn den Tag vorher erſchreckt hatte, nun unwillkührlich ſeinen Blick auf ihn gezogen. Ein Schauer durchfuhr ihn indeſſen, da er an dieſem Adalbert erkannte; ſo hatte er nicht erwartet, ihn zu ſehen. Schweigend folgte er ihm, der in ſich vertieft ſchnell fortſchritt, nach, bis das gelbe Laub der Bäume ſie jedem entfernten Auge verbarg. In der Nähe war alles öde und leer. „Warte doch, und nimm mich mit!" — flüſterte er, ihn am Arm faſſend, ins Ohr.

„Euchar!" — ſagte Adalbert zuſammenfahrend. Seine Stimme bebte, während doch die kleinſte Veränderung ſeiner Züge, durch den Firniß, der dieſe bedeckte, nicht zu bemerken war. „Zu früh! viel zu früh!"

„Und doch viel zu ſpät für meinen Drang, dir mein großes Unrecht abzubitten. Warum mußte auch Alles dazu beitragen, uns gegenſeitig zu reitzen Mein Unmuth erſchien dir als Verachtung; deine Zuverſicht mir als Trotz, weil jeder nur an ſich ſelbſt dachte, das war auch Schein, eine Täuſchung, der wir Beide unterlagen. — Dich verirrte lange eine eigenſüchtige Richtung deines Gemüthes, mich geſtern der eitle Zorn über die eigne Leichtgläubigkeit. Wollen wir uns an das halten, was wir beide an uns kennen, und bewährt gefunden, unſere ehrliche Jugendfreundſchaft."

„Euchar!" — entgegnete Adalbert mit einem Anflug von Wehmuth, die er vergebens zu bekämpfen ſuchte, während ſie beide, ohne auf ihre Schritte zu achten ſich in dem Gehölze vertieften. „Es freut mich die Gewißheit mit mir nehmen zu können, daß du meiner freundlich gedenken wirſt; allein die Erfahrung, daß wir, wir beide uns ſo gegenüber haben ſtehen können, hat mich von nun an, Allem was menſchlich iſt entfremdet. — Ich will dich nicht täuſchen, wir ſprechen uns zum letztenmal."

„Und wäre ich eine Stunde ſpäter gekommen, hätten wir uns wohl gar nicht geſprochen, Adalbert! und du hätteſt einen ewigen Vorwurf in meine Bruſt geſenkt. — Verdient die erprobte jahrelange Freundſchaft wegen der eigenſüchtigen Aufregung einer Stunde ſolche Strafe, was verdient denn —"

„Ich?" — unterbrach ihn Adalbert ſanft — „du ſiehſt, daß ich an mich ſelbſt gedacht habe — gewiß nicht daran, dir Wehe zu thun — im Gegentheil! ich möchte dich von dem Gefühl befreien, einen noch lebenden Betrüger Freund genannt zu haben."

„Du fragſt nicht nach Agnes? —"

„Iſt ſie todt? —" rief Adalbert heftig.

„Nein! und ſie wird leben, hoffe ich zu Gott! inſofern du ſie nicht tödteſt!" —

„Warum" — fragte Adalbert, der ihm lange ſpähend ins Auge geblickt hatte — „haftet dein Blick immer auf meiner Bruſt; glaubſt du die Schläge meines Herzens durch die Kleider belauſchen zu können?"

„Wenigſtens" — entgegnete Euchar, ihn ſchnell an der Bruſt faſſend — „wird meine Hand ſie fühlen können. Ha!" — fuhr er fort, ihm ſchnell in den Buſen greifend, und eine Piſtole hervorziehend: — „So hat meine Ahnung mich doch nicht getäuſcht — ich habe deine Abſicht errathen.

Hinweg, ſie brennt in meiner Hand, als wäre ich dein Mörder.“ — Er ſchleuderte mit ſeiner ganzen Kraft die Piſtole in das Gebüſch.

„Was thuſt du da? — rief Adalbert heftig ihm nach dem Arm faſſend. — „Nun, wohl! du haſt meine Abſicht errathen. Denkſt du aber durch Beraubung des unſchuldigen Werkzeugs jene auch beſeitigt zu haben! Du kennſt meine Entſchloſſenheit, und haſt nur durch das Weiterrücken meines Zieles mir einige ſchwere Stunden und dir ſelbſt die Qual vergeblicher Bemühungen, die du uns beiden hätteſt erſparen können, zugezogen.“ —

„Die Gefahr des Augenblickes iſt beſeitigt, und ſo hoffe ich Alles!“ — ſagte Euchar erleichtert.

Adalbert lächelte bitter. In dieſem Augenblick raſſelte es in den Gebüſchen, gegen die ſein Auge noch gerichtet war, und in einer mäßigen Entfernung von ihnen ſchritt oder hüpfte vielmehr über den ſich hinſchlängelnden Fußpfad, dem ſie folgten, eine befremdende Geſtalt, die bei ihren Anblick die Hand wie abwehrend erhob, und dann wie ein Blitz unter den Bäumen an der anderen Seite des ſchmalen Weges verſchwunden war. — Es war eine große ſtarke Figur, Schröpfers Hülle beinahe entſprechend, von einem grauen Schlafrock ähnlichen Kaſſeking umgeben, mit einer gepuderten Lockenperücke auf dem Kopfe, ſo wie jener, mit blaſſen hinabhängenden Wangen und ſtieren Augen, die Geiſtesverrücktheit und zugleich Entſetzen ausdrückten. Beide blieben betroffen ſtehen, die ſchnell gewechſelten Blicke belehrten ſie, daß ſie die Erſcheinung trotz ihres wunderlichen Auftretens gekannt hatten.

„O! Nemeſis!“ — rief Adalbert, doch nicht mit dem heiteren Ton, wie einſt in Krallers Gaſtſtube. „Muß ich ihn ſo, und eben jetzt wieder ſehen."

„Er muß ſeinen Wärtern entflohen ſein, und iſt ſo von der Scylla entſchlüpft in die Charybdis gefallen" — verſetzte Euchar — „denn ſein Entſetzen ſcheint zu erkennen zu geben, daß er eben die beiden erkannt hat, die ahnungslos ein Geſchick über ihn verhängt, dem er vergebens zu entfliehen ſucht, und das nun in Uns dem ſich hier ſicher Glaubenden entgegen trat. — Laß ihn! Die Seinigen werden ihn wohl finden. Wir dürfen weniger als alle anderen ihn einzufangen helfen, darum wollen wir ihn wie alles Unheimliche hinter uns bleiben laſſen. — Irre ich mich nicht, können wir nicht weit von Agnes Bank ſeyn. Warum zitterſt du, meinte ich doch, daß die Beſonnenheit dich nie im Stiche ließ — Es iſt nicht Spott Adalbert — ich nehme ſie ganz in Anſpruch, denn uns ſteht eine ernſte Stunde bevor. —"

„Meinſt du mir anderes ſagen zu können, als ich mir ſelbſt geſagt — ach Euchar! warum biſt du zu früh hergekommen. Agnes Leben, deine Freundſchaft kann mir meinen Entſchluß nur erſchweren, nicht verändern. Ich habe mit der Welt abgeſchloſſen."

„Adalbert! Agnes lebt und hofft!"

„Mein Scheinleben würde ihr ein langſamer Tod. Ich kann nicht Gaſtwirth ſein! — und wenn ich es auch wollte? — Als Schröpfer konnte ich mich einer entehrenden Entlarvung bloßſtellen, als Adalbert nicht, darum muß Adalbert Ruhe in Schröpfers Grabe ſuchen; ſelbſt entfliehen kann er nicht, — du haſt Recht Euchar! und haſt mir ſelbſt das Beiſpiel geliefert — der gefährlichſte Feind iſt ein gefoppter Gegner, der ſich beſchämt fühlt. Sie werden Schröpfern keine Ruhe als nur im Grabe gönnen — Adalbert würde vor ihren Luchsaugen nicht ſicher ſein, und an ihn würde die Welt die Entdeckung noch ſchärfer als an Schröpfer rächen."

„Alſo — Furcht?"

„Nein! nur Sehnſucht nach Ruhe — Ruhe im Innern, — die kann Adalbert nie finden, ſo lange Schröpfer lebt. — Er kann den Blick, die Nähe bloß des Getäuſchten nicht ertragen, deſſen Nachſucht jenen noch immer zu finden hofft; nur dem todten Feind verzeiht und nur ihn vergißt man. Könnte Schröpfer allein ſterben, wäre es möglich, daß Adalbert leben würde. Aber Adalbert würde ſelbſt an Agnes liebender Bruſt für Schröpfer büſſen müſſen, und keine Ruhe finden, ſo lange jener nicht in Aller Überzeugung todt wäre, und beide ſind nicht zu trennen. Agnes liebt mich — ich weiß es, aber Liebe dauert über das Grab hinaus, und nur durch das Hinwerfen deſſen, was ihrer unwürdig, hoffe ich ihrer würdig zu werden."

„Durch einen Selbſtmord?"

Ein bitteres Lächeln zog ſich trotz des ſtarrmachenden Firnißes ſeines Geſichtes um ſeinen Mund. „Und iſt das Leben, das wir in der Welt führen, nicht auch ein langſamer Selbſtmord? wird eine That ſchlimmer, weil ſie in einer Secunde raſch vollführt wird, und gut, weil ſie erſt nach dem Hinarbeiten langer Jahre darauf, wie von ſich ſelbſt, zu Stande kömmt, wird —"

Ein nicht ſehr entfernter dumpfer Schuß unterbrach ihn.

„Mein Gott!" rief er zuſammenfahrend — „was war das? vielleicht iſt ein Unglück geſchehen — laß uns zu Hülfe eilen!"

„Seht mir den Burſchen!" — rief Euchar, ihn mit einer Thräne in den Augen betrachtend: — „Sein Verſtand klügelt ihm aus, daß er der Welt entfremdet ſei, und die Menſchen haſſe, dennoch hat er Mitleid mit allem, nur mit ſich ſelbſt nicht."

Sie drangen ſchnell durch die Gebüſche, ſtanden aber bald betroffen ſtarr da vor dem entſetzlichen Anblick, der ſich ihnen darbot. Der unglückliche Wahnſinnige, der kurz vorher an ihnen vorüber geſtreift war, lag dicht vor Agnes Bank, blutend, mit zerſchmettertem Kopf, das Geſicht durchaus unkenntlich, todt zu ihren Füßen. Neben ihm, ſeiner Hand entfallen Adalberts Piſtole. Daß nur der Irrſinn dieſen Tod über ihn verhängt hatte, war nicht zu bezweifeln, indeſſen war der wirre Gedankengang, der ihm dieſen herbeigerufen, unmöglich zu ermitteln, vielleicht hatte der unverhoffte Beſitz eines ihm in ſeinem Zuſtande gewiß ſchon lange vorenthaltenen Schießgewehres dieſen ſchnellen Entſchluß herbeigeführt, oder vielleicht noch mehr die plötzliche Erſcheinung der erkannten Zerſtörer ſeiner übermüthigen Träume, welche wohl nicht weniger erſchütternd auf ihn, als ſeine Erſcheinung auf ſie gewirkt hatte. Wenigſtens trat dieſe Vorſtellung blitzſchnell vor Euchars Phantaſie, und höchſt erſchüttert, durch einen Vorfall, der Beider augenblickliche Stimmung ſo nahe berührte, brach er unwillkührlich in Worte aus, die von der beſonnendſten Erwägung eingeflüſtert ſchienen.

„Armer Todter! Du biſt auch deinem Verhängniſſe gefolgt" — rief er. — „Mußte denn dir es mein Arm ſein, der noch willenloſer als ſein Herr die Piſtole links hinwegſchleuderte, wäre es rechts geſchehen, lebteſt du noch. Ich ſage mich frei, denn ich bin nicht dein Verhängniß, und möchte auch nicht das Verhängniß irgend eines Menſchen, und am allerwenigſten durch Worte ſein, die unbedingt aus dem Innern fließen, und nicht ahnen, daß ſie, bevor ſie in der Luft verklungen ſind, dem noch unbewußten Willen eines Andern ein Orakelſpruch geworden ſind. So geſchah es geſtern mit meinen Worten, denn es iſt mir klar Adalbert, daß nur ſie dich verleitet haben, die Piſtole zu laden, die auch, ohne daß du es ahneteſt, ein Unheil geſtiftet, von dem es ſich ſchwer beſtimmen läßt, ob es größer oder kleiner, als das iſt, das in deinem Kopfe gährt; glaubſt du dafür büßen zu müſſen? — Welch' ein ſcheußlicher Anblick. Sieh' Adalbert! — wäre ich eine Stunde ſpäter gekommen! — Ein eckelhafter Fraß des Wurmes, von dem ſich jeder menſchliche Blick mit Abſcheu kehrt, ſtatt deſſen jetzt meine Augen auf deiner kräftigen Geſtalt, die ein geſundes Blut noch willig umſchließt, liebevoll und doch bange ruhen. Bedenke, wenn ich, der ich dich liebe, dich ſo vor mir liegend ſehen müßte, wenn Agnes nun ſo vor deinem zerſchmetterten Gehirn ſtände. Adalbert! — willſt du uns noch einen ſolchen Anblick vorbehalten?"

Adalbert ſchlug die Hände vor die Augen. Er konnte nicht den Anblick der ſcheußlichen Leiche, in der er wirklich die eigne zu ſehen glaubte, ertragen.

Euchar errieth ihn. „Deine Leiden ſind vorüber" — fuhr er fort — „er hat ſie geendet ohne Schuld, denn er hatte die Zurechnungsfähigkeit verloren. Mögen denn ſeine todten Überreſte, die letzten Früchte des vielfachen Verſchuldens ſeines jugendlichen Übermuthes, jenes verſöhnend, einernten. — Auf Taſchenſpieler! ende denn deine von jetzt an hingeworfenen Künſte mit einem Taſchenſpielerſtreich. Schlage zum letztenmal eine Wolte, allein dießmal mit den Kartenblättern die Menſchen heilen. — Das eine iſt ſchon vor der Kunſt zerriſſen, daher ſchone das andere. Da liegt Schröpfer; ziehe ihm die Hülle an, die du trägſt, damit Adalbert Muth erhalte zu leben. — So werden doch Beide getrennt. Sein Geſicht erkennt Niemand mehr, und du vermagſt ja dein Fremdes abzuſtreifen. Hörſt du nicht — laß deine Beſonnenheit, deine Geiſtesgegenwart noch einmal ſiegen. Gib Agnes das Leben wieder, mir ein ruhiges Gewiſſen, dir eine neue Selbſtſtändigkeit. — Wird Schröpfer hier gefunden, wird ihn Niemand in Adalbert ſuchen. Der Abend nahet, der Mond trennt ſich ſchon ſchärfer von dem blauen Himmel. — Wir haben keine Überraſchung zu befürchten; du, der du an ein Verhängniß glaubſt, vor Agnes Bank, wo du mich hinbeſchieden hatteſt, um dich ſo zu ſehen, erſtarrt ſchon vor deinen Augen Schröpfers Blut!" —

Dieſe unverhoffte Wendung, ſo wie der ganze Vorfall, der ſo beinahe eine eben ſo befriedigende wie überraſchende Antwort auf Adalberts ahnungsloſe Worte darbot, gab Euchars Aufforderung ein Gewicht, dem er nicht widerſtehen konnte. Er warf ſich mit einem durchaus neuen Gefühl des Lebens an des Freundes Bruſt. Hatte er doch nicht einmal daran gedacht das Etui abzulegen, von welchen er ähnliche in allen ſeinen Kleidern trug.

die Mittel eine augenblickliche Verwandlung zu fördern, enthielten. Übrigens mußten die Gewohnheiten ſeines vorigen Lebens, ihm die leichte Ausführung ſogleich einleuchtend machen. So entſchloß er ſich denn der Eingebung des Augenblicks zu folgen. Was auch geſchehen würde, die ſchwere Laſt fühlte er von ſeinen Schultern abgewälzt. Der Umtauſch der Verhüllung ging noch leichter von Statten, als er ſich gedacht, denn Adalbert und der Todte waren unter dem äußeren Kleide in ſo ferne ähnlich angezogen, als ſie Beide zu der guten Geſellſchaft gehörten; und damit fertig, fand Euchar, daß ſein Überrock, wiewohl für ihn kleiner zugeſchnitten, wenigſtens in der Dämmerung Adalberts Geſtalt nicht entſtellte. Dieſer zerriß unbemerkt das dem Euchar beſtimmte Blatt, und ließ das andere bei dem Todten; mit den dieſem gehörenden Gegenſtänden, die entfernt werden mußten, unter dem Arm, verließen ſie von keinem Menſchen im Innern deſſelben begegnet, das Roſenthal. —

Wirklich fühlte Adalbert, als er einmal die Gegenwart von — und die Vergangenheit hinter ſich geworfen hatte, ſich ein ganz neuer Menſch, deſſen Beſtreben vom erſten Augenblicke an darauf hinausging, der ganz alte zu werden. Mit einem Triumph, den ſeine Augen niederſtrahlten, führte Euchar den jetzt willig Folgenden in Krallers Haus, in Agnes Zimmer, das er ſeit ihrer erſten Trennung nicht geſehen hatte. Sie ſchrie vor Freude laut auf, aber das Entzücken, womit ſie in ſeine ſie umfaſſenden Arme ſank, gehörte nicht der irdiſchen Liebe. Es galt der Rettung ſeiner Seele, daß es ſich auch um die ſeines Lebens gehandelt hatte, erfuhr ſie nie. Selbſt

Kraller umarmte ihn gutmüthig, ja ſelbſt dankbar, als den Lebensretter ſeiner Tochter. Joſepha ohne zu ahnen, wie ehrerbietig ſie ihm jüngſt genaht, aber ſeiner doch von dem väterlichen Hauſe her, mit Mißbilligung denkend, konnte doch dem Freund Euchars und den Geliebten Ihrer Agnes nicht zürnen.

Den 9. October 1774 war die Neuigkeit, daß Johann Schröpfer den Tag vorher ſich im Roſenthale erſchoſſen, noch vor Mittag in ganz Leipzig verbreitet, und hatte auch Krallers Haus erreicht. Die Beſtürzung war unter allen Claſſen allgemein, und unter der öffentlichen Beſprechung und dem Bedauern dieſes Vorfalles kam ſo viel gutmüthige Theilnahme zum Vorſcheine, daß Adalbert nicht bloß dadurch, aber noch mehr durch das gelungene Beſtreben mehrerer angeſehener Männer, die ihm näher geſtanden hatten und ihm geneigt geweſen, die gefundenen und als die ſeinigen erkannten Überreſte der Schande eines ehrloſen Begräbniſſes zu entziehen ſich tief bewegt fühlte; ja es beruhigte zudem die beiden Freunde, des ſchuldloſen Leichnams wegen, der nahe daran war der Benennung gemäß, von der er im Leben ſich verfolgt gewähnt, beſtattet zu werden, während der wahnſinnige Flüchtling lange vergebens geſucht, bis er endlich als Verſchollen angeſehen wurde.

Allein ganz anders wurde die Stimmung in Leipzig gegen Schröpfer, als die geheimen Apparate ſeines Treibens zum Vorſchein, und dabei das bei der Leiche gefundene und im Anfang heimlich gehaltene Schreiben, wenn auch nicht zu öffentlicher, ſo doch zur allgemeinen Kunde kam. Die Stimmen, die mit den verächtlichſten

Benennungen ſich gegen den Todten erhoben, zeigten von einem ſo bitteren Haſſe, daß dieſer gewiß nicht geruhet haben würde, dem Lebenden nachzuforſchen. Adalbert, der dieß vorausgeſehen hatte, — hörte mit Reue dieſes Schreibens erwähnen. Euchar lächelte dazu. —

Bald trennten ſich Beide, ſo wie auch die Freundinnen. Adalbert fand ſich zufriedener in ſeiner proviſoriſchen Stellung als er gedacht hatte. Kraller, über die täglich zunehmende Geneſung der Tochter ſeelenfroh, war es zufrieden, den Schwiegerſohn in ihm zu betrachten, ohne doch häusliche Dienſtleiſtungen von ihm zu fordern, wiewohl Adalbert ſich freiwillig Mühe gab, in ſeinem Äußeren wenigſtens dem vormaligen ſchlichten Adalbert ähnlich zu ſehen.

Es lag ihm indeſſen ob, um ſeine Ehe mit Agnes, worauf nun Kraller ſelbſt mit einer befremdenden Eile trieb, zu Stande bringen zu können, ſich als Adalbert, den man für verſchollen gehalten, zu bewähren. Dieß fiel ihm mit Euchars Hilfe nicht ſchwer; allein kaum wurde ſeine Rückkehr den Erben ſeines Oheims bekannt, als ihm von dieſen wirklich der ausbezahlte Reſt des Legates abgefordert wurde. Adalbert hatte von den in ſeinem Hauſe ſich befindenden Koſtbarkeiten keine mitgenommen; theils aber, damit ſein Tod nicht für den Erfolg einer fremden Frevelthat gehalten werden konnte, theils auch vielleicht, um die Behörde zu einem ſchonenden Verfahren mit ſeiner Leiche zu bewegen, eine ziemlich gewichtige Börſe zu ſich geſtecket. Es fiel ihm alſo nicht ſchwer, jener Aufforderung ohne Widerſpruch zu genügen. Er hatte freilich ſchon lange vorher von den

Berichten erfahren, daß weit weniger Baarſchaften und Koſtbarkeiten, als er dort gewußt hatte, in ſeinem Hauſe gefunden wurden, welches ihm aber ſehr begreiflich wurde, weil das Gericht ihm auch berichtete, daß der alte Italiener, der als ſein Diener angeſehen wurde, und folglich ſeine Entlaſſung ruhig im Hauſe hätte abwarten können, plötzlich verſchwunden war. — Und ſo hatte er denn keine Entdeckung mehr zu befürchten. — Schröpfers Nachlaß reichte indeſſen hin, ſeine Schulden zu bezahlen.

Von dieſem Augenblicke hören alle directen Nachrichten von ſeinem folgenden Leben auf. — Indeſſen konnte er wohl an Agnes Seite ganz glücklich werden. Und was hatte er verloren? Durſt nach Auszeichnung, Groll über die Welt hatte wenige Jahre hindurch ſeinen beſſeren Durſt nach Wiſſen verdrängt. Von der Welt hatte er wenig genoſſen, weil er nur darauf bedacht war, ſich über ſie zu erheben. Stat' flüchtigen Liebſchaften, die ſeine Stelle von ihm entfernte — hatte eine wahre Liebe ſich ihm anbewahrt, und beſaß er nur einen Freund, konnte dieſer eine doch leicht Dutzende aufwiegen; konnte er, noch Inhaber dieſer Schätze, in die gemeine Alltäglichkeit des Lebens ganz und auf immer zurückſinken? — Wir wiſſen es nicht, doch wahrſcheinlich iſt Euchar, der einen practiſchen Sinn für die Stellungen des Lebens hatte, und immer den rechten Mittelweg zu finden wußte, wo der Freund, trotz ſeiner beſonnenen Entſchloſſenheit doch bei jedem großen Wechſel ſeines Geſchickes nur zu geneigt war, Alles auf die Spitze zu ſtellen — ihm in dieſer Rückſicht ein treuer Freund geblieben. Wir wiſſen nur, daß ſeine Hochzeit mit Agnes und Krallers Tod ſich nahe gefolgt ſind, und daß die Wirthſchaft unmittelbar darauf verſchloſſen und verkauft worden iſt. Später will man auf einem kleinen Landgute Spuren von ihm gefunden haben, wo er in der Mitte heiterer Kinder und an der Seite einer rüſtigen Frau, die ihm alle Sorge für das Hausweſen abgenommen, das ihm einſt von Gellert angeprieſene patriarchaliſche Leben wie wohl ſpät genoß; wobei er doch mit Ernſt und Eifer auf's neue den ihm wieder lieb gewordenen Naturwiſſenſchaften oblag, und Vieles niederſchrieb; man will ferner wiſſen, daß er daſelbſt bei ſeiner Ankunft mehrere bedeutende phyſicaliſche Apparate vorfand, die Euchar aus Schröpfers Nachlaß insgeheim an ſich gebracht haben ſoll, ſo auch, daß er ſpäter viele Schüler gehabt, die ſeinem dringenden Willen gemäß, viele von ihm gemachte Entdeckungen unter ihren Namen an den Tag brachten, und viele wiſſenſchaftliche Schriften, die eigentlich ihn zum Verfaſſer hatten, herausgegeben. Sich ſelbſt hatte er der Dunkelheit geweiht. Die Welt hat nie ſeinen wahren Namen erfahren.

Das Lied vom Golde.

1.

Will Euch gern ein Liedchen ſingen
Schafft mir einen Stoff nur her,
Altes will heut nicht mehr klingen,
Neues aber ſtets zu bringen
Hält in unſern Zeiten ſchwer.

2.

Zechgeſänge, ſchnell vergeſſen,
Liebeslieder ſüß und hold
Zu vermehren, wär' vermeſſen
Drum, was Dichter nie beſeſſen,
Sing' ich Euch, ich ſing' das Gold.

3.

Liebes Gold, der heut'gen Zeiten
Wunderbares Götzenbild;
Kannſt Unmögliches bereiten,
Wirkſt in unermeſſ'nen Weiten,
Teufelswerkzeug, Laſter's Schild.

4.

Minneſold durch dich zu kaufen
Braucht man nicht erſt Zeus zu ſein:
Wer dich heut beſitzt in Haufen
Wird von Bildung überlaufen
Über Kunſt und Künſtler ſchrei'n.

5.

Gilt für kompetenten Richter
Deſſen, was er nicht verſteht,
Salomonis Sprüche ſpricht er,
Journaliſten, magre Dichter
Haben ihn zum Gott erhöh't.

6.

Retter ſchlechter Bühnenſachen,
Gold, du machſt die Klugen dumm,
Dummen läßt du Geiſt erwachen,
Mußt zu Künſtlern Stümper machen,
Schiefes grade, Grades krumm.

7.

Und die Wiſſenſchaften alle
Sammt der freien Künſte Schar,
Bringſt du tückiſch gern zu Falle,
Folgen ſie erſt deinem Schalle
Wird mir ihr Verderben klar.

8.

Wahrer Künſtler trotzt dem Golde.
Der dich, Dämon, drum nicht hat,
Steht zwar nicht in deinem Solde;
Doch bei Rheinweins flüß'gem Golde
Ruft er froh dir: pereat!

August Kahlert.

Geburts- und Todestag.

Wie dem Menſchen ſind zwei Ohren
Und zwei Augen angeboren,
Nebſt zwei Füßen, gar behende,
Wie auch zum Disput zwei Hände —
Alſo hat er auch zwei Daten,
(Man verſtehe) — einen Tag,
Den er überlegen mag —
Und den andern — zum Errathen.

A. v. Maltiz.

Bettler-Bemerkung.

Viele ſchenken wohl dem Blinden
Ihres Buſens Kupfergeld,
Wen'ge heben auf vom Boden
Ihm den Heller, wenn er fällt.

J. v. Maltitz.

Nachtfahrt nach Türnitz.

Der Vogel ſingt nur Morgenlieder,
Und Abends ſucht er in Zweigen ſich Ruh'. —
Aber der Menſch ſingt auch den goldenen Sternen
Dem Himmel, dem dunklen und nächtigen zu. —
Schön iſt's, im Morgen auf Bergen zu wandeln,
Wenn die ſteigende Sonne die Welt belebt;
Aber heil'gere Schauer durchrütteln den Buſen,
Der zwiſchen den nächtlichen Felſen ſich hebt.

Alles iſt ſtille,
Es ziehen die Wolken
An Sternen vorüber,
Die ſchauen herunter
Mit funkelnden Blicken

Und bewachen voll Liebe
Die ſchlummernde Welt.
Nur des Waldbachs Rauſchen,
Des Hammers ernſtes,
Fernes Getön,
Und unſerer Stimmen jubelnder Klang
Schallet das ruhende Thal entlang.

Und in manchen muntern Tönen
Und in manchem ernſten Lied,
Leuchtet auf, wie jene Sterne
Das begeiſterte Gemüth.
Doch das Schönſte, was wir ſingen
Zwiſchen dieſen ſchwarzen Höh'n,
Iſt das Liebchen in der Ferne:
„Lebe wohl auf Wiederſeh'n!"

von Hermannsthal.

Hilmar an Emma.

Am Tage ihrer Vermählung.

Nimm, o Freundinn, — denn nur dieſer Name
Blieb mir aus der alten Zeit zurück —
Nimm ihn, meines Herzens ganzen Segen!
Freude kränze dich auf allen Wegen,
Endlos blühe dir der Liebe Glück!

Du, die durch der Anmuth Engelſchöne
Aller Männer Herz bezaubern kann,
Werth, daß liebend jede Bruſt dir ſchlage,
Schenkſt an dieſem jubelvollen Tage
Dich dem Einen hochbeglückten Mann.

O, wie wird er ſtolz und wonnetrunken
Des gelung'nen, großen Wurfs ſich freu'n,
Hand in Hand mit dir durch's Leben gehen,
Seinen Himmel dir im Auge ſehen,
Und ſich dünken ſelbſt ein Gott zu ſein!

Aber nicht die Grazien der Mienen,
Nicht allein der ſeelenvolle Blick,
Nicht der Roſenſchimmer deiner Wangen,
Nicht der Jugend blüthevolles Prangen
Wird ihm gründen ſeiner Liebe Glück;

Mehr noch iſt der Adel deines Geiſtes,
Deines Herzens Zartgefühl ihm werth,
Jene Blüte, welche nie veraltet,
Schöner, himmliſcher ſich ſtets entfaltet,
Die kein Winter, keine Zeit zerſtört.

Der gemeinen Erdenwelt entnommen,
Kennt er keine Sorge, keinen Schmerz,
Über jedes Schickſal kann er ſiegen,
Und in ſtolzem, göttlichen Genügen,
Wie im Schooß des Himmels ruht ſein Herz.

Doch vergib, wenn eine Wehmuthsthräne
In den Becher dieſer Freude fällt!
Dieſes Glück, ſo tief durch dich empfunden,
Ewig, ewig iſt es mir entſchwunden,
Einſam ſteh' ich in dem All der Welt.

Still, betrognes Herz! Was ſoll ich klagen?
Hin iſt hin, Verlornes kömmt nicht mehr!
Laß die kurze Täuſchung mich vergeſſen,
Nur im Traume hab' ich dich beſeſſen,
Das Erwachen iſt nun arm und leer.

Neuffer.

Der Trauring.

Ich geb' ein gold'nes Ringelein
Mein holdes Mädchen dir,
Es ſoll der Treue Zeichen ſein,
Und Bild von mir.

So wie das Gold am Ringelein,
So iſt auch mein Gemüth,
Und wie das Gold die Liebe rein,
Die mich durchglüht.

Ein Ende ſuchſt am Ringelein
Du wohl vergeblich auf;

So endlos iſt die Liebe mein —
Die Hand darauf! —

Drum nimm mein gold'nes Ringelein
Du Mädchen zart und hold,
Du ſollſt mir wahrlich lieber ſein
Als Gut und Geld! —

Kaſer.

Freundſchaft.

Meinem Freunde A. B.

Wenn ein ſterbliches Haupt Kronen des Waffenruhms,
Und der ſtillere Kranz, welchen die Muſe pflückt,
Wenn beglückende Liebe
Zum Olympus ein Herz erhöh'n;

Dann erweitert ſo ſtolz ſich der gehobene
Buſen, ſchwelget in Luſt; und den Beglückten leih't
Dann des Rufes Poſaune
Auch den Namen des Glücklichen!

Aber iſt er es auch, wenn du ihm heilige
Freundſchaft! wenn du ihm nicht kühlende Labung beut'ſt,
In der Schwüle des Glückes
Ihm die ſchattende Palme biſt?

Nein! dann iſt er es nicht, eigene Fülle beugt
Ach! zur Erde ſein Haupt, und den geſchloßenen
Buſen zehret die Flamme
Seiner eig'nen Glückſeligkeit!

Aber wie, wenn ein Sturm ſchnell, mit geflügelter
Wuth, erbrauſet und raſ't, wenn nicht des Glückes Schein,
Wenn des Unglücks Gewitter
Ihm zur Erde den Scheitel ſenkt?

Ach! wie trüg' er es dann, wenn kein gefühlvoller,
Kein mitweinender Blick theilte den Flammenſchmerz:
Keine tröſtende Lippe
Seiner Wimper die Thrän' entküßt!

Irr und wankenden Schritts ſchweifte ſein Fuß umher,
Felſen klagt er ſein Leid, klagte dem blaſſen Monde,
Aber Felſen und Monde
Ach! vernähmen die Seufzer nicht.

Heil! mir lächelteſt du labend im Sonnenſchein;
Mir dann ſchützend, als ſich wüthend der Sturm erhob;
Drum will ich dir, Freundſchaft!
Ewig Kronen des Dankes weih'n.

F. Piegnizz.

Der Mutter Bild.

„Heiſa!“ — Gläſer hallen, Würfel klappern daneben; —
Und ſpäte Nacht ſchon: Was, Brüder, heißt das ein Leben?
„Was Heute bringt, Heute verzehrt,
„Wer weiß, wie lange der Plunder währt!“ —

So treibt es im tollen Verein
Eine Rotte Buben, bei Lampenſchein —
Und Einer, von Allen, ein toller Gaſt,
Setzt, verliert, lacht, jubelt, raſ't. —
Eins wandert dem Andern nach: Uhr, Ring,
Und manches andere liebe Ding. —
Weg alles! — Da wirft er mit frecher Hand,
Ein Bildniß hin, an ſeidnem Band:
„Der Rahmen iſt Gold — All oder nichts! —
„Was frommt der Tand?“ — Spricht's,
Verliert — und ohn' and'res Wort
Stürzt er durch Nacht und Grauſen fort. —

Die Heimreis, — zwei Stunden vom Vaterhaus
Und wirft ſein Beſtes ſo ſchnöd' hinaus!
Ein Jahr iſt's, da trat am Abſchiedsmorgen
Die Mutter zu ihm voll banger Sorgen,
Und was ſie erſpart ſeit langer Zeit
Hat ſie ihm gern und willig gebeut,

Und hatte zuletzt an ſeid'nem Band
Ihr Bildniß gedrückt in die Sohneshand:
„Nimm dieß, und gedenk', was die Mutter gefühlt,
„Gedenk' meiner Liebe in dieſem Bild'." —
Und küßt auf die Wang' ihn und weint ſich aus,
Und der Junge zieht d'rauf in die Welt hinaus. —
— Jetzt iſt das Bildniß in Bubengewalt,
So hat er die Thränen der Mutter bezahlt! —

Und es treibt ihn fort ohne Raſt und Ruh'
Durch Nacht und Sturm treibt's ihn der Heimath zu;
Wie es tobt, wie Blitz auf Blitz
Niederzucket vom Wolkenſitz,
Wie bei des Donners gewaltigen Schlägen
Hinſchießt zur Erde der brauſende Regen; —
Ihn hält nichts, — über Heck' und Zaun
Jagt's ihn weg, — ein unheimlich Grau'n. —
— Da weicht die Kraft, er ſinket hin
Am kalten Stein und kann nicht weiter zieh'n;
Der Stein aber, feuchtend von Regenfluth,
Brennt ſeine Bürde wie heiße Glut,
Und wie er ſich aufrafft der Sünden-Sohn,
Da leuchtet's wieder vom Wolkenthron. —
Er wendet ſich, und bei des Blitzes Schein
Erkennt er ſein Lager — ein Grabesſtein! —
Nacht; — er wankt — er betet, und zur Stelle
Wird's wieder helle: —
„Weh! Es iſt der Mutter Grab!" — weit umher
Rollen die Donner unheilſchwer;

Und wie es erbrüllet durch's weite Land,
Da zerrauft er das Haar ſich mit frecher Hand,
Und verflucht ſich ſelber und alle Welt,
Bis er verzweifelnd zur Erde fällt.

Wohl kam der Morgen, des Tages Schein
Fand ſich belebend auf's neue ein; —
Dem Böſen aber iſt ſeine Nacht
Seitdem nicht wieder zum Tag erwacht;
Wahnſinnig und bettelnd irrt er umher
Und erzählet den Leuten die Schauermähr';
Und wenn er geendet, jederzeit
Hat er die Worte darangereiht:
„Blitz und Donner verſchwinden all',
„Aber endlos währt des Sünders Fall!" —

Röder.

Jugendfreude und Glaubenstroſt.

Die Blume welkt, ſchnell iſt ihr Reiz entſchwunden,
Ein Leichentuch deckt heit'res Wieſengrün;
So flieht auch ihr, o ſüße Frühlingsſtunden!
Mit farbenreicher Phantaſie dahin.
Die düſtern Wolken kommen angezogen,
Und matt erliſcht der Hoffnung Sternenglanz,
In Sehnſucht heben ſich des Buſens Wogen
Nach dem zerriß'nen Jugendfreuden-Kranz.

Doch Blumen kehren mit dem Lenze wieder,
Die Schöpfung pranget in verjüngter Pracht,
Des Glaubens Troſt ſenkt neu den Himmel nieder
In's fromme Herz nach düſt'rer Leidensnacht.

Friederike Suſan, geb. Salzer

Wiegenlied.

Still! Still!
Laßt mein Kindlein ruhig ſchlafen
Müßt es nicht ſo ſehr begaffen
Still! Still!

Still! Still!
Wollt mein Mägdlein Ihr belauſchen
Müßt Ihr nahen ohne Rauſchen,
Still! Still!

Still! Still!
Iſt die Blüthenzeit gekommen
Mögt Ihr lauſchend wieder kommen
Still! Still!

Still! Still!
Wollt Ihr bringen Eure Lieder
Kommt in ſechzehn Jahren wieder
Still! Still!

Pulvermacher.

In der Nacht.

Sieh! wie die goldnen Sterne glüh'n
Rund über mir und dir,
Ihr Schimmer ſchwand noch nicht dahin,
Bei ihnen ſchwurſt du mir.

Ja! Lieb' und Treue ſchwurſt du mir,
So lang' die Sterne glüh'n,
Noch ſteh'n ſie über mir und dir,
Doch deine Lieb' iſt hin!

Nicht klagen will ich, weinen nicht,
Und ſchweigend weiter zieh'n,
Nur mahne dich ihr golden Licht,
So lang die Sterne glüh'n.

Tſchabuſchnigg.

Wechſel.

Ich ſeh' mich oft im Leben um,
Im heitren Reich der Luſt,
Und dennoch bleib ich bang und ſtumm,
Und traurig bleibt die Bruſt,

Ich ringe hin, ich ringe her,
Und kann mich nicht erfreu'n,
Die Schwermuth laſtet bang und ſchwer,
Und läßt ſich nicht zerſtreu'n.

Und oft reißt's mich zur Freude hin
Wenn Alles trüb' und ſtill,
Und zähmen kann ich nicht den Sinn,
Wie ich's auch wünſch' und will.

So hebt die Freud' oft himmelwärts,
Wenn trüb' die Schöpfung weint,
Und oft quält uns der tiefſte Schmerz,
Wenn licht die Sonne ſcheint.

So wunderbar iſt doch der Geiſt,
So ſchwankend das Gemüth,
Daß man bald froh das Leben preiſt
Und bald mit Abſcheu flieht.

[illegible]

Die Zauber des Liedes.

Da geht ſie hin, die ſchlanke Spröde!
Sie geht, und gibt mir keinen Blick;
Ich bebe, furchterfüllt und blöde,
Vor ihrem Himmelsglanz zurück.

Verſtummet, all' ihr eitle Klagen!
Erhebe dich, geſunkner Sinn!
Du ſollſt nicht weinen, nicht entſagen:
Das Lied, es bringet dir Gewinn!

Will mir auch nimmer hier erblühen
Ein holder Blick, ein ſüßes Wort,
Ich ſchweb' ins Reich der Phantaſien,
Ein hoher Herrſcher bin ich dort.

Wie bei Amphions Zauberſängen
Sich Thebäs Mauer hob empor,
Steig' auch bei meines Liedes Klängen
Ein Schloß zum gold'nen Sternenchor!

Ein Schloß für dich, du ſpröde Schöne,
Gebaut auf leichter Lüfte Flur!
Drum ſchnell, befolge meine Töne,
Gehorche meinem Lied, Natur!

Auf, Himmelshülle, ſtröme nieder!
Beginne du den Zauberbau!
Gieß meines Schloßes Säulenglieder
Aus deines heil'gen Stromes Blau!

Du Morgenroth, mußt niederwallen
In deines Purpurs reichem Glanz,
Zu krönen mir mit Kuppelhallen
Der himmelblauen Säulen Kranz!

Ihr aber, Mondenſchein und Sterne,
Ihr Kinder all' der ſchwarzen Nacht,
Stürzt her aus unermeßner Ferne,
Vollendet meines Schloſſes Pracht!

Und dieſes Schloß, das in den Lüften
Sich hob durch Liebes Zauberklang,
Umſchließ' ein Garten, voll von Düften,
Umtöne Nachtigallenſang!

Jetzt, Quellen, die in Wäldern fließen,
Ihr friſche Quellen, ſilbergleich,
Jetzt müßt ihr euch zuſammengießen,
Müßt bilden einen Silberteich!

Des Gartens wundervolle Haine,
Sie dünken ſammt der Blumen⸗Reih'n
In jener Kuppeln Purpurſcheine
Nur eine Roſe mir zu ſein.

Der Teich ſanft wallend in dem Schoße
Der purpurübergoßnen Au',
Dünkt mir in dieſer rieſ'gen Roſe
Ein kleiner Tropfen Abendthau. —

Wohl ſtehſt du da im hellen Schimmer
Du Zauberſchloß, in hoher Zier!
Es glänzen herrlich deine Zimmer!
Doch fehlet noch die Seele dir!

Kühler in des Pallaſtes Saale,
Auf deſſen Wänden Frühlingspracht,
Und Blumen, reich an duft'gem Strahle
Gegoſſen meines Liedes Macht,

Hier rauſcht noch einmal, Herrſchertöne!
Strömt aus den Saiten raſch hervor,
Und rufet mir die ſtolze Schöne,
Und zieht ſie ſchmeichelnd mir empor!

Wie einſt aus grünen Meerestriften
Sich Anadyomene hob,
Und leicht ſich um die Lilienhüften
Des Schaumes weiches Silber wob:

So ſteigt ſie auf! o, mit Entzücken
Füllt mich dein Anblick, reizend Weib!
Durchzuckt von deinen Götterblicken,
Umfaſſ' ich deinen ſchlanken Leib!

Ich hatte liebend dich umfangen,
Bethört von ſüßem Zaubertraum;
So ſchlingen ſchimmernd rieſ'ge Schlangen
Sich um den hohen Palmenbaum.

Sanft liegt das Haupt der holden Schönen
An meiner lieberfüllten Bruſt;
Ihr Stolz, er ſank vor meinen Tönen,
Sie fühlt mit mir der Liebe Luſt.

Ich blicke, ſchlanke Götterdirne,
In deiner dunklen Augen Paar,
Und ſtreichle leiſ' an deiner Stirne
Das ſeid'ne, rabenſchwarze Haar.

Die Roſenlippen ſeh' ich winken!
Da treibt's mich mächtig hin, ich muß!
Und ſollt' ich ſterbend niederſinken!
Hier haſt du meinen erſten Kuß!

Entzückungsvoll durch meine Glieder
Fühl' ich der Sel'gen Wonne zieh'n,
Ich ſinke ſüßbetäubt danieder, —
Und ſieh, des Liedes Zauber flieh'n!

Die ſchöne Dirne iſt verſchwunden,
Verſchwunden iſt des Schloſſes Pracht;
Doch Balſam auf des Herzens Wunden
Ergoß des Kuſſes Wundermacht.

Drum geh nur immer, ſtolze Schöne,
An mir vorbei, und höhne mich!
Fürcht' aber meines Liedes Töne!
So oft ich will, ſie rufen Dich!

Nicht Mond nur, Stern' und Morgenröthe
Und nicht allein den Himmel dort,
Auch dich, du holde ſchlanke Spröde,
Auch dich bezwingt mein Zauberwort!

Carl Spage.

Das verlorene Veilchen.

Ich ſah ein Veilchen auf der Flur,
Süß duftend und beſcheiden
In Laub verhüllt: ich wollte nur
An ihm das Auge weiden.
Entfernt ich von ihm ſchüchtern blieb,
Mit Sehnſucht in den Blicken;
Allein ich hatt' es viel zu lieb,
Um grauſam es zu pflücken.

Mit ſchwerem Kampf ich es verließ;
Nach wen'gen kurzen Stunden
Mich's wieder hin zum Veilchen riß;
Es war für mich verſchwunden.
Ich ſucht' — umſonſt, ichs nirgends fand.
„Wo iſt's?" — da hört' ichs ſprechen:
Es brach es eine rauhe Hand. —
Und ach! mein Herz wird brechen.

Carl Möhler.

Freundliches Geleit.

Wohin mich auch die Sehnſucht zieh't,
Selbſt unter's ſtille Hüttendach,

Wie in das laute Weltgebiet,
Folgt immer mir ein Engel nach,
Und lächelt aus zwei holden Blauen
Zur heitern Liebe mir Vertrauen.

Und wandl' ich noch im Roſenlicht
Durch's Wälderthal von Buſch zu Buſch,
Und pflück' ein zart Vergießmeinnicht,
So hüpft, wie Zephir leiſe, huſch!
Ein Mädchenbild aus den Geſträuchen,
Als ſollt' ich ihm das Blümlein reichen.

Und ruf' ich dann vom Hügel nieder:
„Gegrüßt, du fernes, liebes Herz!"
So ruft das traute Echo wieder:
„Gegrüßt du fernes liebes Herz!"
Ich glaub' in ſüßer Täuſchung Glücke,
Daß mir den Gruß mein Liebchen ſchicke.

Und ſitz' ich Abends ſtill allein,
Und ſtarre ſinnend an die Wand,
So blickt auch ſchon der Mond herein,
Und mahlt mit ſeiner Strahlenhand
Der Huldinn Antlitz zum Entzücken
Getreu und klar vor meinen Blicken.

Und bin ich aus dem Traum' erwacht,
Wenn rings das Leben ſchläft in Ruh,
Dann ſchwebt in leiſer Mitternacht
Ihr lächelnd Bild mir wieder zu,

Und küßt, als fühlt' es all mein Sehnen,
Vom Auge mir die ſtillen Thränen.

Doch, wenn ich im Cypreſſenhain'
Einſt ſchlummern werd' im kühlen Schoß,
Geziert von keinem Leichenſtein,
O! möcht' auf dunklen Hügels Moos
Doch auch der Engel mein gedenken,
Und mir ein blaues Blümlein ſchenken!

Anton Kaſper.

Der untreue Schweizer.

Ein Mährchen von Ludwig Roland.

O ſüßes treues Kind, o holde Mäd'
O wilde flücht'ge Ferne!
Wie ſchafft ihr beide mir ſo vieles Weh,
Wie ſtürb' ich faſt ſchon gerne!
Verweile Ferne! fliehſt du wieder fort
Wie du mir ſtets entflogen?
Und bin ich treulich doch von Ort zu Ort
Dir immer nachgezogen.
Die Mäde folgt mir — ſtets bemüht auf's Neu
Treuliebend mich zu fangen.
Ich ſeh' aus Flurengrün, aus Himmelsblau'
Geſtalten nach mir langen.

Umſonſt! Aus ihren Armen mild und traut,
Streb' ich, mich loszureißen.
Da werden tauſend Klageſtimmen laut,
Mich undankbar zu heißen.
Der Ferne Wunderreiche heben ſich
Jenſeits der Abendröthe —
Ich eile hin, da faßt die Nähe mich
Die ich ſo rauh verſchmähte.
Ach ſchon erkenn' ich's! ſelbſt mir unbewußt
Hat mich getäuſcht mein Willen.
Nicht Ferne! Nähe nicht! Nur Herzensluſt
Kann Herzensſehnſucht ſtillen. —

Es war Abenddämmerung im höchſten grünen Thale, das die Jungfrau in ihren weißen Armen hält. Da ſtand ein junger Hirt, und ſchaute der Sonne nach, die ſchon wie ein Kryſtall leuchtend, auf einem dunkelblauen Berge lag, während ihre Strahlen noch bis in die Mitte des Himmels ſchoßen, zwiſchen den Wolken hindurch, daß dieſe wie goldne Säle ausſahen. Die hohen Berge ringsum ſtreckten ſich noch höher in ſchmerzlicher Sehnſucht bis da hinauf zu reichen, und die Sehnſucht machte ſie wie uns immer ſchöner, bis ſie erbleichend glänzten wie ruhende Sterne. Am ſchönſten war der Furka, denn ſeine Silberhörner waren jetzt anzuſchauen wie der Halbmond vom lichten Gold, auf dem Maria den kleinen Kindern erſcheint. Der junge Hirt aber ſchaute auf das Alles nicht; ſondern er ſah noch immer der Sonne nach bis ihm Thränen in die Augen kamen; er ſtand ſtarr und ſorglos an einem Felſen, wo der Weg neben den Gletſcherabgründen vorbeiſchlüpft; ſeine Seele aber war der Sonne nachgezogen weit hinter die Berge. Er erſchrack und ſeufzte als er ſeinen Arm gefaßt fühlte — da ſtand neben ihm ein ehrwürdiger Greis, der älteſte aller Hirten, weit und breit. Von ihm erzählten ſich die Senner manche wunderbaren Dinge, wenn ſie glaubten er ſchlafe oder ſei ferne. In ſeiner Jugend war er weit hinab über die Berge bis dahin, wo es ſelbſt im Winter nicht ſchneiet, die übrige Zeit aber Sommer iſt; bis an's Meer ſogar war er gekommen, wo die Waſſer als blaue Berge in einander fließen, und dahinter kein Land iſt. Als blonder Jüngling war er fortgegangen wider den Willen ſeiner Ältern, und längſt waren ſie und ihre Freunde geſtorben, und ihre Enkel waren groß geworden, als er wieder heraufkam. Es mußte ihm aber nicht gut gegangen ſein; denn ſeine Haare waren weiß, und ſein Antlitz bleich und müde geworden, und er erzählte anfangs nur wenig und ungern von ſeinen Wanderungen, am Ende aber gar nichts. Doch rüſtig wurde er wieder in der Heimath, und freute ſich der Gebirge wie ein Kind. Oft ſtellte er ſich in die Regenbogen der Waſſerfälle, oder in den Schimmer der Gletſcher, und athmete froh und hoch auf, als ob er den Schaum und Glanz wie einen Heiltrank einſöge, oder er ſchlummerte ſtundenlang auf purpurlippiger Alpenroſen, und lächelte dann im Traume wie ein Liebender, der ſeine Freundinn erſieht; einen Strauß von Alpenblumen hielt er faſt immer in der Hand, und auch dießmal. Mit ſanfter hohler Stimme ſprach er: Was machſt du hier, Rudi? Willſt du nicht lieber nach deinen Schafen ſehen, daß ſie ſich nicht zerſtreuen — denn auch auf ihren dumpfen Sinn wirkt die Ferne verführeriſch, — oder daß ſie nicht ein plötzlicher Schrecken verſcheuche; in dieſen Abgründen möchteſt du ſie nimmer finden. —

Ach, mag's doch! rief der junge Hirt, möchten ſie alle zu Grunde gehen, damit keines zurückkehrt, mich nichts mehr hier halte, fortzuwandern, um nicht wieder zu kommen. Der alte Mann erſchrack faſt. O! mein Sohn, rief er aus, welche unbeſonnene Rede führſt du; du willſt doch nicht wirklich deine Heimath verlaſſen und zur Fremde ziehen? Denke das nicht, mein Rudi! — Und warum ſollt' ich nicht? rief der Jüngling in zorniger Wehmuth. Weiß ich doch nicht, welch albernes Zagen mich hier hält, wo ich jede Spalte und jeden Stein und jedes Alpenroſenbeet kenne; wo ich in jedem Frühlinge die Spuren der Tritte finde, die meine Heerde vorigen Jahres zurück gelaſſen. Ach! ſchon lange leb' ich, und kenne noch nichts anderes als das Thal meiner Geburt. Die Fremden ziehen hier vorüber; da hör' ich ihren Geſprächen zu von ihrer fernen Heimath, und die Bruſt will mir zerſpringen, wenn ſie erzählen, wie die Erde ſo weit iſt, und wie dieſelbe überall anders anzuſehen iſt. Unermeßlich weit liegen die Länder hintereinander, und überall gibt es andere Wunder. Dann fragen ſie mich zuweilen im Scherze, ob ich nicht einmal hinunter kommen wolle, und ich vermag kaum meine Thränen zu verbergen. Sie ziehen fort und verſchwinden in Nebel und Weite, bis ihre Stimme zum Gezwitſcher wird, und das Stampfen der Maulthiere zum leiſen Auftreten. Dann klingen immer ſchwächer ihre Schellen her, als wollten ſie höhnend ſagen:

Ei, er braucht gar nichts mehr zu hören, da er nicht den Muth hat, uns nachzufolgen. So ſprach der Jüngling, und Thränen überfloßen ſein Geſicht, während der Greis ihm mit traurigen Blicken zuhörte. O mein Sohn! begann er dann, ſo hat auch dich der böſe Irrthum erfaßt, als müßteſt du wo anders glücklicher ſein: gib ihm nicht nach. Wie kann denn dich die Fremde verlocken, dich, den Sohn der Schweiz? Siehſt du nicht an den Fremden, daß ſie herkommen voll Andacht wie Pilger zu einem Heiligenbilde, um das Bild des Gebirges wie einen Schatz in ihrem Innern für ihr ganzes Leben mitzunehmen, und noch ihre Enkel damit zu erfreuen. Und du biſt ſo glücklich, daß als Eigenthum, was ſie ihr ganzes Leben hindurch vergeblich wünſchen. Lockt dich das wunderbare Treiben, das wildbewegte Leben dort unten? — Ach, ich mag dir nicht davon erzählen, damit nicht ſelbſt meine Warnung dich anreize, ich kann dich nur bitten: halte feſt, feſt an der Heimath? Vergleiche doch unſern Alpengarten mit dem Lande dort unten: ſteigen nicht hier die hohen Berge prächtig zum Himmel zwiſchen den lieben ſanften Thälern, während die Menſchen dort unten nur die unerquickliche Ebene haben. Welche wunderbare Linien zeigen uns da vor's Auge in den Geſtalten der Gebirge, gleich ſchönen Räthſeln uns reizend; uns iſt, als müßten ſich darin unbegreifliche Dinge offenbaren. Dort unten ſiehſt du nur in der Ferne ſchwach und unbeſtimmt dieſe geheimnißvollen Bilder; ſie treten nicht wie hier, vertraulich, wie zum Umgange auffordernd, entgegen. Auch mich lockte einſt die Fremde mit ihrem unheilvollen Zauber. Doch ſchwer hab' ich die Sünde gebüßt; ich bin nicht glücklich geweſen, bis ich wieder herauſkam in die liebe Heimath. — Indeſſen war es ganz Nacht geworden und der Mond aufgegangen. Des Greiſes Augen glänzten heller, ſeine weißen Haare waren wie ein Silberreif um ſein Haupt anzuſehen. Gleich einem leuchtenden Strome fiel ſeine mächtige Rede in die verdunkelte Seele des Jünglings, alle Unzufriedenheit in ſanfte Sehnſucht auflöſend, bis er begehrte die Heimath zu umfangen, gleich einem reuigen Kinde, ſie um Verzeihung anzuflehen für ſeinen Frevel. Der Greis blieb ſtehen vor einer einſamen Hütte: Leb wohl, Rudi, ſprach er eintretend, ich muß ruhen gehen; meinem Alter iſt die Ruhe ein Heiltrank; doch du magſt noch durch die ſtille Nacht wandeln; wer weiß, ob dir der Stern der Heimath nicht heute leuchtend aufgeht. Er trat in ſeine Hütte, Rudi ging weiter, wie von einem großen Traume befangen. Gleich einem Nachtwandler ſchritt er hin, der Umgebung nicht achtend; war er doch wirklich ein Nachtwandler! Drängte ſich doch ſeine ganze Seele der Sehnſucht entgegen, die wie ein Mond ungewiß hell ihr aufgegangen war. Das Thal, worin er wandelte, war eines der abgelegenſten an der Nordſeite der Jungfrau, wo die Gletſcher tief herabſteigen. Gleich einer Blume glänzte es am Tage zwiſchen den Schneefeldern, die es rings umſtarrten. An ſeinem ſchmalen Urſprunge ſenkte ſich ein Gletſcher herab mit ſeinen blauen Spalten und Höhlen. Ein mächtiger Wall von Urkalkfelſen ſchützte es vor ſeinen Lavinen, und nur ein Bach, der aus ſeinen grünen Eisthoren herausfloß, drängte ſich zwiſchen durch, um die Wieſen zu netzen. Gleich allen Hirten hatte es auch Rudi ſelten beſucht, die Ruhe des

Hirtengreiſes ehrend; — was Wunder, daß er es nicht erkannte, da der Mond aufgegangen war, und dichtere Nacht gleich ſchwarzen Wolken in jeder Vertiefung, jeder Schlucht lag, während die Felſenkämme, ja ſelbſt die Wieſen in ſeinem Lichte wie ruhiges Waſſer glänzten, und die Gletſcher umher, wie große trübe Spiegel wiederſtrahlten. Schon war er bis zu des Thales Ende gekommen, ohne die ſchöne Geſtalt gewahr zu werden, die nun wie im Mondſcheine ſchwebend vor ihm ſtand, und ihn liebevoll anſah. Er erbebte vor freudigem Schrecken, er wollte ſtill ſtehen; er wollte den himmliſchen wonnigen Sturm ſeines Innern empfinden — doch ehe noch ein Gedanke durch ſein Haupt fliegen konnte, fühlte er ſchon wie ſeine Arme von innerem Drange getrieben ſie umfaßten. Da wurde ſein Sehnen betäubende Seeligkeit, und nimmer wollte die Umarmung enden, ſie aber küßte ihn auf die Stirne und neigte ſich mit unendlicher Huld zu ihm herab. Da warf er ſich auf die Knie vor ihr hin, und drückte ſein Haupt auf den Boden: O du wunderbares Weſen, rief er aus, und du verachteſt mich nicht, — und du küßeſt mich? O ſage! wie ſoll ich dich nennen? oder biſt du ein Geiſt und haſt keinen Namen? — Ich heiße Helma für dich, ſagte ſie mit lieblicher Stimme, du kannſt mich aber auch Helmeli nennen, wenn dir der Name beſſer gefällt. O! ſagte er wie im Traume, du kennſt mich wohl ſchon lange, und haſt mich wohl auch lange ſchon lieb, und ich wußte nichts von dir, obwohl mir izt iſt, als hätte ich ſchon lange mit dir geſprochen. Ich habe dich ſchon lange geliebt, flüſterte ſie zurück, und du liebſt auch mich ſchon lange, und wärſt mir bald untreu geworden.

doch nun iſt Alles wieder gut. Aber nun komme, die Nacht iſt gar zu ſchön, wir wollen auf den Gletſcher hinaufſteigen. Aber Heimeli, ſagte er ſtockend, jetzt hinauf! Bedenkſt du die Gefahr? Du könnteſt herabſtürzen. Ei, du furchtſamer Bergſchütze, lächelte ſie, fürchteſt du dich mehr als ich? Komm nur hinauf; jetzt blühen die großen Schneematten alle auf, und funkeln von tauſendfärbigen Blumen, und der Mond leuchtet wie eine Flamme in den Wäſſern der Klüfte und färbt ihre Eiswände bunter als der Regenbogen. Komm nur! — ich will dich führen. Und wie ein Kind hüpfend ſtieg ſie mit ihm hinan, und ihm war's, als hebe ſie ihn im Fluge über die nie ergründeten Klüfte, als wären die übereinander gethürmten Eiswälle nur Stufen, über die ſie ſchnellgemächlich ſich hinaufſchwängen. Zuweilen wehte es ihn wohl wie ein Schauer an, als müßte er ſich entſetzen vor ſeiner Kühnheit, als müßte er ſich ſelbſt hinabſtürzen in die Tiefe, um nur ihrem ſinnebetäubenden Anblicke zu entfliehen. Doch dann blickte er wieder in Heimeli's ſtillfrohe Augen, und ruhig tauchten ſeine Augen in die bläulich=dunſtige Tiefe hinunter. An einem hohen Eisthurme endlich hieß ſie ihn ruhen; ſie ſetzte ſich nieder zu ihm und ſang ein wunderbares Mährchen von der Jungfrau, deren Haupt unverhüllt auf ſie herabſchaute, und wie einzelne Töne einer Rieſenharfe tönte dazu das Dröhnen der Gletſcher um ſie und das Brauſen der Waſſer. Der Mond war ſchon faſt verſunken, da führte ſie ihn wieder hinab wie im Fluge und ſprach: Jetzt muß ich von dir gehen und du auch von mir; denn du wirſt ſchläfrig. Aber Heimeli, wann werd' ich dich wiederſehen? Das hängt nicht von mir ab, ſagte ſie, und von dir auch nicht. So bleib bei mir! ich laſſe dich nicht fort, rief er, und drückte ſie an ſich. Aber ihr Auge wurde trüb und aus ihrem Munde klang es leiſe und ganz wie von ferne: Nur wenn du dich ſo recht herzlich nach mir ſehnſt, kannſt du mich wiederſehen. Sie küßte ihn und entſchwand dann im Nebel; er aber wandelte keines Wortes mächtig, ſchlaftrunken zu ſeiner Hütte.

So war ihm nun ein ungeahnetes, wunderbares Glück aufgegangen in dem ſeltſamen Weſen, das er ſeine Geliebte nennen durfte, und immer öfter ſtieg die heiße Liebesſehnſucht in ihm auf, die ſie herbeiführte. Wechſelnd zu allen Stunden des Tages beſuchte ſie ihn immer anders, doch immer gleich hold. Oft, wenn ſie am frühen Morgen bei ihm ſtand auf den grünen Fluren, ſcherzte und ſpielte ſie faſt ausgelaſſen um ihn. Dann zeigte ſie ihm kichernd die Hummeln, wie ſie ärgerlich ſummten, wenn ſie der Thau des Blumenkelchs überſchüttet hatte; oder er mußte mit ihr über die ungeſchickten Sprünge der Schafe lachen, und über die Steine des Gerölls, die erſchrocken aus einanderflogen, wenn ſie mit ihren zarten Händchen einen Stein hinabgewälzt hatte. Wenn es aber Nacht war und die Sterne funkelten, da ſaß ſie oft ſtill und faſt drohend da, und geheimnißvolle Gedichte entſtrömten ihrem Munde; von jedem Berge wußte ſie ein Mährchen zu erzählen; oft ſagte ſie ihm ſelbſt, es ſei wunderbar; doch wenn ſie es ſang war es Wahrheit, und in ſeinem innerſten Herzen war er davon überzeugt, und kaum wagte er ſie dann zu umarmen, wie ſie ihn ſo groß dabei anſah. In dem Kreiſe von Wundern, in dem Geligkeitsrauſche, worin er lebte, befremdete ihn nichts mehr; denn ihre Schönheit war ſich ewig ungleich, und wie der Himmel wechſelte ſie mit ihrer Klarheit und Trübe. An ſchönen Tagen glänzte ſie ſanft freudig, ja oft muthwillig reizend, und in der Abendröthe leuchtete ſie gar wie ein Kryſtall, durchſichtig roſig; doch wenn ein Gewitter am Himmel ſtand, wurden ihre tiefblauen Augen noch dunkler und größer, und Blitze ſchienen aus ihnen zu ſprühen; ihre Wangen waren bleich; und wüthete gar ein Schneeſturm, da hing ſie zitternd und faſt leblos in ſeinen Armen, aus brechender Bruſt leiſe ſtöhnend. Ihm fiel es nicht auf, ihm war ſie immer ſchön. Wie ſollte es ihn erſt wundern, daß ſie immer andere Kleider trug, bald ſchneeweiß, bald grau, dann wieder feuerroth oder bläulich, wie es gerade Nacht oder Tag, Abend oder Morgen war. Zuweilen fragte er ſie wohl erſtaunt: warum ſie denn ſo plötzlich verwandelt, und ſo ganz Luſt und Scherz ſei? ſie ſei ja noch geſtern ſo ſtill und ſtolz dageſeſſen! — Dann aber ſprang ſie auf und zupfte neckend die Alpenroſen bei den Blättern, oder ſchlug in den Bach, an dem ſie ſaßen, bis ihm Waſſer ins Geſicht ſpritzte, und über ihrem ſüßen Geſchwätze vergaß er Alles. Unterdeſſen war es Sommer geworden und immer heißer wurden Heimeli's Küſſe, und immer wunderbarere Mährchen wußte ſie ihm zu erzählen in ſtillen Mondsnächten. Doch immer lauter wurde es auch in den Thälern, immer öfter zogen Reiſende durch in fremden Kleidern mit fremdklingender Sprache. Rudi wurde immer ſtiller, trüber; oft ſogar erwiederte er auf die freundlichen Liebkoſungen Heimeli's, auf ihre leiſen Fragen unmuthig: Mir fehlt nichts! und das iſt das ſicherſte Zeichen, daß dem Menſchen das Beſte des Lebens fehlt, unausſprechliche unbefriedigte Sehnſucht, die er Nichts nennt, weil er ſie nicht nennen mag, oft auch nicht nennen kann. Ich bin nicht krank, zürnte er, wenn ſie ihn zu einem Waſſerſpiegel führte, und ihn hineinſehen hieß, wie er bleich und verfallen ausſehe; doch er war ſehr krank, herzenskrank; denn jeder Klang von fremden Stimmen, jeder Anblick einer fremden Geſtalt quälte ihn, wie ein lang vergeſſener Traum, den man ſich zu errathen bemüht. Dann ſaß er denn oft dort, wo man recht weit hinüberſieht und überdachte ſich's, wie es doch ganz anders ſein müſſe in den fernen ungeſehenen Ländern und ſah ſich dort wandeln und ſprach ihre Sprache; wunderbare Schickſale begegneten ihm; ein Glück, das er nicht ahnen konnte, wartete ſeiner mit offenen Armen. Erwachte er dann aus ſeinem Hinſtarren, ſo ſchaute er jeder Wolke, jedem Raubvogel mit Sehnſucht nach, und ihm war's, als hinge ſein Herz feſtgebunden an ihnen, es ſchmerzte ihn und er weinte. So ſaß er auch eines Tages da, trüber und unmuthiger als je. Es war das düſtre Wetter, die trübe Ruhe, die einen Schneeſturm verkündigt. Die Nebel lagen wie ſchützende Decken und undurchdringlich über den tiefen Gründen, über den fernern Thälern. Der Wolkenhimmel hatte ſich ſchon auf die Berge herabgeſenkt, und wie ein ungeheueres Netz wankten nun die Wolken um die bald offnen bald verborgnen Bergſpitzen. Heimeli hatte ihn kaum verlaſſen, ſie war traurig und blaß. wie ein weißer Gewitternebel war ihre ganze Geſtalt anzuſehen, als ſie weinend in ſeinen

Armen lag, und in räthſelhaft abgebrochenen Worten ihn bat, ſie nicht zu vergeſſen. Dann war ſie entflohen, und in quälenden Zweifeln und doppelt unzufrieden ſann er nun ihren Worten nach. Da rief ihn plötzlich eine wohlklingende Stimme; er ſah ſich um und gewahrte eine ſchöne Frau, die auf einem reich gekleideten Herrn geſtützt ziemlich ſchnell den Berg herabſtieg; hinter ihnen kamen zwei ſtämmige Hirten der Gegend mit einem Tragſeſſel. Sie waren ihm ziemlich nahe gekommen, als die ſchöne Frau plötzlich über einen beweglichen Stein ſtrauchelte, ihr Begleiter wollte ſie halten; doch noch ärger war ſein Fall, und während ſie mit bezaubernder Leichtigkeit ſich ſo ſchnell erhob, daß es ſchien, als habe ſie ſich nur niedergebeugt, ſtürzte er, unfähig ſich aufzuraffen, über das Gewölbe hinunter. Rudi ſprang hinzu und fing ihn auf; doch er lag bewußtlos in ſeinen Armen, und aus ſeiner Stirne ſtrömte Blut. Die Dame trat hinzu, ſie rief ihn beim Namen, und rieb ſeine Schläfe mit Wein, bis er erwachte. Seine erſte Regung war, als er ſie um ſich bemüht ſah, ſich ihr zu Füßen zu werfen, ſie aber winkte ihm ruhig zu bleiben, dann befahl er den Hirten, ihn auf den Tragſeſſel zu ſetzen, während ſie Rudi mit Majeſtät winkte, ihren Arm zu unterſtützen. Wie vom Blitze gerührt gehorchte er, und ſchon lag ihre Hand auf ſeiner Schulter, als der Verwundete ſich mit Anſtrengung vorſtreckte, und ſie mit flehender Geberde in einer Rudi unverſtändlichen Sprache auf den nahenden Sturm aufmerkſam zu machen ſchien, ſie ſprachen lebhaft miteinander, wobei er immer auf Rudi wies; endlich winkte ſie gewährend, befahl den Hirten, den Verwandeten langſam den Berg hinunter zu tragen, dann wandte ſie ſich zu Rudi: So muß ich mich denn dir anvertrauen, ſagte ſie deutſch mit lieblich fremder Ausſprache. Nun, das Abentheuer iſt ſeltſam genug, um intereſſant zu ſein. Ich allein mit einem Schweizerhirten! — Die Hirten folgten langſam, indeß ſie mit Rudi raſch vorwärts ſchritt. Das war des armen Rudi Unglückstag. Er kannte jeden Stein, jede Vertiefung des Weges, doch er hätte zehnmal fehltreten müſſen, hätten ihn ſeine geblendeten Augen führen ſollen. Er ſah nichts, er dachte nichts, als die herrliche Geſtalt, die ſich gnädig vertraulich auf ihn lehnte. Nein! ſie iſt kein Geiſt, kein göttliches Weſen; aber das ſchönſte der Erde, ſagte er zu ſich, wenn ihm der lebende Marmor ihres Nackens vorſchwebte, wenn ihr Arm kräftig auf dem ſeinen bebte. Sie fragte ihn nach dem Namen eines Berges, er ſtotterte, zögerte, er wußte nicht, wie er ſie anſprechen ſollte. Endlich wagte er es, ſie zu fragen, wie er ſie nennen ſolle. Sie ſchien überraſcht. Was kümmert dich das? fragte ſie kalt; nur meine Freunde brauchen meinen Namen zu wiſſen. Wenn du mich aber nennen willſt, ſo nenne mich die Fremde. Der Name iſt mir der liebſte, wenn mich auch viele nicht darunter kennen. Wenn du einmal nach Paris kömmſt wirſt du ſchon meinem wahren Namen erfahren. Doch was ſage ich? du willſt wohl gar nicht fort aus deinem lieben Thale? Nein! ſagte er, und das Herz ſchlug ihm unter der Lüge, aber er konnte nicht anders. Aber du warſt doch ſchon einmal dort unten — in der Stadt meine ich. So ſprach ſie fort, des Weges nicht achtend, und wie berauſcht horchte Rudi ihren Reden, und übte dabei faſt nur zufällig ſeine Führerspflicht. Nur der dichte Schneeſtaub, der ſie ſchon oft die Augen zu ſchließen zwang, nur der Sturm, der ſie oft von ſeiner Seite in den Abgrund zu reißen drohte, erinnerte ihn an ſeine Pflicht, ſie zu warnen vor jedem Fehltritte. Sie aber rief: Fürchte nichts! Da riß ein plötzlicher Windſtoß ihr den grünen, goldgeſtickten Schleier von den reichen eigenſinnig vertheilten Flechten, und warf ihn in einen Abgrund. Er wollte nach, ihn zu holen; ſie ließ es nicht zu; bleib! ſagte ſie, wenns ruhiger wird, kannſt du ihn mir bringen, jetzt nur fort; ich fühle, daß auch Fürſten matt werden. Der Sturm raſte immer wüthender, der Schnee reichte bis an ihre Knöchel, und ſtieg unmerklich, doch ſchnell immer höher. Sie war verſtummt, und hing bleich bebend in ſich geſchmiegt an ſeinem Arme. Kaum wagte er ſie zu fragen, wie ſie ſich fühle. Sie erwiederte, ſie ſei ſo ſchwach, daß ſie kaum die Hütte zu erreichen hoffe, die zu ihren Füßen am Bergabhange liege, und in die ſie ihre Diener beſtellt habe. Das iſt meine Hütte! rief er freudig, und ſchnell hatte er ihren zarten Leib umfaßt, und in felſenſtarken Armen trug er ſie, mehr gleitend und fliegend als ſchreitend, durch den Schnee. Der Weg war lang, die ſchöne Geſtalt lag ohnmächtig an ſeiner Bruſt, immer wilder ſchüttelte ihn der Sturm, immer tiefer häufte ſich ihm der Schnee entgegen, je mehr er ſich der Hütte näherte. Endlich hatte er ſie erreicht, die Diener ſtanden ſchon in der Thüre, mit dem lauten Rufe: Vive Hortense! ſtürzten ſie ihm entgegen, und empfingen die Gebieterinn in ihren Armen; er aber ſank bewußtlos zu Boden. — Als er wieder erwachte, ſpielte die Morgenſonne durch die Ritze ſeiner Balkenhütte vor ihm auf ſeinem Lager; der Sturm hatte ausgetobt, es war ſtill und heiter draußen. Er ſaß regungslos auf ſeinem Lager, und ließ die Bilder des vergangenen Tages an ſich vorüber gehen, noch ungewiß, ob es nur ein Traum geweſen. Doch ein ſchwerer gefüllter Beutel, der, als er ſich regte, klirrend zu Boden fiel, zeigte, daß alle die Traumbilder Wahrheit ſeien. Unwillkürlich erhob er ihn. Er eilte hinaus in den friſchen Schnee, um vielleicht noch Tritte zu finden, und jene Spur zu verfolgen, wo ſie an ſeiner Bruſt gelegen. Doch Alles war hoch mit Schnee verweht, und als er vergeblich täuſchenden Vertiefungen folgend endlich aufblickte, da ſah er ſich in einer tiefen Schlucht am Gletſcher, wo er einſt mit Heimeli dem Rauſchen der verborgenen Gewäſſer zugehört hatte. Heimeli! — ſagte er leiſe vor ſich hin, und ſchon wollte Sehnſucht nach ihr wie ein ſanftes Abendroth ſeine Seele überſtrahlen, da leuchtete ihm der grüne goldgeſtickte Schleier von der Felſenwand entgegen; der Sturm hatte ihn hier gelaſſen, als er ihn von Hortenſens Haupt fortgezogen. Rudi drückte den Schleier an ſeine Bruſt; ſein Schickſal war entſchieden: Leb wohl, Heimeli! ſagte er zitternd vor ſich hin, dann ſchritt er rüſtig, ohne ſich umzuſehen, den Berg hinab.

Es war faſt Winter geworden, als Rudi im Mittelpuncte der Welthauptſtadt im Vorhofe der Tuillerien mit lauſchenden Mienen ſtand. Raſch war er hinabgeſtiegen in die Stadt nach der ſchönen Fremden zu forſchen. Doch keine Belehrung hatten ihm die Einwohner des Städtchens zu geben gewußt, als daß ſie ſpät in der Nacht angekommen, ſogleich, ohne ſich aufzuhalten, in eigenem Wagen fortgefahren war, wohin wußte Niemand. Auf vorſichtiges Fragen nach dem Namen Hortenſe, ſahen ihn Manche mit mißtrauiſchen Blicken an, Andere lachten ihm in's Geſicht, oder verſtanden ihn gar nicht. Doch um ſo ſtärker erwachte die Überzeugung in ihm, daß er ſein Ziel in Paris erreichen müſſe, daß ſich dort das Räthſel löſen werde. Von der reichen Goldſpende unterſtützt, hatte er bald die Strecke, die ihn von Paris trennte, zurückgelegt, die Sprache war ihm bekannter geworden, die Stadt ſchien ihm in Kurzem nicht mehr ſo ſchreckend unermeßlich. Auch für den Drang nach Beſchäftigung, der ihn in ſeinen düſteren Stunden gequält hatte, zeigte ſich ihm volle Befriedigung in dem ruhmvollen Mühen eines Kriegers. So ſtand er denn hier in den Tuillerien, auf Gelegenheit harrend, wo er von einem der Helden, die hier täglich hin und wiedergingen, zugleich die Erfüllung ſeines Wunſches und die Löſung des Räthſels verlangen könnte. Manche reichgekleidete kriegeriſche Geſtalt war ſchon an ihm vorüber gegangen, doch ihre kalten Blicke, ihre fremde Sprache hatte ihn immer zurückgehalten. Da kam ein hoher Mann im Geſpräche mit einem goldnen Oberſten, der immer ehrfurchtsvoll hinter ihm einherſchritt. Sie trennten ſich; der General grüßte ihn entlaſſend deutſch. Rudi trat bittend auf ihn zu: Gnädiger Herr! Nun, was gibt's Burſche? fragte der General barſch, doch nicht zürnend. Ich möchte gern Dienſte nehmen gnädiger Herr! So geh' zu einem Sergeanten und laß dich zu einem Oberſten führen! — Soll dich ein General enrolliren? Wie kommſt du zu dem Schleier? fuhr er plötzlich auf, als Rudi den goldgeſtickten Schleier Hortenſe's ihm hinhielt. Ich weiß nicht gnädiger Herr; doch dieß möcht' ich eben gern von Ihnen wiſſen. Und nun erzählte Rudi, wie ein geheimnißvoller Zufall ihn in ſeine Hände gebracht. Der General ſann nach; weißt du gewiß, daß die Diener Vive Hortense! ſchrien? fragte er; — es iſt freilich unglaublich, ſprach er dann faſt für ſich ſelbſt, doch wer mag beſtimmen, was Weiberlaunen unmöglich ſei? Gib mir den Schleier, ich will mich erkundigen bei Gelegenheit. Die Sache iſt kitzlich; bis dahin ſchweig. geh' zum Sergeanten Joli, er ſoll dich in der dritten Compagnie anſtellen. Ich bin Rapp. In vier Wochen komm' wieder; — damit entließ er den erſtaunten und erfreuten Rudi. Die Compagnie, zu der ihn der gütige General zugetheilt hatte, beſtand größtentheils aus Deutſchen, darunter viele Schweizer. Mit Herzlichkeit bewillkommten ſie den Landsmann, ja mit Freude ſahen ſie den Vorzug, den ihm der Sergeant beim Waffendienſt und Erfüllung anderer militäriſchen Pflichten gab. Dieß mochte die Empfehlung des Generals bewirkt haben, dem die offene Zutraulichkeit des ſtattlichen Jünglings gefallen hatte. Unter dem Geräuſche fröhlicher Bewillkommungsmahle, im bewundernden Anſchauen der unergründlichen ewig neuen Hauptſtadt vergingen ihm die erſten Tage. Doch bald empfand er, wie ein kalter trüber Mißmuth ſeine Seele zu umdüſtern begann, er bemerkte, daß auch ſeine Landsleute in jene fröhliche Stimmung nur durch ſeine Ankunft verſetzt worden waren, und nun immer mehr wie aus kurzem Rauſche erwachend in düſtres Hinbrüten zurückſanken. Nur der Gedanke, von Hortenſe etwas zu erfahren, deren Bild immer noch wie ein tief verborgenes Liebesverſtändniß ſein Herz bewegte, ließ ihn nicht ganz ſeine Niedergedrücktheit empfinden, und ſeiner geſpannten Hoffnung kamen die vier Wochen wie eben ſo viele Jahre vor. Mit klopfendem Herzen ging er zum General, er fragte nach ihm: Rapp war im Dienſte des Kaiſers verreiſt; von dem Schleier wußte Niemand etwas, eben ſo wenig, wann der General zurückkommen werde. Mißmuthig, innerlich krank, war er in ſeine Kaſerne zurückgekehrt. Im dumpfen Hinſtarren, faſt gedankenlos, verlebte er ganze Tage hin, nur durch Rapps Ausbleiben zu neuen Nachforſchungen hingeriſſen. Auch ſeine Landsleute ſchienen immer mehr an dieſem ſchmerzlich unempfindlichen Weſen hinzuſchmachten, daß ſelbſt ihren erſten Grüßen eine Art Wehmuth beigemiſcht hatte. Oft verweilten ſie ſtundenlang unbeweglich im Nachſinnen ohne alle erklärbare Urſache, ja oft ſchien es, als wären ihre Augen von Thränen roth. Er ſelbſt empfand mehr und mehr den Einfluß ihrer Traurigkeit auf ſein eigenes unzufriedenes Gemüth, oft ergriff ein flüchtiges Wort, ein ungewiſſes Licht, das einen Gegenſtand beleuchtete, ſeine Seele mit unwiderſtehlicher Gewalt, und tauchte ſie in ein Meer von Schmerzen, und doch, wenn er ſich den eigentlichen Sinn des Wortes, den Eindruck jener Erſcheinung deutlich zu machen ſuchte, konnte er nicht begreifen, wie ihm das habe bewegen können. Im leichteſten franzöſiſchen Liedchen, das ein Vorübergehender ſang, war es ihm, als klängen Töne heraus, die ihm wie alte verſtorbene Freunde wehmüthig zuriefen, bis er ſeine Thränen nicht zurückhalten konnte. Er ſprach einſt mit dem Sergeanten über die ſeltſame Stimmung ſeiner Landsleute; der alte Krieger ſchüttelte mit dem Kopfe; das iſt nun einmal nicht anders bei euch Schweizern, ſagte er, wenn ihr kaum ein Jahr in der Fremde ſeid, ſo verlangt ihr ſchon wieder zurück und vergehet faſt vor Traurigkeit; ja! Mancher iſt ſchon davon geſtorben. Die Unſrigen ſind nun ſchon beinahe an die Fremde gewöhnt, doch wenn einer aus der Schweiz zu ihnen kömmt, bricht's um ſo ſtärker aus, wir nennen's das Heimweh. Geht's dir doch ſelbſt nicht anders, mein braver Junge, ſetzte er freundlich hinzu. Das hatte er aber kaum ausgeſprochen, als Rudi ſich die Hände vor's Geſicht ſchlug, und darunter bitterlich ſchluchzte: O meine Heimeli! ſtöhnte er dann aus der arbeitenden Bruſt. Der Sergeant führte ihn fort, und ſuchte ihn zu tröſten, ſo gut es ſein eigener, nur der Freude zugänglicher Sinn erlaubte; er hielt dieß um ſo mehr für ſeine Pflicht, als er glaubte, ſelbſt Schuld an Rudis Traurigkeit zu ſein, die nun erregt, doppelt hervorbrach. Faſt ſchien es ihm gelungen zu ſein; Rudi gewann es über ſich, zuweilen ganze Tage ruhig zu ſcheinen doch aus ſeinem Herzen wich die Traurigkeit nicht mehr. Heimeli ſtand nun unaufhörlich vor ſeiner Seele mit aller ihrer Liebe und ihrem Zauber; ſie hatte ihn glücklich gemacht, und er hatte ſie verlaſſen, ſie den Schmerzen, vielleicht dem Tode Preis gegeben. Tag und Nacht war ſie nun vor ſeinen Augen, weinend, mit nebelbleichem Geſichte, wie ſie ihm erſchienen war, wenn es ſtürmte. Und: Heimeli! ſagte er ſich dann immer vom Neuen vor, und jeder Gedanke floh vor dieſem Namen. Der Sergeant maß ihn mit beſorgten Blicken; vergebens ſuchte er ihn durch

Arbeiten und Sendungen zu beſchäftigen — Rudi blieb traurig.

Eines Tages wandelte Rudi mit einigen Landsleuten nach St. Cloud hinaus, faſt mehr befehligt vom Sergeanten als beurlaubt. Sie hatten ſich ſchon lange herumgetrieben, ohne Etwas zu finden, daß ſie zu unterhalten vermocht hätte, als ſie auf einen Volksknäul ſtießen, der aufmerkſam zu horchen ſchien; auch ſie ſtellten ſich hin. Entfernt von ihnen im Mittelpuncte der Verſammlung ſtand eine Sängerinn, deren einfachen Geſang ein Alphorn begleitete. Ihr wehmüthiges Lied war faſt zu Ende, als Rudis Ohr es vernahm. Doch er hatte genug gehört, um faſt wahnſinnig zu werden vor Schrecken, Freude und Schmerz. Es war Heimelis Stimme, die ſich den melodiſchen Seufzern des Alphorns geſellte in lieblicher Eintracht, wie ſich zwei heimlich verwandte Farben einander geſellen. Er ſchrie laut auf, er wollte ſich Bahn brechen zu der Sängerinn, er wollte ſie wenigſtens ſehen; doch da wandten ſich die Zuſchauer in ſtürmiſcher Eile, eine gewaltige Volksmenge riß den vergeblich kämpfenden Rudi mit fort, er mußte ihr lange folgen, und als er endlich zurückkehrte, war der Park leer, die Volksmenge verſtoben, und er mußte in der Dunkelheit in die Stadt zurück. Den andern Tag durchrannte er umſonſt den Park, er forſchte bei allen Wachen, bei den Gärtnern, ſelbſt bei den Gauklern, die an dieſem Tag das Volk unterhalten hatten. Endlich fand er eine Spur; ein Mädchen von einem Greis begleitet, der das Alphorn blies, hatten ſich längere Zeit im Parke aufgehalten, und durch ihren Geſang nicht minder als durch ihre Schüchternheit die Herzen der Pariſer bewegt. Er erfragte ihre Wohnung. mit raſtloſer Anſtrengung in dem ungeheuren Volksgewühle ihre Spur ſuchend: er vernahm, ſie ſei den Tag nach jenem Feſte vielleicht nach ihrer Heimath, der Schweiz, mit dem Greiſe abgereiſt. Was er empfunden haben mag, was er in ſeiner Seele ausgebrütet auf dem Wege bis in die Kaſerne, weiß Niemand, und er ſelbſt hätte es vielleicht nicht ſagen können; denn die rechte Verwüſtung läßt keine Spuren zurück — auch im Herzen nicht; doch mit Ruhe trat er in die Kaſerne, mit heiterem Geſichte vernahm er die Kunde, daß ſein Regiment nach Lyon geſendet werde. Er zog ſeine Kameraden wegen ihrer Traurigkeit über die Abreiſe, über den Abſchied von ihren Geliebten auf, rüſtiger und zierlicher als je ordnete und putzte er alle ſeine Rüſtungsſtücke; nur ſein Schweizerkleid, das er ſeit dem Eintritte in die Compagnie unbeachtet gelaſſen hatte. legte er ebenfalls mit beſonderer Sorgfalt zurecht. — Noch auf dem Marſche nach Lyon hatte er durch ſeine Fröhlichkeit ſeine Waffenbrüder ermuthiget, doch kaum war es bald nach ihrer Ankunft in Lyon Nacht geworden, da ſchlich er aus der Kaſerne in ſeinem Hirtenkleide unbemerkt an der Wache vorüber, durch die Schatten der Gaſſen zum Thore hinaus. Am Tage lag er ſtill im Getreide verborgen, in der Nacht flog er doppelt ſchnell hin auf der Straße nach Bern. Die letzte Nacht vor Bern mußte er endlich ruhen; ſein Körper vermochte nicht länger der Mattigkeit zu widerſtehen, die lange überwunden ihn nun um ſo mächtiger erfaßte. Er lag in halbem Schlummer im grünen Getreide an der Straße, als ihn Roſſegeſtampf und Säbelgeklirr weckte. Er erkannte ſeine eigenen Kameraden in der Patrouille, die vorüberritt; die Zeit drängte ihn, kaum waren ſie vorüber, als er ſich aufraffte, und ihnen auf dem Fuße folgte; ſie blieben endlich in einem Dorfe, er eilte vorüber nach Bern. Es war früh Morgens, als er hineintrat; die Häuſer waren größtentheils noch geſchloſſen, nur vor einem kleinen Hauſe ſtand der Herr desſelben. Der Flüchtling blickte ihn an, aus ſeinem Geſichte blickte Redlichkeit und Güte. Er ging auf ihn zu, warf ſich ihm zu Füßen, und geſtand ihm ſeine Flucht und ſeine Bedrängniß. Der Biedermann riß ihn empor in ſeine Wohnung, dort verſprach er ihm erſt ſeinen Schutz mit wenigen herzlichen Worten, und wies ihm einen Ort zur Ruhe und Erquickung; dann ſchlich er ſelbſt fort, damit es ſcheine, als ob er ſeit dem vorigen Abende noch nicht nach Hauſe gekommen ſei. Es war Mittag, als Rudi aus dem Schlummer der Erſchöpfung erwachte. Er fühlte ſich noch immer ſterbensmatt; doch der Gedanke an Heimeli ließ ihn nicht ruhen; er ſtahl ſich durch die Hinterthüre hinaus auf die Gaſſe, um zu entfliehen, ehe er entdeckt werde. Zitternd, ungeduldig ſchlich er an den Häuſern hin, wie ein Schatten, bald unbeweglich zögernd, bald hinſchlüpfend an den Ecken der Wände; da wälzte ſich ein Volkshaufen gegen ihn ſo ſchnell, daß er nicht ausweichen konnte. Er mußte ſelbſt in den Kreis treten, vom Gedränge vorwärts gedrückt, neben ſich die Trommelwirbel ſchlagen hören, und es war ihm, als ſähe er den weit reichenden Arm der Verhängniſſes über ſeinem Haupte ſchweben, als er den Maire ſeinen Namen ausſprechen, als er ihn die Schrift ableſen hörte, die deutlich ſeine Geſtalt malte, die jeden für einen Verräther erklärte, der ihn nicht ausliefern würde. Der Maire hatte geendet, ſein Blick haftete auf Rudi's Geſichte; doch ſo ſehr hatten Gram und Erſchöpfung ihn geändert, daß er ihn nicht erkennen konnte. So wollte er ſich ſchon wieder in ſein Verſteck zurückſchleichen, um die Nacht zur Flucht abzuwarten; da hörte er in der Ferne im Gedränge eine Stimme, die ihn zu rufen ſchien; es war Heimeli; nur wie einen Blitz hatte er das ſchöne Haupt im Gewühle auftauchen geſehen, doch ſie war's, deſſen war er überzeugt, und in wüthender Eile drängte er ſich dahin, wo er ſie zum Wegſchreiten abgewendet geſehen hatte. Er fand ſie nicht mehr, ſie mußte raſch weiter geſchritten ſein; in athemloſer Eile, ohne auf den Weg zu achten, flog er die Straße hin; — ein neuer Volkshaufe warf ſich ihm entgegen; ein Gefangener wurde unter der Aufſicht eines Beamten von der Wache fortgeſchleppt, an ihm vorüber. Er erkannte ihn nicht, er ſah nicht den verzweiflungsvoll warnenden Blick, den ihm ſein unglücklicher Wirth zuwarf, in ſeiner eigenen Gefahr noch der Sicherheit ſeines Schützlings denkend. Trotz ſeiner verdächtigen Eile war er wie durch ein Wunder unbemerkt aus dem Gewühle entkommen, und rannte nun vorwärts ohne rechts oder links zu ſchauen, bis er ein Bajonnet vor ſich blinken ſah, und die Wache ihn anrief. Er blickte auf und ſah das Stadthor vor ſich, das von franzöſiſchen Soldaten beſetzt war, doch jenſeits des Thores ſah er wieder die Gewandesſpitze flattern, der er, wie von einem Zauber gezogen, nachgefolgt war. Er wollte ihr nach. Zurück! rief die Wache, ſonſt wirſt du erſchoſſen. Sie ſpannte den Hahn; doch was kümmerte das den Unglücklichen. Ergreift mich! ſchrie er, erſchießt mich! laßt mich nur vor's Thor, laßt mich nur noch einmal Heimeli ſehen! Laß ihn hinaus, Wigni, ſagte einer von den Soldaten lachend, das iſt unſer Mann nicht, das iſt ein treuer Schweizerjunge, dem ſein Liebchen entlaufen iſt, laß ihn laufen! Meinetwegen, rief die Wache leichtſinnig; Damon und Chloe paſſiren frei — und der Weg lag frei vor ihm. Mit welcher Schnelligkeit er ihn zurückgelegt hat, und wie ein menſchlicher Körper ſolche Anſtrengung aushalten kann, iſt noch nicht erklärt. Doch, als die Lanzenreiter, die zwei Stunden nach ihm die Stadt verließen, um ſeine Spur im Galopp zu verfolgen, früh in Interlacken abſaßen, war er ſchon zwei Stunden früher durchgeſchritten. Noch immer verfolgte er ſeinen Weg ohne zu raſten, ohne nur ſeine Eile zu mäßigen. Sein Blut ſtürzte wie ein Waldſtrom durch ſeine Adern, ſie ſchmerzlich erſchütternd, und immer noch beſchleunigt durch ſeine Furcht: Heimeli zu ſpät zu finden. Sein Herz zitterte und wollte ihn nicht mehr Athem holen laſſen, und dennoch erpreßte es ihm fortwährend den lauten Ruf: Heimeli! Heimeli! Daß ſie es nicht geweſen, die ihn in Bern zu rufen ſchien, daß ihn ſeine eigene Einbildung nur gequält, war ihm freilich allmälig zur Überzeugung geworden, als er an Heimeli's Schüchternheit und Scheu vor Menſchen gedachte. Doch um ſo heißer war ſeine Sehnſucht nach ihr, um ſo hoffnungsvoller flog all ſein Denken ihm voraus, dem ſtillen Alpenthale zu, wo ſie ihm ſo oft erſchienen, wo ſie ihn wieder erſcheinen mußte. Schon hörte er auf dem Bergſteige hinter ſich die Signalrufe der Hirten, die aufgebothen wurden, um den Entflohenen dem Gerichte zu überliefern; ſchon konnte er ſie an der ſteilen Bergwand emporſteigen ſehen, in die ſich das Alpenthal endigte, und die er ſelbſt kaum hinter ſich gelaſſen. Er war nun in dem Thale, wo er einſt mit dem Greiſe gewandert war, wo ihm ſein Glück ſich zum erſtenmale genaht. Der angeſchwollene Bach rauſchte brüllend wie ein ergrimmter Rieſe daher, die Gebirge waren von dicken Gewölken verdunkelt, die langſam unter den Bergwänden hinabſtiegen, unter ihnen heulte der Sturm durchs Thal; es war alles ſo, wie, da er Heimeli zum letztenmale geſehen, da ſie ihn, aufgelöſt in Thränen, gebeten hatte, ſie nicht zu verlaſſen. Er war dem Gletſcher ſchon ſo nahe gekommen, daß er es in ſeinen blauen Spalten rauſchen hörte. Heimeli war noch nicht zu ſehen. Seine Verfolger eilten nun durchs Thal her, er konnte nicht mehr fliehen; ruhig ſtarr erwartete er ſie, ſeine Augen auf den Gletſcher geheftet: Da ſah er Heimeli ſtehen ganz nahe vor ſich, wie ein Heiligenbild in einer Kapelle, vom dichten Nebel umgeben. Sie war blaß, grau gekleidet, und ihr glänzender Hals erhob ſich darüber weißer wie Schnee; ein leiſes Flimmern, wie das, was unſern Schatten beim Sonnenuntergange umgibt, umfloß ſie wie ihr eigener leuchtender Umriß. Mit einer Hand winke ſie ihm zärtlich vorgebeugt, während ſie ihr feuchtes, blaß-duftiges Geſicht mit der anderen bedeckte. So ſtand ſie da neben der glänzenden Gletſcherhöhle, nur der hochfluthende Bach trennte ſie. Er ſtürzte ſich hinein; die Wellen widerſtrebten ſeinen Armen wie fließendes Eiſen: kaum hielt er ſich aufrecht vor ihrem tobenden Falle. Endlich war er hindurch; ſie beugte ſich zu ihm nieder, und er ſtürzte todt zu ihren Füßen.

Einen Augenblick darauf ſtanden die Schützen allein bei ſeiner Leiche, die ihn erſt ſo wüthend verfolgt hatten. Der Hirtengreis, der Rudl einſt gewarnt hatte, trat aus einer Bergſpalte hinzu. Ich habe es wohl lange gedacht, daß es ſo kommen werde, ſprach er, daß er es einſt bereuen, daß es ihn einſt zurücktreiben werde zur alten Stelle. So hab' ich es ſchon Manchem vorhergeſagt. Nehmt's euch zum Bilde, und laſſet euch nie verlocken von der treuloſen Fremde. Laßt ihn liegen, ſagte er dann als ſie ihn aufheben wollten, mitnehmen könnt ihr ihn doch nicht, die Schneewolken ſtürzen ja ſchon von allen Seiten herab. Trennt ihn nicht von ſeiner Heimath.

Der Bericht von der Verfolgung des Flüchtlings wurde vergeſſen in dem Gewühle von Europa's Kriegen. Auch der Greis ſtarb bald; doch vor ſeinem Ende vertraute er den Hirten das Geheimniß an, und ſo erzählt man noch jetzt in den Thälern der Jungfrau das Märchen vom ungetreuen Schweizer.

Grösse der Liebe.

Hin nach Oſten, in die Ferne
Zog mein Mädchen und mein Glück;
Doch mit keinem Morgenſterne
Kehrten ſie bis nun zurück.

Wohl vom Oſten kömmſt du, Sonne,
Bringſt zurück das gold'ne Licht,
Bringſt dem Tage Gluth und Wonne, —
Doch du bringſt nur mir ſie nicht!

Kann das Auge nur im Traume
Seiner Sehnſucht Ferne ſehn?
Und in kurz gemeß'nem Raume
Muß der Liebe Ruf verwehn?

Ach, wie enge ſind die Schranken
Für des Menſchen Wort und Blick!
Nur die Freiheit der Gedanken
Gab uns ſpottend das Geſchick.

— „Sind die Wege denn zertreten?
Blieb der Liebe denn kein Band,
Um die Größe dran zu ketten
Für ein Herz in fernem Land?"

Strom, der hin nach Oſten eilet,
Der du tauſend Schiffer trägſt,
Und an's Ufer, wo ſie weilet,
Deine blauen Wellen ſchlägſt.

Melde, wer im Heimatthale
Täglich an die Ufer kömmt,
Und beim Morgenſonnenſtrahle
Aus vor dir die Seele ſtrömt.

Leiſe deine Wellen kräuſelnd,
Schmiege dich zu Füßen ihr,
Wie im Liebeshauche ſäuſelnd,
Töne ſanft mein Gruß aus dir!

Linde Weſte, ſchnelle Schwingen
Tragen euch nach Oſten fort,
Wollt ihr mit die Grüße bringen
An den ach, ſo fernen Ort?

Wolken, die dort röthlich ſchweben,
Segelnd über meinem Haupt,
Könntet ihr doch Nachricht geben
Ihr, an die mein Hoffen glaubt!

Ihr, der Lüfte kleine Sänger,
Spannt auch ihr die Fittige!
Flieget oſtwärts, ſäumt nicht länger,
Grüßet mir die Liebliche!

Briefe, die dahin geſchrieben,
Wäret ihr auch noch ſo klein,
Wenn ein Fleckchen frei geblieben,
Schließet meinen Gruß noch ein.

All' ihr Wand'rer gegen Morgen,
Höret noch ein freundlich Wort!
Wollt ihr meinen Gruß beſorgen
An's geliebte Mädchen dort?

Doch der Liebe liebſte Spenden,
Die ſie zart und ſinnig flicht,
Blumen kann ich ihr nicht ſenden, —
Denn die Holden wandern nicht.

Aber du, von ihr empfunden,
Meiner Lieder ſtiller Geiſt,
Der du dich in ſel'gen Stunden
Unſ'rer reinen Liebe weihſt.

In des Herzens tiefſten Saiten
Weck' ihr herzlichen Accord!
Meine Grüße wirſt du deuten,
Und der Liebe Geiſterwort.

Wenn der Tag gelegt ſein Rauſchen,
Und die Nacht es ſtill bedeckt,
Möge ſie den Tönen lauſchen,
Die Erinnerung ihr weckt.

Und in ſüßer Wehmuthsfeier,
Die ſie vom Gewühle ſchied,
Denke ſie: des Freundes Leier
Weiht ihr jetzt ſein Abendlied.

Und in ſolcher Seelenſtunde,
Wo ſie tief den Freund erkannt,
Werd' ihr von den Grüßen Kunde,
Die ihr Liebe zugeſandt.

C. A. Kaltenbrunner.

Theorie des Kusses.

Ihr fragt mich holde Frauen,
Was denn ein Kuß wohl sei?
Ich will's euch wohl vertrauen,
Ein Kuß iſt — Allerlei.
Ein Küßchen euch zu geben
Daran mir's nie gebricht,
Doch es euch expliciren —
Ach Gott! das kann ich nicht!

Wenn Lippen ſich berühren,
So iſt das relativ,
Bald iſt's ein Flammenſchüren,
Ein Blitzeshieroglyph;
Dann preſſen ſich Vulkane
Gar innig glühend an,
Die Seele liegt im Kuſſe
Und iſt ihr unterthan.

Bald iſt der Kuß die Welle
Die an die Welle ſchlägt;
Die Spur verfließet ſchnelle,
Als ob ſich nichts bewegt;
So küßt man, meine Damen,
Stets in der großen Welt,
Wo Liebe man zum Flitter,
Den Kuß zum Schauſtück hält.

Wie Pilger oft auf Reiſen
  Der Heimath fern gebannt,
An lieben heim'ſchen Weiſen
  Den Bruder ſchnell erkannt:
So küſſen Freundeslippen
  Des Glückes klar bewußt,
Und reiner Himmelsfriede,
  Erfüllet ihre Bruſt.

Doch was die Art und Weiſe
  Des Kuſſes ſelbſt belangt,
So iſt dieß eine Speiſe,
  Wo jede Regel wankt.
Was ſollte ich mich plagen
  Mit dem Warum und Wie?
Hier iſt die Praxis beſſer
  Als jede Theorie!

Sie meinen, daß die Wonne
  Im flücht'gen Kuſſe liegt.
Dieß iſt ein Strahl der Sonne,
  Doch wärmen kann er nicht.
Und ſtockte dann ein wenig
  Der Athem auch dabei —
Man weiß ja wohl, daß Küſſen
  Der Liebe Athem ſei.

Doch davon was im Küſſen
  Die Liebe reich erſann,

Werd' ich wohl ſchweigen müſſen,
Weil ich — nicht küſſen kann.
Drum wollet ihr mich lehren
Wie man's beſchreiben muß,
So gebet, holde Damen,
Dem Sänger einen — Kuß.

Sigmund Schleſinger.

Am Kirchhof im Helenenthale.

Da liegen ſie, gebettet
In ſel'gen Schlummers Arm,
Die ſich hinausgerettet
Aus dieſes Lebens Harm;
Und mag es draußen wettern
Und toſen wie es will,
Hier unter den ſechs Brettern
Iſt ſicher das Aſyl!

Wie ſie ſo ſüß hier ſchlafen,
Bedeckt von Kreuz und Stein;
Man ſehnt ſich faſt, im Hafen
Bei ihnen ſchon zu ſein!
Den ſtillen Grabeshügel,
Mit Blumen überbaut,

Verſchließt des Todes Siegel
  Bis jener Morgen graut.

Wie dort die eh'rne Schlange
  Sich um das Kreuzlein ſchlingt!
Dem Schläfer war wohl bange,
  Daß Störung zu ihm dringt.
Und da die Immortelle,
  Sie deutet ew'gen Schmerz;
Dich pflanzt' auf jene Stelle
  Wohl ein treuliebend Herz!

Denn Liebe, Freundſchaft, Treue,
  Umſchweben dieſen Ort,
Und ſcheuchen Neid und Reue,
  Und Feindſchaft von ihm fort;
Ja heilig iſt die Ruhe
  Der Schlummernden im Grab,
Und in der Todtentruhe
  Fällt alle Mißgunſt ab!

Wie jene alte Feſte
  Herüber ſehnend lacht,
Als wünſchten ihre Reſte
  Sich auch zur Ruh' gebracht,
Und wie die Wolken finſter
  Um ihre Mauern ſteh'n,
Und wie um Eib' und Ginſter
  Die Winde ſchau'rig weh'n!

Hier aber webt es leiſe,
So wie im Gotteshaus;
Vollbracht iſt ja die Reiſe,
Der Pilger raſtet aus;
Des Friedens milder Engel
Wacht für des Schläfers Ruh',
Es weht ſein Palmenſtengel
Ihm ſanfte Kühlung zu.

Und nur der Menſchen Schwärmen
Rauſcht ſtörend überhin;
Wenn ſie mit vollem Lärmen
Vorbei am Kirchhof ziehn;
Sie haſchen wild die Stunden
Hinweg im Taumelflug,
Und hätten doch hier unten
Memento mori g'nug!

E. Grande.

Eldorado.

Jeder Gute ringt nach Idealen,
Einem Eldorado, einem Land,
Wo die Zweifel enden, und die Qualen,
Wo der Wunſch die letzte Gränz fand; —

Wie es ſeines Geiſtes Schlüſſe malen,
Oder wie es ſeliger ſein Herz empfand,
Sieht er es in ungemeſſ'nen Weiten
Golden ſich und glanzumfloſſen breiten.

Und in ſeiner Seele tiefſten Tiefen
Fühlt zu dieſem Bilde er den Grund,
An der Erde rauhen Felſenriffen
Stößt er ſchmerzlich ſeinen Buſen wund.
Nebel ſieht er rings, und Hieroglyphen,
Und der Sinne Reize kalt und bunt,
Aber für der Seele Blüthen keine
Sieht er nirgends heimathliche Räume.

Aber unſer reinſtes, tiefſtes Sehnen
Hat doch auch ein heil'ges Vaterland,
Und dieß Land des Guten und des Schönen
Haben alle Beſſern noch erkannt.
Ob ſie's Tugend oder Liebe nennen,
Oder Seligkeit, — das Wort iſt Tand!
Und ihr Geiſt geht auf verſchied'nen Wegen
Doch demſelben hohen Ziel entgegen.

Alle ſieht man gleich geſchäftig ſteuern
Hin, wo ſie die Inſel ſich gedacht,
Schon das Kind in ſeinen gold'nen Schleiern
Ahnet ſeine himmelhelle Pracht,
Jedem Jüngling nennt's das Aug' der Theuern,
Und die edle Gluth der Freiheitsſchlacht;

Und vom heil'gen Drange fortgezogen
Tritt er, hoffend auf des Lebens Wogen.

Schmeichelnd tragen ſie den kühnen Schwimmer,
Lullen ſchaukelnd ſeine Sorgen ein,
Sonne zeigen ſie, und ſtille Bahn ihm immer,
Doch die Wolken nicht, die ihn umbräu'n;
Zeigen ihm ſein Ziel im Abendſchimmer,
Daß er thöricht wähnt ihm nah' zu ſein,
Und die Wünſche, denen er vertrauet
Schon im Geiſte froh verwirklicht ſchauet.

Doch da kommt der Sturm herangeflogen,
Und der Zweifel hebt ſein Schlangenhaupt,
Wie von Haß und Leere aufgeſogen
Fühlt er alles, was er einſt geglaubt,
Da die Wirklichkeit ihn kalt betrogen,
Meint er auch ſein Ideal geraubt.
Und hat für das unruhvolle Leben
Alles Glück und Hoffen aufgegeben. —

Da ſteigſt du ihm ſtill und freundlich nieder,
Heil'ge Freundſchaft! Und in ſeine Bruſt
Kommt der Friede, kommt der Glaube wieder,
Und die erſte kindlich fromme Luſt;
An dem Buſen heißgeliebter Brüder
Wird des Lebens er ſich neu bewußt,
Und er fühlt's: Nur in der Freundſchaft Schirme
Schifft er ſicher durch des Lebens Stürme.

Schaden.

An die Phantaſie.

Wenn Pallas einſt aus Jovis Haupt entſprang,
Wann nahmſt den Urſprung Du, o Phantaſie? —
Eh' noch der Sphären Wunderlied erklang,
Eh' noch die Schöpfung aus dem Chaos drang,
Und herrlicher als jede Harmonie,
Erſchienſt Du auf des Urgeiſt's Allmachtruf,
Als er das Daſein und die Götter ſchuf!

Wer kann mit Sonnenſtrahlen kühn beſaiten
Den Bogen, der von Pol zu Pol ſich ſpannt,
Ein hohes Lied dir, Hohe, zu bereiten!
Wer ſchöpft wohl aus dem Meer von Raum und Zeiten —
Und ob er glühend auch für Dich entbrannt, —
Das rechte Wort, das deinem Zauber gleich,
An Wunderreiz wie Du ſo groß und reich!

So will ich denn, o Phantaſie Dich preiſen
Mit jenem Worte, das Du mir gewährt,
In jener Liebe ſchlichten Sangesweiſen,
Die gerne ſchaffend zieht auf deinen Gleiſen
Wo Wunder ſich um Wunder ſtets gebärt!
Zu deinem Wohnſitz' gönne mir den Flug,
Wohin gewendet meiner Seele Zug!

Den goldnen Schlüſſel hat der Menſch errungen
Zur Pforte, die dein Heiligthum verſchließt,

Und iſt er bis in's Inn're kühn gedrungen,
Dann hält er Dich, o Göttinn ſelbſt umſchlungen;
Und reiche Saat der Poeſien ſprißt.
Da ſtrahlt und tönt es, Zauber — Licht und Klang!
Geſang wird Leben, Leben wird Geſang!

Erheben will der Geiſt ſich zu den Sternen,
Und ſieh! er fliegt, dann kehrt er niederwärts,
Getragen kaum zu nie geträumten Fernen,
Durch's Univerſum mit Cometenkernen,
Umgibt ihn ſchon der Erde tiefſtes Erz;
Und er erkennt die Weſen ew'ger Nacht,
Von ahnungsvoller, zauberiſchen Macht.

Wie neugeſtaltet webt des Lenzes Blühen,
Wie deutlich ſprechen Quelle, Luft und Mond!
Es fühlt der Geiſt den Puls der Erde glühen,
Die Nerven, die durch Felſenhäupter ziehen,
Das Herz, das tief im Blumenkelche wohnt,
Und Weſen, ſonſt von Lebensglut geſchwellt,
Nun lebenloſem, ernſten Stoff geſellt!

O, wem der Flug zu deinem Reich geworden,
Dem unterwirft ſich Wärme, Licht und Schall!
Ihn huld'gend nahet von des Jenſeits Borden
Die Geiſterwelt in ſphäriſchen Accorden,
Er ſchaut in's Aug' dem urgezeugten All';
Und keine Schranke gibt es für ihn jetzt,
Als die der Schöpfung ſelber ward geſetzt!

Und all' die Farben, all' die Himmelstöne
Verſchmilzt der Geiſt zum einzigen Accord,
Sie bindend durch die Sprache der Kamöne,
Durch's Aetherlicht der Regenbogenſchöne,
Wie durch das ſchallend hochgewalt'ge Wort!
Des Dichters Sein, von Deinem Glanz erhellt,
Bewundert preiſend die entzückte Welt.

J. Zizinger.

Vergessene Lieder.

Von Manfred.

Oft ſchon wollt ich mich ermeſſen,
Was ich einſt im bunten Leben
Halb gedacht und halb vergeſſen,
Im Gedichte kund zu geben.

Halb vergeſſen? — Und worüber? —
Über manchem böſen Kummer,
Der umfangen mich als trüber,
Qualenvoller, langer Schlummer.

Nun der ſchöne Gott der Lieder
Seinen gold'nen Köcher ſchüttelt,
Fühlen die Gedanken wieder
Sich aus ihrem Schlaf gerüttelt.

Und vergleichbar einem Strauche
Scheinet meine Seelenlaute,
Den, umwölkt vom Nebelrauche,
Lange Zeit kein Aug' erſchaute.

Nun die Nebel vor dem Drucke
Gold'ner Strahlen ſich verflüchten,
Steht er da im vollen Schmucke,
Reich an Dornen, Blatt und Früchten.

Wollt ihr an die Zweige klopfen? —
Tropfen ſinken rings hernieder
Thränenhelle reine Tropfen,
So wie dieſe kleinen Lieder.

Als Knabe, da kannt' ich ein Mädchen
Das hatt' ich gar ſo lieb,
Daß ich ihr bald ein Billetchen
Voll ſüßer Phraſen ſchrieb.

Schnell folgte ein zweites, ein drittes,
Ich lebte ganz in Glut,
Das ſüße Blondinchen litt es,
Und war ſonach mir gut.

Ach, aber zum größten Leide
Erfuhr ich hinterher,
Daß meine Ältern beide
Geleſen den Verkehr.

Und fingen ſie an mich zu necken
Mit meinem Schäferſinn,
Da huſcht' ich, mich ſchnell zu verſtecken,
In einen Winkel hin.

Doch kam erſt die kleine Schlange,
Die ſo mein Herz verrieth,
Hockt' ich in der Ecke ſo lange,
Bis ſie von hinnen ſchied.

Selbſt ſpäter, als ich ſchon manierlich
Als Jüngling vor ihr erſchien,
Blickt' ich oft ganz unwillkürlich
Noch nach der Ecke hin.

Ein Glück, daß es ſo nicht geblieben,
Kommt Zeit, ſo wird man klug:
Wo gäb' es für ſpätere Lieben
Auch Ecken und Winkel genug!

In dem älterlichen Hauſe
Gab es großes Feſtgelag,
Doppelt Butterbrod zur Jauſe
Und kein Lernen an dem Tag.

Denn der Storch, zwar ungeſehen,
Doch mit Lärmen und Gebraus,
Brachte, Morgens war's um Zehen,
Mir ein Schweſterchen in's Haus.

Ach da gab es eine Freude
Wie ich's gar nicht ſagen kann,
Und die Ältern ſahen beide
Drüber ſich ſo herzlich an.

Lieblich über alle Maßen,
War die Kleine, zart und fein,
Und ich konnt' es gar nicht faſſen,
Wie man gar ſo hübſch kann ſein.

Luſtig ſprang ich durch die Zimmer,
Alles Spielzeug ward geholt,
Und ich wartete nur immer,
Daß die Schweſter reden ſollt;

Doch ſie wollte nicht gewähren
Weder reden, weder ſchrei'n,
Und ich konnt' mirs nicht erklären,
Wie man gar ſo ſtill kann ſein.

Und ſie blickt' ſo ſtill und ſchweigend,
So recht trüb die Mutter an,
Bis ſie einſt das Köpfchen neigend
Ihre Äuglein zugethan.

Und ſie ſchluchzten in der Stube
Von „dem Engel, der da ſchied,"
Und von mir: „der tolle Bube"
Daß ich faſt in Angſt gerieth.

Vater, Mutter ſah ich weinen,
Ach wie war mir da ſo ſchwer,
Und ſie ſagten von der Kleinen
Mir, daß ſie geſtorben wär'.

Als ich Aller Leid geſehen,
Stimmten meine Thränen ein,
Doch ich konnt' es nicht verſtehen
Wie man kann geſtorben ſein!

Noch aus meiner frühen Jugend,
Denk' ich einer Sängerinn,
Die der Schönheit holde Tugend
Reichlich hatte zum Gewinn.

Jeder ihrer Töne bebte
Zaubriſch an's entzückte Ohr,
Doch dem trunknen Auge ſchwebte
Reizender ſie viel noch vor.

Um den Nacken wogten Haare,
Eine weiche goldne Flut,
Und das wunderliche, klare
Auge flammte ſüße Glut.

Und der Lippen Purpurſpange,
Ein Geheimniß hielt ſie feſt,
Das die bleiche ſchöne Wange
Halb und halb errathen läßt.

Ach, zu feſt hielt ſie's verſchwiegen,
Was ſie innen ganz durchglüht,
Bis auf ihren ſtarren Zügen,
Es im Sarge ſich verrieth.

Und von Allen, die entboten
Einſt Bewund'rung ihr genug,
Sah ich Keinen, der zur Todten
Jetzt ſein Thränenopfer trug.

Einer nur von hohem Weſen,
Der zu ihrer Stätte kam,
Wenn kein Lauſcher nah geweſen,
Schien vernichtet ganz vom Gram.

Einſam kniet' er an dem Grabe
Ach, er ſeufzte tief und ſchwer,
Und ich armer kleiner Knabe
Stand von fern, und weinte ſehr.

——

Noch nicht Jüngling, nicht mehr Knabe,
Sieh, da hielt mich ſchwer und lang
Siechthum an dem Rand zum Grabe
Und ich war recht tödtlich krank.

Stumm, und keines Sinnes Meiſter,
Lag ich hin in böſer Ruh,
Und dem Heimatland der Geiſter
Strebte ſchon die Seele zu.

Da, ich denk' es noch mit Freude,
Schlief auch tief umwölkt mein Sinn,
Bog der Vater ſich im Leide
Über mich im Bette hin.

Und er ſah mich an ſo lange,
Seufzte tiefbewegt und bang,
Bis auf meine kalte Wange
Seine heiße Thräne ſank.

Dieſe Thräne, welche Schauer
Flammte ſie durch mein Gebein!
Wie wenn Gott der Wintertrauer
Schickt den erſten Frühlingsſchein.

Bald war jene Nacht gewichen,
Meine Sinne thauten auf,
Und ein Siecher, halbverblichen,
Stand zum neuen Leben auf.

Und die Alle dem Verlornen
Ihren vollen Schmerz geweiht,
Schenkten jetzt dem Neugebornen
Tauſendfache Zärtlichkeit.

Doch wie ſie's auch um mich trieben,
So an Huld und Güte reich,
Kam doch nichts von all dem Lieben
Jener heil'gen Thräne gleich.

Jahre kamen und entflohen,
All das Liebe ſchwand gemach,
Und der Kummer ſchlich dem frohen
Jünglingsalter neidiſch nach.

Wie auch jetzt der Abgrund winket
Und Gefahren trüb und ſchwer:
Auf die blaſſe Wange ſinket
Keine ſolche Thräne mehr!

Einſt lebt' ich wie die Entzückten
Mit aller Welt in Ruh,
Zwei himmliſche Augen blickten
Mir ewig Liebe zu.

Zwei Lippen flüſterten leiſe
Gar manchen ſüßen Scherz,
Zwei Arme, blendend weiße,
Sie zogen mich an's Herz.

An's Herz, draus liebendes Feuer
Auf mich herüberflog,
Und Herz und Leben und Leier
Mit Glut mir überzog.

Mit Glut, ſo die Seele wieder,
Ein Aetna, ſchlug in die Höh,
Und dann als Lava der Lieder
Forttrieb zum Lebensſee.

O Lippen, o Augen, o Arme,
O Zeit, wo biſt du hin!
Von all dem Freudenſchwarme,
Was blieb mir zum Gewinn?

Nichts als die Erinnerung eben,
Dich mich ergetzen darf,
Als Perle, die in mein Leben
Das karge Glück mir warf.

Ballade.

Die trauernde Mutter ſitzt und ſpinnt,
Und ihre Thränen fließen:
Da ſaß noch jüngſt ihr geliebtes Kind
Hold ſpielend zu ihren Füßen.
Nun ruhet es auf dem Friedhof ſchon
Den dritten langen Morgen:
Wozu nun ſich mühen? Hin iſt ihr Lohn,
Der Mutter freudiges Sorgen.

Und wie ſie das denket, weinet ſie laut,
Und kann und mag ſich nicht faſſen;
Doch als ſie wieder zur Erde ſchaut,
Vor Schreck die Wangen erblaſſen:
Da ſitzet ihr Kind, und blicket ſie an,
Als wollt' es etwas erflehen,

Doch eh' ſie das Grauſen bezwingen kann,
Sieht ſie's in Luft zergehen.

Die Mutter ſchafft in des Gärtleins Raum,
Und tränket die durſtigen Pflanzen,
Und ſieht mit Thränen den blühenden Baum,
Den ſummend die Bienen umtanzen.
Da pflückte noch jüngſt ihr Geliebtes ſtill,
Des Maies Blumen zu Kränzen,
Und ſchläft es draußen; wozu noch will
Das Gärtlein blühen und glänzen?

So denkt ſie trauernd, und mächtig ergreift
Der Schmerz auf's neue die Arme;
Und als ihr Blick nach dem Baume ſchweift
— Daß Gott der Herr ſich erbarme! —
Da ſitzet ihr Kind an des Baumes Fuß,
Wie frierend zuſammen geſchmieget;
Sie ſtürzet hinzu — „Nur einen Kuß!“ —
Doch die Erſcheinung verflieget.

Die Mutter ſuchet, müde von Harm,
Am Abend die Schlummerſtätte.
Da ruhte noch jüngſt ihr Holdes ſo warm,
Nun ſchläft es im kalten Bette.
Und wie ſie dieß denket, jammert ſie laut,
Und will den Himmel verklagen;
Doch, wie ſie verzweifelnd um ſich ſchaut,
Da ſteht ihr Kindlein am Schragen.

„Ach, Mutter! Mutter! dein Weinen laß!
„Sonſt kann kein Schlaf mich letzen:
„Denn ſeh! mein Hemdlein iſt kalt und naß,
„Weil deine Thränen es netzen.“ —
Da weicht von der Mutter des Schmerzes Wahn:
Sie betet nun oft in der Stille:
„Was Gott thut, das iſt wohlgethan;
Und ſo geſchehe ſein Wille!“ —

Raupach.

Die Todtenwürfel.

(Nach einer deutſchen Volksſage.)

Von H. Meynert.

Erſtes Capitel.

Ich kam aus dem Theater, welches heute die Dresdner Welt zahlreicher als dieß ſonſt gewöhnlich der Fall iſt, angelockt hatte, denn Herold's „Zampa“ war zum erſtenmale über die Bretter gegangen. In einer Reſtauration im ſogenannten „italieniſchen Dörfchen“ *), welches wegen ſeiner benachbarten Lage nach dem Theaterſchluſſe am

---

*) Der Name eines Stadttheils von Dresden.

meiſten beſucht iſt, fand ich mich an der table d'hôte mit einigen Fremden zuſammen, unter denen mir der Eine ſchon aus einer früheren Geſellſchaft her bekannt war. Es war ein in Handlungsgeſchäften reiſender Kaufmann von Bildung und Laune. Er hatte vergnügte Augen und eine ſehr rothe Naſe, welche gegen die Spitze hin einige Auswüchſe und Naturſpiele darbot. Der Mann war lebhaft ergriffen von der eben geſehenen Vorſtellung und ſprach ſich mit vielem Feuer darüber aus. Zwar wollte er behaupten, daß Herold in dieſer ſeiner Muſik bisweilen einen Aufſchwung verſucht habe, dem ſeine innere Kraft nicht durchgängig nachkomme, auch ſprach er Einiges von nicht gehöriger Klarheit der muſikaliſchen Ideen, von einer erſt herausfrottirten Glut der Phantaſie u. ſ. w. Doch dieß gehört nicht hierher. Auch wurde über den Stoff Manches hin und her geredet, wobei man endlich übereinkam, daß die geſpenſtiſche Erſcheinung der Marmorbraut zu der von compacter Realität überſchäumenden Handlung nicht gehörig paſſe, auch die zu wenig poetiſche Natur des Zampa ſich nicht wohl zu einem ſo phantaſtiſchen Spiele wie das ihm widerfahrende, eignen wolle. Schließlich meinte Herr Jonas — ſo nannte ſich der fremde Kaufmann — es ſei doch den todten Bräuten nicht zu trauen, ſie möchten nun von Marmor ſein, oder von Fleiſch und Bein; er habe kürzlich, bei ſeiner Durchreiſe durch Bremen, einen ähnlichen Fall vernommen, der ſich im verfloſſenen Jahrhunderte wirklich daſelbſt zugetragen und deſſen Spuren noch heutigen Tages im dortigen Rathskeller zu erſehen wären.

Als wir in Herrn Jonas drangen, uns die Sache zu erzählen, ſah er nach der Uhr, und meinte, daß er heute nicht damit fertig werden würde, indem er ſich eines etwas gedehnten Vortrages bewußt ſei; doch wolle er heute noch wenigſtens den Anfang machen, und die Fortſetzung auf einen anderen Abend verſparen. Nachdem er ſich den Gaumen mit einem langen Schlucke von dem berühmten Sauernitzer Bier angefeuchtet und eine neue Cigarre in Brand geſetzt hatte, begann er, in ſeinem etwas ſalbungsreichen Tone, ungefähr auf folgende Weiſe ſeine Erzählung:

Ein reges Leben erfüllte die Straßen Bremens; Jung und Alt drängte ſich durcheinander, und der Markt der Altſtadt glich einem Keſſel voll gährenden Stoffes. Es war der Sylveſtertag des Jahres 17—; Jeder hatte dieſem Tage noch einige Verrichtungen aufgehoben, um reinen Abſchluß mit der Zeit zu halten, und das Schickſal ſchien aus den Wünſchen, Hoffnungen und Geſchäften der emſigen Menge noch einen wunderlich bunten Todtenkranz für das ſterbende Jahr gewunden zu haben. Beſonders drängte ſich die junge gaffende Welt vor einigen Buden zuſammen, in welchen zierlich gemalte, mit Gold oder vielfarbiger Folie und gepreßtem Papier kunſtreich ſtaffirte Glückwünſche zum Verkaufe ausgeſtellt waren.

Den meiſten Zulauf hatte eine Bude dieſer Art, in welcher ein mit komiſcher Genauigkeit herausgeputztes Männchen den Verkäufer machte. Der Kleine trug auf dem winzigen Nacken einen gewaltig großen Haarbeutel, der, im Verhältniſſe zu der Figur des Inhabers, beinahe das Ausſehen eines Reiſetorniſters gewann, und ein feſtlich betreßtes Röckchen von ſchreiendem Scharlach. Der mächtige Buſenſtreifen, welcher dem hinten aufhockenden Haarbeutel nach vornhin das Gegengewicht zu halten bemüht war, ſchaute trotzig aus dem kleinen Leibe heraus, und ward wegen unmanierlichen Vordrängens von Zeit zu Zeit durch ein paar über und über in blitzende Ringe vergrabene Händchen in die großgemuſterte ſeidne Weſte zurückgeſtrichen. —

Aber nicht der feſtliche Aufzug des Herrn Schneekönig — das war der Name des Budeninhabers — ſondern ſeine vortreffliche Laune zog die Menge ſo mächtig nach ſeinem Krame hin. Jedem wußte er nebſt dem käuflichen papierenen Glückwünſche noch eine angemeſſene mündliche Gratulation auf den Weg zu geben. Am beſten gelang ihm dieß bei den jungen Frauenzimmern, denen er immer eine ſo feine, für Jede paſſende Galanterie zu ſagen verſtand, daß er ſelbſt auf den ſprödeſten Mund ein gefälliges Lächeln zauberte, zumal die kleinen vielbeweglichen, funkelnden ſchwarzen Augen des habilen Männchens ſeinen Worten einen noch imponirenden Accent verliehen. Schneekönig verſtand ſich vortrefflich auf Phiſiognomien, und ſo ward es ihm leicht, jeden ſeiner Käufer ſo zu behandeln, wie es deſſen Neigung oder Laune eben verlangte. Den Fröhlichen pflegte er mit einem Scherze, den Ernſten mit einem ſinnigen Spruche, den Verliebten mit allerhand kleinen Neckereien aufzuwarten, ſo daß ſich endlich Jeder von ſeiner Laune angeſprochen, Keiner durch ſie verletzt fühlte.

Ein Gaukelkünſtler, welcher nicht weit von Schneekönig's Bude ſein Theater aufſchlug, und durch einen unermüdlichen Harlekin die Menge herbeilockte, hatte gerade den Zulauf von dem Krame des Letztern auf eine kurze Weile abgezogen, und der vom vielen Reden beinahe erſchöpfte Schneekönig ſchickte ſich an vor ſeine Bude herauszutreten, und ſich die Sprünge und Poſſenreißereien des farbigen Tauſendkünſtlers mit anzuſehen, als ein Mädchen in anſtändiger, knapp anliegender Bürgertracht zu ihm trat, und einen Neujahrwunſch zu kaufen begehrte.

Mit einer Behendigkeit, welche ſelbſt den benachbarten Luftſpringer beinahe noch beſchämen konnte, ſchnellte das rothe Männchen hinter ſeinen Krämertiſch zurück. — „Und welchen Bezug ſoll denn Ihr Glückwunſch haben, ſchönes Kind?" fragte er. Doch wartete er nicht erſt die Antwort der reizenden Käuferinn ab, ſondern warf nur einen ſcharfen Blick in das Geſicht des Mädchens, aus deſſen dunklen Augen eine wunderbare Miſchung von Leidenſchaftlichkeit und Wehmuth ſprach, und ſagte dann mit leiſem, recht theilnehmendem Tone: „Ei, liebes Kind, es bedürfte eines weit geringeren Menſchenkenners als ich bin, um in Ihren Augen zu leſen, daß Sie nicht glücklich liebt." —

Das Mädchen ſchlug mit einem unterdrückten Seufzer die Augen zu Boden.

„Vielleicht iſt gar der Liebſte Ihr nicht treu geblieben?" fuhr Schneekönig mit einem Zutrauen erweckenden Tone fort, den ſein von Natur gutmüthiges Ausſehen noch unterſtützte.

Das Mädchen ſchwieg, aber über die jugendlich-lieblichen Züge breitete ſich auf Augenblicke ein recht tiefer brennender Schmerz.

„Armes Kind!“ ſagte Schneekönig mitleidig: „es bedarf eines harten Herzens, um ſolche Augen zu Thränen zu bringen. Aber tröſte Sie ſich! Ich glaube Ihren Liebſten zu kennen, denn irre ich nicht, ſo ſah ich Sie erſt vor wenigen Tagen in der Neuſtadt mit ihm ſpaziren gehen. Glaube Sie mir, er wird reumüthig zu Ihr zurückkehren, wo fände er auch ſonſt noch ſo fromme Liebestreue?“ —

Bei dieſen Worten ward das Geſicht des Tröſters von einer weinerlichen Rührung überflogen, und er mußte ſich die Augen wiſchen. Dann kehrte er ſich, in ſeinen Geſchäftseifer zurückfallend, eilig um, holte einen Kaſten hervor, und nahm einen Neujahrwunſch heraus, auf deſſen gemalter Vignette ein getheiltes Herz von der wirr es umlodernden Flamme eines andern Herzens verzehrt wurde. Er reichte ihn mit einem gewiſſen zuverläſſigen Blicke, — der ſich bewußt ſchien, die Sache getroffen zu haben — dem Mädchen hin, welches halblaut den Vers davon ablas:

„Das Feuer, das für dich in meinem Buſen lodert,
Beſeelt ach! Dich nicht mehr und in Dir wohnt es nicht:
Wer Treue frech verletzt und dennoch Treue fodert,
Verdient, daß ihm das Herz durch fremden Meineid bricht.“ —

Sie vermochte nicht weiter zu leſen, ſondern barg das Blatt weinend in ihren Buſen. „Ja, er hat mein

Herz gebrochen" — ſchluchzte ſie — aber einſt wird auch das ſeine brechen, und wer weiß, ob nicht durch fremden Meineid, wie dieſe ſchlichten Verſe prophezeien wollen." Sie öffnete ihre Taſche, um das zierlich bemalte und veränderte Blatt mit einigen kleinen Silberſtücken zu bezahlen, aber Schneekönig zog mit einem beinahe böſen Geſichte ihre Hand von der Taſche zurück. „Bewahre mich der Himmel" — ſagte er — „daß ich mir ein Papier bezahlen laſſe, welches vielleicht eine gute Wirkung auf das verſtockte Herz Ihres Auserwählten hervorbringt. Geh' Sie mit Gott, liebes Kind, und berichte Sie mir, wenn es einen guten Erfolg hat." —

Die Arme ging ihres Weges. Als ſie ſich aber etwas ſchnell durch den Haufen, welcher das Schaugerüſt des Gauklers umgab, durchdrängen wollte, weil der Anblick der freudig tobenden Menge ihren Gefühlen nur wehe that, begegneten ihr zwei Freundinnen, welche ſich geſchwätzig an ihre Arme hingen.

„Weißt du auch Lieschen," ſagte die Eine, „daß ich erſt dieſen Morgen wieder deinen Schwarzfeld in Rohmann's Haus gehen ſah, und ihn bald darauf in zärtlichem Zwiegeſpräche mit der hochmüthigen Thereſe oben am Fenſter erblickte?"

„„Ach! ich muß wohl endlich an ſeine Untreue glauben!"" erwiederte Luiſe ſchmerzlich, „„da alles gegen ihn zeugt, und ſeine eigenen Entſchuldigungen, wie gerne ich auch denſelben trauen möchte, ſo matt von ihm geführt werden, als dürfte er ihnen ſelbſt keinen Glauben verſprechen.""

„Gewiß, Lieschen" — ſagte die andere Freundinn mit jener Emſigkeit, womit ein Mädchen den Geliebten einer Anderen anzuklagen befliſſen iſt. — „Rohmann's Thereſe rühmt ſich ſchon in der ganzen Stadt der Eroberung, welche ſie an dem ſchönen Fremden gemacht habe, und ſelbſt ihr ehrgeiziger Vater ſoll, von Schwarzfeld's Künſtlerruhm geblendet, mit nicht ungünſtigen Augen auf dieſes neue Verhältniß blicken."

„„O mein Herz!"" ſeufzte Luiſe gepreßt, und verſuchte umſonſt ſich der Thränen zu erwehren.

Sie eilte ihr Haus zu erreichen, als plötzlich die Eine ihrer Begleiterinnen ſie im Gehen zurückhielt. „Seht ihr denn nicht?" — ſagte dieſe — „Ja, wahrhaftig, mein Auge hat mich nicht betrogen: dort kommt Schwarzfeld ſelbſt mit Thereſens Bruder."

Luiſe blickte mit ſcheuen Augen nach der Gegend, wohin die Sprecherinn zeigte, und als ſie wirklich den Geliebten erkannte, brachen ihre Thränen mit unaufhaltſamer Heftigkeit hervor, und ſie rannte, wie von wilder Angſt beflügelt, durch die Straßen dahin, ſo, daß die Gefährtinnen ihr kaum folgen konnten. „Ei ſo warte doch Lieschen." — — „Du eilſt ja, als ob dich ein Gewitter triebe" — keuchten dieſe hinter ihr her. Aber Luiſe hörte nicht, ſondern eilte immer fort, bis ſie ihr Haus erreicht hatte, und — trotz ihres gewaltſam ſchnellen Gehens — bis zur Leichenfarbe erbleicht eintrat.

Schwarzfeld, deſſen ſonſt ſo theuren Anblick Luiſe heute mit krankhafter Furcht floh, hatte dieſe nicht bemerkt, ſondern ging ruhig mit ſeinem Gefährten weiter durch die gaffende und umhertreibende Menge, deren Anblick ein ſeltſames, beinahe verächtliches Lächeln auf ſei nem Geſichte hervorbrachte. Es war ein ſchöner, hoch aufgeſchoſſener Mann von kaum acht und zwanzig Jahren. Die ſchwarze Tracht, welche ungeachtet ihrer Einfachheit, doch nicht frei von einem gewiſſen phantaſtiſchen Anfluge war, und das dunkle krauſe Haar, welches — in vollkommenem Widerſpiele zu dem ſteifen Formenzwange jener Zeiten — in freien Locken auf den Nacken herabfiel, ließen in ihm den Künſtler nicht verkennen. Das etwas tief liegende, brennend ſchwarze Auge hatte einen gewaltigen Ausdruck, welcher durch die ſtolze Unzufriedenheit die ſich auf der edel geformten Stirne und um den fein geſchnittenen Mund ausprägte, noch beſtimmter hervortrat. — Er ſchaute oberflächlich prüfend auf die, ringsumher durch die bewegliche Volksmaſſe ſich bildenden Gruppen; von Zeit zu Zeit theilte er ſeinem Begleiter ſeine Bemerkungen darüber mit, und aus dem ſpöttelnden Lächeln, welches dabei um Beider Mund ſpielte, konnte man entnehmen, daß ihre Anmerkungen meiſtentheils beißender Art ſein mochten. Von den Sprüngen und Grimaſſen des lärmenden Harlekins, den die Menge mit einem wiehernden Gelächter ſecundirte, wendete er ſich verächtlich hinweg; als er aber, weiter ſtreifend, den zierlich angeputzten Schneekönig gewahrte, trat ein beinahe muthwilliges Lächeln an die Stelle ſeines vorherigen Ernſtes, und, das Auge mit einer ſarcaſtiſchen Befriedigung auf das friſirte Männchen heftend, ſagte er lachend zu ſeinem Begleiter: „Ei ſieh da! welch ein koſtbares Inventarienſtück! Wahrhaftig, weder unter den Antiken Rom's, noch in den Ateliers der neuern Meiſter fand ich das ähnlich vollendete Bild eines Mannes."

Die beiden Spottvögel hatten dieſe ihre Bemerkungen ſo wenig leiſe ausgeſprochen, daß Schneekönig das Ganze deutlich vernahm. Die gekränkte Eitelkeit des wackeren, aber etwas ſelbſtgefälligen Männleins färbte auf einige Augenblicke ſein Geſicht ſo dunkelroth, daß es mit ſeinem Scharlachrocke hätte wetteifern können. Aber ſeine elaſtiſche Natur kam ſchnell wieder in das Gleichgewicht. Die Gegenbemerkung, deren Anfang er vor Unwillen nur zu ſtottern vermochte, brachte er mit einer immer ſicherer werdenden, ja zuletzt mit einer ſchneidend ſcharfen Stimme hervor. „Ein Bild!“ wiederholte er, während die beiden Andern noch heimlich laut lachten: „Ein Bild bin ich? Wer weiß, ob die beiden ungeſchliffenen Herren eben ſo zufrieden wie ich ſein könnten, wenn ſie einmal ein ungeſchminktes Bild von ſich und ihrer Aufführung ſähen!“

Herr Schneekönig war mit dieſer etwas ſchwerfälligen Wendung nicht eben ſiegreich beſtanden, denn die Beiden lachten nur noch lauter, und Rohmann, Schwarzfeld's Begleiter, kicherte, indem er auf den Scharlachrothen deutete: „Bei allen Muſen, es iſt der Apollo vom Belvedere, mit Scharlachrock und Haarbeutel angethan! Faß' an, Schwarzfeld, damit wir den durchgegangenen Apollo zurückbringen.“

„Auch mir ſcheint es kein Anderer zu ſein,“ beſtätigte Schwarzfeld lachend. „Und du haſt nicht ſeine Antwort gehört? Wirklich, Apollo iſt in ſeinen hohen Jahren noch immer witzig.“

„„Mit Verlaub, ihr Herrren!““ ſagte Schneekönig heftig gereizt. „„Was mich anlangt““ — hier warf er ſtechende Blicke auf ſeine beiden Gegner — „„ich ſehe nur erſt den Midas und den Marſyas; der Apollo wird wohl noch kommen müſſen.""

Wie nahe auch dieſe Antwort lag, ſo hatten die beiden Spötter ſie dennoch ihrem Manne nicht zugetraut, daher überraſchte ſie dieſer unerwartete Gegenhieb. Beſonders fühlte ſich der hochfahrende Schwarzfeld in ſeiner Eitelkeit unangenehm durch einen ſolchen Vergleich berührt, und das ſpöttiſche Lächeln, welches er zu Hilfe rief, konnte die empfundene Demüthigung nicht ganz bemänteln. Mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit wendete er ſich zu ſeinem Begleiter. — „Warum wollen wir den roth angeſtrichenen Ehrenmann in Zorn bringen?" ſagte er. „Lieber will ich ihn in Nahrung ſetzen, und ihm einen Glückwunſch für deine Schweſter Thereſe abkaufen."

Mit dieſen Worten trat er der Bude näher, und verlangte das feinſte, mit dem ſinnigſten Verſe verſehene Exemplar eines Neujahrwunſches an eine Dame.

Schweigend öffnete Schneekönig ein Käſtchen, und ein Exemplar herauslangend faßte er Schwarzfeld ſcharf ins Auge. „„Ich kann Euch kein ſinnigeres Verslein empfehlen,"" ſagte er, „„als dieſes hier, welches ich erſt vor einer halben Stunde einem ſchönen weinenden Mädchen verkaufte, das Euch vielleicht nicht unbekannt ſein mag."" — Er reichte Schwarzfeld den Wunſch zum Leſen hin.

Dieſer, die Worte des Verkäufers nicht beachtend, hoffte in den Verſen des Wunſches neuen Stoff zu ſpöttelnden Bemerkungen gegen Schneekönig zu finden, deſſen vorige Antwort er noch immer nicht verſchmerzen konnte, und mit luſtiger Miene las er auf der Stelle den

Wunſch laut ab. Doch ſtockte er plötzlich in ſeinem muthwilligen Tone, als er an die Zeilen kam:

„Wer Treue frech verletzt, und dennoch Treue fodert,
Verdient, daß ihm das Herz durch fremden Meineid
bricht.“ —

Bei den letzten Worten ſchwankte ſeine Stimme, und als ſein irrer Blick über die durchbohrenden Augen ſeines Gegners ſtreifte, erbleichte er ſichtlich. Aber nach einigen Augenblicken wich ſeine Verlegenheit dem Zorne über ſein eigenes ſchnelles Erſchrecken, und den ſchön gemalten Wunſch zerreißend, ſchnaubte er: „Was ſoll dieſer unverſchämte Scherz? Will das Männlein gar mich foppen?“

Aber der Beleidigte blickte ihn mit ernſtem vorwurfsvollen Auge an, und entgegnete: „„Meine Sprüche ſind gut und harmlos, und foppen Niemand. Nur wer unreinen Herzens iſt, mag ſich ein Ärgerniß daran nehmen.““

Dieſe Worte des kleinen Mannes hatten einen ſo überraſchend mächtigen Klang, und dazu flammten ſeine Augen ſo durchdringend, daß Schwarzfeld die ſeinigen unwillkürlich zu Boden ſchlug, und ſich förmlich aus der Faſſung gebracht fühlte. Er biß die Lippen zuſammen, und das Bewußtſein einer ſchweren Schuld regte ſich ſo ſtrafend in ihm, daß er in tiefes quälendes Nachſinnen verſank, und ohne Etwas von den fortgeſetzten Scherzen ſeines Begleiters zu vernehmen, mit nachdenklich geſenktem Haupte und herabgezogenen Augenbrauen ſchweigend ſeines Weges ging. Die Neckereien Rohman's, welcher ihm ein Händedruck ſeiner Schweſter Thereſe als Mittel gegen die üble Laune empfahl, wurden ihm läſtig, er machte ſich unter einem Vorwande von demſelben los, und durchſtrich gedankenlos die Straßen. Ohne zu wiſſen wie er dahin gekommen war, ſtand er plötzlich vor Luiſens Hauſe.

Obſchon er erſt vor zwei Tagen dieſe Schwelle betreten hatte, ſo däuchte ihm doch dieſe Zeit ſchon recht fern. Die Gefühle, mit denen er hier zum erſtenmale die Nähe der lieblichen Luiſe geſucht hatte, regten ſich wieder mit der alten Lebendigkeit in ihm, und als habe ſich, ohne ſeine Einwilligung, eine fremde unheimliche Erſcheinung in den Traum ſeiner Liebe hineingeſtohlen, ſtrebte er das Bild der Erſtgeliebten wieder in ſeiner Seele emporzuheben. Er konnte es ſich nicht verſagen, die Thüre, welche noch vor Kurzem ſeine höchſte Seligkeit verſchloß, zu öffnen, und ſtand mit einem Male in Luiſens Zimmer. Erſchrocken fuhr dieſe vom Stuhle empor, Schwarzfeld aber, den ihre jähe Bewegung aus ſeinen Träumen riß, war beſtürzt, ſo plötzlich vor der ſchwer Gekränkten zu ſtehen.

„Ich hätte mich Ihres Beſuches nicht verſehen, Herr Schwarzfeld" — ſagte ſie mit erzwungenem froſtigen Tone, welchem ſich, ohne daß ſie es wollte, eine zärtliche Regung beimiſchte — „und ich muß Sie bitten, mich nie mehr zu ſehen. Ihnen kann in Ihrem neuen Verhältniſſe nichts daran liegen, und mir." — — Ein Thränenſtrom, welchem ſie nicht länger gebieten konnte, erſtickte ihre Stimme, und laut ſchluchzend warf ſie ſich in einen Stuhl. Schwarzfeld ſprang ihr bei, er fühlte ſich heftig erſchüttert; alle Empfindungen, welche er einſt für Luiſen im Buſen getragen, ſchienen in dieſem Momente aus einem langen düſteren Winterſchlafe zu erwachen. Er ſtürzte ihr zu Füßen, und ihr Haupt zu ſich niederziehend küßte er ihr glühend die Thränen von Auge und Wange. „Laß Alles vergeſſen ſein, Luiſe!“ flehte er; „laß' uns nicht daran denken, ob ich mich gegen dich vergangen. Nimm nur mein Gelübde, daß ich mich von allem Andern losreiße, und reuig zu dir zurückkehre!“ —

Wer wüßte nicht, wie willig die Liebe verzeiht! — Luiſens Vorwürfe wurden immer zärtlicher, ja ſie wurden zuletzt nur noch wiederhohlt, um vom neuen vergeben zu können, und ſo theilten die Neuvereinigten ihre Zeit zwiſchen ſchmachtendem Schmollen und glühendem Verzeihen, bis die Nacht hereinbrach.

Beim Abſchiede zeigte Luiſe dem Geliebten nur im Scherze das von Schneekönig erhaltene Neujahrgedicht. Als jedoch Schwarzfeld die verhängnißvollen Worte: „Wer Treue frech verletzt, und dennoch Treue fodert“ ꝛc. abermals darauf las, verdüſterte ſich ſeine Stirne ſonderbar, und er murmelte Etwas zwiſchen den Zähnen. Doch ein munterer Scherz Luiſen's erheiterte ihn ſchnell wieder, und ſie ſchieden mit zärtlichen Glückwünſchen für das nur noch wenige Stunden entfernte neue Jahr.

Zweites Capitel.

Herr Jonas hatte damals nicht weiter erzählen können; denn er mußte einen Freund beſuchen, der ihn für jenen Abend zu einem Meißner Ausbruch — als homöopathiſches Mittel gegen Magenverſäuerung — geladen.

Nach einigen Tagen traf ich ihn im Theater am Link'ſchen Bade. Er befand ſich, wie ich mir vorher gedacht, nach jenem Ausbruch nicht recht behaglich und war erſtaunlich wortarm.

Ich fragte ihn im Entr' Act nach dem fernern Verlaufe der angefangenen Geſchichte.

„Die zunächſt kommenden Ereigniſſe in jener Sage ſind etwas langweilig und gewöhnlich'' — ſagte er — „ich will Ihnen dieſelben daher mit kurzen Worten erzählen, da ich ohnedem nicht bei Laune bin. —

„Schwarzfeld hatte Thereſen nach jener Zeit wieder geſehen, und durch allerhand Weiberkünſte — von deren Wirkſamkeit wir vielleicht insgeſammt ein Wörtchen zu erzählen wiſſen — hatte ſie ihn tiefer als je in ihre Netze gezogen. Ja er ward allmälig dergeſtalt ein Sclave ihrer Reize, daß er ihr in Allen willfahrte. So beſtand ſie z. B. darauf, daß er den von Luiſen erhaltenen Ring derſelben zurückgeben, dafür aber den Luiſen geſchenkten Ring von derſelben zurückfordern, und ihr, nämlich Thereſen, überlaſſen ſollte, um dadurch jede Spur eines früheren Sieges über Schwarzfeld's Herz durch ein anderes Weib, zu vertilgen. Schwarzfeld mußte ſich wirklich dazu bequemen; er ſchickte Luiſen den von ihr erhaltenen Ring, wogegen ſie ihm den von ihm bekommenen zurückſendete, den er getreulich auslieferte.

„Schwarzfeld's wiederholte Untreue hatte Luiſens Herz gebrochen; ſie verfiel in ein hitziges Fieber, welches ihr nach wenigen Tagen den Tod brachte. — Da Schwarzfeld eben mit Thereſen in eine entfernte Badeſtadt gereiſt war, ſo blieb ihm dieſer Todesfall geraume Zeit verborgen.

„Beiläufig geſagt, ward ihm Thereſe nach Verlauf weniger Monate ungetreu. Ihr ſauberer Bruder, obgleich Schwarzfeld's angeblicher Freund, war ſelbſt der Hehler und Helfer ihrer heimlichen Abenteuer, und zuletzt entfloh ſie mit einem jungen Glücksritter.

„Der verrathene und verlaſſene Schwarzfeld ward bei dieſem Vorfalle, der juſt mit der Nachricht von Luiſens Tode zuſammentraf, wie von einer Art Wahnſinn ergriffen, und brachte ein volles Jahr in Geiſteszerrüttung zu, bis die jugendlichen Kräfte in ihm ſiegten, und er wieder, wenigſtens ſo ziemlich, Herr ſeiner Vernunft ward. Er kehrte nach Bremen zurück, und — —

„Doch die langweilige Stelle, welche ich Ihnen hier in der Kürze mittheilte, iſt nun vorüber, das nunmehr kommende Ende dürfte intereſſanter ſein, daher will ich es Ihnen ausführlicher erzählen. Jetzt aber iſt nicht mehr die Zeit dazu, denn eben erhebt der Capellmeiſter ſeinen Stab und der Act will beginnen.

„Treffen Sie mich morgen Abend im Italienerladen von Chiappone!“ —

Drittes Capitel.

Der folgende Abend traf mich in Chiappones Italienerladen, und ich war kaum Sieger über einige Auſtern geworden, ſo trat auch verſprochener Maßen Herr Jonas ein. Nach den üblichen Begrüßungen und einigen vorläufigen Geſprächen hob er ſeine Erzählung wieder an:

Zwei Jahre waren vergangen, und abermals brach die Sylveſternacht herein. Aber wie ein Pilger, der ſeit längerer Zeit die Heimat nicht geſehen, fand ſie manches Grab da geöffnet, wo bei ihrem letzteren Weilen, noch die Freude ihr leuchtendes Schloß hingebaut hatte, und manches andere Grab fand ſie vergeſſen, welches damals Schmerz und Trauer getreu bewachten.

Im Rathskeller zu Bremen putzte der Wirth geſchäftig die Trinkgeſchirre, und ſeine Kellner liefen mit Krügen, Flaſchen und Weinhebern geſchäftig auf und ab, denn er verſah ſich für die Sylveſternacht zahlreicher Gäſte. Junge wüſte Geſellen, welche unheimiſch in den Kreiſen der häuslichen Freude, das neue Jahr hier unter taumelnder Trunkenheit heranzechen, ſeinen Erſtlingsſtunden ein bacchantiſches Opfer entgegenbringen wollten, oder auch Unglückliche, denen der unerbittliche Tod den holden Kreis geſprengt, der ſie früher aufnahm, waren die Gäſte, auf welche ſich der vielgeſchäftige Wirth heute Rechnung machen konnte. —

Der Abend war noch im Hereinbrechen; aus den Werkſtätten und Verkaufsläden tönte noch der Tumult des emſigen Tages, und der Rathskeller war noch unbeſucht.

Nur in einer dunklen Ecke des alterthümlichen Gewölbes, wohin kaum ein matter Schimmer der im Mittelpuncte der Decke ſchwebenden Ampel drang, ſaßen zwei bleiche Männergeſtalten einander am Tiſche gegenüber. Ihre Blicke hefteten ſich düſter und ſchweigſam auf die vor ihnen ſtehenden Pocale, denen ſie mehr aus Gewohnheit als aus Verlangen von Zeit zu Zeit zuſagten. Bisweilen ſahen ſie unwillkürlich in die Höhe und blickten ſich gegenſeitig in die Augen, gleich als hätten ſie ſich viel von einem ſchweren unheilvollen Traume zu erzählen, den ſie Beide beſtanden. Aber ehe noch der Laut ſich auf ihrer Lippe geſtaltete, waren ſie ſchon wieder dem ſtummen Zauberbanne, der ſie zu feſſeln ſchien, verfallen, und ihre Blicke ſanken wieder in die vorige bewegungsloſe Ruhe zurück.

Das Geſicht des Einen zeigte, trotz ſeiner Bläſſe, von einer Jugendkraft, die ſich ſelbſt zu haſſen ſchien, doch würde es Keinem leicht gelungen ſein, die noch vor kurzer Friſt ſo ſtolzen lebenskühnen Züge Schwarzfeld's in dieſem Geſichte wiederzufinden. —

Weniger verändert zeigte ſich das Geſicht des Anderen, in welchem man ungeachtet des hinzugekommenen weinerlichen Zuges im rechten Mundwinkel, doch die kleine bewegliche Phyſiognomie des Herrn Schneekönigs wieder erkannte; abgeſehen, daß ſein Scharlachrock etwas in's Gelbliche verblichen, und ſeine Friſur mit bedeutend weniger Sorgſamkeit, als vor zwei Jahren beſtellt war. Es ſchien, als hätte er in der Gedankenloſigkeit ſeines Grames dem Becher fleißiger als gewöhnlich zugeſagt; denn die Bande des Schweigens, welche ſeinen Begleiter ſo unlösbar feſthielten, wollten ihm mehr und mehr läſtig werden, und er blickte immer ungeduldiger auf den geſchloſſenen Mund des Andern. Auch ſchienen die vielen flimmernden Lichter, welche zu Ehren des Sylveſterabends, von dem Wirthe rings an den Wänden des dunklen Kellers angeſteckt wurden, immer luſtiger in Schneekönigs verdüſtertes Gemüth hineinzuleuchten. Endlich hielt er ſich nicht länger.

„Geſchehen iſt geſchehen, Herr Schwarzfeld, glauben Sie mir“ — ſagte er, und machte, um den Starrſinn des Angeredeten zu übertäuben, ein abſichtliches Geräuſch mit dem Becher — „und todt iſt todt, und Alles das läßt ſich nicht ändern.“ Bei den Worten: „todt iſt todt“, zuckte wie ein wilder Schmerz über Schwarzfeld's Geſicht, der alsbald einem finſtern Lächeln wich, womit er den Sprecher betrachtete.

Schneekönig aber, nachdem er einmal getrunken, fuhr in ſeinem ſelbſtgefälligen Pathos fort: „Glauben Sie mir, auch ich habe lange an dieſem Schmerze zu beißen gehabt; denn da wir hier Menſch zum Menſchen ſitzen, ſo will ich Ihnen nur geſtehen, daß, als ich Luiſen zum erſten Male an meiner Bude erblickte, es wie ein jugendlicher Sonnenſchein in meine ausgewinterte Seele hineinleuchtete, und wiewohl ich ſah, daß ihr Herz ſchon verſagt ſei, und mir ſonach keine Hoffnung bliebe, ſo wollte doch ihr liebes Bild nicht mehr aus meinen Gedanken weichen, und es ſcheint noch aus dem Dunkel des Grabes herauf mit lieblich mattem Glanze mir zuzudämmern.“

Das wunderliche Männchen hatte dieſe ſalbungsreichen Worte mit ſo vieler Empfindung geſprochen, daß Schwarzfeld ihn verwundert anblickte, und endlich mit unſicherer Stimme ſagte: „Haltet ein, Meiſter Schneekönig, Ihr durchbohrt mit Eurer halb komiſchen, halb rührenden Sprachweiſe das Herz. Hätte ich doch nimmer gedacht, daß Ihr ſeltſamer Menſch mit Eurer neckiſchen Figur (Schneekönig zog ein etwas grämliches Geſicht) — die, als ich Euch das erſte Mal in Eurem Grame erblickte, ſo draſtiſch auf mein Künſtlerauge und mein Zwerchfell wirkte — und mit Eurem pudeltreuen Gemüthe mir jemals nothwendig, ja unentbehrlich werden könntet. Aber ſeit ich Luiſens Tod erfuhr, ſah ich in meinen nächſten Freunden nur ihre Mörder und Verräther; Ihr allein hattet es gut und redlich mit ihr gemeint, und wurdet mir deßhalb lieb. Ich bin ein armer Bildhauer, und habe nichts als meine Kunſt und meinen Schmerz. Aber als ein kleines Pfand meiner Zuneigung nehmet dieſe goldene Kette von mir an, die vor drei Jahren mir der Churfürſt von Sachſen verehrte, zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit mit meinen Werken und ſeiner Achtung."

Schneekönig wollte eine abwehrende Bewegung machen, aber der kräftige Schwarzfeld hielt das ſich ſträubende Männchen tüchtig feſt, und hing ihm mit Gewalt die Kette um.

Es hatten ſich mittlerweile, bei vorgerückter Abendzeit, der Gäſte mehr im Keller eingefunden; doch blieb der finſtere Winkel, den die Beiden eingenommen, von den Übrigen unbetreten. Schwarzfeld hatte ſich nachläſſig über die Lehne ſeines Stuhles zurückgebeugt, und nach den ankommenden Gäſten geblickt. Mit einem Male aber ergriff er Schneekönig heftig am Arme, und deutete auf einen der Eintretenden. Es war Rohmann, Thereſens Bruder. — Auch er hatte Schwarzfeld ſogleich erkannt, und ſchien durch dieſe Begegnung nicht eben angenehm überraſcht. Schwarzfeld aber wollte ſich kaum von dem zur Ruhe mahnenden Schneekönig zurückhalten laſſen, er durchbohrte Rohmann mit feindſeligen Blicken und knirſchte: „Ei ſieh' da iſt Freund Judas auch hier, er, der durch ſeine glattzüngige Beredſamkeit mich Luiſen vergeſſen, mich ſie tödten ließ, und mir dafür ſeine buhleriſche Schweſter in die Arme warf, deren Untreue er eben ſo fein zu unterſtützen als zu beſchönigen wußte? Und ſeh' ich recht? Tod und Hölle! Er trägt denſelben Ring am Finger, den ich einſt Luiſen geſchenkt, und ihr, auf Anſtiften Thereſens, wieder abfordern mußte! Ha, dieſer Ring wird bis zur Ewigkeit zentnerſchwer auf meiner Seele laſten, ſeine Rücknahme war das Stabbrechen über meine erſte Liebe, und brachte Luiſen den Tod!"

Allmälig hatte ſich der anfangs knirſchend zurückgehaltene Ton ſeiner Stimme zum lauten Toben geſteigert, und immer mehr ergrimmend, je länger er ſich ſelbſt jenen ihm geſpielten Betrug wieder erzählte, achtete er nicht mehr Schneekönigs angſtvolles Zuſammenducken hinter dem breiten Schenktiſche, nicht des unter den übrigen Gäſten erwachenden Sturmes. — „Alſo die verruchte Schweſter des Buben" — ſchrie er — „hat jenen Ring, den ich, um den Preis eines mich erdrückenden Fluches, von meiner himmliſchen Luiſe zurückerkaufte, leichtſinnig von ſich geworfen, und ihrem erbärmlichen Bruder geſchenkt?" — Und den unter Tauſend wiſpernden Friedensermahnungen ihn umklammernden Schneekönig von ſich ſtoßend, daß derſelbe, wie ein Papierſpan im Winde, hinter den Tiſch zurückwehte, ſchritt er heftig auf den beſtürzten Rohmann zu, und ihn unſanft bei der Hand ergreifend, an welcher derſelbe den Ring trug, ſchnaubte er ihn hart an: „Wie, Herr Bruder, biſt du gekommen, mir den Ring wieder zu geben, der, obgleich entweiht von deiner Schweſter und deinen Händen, mir doch das Heiligſte auf Erden iſt? Alſo ſchnell her damit; der Ring gewinnt durch jede Minute, um welche er früher von deinem Finger kommt.“ —

Rohmann ſah ihn mit großen Augen an, und machte einen vergeblichen Verſuch, ſeine ſchmerzhaft feſtgehaltene Hand zurückzuziehen. Er brachte ſtotternd hervor, daß der Ring ein Geſchenk ſeiner Schweſter, mithin ſein Eigenthum ſei. Das aber nahm Schwarzfeld übel. — „Wie, Schurke, daran wagſt du mich zu erinnern?“ zürnte er, und ſchüttelte den Muthloſen tüchtig. Dieſer ſchrie jämmerlich um Hilfe. Die Gäſte ſprangen von ihren Sitzen auf, und wollten ſie aus einander reißen. Aber Schwarzfeld hatte ſeinen Gegner ſchon freigelaſſen, und ihn verächtlich auf die Seite geſtoßen. „Nicht doch!“ rief er ihm zu; „ich mag ſelbſt das Theuerſte nicht dir als Geſchenk, noch als Raub verdanken. Aber nenne mir den Preis, und ich, obgleich ein armer Künſtler, werde dir dennoch zu jeder Summe erbötig ſein. Ich weiß am Beſten, daß Leuten deiner Art Alles auf der Welt feil iſt.“

Damit ſetzte ſich Schwarzfeld, als ſei nichts vorgefallen, wieder zu dem erſchrockenen Schneekönig hin, welcher noch an allen Gliedern heftig zitterte, und dem Weine in kleineren, aber um ſo häufiger ſich wiederholenden Zügen zuſagte. „Um's Himmelswillen!“ wimmerte er:

„was ſeid ihr für ein leidenſchaftlicher Menſch! Glaubte ich doch ſchon, Ihr würdet den Bruder der ſauberen Thereſe zu Staube rütteln!“ —

„„Fürwahr!““ lächelte Schwarzfeld bitter: „„es wäre ein ſchlechter Staub zu dem heiligen Staube Luiſens. Es ahnet mir, der Wicht wird mir den Ring ſchon von ſelbſt um irgend einen Preis bringen, und haben muß ich ihn, denn ich achte es als den einzigen und letzten Zweck meines verrathenen und verlorenen Lebens, jenes Kleinod wieder zu gewinnen, um welches ich Luiſen betrog, um mich wieder darum betrügen zu laſſen. Habe ich jenen Ring wieder gewonnen, ſo mag es aus ſein mit dieſem Leben, welches ich nur noch in ſeiner Qual empfinde.““

„Ich bitte Euch, ſprecht nicht ſo frevelhaft!“ bat Schneekönig ängſtlich: „ich kann's gar nicht anhören.“

„„Haha!““ lachte Schwarzfeld unnatürlich: „denkt Ihr, ich werde mich bettelnd an dieſes Leben hängen, welchem ich eigentlich jetzt nicht mehr angehöre. Der Moder, welcher an Luiſens ſüßer Hülle nagt, hat auch mein Herz ſchon angeweht, und mein Daſein iſt nur noch ein fieberhaftes Scheinleben.““

„Ihr redet böſe Worte!“ flüſterte Schneekönig mit leiſem Grauen um ſich herblickend. „Sprecht in dieſer ernſten ſchauervollen Stunde, in welcher das Jahr ſich wendet, nicht dergleichen! Denn in dieſen bedeutungsſchweren Momenten, welche die Mutterwehen einer neuen Zeit bilden, ſoll die Geiſterwelt dem Menſchen, das Erſtorbene dem Leben näher ſtehen, und leicht die geheimnißvolle Pforte geſprengt ſein, welche das Abgeſchiedene von dem Daſeienden trennt!“

„„Und wenn es ſo wäre““ — rief Schwarzfeld, von dunkler Sehnſucht ergriffen — „„ich würde muthvoll an das ſchwarze Thor ſchlagen; vielleicht daß ich das ſüße Hingeſtorbene gewaltig wieder zu mir herüberzöge, oder mich in ſein finſtres Aſyl ihm nachdrängte!“ —

Schneekönig wollte in ſeiner gewohnten Art entgegnen, aber ein heftiger Streit, welcher von einem benachbarten Tiſche herüber drang, brach das Geſpräch ab, und Beide ſprangen von ihren Seſſeln auf, um nachzuſehen, was es gäbe. Es war ein Streit über das Würfelſpiel ausgebrochen, und Einer der Gäſte, welcher binnen einer Viertelſtunde zu bedeutendem Verluſte gekommen war, behauptete in ſeinem Unmuth, Rohmann, der Alles das gewonnen, was Jener verloren, — habe mit falſchen Würfeln geſpielt.

Der Streit ward beigelegt; Schwarzfeld aber trat an den Spieltiſch, und ergriff einen tüchtigen Einſatz wagend, beinahe gedankenlos die Würfel. — Der erſte Wurf glückte, und er ſetzte weiter.

Die übrigen Spieler hatten ſich, um das neue Jahr mit ernſten Gedanken zu begrüßen, von dem Würfeltiſche zurückgezogen, und nur Rohmann allein noch ſtand Schwarzfeld gegenüber, gleichſam auf ſein vorheriges Glück trotzend, und Willens, ſeinen Gegner für die vorhergegangenen Beleidigungen durch Verluſt zu demüthigen. Allein er irrte ſich. Schwarzfelds Glück überſtieg alle Begriffe; jeder Wurf gelang, jeder Satz glückte demſelben. Rohmann ſtand erbleicht vor dem Glücke ſeines

Gegners; allmälig wich alles Vertrauen von ihm, und nur feindſeliger Stolz hielt ihn am Spieltiſche zurück. Schon war der ganze frühere Gewinn, den er gemacht hatte, in Schwarzfelds Händen, welcher verächtlich jede neu ihm zufallende Handvoll Goldſtücke auf die Seite ſchob, um dem neuen Einſatze Platz zu machen. Rohmann hatte unterdeſſen ſchon mehrere Male in ſein Haus geſchickt, und friſches Geld holen laſſen; aber unerſättlich ſchluckte der trügeriſche Spieltiſch jeden neuen Satz ein, und zähneklappernd warf Rohmann die letzte Goldrolle, welche ihm geblieben war, hin, und langte mit ſchlotternden Händen nach den Würfeln. Einen Augenblick ſpäter war auch dieſes Letzte verloren, und ſeine Feigheit wich nunmehr einer ſinnloſen Wuth gegen ſich ſelbſt. Er ſchlug ſich knirſchend mit der Fauſt vor die Stirn, und ſeine tief und unſtät in ihren Höhlen umherrollenden Augen ſchienen einen gräßlichen Entſchluß auszuſprechen.

„Du thuſt mir leid, Jammermenſch!" ſagte Schwarzfeld mit grauſamem Spotte: „aber noch könnte dir vielleicht geholfen werden. Du ſollſt ſehen, daß ich Etwas für Liebhabereien thue, und wenn es dir beliebt, ſo will ich dieſen meinen ganzen Gewinn auf einen einzigen Wurf wagen, und du ſollſt nichts dagegen ſetzen, als dieſen Ring, welchen du am Finger trägſt."

Er meinte den Ring Luiſens. Überraſchend blickte Rohmann auf; er ſchien der Wahrheit dieſes Anerbietens nicht zu trauen: vielleicht mochte auch ſein Ehrgefühl ſich einige leiſe Zuckungen gegen die Annahme dieſes Vorſchlages erlauben. Aber bald ſiegte die Habſucht über jede andere Regung in ihm. Er ſtreifte den Ring vom

vom Finger, und rief die Umſtehenden zu Zeugen des von Schwarzfeld gethanen Anerbietens auf. Noch einmal ging der Gedanke, vielleicht wieder zu ſeinem Verluſte zu kommen, ihm durch den Sinn, noch einmal klirrten die Würfel. Umſonſt; Rodmann's Unſtern verläugnete ſich auch dießmal nicht. Er warf wüthend den verlornen Ring zu Schwarzfeld's Füßen hin, und ſtürzte aus dem Keller. Schwarzfeld aber hob jauchzend den Ring auf, und drückte ihn an Lippe und Bruſt. Das ſchöne Auge des düſteren Mannes erglühte in einem wunderbaren Feuer, er zeigte dem durch das harte Aufeinanderdrängen ſo vieler ſeltſamer Vorfälle beinahe ſinnverwirrten Schneekönig triumphirend das wiedergewonnene Kleinod. „Seliger Geiſt meiner hingeſchiedenen Luiſe!" rief er: „unſer Bündniß, welches das Leben verrätheriſch zerriß, iſt im Tode erneuert worden. Ich habe dich wieder gewonnen, und hebe dich aus den Nebeln des Todes herauf ſiegreich an mein Herz!"

Plötzlich ward er ſtill, und ſenkte den erſt erhobenen Blick zur Erde.

„Was iſt Euch mit einem Male?" fragte Schneekönig beſorgt: „Warum werdet Ihr ſo ſtill und ſo tiefſinnig?"

„„Es fehlt noch Etwas zu unſerm Bunde!"" murmelte Schwarzfeld halb laut. „„Der Ring, welchen ich einſt Luiſen als Unterpfand meiner Liebe gab, und den ich, durch Thereſen verlockt, ihr wiedernahm und dieſer überließ, iſt wieder in meinen Händen. Nicht aber der Ring, den Luiſe mir als Gegenpfand darreichte, und den ich, von unſinniger Leidenſchaft verblendet ihr ſpäterhin treulos zurückgab. Dieſen Ring hat ſie mit in's Grab genommen."'"

„Und wenn ſie ihn mit in's Grab nahm," — warnte Schneekönig ängſtlich — „ſo gönnt ihr denſelben. Man ſoll nichts begehren, was den Todten verfiel, wenn man nicht ſeinen eigenen Leib und ſein Leben dabei wagen will."

„„Was kümmert mich Leib und Leben?"" — rief Schwarzfeld ungeduldig: — „„den Ring will ich haben, und müßte ich ihm durch alle Schauer der Vernichtung nachjagen!""

„Ich bitte Euch, ums Himmelswillen!" ſtöhnte Schneekönig, indem er dem verwegenen Sprecher den Mund mit der Hand zu ſchließen ſuchte. „Frevelt nicht in dieſer verhängnißvollen Stunde. Nur eine Minute noch ſteht der Zeiger vor Zwölf, und ehe wir wenige Athemzüge thun, tritt der ungeheure Moment ein, der die Jahre von einander ſcheidet. Der Augenblick ihrer Trennung gehört den Mächten der dunklen Tiefe, und wehe jedem frevelnden Wunſche, deſſen Erfüllung in ihr kurzes Regiment fällt!" —

„„Aber ich will den Ring!"" ſtampfte Schwarzfeld, wie von einem jähen Wahnſinne befallen. „„Ich habe den Tod verwirkt durch meine Untreue! Aber ich beſtehe auf den Ring — und"" — hier ergriff er die Würfel und hob ſie in die flimmernde Dämmerung des Kellers hinauf — „„rufe die Bewohner des eiſigen Todtenreichs herauf zum Spiele. Meinen Leib und mein Leben mag der Einſatz gelten, wenn ſie den Ring dagegen ſetzen können!""

Da hob der Wandzeiger aus, und mit grellem, lang aushallendem Tone ſchlug es zwölf, und mit dem letzten Schlage riß ein unterirdiſcher Donner an allen Gewölben des Kellers, daß ſie in ein ſchiffartiges Schwanken geriethen, und krachend theilte ſich die Erde neben Schwarzfeld, der noch immer, die Würfel emporhebend, da ſtand. Die Lichter an den Wänden erloſchen, ein eiskalter wie vom Moder geſchwängerter Duft, dem Leben entfremdet und verfeindet, erfüllte den Keller, und umfloſſen von dem geſpenſtigen Hauche, tauchte ein Gerippe aus dem Abgrunde, um deſſen entfleiſchten Schädel ein dürrer, längſt gewelkter Brautkranz flatterte. Die eine der knöchernen Hände hielt einen Ring in die Höhe, während die andere ſich nach Schwarzfeld ausſtreckte, als begehre ſie die Würfel. — „Du haſt mich gerufen!“ tönte es aus der gähnenden Kiefer des Gerippes. „Ich komme, um den Wurf mit dir zu verſuchen!“

Die Worte hallen einen ſo fremden, ſo übermenſchlichen Klang, und doch ſchlugen ſie mit wohlbekanntem Tone, ach! mit Luiſens Stimme, ſo grauenhaft-ſüß an Schwarzfeld's Ohr, daß er in Entſetzen und Wehmuth zu vergehen meinte, und, von ungeheuren Gefühlen beſtürmt, ſich vor der Erſcheinung niederwarf. Seine zuckenden Augen erkannten den Ring, er riß ſich, alle Kräfte anſtrengend, in die Höhe.

„Ich habe dich gerufen, Luiſe! Leib und Leben gegen den Ring; mein Sein, mein Alles für dich, die meine Untreue mordete. Ich habe den Muth, mich von deiner modernden ſüßen Hand den ſchaurigen Weg des Todes führen zu laſſen!“ So rief Schwarzfeld mit ſtarker Stimme.

Da ließ das Gerippe die Würfel fallen, es hatte den höchſten Wurf gethan; denn jeder Würfel zeigte ſechs. — Schwarzfeld erbleichte einen Augenblick, dann trat er gefaßt zu dem Tiſche und rollte die Würfel hin — furchtbares Wunder; auf jedem der Würfel las man Null.

In dem Augenblicke wiederholte ſich der vorhin gehörte Donnerſchlag, das Gewölbe ſchien in allen ſeinen Pfeilern zu berſten. Plötzlich war es todtenſtill, die erſt verloſchenen Lichter brannten wieder, die Erſcheinung war verſchwunden — aber auch Schwarzfeld fehlte.

Vergebens durchſuchte man jede Stelle des Kellers, namentlich jenen dunklen Winkel, wo der Vermißte geſeſſen hatte; vergebens weinte und polterte Schneekönig tauſenderlei Jammerworte in einander. Nie fand man mehr eine Spur von Schwarzfeld.

„Noch heutigen Tages" — ſo ließ ſich Herr Jonas nachträglich vernehmen — „zeigt man im Rathskeller zu Bremen jene nun vermauerte Stelle, wo der unheimliche Wurf — im Munde des Volks das „‚Spiel der Todten'" genannt — geſchah, und wo der frevelnde Spieler einer Macht verfiel, welche er gegen ſein eignes Leben heraufbeſchworen hatte. Die Sage iſt ſich im Laufe der Zeit nicht treu geblieben, und wird auf verſchiedene Weiſe erzählt, daher vielleicht Mancher, der ſich früher damit vertraut machte, in meiner Erzählung einige Abweichungen fände, die einem Andern wiederum competent erſcheinen würden. In der Hauptſache bleibt ſich die Sage gleich."

„Wer ſich an Ort und Stelle zu überzeugen gedenkt, den bitte ich, den Bremer Rathskeller, inſonderheit aber die berühmte Roſe *), welche mit ewig ſich verjüngender innerer Kraft in jenem Keller erblüht — von mir zu grüßen, und im Geiſte mit mir anzuſtoßen, wenn er den geiſtverklärenden Thau ſchlürft, der im Kelche jener wunderbaren Roſe geſammelt wird.“

Warnung.

Heureuse la beauté, que le poëte adore!
Alphonse de La Martine.

„Ja — Cynthia! ſo murmelt noch die Flut
„Des Anio durch Tibur's Felsgeſteine;
„Noch liſpelt's: Laura! in Vaukluſens Haine,
„Und wenn ſchon lange dieß Jahrhundert ruht,
„Wird in Ferrara's ſtolzen Marmorhallen
„Eleonora's Name noch erſchallen!

„Beglückt die Schönheit, die ein Dichter liebt,
„Beglückt der Name, den ſein Mund beſungen!
„Er ſchwebt, lebendig, noch auf Enkelszungen,
„Er bleibt ein Stern, den keine Wolke trübt;

---

*) Der Name des berühmten dortigen Weinfaſſes.

„Was man vom Dichter mag Erhab'nes ſagen,
„Theilt ihr ſich mit, für die ſein Herz geſchlagen!“ —

So rief im Selbſtgefühl ein Dichter *) aus. —
„Ich kann die Schönheit drum nicht glücklich preiſen,
Und wänd' auch ein Petrark aus ſeinen Weiſen
Ihr einen ewig duft'gen Bilderſtrauß;
Oft muß ſie ihrer Zukunft gold'ne Strahlen
Mit einer düſt'ren Gegenwart bezahlen.

Das Herz der Schönen haftet an der Welt;
Sie können dulden, wollen aber glänzen:
Der arme Sänger ſchwärmt von Kron' und Kränzen
Wenn keine Sonn' auch in ſein Stübchen fällt;
Gehuldigt will das Weib dem Gatten wiſſen;
Er ſingt ſein Lied auch zwiſchen Felſenriſſen.

Die Schöne will dem Dichter Alles ſein;
Er aber hat der Muſe ſich verſchrieben.
Er dichtet nicht, als müßt' er's, um zu lieben,
Oft, um zu dichten, liebt er, ſcheint's, allein.
Die Frau'n verlangen ganz des Mannes Buſen,
Sonſt eifern ſie, und wär's auch mit den Muſen.

Wir ſind ein ſonderbares Volk fürwahr:
Wir wiſſen manchmal ſelbſt uns nicht zu faſſen.

---

*) Alphonse de La Martine in ſeinen méditations poétiques.

Oft wollen wir uns ſtörrig ſchelten laſſen,
Oft legen wir die Seelen offen dar;
Und will man uns um unſer Inn'res fragen,
So können wir's wohl ſingen, doch nicht ſagen.

Gar kluge, treue Augen thun uns Noth,
Die, leicht bemerkend, leicht auch überſehen;
Die, wo ein andres blind iſt, uns verſtehen,
Und mild uns ſchonen, wo ein andres droht.
Und faſt nicht kleiner, als des Dichters Streben,
Iſt auch die Kunſt, beglückt mit ihm zu leben.

Für glücklich halt' ich drum die Schönheit nicht,
Nur, weil ſie, vielbeneidet, lebt im Liede!
Es hieß gewiß nicht jedes Blättchen „Friede"
Am Lorbeer, welcher Laura's Stirn' umflicht;
Und zitternd mochte wohl an Taſſo's Kränzen
So manche Thrän' Eleonora's glänzen.

Joh. Gabr. Seidl.

Wechſelwirkung.

Ich ſitz' am offenen Fenſter,
Und ſchreib' an einem Gedicht;
Mein Nachbar ſpielt auf der Flöte,
Sieht aber und kennt mich nicht.

Und was er ſo rührend flötet
In ſtiller Kammer, allein,
Möcht' eben die rechte Begleitung
Zu dem, was ich dichte, ſein.

Und was ich ſo ſinnend ſchreibe,
Für mich, in der Kammer, allein,
Das möchte der Text auch eben
Zu ſeinen Noten ſein.

Ich hab' ihn doch nie geſprochen,
Ich hab' ihn doch nie geſeh'n;
Wir werden vielleicht im Leben
Nie gegenüber uns ſteh'n.

Und dennoch möcht' ich ihn küſſen,
Daß er ſo gut mich verſtand;
Und wüßt' er, was ich nun ſchreibe,
So drückt' er mir auch wohl die Hand.

Joh. Gabr. Seidl.

Sterben.

Ballade.

Dem Sohn iſt ſein Vater geſtorben heut',
Drum iſt der Sohn ſo ſeltſam zerſtreut.
Wohl iſt er ſchon über die Kindheit nun,
Und lacht doch, und weint doch, wie Kinder thun.

Jetzt wankt er, wie träumend, in's Beinhaus hinein,
Wo ſein Vater ruht im geblumten Schrein,
Und pocht, als wär's eine Pforte, daran,
Bis der Hausherr ihm hätte aufgethan.

„Mach' auf, mein Vater! Dein Sohn iſt hier,
„Mach' auf, ich habe zu ſprechen mit dir!“ —
Der aber verhält ſich im Hauſe ſo ſtill,
Wie Einer, der nicht hören will.

„Mach' auf! Dein Weib zerrauft ſich das Haar
„Am leeren Platz, wo dein Siechbett war!“ —
Der Vater ruht im geblumten Schrein,
Es muß zu ihm nicht gedrungen ſein! —

„Mein Vater! Ich wag' mich allein nicht nach Haus,
„An der Schwelle lauert Jammer und Graus!“ —
Der Vater liegt behaglich und ſchweigt,
Wo dem Sohne der Wahnſinn zum Herzen ſteigt.

„Brich durch mein Vater! Die Wände ſind dünn,
„Wir wollen zur ſterbenden Mutter hin!“ —
Kein Laut — da wird es dem Sohne zu arg,
Da rüttelt, da reißt er den Deckel vom Sarg.

Ja — ja — das iſt ſein Vater — fürwahr —
Sein liebes Antlitz, ſein Silberhaar —
Der Mund — die Stirne — nur ſchlief er ein:
Und zu erwecken muß ja, wer ſchläft, doch ſein!

So glaubt der Sohn noch immer, und faßt
Die Hand; und küßt ſie mit heißer Haſt;
Und ſtreicht ihm die Wangen; — und ſpricht ihn an.
Doch reglos liegt der ſchlafende Mann.

Und neben dem Todten, in Todesnoth,
Noch immer ruft er: „Er iſt nicht todt!“ —
So weiß, noch im Tod, der lebendige Geiſt
Es nicht zu begreifen, was Sterben heißt!

Joh. Gabr. Seidl.

Seebilder

von

Ritter Braun von Braunthal.

I.

Sonnenuntergang.

Reicht nicht der Ocean, voll Wonne,
Sie einzuführen in ſein Land,
Den Wolkenbecher jetzt der Sonne?
Sie neigt ſich; ihre Strahlenhand
Führt ſanft ihn an die glüh'nden Lippen;
Und kaum iſt halb der Becher leer,
Vergolden ſich Geſtad' und Klippen
Und Purpur deckt das weite Meer.

II.

Die Gondel.

Leg' an und laß die Schwingen ſchwellen,
Du bunter Hafenſchmetterling,
Auf alle Blumen in den Wellen
Trag' raſch mich hin, du leichtes Ding!
Die Waſſerblumen, die ich meine,
Die Schiffe ſind es rund umher,
Eh ſie im Abenddämm'rungsſcheine
Die Kelche ſchließen mehr und mehr.

III.

Der Hafen.

Woher? Wohin? Aus allen Weiten
In alle Fernen ſegeln wir! —
Was bringt ihr Gut's? In allen Breiten
Iſt's Gute theuer; was gibt's hier?
Hier flutet, wie nur wo, das Leben,
Hier ebbet, wie nur wo, der Tod,
Denn ſelbſt im Hafen noch umſchweben
Die Schiffe Sturm, und Angſt und Noth.

IV

Die Quarantaine.

Ich ganz allein umarm' im Hafen
Sturmiſcher Schiffe groß und klein;
Kauffahrer, die zuſammentrafen
Aus allen Zonen, lad' ich ein
An meinem Buſen ſanft zu ſchlafen.
Die Peſt ſelbſt ſchmückt mein Sonnenſchein;
Den Frei'ſten ſchließ' ich feſt als Sclaven
Zur Achtung des Geſetzes ein.

V.

Das Kriegsſchiff.

Seht, Herr, dort in der Rhede Gründen
Warf Anker heut' das Rieſenſchiff;
Es ſchleudert Tod aus hundert Schlünden,
Wenn das Signal zum Kampfe rief! —
Nun, 's hat am Borde tauſend Leben
Und tauſendmal ſo viel zu Haus,
Für die es auf den Wellen ſchweben
Und zieh'n muß in den Sturm hinaus.

VI.

Der Leuchtethurm.

Dort fern, was für ein zweiter Rieſe? —
Der Leuchtthurm iſt's, die Meereswacht;
Die Flut, wenn er ſie walten ließe,
Zerbräch' da Schiffe jede Nacht:
So aber ſprüht er Flammenblicke,
Die leuchten weit hin auf der See,
Und Alles weicht, gewarnt, zurücke,
Wo dieſer Wächter, iſt das Weh.

VII.

In die See!

So laut, und doch geht's in den ſtillen,
Gefahrlos ſtillen Ocean?
So ſtill, Fregatte, die dem Willen
Des Kriegs du folgſt zur Kämpferbahn?
So luſtig du, mit tauſend Gütern
Der Hoffnung, bang bedachtes Schiff? —
Die Sterne haben wir zu Hütern,
Drum ſcheu'n wir weder Sturm noch Riff.

VIII.

Der Matroſe.

Mein Herz iſt voll, die Börſ' iſt voll,
Was will ein Menſch noch mehr!
Und doch wird mir dabei nicht wohl,
Ach, wären beide leer!
Denn s'iſt mein Herz nur voll von Gram,
Die Börſe voll von Geld,
Das von gepreßter Bruſt mir nahm
Mein Liebſtes auf der Welt!

IX.

Sturm.

Die Luft erdröhnt und Fieberhitze
Macht ihren Puls gedankenſchnell;
Ringsum iſt's Nacht, vom falen Blitze
Wird zeitweis nur das Waſſer hell.
Dumpf praſſelt nieder in die Wogen
Der Hagel unter Donnerſchlag:
Das Schiff, ſeht, himmelan gezogen!
Ob's das auch überleben mag?

X.

Der Vapor.

Im Hafen ruft es: Weil' o weile,
Du allzu raſcher Sohn der Kraft!
Er jauchzt: Lebt wohl, ich habe Eile,
Dankt's meinem Feuer, daß ihr ſchlaft! —
O! ſieh, wie ſich die Wogen thürmen,
Der wilde Sturm verſchlingt dich ja! —
Ach, laßt mich doch mit euren Stürmen!
Ich geh' nur nach — Amerika.

XI.

Die Fiſcher.

Es ſplittern Maſten, Ankertaue
Zerbricht der Wind wie Halmen Stroh;
Als ob man in die Hölle ſchaue,
So brennt der Himmel lichterloh.
Und — kann's denn ſein — zwei Fiſcherboote
Heimſteuern unbeſchädigt? Wie? —
Ja, denn als ſie der Sturm bedrohte,
Verbanden ihre Kähne ſie.

XII.

In den Hafen.

Nun, Kinder, iſt es überwunden
Seelebens langes Ungemach!
Da liegt der Hafen; wenig Stunden,
Und euch beſchirmt der Heimat Dach.
Doch — wie? will ſich der Wind noch drehen?
Auch hat die See ein ſchlechtes Licht:
Nun tummelt euch, denn untergehen
Kann's Schiff in Hafens Angeſicht!

Das Christglöckchen.

Wieder würgt und brennt der Franze
Als ein grimmer Feind im Land,
Starr vor Schrecken
Sieht der Brisgau Dorf und Flecken
Eingeäſchert durch den Brand.

Hecklingen, du armes Dörfchen!
Dich auch ſchont nicht ihre Wuth,
Ohn' Erretten
Wandelt dich zu wüſten Stätten
Der Vernichtung zorn'ge Glut.

Selbſt des Kirchleins heil'ger Frieden
Hemmte nicht des Frevels Gang,
Und zerfallen
Liegſt auch du, und Seufzer hallen
Wo das Lob des Herrn erklang.

Unter Schutt und Kreuzestrümmern
Steht dort eine bleiche Frau,
Die Geberde
Spricht von Kummer, und zur Erde
Rollet ihrer Thränen Thau.

„Ach, die Stätte ſelbſt verwüſtet" —
Ruft ſie — „wo mein Kind geruht,
Wo gefunden
Balſam ich für herbe Wunden,
Find ich jetzt nur Schmerzensglut."

„Weih'te dir ein Silberglöckchen,
Troſt mir ſelbſt, im frühen Gram,
Heil'ge Stelle!
Ach, wie ſcholl's ſo rein und helle
Immer, wenn die Chriſtnacht kam."

„In dem Brunnen dort verborgen
Blieb dem Feind des Glöckchens Werth,
Doch verſchüttet
Iſt er jetzt, und wüſt, zerrüttet
Drüber Stein auf Stein geſchwert."

„Nimmer ſoll ich wieder hören
Glöckchen dich, ſo hell und rein,
Wenn zu dienen
Dir o Chriſt, die Nacht erſchienen,
Ach, dann ſchweigſt nur du allein!“

So ergießt ſich ihre Klage
Oftmals an der Stätte dort,
Naß die Wange
Horcht ſie jedem Glockenklange
Und verläßt in Gram den Ort.

Sieh, da weicht der Franze wieder,
Neu entſtehet Kirch' und Haus,
Keine Hände
Finden aber jene Spende
Aus des Brunnens Schutt heraus.

Und ſo iſt die Nacht gekommen
Die des Heiles Anbeginn,
Und zu neuer
Freudevoller Chriſtnachtsfeier
Wallt nun Alt und Jung dahin.

Gramgebeugt erhebt die Eine
Auch von ihrem Lager ſich,
Geht beklommen
Schweigend, mit den andern Frommen,
Aber blutend innerlich.

Fremde Glocken hör! ſie tönen
Zu der Stunde Weihgenuß,
Ihre Gabe
Liegt in ewig finſter'm Grabe,
Und die Stelle tritt ihr Fuß.

Horch, da ſummt es leiſe — leiſe
Ei woher ſolch ſüßer Hall?
Rein und helle
Klingt's herauf aus nächt'ger Stelle
Das iſt ihres Glöckchens Schall!

Und mit zitternd freud'gem Herzen
Fällt auf's Knie ſie hin zur Friſt,
Kann nicht ſcheiden
Muß ihr Ohr am Klange weiden
Denn ihr Glöckchen ſchallt dem Chriſt.

Wieder auch, ſeit dieſer Stunde
Ward's in ihrem Inner'n licht,
Stille Wehmuth
Ward ihr Schmerz, und fromm in Demuth
Lebte ſie und klagte nicht.

Und mit jeder Chriſtnachtsfeier
Hört man noch das Glöckchen dort,
Rein und leiſe
Schallt's in wunderſamer Weiſe
Und geheiligt iſt der Ort.

Johann N. Vogl.

Unter das Gemälde eines davonfliehenden Amors.

Fliehe, loſer Knabe nicht, ach! weile!
Furchtbar wird im Scheiden uns dein Blick!
Und den herbſten aller Schmerzenspfeile
Sendeſt fliehend du auf uns zurück.

Wenn geſpannt den Bogen du gezielet
Und — getroffen, wogt das arme Herz,
Mitleidsvoll dein ſanfter Schelmblick ſchielet,
Balſam träufelnd auf den friſchen Schmerz.

Selig denkt man dann der ſüßen Stunde,
Wo dein Pfeil getroffen uns ſo hart,
Und du ſelbſt heilſt die geſchlag'ne Wunde,
Kaum berührend ſie, ſo liebezart.

Darum fliehe nicht, o Holder, weile,
Sonſt verzehret uns der Wunde Brand,
Erſt verwundet haſt du — nun auch heile!
Leit' uns in der Liebe Zauberland.

G. J. Müller.

Der Abend nach morgenländiſchen Dichtern.

Mählig ſinket hinab dort hinter den Bergen die Sonne,
Lang und länger ſtets, fallen die Schatten ins Thal.
Nur noch kurze Zeit beherrſcht ſie mit Milde die Erde
Ruhig ſteigend ins Grab, löſchend die Gluten im Meer.
Bild des groſſen Fürſten, der milde beherrſchet die Erde
Den der Himmel ihr aber für kurz nur gewährt.
Denn je länger der Tag, ſo länger werden die Schatten,
Und je kürzer er herrſcht, trauern die Völker ſo mehr.
Ruhig ſteigt ſie hinab zur langen Ruhe des Grabes,
Und Ein Schatten nur decket die weinende Welt.
Sieh! nun iſt ſie hinab, die erdenerleuchtende Sonne
Golden erröthend ſank ſie in des Oceans Bett.
Purpur entträuft der ſilbergeglätteten Muſchel des Himmels
Aus dem gold'nen Gelock' fließt der zerſchmolz'ne Rubin;
Flammen wirbeln empor vom Hochaltare der Berge
Als ein Opfer des Dank's für den verfloſſenen Tag.
Sie umſtrahlen des Kaukaſus vielgegipfelten Scheitel
Schlingend den roſigen Kranz um das beſchneiete Haupt.
Herrlich ſteh'n die rieſigen Alpen, die Berg' als Propheten;
Denen von der Stirn' Glut der Begeiſterung flammt.
Ihnen die Stirne zu kühlen mit Anmuthhauchender Friſche
Wehet der Seewind friſch zu dem Gebirge vom Meer,
Hat er ihnen die Stirne gekühlt ſo ſpringt er bei Nacht um
Weht als Landwind dann von dem Gebirge zur See.

Hauch der Begeiſterung iſt er, die kommt zu Propheten und Dichtern
Und von ihnen aus wieder begeiſtert die Welt.
Blumen hauchet er auf, die dem Tage verſchließen die Kelche
Und nur in der Nacht hauchen ambroſiſchen Duft.
Sonnanbeterinnen, wie Sonnenblume und Lotos
Sind Nachtſchatten nicht, nicht die Violen der Nacht,
Die nicht verblendet vom Glanz demſelben nur ſtreuen den Weihrauch
Sondern ungeſeh'n öffnen den würzigen Schatz.
Allen gehſt du voran großartig blühende Kaktus,
Die in einer Nacht herrlichſtes Daſein verhauchſt.
Eine Flor voll Geiſt und Leben und Wonnengenußes
Voll von Schönheit und Pracht, Reiz und Verſtand und Gefühl,
Alles opferſt du auf der Nacht der ſüßeſten Liebe
Lebſt nur Eine Nacht knoſpeſt und blüh'ſt und vergehſt.
Eine Nacht nur voll, der Vollmond unter den Blumen
Schickſt du des Vollmonds Licht düftegeſchwängert zurück.
Blüthe des Lichts! Vollmond! Großartige Kaktus des Himmels
Die nur Eine Nacht blüht und am Morgen vergeht!
Monde kommen und geh'n, ſo wechſeln Geſchlechter der Menſchen
Alter des Monds und des Manns, Zeiten des Jahrs und des Tags.
Kindheit und Frühling des Tags iſt der neu geborene Morgen
Und es wächſt das Kind ähnlich dem wachſenden Mond.

Wie der Vollmond ſtrahlt der Menſch in dem Flore der Jahre
Männlicher Jahre Flor, Sommer des Tags iſt Mittag.
Alter und Herbſt des Tags iſt der ſanftverduftende Abend
Als abnehmender Mond, ſchwinden die Kräfte des Manns.
Bald erlöſchen ſie ganz wie die Leuchte des Monds in dem Neulicht
Tag ſinkt mit der Nacht, ſinkt wie der Greis in das Grab.
Laßt uns genießen des Tags ſo lange noch währet der Abend
Laßt uns genießen des Lichts während noch leuchtet der Mond!
Laßt uns baden im queckſilbernen Lichte des Vollmonds,
Baden im Meere von Duft, welches den Blumen entſtrömt.
Stilles Meer von Licht und finſteres Meer von Gerüchen
Welch ein Meereverein, Meere von Licht und von Duft!
Brandend miſchen ſie ſich daß hochaufſchlagen die Wogen
Hoch aufſchäumet der Duft, feurig verſpritzet das Licht.
An dem Meeresverein begegnete Moſes dem Chiſer
Chiſer! erſcheine mir Hüter des ewigen Quells!
Ha! du erhöreſt mein Flehn du allbegrünender Jüngling
Es verkünden dich regere Hauche des Oſts.
Grüne Funken des Quells des ewig verjüngenden Lebens
Schießen von Blatt zu Blatt leuchtend im Dunklen herum
Als Glühwürmer das dunkele Grüne mit hellem beleuchtend
Aus der Hoffnungswelt jeder ein grünender Stern.

Unſtät irren herum die Sterne der irdiſchen Hoffnung
Während mit ſtätem Schritt gehet dort oben der Stern.
Sterne und Sternenſyſteme, ſie wandeln in ruhiger Klarheit
Unverwendeten Laufs alle nach einzigem Ziel.
Tauſendaugig ſchaut der Himmel herab auf die Erde
„Könnt' ich" rief Ferhad, „alſo beſchauen Schirin!"
Rief's am Abend und ſchmelzte die Gluten brennender Sehnſucht
Aus dem Bilde der Bruſt in die Gebilde des Steins.
Seine Schwermuth wächſt mit dem wachſenden Schatten des Abends
Und er grollet der Welt die von Schirin ihn getrennt.
Wieder ſchaut er empor und wähnt in dem Sterne des Abends
Seiner Freundinn Aug ſtrahlend vom Lichte zu ſehn.
„Welt!" — ſo ruft er aus „nun ſind wir wieder verſöhnet,
„Grollen kann ich nicht ſeit ich Ihr Auge geſeh'n!" —
Blickt zum Sterne des Abends um euch mit dem Tag zu verſöhnen
Was der Tag entzweit wird durch den Abend vereint.
Dorten tönt Anahid die Harmoni'n der Geſtirne,
Und im Lichteinklang ſtimmet zuſammen die Welt.
In dem Sterne des Augs thront ſo die Seele des Menſchen
Und der Blick vereint, was ſich in Worten entzweit.
Zwiſchen Tag und Nacht, biſt du der Vermittler Abend
Dein Halbdunkel liegt, zwiſchen dem Schatten und Licht.

Eine Welt liegt zwiſchen der Welt der Geiſter und Körper
Welche das Abendland Plato gelehret zuerſt.
Welt der Ideale, der ewig beſtehenden Formen,
Als Vermittlerinn zwiſchen dem Körper und Geiſt
Wie die Welt von Ideen die Körper und Geiſter vermittelt,
So vermittelt der Schlaf Reiche des Lebens und Tods.
Komm o ſüßer Schlaf mit mohnbeträuftem Gefieder,
Komm als Vogel des Glücks, ſetz' dich mir itzt auf das Haupt,
Daß ich ſo eher erwach! vnd durch die Töne der Leier
Durch Betrachtungen rufe ins Leben die Nacht.
Dieſe und jene Welt vermittle mir itzo im Träumen
Zukunft und Gegenwart durch den prophetiſchen Traum.

Joſeph v. Hammer.

Der Becher von Crystall.

Novelle von Louiſe Beck.

Düſter brannten die Kerzen in dem reich geſchmückten Gemache des Pallaſtes Manſiery; — düſterer noch ſaß der Beſitzer desſelben, Graf Paolo, ein ehrwürdiger Greis in ſeinem Armſtuhle und ſtarrte in tiefen Gedanken verloren vor ſich hin. — Nicht die Anzahl der Jahre, wohl aber der Kummer ſchien ſein Haar gebleicht, ſeinen Zügen vor der Zeit das Gepräge des Alters verliehen zu haben — ſchwere Seufzer entſtiegen ſeiner Bruſt, während die rechte Hand das ſorgenvolle Haupt ſtützte — ſchon war er im Begriffe ſich zu erheben, ſchon wollte er das ruheloſe Lager ſuchen, als die Thüre ſich öffnete, eine gebeugte in Lumpen gehüllte Geſtalt geräuſchlos eintrat, und ſich langſam dem Grafen näherte. —

„Biſt du ſchon wieder hier, Entſetzliche?“ ſchrie Paolo, indem er ſich ſchaudernd von ihr abwandte — „was willſt du?“ fuhr er fort — „kommſt du, mir ein neues Unheil zu verkünden?“

„Ihr kennet mich gut, Graf Paolo, und wißt, was eurer wartet, wenn ich erſcheine!“ — erwiederte die Geſtalt — „ſo ſendet denn nach ſchneller Hilfe für euren Sohn Adelpho — man bringt ihn ſo eben, von dem Degen eines fremden Kriegers getroffen, in euer Haus!“ —

„Allmächtiger Gott! auch das noch?“ — rief der Graf, indem er halb leblos in ſeinen Armſtuhl zurückſank. —

„Dir geſchieht, wie du es verdient haſt!“ murmelte die Geſtalt mit dumpfer Stimme — „lebe wohl Paolo, wir ſehen uns wieder!“ — — Nach dieſen Worten ſchritt ſie der Thüre zu. — Paolo ſprang auf, eilte ihr nach, und bemühte ſich, die furchtbare Wahrſagerinn feſt zu halten — allein ſie war bereits in einem dunklen Seitengange verſchwunden, während ſich auf der großen Treppe plötzlich ein großes Geräuſch erhob, und die erſchrockenen Diener dem unglücklichen Vater den bleichen, blutbedeckten Sohn entgegen trugen. —

Wochen waren vorüber, die Kunſt der Ärzte und Adolpho's unverdorbene Jugendkraft hatten die Gefahr beſiegt, er genas allmälig von ſeiner ſchweren Wunde, die ihm wirklich der Degen eines ihm unbekannten Menſchen ſchlug, der auf eine ſehr abſichtliche Weiſe Streit ſuchend, am Spieltiſch von ihm beleidigt worden zu ſein vorgab — und ſah der gänzlichen Wiederherſtellung um ſo freudiger entgegen, je ſüßer die Bande waren, die ihn an das Leben feſſelten. — Auch der Graf, dem es trotz aller angewandten Bemühungen durchaus noch nicht gelungen war, dem entflohenen Thäter auf die Spur zu kommen, fing an, etwas heiterer zu werden — nur eines vermißten Beide ſchmerzlich — nämlich die Gegenwart von Adolphos Jugendgeſpielen — obwohl ſich dieſer weder das räthſelhafte Betragen desſelben in letzterer Zeit, noch ſein plötzliches unbegreifliches Verſchwinden aus Venedig — gerade in dem Augenblicke, in welchem ſein Leben in Gefahr war — erklären konnte. —

Franzesko Alfredony war nämlich von Kindheit auf der unzertrennliche Gefährte Adolpho's geweſen, und Beide ſchienen ſich ſtets brüderlich zu lieben, ſo verſchieden ihre Charactere auch jedem Dritten erſcheinen mußten, ſo auffallend Franzeskos finſterer Ernſt, ſein kaltes verſchloſſenes Weſen gegen Adolphos heitere Offenheit und unverkennbare Herzensgüte abſtach. — Das Gerücht war nicht ganz einig über den eigentlichen Urſprung des Knaben, doch ſagte man allgemein, der Graf habe ihn von einer weiten Reiſe mitgebracht, nach welcher er in jene tiefe Schwermuth verfallen ſei, die ihn der großen Welt völlig entfremdet und zu dem einſamen Leben beſtimmt habe, welches er nun ſchon ſeit Jahren führte. — — Demohngeachtet ließ er den Kindern die ſorgfältigſte Erziehung ertheilen, und zeigte für Franzeſko faſt noch mehr Zärtlichkeit als für ſeinen eigenen einzigen Sohn. —

Je größer die Dankbarkeit Franzeſkos für ſeinen Pflegevater ſein mußte, je mehr er ſich zuweilen beſtrebte, dieſelbe in Worten auszudrücken, je deutlicher drang ein arger Mißton hervor — welcher die Harmonie ſeiner Gefühle ſtets zu zerſtören ſchien, und ſeinen Äußerungen eher etwas Peinliches, Gezwungenes, als wohlthätig Anſprechendes verlieh. — Die Urſache dieſes ſeltſamen Widerſpruches in ſeinem Innern, der dem Grafen keineswegs entging, obwohl er ihn ſchweigend ertrug, lag theils in ſeinem Character, theils in einer ſonderbaren Begebenheit, die ſich ſchon in ſeinen Knabenjahren ereignete, ohne daß er ſie weder damals noch ſpäter einem Sterblichen mitgetheilt hätte.

Seit ſeiner früheſten Jugend geſellte ſich nämlich zuweilen, wenn er ſich an einem Orte allein befand, eine alte in Lumpen gehüllte Bettlerinn zu ihm, die ihn trotz ſeines Sträubens mit Liebkoſungen überhäufte — ihn einen verſtoßenen Sohn des Glückes nannte, und ſtets zu neuen Forderungen an die Großmuth ſeines Pflegevaters reizte, der alle ſeine Wünſche unbedingt erfüllen müſſe, weil er, wie ſie ſagte, eine ſchwere Schuld gegen ihn abzubüßen habe. — Dieſe Worte, welche der argloſe Knabe anfangs unbeachtet ließ, obgleich er ihr Verbot. Niemanden etwas von ihren Zuſammenkünften mit ihm zu verrathen, wenn ſein Glück ihm lieb ſei — treulich hielt — erregten denn doch nach und nach die Aufmerkſamkeit des werdenden Jünglings. — Die Erſcheinung der alten Bettlerinn, ſo widrig ſie ihm auch war, erhielt mit der Zeit eine immer höhere Bedeutung für ihn — zwar ſprach ſie ſtets in Räthſeln — wollte ihm die Schuld des Grafen nie unumwunden nennen — ſchwor jedoch die heiligſten Eide, daß er ein großer Verbrecher, und Franzesko trotz allem, was er für ihn gethan habe, geboren ſei dieſen Sünder zu beſtrafen. —

Als Franzeskos Verſtand reif genug geworden war, um den Sinn dieſer Reden zu faſſen, empörte ſich ſein beſſeres Gefühl gegen die Anklage der Alten; ein heftiger Kampf entſtand in ſeinem Inneren, er wußte nicht, ſollte er zweifeln oder glauben; nahm ſich mehreremale feſt vor, die Alte entweder zu einem offenen Geſtändniſſe zu zwingen, oder auf ewig aus ſeinem Angeſichte zu verbannen — dann aber flehte die hagere gebeugte Geſtalt mit heißen Thränen, daß er ſie nicht verſtoßen möge; nannte ihn ihren Goldſohn, das Licht ihres Lebens — betheuerte, daß ſie eher ſterben, als von ihm laſſen werde, und erklärte zuletzt, ein Recht auf ſeine Dultung zu haben, daß er ihr nicht mit allen Schätzen der Welt abzukaufen vermöge. —

Franzesko fühlte ſich nach einer Scene dieſer Art immer unwillkürlich erſchüttert; der tiefe Gram, der aus den Zügen der Bettlerinn ſprach — die Glut des namenloſeſten Haſſes, welche ihre eingefallenen Wangen färbte, wenn ſie den Namen Paolo nannte, das Gepräge der Wahrheit, das jede ihrer Äußerungen trug, verbunden mit der unverkennbarſten Zärtlichkeit für ihn, machte ihn nach und nach wanken, ein Heer von Zweifeln erfüllte ſeine Bruſt und verdüſterte ſein ohnehin zu finſterem Argwohn geneigtes Gemüth täglich mehr — die immer wiederholten Verſicherungen der Alten, daß Paolo ihm einen unerſetzlichen Verluſt bereitet, ihm die höchſten Güter des Lebens geraubt habe, und ihm daher jede mögliche Vergütung ſchuldig ſei, reizten ihn zu den ungemeſſenſten Wünſchen — und nur allzubald verwandelte ſich ſein Mißtrauen gegen den Grafen in Haß — ſeine frühere Freundſchaft für Adolpho in Gleichgiltigkeit — eine Veränderung, die er jedoch Beiden künſtlich zu verbergen, und den Schein ehemaliger Vertraulichkeit beizubehalten wußte. —

Gerade um dieſe Zeit erſchien der Graf von S... mit ſeiner reizenden Tochter in Venedig, und bald lag die ganze männliche Welt zu den Füßen der fremden Göttinn, — welche an Schönheit und Anmuth die holden Töchter des Landes faſt gänzlich zu überſtrahlen drohte.

Auch Adolpho, der feurige, allen Schönen huldigende Adolpho, war nicht der Letzte, den die himmliſche Erſcheinung bezauberte; binnen Kurzem befand er ſich unter der Zahl ihrer aufrichtigſten Verehrer. — Aurora — ſo hieß die junge Gräfinn — zeichnete ihn bald vor allen Anderen aus, und von dieſem Augenblicke an glich nichts dem Entzücken des leidenſchaftlich liebenden Jünglings — der in einer hohen unausſprechlichen Wonne die ganze übrige Welt um ſich her vergaß.

Aber auch Franzesko hatte die junge Gräfinn nur geſehen, um ſie mit der ganzen Glut eines verſchloſſenen Gemüthes zu lieben! — Zwar entging ihm der Vorzug nicht, den Adolpho von ihr erhielt, zwar fühlte er ſich dadurch aufs äußerſte gegen dieſen erbittert — allein die wiederholten Troſtſprüche der Alten, ihre Betheurungen, daß er ſeinen Nebenbuhler ſicher beſiegen werde — und endlich die Erklärung des Grafen S... ſeine Tochter nicht vor ihrem achtzehnten Jahre vermählen zu wollen — hielten ſeine Hoffnung ſtets aufrecht. nur eines bekümmerte ihn tief, und dieß war Adolphos tägliche Gegenwart bei der Geliebten, ſo wie die Unmöglichkeit, ihn von ihr zu entfernen und dadurch für ſich ſelbſt freieren Spielraum gewinnen zu können.

Wochen waren vergangen, Adolpho ſchwamm in einem Meere von Wonne, da Aurorens zarte Gunſtbezeigungen ihm ihre Neigung immer deutlicher verriethen; zwar hatte er es noch nicht gewagt, ihr ſeine Leidenſchaft zu bekennen — zwar hielt ihn der Ernſt ihres Vaters und deſſen entſchiedene Abneigung vor einer allzu frühzeitigen Verbindung, von jedem voreiligen Geſtändniſſe ab — allein auch ohne Worte verſtanden ſich die Liebenden, und fühlten ſich dadurch um ſo reicher beſeligt, je mehr ſie ihr Glück durch den Reiz des Geheimniſſes erhöht fanden.

Es war am Vorabende eines glänzenden Feſtes, welches Graf S... dem jungen Adel Venedigs zu geben beſchloſſen hatte, — als eine tief verhüllte Geſtalt langſam über den St. Markusplatz ſchritt, und ſich endlich an der großen Treppe, welche zum Pallaſte des Dogen führt, hinter einer Säule verbarg; — nicht lange nachher wankte ein hageres geſpenſterartiges Weſen denſelben Weg, ſah ſich vorſichtig nach allen Seiten um, und eilte, nachdem auf ein leiſes Huſten das antwortende Zeichen erfolgt war, raſch dem Vermummten nach, der ſie an jener Stelle erwarten mochte.

„Biſt du hier, mein Goldſöhnchen?" rief ſie mit heiſerer Stimme — „gut, recht gut, daß ich dich finde!"

„Ja ich bin hier!" erwiederte der Harrende — „aber es iſt das letztemal — ich ſchwöre es hoch und theuer — daß ich mich zu dieſen heimlichen Zuſammenkünften herablaſſe, deine Rathſchläge haben bis jetzt noch nichts gefruchtet, deine Lehren mich eher von dem heißerſehnten Ziele entfernt als ihm näher gebracht, unerfüllt ſind deine Verſprechungen geblieben, du ſelbſt, du allein trägſt die Schuld, wenn das Glück, nach dem ich ringe, auf ewig für mich verloren iſt!"

„Sei nicht ungerecht mein Liebling" — entgegnete die Alte — „ich that bereits mehr für dich, als du glaubſt; bedenke, daß ich nur dein Wohl vor Augen habe — nur dein künftiges Heil zu gründen ſtrebe — und das ſoll, das muß dir werden, wäre auch mein Leben dafür der Preis!"

„Was nützt mir dein Leben?" fiel Franzesko — denn er war der Vermummte — unmuthig ein; „Adolpho, den deine Künſte nicht von hier entfernen konnten, ſiegt — er hat das Herz der jungen Gräfinn, trotz allen meinen Bewerbungen gewonnen — tauſend Beweiſe überzeugten mich längſt davon — auch ihr Vater iſt ihm geneigt, und bald, vielleicht ſchon am morgenden Feſte, erklärt er ſeine Tochter für Adolphos beſtimmte Braut!"

„Nein! nein!" ſchrie die Alte mit heiſerer Stimme — „das wird er nicht! das darf er nicht! dir gehört Aurora! dein muß ſie werden, und mit ihr alles, was die Erde an Glück und Frieden beut! Das Schickſal iſt gerecht —

es muß gerecht ſein, oder ich klage den Himmel an, der meine Tage bis jetzt erhalten hat, und die Verbrechen der Vergangenheit kennt!"

„So erkläre dich endlich!" — nahm Franzesko abermals das Wort — „gib mir ein Mittel an, wie ich es hindere, daß vielleicht ſchon morgen das Feſt der Verlobung gefeiert wird?"

„Es iſt ſchon verhindert!" — murmelte die Alte halblaut vor ſich hin — „Iſabella verſteht es, dergleichen Feſte zu zerſtören" — fuhr ſie fort — „du aber mein Goldſöhnchen folgſt mir jetzt nach, wohin ich dich führen werde, und bleibſt unter meiner Obhuth, bis der rechte Zeitpunct erſcheint, und mein Werk vollendet iſt!"

„Nimmermehr!" — rief Franzesko heftig, indem er ſich von ihr abwandte — „welche Abſicht haſt du mit mir? was willſt du thun?" —

„Deine Ältern rächen — dich beglücken!" antwortete die Alte — „Fort! fort jetzt von hier! Der Becher von Cryſtall ſtrahlt hell in meine halberblindeten Augen! ſein Glanz ſoll erlöſchen — oder alles iſt verloren und ich habe umſonſt gelebt!" — Nach dieſen Worten ergriff die Alte Franzeskos Hand, und riß ihn mit ſo unbegreiflicher Gewalt mit ſich fort, daß er keinen Widerſtand zu leiſten fähig war, und bald mit ihr in dem Dunkel der Nacht verſchwand. —

Graf Paolo, obwohl über die nach Wochen erfolgende allmälige Geneſung Adolphos hoch erfreut — fühlte ſich auf der anderen Seite durch Franzeskos eben ſo plötzliches als unerklärbares Verſchwinden, von der tödtlichſten Angſt erfüllt. Er ſandte Boten nach allen Orten aus, die ihn ſuchen ſollten, — er verſprach demjenigen große Summen, der ihm Nachricht von ihm bringen würde, allein all ſein Forſchen und Fragen blieb umſonſt — Niemand konnte den Verlorenen finden — Niemand auch nur die kleinſte Spur von ihm entdecken. —

Die Unruhe des Grafen wuchs mit jedem Tage; bald fürchtete er Franzesko ſei das Opfer irgend eines verborgenen Feindes geworden, bald glaubte er in ſeinem Verluſt die Rache des Himmels zu erblicken — vergebens bot Adolpho alles auf ihn zu beruhigen, umſonſt bemühte er ſich die Hoffnung auf Franzeskos Rückkehr in ihm zu erwecken — Paolo blieb untröſtlich — und überließ ſich einem ſo tiefen, faſt an Verzweiflung gränzenden Kummer, daß Adolpho, obwohl auch er den Jugendfreund ſchmerzlich vermißte, dieſen Zuſtand ſeines Vaters weder zu begreifen noch zu deuten vermochte. —

Eines Abends, als der Graf finſter an der Seite ſeines nun bald völlig hergeſtellten Sohnes ſaß, nahm dieſer das Wort und ſprach: — „Verzeiht mir mein Vater, und haltet es nicht etwa für unedle Neubegierde, wenn ich es wage, Euch zu fragen, warum Ihr euch einem Grame ſo gänzlich überlaſſet, der eurem mir ſo theuren Leben gefährlich zu werden droht? — Soll Franzeskos Verluſt mir auch den Vater rauben? Soll ich euch untergehen ſehen in unheilbarem Schmerz?“ —

„Wohl mir, wenn es ſo wäre!“ erwiederte der Graf mit einem tiefen Seufzer — „nur im Grabe find' ich Frieden, nur der Tod erlöſt mich von einer ſchwer drückenden Laſt!“ „Wälzt ſie von euch“ fiel Adolpho haſtig ein — „vertraut mir, vertraut eurem Sohne, was euch ſo tief zu Boden beugt? Laßt mich wiſſen, welch' ein Feind euch eure Ruhe ſtahl, und entweder mit euch trauern, oder euch rächen!" — Der Graf ſprang in heftiger Bewegung auf: — „Kein Feind," rief er ſchmerzlich — „hat mein Leben vergiftet! ich, ich ſelbſt war das Ungeheuer, das einſt im wahnſinnigen Haß verfolgte, was ihm am theuerſten ſein ſollte! — ich habe ſchwer dafür gebüßt — allein Franzeskos Verluſt beweiſt mir, daß der Himmel mir noch immer nicht vergeben, daß meine Strafe hienieden noch immer nicht geendet hat!" —

Adolpho ſtarrte ſeinen Vater erſchrocken an, dieſer bemerkte es, und fuhr fort: „Du ſtaunſt mein Sohn? Dein Auge blickt mit ängſtlicher Scheu zu mir empor? — Ja es iſt Zeit, daß ich dir das Räthſel meines jahrelangen Kummers löſe — es iſt Zeit, daß du deines Vaters Vergehen kennen lernſt, — und wenn dieſe Selbſtanklage auch eines der ſchwereſten Opfer iſt, das ich meiner Reue bringe — ſo bleibt ſie dir, mein Adolpho ein warnendes Beiſpiel, und tilgt vielleicht dort oben einen kleinen Theil meiner Schuld!" — Nach dieſen Worten verließ der Graf das Gemach, in welchem Adolpho ſtaunend, keines Lautes mächtig, zurück blieb — ein unwillkürlicher Schauer überfiel ihn — er fühlte ſeine Bruſt beengt — ſeine Augen hingen unbeweglich an der Thüre, durch welche Paolo auch ſchon nach wenigen Minuten wieder eintrat, und dem Harrenden einige beſchriebene Blätter überreichte. —

Adolpho nahm ſie zögernd; eine innere Stimme ſchien ihn vor ihrem Inhalte zu warnen — ſchon wollte er ſie zurückgeben — ſchon ſeinen Vater bitten, ihm das Mitwiſſen dieſes Geheimniſſes zu erlaſſen — allein Paolo gebot ihm mit einem ernſten Wink ſie zu behalten, entfernte ſich dann raſch aus dem Zimmer, und Adolpho las, nicht ohne tiefem Schmerz die ſchrecklichen Folgen einer Leidenſchaft, wenn ſie nicht bekämpft durch Vernunft und Pflichtgefühl frei walten darf, in eines Menſchen Bruſt. —

Paolo Manfiery und Camillo Alfredony, den edelſten Familien Venedigs entſproſſen, waren ungefähr in gleichem Alter, als ſie zum erſtenmal in der großen Welt erſcheinen und auch ihrer Seits die Anſprüche geltend machen durften, welche Rang und Vermögen ihnen zu machen erlaubten. — Beide hatte die Natur begünſtigt, Beide waren mit ihren ſchönſten Gaben geſchmückt — wenn daher Paolos größerer Reichthum, das höhere Anſehen ſeiner Familie ihm auch hie und da ein Übergewicht zu verleihen ſchien — ſo wußte Camillo dieß durch die Vorzüge ſeines Geiſtes und eine ihm eigene Liebenswürdigkeit ſobald auszugleichen, daß er dadurch Paolos Neid erregte, welcher nach und nach in eine entſchiedene Abneigung gegen ihn überging, die Camillo nur allzubald und zwar bei jeder Gelegenheit empfinden mußte. —

Vergebens bemühte man ſich von allen Seiten ihn milder zu ſtimmen, umſonſt verſuchte es Camillo mehrere Male ſich ihm traulich zu nähern — ein unglücklicher Zweikampf Alfredonys mit Paolos liebſtem Jugendfreunde, worin Letzterer ſchwer verwundet ward — ſteigerte dieſe Abneigung zum tödtlichſten Haß, und nur den Bitten ſeiner Mutter, nur der Erinnerung an den Becher von

Cryſtall gelang es, den Rachedürſtenden von ſeinem vermeinten Feinde abzuhalten. —

Gerade um dieſe Zeit mußte Paolo Venedig verlaſſen, um dem Rufe eines in Neapel lebenden Oheims zu folgen, der den Sohn ſeines geliebten zu früh verſtorbenen Bruders noch einmal vor ſeinem Ende ſehen, und zum Erben ſeiner anſehnlichen Güter einſetzen wollte. — Er gehorchte ungern, denn eben jetzt ſollte ſeine Schweſter Julia aus dem Kloſter, in welchem ſie bis zu ihrem fünfzehnten Jahre erzogen worden war, in den Schoos ihrer Familie zurückkehren; — er konnte ſich ihrer Züge kaum noch erinnern — wäre gern ein Zeuge des Wiederſehens von Mutter und Tochter geweſen — hätte ſie gerne an das brüderliche Herz gedrückt — denn die oft gehörten Schilderungen ihrer Schönheit und Tugend hatten ihr bereits ſeine Neigung gewonnen und ſtolze Plane in ihm erweckt — allein die Nothwendigkeit, den Willen des ſtrengen Oheims erfüllen zu müſſen, trieb ihn hinweg, und ſo ſchied er denn mit dem feierlichen Gelübde, ſobald als möglich wiederzukehren, den Schmerz dieſer abermaligen Trennung reichlich zu vergüten, und der geliebten Schweſter dann Bruder, Freund und Vater zu ſein.

Monden waren vorüber! der kurze Winter hatte bereits begonnen — die Zeit des Carnevals ſollte bald eintreten, als Paolo von dem Oheim endlich entlaſſen, wieder nach Venedig kam. — Er hatte weder ſeine Abreiſe noch den Tag ſeiner Ankunft gemeldet, um die Überraſchung der Seinigen zu vermehren, daher ließ er die Gondel, die ihn trug, an einer Hinterthür ſeines Pallaſtes halten — ſchlich ſich tief in ſeinen Mantel verhüllt hinein.

und eilte den Gemächern zu, welche, wie er wußte, ſeine Mutter bewohnte. —

Jetzt hatte er ſie erreicht, wollte öffnen, und zu den Füßen der verehrten Matrone das Entzücken des Wiederſehens feiern — als er plötzlich die Stimme eines Mannes zu vernehmen glaubte, welcher ſich in den feurigſten Schwüren zu erſchöpfen ſchien! — Überraſcht, und von ſeltſamen Ahnungen ergriffen, blieb Paolo ſtehen — wer war der Fremde? — wie kam er hieher? — und in wie ferne durfte er es wagen, um dieſe Zeit an dieſem Orte zu erſcheinen? — ſchon im Begriff durch raſches Eintreten ſeine Zweifel zu löſen — feſſelten ihn die zarten Töne eines weiblichen Weſens aufs neue — welches jene früher gehörten Betheuerungen eben ſo glühend erwiederte — ja er glaubte ſogar mehrere Male ſeinen eigenen Namen nennen zu hören, und ſtürmte nun endlich vom heftigſten Zorn entflammt in das Gemach, den Frevler kennen zu lernen, der das Heiligthum ſeines Hauſes zu entweihen wagte. — Keine Feder iſt im Stande, die Überraſchung der Gräfinn, den Schrecken Julias und die Beſtürzung des Jünglings zu ſchildern, der bei Paolos Eintritte ſchnell von ihrer Seite aufſprang und den Nahenden mit ſtarrem Auge betrachtete! — Dieſer hatte ihn jedoch kaum erblickt, als er ſein Schwert zog, und mit dem Ausruf: „Verräther!“ wüthend auf ihn eindrang — nur Julia, die den Geliebten raſch mit ihrem Körper deckte — nur die Gräfinn, welche ihrem Sohne mit einem Schrei des Entſetzens in die Arme fiel — konnten das Leben des Jünglings retten, der keine Zeit zur Gegenwehr gefunden hatte. —

Es gelang dem Flehen der Mutter und Julias heiſſen Thränen erſt ſpät Paolo mindeſtens zum Anhören ihrer Entſchuldigungen zu bringen, der finſter auf ſein Schwert gelehnt daſtand, und die wilden Blicke bald auf dem Antlitz ſeiner Schweſter, bald auf den Zügen des Verhaßten ruhen ließ — der nun, wie er meinte, das Maß ſeiner Schuld gegen ihn gefüllt hatte, und zur Rache reif war. —

Camillo Alfredeny hatte während Paolos Abweſenheit durch Zufall die ſchöne Julia kennen und leider nur allzu glühend lieben gelernt; — zwar verhehlte er ſich keineswegs, welche Schwierigkeiten die Abneigung ihres Bruders ſeinen Wünſchen entgegen ſetzen werde — allein er war ſich bewußt dieſen nie vorſetzlich beleidigt zu haben, glaubte daher ſeine Entfernung benützen zu dürfen, und ſo gelang es ſeinem unabläſſigen Streben, ſich endlich Eingang in das Haus Manfiery zu verſchaffen. —

Sein edler Charakter, die glänzenden Eigenſchaften, welche ihm die Natur verliehen, und der Ruf ſeiner Tugenden, verbunden mit der zärtlichſten, unverkennbarſten Leidenſchaft für Julia — erwarben ihm nach und nach die Zuneigung der Mutter, wie ſie das Herz der Tochter längſt gewonnen hatten; — die Gräfinn glaubte bald keinen würdigeren Gatten für Julia wählen zu können, und billigte daher die Liebe Beider, da ſie hoffte, daß Paolos Widerwille gegen Camillo mehr in der Einbildung und einer vorgefaßten Meinung als in der Wirklichkeit beſtehe, auch traute ſie ihm zu viel Herzensgüte zu, als daß er das Glück ſeiner Schweſter einem Eigenſinne opfern werde. — Trotz dieſer Hoffnung fand ſie es jedoch nicht rathſam, ihren Sohn von dem Vorgefallenen zu unterrichten, ſondern zog es vor, erſt ſeine perſönliche Ankunft zu erwarten, um ihm die Wünſche der Liebenden mündlich zu vertrauen, und dann von ſeiner Verehrung für ſie ſo wie von dem kindlichen Gehorſam, den er ihr ſtets gezeigt, ſeine Einwilligung zu erhalten. —

Alles dieß erfuhr Paolo jetzt, freilich in einem ſehr ungünſtigen Augenblick — von dem innigſten Flehen der Mutter und Julias — von den edelmüthigſten Bitten Alfredonys um Verſöhnung begleitet. —

Sie hatten längſt geendet, hingen längſt ſchon mit ängſtlicher Erwartung an den Lippen des noch immer ſchweigend vor ſich hinſtarrenden Bruders — als dieſer endlich das todtenblaße Antlitz erhob — die zornfunkelnden Augen feſt auf Alfredony richtete, und mit dumpfer faſt tonloſer Stimme ſprach: — „Camillo Alfredony, Ihr habt den Segen meiner Mutter zu einem Bunde erſchlichen, den ich verabſcheue! — Dieß ſichert euer Leben! allein mein Fluch verfolgt euch bis ins Grab — nie erkenne ich euch als Julias Gemahl — nie dieſe ſelbſt als meine Schweſter an, wenn ſie es wagt euch ihre Hand zu reichen! — Flieht meine Gegenwart, flieht den Ort wo ich athme, denn dieſer Athem iſt Haß gegen euch! ich ſchwöre es bei dem Andenken meines Vaters, ich ſchwöre es bei dem Becher von Cryſtall, dem heiligen Vermächtniß unſeres Ahnherrn, daß nur die ſchnellſte Flucht euch retten kann vor meinem ſtrafenden Arm!“ —

Nach dieſen Worten verließ Paolo das Gemach mit ſchnellen Schritten; ſtarr vor Entſetzen, keines Lautes mächtig, blieben die Anweſenden zurück, und erſt nach

Verlauf mehrerer Minuten gelang es Camillo wieder einige Faſſung zu gewinnen. — Nun aber bat der tief Beleidigte, den nur Liebe und Ehrfurcht abhalten konnten, dem Wüthenden zu folgen — daß Julia dem ungerechten Haß des Bruders muthig Trotz bieten, und dennoch die Seinige werden ſolle — er beſchwor die Gräſinn ſich durch die Drohungen des Sohns nicht zur Zurücknahme ihres Wortes verleiten zu laſſen; ſeinem innigen Flehen ſowohl als der Gerechtigkeit ſeiner Forderung und den feierlichen Betheuerungen Julias, daß die Trennung von dem über Alles Geliebten ihr den Tod bringen würde — konnte die Gräſinn nicht widerſtehen — ſie verſprach ihr ganzes mütterliches Anſehen noch einmal bei Paolo anzuwenden, um ihn ihren Wünſchen geneigt zu machen — widrigen Falls aber ihren Bund zu ſegnen und dem Vorſatz nicht entgegen zu ſein, vor der Hand Venedig zu verlaſſen, und in einem fernen Lande harren zu wollen, bis die Zeit den Haß des Bruders mindern, und die Bitten der Mutter ihn verſöhnen würden. —

Leider blieb auch in den folgenden Tagen jeder Verſuch der Gräſinn ihren Sohn zu milderen Geſinnungen zu bewegen fruchtlos! — keines ihrer Worte fand Eingang in ſeinem Rache dürſtenden Herzen — er wiederholte den Fluch, den er über Julias Verbindung mit Camillo ausgeſprochen hatte — weigerte ſich ſtandhaft ſie zu ſehen, und ſchwor noch einmal, daß nur Alfredonys ſchleunige Entfernung ihn vor ſeiner raſtloſen Verfolgung zu ſchützen vermöge. — Nach dieſer Erklärung, welche Julia und ihre Mutter mit Recht empörte, blieb den Liebenden in der That nichts anderes übrig als den Ort ihrer Geburt ſo ſchnell wie möglich zu verlaſſen! was ſollte der unglückliche Camillo thun? konnte, durfte er dem Bruder ſeiner Julia feindlich entgegen treten? war es ihm erlaubt denjenigen zu haſſen, der ihm durch die heiligſten Bande des Blutes angehören ſollte? — Nachdem ein frommer Prieſter im Beiſein der Gräfinn ihre Hände heimlich verbunden hatte, ſchieden ſie unter heißen Thränen von der theuren Heimat — riſſen ſich gewaltſam aus den Armen der zärtlichen Mutter und traten nur von Julias treuer Amme, welche ihr Pflegekind durchaus nicht verlaſſen wollte, begleitet, ihre Reiſe an, um in Deutſchland an den Ufern des Rheins ſo lange ein neues Vaterland zu ſuchen, bis der Himmel Paolos Herz erweichen, und ihnen die Rückkehr erlauben werde. —

Jahre vergingen, allein ſie änderten nichts in Manſierys unbeugſamem Sinne! er hatte ſich kalt von ſeiner Mutter zurückgezogen, nannte den Namen ſeiner Schweſter nie mehr — allein die alte Gräfinn wußte nur zu gut, wie thätig er ins Geheim war, wenn es galt, ſeinem unglücklichen Schwager irgend einen Nachtheil zu bereiten! — Die Überzeugung von dieſer ſeiner Unverſöhnlichkeit, der Gram über die Trennung von der geliebten Tochter und der ſtille Vorwurf, den ſie ſtets in Paolos Blicken las — zerſtörten ihre Geſundheit — ſie ſtarb bald, jedoch ohne den Troſt mit ſich hinwegnehmen zu dürfen, ihren heißeſten Wunſch erfüllt, die Herzen ihrer Kinder in Liebe vereinigt zu wiſſen! —

Kurz vor dem Tode der Mutter hatte auch Paolo ſich mit der Tochter aus einem der edelſten Häuſer Venedigs vermählt. — Das Glück, welches er im Beſitz dieſes eben ſo ſchönen als tugendhaften Weibes empfand, ſollte jedoch nur von kurzer Dauer ſein, denn ſie mußte die Geburt ihres Sohnes Adolpho mit dem eigenen theuren Leben bezahlen! — umſonſt bot der Graf alle ſeine Schätze für ihre Rettung — vergebens beſtürmte er den Himmel ſie ihm zu erhalten — ſie war dahin, und der verzweifelnde Gatte ſchwor an ihrem Sarge nie wieder eine zweite Verbindung einzugehen — ſondern einzig ihrem Andenken und der Erziehung des Knaben zu leben. —

Der Verluſt ſeiner Gemahlinn hatte den Grafen ſo tief gebeugt, er war ſo gänzlich mit ſich und ſeinem Daſein zerfallen, fühlte ſich ſo gränzenlos unglücklich — daß ſeine Freunde ernſtlich um ſeine Geſundheit beſorgt wurden, und die Ärzte ihm eine weite Reiſe zur Pflicht machten, auf welcher er die nothwendige Zerſtreuung finden und ſeinen Schmerz männlich tragen lernen werde. — Paolo gehorchte — mehr weil ihm der Aufenthalt an dem Orte, woſelbſt er ſein höchſtes Kleinod verloren hatte, allzu ſchrecklich war, als aus Fürſorge für ſeine Geſundheit — er vertraute daher ſeinen Sohn den Händen würdiger Aufſeher, und eilte nur von einem einzigen alten Diener begleitet dem feſten Lande zu — unbekümmert, welchen Weg dieſer wählen wollte, wenn er ihn nur weit genug von der nun für ihn verödeten Heimat entfernte.

Es war eine fürchterliche Nacht! ſchwere, rabenſchwarze Wolken bedeckten den Himmel; — laut tobte der Sturm in den Bäumen des Waldes, in welchem ſich der Poſtillon des Grafen, durch das Unwetter ängſtlich geworden, verirrt hatte; — der Regen ſchoß in Strömen herab — Blitze durchzuckten die Luft und erſchreckten die ſich hoch aufbäumenden Roſſe — ſchon verſicherte ihr Führer, daß er nicht mehr weiter fahren könne, und daß der Graf es ſich gefallen laſſen müſſe, hier zu verweilen — ſchon drohte er auf Paolos Widerſpruch eher die Pferde auszuſpannen als ſeinen Weg fortſetzen zu wollen — da fuhr plötzlich ein furchtbarer Blitzſtrahl herab — entzündete in der Nähe der Reiſenden eine Eiche, deren helle Flammen ihnen ſogleich das Ende des Waldes und in geringer Entfernung davon ſogar eine kleine Hütte zeigten.

Nun galt kein Säumen mehr, der Graf befahl ſchnell dahin zu fahren, und die Bewohner um Schutz und Obdach zu bitten, der Poſtillon, ſelber froh dieſen Zufluchtsort gefunden zu haben, gehorchte — und nach kurzer Zeit befanden ſie ſich vor der Thüre einer armſeligen Wohnung, die jedoch wie ausgeſtorben ſchien, und in welcher nur das ſchwache Licht einer Lampe die Gegenwart eines menſchlichen Weſens verrieth. — Lange mußten die Reiſenden klopfen, lange mit lauter Stimme um Einlaß bitten, bevor die Pforte geöffnet ward, und eine hagere gebückte Geſtalt ihnen entgegen trat, welche mit heiſerer Stimme nach ihrem Begehren fragte.

Paolo entſchuldigte ſein Eindringen ſo gut er es vermochte, er erzählte, daß er ſich im Walde verirrt habe, und ſich daher genöthigt ſehe, ſie für den Reſt dieſer Nacht um Aufnahme zu erſuchen, da das noch immer fortdauernde Gewitter ihm die Weiterreiſe gegenwärtig unmöglich mache — er hatte längſt geendet und wartete auf Antwort, indem begegnete ſein Auge ihren ſtarr auf ihn gehefteten Blicken, er ſah das geiſterbleiche Antlitz, die zuckenden Lippen — das wild um den Nacken hängende Haar der

Alten — ein unwillkürlicher Schauer überfiel ihn, und gerne wäre er weit von dieſem Orte hinweg geeilt, wenn der Aufruhr der Natur und ſein eigener hilfebedürftiger Zuſtand es erlaubt hätten.

Peinlich aufgeregt, ja faſt unwillig über das Schweigen der Alten, wiederholte er ſein Geſuch um Aufnahme noch dringender als zuvor, ſein Diener, gleichfalls gereizt, unterſtützte ihn nachdrücklich — da ſchrie ſie plötzlich mit gellender Stimme: „Gottesgericht!“ — riß die Thüre der Hütte weit auf, und ſtieß den ihr zunächſt ſtehenden Grafen faſt mit Ungeſtüm hinein.

Eine abgezehrte Geſtalt auf einem niedrigen Strohlager ruhend, nahm faſt den größten Theil des engen Raumes der Stube ein. — Die erſtarrten Züge, das leichenblaſſe Angeſicht und die lang geſtreckten Glieder derſelben bewieſen, daß die tief liegenden Augen bereits auf ewig geſchloſſen waren — ein ungefähr zwei bis dreijähriger Knabe ſpielte zu den Füßen des Lagers mit den hervorragenden Strohhalmen — düſter brannte die kleine Lampe und beleuchtete nur ſparſam dieſen Ort des Jammers — die höchſte Dürftigkeit, der bitterſte Mangel ſchien hier zu hauſen; — kaum eingetreten ergriff die Alte Paolos Hand, riß ihn vor das Bett des Todten, hob das Licht hoch empor und rief mit ſchneidenden durchdringenden Tönen: „Kennt ihr dieſen, Graf Paolo Manfiery?“ Der Graf ſchrie laut auf, trat zurück und verbarg ſein Angeſicht mit beiden Händen.

„Freut euch,“ — nahm ſie hierauf abermals das Wort — „freut euch, ihr habt geſiegt! — Hier liegt das unglückliche Opfer eures Haſſes — ſein Auge kann euch nicht mehr ſchauen, ſein Mund euch hiernieden nicht mehr verklagen — aber dort, dort oben vor Gottes Gericht erwartet er euch — dort empfanget ihr einſt euren Lohn!"

Tief erſchüttert, keines Lautes mächtig, wandte Paolo ſich ab, und ſank in die Arme ſeines herbeieilenden Dieners — die Alte aber warf ſich weinend vor dem Lager nieder: „Camillo!" — ſchrie ſie, indem ſie ſich zu der Leiche bog — „mein theurer, mein unglücklicher Herr, erwache! ſieh, dein Feind iſt hier, er weilt in deiner Nähe — räche dich — räche deine Julia an dem Ungeheuer, das euch ins Elend ſtieß! tödte ihn, der dich verfolgt, der dich getödtet hat! — oder nimm mich hinauf zu dir, daß ich ſein Antlitz nicht ſehe — ſeine Stimme nicht höre! Du ſchweigſt?" — fuhr ſie in wilder Begeiſtrung fort — „Du vernimmſt meine Aufforderung nicht mehr? Dein Auge bleibt auf ewig geſchloſſen? — ungeſtraft ſteht der Mörder vor deinem Lager? — wohlan denn, ſo will ich dich rächen — ich, die Zeuginn deiner Leiden — wie ein irrendes Geſpenſt will ich deinen Feind umſchweben — meine Erſcheinung verkünde ihm ſtets eine Trauerbothſchaft — alles, was ſein Herz verwunden, ſein Leben vergiften muß, erfahre er durch meinen Mund — bis das Maß ſeiner Strafe gefüllt und der Becher von Cryſtall zerſprungen iſt!"

„Wahnſinnige!" ſchrie Pedro, der alte Diener des Grafen entſetzt aus — indem er einen Dolch zog, und auf ſie zueilen wollte. — Paolo aber, welcher ſich indeſſen wieder erholt hatte, hielt ihn feſt, und rief: „Zurück! wage es nicht, ſie zu berühren, die der Himmel ſelbſt zum Werkzeug ſeiner Rache erwählt hat! hier erſt, jetzt erſt wird meine ganze Schuld mir klar, und ich werde ſie büßen!"

Beſtürzt ſah Pedro ſeinen Herrn an, in deſſen Zügen ſeit wenigen Minuten eine furchtbare Veränderung vorgegangen war, — wie wenn die fallende Lawine urplötzlich eine blühende Landſchaft mit ihrem weißen Grabestuch bedeckt, — wie wenn der eiſige Hauch des Nordpols das warme Leben der Natur in allen ihren Pulſen ſtocken macht, und an der Stelle üppig grünender Fluren finſtere Abgründe ſich öffnen — ſo war das Gepräge der Jugend, das Lächeln der Freude und die kraftvolle Haltung des Mannes bei Paolo auf einmal verſchwunden! — ein Greis ſtand vor dem erſchrockenen Diener, der mit tief gebeugtem Haupte einer ungeheuern Laſt zu erliegen ſchien, die das Schickſal ihm eben ſo plötzlich als unvorbereitet aufgebürdet hatte.

Nach einer langen ſtummen Pauſe, während welcher der Graf ſichtlich nach Faſſung rang, wandte er ſich zu der Alten und forderte ſie auf, ihm die Begebenheiten ihres Herrn bis zu ſeinem letzten Augenblicke zu erzählen — ſie ſah ihn mit wilden, durchdringenden Blicken an — endlich ſprach ſie: „Ja, Ihr ſollt ſie wiſſen, Ihr müßt ſie wiſſen — aber nicht um Eurer Neugierde zu fröhnen öffnet ſich mein Mund, nein, hört und ſchaudert vor Euch ſelbſt zurück, denn jedes meiner Worte fordert Euch vor Gericht!"

Camillo und Julia hatten — nach ihrer faſt fluchtähnlichen Abreiſe aus Venedig — eine kleine Beſitzung an den Ufern des Rheins erkauft und lebten daſelbſt zwar durch ihre gegenſeitige Liebe beglückt — allein der Gedanke an den unverſöhnlichen Haß des Bruders und die daraus erfolgende nothwendige Trennung von der heiß geliebten Mutter — ſtörte ihre Zufriedenheit nur allzuhäufig, und erfüllte beſonders Julias Herz mit reinem ſtillen tief verborgenen Gram. — Gerade um die Zeit, als die Nachricht von dem Tode der alten Gräfinn ihre unglückliche Tochter auf ein langwieriges Krankenlager warf — war dem ohnehin gebeugten Camillo die traurige Anzeige geworden, daß ſein Vermögen durch treuloſe Verwaltung gänzlich zu Grunde gerichtet und beinahe nichts mehr davon zu retten ſei.

Dieſer Schlag drohte den Bedauernswerthen faſt ganz und gar zu vernichten — vergebens wagte er mehrere Verſuche durch billige Vergleiche mindeſtens einen Theil ſeines Vermögens zu retten — umſonſt faßte er den Vorſatz ſelbſt nach Venedig zu eilen, um durch ſeine Gegenwart den völligen Ruin ſeines Hauſes abzuwenden; — eines Theils durfte der Unglückliche die dem Grabe zuwankende Gattinn nicht verlaſſen, — anderen Theils hatte ein einziger ihm treu gebliebener Freund ihn davon abgehalten, indem er ihm berichtete, daß derjenige, welcher ſich im Beſitze der Hauptſchuldſcheine befinde, zwar unbekannt — jedoch, wie er ſicher glaube, kein Anderer als Paolo Manfiery, ſein Schwager, ſei — und daß dieſer daher gewiß nicht ſäumen werde bei Camillos Erſcheinen alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel zu ſeinem Verderben zu gebrauchen.

Alfredony aufs äußerſte gebracht wandte ſich nach dieſer Entdeckung an den Urheber aller ſeiner Leiden! — Er ſchilderte ihm in mehreren Briefen mit den rührendſten Worten ſeine Lage und den Zuſtand ſeiner Gemahlinn — flehte um Verſöhnung, um Hilfe — legte das ſchuldloſe Daſein ſeines kaum zweijährigen Sohnes Franzesko an des Oheims Herz — allein Wochen vergingen und keine Antwort erfolgte. — Außer Stande ſich und der geliebten Gattinn ferner einen anſtändigen Unterhalt zu verſchaffen, hatte er längſt ſein kleines Eigenthum veräußert. Julias fortwährende Krankheit verzehrte den letzten Reſt ſeiner Habe; — nach ihrem endlich erfolgten Tode bezog er verarmt — um alle Freuden des Lebens — um allen Glauben an Menſchenwerth betrogen — und mit finſterer Verzweiflung erfüllt, die einſam gelegene, eben leer ſtehende Hütte — überließ Julias treuer Amme die Pflege ſeines Sohnes, und ſah dem Tode, als dem einzigen ihm noch übrig gebliebenen Freunde, ſehnſuchtsvoll entgegen.

Er ſollte nicht zu lange harren! Das Schickſal hatte ihn zu tief gebeugt, hatte alle ſeine Hoffnungen zu bitter getäuſcht, als daß er die Laſt ſeines Daſeins ferner hätte ertragen können — mit dem Herzen der geliebten Gattinn war auch das Seinige gebrochen, die Nacht des Grabes, welche ihr Auge umfing, ſchloß nun auch die Seinigen; — vor wenig Stunden hatte er ausgelitten und ließ den armen verwaiſten Franzesko allein in einer Welt zurück, in der ihm kein anderer Freund, kein anderer Beſchützer blieb als die treue Pflegerinn ſeiner Mutter, die dem Hinſcheidenden für den Knaben zu leben und zu ſterben gelobte. —

Iſabella, ſo hieß die Alte, hatte ihre Erzählung geendet. Paolo, in deſſen Buſen tauſend ſtreitende Gefühle wagten — deſſen Herz von den Furien der Reue und dem Schmerz eines ſchwer belaſteten Gewiſſens zerriſſen war — eilte jetzt raſch auf den Knaben zu, ſchloß ihn feſt in ſeine Arme und ſank dann mit ihm an dem Lager des Todten nieder, indem er ausrief: „Vergib mir Camillo! vergib du ſchuldlos Verfolgter — um deines Sohnes Willen, dem ich hinfort Vater zu ſein gelobe! — Ich will ihn pflegen, wie das Licht meiner Augen — will ihn bewachen wie mein höchſtes Kleinod — an ihm will ich vergelten, was ich frevelnd an dir verbrach — er ſei mir theurer, als mein eigen Blut; theile dereinſt meine Schätze mit meinem einzigen Sohne, und wenn du ihn dann edel, deiner würdig, reich und beglückt wandeln ſiehſt im Leben — ſo blicke verſöhnt auf mich herab und vergib mir meine ſchwere unaustilgbare Schuld!" — Nach dieſen Worten blieb er halb ohnmächtig auf der Leiche liegen — eine Todtenſtille verbreitete ſich in dem niedrigen Gemache, und der Richter der Welt zeichnete ſein Gelübde in das unwandelbare Buch des ewigen Schickſals.

Das Gewitter hatte indeſſen ausgetobt — ſchon färbten die erſten Strahlen der Sonne den nächtlichen Himmel — mit tauſendſtimmigem Geſange begrüßte die bunte Schaar der Vögel den jungen Tag — alles lebte und blühte in erneuter Pracht — auch der Graf, den Knaben auf dem Arm tragend, trat jetzt Abſchied nehmend vor die Hütte, nachdem er ſeinen Diener beauftragt hatte, alle Anſtalten zum feierlichen Begräbniſſe des Todten zu treffen. — Iſabella folgte ihm finſter, ſchweigend nach — warf von Zeit zu Zeit wilde, faſt irre Blicke bald auf ihn, bald auf das Kind — und ſchien über irgend einen Entſchluß zu brüten — jetzt, indem er den Wagen beſteigen wollte, hielt ſie ihn mit Heftigkeit zurück und ſprach: „Wähnet nicht Graf Paolo Manfiery, daß ich Euch begleite! wähnet nicht, daß Euer Gelübde: dem Knaben Vater ſein zu wollen, das Meinige löſt! — ich haſſe, ich verabſcheue Euch als meinen bitterſten Feind, und werde bis zum letzten Hauche meines Lebens Euer böſer Dämon bleiben! — Franzesko, der Sohn meiner unglücklichen Julia iſt zwar jetzt in Euren Händen, das Schickſal will es ſo und ich gehorche — allein, trotz alle dem werde ich ſtets vom Himmel Rache über Euer Haupt erflehen, und vermag ich es, Euch in dieſem Euren Pflegling den Vergelter erziehen!“ — Nach dieſen Worten wandte ſie ſich raſch von ihm ab, kehrte in die Hütte zurück, der Graf aber ſah ihr tief erſchüttert nach, gab dann dem harrenden Poſtillon einen Wink, und dahin rollte der Wagen, der ihn endlich weiter und immer weiter von dem Orte entfernte, an welchem ſein Gewiſſen erwachen und die Reue ihn ereilen ſollte.

Jahre waren vorüber gegangen, Paolo hatte Wort gehalten, hatte Franzesko faſt noch ſorgfältiger erzogen als ſeinen eigenen Sohn, nur auf dieſe Weiſe glaubte er die Schatten der Verſtorbenen verſöhnen, nur ſo ſein Vergehen einigermaßen gut machen zu können! Allein trotz alle dem vermochte nichts ihm die verlorene Heiterkeit, nichts den Frieden ſeines Herzens wieder zu ſchenken! überall verfolgte ihn das Andenken an die durch ſeinen Haß Geopferten; — auch trugen die Beſuche Iſabellens, welche wirklich von Zeit zu Zeit wie ſein böſer

Dämon erſchien, um ihn entweder an die Vergangenheit zu mahnen, oder ihm irgend einen Unfall zu verkünden — ſo wie deren ihm leider nur allzu bekanntes Streben Franzeskos Herz mit Haß und Mißtrauen gegen ihn zu erfüllen, ohne daß er es gewagt hätte ſie gewaltſam von ihm zu entfernen — dazu bei, ihm vollends jeden Troſt, ja ſogar die Hoffnung für die Zukunft zu rauben. — So ſtanden die Sachen, als Graf S... mit ſeiner ſchönen Tochter nach Venedig kam. Paolo hatte ihn auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland kennen gelernt — hatte Aurora noch in der Wiege geſehen und war daher um ſo freudiger überraſcht, als der ihm ſchon damals ſo theuer gewordene Freund vor ſeinen Augen ſtand.

Daß Paolo die Liebe ſeines Sohnes für Auroren bald genug erkannte — daß er auch ihren Vater darauf aufmerkſam machte, und längſt insgeheim für Adolpho bei ihm warb, ehe dieſer ſelbſt ſich erklärte, war um ſo natürlicher, als er durch dieſe Verbindung das Glück ſeines Kindes zu begründen hoffte! er fing daher eben an, ſich einen etwas heiterern Blick in die Zukunft zu erlauben — als Adolphos Verwundung und Franzeskos Verſchwinden ihn aufs neue die Nähe einer verderbenſchwangeren Wolke ahnen ließ, die ſich endlich furchtbar entladen, und ſein Haupt zerſchmettern werde. —

Adolpho hatte geleſen. Das Selbſtbekenntniß ſeines Vaters erſchütterte ihn um ſo tiefer, je inniger ſeine Liebe und Verehrung für ihn war. — Jetzt verſtand er den ſtillen Schmerz, die unerklärbare Melancholie des unglücklichen Greiſes, die ihn faſt ausſchließlich beherrſchte und für alle Freuden des Lebens unzugänglich machte — er beſchloß, ſobald es ſeine Kräfte erlaubten, auch ſeiner Seits alles aufzubieten, um den Verlornen wieder zu finden, tröſtete ſeinen Vater mit kindlicher Zärtlichkeit — verwies ihn an die Gnade des Allmächtigen, der dem Reuigen ja ſo gerne verzeiht, und gelobte, Franzesko durch die innigſte Bruderliebe den frühen Verluſt ſeiner Eltern ſo gut er könne zu erſetzen.

Es war abermals in einer finſteren gewitterſchweren Nacht, als die Thüre einer armſeligen Hütte, welche ſich in dem entfernteſten, faſt nur von Bettlern oder verdächtigem Geſindel bewohnten Winkel des prächtigen Venedigs befand — geöffnet ward, und ein Jüngling heraustrat, der von dem ihm folgenden weiblichen Weſen nur mühſam zurückgehalten ward.

„Halt Franzesko! halt!" — rief das Weib mit dumpfer Stimme, indem ſie ihn am Arme feſthielt — „wohin willſt du, Unvorſichtiger?" — fuhr ſie fort — „iſt dieß dein Verſprechen? dieß der kindliche Gehorſam, den du mir verheißen haſt?"

„Laß mich!" — entgegnete Franzesko heftig — „Ich will fort, ich muß fort! Länger dulde ich dieß unthätige Leben nicht — mag mich nicht länger wie ein Verbrecher, der dem Arme der Gerechtigkeit zu enteilen ſtrebt, in dieſem elenden Winkel verbergen! ich kenne nun — Dank ſei es deiner Mittheilung — Paolos Vergehen — weiß, was er an meinen Eltern verſchuldet hat, und werde wahrlich nicht länger ſäumen ſie zu rächen!"

Das wirſt du nicht! — das kannſt du nicht — wenn du thöricht genug biſt meinen Rath zu verſchmähen und einen unbeſonnenen Schritt zu wagen“ — erwiederte Iſabella — „bei wem willſt du ihn verklagen? womit ſein Vergehen beweiſen? wer wird einen der erſten Nobili, auf die Beſchuldigungen eines Jünglings hin, dem er in den Augen der Welt noch dazu Vater und Wohlthäter war — verdammen?“ —

„Bedarf es einer öffentlichen Anklage?“ — fiel Franzesko unmuthig ein — ich, ich ſelbſt bin ſein Richter, und werde mein Amt verwalten, wie es mir gebührt!“

„Um entweder als ein Ungeheuer den Händen der Inquiſition überliefert — oder als ein Wahnſinniger in ſichere Verwahrung gebracht zu werden — wahrlich“ — fuhr die Alte ſpottend fort — ein herrliches, rühmliches Ende für Franzesko Alfredony — den einzigen Sohn des edelſten Mannes in ganz Venedig!“

„Iſabella!“ ſchrie Franzesko — zornig.

„Spart Eure Wuth“ — unterbrach ſie ihn gelaſſen — „und hört mich erſt an, bevor Ihr handelt. — Ihr ſollt Euch an Paolo Manfiery rächen, aber nur ſo wie ich es Euch angeben werde; jede andere Art bringt Euch ſelbſt Verderben, denn ihn ſchützt der Becher von Cryſtall, an deſſen Daſein, einer alten Sage nach, das Haus der Manfiery gebunden iſt, und der ſtets von dem Oberhaupte der Familie gleich einem Heiligthume verwahrt wird.“

„Willſt du mich mit einer Poſſe ſchrecken?“ — entgegnete Franzesko bitter lachend — „wer wird die Erhaltung ſeines Hauſes auf ein zerbrechliches Glas gründen? welchem Thoren wird es einfallen dieß Mährchen zu glauben?“

„Kein Mährchen!“ — erwiederte Iſabella ernſt — „es iſt die reine Wahrheit! nicht Ihr, nicht der Unglaube des ärgſten Zweiflers, vermag zu beſtreiten, was ſich ſeit Jahrhunderten bewährte.“

„So nenne mir dieſe Sage!“ rief Franzesko ungeduldig — laß mich wiſſen, worin ſie beſteht, denn nimmer werde ich ihr Glauben ſchenken, bis du mich von der Unläugbarkeit deiner Worte überzeugt haſt!“

„Es ſei!“ — antwortete die Alte nach einigem Beſinnen — „zwar ſollteſt du mir unbedingt vertrauen, denn meine treu geleiſteten Dienſte und die Liebe, die ich dir ſtets bewies — dürften ſolchen Lohn wohl fordern. — Doch folge mir in die Hütte — du ſollſt erfahren, was nur ich einſt aus dem Munde eines Sterbenden — Paolos Vater erfuhr — und dann urtheilen, ob Iſabellas Rath nicht ſtets der beſte, ihre Warnung nicht ſtets wohl gegründet war!“

Franzesko ſäumte nicht dieſe Einladung anzunehmen. — Beide kehrten hierauf in die Hütte zurück — Fenſter und Thüre wurden ſorgfältig verſchloſſen und die Alte begann:

„Alberto Manfiery — Paolos Urahnherr hatte ſich, von heiligem Eifer getrieben, gleich tauſend Anderen dem Heere der Kreuzfahrer angeſchloſſen und war nach Paläſtina gezogen, um das Grab des Erlöſers den Händen der Ungläubigen entreißen zu helfen. Er hatte wacker gekämpft, Gefahren und Mühſeligkeiten mancher Art erduldet — hatte ſein Gelübde bereits redlich erfüllt und gedachte ſchon bei der erſten ſich darbietenden Gelegenheit in die geliebte Heimat zurück zu ſehen, wo ſeiner ein theures Weib und lieblich blühende Kinder harrten — als er noch in der letzten Schlacht, die er mitzukämpfen beſchloſſen hatte, ſchwer verwundet ward, und für todt auf dem Wahlplatze liegen blieb.

Wochen vergingen, ehe er ſeiner Beſinnung wieder mächtig wurde, dann aber, als er nach und nach zu ſich kam, als mit der Rückkehr ſeines Bewußtſeins auch die Erinnerung der Vergangenheit in ihm erwachte — gewahrte er, daß er ſich in der abgelegenen Wohnung eines alten Arabers befand, in welchem er bald denjenigen erkannte, dem er durch einen glücklichen Zufall vor Kurzem Freiheit und Leben gerettet hatte, indem er ihn aus den Händen blutiger Troßbuben befreite. Der Araber, deſſen Herz die glühendſte Dankbarkeit erfüllte, hing von dieſem Augenblicke an mit der zärtlichſten Liebe an ſeinem Wohlthäter! er beſchwor den Ritter bei ihm zu bleiben — ſein Sohn, der Erbe ſeines Wiſſens und ſeiner Schätze zu werden — folgte ihm nach, wohin ſeine kriegeriſche Beſtimmung ihn rief, und hatte ihn von banger Ahnung getrieben, auch an jenem Tage auf dem Schlachtfelde aufgeſucht, wo er ihn, beinahe ſelbſt ſchon eine Leiche unter Sterbenden und Todten fand. — Den Kenntniſſen des heilkundigen Arabers gelang es, den Ritter nach und nach wieder herzuſtellen. Dieſer, deſſen Gelübde längſt gelöſt war, wollte nun nicht länger ſäumen nach Europa zurückzukehren und ſo war denn der Tag bereits feſtgeſetzt, an welchem er ſich für immer von ſeinem alten Freunde trennen ſollte.

Am Abend vor Albertos Abreiſe, nachdem ſie die letzte Mahlzeit mit einander eingenommen, den letzten Becher auf des Ritters Wohl geleert hatten, und dieſer eben im Begriff war ſeinem edeln Wirth ein ewiges Lebewohl zu ſagen, nahm der Araber noch einmal das Wort und ſprach: „Alberto! wie ſehr es mich ſchmerzt von dir, den ich wie meinen eigenen Sohn liebe, ſcheiden zu müſſen, vermag ich nicht zu beſchreiben! Du biſt mir theurer geworden als mein Leben; dich und deinen Stamm beglückt und Jahrhunderte lang blühen zu wiſſen iſt mein höchſter Wunſch! Nimm daher dieſen Becher von Cryſtall — er iſt gefertigt von den weiſeſten Magiern Egyptens — iſt geweiht in den Pyramiden, deren Geheimniſſe noch kein Sterblicher ergründet hat, und beſitzt die Kraft, denjenigen, dem er als freiwilliges Geſchenk überreicht wird, mit Reichthum und Überfluß zu beglücken, und ſein Haus trotz allen Stürmen, die ihm drohen könnten vor dem Untergang zu bewahren, ſo lange er ſelbſt oder irgend ein Glied ſeiner Familie ſich nicht mit einem vorſätzlichen Morde befleckt, und dadurch die Wirkung des Talismans auf immer zerſtört. — In letzterem Falle wird das reine Cryſtall des Bechers von drei Blutstropfen geröthet werden, er ſelbſt aber wird mit einem durchdringenden Laut in zwei Theile zerſpringen und binnen kurzer Zeit das Geſchlecht der Manſiery von der Erde vertilgt ſeyn! —"

Nach dieſen Worten überreichte der Araber dem Ritter den verhängnißvollen Becher. — Dieſer ſtarrte die Gabe ſtaunend an, Furcht und Mißtrauen malten ſich in ſeinen Zügen — ſchon war er im Begriff den Beſitz des köſtlichen Kleinodes, als eines zauberiſchen Geräthes zu weigern — da ſah der Alte ihm feſt ins Geſicht und rief: „Alberto! bei deinem und meinem Gotte ſchwöre ich dir, daß du dieß Geſchenk ohne Verletzung deiner Pflicht, ohne Gefahr für dein Seelenheil annehmen und behalten kannſt! — Keine Mackel ruht darauf — der Stammvater meines Geſchlechtes, ein edler Mann wie du — empfing es einſt zum Lohne ſeiner Thaten — möge es in deinem Beſitz ſeine Kraft bewähren, möge es dir und deinen Nachkommen ſtets nur ſegenbringend ſein!“ —

Der Alte ſchwieg; — Alberto von der Redlichkeit des Arabers überzeugt, empfing den Becher jetzt dankbar aus den Händen des treuen Freundes — er brachte ihn glücklich nach Europa, bewahrte ihn heilig, und theilte — wie er gelobt hatte — ſeinem erſtgeborenem Sohne die geheimnißvolle Kraft desſelben unter der Bedingung mit — daß ſich die Kunde davon in der Familie forterbe — der Älteſte derſelben den Becher ſorgfältig bewahre, und ihn nur höchſt ſelten, nur bei der Vermählung des jedesmaligen Stammherrn der Manſiery gebrauche. — Seit Jahrhunderten war dieſer Becher das treue Unterpfand der Fortdauer, des in der That ſtets blühenden Geſchlechtes — auf ihn beruhte der Glaube und die Zuverſicht aller — weil, ſeit dieſe Segen bringende Gabe im Beſitz der Familie war — weder Mord noch Gewaltthat irgend ein Glied derſelben befleckte und deßhalb deren ſtete Erhaltung ſowohl, als ihr blühender Wohlſtand nicht zu bezweifeln blieb. —

Franzesko hatte der Erzählung mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört — er wußte nicht recht ob er zweifeln oder glauben dürfe? — Bald erſchien ihm die Sage wie ein artig erfundenes Mährchen — bald hielt er ſie dennoch einer ernſteren Beachtung werth; — Iſabella, die ihn genau kannte, ſäumte nicht ihm in jedem Falle die höchſte Vorſicht zur Pflicht zu machen — ſie wußte alles, was bis jetzt in Paolos Pallaſt vorgegangen war — beobachtete den kleinſten Schritt des Grafen, und hauchte, von dem unverſöhnlichſten Haß getrieben, einen Gedanken in des Jünglings Bruſt, den nur die Hölle erfunden, und die Rachſucht bis dahin genährt haben mußte. —

Der Prunkſaal des Pallaſtes Manſiery ſtrahlte eines Abends im Widerſchein der unzähligen Kerzen, womit er feſtlich erleuchtet war. — Lieblich duftende Blumengewinde zogen ſich an den reich geſchmückten Wänden hin — koſtbare Teppiche bedeckten den Boden — Diener in glänzenden Livreen eilten geſchäftig um die prachtvoll decorirte Tafel, an welcher die vertrauteſten Freunde des Grafen Paolo ſaßen und laut jubelnd ein zweifaches Feſt — nämlich das der Geneſung ſeines Sohnes Adolpho — und deſſen Vermählung mit Aurora von S... feierten. —

Graf S ... hatte den vereinten Bitten der Liebenden nicht länger widerſtehen können; Adolphos Gefahr lehrte ihn die zärtliche Neigung ſeiner Tochter für den Jüngling kennen! er ſah ihren Schmerz, ihre Verzweiflung bei ſeinem drohenden Verluſt — gewahrte ihr Entzücken als ſie ihn ſich erhalten ſah und beſchloß die Leiden Beider durch ſeine Einwilligung in ihre Vermählung reichlich zu vergelten, indem er an eben dem Tage, an welchem Paolo die Wiederherſtellung ſeines Sohnes feierte, auch die Hand Aurorens in die des dem Leben aufs neue Geſchenkten legen wollte. —

Nichts glich dem Entzücken der Liebenden als Graf S... ſie mit dieſem Entſchluß überraſchte, nichts der ungeduldigen Sehnſucht mit welcher ſie dem ſchönſten Augenblick ihres Daſeins entgegen ſahen! er erſchien endlich — die Trauung war vorüber — gerührt ſegneten die beiden Väter den Bund ihrer glücklichen Kinder — innige Wünſche für ihr Wohl entſtrömten den Lippen der Freunde — und bald reihte man ſich um die feſtlich geſchmückte Tafel, den Genuß des heutigen Tages zu erhöhen und durch lauten Jubel zu krönen. —

Es war ſchon ſpät in der Nacht; Graf Paolo, welcher trotz der regen Freude um ihn her, ſtumm und düſter dageſeſſen hatte, fuhr jetzt plötzlich wie aus einem tiefen Traume erwachend empor und wollte ſo eben, ſeine trübe Stimmung gewaltſam bezwingend, den vor ihm ſtehenden Becher von Cryſtall mit edlem Weine füllen um ihn auf das Wohl des Brautpaares zu leeren — als ein Diener haſtig herbeieilte und dem Grafen Adolpho ein kleines, ſo eben für ihn abgegebenes Paquet überreichte. — Neugierig was es enthalten möge, öffnete der Graf ohne Zögern das wohlverwahrte Siegel, fuhr jedoch erſchrocken zurück, als er zwei gemalte Todtenköpfe erblickte, unter welchen die Namen Camillo und Julia ſtanden — dabei lag ein Schreiben folgenden Inhalts: — „Wenn Graf Adolpho noch einiges Gefühl für Ehre und Pflicht beſitzt — ſo ſchenke er im Übermaß ſeines Glückes — einem aller Freuden dieſes Lebens Beraubten einen Augenblick, in welchem dieſer eine Sache von Wichtigkeit mit ihm ausmachen, und darin den einzigen Erſatz ſeines Mißgeſchickes finden wird. — Der Schreiber dieſer Zeilen erwartet den Grafen Adelrho im Park ſeines Pallaſtes am Grabmal ſeiner verewigten Mutter — und würde im Falle des Nichterſcheinens ſeinen Namen der öffentlichen Schande eben ſo gewiß preisgeben — als er für dieſe ſeine Bitte Verſchwiegenheit und ſchnelle Gewährung verlangt.“ —

Adelrho wußte nicht, wie ihm geſchah — betroffen und aufs höchſte überraſcht verbarg er das erhaltene Paquet ſchnell auf ſeiner Bruſt — erhob ſich dann raſch von der Tafel und entſchuldigte ſeine Entfernung bei den Anweſenden unter einem leicht gefundenen Vorwand — indem er die ängſtlich gewordene Braut mit wenig Worten beruhigte und binnen kurzer Zeit zurück zu kommen verſprach. — So unbedeutend dieſer Vorfall an ſich einem Jeden erſcheinen mußte — ſo ſeltſam wirkte er auf den Grafen Paolo — der bleich, faſt ohne Leben daſaß, und die ſtarren Augen noch immer nach der Thüre gerichtet hatte, durch welche ſein Sohn verſchwunden war. —

Es konnte nicht fehlen, daß dieſer Zuſtand des Wirthes bald von allen Gäſten bemerkt wurde — das fröhliche Geſpräch derſelben gerieth daher nach und nach ins Stocken — verlegen ſahen ſie ſich einander an und verſuchten es umſonſt die frühere heitere Stimmung zurück zu rufen. — Auch Graf S... ſchien von der allgemeinen Verſtimmung angeſteckt, ſeine Blicke ruhten mitleidig auf Auroren, die mit jeder Minute unruhiger werdend in banger Erwartung nach der Thüre ſah — eine Todtenſtille verbreitete ſich plötzlich in dem kurz zuvor noch ſo geräuſchvollen Saal — jetzt ſchlug es Mitternacht — in dieſem Augenblick erſchütterte ein gellender durchdringender Ton die Luft — mit Grauen gewahrten die Anweſenden, daß drei dunkle Blutstropfen den Becher von Criſtall färbten — er war in zwei Hälften zerſprungen — eine hagere in Lumpen gehüllte Geſtalt erſchien unter der ſich wie von ſelbſt öffnenden Pforte des Saales und rief: — „Paolo Manfiery, die Rache des Himmels hat dich ereilt — — mein Werk hiernieden iſt vollendet. Franzesko Alfredony, der Sohn deiner unglücklichen Schweſter, fiel von Adolphos Hand — ſo nur konnte der Zauber des Bechers gelöſt, nur durch einen Mord der Schutzgeiſt eures Hauſes verbannt werden! Adolpho ſelbſt verſchied von ſeinem Gegner tödtlich getroffen ſo eben in meinen Armen — dein einſt ſo blühendes Geſchlecht ſtirbt mit dir und bald wird der Name Manfiery von der Erde vertilgt — bald keine Spur ſeines einſtigen glorreichen Daſeins mehr übrig ſein!“ —

Keine Feder beſchreibt das Entſetzen, welches ſich nach dieſen Worten über die verſammelte Geſellſchaft verbreitete — Aurora lag ohnmächtig in den Armen der herbeieilenden Frauen — der unglückliche Paolo rang mit dem Tode — laut jammernd ſtürzten die erſchrockenen Diener umher, überall Hülfe ſuchend, die kein Sterblicher mehr gewähren konnte. — Das Haus der Freude war binnen wenigen Minuten eine Höhle der Verzweiflung geworden, die jeder Anweſende ſchaudernd verließ. — Graf S.... zeigte den unſeligen Vorfall dem Gerichte an, er ſelbſt aber verließ, ſobald es der Zuſtand ſeiner beklagenswerthen Tochter erlaubte, Venedig für immer, wo er ſtatt der gehofften Freude ſeines Alters für ſich und die Seinen nur einen fortwährenden, nimmer endenden Schmerz gefunden hatte. —

Jahre waren vergangen! Aurora hatte ihren Kummer ertragen und mit ruhiger Faſſung nach dem Jenſeits blicken gelernt, wo ſie den noch immer gleich theuren Geliebten einſt wieder zu finden hoffen durfte! — Ihr Vater that Alles ſie zu tröſten, bot Alles auf ſie wieder mit dem Leben zu befreunden — allein umſonſt: — ſie hatte längſt erklärt, daß ſie nie wieder eine zweite Wahl treffen, nie einem anderen Manne ihre Hand reichen werde! — ihre einzige Freude war Wohlthun, ihr einziges Glück Segen um ſich her zu verbreiten; — auf den reichen Gütern ihres Vaters ſtiftete ſie für Kranke und Nothleidende Anſtalten zu deren Verpflegung, eilte ſelbſt ſich von der pünctlichen Ausführung ihrer Anordnungen zu überzeugen, und wurde bald von der ganzen Umgegend als ein hülfreicher Engel angebetet und geprieſen. —

Eines Tages erſchien die Aufſeherinn des Krankenhauſes bei ihr, um ſie im Namen einer Fremden, die man am Abend zuvor in dem mitleidswertheſten Zuſtand gefunden hatte, anzuflehen, der Unglücklichen den Troſt ihres Beſuches zu gewähren — da dieſe erklärt habe, nicht eher ſterben zu können, bis ihr Anblick ſie geheiligt, ihre Vergebung ſie entſündigt habe. —

Aurora ſtets bereit zu helfen, oder mindeſtens zu tröſten wo ſie es vermochte, eilte ſogleich den Wunſch der Leidenden zu erfüllen; — ſie fand eine bleiche abgezehrte Geſtalt, welche ihr, als ſie eintrat, die welken Hände gefaltet entgegen ſtreckte, und leiſe wimmernd um Losſprechung einer ungeheuren Schuld flehte. — Aurora blickte die Fremde ſtaunend an; ſie konnte ſich nicht erinnern dieſe Züge jemals geſehen zu haben, ihr Zuſtand aber erweckte das innigſte Mitleid der jungen Gräſinn — ſie bog ſich freundlich zu ihr herab, und ſicherte ihr jede nur mögliche Hülfe zu, indem ſie zugleich betheuerte, daß ſie ihr nicht nur keine Schuld zu vergeben habe, ſondern ihr vielmehr Dank wiſſe, durch ſie eine neue Gelegenheit gefunden zu haben, die Pflichten der Menſchlichkeit zu erfüllen. —

„Nein! nein!" — ſchrie die Fremde nach dieſen Worten verzweifelnd — „nicht dieſe Güte, nicht dieſe Engelsmilde gegen ein Ungeheuer, das euch, von glühender Rachſucht getrieben, den Geliebten, den Gatten raubte, und ein ganzes edles Geſchlecht dem Untergang weihte!" —

Aurora bebte erſchrocken zurück; „Ihr habt recht" — fuhr die Alte es bemerkend fort — „euch von einer Elenden zu wenden, die Gott verwerfen muß! — wiſſet: ich bin Iſabella! bin jene Furie, die jahrelang im Verborgenen wirkend, endlich ihr entſetzliches Ziel erreicht, und das Verderben des Hauſes Manfiery herbei geführt hat! — Am Sterbelager meines unglücklichen Gebieters gelobte ich halb wahnſinnig die ſchrecklichſte Rache — gelobte als Bettlerinn in Lumpen gehüllt mein Leben zu friſten, bis ſie vollzogen ſei — und hielt Wort. —" Sie erzählte hierauf der jungen Gräſinn die ganze, ihr freilich kaum zur Hälfte bekannte Geſchichte — und ſchloß ihr Bekenntniß, indem ſie hinzufügte: „Franzesko — ſo ſehr ich ihn zu lieben glaubte, war mir in meiner Verblendung dennoch nichts weiter, als ein Werkzeug meiner Plane! — ich mußte ihn für mich zu gewinnen ſuchen. mußte ihn durch Vorſpiegelungen mancher Art zum Sclaven meines Willens machen — mußte ſeine Seele mit Haß gegen ſeinen Wohlthäter erfüllen, dann erſt durfte ich meines Sieges gewiß ſein. — Es gelang faſt noch beſſer als ich erwartet hatte — der finſtere ehrgeizige Jüngling gab meinen Einflüſterungen bald nur allzu leicht Gehör — eure Erſcheinung ſchöne Gräſinn — die Leidenſchaft, welche Franzesko für euch faßte, und eure Liebe zu dem glücklichen Adolpho vollendeten mein Werk! —

Ich hätte Franzesko anfangs gerne geſchont; das Verderben gerne auf Adolphos Haupt allein gewälzt — deßhalb läugne ich nicht, daß jener Fremde am Spieltiſch von mir gedungen war ihn zu beleidigen, weil ich hoffte, Adolpho werde ihn im Zweikampf tödten und durch dieſen Mord den Becher von Cryſtall zerſtören — ich hatte geirrt — ſeine unerwartete Geneſung bewies mir, daß ich ohne Schonung verfahren müſſe, um das Geſchlecht Manſiery dem Untergang zu weihen. — Franzeskos Eiferſucht, die ich bis zum höchſten Grad entflammte, bewog ihn endlich zu dem Entſchluß, mit dem Freunde, dem Bruder auf Tod und Leben um euren Beſitz zu kämpfen — das war es was ich wollte — ich ließ ihn nun nicht mehr aus meinen Augen, er mußte vor der Welt verſchwinden, um ganz nur mir überlaſſen, jedem Zufall, der meinen Plan hätte ſtören können, entrückt zu bleiben, und den von mir beſtimmten günſtigen Augenblick zu erwarten. —

An eurem Hochzeitstage führte ich Franzesko in den mir wohl bekannten Park des Pallaſtes — dort harrten wir bis gegen Mitternacht, was weiter geſchah wißt Ihr! — Daß Beide fallen mußten war mir gewiß, denn einem Dämon der Hölle gleich reizte ich die Kämpfenden, mit ſinnverwirrenden Worten bis zur höchſten Wuth! — Das Ziel war erreicht — Paolo ſtarb in Verzweiflung, ich Elende aber bin nach der That den Mächten der Unterwelt verfallen, die mich ſeit jener ſchrecklichen Nacht raſtlos verfolgen, und die zagende Seele bald von dem zerſtörten Körper trennen werden, um ſie dem ewigen Verderben zu weihen!" —

Iſabella ſchwieg und ſank erſchöpft in die Kiſſen ihres Lagers zurück. Die Gräfinn ſtand tief erſchüttert, keines Lautes mächtig an ihrer Seite, und ſtarrte die Verworfene mit ungewiſſen Blicken an — eine lange Pauſe erfolgte — endlich ſchien die Alte ſich wieder zu erholen — richtete ſich abermals empor, und ſprach: „Gräfinn Aurora, mein höchſter letzter Wunſch hienieden iſt nun erfüllt! ich habe Euch wieder geſehen und mein Verbrechen bekannt — was ich leide, vermögen meine Worte nicht zu beſchreiben — flucht mir nicht — laßt mich hören, daß Ihr der Verzweifelnden verzeiht — dann eile ich hinweg von euch, um durch das Erdulden zeitlicher Strafe — vielleicht die Ewige zu mindern, die meiner wartet." — Aurora hatte ſich inzwiſchen gefaßt — zwar kämpften Mitleid und Abſcheu noch immer in ihrer Bruſt — doch bald ſiegte das Erſtere — ſie reichte Iſabellen die Hand und rief mit bebender Stimme: „Sei ruhig Unglückliche! mein Fluch ſoll dir nicht folgen, möge Gott dir verzeihen, wie ich dir von ganzem Herzen vergebe!" —

Nach dieſen Worten ſchrie die Alte laut auf und üſtrzte mit krampfhaften Zuckungen wie leblos zurück! — Aurora von neuem Entſetzen ergriffen, verließ auf inniges Bitten der Aufſeherinn das Gemach, indem ſie derſelben die Pflege der Unglücklichen noch einmal dringend empfahl — alle Wunden ihres Herzens bluteten jetzt aufs neue — ſie brachte den Reſt des Tages in heißen Thränen — die ſchlafloſe Nacht unter brünſtigem Gebete hin — am folgenden Morgen, als es wieder ſtill geworden war in der ſturmbewegten Bruſt — erſchien die Aufſeherinn abermals bei der jungen Gräſinn, um ihr zu melden, daß die Fremde das Krankenhaus noch in der Nacht verlaſſen haben müſſe, da ſie plötzlich verſchwunden und keine Spur von ihr zu finden ſei. — Wirklich blieben alle Nachforſchungen, welche Aurora und ihr Vater nach ihr anſtellen ließen, fruchtlos — erſt nach ungefähr einem Jahre erhielt Graf S... einen Brief von ſeinem Correſpondenten aus Venedig — er enthielt als Einlage einen koſtbaren Ring und das letzte Lebewohl der unglücklichen Iſabella! — ſie hatte ſich ſelbſt den Händen der Inquiſition überliefert — im Begriff die Seufzerbrücke zu betreten, reichte ſie dem Geiſtlichen das bis jetzt auf ihrer Bruſt verborgene Kleinod, und flehte ihn an, es ſeiner rechtmäßigen Beſitzerinn nach Deutſchland zu ſenden; — dann ging ſie den letzten ſchweren Gang — von dem ſie nimmer zurückkehren ſollte. —

Aurora erkannte in dem Geſchenk den ſchmerzlich vermißten Trauring ihres Gatten Adolpho — dankte der Büßenden für ſeinen heiß erſehnten Beſitz — und bald, recht bald nahm die jungfräuliche Witwe ihn mit ſich in ihre ſtille kühle Gruft. —

Musik und Kirchenmusik.

Statt eines Prologs zu einem Concert spirituel.

O! Melodie du Himmelskind auf Erden,
Du, aller Weſen reinſter Seelenlaut,
Der Wonne Freundinn, Tröſt'rinn in Beſchwerden,
Du, höchſter Anmuth immer junge Braut,
Du wurdeſt, eine Segnung ihm zu werden
Dem irdiſchen Geſchlechte anvertraut,
Beim Schöpfungswerk haſt du zuerſt geklungen
Und die Natur im Innerſten durchdrungen.

Melodiſch ſtrömten Bäche nun und Flüſſe,
Melodiſch rauſcht' und flüſterte der Hain,
Melodiſch ſauſten Wind' und Regengüſſe,
Melodiſch rollte dumpfer Donner drein,
Und, als ob Alles Wohlklang fühlen müſſe,
So wiederhallt' ihn ſelbſt der harte Stein,
Von Red' und Ruf, vom Schall der Vogellieder
Klang, wie belebt, das todte Echo wieder!

Da ſtand der Menſch und horchte ſtill den Tönen,
Bewegt von hoher, unnennbarer Luſt,
Beim Lied der Nachtigall vergeß er Thränen,
Beim Sturmgebraus ward er ſich kraftbewußt,
Beim Lerchenwirbel faßt' ihn Himmelsſehnen
Beim Donnerlaut ward bang ihm um die Bruſt,

Und Staunen faßt' ihn, wenn den Klang der Sphären
Sein Ohr vermeint' in manchem Traum zu hören.

Das Alles, Erdenklang und Spährenklänge
Nahm er nun treulich auf in ſein Gemüth,
Indeß er, ſchwelgend in der Töne Menge,
Mit ſcharfem Geiſt die einzlen fügt' und ſchied;
Mit der Vernunft Gewalt und ehrner Strenge
Ein neu Gebild zu ſchaffen ernſt bemüht,
Gelang es ihm, für jegliches Empfinden
Im Ton den ſteten Ausdruck zu ergründen.

Doch nicht genügt' auch dieß dem kühnen Streben,
Er ſann noch weiter, ſann das Höchſte ſchon,
Empfindung wußt' er nun im Ton zu geben,
Doch jetzo wollt' er denken auch im Ton;
Das Einzle nach Geſetzen zu verweben
Zu ſchönem Ganzen, ſchien der höchſte Lohn,
Melodiſch aufzutönen, doch in Schranken,
Den freien, hochbegeiſterten Gedanken.

Da ward aus Wohllaut Harmonie geboren,
Die Sprache für Verſtand und für Gefühl,
Da ward Muſik — ſie klang nicht mehr den Ohren,
Dem Sinn allein — ſie hatt' ein höh'res Ziel,
Zum Seelenausdruck war ſie nun erkoren,
In Schmerz und Luſt, in Ernſt und That und Spiel,
Sie ſollte tändeln können und gewittern,
Erfreu'n, erheben, tröſten und erſchüttern.

Nun ſcholl von Feld und Hain in Blüthenlenzen
Aus ſüßen Flöten ſüße Luſt heraus,
Nun jauchzte Geig' und Horn bei Feſt und Tänzen,
Nun ſeufzte Liebe ſich in Liedern aus,
Nun trieb den Krieger nach des Ruhmes Kränzen
Am blut'gen Feld der Schlachtmuſik Gebraus,
Nun klang beim Mahl in trauter Freunde Kreiſe
Statt Händedrucks und Kuſſes frohe Weiſe.

Doch auch die Andacht ſandte nun in Tönen
Statt armen Worts ihr Flehn zu Gott empor,
Und Dank und Liebe, Schmerz und Reueſtöhnen
Quoll nun aus Kehl' und Saitenſpiel hervor;
Ein jeder ſang ſein Hoffen, ſang ſein Sehnen,
Und der Geſang von Vielen ward ein Chor,
Und aus der Menge wogendem Gewimmel
Stieg als ein Lied das Volksgebet zum Himmel.

Und ein gewaltig Tonwerk zu ergründen
War ein erhabner Meiſter nun geſinnt,
Und Feſſeln ſucht er für die Luft zu finden,
Die zügellos das weite All durchrinnt,
Und er begann das Element zu binden,
Und ihre Stimmen einten Erz und Wind,
Die mächt'ge Orgel, eine Welt von Klängen,
Scholl hundertſtimmig zu des Volks Geſängen.

Und wenn es toſt, wie Sturm, da denkt in Treue
Der Sünder: „Weh! nicht übt' ich ſtets die Pflicht!“

Und wenn es donnert, bebt ſein Herz in Reue —
„Herr, geh' nicht mit mir Armen in's Gericht!“
Und wenn es flötet, weicht die dumpfe Scheue,
Und um den Beter wird es Hoffnungslicht,
Und ſehnend muß er bei den letzten Tönen
Sich ſanft, wie ſie, einſt zu verſchweben ſehnen.

O! heil'ge Kunſt, von Heiligen erfunden,
O Tongebet, ſei dankbar uns verehrt.
Du haſt, was nie bei Worten ward empfunden,
In Wunderkläng' ergießen uns gelehrt;
Heil uns! die Höh'n und Tiefen ſind verbunden,
Seit Himmelsklänge wir durch dich gehört —
Muſik und Andacht, ſchlagt, zwei Opferflammen
Zu Gottes Preis auf immerdar zuſammen!

Karl Egon Ebert.

Priameln.

(Im Jahre 1826.)

Und der Tag, er iſt vorüber!
Seine Schmerzen ſind erlitten,
Und die Todeswunde Fiber
Hat ſich neuen Schlaf erſtritten.

Und ſo wandeln wir in Kreiſen,
Die uns nie erquicken können,
Wie in den beſtaubten Gleiſen
Wohl die edlen Roſſe rennen.

Dem großen Kreiſ' uns anzuſchließen,
Es gäbe Lebenskraft und Luſt,
Doch iſt's Bedürfniß, überfließen
Bisweilen an des Einen Bruſt.

Frohes bring' ich euch zu leſen,
Frohes brachte mir das Leben;
Glücklich bin ich nie geweſen,
Doch von Glücklichen umgeben.

Tauſcht der Moſt ſein Gähren
Mit des Waſſers Reine?
Kaum will er gewähren,
Daß ſich's ihm vereine.

Dick und Dünn, und Groß und Kleine
Gleiches Licht und Sonne hatten,
Aber Jeder vom Vereine
Warf ſich ſeinen eig'nen Schatten.

Zwecklos wandeln ſeine Gleiſe
Iſt das Beſte und das Schlimmſte,
Darum kann's der höchſte Weiſe,
Aber auch der Allerdümmſte.

Laß dich, o Freund, in dieſem Punkt bedeuten:
Dein iſt die Schuld, wenn du das Leben dir vergällſt,
So hoch als du dich ſelber ſtellſt,
So hoch ſtehſt du bei andern Leuten.

Die Welt geht ihren Schlendrian,
Du wirſt ſie nicht verbeſſern;
Fang' du einmal ſelber an,
Deinen Wein zu wäſſern.

„Willſt du dich der Tugend weih'n?
Glück kann ich dir dann verſprechen" —
Laß' mich nur erſt glücklich ſein,
Tugend wird mir nicht gebrechen.

Berg auf: ſachte,
Berg ab: achte,
G'rad aus: trachte.

Will ſich Einer fröhlich zeigen,
Regt es Dieſem, Jenem Thränen;
Welche luſtig tanzen Jenen
Müſſen Andre traurig geigen.

Tönen nicht mehr deine Lieder?
Ei ein And'rer ſpielt die Geige!
Kommſt du ſräter einmal wieder,
Iſt der Beifall auf der Neige.

Gebt euch mit Verſen keine Müh'!
Hübſch platt und breit iſt uns viel lieber,
Dann iſt's die wahre Poeſie,
Die auch verſteht ein Karrenſchieber.

Alles ſchlecht, Alles ſchlecht,
Wohin ich mich auch wende;
Mit der Kunſt komm' ich nicht zurecht,
Mit der Natur iſt's am Ende.

Neulich ſpielten wir das Spiel:
Mit den Kartenblättern rauſchen; —
Faſt wär's ein begehrlich Ziel:
Poeſie mit Glück vertauſchen.

Ward Euch von Achilles Speer je Kunde?
So iſt's mit der Poeſie:
Jede Wunde
Die ſie ſchlägt, die heilet ſie.

Bauernfeld.

Isfendjar.

Aar an Schnelle, Leu an Muth,
Reitet Isfendjar der Held
Mit der treuen Schar ins Weite,
Dürſtend nach der Feinde Blut;
Trifft ſie und nach kurzem Streite

Hat er ſie in Flucht geſtäubt,
Und ihr kühner Führer bleibt
Mjt der unermeſſ'nen Beute
Ihm gefangen in den Händen.

Führt ihn in ſein hohes Zelt,
Läßt ihm Pfeif und Sorbet ſpenden,
Und verwahrt drei volle Tage
Ihn als ſeinen werthen Gaſt;
Spricht dann ernſt: Nun ſei gefaßt,
Geh' zum Tode ohne Klage.

Drauf erwiedert jener wild:
Gerne laſſe ich mein Leben,
Iſt die Rache doch geſtillt!
Gift hab' ich dir eingegeben,
Und eh' noch zwei Tag' entſchweben
Haſt du ſeine Kraft verſpürt!
Sagt's und ward zum Tod geführt.

Als das Isfendjar vernommen,
Prägt er's in den Buſen tief;
Alle die mit ihm gekommen,
Schnelle er zuſammenrief,
Heißt ſie auf die Pferde ſitzen,
Denn es iſt zur Stadt noch weit,
Und gemeſſen ſeine Zeit.

Eilend will er ſie noch nützen
Sporenſchlag beſchwingt die Pferde,

Kaum berühren ſie die Erde,
Und eh' noch zum zweiten Male
Sich die gold'ne Sonnenſchale
Licht und Farbe ſtrömend leerte,
Können ſie von Hügelsrücken
Schon im Thal die Stadt erblicken,

Ob erſchöpft vom langen Ritte
Ob von Schauern ſchon durchfloſſen
Heißet doch mit frohen Blicken
Isfendjar die Kampfgenoſſen
Sich nach guter Kriegerſitte
Zu den Siegeseinzug ſchmücken!

Hurtig aus der reichen Beute
Werden Stoffe aufgerollt,
Seid'ne, Blumenüberſtreute,
Mannigfach durchwirkt mit Gold;
Und in prächtigen Kaftanen
Ausgeziert mit Perl' und Stein,
Überſchient mit gold'nen Spangen
Sieht man bald die Tapfern prangen
Überwallt von bunten Fahnen
Geht der Zug zur Stadt hinein,
Wo mit frohen Siegesweiſen
Jubelnde ſie laut empfangen.

Isfendjar, den alle preiſen,
Reitet an der Helden Spitze,
Todtenweiß ſind ſeine Wangen,

Ausgelöſcht die Feuerblitze
Die ſonſt aus dem Auge drangen,
Und man ſieht daß wilde Flammen
Tief an ſeinem Leben nagen.

Doch er faßt ſich ſtark zuſammen!
Trotz belebt die hohe Miene,
Und die edlen Glieder ragen
Furchtbar aus dem rothen Kleide;
Herrſchend blickt das Mondgeſchmeide
Aus des Turbans Sammetgrüne,
Und in ſeiner Fauſt die Klinge
Gibt der Pauke gibt der Zinke
Luſtig kreiſend frohe Winke
Daß ihr Jubelſchall erklinge.

Rauſchend wirbeln tauſend Klänge
Wihern und Geſtampf von Roſſen,
Und in freudigem Gedränge
Raſſeln mit den hellen Lanzen
Wonnetrunken die Genoſſen,
Und die goldnen Franzen tanzen
Eine Glorie um den Blaſſen.

Alſo glanzvoll, jubelnd, ſingend,
Geht der Zug durch lange Gaſſen,
In Geleitſchaft der Weſire,
Geht zum Schach, und zur Moſchee
Spenden weihend, Gaben bringend,
Doch das lang verhalt'ne Weh.

Das des Helden Mark durchbohrte,
Kann er länger nicht beſtehn!

Reitet nun zu Fatmens Pforte
Faſt ſchon mit dem Tode ringend,
Doch die Schmerzen noch bezwingend
Heißt er die Gefährten geh'n,
Und verſchwindet in der Thüre,—
Doch es hat am lieben Orte
Kaum die Süße ihn empfangen
Fühlt er ſeine Kraft vergangen,
Und er ſinkt, verſtellungslos
Von dem weichen Arm umfangen,
Aufgelöſt in ihren Schooß.

Und er ſpricht mit ſchwacher Stimme:
Wolle ſchauernd nicht erbeben
Meines Lebens Roſenkrone!
Du der Freude Königinn,
Die mir Wonne nur gegeben,
Kannſt du mir es wohl verzeihen
Daß ich dir es ſo nun lohne?
Nicht mit Luſt dich zu umweben,
Nur dem Tode ihn zu weihen,
Nimm ihn den Geliebten hin!

Jene wilden Kriegerſchaaren,
Die in Ungemach und Noth
Traulich mir Genoſſen waren,
Die mit mir getrotzt dem Tod,

Ach ſie ſollen's nicht erfahren,
Wie ich an der Erde hänge —
Sollen mich nicht ſterben ſeh'n.

Wenn aus meinem matten Auge
Eine heiße Thräne dränge
Würden ſie es wohl verſtehn?
Aber du! die mir ein Eden
Schuf aus dieſem dunklen Sterne
Du erträgſt die Schwäche gerne.

Kannſt verſtehen und vergeben,
Daß ich an dem ſchönen Leben
An des Daſeins ſüßen Fäden
Schmachtend wie ein Kindlein ſauge,
Und vom warmen Mutterherzen
Nimmer laſſen kann und will —
O bekämpfe dieſe Schmerzen,
Dieſes folternde Gefühl,
Das den Buſen mir zerriſſen,
Liebevoll mit deinen Küſſen!

Trunken werd' ich dann nicht wiſſen
Steht das Blut in meinem Herzen
Ob vom Tod, ob von Genüſſen,
Selig oder ſterbend ſtill —
Wenn in meine Todeswunde
Heilend bis zum tiefſten Grunde
Mild dein Athem niedertaucht.
Sagt es — und an ihrem Munde
Hat er ſeinen Geiſt verhaucht.

Schober.

Die Leidtragenden.

Aus der Gruft heraus im Grabeskleid
Nach dem Garten wallt die todte Maid,
Den ſie einſt ſo liebevoll gepflegt,
Der wohl tief um ſie jetzt Trauer trägt!

„Weiße Liljen, wie mein Herz ſo rein
Weinen wohl um's todte Schweſterlein,"
Ach, die Liljen weinen nimmermehr,
Nein ihr Kelch iſt licht und thränenleer!

„Meine Roſen, die ich ſo geliebt,
Wohl ſeid ihr erblaßt und tief betrübt!"
Ach, nicht färbte Gram die Roſen bleich,
Nein ſie glühen fort gar wonnereich!

„Nachtigall, du meines Herzens Herz,
Wohl iſt deine Bruſt jetzt ſtumm vor Schmerz!"
Ach nicht iſt verſtummt die Nachtigall
Durch die Wipfel ſchmettert laut ihr Schall!

„Blüthenbaum, du neigſt wohl trüb dein Haupt,
Weil du nun der Pflegerinn beraubt!"
Ach nicht iſt des Baumes Haupt geneigt,
Sondern freudig in die Wolken ſteigt.

Einen Jüngling den ſie nie geſeh'n,
Sieht ſie jetzt bei ihren Blumen ſteh'n.
„Fremdling, ſprich, was führt zu dieſer Zeit,
In den Garten dich der todten Maid?"

„‚Statt der Roſen bin ich gramesbleich,
Statt der Nachtigall ſo ſchmerzenreich,
Statt des Baum's neigt meine Stirne ſich,
Statt der Liljen wein' ich ſtill um dich.'"

Anaſtaſius Grün.

Der arme Fiſcher.

Eine Krainer'iſche Volksſage.

In dem lieblichen Krainerländchen lag vor vielen hundert Jahren eingeſchloſſen von waldigen Hochgebirgen und felſigen Bergrücken ein ſpiegelklarer See, an deſſen Ufern die Hütte eines armen Fiſchers ſtand. Dieſer Fiſcher hieß Jakob und ſeine Armuth war ſehr groß. Er hatte nichts anderes gelernt als ſein Netz werfen, und mußte ein Weib und ſieben Kinder ernähren. Die Urſache ſeiner zunehmenden Dürftigkeit war aber nicht Trägheit oder ein ſonſtiges Laſter, vielmehr ließ er es an Mühe und Sparſamkeit nicht fehlen. Auch war er gottesfürchtig und ehrlich — liebte ſeine Kinder über die Maßen und kannte kein größeres Glück als ihnen durch ſeine Arbeit einen vergnügten Tag zu bereiten. Allein das half den armen Jakob auch nicht einen Fingerbreit weiter; — denn der Uraja-See, ſo hieß der See, an dem er wohnte, verarmte immer mehr an Fiſchen und keine Mühe mochte erſetzen, was Gottes Segen verſagte.

Der Winter war dieſes Jahr ſpät aus den Thälern gewichen. Erſt als auf den fruchtbaren Ebenen das Korn blühte, wollte die dichte Eisrinde des Uraja-Sees aufthauen. Unverdroſſen ging indeſſen Jakob an ſeine Arbeit; — dieſes Jahr konnte ihm ja vergüten, was er in den früheren erduldet. Die Droſſel ſang nicht ſo früh ihr Morgenlied, als er zu dem Vater alles Lebens betete, daß er ihm ſein Tagwerk ſegnen möchte. Aber auch dießmal ſchien ihn die Hoffnung zu hintergeh'n, denn nicht ſelten fügte ſich's, daß er nach tagelanger angeſtrengter Arbeit ohne allem Troſt nach Hauſe kehrte. —

Das nahm ſich der arme Jakob immer mehr und mehr zu Herzen. Oft wenn die Mittagsſonne ſo recht heiß und laſtend auf die Thäler niederdrückte, ſtand er am Ufer des ausgeſtorbenen Sees, und ſchaute kummervoll hinaus auf die weitgedehnten öden Waldrüken und todten Felſen der Einſamkeit, die gleich ihm nach einem Hauche des Lebens lechzte; — und murmelte wohl auch ein Lied vor ſich hin, traurig wie er ſelber war.

Fiſchlein, Fiſchlein, in dem See
Flüchte nicht aus Fiſchers Näh',
Daß ich nicht ſo einſam ſteh'.

Mittags ſengt die Sonne viel;
O mein Tag, wie biſt ſo ſchwühl —
Meine Müh', ſo ohne Ziel!

Fiſchlein, Fiſchlein, tief im Grund —
Komm' herauf und gib mir kund,
Wie du froh biſt jede Stund?

Jede Stund' und jeden Tag
Ruderſt du mit frohem Schlag,
Da ich kaum noch ſteuern mag!

Denn die Netze mein ſind leer,
Denn das Herz iſt mir ſo ſchwer —
Und am See das Glück nicht mehr!

Da geſchah es, daß er einſt während dieſes Liedes einſchlief. Im Schlafe aber hatte er einen ſeltſamen Traum. Es dünkte ihn nämlich, daß ſeinem Kahne, auf dem er arbeitete, gerade gegenüber der heilige Apoſtel Simon, Fiſchernetz und Ruder über der Schulter, auf einem Felſen ſtand, der weit hinein vom Ufer in die See herüberragte. Die Blicke des Heiligen waren auf ihn gerichtet, und Jakob verlor keine Silbe, als ihn der Apoſtel ungefähr mit ſolchen Worten anließ:

„Du biſt in Noth, armer Jakob, und da ich einſt auch auf dem galiläiſchen See mein Netz vergeblich auswarf, bis der göttliche Meiſter meine Arbeit ſegnete, ſo erbarmt es mich wahrhaftig deines Elends. Dir kann geholfen werden. — Du ſollſt dein Netz nie mehr vergeblich auswerfen, und dein Handwerk wird dich reichlich nähren. Vergiß aber nie, daß alles, ſo du empfängſt, eine Wohlthat Gottes iſt, und laß dich nie zu frevlem Übermuth oder ſchwarzen Undank verleiten — denn dann würde meine Wohlthat im ſelben Augenblicke von dir weichen!“

Als Jakob aufwachte, klangen ihm die Worte des Heiligen noch in allen Sinnen nach. Noch glaubte er den Apoſtel auf der Spitze des Felſens ſitzen zu ſehen, — der ihm wohl bekannt war; da er zu allen Jahreszeiten eine gefährliche Brandung hatte. Er mochte nicht glauben, daß dieß ein gewöhnlicher Traum war — ſondern er war feſt überzeugt, daß ihm dadurch irgend ein Glück verheiſſen wurde. Indeſſen wagte er lange nicht das Netz auszuziehen. Der See war ſo einſam und ſtille wie früher, und ſeine klare Tiefe, in der man jedes Steinchen zählen konnte, zeigte nach wie vor keine Spur eines lebendigen Weſens. Was war ſeine Hoffnung, wenn ſein Netz auch dießmal leer blieb? — —

Der Abend war weit vorgerückt, und die Sonne bereits hinter den Bergen, als er zitternd ans Werk ging. Das Netz hob ſich ſo leicht — daß es ſeine muthloſen Arme ſchon wieder ſinken laſſen wollten. Schon hatte er's mehr als zur Hälfte aus der Tiefe gezogen, und noch ſah er nichts ſo er gefangen. Erſt als es ganz aus dem Waſſer gezogen war, zeigte ſich in der Mitte des Garnes ein glänzender Gegenſtand, in welchem Jakob, der ſeinen Augen gar nicht trauen wollte, bei dem beſtändigen Aufſchnellen und Beſtreben ſich zu befreien, einen einzigen

Fiſch erkannte. — Betrübt ſtand Jakob bei ſeinem Anblicke. „O heiliger Simon!“ rief er aus, „ſo wirſt du wohl ſchwerlich Urſache haben, dich über meinen Unmuth zu beklagen! —“ Mißmuthig warf er das Netz in den Kahn, und ſteuerte dem Ufer zu.

Was bringſt du uns? rief ihm Frau Marthe, — ſo hieß des Fiſchers Weib, am Eingang der Hütte entgegen, — er aber ging ohne zu antworten hinein, und warf ſich mißmuthig in einem Winkel der Stube nieder. Sprachlos und voll Kummers lagerte alles rings umher — niemand ſah des Elends ein Ende. Der See war gebannt, und von ihm kein Gewinn mehr zu hoffen. — Jakob überlegte was er nun beginnen werde.

Da zeigte ſich vor der Hütte auf einmal eine ſeltſame Erſcheinung. Wenige Schritte vom Fenſter nämlich ſtand ein Gebüſch, auf dem Jakob gewöhnlich ſeine Netze ausbreitete, damit ſie der Luftzug trockne. Von dieſem Gebüſch aber ging ein wundervoller Glanz aus, der ſich immer heller und leuchtender gleich einem angefachten Feuer ausbreitete mit rothen Funken und blauen Schimmer durch die Zweige aufflackernd und aufkniſternd, während dieſe ſelbſt doch völlig unverſehrt blieben.

Der anfängliche Schreck wich bald der Neugierde. Der Gedanke, dieſes Wunder könne doch auf irgend eine Weiſe mit ſeinem Traume im Zuſammenhange ſtehen, durchzuckte Jakob wie ein Blitz. Noch ſtanden alle voll Staunen am Fenſter, die ſtarren Blicke nach dem unerklärbaren Schauſpiel hingerichtet, als er mit einem Mal die Stube verließ — und auf das Gebüſch zueilte. — Bald kehrte er zurück — beſtürmt von Fragen aber keine beantwortend — bleich — aber mit freudeglänzenden Blicken — in der höchſten Unruhe und doch einen Schein von Gleichgültigkeit erzwingend — kurz es war ihm etwas begegnet, was er ſich nicht zu ſagen getraute. Die andern aber wagten noch minder in ihn zu dringen, erſt als alles zur Ruhe gegangen, unterbrach Frau Marthe das Schweigen, und redete den Mann alſo an:

Du haſt ein Geheimniß vor mir, lieber Mann, ſo du mir ſorgfältig verſchweigeſt, und ich ſehe wohl, daß du alles Herz zu mir verloren.

Liebes Weib, entgegnete Jakob, da irrſt du dich. Längſt hätt' ich dir ſelbſt alles erzählt, was mir dieſen Tag über begegnet, wenn ich nur wüßte, wie ich mich darein fände. Denn wahrlich ich weiß nicht wo ich Anfang oder Ende hernehme.

Du mußt doch etwas geſehen haben, was wir andern nicht wiſſen, denn als du in die Hütte zurückkehrteſt, war die Erſcheinung verſchwunden.

Wenn ich mich nur getraute jemand davon zu ſagen.

War es denn ſo ſchrecklich?

Nein, liebes Weib — im Gegentheile — wir ſind gewiß reicher und glücklicher als du vermutheſt.

So haſt du einen Schatz gefunden?

Siehe Weib, ich muß dir ſchon alles ſagen. Als ich heute Mittags in der größten Sonnenhitze, klagend über mein Mißgeſchick auf dem See, einſchlief — verhieß mir der heilige Simon Glück und Reichthum im Traume. Deſſenungeachtet war mein Netz nach wie vor leer. Ein einziges winziges Fiſchlein hing mir zum Hohne darin;

nen, das ich nicht geachtet habe — und das nun die Urſache unſers künftigen Glückes ſein wird. —

Der Fiſch? Ich bitte dich lieber Mann, wie iſt das möglich?

Als die Kinder die Netze ausſchlugen, achteten auch ſie des winzigen Fiſchleins nicht, es fiel in's Gebüſch — die Finſterniß aber gab ſeinen Aufenthalt kund, denn jenes Leuchten, jener wundervolle Glanz — kam nur von ihm. —

Von dem Fiſch? Ich bitte dich — das iſt wunderbar.

An ſeinem Kiefer nämlich ſteckte ein Ring deſſen mitlerer Edelſtein ein farbiges Feuer ausſtrahlte, ſo die Augen ſchier blendete. Die hellen Funken ſchienen wie ein Regenbogenglanz daran hervorzuſpringen, und ſein Licht erleuchtete alles umher.

Nun du haſt den Ring doch?

Jakob hatte den Ring gar wohl bewahrt und eingehüllt. Als er ihn aber hervorzog — ergoß ſich ſein Licht mit grünen, blauen und rothen Farben dazwiſchen weißen Demantbliz und Topasfeuer alſogleich wieder, und beide konnten ſich in ihrer Verwunderung nicht ſatt ſehen.

Was wirſt du thun mit dem Ringe? nahm das Weib nach einer großen Pauſe des Vergnügens das Geſpräch wieder auf.

Was anders, als ihn verkaufen? — Du weißt aber nicht was er werth iſt?

Ich ſchlage nicht leicht los; — der beſte Acker iſt mir nicht ſo lieb als der Ring.

Nun, und was willſt du denn fordern dafür?

Wenn ein Käufer kommt — ſo muß ich ſo viel haben für den Ring, daß meine Wirthſchaft die ſchönſte iſt im ganzen Land und hundert Gulden in Geld auch noch dazu.

Das Weib ſchlug die Hände über den Kopf — aber im ſelben Augenblick ſchwand der Ring aus Jakobs Händen, und eine helle Stimme klang aus weiter Ferne — es ſchien vom See her. „der Handel gilt!“ — Jakob und ſein Weib rückten erſchrocken aneinander. — Der Ring war verſchwunden, und kalter Schauer überfiel ihren Rücken; aber bald ſollten ſie noch einen ganz anderen Grund zur Verwunderung erhalten. Auf den Bergen draußen lag heller Mondenglanz, jeder Baum und Strauch jeder Stein ließ ſich deutlich unterſcheiden, und über dem weiten Spiegel des Sees ſchwebten ſilberne Nachtnebel gleich tanzenden Elfen. — Mit einem Mal fing alles an ſich zu bewegen — die Wogen des Sees eilten wie ein breiter Strom dahin, Berge, Bäume, Felſen und Sträucher, alles rannte im Mondenſcheine thalabwärts; die Sterne des Himmels ſahen bewundernd zu. Endlich begann es in der Hütte zu kniſtern und zu knarren, die Wände gingen aus den Fugen, die Pfoſten krachten, die Decke ward gehoben; die Stube gewann Geräumigkeit, und aller Orten regten ſich nie geſehene Geräthe. — Eine Reihe von Fenſtern bot die Ausſicht in einen Garten voll Herrlichkeit und Blüthe. Da zog es wie ein Schatten vor den Blicken der Eheleute. Jakob meinte deutlich Netz und Ruder zu ſchauen, ſie hörten etwas Schweres auf den Tiſch fallen. Eine dem Fiſcher nicht unbekannte Stimme rief: „Hundert!“ — Da geſchah ein gewaltiger Stoß, wie beim plötzlichen Anprallen eines Wagens — die Erde ſtand ſtille — ermattet ſanken beide zurück, ihre

Augen ſchloßen ſich — und erſt als die Sonne die Hälfte der Morgenbahn durchlaufen, erwachten Jakob und ſein Weib aus ihrem ſchweren Schlafe.

Jakobs Wunſch war erfüllt. Sein erſter Blick traf das Geld, welches auf ſeinem Tiſche aufgehäuft lag.

Er weckte ſein Weib — und Beide konnten lange ihrer Freude kein Maß finden. Alles war wundervoll verändert, überall Wohlſtand, Überfluß, Bequemlichkeit, Reichthum und Fülle; wohin ſie blickten neue Gegenſtände. — Die Veränderung ihres Zuſtandes unermeßlich. Jakob eilte hinaus ins Freie; durch einen herrlichen Garten gelangte er auf Äker voll goldnen Segens, auf üppig weiche Trieften, in Weinberge und Pflanzungen, überall arbeiteten ſeine Knechte, alle Arme regten ſich für ihn, die Hüte flogen in unterthänigſter Ehrerbiethigkeit — und Jakob dachte bei ſich: Ei, ich bin fürwahr ein reicher Bauer.

Was ihm ganz unbegreiflich vorkam, war aber, daß ſich Niemand über das Geſchehene wunderte. Die Leute ſchienen ihn alle ſeit undenklichen Zeiten zu kennen, von einem armen Fiſcher am See wollte Niemand wiſſen. — Als Jakob nach Hauſe kam, war der Tiſch ſchon gedeckt — ein ſo vortreffliches Mahl hatte er noch nie gegeſſen.

Erſt nach und nach entdeckte er den ganzen Umfang ſeines Wohlſtandes. Sein Weib, das ſonſt nicht ſelten mit ihm zankte, war die Verträglichkeit ſelber, ſie pries faſt jeden Augenblick ſeine Einrichtungen, lobte ſeine Einſicht, ſeinen Fleiß und ſeine Wirthlichkeit; — und ſeitdem ſie ſich wieder etwas herausputzte, war ſie faſt auch jünger und hübſcher geworden. Das nenn ich mir ein Leben dachte Jakob bei ſich — ich wüßte nicht, was man hier mehr wünſchen könnte. Allein alles nimmt ein Ende. Und mit Jakobs Zufriedenheit ſchon gar währt' es nicht lange. Einſt ſprach er mit ſeinem Weibe über ihre früheren Schickſale. Sie hatte ſchon einigemal bedauert, daß Jacob nicht gleich ein Rittergut für den Ring verlangt habe — gewiß hätte er es auch bekommen — und dieſe Vorſtellung ließ auch heute nicht ab von ihr. So iſt es, fügte ſie dann hinzu, wenn man den Werth der Dinge nicht kennt! — Der Ring iſt gewiß unerſetzlich! —

Das glaub' ich nicht — erwiederte Jakob vorſchnell — wer weiß am See? — er unterbrach ſich aber, da es ihm einfiel, wie unklug er handle dem Weibe ſo etwas zu entdecken.

Aber nun war es am Ende mit ſeinem Geheimniß. Frau Marthe drang faſt ſtündlich in ihn — er mußte ihr alles entdecken — das Weib war liſtig genug ſich von dieſer Zeit an traurig zu ſtellen — bis Jakob ſich anſchickte, noch einmal ſein Netz zu werfen — vertrauend auf das Wort des Heiligen, der ihm verheißen, daß es nie mehr umſonſt geſchehen ſollte.

Er ging hin — und fand noch ſeinen Kahn. Er warf ſein Netz, da zog ein Gewitter auf — der See war unruhig — Blitze zuckten über ſeine Fläche hin; — Jacob hatte vielleicht in ſeinem Leben nie ſolche Angſt empfunden. Indeſſen glücklich ging ſein Werk von Statten. Er fing ein Fiſchlein, dem erſten ganz gleich — nur daß der Ring, den es im Kiefer trug, beinahe dreimal ſo ſchön war, als der erſte, den er erhalten.

Mit genauer Noth erreichte er ſein Haus, bevor das

Unwetter losplatzte. Beſorgt kam ihm Frau Marthe entgegen. Sein Geſicht war bleich vor Angſt und innerer Unruhe — ſo daß des Fiſchers Weib anfangs nicht wenig erſchrack. Als ſie aber den Ring ſah — ſchalt ſie ihren Mann lachend einen Thoren, daß er ſich ſo beängſtige. Beſſer Ritter als Knecht, flüſterte ſie ihm leiſe ins Ohr und zog ihn zum bereitſtehenden Abendmahl nieder.

Da ward aber das Unwetter ſo heftig, daß ſie alle durcheinander fuhren; Blitz fiel auf Blitz, Schlag auf Schlag, und mit dem Donner des Himmels vermiſchte ſich das Brüllen des Sees — deſſen Brandung eine Stunde weit herüber brauſte, und das Heulen des Sturmwindes, der mit wüthendem Grolle aus den Engpäſſen der Berge über das Thal hinausbrach. Dabei fiel der Regen in dichten Strömen, die Bergwaſſer ſchwollen immer höher und höher — Felſen und Bäume herniederwälzend — und vom Himmel bis zur Erde ſchien alles ein Waſſerſpiegel.

So rückte Mitternacht heran, der Fiſcher und ſein Weib waren in ihrem Zimmer allein. Und ſie nahm das Wort:

Jakob, laß ſehen den Ring.

Weib, ſprach er, ich getraue mich nicht — es donnert ſo ſchrecklich — und ich fürchte — ich bin den Weg des Unrechts gegangen.

Alberner Mann! Wie kannſt du dich ſo fürchten? Haſt du denn noch niemals Blitzen und Regnen geſehen, und Donnern gehört? — Was forderſt du für den Ring?

Ich weiß nicht. —

Sieh, wie thöricht du biſt! Warum ſoll es denn bei dir Unrecht ſein — wenn du haſt, was Andere haben?

Gibt es nicht Rittersleute genug? Warum ſollſt denn du ohne Noth ein Bauer ſein? Warum ſollen denn unſere Jungen nicht eben ſo gut als anderer Leute im Turnierbuche ſtehen?

Weib, dein Hochmuth bringt uns zum Fall! — aber du magſt alles verantworten, und Jakob erlöſchte das Licht.

Des Ringes köſtlicher Strahlenglanz verbreitete ſich weit hinaus in die Dunkelheit, und Jakob ſprach: Was eines Ritters iſt und ihm zugehört — ein feſtes Schloß und Knappen und Knechte, Inſaſſen und Leibeigene — und Getäfel und Flitter und Speicher — und eine Kiſte voll Gold — muß ich haben für den Ring.

Er ſprach's und eine feurige Wolke ſchien im ſelben Augenblicke ihn und alles um ihn zu verſchlingen. — Ein Blitz hatte ins Haus geſchlagen — und Jakob und ſein Weib lagen bewußtlos am Boden.

Indeſſen bildete dieſer Zuſtand der Bewußtloſigkeit nur den Übergang zu neuen unermeßlichen Reichthümern und Glück. Einen ſolchen Zuſtand von Wohlleben und Herrlichkeit hatte ſich weder Jakob noch ſein Weib jemals gedacht. Nicht zufrieden ſich, wie ſie als Bauern gethan, dem Faullenzen zu ergeben, riefen ſie alles, was Adelſtolz aufbringen konnte, in ihrem Schloſſe zuſammen. Da wechſelten Turniere mit Banquetten, Banquette mit Ausflügen auf die benachbarten Schlöſſer — und ein ſchlemmendes Mahl und Trinkgelage drängte das andere. Und immer gab es Fiedler und Harfner zu Hageneck und ſchöne Frauen und Jungfrauen und ſtattliche Ritter, und wälſchen Wein und indiſches Gold und die Balſamdüfte Arabiens.

Unter allen den Edlen, welche Schloß Hageneck beſuchten, ſprach keiner ſo oft zu, ward keiner mit ſolchem Prunk und Feſtglanz empfangen als Graf Günther, der eine reizende Tochter hatte. Der ſtolze Bauer, der mit einemmal zum Ritter geworden, bildete ſich ein, Corona — ſo hieß die junge Gräfinn, ſähe ihn mit zärtlichen Blicken an. Der Tag ſeines Lebens neigte ſich bereits zum Abend, ſeiner Geſtalt war unter den Mühſeligkeiten rauher Anſtrengung und dem Druck des Kummers und der Armuth wenig Empfehlendes geblieben, und weder Benehmen noch Denkungsart gaben ihm ein Recht auf irgend eine geſellſchaftliche Auszeichnung — deſſen ungeachtet glaubte er, Corona zeichne ihn vor allen andern Rittern aus.

Einſt auf einem Spazierritte war er der alleinige Begleiter der ſchönen Gräfinn, ſie kamen ab von ihrem Gefolge, und theils um dieſes zu erwarten, theils um einige Augenblicke Ruhe zu genießen, ſtiegen ſie im Gehölze ab. Hier ſollte Corona ihrem Begleiter die geheimen Wünſche ihres Herzens entdecken. Und ſie war nicht ungeneigt dazu. Sie liebte einſt einen jungen Ritter, Namens Walther; ihr Vater billigte aber dieſen Bund nicht. Vergebens habe ſie Walther zur Flucht aus dem väterlichen Hauſe bereden wollen, höher als ihre Liebe habe ſie ihre Ehre gehalten. Nie habe ſie eine andere Lieb im Herzen getragen — als jetzt — allein, die heiligſten Pflichten legten ihr ein unverbrüchliches Schweigen auf. Coronas Thränen bezeugten ihren Schmerz — und verliehen ihrer Schönheit einen unendlichen Zauber.

Meiſter Jakob war ein Ritter, und darum zärtlicher als einſt — er liebte ſein Weib längſt nicht mehr — Corona wünſchte er aber um jeden Preis zu beſitzen. Dieß gab er zu verſtehen, und zärtliche Blicke, ein weicher Händedruck, und endlich ein Kuß, mit dem Corona wie von Sehnſucht überwältigt in ſeine Arme ſank, beſtärkte ihn in ſeinem Vorſatze. Er blieb den ganzen Heimweg nachdenkend, wie einer, der etwas Böſes brütet. Einige Tage ſpäter machte er eine Reiſe mit ſeinem Weibe — von der er allein zurückkehrte. Räuber hatten ſie auf der Straße angegriffen, ein tödtlicher Streich hatte Frau Marthe getroffen, er ſelbſt aber, ſo erzählte Meiſter Jakob, ſei nur durch die ſchleunigſte Flucht dem Tode entronnen. — In der That aber hatte Jacob ſelbſt die Räuber bezahlt, um ſich der läſtigen Genoſſinn zu befreien.

Ritter Hageneck wurde von ſeinen Freunden über die Maßen bedauert, mehr, als ihm lieb war. Er ſah mit Ungeduld die vorgeſchriebene Zeit der Trauer verſtreichen, dann aber eilte er wieder den Gelagen ſeiner Brüder zu — beſonders Graf Günther war es, dem ſeine häufigen Beſuche galten. Sonderbarer Weiſe ſchien Corona kälter geworden. Der Gedanke, ein ſo ungeheures Verbrechen, wie auf ſeiner Seele laſtete, umſonſt begangen zu haben — erfüllte ihn mit Wuth. Indeſſen ſuchte er ſich zu faſſen, und verwandte allen Fleiß dahin, den Grund dieſer Veränderung zu erforſchen.

Da geſchah es einſt, daß er zu einem ſeiner Freunde geladen wurde, und beim Eintrit einen jungen Ritter im vertrauten Geſpräche mit der ſchönen Corona vertieft ſand. Abſichtlich hielt er ſich zurück. Bald gewahrte er, daß Beide ſich aus der Geſellſchaft entfernten, und ſeine Wuth ſtieg zu ſo ungeheurem Maße, daß er beinahe alles vergeſſen und die Beiden verfolgt hätte. Allein noch ſah er zur rechten Zeit ein, daß es beſſer ſei ſeine Rache auf einen gelegenern Augenblick zu verſchieben. Auch ſchien ſich das Recht wenigſtens in einer Beziehung auf ſeine Seite zu geſellen.

Der junge Walther — er und jener frühere Geliebte der ſchönen Corona waren dieſelbe Perſon — ſchien nämlich gegen die Gräfinn eben ſo treulos, als dieſe gegen Hageneck geworden. Aber es dünkte Jakob manchmal, daß alle Weiber und Mädchen nur für Walther Augen hätten, alle Blicke flogen nur ihm zu, alle Pulſe des Lebens ſchienen für ihn zu ſchlagen. Auf dem Heimwege geſellte ſich Hageneck, den er nicht kannte, freundſchaftlich zu ihm. Dieſer ließ ſich ſeinen Zorn nicht abmerken, und Walther ſchloß die innigſte Freundſchaft mit ihm, ſo daß er der Bitte des Freundes bei ihm zu übernachten mit Freuden nachgab. Da kamen ſie nun auf den heutigen Abend zu ſprechen, und Jakob konnte nicht umhin, ſein Erſtaunen über Walthers glückliche Bewerbungen auszudrücken. Ihr ſeid zwar jung, ſprach er, und ein angenehm gebildeter Mann, allein — mir kam es vor, als ob keine der anweſenden Frauen, wenn es Euch anders darum zu thun war — vermocht hätte, Euch ihre Zuneigung zu verſagen.

„So iſt es allerdings“ — antwortete Walther. — Wie, fuhr Jakob erſtaunt auf, Ihr rühmt Euch alſo alles Ernſtes, daß Euch kein weibliches Herz widerſtehen kann? — „Ich bin meiner Sache gewiß." — Euer Wort in Ehren, Ritter, aber Ihr müßt doch zugeben, daß die Sache wunderlich genug iſt. — „Ihr könnt das freilich nicht begreifen — allein — vielleicht kommt die Zeit, wo ich Euch mein Geheimniß entdecke.

In Jakobs Gehirn kreuzten ſich die widerſprechendſten Ideen; — es kam ihm ſchier ſelber vor, als ob Walther nur durch übernatürliche Kräfte ſo glücklich ſein könne. So kamen ſie auf Schloß Hageneck.

Jakob war feſt entſchloſſen, ſeinen Gaſt zu belauſchen, und ließ ihn daher auf ein Zimmer führen, zu dem man durch eine geheime Thüre kam. — Hinter dieſe ſtellte er ſich, während Walther die anderen beiden Ausgänge von Innen feſt verſchloß. — Der junge Ritter entkleidete ſich und ſchickte ſich an ins Bett zu ſteigen. Bevor er aber noch die Lichter auslöſchte, zog er aus der Bruſt etwas ſchwarzes Glänzendes hervor, das mit fremdartigen Buchſtaben von Gold und mit edlen Steinen wunderlich verbrämt war. Jakob zweifelte keinen Augenblick daran, daß dieß ein Talisman mit wundervollen Kräften ſei — ja gewiß verſchaffte eben dieſer dem jungen Ritter eine ſo ungewöhnlich hohe Gunſt bei den Frauen. Da küßte Walther das Amulet, und ſprach für ſich hin: „Du koſteſt mich viel, theures Kleinod; aber du haſt mir auch die Liebe meiner Corona wieder erworben! — Ruhe feſt an meinem Herzen!" damit verwahrte er ſein koſtbares Beſitzthum auf das Sorgfältigſte und entſchlief bald darauf.

In Jakob war der böſe Vorſatz gereift. Jetzt oder nie erring ich das höchſte Glück, ſprach er bei ſich ſelbſt.

Ohne Coronas Liebe — was nützen mich alle meine Schätze? — Was hilft mir all mein Reichthum ohne die Befriedigung meines Herzens? Hat er mehr Recht auf das Glück als ich? — Iſt er nicht treulos an Corona? iſt er nicht mein Feind? — Mit leiſen Schritten aber mit hochſchlagenden Pulſen und ſiedendem Herzen trat er jetzt ein. Der Mond beſchien gerade das Angeſicht des Schläfers. — Mit Schauder fuhr Jakob zurück, er wollte ſeinen Sinnen nicht trauen, und doch, mußte er nicht glauben, was er ſah? — es war nicht Walther — es war Marthe ſein Weib — wie ſie leibte und lebte.

Beinahe wäre er zuſammengeſtürzt vor Angſt und Schrecken — er mußte ſich an einen Stuhl feſt halten, um aufrecht zu bleiben. Der Mond ward einen Augenblick verfinſtert. — Da war es ihm, als ob er Coronas Stimme hörte — ſie ſang in weiter Ferne — ein Liebeslied. — Der Mond trat wieder aus den Wolken hervor — eine Begierde, wie er noch nie empfunden, nach dem Talismann faßte Jakob — mit zitternder Hand führte er den Todesſtoß — der Schmerzſchrei erſtickte in der Bruſt des Ermordeten; zwar entſetzlich war ſein Blick — Jakobs Haare ſträubten ſich aufwärts — ſchon hielt er den Talismann in der Hand — aber, o Himmel! ſchon wieder verwandelte ſich Walthers Angeſicht — es war nicht Walther — es war nicht Marthe — es war der heilige Simon vom See — der dem fliehenden Räuber mit fürchterlichen Blicken nachſtarrte.

Jakob eilte ins Freie — er wagte ſein Schloß nicht mehr zu betreten; bald überzeugte er ſich, daß ſeine That ruchbar geworden.

Walther hieß es allenthalben ſei ermordet auf Hageneck gefunden worden. Und wie er ſo irrte durch Steinklüfte und Abgründe den Bahnen der Wildwaſſer entlang — da verfolgten ihn die Schreckniſſe ſeines Gewiſſens — und ſah er irgendwo eine einſame Hütte, ſo ſtand Marthe an der Thür, und ſah er eine Herberge — ſo ritt Walther über das Feld, und ruhte er auf den Felſen des Hochgebirges — ſo wandelte der Heilige nach dem Thal. Und ſie drohten ihm alle, er aber meinte ſchier zu Grunde zu gehen vor Ermattung — denn ſeit zwei Tagen hatte er der Ruhe nicht gepflogen.

Es war Abend. Süßer Dämmerſchein zitterte über dem Thale — gelinde Lüfte rauſchten durch die hundertjährigen Eichen des Waldes — und ein wenig betretener Fußſteig längſt einer herrlichen Wieſe geleitete Jakob als ſein erſter freundlicher Führer zu einem Hammerwerke, deſſen Brauſen und Poltern in der Tiefe mit dem rauſchenden Sturzbache zum monotonen Chorgeſang einer heraufſteigenden Trauerwelt verſchmolz.

Da war es Jakob, als ſäh' er hinter einer Zäunung etwas ſchimmerndes Hohes. — Seiner geſpannten Aufmerkſamkeit entging es nicht, daß eine berittene Dame herankam, deren Gefolge in weiter Entfernung nachzog. Bald aber entdeckte er, daß dieſe Dame keine andere ſei als Corona. Da ſtockten ſeine Pulſe vor Entſetzen. Er wollte fliehen, allein er vermochte es nicht — ſie hatte ihn erblickt — ſie redete ihn an.

Jakob erkannte aus ihrer Rede bald die Wirkung ſeines Talismans. Sie hatte Walthers ſo ganz vergeſſen, daß ſie ſeiner auch nicht mit einer Sylbe gedachte. Sie ſchwor, nur Jakob zu lieben, und nie einem andern ihre Hand reichen zu wollen. „Folge mir zu meinem Vater — ſprach ſie — wirb um meine Hand — und ich bin ewig die Deine.“

Haſt du Walthers ſchon ganz vergeſſen, entgegnete Jakob — haſt du vergeſſen, daß du mich zur Verzweiflung getrieben — und daß ich verzweifelnd gethan, was ich nicht ſollte?

Den Vorwurf, den du mir machſt, ſprach die ſchöne Corona, empfind ich tief — du mußt mir nur nicht aufbürden, daß Walther meinetwegen gefallen. Der kaiſerliche Verhaftsbefehl, den man auf deinem Tiſche gefunden, hat alles aufgeklärt. Walther war geächtet — und du thateſt nur was du mußteſt. Wenigſtens laſſe mir die Beruhigung — daß deine Pflicht, nicht die Liebe zu mir — und nicht wahr, ſo iſt es? Glaubſt du denn, ich könnte dich lieben, wenn du einer ſolchen That fähig wärſt, wenn mein Vater nicht die Unterſchrift des Kaiſers auf jenem Pergament erkannt hätte?

Jakobs Zunge war vor Erſtarren gelähmt. Er ſah ſich vor den Augen der Welt, vor den Augen Coronas gerechtfertigt — er begriff zwar nicht wie? — aber in ſeinem Leben war ja manches eben ſo gekommen.

Der Tag war ſchwül und heiß geweſen, und am Nachthimmel zogen Wetterwolken herauf. Das Gefolge der ſchönen Gräfinn hatte indeſſen beide eingeholt — dem Ritter ward ein Gaul geboten, und ſo ging es nun das Thal entlang. Wie ſtaunte Jakob, als ſich die Berge ſpalteten und vor ſeinen Blicken der majeſtätiſche Uraja-See mit ſeinen dunklen Wogen dahin zog. Ein breiter Kahn ſtand am Ufer.

„Ritter, — begann Corona — laßt unſer Gefolge mit den Roſſen den Umweg um den See machen; — uns beide aber ſeine Länge durchſchneiden. Dieſe Fahrt an eurer Seite kann mir nicht anders als angenehm ſein.“

Der Ritter ſah dem reitzenden Weibe einen Augenblick verlegen ins Angeſicht, er ahndete die Gefahr, in die ſie ſich begaben — und war dort nicht der Fels mit ſeiner furchtbaren Brandung, wo er des Apoſtels gedenken mußte. — Die Fahrt an jener Stelle ward ihm ſauer.

Allein aus Coronas Blicken ſprach ein ſo unwiderſtehlicher Zauber, daß er nur mit ſchwachen Gründen gegen ihren Wunſch ankämpfte. Sie beſtiegen den Kahn.

Da ſaßen ſie, Blick in Blick, Hand in Hand; umfangen von der Dunkelheit des Abends, von dem rauſchenden See wie von einem Himmel des ſüßeſten Geheimniſſes umfangen, keines wagte dieſes Schweigen zu brechen — jedes von ſüßem Ahnungsſchauer ſeines Glückes durchdrungen. — Sie bemerkten es lange nicht, daß der Wind über den See ſich zu regen begann — daß ſeine getrübte Oberfläche den Aufruhr ſeines Innern verkündete, daß ſchwere Wetterwolken bereits die Hälfte des Horizonts umſpannten, und immer weiter über ihr Haupt heranrückten, daß der Spiegel des Waſſers Wellen zu treiben begann, die immer höher ſtiegen — ſie ſahen nicht, daß der Wind ſie immer weiter links nach der Brandung hintrieb, — bis ein Blitz, mit dem ein Regenguß zugleich aus den Wolken losbrach — Corona zuerſt auf die Nähe der Gefahr aufmerkſam machte. Jakob aber ſprang haſtig auf — erſchrocken hörte er das Verhallen des Donners in der Tiefe des Gebirges — aber umſonſt war es jetzt, das Steuer mit Macht zu ergreifen. — Schon brach der Sturm los. Die Wolken am Himmel flogen mit den Wogen des Sees um die Wette. Immer wilderer Aufruhr erfaßte das Element; Blitze zuckten über die ſchäumende Oberfläche hin, — und ihrem Verſchwinden folgte undurchdringliche Nacht, und des Donners Höhen und Tiefen durchdringendes Krachen, — das wie auf einer — infernaliſchen Treppe kollernd herabfuhr.

Jetzt hatte der Sturm ſeine höchſte Wuth erreicht. Schlag folgte dem Schlag, Blitz dem Blitz, und die Wogen drohten, den Kahn jeden Augenblick umzuſtürzen. — Jakob pries ſich glücklich, ob ſeines getriebenen Handwerks, — Corona aber hing zitternd an ihm. — Da hob auf einmal eine Woge den Kahn himmelhoch. — Heiliger Gott ſchrie Jakob, wir ſind verloren — hier iſt Simons Fels! —

Und ſo war's. Unwiderſtehlich trieb der Wogen wahnſinnige Gewalt den Kahn an den Fels hin — er ſchlug um — er zerſchellte — beide verſanken. — Sie tauchten beide wieder auf — ſie hatten beide einen und denſelben Balken erfaßt — aber Jakob ſah, daß er nicht ſtark genug war, beide zu tragen.

„Corona, ſchrie er — laß ab, wir verſinken beide.“ —

„Gott im Himmel, rief ſie, rette mich!“

„Ich oder du!“ — herrſchte Jakob in toller Wuth — und ſtieß die Schwankende hinab — da vergingen ihm die Sinne. — —

Ein Zauber hielt Jakob feſt gebannt im See — er erwachte erſt am hellen Mittag. — Die Sonne ſtand hoch, und er konnte jeden Gegenſtand deutlich unterſcheiden. — Es war ſein Kahn, auf dem er ſtand, es waren ſeine Netze, — die ringsum ausgeſpannt waren — und ſeine Kleidung war ganz dieſelbe, wie in den Jahren ſeiner urſprünglichen Armuth. — Noch rieb er ſich die Augen, und wußte nicht, wie ihm geſchah -- da kam ein Mann auf den See daher gewandelt, der auf dem Waſſer ging, ohne daß er ſich die Schuhe netzte; Jakob durfte nicht lange nachdenken, wer es ſei; — — denn der heilige Apoſtel Simon redete ihn ſogleich an:

„Ich habe dich geprüft, Jakob, und nicht würdig befunden — kehre zurück zu deinem Elend. Dort liegt deine Hütte, dein Weib und deine Kinder harren dein — ernähre ſie in Sorgen und murre nicht. — Über dem Traume deines Glückes — ſind deine Haare gebleicht; dein Erwachen iſt mein Gericht.“

Damit war der Apoſtel verſchwunden, und Jakob ſah ihn nie wieder im Leben. Der See aber blieb ihm gebannt — und er mußte fortziehen aus dem Lande. — Jetzt blühen Korn und Wein, wo die Wogen des Uraja-Sees am Simonsfelſen brandeten.

And. Schumacher.

Frauenſpiegel.

Eine Sammlung
von
Gedanken, Erfahrungen, Bildern, Wahrheiten,
Meinungen, Urtheilen, Gleichniſſen und Lehren
über das Weib und von demſelben.

Von
J. F. Caſtelli.

1.

Liebet Frauen, was ihr liebenswürdig findet,
Des Lebens Seel' iſt ja die Liebe nur,
Der Liebe Lenz und ſeine Wonne ſchwindet,
Und dann ſucht Ihr vergebens ſeine Spur;
So lang der Menſch nicht liebt, iſt er noch todt geblieben,
Und nimmer lebt er, wenn er aufgehört zu lieben.

2.

Auf die Schönheit liebe Frauen,
Müßt Ihr nicht zu viel vertrauen,

Wenn ſie Alles auch beſiegt,
Alles in ihr Joch auch ſchmiegt,
So bedenkt: Gar kurze Zeit
Währt es nur, daß ſchön ihr ſeid,
Und dann kommt ſo lange Zeit
Wo Ihr's leider nimmer ſeid!

3.

Wenn eine Dame das Courmachen duldet,
Hat ſie ihre Niederlag' ſelber verſchuldet.

4.

Sagt eine Frau von einem Mann:
  Abſcheulicher's ſah ſie noch nie,
So glaub' ich daß man d'rauf wetten kann,
  Er war es nicht immer für ſie.

5.

Das Geheimniß, das Frauen am beſten bewahren,
Iſt jenes von ihren Lebensjahren.

6.

Die Amazonen waren böſe Frauen
  Sie brannten ſich den halben Buſen ab,
Sie waren ſchrecklich anzuſchauen,
  Und ſchwuren Haß den Männern bis in's Grab;
O! unſ're beſſern Frau'n ſind nicht von Eiſen,
  Sie zeigen daß ſie holder uns geſinnt —

Sie thun ja Alles um uns zu beweiſen,
Daß warmes Blut in ihren Adern rinnt.

7.

Die Liebhaber ſollt Ihr ſtets ſo behandeln,
Daß ſie ſich ſpäter in Freunde verwandeln.

8.

Stünd's einem Weibe zu wählen frei:
Ob ihr Liebhaber todt oder ungetreu ſei;
So darf man auf Fraueneitelkeit zählen,
Sie würde eher das Erſtere wählen.

9.

Auf Reize ſollſt du Weib, dein Reich nicht gründen,
Sie ſchwinden.

10.

Was Aurora der Natur,
Iſt Erröthen ſchönen Frauen,
Dieß und jene wirken nur,
Daß wir alle Reize ſchöner ſchauen.

11.

Schönheit die an Anmuth leidet Mangel,
Gleichet ohne Lockſpeiſ' einer Angel.

12.

Jede Frau will Wunden austheilen,
Aber nur wenige wollen ſie heilen.

13.

Launen hat eine jede Frau,
Und doch gleicht keine der Andern genau.

14.

Ein einziger Seufzer der Unſchuld wirkt mehr,
Als bemüht die Kokette ſich noch ſo ſehr.

15.

Wir wollen nicht von Euch verlangen,
Ihr ſollt, wie einſt Andromache that,
Noch treu am todten Gatten hangen,
Was wohl ſeine kleine Beſchwerlichkeit hat,
Seid untreu, wenn wir todt, es ſei!
Doch bleibt nur dem lebenden Gatten treu.

16.

Schlecht bewacht würde Frauenehre,
Wenn Religion nicht auf Vorpoſten wäre.

17.

Zwar vollführt Ihr lieben Frauen
Niemals große Heldenwerke,
Aber eben in der Schwäche
Liegt ja Eure größte Stärke.

18.

Frauen es ziemt ſich und ſteht Euch gut an
Daß Ihr fliehet vor jedem Mann!
Selbſt auch vor Jenem, den Ihr nicht haßt,
Und von dem Ihr Euch gerne erhaſchen laßt.

19.

Das erſte Geſtändniß fällt Frauen ſchwer,
Das zweite genirt ſie ſchon nicht ſo ſehr,
Das dritte koſtet ſie gar nichts mehr.

20.

Schönheit und Geiſt,
Jedermann bei Frauen preiſt,
Doch müſſen ſie nützen dieſe Gaben
Ohne zu wiſſen, daß ſie ſie haben.

21.

Die Schönheit ſoll nur ganz allein
Der Aushängſchild bei Frauen ſeyn;
Von andern guten Eigenſchaften,
Die mehr in ihrem Innern haften.

22.

Über die Schönheit der Frauen,
Muß man minder dem Lobe der Männer vertrauen,
Als der ſtrengen Critik der Frauen.

23.

Ein gutes Weib und ein gutes Buch
Wirken bei Männern Gutes genug.
D'rum ſollten dieſe bei Büchern und Frauen
Nicht ſo viel auf den Einband ſchauen.

24.

Glaubt mir ohne Liebe kann
Keine Frau durch's Leben wandern,
Liebt ſie nicht den eignen Mann,
Liebt ſie ſicher einen Andern.

25.

Jede Frau, die galant einſt war,
Wird in ſpätern Jahren richtig,
Kömmt bei ihr das graue Haar,
Auf den Mann dann eiferſüchtig.

26.

Jene Frau gefällt vor Allen,
Die nicht ſuchet zu gefallen.

27.

Des Weibes Widerſpruch ſcheint mir
Dem Pochen ähnlich an einer Thür,
Man thuts oft nur um zu ergründen,
Ob Leute ſich darin befinden.

28.

Eine Frau liebt wohl nicht immer
  Jenen der ſie heftig liebt,
Aber haſſen wird ſie nimmer
  Jenen, der ſein Herz ihr gibt.

29.

Nichts Unerbittlicher's als alter Frauen Zungen,
Betrifft es die Liebſchaften von den jungen.

30.

Das Herz des Manns wünſcht Veränderung,
Das Herz der Frau will Beſchäftigung.

31.

Die Männer laſſen ſich von Frauen fangen,
So wie die Kinder zum Leſen gelangen,
Gefeſſelt ſind ſie
Sie wiſſen nicht wie.

32.

So ſehr die Eiferſucht auch quält,
  Doch werden Frau'n ſich drüber nie beſchweren,
Und da ſie ſtets der Liebe beigeſellt
  So ſuchen ſie die Frauen noch zu nähren.

33.

Beſtändig ſind die Frauenzimmer
Wie das ſchon in ihrem Blute ſteckt,
Sie lieben immer, immer, immer,
Nur ändert oft ſich das Object.

34.

Die Männer machen aus Frauen
Vieles, was ſie nicht ſollen,
Die Frauen machen aus Männern
Alles, was ſie wollen.

35.

Alles hat das weibliche Geſchlecht
Gegen ſich: Gewalt, Geſetz und Recht,
Dennoch können wir die Frauen
Stets als Herrſcherinnen ſchauen,
Ein Beweis für jene Macht,
Womit ſie die Natur bedacht.

36.

In Europa ſind die Frauen
Mehr als ihre Sitten werth,
Aber in dem Oriente
Iſt dieß durchaus umgekehrt.

37.

Alles, was die Frau dem Mann
Ganz gewiß verſprechen kann,

Iſt nur: zu verhol'nen Freuden
Die Gelegenheit zu meiden.

38.

Die Körbe, welche ein Weib uns beut,
Sind oft geſtrickt aus Eitelkeit.

39.

Hüllt ſich die Frau in die Schwäche ein,
So wird ſie gewiß am ſtärkeſten ſein.

40.

Durch die Anmuth und durch die Feinheit
Die das Weib von der Natur bekommen,
Wollte dieſe ihm erſetzen,
Was ſie ihm an Kraft und an Genie genommen.

41.

Untreu' vergeſſen die Frauen ſchwer,
Doch ſie verzeihen ſie niemals mehr.

42.

Die Männer müſſen zu erwerben ſchauen,
Erworbenes erhalten müſſen die Frauen.

43.

Erweckt eine Frau durch Natur keine Liebesbrunſt,
So nimmt ſie Zuflucht zur Kunſt.

44.

Sperrt ihr eine Frau mit ihrer Liebe ein,
So ſperrt ihr, und wär' ſie auch ganz allein,
Den Wolf doch ſtets zu dem Hühnchen hinein.

45.

Die Freundinn eines Mannes
Kann dann ein Weib nur ſein,
Wenn er nicht mehr im Stand' iſt
Ihr Lieb' zu ſtoßen ein.

46.

Was reimt ſich denn auf Frauenzimmer?
nimmer,
ſchlimmer,
immer.
Sind wahrlich treffend alle drei,
Denn beſſer werden ſie wohl nimmer,
Im Gegentheile täglich ſchlimmer,
Und dennoch lieben wir ſie immer,
Und Keiner bleibt von Liebe frei.

47.

Langeweile iſt bei den Frauen
Meiſt als Vorläufer der Lieb' anzuſchauen.

48.

Gar viele ſchöne Frauen verkünden
Laut ihre Betrübniß, um Tröſter zu finden.

49.

Wir ſollen mit ſchönen Frauen verfahren
Gleichwie mit Schätzen, ſie ſorgſam bewahren,
Denn Schätze und Frauen, ſind ſie nicht verborgen,
Muß leider man bald zu verlieren beſorgen.

50.

Frauen! wenn Ihr's oft am wenigſten glaubt,
Hat Euch Gott Amor das Herz ſchon geraubt.
Gleichgiltig ſchlaft Ihr des Abends ein
Und wacht wieder auf mit der Liebe Pein.

51.

Die Frauen ſinden oft mehr Behagen
An denen, die Schlimmes von ihnen ſagen,
Als, die ſie mit Schmeicheleien plagen.

Nüſſe

zum

Aufknacken für ſchöne Zähne.

Räthſelkranz

von

Heinrich Adami.

I. Charade.

A.

Mein Beſter! ich habe die Erſte von Ihnen,
Ei zahlen Sie doch die zwei Andern mir aus.

B.

Was fällt Ihnen ein? da kann ich nicht dienen,
Denn leider hab' ich kein Geld jetzt zu Haus.

A.

Sie zahlen mich gleich, ſonſt muß ich Sie klagen,
Entſchädigen werd' ich mich für den Verluſt!

B.

Thun Sie, was Sie wollen, ich muß Ihnen ſagen,
Zum Zahlen hab' ich wahrhaftig nicht Luſt.

A.

Ich mag die Zeit nicht mit Streiten verplaudern,
Ich haſſe durchaus, was das Ganze ſpricht,
D'rum zahlen Sie mich, und das ohne Zaudern,
Sonſt geh' ich auf der Stell' zu Gericht!

II. Logogryph.

Juſt hat einen blühenden Jüngling
Zu 12345 erwählt,
Der ſeine Tochter, 234
Mit Namen, zum Weibe erhält.

Als ſchönſte 5423 iſt ſie
Allüberall bekannt,
Und keine 3451 mißt ſich
Mit ihr an Schönheit im Land.

D'rum iſt der ſchmucke Junge
Beim Heirathen auch gleich dabei,
Und führet zum Altar die Schöne
Zu Oſtern im 542.

Den 123, ſtets ſie zu lieben,
Er ſpricht ihn voll freudiger Luſt:
Sie ſinkt aber mit einem 24
Erröthend an ſeine Bruſt.

Er ſagte nun jeder Verirrung
431 in Ewigkeit:
Schön iſt ſie wie eine 314
Zur alten römiſchen Zeit!

III. Vexir-Räthſel.

(Vierſylbig.)

Um ein letztes Paar zu machen,
Nahm ich mir das Ganze her,
Und da fand ich, daß dieß Späßchen
Schwer nicht auszuführen wär'.

Ich zerlegte nun das Ganze
Klüglich in ſein erſtes Paar,
Und bemerkte, daß es eben
Viermal drin vorhanden war.

Und nun theilte ich das Ganze,
Das nur die Charade iſt,
In zwei Theile, deren jeder
Grad ein ganzes Wort verſchließt.

IV. Logogryph.

12345678—45678.

Ein junges weinendes Weibchen,
Die ſitzt alltäglich am Meer,
Und hoffet und wünſcht das Erſte
Mit bangender Sehnſucht her.

Das Zweite ſoll es ihr bringen,
D'rum ſieht ſie mit düſterem Blick,
Denn ohne den theuren Geliebten
Iſt für ſie im Leben kein Glück!

V. Palindrom.

12345—45231.

Vor dem Einem beugſt du dich,
Wenn du's auch nicht ſiehſt;
Und das Andre leitet dich,
Wenn verirrt du biſt.

1234—4321.

Eines iſt ein nützlich Thier,
Aber riecht nicht gut;
Doch das And're kriegſt du nur,
Schoneſt du kein Blut.

234—432.

Iſt das Eine glatt und hell,
Kommſt du leicht d'rauf fort;
Doch das And're iſt nicht mehr,
Als ein höflich Wort.

VI. Charade.

Es ſaßen vier rüſtige Zecher
Tief in die Nacht bei einand,
Und freudig machte der Becher
Die Runde von Hand zu Hand.

Und Einer aus ihrem Kreiſe,
Der hob die Dritte empor,
Und ſang nach einfacher Weiſe,
Begleitet vom ſtürmiſchen Chor

„Ihr Brüder! die erſten zwei eilen
Im Leben mit raſtloſen Flug.
Laßt alte Wunden uns heilen:
Thut jetzt aus der Dritten 'nen Zug!“

„Die Luſt blühet noch in dem Kranze,
Den wir dem Schickſal geraubt,
Wer weiß es, wie lange das Ganze
Uns noch zu leben erlaubt!“

VII. Logogryph.

Ich trug viel hohe Ehren
Im alten Teſtament,
Und weiß, daß aus dem Treibhaus
Mich jeder Gärtner kennt.

Ich war zwar nicht von Adel —
Doch willſt du, daß ich's bin,
So ſetz' nur eine Letter
Vor meinen Namen hin.

VIII. Charade.

Das Ganze iſt ein Roman, wie ihr wißt.
Der aber ſchon längſt aus der Mode iſt,
Man lächelt jetzt über das Ritterthum,
Und findet den Geiſterſpuck ärgerlich dumm.

Doch find' ich das Ganze, in Sylben getrennt,
Jetzt bei ihr, die mein Liebchen ſich nennt:
In ihren Augen das erſte Paar
Droh't meinem Herzen Feuersgefahr. —
Von ihrer Hand nur das letzte Wort,
Es nähm' meinen Gram mit einemmal fort!

IX. Anagramm.

123456—413526—316254.

Der alte Baron war geſtorben,
Das Erſte wurde nun frei,
Doch hatte er nicht verfüget,
Wer drin ſein Nachfolger ſei.

Von drei hinterlaſſenen Söhnen
Wollt' es ein Jeder ſein,
Doch nur, wer beim Zweiten der Früh're
Geweſen, bekam es allein.

Die anderen zwei gingen leer aus,
Und klagten laut und frei,
Daß bei der ſchnöden Vertheilung
Das Dritte im Spiele ſei.

X. Charade.

Das zweite Paar kam in die Kirche,
Und hörte mit lauſchendem Ohr
Das erſte Paar feierlich ſingen
Hoch oben auf dem Chor.

Er pries die hellklingenden Töne,
Die wunderbar heilige Pracht,
Und lobte das kunſtreiche Ganze
Daß es ſo herrlich gemacht.

XI. Logogryph.

Das Ganze iſt ein feuriger Wein
Und glänzet hell im blutigen Schein.

Sein Inneres birgt gar mancherlei,
Du rathe nur, was Jedes ſei.

Die erſten vier Lettern ſind ein Schloß,
Das oft den Belag'rer mit Pfeilen beſchoß.

Die nächſten drei Lettern erräthſt du nicht ſchwer:
Verbindungen ſtellen ſie überall her.

Und wer dieſe ſieben zuſammen noch fügt,
Der hat was, das in Frankreich liegt.

Die letzten zwei Lettern, — ei ſuche nur zu! —
Ich bin es niemals, noch weniger du.

XII. Charade.

Der Bergknapp, mit ſtarkem Vertrauen
Auf ſeines Schutzpatrons Macht,
Fährt, um die Erſte zu kriegen,
Hinunter den finſtern Schacht.

Sein Liebchen trägt er im Herzen,
Und ſcheut d'rum keine Gefahr,
Und, wenn er von ihr ſpricht, ſo nennt er
Nur immer das nächſte Paar.

Ach fänd' er nur große Schätze
Im unterirdiſchen Reich,
Ihm käme kein mächtiger Kaiſer
In ſeinem Glücke gleich!

Den Schutzpatron, der als das Ganze
Hoch oben im Himmel thront,
Ihn fleht er, daß er ſeine Liebe
Mit reichem Funde belohnt!

Logogryph von Emmy.

Fünf Zeichen nennen euch im Bunde
Den Sänger, deſſen frohen Drang,
Das Lächeln freundlicher Kamönen
Beſeelt mit fremden Liebestönen
Umflügelt von der Leier Klang.

Doch wie der letzte Hauch entſchwindet,
Ein Hauch, der Liebe erſter Ton,
Entführt des Wechſels bunt Gefieder,
Aus meines Räthſels Spiegel wieder,
Der Pierinnen heitern Sohn.

Vier Zeichen tauchen ihren Pinſel
In Frühlingsglanz und Morgenſchein,
In Roſenduft und Sonnenſtrahlen,
Ein lieblich Himmelskind zu malen,
Wie Blumen lachend, friſch und rein.

Es ſpendet aus der gold'nen Schale
Den Mai, voll Freude, Scherz und Spiel,
Fünf Zeichen und das Lichtgeſchmeide,

Wird ſchnell zum ſchwarzen Feierkleide,
Der Wunderkelch zum Federkiel.

Es iſt dahin die Blüthenkrone
Die ſchöne Stirn, das blonde Haar,
Und ſchließt der fünfte Laut das Ende,
Stellt auch als Werkzeug kräft'ger Hände
Sich Götterbild und Sänger dar.

Kern der Nüsse.

Räthſelkranz.

I. Wortwechſel.
II. Eidam — Ida — Maid — Dame — Mai — Eid — Ja — Ade — Dea.
III. Sylbenräthſel.
IV. Fregatte — Gatte.
V. Geiſt — Steig. Geis — Sieg. Eis — Sie.
VI. Stundenglas.
VII. Aron — Baron.
VIII. Zauberring.
IX. Erbgut — Geburt — Betrug.
X. Orgelbauer.
XI. Burgunder — Burg — Und — Burgund — Er.
XII. Erzengel.

Logogryph: Hebel — Hebe.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

HULDIGUNG
den
FRAUEN.

TASCHENBUCH
für das Jahr 1835.

Herausgegeben
von
J. F. CASTELLI.

Dreizehnter Jahrgang.
(*Mit neun Kupfern.*)

WIEN
bei Fr. Tendler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Yf 500

Inhalt.

I.

Proſa.

Seite
Beck (Louiſe): Das Gewölbe. (Novelle.) . 78
Caſtelli (J. Fr.): Die Vaſe aus der Provinz. 220
(Erzählung.) 319
Kuffner (Chr.): Lachen und Lächeln . . . . .
Langer (Johann): Huldigung den Frauen. 24
(Humoriſtiſche Erzählung.) . . . .
Lembert: Der Mann von vierzig Jahren. 327
(Novelle in Briefen.) . . . .
Moshammer (J.): Die Etymologie des 1
Wortes Weib. (Eine Skizze.) 186
Reland: Krimmler Veve. (Erzählung.) . . 258
Straube (E.): Das Medaillon. (Novelle) .

II.

Gedichte.

Carlopago:
Nähe und Ferne 76
Frühlings-Toaſte 77

Seite
Fitzinger (J.): Carneval 139
Frankl (Ludwig Aug.): Anahid (Perſiſche Legende) 210
Hermann von Hermannsthal: Die Köhlerhütte im Zellerſattel 63
Hannuſch (J. J.): Das Genus. Dem ſchönen Geſchlechte gewidmet. An Autoren und Alle, die ihr gleichen . . . .
Hlawaczek: Dichterliebe 184
Hammer (J. v.): Der Abend. (Nach morgenländiſchen Dichtern.) 252
Kahlert (Aug.): Die Biene 68
Kaltenbrunner (C. A.): Die Blume des Thales 180

Laube (Heinrich):

Des Sonettiſten Untreu'. (Ein Sonett an Die und Die) 69
Wozu Sonette? (Sonett.) 70
Die Liebe. (Sonett.) 71
Grün und Roth (Sonett.) 72
Das Herz und die Liebe. (Sonett.) . 73
Sonett und Herzenſchlüſſel. (Sonett.) 74

Mächler (C.):

Die Ketten 17
Die Trennung 21

Manfred:

Die Linde 217
Stufengang 219
Gegenſatz 219

Seite

Mailáth (Johann Graf): Mit einem Glas, an die Mutter eines neugebornen Mädchens · · · · · · · · · · · · · · · · 182

Neuffer:
Emma's Weggang (Sonett.) · · · · 22
Erinnerung an Emma. (Sonett.) · · 23

Prokeſch (Ritter von Oſten): Im Idagebirg (Juni 1826.) · · · · · · · · · · · · · · 215
Raupach: Romanzen und Lieder · · · 60—63

Seidl (Joh. Gabr.):
Der Lenz der Liebenden · · · · · · 12
Entſchuldigung. (An einen Freund.) · · 14
Das welke Blümchen · · · · · · · 75
Schleſinger (Sigmund): Die zwölf Himmelszeichen · · · · · · · · · · · · · 147
Schilling (Auguſt): Epigrammenleſe · · 183

Sileſius (Eduard):
Vögelchen im Käfig · · · · · · · · 317
Kindleins Tod · · · · · · · · · · 318

Tſchabuſchnigg:
Die Sage vom treuen Herzen · · · 65
Scheidewort · · · · · · · · · · 66
Auch zwei Liebende · · · · · · · · 67
Thekla: An die Wolken · · · · · · · · · · 140
Treitſchke (F.): Sterbezeit · · · · · · · · 216
Vogel (Johann N.): Magyaren-Tod. (Hiſtoriſche Ballade.) · · · · · · · · · · · · · · 145
Weingarten Die Nonne von Oviedo. (Nach einem Gemälde von Van Brée.) · · · · · · 18

III.

Seite
Homonymen, Logogryphen, Charaden von Jaggi . . . . 367—371

Zu den Kupfern.

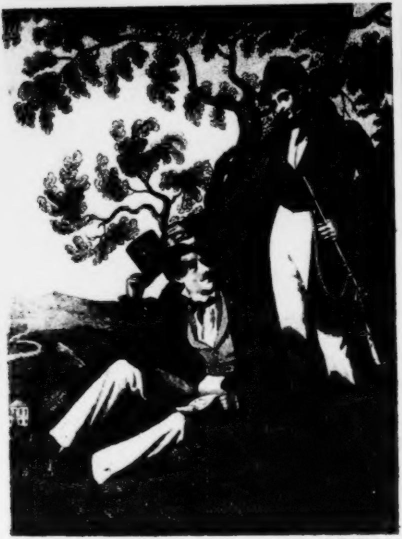
I. (Titelkupfer:) Ihre königliche Hoheit, die Prinzeſſin Louiſe, Amalie, Stephanie von Baden, Gemahlin Sr. königl. Hoheit des Prinzen Guſtav von Waſa.

II. Zur Erzählung: „Huldigung den Frauen" von J. Langer.

III. Zur Erzählung: „Das Gewölbe" von Louiſe Beck.

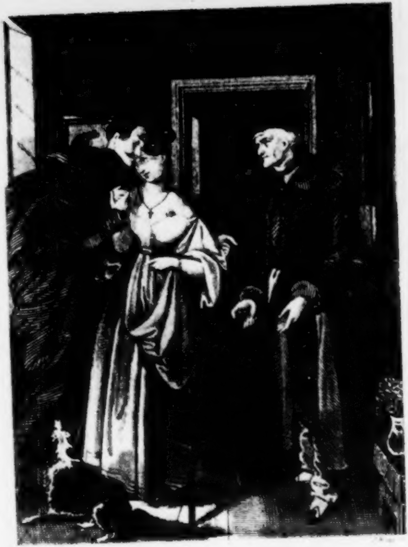
IV. Krimmler Veve, zur Erzählung gleiches Namens, von Neland.

V. Laura,
VI. Lady Auſtin, } zur Novelle: „Der Mann von vierzig Jahren," von Lembert.

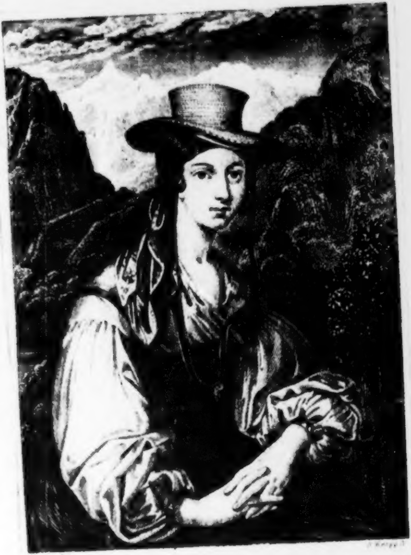


[illegible] del. C. Mahlknecht sc.

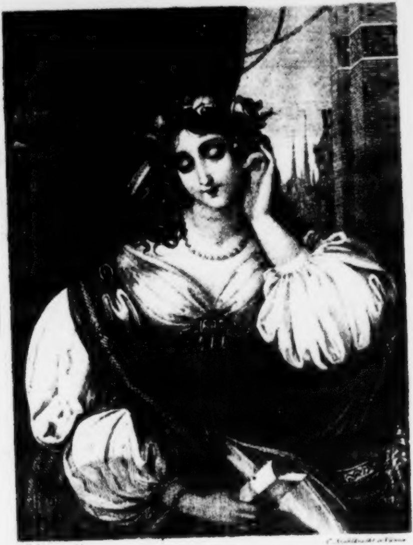
Zur Erzählung: Huldigung den Frauen,
von A. Langer.



Zur Erzählung Das Gewölbe

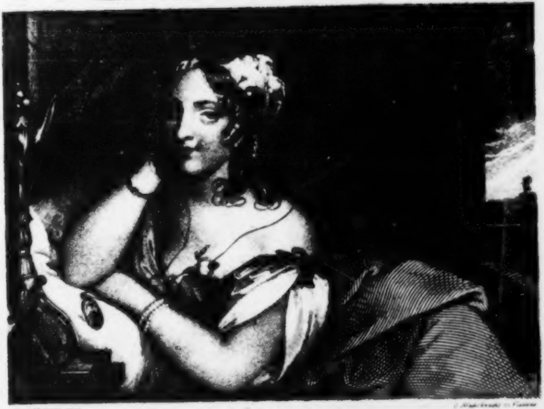


ur Erzahlung · Krimmler Vere.



LAURA.

zur Erzählung: Der Mann von vierzig Jahren.



LADY AUSTIN.

Zur Erzählung Der Mann von vierzig Jahren.

Huldigung den Frauen.

Die Etymologie des Wortes Weib.

(Eine Skizze.)

Kaiſer Carolus der V. mußte denn doch wohl kein tüchtiger Uhrmacher geweſen ſein, weil er nicht einmal, trotz aller Mittel und Anſtrengung, in ſeiner Clauſe zu St. Juſt zwei Uhren ſo zu fertigen und dreſſiren wußte, daß ſie auf momenti und minuti zuſammenſtimmten — ſo dachte und murmelte Herr Baldrian Edler von Moreſus, als er ſich, auf ſeinem ſtillen Landſitze von langer Weile geplagt, endlich auch auf die edle Uhrmacherkunſt mit jenem hitzigen Eifer warf, der in hundert andern literariſchen und mechaniſchen Beſchäftigungen eben ſo ſchnell erkaltete, als er raſch wie die Flamme am hohlen Strohhalme emporgelodert war. Und wie ſich der weltverſtändige Carl ſelber einen Thoren ſchalt, daß er ſo viele Länder und Reiche in Gleichförmigkeit und Einklang zu lenken hoffte, und dieß nicht einmal an todtem Räderwerke zu bewirken vermochte, — ſo ſchlug ſich nach zwei Wochen vergebner Arbeit auch Baldrian mißmuthig vor die Stirn, und rief mit tragiſchem Pathos aus: dieſe ſeelenloſen Maſchinen beweiſen mir klar, daß zwei Dinge hienieden nie — nie — nie — harmoniſch und ſympathetiſch zuſammenſtimmen — und es alſo beſſer ſei, daß jegliches für ſich allein beſtehe!

Herr Baldrian meinte hierunter ſeine Frau Gemahlin, von der er leider ſchon eine geraume Zeit getrennt und geſchieden lebte — er ſelbſt auf dem waldigen Landſitze Bärenhorſt — und Eleonora auf Taubenfeld, ihrem väterlichen Erbgute.

Daß eigentlich er ſelbander mit ſeinen wunderlichen egoiſtiſchen Launen die Grundurſache beſagter Scheidung war, bezweifelte Niemand, der Beide genauer kannte, und wahre aufrichtige Freunde hielten ihm oft den klaren Spiegel der Selbſtbeſchauung vor, und tadelten an ihm dieſe Schattenſeite, die vielleicht die einzige in ſeinem ſonſt makelloſen Charakter war. Die unglückſelige Idee, daß viele Frauen gerade das nicht ſind, was ſie ſein ſollten, ſpann ſich in ſeinem verworrenen Gehirne zur fixen Idee aus, und die ſchuldloſe Eleonora mußte leider eine Schuld büßen, die nur der kleinere ſchlechtere Theil ihres Geſchlechtes begeht, in Leichtſinn, Trug und Verirrung.

Trotz alles Eigendünkels und aller Selbſtbeſchwichtigung wachte in Baldrians Buſen doch immer ein dunkles Gefühl, ein herber Vorwurf, an ſeiner Gattin ein ſchweres Unrecht verübt zu haben; und dieſes Gefühl war es, das ihn mit folternder Unruhe von einem Unternehmen zum andern trieb, ohne ſeine Grillen zu zerſtreuen, ſeinen Unmuth zu lindern, ſein Gewiſſen zu befriedigen, ſein Herz aufzuheitern.

Er klatſchte Fliegen todt, er ſtellte Mäuſefallen und Vogelſchlingen, er zupfte Charpien und ſtickte bunte Pantoffel, er ſchaukelte mit der luſtigen Dorfjugend und ließ Drachen ſteigen, er ſpielte Schach und hielt ſich Rennpferde, er richtete Hunde ab, und langweilte ſich auf der Jagd, langweilte ſich überall, und konnte ſeit Eleonoren eine gewiſſe wüſtöde Leere in ſeiner Seele nicht ausfüllen, die ihn athemlos erdrückte und erſtickte.

Die eigentliche Würze des Lebens, den Umgang mit dem ſchönen edlern Geſchlechte verſchmähte er ganz, denn er haßte die Frauen, er haßte ſie aus Eigenſinn, nicht aus Erfahrung, und ſchmachtete lieber in Unmuth, Trübſinn und Langeweile, als er ſeinen ſtarren Kopf um eine Linie verrücken wollte. In dem Wahne, er könne wohl im Umgange mit Männern ein genügendes Surrogat, an trockenem Witze und kahler Gelehrſamkeit hinlänglichen Erſatz für weibliche Holdſeligkeit, Laune und Grazie finden, lud er ſich von Zeit zu Zeit Geſellſchaft in das Schloß, doch ob er ſattſam mit ihnen ſchwelgte, trank, ſpielte und zankte — den wahren ſeelenvollen Genuß, das fühlte er, habe er nie in ſolcher Geſellſchaft geſchmeckt, und ſie immer mit kälterem Herzen entlaſſen, als er ſie empfangen hatte.

Unter ſeinen vielen Gäſten übte doch ſtets ſein Neffe Olivier den meiſten Reiz aus auf ſein Gemüth, obwohl er mit dieſem jungen Manne ſtets im Zanke lag, und das beſonders aus dem Grunde, weil Olivier kein launiges Wort ſprechen, keinen heitern Witz ſchmieden, keinen Toaſt ausbringen konnte, ohne nicht das von unſerm Baldrian verpönte ſchöne Geſchlecht in ſeine Reden und Segnungen zu verweben. Auf jede Lobpreiſung, die Oliviers Lippen wie unter leiſen Küſſen entſchlüpften, donnerte Baldrian ſein Shakeſpeariſches: „Falſchheit, dein Name iſt Weib!“ entgegen, und der Jüngling war nichtsdeſtoweniger zuſammengedonnert, ſondern erhob ſich nach jeglichem Blitzſtrahl um ſo muthiger wieder, das Recht der Frauen zu vertreten, und über ihren Namen die ſchützende Aegide der Vertheidigung zu ſtellen.

„So ſind denn jedes dritte Wort deine drei Worte: Frau, Weib, Mädel!“ rief eines Tages unſer Griesgram völlig entrüſtet aus; „ich ſage dir, das klingt mir zerſchmetternd in die Ohren, denn Frau heißt mir fraus, d. i. Betrug, Hinterliſt; Weib fève de loup, Wolfsbohne, und Mädchen oder Mad matou, das iſt im Franzöſiſchen falſche Katze!“

Herr Baldrian war hier improviſirender Etymolog, und ſpannte neuerdings ſein Gedächtniß auf die Folter, um ihm aus dem Vorrathe ſeiner philologiſchen Kenntniſſe noch ſo manche Sylbe zu erpreſſen, die in ſcheinbarem Anklange zu den beſagten Wörtern laute, deren Seele aber Gift und Galle ſein ſollte.

Als er vergebens nachſann, rannte er glühend in ſein Bibliothek-Zimmer, und ſchlug allen Vorrath von Dictionairs und Etymologien ſo heftig durcheinander, daß er ſich in eine lichtloſe Staubwolke einhüllte, und im Taumel ſeines Eifers gar nicht bemerkte, daß auch

Olivier neben ihm ſtand und zu beſagten Worten, Wurzeln und Stammlaute aufzuſpüren bemüht war, die eine lichte Folie unter ſeines Oheims Schattenriſſen abgeben ſollten.

„Herr Onkel!" unterbrach Olivier zuerſt die dumpfe Stille, „es iſt wahrlich ſchwer, für das Wort Weib eine paſſende Wurzel zu finden."

„„Nicht im geringſten ſchwer,"" entgegnete der Oheim, „„ich habe deren genug aufgeſpürt; da lies einmal: die nackte Stammſylbe mochte etwa ſo lauten: wif — wef, viv, veif etc.: dazu paſſen nun exempli gratia: das lateiniſche vep-res, Dorn, lateiniſche und griechiſche viper, die Schlange, das celtiſche wep, franzöſiſche guep, lateiniſche vespa, die Wespe oder Hummel; ferner viverna die falſche Wieſel, das griechiſche eibo, äoliſch: feibo, ich tropfe oder weine; denn ich ſage dir, dieß Geſchlecht weint immer wie gewiſſe Thiere, die man Krokodille nennt;"" und in dieſem Mißtone hätte er noch lange fortgefahren, wenn ihm nicht Olivier in aller Ruhe und Gelaſſenheit die etymologiſchen Werke eines Wachter, Friſch, Ihre, Adelung, Orlof, Grimm, Heinſius ꝛc. vor die Augen gehalten, und ihn darin zu blättern genöthiget hätte. — „Die Forſchungen und Ableitungen," ſagte er, „welche dieſe Männer von dem Worte Weib zu machen gewagt haben, ſind wohl an ſich recht ſcharfſinnig und begründet, doch zeigt ſich nach allen Angaben und Contraſten nicht undeutlich, daß das beſagte Wort in fremden Wurzellauten nicht einheimiſch, daß es vielmehr ein echt deutſches Ur- und Stammwort ſein müſſe. In altdeutſchen Mundarten erſcheint es in mannichfaltiger Form, als: Wip — wib, Wieſ, wiſ, wiſe, viſe etc. Jedoch die Herleitung von dem gothiſchen Verbum waibjan, d. i. binden, woher richtig unſer weben ſtammt, ſcheint mir ſehr gezwungen, denn ſie beruht außer der zufälligen Aehnlichkeit nur auf der Vermuthung, daß das Weib ſeinen Namen von ſeiner damals gewöhnlichen Beſchäftigung des Webens erhalten habe. Viel wahrſcheinlicher dünkt mich die Ableitung vom lateiniſchen vivere (griech. biein), d. i. leben; denn des Weibes geſegneter Schooß hegt das phyſiſche Leben, des Weibes treues Herz und heiterer Sinn hegen das edlere moraliſche Leben." — „„Stille!"" grollte ihm nun Baldrian entgegen, und langte mit neuer Gier nach ſeinen Wörterbüchern, ſich heimlich mit der Hoffnung ſchmeichelnd, ſeinen Gegner für das Wort Frau ſo giftige und bittere Rhabarber-Wurzeln herauszuziehen, daß ſie ihm jedes ſüße Wort im Munde vergällen ſollen. — Er war in der Wahl ſeiner Stammwurzeln nicht ängſtlich verlegen, wenn ſie nur eben ähnlich lautend zu ſeinem Zwecke paßten, und dachte, wenn Etymologen von Profeſſion und Ruf oft nicht weniger blindlings jagen und fiſchen, ſei es ihm, dem Laien, um ſo mehr vergönnt, aus den Wäldern und Tiefen zu fangen, was ihm eben gelegen in Schuß und Netz geräth; wenn Adelung ſich erlauben durfte: Seele von salire, d. i. hüpfen, ſpringen, Wachter Menſch vom griechiſchen menis, Zorn, Friſch endlich tanzen vom griechiſchen donein, d. i. bewegen ꝛc.

herzuleiten, ſoll mir das Obenbeſagte, und das Folgende nicht geſtattet ſein, hypothetiſch zu begründen? Das bärtige Volk der Sprachforſcher hat immer tauſend Spitzfindigkeiten, um gewagte Behauptungen mit ſcheinbaren wichtigen Gründen zu rechtfertigen; ich laß es z. B. hingehen, das Wort Erde für ſtammverwandt mit dem hebräiſchen erets, griechiſch era, lateiniſch und ihren Töchtern terra, terre, altdeutſch, engliſch, ſchwediſch ꝛc. airtha, erth, erdo, eirda, etc. zu halten, die Wurzel er iſt überall bleibend, und hier von hinten, dort von vorne durch t, th oder d angewachſen; der Guckguck mag es aber verantworten, wenn ſie, was ſo oft geſchieht, ſprechende Contraſte, z. B. kalt mit calidus, warm ꝛc. in Verwandtſchaft ziehen. Da ich mir nun keinen ähnlichen Fehlgriff (beſchwichtigte ſich Baldrian ſelbſtgefällig) zu Schulden kommen laſſe, kann ich um ſo muthiger meine Hypotheſen verlautbaren, wie folgt:

„Meinem innern Gefühle zufolge, lieber Neffe! möchte ich wohl das Wort Frau vom griechiſchen phraugma ableiten, welches Schauder, Schrecken bedeutet, und woher auch das franzöſiſche effrayer und das holländiſche vreezeu, ſich entſetzen, ſtammen mag; doch da dieſes Geſchlecht vor aller Welt im böſen Leumund der Geſchwätzigkeit ſteht, rathe ich lieber auf das griechiſche phraein als Stammwort für phrazein, das iſt viel ſprechen, plaudern, isländiſch frae, gothiſch fraban, woher auch unſer volksthümliches Fratſcheln rührt.“

Nr. 2 iſt es nicht minder unbeſtritten, daß Eva's Töchter gar lüſtern ſind, demnach fand ich gar gute

Quellen in froe, fro und frai, welches im nordiſchen Germanien Lüſternheit, im Franzöſiſchen frai, italiäniſch frega, eben daſſelbe, und auch Froſchlaich bedeutet."

„Nr. 3. Wer eine Frau hat, der hat mit ihr unſäglich große Ausgaben, ſiehe nunmehr das franzöſiſche frais, frai, eine treffliche Wurzel!"

Herr von Baldrian wollte auf Nr. 4 übergehen, Olivier aber unterbrach ihn und ſagte: unſer Frau lautete in altdeutſchen Formen: frouuo bei Otfried und Notker, im Gothiſchen bei Alphilas frauja, noch jetzt in nordiſchen Töchterſprachen Vrouw, Frue, Fru; wie uns Adelung und Grimm verſichern hat aber einſt Frô, Fraujo auch einen Herrn bedeutet, welches die Ableitung von frei (griech. phreein) nicht ganz unwahrſcheinlich macht, da es ſonſt überhaupt nur zwei Stände, d. i. Freie und Sclaven gegeben hat.

„„Ich bin aber den Frauen allzuhold, um nicht eine ſüße Würzel für ſie aus den Furchen meiner Linguiſtik zu ziehen, und ſage demnach Frau hat einerlei Urſprung mit unſerm froh, fröhlich, Freude, freuen, welches letztere ſchon im Griechiſchen eu — phrai — nein lautet, und gewiß unſrer germaniſchen Venus den Namen Freya gab, alſo Liebe, Holdſeligkeit, Freude.""

„Still!" donnerte Herr von Baldrian unterbrechend wieder, und beeilte ſich für das Wort Mädchen (Magd) ſeinen geſammelten Vorrath auszukramen. „Sage mir," Neffe! ob du für die Stammſylbe dieſer Benamſung mad oder mag gelten laſſeſt?" — Olivier citirte ihm wieder die altthümlichen Formen, als: **magath** bei Ulphilas im Meſopothamiſchen; **magad** bei Otfried, **mad** und **maid** bei Stricker, Tatian u. A., letzteres auch jetzt noch bei Dichtern, **meta** im Celtiſchen, übrigens heißt bei altdeutſchen Schriftſtellern **magus**, **mah** und **mag** ein Kind auch männlichen Geſchlechts.

„So höre denn fürs Erſte“, fiel der Oheim ein, meine Ausbeute für die Stammſylbe **mad** — wofür ich offenbar das griechiſche **matia** als die treffendſte Wurzel erkläre, denn dieß Wort heißt Eitelkeit! und wer iſt wohl eitler, denn eine Maid? Zu dieſer **matia** gehört das hebräiſche **maath**, d. i. unſtät, ſchwankend, wie nämlich die Eitelkeit in Moden, und ein Mädchenherz in der Liebe iſt, und dazu wieder gehört das walliſche **mat**, **matto**, deutſch matt, d. i. blöde, albern, wie denn ſo oft die Mädchen ſind, und dabei gern naiv erſcheinen möchten; für die Sylbe **mag**. **mac** aber paßt recht gut das lateiniſche **macula**, **macchina**, Makel oder Mahl, Fleck, ſie ſind mit ihrer Gebrechlichkeit und ſchnellen Welkſamkeit wahre Makeln der Natur. Ferner hab' ich noch das griechiſche **makkoan**, läppiſch, oder **macer**, **maigre**, mager in Bezug ihrer — — —“

„„Das ginge weit über alle Gränzen, Herr Onkel““, unterbrach ihn Olivier, und fing ſeinerſeits an zu deduciren: **magus**, ein Zauberer, denn ſind holde gute Mädchen nicht wahre Zauberinnen des ſüßeſten Lebensgenuſſes? ein wahrer Schatz (arabiſch **machasin**) der Luſt und Heiterkeit? Wenn ſie z. B. aus ihrer melodiſchen Kehle oder aus den Saiten des Claviers, (griech. magadis) Töne zaubern, die uns in die Muſik der Sphären entrücken; ſo machen ſie uns, wie nichts mehr auf Erden, der Erde vergeſſen, machen uns wonnetrunken, glückſelig (griech. macar), dann wie klug und mathematiſch (mathesis) weiß die Schöne ihre natürlichen Reize noch zu erhöhen durch Putz und Anſtand, daß ſo ganz das griechiſche mados, d. i. geſchniegelt und gebiegelt, oder nett, ſauber, reinlich auf ſie paßt. Sie ſind demnach ausgemacht des Lebens wahre: mat maat oder griechiſch mattua, das alles eine köſtliche Speiſe, einen Leckerbiſſen bedeutet. Olivier ſprach dieß mit glühender Begeiſterung aus dem Innerſten ſeines lieberfüllten Herzens, denn er war eben Bräutigam, war verlobt mit Bertha von Taubenfield, einer Nichte von Baldrians Gattin, und dieſe Tugend und Schönheit rechtfertigte das lebhafteſte Gefühl, die feurigſte Lobpreiſung des beſſern Geſchlechtes, das Baldrians Eigenſinn ſo unbillig zu verunglimpfen wagte. Aber auch über ihn triumphirte die Wahrheit und das Recht. Baldrians Herz ſchmolz in weichern Empfindungen auf, als er das verlobte Paar in ſeiner himmelvollen Trautheit belauſchte, und ſich ſelbſt geſtehen mußte, in der Liebe und der Ehe Glück beſcheeren uns die Frauen ſchon elyſiſche Seligkeit. Dieß Geſtändniß wurde ihm endlich wiederholt und noch lauter erpreßt, als er bei ſeinen fortgeſetzten Grübeleien in der Bibliothek zufällig eine Schrift von der Hand ſeiner Eleonora fand, die ein kurzer Abriß ihrer geheimſten Empfindungen und zugleich ein kleiner Beitrag zur

Geſchichte duldender Frauen war *). Eleonore ſprach darin wohl von Mißhelligkeiten zwiſchen ſich und ihrem Gatten, doch ſo ohne allen Groll und Vorwurf, daß ſie vielmehr in ſich ſelbſt einige Schuld ſetzte, und den Himmel beſchwor, ihr Mittel und Wege zu zeigen, das Vertrauen und die Liebe ihres Gatten, den ſie liebe und achte, zu gewinnen und zu verdienen. Mit Erröthen und nicht ohne eine Thräne las Valerian dieſe rührenden Zeilen, und es währte nicht lange, ſo ſiegte ſein beſſeres Gefühl über ſeinen Starrſinn, und er ſetzte ſich zum Schreibpult und knüpfte kriechend und flehend eine Correſpondenz mit Eleonoren an.

Um mich kurz zu faſſen, war das Hochzeitfeſt Oliviers und Berthas auch das Verſöhnungsfeſt der beiden Gatten, und wie auch die ſanfte, großmuthvolle Eleonora ſelbſt verſicherte, ſie bereut es nicht, daß ſie ſo ſchwach geweſen iſt, und ihrem Gemahl die ſchwere Schuld verziehen habe.

---

*) Wir werden nach Verlangen beſagtes Manuſcript zu ſeiner Zeit mittheilen, indem wir zur Geſchichte der Frauen überhaupt kein unintereſſantes Blatt zu legen glauben.

J. Moshamer.

Der Lenz des Liebenden.

Mit ſchwerem Herzen wandl' ich auf und nieder
Durch aller Welt erneutes Frühlingsleben;
Es iſt, als mühte ſie ſich einmal wieder,
Die Herzen, die gebeugt ſind, zu erheben!
Umſonſt, umſonſt! — Die tauſend Blätterhände,
Die ſie mir, fröhlichjung, entgegenſtrecket,
Sie haben keine Wärme; — ſind am Ende
Spottfinger nur, mit denen ſie mich necket.

Die tauſend Blumenaugen, thaubethränet,
Sie ſchlagen ſich umſonſt auf, mir zu dienen,
Mein Auge, das ſich nach ganz anderm ſehnet,
Wie unter Blinden fühlt ſich's unter ihnen.
Wohl manche Roſen ſeh' in ſüßem Koſen,
Vollwangig, friſch, ich mir entgegen glühen,
Doch Roſenwangen ſind nicht Wangenroſen,
Und Blüthenleben kein lebendig' Blühen!

Und luſt'ge Lerchen, düſt're Nachtigallen
Entfalten klangbefliſſen ihre Stimmen;
Und lauer Wellen liebefliſternd Wallen
Läßt ſein Geſäuſel mit darein verſchwimmen.

Doch a
Ganz a
Sie ſo
Daß ſie

Was kö
So, im
Unlohn
Ein Un
Ein Un
Wenn
Noch ſ
Es iſt

Es iſt
Das m
Daß' i
Das je
O dieſ
Allſelig
Dann
Und wi

Sie m
Mich f
Wo ich
Zum
Ihr

ach! mir weh'n in den verwöhnten Ohren
z and'rer Lippen ſüß're Laut', in denen
ſo verſunken ſind, ſo ganz verloren,
ſie ſelbſt taub nur wären für Sirenen.

s können alle Weſt' und all' ihr Küſſen,
, im Vorbeiflug, gaukelnd, ſie verſchwenden?
hnend iſt ihr frohbemühtes Grüßen,
Undankbarer iſt es, dem ſie's ſpenden;
Undankbarer, der's nicht achten würde,
nn er nicht aufgeweckt davon, ſich dächte,
ſchwerer fühlend ſeine Trauerbürde:
iſt ein Leben, — aber nicht das rechte!

iſt ein Leben, — aber nicht das rechte!
s mir der Winter erſt zum Lenz entſiegelt,
' ich mich unerſättlich freuen möchte,
s jeden Puls mir, jeden Blick beflügelt!
dieſes rechte Leben, — Wonnebringer,
eligmacher Lenz, dieß mußt du bringen;
nn erſt erkenn' ich deinen Schöpferfinger,
will in Demuth deine Knie umſchlingen!

e mußt du mir hinſtellen, wo ich, lebend,
ch freuen ſoll, dir jubeln, dich empfinden,
ich, dem Sarg' des eig'nen Gram's entſchwebend,
n Himmel eigner Luſt den Weg ſoll finden!
r Blick erſt dünkt der Strahl mich, der verklärend

Hinleuchtet durch des Daſeins Finſterniſſe:
Ich kann bei Ihr mich freu'n, der Welt entbehrend
Doch nicht der Welt mich freu'n, wo ich Sie miſſe.

Joh. Gabr. Seidl.

Entſchuldigung.

(An einen Freund.)

Geliebter Freund, bei dem es mir gelungen,
Mich einzuſingen in dein warmes Herz,
Du fragſt mich nicht aus eitlen Huldigungen,
Du fragſt, ich fühl's, auch aus beſorgtem Schmerz,
Warum ich auf der Muſe Stapelplätzen
So ſelten käm', ein Liedchen abzuſetzen.

Wie, ſoll ich ganz dir meinen Dank beweiſen,
Nicht, daß du mich entbehrſt, nein, mich nur nennſt?
Wie aber kann ich g'nug dich glücklich preiſen,
Daß du den Grund nicht meines Schweigens kennſt?
Nicht kennſt die Mächte, welche kalt und nüchtern,
Den lauteſten der Sänger ſelbſt verſchüchtern.

O glaube mir, nicht müßig liegt die Feder;
Ich tauche ſie noch oft in's Herzblut ein;
Wohl Mancher merkt' mir's ab, doch nicht ein Jeder,
Auch will's ja nicht bemerkt von Jedem ſein:
Denn was wir Arbeit nennen, Fleiß der Seelen,
Das nennen ſie: den lieben Tag beſtehlen.

Darf ich doch ſelber ihr es nicht geſtehen,
Die Lieb des Herzens, Herz des Lieb's mir iſt:
„Sie werden lächeln, ſchilt ſie, und dich ſchmähen,
„Daß du nur eines Namens Herold biſt!
„Mach' etwas Tücht'ges: Dramen und Geſchichten:
„Wer wird denn ewig Liebeslieder dichten!

Doch ſei's, ich bleibe drum nicht müſſ'ger, Lieber!
Oft wird die Bruſt mir ganz beſonders voll;
Dann dehnt ſie ſich, und geht in Liedern über,
Und ſchmilzt mir wider Willen Gram und Groll!
Dann mag ein Anderer ſitzen und ſich faſſen,
Wer einmal nachgab, kann es nimmer laſſen;

Des Lied's Gewohnheit läßt ſich nicht entwöhnen;
Man will's auch nicht, weil ſie ſo ſelig macht;
Sie kann verzeih'n, verſchönern und verſöhnen,
Und koſtet nichts, als höchſtens eine Nacht:
Iſt's beſſer nicht, als in des Schlummers Räumen,
Sie, wach am Pult, doch ſchöner zu vertraumen?

So träum' ich oft, und hab' der Träume viele
Mir aufbewahrt fur eine beſſ're Zeit;
Es kommt zu nichts mit dem Gedankenſpiele,
Mit dieſer ſelbſtgefall'gen Eitelkeit:
Wer wird nach Herzen in Journalen ſchauen?
Man lieſ't ſie nur, um leichter zu verdauen!

Gib ihnen, was dir aus dem tiefſten Herzen,
In einer Stunde ſeltnen Glückes, quoll;
Gib ihnen echte Freuden, echte Schmerzen,
Der wärmſten Liebe reinſten Jubelzoll:
Ja gib, was, wenn's Anakreon geſungen,
Durch Menſchenalter hätte fortgeklungen:

Sie werden ſitzen um den Tiſch, beim Glaſe;
Das Zeitblatt faſſen ſie mit krampf'ger Hand,
Durchblätterns, rümpfen die bebrillte Naſe,
Was Unverſtand'ges murmelnd vom Verſtand,
Bis ſie zum Schluſſ', nach mancher Phraſ' und Note,
Ein Wortſpiel machen oder eine Zote.

Wer, lieber Freund, erfaßt von dieſem Bilde,
Zerbräche nicht die Schranken der Geduld?
Es iſt das Herz mit ſeiner Kraft und Milde,
Um deſſen Gunſt die ſcheue Muſe buhlt;
Wo ſie bemerkt, man will ſie nicht verſtehen,
Da wird ſie roth und wendet ſich zum Gehen.

Joh. Gabr. Seidl.

Die Ketten.

Ein Augenblick — es iſt geſcheh'n,
Es läßt ſich eine Charis ſeh'n;
Gleich iſt von Amors Bogen
Ein Pfeil, eh' man den Blick geſenkt,
Auf's unbewachte Herz gelenkt,
Und tief hinein geflogen.
Doch Ueberlegung und Verſtand
Kann uns zuweilen retten;
Die Liebe ſchließt ein loſes Band,
Die Zeit nur feſte Ketten.

Cytherens Sohn iſt ein Deſpot,
Der oft mit ſchnöden Feſſeln droht,
Er ſpielt mit unſern Schwächen,
Er ſchmiedet ſie voll Hinterliſt,
Ein Nichts uns oft damit umſchließt,
Ein Nichts kann ſie zerbrechen.
Doch ſoll zu einem Blumenband
Die Kette ſich geſtalten,
So muß bewährter Freundſchaft Hand
Den Schlußring ſorgſam halten.

C.

Das Herz viel eit'le Wünſche hegt,
Und Jeder ſchwer an Ketten trägt,
Die Lieb' und Schickſal ſchmieden;
Wie die Erfahrung lehret, ſind
Schon ſeit der Schöpfung beide blind,
Und ſtören unſern Frieden.
Es macht nur eins den Druck gering,
Und kann von Trübſal retten:
Die fromme Hoffnung heißt der Ring
In unſ'res Lebens Ketten.

K. Müchler.

Die Nonne von Oviedo.

(Nach einem Gemälde von Van Bree.)

Seht ihr das Weichbild ſteh'n auf öder Haide,
Wo nah' und fern kein Baum den Schatten ſtreut;
Wo ſich, vom Sonnenſtrahl verſengt, zur Weide
Kein grüner Halm, kein Quell zur Labung beut,
Wo nur im dürren Laub die Schlange lauſcht,
Wenn eines Wand'rers Fuß vorüberrauſcht,
Der kaum zum kurzen Segensſpruch verweilt,
Dem Münſter zu mit ſchnellen Schritten eilt,
Der ihm aus Oviedo's Palmenbüſchen
Entgegenwinkt, ihn kühlend zu erfriſchen

Der Jungfrau heilig Bild verwahrt die Blende
Auf hoher Säule Marmorſtufen Fuß,
Umſchlungen halten ihre Mutterhände
Das Kind des Heils; des Himmelsboten Gruß,
Zur Andacht fromme Pilger zu erbauen,
Steht lesbar in den blanken Stein gehauen;
Ein immer friſcher Blüthenkranz umlaubt
Die Strahlenkrone um ihr holdes Haupt,
Und reichlich ruht der Schmuck der Roſe
Und Lilie der Göttlichen im Schooße.

Wer iſt's, der ihr die reichen Kränze wand,
Wer ſchmückt das Bild der öden Wildniß aus?
Es iſt der gottgeweihten Frauen Hand,
Die drüben wohnen in des Münſters Haus,
Der aus der kühlen Palmenbüſche Wipfel
Herüberblickt mit hohen Domes Gipfel.
Denn mit des Tages allerfrüh'ſtem Grauen,
Damit kein weltlich Aug' ſie mög' erſchauen,
Trägt ſie der Schweſtern jüngſte, wechſelnd Eine,
In ſtiller Andacht hin zum fernen Schreine.

So ging auch einſt, da kaum der Morgen graut,
Zum Erſtenmal in ihres Dienſtes Pflichten
Ein zartes-Kind, des Kloſters jüngſte Braut,
Ihr heilig' Amt am Bilde zu verrichten;
Im ſchweren Kleid der klöſterlichen Zucht,
Den Fuß geſchnürt in harter Sohlen Wucht,

Am Arm den Korb mit Blumen vollgedrückt,
Die ſorgſam ſie im Garten ſelbſt gepflückt,
Den Pilgerſtab zur Hand, ſo wallt mit Haſt
Sie betend fort, und wandelt ohne Raſt.

Doch wie das Reh, aus ſtillem Buſch geſcheucht,
Mit irrem Blick die falſche Bahn erwählt,
Und angſterfüllt durch die Gefilde ſtreicht,
So hat auch ſie des wahren Wegs gefehlt,
Und glühend tritt ſchon an des Morgenskühle
Gewitterſchwer des Sommertages Schwüle,
Bis ſie, zuletzt erſchöpft an's Ziel gelangt,
Auf müdem Knie zum hohen Bilde ſchwankt,
An ſeinen Stufen hin, vom Strahl durchglüht,
Ins dürre Gras Ermattung niederzieht.

Da ſchlägt ein leiſes, kaum vernehmbar Tönen
Wie Weinen an der Tiefbeſtürzten Ohr,
Und halb verſchmachtet mit des Todes Stöhnen,
Blickt ein verlaſſen Kind zu ihr empor;
Des Säuglings Auge noch von Thränen feucht,
Doch Wang' und Lippe ſchon im Tod erbleicht,
Der es mit ſchwarzem Fittig will umfah'n,
Kann ihm nicht ſchnell der Labung Hülfe nah'n
Doch wie ſie blickt, die Jungfrau, fern und weit,
Sich nirgend ihr ein Rettungsmittel beut.

Da wendet ſie verzweifelnd ſich zum Bilde,
Gleich wie vom Blitz die Seele ihr berührt;

Und Beifall ſcheint es ihr, als winke milde
Sein Haupt dem zu, was ſie im Sinne führt.
Und hohe Gluth auf zücht'ger Stirn und Wangen,
Löſ't die Gewänder ſie, die ſie umfangen,
Mit raſcher Hand, und wundervoll entquillt
Der Born, an dem des Säuglings Noth ſich ſtillt,
Und wie vom Dank ihr wallt die keuſche Bruſt,
Durchſtrömt ſie ſelbſt die ſeligſte der Luſt.

Weingarten.

Trennung.

Dein Vorſatz iſt, mit mir zu brechen;
Wohlan, es ſei! — denn — ſtets zu ſchwach,
Dir, Schmeichlerin, zu widerſprechen —
Geb' ich auch dieſem Wunſche nach.
Allein, von all' den kleinen Gaben,
Die wechſelnd wir uns einſt geweiht,
Will ich, bei unſ'rer Trennung, heut'
Zuerſt die Küſſe wieder haben,
Die ich zu hunderten Dir gab;
Dagegen ſei Dir unbenommen,
Zu nehmen die, die ich bekommen,
Großmüthig zieh' ich keinen ab.

C. Müchler.

Emma's Weggang.

(Sonett.)

Emma geht! Verwelke junger Hain,
Voll belaubter, ſchattenreicher Gänge!
Schweigt um mich, der Vögel Luſtgeſänge,
Oder ſtimmt zu meines Herzens Pein.

Sonne, löſche deinen milden Schein,
Denn die ganze Welt iſt mir zu enge!
In der Menſchen wimmelndem Gedränge
Fühl' ich mich verlaſſen und allein.

Ohne Seele lieg' ich hier im Staube,
Meine Seele wohnet nur bei Ihr;
Ein Lebendigtodter lieg' ich hier.

Der Hyäne Leidenſchaft zum Raube,
Fleuch, du Sohn der Hoffnung, milder Glaube,
Denn auf ewig trennt ſie ſich von mir.

Neuffer.

Erinnerung an Emma.

(Sonett.)

Noch grüßen mich die wonnevollen Stunden,
Als ich zuerſt, o Emma, Dir geſellt,
Von Liebe, Wein, Geſang die Bruſt geſchwellt,
Jüngſt Deiner Nähe Götterglück empfunden.

Ich hatt' ein Herz, das mich verſtand, gefunden,
O Seligkeit! In eine beſſ're Welt
War ich entzückt, und jene Nacht erhellt,
Die drohend um mein Leben ſich gewunden.

Warum, o Emma, ſchwand ſo ſchnell mein Glück?
Warum gebot mein Schickſal mir, zu ſcheiden?
Auf Sturmesflügeln zieh'n davon die Freuden,
Nur Sehnſucht und Erinn'rung bleibt zurück.
Jetzt ſeh ich die entſchwund'nen Freuden alle,
Wie Mumien in einer Todtenhalle.

Neuffer.

Huldigung den Frauen.

Humoriſtiſche Erzählung von Johann Langer.

Der Waſſer-, Land- und Stadt-Baudirections-, und Adminiſtrations-Kanzlei-Acceſſiſt Prokopius Löwenſtimm legte die zerſplitterte und zerbiſſene Feder, die ſich, wie das bekannte Windſpiel des Freiherrn von Münchhauſen, auf dem Papiere die Füße bis zum zolllangen Stumpf abgelaufen hatte, zum fünfzigſten Male aus der Hand, ſprang ſeufzend vom harten Lehnſtuhl empor, und lief ans Fenſter, das er öffnete und hierauf den heißen Kopf in die kalte Abendluft hinausſteckte. Wenn von den Bauleuten des Thurmes von Babel die Sage erzählt, daß ſie bereits die lieben Englein ſingen hörten, ſo hörte dagegen unſer Prokopius die ſchönen Conzerte der jungen Schwalben und Sperlinge, die neben ihm aus ihren Neſtern die langen hungrigen Hälſe ſchreiend in die Welt ſtreckten. Wenn er nun ſo von ſeiner Höhe ſtolz auf die armſelige Erde niederſah, aus der Freiheit der Lüfte — denn er kannte keinen Höheren über ihm als den benachbarten Thurmwächter, oder bisweilen den Schornſteinfeger — ſo ſchaute er ringsum in ein Panorama von bemooſten Dächern, die bald höher, bald niederer ſtatt der lachenden Fluren um ihn ſich ausbreiteten, und er konnte ſich mit Jupiter vergleichen, wenn aus den Feuerſtellen der Küchenrauch zu ihm emporſtieg.

Wenn wir, indeß er, wie Bergy im Blaubart, in die Ferne lugte, ſeine Arbeit am Schreibtiſche betrachten, womit er ſeit einigen Tagen ſeine Feierſtunden ausfüllte, ſo müſſen wir in Erſtaunen gerathen, denn wir ſehen nur einen Bogen in Folio hingebreitet, auf dem obenauf ganz zierlich die Titelworte: „Huldigung den Frauen!“ geſchrieben ſtehen, aber ſonſt nichts weiter, als einige ausgeſtrichene Worte mit Schweinchen und Schnörkeln garnirt, nicht einmal mit „Rößle“, wie ſie Schiller hinzumalen pflegte, wenn die Hypokrene verſiegte. Ein ſicheres Zeichen, daß der Schriftſteller in ungünſtiger Stunde die Muſe beſchwor, indem er kreiſend wie jener äſopiſche Berg ſtatt der Maus kleine Ferkelchen gebahr!

Nachdem unſer Acceſſiſt und Dichter, von Gottes Zorn, lange über die Giebel und Rauchfänge hinweg, nach einem feuerrothen Ziegeldache geblickt hatte, brach er in folgende mit vielen Exclamationen unterbrochene Hunt'ſche Parlamentsrede aus, was unſer Stenograph uns folgendermaßen überlieferte: Unglückſeliges, unerbittliches Geſchick, wann wirſt du einmal aufhören, wie eine Furie mich armen Oreſtes zu verfolgen, und alle Pfeile gegen mich zu kehren! — Mein Tagebuch, wenn ich eines führte, müßte ja wie ein moderne Roman, voll widriger Zufälle ſein, denn es geht keinmal die Sonne unter, ohne daß ich — ein umgekehrter Titus — ein Unglück aufzuzeichnen hätte! — Warum gab mir die Natur dieſes weiche Herz voll Gefühle, deſſen einziges Streben und Trachten dahin geht, jenen herrlichen Weſen, die nach Schillers Worten himmliſche Roſen in's irdiſche Leben flechten, zu huldigen; dieſes ſtille lammſanfte Herz ganz im Widerſpruche mit meinem martialiſchen Namen, der ſo furchtbar klinget, daß es den Mädchen kaum zu verargen, wenn ſie bei ſeinem Klange ſchon davonlaufen. Warum darf ich mich nicht Frauenlob Liebeskind u. dgl. nennen; das wären Titelblätter, die den Schönen gleich vorhinein kund gäben, wie es in meinem Inneren beſchaffen. — Ach wie oft, wenn ich auf öffentlichen Spaziergängen luſtwandelnd gehe, und die Natur ihr Füllhorn, voll der herrlichſten jugendlichen Blüthen, um mich ausſtreut, möchte ich im Uebermaße des Gefühles vor dieſer oder jener niederknien und ihr meine Huldigung darbringen — aber wenn ich es wage, in die Nähe zu kommen, ſo knurrt ein feiſtes, faules Schooßhündlein, eiferſüchtig auf die holde Gebieterin, mich an — oder wenn ich mich unterſtehe, ſehnſüchtig fragend in ein holdes Auge zu blicken, ſtraft mich ein kalter, befremdeter Blick! Streif ich hier vorübereilend, im ſeligen Entzücken, an ein rauſchendes Gewand, ſo ſcheucht bald ein argwöhn'ſcher Liebhaber, bald eine alte Tante den angehenden Werther von dannen, und ich muß immer an die alten

Geſchichten denken, die von den Rittern der Tafelrunde erzählen, wie ſie ſich ihre Herzensdamen von Rieſen und Drachen erkämpfen mußten. Auch ich fühle zuweilen den Muth eines Roland in mir, mich mit ſolchen Ungethümen herumzubalgen. Du dort, Holde, die du unter jenem rothen Ziegeldache, das mich ſo freundlich und einladend anſchaut, wohneſt und throneſt, weißt es, wie ich mich jüngſt dem tollen Hunde entgegenwarf, der dein theures Leben bedrohte! Mit meinem Blute hab' ich es erkauft, ich könnte wie ein echter Ritter deine Farbe tragen, aber ich, indem ich die Früchte meines Sieges ärnten wollte, ſank ich von Wunden bedeckt ohnmächtig dahin. Mitleidige Hände trugen mich ins Spital, warum hat man mich nicht in dein nahes Haus gebracht, daß ich erwachend Dich, du holdes Engelsbild, an meinem Lager pflegend erſchaut hätte, wie ich es ſo oft zu meiner Erbauung in den Romanen geleſen habe! — Als ich endlich, aus dem Hauſe der Barmherzigkeit entlaſſen, ins Leben treten konnte, wollte ich mir's nicht verſagen, an dem Hauſe mit dem rothen Dache unzähligemale vorüberzuſchreiten, einen einzigen Blick von der holden Geraldine zu erhaſchen — da pflanzte ſich mein widriges Geſchick neuerdings in Geſtalt eines unhöflichen Portier's vor's Haus, der wahrſcheinlich in mir einen zudringlichen Bettler, oder gar ein ehrſames Mitglied jener Zunft vermuthend, die die Nacht als ihre Gottheit verehren und unter dem Schutze Merkurs ſtehen, — mich mit rauhen Worten anſchnarchte und von dannen wies! —

So bleibt mir nun nichts übrig, als aus meinem ſtillen, hohen Kämmerlein — das ich um keinen Preis der Welt mit einem niederlegenen Prachtgeſchoſſe vertauſchte — über die Dächer hinweg nach ihrem Hauſe zu ſchauen, und, wie die unglückliche Königin Schottlands mit den eilenden Wolken Küſſe und Grüße hinüberzuſenden! Doch nicht länger trag ich's mehr, es muß etwas Entſcheidendes geſchehen, ich muß der Angebeteten meine Gefühle kundzugeben, ihr meine hohe Verehrung auszuſprechen trachten, wär' es auch nur verblümt. Ich wollte ihr wohl, wie es in den Romanen bisweilen geſchieht, Blumen an das Fenſter ſtellen, wenn ich's nur wüßte, und der fatale Portier nicht wäre! — ich könnte ihr auch mein Gedicht: „Huldigung den Frauen" in einem Briefe überſenden, oder es in irgend ein Literaturblatt einrücken laſſen, wenn nur davon etwas mehr fertig wäre als der Titel! — Eine Nachtmuſik z. B. wäre zwar nichts neues, doch etwas beſonders und einen Waſſer-, Land- und Stadt-Baudirections- und Adminiſtrations-Kanzlei-Acceſſiſten fehlen zuweilen die hiezu nöthigen Mittel, und ich ſtimme in dieſem Punkte ganz mit Göthe, wenn er ſagt: „Armuth iſt die größte Plage, Reichthum iſt das höchſte Gut! — Von den Biſſen eines wüthenden Hundes habe ich ſie errettet, wenn ich ſie nun auch einmal aus den Flammen trage, ſo ſoll mir gewiß dieſe zweite günſtige Gelegenheit nicht wieder entſchlüpfen

Während dieſes Monologes hatte er ſich vom Fenſter wieder entfernt, und maß das kleine Gemach mit großen Schritten, gleich als wollte er, wie jener alte griechiſche Philoſoph, die Gegner des Geſetzes der Bewegung durch ſeinen Spaziergang widerlegen — als plötzlich ſein Blick auf ein etwas beſchädigtes Exemplar Geßners fiel. „Alter Schweizerſänger, mit deinen blökenden Schafen und brüllenden Hirten, gewähre mir armen Schäfer deinen freundlichen Rath!" ſagte er und ſetzte ſich blätternd. Mit Einem Male ſprang er freudig auf. „Ich hab's! — ſo und nicht anders! — wahrlich ein höchſt poetiſcher Gedanke! — Damon ſchneidet den Namen der Phyllis in die Rinde einer Cypreſſe! — Ich kenne Geraldinens Lieblingsplätzchen im Garten des Hauſes, ein alter, großer Eichbaum umſchattet es — wie wird ſie morgen ſtaunen, wenn ſie dahin kommt, und von einem Myrthenkranze umflochten, die Worte „Huldigung den Frauen!" und drunter ihren Namenszug eingegraben finden wird!" Zur Thür ſprang er und rannte fort durch die Gaſſen der Stadt, bis die Nacht die Erde in ihren weiten düſtern Schleier nahm, ſie gleichſam an ihrem Buſen einzuſchläfern, — da überſtieg er mit wenig Mühe das niedre Gehäge, welches den Garten des Juſtizrathes Rohren von der Straße trennte, und ſuchte nach dem Lieblingsplätzchen Geraldinens. Bald fand er die hohe Eiche, wo ihr Arbeitstiſchchen ſtand, und nun machte er ſich ſchnell an die Arbeit, Kranz, Motto und Namenszug in die harte Rinde zu ſchneiden. Er ſchnitt, daß der Schweiß ihm vom

Angeſichte perlte, und wie jene Spieler Lichtwehrs den Einſturz des Himmels nicht gewahr wurden, merkte er, in ſeine beſchwerliche Arbeit vertieft, das Knurren des Wachthundes nicht, der ihn umkreiſ'te, wie Mephiſto den Zauberkreis Fauſt's — bis er ihn endlich am Rockzipfel faſſend, bellte und den Nachtwächter herbeilockte. Dieſer einen fremden Menſchen mit blinkendem Meſſer und im Kampfe mit ſeinem Hunde erblickend, glaubte einen Raubmörder vor ſich zu ſehen, und: Hülfe! Räuber! Mörder! brüllend, weckte er das ganze Haus. Die Gärtner, Stallknechte, Bedienten und Nachbarn kamen mit Laternen und Waffen aller Art herbeigelaufen, und ſchrien dem zueilenden Juſtizrath auf ſeine Fragen: „Wir haben einen Dieb, wir haben einen Dieb!“ jauchzend entgegen. Nun öffneten ſich auch die Fenſter, und zwei neugierige Mädchenköpfe mit Nachthäubchen und Papilloten kamen zum Vorſchein. Es war Geraldine und ihr Kammermädchen.

„Papa, was iſt denn das für ein entſetzlicher Lärm?“ fragte die weiße Dame.

„Wir haben einen Dieb, einen Dieb!“ wiederholte der jauchzende Chor, — der — wie die 99 Hunde, die Ovidius ſo ſchön und charakteriſtiſch beſchreibt, den Aktäon — den Waſſer-, Land- und Stadt-Baudirections-Acceſſiſten gepackt hatten. Der arme Löwenſtimm, bei ihren Glockentönen emporſchauend, ſchlug ſich, etwas verzweifelnd vor die Stirne. „Papa!“ — rief ganz entſetzt das Mädchen, als es beim Schein der Laternen den unglücklichen Schäfer erkannte — „Papa, das iſt ja! — " — „„Ein Dieb, ein Dieb!"" kreiſchte die Schaar! — „Haltet das Maul, bis man euch fragt!" — ſagte erzürnt der Themisſohn.

„Kennen Sie ihn denn nicht" — fuhr Geraldine fort — „ſehen Sie nur die Narbe quer über die Stirne, es iſt der Herr Baudirections-Acceſſiſt Löwenſtimm, der mir das Leben rettete! — „„Wie doch?"" ſagte Rohren verwundert — „„ja, ja — du haſt recht, Raldine — ei, zum Henker, ſo laßt doch den Herrn los und ſchert euch hinaus, ihr Tölpel!""

Ganz verblüfft zog ſich die Dienerſchaft zurück, nur der Hund blieb knurrend ſitzen, einen Fleck aus des Acceſſiſten Rockſchooß, als eine ſiegreiche Trophäe, zwiſchen den Zähnen haltend.

„Aber, lieber Herr, verzeihen Sie die Frage, was wollten Sie doch in ſpäter Nacht eigentlich in meinem Garten?" „„Ich — ich — botaniſirte!"" ſtotterte verlegen der blöde Geßnerianer, verſtohlen auf ſeine Arbeit blickend. Geraldine ſeinem Auge folgend, ſah erröthend ihren Namenszug. „Lieber Freund Löwenſtimm", ſagte der Rath gütig, — „dem Lebensretter meiner Tochter ſteht jederzeit mein Haus offen, ich erſuche ſie daher, um künftiges Aufſehen zu vermeiden, die Tagesſtunden zu ihrem Pflanzenſtudium zu verwenden."

„Ja, ja!" ſetzte lächelnd das liebliche Mädchen hinzu, „und Morgen erwarten wir Sie zum Abendthee — nicht wahr, guter Papa?" — „„Allerdings, wenn der

Herr ſeine Menſchenſcheue überwinden kann"", ſetzte der Rath bei, und verabſchiedete ſich freundlich. Die ganze Dienerſchaft leuchtete ihm unter Kratzfüßen hinaus, der Hund wedelte, und der grobe Portier verneigte ſich bis auf den Boden, bevor er das Thor zuſchloß. Mit den ſchönſten Hoffnungen ging Prokopius zu Bette, mit den herrlichſten Planen ſtand er auf, und eben war er im Begriffe, von ſeiner Höhe ins wirkliche Leben hinabzuſteigen und ſeinem Amte zuzueilen, als ein goldbetreßter, feiſter Burſche keuchend und ſcheltend die lange Wendeltreppe hinanſtieg, die unter der Schwere ſeines Fallſtaffkörpers ſeufzte. Im Kämmerlein angekommen, nahm er langſam den Hut ab, und indem er rings umher geſehen, wie ein Zollviſitator, überreichte er dem jungen Manne ein Billet des Juſtizrathes, das eine Einladung zum muſikaliſchen Thee auf den Abend enthielt. Schon zweimal hatte Prokop den Ueberbringer verabſchiedet, indem er für die Einladung den verbindlichſten Dank ſagen ließ, aber der drehte immer ſeinen Hut zwiſchen den Händen, und beſah den Acceſſiſten und endlich auch ſeine Taſchen, wie die Kinder, wenn der Vater aus der Stadt nach Hauſe kommt — bis derſelbe endlich Miene machte die Thür zu ſperren, denn die Amtsſtunde hatte bereits geſchlagen — da ſchoß endlich „Lord Wanſt" murrend an ihm vorüber die Treppe hinab.

Im Bureau zeigte der Ueberglückliche die Karte ſeinem Collegen, dem Rathscopiſten Weißfeder, einem Poliſſon, der der ewige Jude aller Cirkel, Unterhaltungen, Bälle und Liebhabertheater war, und immer ſelbſt alle Hände voll mit ſolchen Arrangements zu thun hatte. „Sie Glückskind!" ſagte der Copiſt, „wie kommen Sie in dieſes charmante Haus, das einzige, das mir bisher verſchloſſen blieb, und wornach ich mich ſehne, wie Eva nach dem Paradieſe."

„„Ich werde da Thee trinken,"" ſagte Prokop, „„ich kann aber das verwünſchte Geſöffe nicht leiden!""

„So nippen Sie nach Damenart, geben die halbvolle Taſſe dem Bedienten zurück, und greifen nach etwas Soliderem. Beim Thee des Herrn Juſtizrath kann man jedes Abendmahl entbehren. Und dann —"

„„Und dann, geht man nach Hauſe?""

„Was fällt Ihnen ein, dann ſtürzen die Schranken der Etiquette vor den einladenden Belliniſchen Tönen des Pianoforte, Männer und Damen, die wie die Böcke und Schafe zur Rechten und Linken ſaßen und ſtanden, vereinen ſich im bunten Gewühle, die ältere Geſellſchaft ſetzt ſich zum Wiſth, die jüngere zerſtreut ſich im Salon, tanzt, ſingt, declamirt —"

„„Declamirt!"" — ſchreit freudig der Geladene auf, wie die Schiffsmannſchaft des Columbus, als ſie zum erſten Male Weſtindien erblickte — „„declamirt, ſagen Sie? — beſter Freund Weißfeder, laſſen Sie ſich umarmen!"" Ihm fällt auf Einmal ſein Gedicht „Huldigung den Frauen" ein, das bei dieſer Gelegenheit producirt werden könnte, und wodurch er ſich gewiß die Gunſt der anweſenden Damen, und vorzugsweiſe der angebeteten Geraldine er=

werden würde, nur ein kleiner Anſtand fiel ihm ſchwer aufs Herz, daß nämlich von dem ganzen Gedichte bloß der Titel fertig ſei! — Geduld, ſagte er zu ſich ſelbſt, und ſah ſehnend nach der Uhr, ob die Amtsſtunden noch nicht bald vorüber ſein werden. Er hatte die Bauüberſchläge neu anzulegender Magazine an die betreffende Behörde mit umfaſſendem Bericht einzubegleiten, und nannte in der poetiſchen Zerſtreuung den Ober-Bauinſpector im Contexte „die ſchönſte Roſe im Kranz der blühenden Erde!" — und machte die Ueberſchrift: „An die Königin im Reiche der holden Liebe!" — Der alte Copiſt, der bereits auf das Concept wartete, ſchaute dem Träumenden ein um das andre Mal über die Achſel hinüber, ſchüttelte dabei bedenklich den Kopf, daß der Puder von der Perrücke flog, und ſchnupfte ſein Loth Tabak rein auf, das für den ganzen Tag beſtimmt war. Endlich ſchlug die Stunde, und der Dichter flog, als ob er ſchon auf dem Pegaſus ſäße, zur Thür hinaus. Er war zu den Göttern auf Nektar und Ambroſia geladen und verachtete daher das irdiſche Mittagsbrot; er ſtreift im Freien herum, über Feld und Flur, ſpricht mit den Bäumen und mit dem Mühlbache, greift mit beiden Händen in der Luft herum, gleichſam als wollte er ſich Gedanken zuſammenfangen, und nachdem er welche bei den Schmetterlingsflügeln erhaſcht, und ſie mit Pathos in den Wind geſprochen hatte, notirte er ſie ſchnell mit Bleiſtift auf ein Stück transparenten Papieres, das er in der Taſche fand und in welches einmal ein Stück Braten gewickelt war. —

„Horcht, Welten, was ich euch von ihrer Huld erzähle!“ declamirte er einen vorüberfahrenden Fuhrmann an, der ſeinen Namen Welten zu hören glaubte und mit offenem Maule zuhorchte. — „Erhab'nes Wunder der Natur, wo Anmuth ſich und Schönheit paart!“ — ſagte er zu einer ſchielenden Dirne, die einen Eſel auf die Weide trieb. — „Der Göttin keuſcher Liebe nur vergleichbar, biſt du die Königin im Kreis der Schönen!“ ſchrie er in dythirambiſcher Wuth ein altes Bauernweib an, die, erſchrocken zurückfahrend, ihn mit Schimpfworten begleitete. Bald zog er einen Schwarm Bauernjungen herbei, die ihn für einen Trunkenen hielten und ihm lärmend bis ans Stadtthor nachliefen; er aber hatte den Buſen voll Seligkeit, und merkte von dem Allen nichts. Nach Hauſe gekommen, las er ſich das Geſchriebene noch ein paar Mal durch, und fand es ſehr gelungen. Auch ein Ziegeldecker, der ihm vom benachbarten Dache, wo er arbeitete, zuhörte, theilte ſeine Anſicht als einſichtsvoller Kritiker, worauf Protop das Gedicht ſauber zu Papier brachte, und es in ſeine Rocktaſche ſteckte, um es ja nicht zu vergeſſen. Der Abend rückte an, der Schneiderjunge brachte den gebeſſerten Gallafrack, der „den Kampf mit dem Hunde“ beſtanden hatte. Die Toilette dauerte heute etwas länger, wobei er immer einige der ſchönſten Stellen ſeines Geiſteskindes herſagte, endlich war er fertig, und in Schnelle vor dem Hauſe des Juſtizrathes angekommen; da er aber noch nicht einig war, wie er ſich eigentlich beim Eintritte zu benehmen habe, ging er vorbei, um auf einem Gange durch die Straße ſich darauf vorzubereiten. Dreimal hatte er ſchon den Weg gemacht, dreimal der Portier geöffnet, aber immer lief er vorbei, weil er mit den Ausdrücken, womit er ſeine Eintrittsrede beginnen wollte, noch nicht ganz im Reinen war; indeß ſtrömten von allen Seiten Equipagen und Fußgänger herbei, und er wurde von den Andrängenden mit fort, die Treppe hinauf und zur offnen Thür hineingeſchoben. Ein Domeſtik rief ſeinen Namen in den Saal, der Juſtizrath kam ihm freundlich entgegen, ſchon ſtellte er ſich in Poſitur, ſeine Rede zu beginnen, als ein zweiter und dritter Name gerufen, und der Herr des Hauſes den Eintretenden zueilte, ſie eben ſo freundlich und kurz zu bewillkommen. Da er Niemand kannte, und Niemand in dem bunten Gewühle weiter auf ihn achtete, ging er auf Entdeckungen aus.

Im anſtoßenden Gemache ſaß Geraldine von einem bunten Damenkreiſe umgeben; er wagte ſich nicht in ihre Nähe, da ihm das Gleichniß von den Schafen und Böcken beifiel, deſſen ſich Beißfeder bedient hatte. Im nächſten Zimmer gerieth er in einen Schwarm von Politikern, die wie Hunt agirten, und wie Mirabeau donnerten. „Dieſer Herr, wird uns vielleicht Aufſchlüſſe geben können,“ ſagte einer von ihnen, „was ſagen Sie zu dem letzten Protokolle?“

Der gewiſſenhafte Acceſſiſt glaubte es wäre von einem Protokolle aus ſeinem Bureau die Rede, und bemerkte, er halte es für ſeine Pflicht, was Amtsgeſchäfte beträfe, nichts aus der Schule zu ſchwatzen.

„Was kümmern mich ihre Amtsgeſchäfte, mein Herr!" — ſagte ein Anderer, „wir reden von der belgiſchen Frage, und dem engliſchen Congreſſe."

„„Sie fragen um die Belgier"", fiel ihm Prokop ein, „„gar keine Frage, daß ſie nicht auch Bewohner Englands waren. Und welch ein kräftiges Volk! — ſchon von Cäſar als tapfer geprieſen, der ihren Arm in Gallien, am Rhein und in Britannien ſchwer empfunden.""

„Sie ſind nicht wohl geſcheidt", ſagte ein Anderer, „wer verlangt zu wiſſen, was Cäſar von den alten Belgiern ſagte?" — „„So, gibt es vielleicht Krieg!"" rief ganz verwundert der Acceſſiſt, der bei ſeinen Amtsverrichtungen und bei der Lectur der alten Claſſiker ſo wenig von der Gegenwart wußte, als hätte ihn Capitän Roß erſt vom Nordpole mit nach Europa gebracht, und die Politiker drehten ſich alle unwillig von ihm, ihren Streit fortzuſetzen.

Sehr betroffen eilte Löwenſtimm weiter und kam in die ſtillen Spielzimmer; hier trat ihm der Juſtizrath auf den Zehen entgegen, und fragte ihn, ob er Whiſt, Tarrock, L'hombre oder Piket ſpiele. In der Verwirrung nickte er mit dem Kopfe, und der gefällige Wirth führte ihn zu einem vacanten Spieltiſchchen und präſentirte ihn einem alten Herrn, der ſeine Verbeugung ceremonios erwiederte.

„Sie müſſen ſich zuſammennehmen, Herr Löwenſtimm", ſagte Rohrer, der Herr Präſident ſind ein berühmter Piketſpieler!"

Der Acceſſiſt ſtotterte verlegen und erröthend einige unverſtändliche Worte, und verwünſchte alle Karten und Spieltiſche auf die neueſte von der Nordpolexpedition entdeckte Eisinſel. Er kannte das Spiel ganz und gar nicht, und wollte aus falſcher Scham nicht mehr zurücktreten. Der Rath entfernte ſich, und ſein Nebenmann gab Karten. Löwenſtimm merkte auf, wie ein Affe, was jener that, um ein Gleiches zu thun, und ordnete die Karten in ſeiner Hand. Der Spieler zählte: „Fünf und zwanzig" — der Acceſſiſt glaubte, er zähle die Anzahl der Karten und erwiederte beſcheiden: er hätte nur zwölf. — „Bedaure!" ſagte kalt der Präſident, den ſchon das ungeſchickte Benehmen ſeines Gegentheils verdroß. Er warf aus, Prokop warf zu, was ihm in die Hand kam. „Sie ſind zerſtreut!" ſagte Erſterer, etwas unwillig, als dieſer ein Aß auf die Sieben zugeworfen, und ſtellte ihm das Blatt zurück. Erröthend nahm es unſer Spieler aus dem Stegreife, und brachte Könige und Damen, bis der Präſident aufſprang, die Karten wegwarf und zornig rief: „Mein Herr! entweder haben Sie mich zum Beſten, oder Sie können gar nicht ſpielen?"

Mit niedergeſchlagenen Augen bejahte der Acceſſiſt das Letztere und entfernte ſich. Seine Flucht führte ihn ganz erwünſcht in den Kreis der fröhlichen Jugend, welche das Strauß'ſche „Mittel gegen den Schlaf" wider die Langeweile gebrauchte und wie früher Plappermäulchen jetzt die Füße rüſtig lenkte; er wollte ſich heiter in den Tumult der Freude werfen, in dieſe ergötzliche Erklärung der Wirbel des Carteſius, und wunſchte ſich jenen Philoſophen vor ſich zu haben, der die Bewegung läugnete, um ihn durch einen Walzer ſiegreich zu widerlegen. Er ſtand im Begriffe, ſich der ihm hold entgegenlächelnden Geraldine zu nähern, da fiel ihm ein, daß es einer Anrede bedurfe, ſie zum Tanze aufzufordern. Er wollte alſo ſagen: Holdſeligſte Göttin dieſes Freudenkreiſes, wahrhaftig Sie ſind die Sonne, um die ſich alle dieſe Planeten drehen, erlauben Sie dem geringfügigſten der Trabanten ſich ihnen zu nahen. — Da kam ein junger Herr und führte dieſelbe nach einer flüchtigen Verbeugung in die fröhlichen Reihen! Neben an ſaß eine junoniſche Schönheit mit ſchwarzleuchtenden Augen, die wollte er nun auffordern. — „Verehrtes Fräulein," glaubte er ſie anreden zu müſſen, „Ihre Augen, worin Finſterniß und Licht ſich küſſen, ſind dem Feuerſpiegel vergleichbar, womit Archimedes die feindliche Flotte verbrannte!" — Die Flotte war noch nicht aus dem Hafen ſeines Mundes gelaufen, als die reizende Priſe von einem geſchickten Corſaren entführt wurde. — Am andern Ende des Saales erblickte er eine ſanfte Schönheit; aber gegen dieſe konnte er die ſtudirte Anrede nicht gebrauchen, denn ſie hatte blaue Augen. Während er noch mit ſich ſelbſt nicht einig werden konnte, ob er ſie mit den alten germaniſchen Jungfrauen, oder mit dem klaren Himmel, mit einer Kornblume, oder dem Veilchen vergleichen ſollte, hatte ſie ſchon Oberon's Horn in den allgemeinen Wirbel mit fortgeriſſen

Voll Verdruß ſah er ringsherum, alle Seſſel waren leer, nur Eine ſaß noch in einem Winkel, einſam und verlaſſen. Froh eilte er auf ſie zu und wollte ſie ſchon der einſam erblühenden köſtlichen Roſe von Jericho vergleichen, als er bemerkte, daß ſie ſehr häßlich war, er nickte daher ganz verlegen mit dem Kopfe und ſchon ſtand ſie an ſeiner Seite, und im nächſten Augenblicke hatte ſie der Zauberſtrudel erfaßt. Der arme Prokop walzte, daß ihm der Schweiß auf die Stirne kam, denn ſeine Tänzerin tanzte ſo gut als ſie — ſchön war. In der Reihe kam er hinter Geraldinen zu ſtehen, ſie ſah ſich lächelnd um und ſagte zu dem Athemloſen: „Das iſt lobenswerth, lieber Herr Löwenſtimm, daß Sie ſich meiner verlaſſenen Freundin annahmen — Sie ſind ein echter Ritter! — Wenn Sie für den nächſten Tanz noch nicht verſagt ſind, ſo erſuche ich Sie um einige Turen. Stumm und glühend vor Hitze und Liebe verbeugte ſich der Beſeeligte; die Muſik war zu Ende, er wußte nicht wie ihm geſchah, und rannte fort, hinab, hinaus in den Garten, friſche Luft zu ſchöpfen, im Voraus im Genuſſe zu ſchwelgen, wenn er mit ihr durch die Reihen ſchweben würde; er wollte dieſen beglückenden Moment durch ein Sonett verewigen, und hatte bereits die Reime Tanz, Kranz, Glanz, ſchweben, leben, eben gefunden, aber ſie wollten ſich durchaus in kein Ganzes verbinden, endlich nachdem er vielfache, vergebene Verſuche gemacht, und in der Begeiſterung über verſchiedene Baumwurzel geſtolpert war, kam er hinkend und beſchmutzt zur Geſellſchaft zurück. Die Muſik hatte wieder begonnen, Alles war in Bewegung, nur Geraldine ſaß, wie Ariadne auf dem Felſen von Naxos. „Ei, wie ungalant, mein Herr Ritter!“ rief ſie neckend dem Muſenbändiger zu, der noch halbträumend eintrat — „wie grauſam, ihrer Dame die Qualen des Tantalus zu bereiten!“ Ein Schwarm um ſie verſammelter junger Herren mit Glasaugen und Schnurbärten, die ſämmtlich einen Korb bekommen hatten, maßen den überglücklichen Acceſſiſten mit verächtlichen Blicken und murmelten von Leuten ohne Lebensart, der aber hörte und ſah nichts als die Angebetete und eilte mit ihr in die Reihen. Er fühlte das theuerſte Gut in ſeinen Armen, ſeine Wangen fächelte der ſanfte Hauch ihres Mundes, er glaubte ſogar einen leiſen Druck der Hand zu empfinden, und wagte ihn ſchüchtern zu erwiedern; — er ſah in ihr leuchtendes Auge und war ganz ſelig. Hätte ihm das damals um einen König verlegene Belgien ſeine friſche Krone angetragen, er hätte ſie ausgeſchlagen.

Der Tanz war zu Ende, er hatte, wie das nun ſo modern iſt, mit einer raſenden Galope geſchloſſen, ſämmtliche Damen fielen in halber Ohnmacht auf die Seſſel, und die Herren lehnten athemlos an den Wänden, ſich mit dem Claque Luft wedelnd, und ſahen aus wie die taumelnden Derwiſche, als Oberon's Zauberhorn ſchwieg; — Terpſichore trat ab und Euterpe und Thalia nahmen ihre Stelle ein. Wie es früher der Bonton erheiſchte, mit Roſſiniſchen

Schnörkeleien die Geſellſchaft zu unterhalten, war jetzt Bellini an der Tour und mehrere Sängerinnen verſuchten es, als Julie zu rühren, oder als Straniera zu erſchüttern. Nachdem die Nachtigallen ſchwiegen, ſollten die Redner vortreten, und es hieß wie ehmals bei den deutſchen Kaiſerkronungen: „Iſt kein Dalberg da?" — Iſt kein Declamator in der Nähe? — Roſenroth im Geſchichte, wie ein junges Mädchen, das ihre erſte Liebe geſteht, ſtand der Acceſſiſt Prokopius Löwenſtimm auf, und gab ein Zeichen, wie er es noch von der Schule her gewohnt war.

„Herr Löwenſtimm ſcheint uns das Vergnügen machen zu wollen," ſagte Geraldine freundlich, als ſie die Beſtrebungen desſelben, ſich bemerkbar zu machen, gewahr wurde, — „treten Sie nur immer vor" — fuhr ſie ermuthigend fort — „Sie werden ein dankbares Publikum finden!" — Noch immer in die Farbe der Klatſchroſe gekleidet, trat der ſchüchterne Declamator in die Mitte der Verſammlung, ſich ein um's andre Mal tief verbeugend. Die Wellen des Geſprächs ebneten ſich, zwiſchen dem ſanftblickenden Mädchenkreis blitzten die goldenen Augen der jungen Herren durch, liebevoll und ermunternd blickte Geraldine auf ihn, und Muth faſſend, ſagte er mit halbleiſer, zitternder, aber wohltönender Stimme: „Huldigung den Frauen" Ein beifälliges Gemurmel lauft durch die Reihen, und mancher dankender Mädchenblick haftet auf dem Declamator! Aber der hat von der ihn anſtarrenden Menge verblüfft, die gut memorirten Verſe rein vergeſſen; in ſeiner Herzensangſt wiederholt er nach einer langen Pauſe die Worte: „Huldigung den Frauen!" Ein unterdrücktes Kichern wird laut, und aus dem Hintertreffen blitzen durch die Augengläſer hämiſche Blicke auf den ſchon beim Titel ſtecken gebliebenen Darſprecher. — Zum Glücke beſinnt er ſich, das Gedicht in die Taſche geſteckt zu haben, und da es ihm nicht gelingen will mit Anſchütz'ſcher Würde und Anmuth par coeur zu ſprechen, als käme der begeiſternde Geſang eben aus der Tiefe des Herzens, nimmt er den Bogen heraus. Er entfaltet das Papier, und wiederholt den Titel zum Drittenmale, aber treiben böſe Mächte mit ihm ihr Spiel? — erblickt er das Haupt der Meduſa, daß er ſo verſteinert daſteht, mit perlenden Schweißtropfen im erblaßten Antlitz? — Ein Elegant war ihm indeß neugierig näher geſchritten, ſah ihm über die Schulter in das verhängnißvolle Blatt, und las mit lauter Stimme: Was ich für den wohledlen Herrn Waſſer- und Land-Baudirections-Acceſſiſten Prokopius Löwenſtimm an Schneiderarbeit geliefert habe!"

Ein ungeheures Lachen brach in der Verſammlung los, ſein widriges Geſchick verwünſchend, flieht der unglückliche Declamator, wie Oedip vor den verfolgenden Furien, aus dem Saale, zum Hauſe hinaus, und kam erſt zu Athem, als er wieder zwiſchen den Mauern ſeines Dachſtübchens allein war. Wie Alexander, als er den Clytus, ſeinen Buſenfreund, ſeinen Lebensretter am Granico in der Trunkenheit gemordet hatte, ſich tagelang in den innerſten Gemächern verſchloß, und mit der ganzen Welt bockte, ſchloß ſich Löwenſtimm in ſein einſames Dachſtübchen ein, wie der Mann mit dem vernichtenden Blick auf den Trümmern Carthagos ſaß er an ſeinem Schreibtiſche, ſah ſeine ſchönen Plane in Rauch aufgehen, und eilte Nachts wie Young auf den Gräbern, auf dem freien Felde umher, den Lüften ſein Leid zu klagen, nur von den Fledermäuſen und dem Nachtwächter belauſcht, der uns folgendes Bruchſtück aus einem ſeiner vielen Monologe, für einige Groſchen Biergeld zum Beſten gab, das wir hier unſern Leſern, um einige Seiten des Buches gehörig anzufüllen, gefälligſt mittheilen:

„Unerbittliches Geſchick — oder Schickſal, Vorherbeſtimmung oder Fatum, wie du auch immer heißen magſt, Tirann! der du mit eiſernem Scepter Götter und Menſchen beherrſcheſt — wann wirſt du müde werden, einem armen Prometheus die Bruſt mit deinen Krallen zu zerfleiſchen, und die immer wachſende Leber meiner Freuden zu ſpeiſen! — warum legteſt du dieſes Verlangen eines Tantalus, den Schönen zu huldigen, in meine Lammsbruſt und gabſt mir dagegen dieſen furchtbaren Namen, der alles Zarte und Schüchterne von mir zurückſchreckt! — habe ich denn nicht alle Eigenſchaften eines Mannes, der gefallen könnte, wenn ich es nur anzuſchicken wüßte! — Aber „Du biſt der Haſe im Pfeffer“ nach Hamlets

Ausſpruche! Während ich wie eine Auſter mit meiner Perle in einer Schale begraben liege, flattern dieſe bunten vieräugigen Schmetterlinge, in ihrem neueſten Flügelkleide nach Pariſer oder Londner Schnitt keck unter die lachenden Blumen, und wiſpern ihnen nach Hummelart die kleinen Ohren voll — und, Ventre saint gris — mit was für Geträtſche? — „für einen Papenſtiel iſt's mir feil!“ — Iſt es nicht, als ob ich dem ſchalen Friedensrichter Schaal des göttlichen Shakeſpeare von dem lieben Frauchen und den kleinen Pathchen ſprechen hörte — daß ich mich heimlich darüber zürnen muß — da iſt keine Logik, kein wichtiger Ausdruck, keine vernünftige Folgerung in all' dieſem Gewäſch. Das liebe Wetter iſt beſonders das Schlagwort, der Enterhaken, der Minengang, der große Anfangsbuchſtabe des Geſprächs; ſie plaudern über Sonnenſchein, Wind und Regen, ohne eigentlich zu wiſſen, woher das Alles ſo kommt; — ſie reden von Büchern, wovon ſie nur die Anzeige geleſen, citiren Dichter, denen es in ihrem Leben nicht eingefallen war, die ihnen aufgebürdeten Worte geſagt zu haben, prahlen mit ihren Kenntniſſen, die ſie aus den letzten Nummern des Pfennig-Magazins geſchöpft, ſprechen über Theater, und brechen den Stab über Dichter, die ſie nicht verſtehen, und erheben eine italiäniſche Schnörkelſängerin bis in die Wolken, weil ſie ſich — reizend zu kleiden weiß, — und daſſelbe Geleier von heute hört man morgen wieder, verläugnet dabei mit der freundlichſten Miene von der Welt die empfundene

Langeweile, und bricht wohl gar über die göttliche Unterhaltung in Enthuſiasmus aus! — und ich bin verurtheilt zu ſchweigen, muß das überſtrömende Gefühl zurückdrängen in die pochende Bruſt, bis das liebe Herz bricht und unbemerkt und ungeliebt vergeht! — Wohlan denn, mein Loos hab' ich mir ſelbſt geworfen. Jener unglückſel'ge Schneider-Conto — für mich nicht weniger verderbend als der Giftbecher des Sokrates, die Prophezeihungen der Macbeth'ſchen Schickſalsſchweſtern, die Schlange der Cleopatra und das Roß vor Troja, — hat mir wie ein Flammenſchwert das Paradies der Liebe verſchloſſen, und ich muß wie Scipio den Staub der Heimath von meinen Füßen ſchütteln, und fortwandern aus dieſer Stadt, wo ich jedes Wort, jedes lachende Geſicht, jeden Spott auf mich beziehen würde!" — Alſo ſprach Herr Prokop Löwenſtimm, der Acceſſiſt, mit ſich ſelbſt, und ſchritt, um ſeinen Entſchluß durch die That zu beſiegeln, raſch ſeinem Dachkämmerlein zu, die wenige Habſchaft in einen kleinen Bündel zu ſchnüren. Als er die Thür öffnete, fiel ihm eine Karte vor die Füße, die eine Einladung zur Soirée im Hauſe des Juſtizrathes enthielt. Mit bitt'rem Lächeln las er die franzöſiſchen Worte. „Klingt nur immerhin, ihr Sirenentöne!" — ſagte er, als er das Billet auf den Tiſch legte — „ich verſtopfe mir den Mund, wie Ulyſſes die Ohren, und ich will ſtärker ſein, wie er, als ihn Circe mit tauſend Reizen zauberiſch zu feſſeln ſuchte, — ähnlich dem Rinaldo, als er ſich den Armen

Armidens entriß, dem Aeneas, der taub vor Dido's Klagen die Anker lichtete!"

Als er durch die Stadt zog, flammten ihm die Fenſter von Geraldinens Wohnung entgegen, wie mit magiſchen Gewalten zog es ihn dahin. — „Vielleicht gelingt es mir, ſie noch einmal unbemerkt zu ſehen," — ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt — „wenigſtens ihr Schattenbild, wenn ſie im fröhlichen Tanze oben dahinſchwebt, indeß mir hier unten das Herz bricht!" — Er ſchlich ſich durch das Gewühl im Hof unbemerkt in den Garten; die Fenſter waren offen, und von einer nahen Linde konnte er unbemerkt den Salon überſchauen. Behende ſchwang er ſich hinauf, und erblickte den bunten Wirbel der luſtigen Jugend. Eine große Geſellſchaft war verſammelt; ſein Herz pochte, ſein Auge ſuchte. — Er ſah Geraldinen ihrem Tänzer mit einer Verbeugung enteilen, ſie flüchtete in den Erker, an das offene Fenſter, dem gegenüber er auf dem Baume ſaß; ſie lehnte an der Bruſtung, und das Köpfchen in ihre Hand ſtützend, ſah ſie gedankenvoll in die Sternenwelt hinaus, indeß der liſpelnde Weſt, ihr unbewußt, mit ihren Locken tändelte und ihre heißen Wangen fächelte. — Jetzt hob' ſie das Auge, ſie ſah nach dem Eingange, ſie ſchien jemand zu ſuchen — „Woran denkt ſie wohl? — wen ſucht ſie?" — liſpelte Prokopius; da war's ihm, als ob ſie ſeinen Namen nannte, ſeinen Namen! — „O ihr Mächte des Himmels, iſt es ein ſeliger Traum? — ſo entſchwinde er nicht — bis ich dieſen Wonnegedanken durchgedacht! — holdes Auge, wende dich hieher, — hier bin ich! laß dich wenigſtens im Geiſt umfaſſen, herrlichſtes Weſen!“ — alſo dachte und flüſterte der Acceſſiſt durcheinander, und ſtreckte unwillkürlich die Arme nach den Fenſtern; da ſchwindelte es ihm, haſtig griff er nach dem nächſten Aſt, das ſchwache Holz brach, und er purzelte aus dem Laubesdunkel auf die Erde herab! — Ein lauter Schrei Geraldinens am Fenſter brachte die ganze Geſellſchaft in Aufruhr, man forſchte, ſchaute, rannte, es wurde Lärm, und der arme Prokop ſprang verwirrt über Hecken und Gräben, und lief athemlos in die Nacht hinaus, ſein Bündel zurücklaſſend. Wie Darius, der überwundene Perſerkönig, nach verlorner Schlacht vom königlichen Wagen ſprang, und den Purpur von ſich warf, wie der franzöſiſche Marſchall vor dem Feldgeſchrei der Preußen bei Roßbach, wie Napoleon bei Waterloo, wo er in Eile vom Haupte, worauf die Krone der hundert Tage wankte, den ſchützenden Hut verlor, alſo floh der wachende Träumer raſtlos fort und fort, hurrah, hurrah, hurrah, hop, hop, hop! wie der Dragoner in Bürgers „Leonore“, daß Wälder und Felder, Dörfer und Mühlen an ihm vorüberflogen, und von ſeiner Stiefel Eiſentritt die Brücken donnerten. So kam er ins Gebirge und lief die Felſenpfade hinauf Sturm, immer noch glaubend, die Bedienten des Juſtizrathes hinter ſich zu hören, und den groben Portier und den Hund, der ſeinen Rock wieder in Stücke zu reißen verlangte. Am Gipfel der Gebirgshöhe angelangt, ſank er kraftlos nieder, und die Müdigkeit brachte ihren Freund den Schlaf mit ſich, der die Reichen flieht, weil ſie nicht müde werden, und die Armen, weil ſie immer zu ſorgen haben: was kochen wir heute, was morgen?

Der Morgenwind, der ſeine Wangen kühlte, weckte ihn, und verwundert blickte er um ſich, und in ein reizendes Thal nieder, deſſen Wieſengrün im erſten Lichtſtrahle von Millionen Diamanten blitzte, die genug wären, die Nationalſchuld der Engländer bis auf den letzten Pfenning zu berichtigen. In Mitte des Thales ſtand ein Schloß, deſſen blendend weiße Außenſeite mit grünen Fenſtern, umgeben von ſchattigen Baumgängen und blühenden Gartenanlagen ein heiteres Ausſehen gewannen. „Ach, wie ſchön iſt es hier unten,“ rief er aus; „ein von Bergen umſchloſſenes Paradies, ein Wohnſitz für die Liebe, wo es keine Spieltiſche und keine lauwarme Theegeſellſchaften, keine langweilige Politiker und keine junge Herren mit goldenen Brillen gibt! — Iſt es wahr, was Schiller ſagt, daß der Menſch einmal im Leben eine Frage frei hat an das Schickſal: ſo wäre meine Frage, die ich an daſſelbe ſtellte: Wäre es nicht möglich dieſen himmliſchen Wohnſitz mein zu nennen, und hier ſelige Tage in Geraldinens Beſitz zu durchleben? — wie würde ich mich bemühen, ihr dieſen Aufenthalt zu verſchönern; hier an dieſe Fronte müßten ſich zu beiden Seiten Nebengebäude reihen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu einen, die eine luſtige Welt von Hausthieren beherbergen, der wackern Hausfrau Beſchäftigung zu verleihen, indeß ich in den Wald hinausſtürmte, des Wildes Spur zu verfolgen und die Holzſchläge zu beſichtigen!“ — Unter dieſem Selbſtgeſpräche zog der Begeiſterte ein Blatt aus der Taſche, gleichſam ſeine Luftſchlöſſer auf das Papier ſkizzirend; „hier,“ fuhr er fort, „der Aufenthalt der zärtlichen Tauben mit dem girrenden Tauber, die Vorbilder für Liebende und angehende Ehepaare! — daneben die Ställe für's Federvieh, für die kakernden Hühner mit dem ſtolzen Hahne, der mit ſpaniſcher Grandezza ſein Serail hütet; dabei ließe ſich allenfalls ein geſchwätziger Theetiſch denken, ob jedoch die befiederten Schwätzerinnen wie die unbefiederten ſich mit dem Putze und der Läſterchronik unterhalten, würde erſt dann zu entſcheiden ſein, wenn wir ein Wörterbuch der Hühnerſprache beſäßen; hier die Wieſenpläne und Teiche für die watſchelnden Gänſe, die noch immer ſtolz darauf ſind, daß ihre Vorfahren das Capitol gerettet; daran reihten ſich die Orte für die Milchkühe, durchgehends edle Schweizerrace, für die Maſtochſen, nützlicher als die feiſten Plantagenbeſitzer, die ſich vom Schweiße ihrer ſchwarzen Mitbrüder mäſten, und nach der Anzahl ihrer Pfeifen die Peitſchenhiebe für die unglücklichen Sklaven beſtimmen; dort müßten ſich die Ställe der edlen Roſſe befinden, zwar nicht ſo reich geſchmückt wie der Aufenthalt des Buzephals, nicht ſo koſtbar wie die Salzburger Marſtälle mit ihren Marmorkrippen, aber zweckmäßig eingerichtet, weit und licht gebaut, endlich die Gärten.“

„„Was machen denn Sie da, junger Freund, Sie bauen ja eine herrliche Wirthſchaft auf dem Papiere?““ — ſagte lächelnd ein Jägersmann, der hinter ihm ſtand, und ihm freundlich auf die Schultern klopfte — „„wahrhaftig, wäre ich der Fürſt, ich nähme Sie beim Wort, mir alles das ſo in natura zu verſchaffen, was ſo artig auf dem Papiere ſteht!““

Der überraſchte Flüchtling fuhr verlegen auf, aus dem Himmel ſeiner Träume fallend, und griff an den Hut.

„„Laſſen Sie das, wir Leute auf dem Lande machen nicht viel Weſens; Sie haben aber erſt, als ich herbeikam, von den Vorzügen des Landlebens geſprochen, und dahin gehört auch, daß jeder gerade zugeht, die Complimente ſind nur für die müßigen Städter. Ich bin der Oberförſter des regierenden Fürſten, wenn Sie vielleicht intereſſirt zu wiſſen, mit wem Sie ſprechen, und halte Sie für einen braven, jungen Mann, der auch etwas Tüchtiges zu leiſten im Stande iſt, wie dieſe Plane hier beweiſen, und ſomit wäre der Anfang unſerer Bekanntſchaft gemacht; wollen Sie einige Zeit hier zubringen, ſo können Sie dieſes ohne Umſtände thun, Sie ſind mir ein lieber Gaſt!““

Prokopius Verlegenheit entſchwand ganz bei dem zutraulichen Tone, womit der wackere Jäger zu ihm ſprach, er faßte Herz zu ihm, und bald plauderten ſie ſo freundlich, als wären ſie bereits jahrelang bekannt. Der Oberförſter zeigte ihm die ſchönſten Partien in der Umgebung, fragte ihn um Manches, und unſer junger Mann wußte überall Rath, daß der freundliche Führer ihm ſtets gefällig zunickte. So waren ſie von dem Bergesrücken herabgekommen. Da nahte ſich ein Bedienter, den Hut in der Hand; der Jäger ging raſch auf ihn los, ſagte ihm einige leiſe Worte und derſelbe ſetzte nach einer leichten Verbeugung den Hut auf, und entfernte ſich mit einem: „Ganz wohl, Herr Oberforſter.“ Am Thore des Schloſſes angelangt, empfiehlt ſich dem ci-devant Acceſſiſten ſein Führer. „Mich rufen dringende Geſchäfte,“ ſagte er, „gehen Sie indeß nur hinein, und laſſen Sich ein ländliches Frühſtück wohl ſchmecken. Wir ſehen uns bald wieder.“ Bei den Worten war er verſchwunden. Löwenſtimm, ins angewieſene Gemach tretend, vergaß bald bei einladendem Gabelfrühſtück ſeine Beſchwerden, und machte dem Rathe ſeines neuen Freundes Ehre. Eben ſtreckte er ſich ſatt in den eleganten Sorgenſtuhl, und begann über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken, als ein kleines zierliches Männchen eintrat, und ihn erſuchte, ihm ins Cabinet Sr. Durchlaucht zu folgen. Der Träumer erſchrickt, läßt die Gabel, mit welcher er ſpielte, fallen, glaubt nicht recht gehört zu haben, fragt, und erhält denſelben Beſcheid. Begreifend, daß er dieſem Gebote ungeſäumt gehorchen müſſe, folgte er mit beklommener Bruſt dem voraneilenden Kammerdiener. Er bleibt an der Schwelle ſtehen — der Fürſt iſt am Schreibtiſche beſchäftigt, und fragt, ohne ſich umzukehren: „Sie ſind Prokopius Löwenſtimm?“

„„Ich nenne mich ſo, Euer Durchlaucht.““

„Acceſſiſt der Bau-Directions-Kanzlei?“

„„Derſelbe, gnädigſter Herr!““

„Der unlängſt eine Abhandlung über Mittel zur Verbeſſerung der Wirthſchäftsgebäude überreichte, und ſie mit Planen belegte?“

„„Ich hatte mich unterſtanden, meine hierüber zu Papiere gebrachten Bemerkungen vorzulegen; ſie ſind die Frucht meiner freien Nebenſtunden.““

„Das iſt ſehr löblich, die Vorſchläge ſind gut, ſie gefallen mir.“

„„Euer Durchlaucht — dieſe Gnade.““

„Ihre Verdienſte ſind bisher wenig erkannt worden, ich werde Ihrer gedenken.“ — Bei dieſen Worten ſtand der Fürſt auf und ging dem Acceſſiſten entgegen, der die Augen aufſchlug und —

Napoleon konnte nicht heftiger von ſeinem Schreibtiſche im Kreml aufgefahren ſein, wo er ſich gerade mit dem Reglement des Theaters François beſchäftigte, als man ihm den Brand von Moskau meldete, Garrik-Hamlet nicht erſchrockener ausgeſehen haben, als er plötzlich den Geiſt ſeines Vaters erblickte, als unſer Freund, der im Fürſten den Oberförſter von vorhin erkannte. Die Durchlaucht klopfte ihm freundlich auf die Schulter und ſagte lächelnd: „wir kennen uns ſchon, laſſen Sie ſich nicht beirren, denken Sie immerhin den Oberförſter vor ſich zu haben. Ich habe hier gerade eine wichtige Arbeit, die ich Sie erſuche, mir ungeſäumt zu vollenden, da ich ſelbe Nachmittags mit einem Couriere in eine entfernte Provinz zu verſenden beabſichtige. Aus den Voracten, die ich Ihnen überliefere, werden Sie ſelbſt das Uebrige erſehen. Seien Sie recht fleißig, bei Tiſche ſehen wir uns wieder.» Mit einem freundlichen Kopfnicken entließ der Herrſcher den erſtaunten Jüngling.

Mit den ſchmeichelnden Gefühlen einer glänzenden Hoffnung ſchwebten unbeſtimmte Bilder vor ſeiner Seele, denen er noch keinen Namen zu geben wußte; er war auf dem Wege zu ſeinem Glücke, das glaubte er, und wie der Läufer, der in der Ferne das erſehnte Ziel erſchaut, ſeine Anſtrengungen verdoppelt, ſo auch er. Die ihm zur Durchſicht und zur Beurtheilung übergebenen Papiere ſchlugen in ſein Lieblingsfach, er trachtete hierin Gelungenes zu leiſten, und vertieft in ſeine Arbeiten, hörte er nicht die vielen Wagen von allen Seiten heranrollen, vernahm nicht, daß es immer lauter und lebendiger um ihn wurde, was vermuthen ließ, daß große Geſellſchaft im Schloſſe ſich verſammle; endlich war ſeine Arbeit geendet und geordnet, als der Fürſt hereintrat.

Mit klopfendem Herzen überreichte er die Ausarbeitung. „Wie, ſchon ganz fertig?“ ſagte der Fürſt und nahm haſtig die Papiere zur Hand. Er las mit Aufmerkſamkeit und mit ſteigendem Intereſſe, mit jedem Blatte wurde er freundlicher, und als er geendet, ſetzte er hinzu: „Sie ſind ein geſchickter, junger Mann, Sie beſtätigen die Meinung, die ich bei Prüfung ihrer erſten Eingaben für Sie bereits gefaßt hatte, und es wäre wahrhaft Schade, wenn Ihr ſchönes Talent und Ihr Wiſſen nicht benützt würde. Hier ſind Sie ganz in Ihrem Elemente, es geht damit weit beſſer als mit dem Declamiren und mit dem Piketſpielen!" ſchloß er ſcherzhaft und entfernte ſich mit den Papieren.

Betreffen, wie ein junges Mädchen über die Prophezeihungen einer liſtigen Zigeunerin, ſtand Prokop und ſtarrte dem Durchlauchtigen nach, da tritt der freundliche Kammerdiener wieder ein, und mahnte ihn, ſich zur Tafel anzukleiden, zugleich öffnete er ein Cabinet, wo ein geſchmackvoller Anzug bereitet lag. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, mechaniſch that er, was von ihm begehrt wurde, worauf ihm dieſer nach den Speiſeſaal geleitete. Ueberraſcht von der Anzahl der verſammelten Gäſte, getraute er ſich kaum einzutreten. Er glaubte Aller Augen auf ſich gerichtet zu ſehen, und manches bekannte Geſicht zu erblicken, das ihm freundlich zunickte. Und er hatte ſich nicht geirrt; denn als der Haushofmeiſter meldete, daß es aufgetragen ſei, und die Herren den anweſenden Damen den Arm boten, da kam der Fürſt auf ihn zu, der Verlegene harrte, was für ihn übrig bleiben würde. Er führte eine junge Dame am Arme: „Ich ſehe, mein junger Gaſtfreund," ſprach er, daß Sie den weiblichen Blüthenkranz ungerührt an ſich vorüber ziehen laſſen, ohne eine Blume für ſich zu wählen, die Sitte will es aber durchaus, daß Sie der Ritter einer Dame werden, ich vertraue Ihnen daher meine holde Begleiterin," — er legte die Hand der Dame auf ſeinen Arm. Kaum getraute ſich dieſer aufzuſehen, und als er endlich den Blick nach ihr wandte, ſah er Geraldinen an ſeiner Seite, die ihn freundlich begrüßte, und ſagte: „Wir haben uns lange nicht geſehen, mein theurer Lebensretter!" Er wußte eigentlich nicht recht, träume er in ſeinem Dachſtübchen, oder war es Wirklichkeit, was mit ihm vorging; aber immer mehr überzeugte er ſich vom Letzteren. Als er ſo über die Tafel hinſah, erblickte er den Juſtizrath ihm gegenüber, neben ihm jenen Piketſpieler, der jedoch nicht mehr ſo grollend nach ihm ſchaute, ſondern ihm begütigend zuwinkte; es war der Präſident der fürſtlichen Kammern. Nach und nach bekam er immer mehr Muth, es wurde vom Bau eines neuen Schloſſes geſprochen, man verwickelte ihn unvermerkt mit ins Geſpräch, und da er nun in ſeinem Element war, verſchwand gar bald ſeine Schüchternheit.

„Wann iſt es Euer Durchlaucht gefällig, den Schloßbau beginnen zu laſſen?" fragte der Präſident.

„Ich hatte es im Sinne, mir aus Italien einen Architekten kommen zu laſſen, aber ich habe den tüchtigſten Mann unvermuthet in der Nähe gefunden, — es iſt hier mein Gaſt Löwenſtimm, den ich hiermit zu meinem Geheimen Rath und zum Bau-Director ernenne!"

Ein frohes Gemurmel lief durch den Saal, der avancirte Acceſſiſt glaubte neuerdings in ſeinem Dachſtübchen zu träumen. „Da derſelbe ein beſonderer Verehrer des ſchönen Geſchlechts iſt, wie man mir verſicherte," fuhr der Fürſt ſcherzend fort, „ſo wollen wir auch ſeine ſchöne Nachbarin erſuchen, ihm hiemit in meinem Namen die ausgefertigten Decrete zu übergeben!" — Er reichte Geraldinen die Papiere, welche mit einem freundlichen Knixe den Wünſchen des Regenten entſprach, und dem neuen Herrn Bau-Director und Geheimen Rathe Glück wünſchte.

„Nun, mein lieber geheimer Rath," ſagte der Fürſt dann „nehmen Sie von mir guten Rath an, bewähren Sie durch die That ihre Huldigung des Frauengeſchlechtes, überwinden Sie ihre Schüchternheit, und wählen Sie eine liebenswürdige Lebensgefährtin. In Ihrer jetzigen Stellung ſind Sie gewiß jedem Vater ein willkommener Freier, und ſollten Sie meines fürſtlichen Vorwortes bedürfen, ſo will ich gern ihr Werber ſein!"

Der neue Director hatte indeß, durch ſo viele Huld ermuthigt, einen fragenden bittenden Blick in Geraldinens Auge geworfen, die ihrerſeits das ſchöne Köpfchen erröthend ſenkte. — „Darf ich?" fragte er halbleiſe und zitternd, „darf ich?" — er ſtockte, ergriff ihre Hand und drückte ſie; ſeinem Druck entgegnend, liſpelte ſie: „„Sprechen Sie mit meinem Vater!""

„Mein lieber Juſtizrath," ſagte der Fürſt, der die Gruppe der Liebenden betrachtete, zu Rohren, „mir ſcheint, unſer neuer Geheimer Rath hat ſich gut berathen, wir wollen das Brautpaar hoch leben laſſen. Champagner her. —"

Als der Schaum des luſtigen Franzoſen zum Himmel ſpritzte, brachte der Fürſt ein freudiges Lebehoch dem glücklichen Paare, und alle Anweſende ſtimmten in lautem Jubel ein.

„Eins fehlt noch dem heutigen Freudenfeſte.“ meinte der Fürſt, als der Jubel in etwas verſtummt war „ein Päan der Liebe und Freude! Sie ſind ja auch Dichter, lieber Director, und ich hörte etwas von einem Gedichte: Huldigung den Frauen genannt, das Ihnen der böſe Zauber „Zufall“ in dem Augenblicke, als Sie ſich den Lohn dafür aus holder Mädchen Blicken holen wollten, tückiſch metamorphiſirte.“

„Weihen Sie doch durch Ihre Strophen den heutigen ſchönen Tag, wenn Sie Ihnen im Gedächtniſſe ſind.“

Mit dem Geheimen Rathe war plötzlich ein anderer Menſch in den ſchüchternen Prokop gefahren, die übertriebene Verlegenheit und mädchenhafte Scheue war von ihm gewichen, er war ſich ſeines Werthes bewußt, und von dem ſeligen Gedanken erfüllt, die Achtung der Welt, die Liebe einer holden Braut, das Wohlwollen ſeines Fürſten errungen zu haben, ſtand er begeiſtert in der Mitte und ſprach:

Wenn Frühlingsodem wehet, und feſſellos der See,
Dann wind' ich eine Krone aus reinem Blüthenſchnee,
Sie weih' ich auf der Unſchuld geheiligtem Altar,
Und bringe meine Gabe der holden Jungfrau dar,
Die einſam wie die Blume im ſtillen Thale blüht,
In anſpruchloſer Schönheit wie eine Roſe glüh't,
Von Reizen übergoſſen, von Anmuth reich beſeelt,
Mit unbewußtem Zauber das Herz gefangen hält.

Und wenn die Wälder rauſchen in grüner Schatten Nacht,
Und alle Fluren prangen in reicher Farbenpracht,
Pflück' ich die ſchönſten Blumen aus Florens buntem Hain,
Sie ſollen für die **Gattin** zum Liebeskranz ſich reih'n.
Sie iſt es, welche Roſen zum Dornenleben flicht,
Die allbelebend waltet, als wie der Sonne Licht,
Die wie der Ephen liebend ſich um die Eiche ſchlingt,
Und Troſt in bitt'ren Leiden, ein milder Engel, bringt.

Und wenn die edle Rebe den gold'nen Segen zeigt,
Der Baum voll reiſer Früchte ſich ſchwer zur Erde neigt,
Will einen Kranz ich flechten aus reichem Fruchtgewind',
Mit dieſem ſei geſchmücket die **Mutter** und ihr Kind!
Drum ehrt Sie hoch die Frauen! — Der Gottheit ſchönſtes Bild! —
Die Jungfrau, rein und blühend, die Gattin lieb und mild,
Die Mutter, die dem Leben erſt die Bedeutung gibt, —
Und heil dem deutſchen Manne, vom deutſchen Weib geliebt!

Hätte **Clauren**, lieber Leſer, Dir dieſe Geſchichte erzählt, ſo würde er nicht ermangelt haben, lang und breit zu beſchreiben, wie beim Schlußverſe der brauſende Schaumwein aufſprudelte, und unter fröhlichem Jubel die Stöpſel ſprangen; vor meinen Augen aber ſchwebt nur das Bild der glücklichen Liebe, und ich ſeh' nur die Thräne der Freude, die aus dem Auge des Ueberſeligen in das erhebene Kelchglas fällt.

Romanzen und Lieder

von

F. Raupach.

1.

Als der Zephyr flog vorüber,
Bat ich ihn: o bringe, Lieber,
Dieſen Gruß dem ſüßen Mein!
Doch er ſprach: ich kann nicht weilen,
Zu den Blumen muß ich eilen,
Kann dein Bote nimmer ſein.

Als ich ſah die Welle rinnen,
Und mein Bild erblickte drinnen,
Bat ich: bring's dem ſüßen Mein!
Doch ſie ſprach: ich kann nicht weilen,
Zu den Meertanz muß ich eilen,
Kann dein Bote nimmer ſein.

Alles folgt nur ſeinem Triebe;
Jedes eilt zu ſeiner Liebe;
Keines will mein Bote ſein,
Darum muß ich die behenden,
Willigen Gedanken ſenden
Stündlich zu dem ſüßen Mein.

2.

Verlaßt die blumenreichen Auen,
Erſteigt der Felſen höchſten Wall,
Verbergt euch in der Thäler Grauen:
Die Liebe waltet überall.

Auf jenem Felſen, der im Morgen
Sein kahles Haupt zum Himmel hebt,
Hat lange glücklich, frei von Sorgen,
Ullin mit ſeinem Kind gelebt.

Ein junger Waidmann iſt gekommen
Um eines flücht'gen Reh's Gewinn;
Die Hütte hat ihn aufgenommen,
Und Glück und Friede ſind dahin.

Denn Daura's Herz hat er gewonnen,
Ach! ſchneller als das flücht'ge Reh;
Bald iſt ihr ſüßer Traum zerronnen;
Dem Echo klagt ſie nun ihr Weh'.

Zigeunerlied.

3.

Zigeuner, auf zum Feſte,
Wo Jubel ſchallt!
Wir ſind willkomm'ne Gäſte
Bei Jung und Alt.
Denn wir Zigeunerleute
Sind fröhlich allezeit.
Wie's geſtern war, iſt's heute,
Und morgen wie heut'.

Ihr baut euch große Schlöſſer
Von Marmelſtein,
Und ſchließt ſie mit Gewäſſer
Und Gärten ein.
Doch wir Zigeunerleute
Sind müßig allezeit:
Wie's geſtern war, iſt's heute,
Und morgen wie heut'.

Ihr ſorgt für Kindeskinder
Mit O und Ach;
In Sorgen rinnt geſchwinder
Der Stunden Bach,

Doch wir Zigeunerleute
Sind ſorglos allezeit:
Wie's geſtern war, iſt's heute,
Und morgen wie heut'.

4.

Die Blume klagt, die in der Wüſte blüht,
Nur Düfte haucht, die wilder Sturm verwehet,
Nicht Hoffnung hat, daß ſie ein Auge ſieht,
Vergebens lebt und ungekannt vergehet.

Was klagt ſie doch? Iſt ihr denn nicht bewußt,
Daß Sonn' und Sterne ſie mit Liebe ſehen?
Daß Zephyr gern ſich ſchmiegt an ihre Bruſt?
Das heißt doch nimmer ungekannt vergehen.

Die Köhlerhütte am Zellersattel.

Ein Loch in der Erde,
Ein Paar Breter —
Fertig iſt die Hütte,
Und drinnen wohnet
Ein Weſen
Ungeheure Palläſte
Zu bauen vermögend,

Unſterbliches zu lenken,
Zu thun,
Und zu preiſen
Im unſterblichen Geſang!

Aber ſein ganzes,
Dürftiges Leben
Schwindet in dieſer
Einöde hin,
Stämme legt er
Ueber Stämme,
Zündet ſie an,
Sie verbrennen,
Neue bauet er auf,
Und das gleiche Lächeln

Deckt ſein heiteres Geſicht. —
Und ich in der Fülle
Meiner Gedanken
Steh' ich vor ihm,
Der, ach, vielleicht
Keinen Gedanken gedacht!
Eine ſchöne,
Freundliche Wohnung,
Welche die Aeltern
Und die Geſchwiſter
Traulich umfängt,
Harrt nach der Reiſe
Meiner,

Und die Freunde,
Und die Geliebte
Breiten die Arme
Grüßend mir zu,
Und die Welt
Spricht zu mir:
„Wirke! Wirke! —

Er — und ich! —
Bruder Köhler,
Wie komm' ich dazu?! — —

Hermann von Hermannsthal.

Die Sage vom treuen Herzen.

Im letzten Neuſchein ging ich
Einſam auf den Freithof hinaus,
Ein köſtliches Gut, ein ſelt'nes
Sucht ich in des Todes Haus.

Ein Jungfrauenherz, das nur einmal
Und mit ganzer Fülle geliebt,
Ein Jungfrauenherz, deß Treue
Kein eitler Gedanke getrübt,

Und hätt' ich es dann gefunden,
Wär's auch längſt ſchon zu Staub und dahin,
Die Aſche wollt' ich ſammeln,
Und weinend daneben knien.

Es geht eine ſchöne Sage,
Die mancher Erfahrne kennt,
Daß auf jedem ſolchen Grabe
Im Neumond eine Flamme brennt.

Viele tauſend Herzen lagen
Manch ſtilles Jahrhundert hier,
Viele tauſend Herzen, die liebten,
Erblickt' ich im Staub vor mir.

Gluhwürmer flogen; es ziſchten
Irrlichter auf und ab, —
Die Flamme der Lieb' und Treue,
Die glühte auf keinem Grab.

Tſchabuſchnigg.

Scheidewort.

Einen Trunk, gereicht in Liebe,
Einen Druck der Hand noch warm,
Wolluſt ſüß verworrner Triebe,
Zukunft troſtlos öd und arm, —

Welke Blumen ſchön'rer Tage,
Knoſpen, die doch nimmer blüh'n,
Um den Becher, auf der Wage
Schwebt ein Leben, und iſt hin!

Eine bange Schickſalſtunde,
Tauſend Thränen und ein Blick,
Letzter Kuß vom lieben Munde,
Letzte Liebe, letztes Glück!

Tſchabuſchnigg.

Auch zwei Liebende.

Zwei bleiche Geſichter ſchauen
Durch Gitterfenſter heraus.
Ein weiter Hof liegt dazwiſchen,
Man nennt's nur das Narrenhaus.

Der Buttel, ſieht er ſie lehnen,
Der ſchilt ſie und ſchlagt ſie gar;
Ei, wenn geſcheidte Leute lieben,
Was ſoll's denn juſt nicht ein Narr!

Zwei Jahre vergeh'n, der Chapeau ließ
Kein Compliment noch ab,
Er ſtarrt auf den Lilienarm nur,
Gepreßt um den Eiſenſtab.

Und was der Vogt nicht verſtattet,
Der Tod, der ließ es zu,
Er legte ſie ſelbſt aneinander,
Und ließ ſie auch in Ruh'.

Tſchabuſchnigg.

Die Biene.

Die liebe Morgenſonne
Blickt mild aus blauer Höh'!
Das Kind ſitzt vor der Hütte
Im bunten duft'gen Klee.

Es ſpielt mit ſchönen Blumen
Im Schooß in froher Ruh',
Es ſieht der ſummenden Biene
Daneben freundlich zu.

Es will das Thierchen haſchen:
„Komm Biene her zu mir,
Ich geb' viel ſchönre Blumen
Als deinen Klee dir hier."

Da ſticht die Biene das Händchen,
Das Kindlein ſitzt und weint, —
Es hatt' es mit der Biene
So lieb, ſo gut gemeint.

Da tritt ein bleicher Jüngling
Dem Kinde tröſtend nah,
Er denkt vergangener Zeiten
Wohl ſelber traurig da. —

Der Stachel ſeines Herzens,
Das war ein kleines Wort,
Das Kind hört auf zu weinen,
Sein Herz, das blutet fort.

August Kahlert.

I.

Des Sonettiſten Untreu.

(Ein Sonett an Die und Die.)

Es wird mein Herz von Dir zu Dir geriſſen,
Du ſchilſt es Untreu', wenn ich dort verehre,
Hier iſt es Stumpfheit, wenn ich Dich nicht here.
Dort bin ich falſch — hier treu in meinen Küſſen.

„Wenn Du mich liebſt, mußt Du die Welt nicht miſſen,
Das iſt, ich weiß es, Deine ſüße Lehre;
Und wenn ich Deinen Liebesglauben ehre,
So darf ich nichts von andern Weibern wiſſen.

Wo iſt das Band, das dieſe Enden bindet?
Es iſt die Liebe — faßt die beiden Enden,
Es wird ſich Streit und Heil zum Bunde wenden.

Ihr ruft: „O Schmerz, daß ſich ein Ende findet?
Seht, ſeht, da habt Ihr Engel Euch gefangen!
Unendlich iſt der Liebe ſüß' Verlangen.

Heinrich Laube.

Wozu Sonette?

(Sonett.)

Was hilft mir, hilft mir all' mein Sonettiren,
Du ſiehſt darin nur ſchöne Redeweiſen,
Und meine Wünſche, all' die ſtillen, leiſen,
Siehſt du für Flittern an, die ſchmücken, zieren

Trabanten gleich, die um die Sonne kreiſen,
Das eigne Licht im fremden Licht verlieren,
Und nie die Sonn' erreichen und berühren,
Irr ich umher — und ſoll's in Verſen preiſen?

Gib mir ein Wort für meine vielen Worte,
Sag meinen Wünſchen, wie ſie dir gefallen,
Reich' deine Hand dem irrenden Trabanten.

Die Hand ſtillt alle Schmerzen, die mich brannten —
Ein Wunſch gewährt, und Glück verkündet's allen —
Das ein Wort ſprengt auf die Himmelspforte.

Heinrich Laube.

Die Liebe.

(Sonett.)

Weil ich dich lieben muß, will ich Dich haſſen —
Wer ſieht die Liebe ohne Haß verſchmähen?
Nur Dich woll'n die beſtoch'nen Augen ſehen,
In Dir ſieht Alles — Dich muß ich verlaſſen.

Wer mag im Herzen Höll' und Himmel faſſen?
Mein Buſen brennt — das Herz ſcheint ſtill zu ſtehen —
Kalt faßt mich's an — ich muß von dannen gehen —
Ich flieh Dich täglich — kann Dich nimmer laſſen.
Was mag das ſein?! — Mein Freund, das nennt man Liebe.

Wo in Verworrenheit des Menſchen ganze Triebe
Wie Deines Liebs Begriffe uneins werden.
Was hilft dagegen? — Sicher? — Hier auf Erden
Weiß man noch nichts — denn heilt die Zeit ihr Weſen,
So iſt die Lieb' auch Liebe nicht geweſen.

Heinrich Laube.

Grün und Roth.

(Sonett.)

Du haſt des Herzens Eingang grün verhangen,
Das ließ mich hoffen, einſt hineinzuſchauen,
Doch willſt Du jetzt' noch neue Mauern bauen,
Seh ich kein Grün und fühl unendlich Bangen.

Roth wehten Liebeswimpel von den Wangen,
Ich ſtrich die Flagg' in liebendem Vertrauen,
Doch — wen'ger als Piraten traut den Frauen,
Das Köpfchen ſann, mein Roth iſt untergangen.

Die Mauern fort, laß mich den Verhang heben,
Und tief hineinſchaun in des Herzens Leben —
Das Köpfchen auf — und laß' die Flagge wehen!

Mein Aug' iſt trüb und weint, o laſſ' es ſehen! —
Was hinterm Grünen iſt, das will es wiſſen,
Und Deine rothe Wange will ich küſſen.

Heinrich Laube.

Das Herz und die Liebe.

(Sonett.)

Es iſt mein Herz ein Felſen — klopft und ſchlaget,
Ihr werdet nirgends einen Eingang finden:
Er liegt verſteckt in tiefen ſchwarzen Gründen,
Wohin ſich nur ein kühner Wandrer waget.

Es iſt mein Herz — man hat mir's oft geklaget,
Des Berges Gipfel, wo die Pfade ſchwinden,
Und blaſſe Mooſe Leben nur verkünden,
So öd' und traurig, daß der Kühnſte zaget.

Doch *eine* Sonne kann die Felſen ſpalten,
Und feur'gen Schein durch dunkle Gründe gießen,
Aus kahlem Gipfel läßt ſie Blumen ſprießen:

Die Sonne iſt der heil'gen *Liebe* Walten —
O, goldner Strahl, herein in meine Tiefen,
Du weckſt die Freuden, die umnachtet ſchliefen.

Heinrich Laube.

Sonett und Herzen-Schlüſſel.

(Sonett.)

Du meinſt, ich möge nur Sonette ſchreiben,
Es ließe ſich ſolch zierlich Ding wohl ſchauen,
Doch möcht'ſt Du wiſſen, ob ihm auch zu trauen?
Ob's nur Turnieren ſei, was Dichter treiben?

War wund das Herz, ſo wird's verwundet bleiben,
Mag auch der Kopf Millionen Verſe bauen,
Schuf das Sonett nicht Liebe zu den Frauen,
So hilft es nichts, als müß'ge Zeit vertreiben.

Weißt Du es nun? — Nein! — ſoll ich's gründlich ſagen?
Beweis den Dichtern, die von Liebe ſingen,
Daß Dir in's Herz die Liebesworte dringen. —

Dann wird's Dir über Dichter-Innres tagen:
Das Herz allein das kann das Herz erſchließen:
Gib frei den Strom und frei ſiehſt du ihn fließen.

Heinrich Laube.

Das welke Blümchen.

Wie kommt's nur, du welkes Blümchen,
Daß du noch ſo theuer mir biſt,
Wiewohl die Zeit, da du blühteſt,
Schon lange vorüber iſt?

Du wardſt, ich weiß es, von ſchönen,
Von warmen Händen gepflückt;
Du haſt die lieblichſte Hülle
Des feurigſten Herzchens geſchmückt.

Du ſiedelteſt, duftend, über
Auf's treueſte Herz, auf mein's;
Du ſchienſt mir das blühende Siegel
Des untrennbarſten Verein's!

Doch Blumen müſſen verwelken,
Und Siegel brechen entzwei,
Und Mädchen beſinnen ſich anders,
Und Jünglinge weinen dabei!

Wem pflückt nun die Hand wohl Blumen,
Die, Blümchen, dich mir gepflückt?
Und wem ſchlägt jetzt wohl der Buſen,
Den du einſt Blümchen geſchmückt? —

Und dennoch biſt du mir theuer,
Und bleibſt mir ein heiliges Pfand,
Nicht deren, für die ich empfunden,
Nein — deſſen, was ich empfand!

Mir ſcheinen die welken Farben
Mit Einem wieder ſo blau,
Und da ich dich ſinnend betrachte,
Fällt etwas auf dich, — wie Thau!

Ich kann mich von dir nicht trennen,
Du bleibſt mir ein heiliges Pfand:
Denn Liebe hat dich gegeben,
Nur nicht durch die rechte Hand!

Joh. Gabr. Seidl.

Nähe und Ferne.

Kennſt du wohl der ſel'gen Luſt Gefühle,
Die des müden Träumers Bruſt durchbeben,
Wenn ihn Fee'n und Elfen ſtill umſchweben
In der Frühlingsnächte friſcher Kühle?
Wurden je dir ſolche Wundernächte,
O, dann weißt Du auch, wie mir geſchah!
Mich umfingen holde Zaubermächte!
Meine Theure war mir nah!

Kennſt Du wohl die bangen Grabgefühle,
Die des müden Träumers Bruſt durchbeben,
Wenn ihn Todesgeiſter rings umſchweben
In der Sommernächte Wetterſchwüle?
Wurden je Dir ſolche Schauernächte,
O, dann horchſt Du meinem Seufzer gern!
Mich umſingen finſtre Ahnungsmächte!
Meine Theure war mir fern.

Carlopago.

Frühlings-Toaste.

Ich trinke dich, heilige Frühlingsluft!
Maiglöcklein iſt mein Becher;
Es wallet empor ein himmliſcher Duft,
O, ich glücklicher, fröhlicher Zecher!
Auf Dein Wohl, Du Dirne mit blondem Haar
Und bläulich ſchimmerndem Augenpaar!

Ich trinke dich, ſilberner Morgenthau!
Die Tulpe, ſie iſt mein Becher,
Die ſchönſte Tulpe, der Blumenau,
O, ich glücklicher, ſeliger Zecher!
Auf Dein Wohl, Du Dirne mit braunem Haar
Und ſchelmiſch blitzendem Augenpaar!

Ich trinke dich, zitternder Sonnenſchein!
Die Roſe, ſie iſt mein Becher;
Hinunter, du goldener Frühlingswein!
O, ich glücklicher, ſeliger Zecher!
Auf Dein Wohl, Du Dirne mit ſchwarzem Haar
Und dunkelleuchtendem Augenpaar!

Carlopago.

Das Gewölbe.

Novelle von Louiſe Beck.

In einem der beſuchteſten Kaffeehäuſer der glänzenden geräuſchvollen Stadt Paris ſaßen eines Abends mehrere junge Männer um den in einem Seitenzimmer befindlichen, mit Weinflaſchen reichlich verſehenen Tiſch und ſchienen in traulichen Geſprächen vertieft bald ſehr ernſte, bald auch wieder recht fröhliche Gegenſtände zu berühren, je nachdem es die Stimmung des Augenblickes, oder der eben vorhandene Stoff mit ſich brachte.

Es waren junge Maler, die der gleiche Beruf, ſo wie die gleiche Leidenſchaft für ihre Kunſt ziemlich eng miteinander befreundet hatte. Wenigſtens einmal in jeder Woche verſammelten ſie ſich hier, um ſich einander mitzutheilen, was ſie geſehen, erlebt, oder gewirkt hatten, und nicht leicht konnte man unter ganz verſchiedenen Nationen — denn faſt Jeder von den Anweſenden nannte einen andern Himmelsſtrich ſein Vaterland — eine herzlichere Eintracht ſinden, als dieß bei den jungen Künſtlern der Fall war. Wunderbarer Weiſe bewegte ſich das Geſpräch der Freunde heute faſt ausſchließlich um ihre Familienangelegenheiten, um ihre Aeltern und Verwandten. Jeder erwähnte eines ihm theuren Weſens, Jeder wußte etwas von den Seinen zu erzählen, oder verlor ſich in Erinnerungen an die Vergangenheit; ſo geſchah es, daß ſie ſämmtlich erſt ſpät den traurigen Eindruck bemerkten, den ihr Geſpräch auf einen ihrer Gefährten hervorgebracht hatte, der finſter vor ſich niederblickend nur einen erzwungenen Antheil an dem Gehörten zu nehmen ſchien, aufmerkſam geworden, verſtummten die Sprechenden jetzt plötzlich, und ſahen ihn verwundert an, er aber, es gewahrend, faßte ſich ſchnell und ſprach: „Ich errathe, meine Freunde, warum eure Blicke auf mich gerichtet ſind. Vergebt mir den düſteren Ernſt, der mich während eurer Mittheilungen unwillkürlich ergriff, und bedenkt, daß der Blinde den Verluſt des göttlichen Lichtes noch ſchmerzlicher empfindet, wenn ihm ein Glücklicherer das Strahlenmeer der Sonne ſchildert; Ihr alle, wie Ihr ſeid, beſitzt, was ich ſchmerzlich entbehre; Ihr habt Aeltern, Geſchwiſter, Verwandte, euch knüpfen die ſchönſten edelſten Bande an das Leben — ich aber ſtehe allein, mir öffnet kein Vater die liebevollen Arme, keine Mutter drückt mich an ihr zärtliches Herz, kein Bruder reicht mir die treue Hand entgegen, und keiner Schweſter innige Umarmung heißt mich am beimathlichen Herd willkommen! — Nur daß ich in Spanien das Licht der Welt erblickte, konnte mein theurer Retter, dem ich alles, was ich bin und habe, verdanke, mir ſagen; allein wer mir das Leben gab, ob ich ſchon eine Waiſe war, als der edle General D.... mich nach einem blutigen Gefecht mit einer Bande Guerillas faſt verſchmachtet an der Seite eines tödlich verwundeten Greiſes fand, und an welchem Orte Spaniens ich eigentlich geboren ſei, da der Greis nicht zu jener Bande gehört zu haben ſchien, wußte er nicht auszumitteln, hätte ſeine Pflicht ihm auch einen längeren Aufenthalt in der Gegend, woſelbſt ſich jenes Ereigniß zutrug, geſtattet.«

Franzesko, ſo hat der General D.... ihn ſeinem Vaterland zu Ehren genannt, ſchwieg, die meiſten ſeiner Gefährten blickten ihn bedauernd an; nach einer kleinen Pauſe fuhr er fort: »Mein Wohlthäter vertraute mich ſeit jenem Augenblick der Frau eines Unteroffiziers von ſeinem Regimente, die mich nach ſeinem Wunſche auf das ſorgfältigſte pflegte; er nahm mich ſpäter mit ſich in ſein Vaterland, ſparte keine Koſten bei meiner Erziehung, ließ mir ſogar in der Wahl meines künftigen Standes die vollkommenſte Freiheit, und that, als ſich in der Folge meine Leidenſchaft für die Kunſt immer mehr und mehr entwickelte, alles, meine Fähigkeiten auszubilden, und mich zu einem würdigen Genoſſen eures herrlichen Vereins heranreifen zu laſſen. Scheltet mich nun nicht undankbar gegen meinen edeln Wohlthäter, daß ſich trotz dem, was er für mich gethan hat, den Verluſt der eigenen Aeltern beklage, wohl weiß ich, was ich ihm ſchuldig bin, wohl erkenne ich ganz die Größe meiner Verpflichtungen gegen ihn — aber könnt ihr mich verdammen, wenn ich lieber in meinem Vater, als in einem Fremden den Stifter meines Glückes ehrte? — wenn ich die Gaben, welche mir gereicht werden, freudiger aus den Händen der Liebe als aus denen des Edelmuthes empfangen hätte? wenn es mir vergönnt wäre die Sorge eines geliebten Vaters dadurch zu vergelten, daß ich einſt durch meinen Künſtlerruhm ſeinen Namen verherrlichte? Sprecht, Freunde, könnt ihr mich dieſes Gefühles wegen verdammen?“

Die Anweſenden blickten ſtumm vor ſich nieder, es ſchien, als wären ſie uneins mit ſich ſelbſt, was ſie erwiedern ſollten; endlich nahm Walter, ein junger Deutſcher, das Wort, und ſprach: „Allerdings iſt das Band älterlicher und kindlicher Liebe das ſüßeſte und heiligſte auf Erden, auch beklage ich alle Diejenigen, denen ein grauſames Schickſal es allzu früh zerriß! Du aber, Franzesko, fandeſt einen Vater, wie ihn die Natur ſelbſt dir nicht gütiger ver[illegible]onnte, deßhalb —

„„Bleibe ich dennoch ein namenloſer Fremdling auf dieſer Welt, dem Niemand vertrauen, an deſſen Schickſal kein anderes Weſen das ſeine knüpfen darf,““ unterbrach ihn der Jüngling in heftiger Bewegung. Walter, dem dieß keineswegs entging, fuhr jedoch fort, ihm die Liebe ſeines edeln Pflegevaters auf das lebhafteſte zu ſchildern, und ſchloß endlich mit den Worten:

„„Vergiß, daß du nicht ſeinen Namen trägſt, würdige ſeine Zärtlichkeit für dich wie ſie es verdient, und du wirſt aufhören, ein Geſchick zu beklagen, das dir ſo reichen Erſatz zu bieten bemüht war.““ — Franzesko ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd das Haupt, auch die Uebrigen vereinigten ſich jetzt, ihn durch Troſtgründe mancher Art zu beruhigen, denen er mehr aus Gefälligkeit, als aus Ueberzeugung ſein Ohr zu leihen ſchien. Das Geſpräch berührte bald darauf wieder Gegenſtände anderer Art, und verweilte endlich bei den neueſten künſtleriſchen Aufgaben, die Jeder von ihnen ſich ertheilt hatte, namentlich aber bei einem großen beinahe vollendeten Gemälde Walters, das dieſer an Ort und Stelle nach der Natur aufgenommen, und nun im Großen ausgeführt hatte. — Walter verſprach den Freunden das Bild zu zeigen, man trennte ſich hierauf mit der Verabredung, am folgenden Tage in ſeiner Wohnung zu erſcheinen, freute ſich ſchon im Voraus des Genuſſes, den man haben werde, und eilte dann fröhlich von dannen. Auch Franzesko, der dem jungen Deutſchen beſonders geneigt war, ſchied mit einem herzlichen Händedruck, es war unverkennbar, daß ein tiefer Kummer ſein Herz belaſte, den er, wiewohl vergebens, zu verbergen ſtrebe. Walters ganze Theilnahme war dadurch für ihn erregt worden, allein zu fein fühlend, um ſich gewaltſam in das Vertrauen ſelbſt eines Freundes drängen zu wollen, überließ er es der Zeit, oder dem eigenen Bedürfniſſe der Mittheilung, welche Franzesko einſt bewegen würden, ſein Geheimniß zu offenbaren.

In Bewunderung verſunken, ſtanden die Künſtler am andern Morgen vor Walters Staffelei, das eben ſo kühn entworfene, als meiſterhaft ausgeführte Gemälde betrachtend. Es ſtellte einen ſpitzig zulaufenden Felſen vor, der bogenförmig über die Fluthen des Meeres hinwegragte, und in deſſen Mittelpunkt ſich eine tiefe geräumige Grotte befand. — Das Meer ſchien ſturmbewegt — hochauf brauſten die Wogen, wälzten ſich ſchäumend der Grotte zu, als treibe eine finſtre unwiderſtehliche Macht ſie eben nach dieſer Stelle, um ſie in ihrem Schooße zu begraben; immer dunkler glaubte man den Himmel ſich färben, immer höher die Fluthen ſteigen zu ſehen — eine unendliche Wehmuth ergriff den Beſchauer, je länger er das Bild betrachtete, je gewiſſer es ihm ward, daß der jetzt noch majeſtätiſch hervorragende Felſen unfehlbar von den Wellen verſchlungen werde, und je ſchmerzlicher er, ohne zu wiſſen warum, den Untergang deſſelben beklagen müſſe.

Lange hatten die Freunde das Kunſtwerk betrachtet, hatten ſich ihre Meinungen über daſſelbe mitgetheilt, und namentlich der ſeltſamen unwillkürlichen Rührung erwähnt, die ſie bei ſeinem Anblick ergriff — da ſah Walter ſeine Gefährten lächelnd an, und ſprach: — „Was ihr empfindet, iſt eine leiſe Ahnung der wahren Begebenheit, die mich zum Entwurf dieſes Gemäldes veranlaßte, und deren Schauplatz eben jener Felſen, oder vielmehr die Grotte in demſelben vor vielen Jahren geweſen ſein ſoll. — Wohl mir, wenn ich den Eindruck, den die einfache rührende Geſchichte in mir hervorbrachte, auch nur zur Hälfte durch meinen Pinſel wiederzugeben vermochte, dann fühle ich mich reich für meinen Fleiß belohnt, und höher als ihr vielleicht glauben möget, beglückt.“

Dieſe Worte erregten die Neugierde der Anweſenden allerdings im höchſten Grade — ſie drangen daher in ihn, ſich näher zu erklären und er begann:

„Ihr wiſſet, daß ich vor einiger Zeit eine Reiſe nach dem Inneren von Frankreich unternahm, theils meiner Studien wegen, theils auch, um mir eine Erholung nach lange anhaltender unermüdeter Arbeit zu gewähren. — Ein Zufall, der nicht hierher gehört, führte mich auf dieſer Reiſe in das nur von Wenigen beſuchte Basquiſche Dorf Anglet; wie ſehr wurde ich aber überraſcht, als mir hier die Natur in einer ſo koloſſalen Größe, in einer ſo unendlichen Erhabenheit der Gegenſtände vor Augen trat, daß ich nie etwas Aehnliches geſehen zu haben überzeugt, und zur lauteſten Bewunderung hingeriſſen ward. Geſchmeichelt von den Lobeserhebungen, die ich in meinem Entzücken über die herrliche Gegend reichlich ſpendete, bemühten ſich die freundlichen Bewohner, mir alles Sehenswerthe zu zeigen, namentlich aber mich an jenen Ort zu führen, den ihr hier im Bilde wiederfindet, und den eine längſt vergangene traurige Begebenheit ihnen allen noch jetzt theuer, ja faſt heilig macht. Sie erzählten mir Folgendes:

Gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte im Dorfe Anglet ein reicher Hirte, deſſen einzige Tochter, kaum der Kindheit entwachſen, als die ſchönſte Jungfrau jener ganzen Gegend geprieſen wurde. Die Zartheit ihrer ſchlanken edeln Geſtalt, die reizende Anmuth ihrer regelmäßigen Züge, der wunderbare Ausdruck ihrer großen dunklen Augen, verbunden mit dem unwiderſtehlichen Zauber, welchen Unſchuld und Tugend jedem weiblichen Weſen verleihen, riſſen Alle, die ſie ſahen, zur Bewunderung hin, und erregten in gar manches wackeren Jünglings Bruſt den heißen nie mehr zu beſiegenden Wunſch um ihren einſtigen Beſitz.

Aber nur Laurent, ein junger Fiſcher, deſſen Herkunft eben ſo dunkel als ſeine Armuth groß war, denn ſein ganzes Vermögen, beſtehend in einer kleinen halbzerfallenen Hütte und dem wenigen Geräthe, das er zu ſeinem Berufe bedurfte, konnte mit Saubade, ſo hieß das reizende Mädchen, um den Preis der Schönheit ringen. Auch ihn hatte die Natur, gleichſam zum Erſatz für den Mangel aller übrigen Glücksgüter, verſchwenderiſch mit ihren Gaben geſchmückt — auch er prangte unter den Basquiſchen Jünglingen als deren herrlichſte Zierde, wenn er an feſtlichen Tagen in der maleriſchen Tracht ſeines Landes bei der Farandole, oder dem Ballſpiel erſchien, wenn das kleine rothe Weſtchen den ſchlanken Leib umhüllte, die Espadrillas, Schuhe von rohen Hanfſtricken, mit farbigen Bändern befeſtigt, die ſchön geformten Füße umſchloſſen, das zierliche Barett die ſchwarzen Locken drückte, dann waren Aller Augen auf ihn gerichtet, lächelten ihm neidlos zu, und wandten ſich nur dann von ſeinem Anſchauen ab, wenn ſie Saubade, die reizendſte der Jungfrauen, ſuchten.

Da die Natur dieſe beiden Weſen ſo völlig gleich und deßhalb beinahe abſichtlich für einander geſchaffen zu haben ſchien, ſo konnte es wohl nicht fehlen, daß die heißeſte Liebe längſt den Weg zu ihren Herzen fand, bevor ſie ſelbſt noch wußten, welch einer mächtigen Gottheit ſie ihr Leben geweiht hatten. — Bald blieb jedoch ihre gegenſeitige Leidenſchaft für Niemanden mehr ein Geheimniß — alle Bewohner Anglets wußten darum, billigten dieſelbe, und fühlten ſogar die unausbleibliche Nothwendigkeit, daß zwei mit allen Reizen der Schönheit und Anmuth geſchmückte Weſen, wie Laurent und Saubade, einander lieben mußten — nur Einer unter ihnen konnte oder wollte vielmehr dieſe Nothwendigkeit durchaus nicht einſehen, er wies im Gegentheile jede leiſe Anſpielung darauf faſt zürnend zurück: dieſer Eine aber war unglücklicher Weiſe Saubadens Vater, der ſtolze Beſitzer reicher Heerden, der angeſehenſte Einwohner Anglets, deſſen Herz den flehenden Bitten ſeiner Tochter um ſo unzugänglicher blieb, je weniger er dem armen Laurent ſowohl den Mangel äußerer Glücksgüter, als die Dunkelheit ſeiner eigentlichen Herkunft jemals zu vergeben geneigt war.

Alle Verſuche, welche gewagt wurden, den alten Latour, ſo hieß Saubadens Vater, zu rühren, blieben fruchtlos, er beharrte feſt auf ſeiner Weigerung, und drohte der unglücklichen Saubade zuletzt mit der härteſten Strafe, wenn ſie ferner mit Bitten in ihn dringen, oder auch nur den leiſeſten Gedanken an Laurent Raum geben ſollte. Auf dieſe Weiſe mochte ungefähr ein Jahr verſtrichen ſein, in deſſen Verlauf die Liebenden alle Qualen dieſer ſonſt ſo beglückenden Leidenſchaft empfinden mußten; ſie hatten einander nur ſelten, nur bei ganz unvermeidlichen Gelegenheiten geſehen, durften, da ſie den unbeugſamen Sinn des ſtrengen Vaters kannten, auch nicht die kleinſte Hoffnung auf eine jemalige Linderung ihres traurigen Schickſals nähren, und fanden ihren einzigen Troſt nur in dem feſten Entſchluß, ſich den feierlich geleiſteten Schwur unwandelbarer Treue zu halten, möge der Himmel auch über ihre Zukunft beſchloſſen haben, was er wolle.

Es war an einem ziemlich heiteren Morgen, als Saubadens Vater, der alte Latour ſeine gewöhnliche Reiſe in das Gebirge antrat; er mußte nämlich jedes Jahr den gegenwärtigen Beſtand ſeiner reichen Heerden daſelbſt unterſuchen, mußte die Hirten an einem dazu beſtimmten Orte verſammeln und ſich Rechenſchaft ablegen laſſen über das ſeither ihrer Obhut anvertraut geweſene koſtbare Gut. — So war denn der lang erwartete, heiß erſehnte Augenblick endlich gekommen, der die Liebenden für unendliche Entbehrungen, für namenloſe kaum zu ertragende Leiden entſchädigen ſollte; daß ſie ihn nicht ungenützt verſtreichen ließen, bedarf wohl keiner Betheurung; kaum glaubten ſie ihren grauſamen Widerſacher daher weit genug entfernt, als ſie zu einer Gartenlaube am äußerſten Ende von Saubadens Wohnung eilten — einander wonnetrunken in die Arme ſanken — die tauſendmal gehörten Schwüre der heißeſten Liebe, der unwandelbarſten Treue wiederholten, und in dieſen ſeligen Minuten alle Schmerzen der traurigen Vergangenheit vergaßen.

Allein ſo heimlich und verſchwiegen auch die kleine Laube ſchien, ſo freundlich ſie die Liebenden einlud in ihrem Schatten zu ruhen, ſo wenig konnte ſie ihnen für längere Zeit zum ſchützenden Zufluchtsort dienen; denn die Wachſamkeit, mit welcher Saubadens Vater ihr Verhältniß mit Laurent belauſchen ließ, die Aufmerkſamkeit, mit welcher man jeden ihrer Schritte verfolgte, machten es den Liebenden zur Gewißheit, daß ſie auch hier nicht ſicher ſein, daß ſie auch hier nur allzu bald den Augen eines Verräthers begegnen würden. Nachdem der erſte Sturm des Entzückens, die erſte beſeeligende Freude des Wiederſehens vorüber war, kehrte auch die Erinnerung an ihre gefährliche Lage zurück, ſie beſchloſſen daher die Laube zu verlaſſen und das einſame Geſtade des Meeres aufzuſuchen, dort wo das leiſe Geflüſter der Liebe von dem majeſtätiſchen Brauſen der Wellen verſchlungen wird, wo kein Auge ſie erſpähen, kein Ohr ſie belauſchen konnte, hofften ſie Ruhe und ungeſtörte Sicherheit zu finden. — Schon waren ſie Saubadens Wohnung glücklich enteilt, ſchon entfernten ſie ſich immer mehr und mehr von den letzten einzeln gelegenen Häuſern des Dorfes, von wo aus man ſie noch immer hätte beobachten können; bis jetzt hatte kein verrätheriſches Auge ſie erblickt, kein verborgener Lauſcher ihre Schritte beobachtet; hier und da zerſtreute Niederungen von dichtem Tannengebüſch verſteckten jetzt ihren flüchtigen Lauf, bald führte ein ſteiler Abhang ſie an das Geſtade, zwar boten rechts die ſich weit hinaus erſtreckenden Dünen weder Schutz noch Zuflucht dar, links aber bildete ein ſpitzig zulaufender Felſen einen großen Bogen, deſſen äußerſtes Ende über die Fluthen hinwegragte, und in deſſen Mittelpunkt ſich eine tiefe geräumige Grotte befand.

Dieß war der Ort, den die ſo hart bedrohte, ſo grauſam verfolgte Liebe für wenige Stunden zum bergenden Aſyl erwählte, hier genoſſen Laurent und Saubade mit dankbarem Entzücken die wilde Schönheit ihres romantiſchen Aufenthaltes. Das ungeheure Meer, deſſen dumpfrollende Wogen die Ufer ferner Welttheile umſpülen, erſchien ihnen nun eine unüberſteigliche Gränze, welche die Allmacht der Liebe zwiſchen dieſem Ort und der ganzen noch übrigen Welt gezogen habe, um ſie derſelben zu entrücken. Die ſchwarzen rieſig emporſteigenden Felſenmaſſen wurden in ihren Augen zu lieblichen, freundlich grünenden Hügeln, denn ſie waren es ja, welche ſie den Blicken ihrer Verfolger wohlthätig entzogen. Die dunkle Grotte mit ihren moosbedeckten Steinen verwandelte ſich für die Liebenden in einen Feenpalaſt, und lud ſie ſchmeichelnd zu ungeſtörter Ruhe, zu harmloſen Ergießungen ihrer gegenſeitigen Zärtlichkeit und zu ſüßen Träumereien ein.

Während Laurent und Saubade auf dieſe Weiſe die ganze Welt um ſich her vergaßen, während ſie nur der Wonne des Augenblicks, nur dem Glück ihres längſt erharrten, wenige Stunden dauernden Beiſammenſeins lebten, und jeden Gedanken an die Zukunft für jetzt von ſich verbannten, hatten ſie die ſchwarzen Wolken nicht bemerkt, welche allmälich aufſteigend den Horizont verhüllten; hatten das Brauſen des Windes, das heftige Rauſchen der Fluthen nicht gehört, die, in wilder Empörung ihrer Gränzen ſpottend, bereits das ganze Ufer überſchwemmten; erſt als ein fürchterlicher Donnerſchlag die Grotte erbeben machte, als das berſtende Gewölbe den Regen in Strömen herabgoß, erſt dann kehrten ſie aus ihren ſüßen Träumen in die Wirklichkeit zurück, und erkannten, wiewohl zu ſpät, die Gefahr, welche ihnen nun unabwendbar drohte.

Laurent ſchauderte, als er ſich nach und nach von der ſchrecklichen Gewißheit ihrer hülfloſen Lage überzeugte. Der Gedanke, die Geliebte durch ſeine Schuld geopfert, durch ſeine Schuld dem Tode geweiht zu ſehen, brachte ihn zur Verzweiflung. Vergebens bemühte ſich Saubade ihn zu tröſten, umſonſt betheuerte ſie, daß ſie gern mit ihm zu ſterben bereit, daß der Tod an ſeiner Seite ihr willkommen ſei, da ſie ja doch nicht für ihn leben dürfte. Er überhäufte ſich ſelbſt mit den härteſten Vorwürfen, beſchwor den Himmel, ihn allein das Opfer ſeines Zornes werden zu laſſen, und flehte mit den rührendſten Worten, daß Saubade ihrem unfreiwilligen Mörder die ſchwere Schuld vergebe. — Indeſſen tobte der Sturm mit immer größerer, immer ſchonungsloſerer Wuth; höher, und immer höher ſtiegen die zürnenden Fluthen gleich Bergen empor — längſt war der Weg, den die Unglücklichen genommen hatten, ſpurlos verſchwunden, ungeheure, dräuende Wogen wälzten ſich bereits bis an den Eingang der Grotte, welche den Bejammernswürdigen zum Zufluchtsorte diente. In Todesangſt hob Laurent die Geliebte jetzt auf einen erhöheten Stein, welchen das Waſſer mindeſtens noch nicht ſobald erreichen konnte, er ſelbſt aber wagte den Verſuch, ſich dem Ausgange zu nähern, um ſich zu überzeugen, ob keine Hülfe mehr zu hoffen, ob Saubade rettungslos verloren ſei.

„Es gelang; — aber welch ein Anblick bot ſich hier dem unſeligen, mit Verzweiflung ringenden Jüngling dar! — in wildem Aufruhr tobten die Elemente, ſo weit ſein Auge reichte, hatten die Fluthen alles überſchwemmt, das Meer, ſeine allgewaltige Oberherrſchaft erkennend, öffnete bald ſeinen dunkeln, grauenerregenden Schooß, und fürchterliche Abgründe gähnten herauf aus der bodenloſen Tiefe, bald erhob es ſich wieder zu Bergen, welche himmelanſtrebend das Weltall zu vernichten drohten; das ſchreckliche Rollen des Donners, das Toben des heulenden Sturmes, das Brüllen der ſchäumenden Wogen ſchien den Untergang der Erde zu verkünden: troſtlos blickte der von jeder Hoffnung auf mögliche Rettung verlaſſene Jüngling zu den Wolken empor, ſeine Seele der Gnade des Allmächtigen empfehlend, da ergriff ihn plötzlich eine rieſige Welle, ſchleuderte ihn in die Grotte zurück, und füllte dieſelbe in eben dem Augenblick bis zur Höhe jenes Steines, auf welchem Saubade bis jetzt geſtanden, und der Gefahr Trotz geboten hatte.

Vergebens ſah Laurent nach einer andern ſchutzgewährenden Stelle umher, kein erhöhter Standpunkt war mehr vorhanden, kein errettendes Felsſtück zu finden, die Geliebte vor dem Andrang der immer ſchneller ſteigenden Fluth zu ſchirmen, er ſah, wie ſie ſich ihrem Opfer näherte, wie ſie ſchon die zarten Füße benetzte, den Saum des Gewandes erreichte, er ſah die Zierde der Jungfrauen, ſein höchſtes heiligſtes Kleinod, dem unvermeidlichen langſam herannahenden Tode geweiht, und konnte nichts thun, als mit ihr ſterben.

Auch Saubade erkannte jetzt, daß hier keine Rettung mehr möglich ſei. Gefaßt und muthig reichte ſie daher dem unglücklichen Jüngling ihre Hand, ſprang kühn zu ihm hinab und drückte ihn feſt an ihre treue Bruſt! — Höher und höher ſtiegen die ſchäumenden Fluthen, Laurent und Saubade hielten ſich feſt umſchlungen, ihre Herzen verſtanden, ihre Lippen vereinigten ſich: lauter rollte der Donner über ihren Häuptern; ſie hörten es nicht: wilder umrauſchten ſie die Wogen, ſie fühlten es nicht: da wälzte ſich, gepeitſcht vom wüthenden Sturme, eine ungeheure Welle brauſend heran, begrub die ganze Grotte in ihrem dunkeln verderblichen Schooße, und das Meer hatte ſeinen doppelten Raub verſchlungen. Wenige Tage ſpäter fand man die Leichen Laurents und Saubadens nahe bei jener Grotte, welche ihnen für einige Stunden ein Tempel des Glückes ſein, aber auch ihr Grab werden ſollte. Alle Bewohner Anglets eilten herbei, den noch immer treu Vereinigten die letzte Ehre zu erweiſen; kein Auge blieb trocken, als man ſie dem Schooße der mütterlichen Erde übergab, und ſeit jener Zeit erhielt die nun wieder in ihrer alten ſchauerlichen Oede daliegende Felſenhöhle, geheiligt durch die Erinnerung an dieſe traurige Begebenheit, den Namen der Liebesgrotte, welchen ſie auch behalten hat bis auf den heutigen Tag."

Walter ſchwieg; tief gerührt hatten ſeine Freunde der einfachen Erzählung zugehört, die gerade deßhalb ihre Wahrheit verbürgte; ſie erweckte wo möglich ein noch höheres Intereſſe an dem Bilde, das ſie jetzt mit erneueter Aufmerkſamkeit betrachteten. Schien es doch vor ihren Augen zu leben, glaubten ſie doch die Unglücklichen vor ſich zu ſehen, denen das grauſame Schickſal nur eine Gunſt, die des gemeinſchaftlichen Todes, gewährte, vor allen andern Anweſenden aber war Franzesko auf das heftigſte erſchüttert, er ſtand ſprachlos, Thränen füllten ſeine Augen, unverwandt ſtarrte er nach dem Gemälde, das unſtreitig noch eine beſondere, weit höhere Bedeutung für ihn zu haben ſchien. Die Freunde bemerkten ſeine auffallende Bewegung; allein gewohnt, den düſtern Jüngling alles was ſein Gemüth auf eine außergewöhnliche Weiſe anſprach, mit leidenſchaftlicher Heftigkeit umfaſſen zu ſehen, hielten ſie auch ſeinen gegenwärtigen Zuſtand nur für eine Folge der Erregung, in welche ihn das, was er eben ſah und hörte, verſetzt haben mochte.

Es war ſchon ziemlich ſpät am Abend deſſelben Tages, Walter wollte ſo eben ſeine Wohnung verlaſſen, und noch einige Stunden der friſchen Luft genießen, als Franzesko, der ihn dieſen Morgen mit ein paar räthſelhaft klingenden Worten in Geſellſchaft ſeiner Kunſtgenoſſen verlaſſen hatte, haſtig eintrat, ſich ſtürmiſch in ſeine Arme warf und ihn beſchwor, ihm, wenn es möglich ſei, einige Augenblicke Gehör zu ſchenken.

Verwundert über dieſen unerwarteten Beſuch, wie über die heftige Bewegung, in welcher der Jüngling ſich befand, zeigte Walter ſich ſogleich bereit, ſeinen Wunſch zu erfüllen; er bat ihn überzeugt zu ſein, daß er ihm gern nützen werde, ſoviel er es vermöge, und verhieß ihm die innigſte Theilnahme für alles, was er ihm mitzutheilen geſonnen ſei. — Franzesko vertraute hierauf dem jungen Deutſchen, deſſen werthvollen Charakter er längſt zu ſchätzen wußte: daß Laurent und Saubadens Geſchichte ihn bloß deßhalb ſo tief erſchüttert habe, weil ſie ſeinem eigenen Schickſal nur allzu ähnlich wäre; er ließ ſich die ſtrengſte Verſchwiegenheit geloben, und erzählte dann Folgendes:

Es mochte ungefähr ein Jahr her ſein, als Franzesko eines Abends von einem Spaziergange zurückkehrte, der ihn weiter als gewöhnlich von der Stadt entfernt hatte, es war ſchon ziemlich ſpät, die Straßen, welche er auf dem Heimweg wählte, waren etwas abgelegen; ihre armen Bewohner mochten nach dem mühevoll verlebten Tage wohl ſchon längſt der Ruhe pflegen, er eilte daher um ſo mehr wieder in eine belebtere Gegend zu kommen, je unheimlicher ihn die öde Einſamkeit, die ihn umgab, berührte; plötzlich hörte er in einiger Entfernung eine weibliche Stimme um Hülfe rufen, hörte das rohe Gelächter eines wahrſcheinlich Halbbetrunkenen, und dazwiſchen die ernſt zurückweiſenden Worte einer dritten Perſon, denen jedoch wenig Beachtung geſchenkt zu werden ſchien, da das Hülferufen immer lauter und ſtärker ward. Franzesko verdoppelte von nun an ſeine Schritte, um den Schauplatz baldmöglichſt zu erreichen, an welchem allem Vermuthen nach irgend ein ſchändliches Bubenſtück begangen werden ſollte: jetzt bog er um eine Ecke, und ſah ſeine Ahnung erfüllt, denn ſo eben bemühte ſich ein Menſch von wildem, wüſtem Anſehen, ein junges Mädchen mit Gewalt aus den zitternden Armen eines ehrwürdigen Greiſes zu reißen, den ſie mit der Kraft der Verzweiflung umſchlungen hielt, und der ſie, wiewohl vergebens, vor den Angriffen des frechen Räubers zu ſchützen ſuchte. Franzesko flog herbei; ein derber Schlag mit dem Stock auf den Kopf des Elenden befreite das Mädchen ſogleich von ihrem Bedränger; fluchend taumelte er zu Boden, während Franzesko ſeiner Geretteten den Arm bot, und den Alten mit wenigen Worten erſuchte, ihnen ſeinen Schutz auch noch ferner mittheilen, und ſie bis zu ihrer Wohnung begleiten zu dürfen.

Sein Erbieten ward angenommen, allein das alles war ſo ſehr das Werk weniger Augenblicke, ſie ſtanden ſchon in ſo kurzer Zeit vor einem kleinen niedrigen Häuschen, welches der Greis als das Ziel ihrer Wanderung bezeichnete, daß Franzesko noch nicht einmal Gelegenheit gefunden hatte nach dem Namen ſeiner beiden Schützlinge zu fragen. Der Greis, welcher ſich nur langſam von dem gehabten Schrecken zu erholen ſchien, und von dem jungen Mädchen mit Blicken der innigſten, ſorgſamſten Zärtlichkeit beobachtet ward, nahm jedoch bei dem nun erfolgten Abſchied das Wort und ſprach: „Ich kann Ihnen heute noch nicht danken, wie Sie es verdienen, mein Herr, allein glauben Sie ja nicht, daß ich deßhalb weniger empfinde, was ich Ihnen ſchuldig bin; wenn es Ihre Verhältniſſe erlauben, ſo kommen Sie morgen hieher in unſere kleine, freilich nur dürftige Wohnung, fragen Sie nach dem alten Capitaine S . . . . und dann ſoll es mir und meiner Tochter hoffentlich beſſer gelingen, unſern edlen Beſchützer zu überzeugen, daß er ſeinen Beiſtand mindeſtens keinem Unwürdigen zu Theil werden ließ.“

Franzesko, dem das kleine Abenteuer immer intereſſanter ward, nahm die Einladung des Greiſes freundlich an, nicht um ſich den Dank für eine Hülfeleiſtung zu holen, die er jedem Bedrängten ſchuldig zu ſein glaubte, wohl aber, um den Alten und ſeine Tochter näher kennen zu lernen, deren zarte ſchlanke Geſtalt ihm ſelbſt in der bereits herrſchenden Dunkelheit bemerkbar ward, und ihn auf ein eben ſo reizendes Antlitz ſchließen ließ, das er beim hellen Lichte des Tages und mit den Kennerblicken des begeiſterten Künſtlers zu bewundern begierig war. Franzesko ſäumte nicht, ſich ſchon am folgenden Tage in dem bezeichneten kleinen Häuschen einzufinden; Capitaine S . . . .

empfing ihn mit der innigſten dankbarſten Freude, obgleich er ihm nicht entgegen zu gehen vermochte, da Zorn und Schrecken über das unangenehme Begebniß des geſtrigen Abends ſein altes Uebel, nämlich eine lähmende Gicht in beiden Füßen, auf's neue hervorgerufen hatten. Er mußte ſich daher begnügen, dem theuren willkommenen Gaſte für heute nur die welke Hand zum Gruße darzureichen, ihn an ſeiner Seite Platz nehmen zu laſſen, und der ſchönen hold erröthenden Victorine, der treuen Pflegerin ſeines Alters, mit freundlichen Worten zu gebieten, daß ſie ſchnell einige Erfriſchungen herbeibringe, ihren edelmüthigen Beſchützer damit nach Kräften zu laben.

So reizend Franzesko ſich ſeine Gerettete aber auch gleich im Anfange gedacht hatte, ſo unendlich ſah er das Bild, welches ſeine Phantaſie ſich von ihr geſchaffen hatte, nun durch die Wirklichkeit übertroffen, er bedurfte in der That einige Minuten Zeit, um ſich von ſeiner Ueberraſchung zu erholen, und freute ſich im Stillen, daß die gutmüthige Geſchwätzigkeit des Greiſes ihn mindeſtens für den Augenblick eines größeren Antheils an der Unterhaltung überhob. Das dankbare Vertrauen, womit Capitaine S . . . . ſeinem Befreier entgegenkam, die ſchüchterne und doch ſo zarte Innigkeit, die Victorine dem Jünglinge zeigte, befreundete ihre Herzen bald in einem weit höheren Grade, als dieß von einer erſt angeknüpften Bekanntſchaft zu vermuthen ſtand. Franzesko erfuhr die ganze Lebensgeſchichte des ehrwürdigen Kriegers bis auf ſeine gegenwärtigen Verhältniſſe, ſo offen, ſo ohne allen Rückhalt, als theile er dieſelbe einem langjährigen geprüften Freunde mit. Sie war ſehr einfach. S . . . . hatte ſich nämlich von Jugend auf dem Militärdienſte gewidmet, er beſaß kein Vermögen, deſſenungeachtet vermählte er ſich erſt in ſpäteren Jahren aus Leidenſchaft mit einem ebenfalls unbegüterten Mädchen, und lebte zwar beſchränkt aber glücklich mit der geliebten Gattin, die ihn durch Victorinens Geburt zum ſeligſten Sterblichen machte.

Nach jedem Feldzuge kehrte er mit Entzücken in den Schooß ſeiner Familie zurück; für alle Leiden, alle Entbehrungen fand er in den Armen ſeines Weibes, im Anblicke des theuern Kindes reichen Erſatz. Leider aber raubte der Tod ihm die treue Gefährtin, als Victorine kaum das fünfzehnte Jahr erreicht hatte. Der Gram über dieſen unerſetzlichen Verluſt, und ſeine vielen im Kriege erhaltenen Wunden ſchwächten ſeinen Körper vor der Zeit, bald fühlte er nur allzu deutlich, daß er unfähig ſei, ferner Dienſte zu leiſten; er ſah ſich daher genöthigt, um ſeine Entlaſſung zu bitten, die ihm auch in den ehrenvollſten Ausdrücken erheilt und mit einer kleinen Penſion begleitet ward; ſeitdem widmete er, von Victorinen kindlich gepflegt, ſein Daſein der Erinnerung an die ihm vorangegangene Gattin, und der ſchweren, obgleich mühſam verhehlten Sorge für die Zukunft ſeines einzigen geliebten Kindes.

Franzesko vergalt das Vertrauen des Kriegers ſpäter durch gleiche Offenheit, auch er erzählte ihm einſt ſeine Geſchichte, ward jedoch höchſt unangenehm berührt, als der Capitaine ihn zwar auf die herzlichſte, aber eben nicht auf die feinſte Weiſe beklagte, daß er ſeine Aeltern nicht einmal dem Namen nach gekannt habe, da in ſeinen Augen ein ehrenwerther, vom Vater auf den Sohn vererbter Name weit über Geld und Gut zu ſchätzen, auch das erſte und unerläßlichſte Erforderniß eines Mannes ſei, der die Zuverſicht und Theilnahme ſeiner Mitmenſchen erwerben wolle.

So ſchwer Franzesko ſich durch dieſen Ausſpruch verletzt fühlte, ſo wenig vermochte er dem Capitaine darum zu zürnen, weil er wirklich ſeine innigſte Ueberzeugung enthielt. S . . . . beſaß eine faſt bis zur Schwäche gehende Vorliebe für einen achtbaren Namen, den er für die Grundlage aller Tugenden hielt, und dieſer Punkt war auch der einzige, in dem der ſonſt ſo liebenswürdige Greis unter keiner Bedingung nachgab, mochte man ihm auch dagegen einwenden was man wollte. Daß Franzesko trotz dem immer öfter von der erhaltenen Erlaubniß, das Haus des Capitains beſuchen zu dürfen, Gebrauch machte, daß er Victorinen bald mit der glühendſten Leidenſchaft liebte, uud nach und nach auch ihrer Neigung für ihn gewiß ward, war eben ſo leicht vorauszuſehen, als zu verzeihen. Wie wäre es dem jungen Künſtler möglich geweſen, ſo viele Reize faſt täglich zu ſehen, ohne davon gerührt zu werden? Wie hätte Victorine, die bisher in ſtiller Abgeſchiedenheit gelebt hatte, dem erſten jungen Manne, der in ihre Nähe kam, ihrem

Beſchützer, dem Günſtling ihres Vaters, ihr Herz verſchließen können? Je weniger ſie jedoch das Gefühl kannte, welches ſie für **Franzesko** hegte, je inniger gab ſie ſich demſelben hin. Indeſſen täuſchte die kindliche Unbefangenheit, mit der ſie dem Geliebten ſtets entgegenkam, ihren ohnedieß nicht eben allzuſcharfſichtigen Vater ſo ſehr, daß er nur ſchweſterliche Zuneigung in ihrem Benehmen zu erblicken glaubte, und zugleich über den Zuſtand ihres Herzens völlig beruhigt war.

Franzesko eilte in ſeiner Erzählung über die damals verlebten glücklichen Tage des ungetrübten Beiſammenſeins von nun an nur flüchtig hinweg, um ſeinem deutſchen Freunde die Urſache ſeines nunmehrigen namenloſen Schmerzes zu ſchildern. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß der Augenblick endlich erſcheinen mußte, in dem die Herzen der Liebenden ſich einander gegenſeitig öffneten und die Gefühle verriethen, von welchen ſie ſeit ſo langer Zeit erfullt waren! Freilich beſaß **Franzesko** nichts als ſeine Kunſt; freilich bedurfte er noch immer der Unterſtützung ſeines Wohlthäters, allein er hoffte ſich dennoch einſt eine unabhängige Exiſtenz gründen, hoffte der Geliebten dann ſeine Hand reichen zu dürfen, und ſäumte nicht, nach der erſten beſeligenden Erklärung, welche zwiſchen ihnen Statt fand, auch **Victorinens** Vater von ſeinen Wünſchen zu unterrichten, indem er um den Beſitz dieſes ſeines höchſten Kleinodes warb.

Capitaine S . . . . wurde durch Franzesko's Antrag eben ſo überraſcht als betrübt; er liebte den edlen Jüngling, freute ſich ſeines Umganges und würde ihn gewiß mit Entzücken Sohn genannt haben, wenn er ſich ihm als den würdigen Enkel ehrenwerther Vorfahren hätte beurkunden können, ſo aber fehlte dem armen Franzesko gerade das erſte Erforderniß des Mannes, den S . . . . einſt ſeinen Eidam nennen ſollte; jeder Verſuch, ihn zur Einwilligung zu bewegen, blieb daher vergebens; er weinte mit den Liebenden, klagte das harte Schickſal an, das ihnen die Erfüllung ihres heißeſten Wunſches verſagte, blieb jedoch ſtandhaft bei ſeiner Weigerung, und verlangte zuletzt, daß Franzesko und Victorine entweder ihre Leidenſchaft überwinden, oder einander nie wieder ſehen ſollten.

„Seit einigen Tagen,“ ſchloß Franzesko ſeinen Bericht, „habe ich den Anblick der Geliebten vermieden, allein ich fühle nur allzu deutlich, daß ich ihr eben ſo wenig entſagen, als ohne ſie leben kann! Mein Entſchluß ſteht feſt, ich eile nach Spanien; dort will ich von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt wandern, will überall von dem armen Knaben erzählen, den ein edler Mann vom ſichern Tod gerettet, will das einzige Erbe meiner Aeltern, ein Goldſtück, das ich noch jetzt wie damals, an einer Schnur um den Hals befeſtigt, trage, Allen, die mir begegnen werden, zeigen, und auf dieſe Weiſe meinen Vater zu entdecken ſuchen.

Walter hatte den Jüngling mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört, er ſtaunte jetzt um ſo mehr über den abenteuerlichen Plan deſſelben, je unausführbarer, ja faſt fabelhafter er ihm erſchien. Vergebens bemühte ſich der ruhige beſonnene Deutſche dem liebeglühenden Spanier die Schwierigkeiten ſeines Unternehmens, ſo wie das gänzlich Unwahrſcheinliche des Gelingens vorzuſtellen, umſonſt machte er ihn aufmerkſam, daß er ſeinen Wohlthäter dadurch erzürnen, ſich ſelbſt aber vielleicht auf lange Zeit von ſeiner künſtleriſchen Laufbahn entfernen konnte, ohne den beabſichtigten Zweck deßhalb zu erreichen. Franzesko blieb taub bei allen Vorſtellungen, unempfindlich für jedes Opfer, das er ſeinem Entſchluß bringen mußte. Walter, von ſeinem heißen Flehen beſtürmt, ſah ſich zuletzt ſogar zu dem Verſprechen genöthigt, den General D . . . ſelbſt mit den Wünſchen ſeines Pflegeſohns bekannt zu machen, und ihn um ſeine Einwilligung zu deſſen Vorhaben bitten zu wollen. Walter war dem General nämlich längſt von Franzesko vorgeſtellt worden, und erfreute ſich der beſonderen Achtung des würdigſten Greiſes, und ſo verließ ihn denn Franzesko, beruhigt durch die Zuſicherung des Freundes, um noch heute dem Vater der Geliebten ſeinen Entſchluß mitzutheilen.

Zu tief hatte Laurents und Saubabens Schickſal ihn erſchüttert; zu ſchmerzlich war ihm der Gedanke, daß auch ihm die Dunkelheit der Geburt das ganze Glück ſeines Lebens rauben ſollte, als daß ſein

Vorſatz nicht plötzlich reif geworden wäre, als daß er auch nur einen Augenblick hätte zögern können, ihn auszuführen, da ſich ihm ja nur auf dieſen einzigen Weg eine Möglichkeit zeigte, den Beſitz der Heißgeliebten zu erhalten.

General D . . . liebte ſeinen Pflegeſohn zu ſehr, als daß er ihm, nachdem er die nähern Umſtände von Walter erfahren hatte, ſeine Einwilligung zu der freilich auch in ſeinen Augen höchſt abenteuerlichen Reiſe verſagt hätte! Gern würde er den Jüngling adoptirt, würde ihm ſeinen eigenen Namen verliehen haben, allein die nähern Rechte zweier Söhne eines theuren Bruders dürften nicht beeinträchtigt werden, er verzieh daher dem feurigen, liebeglühenden Franzesko ſein Unternehmen, das er nicht gänzlich zu tadeln vermochte, entließ ihn mit ſeinem reichſten Segen und dem heißen Wunſche, daß er ſein ferneres, ungewiſſes Ziel erreichen möge.

Keine Feder beſchreibt Victorinens Schmerz, als der Moment der Trennung erſchien! Selbſt ihr Vater war tief erſchüttert; er fühlte die ganze Größe des Opfers, das Franzesko ſeiner Leidenſchaft brachte, empfand die Leiden der Liebenden, und bemühte ſich deßhalb die bange Abſchiedsſtunde ſo ſchnell als möglich an ihnen vorüber zu führen; weinend riß Franzesko ſich endlich aus Victorinens Armen, ſagte ihr das letzte Lebewohl, und fand ſich nur durch den Gedanken ermuthigt, daß er glücklicher wiederkehren.

daß Victorinens Beſitz dennoch einſt der Lohn ſeines raſtloſen Strebens ſein werde.

„Es iſt ein recht fürchterliches Wetter draußen; hör' nur, Alter! wie der Sturm heult, wie der Regen in dichten Strömen herabſchießt und gegen die Scheiben ſchlägt, als wolle er ſie zertrümmern! Kein Wunder, wenn die böſen Geiſter alle wach werden, und heraufſteigen aus dem Abgrunde, um hier oben ein luſtiges Spiel zu treiben mit der tobenden Windsbraut. Der Himmel behüte jeden armen Wanderer, der eben jetzt ſeines Weges zieht, und beſchere ihm ein ſchützendes Obdach in dieſer grauſigen Nacht!" Mit dieſen Worten ſchloß Frau Petronella, die fromme Hausfrau des alten Förſters Antonio, eines Abends ſorgſam die Fenſterladen ihrer kleinen Wohnung, zündete die Lampe an, und ſetzte ſich dann traulich an ihres Gatten Seite, der bis jetzt, trotz der einbrechenden Dunkelheit, mit großem Eifer in einem vor ihm aufgeſchlagenen Buche geleſen zu haben ſchien. „Du haſt recht, Petronella", antwortete er jetzt bedächtig, „freilich dürfen wir Jäger des Wetters nicht achten, müſſen oft hinaus in Sturm und Gewitter, aber nicht Jeder iſt daran gewohnt wie wir, nicht Jedem weichen die böſen Geiſter aus, wie uns, weil ſie ſchon wiſſen, daß wir auf Berufswegen wandeln, und darum wünſche ich Allen einen ſichern Zufluchtsort, die zu ſolcher

Zeit im Freien weilen, denn wenn die Elemente einmal ſo recht losgelaſſen ſtreiten, dann erkennt der Menſch erſt recht ſeine Ohnmacht, und es regt ſich ein beklemmendes Gefühl auch in der muthigſten Bruſt!"

Antonio, ein hochbejahrter Greis, lebte nun ſchon ſeit undenklichen Zeiten in dem kleinen, faſt im Mittelpunkte eines nicht unbedeutenden Waldes gelegenen Häuschen, das zu den reichen Beſitzungen einer edlen ſpaniſchen Familie gehörte. Er hatte ſein nunmehriges Amt mehr als Belohnung für frühere treu geleiſtete Dienſte, als aus Nothwendigkeit erhalten, daher lebte er auch in ziemlich ungeſtörter Ruhe mit ſeiner ebenfalls betagten Gattin Petronella, die freilich das geräuſchvollere Leben der Stadt der tiefen Einſamkeit, welche ſie hier umgab, gar ſehr vorgezogen hätte. Antonio's Mannesjahre mochten ſtürmiſch geweſen ſein, er mochte viel Erfahrungen geſammelt, viel Ungemach erlitten haben, zum mindeſtens bewieſen die tiefen Furchen, welche ſeine Stirne bedeckten, daß nicht allein die Zeit, ſondern auch das Schickſal hier ſeine unvertilgbaren Spuren hinterlaſſen habe.

Er ſprach nicht gern von der Vergangenheit, namentlich von ſeinen jüngeren Jahren; trübe Erinnerungen ſchienen ſich dann ſeiner zu bemächtigen, Petronella vermied daher ſorgfältig jede Veranlaſſung dazu, wußte ihn ſtets mit andern Gegenſtänden zu beſchäftigen, und war auch heute im Begriffe, ihr Lieblings-Thema, nämlich alle nur mögliche Spukgeſchichten abzuhandeln, als ſie plötzlich erſchrocken auffuhr, weil es ihr vorkam, als vernehme ſie, trotz dem Heulen des Sturmes, ein lautes und anhaltendes Klopfen an der Thür ihres Hauſes. Auch Antonio, den die Furcht ſeines Weibes aufmerkſam gemacht hatte, hörte die wiederholten Schläge ganz deutlich, ſie drangen wie hülfeflehend mitten durch das Toben der zürnenden Elemente, er beruhigte daher die Aengſtliche, indem er ihr die Verſicherung gab, daß ohne Zweifel ein verirrter Wanderer draußen harre, der Einlaß begehre, und ſie aufforderte, dieſe erſte aller Nächſtenpflichten zu erfüllen.

Petronella, von dem innigſten Mitleid durchdrungen, eilte ſogleich die Pforte zu öffnen; Antonio hatte ſich nicht getäuſcht, tief in ſeinen völlig durchnäßten Mantel gehüllt, ſtand ein hoher ſchlanker Mann vor derſelben, und bat um Obdach für dieſe Nacht, da das Wetter ihm nicht erlaube, einen anderen Zufluchtsort zu ſuchen; ſeine Bitte wurde ihm auf das bereitwilligſte gewährt, voran ſchreitend führte ſie ihn nach ihrem Wohnzimmer, woſelbſt Antonio dem unbekannten Gaſt freundlich entgegentrat. Dieſer ſah ſich nicht ſobald vor Sturm und Gewitter geborgen, als er den triefenden Mantel von ſich warf, ſeine Wirthe mit dankbarer Freude begrüßte, und ſich ihnen als ein Reiſender zu erkennen gab, der aus Liebe zur Kunſt die vorzüglichſten Gegenden Spaniens zu Fuß durchwandere, um ſeinen Geiſt durch ihren Anblick zu erheben, und ſeine Mappe mit den Skizzen derſelben zu bereichern.

Frau Petronella trug nun vor allem Sorge, ihren Gaſt mit einem kleinen Mahle zu erquicken. Dieſer erzählte während deſſelben mancherlei Begebenheiten aus ſeinem Leben, wußte ſeine Wirthe ſo anziehend zu unterhalten, ihre Aufmerkſamkeit ſo ausſchließlich zu feſſeln, daß ſie ſich erſt ſpät von ihm zu trennen, und ihn der ſo nöthigen Ruhe zu überlaſſen vermochten, die er endlich auch in dem ihm angewieſenen, mit weiblicher Sorgfalt geſchmückten Gemache fand.

Am folgenden Morgen fühlte ſich Franzesko, denn kein Anderer als er war der fremde Reiſende, ermüdeter und angegriffener, als er es ſich ſelbſt bekennen mochte: das Unwetter von vergangener Nacht, dem er nicht früh genug entrinnen konnte, hatte ihm eine leichte Unpäßlichkeit zugezogen, er nahm daher Antonio's Einladung, einige Tage bei ihm auszuruhen, mit Freuden an, da er nun ſchon ſeit Monden erfolglos in Spanien umherirrte, ohne ſeinem heißerſehnten Ziele auch nur im geringſten näher gekommen zu ſein. — Mit dem tiefſten Schmerz mußte er jetzt ſelbſt das Abenteuerliche ſeines Unternehmens einſehen, mußte ſich bekennen, daß er das Unwahrſcheinliche, ja faſt Unglaubliche vom Zufalle erwarte, daß ſein Goldſtück ein zu ſchwaches Werkzeug ſei, ihm die Dunkelheit ſeiner Geburt erhellen, die längſt verlornen Aeltern wieder finden zu helfen, und daß er alſo einem Phantom nachjage, welches nur ſeine durch die Leidenſchaft der Liebe verblendete Phantaſie einſt verwirklichen zu können glaubte.

Franzesko wäre nach dieſer Erkenntniß vielleicht längſt wieder nach Paris zurückgekehrt, hätten nicht Scham und Schmerz ihn davon abgehalten.

Er konnte es eben ſo wenig über ſich gewinnen, unverrichteter Sache vor ſeinem Pflegevater zu erſcheinen, als Victorinen wieder zu ſehen, um ihr die letzte Hoffnung rauben und ihr dann auf ewig entſagen zu müſſen! Seine ſchöne ſtolze Zuverſicht war verſchwunden, er gab ſich den quälendſten Betrachtungen hin, und verweilte daher um ſo lieber in der romantiſchen Einſamkeit ſeines jetzigen Aufenthaltes, je mehr dieſe ſeiner gegenwärtigen Gemüthsſtimmung zuſagte. Antonio und Petronella hatten ihrerſeits den Gaſt ſchon am Abend ſeiner Ankunft ſo lieb gewonnen, daß ſie gern alles aufboten, um ihm ein längeres Verweilen ſo angenehm als möglich zu machen. Wirklich lag das Haus, welches der Förſter bewohnte, auch an der anmuthigſten Stelle des Waldes: herrliche Baumgruppen wechſelten mit lichten üppig grünen Raſenplätzen, das Zwitſchern der Vögel, die reine balſamiſche Luft, verbunden mit der reizenden Ausſicht, welche man am Ende des Waldes in ein ſchönes Thal genoß, das rings von einer Kette von Bergen eingeſchloſſen ſchien, und auf deren einem ſich ein alterthümliches Schloß erhob, alles dieß war ganz dazu geeignet, auch ein minder ſchwärmeriſches Gemüth als Franzesko's an dieſen Ort zu feſſeln; ſchon am erſten Tage begann er einige kleine Streifereien, und kehrte eben ſo befriedigend als zu neuen Unternehmungen entſchloſſen von ſeiner

Wanderung zurück. Franzesko und ſeine gütigen Wirthe wurden immer inniger befreundet, bald ſchenkte er ihnen ſein ganzes Vertrauen, und erhöhte dadurch ihr Intereſſe an ihm nur mehr. Eines Abends, als ſie wie gewöhnlich in herzlichen Geſprächen vertieft beiſammen ſaßen, äußerte er unter Anderem auch den Wunſch, das Schloß, welches ihm beinahe unbewohnt vorkomme, einmal beſehen zu dürfen, da ſeine alterthümliche Bauart ihm beſonders anziehend erſcheine. Petronellas ſichtliche Verlegenheit und das plötzliche Verſtummen ſeines Wirthes erregten jedoch ſeine Aufmerkſamkeit jetzt in einem um ſo höhern Grade, je ſorgfältiger ſie bisher jeder hingeworfenen Frage nach jenem Gebäude ausgewichen waren; er drang nun in Antonio, ihm die Urſache ſeines Schweigens mitzutheilen, dieſer war aber inzwiſchen ſo ernſt geworden, es lag eine ſo düſtre Wolke auf ſeiner Stirne, daß Franzesko dieſe Umwandlung des ſonſt ſo heitern Greiſes durchaus nicht begreifen konnte.

Nach einer kleinen Pauſe nahm Antonio endlich das Wort und ſprach: „Don Franzesko, ich kann und mag euch nicht läugnen, daß ich jenes Schloſſes nur ungern gedenke; es lebt dort eine ſehr edle und ſehr unglückliche Frau, deren Schickſal wohl eines der ſchrecklichſten ſein mag, was jener verderbliche Krieg, der vor Jahren hier in Spanien gewüthet hat, über ein menſchliches Weſen verhängen konnte — laßt euch dieß genügen und vergeſſet euren Wunſch, den ich, ſo gern ich auch wollte, nicht zu erfüllen vermag.“

Dieſe Worte vermehrten Franzisko's Neugier, ſtatt ſie zu befriedigen; er drang daher in ſeinen Wirth, ihm näher mit jener Geſchichte bekannt zu machen, in ſo fern ſie kein Geheimniß enthalte, das einem Fremden nicht zu wiſſen erlaubt ſei. Antonio ſah ſich endlich genöthigt, den Bitten ſeines Gaſtes nachzugeben, und erzählte Folgendes:

„Don Alfonſo de Lara, aus einem der edelſten Geſchlechter Spaniens entſproſſen, ſtand ſowohl ſeines Ranges als ſeines Reichthumes wegen in Saragoſſa in hohem Anſehen; erſt kürzlich mit einer eben ſo ſchönen als tugendhaften Gattin vermählt, würde er der glücklichſte Sterbliche geweſen ſein, wenn nicht eben damals das franzöſiſche Heer die Pyrenäen überſchritten, und Spaniens geſegnete Fluren in feindlicher Abſicht betreten hätte.

Don de Lara, von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, konnte ſeinen Haß gegen die Fremdlinge eben ſo wenig verbergen, als ſich ihrer Oberherrſchaft fügen; er gehörte daher unter Diejenigen, welche zuerſt die Waffen ergriffen, rüſtete einen großen Theil ſeiner Unterthanen aus eigenen Mitteln aus, und war überall, wo es galt dem Feinde einen bedeutenden Schaden zuzufügen, oder Tod und Verderben in ſeine Reihen zu ſchleudern. So unerſchrocken er aber auch ſein eignes Leben wagte, ſo zärtlich war er für das ſeiner Gemahlin beſorgt; ſie mußte er in Sicherheit wiſſen, wenn er Ruhe und Muth zu thätigem Handeln behalten ſollte. Zu den weitläufigen Beſitzungen Don de Laras gehört namentlich auch jenes alterthümliche Schloß, welches in ſeiner ſtillen Majeſtät die Umgegend rings zu beherrſchen ſcheint; bis hieher waren die Feinde noch nicht gedrungen, auch dürfte man aller Wahrſcheinlichkeit nach hoffen, daß dieß Thal verſchont bleiben werde, weil es zu weit von der Heerſtraße entlegen iſt, als daß Truppen-Durchmärſche Statt finden konnten; hier alſo glaubte Don Alfonſo ſeine Gemahlin, welche bald Mutter werden ſollte, am beſten vor allen Gefahren des Krieges geborgen, er brachte ſie daher ungeſäumt auf jenes Schloß, vertraute ſie daſelbſt dem Schutze eines alten treu bewährten Dieners und verließ ſie dann, um Saragoſſa an der Spitze ſeiner Kriegsgefährten vertheidigen zu helfen.

Wohl würde Donna Iſabella hier in ſtiller Verborgenheit gelebt haben, und allen Schrecken jener traurigen Zeit glücklich entgangen ſein, wenn nicht der grauſame Verderber gewacht und ihr ganzes irdiſches Glück mit einem einzigen Schlage auf ewig zertrümmert hätte! Don Ramiro de Aquillias, ein Mann, deſſen Aeußeres in eben dem Grade abſtoßend und widrig war, als die Härte ſeines Charakters, ſein Stolz und ſeine Rachſucht von Jedem, der ihn näher kannte, gefürchtet ward, hatte ſich faſt zu gleicher Zeit mit Alfonſo um die Hand der ſchönen Iſabella Ribera beworben; der Vorzug, den Letzterer ſowohl von Seiten der Aeltern als der Tochter erhielt, verwandelte die Liebe des finſteren ehrgeizigen Aquillias ſogleich in den tödtlichſten Haß; er ſchwor im Stillen den Schimpf dieſer Zurückweiſung blutig zu rächen, ſann insgeheim auf Plane, die Glücklichen zu verderben, und erlauſchte, wie ein unheilbringender Dämon von nun an den Augenblick, der ihm zur Ausführung ſeines Vorhabens der günſtigſte ſcheinen werde.

Don Alfonſo kannte dieſen Feind ſeiner Ruhe und ſeines Glückes zwar gar wohl, allein theils hielt er ihn ſeiner eigenen Stellung wegen nicht für allzu gefährlich, theils fand er nicht Muße genug, ihn genauer zu beobachten, da ſeine ganze Seele nur mit den gegenwärtigen kriegeriſchen Ereigniſſen beſchäftigt, all ſein Streben nur auf die Vertheidigung des Vaterlandes gerichtet war; ſchon hatte er ſich in mehreren Gefechten durch die bewundernswürdigſte Tapferkeit ausgezeichnet, ſchon nannten die Feinde ſeinen Namen mit ſcheuer Ehrfurcht, weil er einem Würgengel gleich ihre Reihen durchdrang; es konnte daher nicht fehlen, daß er die höchſte Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Krieger erregte, und daß dieſe ihrerſeits alles aufboten, den Furchtbaren todt oder lebendig in ihre Gewalt zu erhalten.

Aquillias hatte indeſſen ebenfalls, jedoch nur zum Schein, Antheil an der Sache ſeines Volkes genommen; was kümmerte ihn ſein Vaterland? was kümmerte ihn die Welt, ſo lange jene beiden Weſen lebten, die er tödlich haßte! Vor allen Dingen ſtrebte er jetzt, Alfonſo in die Hände der Feinde zu bringen, dann war ſeine Rache auf das glänzendſte befriedigt, und die ſchutzloſe Gemahlin des Unglücklichen gänzlich in ſeiner Gewalt.

Monden gingen vorüber, während denen der blutige Krieg mit abwechſelndem Glücke fortgeſetzt ward. Donna Iſabella genas eines Sohnes, den ſie mit eben ſo viel Schmerz als Entzücken an ihre mütterliche Bruſt drückte, denn er war ja entfernt, den ſie ſo unausſprechlich liebte; er konnte ihre Freude beim Anblick des holden Weſens nicht theilen, konnte den Erben nicht ſegnen, den ſie ihm geboren hatte. Auch blieb ſie ſchon ſeit geraumer Zeit ohne alle Nachricht von ihm, und war deßhalb um ſo beſorgter, je öfter er ihr früher Boten geſendet hatte, die ſie von ſeinem Ergehen und der Lage der Dinge unterrichten mußten.

Pedro, Don de Lara's treuer Diener, bemühte ſich zwar ſtets, die Gebieterin zu erheitern, und die ſchrecklichen Bilder zu verſcheuchen, die ſie ſich ſeit dem gänzlichen Stillſchweigen ihres Gatten ſchuf; allein auch er war ängſtlicher um ihn bekümmert, als er es ſich ſelber eingeſtehen mochte, er kannte ſeinen Herrn zu gut, um nicht zu wiſſen, daß nur die Unmöglichkeit ihn abhalten konnte, der geliebten Gemahlin Nachricht zu ſenden. — Auch quälten ihn noch Zweifel anderer Art; er fing nämlich an, dem alten Kaſtellan des Schloſſes zu mißtrauen, deſſen lauerndes verſtecktes Weſen allerdings geeignet war, Argwohn zu erregen. Seit einigen Tagen hatte Gomez, ſo hieß der Alte, viel heimlichen Verkehr mit einem Fremden, der in das Schloß gekommen war, ohne daß Pedro ergründen konnte, woher. Auf ſeine Fragen erhielt er die Antwort, der Unbekannte ſei ein Verwandter des Kaſtellans, der ihm Kunde von den Seinen bringe, bald darauf war er wieder verſchwunden. Pedro aber glaubte von dieſer Zeit an eine ſo ſichtliche Unruhe, eine ſo auffallende, faſt ängſtliche Scheu an Gomez zu bemerken, daß ſein Argwohn gegen dieſen immer höher ſtieg, und er von nun an alle ſeine Handlungen auf das genaueſte zu beobachten beſchloß. Mehrere Wochen waren vergangen, da erſchienen eines Tages einige von den Bewohnern der Umgegend, die traurige Nachricht verkündend, daß eine bedeutende Anzahl von Feinden ſich dieſem Thale nähere, und daß es ohne Zweifel auf einen Ueberfall des Schloſſes abgeſehen ſei. — Pedro erſchrak heftig; er wußte, daß an Widerſtand nicht zu denken ſei, da man ein ſolches Ereigniß nicht für möglich gehalten hatte; er trat daher zu dem bleich gewordenen Kaſtellan, um ſich mit ihm über die Mittel zur Rettung Donna Iſabellens und ihres Sohnes zu berathen, weil er überzeugt war, daß es den Feinden nicht um die Schätze, wohl aber um die Perſon der Gemahlin Don de Lara's zu thun ſei, die in ihren Händen eine gar wichtige Geißel werden mußte. Gomez erklärte, da Flucht unmöglich wäre, daß er einen Ort wiſſe, an welchem er Beide ſicher zu bewahren hoffe; dieſer ſei nämlich ein verborgenes Gewölbe, deſſen Daſein nur ihm allein bekannt, jedem Anderen aber auch bei der ſorgfältigſten Unterſuchung durchaus unzugänglich wäre; dorthin ſolle Donna Iſabella mit ihrem Knaben ſich flüchten, dort wolle man auch die koſtbarſten Geräthſchaften verbergen, dem eindringenden Feinde aber betheuern, daß die Beſitzerin des Schloſſes längſt entfloհen und folglich außer den Bereich ihrer Macht gerathen ſei. Pedro hatte weder Zeit noch Wahl den Vorſchlag des Kaſtellans einer näheren Prüfung zu unterwerfen, er durfte keinen Augenblick verlieren, denn nach dem Berichte der Landleute konnten die Feinde ſchon in wenigen Stunden hier eintreffen; ſeine erſte Sorge war daher, jetzt das gedachte Gewölbe zu unterſuchen, daſſelbe unter Beihülfe des Kaſtellans mit den nothwendigſten Bequemlichkeiten zu verſehen, und alsdann zu ſeiner Gebieterin zu eilen, um dieſe ſo ſchonend als möglich von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen.

Iſabellens Entſetzen hatte keine Worte, als ſie das bevorſtehende traurige Ereigniß erfuhr; nicht das harte Schickſal, das ſie ſelber treffen konnte, war die Urſache ihrer namenloſen Angſt, nein, die Ueberzeugung, daß Alles verloren, daß ihr Gemahl ein Opfer ſeiner Vaterlandsliebe geworden ſein müſſe, brachte ſie zur Verzweiflung, da ſie es außerdem nicht für möglich hielt, daß die Feinde ſogar bis in dieß verborgene Thal bringen könnten. — Kaum gelang es den Vorſtellungen des treuen Dieners, die Troſtloſe zur Annahme des ihr bereiteten Zufluchtsorts zu bewegen; nur der Gedanke an ihren Sohn, nur das Bewußtſein, daß ſie ſich für dieſen erhalten müſſe, beſtimmten ſie endlich, ſich den getroffenen Anordnungen zu fügen. Pedro nahm den Knaben auf ſeine Arme, und eilte in Begleitung des Kaſtellans voraus, um Iſabellen den Weg zu ihrer unterirdiſchen Wohnung zu zeigen; langſam, kaum eines Schrittes mächtig, folgte ſie ihnen nach. So geſchah es, daß Pedro bereits in das Gewölbe getreten war, eh' Iſabella es erreicht hatte; in dem nämlichen Augenblicke warf Gomez die eiſerne Thür deſſelben krachend ins Schloß, ſchob die ſchweren Riegel vor, und verſtopfte dann mit Hülfe jenes verdächtigen, hier verſteckt geweſenen Fremdlings ſeiner unglücklichen Gebieterin den Mund, indem ſie dieſelbe ſchnell nach ihren eben erſt verlaſſenen Gemächern zurückbrachten.

Nachdem Iſabella aus der tiefen Ohnmacht, welche ſie überfallen hatte, wieder zu ſich ſelber kam, war es finſtre Nacht geworden; die Vorgänge der letzten Stunden ſchwebten nur dunkel vor den Augen ihres Geiſtes, ſie glaubte geträumt zu haben, fühlte um ſich her, wo ſie ſei, erkannte ihr Lager, die Wiege ihres Kindes; als ſie aber das kleine Bettchen leer, den Säugling daraus verſchwunden fand, da kehrte ihr mit einem Male die Erinnerung des ſchrecklichen, faſt unbegreiflichen Ereigniſſes zurück; ſie ſprang empor, rief nach ihren Frauen, begehrte Hülfe und hätte beinahe zum zweiten Male die Beſinnung verloren, als die Thür ſich öffnete und Don Ramiro de Aquillias an der Seite des Kaſtellans in ihr Gemach trat.

Keines Lautes mächtig, ſtarrte Iſabella den Furchtbaren an, deſſen feindliche Geſinnungen ſie nur allzu gut kannte. Seine Erſcheinung war ihr ein neues unerklärbares Räthſel, das ſie mit bangem Schauer erfüllte; endlich faßte ſie ſich und ſprach: „Don Aquillias, verzeihet, wenn ich Euch nicht willkommen heiße; was Euch auch immer zu dieſer Stunde hiehergeführt haben mag, etwas Gutes iſt es nicht, das ſagt mir mein ahnendes Herz und Euer finſter drohender Blick, der mir ſicher nur Unheil verkündet."

„„Eure Ahnung täuſcht Euch nicht,"" entgegnete Ramiro mit kaltem Hohn; „„auch hat der verſchmähte zurückgewieſene Aquillias keine Freudenbotſchaft zu überbringen, es wäre denn die Eurer Freiheit von jenem ſchönen für ewig dauernd gehaltenen Band.""

„Wie meint Ihr das, Entſetzlicher?" rief Iſabella bebend, „ſprecht," fuhr ſie fort, „was bedeuten Eure Worte?"

„„Daß Euer Gemahl todt iſt! —"" antwortete er ruhig lächelnd, „„daß die Roſenketten zerriſſen ſind, die Euch ſo feſt an den Geliebten feſſelten. Der Thor, warum verließ er auch die lieblich blühende Venus und warf ſich ſinnverwirrt in Belonas eherne Arme! ſein Lohn dafür iſt das Grab!""

Iſabella ſtand erſtarrt; ſie vermochte nichts zu erwiedern, der ungeheure Schmerz hemmte ihr die Sprache; endlich jammerte ſie: „mein Gemahl! mein Alfonſo!" und ſank halb ohnmächtig auf ihr Lager zurück. — Schweigend betrachtete Ramiro die Unglückliche, er ſchien ſich an ihrer Verzweiflung zu weiden; mehrere Minuten gingen auf dieſe Weiſe vorüber; jetzt erhob ſie ſich wieder, ihre Blicke irrten wild umher, ein neuer Gedanke bemächtigte ſich ihrer Seele: „Wo iſt mein Sohn" — ſchrie ſie mit fürchterlicher Stimme — „Wo iſt mein Alonzo? gebt mir ihn wieder, Ihr habt ihn mir geraubt!" — „„Euer Sohn iſt beſſer verwahrt, als Ihr glaubt"" — entgegnete Ramiro mit ſteigendem Hohne, „„in acht Tagen ſollt Ihr ſeinen Aufenthalt erfahren, bis dahin weilet Ihr in ungeſtörter Einſamkeit, und weinet um Euren Gatten; aber ſorget, daß die Quelle Eurer Thränen nicht verſiege, Ihr möchtet ihrer auch für ſpätere Zeiten noch benöthigt ſein.""

Nach dieſen Worten entfernte ſich Ramiro mit dem Kaſtellan, eh' Iſabella ihn zurückzuhalten vermochte. Es wurde wieder Nacht um die Unglückliche, ſie blieb allein, keine ihrer Frauen kam herbei, um ſie zu tröſten, keiner ihrer ehemaligen Diener nahete ſich ihr, Kunde zu bringen von dem, was ſich hier zugetragen haben mußte, ſie ſchien von Allen verlaſſen; ihr Schmerz war jedoch ſo groß, daß ſie in dumpfes Hinbrüten verſank, das keinen andern Gedanken, als denen ihres unerſetzlichen Verluſtes Raum ließ.

Don Aquillias hatte ſein langerſtrebtes, heißerſehntes Ziel endlich erreicht: es war ihm gelungen, durch ſeinen freiwilligen Uebertritt, ſo wie durch mehrere bedeutende Dienſte das Vertrauen des franzöſiſchen Generals G.... zu gewinnen. Unter dem Vorgeben, Don de Lara verberge auf jenem, von dem Kriegsſchauplatze weit entlegenen Schloſſe bedeutende Vorräthe von Waffen, nebſt ziemlich beträchtlichen Geldſummen, die alle zum Verderben der fremden Krieger angewendet werden ſollten, erhielt er eine hinreichende Anzahl von Soldaten, die er anzuführen, und ſich des Schloſſes zu bemächtigen beauftragt ward.

Das war es, was Ramiro wollte; er hatte längſt erfahren, daß **Iſabella** dort Zuflucht gefunden, ja er wußte ſogar, daß ſie bereits Mutter geworden ſei, und nun ſchien es ihm Zeit, ſeinen teufliſchen Plan auszuführen. — **Gomez** war durch Gold erkauft, und zum ſchändlichſten Verrathe bereit; ſo wurde er denn ohne Schwertſchlag nicht nur Herr des Schloſſes, ſondern auch **Iſabellens**, die er zum unſeligen Opfer der grauſamſten Rache erkoren hatte.

Am achten Tage nach ſeiner Ankunft trat er in **Iſabellens** Gemach, deren tiefe Einſamkeit bis dahin nur durch das Erſcheinen des tückiſchen Kaſtellans unterbrochen worden war, der ihr ſchweigend die nöthige Nahrung brachte. Bleich, faſt aufgelöſ't in Thränen ruhete ſie auf ihrem Lager, erhob ſich bei ſeinem Anblicke, warf ſich zu ſeinen Füßen, und flehte um ihren Sohn; er aber erwiederte höhnend: „Steht auf, ſchöne Donna, dieſe Stellung ziemt auch dem Verſchmähten gegenüber nicht; auch kam ich nur, um mein Verſprechen zu halten: ihr verlangt nach Eurem Sohn, und ich will Euch zu ihm führen, folgt mir!“ Mit dieſen Worten reichte er der Zitternden den Arm; kaum fähig ſich aufrecht zu erhalten, wankte ſie an ſeiner Seite viele Stufen hinab und betrat endlich den nämlichen finſteren Gang, den ſie vor kurzem mit ihrem treuen Diener gewandelt war.

Ramiro ſchritt ſchweigend neben ihr hin, auch **Iſabella** wagte es nicht, die ſchauerliche Stille zu unterbrechen, in welcher man keinen andern Laut als die Fußtritte der Gehenden vernahm; eine unerklärbare ſeelenfolternde Angſt hatte ſich ihrer bemächtigt, ſie ahnete das Schrecklichſte, ohne ſich Rechenſchaft über ihre Gefühle geben zu können; jetzt ſtand der vorauseilende, eine brennende Fackel tragende Kaſtellan ſtill, mit triumphirendem Lächeln zog Aquillias die Unglückliche faſt gewaltſam vorwärts — man befand ſich vor einer, wie es ſchien erſt friſch vermauerten Oeffnung, die das helle Licht der Fackel deutlich genug beleuchtete. Iſabella ſtieß einen lauten Schrei aus, in demſelben Augenblicke ſchleuderte Ramiro ſie mit ſolcher Heftigkeit gegen die neu aufgeführte Wand, daß ſie blutend zu Boden ſtürzte, und rief: „der Verſchmähte hat Wort gehalten. Ihr habt den Aufenthalt Eures Sohnes gefunden! dort hinter jener Mauer iſt ſein Grab!“

Mehr als zwanzig Jahre ſind ſeit jenem gräßlichen Tage vergangen, Donna Iſabella lebt noch immer und beweint den grauſamen Tod ihres Sohnes mit heiſſen Thränen, den Ramiro nebſt dem alten Diener in jenem Gewölbe verſchmachten ließ! Ihr unglücklicher Gemahl lag wirklich unter Saragoſſa's Mauern begraben. Ramiro, nachdem er ſich an dem Anblicke ſeines Opfers lange genug geweidet hatte, verließ endlich das Schloß, fiel jedoch ſchon nach kurzer Zeit unter den rächenden Dolchen einiger Guerilla's, die den Verräther des Vaterlandes zu beſtrafen eilten. Gomez aber, das treuloſe, verabſcheuungswürdige Werkzeug jenes Böſewichts, floh nach Ramiro's Entfernung mit dem erhaltenen Sündenlohn aus dieſer Gegend, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Pedro ſchwieg; Franzesko, den dieſe Erzählung wunderbar bewegt hatte, dankte ihm für die Mittheilung derſelben; ſie erhöhte ſein Intereſſe an jenem ihm nun doppelt wichtig gewordenen Orte, die lebhafte Theilnahme für die unglückliche Gebieterin deſſelben erfüllte ſeine Bruſt, und er beklagte nichts mehr, als daß die gänzliche Zurückgezogenheit, in welcher Donna Iſabella lebte, es ihm unmöglich machte, Zutritt bei ihr zu erhalten.

Eines Abends hatte er ſich länger als gewöhnlich in der reizenden Thalgegend, die er faſt täglich zu beſuchen pflegte, verweilt; in tiefes Sinnen verloren, bemerkte er erſt ſpät, daß die Nacht ſchon eingebrochen, und folglich die höchſte Zeit zu ſeiner Rückkehr ſei; um dieſe zu beſchleunigen, wählte er einen einſamen, dem Walde näher führenden Fußpfad, wandelte immer raſcher vorwärts, ſtand jedoch plötzlich verwundert ſtill, als er in geringer Entfernung vor ſich eine gebückte männliche Geſtalt langſam vorübergleiten, und einen Weg einſchlagen ſah, der, wenn ihn nicht alles triegte, unfehlbar nach dem Schloſſe führen mußte.

Von einem innern unwiderſtehlichen Drange getrieben, beſchloß Franzesko ſogleich, jener Geſtalt zu folgen, wirklich ſah er ſeine Vermuthung auch bald darauf beſtätigt, denn ſie kamen dem Fuße des Berges immer näher, auf deſſen Gipfel das ihm ſo intereſſante Gebäude ſtand. Freilich gelangten ſie nur ſehr langſam vorwärts, denn der Voranſchreitende ſchwankte ſichtbar, und ſchien kaum genug Kraft zu haben, ſich fortzubewegen; endlich aber hatten ſie den aufwärtsführenden Pfad erreicht, und ſchon ſann Franzesko, was er denn eigentlich beginnen, unter welchem Vorwande er zu dieſer Stunde Einlaß im Schloſſe begehren wolle, da gewahrte er, daß ſein Führer plötzlich zu Boden ſank, und entweder von Schwäche oder einer Ohnmacht überwältigt, regungslos liegen blieb. Franzesko eilte ſogleich herbei; er erkannte bei dem Lichte des eben aufgehenden Mondes in dem Leidenden einen hochbejahrten Greis, der in das einfache Gewand eines Eremiten gehüllt war, und deſſen ehrwürdige, wenn auch geiſterbleiche Züge die innigſte Theilnahme erregten. Daß ſchleunige Hülfe hier nöthig ſei, ſah er ein, er entſchloß ſich daher, ſo ſchnell als möglich nach dem Schloſſe zu eilen, um dieſelbe herbeizuholen, mochte man auch daſelbſt von dem zudringlichen Fremdling denken was man wollte. Er führte ſeinen Vorſatz aus; ſo mürriſch ihn aber auch anfangs der alte Thorwächter empfing, eben ſo eilig, ja faſt ängſtlich war er bereit, ihn nach angehörtem Bericht ſelbſt zu dem Kranken zu begleiten, um dieſen unter das ſchützende Obdach zu bringen; der Greis hatte ſich inzwiſchen erholt, begrüßte die Nahenden mit ſichtbarer Verwunderung, warf einen dankbaren Blick auf Franzesko, als ihm der Thorwächter das Vorgefallene erzählte, weigerte ſich jedoch ſtandhaft, ihm für heute in jene Mauern zu folgen, und begehrte nach ſeiner kleinen Hütte zurückzukehren, wo er allein die nöthige Ruhe und Erholung finden werde. Der Wächter wagte es nicht, ihn aufzuhalten, Franzesko aber, den die Schwäche des Alten rührte, erbot ſich mit ſo vieler Theilnahme, ihm bis zu ſeiner Wohnung als Führer zu dienen, daß der Greis, deſſen Blicke mit innigem Wohlwollen auf ihm ruhten, ſeine Einwilligung gab. Beide traten hierauf ihre Wanderung an, und nach Verlauf einer Stunde befanden ſie ſich vor einer kleinen, tief im Walde gelegenen Einſiedelei, die der Greis ſeinem jungen Begleiter als den Ort bezeichnete, woſelbſt er ſchon ſeit vielen Jahren in ſtiller Verborgenheit hauſe. Von nun an beſuchte Franzesko den Alten faſt täglich, er wurde ihm immer lieber, ſein Umgang wurde ihm immer unentbehrlicher; ſicher mußte er Vieles in der Welt gelitten, mußte manche traurige Erfahrung gemacht haben; auch blieb es unverkennbar, daß ihn noch jetzt ein tiefer, unvertilgbarer Schmerz zu Boden drücke, doch war Franzesko zu beſcheiden, um ſich in Geheimniſſe zu drängen, die man ihm nicht freiwillig offenbarte, deßhalb hatte er auch noch nie nach der Urſache ſeiner nächtlichen Wanderungen zum Schloſſe gefragt, obgleich ſie ihm der ziemlich weiten Entfernung wegen eben ſo räthſelhaft als beſchwerlich für den Greis erſchienen. Wochen gingen vorüber; Franzesko mußte ſich endlich entſchließen, einen Aufenthalt zu verlaſſen, der ihm in jeder Rückſicht theuer geworden war, an dem er aber bereits allzulange verweilte, ohne ſeinem Zweck nur im allergeringſten näher gekommen zu ſein. Klarer als jemals ſtand das Vergebliche ſeines Unternehmens vor ihm, deutlicher als je erkannte er, daß er unverrichteter Sache zurückkehren, und folglich der Geliebten entſagen müſſe; mit dieſer Ueberzeugung war auch die tiefe Schwermuth wieder in ihm erwacht, welche während ſeines Hierſeins einer ihm ſelbſt unbegreiflichen Heiterkeit gewichen ſchien. Sowohl ſeine freundlichen Wirthe als der alte Einſiedler mußten die Veränderung ſeines ganzen Weſens bemerken, die zu bedeutend war, als daß man ſie einzig und allein dem Kummer über die nahe Abreiſe zuſchreiben konnte. So geſchah es, daß Letzterer den Jüngling eines Tages um die Urſache ſeines auffallenden Trübſinnes fragte, und daß Franzesko, froh der willkommenen Aufforderung, dem Greiſe ſeine ganze Lebensgeſchichte erzählte.

Der Einſiedler hatte ihm mit großer Aufmerkſamkeit, mit immer höher ſteigendem Intereſſe zugehört; mehr als einmal wechſelte er die Farbe, ein heftiges Zittern ergriff ſeinen Körper, und als Franzesko mit ſeinem Berichte zu Ende war, als er ihm das Goldſtück, das einzige Erbtheil ſeiner Aeltern, gezeigt hatte, da ſank der Greis auf ſeine Knie, hob die gefalteten Hände hoch empor, und pries den Allmächtigen, durch deſſen unerforſchliche Wege ſelbſt das Unmöglichſcheinende zur Wirklichkeit zu werden vermag.

Franzesko ſah die Bewegung ſeines alten Freundes ſtaunend an; wie ſehr vermehrte ſich aber ſeine Verwunderung, als dieſer ſich jetzt von den Knien erhob, auf ihn zueilte, und mit dem Ausruf: „Alonzo! mein Sohn! du lebſt, ich habe dich wieder!“ heftig in ſeine Arme ſchloß. Mehrere Minuten vergingen, ehe Franzesko ſich von ſeiner Ueberraſchung erholen konnte; er glaubte zu träumen, glaubte der Wahnſinn ſpreche aus dem Alten, und drohe jetzt auch ihn zu bethören; endlich hatte er Faſſung genug erlangt, um auf eine ſchleunige Löſung dieſes ihm unerklärbaren Räthſels zu dringen, wozu ſich der hochentzückte Greis auch mit Freuden bereit zeigte, und ſo erfuhr er Folgendes:

„Als der verrätheriſche Gomez die Thüren des Gewölbes hinter dem unglücklichen Pedro zugeworfen hatte, erkannte dieſer zu ſpät, daß er ſelbſt unvorſichtig genug in die Falle des Böſewichts gegangen war, in deſſen treuloſen Händen ſich jetzt das Schickſal ſeiner gänzlich ſchutzloſen Gebieterin befand. Er verwünſchte ſeine Leichtgläubigkeit, die Verblendung, mit der er dem ihm ſchon früher verdächtig Gewordenen vertraute, nannte ſich Iſabellens Verderber, und würde ſich ſeinem Schmerz rückſichtslos überlaſſen haben, wenn das Kind auf ſeinen Armen ihn nicht erinnert hätte, daß er jetzt deſſen erſter und einziger Beſchützer ſei, und daß er das theure Kleinod bewahren müſſe, ſo lange ihm ſelbſt noch Kraft und Athem zu ſeiner Vertheidigung übrig bliebe.

Mehrere Stunden verſtrichen dem treuen Diener in der quälendſten Angſt! Die marterndſten Vorſtellungen erfüllten ſeine Bruſt, er ſah ſeine Gebieterin gefangen, todt, ſah den Knaben der Rache blutgieriger Feinde preisgegeben, und ſich ſelbſt vergebens ſein Leben wagen, um ihn zu retten! Der kleine Alonzo ſchlief ruhig, indeſſen er auf jedes leiſe Geräuſch, auf jeden fallenden Waſſertropfen horchte, und von dem Schall ſeiner eigenen Schritte getäuſcht, den verrätheriſchen Gomez kommen zu hören glaubte, deſſen Erſcheinung ſeinen bangen Zweifel enden, der ſein und des Kindes Schickſal entſcheiden werde.

Nur an den Schlägen ſeines Herzens konnte der Unglückliche die unermeßliche Zeit berechnen, welche in tödtlicher Langſamkeit an ihm vorüberrann; endlich, es mochte ſchon ſpät in der Nacht ſein, hörte er wirklich Schritte nahen, ein ſtarkes ihm unerklärbares Gepolter entſtand vor der Thür des Gewölbes; mit Mühe beſänftigte er das weinende Kind, das von dem plötzlichen Lärmen erwacht war; allein, ſtatt daß die Pforte, wie er erwartete, ſich geöffnet hätte, vernahm er vielmehr dumpfe Schläge gegen dieſelbe, und bald blieb ihm kein Zweifel mehr an dem entſetzlichen Loſe, das ſeiner warte, bald überzeugte er ſich nur allzu deutlich, daß man ihn und das Kind lebendig begraben wolle, indem man den Ausgang für ewige Zeiten vermauere.

Keine Feder beſchreibt Pedro's Zuſtand nach dieſer gräßlichen Entdeckung! Sein Geſchrei verhallte ungehört während der immer raſcher fortgeſetzten Arbeit; allein die Verzweiflung des Bejammernswürdigen ſollte den höchſten Grad erreichen, als endlich alles wieder ſtill ward, und er daraus ſchließen mußte, daß das ſchreckliche Werk vollendet, und er nun für immer aus dem Kreiſe der Lebendigen geſtoßen ſei. Der Reſt der Nacht verging unter namenloſen Qualen; es wurde, nach ſeiner Berechnung, wieder Tag auf der Oberwelt; mit den wenigen in der Eile herbeigeſchafften Nahrungsmitteln ſtillte er den Hunger des armen Kindes ſo gut er es vermochte, er ſelbſt aber bereitete ſich unter heißen Gebeten zum langſam nahenden ſchrecklichen Tode vor. Auf dieſe Weiſe mochten, wie er glaubte, drei Tage vorüber ſein. Die Nacht des vierten brach an, er fühlte ſeine Kräfte ſchwinden, da er ſich kaum die höchſt nöthige Speiſe erlaubte; ſchon konnte er berechnen, wie lange das Licht, welches bis jetzt das Gewölbe ſparſam erhellte, noch dauern werde, ſchon überlegte er, ob er den Knaben nicht durch eine raſche That von den Qualen des Hungertodes befreien ſolle; ſchon warf er ſich auf ſeine Knie, um den Allmächtigen für dieſe Sünde, wenn es in ſeiner Lage eine ſei, um Vergebung anzuflehen: da hörte er plötzlich ein leiſes Geräuſch in ſeiner Nähe, blickte ſcharf nach der Stelle, von wo es herzukommen ſchien, und gewahrte zu ſeinem höchſten Erſtaunen eine ziemlich große Schlange, welche aus einer ihm gänzlich unbemerkt gebliebenen Oeffnung der Mauer hervorkroch.

Pedro eilte ſogleich, die Oeffnung näher zu unterſuchen, ſeine Bewegung verſcheuchte die Schlange, die ſich ſchnell wieder zurückzog; allein wer beſchreibt das Entzücken des Glücklichen, als er, ihre Spur verfolgend, die Entdeckung machte, daß ſich hier ein verborgener Ausgang befinden müſſe, der künſtlich genung in der Mauer angebracht, vielleicht ſeit einem Jahrhundert ſchon vergeſſen, und jetzt beſtimmt war, ihn und das Kind dem grauſamſten Tode zu entreißen.

Pedro hatte nicht geirrt; es gelang ihm nach und nach jene Oeffnung zu erweitern, die ihn immer deutlicher von dem Daſein eines ehemals hier angebracht geweſenen unterirdiſchen Ganges überzeugte. Seine Kräfte verjüngten ſich bei dem Gedanken an Rettung, er arbeitete unermüdet, und endlich, nach lange angeſtrengter Bemühung, lag eine enge dunkle Treppe vor ſeinen Augen, die tief in den Mittelpunkt der Erde zu führen ſchien. Den kleinen Alonzo auf dem Arme, die brennende Fackel in der Hand haltend, ſtieg Pedro jetzt muthig die ſchlüpfrigen halb zerbrochenen Stufen hinab, deren Ende er beinahe nicht zu erreichen glaubte; endlich hatte er ſie zurückgelegt; ein ſchmaler niedriger Gang nahm ihn nun auf, der, in gerader Richtung fortlaufend, zuletzt wieder in die Höhe ſtieg. Pedro bemerkte dieß mit Freuden, er ſchritt immer raſcher vorwärts; endlich nach einer mühſamen, faſt länger als eine Stunde dauernden Wanderung, gewahrte er einen hellen Schimmer, der immer klarer, immer deutlicher ward, bis er zuletzt an dem durch dichtes Strauchwerk verborgenen Ende des Ganges ſtand, und mit dem Gefühle des unnennbarſten Entzückens die erſten Strahlen des eben aufgehenden Morgenrothes begrüßte.

Nur wer dem ſchrecklichſten Tode auf eine ſo wunderbare Weiſe entrann, kann Pedro's Empfindungen begreifen, er küßte die Erde, faltete die kleinen Hände des Kindes, und ſtammelte in ſeinem Namen ein Dankgebet zum Allmächtigen; dann ſpähte er umher, um zu ergründen, wo er ſich eigentlich befinde, und ward endlich gewahr, daß er in einer bedeutenden Entfernung vom Schloſſe, bei den Ruinen einer in dieſem Walde gelegenen, ſeit undenklichen Jahren verfallenen Kapelle, wieder an das Tageslicht gekommen ſei.

Seine erſte Sorge war jetzt, für ſich und den Knaben einen ſichern Zufluchtsort zu finden, der ihn der Gefahr, von Feinden entdeckt zu werden, entreiße; nach langem Ueberlegen blieb ihm jedoch keine andere Wahl, als dieſen in den Ruinen der Kapelle ſelbſt zu ſuchen, da ſie, wie er wußte, nur ſelten von einem menſchlichen Weſen betreten wurden. Es gelang ihm bald, einen noch ziemlich wohl erhaltenen Winkel zu entdecken, woſelbſt er den kleinen Alonzo ſicher niederlegen konnte, indeſſen er über die Möglichkeit ſann, ſich Nachrichten von dem Schickſale ſeiner Gebieterin und den Begebenheiten, die ſich auf dem Schloſſe zugetragen haben mochten, zu verſchaffen. Der Zufall begünſtigte Pedro's Wünſche auf eine faſt wunderbare Art; kaum hatte er nämlich kurze Zeit in ſeinem Verſtecke verweilt, als zwei Landleute des Weges kamen, die ſich am Eingang der Kapelle niederſetzten und bald im tiefſten Geſpräch über die Vorfälle der letzten Zeit begriffen waren.

Was der ängſtlich lauſchende Pedro hier erfuhr, war ganz dazu geeignet, ihn auf das tiefſte zu beugen; er mußte hören, daß Donna Iſabella ſich in der

Gewalt ihres grimmigſten Feindes befinde, daß die fremden Krieger das Schloß beſetzt hielten, daß keine Hülfe von außen zu hoffen ſei, mußte hören, daß die ehemaligen Diener alle in ſichere Verwahrung gebracht worden waren, da der nunmehrige Gebieter die unglückliche Iſabella von ſeinen eigenen Leuten auf das ſchärfſte bewachen laſſe, und ſah nun wohl ein, daß er ihr weder nahen noch einen Wink von der wunderbaren Erhaltung ihres Kindes geben laſſen durfte, wenn er daſſelbe nicht neuen Verfolgungen, ja dem ſicheren Tode preisgeben wollte. Daß er hier nicht ſicher ſei, erkannte Pedro eben ſo klar, als daß er ſeine fernere Flucht nur mit der größten Vorſicht unternehmen dürfe; er beſchloß daher, nachdem die Landleute ſich wieder entfernt hatten, den Reſt des Tages in den Ruinen zu verweilen, mit Anbruch der Nacht aber ſeine Wanderung auf's neue zu beginnen; freilich wußte er vor der Hand keinen andern Rath, als den kleinen Alonzo ſeinem Vater zu bringen, freilich ſah er alle Schwierigkeiten dieſes gefahrvollen Unternehmens ein; allein was ſollte er thun, wohin mit den armen Knaben flüchten, daß nicht Ramiro's Späher ihn entdeckt, daß dieſer ihn nicht ſeiner Rache geopfert hätte? So fand denn die einbrechende Dämmerung den treuen Diener abermals auf dem Wege, den er mit dem vollen Vertrauen betrat, daß Gott ihn ſchützen, und glücklich zu dem heiß erſehnten Ziele leiten werde.

Pedro war nun ſchon mehrere Tage lang unermüdet fortgepilgert, ohne daß ihm in der damaligen ſturmbewegten Zeit irgend ein Hinderniß begegnet wäre; man ließ den ehrwürdigen Alten mit ſeiner kleinen Bürde ruhig ziehen, nahm ihn freundlich auf, wo er zu ruhen wünſchte, und freute ſich ſeiner Sorge für das Kind, das er aller Orten für ſeinen Enkel, eine vater- und mutterloſe Waiſe ausgab.

Eines Morgens gewahrte er in dem Dorfe, in welchem er übernachtet hatte, eine auffallend unruhige Bewegung: Männer und Weiber, Greiſe und Kinder liefen von allen Seiten zuſammen; er erfuhr endlich aus ihren verworrenen Reden, daß eine ſtarke Abtheilung feindlicher Krieger ſich dem Dorfe nahe, daß man zwar zu ſchwach ſei, ſich ihrem Einzuge zu widerſetzen, daß aber alle Bewohner daſſelbe verlaſſen, ſich in das Gebirge flüchten, und von dort aus die Feinde zu verderben trachten wollten.

Der arme Pedro erſchrak heftig über dieſen unerwarteten Beſchluß, es blieb ihm jedoch nichts anderes übrig, als ſich dem Zug der Auswandernden anzuſchließen, wenn ſie ihn nicht für einen Freund, oder wohl gar für einen heimlichen Spion der Franzoſen halten ſollten. Beides konnte ihn, wie er wußte, das Leben koſten; er machte ſich daher, innerlich ſeufzend, mit ihnen auf den Weg, nahm ohne Widerrede die Waffen, welche ſie ihm boten, um nöthigenfalls mit in ihre Reihen treten zu können, und befand ſich nach Verlauf einiger Stunden an einem Engpaß im Gebirge, woſelbſt der Zug ſtille hielt, und ſich zu lagern beſchloß. Pedro war viel zu ſehr mit der Pflege des kleinen Alonzo beſchäftigt, ſeine Gedanken weilten zu fern von ſeinem gegenwärtigen Aufenthalt, als daß er das unruhige Treiben ſeiner Gefährten bemerkt oder überhaupt beobachtet hätte, was um ihn vorging. Das Fallen mehrerer Schüſſe, und ein wildes verworrenes Geſchrei weckte ihn endlich aus ſeinen Träumen; jetzt erſt ſah er, daß ſeine Landsleute ſich bereit machten, die fremden Krieger, die ſo eben dieſes Weges zogen, zu überfallen; er ſah, wie die Franzoſen ſich zur Wehre ſetzten, wie ſie Rache heiſchend das Gebirge erkletterten, und nun ein ſchreckliches Blutbad begann. Nur bemüht, das Kind, das ſeinen Nacken umſchlungen hielt, dieſem Schauplatz des Todes zu entreißen, dachte er nicht an Vertheidigung, wohl aber an ſchnelle Flucht; ſchon hatte er ſich einige Schritte entfernt, ſchon hoffte er einen ſichern Zufluchtsort zu erreichen, da gewahrte ihn ein junger ſchwer verwundeter Spanier, der wuthſchnaubend das Gefecht, in dem er nicht mehr mitkämpfen konnte, verließ; ſogleich erregte der Fliehende in dieſem den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit dem Feinde. „Verräther," ſchrie er daher außer ſich, „meine Stunde iſt zwar gekommen, aber dich mit mir zu nehmen in das Schattenreich beſitze ich noch Kraft genug." In dieſem Augenblicke erhielt der unglückliche Pedro einen tiefen Säbelhieb in den Kopf, und ſank bewußtlos zu Boden.

Als er ſeine Beſinnung wieder erhielt, ſah er ſich von einer Menge Leichen umgeben, die alle ihre letzten Seufzer bereits ausgehaucht hatten; ſeine Wunde brannte heftig, er beſaß noch nicht die Kraft aufzuſtehen, allein ſeine Blicke ſuchten mit deſto größerer Aengſtlichkeit das Kind, das ſein erſter und einziger Gedanke war. Je vergeblicher ſein Forſchen blieb, je höher ſtieg ſein an Verzweiflung gränzender Schmerz; laut jammernd rief er den Namen „Alonzo“ aus, rang die Hände und bemühte ſich vergebens ſich zu erheben, um den Vermißten zu ſuchen; da nahete ſich ihm ein junges, ungefähr zwölfjähriges Mädchen, das ſein Geſchrei herbeigelockt hatte, ſchien erſtaunt, ihn noch am Leben zu finden, zeigte ſich alsdann aber auch ſogleich bereit, ihm Hülfe zu leiſten, und ſeine Wunde zu verbinden. Während dieſes Geſchäftes erzählte ſie ihm den unglücklichen Ausgang des Gefechtes. Alle männlichen Bewohner jenes Dorfes waren gefallen, nur wenige Weiber mit ihren Kindern tiefer in das Gebirge geflohen, ſie ſelbſt hatte Vater und Bruder im Kampfe verloren, gehörte nun Niemanden auf dieſer Welt mehr an, und war daher feſt entſchloſſen, an dem Schreckensorte zu bleiben, und hier, bei den Gräbern ihrer Lieben den Tod zu erwarten.

Pedro's Fragen nach Alonzo konnte das Mädchen nicht beantworten, nur ſo viel wußte ſie, daß die fremden Krieger ihre Todten in Eile begraben hätten, und daß ſie daher gar leicht auch das Kind mit in eine ſolche Grube geworfen haben könnten. Von den fliehenden Frauen war der Knabe nicht gerettet worden, das betheuerte ſie ihm mit einem heiligen Eide, und ſo verſchwand dem Unglücklichen denn auch die letzte

Hoffnung, ſein höchſtes theuerſtes Kleinod jemals wieder zu finden. Pedro's Verzweiflung war gränzenlos; vergebens unterſuchte er den grauenvollen Wahlplatz, umſonſt durchkroch er jeden Winkel, jede Felsſpalte, um mindeſtens den kleinen Korper zu entdecken, — er war und blieb verſchwunden. Faſt gegen ſeinen Willen pflegte das Mädchen während dieſer Zeit ſeine Wunde, und ſchon nach wenig Tagen fühlte er ſich ſo weit hergeſtellt, daß er dieſen Ort, der ihm ſein Theuerſtes geraubt hatte, ohne Gefahr verlaſſen zu können glaubte.

Pedro beſchloß nun zwar in die Heimath zurückzukehren, jedoch weder ſeiner Gebieterin, noch ihrem Gemahl jemals wieder vor Augen zu treten; ſie beweinten ihren Sohn nun ſchon längſt als todt — ſollte er durch ſeine Erſcheinung ihre Schmerzen erneuern, ſollte er ihnen erzählen, daß Alonzo durch ein Wunder gerettet nun dennoch zum zweiten Male für ſie verloren ſei? Nimmermehr! Auch er wollte todt bleiben für die Welt, in ſtiller Abgeſchiedenheit ſein Leben beſchließen, und für das Heil Derjenigen beten, denen er ſo gern ihr höchſtes Kleinod mit ſeinem Blute erkauft hätte.

Pedro führte ſeinen Vorſatz aus; in der Heimath angekommen, bauete er ſich, nicht allzuweit von dem Schloſſe entfernt eine kleine Hütte, die er von nun an bewohnte; hier erfuhr er den Heldentod Don de Lara's, die tiefe Trauer, in welcher ſeine Wittwe lebte, ihre ſtrenge, faſt klöſterliche Zurückgezogenheit, und die fromme Ergebung, mit der ſie täglich nach der Schloßkapelle wandle, um an dem koſtbaren Monument, welches ſie für Gemahl und Sohn hatte errichten laſſen, in heißer Andacht zu beten.

Dieſe Nachrichten befeſtigten Pedro's Entſchluß nur noch mehr; aber auch er konnte dem Drang nicht widerſtehen, das Grab der theuren Verſtorbenen täglich zu beſuchen; ſein Gewand verſchaffte ihm Einlaß ins Schloß, die tiefe Narbe, welche ſeine Züge völlig entſtellte, ſicherte ihn vor der Gefahr, erkannt zu werden. Auf dieſe Weiſe lebte er nun ſchon ſeit vielen Jahren, das hohe Alter beſeufzend, welches ihn der Himmel erreichen ließ. — „Jetzt aber," ſo ſchloß der Greis ſeine Erzählung, indem ein faſt jugendliches Feuer aus ſeinen Augen leuchtete, „jetzt weiß ich, warum der Allmächtige mich ſo lange erhielt: am Rande meines Grabes ſollte ich Den wieder finden, den ich ſeit 20 Jahren beweinte, ſoll den Mann in die Arme der Mutter führen, die mir einſt den Säugling übergab, ſoll die Wunder des Ewigen laut vor aller Welt verkünden und längſt verſunkene Gräber öffnen — denn ich, ich ſelbſt bin Pedro — Eurer Aeltern treuer Diener, Euer Gefährte in dem furchtbaren Todtengewölbe, Euer Retter, Euer Freund!" —

Es würde vergebens ſein, Franzesko's, oder wie wir ihn nun nennen müſſen, Alonzo's Empfindungen nach dem Gehörten beſchreiben zu wollen! — Er kam ſich wie ein Träumender vor, vermochte das Uebermaß ſeines Glückes nicht zu faſſen, und ließ ſich Pedro's

Geſchichte immer aufs neue wiederholen, um ſich von der Wahrheit derſelben zu überzeugen. — Dieſer, den die Freude verjüngt zu haben ſchien, drang nun darauf, Donna Iſabella ſo ſchnell als möglich von dem Wunder, das ihrer warte, zu unterrichten. — Daß dieß mit der größten Behutſamkeit geſchah, daß ſie faſt bewußtlos den wieder erſtandenen Sohn in ihren bebenden Armen hielt, und Wochen vergingen, bevor ſie die namenloſe Seligkeit, die ihr geworden, begreifen konnte, bedarf wohl keiner weitläufigeren Schilderung. — Mutterliebe iſt das heiligſte, höchſte und mächtigſte Gefühl, daher wird auch eine jede Donna Iſabella's Empfindungen zu würdigen und zu theilen verſtehen.

Alonzo erzählte ihr, nachdem der erſte Sturm des Entzückens einer gemäßigteren Freude gewichen war, die Geſchichte ſeiner Rettung durch den edeln General D...., ſeiner in künſtleriſcher Thätigkeit verfloſſenen Jugend, und endlich auch ſeiner Liebe zu Victorinen, um derentwillen er einzig und allein die Reiſe nach Spanien unternommen, die ihn das Unglaubliche verſuchen laſſen, und dadurch der theuren Mutter wiedergegeben hatte. — Die Abgeſchiedenheit von der Welt, in welcher Donna Iſabella ſeit ſo vielen Jahren lebte, ließ ſie das nichtige Treiben derſelben klarer, als dieß vielleicht ſonſt der Fall geweſen wäre, erkennen, und lehrte ſie die Vorurtheile verachten, die ſo oft das reine Glück der Sterblichen ſchonungslos zerſtören. — Sie verſagte daher dem geliebten Sohne ihre Einwilligung nicht, Victorinen ſeine Hand reichen zu dürfen, war ihre Geburt auch nicht edel genug, um nach der hergebrachten Form und den gewöhnlichen Begriffen von dem Unterſchied des Standes Don Alonzo de Lara's Gemahlin werden zu können. — Unter den heiligſten Verſprechungen der ſchleunigſten Rückkehr entließen ſie und Pedro, der die dankbare Gebieterin nun nicht mehr verlaſſen durfte, den wonnetrunkenen Jüngling, der, mit allen indeſſen erhaltenen Beweiſen und der vollſtändigſten Anerkennung ſeiner hohen Abkunft verſehen, nach Paris eilte, ſein Wort zu löſen, und die geliebte Braut heimzuholen in ſein väterliches Erbe.

Still trauernd ſaß Victorine eines Tages an einem Fenſter ihrer kleinen Wohnung, die Arbeit war den fleißigen Händen entſunken, heiße Thränen füllten ihre Augen, die ſie ſich, obwohl vergebens, zu verbergen bemühte, da der Vater den Schmerz nicht ſehen ſollte, der an ihrem Herzen nagte; auch er war tief bekümmert, die Leiden der geliebten Tochter verwundeten auch ſeine Bruſt, obgleich er ſich bewußt war, nur nach ſeiner innigſten Ueberzeugung gehandelt zu haben. Er ſelbſt zweifelte an dem Erfolge von Alonzo's Bemühungen, und hatte den Entſchluß deſſelben eigentlich nur in ſo ferne gebilligt, als er hoffte, die Trennung werde beiden Theilen heilſam ſein, und ihre gegenſeitige Leidenſchaft mindern. — Victorinens Gram belehrte ihn eines Andern; ohne ſich daher Vorwürfe über ſein Verfahren zu machen, beklagte er das Schickſal ſeines armen Kindes, und hätte tauſend Leben dafür hingegeben, dem ihrigen den verlorenen Frieden wieder zu gewinnen.

Capitain S.... wollte ſo eben die Zeitungen, die ihm heute keine beſondere Unterhaltung boten, weglegen, um mit Victorinen von dem ihr ſo theuren Gegenſtande zu ſprechen, als das Rollen eines Wagens in der ſonſt öden Straße ihn aufmerkſam machte; verwundert ſah er das elegante Fuhrwerk näher kommen; — ſein Staunen ſollte jedoch den höchſten Grad erreichen, als es vor ſeiner Wohnung ſtille hielt, ein reich gekleideter junger Mann daſſelbe verließ, und raſch in das Haus eilte. — Wer vermöchte wohl das Wiederſehen der Liebenden zu ſchildern? wer die Wonne zu beſchreiben, welche die Glücklichen empfanden? Wo man nur fühlen, aber keine Worte finden kann, das Gefühlte auszuſprechen, da muß ſelbſt die geübteſte Feder verſtummen.

Alonzo's wunderbare Schickſale erregten die innigſte Theilnahme ſeiner Freunde; Jeder wollte ihn ſehen, Jeder aus ſeinem Munde die Geſchichte ſeiner Kindheit hören, am herzlichſten aber freute ſich Walter, der junge deutſche Künſtler, über Alonzo's hohes, faſt unglaubliches Glück.

General D.... entließ einige Wochen ſpäter ſeinen Pflegeſohn mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit. Nach einem innigen Abſchied von allen ſeinen bisherigen Kunſtgenoſſen beſtieg er mit der geliebten Victorine und ihrem ehrwürdigen Vater den Reiſewagen, der ſie in ſein Vaterland, in die Arme der theuren wiedergefundenen Mutter bringen ſollte; ein koſtbares Andenken aber nahm er noch mit ſich: es war das herrliche Gemälde, welches Laurents und Saubadens Geſchichte verewigte, ſeinen Entſchluß nach Spanien zu reiſen entſchied, und ſo das Glück vieler trefflicher, wahrhaft edler Menſchen gründete.

Carneval.

Das heißt das Herz erwärmen!
Der Tanz, die tolle Luſt,
Vermummte, Lichter, Lärmen,
Mir engt es faſt die Bruſt.

Und eil' ich, vom Getümmel
Zu retten mich, hinaus,
Da hängt vermummt der Himmel,
Und Schellen und Gebraus.

Da klingen andre Lieder,
Als die, ſo ſüß und klar
Im Maien tönten wieder
Vom grünen Hochaltar.

Natur iſt wie zerſtückelt,
Die Freude traurig froh;
Wie liegen ſie gewickelt
Im Nebeldomino!

Dieß Angeſicht, geſchaffen
Für Grün und Blumenlicht,
Umhüllt, wie manchem Laſſen
Die weiße Maske dicht.

Doch endet die Vergehung,
Kommt Oſtern, Oſtern nur:
Zum Feſt der Auferſtehung
Entlarvt ſich die Natur.

F. Fitzinger.

An die Wolken.

Hoch in dem ſonnigen
Himmliſchen Reich,
Schimmernde Wolken
Grüße ich Euch!
Mit ſtiller Sehnſucht
Folgt Euch mein Auge.
Frei von den Feſſeln des Raumes
Leicht wie die Bilder des Traumes,
Fliegt ihr den wehenden Flug,
Dahin wo oft ſchon
Verlangend die Blicke ich trug.

Wenn purpurglühend
Erwacht der Morgen,
Dann tragen die Lüfte
Lind und weich
Die Blüthendüfte
Empor zu Euch;
Sie auf den ſchneeigen Schwingen
Der Sonne zu bringen,
Der himmliſchen Schweſter,
Als Liebesopfer
Der liebenden Erde.

Dann ſaugt ihr der Königin
Glühendſte Gluten,
Dann wogt ihr am Himmel hin
Wie goldige Fluten.
Ach mit den Lüften
Und mit den Düften,
Von euch getragen,
Möcht' ich dann auch zur Sonne zieh'n.

Doch wenn ihr wallet
Vom Sturme gegeißelt,
Finſter und drohend wie Rieſengeſtalt
Sie zürnend über der Erde walten,
Aus euerm Schooße
In tödtender Eil
Zuckend dahinfährt
Des Blitzes Pfeil:

Der Donner grollend
Wie Todesmahnung
Darniederrollend,
Mit zagender Ahnung
Durchſchauert der Seele
Tiefſte Tiefen, —
Dann ich mit ſtillem
Wonnigem Grauen
Dem Sturmes Brauſen,
Dem Donners Brüllen,
Dann faßt mich ein ſtolzes
Sehnen und Glühen
Mit Euch zu fliehen
Durch die himmliſchen Höhen,
Näher zu ſehen
Den flammenden Blitz,
Näher zu hören
Den hallenden Donner,
Ganz zu ſchauen
Der Elemente tobenden Streit,
Ganz zu erkennen
Des Ewigen Allmacht,
Ihn anzubeten,
In ſeiner furchtbaren Herrlichkeit.
Doch wenn ihr leuchtend
Wie Silberſchwäne
Flimmert im himmliſchen Blau;
Den ſchimmernden Thau,

Als ob Abſchiedsthräne
Sendet der trauernden Flur. —
Tief in die letzten
Mattergluͤhenden
Strahlen der ſcheidenden
Sonne euch ſenkt,
Glanzgetränkt,
Weſtumfächelt
Niederlächelt —
Dann ſcheint ihr mir Boten
Aus himmliſchem Land,
Zum ſehnenden Herzen
Heruntergeſandt.
Ihr ſcheint mir freundlich
Heraufzuwinken —
Ach wie käm' ich ſo gerne,
Um tief in die roſigen
Gluten zu ſinken,
Um durſtig die ewigen
Lüfte zu trinken.
Ach! warum bleibt ihr ſo ferne?
O ſenkt euch nieder
Und tragt mein Herz
Mit all' ſeinem Sehnen
Und all' ſeinem Hoffen
Und all' ſeinem Lieben,
Auf eurem Gefieder
Himmelwärts!

Allein ihr weilet,
Und ſcheint zu ſagen:
Noch dürfen wir nicht dich aufwärts tragen;
Doch wenn einſt die Stunde,
Die lächelnde ſchlägt,
Dann wollen wir kommen,
Dich liebend umfangen,
Empor dich heben,
Zum ewigen Leben,
Dort, wo dich die Frommen
Mit Palmen empfangen.
Lebt wohl, ihr Wolken!
Schon birgt euch die Dämmerung
In dunkelnder Hülle.
Für Euer Verkünden
Danke ich euch,
Die Seele iſt gleich;
Die Sehnſucht iſt ſtille!

Idella

Magyaren-Tod.

(Hiſtoriſche Ballade.)

Wer ſprengt dort feldein auf dem windſchnellen Roß,
Verfolgt von dem jauchzenden Türkentroß?
Dobozi iſt es, der Ungarheld,
Zur Seite das Weib, das ſein Herz erwählt.

Eng' hält es geklammert um ihn den Arm,
Hinflatternden Haares, das Antlitz voll Harm;
Den Sarras aber ſchwingt ſeine Hand,
Und hoch über ſie wirft das Roß den Sand.

„Nur jetzt noch halt aus, du mein treues Pferd,
Und rette mir, die über Alles mir werth;
Nur jetzt noch halt' aus in der höchſten Noth,
Sonſt iſt ſie verfallen dem grauſen Tod!“

Hui! geht es dahin im geſtreckten Lauf,
Die Eb'ne hinunter, die Hügel hinauf,
Als hab' es verſtanden des Reiters Wort,
So jagt mit den Beiden der Rappe fort.

Wie weit doch dahinten ſchon blieb der Troß!
Da ſtrauchelt mit einmal, da ſtürzt das Roß.
Helf' Gott nun, du wack'res Magyarenpaar,
Nun biſt du verfallen der wüthenden Schaar.

Umſonſt ringt Dobozi ſich raſch hervor,
Umſonſt reißt das Roß er am Zügel empor;
Die Gattin nicht rettet dir mehr ſein Huf,
Schon nahen die Würger mit Jubelruf.

Dobozi ſtarrt ihnen entgegen voll Wuth,
Das Auge durchzuckt der Verzweiflung Glut,
Allein voll Ergebung in ihr Geſchick,
Liegt dort die Gefährtin mit naſſem Blick.

Seine Kniee umklammernd gar haſtig wild,
Fleht nun zu dem Helden das bleiche Bild:
„Dobozi, jetzt raſch deinen Säbel durch's Herz,
Von Liebeshand ſterben hat wenig Schmerz!“

„Nicht laß' mich zum Opfer den Rohen ſein,
Daß ſie mich nicht höhnen in langer Pein;
Dobozi, wir ſind aus magyariſchem Blut,
Zeig', was für die Ehre der Ungar thut!

Und raſch hat zertheilt ſie den Buſenflor,
D'raus quellen zwei Lilienhügel hervor.
Dobozi ſtarrt auf ſein Weib, auf den Feind,
Er ſtarret, als hätt' ihn der Schmerz verſteint.

Und die Rotte ſchon ſprenget heran an die Haid —
„Dobozi, Dobozi! jetzt iſt es Zeit!!“
Da blitzet ſein Säbel, da ſpringt ein Quell
Aus den Lilienhügeln rubinenhell.

Die Blutige küßt er noch einmal hierauf,
Dann ſtürmt er hinein in der Feinde Hauf',
Nun thut's um das Retten nicht weiter Noth,
Jetzt gilt's nur zu folgen der Ehre Gebot.

Wie ein Todesengel der Ungar mäht,
Daß ein Blutbach über die Haide geht,
Zehn Leben ſchon haben das Blut bezahlt,
Das den ſchönſten Buſen mit Purpur bemalt.

Verwundet noch kämpft er auf ſeinen Knie'n,
Und ſieht noch manch Leben von hinnen flieh'n.
Da ſinkt er, und rufet im Blute roth:
„Es war doch ein edler Magyarentod!"

Johann N. Vogl

Die zwölf Himmelszeichen.

Betracht' ich den Himmel ſo glänzend und ſchön,
Die ſinnig geordneten Bilder,
So glaub' ich des Lebens Getriebe zu ſeh'n,
Doch tauſendmal zarter und milder.
Mich führte das Schickſal mit wechſelndem Lauf
Durch alle die himmliſchen Zeichen hinauf
Ich ließ von den Sternen mich führen,
Und — ging ganz commode ſpaziren.

Als Knabe, da hatt' ich ein ſtürmiſches Blut,
Das ließ mich nichts ruhig bedenken;
Es ſchien meinen trotzig erglühenden Muth
Das Zeichen des Stieres zu lenken.
Als Jüngling erklomm' ich den felſigen Steg.
Mich führte der Steinbock den ſchwindelnden Weg,
Hier blieb ich oft tagelang ſitzen
Und war nun im Zeichen des Schützen.

D'rauf liebt' ich ein Mädchen, ſo freundlich und hold,
Gott Amor im ſchelmiſchen Blicke;
Die Locken erglänzten gediegenes Gold — —
Wie ſehn' ich die Zeit mir zurücke!
Verſchwunden war Jagdluſt und tolle Begier;
Mir blinkte der lieblichſte Stern bei ihr.
Es lächelte ſtrahlend und bieder
Die himmliſche Jungfrau hernieder.

Ich knüpfte der Ehe beglückendes Band,
Doch ſchnell war der Traum mir entflohen,
Es ſchien meiner Liebe mit feindlicher Hand
Das Zeichen des Krebſes zu drohen;
Ein Scorpion nagte der Eiferſucht Schmerz
Das arme, in Liebe gefangene Herz:
Bald mußt' ich mit innerem Grauen
Zum Widder verähnlicht mich ſchauen!

Da riß ich ermannend vom Joche mich los,
Und trennte die ſchmählichen Bande,

Es ſtrahlte der Löwe ſo mächtig und groß,
Zum Kampfe für Freiheit im Lande,
Da zog ich hinaus in die blutige Schlacht;
Doch ſieh, in des Krieges verheerender Nacht,
Als wär' es mein Leiden zu ſühnen,
War liebend ein Freund mir erſchienen.

Wie war mir ſo tröſtend der innige Bund,
Wie lebt' ich ſo froh und zufrieden!
Uns gleichend erſchimmert' auf bläulichem Grund
Das Zwillingsgeſtirn hienieden;
Doch kaum war der lächelnde Friede geſandt,
So hatte der Freund ſich zum Handel gewandt,
Und feindlich entriß mir die Wage,
Des Lebens beglückendſte Tage.

D'rauf zog mich die Muſe, die himmliſche an,
Ihr wollt' ich als Prieſter mich weihen,
Doch wie ich auch ſchwitzte und dachte und ſann,
Es wollte kein Werk mir gedeihen.
Zwar floſſen der Verſe genug auf's Papier,
Doch ſollt' ich, ſo riethen die Kritiker mir,
Wollt' ich das Verdienſt honoriren,
Dem Waſſermann ſie dediciren.

Auch Liber, der Heitere, ließ mich allein,
Und lad't nicht ein Freund mich zu Tiſche,
Und füllt mir die Gläſer mit perlendem Wein,
So leb' ich im Zeichen der — Fiſche.

So trieb mich das Schickſal mit wechſelndem Lauf
Durch alle die himmliſchen Zeichen hinauf,
Und jagt mich, im bunten Gewimmel,
Am Ende wohl noch in den — Himmel.

Sigmund Schleſinger.

Das Genus.

Dem ſchönen Geſchlechte gewidmet.

An Auroren,

und Allen, die ihr gleichen.

Warum das Genus verſchieden iſt,
Aurora! wollen Sie wiſſen?
Weil auch der Menſch in zwei Hälften zerfließt,
In Seel' und Leib, in Mann und Weib — iſt zerriſſen;
Darum das rauhe, drohende: Er,
Daher das weiche, mildere: Sie;
Darum das r in Schwert und Speer,
D'rum in der Liebe das holde ie;
Es aber, — es, — iſt ungewiß,
Es grauet in zweifelnder Finſterniß;
Doch — einer Aurora Morgenroth
Wird Alles vereinen und loſen in — Gott.

Er — iſt der allmächtige Schöpfer des All,
Iſt der Anfang der Schöpfung, und Ende,
Ihn erblick' ich immer und überall,
Wohin ich Gedanke und Blick auch wende.
Er — iſt der Himmel, der Glaube, der Geiſt,
Er iſt es, den meine Seele preiſ't;
Er — iſt der Wille, der Alles bewegt,
Er — iſt der Leib, d'rin die Seele ſich regt;
Er — der Gedanke, der ſprechende Blick,
Der trotzige Muth im Mißgeſchick;
Er — auch des Guten gefallener Sohn,
Der glühende Haß, der Stolz, der Hohn;
Er — der Mann, der Menſch, — kurz: Der —
Iſt der Erde irdiſcher Herr.

Sie — iſt die Alles umfaſſende Welt,
Der Schauplatz der Menſchheit: die blühende Erde,
Die Seele, die Alles erzeugt und erhält,
Die Kunſt mit dem ſchöpf'riſchen: Werde! —
Sie — iſt der Zauber der Phantaſie,
Die Alles in Ordnung erhaltende Zeit,
Ja, die holde Erinn'rung iſt — ſie,
Die wirkende That, die ſich ewig erneut;
Sie — iſt die Freiheit der Mutter Natur,
Sie — iſt der Gottheit heilige Spur,
Sie — iſt die Alles belebende Kraft,
Die Alles durchdringet, Alles erſchafft.

Es — iſt der ganzen Schöpfung Geſetz;
Es — iſt das fröhliche Leben;

Es — iſt das falſche, das trüg'riſche Netz,
Es — iſt das menſchliche Streben.
Es — iſt ſächlich, iſt ungewiß!
Es — iſt das flüchtige Jahr;
Es — iſt das ſchillernde Weſen gewiß,
Es — iſt das — Weib ſogar!
Es — iſt das Wollen, es — iſt das — Thun,
Es — der Syſteme Umnachten!
Es — iſt das Heute, das Morgen, das Nun,
Es — iſt der Menſchen Dichten und Trachten.

Er — iſt der Freund, der Dichter, der Held,
Er — iſt der Träger der Kronen;
Er — führt das Scepter, beherrſchet die Welt,
Er — gründet und ſtürzet die Thronen.
Er — führt den Speer und den rettenden Kahn,
Und Meißel und Pinſel ſind ſein;
Kampf und Sieg liegen auf ſeiner Bahn
Und Lorbeer und Oelzweig umſchlingen den Stein,
Unter dem der Gewaltige ruht,
Der ſo viel' erſtrebte, dem ſo viel gelang,
Dem niemals doch — 'Vaters Name erklang,
Das ſchönſte, das köſtlichſte Gut!

Sie — iſt die Schweſter, die Tochter, die Braut,
Sie — war die Geliebte, iſt Frau.
Sie — iſt die Sorge, unter der wir ergrau't,
Die heilige Treue aus 'Himmels Blau.
Die Demuth iſt ſie, die Beſcheidenheit,

Das holde Veilchen Zufriedenheit,
Die Schönheit! der reinſte der Triebe,
Das Schönſte von Allem — die Liebe!
Sie — iſt der Troſt der menſchlichen Bruſt:
Des Lebens Balſam, des Herzens Luſt:
Die Hoffnung iſt ſie! und — kurz geſagt! die —
Das Höchſte: die Mutter — iſt — ſie!

Es iſt wohl immer ungewiß,
Was als Geſchöpfe wir ſind? —
Es — iſt das Menſchliche; iſt das Kind —
(Was es werden wird, iſt nicht gewiß.)
Es — iſt das Edle, das Laſter, das Blut;
Es — iſt Beſitzthum, das Habe, das Gut.
Es — iſt das wellendurchſchneidende Schiff,
Es — iſt das Land und das Felſenriff,
Es — iſt der Diener des Menſchen: das Roß,
Hoch und Tief, Lang und Breit, Klein und Groß.
Es — iſt das Mädchen, Haupt, Auge und Ohr,
Des Paradieſes himmliſches Thor.

Er — iſt der Morgen und Abend, der Tag
Er — iſt der ſinnvoll redende Mund.
Er — iſt der Kampf, unter dem ich erlag,
Er — iſt der Geiſter veredelnde Bund.
Er — iſt des Lebens Veredler, der Schmerz,
Er — iſt der Pfeil in das blutende Herz;
Er — der Verſtand, der Engel des Lichts.
Er — iſt der Sieger über das Nichts.

Er — iſt das Ende aller Noth:
Der alles Ird'ſche beendende Tod!
Er iſt der Stern, der nach Oben winkt,
Wenn hienieden die Schale des Lebens ſinkt.

Sie — iſt die Freude der ſchlagenden Bruſt!
Sie — iſt des Lebens ſchwellende Luſt! —
Sie — iſt die Stunde der Mitternacht,
Die Vergeltung, die mir entgegenlacht.
Sie — iſt die Tugend, das Höchſte der Welt;
Die Zunge, die würdig von ihr erzählt.
Die Sprache, die richtige Mitte iſt — ſie;
Gerechtigkeit ſelber iſt eine — die,
Sie — iſt die ernſte Unendlichkeit!
Sie — die verheißende Ewigkeit!
Sie — iſt die erhabenſte Weſenheit,
Die Krone des Menſchen: Unſterblichkeit!

Es — iſt das ſchwankende, zweifelnde Glück!
Es — iſt des Menſchen Mißgeſchick.
Es — iſt das Schickſal, das Herz, das Nichts;
Es — iſt das Urtheil, Gefühl des Lichts;
Es — das Gedächtniß; es — das Gewiſſen.
Das ſtrahlende Kreuz in Finſterniſſen!
Es — iſt das Glauben, das Hoffen, das Lieben,
Das Einſt und Jetzt, das Hier, das Drüben.
Es — iſt das Letzte, das Ziel, das Grab —
(Daß das Gericht zum Guten ſich wende!)

Es — iſt das dämmernde Himmelslicht!
Es — iſt von Allem — das Ende.

Dieß iſt das Genus! — Aurora, Sie ſeh'n —
Warum das Genus — verſchieden? —
Einſt werden Sie Alles noch beſſer verſteh'n,
Vor der Hand ſind Sie wohl zufrieden? —
Wir nehmen die Sache ſo, wie ſie liegt,
Und machen dem Ding' ein Ende;
Der Fiſch — ſchwimmt im Waſſer, der Vogel — fliegt
Der Menſch — hat Füße und Hände.
Das Genus iſt Alles. Genuß iſt — Nichts!
Wir freu'n uns der Nacht, wir freu'n uns des Lichts,
Wir glauben, wir hoffen, wir lieben,
Wir leben hienieden und — d'rüben!

J. J. Hannuſch.

Chemie, bald dem Naturhiſtoriker, bald dem Aſtronomen opfern, von welchen ſie abwechſelnd Lehrſtunden nahm, und, ewig nur nach Wiſſenſchaften ſtrebend, die ſchönſte lieblichſte Blume der echten Weiblichkeit darüber verſäumte. Fräulein B. gab mir einen Korb, weil ich im Cotillon ein ſchüchternes Mädchen aus der Provinz zu einer Tour aufgefordert hatte, die nicht zu den Elegantes gezählt wurde. Fräulein R. war ſchön, wunderſchön, ſprach aber mir gegenüber nur von Tapiſſerie, zählte die Points, wählte die Farben und verwechſelte mich bald mit den Greifen und Papageien, die unter ihrer kunſtfertigen Hand entſtanden. Comteſſe U. ſchien aus ihrer Loge nur mich im Parterre aufzuſuchen; doch nur zu ſchnell ward meine Eitelkeit beſtraft, ich ſah mich bald unter einem Kreiſe junger Faſhionables ſtehen, von welchen jeder meine Hoffnung zu theilen berechtigt war, denn die Blicke vertheilten ſich, wie Strahlen einer alles erwärmenden Sonne.

Nun ward ich dem Roſen und Dornen vertheilenden Geſchlechte von Herzen Gram, und wählte zu meinem Umgange alle jungen Männer, die ich über die Weiber, über das Langweilige, Steife der Damenwelt ſchimpfen hörte. Wir rauchten aus Leibeskräften, lachten über die dummen Weiber, dampften die Langeweile aus den Pfeifen hinaus, und ſogen ſie mit denſelben wieder ein. Nun ſpielten wir Whiſt, den Abend auszufüllen, ich verlor mein Geld, wurde ausgezankt, ſpielte neuerdings zerſtreut, mein Partner tobte, fluchte, ich ward mißlaunig, ließ mir das Auszanken nicht längergefallen, wir verwickelten uns in einen ernſten Streit, eine leichte Wunde am Arm war deſſen Folge, und endlich mußte ich mir doch geſtehen, daß ein Geſpräch, das ſich nur um Pferde, Tabakspfeifen, Hunde, Karten, und um die Hefe des weiblichen Geſchlechts drehte, mir unmöglich länger genügen konnte. Nun war der rechte Mißton erſt in mir angeſtimmt, ich ſuchte Harmonie mit Gewalt in mich hinein zu bringen, und lernte Guitarre klimpern, mitunter Cſakan blaſen; mein Meiſter gab ſich alle Mühe, ich auch, doch vergebens. Die Guitarre ſchnarrte unter meinen Fingern, der Cſakan kikste an meinen Lippen, und die Melodie der Töne und des Lebens war dahin!

Wie erwünſcht kam mir der plötzliche Befehl, einen Transport in das Städtchen * * * zu führen, welchem dort ſeine fernere Beſtimmung angewieſen wurde. Es war im Monat October, feuchte Nebel umzogen den Horizont, manchmal ſchüttelte der Herbſtwind meine einſt ſo künſtlich geordneten Locken unäſthetiſch durcheinander, manchmal netzte ein kalter Regen die knappe Uniform, daß ſie noch knapper ſich anklebte; doch war ich froh, zwiſchen Stoppelfeldern und gemähten Wieſen poetiſch hinwandeln zu können, und freute mich auf die neuen Geſichter des winkenden Städtchens mit ſeinen Thürmen und Häuſern. Da wohnen gute, friedliche Menſchen, unverdorbene Mädchen, dachte ich, dort willſt du ein paar Tage ſo recht geßneriſch verleben. Nahe am Thore ließ ich die einſame Trommel, über die ich zu befehlen hatte, mächtig rühren, und zog dadurch alle großen und kleinen Köpfe der Provinzbewohner an die Fenſter und Straßen; manche zogen ſogar demüthig vor mir den Hut, und ich zog wie ein römiſcher Triumphator durch das gute Volk, denn auch an gefeſſelten Sclaven fehlte es meinem Zuge nicht, da ein paar Jünglinge, welche den Paragraph des Geſetzbuches über das Mein und Dein etwas willkürlich ausgelegt hatten, in Ketten dem Troß folgten, über welchen mein Commandoſtab waltete. So ſtolzirte ich etwas holpricht auf dem ſchlechten Steinpflaſter einher, als ich gerade ober mir wie aus Engelshöhen ein detto Engelsſtimmchen etwas laut ausrufen hörte: „Ach der iſt hübſch!“ Mögen es Eva's Töchter mir verzeihen, wenn ich die Sünde der Eitelkeit mit ihnen theilte und mir einbildete, es konne dießmal wenigſtens kein Anderer hübſch ſein, als mein werthes Ich. Schnell blickte ich hinauf, und herab blickten ein paar wunderſchöne blaue Augen unter blonden Locken; eine fliegende Röthe bewies mir, daß ich mich nicht täuſchte; denn plötzlich verſchwand das Engelsköpfchen nach dem holden Errothen, ſo wie die Sonne unter mildem Abendroth ſich hinter Wolken verbirgt. Dieſe Wolken waren dießmal ein ſchmutziger grüner Vorhang, der verhängnißvoll zwiſchen mir und dem holden Antlitz ſich ſenkte.

„Sie müſſen zwei Tage hier verweilen, laſſen Sie ſich die Zeit nicht lange werden,“ ſprach huldreichſt die oberſte Militär-Behörde in persona zu mir, nachdem meine Armee Stück vor Stück abgezählt und mir zugleich mit dem Commandoſtab abgenommen wurde. Man quartirte mich in einen freundlichen Gaſthof ein, und nachdem ich meinen Meerſchaumkopf voraus zum Fenſter hinausgeſtreckt hatte, ſendete ich meinen eigenen gelockten nach, um gut ſtrategiſch das Terrain zu recognosciren. Der Platz war hübſch, doch die Staffage fehlte, ſpärlich nur ſchlich ein altes Mütterchen oder ein melancholiſcher Mops über die Straße. Mir gegenüber ſah ich ein dunkles Gewölbe offen, ſo eine Espèce Hundsgrotte, aus welcher Qualm und Dampf zu ſteigen ſchien. Ein ganz verzeichneter Offizier mit einer Pfeife und ein Türke mit einer Kaffehſchale hielten in effigie Wache an den Thüren, und bezeichneten den Eingang in das allgemeine Refugium peccatorum — das Kaffehhaus.

Obſchon ich in der Reſidenz nicht in den Orden der Kaffehhausritter getreten war, ſondern höchſtens in der unthätigen Zwiſchenzeit eines aufgelöſ'ten Liebesknotens bis zur Schürzung eines neuen mich in dieſen Hallen in die politiſche Literatur vergrub, ſo drängte es mich doch gewaltig, dießmal, in Ermanglung grüner Wieſen, das grüne Tuch mit dem Stab zu durchziehen. Zwei Offiziere der kleinen Garniſon trieben eben die Kugeln mächtig durcheinander, als plötzlich einer von ihnen trotz der milden Dämmerung, die am hellen Mittag in dieſem Erluſtigungsort waltete, mich erkannte, und mit dem Ausruf: »Was Teufel, lieber Eduard, wie kommſt du hieher!« mich ſo warm und ſo feſt an ſeine Bruſt drückte, daß ich keine Luft fand, mich von der Freundeslaſt herauszuwinden, um des Freundes Antlitz näher zu beſchauen. Wirklich war es Fähnrich Wernheim, mein Schulfreund aus der Akademie, den ich ſeither nicht mehr geſehen hatte, mir aber jetzt ein wahrer deus ex machina erſchien, der meiner Unbeholfenheit in der neuen Umgebung nachhelfen ſollte. Er hatte eine raſende Freude, mich zu ſehen, wie er denn überhaupt ſtark im Superlativ ſich ausdrückte. Du biſt heute mein Gaſt, rief er mit gaſtfreundlicher Wuth aus, daß es an den Wänden und in meinem Magen widerhallte. Man muß mit den Wölfen heulen, dachte ich, ſo kann man auch um drei Stunden früher als in der Reſidenz, wie ein Wolf mit den ehrlichen Krähwinklern eſſen, denn der Marſch, die kalte Luft und — — was ich mir nicht zu geſtehen getraue, die Langeweile in den wenigen Stunden ſeit meiner Ankunft ließen mich wirklich einen proſaiſchen Hunger verſpüren. In dem berühmteſten Hotel des Städtchens ward ich an eine Art table d'hôte eingeführt. Mehrere Offiziere und Civilbeamte ſpeiſten friedlich miteinander. Man beſah mich allenthalben, als wäre ich die neu angelangte Giraffe, und muthete mir zu, das ganze Städtchen mit Neuigkeiten auf unbeſtimmte Zeit zu verſehen. Jeder trug mir haſtig ſeine Fragen vor und ließ mir keine Zeit, das ſchlechte Mittagsmahl hinabzuwürgen. Die Cameraden wollten durchaus, ich ſollte dem Frieden und aller Neutralität ein Ende machen, und in die Kriegstrompete ſchmettern. Ein bleicher Schöngeiſt des Städtchens, ſo eine Gattung Sperling Edler von Spatz, verlangte, ich ſollte den neueſten breiten Roman des Walter Scott ihm noch breiter auseinanderſetzen. Ein Elegant, mit Schnurr- und

Backenbart frug mich mit einer gewiſſen noblen Frechheit nach Mademoiſelles R. und A. und K., die zu ſeiner Zeit, als er noch täglich in den Prater ritt, wie er mich ſtolz verſicherte, ſehr en vogue, jetzt aber meiſtens todt oder längſt verſchollen waren. So mußte ich in einem Athem viel dummes Zeug anhören und von mir geben, und doch befriedigte ich das lüſterne Auditorium nicht. Ich nahm ſtatt des Deſſert, daß hier eine terra incognita war, meinen Freund Wernheim auf die Seite, und beſchwor ihn, mich vor das gelbe Häuschen und das Fenſter zu legleiten, wo das verhängte Bild von Sais mit dem grünen Vorhang noch in meiner Phantaſie ſtand. „Verfluchter Kerl!“ rief Wernheim mit ſeinem gewöhnlichen Pathos, „haſt Du ſchon das hübſcheſte Mädchen ausgewittert! Ja, freilich iſt ſie ſchön; aber“ — er zuckte mit den Achſeln, in dem nämlichen Augenblicke hemmte eine mächtige Kuh, welche aus dem Haus uns entgegenſtürzte, ſeine Rede, und wir ſahen uns plötzlich von einer ganzen Heerde Kühe idilliſch umgeben, welche viermal des Tages nomadenmäßig die löbliche Stadt durchzogen. Wir bahnten uns durch Hörner einen Weg, und ich ſchleppte gewaltig den Säbel auf dem Steinpflaſter herum, um das liebe Vieh lärmend zu verſcheuchen und meine Huldgöttin zugleich an das Fenſter zu locken. Wirklich gelang es, es öffnete ſich, der Vorhang rauſchte zurück, und — — — ein grämlicher Alter mit einer Kappe ſah uns trotzig an. „Das iſt der Vater, der reiche Glaſermeiſter,“ rief Wernheim, „mit dem iſt nicht zu ſpaßen; laß uns vorübergehen, vielleicht treffen wir ſie heute Abend im Theater, wo es ungeheuer voll werden wird, denn das „Mädchen aus der Feenwelt“ wird zum erſten Male gegeben.

Der langweiligſte aller Nachmittage dehnte ſich wie die Rieſenſchlange in mannigfaltigen Krümmungen um mich herum, bis die erſehnte ſechſte Abendſtunde ſchlug, und Thaliens Muſenſtall ſich öffnete. Schon am Eingang übernahm mich der bleiche Schöngeiſt von heute Mittag. Er hieß Börmann, und war das Factotum aller geſelligen Zirkel, wo er Cour machen, präſentiren, ſerviren, mediſiren und declamiren mußte. „Eilen Sie, Herr Graf,“ rief er mir ſchon von weitem zu, „alles brennt vor Neugierde, die ganze ſchöne Welt, welche die erſten Bänke im Parterre füllt, ſteht ſchon mit dem Rücken gegen die Bühne, mit den Augen gegen die Thür, mit den Lorgnetten vor den Augen, gerichtet, Sie zu ſehen!“ „„Alſo habt Ihr hier auch eine galante Welt,““ rief ich verſtimmt aus; „„verfolgt mich dieſes Unweſen auch bis hieher?““ Mit dieſen Worten fuhr ich aber doch maſchinenmäßig mit den fünf Fingern durch die Locken, ſie etwas phantaſtiſch zu durchwühlen, ſchnürte die Kuppel feſter, den Leib bienenförmig abzutheilen, und ſtand nun neben den gefüllten Bänken. Wirklich blickten einige Dutzend blaue, graue, braune und ſchwarze Augen mich mannigfaltig an, einige kühn und groß wie Siegeszeichen, andere ſchmachtend abwärts gleitend wie Cypreſſen, noch andere mit Umſchweifen, wie eine juridiſche Schrift, nur wenige geradezu und ehrlich, wie man im Mittelalter einen Fremden begrüßte. Mein bleicher Cicerone Börmann ſtellte mich den Beſitzerinnen dieſer Augen olla potrida vor, man wechſelte gleichgültige, anzügliche und ſchöne Redensarten; manche ſprachen alle zugleich in heiligem Eifer, und eine etwas bejahrte Dame mit Schönheits-Ruinen wie die Via appia und einer ſehr prentenciöſen Toilette lud mich ſogar zu einer soirée dansante für den folgenden Abend ein. Meine liebe Eitelkeit fühlte ſich geſchmeichelt, doch ſuchte ich ſtets nach den holden blauen Augen umher, die das Ziel meiner Wünſche waren. Plötzlich entdeckte ich ſie ganz rückwärts im dunklen Theil des Parterres, wie Diamanten aus tiefem Schacht hervorleuchten. Ich eilte zurück, und drängte mich in die Nähe. Das Stück begann, die länglichte Lebensgeſchichte der Fee Lacrimoſa kam mir noch länger vor; denn ich durfte nicht mukſen, nicht ein Wörtchen meiner ſchönen Nachbarin zufliſtern, ohne von allen Seiten mit lautem Mißfallen zurechtgewieſen zu werden. Die guten Leute wollten ſo recht aus dem Grunde ihr Geld heraushören, und als der Schauſpieler, welcher den ſchwäbiſchen Zauberer gab, gar zu jüdiſch mit ſchwerer Zunge in einem und demſelben Tone declamirte und ich darüber lachte und ſpottete, nahm mich ein nebenſtehender ältlicher Mann am Arme, und ſagte mir belehrend: „Wenn Sie wüßten, wie brav der Mann mit Weib und Kindern lebt, wie er wirthſchaftlich und honett iſt, Sie würden ihn gewiß nicht ſchimpfen.“ Ich konnte über die Zurechtweiſung nicht zürnen. Ueber Wurzel wurde auch unſinnig gelacht; kam er mir auch gar nicht komiſch vor, wenn ich ſeines unvergleichlichen Vorbildes dachte, ſo war ich doch froh über ihn, denn meine Nachbarin entwickelte eine ſo reizende Perlenbrücke, wie die Dichter ſagen, daß ich das Lachen recht con amore betrachtete. Der erſte Act ging vorüber, Börmann winkte mir verſtohlen, wieder zu ihm hin vorzutreten. Ich folgte mißlaunig ſeinem Rufe, ward auch lauter lange Geſichter gewahr, die ſich plötzlich von mir wendeten. Ingrata patria! dachte ich, erſt erhoben, dann verhöhnt. Menſchen, Schickſal! — ſo philoſophirte ich im Stillen, als ein ſchnippiſches Fräulein mir zuflüſterte: „Das Stück muß ſich im Hintergrunde ja gar beſonders ſchön ausnehmen, Sie haben unrecht, den guten Platz zu verlaſſen; ich rathe Ihnen ihn wieder aufzuſuchen.“ So wurde ich überall kurz abgefertigt, wohin ich mich wandte. „Ach Gott, lieber Herr Graf!“ liſpelte mir Börmann ins Ohr, „was haben Sie mir gethan! Ich hatte Sie überall als einen Epouſeur verkündet. Man nahm Sie brillant, wirklich famos brillant auf, und nun verletzen Sie die Sitte, und meliren ſich zu hübſchen Bürgersmädchen, während die Galanterie Ihnen winkt.“ Eben wollte ich antworten, da nahm mich Wernheim unſanft am Arm: „Kreuz Donnerwetter, Du verdirbſt Dir ja ſelbſt allen Spaß,“ rief er barſch; „wenn Du bei dem hübſchen Nettchen Dein Glück machen willſt, mußt Du nicht unter die hohe Signoria Dich mengen. Sie biß ſich ſchon in die Lippen, als ſie Dich dort vorne herum ſchwadroniren ſah; gleich mache es wieder gut.“ Mit zwei langen Schritten ſtand ich wieder bei meinem ſüßen Nettchen, doch ſie drehte ihr Köpfchen weg, und als ich einen ſanften Druck am Arm mit noch ſanfteren Worten begleitete, wies ſie mich zurück, und ſagte ganz verſtimmt: „Bleiben Sie nur dort vorne in hoher Geſellſchaft, unſer eins iſt wohl nicht gebildet genug für ſo einen Herrn!“ Nun ſtand ich wie Herkules am Scheidewege, oder vielmehr wie Butter in der Sonne — ich war vernichtet, — hier und dort nicht heim, wie Hugo Derindur; da erſcholl lauter Jubelruf im Volke. Ich blicke auf, und die Jugend ſingt ihr: „Brüderlein fein,“ mit heiſerer Stimme mir entgegen. Ach Gott, die Jugend! eine vierzigjährige brünette Perſon, mager wie eine Spindel, höchſtens einige üppige Formen am Halſe gerade unter dem Kinn ſichtbar. Dieſe Jugend war eine echte beauté du diable! doch wahrſcheinlich hochverehrt im Publikum als ehrbare Hausfrau und Mutter, und mit einer Anzahl Trillern und falſchen Rouladen verſehen. Endlich ging das Stück zu Ende, und ich mit Wernheim zur Thür hinaus. In der Vorhalle meinte ich mich in meiner Verſtimmung von Kobolden geneckt, denn unzählige Irrlichter hüpften vor mir herum. Nun ſah ich erſt, daß es Laternen waren, welche von den Händen niedlicher Zöfchen oder plumper Hausknechte herabhingen, um ihre Herrſchaft durch die unerleuchteten Straßen zu leiten. „Warte hier ein wenig,“ ſagte Wernheim; „Nettchen iſt heute ohne den Vater, mit einer Muhme, die will ich Dir zu Liebe verarbeiten, begleite Du das Mädchen.

So ein Knalleffect, wenn Du ſie im Angeſicht des verſammelten Volkes auszeichneſt, macht Alles wieder gut.» Geſagt, gethan. Dieſer Oreſt, dieſer Pollux ſchleppte aus Liebe zu mir die dicke Muhme, und ich ſchwebte mit meinem ſchönen Nettchen durch Dick und Dünn. Nicht achtete ich der drohenden Wagenſtangen vor manchem Haus im Dunkel der Nacht, kühn ſchritt ich durch Berg und Thal des Trottoirs, ich führte ja ſie, die Holde, Liebliche, zur Seite. Was das Lexikon aller Liebeswörter enthielt, was ich von allen Romanen, Tragödien, Liebesliedern, und von meiner eigenen erotiſchen Laufbahn mir zuſammengeſpart hatte, ließ ich in Proſa gegen mein ganz verblüfftes Nettchen los, die wohl noch nie ein ſo complicirtes Manöver erlebt hatte. Sie antwortete wenig, aber ihre höher pochende Bruſt, ihr geſenktes Auge, und ein leiſer Druck der Hand, als wir die Hausthür nur zu ſchnell erreicht hatten, ließen mich hoffen, daß auch der Eindruck auf ihr Herz nicht verfehlt ſei. Ich konnte nicht fort von dem gelben Haus, vergebens riß Wernheim an mir und ſprach von „Mordhunger» und Durſt, die er in meiner Geſellſchaft ſtillen wollte. Ich ſtand unbeweglich, auf das verhängnißvolle Fenſter blickend; endlich war ſeine Geduld zu Ende, er verließ mich brummend, wo ich nur noch grollich die Kraftwörter: verliebtes dummes Volk, hole euch alle der Teufel ꝛc. wiederhallen hörte. Stunden ſchlugen langſam vom Dom, Nachtwächter mit Hellebarden rieſen ſie nach, ich ſtand noch immer und ſtarrte wie der ſelige Ritter

Toggenburg auf das Fenſter hin, als endlich der Gedanke in mir aufſtieg, eine Leiche am Morgen würde dem blühenden Nettchen weniger als ein friſcher, gut ausgeſchlafener Lieutenant behagen. So entſchloß ich mich, doch wieder in meinen Gaſthof zuruckzukehren. Gedankenlos verſchlang ich dort einige Portionen. Ach, die Liebe iſt ein verzehrendes Feuer! und träumend ging ich in das Reich der Träume über. Der Liebeskummer mußte mir gewaltig zugeſetzt haben; denn ein neunſtündiger Schlaf wiegte mich noch in ſeinem betäubenden Mohngarten, als mit wiederholtem Pochen ein zierlicher Barbier eintrat, mir ſeine Dienſte anzubieten. Ach, wären alle Recenſenten-Federn, alle Weiberzungen ſo ſtumpf als dieſes Meſſer, welches die Stoppelfelder meiner ſimſoniſchen Männlichkeit ſo kräftig durchfuhr, daß ich mit Thränen im Auge ihrem Verluſt nachweinte! Doch froh durchzuckte es mich wieder, als er mit einer feinen gewandten Manier, die einem Figaro, einem Barbiere di qualità Ehre machen würde, mir ein kleines Briefchen übergab. Es war von Nettchen, und an mich. Ich durchflog folgende Worte:

„Schätzbarſter Herr Graf!“

„Wenn Sie wirklich redliche Abſichten mit mir haben, wie Sie mich geſtern verſicherten, ſo bitte ich Ihnen, mit meinem Herrn Vater ſogleich zu reden, denn er iſt erſchrecklich böſe auf Ihnen und auch auf mich, daß ich mich ſo ins Gerede mit Ihnen im Theater gegeben habe, und auch beim Nachhauſegehen. Er weiß Alles, und ich möchte Ihnen gar nicht ſagen, was ich für einen Sturm ausgeſtanden habe. Retten Sie meine Ehre, denn die ganze Stadt zeigt ſchon mit Fingern auf mich.

Ihr

tiefgekränkte Netti"

Der Brief war dumm, die ganze Geſchichte ebenfalls dumm, aber Nettchen dennoch bildſchön. Der holde Liebesgott hatte geſtern freilich hell durch ihre Augen in mein Herz geleuchtet, doch ſein Stiefbruder ohne Binde vor den Augen war mir noch ein gar fremder ſaurer Geſelle, an deſſen Gemeinſchaft ich nicht gedacht hatte. Der Augenblick hatte mich hingeriſſen. Mein Gott, wie viele ſolche Augenblicke riſſen ein Lieutenantsherz in der Welt herum; doch daß die Provinz-Mädchen und die Provinz-Väter ein galantes Geleite aus dem Theater für einen Ehe-Contract anſehen würden, darauf war ich nicht gefaßt. Es machte mich verlegen. Wie ein Troſtengel erſchien mir Wernheim, der eben eintrat. „Bruderherz," ſchrie er mir entgegen, „was haſt Du wieder für neue Geſchichten? Im Kaffehhauſe, wo ich frühſtückte, packten mich alle Cameraden an, ob es wahr ſei, daß Du das hübſche Nettchen zur Frau nehmen, ſie heute noch vom Vater begehren wolleſt. Nettchen hat es ſelbſt ihrer Freundin, der Schweſter des Kaffehſieders erzählt; dieſe poſaunt Dich nun allenthalben als Bräutigam aus, und ich lief hieher, Dir derb den Kopf zu waſchen.» Eben wollte ich mich entſchuldigen, da pochte es leiſe, und Börmann ſchob ein bleiches verlegenes Geſicht zur Thür herein. „Theuerſter Graf,» liſpelte er, „ich kann Ihnen nicht verſchweigen, welche Gerüchte ſich in der ganzen Stadt über Sie erheben. Man erzählt ſich, Sie hätten des Glaſermeiſters Tochter entführen wollen, ſich nach dem Theater in ihr Haus geſchlichen, der Vater hätte Sie überraſcht, und gezwungen, ein eheliches Verſprechen zu unterzeichnen. Die Gräfin S., bei welcher Sie heute zu einer großen Soirée geladen waren, iſt ganz entrüſtet, und beſchwor mich, die Wahrheit zu ergründen.» Ueberlaut fing ich, trotz der überſtrömenden Galle, zu lachen an. „O ſeliger Kotzebue!» rief ich aus, „warum warſt du nicht als Lieutenant an meiner Stelle hier, um an dem reichen Born der Krähwinkliaden zu ſchöpfen, als du deine Kleinſtädter entwarfſt. Meine Freunde, beruhigt Euch, beruhigen Sie die entrüſtete Gräfin; ich bin nicht unwürdig, ihre Soirée zu beſuchen, wenn ich anders noch Luſt fühle, hinzugehen. Ich habe nichts verführt, nichts verſprochen, nichts geheirathet. Nettchen hübſch zu finden, iſt ein Epidemie-Verbrechen, das ich gewiß mit Vielen theile.» Wir gingen nun fort auf die Straße. Da hörte ich es laut wie Natternbrut um mich ziſcheln: „der iſt es!» An den Hausthüren, aus den Gewölbern überall tönte mir das proſcribirte „der iſt es!" in die Ohren. „Komm Wernheim," rief ich erbittert, „die Geſchichte ärgert mich, laß mich noch einmal mit dem Mädchen ſprechen, dann aber auch ſobald als möglich forteilen, um das verruchte Neſt hinter mir zu kriegen." — „„Lebe Du nur ein Jahr hier in Garniſon,"" ſagte Wernheim lachend, „„und Du gewöhnſt das dumme Gewaſch, als wäre es Deine Mutterſprache. Nun warte hier in dieſem Haus, Nettchen kommt eben aus der Kirche. Ich bringe ſie Dir, doch ſetze ihr keine neuen Flauſen in den Kopf, treibe ihr die geſtrigen aus, und mache der dummen Geſchichte ein Ende."" Ich wartete eine Weile, in die Ecke gedrückt, in meinem Mantel wie Abällino eingehüllt, da erſchien endlich Nettchen an Wernheim's Arm. Sie glühte wie eine Purpurroſe, und ſah mit den geſenkten Augen überaus ſchön und bräutlich aus; ich begann aber doch eine ungeheure Abhandlung über die ſchweren Rückſichten meines Standes, über ſeine Opfer und Prüfungen; ein ganzer Adels-Codex entwand ſich meinen Lippen. Nettchen verſtand wahrſcheinlich kein Wort, ich eigentlich auch nicht, doch ward ihr die bittere Pille, meine Gemahlin nicht werden zu können, ſo vergoldet als möglich beigebracht. Daß ich ſie ewig lieben, ſie nie vergeſſen würde, konnte als Schlußſprache nicht fehlen. Ich bat um einen Abſchiedskuß, als Siegel unſerer Entſagungs-Urkunde, den ſie verweigerte, und um einen Blick aus dem Fenſter, wenn ich morgen früh abreiſen ſollte, den ſie zugeſtand. Nun weinte ſie einige kleine Thränen, nun ward mir auch beklommen um's Herz. Da trat Wernheim zwiſchen uns, rief: „Amen, nun iſt's genug!" nahm Nettchen am Arm und führte ſie fort. Nettchen ſah noch einmal her, ich ſah noch einmal hin, wie Lenardo und Blandine, und der kurze Roman ging ohne Heirath im eigentlichen Sinn auseinander.

In meiner Verſtimmung eilte ich nun zum Commandanten, die Erlaubniß zu meiner morgigen Abreiſe zu erwirken. Ich ſchützte eine ſterbende Tante vor. Sehr gnädig ward meine Bitte bewilligt, und da meine Herzens- und Subordinations-Pflichten abgethan waren, forderte auch der innerſte menſchliche Prozeß ſeine Rechte. Mich hungerte.

Ich ging in den nächſten Gaſthof, man ſah mich verwundert an, die Stunde der gewöhnlichen Gäſte war vorüber, es war nichts mehr vorhanden. Dieſe traurige Auskunft wiederholte ſich allenthalben, wo ich einſprach. Ich meinte ſchon als Anachoret in der nächſten Au von Wurzeln und Kräutern mich nähren zu müſſen, als in einem Winkel der Stadt ein gefälliger Wirth mich dennoch eintreten hieß. Dieſer Anti-Lucullus hatte nichts als eine einſame Zunge mir anzubieten, nicht ſeine eigene, nicht jene einer Lerche, ſondern wahrſcheinlich jene eines abgehärmten Veteranen ſeines gehörnten Ackergeſpanns. Noth bricht Eiſen, alſo gute Zähne und harte Zungen, und von einem Wein befeuchtet, den man füglich lacrimae humanae nennen durfte; da er Thränen und Schweiß zugleich auspreßte, meinte ich doch in ſaurer und bitterer Täuſchung zu Mittag gegeſſen zu haben. Eilig beſtellte ich mir einen Platz für den künftigen Tag bei einer Art Vetturino, deren außerleſene Reiſegeſellſchaft man mir anempfehlen hatte. Ganz ermattet vom phyſiſchen und moraliſchen Ungemach, ſtreckte ich in meinem Kämmerlein mich auf ein hartes Ruhebett. Bald verſank ich in den halb wach-träumenden Zuſtand, wo die Pſyche die äußere Hülle unbrauchbar liegen läßt, und ſich entfeſſelt in höherm Ahnungsvermögen in fremden Sphären herumſchaut. So behaupten wenigſtens die myſtiſchen Gelehrten, und ich ließ es mir gefallen, daß ich bald mit geſchloſſenen Augen allerhand niedliche Geſtalten vor mir entſtehen ſah. Alle tanzten Maſurka in anziehender polniſcher Tracht mit kleinen Füßchen und unbeſchreiblicher Grazie. Dieſes Ballet gefiel mir ungemein, es koſtete mich an Scenerie und Garderobe keinen Heller, meine Solotänzerinnen litten nicht an Malaiſen, die einen Impreſſario oft zur Verzweiflung bringen. Glücklicher als Duport, ohne Geldaufwand und Kummer, blieb mein **Corps de Ballet** unermüdet. Ein Schlag auf meine Achſel ſchien auch meine Koryphäen aus magnetiſchen Rapports mitzutreffen, ſie verſchwanden, und ich ſprang unwillig auf. Wernheim ſtand vor mir; „der Tanz geht los,“ rief er; „kleide dich an, und komm' mit mir.“ — „„Der Tanz iſt aus,““ entgegnete ich mißmuthig, und mußte mich erſt beſinnen, daß von der **Soirée dansante** der Gräfin S. die Rede ſei

Es iſt die letzte Krähwinkliade, dachte ich, laßt uns das Tagewerk rühmlich vollenden. Zufällig fiel mein Blick auf den Zeiger, er ſtand auf 5 Uhr. „Was fällt dir ein, Bruder,“ rief ich, „wir kommen wenigſtens um zwei Stunden zu früh.“ — „„Was verſtehſt du denn von unſern Sitten?““ ſagte Wernheim. „„Erſcheinſt du nicht mit Schlag fünf Uhr, nennen ſie dich ungezogen; alſo vorwärts.““ Vor uns in der einſamen Straße, die zur Wohnung der Gräfin führten, wandelten Laternen und geputzte Geſtalten, dreierlei Generationen, von Kindern bis zu Matronen. Die Stiege war ſtockfinſter, wir tappten mühſam hinauf, wo im Vorzimmer ſchon mehrere Damen bemüht waren, ihre beſchmutzte Fußbekleidung mit leichterer zu vertauſchen. Erſtere blieb in Rangordnung ſtehen, wie die Pantoffel des Großveziers in der Vorhalle des Harems. Wir betraten nun auch die innerſten Gemächer. Stumm wie Vehmrichter ſaßen Frauen und Mädchen, ſpärlich beleuchtet im Kreiſe da. Nur im Hintergrunde gewahrte ich ein paar dunkle Geſtalten, die mir generis masculini ſchienen. Die Gräfin empfing mich ſehr förmlich, und ſtellte mich jedem Einzelnen, und Dieſe wieder mir vor. Dieſes ewige Wiederholen aller Namen mahnte mich an das langweilige Ableſen der Compagnie, und ich ſtand wirklich im Feuer.

Wie der Champagner Männerköpfe entflammt, ſo entfeſſelte auch hier die allesbelebende Bohnen-Eſſenz Weiberzungen, und ein Geſchnatter begann, als müßte noch ein Capitol gerettet werden; mir fehlte die Pointe ihres Gekichers, doch merkte ich mit Verlegenheit bald, daß ich und mein in Scherben zerſplittertes glaſeriſches Abenteuer die Zielſcheibe ihres ätzenden Witzſtoffes war. Endlich war Taſſe um Taſſe geleert, der liebe Nächſte gehörig geviertheilt, da theilte ſich auch wieder in vier Theile der reſpectable Fond der Geſellſchaft, um im Nebenzimmer dem Pagat zu huldigen. Mit Schrecken ſah ich die wenigen Herren aus dem Hintergrunde auch die Karten ergreifen, und ſie ließen mich, Wernheim und Bormann allein unter 14, ſage vierzehn Mädchen, und jung ſein ſollenden, oder vielmehr wollenden Frauen, zurück. „Um Gottes Willen,“ flüſterte ich Wernheim in's Ohr, „was ſoll jetzt mit uns geſchehen?“ — „„Ja Freund,““ erwiederte er lachend, „„die mußt Du alle verarbeiten. Dein Ruf als Tänzer und Epouſeur, den Börmann Dir bereitete, hat dieſen Total-Angriff auf Deine Perſon veranlaßt; jetzt halte Dich tapfer, und mache uns keine Schande““. — Ein Muſiklehrer des Haustöchterchens ſetzte ſich mit einem Kratzfuß an's Clavier, und ſchmetterte die ſeligen Apollo-Deutſche wüthend herab. Wernheim ſtieß auf einer, Börmann auf der andern Seite mir in die Rippen, und drängte mich an eine Dame, welche ſogleich aufſtand, und in formidabler Größe und Stärke an meinen tapfern Feldwebel mich mahnte. Sie hatte viel Blumen im Haar, viel Rouge auf den Wangen, viel Muth in Blick und Haltung. Ich umfaßte ſie mit Ehrfurcht, und drehte mühſam das ſchwere Loos, welches mein falſches Glücksrad mir zugewendet hatte.

Wernheim hatte eine vierzehnjährige Brünette, Börmann die Frau vom Hauſe gewählt, nun rangen wir abwechſelnd um die Palme des Fußverdienſtes. Dieſer Kampf hatte durch zwei lange Stunden nur mit kleinen Zwiſchenräumen gewährt, meine Kräfte fingen zu ſinken an, als ein Fräulein aus der Geſellſchaft beſtürmt wurde, eine Arie zu ſingen. „Sie werden etwas Vorzügliches hören,“ liſpelte Börmann mir zu, und führte an ſeiner Hand, wie einſt Salieri die hochgefeierte Catalani, dieſe falſche Prima Donna zum Taſtenaltar ihrer Kunſt. Triefend und zerſchlagen am Körper warf ich mich erſchöpft in einen Lehnſtuhl und dankte Gott und dem Fräulein im Stillen für die augenblickliche Erholung. Una voce poco fà, war das cheval de bataille, wie es ſchien, dieſer Cantatrice villana, kaum erkannte ich die mir einſt ſo lieb gewordene Melodie, es war zum Verzweifeln; das Staccato mißlang, ſie räuſperte, ſchüttelte den Kopf, es ging das zweite Mal noch ſchlimmer; zum Glück erſchell unter den Fenſtern der Zapfenſtreich ſo mächtig, daß die Schluß-Cadenze verhallte, und nur Börmann's Bravo das Kalbfell übertönte; mit obligirtem wirbelnden Trommeln erſchien zugleich durch die weitgeöffnete Thür wie ein ſiegender Feldherr, eine mächtige Torte. Bald war ſie beſiegt und vernichtet; mir gebührte ein Ehrenzeichen bei dieſem Manöver, denn ich hatte nicht wenig zu ihrer Demolirung beigetragen. Mögen meine Freunde in der Reſidenz mir dieſe Gemeinheit verzeihen; nur wer Mittags beinahe nichts gegeſſen, und zwei Stunden mit vierzehn Damen gewalzt hatte, wird mein Gefühl verſtehen, es mit mir empfinden, und in gleicher Lage, ſelbſt in dem eleganteſten Salon eine noble Linzertorte aufeſſen. Der Reſtaurations-Moment war ſchnell entflohen, noch einmal leerte ich den Kelch einer Robot-Tanzſtunde bis an die Hefe. Der Nachtwächter ſchrie endlich die neunte Stunde aus, und die ganze Geſellſchaft gleichſam auseinander. Wie auf ein Allarmzeichen zerſtreute ſie ſich, und das Abſchiednehmen und Bedauern meiner ſchnellen Abreiſe wollte kein Ende nehmen. Endlich ſchleppte mich Wernheim, mehr als ich ging, in meinen Gaſthof, Börmann ſchob mich am Arm nach, und beide hatten Unrecht, mich mit einer heißen Umarmung zu bitten, ſie nicht zu vergeſſen; ſie waren ja meine Leidensgefährten in zwei ereignißvollen Tagen geweſen, die mit Frakturſchrift ſich meinem Gedächtniß eingeprägt hatten.

Aus Freundes Armen wollte ich in jene des Morpheus ſchlüpfen, meine Augen fielen aus Mattigkeit zu, doch ein heftiges Geſchrei riß ſie gewaltſam wieder auf. Neben mir, nur durch eine dünne Thür getrennt, waren neue Paſſagiere angelangt. Ein häusliches Bild entfaltete ſich vor meinen — — Ohren! Drei boshafte Kinder ſchrien abwechſelnd, während Vater und Mutter im edlen Wettſtreit ſich ereiferten, wer von ihnen die Schuld ſolcher Ungezogenheit trug. Dieſer patriarchaliſche Ohrenſchmaus währte lange bis nach Mitternacht. Ich wälzte mich verzweifelnd herum, und hatte kaum eine Stunde geſchlummert als man mich weckte, weil der Wagen, des ſchlechten Weges wegen um eine Stunde früher als gewöhnlich abfahren wollte. Kaum fand ich Zeit, meine Habſeligkeiten zuſammenzuraffen, und dennoch war der Kutſcher ſchon unwillig, und aus dem Wagenſchlag ſcholl ein unzufriedenes Gemurmel mir entgegen. Ich nahm ſchweigend meinen Platz ein. Es war noch finſter, ich konnte meine Reiſegeſellſchaft nicht ergründen. Ein ſonderbarer widerlicher Geruch erfüllte den engen Raum; ich vermochte es nicht, ihn chemiſch, mittelſt meines Geruchsorgans zu analyſiren. Wir fuhren an des Glaſerers gelbem Hauſe vorbei, ich bog mich weit aus dem Wagen hinaus, und ließ ein weißes Tuch wehen, in der Hoffnung, eine ähnliche Flagge würde am Fenſter ſich zeigen. Da erſcholl plötzlich neben mir ein wieherndes Gelächter; voll Aerger drehte ich mich gegen den unbekannten Beſitzer dieſes Gurgelmechanismus. „Sie müſſen ſchon verzeihen, Herr Graf,“ brummte eine Baßſtimme, „wer zuletzt lacht, der lacht am beſten. Ich bin der Netti ihr Vater, und mich freut's, daß ich Ihnen begleiten kann!“ — Dieſe Begleitung war mir unerwartet und keineswegs erfreulich; einen ganzen langen Tag dieſem ſchlichten Mann gegenüber, war mir höchſt peinlich, und mein Benehmen mit aller Salons-Gewandtheit ſchwer einzurichten. Höflichkeit iſt ein Univerſalſchlüſſel, der gleichförmige Schleuſen öffnet; ich ergriff ihn mit gutem Erfolg, und die Stöße des elenden Fuhrwerks waren die einzigen Reibungen, welche zwiſchen mir und dem Ex-Schwiegerpapa ſich ergaben. Endlich begann es hell um mich zu werden. Ein polniſcher Jude mit langem Bart ſaß mir gegenüber in einen Pelz gewickelt, welcher noch ſo viel ſeines animaliſchen Urſtoffes in ſich trug, daß ich nicht mehr zweifelhaft über den Stickſtoff ſein konnte, der mich umgab. Die vierte Perſon war eine bejahrte Frau, welche ſehr kränklich ausſah, und uns unaufgefordert die lange Geſchichte aller ihrer phyſiſchen Leiden ſeit ihrem Entſtehen mit allem ſchonungsloſen Detail zum Beſten gab. Ich zählte die Stunden; krampfhaft ballten ſich meine Hände vor Ungeduld, Aerger und Luſt, beides gegen den langſamen Kutſcher loszulaſſen. Eine Ewigkeit meinte ich durchlebt zu haben, als wir die Linien der Reſidenz erreicht hatten. Noch eine Geduldprobe war mir vorbehalten. Der polniſche Jude hatte mehrere Kiſten mit Waaren bei ſich, dieſe mußten alle genau unterſucht werden. Wie ein Vogel ſeinem Käfig entſchlüpft, ſprang ich aus dem Jammerkaſten in mein Zimmer. Mein Bedienter übergab mir ein ämtliches Schreiben, Gott! welche Freude! es enthielt mein Avancement zu einem Regiment, welches ſein Stabsquartier in Galiziens Hauptſtadt hat. Alſo hatte meine Pſyche Sibilla wahr geſehen; bald werden niedliche Füßchen ſchöner reizender Polinnen Maſurka vor mir tanzen. Mein Traumbild war gelöſ't, und wenn mein Krähwinkler Jammerbericht meine Leſer nicht langweilte, ſo verſpreche ich nächſtens meine ſchönſten Abenteuer aus dem geſelligen Lemberg ihnen mitzutheilen.

Die Blume des Thales.

Ich kenn' ein Thal am Bergesrand,
Wo ſtille Anmuth wohnt,
Ein liebes Thal im Heimathland,
Das reicher Segen lohnt.

Ein ſilberhelles Flüßchen zieht
Durch ſeine Fluren hin,
Und von den grünen Ufern ſieht
Ein Blümchen ſich darin.

Das Thal iſt ſchön, und ſchöner doch
Das Blümchen, das dort ſprießt,
Das freundlicher und ſchöner noch
Als Bürger's Blümchen iſt.

Wohl ſind die Blumen friſch und ſchön,
Die auf den Bergen ſteh'n;
Doch ſchöner ſind, als auf den Höh'n,
Die ich im Thal geſeh'n.

Des Zaubers Scheu erfaßte mich,
Kaum wagt' ich mich ihm nah,
Als jenes holde Blümchen ich
Zum erſten Male ſah.

Was im Vergißmeinnicht entzückt,
Was uns das Veilchen ſcheint,
Was Lilien und Roſen ſchmückt,
Dort fand ich es vereint.

Was Anmuth und Beſcheidenheit,
Was Lieb' und Treue ſpricht,
Ihr findet es in unſ'rer Zeit
So ſchön verſchlungen nicht.

Manch' ſchöne Schweſterblume ziert
Des Thales bunten Kreis,
Doch auch die lieblichſte verliert
Vor *der* des Sieges Preis.

Wie iſt der Reiz ſo ſüß und zart,
Den ihre Blüthe ſtreut!
Ein Blümchen iſt es ſelt'ner Art,
Das Aug' und Herz erfreut.

Die Krone, die es ſtill umfing,
Bewahrt es hell und rein;
Noch grub kein kecker Schmetterling
In ihren Kelch ſich ein.

Mit blauen Augen blickt es fromm
Zum blauen Himmel auf,
Als bät' es ihn: „Ein Engel komm',
Und pflanze mich hinauf!"

Doch nein, mein Blümchen, bleibe nur
Auf unſ'rer Erde hier,
Und ſchmücke jenes Thales Flur,
So treu geliebt von mir!

Doch nicke mir ein Zeichen zu,
Beim nächſten Wiederſeh'n:
Geliebtes Blümchen, wollteſt du
In meinem Garten ſteh'n?

C. A. Kaltenbrunner.

Mit einem Glas an die Mutter eines neugebornen Mädchens.

Des Kinderherzens Bild iſt der Kryſtall;
So einfach-ſchön, ſo unbeſchreiblich wahr;
Was fremd darin, zu ſehen iſt es klar,
Und klug berührt, tönt wunderlieber Schall.

Doch was du einmal eingegraben; feſt
Und treu bewahrt es der Kryſtall für immer.
Es bricht Gewalt den Becher leicht in Trümmer,
Doch was du ſchriebſt, zeigt ernſt dir noch der Reſt.

So möge dieſe Gabe dich denn mahnen,
Jn's Herz zu ſchreiben deinem ſüßen Kinde,
Was in dem deinen unvertilgbar ſteht.
Dann ſchmückſt du es mit Schmuck, der nicht vergeht,
Dann wird es fromm, beſcheiden, klug und linde,
Und geht beglückend ihres Lebens Bahnen.

Johann Graf Mailáth.

Epigrammenleſe.

Von August Schilling.

1) Frage an die Gattin.

Du klagſt mir, daß es ſchlechter ſteh'
Mit Deinem Augenweh'!
Doch ſiehſt Du mich, Amalie!
Wenn ich zu Julchen geh'?

2) Filz.

Unſtreitig hat Herr Filz das ſchönſte Weib in Wien.
„Filz, meint Ihr, habe ſie?“ Ich meine: ſie hat ihn.

3) Eheſtands-Freuden.

Wie lob' ich mir doch meine Ehe!
Nie hat mein Weib Geheimniſſe vor mir,
(Id est: Sie hat ſie hinter mir,
Damit ich ſie nicht ſehe.)

4) Exegeſe.

Wenn jeder Chriſt ſein Kreuz — am Rücken nehmen muß:
So kommen von den Frau'n — gar wenige zu Fuß.

5) Comparaiſon.

Ein reiches, altes Weib nahm jüngſt Freron der Schuft;
Das heißt er hob den Schatz aus einer Modergruft.

6) Citation.

Gar kein Mädchen, groß und klein,
Darf zum Himmel ein;
Denn es ſteht im alten Bunde
Nach ſo vielen Zeugen:
» — Und bei einer halben Stunde,
War im Himmel Schweigen!«

Dichterliebe.

Saß ſinnend an dem Meeresſtrande
Und blickte auf der Wellenſpiel,
Die Sonne ſtand am Himmelsrande
Und jede Welle mir gefiel:

Es konnte jede ja mich tragen
Hin in das heißerſehnte Land;
Iſt's da wohl nöthig noch zu fragen,
Ob einer bloß ich zugewandt?

Ich wandelte im ſchatt'gen Haine
Und freut' mich ob des Lenzes Pracht;
Denn duftig blühten alle Raine,
Das Lied der Vöglein war erwacht;
Wohl tauſendſtimmig hört ich's ſingen,
Zum Herzen jedes Lied mir drang;
Soll eines nur den Preis erringen,
Da jedes Gott zu Ehren klang?

Ich ſtarrte auf die üpp'gen Auen,
Die ganz mit Blumen überſät;
Und konnte d'ran nicht ſatt mich ſchauen —
Der Schnee war kürzlich erſt verweht; —
Mit jeder Blum' hielt ich Gekoſe,
War jeder doch ein Reiz verlieh'n,
Sie ſproßten ja aus Einem Schooße,
Auf alle Eine Sonne ſchien.

Ich hatt' mein ſinnend Aug' erhoben
Hinauf zur gold'nen Schrift der Nacht,
Es mög', wer will, die Sonne loben,
Ich lobe mir der Sterne Pracht;

Und welches Sternes Glanz gefalle
Am meiſten mir, willſt wiſſen gern?
O frage nicht, gleich ſchmücken alle
Die Wohnung aus des Welten Herrn.

Der Mädchen Tritte ſind mir Wellen;
Ihr ſüßer Ton iſt Vöglein Lied;
Wie Blumen Wang' und Mündchen ſchwellen,
Und Sternchen gleich das Auge glüht.
Wie alles Schöne das erſchließet
Vor unſern Sinnen die Natur,
Mein Herz mit gleicher Lieb' umſchließet:
Umſchließt es auch die Mädchen-Flur! —

Hlawaczek.

Krimmler Veve.

Erzählung von Roland.

> Ich habe gelebt, ich bin geſtorben; das iſt meine Geſchichte.

Arme Veve! dein Loos wäre ohne mich dunkler, als das der Roſe, es wäre nicht einmal bekannt, daß du gelebt, wenn ich nicht der Welt erzählte, daß du geſtorben. Ich will's. Iſt das zu viel verlangt für ein freilich unbemerktes Daſein? Es läßt ja Alles Spuren ſeines Daſeins zurück, von dem Schmetterling, der mit den Blumen verwelkend, ſeine kleine Hülle zurückläßt, bis zu dem Erdbeben, das ſich aus Städten und Ländern ſein Grabmahl aufthürmt. Der Sonne ſtreut der Himmel ſeine Roſenfluten nach, und der kleinſten zerfließenden Welle klagt ein Hauch der Luft nach. Will ich etwas weiter? Eine Roſe dir ins Grab nachwerfen; ein Wort deinem Verſchwinden widmen. Arme Veve! So wenige wiſſen von dir! und doch haſt du ſo viel gefühlt. Du haſt dich in Liebe verzehrt. Ach, wir Menſchen pflegen nur das zu ſehen, ja ausſchließend zu beachten, was durch vieler Einzelner Zuſammenwirken geſchieht, ſtatt des Unendlichen im Innern des Einzelnen.

Wenn es unſere eigene Bruſt erfüllt, als Freundſchaft, Liebe oder Haß, da erkennen wir es in ſeiner Größe, ſeiner Unbegränztheit, aber nicht in Andern; ſo wie wir umgekehrt nur Andere wirklich, uns ſelbſt aber nur als Spiegelbild ſehen.

Ich weiß nicht, ob viele die Krimmel kennen? Es iſt der Name eines der ſchönſten Thäler von Salzburg. An dem Ende des Pinzgaues, wo er ſich oſtwärts gegen Tirol wendet, ſteigt das Thal immer enger werdend an der gewaltigen Kette von Eisgebirgen auf, die Tirol von Salzburg trennt. Immer kräftiger, immer eigener geſtaltet ſich die Gegend durch engere Thalwindungen, durch höhere Schutzgürtel und jede Voralpe, durch die Ausſicht auf ungeheure Gletſcherlehnen und Bergſpitzen.

Endlich ſchließen ſich die von den Bergen ins Thal verlaufenden Vorgebirge thorähnlich, und laſſen nur den ſchmalen reißenden Bergſtrom und die Straße hindurch, und das letzte Thal Salzburgs, die höchſte bewohnte Gegend dieſſeits ewiger Eisgränzen iſt erreicht. Es iſt die Krimmel.

Raſch ſteigt hier zugleich mit dem Flußbett das nicht lange Thal empor, auf ihm ſtufenförmig die wenigen Häuſer, zuletzt Wirthshaus und Kirche. Die hohen Berge rechts und links täuſchen das Auge durch ihre rieſigen Verhältniſſe. Wüßte man nicht, die grünen Spitzen auf ihrer obern Hälfte ſeien ausgewachſene Fichten, man hielte ſie für Farrenkraut. Zwiſchen ihnen ſchlängeln ſich ſchmale braune Streifen hinauf; ſie ſcheinen Rinnſäle kleiner Quellen zu ſein; doch Waſſerfluten, der des Thalſtroms gleich, haben ſie ausgewühlt, und die Stämme rieſiger Fichten rollen bequemlich in ihnen hinab. Im Hintergrunde ragen die Gletſcher, die das Thal ſchließen, hervor. Auch ſie täuſchen das Auge durch ihre ſcheinbare Nähe und Kleinheit. Schneefelder liegen da, halbe Tagreiſen lang, Klüfte umgürten ſie, die in Tiefe vielleicht das Meer erreichen. Waſſerfälle blicken herüber, in denen ſich der ewige Thau eines Gletſchers ſammelt. Und das Alles liegt in einem Raume beiſammen, der nicht größer ſcheint, als die Länge des Thals. In dieſen Regionen beginnt eine rieſige fremde Welt, wo jeder Blick ein Ländchen, jede Scheidewand ein Gebirge, jede Spalte ein Abgrund iſt. Rechts iſt noch ein Uebergang von der gewöhnlichen Hausmannswelt zu dieſer geiſtergroßen, den Menſchen überragenden. Senkrechte, kahle Spitzen, zerſpaltene Lehnen führen hier ſtufenertig den Blick bis zum Seekar. Links aber ſteigen über jene Lehnen ſogleich die ungeheuren Zacken der Alpenfeſte auf. Ein weißer breiter Strahl wirbelt zwiſchen ihnen hervor, in kühnen Bogen von Höhe zu Höhe ſtürzend, bis er unten in einer weißen leuchtenden Wolke verſchwindet. Es iſt der Krimmler Achenfall, der 2000 Schuh tief in 5 Bogen durch das Thal zwiſchen zwei Bergen herabſtürzt. Ueber ihn hinaus überall nur Alpen, Wolken und Himmel. Hier iſt die ſtille Veſte, wohin ſich die Natur zu ewiger Abgeſchiedenheit zurückgezogen hat, draußen in der bewohnten Welt hat ſie nur ſchwache, entſtellte Denkmäler zurückgelaſſen; hier iſt ſie ſelbſt in ihren ungeheuren, den Menſchen nie befriedigenden Reizen. Es wäre Luſt hier zu leben, müßte man auch, wie der Jüngling, der Chriſtus nachfolgen wollte, allen irdiſchen Gütern, oder Bedürfniſſen, was eigentlich daſſelbe iſt, entſagen; allein im Gegentheile, man kann ſich durch den Genuß aller gewohnten Behaglichkeit die unangenehme Erinnerung an ſie erſparen. In dem räumigen reinen Wirthshauſe findet man ſich zu Hauſe. Der kluge verſtändige Wirth iſt ein Ehrenmann, und ſeine Wirthin nicht bloß eine Ehren-, ſondern auch eine liebe Frau, die halb kindiſch, halb mütterlich ſich für jeden Reiſenden müht und ſorgt. So wallen denn alle Jahre ſchon Hunderte von Reiſenden her, um hier länger, oder kürzer halcyoniſche Tage der Sorgloſigkeit, der Schönheitswonne, der Naturahnung zu genießen. Es ſind Leute, die ſo etwas verdienen. Studenten, Maler, Reiſende von Beruf, während der äſthetiſche Pöbel, die ſogenannte groſe Welt, Gott ſei Dank! noch fern geblieben iſt. Auch einer meiner Prager Studienfreunde war vor mehreren Jahren dahingekommen, und ſprach zurückgekehrt ſein Entzücken laut und überſtrömend aus. So kam es, daß ich das nächſte Jahr mit ihm nach dem lieben einſamen Thale hinabzog. Die drei deutſchen Maler, die dort vorigen Jahres mit ihm harmloſe Kunſtorgien gefeiert, hatten ſich auch wieder eingefunden, und ſo trat ich eines Nachmittags laut jubelnd mit ihnen in das Krimmler Wirthshaus, während er einen Tag hinter uns zurückgeblieben war. Ich fand die Landſchaft ſo herrlich, wie er ſie geſchildert; der biederherzige Hausvater, die freundliche Hausmutter beſorgten und bevormundeten mich, wie ihn; aber die Veve, die ſchöne flinke Veve, die zweite Lenkerin des Hauſes, der Stolz der Krimmler Mädchen fehlte. Man hatte uns ſchon im Dorfe geſagt, die Veve ſei krank, und darum in Zell. Aber die Wirthin erzählte uns weinend, ſie ſei ſchon ſeit Monaten todtenkrank, und gehe nur wie ein Schatten umher; und der Wirth ſagte mir fortgehend ins Ohr: die kommt nicht mehr auf, ſie ſtirbt am gebrochenen Herzen. Ich war ſeltſam erſchüttert von dieſem Bericht, der mich in ſeiner Einfachheit wie eine Todtenglocke mahnte. Meine luſtigen Begleiter, denen Herzweh nicht beſchwerlich ſein mochte, faßten freilich die Sache viel leichter auf, und ergoſſen ſich in Scherzreden über die Urſache ihrer Krankheit. Aber ich, gereizt durch ihre Scherze, befragte die Wirthin noch einmal und genauer, ich rief ihnen aus ihren eigenen hingeworfenen Andeutungen den wahren Zuſammenhang zurück, und da verſtummten ihre Scherze, und über ihre fröhlichen, aber nicht harten Gemüther zog ſich der dämpfende Trauerflor des Mitgefühls.

Die Sache verhielt ſich nämlich ſo: Vorigen Jahres war Herrmann Reinhold, mein Freund, mit den drei Malern, die er in Salzburg kennen gelernt, in die Krimmel gekommen. Sie hatten ſich Anfangs nur acht Tage da aufhalten wollen; allein die doppelte Zeit war ſchon verſtrichen, und noch konnten ſie ſich nicht zum Scheiden entſchließen. Die jungen hübſchen Männer mit leichtem Muth, aber deutſchem Herzen, waren bald heimiſch in den Häuſern der Thalbewohner, wie in den Wäldern und Bergen. Sie krochen jeden Winkel, jede verborgene Spalte des einſamen Thales aus; ſie malten, was ihnen vorkam, Menſchen und Thiere, Gletſcher und Blumen; ſie machten Ausflüge auf die höchſten Spitzen, um Ausſichten und Edelweiß zu gewinnen. Bei allen war ihnen Veve, die ledige Baſe und Gehilfin der Wirthin, mit Rath behilflich. Darum blieben ſie manchen Tag zu Hauſe, um ſie jodeln zu hören, ſie zu zeichnen und immer mit ihr zu ſcherzen und zu ſchwatzen. Sie war das ſchönſte Mädchen auf drei Stunden in Pinzgau. Sie war freilich für ihre Größe nicht ſchlank, nicht zart genug gebaut, und ihre blauen Augen flammten für ihr weiches goldgelbes Haar faſt gar zu feurig; aber ihre Geſtalt zeigte ohne plump zu ſein die urkräftige im innerſten Kern geſunde Alpennatur, deren Kind ſie war; ihr vollendet ſchönes Geſicht ließ die Antike nicht vermiſſen.

ihre Bewegungen zeigten die Schnelle und Kraft einer Gemſe, der Ausdruck ihrer Phyſiognomie war reich, eigen imponirend. Die Maler erkannten das auch mehr als nöthig, und waren unermüdlich im Beſtreben, dieſes ſchöne Bild der ſchaffenden Kunſt anzueignen. **Schmidt**, genannt der Melancholikus von Nürnberg, war der eifrigſte. Er war aber auch am meiſten in ſie verliebt, trotz des Liebchens, das er zu Augsburg hatte, und dem zu Ehren er manchmal Guitarre und Stimme vom höchſten Gibel melancholiſch ertönen ließ, bis ihn das wüthende Gelächter der Freunde vertrieb. Aber vergebens bot er Anordnungskunſt und Ueberredung auf, um Bevens Geſicht die fremde unheimliche Begeiſterung einer Kaſſandra zu geben, als welche er ſie malen wollte, er mochte ſich in Anſtrengung ſetzen wie er wollte. Ihr großes blaues Auge blickte ſo heiter ruhig, ſo lichtfroh wie zuvor; und nach allen Wiſchen und Pinſeln und Vergleichen hatte er nur das ſchöne Urbild copirt. Dann fuhr er wohl rabiat, wie er es ſelbſt nannte, auf, und im Zimmer herum, und warf und ſchob Malerzeug und Trinkgeräthe durcheinander, und ſtieß einzelne Aeußerungen des Unmuthes bald ſeltſam gedehnt heraus, bald ſprudelte er ſie mit ſchmerzlicher Volubilität zwiſchen Fluch und Klage heraus, immer toller im Zimmer hin und wieder fahrend, bis ihn wieder das Gelächter ſeiner Freunde vertrieb.

Aber den beiden Andern ging's nicht beſſer: **Mandelsloh**, der zierliche ſanfte Sachſe, malte ſie als Ideal; aber ihre Züge athmeten das reinſte kräftigſte Leben, und ihm wurde ſie unter der Hand zum matten Mondſchein-

Bild, bis er Pinſel und Palette mitten auf's Bild warf. Jarwart, der tolle Baier, traf, wie meiſtens, es noch am beſten. Er zeichnete ſie als Königin Eliſabeth, und dazu taugte ihre ſtolze reiche Schönheit trefflich. Eigentlich war es ihnen aber nicht um das Portrait, ſondern um's Original zu thun; denn, wie geſagt, ſie waren alle Drei in ſie verliebt, und warben jeder raſtlos um ihre Gunſt; ja Schmidt ungeſcheut ſogar mit Worten. Doch ſie wurden nur ausgelacht. Veve war ein luſtiges ungebildetes Mädchen; ſie ſcherzte mit Jedem, der Scherz zu machen verſtand, ſie erwiederte jede nicht zu derbe Neckerei mit gleicher Münze, und ließ ſich Liebkoſungen gefallen, die nach der Sitte der Städte mehr als das bedeuten. Aber ihr obwohl unverſchloſſenes Innere war ein ſo ſchönes Ganze als ihr Körper. Die Gränzen, die die Sitte des Gebirges dem Benehmen der Mädchen ſetzt, ſind weiter, als die des flachen Landes; aber über dieſe Gränzen wachte ſie mit ausnahmsloſer Strenge. Wenn ſie einer der Jünglinge umarmte, entwand ſie ſich immer nur mit der Kraft eines Rehes; als aber der kühnere Jarwart nach einem Kuſſe haſchte, erhielt er eine ſolche Ohrfeige von der Starken, daß ſeine Augen noch thränten, als ſie längſt zum Fenſter hinaus und in den Wald geſprungen war. Als ſein Zorn verraucht war, kam ſie wieder ſo freundlich, als ob nichts vorgefallen wäre. So kam es, daß die jungen Männer, denen, wie ja ſelbſt dem Wüſtling, weibliche Verdorbenheit über alles zuwider war, ihr volle Achtung nicht verſagen konnten. Ueberhaupt begreift nur ein Kenner, wie ſeltſame Farben zu einer harmoniſchen Wirkung, wie contraſtirende Züge ſich zu einem ſchönen anziehenden Charakter vereinigen können. Beve war frei in ihrem Benehmen, derb in ihren Ausdrücken, aber ſie war unſchuldig. Die ſelbſtbewußte Sinnlichkeit widert uns oft aus den zarteſten Umſchreibungen, aus den ſittſamſten Bewegungen an, während die Unſchuld in den verfänglichſten Stellungen ihren Heiligenſchein behält, eben weil ſie die Natur rein auffaßt; denn die Natur iſt heilig und nur die Gedanken des Menſchen ſind Sünde. So hatte Beve auf die Maler gewirkt. Das zeigte mir die Art, wie ſie mir ſie geſchildert.

Und ſo ſtand Bevens Bild auch vor mir, wie das einer Jungfrau aus der einfachen rieſigen Nordheldenzeit in aller ihrer Schönheit, Reinheit und Stärke, wie ein Korallenſtamm, Blume und Fels zugleich.

Auch Stärke! Ich geſtehe, es iſt einmal mein feſter Glaube, daß ein vollkommener Mann auch nur an einem vollkommenen Weibe Gefallen finden kann, nämlich, das auch körperlich entwickelt, gewandt, nicht bloß die unbehülfliche Puppe eines vollkommenen Weibes iſt.

Mir war es wenigſtens ein lieber Zug in Bevens Bilde, mir ſie auch in körperlicher Kraft und Beweglichkeit als das würdige Kind der ewigen Alpennatur zu denken. Um ſo tiefer ergriff mich der Gedanke, dieſe edle Pflanze in ihrer Wurzel zerſtört, ſie dem allmälichen Tode dahingegeben zu wiſſen. Aber es iſt das Loos ſtarker Naturen, gegen fremde Neigung undankbar, und in der ihren gar oft unglücklich zu ſein. Herrmann, mein Freund, obwohl eben ſo luſtig, als die Maler, hatte ſich doch am wenigſten und am ruhigſten mit Veve unterhalten. Durch ſein akademiſches Leben überhaupt nicht ſo ungebundenen Sinnes, wie ſie, war er überdieß in der Heimath durch ein ernſteres Liebesband gefeſſelt; aber ſein freundlich trotziges Weſen, ſeine unwiderſtehliche Heiterkeit waren verhängnißvoll für die arme Veve. Sie ſah ihn immer nur flüchtig an; ſie ſprach ſchüchterner und kürzer mit ihm, als mit den Andern, aber ſie konnte den Vorzug nicht verbergen, den ſie ihm gab. Wenn er mit ihr ſcherzte, ſchwieg ſie oft plötzlich ſtill, aber ihre Augen funkelten, wie Thautropfen an der Sonne, ſie fragte jeden Andern mehr nach ſeinen Wünſchen, aber am Ende war doch er der am beſten Bedachte, der überall Ausgezeichnete. Sie wurde traurig, ſo oft der unvermeidlichen Abreiſe Erwähnung geſchah; aber ſie weinte, wenn er in die poſſenhaften Klagen der Maler einſtimmte, daß ſie nun bald Gemſen braten, und Forellen, Wirth und Wirthin und die Veve verlaſſen müßten. Einſt von ſeinen luſtigen Freunden überredet, verlangte er einen Kuß von ihr; da ſchoß ihr das Blut ins Geſicht, und ſie ließ ſich mit geſchloſſenen Augen einen nehmen, dann aber ſtürzte ſie zur Thür hinaus, als ob der Tod auf ihren Ferſen wäre, und ließ den ganzen Tag ſich nicht mehr ſehen.

Man wird meinen Freund vielleicht tadeln, daß er bei dieſen Umſtänden nicht ſo beſonnene Kälte entgegenſetzte, als er hätte ſollen.

Allein man erwäge, wie ſchwer es iſt, von einer unerwiederten Neigung ein Urtheil zu fällen. Er hielt ſo wie die Maler ihre Neigung nicht für ſo tief, und erwies ſich ihr darum freundlich, oft ſogar zärtlich. Es iſt einmal des Menſchen Natur, daß er jede freundliche Geſinnung zu ſteigern ſucht; es thut ſo wohl zu gefallen, daß ſelbſt die gutmüthigſte Beſcheidenheit darin ungenügſam iſt. Herrmann legte es nicht darauf an, ſie zu feſſeln, da er ſie ſelbſt nicht liebte, aber ihm gefiel der Vorzug, den ſie ihm gab, darum zeichnete er ſie aus. Die verſchloſſenſte Liebe aber bedarf nur eines Anlaſſes, und wäre er der kleinſte, um maßlos kräftig ihren Kerker zu zertrümmern. Ein abenteuerlicher Zufall bewirkte das eben ſo ſchnell, als verhängnißvoll für Veve, für uns Alle. An einem ſchönen Morgen ging mein Freund allein in die Berge mit dem Vorſatze, wo möglich die Spitze des Seekars zu beſteigen. Mit etwas Mundvorrath und einem mächtigen Alpenſtock verſehen, kam er ziemlich ſchnell über die erſten Schneefelder, und ſchon ſah er nicht ſehr hoch über ſich den Kamm von Fels und Eis, der mit ſeinen gezackten Thürmen die höchſten Punkte des Seekars bezeichnet. Aber während er hier kurze Raſt hielt, erfolgte eine jener plötzlichen Wetterveränderungen, die eine eben ſo myſtiſche, als fürchterliche Eigenthümlichkeit der Alpenwelt ausmachen. Ein leiſes Wehen wogt durch den Aether, ein kaum hörbares Tönen ſcheint ſich von den fernſten Gränzen des Geſichtskreiſes herüberzuſchwingen: und ſchon ſteigen aus allen Berglehnen, ſchwanken um alle Spitzen, wirbeln in allen Thälern weiße Wolken; kaum vom Orte ſcheinen ſie ſich zu bewegen, und doch ſind ſie ſchon da, hüllen ſchon den Fuß des Berges als weiße und unabſehbare Seefläche ein. Ein leiſes Sauſen, ein ſchneidend kalter Windzug berührt die Sinne des Beſchauers, und ſchon iſt er von undurchſichtigen weißen Nebeln bedeckt, die immer dichter fluthend jeden Gebrauch ſeiner Sinne und faſt das Athmen ihm unmöglich macht; aber ſelbſt ſeine augenblickliche Exiſtenz iſt nicht mehr ſicher: ein Sturm ſauſt über ihn, ihn faſt mit unwiderſtehlicher Gewalt, gleich der der Ewigkeit, mit ſich fortreißend, und der, wie der dichteſte Regen niederrieſelnde Nebel durchdringt ihn in wenigen Minuten ſo ſehr, daß ſeine Glieder faſt gänzlich den Dienſt verſagen. Oft wechſelt dieſe Schreckens-Scene eben ſo ſchnell mit Sonnenlicht und Aetherklarheit, aber nicht ſelten läßt der zerfließende Nebel nur die fürchterliche Ausſicht in einen von Wolken bedeckten Abgrund auf gänzlich unkenntliche Umgebung, zurück. Der dünnere Nebel fließt ringsum an jedem Grashalm, an jedem Steinchen als unfühlbarer Regen nieder, während er in formloſen grauen Maſſen alle fernern Umriſſe entſtellt und verändert. Jeder Schritt iſt dann unſicher, jeder Pfad trüglich, jede Form luftiges Blendwerk. Der Wanderer hat nur die Wahl, ob er auf Leben und Tod herunterſteigen, oder, was eben ſo gefahrvoll iſt, beſſeres Wetter abwarten wolle. Wagt er den Weg herab durch Nebel und Regen, ſo ruft er Schreckniſſe wider ſich auf, die der verwegenſte Krieger nicht kennt; es ſind die Schauer der Geiſterwelt, die ſeine aufgerüttelte Phantaſie mit kalten Flügelſchlägen ſchrecken. Das Sauſen der Stürme betäubt und überwältigt ihn gleich dem Drohen eines übermenſchlichen Grimmes. Vor ſeinen Füßen öffnet ſich der diamantne Eisboden, wie ein halb geöffneter Rachen, Eiszapfen, die ſeit Jahrtauſenden gigantiſch gewachſen, blicken oben und unten, gleich einem kryſtallenen Gebiß hervor. Gebraus unterirdiſcher Bäche erſchüttert die Gegend, als haſchten ſie hungrig herauf nach dem Wanderer. So erging es auch meinem Freunde. Zuſammengezogen, in die Ritze eines Felſens gepreßt, ließ er den Schneeſturm über ſich hinwirbeln. Als er wieder um ſich blicken konnte, glänzte nur die Sonne als weiße matte Scheibe in dem gleichförmig düſtern Luftraum; alles Uebrige war ein undurchdringlicher Nebel. Nach ihr bezeichnete er ſich die Richtung ſeines Marſches, da jeder andere Anhaltspunkt fehlte. Er ſtieg hinab über Eisberge, die vorher vielleicht nur Gemſen erſtiegen, über ſchneebedeckte ſtundenlange Spalten, über die hohen Schlammwälle, die den Fuß eines jeden Gletſchers umgeben. Doch unwillkürlich mußte er ſeine Richtung verändern, bald um einem See auszuweichen, der ſchwarz, ſtill, unergründlich, wie ein Geiſterauge zwiſchen Felſenwänden dalag, bald um einen Abgrund zu umgehen, den kein irdiſcher Fuß zu überſchreiten vermochte; er machte weite Kreiſe, er ſuchte mehrmals die Richtung zu gewinnen, und verlor ſie endlich gänzlich. Da lief ein ſchwacher Sonnenſtrahl über die Gegend, und mit Schrecken ward er nun plötzlich inne, daß er ſtatt dem Thale zu in die innerſte Tiefe der Gletſcherwelt geſtiegen, wo ſich der Krimmler Tauern an die unüberſtiegene Kette des Gränzgebirges lehnt, und die Ache ſich ihr hohes Thal bahnt, bis ſie am Seekar im ungeheuren Falle den Boden des Krimmler Thales erreicht. Es war ſeine letzte Hoffnung, dieſes Thal zu erreichen. Immer enger rückten nun die ſenkrechten weißen Wände zuſammen, immer ſteiler wurden die Schluchten, durch die er zwiſchen ihnen herabſtieg. Waſſerfälle ſtürzten immer häufiger neben, oft über ihn herab in die Bäche, deren hoch aufgewühltes Bette er verfolgte. Jeder Schritt galt Leben oder Tod. Doch darum wagte der wohlgeübte Wanderer Alles; und ſeine matten Glieder trugen ihn raſch über Gefahren, vor denen er ſonſt ſcheu zurückgewichen wäre. Endlich erreichte er das Ziel dieſes furchtbaren Weges, den ſchmutzigen ebenen Schneeboden, der die Thäler oder vielmehr Schluchten der größern Alpenbäche ausmacht. Er ſtand endlich feſt auf ſicherm Boden, aber vor jedem weitern Verſuche ſich zu retten, fühlte er das unabweisbare Bedürfniß, auszuruhen. Er hatte noch einen Brotreſt in der Taſche; der vorbeiſchießende Bach löſchte ſeinen verzehrenden Durſt, und ſo ſtreckte er ſich zu kurzer Raſt auf die eiſenharte Schneedecke aus.

Unterdeſſen war es im Thale äußerſt unruhig geworden. Ueber das Herannahen des Sturmes waren die Maler nach Hauſe gekommen, und harrten unruhig Reinhold's Rückkehr entgegen. Da das Wetter immer noch äußerſt unheimlich blieb, ſo vergingen ihnen die Stunden in immer ängſtlicherer Spannung. Da ließ ſich plötzlich ein eben gekommener Wildſchütz vernehmen, er ſei dem fremden Herrn Vormittags begegnet, wie er zum Seekar hinaufgeſtiegen; ob er wohl ſchon zurückgekommen ſei? Eine allgemeine Beſtürzung malte ſich bei dieſer Mittheilung auf den Geſichtern der Verſammlung. Laut aufſchrien Schmidt und Mandelsloh und die herbeigeeilte Wirthin und ſelbſt der ruhige Jarwart vermochte ſein Entſetzen nicht zu verbergen, als der Wirth blaß und traurig ſagte: „da gnad' ihm Gott, dort war der ärgſte Sturm. Doch mit dem rüſtigen menſchenfreundlichen Sinne, der dem Alpenſohne eigen iſt, wurde jedes Mittel zu ſeiner Rettung aufgeboten. In wenig Minuten war die Stube voll von jungen und alten Männern, die bereit waren, mit dem Wirth und den Malern zur Ausfindung des Verirrten auszuziehen. Nach dem Rathe des erfahrnen Wirthes ward beſchloſſen, in einzelnen Abtheilungen die Berghöhen vom Seekar bis zum Krimmler Tauern zu durchſuchen. Zwei Salven ſollten den glücklichen Erfolg, eine dritte das Bedürfniß weiterer Hülfe bezeichnen. Der Wirth beſtimmte für ſich ſelbſt den gefährlichſten Poſten, der zunächſt dem Tauern; da trat Veve plötzlich vor ihn, die bis dahin ſtill und abgekehrt in einem Winkel geſtanden. „Den Zug führe ich, Vetter!“ ſagte ſie mit halb erſtickter Stimme, „du haſt ein Weib und ein Haus, darum mußt du dein Leben ſchonen; ich habe nichts zu verlieren.“ Und als er Einwendungen machen wollte, ſagte ſie kurz und in einem Tone, der jedem irdiſchen Widerſpruch Trotz bot: „Wenn du mich nicht mit ihnen läßt, ſo gehe ich allein, und darauf ſetzte ſie ſich ohne Weiteres an die Spitze des Zuges. Es war bekannt, daß ſie eben ſo geſchickt als ſtark ſei, und darum hatten die ihr beigegebenen Männer nichts gegen ihre Anführung. Aber ſie hätte auf jeden Fall ihrem Verdruſſe bald ein Ende gemacht. Sich ſelbſt unbewußt, ſtürmiſch vorauseilend, war ſie in kurzer Zeit ihren keuchenden Gefährten entſchwunden. Ohne Wahl, ohne Weg, nur eines Gedankens, nur einer Kraft mächtig, flog ſie empor durch Waſſerfälle, Bäche, Klüfte, durch Wälder und Schneegefilde mit einer gleichen Eile; welchen Weg ſie genommen, wie ſie die aufſtoßenden Gefahren überwunden, wußte ſie ſpäter ſelbſt nicht anzugeben. Aber ſie überwand ſie, ſie fand endlich die Richtung auf, die er genommen, fand die friſche, ſo heiß geſuchte Spur; und Liebe, Furcht und Hoffnung beflügelten ſie nun wechſelnd bei ihrer Verfolgung, bis ſie endlich über die letzte Felſenwand, athemlos, betäubt, ihr ganzes Weſen ein fieberhafter Pulsſchlag, neben dem Erſtaunten mehr hinſank als hintrat. Die Gewalt eines ſolchen Augenblickes verſchlang Alles früher Gedachte, Geſchehene, Beſchloſſene.

Sie fiel dem Geretteten, Freudigſtaunenden um den Hals, ſie überhäufte ihn mit Küſſen und Thränen, mit Fragen und Ausrufungen. Ihr ganzes Weſen verſank in dem Gedanken, daß er gerettet ſei. Auch Herrmann vermochte ſeinen natürlichen, ſo mächtigen Gefühlen keine Schranken zu ſetzen. Er erwiederte ihre ſtürmiſchen endloſen Liebkoſungen innig, ja mit

Zärtlichkeit. Veve! Arme, liebe Veve! ſagte er endlich, bis zu Thränen von den ihrigen gerührt, als er ihr brennendes Geſicht, ihre zerriſſenen triefenden Kleider bemerkte. Wie kommſt du her? Sie vermochte kaum ihr Entzücken ſo weit zu beruhigen, daß ſie ihm zwiſchen Lachen und Weinen erwiederte: Was thut das! ich habe Sie ja doch gefunden, Herr Reinhold, ich habe Sie ja doch gefunden! Und du wagteſt ſo Fürchterliches, ſagte er, von ſeinen Empfindungen in ſich zerriſſen, aus Liebe zu mir? und ich — Er konnte nicht weiter ſprechen — er fühlte, der ſchützende Schleier ſei für ewig zerriſſen, der der armen Veve ihre Liebe und ihr Unglück verhüllte. Sie fühlte es auch, ſo tief wie er; aber keine Klage, kein Vorwurf ſprach von dem Schwert, das ihre Bruſt durchdrang. Nur halb bewußtlos ſagte ſie vor ſich hin: Nun, es iſt ja gut, wir ſterben ja doch alle!

Aber raſch erkräftete ſie ſich wieder, und drängte, voranſchreitend mit unendlicher Haſt zur Rückkehr. Er folgte ihr mechaniſch, ſein Herz war zu voll. Ein zu ſtarkes Gefühl empfinden wir nicht mehr, wie wir den Donner nicht mehr hören, wenn der Blitz über unſerm Haupte iſt. In der That aber gab es Gründe genug zu eilen. Das Wetter war zwar wieder ſchön geworden, aber die blaſſen Strahlen, die über die ſie umgebenden Felſenmauern bis in die Mitte des Himmels ſchoſſen; die blaue Dämmerung, die über den nahen Gletſcher zu ſchweben begann, zeigten die Sonne ihrem Untergang nahe, und ihre Lage war noch höchſt gefährlich. Die Fläche, auf der ſie ſtanden, endigte abwärts in einer ſchroffen Eiswand; vor ihnen ſchäumte und wallte der angeſchwollene Gießbach, der ſich aus einer blauen Gletſcherkluft über ihnen ergoß. Nur ein alter morſcher Baum war über ihn hingeworfen. Er mochte Brücke geweſen ſein in den Jahrhunderten, als noch Menſchen dort hauſ'ten, wo jetzt kalte ewige Zerſtörung ſich ausgebreitet hat, jetzt ſchien er nicht mehr für Menſchenfüße gangbar. Doch es galt Leben oder Tod, das machte das liebende Mädchen entſchloſſen. Herrmann erwog noch, da ſah er ſie ſchnell und entſchloſſen hinüber ſchweben über den Baum, der in dem Luftſtrom des wüthenden Gewäſſers zu leben ſchien; feſten Trittes war ſie hinüber; als er aber ſelbſt den gefährlichen Weg betreten, blieb ſie noch lange in namenloſer krampfhafter Angſt an einen Felſen gelehnt, nachdem er den feſten Boden erreicht. Bald fanden ſie nun einen ſichern, wenn auch gefährlichen Weg, und erreichten mit hereinbrechender Nacht das Thal zum unendlichen Jubel der ſchon hoffnungslos Heimgekehrten.

Sie Beide waren bis zum Tode ermüdet; aber Veve folgte der Wirthin doch nicht eher zu Bette, bis ſie alle ſeine Bedürfniſſe beſorgt. Mein Freund ſchlief, wie ſich's denken läßt, gut und lange in den Tag hinein. Als er erwachte, fand er Jarwart mit harrendem gedankenvollem Geſichte bei ſeinem Bette ſitzen. Wie alle Menſchen, die ihren tollen Träumen frei nachhängen können, beſaß Jarwart, ſobald es galt, eben ſo ſcharfen Blick, als richtigen Verſtand. Vor ſeinem Blicke lag das ganze traurige Verhältniß offen da, und die Gefahren, welche die Exiſtenz der armen Veve in der Nähe meines Freundes bedrohten. Er ſetzte ſie meinem Freunde mit kurzen aber eindringlichen Worten auseinander; er hieß ihn erwägen, ob ihm etwas übrig bleibe, als ſchnell abzureiſen, ſo ſehr dieß auch ſeinem weichen Gefühle, ſeiner dankbaren Geſinnung widerſtrebte. Seine Forderung war unabweislich; die Ruhe, das Glück des armen Mädchens, ja ſelbſt die Ehre meines Freundes verlangten dieſes dringend. Mein Freund willigte mit verhülltem Geſichte ein, und blieb in ſchwer zu ſchildernden Gefühlen auf ſeiner Kammer, indeß Jarwart, des Gelingens froh, die Anſtalten zum Aufbruche beſorgte. Eine Stunde darauf fuhr mein Freund mit den Malern fort, ohne Veve mehr geſehen zu haben. Aber um Veve war es doch, das erfuhren wir jetzt, ſeit jenem Tage geſchehen. Sie wurde ſtiller und bläſſer, mit ſteigender Anſtrengung verrichtete ſie die Arbeiten, die ihr ſonſt Kinderſpiel geſchienen, und ſelbſt da verſagten ihr oft die Kräfte. Die Wirthin nahm ihr getreulich ſo viel Arbeit ab, als ſie unvermerkt konnte. Aber Veve ſagte ihr ſelbſt den Dienſt auf, weil ſie ihr nicht umſonſt zur Laſt fallen wollte, und zog, alles Widerredens ungeachtet, fort zu ihren Verwandten nach Zell. Dort lebte ſie nun von ihrem kleinen, bis dahin unangegriffenen Erbtheile, mit jedem Tage faſt ſichtlich dem Grabe näher wankend.

Man kann denken, mit welcher ſchmerzlichen Spannung wir der Ankunft unſers Freundes entgegenharrten, da ſein Anblick allein vielleicht noch ihr Verſchwinden aufhalten konnte. Er kam den andern Tag. Natürlich ward ſogleich beſchloſſen, nach Zell hinüberzuwandern. Es war ein ſchöner Herbſtabend, als wir, aus dem abenteuerlich reizenden Gerlosthal nach Zell hinabſchritten. Wir traten freundlich bewillkommt in das kleine Haus von Veve's Verwandten, und gaben mit wenig Worten die Abſicht unſers Beſuches zu erkennen. Veve war im Garten, wir eilten ſogleich ihr nach. Durch die blühenden Bohnengitter ſahen wir eine weiße Geſtalt über der Gartenmauer lehnen, und in das blühende Thal hinabſchauen. In welcher bewegten Stimmung legten wir den kleinen Weg bis zu ihr zurück, wie tief drückte ſich meiner Seele die kleinſte Bemerkung, die feinſte Gedankenverbindung ein! Der Abend war ſchön, aber nicht heiter. Auf der Ebene verſchmelzen die himmliſchen Geheimniſſe des Lichts mit den Geſtalten der Erde zu einem ſchönen Ganzen, denn ſie können ſich in Blume und Halm, in Baum und Hügel verkörpern, ja ſelbſt die Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit der Umriſſe hilft der Beleuchtung irdiſch zu ſcheinen. Aber in dem Alpenthal, wo alles Größe und Erhabenheit iſt, iſt jede Beleuchtung nur eine fremde, für kurze Zeit herabgeſtiegene Verklärung; dieß ſtimmte uns wunderbar, aber traurig. Das Abendroth lag wie ein ungeheurer Blitz in tauſend glühenden Gewölken über der untergehenden Sonne, während es ein unergründliches purpurnes Meer über uns hin, über die höchſten Firnen nach Oſten wogte. Wir ſtanden vor Veve, ſie ſah uns an: die Maler, mich, Herrmann. O wie ſchön war ihre vergehende Geſtalt! Ihr nun zu ſchlanker Körper zeigte noch den Adel ſchöner entwickelter Kraft. Ihr Geſicht war weiß wie Märzenſchnee, und ſchien eben ſo flüchtig, vergänglich; doch aus ihm ſprachen Linien, wie von Licht und Luft gewebt; es ſchien unmöglich, daß irdiſche Bildung ſolcher reinen Form fähig ſei. Darüber glänzten die blauen Augen, offenen Gentianenkelchen gleich in der Verklärung, die der gern erwartete Tod zuweilen aus Dankbarkeit über das irdiſche Leben wirft. Wie wenig bedeutet für ſolche Augen der Vergleich mit dem Himmel; ſind ſie doch ein wahrhafter, ein ſchönerer Himmel, der ſich freundlich uns entgegenwölbt, während jener in unermeßlicher Entfernung über uns emporſtrebt. Sie war ſichtlich in ihrem Innerſten erſchüttert. Ihre Hand zitterte vor Freude, als ſie ſie uns Einem nach dem Andern reichte, aber ihre Bewegungen waren alle ſanft, überirdiſch, abgemeſſen möcht' ich ſagen.

Wer hätte in ihr das für das Leben geſtählte Kind des Centrums aller Erdenkraft, der Alpenwelt erkannt? So ſehr vermag der Schmerz der Liebe den Menſchen zu verklären. Aber nur der Schmerz vermag es, nicht die Wonne der Liebe. Denn wie jegliches Sehnen etwas Unendliches in ſich enthält, ſo trägt jede Wonne auch die höchſte, die der Liebe, in ſich ſelbſt das Zeichen der Vergänglichkeit. Wir ſchwiegen Alle, von Gefühlen überwältigt. „Nun, das iſt recht ſchön,“ ſagte ſie endlich, „daß Sie mich beſuchen, Herr Reinhold, und auch die andern Herren, da ich nicht mehr nach der Krimmel gehen kann. Und auch Sie, Herr Jarwart, obgleich mein Geſicht ihnen nie auf's Papier wollte, nicht wahr?“ und ein Lächeln aus früherer Zeit zog dabei uber ihr Geſicht. Der arme Jarwart war ſo gerührt, daß er kaum Worte finden konnte. „Ja wohl, Veve,“ ſtammelte er endlich, „und ich will dich wieder malen, wenn ich dich auch niemals treffen ſollte.“ — „„O,““ ſagte ſie, „„wer weiß, wie bald ich leichter zu treffen ſein werde, mein Geſicht war ſonſt ſo unruhig.““ Aber ihre Blicke hafteten wieder auf dem Liebling ihrer Seele, der ſtumm, vernichtet vor Schmerz und Mitleiden vor ihr ſtand. „Wie lange bleiben Sie bei uns, Herr Reinhold?“ fragte ſie dann. „„So lange dich's freut; wenn du willſt, immer,““ erwiederte er mit gebrochener Stimme. — „O, das wird wohl nicht ſo lange dauern,“ ſagte ſie leiſe und lächelnd, und ſchauete ins Abendroth, um ihre Rührung zu verbergen. Er ergriff ihre Hand, und ſeine Blicke folgten den ihren. „O,“ ſagte ſie dann wie träumend, „das ſchöne Fräulein, von dem Sie den Ring mit Haaren haben, iſt wohl gar ſchön, und liebt ſie, wie Sie ſie lieben, nicht wahr, Herr Reinhold?“ — „„Gewiß, Veve!““ ſagte er gerührt, „„ſie liebt mich, wie ich ſie liebe, und ſie hätte ſo viel für mich gethan, wie du.““ „Ja, das iſt ſchön,“ fliſterte ſie, ohne ihre Blicke mehr zu verwenden. Wir traten ſchweigend zuruck; ein leiſer Schauer der Ewigkeit, die auf Erden gekommen, hemmte faſt unſer Denken, während ſie leiſe Worte einzeln, wie aus dem Schlafe fliſterte, die er eben ſo beantwortete.

Wer möchte zu wiſſen begehren, was ſie geſprochen? Es gibt Augenblicke, wo der Seele himmliſches Erz, von heimatlichen Aetherflammen angeweht, zerſchmelzend ſich löſ't, wo die Worte nicht mehr weſenloſer Klang, ſondern Seelentropfen, Seele, Blitz und Klang zugleich ſind.

Ich habe Herrmann nie darnach gefragt, er ſelbſt nie davon erwähnt. Ich weiß nur, wie er uns mit erſtickter Stimme rief und wir herbeiſtürzten. Denn als das Abendroth von allen Gletſchern herabzutropfen begann, wie ein zerthauender Regenbogen, und das Feuermeer in allen Thälern, der Sonne erbleichend, nachfloß, und ſeine roſige Woge zum Leztenmale im Weſten aufſchlug, da drückte ſie ſeine Hand, und ſank an ſein Herz. Er aber erkannte, daß ihr warmer Händedruck erkaltete, und daß ihre Finger willenlos die ſeinen umſchloſſen, und hob ihr Haupt; da war ihr Auge geſchloſſen, ihr Herz ſtill und — ſie todt.

Ich will mich nicht verweilen bei dem Schmerze, bei der Verzweiflung meines Freundes. Er hatte Veve nie geliebt, allein er hatte ein tiefes Gefühl, und empfand ganz, was ſie ihm geſchenkt. Und die, mit der die arme Veve vergebens um ſein Herz geeifert, wäre kaum zufrieden geweſen mit der Lebhaftigkeit ſeiner Gefühle.

Ich will mich nur noch erinnern, wie wir drei Tage darauf, nach dem einfachen Begräbniß aus der

Krimmel ausgezogen. Es war einer der wehmüthigen Herbſttage, die die Todtenfeier der ſchönern Zeit verkünden; das Thal war noch ſchön, aber über ſeiner Schönheit lag der Flor der Vergänglichkeit. Die Sonne glänzte warm herab, aber Froſthauch, ſcharf wie Nadeln, miſchte ſich in die milden Luftwogen. Weiße ſchmale Wolkenſtreife hingen von Berg zu Berg; über das Grün der Wieſen und Wälder fuhren überall ſchon fahle Streifen. Wir ſtanden Alle vor der Hausthür bereit zu gehen, und dennoch zögernd; die Sonne trat gerade hinter ein kleines Wölkchen, breite und unförmliche Schatten ſtrömten durch das ganze Thal, der Waſſerfall tönte vernehmlicher herüber, ein ſicheres Zeichen baldigen Sturmes. Es galt Eile, denn wir wollten noch heute weit fort, um unſern Freund bald aus dem Kreiſe trauriger Erinnerungen zu bringen. Die Wirthin reichte uns lautweinend die Hände, der Wirth ſchlich geſenkten Hauptes ins Haus zurück; die Thalbewohner, die noch beiſammen geblieben waren, zogen ſchweigend die Hüte, einzelne reichten uns die Hände. Wir gingen. Ich habe ſeitdem ſelbſt geliebt und geweint, und weiß, wie bittere Tränke uns das Leben aus ſeinen ſüßeſten Blumen zu bereiten weiß; aber ich kann das einfache Alpenbild nicht vergeſſen, das wie eine Gentiane auf ihrer Schneehöhe ſo Wenigen bekannt iſt, darum erzählte ich von der Krimmler Vève.

Anahid.

(Perſiſche Legende.)

Auf dem Throne von Rubinen
Saß der Herr und hielt Gericht;
Rings die Engel, die ihm dienen,
Angeſtrahlt von ſeinem Licht.

Und der Herr in ſeiner Milde
Läßt ergeh'n der Gnade Hauch;
Den er ſchuf nach ſeinem Bilde,
Liebt er d'rum unendlich auch.

Und mit düſt'rem Angeſichte
Blickt Harut zum Throne hin.
Allzumild in dem Gerichte
Dünkt des Herren Gnade ihn.

Wagt er's gleich nicht auszuſprechen,
Iſt es doch dem Herrn enthüllt:
„Fühle ſelbſt des Menſchen Schwächen,"
Sagt er ihm unendlich mild.

„Auf, daß dir der Glaube werde,
Daß der Menſch auch menſchlich fehlt;
Weil er Staub iſt von der Erde
Und nicht ganz vom Geiſt beſeelt.“

Und mit dem geheimen Worte,
Das ihn trägt zur Erde Schooß
Und zurück zur Himmelspforte,
Weiht er ihn dem Menſchenloos.

Und auf glänzendem Gefieder,
Von des Gottes Antlitz fern,
Schwinget ſich der Engel nieder
Auf der Erde dunklen Stern.

In des Mittags heißem Strahle
Zieht als Wanderer Harut,
Und er ſieht in einem Thale,
An der Quelle friſcher Flut,

Unter Palmen hingegoſſen
Liegt ein jugendliches Weib —
Vom Gewande leicht umfloſſen,
Iſt der blühend ſchöne Leib.

Staunend ſteht er und getroffen
Von des Weibes Schönheitsſtrahl,
Mit der Bruſt für Liebe offen,
Für des Menſchen Luſt und Qual.

Ihm erwacht ein Fühlen innen,
Unbekannt der Sel'gen Chor,
Sie auch mit getroff'nen Sinnen
Blickt zum Jüngling ſcheu empor.

„Sengend ſind der Sonne Gluten,
Friſch und klar die Quelle hier,
Gib zu trinken von den Fluten —"
„„Gerne, Fremdling, dien' ich dir;""

„„Doch kein Becher iſt zum Trinken —""
„Silberweiß mit roſ'gem Rand
Seh' ich zartgeformt ihn blinken:
Holde Jungfrau, deine Hand!"

Und erröthend aus der Quelle
Schöpft mit hohler Hand ſie ihm,
Sie umſchlingend ſchlürft die Welle
Er mit heißem Ungeſtüm.

Und geängſtigt aus dem Mooſe
Springt ſie auf mit flücht'gem Fuß;
Doch auf ihres Mundes Roſe
Preßt er einen Flammenkuß.

Zürnen will ſie; doch nicht Einer
Bat ſo innig noch und kühn —
Und die Hand läßt ſie in ſeiner —
Weilet — und ſie will — doch flieh'n.

„Laſſ' mich, Fremdling!“— „„Säum', o ſäume
Bei mir, ſüßes ſchönes Kind,
Daß ich ſeliger mich träume
Als die Seligen es ſind!“„

„„Sprich, wie biſt du doch erſchrocken,
Weil mein Herz ſo flehend wird?
In der Nacht von deinen Locken
Hat's als Wand'rer ſich verirrt.“„

„„Fürchteſt du des Auges Helle,
Das nur glühn'de Blicke tauſcht,
Seit es aus der Flammenquelle
Deines Auges ſich berauſcht?“„

Feſter ſchlingt er ſeine Arme
Um den blühend vollen Leib,
Und in ſeelenloſem Harme
Weint das göttlich ſchöne Weib.

„Weine nicht; denn deine Thräne
Macht nur glühender die Luſt,
Mein biſt du, du ſterblich Schöne,
Sterblich iſt nicht meine Bruſt.“

„Dieſe Menſchenhüllen decken
Schleiernd nur das Himmelslicht!“
Und ein freudiges Erſchrecken
Malt der Jungfrau Angeſicht.

„Biſt du von der Himmelspforte,
Wo der Quell des Lebens fließt,
Zeige mir es mit dem Worte,
Das den Himmel dir erſchließt.“

Und des Wortes Laute klingen
Liebeglühend ihm vom Mund —
Nach ſpricht ſie's und wie auf Schwingen
Hebt es ſie vom Erdenrund.

Und Harut blickt tief erſchüttert
Zu der Fliehenden empor,
Wie um eine Pinie zittert
Um ſie her ein lichter Flor.

Reuig von der Erdenſcholle
Will er zu des Herren Thron;
Doch es iſt das wundervolle
Wort entweiht, dem Sinn entfloh'n.

Weinend auf dem Erdenpfade
Bleibt des Lichtes Sohn verbannt,
Der des Gottes ew'ge Gnade,
Der den Menſchen nur erkannt.

Auf des Morgenſterns Gefilde
Wandelt ſie den lichten Gang,
Dort in ew'ger Jugendmilde
Weckt ſie einer Lyra Klang;

Die mit Strahlengold der Sonne
Leuchtend hat der Herr beſpannt,
Und in ſel'ger Reigenwonne
Schwingt ſich nach der Sphären Land.

Ludwig Auguſt Frankl.

Im Idagebirg.

(Juni 1826.)

Den Säbel zur Seite, Geſchoß in der Hand,
Durchſtreif' ich mit fröhlichem Muthe das Land.
Wohl hauſ't auf dem waldigen Ida die Schaar
Wildherziger Räuber, voll Trotz in Gefahr.
Mit blinkenden Waffen und wieherndem Roß,
Mit Heerden und Weibern und dienendem Troß.

Sie ſenden die Blicke weit über die Flur,
Erſpäh'n in der Ferne des Wanderers Spur,
Behorchen der edlen Kamehle Geläut,
Sind immer zu Handen ſo morgen als heut';
Sie lauſchen am Felſen, ſie lauſchen im Wald,
Und üben das älteſte Handwerk, Gewalt.

Nur muthig und vorwärts! 'S iſt jedweden Land
So mancherlei eigen, dem Weiber und Sand,
Dem anderen hohe Cypreſſen und Wein,

Es muß auch dem Ida ſein eigenes ſein:
Homeros und Räuber und pfadloſer Wald,
Und erzreicher Felſen erhabne Geſtalt

Prokeſch.

Sterbezeit.

Dürft' ich die Zeit zum Sterben
Nach Wunſch erwählen frei,
Ich wählte nicht den Winter,
Nein, lieber mir den Mai.

Der Winter iſt ſo ſchaurig,
In Nebelgrau gehüllt.
Die Bäume ſteh'n entblättert,
Der Nordwind brauſ't und brüllt.

Verſchloſſen hält die Erde
Mit Eis ihr Gnadenthor.
Nichts ſoll in ſie hinunter,
Wie nichts aus ihr empor.

Im Mai, da möcht' ich ſterben!
Da winket junges Grün,
Und ſcheint zum weichen Boden
Mich ſchmeichelnd hinzuziehn.

Da fächeln friſche Zweige
Dem Pilger Kühlung zu,
Und ſtreuen duft'ge Blüthen,
Rings um den Ort der Ruh'.

Viel hundert Blumenglöckchen
Beſorgen das Geläut,
Viel hundert Vöglein ſitzen
Zum Schlummerchor bereit.

Die Nachtigall dazwiſchen
Singt einſam ihren Sang,
So wie, am liebſten einſam,
Von mir manch Lied erklang.

Und Schmetterlinge gaukeln
Im Sonnenglanze frei,
Als Bild der Auferſtehung: —
Komm einſtens, Tod, im Mai!

F. Treitſchke.

Die Linde.

Noch als Jüngling in die Rinde
Schnitt ich einer jungen Linde
Jenen holden Namen, deſſen
Ich im Leben nie vergeſſen.

Ob es wohl der Baum verſtand,
Was ich damals tief empfand,
Weil des Harzes Thränen kamen
Perlend aus dem ſußen Namen?

Und ein ſchönes Bild im Herzen,
Hab' ich meiner Liebe Schmerzen
In die Fremde fortgetragen,
Ruh' und Frieden zu erjagen.

Manch ein langes Jahr entſchwand,
Bis ich wieder ein mich fand,
Und die Linde, die betagte,
Ueber mein Geheimniß fragte.

Aufgewuchert ganz entſetzlich
Sah ich jenen Namen plötzlich
Und in ungeheuren Zügen
Rings am weiten Stamme liegen.

Und das Bild in meiner Bruſt,
Mit dem einſt ich flüchten mußt',
Fühlt' ich Armer, gleicherweiſe
Groß geworden auf der Reiſe.

Manfred.

Stufengang.

Erſt küßt' ich galant
Dir die weiße Hand,
Wußte vorzuflöten
Dir von Liebesnöthen.
Stiller wurd' ich dann,
Seufzte dann und wann,
Küßte deine Stirne,
Daß ſie mir nicht zürne.
Jetzt iſt Glück mein Loos
Und der Jubel groß,
Wenn im Liebesbunde
Küß' ich dich am Munde.
Geht das Ding ſo fort,
Werd' ich ohne Wort,
Liebchen, nächſtens müſſen
Deine Seele küſſen.

Manfred.

Gegensatz.

Als ich einſtens war am Rhein,
Koſtet' ich von jedem Wein:
Denn ich mußt' es doch erkunden,
Welche mir am beſten munden.

Und wie mich die Jugend trieb,
Hatt' ich alle Mädchen lieb:
Weil ich es erforſchen müſſen,
Wie ſie lieben, wie ſie küſſen.

Nun ich ferne bin vom Rhein,
Kenn' ich wohl den beſten Wein:
Doch das Wiſſen und das Haben
Sind oft ganz verſchiedne Gaben.

Manfred.

Die Baſe aus der Provinz.

Nacherzählt von J. Fr. Caſtelli.

Es mag nun dreißig Jahre ſein, erzählt Miß Sedgwick, als ich auf Beſuch bei einer Freundin meiner Familie war, welche in New-York wohnhaft war, und ſich Miſtriß Tudor nannte. Sie war in England geboren, und obſchon in alten ariſtokratiſchen Vorurtheilen erzogen, waren ihre Handlungen doch immer mit den Lehren des Evangeliums übereinſtimmend, welches befiehlt: „Liebe deinen Nächſten, wie Dich ſelbſt!“ Als ausgezeichnete Frau, zur großen Welt gehörig, beeiferte ſich Miſtriß Tudor alle conventionellen Gewohnheiten, welche durch ſcharfe Abſtufungen den Rang eines Jeden in der Geſellſchaft bezeichnen, genau zu beobachten, aber als Chriſtin, als Freundin konnte auch der fanatiſcheſte

Anhänger der Gleichheit nichts an ihr ausſetzen, Alle, welche ihre Hilfe nöthig hatten, wurden ihre Brüder. Verzeihe alſo, mein lieber Leſer, dieſer guten Frau einen kleinen Abſcheu gegen alle republikaniſchen Sitten und ein bischen Stolz, des Erbtheil ihrer Ahnen.

So wie die meiſten alten Leute, ſprach auch Miſtriß Tudor gern von der Vergangenheit, von ihren Jugendfreunden und beſonders von ihrem Großvater, deſſen Liebling ſie vor 60 Jahren geweſen war. Faſt alle Geſchichten, welche ſie erzählte, fingen mit den Worten an: „Mein Großvater, Lord Moreland,“ allein dieſe unſchuldige Eitelkeit wahr wohl zu verzeihen, und ihre größte Unzukommlichkeit war wohl nur die, daß ſie dieſe Worte immer an ihre Enkelin Iſabelle Willamſon, dazumal meine liebe Jugenfreundin und Geſpielin, richtete.

Zu jener Zeit, von welcher ich ſpreche, war Iſabelle ein Mädchen von achtzehn Jahren, geliebt und geliebkoſ't von ihrem Vater, ihrer Mutter und ihrer Großmutter, allein darum nicht verzärtelt; denn ihr Charakter war zu edel, zu offen, zu großmüthig, als daß es möglich geweſen wäre ihn in ſeiner Weſentlichkeit zu verderben, und der einzige kleine Makel, den man an ihr wahrnahm, beſtand in einem gewiſſen Familienſtolz, vereinigt mit einer inſtinktmäßigen Verachtung aller Gewohnheiten und Meinungen der Eingebornen, obſchon ſie ſelbſt in New-York das Licht der Welt erblickt hatte und ſowohl ihre Mutter als alle ihre Vorfahren mütterlicher Seite den Vereinigten Staaten angehörten. Ihre Hüte, Schuhe, die Stoffe zu ihren Kleidern, alles verſchrieb ſie aus England, ſie gab, ſo viel es ihr möglich war, nur engliſchen Profeſſioniſten Arbeit, und zog ſogar auch die engliſchen Männer den einheimiſchen vor.

Während ich mich daſelbſt befand, kam ihre Baſe Lucie Atwell aus dem Oſten des Landes an. Die Arme ſuchte Zuflucht und Schutz bei Iſabellens Eltern, welche damals eine Reiſe unternommen hatten. Es war ein hübſches Mädchen von 17 Jahren in aller Einfachheit einer ländlichen Erziehung. Das grauſame Schickſal hatte ſie zur Waiſe gemacht und ſie beſaß kein Vermögen. Anſprüche genug auf Iſabellens Herz: „Großmutter!“ ſagte ſie zu Miſtriß Tudor, „wir müſſen die arme Lucie verſorgen.“

„„Freilich, liebe Iſabelle, und ich war im Voraus Deiner Theilnahme gewiß.““

„Ich glaube, wenn wir ſuchten, ſie bei Miſtriß Arnelt unterzubringen?“

„„Wo denkſt Du hin! Lucie muß bei uns bleiben.““

„Wie, Großmutter?“ —

„„Warum nicht, mein Kind?““

Iſabelle wußte wohl, warum nicht, aber ſie wollte es nicht ſagen, und ſie gab daher Urſachen an, wie ſie ihr ſo eben in den Kopf kamen. „Sie wiſſen wohl ſelbſt,“ ſprach ſie, „wie drückend es iſt, von der Gnade ſeiner Verwandten zu leben.“

„„Gnade! Gnade! — Ich hoffe bei uns ſoll es ihr nicht drückend werden, und glaube, daß Du es eben ſo wenig an Freundſchaft als Lucie an Dankbarkeit werde mangeln laſſen. Das ganze Verhältniß wird mehr ein inniges, herzliches ſeyn. In jedem Falle bleibt Lucie bei uns.""

Am andern Tage bemerkte ich wohl, daß Iſabelle ſehr verdrießlich war, und Lucie manchmal mit bitterem Lächeln anſah. Die beiden Couſinen, wie ſie ſo neben einander ſaßen, bildeten auch wirklich den vollkommenſten Contraſt. Iſabelle, mit allem geſchmückt, was die Mode Einnehmendes bietet, hatte in einem eleganten Körbchen ihre herrliche Stickerei vor ſich, Lucie im einfachen Hauskleid, ſtrickte fleißig an einem eben nicht gar feinen Strumpf.

Ich muß geſtehen, ich ſelbſt mußte öfters über meine Freundin Iſabelle erröthen, wenn ich bemerkte, welche ungeduldige Bewegung ihr faſt jedes Pochen an der Hausthür verurſachte. Es war klar, daß ſie befürchte, ihre Bekannte von gutem Tone möchten kommen und das alberne Landmädchen ſehen.

Ihr Herz war zu gut, um Lucien durch Weggehen zu beleidigen, aber ſie war übler Laune.

Der Tag war ſehr ſchön, und es ſchien, als ob alle unſere Bekanntſchaften, beſonders die ſchönſten und modernſten Damen ſich das Wort gegeben hatten uns zu beſuchen. Miſtriß Tudor, an ihrem gewöhnlichen Hausfrauenplatze auf dem Sopha ſitzend, ſtellte, nach den Höflichkeitserforderniſſen der Zeit, jede neu angekommene Perſon Lucien vor, welche aufſtand, ihre Stickerei weglegte und einen, zwar nicht unanmuthigen, aber etwas linkiſchen Knix machte. Ungeachtet des Zwanges, den ſich Iſabelle anthat, zu ſprechen und zu ſcherzen, wie gewöhnlich, bemerkte ich in ihrem Geſichte doch die Wirkung, welche jedes Wort, jede Bewegung der armen Lucie bei ihr hervorbrachten. Es ſchien mir übrigens unbegreiflich, daß meine Freundin Iſabelle, dieſes Mädchen, das ich manche Widerwärtigkeit mit ſo viel Muth und Sanftmuth ertragen ſah, bei dieſen kleinen Unannehmlichkeiten Thränen, Ströme von Thränen vergießen konnte. Uebrigens muß ich ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſie überließ ſich nur insgeheim ihrem Unwillen und vertraute ihn nur mir und ihrer Großmutter, welcher ſie noch öfters zuredete, Lucien außer dem Hauſe unterzubringen, welche aber ungeachtet ihrer Gefälligkeit gegen ihre Enkelin doch feſt bei ihrer frühern Entſcheidung blieb.

Eines Abends lud Miſtriß Tudor uns ein, Iſabellen, Lucien und mich, ihr in ihre Schlafkammer zu folgen. Sie that das öfters, und wir waren darüber immer recht vergnügt; denn ſie legte da alle Förmlichkeiten ab, ſetzte ſich vertraulich in unſere Mitte und war da immer eine echte Großmama, liebend, geſchwätzig und nachſichtig.

Es war ſchon ſpät und wir rückten unſere Stühle näher zu dem Armſeſſel der Großmama. Alle Lampen waren erloſchen und ein einziger Brand flammte noch im Kamin, in dem öfters ein Flämmchen aufzuckte, welches abenteuerliche Geſtalten am Plafond formte. Unſer Geſpräch fiel auf Geiſter, Miſtriß Tudor war hierin ein wahres Schatzkäſtlein der ältern Zeit. Nachdem ſie uns mehrere Anekdoten erzählt hatte, welche unſere Einbildungskraft ſo aufregten, daß Iſabelle ihren Verdruß und Lucie ihre Blodigkeit vergeſſen hatte, ſprach die gute Großmama zu uns: „Kinder! ich weiß eine Geiſtergeſchichte, die ich noch nie erzählt habe, nicht einmal Dir, meine Iſabelle, deren unerſättliche Neugierde ſchon meinen ganzen Gedächtnißvorrath mir abgelockt hat. — Allein heilige Erinnerungen heften ſich an dieſe Begebenheit, welche, als ſie mir mitgetheilt wurde, den gewaltigſten Eindruck auf mich gemacht, da ſie Perſonen betraf, an denen ich das lebhafteſte Intereſſe nahm. — Die Erzählung wird zwar nicht kurz ſein und fordert eine längere Einleitung, bis wir auf den wunderbaren Punkt kommen.

Es iſt ſchon ſpät. — Soll ich ſie heute noch erzählen?“ — „„Ja, ja! wir bitten!““ war die allgemeine Antwort, und Miſtriß Tudor begann.

Als ich mich noch in London befand, hatte ich daſelbſt eine ſehr innige Freundin, Witwe, wie ich, mit einem einzigen Sohne. Miſtriß Arthur, ſo nannte ſie ſich, wünſchte ſehnlich ihren Sohn ein ruhiges, häusliches Lebensverhältniß wählen zu ſehen, welches ihr Erfahrung und weibliche Neigung als das dauerhafteſte erkennen ließen; aber die Leidenſchaften der Jugend und der unternehmende Geiſt des Jünglings führten dieſen auf eine andere Bahn. Ergriffen von Ideen, welche er aus Ritterromanen geſchöpft hatte, ſehnte er ſich nur begierig nach dem Augenblicke, wo er die Thaten nachahmen konnte, welche er bewunderte. Sobald er alſo in dem Alter war, wo er einen Stand wählen konnte, erklärte er ſeiner Mutter, daß er Soldat werden wolle. Meine Freundin widerſetzte ſich zwar anfangs, allein die Liebe zu ihrem Sohne ſiegte und ſie verſchaffte ihm eine Capitänſtelle. Bald darauf wurde ihr Mutterherz durch die Ordre gebrochen, die dem jungen Officier befahl, den engliſchen Truppen in Amerika zu folgen. Dein Vater, Iſabelle, ging zu derſelben Zeit in dieſes Land, er verband ſich innig mit Arthur, und von ihm hab' ich erfahren, was ich Euch jetzt erzählen will.

Capitän Arthur wurde commandirt, mit ſeinen Leuten ein kleines, befeſtigtes amerikaniſches Städtchen zu nehmen. Die Einwohner leiſteten tapfern Widerſtand, aber durch die Uebermacht überwältigt, flohen Alle, welche fliehen konnten, um an einem andern Orte ihr Vaterland zu vertheidigen, wo es nützlicher ſein würde. Der Capitän Arthur eroberte das Städtchen und erfüllte ſo ſeine Sendung; aber er wurde bei dem Angriffe gefährlich verwundet, und ohne Beſinnung in das Haus gebracht, welches dem Aeußern nach eines der erſten im Städtchen war. Es lag nahe beim Thore und gehört einem gewiſſen Amos Blunt, einem tapfern Krieger, welcher der Erſte beim Kampfe war und auch der Letzte floh. Von dem Gipfel eines Hügels in der Ferne warf er noch einen traurigen Blick auf dieſes Haus zurück, welches ſeine beiden liebenswürdigen Töchter in ſich ſchloß, welche nun ohne Schutz waren, und bei dieſem letzten Rückblicke ſchwur er den Engländern ewigen Haß.

Das Loos des Krieges hatte Arthur's Leben in die Hände der Töchter dieſes unbeugſamen Amerikaners, Emma und Anna Blunt gelegt. Ein ſchlechter chirurgiſcher Verband hatte die Wunde des jungen Officiers noch verſchlimmert, ein heftiges hitziges Fieber war die Folge davon, und durch mehrere Wochen war Arthur beſinnungslos, gleich einem ſchwachen Kinde, von der Sorgfalt dieſer beiden Mädchen abhängig.

Die beiden Schweſtern, wie man mir erzählte, waren einander in nichts ähnlich als in der Liebe zu einander. Ihre Charaktere und Geſichtszüge waren eben ſo verſchieden als die deinigen, Iſabelle, es ſind mit jenen deiner Baſe Lucie. Wenn ich mich der Beſchreibung, die man mir von ihnen machte, noch recht erinnere, ſo könntet ihr beide wirklich als lebende Abbilder der beiden Schweſtern dienen. Emma, blond, zart, weiß wie eine Lilie, rief, ſo wie meine kleine Lucie, die Modelle weiblicher Jungfräulichkeit, die Bilder italieniſcher Meiſter ins Gedächtniß. Ja, Emma würde eben ſo errothet haben, wie jetzt Lucie erröthet, bei dem Lobe, — ſelbſt einer alten Frau; für dich, meine liebe Iſabelle, wäre das Lob etwas gefährlicher, darum will ich mich darauf beſchränken, zu ſagen, daß Anna eine erhabene Stirne, ein Auge voll Feuer, Wangen, auf welchen ſich die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes im roſenrothen Lichte abſpiegelte, beſaß; daß ihre Lippen dazu geſchaffen ſchienen, mehr die heroiſchen Geſetze der Liebe, als ihre ſchüchternen Bitten zu verkünden, kurz, daß ihre ganze Geſtalt zum Modelle einer Semiramis oder Zenobia hätte dienen können.“

„„Großmama!““ fiel Iſabelle ein, „„bedenken Sie, daß Sie die Töchter eines gemeinen Kriegers beſchreiben.““

„Ich vergeſſe das nicht, Iſabelle,“ antwortete Miſtriß Tudor, „aber vergiß auch Du nicht, daß die Natur bei Vertheilung ihrer Gaben nicht auf Rang und Stand ſieht. Dieſe jungen Mädchen hatten auch ihre Schönheit nicht durch harte Arbeit verderben müſſen; ihr Vater war reich und beſaß nur dieſe beiden Kinder, er vereinigte in ihnen alle Wünſche, alle Hoffnungen ſeiner Seele und umfaßte ſie mit ſeiner ganzen Liebe, da ihre Mutter ſchon geſtorben war, noch ehe ſie ſie kannten. Nur für ſeine Töchter war der ſchroffe Blunt mild und herzlich; und er hatte nichts geſpart, um ihnen die beſte Erziehung zu geben, welche dieſes Land darbot.

Der lebhafte feurige Arthur, als er von ſeiner langen Beſinnungsloſigkeit wieder zu ſich kam, und die himmliſchen Weſen an ſeinem Bette beſchäftigt ſah, befand ſich in einer größern Gefahr, als unter dem Schwerte ihres Vaters. Wenn der Jüngling in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande geweſen wäre, ſo würde Anna ihn mehr angezogen haben, als ihre Schweſter; ihre glänzende Schönheit, ihre Luſtigkeit, obwohl etwas mit Coquetterie verbunden, würden ſeinen leichten lebhaften

Geiſt gefangengenommen haben; allein Emma's zarte Sorgfalt, ihre ſanfte und ſüße Stimme, ihre ruhigen Bewegungen, die Ruhe, welche ſie durch den himmliſchen Ausdruck ihrer Züge ſtets um ſich verbreitete: alles dieß ergriff mächtig das empfängliche Herz des Fremden, und während ſeiner allmälichen Wiedergeneſung legte er ihr das Geſtändniß ſeiner reinen und aufrichtigen Liebe ab.

Es war naturlich, daß ein junges empfindſames Weſen, wie Emma, die Zärtlichkeit des intereſſanteſten Jünglings, den ſie noch in ihrem ganzen Leben geſehen hatte, theilte und erwiederte. Sie erwiederte ſie mit jener kräftigen tiefen Neigung, welche ein Mann ſelten, vielleicht nie fuhlt.

Der heftige Liebhaber ſchlug eine eheliche Verbindung vor. Seine Geſinnungen waren ehrenvoll und lobenswerth, kein Gedanke kam in ſeine Seele, der Emma's Reinheit hätte beleidigen können. Aus Liebe zu ihr vergaß er ihre Geburt, die Pflichten ſeines Standes, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ſeine Hoffnung auf Avancement, die Wünſche ſeiner Mutter. Alles, Alles wurde ſeiner Leidenſchaft geopfert. Allein Emma hatte einen andern Charakter. Gern und leicht würde ſie auf alle andern Glucksgüter Verzicht geleiſtet haben, um Arthur's Frau zu werden; willig würde ſie ihr Leben für ihn gegeben haben; aber ſie wollte nicht um ein Haar breit von ihrer kindlichen Pflicht weichen, und weigerte ſich, die Wünſche ihres Geliebten zu erfüllen, bis ſie nicht die Einwilligung ihres Vaters dazu erhalten haben würde. Ein ſolcher Entſchluß ſchien dem jungen Manne, durch die Nachgiebigkeit ſeiner Jugendfreunde verwöhnt, und von ſeinen Leidenſchaften beherrſcht, fremd, es war das Erſtemal, daß ſein Wille Widerſtand fand; und Widerſtand von einem Mädchen, von dem er ſich geliebt ſah. Uebrigens ſchrieb er einen leidenſchaftlichen Brief an Blunt, Emma fügte einige Zeilen hinzu, welche beſcheiden, aber feſt ihre Meinung ausdrückten, und ein Knabe ward gedungen, den Brief in das amerikaniſche Hauptquartier zu bringen, wo ſich Blunt befand, und welches einige fünfzig Meilen von dem Städtchen entfernt war. Bei dem gegenwärtigen Zuſtand des Landes konnte eine ſolche Sendung nicht ſchnell abgethan ſein, und mehrere Wochen verdrießlichen Harrens erſchöpften Arthur's Geduld. Emma glaubte ſich, fürchtend eine Weigerung ihres Vaters, der Zärtlichkeit Arthur's entziehen zu müſſen, und der junge Engländer ſah dieß für Sprödethun und Kälte an.

Während Emma ſich mit Reſignation in ihrer Kammer verſchloſſen hielt, war Arthur, der das Haus noch nicht verlaſſen durfte, einzig auf Anna's Geſellſchaft beſchränkt. Mit jedem Tage nahm die Geneſung des jungen Officiers zu, ſeine natürliche Lebhaftigkeit kehrte wieder, und täglich hatte er auch Gelegenheit zu bemerken, daß Anna's entſchiedener und fröhlicher Charakter mehr Uebereinſtimmung mit dem ſeinigen habe, als das ruhige und ſchüchterne Weſen ihrer Schweſter. Anna's Schönheit war glänzender, ihre Unterhaltung pikanter; endlich, als die Antwort des Vaters, beſtehend in einem feſten unwiderruflichen „Nein“, anlangte, empfing ſie der junge Mann mit einer Gleichgültigkeit, vielleicht ſogar mit einer geheimen Befriedigung; aber Emma, die kalte, ſpröde Emma, ſank ohnmächtig in die Arme ihrer Schweſter und brachte mehrere Tage zwiſchen Tod und Leben zu. Sie ſah wohl ein, daß ſie ihrem Vater nicht trotzen könne, daß es fruchtlos ſein wurde, ihn zu milderen Geſinnungen bewegen zu wollen; ſie war alſo entſchloſſen, zu dulden, ſich zu unterwerfen, und zu ſterben. Anfangs fürchtete ſie die Vorwürfe, die Verzweiflung ihres Geliebten; bald aber bemerkte ſie mit Erſtaunen, daß er leicht darüber hinausging, und gewahrte die unruhvollen und zärtlichen Blicke auf ihre Schweſter. Anna antwortete dieſen Blicken nicht, denn ſie liebte ihre Schweſter, ſie ſaß an ihrem Bette, pflegte ſie zärtlich und — vielleicht um ſo zärtlicher, als ihr ihr Gewiſſen insgeheim Vorwürfe machte.

Nach und nach gewann die unglückliche Emma die Herrſchaft über ſich ſelbſt wieder, ſie nahm alle ihre Kräfte zuſammen, um dem Blicke ihres Geliebten begegnen zu können; allein dieſe Blicke waren verändert, ſie hatten nicht mehr jenen Glanz, jene Innigkeit, und klar wurde es Emma, Arthur liebe eine Andere, liebe — ihre Schweſter. Der Verrath zweier Weſen, welche ſie am meiſten auf der Welt liebte, brach ihr faſt das Herz; aber wie die Aeolsharfe bei dem Sturme ſchweigt und nur durch den leiſen Zephyr ſich Töne entlocken läßt, alſo konnte auch die Seele dieſes ſanften Geſchöpfes keine bittern Gefühle laut werden laſſen.

Sie wußte zu tröſten, zu beruhigen, aber nicht ſich zu beklagen. Emma ſagte nichts, ſchien nichts zu ſehen, ſie blieb oft allein, und ihr Geiſt fand da einige Ruhe, indem er ſich über die Atmoſphäre irdiſcher Leidenſchaften erhob. Für Anna war dieſes Schweigen drückender als Vorwürfe; ſie fühlte ihre Schuld, warf ſich zu Emma's Füßen und bot ſich an, auf Arthur Verzicht zu leiſten. Emma hob ſie auf, ſchloß ſie in ihre Arme und lange hielten ſich beide feſt ſtillſchweigend umarmt. Endlich als Emma Kraft gewonnen hatte, ihren Entſchluß auszuſprechen, that ſie es mit einem Tone, der ungeachtet ſeiner Sanftheit doch ankündigte, daß dieſer Entſchluß unabänderlich ſei. „Das Band, welches mich an Arthur knüpfte," ſagte ſie, „iſt auf ewig geriſſen; jenes Band, welches uns Beide an einander kettet, hat Gott um unſere Herzen geſchlungen, dieß bleibt feſt bis zum Tode. Derſelbe Gott hat eine ſchwere Prüfung über uns verhängt, aber wir wollen ſie beſtehen, nicht wahr, Anna?" Anna antwortete nur durch eine neue Umarmung und durch einen Strom von Thränen. Sie geſtand, daß der unbeſtändige, aber doch aufrichtige und ehrliche Arthur —

„„Großmutter!"" riefen hier beide Mädchen mit Einer Stimme, „„ſagen Sie ja nichts zu ſeinem Vortheil; das iſt ein abſcheulicher Menſch.""

„Meine lieben Kinder," verſetzte Miſtriß Tudor, „in dem Maße, als wir im Alter vorrücken, lernen wir auch mehr mitleidig als erzürnt die Schwächen unſerer Mitmenſchen betrachten. Bedenkt nur die Jugend und Verzärtelung Arthur's, und damit Ihr nicht gar zu ſtrenge ſeid, ſo will ich Euch noch im voraus ſagen, daß er durch ein tugendhaftes Leben alle Thorheiten ſeiner Jugend wieder gut gemacht hat. Doch laßt mich in meiner Erzählung fortfahren. Anna geſtand ihrer Schweſter, daß Arthur ſie dazu aufgefordert habe, ihm ohne Einwilligung ihres Vaters ihre Hand zu reichen; ſie ſagte ihm mit bittern Thränen, daß es den Anſchein habe, als würden die engliſchen Truppen nicht mehr lange im Städtchen bleiben, und daß nach den letzten Nachrichten aus dem Hauptquartier es wahrſcheinlich ſei, es werde das Corps, zu welchem Arthur gehöre, nach dem Süden marſchiren. Arthur hatte Anna mit aller Heftigkeit erſter Liebe gebeten, beſchworen, ihm das Recht einzuräumen, ſie als ſein Weib reclamiren zu können, wenn dieſer unglückliche Krieg geendet ſein werde. Anna hatte ihm ſchon zur Hälfte ihre kindliche Pflicht zum Opfer gebracht. Emma machte ihr hierüber die ernſthafteſten Vorſtellungen, beſchwor ſie, auf ihr Haupt nicht den Zorn des Himmels zu laden, welcher ungehorſame Kinder nie verſchont. Sie hatte den Muth, Arthur zu ſehen, ihn mit der feſten unwiderſtehlichen Stimme, welche der triumphirenden Tugend eigen iſt, zu bitten, ihre geliebte Schweſter nicht zu einem Schritte zu verleiten, der ſie ewig unglücklich machen würde, und als ſie ſah, daß Arthur, vom Feuereifer ſeiner Leidenſchaft überwältigt, nicht nachgab, ſagte ſie endlich nach einigem Nachdenken: „„Wohlan, ſo will ich mich ſelbſt zum Vater begeben, und Eure Sache vor ihm vertreten.»»

„Sie, Emma, Sie ſelbſt?» rief Arthur beſchämt, „bedenken Sie, welche Gefahren.» — »„Sie ſollen mich nicht ſchrecken. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich kenne meinen Vater, obwohl fürchterlich für den Feind, und ſtrenge für die ganze Welt, hat er mir noch keine Bitte abgeſchlagen. Ich bin überzeugt, mir wird er ſeine Einwilligung nicht verweigern. Macht mir keine Einwendungen, ich will nichts mehr hören, als Euren Dank bei meiner Zurückkunft. Arthur, verſchaffen Sie mir eine Eskorte, welche mich bis zu Ihren Vorpoſten bringt; wenn ich einmal unter den Unſrigen bin, hab' ich nichts mehr zu befürchten.»»

Ohne die Dankesbezeigungen Arthur's und Anna's für ſo viele Aufopferung mehr anzuhören, machte Emma ſogleich Anſtalten zu ihrer Reiſe. Wirklich war es für ein junges Mädchen ein ſehr gefahrvolles Unternehmen, einen ſo langen Weg mitten durch zwei feindliche Corps, welche immer kleinen Krieg mit einander führten, zu machen. Sehr oft drohte ihr Tod, und noch Schlimmeres; dennoch wanderte ſie muthig und auf Gott vertrauend weiter, und kam glücklich am vierten Tage ihrer Reiſe im amerikaniſchen Lager an.

Sobald ihr Vater ſich von der Ueberraſchung und der Freude, ſein geliebtes Kind wieder zu ſehen, etwas erholt hatte, entdeckte ſie ihm die Urſache ihres Erſcheinens mit jener rührenden Anmuth, mit jenem ſchweſterlichen Eifer, welcher ſie zu dieſem Schritte bewogen hatte. Allein keine Worte vermögen den Zorn des alten Kriegers zu ſchildern. Ich möchte Euch, ſelbſt wenn ich es im Stande wäre, ſeine fürchterlichen Verwünſchungen nicht wiederholen.

Er verbot Emma, unter Androhung ſeines Fluches, den Namen Arthur je mehr zu nennen. Er weinte Thränen der Wuth und Verzweiflung. So oft Emma den Mund öffnen wollte, verdoppelte ſich ſein Zorn. Er ſchwor, ſein gebrandmarktes Haus zu rächen an jenem Elenden, und ſprudelte auch über Anna die ſchrecklichſten Verwünſchungen aus, wenn ſie dieſes unwürdige Verhältniß nicht auf der Stelle abbrechen, und den Fremden nie mehr ſehen zu wollen verſprechen würde.

Emma, zitternd, in Thränen gebadet, wußte nicht, wie ſie die Wuth ihres Vaters beſchwichtigen ſollte, und alle ihre Angſt vereinigte ſich jetzt nur darin, ihre Schweſter vor den Folgen des väterlichen Fluches zu retten, der ihr eben ſo fürchterlich ſchien als der Zorn Gottes. Sie reiſ'te auf der Stelle wieder ab, aber mehrere Zufälle verlängerten ihre Reiſe, und als ſie an die Stelle kam, wo die Escorte Arthur's ſie wieder übernehmen ſollte, fand ſie dieſe nicht, und wurde von einem amerikaniſchen Häuptling gefangengenommen, welcher, ein Freund ihres Vaters, ſich ihrer Weiterreiſe widerſetzte. „Die Engländer,“ ſagte er, „ziehen ihre Linien täglich beſſer zuſammen, kleine Gefechte hätten faſt zu jeder Stunde Statt, und es ſei unmöglich, daß ſie unverſehrt nach Hauſe käme.“

Er führte ſie in das Haus einer geachteten Familie, wo ſie gaſtfreundlich aufgenommen wurde, allein keine zuvorkommende Aufmerkſamkeit konnte ihren bewegten Geiſt beruhigen. Den heftigen Charakter Arthur's kennend, fürchtete ſie, er werde ihre Wiederkehr nicht ruhig abwarten, und ihre arme Schweſter werde endlich dem täglichen Dringen ihres Geliebten weichen. Drei martervolle Wochen war ſie gezwungen zu bleiben, endlich ward ihr geſtattet ihren Weg weiter fortzuſetzen. Sie kam ohne weitern Unfall in ihrem Geburtsſtädtchen an, und bemerkte gleich bei ihrem Eintritte eine allgemeine Veränderung; der kriegeriſche Lärmen war verſchwunden, die Straßen waren ruhig, als ob Sonntag wäre. Mehrere bekannte Geſichter zeigten ſich an den Fenſtern und unter den Hausthüren und grüßten freundlich. Emma wollte nicht anhalten und eilte nur ſchneller ihrem Hauſe zu.

Daſelbſt angelangt, that die Magd, welche ihr öffnete, einen Ausruf, den ſie nicht verſtand. Sie lief durch die Gemächer und fand Niemand; ſchnell wandte ſie ſich nach dem Zimmer, welches ſie Beide bewohnten, öffnete die Thür deſſelben mit zitternder Hand, und fand Anna ſitzend, das Geſicht in ihr Tuch verbergend und laut weinend. „O, meine Emma! meine theure Schweſter!“ rief ihr Anna entgegen, „er iſt fort! mein Gemahl iſt fort!“ — „„Dein Gemahl?““ ſchrie Emma, und es dauerte einige Minuten, bis ſie ein anderes Wort hervorzubringen vermochte. Alles, was ſie gefürchtet hatte, war nun eingetroffen. Arthur, heftig, ungeduldig, fürchtend, Blunt's Einwilligung nicht zu erlangen, hatte Anna endlich dazu bewogen, ſich mit ihm trauen zu laſſen. Dieß geſchah ſchon einige Tage nach Emma's Abreiſe. Dieſe machte ihrer armen Schweſter keinen Vorwurf, ſie wollte die Laſt des Unglücks, welches ſie bereits ſo tief niederdrückte, auch nicht durch eine Feder vergrößern, und Emma's ganze Sorge ging nur dahin, die Folgen eines Fehltrittes zu beſchwören, der nicht mehr gut zu machen war. Sie ſagte ihrer Schweſter nichts, als daß ſie des Vaters Einwilligung leider nicht erhalten habe; genug, um dieſe zu erſchrecken; allein ſie hoffte, ihre Ehe, welche ſehr geheim geſchloſſen worden war, ihm vorbringen zu können. Zum erſten Mal in ihrem Leben nahm Emma aus Liebe für ihre Schweſter ihre Zuflucht zur Liſt und Verſtellung.

Da der Rückkehr Amos Blunt's kein Hinderniß mehr im Wege ſtand, ſo langte er ſchon am folgenden Tage in dem Städtchen an. Seine Wuth gegen die Feinde ſeines Vaterlandes vermehrte ſich bei jeder Spur, welche ſie zurückgelaſſen hatten. Er muthmaßte nichts von dem, was ſeinem Vaterherzen den ſtärkſten Schlag verurſachte; indeſſen war er einige Zeit gegen ſeine Töchter weniger offen, weniger herzlich als früher. Niemals ſprach er von ihrem Gaſte, aber wenn irgend etwas ihn ſeiner Erinnerung zurückrief, ſo erblaßte er, zog die Brauen zuſammen, biß ſich in die Lippen, und ſein ganzes Weſen zeugte von dem Haſſe, den er im Innern gegen ihn nährte. Eines Tages erſchien Salli, die Magd, vor ihm in ihrem Sonntagskleide und ein kleines goldenes Geſchmeide am Halſe tragend. „Woher haſt du das Geſchmeide in den Zeiten der Widerwärtigkeit erhalten?“ fragte Blunt. Das arme Mädchen, welches ihren Herrn kannte, und deſſen beide Töchter erröthen ſah, wagte nicht zu antworten, durch Blunt aber dazu gedrängt, ſtotterte ſie mit einer Angſt, als ob ſie einen Diebſtahl begangen hätte: „„Capitän Arthur hat es mir geſchenkt.““ Kaum hatte ſie dieſes Wort ausgeſprochen, als Blunt ihr das Geſchmeide vom Halſe riß und mit dem Fuße zertrat. Einige Wochen nachher begab es ſich, daß ein junger krüppelhafter Burſche aus dem nachbarlichen Pachthofe, mit einer ſchönen Flöte in der Hand, in Blunt's Gemach trat. „Jerry, mein Kind,“ ſprach Blunt, der gleich dem Löwen ſanft und freundlich ſich gegen die Schwachen zeigte, „Jerry, mein Kind, iſt dieß das Inſtrument, welches du manchmal am Abende ſo angenehm ſpielſt, und uns dadurch ſo viel Vergnügen machſt? Zeige es mir doch.“ Der Knabe gab ihm die Flöte und ſagte: „„Herr, wenn Sie erſt den Capitän Arthur darauf hätten ſpielen gehört! Er hat mir dieſe Flöte geſchenkt, weil ich ſo glücklich war, den Ring wieder zu finden, den er von Miß Anna bekommen hatte.““ Im Augenblicke lag die Flöte im Feuer des Kamins, und ein fragender, argwöhniſcher Blick fiel auf Anna und lenkte ſich dann auf den Ring an ihrem Finger, auf den Ehering. Ach! meine lieben Kinder, ich bin nicht im Stande, Euch die Scene zu beſchreiben, welche nun folgte. Alle lobenswerthen Empfindungen

Blunt's ſchwiegen in dieſem Augenblicke und ließen dem Ausbruche der wüthendſten Leidenſchaften Raum. Emma, nicht für ſich, ſondern nur für ihre Schweſter fürchtend, weinte und flehte um Gnade, aber ihre Stimme verhallte wie jene eines Kindes unter Sturmesgeheul. Anna ward aus dem Hauſe geſtoßen mit dem ſtrengen Verbot, nie mehr dahin zurückzukehren. Die ſchändlichſten Namen ſtrömten auf ſie, und die letzten, die ſie auf der Schwelle des väterlichen Hauſes halb ohnmächtig, in den Armen ihrer Schweſter liegend, vernahm, waren Fluch und Verwünſchungen, über ſie ausgeſprochen. Emma ſorgte nur für Anna und wachte über ſie mit mehr als ſchweſterlicher Liebe. Sie verſchaffte ihr für's Erſte eine ärmliche aber reinliche Wohnung, ſie arbeitete oft die ganze Nacht, um Emma das Nothwendige zu verſchaffen, denn Blunt hatte ſtrenge unterſagt, ſeiner ungerathenen Tochter auch nur einen Shilling zu reichen.

Drei Monate nachher gebar Anna ein Kind, einen Knaben, und um ihr Unglück voll zu machen, blind. Die Arme wendete ihr ganzes Leben dazu an, über jenes Weſen zu wachen, welches, wie ſie glaubte, von ihr dazu verdammt war, ewig elend zu ſein, indem ſie durch ihren Fehltritt des Himmels Zorn über daſſelbe hervorgerufen hätte. Sie dachte an die Vergangenheit mit bitterer Reue, an die Zukunft mit Entſagung.

Fünf lange Jahre vergingen, ohne daß Anna von Arthur auch nur die geringſte Nachricht erhielt; ſie zweifelte, daß er noch lebe! Denn Zeitungen gab es damals noch ſehr wenige, und nur ſehr ſelten ſah man einzelne Blätter in dem kleinen Städtchen. **Arthur** konnte in einem Gefechte geblieben, er konnte auch nach England zurückgekehrt ſein, und — o grauſame Vorausſetzung! — ſein Weib vergeſſen haben. Die Zeit, ſtatt **Blunt's** Haß zu beſänftigen und ſein Herz zu mildern Geſinnungen zu bewegen, ſchien ihn in ſeinem grauſamen Entſchluſſe nur noch mehr zu beſtärken. Sein Vermögen, obſchon durch den Krieg etwas geſchmälert, war doch viel größer als jenes ſeiner Mitbürger. **Emma** ſollte ſeine einzige Erbin ſein. **Emma**, tugendhaft, verſtändig und ſehr ſchön, fand mehr als einen Mann, der ſich um ihr Herz und ihre Hand bewarb; allein ſie empfing alle Huldigungen gleichgiltig, ſie lebte nur ihren kindlichen und ſchweſterlichen Pflichten, und beſonders in der Liebe für den kleinen blinden Knaben, dem ſie mit außerordentlicher Zärtlichkeit zugethan war. Sie arbeitete ohne Unterlaß für ihn und ſeine arme Mutter; ihre erfinderiſche Liebe fand hundert Mittel dem Kinde jene Vergnügungen zu machen, wofür er bei ſeiner Blindheit empfänglich war. Sie brachte ihm Spielzeug, welches ſein Ohr erfreute, ſang ihm manche Stunde lang vor, u. ſ. w. Alles liebte **Miß Emma**, und die Jünglinge beeiferten ſich, ihr Blumen und Früchte für ihren kleinen Liebling zu bringen.

Es ſchien, als ob der Kleine die Schwermuth ſchon mit der Muttermilch eingeſogen habe. Man ſah ihn faſt immer auf einer Strohmatte, in einer Unbeweglichkeit liegen, welche für ſein Alter ganz ungewöhnlich war. Aber ſobald er Emma's Stimme oder Tritte vernahm, zappelten ſeine kleinen Füßchen, ſeine Händchen ſtreckten ſich aus und alle ſeine Züge wurden lebhafter, mit Ausnahme derjenigen, welche der Spiegel der Seele ſind. Oft nahm ihn Emma auf den Arm und trug ihn in's Freie, hoffend, ſeinen Wangen dadurch die Farbe der Geſundheit zu verſchaffen, allein vergebens; die unglücklichen Umſtände, unter denen er geboren war, ſchienen unheilbringend auf ihn einzuwirken, und er welkte dahin wie eine Blüthe von einem Wurm geſtochen.

Endlich, meine lieben Kinder, ſtreckte jene Gewalt, vor welcher auch die Stärkſten ihre Häupter beugen, die Hand auch über Blunt aus. Eine langſame aber tödtliche Krankheit befiel ihn, und er ſah, daß er ſterben müſſe. Schon lange hatte er ein Teſtament gemacht, und ſein ganzes Vermögen Emma zugeſprochen, mit der Bedingung, daß ſie nichts, gar nichts davon ihrer Schweſter geben dürfe. Im Falle ſie dieſe Bedingung nicht halten würde, verordnete er, daß ſein Vermögen fruchtbringend angelegt, und von den jährlichen Zinſen den Veteranen der Armee, welche ſeit Anbeginn des Krieges gedient hatten, und beweiſen konnten, daß ſie wenigſtens zehn Engländer getödtet hatten, jährlich hundert Dollars gegeben werden ſollten, inſoweit nämlich das Kapital hinreichte.

Unter den eifrigſten Bewerbern um Emma's Hand war ein Jüngling Namens Henry Lee. Er hatte an Blunt's Seite gefochten und geſiegt, und dieſer drang täglich in ſeine Tochter, ihm vor ſeinem Tode noch ihre Hand zu reichen. Emma aber, welche dem jungen Lee wirklich mit Freundſchaft zugethan war, antwortete ganz einfach: „Lieber Vater, Henry weiß ſchon, daß ich ihm nur meine Freundſchaft, aber nicht meine Liebe geben kann.“ Uebrigens wiederholte Blunt dieſen Wunſch ſo oft, daß Emma wohl bemerkte, daß es der einzige, der höchſte ihres Vaters ſei. Sie überdachte, daß es wohl möglich ſein dürfte, um dieſen Preis Verzeihung für ihre arme Schweſter zu erlangen. Es war das größte Opfer, das ein Weib für das andere bringen konnte, aber Emma war ein edles, großmüthiges Weſen.

„Oh Großmama!“ rief Iſabella, „viel zu edel und zu großmüthig! Ich kann nicht glauben, daß Sie uns da eine wahre Geſchichte erzählen, denn wie kann ein ſo tief beleidigtes, zurückgewieſenes Herz ein ſo übermenſchliches Opfer bringen.“

„„Ich kann es glauben,““ ſprach Luzie, mit von edlem Eifer glühenden Wangen. „„Ich weiß ſogar, daß eine Frau exiſtirt hat, welche ſolcher Tugend, ſolcher Aufopferung fähig war. Es war meine Mutter, fügte ſie hinzu,““ indem ſie ihre Augen voll Thränen in ihre Schürze verbarg. Wir Alle waren tief ergriffen von dem einfachen aber herzlichen Lobe, das Luzie über ihre Mutter ausſprach, für die ſie in Trauer gekleidet war, und Miſtriß Tudor ſchwieg einige Augenblicke, bis ſie mit zitternder Stimme alſo fortfuhr:

„Und doch, Isabella, muß ich Dir trotz Deiner Ungläubigkeit ſagen: Es iſt eine ganz wahre Geſchichte. Emma raffte ihren ganzen Muth zuſammen und erklärte ihrem Vater, daß ſie Henry Lee unter der Bedingung heirathen wolle, wenn er ſeinen Fluch über ihre arme Schweſter zurücknehmen, und in ſeinem Teſtamente für deren Zukunft bedacht ſein wolle.

Der Alte hörte ſie an, ohne ſie zu unterbrechen, er antwortete nichts, ſein Geſicht überzog ſich mit Todtenbläſſe, große Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirn, ſein Athem war ſchwer, es ſchien als wolle ein innerer Kampf verſchiedenartiger Empfindungen ſeinem Leben früher ein Ende machen. Emma war darüber ſehr erſchreckt, ſie wagte es nicht in dieſem Augenblicke mehr in ihn zu dringen, und ſuchte ihn nur zu beruhigen. Zwei Tage dauerten dieſe convulſiviſchen Bewegungen mehr oder minder heftig fort. Er ſprach kein Wort mit Emma, ſah ſie nicht einmal an, aber der zärtliche Druck ſeiner Hand, wenn ſie ihm Arznei reichte, erweckte in ihr einen Hoffnungsſtrahl. In der letzten Stunde ſeines Lebens kam Blunt noch zu ſich und zum erſten Male wieder heftete er ſein Auge auf ſie, und befahl ihr aus ſeinem Schreibkaſten ein verſiegeltes Papier zu holen. Sie gehorchte. Es war ſein Teſtament. Er zerriß es mit zitternden Händen, ſprechend: „das Geſetz ſoll gleich theilen zwiſchen Euch — Euch beiden.“ Emma ſturzte auf ihre Knie. „O mein Vater! mein geliebter Vater!“ rief ſie, „ſprich auch das Wort Verzeihung über meine arme Schweſter aus!“

„Das kann ich nicht, Emma," verſetzte der Sterbende, „aber ich will Gott bitten, daß er ihr verzeihe. Jetzt, mein Kind, bete für deinen Vater." Emma betete langſam und verſtändlich das heilige Gebet des Herrn, das Alles in ſich ſchließt, was der Sterbliche von dem höchſten Weſen zu erflehen hat, und der Sterbende wiederholte die Worte mit matter Stimme. Nachdem ſie zu der Bitte kam: „Verzeih uns, Herr, unſere Schuld, ſo wie wir verzeihen" — ſchrie der Vater mit ſonſt gewohnter Heftigkeit: „Halt ein!" — Es ſchien, als begriff er zum erſten Mal den Sinn dieſer Worte: „Halt ein!" ſchrie er, „das kann ich Dir nicht nachbeten."

In dieſem Augenblicke ſtürzte Anna, die verſtoßene Unglückliche, in das Zimmer und zum Bette hin, ihr Kind auf dem Arme, ſie ſank neben Emma auf ihre Knie und hielt das unſchuldige Weſen ihrem Vater entgegen. Ach, es war nicht mehr die einſt ſo friſche, bluhende Anna. Verwelkt, abgemagert, mit erloſchenen Augen, zeigte ſich den Blicken des Sterbenden ein Schreckbild von ſeinem Fluche getroffen. Ein tiefer Seufzer ſtieg aus dem Innerſten ſeines Buſens empor. „Ich verzeihe," ſprach er, aber — ſeine Augen ſchließend — „ich kann nicht vergeſſen." So zwiſchen den hartnäckigen irdiſchen Leidenſchaften und den ſiegreichen himmliſchen getheilt, hauchte Blunt ſeine Seele aus. Miſtriß Tudor ſchwieg. Auch ihre Zuhörer blieben ſtumm, zu ſehr erſchüttert durch das Gemälde zu heftiger Leidenſchaften, als daß ſie ihre zarte Jugend aus Erfahrung zu kennen oder ſie zu begreifen fähig geweſen wäre. Iſabella bat zuerſt um Fortſetzung der Erzählung. „Großmama," ſprach ſie, „ich hoffe, wir haben den traurigſten Theil der Geſchichte überſtanden. Anna wird freilich ſterben, das ſeh' ich wohl noch kommen. Arthur wird zurückkommen, ſeine Gattin todt finden, und Emma heirathen."

„„Aber,"" fiel Luzie ein, „„das iſt ja unmöglich. Sie haben ja gehört, daß Emma verſprach, dem Henry Lee ihre Hand zu reichen."" — „Ah! Henry iſt gewiß ein großmüthiger Jüngling, der auf ſeine Rechte Verzicht geleiſtet hat. Die Großmama hat uns beim Anfang der Erzählung etwas von einem Geiſte geſagt, und zwar, daß dieſer der einzige ſei, an dem ſie feſt glaube, den armen Geiſt haben wir Alle vergeſſen. Nun wohl, dieſer Geiſt wird der Geiſt der verſtorbenen Anna ſein, und dieſer wird der Schweſter Emma erſcheinen, und ihr befehlen, Arthur zu heirathen."

„Wenn Dich Deine eigenen Muthmaßungen nicht beſſer unterhalten, liebe Iſabella," ſprach Miſtriß Tudor, „als meine Geſchichte, ſo will ich jetzt in derſelben fortfahren: Arthur war wirklich, wie er es vermuthet hatte, zur Armee nach Süden befehligt worden. Lange Zeit erhielt ſich die Liebe für ſeine Frau mit gleicher Heftigkeit in ſeinem Herzen; allein er erhielt keinen Brief von ihr, und auch die ſeinigen gelangten nicht in das Städtchen, welches ſie bewohnte. Zwei Jahre der Entfernung ſchwächten, ja vertilgten endlich faſt den Eindruck, den ein ſo kurzer Umgang mit Anna in ihm hervorgebracht hatte. Ausgezeichnet in ſeiner militäriſchen Laufbahn, mit der Gunſt ſeiner Vorgeſetzten beſchenkt, überließ er ſich der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit mit ſeinen Cameraden. Sein Stolz und ſein Hang zum Vergnügen ſteigerte ſich immer mehr in dieſer gefährlichen Geſellſchaft, und ich muß es ſagen, er blickte auf jene einſt geſchloſſene Verbindung mit Reue zurück, und ſprach mit keinem Menſchen auf der Welt davon. Endlich kam jener wohlthätige Mahner, welcher ſo nothwendig iſt, um die gebrechliche Tugend zu retten, jener Bote des Himmels: die Krankheit. Mehrere Monate hielt ihn ein heftiges, hitziges Fieber im Bette, und erſt als der Friede geſchloſſen war, wurde es ihm möglich, jenen Entſchluß auszufuhren, den er in den Stunden des Leidens gefaßt hatte.

Einige Wochen nach Blunt's Tode hielt Arthur auf einem ſchönen Pferde ſitzend vor einer Herberge, einige Meilen von dem Städtchen B* entfernt. Er wollte die Leute, welche unter dem Thore ſtanden um das fragen, was ihm am meiſten intereſſirte, allein er brachte es nicht über ſich, und erkundigte ſich daher nur, wie weit es von hier noch nach dem Städtchen B* ſei. Man gab ihm Auskunft und — alle ſeine Kräfte zuſammenraffend — fügte er noch die Frage hinzu: „Das Haus des Amos Blunt ſteht, wenn man mich recht berichtet hat, dieſſeits der Stadt?“ „„Ja““ antwortete man, „„Sie werden vier Meilen von hier das Haus finden, wo Blunt wohnt, — oder wohnte, denn er iſt geſtorben, aber einige Perſonen ſeiner Familie ſind noch dort."" Arthur zog raſch den Zügel ſeines Pferdes, und beeilte ſich, weiter zu kommen, in der Angſt ein Wort mehr zu hören. Traurige Ahnungen beengten ſeine Bruſt, und ſeine Gewiſſensangſt zeigte ihm in einer abſchreckenden und widerlichen Geſtalt die Bahn, welche er durchwandelt hatte. Jetzt betrachtete er die Leidenſchaften ſeiner Jugend mit einem Gefühl, welches der Verachtung nahe kam, er dachte an ſeine thörichte Heirath, an das ſträfliche Verlaſſen ſeines Weibes mit tiefer Reue. Er fühlte, daß er die Strafe des Himmels verdient habe, und beugte ſein Haupt, ſie zu empfangen. Der Weg führte an dem Saum eines Hügels vorbei, und das ſchwache Sternenlicht fiel auf hohe zerſtreute Pinien, dichtes Geſträuch umgab den Reiter, Unken quakten in den Sümpfen und Arthur's düſtere Einbildung ſah in Allem eine böſe Vorbedeutung. Als der Reiſende den Gipfel des Hügels erreicht hatte, ſchloß ſich ſeinem Blicke das Thal auf, in deſſen Mitte das Städtchen lag.

Der abnehmende Mond erſchien am Horizonte, doch von Wolken verhüllt, deren verſilberte Ränder allein ſeine Gegenwart verriethen. Arthur ritt in tiefen Gedanken vorwärts, alles Unglück, welches ſeine Frau erlitten haben konnte, ſtellte ſich ſeinem Geiſte dar, doch eine Furcht überwog die andere, nämlich der Gedanke: ach! wenn ſie die Stimme der Reue nicht hören, wenn ſie das Wort „Verzeihung" nicht mehr ausſprechen konnte. — „Ja, ſie iſt todt," rief Arthur endlich verzweiflungsvoll, „und ich habe dieſe Strafe verdient." In dieſem Augenblick ſtieg der Mond hellſtrahlend aus den Wolken hervor. Er ritt noch über eine ländliche Brücke, dann einen kleinen Abhang empor, und da ſah er nun Blunt's Haus vor ſich. Er betrachtete ſchweigend das alte unregelmäßige Gebäude; es war noch wie er es verlaſſen hatte, aber kein Lichtſtrahl aus den Fenſtern zeigte, daß es bewohnt ſei. Alles war dunkel und ſtille um ihn.

Bevor er das Haus ganz erreichte, mußte er noch einen Platz zurücklegen, der zugleich die zärtlichſten Erinnerungen und zugleich die ſchmerzlichſten Beſorgniſſe in ihm erregte. Es war ein Grasplatz von beiläufig 40 Klaftern, im Niveau mit dem Wege aber von der andern Seite von Felſen geſchloſſen, und mit Ahornbäumen, Linden und Buchen beſetzt. Zwei ſehr alte Ulmen ſcheiden dieſes kleine Heiligthum von dem Wege. Amos Blunt hatte dieſen Platz vor allen andern geliebt, und ihn zu ſeiner Grabſtätte beſtimmt. Hier hatte Arthur oft mit den beiden Schweſtern geſeſſen, hier ruhte auch ihre Mutter.

Arthur fühlte Eiſeskälte durch ſein Innerſtes rieſeln, als er ſich dem einfachen Erdhügel nahte. Ich will nicht dahin ſchauen, dachte er, allein er konnte ſeinen Blicken nicht befehlen. Ein unwiderſtehlicher Inſtinct leitete ſie dahin und hielt ſie feſt. Er gewahrte eine Geſtalt, welche ſich einem friſch aufgeworfeen Grabe näherte. Die Geſtalt hatte die Größe, die Bewegungen ſeiner Frau. Sie war in ein weißes Tuch gehüllt und als ſie das Grab erreicht hatte, warf ſie ſich auf daſſelbe. Arthur zitterte, aber näherte ſich leiſe, um die Züge der Geſtalt ſehen zu können. Ha! es war keine Täuſchung ſeines kranken Gehirns, wirklich lag ein blaſſes Weſen unbeweglich auf der friſch gegrabenen Erde. Ja, es war ſein Weib mit den Furchen des Kummers auf dem blaſſen Antlitze. Aber dieſes Antlitz drückte zugleich den Frieden, die Heiterkeit des Todes aus. Die langen Wimpern ruhten auf den Wangen, als ob der Schlummer natürlich ihre Augenlieder geſchloſſen hätte. Selbſt das weiße Leichentuch, worin ſie gehüllt war, bildete um ihre Glieder weiche anmuthige Falten. Einer ihrer Arme, auf das Grab hingeſtreckt, ſchien ſich um einen geliebten Gegenſtand zu ſchlingen, mit einem Gefühle des Beſitzes und der Sicherheit. An einem der Finger glänzte der Ehering. Heftig wurde Arthur von dieſem Geſichte ergriffen, er kniete nieder und bat Gott, ihm den Zweck dieſer geheimnißvollen Erſcheinung zu enthüllen. Dann ſtand er auf, warf die Blicke auf's Neue auf dieſe ſtumme, unbewegliche Geſtalt, im höchſten Ausbruche ſeiner Erſchütterung trat er noch näher, beugte ſich über ſie und richtete die heftigſten Ausdrücke der Reue an den erzürnten Geiſt ſeiner Frau.

Bei dem Tone ſeiner Stimme erhob ſich die Geſtalt, ihre Wangen färbten ſich, und Anna, die lebende Anna ſtand vor ihm. Sie warf unruhige zweifelnde

Blicke um ſich und einen lauten Schrei ausſtoßend, ſtürzte ſie in Arthur's Arme. Sie lebte, er konnte aus ihrem Munde ſeine Verzeihung und ihre treue Liebe vernehmen. Geſtärkt durch dieſe ſüße Gewißheit, trug er ſie in das Haus ihres Vaters. Emma empfing ſie an der Thür.

Ich will Euch nun nicht mit mehreren einzelnen Nebenumſtänden langweilen, ihr könnt ſie euch ſelbſt ausmalen. Das Grab, wie ihr vielleicht ſchon geahnt haben werdet, war jenes des blinden Kindes. Man hatte es am vorigen Tage beerdigt, und ſeine arme Mutter, von vielen Nachtwachen geſchwächt, hatte in einem fieberhaften Traum ihr Bette verlaſſen, ſich in ihr Betttuch gehüllt, und den Erdhügel aufgeſucht, der ihr Liebſtes in ſich ſchloß.»

Wir blieben einige Zeit ſtumm, theils von dem Vergnügen ergriffen, welches uns ein glücklicherer Ausgang als wir ihn gehofft hatten, verurſachte, theils aber auch etwas ungehalten, daß es im Grunde doch keine Geiſtergeſchichte war, wie uns Miſtriß Tudor verſprochen hatte. Iſabelle nahm wie gewöhnlich zuerſt das Wort.

»Und Arthur,« fragte ſie, »war er ſeiner Frau immer liebend zugethan?«

»»Immer, meine liebe Iſabelle. Er führte ſeine Frau nach England, wo ſie von ſeiner Mutter ehrenvoll empfangen, und als ſie ſie näher kennen gelernt hatte, herzlich geliebt wurde.““

„Und die gute Emma,“ fragte Lucie, „die ſanfte Emma, immer mit dem Glücke Anderer beſchäftigt, verehelichte ſich vermuthlich, wie ſie verſprochen hatte?“

„„Ja, mein Kind, und ihre Neigung für ihren Gatten wuchs mit jedem Tage und ließ ſie in ihrer Verbindung ein wahres Glück und jene Ruhe finden, welche romantiſche Leidenſchaften ſelten gewähren.““

„Aber,“ ſprach Iſabelle, „was that Anna, was konnte ſie thun, um ihrer engelguten Schweſter ihre Dankbarkeit zu bezeigen?“ — „„Es gibt Gefühle,““ verſetzte Miſtriß Tudor, „„für welche kein Ausdruck möglich iſt, aber Anna bewies die ihrigen gegen ihre Schweſter durch alle Mittel, welche ihr ihre gegenwärtige Lage möglich machte. Emma war auch von ihrer Liebe und Dankbarkeit ſo überzeugt, daß ſie, als ſie ſelbſt hierauf von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, ihre Tochter ihrer Schweſter vermachte, überzeugt, daß ſie ihre Zärtlichkeit und Sorgfalt zwiſchen dieſer und ihrer eigenen Tochter theilen werde.““

Iſabelle ſah Miſtriß Tudor mit großen Augen an, ſprang auf, und rief — „Großmutter! nun begreif' ich Alles. Sie haben uns die Geſchichte unſerer eigenen Mutter erzählt.“ Und ſich gegen Lucie wendend, ſchloß ſie dieſe zärtlich in ihre Arme. Ich las in Iſabellens beſeelten Zügen, in ihren ſchönen zum Himmel gerichteten Blicken die Gedanken, welche ſich in ihrer Seele kreuzten und ſich endlich in die innigſte

Liebe für ihre Couſine vereinigten, während Luciens Wangen ſich rötheten über den heiligen Sieg, den die Tugend ihrer geliebten Mutter errungen hatte.

Der Abend.

(Nach morgenländiſchen Dichtern.)

Mächtig ſinket hinab dort hinter den Bergen die Sonne,
Lang und länger ſtets fallen die Schatten in's Thal,
Nur noch kurze Zeit beherrſcht ſie mit Milde die Erde,
Ruhig ſteigend ins Grab, löſchend die Gluten im Meer.
Bild des großen Fürſten, der milde beherrſchet die Erde,
Den der Himmel ihr aber für kurz nur gewährt,
Denn je kürzer der Tag, ſo länger werden die Schatten
Und je kürzer er herrſcht, trauern die Völker ſo mehr.
Ruhig ſteigt ſie hinab zur langen Ruhe des Grabes
Und Ein Schatten nur deckt die weinende Welt;
Sieh! nun iſt ſie hinab, die erd'umleuchtende Sonne,
Goldesröthend ſank ſie in des Oceans Bett.
Purpur entträuft der ſilbergeglätteten Muſchel des Himmels,

Aus dem gold'nen Gelock' fließt der geſchmolz'ne Rubin;
Flammen wirbeln empor vom Hochaltare der Berge,
Als ein Opfer des Danks für den verfloſſenen Tag,
Sie umſtrahlen des Caucaſus vielgegipfelten Scheitel,
Schlingend den roſigen Kranz um das beſchneiete Haupt.
Herrlich ſteh'n die eiſigen Alpen, die Berg' als Propheten,
Denen von der Stirn Glut der Begeiſterung flammt.
Ihnen die Stirne zu kühlen mit anmuthhauchender Friſche
Wehet der Seewind nun zu dem Gebirge vom Meer.
Hat er ihnen die Stirne gekühlt, ſo ſpringt er bei Nacht um,
Weht als Landwind dann von dem Gebirge zur See;
Hauch der Begeiſterung iſt er, die kommt zu Propheten und Dichtern,
Geht von ihnen aus wieder begeiſternd die Welt.
Blumen hauchet er auf, die beim Tage verſchließen die Kelche,
Und nur in der Nacht hauchen ambroſiſchen Duft.
Sonnanbeterinnen, wie Sonnenblume und Lotos
Sind Nachtſchatten nicht, nicht die Violen der Nacht,
Die nicht verblendet vom Glanz demſelben nur ſtreuen den Weihrauch,
Sondern ungeſehn öffnen den würzigen Schatz.

Allen gehſt du voran großartig blühende Kaktus,
Die in Einer Nacht herrlichſtes Daſein verhauchſt;
Eine Flor voll Geiſt und Leben und Wonnegenuſſes,
Voll von Schönheit und Pracht, Reiz und Verſtand und Gefühl;
Alles opferſt du auf der Nacht der ſüßeſten Liebe,
Lebſt nur Eine Nacht, knoſpeſt und blühſt und vergehſt;
Eine Nacht nur voll, der Vollmond unter den Blumen,
Schickſt du des Vollmond's Licht, düftegeſchwängert zurück.
Blüthe des Lichts! Vollmond! großartige Kaktus des Himmels,
Die nur Eine Nacht blüht und am Morgen vergeht!
Monde kommen und geh'n, ſo wechſeln Geſchlechter der Menſchen.
Alter des Mond's und des Mann's, Zeiten des Jahrs und des Tags,
Kindheit und Frühling des Tags iſt der neugeborene Morgen,
Und es wächſt das Kind ähnlich dem wachſenden Mond,
Wie der Vollmond ſtrahlt der Menſch in dem Flore der Jahre,
Männlicher Jahre Flor, Sommer des Tags iſt Mittag,
Alter und Herbſt des Tags iſt der ſanftverduftende Abend

Als abnehmender Mond, ſchwinden die Kräfte des Mann's,
Bald erlöſchen ſie ganz wie die Leuchte des Mond's in dem Neulicht,
Tag ſinkt mit der Nacht, ſinkt wie der Greis in das Grab.
Laßt uns genießen des Tags, ſo lange währet der Abend,
Laßt uns genießen des Licht's, während noch leuchtet der Mond,
Laßt uns baden im rein queckſilbernen Lichte des Vollmond's,
Baden im Meere von Duft, welches den Blumen entſtrömt.
Stilles Meer von Licht, und finſteres Meer von Gerüchen,
Welch' ein Meeresverein, Meere von Licht und von Duft!
Brandend miſchen ſie ſich, daß hochaufſchlagen die Wogen,
Hochaufſchäumet der Duft, feurig verſprühet das Licht.
An dem Meeresverein begegnete Moſes den Chiſer.
Chiſer erſcheine mir, Hüter des ewigen Quell's!
Ha! du erhöreſt das Flehn, du allbegrünender Jüngling?
Es verkünden dich regere Hauche des Oſt's.
Grüne Funken des Quell's des ewigverjüngenden Lebens,
Schießen von Blatt zu Blatt leuchtend im Dunklen als Geiſt.

Als Glühwürmer das dunkele Grüne mit hellem beleuchtend
Aus der Hoffnungswelt jeder ein grünender Stern,
Unſtät irren herum die Sterne der irdiſchen Hoffnung,
Während mit ſtätem Schritt gehet dort oben der Stern.
Sterne und Sternenſyſteme, ſie wandeln in ruhiger Klarheit
Unverwendeten Laufs, alle nach einzigem Ziel.
Tauſendaugig ſchaut der Himmel herab auf die Erde,
„Könnt ich," rief Ferhad, „alſo beſchauen Schirin!"
Ruft's am Abend und ſchmelzt die Gluten brennender Sehnſucht,
Aus dem Bilde der Bruſt in die Gebilde des Steins;
Seine Schwermuth wächſt mit dem wachſenden Schatten des Abends,
Und er grollet der Welt, die von Schirin ihn getrennt;
Wieder ſchaut er empor und wähnt in dem Sterne des Abends
Seiner Freundin Aug' ſtrahlend vom Lichte zu ſeh'n.
„Welt!" ſo ruft er aus, „nun ſind wir wieder verſöhnet,
„Grollen kann ich nicht, ſeit ich ihr Auge geſeh'n!"
Blickt zum Sterne des Abends, um euch mit dem Tag zu verſöhnen,
Was der Tag entzweit, wird durch den Abend vereint.
Dort tönt Anahid die Harmonien der Geſtirne,

Und im Lichteinklang ſtimmet zuſammen die Welt.
In dem Sterne des Aug's thront ſo die Seele des Menſchen,
Und der Blick vereint, was ſich in Worten entzweit.
Zwiſchen Tag und Nacht, biſt du der Vermittler, o Abend,
Dein Halbdunkel, liegt zwiſchen dem Schatten und Licht,
Eine Welt liegt zwiſchen der Welt der Geiſter und Körper,
Welche das Abendland Plato gelehret zuerſt,
Welt der Ideale, der ewig beſtehenden Formen,
Als Vermittlerin zwiſchen dem Körper und Geiſt,
Wie die Welt von Ideen die Körper und Geiſter vermittelt,
So vermittelt der Schlaf Reiche des Lebens und Tods.
Komm, o ſüßer Schlaf, mit mohnbeträuftem Gefieder,
Komm als Vogel des Glücks ſetze dich mir auf das Haupt,
Daß ich eher erwach' und durch die Töne der Leyer,
Durch Betrachtungen rufe in's Leben die Nacht,
Dieſe und jene Welt vermittle mir itzo in Träumen,
Zukunft und Gegenwart durch den prophetiſchen Traum.

J. v. Hammer

Das Medaillon.

(Novelle von C. Straube.)

Es wallte Einer trüb und bang
Im Dämmerſchein den Wald entlang,
Ihn trieb ein ſehnendes Gefühl
Nach fernem kaum geahnten Ziel.

Und immer raſcher ſchritt er hin,
Und immer dunkler ward's um ihn,
Und immer wilder ſchien die Bahn,
Und immer rauher der Orkan.

Und immer heißer ſchlug ſein Herz,
Sein Sehnen brünſt'ger himmelwärts,
Und rieſelnd fiel ein dicker Thau; —
Er aber ſah kein Morgengrau.

Und immer bänger eilt er fort,
Sein Auge ſchier die Nacht durchbohrt,
Bis endlich an dem Himmel fern
Empor ihm taucht ein güld'ner Stern.

Und wie er ſchaut und deß ſich freut,
Da flimmert Alles weit und breit,
Und Stern an Stern durchglüht den Wald
In bunter, lockender Geſtalt.

Der Eine ſcheint geprägtes Gold,
Der Andre ſchimmert: Minneſold.

Der ſtrahlt als Orden Ehr' und Glanz,
Den vierten ſchmückt ein Lorbeerkranz —

Da faßt den Wand'rer hohe Luſt,
Vor Wonne ſpringt ihm ſchier die Bruſt,
Und ſchon vermeint er ſich am Ziel,
Und jauchzt mit kindiſchem Gefühl.

Und greift mit ſehnſuchtsvoller Hand
Hinauf nach eines Sternes Rand,
Und will ihn faſſen feſt im Lauf,
Und ſteigen zu den Sternen auf.

Da erſt erkennt er, wie im Traum,
Den himmelweiten Zwiſchenraum,
Und, daß nur aus dem Äthermeer
Die Sterne dämmern — ferneher —

Dem Pilger wird allmälich bang,
Und finſt'rer geht er ſeinen Gang;
Denn von den Sternen allzumal
Blieb nur ein kleiner matter Strahl.

Wie nach und nach auch der verglüht,
Fühlt ſich der Wand'rer krank und müd',
Und nur ein Plätzchen wünſcht er nun,
Die wunden Glieder auszuruh'n.

Und ſieh' — da dämmert auch der Tag,
Der morgenhell im Oſten lag;
Die Nebel ſchwinden, ſiegend bricht
Sich durch den Dunſt der Sonne Licht.

Dem Wand'rer wird das Auge feucht,
Er ſieht ſein braunes Haar gebleicht,

Er ſieht beſchneit die grünen Höh'n,
Und ſieht ſich ſelbſt — am Grabe ſteh'n.

Da ſchweigt ſein ſehnendes Gefühl,
Er ſieht nun dennoch ſich am Ziel,
Und neigt entſagend ſich und ſpricht:
„Es ſcheint wohl auch ein Irrwiſch — Licht."

Nicht beſſer, als durch die vorſtehenden Zeilen wüßte Schreiber dieſes das Gefühl auszudrücken, ſo ſich ſeiner bemächtiget, wenn das Bild der guten, alten Stadt N. an ſeinem Gedächtniſſe vorübergeht. — O ſüße Vaterſtadt, wie wohlthuend wirkt noch der Nachgenuß der Freuden, die du dem Knaben gönnteſt, auf den gereiſten, vielgeprüften Mann, deſſen Gemüth, wenn auch zerſplittert, dennoch in freudiger Wehmuth aufgeht und ſich verjüngt im Widerſchein der roſigen Sonne, die du ihm heraufführſt! — Ja, wahrhaftig, der Stern des Tages hat viel von ſeiner Wärme, das Blau des Himmels viel von ſeiner Friſche, das Gras von ſeinem herrlichen Grün, die Blumen von ihrem Dufte, überhaupt die ganze Welt unendlich viel von ihrer Schönheit verloren, ſeitdem ich von Dir gegangen, mein Vaterland, ſeitdem mir die Sonne nicht mehr in Dir aufgeht, ſeitdem ich nicht mehr von Deinem Boden zu dem Azurgewölbe aufblicke, ſeit ich nicht mehr Deinen üppigſchwellenden Grasboden betreten, nicht mehr das Arom Deiner Blüthen einſauge, ſeit ich nicht mehr von Deinen Höhen in die Gottesſchöpfung hinausſchaue, ſehnend, vertrauend, liebend. — Wohl iſt noch eine Liebe in mir geblieben, die Liebe zur Menſchheit, wenn ſchon ſie mich nicht liebevoll behandelt, noch wohnt ein Vertrauen in meiner Seele, das Vertrauen, daß ein gnädiger Gott mich endlich doch an's Ziel führen werde, und eine Sehnſucht wacht unvertilgbar in meiner Bruſt, die Sehnſucht, zu Dir zurückzukehren, wunderſeliges Land der Verheißung, wo meine Wiege ſtand neben den Gräbern der vorangegangenen Lieben, die unter kühlem Mooſe dem Wiederſehen entgegenſchlummern! — Doch ſtill, ſtill, ich hatte ſie ja eben eingewiegt, die ungeberdigen Kindlein: Wünſche, Hoffnungen, Ausſichten! — was ſtör' ich ſie aus der Ruhe, daß ſie nun allgeſammt auffahren und greinen und um Befriedigung ſchreien und mir den ſchönen Tag der Erinnerungsfeier verkümmern!

Gib dich zur Ruh' bewegtes Herz,
Du mußt das wilde Treiben laſſen;
Wenn's gar ſo heftig in dir brauſ't,
Kannſt du es nicht in Worte faſſen!

Und Worte thun mir ja Noth, da mir das Leben in der That, ſo wenig gehalten! — Worte und Thränen! — Ja, Thränen, daß ich ſo ſchön geträumt, ſo redlich geſtrebt, und ſo wenig errungen habe! — Iſt es doch beinahe, als ſtünde ich mit einemmale wieder in dem Thale meiner Kindheit und ſäuſelten die Bäume und fliſterten die Winde und dufteten die Blumen, und ſchlöſſen ſich auf die Gräber und nickten traute Geſtalten freundlich mir zu: „Du albernes Kind! iſt nicht dein Haar noch braun, wandelſt Du nicht noch im Lichte, vielleicht einen langen Weg? und haſt Du nicht Dein Theil hinweg, dieweil Du erkannt, daß Gott groß und Deine Brüder gut und die Welt ſchön iſt? — Komm zurück und lebe, lebe in uns, mit uns, für und bei uns! — komm zurück. — Und die Gebilde verſchweben, ich bin allein und nichts iſt mir geblieben als ein unendliches Weh in der Bruſt und das Gemälde des theuern Städtchens, das vor meiner Phantaſie deutlich abgeſchildert ſteht, und in deſſen Gefolge eine Reihe von Empfindungen, Sagen und Geſchichten wieder auftauchte, die dem Ehemals angehören; denen aber die Gegenwart wohl einige Merkmale ihres ehernen Stempels aufgedrückt haben möchte.

Eine derſelben will ich für den günſtigen Leſer in dieſen Blättern niederlegen und nur wünſchen, daß ſie ihm einen kleinen Theil jenes Vergnügens gewähren wolle, welches meine jugendliche Seele empfand, als ich athemlos laufend, ſie zum Erſtenmale vernahm.

Faſt unmittelbar außerhalb eines Thores der vorerwähnten Stadt beginnt eine ſehr ſchöne, guterhaltene Kaſtanienallee, der Fürſtenweg genannt, ein Lieblingsſpaziergang der Bewohner. Derſelbe erſtreckt ſich, zwiſchen Weingebirgen und Äckern hinlaufend, faſt eine Stunde weit, bis an einen, durch ein Wäldchen alter Weidenbäume romantiſch bekränzten Bach, deſſen Mündung in einen kleinen See ausſtrömt, welcher kaum eine Schußlänge entfernt herüberblickt und deſſen Fiſche, wie man ſagt, bis in die Reſidenz verführt werden.

Wenn man aus dem Weidenwäldchen heraustritt, ſieht man auf ein einſames, wohlgebautes Haus, die Wohnung des Fiſchers, dem die obrigkeitlichen Fiſchbehälter anvertraut ſind. Das Gebäude liegt auf einer kleinen Anhöhe, von welcher man ein weites, zwar fruchtbares, aber ziemlich monotones Blachfeld überſieht, dem nur einige ferne Dorfchen und bewachſene Bergrücken etwas Färbung ertheilen.

Dieſe Allee nun wandelte eines Abends im hohen Sommer eine auserleſene Geſellſchaft von Damen entlang, aus dem nahen Bade Dorfchen nach der Stadt zurückkehrend. Sie waren keinesweges in derſelben heimiſch, hielten ſich aber dieſe ſchöne Jahreszeit hindurch daſelbſt auf, um der ausgezeichnet reinen Luft zu genießen, die ein Arzt, einer der Hauptperſonen zur Reconvaleſcenz von einer ſchweren Krankheit namentlich anempfohlen hatte.

Die Wagen waren vorausgeſchickt worden und die Geſellſchaft befand ſich größtentheils in der heiterſten Laune. Ich ſage größtentheils, weil zwei Herren darunter waren, deren Stimmung keinesweges zu der Munterkeit der übrigen zu paſſen ſchien, denn ſie redeten kein Wörtchen und warfen ſich bisweilen nur finſtere Blicke zu, wenig geeignet, die Bitterkeit ihrer Herzen zu verhehlen. Indeſſen, die Andern waren entweder zu tief von der eigenen Fröhlichkeit eingenommen oder die Dämmerung verhinderte ſie, das gehäſſige Mienenſpiel zu unterſcheiden, mit einem Worte, Niemand nahm von dem verhaltenen Grolle der beiden Sprachloſen

Kenntniß, bis eine zufällig hingeworfene Frage der jungen Dame, inmitten der kleinen Karavane, die Entdeckung herbeiführte.

„Sagen Sie mir, Emil," hub ſie an, „haben wir noch weit bis zur Stadt? — Mich dünkt, die Allee wolle gar nicht mehr enden."

„„Noch wenige Schritte,"" erwiederte der Gefragte, „„und wir ſtehen am Zollhauſe.""

Der Ton, womit Emil dieſe Worte ausſprach, klang ſo gepreßt, ſo fremdartig, daß, wie auf einen Schlag die ganze Geſellſchaft ſich nach ihm herüberwandte und durch dieß Näherrücken nunmehr die feindliche Spannung in den Geſichtern der Jünglinge gewahr wurde.

„Alle Teufel," rief ein ältlicher Herr in Uniform und mit einem hölzernen Beine bei dieſem Anblicke, „was ſoll das bedeuten, ihr Jungens? — Emil, Victor, was fehlt Euch? habt ihr einen Anfall von Kolik, daß Ihr ſo verzwickte Grimaſſen ſchneidet?"

Die Angeredeten läugneten nun zwar aus allen Kräften, daß ihnen irgend etwas fehle, allein es war Etwas in ihren Zügen, in ihren Worten und Geberden, das auf Gereiztheit hinwies, wie ſie ſelbſt ein Meiſter in der Verſtellungskunſt ſelten ganz verbergen kann, und die gewöhnlich um ſo lebhafter hervortritt, jemehr man ſie unerkennbar machen möchte.

Wenn in einem Muſikſtücke, das von mehreren Inſtrumenten ausgeführt wird, ein einziges ſchlecht geſtimmt iſt, ſo muß dieſer Umſtand ohne Zweifel auf die Wirkung des Ganzen ſehr nachtheilig einwirken. Die

Harmonie iſt geſtört und die Piece wird eben ſo wenig gefallen, als wenn die ſämmtlichen beſchäftigten Tonwerkzeuge eine unrichtige Stimmung hätten.

So iſt es auch in der Geſellſchaft. — Laßt ein einziges Mitglied einer ſolchen mißlaunig werden, ſo iſt die Freude Aller getrübt und Wermuth mengt ſich in den Becher ihres Vergnügens, zumal wenn der Gegenſtand der Störung, wie es hier mit den jungen Männern der Fall war, Allen lieb iſt und ſonſt eben nicht an ſchwarzer Galle zu laboriren pflegt.

Nach einigen vergeblichen Verſuchen, die Jünglinge zur Mittheilung zu bewegen, ſonderte ſich die ganze Geſellſchaft in Parteien, je nachdem die einzelnen Individuen zu dem einen oder dem andern der Verſtimmten bisher in näherem Verhältniſſe geſtanden hatten. Das Geſpräch verwandelte ſich nun in ein Geflüſter und es bildeten ſich ſogar Gruppen, deren eine Victor'n, der andere Emil'n zum Mittelpuncte hatte. Nur die junge Dame und der Obriſt ſchienen neutral, da ſie ſich von den übrigen iſolirten und ſo gleichſam ihre volle Unabhängigkeit von den feindlichen Mächten zu erkennen gaben.

Indeſſen waren auch ſie in einer lebhaften Unterredung begriffen, deren Gegenſtand die üble Stimmung der Jünglinge ſein mochte; denn von Zeit zu Zeit tauchten aus den leiſen Worten des Obriſten oder Aureliens, ſo hieß die Schöne, Emil's oder Victor's Namen empor, mit erhöhter Stimme und einem Tone ausgeſprochen, der unverkennbar von dem Intereſſe der Sprechenden zeigte.

„Gewiß wieder eine neue Eiferſüchtelei,“ bemerkte der Obriſt, die Du, Nichte durch irgend eine Unbedachtſamkeit veranlaßt haſt. Ich habe Dich ſo oft gebeten, vorſichtig in Deinen Reden und Handlungen zu ſein; allein es ſcheint Dir Spaß zu machen, wenn die beiden wackern Jungen, die ſonſt vertraute Freunde waren, um ihrer thörichten Liebe zu Dir einander in die Haare gerathen.

„„Pfui, Oncle““ — entgegnete das Fräulein — „„pfui, wenn Sie mich dieſer koketten Künſte für fähig halten. Die Ruhe eines Mannes, beſonders eines ſo edlen, hochgebildeten, als unſere beiden Freunde ſind, iſt mir zu ehrwürdig, als daß ich ſie zum Spielzeug meiner Laune machen ſollte! — Bei unſerer Abfahrt aus dem Badehauſe war zufällig Victor in meiner Nähe und hob mich in den Wagen; da ich indeſſen die Haſt bemerkte, womit Emil ſich an den Schlag drängte, ſo bog ich mich noch einmal aus dem Kutſchfenſter und reichte ihm meinen Shawl, unter dem Vorwande, wir ſäßen ſo gedrängt, daß ich beſorgte, ihn zu zerknittern und mit der Bitte, ihn mir zu verwahren bis in die Allee, wo wir auszuſteigen verabredet hatten. Triumphirend nahm Emil das Tuch und Victor wurde todtenblaß, denn, wie ich nun wohl einſehe, Beide legten dieſen Umſtand als eine beſondere Aufmerkſamkeit aus. Als wir am Fiſcherhauſe anhielten, ſtürzten Beide gleichzeitig zum Wagen und es war beinahe lächerlich, mit welchem Eifer ſie auf das Glück Jagd machten, mich herausheben zu können. Ich wußte keinen andern Ausweg zu treffen, als daß ich Jedem von Ihnen einen Arm hinhielt, was mir aber beinahe ſchlimm zu ſtehen gekommen wäre, denn ſie faßten mich mit einer ſolchen Heftigkeit an, daß ich beſorgte in zwei Theile zerriſſen zu werden. Schon damals ſah ich die grimmigen Blicke, womit ſie ſich gegenſeitig anblitzten; doch ich wagte es nicht, ihren Mißmuth zur Sprache zu bringen, weil ich eine unangenehme Erörterung vermeiden wollte, bei welcher ich natürlich hätte eine peinliche Rolle ſpielen müſſen. Indeſſen konnte ich aus einzelnen Worten und Bitterkeiten mit leichter Mühe entnehmen, daß es bereits zwiſchen ihnen zu Erklärungen gekommen ſei, und daß ſie auf das heftigſte gegen einander erbittert ſeien. Ich verſuchte es zwar, dieſen Groll zu begütigen; aber jedes freundliche Wort, das ich an einen von ihnen richtete, ſchien ein Stachel für des Anderen Bruſt zu werden und ſchürte die wechſelſeitige Entrüſtung immer wilder auf: ich wurde daher endlich meiner vergeblichen Anſtrengung müde und ſchloß mich an die übrige Geſellſchaft an. Nun aber bereue ich es vom Herzen, denn vielleicht hätte ich den Streit doch geſchlichtet, während es jetzt den Anſchein hat, als hätte der Wurm mittlerweile ſich Beiden nur tiefer in das Innere gefreſſen, ſo daß das Übel ſchwer zu heilen ſein dürfte.""

„Unſelige Leidenſchaft!" rief der Obriſt, „da zerreißt ſie wieder ein ſchönes Band, das für die Ewigkeit geknüpft ſchien! Aber wir müſſen in jedem Falle dazuthun, daß es wenigſtens zu keinem Äußerſten kommt,

— Beide ſind jung, reizbar — wer weiß, wohin das am Ende noch führen möchte!»

Damit ließ er den Arm ſeiner Nichte los und bemächtigte ſich Victor's, den er aus dem Kreiſe ſeiner Bekannten herausholte. Dann rief er Emil'n, nahm ihn an den andern Arm und blieb hinter den übrigen zurück, indem er angelegentlich mit den Jünglingen zu reden ſchien.

Als die Geſellſchaft an Aureliens Wohnhauſe Halt machte und alle Blicke ängſtlich auf den beiden Feindſeligen hafteten, ſahen ſie ſich angenehm überraſcht, als dieſe ſich die Hände reichten, dann einander in's Auge ſchauten und ſich in einem langen, gerührten Kuſſe umfaßten.

Das Fräulein warf ihrem Oheim einen dankbaren Blick zu, dieſer aber rieb ſich vergnügt die Hände und fliſterte: „Es ſind ein paar treffliche Burſche und Gelehrten iſt gut predigen. — Damit Baſta.»

Ungefähr eine Stunde nach der Rückkehr unſerer Geſellſchaft pochte es an der Thür des Doctors Müller, eines Arztes von großer Bildung, der die Partie nach dem Bade ebenfalls mitgemacht hatte.

Auf ſeine Frage ward ihm die Meldung, daß die Frau des Inſpectors auf der Inſel plötzlich ſchwer erkrankt ſei und dringend ſeiner Hülfe bedürfe; der Mann habe einen Wagen geſchickt, der vor dem Hauſe halte und er möchte keinen Augenblick ſäumen, um der Leidenden beizuſpringen, die ſchwächlicher Leibesconſtitution und Mutter von ſechs Kindern ſei.

Doctor **Müller** war noch angekleidet, da er erſt ganz kürzlich die Geſellſchaft verlaſſen hatte; er ergriff daher ohne ſich lange zu beſinnen, ſein Beſteck mit ärztlichen Apparaten, das er immer bei ſich zu führen pflegte, ſtieg die Treppe hinab und im Nu raſſelte die Kutſche mit ihm davon.

Der Weg nach der Inſel, einem ſehr hübſch gelegenen Eilande in dem benachbarten Weiher, ging durch die Fürſtenallee und war eben nicht im glänzendſten Zuſtande, denn an Gruben, Unebenheiten, Erdfällen und dergleichen mangelte es daſelbſt nicht und die Paſſage war für Fuhrwerke keinesweges angenehm. Der Kutſcher ließ daher ſeine Roſſe nur einen leidlichen Trott gehen und unſer Doctor hatte Muße genug, ſich die, vom Mondſtrahl romantiſch beleuchtete Landſchaft zu betrachten, oder auch philoſophiſche Betrachtuugen über die Mißlichkeit einer Knüppelſtraße anzuſtellen.

Inzwiſchen mochte er wohl bei dem kurz vorher Statt gehabten Souper ſich ſo ſehr gütlich gethan haben, daß er wenig Laune zu dergleichen Anſtrengungen erübrigt hatte, denn er lehnte ſich mit ziemlicher Apathie in eine Ecke des Wagens und verſank allmälich in einen Zuſtand, der dem Schlafe näher war als dem Wachen, wobei das unſanfte Rütteln der Chaiſe ihn von Zeit zu Zeit auf eine eben nicht willkommene Weiſe an die, in Federn ſchwebenden Schwimmer der Reſidenz erinnerte.

Raſches Traben von Pferdehufen riß ihn aus ſeiner Träumerei empor.

„Guten Abend, Doctor,“ rief eine bekannte Stimme in den Wagen hinein — er fuhr an das Fenſter und ſah eine männliche Geſtalt in wildem Galop vorbeiſauſen, die er an den wallenden Federn des Hutes und an der Uniform leicht für Victor erkannte, der mit ſeiner Compagnie im nahen Badeorte einquartirt war, und allem Anſcheine nach heimritt.

»Über den Tollkopf,« murmelte der Doctor in den Bart, »ſprengt er nicht dahin, als gält es ein Wettreiten? Hals und Beine riskirt er mit ſeinem ſinnloſen Fluge und iſt doch ſo gut als Hahn im Korbe bei dem reizenden Fräulein, der reichen Erbin, der liebenswürdigſten ihres Geſchlechts. — Übrigens ein trefflicher junger Mann, vorzüglicher Officier und geachtet von Alt und Jung. — Fräulein Aurelie will es nur nicht Wort haben, daß er ihr höher gilt als alle Männer der Erde; doch ſo Etwas verräth ſich durch tauſend geringfügige Kleinigkeiten, die unſer Einem leicht das Verſtändniß geben, da man allerwege der Vertraute der Damen iſt und die Diagnoſe der Herzenskrankheiten eben ſowohl zu ſtudiren Gelegenheit hat, als jene anderer Übel. — Verdient es auch vollkommen — der liebe Hauptmann; vollkommen, wenn gleich Emil nicht weniger werth ſein dürfte als er! — Nun, das iſt Geſchmackſache und geht mich eigentlich auch gar nichts an.«

Er bog ſich einmal aus dem Schlage und nickte dem jungen Manne freundlich nach; doch dieſer war bereits ſeinem Geſichtskreiſe entſchwunden und nur dumpf hörte man noch bisweilen das Schellen der Hufſchläge aus der Ferne ertönen.

In dieſem Augenblicke donnerte es von der Stadt her wie die wilde Jagd, und ein zweiter Reiter mit weitflatterndem Mantel flog im ſtäubender Eile am Kutſchenſchlag vorbei. Feuer ſtob von den Hufen ſeines Roſſes und er ſchien auf Sturmesfittigen zu ſchweben, denn in dem Momente, wo der Doctor ſeiner anſichtig wurde, hatte er ihn auch bereits aus dem Geſichte verloren.

„Hu, der hat Eile!“ fliſterte er vor ſich hin, zuckte jedoch plötzlich, wie tief erſchreckend, in ſich zuſammen und rief haſtig zum Kutſcher hinaus:

„He, Landsmann, haſt Du den Herrn nicht erkannt, der da eben, wie ein Beſeſſener, an uns vorüber galopirte.“

„„Nein, Euer Geſtreng',““ war die Antwort; „„bin erſt ſeit drei Tagen bei dem Inſpector im Dienſte und heut zum erſten Male nach der Stadt gekommen, auch nicht aus der Gegend zu Hauſe.““

„Konnteſt Du auch ſeinen Anzug nicht unterſcheiden, Schwager?“

„Soviel mich das Mondlicht und ſeine Haſt erkennen ließ, trug er einen aſchenfarbigen Staubmantel und eine Jagdmütze mit einer Feder. Weiter konnte ich in der Geſchwindigkeit nichts ausnehmen.““

Der Doctor ſchlug die Hände ängſtlich zuſammen und ſchrie: „Dann fahre, was Du aus Deinen Kleppern herauspeitſchen kannſt und ſollten ſie auch darüber zuſammenbrechen, es gilt ein Unglück zu verhüten!»

Ungläubig ſchaute der Burſche dem Doctor in's Geſicht, dieſer aber riß ihm die Peitſche aus der Hand, und führte einige ſo eingreifende Hiebe auf die Gäule, daß ſie knirſchend emporſtiegen, dann mit einer Schnelligkeit ausriſſen, als wüßten ſie was es hier gälte. Gleichzeitig beſtürmte er das Herz ſeines Wagenlenkers mit Bitten, Verſprechungen, ja ſelbſt mit Flüchen und die Karrete rumpelte mit einer Eile dahin, die ihr ſeit ihrer Exiſtenz noch nicht zu Theil geworden war.

Müller ſchien aber noch immer nicht zufriedengeſtellt, denn er hörte nicht auf, ſeinen Veturino anzuſpornen und murmelte überhaupt, ohne abzulaſſen, unverſtändliche Laute, die man für Angſtgeſchrei, für Gebet oder auch für Wahrzeichen eines irregewordenen Verſtandes nehmen konnte.

„Sie lebten ſchon ſeit längerer Zeit,» ächzte er, „in offenbarem Zwieſpalt um das Fräulein, für welche Beide Liebe hegen, heute brach ihr Hader in offenbare Feindſeligkeit aus, zwar gelang es dem Obriſten, ſie wieder zu verſöhnen, wenigſtens ſchienen ſie das, allein wer weiß, welchen Nahrungsſtoff ihre erhitzten Gemüther ſpäter wieder in ſich aufnahmen, die wahnwitzige Haſt, womit Emil der Spur des Hauptmanns folgte, es gibt ein Unglück, ein Unglück, wo nicht gar Mord und Todtſchlag!»

Die letzteren Worte wimmerte der Doctor mehr als er ſprach, aus der beklommenen Bruſt hervor und ſetzte dabei dem Kutſcher ſeinen ſpitzen Ellenbogen ſo empfindlich in die Seite, daß dieſer hell aufſchrie und die erſchrockenen Pferde wie die Windsbraut über Stock und Stein mit der Kutſche davonflogen. Müller aber kreiſchte fortwährend mit gellender Stimme: „vorwärts, immer vorwärts, es gibt ein Unglück, ein Unglück!“

Wolken zogen über den Mond hin, die Gegend verhüllte ſich in unheimliches Dunkel, der brave Arzt aber ſtand aufrecht im Wagen, indem er ſich mühſelig an den Wänden deſſelben anhielt und ſchaute angeſtrengten Blickes nach der Gegend, in welcher die Reiter verſchwunden waren, lauſchte mit eingehaltenem Athem, ob kein ferner Hufſchlag, kein Lärm ſtreitender Stimmen ſich vernehmen laſſe, gewiß bedauerte er zum erſten Male, die ritterlichen Künſte vernachläſſigt zu haben, die ihn nun in den Stand geſetzt hätten, auf losgemachtem Gaule, mit aller Beſchleunigung, den Jünglingen nachzufliegen, die, wie er befürchtete, nichts Gutes im Schilde führten.

Unfern des am Ende der Allee ſich ausbreitenden Wäldchens kam es ihm plötzlich vor, als bemerke er Bewegung unter den Bäumen und ſchalle verworrener Lärm dumpf herauf. Er erinnerte ſich, daß in der Mitte des Wäldchens ungefähr eine ſchmale Brücke über das Bächlein führe, das hindurchläuft, es fiel ihm ein, daß der, durch dieſe Paſſage hervorgebrachte Aufenthalt leicht den Vorſprung des Verfolgten ausgleichen könnte und ſeine Angſt erreichte den höchſten Grad.

„Emil, Victor, haltet ein,“ ſchrie er mit heiſerer Kehle. „Um Gotteswillen, haltet ein!“ Dabei bog er ſich, ſo weit er konnte, über den Wagen und focht heftig mit den Armen in der Luft, als könnte er durch dieſe Bewegung dem Gange ſeines Fuhrwerkes nachhelfen, plötzlich blitzte es unter dem Schatten der Weiden auf, eine Detonation folgte unmittelbar darauf und mit dem gellenden Rufe: „Es iſt zu ſpät,“ ſank der Doctor zurück.

Da fiel ein zweiter Schuß. Gleichzeitig hielt der Wagen, und der Kutſcher bog ſich beſorgt nach ſeinem Paſſagier zurück.

„Euer Geſtreng',“ fliſterte er und kratzte ſich hinter den Ohren, „mir ſcheint, dort im Wäldchen iſt's nicht geheuer; ich will lieber ſeitab lenken, wenigſtens ſieht man heraußen doch mit wem man's zu thun hat.“

Dieſe Anrede brachte den Arzt wieder zur Beſinnung. „Spitzbube,“ donnerte er, „wo Du ein Haar breit von dem Wege abweichſt, bringe ich Dich an den lichten Galgen. Fahr zu, was Du aus Deinen Rackern herausprügeln kannſt, vielleicht kann ich noch retten, und dann will ich Dich fürſtlich belohnen!“

Der Burſche machte noch einige Einſprüche wegen der Gefahr, der ſie ſich vermuthlich ausſetzten; allein das ſpaniſche Rohr des Doctors legte ſich ihm ſo unſanft über den Rücken, daß er ohne weiteres Bedenken in die Gäule peitſchte und ſie in wenigen Augenblicken am Rande des Wäldchens anlangten.

Raſch ſprang hier Müller aus dem Wagen, der ſeine Eile nur gehemmt haben würde und rannte blindlings in das Dunkel hinein.

Er war nicht im Stande, irgend einen Gegenſtand zu unterſcheiden; denn ſelbſt, wenn der Mond hinter dem Gewölke hervorbrach, vermochte er die dichte Nacht der Bäume nicht zu durchdringen; allein ſeine Ortskenntniß und eine inſtinctmaßige Ahnung ließen ihn den ſchmalen Pfad finden, der nach der Brücke leitete.

Ein matter Schimmer ſtahl ſich hier durch die Wipfel der etwas entfernter von einander ſtehenden Bäume und der Doctor gewahrte ein Pferd, das müßig am Bächlein graſ'te. Mit einem ſchnellen Blicke kreiſ'te er über den kleinen Raum zunächſt des Hauſes, das, wie geſagt, als herrſchaftlicher Fiſchbehälter dient, aber gewöhnlich auch jetzt unbewohnt war, da ſchien es ihm, als rege ſich Etwas unter den Weiden, er ſchritt darauf los und erkannte eine männliche Geſtalt in gebückter Stellung, gleichſam als ſuche ſie am Boden. Das Geräuſch ſeiner Fußtritte ſchreckte ſie auf, Müller erkannte, daß der Mann ſich ſchnell erhob, einen ſchmerzlichen Seufzer ausſtieß und dann nach dem Pferde eilte, das er beſtieg und ſpornſtreichs von hinnen galopirte.

Im Vorübergehen däuchte es den Arzt, als erkenne er Emil's Geſtalt, regungslos ſah er ihn vorübergleiten und ſtürzte dann der Gegend zu, die jener verlaſſen hatte.

Ein Körper lag am Boden, ſchnell griff der Doctor nach dem Pulſe, er ſchlug nicht mehr, Alles war eiskalt, er hatte eine Leiche zu ſeinen Füßen.

Ein kläglicher Jammerton entfuhr ſeiner Bruſt, da kam der Kutſcher mit den Pferden, ſprang mit einer Blendlaterne herzu, ach, was der Doctor befürchtet, was er geahnt hatte, war erfüllt; es war des Hauptmann's Leichnam, den er vor ſich erblickte; ein Schuß, gerade an der Stirn, hatte ihn gefällt.

Wenige Symptome genügten, um ihn zu überzeugen, daß hier nichts mehr zu hoffen ſei und er wollte eben aufſtehen, um mit dem Knechte die Maßregeln zu verabreden, die hier zu treffen ſeien, als er etwas Glänzendes im Graſe bemerkte, das unmittelbar neben der Leiche lag. Er hob es auf und erkannte ſogleich ein Medaillon, das Emil gewöhnlich zu tragen pflegte, und das die Porträts ſeiner Eltern enthielt. Um über dieſen letzteren Umſtand noch ſicherer zu ſein, drückte er an der Feder, die den Deckel regierte, ſie ſprang auf und der Anblick der wohlbekannten Bilder, die er oft geſehen hatte, gab ihm die volle Überzeugung, daß die Geſtalt, die ſo eben entflohen, Niemand Anderer geweſen ſein könne als Emil, daß dieſer zum Mörder ſeines unglücklichen Freundes geworden war.

Dem Erſchlagenen fehlte nicht das Geringſte von ſeinen Habſeligkeiten, von Schmuck, Nippes und dergleichen, was einem andern Verdacht hätte Raum geben können; ſomit unterlag es, bei der Vergleichung mit den übrigen Umſtänden, auch nicht dem leiſeſten Zweifel, wer die Unthat begangen habe. Eiferſüchtige Rache, wüthende Leidenſchaft, waren die Triebfedern einer Handlung geweſen, die der Menſchheit zwei würdige Glieder raubten, die einen Jüngling in den Tod ſtürzten, dem das Leben noch ſchöne Früchte verſprach und einen Andern zum Kain machten, deſſen Seele nicht für das Verbrechen geſchaffen ſchien.

Müller ſtand eine Weile wie angedonnert da, er wollte nicht glauben, was er erblickte; er ſchien ſich ſelbſt zu überreden, daß Alles nur hölliſche Gaukelei eines Traumes ſei, doch das ängſtliche Dringen des Kutſchers, dem unter ſolchen Umgebungen nicht recht heimlich zu Muthe ſein mochte, oder der ſich des Leidens ſeiner Gebieterin erinnerte, nöthigte ihn, ſich zu ſammeln und ſeine Gedanken auf die Gegenwart zurückzurufen.

Er befahl dem Burſchen, den Entſeelten in die Kutſche zu ſchaffen und ſchleunigſt nach der Stadt zurückzukehren; doch dazu wollte ſich Jener in keinem Falle herbeilaſſen, weßhalb ſie übereinkamen, zuerſt nach der Inſel zu fahren, wo der Arzt ſeines Amtes pflegen ſollte, dann aber ungeſäumt nach der Stadt zu eilen.

Dieſer Entſchluß wurde unverzüglich in's Werk gerichtet; thränend hob der Doctor den Verunglückten in den Wagen und im Fluge ging es dem Orte ſeiner Beſtimmung zu.

Im Städtchen war am nächſten Morgen Alles in Allarm, Beſtürzung und Theilnahme auf jedem Geſichte zu leſen.

„Hauptmann Victor," hieß es, „ſei tief in der Nacht vom Doctor Müller ermordet gefunden und zurückgebracht worden. Fräulein Aurelie falle aus einer Ohnmacht in die andere, und die Gerichte ſeien in voller Thätigkeit, um den Thatbeſtand zu erheben. Rückſichtlich des Thäters raunte man ſich verſchiedene Muthmaßungen in die Ohren, aus denen Niemand recht klug werden konnte, obgleich Manche mit bedenklichen Mienen darauf hindeuteten, es ſei wirklich ſonderbar, daß der Aſſeſſor von Heidenau, dieß war Emil's Familiename, ſeit geſtern Abends wie verſchwunden ſei.

Wie das in kleineren Orten ſchon ſo geht, dergleichen Winke pflanzten ſich von Mund zu Mund fort, an erklecklichen Zuſätzen nicht ermangelnd, und noch denſelben Vormittag erzählte ſich Jung und Alt als Gewißheit, der Hauptmann ſei durch des Aſſeſſors Kugel meuchleriſch gefallen, weil das Fräulein ihn vorgezogen hatte, und ſei dann über die nahe Gränze in's Ausland entflohen, indeſſen habe man gegründete Hoffnung, ſeine Auslieferung zu erwirken.

Mittlerweile befand ſich Aurelie allerdings in der traurigſten Lage. Durch Unvorſichtigkeit eines Domeſtiken war ſie ganz unvorbereitet zur Kenntniß des traurigen Ereigniſſes gekommen, und wie natürlich mußte ſie auf das Fürchterlichſte davon erſchüttert werden. Ohne ſich irgend einer poſitiven Schuld bewußt zu ſein, ſpiegelte ihr dennoch der Reflex jener Kataſtrophe manche Kleinigkeiten als Vergehungen vor, durch welche ſie unfreiwillig den Anlaß zu dem Zwieſpalte der Jünglinge gegeben hatte, und ſie war troſtlos minder über den Gedanken, wie ſehr ein Flecken dieſer Art ihren guten Ruf compromittiren müſſe, als durch die Vorſtellung, gewiſſermaßen ſelbſt das blutige Ende eines liebenswürdigen und treu liebenden Mannes herbeigeführt zu haben. Daher war ſie auch unempfindlich gegen alle Troſtgründe, die der Obriſt und ihre übrigen Freunde an ſie verſchwendeten; ſie hatte nur Sinn für die Schwere ihres Unglückes, für die Größe ihres Verluſtes.

Inzwiſchen hoffte ſie noch immer, daß Alles nur Gerücht und Müller's Ausſage im Stande ſein würde, dasſelbe niederzuſchlagen: es lief daher Bote über Bote nach des Doctor's Wohnung, um ihn eilend zu dem Fräulein, das ſich in Wahrheit ſehr leidend fühlte, zu beſcheiden; allein immer kam eine verneinende Antwort. Er war ſehr früh des Morgen ſeiner Praxis nachgegangen, nachher aber auf das Stadthaus citirt worden und ſeitdem nicht mehr zurückgekehrt, die Vernehmung mußte demnach ſehr umfaſſend ſein, und es war nichts Anderes zu thun, als in Geduld zu warten, bis die Behörde ihn freigeben würde.

Wäre nur wenigſtens nicht auch der Kutſcher, der den Doctor geführt hatte, vorgeladen geweſen; vielleicht hätten ſich durch ihn einige Daten herausbringen laſſen, die Licht über das Ganze geworfen hätten; doch er hatte ebenfalls einen Ruf, vor der Behörde zu erſcheinen, erhalten, und ſo ſchien es ſchlechterdings unmöglich, vor der Zurückkunft des Doctors mit der Sache in's Klare zu kommen.

In der peinlichſten Kümmerniß ſah das Fräulein die Straße entlang, durch die er erſcheinen mußte; endlich bog eine Geſtalt um die Ecke, er war es ſelbſt und eilte mit großen Schritten auf das Haus zu.

Obwohl Aurelie längſt ſeiner Ankunft wartete, und auf ſein Erſcheinen vorbereitet war, ſo zitterte ſie dennoch, da er eintrat, der Athem verſagte ihr und ſie war genöthigt, ſich an die Lehne des Stuhles zu halten, um nicht zu ſinken; inzwiſchen mußte der bittere Trank doch einmal verkoſtet werden und ſie forderte daher den Doctor auf, ihr unumwunden die Wahrheit zu offenbaren.

Müller ſah ihr ernſt in die Augen, zerdrückte eine Thräne in den Wimpern und ſprach:

»Was geſchehen iſt, mein Fräulein, wiſſen Sie, alſo erſparen Sie mir den Schmerz der Wiederholung, dem ich wirklich nicht gewachſen bin. Leider iſt es nur allzu gewiß, daß der unglückliche Jüngling durch die Waffe Desjenigen fiel, welchen die Erinnerung an frühere Freundſchaft ſelbſt des Gedankens einer ſolchen That hätte unfähig machen ſollen.»

»»Alſo wirklich wäre Emil der Mörder?»» ſtöhnte Aurelie, ſich das Antlitz verhüllend.

»Nicht der leiſeſte Zweifel kann weiter obwalten. Ich ſah ihn mit einer Eile, die gewiß nicht unabſichtlich war, an mir vorüberſtäuben, unmittelbar in des Hauptmanns Spur; ich hörte den Schuß, ſah ihn an dem Leichnam knien, der Mond ließ mich ihn deutlich erkennen, und endlich, wenn noch irgend ein Reſtchen von Ungewißheit zurückgeblieben wäre, das Medaillon würde es zuverläſſig widerlegen."

„„Welches Medaillon?""

„Jene goldene Kapſel, blau emaillirt, mit ſeinem Namenszuge und den Portraits ſeiner Eltern, das der Aſſeſor immer auf der Bruſt trug."

„„Nun, dieſes Medaillon?""

„Ich fand es, im Graſe verſtreut, unmittelbar an der Stelle, wo Emil gekniet hatte, als ich ihn an der Leiche überraſchte."

„„Gott im Himmel,"" rief das Fräulein außer ſich, „„dann iſt der Beweis nur zu ſprechend.""

„Seine Flucht," fuhr der Doctor fort, „iſt ein weiteres Argument gegen ihn. Fühlte er ſich rein, er wäre gekommen, um durch ſeine Gegenwart alle böſen Vermuthungen niederzuſchlagen; doch er iſt verſchollen und hat ſomit ſtillſchweigend eingeſtanden, daß ihn das Gewiſſen drücke."

„„Und, hat man Maßregeln getroffen, um ihn einzubringen?""

„Die ſorgfältigſten; doch die Gränze iſt allzu nahe und Jenſeits findet er tauſend Mittel, um der Gerechtigkeit ein Schnippchen zu ſchlagen."

„„Und,"" fragte Aurelie weiter, indem ſie ſchüchtern die Augen ſenkte, „„haben Sie alle dieſe Umſtände bei Gericht deponirt?""

„Nach meiner Schuldigkeit haarklein. Ich bedauerte nur, daß ich das Medaillon nicht vorzuweiſen im Stande war.

„Wie kam das aber?““ fragte die Trauernde ſchnell, „„erzählten Sie nicht ſo eben, daß Sie es in Händen hatten?““

„Allerdings; aber durch irgend einen Zufall, oder durch Ungeſchick muß es mir wieder entfallen ſein; denn, trotz des eifrigſten Suchens, vermochte ich es heut Morgens nicht mehr zu finden. Allem Anſcheine nach ſchob es ſich, da ich mich bückte, den entſeelten Körper aufzuheben, aus der Bruſttaſche, und ſomit fehlt das vorzüglichſte Beweismittel für den Richter: nicht für mich, der ich apodictiſch gewiß bin, Emil und kein Anderer habe den wackeren Hauptmann erſchlagen.“

„„Richtet nicht, ſo werdet auch Ihr nicht gerichtet werden,““ lispelte die junge Dame, gleichſam unabſichtlich und ſetzte dann langſam hinzu: „„Lieber Doctor, Sie ſind etwas kurzſichtig, Sie konnten den Aſſeſſor verkennen, goldene Kapſeln mit Emaille gibt es mehrere in der Welt, die ſich ähnlich ſein können, ich für mein Theil kann mich nicht enthalten, zu glauben, daß Ihr Geſicht Sie trog, und daß Emil über kurz oder lang wieder an den Tag kommen werde, um ſeine allerdings verdächtige Flucht vollſtändig zu erklären.“

„Wenn ich Ihnen aber ſage, daß ich die Porträts beider Eltern ſah, daß mein Kutſcher mir den Anzug des Reiters vollkommen ſo beſchrieb, wie ich den Aſſeſſor eine Stunde vorher bei Ihnen bemerkt hatte, daß es ſich, bei der Unterſuchung ſeiner Effecten ergab, daß gerade die nämlichen Garderobeſtücke fehlten; daß—““

„„Sagen Sie, was Sie wollen; ich fühle in Emil's Seele, daß ſie für ein Verbrechen dieſer Art unzugänglich iſt.““

„Niemand wünſcht das ſehnlicher als ich, meine Gnädige; denn ich geſtehe Ihnen, der junge Mann war mir in's Herz gewachſen, Leib und Leben hätte ich für ſeine Redlichkeit verbürgt, ich könnte ihn umbringen, daß er mein Vertrauen ſo ſchmälich täuſchte; allein zweifeln, noch länger zweifeln, daß er die Unthat beging, das kann ich leider nimmermehr. Solis luce clarius, wie der Lateiner ſpricht, ſonnenklar ſteht ſeine Schuld vor mir!“

Der Obriſt trat ein und berichtete dem Arzte, daß die ausgeſandte Commiſſion ſo eben aus dem Wäldchen zurückgekommen ſei, ohne das Medaillon aufgefunden zu haben, daß aber wenige Schritte von dem blutigen Flecke am Fiſcherhauſe eine Piſtole entdeckt worden ſei, deren Rohr noch die Spuren des Schuſſes zeigte, und welche ſogleich als dem Aſſeſſor angehörig erkannt wurde.

Aurelie erblaßte bei dieſen Details und Müller wandte ſich mit triumphirender Miene nach ihr um: „Nun,“ rief er, „was ſagen Sie nun, Fräulein? Hab' ich mich noch getäuſcht?“

Die Gefragte antwortete nicht; allein ihr ganzes Weſen verrieth deutlich ihre tiefe Ergriffenheit. „„Und dennoch““ flüſterte ſie nach einer Weile, „„dennoch gebe ich unſeren Freund noch nicht verloren. Konnten es nicht Räuber ſein, die —““

„Auch ich pflichtete Anfangs dieſer Meinung bei,“ fiel ihr der Obriſt in die Rede, „aber dieſe würden ihrem Opfer ſchwerlich ſeine Uhr, Börſe und ſonſtige Koſtbarkeiten gelaſſen haben, von denen dem Hauptmanne nicht das Kleinſte fehlte. Es iſt ein ſo vollkommener Beweis hergeſtellt, daß es des Geſtändniſſes des Thäters nicht einmal bedürfte, um ihn ſeines Verbrechens überführt zu halten.“

„„Alſo zwei Freunde mit einem Schlage dahin,““ ſeufzte Aurelie. „Unglücklicher Victor, unglücklicherer Emil! wer ſich das geſtern Abend hätte träumen laſſen!““

Sie brach in Thränen aus und ſank ſchluchzend in einen Armſtuhl.

„„Und mein guter Ruf,““ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „„er iſt auf immer vernichtet. Seht ſie an, die Kokette, wird man ſagen, welche Schuld war, daß zwei Biedermänner Feinde wurden, daß der Freund dem Freunde den Tod gab. Mit Fingern werden ſie nach mir zeigen, Alles wird mich fliehen, wie das gelbe Fieber; doch was läge am Ende daran, wäre nur nicht ein Menſchenleben der Preis der Schmach! O, mit Freuden würde ich mich in eine einſame Zelle verbergen, könnte ich nur ihn, ihn zurückkaufen, deſſen Werth ich nun erſt ganz erkenne, da er für mich verloren iſt, den ich liebte, an dem alle Fäden meines Herzens mich feſthielten und ohne welchem das Daſein mir farblos, nüchtern und ohne Zweck erſcheint. — Alles wollte ich erdulden, jedes Opfer bringen.“

„Ach ich habe es lange bemerkt,“ klagte **Müller**, „und bin nicht einverſtanden geweſen: doch ein alter Knaſterbart, wie ich, iſt freilich in Sachen der Liebe nicht das competenteſte Tribunal — ich habe es lange bemerkt, daß Sie ſich nur anſtellten, als gälte Ihnen Einer ſo viel wie der Andere und daß Ihr Herz insgeheim bereits entſchieden hatte. Ich habe mich oft im Stillen gewundert, wie der Geſchmack doch ſo verſchieden ſein könne und wie Sie, trotz aller anſcheinenden Gleichheit des Betragens gegen Beide, dennoch dem Hauptmanne einen, wenigſtens für mich, ſo unzweideutigen Vorzug geben konnten.

Aurelie hob hier den umflorten Blick langſam nach dem Doctor empor und ſchaute ihn fragend an; er aber redete weiter:

„Läugnen Sie nicht länger, Fräulein! — Ich weiß, daß ich eine Unſchicklichkeit und Grauſamkeit begehe, wenn ich in einem Augenblicke, wie der jetzige iſt, Ihr Gemüth verletze, indem ich an Ihrer Wahl mäkle; allein, der Henker weiß, der vertrakte Junge muß mir's angethan haben, vernarrt war ich leibhaftig in ihm — ich ſehe jetzt freilich, daß das weibliche, feine Gefühl Sie den Mohren hinter der weißen Larve ahnen machte; indeſſen — ſtraf' mich Gott, um funfzig Perzent wäre mir der Aſſeſſor lieber geweſen!“

Die junge Dame ſtieß hier einen Schrei des tiefſten Schmerzes aus und wankte nach der Thür. Beſtürzt ſprang Müller an ſie heran; doch ſie wies ihn zurück und ſchleppte ſich, an des Obriſten Arm, nach ihrem Kabinete.

* * *

Mehrere Wochen ſchwanden vorbei, ohne daß man des flüchtigen Verbrechers hätte habhaft werden können und ohne daß demnach die Unterſuchung zu einem bedeutenden Reſultate gebracht worden wäre.

Aurelie ward mittlerweile von einer ſchweren Krankheit heimgeſucht, deren Behandlung ihren Angehörigen und unſerem Müller um ſo lebhaftere Unruhe einflößte, als die Quelle des Uebels durchaus nicht eruirt werden konnte. Allem Anſcheine nach hatte dasſelbe ſeinen Sitz im Gemüthe, und für dergleichen Leiden iſt Vertrauen die beſte Arzenei, Mittheilung das verläßlichſte Gegenmittel.

Dazu aber wollte ſich das Fräulein nicht herbeilaſſen und ſo doctorte Müller ſo ziemlich in's Blaue hinein, ungewiß, von welcher Seite er dem Schaden zu Leibe gehen ſollte. Während dem verfiel die Patientin zuſehends, die Blüthe ihrer Wangen umzog ſich mit einem Schleier, ihre Augen trübten ſich immer mehr und ihre Schwäche wuchs in dem Grade, daß ſie nur noch einem Schatten von vordem glich. Sie redete faſt gar Nichts, zeigte eine auffallende Gleichgültigkeit gegen Alles, was vorging und weinte unaufhörlich.

Dem braven Obriſt wurde nach und nach gewaltig bang und er würde mit Vergnügen, wie ihm der Arzt anrieth, die Gegend, welche ſo bittere Erinnerungen ſtets friſch erhielt, verlaſſen haben, hätte nicht der Zuſtand der Nichte die Ausfuhrbarkeit einer Reiſe als unmöglich dargeſtellt. Auch lehnte ſie jeden Wink, der darauf hindeutete, beſtimmt ab, und als eines Tages der Oheim, im Vereine mit dem Arzte dießfalls lebhaft in ſie drang, äußerte ſie eine ſo heftige Gereiztheit, daß man es nicht wieder wagen wollte, dieſes Kapitel in Anregung zu bringen.

Der Obriſt ſchüttelte bedenklich den Kopf und Müller zuckte die Achſeln, wenn die Rede auf dieß ſeltſame Benehmen der Kranken kam: der letztere gab auch nicht undeutlich zu verſtehen, es ſcheine, als lege es das Fräulein darauf an, ſich aufzureiben. „Wir haben" bemerkte er, „der Beiſpiele genug, wo eine Liebe, die, ſpät ſich ſelbſt erkennend, plötzlich aus ihrem Dunkel hervorbrach und vom Glücke nicht begünſtigt war, tödtlich geworden iſt und ich fürchte beinahe, daß unſere arme Aurelie in demſelben Falle ſein dürfte."

Natürlich waren dergleichen Ausſprüche eben nicht gemacht, den wackeren Kriegsmann in beſſere Laune zu verſetzen, und er fluchte oft recht ingrimmig über den Gedanken, dieſe Gegend beſucht zu haben, die für den Liebling ſeiner Seele ſo verderblich geworden war. Das liebenswürdige, junge Frauenzimmer war die einzige Tochter einer Schweſter, die ihm unendlich theuer geweſen war, er hatte ſie zur Erbin ſeines beträchtlichen Vermogens beſtimmt und konnte daher nicht anders als mit der ſchmerzlichſten Erſchütterung ihr Hinwelken anſchauen, das ihm den Verluſt ſeiner letzten und ſchönſten Lebenshoffnung drohte.

»Ich habe,« ſagte er eines Tages zu dem Doctor, der ſein unbedingtes Zutrauen genoß, »ich habe den ſchändlichen Burſchen, den Heidenau, geliebt wie einen Sohn und es gehörte zu meinen freudigſten Bildern, ihn an meines Mädchens Seite, mich ſelbſt im Kreiſe ihrer Kinder, zu denken: ja, ich will meine Schwachheit nur bekennen, ich war halb und halb daran, falls meine Nichte widerſtrebt hätte, mit einem Machtworte darein zu donnern: aber dafür haſſe ich ihn jetzt auch, wie die Feigheit, die ebenfalls im Finſtern kriecht und ihre Büchſe aus dem Strauche losbrennt und ich muß noch die Wolluſt haben, den Böſewicht am Rabenſteine zu ſehen. Ich bin ſonſt nicht unverſöhnlich und weiß aus Erfahrung, wozu die Leidenſchaft uns verleiten kann; doch ihn könnte ich vor meinen Augen verſchmachten ſehen und dazu lachen. Ich bin auch feſt entſchloſſen, nächſter Tage einen Kreuzzug gegen ihn anzutreten und nicht zu raſten, bis ich ihn eingebracht, den Hauptmann geſühnt und meiner Aurelie Untergang an ihm beſtraft habe.«

Doctor Müller theilte zwar des Obriſten Entrüſtung gegen den Flüchtling, verſprach ſich indeſſen nicht allzuviel von dem Ausfluge, den ſein Gönner beabſichtigte, rieth ihm auch davon ab, da er ja die Leidende hätte verlaſſen müſſen, was in jedem Falle ſehr gefährlich erſchien. Inzwiſchen wurde der Letzteren die liebevollſte Obſorge geſchenkt und die geſammte Mebicin in Bewegung geſetzt, um das Uebel hinwegzuſcheuchen, wenn gleich in der That der Erfolg keineswegs nach Wunſche ausfiel.

Freudig überraſcht ſahen indeß die beiden alten Herren eines Morgens das Fräulein mit auffallender Heiterkeit aus ihrem Zimmer treten und wie eines Cherubs Stimme ertönte ihnen der von ihr ausgeſprochene Wunſch, eine Spazierfahrt zu machen.

Es war zum Erſtenmale ſeit langer Zeit, daß ſie ſich von irgend einem Verlangen afficirt zeigte; dabei war der Ausdruck ihres Geſichtes, der Strahl, der aus ihren Augen blitzte, der Anflug von Purpur, wovon ihre Wangen uberflogen waren, die muthige Haltung ihres Körpers ſo hoffnungbringend, daß der Doctor ſich im Stillen uber den glücklichen Griff, den er in ſein Receptirbuch gethan, becomplimentirte und ſich vornahm, zu dem Mittel, das er zuletzt angewandt hatte, das Notabene zu machen: „gut gegen Herzweh und Gemüthskrankheiten. Probatum est.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Bitte nicht abgeſchlagen wurde und da Müller durch anderweitige Geſchäfte verhindert war, bot ſich der Obriſt zum Begleiter an.

Das Fräulein meinte zwar, der Oncle werde ſich langweilen und ſie fuhle ſich kraftig genug, um die Fahrt mit ihrer Kammerfrau allein zu unternehmen; doch dagegen proteſtirten beide Herren, und Aurelie mußte zuletzt, dem Obriſten für dieſen neuen Beweis ſeiner Güte dankend, mit ihm in den Wagen ſteigen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10943/014

Der Doctor verſprach noch, ſpäter vorzuſprechen, um ſich zu überzeugen, welche Frucht der Ausflug zur Folge haben werde.

Auf Befehl der Reconvaleſcentin lenkte die Kutſche nach der Richtung eines Wäldchens ein, das etwa eine ſtarke Stunde von der Stadt entfernt, ſich äußerſt anmuthig den Rücken eines Berges hinaufzieht, deſſen Stirne eine ausgezeichnet wohlerhaltene Burgruine krönt, und an deſſen Fuß die Kutſche hielt. Unterhalb des Gemäuers derſelben iſt eine kleine Grasfläche, von einem dichtbelaubten Eichenbaume überſchattet und die Ausſicht von dieſem Plätzchen gewährt eine Augenweide, wie man ſie ſelten ſo reizend, mannigfaltig und maleriſch finden dürfte. Der Berg iſt übrigens voll Höhlen, die der Aberglaube mit Ungeheuern, Geſpenſtern und anderen Schreckniſſen bevölkert, während der Forſt ſelbſt, dicht verwachſen, noch wenig durch ſpeculative Eigenthümer gelichtet und an einigen Stellen beinahe undurchdringlich iſt. Es lieſen wohl dunkle Gerüchte, daß der Wald zum Aufenthalte von Räubern diene, denen ſeine, gerade die Gränze zweier Länder durchſchneidende Lage, jedenfalls ſehr willkommen ſein mußte, auch murmelte man hier und da von Unglücksfällen, die ſich daſelbſt zugetragen haben ſollten; forſchte man aber ſolchen Sagen näher auf den Grund, ſo ergab es ſich, daß jene Unglücksgeſchichten Jedem nur vom Hörenſagen bekannt waren und daß, wenigſtens ſeit Menſchengedenken, Nichts vorgefallen ſei, was die Gegend, von der die Rede iſt, hätte in Verruf bringen können.

Auch ward ſie zu Landpartien häufig benützt, und nie rechtfertigte eine den Spaziergängern vorgekommene Unannehmlichkeit den böſen Leumund, in welchem Burg und Hain bei den alten Gevatterinnen und Baſen ſtanden.

Ungeachtet nun der Obriſt in Wahrheit ein höchſt vorurtheilsfreier und unerſchrockener Mann war, ſah er es dennoch nicht gern, daß ſeine Nichte gerade dieſe Gegend gewählt hatte; denn die beſorgte Liebe wird wieder abergläubig und malt ſich Dasjenige wenigſtens als möglich vor, was ihr die Vernunft als unſtatthaft darſtellt. Ohne eben an die Popanze der Sage zu glauben, fürchtete er dennoch die Möglichkeit irgend eines ungünſtigen Eindruckes, welcher dem Wohlſein der Geneſenden abträgig ſein konnte, und wollte daher das Erſteigen des Berges, welches nur durch einen dichtverwachſenen Hohlweg ausführbar war, ſchlechterdings nicht zugeben.

Aurelie war aber auf die Ausſicht von der Kuppe ſo erpicht und beſtand mit einer ſo ängſtlichen Hartnäckigkeit auf ihrem Wunſche, daß der Oheim, dem vor der Reizbarkeit ſeiner Nichte bange war, endlich nachgab und ſich zu der Wanderung anſchickte, die ihm durch ſeinen Stelzfuß keineswegs erleichtert wurde. Indeſſen humpelte er, ſo gut es anging, rüſtig an der Seite ſeiner Dame, die ſich von der Anſtrengung, womit er ſich fortbewegte, lebhaft durchdrungen zeigte.

„Ich ſehe“ begann ſie nach einer Weile, „wie ſchwer Ihnen das Opfer fällt, das ſie mir bringen wollen, theurer Oncle, und bedaure vom Herzen, daß Sie ſich ohne Noth einem ſo mühevollen Wege unterziehen. — Wie wäre es, wenn Sie zurückblieben und mich mit Katharinen allein den Fels erklimmen ließen? — Es iſt kaum mehr als eine Viertelſtunde bis zur Höhe und ich bin eine Soldatentochter, die vor keinem Haſen, der ihr über den Weg läuft, in Ohnmacht fällt. Im ſchlimmſten Falle ſind Sie ja noch immer nahe genug, um — falls etwa ein irrender Ritter oder ein Oger mich entführen wollte, zur rechten Zeit auf meine Allarmzeichen heranzueilen und mich zu retten. — Bleiben Sie getroſt hier zurück; ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nicht über ein halbes Stündchen verweile.»

»»Straf mich Gott! — polterte der Invalide, verſchnaufend — das vertracte Klettern fällt mir wahrhaftig nicht leicht; allein, Dich ohne Schutz von mir zu laſſen, iſt auch eine verzweifelte Propoſition. Weißt Du was — daß ich dem Bergſteigen nicht gewachſen ſein dürfte, begreife ich wohl: indeſſen iſt mir da ein ganz vortreffliches Mittel eingefallen, das Dir gewiß eben ſo nützlich ſein wird, als die Gegenwart eines Krüppels. — Ich will von Zeit zu Zeit meine Flinte knallen laſſen — das vertreibt mir die lange Weile und wird die Herren Gauner, die allenfalls im Buſchwerk verſteckt ſein möchten, gebührendermaßen in Reſpect erhalten. — Uebrigens ſäumet ja keinen Augenblick, Euer Noth- und Hilfsgeſchrei ertönen zu laſſen, wenn Euch etwas Unheimliches aufſtieße. Ich werde den Kut ſcher mittelſt eines Pfiffes herbeicitiren und dann wollen wir Euch wohlvereint ſtatt eines Heeres dienen.""

Mit dieſer Vorſicht war das Fräulein vollkommen einverſtanden, nahm freundlichen Abſchied von dem Obriſten und ſchlenderte ſehr raſch mit ihrer Zofe den Bergweg hinan. Der Obriſt ſah ihr nach, ſo lange es die Krümmung des Pfades möglich machte; dann holte er ſeine Jagdbüchſe hervor, um ſie in Stand zu ſetzen.

Aurelien's eiligem Gange hätte man es kaum angemerkt, daß ſie wochenlang erkrankt geweſen war, auch ihre Wangen belebten ſich — wahrſcheinlich von der kräftigen Luft, mit immer blühenderem Roth und der Ausdruck ihrer Blicke erſchien feurig, beredt, energiſch, wie in den Tagen ihrer Geſundheit. Häufig wendete ſie ſich rückwärts, um dem Oheim zuzuwinken und ihre Augen kreiſten dabei unaufhörlich in den Baumgruppen zur Rechten und Linken umher, gleichſam, als beobachte ſie jede Regung hinter denſelben, von der Etwas befürchtet werden könnte.

Eben als ſie an der erſten Biegung der Straße anlangte, wo ſie zum Letztenmale ihres biederen Verwandten anſichtig werden konnte, erblaßte ſie plötzlich und zitterte am ganzen Leibe.

Schnell ſprang die Zofe an ſie heran, fragend, was ihr fehle; da warf das Fräulein einen ſcheuen, aber behutſamen Blick in das Geſträuch zur Linken, blieb ſtehen, ſann einen Augenblick nach und erwiederte dann auf die wiederholte Frage ihrer Dienerin, mit unſicherer, ſeltſam gedrückter Stimme: „Nichts — ich habe

— mein Sacktuch im Wagen vergeſſen — oder — nein — der Oncle trägt es bei ſich — ſpring doch ſchnell wieder zurück, um es zu holen — ich will Deiner hier warten.“

Käthchen bot ihr eigenes Tuch an; allein die junge Dame lehnte es ab und befahl ihr beſtimmt, umzukehren, was denn Jene auch ſogleich that, indem ſie mit beflügelten Schritten dem Standquartier des Obriſten zuſteuerte, der ſich dieſe Erſcheinung nicht zu deuten wußte.

Mit anſcheinender Ruhe ging indeſſen das Fräulein langſam weiter, bis ſie dem Geſichtskreiſe ihrer Begleitung entſchwunden war; dann hielt ſie wieder an, ſchaute in das Strauchwerk — ihre Farbe wechſelte, krampfhaft wogte ihr Buſen und ſie bebte ſo gewaltſam, daß ſie ſich an einen Baum lehnen mußte, um nicht zu ſinken.

In dem Augenblicke, als ſie ſtille ſtand, raſchelte es heftig in den Maißen und eine verwilderte Geſtalt, todtenblaß, abgezehrt, das Geſicht von ſtruppigem Bart und Haar umdüſtert, mit elenden Lumpen behangen, ſtürzte aus dem Schatten hervor und zu des Fräuleins Füßen.

Sie ſchauderte, wie im Fieber, ſie wagte es nicht, das Ungethüm anzuſchauen, und nachdem ſie einen Moment auf deſſen Geſicht verweilt hatte, brach ſie in Thränen aus und verhüllte ſich das Antlitz.

Auch der Fremde ſchluchzte fürchterlich — ſeine Bruſt ſchien zerſpringen zu wollen — heiß brannten ſeine Lipzen und ſeine Thränen auf der Dame Hand; aber er ſchien die Sprache verloren zu haben, denn nur convulſiviſches Aechzen, hohle Klagelaute entrangen ſich ſeinem Munde.

„Unglücklicher!“ begann endlich Aurelie, „in welchem Zuſtande finde ich Sie wieder!“

Der Unbekannte ſammelte alle Kraft, die ihm zu Gebote ſtand, und ſtöhnte dumpf.

„In einem Zuſtande, der meines Verbrechens würdig, der noch zu glücklich iſt für die Schuld, die auf mir laſtet. — Ich bin ein Mörder.“

— Allmächtiger! — ſchrie das Fräulein — alſo wirklich? —

„Wirklich. — Ich habe meinen Freund erſchlagen — wie der erſte Brudermörder irre ich ruhelos, ein Geächteter, umher, von den Nattern des Gewiſſens ſchmerzlicher gefoltert als von den Entbehrungen des Lebens, das ich gern hinwerfen würde, zierten Sie es nicht, angebetetes Weſen, durch Ihre Anmuth, durch Ihre himmliſche Tugend. — Sie noch einmal zu ſehen, Ihnen zu ſagen, daß mein letzter Athemzug Liebe ſein wird — Liebe zu Ihnen — —“

„„Entwürdigen Sie nicht den Namen eines Gefühles““ fiel ihm die Dame mit Entrüſtung ein, „„das nimmermehr zu ruchloſen Thaten verführen kann. Sie haben mich nie geliebt, ſonſt würde die That, welche nun gegen Sie zum Himmel ſchreit, nie geſchehen ſein. O Emil, wenn ich es jemals hätte ahnen können, daß Sie ſo tief ſinken würden, ich würde Sie geflohen haden, wie die Schande; — Mörder, Mörder ſeines Freundes, ſeines Bruders! ich begreife es nicht, daß ich Ihren Anblick ertrage, ohne davor zu verſteinern, wie vor dem Haupte der Meduſa.“

Der vormalige Aſſeſſor — denn dieſer war das Schreckbild zu Aureliens Füßen — ergriff die Hand, die ſie ihm entziehen wollte, umklammerte ſie zitternd und bemühte ſich, die Widerſtrebende feſt zu halten.

In dieſem Augenblicke fiel ein Schuß — wie ein geſcheuchtes Reh ſprang der Unglückliche empor und floh nach dem Geſträuche. Aurelie näherte ſich ihm einen Schritt, um ihn über die Urſache des Knalles zu beruhigen, ſcheu wagte er ſich wieder heran — ein Seitenweg ſchlängelte ſich durch den Wald und ehe das Fräulein es ſich verſah, war ſie mit ihrem ſeltſamen Gefährten, vom gewöhnlichen Wege ab und in das dichte Gehölz gerathen.

Ein mattes Halbdunkel ließ hier kaum den Fußpfad erkennen und man mußte unmittelbar vor den Gegenſtänden ſtehen, um ſie zu bemerken. Heidenau ſchien durch dieſen Umſtand einigermaßen ermuthigt, während ſeine Gefährtin wieder gerade dadurch nicht wenig in Angſt geſetzt wurde; als daher Jener hier Halt machte, wandelte ſie ein Gefühl von Scheu an, das ſich leicht erklären läßt, wenn man bedenkt, daß ſie ſich in der Nähe eines Menſchen befand, den blinde Leidenſchaft ſchon zu einer Unthat verleitet hatte. Dabei war ſie anderntheils zugleich vom tiefſten Mitleid für en Verirrten durchdrungen, deſſen ganze Erſcheinung das Bild des Elendes, der Verzweiflung darbot.

Inzwiſchen mußte ſie in jedem Momente beſorgen, von ihrer Zofe, oder von dem Obriſten ſelbſt, überraſcht zu werden; ſie beſchloß alſo, wiewohl mit zerriſſenem Herzen, ſich auf ſchonende Weiſe von dem Unſeligen für immer loszuſagen und ihm nur noch ihre Unterſtüt-ung zur Flucht in ferne Länder anzubieten, wo er durch ein Leben der Reue ſich mit dem Himmel und ſeinem Gewiſſen zu verſöhnen ſuchen ſollte.

„Was gedenken Sie nun zu thun?“ begann ſie deßhalb nach einem Schweigen von mehreren Minuten, „welchem Ziele denken Sie Ihr ferneres Daſein zuzuführen?“

Emil lachte bitter und entgegnete dann: „Als ob bei einem, ſo ganz zertretenen Geſchöpfe von Thaten, Zwecken, Abſichten die Rede ſein könnte! — Weiß das wilde Thier, das wie ich, flüchtig und verfolgt die Geklüfte durchirrt; weiß es von Zukunft, von Beſtimmung und Ziel? — Ich laſſe mich jagen, bis die Beine unter mir zuſammenbrechen, dann mögen ſie mich in Ketten legen, mich foltern, mein Haupt auf das Schaffot legen: — ich hatte an das Leben nur noch **Einen** Wunſch: Sie zu ſehen — ihn hab' ich erreicht und bin mit meiner Rechnung quitt. — Längſt hätte ich dieſe Gegend des Fluches verlaſſen, wo jeder Fußtritt grauſige Erſcheinungen aus dem Boden ſtampft; aber Ihr Bild, **Aurelie**, war die Klammer, welche mich an ihn feſſelte — Sie mußte ich noch einmal ſehen, Sie in den bodenloſen Jammer meines Elendes ſchauen laſſen, eher vermochte ich es nicht, einen andern Himmel über mir zu ſehen. — Nun habe ich das letzte, was ich noch mit dem Menſchen gemein hatte, den Wunſch, abgeſchüttelt und nun mögen die Würfel rollen, wie es auch ſei — willig ſchließe ich die Riegel auf, die dem Jenſeits den Zugang verſperrten.“

Er beugte ſich über die Hand der Geliebten und ſchien in Wehmuth zu vergehen.

Die Dame blickte ſchmerzlich gegen Himmel, dann auf den Unglücklichen und liſpelte beklommen: „Und haben Sie mir ſonſt Nichts zu ſagen, Nichts, um Ihre entſetzliche That mit einem ſchwachen Schimmer von Entſchuldigung zu rechtfertigen?“

Emil richtete ſich halb empor, ſeine Mienen ruhten fragend auf dem Fräulein und er ſprach: Entſetzlich nennen Sie meine That? — Nur mein Unglück iſt entſetzlich — nur die Folgen desſelben ſind es.

„Wie?“ unterbrach ihn Aurelie mit dem Ausdrucke des Abſcheu's, „nennen Sie es nur Unglück, wenn die meuchleriſche Kugel das Herz des Freundes durchbohrt; wenn eine raſende Leidenſchaft eigenmächtig Demjenigen an das Leben greift, den ſie als Hinderniß in ihrem Wege betrachtete?“ Emil ſah das Fräulein groß an, ſtand aufrecht vor ihr da und heftete eine Weile die Augen ſtarr auf ſie; darauf ſank er, wie gebrochen, in ſich zuſammen und ſeufzte ſchmerzlich: O wie erbärmlich erſcheint mir in dieſem Augengenblicke das ſogenannte, geſellſchaftliche Leben, wo man Empfindungen zur Schau trägt, von denen das Herz nichts weiß! Da weinen ſie milde Thränlein über einen Roman, wo irgend ein Unglück erzählt wird, das mit ein Paar lumpigen Gulden oder Worten hätte beſeitigt werden können, da enthuſiasmiren ſie ſich über einen Menſchen, der etwas mehr thut, als ſeine dürre Pflicht, bewundern, hätſcheln, vergöttern ihn: fällt aber auch nur ein haarbreites Streifchen von Schatten auf ihn, ſo laſſen ſie ihn fallen und halten ihn ſofort des Mordes und jeder Gräuelthat fähig. Dreimal verlorener Heidenau, wenn Dein bisheriger Wandel, wenn Dein redliches Streben für die Tugend ſelbſt in den Augen Aureliens nicht hell genug daſtanden, um Dich vor ſo ungeheuerem Verdachte zu wahren. Gute Nacht, mein Fräulein, ich erkenne es nur allzuwohl, daß ich mich ſchmählich betrog, als ich wähnte, Sie verſtünden mich, Sie erriethen den beſſeren Geiſt, der mich beſeelte!

Er drückte die geballte Fauſt vor die Stirne und ſchwankte nach dem Gebüſche, um zu gehen.

Eben knallte wieder ein Schuß, bald darauf ein zweiter, dem mehrere in immer kleineren Zwiſchenräumen nachfolgten. Auch ließen ſich bald die rufenden Stimmen Käthchens und des Obriſten von verſchiedenen Seiten vernehmen, immer näher kommend, immer lauter durch den Hain tönend.

Ungeachtet nun die Gefahr der Entdeckung ſtets dringender wurde, konnte ſich Aurelie doch nicht überwinden, ihren Anbeter in einem Momente zu verlaſſen, der wichtigen Aufſchlüſſen entgegenzugehen ſchien. Sie hielt den Flüchtling am Arme feſt und fragte mit einer Stimme, die anzudeuten ſchien, wie gern ſie eine befriedigende Erläuterung hören würde:

»Reden Sie, Emil — ich beſchwöre Sie bei dem Höchſten, das Ihre Seele kennt, — Sie haben den Hauptmann nicht erſchlagen?«

»Ich habe ihn getödtet, war die düſtere Antwort, aber ich bin kein Meuchelmörder. Victor verließ Ihr Haus ſpät, um nach ſeiner Garniſon zurückzukehren, ich hörte es, da er bereits fort war. Sogleich fiel mir bei, daß ich mehrere Male in der Gegend des Fiſcherwäldchens verdächtige Geſtalten bemerkt hatte — augenblicklich warf ich mich auf's Pferd und jagte dem Freunde nach, den ich nur mit ſeinem Degen bewaffnet wußte. Er hatte einen bedeutenden Vorſprung, allein mein wüthendes Jagen brachte mich bald ſo weit in ſeine Nähe, daß ich bereits den Hufſchlag ſeines Pferdes zu vernehmen glaubte. In dem Augenblicke, als ich dieſe Entdeckung machte, wurde es unter den Bäumen laut, mehrere Geſtalten ſchienen ſich umher zu bewegen, ein Schuß fiel. Raſend ſpornte ich meinen Gaul, in zwei Secunden raſſelte er durch's Geſtripp und ich ſah — am Blinken des Mondes und dem Schimmer mehrerer Diebslaternen erkannte ich Alles genau — daß eine Rotte von Schuften an Victors Sattel hing, bemüht, ihn herabzureißen. Ohne zu wiſſen, was ich that, riß ich meine Piſtole aus dem Halfter, feuerte ſie unter das Geſindel und es ſtob auseinander, wie Same, den der Sturmwind vom Acker peitſcht, hierhin, dorthin, mit Gedankenſchnelle entſchwindend. — Doch, o Schrecken, mit meinem Schuſſe ſtürzte auch Victor vom Pferde, ein leiſes „Ach" entrang ſich ſeinen Lippen, als ich zu ihm trat, war er todt, meine Kugel hatte das unrechte Ziel getroffen, in der edlen Stirne des Freundes hatte ſie die verderbliche Wohnung genommen. Denken Sie ſich, Fräulein, meine Verzweiflung, denken Sie ſich mein Entſetzen, denken Sie ſich die Qualen, von denen mein Gemüth zerſpaltet wurde, und Sie werden Mitleid mit mir fühlen, mehr Mitleid über den Schmerz meiner Seele, als über das Elend, das meinen Körper an dieſen äußerſten Rand der Verworfenheit brachte; allein Sie werden nicht lieblos den Stab über mich brechen, mich nicht einer Unthat zeihen, die meinem Herzen ewig fremd ſein wird. O, jetzt erſt fühle ich ganz die Namenloſigkeit meines Unglückes, da Sie, Sie mich zu verkennen im Stande waren, das einzige Weſen auf dem Erdenrunde, in deſſen Bruſt ich den Nachklang meines Inneren gefunden zu haben träumte!

„O wie gern," erwiederte Aurelie mit dem Tone unverkennbarer Freude, „o wie gern glaube ich Ihrer Ausſage! Gott ſei Dank, daß ich Sie ſchuldlos finde, ewiger, heißer Dank! Allein, warum kehrten Sie nicht zurück? warum entkräfteten Sie nicht die Stimme der Verläumdung durch Ihr Erſcheinen? warum gaben

Sie durch eine unbeſonnene Flucht dem Verdachte ſelbſt die Waffe in die Hand?

Konnte ich es denn beweiſen, daß die Kugel unabſichtlich den Tod Desjenigen herbeigeführt hatte, der, wie man wußte, mir bei Ihnen im Wege ſtand, mit dem ich noch am nämlichen Abende ſchwer gehadert hatte? Sprach nicht Alles, Alles gegen mich und mußte nicht vollends der Umſtand, daß Müller mich an der Leiche traf, daß ringsumher keine Spur der wahren Thäter zu bemerken war, daß ich ſelbſt die Beraubung des Ermordeten hintertrieben hatte, faſt unwiderlegbar zu meinem Nachtheile entſcheiden? Im erſten Augenblicke beſchlich mich wohl die Idee, geradezu das Factum zu erzählen, wie es geſchehen war, und dem Himmel die Rechtfertigung meiner Sache anheimzuſtellen; doch ich erkannte nur allzubald, es ſei zu Vieles, was gegen mich zeuge und die Zeit der Wunder vorbei. Da wandte ich mich, in meinem Innerſten zermalmt, in die Ferne, brachte das ſchwerſte Opfer, indem ich von Ihnen floh und verbarg mich in Schluchten, Einöden und Diebswinkeln, von den Früchten des Waldes zehrend, von Regen und Sonnenhitze gepeinigt, vom Schlummer geflohen, der mir nur die blutige Geſtalt des Freundes vor die Seele ſtellte, von allen Furien gefeſſelt und dennoch die Hoffnung nicht laſſend, daß einſt noch, der Allmächtige weiß: wie? der Tag kommen könnte, der meine That vor den Augen der Welt entſühnen, der mich würdig machen könnte, wieder an Ihre Seite zu treten, um eine

Liebe werbend, ohne welche das Leben doch immer nur ein gehaltloſes Seitenſtück zu meiner jetzigen Exiſtenz ſein würde. Oft, wenn es mir beiſiel, daß der Obriſt, daß Müller, daß ſo viele gute Menſchen, die ich achtete, das Aergſte von mir denken müßten, überlief es mich ſiedendheiß und krampfhaft zerrte es mich fort, hinzueilen und an ihrer Bruſt mein Unglück auszuweinen; doch der Gedanke: ſie können und werden es nicht glauben, krallte ſich ſogleich centnerſchwer an meine Seele, der Rabenſtein grinſte mich als entſetzlicher Spuk an und ich prallte zurück, heulte wie toll durch meine Wälder, bis ich kraftlos zuſammenbrach, und in jämmerlicher Ohnmacht wieder Beſinnung, Hoffnung, Zuverſicht auf ein höheres Walten fand. O der Gedanke iſt gräßlich, ſich ohne abſichtliche Schuld unter der furchtbaren Maſchine zu träumen, die, indem ſie das Daſein endet, den Namen für immer der Schande Preis gibt! Ach, ich ahnete es nicht, daß es noch eine größere Marter geben könne, die Marter, ſich verkannt zu wiſſen von dem Weſen, auf dem die Grundveſte unſeres Glaubens ruhte!

Er verfiel wieder in dumpfes Hinbrüten und Aurelie machte ſich in ihrem Herzen Vorwürfe, daß ſie jemals an der Tugend dieſes Mannes hatte zweifeln können, der, wie ſie nun erkannte, nur der edelſten Empfindungen fähig war.

Nach einer kurzen Pauſe, denn die Noth des Augenblickes drang auf baldiges Scheiden, reichte ſie ihm daher ihre Rechte und fliſterte mit ſchüchterner Bangigkeit: Vergeben Sie mir, Emil, nur mit dem äußerſten Widerſtreben wich ich den Beweisgründen, welche gegen Sie vorgebracht wurden, in meinem Inneren ſprach jederzeit eine Stimme zu Ihrem Gunſten. Doch die Zeit verrinnt, wir müſſen Sie nützen, ehe man uns entdeckt; reden Sie daher, was ich für Sie thun kann, warum Sie mich zu ſehen verlangten? Seien Sie überzeugt, daß die Stunde, wo Sie, von Ihren Flecken gereinigt, wieder in den Kreis der Geſellſchaft zurückkehren werden, die glücklichſte meines Lebens ſein wird!»

»Edles, hochherziges Mädchen» rief Emil begeiſtert, »wüßten Sie, wie innig Ihre Güte mich entzückt, wie ſie mich ſtählt gegen alle Leiden, die mir fortan begegnen können — Sie würden ſchon jetzt den Lohn des Mitgefühls in ſeiner reinen Klarheit verkoſten! Was ich will? warum ich Sie noch einmal zu ſehen bat? ach, ich wollte zu Ihren Füßen liegen, Sie beſchwören, den Fluch von meinem Haupte zu nehmen, denn Sie vermögen es, Sie ſind ein Engel Gottes, wollte Sie fragen, ob Sie mir verzeihen können, daß ich Sie des Gegenſtandes Ihrer Liebe — Ihres Bräutigams beraubt — ob»

»Ich habe Victor'n geachtet,» unterbrach ihn Aurelie ernſt, »doch ſeine Liebe, ſeine Werbung würde ich nie erwiedert haben.

Des Flüchtlings Augen ſtrahlten von dem Feuer hoher Luſt, er preßte die Hand der Dame heftig an ſein herz und liſpelte zitternd: O dann war ich Ihnen gewiß ganz gleichgültig, Aurelie!

Das Fräulein erſchrak über dieſe unvermuthete Wendung des Geſpräches, wendete ſich von ihm, erröthete tief und ſchwieg; doch das Wogen ihres Buſens, die Verlegenheit, welche ſich in den Zügen malte, das Zittern ihres ganzen Körpers zeigten deutlich, in welcher peinlichen Lage ſie ſich befand.

„Wie war es Ihnen möglich,“ ſtammelte ſie, um einen andern Stoff auf's Tapet zu bringen, „wie war es Ihnen möglich, die Zeilen in mein Cabinet zu fördern, mit denen Sie mich hierher beſchieden? wer war Ihr Bote und ſind Sie auch überzeugt, daß Sie ſich keinem Verräther anvertrauten?“

„„Nachts ſtahl ich mich mit Lebensgefahr in die Stadt, überſtieg die Gartenmauer und kletterte an der Weinhecke des Hauſes zu Ihrem Fenſter empor, das ich nur zu genau kannte, und in welches ich mein Billet auf gut Glück warf. Aber weichen Sie mir nicht aus, theures Mädchen, denken Sie, daß eines Unglücklichen letztes Hoffnungsfünkchen von dem Lichte ausgeht, das Ihre Erwiederung anzünden wird, blicken Sie mir in's Geſicht, die Freundin dem verzweifelnden, aufgegebenen Freunde, ſagen Sie mir offen, von welcher Art Ihre Empfindung für mich war, Ihr Wort ſoll der Richterſpruch für meine Zukunft ſein!““

„Schonen Sie mich,“ bat Aurelie, „erinnern Sie ſich Ihres jetzigen Zuſtandes und bedenken Sie, zu welchem Reſultate Gedanken von Liebe führen könnten!“

„Sie verwerfen mich alſo?“ ſchrie Emil, „Sie wollen Nichts mehr von mir wiſſen?“

„Hoho, Hollaho!“ donnerte des Obriſten Stimme ganz nahe, „hier höre ich Geſchrei, hier muß ich ſie finden; mir nach, mir nach!“

Der Geächtete ſprang auf, lachte gellend in den Wald hinein, verneigte ſich ſtumm gegen Aurelien und wandte ſich zur Flucht. In ſeinen Mienen lag das Gepräge der Vernichtung.

„Halten Sie ein, Emil!“ kreiſchte Aurelie unwillkürlich, nur von der Furcht erfüllt, daß er ſich ſelbſt ein Leides zufügen möchte, „halten Sie ein, Emil, ich liebe Sie ja, liebte Sie ſtets mit aller Gewalt meiner Seele.“

Außer ſich vor Entzücken, weinend vor Freude, jubelnd vor Wehmuth, ſank der Flüchtling in die Knie, blickte dankend zum Himmel empor und ſchlang dann ſeinen Arm in ſeliger Verklärung um den Leib der Geliebten. „Jetzt“ lallte er trunken, „jetzt Himmel, will ich gern ſterben, ich habe genug gelebt!“

Kniſternd praſſelten die Gebüſche auseinander, der Obriſt ſtand vor der Gruppe.

Aurelie ſtieß einen lauten Schrei aus, der Kriegsmann ſchrak ein Paar Schritte zurück und Emil war in den Forſt verſchwunden.

„Ich verſichere Ihnen, Doctor,“ ſagte der Obriſt am nächſten Morgen, „die Geſtalt kam mir höchſt verdächtig vor. Ich würde den Vogelſcheuch für einen Wahnſinnigen gehalten haben, denn er ſah nicht viel beſſer aus, als der arme **Tom** im König **Lear**; allein es war doch ſoviel Syſtem in ſeiner Narrheit, daß ich mich eines Gedankens nicht erwehren kann, der mich unwillkürlich anwandelte, auch die ganze Nacht nicht von mir weichen wollte.“

„Ei, Herr Baron,“ erwiederte **Müller**, „haben Sie denn von dem Fräulein nichts Näheres herausgebracht? Mich dünkt, es wäre doch nicht ſo ſchwer, einem Frauenzimmer hinter ſeine Geheimniſſe zu kommen!“

„Bah!“ meinte der Obriſt, „da kennen Sie **Aurelien** ſchlecht; Die kann ſchweigen, trotz einem Carthäuſer. Es ſei ein Unglücklicher, antwortete Sie auf meine Frage, deſſen Geheimniß ſie ehren müſſe und den ſie nicht verrathen wolle, bis er ſie ſelbſt dazu ermächtiget. Nun will ich mir aber abſolut die Freiheit nehmen, dem Waldvogel ein wenig die Maske zu lüften; zum mindeſten iſt's ein Gauner, der die öffentliche Sicherheit behelligt, und wer weiß, was er mit dem Mädchen angefangen hätte, wäre ich ihm nicht auf die Fährte gerathen.“

„„Was haben Sie vor? Es ſammeln ſich eine Menge Leute im Hinterhofe, die meiſten ſind bewaffnet, hängt das mit dem geſtrigen Abenteuer zuſammen?““

„Allerdings. Ich will ein großes Treibjagen halten, der Pſeudo-Tom iſt das Wild, das wir hetzen und ſo Gott will, fangen. Der Wald wird von den Leuten die ich aufgenommen habe, umſtellt — ich, mein Jäger, meine Bedienten und ein Paar Officiere, die mir Geſellſchaft leiſten, ſtöbern das Unthier auf, jagen es müde und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir uns ſeiner nicht verſichern ſollten.»

„„Da könnte Blut fließen und meine Gegenwart nützlich werden. Wenn Sie erlauben, bin ich auch von der Partie.»»

„Braviſſimo,» frohlockte der Obriſt, „Sie werden uns ſehr willkommen ſein!»

Sie umarmten ſich, der weiblichen Dienerſchaft wurde befohlen, dem Fräulein zu melden, der Oheim ſei nach dem Badeorte gefahren, um einen daſelbſt angekommenen Freund zu beſuchen und der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

Da das Haus, das der Baron inne hatte, rückwärts an das Weingebirge ſtieß, ſo kam man ohne viel Aufſehen vor die Stadt, und marſchirte rüſtig in den heitern Morgen hinein.

Die Vögel wirbelten freudig in die blaue Gottesluft empor, Millionen Thautropfen perlten an den Grashalmen herab, dünne Nebel ſchaukelten ſich an den Bergen hin, Heerdenglocken dämmerten dumpf über die Wieſen, einzelne Wanderer belebten die Landſchaft und die Sonne ſchaute, wie eine ewige Glorie, in das Gemälde drein, das einen erhebenden Anblick gewährte, wie ein Bild des Friedens, das durch keine Unruhe getrübt wurde.

Im Walde aber ſchlug zur ſelben Zeit ein Herz glühend auf, in Freude und nagenden Kummer gleich getheilt: es bebte im Wechſelkampfe des Hoffens und der Furcht.

Emil raffte ſich von ſeinem Lager aus Blättern auf, um den ſchweren Zwieſpalt, der ſeinen Schlaf bekriegt hatte, wachend fortzuſetzen.

Er ſeufzte tief auf, blickte, wie noch träumend um ſich her, die Erinnerung ſeines Zuſtandes durchgraute ihn, das Haupt neigte ſich ſchmerzlich auf die Bruſt; er kniete nieder und betete, betete lang und wie es ſchien, aus voller Seele:

„Gott!“ ſo ſchloß er ſein Flehen, „der du die Bürde des Menſchen allezeit nach ſeinen Kräften bemiſſeſt, laß nicht mich, der ich wahrlich keines Deiner ſchlimmſten Kinder bin, unter der Laſt erliegen! Laß mich durch Deine Gnade aus der Prüfung, die über mein Haupt verhängt war, geläutert hervorgehen, auf daß ich noch Einmal des ſchönen Lebens froh werden und Deine Güte preiſen möge immerdar. Um des Engels willen, deſſen Liebe Du mir in Trennung und Noth bewahrt haſt, vergönne, daß die Blutſchuld von mir genommen und ich wieder gereinigt ſei in den Augen Derer, die da richten nach dem, was ihre Augen ſehen, während Du die Herzen und Nieren durchforſcheſt, erkennend, was im Gemüthe Deiner Geſchöpfe Spreu, was fruchtbringender Same iſt. Du allein weißt, wie der böſe Wille fern von meiner Seele war, darum ſchenke mir Dein Licht, auf daß ich den Weg finde, der die Wahrheit zu Tage fördern, der die verblendeten Richter der Erde erkennen mache, was recht oder ungerecht ſei. Dir vertraue ich meine Pfade allein, Du wirſt meinen Glauben nicht zu Schanden werden laſſen.»

Nichts wirkt ſtärkender auf das kranke Gemüth und durch dieſes auf die leidende Seele, als ein, dem innerſten Herzen entſtrömtes Gebet, auf deſſen Schwingen ſich jene, gleichſam wie mit Cherubsfittigen, emporhebt in Regionen, wo kein Dunkel herrſchet, wo der Geiſt ſich im klaren Erkennen des Erdendaſeins und ſeiner nichtigen Beſtrebungen ergeht. Alle irdiſchen Kümmerniſſe ſind von ihm abgefallen, er fühlt ſich in der Nähe deſſen, der da Balſam hat für alle Wunden, deſſen Herrlichkeit er ahnet, von dem er Heilung, Troſt und Beiſtand erwarten darf. Gebet iſt die feſte Brücke zur Rettung für den Unglücklichen, über den die Hoffnungsloſigkeit keine Macht hat, ſo lange er noch den entfeſſelten Geiſt gläubig vor den Thron ſeines Schöpfers tragen kann.

Emil empfand dieſelbe Wirkung, als er ſich von der Erde erhob und ſich nun allgemach der geſtrigen Begegnung mit der Geliebten, als er ſich ihrer Zweifel, ihres beglückenden Geſtändniſſes entſann. Er wunderte ſich, daß der Wald noch ſo lautlos als geſtern, daß er nicht über Nacht grüner, blühender, belebter geworden, daß die Vögel nicht Jubellieder ſchmetterten, daß die Sonne nicht heller ſtrahlte, als ſonſt, während doch in ihm ein goldener Tag aufgegangen, während ſein Körper kräftig geworden war, wie nie, während all' ſeine Empfindungen ſich zu einem einzigen, unendlichen Hymnus aufgelöſ't hatten. Es drängte ihn, ſeine Wonne in lautem Päan auszujauchzen, die Seligkeit der Liebe in alle Lüfte zu ſchreien, alle Blumen, Bäume und Gräſer zu Zeugen ſeiner Luſt aufzufordern.

Jetzt machte er ſich Vorwürfe, daß er ſich nicht ſogleich dem Obriſten zu erkennen gegeben, daß er mechaniſch, aus Gewohnheit, die Flucht ergriffen hatte, was gewiſſermaßen als ein böſes Gewiſſen ausgelegt werden konnte: offenes Bekenntniß, räſonnirte er bei ſich, würde ihn gewonnen haben und vielleicht wäre es ihm dennoch auf irgend eine Weiſe möglich geworden, mir nützlich zu ſein, wenigſtens durch ſein Vorwort meine Sache zu unterſtützen. »Ja,« rief er zuletzt, entſchloſſen, »ich darf nicht länger ſäumen; Sie haben nun meine Spur und werden zuverläſſig mir nachſtellen; beſſer, ich komme ihnen zuvor, mich freiwillig den Gerichten ſtellend, als daß ich, wie ein Verbrecher, in Ketten geſchlagen, zum Hohne des Pöbels, eingebracht werde. Augenblicklich mache ich mich auf den Weg und noch heute will ich mit meinem Schickſale im Reinen ſein. Ich vermöchte es ja ohnehin nicht länger, dieß wüſte Herumirren zu ertragen, das meine Seele wie meinen Körper dem unvermeidlichen Verderben entgegenführt. Lieber ſterben, als noch ferner mit den Thieren des Waldes leben, als ein Geächteter, als ein Mörder!«

Die letzten Worte ſtieß er mit ſolcher Heftigkeit hervor, daß der ſchweigende Forſt wach wurde und ein gellendes Echo ihm antwortete: Mörder.

Schaudernd durchbebte es ihn und er wagte kaum den Blick vom Boden zu erheben, fürchtend, den bleichen Schatten Victors ſich entgegengrinſen zu ſehen.

Hähmiſches Gelächter erweckte ihn, eine Hand klopfte ihn unſanft auf die Achſel, er wandte ſich um, eine brutale Figur, der der Stämpel des Laſters aufgedruckt war, ſtand vor ihm.

„Es ſcheint, Camerad," grinſte der Fremde, „Du willſt zu Kreuze kriechen; wenigſtens geberdeſt Du Dich ſo miſerabel, wie ein Kind, das die Ruthe fürchtet."

Emil ſtarrte dem Redenden befremdet in's Geſicht, ohne zu wiſſen, was er aus ihm machen ſolle. Jener aber ließ ihn darüber nicht lange in Ungewißheit.

„Du gehörſt nicht zu unſerer Truppe," fuhr er fort, indem ſein grimmiger Blick in Emils Seele zu dringen ſchien, „folglich haſt Du wohl die Abſicht, in unſerem Revier auf Deine eigene Fauſt Geſchäfte zu machen. Das geht ein für alle Mal nicht an, und entweder mußt Du Dich unſerem Haufen anſchließen, oder dieſe Gegend meiden, die wir für uns allein in Beſchlag genommen haben."

Der Aſſeſſor machte eine Geberde des Abſcheues, die Jener wohl anders auslegen mochte, denn er trat ihm dicht unter die Augen und ſagte mit drohendem Tone: „Ich rathe Dir Gutes, trolle Dich noch heute aus dieſem Walde weg, wo die Ernte ohnehin ſchmal iſt; denn treffe ich Dich morgen noch hier an, ſo gebe ich Dir eine Ladung Blei in Deinen Bauch, daß Du ſie all Dein Lebtage nicht verwinden ſollſt."

Emil hatte ſich mittlerweile von ſeiner Ueberraſchung erholt, der Gedanke, von einem Strauchdiebe für ſeines Gleichen gehalten zu werden und die freche Anmaßung des Gauners, empörten ihn. Er ſchwang ſeinen Knotenſtock hoch in der Luft und rief: »Mit welchem Rechte wagſt Du es, Nichtswürdiger, in dieſen Gauen den Herrn zu ſpielen, während Du ſelbſt, der öffentlichen Sicherheit zur Störung, hier Dein Unweſen treibſt? Packe Dich von hinnen, oder —

Er hatte nicht Zeit, ſeinen Satz zu vollenden, denn auf einen Pfiff des Räubers ſprangen rechts und links die wüſten Geſellen desſelben hervor, unſeren Helden im Rücken und von allen Seiten angreifend. Er wehrte ſich, wie ein Verzweifelter, würde aber der Uebermacht bald unterlegen ſein, hätten ſich nicht eben aus allen Richtungen des Waldes Stimmen vernehmen laſſen, die die Böſewichte ſtutzig machten, ſo, daß ſie von ihrer Beute abließen.

Um deſto lauter erhob nun Emil ſein Geſchrei, theils um Hilfe herbeizurufen, theils auch um den Kommenden anzudeuten, nach welcher Partie des Gehölzes ſie ihre Forſchungen zu wenden hätten.

Wie Habichte fuhren die Räuber auf ihn los, um ihn zum Schweigen zu bringen, als indeß das fernere Getümmel ſich immer bedrohlicher annäherte, ließen ſie plötzlich von ihm ab und huſchten pfeilgeſchwind in die Gebüſche; nur der Schurke, dem Emil zuerſt aufgeſtoßen war, konnte ſich von ſeinen wüthenden Fäuſten nicht ſogleich losmachen. Wie zwei Fanghunde, die ſich in einander verbiſſen, zerrten ſie ſich mit der äuſſerſten Anſtrengung hinüber und herüber, da ſtrauchelte unſer Freund über einen Strunk, fiel und im Nu zuckte der Bandit ſein Meſſer, zum tödtlichen Stoße ausholend.

Krampfhaft faßte der Aſſeſſor nach ſeines Gegners Bruſt, das Wamms riß ſich entzwei und mit einem Rufe des Erſtaunens ließ er los, denn von dem Halſe des Räubers hing an der wohlbekannten Kette das Medaillon herab, das er an dem Leichnam ſeines Freundes verloren hatte.

In dieſem Augenblicke ſauſ'te das Stilet hernieder, dem Unglücklichen ſchwamm es vor den Blicken; da pfiff eine Kugel aus den Sträuchen und mit zerſchmetterter Hand ſank der Mörder neben Emil in das Gras.

Der Obriſt mit ſeiner Expedition beſetzte den Schauplatz, die im Fliehen aufgefangenen Gauner erfüllten den Hintergrund.

Unſere Erzählung nähert ſich nun mit ſtarken Schritten ihrem Ende.

Schon in den erſten Verhören kam Emil's gänzliche Unſchuld an den Tag. Victor war durch den Schuß der Wegelagerer gefallen, die ihm aufgelauert hatten, um ihn zu berauben. Da ſie ſich ſogleich Alle an ſein Pferd klammerten, ſo war er dadurch eine Zeit lang im Bügel erhalten worden, ſtürzte aber unverzüglich herab, als Emil's Schuß ſie hinwegſcheuchte, was dieſen begreiflicherweiſe in den Wahn brachte, als hätte ſeine Kugel den Todesſtreich verübt. Das Getöſe von Müller's Kutſche hinderte die Schufte, auch Emil'n zu morden, da ſie nicht wußten, ob nicht noch mehrere unwillkommene Störer nachfolgten. Sie zerſtreuten ſich daher in der Umgegend, und da ſie ſehr bald erfuhren, daß der Verdacht einen ganz anderen Thäter bezeichnete, der noch obendrein entwichen war, ſo trugen ſie kein Bedenken, in der Nähe des Städtchens zu bleiben, deſſen Wohlhabenheit ihnen noch manche gute Priſe verſprach.

Daß ſie den Mord ſo ganz ohne Ernte gethan hatten, wurmte ſie gewaltig; indeſſen war doch einer von ihnen, der noch in derſelben Nacht das Weidengehölz durchſtöberte nicht leer ausgegangen, indem er das Medaillon fand, das Müllern entfallen war und von dem er ſeinen Cameraden nichts ſagte, um nicht theilen zu müſſen. Glücklicherweiſe entdeckte es der Aſſeſſor in dem entſcheidenden Augenblicke, und ſo ward dem inquirirenden Richter ein bedeutender Fingerzeig gegeben, der ihn ohne ſonderliche Beſchwerde zur Erkenntniß des wahren Sachverhältniſſes führte.

Als Emil's vollkommene Schuldloſigkeit erwieſen war, der Obriſt und Müller beſchämt vor ihm ſtanden und ſeine Verzeihung anflehten; da trat Aurelie leuchtenden Blickes in ihre Mitte und liſpelte erröthend: „Oncle, wir haben ihn grauſam beleidigt; allein es gibt ein Mittel, ihn zu verſöhnen. Seine Leiden verdienen es, daß ich mich zuerſt ihm anbiete; wenn Sie nichts dagegen haben, ſo lege ich hiermit den Lohn in ſeine Arme."

Damit warf ſie ſich ſchluchzend an des Aſſeſſor's Bruſt, und überwältigt von ſeligem Entzücken, preßte dieſer ſie, ſprachlos, an ſich.

Der Obriſt machte große Augen, ſchien Anfangs verblüfft, dann jubelte er laut: „Meine Träume werden wahr, Emil, Aurelie, Triumph, nun dürfen mir die Enkelchen auch nicht ausbleiben!"

Das glückliche Kleeblatt ſchlang ſich innig in einen Kreis, Doctor Müller aber trat kopfſchüttelnd bei Seite und notirte in ſein Taſchenbuch: „Weiber lernt man niemals aus, am Ende ſind ſie in den am meiſten verliebt, den ſie tödtlich zu haſſen ſcheinen. Probatum est."

Vögelchen im Käfig.

Ich ſoll mich nicht grämen,
Mein Wärter ſpricht's;
In meinem Kerker
Fehl' mir ja nichts.

Blinkende Drähte
Bilden mein Haus,
Goldene Flitter
Schmücken es aus.

Ätzung in Fülle,
Selbſt Leckerei'n
Schiebt mir der Wärter
Koſend hinein.

Auch zur Geſellſchaft
Viele mir nah'n,
Hören mich ſingen,
Starren mich an.

Doch iſt mir wehe,
Doch iſt mir bang',
Könnt ich nur weinen,
Schwieg mein Geſang.

D'raußen war's beſſer,
D'rauß' auf dem Feld,
Ach, in der Vöglein
Luſtiger Welt!

Hatt' auch ein Liebchen
D'raußen im Hain,
Biſt wohl geſtorben,
Herzliebchen mein!

Fort aus dem Kerker,
Fort in den Wald!
Ach! wer verſteht mich?
Menſch iſt ſo kalt!

Eduard Sileſius.

Kindleins Tod.

Die Mutter wiegt in ſtiller Luſt
Ihr liebes Knäbelein
An ihrer liebewarmen Bruſt
In ſanften Schlummer ein.

Die ungetrübte Himmelsflur,
Ein ſtilles blaues Meer,

Durchſpiegelten zwei Wölkchen nur
Vom fernſten Oſten her.

O Mutter, ſieh! zwei Engel ſind's,
Entſchwebt dem Paradieſ',
Zwei Brüderlein des lieben Kind's,
Sie grüßen's leiſ' und ſüß.

„Sieh' da, ſieh' da, das Brüderlein,
So ruft der Eine froh,
Das zu der Erde Schmerz und Pein
Aus Strafe niederfloh."

„Kaum warſt du fort, voll Pein und Schmerz
So flehten wir zum Herrn;
O laß ihn wieder himmelwärts,
Wir haben ihn ſo gern!"

„Du lieber Gott, laß ihn zurück
Aus ſeinem Erdengrab!
Da ſprach der Herr mit mildem Blick:
So holt ihn ſelber ab!"

Das Kind vernahm's in ſeinem Traum',
Sein zarter Buſen ſchwoll,
Ausſtreckt es nach den Wolkenſaum'
Die Händlein ſehnſuchtsvoll.

Umſonſt umſtrickt' in Angſt und Noth
Das Weib ſein liebſtes Glück:
Der Engel flog beim Abendroth'
In's Himmelreich zurück.

Eduard Sileſius.

Lachen und Lächeln.

Von

Chr. Kuffner.

Der Menſch kommt zwar weinend auf die Welt, und dennoch iſt ihm das Lachen, die Lachfähigkeit und die Lachluſt vorzugsweiſe und als unterſcheidende Eigenheit, angeboren, den Thieren aber verſagt, die, im Ganzen genommen, überhaupt viel ernſthafter ſind, als der Menſch. Nationen, die ſelten lachen, wie z. B. die Spanier und die Türken, gibt es wenig.

Das Lachen und das Lächeln gibt dem aufmerkſamen Beobachter Gelegenheit, tiefe Blicke in das Innere des Menſchen zu thun; das Lachen vorzüglich, weil man von demſelben hingeriſſen, meiſtens ſich ſelbſt vergißt, und dann, wie in der Trunkenheit, ſich in ſeiner wahren Geſtalt zeigt, wogegen man beim Lächeln mehr Ruhe, folglich mehr Faſſung behält.

er einen Menſchen aus ſeinem Lachen erkennen
muß die Aufmerkſamkeit insbeſondere auf drei
punkte richten, namlich: Ob Jener leicht oder
zum Lachen gereizt wird; uber welche Gegen-
oder Einfalle er zu lachen pflegt, und welchen
uck das Lachen ſeinem Geſichte gibt.

er leicht und viel lacht, iſt gewohnlich ein heite-
gutmuthiger, naturlicher, argloſer Menſch, der
dem Eindrucke hingibt und auf ſich ſelbſt wenig
rkſamkeit verwendet. Ein zu lautes, ein zu an-
des Gelächter zeigt meiſtens einen Menſchen von
herer Beurtheilungskraft und von Mangel an
l fur das Schickliche, einen Menſchen, der ſich
und gar nicht in ſeiner Gewalt hat. Die Gegen-
und Einfalle, woruber Jemand lacht, laſſen ſeine
ngsart und ſeine Geſinnungen erkennen. Sehe
B. einen Menſchen, der uber rohe Einfalle, uber
che Bemerkungen auf Koſten Anderer, uber We-
die uns ehrwürdig, uber Gegenſtande, die uns hei-
in ſollen, uber matte Witz- und Wortſpiele u.ſ.w.
ſo weiß ich ſogleich, in welche Claſſe ich ihn nach
und Herz einzureihen habe.

er Geſichtsausdruck des Lachenden iſt in der Regel
Barometer, an dem ſich ſeine innere und äußere
ung bewahrt. Eine ſonderbare Erſcheinung iſt es,
das Lachen manches ſchöne Geſicht entſtellt, man-
haßliche verſchonert; im Allgemeinen kann man je-
annehmen, daß das Lachen durch die einem Men-
inwohnende Gutmüthigkeit oder Zartheit ſtets ver-

ſchönert, durch Schadenfreude oder Rohheit aber immer entſtellt wird.

Sieht man auf die Gemüthsart der Lacher und auf die Motive des Lachens, ſo findet man das fröhliche, brutale, alberne, ſatyriſche ꝛc. Lachen. Bei manchen Schönen hat das Lachen und Lächeln bekanntermaßen keinen andern Zweck, als die ſchönen Zähne oder bezaubernden Wangengrübchen zu zeigen. Sieht man auf die Art und Weiſe des Lachens, ſo laſſen ſich eigentliche Lacher, Grinſer und Wieherer darunter unterſcheiden. Das Lächeln hat für ſich den Vortheil, daß es die Geſichtszüge nicht ſo entſtellt und in Unordnung bringt, welches eben deßhalb eine gefährliche Sache iſt, und bei den Grinſern und Wieherern oft in widrige, häßliche Caricaturen ausartet, ja manches Geſicht in ſolchen Grimaſſen verzerrt, und ſolche gellende, kreiſchende Töne hervorbringt, daß man ſtatt des lachenden Menſchen einen Affen zu ſehen oder ein Pferd zu hören glaubt. Das bittere ſardoniſche oder ſarkaſtiſche Gelächter gibt dem Menſchen nicht ſelten das Anſehen einer Hyäne oder eines Teufels. Die hölliſche Wirkung dieſes Gelächters iſt ſehr ſtark; es zerknirſcht den Beſcheidenen, vernichtet den Schüchternen, und ſtürzt den Schuldloſen in Verzweiflung. Dagegen hat das Lachen mancher Perſonen ſchon an und für ſich eine höchſt komiſche Kraft; ich erinnere mich, daß unſer berühmter Komiker **Weidmann**, wenn man den noch Ungeſehenen nur hinter den Couliſſen lachen hörte, das Theaterpublikum ſchon in die fröhlichſte Stimmung verſetzte.

t auch Menſchen, die weder lachen noch lä-
en, Marmorgeſichter mit tonloſer Marmor-
geſchloſſenen Lippen; ſolche Weſen können
h auch nicht weinen; der Schmerz iſt ihnen
wie die Freude, und ſo ſehr auch das Lachen
iſt, auf ſie wirkt es ſo wenig, als die Farbe
Blinden. Ich beneide die menſchlichen Bildſäu-
, und preiſe jeden guten Menſchen, der herz-
n kann, und uns dadurch in den fröhlichſten
zuſtand verſetzt.

eigentliche herzliche Lachen iſt bei den geringe-
nden zu Hauſe, in den höhern ſpielt es mei-
r Gaſtrollen, und wird dabei nicht ſelten von
chen Schwindſucht befallen, daß es endlich zu
alten vornehmen Lächeln abmagert.

Lächeln verhält ſich zum Lachen wie das Piano
ötentones zum Forte eines vollen Orcheſters,
Roſafarbe zum Hochroth. Es bringt auf dem
bald jenen Effect hervor, welchen die liebliche
röthe, bald jenen, welchen das bedenkliche Wetter-
oder der fliegende Blitz am Firmament erzeugen.
holde, ſüße Lächeln hat ſeine echte Heimat
weiblichen Wange. Das Lächeln der Unſchuld,
und edel liebenden Gattin oder Jungfrau und
hmüthige Lächeln einer holden Dulderin, einer
Leidenden, wird mit Recht ein himmliſches Lä-
enannt, indem es der äußere Abglanz einer En-
e iſt. Eine verbleichende Roſe, mit Thauperlen
ückt, könnte ihr Sinnbild ſein.

Dieſem lieblichen Lächeln ſteht das ſataniſche der frechen Buhlerin und der herzlos ſpöttelnden Kokette entgegen.

Den herzzerreißendſten Anblick gibt aber das Lächeln des Wahnſinns, indem es uns den ſchneidenden Contraſt zwiſchen dem höchſten menſchlichen Elend, dem Verluſt der Vernunft, und der vollkommenſten Bewußtloſigkeit dieſes ſchrecklichen Zuſtandes zeigt.

Bald komiſch, bald auch widrig iſt das nichtsſagende Lächeln weiblicher Albernheit und totaler Unwiſſenheit, die weder fühlt noch denkt, und das abgeſchmackte Lächeln männlicher Gecken, in welches dieſe Geiſtloſen ihre Leerheit und Nichtigkeit zu verbergen ſuchen. Dieſes negative Lächeln iſt und bleibt ein Nichts, aus dem nie ein Etwas wird, und bei dem die ſonſt ſo bezaubernde Grazie des Wangengrübchens ohne Wirkung bleibt.

Das froſtige Lächeln einer Spröden, ſo wie das vor dem Spiegel einſtudirte Lächeln einer Kokette, gleicht dem Glanz der Decemberſonne, der über ein Eisfeld hinfliegt; das Lächeln der erſten Liebe aber dem Strahl der Frühlings-Morgenſonne, der auf eine Lilie fällt. Der Zauber eines holden Lächelns iſt überhaupt ſo groß, daß Homer der Göttin der Schönheit und Liebe den Beinamen der Süßlächelnden gab, und daß die Dichter aller Nationen die Natur ſelbſt, um ihre Schönheit auszudrücken, lächeln laſſen, denn die Schönheit iſt nie ſo lieblich, als wenn ſie lächelt, ſo wie keine Muſik herzerfreuender klingt, als ein fröhlicher Lachchor im geſelligen Kreiſe.

gutmüthiges Lächeln, ſo wie dasjenige, welches
utmüthigkeit oder Delicateſſe halb unterdrückt
hat einen eigenen Reiz, oft etwas Rührendes.
ſcheuliche Gegentheil von dieſem iſt jene unſelige
, die Manchen ſo beherrſcht, daß er dem Kitzel
hens ſelbſt dann nicht widerſtehen kann, wenn er
enes Glück oder das Wohl ſeines Nächſten dadurch
s Spiel ſetzt. Schauderhaft mögen wohl manche
geweſen ſein, da dem Hoffenden oder Bittenden
m ſchallenden Hohngelächter geantwortet wurde.
lächerliche Erſcheinungen ſind gewiſſe Menſchen
nern Welt, die aus bloßer Complaisance lachen
cheln, und oft mit lauſchenden Mienen auf das
t warten, welches von einem Gönner, von einer
tperſon, oder von irgend einem privilegirten Ton-
r ausgeben ſoll, um die Lach-Exploſion zu bewir-
inzig in ſeiner Art iſt das Lächeln der Glücksjäger
rbſchleicher, mit dem ſie auf das beglückende Lä-
es mächtigen oder reichen Patrons warten.
as Lachen wird auch als eine der Geſundheit ſehr
ßliche Bewegung geprieſen, indem es die Säfte
nne, den Kreislauf des Blutes befördere, und auf
unge vortheilhaft wirke; es ſoll, heißt es, ſogar
achen. Ein Engländer gab eine Sammlung komi-
Gedichte heraus unter dem Titel: Laugh and
t! (Lache und werde fett!) Das Geſchichtchen
em Kranken, deſſen Leben gerettet wurde, indem
eſchwür, welches ihn zu tödten drohte, durch die
ütterung des Lachens aufbrach, iſt bekannt. Könnte

die Arzneikunde Lachpillen erfinden, ſo müßte die Hypochondrie verſchwinden, und man würde von keinem Selbſtmorde etwas hören.

Demokritus, der uns als der lachluſtigſte Weltweiſe des ganzen Alterthums bekannt iſt, ſoll ein ſehr geſunder und robuſter Mann geweſen ſein *). Furchtbar iſt aber eine gewiſſe Gattung von Menſchen, nämlich jene der Spötter und Witzbolde, die von der Sucht befallen ſind, Alles, — die heiligſten Gegenſtände wie die edelſten Menſchen ohne Schonung lächerlich zu machen, indem ſie einen eigenen giftigen Stachel beſitzen, mit dem ſie, wie mit einer Wünſchelruthe, nicht nur wirkliche Flecken, Mängel und Gebrechen, ſelbſt die kleinſten, im Menſchen aufzufinden, ſondern ſogar dem Tadelloſen einen Schein von Lächerlichkeit zu geben wiſſen. Leider gelingt es ihnen nur zu oft, die weniger humanen Lacher auf ihre Seite zu ziehen, und ſich im geſelligen Kreiſe eine unſelige Superiorität anzumaßen! Man ſcheut ſie und macht ihnen Complimente über ihren bösartigen Witz, den ſie auf Unkoſten Anderer lieblos ſpielen laſſen. Es wäre zu wünſchen, daß ſolche Spötter ihre eigene Thorheit oder Bösartigkeit, und jeder Menſch ſeine Fehler weglachen könnte, damit es ſpäter nichts zu beweinen gibt.

---

*) „Perpetuo risu pulmonem agitare solebat.“ ſagt Juvenal im 33. Vers der 10. Satyre.

Der Mann von vierzig Jahren.

Novelle in Briefen.

(Dem Engliſchen frei nacherzählt von Lembert.)

er Baron von Wolmar an den Grafen Chriſtian von Fels.

Nach einem Zeitraume von zehn Jahren bin ich end-
ch wieder hier in dem reizenden Smyrna, athme ich
ieder die mit Wohlgerüchen geſchwängerte Luſt Joniens
ch fand dieſes claſſiſche Land, wie ich es vor zehn Jah-
en verlaſſen hatte; aber ich — theurer Chriſtian, —
elche Veränderungen ſind mit mir vorgegangen! Wie
in ich in dieſen zehn Jahren gealtert, — weniger durch
ie Zahl meiner Lebensjahre, als durch die Laſt anſtren-
gender Arbeiten und widerſtreitender Gefühle — und den-
noch fühle ich mich wieder jung, ſeit ich das Joch der
drückenden Verhältniſſe abgeſchüttelt habe. Während
unſerer ſehr glücklichen Überfahrt erwachte der Enthu-
ſiasmus der Jugend wieder in mir; mein Herz ſchwoll
vor Entzücken, Bewunderung oder Trauer, je nachdem
die verſchiedenen Inſeln Griechenlands vor meinen Au-
gen auftauchten, an welche ſich ſo viele Erinnerungen
knüpfen. Ich habe mich hier niedergelaſſen und lebe be-
haglich unter dem Zauber dieſes herrlichen Klimat's, ich
athme mit Wolluſt dieſe berauſchende Luſt und betrachte

mit Entzücken den ewig heitern Himmel. — Wer würde bei der Lebhaftigkeit meiner Empfindungen glauben, daß ich vierzig Jahre zähle, theils im Feldlager, theils unter Aktenſtaub verlebt? Gott ſei Dank! ich habe die beengenden Feſſeln der Dienſtverhältniſſe abgeſchüttelt, ich habe den Wirkungskreis verlaſſen, in dem ich das Gute gewollt, — vielleicht mit zu großer Leidenſchaftlichkeit gewollt habe; — meine Gegner haben meinen Feuereifer benützt, um mich zu entfernen und ich bin gegangen. — Dank ſei ihnen dafür!

Man hält mich für ehrgeizig, aber man thut mir unrecht; ich fühle nur einen unglücklichen Drang zur Thätigkeit in mir, der mich quält. — Hier, mein theurer Chriſtian, will ich nur der Kunſt und den Wiſſenſchaften leben. Ich hoffe, daß die Muſen mir wieder hold lächeln werden; ſeit langer Zeit habe ich ſie zwar verlaſſen, aber dieſe Himmliſchen ſind zu großmüthig, um ſich durch Sprödigkeit für meine Untreue zu rächen. — Kurz, ich bin herzlich froh, hier zu ſein, und werde meinen hieſigen Aufenthalt ſo lange als möglich verlängern, und zwar aus einem Grunde, der mit den Künſten und Wiſſenſchaften nichts gemein hat.

Ich habe Dir oft erzählt, wie meine Mutter und Schweſter mich unabläſſig mit der Zumuthung quälten, mich zu verheirathen. Lange Zeit beſtürmten ſie mich mit Überredungen und Bitten, ich wußte ihnen immer durch eine ſcherzhafte Wendung oder einige ſchmeichelhafte Worte glücklich zu entſchlüpfen; aber endlich hatten ſie ein Mädchen für mich gefunden, das alles in ſich vereinigt, was ihnen wünſchenswerth ſcheint und nun wurden ihre Überredungen Beſtürmungen, ihre Bitten Verfolgungen. Nicht, daß die mir vorgeſchlagene Braut mir uberhaupt zuwider wäre, nein, aber ſie erſchreckt mich, — und aufrichtig geſagt, ich fuhle mich ihrer nicht würdig. Fräulein Amalie von Schelburg zählt erſt achtzehn Sommer, ſie iſt ſehr ſchön, ſehr lebhaft, ſie liebt die Freuden der Welt, wie das in ihrem Alter ſehr natürlich iſt; — ich hingegen bin vierzig Jahre, bin ernſter Natur, habe den frivolen Beluſtigungen unſerer geſelligen Zirkel längſt entſagt, — was ſollte aus mir werden an der Seite einer ſo jungen, lebenskraftigen und muthwilligen Frau? — Wenn ich auch, um ihr zu gefallen, meine Neigungen und Anſichten ändern wollte, würde es mir gelingen? — Nein, nein; ich bin vierzig Jahre alt und gewiſſenhaft genug, um mir nicht zu geſtehen, daß ich nicht mehr jung genug bin, um Liebe in dem Herzen eines Mädchens von achtzehn Jahren zu erwecken. Fräulein von Schelburg beſitzt ausgezeichnete Eigenſchaften, ſie verdient nicht nur geliebt zu werden, — was nicht ſchwer halten würde, — ſie verdient auch zu lieben, und ich fürchte, daß ſie an meiner Seite verurtheilt ſein durfte, das ſußeſte Gefuhl des Lebens niemals, oder wenigſtens nicht durch mich kennen zu lernen; deßhalb habe ich kurzweg Nein geſagt. Aber man martert mich, man will mich ſogar glauben machen, meine Weigerung würde Amalien troſtlos machen. Man ſchmeichelt mir, um mich zu verlocken; aber ich zähle meine Jahre, betrachte meine ſchwarzen

Locken, aus denen ſchon hier und da ein graues Haar hervorſchimmert und bleibe feſt; denn ich fühle, daß ich allenfalls noch fähig bin, für mein Vaterland zu kämpfen oder ihm im Cabinette nützliche Dienſte zu leiſten; daß mir die Muſen noch günſtig ſein können; aber dem Lächeln der Liebe muß ich entſagen. Darum bin ich froh, hier zu ſein, nicht nur, um vor den Verfolgungen meiner Verwandten geſichert zu ſein, ſondern auch, weil ich hoffe, die Zeit werde ihre Plane und Abſichten auf die natürlichſte Weiſe vereiteln.

Laß uns nun von meinem gegenwärtigen Aufenthalte ſprechen. Als ich hieher reiſ'te, gab mir der Rath Hulbeck ein Empfehlungsſchreiben an einen franzöſiſchen Kaufmann, Herrn Doſſon, der ſich ſeit Jahren hier etablirt hatte, und wünſchte durch mich Nachricht zu erhalten, wie es dem würdigen Manne gehe. Sage dem Rathe, daß ſich Doſſon vollkommen wohl befinde, mich auf das freundſchaftlichſte empfangen hat und mich beim erſten Blick für ſich einzunehmen wußte. Er bot mir mit zuvorkommender Artigkeit eine Wohnung in ſeinem reizend gelegenen Hauſe an; da ich aber ſeine Gaſtfreundlichkeit nicht mißbrauchen und ſeinen liebenswürdigen Umgang nicht entbehren wollte, miethete ich mir eine Wohnung in ſeiner Nähe und bin oft in ſeinem Hauſe. Er iſt der letzte Sprößling einer altadeligen franzöſiſchen Familie, macht aber von ſeinem Adel keinen Gebrauch, ſeit ihn Verhältniſſe gezwungen haben, ſich dem Handelſtande zu widmen. Seine Frau, eine durch ihre Schönheit berühmte Italienerin, iſt geſtorben und er lebt nun mit ſeiner verwitweten Schweſter, welche Mutterſtelle vertritt bei ſeinem einzigen Kinde, einem Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, das ich nur Einmal flüchtig ſah, das mir aber das Modell einer Hebe aus Phidias Attelier ſchien. Dieſer geſegnete Himmelsſtrich, ſo reich an köſtlichen Überbleibſeln, bewahrt auch noch Reſte lebender Schönheit; man trifft hier oft auf Geſtalten, daß man in Verſuchung kommt, den Olymp mit ſeinen Gottheiten für keine Fabel zu halten.

Nun lebe wohl, Chriſtian! bald ſchreibe ich Dir wieder. Jetzt muß ich in einigen Häuſern Karten abgeben, denn man hält hier eben ſo ſtreng auf ſogenannte Sitte wie in unſerm Vaterlande, und das europäiſche Stadtviertel von Smyrna bildet den eleganteſten Vereinigungspunct.

Derſelbe an Denſelben.

Die Abweſenheit, mein theurer Freund, in ihrer Ähnlichkeit mit dem Tode, bringt oft die nämlichen Wirkungen hervor; man vermißt uns ungern, wenn man uns nicht mehr ſieht; — ſo geht es mir. Diejenigen, welche am meiſten zu meiner Entfernung beigetragen haben, ſchreiben mir jetzt die ſchmeichelhafteſten Briefe und geben mir verblümt zu verſtehen, daß ich die Meinung ſehr verändert finden würde, wenn ich jetzt zurückkehrte; aber ich antworte ihnen in den verbindlichſten Ausdrükken und thue, als ob ich ſie nicht verſtanden hätte; denn ich bin feſt entſchloſſen, ſo lange als möglich hier zu verweilen, hier, wo ich mich wohl und glücklich fühle. Es gibt Momente im Menſchenleben, wo alle Leidenſchaften ſchweigen, wo Geiſt und Herz vollkommen ruhig ſind und man ſich ſchon glücklich fühlt in dem bloßen Bewußtſein, daß man lebt. Ein ſolcher Zuſtand iſt gegenwärtig der meinige. Sei es der ewig heitere Horizont, an welchem ſich die Kanten der blauen Berge an dem goldenen Himmel abbilden, oder die weiche balſamiſche Luft, oder irgend eine andere geheime Einwirkung, die mich gleichgültig für das Treiben der Welt macht; genug ich fühle mich glücklich, wenn ich ſtundenlang einſam am Ufer des Fluſſes wandle, oder mich unter eine Palme ſetze und hinausblicke auf das unendliche Meer, oder einen Hügel erklimme und die überall zerſtreuten Reſte ehemaliger Herrlichkeit bewundere. Glaube deßhalb nicht, ich ſei menſchenſcheu geworden; o nein, — ich theile mein Leben zwiſchen Einſamkeit und Geſelligkeit. Ich habe Zutritt in mehrere Häuſer und beſuche ſehr oft eine engliſche Familie, die ſich für längere Zeit hier niedergelaſſen hat; ſie beſteht aus dem Lord Mar, ſeiner Nichte, Lady Auſtin, einer liebenswürdigen aber ſehr koketten Witwe, die ſich gern den Hof machen läßt, und dem Sir James Clam, ihrem Bruder, einen ſchönen jungen Mann, der für Doſſon's Tochter in Liebe entbrannt zu ſein ſcheint. Am öfterſten bin ich aber in Doſſon's Hauſe und ſpeiſe faſt täglich dort. Er iſt ein vortrefflicher Mann, deſſen Zuneigung ich gewonnen habe. Doſſon's Tochter, nach ihrer verſtorbenen Mutter, von der ich Dir in meinem letzten

Briefe geſprochen habe, Laura genannt, die reizende Hebegeſtalt, iſt nicht vierzehn ſondern ſiebzehn Jahr alt, was mir ſehr leid thut; denn beim erſten Anblick hielt ich ſie noch für ein halbes Kind, mit dem man harmlos ſcherzen konnte, und nun finde ich eine Jungfrau in der reizendſten Blüthe in ihr, der man mit Achtung begegnen muß. Nur unter einem ſo glücklichen Himmelsſtriche konnte eine ſo regelmäßige und verführeriſche Geſtalt gedeihen; man wird nicht müde, ſie zu bewundern. Sie iſt erſt kürzlich aus England zurückgekehrt, wo ſie nach dem Tode ihrer Mutter, bei ihrer Tante ein Jahr zubrachte, ohne daß ſie von ihren natürlichen Reizen, von ihrem kindlichen Weſen etwas verloren hat. Laura iſt ausgelaſſen fröhlich, wenn Sir James bei ihr iſt; ſie unterhalten ſich mit tauſend Kindereien; wenn ich aber allein bei ihren Verwandten bin, wird ſie ſtill und aufmerkſam, und doch ſind meine ernſten Geſpräche ſo wenig für ihr Alter geeignet, daß ich mich oft über die Aufmerkſamkeit wundere, mit der ſie mir zuhört. Es ſcheint, daß ich ihr mehr Reſpect eingeflößt habe, als mir lieb iſt; denn wenn ich die Rede an ſie richte, wird ſie verlegen um die Antwort, und ich muß mich wider Willen enthalten, ſie anzureden, um ihre Verlegenheit nicht zu mehren. Wenn ich bei Laura bin, fällt mir immer Amalie von Schelburg ein, die bei weitem nicht ſo ſchön, doch eben ſo lebhaft iſt, und unwillkürlich dringt ſich mir die Bemerkung auf, daß es mir bei ihr nicht beſſer gehen würde. Ich bewundere Laura, wenn ſie mit Zephyrſchritten durch den Garten eilt; die Biene kann nicht geſchäftiger ſein, von Blüthe zur Blüthe zu fliegen, als ſie es iſt, um Blumen zu brechen; ſie trägt ſie haufenweiſe in das Haus, um ein Madonnenbild zu zieren, eine Brautkrone fur eine Freundin zu flechten, oder irgend ein anderes Feſt zu ſchmücken. Sie arbeitet mit großer Emſigkeit, und ich kann nicht umhin, ihr zu helfen und alle Roſen von den Dornen zu reinigen, damit ſie ihre zarten, in Morgenroth getauchten Finger nicht verletze. Ich muß oft eine lächerliche Figur machen, wenn Doſſon von Handelsverbindungen oder politiſchen Angelegenheiten ſpricht, und' ich ihm keine oder eine verkehrte Antwort gebe. Doſſon lacht, neckt mich, und Laura, aufgebracht über die Störung, ſchmollt mit ihrem Vater und mit mir, ſpringt auf, wirft die Blumen an den Boden, ergreift die Guitarre und ſingt; — wir wollen ihr zuhören, — plötzlich ſchweigt ſie oder wiederholt unaufhörlich den Schluß eines griechiſchen Liedchens, deſſen Refrain: „Liebſt du mich?" lautet. — Ach Chriſtian, wie oft gerathe ich in Verſuchung, „Ja," zu antworten; doch wie lächerlich wäre das in meinem Alter! — Siehſt du Chriſtian, gerade ſo und vielleicht noch ſchlimmer würde es mir mit Fräulein Schelburg gehen. Nein, nein, ich heirathe ſie nicht.

Derſelbe an Denſelben.

Ich habe einen Ausflug in die Ruinen von Epheſus gemacht. Die wiſſenſchaftliche Ausbeute dieſer Excurſion iſt im beifolgenden Hefte enthalten und für Hulbeck beſtimmt.

Bei meiner Zurückkunft machte ich eine ſo reizende Beſchreibung der Genüſſe, welche mir auf meiner kleinen Reiſe geworden, daß Madame Demmery, Lady Auſtin, Sir James und Laura nicht widerſtehen konnten, mich aufzufordern, einen ähnlichen Ausflug mit ihnen zu machen. Es geſchah. Die erſte Nacht brachten wir in dem Landhauſe eines Freundes des Doſſon'ſchen Hauſes zu, das an unſerem Wege lag, und am folgenden Morgen ſetzte ſich die kleine Caravane, von dem ſchönſten Wetter begünſtigt, in Marſch, feſt entſchloſſen, ſich ſo ſehr als möglich den Ruinen von Epheſus zu nähern, ſelbſt auf die Gefahr, eine Nacht unter freiem Himmel zubringen zu müſſen.

Chriſtian! ich müßte lange leben, um dieſe Luſtreiſe vergeſſen zu können, vor allen aber die Nacht, die wir unter dem elenden Dache der armſeligen Hütte eines gaſtfreien Muſelmannes zubrachten. Einige Stunden des Schlafes ausgenommen, brachten wir den übrigen Theil dieſer göttlichen Nacht lachend und ſcherzend an der Schwelle jener Hütte zu, und bewunderten die Ruinen, die uns umgaben, und wie Rieſen aus dem dünnen durchſichtigen Nebel aufſtiegen. Manchmal ſchwiegen wir alle, um die tiefe Stille zu belauſchen, die um uns herrſchte und ſich mit nichts Anderem vergleichen läßt. Der leiſeſte Luftzug klingt wie ein harmoniſcher Ton, oder wie die geheimnißvolle Stimme eines Orakels; jeder Laut, der dieſe heilige Ruhe unterbricht, klingt fremd und überirdiſch. Gegen Mitternacht ging der Mond in vollem Glanze auf, und wir gewahrten am fernen Horizonte die dunklen Umriſſe einer langen Caravane. Der eintönige Geſang einiger Kameeltreiber ſchallte, ungeachtet der weiten Entfernung, durch die dünne Luft melancholiſch zu uns herüber; doch bald erhob ſich ein lärmender Streit unter den Kameeltreibern und ihr durchdringendes Geſchrei erſchreckte unſere Gefährtinnen dermaßen, daß ſie ängſtlich den Schutz der Männer ſuchten, und Laura, denke Dir nur, Chriſtian! Laura glaubte bei mir beſſeren Schutz zu finden als bei Sir James, denn ſie barg zitternd ihr Geſicht an meiner Bruſt — aber, ach! — der Tumult legte ſich, Laura riß ſich aus meinen ſchirmenden Armen los und ſcherzte und lachte mit Sir James über ihre kindiſche Furcht.

Der Reſt unſerer Luſtreiſe verſtrich angenehm und genußreich, alles war vergnügt und die Damen ertrugen die Beſchwerden des Weges und die drückende Hitze, ohne ſich zu beklagen. Ich fühlte mich ſehr glücklich; nur Lady Auſtin ſtörte mich. Sie ſcheint im Bewußtſein der Macht ihrer Reize, meine Artigkeiten für mehr genommen zu haben und quälte mich mit pomphaften Schilderungen ihrer Gefühle bei dem Anblick der Herrlichkeiten, die uns umgaben. Ach! wie ſo ganz anders, wie bezaubernd war Laura während der ganzen Reiſe. Es iſt weiſe, Chriſtian, ſein Alter nicht zu vergeſſen, aber es iſt traurig, ſeine Lebensjahre an der Seite dieſes reizenden Weſens zu zählen und ſich geſtehen zu müſſen: du haſt kein Recht mehr von ihr geliebt zu werden! — Das holde Geſchöpf entzückt nicht allein durch ſeine Schönheit, es rührt, es zieht unwiderſtehlich an; es iſt naiv, kindlich, oft ſogar kindiſch; aber der Ton ihrer Stimme geht zum Herzen, und aus ihren Geſprächen leuchtet oft eine Tiefe des Gefühls hervor, welche hinreißt. Ich bin oft mit ihr allein und habe Gelegenheit, ſie zu beobachten. Noch geſtern ſaßen wir zuſammen auf der Terraſſe am Ende des Gartens, um ihre Verwandten zu einem Spaziergange zu erwarten. Laura's Blicke weilten mit ſtillem Entzücken auf der herrlichen Landſchaft, die ſich vor uns aufthat. „Liebe Laura," redete ich ſie an: „Sie bewundern mit Recht Ihr ſchönes Geburtsland, und es iſt natürlich, wenn Sie denken, daß Sie ſich unter keinem Himmelsſtriche ſo glücklich fühlen würden, als unter dieſem reichgeſegneten. — „„Ja!"" entgegnete Laura: „„ich bewundere dieſe herrliche Gegend, aber ich denke, nur das Land ſcheint uns wahrhaft ſchön, wo wir uns glücklich fühlen. Vor achtzehn Monaten, als meine theure Mutter ſtarb, wie traurig und farblos erſchien mir dieſe lachende Gegend! Mein Vater ſchickte mich nach London zu meiner Tante, ſie und ihre Tochter Auguſta empfingen mich mit unbeſchreiblicher Liebe. Als ich nach einem Jahre wieder hierher zurückkehrte, ach, wie ſehnte ich mich nach meiner gütigen Tante und meiner geliebten Auguſta! Sie werden lachen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich hier an dieſer reizenden Stelle, oft nach dem übelriechenden Nebel der Themſe ſeufzte. Aber mein Vaterland hat ſeinen vorigen Reiz in meinen Augen wieder gewonnen, ſeit — —" hier unterbrach ſich Laura plötzlich und ſchwieg, verlegen über das, was ſie zu ſagen im Begriff war. In dieſem glücklichen Alter hat man die traurige Gewandtheit noch nicht erworben, durch eine geſchickte Wendung des Geſprächs eine Verlegenheit zu bemänteln, man erröthet und ſchweigt. — Wie gern hätte ich Laura um die Urſache dieſer glücklichen Veränderung befragt, aber es wäre ungroßmuthig geweſen, die Verlegenheit des armen Kindes zu mehren. Wozu noch eine Frage? Um zu erfahren, daß James der glückliche Zauberer geweſen, der jene Veränderung bewirkte? — Ich fragte nicht, aber ich ſagte: „Ueberall, wohin mich das Schickſal führen wird, werde ich mich der Ufer des Meles mit Entzücken erinnern!" — Selbſt dieſe Worte, die mir unwillkürlich entſchlüpften, machten ſie noch verlegener, und ich muß wohl auf meiner Hut ſein, um mich vor der Lächerlichkeit zu bewahren, das holde Kind glauben zu machen, daß ich ſie liebe. — Ich ſehe Dich im Geiſte, Chriſtian, wie Du bei Leſung dieſer Zeilen ſarkaſtiſch lächelſt. — Nun ja, ich will's geſtehen, Dein Verdacht iſt nicht ungegründet, — aber fürchte nichts — mein Stolz wird mich der drohenden Gefahr entziehen.

Derſelbe an Denſelben.

Du wirſt mich tadeln, mein Freund, Du wirſt mich ſtreng richten, und doch kann ich es nicht unterlaſſen, Dir alles zu bekennen.

Seit unſerer Reiſe zu den Ruinen von Epheſus fand ich Laura ganz verändert, ſie ſchien mir weniger lebhaft, weniger frohlich, oft träumeriſch; ſie vergoß ihre Spiele und Blumen; aber ich hatte keine Urſache mich über dieſe Veränderung zu beklagen, denn Laura kam mir mit mehr Vertrauen entgegen und ich konnte, durch ihre Zutraulichkeit ermuthigt, unbefangener mit ihr ſprechen, was mich entzückte. Zwar konnte ich mich der geheimen Furcht nicht erwehren, daß ich mein Glück irgend einer verliebten Zänkerei mit Sir James verdankte, denn ich bemerkte, wie Laura bei ſeinem Eintritt die Blicke unwillig abwandte und mit ihm zu ſchmollen ſchien; doch hutete ich mich, der Sache auf den Grund zu kommen, um nicht unſanft aus meinem glücklichen Traume geweckt zu werden. So ſtanden die Sachen, als mich Doſſon vor zwei Tagen in ſein Cabinet bitten ließ. — „Lieber Herr Baron," redete mich Doſſon an: „ich ließ Sie zu mir bitten, um Sie zu erſuchen, mir einen großen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen, und zwar in Betreff meiner Tochter." — Mein Herz ſchlug gewaltig bei dieſen Worten und mit Schrecken nahm ich wahr, daß meine Leidenſchaft gewaltiger geworden ſei, als ich geglaubt hatte; deßhalb ſagte ich zu mir: wenn Du auch ein Narr biſt, ſo rette wenigſtens den Schein der Klugheit, — nahm mich zuſammen und antwortete verbindlich: „„Ich wüßte nichts, was mich mehr intereſſiren könnte; um was handelt es ſich, lieber Freund?"" — „Laura ſchätzt Sie," entgegnete Doſſon: „ſie hat die großte Achtung für Ihre

Meinungen, und ich wünſchte, daß Sie Ihren Einfluß benutzten, um mir zu helfen; denn Laura, die mir bis jetzt nur Freuden gemacht hat, betrübt mich." — „„Wie ſo? Weßhalb?"" rief ich, und mein Herz ſchlug noch ſchneller. „Es hat ſich mir," fuhr Doſſon fort: „für Laura eine Ausſicht eröffnet, die meine kühnſten Hoffnungen überſteigt. Meine Tochter, ich darf es wohl ſagen, iſt liebenswürdig, aber ich bin nicht reich; nun findet ſich ein Mann von gutem Hauſe, von angenehmer Geſtalt und ungeheurem Reichthum; er wirbt um ihre Hand und Laura ſchlagt ihn beharrlich aus." — Ich konnte nicht anders glauben, als daß James der geprieſene Brautwerber ſei und fühlte eine lebhafte Freude, da ich Laura's Weigerung vernahm. — „„Da Sie mich mit Ihrem Vertrauen in einer ſo wichtigen Sache beehren,"" antwortete ich ihm: „„ſo iſt es mir wohl erlaubt, um den Namen des Mannes zu fragen, dem Sie das Lebensglück Ihrer Tochter anvertrauen wollen!"" — „Mein Freund, ſagte er mit wichtiger Miene: „es iſt Herr Abel von Réaucour, der einzige Sohn des reichſten Banquiers von Genua, der alles in ſich vereinigt, was ein Vater für das Glück ſeiner Tochter wünſchen kann, und Laura ſchlägt ihn aus!" Bei dieſen Worten, lächle nicht Chriſtian! konnte Dein Freund, der gewandte Diplomat, der erprobte Krieger, einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken, — es war nicht James, den Laura ausſchlug, ſie ſchlug die Hand eines Andern aus um ſeinetwillen. Ach, mir ſchwand meine voreilige Freude! „„Aber,"" fragte ich:

„„welche Gründe gibt Laura für ihre Weigerung an?““ „Die erbärmlichſten von der Welt,“ entgegnete Doſſon: „Réaucour zählt erſt dreißig Jahre, und das eigenſinnige Mädchen behauptet, er ſei zu alt für ſie.“

Dieſer vernichtende Urtheilſpruch und die Scham, die ich über meine Thorheit fühlte, brachten mich zur Beſinnung. „„Mein Freund,““ ſagte ich: „„dieſer Grund, den Sie für nichtig halten, ſcheint mir von großem Gewicht. Verheirathen Sie Ihre reizende Tochter niemals mit einem Manne, der nicht ihre eigne Wahl iſt. Es wäre grauſam, dieſem holden Weſen Liebe zu verſagen, da ſie doch geſchaffen iſt, ſie allen Herzen einzuflößen. Nein, Sie ſind ein zu zärtlicher Vater, um nicht auch ein billiger Vater zu ſein! Aber wenn ich nicht irre, ſo ſcheint Sir James geneigt, Ihnen einen ähnlichen Vorſchlag zu machen, wie Herr von Réaucour, vielleicht würde Laura —““ — „Ich bitte Sie,“ fiel Doſſon haſtig ein: „ſprechen Sie mir davon nicht; denn erſtlich iſt Sir James nicht ſein eigener Herr, er hängt von ſeinen ſtolzen Verwandten ab; doch wenn dieſe auch einwilligten, ſo könnte eine ſolche Verbindung mir nicht gefallen, denn Sir James hat Anſprüche auf Rang und Titel, und ich wollte um keinen Preis der Welt, daß man von mir glauben könnte, ich hätte die Reize meiner Tochter gebraucht, um einen Mann, der ſo hoch über ihr ſteht, zu verleiten, die arme Kaufmannstochter zu ſich zu erheben. Auch hat Laura, durch ihr Betragen gegen ihn, bis jetzt noch nicht gezeigt, daß ſie ihn liebe. — Ich bitte Sie, lieber Baron, ſprechen Sie mit dem Mädchen; bringen Sie ſie zur Vernunft, Sie allein vermögen es. Gott behüte mich, ſie zu zwingen, einen ſo entſcheidenden Schritt gegen ihre Neigung zu thun; aber wenn es, wie ich vermuthe, bloß kindiſcher Eigenſinn, jungfräuliches Vorurtheil iſt, ſuchen Sie ihren Einfluß auf ſie geltend zu machen, Sie erweiſen mir dadurch den größten Freundſchaftsdienſt.»

»»Lieber Freund!»» antwortete ich ihm: »»Sie geben mir da einen ſchwierigen Auftrag. Ich glaube gern, daß dieſe Verbindung allen Ihren Wünſchen entſpricht; aber wenn Ihre Tochter auch mir ſagt: ich finde Herrn von Réaucour zu alt fur mich, was ſoll ich ihr entgegnen? ſteht es in meiner Gewalt, ihn jünger zu machen?»» »Aber es iſt ja nicht ihr Ernſt,» rief Doſſon heftig: »wie kann man einen Mann von dreißig Jahren zu alt finden? Sie gebrauchte dieſe Ausflucht nur, weil ſie keine beſſeren Gründe für ihre thörichte Weigerung fand. Hätte ich ihr einen Mann von vierzig Jahren vorgeſchlagen, dann ließe ſich ihre Abneigung allenfalls noch rechtfertigen; aber dreißig Jahre ſind, wie bekannt, das ſchönſte Mannesalter!» — Ich ſchwieg, von tiefer Scham ergluhend; endlich ſagte ich: »»Ich verſpreche nichts; ich will mit ihrer Tochter ſprechen, ich will alles verſuchen, ſie Ihren Wünſchen geneigt zu machen; wenn ſie aber darauf beſteht, daß das Alter des Herrn von Réaucour die eigentliche Urſache ihrer Weigerung ſei, ſo ſchweige ich, denn ich müßte gegen meine eigene Überzeugung ſprechen.

Ich wäre nach dem Wunſche meiner Familie längſt verheirathet, wenn ich nicht Bedenken trüge, mich in meinem Alter mit einem jungen Mädchen zu vermählen.""

„Nun bei Gott, Baron!" rief Doſſon lachend: „Sie ſind eben ſo närriſch wie meine Tochter! Ich habe zwar Ihren Taufſchein nicht geſehen; aber bei Ihrer Geſtalt, Ihrem Ausſehen iſt man allen Weibern willkommen. Unter uns," fuhr er mit ſchlauer Miene fort: „fragen Sie nur Lady Auſtin, ob ſie Sie nicht ſehr wünſchenswerth ſindet?" „„Wenn das auch der Fall wäre,"" entgegnete ich ihm, „„ſo dürfen Sie nicht vergeſſen, daß Lady Auſtin acht und zwanzig Jahre zählt, und daß die Weiber im acht und zwanzigſten Jahre mit anderen Augen ſehen als im ſiebzehnten. Der Unterſchied iſt zu groß!"" „Allerdings" verſetzte Doſſon, noch immer lachend: „ſehr groß!" „„Sehr groß!"" wiederholte ich ſeufzend und ging.

Ach, Chriſtian! die Zeit iſt vorüber, Dich und mich ſelbſt zu täuſchen; ich liebe Laura mit Leidenſchaft! Indem ich mir glauben machte, dieſe Liebe ſei eine Thorheit, deren ich nicht fahig ſei, indem ich meine Neigung zu Lauren nur für den unſchuldigen Antheil nahm, den jeder fuhlende Mann an einem holden Kinde nimmt, das unter ſeinen Augen zur reizenden Jungfrau erbluht, deſſen körperliche und geiſtige Vorzüge ſich vor ſeinen Blicken entwickeln, habe ich mich in Bande verſtrickt, die ich nicht zu loſen vermag, ohne mein Herz zu zerreißen! Meine einzige Hoffnung beruht noch auf meinem Stolze. Ich werde mich zu beherrſchen wiſſen, damit das geliebte Mädchen niemals errathe, was ich für ſie fühle; aber meinem glücklichern Nebenbuhler zum Beſitz eines Schatzes zu verhelfen, dem ich mit blutendem Herzen entſagen muß, das geht über meine Kraft! Der arme Doſſon konnte keinen ſchlechteren Mittelsmann wählen. Doch weil ich es einmal verſprochen habe, und weil ich wünſche, der Sache auf den Grund zu kommen, will ich mit Lauren ſprechen, und in meinem nächſten Briefe will ich Dir den Erfolg unſerer Unterredung melden.

Derſelbe an Denſelben.

Wenn man nicht mehr jung iſt, mein theurer Chriſtian, ſo gleicht unſere Liebe der Narrheit, die dann und wann lichte Augenblicke hat; man ſieht es ein, daß man ein Narr iſt, aber man wird dadurch nicht vernünftiger.

Nach mehreren Tagen gelang es mir, Laura in einem kleinen Pomeranzenhain, der an ihren Garten gränzt, allein zu finden. Sie ſaß auf einer Bank und hatte auf ihrem Schooße einige Knäuel Wolle von verſchiedenen Farben, die ſie zu Rathe zu ziehen ſchien, wie man es in unſerm Vaterlande mit dem Blümchen Tauſendſchön zu thun pflegt. Als ſie mich gewahrte, verbarg ſie haſtig die Knäuel, ſprang auf und wollte ſich entfernen. „Bleiben Sie, Laura!“ rief ich: „ich habe mit Ihnen zu ſprechen.“ „„Mit mir?““ verſetzte ſie erſtaunt und verlegen, und fuhr nach einer Pauſe erröthend und mit geſenktem Auge fort: „„worüber?““

„Das ſollen Sie ſogleich hören," antwortete ich, indem ich mich an Ihre Seite ſetzte; — aber ach! die Gegenwart des holden, geliebten Weſens ließ mich meinen Auftrag vergeſſen; ich ſchwieg verlegen und träumend — und Laura ſchwieg auch. Endlich ſiegte ihre natürliche Lebhaftigkeit und Sie ſagte mit einem ſchelmiſchen Seitenblicke: „„Nun, Herr Baron? was haben Sie mir zu ſagen?""

Sollte man es wohl für möglich halten, Chriſtian? Ich, der gewandte Diplomat, deſſen Beredſamkeit man ſo oft gerühmt, der ſo manches verwickelte Geſchäft mit Glück beendigt hatte, ich rang vergebens nach Worten bei einem griechiſchen Mädchen, das noch ein halbes Kind iſt! Ich ſtotterte unzuſammenhängende Gemeinplätze, verwirrte mich und verſtummte endlich, wie ein verlegener Schulknabe bei der Prüfung. — Laura wandte ihr Köpfchen zur Seite und ſchien zu lächeln, — das gab mir die Beſinnung wieder, mein Stolz erwachte und ich gewann den Muth, ihr zu ſagen: „Ihr Vater, liebe Laura, behauptet, Sie hätten Vertrauen zu mir, und er ſelbſt gab mir den größten Beweis des ſeinigen, indem er mich bat, den wahren Grund zu erforſchen, der Sie beſtimmt, die Hand des Herrn von Réaucour auszuſchlagen?" — Laura blickte ſichtbar betroffen zu mir auf, und nach einer langen Pauſe ſagte ſie mit entſchiedenem Tone und flammenden Blicken: „„Herr Baron, ſagen Sie meinem Vater, daß ich die Hand des Herrn von Réaucour ausſchlage, weil ich mich gar nicht verheirathen will."" — Ihr Blick, ihr Ton belebten meinen Muth und ich beſchloß, meine Forſchungen fortzuſetzen, — aber, im Vertrauen geſagt, mehr in meinem Intereſſe als in dem des guten Doſſon. „Dieſe Antwort, theure Laura," fuhr ich fort: „iſt zu unbeſtimmt, um Ihrem Vater zu genügen. Sie ſind zu vernünftig, um für Ihre Weigerung nicht triftigere Gründe zu haben. Haben Sie Vertrauen zu Ihrem beſten Freunde, laſſen Sie mich wenigſtens errathen, daß ein Anderer Sie intereſſire, oder geſtehen Sie mir unumwunden, was Sie Ihrem Vater ſchon geſtanden haben, daß Sie Herrn von Réaucour zu alt finden." „„Zu alt?"" rief Sie haſtig und mit glühenden Wangen: „„Das habe ich nicht geſagt, — das kann ich nicht geſagt haben!"" — Nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie in zornigem Tone fort: „„und wenn ich es geſagt habe, ſo hatte ich meine Grunde, — niemals, niemals werde ich Herrn von Réaucour beirathen!"" — Sie ſprang auf und wollte entfliehen. — „Theure Laura!" rief ich flehend; — plötzlich blieb ſie ſtehen und ihr flammendes Auge ruhte erwartend auf mir. — Dieſer Blick entmannte meinen Muth, ich ſchwieg, Chriſtian, ich ſchwieg und Laura riß zornig ihre kleine Hand aus der meinigen und verſchwand in der Pforte ihres Gartens. — Was, bei'm Himmel, was hielt mich denn zurück, ihr zu Füßen zu ſtürzen und auszurufen: „Laura, ich bete Dich an!?"

Ach, Chriſtian! lache über mich, lache! Wollte Gott, ich könnte es auch!

Derſelbe an Denſelben.

Ich habe einen eigenhändigen Brief von unſerem Könige erhalten, worin er mich in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken zur Rückkehr einladet. Ich kenne meine Pflicht, und was es mich auch koſten wird, ich werde den Muth haben, ſie zu erfüllen. Doch ich bedarf noch einiger Tage Zeit, um die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Abreiſe zu treffen, und dann iſt mein Schickſal entſchieden! — Dann erſt? — Es iſt im Grunde ſchon entſchieden; denn ſeit einigen Tagen hat ſich alles verändert. Laura, über meine thörichte Leidenſchaft, durch mich ſelbſt, oder durch einen Andern aufgeklärt, flieht mich; — ſie zeigt mir zwar weder Haß noch Zorn, — aber ſie flieht mich! Das bezaubernde Lächeln iſt von ihrem Munde verſchwunden, ſie iſt traurig und ſcheint leidend; ja, ich glaube ſogar Thränen in ihren Augen bemerkt zu haben. Das beſtimmte mich, ihren Vater zu beſchwören, ihrem Herzen keinen Zwang anzuthun, ſein einziges Kind nicht unglücklich zu machen. Doſſon erwiederte unwillig: „Wenn Laura James wirklich liebt, wie mich meine Schweſter ſeit einigen Tagen glauben machen will, warum ſagt ſie es mir nicht? Obgleich dieſe Liebe mir nicht gefällt, ſo würde ich ihr Geſtändniß doch eher entſchuldigen als dieſe Launen, dieſe kindiſchen Thränen. — Denken Sie nur, — vor drei Tagen ſprach ich gütig und mit väterlicher Zärtlichkeit von meinen Wünſchen mit ihr; ich ſtellte ihr vor, daß ſo viele junge Mädchen ältere Männer geheirathet hätten und ſehr glücklich geworden wären, — was thut Sie? — ſtatt mir zu antworten, ſpringt ſie auf und ſtürzt zur Thür und zum Hauſe hinaus, und nach einer Stunde findet ſie meine Schweſter in ihrem Zimmer, in Thränen ſchwimmend und außer ſich.» — Ich ſuchte Laura zu entſchuldigen, ſo gut ich konnte und ihres Vaters Unwillen zu beſchwichtigen, und fuhlte mich doch ſelbſt im Innerſten ergriffen. Die arme Laura leidet, iſt unglücklich, — ſo jung, ſo ſchön, geſchaffen um glücklich zu machen, — und doch unglücklich! Ich muß mit Ihr ſprechen, ich muß das holde Kind zu tröſten ſuchen, — und das ſoll morgen auf dem Balle geſchehen, den uns Lady Auſtin zibt, — aber Laura flieht mich! — Sollte James eiferſüchtig auf mich geworden ſein und Ihr geboten haben, mich zu meiden? — Gleichviel, ich wage den Verſuch.

Derſelbe an Denſelben.

Mein Loos iſt geworfen, Chriſtian, der letzte Hoffnungsſtrahl erloſchen; nichts bleibt mir übrig als abzureiſen und meinen Schmerz an Deinem Buſen auszuweinen!

Endlich iſt der verhängnißvolle Ball aus, auf dem ich ſo viel litt; das Schweigen folgt dem Lärmen; alles ruht, nur ich wache und horche auf das dumpfe, ferne

Brauſen des Meeres, das der nahende Sturm aufwühlt.

Ach, wie ſchön war Laura auf dieſem Balle, — wie war alles entzückt von ihren Reizen, — wie freute ich mich ihres Triumphes! Schien er mir nicht hinlängliche Entſchuldigung meiner Schwäche?

Ich wollte mich Lauren nahen, da ſtürzte James plötzlich auf ſie zu und führte ſie zum Tanze. Viele Andere folgten ihm, und ich irrte verſtimmt durch den belebten Saal, wo Alles Freude athmete, nur ich nicht! Ich kam mir vor wie Mentor in Calipſo's Nähe.

Lady Auſtin beobachtete mich mit ſcharfen Blicken. Um dieſen Beobachtungen, deren Reſultate für meine Eigenliebe nicht ſchmeichelhaft ausfallen konnten, zu entgehen, ſetzte ich mich an ihre Seite und ward von ihr mit zuvorkommender Artigkeit überhäuft. Ich glaube Dir ſchon geſchrieben zu haben, daß dieſe kokette Frau, im Gefühle der Unwiderſtehlichkeit ihrer Reize, ſich mit dem Wahne ſchmeichelt, mich an ihren Siegeswagen gefeſſelt zu haben. Ich hielt es für grauſam, ihren kindiſchen Triumph zu verkümmern, um ſo mehr, da ich wähnte, es könne keine Folgen haben. Ihr Geſchwätz erheiterte meine Stirne, obgleich ich manchen leiſen Seufzer nicht unterdrücken konnte und jeden Augenblick bereit war, in meine vorige Schwermuth zu verfallen. James hörte auf zu tanzen und ſetzte ſich an die andere Seite der Lady Auſtin. Ich bemerkte, daß Laura's Blicke oft auf unſerer Gruppe weilten, daß ſie erregt und übellaunig ſchien, und daß Sir

James einſylbig und verſtimmt war. Dieſe Bemerkungen waren eben nicht geeignet, mich aufmerkſamer für das Geſchwätz der Lady zu machen; ſie ſchien es gewahr zu werden und fliſterte mir zu: „Sehen Sie nicht, wie unſere Liebesleutchen ſchmollen?“ Chriſtian, ich begreife nicht, wie der Menſch fähig iſt, heftige Wallungen zu verbergen, das Herz im Buſen droht zu brechen, aber die Lippe lächelt, nichts verrath das innere Leiden, im Gegentheil, man gewinnt es über ſich, noch fröhlicher zu ſcheinen — und das war mein Fall, ich hatte die Kraft, der Lady lachend zu antworten: „„Das iſt ein ſehr glücklicher Verdruß!““ — In dieſem Augenblicke hörte ich Laura ſagen: „Ich bin müde. Ich tanze nicht mehr.“ — Sie machte ſich Bahn durch den ſie umringenden Haufen und ſetzte ſich auf einen Stuhl uns gegenüber neben ihre Tante, aber ohne ein Auge von unſerer Gruppe zu verwenden, — natürlich — James war ja bei uns. Ich weiß nicht, woher ich den Muth nahm, Lady Auſtin zu verlaſſen und mich ihr zu nahen. Laura fuhr vom Stuhle auf und ſchien fliehen zu wollen, aber ſie ſetzte ſich wieder, doch mit unfreundlicher Miene. Dieß Benehmen verletzte mich tief, und nicht die verſchmähte Liebe, wohl aber die beleidigte Freundſchaft gaben mir den Muth, ihr nicht ohne Bitterkeit zu ſagen: „Sie ſcheinen meine Gefühle für Sie falſch gedeutet zu haben, Laura, wenn Sie zweifeln können, daß Etwas in der Welt mir theurer ſein könnte als Ihr Glück, von welcher Hand es Ihnen auch kommen mag. Kälte habe ich nicht verdient.“ — Sie antwortete nicht, aber ihre Thränen drohten jeden Augenblick hervorzuſtürzen, — das beſiegte meinen beleidigten Stolz und ich war ſchon im Begriffe, ſie wegen meiner Härte um Verzeihung zu bitten, als ſie im ſpitzen Tone ſagte: „Nehmen Sie ſich in Acht! Lady Auſtin beobachtet uns; unſere Unterredung mißfällt ihr.“ Das war zu viel! Ich konnte mich nicht enthalten, ihr faſt mit Zorn zu antworten: „„Sir James muß wohl ſehr eiferſüchtig ſein, weil er Ihnen nicht einmal mehr erlaubt, mit mir zu ſprechen.““ — Entrüſtet kehrte ich ihr den Rücken und war feſt entſchloſſen, den Saal zu verlaſſen; aber ſo groß iſt meine Schwäche, daß ich an der Thür umkehrte, um mich ihr wieder zu nahen und mich zu entſchuldigen. Lady Auſtin und James waren indeſſen zu ihr getreten und gleich darauf zog James Lauren in die Reihen der Walzenden. Ich ſtürzte zum Saal hinaus und — kurz, mein Los iſt geworfen und ich reiſe!

Derſelbe an Denſelben.

Ich will Dich durch keine Vorrede erſchrecken, theurer Chriſtian; lies und —— doch zur Sache.

Meine Abreiſe war beſtimmt, meine letzten Befehle gegeben, die Stunden meines Aufenthaltes an dieſem mir ſo theuren Orte waren gezählt, da erlag meine Kraft meinem Entſchluſſe; ich fühlte mich krank und mußte das Zimmer hüten. Auf meine Bitte beſuchte mich Doſſon. Ich ſagte ihm, daß ein eigenhändiges

Schreiben meines Königs mich zwinge, meine Abreiſe zu beſchleunigen, ich beſchwor ihn noch Einmal, dem Herzen ſeiner Tochter keinen Zwang anzuthun, und dankte ihm für alle Beweiſe ſeiner Freundſchaft, ſo wie für die glücklichen Tage, die ich im Schooße ſeiner Familie zugebracht hatte. Wir waren Beide bis zu Thränen gerührt; ſtumm und ſeufzend druckten wir uns die Hände.

Wie ich auch mit mir kämpfte, ich war nicht im Stande, Griechenland zu verlaſſen, ohne Laura noch Einmal geſehen und geſprochen zu haben. Ich brauchte deßhalb nur in ihr väterliches Haus zu gehen, aber ich wollte ohne Zeugen von ihr Abſchied nehmen, wollte ſie meiner unwandelbaren Freundſchaft verſichern und mir ein Andenken, irgend eine unbedeutende Kleinigkeit, die ihr gehört hatte, von ihr erbitten. Den Tag darauf, als Doſſon bei mir geweſen war, ging ich, obgleich noch leidend, aus, um Laura aufzuſuchen; ich irrte den ganzen Tag vergebens umher. Gegen Abend beſuchte ich den ſchönen Kirchhof von Smyrna, der mit ſeinen vielen Bäumen eine großartige Gruppe von Cypreſſen bildet; hier, ich ſchäme mich deſſen nicht, Chriſtian, hier beweinte ich mit einem Strom von Thränen den Traum meiner Liebe. Als ich mich wandte, um durch die entgegengeſetzte Pforte den Kirchhof zu verlaſſen, ſah ich die leichte, nymphenhafte Geſtalt vor mir dahinſchweben, ich erkannte Laura auf den erſten Blick. Ich rief ſie beim Namen, ſie beflügelte ihren Schritt, ich holte ſie ein, erblaſſend blieb ſie ſtehen und fragte mit zitternder Stimme: „Sie hier, Herr Baron?" — „„Ja, Laura,"" antwortete ich: „„ich habe Sie den ganzen Tag geſucht, um Sie einen Augenblick allein zu ſprechen. — Ich reiſe, ich muß dieſen mir ſo theuern Ort für immer verlaſſen, aber ich vermag es nicht, ohne Ihnen zu ſagen, daß das Andenken an die Zeit, die ich hier zubrachte, mir unvergeßlich bleiben wird, daß weder Zeit noch Entfernung meine Gefühle für Sie verändern können, und daß ich überall, wohin mich das Schickſal auch führen mag, Ihr treueſter, ergebenſter Freund bleiben werde."" — Sie antwortete nicht, aber große Thränentropfen rollten über ihre blaſſen Wangen, und auch mein Blick ward von Zähren verdunkelt, deren Ausbruch ich mühſam zurückzuhalten ſtrebte. — „Herr Baron!" ſagte ſie endlich mit ſichtbarem Kampfe: „Ich nehme Ihre Freundſchaft mit Dank an; verzeihen Sie mir, wenn ich Sie mißverſtand und Ihnen nicht ſo begegnete, wie ich ſollte; ich bereue es aufrichtig. Sie reiſen in Ihr Vaterland zurück, wahrſcheinlich, um ſich dort zu vermählen, empfangen Sie meinen herzlichſten Glückwunſch; — mein Gebet ſoll" — Ein Strom von Thränen erſtickte ihre Worte, ſie brach in ein lautes Schluchzen aus. „„Ich mich vermählen?"" rief ich in einem Zuſtande, der ſich ſchwer beſchreiben läßt; „„wer hat Ihnen eine ſolche Unwahrheit geſagt, Laura?"" — „Warum wollen Sie ein Geheimniß daraus machen?" ſagte ſie ſchluchzend: „macht Lady Auſtin nicht gleichfalls Anſtalten zur Abreiſe, um Ihnen zu folgen?" — „„Mir zu folgen?"" rief ich: „„Sie ſind im Irrthume! — Und was könnte die Abreiſe der Lady mit meiner Vermählung gemein haben? — Ich werde mich nie vermählen, — nie!"" „Iſt das wahr?" rief ſie überraſcht und Ihre Thränen ſtockten. „Aber Ihr Porträt?" — ſetzte ſie zweifelnd hinzu, indem ſich ihr Blick, den ſie zu mir erhoben hatte, wieder ſenkte. „„Mein Porträt?"" fragte ich verwundert. — „Habe ich es nicht ſelbſt am Halſe der Lady geſehen?" hauchte ſie mit zitternder Stimme. Nachdem ich ihr verſichert hatte, hier müſſe ein Irrthum obwalten, erzählte ſie mir, daß Lady Auſtin ſie am Morgen jenes Balles habe rufen laſſen, um noch Einiges mit ihr zu verabreden, daß Laura unangemeldet in das Schlafzimmer der Lady getreten, die, in ſüßen Träumen verſunken, noch im Bette gelegen ſei, um den entblößten Nacken habe ſie an einer ſeidenen Schnur ein Bild getragen, das vor ihr auf dem Kopfkiſſen gelegen habe, und das Laura auf den erſten Blick für das meinige erkannte. Irrthum ſei nicht möglich, denn Lady Auſtin habe ihren Eintritt nicht gleich bemerkt, ſie habe alſo Zeit gehabt, ſich zu überzeugen. Lady Auſtin habe ſie erſt wahrgenommen, als eine heftige Bewegung Laura's ſie aus ihrer Träumerei geſtört, worauf ſie das Medaillon erſchrocken und haſtig in ihren Buſen verborgen habe. — Mit theuren Eiden ſchwur ich dem holden Kinde, das in ſeiner Verlegenheit unbeſchreiblich reizend war, daß Lady Auſtin jenes Bild, wenn es wirklich das meinige geweſen ſei, nicht von mir erhalten habe, daß ich dieſe gefallſüchtige Dame unter allen Weibern der Erde am wenigſten zu meiner Gattin wählen würde. „„Aber Sie, theure Laura,"" ſetzte ich hinzu: „„wollen Sie mir ſelbſt, in dieſer Scheideſtunde Ihr Vertrauen nicht ſchenken? Wollen Sie mir nicht geſtehen, daß Sir James"" — „Mir ſtets gleichgültig war und es immer bleiben wird!" unterbrach ſie mich haſtig und gewaltſam. — „„Aber"" — fragte ich ſie in großer Spannung: „„Die Art, wie Sie Réaucour ausgeſchlagen haben und Ihre auffallende Traurigkeit laſſen doch vermuthen, daß ein Anderer ſo glücklich geweſen ſei, Eindruck auf Ihr Herz zu machen?"" — „Nein, Niemand," rief Sie ſchluchzend: — „und doch" — hier ſchwieg Sie in peinlicher Verlegenheit und zitterte am ganzen Körper, — und ich — großer Gott! — und ich? — „„Laura! theure Laura!"" — rief ich: „„wie kann ich Ihnen glauben? Iſt der Mann Ihrer Wahl vielleicht nicht Herr ſeines Schickſals? ſteht ihm das Recht nicht zu, Anſprüche auf Ihre Hand zu machen?"" — „Vielleicht! vielleicht!" unterbrach ſie mich abermals, „Was weiß ich! Quälen Sie mich nicht!" — Sie wollte entfliehen, ich hielt Sie zurück, indem ich, außer mir, ſagte: „„Theure Laura! Sie geſtehen alſo, daß Sie Jemanden lieben? — Ach, dieß Geſtändniß raubt mir das Recht, Erklärungen von Ihnen zu fordern, ſo wie es mir verbietet, mich ſelbſt zu erklären! In der Abſicht, Ihnen Ihr Geheimniß zu entreißen, würde die Gewalt der Leidenſchaft Ihnen das Meinige verrathen. Ich habe gelobt, dieß Land zu verlaſſen, ohne Ihnen ein Geſtändniß zu thun, das Sie beleidigen könnte — aber — ich vermag es nicht! — Einmal — einmal wenigſtens muß ich es Ihnen ſagen, daß ich Sie liebe — anbete! — Sie erblaſſen? Mein Geſtändniß beleidigt Sie?"" — „Nein!" hauchte ihr belebender Mund, und ihre zitternde Hand drückte leiſe die meinige. — „„Theure Laura!"" fuhr ich ermuthigt fort: „„Sie kennen nun meine Beſorgniſſe, meine Furcht, — ſeien Sie barmherzig, — nennen Sie mir den Mann Ihrer Wahl — ich muß Gewißheit haben; — wie, — oder dürfte ich glauben? — Nein, nein, es iſt nicht möglich! — Laura! ſollten Sie — mich lieben können?"" „Barmherziger Gott!" ſagte ſie mit erſterbender Stimme, wie zu ſich ſelber: „Der Grauſame fragt noch!" — „„Du liebſt mich? Laura! Du liebſt mich?"" ſchrie ich, in einem Meer von Wonne ſchwimmend. „„O, wiederhole es, ſchwöre es mir zu, damit ich an dieſes niegeträumte Glück glauben kann! — Darf ich morgen, heute noch bei Deinem Vater um Dich anhalten? — Willſt Du mir in mein Vaterland folgen, willſt Du mein heißgeliebtes Weib, die angebetete Gefährtin meines Lebens werden?"" — „Ja! lispelte Sie leiſe und ließ es geduldig geſchehen, daß ich Sie an meine hochklopfende Bruſt preßte. — Ach!

welch himmliſches: Ja! wie es in meiner Seele wiedertönte! Jenes Ja, das Sie am Altare wiederholen wird, kann mir nicht ſüßer klingen und theuerer ſein. „„Aber, Laura,““ ſprach ich furchtſam, nachdem ich mich vom Sturme des Entzückens erholt hatte: „„haben Sie auch bedacht, was Sie thun wollen? Wiſſen Sie, um wie viel ich älter bin als Sie? — — Täuſchen Sie ſich nicht, indem Sie die Freundſchaft mit einem zärtlicheren Gefühle verwechſeln, welches Ihnen eingeflößt zu haben ich mich unmöglich überreden kann?““ — Weißt Du, Chriſtian, was Sie mir antwortete? — „Sie werden mich böſe machen mit Ihren Zweifeln,“ ſagte ſie im komiſchen Zorne. „Ich weiß nicht, welche zärtlicheren Gefühle Sie meinen, aber das weiß ich, daß ich für keinen Mann, ſei er älter oder jünger als Sie, das fühlen kann, was ich für Sie fühle, und — jetzt darf ich es wohl geſtehen — wenn Sie wirklich abgereiſ't wären — es wäre mein Tod geweſen!“ und in holder Scham erglühend barg ſie ihr Geſicht an meinem Buſen, der vor Wonne zu zerſpringen drohte. Ach, Chriſtian! welcher Himmel voll Seligkeit ward Deinem Freunde! Es wurde Nacht, ich mußte Laura nach Hauſe führen. Welche Gewalt mußte ich mir anthun, um im Gefühle meines Glückes mich nicht wie ein thörichter Knabe zu betragen; das himmliſche Mädchen kam mir zu Hülfe, indem ſie von ihrer verſtorbenen Mutter ſprach. „Ich ging auf das Grab meiner Mutter,“ ſagte ſie mit kindlichem Vertrauen: „um ſie anzuflehen, ſie möchte Gott bitten, damit er es ſo füge, daß ich Sie nicht mehr liebe; denn ich war ſehr unglücklich! Gott hat es nicht gewollt, weil ich Sie jetzt noch inniger liebe und mich freue, daß es bald meine Pflicht ſein wird, Dich ewig zu lieben!“ — Wir hatten das Haus erreicht, ich nahm Abſchied von Lauren und ſtürzte in das Zimmer ihres Vaters. „Theurer Freund!“ rief ich an ſeinem Halſe, „den ich bald mit einem ſüßeren Namen zu begrüßen hoffe, werden Sie mir verzeihen, daß ich Ihnen das theuerſte Geheimniß meines Herzens verhehlen konnte und nun komme, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten?“ — Doſſon ſtarrte mich mit großen, ungläubigen Augen an. Ich erzählte ihm die Geſchichte meiner Liebe bis zu ihrer glücklichen Entwicklung, aber nun quälte er mich in ſeiner edlen Uneigennützigkeit mit tauſend Einwendungen, ſo, daß ich mich gezwungen ſah, ihnen durch einen raſchen Schritt ein Ende zu machen. „Ihre Tochter, deren Glück Ihrem Vaterherzen über jede andere Rückſicht geht, mag entſcheiden. Sie erwartet mich, um Ihren Ausſpruch zu vernehmen, — ich hole Sie.“ — Ich eilte zu Lauren. „Kommen Sie, geliebte Laura,“ rief ich: „Ihr Vater will nicht glauben, daß Sie einwilligen, meine Gattin zu werden.“ — Sie folgte mir ängſtlich und verlegen. Ach, Chriſtian, hätteſt Du das theure Mädchen geſehen und gehört, wie Sie mit den ſchmeichelndſten Tönen ihren Vater um ſeine Einwilligung bat und endlich naiv hinzufügte: „„Dießmal wirſt Du gewiß eine folgſame Tochter an mir finden; ſage nur: Ja, und ich gehorche!““ — Ueberwältigt legte Doſſon ihre Hand in die meinige und ſagte mit Rührung: „Nehmen Sie ſie hin, lieber Baron, möge ihre Liebe und ihre Tugend Sie für das Opfer entſchädigen, das Sie ihr bringen.“

Chriſtian, es gibt viel Unglück in der Welt, aber auch viel Glück — viel Glück! — Was auch der Himmel über mich verhängt haben mag, — das Andenken an dieſen ſeligen Abend wird mich aufrecht erhalten in allen Stürmen des Lebens.

Derſelbe an Denſelben.

Seit acht Tagen bin ich Laura's überglücklicher Gatte! — Ich wollte Dir nicht eher ſchreiben, bis ich ruhiger, oder, wenn Du willſt, vernünftiger geworden wäre, aber ich fühle, daß das noch lange währen dürfte. Ich muß daher alle meine Kraft zuſammen nehmen, um Dir nicht lächerlich zu erſcheinen, denn im Unglück wie im Glück muß man die heftigſten Gefühle verbergen, um ſich, ſelbſt in den Augen ſeines beſten Freundes, nicht der Uebertreibung verdächtig zu machen. Darum will ich von der Seligkeit ſchweigen, die mir zu Theil geworden. Ich ſchweige von unſerer Hochzeitfeier und den Feſten, die ihr folgten. Nur eines Umſtandes zu erwähnen kann ich nicht unterlaſſen.

Ich ſah Sir James auf dem Balle mit meiner Frau walzen und war nicht eiferſüchtig, im Gegentheile, er dauerte mich. Auch die Geſchichte mit dem Porträt hat ſich aufgeklärt. Lady Auſtin hat es ſelbſt meiner Frau überliefert, und war edelmüthig genug, zu geſtehen, daß ſie meine Artigkeit für Liebe genommen, das Porträt ſelbſt gemalt und als Trophäe ihres vermeinten Sieges getragen habe.

Geſtern erhielt ich die Antwort unſeres Königs auf die Anzeige meiner Vermählung, ſie iſt, einige harmloſe Sticheleien abgerechnet, in den gnädigſten Ausdrücken abgefaßt. Auch die Einwilligung meiner Mutter habe ich erhalten; ſie meint zwar, es ſei nicht der Mühe werth geweſen, ein Mädchen von achtzehn Jahren auszuſchlagen, um eines von ſiebzehn zu heirathen, iſt aber doch froh, mich endlich einmal verheirathet zu ſehen. — Nur Laura's Thränen über die bevorſtehende Trennung von ihrem Vater trüben meinen Himmel, — ach, und dieſe Thränen ſind ſo gerecht, daß mir kein Mittel bleibt, um ſie zu tröſten, als — mit ihr zu weinen! — Und wenn ich an die Reiſe denke! — Ach, Chriſtian, Du haſt ſo oft meinen Muth gerühmt, und ich zittre jetzt bei dem bloßen Gedanken an Seeſtürme, Räuber und umgeworfene Wagen!

Du erhältſt nun keinen Brief mehr aus Griechenland, wohl aber hofft Dein Freund bald an Deinem treuen Herzen zu ruhen und Dir eine Blume zuzufühten, deren Lieblichkeit Deine kühnſten Erwartungen übertreffen wird.

Die Baronin Wolmar an ihre Couſine Auguſta in London.

Theure Auguſta! Du, vor der mein Herz ſtets offen war, wie ein aufgeſchlagenes Buch, Du erhältſt den zweiten Brief, den ich im Vaterlande meines Gatten ſchreibe; der erſte war an meinen Vater gerichtet.

Unſere Reiſe war ziemlich lang, aber ohne unangenehme Zufälle — und das war ein Glück. Nicht meinetwegen, denn Deine ſonſt ſo ängſtliche Laura fürchtete dieſes Mal nicht das Geringſte; aber mein Wolmar — Du glaubſt nicht, wie ihn jede Kleinigkeit zittern machte, und wie ich, Deine haſenherzige Laura, wie Du mich immer zu nennen beliebteſt, ihm Muth zuſprechen mußte.

Funfzehn Meilen von hier hielten wir auf einem Gute an, wo mich meine Schwiegermutter herzlich empfing. Sie war ſo gütig gegen mich, daß ich meine Schüchternheit bald überwand und mich um Ihre Liebe zu bewerben den Muth hatte, und doch, ſollteſt Du es wohl glauben! — als ich Sie zum Erſtenmale Mutter nannte, traten mir Thränen in die Augen.

Nach einem Aufenthalt von acht Tagen reiſ'ten wir hierher auf ein Landhaus meines Gatten, eine halbe

Stunde von der Reſidenz entfernt. Hier verließ mich mein Gatte, um ſich dem Könige vorzuſtellen, und den Morgen darauf erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mich bat, mein Brautkleid anzuziehen, welches, wie der Schmeichler ſchrieb, mich ſo herrlich kleide, weil wir im Verlauf deſſelben Vormittages den Beſuch eines bedeutenden Mannes empfangen ſollten, und Wolmar wünſche, daß ich einen vortheilhaften Eindruck auf ihn machte. Ich eilte an die Toilette und bald war mein Anzug vollendet; nichts war vergeſſen — nicht einmal der weiße Roſenkranz im geſcheitelten Haare. So ſaß ich am offenen Fenſter, den Brief meines Gatten in der Hand und zerbrach mir den Kopf, wer wohl der bedeutende Mann ſein könne? — Plötzlich hörte ich Pferdegetrabe im Hofe — ich flog in den Salon — in dem Augenblicke, in dem ich eintrat, öffnete ſich die mir gegenüberſtehende Thür und hereintrat mein Gatte mit einem fremden Manne von impoſanter Geſtalt, ehrwürdigem Geſichte, aber in einfacher Kleidung. Ich blieb verlegen ſtehen und verneigte mich erröthend, — der Fremde muſterte mich eine Weile und flüſterte meinem Gatten einige Worte in deutſcher Sprache zu, die ich nicht verſtand; aber es mußte nicht zu meinem Nachtheile ſein, was er ihm ſagte, denn Wolmar lächelte und ſchien ſehr zufrieden. Der Fremde wechſelte dann einige verbindliche Redensarten mit mir, worauf er uns wieder verließ. Als mein Gatte, der ihm das Geleite gegeben hatte, wieder zurückkehrte, erfuhr ich, es ſei der König ſelber geweſen. — Um mir das Peinliche meiner Vorſtellung bei Hofe zu erleichtern, hatte der gütige Monarch in ſeiner Herablaſſung dieſes Mittel gewählt.

Des Nachmittags kamen mehrere Freunde meines Gatten, um uns in die Reſidenz abzuholen und führten uns wie im Triumphe in Wolmar's Hôtel. Hier ſtand mir eine neue Ueberraſchung bevor. Als mich Wolmar in mein Apartement führte, fand ich es genau ſo meublirt und eingerichtet, wie meine Wohnung in Smyrna. Ich wollte Wolmar gerührt danken, aber weißt Du, was er mir antwortete? — „Danke mir nicht, Laura," ſagte er. „Als ich fürchtete, es gäbe kein Glück mehr für mich als in der Erinnerung, gab ich von Smyrna aus Befehle, dieſe Wohnung ſo einzurichten, damit ich bei meiner Rückkehr mich mit dem ſüßen Wahne täuſchen könne, ich ſei noch in Deiner Nähe!"

Ach, Auguſta, welch ein edler, vortrefflicher Mann iſt mein Gatte! Erſt ſeit ich hier bin, lerne ich einſehen, wie ſehr er mich liebt und welches Opfer er dem armen, unbedeutenden griechiſchen Mädchen gebracht hat. Ein ganzes Leben der zärtlichſten Dankbarkeit reicht nicht hin, ihm zu vergelten. Ich bin überglücklich und bedaure nur, ihm nicht genugſam beweiſen zu können, wie innig ich ihn liebe. Mit Freuden würde ich dieſen Glanz, der mich umgibt, verlaſſen, um ihm auf eine wüſte Inſel zu folgen und dort nur ihm zu leben; hier kann ich nichts für den reichen, mächtigen Mann thun, als ſeine innige Liebe erwiedern und Gott mit Inbrunſt für das unverdiente Glück danken, das er mir beſchieden hat!

Nüſſe

zum

Aufknacken für ſchöne Zähne.

1. Homonyme.

Sanfter Töne Schmelzaccorde,
Die der vollen Bruſt entklommen,
Die gleich einem Schiffesborde,
Ich zur Rettung aufgenommen,
Und nun ſingend wiedergebe,
Daß Gefühle ich belebe;
Dieß nur ſtempelt meinen Werth,
Macht dem Künſtler mich geehrt.

Daß ich raſch die Lüfte theile,
Tauſchend Norden gegen Süden,
Suchend, wo die Freude weile
Und der Ruhe ſtiller Frieden,
Das ſtellt mich ſo hoch noch nicht.
Doch ein höheres Gewicht
Liegt in meinem ſichern Port:
„Lieber Kinder treuer Hort.“

Der Beſtimmung höchſte wieder
Siehſt du aber nun in mir,
Der Begeiſt'rung hehre Lieder,
Schmerz und Frohſinns frei Revier.
Weilend in dem Thatenleben,
Das Geſcheh'ne wiedergeben,
Und des Ungeſcheh'nen Traum
Greifend im Gedankenraum.

2. Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

Grauſes Werk! ich kenne dich
Und dein Unheilsſtreben!
Biſt ſo drohend, fürchterlich,
Buhlſt um Blut und Leben.
Ja vermiſſeſt dich ſogar
Jupiter'n zu gleichen,
Doch dein Todespfeil fürwahr,
Stammt aus Pluto's Reichen.

1. 2. 3. 4. 5.

Herzensſang, wie liebſt du mich,
Durch der Stimmen Klänge,
Bringſt ſo hold und wunderlich
Mich in's Reich der Sänge.
Stimmſt die Saiten mir im Herz
Zu der Andacht Feier,
Füllſt die Bruſt mit Wonn' und Schmerz
Ohne Klang der Leier.

3. Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

Sieh! ein langer Zug dort wallet
Längs der Ähren blüh'nder Saat,
Und ein Klageton erſchallet
An dein Ohr dir von dem Pfad.
Ausgelitten, ausgerungen
Hat der Pilger, und es blüht,
Was die Trauernden geſungen,
Dort ihm, wo er nun hinzieht.

2. 3. 4. 5. 6

Und ſie tragen an die Stätte
Stiller Ruhe ernſt ihn hin,
Wo am blum'gen Roſenbette
Friede nun ſein Endgewinn.
Dort beſchatten ihn die Zweige,
Meines Stammes, meiner Kron',
Und wie himmelwärts ich ſteige,
Iſt auch himmelan ſein Lohn.

J. W. Jaggi.

4. Homonyme.

Der Handwerker:

Sollſt mir mit des Eiſens Kraft
Binden, was ich nun geſchafft!
Feſt den leeren Raum erfaſſen,
Nimmer Eins vom Andern laſſen.

Der Waidmann.

Sollſt mir durch des Rohres Kraft
Schnell zur Erde ſein gerafft!
Heiter ſchwebſt du noch in Lüften,
Bald in dunklen Todesgrüften.

F. W. Jaggi.

5. Zweiſylbige Charade.

Die Erſte.

Nenne mir der Meiſter Einen,
Hochgeſtellt wie meiner war.
Keinen nennt die Zeit dir, keinen,
Noch die Zukunft beut ihn dar.

Darf ich's wagen zu bekennen
Mich als würd'gen Schüler ihm,
Kann ich mich unſterblich nennen,
Und in beſſ're Heimat zieh'n.

Die Zweite.

Stolzer Segel kräft'ge Stütze,
Saft'ger Früchte edler Stamm,
Und im Leben vielfach nütze
Bin ich, der aus Erde kam.

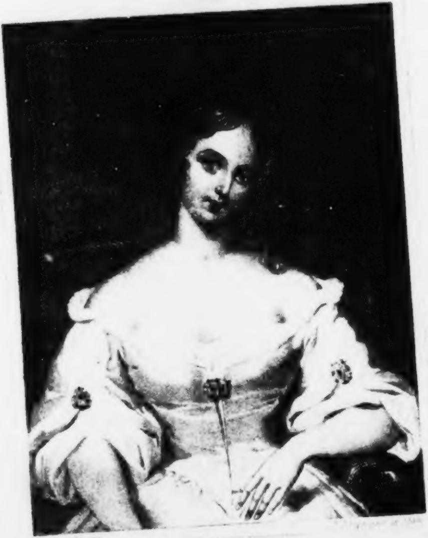
Das Ganze.

Jubelnd frohe Kinderſchaaren,
Heiliger Empfindung voll,
Siehſt du nun mein Licht ſich paaren,
Ernten ihrer Sitten Zoll.

F. W. Jaggi.

Kern der Nüsse.

1. Flügel.
2. Kanone — Kanon.
3. Leiche — Eiche.
4. Der — die Kitt.
5. Chriſtbaum.



HULDIGUNG
den
FRAUEN.

TASCHENBUCH
für das Jahr 1836.

Herausgegeben
von
J. F. CASTELLI.

Vierzehnter Jahrgang
(Mit neun Kupfern)

Preußische Staatsbibliothek Berlin

WIEN
bei Fr. Tendler.

Inhalt

I.

Proſa.

Seite

Beck (Louiſe): Der Fingerhut. (Erzählung aus Criminalacten). 98

Kruſe. Eine Epiſode. (Däniſche Novelle). . 244

Langer (Johann): Die todte Liebe. (Novelle aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten). 184

Novis (C.): Die Wette. (Novelle). . . . 1

II.

Gedichte.

Bauernfeld: Poetiſches Tagebuch 89

Braun von Braunthal (Ritter): Die Gebirgslerche 346

Carlopago: An die Geliebte 238

Caſtelli (J. Fr.): Mein Vornehmen . . . 357

Seite

Chamiſſo (A.):
Der Soldat 177
Märzveilchen 178
Abenddämmerung 178

Fitzinger (Franz): Aurelien am Putztiſche 236

Frank (Dr. G. Ritter v.): Enttäuſchung . 183

Frankl (Ludwig Auguſt):
An Eugenia 94
Doch 96

Hammer (Joſeph von): Die Nacht. (Nach morgenländiſchen Dichtern). 172

Julius Lieder. 339

Langer (Johann):
Orlando VII
Herzensruhe XI
Die Malerin XII
Frühlingsahnung XV
Der Fluch des Dichters. (Romanze). . XVII

Leitner (C. G. Ritter von): Kurze Gedichte in langen Verſen 240

Lenau (Nicolaus): An die mediſirenden Damen 473

Lieber (Ludwig):
Farbe und Gluth. (Romanze) . . . 355
Volkslied. (Finnländiſch) 356

Seite

Liebenau (G. H.): Auf der Reiſe 347

Manfred: Frühlingskraft 349

Oeſer (Chr.): Der Mai 131

Paris (Eduard): O, tanze nicht! 168

Seidl (Joh. Gabr.):
Frühlingskunde 81
Dichter-Inkognito 82
Euthanaſia 83
Sturm und Weſt 84
Licht und Wärme 85
Mißkennung 87

Scherer (F. E.):
Die Fiſcherin 362
Der Goldſchmidgeſelle 363

Scheyrer (Ludwig): Das todte Herz . . . 167

Schleſinger (Sigmund): Theorie des Händedrucks 164

Schober (Fr. v.): Herbſtlieder 364

Schulheim (Hyacinth von): Die Fichte . . . 243

Sileſius (Eduard): Das Paradies 160

Treitſchke (Fr.): Die Schöpfung des Schmetterlings 354

Se

Tſchabuſchnigg:
Der Verſchollene · · · · · · · · · · 1
Schattenbild . · · · · · · · · · · · · 1
Schönhilde · · · · · · · · · · · · · 1

Vogl (Johann N.): Das Bäuerlein und der Haſe · · · · · · · · · · · · · ·

III.

Räthſelkranz.

Logogryphe, Charaden und Homonyme von Heinrich Adami · · · · · · · · · ·

Seite
169
170
171
351
me
375

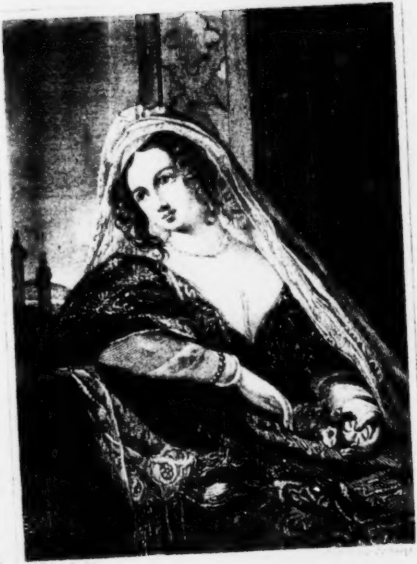
Zu den Kupfern.

I. Zur Erzählung: „Die todte Liebe." Von Johann Langer.

II. Zum Gedichte: „Orlando."
III. „ „ „Herzensruhe."
IV. „ „ „Die Malerin."
V. „ „ „Frühlingsahnung."
VI. Zur Romanze: „Der Fluch des Dichters."

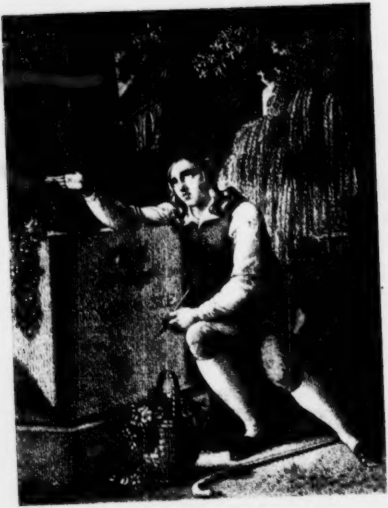
Von Johann Langer.

[illegible] WIENER-ST[illegible]

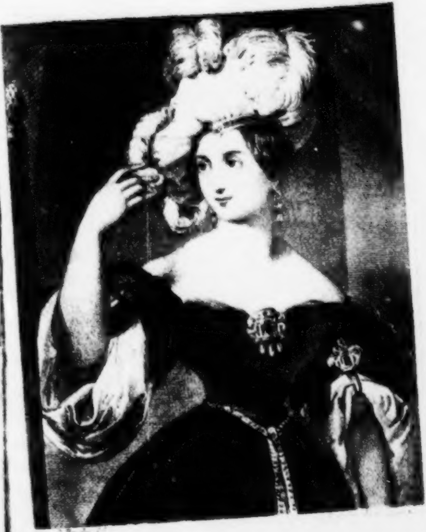


[illegible]

[illegible]



[illegible]



Orlando.

Aus Grimaldi's Marmorſchloße,
Hoch herab vom Säulenerker,
In der Stadt, dem Meer entſtiegen,
Schaut ein wunderholdes Bild.
In der Tieſe rauſcht die Woge,
Bricht ſich an des Schloßes Veſten,
Eilet fort und kehret wieder
Süß beſchwert mit ſüßem Gruß. —

Wie des Morgens friſche Lüfte
Spielen mit des Hauptes Schleier,
Und die heiße Stirne kühlen
Mit des Nebels feuchten Kuß;
Tändeln auch die Abendwinde
Mit den rabenfarbnen Locken,
Fliſtern mit ihr von dem Theuren,
Den die Meereswog' entführt!

Candias Eiland zu erobern
Mit der weltberühmten Flotte,
Zog Venedigs tapfrer Doge
Emerico Dandolo.
Und die Zierde der Lagunen,
Und die Kraft der ſtolzen Seeſtadt,
Und die Blüth' des goldnen Buches —
Kampferglühend zieht mit ihm.

Unter all' den jungen Kämpfern
Kräftig wie des Waldes Eichen,
Muthig wie der Leu der Wüſte,
Ragt empor — der Helden Held —
Wilde Kraft, gepaart mit Schönheit,
Ein Alcid', Apoll', Adonis;
Seht, Orlando mal' ich euch.

Wie aus hartem Stein der Funken
Durch des Stahles Macht erwecket,
Alſo weckt Armidas Auge
Aus des Jünglings Felſenbruſt
Das Gefühl der heißen Liebe,
Und, die jungen Herzen täuſchend,
Oeffnet ſich vor ihren Blicken
Eine niegekannte Welt.

Wie aus heitern Himmelshöhen
Niederfährt der Strahl des Blitzes,
Weckt der Ruf des Vaterlandes
Ihn vom ſanften Liebestraum.
Und er reißt ſich los vom Herzen,
Los vom Netz der weichen Arme, —
Noch ein Kuß — gedenke meiner! —
Und — die Welle trägt ihn fort! —

Und nun ſeit er ſie verlaſſen
Ruhm und Lorbeer nachzujagen,
Weilt Armida dort am Erker,
Hebt den Vorhang, der ihn deckt.
Horchet auf der Wellen Flüſtern,
Merket auf die Meereswinde,
Ob ſie nicht von ihm erzählen,
Seine Grüße bringen mit.

Einſt in ſeine ſammtnen Arme
Hatte ſie der Schlaf genommen —
Tönt es, wie von Himmelshöhen:
„Wache auf, Armida!“ — leis.
Und noch halb in Traum verſunken
Eilt ſie zur bekannten Stätte,
Unbewußt hebt ſie den Vorhang,
Bleich vom Himmel ſchaut der Mond.

Auf dem unermeß'nen Meere
Breiten hundert edle Schwäne
Ihre ſilberweißen Schwingen,
Rauſchen ſtolz auf grüner Fluth;
Doch von Stahl ſind ihre Herzen,
Ihre Schnäbel ſind von Eiſen,
Erz die Bruſt, wie tauſend Speere
Klingt ihr lauter Flügelſchlag.

S'iſt Venezias Kriegesflotte,
Sind Venezias edle Söhne,
Held Orlando unter ihnen,
Candia iſt ihr kühnes Ziel,
Candia mit dem ſtolzen Ida,
Mit den dunklen Myrthenwäldern,
Mit den duft'gen Roſenlorbern,
Minos ruhmbekrönter Sitz.

Wieder tönt im Traum die Stimme
Leis: „Wach' auf, Armida ſchaue!" —
Unbewußt hebt ſie den Vorhang,
Schaut ein ſchreckenvolles Bild:
Candia wallt auf in Gluthen,
Blut färbt ſeines Hafens Fluthen,
Fallen muß die ſtolze Inſel,
Ach, Orlando fällt mit ihr! — —

Und: „Wach' auf!“ — zum dritten Male;
Und zum dritten ſchaut Armida;
Still das Meer, hell golden ſtrahlend,
Tief im Oſten — Morgenroth —
Aus den Wogen taucht Orlando,
Seine Bruſt voll Bluteswellen,
Um das blaße Haupt den Lorbeer —
„Komm, Armida, ſüße Braut!“ —

Und die Stern' am Himmel flüſtern,
Und die dunklen Wellen rauſchen,
Und die nächtigen Lüfte ſäuſeln:
„Komm, Armida, ſüße Braut!“ —
Aus dem Erker ſtürzt' ſie träumend
In die offnen Arm' Orlando's,
Brauſend ſchlägt die Fluth zuſammen, —
Stumm und ſpurlos iſt ihr Grab.

Johann Langer.

Herzensruhe.

Es brauſet der Strom tief unten im Thal,
Es zucket der gelbe Wetterſtrahl,
Es rauſcht durch den Wald die Windesbraut,
Doch im Gemache iſt's ſtill und traut.

Da weilet ein edles Frauenbild,
So ſchön ihr Antlitz, ihr Aug ſo mild;
Es ſucht den tröſtenden Liebesſtern,
Und ihre Gedanken ſind fern — o fern!

Wohl birgt eine andere Welt die Bruſt,
Einen andern Himmel voll Lieb' und Luſt;
Mag die Erde ein Bild der Zerſtörung ſein —
Das Herz — das Herz ſchließt den Frieden ein!

Johann Langer.

Die Malerin.

Dich weckt der Muſe Flügel
Beim erſten Sonnenſtrahl,
Da wallſt Du auf den Bergen,
Und blickſt ins grüne Thal;
Was dann Dein ſanftes Auge
Im Kreis des Lebens ſchaut,
Wird von den zarten Händen
Dem weißen Blatt vertraut.

Schön iſt's, wer ſo im Bilde
Verfolgt der Gottheit Spur,
In friſche Farben ſpiegelt
Die Wunder der Natur;

Doch komm', ich will Dich führen
In einen andern Kreis,
Und Bilder ſollſt Du malen,
Wovon Dein Aug' nichts weiß.

Mal' mir mit Irisfarben
Der Dichtung Wunderland,
Das Seel' an Seele bindet
Mit mag'ſchem Zauberband;
Die Sonnen, die dort glühen
Und niemals untergehn;
Die Blumen, die dort prangend
In ew'ger Blüthe ſtehn.

Mal' mir des Liedes Quelle,
Die aus dem Buſen bricht;
Der Muſe Bild, das flüſternd
Aus Wellen zu mir ſpricht;
Mal' mir mit heitern Farben
Die tief verborgne Welt,
Wohin der Geiſt ſich flüchtet,
Wenn ihn der Kummer quält.

Und meines Lebens Sonne
Mal' mir in ſchönſter Pracht,
Die ſegnend niederleuchtet
In meines Leides Nacht,

XIV

Die goldne Blüthen locket
Aus meines Herzens Grund,
Beſeliget und heilet,
Die Bruſt, gedrückt und wund.

Mal' meines Herzens Tiefen
Getreu — Du kennſt es ja —
Es liegt ſo ganz entfaltet
Und offen vor Dir da;
Es lebt nur ein Gedanke
Darin, in Sturm und Ruh,
Sein Sinnen und ſein Wünſchen,
Das biſt allein nur Du!

Weilſt Du am grünen Ufer,
Schauſt in des Waſſers Grund,
Dann gibt ein ſüßes Bildniß
Sich Deinem Auge kund;
Das, Mädchen, mußt Du malen,
Mit aller Farbengluth —
Es iſt das Bild, das ewig
In meinem Herzen ruht.

Johann Langer.

Frühlingsahnung.

Der Frühling iſt gekommen,
Und ſiegreich iſt ſein Lauf,
Was in der Tiefe ſchlummert,
Sein Nahen weckt es auf.

Und was der Froſt gefangen,
Sein Hauch zerſprengt das Band,
Und ſeine grünen Fahnen
Durchflattern jedes Land.

Es ſchau'n die lieben Blümlein
Aus düſt'rer Gruft heraus,
Es ranket an den Aeſten
Der duft'ge Blüthenſtrauß.

Und Alles, was nur athmet,
Das freu't ſich, ſchafft und webt,
Die Felder ſind bekleidet,
Die Wälder ſind belebt.

Zu meinem Herzen ſprechen
Nicht Frühling und Natur,
Und hoffnungslos durchwandl' ich
Die hoffnungsgrüne Flur.

XVI

Man ſagt: Der Frühling hätte
Die Blumen all' geweckt,
Sie hätten auf ſein Rufen
Das Haupt emporgeſtreckt.

Doch, ach! die ſchönſte Roſe
Folgt ſeinem Rufe nicht;
Das iſt's, warum ich weine,
Und was das Herz mir bricht!

Feſt iſt und lang ihr Schlummer,
Zu wecken ſie vermag
Nur eines Engels Stimme,
Am letzten Frühlingstag;

Wenn neue Morgenlüfte
Aus Oſtens Thoren weh'n,
Der Zeitenſtrom verſieget,
Die Todten auferſteh'n.

D'rum ſchweig mein Herz, und ſchlafe,
Und ruh' im kühlen Grab;
Bis Beide uns erwecket
Der Liebe Zauberſtab.

Johann Langer.

Der Fluch des Dichters.

Romanze.

Reizend ſtand ſie vor dem Spiegel,
Und der Sängersmann Zephir
Stand, mit weißen Vatermördern,
Liebehauchend neben ihr.
Sang ihr vor von ſeinen Qualen
Und von ſeiner Liebespein,
Sang, gleich einem Wiegenliede,
Wiegt damit die Schöne ein.

Oft ſummt er mit Liebesliedern
Ihre kleinen Ohren voll:
„Wie kein beſſ'rer Mann auf Erden,
Als ein Ziehſohn vom Apoll',
Der mit Roſen und mit Sternen
Kränzt der Heißgeliebten Bahn,
Und mit Einem Federzuge
Sie unſterblich machen kann! —“

„So genügſam iſt kein Andrer —
Eine Hütte auf der Flur,
Und Adele, Dich, zur Gattin,
Sind all' ſeine Wünſche nur! —

Wälder rauſchen Dir Concerte,
Blumenſchmuck ſei Deine Zier,
Und aus hellen Sonnenſtrahlen
Baut er manches Luſtſchloß Dir.“

Alſo ſang der arme Sänger,
Als er bat um ihre Hand,
Und das reizendſte der Mädchen
Vor dem hohen Spiegel ſtand,
Sich zu ſchau'n in holder Anmuth
Und in ſtolzer Kleiderpracht.
Von dem Spiegel zu dem Sänger
Dreht Adele ſich und lacht:

„Deine Schlöſſer, demantſtrahlend,
Baust Du, ſchwärmend, in die Luft,
Waſſer ſind die Silberbäche,
Und Dein Reichthum — Blumenduft;
Wolken geben keine Stoffe,
Sterne ſteckt man nicht in's Haar,
Deine Schätze ſind — im Himmel,
Hier biſt Du — ein armer Narr!“ —

„Nur wenn Du mit goldnem Siegel
Stämpelſt Deine Lieb' und Treu,
Ein ſolides Haus mir bieteſt,
Das nicht fällt beim Hahnenſchrei,

Wenn Du Rentenſcheine zeigeſt,
Die nicht zahlbar himmelwärts,
Mir ein ſchönes Landgut ſchenkeſt;
Schenk' ich Dir mein fühlend Herz." —

Wie ein Blitz aus heitern Höhen
Plötzlich, tödtend, niederfährt,
Trifft das Wort der ſtolzen Dame
Ihn, den Gram und Lieb' verzehrt;
Und durchtobt von Haß, Verzweiflung,
Spricht beredt' er, wie ein Buch,
Schleudert, wie der Gott der Götter,
Nach der Schönen ſeinen Fluch: —

„Weil Du ſo, mit frechem Worte,
Spotteſt meiner Liebespein,
Und das Herz in Deinem Buſen
Härter, als ein Edelſtein;
Weil Du mäkelſt mit Gefühlen,
Mit dem Herzen Handel treibſt,
Und für Putz und Tändeleien
Sorglos Deine Treu' verſchreibſt:" —

„Soll das holde Glück der Liebe
Deine Lebenspfade fliehn,
Ihre wundervolle Regung
Nimmer Deine Bruſt durchziehn;

Deine Seele ſei der Mammon,
Und der Spiegel ſei Dein Gott;
Dort ſoll jede Stund' Dich finden,
Und dort treffe Dich — der Tod!" —

Alſo ſprach im Zorn der Dichter,
Und ſein Urtheilsſpruch traf ein;
Ihre Schönheit heiſchte Liebe,
Doch ihr Herz blieb harter Stein.
Stets verwundend, nie beglückend,
Ward ſie bald der Menſchheit Qual,
Eilte ſo von Land zu Lande,
Flattert ſo von Ball zu Ball.

Als ſie, feſtlich ſich zu ſchmücken,
Einſtens vor dem Spiegel ſtand, —
Federn ſtolz vom Haupte nicken,
Und den Leib deckt Sammtgewand, —
Kam, ihr Schickſal zu erfüllen,
Schnell der bleiche Engel her;
Zwar ihr Aug' ſchaut nach dem Spiegel,
Doch ihr Herz — es ſchlägt nicht mehr!

Johann Langer.

Huldigung den Frauen.

Die Wette.

(Novelle.)

Bringen Sie Guſtav nicht mit, lieber Freund? fragte die Räthin Tringenheim den in's Zimmer tretenden Profeſſor Breſe. — Ich habe ihn nicht geſehen, lautete die Antwort; warum vermuthen Sie ihn bei mir? — Ei, mein Gott! erwiederte die Frau; er ſucht Sie ja immer zuerſt auf, wenn er etwas auf dem Herzen hat. — Sie war aufgeſtanden, um dem Gaſte bewillkommend die Hand zu reichen, und Gertrude, der Räthin Tochter, rückte einen Seſſel an den Arbeitstiſch, wo der Profeſſor Platz nahm. Mit Befremdung ruhte ſein Auge auf den Geſichtern der Frauen, in denen ſich eine innere Unruhe ausſprach. — Was iſt denn mit Guſtav? was hat er auf dem Herzen? fragte er theilnehmend. — Ja, das wiſſen wir eben nicht, antwortete die Räthin; heute früh war er noch froh und guter Dinge, aber beim Mittageſſen erhielt er einen Brief. Er erbrach ihn, las und wurde leichenblaß. Wir fragten, ob er etwas Schlimmes erfahren habe; aber er gab keine Antwort, aus der wir klug werden konnten. Es iſt nichts Bedeutendes, ſagte er mit einer Miene, die ruhig ſcheinen ſollte, allein man ſah wohl, daß es eine erkünſtelte Ruhe war. Er aß faſt keinen Biſſen mehr, und gleich nach Tiſche verließ er uns, um, wie er ſagte, an ſeine Geſchäfte zu gehen. Jetzt wird es Abend, und er iſt noch nicht zurück. Wir glaubten, er würde zu Ihnen gegangen ſein, und hofften, da wir Sie kommen ſahen, jetzt vielleicht etwas über den geheimnißvollen Brief zu erfahren. — So iſt es nicht, erwiederte der Profeſſor, ich habe ihn, wie geſagt, gar nicht geſehen. Aber woher kam der Brief? — Auch das wiſſen wir nicht. — Es wird vielleicht nicht viel zu bedeuten haben, erwiederte Broſe, nachdenklich vor ſich hinblickend, indem er ſeinen Stock langſam in der Hand herumdrehte. Es kann ſein, erwiederte die Räthin; aber ich kann nicht läugnen, daß mich die Sache beunruhigt. — Der Profeſſor verſuchte die Frauen von dem Gegenſtande ihrer Beſorgniß abzulenken, indem er der Unterhaltung eine andere Wendung gab. Er fragte Gertruden, wann ihr Verlobter, deſſen Ankunft ſie erwartete, eintreffen werde. — Still, lieber Profeſſor! unterbrach ihn die Mutter. Das Wort „Verlobte" kann für Ewald und Gertruden noch nicht völlig gelten. Sie kennen ja die Schwierigkeiten . . . . die ſein geiziger Oheim macht, fiel ihr Broſe in die Rede, weil Gertrude ihm nicht reich genug ſcheint; aber Ewald iſt ſelbſtſtändig, wird in Kurzem ein hübſches Amt bekommen, liebt Gertruden und denkt redlich, das, meine ich, iſt hinreichend. Was braucht Gertrude reich zu ſein? Ein gut und häuslich erzogenes Mädchen, beſonders wenn ſie noch ein ſo feines Geſichtchen aufzuweiſen hat, iſt wohl mehr werth als Reichthum. — Doch nicht in Jedermann's Augen, ſeufzte die Räthin. — Gertruden ſchien die Unterhaltung peinlich zu ſein, aber ſie ſchwieg, denn dem vieljährigen, bewährten Freunde ihrer Familie war einmal das Recht geſtattet, in alle Angelegenheiten des Hauſes ſeine Worte und ſeine Meinung zu miſchen; und man fuhr nicht übel dabei, denn der Rath und Beiſtand des erfahrnen Mannes waren der Räthin, beſonders ſeit ſie Witwe war, oft von großem Nutzen geweſen. Am vortheilhafteſten hatte ſich ſein Einfluß auf ihren Sohn gezeigt. Er war ſein Lehrer geweſen, hatte ihn dann auf die Univerſität begleitet, und Guſtav ehrte in ihm noch immer ſeinen treueſten Freund. Broſe verdankte ſeine Anſtellung als Profeſſor der Fürſprache des verſtorbenen Tringenheim, der als Rathsherr der Stadt in großem Anſehen geſtanden, und für einen ihrer reichſten Einwohner gegolten hatte. Der Glanz, mit dem er ſein Haus und ſeine Lebensweiſe umgab, die reichen Spenden, die er gutmüthig dem Wohle ſeiner Mitbürger opferte, beſtärkten die Menge in dem Glauben an ſeine Reichthümer, bis ſein Tod dieſen Wahn zerſtörte. Auf dem Sterbebette bekannte er ſeiner Gattin und ſeinem Freunde Broſe den ſo lange geheim gehaltenen zerrütteten Zuſtand ſeines Vermögens, von dem ein beträchtlicher Theil durch eine Bürgſchaft, die er für einen Freund geleiſtet hatte, verloren gegangen war. Zwar gelang es ſeiner Witwe, noch einen Reſt ihres väterlichen Erbtheils zu retten, um davon auf eine zwar beſchränkte, aber dennoch anſtändige Weiſe zu leben, und da Guſtav eine Laufbahn betreten hatte, die ſeine Zukunft zu ſichern ſchien, ſo ertrug ſie ihr Geſchick mit Faſſung und Würde. Der Mutter Beiſpiel wirkte auf die Kinder, von ihr lernten ſie, ſich in den Wechſel ihres Schickſals finden, und wurden bald inne, daß das Glück nicht an den Schimmer äußerer Verhältniſſe gebunden iſt. Zwar zogen ſich Manche, die ſie früher für ihre Freunde gehalten hatten, kalt von ihnen zurück, aber die Beſſern blieben ihnen treu. Zu dieſen gehörte Ewald, der Gertruden liebte, und ihrer werth war, und der redliche Broſe. Nur durch bedeutende Hinderniſſe ließ er ſich abhalten, nach jedem vollbrachten Tagewerke bei ſeinen Freunden einzuſprechen, und dieſe im gemüthlichen Umgange verlebten Stunden gaben dem vereinzelten Daſein des allein ſtehenden Mannes einen anziehenden Reiz. Zu einer ehelichen Verbindung konnte er ſich nie entſchließen, eine getäuſchte Jugendliebe hatte ſein Herz tief verwundet, und daſſelbe unempfänglich gegen jeden ähnlichen Eindruck gemacht. Nur der Freundſchaft blieb es geöffnet, und für Guſtav lebte in ihm ein faſt väterliches Gefühl. Darum ging an jenem Abende die Sorge der Mutter und Schweſter auch bald in ihn über, darum ſchickte er ſich früher als gewöhnlich zum Aufbruche an. — Wollen ſie nicht Guſtav's Rückkehr abwarten? fragte Gertrude. — Er bleibt vielleicht noch lange, meinte der Profeſſor. Da iſt's faſt beſſer, ich ſuche ihn auf; wo? weiß ich freilich nicht genau, aber an ſchönen Abenden beſucht er zuweilen die Promenade vor dem . . . . ſchen Thore oder den W . . . garten, dort will ich ihn ſuchen und hören, wie es ſteht. Das ſage ich aber im Voraus, abzudringen ſuche ich ihm ſein Geheimniß nicht. Das Vertrauen muß freiwillig ſein. — O, Ihnen kann er nichts vorenthalten, riefen die Frauen einſtimmig. Broſe nickte lächelnd, nahm Abſchied und ging. —

Im Zwielichte des heitern Abends wanderte er durch die Gänge des oben genannten Gartens, der ſchon faſt ganz leer war; Guſtav war nirgends zu ſehen. Auch in der Allee vor dem Thore fand er ihn nicht, und da er in der zunehmenden Dunkelheit kaum mehr die Geſichter der Vorübergehenden unterſcheiden konnte, ſo trat er den Rückweg an, der ſeitwärts von der Allee ablenkend über eine Brücke führte. Mitten auf derſelben bemerkte er einen Mann, der über das Geländer gelehnt, tiefſinnig in die Wellen des Flußes blickte, die der eben aufgehende Mond hell beleuchtete. Jetzt konnte Broſe das Geſicht des auf der Brücke Stehenden erkennen. — Guſtav! rief er, vor ihm ſtill ſtehend. Was machen Sie hier? — Guſtav erwachte wie aus einem Traume. — Was haben Sie vor? fuhr der Profeſſor fragend fort. Die Ihrigen ſind Ihretwegen in Sorgen; ich habe Sie geſucht. — Mir iſt wirklich nicht ganz wohl zu Muthe, erwiederte Guſtav ſeufzend. Kommen Sie, vor Ihnen kann ich kein Geheimniß haben, und ich bedarf auch Ihres Rathes. —

Broſe ſchlug zu der Mittheilung ſeine eigene Wohnung vor, wohin ſie ſich auch begaben. — Hier ſind wir ungeſtört, mein junger Freund, begann der Profeſſor, nachdem er dem Diener befohlen hatte, Licht zu bringen. Beide nahmen auf dem Kanapee Platz, und Guſtav begann, dem Freunde ſein Herz zu eröffnen. Sie haben ein treffliches Gedächtniß, lieber Profeſſor, ſagte er lächelnd, daher werden Sie ſich gewiß noch eben ſo gut wie ich mancher Bekanntſchaft aus L.. erinnern. — Was werde ich nicht, lieber Freund, entgegnete Broſe, ob ich gleich dort nicht mehr Student, ſondern Ihr Mentor war, ſo lebte ich das heitere Studentenleben doch noch zum zweiten Male mit Ihnen durch. Ja, ja, fuhr er fort, es waren ein Paar recht frohe Jahre, die wir dort beiſammen zubrachten, Sie waren damals ein muntrer Burſche und doch vernünftig, wie man nur wünſchen kann. Nun, die Vernunft iſt wohl geblieben, aber die Munterkeit iſt fort, Sie ſind für Ihr Alter viel zu ernſthaft. — Es liegen ſieben Jahre zwiſchen jenen frohen Studententagen und der jetzigen Zeit, ſagte Guſtav, darin ändert ſich der Menſch. Uebrigens, ſetzte er hinzu, kann ich der Lobrede, die Sie meiner damaligen Vernunft halten, leider nicht ganz beiſtimmen. — Da haben Sie Unrecht, Guſtav, fiel ihm der Profeſſor in die Rede; Sie waren immer ein trefflicher Menſch, ſonſt hätte ich gedankt, Ihr Führer zu ſein. — Ach, ſeufzte Guſtav, wenn ich mir auch keines Unrechts bewußt bin, das mir Ihre Achtung entziehen könnte, ſo habe ich doch eine Unvorſichtigkeit begangen, die jetzt recht ſchwer und ſtrafend in mein Leben greift, und die ich Ihnen jetzt bekennen muß. Erinnern Sie ſich, fuhr er fort, des Doktors Damaſius? — Ei ja! war die Antwort, was werde ich mich nicht des wunderlichen Mannes erinnern, der noch dazu mein guter Bekannter war. Ich glaube ihn noch zu ſehen, wie er in ſeinem zimmtfarbenen Rocke und meergrüner Weſte, in der breiten gepuderten Perücke, den kleinen dreieckigen Hut unter dem Arme, durch die Straßen von L. . ſchreitet. — Sie haben ſein Bild treu bewahrt, verſetzte Guſtav lächelnd, und ſo werden Sie auch noch wiſſen, welche Gerüchte von ihm im Umlaufe waren, und wie traurig der Arme endete. — Alles weiß ich haarklein, erwiederte Broſe; er galt für einen Alchymiſten, der die Kunſt Gold zu machen, wirklich verſtehen ſollte, weßhalb er für ungeheuer reich gehalten, und endlich vielleicht auch aus dieſem Grunde erſchlagen wurde. — Ja, ſo war die Meinung der Meiſten, und auch die meinige war es und iſt es noch, ſagte Guſtav. Der Doktor wurde eines Abends in ſeinem Laboratorium todt gefunden, ein Meſſerſtich hatte ſein Herz durchbohrt, weil aber ungeachtet alles Forſchens der Mörder nicht entdeckt werden konnte, ſo entſtand hin und wieder der Glaube, er habe ſich ſelbſt entleibt. — Es iſt auch allenfalls als möglich anzunehmen, entgegnete der Profeſſor. Ich glaube es nimmermehr, verſetzte Guſtav. Es iſt bekannt, daß er ein in ſchwarzes Leder gebundenes Pergamentbuch beſaß, welches die Geheimniſſe enthalten ſollte, die er auf ſeinen

Reiſen in Egypten und Arabien den Weiſen dieſer Länder abgelockt, oder aus Inſchriften verfallener Denkmäler entlehnt hatte. Die Myſterien dieſes Buches ſollten in den Schriftzügen orientaliſcher Sprachen aufgezeichnet ſein, und das Buch ſelbſt trug Damaſius ſtets auf der Bruſt. Dieſes Buch nun aber ward nach ſeiner Ermordung nicht mehr bei ihm gefunden, wie bei einem Selbſtmorde wäre zu erwarten geweſen; daher ſich annehmen läßt, er ſei von fremder Hand getödtet, und dieſe Schrift entwendet worden, zumal da nichts weiter aus ſeiner Umgebung fehlte, obwohl eine bedeutende Summe in Goldſtücken in einem Kabinette, dicht am Laboratorium gefunden ward, deren ſich der Mörder leicht hätte bemächtigen können, wäre es ihm um den Raub zu thun geweſen. — Es wäre aber auch wunderlich, ſprach Broſe, wenn der Mörder um Gold machen zu lernen, ſo viel hätte wagen, und das ſchon gemachte Gold dabei hätte verſchmähen ſollen. — Freilich meinte Guſtav, freilich war es wohl kein Mörder gemeiner Art, aber dennoch kann ich den Selbſtmord des alten Mannes nicht annehmen. — Nun, das iſt ja auch gleichviel, erwiederte Broſe, Ihnen zu Gefallen will ich ihn auch für ermordet halten, und was Andere darüber denken, geht uns nichts an. Vielleicht denkt auch Niemand mehr darüber etwas, die Sache iſt wohl längſt vergeſſen. — Doch nicht von Allen, ſeufzte Guſtav. Einen gibt es, der dieſen Meinungsſtreit über des alten Damaſius Tod ſehr wohl behalten hat. — Und wer iſt das? fragte Broſe. — Erinnern Sie ſich meines

Freundes Alban? fragte Guſtav. — Ihres Freundes? wiederholte Broſe. Es war mir von jeher ein Anſtoß, wenn Sie ihn Freund nannten. Ich konnte den Duckmäuſer nie leiden; ſchon ſein Geſicht war mir widerwärtig. — Und gewiß mit Unrecht entgegnete Guſtav; denn es war ein ſchöner Jüngling, und ſo viel ich weiß, hat er Ihren Widerwillen auch nie gerechtfertigt. Aber jetzt, fuhr er fort, jetzt werden Sie glauben, ihn mit Grund zu haſſen. — Auf des Profeſſors Frage, was es mit Alban gebe, erzählte Guſtav Folgendes: Einige Zeit nach des Doktors Tode befand ich mich mit Alban in einer luſtigen Geſellſchaft, wo dem Becher tüchtig zugeſprochen wurde. Schon zeigte ſich die Wirkung des Weines, als die Rede auf den gemordeten Damaſius kam. Es wurde viel für und wider ihn geſprochen. Einige hielten ihn für einen Selbſtmörder, Andere widerſprachen dem. Zu den Letztern geſellte ich mich. Ich hatte den Mann gekannt, geachtet, ich mußte ihn vertheidigen .... Hier unterbrach Broſe den Erzähler mit einem ironiſchen Lächeln. Sie mußten ihn vertheidigen, Guſtav? wiederholte er mit Nachdruck, und das aus bloßer, reiner Menſchenliebe, aus keinem andern Beweggrunde? — Eine flüchtige Röthe überzog Guſtav's Geſicht; er hielt einige Sekunden inne. — Und hätte ſich auch, ſprach er dann, ein anderes Intereſſe in die Wärme gemiſcht, mit der ich mich ſeiner annahm, ſie war um ſo lebhafter, um ſo inniger. Genug, ich behauptete, er könne kein Selbſtmörder ſein, und gewiß werde früher oder ſpäter der Mörder entdeckt werden. Als einen Beweis meiner Behauptung führte ich das erwähnte Buch an, das ohne Zweifel vom Verbrecher entwendet worden ſei, weil man es ſonſt hätte finden müſſen. — Wenn Du ſonſt weiter nichts anführen kannſt, ſo biſt Du ein ſchwacher Vertheidiger, rief Alban. Das Buch kann er ja verbrannt haben, damit es in keine anderen Hände käme; ja man hat ſogar Spuren verbrannten Papieres, und Reſte eines Kohlenfeuers in ſeinem Kabinett gefunden. — Und dennoch wette ich, ſo viel Du willſt, daß er von fremder Hand ſtarb. . . . . Du wetteſt? unterbrach mich Alban; Wohlan! ich wette auch, daß dem nicht ſo iſt. Wieviel gilt die Wette? Zehntauſend Thaler, rief ich bedachtlos. Alban hielt die Hand hin. — Topp! rief er, die Wette ſoll gelten. — Ich ſchlug ein; alle Anweſenden wurden zu Zeugen genommen, und ein junger Rechtsgelehrter, der ſich unter uns befand, erbot ſich, unſere Wette geſetzlich zu Papier zu bringen. War in fünf Jahren der Mörder des Doktors noch nicht gefunden, ſo hatte ich die Wette verloren. Fand ſich aber bis dahin der Thäter des Verbrechens, ſo mußte Alban die zehntauſend Thaler zahlen. Unſere vom Weine umnebelte Vernunft ließ uns nicht erkennen, welche Folgen dieſer Augenblick haben könne. Erſt als der Rauſch verſchwunden war, bereute ich unſere Thorheit, ſuchte mich jedoch zu überreden, daß Alles wohl nur auf einen Scherz hinauslaufe. Und ſollte es auch Alban ernſtlich nehmen, dachte ich dann, was thut's? Verliert er die Wette, er, der nicht reich iſt, ſo nimmſt

Du auf keinen Fall die Bezahlung derſelben an; verliere ich ſie aber, nun, ſo werde ich bezahlen. So dachte ich, denn zehntauſend Thaler ſchienen mir nach den Begriffen, die ich von meines Vaters Reichthum hatte, eine Kleinigkeit. Ich ſchlug mir die Sache aus dem Sinn und vergaß ſie völlig, als ich bald darauf L . . verließ. Alban ſah ich ſeitdem nicht wieder, und hörte auch nichts von ihm. Sieben Jahre vergingen. Sie wiſſen, lieber Profeſſor, welches Mißgeſchick ſeitdem die Meinigen erlebten, aber dieſe Unfälle ſollen jetzt noch einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Heute Mittag, fuhr er fort, indem Broſe mit doppelter Spannung zuhörte, heute Mittag erhielt ich dieſen Brief von Alban. Leſen Sie. Er reichte ihm das Blatt, das der Profeſſor entfaltete. Es enthielt nach den erſten höflichen Einleitungen folgende Zeilen: Du wirſt Dich der Wette erinnern, die wir nach dem Tode des Doktor Damaſius machten. Du ſetzteſt zehntauſend Thaler für Deine Behauptung, des Doktors Mörder werde gefunden werden. Ich war der entgegengeſetzten Meinung, weil ich den unglücklichen Mann für einen Selbſtmörder hielt. Fünf Jahre wurden zur Entſcheidung feſtgeſetzt. Sollte nach Verlauf dieſer Zeit kein Mörder entdeckt ſeyn, ſo warſt Du verpflichtet, die benannte Summe zu zahlen. Die Friſt iſt verfloſſen, und noch zwei Jahre darüber. Es war mir ſchmerzlich, meine Anſprüche geltend zu machen, aber Verhältniſſe beſtimmen mich dennoch dazu. Ich bin Gatte und Vater, und es liegt mir ob, für die Meinigen zu ſorgen. Du weißt, daß ich nie reich war. Meine Frau zwar galt dafür. Du kennſt ſie. Es iſt jene Roſa, die Tochter des Doktors Damaſius, den man für einen Adepten hielt, aber das war er wohl nicht, oder er hat ſeine Wiſſenſchaft unbenutzt gelaſſen. Sein Vermögen ward nach ſeinem Tode nur ſehr mäßig gefunden, vnd auch das Gefundene gedieh nicht in meinem Beſitz. Ein bedeutender Theil ging mir verloren, daher bin ich gezwungen, wohl um die Bezahlung meiner Wette zu bitten. Es erfolgt hierbei eine Abſchrift des ſchriftlich gerichtlich vollzogenen und beſiegelten Vertrages, deſſen Original mit Deiner eigenhändigen Unterſchrift in meinen Händen iſt. Mit ſchwerem Herzen thue ich dieſen Schritt, das möge Dir die zweijährige Verlängerung der Zahlungsfriſt beweiſen, aber der Drang der Umſtände gebietet, und — Du biſt ein Mann von Ehre. — — Einige kalte Höflichkeitsphraſen machten den Schluß des Briefes. — Und wo iſt die ſaubere Abſchrift des gerichtlichen Betrages, von dem er ſpricht? fragte Broſe mit kaum verhaltenem Grimme. — Guſtav reichte ſie ihm. Er ſah ſie flüchtig durch, und warf ſie dann mit einem derben Fluche auf die Erde. — Verdammter Gauner! rief er entrüſtet. Hat mir's doch immer geahndet, daß der Umgang mit dieſem Schleicher Ihnen nichts Gutes bringen werde. Aber — das Geld wird nicht gezahlt! — Gezahlt wird's wohl werden müſſen, entgegnete Guſtav; meine Ehre fordert es. Aber, wovon ich es zahlen ſoll, das iſt die Frage. Zwar beträgt unſer kleines Vermögen wohl zehntauſend Thaler, auch noch etwas darüber, aber ſie dienen auch meiner Mutter und Schweſter zum Lebensunterhalt, denn meine Einkünfte ſind leider noch beſchränkt. — O, Guſtav, wie unvorſichtig ſind Sie geweſen! ſeufzte theilnehmend der Profeſſor. Aber ſein Sie ruhig, wir ſchaffen Rath. — Das Eigenthum meiner Mutter, ſprach Guſtav, und das, was meiner Schweſter gehört, kann ich ihnen nicht entziehen, wenn ſie auch bereit ſind, es mir zu opfern. Ich darf, ich werde dieß Opfer nicht annehmen. Meinen Antheil gebe ich hin, aber er reicht nicht zu. — Nur Geduld! ſagte der Profeſſor. Geben Sie mir nur Zeit, mich zu beſinnen. — Er ſtand auf, ging einige Male hin und her, ſetzte ſich dann wieder und ſprach: Guſtav, ich habe Sie immer geliebt, wie meinen Sohn; daher dürfen Sie ſich nicht ſcheuen, von mir etwas anzunehmen, nicht als Geſchenk, ſondern als Darlehen. Sie können es mir wieder erſtatten, ſobald Sie durch ein höheres Amt zu reichlicheren Einkünften gelangen. — Guſtav umarmte ihn innig, und wollte ſein Dankgefühl ausſprechen, aber der Profeſſor ließ ihn nicht zu Worten kommen. — Ihr Dank kommt zu früh, ſagte er, denn für's erſte habe ich die Ihnen angebotene Summe ſelbſt noch nicht, ja es kann leicht noch ein Jahr vergehen, ehe ich ſie bekomme. — Er ſetzte ſeinem jungen Freunde nun auseinander, wie er für ein gelehrtes Buch, das er geſchrieben hatte, eine bedeutende Summe als Honorar vom Verleger deſſelben erwarte, und dieſes Geld mit dem, was Guſtav als Eigenthum beſaß, ſollte Albans Forderung befriedigen. Es iſt traurig, ſetzte Broſe hinzu, daß der kleine Reſt von dem einſt ſo beträchtlichen Vermögen Ihres Vaters dieſem Buben in die Hände fallen ſoll, aber ich ſehe jetzt ſelbſt ein, es läßt ſich nicht ändern. — Wird aber, verſetzte Guſtav, wird aber Alban mit der Zahlung der Schuld noch länger warten wollen? Er muß warten, antwortete Broſe; ſchreiben Sie nur deßhalb gleich an ihn. — Faſt möchte ich ſelbſt hinreiſen, erwiederte Guſtav nach einigem Sinnen. Auch das, meinte der Profeſſor, aber in dieſem Falle begleite ich Sie. Ich habe mehr Erfahrung als Sie, und kenne die Menſchen beſſer. Sie ſind zu arglos, zu vertrauend, und könnten leicht noch einmal von dem Schurken überliſtet werden. — Guſtav verſuchte Alban zu entſchuldigen. — Er hätte vielleicht, meinte er, von dieſer im halben Rauſch gemachten Wette keine Anwendung gemacht, wenn nicht dringende Umſtände ihn dazu nöthigten. Zwar muß ich mich darüber wundern, der alte Damaſius galt für ſo reich, und — er hat ja ſeine Tochter geheirathet. — Im Tone ſeiner Stimme lag etwas Bitteres, als er das ſagte. Broſe ſchien es nicht bemerken zu wollen, ſo wenig, wie die Unruhe, die in Guſtav's Weſen ſichtbar ward, ſo wie die Reiſe nach L.. beſchloſſen war. Ein längſt beſchwichtigter Sturm regte ſich in ſeiner Bruſt. Die Geiſter erſtorbener Wünſche ſtiegen noch einmal aus ihrem Grabe, aber das Hoffnungslicht, das ihnen Leben und Wärme hätte geben können, war verſchwunden. Roſa, die Tochter des ermordeten Damaſius, hatte einen tiefen, unauslöſchlichen Eindruck in Guſtav's Seele zurückgelaſſen. Er hatte während ſeines Aufenthaltes zu L . . oft von ihrer ſeltnen Schönheit gehört, ohne ſie je zu ſehen; denn ſie trat ſelten aus dem ſtillen Bezirke des Vaterhauſes hinaus in die Welt. Damaſius bewohnte ein reizendes Landhaus in der Nähe der Stadt, das er weder Winter noch Sommer verließ, und wo nur wenige genauere Bekannte des Doktors Zutritt erhielten. Broſe war einer von dieſen Wenigen. Durch ihn wurde Guſtav eingeführt, doch wurden ihm die Beſuche auch nur ſpärlich geſtattet. Er ſah Roſa, und weniger ihre geprieſene Schönheit als der unendliche Reiz ihres Weſens und das ſchöne Gemüth, das aus ihrem Engelsantlitz ſprach, erweckte in ihm ein Gefühl, das lange ſeine ganze Seele beherrſchte. Ob er wieder geliebt ſei, darüber kam er nie in's Klare. In ihren Augen glaubte er bisweilen Erwiederung ſeiner Neigung zu leſen, aber die Scheu, mit der ſie ihn ſichtlich vermied, ſchien wieder auf das Gegentheil zu deuten. Jedes Fünkchen von Hoffnung benahm ihm aber Broſe, als er ihm einſt ſagte, der Doktor ſei ſtrenger Katholik, und werde ſeine Tochter nie einem Proteſtanten geben. Auch ſcheine es, Roſa's Hand ſei längſt verſagt. Bald nach dieſer Mittheilung erfolgte die Ermordung des Doktors. Guſtav ſah Roſa nie wieder, denn eine alte Tante, zur Unterſtützung des Mädchens herbeigerufen, verließ mit ihr auf einige Zeit die Stadt, um die Betrübte von den Gegenſtänden ihres Schmerzes zu entfernen. Während dieſer Abweſenheit mußte Guſtav in's väterliche Haus zurückkehren. Er vergaß Roſa nicht; ſie war jetzt frei und konnte nach Willkühr wählen, aber dieß Bewußtſein konnte ſeine Hoffnungen nicht beleben. Seine Eltern würden ebenfalls ſeine Verbindung mit einem Mädchen, deſſen Religion nicht die ſeinige war, nicht geſtattet haben, und — Roſa liebte ihn ja auch nicht; davon glaubte er nun überzeugt zu ſein, denn nach ihres Vaters Tode hatte ſie ſeinen Beſuch und jede Aeußerung ſeiner Theilnahme kalt zurückgewieſen. Sein verletztes Selbſtgefühl kam ſeiner Vernunft zu Hilfe, und half ihm, den Sieg erringen über ein Gefühl, das, hätte es Erwiederung gefunden, leicht die Oberhand behalten hätte. Dennoch blieb Roſa das Ideal, das in der lieblichſten Geſtaltung in ſeiner Seele lebte. Kein anderes weibliches Weſen vermochte einen ähnlichen Eindruck in ihm hervorzubringen. Das Unglück ſeiner Eltern nahm indeß bald ſein ganzes Denken und ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch, das Leben ward für ihn ſo ernſt, legte ihm ſo heilige Pflichten auf, daß er noch im Jünglingsalter die geiſtige Reiſe des Mannes erlangte. Roſa's Bild trat immer tiefer in Schatten zurück, ohne durch ein anderes erſetzt zu werden, bis durch Albans Brief alle Erinnerungen ſeiner Vergangenheit auf's Neue in ihm auftauchten. —

Die Reiſe nach L. . ward auf den dritten Tag nach dieſer Unterredung feſtgeſetzt. Breſe übernahm es, der Räthin Tringenheim, das, was ihr nicht verſchwiegen werden konnte, auf das ſchonendſte mitzutheilen.

Sie erſchrack heftig, faßte ſich aber bald, und mit einem ſchweren Seufzer ſagte ſie: Ich habe ſchon Manches ertragen und entbehren gelernt, und werde auch hierüber wegkommen. Für mich bedarf ich an irdiſchen Gütern wenig mehr, aber meine armen Kinder — — doch — Der, der bis jetzt für ſie ſorgte, wird ſie auch kunftig nicht verlaſſen, wie wenig ihnen auch bleiben möge. — Am meiſten ſchien es ſie zu kränken, daß ſie Broſen's Anerbieten nicht im Stande war abzulehnen, es kam ihr vor, als mißbrauche Guſtav ſeine Freundſchaft, und ſie außerte dieſen Gedanken gegen ihn, aber Broſe verwies ihr zurnend ihre Bedenklichkeit. — Was wäre denn die Freundſchaft, ſagte er, wenn ſie jede gegenſeitige Dienſtleiſtung ſo genau in Anſchlag bringen wollte? Wie viel verdanke ich Ihrem Hauſe! Haben Sie mich aber jemals ängſtlich berechnen geſehen, ob ich mich Ihnen zu verbindlich mache? O, gewiß nicht! Freund und Freund ſollten nie in ähnlichen Fällen ängſtlich uberlegen. — Die Räthin reichte ihm ſchweigend die Hand, und die Sache war ohne weitere Worte abgemacht. —

Bald ſah Guſtav an der Seite ſeines väterlichen Freundes L . . wieder. Das ganze, lebensfriſche Bild der dort verlebten Jahre ſtand ihm zur Seite, als er durch die wohlbekannten Straßen hinabfuhr, und den mannigfaltigen Regungen ſeines Gemüthes Raum gebend, war er ſo tief in ſich ſelbſt verſunken, daß er es kaum bemerkte, als der Wagen vor einem angeſehenen Gaſthauſe ſtill hielt, und Broſe ihn erſt zum Ausſteigen nöthigen mußte. In dem Gaſtwirthe fand er einen alten Bekannten, an deſſen Wirthstafel er manche frohe Stunde mit muntern Freunden verjubelt hatte. Der Wirth erkannte ihn und geleitete ihn ſelbſt auf das ihm angewieſene Zimmer. Broſe knüpfte ſogleich ein Geſpräch mit ihm an, worin er ſich nach dieſem und jenem, ihm aus früherer Zeit bekannten Bewohner dieſer Stadt erkundigte, und der Wirth wußte von Allen Beſcheid zu geben. Auf Guſtav's Lippen ſchwebte eine Frage nach Alban, aber eine bange Beklommenheit drückte das Wort in die Bruſt zuruck. Broſe kam ihm zu Hilfe, und ſprach ſcheinbar gleichgiltig die Frage aus, die jener zurückhielt. Sie erfuhren aber eigentlich wenig mehr, als ſie ſchon wußten. Alban, ſo lautete des Wirths Bericht, ſei aus einem wilden, wüſten Jünglinge ein gar ſtattlicher Herr geworden. Sie würden ihn kaum wieder erkennen, ſetzte er hinzu, ſo hat ſich ſein ganzes Weſen verändert. Er iſt jetzt ſo ernſt und gravitätiſch, ja er ſieht manchmal ſo grämlich aus, als wäre er ſechzig Jahre alt, und er iſt doch wohl wenig älter als Sie, Herr Tringenheim. — Was mag ihn doch ſo verändert haben? fragte Guſtav raſch. Er iſt doch wohl in einer glücklichen Lage? — Je nun, meinte der Wirth, das kann man ſo genau nicht wiſſen. Er hat, wie Sie wiſſen werden, die Tochter des alten Doktor Damaſius geheirathet, und ſie ward fur ſteinreich gehalten, aber der Himmel weiß! es mochte doch wohl ſo arg nicht ſein — und ob der alte Doktor Gold machen konnte, iſt auch noch nicht erwieſen; ſein

Schwiegerſohn ſcheint wenigſtens das Recept dazu nicht von ihm geerbt zu haben, denn ich glaube, daß er weit mehr ausgegeben als eingenommen hat. — Lebt er glücklich in ſeiner Ehe? fragte Guſtav mit ſtockender Stimme und zu Boden gerichtetem Blicke. — Ich kann's nicht ſagen, antwortete der Wirth mit Gleichgiltigkeit, ich ſehe und höre jetzt ſelten etwas von ihm. Er wohnt auch gar nicht in der Stadt, ſondern eine halbe Stunde davon auf einer ſchönen ländlichen Beſitzung, die das Erbe ſeiner Frau iſt, und wo der alte Doktor auch ſchon wohnte. — Broſe und Guſtav erinnerten ſich dieſer Wohnung gar wohl, wo ſie zuweilen geweſen waren. Noch mehrere ihrer Fragen blieben ohne genügende Antwort. — Der Herr, wie geſagt, kommt ſeit einigen Jahren nicht mehr in mein Haus, wiederholte der Wirth, aber ein junger Mann, den er bei ſich hat, beſucht mich zuweilen; vielleicht werden ihn die Herren an der Table d'hote ſehen, wenn Sie nicht etwa befehlen, auf ihrem Zimmer zu ſpeiſen. — Broſe antwortete, daß ſie Alban ſelbſt einen Beſuch zu machen geſonnen wären, daß ſie für dieſen Abend allein, künftig aber an der Wirthstafel eſſen würden. — Der folgende Tag war zu dem Beſuche beſtimmt. Der Wirth aber, der ſich nach Alban erkundigt hatte, brachte die Nachricht, er ſei verreiſt, und werde erſt in einigen Tagen zurückkehren. Dieſe Kunde überraſchte Beide ſehr unangenehm, aber es war nicht zu ändern. Sie mußten ſich entſchließen zu warten. Beim Aufſuchen anderer ehemaliger Bekannter waren ſie wenig glücklicher. Einige zu dieſen gehörende Familien waren noch auf ihren Landſitzen, Andere wohnten gar nicht mehr in L . . oder traten ihnen faſt entfremdet entgegen, und ſo kam es denn, daß ſie ziemlich unbefriedigt gegen Abend des erſten Tages in ihr Gaſthaus zurückkehrten. Unmuthig begaben ſie ſich in das Billardzimmer, wo ſie zur Zerſtreuung ſogleich ein Spiel begannen. Bald fanden ſich noch mehrere Spieler ein, und traten an den Billardtiſch. Broſe und Guſtav ſetzten ihr Spiel fort, ohne auf die Andern zu achten. Da trat der Wirth zu ihnen heran, und flüſterte ihnen zu: Der junge Herr dort mit dem blaſſen Geſichte iſt der junge Mann, von dem ich Ihnen geſtern ſprach. — Guſtav blickte auf, ſein Blick fiel auf einen Jüngling von vortheilhaftem Aeußern und gebildeten Anſtande, aus deſſen blaſſen Zugen ein Ausdruck von Trauer ſprach, der Guſtav's Theilnahme ſogleich erweckte. Er wollte den Wirth fragen, was für eine Stellung der Jüngling in Albans Hauſe einnähme, aber der geſchäftige Mann hatte ſchon das Zimmer verlaſſen. Der junge Unbekannte ſtand unbeſchäftigt da, und blickte ſtumm auf die grüne Decke. Guſtav näherte ſich ihm, und bot ihm eine Partbie an, die auch angenommen wurde. So war die Bekanntſchaft eröffnet. Nach beendigtem Spiele begann ein Geſpräch unter ihnen, woraus Guſtav erfuhr, daß ſein neuer Bekannter Ernſt Mainhard heiße, und nebſt ſeinem Vater, der früher Albans Vormund war, in deſſen Hauſe wohne. Guſtav nannte ebenfalls ſeinen Namen, und ſagte, er ſei nach L . .

gekommen, um mit Alban ein Geſchäft abzumachen. Ernſt ſah ihn ſtarr an, und ſein blaſſes Geſicht wurde noch bleicher, aber er erwiederte nichts. Jetzt kam es zu mancherlei Fragen über Alban, aber die Antworten waren kurz und oberflächlich, und ſichtlich genug, um ihnen auszuweichen, nahm Ernſt Hut und Stock und empfahl ſich. — Das iſt ein ſeltſamer Kauz, ſagte Guſtav, als er hinaus war, was mag er darunter haben, daß er uns nicht Rede ſtehen will? — Broſe ſchüttelte den Kopf, und ſeine düſtere gerunzelte Stirn deutete auf keine heiteren Gedanken.

Zwei oder drei Tage verfloſſen. Unterdeſſen hatten einige ihrer frühern Bekannten ihren Beſuch erwiedert, und ſie hatten Gelegenheit geſucht, etwas über Alban zu erfahren. Es ſagte Niemand etwas Nachtheiliges von ihm, aber auch bei Keinem ſchien er beliebt zu ſein. Er lebt für ſich, hieß es, darum ſich wenig von ihm ſagen läßt. Mit hohem Lobe erwähnte man indeß ſeiner Gattin, man pries ihre Schönheit, ihre Güte, bedauerte aber, daß ſie ſelten in den Geſellſchaftskreiſen der Stadt erſcheine. Guſtav fühlte, daß dieſes Geſpräch die zarteſten Saiten ſeiner Seele berühre, in dem verſtummten Herzen regten ſich noch einmal die alten Anklänge, und nicht ohne Anſtrengung ſuchte er ſie zu bemeiſtern, daß weder das Auge, noch der Ton der Stimme an ihm zum Verräther werden mögen.

Zwei Tage ſpäter, als Broſe und Guſtav eben von einem Spaziergange zurückgekehrt waren, trat der Kellner ein und meldete Alban. Guſtav, ſo ſehr er ſeine Rückkehr gewünſcht hatte, fuhr unwillkührlich zuſammen. Broſe ging ihm entgegen. Etwas verlegen trat Alban ein und begrüßte Guſtav auf eine Weiſe, welche die Freude des Wiederſehens ausdrücken ſollte, man ſah aber nur zu deutlich, daß ſein Benehmen erkünſtelt war. Guſtav hatte Faſſung gewonnen, um ihm ruhig entgegen zu treten, aber, zu ehrlich zur Verſtellung, konnte er ihm nur kalte Höflichkeit zeigen. Alltägliche, conventionelle Erkundigungen und Fragen eröffneten die Unterhaltung, während welcher Guſtav mit Staunen die Veränderung wahrnahm, die ſich mit ſeinem ehemaligen Freunde zugetragen hatte. Er hatte außerordentlich gealtert, ja ſein Anſehen war faſt greiſenhaft zu nennen, wozu der düſtre Zug über ſeiner Stirn nicht wenig beitrug. Er muß nicht glücklich ſein, dachte Guſtav, und an dieſen Gedanken knüpften ſich eine Reihe anderer dunkler Vorſtellungen und Gefühle, die ihn völlig zerſtreuten, und den Zweck ihrer Zuſammenkunft ihm ganz aus dem Auge rückten. Auch Alban ſchien dieſen Punkt ungern zu berühren, doch mußte er berührt werden. Alban begann mit Entſchuldigungen. — Du wirſt mich vielleicht unzart nennen, daß ich eine Sache, die in ihrem Entſtehen faſt ein Scherz ſchien, jetzt ſo ernſt in Anregung bringe, aber — glaube mir, lieber Guſtav, ich kann nicht anders. Was ich von Dir zu fordern habe, bin ich ſelbſt einem läſtigen Gläubiger ſchuldig, den ich befriedigen muß, deſſen Anweſenheit in meinem Hauſe ich nicht mehr ertragen, und den ich doch nicht eher loswerden kann, bis ich bezahlt habe. Daher, liebſter Freund, urtheile nicht zu ſtrenge über mich. — Guſtav antwortete, er ſei zwar bereit, die verlorne Wette zu zahlen, bat aber um Aufſchub, weil er für den Augenblick außer Stande ſei, die verlangte Summe aufzubringen. — Alban ſchien nachzudenken. Nach einer Weile ſagte er: Weißt du was, mein Freund, ich will die Sache überlegen, und zuvor mit meinem ehemaligen Vormunde Mainhard, der eben der drängende Gläubiger iſt, ein Wort ſprechen. Beſuche mich morgen mit Deinem Freunde Broſe. Ich erwarte Euch zum Mittageſſen, dort werden wir unſere Verhandlungen bequemer abmachen können. — Guſtav ſagte zu, und Alban ſchied; Broſe ſchickte ihm einige Verwünſchungen nach. — Den folgenden Tag begaben ſie ſich zur beſtimmten Zeit nach Albans Landhauſe; Guſtav nicht ohne einiges Herzklopfen; er ſollte ja Roſa wiederſehen, nach ſieben Jahren, als die Gattin eines Andern. Mit Mühe bekämpfte er ſeine innere Aufregung ſo weit, daß er ohne äußere Zeichen derſelben das Landhaus betreten konnte. Es lag am Ende einer Kaſtanien-Allee, von einem ſchönen Garten umgeben, den eine ſorgſame Hand treulich zu pflegen ſchien. Das Innere des Hauſes war nett, ein Geiſt der Ordnung ſchien darin zu walten; doch weder Pracht noch Eleganz waren darin ſichtbar. Ein ältlicher Mann, der ſich als Herr Mainhard zu erkennen gab, empfing ſie auf der Treppe. Seine widerliche Freundlichkeit, das Kriechende ſeines Weſens, und der lauernde Blick ſeiner kleinen grauen

Augen, machten einen unangenehmen Eindruck auf die Ankommenden. Mit vielen Verbeugungen, und in den geſuchteſten Worten brachte Mainhard eine Entſchuldigung vor, daß die Herren mit ſeiner und ſeines Sohnes Geſellſchaft würden müſſen vorlieb nehmen, Alban habe Abends zuvor noch einen Brief bekommen, der ihn genöthigt habe, mit Tagesanbruch zu verreiſen; er habe indeß ihm — Mainhard — aufgetragen, die zu verhandelnde Angelegenheit in ſeinem Namen zu beſeitigen. Broſe, ſehr unangenehm überraſcht, fragte, ob ſich die Sache nicht mit Albans Gattin abmachen laſſe. — Sie iſt nicht wohl, war die Antwort, und der Arzt hat ihr geboten, das Bett nicht zu verlaſſen. Indeß, meine Herren, fuhr der Bevollmächtigte fort, Sie dürfen unbeſorgt ſein, ich kenne den ganzen Handel, und habe für meinen ehemaligen Mündel ſchon manches ſchwierigere Geſchäft abgemacht. — Wohlan denn! erwiederte Guſtav, ſo werden Sie auch wohl wiſſen, daß ich die verlorne Wette gleich jetzt zu bezahlen außer Stande bin . . . . und daß wir, fiel ihm Broſe in die Rede, die gerichtlich vollzogene Schrift zu ſehen verlangen, die meinem jungen Freunde die Verbindlichkeit der Zahlung auferlegt, und von der wir nur die Abſchrift haben. — Mainhard verbeugte ſich mit einem höhniſchen Lächeln, indem er in die Taſche griff, und ein zuſammengelegtes Papier heraus nahm, welches er Guſtav überreichte. Während dieſer das Papier entfaltete und durchflog, betrachtete ihn Mainhard mit tückiſchen Blicken, ſich die Hände reibend, und als Guſtav Broſe die Schrift überreichte, ſagte er: Sie ſehen, es hat Alles ſeine Richtigkeit! Was aber den Aufſchub der Zahlung betrifft, ſo habe ich leider von Alban keine Vollmacht, Ihren Wünſchen zu genügen. — Aber Alban ſagte mir, entgegnete Guſtav, daß eine Schuldenlaſt, die er an Sie abzutragen habe, ihn eigentlich veranlaſſe, ſo dringend auf ſeiner Forderung zu beſtehen, daher iſt das Reſultat unſerer Verhandlungen wohl einigermaßen in Ihren Händen. — Rainhard zuckte die Achſeln und erwiederte mit Kopfſchütteln: Wenn ich aber ſelbſt von den Umſtänden gedrängt werde, ſo werden Sie mir nicht verdenken, meine Herren, wenn ich von meinen Rechten Gebrauch mache. — Die Wette ſoll bezahlt werden, unterbrach ihn mit Heftigkeit Broſe, aber jetzt wird ſie es auf keinen Fall. Unter einem Jahre iſt nicht daran zu denken. Iſt Alban mit dieſer Erklärung nicht zufrieden, ſo mag die Sache gerichtlich entſchieden werden, wir wollen ſehen, wer alsdann den Kürzern ziehen wird. — Bei dieſem in mühvoll verhaltenem Zorne geſprochenen Worte wechſelte Rainhard, obwohl kaum merklich, die Farbe, und der Blick ſeiner kleinen grauen Augen haftete faſt ſcheu am Boden; doch bezwang er ſich, und ſich mit erkünſteltem Lächeln verbeugend, verſetzte er: Meine Herren, davon ſpäter, jetzt bitte ich zu Tiſche. — Er führte ſie in ein anſtoſſendes Zimmer, wo ein Tiſch für vier Perſonen gedeckt war. So wie ſie hineingetreten waren, erſchien durch eine andere Thür Ernſt, und nahm mit ihnen am Tiſche Platz. Die Gäſte waren verſtimmt, aber Mainhard that, als merke er das nicht, und ſuchte das Geſpräch ſo viel als möglich zu beleben. Ernſt nahm wenig Theil daran, ſeine Stirn war gerunzelt, ſein Blick düſter, und dennoch lag etwas Mildes in dieſem blaſſen, leidenden Geſichte. Guſtav fühlte mehrmals den Namen der Hausfrau auf ſeinen Lippen, aber er ſprach ihn nicht aus, auch wurde ſie von Keinem genannt. Nach geendeter Mahlzeit entfernte ſich Mainhard, ein Geſchäft vorſchützend, und empfahl ſeinem Sohne die Unterhaltung der beiden Gäſte. Ernſt ſchlug ihnen vor, einen Spaziergang im Garten zu machen. Sie gingen hinab. In der Mitte deſſelben trat ihnen aus einer Laube ein engelſchönes Kind entgegen, ein Mädchen von fünf oder ſechs Jahren, in deren Aehnlichkeit mit Roſa, Guſtav die Tochter der einſt Geliebten zu erkennen glaubte. Ernſt beſtätigte ſeine Vermuthung, indem er die Kleine zu ſich rief. Sie ſprang munter zu ihm heran, ſchüttelte das niedliche Köpfchen mit den blonden Locken, ſo daß dieſe nach hinten zurückflogen, und hob das blühende Geſicht freundlich zu ihm empor. — Meta, warum biſt Du nicht bei der Mutter geblieben? fragte Ernſt. — Die Mutter ſchläft; da hat mich die Sabine hinausgehen heißen, damit ich ſie nicht wecke, antwortete das Kind, indem ſie Guſtav mit neugierigen Blicken muſterte. Er legte ſeine Hand auf das Lockenköpfchen, neigte ſich zu ihr herab, und ſah ihr in die großen, hellen Augen, aus denen der Mutter Bild ihm entgegen zu lächeln ſchien. Ergriffen von der Erinnerung an ſeine einzigt Liebe, die Rückſichten vergeſſend, die die Verhältniſſe geboten, wandte er ſich faſt unwillkührlich an Ernſt, und die Frage: Iſt Roſa glücklich? war über ſeine Lippen, faſt ehe er's bemerkte. Ernſt ſchien betroffen. Sie fragen mich um etwas, worauf ich Ihnen nicht antworten kann, erwiederte er, und ſeine Miene gab zu erkennen, daß ihm Guſtav's Frage mißfallen hatte. Guſtav beſann ſich und gerieth in Verlegenheit, aus der ihm Broſe half, indem er ein gleichgiltiges Geſpräch herbeiführte. Mainhard kehrte zurück, und noch einmal wurde der Gegenſtand, der ſie zuſammengeführt hatte, beſprochen. — Alles, was ich thun kann, ſagte Mainhard, iſt, daß ich mich für jetzt mit der Hälfte der ſchuldigen Summe begnüge; die Berichtigung der zweiten Hälfte aber nach dem Verlaufe von ſechs Monaten erwarte. — Guſtav wollte antworten, aber Broſe kam ihm zuvor. — Nicht eine Stunde eher, als nach einem Jahre, fuhr er heftig auf, und nun kein Wort weiter darüber, da wir eigentlich gar nicht nöthig haben, die Sache mit Ihnen abzumachen. — Mainhards gelbbleiches Geſicht färbte ſich dunkelroth vor Aerger, und es würde zwiſchen beiden Männern zu einem beleidigenden Wortwechſel gekommen ſein, wären Guſtav und Ernſt nicht dazwiſchen getreten. An eine Vermittelung war jedoch für den Augenblick nicht zu denken, daher Broſe und Guſtav ſich ſchnell zum Aufbruch anſchickten. Die kleine Meta hatte während dem heftigen Hin- und Herreden furchtſam in einiger Entfernung geſtanden. Als die beiden Gäſte den Garten verließen, eilte ſie zu Guſtav, nahm ſeine Hand und ſagte, ihn treuherzig anblickend. O, bleib' Du doch hier! Komm mit mir zur Mutter, Dich wird der böſe Mann dort — ſie zeigte auf Mainhard — wohl zu ihr laſſen. — Guſtav, dem die Rede des Kindes auffiel, ſah Mainhard an, der die Kleine bei der Hand nahm, um ſie wegzufuhren, aber ſie riß ſich los. — Ich will nicht mit Dir gehen, weil ich Dich nicht leiden mag! rief ſie. Du brauchſt auch nicht mit mir zu ſprechen. — Meta, ſei nicht ungezogen! drohte Mainhard, der Vater wird Dich beſtrafen, wenn er nach Hauſe kommt, und ich ihm Deine Unart erzähle. — Die Drohung ſchien Eindruck auf Meta zu machen. Sie ſah ihn bedenklich an, beſann ſich einige Augenblicke, und ſagte dann mit bittender Geberde: Sage es nicht dem Vater, ich will ja artig ſein, und will auch Keinem ſagen, daß die arme Mutter immer weint, weil Ihr ſie nicht heraus laſſen wollt. — Sabine! rief Mainhard mit lauter Stimme nach dem Hauſe zu, einen wüthenden Blick auf das Kind werfend, das ſcheu vor ihm zurück wich. — Ein Dienſtmädchen erſchien. — Sabine! herrſchte Mainhard der Kommenden zu, warum bekümmert Ihr euch nicht um das Kind, und laßt es ohne Aufſicht umherlaufen? — Sabine führte Meta ſchweigend fort. Guſtav fühlte bei dieſer Scene einen eiſigen Schauer durch ſeine Adern rinnen. Er warf einen Blick nach den obern Fenſtern des Hauſes hinauf, und glaubte eine weibliche Geſtalt hinter dem halb zurückgeſchlagenen grünſeidenen Vorhange zu erblicken, die aber gleich wieder verſchwand. —

Mir iſt ſeltſam zu Muthe, begann Guſtav, als er mit Broſe im Wagen ſaß. Was ſagen Sie zu dem ſonderbaren Auftritte? — Was ich dazu ſage? erwiederte Broſe, daß ein paar Schurken hier ein verkapptes Spiel treiben. Was aber dahinter ſteckt, weiß ich freilich nicht. — Hören Sie, Guſtav, hub er nach einigem Schweigen wieder an, hat denn die ſchriftlich aufgeſetzte Wette wohl eine geſetzliche Gültigkeit? Ich verſtehe das nicht. Aber Sie ſind Juriſt. — Sie hat volle Gültigkeit, antwortete Guſtav; ich habe ſie heute noch geprüft. — Ich fing an, daran zu zweifeln, verſetzte Broſe, weil der Schurke Mainhard die Farbe veränderte und verlegen ward, als von gerichtlicher Einmiſchung die Rede war. — Das habe ich auch bemerkt, ſprach Guſtav, aber des Papiers wegen konnte das nicht ſein, damit hat es ſeine Richtigkeit. — Unmuthig über den Erfolg ihrer Reiſe, beſchloſſen ſie den folgenden Tag L.. zu verlaſſen, aber bei ihrer Heimkehr im Gaſthauſe fanden ſie eine ſchriftliche Einladung zu einem ihrer Bekannten, der eben von ſeinem Landſitze zurückgekehrt war, und ihre Anweſenheit in der Stadt erfahren hatte. Die Einladung lautete zum Mittageſſen, und war zu herzlich, um ſie abzulehnen. Als ſie gegen Abend zurückkamen, fanden ſie Ernſt vor der Thüre des Gaſthauſes ihrer warten. Er trat zu ihnen heran und ſagte, er habe mit ihnen Wichtiges zu ſprechen. Sie führten ihn auf ihr Zimmer. Er ſah noch blaſſer aus als gewöhnlich, und ſeine Stimme hatte etwas Unſicheres, Bebendes. Er ſchien mit Beklemmung zu ſprechen. — Meine Herren! begann er: Ich halte Sie für brave, rechtliche Männer, und trage kein Bedenken, Sie um ihren Beiſtand zu bitten. Er hielt inne, und ſuchte Faſſung zu gewinnen Ein ſchwerer innerer Kampf ſchien in ihm vorzugehen. Broſe und Guſtav warteten geſpannt, was da kommen ſolle, und ſchracken heftig zuſammen, als er gepreßt die Worte hervorbrachte: Helfen Sie mir Roſa retten! Wie? rief Guſtav, Roſa retten? Iſt ſie denn in Gefahr? — Ja, in Gefahr! ſtotterte Ernſt, aber die Hilfe muß ſchleunig ſein! Beſtürzt wollte Guſtav weiter forſchen, aber Ernſt unterbrach ihn: fragen Sie nicht viel, ich kann nicht viel ſagen, nur ſo viel müſſen Sie wiſſen, daß Alban übermorgen von ſeiner Reiſe zurückkommt, und daß — — daß — — Roſa iſt ſehr unglücklich! Ach, und ſo unverdient! Sie iſt ein Engel, Alban ein — — Teufel! — Was hat denn Roſa von ihrem Gatten zu fürchten? fragte Guſtav in höchſter Spannung. — Alles, erwiederte jener, Kränkungen, Mißhandlungen, vielleicht — den Tod! — Und warum? fragten Guſtav und Broſe zugleich. — O, das iſt ein trauriges Verhältniß, antwortete Ernſt, und ſchien allmälig leichter zu athmen; aber hier iſt nicht Zeit, es auseinander zu ſetzen. Nur ſo viel: Roſa muß fort, noch ehe Alban zurückkehrt. Ich will ſie retten, ich brauche Hilfe. Wollen Sie mir die leiſten. — Ich bin zu Allem bereit, rief Guſtav . . . Nicht ſo raſch, mein Herr! fiel ihm Broſe in's Wort. Keinen übereilten Schritt! Wir leben in einem Lande, wo die Geſetze jeden Unterdrückten ſchützen. Iſt Alban wirklich ein Tyrann gegen ſeine Gattin, ſo kann ſie ſich auf dem Wege des Rechts gegen ſeine Gewaltthätigkeit ſichern, ohne heimliche Schritte zu thun, die ihre Sache in ein zweideutiges Licht ſtellen würden. — Die Sache wird allerdings zur Oeffentlichkeit kommen, verſetzte Ernſt, eine geſetzliche Scheidung wird die Folge davon ſein. — Aber bevor ſie darauf antragen kann, muß ſie aus den Händen ihres Tyrannen ſein. Glauben Sie, er würde ihr ſo viel Freiheit geſtatten, eine Klage gegen ihn zu erheben? O, Sie wiſſen nicht, mit welchen Feſſeln er die Arme umgeben hat. Kaum iſt ihr geſtattet, ihr Kind zu ſehen, kaum, die reine, freie Gottesluft einzuathmen. — Und warum dulden Sie das, Sie, ſein Hausgenoſſe? fragte Broſe, ihn ernſt und ſcharf anſehend. — Ich? O, Gott! was kann ich thun? ſeufzte Ernſt Haben Sie noch nicht an ſich oder an Andern die Erfahrung gemacht, daß der Druck der Verhältniſſe oft Zentnerſchwer auf unſerm Leben laſtet? — Und Ihr Vater? der die Rechte eines Hausherrn dort zu üben ſcheint, entgegnete Broſe. — Er kann nichts thun, antwortete Ernſt, die Augen ſcheu zur Erde ſenkend. Aber hören Sie mich doch an. Wie ich Roſa aus dem Hauſe ſchaffe, iſt meine Sache; nur einen anſtändigen Aufenthalt helfen Sie mir für ſie finden, für ſie und für ihre Tochter. Ich ſelbſt habe hier wenig Bekannte in der Stadt, denn ich bin erſt vor ungefähr einem

Jahre aus einem entfernten Handlungshauſe zu meinem Vater zurückgekehrt, und habe ſeitdem einſam in Albans Hauſe gelebt. Auch Roſa lebt ſchon ſeit mehreren Jahren faſt ohne allen geſellſchaftlichen Verkehr, und weiß nicht, an wen ſie ſich wenden ſoll. — Ich führe ſie zu meiner Mutter, rief Guſtav, begeiſtert von dem Gedanken, der Retter der einſt ſo heiß Geliebten zu werden. — Aber, Guſtav, bedenken Sie, erinnerte Broſe, ... aber der ließ ihn nicht zn Worte kommen. Es iſt Menſchen- und Chriſtenpflicht! Meine Mutter wird die Arme aufnehmen, und von dort aus, wo ſie vor den Verfolgungen ihres Gatten ſicher iſt, ſoll ihre Sache geleitet werden. — Alſo abgemacht? fragte Ernſt, ihm die Hand hinhaltend. Guſtav ſchlug ein. So ſei es! antwortete er, und nun konnten Broſen's Einwendungen, und ſelbſt der Unmuth, den er darüber an den Tag legte, keinen Eingang mehr finden. Als er ſah, daß alle ſeine Vorſtellungen ohne Wirkung blieben, verließ er mit den Worten: Macht, was Ihr wollt! Ich habe keinen Theil an Eurem dummen Streiche, das Zimmer. Guſtav und Ernſt konnten nun ungeſtort ihren ferneren Plan verabreden. — Aber iſt Roſa ſchon unterrichtet? fragte plötzlich Guſtav. — Sie weiß noch nichts, kennt auch die Gefahr nicht, in der ſie ſchwebt, aber — er hielt inne, und der innere Kampf ſchien ſich wieder in ihm zu regen. Dann aber fuhr er fort: Ich werde ſie fur unſere Anſicht zu ſtimmen wiſſen. Halten Sie ſich morgen Abend um eilf Uhr bereit. Bei uns im Hauſe begibt ſich Alles früh zur Ruhe, um eilf Uhr ſchläft Alles. Ich führe dann Roſa und ihr Kind aus dem Hauſe, zwar nicht durch den gewöhnlichen Ausgang, der nicht nur dicht verſchloſſen und verriegelt, ſondern auch noch von einem Wächter bewacht wird, den ich ſchwer auf unſere Seite bringen würde, weil er feſt an Albans Intereſſe gebunden iſt. Ich kenne indeß eine wenig bekannte und ſelten benützte Pforte des Hauſes, die durch das Laboratorium führt, wo ſich Roſa's Vater oft ſoll aufgehalten haben, welches aber Alban faſt nie betritt, weil die Sage geht, der Geiſt des alten Doktors laſſe ſich dort ſehen. Ich kenne den Ort, wo die Schlüſſel des Laboratoriums zu finden ſind, und werde ſuchen, mich ihrer zu bemächtigen. Durch dieſes Gemach, welches an die einſamſte Seite des Gartens ſtoßt, hoffe ich Roſa ungeſtört hinaus zu geleiten. Durch eine Nebenpforte des Gartens gelangen wir dann in's Freie. Dort hält ein Wagen — auch Sie erwarte ich dort, um die Reiſe, die Sie anordnen mögen, ſogleich anzutreten Gehen Sie auf meine Pläne ein? fragte er dann, wohl bemerkend, daß Guſtav in ein Sinnen gerathen war, das ihm Zweifel anzukünden ſchien. Dieſer dachte aber weniger an das Gelingen dieſes Schrittes und an deſſen Folgen, als an das Wiederſehen Roſa's. In heftiger Unruhe klopfte ſein Herz, und er bedurfte ſeiner ganzen Manneskraft, um die Faſſung und Beſonnenheit zu behaupten, die ſeine Lage erheiſchte. — Morgen ſehen wir uns noch einmal vor Abend, ſprach Ernſt; ich muß Ihnen ja Beſcheid bringen, wie Roſa unſere Entwürfe aufnimmt. — Und wenn ſie nun nicht einwilligt? wendete Guſtav ein. Wird ſie ſich uns anvertrauen wollen? daran hätten wir zuerſt denken ſollen. — Von mir iſt Alles bedacht, antwortete Ernſt. Ach, liebſter Freund! fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, Sie wiſſen ja nicht, was ich der Unglücklichen, Bedrohten mitzutheilen habe; ſie wird einwilligen, ich zweifle nicht. — — Als Ernſt fort war, erſchien der Profeſſor wieder. Er war höchſt verſtimmt, und wollte ſich Guſtav's Bitten und Zureden gar nicht fügen. Ich tadle Ernſt weniger als Sie, lieber Guſtav, ſagte er; dennoch ſcheint mir, daß auch er es auf andere Weiſe anfangen könnte, das Schickſal der armen Frau zu verbeſſern. . . Hier iſt nicht bloß vom Verbeſſern die Rede, verſetzte Guſtav. Sie hören, daß Ernſt Alban ſelbſt das ärgſte Bubenſtück zutraut. — Broſe fuhr fort, Einwurf über Einwurf zu machen, aber Guſtav, obwohl er recht gut wußte, und als Rechtskundiger wiſſen mußte, daß der verabredete Schritt ein gewagter ſei, ließ dennoch hier ſeinem Herzen freien Spielraum, ſelbſt auf Koſten ſeiner Vernunft. — Ich reiſe nicht mit Euch, erklärte Broſe endlich nach vielem Hin- und Widerreden; ich nehme Extrapoſt und reiſe allein zurück, denn ich mag einmal nicht Theil nehmen an Euerm Romanſtücke. Ich werde früher ankommen als Sie, Guſtav, und Ihre Mutter auf die Erſcheinung Ihrer Entführten vorbereiten. Es wird, denke ich, eine ſeltſame Ueberraſchung geben. — Er ließ wirklich für den folgenden Morgen Poſtpferde beſtellen während Guſtav alle Vorbereitungen zur Abreiſe für die darauf folgende Nacht traf. Ehe indeß Broſe abreiſen konnte, erſchien Ernſt wieder in den früheſten Morgenſtunden. — Ich habe Gelegenheit gefunden, mit Roſa zu ſprechen, berichtete er; ſie ſieht ein, daß ihr nichts übrig bleibt, als auf geheime Weiſe das Haus zu verlaſſen, obwohl ihr Zartgefühl ſich gegen dieſe Maßregel ſträubt. Ich glaube ſogar, daß ſie ſich nicht dazu entſchließen würde, ohne die Mutterliebe, die den Wunſch, ſich für ihr Kind zu erhalten, lebendig in ihr aufregt. Ach, ſie lebt ja nur für dieſes Kind, und was würde aus der armen Kleinen werden, wenn ſie dieſe treffliche Mutter verlöre. — Guſtav war erſchüttert; jedes Wort, das Ernſt ſprach, drang in die Tiefe ſeines Herzens; aber wie ein Eiſeshauch wehte es durch ſein warmes Gefühl, als dieſer endlich mit der Erklärung hervortrat, Roſa weigere ſich ſtandhaft, ſich unter Guſtav's Schutz zu begeben. — Sie kennt hier, fügte er hinzu, eine Frau aus der beſſeren Bürgerklaſſe, die früher in ihren Dienſten geſtanden, zu dieſer will ſie ihre Zuflucht nehmen. — Gut! erwiederte Guſtav kalt, ſo bin ich auch bei der ganzen Unternehmung nicht nöthig. — Doch, doch, liebſter Freund, meinte Ernſt, Sie haben mir ihr Wort gegeben, und ich halte mich feſt daran. Sie müſſen mir beiſtehen. Außerdem wünſcht Roſa, Sie zu ſprechen. — Mich? Mich will ſie ſprechen? unterbrach ihn Guſtav, wie von einem elektriſchen Schlage berührt. Ernſt heftete einen langen, trüben Blick auf ihn. Ja, ſie wünſcht es, ſprach er dann. Ich erwarte ſie heute Abend bald nach eilf Uhr an der äußeren Gartenmauer, wo der Wagen halten wird. Er bezeichnete nun die Stelle ſo genau, daß Guſtav glaubte, ſie nicht verfehlen zu können. — Der Profeſſor war ſehr froh, daß Guſtav der Verbindlichkeit, Roſa zu ſeiner Mutter zu führen, entledigt war. Er änderte nun ſeinen Entſchluß, ſogleich abzureiſen, und verſprach, bis zum folgenden Tage zu warten, wo ihn Guſtav begleiten wollte. Den Tag über ſahen ſich die Freunde wenig. Guſtav vermied es, weil Broſe den Unmuth, der ſich ſeiner bemächtigt hatte, nicht verhehlen konnte. Guſtav machte einige Beſuche und gegen Abend einen Spaziergang vor dem Thore, wo er mit haſtigen Schritten die einſamſten Orte durchlief, denn je mehr der Tag ſank, je höher ſtieg ſeine Unruhe, und jede geſellige Berührung würde fur ihn in dieſer Stimmung höchſt quälend geweſen ſein. In einem öffentlichen Garten, der aber von ſeinen Beſuchern ſchon faſt ganz verlaſſen war, ließ er ſich einige Erfriſchungen geben, ruhte eine Weile dort aus, und trat dann ſeinen Weg nach Albans Hauſe an. Die Schatten der Nacht hatten ſich ſchon tief herabgeſenkt, als er an dem Fuße eines Hügels ankam, der dem Landhauſe gegenüber lag. Nur undeutlich erkannte er die Umriſſe des nahen Gebäudes, denn der Himmel war mit Wolken bedeckt, die vom Winde getrieben unruhig vorüberflogen. Er erſtieg die Höhe des Hügels, um die Gegend beſſer überſchauen zu können. Im oberſten Stockwerke des Hauſes ſchimmerte ein Lichtſchein aus den verhangenen Fenſtern. Dort wohnt Roſa, dachte er, und ſtreckte unwillkürlich die Arme gegen das Gebäude aus: aber der Gedanke: Sie lebt ja nicht für dich! brachte ſein Inneres bald wieder in das gehörige Geleis. Ungeduldig ſah er ſich um, die ganze Sehkraft ſeines Auges anſtrengend, ob er nichts erblicke, aber die Dunkelheit ließ ihn keinen Gegenſtand deutlich erkennen. Er ſtieg wieder nieder, und ſich der Gartenmauer nähernd, umging er ſie langſam, von allen Seiten lauſchend, aber Alles war todtſtill; nur dann und wann zog ein Windſtoß durch die Bäume, daß ſie unheimlich rauſchten, oder ein Nachtvogel ſchwirrte mit ſchwerem Fluge an ihm vorüber. Endlich trat die Mondſichel, die lange gegen düſteres Gewölk gekämpft hatte, ſiegend hervor, und erhellte ein wenig die nachtdunkle Landſchaft. In geringer Entfernung ſchlug die Uhr eines nahen Dorfthurmes; Guſtav zählte die Schläge, es waren zehn. Bald darauf glaubte er ein Geräuſch zu vernehmen, er nahte ſich der Stelle, wo es herkam. Nun hörte er eine Thür leiſe öffnen. Er trat ſchnell hinter ein Gebüſch, deſſen Zweige ihm die Ausſicht nach jener Seite geſtatteten. Ein Mann trat durch die geöffnete Thür, und ſah ſich von allen Seiten um. Guſtav erkannte Ernſt in ihm und ging raſch auf ihn zu. — Hier bin ich, flüſterte er, wie kann ich Ihnen nun behilflich ſein? Still! daß uns Niemand hört, erwiederte Ernſt. Noch nicht Alle im Hauſe haben ſich zur Ruhe begeben, aber es wird nicht mehr lange dauern. Ich ſehe mich nach dem beſtellten Wagen um;

aber er iſt noch nicht hier. — Aber was für eine Rolle ſoll ich hier ſpielen? fragte Guſtav. Ich komme mir wie eine überflüſſige Perſon vor. — Das ſind Sie nicht, erwiederte Ernſt; es wäre möglich, daß ich Roſa nicht begleiten könnte — dann werden Sie ſie begleiten. Wohin, das weiß der Kutſcher ſchon. Die Frau, deren Haus ſie gewählt hat, erwartet ſie. — Aber warum wollen Sie zurückbleiben? fragte Guſtav, indem ein Gefühl, dem Mißtrauen ähnlich, ſich in ihm regte. — Mein Vater befindet ſich nicht wohl, erwiederte Ernſt; er hat fieberhafte Anfälle, und iſt ſehr unruhig; — wenn er nicht bald einſchlafen ſollte, könnte er meiner begehren. — Ich darf ihn dann nicht verlaſſen. Iſt's aber möglich, ſo werde ich Roſa auch begleiten. — Jetzt ſah man im blaſſen Mondlichte einen Wagen, der langſam heranfuhr. Ernſt erkannte ihn als den beſtellten. Der Kutſcher bekam die Weiſung, in der Nähe der kleinen Gartenpforte zu halten. — Kommen Sie, ſagte Ernſt, Guſtav beim Arm nehmend; die Nachtluft iſt kalt und feucht, und es wird doch noch eine Weile dauern. Ich führe Sie an einen beſſern Ort. — Guſtav folgte ihm durch den Garten. An einen öden Plaz deſſelben, den einige kleine Gebäude begränzten, die zur Aufbewahrung der Gartengeräthſchaften dienten, ſtieß ein entlegener Theil des Hauptgebäudes, zu dem eine kleine, ſchmale, mit einem mächtigen Schloße verſehene Thür führte. Dort ſtand Ernſt ſtill, zog einen großen Schlüſſel hervor, und ſchloß auf. Treten Sie ein, ſagte er, ich führe Sie in's Laboratorium, durch welches ich nachher Roſa fuhren muß, dort werden Sie ſie zuerſt wiederſehen. Gehen Sie, oder furchten Sie auch den Spuck, der hier ſein Weſen treiben ſoll? fugte er lächelnd hinzu. Nicht Geiſterfurcht, ſondern das Gefühl ſeiner ſeltſamen Lage hielt Guſtav einen Augenblick auf der Schwelle des Gebaudes zuruck. Es war ihm zu Muthe, wie einem Menſchen, der im Begriff iſt, ein Verbrechen zu begehen, und indem ein inneres, warnendes Gefuhl dagegen ſtreitet; aber er fühlte auch zugleich, daß er nicht zurücktreten konnte, ohne lacherlich zu erſcheinen, lächerlich in Roſa's Augen — nein, das war zu viel. Er trat hinein. Ernſt zundete eine Lampe an, die an einer langen, eiſernen Kette von der Decke herabhing. — Jetzt verweilen Sie hier ein wenig, ſprach er dann. Ich gehe zu ſehen, wie es mit meinem Vater geht, und ob Roſa bereit iſt. Sobald Alles zur Ruhe iſt, ſehen wir uns wieder. — Als Guſtav allein war, ſchaute er um ſich her. Er hatte, als Damaſius noch lebte, das Haus wohl zuweilen, dieſes Gemach aber nie betreten. Alle Gegenſtände darin hatten ein ungewöhnliches Anſehen. Deſtillirkolben, Schmelztiegel und Phiolen lagen durcheinander, beſtäubt und verroſtet, als rühre ſie Niemand an. An den Wanden ſah man mehrere große, mit Glasſcheiben verſehene Schränke, in denen eine Menge Bücher aufgeſtellt waren, die, wie der Titel auf der Ruckſeite zeigte, in arabiſcher, koptiſcher und Sanskrit-Sprache geſchrieben waren. Auch die vorzüglichſten Klaſſiker der alten Griechen und Römer befanden ſich in dieſer Geſellſchaft. Auf

Gerüſten ſah man allerlei Maſchinen zerſtreut ſtehen und liegen, die aber mehr auf phyſikaliſche Studien, als auf das Treiben eines Adepten deuteten. Was aber die Blicke Guſtav's am meiſten anzog, war eine bedeutende Anzahl egyptiſcher Alterthümer, worunter ſich eine Metallplatte, deren wunderliche Schriftzüge Guſtav gänzlich unbekannt waren, und eine wunderſchöne, in einem Sarge liegende Mumie befanden. Der Sarg ſtand auf einem hohen Katafalk, der bis zur Erde mit einem perſiſchen Teppiche behangen war, deſſen Arbeit und verſchoſſene Farben von hohem Alter zeugten. In Betrachtung dieſer Gegenſtände vertieft, bemerkte Guſtav nicht den Verlauf der Zeit. Er ſtand neben der Mumie und ſah ſie unverwandt an. Die Starrheit dieſer menſchlichen Geſtalt, das Verſteinerte, Regungsloſe erregte in ihm eine Art Grauen. Wenn Du erwachteſt, flüſterte er leiſe vor ſich hin, mit voller Erinnerung an Deine Vergangenheit erwachteſt, wie würde Dir zu Muthe ſein hier in einer Dir ſo fremden Welt! Es müßte herrlich ſein, mit einem drei- oder viertauſendjährigen Bewohner der Erde zu converſiren, zu hören, was er zu ſagen wüßte von der alten längſt verſunkenen Herrlichkeit ſeiner Zeit. In dieſer verſteinerten Bruſt ſchlug einſt auch ein Herz voll Gluth und Leidenſchaft, ein Herz, dem auch ein Frühling aufgegangen war, das liebte und hoffte, dem wohl auch weh geſchah. Dieſe dürre, braune Stirn trug vielleicht eine drückende Königskrone. O, könnteſt Du Deinen Mund aufthun, Du ſtarres Bild, und ſprechen von dem, was nicht mehr iſt, und uns ſagen, wie Dir die jetzige Welt gefiele gegen die, welche Du einſt kannteſt. Als noch Gedanken in dieſem ausgehöhlten Kopfe wohnten, da fiel es Dir wohl nicht ein, daß nach Jahrtauſenden die Bewohner eines anderen Welttheiles Dich Deiner Ruheſtätte entreißen, Dich hinausführen würden, weit, weit von Deiner heimatlichen Erde. O Schade, Schade, daß dieſe vertrockneten Lippen ſo ganz, ſo völlig verſtummt ſind, und keine Antwort geben können auf die Fragen, die ich an Dich richten könnte .... Hier hielt er inne, denn ein Laut wie ein dumpfer Seufzer unterbrach ſein leiſes Selbſtgeſpräch. Er horchte, aber Alles war nun ſtill. Ich habe mich getäuſcht, dachte er und trat an die Lampe, um nach ſeiner Uhr zu ſehen. Es war ein Viertel auf Zwölf. Da ließ ſich ein zweiter Laut vernehmen, jetzt deutlicher als das erſte Mal. Er ſchien von der Mumie herzukommen. Guſtav konnte ſich eines Schauders nicht erwehren, doch bekämpfte er das unheimliche Gefühl, das ihn beſchlich, und ſuchte ſich abermals zu bereden, das Gehörte ſei eine Täuſchung ſeiner Sinne. Er trat wieder zur Mumie, auf die der Lampe trüber Schein ein ſchauerliches Licht warf. Da kam es ihm plötzlich vor, als bewegte ſich der Teppich, der den Katafalk bedeckte. Die Zugluft muß wohl durch irgend eine Oeffnung ziehen, dachte er, die Gedanken gewaltſam abwendend von der Erinnerung an Ernſt's Aeußerung über das Spuckhafte des Ortes; aber jetzt bewegte ſich der Teppich ſtärker, und es ſchien ihm ſogar, als hebe ſich der Sarg in die Höhe, als rege ſich die Mumie. Eiskalt überlief es Guſtav, aber er ſchämte ſich dieſes Grauens, das er für unmännlich hielt, und zu beſiegen dachte. Was uns die Phantaſie in aufgeregten Augenblicken doch Alles vorſpiegeln kann, ſagte er in Gedanken, mit der Hand über die Stirn fahrend, als wolle er das unheimliche Bild aus ſeinem Gehirn verſcheuchen. Er verſuchte, ſich mit den andern Gegenſtänden im Laboratorium zu beſchäftigen, aber unwillkürlich mußte er immer wieder hinblicken nach der Mumie, und immer ſchien es ihm, als rege ſie ſich. Ein kalter Schweiß trat auf ſeine Stirn. Das kommt von der ſchwülen Luft im Gemach, dachte er, ich will einen Augenblick in's Freie treten. Er öffnete die Thür, die nach dem Garten führte, und trat hinaus. Es wurde ihm leichter um's Herz, als ihn die kuhle Nachtluft anwehte, und der ſternenvolle Himmel ſich über ihn ausbreitete. Er ging einige Minuten hin und her, bis ein Geräuſch im Laboratorium ihn dorthin zurückzog. Jetzt kommt Roſa, dachte er, und alle Schauer der Geiſterwelt entwichen aus ſeiner Phantaſie. Raſch öffnete er die Thür des Gemaches, aber auf der Schwelle blieb er erſtarrt ſtehen. Statt Roſa's holde Geſtalt zu erblicken, ſah er eine Figur in einem langen, weißen Hemde ſich über die Mumie beugen, und dieſe in die Höhe heben. Wirklich glaubte er des alten Damaſius Geiſt zu ſehen, den die Sehnſucht nach ſeinen zurückgelaſſenen Schätzen aus dem Grabe triebe. Guſtav blieb in der Thüre ſtehen, die geſpenſtige Geſtalt, die ihm den Rücken zukehrte, einige Sekunden betrachtend. Sein Haar ſträubte ſich, aber er blieb dennoch ſtehen. Da knarrte die Thür, an der er lehnte, das Geſpenſt wendete den Kopf nach ihm, und ſank mit einem gellenden Schrei nieder. In dem Augenblicke trat Ernſt herein und blickte wild und angſtvoll im Zimmer umher. Dort, dort! rief Guſtav, und zeigte auf die Geſtalt, die ſich am Boden wälzte. Mein Vater! Mein armer Vater! rief Ernſt ſchmerzlich, und eilte zu dem auf der Erde Liegenden, der klägliche Töne hören ließ. — Ihr Vater? wiederholte wie aus einem Traume erwachend Guſtav. — Ja, er iſt's, erwiederte Ernſt. Er iſt im Fieberparoxiſmus aus ſeinem Zimmer entwiſcht. O, helfen Sie mir ihn fortbringen! — Guſtav legte eben Hand an den Kranken, als einige Diener des Hauſes herbeieilten und den ſich Sträubenden gewaltſam fortzuſchaffen ſuchten. Aber das war nicht leicht. Er ſchlug wild um ſich mit dem einen Arme, während die Hand des anderen Armes einen Gegenſtand hielt, und mit Heftigkeit preßte, den ſie aber endlich fahren laſſen mußte, weil die Kräfte des Kranken erſchöpft waren. Der Gegenſtand fiel zur Erde, ſchien aber nur von Guſtav bemerkt zu werden. Er hob ihn auf. Es war ein in ſchwarzes Leder gebundenes Buch. Unterdeß es den Andern gelang, den unglücklichen Mainhard zu bewältigen und in ſein Zimmer zurück zu führen, trat Guſtav zur Lampe, und beſah das gefundene Buch genauer. Er drückte auf das ſilberne Schloß, welches es zuſammenhielt, und ſah nun mit Erſtaunen eine fremde Schrift, auf Pergament geſchrieben. Wie ein Blitzſtrahl zuckte es durch ſeine Seele; er konnte kaum zweifeln, dieß Buch ſei das ſo oft beſprochene, welches bei Damaſius Tode vermißt wurde. Die Pergamentblätter und auch der lederne Einband waren mit Blut befleckt, und ſchienen ein fürchterliches Licht auf das begangene Verbrechen zu werfen. Guſtav war wie betäubt, ſeine Vorſtellungen konnten noch keinen feſten Anhaltpunkt finden, als er durch ein neues Geräuſch ſeinen verworrenen Gedanken entriſſen ward. Leichte, raſche Schritte flogen durch den Vorraum des Laboratoriums, und in die offene Thür trat, eine brennende Wachskerze in der Hand, in einen Mantel gehüllt, die Herrin des Hauſes. — Was iſt hier geſchehen? rief ſie mit bebender Stimme, und über ihr ſchönes, blaßes Geſicht flog eine helle Röthe, als ſie Guſtav gewahrte. Sie zitterte ſo heftig, daß ſie das Licht, das ihre Hand hielt, auf einen Tiſch ſtellen, und ſich gegen einen Pfeiler lehnen mußte. Schüchtern nahte er ſich ihr, und ſtotterte eine Entſchuldigung hervor. Sie faßte ſich, ſah ihn feſt an, und ſagte dann lächelnd: Ich wußte ja, daß Sie hier waren, und es iſt mir lieb. Nur die Unruhe des Hauſes hat mich erſchreckt. Wo iſt Ernſt? — Guſtav erzählte, was geſchehen war, und zeigte ihr das eben gefundene Buch. Sie nahm es ihm heftig aus der Hand, beſah es, darin blätternd, eine Weile, und gegen Himmel blickend faltete ſie die Hände, und ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt. — Mein armer Vater! ſeufzte ſie dann wieder. Erkennen Sie das Buch als das ſeinige, von dem ſo oft die Rede war? fragte Guſtav, ſie mit forſchenden Blicken betrachtend. Sie neigte das Haupt bejahend, indem ihre Augen feſt auf dem Buche hafteten. — Und wie kommt es hieher? fragte Guſtav weiter, da es ſo lange vergebens geſucht wurde? .... Still! unterbrach ſie ihn. Fragen Sie nicht! .... o, ſtill! Sie wurde immer bläſſer, und ihre Kräfte ſchienen zu ſchwinden. Guſtav führte ſie zu einem hohen, altfränkiſchen Lehnſtuhl, in den ſie ſich niederließ. Man hörte nahende Tritte. Roſa verbarg das Buch ſchnell unter ihrem Mantel. Ernſt trat herein, die kleine, ſchlafende Meta im Arme haltend. — Herr Tringenheim, ſagte er, ich vertraue Ihnen dieſe Dame an. Führen Sie ſie dahin, wohin ſie beſtimmen wird. Ich muß hier bleiben; mein armer Vater bedarf meiner, er iſt ſehr krank. Eilen Sie! Benützen Sie die allgemeine Verwirrung im Hauſe. Der Wagen wartet. Fort, fort! — Mein Gott! entgegnete Roſa von Bangigkeit überwältigt, faſt kann ich nicht — — iſt es nicht ein unbeſonnener Schritt? — Es bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, verſetzte Ernſt; eilen Sie, ehe Sie bemerkt werden. — Roſa hatte indeß einige Faſſung errungen, und mit einem bedeutungsvollen Blicke auf Ernſt, nahm ſie das Kind aus ſeinen Armen. — So ſei es! ſprach ſie. Auf Sie werfe ich das ganze Gewicht dieſer Stunde. Ernſt neigte das Haupt vor ihr, indem er die Hand auf die Bruſt legte, und Guſtav trat jetzt heran, um ihr das Kind abzunehmen; ſie weigerte ſich aber, es ihm zu laſſen, ſchlug ihren Mantel um die kleine Meta, und von Guſtav geführt, verließ ſie das Gemach. Ernſt begleitete ſie bis zum Wagen. Als Guſtav an ihrer Seite ſaß, verſuchte er zu ſprechen, aber die verſchiedenartigen, wechſelnden Empfindungen ſeines Herzens ließen ihn keine Worte finden; aber Roſa brach ſelbſt das Schweigen. — Was werden Sie von mir denken, Herr Tringenheim, begann ſie, was von der ſeltſamen Lage, worin Sie mich finden? — — Freilich, erwiederte Guſtav, hätte ich nicht geglaubt, daß unſer Wiederſehen von ſolchen Umſtänden würde begleitet ſein, doch — davon jetzt nicht. — Nein, jetzt nicht, antwortete ſie, aber morgen Früh in der neunten Stunde erwarte ich Sie, ich muß Sie durchaus ſprechen. — Sie hatte ſich bei dieſen Worten, die ſie leiſe ſprach, um nicht die kleine Schläferin zu erwecken, näher zu ihm hingeneigt, und ihre Hand hatte zufällig die ſeinige berührt. Dieſer Schein von Vertrauen entzückte Guſtav, in deſſen Bruſt ſeine früheren Gefühle ihre alten Rechte wieder geltend machten. Faſt mit Ungeſtüm ergriff er ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. Glücklich, rief er, glücklich derjenige, den Sie ihres Vertrauens würdigen! Aber Roſa, betroffen über den Ausdruck, der ſeine Worte begleitete, zog ihre Hand ernſt zurück und ſchwieg einige Augenblicke verlegen auf ihr Kind blickend. Bald aber faßte ſie ſich. — Es iſt nicht von mir die Rede, ſagte ſie ruhig, ſondern von Ihnen ſelbſt muß ich mit Ihnen reden. — Von mir? wiederholte Guſtav, aber ſie winkte ihm mit der Hand zu ſchweigen, weil die Kleine, durch das Geſpräch geſtört, ſich zu regen begann. — In der Vorſtadt von L . . hielt der Wagen vor einem hübſchen, obwohl kleinen Häuschen. Eine gut gekleidete Bürgersfrau trat heraus, eilte auf den Wagen zu, und ergriff die Hände der eben ausſteigenden Roſa, die ſie mit Küſſen bedeckte. — Meine liebe gnädige Frau, ſein Sie tauſendmal willkommen in meinem Hauſe, ſagte ſie, indem ſie ſie hineinführte. Guſtav folgte ihnen. Sie traten in ein kleines Zimmer, deſſen Reinlichkeit und bequeme Einrichtung, mit einem Anſehen von Wohlhabenheit verbunden, keinen unfreundlichen Eindruck machte. Dennoch ſchien Roſa erſt jetzt das Schwere ihrer Lage recht zu empfinden. Sie ſank auf einen Stuhl und brach in Thränen aus, die bald in lautes Schluchzen übergingen. Frau Günther, ſo hieß die ehemalige Dienerin, fing mit an zu weinen, indem ſie ihre Hände fortdauernd küßte. Guſtav trat zu Roſa, und richtete einige theilnehmende Worte an ſie, in denen er die Hoffnung auf eine frohere Zukunft in ihr zu wecken ſuchte. Er zeigte dabei auf die ſchlafende Meta, die Frau Günther in ein kleines, für ſie bereitetes Bettchen legte. Sie haben Recht, ſagte Roſa, ihre Thränen trocknend, in dieſem Kinde iſt mir ja noch ſo viel geblieben; nur für ſie will ich leben, nur für ſie eine Zukunft bauen, denn für mich ſelbſt iſt meine Rechnung mit dem Leben geſchloſſen. — Nein, o nein! rief Guſtav, ihre Hand mit Heftigkeit faſſend, auch für Sie wird es beſſer, wird noch Alles gut werden. Nur Muth, theuerſte Frau! Sie dürfen hoffen . . . . Ich hoffe wenig — — doch davon morgen. Morgen alſo ſehe ich Sie wieder. Er verneigte ſich und ging. Im Gaſthauſe fand er den Profeſſor ſchon in tiefem Schlafe. Er legte ſich ſo geräuſchlos als möglich zu Bette, um ihn nicht aufzuwecken, denn er wünſchte jeder Unterhaltung mit ihm auszuweichen. Deßhalb ſtand er auch nach einer unruhigen, faſt durchwachten Nacht mit Anbruch des Tages auf, kleidete ſich raſch an, und begab ſich in's Freie. Es drängte ihn, zu Roſa zu gehen, aber es war noch zu früh. Raſch durcheilte er einen Theil der Stadt, begab ſich dann nach einer Allee vor dem Thore, die zu dieſer Tagesſtunde noch ſehr menſchenleer war, ſah oft nach ſeiner Uhr, und gegen die ihm von Roſa feſtgeſetzte Stunde eilte er nach der Stadt zurück, dem Hauſe zu, welches ſie bewohnte. Vor der Hausthüre fand er ein junges Mädchen, die ihn fragte, ob Frau Günther dort wohne. Auf ſeine Bejahung ſah ihm das Mädchen freundlich in's Geſicht und rief: Ach, ſie ſind es, lieber Herr, nun kenne ich Sie erſt! Es war Sabine, Roſa's Dienerin, die in ihrem Hauſe zurückgeblieben war. — Was bringſt Du Deiner Gebieterin? fragte Guſtav. — Ach, lieber Herr, führen Sie mich nur zu ihr, erwiederte das Mädchen; ich kann nicht ohne ſie im Hauſe bleiben, der alte Mainhard will mich umbringen, weil er glaubt, ich habe der gnädigen Frau geholfen, aus dem Hauſe zu kommen . . . Wie? fiel ihr Guſtav in die Rede, der alte Mainhard will dich umbringen? Er iſt ja zum Tode krank. — Nun ja, verſetzte das Mädchen, die Nacht ſah's freilich ſchlimm mit ihm aus, wir dachten, er würde den Verſtand verlieren oder vielleicht ſterben, aber es war nur ein Fieberanfall. Gegen Morgen ſchlief er ein, und als er ein Paar Stunden ſpäter erwachte, war er wieder ganz bei Sinnen. Zum Unglück erzählte ihm einer der Dienſtboten, die gnädige Frau ſei fort. Ach, mein Himmel! was gab es da für einen Auftritt. Ich mußte vor ihm kommen und ſollte ſagen, wo die gnädige Frau hingekommen ſei. Aber ich, wußte es ja ſelbſt nicht. So ſchwach er noch auf ſeinem Bette lag, ſo wüthend ſprang er auf einmal auf mich los, ich weiß nicht wo er die Kräfte hernahm, denn er ſah recht blaß und matt aus, und doch glaube ich er hätte mich erwürgt, wäre der junge Herr nicht dazwiſchen geſprungen. Er ſchalt und tobte und befahl, man ſolle ihn ankleiden, weil er fort müſſe, die gnädige Frau zu ſuchen, aber ehe es ſo weit kam, wurde er ohnmächtig und mußte auf ſein Lager zurückgebracht werden. Unterdeſſen die Leute des Hauſes mit ihm beſchäftigt waren, ſchrieb der junge Herr dieß Zettelchen an die gnädige Frau und befahl mir, es ihr zu bringen und bei ihr zu bleiben, weil ich im Hauſe nun nichts mehr nütze, und der alte Herr zu aufgebracht gegen mich ſei. — So komm! ich will dich zu ihr führen, ſagte Guſtav, den an der Thür befeſtigten Hammer erfaſſend und damit gegen die Thür klopfend. Frau Günther ſah zu einem der oberen Fenſter heraus, und Guſtav erkennend, eilte ſie die Treppe herab, und der Riegel flog von der Thür hinweg. — Ach wie gut, daß ſie kommen! ſprach ſie etwas leiſe, die arme gnädige Frau iſt tief betrübt, vielleicht bringen ſie ihr Troſt. Aber was willſt du, mein Kind? fragte ſie das ins Haus tretende Mädchen, und vernehmend, daß ſie zu Roſa geſandt werde, gab ſie ihr einen Wink, ihr zu folgen. Guſtav trat zuerſt ins Zimmer, wo er Roſa blaß und in Thränen an dem Bette ihres noch ſchlafenden Kindes fand. Bei Guſtav's Erſcheinen ſuchte ſie ſich zu faſſen und begrüßte ihn ſo ruhig als möglich. Da erblickte ſie Sabinen, die auf ſie zueilte und ebenfalls in Thränen ausbrach, indem ſie ihr Ernſt's Briefchen überreichte. Es enthielt nur wenig flüchtig entworfene Zeilen, worin er ſie bat, auf ihrer Huth zu ſein, daß ſie nicht durch Liſt oder Gewalt wieder in ihres Gatten Hände falle. Zugleich fügte er den Rath hinzu, eine gerichtliche Verhandlung ihrer Angelegenheit noch zu verſchieben und wo möglich die Trennung von Alban auf gütlichem Wege herbeizuführen, ohne fremde Einmiſchung zu ſuchen. Roſa gab Sabinen einen Wink, ſich in das Nebenſtübchen zu Frau Günther zu begeben, und ſobald ſie mit Guſtav allein war, reichte ſie ihm Ernſt's Brief. Guſtav las und ſchüttelte den Kopf. — Es wäre freilich gut, begann er dann, wenn ſich Alban ohne weitere Schwierigkeiten wollte finden laſſen, aber er wird es nicht thun. — Er wird es doch vielleicht thun, erwiederte Roſa, denn Mainhard, der ſehr viel Einfluß auf ihn hat, wird ihn jetzt dazu bereden, weil er gewiß gewaltige Scheu vor jedem geſetzlichen Eingriff hat. — Und warum hat er dieß? fragte Guſtav. — Roſa öffnete ein neben ihr ſtehendes Käſtchen, aus dem ſie das Buch nahm, das Guſtav im Laboratorium Mainhards Händen entfallen ſah. — Dieſes Buch, das einſt meinem geliebten Vater gehörte, wird ſchwer in die Schickſalswage Mainhards fallen, wenn ich es vorzeige. Dieſes Buch, fuhr ſie nach einem kurzen, beklommenen Schweigen fort, wirft ein ſchauervolles Licht auf das traurige Ende meines Vaters. Er ward ermordet, es iſt nicht zu bezweifeln. — Sie war heftig bewegt und mußte inne halten, ihre Lippen bebten, ſo wie ihre Hände, die das Buch nur mühſam hielten. — Und wie kam das Buch in Mainhards Hände? fragte Guſtav. — O, ich weiß es, es war unter dem Sarge der Mumie verſteckt — — ich hatte längſt eine Ahnung davon, mancherlei Umſtände deuteten darauf hin — aber erſt geſtern ward mir die fürchterliche Gewißheit. — Mein Vater ward ermordet! — Und von wem? fragte Guſtav, indem es ihm kalt überlief. Roſa ſah eine Weile ſtarr zu Boden. Von Mainhard — — ſtotterte ſie dann mit bebender Stimme. — Worauf gründet ſich ihr Verdacht gegen ihn, fragte Guſtav, von ihrer Bewegung ſelbſt heftig ergriffen; daß ich dieß Buch in ſeiner Hand, ſah beweiſt noch nichts Beſtimmtes gegen ihn. — Hören Sie, begann Roſa nach einer kleinen Weile wiederum; Sie haben gewettet mit Alban, und es ſcheint, als ſei Ihre Wette verloren, aber ſie iſt es wohl nicht. Das war es, weßhalb ich Sie zu ſprechen wünſchte. Bezahlen Sie nicht, Sie haben allem Anſcheine nach gewonnen. Uebereilen Sie ſich nicht mit der Zahlung, es wird ſich Alles enthüllen. Sehen Sie, fuhr ſie fort, darum räth mir Ernſt, die Sache nicht ruchbar werden zu laſſen, ſondern ſie lieber durch einen friedlichen Vergleich ganz im Stillen abzumachen; er fürchtet die ſtrafende Gerechtigkeit für ſeinen Vater. Wie, Ernſt ſollte darum wiſſen? Unmöglich! erwiederte Guſtav. — Er iſt unſchuldig an der That, unterbrach ihn Roſa, er war, als ſie verübt wurde, dreißig Meilen von hier entfernt, aber er ahnet ſie oder hat ſogar Gewißheit darüber erlangt. Er ſagt das freilich nicht, es würde auch gegen ſeine Kindespflicht ſtreiten. Doch habe ich wohl gemerkt, daß ihn ein ſchweres Geheimniß drückt. Eigene Schuld iſt es gewiß nicht, ſein Gemüth iſt rein, alſo muß es das Verbrechen ſeines Vaters ſein. — Aber wiſſen Sie gewiß, daß Ihr Vater dieß Buch bei ſeinem Tode bei ſich trug? Ich weiß es gewiß, war die Antwort, denn er legte es nie von ſich, ſelbſt nicht Nachts; ſchlafend und wachend trug er es auf der Bruſt; ſelten bekam es Jemand zu Geſicht. Ich ſelbſt ſah wenige Stunden vor ſeinem Tode, wie er emſig darin las; als ich zu ihm trat, verbarg er es an ſeiner gewöhnlichen Stelle. Ich ſah es, es haftete kein Blutfleck daran, und jetzt — o ſehen Sie! Dieß Blut iſt das Herzblut meines Vaters, das Buch ruhte auf ſeiner Bruſt, als das mörderiſche Eiſen ſie durchbohrte. — — Herr Tringenheim, Sie haben ihre Wette gewonnen. — Es kann ſein, verſetzte Guſtav, aber es bedarf noch giltigerer Beweiſe. — Nun denn, ſagte Roſa, ſo wollen wir ſehen. Wie Sabine ſagt, iſt Mainhard wieder in vernünftigem Zuſtande. Gehen Sie zu ihm und ſprechen Sie mit ihm, — ich übergebe Ihnen dieſes Buch; halten Sie es ihm vor und ſehen Sie, welchen Eindruck dieſer Anblick auf ihn machen wird. Iſt er ſchuldig, wie ich zu glauben Urſache habe, ſo wird er ſich verrathen, wie verhärtet er auch ſein möge. — Aber, entgegnete Guſtav, auch bei einem Selbſtmorde konnte das Buch mit Blut befleckt werden. — Wohl! ſagte Roſa, aber wozu brauchte dann Mainhard es ſo lange zu verbergen, da ſo oft die Rede davon war. Hätte er es zufällig gefunden, ſo er hätte es gewiß angezeigt; denn ihm war es ſtets ein Triumph, irgend einer wichtigen oder geheimnißvollen Sache auf die Spur zu kommen. — Aber, meinte Guſtav, kann er es nicht erſt geſtern Abend zufällig gefunden, kann nicht ein Anderer es in der Mumie Sarg verborgen haben? — Dieſe Worte ſchienen wieder ſchwer auf Roſa's Herz zu fallen. Bange Zweifel ſchienen in ihr zu kämpfen. Und von wem, fuhr Guſtav fort, von wem glaubten Sie ſich bedroht, daß Ernſt Sie vermochte, Ihr Haus zu verlaſſen? — Sie ſchwieg und ſah ihn bedeutungsvoll an. Eben das beſtärkt meine Vermuthung, erwiederte ſie dann. Mainhard mußte wahrnehmen, daß ich Verdacht gegen ihn gefaßt hatte, mein Abſcheu gegen ihn, den ich offen genug an den Tag legte, einige Aeußerungen, die ich nicht zurückhalten konnte, mochten ihm zeigen, welche

Gedanken mich beſchäftigten — — da entſtand vielleicht in ihm das ſchwarze Vorhaben, ſich meiner zu entledigen. — Hat Ernſt ſeinen Vater dieſes Vorhabens beſchuldigt, fragte Guſtav, ihr feſt in's Auge blickend. — Nein, behüthe! erwiederte ſie, er hat ſeinen Vater nicht genannt; nur, daß mir Gefahr drohe: daß es vielleicht auf mein Leben abgeſehen ſei, nur das ſagte er, ach! und es ſind Gründe vorhanden, es glaublich zu finden. Indeß, fuhr ſie fort, auch hier — wer wird mich ſchützen? — Die Geſetze, fiel ihr Guſtav in die Rede, und wenn Sie eines Freundes bedürfen, keinen treuern werden ſie finden, als — — er hielt inne, eine zarte Scheu ſchloß ſeinen Mund, aber Roſa ergänzte im Gedanken das Fehlende ſeiner Rede. Gehen Sie jetzt, hub ſie dann an, gehen Sie zu Mainhard, hier iſt das Buch. Sie werden beſſer wiſſen, als ich, wie es anzufangen iſt, das furchtbare Geheimniß an's Licht zu bringen. Ach, ſeufzte ſie dann, ich ſollte vielleicht die düſterſte Nacht darüber ruhen laſſen; meinem armen Vater kann es nichts mehr nützen, aber — ich weiß nicht wie mir iſt, eine unwiderſtehliche Gewalt treibt mich, die grauenhafte Spur zu verfolgen. Es iſt nicht Rachſucht, glauben Sie mir. Ich zittre vielmehr, den Verbrecher zu entdecken, aber ein innerer Drang läßt mich nicht ruhen oder raſten, bis ich weiß, wer ſeine Hand in des Vaters Blut tauchte; denn ſelbſt entleibt hat er ſich nicht, ich habe es nie geglaubt; er war ja heiter und zufrieden, er liebte mich ſehr, ſchon ich allein hätte ihn an das Leben gefeſſelt. — Sie bedeckte ihr Geſicht mit der Hand, und Guſtav ſah ihre Thränen in hellen Tropfen von den zarten blaſſen Wangen rinnen. — Wohlan! ſagte er, ſo gehe ich denn, zu thun, wie Sie für gut finden. — Gott ſei mit Ihnen! ſprach ſie, ihm die Hand reichend und ſich von ihrem Sitz erhebend. In Gottes Hand lege ich meine Sache, er wird mein Schutz ſein und mir den Weg zeigen, den ich zu gehen habe. — Hier regte ſich die kleine Meta. Roſa eilte zu ihr. Das Kind ſchlug die Augen auf und ſtreckte der Mutter die kleinen Händchen entgegen. Guſtav ſah mit einem gemiſchten Gefühle den Aeußerungen der Liebe zu, die Roſa für ihre Tochter kund that; ſie ſchien ihre ſchwierige Lage ganz vergeſſen zu haben, indem ſie in die hellen, lächelnden Augen der Kleinen blickte und ſich von ihren Armen umſchlungen fühlte. — O Alban! ſprach Guſtav zu ſich ſelbſt, welch' glücklicher Menſch könnteſt Du ſein, hätteſt Du Deinen Himmel nicht ſelbſt zerſtört! Als wolle er dieſen Gedanken und den ihn beſtürmenden Gefühlen entfliehen, nahm er eiligſt Abſchied von Roſa und entfernte ſich. Er ging nach ſeinem Gaſthauſe, wo er ſogleich ein Reitpferd beſtellte. Unterdeſſen es herbeigeſchafft wurde, begab er ſich zu Broſe, den er noch immer in etwas unmuthiger Laune fand. Er horchte indeß hoch auf, als Guſtav ihm alles Vorgefallene erzählte, und ſein Unmuth beſänftigte ſich bei der Ausſicht, die beiden ihm ſo Verhaßten vielleicht entlarvt, und Guſtav von der Zahlung der zehntauſend Thaler befreit zu ſehen. Bald aber fanden ſich allerlei Bedenklichkeiten wieder bei ihm ein, er fand, daß Manches anders hätte angefangen werden müſſen und wollte ſeine Mißbilligung eben gegen Guſtav laut werden laſſen, als dieſer das Strampfen des von ihm beſtellten Pferdes hörte, dem Profeſſor, Abſchied nehmend, die Hand reichte, hinunter eilte und in wenigen Minuten zum Thore hinaus ſprengte. Auf dem Vorplatze des Landhauſes ſtieg er ab, übergab ſein Pferd einem Diener, den er dort fand, und der ihn auf ſeine Frage nach Mainhard in den Garten zu einer mit Hagebuchen dicht umrankten und von hohen Geſträuchen umgebenen Laube führte, wo er ſchon in der Entfernung Mainhard in einem Lehnſtuhle ſitzen ſah. Herr Mainhard, berichtete der ihn führende Diener, Herr Mainhard iſt die Nacht ſehr krank geweſen, jetzt geht es zwar beſſer, aber er klagt über große Beängſtigung und hat ſich deßhalb in die freie Luft führen laſſen, weil er hoffte, dort Erleichterung zu bekommen. Guſtav fragte nach Ernſt. Er hat eben ſeinen Vater verlaſſen, um etwas zu beſorgen; denn wir erwarten heute gegen Abend den gnädigen Herrn, wenigſtens hat er heute zurückkommen wollen. Als ſie ſich dem Eingange der Laube näherten, zog ſich der Diener zurück, und Guſtav trat hinein. Bei ſeinem Anblicke fuhr der Alte heftig zuſammen, und Guſtav erſchrack faſt eben ſo ſehr über die leichenartige Bläſſe des Greiſes und den geiſterhaften Ausdruck der hohlen Augen, womit er ihn anſtarrte. Guſtav fragte nach ſeinem Befinden. Es geht mir ziemlich gut, antwortete Mainhard; aber was wollen Sie? fuhr er im ängſtlichen Tone fort.

Haben Sie ſich ſchon an eine gerichtliche Behörde gewendet, um unſere Sache zu ſchlichten? Guſtav verneinte. Dieſe Sache, erwiederte er, ſcheint jetzt eine andere Wendung zu nehmen, indem durch Zufall etwas in meine Hände gekommen iſt, was gegen den Selbſtmord des alten Doktor Damaſius zu zeugen ſcheint, nämlich: dieß Buch. Er hielt es dem Alten vor's Geſicht, der es einige Augenblicke ſtumm anſtarrte. Wie kommt das Buch in Ihre Hände? fragte er, und ein Zittern, das er vergebens zu verbergen ſuchte, erſchütterte ſeinen ganzen Körper. Ich ſah es geſtern Abend im Laboratorium Ihrer Hand entfallen; antwortete Guſtav. — Wie! rief Mainhard, Sie waren im Laboratorium? Sie haben mich geſehen? Wie kamen Sie dorthin? So haben Sie wohl Albans Gattin geraubt? — Ich habe ſie nicht geraubt, verſetzte Guſtav; ich war bloß da, um mich einer Unglücklichen, einer ſchuldlos Unterdrückten anzunehmen. — Verruchter Menſch! Und das ſagen Sie mir? kreiſchte Mainhard mit heiſerer Stimme, indem er ſich auf die Arme ſeines Stuhles ſtützte, um ſich zu erheben; aber er ſank erſchöpft zurück, und ſeine Stimme erloſch in einigen gurgelnden Tönen, wobei eine ſchreckliche Bläue ſich über ſein Geſicht verbreitete. Guſtav erſchrack, er glaubte ihn vom Schlage getroffen, ergriff ein Glas Waſſer, das neben ihm auf einem ſteinenen Tiſche ſtand und benetzte ſeine Schläfe damit. In wenigen Secunden hatte ſich Mainhard erholt und ſtieß die ihm Hilfe bringende Hand mit Ingrimm zurück. Jetzt kam Ernſtherein. Was iſt das?

fragte er betroffen, und erfuhr nun von Guſtav, warum er hergekommen ſei und was ſich zugetragen hatte. Als dieſer des Buches erwähnte und es ihm zeigte, glitt ein Ausdruck von Entſetzen über Ernſt's Geſicht; der alte Mainhard aber rief mit einer Kraftanſtrengung: Mein Sohn, nimm ihm das Buch weg und zwinge ihn zu ſagen, wo er Roſa hingeführt hat. Ach, warum muß ich gerade jetzt krank werden! Ernſt ſtand in ſtummer Beſtürzung da, der Anblick des Buches und die Worte ſeines Vaters ſchienen ihn zu erſtarren. Guſtav aber nahm wieder das Wort und fragte, ſich an Mainhard wendend: Wie kam dieß Buch in Ihre Hand, Herr Mainhard? Dieß Buch, das Doctor Damaſius bis zu ſeiner Ermordung auf der Bruſt trug und das ſeitdem nicht mehr gefunden wurde. Sein Mörder hat es entwendet, um die Geheimniſſe, die er darin enthalten glaubte, ſich zuzueignen. Nun, ſprechen Sie! Menſch! Wie kam dieß Buch in ihre Hände? — Krampfhaft zuckten Mainhards Geſichtsmuskeln, und ſein ganzer Körper ſchien zuſammenbrechen zu wollen, aber er brachte kein Wort hervor. — Sprechen Sie! Geſtehen Sie, rief Guſtav mit erhöhter Stimme, oder man wird Sie anderweitig befragen, wo Sie werden antworten müſſen. Ich gehe von hier, die Geſetze für dieſe Sache in Anſpruch zu nehmen. — Was wollen Sie denn? rief Mainhard. Bleiben Sie — das Buch gehört ja Alban, wie kann ich wiſſen, wie es in ſeine Hände kam. — Sie werden es wiſſen, wenn man Sie vor dem Richterſtuhle darnach fragen wird, und das wird, das ſoll geſchehen! Er machte Miene zu gehen, aber Ernſt, ſich ſeiner Erſtarrung entreißend, hielt ihn zurück. — Haben Sie Mitleid mit meinem armen kranken Vater, ſprach er mit einem ſolchen Ausdruck von Schmerz, daß Guſtav davon durchdrungen ſich zurückwendete. — Ja, Herr Tringenheim, ſprach nun der an allen Gliedern bebende Mainhard, haben Sie Mitleid, ich weiß von dem Buche nichts. — — In dem Augenblicke fiel ein Schuß hinter der Laube und eine Kugel pfiff an Guſtav vorüber. Beſtürzt wich dieſer zurück, aber Mainhard ſchrie laut auf. Herr! rief er, haben Sie Mörder beſtellt, die mich tödten ſollen — — erbarmen Sie ſich — ich habe ja nicht den Doktor ermordet — Alban — Alban — —. Schurke! Mich willſt Du anklagen, rief eine Stimme hinter ihm, und aus dem bergenden Gebüſche hervor ſprang Alban, ein Piſtol in der Hand haltend, das er mit wildem Grimme auf Mainhard losdrückte, der augenblicklich getroffen zu Boden ſank. Das Alles war das Werk weniger Augenblicke. Der erſte Schuß galt Dir! rief Alban, ſich mit funkelnden Augen gegen Guſtav wendend, und nach dem Buche greifend, das dieſer noch immer in der Hand hielt. Aber Guſtav ſtieß ihn zurück und verbarg das Buch raſch auf ſeiner Bruſt. Alban griff ihn wieder an, um ſich des Buches zu bemächtigen, und nun begann ein Kampf zwiſchen Beiden, den die auf Ernſt's Hilferuf herbeieilenden Leute des Hauſes ſtörten. Alban entwich durch eine von den Büſchen verdeckte Pforte in der Mauer, durch die er auch unbemerkt hereingekommen war, gerade in dem Augenblicke, wo die Unterhaltung zwiſchen Guſtav und Mainhard Statt fand, die er ungeſehen belauſchte. — Mainhard ſchwamm in ſeinem Blute, Ernſt hielt ihn in ſeinen Armen. Guſtav, betäubt von dem entſetzlichen Vorfalle, unterſtützte ihn. Der Verwundete wurde ins Haus getragen, und während nach einem Wundarzte geſchickt wurde, gelang es Ernſt und Guſtav, das ſtrömende Blut zu ſtillen. Mainhard ſchlug die Augen wieder auf; ſein Stöhnen zerriß das Herz ſeines unglücklichen Sohnes. Ernſt beugte ſich über ihn, und ſeine Thränen floſſen auf das Geſicht des Vaters. Dieſer aber, Guſtav gewahrend, gab Zeichen des Widerwillens gegen ihn, er verſuchte zu ſprechen, konnte aber nur mit ſchwacher Stimme die Worte hervorbringen: Fort, fort! der verhaßte Menſch! Er deutete mit der Hand auf Guſtav. Ernſt faßte im höchſten Ausbruch des Schmerzes ſeine Hand. Vater! rief er, laſſen Sie jetzt allen Haß fahren, wenden Sie ſich an Gott, vor deſſen Richterſtuhle Sie vielleicht bald erſcheinen müſſen. Der Alte zuckte zuſammen. Alban, begann er dann mit Anſtrengung, Alban hat — — — er verſtummte. Sind Sie ſchuldig an Damaſius Tode? fragte Guſtav, ſeine Hand faſſend. Der Verwundete machte ein Zeichen mit der Hand, ein ſchwerer Kampf verzerrte ſein Geſicht, er wollte ſprechen, aber ſeine blau werdenden Lippen brachten nur undeutliche Töne hervor. Guſtav befühlte ſeinen Puls, er ſtockte, ſein Athem blieb aus, und — in wenigen Minuten hatte er geendet. Armer, armer Vater! rief Ernſt in Schmerz aufgelöſt, aber dein Tod ſoll deinem Mörder nicht zu Gute kommen. Jetzt iſt alle Rückſicht verſchwunden, alle Bande ſind gelöſt; das ſchwarze Geheimniß ſoll an's Licht treten: der Mörder meines Vaters iſt auch Damaſius Mörder! Guſtav wendete ſich an die im Zimmer Befindlichen, unter denen auch der eben eingetroffene Wundarzt war, und rief ſie als Zeugen der Worte auf, die aus Ernſt's von Verzweiflung gefolterter Bruſt drangen. Alle waren von Schauder und Entſetzen ergriffen, und die tiefſte Empörung malte ſich in jeglichem Geſichte. Guſtav traf indeß alle Maßregeln, die die Ereigniſſe erheiſchten. Ehe er aber den Hauptſchritt thun konnte, eine gerichtliche Anzeige der ſchrecklichen Begebenheit zu machen, war dieſe ſchon durch die Leute des Hauſes und der Nachbarſchaft ruchbar geworden. Bald fand ſich die Gerichtsbehörde ein, um Alles zu unterſuchen und das Haus zu verſiegeln. Dem verſchwundenen Alban ward nachgeſpürt. Guſtav übernahm es, Roſa auf das Geſchehene vorzubereiten. Ein dunkles Gerücht von einem in ihrem Hauſe ſich zugetragenen Unglücke hatte ſchon durch Frau Günther's Mund ihr Ohr erreicht und ihr Herz geängſtigt, aber ſie wußte nicht, wem dieſes Unglück begegnet ſei. Ihre Gedanken fielen auf Guſtav. Sollte der ſchändliche Mainhard einen boshaften Streich gegen ihn ausgeführt haben? Was iſt dieſem Menſchen nicht Alles zuzutrauen! Der, der höchſt wahrſcheinlich der Mörder meines Vaters iſt, der, wie ich glauben muß, mir nach dem Leben trachtete, weil er Entdeckung ſeines Frevels fürchtete, ſollte der nicht Tringenheims Leben angreifen, wenn er ſich durch ihn für gefährdet hält? O armer, armer Tringenheim! Und ich Unglückliche bin es, die ſein Verderben herbeigeführt. Eine unſägliche Angſt hemmte die Schläge ihres Herzens, ſie ging, um den qualvollen Zuſtand zu ertragen, heftig im Zimmer auf und ab, nicht achtend auf die kleine Meta, die ſorglos neben ihr ſpielte und manchmal wie verwundert über der Mutter raſche Bewegung zu ihr hinaufblickte. Während dieſer traurigen Stimmung trat Frau Günther abermals herein. Wieder etwas Neues? fragte Roſa in höchſter Spannung. Frau Günther verneinte. So rufe Sabinen, fuhr Roſa fort, ſie ſoll gehen und ſich erkundigen, wie es in meinem Hauſe ſteht. Ich kann die Unruhe nicht mehr ertragen. Gewiß iſt Herrn Tringenheim ein Unglück widerfahren, er wäre ſonſt ſchon hier. Kaum hatte ſie die letzten Worte geſprochen, als der Klopfer an der Hausthür ſich vernehmen ließ. Sabine öffnete und herein trat — Tringenheim. Bei ſeinem Wiederſehen wäre Roſa faſt ein Freudenruf entſchlüpft, aber die Verſtörung in Guſtav's Zügen hemmte dieſen Ausbruch eines frohen Gefühls. Was bringen Sie für Nachricht? rief ſie ihm entgegen, jedoch mit geringerer Angſt, denn ſie ſah ja, daß ihn ſelbſt kein Unfall betroffen hatte. Guſtav begann ſeine Mittheilung mit der ſchonungvollſten Vorbereitung; dennoch bedurfte Roſa ihrer ganzen Kraft, um ihn mit Faſſung anzuhören. Gräßlich, gräßlich! ſprach ſie, als er geendet hatte, entſetzlich, aber nicht unerwartet! Ich ahnete längſt, was ich nicht auszuſprechen wagte, und wußte auch, daß es nicht gut enden würde. Alſo der Vater meines Kindes iſt der Mörder meines Vaters — — So iſt Ernſt's Ausſage, unterbrach ſie Guſtav, aber erwieſen iſt es noch nicht. — Ich Unglückliche, ſeufzte Roſa aus ſchwer bedrängter Bruſt. Ja, erwiederte Guſtav, ja gnädigſte Frau, ich fühle mit Ihnen, was es heißen muß, in dem Gegenſtande ſeiner Liebe einen Verworfenen zu entdecken. Alban iſt der Gatte Ihrer Wahl — — er hielt inne, ſein Blick ruhte forſchend auf ihrem Geſicht, ſie ſchlug die Augen zu Boden, hob ſie aber bald wieder und ſah ihn feſt und ruhig an. Herr Tringenheim, begann ſie, es gibt Verhältniſſe im Leben, die wir zu ſchwach ſind zu bewältigen, beſonders wir Frauen, deren Kraft und Wirken ſo beſchränkt iſt. Ein ſolches Verhältniß machte mich zu Albans Gattin. Ich täuſchte mich nicht, glaubte nicht, ihn zu lieben, glaubte aber, ihm Achtung und Dank ſchuldig zu ſein; denn bei dem Tode meines Vaters zeigte er mir den Antheil eines wahren uneigennützigen Freundes, während ſich viele Andere kalt von mir entfernten, weil ſich erwies, daß mein Vater nicht die Reichthümer hinterließ, in deren Beſitz man ihn glaubte. Es lag bei dieſen Worten etwas Bitteres im Tone ihrer Stimme. Sollte das mir gelten? fragte ſich Guſtav in Gedanken, aber wie käme ſie darauf? Einige Augenblicke ſtanden Beide einander verlegen gegenüber, aber die Stunde war ſo ernſt, daß der gegenwärtige Stand ihrer Angelegenheiten jede andere Verſtellung aus Roſa's Seele verdrängte. Sie fragte, ob man Alban auf der Spur ſei. — Ich weiß es nicht, war Guſtav's Antwort, wahrſcheinlich wird man ihn finden. — O, möchte er ſchon weit ſein! rief Roſa. Ja, ich muß wünſchen, daß er entkomme. Soll ich Meta's Vater unter Henkershand ſterben ſehen? Sie ſchauderte bei dieſer Vorſtellung, und bat dann Guſtav, ſie allein zu laſſen. Er ging. Von entgegengeſetzten Gefühlen bekämpft, eilte er zu Broſe, den ſein Erſcheinen der peinlichſten Unruhe entriß; denn auch zu ihm war ſchon die Kunde des tragiſchen Ereigniſſes gedrungen, jedoch ſo unbeſtimmt, daß er für Guſtav fürchten mußte. So war unſer längeres Verweilen doch wohl gut, ſagte er, als Guſtav ſeine Erzählung geendet hatte; ich bin verſöhnt mit Ihnen, doch wünſchte ich, die Entdeckung wäre ohne ihr Zuthun gemacht worden, denn dieſer Criminalfall wird Ihnen vielleicht noch viel zu thun geben, und länger können Sie füglich ohne Urlaub nicht bleiben. Er hatte Recht. Schon den andern Tag begann die gerichtliche Unterſuchung. Wie ſie eingeleitet und geführt wurde, ſoll hier nicht ausführlich erzählt werden. Roſa's und Ernſt's Ausſagen ſtimmten zwar in Vielem überein, doch wichen ſie darin ab, daß Ernſt das Verbrechen allein auf Alban zu wälzen ſchien, während Roſa bloß Mainhard anklagte. Guſtav's Zeugniſſe warfen den Verdacht auf Beide, doch enthielten ſie nichts Erweiſendes. Noch andere Perſonen wurden verhört, doch auch ihre Berichte verbreiteten kein genügendes Licht über die verhandelte Angelegenheit. Roſa's Schickſal erregte indeß ein allgemeines Intereſſe. Die angeſehenſten und achtbarſten Familien der Stadt bemühten ſich wetteifernd, ihr ihre herben Erfahrungen vergeſſen zu machen. Sie bezog eine ihr angemeſſene Wohnung, wo ſie aber ungeachtet aller Aufforderungen zum geſelligen Verkehr in großer Zurückgezogenheit lebte. Nur Wenige hatten Zutritt bei ihr, auch Guſtav ſah ſie ſelten anders, als wenn es nöthig war, über den geſetzlichen Gang ihrer Sache etwas zu beſprechen. Er hatte nach Hauſe geſchrieben, ſeine Mutter von Allem benachrichtigt und zugleich von ſeinen ämtlichen Vorgeſetzten einen Urlaub von einigen Wochen erbeten, der ihm auch in Rückſicht der Umſtände bewilligt wurde. Broſe reiſte nach Hauſe. Von Alban war nichts zu ſehen noch zu hören. Alle Maßregeln, ſeinen Aufenthalt zu erforſchen, mißglückten, und einige Merkmale ließen vermuthen, er habe ſich nach einer entfernten Seeſtadt begeben und ſich von dort nach Amerika eingeſchifft. Guſtav war mißmuthig über dieß fruchtloſe Forſchen. Roſa aber und Ernſt ſchienen darüber zufrieden. Das ſchwermüthige Weſen des Letzteren hatte ſeit dem Tode ſeines Vaters noch ein weit trüberes Anſehen gewonnen. Das ſchien ganz natürlich. Aber Guſtav glaubte zu bemerken, daß ſein Trübſinn, wenn auch der Hauptgrund deſſelben in den Vergehungen ſeines Vaters zu ſuchen war, auch noch zum Theil aus einem anderen Quell entſprang. Er beobachtete ihn genauer, und glaubte bald überzeugt zu ſein, daß eine ſtille, tiefe Neigung für Roſa in Ernſt's Seele Wurzel gefaßt habe. Der

Jüngling ſchien ihm dadurch näher zu treten, und doch gab es Augenblicke, wo ein Gefühl, der Eiferſucht ähnlich, ihn beſchlich. Ernſt's Perſönlichkeit war nicht unbedeutend. Der Anſtrich von Schwermuth in ſeinem Geſicht gab ſeinen angenehmen Zügen ein höheres Intereſſe; er ſprach wenig, aber ſeine Worte bekundeten einen gebildeten Geiſt und ein tief fühlendes Gemüth. Guſtav ſah ihn ſelten bei Roſa, und immer fand er ihn ſo ernſt und zurückhaltend, Roſa ſo unbefangen freundlich gegen ihn, und dabei ſo ſehr mit ihrem eigenen Leide beſchäftigt, daß wohl jede eiferſüchtige Regung in ihm hätte verſchwinden müſſen; dennoch war dieß nicht der Fall. Die Zeit ſeines Urlaubs nahte indeß ſchon ihrem Ende, er mußte an ſeine Heimkehr denken, denn auch ſeine Mutter hatte ihm geſchrieben, daß ſie ſeiner Gegenwart in einer zu beſeitigenden Familienangelegenheit bedürfe. Mit ſchwerem Herzen entſchloß er ſich zur Abreiſe, denn die Criminalunterſuchung ſchien noch weit von ihrem Ende entfernt, und er wußte, daß ſeine Anweſenheit dabei oft nöthig war. Roſa bedurfte ſeiner, ſchon der Gedanke hätte ihn zurück gehalten, hätte er nicht mit Manneskraft das Gefühl der Pflicht der Neigung des Herzens entgegen geſetzt. Das Erſtere trug den Sieg davon. Roſa erſchrack ſichtlich, als er ihr ſeinen Entſchluß mittheilte, ihr Auge trübte ſich und ſenkte ſich befangen zu Boden. Doch nur wenige Augenblicke dauerte dieſe Befangenheit. Ich werde Sie vermiſſen, ſagte ſie anſcheinend ruhig, Sie haben ſich meiner ſo treulich angenommen in einer Sache, worin eine Frau durchaus eines männlichen Beiſtandes bedarf. Indeß, ich ſehe ein, daß wichtigere Pflichten Sie abrufen. So reiſen Sie. Geſtatten Sie mir aber, daß ich in Fällen, wo ich Ihres Rathes, Ihrer beſſeren Einſicht bedarf, mich an Sie wenden darf. — Lebhaft ergriffen verſicherte ihr Guſtav mit ungewöhnlichem Feuer die Dauer ſeiner Ergebenheit, ſeiner Freundſchaft, denn ein anderes Wort wagte er nicht zur Bezeichnung ſeines Gefühls zu brauchen. Roſa ſchien zufrieden und gefaßt. Uebermorgen reiſe ich, ſagte Guſtav, darf ich Ihnen morgen Abend meinen Abſchiedsbeſuch machen? Ich hätte Ihnen allerdings noch Einiges über manche Gegenſtände Ihrer Angelegenheit zu ſagen. Sein Geſuch wurde gewährt. — Kaum ſah ſich Roſa allein, als ſie, in ihrem Seſſel zurückgelehnt, den Kopf in die Hand geſtützt, Thränen über ihre Wangen rollen fühlte, vor denen ſie ſelbſt erſchrack. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß ſie Guſtav galten, daß der Gedanke, ſich von ihm zu trennen, ihr tiefſtes Gemüth aufregte. Schon in früherer Zeit, als er noch Student, zuweilen im Hauſe ihres Vaters erſchien, war die Ahnung einer tieferen Neigung für ihn, ihr faſt unbewußt, in ihr kindliches Gemüth gezogen. Nach des Vaters Tode erſt lernte ſie Iwan kennen, der, ſich um ihre Liebe bewerbend, kein Mittel ſcheute, Guſtav, den er in Geheim von ihr geliebt glaubte, aus ihrem Herzen zu verdrängen. Er wußte ihr glauben zu machen, Guſtav habe nur die Schätze ihres Vaters im Auge gehabt, nur eine reiche Erbin ſei das Ziel ſeines Strebens geweſen. Geſchickt genug wußte er manches nachtheilige Licht auf ſeinen Nebenbuhler fallen zu laſſen, manchen fälſchlichen Verdacht auf ihn zu werfen, ſo daß Roſa's junges, unerfahrnes Herz ſich mit Unwillen von Dem wendete, der den erſten Funken einer frommen, reinen Liebe in demſelben erweckt hatte. Kalt und ſtolz, doch nicht ohne einige ſchmerzliche Thränen, wies die Getäuſchte den Verkannten zurück, der ſeinerſeits tief verletzt, doch nicht weniger ſtolz, ſich von ihr entfernte. Alban gelang es, durch Trug und Verſtellung Roſa's Achtung zu erſchleichen, wenn auch ihr Herz ſich nie zu ihm neigte. Ihre Baſe, ihre einzige Beſchützerin, ebenfalls durch Albans Betragen getäuſcht, ſprach eifrig zu ſeinen Gunſten, die unerfahrne Roſa glaubte ihren Worten, und überredete ſich zuletzt ſelbſt, ſie liebe ihn. So ward ſie ſeine Gattin. Eine Zeit lang dauerte ihre Täuſchung fort, aber allmälig mußte ſie verſchwinden. Die Larve der Scheinheiligkeit, die Alban trug, konnte in der Länge nicht Stand halten, ſeine unglückliche Gattin mußte unter der gleißenden Hülle endlich doch den Giftwurm ſeines Innern entdecken. Zu ſpät war ihre Reue, ſich auf immer an ihn gefeſſelt zu haben: verlaſſen konnte ſie ihn auch nicht, er war ja der Vater ihrer Meta. So litt ſie geduldig und ſtill manches Schwere, aber das Schwerſte von Allem war ihr Mainhard's Gegenwart in ihrem Hauſe. Seine heimtuckiſche Natur, ſeine unverſchämte Anmaßung, ſein ſchädlicher Einfluß auf

Alban und dabei doch ſeine ſtete Uneinigkeit mit ihm waren ihr unerträglich. Sie geſtand ihrem Manne ihren Widerwillen gegen dieſen Menſchen, und bat ihn, den Läſtigen zu entfernen, aber dieſer antwortete ihr mit gerunzelter Stirn, das ſei nicht möglich. So gern er ihn ſelbſt los wäre, müſſe er ihn doch im Hauſe dulden, weil er ihm eine bedeutende Summe ſchuldig ſei. Roſa ſeufzte und ſchwieg. Sie ward nach und nach inne, daß ein unlauteres Band ihren Gatten an ſeinen ehemaligen Vormund knüpfen müſſe, welches nicht ohne Gefahr für Erſteren könne zerriſſen werden. Düſtere Bilder, ahnungsſchwere Gedanken wogten in ihrem Geiſte hin und her, und verſetzten die Arme in einen martervollen Zuſtand; wo ſie aber mit ihren Vermuthungen ſollte ſtehen bleiben, wußte ſie lange nicht, bis endlich einige Zufälligkeiten einen ſchwachen aber furchtbaren Lichtſtrahl in das düſtere Gewebe zu werfen ſchienen. Wie ein Blitzſtrahl zuckte der gräßliche Gedanke, ſie ſei in den Händen der Mörder ihres Vaters, durch ihre Seele. Schaudernd wies ſie dieſe Vorſtellung von ſich; ſie kehrte immer wieder zurück. Das Treiben der beiden Männer ſchien ſie zu beſtätigen. Ohne gegenſeitiges Wohlwollen und Achtung ſchienen ſie nur durch niedere Leidenſchaft vereinigt. Stets eifrig im Laboratorium beſchäftigt, galt ihr Streben der Erforſchung geheimnißvoller Dinge, das konnte ſie nicht bezweifeln; woher ſonſt dieß wunderliche Treiben? Was konnte es aber anders ſein, als die verborgenen Kenntniſſe zu erlangen, denen ſchon ihr Vater nachgeforſcht hatte, und worin ſuchten ſie dieſe vermeinten Kenntniſſe? Der Quell, aus dem ihr Vater geforſcht hatte, das geheimnißvolle Buch, war ja bei ſeinem Tode nicht gefunden worden; ohne dasſelbe aber, das wußte ſie, konnten ſie ſich ſeiner Werkzeuge nicht bedienen. Da regte ſich wieder der dunkle Geiſt in ihr, und zeigte ihr hinter einem dichten, ſchwarzen Vorhange die blutige Leiche ihres Vaters von Mörderhänden durchbohrt, und wer waren die Mörder? Sie bebte zuſammen, ſie wollte wegblicken und konnte nicht. Dieſe Qual erſchöpfte ihre Kräfte, ihre Geſundheit wankte unter ſo bangen Zweifeln und Kämpfen, und ſie war ihrer nicht mehr mächtig genug, um den marternden Verdacht ganz in ſich zu verſchließen. Auch Ernſt, der unterdeß in's Haus gekommen, ſchien an einem geheimen Kummer zu leiden. Roſa ſuchte ihn auszuforſchen, und ihre Seelen ſchienen ſich auf einem ſchmerzlichen Puncte zu begegnen. Doch kam kein Wort über ihre Lippen. Ernſt wollte ſeines Vaters ſchonen, Roſa dem Vater ihres Kindes nicht unheilbringend werden. So kam die Zeit, wo die Bezahlung der Wette Guſtav nach L.. führte. Um dieſe Zeit war es, wo Ernſt glaubte, einige Merkmale wahrzunehmen, die auf einen verderblichen Anſchlag auf Roſa zu deuten ſchienen. Dieſer Anſchlag ging von Mainhard aus, der Roſa fürchtete. Alban wußte davon nichts, aber Ernſt, deſſen kindliches Gefühl ſich ſträubte, ſeinen Vater Schuld auf Schuld häufen zu ſehen, überredete ſich, Alban habe Roſa's Tod beſchloſſen. Sollte er die verehrte, ja wohl geliebte Frau das Opfer der Bosheit werden laſſen, ſollte er ſie ruhig ihrem Verderben entgegen gehen ſehen, ohne ſie zu warnen, zu retten? Nein, ſelbſt das gleichgültigſte Weſen hätte in ſolcher Gefahr wenigſtens ein volles Recht auf eine bloß menſchliche Theilnahme gehabt; und hier, wo ſo viel rührende Liebenswürdigkeit, ſo viel herzgewinnende Güte und Anmuth ſchändlich geopfert werden ſollten — nein, er konnte nicht ſchweigen. Wir wiſſen, daß er ſprach, doch ſtets eingedenk ſeiner Sohnespflicht, ohne ſeinen Vater zu nennen; Roſa aber kannte ihren Feind nur zu gut; zwar vertraute ſie auch Alban nicht mehr und ſah nun keine andere Rettung als die Flucht. Von Ernſt erfuhr ſie Guſtav's Verhandlung mit Alban. Sie glaubte nicht, ihn zu lieben, aber es empörte ſie, auch ihn auf ſo ſchändliche Weiſe überliſtet, hintergangen zu ſehen. Wir kennen die Schritte, die ſie deßhalb that und ihre erſchütternden Folgen. Sie mußte von nun an Guſtav öfter ſehen, ſie lernte ihn näher kennen, und jetzt erſt fühlte ſie, wie ganz anders ihr Loos an ſeiner Seite würde geweſen ſein. Eine leiſe Stimme in ihrem Innern, die ſie nicht ganz überhören konnte, flüſterte ihr zu, Guſtav ſei der Mann, der einzige Mann vielleicht, der ihr Leben habe beglücken können. Alles in ihrer Seele war Einklang mit der ſeinigen. Dieſe Uebereinſtimmung in allen ihren geiſtigen Richtungen, dieſes hingebende, ſchweſterliche Vertrauen zu ihm, bildeten allmälig ein ſchönes, inniges Verhältniß, das Guſtav beglückte und in Roſa's trübes Leben einen milden Sonnenblick warf. Sie nannte ihr Gefühl für Guſtav Freundſchaft, und wirklich wehte ein ſo reiner, läuternder Hauch darüber, daß ihr Herz fern von aller Leidenſchaftlichkeit ruhig und vorwurfsfrei blieb. Selbſt über Guſtav's Gemüthszuſtand täuſchte ſie ſich, denn wie unruhig es oft in ſeiner Bruſt wogte, welche Wünſche und Kämpfe ihn oft beſtürmten, nie verlor er ſeine Pflicht aus den Augen. In dem Augenblicke nun, wo der Gedanke des nahen Scheidens vor Roſa's Seele trat, erſchrack ſie ſelbſt vor dem herzzerreißenden Schmerz, der ſich ihrer bemächtigte. Sie forſchte nun ernſtlich in ihrem Herzen und konnte ſich nicht mehr verhehlen, daß Guſtav ihr mehr als Freund ſei. Auch in ſeiner Seele hatte ſie in dieſem Augenblicke geleſen, ſie war geliebt, mehr vielleicht, als in den erſten Jahren ihrer Bekanntſchaft, aber dieſe Entdeckung, ſo wie die Kenntniß ihres eigenen Gemüthes, weit entfernt ihre Kraft zu ſchwächen, ſtählte ſie vielmehr, und feſter als je faßte ſie den Entſchluß, auch kein Haarbreit von der ihr von der Pflicht vorgezeichneten Bahn zu weichen. Sie erkannte, es ſei gut, wenn Guſtav abreiſe, doch glaubte ſie, daß auch das ſtrengſte Pflichtgeboth ihn nicht hindern könne, auch in der Entfernung ihr Freund zu bleiben. So bereitete ſie ſich zu der Abſchiedsſtunde, und als dieſe nahte, fühlte ſie ſich ſtark und gefaßt genug, um dem Freunde mit Würde und Ruhe entgegen zu treten. — Es war ſchon ziemlich dunkel, und eben hatte Sabine zwei Lichter vor ihr hingeſtellt, als die Klingel an der Hausthur ſtark gezogen wurde. Das iſt Tringenheim, dachte Roſa, und ihr Herz ſchlug ſtärker. Sie befahl dem Mädchen, die Thür zu öffnen, und gleich darauf vernahm ſie Tritte, die raſch und heftig ſich ihrem Zimmer näherten. Ihre Thür flog auf und ein Mann in einem Mantel gehüllt, trat herein, Roſa konnte nicht gleich erkennen, wer es war, ſo ſehr war ſein Geſicht von Mantel und Muze bedeckt, aber ſchon in der nächſten Secunde warf er die Verhüllung von ſich, und vor ihr ſtand — Alban. Der Schreck preßte ihre Bruſt zuſammen, daß ein Schrei des Entſetzens darin erſtarb. Meta aber, die im Zimmer war, ließ ihr Spielzeug liegen, und lief ängſtlich zur Mutter, an die ſie ſich feſt anſchmiegte, ſcheu zum Vater hinaufblickend. — Euer Empfang entſpricht meiner Erwartung, begann Alban, es ſcheint, Du haſt Deine Abneigung gegen mich auch auf dieſes Kind übertragen. Roſa zitterte heftig und war unfähig zu antworten. Alban betrachtete ſie mit finſtern Blicken. Fürchte nichts von mir, wir ſehen uns heut' zum letzten Male. — Wollte Gott, wir hätten uns nie geſehen! unterbrach ihn Roſa, die plötzlich die Worte wieder fand; aber was willſt Du hier, Unglücklicher? — Unglücklich nennſt Du mich? ſagte bitter lachend Alban. Nun ja, zum Beſten ſteht es freilich nicht mit mir, und mit Dir auch nicht, und auch nicht mit Deinem guten Freunde. — Wen meinſt Du? fragte Roſa bebend. — Wen anders, war die Antwort, wen anders als den, den Du in dieſer Stunde erwarteſt, und den zu empfangen ich hier bin. Ich glaubte eigentlich, ihn ſchon hier zu finden. Es iſt ungalant von ihm, ſeine Dulcinea ſo lange warten zu laſſen — Menſch! welch' ein Geiſt ſpricht aus Dir! rief Roſa mit einer Art Grauen, einige Schritte zurückweichend vor ſeiner drohend gerunzelten Stirn; vor ſeinem wild blickenden Auge. — Ein Geiſt, auf den Ihr nicht gefaßt wart, erwiederte er. Ihr glaubtet, ich würde Euch den Gefallen thun, in einen anderen Welttheil zu gehen, und ſo Euch ungeſtörten Spielraum laſſen. Es kann auch ſein, daß es geſchieht, aber Herr Tringenheim ſoll mir vorangehen. Du ſiehſt, ich bin reiſefertig! Er zeigte auf ein Paar Piſtolen, die in ſeinem Gürtel ſteckten, und die Roſa erſt jetzt wahrnahm. Das Blut erſtarrte in ihren Adern; ſie erkannte nun ſein entſetzliches Vorhaben. Alban! rief ſie, willſt Du Deine doppelte Schuld durch eine dritte vermehren? — Ja, das will ich, antwortete er mit gräßlicher Ruhe. Es kommt ja doch auf Eine Rechnung! — Ungeheuer! rief Roſa, im tiefſten Innerſten empört, ſo warſt Du es wirklich, der meinen Vater mordete? — So iſt's! antwortete er mit dumpfem Tone. Aber das hat mein hochſeliger Vormund zu vertreten. Gott lohn's ihm, daß er mich auf ſo gute Wege führte. — Alban, armer, unglücklicher Alban! ſprach Roſa von tiefem Mitleid gegen den Verirrten ergriffen, beſinne Dich noch! Geh' nicht weiter auf dem fürchterlichen Wege, der Deine Seele zum ewigen Verderben führt. Ja, ſagte Alban, die Arme kreuzend, wenn Himmel und Hölle wirklich vorhanden ſind, dann freilich — aber Tringenheim ſoll mein Reiſegefährte ſein, das glaube mir! — Er ſetzte ſich an den nahe ſtehenden Tiſch, lehnte ſich in den Stuhl zurück und ſchien Guſtav's Erſcheinen gemächlich zu erwarten. Roſa ſtürzte aus dem Zimmer, um Sabinen den Befehl zu geben, Guſtav nicht in's Haus zu laſſen, aber das Mädchen war nicht zu finden. Nun wollte Roſa ſelbſt hinaus, Guſtav entgegen, um ihn zu warnen, aber Alban, der ihre Abſicht errieth, ſtürzte ihr nach und riß ſie ungeſtüm zurück in's Zimmer. Angſtvoll warf ſie ſich ihm zu Füßen. Er riß ſich von ihr los. Meta weinte laut und flüchtete in eine dunkle Ecke des Gemaches. So verging eine qualvolle Viertelſtunde, in der Roſa flehentlich um Erbarmen bat. Da hörte man Männertritte die Treppe heraufkommen, die Thür ward geöffnet, und Guſtav trat ein. Roſa ſchrie laut auf, eilte auf Guſtav zu und wollte ihn zur Thür hinausdrängen. Dieſer aber, der ſchon von der Straße aus einen Mann an Roſa's Fenſter bemerkt und denſelben für Ernſt gehalten hatte, trat, von eiferſüchtiger Regung getrieben, weiter vor. Ehe er aber Albans Geſicht im vollen Lichtſchein ſehen und erkennen konnte, ſtand dieſer, das Piſtol in der Hand, vor ihm, im Begriff loszudrucken. Guſtav, ihn erkennend, ſchlug raſch das Piſtol zurück, der Schuß ging los und ſtreifte Roſa's Arm. Meta ſchrie überlaut. Alban, ſchon das zweite Piſtol ergreifend, wendete ſich wüthend zu dem Kinde, nahm es beim Arm, um es unſanft in das anſtoßende Gemach zu ſchleudern, während Guſtav, erſchrocken über Roſa's Verletzung, die mehr von Entſetzen als Schmerz halb Lebloſe zu einem Stuhle führte. Da ward es laut vor der Thüre, Männerſtimmen und Tritte wurden hörbar, und ſogleich drang ein Hauſe Gewaffneter herein. Sabine, die ihren Herrn gleich erkannt hatte, und das Außerſte fürchtete, war raſchen Laufes zur Polizei geeilt, um das Erſcheinen des ſo lange vergebens Geſuchten anzuzeigen. Die eindringenden Häſcher, von ihr geleitet und zur höchſten Eile getrieben, trafen gerade in dem Augenblicke ein, wo Albans Wuth ſich auf's Neue gegen Guſtav kehren wollte. So wie er die gewaffnete Schaar erblickte, war er mit einem Sprunge im Nebenzimmer, man wollte ihm nachdringen, er ſtemmte ſich von Innen gegen die Thür, die endlich doch der Gewalt wich; aber ſo wie ſie aufflog, machte ein Piſtolenſchuß von eigener Hand dem verbrecheriſchen Leben Albans ein Ende. Roſa lag in tiefer Ohnmacht. In Albans Taſche fand man ein ſchriftliches Bekenntniß, daß er, aufgefordert und angeſpornt von Mainhard, den Mord an Damaſius verübt habe, um ſich in Beſitz des Buches zu ſetzen, aus dem dieſer ſeine vermeintlichen, alchymiſtiſchen Kenntniſſe ſchöpfte. Lange habe er ſich bemüht, es ihm auf andere Weiſe zu entwenden, ohne ſein Leben anzugreifen, aber dieß ſei unmöglich geweſen, da der Doktor es Tag und Nacht auf der Bruſt getragen habe. Indeß, alle ihre Bemühungen, die Schrift des Buches zu entziffern, ſei umſonſt geweſen, und da auch nach Damaſius Tode ſein Vermögen keineswegs ſehr beträchtlich befunden worden ſei, ſo ſei Alban die ganze Wiſſenſchaft zweifelhaft erſchienen. Mainhard hingegen habe ſein Forſchen fortgeſetzt und gehofft, endlich doch den Stein der Weiſen zu finden. Zu dieſem Zwecke habe er das Buch, deſſen Vertilgung Alban oft gerathen hatte, ſorgfältig aufgehoben, hoffend, irgend einmal einen Gelehrten zu treffen, der jener Sprache kundig ſei, und ihm die Geheimniſſe des Buches enthüllen könne. Tief im Sarge der Mumie verſteckt, habe er es vor den Blicken der Menſchen geſichert gehalten. Das ſchriftliche Geſtändniß ſchloß mit der Schilderung des Seelenzuſtandes, in dem Alban ſeit Mainhards Tode von einem Schlupfwinkel zum andern geirrt ſei, und den Haß und Eiferſucht gegen Guſtav, von dem er ſich ſtets Kunde zu verſchaffen ſuchte, bis zur Raſerei ſteigerten. In dieſer Stimmung beſchloß er, das Leben, das ihm läſtig wurde, freiwillig von ſich zu werfen. Doch um dem gehaßten Nebenbuhler den Weg zum Glück nicht zu bahnen, ſollte dieſer zuerſt von ſeiner Hand ſterben. — Die Macht, die die Unſchuld beſchützt, webte auch hier mit unſichtbarer Hand die Fäden des Schickſals. Roſa weinte ihrem unglücklichen Gatten einige bittere, ſchmerzvolle Thränen nach. Was er war, ſagte ſie, ihn entſchuldigend, iſt er durch Mainhard geworden, der ſein Erzieher war. Alban war nicht unempfänglich für beſſere Eindrücke, aber ſein leicht erregtes Gemüth nahm auch eben ſo leicht das Böſe in ſich auf. Jener Böſewicht benutzte ſeine Charakterloſigkeit, um ſein Herz und ſein Leben zu vergiften, und der einmal Verirrte ſank bis zur entſetzlichſten Entartung. Guſtav ehrte ihre Betrübniß, und da Roſa nicht in L . . bleiben wollte, wo ſo viele bittere Erinnerungen das Nachtſtück ihres vergangenen Lebens hervorriefen, ſchlug er ihr vor, ihren Aufenthalt in ſeinem Wohnorte zu wählen, wo ſie in ſeiner Mutter eine mütterliche Freundin, in Gertruden eine Schweſter finden werde. Sie willigte ein. Guſtav, der ſeine Abreiſe noch um einige Tage hatte verſchieben müſſen, um Roſa in den Verwirrungen der Ereigniſſe beizuſtehen, reiſte nun zurück. Ungeachtet aller Theilnahme, die man Roſa in L . . bezeigte, fühlte ſie ſich doch bang und verlaſſen, und ſah dem Augenblicke mit Sehnſucht entgegen, wo ſie den Schauplatz ſo vieler Leiden mit einem andern vertauſchen könnte. Dieſer Zeitpunct war auch nicht fern. Bald erhielt ſie einen Brief von Guſtav, den ein Schreiben ſeiner Mutter begleitete, die ſie einlud, mit Vertrauen in den Kreis einer ſie liebenden Familie einzutreten, die ſich bemühen werde, ihr die Bedrängniſſe ihres Schickſals vergeſſen zu machen. Roſa zögerte nun nicht, in die geöffneten Arme der Freundſchaft zu eilen. Einem Geſchäftsmann trug ſie den Verkauf ihrer ländlichen Beſitzung auf, deren Ertrag nebſt ihrem übrigen noch dem Untergange entriſſenen kleinen Vermögen zu ihrem und ihres Kindes Bedarf ausreichten. In möglichſter Eile wurden die Vorkehrungen zur Reiſe getroffen, und je näher der Tag der Abreiſe kam, je mehr ſchwanden die Wolken, die ihre Seele ſo lange verdüſtert hatten. Nur eine ſchwere Stunde war ihr noch vorbehalten. Ehe ſie L.. verließ, erhielt ſie noch einen Beſuch von Ernſt, den ſie nach dem ſchrecklichen Augenblicke, wo Alban ſich den Tod gab, nicht geſehen hatte. Der nun zur Oeffentlichkeit gekommene Frevel ſeines Vaters hatte ihn tief gebeugt, er konnte die Schmach nicht ertragen, die durch den Urheber ſeines Lebens auf ihm laſtete, und beſchloß, ſeinen Kummer und ſein Mißgeſchick in einem entfernten Theile der Erde zu tragen. Aber der Abſchied von Roſa war ſchwer, ſo wenig ſie ihn auch fühlen ließ, daß ſein Vater ihr Verfolger geweſen war. Armer Ernſt! ſprach ſie theilnehmend, wie blaß, wie leidend ſehen Sie aus! O, ich weiß, Sie ſind eines beſſeren Schickſals würdig, und — ich glaube es mit Zuverſicht, — es wird ihnen werden. Ernſt ſchüttelte ſchweigend ſein geſenktes Haupt, in ſeinen Augen ſtanden Thränen. Nein, fuhr Roſa fort, nicht dieſe Muthloſigkeit! Das Vergangene trübe nicht Ihr Leben, ein gerechter Schmerz wird dennoch kein immerwährender ſein. — Sie war ſelbſt ſo gerührt, daß ſie inne halten mußte, dann reichte ſie ihm die Hand. Ernſt drückte ſie an ſeine Bruſt, an ſeine Lippen, Thränen fielen darauf, er war nicht mehr Herr über ſich. — So darf ich glauben, ſtotterte er endlich, daß Sie mich nicht haſſen, des Vaters wegen? Ihr Haß, Roſa, wäre fürchterlich! — Was ſprechen Sie von Haſſen, entgegnete ſie; meine Achtung, ſo wie die Achtung aller Guten wird Ihnen bleiben. — So leben Sie wohl, Roſa, begann er wieder nach einem ſchweren

Kampfe; Sie ſehen mich nie wieder. O doch, doch! rief Roſa erſchüttert, Sie verlaſſen uns nicht ganz, Sie werden uns ſchreiben — uns nicht vergeſſen — Vergeſſen, wiederholte Ernſt mit einem Blicke, in dem ſeine ganze Seele lag. Roſa ſchien zu ahnen, was in ihm vorging, ſie verkürzte den Abſchied, aber auf ſo milde Weiſe, daß Ernſt ſeine Faſſung wieder gewann, und nach dem Verſprechen, Nachricht von ſich zu geben, mit ſcheinbarer Ruhe ſchied. —

Beinahe ein Jahr war vergangen, als man den erſten Brief aus Amerika von ihm erhielt. Das Schickſal ſchien ihm auf fremder Erde die Leiden vergüten zu wollen, die ihn auf heimiſchem Boden getroffen. Seine Freunde freuten ſich doppelt ſeines Wohlergehens, weil auch ihnen ein Stern des reinſten Glückes aufgegangen war. Ein Jahr lang lebte Roſa mit der Räthin Tringenheim und ihren Kindern im innigſten Verhältniſſe, dann gab ſie auf Aller Bitten, die mit des eigenen Herzens Wünſchen übereinſtimmten, Guſtav ihre Hand. Der würdigen Mutter Guſtavs ward das Glück, ihre beiden Kinder an Einem Tage zum Altar zu führen, denn auch die Hinderniſſe, die Gertrudens Verbindung im Wege geſtanden hatten, waren beſeitigt. Der redliche Broſe war ſeelenvergnügt, als er am Hochzeitstage die beiden glücklichen Paare zur Kirche begleitete, und er konnte ſich nicht enthalten, in der Freude ſeines Herzens Guſtav zuzufliſtern: Hätte ich gedacht, daß Alles ſo gut enden würde, ich wäre vor einem Jahre in L.. nicht ſo übler Laune geweſen. —

C. Nevis.

Lyriſches.

(Von Joh. Gabr. Seidl.)

1.

Frühlingskunde.

So ſollen denn wirklich die Bäume ſchon
Mit jungem Laube ſich ſchmücken?
So ſoll denn wirklich der Lerche Ton
Auf freiem Feld ſchon entzücken?

So hätte denn wirklich ihr Schlummergewand
Natur ſchon fallen gelaſſen?
So kam der Lenz mit erwärmender Hand
Den ſtarren Puls ihr zu faſſen?

Ja — ja — es muß wohl am Ende ſo ſeyn,
Sonſt würden's doch Alle nicht ſagen!
Auch ſcheint's durch die trüben Scheiben herein
Schon eher und heller zu tagen.

Auch hör' ich ſchon längſt im Kamine nicht mehr
Der Flamme geſchwätziges Kniſtern;
Auch flattert's, wie Schwalben, dahin und daher,
Auch ſcheint es, wie Weſte, zu fliſtern.

Und ich — ich ſitz' in läſſiger Ruh'
Trotz all' dem Blühen und Wehen,
Und riefe nicht Alles ſo laut mir zu,
So hätt' ich den Lenz überſehen!

Da ſtand es beſſer um meinen Sinn
In früheren, ſchöneren Jahren: —
Ein armes Herz, das des Lenzes Beginn
Erſt muß von außen erfahren!

2.

Dichter-Inkognito.

Einſam ſchleich' ich durch die Gaſſen,
Lehn' in mancher Ecke ſtill;
Scheine Manchem wie verlaſſen,
Nicht zu wiſſen, was ich will.

Vor den Buden bleib' ich ſtehen,
Gafft' in Haus und Hof hinein;
Was ich tauſendmal geſehen,
Scheint mir fremd und neu zu ſeyn.

Weil ich ihre Luſt nicht theile,
Nennen ſie mich freudenſatt,
Und an meiner Langenweile
Langweilt ſich die halbe Stadt.

Doch es iſt nicht ſo, ihr Guten;
Ich bin dann recht wohlbeſtellt:
Freilich könnt' ihr's nicht vermuthen,
Aber mir gehört die Welt.

Alles, was da webt und wandelt,
Haus und Fenſter, Hof und Stein,
Und was ihr habt und wie ihr handelt,
Eure ganze Stadt iſt mein.

Wie ein Fürſt im ſchlichten Kleide,
Unerkannt, ſein Land bereiſt,
Steh' ich unter euch und weide
Mich an eurem Gut und Geiſt.

Viel zu denken und zu ſinnen
Gebt ihr mir und ahnet's nicht;
Jeder Gang läßt mich gewinnen,
Wenn ſonſt nichts, doch ein Gedicht.

3.

Euthanaſia.

Nach einem heiteren Leben,
Nach einem weiſen Genuß,
Iſt wohl ein leichtes Verſcheiden
Der neidenswertheſte Schluß.

Und gilt es einmal zu wandern
In's unerfreuliche Grab,
So brenne nicht, wie ein Lämpchen,
Das Leben, ſlackernd, hinab.

Wohlthätig zuck' ein erhabner,
Aufleuchtender Strahl in's Herz,
Und läutr' es in einer Sekunde
Vom dürren, trockenen Schmerz.

Wohl wüßt' ich eine Sekunde
Als Schluß für den irdiſchen Lauf,
Da ſchlüge der Jüngſte lächelnd
Des Lebens Reſt in den Kauf!

Da fände der Blitz die Wangen
Noch hell vom freudigſten Roth: —
Im *erſten Kuſſe* zu ſterben,
Das wär' ein *ſeliger Tod*.

4.

Sturm und Weſt.

Wenn ich ein Sturmwind wär',
Flög' ich voll Haſt einher,
Stürmte mit heitrem Sinn
Gegen die Heimat hin;
Hielte mich nirgend auf,
Brauſ't, im beſchwingten Lauf,
Ueber die Alpen dort,
Ueber die Thäler fort;

In tobender Eile,
Schneller, als Pfeile;
Ueber alle Schranken
Raſcher, als die Gedanken,
Was in den Weg mir tritt,
Niederſtürmend mit ſauſendem Schritt!

Aber an der Heimat Gränze
Hielt ich, plötzlich wieder an;
Wie der zahmſte Hauch der Lenze
Weht' und fliſtert' ich ſodann.

Und des Heimweh's mildes Bangen,
Und den ſüßen Drang nach Haus
Haucht' ich dann in einem langen,
Tiefen Liebesſeufzer aus.

5.

Licht und Wärme.

Oft in klaren Winternächten
Trat ich ſinnend vor das Haus;
Wiſſend nicht, was ſie mir brächten,
Sandt' ich die Gedanken aus.

Und ſie ſtreiften auf und nieder,
Gaukelten von Stern zu Stern:
Flogen, ſpielend, hin und wieder,
Hafteten bald nah', bald fern.

Und das Uebermaß von Schimmer,
Dieſes Netz voll Glanz und Schein,
Spann mich bald in ſein Geflimmer,
Wie mit Zauberfaden, ein.

Alles ſchien um mich verſunken,
Jedes andre Bild zerrann,
Und von ſüßer Wonne trunken
Blickt ich, träumend, lang hinan.

Und vor meinen Augen rang es,
Sich geſtaltend, hin und her;
Bald verſchwamm es, bald verſchlang es
Sich zum bunten Strahlenmeer.

Ein erwärmend Frühlingsleben
Haucht' um meine Stirn und Bruſt;
Meiner Sehnſucht hingegeben
Wallt' ich heim in ſtiller Luſt.

Erſt zurückgekehrt, am Kleide
Merkt ich, daß es Winter war,
Wenn ein ſtarres Eisgeſchmeide
Kniſternd hing um Hut und Haar.

Nord und Froſt empfand ich nimmer
Sanft entglüht in ſüßem Harm;
Selbſt mich täuſchend wähnt' ich immer:
Weil es licht iſt, ſei's auch warm!

6.

Mißkennung.

„Biſt geworden älter,
„Biſt geworden kälter!“
Sag ich oft zu mir; —
„Laß es dich nicht grämen,
„Nicht den Muth dir lähmen:
„Kannſt ja nicht dafür!

„Jeder Tag verglühet,
„Jeder Lenz verblühet,
„Jede Stimme bricht;
„Jede flücht'ge Stunde
„Schlägt uns eine Wunde,
„Wir nur merken's nicht!

„Erſt, wenn Tauſend bluten,
„Will es uns gemuthen,
„Daß die Kraft doch litt;
„Stein und Erz verwittern,
„Eich' und Ceder ſplittern,
„Und wir altern mit!“ —

Das fühl' ich mit Schmerzen
Oft ſo klar im Herzen,
Werde dann ſo ſtill,
Daß ich einen Schleier
Ueber meine Leier,
Scheidend, decken will!

Und doch — wenn ich wieder
Hoch von Alpen nieder
Ausblick' in die Welt;
Wenn ich meine Blicke,
Sinnend aufwärts ſchicke
Zu dem Sternenzelt;

Wenn aus heil'gen Hallen
Orgelklänge ſchallen;
Wenn der Wildbach brauſt;
Wenn die Wolkenfalten
Blaue Blitze ſpalten;
Wenn der Hochwald brauſt,

Wenn ich, froher Dinge,
Freundesbruſt umſchlinge,
Menſch mit Menſchen bin;
Wenn's in muntren Kreiſen
Schallt von kräft'gen Weiſen, —
Dann erwacht mein Sinn.

Dann wohl fühl' ich's ſchlagen,
Wie in frühern Tagen,
Manches meldet ſich,
Und das Aug' wird heller,
Und der Puls wird ſchneller,
Und ich fühle mich.

Und mir ſagt's mein Sehnen:
„Laß ſolch' eitles Wähnen,

„Biſt nicht, was du ſcheinſt!
„Du wardſt noch nicht älter,
„Du wardſt noch nicht kälter,
„Biſt noch jung, — wie einſt!“

Poetiſches Tagebuch

Ich weiß nicht, iſt es ſchlimm, iſt's gut,
Daß ich ſo Viele liebe,
Und Herz und Geiſt an Jedermann,
Freund oder Freundinn, übe.

Die Gabe hab' ich nun Einmal:
In Jedem mich zu finden;
Ich bin beſtimmt, mein Lebelang
Dramatiſch zu empfinden.

Steckt der Schlüſſel lang' im Schloſſe,
Er am Ende doch verroſtet;
Warſt mir trefflicher Genoſſe,
Doch nun biſt du ausgekoſtet.

Traut nur einem Dichter nicht!
Dieſes Volk, das viel geübte,
Wandelt Freundin und Geliebte
Und ſich ſelber zum Gedicht.

Blumen braucht man auch im Leben;
Blühen ja! So pflücke ſie.
Selbſt den Blumen muß ich geben
Andere Bedeutung — ſieh!

Ja, mit dieſem holden Kinde
Möcht' ich gern mein Leben theilen;
Reiche mir die Hand geſchwinde;
Laß uns bei einander weilen.
Doch ich muß mich ganz dir geben,
Dieſer Fall iſt zu bedenken:
Hätt' ich nichts mehr zu verſchenken,
Wär's zu End' mit meinem Leben.

Beſte, ſiehſt du das nicht ein?
Wie ich bin, ſo muß ich ſeyn.
Gibſt dich mir in Liebe hin,
Wann ich erſt ein And'rer bin?
Anders halt' ich es mit Dir:
Wie Du biſt, gefällſt Du mir.

Ihr habt Recht: es iſt ein Dichter
Nicht zu brauchen zu Geſchäften;
Jedes Amt will ihn vereinzeln,
Und er lebt mit allen Kräften.

Lieb' ich Einen, iſt es gut;
Recht iſt, was er ſpricht und thut.
Hat die Liebe aufgehört,
Iſt der ganze Menſch verkehrt.

Horch! die Melodieen fließen,
Doch es muß ihr Fluß Dich rühren.
Wo du aufhörſt, zu genießen,
Fängſt Du an, zu kritiſiren.

Ja, es gibt noch Glück im Leben,
Sprech' es aus mit Ueberzeugung:
Ueber alle Leiden hebt uns
Eine tiefe Herzensneigung.

Dreifach Uebel uns bedroht:
Krankheit, Armuth und der Tod.
Für den Reichen und Geſunden
Iſt der Tod der einz'ge Kummer;
Und dem Kranken und dem Armen
Lacht als Glück der letzte Schlummer.

Sagt, was iſt denn nur der Tod?
Abend- oder Morgen-Roth? —
Was weiß ich! — doch Eines weiß ich:
Daß ich lieben kann und ſtreben
Bis zum Tode; und ſo heiß' ich
Denn willkommen auch das Leben.

Nach der höhern Welten Kunde
Forſcht Ihr auf des Wiſſens Wegen?
Strömt doch aus geliebtem Munde
Geiſtesgruß Euch mild entgegen.

Was der größte Schmerz im Leben?
Ganz in Liebe zu entbrennen,
Nah' ſich ſteh'n, ſich nicht erfaſſen,
Und ſich, ach! nicht lieben können.

Was daraus wohl werden mag?
Will es nicht erfahren;
Glücklich bin ich dieſen Tag,
Lebe nicht nach Jahren.

Wunder, wie in dieſen Tagen
Wieder ich zum Dichter werde!
Seltſam, wie die Blüthen ſchlagen
Aus der Herbſteswarmen Erde.

Man gibt ſich nicht in zwei Diskurſen,
Man gibt ſich überall dem Freund;
Die Wahrheit lehrt ſich nicht in Kurſen,
Obſchon es der Profeſſor meint.

Wie verwirrend iſt die Menge!
Widerſtrebend im Gedränge!
Aber in den wilden Fluthen
Hebe frei und kühn das Haupt,
Denn Du haſt ja eine Seele,
Die unfehlbar an Dich glaubt.

Ach, ich kann ſelbſt im Gedächtniß
Jenes Glück nicht mehr ergründen,
Und nur Trauer als Vermächtniß
Soll ich jener Wonnen finden.

Der Glückliche iſt objectiv,
Der Unbeglückte ſubjectiv;
Der Künſtler, der iſt Beides:
Er hat genug der Luſt, des Leides.

Was ich geglaubt in Knabenzeiten,
Bin ich beglückt, als Mann zu glauben;
Es iſt nicht wahr, daß Dir die Zeiten
Die beſſeren Gefühle rauben.

Es hat Natur geſä't die Keime,
Die Zeit will ſie nur eben reifen;
Erfüllt ſind Deine Jugendträume:
Du mußt nur, was Du biſt, begreifen.

Aus Feigenblüthen werden Feigen,
Die Traubenknoſpe wird zur Traube;
So Jedem wird, was ihm zu Eigen:
Das iſt mein allertiefſter Glaube.

Wer wollt' auch Alles ſchlichten,
Und jeden Zweifel löſen!
Wir handeln und wir dichten,
So bleibt es, iſt's geweſen.

Bauernfeld.

An Eugenia.

Die Sonne hinter Berge ging
Mit roſiger Geberde
Und legte einen gold'nen Ring
Im Scheiden um die Erde.

Als ſagt' ihr ſo der goldne Tag,
Daß er ihr wiederkehre.
In tauſend Blumenaugen lag
Der Thau als Abſchiedszähre.

Dein ſchönes Auge ſah hinauf,
Das blaue, ſeelenvolle.
„Dort geht des Lebens Räthſel auf
Von dieſer Erdenſcholle!“

„„Mir klang's ſonſt, wie dein Mund es ſpricht,
Auch in der Seele Tiefen;
Doch ſprach der Geiſt: Es werde Licht!
Und Traum und Schein entſchliefen.

Und ſeit ich ſtürmend ein Titan,
Den ew'gen Traum vernichte,
Glüht mich das Leben glühend an
Mit liebendem Geſichte.

Und wieder lieb' ich's glühend heiß,
Und ſelbſt mit ſeinen Qualen,
Mit ſeinen Kämpfen ohne Preis,
Mit Finſterniß und Stralen.

Als Rieſenbiene will ich kühn
Mit Herz und Geiſt und Augen
Und bis zum endlichen Verglühn
An dieſer Blume ſaugen.

Fort wird beſtehn der Schöpfung Raum,
Ob Welten ſich zerſchmettern.
Wohl tauſend Jahre ſteht der Baum,
Doch mit denſelben Blättern?

Wo ſind ſie hin, des Todes Hauch
Hat ſie herab gewehet.
Und ſo vergeh'n die Menſchen auch;
Die Menſchheit nur beſtehet.

Du gutes Mädchen, deren Blick
Fällt in die fernen Räume.
Hier ſuche Seligkeit und Glück,
Hier liebe und hier träume.

Hier küßt dein Mund den letzten Kuß,
Zur Leiche wird dein Sehnen.
Doch weint in dir dein Genius
Auch ſeine letzten Thränen!"

Da mit dem Blumenangeſicht
Sahſt du mich an voll Milde,
Und ſprachſt: „Blickt nicht der Ahnung Licht
In dieſes Nachtgefilde?“

Indeß war ſtill als goldner Kahn
Der Mond herauf geſchwommen,
Der dir in fernes Land hinan
Den Geiſt an Bord genommen.

Ludwig Auguſt Frankl.

Doch.

Nun was ſoll dieß bange Zagen,
Und dieß zukunftsfinſtre Hoffen;
Liegt die Welt nicht aufgeſchlagen
Dir mit tauſend Freuden offen?

Dir gegönnt iſt aus dem Borne
Tiefen Wiſſens friſch zu ſchlürfen.
Aus der Dichtung Zauberhorne
Lieblich ſchmücken Dich zu dürfen.

Wähle Träume, wahle Wahrheit,
Was Du willſt, Du kannſt es haben;
Mondenſchimmer, Sonnenklarheit,
Ob Du Herz, ob Geiſt willſt laben.

Noch ſtrömt Dir in muntern Wellen
Friſcher Jugend reicher Segen,
Holde, zarte Buſen ſchwellen
Dir geheimnißvoll entgegen.

Reiß Dich los von Deinem Harme,
Du und nicht die Welt iſt trübe,
Offen ſind des Lebens Arme
Wirf Dich ihm ans Herz mit Liebe.

Wieſen grünen, Blumen glänzen,
Eichen brauſen, Ströme rauſchen,
Rufen: Willſt Du Dich nicht kränzen,
Willſt Du nicht den Stimmen lauſchen?

Alles dieß vor meinen Blicken,
Seltſam doch iſt mir geſchehen
Kann mit Blumen mich nicht ſchmücken,
Kann die Stimmen nicht verſtehen.

Ludwig Auguſt Frankl.

Der Fingerhut.

(Erzählung aus Criminalakten von Louiſe Beck.)

Das ſtolze, prachtvoll ausgerüſtete Kauffahrdeiſchiff, der Delphin genannt, war mit ſeiner reichen Ladung unter dem Donner der Kanonen in den Hafen von Amſterdam eingelaufen. — Tauſende von Menſchen ſtanden am Ufer, die Ankommenden fröhlich zu begrüßen, voll freudiger Erwartung aber empfing der Eigenthümer desſelben, Herr Ignaz van Ipſen, den Kapitän ſeines Schiffes und hörte mit ſtillem Entzücken den Bericht dieſes wackeren Seemanns, der ihn zu einem neuen Kröſus machte. — Wirklich hatte das Glück ſich den Reiſenden während der Fahrt ſtets günſtig erwieſen, alle Unternehmungen waren gelungen, die vortheilhafteſten Handelsverträge waren abgeſchloſſen, nichts blieb zu wünſchen übrig — Herr Ignaz fuhlte ſich daher zu einer mehr als gewöhnlichen Freigebigkeit veranlaßt, die Matroſen erhielten doppelten Lohn und ſäumten nicht den größten Theil des ſauer errungenen Erwerbes bei Trunk und Spiel ſogleich wieder zu vergeuden. —

Noch ſaßen mehrere derſelben in einer nah am Hafen gelegenen ziemlich ordinären Schenke, es war ſchon ſehr ſpät geworden, die Lampen brannten düſter, der geſchäftige Wirth, von der Anſtrengung des

Tages ermüdet, ſchlummerte trotz dem Lärm der wilden Gäſte in einem Winkel, ſeine Pflegetochter, eine arme Waiſe, deren Los eben kein beneidenswerthes ſchien, ſuchte ſich an einem Seitentiſchchen durch Nähen munter zu erhalten, während die Matroſen einander noch immer tüchtig zutranken, und von ihren überſtandenen Gefahren plauderten. — Unbemerkt von den Anweſenden war inzwiſchen noch einer ihrer Kameraden eingetreten, deſſen regelmäßig ſchönen Züge, ſowohl durch eine urſprungliche Bläſſe, als durch einen nicht zu verkennenden Ausdruck von Wildheit und gewaltſam bezähmten Leidenſchaften entſtellt wurden. Er beobachtete die lärmende Geſellſchaft eine Zei[illegible] ſchweigend, unſchlüſſig wie es ſchien, ob er ſich zu [illegible] geſellen oder zurückziehen ſollte; endlich ſchritt er [illegible] auf die emſig arbeitende Jungfrau zu, die den neuen Ankömmling ebenfalls noch nicht bemerkt hatte, plötzlich aber that er einen lauten Schrei, ſein Antlitz verzerrte ſich furchtbar, ſein ganzer Körper bebte — mit zitternden Händen zeigte er ſchaudernd auf einen Gegenſtand, der ſeinen Abſcheu in ſo hohem Grade erregte, und als die Gäſte hierauf herbeieilten, als die erſchrockene Jungfrau den, wie ſie wähnte, ſchwer Erkrankten zu einem Stuhle geleiten wollte, wehrte er ſie gewaltſam von ſich ab, indem ſeine wild rollenden Augen immer feſt auf ihre rechte Hand gerichtet blieben. — „Hinweg! hinweg mit dem entſetzlichen Werkzeuge!“ rief er endlich faſt verzweifelnd aus — „es martert, es tödtet mich! hinweg ſag ich!“ das Staunen der Umſtehenden, welche dieſem ſeltſamen Auftritt beiwohnten, mehrte ſich nach dieſen Worten, allein es ſollte den höchſten Grad erreichen, als die konvulſiviſchen Bewegungen des Jünglings nunmehr die eigentliche Urſache ſeines Zuſtandes errathen ließen und man in derſelben nichts weiter als den Fingerhut entdeckte, deſſen die Jungfrau ſich fruher beim Nähen bedient und den ſie in der erſten Beſtürzung nicht von ſich gelegt hatte.

Nachdem der unſchuldige Gegenſtand dieſes unbegreiflichen Entſetzens entfernt worden war, erholte ſich der junge Matroſe augenblicklich; wie wenn ein böſer Traum von ihm gewichen, ein furchtbarer Zauber gelöſt worden wäre, ſo ſchöpfte er freier Athem, ſah die Umſtehenden der Reihe nach an und ſprach dann halblaut: „Gottlob, das ſchreckliche Bild iſt verſchwunden! der blutige Schein verdunkelt meine Augen nicht mehr, ſie ſehen wieder hell und klar, es iſt vorüber!“

„Was iſt vorüber? was meinſt du, Thom?“ fragte hierauf ein alter Matroſe, indem er den Jüngling näher trat und ſeine Hand faſſen wollte; dieſer entgegnete jedoch heftig aufbrauſend: „Was ich meine, darnach hat kein Sterblicher zu fragen! denkſt du, ich werde dir Rede ſtehen wie ein altes Weib? oder mich in Klagen ergießen wie ein weinendes Kind? — Kameraden!“ — fuhr er etwas gemäßigter fort — „was ihr auch jetzt von mir denken möget, ihr habt mich dem Sturme trotzen, den Tod nicht ſcheuen ſehen — ihr kennt meinen Muth — laßt euch daher das eben

Erlebte nicht irre machen, waget keinen Spott darüber, oder beim Himmel, mein Meſſer verſchließt den Mund des vorlauten Thoren ſo feſt und ſicher, daß ihm kein Ton mehr entſchlupfen ſoll bis zum jüngſten Gericht!“ — Nach dieſen Worten erhob ſich Thom und verließ finſter vor ſich hinſtarrend die Schenke, ohne daß die übrigen Anweſenden den geringſten Verſuch gewagt hätten, ihn zurück zu halten.

So ſeltſam, ja faſt lächerlich der ganze Vorgang Manchen unter ihnen aber auch erſcheinen mochte, ſo unbegreiflich es war, daß der Anblick eines Fingerhutes einen der muthigſten Matroſen zum furchtſamen Kinde machen konnte, ſo wenig ſchienen ſie demungeachtet Luſt zu haben, des angedrohten Meſſers Schärfe zu erproben. — Ihre Freude war nun geſtört, geräuſchlos verließen auch ſie jetzt die Schenke, eilten ſchweigend nach dem Hafen und bald hörte man durch die Stille der Nacht das Plätſchern der Ruder ihres Bootes, welches die kühnen Söhne des Meeres ihrem ſchwimmenden Pallaſte, dem ſtolzen Delphin, wieder zuführte.

Kanonendonner und lauter Jubelruf vom Borde des eben genannten Schiffes herüber tönend, verkündigten den Bewohnern der Stadt Amſterdam, daß der reiche Handelsherr, Ignaz van Ipſen, ein glänzendes Feſt feiere. — Köſtlich geſchmückt ſaß ſeine ſchöne Tochter Eliſabeth an der Seite ihres Bräutigams, Herrn Jakobs van der Dohlen, inmitten der fröhlichen Gäſte, rauſchende Muſik vermehrte die Freuden der Tafel, welche mit den Leckerbiſſen aller Welttheile bedeckt war. Frohſinn und Ueberfluß herrſchte, wohin das Auge ſich wandte, denn Herr Ignaz van Ipſen liebte zwar das Geld, allein wenn es die Ehre oder das Anſehen ſeines Hauſes galt, ſparte er durchaus keine Koſten und zeigte ſeinen Mitbürgern gerne, wie reich er durch die Gnade des Himmels geſegnet ſei.

Ein ſolcher Fall war auch dießmal eingetreten; er wollte nämlich nicht nur die glückliche Rückkehr ſeines mit Schätzen beladenen Schiffes, ſondern auch die erſt kürzlich erfolgte Ankunft zweier Fremden feiern, welche ihm von einem ihm befreundeten hochachtbaren Handelshauſe in Stockholm auf das dringendſte empfohlen worden waren.

Herr Ignaz van Ipſen war Kaufmann im ſtrengſten Sinne des Wortes; er kannte kein größeres Verdienſt, keine höhere Würde, kein dem Staate nützlicheres Treiben, als das ſeines Standes. — Einem Leben voll angeſtrengter Thätigkeit, voll raſtloſen Fleißes hatte er den Erwerb ſeines großen Reichthumes zu verdanken, und beklagte nichts inniger, als daß er ihn nicht einſt, nebſt der in der ganzen Handelswelt hochgeachteten Firma ſeines Hauſes einem eigenen Sohne hinterlaſſen konnte. — Dieſen aber hatte ihm der Himmel verſagt, nach der Geburt ſeiner Tochter Eliſabeth fing ſeine Gattin zu kränkeln an und ſtarb, aller angewandten Hülfsmittel zum Trotz, als die arme Kleine kaum erſt einige Jahre zählte.

Dennoch konnte Herr Ignaz ſich zu keiner zweiten Verbindung entſchließen da er ſeine Gattin in der That wahrhaft geliebt und der Sterbenden überdieß feierlich gelobt hatte, ihrer Tochter keine Stiefmutter geben zu wollen. — Als Eliſabeth daher das jungfräuliche Alter erreichte, war es ſein einziges Beſtreben, ſich einen Schwiegerſohn auszuſuchen, der ſeinen Wünſchen vollkommen entſpräche, der ſeinen Namen annehmen, ſeine Firma fortführen, kurz, den er wie einen leiblichen Sohn betrachten könnte, und einen ſolchen glaubte er endlich in Herrn Jakob van der Dohlen gefunden zu haben.

Daß er das Herz ſeiner Tochter bei ſeiner Wahl nicht fragte, war leicht begreiflich; erſtens hielt er die Zuſtimmung deſſelben für gänzlich überflüſſig; zweitens war er feſt überzeugt, daß ſie ſich ſchon deßhalb in ſeinen Willen fügen müſſe, weil er bloß um ihrentwillen dem heißen Wunſche, einen Sohn zu beſitzen, entſagt, folglich ein weit größeres Opfer gebracht habe, als dasjenige, was er von ihrem Gehorſam erwartete. — Auch wagte Eliſabeth, von Jugend auf an die ſtrengſte Unterwürfigkeit gewöhnt, in der That keinen Widerſpruch und duldete daher Jakobs Bewerbungen um ihre Gunſt mit ſchweigender Ergebung, wenn ſie auch tief empfand, daß ihr das höchſte Glück des Lebens nun auf immer geraubt bleibe, indem ſie die Neigung, welche er ihr zeigte, niemals auf eine ähnliche Weiſe zu erwiedern im Stande ſei.

Zu glücklich, in van der Dohlen den gewünſchten Schwiegerſohn gefunden zu haben, bemerkte Eliſabeth's Vater nicht, daß ſeit der Entſcheidung ihres Schickſals ihr bisheriger ſtiller Frohſinn nach und nach gänzlich verſchwand. — Er war feſt überzeugt, daß ſeine Wahl untadelhaft ſei, und glaubte daher, daß auch ſeine Tochter damit zufrieden ſein müſſe, nur der Bräutigam warf von Zeit zu Zeit ſeine ſcharf beobachtenden Blicke auf die immer ſchwermüthiger werdende Braut, und beſtürmte alsdann den künftigen Schwiegervater aufs neue, die Hochzeit zu beſchleunigen — allein dieſer blieb unerſchütterlich bei dem einmal dazu feſtgeſetzten Tag, und ſo mußte van der Dohlen, ſo ungern es geſchah, ſich in ſein Schickſal fügen und die ängſtliche Beſorgniß, irgend ein Zufall könnte ihm die ſchöne Beute nah am Ziele noch rauben, ſo gut als möglich unterdrücken.

Auch bei dem mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtatteten Feſt ihres Vaters konnte Eliſabeth die laute Fröhlichkeit der ſie umgebenden Gäſte nicht theilen; ſie konnte es um ſo weniger, je öfter ſie den Jüngeren der beiden Fremden anſah, in deſſen männlich ſchönem Antlitze ein Zug der tiefſten Schwermuth auf irgend ein geheimes ſchmerzliches Leiden ſchließen ließ. — Die Blicke des Fremden, wahrſcheinlich von einem ähnlichen Intereſſe angezogen, kehrten ebenfalls immer wieder zu Eliſabeth zurück, wenn ſeine Aufmerkſamkeit auch auf kurze Zeit von anderen Gegenſtänden gefeſſelt ward. — Es ſchien, als ahne er in ihr das einzige gleichgeſtimmte Weſen in dieſem fröhlichen Kreis, als gewähre ihr Anblick ihm den Muth, das Geräuſch der Freude um ſich her zu dulden, als habe jedes Wort aus ihrem Munde für ihn einen beſonderen Werth — kein Wunder daher, daß auch van der Dohlen dieſe mehr als gewöhnliche Theilnahme bald genug bemerken und ſein ohnehin nie ſchlummernder Argwohn dadurch aufs höchſte erregt werden mußte.

Gefoltert von dieſem Gefühle, das er vergebens zu beherrſchen ſtrebte, wandte er ſich endlich mit der Frage an den Gefährten des jungen Schweden: Ob ſein Freund den Freuden der Geſelligkeit ſtets ſo abhold ſei, daß er nur mit ernſter Miene daran Theil nehme? oder ob er aus Gründen lieber mit den Augen als mit dem Munde zu ſprechen begehre? — Betroffen über dieſe giftige Bemerkung blickten die Gäſte bald van der Dohlen, bald die beiden Fremden an, der Jüngere aber, deſſen ſchönes bleiches Antlitz jetzt von der Röthe des Unwillens gefärbt war, erwiederte mit ernſtem Tone: „Wohl dem, der ſich mit den Fröhlichen erfreuen darf! nicht Jedem ward dieß Glück zu Theil — was ich, ſo jung ich auch ſcheinen mag, erlebte und erfahren mußte, hätte vielleicht das Haar manches Andern gebleicht, urtheilt daher nicht allzu ſcharf über mich und ſeid gewiß, daß ich die mir wohl bekannten Pflichten der Geſelligkeit zu ehren und zu würdigen weiß.“

Van der Dohlen, welchem weder Eliſabeth's Erblaſſen, noch die mißbilligenden Blicke der Uebrigen entgangen waren, ſuchte ſeine Anſchauung hinter der ſcheinbar theilnehmenden Frage zu verbergen: was wohl einen ſo jungen Mann ſchon ſo ſchmerzlich verjezt haben könnte? Der Fremde entgegnete hierauf nach einigem Beſinnen: „Die Urſache meines Grames iſt kein Geheimniß, möchte die ganze Welt ſie wiſſen und den Böſewicht gleich mir erkennen, der ſo namenloſes Elend um ſich verbreitet hat! wenn ich daher nicht fürchten müßte, die fröhliche Stimmung der hier Anweſenden zu ſtören, ſo würde ich nicht ſäumen, ihnen eine Begebenheit mitzutheilen, die meine Schwermuth zu entſchuldigen, meinen tiefen Gram völlig zu rechtfertigen vermag.“ — Der junge Fremde hatte das Intereſſe der Geſellſchaft bereits in zu hohem Grade erregt, als daß man nicht von allen Seiten in ihn gedrungen wäre, ſeine Geſchichte zu erzählen; er bat hierauf nochmals um Verzeihung für ſeine trübe Kunde und begann:

Daß ich Schweden mein Vaterland nenne, iſt ihnen Allen bereits hinreichend bekannt; auch verbürgt der Name Bornholm, den ich führe, daß meine Familie zu denen der reichſten und angeſehenſten in Stockholm gezählt werden darf. — Von gütigen Aeltern erzogen, verlebte ich an der Seite meiner jüngeren Schweſter Ulrike eine ſehr glückliche Jugend, wir liebten uns mit der innigſten Zärtlichkeit, und ſchon als Knabe war ich ſtolz darauf, bei jeder etwa vorkommenden Gelegenheit als ihr Beſchützer aufzutreten. — Segnend blickten die theuern Aeltern auf das ſchöne Band, welches die Herzen ihrer Kinder ſo innig vereinigte, reich belohnt fühlten ſie ſich für all ihre Mühe, für alle die Sorgfalt, die ſie auf unſere Ausbildung verwendet hatten, und oft hörte ich meinen Vater ausrufen: „Wohl mir, ich kann in Frieden ſcheiden, denn ich hinterlaſſe die Tochter in des Sohnes Schutz; kein Feind wird ihr nahen, keines Frevlers Hand ihr weiches Herz verwunden dürfen. — Armer Vater! wie ſchrecklich wurden deine ſchönen Hoffnungen getäuſcht! wie fürchterlich rächte ſich das Schickſal für die kurze, froh verlebte Jugendzeit! wie grauſam mußte ich einen ſo menſchlichen, ſo verzeihlichen Irrthum büßen. —

Guſtav, ſo hieß der junge Schwede, ſchwieg hier einige Augenblicke, indem er ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckte; keiner von den Zuhörern wagte es, die Stille zu unterbrechen, da Aller Augen mit geſpannter Erwartung an den Lippen des Jünglings hingen. Dieſer hatte ſich aber inzwiſchen gefaßt und fuhr fort: — „Ulrike mochte ungefähr ihr ſechzehntes, ich mein achtzehntes Jahr erreicht haben, als eine anſteckende Krankheit uns bald nach einander beider Aeltern beraubte. — Ich erwähne nichts von dem Schmerz, nichts von dem namenloſen Jammer, mit dem wir die Leichen der theueren Hingeſchiedenen zum Grabe begleiteten! — Monden vergingen, eh wir unſeren Verluſt begreifen, das Trauerjahr war längſt vorüber, eh wir ihn ertragen lernten; wir hatten uns fern von der Hauptſtadt auf ein einſames rings von dichten Wäldern umgebenes Gut zurückgezogen, dort lebten wir in ſtiller Verborgenheit dem Andenken der geliebten Todten, und nur ſelten verließ ich Ulriken, um das einſt mir ſo theuer geweſene Waidwerk zu üben. —

Eines Tages hatte ich mich länger als gewöhnlich auf der Jagd verweilt; es war ſchon ſpät geworden dichte Schneeflocken fielen wie Schleier vor mir niede und verhüllten mir die nächſten Gegenſtände; vergebens ſuchte ich den ſonſt ſo wohlbekannten Fußpfad, je haſtiger ich ihn zu entdecken ſtrebte, je weiter ſchien ich mich davon zu entfernen — unwillig über mich ſelbſt, und beſorgt, daß Ulrike ſich meines langen Außenbleibens wegen ängſtigen werde, eilte ich nur um ſo raſcher vorwärts, als ein unerwartetes Ereigniß meine Schritte plötzlich hemmte, und mich in meiner heutigen Verirrung eine beſondere Fügung des Himmels erkennen ließ. —

Schon glaubte ich nämlich, das Ende des Waldes beinahe erreicht zu haben, ſchon freute ich mich, die geliebte theure Schweſter durch meine Gegenwart beruhigen zu können, da hörte ich eine menſchliche Stimme laut um Hilfe rufen, hörte das triumphirende Hohngelächter eines ſiegreichen Feindes und flog ſo ſchnell ich es vermochte der Gegend zu, von woher dieſe Töne bis zu meinen Ohren drangen. — Als ich ſie erreicht hatte, gewahrte ich einen Mann, der mit Aufbietung ſeiner letzten Kräfte gegen ſeinen ihm an Stärke weit überlegenen Gegner rang; ohne mich daher zu bedenken, geboth ich, den ungleichen Kampf alſobald zu enden, oder gewärtig zu ſein, daß ich die Partei des Schwächeren ergreifend, mit gewaffneter Hand hier Frieden ſtiften würde. — War es dieſe Drohung, oder glaubte jener Wüthende ſeine Rache ohnehin ſchon geſättigt zu haben? genug, er ließ ſogleich von ſeinem

Gegner ab, rief dieſem noch einige mir unverſtändliche Worte zu und entfloh alsdann ſo ſchnell in das Dickicht des Waldes, daß ich ihm nur mit Mühe hätte folgen können, wenn auch der bedauernswerthe Zuſtand des Zurückgebliebenen meine Gegenwart nicht ſo nothwendig erfordert hätte. —

Der Unglückliche war zu Boden geſunken, ſein Blut ſtrömte aus mehreren tiefen Wunden, es wurde mir eben ſo unmöglich, ihn fort zu bringen, als ich es rathſam fand, ihn zu verlaſſen, um Hilfe herbei zu holen. — Von der peinlichſten Verlegenheit gefoltert, ſann ich vergebens nach, was ich jetzt beginnen, auf welche Weiſe ich dem Leidenden Beiſtand gewähren ſollte? Da hatte die ſorgende Liebe der theueren Schweſter alle meine Zweifel ſchon glücklich gelöſt. — Fackelſchein erhellte nämlich mit einem Male die Gegend des Waldes, in welcher ich mich befand, rufende Stimmen ſchlugen deutlich an mein Ohr, bald erkannte ich auch mehrere meiner Diener, die von Ulriken ausgeſendet waren, den lang Vermißten aufzuſuchen — hoch erfreut geboth ich ihnen nun, den Verwundeten, der in tiefer todtähnlicher Ohnmacht zu meinen Füßen lag, ſogleich nach dem Schloße zu bringen, und hatte binnen kurzer Zeit das Glück, den Leidenden Ulrikens Pflege übergeben zu können, nachdem ein herbei gerufener heilkundiger Diener uns durch die Verſicherung beruhigte, daß der bewußtloſe Zuſtand des Fremden mehr eine Folge des zu häufigen Blutverluſtes, als der Gefahr ſeiner Wunden ſey. —

Demungeachtet vergingen Wochen, bevor es der Sorgfalt des Arztes gelang, den Kranken wieder herzuſtellen; endlich konnte er das Lager verlaſſen, konnte unſeren kleinen Kreis durch ſeine Gegenwart erweitern, konnte Theil nehmen an unſeren ſtillen häuslichen Freuden; ſeine Dankbarkeit dafür ſchien faſt alle Gränzen zu überſteigen, er nannte mich den Retter ſeines Lebens, ſeinen Wohlthäter, ſeinen Schutzgeiſt, beſchwor den Himmel um eine Gelegenheit, mir vergelten zu können, und ward meinem Herzen nach und nach ſo theuer, daß ich meinen treueſten Freund in ihm zu erblicken glaubte. —

Später erzählte er uns die näheren Umſtände der unglücklichen Begebenheit, welche ihn in unſer Haus brachte. — Thomas Sture, ſo hieß der Fremde, war, wie er ſagte, der einzige Sohn eines ehemaligen Schiffskapitains, der nach einer langen mühſeligen Lebensfahrt endlich Anker werfen und in Stralſund, ſeiner Geburtsſtadt, ſeine letzten Lebenstage friedlich beſchließen wollte. — Thom liebte den Seedienſt wie ſein Vater, er hatte ihn auch ſchon gründlich erlernt, hatte mehrere große Reiſen gemacht, allein ſein Ehrgeiz ſtrebte höher hinauf, er wollte Größeres leiſten, die Admiralswürde ſchien ihm einſt nicht unerreichbar — er fühlte jedoch, daß er, um ſeinem Ziele näher zu kommen, Gelegenheit bedürfe, ſich ganz beſonders auszuzeichnen, und glaubte dieſe Gelegenheit gefunden zu haben, wenn es ihm gelingen ſollte, eine Anſtellung bei der Expedition zu erhalten, welche, wie man wußte zu ſehr bedeutenden Unternehmungen beſtimmt war. — In dieſer Abſicht beſchloß er, nach Stockholm zu reiſen, ſeine Kenntniſſe daſelbſt prüfen zu laſſen, ſich die Gunſt der höheren Behörden zu erwerben, und auf dieſe Art den Weg zu bahnen, den er zu betreten feſt entſchloſſen war. — In Gedanken über ſeine Zukunft verloren und mit tauſenderlei Entwürfen beſchäftigt, beſuchte er eines Tages die romantiſche Inſel Rügen an die ihn ein ihm ſelbſt unerklärbarer Zauber feſſelte. — Er hatte ſie auch dießmal wieder nach verſchiedenen Richtungen durchſtreift und ſtand jetzt am Ufer des ſogenannten ſchwarzen Sees, die tiefe Todtenſtille mit leiſem Schauer bewundernd, durch welche die Natur gerade dieſen Ort einſt zur Bewahrung der geheimen Myſterien des heidniſchen Götzendienſtes geweiht zu haben ſchien. —

Eben im Begriff, ſich zu entfernen, vernahm er plötzlich einen lauten durchdringenden Schrei, welcher aus dem dunkelſten Schatten jener rieſenhaften Bäume drang, die den See in dichten Reihen, gleichſam als ſeine Wächter umſtanden. Ueberraſcht wandte ſich Sture nach der Seite, von woher der Ton erklungen war, in dieſem Augenblick vernahm er einen zweiten Schrei, ein weißes Gewand ſchimmerte zwiſchen den herabhängenden Zweigen, raſchen Laufes eilte eine weibliche Geſtalt dem Ufer zu und ſchien ihr Grab in den dunkeln Fluthen zu ſuchen — allein eben ſo ſchnell hatte ein ihr nachfolgender Mann ſie erreicht, riß die ſich Sträubende mit überlegener Kraft zurück und achtete der finſteren Verzweiflung nicht, womit die Unglückliche den Tod von ihm begehrte.

Sture fühlte ſich von dem innigſten Mitleid durchdrungen, es war ihm unmöglich, hier nur ein gleichgiltiger Zuſchauer zu bleiben, er näherte ſich daher den beiden ihm auf einmal ſo merkwürdig gewordenen Perſonen unbemerkt, kaum aber verrieth das Raſcheln des Laubes jetzt ſeine Gegenwart, kaum hatte die arme Leidende ihn erblickt, als ſie in der heftigſten Bewegung zu ſeinen Füßen ſtürzte, und ihn bei Allem, was ihm heilig ſei, beſchwor, ſie aus den Händen des Böſewichtes, in deſſen Gewalt ſie ſich befinde, zu retten.

So ſeltſam die Lage war, in welche Sture ſich in dieſem Augenblick verſetzt ſah, ſo wenig er die Verhältniſſe der beiden ihm völlig fremden Perſonen kannte, eben ſo feſt war er demungeachtet entſchloſſen, der Bittenden den verlangten Beiſtand zu gewähren, ſollte auch für ihn ſelbſt manches Ungemach daraus entſtehen. — In dieſer Abſicht verhieß er der Unbekannten, für ſie zu thun, was er vermöge, und wandte ſich auch ſogleich an den ihn zürnend betrachtenden Mann, indem er ihn um eine nähere Erklärung des gegenwärtigen Vorfalles erſuchte. — Der Fremde verbat ſich hierauf in den heftigſten Ausdrücken jede Einmiſchung in ſeine Angelegenheiten, nannte die Jungfrau ſeine rechtmäßige Braut, die, in thörichtem Wahn befangen, ſich plötzlich von ihm abwende, gebot ihr dieſen Ort ſogleich zu verlaſſen, oder das Schrecklichſte von ſeiner Macht zu fürchten, und würde ſie gewaltſam mit ſich hinweggeriſſen haben, wenn Sture die Unglückliche nicht kräftig umfaßt und laut erklärt hatte: daß er weit eher ſein Leben laſſen, als das ehrenvolle Vertrauen der holden Jungfrau täuſchen werde.

Sture berührte von nun an in ſeiner Erzählung den weiteren Verlauf dieſer Begebenheiten nur kurz. — Es war ihm gelungen, das Mädchen den Händen ihres Verfolgers zu entreißen, der, geſtützt auf die Gewalt eines treuloſen Vormundes, ſie zwingen wollte, ſeine Gattin zu werden. — Er brachte die Jungfrau unter gerichtlichen Schutz, nachdem er den gänzlichen Unwerth des Menſchen, den man ihr aufzubringen bemüht war, erwieſen hatte; wenn aber ihre Dankbarkeit, ihre heiße innige Verehrung ihm den ſchönſten Lohn für ſeinen edeln Beiſtand gewährte, ſo ſollte er von der anderen Seite auch bald genug erkennen, daß er ſich in ſeinem Gegner einen der furchtbarſten unverſöhnlichſten Feinde zugezogen hatte.

Mehr als einmal mußte er ſein Leben gegen unvorhergeſehene Angriffe vertheidigen, namentlich durfte er es nicht mehr wagen, die Inſel zu beſuchen, woſelbſt es ſeinem Feinde leichter ward, die ihm gedrohte Rache auszuüben; dieſer ihn peinigende Zwang, die unausgeſetzte Wachſamkeit, welche er ſeiner Selbſterhaltung ſchuldig war, verbunden mit der Entdeckung, daß ſeine Gerettete mehr als Dankbarkeit, daß ſie die innigſte Liebe für ihn empfinde — ein Gefühl, das er leider nicht zu erwiedern vermochte — brachte ihn endlich zu dem Entſchluß, ſeine Abreiſe nach Stockholm zu beſchleunigen, weil er nur auf dieſe Weiſe den beiden einander ſo gänzlich entgegengeſetzten Leidenſchaften der Liebe und des Haſſes entfliehen zu können glaubte.

Ohne den geringſten Unfall war Sture bereits bis in die Gegend meines von dichten Wäldern umgebenen Gutes gekommen; um das Ziel ſeiner Wünſche ſo ſchnell als möglich zu erreichen, gönnte er ſich kaum die nöthige Ruhe, mußte jedoch gerade auf der letzten Station vor demſelben zu ſeinem größten Verdruß erfahren, daß die Poſt bereits abgegangen und er entweder die Nacht hier zu bleiben, oder allein weiter zu reiſen genöthigt ſei. — Er wählte das Letztere, ließ ſich den Weg genau beſchreiben, nahm ein Pferd und ritt gänzlich unbeſorgt dem Walde zu, durch welchen die ihm bezeichnete Straße führte.

Schon nahmen ſeine dunkeln Schatten den Reiſenden auf, ſchon glaubte er das Ende desſelben beinahe erreicht zu haben, als er ſein Pferd plötzlich mit ſtarker Hand am Zügel ergriffen, ſich ſelbſt aber mit ſo unbegreiflicher Schnelligkeit herabgeriſſen fühlte, daß er kaum noch Beſinnung genug behielt, dem Dolchſtoß auszuweichen, der nach ſeiner Bruſt gerichtet war.

Der Gedanke, von Räubern überfallen worden zu ſein, wich nur allzubald der ſchrecklichen Entdeckung, daß er ſich hier in der Gewalt ſeines Todfeindes befinde; er erfuhr in wenigen abgebrochenen Worten, daß dieſer, von Rache getrieben, ihn ſchon während der ganzen Reiſe verfolgt und nunmehr den Zufall benützt habe, welcher ihn faſt wehrlos in ſeine Hände lieferte. — Mit der Kraft der Verzweiflung vertheidigte ſich der unglückliche Sture daher gegen den Wüthenden, würde aber demungeachtet verloren geweſen ſeyn, wenn meine unvermuthete Dazwiſchenkunft ſeinen Feind nicht verſcheucht und ihm das Leben gerettet hätte.

Unſere Theilnahme für Sture wurde durch dieſe Erzählung noch vermehrt; wir ſahen in ihm den Märtyrer einer edeln That, fühlten alle ſeine Leiden mit ihm und dankten dem gütigen Himmel, der mich zu ſeiner Hilfe herbei führte. — Aber auch er ſchien ſich täglich inniger an uns anzuſchließen, auch ihm ſchien der Gedanke an eine Trennung unerträglich, es blieb mir nicht verborgen, daß ſeine Augen Ulriken ſuchten, daß er ſie mit Blicken der zärtlichſten Liebe betrachtete; eben ſo wenig entging mir ihre beginnende Neigung für ihn, der ich um ſo weniger feindlich entgegen zu treten gedachte, je herzlicher ich in dem Freunde einſt den Bruder zu umarmen wünſchte, und je feſter ich dieß ſchöne Band zu knüpfen Willens war.

Eben deßhalb blieb mir das hartnäckige Stillſchweigen unbegreiflich, welches Sture mir gegen über in Betreff ſeiner Empfindungen beobachtete. — Zeigte ihm doch mein ganzes Benehmen, daß er, im Falle einer ernſtlichen Bewerbung um Ulrikens Hand, von mir keine Hinderniſſe zu befürchten habe? War ich doch jeden Augenblick bereit, mein Glück, mein Leben mit ihm zu theilen; konnte er daher wohl zweifeln, daß auch mein Vermögen das ſeinige ſei? konnte er die kleinen Anſpielungen, die freundlichen Scherze, die ich mir zuweilen erlaubte, abſichtlich überhören, da ſie ihn doch mehr als hinlänglich überzeugen mußten, daß ich von ſeinen Gefühlen für meine mir über Alles theure Schweſter gar wohl unterrichtet ſei?

Aber auch Ulrikens Gemüthszuſtand erſchien mir ſonderbar, auch ſie, deren Seele ſonſt offen vor mir da lag, die keinen Gedanken, keine Empfindung vor mir verbarg, wich nun mit einer Art von Aengſtlichkeit jeder vertraulichen Annäherung von meiner Seite aus. — Es war unverkennbar, daß ein heimlicher Gram ihr Herz belaſte, den ſie ſich zu entdecken ſcheue, und den ich für eine Folge ihrer innigen Liebe zu Sture hielt, deſſen unbegreifliches Schweigen ſie allerdings verletzen mußte, indem Tage und Wochen dahin ſchwanden, ohne daß ſein Mund auch nur mit einer Sylbe beſtätiget hätte, was ſein Auge doch ſelbſt dem Unbefangenſten mehr als zu deutlich verrieth.

Sture's gänzliche Wiederherſtellung war während dieſer Zeit erfolgt, er fing jetzt an, von ſeiner nahen Abreiſe zu ſprechen, und zwar mit einer Beſtimmtheit, die mich um ſo mehr in Erſtaunen ſetzte, je heftiger der faſt an Wildheit gränzende Schmerz in ſeiner Seele zu wühlen ſchien, den er mir vergebens zu verbergen ſtrebte. — Ulrikens ſeltſames räthſelhaftes Betragen, das ſichtliche Leiden Beider, verbunden mit Sture's auch noch jetzt fortdauernder Verſchloſſenheit, brachte mich endlich zu dem Entſchluſſe, jede Rückſicht der Convenienz bei Seite ſetzend, das Siegel dieſes Geheimniſſes ſelbſt zu löſen, indem ich dem Freunde entgegen kommen, ihm unumwunden erklären wollte, daß mir der eigentliche Zuſtand ſeines Herzens längſt kein Geheimniß mehr und ich folglich ein offenes Geſtandniß von ihm zu fordern berechtigt ſei.

Der Tag, welchen ich zu dieſer Unterredung beſtimmt hatte, erſchien; mich deſto ungeſtörter darauf vorzubereiten, zugleich aber auch den Liebenden Zeit zu etwaigen Erklärungen zu laſſen, war ich allein auf die Jagd gegangen, und kehrte erſt bei ſchon eingebrochener Dunkelheit in meine Wohnung zurück. — Verwundert über die tiefe Stille, welche daſelbſt herrſchte, eilte ich ſogleich nach Ulrikens Zimmer, das ich jedoch feſt verſchloſſen fand; mein Staunen wuchs, was war hier vorgegangen? wo konnte ſie um dieſe Zeit verweilen? ſollte ſie das Schloß verlaſſen haben, ohne mir Nachricht davon zu geben? — Die herbei gerufene Dienerſchaft konnte mir auf alle meine dringenden Fragen keine Auskunft gewähren, an den entlegenſten Orten des Hauſes beſchäftigt, hatte Niemand meine Schweſter geſehen, Niemand auch nur das Geringſte von ihr gehört — wohl aber erzählte mir einer meiner Knechte, daß der Fremde, als es ſchon dunkel Geweſen, in den Stall gekommen, ſich daſelbſt mit eigenen Händen ein Pferd geſattelt habe, und hierauf eilig davon geritten ſei. Dieſe Nachricht verſetzte mich in die höchſte Angſt, Unheil ahnend ließ ich Ulrikens Zimmer jetzt mit Gewalt erbrechen, wir traten hinein, Alles war ſtill und öde, kein Laut antwortete meinem Rufe — ſchon wollte ich nach ihrem Schlafgemache eilen, wollte mich überzeugen, ob vielleicht eine plötzliche Krankheit ſie überfallen habe, oder ob ich die Vermißte auch dort vergeblich ſuchte? Da glitt mein Fuß über einen Gegenſtand am Boden, in dem ich bei näherer Betrachtung ihren ganz mit Blut bedeckten Fingerhut erkannte.

Der Erzähler wurde hier von einem lauten Geräuſch im Waſſer, ſo wie von dem Geſchrei der Matroſen unterbrochen, die einen ihrer Kameraden retten wollten, der ſich betrunken hatte und ſo eben in die feuchte Tiefe geſtürzt war. — Dieſe unerwartete Störung verurſachte eine ſo allgemeine Beſtürzung, die Gäſte waren ſo zerſtreut, ſo ängſtlich dadurch geworden, man beſchäftigte ſich theilweiſe ſo ſehr mit dem Verunglückten, daß der Wirth es für gerathen hielt, die Tafel aufzuheben und nach der Stadt zurück zu kehren, was auch auf van der Dohlens Antrieb ſogleich geſchah.

So ſehr Herr Ignaz van Ipſen ſeinem künftigen Schwiegerſohne gewogen war, ſo vergebens bemühte ſich dieſer demungeachtet, den jungen Schweden aus dem Hauſe desſelben zu verdrängen; in dieſem Punkte blieb der alte Handelsherr unerbittlich, er ehrte das Gaſtrecht zu hoch, ſchätzte den ihm ſo dringend Empfohlenen zu wahrhaft, als daß er der eiferſüchtigen Laune van der Dohlens nachgegeben und ihn entfernt hätte. — Die Beſorgniſſe des zärtlichen Bräutigams, daß Eliſabeth an der ſtillen Verehrung Bornholms Gefallen finden könnte, widerlegte Herr Ignaz mit der Erklärung: ſeine Tochter kenne ihre Pflicht und werde daher keiner unerlaubten Neigung Raum geben in ihrem Herzen. — Van der Dohlen mußte ſich daher in das Unvermeidliche fügen, wenn er ſeinen Schwiegervater nicht erzürnen wollte; er beſchloß jedoch, ſowohl ſeine Braut als den jungen Schweden auf das Schärfſte zu beobachten, namentlich aber, wo möglich zu erforſchen, welch geheimer Zweck Letzteren nach dieſer Stadt geführt und zu einem längeren Aufenthalt daſelbſt bewogen habe.

Inzwiſchen hatte ſich, man wußte nicht wie, das Gerücht verbreitet, ein großer Verbrecher weile gegenwärtig in Amſterdam verborgen, der hier unter irgend einer Verkleidung Schutz gegen ſeine Verfolger ſuche. — Wirklich ſchien dieß Gerücht in ſo ferne Beſtätigung zu erhalten, als man namentlich auf den ankommenden und abgehenden Schiffen die ſtrengſten Unterſuchungen ſowohl mit den fremden Paſſagieren, als auch mit den Matroſen derſelben vornahm.

Eines Morgens wurde Herrn Ignaz van Ipſen der Kapitän des Delphin gemeldet, welcher ihn in einer dringenden Angelegenheit allein zu ſprechen begehre. — Van Ipſen hieß ihn eintreten und erfuhr hierauf von dem wackeren Seemanne, daß er gekommen ſei, um die beſondere Verwendung des Handelsherrn für einen jungen Matroſen zu erbitten, den er als den Beſten von allen ſeinen Leuten ſchilderte, obgleich ein Geheimniß auf ſeiner Perſon zu ruhen ſcheine, das ihn ſeine Herkunft zu verbergen zwinge; ein Umſtand, der gerade in dieſem Augenblicke von ſehr nachtheiligen Folgen für ihn zu werden drohe, wenn nicht ein gültiger Zeuge für ihn auftreten und ſeine Rechtlichkeit verbürgen wollte.

Der Handelsherr, dem die Bitte des Kapitäns allerdings ſonderbar vorkommen mußte, verlangte nunmehr zu wiſſen, auf welche Art der junge Menſch von ihm in Dienſte genommen worden ſei? Der Kapitän fugte ſich dieſem Begehren und erzählte: — „Es war am Abend vor dem zu unſerer Abreiſe nach Amerika beſtimmten Tag: der Delphin lag bereit, ſeine Anker zu lichten, alle meine Geſchäfte waren beſorgt, die Matroſen befanden ſich an ihren Poſten, außer einem einzigen, dem ich bis gegen Mitternacht am Lande zu bleiben erlaubt hatte. — Schon war die anberaumte Zeit beinahe vorüber, ſchon zürnte ich auf den Ausbleibenden, der meine Gute ſo ſchändlich mißbrauchte, da legte ſich plötzlich ein kleiner Nachen an Bord, die Strickleiter ward haſtig erſtiegen und faſt im nämlichen Augenblicke lag ein junger mir völlig fremder Menſch zu meinen Füßen, der mich mit beinah ängſtlicher Heftigkeit um einige Minuten ruhigen Gehöres anflehte.

Ich konnte und wollte ihm dasſelbe nicht verweigern, da er mir durchaus kein gewöhnlicher Abenteurer zu ſein ſchien. — Thom, ſo nannte ſich der Fremde, erzählte mir hierauf, daß der Matroſe, den ich erwartete, in einem Wirthshauſe Streit bekommen habe, daß er ſchwer verwundet worden und deßhalb außer

Stande ſei, nach dem Schiffe zurück zu kehren. — Der Zufall hatte auch Thom gerade an dieſem Abende in jenes Wirthshaus geführt und zum Zeugen des ganzen Vorganges gemacht, wodurch ihm auch die Klagen des armen Verwundeten nicht unbekannt blieben, der mit ſchmerzlicher Reue ſeiner Verpflichtungen gedachte, meinen Namen nannte, und dadurch den Entſchluß in ihm erweckte, an ſeiner Statt den Dienſt zu übernehmen, wenn ich großmüthig genug ſein wollte, dem unbekannten von aller Welt verlaſſenen Fremdling dieſen Zufluchtsort zu gewähren.

Der junge Mann gefiel mir, ſeine ganze Art und Weiſe hatte etwas ſo Seltſames, ſo Außergewöhnliches, daß ich mich unwillkürlich davon angezogen fühlte; auch wünſchte ich in der That, die Stelle des Verwundeten zu erſetzen, ich zeigte mich deßhalb nicht abgeneigt, ſeine Bitte zu erfüllen, und verlangte die Durchſicht ſeiner Papiere, um mich näher von der Perſon und den Verhältniſſen ihres Beſitzers zu unterrichten.

Dieß Begehren ſchien ihn im erſten Augenblick zu erſchrecken; allein ſchnell gefaßt erwiederte er: „Was bekümmern den freien ſtolzen Sohn des Meeres die engen Bande, unter welchen die Bewohner des feſten Landes ſeufzen? — Ich bin ein heimatloſer Unglücklicher, den die mütterliche Erde ausſtieß, um ihn zu verderben; laßt euch dieß genügen, und gewährt mir auf den Wellen eine neue beſſere Heimat, oder auch ein tiefes, jedem menſchlichen Auge unergründliches Grab.

Sowohl der Ton, womit der Fremde dieſe Worte ſprach, wie die ſonderbare Miſchung von Trotz und Schwermuth, welche dabei in ſeinen Zügen lag, nahm mich immer mehr für ihn ein, ich ſah in ihm einen von denjenigen Menſchen, die das Schickſal hart prüft und nimmer zu verfolgen aufhört; darum zögerte ich nicht länger, ihn anzunehmen, und hatte auch während unſerer ganzen Reiſe keinen Augenblick Urſache, meinen Entſchluß zu bereuen.

Thoms frühere Lebensgeſchichte blieb mir zwar unbekannt, allein ſein Betragen, die höhere Bildung ſeines Geiſtes, verrieth mir, daß er mehr ſei, als er gegenwärtig ſcheinen wollte. — Pünktlich in ſeinem Dienſte, faſt bis zur Verwegenheit kühn, aber immer ernſt und düſter, wurde er ſelbſt von ſeinen Kameraden mit einer Art ſcheuer Ehrerbietung behandelt, und obgleich ich mich ihm auf das Freundlichſte zu nähern ſuchte, gelang es mir doch nicht, ſein Vertrauen zu gewinnen; denn er überſchritt die Schranken niemals, die das Schickſal zwiſchen uns gezogen hatte, und welche unſere gegenſeitige Stellung bezeichneten. — Daß er in Amerika zu bleiben gedenke, weil er den Welttheil haſſe, in dem er geboren worden ſei, verhehlte er mir zwar nicht, allein die Urſache dieſes Haſſes blieb mir ein eben ſo großes Räthſel, als die ſeltſame, faſt unglaubliche Begebenheit, welche ihn ſpäter dennoch zur Rückkehr beſtimmte.

Kurze Zeit nach unſerer Ankunft beſuchte ich nämlich in Thoms Begleitung einen reichen Pflanzer, mit dem ich in für uns vortheilhafte Handelsverbindungen zu treten Willens war. — Wir wurden gaſtfreundlich aufgenommen, unſer Wirth that Alles, um uns den Aufenthalt bei ſich ſo angenehm als möglich zu machen, mehrere Tage vergingen unter abwechſelnden Genüſſen, während denen ſelbſt Thom eine ungewöhnliche Heiterkeit verrieth. — Eines Morgens ſaßen wir mit ihm in einer herrlich blühenden Laube ſeines Gartens beim Frühſtück; er erzählte uns manches Merkwürdige von ſeinem Leben in der neuen Welt, die er als ein armer Knabe von kaum fünfzehn Jahren betreten hatte, von den Gefahren, denen der Pflanzer mitunter ausgeſetzt ſei, von den Erzeugniſſen des Landes, und wußte unſere Aufmerkſamkeit dadurch faſt ausſchließlich zu feſſeln — da hörten wir plötzlich ein lautes durchdringendes Geſchrei, ſprangen erſchrocken auf und ſahen eine junge, wie es ſchien, ſchwer an der Hand verwundete Negerin, mit faſt verzweifelnder Haſt, nach dem Hauſe zueilen; ohne auf unſern Wirth zu hören, folgten wir ihr nach, aber kaum waren wir einige Schritte entfernt, als ich Thom auf einmal wie angefeſſelt ſtehen bleiben, erbleichen und heftig zittern ſah.

Verwundert über dieſen ſeltſamen Zufall, trat ich ihm näher, um den Gegenſtand zu unterſuchen, den er mit wild rollenden Augen anſtarrte; allein Alles, was ich fand, war ein kleiner am Boden liegender Fingerhut, welcher wahrſcheinlich der Negerin gehörte, und den ſie hier verloren haben mochte. — Unfähig, auf meine Fragen auch nur eine Sylbe zu erwiedern, zeigte er mit faſt krampfhafter Bewegung auf die unbedeutende Urſache ſeines Entſetzens, und rief endlich: „Weh mir, auch bis hieher verfolgſt du mich, du ſchreckliches Geſpenſt? — ſo kann ich dir auch in einem anderen Welttheile nicht entrinnen? ſo riefſt du mich wohl gar zurück in die verlaſſene Heimath? hinweg! hinweg von mir! laß mich los, oder tödte mich ſogleich!“ — nach dieſen ſeltſamen Worten floh er, wie von Furien getrieben, in das tiefſte Dunkel des nah gelegenen Waldes, ich ſah ihn jenen ganzen Tag nicht wieder; einige Zeit darauf erklärte er mir aber, daß ſein Verhängniß ihn zwinge, nach Europa zurück zu kehren, daß er mich jedoch beſchwöre, ihn auch ferner in meinen Dienſten zu behalten, ihm nicht zu mißtrauen und feſt überzeugt zu ſein, daß ich meinen Schutz mindeſtens an keinen Undankbaren verſchwenden werde.

Dieß — ſo ſchloß der Kapitän ſeine Erzählung — iſt freilich Alles, was ich Euch von Thom zu ſagen weiß, allein Ihr kennt mich und werdet mir daher glauben, daß ich nicht ſein Fürſprecher bei Euch geworden wäre, wenn ich ihn nicht für einen vom Schickſale verfolgten Unglücklichen halten müßte, der es gar wohl verdient, daß man ſich ſeiner annimmt und die Ungerechtigkeit deſſelben möglichſt gut zu machen ſucht.

Herr Ignaz van Ipſen hatte aufmerkſam zugehört, endlich ſprach er kopfſchüttelnd: „Und was wollt Ihr nun eigentlich, daß ich für den jungen Menſchen thun ſoll?“ — „Ihn in Euren Schutz nehmen, wenn man etwa der ihm mangelnden Papiere wegen Verdacht gegen ihn ſchöpfen ſollte!“ entgegnete der Kapitän, — „Euch bei der jetzt obwaltenden Strenge allenfalls für ihn verbürgen, und“ — „Ihr vergeßt“, fiel ihm der Handelsherr unmuthig ein, „daß meine Ehre, mein Anſehen in dieſer Stadt, daß die Achtung gegen mich ſelbſt mir nicht erlaubt, mich für einen Menſchen zu verbürgen, den ich nicht kenne! Was Ihr auf Treu und Glauben hinnehmt, darf mich nicht blenden; was Eurem Herzen genügt, muß mein Verſtand erſt prüfen; kann daher Euer Schützling ſich einer näheren Unterſuchung ſeiner Perſon und früheren Verhältniſſe entziehen, ſo mag es geſchehen, um Euretwillen, ich ſelbſt aber werde ihn niemals vertreten.“ — Der Kapitän machte noch mehrere Verſuche, Herrn Ignaz für Thom zu gewinnen, allein dieſer blieb unerbittlich, und ſo mußte er ſich endlich, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, entfernen; ein Umſtand, der ihm um ſo weher that, je beſorgter er für Thoms Schickſal war, und je mehr er von dem Schutz des vielvermögenden Handelsherrn gehofft hatte.

Bornholm, der junge Schwede, deſſen eigentliches Geſchäft in Amſterdam noch immer ein Räthſel blieb, ſetzte inzwiſchen ſeine Beſuche in Herrn van Ipſens Hauſe nach wie vor mit dem größten Eifer fort. — Eliſabeth empfing ihn mit jener ſchüchternen Freude, mit jener zarten Innigkeit, welche nur allzu deutlich eine mehr als gewöhnliche Theilnahme verrieth, ſie lauſchte auf jedes ſeiner Worte, beobachtete jeden Zug ſeines Angeſichtes, und ließ ihres Bräutigams giftige

Bemerkungen ungehört verhallen, ſo wenig dieſer ſich auch ſcheute, ſeinem Unmuthe Luft zu machen. — Bornholm hingegen ſchien nur in Eliſabeths Nähe den tiefen Schmerz ertragen zu können, der an ſeiner Seele nagte; nur in ihrer Gegenwart entfaltete ſich der ganze Reichthum ſeines Geiſtes, die eigenthümliche Liebenswürdigkeit ſeines Charakters — obwohl ihr ihm längſt bekanntes Verhältniß zu van der Dohlen beſcheiden ehrend, war er dann beredt, oft ſogar heiter, entwickelte eine ſolche Fülle von Kenntniſſen, einen ſo hohen Grad der Bildung, eine ſo unerſchöpfliche Gabe ſich mitzutheilen, daß ſelbſt Herr Ignaz den jungen Schweden täglich lieber gewann und dadurch die Eiferſucht ſeines künftigen Schwiegerſohnes faſt bis zur Wuth erhöhte.

Der alte Handelsherr hatte van der Dohlen kein Geheimniß aus den Mittheilungen des Kapitäns gemacht und dadurch ſeine ganze Neugierde erregt; von nun an ließ er ſich unter dem Vorwande von Geſchäften öfter als bisher an Bord des Delphin bringen, woſelbſt es ihm leicht war, den ihm ſo merkwürdig gewordenen Matroſen zu beobachten. — Er fand ihn ganz ſo wie der Kapitän ihn beſchrieben hatte, nur wo möglich noch verſchloſſener, düſterer, menſchenſcheuer — lange wich er ihm aus, lange bemühte er ſich vergebens, ihn in ein Geſpräch zu verflechten, da nannte er den Kapitän unter Anderem einſt auch den Namen Bornholm, erwähnte der geheimnißvollen Urſache, die ihn, wie man ſagte, nach Amſterdam geführt haben ſollte, und ſchloß mit einer bitteren Bemerkung über die freundſchaftliche Aufnahme, welche dem Fremden in dem Hauſe ſeines künftigen Schwiegervaters zu Theil geworden ſei.

Dieſe in Thoms Nähe geſprochenen Worte erſchütterten denſelben ſo gewaltſam, daß ſelbſt der Kapitän die auffallende Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war, bemerkte. — Von nun an ſuchte Thom ſich van der Dohlen eben ſo gefliſſentlich zu nähern, als er ihm früher auszuweichen ſchien; daß Thom den jungen Schweden kennen müſſe, ward dieſem bald klar, daß hier ein Zuſammenhang von Umſtänden obwalte, die ſich auf die eine oder die andere Art benützen ließen, ſah er ebenfalls ein; es kam ihm daher jetzt Alles darauf an, das Vertrauen des räthſelhaften Matroſen zu gewinnen, den er vielleicht einſt als ein Werkzeug ſeiner Rache an dem verhaßten Bornholm gebrauchen konnte.

Die abermalige Ladung des Delphin war inzwiſchen beinahe vollendet, man ſah daher ſeiner baldigen Abfahrt entgegen. — Thom ging während dieſer Zeit in finſteres Hinbrüten verſunken einher, er war noch verſchloſſener, noch wortkarger als ſonſt; eines Abends bat er, der das Schiff ſeit Wochen nicht verlaſſen hatte, den Kapitän um die Erlaubniß, auf einige Stunden an das Land gehen zu dürfen: eine Bitte, welche Letzteren in um ſo größere Verwunderung ſetzte, je abſichtlicher Thom es bisher vermieden hatte, ſich, wenn auch nur auf kurze Zeit, von dem Delphin zu entfernen. —

Die Forderung war zu billig, als daß der Kapitan ſie nicht hätte bewilligen müſſen, auch gelobte Jhm die pünctlichſte Rückkehr, dennoch fühlte Erſterer ſich von einer ihm ſelbſt unerklärbaren düſtern Ahnung ergriffen, als ſein Schützling von ihm Abſchied nahm, und das Boot, welches ihn an's Ufer trug, in der immer tiefer dunkelnden Nacht verſchwand.

Die Glocke der hohen Thurmuhr hatte bereits die zwölfte Stunde verkündet, es war ſo finſter, daß man kaum die nächſten Gegenſtande unterſcheiden konnte, kein Stern flimmerte an dem mit ſchweren Wolken bedeckten Himmel, heftige Windſtöße und einzeln fallende große Regentropfen bezeichneten den nahen Ausbruch eines Gewitters, und noch immer ſtand Guſtav Olaſſohn, Bornholms Gefährte, den eine leichte Unpäßlichkeit an dieſem Abend verhindert hatte, den Freund wie gewöhnlich in van Jpſens Wohnung zu begleiten, am offenen Fenſter ſeines Schlafgemaches, den Ausbleibenden mit ſtets ſich mehrender Aengſtlichkeit erwartend.

Aber Stunde an Stunde verſtrich, Olaſſohn harrte vergebens, nur der Gedanke, daß Bornholm wegen des gerade nach Mitternacht ausgebrochenen furchtbaren Gewitters in Herrn van Jpſens Wohnung geblieben ſei, gewährte ihm einigen Troſt; als es jedoch endlich Tag geworden, als die Zeit gekommen war, in welcher er unfehlbar zurückkehren mußte, und der Vermißte noch immer nicht erſchien, da überfiel ihn die quälendſte Beſorgniß, er war überzeugt, daß ihm irgend ein Unglück begegnet ſei, achtete ſeines eigenen Uebelbefindens nicht, und eilte vor allen Dingen, in dem Hauſe des Handelsherrn Nachforſchungen über Bornholms Schickſal anzuſtellen.

Man hörte ſeinen Bericht daſelbſt mit der größten Beſtürzung; allerdings hatte Herr Ignaz den jungen Mann durchaus nicht fortlaſſen, hatte ihn des herannahenden Gewitters wegen in ſeiner Wohnung behalten wollen, allein Bornholm beſtand darauf, den kranken Freund nicht vergebens auf ſich warten zu laſſen, behauptete, noch vor dem Ausbruch des Unwetters in ſeinem Hauſe zu ſein, und ſchied wirklich, ohne den wohlgemeinten Vorſtellungen des alten Handelsherrn ein längeres Gehör zu ſchenken.

Der Schrecken über ſein Verſchwinden war um ſo größer, je gegründeter die Vermuthung blieb, daß der Unglückliche beim Dunkel der Nacht in einen der vielen die Stadt durchſchneidenden Kanäle geſtürzt und ertrunken ſein könnte. — Es wurden daher ſogleich die ſorgfältigſten Nachforſchungen angeſtellt, van Ipſen eilte ſelbſt, das plötzliche Verſchwinden des jungen Schweden anzuzeigen — man durchſuchte alle Kanäle, fragte bei allen Schiffern, forſchte in allen Gaſthäuſern der Stadt, in deren eines er ſich möglicher Weiſe vor dem Gewitter geflüchtet haben konnte — allein Alles blieb umſonſt — Niemand wollte Bornholm geſehen haben, Niemand wiſſen, wo er hingekommen ſei, und ſo ſahen ſich denn ſeine Freunde der ſchrecklichſten Ungewißheit, den grauſamſten Zweifeln preisgegeben.

da weder von ſeinem Leben noch von ſeinem Tode die mindeſte Spur aufzufinden war.

Je mehr nach und nach der ſchwache Glaube an Bornholms Wiederkehr verſchwand, je weniger vermochte Eliſabeth, ihren bisher nur mühſam bekämpften Schmerz den Augen der ſie zunächſt Umgebenden zu verbergen. — Sie achtete weder van der Dehlens ſpottende Tröſtesworte, noch das höhniſch triumphirende Lächeln, welches ſeine Lippen umſpielte; glaubte ſie doch den Todten mindeſtens mit heißen Thränen beweinen zu dürfen, ohne die ihr auferlegte ſchwere Pflicht dadurch zu verletzen, fühlte ſie doch jetzt erſt ganz, wie theuer er ihr geweſen, wie glücklich ſie durch ihn hätte werden können, und wie wenig ſie daher fähig ſei, ſein Andenken aus ihrem Herzen zu reißen. — Selbſt ihr Vater trauerte innig um den edlen Jüngling, von dem man nicht einmal wußte, auf welche Weiſe er ſeines Lebens beraubt worden war; Olafſohn's Schmerz aber hatte weder Worte noch Thränen! — mit jeder neu geſunkenen Hoffnung, mit jedem abermals dahin geſchiedenen Tage, wurde er tiefſinniger. — Das räthſelhafte Verſchwinden ſeines Freundes, die Unmöglichkeit, mindeſtens über die Art ſeines Todes Auskunft zu erhalten, verbunden mit den Vorwürfen, die er ſich ſelbſt machte, Bornholm gerade an jenem Abend nicht begleitet zu haben und dadurch die Veranlaſſung ſeines Unglücks geworden zu ſein, alles dieß wirkte zerſtörend auf ſein Gemüth und ließ auch für ihn das Aeußerſte befürchten.

Mehr als acht lange ſchreckliche Tage waren vorüber gegangen, in dumpfes Hinbrüten verſunken, ſaß Olaſſohn eines Morgens in ſeinem einſamen Zimmer, da weckte ihn plötzlich ein leiſes Kratzen an der Thüre desſelben aus ſeinen ſchmerzlichen Träumen; wie von einem electriſchen Schlag getroffen, ſprang er empor, öffnete raſch und jauchzte laut auf, als er Bornholms treuen Hund erblickte, der nie von ſeines Herrn Seite wich, ihn ſtets begleitete und ſchon die rührendſten Beweiſe ſeiner unwandelbaren Anhänglichkeit geliefert hatte.

Olaſſohn überhäufte das Thier mit Liebkoſungen, ein neuer Schimmer von Hoffnung ſchien ihm aufgegangen, ihm war, als müſſe er durch den Hund erfahren, wo ſein Herr geblieben ſei? — Dieſer erwiederte zwar Olaſſohns Schmeicheleien, blickte ihn jedoch ſtets mit einem gewiſſen Ausdruck von ängſtlicher Unruhe an, indem er dabei haſtig nach der Thüre, und von dort wieder zu ihm zurück lief. — Sowohl dieſe Bemerkung, als die Entdeckung einer tiefen, kaum geheilten Halswunde, überzeugten Olaſſohn, daß irgend eine Gräuelthat an Bornholm verübt worden ſein müſſe, gaben ihm aber auch den feſten Glauben, daß dieſe That durch die Treue des Hundes an das Tageslicht treten werde. — Das immer ängſtlichere Winſeln desſelben beſtimmte ihn endlich, ihm auf gut Glück zu folgen; wirklich ſchritt er auch, ohne einem Menſchen ſeinen Vorſatz mitzutheilen, dem ſchnell voranlaufenden Hunde nach, der ihn durch mehrere ziemlich abgelegene Straßen bis an den Hafen führte, woſelbſt er ruhig ſtehen blieb und Olafſohn mit lautem Gebell anſtarrte. — Unſchlüßig, was er nun beginnen ſollte, ſah dieſer ein, daß ihm keine andere Wahl übrig ſei, als entweder, ohne ſeinem Ziele näher gekommen zu ſein, zurück zu kehren, oder — ſo ſeltſam ihm der Gedanke auch ſchien — ein Boot zu nehmen und auf's Geradewohl den Hafen zu befahren. — Kaum machte Olafſohn Anſtalt, ſeinen Einfall auszuführen, als der Hund auf's Neue mit lautem freudigem Gebell um ihn her ſprang; immer aufmerkſamer werdend, beſchloß er, ihn auf das Genaueſte zu beobachten, und ſchon glitt der Nachen bereits auf den ſpiegelglatten Wellen dahin, ſchon war er an manchem ſtolzen Kauffahrdeiſchiff vorüber, da ſprang der Hund plötzlich in die Fluth, ſchwamm eifrig einem kleinen ſchlechtgebauten Fahrzeuge zu, und verſuchte vergebens, an den Wänden desſelben empor zu klettern.

Olafſohns Ueberraſchung vermochten Worte nicht auszudrücken! Er war nun feſt überzeugt, daß er hier oder nirgends Nachricht von dem verſchwundenen Freunde erhalten müſſe; allein er ſah auch die Nothwendigkeit ein, vorſichtig zu Werke zu gehen, wenn ihm die kaum gefundene Spur nicht auf's Neue verloren ſein ſollte. — In dieſer Abſicht lockte er den Hund zu ſich zurück, erkundigte ſich vorläufig nach dem Eigenthümer des Fahrzeuges, und erfuhr, das Schiff gehöre einem wohlhabenden Torfhändler, welcher regelmäßig mit ſeiner Ladung nach Amſterdam komme, und daſelbſt ſo lange verweile, bis der ganze Vorrath, den er mitgebracht, verkauft ſei.

Olaſſohn wußte genug, ohne Zeitverluſt begab er ſich daher zu dem regierenden Bürgermeiſter, demſelben die gemachte Entdeckung mitzutheilen, und auf ſchleunige Unterſuchung des bezeichneten Schiffes zu dringen. — Der Bürgermeiſter hörte ihn ſtaunend an, wandte jedoch ein, wie unthunlich es wäre, auf den, bloß durch einen Hund veranlaßten Verdacht hin, ein Fahrzeug gerichtlich zu unterſuchen, deſſen Eigenthümer längſt wohl bekannt und von dem unbeſcholtenſten Rufe ſei. — Olaſſohn aber blieb ſo ſtandhaft bei ſeiner Behauptung, nur auf dieſe Weiſe Licht über das unbegreifliche Verſchwinden ſeines Freundes erhalten zu können, forderte den Bürgermeiſter ſo dringend auf, ihm ſeinen Beiſtand nicht zu verſagen, erboth ſich im Fall eines Irrthums zu ſo hinreichender Genugthuung, daß dieſer ſich endlich genöthigt ſah, den ſtürmiſchen Bitten des Fremden nachzugeben und die erforderlichen Anſtalten zu treffen.

So feſt Olaſſohn aber auch von den freundſchaftlichen Geſinnungen Herrn Ignaz van Ipſens für Bornholm überzeugt war, ſo angelegentlich dieſer ſich um den Verlornen bemüht hatte, ſo unverſtellt ſpäter ſein Schmerz um ihn ſich zeigte, ſo wenig konnte Guſtav es dennoch über ſich gewinnen, ihm die plötzliche Wiederkehr des ihnen Allen wohlbekannten treuen Hundes, ſo wie die durch ihn zu hoffende Entdeckung des Schickſals ſeines Herrn zu offenbaren. — Er hatte van der

Dehlens Abneigung gegen ſeinen Freund nur allzuwohl bemerkt, hatte den heimlich in ihm glühenden Haß erkannt, ihm waren, trotz aller angewandten Verſtellung, die triumphirenden Blicke deſſelben nicht entgangen, mit welchem er ſeit Bertholms Verſchwinden auf Eliſabeths bleichem Antlitz verweilte — eine dunkle Ahnung warnte ihn daher, dieſen Menſchen zum Mitwiſſer ſeines Vorhabens zu machen, er wollte deßhalb in den Augen des alten Handelsherrn lieber als ein Undankbarer erſcheinen, als in einem ſo wichtigen Moment die kleinſte Unvorſichtigkeit begehen.

Die Dämmerung war bereits eingebrochen, als das Boot vom Ufer ſtieß, worin der Bürgermeiſter nebſt ſeinen Begleitern, Olaſſohn und dem Hunde ſich befanden. — Man hatte alles Aufſehen vermieden, und darum gerade dieſe Zeit gewählt, damit die unberufene Neugierde keinen Stoff zu fabelhaften Gerüchten erhalte; mit geſpannter Erwartung, in ernſtes Schweigen verſunken, beobachteten Olaſſohn und der Bürgermeiſter das Thier, welches immer lauſchend neben Erſterem ſtand und nur von Zeit zu Zeit in ein leiſes ungeduldiges Winſeln ausbrach. — Schon hatten ſie den größten Theil des Weges zurückgelegt, ſchon fürchtete Olaſſohn, in ſeiner Vermuthung zu weit gegangen zu ſein, ſchon ſah der Bürgermeiſter ihn mit zweifelhaften Blicken an, da ſprang der Hund plötzlich in die Fluth, ſchwamm nach dem bezeichneten Schiff, und verſuchte abermals, wie am Morgen, am Bord deſſelben empor zu klettern.

Der Bürgermeiſter konnte ſich von ſeinem Erſtaunen noch nicht erholen, als das Boot bereits an dem Schiff angelegt hatte. — Die unerwarteten Gäſte wurden mit ſichtbarer Beſtürzung daſelbſt empfangen, während Letzterer ſeinen ſpäten Beſuch mit den neuerdings getroffenen ſcharfen Verordnungen entſchuldigte; der Steuermann, ein finſterer, wild ausſehender Matroſe, ſuchte ſeinen Unwillen darüber nicht ohne Mühe zu verbergen, indeſſen die Kameraden deſſelben bald Olaſſohn, bald den Hund neugierig betrachteten. —

Dieſer lief inzwiſchen ſuchend auf dem Verdeck umher, und blieb endlich unter lautem Bellen an der Thüre ſtehen, welche in den unteren Raum führte. — Der Bürgermeiſter, dem Olaſſohn einen bedeutenden Wink gegeben hatte, begehrte hierauf, hinab zu ſteigen, um die Einrichtung des Schiffes näher zu beſichtigen, wozu der Steuermann ſich auch ſogleich bereit erklärte, jedoch mit der Bedingung, daß der Hund zurück bleiben müſſe, weil er ſonſt zu viel Lärm machen und mehrere ſeltene Vögel, die er als Rückladung mitzunehmen beauftragt worden, beunruhigen könnte.

Ohne auf dieſe Einwendung etwas zu erwiedern, ſchritten Alle nach der bezeichneten Thüre, von welcher der Steuermann den Hund mit Gewalt zurück zu halten bemüht war — allein dieſer fiel ihn wüthend an, und würde ihn vielleicht ſchwer verwundet haben, wenn die eben geöffnete Pforte ſeine Aufmerkſamkeit nicht abgelenkt hätte, deren in die Tiefe führende Treppe er immer ſtärker tobend hinab ſprang, und zuletzt bei einem kleinen, wie es ſchien, mit Torf angefüllten Behältniß verweilte.

Nur das Anſehen des Bürgermeiſters hielt den zornglühenden Steuermann ab, das Thier augenblicklich zu tödten; gerade hier war, wie er laut betheuerte, der Ort, woſelbſt er die ſchon erwähnten Vögel bewahrte. — Das Unwahrſcheinliche dieſer Angabe, die Beſtürzung, welche er vergebens hinter ſeinem Zorn zu verbergen ſtrebte, das raſtloſe Bemühen des Hundes, ſich in jenes Behältniß Bahn zu verſchaffen, und endlich Olafſohns unumwundene Erklärung: hier oder nirgends werde er finden, was er ſo lange vergebens ſuche, beſtimmten den Bürgermeiſter, daſſelbe ſogleich auf das Sorgfältigſte unterſuchen zu laſſen. — Die Einwendungen des Steuermannes, daß ſich hier nichts Verdächtiges befinde, wurden nicht gehört, ſein Berufen auf den unbeſcholtenen Namen ſeines Herrn, ſeine Klagen über Ungerechtigkeit und Gewaltthat nicht beachtet, auf ein Zeichen des Bürgermeiſters drangen ſeine Begleiter in das Behältniß, ſchafften unter fortwährendem Winſeln des Hundes den aufgeſchichten Torf bei Seite, und fanden endlich eine kleine Thür, welche in eine noch tiefer liegende, künſtlich verborgene Kammer zu führen ſchien.

Jetzt kannte das Entzücken des Hundes keine Gränzen mehr, mit faſt wahnſinnigem Toben ſprang er gegen die kleine Pforte, ſie ward geöffnet, und — wer beſchreibt Olafſohns Empfindungen, wer das Staunen des Bürgermeiſters und ſeiner Gefährten, als man die Geſtalt eines Mannes auf ein elendes Strohlager hingeſtreckt fand, in deſſen bleichen, verſtörten Zügen Claſſohn den Freund, den theuern todt geglaubten Freund wieder erkannte. — Der Unglückliche lag in einem Zuſtand von ſo tiefer Betäubung, daß er beinahe kein Zeichen des Lebens von ſich gab, man eilte daher, ihn aus der erſtickenden Luft des engen Raumes hinweg und auf das Verdeck zu bringen; der Hund aber wich von nun an nicht von ſeiner Seite, er leckte ſeine kalten Hände, ſchmiegte ſich zu ſeinen Füßen, und keiner der Anweſenden war ſo fühllos, keiner ſo undenkbar grauſam, den treuen, muthigen Retter von dem glücklich Geretteten hinweg zu reißen.

Unter ärztlichem Beiſtand, von der Hand des Freundes auf das Sorgfältigſte gepflegt, erholte Bornholm ſich nach und nach von ſeinen Leiden; es dauerte jedoch mehrere Tage, bevor er Kraft genug erhielt, den ganzen Hergang dieſer für ihn ſo traurigen Begebenheit mitzutheilen; endlich erzählte er Folgendes: Als Bornholm in jener Gewitternacht Herrn Ignaz van Ipſens Wohnung verlaſſen hatte, eilte er, theils um den kranken Freund der Beſorgniß um ſich zu entreißen, theils dem Ausbruch des Ungewitters zuvor zu kommen, ſeine eigene Wohnung ſo ſchnell als möglich zu erreichen. — Mehrere Straßen waren bereits durchwandert, er glaubte daher ſeinem Ziele ſchon nahe zu ſein, da ſchien es ihm, als tauchten mit einem Male ein Paar rieſige Geſtalten aus dem Kanal zu ſeiner

Seite auf — er beſchleunigte demnach ſeine Schritte noch mehr, um den unheimlichen Begleitern zu entkommen, allein bald mußte er erfahren, daß ſeine Mühe vergeblich ſei, denn ſchon binnen wenigen Minuten fühlte er ſich mit gewaltiger Kraft feſt gehalten, zu Boden geriſſen und trotz aller verzweifelnden Gegenwehr mit verſtopftem Munde fortgeſchleppt, ohne zu wiſſen, wer ſeine grauſamen Räuber waren, ohne einen anderen Zeugen dieſer ſchändlichen That, als ſeinen treuen Hund, der, ſo viel er in der Dunkelheit bemerken konnte, bei ſeiner Vertheidigung eine Wunde in den Hals bekommen, die ihn wahrſcheinlich getödtet hatte.

Zorn und Entſetzen raubten dem Unglücklichen hierauf die Sinne, erſt in dem engen Behältniß, in das man ihn gebracht, auf dem elenden Strohlager kehrten ſie ihm zurück, um ihn das Schreckliche ſeines gegenwärtigen Zuſtandes deſto tiefer fühlen zu laſſen. — Umſonſt bemühte er ſich, den Feind zu errathen, der ſich ſeiner auf dieſe Weiſe zu entledigen geſucht haben konnte? vergebens ſann er nach, wo er ſich eigentlich befinde, und was man ferner mit ihm vorhaben möge? Die tiefe Dunkelheit, welche ihn umgab, machte es ihm überdieß unmöglich, auch nur den kleinſten Gegenſtand zu erkennen; er mußte ſich daher in Geduld faſſen und erwarten, daß irgend ein menſchliches Weſen erſcheinen, ihm die nothwendige Nahrung überbringen und mindeſtens einige Auskunft über ſein Schickſal ertheilen werde.

Stunde an Stunde verging vorüber, es mochte, ſeit er hier von aller Welt verlaſſen ſchmachtete, wohl aufs Neue wieder Abend geworden ſein, Hunger und Durſt vermehrten die Qualen, die er empfand, und ſchon fing er an, zu fürchten, daß man ihn dieſes grauſamen Todes ſterben laſſen wolle? Da öffnete ſich endlich die kleine Pforte ſeines Gefängniſſes, ein finſterer wild ausſehender Mann trat mit einer brennenden Lampe, einem Waſſerkrug und etwas Brod belaſtet herein, reichte ihm die Nahrung und wollte ſich ſo eben wieder ſchweigend entfernen, als Bornholm ihn mit der Kraft der Verzweiflung feſt hielt und bei Allem, was ihm heilig ſei, beſchwor, ihm zu entdecken, in weſſen Händen er ſich hier befinde, und welches Schickſal ihm ſein ihm völlig unbekannter Feind zu bereiten gedenke?

Der Mann ſchien ſich einige Augenblicke zu beſinnen, dann antwortete er kalt: „Es iſt im Grunde einerlei, ob Ihr jetzt oder ſpäter in Erfahrung bringt, welch ein Loos Eurer in Zukunft wartet? — Wiſſet denn, Ihr befindet Euch in dem unteren wohlverwahrten Raum eines Schiffes, das Amſterdam binnen wenig Tagen verlaſſen wird, und müßt daher bis dahin mit dieſem etwas engen Aufenthalt fürlieb nehmen — ſpäter ſollt Ihr dann ſchon wieder einer freieren Luft genießen, wenn Ihr nämlich hübſch gelehrig ſein, und den hochwichtigen, ehrenvollen Matroſen-Dienſt gehörig erlernen wollt."

Starr vor Entſetzen ſah der unglückliche Bornholm den Sprechenden nach dieſen Worten an, der finſtere Mann bemerkte es, und fuhr fort: „Ihr ſtaunet, Herr? Ihr blickt mit Verwunderung auf mich hin? ja, ja, es iſt ſo, wie ich Euch ſagte, fügt Euch darum nur immer fein geduldig in euer Schickſal, dem Ihr nun doch einmal nicht mehr entgehen könnt; glaubt mir, Ihr werdet Eure Beſtimmung bald lieb gewinnen, denn es iſt ein luſtiges Leben auf dem Meere, und ich habe ſchon manchem Mutterſohnchen dazu verholfen, das mir in ſpäteren Jahren recht ſehr dafür gedankt und meine gehabte Bemühung oft ſogar reich belohnt hat! — Dieſe Erklärung verrieth dem armen Bornholm ſein ganzes ſchreckliches Loos; er war in die Hände eines ſogenannten Seelenverkäufers gerathen und durfte daher nimmer auf Erlöſung hoffen. — Umſonſt both er ſeinem Kerkermeiſter große Summen für ſeine Freiheit, vergebens gelobte er ein ewiges Schweigen über dieſen Vorgang, der Unmenſch erwiederte: Er habe einmal ſein Wort gegeben, den jungen Schweden ſeiner Beſtimmung zu überliefern, und das Wort eines Seemannes ſei heilig; er möge ſich daher keine unnöthige Muhe machen, denn fur dießmal handle es ſich nicht um einen Geldgewinnſt, ſondern um ſeine Perſon! — Nach dieſer troſtloſen Erklärung entfernte ſich der Böſewicht und überließ den beklagenswerthen Bornholm der ſchwärzeſten Verzweiflung.

Die dumpfe drückende Luft ſeines engen Kerkers, der zerſtörende Gram ſeiner Seele, die ſich ihm nach und nach aufdringende Ueberzeugung ſeiner gänzlichen Rettungsloſigkeit, denn wie ſollten ſeine Freunde ihn hier ſuchen? wie eine Spur von ihm finden? und endlich die karge Nahrung, welche ihm gereicht ward, hatten ihn ſchon nach wenig Tagen ſeiner Kräfte beraubt. — In finſteres Hinbrüten verſunken ruhte er auf ſeinem Strohlager, genoß nur wenig, ſprach kein Wort mehr, und würde dieſem Zuſtand ohne Zweifel erlegen ſein, wenn er nicht noch zu rechter Zeit durch die Treue ſeines Hundes gerettet, und ſeinen Freunden wieder geſchenkt worden wäre.

Die Art und Weiſe, wie der Hund erhalten worden, erfuhr man ſpäter; — ein armer Schifferknabe hatte nämlich das verwundete Thier nahe am Hafen gefunden, er mußte daher der Spur ſeines Herrn bis dahin gefolgt ſein. — Seine Schönheit rührte den Knaben, er pflegte ihn deßhalb ſo gut er konnte, und hatte ſchon nach einigen Tagen ſeine Freude daran, wenn der Hund aus ſeinem kleinen Nachen in die Fluth ſprang und bei den Schiffen umher ſchwamm. — Plötzlich war er fort, der Knabe wußte nicht wohin, betrauerte jedoch ſeinen Verluſt um ſo tiefer, je lieber er ihm ſeit dieſer ganzen Zeit geworden war.

In Herrn Ignaz van Ipſens Hauſe hatte die Wiedererſcheinung Bornholms die verſchiedenartigſte Wirkung hervorgebracht. — Eliſabeth konnte ihr Entzücken jetzt eben ſo wenig verbergen, wie früher ihren Schmerz; der alte Handelsherr freute ſich innig über die Erhaltung des ihm ſo lieb gewordenen Freundes, van der Dohlen aber bezwang nur mit Mühe ſeinen, faſt an eine gewiſſe ſcheue Aengſtlichkeit gränzenden

Schrecken, und ſuchte jeder näheren Erörterung des Vorganges ſo viel als möglich auszuweichen.

Es konnte nicht fehlen, daß Bornholms Geſchichte großes Aufſehen in der Stadt erregen mußte; Jedermann ſprach von ihm, Jeder bemühte ſich, ihn und ſeinen treuen Hund von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen — man verwünſchte die Seelenverkäufer, und freute ſich, daß die ſogleich in Verhaft genommene Mannſchaft jenes Torfſchiffes dießmal ihrer Strafe nicht entgehen werde.

Indeſſen wurde van der Dohlens Betragen immer räthſelhafter, ſein Gemüthszuſtand gewann einen eigenen Charakter; bald ſchien er fröhlich bis zur Ausgelaſſenheit, bald von einer inneren Angſt gefoltert, die ihn raſtlos hin und her trieb — bald quälte er Eliſabeth mit Aeußerungen einer ihr verhaßten Liebe, bald ſchien er ſie abſichtlich zu meiden — ſelbſt ſeinen künftigen Schwiegervater fiel dieſe gänzliche Veränderung ſeines Weſens endlich auf, er war daher ſchon entſchloſſen, ihn um die Urſache zu befragen, als das Schickſal ihm eine eben ſo unerwartete, als unwillkommene Aufklärung ertheilte.

Eines Morgens verbreitete ſich nämlich das Gerücht, man habe in vergangener Nacht den Verſuch gewagt, die gefangenen Matroſen, namentlich aber den Steuermann zu befreien. — Der Unwille hierüber war um ſo größer, je weniger es nun noch einem Zweifel unterlag, daß hier eine verborgene Hand im Spiele ſei, und Bornholm von einem geheimen Feinde verfolgt werde, der, mit dem Steuermann im Bündniſſe, die Ausſagen desſelben vor allen andern zu fürchten habe. — Ernſtlicher als jemals drang Olafſohn daher jetzt auf die genaueſte Unterſuchung dieſes Geheimniſſes, obwohl ſein Freund ſelbſt — zu glücklich im Wiederbeſitze ſeiner Freiheit, zu ſelig im Anſchauen Eliſabeths, deren Entzücken über ſeine Rettung ihm nicht verborgen blieb, und die er nun wie ein höheres Weſen verehrte — nur wenig Neigung zeigte, ſich durch eine Unterſuchung des Verbrechens die ſchrecklichſten Tage ſeines Lebens aufs Neue wieder zu vergegenwärtigen.

Der Delphin lag ſegelfertig, Alles war zur Abfahrt bereit, der Kapitän ertheilte ſo eben noch einige nothwendige Befehle, weil der erſte Strahl des kommenden Tages auch zugleich ihr Scheidegruß aus der Heimat werden ſollte. — Thom, der zum größten Erſtaunen ſeines Herrn plötzlich die gültigſten Zeugniſſe ſeiner Geburt und ſeines Wohlverhaltens herbeigebracht hatte, lauſchte aufmerkſam auf jedes Wort, und ſchien, von innerer Unruhe getrieben, der Zeit gerne Flügel geben zu wollen, die ihn noch hier vor Anker zu bleiben zwang. — Schon war die Nacht eingebrochen, ſchon erklärte der Kapitän, daß er noch einmal an das Land gehen werde, um von ſeinen Freunden den letzten Abſchied zu nehmen, ſchon lag das Boot bereit, das ihn ans Ufer bringen ſollte, als man mit einem Male lauten Ruderſchlag vernahm, und ſich bald überzeugte, der nächtliche Beſuch der Nahenden gelte dem Delphin, deſſen Bemannung dieſer unerwarteten Erſcheinung ſtaunend entgegen ſah.

Nur allzubald ſollte dieſes Staunen ſich in die höchſte Beſtürzung verwandeln, als man unter den Ankommenden mehrere Gerichtsdiener erkannte, welche im Namen des Rathes von Amſterdam den Matroſen Thom in Verhaft zu nehmen befehligt waren. — Stumm, betäubt, faſt regungslos ſtand Thom bei dieſem Gebot, das alle Uebrigen ebenfalls verſteinert hatte — er ſtarrte bald den Kapitän, bald die Gerichtsdiener an, ohne auf die ängſtlichen Fragen des Erſteren auch nur einen Laut zu erwiedern; da nun jede Weigerung hier vergeblich geweſen wäre, auch durchaus kein Aufſchub geſtattet wurde, ſo mußte Thom von ſeinen bisherigen Gefährten ſcheiden, und erhielt beſonders von dem Kapitän, der ſich dieſen Vorgang in keiner Art zu erklären wußte, Zeichen der innigſten Theilnahme, weil die ſtrenge Pflicht ihn ſchon morgen in einen andern Welttheil rief, und er den Gefangenen, deſſen Schuld oder Unſchuld er nicht kannte, ohne noch etwas für ihn thun zu können, ſeinem Schickſale überlaſſen mußte.

Am Morgen nach eben dieſer Nacht herrſchte in Herrn Ignaz van Ipſens Hauſe die höchſte Beſtürzung; ein Brief van der Dohlens zeigte dem alten Handelsherrn die ſchnelle Abreiſe desſelben unter dem Vorwande an: Daß weder ſeine Liebe zu Eliſabeth, noch ſeine gekränkte Ehre, ihm länger Zeuge ihrer Neigung für Bornholm zu ſein geſtatte; daß er daher freiwillig zurückzutreten und einer Hand zu entſagen entſchloſſen ſei, die ihm, ohne auch das Herz der Geliebten zu beſitzen, nimmer genügen könnte. — Um jedoch jede weitere unangenehme Erklärung gegen Perſonen zu verhüthen, die ihm auch noch jetzt nur allzu theuer wären, habe er den feſten Vorſatz gefaßt, ſeine Heimat auf lange Zeit, vielleicht auf immer zu verlaſſen, um in einem fernen Welttheile das Glück zu ſuchen, das ihm im Vaterlande ſo grauſam zerſtört worden ſei.

Dieſer Brief verſetzte Herrn Ignaz in die größte Alteration; er ſah ſich verſpottet, beſchimpft, entehrt — ganz Amſterdam kannte van der Dohlen als den Bräutigam ſeiner Tochter, wußte, daß er ſelbſt ihn gewählt, daß die Hochzeit binnen einigen Monaten gefeiert werden ſollte; mußte Eliſabeth durch dieſes öffentliche Zurücktreten nun nicht in den Augen aller Würdigen als eine leichtſinnige Dirne erſcheinen? mußte nicht jeder edle Jüngling ſich ſcheuen, ihr ſeine Hand zu reichen? — Dieſe Beſorgniß, deren Gewicht ſich ſtets vermehrte, ſteigerte auch ſeinen Zorn bis faſt zum höchſten Grade, er ließ die Angeklagte vor ſich kommen, überhäufte ſie mit den heftigſten Vorwürfen, und betheuerte laut, daß er nimmermehr ſeine Einwilligung in ihre Verbindung mit einem Fremden geben werde, möge dieſer ſich auch ihre Gunſt auf eine noch ſo feine Weiſe errungen, den argloſen Vater auf eine noch ſo liſtige Art betrogen haben.

Obgleich Eliſabeth ſich durch van der Dohlens raſchen Entſchluß nun auf einmal von einer ihr längſt verhaßten Verbindung befreit sah, obgleich ſie im Stillen dem Himmel innig dafür dankte, konnten die Vorwürfe ihres Vaters dennoch ihr nicht gleichgultig bleiben. Sie kannte ſein Ehrgefühl, ſeine ſtreng bürgerliche Rechtlichkeit, ſeine Achtung für die Sitten und Gebräuche der Vorzeit; ſie ſah ein, daß ſein Stolz beleidigt, ſein tiefſtes Inneres verletzt ſein mußte; ſein Zorn, den ſie, wie ſie ſich ſelbſt geſtand, nicht ganz unverdient erlitt, that ihr daher unendlich weh — am ſchmerzlichſten aber war ihr der Gedanke, daß auch Bornholm denſelben empfinden werde, daß er, der ſich nie ein Geſtändniß ſeiner Liebe erlaubt, nie die leiſeſte Anſpielung darauf gewagt hatte, nun vielleicht ein nicht begangenes Vergehen büßen ſollte, und daß dieß eine Trennung zur Folge haben mußte, die ihr, ſie fühlte es nur allzu tief, das Glück ihres ganzen Lebens zu rauben drohte

Die anfänglich gehegte leiſe Hoffnung des alten Handelsherrn — van der Dohlens Entſchluß ſei nur eine Wirkung ſeiner Eiferſucht, nur ein ſogenannter Schreckſchuß, womit er Eliſabeths ſcheinbare Vernachläſſigung beſtrafen wollte, er befinde ſich deßhalb noch in der Nahe von Amſterdam und werde auf einen freundlich verſöhnenden Wink von ihm ſogleich zurückkehren — ward auf das Bitterſte getäuſcht, als er erfuhr, daß van der Dohlen wirklich mit einem nach Indien beſtimmten Schiffe unter Segel gegangen ſei. — Seine Erbitterung war von nun an ſo groß, daß er Eliſabeth, die ihre Neigung für Bornholm weder verläugnen konnte noch wollte, aus ſeinem Angeſichte verwies und unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit derſelben alle Beſuche, namentlich aber die des jungen Schweden oder ſeines Freundes auf das Entſchiedenſte zurückweiſen ließ.

Thom ſah ſich inzwiſchen in den engen Mauern eines finſtern Kerkers eingeſchloſſen, ohne eigentlich zu wiſſen, warum? noch hatte man ihm ſein Verbrechen nicht genannt, noch war er zu keinem Verhör gerufen worden. — Die Einſamkeit, in der er ſich befand, gab ihm Muße genug, über ſein vergangenes Leben nachzudenken; er verwünſchte die Thorheit, nach Europa zurückgekehrt zu ſein, machte ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe, ein Land wieder betreten zu haben, das er auf ewig hätte fliehen ſollen, und folgte ſeinen ehemaligen Gefährten mindeſtens im Geiſte, die nun ſchon längſt einem ſchöneren Welttheil entgegen ſchwammen. — Mehrere Tage ſchwanden ihm in öder Abgeſchiedenheit dahin, nur zuweilen durch die Gegenwart der kleinen Tochter ſeines Aufſehers, eines etwa ſieben- bis achtjährigen Kindes, unterbrochen, das den Vater manchmal begleitet und den hübſchen Gefangenen, der immer ſo freundlich mit ihm war, lieb gewonnen hatte — da wurde Thom eines Morgens abgeholt, um endlich vor Gericht zu erſcheinen.

Hier erfuhr er nach der gewöhnlichen Einleitung, daß er des Verbrechens angeklagt worden ſei, in Verbindung mit dem bereits entflohenen Jakob van der Dihlen den jungen Schweden an den, Erſterem längſt als Seelenverkäufer bekannten Steuermann des Torfſchiffes ausgeliefert zu haben, eine That, die durch das Geſtändniß deſſelben hinlänglich erwieſen ſei. — Thom hörte dieſe Beſchuldigung ruhig an, er betheuerte, ſein Schiff, den Delphin, nie verlaſſen zu haben, und folglich gänzlich ſchuldlos an dem ihm aufgebürdeten Verbrechen zu ſein; bedauerte, daß die Abfahrt des Schiffes es ihm vor der Hand unmöglich mache, ſowohl den Kapitan als die Mannſchaft zu Zeugen für ſich aufzurufen, und verlangte von der Gerechtigkeit ſeiner Richter, entweder Losſprechung oder milde Haft bis zur Rückkehr der Genannten, die auch ſeine Rechtfertigung mit ſich bringen würden.

Es iſt nicht die Abſicht dieſer Erzählung, eine vollſtändige Kriminal-Unterſuchung liefern zu wollen, daher nur ſo viel — Thom blieb ſich in ſeinen Ausſagen völlig gleich; er verwarf die Anklage des Steuermannes, den man ihm gegenüber ſtellte, als ungültig, indem er ihn niemals geſehen zu haben beſchwor, verlangte ſtandhaft das Zeugniß ſeiner ehemaligen Kameraden, bevor man ihn verdamme, und veranlaßte dadurch immer neue Verhöre, die jedoch eben ſo unbefriedigend, wie die früheren, endigten.

Eine Unpäßlichkeit des oberſten Richters hatte den Fortgang des Prozeſſes um einige Wochen verzögert; endlich wurde Thom abermals vor die Schranken geführt, allein auch dießmal ſcheiterten alle Verſuche, ihn zum Geſtändniß zu bringen, an der eiſernen Beharrlichkeit, womit er das ihm angeſchuldigte Verbrechen läugnete. — Schon wollten ſeine erbitterten Richter zu gewaltſameren Mitteln ſchreiten, ſchon drohte man ihm mit allen Schrecken eines ſcheuslichen Kerkers, ſchon ward das Zeichen zu ſeiner Entfernung gegeben, da zog der Gefangene ſein Schnupftuch hervor, im nämlichen Augenblick hörte man etwas auf dem Boden hinrollen, das die Aufmerkſamkeit der Anweſenden erregte, indem man aber bei genauerer Beſichtigung nichts weiter als einen kleinen meſſingenen Fingerhut erkannte. — Kaum hatte Thom dieſen unbedeutenden Gegenſtand ebenfalls erblickt, als er zum höchſten Erſtaunen der Richter einen lauten Schrei ausſtieß, ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckte, und endlich mit faſt erſtickter Stimme ausrief: man möge ihn für jetzt in ſein Gefängniß zurück führen, weil er ſich zu tief erſchüttert fühle, um ſprechen zu können, am folgenden Morgen aber werde er bereit ſein, in Gegenwart des jungen Schweden ein Geſtändniß abzulegen, das er weder länger zu verſchweigen, noch ſich der ihm gebührenden Strafe zu entziehen fähig ſei.

Mit geſpannter Erwartung hatten ſich die Richter am andern Morgen verſammelt; auch Bornholm befand ſich unter ihnen, wie der Gefangene es gewünſcht hatte; allein er war ihrer Einladung nur ungern gefolgt, eine düſtere Ahnung ergriff ihn, und nicht ohne Grauen ſah er der Erſcheinung des Verbrechers entgegen: da ward die Thüre des Gerichtsſaales geöffnet, Thom trat in Begleitung ſeiner Wächter ein, in dem nämlichen Augenblick erkannte ihn Bornholm rief tief erſchüttert den Namen „Sture!“ und würde zu Boden geſunken ſein, wenn ihn nicht die Zunächſtſtehenden in ihren Armen aufgefangen hatten. — Nicht minder bewegt, als Bornholm, blickte Thom den halb Ohnmächtigen an, dann rief er ſchmerzlich: „Ja, es iſt der Unglückliche, der einſt unter dem Namen Sture deine Freundſchaft gewann, das Herz der edeln Ulrike durch tauſend buhleriſche Künſte umſtrickte, der ihr Geliebter, ihr Mörder ward!“

Starr vor Entſetzen blickten die Anweſenden auf ihn, der ſich ſelbſt eines ſo gräßlichen Verbrechens anklagte; Thom aber fuhr mit ernſter Faſſung fort: — „Um meine Gräuelthat einem menſchlichen Weſen begreiflich zu machen, muß ich die Geſchichte meiner früheſten Jugend erzählen. — Mein Name iſt Thomas Jefferſohn — als der Sohn eines armen Schiffers in Stralſund, lernte ich frühe ſchon mit Mangel und Entbehrungen aller Art kämpfen; allein ſtatt dadurch mit meinem Looſe vertraut zu werden, ſtatt mich in mein Schickſal zu fügen, fand ich es immer unerträglicher, je älter ich ward. — Das kärgliche Handwerk meines Vaters dunkte meinem hoher ſtrebenden Geiſte viel zu gering, ich wollte Reichthümer erwerben, wollte gleich Anderen, Glücklicheren, im Ueberfluß leben, und hielt daher jeden Weg für erlaubt, der mich zu dieſem heiß erſehnten Ziele führen konnte.

Ich mußte zu weitläufig werden, wenn ich alle die Entwürfe ſchildern ſollte, mit denen ich mich während meiner Jünglingsjahre beſchäftigte; daß keiner von allen ausführbar war, brauche ich wohl nicht zu betheuern? Gerade deßhalb aber fühlte ich mich immer unglücklicher, immer zerfallener mit mir und der Menſchheit, mein Haß gegen die Reichen, im Wohlleben Schwelgenden, wurde immer glühender, ja er ſtieg zuletzt ſo hoch, daß ich es für ganz gerecht hielt, einen Solchen der Schätze, die er im Ueberfluß beſaß, zum Theil zu berauben.

Eines Tages hatte mich ein Geſchäft nach der Inſel Rügen geführt; die Sonne ſchien heiß, ich ſuchte daher den Schatten jener rieſigen Bäume, welche man einſt den heiligen Hain der Hertha nannte; hier warf ich mich in das hohe Gras und würde vielleicht bald eingeſchlummert ſein, wenn ich nicht plötzlich ganz in meiner Nähe das Flüſtern mehrerer Stimmen vernommen hätte und nun der Zuhörer eines Geſpräches geworden wäre, deſſen Inhalt den folgereichſten Einfluß auf mein ganzes Leben gewann. — Es waren Schleichhändler, die den Verluſt eines ihrer tapferſten Kameraden auf das Innigſte beklagten; ſie ſprachen hierauf von dem Vortheil ihres gefährlichen Gewerbes, von dem Reichthum, den ſie dadurch zu erlangen hofften, von einem neuen Unternehmen, das ihnen mit Beihülfe des Verſtorbenen großen Gewinn bringen würde, und ſchloßen mit dem Wunſch, bald einen, jenem ähnlichen Gefährten zu finden, der ihnen die Stelle des Todten zu erſetzen vermöge.

Meine Gefühle während dieſer Unterredung vermag ich nicht zu beſchreiben — ich glaubte den unmittelbaren Wink meines Schickſals deutlich darin zu erkennen, glaubte das Ziel, nach dem ich ſtrebte, ganz nahe vor Augen zu ſehen — doch, ich darf nicht zu weitläuſig ſein — genug alſo, die Schleichhändler, denen ich mich entdeckte, fanden Gefallen an mir, bald ward ich ihr Mitgenoſſe, und binnen kurzer Zeit ſowohl meiner Liſt als meines Muthes wegen ſo berühmt, daß von Seiten der Regierung ein hoher Preis darauf geſetzt ward, mich derſelben todt oder lebendig zu überliefern.

Ich übergehe meine damaligen Unternehmungen, ſie gehören mindeſtens nicht vor dieſen Richterſtuhl, und komme auf die eigentliche Urſache meiner Flucht, die mich meinem dunkeln Verhältniß unaufhaltſam entgegen trieb. — Einer meiner Gefährten war nämlich auf das Tiefſte von mir beleidigt worden, indem ich die Freiheit gehabt hatte, um die Gunſt ſeiner von ihm heiß geliebten Gattin zu werben. — Seine Wuth kannte nach der Entdeckung dieſes Frevels keine Gränzen mehr; Tag und Nacht ſann er von nun an nur darauf, ſich blutig an mir zu rächen; auch würde er ſeinen Zweck gewiß erreicht haben, wenn man mich nicht bei Zeiten gewarnt und zu einer ſchnellen Flucht bewogen hätte.

Ich entkam glücklich, keine Spur verrieth mir die Nähe eines Verfolgers, ſchon glaubte ich mich in Sicherheit, ſchon betrieb ich meine Reiſe mit geringerem Eifer, als ich eines Tages, dem ſchon abgegangenen Poſtwagen nacheilend, im Walde von einem

Wüthenden überfallen wurde, in dem ich nur allzubald meinen ſchwer beleidigten furchtbaren Gegner erkannte. — Dieſer edle junge Mann hier ward mein Retter; in ſeinem Hauſe genoß ich Alles, was die reinſte Menſchenliebe Wohlthätiges gewähren kann! Wie ich ihm vergalt, ſei ein Beweis, daß dem Laſterhaften nichts heilig iſt, und daß in dem Herzen eines vollendeten Böſewichtes ſelbſt die Liebe zum Verbrechen wird.

Bornholms reizende Schweſter pflegte meine Wunden mit weiblicher Sorgfalt; ſie wußte mich in meinen Leiden ſo ſanft zu tröſten, ſo gütig zu erheitern, ihre Nähe wirkte ſo zauberiſch auf mein ganzes Weſen, daß ich mich völlig verwandelt fühlte und oft ſogar wünſchen konnte, das Mährchen möchte wahr ſein, womit ich meinem edeln Wohlthäter getäuſcht hatte. — Was anfänglich nichts als Dankbarkeit war, wurde leider bald die heißeſte Liebe — wenn ich nämlich der wilden Leidenſchaft, die mich durchglühte, jenen heiligen Namen zu geben wagen darf. — Ich wollte Ulriken beſitzen, obwohl ich fühlte, daß ich nie um ihre Hand werben dürfte, weil ihr Bruder dann die ſchriftlichen Beweiſe meiner früheren Angaben verlangt, nähere Erkundigungen über meine Perſon eingezogen, und auf dieſe Weiſe den Betrug, den ich mir erlaubt, entdeckt haben würde. — Nur leiſe, nur allmählig wagte ich es, Ulriken meine Gefühle mitzutheilen, als ich aber eine ſchüchterne Erwiederung meiner Leidenſchaft in ihren Augen zu leſen glaubte, faßte ich den

Muth, ihr dieſelbe zu bekennen; wußte jedoch durch die neue Lüge, daß meine Hand bereits gebunden ſei, das Verſprechen von ihr zu erſchmeicheln, ihrem Bruder mein Geheimniß nicht zu verrathen, damit er mich nicht zwinge, ſein Haus zu verlaſſen, und hoffte ſo das Ziel, nach dem ich ſtrebte, am ſicherſten zu erreichen.

Ich hatte geirrt; Ulrikens Tugend war ſtärker als ihre Liebe, vergebens bot ich alle Künſte der Verführung auf, umſonſt beſtürmte ich ſie bald mit Bitten, bald mit Drohungen, ſie wies mich ſtets zurück, und erklärte endlich, ihrem Bruder Alles entdecken zu wollen, wenn ich nicht ablaſſen würde, ſie auf eine ſo empörende Art zu verfolgen.

Was mich hätte entwaffnen, zur Reue, zur Tugend zurück führen ſollen, verſetzte mich in die höchſte Wuth; je beſtimmter Ulrikens Widerſtand war, um ſo feſter wurde mein Entſchluß, ſie, es koſte was es wolle, zu beſitzen. — Es war nicht mehr Liebe, Rache war es, beleidigter Stolz, ungezügeltes Verlangen nach dem, was mir verſagt ward, was mich zur Ausführung meines ſchändlichen Vorſatzes trieb. — Ueberdieß fing die Ruhe, in der ich jetzt lebte, an, mir läſtig zu werden, ich ſehnte mich nach der gewohnten Thätigkeit, hatte in Geheim ſchon Alles zu meiner Abreiſe vorbereitet und wollte nur noch abwarten, daß Ulrikens Bruder ſich einmal aus dem Schloße entferne, um ſie meiner verbrecheriſchen Abſicht zu opfern. — Was ich längſt erſehnt hatte, geſchah endlich. — Bornholm verließ uns wirklich eines Tages, indem er auf die Jagd ging, und nun galt es, die Dienerſchaft an ſo entlegenen Orten zu beſchaftigen, daß ich auch von dieſer Seite nichts beſorgen durfte; — es gelang — die einbrechende Dämmerung ſah mich auf dem Weg nach Ulrikens Gemach, die ich vor ihrer Stickerei ſitzend, und das ſchöne Haupt auf den vollen Arm geſtützt, in tiefes Nachdenken verſunken fand. —

Laßt mich den nun folgenden ſchrecklichen Auftritt nur kurz berühren. — Der Abſcheu, welchen Ulrike gegen meine frevelhaften Wünſche zeigte; die tiefe Verachtung, mit welcher ſie mir ſie zu verlaſſen gebot; ihre Drohung, dem Bruder noch heute Alles zu entdecken, damit er endlich die Schlange kennen lerne, die er bis jetzt in ſeinem Buſen genährt; alles dieß verſetzte mich in die raſendſte Wuth. — Zorn, Rachſucht und wilde Begierde tobten in meiner Bruſt; außer mir, keines deutlichen Gedankens, keines menſchlichen Gefühles mehr fähig, ließ ich ihr nur die Wahl zwiſchen Schande oder Tod. — Vergebens wehrte ſich die Unglückliche mit der Kraft der Verzweiflung, umſonſt rief ſie nach Hülfe — ſchon hatte ich ihr im Ringen mit meinem Dolch die rechte Hand durchſchnitten, ſchon ſchwanden ihre Kräfte — da ſtreckte ein Stoß in die Bruſt ſie nieder, zugleich fiel der kleine ſilberne Fingerhut zu Boden, mit dem ich früher oft geſpielt, oft die ſchöne Hand, die ihn trug, an meine Lippen gedrückt hatte — ſterbend zeigte ſie auf ihn, und rief mit brechender Stimme: „Werde du mein Rächer! und wo auch künftig ein ähnliches Werkzeug meinem

Morder vor Augen kommt, da gedenke er dieſer Stunde, da erſcheine ihm mein blutiger Schatten und fordere den Verbrecher vor Gericht!

Die gräßlichſte That war vollbracht! nun erſt zur Beſinnung kommend, erfüllte mich das namenloſeſte Entſetzen! ich entfloh dem Schreckensorte, allein die Furien der Reue folgten mir nach; ſtets glaubte ich den Bruder der Gemordeten auf meinen Ferſen zu ſehen, ſtets hörte ich ihn laut um Rache über mich rufen. — Feſt entſchloſſen, Europa zu verlaſſen und in einem anderen Welttheile Sicherheit zu ſuchen, kam ich hieher nach Amſterdam; ein glücklicher Zufall brachte mich als Matroſe auf den Delphin, und ſchon hielt ich mich für gerettet, ſchon wähnte ich in Amerika's Wäldern ein neues Daſein beginnen, mein früheres Leben wie einen böſen Traum vergeſſen zu können — als der Anblick eines Fingerhutes die ſchlafenden Furien meines Gewiſſens weckte, Ulrikens blutige Geſtalt vor mir erſcheinen ließ und mich überzeugte, daß kein Winkel der Erde im Stande ſei, mich vor dem unerbittlichen Rächer in meinem Innern zu verbergen.

Ich folgte der Stimme, die mich nach Europa zurückzukehren mahnte; kaum hier angekommen, mußte ich jedoch bei einem Feſte, welches auf dem Delphin gefeiert wurde, zu meinem Entſetzen gewahren, daß Bornholm, der gefürchtete Bornholm gegenwärtig ſei! mußte kurz nachher von Jakob van der Dohlen hören, daß ihn eine geheime Angelegenheit nach Amſterdam geführt, und ſchloß ſehr leicht, daß es keine andere, als die, den Mörder ſeiner Schweſter in aller Stille ausfindig zu machen, ſein möge. — Umſonſt überhäufte ich mich jetzt mit Vorwürfen, mich ſelbſt durch meine Rückkehr einer ſolchen Gefahr ausgeſetzt zu haben, es war geſchehen und ich konnte nun nichts weiter thun, als an meine Sicherheit denken.

Van der Dohlen ſuchte ſich mir zu nähern; ich bemerkte bald, daß er Bornholm haſſe, daß er ihn zu entfernen wünſche; ich ließ ihn einen ähnlichen Wunſch errathen, indem ich ihm ein ziemlich glaubliches Mährchen von einer früher durch Bornholm erlittenen tiefen Schmach erzählte, die mich noch jetzt zum heimatloſen Flüchtling mache und ſogar meiner Freiheit drohe. — Nach dieſer Mittheilung verſprach mir van der Dohlen durch ſeinen Einfluß den Beſitz ganz unverdächtiger Papiere, wenn ich ihm dagegen geloben wollte, den verhaßten Bornholm mit ſeinem Beiſtande von hier zu entfernen?

Was er verlangte, war ja nur mein eigener Vortheil, war Nothwehr gegen den Feind, der mich verderben, der mich tödten wollte; ich willigte daher ohne Bedenken ein, ließ mich von ſeinem Plane, Bornholm den Seelenverkäufern in die Hände zu liefern, unterrichten, wir trafen die nöthigen Vorbereitungen dazu und wie wir ihn ſpäter ausführten, iſt bekannt. — Ich würde auch noch jetzt geſchwiegen, das Geſtändniß meines Antheiles an jener That auch noch jetzt verweigert haben, wenn Ulrikens rächender Geiſt mich nicht aufs Neue durch den Anblick eines Fingerhutes, den die

Hand der Vorſehung durch das Kind meines Wärters in meine Taſche gerathen ließ — gemahnt hätte, daß Blut nur durch Blut verſohnt werden, daß ich mein Verbrechen nur mit meinem Leben büßen kann! Ihr wißt nun Alles — fuhr Thom nach einer kleinen Pauſe fort — der unglückliche Bruder der Gemordeten hat mein Geſtändniß gehört, ſein Fluch wird mir ins Grab folgen; bedenket daher, daß mir mein elendes ſtrafbares Daſein verhaßt iſt, und endet es bald!

So war denn nun Bornholms Zweck, den Mörder ſeiner unglücklichen Schweſter aufzuſuchen, plötzlich erreicht; er hatte die Vollmacht von ſeiner Regierung erhalten, ihn da, wo er ihn finden würde, dem Gerichte zu überliefern, und ſo gewann der Prozeß gegen Thom den ſchleunigſten Fortgang. — Aus Ruckſicht für die allgemein geachteten Verwandten van der Dohlens wurde deſſen Antheil an der gegen den jungen Schweden verübten Unthat nicht zur öffentlichen Kunde gebracht; Herr Ignaz van Ipſen aber, dem man die Wahrheit nicht verbarg, dankte im Stillen dem gütigen Himmel dafür, daß er ſeine Tochter vor der Verbindung mit einem ſolchen Unmenſchen bewahrt hatte.

Er glaubte ſeit dieſer Entdeckung dem armen Bornholm in jeder Hinſicht Erſatz fur ſeine unverdienten Leiden ſchuldig zu ſein, da ja eigentlich ſeine Tochter es war, um derentwillen van der Dohlens Eiferſucht den jungen Schweden ins Elend ſtürzen wollte! Als Bornholm, dem Herr Ignaz längſt wieder Thüren und Herz geöffnet hatte, daher eines Tages die Erklärung wagte: nur Eliſabeths nun frei gewordene Hand vermöge ihn aufs Neue mit dem Leben zu befreunden; als er hinzufügte, er wolle ſein Vaterland nie wiederſehen, wolle in Amſterdam die neue Heimat gründen — da gab der alte Handelsherr mit Freuden ſeine Einwilligung zu dem Bündniſſe der Liebenden, er ſelbſt beſtimmte den Hochzeitstag und verjüngte ſich im Anſchauen eines Glückes, das um ſo viel größer erſchien, je herber und tiefer die demſelben vorangegangenen Leiden waren.

Auch Olaſſohn blieb in Amſterdam, er konnte und wollte den theuren Freund nicht verlaſſen, dem nach ſo langer Zeit des Lebens Freuden wieder blühten. Thom ſtarb, von Gewiſſensbiſſen gemartert, am Tage vor ſeiner Hinrichtung im Gefängniſſe, nachdem er vorher Bornholms Vergebung erhalten hatte, und ſo ſollte denn von nun an kein Wölkchen mehr den Freudenhimmel der Beſeligten trüben, kein neuer Sturm ſie hinaus ſtoßen aus dem Hafen des Glückes.

Als daher nach faſt dreijähriger Abweſenheit der Donner der Kanonen die abermalige Ankunft des Delphin verkündigte, als Herr Ignaz ſeine endliche Rückkehr wie damals durch ein glänzendes Feſt feierte — ſaß die Freude ſtrahlende Eliſabeth an der Seite ihres lächelnden Gatten; ein blühender Knabe jauchzte vom Arme der Wärterin in die ſpielenden Wellen, ſein ehrwürdiger Großvater trank mit den Gäſten auf die Geſundheit des lieblichen Enkels, der wackere Kapitän aber blickte theilnehmend auf die ſchöne Gruppe —

dachte an Thom, an van der Doblen, der ſpurlos verſchwunden war, und bewunderte die Allmacht der Vorſehung, die zu rechter Zeit zu lohnen und zu ſtrafen weiß.

Das Paradies.

Wo blüht des Menſchen Paradies,
Seit Gott aus Eden ihn verſtieß,
Und er die Erde, heiß bethaut
Von ſeinen Thränen, mühvoll baut?

Sollt' es ihm ganz entriſſen ſeyn
Für ew'ge Zeiten? — Nein, o nein!
Der Gott im Buſen tröſtend ſpricht:
„Nicht ganz entſchwand's, o zweifle nicht!"

Daß noch manch Auge ſelig lacht
In dieſer Erde trüber Nacht —
Daß noch manch Auge ſelig weint —
Daß nicht das Menſchenherz verſteint —

Daß noch der Hoffnung Dämmerſchein
Mild blickt in manche Bruſt hinein; —
Daß ſie noch pochen, lieben kann:
Dieß kündet mir ein Eden an.

Wo aber blühſt du, Götterland,
Das ich nur ahnte, niemals fand?
Wo aber winkſt du, Himmelsſtrand,
Dem ich mein Schiffchen zugewandt? —

Winkſt du aus frommer Kinderzeit,
Weit hinter uns — unendlich weit?
Dort, wo das kind'ſche Hochgefühl
Schwelgt an des Lebens Schattenſpiel! —

Wo Blum' an Blum' im Maigefild'
Die Steppe ferner Welt verhüllt;
Wo, ach! wie ſchön verklärte Höh'n,
Die fernen Klippenberge ſtehn:

Biſt du es, fromme Kinderzeit,
Voll Wunder und voll Seligkeit? —
Ich war ein Kind und — weinte viel —
Du biſt nicht das erſehnte Ziel.

So wirſt wohl du ein Eden ſein,
O erſter Liebe Roſenhain?
Wo, wie in lauer Mondennacht,
Das Herz aus ſchwerem Traum' erwacht

Ach, wo das Herz dann, luſtberauſcht,
Mit Leben ſüßes Leben tauſcht!
Indeß das Erdenſein nur fern
Ihm dämmert, wie ein Nebelſtern.

So wirſt wohl du ein Eden ſein,
O erſter Liebe Roſenhain? —
O biſt du's wohl? — Ein Seufzer ſpricht
Aus tiefſter Bruſt: „Du biſt es nicht!“

Der Thaten Tempel, o gewiß,
Er iſt der Erde Paradies, —
In deſſen Halle Freund und Freund
Für Lebensernſt ſich froh vereint. —

Sich Liebe, Treu' und Glauben ſchwört, —
Im Lebensſturm' den Schwur bewährt,
Und, feſt verflechtend Kraft in Kraft,
Des Lebens Früchte — Thaten ſchafft:

Der Thaten Tempel, o gewiß,
Er iſt der Erde Paradies! —
Ach, ſelbſt vor ſeinem Altar' ſpricht
Mein ſehnend Herz: „Er iſt es nicht!“

Doch blüht, doch lebt das Wunderland,
Dem jedes Herz iſt zugewandt:
Den Meiſten blinkt es nur als Stern
Vom Himmel nieder, mild und fern.

Und blinkt ſein Strahl in's Herz hinein,
Rein, wie des Sirius Demantſchein:
Da fällt es, wie Verklärungsglanz,
Auf unſrer Jugend Blumenkranz;

Da glüht im klarſten Götterſchein
Der erſten Liebe Roſenhain;
Da ſtrahlt der Thaten Dom, erhellt
Gleich einem Pharos, durch die Welt.

Doch, wer ſich dort darf Hütten bau'n,
Nicht ſehnend nur hinüberſchau'n,
Wie Moſes einſt nach Kanaan:
Dem iſt der Himmel aufgethan.

Dort rieſelt klar ein Silberquell,
Und wäſcht das Aug ihm ſeherhell —
Wegſpühlt die reine Lethefluth
Selbſt der Erinn'rung Schmerzensglut.

Ein Chor verklärter Sänger preiſ't
Den ew'gen Gott, den höchſten Geiſt,
Der Schöpfung ew'ge Herrlichkeit —
Den Wonnetraum im Tropfen Zeit.

Dorthin trägt dich der Flügelſchwung
Des Sonnenaars Begeiſterung —
Blüht dort nicht Eden, find'ſt du's nie:
Es iſt das Land der Poeſie!

Eduard Sileſius.

Theorie des Händedrucks.

Man fühlt in dieſem Leben
Bald weniger bald mehr
Gar manchen Druck und eben
Der macht das Herz uns ſchwer.
Nur Einen ausgenommen —
Es haben ihn im Ruck
Die Damen wohl errathen —
Es iſt — der Händedruck.

Doch muß man unterſcheiden,
Nicht ſind um jeden Brief
Empfänger zu beneiden —
Das iſt ſehr relativ.
Man müßte erſt ſich fragen
Von wem? warum und wie
Und hier iſt wieder Praxis
Die beſte Theorie.

Die noble Welt begrüßt ſich,
Wie es moderner Brauch,
Man lächelt ſüß, man küßt ſich,
Und drückt die Hand ſich auch;

Hier gleicht er Aeroſtaten
Mit hohler Luft gefüllt,
Gar glücklich iſt's zu nennen,
Wenn Haß nicht d'rein gehüllt.

Wohl löbliche Exempel
Gab gute, deutſche Zeit —
Da ward das Wort zum Stämpel,
Der Händedruck zum Eid.
Jetzt iſt's damit zu halten,
Wie mit verliebtem Schwur,
Man denkt ihn zu erfüllen,
Hat man's bequemlich nur.

Schon höher wird und weiter
Des Händedruckes Macht,
Wenn er ein Wärmeleiter
Aus klarem Freundesſchacht,
Von treuem Herzen zeuget,
Und kräft'ger als der Mund
Mit Innigkeit beſiegelt
Den langgeſchloſſ'nen Bund.

Doch Einer iſt es kündend,
Daß er die Flammen trägt,
Daß er elektriſch zündend
Ins Herz gewaltig ſchlägt;

Wie eine Galvanskette
Wenn Pol an Pol gerückt,
So iſt's, wenn Jünglingshände
Zuerſt die Jungfrau drückt

Sind Blicke Telegraphen,
In Amors Zauberreich,
Gibt dann in Paragraphen
Der Mund Dekrete euch.
Worauf der Kuß das Siegel —
So glaubt mir, iſt im Rath
Ein Händedruck vor Allen
Der beſte Advokat.

Er ſpricht für den Clienten
Wie ein Demoſthenes.
Und mit Emolumenten
Gewinnt er den Prozeß.
Wohl ſchreitet er nur langſam,
Vorſichtig, Strich um Strich —
Methodiſch vorzurücken
Verſteht er meiſterlich!

Wenn noch der Richter nüchtern
(Das heißt: Das Herz noch frei)
Iſt er wohl zart und ſchüchtern —
Doch bleibt es nicht dabei.

Hat er nur erſt die Spitzchen,
So ſtrebt er ohne Raſt
Bis er die holden Finger
Ganz leiſe auch erfaßt.

Und hält er nun die Finger,
Flugs hat er auch die Hand,
So ſteckt man in dem Zwinger
Eh' man es noch geahnt.
D'rum wollt' ihr euch bewahren
Vor argem Liebesſpuck,
So meidet meine Damen,
Den erſten — Händedruck.

Sigmund Schleſinger.

Das todte Herz.

Das Auge brennt, die Wange glüht
Vom heft'gen Wundefieber;
Verzweiflung nah't, die Freude flieht,
Und dumpfer wird's und trüber.

Es preßt die Bruſt ein ſchwerer Schmerz:
Wie ſicher'n Todes Ahnen:
Ein Grabmal ſteht auf ihr von Erz
Mit dunklen Trauerfahnen

Und in der hartbedrängten Bruſt,
Da liegt ein Herz begraben,
Dem Leidenſchaft und Wahnſinnsluſt
So frühen Winter gaben.

Ein Herz ſo jung, ſo frühlingsweich
Wie Veilchen auf den Matten;
Ein Herz den zarten Weſten gleich
In duft'gem Lindenſchatten.

Ein Herz, wie gold'ner Maientag,
Umblüht von Wonneroſen;
Wo ſüß mit ſtillem Flügelſchlag
Die zarten Täubchen koſen.

Es iſt mir leid um's Herzchen roth,
Du lachteſt ſeiner Triebe:
Es ſtarb den langen Qualentod
Der unbelohnten Liebe.

Ludwig Scheyrer.

O tanze nicht!

Ich ſah in deiner Augen Hieroglyphe,
Ins Antlitz dir, das zarte, holde, bleiche —
Mir war's, als tauche eine ſchöne Leiche
Verklärt und mild auf aus der Wellen Tiefe.
Da wacht ich auf — es war ein Traumgeſicht —
O tanze nicht!

Und dieſe Bitte will ich an dich richten
Mit all' der Ueberredung heißer Liebe,
Mit der Verzweiflungszähre, die mir bliebe,
Müßt' ich auf deiner Blicke Glanz verzichten,
Auf deiner Augen feuchtes Sternenlicht —
O tanze nicht!

Siehſt im Salon beim Glanz der Girandole
Die glänzenden, gefirnißten Geſichter,
Darin ſich ſpiegeln rings die Wändelichter?
Im Aug' des Vulkans ausgebrannte Sole,
Aus dem die Spur kaum einſt'ger Schönheit bricht —
O tanze nicht!

O tanze nicht! des Lebens Traumentzücken,
Der Liebe Glück geräuſchlos ſich verkündet,
Nicht im Salon ihr Glanzpanier ſich findet
Wo durch die Larve falſche Augen blicken.
Im Stillen ſich der Liebe Blume bricht —
O tanze nicht!

Eduard Paris.

Der Verschollene.

Durch die Straßen eng und gebogen
Rennt einſam ein bleicher Mann,
Sonſt waren ihm Alle gewogen,
Nun ſtarren ſie fremd ihn an.

In ſchöner Kutſche vorüber
Fährt ſie mit betreßter Livrei,
Er grüßt, ſie dankt herüber,
Und denkt nichts Arges dabei.

Am Palaſte tragen ſie Einen
Im ſchwarzen Sarge heran,
Da muß ſie plötzlich weinen,
Es ging ſie recht nahe an.

Tſchabuſchnigg.

Schattenbild.

Auf dem Vorhang dort am Fenſter
Schwankt ein Schatten hin und her,
Heimlich ſchleich' ich, wie Geſpenſter,
Wüſten Kopfs, das Herz ſo ſchwer.

Ach der Schatten, der dort zittert,
Gilt mir mehr, als Sonnenſchein, —
All mein Daſein iſt zerſplittert,
Seit das Urbild nicht mehr mein!

Tſchabuſchnigg.

Schönhilde.

Es läuten die Kirchenglocken,
Es gehen am Freithofrain',
Geſchmückt mit Federn und Locken,
Viele Jungfern zur Meſſe hinein.

Sie haben bemalte Wangen,
Und ſtolze Augen dabei,
Sie tragen Ringe und Spangen,
Und ihren Buſen frei.

An der Kirchhofthüre bei Seite
Da kniet ein blaſſes Weib,
Im grauen Büßerkleide
Verhüllt den ſchönen Leib.

Die Jungfern verzieh'n die Blicke,
Die junge Magd die weint,
Sie preiſen Zucht und Glücke,
Den Kranz, der ſtolz erſcheint.

Sie ziſchen mit ſtolzen Stirnen,
Die Blaſſe vergeht vor Schmerz,
Manch einer unter ihnen
Pocht aber heimlich das Herz.

Tſchabuſchnigg.

Die Nacht.

(Nach morgenländiſchen Dichtern.)

Schon iſt hinabgeſunken die ſilberne Leuchte des Neumonds,
Und es ruhet die Welt unter dem Schleier der Nacht,
Finſter die Erd' und finſter das Meer und finſter der Himmel,
Finſt'rer als Drängerbrau'n, als der Ungläubigen Herz;
„Denn" (ſo ſpricht der Herr) „Ungläubige ſind die Verfinſtrer,
„Des Ungläubigen Herz decket die ewige Nacht."
Solche ſenkte ſich als Schreckenszeichen vom Himmel,
Als der Herr das Land Chemmis mit Finſterniß ſchlug;
Finſtres auf Finſterem ruht und auf dem Finſtren das Finſtere,
Mit der Finſterniß deckt ſich die Finſterniß zu!
Doch der Allſehende ſchaut das Eſſigwürmchen in Tinte,
Siehet in finſterer Nacht Spuren der Mücken im Schacht.
Habt ihr die Sage gehört vom beduiniſchen Mädchen,
Deren Schönheitsruhm weit ſich verbreitet im Oſt?
Viele waren in ſie entbrannt mit heftiger Liebe,
Keiner flammenloh wie der verlorne Medſchnun.
Nicht der Genuß, das Sehn allein raubt ihm die Beſinnung,
So daß er mit der Nacht endlich das Mädchen vermengt.

Leila heißt die Nacht und Leila die ſchwarze Scenitinn,
Während er eine ſchaut, glaubt er die and're zu ſeh'n.
„Sternenäugige Nacht! o meine Leila du ſchwarze,“
Ruft er außer ſich, raſend von liebender Gluth!
„Schwarzer, neidiſcher Flor, durch welchen zücken die Lichter,
„Strahlen ihres Augs, dringend mir bis in das Herz!
„Schwarzes, ſeidenes Haar, das ihre Schläfe verhüllet,
„Dem der Milchſtraß Bund dienet ſtatt ſilbernem Reif!
„Schwarzes, ſeidenes Kleid, das fluthet über die Himmel,
„Mit dem Sternenheer ſilbern ſtatt Flittern geſtickt!
„Decke mich Nacht als Flor, als Haar, als Schleier von Leila,
„Als ihr ſchwarzes Zelt, decke mich Himmel der Nacht!“ —
Alſo rief Medſchnun der arme raſend Verliebte,
Rief's! der Sehnſucht Schmerz ſtöhnend hinaus in die Nacht.
Alſo ruf' auch ich halb raſend von Liebe der Nacht zu,
(Liebend dich Mutter Natur unter dem Schleier der Nacht,)
Daß ich dich nicht begreif', du unbegreifliche Schöne!
Denn dein Anſchaun bloß macht mich zum andern Medſchnun,
Weil ich nicht begreif', was hinter den Augen der Sterne,
Ob unendliche Welt, ob unerklärliches Nichts,

Deßhalb liegt mein Geiſt im Schmerze der Sehnſucht verloren
Bei der Lampe Schein, wachend in denkender Nacht.
Ehre dir vielgeſtaltige tauſendnamige Athor!
Leila, Lilith, Nahid, Hecate, Neith und Nacht!
Du biſt die Allgebärende Allgeſtaltende Mutter,
Deren dunkelem Schooß Handeln und Seyn ſich entringt.
Du erſchließeſt mit Macht die heiligen Pforten des Lebens,
Rufſt ins volle Seyn, was im Verborgenen ſchläft;
Dich begrüßet der Schrei des neugeborenen Kindes,
Dich der Weiſen Ruf, horchend dem inn'ren Beruf.
So gebierſt du, o Nacht, die Früchte des Leibs und des Geiſtes,
Reifſt das unſterbliche Wort, und die unſterbliche That;
Dich durchwachet mit Luſt, wen eines von beiden begeiſtert,
Beides entquillet dir wie in dem Oſten das Licht;
Doch durchwachen dich auch von giftigen Stacheln geſtochen
Sklaven der Luſt und Gier, Söhne des Elends und Leids.
Jenen biſt du, o Nacht, ein finſtres lebendiges Grab nur,
Welchen der Foltergeiſt peinigt die lüſterne Bruſt;
Dieſen ſprichſt du den Troſt zu: bald, bald leuchtet der Morgen,
Und das Unglück ſelbſt endigt zuletzt mit dem Glück.

Schwanger iſt die Nacht von tauſend und einem Begebniß,
Ehe der Tag anbricht, hat ſie geboren wie viel!
Vielgebärendes Weib, o Nacht! genieße des Lebens,
Während rüſtige Kraft, muntere Jugend noch weilt,
Während die Schwärze des Haars noch rein vom Schädel dir wallet,
Und noch nicht mit dem Gram kommenden Tages vermiſcht.
Doppelgeſichtig hat dich, o Nacht, der Aegypter geſtaltet,
Schauend nach Weſten hin, und nach dem Oſten gekehrt.
Dorten leuchtet der Mond und hier der Bothe des Morgens;
Zwiſchen beiden ſtehſt du ſo erhaben und hehr.
Doppelgeſichtig biſt du die Nacht des Genuſſes, der Trennung,
Voll unendlicher Luſt, oder unendlichen Grams.
Jen' erhellt der Mond mit dem ſüßeſten Lichte der Liebe,
Dieſer ruft der Stern Scheiden und Lebewohl zu.
Abendſtern, du biſt der Bothe vereinender Stunde,
Morgenſtern, du bringſt Kunde der trennenden Zeit.
Glücklich iſt, wer dich betrachtet mit der Geliebten,
Wenn du folgeſt der Sonn', wenn vor derſelben du läufſt;
Doch unglücklich fürwahr iſt jener Verliebte zu nennen,
Der allein die Nacht wacht bis zum kommenden Tag;

Zweigeſpräch hält er mit den wachen Augen der Sterne,
Schwärzer als die Nacht laſtet der Kummer auf ihm;
Seiner Seufzer Rauch hat geſchwärzet den finſteren Himmel,
Seines Buſens Gluth ſprühet als fallender Stern;
In der Nachtluft weht der ſüße Hauch der Geliebten,
In dem Nordlicht glühn Flammen der liebenden Bruſt.
Nächte folgen auf Nächte, es wechſeln die Sterne und Monde,
Aber es wechſelt nicht armer Verliebter Geſchick.
Könnt er beſteigen den Rappen der Nacht, um dem Gram zu entfliehn,
Säße der ſchwarze Gram hinter dem Rücken mit auf.
Rappe der Nacht, dich hat der Herr des Himmels geſattelt,
Statt des Cherubs ſitzt er, der Gewalt'ge, auf dir;
Hält in der Linken den Schild den ſilbergetriebenen des Neumonds
Und in der Rechten das Schwert eines Kometen als Wehr.
Drohend ſchwingt er es hin weit über die Reiche der Erde,
Als Vorbothen von Krieg, leidigem Hunger und Peſt.
Plötzlich ſtürzen dahin, Heerhaufen an Haufen gedränget,
Völker in die Nacht, welcher nicht folget der Tag,
In die Nacht des Grabs, die ſternenloſe und leere,
Welcher aber harrt endlich das ewige Licht.
Einſtens bricht ſie an die Morgenröthe des Lebens,
Führend herauf den Tag, welchem nicht folget die Nacht.

Joſeph von Hammer.

Der Soldat.

(Nach dem Däniſchen von H. C. Anderſen).

Es geht bei gedämpfter Trommeln Klang,
Wie weit noch die Stätte; der Weg wie lang!
O, käm er zur Ruh'! und wär's vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei.

Ich hab in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch gibt,
Bei klingendem Spiel wird paradirt,
Dazu bin auch ich commandirt.

Da ſchaut er auf zum letzten Mal
In Gottes Sonne freudigen Strahl:
Nun binden ſie ihm die Augen zu —
Dir ſchenke Gott die ewige Ruhe!

Es haben die Neun wohl angelegt,
Eilf Kugeln haben vorbei gefegt,
Sie zitterten Alle vor Jammer und Schmerz,
Ich aber, ich traf ihn mitten in's Herz!

Ueberſetzt von A. Chamiſſo.

Märzveilchen.

(Nach Demſelben).

Der Himmel wölbt ſich rein und blau:
Der Reif ſtellt Blumen aus zur Schau.

Am Fenſter prangt ein flimmender Flor,
Ein Jüngling ſteht ihn betrachtend davor.

Und hinter den Blumen blühet noch gar
Ein blaues, ein lachendes Augenpaar.

Märzveilchen, wie jener noch keine geſehn,
Der Reif wird angehaucht vergehn.

Eisblumen fangen zu ſchmelzen an —
Und — Gott ſei gnädig dem jungen Mann!

Abenddämmerung.

Der Abend iſt ſo ruhig, der Himmel iſt ſo rein,
Es ſchlafen alle Blumen und alle Vögelein;
Sie träumen ſanft, o ſtöret nicht grauſam ihre Luſt,
Es bauen ſich ja Welten, ſelbſt in der kleinſten Bruſt.

n Traume ſchwingt die Lerche ſich freudig in die Luft,
d was die Blumen fühlen, das athmet jetzt ihr Duft.
ie ganze weite Erde mit Welten groß und klein,
d alle Himmels-Räume, es ſchließt mein Herz ſie ein.
ein Auge ſchwimmt in Thränen, doch ſchwindelt mir vor Luſt,
ern drückt' ich alle Weſen voll Freude an die Bruſt!
cht wie die Sterne ſchimmern, der Abend ſchwindet hin.
ß nur die Stürme ſteigen und ſchwarz die Nacht umziehn.
chlaft ſüß und träumt ihr Blumen, träumt nur ihr Vögelein!
m Herzen iſt es ruhig, da iſt der Himmel rein!

Auf der Reiſe.

1.

Der irre Weg führt durch ein Städtchen
Bei milder Abendlüfte Weh'n;
In Häuſern Jünglinge und Jungfrau'n
Im leichten Reigentanz ſich dreh'n.

Die Väter ſitzen draußen plaudernd,
Recht in behaglich ſtiller Ruh',
Die Mütter ſehen drinnen lächelnd
Der Jugend frohem Treiben zu.

Vorüber ziehend hör' ich's mahnen:
Du, welchem nichts, ach nichts genügt,
Warum ſuchſt Du in fernen Weiten,
Was nur im engen Kreiſe liegt?

2.

Ungeſehen, ungekannt
Ich hindurch im Dunkeln zieh',
Ungekannt, wenn gleich die Nacht
Ihren Mantel nicht mir lieh'.

Weiter, weiter! Was iſt hier,
Das die Schritte ſo Dir hemmt,
Wo kein Auge für Dich wacht,
Wo Du jedem Traume fremd?

Keiner von den Fäden all,
Die hier bunt verſchlungen ſind,
Knüpft ſich an Dein Leben an,
Rettend aus dem Labyrinth.

3.

In neue Stadt führt mich die Reiſe
Nach eines ſchwülen Tags Beſchwerden,
Und Ahnung dämmert in mir leiſe,
Hier ſolle mir die Heimat werden.

Erfüllung werden hier den Träumen,
Das ſehnſuchtskranke Herz geneſen,
Der Wanderſtab hier wurzeln, keimen,
Des Lebens Räthſel hier ſich löſen.

Umſonſt! Zum alten Wunſch will immer
Nur neue Täuſchung ſich geſellen;
Des nächſten Morgenrothes Schimmer
Muß neuen Wanderpfad mir hellen.

G. H. Liebenau.

Der Mai.

In einer ſchönen Aue,
Da wandelt ein lockiger Knab,
Es ſtrömt ein ſanfter Regen
Von Blüthen auf ihn herab.

Er geht im hohen Graſe,
Von Veilchen und Glöckchen umblüht,
Und lehrt den lieben Vöglein
Manch ſüß — hinflötendes Lied.

Die Quelle läßt er rauſchen
So rein wie himmliſcher Thau;
Am ſtillen Ufer winken
Vergißmeinnichtchen blau.

Er iſt ſo ſtill und milde,
Sein Antlitz erſcheint ſo hold,
Als ob ſich gar mit Roſen,
Verſchmelzte ſtrahlend Gold.

Am End' der ſchönen Aue,
Da ſteht ein Häuschen fein;
Da wohnt ein edles Pärchen,
Thät ſich der Einſamkeit freun.

Drei wunderliebe Töchter,
Die blühen im Garten ſo ſtill;
Der kleine kecke Knabe
Die Mägdlein ſehen will.

Er grüßt ſie alle dreie
Und kaum er ſie erſchaut,
Nennt er ſie ſeine Schweſtern,
Und duzt ſie ganz vertraut.

Beweiſt mit „Weil und Alſo",
Sie ſähen ihm alle gleich,
Gehörten ſammt und ſonders
Zum lieben Blumenreich.

Chr. Oeſer.

Enttäuschung.

Ihr ſtaunet wohl, daß, was ich ſtill getragen
In meines Herzens heiliger Clauſur,
Was Thränen ſonſt verrätheriſch zu ſagen
Gewaget kaum, und unbelauſchet nur,
In Liedern nun, entfeſſelt und verwegen,
Zu künden wagt den reichen Liebesſiegen?

Ihr glaubt, daß, von dem Liebesglück verwöhnet,
Das trunk'ne Herz der Feſſel ſich enthebt,
Geſchwätzig nun, mit aller Welt verſöhnet,
Die Seligkeiten auszuplaudern ſtrebt,
Die, füllend ganz den Becher des Beglückens,
Nicht zähmen mehr das Schäumen des Entzückens?

O könntet Ihr die bitt're Täuſchung ahnen,
Die höhnend ſich um meine Qualen ſchlingt,
Ihr würdet lächelnd nicht mich grauſam mahnen,
Daß kurzes Glück dieß Liederſehnen bringt,
Und daß gar oft der helle Liederbothe
Die Röthe iſt im Liebesabendrothe.

Den Kranken drängt's, noch einmal ſie zu ſchauen
Die Schätze all' der blühenden Natur,
Im Sterben ſcheint das Leben aufzuthauen,
Und dieſer Drang iſt doch ein Sterben nur!
So kündet auch dieß friſche Liederſtreben
Ein dunkles Loos dem heitern Liebeleben.

Dr. G. Ritt. v. Frank.

Die todte Liebe.

(Novelle aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten,
von Johann Langer.)

Es war ein ſchöner Herbſtabend des Jahres Eintauſend ſechs hundert und achtzig, als ein junger, rüſtiger Mann mit ſchnellen Schritten auf der Heerſtraße der Hauptſtadt Frankreichs, dem weit und breit berühmten Paris, unter ihrem pracht- und kunſtliebenden König, dem Aufenthalt aller ſchönen Geiſter und großen Männer, zueilte. Sein beſtaubtes Anſehen, ſein kleiner Wanderbündel, den er zuſammengerollt und mit Riemen befeſtiget auf dem Rucken trug, und ſein tüchtiger, mit einer Eiſenſpitze verſehener Wanderſtab, der im Nothfalle zugleich als Schutz- und Trutzwaffe gelten konnte, ließen in ihm einen Wandersmann erkennen, der aus weiter Ferne kam. Als er die Anhöhen von Montmartre hinanſtieg, vergoldete der letzte Sonnenſtrahl ſo eben die Thurmſpitzen, und ſpiegelte ſich in den unzähligen Fenſtern der ungeheuern, die ganze Ebene, ſo weit das Auge reichte, erfüllenden Stadt, welche bereits in den aufſteigenden Nebeln der Nacht verſchwam. Der Anblick des lebenvollen Gemäldes, das der junge Wandersmann zu ſeinen Füßen hingebreitet ſah, bewegte ihn gar freudig. Ihm ging das Herz auf, und entzückt ſchwang er den Hut gegen das graue Häuſermeer, gleichſam als wollte er die tief unter ihm, wie ein geſchäftiger Bienenſchwarm in den Gaſſen und Straßen und an den Ufern des ſilbernen Stromes wimmelnde Menge herzlich begrüßen.

Sei mir willkommen, du große, herrliche Stadt! — rief der Jüngling begeiſtert aus, und ſein Auge ſchwelgte trunken in der ſchönen, im Roſenglanze ſchimmernden Abendlandſchaft — wie Vieles hatte ich nicht ſchon als Knabe von dir gehört, wie oft habe ich ſehnſüchtig von dir geträumt, und dich im Bilde geſchaut, das die Phantaſie in ſchlummerloſen Nächten mit geſchäftiger Hand mir vorſtellte. Sei mir freudig begrüßt, du hoher Sitz der Muſen und der edlen Wiſſenſchaften, du heiliges Aſyl der göttlichen Kunſt, die aus der unruhvollen, ſturmbewegten Welt unter die ſchützende Aegide eines großen und mächtigen Monarchen geflüchtet, der gleich dem römiſchen Auguſtus ſeinem Jahrhunderte den Namen gibt Ungeſtört erblüht ſie hier in der wohlthätigen Stille des Friedens, und bringt kräftige, die Zeit überdauernde Früchte. — Auch mich, du weitberühmte Stadt, wirſt du unter deine Flügel nehmen, mein Auge wird ſich kräftigen im Anſchauen dieſer alten unſterblichen Meiſter italiſcher, deutſcher und franzöſiſcher Kunſtſchöpfungen, Begeiſterung wird mich durchflammen und meinen Pinſel leiten, und ich werde dann ſtolz mit Coreggio ausrufen können: Auch ich bin ein Maler!

Wie er nun ſo ſprach mit den Wolken und den Lüften und mit der ſchweigenden Stadt, da war es allmälig Nacht geworden, und das Ave-Marienglöcklein hallte klagend von der alten Abtei zu St. Denis herüber, und erfüllte ſein bewegtes Gemüth mit wehmüthigen Gefühlen. — Nacht iſt's geworden, ſagte er leiſe vor ſich hin, und der Landmann und der betriebſame Handwerker haben ihr Tagwerk vollbracht, und eilen nun dem heimatlichen Herde zu. Nur ich ſtehe da, eine verlaſſene Waiſe, einſam wie der Baum auf öder Haide, hinausgeſtoſſen in die weite Welt, angewieſen auf mich ſelbſt, und mein Erbtheil iſt nichts als ein tief fühlendes Herz voll ſchmerzlicher Gefühle, ein glühender Sinn für die göttliche Kunſt, und dieſe kräftigen Arme damit zu theilen die brauſenden Wogen des Lebens! — Dieſer Abendglocke mahnender Klang ruft mich nicht heim ins Vaterhaus, fordert mich nicht wie tauſend Andre auf, des Tages Mühen abzuſchütteln, und nur der Liebe und der Freundſchaft anzugehören; mich erwartet keine beſorgte Mutter, und keine Thüre iſt für mich geöffnet, durch welche ich freundlich begrüßt eintreten kann. Keine Gattin fragt theilnehmend nach meinen Geſchäften, keine fröhliche Kinderſchaar umgaukelt mich, und zieht mit Jubel den bequemen Lehnſtuhl an den wärmenden Kamin! — Fort ihr lächelnden Bilder ſtillen Glückes und einfacher Häuslichkeit, ihr zerreißt mir das Herz, und entlockt dem Auge die unmännliche Thräne! —

Alſo klagte der fremde Jüngling, tiefer ſanken um ihn die Schatten, das Glöcklein verhallte, und ſchärfer zogen die Nachtlüfte über den Abhang, und rauſchten im fallenden Laub. Er hatte den Mantel aus dem Bündel gerollt, und ſich feſt darein hüllend eilte er der Stadt zu, eine gaſtliche Herberge aufzuſuchen, und bald umfing ihn der wohlthätige Schlummer.

Am folgenden Tage hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als die berühmte Gallerie des Louvres zu beſuchen, die ſelbes mit den Tuilerien verbindet, und wo eine große Anzahl der herrlichſten Gemälde, von den berühmteſten Meiſtern aller Schulen und Zeiten aufgeſtellt waren. Er ſah hier einen Himmel vor ſich aufgethan, und konnte ſich nicht ſatt ſehen an den unſterblichen Gebilden des ſchwachen Pinſels; er fühlte ein inneres Leben, wenn er dieſe hehren Vorbilder ſchaute, denen nachzueifern er bemüht ſein mußte. Wohl hatte er ſchon Bedeutendes geleiſtet, und Cornelius galt in ſeiner Vaterſtadt für einen großen Meiſter, dem ſich ſchon in ſeiner Jugend das Heiligthum der Kunſt erſchloß; aber hier im Kreiſe unzählbarer Schönheiten wurde es ihm klar, daß er noch Vieles zu erſtreben, manche Stufe zu erklimmen habe, um ſich dieſen Herrlichen anzureihen, die, ſo lange das Auge des Menſchen ſich nicht ſchließt, und das fühlende Herz nicht aufhören wird zu ſchlagen, verehrt und bewundert ſein werden. Wie Tantalus fühlte er bald hier bald dort ſich angezogen, und wußte nicht, welchem Eindrucke er folgen ſollte, die fromme Einfalt Wohlgemuths, Martin Schöns und Cranachs herrliche Goldgebilde, die holde Anmuth der Leiſtungen van Dyks und Dürers, die kühnen Schöpfungen Rubens, die gigantiſchen Bilder Michael Angelos, die farbenglühenden Werke Dominichinos und da Vinci's, die wunderlieblichen Phantaſien Correggios und Carlo Dolces, die höchſten Triumphe der Kunſt Raphaels begeiſterten ihn, doch ſchenkte er nicht mindere Aufmerkſamkeit der ſorgfältigen Treue der Niederländer, und dem nüchternen, in ſeiner Art eben ſo täuſchend wie Zeuxis Weintrauben die Natur nachahmenden Still-Leben derſelben. Schon wollte er, die Bruſt von ſeligen Gefühlen erhoben, in's Freie treten, und bei einem Gang um die Wälle ſich in ſeiner Phantaſie den reichen Genuß zu wiederholen, der ihm hier geboten wurde, als ein mit grünſeidenen Vorhängen bedecktes Bild ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Bereits an der Schwelle des Kunſttempels ſtehend, kehrte er um, neugierig den geheimnißvollen Vorhang lüpfend; es zeigte ſich ihm die wunderliebliche Geſtalt eines Mädchens, von dunklen Locken umwallt, ein Weſen, bei dem die Natur allen ihren Zauber aufgeboten zu haben ſchien, die Schönheit und Anmuth ſelbſt in Einem menſchlichen Gebilde zu vereinen. Er ſtand wie am Boden gefeſſelt, den er ſo eben verlaſſen wollte, und ſah, und konnte ſich an dem himmliſchen Gemälde nicht ſatt ſehen. Je mehr ſein trunkenes Auge auf demſelben weilte, deſto mehr ſchien es aus ſeinem Rahmen hervorzutreten, ja es ſchien ihm, als ob es das freundliche Auge auf ihn richtete, und als ob ſich die Roſenlippen zum ſüßen Gruße bewegten. Längſt waren die Beſchauenden weiter gegangen, der Saal wurde leer, er bemerkte es nicht, Stunden verfloſſen, und er ſtand noch immer regungslos da, den Blick auf das Bild geheftet; wie die Sage geht von der Klapperſchlange, die den armen Vogel gefangen hält durch die magiſche Wirkung ihres Blickes. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, und daß der Abend bereits herannahte, ſo hatte er ſich ſelbſt und die Welt um ſich her vergeſſen.

Als einer der Galleriediener kam, die Fenſterladen und die Thüren zu ſchließen, fand er verwundert den Fremden regungslos vor dem Gemälde ſtehen. Mein Freund! ſagte er, ihn durch eine Berührung aus dem Schlummer weckend, Alles hat bereits den Ort verlaſſen, der Abend iſt nahe und die Gallerie wird geſchloſſen, wenn ihr das Bild hier gar ſo lieb gewonnen habt, ſo wißt, daß ihr's morgen wieder an derſelben Stelle finden werdet, wo es bereits durch den Zeitraum eines Jahrhunderts hängt.

Ein Jahrhundert lang! fuhr mit ſchmerzlichem Ausrufe der Maler auf, Herr des Himmels, die Erde trägt alſo dieſes Weſen nicht mehr, das ich hier durch die Schöpfung des Pinſels bewundere. Nennt mir, ich beſchwöre euch, nennt mir den Meiſter, der das Bild gemalt!

Niemand weiß den Namen des Malers zu nennen, daß er ein Meiſter war, würdig an der Seite der größten Künſtler zu prangen, das zeigt ſein Werk auf den erſten Blick, doch ſchweigen über den Namen und die Veranlaſſung des Gemäldes die Aufſchreibungen des Kunſt-Archives. Eine dunkle Sage behauptet, es ſei das treue Conterfei ſeiner eigenen Geliebten, die er in einem Anfalle von Eiferſucht ſeinem böſen Dämon geopfert habe. Das Gemälde hat das Eigene an ſich, daß es den Beſchauer, der es lange und aufmerkſam betrachtet, mit magiſcher Gewalt anzieht, ſo daß er kaum mehr vermag, das Auge davon abzuwenden. Vor wenig Jahren wurde ein junger Menſch, ein Studioſus, der ſich daran vergaffte, vom Wahnſinn befallen, und ſeit jenem Vorfalle verdeckt ein grüner Vorhang dieſes wunderbare, unheimliche Gemälde. Nach dieſer Erklärung machte der Galleriediener die hohe Pforte angelweit auf, dem ungenügſamen Beſchauer den Weg zu zeigen. Mit ſchwerem Herzen ging Cornelius von dannen, unabläſſig von dem Bilde verfolgt, das ſeine Phantaſie ihm im Wachen und Träumen vor Augen brachte; ſelbſt die Kunſt, der er ſo liebend anhing, wie das Kind der zärtlichen Mutter, konnte in dieſen Stunden der Aufregung ſtürmiſcher Leidenſchaften ihm keinen Troſt gewähren. Vergebens griff er nach dem Pinſel und der Pallete, undeutlich verſchwammen die Bilder um ihn, wie die wunderbaren Nebelgeſtalten der Fee Morgana, wenn ſie ſich in dem glatten Spiegel des Meeres beſchaut. Eine unbekannte Gewalt trieb ihn raſtlos durch die Straßen, und wenn er dann zum Bewußtſein kam, ſtand er ſtets wieder vor dem wunderbaren Gemälde, deſſen Blicke auch auf ihn bedeutſam zu ruhen ſchienen. Das trieb er nun ſo Wochen, ja Mondenlange, und den Dienern der Gallerie und ihren gewöhnlichen Beſuchern längſt bekannt, achtete weiter Niemand auf ihn; man nannte ihn nur den wahnſinnigen, deutſchen Maler, und die ſchöne weibliche Welt ging mit Bedauern an ihm vorüber, denn ſeine ſchöne Geſtalt zog alle Augen auf ſich, und manches Mädchen ſeufzte in Geheim, daß ſein ſehnender Blick nicht lieber auf ihm haften blieb, er würde eher Erhörung gefunden haben, als vor jenem lebloſen, von Malerbegeiſterung auf Leinwand hingehauchten Schattenbilde der Phantaſie. Auch ihm erwuchs aus dieſer unheimlichen Liebſchaft nur Troſtloſigkeit, und Schauer durchbebte ſeine Glieder, wenn er ſich geſtehen mußte, daß er um die Liebe eines Weſen buhle, das längſt heimgegangen wäre, und daß es eine Frevelthat ſei, die Todten in ihrem Frieden zu ſtören, und ſie zu beläſtigen mit ſinnlichem Verlangen und irdiſcher Liebe. Aber keine Vorſtellung des prüfenden Verſtandes, noch die innere Stimme des Gewiſſens waren im Stande, die Stimme ſeines entflammten Herzens zu betäuben. Berufs- und Zwecklos ſtreifte er umher, da jede Beſchäftigung, jedes Kunſtſtudium ihn anwiderte. Seine geringe Barſchaft, ſeine Erſparniſſe frühern Verdienſtes ſchmolz zuſammen, und eines Tages machte er die unangenehme Entdeckung, daß bereits das letzte Silberſtück auf dem Grund ſeines Beutels lag. So in ſtiller Verzweiflung und ohne Theilnahme von dem, was um ihn vorging, durcheilte er des Abends, als das Heiligthum der Kunſt ihm ſeine Pforte verſchloß und ihn von dem geliebten Bilde trennte, Gaſſen und Straßen, und unbewußt wie er dahin gekommen, befand er ſich mit einem Male in dem Fiſcherdörflein, das jetzt unter dem Namen der **Fauburg Poissonniers** eine Vorſtadt von Paris ausmacht. Die Unſauberkeit der Straßen, die Kothhaufen, welche längs den Häuſern aufgehäuft lagen, die unheimliche Stille, die drückend auf der Gegend lag, und welche nur manches Mal durch einen Schrei, ein Gezänke oder einen lauten Fluch unterbrochen wurde, die düſter brennenden, ſchmutzigen, halb zerſchlagenen Straßenlaternen, gaben ihm kund, daß er an einem Orte ſich befinde, der nur von der niederſten Volksklaſſe bewohnt wurde. Unanſehnliche, berußte, den Einſturz drohende Häuſer, wechſelten mit morſchen Breterhütten. Die Thüren, woran weder Schloß noch Angel rechte Dienſte thaten, klapperten beim geringſten Luftzuge, und hie und da ſchimmerte der matte Schein einer Oellampe durch die kleinen, zerbrochenen, mit Papierſtreifen verklebten, mit alten Lumpen nothdürftig verhangenen Fenſterchen. An einem ſchwarzen, beräucherten Hauſe, ſpielte der Abendwind mit einem alten Schilde, das in ſeinen roſtigen Angeln widerlich knarrte, und welches das Emblem einer Schenkſtube zu ſein ſchien. Verwirrter Lärmen, der aus dem Inneren zu ſeinen Ohren drang, manchmal durch ein lautes Lachen aus rauher Kehle unterbrochen, beſtätigten ſeine Vermuthungen. Ihn dürſtete, er fühlte nach der letzten Münze in ſeiner Börſe, die ihm ein Henkermahl verbürgte, und trat raſch hinein. Stinkender Dampf qualmte ihm erſtickend entgegen, wie aus der Höhle des Trophonius, daß er im erſten Augenblicke ſchon zurücktreten wollte, doch ſchritt er vorwärts, da er ſich nach Labung ſehnte. Die geräumige Stube war ganz mit Gäſten angefüllt, die alle der Hefe des Volkes angehörten: es waren Fiſcher, Handwerker, Taglöhner, die ſich an allen Tiſchen breit machten. Dieſes wüſte Treiben ſagte ihm zu, da es in ſeinem Innern eben ſo regellos und unruhig hauſte, wie dieſe regelloſe, lärmende Zecherſchaar. In dem finſterſten Winkel des Zimmers war noch ein unbeſetzter Platz, den er einnahm und bei der Flaſche ſchlechten Weines, den die ſchielende, zerlumpte Hausmagd ihm vorſetzte, theilnahmlos ſeinen Gedanken nachhing, ohne ſich um das lebendige Treiben ringsum zu kümmern, das gleich dem toſenden Strome durch die Stube hin und wieder fluthete und immer geräuſchvoller wurde, je mehr die Weindünſte der reſpectirlichen Geſellſchaft zu Kopfe ſtiegen.

Bald jedoch wurde er aufmerkſamer auf ein Geſpräch, das bei einem der nächſten Tiſche geführt wurde; er horchte und was er vernahm, mochte ihn intereſſiren, denn bald rückte er ſo nahe als möglich, um kein Wort von dem, was hier verhandelt wurde, zu verlieren.

Das große Wort führte ein Mann, deſſen blaſſes, von tiefen Furchen des Elendes und Alters durchzogenes Antlitz ein mächtiger Schnurbart zierte. Sein verblichener Rock, dem Zeit und Wetter tüchtig mitgeſpielt hatten, und der den Schnitt einer Uniform von ehedem hatte, ließ in ihm einen verabſchiedeten Krieger vermuthen. Die Taglöhner und die ehrbaren Zunftgenoſſen ſaßen um ihn mit offnem Munde, und getrauten ſich kaum ihn zu ſchließen, damit ſie nichts von der ſchönen und wundervollen Geſchichte überhörten, die ihnen der bärtige Sohn des Mars erzählte.

Ja, meine Freunde, ſagte der greiſe Schnurbart, glaubt es mir, Soldatenleben iſt ein ganz ander Ding als euer Schneckenleben, das euch erlaubt, von der Werkſtätte in die Schlafkammer, und wenn's hoch kömmt, und ihr fleißig durch ſechs Tage darauf losgehämmert habt, des Sonntags in die Schenke zu kriechen, und Sommerszeit unter der Linde, und des Winters hinterm Ofen zu ſitzen und überall eine Schleppe von Weib und Kindern mitzuführen; heyſſa, der Soldat! — er durchzieht die Welt wie die Schwalbe und der Storch, überall ſtehen andere Mädchen vor der Thüre, die den ſchmucken Mann begrüßen, überall ſtehen die Thüren angelweit offen; iſt der Tiſch gedeckt, iſts auch nicht für ihn, der Soldat ſetzt ſich, ohne Umſtände, ißt fremde Hühner, für ihn nicht gebraten, trinkt fremden Wein, für ihn nicht gekeltert, Alles ohne Umſtände! Burger und Bauer kommen ihm entgegen, buhlen um ſeinen freundlichen Blick, ſchelten ihn ihren beſten Freund, und —

Und erſchlagen ihn nebenbei, wenn ſie ihn allein am einſamen Orte treffen, Alles ohne Umſtände! fällt ihm der Wirth in die Rede.

Ihr plaudert, wie ihrs verſteht, entgegnete heftig der Redner, und wie ihrs hinterm Weinzapfen gelernt habt. Wie man den Wein tauſt, damit er nicht in den Kopf ſteigt und Spektakel macht, und wie man doppelt aufſchreibt, was der Gaſt kaum einmal verzehrt hat, das iſt eure Kunſt, und das verſteht ihr; aber der Soldat hat auch ſeine Künſte, ſeine doppelte Kreide, womit er ſeine Lebensjahre aufnotirt, ſeinen Stein der Weiſen — er macht ſich feſt! — das heißt: er ſteht mit dem und dem im Bunde — ihr wißt ſchon, wen ich meine!

Poſſen! ihr macht uns was vor; meine Amme wußte mir auch ſolche Geſchichten zu erzählen, damit ich mich fürchten und einſchlafen ſollte, ſagte ein dicker Schmid.

Hätte euch auch im Geringſten nicht geſchadet, wenn ihr weniger geſchlafen hättet, und dafur mehr in der Welt herumgekugelt wäret! eiferte der Invalide — hinterm Blaſebalg, Gevatter, iſt nicht die Welt, und in der Schenke treibt höchſtens der Weingeiſt, der oft genau betrachtet auch nur ein Waſſergeiſt iſt, ſein Unweſen; aber draußen im wilden Kriegerleben, da geſchehen Dinge, die in eurem Sperlingsgehirn ſchwerlich Platz haben! — Was ich erzählen will, das ſah ich ſelbſt mit meinen eigenen Augen, verſteht ihr! — Als ich unter dem großen Turenne diente, unter dem Manne, der ſchon in ſeinem 23. Jahre, in einer Zeit, in der ihrs kaum vom Lehrburſchen zum Geſellen gebracht habt, den Marſchallsſtab erhielt, und ſtolz darauf war, ein Glied ſeines ſiegreichen, ruhmbekränten Heeres zu ſein, da hatten wir einen eisgrauen

Rottenmeiſter in unſerer Schwadron, den Collin, von der Armee insgemein l'homme sans peur geheißen, der wirklich Methuſalems oder Ennochs Jahre zu beſitzen ſchien, und dem der Säbel wie in der Hand eines Kindes zitterte. Aber wie ein echtes Streitroß, das aufſteigt und ſich bäumt und in die Zügel beißt, wenn es den Schall der Trompete vernimmt, erging es unſerm wackeren Krieger, beim erſten Kanonenſchuß; er wurde gleichſam verjüngt, hob ſtolz ſein gebeugtes Haupt hoch empor, ſein Säbel flammte gleich dem Schwerte eines Cherubs von der Schildwache vor dem Paradieſe, und wie ein Heros führte er ſeine Schaar ins dichteſte Kampfgewühl. So kannten ihn ſchon die älteſten Soldaten, und er erzählte uns ſelbſt oft, wenn wir in den Tagen der Waffenruhe müßig um die Feuer lagen, von ſeinen Feldzügen unter Heinrich, dem guten Heinrich den IV., deſſen Kriege wahren Triumphzügen glichen, und der, wie ein geſchickter Spieler im Schachſpiele Thurm um Thurm, eine Feſtung nach der andern einnahm, und das ſtolze Paris ohne Schwertſtreich ſich unterwarf. — In Mitte des größten Getümmels, da war immer Collin zu finden, und keine Kugel, keine Säbelklinge konnte ihm je etwas anhaben. Die Belagerung von Lamothe, wo Turenne, — den wir hoch leben laſſen wollen! — den erſten Zweig ſeines unverwelklichen Lorbeers pflückte, war mein erſter Ausflug in die Kriegswelt. Das Neſt ſah aus, als hättens die Adler da hinaufgetragen, um darein zu horſten; aber der junge und kühne Feldherr hatte ſichs in Kopf geſetzt, das Neſt zu zerſtören, und die Brut auszunehmen. Eine Anzahl Freiwilliger wurde aufgefordert, die Baſtion zu ſtürmen, beſagter Collin war auch abgeſeſſen, und hatte ſich unter den tollkühnen Haufen gemengt; ich ſehe noch, als wenn es heute wäre, wie ſie mit Hurrahgeſchrei hineinſtürmen; plötzlich blitzt es auf, rollt über unſern Köpfen wie der Donner des letzten Gerichts, eine Minne war geſprungen und hatte das tapfere Häuflein ſammt dem alten Collin unter den fallenden Trümmern der Baſtion begraben! — Wir bebten wie Eſpenlaub, denn es war nicht anders, als ginge die Welt zu Grunde und als wollten die Wolken vom Himmel herab uns auf die Naſe fallen; ich ſchickte den greiſen Helden und den wackeren Kameraden einen frommen Seufzer nach. Noch lagen wir von der furchtbaren Exploſion betäubt am Boden, als uns Turennes Donnerruf, der wie des Engels Trompete zu unſeren Ohren drang, zum Sturme in die Breſche rief, und von dem jugendlichen Feldherrn, welcher wie ein ſchöner und kräftiger Kriegsgott voranſchritt, geführt, ſtürzten wir muthig, die Ehre vor Augen und den Tod verachtend, in die Dampfwolken. — Als wir die Lücke erklettert hatten, was glaubt ihr, wen fanden wir da? — Da ſtand in Mitte der Trümmer, mit Pulver geſchwärzt, mit Staub und Blut bedeckt, der erſchlagene Collin, neben ihm das königliche Panier luſtig flatternd, das er dem getödteten Fahnenträger entriſſen hatte; — ihm nach ſtürmte das Heer, und in Kurzem, und nach geringem Widerſtande der beſtürzten Feinde, waren wir Herren der unüberwindlichen Feſtung! — Steht doch nicht ſo verdutzt da, Meiſter Pipe, meine Zunge iſt ſo trocken, wie bei Mainz, ſchafft Wein her!

Hm! das iſt freilich wunderbar, ſagte ein junger Fiſcher, aber ihr habt ihn doch ſelbſt geſehen?

Geſehen? — lachte der Soldat, wir Alle, die wir ſeinen Fall bemerkten, drängten uns um ihn, und ſchüttelten ihm die Hand, theils aus Freude, den wackeren Kumpan wieder zu ſehen, theils um den kräftigen Druck ſeiner Hand zu fühlen, denn wir glaubten Anfangs, ſeinen Geiſt zu ſchauen. — Aber als ich erſt Mainz erwähnte, da fiel mir eine andere Begebenheit bei, die allein zwiſchen ihm und mir Statt fand. Im folgenden Jahre nämlich, als wir bei Mainz ſtanden und die deutſchen Bären uns das Fell wacker ausklopften, da wurden von ihnen alle Felder verheeret, und alle Dörfer niedergebrannt. Sie ſchnitten uns die Zufuhr ab, ſo daß die Armee am Hungertuche nagte, und das Brot auf der Goldwage zugewogen wurde. In dieſer Zeit fügte es ſich, daß ich Zeltnachbar des alten Collin wurde. Er ſchlief an einem heißen Tage und ſchnarchte ganz gewaltig, ich ſaß neben ihm und ließ mir von der Sonne was Warmes in den Magen ſcheinen. Da erblickte ich ſeine Blechflaſche, die zu ſeinen Füßen lag und ſeinen Mantelſack, den er ſich unter den Kopf geſchoben hatte. Noth kennt kein Gebot, und meine leeren Gedärme predigten lauter als mein Gewiſſen. Ich bemächtigte mich der Blechflaſche, einen tüchtigen Schluck zu thun, aber ach! ſie hatte ein Loch im Boden; in ſtiller Wuth warf ich das unnütze Ding weg, und zog ihm fein ſtille den Mantelſack unter dem Kopfe weg, und legte als Subſtitut einſtweilen einen Stein unter. Ich recognoscirte den Inhalt und förderte leider nichts erfreuliches zu Tage, denn einige alte Kleidungsſtücke und harte Brotkrummen waren der ganze Inhalt. Kaum hatte ich meine Arbeit vollendet, erwachte der Rottenmeiſter. Sein erſter Blick fiel auf die Flaſche, der zweite auf mich — ich wollte wetten, er hatte meine Manövers im Schlafe mit angeſehen. — **Parbleu!** rief er, wie die Sonne blitzt, meine Kehle iſt ausgetrocknet wie ein alter Stiefel. Er ſuchte nach ſeiner Flaſche und ich lachte in den Bart, aber zu meinem Erſtaunen ſah ich, wie er anſetzte und einen langen Zug that. Herrlicher Ungarwein! — ſagte er, indem er ſich den begoſſenen Schnurbart wiſchte — er kommt gerade aus dem Hofkeller Kaiſer Leopold's; wollt ihrs verſuchen? — hiermit reichte er mir die Zauberflaſche und zu meinem Erſtaunen rann der gewürzhafte Wein wie Oel, die Kehle hinab. Ein kleiner Imbiß könnte nicht ſchaden, fuhr er fort, ſich an meiner Verwunderung letzend, und in ſeinem Mantelſacke wühlend; hier hab ich ein Stück einer delicaten Hühnerpaſtete, von der Tafel des bairiſchen Generals Mercy, ſagte er, mir mit echt franzöſiſcher Galanterie ein Fragment anbiethend; und Element, noch heute läuft mir der Mund voll Waſſer, wenn ich an den köſtlichen Schmaus denke!

Teufelskerl der, euer Collin, brummte der Schmid; ich wollte, er wäre bei uns, und verwandelte unſern ſauren Krätzer in perlenden Trank aus der Champagne.

Hört nur weiter, fuhr der Invalide, der nun einmal im Zug war, fort, nachdem er einen ordentlichen Zug aus dem Kruge gethan; in der Affaire von Mergentheim, wo uns der Herzog von Enghien in der Patſche ſitzen ließ, und wovon das Reſultat war, daß uns die Oeſterreicher und Baiern eine tüchtige Schlappe anhingen, flohen wir, von dem verwetterten Montecuculi wie die Haſen gehetzt. Als wir uns auf den Höhen wieder ſammelten, ſah ich unſern edlen Rottenmeiſter drunten im Thale von ungariſchen Schnellreitern, Huſaren genannt, umſchwärmt, die wie der Blitz auf ihren kleinen Pferden herumflogen. Das Pferd hatten ſie ihm bereits unter dem Leibe erſtochen, und er lehnte nun an einem Baume und ſchlug mit ſeinem Saras um ſich, daß von den Eiſenfreſſern Einer um den Andern vom Gaule purzelte, als ob reife Aepfel vom Baume geſchüttelt würden, und als wir geſammelt, vom Marſchall Baufleur geführt, wieder vorgingen, da ſtand der Satan von einem Rottenmeiſter wieder unter uns, ſchwang ſich auf einen erbeuteten Tartarhengſt, und führte ſeine Rotte, als ob gar nichts vorgefallen wäre, ins Treffen.

Morbleu! rief der Fiſcher, auf den Tiſch ſchlagend, das war wohl auf die Letzt Belzebub ſelber.

Nicht viel weniger, verſicherte der alte Krieger.

Aber konntet ihr denn nicht dahinter kommen, wie er das Ding anſtellte? — fragte der Wirth — hatte er etwa ſo ein Rezept von einer Wundertinktur, oder eine Chriſtophelesformel, ich hatte einmal ſo was Aehnliches von einem Quackſalber erhalten, der eine Univerſalmedizin brauen konnte, und mir damals die Zeche nicht zu bezahlen im Stande war; da kam mir einmal mein dummes Ding von Weib darüber, und nahms zum Feuer machen.

Wir warfen uns oft dieſelbe vernünftige Frage auf, wie ihr, Meiſter Pipe, und wenn wir ihn um ſein Geheimniß befragten, oder es ihm gerade zu ins Geſicht behaupteten: er wäre feſt; dann lachte er, ſtrich ſich den Schnurbart und ging davon.

Einmal legten wir ihm eine Falle, und wollten ihn betrunken machen. In vino veritas! ſagte unſer Auditor, ein grundgelehrter Mann, und der ſoll es von einem lateiniſchen Poeten gehört haben; in unſerer deutſchen Mutterſprache heißt das ſo viel, als:

Ein betrunkener Hund,
Was er weiß, macht er kund.

Aber der Collin roch den Braten, er war auch im Trinken feſt, und zu unſerm Entſetzen mußten wir ſehen, daß er ſo lange fort ſoff, bis das große Faß des Marketenders keinen Tropfen mehr gab, und wir Alle wie die naſſen Mäuſe unter dem Tiſche lagen! — Wir hatten aber einen Zigeunerburſchen in unſerer Colonne, der Sackpfeifer im Regimente war; als er von dem berühmten Saufgelage hörte, und daß wir mit unſern

Planen im Sumpfe ſtecken geblieben waren, ſagte er lachend: Ihr habt den Gaul verkehrt aufgezäumt, ich wollte euch ſchon ein Tränklein brauen, dem er nicht widerſtehen ſoll, und das ihn zwingen muß, euch alle ſeine Geheimniſſe zu plaudern. Die Kameraden gaben dem Burſchen einen Schock Silberdenare, und er machte ſich nun, wie ich von ihm erfuhr, in der nächſten Mondnacht in den Wald hinaus, wo mehrere Giftkräuter und Stauden am Sumpfe üppig wucherten. Der Saft einer Belladonna in der Mitternachtſtunde gepreßt, wenn ſie vom Vollmonde hell beſchienen wird, vernichtet jeden Zauber. Mit dieſem Höllenſafte, den er in einem wohlverſchloſſenen Fläſchlein bei ſich trug, verſehen, machte er — als wir am nächſten Abend im Marketenderzelte, den Rottenmeiſter unter uns, luſtig und guter Dinge waren — den Schenkburſchen, und wußte ganz geſchickt ſein Teufelsgeſäuf in den Krug Gellins zu praktiziren. Der hatte nicht ſobald das infame Gebräue hinuntergeſchluckt, als er auch ſchon die Wirkung davon erfuhr und ihm gewaltſam die Augen zufielen. Es war ein ſonderbarer Schlaf, der ſich ſeiner bemächtigt hatte; er regte ſich nicht, er bewegte ſich nicht, aber ſein Ohr war geöffnet, und auf jede ihm vorgelegte Frage gab er klare und deutliche Antwort, jedoch mit hohler gepreßter Stimme, die ſeinen inneren Widerwillen kund gab, und es hatte das Anſehen, als folgte er gezwungen einer unheimlichen Gewalt, der er nicht mehr zu widerſtehen vermochte. Er geſtand uns, daß er die Kunſt, ſich feſt zu machen, wirklich beſäße, daß er ein Alter von mehreren hundert Jahren habe, und gedenke, mit Hülfe der unterirdiſchen Mächte, mit welchen er einen eigenen Bund geſchloſſen, Methuſalems Lebensjahre zu erreichen, und noch manchen Zweig den Lorbeeren ſeines grauen Kopfes hinzuzufügen. —

Morbleu! rief der dicke Schmid eifrig aus, den Redner unterbrechend, ich an eurer Stelle hätte ihn ſtatt all' der Alfanzereien lieber gleich gefragt, wie er ſich die ſchöne Kunſt eigen gemacht habe; da hätte Mancher von euch, der es mit ſeiner Seligkeit nicht ſo genau nimmt, ſein Glück machen können.

Ei, Freund, die Vernunft, die ihr hinterm Blasbalg gefunden habt, die iſt uns Weltläufern ſchon mit der Muttermilch eingeflößt worden, rief der Invalide ſpottend aus. Wie, ihr fragtet ihn darum? fiel der Fiſcher ihm in's Wort. Ja, Freund Fiſchkopf, wir fragten ihn.

Und was antwortete er? — ſchrien Alle aus Einer Kehle und drängten ſich neugierig um den alten Krieger, Maul und Ohr weit aufſperrend. Auch Cornelius, der bereits einen Theil des Geſpräches mit angehört hatte, rückte unwillkürlich ſo nahe als möglich an den Erzähler. In der Stube war es Todtenſtille geworden, der Soldat aber klappte mit dem Krug, und als er friſchen Wein erhalten hatte, that er einen ordentlichen Zug, ſich wenig um die ungeduldigen Zuhörer kümmernd — endlich fuhr er fort: Ich will's euch wohl erzählen, aber ich hoffe, daß nicht etwa ein Tollkopf unter euch ſei, der ſich das Gehörte zu Nutzen mache; über kurz oder lang hat die Herrlichkeit doch ein Ende, und er fährt dem Widerſacher ſchnurſtracks in den zehn Ellen weiten Rachen! —

Ach, erzählt nur! ſagte der Wirth ungeduldig, s'iſt nur, damit man erfährt, wie der Gott ſei bei uns ſeine Netze ſpannt.

Nun denn, ſo hört: In einer ſtürmiſchen Winternacht, heißt die Vorſchrift, begebe ſich der Waghals, dem es darum zu thun iſt, ſich die Kunſt des Feſtmachens eigen zu machen, nach dem nächſtgelegenen Richtplatze, der wie ein ſchlechter Baum, zum Beiſpiel und zur Warnung, ſchlechte Früchte trägt. Mit dem 12. Glockenſchlage muß er mit Einem Schnitte den Strick des Gehenkten zerſchneiden, und ſich desſelben bemächtigen, ohne ein Wort zu ſprechen, oder ohne ſich um das zu bekümmern, was um ihn vorgeht. Der erbeutete Strick wird neugeknüpft, und in der Nähe des Rabenſteines in Kreisform auf den Boden gelegt, der Knoten mit dem Fluche Kains beſprochen und nach Norden gerichtet. In den Kreis ſpringend, das Antlitz nach Norden gewendet, die Arme nach Oſt und Weſt ausgeſpreitet, ruft nun der Beſchwörer laut: Abadonna, Abadonna, Abadonna! bei der Gewalt, die mir in dieſem Kreiſe gegeben worden, beſchwöre ich dich, erſcheine, erſcheine, erſcheine! — Nach zwölf Pulsſchlägen wiederholt er den Zauberſpruch zum zweiten und zum dritten Male, und der Geiſt des Abgrundes wird ſich gehorſam vor ſeinen Gewalthaber ſtellen, ſein Begehren zu vernehmen.

Hört, Gevatter, rief der Wirth ſich ſchüttelnd, mir wird bei eurer Erzählung eiskalt, als lieſe der Tod über meinen Grabeshügel — wenn ich alle Schätze der ganzen Welt zu gewinnen wüßte, könnte ich dieſes fatale Experiment nicht ausführen!

Danke ſchönſtens, ſagte der Schmid, ich glaube, wenn ich den ſchwarzen Hinkebein mit den glühenden Augen, wie eine Feuereſſe, auf mich zukommen ſähe, ich ſpränge aus dem Kreiſe, und lieſe auf und davon. —

Da kömmt ihr erſt recht in die Patſche, belehrte ihn der Fiſcher, denn ſicher packte euch dann der Schwarze, um euch ein kleines wenig zu zerreißen, wie es dem gottloſen Mörder unſers guten König Heinrichs, von Rechtswegen, geſchehn. —

Behaltet eure Weisheit für euch, ſagte der Krieger, über die Unterbrechung beleidigt, und horcht, wie man ſich den gefährlichen Leibeignen wieder vom Halſe ſchaffen kann. Habt ihr dem Geiſte eure Befehle kund gethan, hat er euch die Aufſchlüſſe gegeben, die ihr gefordert, dann entlaßt ihn, indem ihr euch nach Süden wendet, die Hände ſinken läßt, die durch magnetiſche Gewalt ihn angezogen, und wieder drei Mal den Namen Abadonna ausruft, doch das erſte und letzte Mal verkehrt, worauf der Böſe augenblicklich entweicht, und der Beſchwörer ungefährdet aus dem Kreiſe treten kann, mit der ſichern Ueberzeugung, daß ſeine Wünſche von dem Geiſte, der ſtets verneint, pünctlich erfüllt werden.

Die Erzählung hatte ſolchen Eindruck auf die anweſenden Gäſte hervorgebracht, daß, obgleich eine lange Pauſe entſtand, während der ſich der Erzähler durch ein Paar tüchtige Züge neue Kraft ſammelte, kein Laut das tiefe Stillſchweigen brach.

Als wir nun, fuhr der Alte fort, das Alles ſo von ihm nach und nach erfahren hatten, erreichte auch die Wirkung des Trankes ihr Ende, der Rottenmeiſter erwachte plötzlich aus ſeinem unnatürlichen Schlafe, und fuhr raſch nach ſeinem Schwerte. Wäre es nicht durch den klugen Zigeunerburſchen früher zur Seite geſchafft worden, er hätte uns Alle erſchlagen! — Er ſah ſich grimmig wie Samſon rings um, ob nicht ein vakanter Eſelskinnbacken in der Nähe wäre; aber die ſaßen alle auf unſerem Rumpfe feſt. Sein Auge rollte fürchterlich und ſein Geſicht verzerrte ſich gräßlich, unſere Herzen ſchlugen wie die Thurmuhr von Notre Dame, und ſein Blick ſchien dem des Baſilisken zu gleichen, von dem die Sage geht, daß er tödte. Dann öffnete er den Mund und ein Strom ſchrecklicher Verwünſchungen ergoß ſich, wie die Lavaſtröme des Berges Veſuvius, von dem es heißt, ſie gleichen dem Höllenfeuer, ſo daß uns die Haare zu Berge ſtanden. Er verfluchte unſere Neugierde, die ihn nun ins Verderben ſtürzen werde, er verfluchte ſich ſelbſt, die Stunde ſeiner Geburt und die Stunde, in der er den Lockungen des Böſen Gehör gegeben habe. Er gab ſein gefährliches Spiel verloren, weil ſeine Zunge das furchtbare Geheimniß der Nacht, obgleich unwillkürlich und durch die Kraft des Zaubertrankes bezwungen, verrathen habe! — Was er ſagte, traf auch bald genug ein. Nach wenigen Tagen wurden wir bei Saßbach von dem großen Montecuculi angegriffen, und in dieſem Treffen ging Türennes Lebensſtrom auf dem Schlachtfelde unter. Eine Kanonenkugel traf den Baum, unter welchem er mit ſeinen Generalen ſtand, die Schlacht zu leiten, und ein zerſplitterter Aſt machte wohlthätig dem Leben des ſieggewohnten Helden ein ſchnelles Ende, bevor er Zeuge unſerer ſchmählichen Niederlage wurde. Auch Collin lag auf der Wahlſtatt, eine Kugel hatte ihm die Bruſt zerriſſen! — Als am folgenden Tage nach geſchloſſener Waffenruhe Anſtalt getroffen wurde, die Todten zu begraben, wurde der Leichnam des Rottenmeiſters nicht gefunden: auf dem Platze, wo er fiel, hatte ſich die Erde geſpalten, und ſtinkende Dämpfe drangen aus den Tiefen hervor; ein ſicheres Zeichen, daß der Verſucher ſeine lang erſehnte Beute mit Haut und Haar nach ſeiner unterirdiſchen Wohnung geführt habe, der Himmel möge ſeiner armen Seele gnädig ſein! — Er nahm ſeine Zwilchkappe vom grauen Kopfe, und ringsum zeigte die Stille den tiefen Eindruck, den das traurige Ende des tapfern Collin gemacht hatte. Cornelius war ganz erſchüttert, er ſtand haſtig auf, warf ſeine letzte Silbermünze auf den Tiſch und eilte ins Freie.

Draußen aber war eine fürchterliche Nacht, die Windsbraut heulte kläglich in den Luften, und heftiges Schneegeſtöber ſtürmte auf ihn ein, daß er genöthigt war, ſich feſt in ſeinen Mantel zu hüllen. Er eilte fort und fort, von der Gewalt des Sturmes vorwärts getrieben, aber er ging wohl eine Stunde lang, und der Weg wollte kein Ende nehmen, und als er glaubte, bereits in der Nähe ſeiner Wohnung zu ſein, da ſah er erſt voll Beſtürzung, daß er ſich ganz verirrt habe, und aus der Stadt gekommen ſei; er befand ſich auf einer Anhöhe im Freien, in der Ferne ſchimmerte das unzählige Lichtmeer von Paris, ſeine Anſtrengungen weiter zu gehen waren vergebens, ermüdet ſank er zu Boden. Jetzt zerriß mit einem Male der dichte Nebelſchleier, und die Mondesſcheibe blickte nieder, mit Entſetzen gewahrte er nun, daß er ſich den Hügel, worauf das Hochgericht ſich erhob, zum Ruheplatze erwählt habe; über ihm baumelte am hohen Galgen die erſtarrte Leiche eines Gerichteten, und der Wind trieb mit ihm ſein gräßliches Spiel. — Da ſchlug es unten in der Stadt vom Thurme Notre Dame, und des Sturmes Flügel trug den Schall hinauf zum Ohr des bebenden Malers — es war drei Viertel auf zwölf. Jetzt fuhr ein entſetzlicher Gedanke, gleich dem ſchnellzündenden, tödtenden Blitze, durch ſeine Seele, und packte ihn wie mit eiſernen Armen, von denen er vergebens ſich loszumachen ſtrebte. Vor ihm ſchwebte das holde, geliebte Bild, das Leben ſeines Traumes und der Traum ſeines Lebens! — Im verzweifelnden Kampfe mit Liebe und Gewiſſen ſprang er auf. — Sieh, ſprach er zu ſich ſelbſt, das Geſchick bietet dir jetzt Gelegenheit, deine Wünſche vielleicht befriedigen zu können; das Glück hat dich in deiner Blindheit an die Schwelle der Seligkeit geführt, und du zagteſt noch, mit raſcher Hand die Pforte zu ſprengen, die die Erfüllung deiner Sehnſucht verſchließt? — Cäſar am Rubicon, ein Schritt nur, und du biſt unumſchränkter Gebieter der Geiſterwelt! — In einem Anfalle von raſendem Muthe ſchwang er ſich auf den Gipfel des furchtbaren Dreibeins — da ſchwirrte es und krächzte in den Lüften, ein Zug Raben flatterte herum, ſetzte ſich neben ihn, und glotzte ihn an mit feurigleuchtenden Augen, und unten am Boden da rutſchte es wie ſchleppende Gewänder, und in der Ferne tonten herzzerſchneidende Seufzer und Todesröcheln, daß das ſchweigende Echo erweckt wurde, und die ſchaurigen Töne nachhallte. Unwillkürlich blieb ſein Blick haften auf dem weiten Schneefelde, das wie ein großes Leichentuch über die ruhende Gegend ausgebreitet war. Jetzt dünkte es ihm, als bewegte ſich das ungeheure Grabestuch, wie wenn unter ſeiner Hülle die Todten ſich regten, und die Zeit gekommen wäre, aufzuſtehen, und vor dem ewigen Richtſtuhl zu erſcheinen, und wirklich erhoben ſich bleiche Geſtalten in zahlloſen Reihen, und in modernde Tücher gehüllt; ſie umſtanden ihn drohend, und obgleich das Leichenfeld ferne vom Hügel war, ſchien es doch, als ob ihre Arme ihn zu erreichen trachteten, um ihn von der ſchaudernden Höhe herabzuziehen. Jetzt trat auch der zeitweiſe durch die fliehenden Wolken umhüllte Mond aus ſeinen Schleiern hervor, aber ſchaudernd erblickte er die bleiche Scheibe, denn ihm war es, als ſehe er in das blaſſe, gramerfüllte, thränende Antlitz ſeiner ſterbenden Mutter, er ſchloß die Augen, und hielt ſich krampfhaft auf ſeiner ſchwindelnden Höhe feſt; jetzt ertönte dumpf der erſte Glockenſchlag der Mitternachtsſtunde, und alle ſeine Tollkühnheit zuſammenraffend, ergriff er ſeinen Dolch, das ſchändliche Vorhaben auszuführen. Da glaubte er den Todten ſich bewegen zu ſehen, und deutlich hörte er das Herz des Gerichteten ſchlagen; ſchaudernd hob er die Hand, den Schnitt zu vollbringen, da fühlte er plötzlich die eiſige Hand deſſelben, die ihn feſtzuhalten ſtrebte; obgleich bei dieſer entſetzlichen Berührung das Herz im Leibe erſtarrte, und das Blut in den Adern ſtockte, führte er den unheilvollen Schnitt, und ächzend und polternd rollte der Leichnam den Rabenſtein hinab in die Tiefe. Nur die Vollendung ſeines verwerflichen Planes im Sinne, hatte er ſchnell den Strang abgelöſt, zum Zirkel geſchlungen und ihn nach vorgeſchriebener Weiſe, mit dem geſchürzten und dem Fluche Kains beſprochenen Knoten nach Norden auf dem Boden hingelegt. Als er mehr verzweifelnd als entſchloſſen in den Zauberkreis ſprang, da rollte es von ferne wie der Donner des Gerichtes, ein dreifaches, erſchütterndes Weh klang laut, weithin wiederhallend, und ein gräßliches Gelächter, wie das Gelächter eines Wahnſinnigen, erſcholl. Rings um den Kreis ſaßen große Eulen mit düſteren Menſchengeſichtern, und häßliche Zwerge mit Krötenköpfen ſpielten mit blutigen Menſchenhäuptern, die ekelhafte Meeresſpinne kroch heran, und die Polype des Meergrundes ſtreckte ihre tauſend Hände nach dem Kreiſe, als wollte ſie ihn haſchen und hinabziehen in die Tiefen.

Kaltblütig, gleichſam abgehärtet durch die Unzahl von Schreckniſſen, die ihn umgaben, ſtand der frevelnde Maler in der Mitte des Zirkels, begann die Zauberformel und rief den Namen Abadonna! da verfinſterte ſich des Mondes Licht, und ein wüthender Orkan brauſte um ihn, als wollte er ihn aus dem Zauberraume reißen, im nahen Walde zerſplitterten die Eichen, das Gemäuer des Rabenſteines wankte, und die Säulen des Hochgerichtes brachen zuſammen und fielen hart am Kreiſe zu Boden. Cornelius ſprach zum zweiten Male: Abadonna! und ferne im brechenden Walde fing es an furchtbar zu heulen, daß dem Beſchwörenden kalter Fieberfroſt überlief, zwei leuchtende Sterne wurden ſichtbar, die näher und näher kamen, ein Ungethüm rannte herbei und wühlte den Schnee hoch empor, es war ein ungeheurer Wolf, der den Pfad heran kam — und als der dritte Ruf erklungen war, ſtand er mit weitgähnendem blutrothen Rachen am Kreiſe ſtille; er hatte ihn zuerſt rings umlaufen, als ſuchte er einen Ort hineinzudringen, und ſich ſeines Opfers zu bemächtigen, dann lagerte er ſich vor dem Zauberbanne, richtete die wilden, blitzenden Augen auf den Rufenden, und eine Stimme tönte: Was verlangſt du, kecker Sterblicher, und warum rufeſt du mich? —

Man ſagt — war die Antwort — ihr Unterirdiſchen habet die Gabe, frei zu leſen in des Menſchen Bruſt, und kennet deſſen Wünſche und Neigungen beſſer, als er ſelbſt? —

Du ſprichſt wahr, ſagte der Feind, doch ſonderbar ſind oft die Leidenſchaften des ſchwachen Königs der Natur, vergebens bietet ihm die reiche Erde ihre Gaben an, des Menſchen Sinn verſchmäht, was er ohne Mühe und Kampf erlangen kann, und ſein Wille langt nach dem Entfernten, dem Unerreichbaren. Du verlangſt, daß die Sonne ihren Lauf rückgängig mache, daß die längſt vergangenen Tage aus dem verrauſchenden Zeitſtrome auftauchen ſollen, deiner Grille zu huldigen; du buhlſt um Reize, die längſt ein Raub der Würmer geworden ſind, und als flüchtiger Staub an deiner Sohle kleben.

Ha, alſo iſt es doch Wirkliches, was mich bezauberte, was mich wahnſinnig gemacht hat, fuhr Cornelius freudig empor, es iſt kein Bild des Traumes, kein Ideal, das der Maler in ſeiner begeiſterten Stunde dem offenen Himmel abgelauſcht hat, was mein verlangend Herz mit ew'ger Sehnſucht quält? —

Es lebte einſt wie du, ſchwärmeriſcher Thor, und erfreute und beglückte, ein ſüßes, anſpruchloſes Frauenbild, die Umgebung ihres ſtillen Hauſes.

So rufe denn ſchnell zurück, was ſehnend mein Herz begehrt!

Verwegener Sterblicher! biſt du ſo tollkühn, Särge aufzuſprengen, die Braut vom Kirchhof dir zu holen? — Du zitterſt wie ein Knabe vor des Wolfes Geſtalt, vor dem blaſſen Antlitze der verſtorbenen Mutter, und begehrſt, daß Todte aufſtehen und dich in ihre ſtille Kammer laden ſollen! —

Frecher Geiſt! hab' ich dich hieher gerufen, daß du mit mir rechteſt? — Der ſchwache Körper zittert, er iſt Staub, doch unerſchüttert iſt der Wille in der Menſchenbruſt. Du haſt vernommen, was ich von dir verlange, gehorch', Sclave, dem mächtigen Gebieter!

Ueber Seelen, die bereits gerichtet ſind, iſt mir keine Gewalt gegeben.

Wehe, wehe mir, ſo bin ich verloren, ich vergehe, wie Tantalus in meiner Herzensqual! rief der Maler und ſtürzte verzweifelnd in ſeinem Zauberkreiſe zu Boden.

Höre mich, du vom Liebesfieber befallener Thor! der du einer wahnſinnigen Grille wegen den Feind der Menſchheit aus ſeinem finſtern Abgrunde herauf beſchwörſt, dir zu dienen, deine unerhörte Kühnheit gefällt mir, ſie enthält etwas teufelmäßiges an ſich, und ich lobe dich darum; ich will mich daher herablaſſen, in deine Launen einzugehen, und einen Advokatenkniff gebrauchen. Du ſollſt den Abglanz deines Bildes in einem lebenden Weſen wieder finden. Gehe morgen in den Louvre und du wirſt erblicken, was du ſuchſt; doch nun entlaſſe mich, in Oſten ziehen ſich lichte Streifen durch die Nacht, und der Hahnenruf iſt nicht mehr ferne.

Der Maler wendet ſich nach Süden, ſpricht, nach der ſich tief eingeprägten Belehrung des alten Kriegsmannes in der Schenke, den Namen des Verworfenen drei Mal, jedoch das erſte und letzte Mal verkehrt, und ſogleich erhob ſich das Raubthier und floh heulend den ſchnee'gen Pfad hinab und verlor ſich im Dunkel des Waldes; Cornelius aber ſprang aus dem Kreiſe, ihn erfaßte ein namenloſes Grauſen, und den theuer erkauften Strick in der Bruſt bergend, rannte er von Fieberkälte durchſchauert fort und fort, bewußtlos, unaufhaltſam, bis er, ohne daß er es wußte, wie es kam, inmitten ſeines Gemaches ſtand. Angezogen, wie er war, warf er ſich auf's harte Lager, und die Erſchöpfung ſeiner Kräfte, durch die vorhergegangenen entſetzlichen Ereigniſſe, bewirkten, daß ihn bald der wohlthätige Arm des Schlummers umfing. Als er erwachte, blickte ſchon die Sonne durch's Fenſter, und einer der freundlichſten Wintertage war aus der ſtürmiſchen Nacht hervorgegangen. Er ſprang, verwundert über ſeinen langen Schlaf, empor, von allen Ereigniſſen der verfloſſenen Nacht war ihm nichts im Gedächtniſſe als die Erinnerung, daß er ſchwer geträumt habe. Er eilte fort, um nach ſeiner Gewohnheit die Gallerie zu beſuchen. Als er über den pont noeuf ſchritt und längs dem Ufer der Seine am Louvre vorüber eilte, bemerkte er das ſtarke Gedränge des Volkes am Eingange des Pallaſtes, und die glänzenden Reihen der Garden, die im Hofraume paradirten. Er forſchte und erfuhr, daß der König gerade dem feierlichen Gottesdienſte in der Hofkapelle beiwohnte. Ein innerer Drang, den er ſich nicht zu erklären wußte, trieb ihn an, die Kirche zu betreten. Aus dem prachtvollen Innern des Gotteshauſes ſtrahlte ihm ein Lichtmeer entgegen, und von Weihrauchwolken halb verhüllt ſcheint der Altar mit ſeinen Dienern in himmliſchen Regionen zu ſchweben. Ringsum lag das andächtige Volk auf den Knieen, Herz und Hand zu Gott erhebend, und ihre Bitten mit den Gebeten des Prieſters vereinigend. Lautlos iſt die ganze große Verſammlung, und dieſes heilige Schweigen wirkte wunderbar auf das Gemüth des Eintretenden. Jetzt tönen ſanfte klagende Stimmen durch das weite Schiff der Kirche, begleitet von langgehaltenen, leiſen, rührenden Orgelklängen, es iſt ein Agnus Dei von Paläſtrina; dieſe Klagen, wie die Klagen der Engel um den tief gefallenen Menſchen, ſchnitten tief ins Herz des ſündigen Jünglings; vor ſeinen Blicken erhoben ſich nun lebhaft die Schauderſcenen der vergangenen Nacht, er glaubte in den leiſe verhallenden Tönen, die den Opfertod des Lammes beklagten, die rührende Stimme ſeiner dahin gegangenen Mutter zu vernehmen, und ihre Arme zu ſehen, wie ſie aus den Wolken herablangten, an ſein ſteinern Herz zu pochen, da fiel er nieder auf ſeine Kniee, ergriffen von unendlichem Schmerz, und Thränen der Reue rollten über ſein bleiches Antlitz. So lag er, unbewußt mit dem, was um ihn vorging, am Boden, bis die Feier des Hochamtes zu Ende war; die hinausſtrömende

Menge riß ihn mit ſich fort. Draußen in den Vorhallen wogte das Volk dem Eingange des Chores zu, wo der König mit ſeinem Hofſtaate herabkommen mußte, um in ſeine Gemächer zu gelangen. Cornelius war nun bereits Einen Monat in Paris, ohne den gefeierten Mann ſeiner Zeit, den zweiten Auguſtus und Perikles geſehen zu haben. Er drängte ſich in die vordern Reihen, und ſchon blinkten die Hellebarden der Schweizertrabanten durch den Chorgang, und die in ernſter Würde voran ſchreitenden Herolde klopften mit ihren Stäben an die Pforte, die Ankunft des Monarchen andeutend und hierdurch Stille gebietend. Plötzlich wurde es im weiten Kreiſe der Verſammlung ſtille, die Nähe des geliebten Herrſchers, deſſen Glücksſtern am Himmel Europa's höher und höher ſtieg, erfüllte jedes Unterthanenherz mit Ehrfurcht. Unter dem Vortritte der Hofämter und der Edelknaben nahte König Ludwig mit einer majeſtätiſchen Frau, die, obgleich ſchon bejahrt, doch noch für eine ausgezeichnete Schönheit gelten konnte: es war Anna von Oeſterreich, die verwitwete Königinn, die lange — trotz den Umtrieben Richelieus — das Ruder des vielbewegten Staates mit Glück und Einſicht führte. Ihnen folgte der Herzog von Condé, eine Dame führend, von intereſſanten aber ernſten Geſichtszügen, die den Galanterien ihres Führers wenig Gehör gebend, ihr ſchönes Auge auf das in den Händen haltende ſchwarze, mit Silberbuckeln verſehene Erbauungsbuch niederſenkte; es war die Mainenon, die ſpäter ſo entſchiedenes Gewicht in die politiſche Wagſchale des Continents legte. Ihr nach ſchritt ein glänzendes Gefolge von Großwürdenträgern des Reiches, die Marſchälle **Villars** und **Bouflers**, der wackere **Colbert**, der Schöpfer des Nationalreichthums, der Marine und des erblühenden Handels der beiden Indien, der gewaltthätige, finſtere Kriegsminiſter **Louvois**, der gelehrte Kanzler **Tellier**. An der Seite **Mazarins**, des allvermögenden Miniſters, — des würdigen Nachfolgers Richelieus in der nichtswürdigen Politik gegen das erhabene und gewaltige Habsburg, der das Geſchick Frankreichs in ſeinen Händen trug — ging eine ſchlanke jugendliche Dame, im ſchwarzen Sammtkleide, auf ihrem Haupte nickten ſtolze weiße Federn, und goldene Locken, ihren diamantenen Feſſeln entſchlüpft, umſchatteten den Alabaſternacken. Bei ihrem Anblicke fühlte Cornelius ſich ſonderbar ergriffen. Wer iſt das? fragte er ſeinen Nachbar; das iſt das ſchönſte Weib der Erde, antwortete gefällig lächelnd der Franzoſe dem Fremden, es iſt die Nichte des Cardinal-Miniſters Mazarin, die liebenswürdige **Hortenſia Manzini**, die Verlobte des — Hier wurde er von dem lauten Ausrufe des Malers: Himmel, ſie iſt es! unterbrochen; denn Hortenſia hatte ſich gewendet, einem jungen ſtolzblickenden Manne etwas zu ſagen, und Cornelius erblickte in ihr das geliebte, angebetete, theure Bild! — er ſinkt zuſammen, es entſteht Verwirrung und Tumult, und die Trabanten umringen und bringen ihn fort.

Als er wieder zu ſich kam, fand er einen Arzt an ſeiner Seite, der dem wachhabenden Offizier erklärte, bloß das Gedränge, und die durch die Lichter der Kirche und die Menſchenmenge verdorbene Luft, habe ſo nachtheilig auf den Fremden eingewirkt, daß dadurch eine Ohnmacht bewirkt worden ſei, wodurch jene Störung in Gegenwart des Hofes, als natürliche Folge herbeigeführet ward. Der Schweizeroffizier war mit dieſer Aeußerung des verſtändigen Arztes ganz zufrieden, und da der Kranke wieder hergeſtellt war, entließ er den Künſtler, ſein Bedauern über den Vorfall äußernd. In einem Taumel von Schmerz und Luſt, von den mannigfaltigſten Gefühlen ergriffen, durchirrte Cornelius die Stadt. Er trug ein Meer von Seligkeit in ſeiner Bruſt. Der Geiſt hatte Wort gehalten, er hatte das Bild, das in ſeinem Herzen lebte, gefunden; es war ein herrliches, lebendes Weſen, es befand ſich in ſeiner Nähe, aber — und ſein trunkener Sinn umflorte ſich, wenn er ſich es geſtehen mußte — ſie ward vom Schickſale zu hoch geſtellt, für ihn den armen Maler, der Nichts beſaß als ſein liebendes Herz und ſeine Kunſt. Er fühlte ſich ſo unausſprechlich glücklich und doch — ſo namenlos elend; die Erfüllung ſeines einzigen Wunſches erhob ihn in den Himmel, aber von ſeiner Höhe herab ſah er den ungeheuren Abgrund geöffnet, die Kluft, die zwiſchen ſeinem Herzen und ſeinem Glücke gähnte. Dennoch faßte er Muth und Hoffnung; dieſe ewig lächelnde Zauberin, die den Gefangenen in ſeinem Kerker umgaukelt und den Schiffbrüchigen treibt, nach dem ſchwachen Brete zu greifen, die troſthauchend am Bette des Kranken ſteht und den Blick des Sterbenden nach Jenſeits lenket, ſie hatte auch ihn mit ihrer Roſenkette umſchlungen, und ihm in der Zukunft Bilder voll Glück und Liebe gezeigt; es ſchien, als wollte das Geſchick nicht lange zögern, ſeine Verheißungen in Erfüllung gehen zu laſſen, denn als er am Abend heimkehrte, ſtand ein Page vom königlichen Hofe vor ſeiner Thüre, der ſeiner Heimkunft harrte, und ihn einlud, des andern Tages ſich ins Louvre zu begeben, um ſich in den Gemächern der Marcheſe Hortenſia melden zu laſſen, da dieſelbe ihm einen Auftrag zu ertheilen habe.

Cornelius wußte bei dieſer erfreulichen Bothſchaft nicht, wie ihm geſchah; das Unmögliche ſchien möglich zu werden, der Weg war gefunden, in die Nähe — vielleicht zum Herzen der heiß Verehrten! — ſein Kopf ſchwindelte, der Page mußte ihm ſeinen Auftrag wiederholen, und als er nicht mehr zweifeln konnte, daß es kein Traum war, da brach aus ſeinem Innern ein Strom der Freude! — er hätte mit ſeinen zitternden Armen die Welt umfaſſen und an ſein pochendes Herz drücken mögen. Es war Nacht geworden, aber in ihm war es licht, denn ſeiner ſtillen Herzenswelt war ja ein heller Stern des Glückes und der Liebe aufgegangen! — Erſchöpft vom Sturme der Leidenſchaften warf er ſich aufs Lager, aber kaum ſchloß ſich ſein Auge, ſo fuhr er wieder empor, er fürchtete ſich zu verſchlafen und die gegebene Stunde zu verſäumen. Endlich brach der Morgen an, und nun ſah er, daß auf ſeinem Stuhle die geſtern abgelegte unſcheinbare Kleidung verſchwunden war, und ſtatt derſelben ein ſchönes Gewand von ſchwarzem Sammt und goldenen Stickereien und eine feingefaltete Halskrauſe aus Brüßlerkanten hingelegt worden; auf dem Tiſche lag ein Baret mit weißen Federn, und ein herrliches Wehrgehänge. — Dank ſei es deiner Sorgfalt, mein unſichtbarer Freund! liſpelte der Maler, und ein kalter Luftzug ſtrich durchs Gemach und ihn ſchauerte es im Herzen. Hu, ein kalter Wintermorgen, ſagte er, als er ſich raſch ankleidete, doch mir iſt ein holder Frühling aufgegangen mit all' ſeinen Blumen und ſeiner Farbenpracht, mit all' ſeinen Blüten- und Freudenkränzen. Seine Sehnſucht trieb ihn aus dem Hauſe nach dem Louvre, aber noch war es viel zu früh, und indeß im Garten herumirrend, blickte er nach allen Fenſtern, ob ſich nicht Eines derſelben öffnen, und das erſehnte Bild ſeiner Liebe herausſehen werde, den Strahl des Morgens zu begrüßen; aber er hoffte vergebens, der Tag an den Höfen und in der vornehmen Welt beginnt erſt, wenn der fleißige, mit dem Grauen des Morgens an ſein Tagewerk gehende Landmann ſchon ſein Mittagsbrot verzehrt. Er ging nun in den Pallaſt in das bezeichnete Appartement des Miniſters, und wurde von dem Pagen, der ihn geſtern in ſeiner Herberge aufgeſucht hatte, in ein Prunkgemach geführt, der ihn mit dem Bemerken verließ, er möge hier der Ankunft ſeiner Gebieterin harren.

Als Jünger der Muſen hatte er ſo manches Gemach vornehmer Männer betreten; aber ſolche Pracht, vereint mit ausgezeichnetem Geſchmack, wie er es hier fand, hatte ſein Auge noch niemals geſchaut. Er ſchien in das Heiligthum der Kunſt gekommen zu ſein, denn überall prangten ihre herrlichſten Werke. Statuen waren in goldenen Niſchen und auf glänzenden Piedeſtalen, mit den köſtlichſten Broncen verziert, aufgeſtellt, die aus der Hand eines Phydias hervorgegangen zu ſein ſchienen; etruriſche Vaſen von vorzüglicher Schönheit, aus Alabaſter und Porphyr geformt und mit Basreliefs von beſonderem Kunſtwerth geſchmückt; endlich eine Reihe von Gemälden, die er auf den erſten Blick für Schöpfungen der berühmteſten Künſtler aus der italiſchen, ſpaniſchen, deutſchen und niederländiſchen Schule erkannte; er ſtand zwiſchen dieſen Schätzen, nicht wiſſend, wohin er ſich zuerſt wenden, was ſein Auge ſchauen ſollte — da rauſchte es plötzlich in ſeinem Rücken, er wendet ſich um, eine Tapetenthür hatte ſich leiſe geöffnet, und Hortenſia ſtand im weißen Morgengewande vor ihm.

Verzeiht, mein edles Fräulein, ſtammelte der verlegene Maler, das lebende Bild ſeiner unendlichen Liebe mit flammenden Augen verſchlingend, verzeiht, ich hatte euren leiſen Tritt nicht vernommen, darum —

Ihr wart mit Betrachtung jener erhabenen Schöpfungen des Genies beſchäftiget, entgegnete entſchuldigend Hortenſia — und fürwahr, es muß ein herrlicher Genuß ſein, mit dem Bewußtſein der Kraft, ſelbſt ſchafſen und mit Kunſtſinne und Kennerauge vor dieſe Gemälde hintreten zu können.

O mein Fräulein! rief der Künſtler, ſich ſelbſt vergeſſend, was ſind alle dieſe Bemühungen ird'ſcher Krafte, was alle Ausgeburt müſſiger Phantaſie gegen den Anblick eines ſolchen Himmelsbildes, lebend aus der Hand des ewigen Schöpfers hervorgegangen. — Er hatte im Rauſche ſeines Entzückens ihre Hand ergriffen, die ſie etwas befremdet aus ſeiner glühenden Rechten zuruckzog.

Ihr ſeid noch ein junger Mann — ſagte ſie etwas verweiſend — und euer leidenſchaftlicher Eifer läßt euch die Regel der Schicklichkeit und des Anſtandes vergeſſen, doch — ſetzte ſie lächend und begütigend hinzu, als der junge Schwärmer etwas betreten zurücktrat — dieſe Formen der Etiquette hat die kalte Wirklichkeit gezogen, wie leicht verletzet ſie der kuhne Geiſt, der in andern Welten mit den Himmliſchen verkehrt, und in den Stunden der Weihe die Erde mit ihren beengenden Schranken weit unter ſich in den dunkeln Tiefen zurückläßt.

Ja wahrlich, entgegnete der Maler, treibt das fühlende Herz den Künſtler an, ſeinem Ideale nachzujagen in dem fernen, wolkenbedeckten Lande der Phantaſie, unbefriedigt kehret er heim aus den himmliſchen Träumen, und drei Mal glücklich, wenn er dann im Leben findet, was ihn im Traume beglückt, darf er auch nur ferne ſtehen, wie der Sclave, der kaum den Saum des Gewandes ſeiner königlichen Gebieterin zu berühren wagt.

Ich habe euch zu mir beſchieden, — ſagte Hortenſia, geſchickt dem Geſpräche eine andere Wendung gebend, — eure Kunſt in Anſpruch zu nehmen. Mein edler Ohm, der Cardinal, wünſcht mein Conterfei zu beſitzen, und ſein Wunſch iſt mir ſtets Befehl. Euer Ruf iſt euch vorangeſchritten, als ihr Deutſchland verließet, um in Paris dem Sitze der Muſen und der ſchönen Künſte euch zu vervollkommnen. Ich wünſche von euch gemalt zu ſein, und habe darum zu euch geſendet, hoffend, ihr werdet Muße finden, mein Begehren zu erfullen. Den Preis mögt ihr dann ſelbſt beſtimmen, die Kunſt iſt eine freie Himmelsgabe, mit ihr marktet man nicht.

Wohl iſt ſie eine freie Himmelsgabe, wie ihr ſagt, antwortete der hocherfreute Maler, darum dunket ihr Erdengut ein ſchnöder Lohn, und Befriedigung findet ſie nur im eigenen, reichen Herzen. Eine Blume aus ſchöner Hand, ein ſußes Wort, einen freundlichen Blick ſchätzet er höher als Hände voll Gold; die ihm abkaufen wollen, was die edle und uneigennützige Kunſt nur ihren Eingeweihten ſchenket. Ehre und Dank ſind der Sold, wornach der Künſtler ſtrebet.

Ihr ſeid ein ſtolzer Jünger der Kunſt, erwiederte die Dame, doch auch mein Oheim ſteht zu hoch, als daß er ein Geſchenk aus andern Händen, als aus jenen ſeines Königs empfangen durfte, und ſo möget ihr nun dieß bedenken, und ſeiner Zeit, nach Vollendung des Gemäldes, eure Forderung mir bekannt geben. Mit einer freundlichen Verneigung verabſchiedete Hortenſia den Maler, der, ſeinen Buſen voll von Himmelsfreuden, das Schloß verließ, und Wolken, Bergen und Auen ſein Glück vertraute. Er hatte ſie geſehen, geſprochen, nicht den Saum ihres Kleides, ihre Hand hatte er berührt; er durfte wiederkehren, ſich noch oft in ihrem Anblicke weiden, in ihrer Nähe ſein und ungeſtraft ihr Himmelsantlitz ſchauen; denn er mußte es ja durch ſeine Kunſt wiedergeben, er mußte es ja verſuchen, auf die todte Leinwand das Bild voll Leben und Schönheit hinzuhauchen, welches er in ſeiner Bruſt bewahrte in Wachen und Träumen, mit dem er bereits vertraut war, und das er in ſich aufgenommen, nur mit dem Tode von ihm geriſſen werden konnte. — Schon am folgenden Tage begann er ſeine Arbeiten, und leiſe wünſchte er, Penelope nachahmen zu können, welche, um noch lange die ungeſtümen Freier von ſich abzuhalten, des Nachts wieder zerſtörte, was Tags zuvor ihre kunſtreiche Nadel geſchaffen — und hatte heftiges Verlangen, jederzeit wieder auszulöſchen, was ſein Pinſel auf die Leinwand gezaubert hatte, um ſo die glücklichſten Stunden des Lebens endlos zu verlängern. — Oft ſaß er da, in den Himmel ihres wundervollen Auges blickend, ſtumm und regungslos, als hätte ihn das Haupt der Meduſa in Stein verwandelt; aber in ſeinem Innern tobte ein glühendes Leben und ſein Herz pochte hörbar an die Rippen. Wenn er dann aus ſeinen Träumen erwachte, dann ſah er die unendliche Kluft vor Augen, woran er ſchwindelnd ſtand, und die ihn für ewig von dem erhabenen Gegenſtande ſeiner Verehrung ſchied; in ſolchen Momenten packte er eilig ſeine Geräthſchaften zuſammen, entſchuldigte ſich, heute nicht geſtimmt zu ſein, und rannte, wie von Furien verfolgt, ins Freie — ein Thränenſtrom erleichterte gewöhnlich das liebende Herz. Oft, wenn er mit kunſtfertiger Hand bezauberndes Leben auf die Leinwand gehaucht hatte, und er prüfend da ſaß, ſeine Leiſtung mit dem herrlichen Urbilde zu vergleichen, da mußte er, von ſeinen Gefühlen überwältigt, Pinſel und Pallete hinweglegen, und war nahe daran, ſich nieder zu werfen zu den Füßen der Geliebten, um ihr frei ſein Herz zu entdecken und den furchtbaren Kampf ſeiner Seele, es möge daraus entſtehen was da wolle.

Eines Tages nun, nicht länger fähig, die Martern ſeiner ſtummen Liebe zu tragen, kam er zur Staffelei; troß allem Zögern naht das Bild der Vollendung. In wenig Tagen iſt ſein Werk vollbracht, der Künſtler mit reicher Goldſpende verabſchiedet, und ihm der Weg zur Heißgeliebten für immer verſperrt. Er mußte etwas wagen, ehe ihm die Gelegenheit enteilte und der Moment des Handelns unwiederbringlich verloren geht, — er mußte! — und ſein Entſchluß reifte in demſelben Augenblicke auch ſchon zur That; laut das Geheimniß ſeines Buſens offenbarend, ſank er zu den Füßen der durch Rang und Geburt hoch über ihn geſtellten Angebeteten.

Mit verweiſenden Worten, die ein Blick voll Sanftmuth zu mildern ſtrebte, hob ſie ihn auf — kennt ihr die Geſchichte Taſſo's, Unbeſonnener? fragte ſie ihn mit Bedeutung.

Wohl kenne ich ſie! rief der Jüngling aus; durch ſeine Kunſt Jenen gleichgeſtellt, die auf den Höhen der Menſchheit wohnen, glaubte er, der begeiſterte Liebling der Götter, die Liebe ſeines Herzens, die ſein Bild unſterblich machte, vor der Welt bekennen zu dürfen — anders aber dachten die irdiſchen Götter, ſie verbannten den armen Mann ſeiner Liebe willen, die Alle verherrlichte, auf die ſie ihren heiligen Schimmer warf; er ging unter in ſeinen Träumen, und wie Taſſo, will auch ich für meine Liebe ſterben! — Bei dieſen Worten wollte der ſchwärmeriſche Jüngling neuerdings zu ihren Füßen ſtürzen, als eine Thüre ſich öffnete und eine hohe, ſchlanke Geſtalt in braunſammtenem Mantel gehüllt auf der Schwelle ſtand, und einen Feuerblitz aus ſeinem Auge auf die Gruppe warf. Eine reiche Kleidung und eine Schärpe von der Farbe des Königs ließ in ihm einen vornehmen Krieger erkennen.

Hortenſia empfängt Beſuche? — ſagte der junge Mann etwas verſtimmt, und das Rollen ſeines Auges gab ſeinen innern Kampf kund.

Es iſt Cornelius, jener fremde Künſtler, der erſt aus Deutſchland hier angekommen, und auf Befehl des Ohms das Conterfei deiner Verlobten malte, das für dich beſtimmt iſt, Armand!

Düſter und ſchweigend ſchritt der junge Kriegsmann vorwärts und warf einen forſchenden Blick auf das Gemälde. Je länger er es beſchaute, deſto mehr erheiterte ſich ſein Geſicht. Fürwahr, rief er mit Wärme, ein wunderliebliches Bild, und hochbewundern muß ich die Kunſt, die ſo Herrliches zu ſchaffen weiß! — Kein Lohn iſt groß genug für ſolch' ein Werk der Meiſterſchaft — dennoch — fuhr er fort und wieder verfinſterte ſich ſein Antlitz, blitzte ſein Auge — beim Himmel möcht ich es beſchwören, daß keine Kunſt der Erde im Stande iſt, ſolch' ein Bild voll Wahrheit zu geben — die Liebe iſt's allein, die hier den Pinſel des Malers geführt, und aus den Tiefen des Gemüthes hervor geholt iſt jeder Zug von dieſem Conterfei!

Betroffen ſtand der Maler und Hortenſia ſenkte den Blick erröthend zu Boden, während Graf Armand von Mercoeur — das war der Offizier — ſeinen Blick von dem Bilde zum Originale kehrte, der feſt auf ſelbem wurzelte, gleichſam es zu durchſchauen, und ein Geheimniß zu ergründen, deſſen Ahnung ihn zittern machte.

Es iſt wieder eine eurer Launen, Herr Graf, ſagte endlich, ſich mühſam faſſend, das Fräulein, die mich in den ſchönſten Tagen meines Lebens quälen und in eine traurige Zukunft blicken laſſen. Habt ihr nur ein Herz voll Argwohn und böſer Ahnungen für eure Braut, dann Armand, wäre es beſſer geweſen, wir hätten uns nie geſehen!

Vergib, Hortenſia, vergib! rief der junge, heftige Krieger; wer ſolch einen Schatz beſitzt, wie Keiner mehr auf Erden, dem ſoll es Niemand verargen, wenn er von frechen Räubern, von ſchleichenden Dieben träumt, die mit eiſerner Stirne einen Kirchenraub begehen. Wer wahrhaft liebt, trägt den Dolch der Eiferſucht tief eingedrückt in weicher Bruſt! — davon ein ander Mal. Ihr habt bereits das Bild vollendet, fuhr der Graf fort, ſich zu dem Maler wendend, fordert nun euren Lohn; er mag ſo groß ſein als er wolle, der hochgeſtellt im Leben, muß die Kunſt in ihren Jüngern ehren, und ſie reichlich unterſtützen.

Herr Graf, erwiederte Cornelius gereizt, der Künſtler reihet ſich in ſeinen Träumen auch an die Höhen der Erde, und was er aus den Tiefen ſeiner Seele ſchafft, hat keinen Preis, den irdiſche Schätze zu bezahlen vermögen.

O nicht doch, nicht doch, edler Freund! nicht lohnen wollt' ich euch, nur ein Andenken ſoll es bedeuten, und das verſchmähet ihr wohl nicht! — und hiermit drückte er eine Börſe gewaltſam in die Hand des Malers, während er ihm ins Ohr liſpelte: Nehmt, und meidet dieſen Ort, und verlaßt Paris, ſonſt ſteht euer Leben auf eines Dolches Spitze, — und laut fügte er hinzu — gehabt euch wohl, wackerer Künſtler, ihr habt mir den ſchönſten Liebesdienſt erwieſen, und ſo oft mein Blick auf Hortenſiens holdem Abbilde weilen wird, will ich in Liebe euer und eurer ſchönen Kunſt gedenken! — und ihn zur Thüre führend, warf er ihm noch einen bedeutungsvollen Blick zu, als er die Flügel hinter ihm ſchloß.

Beſtürzt über dieſen plötzlichen, unvorhergeſehenen Wechſel der Dinge, verließ der deutſche Maler die Gemächer des Louvres, furchtbar begann es in ihm zu tagen, und er ſah rings um ſich Abgründe geöffnet. Der Graf hatte ſeine Leidenſchaft errathen, er mußte fliehen und ſeine Liebe meiden, vergeſſen, einem Andern überlaſſen! — oder von der Rache Mercoeurs Alles fürchten. Er irrte in der weitläufigen Stadt umher, ohne einen Entſchluß faſſen zu konnen; welchen Weg er auch ergreifen mochte, ihm drohte Verluſt ſeiner Liebe oder der Tod. Etwas, das fühlte er, mußte geſchehen, und vielleicht war ſchon jetzt der Dolch eines Banditen für ihn geſchliffen. Endlich beſchloß er, der drohenden Nothwendigkeit vor der Hand zu weichen und Paris zu verlaſſen. Als er ſeine wenigen Habſeligkeiten zuſammenpackte, da fiel aus dem Schranke der verhängnißvolle Strang vor ſeine Füße, und in demſelben Augenblicke ſtanden wieder alle Schreckniſſe jener Sturmnacht lebhaft vor ſeiner Seele; zugleich aber auch die Moglichkeit, durch die Macht des Böſen zum erwünſchten Ziele zu gelangen. Was er wollte, wußte er zwar ſelbſt noch nicht, doch war er feſt entſchloſſen, die Macht der Unterwelt aufzurufen, ihm Hülfe zu leiſten. Der erſte Schritt zum Verderben war gemacht, um ſo viel leichter war der zweite, um ſo mehr, da es darauf ankam, wie ein verzweifelter Spieler, Alles aufs Spiel zu ſetzen.

Die Nacht war hereingebrochen. Jenes Werkzeug, das die Macht des Böſen in ſeine Gewalt gab, wohl im Buſen verwahrt, ſchritt er aus dem Thore der Fiſchervorſtadt dem Richtplatze zu; es war eine finſtere Nacht, der Sturm hatte die Lichter des Himmels ausgelöſcht, und mit ſchwarzem Gewölke den weiten Horizont umzogen. Wie ein Raſender, von innerer Angſt gejagt, rannte er fort durch die Finſterniß dem Richtplatze zu. Er formte den Kreis nach der Vorſchrift, er ſprang in ſeine Mitte, und ſein Machtruf zwang den Geiſt der Unterwelt, vor ihm zu erſcheinen. Heulend nahte der Wolf, doch den mächtigen Zauberworten unterthänig, lagerte er ſich vor dem verhängnißvollen Kreiſe.

Du zögerteſt lange, mich zu rufen, begann der Verſucher, obgleich das Schwert der Rache an einem Haare über deinem Scheitel hanget. Wenn du in Paris verweileſt, haſt du nur noch zwei Stunden zu leben. Entſchließe dich, wohin ſollen meine Fittige dich tragen?

Und wenn die Hand des feilen Mörders bereits ausholt, mich niederzuſtoßen, ich verlaſſe dennoch dieſen Ort nicht ohne Hortenſien.

Thörichter, was willſt du beginnen? —

Ich habe dich nicht gerufen, deine Ermahnungen zu hören, ſondern damit du meine Befehle vollzieheſt. Beſorge Pferde und Diener in der Nähe des Louvres, ſtehe mir ſchützend zur Seite, wenn ich Hortenſien zur ſchnellen Flucht berede, mache ihr Ohr meinen Wünſchen geneigt, und ſchlage dann Alle mit Blindheit, die uns verfolgen. — Du bleibſt ſtumm? — Mißbilligſt du meine Plane? — Sclave, gehorche meinem Willen und antworte!

Ich war abweſend und beeilte mich, deine Befehle in Vollzug zu bringen. Alles, was du verlangteſt, iſt in Bereitſchaft. Die Diener harren in den Gängen deiner und die Roſſe ſtehen geſattelt an jenem Hinterpförtlein des Gartens, das auf die Straße nach Deutſchland führt; die günſtigſte Zeit nahet, Hortenſia iſt in ihr Schlafgemach getreten und ihre Frauen ziehen ſich zurück; ſie ruht im Prachtgewande nachdenkend auf dem Soffa, und es ſcheint ein heißer Kampf in ihrem Innern vorzugehen; aber meiner Macht iſt es nicht vergönnt, in den Tiefen eines reinen, ſchuldloſen Herzens, das über meine Einflüſterungen erhaben iſt, zu leſen. Noch einmal, der Augenblick iſt nah, das Unternehmen reif, ein Irrlicht wird dich führen, und alle Thüren werden ſich dir durch meine Macht öffnen, ſobald du naheſt; doch ſpute dich, ſchnell entrinnen die Stunden, dein iſt die Gegenwart, was aber die nächſte Minute in ihrem Schooße verborgen trägt, das vermag keine Seele zu beſtimmen. Entlaſſe mich! und eile! —

Ich bin mit dir zufrieden, Sohn der Finſterniß, antwortete der Maler, und entlaſſe dich mit dem Bedeuten, daß du unſichtbar jeden meiner Schritte begleiten ſollſt, und ſtets meine Befehle gewärtigeſt. Entferne dich, und laß mich ungehindert den Zauberkreis verlaſſen. Abadonna! Abadonna! Abadonna!

Der Wolf legte ſich hart am Rande des Kreiſes auf den Boden, und ſtieß ein furchtbares Geheul aus. Dem kecken Beſchwörer überlief ein kalter Schauer, doch ermannte er ſich, und rief mit zorniger Stimme: Was zögerſt du, Sclave meines Willens, fort von hier! —

Spute dich, mein erzürnter Meiſter, ſpute dich, doch entlaſſe früher deinen Diener! —

Wie vom Blitz getroffen, ſtand Cornelius im ſchützenden Kreiſe, er hatte die Entlaſſungsformel vergeſſen, und furchtbare Ahnung durchzuckte mit Blitzesgewalt ſeine Seele; es war der entſetzliche Gedanke, daß er nun rettungslos der Macht des Böſen preisgegeben ſei. Vergebens ſtrengte er all' ſein Sinnen und ſeine Verſtandeskräfte an — umſonſt! eine ſchadenfrohe Hand hatte es rein von der Tafel ſeines Gedächtniſſes verwiſcht! — Eine Pauſe entſtand, indeß ſein Geiſt mit dem namenloſen Entſetzen einer furchtbaren Zukunft rang. Da erhob ſich der Wächter des Kreiſes vom Neuen, und mahnte ihn dringend, das verhängnißvolle Wort auszuſprechen.

Das Unheil naht mit Rieſenſchritten, und an Minuten hänget dein Schickſal! drang in ihn der Böſe, und verurſachte neue Anſtrengung und neues Beſtreben bis zur Verzweiflung, aber ohne Erfolg; — da rief plötzlich das Ungethüm mit ſchlecht verhehltem Triumphe: Verloren! Verloren! das Geſchick hat dir den Untergang bereitet. Der Miniſter Mazarin kehrt von einer geheimen Unterredung aus dem Appartement des Königs zurück, ſchon durchſchreitet er den Garten, nach ſeiner Wohnung zu gelangen; er, deſſen Scharfblick nichts entgeht, wird das Hinterpfortlein offen ſehen, und die Anſtalten zur Flucht entdecken.

Fort, du Lügengeiſt, du ſchadenfroher Teufel! der du ſo geſchäftig biſt, das Verderben des Menſchen zu fördern, wo du nur immer kannſt, ich befehle dir, zu verhindern, daß der Cardinal jene Veranſtaltungen gewahre, umſchatte ſein Auge mit Finſterniß und halte das Schwert auf, das über meinem Haupte drohend gezückt iſt! —

Vergebens, unbeſonnener Knabe, ich kann dich nicht verlaſſen, bis du das löſende Wort geſprochen.

Wehe, wehe, rief Cornelius, und Höllenſchmerz durchzuckte ihn; tückiſcher Geiſt, du haſt mich mit Blindheit geſchlagen, damit ich, eine ſichere Beute, in deine Schlingen falle; noch einmal komme meinem Gedächtniſſe zu Hülfe, noch einmal laß mich frei, daß ich mich weide an dem Anblicke der Heißgeliebten, daß ich noch einmal den ſüßen Druck ihrer Hand fühle, den melodiſchen Klang ihrer Stimme höre, und dann will ich dein ſein auf ewig!

Spute dich, Meiſter, ſpute dich, ein lichter Streif durchzuckt den öſtlichen Himmel, der Morgen graut —

Ich kann dir keine Schätze bieten, denn ich bin arm, aber eine Menſchenſeele geb' ich dir in den Kauf, eine Menſchenſeele für eine Minute Seligkeit; habe Erbarmen, Teufel, habe Erbarmen! —

Thörichter, was kannſt du mir bieten, das nicht ſchon mein Eigenthum wäre? — Dein Loos iſt gefallen, deine Macht iſt dahin, du haſt keine Gewalt mehr über die Geiſter der Unterwelt, ſeit du das Wort ſorglos vergaßeſt, das ihren Willen dir unterordnete. Sie haben dich verrathen, weil ſie natürliche

Feinde des Menſchen ſind; die Stunde der Entſcheidung naht, dein Vorhaben iſt entdeckt! — Deine Spur zu verfolgen, ſind hundert Diener der furchtbaren brennenden Kammer abgeſendet worden, ſie haben bereits jeden Winkel deiner Wohnung durchkrochen, und ſtrömen durch alle Straßen und aus allen Thoren, deine Flucht zu hindern.

Weh! Weh! rief der Unglückliche, und ſtürzte nieder im Kreiſe, denn ſeine Glieder zitterten und ſeine Knice wankten und brachen zuſammen — ſoll ich hier feſtgebannt ſein bis an den Tag des Gerichts, den Tod vor Augen haben und nicht ſterben können, zerfleiſcht, wie Prometheus von dem Geier der Verzweiflung, bewacht von dem furchtbaren Feinde der Menſchheit, der ſeine Klauen nach mir ſtreckt, bebend vor dem Schwerte, das ſtets fallend meinem Haupte droht! —

Horch, eilende Hufſchläge vor den Thoren der Stadt, die Diener der Rache ſie nahen; ſpute dich, mit Einem Worte löſeſt du den Bann, entrückſt du dein Leben der nahenden Gerechtigkeit, und ſpotteſt der Gewalt der brennenden Kammer.

Spottgeburt! höhnſt du mich? mich, den deine teufliſche Liſt mit Blödheit geſchlagen, mich thörichten Frevler, der ich vermeſſen ſündigte, der ich Leben, Glück und Zukunft leichtſinnig hinwarf für Nichts! — So ſei denn verflucht die Stunde, als ich deinen Lockungen mein Ohr lieh, verwünſcht die Stunde, die mir das Leben gab, das Bild, ſo mit unendlichem Reize mein ſchwaches Herz übertäubte! —

Jetzt nahten die Werkzeuge der unbeſtechlichen Gerechtigkeit, die Prieſter der Nemeſis, rings den Hügel umkreiſend, und als die verzweifelnde Stimme des Malers zu ihnen drang, als ſie im bleichen Schimmer des anbrechenden Tages ſeine Geſtalt wahrnahmen, da jubelten ſie laut und ſtürmten eilig heran, den Verbrecher zu fangen. Nun, da der entſcheidende Augenblick gekommen war, daß die Vergeltung ihre eiſernen Arme nach dem Schuldbelaſteten ausſtreckte, wählte er das ſichere Verderben, der irdiſchen Schande zu entrinnen.

Der Wolf, jede ſeiner Bewegungen mit ſprühendem Feuerauge beobachtend, hatte ſich hoch empor gerichtet und zum furchtbaren Sprunge bereitet; jetzt ſprang der Unglückliche, in einem Anfalle von Verzweiflung, aus dem Kreiſe, und ſchnell packte ihn das Raubthier mit ſcharfen blutigen Klauen — ein herzzerreißender Schrei machte ringsum das Echo wach. —

Als die Diener der ſtrafenden Gerechtigkeit dem Schauerorte naheten, fanden ſie nichts, als die gräßlich zerfleiſchte Leiche des Malers.

Aurelien am Putztiſche.

Viele Blumen ſeh' ich blühen hinter nettem Gläſerſchreine,
Doch geſteh'n die Stolzen heimlich: Ei, wir blüh'n hier nicht alleine. —

Wenn ich ſchon mich — im Gedanken, — ſind' in Deines Zimmers Rahmen,
Will ich Dir auch dienen, — nein, nur rathen, in der Grazien Namen.

Wie ſich nie mit ird'ſcher Farbe rothe Roſen überziehen,
Nur allein in kaum erwachtem Morgenrothe höher glühen:

Alſo müſſe Deinen Wangen nie der ſchnöde Purpur nahen,
Und mit höh'rem Rothe ſie nur holde Scham allein umfahen.

Schlinge ſich in ſchwarze Locken goldner Schmuck zur Augenweide,
Doch in Deinen wogt ja nieder ſeidnes Gold und goldne Seide.

Diamanten oder Perlen müſſen Dir das Haar verklären,
Irisfeurig es umblitzen, wie der Thau die goldnen Aehren.

Sieh zu lang nicht in den Spiegel, einen Mangel auszuſpähen,
Glaub' es ihm auf's Wort: es ſei von Mängeln nichts an Dir zu ſehen.

Tränke Dir nicht Arm und Nacken mit Eſſenz von duft'gen Wäſſern:
Kann der Duft des ſüßen Leibes doch die Wäſſer nur verbeſſern.

Welle nur vom klarſten Waſſer laß' mit Deinen Gliedern koſen,
Alſo thun ja Deine Schweſtern, dort die Lilien und die Roſen.

Dürft' ein Künſtler, dem Du ſitzeſt, Holde, Dich zu treffen hoffen?
Frühling war der einz'ge Maler, der Dich täuſchend hat getroffen! —

Schnüre nicht die ſchönen Formen in das engende Geräthe,
Haſt Du, was Cytheren *zierte*, hab' auch *nicht* — was ſie verſchmähte.

Als Demeter die verlorne Tochter ſucht' auf allen Fluren,
Sproßten, wo ſie wallte, Blumen unter ihres Fußes Spuren:

Schließe drum den Fuß, den kleinen, in des Schuhes dichte Hülle,
Daß es ſich auf Deinen Wegen nicht zu ſehr — von Blumen fülle.

Franz Fitzinger.

An die Geliebte.

I.

In ſand'ger Wüſt' an eines Hügels Hange
Lag regungslos, gleichwie ein Silberband,
Verſchmachtend vor der Sonnenhitze Brand,
Von Durſt gemartert, eine Rieſenſchlange.

So war auch ich in heißem Liebesdrange,
Von Wirklichkeit umſtarrt, am Grabesrand
Und ſang erbleichend, als die Kraft mir ſchwand,
Ein Todtenlied zu meinem Schwanenſange. —

Mild träufte nieder leiſer Himmelsregen;
Die Schlange konnt' erwachend ſich bewegen,
Die Silberglieder perlenſchimmernd regen.

Ich ſah Dich, Göttinn! Deine Zauberblicke,
Sie gaben Kraft und Leben mir zurücke,
Mich rettend von des Todes Nachtgeſchicke!

II.

Ich muß Dich flehn: Entferne Dich!
Sonſt ſterb' ich hin Semele's Tod!
Du Götterkind, verſchone mich!
Ich muß dich flehn: Entferne Dich!
Mein ganzes Herz entzündet ſich;
Die Wange glüht mir purpurroth.
Ich muß dich flehn: Entferne Dich!
Sonſt ſterb' ich hin Semele's Tod!

III.

Verbiet es zu ſingen der Lerch' in der Luft,
Wenn jubelnd der Morgen ſie grüßt!
Verbiet es der Blume zu hauchen Duft,
Wenn der ſchimmernde Lenz ſie umfließt!

Nicht ertragen wird es die Sängerin,
Die wirbelnd zum Himmel zieht;
Bald wird ſie in Sehnſucht ſterben hin;
Sie darf ja nicht jubeln ihr Lied!

Und die Blume, ſie wird verſchmachten auch,
Nicht länger glänzen im Thal;
Sie muß ja verſchließen des Duftes Hauch;
Drum ſteht ſie verwelkt und fahl! —

Erblickt' ich, Geliebte, Dein Engelsgeſicht
Mit dem zarten, roſigen Roth,
Und durfte Dich ſingen und preiſen nicht,
Da erfaßte mich kalt der Tod!

Verwandelt würde die himmliſche Luſt
In tiefe, verzehrende Qual;
Es würde zerſprengen des Sängers Bruſt
Des verſchloſſenen Liedes Strahl!

Carlopago.

Kurze Gedichte in langen Verſen.

1.

„Laß Dir Küſſe geben, trauter Junge! Küſſe, heiße Küſſe," —
Rief im Lenze Sie, — „ſo viele, als im Buſche glüh'nde Roſen."
Fleh' ich nun im Winter ſelber: Süßes Mädchen, gib mir Küſſe!
Lacht Sie ſpöttiſch: Ja, ſo viele, als im Buſche glüh'nde Roſen.

2.

Lieblich wallt Sie durch die Halle, freundlich grüßend, ſanften Reigens,
Eine gold'ne Stirnenbinde trägt Sie, Königin des Reigens.
Lehnend an der Säule, wag' ich nicht, zu nah'n dem holden Kinde,
Wagt' es kaum, und trüg' ich ſelbſt gleich eine gold'ne Stirnenbinde.

3.

In dem mondeserhellten Bettchen weinet Nachts das Mädchen ſtill,
Und die Mutter hört's und forſchet, was die kleine Tochter will?
Und die kleine Tochter liſpelt, holdverſchämt mit heißem Munde:
„Nachbars Wilhelm hätt' gefreiet, träumte mir zu dieſer Stunde.“

4.

Laß Dir, holdes Bildniß, ſchauen in die Augen ſanft und klug,
In die zärtlich-frommen Augen ſchauen lang und tief genug.
Zu dem ſchönen Urbild zag ich aufzuthun die Augenlieder,
Wag' ich's endlich, ſchlägt's die ſeinen holdverſchämter Weiſe nieder.

5.

Schleichſt Du ſchon in meine Träume, holdes Schelmenkind dich ein?
Wer hat Dir das Haus gewieſen, und mein ſtilles Kämmerlein?
Weil Du nun den Weg ſchon kenneſt, kehre öfter bei mir zu,
Niemand ſoll's von mir erfahren, Schelmenkind, nicht einmal — Du.

6.

Mit der treuen Mandoline ſchleicht durch den Orangenhain
Sich der Sänger, minneglühend, nach dem Schloß im Mondenſchein.
Golden blinkt und winkt des Liebchens Fenſter, doch ſein Lied allein
Wagt's, und ſteiget leiſe, liebetrunken, in's Gemach hinein.

7.

Schön in Tönen, Farben, Formen reimt Natur, des Thaues Perlen
Mit Demanten, Bachgeflüſter mit dem Säuſellaut der Erlen,
Morgenroth mit Roſenknoſpen, falbes Gold mit Mädchenhaar;
Doch der ſchönſte ihrer Reime iſt ein glücklich Liebespaar

C. G. Ritter von Leitner.

Die Fichte.

Der Nordwind weht gar eiſig kalt,
Der Landmann geht in den leeren Wald

Sucht ſich geſchwind eine Fichte aus;
Sonſt frieret ihm Kind und Weib zu Haus

Die Axt hat ſchnell den Hieb gethan,
Da rufet ihn hell eine Stimme an.

Sie klaget ſo bang durch die Luft dahin,
Ich glaube es klang in der Fichte drin.

„O ſage mir, Du böſer Mann!
Was hab' ich Dir zu Leide gethan? —

Dein Kindlein ſaß ſo oft bei mir
Im grünen Gras gar ſchattig hier;

Ich wiegte es in Schlummer ein,
Bewahrt' es vor der Sonne Schein

Wenn unverhofft ein Regen kam,
Das Kindlein oft in Schutz ich nahm.

O weh, o weh! die Fichte rief,
O weh! Dein Hieb, er ging zu tief.

Mein Leben vorbei? — Das ſchmerzt mich ſehr,
Nun hilft kein Mai und Frühling mir mehr.“

Hyacinth von Schulheim.

Eine Episode.

(Däniſche Novelle, mitgetheilt von L. Kruſe.)

Ich habe irgendwo geleſen, daß unſere Geburtstage mit Meilenzeigern verglichen werden können, an welchen ſelbſt der flüchtigſte Wanderer ſtill zu ſtehen und einen Blick ſowohl vorwärts als zurück den Weg entlang zu werfen pflegt. Die Wahrheit dieſer Bemerkung fühlte ich recht lebhaft den Tag zuvor, als ich mein zwanzigſtes Jahr erreichte. Ich ſaß bei der Abenddämmerung in einer Ecke unſerer Wohnſtube und hielt in meinen Gedanken Muſterung über das vergangene Jahr. Ich ſagte zu mir ſelbſt: wenn ich daran denke, daß ich meine Prüfung in den beiden Rechten dieſes Jahr glücklich beſtanden habe; wenn ich erwäge, welche Seltenheit es ſei, in einem ſo jungen Alter ſchon ſo weit gekommen zu ſein, ſo darf ich mich wohl glücklich ſchätzen; wenn ich aber auf der andern Seite bedenke, wie ich mein Leben unter ſo großer Anſtrengung, ſo unmäßigem Leſen, ſo langweiligem Studium verbracht habe, kann ich nicht anders, als meinem Vater Recht geben, wenn er behauptete, daß ich wie eine Treibhauspflanze von meinen Lehrern und Vorgeſetzten in der Schule und ſpäter von meinem Privat-Docenten in die Höhe getrieben worden bin.

In einem Alter von ſechzehn Jahren wurde ich Student, in meinem ſiebzehnten Jahre hatte ich meine erſte öffentliche Prüfung beſtanden, und — Gott weiß es! in drei Jahren habe ich mich mit großem Fleiße zu meiner Hauptprüfung in der Rechtswiſſenſchaft vorbereitet. Mein alter Lehrer hielt mir immer vor, daß ich mir es angelegen ſein laſſen mußte, bis zu meinem zwanzigſten Jahre damit fertig zu werden, dann könnte ich mich nachher meiner Jugend erfreuen. Nun, Gottlob! Nun werde ich denn gewiß auch recht anfangen zu leben, denn ich darf mit Gewißheit hoffen, daß der Vater ſogleich in meinen Wunſch, mich ein Paar Jahre im Auslande reiſen zu laſſen, einwilligen wird. Morgen, an meinem Geburtstage, will ich mir ein Herz faſſen, und ihm meinen Wunſch eröffnen. O, wie ſehne ich mich in die Welt hinaus! Wie macht mir doch Alles hier in der Heimat Langeweile. Seit dem Tode meiner Mutter iſt ja auch recht unſer Haus ein Kloſter geworden, ſo traurig und ſtill iſt Alles da. Mein Vater lebt nur in ſeinen Geſchäften. Ein Advokat, Beſter, hat keine Zeit, Langeweile zu haben. Die alten Herren, die hier zuweilen des Abends kommen, machen eine Spielparthie mit ihm und überlaſſen mich meiner eigenen

Unterhaltung. Romane zu leſen, war bis hieher meine beſte Unterhaltung und mein liebſtes Studium, allein jetzt ſehne ich mich, etwas Aehnliches mit dem, was ich geleſen habe, zu erleben; ich ſehne mich in der Welt herum zu treiben. Ich darf ausgehen, wann ich will, das verſteht ſich — mein Vater legt mir keinen Zwang an; allein eben, wenn ich in dem Gedanken, mich zu beluſtigen, ausgehe, ſo habe ich manchmal am allermeiſten Langeweile. Ich weiß ſelbſt nicht, welche Leere mich immer quält. In dieſer Stadt iſt Alles todt. Nein! nach dem Süden, nach Italien, nach Neapel! — Ha! welche ſüße Ahnungen ergreifen meine Seele, wenn ich mich dahin denke. — Ich wandere dort einen paradieſiſchen Sommerabend am Ufer des Meeres, der Mond hängt klar am Himmel; Veſuv hat angefangen zu ſprühen und ſeine rothen Flammen ſpiegeln ſich in den Wellen. Eine ſchöne Villa ſteht an der Landſtraße. Eine weibliche Geſtalt ſchleicht aus einer Nebenthür; ſie tritt an mich heran; eine kleine, weiche, warme Hand faßt die meinige, eine ſüße Stimme raunt mir ins Ohr: „Fremder Cavalier! meine ſchöne Frau liebt Euch, und harret Euer in ihrem innerſten Gemach. — Aber viele eiferſüchtige Blicke ſpähen uns nach, viele Gefahren drohen! Habt Ihr auch Muth?" — „Muth! mein ſchönes Kind? — Ja wohl! Muth, der ganzen Hölle entgegen zu treten." — „Wohlan denn, ſo folgt mir, laßt mich aber Euch zuerſt ſagen —"

Plötzlich wurde ich aus meinem entzückenden Traume durch eine Stimme geriſſen, die ſagte: „Nun, lieber Adolph! welche Gerichte wünſchen Sie morgen zum Mittag?"

Dieſe in vielen andern Fällen recht angenehme, allein in dieſem Augenblicke höchſt unwillkommene Anrede, rührte von unſerer Haushälterin, der alten Mamſell Suſanne her. — Ich fuhr in die Höhe, ohne Antwort zu geben.

„Wie haben Sie es denn?" verſetzte ſie, „haben Sie vergeſſen, daß wir heute den 11. April und folglich morgen den 12. ſchreiben? Es iſt ja Ihr Geburtstag, und ſo dürfen Sie ja nach alter Sitte die Gerichte wählen, die Ihnen am liebſten ſind!"

Dieſe gute alte Sitte, die vor zehn Jahren eines meiner theuerſten Rechte geweſen, war mir heute eine wahre Laſt. — Ich wählte, was mir zuerſt einfiel und ging ſpazieren, um meinen angefangenen Traum vollführen zu können.

Den folgenden Morgen trat mein Vater in mein Zimmer, bezeugte mir ſeine Zufriedenheit mit meinem Betragen, und wünſchte mir liebreich Glück zum antretenden neuen Jahre, das, als das zwanzigſte, auch einen neuen Zeitpunkt in dem Menſchenleben begann. — Ich wagte nun, ihm meinen Wunſch, in die Fremde zu reiſen, zu eröffnen; allein zu meiner großen Betrübniß ſchlug er dieſen ganz ab, aber ſetzte mir dabei ſehr liebreich ſeine Gründe auseinander. Ich wäre zu jung — ſagte er, um mit wahrem Nutzen reiſen zu können; er legte mir einen Plan zum Fortſetzen meiner Studien und Beſchäftigungen noch ein Paar Jahre vor. Nach dem Verlaufe dieſer Zeit würde er mich drei Jahre hindurch auf ſeine eigenen Koſten reiſen laſſen; er hatte ſchon zu dieſem Zwecke eine Summe deponirt. „Die Leute glauben“ — fügte er hinzu, „daß ich ſehr reich bin! Allein es verhält ſich nicht ſo. Ihr, Du und Deine Schweſtern, werdet nicht nach meinem Tode im Gelde ſchwimmen, allein ſo lange ich lebe, hoffe ich Euch das Leben angenehm machen zu können. Auch wünſche ich, daß Du Dich dieſen Sommer recht erheitern und beluſtigen mögeſt, welches Du wohl nach ſo großer Anſtrengung bedürfen kannſt, und deßhalb überreiche ich Dir hier einen kleinen Beitrag zu Deinen Vergnügungen.“ Mit dieſen Worten übergab er mir zwei Hundertthaler-Scheine.

Dieſer unerwartete Reichthum machte mir freilich viele Freude; dennoch tröſtete er mich nur wenig rückſichtlich meiner fehlgeſchlagenen Hoffnung von der Reiſe im Auslande, und ziemlich übler Laune ging ich meine Schweſtern zu beſuchen, die ſich im Hauſe unſerer Großmutter ſeit dem Tode unſerer Mutter, ihrer Tochter, befanden. — Sie waren jetzt erwachſene Mädchen von ſechzehn und achtzehn Jahren, Beide heiter und gutmüthig. Sie nahmen mich an dieſem Tage mit noch größerer Liebe als gewöhnlich auf, überreichten mir ihre kleinen Geſchenke zu meinem Geburtstage, und waren unerſchöpflich, mir Rath zu geben, wie ich dieſen Tag auf die vergnügteſte Weiſe verwenden könnte. Meine Schweſtern ſollten in unſerem Hauſe zu Mittag eſſen. Nach langer Berathung kamen wir endlich übereins, daß wir den Morgen die Gemälde-Ausſtellung in Charlottenburg beſuchen und des Abends ins Theater gehen wollten. Wie geſagt, ſo gethan.

Wir hatten uns noch nicht lange an dem Anſchauen der Kunſtprodukte unſerer Landsleute ergetzt, als wir auf ein Gemälde von einem unſerer jüngeren Künſtler aufmerkſam wurden. Es ſtellte ein junges Frauenzimmer vor, das, an einem Tiſche ſitzend, beſchäftiget war, einem Vogel Futter zu geben, der dasſelbe aus ihrer Hand nahm. — Der glückſelige Gefangene, ein niedlicher Dompfaffe, ſteckte den Kopf aus ſeinem goldenen Kerker und ſtreckte mit ausgeſpreitzten Flügeln den offenen Schnabel gegen die weißen Finger, die ihm einige kleine gelbe Frühlingsblumen darboten. Die bezaubernde Geſtalt, welche ihm dieſe hinreichte, war ein ſehr junges Mädchen, deſſen Züge noch die friſche Anmuth der zarten Jugend trugen, welche mit etwas ſo Klugem, ſo Ernſthaftem und zugleich ſo Schwärmeriſchem verbunden war, daß es einen unausſprechlich liebenswürdigen Verein bildete. Das glänzende braune Haar, das einfache häusliche Kleid, verlieh dem reizenden Geſchöpfe eine [illegible] beſcheidene Anmuth.

Die auf dem [illegible]ngebrachten Kleinigkeiten, als ein Buch, ein offenes Näh-Käſtchen u. ſ. w. trugen dazu bei, dem ganzen Gemälde ein beſonderes Gepräge von etwas zu gleicher Zeit Heimlichem und Idealiſchem, etwas, das man poetiſche Wahrheit nennen konnte, aufzudrücken. Ich ſtand wie feſt gebannt bei dieſem Anblicke. Ich vergaß meine Reiſe ins Ausland, meinen Geburtstag, mich ſelbſt, ja, was noch ſchlimmer war, meine Schweſtern, die unter den vielen Zuſchauern ganz von mir getrennt wurden, und mich erſt nach langem Suchen noch auf derſelben Stelle, das Gemälde anſtarrend, wieder fanden. Sie lachten mich aus, weil ich nicht weiter gekommen war, und ſagten, meinen enthuſiaſtiſchen Ausrufungen mit einem mich tief verletzenden Kaltſinn begegnend: „Nun ja! das iſt recht hübſch! allein Du ſollteſt doch auch einige Stücke in den andern Zimmern anſehen.“ —

Es war mir gar nicht um die andern Zimmer zu thun, und da nun die Zeit ſo weit fortgerückt war, daß wir nach Hauſe eilen mußten, erhielt ich nicht einmal Zeit, mich um Jemanden umzuſehen, der mir einige Aufklärungen wegen des Originals dieſes Gemäldes geben konnte, das in dem Verzeichniſſe mir als das Portrait einer Dame benannt war.

Als ich des Abends nach Uebereinkunft meine Schweſtern in's Theater begleitete, und ernſt und gedankenvoll mich zwiſchen Beiden im Parquet hinſetzte, ſtieß mich die Jüngſte an, und flüſterte: „Erhebe nur Deine Blicke, glückſeliger Schwärmer! Dein Stern funkelt gerade über Deinem Kopfe. Sieh nur, in der Loge dort rechts ſitzt das lebendige Original des berühmten Gemäldes in der Ausſtellung.“ — Ich ſah hinauf; und in der That ſaß ſie da, ganz wie auf dem Gemälde mit demſelben reichen, glänzenden Haar, mit demſelben ſtillſchwärmeriſchen Ausdruck. Sie ſchien nicht recht großen Antheil an der Unterredung ihrer geſprächigen Nachbarinnen zu nehmen; dagegen kam es mir vor, als ſuchte ſie mit ſpähenden, verſtohlenen Hinblicken Jemand im Parquet und im Parterre. Es flößte mir ein unerklärbares Mißbehagen ein. Ich folgte ihren Blicken, und gewahrte endlich, daß ſie mit anmuthigen lächelnden Lippen und Augen Jemand hinter uns grüßte, während zu gleicher Zeit eine hohe Gluth ihre Wangen färbte. Schnell drehete ich mich um, den Glücklichen zu entdecken, bemerkte aber keinen verrathenden Blick. — Eine Dame dagegen ſah zu der Loge hinauf; ich empfand bei dem Gedanken, daß ſie es ſei, der dieſer Gruß gegolten, eine ſüße Beruhigung. Was ich dieſen Abend hindurch empfand, kann ich nicht beſchreiben; ich habe nie vorher, noch ſpäter etwas Aehnliches gefühlt. Ich war wie bezaubert; nur mit halbem Auge ſah ich das Schauſpiel an; immer warf ich verſtohlne Blicke zu meiner Unbekannten hinauf; deſſen ungeachtet rührte mich ein komiſches Vaudeville, das den weſentlichſten Theil dieſer Vorſtellung ausmachte, ſo ſehr, daß zu großer Verwunderung meiner Schweſtern und der nächſten Umgebung eine Thräne nach der andern meine Wangen herabrollte. — Nicht weit von mir befand ſich zufällig ein alter Freund, von dem ich die erwünſchten Aufklärungen, meine unbekannte Schöne betreffend, erhielt. — „Sie iſt," ſagte er — „eine Tochter des reichen Bankiers, Staatraths D — s," und fügte hinzu: „Ihr Bild iſt gegenwärtig in der Ausſtellung zu ſehen. — Sie iſt ein hübſches Mädchen."

Es liegt etwas Lächerliches darin, von Andern zu hören, was man ſelbſt am allerbeſten weiß; allein zum Erſatz fuhr er fort, mir von Manchem, das ich nicht wußte, Nachricht zu geben. „Sie iſt auch ein ſeltenes Mädchen,“ fuhr er fort — „häuslich und vernünftig. — Sie iſt kaum ſiebzehn Jahre, und ſteht doch ſchon ſeit zwei Jahren dem Hauſe ihres Vaters vor. Sie wird faſt nie auf Bällen oder an andern Orten, wo unſere jungen Damen ſich zur Schau ſtellen, geſehen.“

„Sie ſieht auch ſo ſtill und ernſt aus!“ verſetzte ich. —

„Ja!“ nahm er wieder das Wort — „ſo jung ſie iſt, hat ſie ſchon viele Trübſale erlebt, denn ſie hat eine ſtrenge und launenvolle Stiefmutter gehabt, bei deren Lebzeiten weder ſie noch ihr Bruder es gut gehabt haben; vor zwei Jahren iſt der Himmel ſo gütig geweſen, die ſelige Jezabel abzurufen, ſo daß jetzt die Kinder glücklich ſind, und ich glaube der Vater auch. — Das Schlimmſte iſt, daß man wiſſen will, daß ſie mit ihrem Vetter, dem Kammerjunker S —, einem großen Gecken, verlobt ſei, oder es werden ſoll.“

„Liebt ſie ihn denn,“ fragte ich, indem das Blut mir das Herz zu ſprengen drohete.

„Nein, das glaube ich nicht!“ — erwiederte er. „Ich war vor kurzer Zeit, eben an dem Tage, wo der Kammerjunker von einer Reiſe im Auslande zurück gekommen war, in Geſellſchaft mit Beiden, und ich konnte es deutlich dem armen Mädchen anſehen, daß ſie wohl wünſchte, daß ihr Vetter ſich noch in Rom oder Paris befände. — Wenn er ſie anbetete, koſtete es ſie Ueberwindung, ihm Antwort zu geben; ſie ſah ihn gar nicht an, und ich habe es immer als ein ſicheres Zeichen des Mißfallens eines Frauenzimmers gefunden, wenn es vermeidet, einen Mann anzuſehen."

„Allein," brach ich unwillkürlich aus, „wenn ſie ihn nicht leiden mag, warum ſollte ſie ihn denn heirathen?"

„Warum?" wiederholte mein Freund, „Ja! fragen Sie den Staatsrath darum! er wird antworten: Weil mein Neffe etwas Vermögen beſitzt, und in einer guten Carriere iſt. Das iſt Alpha und Omega für den Staatsrath." — Wie ergriffen mich dieſe Nachrichten! Welche Empfindungen von Freundſchaft und Mitleid vereinten ſich jetzt in meinem Herzen mit jenen, die mir ihre Schönheit ſchon eingeflößt hatten.

Als meine Schweſtern und ich nach Hauſe gekommen waren, dehnte ſich bei der Abendmahlzeit die Unterredung um dieß Mädchen, das auch ihre Theilnahme erregt hatte. „Du haſt ja eine Sache zu führen für den Staatsrath D—, nicht wahr?" fragte ich meinen Vater.

„Ja leider," war die Antwort; „ich ſage leider, obgleich er mir ein unverhältnißmäßig großes Honorar angeboten hat, in ſo ferne ich ſie gewinne. Denn bis dahin macht er mir durch ſeine langweiligen Beſuche und häufigen Auseinanderſetzungen das Leben ſauer."

„Iſt die Sache denn ſo gefährlich?" fragte ich.

„Nein, bei weitem nicht ſo ſehr, wie er ſich einbildet,“ erwiederte der Vater. „Es würde freilich für ihn betrübt ausſehen, wenn er ſie verlöre, allein ich glaube nicht, daß dieß möglich ſei.“

„Allein, lieber Vater! ich habe gehört,“ fiel meine ältere Schweſter ein — „daß der Staatsrath kein guter Mann ſei! Iſt denn auch die Sache, die Du für ihn führſt, gerecht?“

„Ja, mein Kind!“ verſetzte der Vater lächelnd — „In der Rückſicht kannſt Du in meiner Seele Dein Gewiſſen beruhigen. In dieſer Sache hat der Mann Recht, wie er auch übrigens ſein mag.“

Von dieſer Stunde beſuchte ich wenigſtens zweimal täglich die Ausſtellung, und vertiefte mich in das Anſchauen oberwähnten Bildes; war ich einmal ſo glücklich, eine Stunde zu treffen, wo es dort ziemlich leer war, ſo blieb ich vor dieſem Bilde wie verſteinert ſtehen, bis ich endlich gewahr wurde, daß die Augen auf mich gerichtet waren; dann begab ich mich ganz verdutzt hinweg. — Eines Nachmittags, als ich bei meinem dritten Beſuche mit Freude bemerkte, daß der Andrang, welcher dort den übrigen Theil des Tages Statt gefunden, ſich verloren hatte, gewahrte ich dagegen beim Eintreten in das Zimmer, das mich allein intereſſirte, daß der Raum vor dem Bilde von zwei Herren eingenommen war, von welchen der Eine ſehr luftig ausſah. Sie ſprachen ziemlich laut, und der Letzterwähnte ſagte. „Nun! meine Couſine Thereſe iſt freilich nicht alle Tage gleich ſchön. Sie iſt ſehr journaliere, wie alle unſere nordiſchen Frauen. — Sie gleichen dem langweiligen Clima, in dem ſie geboren ſind.“

— „Deine Couſine iſt zu allen Zeiten reizend, und das Bild iſt trefflich!“ gab der andere Herr zur Antwort.

„Pah!“ rief der Erſte. — „Meine Couſine iſt recht leidlich, aber das Bild erbärmlich, wie das Meiſte, was wir hier ſehen. Nein! bilden wir uns doch um Gotteswillen nicht ein, daß wir hier im Norden in irgend einer Kunſt etwas präſtiren können, oder daß die Leute hier wiſſen, was Kunſt oder Schönheit ſei. Wenn wir nichts anders, als was uns ſelbſt gehört, geſehen hätten, könnten wir dreiſt ſagen, daß wir Nichts von Beiden je geſehen hatten.“

Der Schluß vorhergehender Replik wurde franzöſiſch geſprochen, in der weiſen Vorausſetzung, daß dasſelbe nicht von den Vorübergehenden verſtanden würde, und daß die Redenden im ausſchließenden Beſitze dieſer Sprache ſeien. Der andere Herr erwiederte ebenfalls auf franzöſiſch: „Es wundert mich, einen Liebenden, und zwar vor dieſem Bilde ſagen zu hören, daß wir hier zu Lande keine Schönheit geſehen haben.“

„Ein Liebender?“ — wiederholte der Erſte. — „Nein! in Rom und in Venedig bin ich ſo ſehr ein Liebender geweſen, daß ich hier am höchſten ein erträglicher Ehemann werden kann. — Und was nun das Original zu dieſem Bilde betrifft, ſo beruht meine Verbindung mit ihr auf einer Verabredung zwiſchen meiner ſeligen Mutter und meinem Oheim noch vor meiner Reiſe im Auslande; wogegen ich auch Nichts haben darf, da meine Couſine ſowohl ein reiches, als gutes Mädchen iſt. Außerdem muß man ja doch einmal ein geſetzter und vernünftiger Hausvater werden. So geziemt es ſich ja! — Ich möchte mir wünſchen, daß meine Thereſe ein bischen weniger romantiſch wäre. — Das würde uns Beiden dienlich ſein.“

Ich kann die Erbitterung, die mir als Zeuge dieſer Unterredung durch alle Adern gohr, nicht beſchreiben. — Es war mir klar, daß der lüftige Cavalier, der vor mir ſtand, der an jenem Abend erwähnte Vetter, der Kammerjunker S— ſei. Ich vermochte kaum dem Drange, ihn auf irgend eine Weiſe ein wenig zu beleidigen, entweder ihn mit dem Elbogen anzuſtoßen, oder ihn auf die engen Stiefel zu treten, zu widerſtehen. Meine Wuth nahm indeſſen ein wenig ab, als ich hörte, daß er auf die Frage des andern Herrn, ob die Verlobung ſchon declarirt ſei, zur Antwort gab: „Nein! auf die gewöhnliche Weiſe der däniſchen Mädchen geht mir Thereſe aus dem Wege und ſpielt die Spröde. Aber das hat nichts zu bedeuten.“

Dieſe Worte machten mir die Bruſt leichter. — Der verhaßte Nebenbuhler verließ nun mein Heiligthum; ich nahm ſeinen Platz ein, und ſeufzte: „Oh geliebte Thereſe! ſo erfahre ich doch aus dieſem unwürdigen Mund Deinen Namen! Wie kann ich Dich au der Dich bedrohenden Gefahr erretten? Reizende! g gen die meine unheiligen Hände ſich auszuſtrecken wagen, lehre mich, wie ich Dir nahen darf, wie ich Dich befreien ſoll.»

Ich will nicht die vielerlei Herzensergießungen dieſer Natur, womit ich Tage und Nächte den Gegenſtand meiner Wünſche anredete, wiederholen. Allein ich ließ es bald nicht dabei bleiben, ſie in den Gedanken zu umſchwärmen. Staatsrath D — wohnte an einem der äußerſten Ende der Stadt. An ſeinem Hauſe befand ſich ein Garten, deſſen Hinterſeite an eine Art Straße oder Gang ſtieß, wo nur ſehr wenig Verkehr Statt fand. — An dieſer Wohnung ging ich nun täglich und zu allen Zeiten vorüber, ohne ein einziges Mal in irgend einem Fenſter auch nur einen Schimmer von Thereſen zu bemerken. Nach mehreren mißlungenen Verſuchen nahm ich meinen gewöhnlichſten Poſten in der vorerwähnten einſamen Gaſſe, wanderte hin und wieder die Planke entlang, die das Haus umgab, und guckte durch die Ritzen hinein, die ich hie und da an dieſer entdeckte. — Innerhalb der größten derſelben befand ſich eine kleine Laube mit einem Tiſch und einer Bank. Es war noch früh im Lenze, und mancher Tag ging vorüber, ohne daß ich irgend einen andern Menſchen, als einen Arbeitsmann, der dort grub und pflanzte, bemerkte. — Endlich in einer milden, glückſeligen Abendſtunde erblickte ich meine holde Thereſe, beſchäftigt, einige Blumentöpfe aus dem Garten zu tragen, welche ſie wohl früher dahin gebracht hatte, damit dieſe die Mittagsſonne genießen ſollten. Ein Knabe, von, wie es ſchien, vierzehn bis fünfzehn Jahren, war ihr bei dieſer Arbeit behülflich. — Es war ein ihr ähnlicher hübſcher Knabe, und ich errieth, daß er ihr Bruder ſein mochte. Als ſie fertig damit waren, nahmen ſie ſich Beide unter den Arm, ſchlenderten den Garten herum, traten auch in die Laube, und waren mir ganz nahe, ohne zu ahnen, daß ein Fremder ſie belauſchte. Sie ſahen ſich mit liebevollen Augen an. — Ich beneidete den hübſchen Knaben. Dieſer kleine Auftritt wiederholte ſich ein Paar Male nach einander, und daß ich, der ich nie verſäumte, kurz vor dem Untergange der Sonne mich dort einzufinden, Zeuge dabei war, wird Jedermann leicht einſehen.

Einmal hörte ich Thereſe beklagen, daß die Blumen in dieſem Garten gar nicht ausſchlagen wollten. — Den nächſten Abend fand ich mich etwas früher mit einem ſehr ſchönen Blumenſtrauß ein, den ich mir zu verſchaffen gewußt hatte. Ich hatte einen niedlichen Korb gekauft, und die Blumen auf die geſchmackvollſte Art in demſelben verbreitet, und mich ſogar erdreiſtet, auf den Boden ein kleines Gedicht, an dem ich den ganzen Tag gearbeitet hatte, und ſelbſt ſehr ſchön fand, obgleich ich nun nach Verlauf mehrerer Jahre recht gut einſehe, daß eine unverkennbare herzliche und gute Meinung ſein größtes Verdienſt war, hinzulegen. — An den Henkel des Korbes hatte ich ſehr geſchickt ein Band befeſtigt, womit ich ihn über die nicht ſehr hohe Planke hinablaſſen, und nachher das

Band zurückziehen konnte. — Der Korb war auch mit einer Adreſſe an Fräulein Thereſe D— verſehen.

Zu gleicher Zeit furchtſam und glücklich, ſchlich ich nach dem Ritze hin, und da ich kein lebendiges Weſen weder im Garten noch in der Nähe gewahrte, ſprang ich auf einen großen Stein hinauf, den ich an die Planke hingewälzt hatte, ließ den Korb vorſichtig über dieſelbe hinabgleiten, ſo daß er mitten auf dem Tiſche zu ruhen kam, und lauſchte nun mit klopfendem Herzen des Erfolges meines Unternehmens. — Es dauerte auch nicht lange, als Thereſe und ihr Bruder zum Vorſchein kamen, um wie gewöhnlich die Blumentöpfe hineinzutragen. Ehe ſie noch damit fertig waren, entdeckte der Knabe den Korb in der Laube. Er eilte hin, hob ihn auf und brachte ihn der Schweſter. Thereſe wurde über und über roth, nahm den Korb und verließ ſchnell den Garten. Der Bruder ſah ihr nach, blieb aber zurück und beendigte ſeine Arbeit, worauf er, die Gartenthür verſchließend, ins Haus ging. Ich war ſehr froh. Mein Geſchenk war und zwar mit ſichtbarer Gemüthsbewegung aufgenommen.

Ich eilte nun, um meine Schweſtern zu beſuchen. Sie neckten mich wie gewöhnlich mit meiner ſüßen Schwermuth, die ſie ein Geburtstags-Geſchenk von der Kunſt-Ausſtellung nannten. Meine älteſte Schweſter war ſo eben beſchäftigt, an einer Haube zu nähen. Als ſie fertig war, ſetzte ſie ſie auf meinen Kopf, und ſagte: „Nimm's nicht übel, Adolph, was ich Dir jetzt ſagen werde; Du biſt beinahe hübſcher als

Frau, wie als Mann! Es iſt unglaublich, wie hübſch Dir dieſe Haube ſteht."

Meine jüngere Schweſter war derſelben Meinung; ſie verſicherten Beide, daß dieſer Kopfputz mein Ausſehen ſo ganz veränderte, daß ich durchaus unkenntlich wurde — und — ich erinnere mich nicht, ein Wort gab das andere — allein die fröhlichen Mädchen unternahmen, mir Frauenkleider anzuziehen und mich als eine Kleinmagd, die Dienſt ſuchte, zu unſerer Großmutter hinab zu ſchicken, die eben Willens war, ein neues Mädchen ſtatt des Ihrigen zu miethen, die zu Johannis Hochzeit machen wollte. Sie freuten ſich ſo dieſes Scherzes, daß ich nicht das Herz hatte, ihn zu vereiteln, ſondern ließ ſie mich mit ihren eigenen Sachen, und wo dieſe zu klein waren, mit denen des Kleinmädchens ausſtaffiren. — Sie banden mir falſche Locken an die Stirne, ſchnürten mich in ein Korſett ein, und führten mich, als ich fertig war, vor einen Spiegel. — Ich kann nicht läugnen, daß auch ich fand, daß ich ein ſehr nettes Mädchen wäre, zwar etwas groß und ziemlich rüſtig, allein doch nicht auffallend. Sie inſtruirten mich, wie ich mich in jeder Hinſicht zu betragen hätte, und fabricirten ein Zeugniß von einer abgereiſten Dame, in welchem ich ob aller möglichen Tugenden und Fertigkeiten belobt, und mir der Name Magdalene Reinecke beigelegt wurde, durch welchen Zunamen es ihnen beliebte, mich nach Reinecke Fuchs zu nennen, welches Gedicht wir ſo eben an demſelben Tage zuſammen geleſen hatten. — — — Dar-

uf gingen ſie zu der Großmutter hinab, — bei der
t, nachdem ich angeklopft und mich anmelden gelaſſen
atte, ſogleich vorgelaſſen wurde.

Ich verneigte mich ehrerbietig und ſprach meinen
Wunſch, in ihren Dienſt zu treten, aus. Großmutter
etzte ihre Brillen auf, ſah mich an und las mein Zeug-
iß durch. Darauf hörte ich ſie zu meinen Schweſtern
agen: „das iſt ein ſehr hübſches Mädchen!“ — „Ja
wohl!“ entgegnete die Aeltere ganz ernſt: — „nach
einem ſolchen Mädchen muß man lange ſuchen.“

Die Großmutter fragte nun nach meinen Fähig-
keiten, ob ich keinen Bräutigam habe u. ſ. w., und als
ich alle dieſe Fragen zu ihrer Zufriedenheit beantwor-
tet hatte, ging ſie zu einer Commode hin und nahm
dort das Angeld heraus, das ſie mir überreichte; allein
jetzt konnten meine Schweſtern nicht umhin, laut auf-
zulachen, und ſo nahm die Comödie ein Ende. Sie be-
luſtigte indeſſen die freundliche Alte ſo ſehr, daß ſie die
Wiederholung derſelben vor meinem Vater verlangte,
der denſelben Abend erwartet wurde. — Man ließ mich
aufs Neue an der Thüre klingeln und eintreten. Die
Großmutter fragte meinen Vater um ſeine Meinung,
er betrachtete mich auch, ohne mich zu erkennen, und der
ganze Auftritt endete wie vorher mit lautem Gelächter
und Luſtigkeit.

Nachher ſagte meine ältere Schweſter zum Vater:
„Wenn Du Adolphen wegen der trefflichen Ausführung
ſeiner Rolle zu unſerer Aller Vergnügen belohnen willſt,
ſo ſchicke ihn morgen mit einem Auftrage zum Staats-

rath D—; denn er iſt ſterbensverliebt in das Bild der Tochter verbemeldten Herrns.»

Meine gute Schweſter hätte freilich keine größere Belohnung für meine Bereitwilligkeit erſinden können. Der Vater lachte, verweigerte aber ſeine Einwilligung, indem er hinzufügte, daß es mir doch nur verhelfen könnte, in das eigene Comptoir des Staatsrathes hineinzukommen, und ihn weitläufig von ſeinem Proceß reden zu hören, welches curios genug für einen Liebhaber ſein, aber keinen Verliebten tröſten konnte. In ſeine Familie würde ich doch nicht eingeführt werden. — „Außerdem» — verſetzte er, „muß man, wenn man in ein Bild verliebt iſt, ſich hüthen, das Original zu ſehen; denn das iſt dasſelbe, als ein Theater bei hellem Tageslicht zu ſehen.»

Ich war in dieſer Hinſicht anderer Meinung. — Ich dachte Nacht und Tag an Mittel, mich meiner Thereſe zu nähern. — Die gute Aufnahme meines kleinen Geſchenkes flößte mir die heftigſte Begierde ein, ein Ditto darzubieten. Endlich entdeckte ich einen ſchönen, mit Blüten und Früchten gezierten Orangenbaum. Er hatte eben die paſſende Größe, um in einem Fenſter zu ſtehen. Ich kaufte ihn und brachte ihn, ebenfalls mit einem kleinen Gedichte verſehen, an denſelben Ort wie früher hin; und als ich mit weit größerer Mühe, als das erſte Mal, ihn glücklich auf den Tiſch hinabgelaſſen hatte, lauſchte ich hinter den Bretern und guckte durch die Ritze und die Zweige meines Orangenbaumes in den Garten. — Meine Thereſe erſchien mit ihrem

Bruder, allein an dieſem Abend beſchäftigten ſie ſich nicht mit den Blumentöpfen. — Sie gingen langſam, Arm in Arm. Thereſe hielt ihr Tuch vor die Augen, der Bruder liebkoſte ſie, und als ſie ſo nahe kamen, daß ich ihre Worte hören konnte, bemerkte ich, daß er mit liebevollen Worten ſich bemühte, ſie zu tröſten. — Sie traten darauf in die Laube und entdeckten mein Geſchenk. — „Ach, mein Gott!“ — rief Thereſe, — „da ſteht neues Aergerniß! — Wenn ich es nur wagen dürfte wegen des Vaters, ſo würde ich den Unglücksbaum am Wipfel faſſen und ihn über die Planke ſchleudern.“

„Nein!“ erwiederte der Knabe, — „es wäre doch Sünde wegen des vortrefflichen Baumes!“

„Nichts iſt vortrefflich, was von dem Kammerjunker, dieſem Vetter Otto kommt. Ich kann ihm nie das Herzeleid verzeihen, das er mir vor einigen Tagen durch den Blumenkorb gemacht. — Der ſtand auch hier auf dem Tiſche. Ich ergriff ihn mit Freuden, ich dachte...“ Sie hielt inne.

„Was dachteſt Du?“ fragte der Bruder.

„Ich dachte nicht, daß er von Otto käme.“

„Vielleicht,“ ſagte der Knabe — „kommt doch dieſer ſchöne Baum nicht von ihm; laß uns ſehen, was der Brief ſagt, der in ſeinen Zweigen hängt.“

Er machte ihn los und überreichte ihn Thereſen. — Sie drängte ſeine Hand zurück.

„Ich mag es nicht leſen,“ ſagte ſie.

„So werde ich es Dir vorleſen,“ erwiederte er, das zuſammengefaltete Blatt öffnend, und las mit wahrem Gefühle mein kleines Gedicht laut vor; als es zu Ende war, ſagte er: „Nein, Thereſe! ich kann nimmermehr glauben, daß Alles dieß vom Vetter Otto kommt. Er kann gewiß nicht ſo hübſche Verſe machen."

„Das iſt ein herzlieber Junge," ſagte ich bei mir ſelbſt.

„Ei," rief Thereſe, — „Er hat ſie ja von einem Andern machen laſſen können. Du ſiehſt es ja doch aus dieſem kleinen Gedichte, daß es von derſelben Hand, wie das vorige mit dem Korbe, herrührt; es ſteht ja ausdrücklich darin; es iſt auch mit derſelben Hand geſchrieben."

„Nun ja!" ſagte der Bruder zögernd, „aber.. "

„Aber lieber Fritz! Vetter Otto hat ja ſelbſt eingeſtanden, daß der Blumenkorb von ihm herrührte, ſo muß ja auch dieſer Baum es ebenfalls. Gütiger Gott! ich mag weder ſeine Geſchenke ſehen, noch ſeine Artigkeiten hören."

„Nun, nun!" verſetzte Fritz, „wenn auch dieſer ſchöne Baum nichts anders Gute bewirkt, hat er doch wenigſtens für einige Augenblicke Deinen Kummer wegen Mariannens Fortgang zerſtreut."

„Nein, nein!" rief Thereſe; „er hat vielmehr meine Gedanken von ihr auf ein noch größeres Unglück hingezogen. Gott verzeihe mir! allein ich kann nicht umhin, mich über meinen Vater zu beſchweren. Ich thue mein Möglichſtes, um ihm zu gefallen und mich in ſeinen Willen zu fügen. — Aber er? unabgeſehen davon, daß er mich gegen meinen Willen verheirathen will, beraubt er mich eines guten Mädchens, von dem ich viel halte, mit ſolcher Härte, und ſchickt ſie fort, als wäre ſie eine Verbrecherin, nur wegen eines Verdachtes, der, wenn er gegründet wäre, nur ihre Ergebenheit für mich bewieſe.“

„Weine doch nicht mehr, Thereſe!“ — ſagte Fritz liebevoll. — „Wir werden wohl ein anderes flinkes Mädchen für Dich finden.“ —

„Ach!“ rief Thereſe, — „ein flinkes Mädchen, nach dem frage ich nicht. — Die Arbeit, die ich von ihr verlange, iſt ſehr geringe; allein der Vater gewährte mir ein gebildetes Mädchen, um mir in meinen kleinen Beſchäftigungen behülflich, mir in meiner Einſamkeit zur Geſellſchaft zu ſein. Ich lebe ja ſo ſtill und komme ſelten aus; deßhalb iſt es mir angenehm, ein junges Frauenzimmer um mich zu haben, das ich lieben kann. — Mein theurer Fritz,“ fügte ſie hinzu, ihre Arme um den Bruder ſchlagend: „Gottlob, daß ich Dich habe. Wenn Du aus der Schule nach Hauſe kommſt, iſt es mir, als wenn ich neu belebt würde, und wenn der Vater Dich ſchilt, muß ich immer weinen.“

„Meine liebe, liebe Thereſe!“ — rief Fritz: „Meinetwegen darfſt Du nie weinen. Ich bin immer froh und das ſollſt auch Du ſein. Vater iſt nicht ſtreng gegen mich! nein! wir wollen es recht ſchätzen, daß wir es jetzt gut haben. Gedenke der vergangenen Zeit. Erinnerſt Du Dich, wie oft wir uns hier in den Garten des Nachts hinabgeſtohlen haben, um zuſammen zu reden und zu weinen? kannſt Du an jene Zeit Dich erinnern, als wir am

Scharlachſieber darnieder lagen, und Gott anflehten, daß er uns zuſammen ſterben ließe, als das Beſte, was uns begegnen könnte? Aber der gute Gott wußte beſſer, was uns dienlich ſei, denn nun, ſeitdem Du das Haus verwalteſt, ſind Alle wie neugeboren, vom Vater an, bis auf die Katze und den Hund im Hofe. Sei getroſt, liebes Mädchen! — komm, gehen wir hinauf, ich nehme den hübſchen Baum mit, und ſtelle ihn in Dein Fenſter. Siehe nur die ſchönen Blüten und Früchte; ſie grüßen ſo freundlich, als wollten ſie Dich um Verzeihung bitten, daß ſie vom Vetter Otto kommen.» Mit dieſen Worten faßte der gute Fritz den Blumentopf in den einen Arm, reichte der Schweſter den andern, und eilte mit ihr aus dem Garten.

Wenn dieſe Scene mir auf der einen Seite alle Neigung benahm, meine Geſchenke und Gedichte zum Vorſchein zu bringen, ſo ſteigerten ſie auf der andern bis aufs Höchſte meine Theilnahme für die Geliebte. Die Liebe und Trübſale der beiden Geſchwiſter rührten mich ungemein; eine wahre Erhebung vereinigte ſich mit meinem jugendlichen Liebesrauſch, und flößte mir eine ſo brennende Sehnſucht, mich Thereſen zu nahen, ihr nützlich zu ſein und ſie von dem verhaßten Nebenbuhler zu befreien, ein, daß mir nichts unmöglich ſchien, um das Ziel erreichen zu können. Ich beneidete die von ihr erwähnte Marianne, um welche ihr Fräulein ſo betrübt war, und durch eine Ideenverbindung, die ganz natürlich bei der Erinnerung an meine

Verkleidung und die Rolle, die ich wenige Tage vorher geſpielt hatte, entſtand, gerieth ich auf den durchaus närriſchen Einfall, mich in derſelben Verkleidung bei Thereſen anmelden zu laſſen, und die ſo gutgeſpielte Rolle zu wiederholen, freilich nur in der Abſicht, ſie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, das Glück zu genießen, ſelbſt mit ihr zu ſprechen, und übrigens es dem blinden Gott anheim zu ſtellen, welche Seligkeit ſich vielleicht aus dieſem tête-à-tête anſpinnen laſſen könnte. Tief in die Nacht hinein übte ich mich in den Reden, die ich anbringen wollte, in vielerlei kleinen Anſpielungen auf meine eigentliche Stellung und meine Gefühle; ich ſetzte mir vor, dreiſt zu ſein, und malte es in meiner Phantaſie aus, wie Thereſe den Zuſammenhang ahnen, und von demſelben Pfeil wie ich verwundet werden würde; kurz, der Gedanke an dieß kleine Abenteuer erfüllte mich mit Entzücken.

Den folgenden Tag beſuchte ich meine Schweſtern und erzählte ihnen eine erdichtete Geſchichte von einem Scherz, den ich mit einem Freund verabredet hatte, wozu wir gern jene poſſenhafte Verkleidung gebrauchen möchten. Die jungen Mädchen verlangten nichts Beſſeres, als die vorherige Maskerade zu wiederholen, und als ich gegen Abend zu ihnen zurückkehrte, ſtaffirten ſie mich noch hübſcher als das erſte Mal aus. Das Zeugniß hatte ich behalten, und mit dieſem in der Hand, begab ich mich nach Staatsraths D— Hauſe und betrat nun den glückſeligen Ort, wo meine Angebetete lebte. Der bloße Gedanke, dieſelbe Luft wie ſie einzuathmen, verwirrte ſo ſüß meine Sinne, daß dadurch ein guter Theil meines heiteren Muthes verging. Mit klopfendem Herzen folgte ich dem Diener, der mich, nachdem ich vorher eine Weile in der Küche gewartet, wo zwei Dienſtmädchen, von welchem die eine alt und grau war, mich mit kritiſchen Blicken gemuſtert hatten, in ihr Zimmer führte. — Endlich ſtand ich vor meiner Thereſe holden Blicken da. Wie war ſie ſchön. — Sie kam mir, ſo ganz in der Nähe geſehen, noch reizender, als ich mir vorgeſtellt hatte, vor. — Mit leiſer Stimme ſtammelte ich hervor: daß ich gehört habe, daß das Fräulein ein Kammermädchen ſuche. Meine Blödigkeit, die weit entfernt war, verſtellt zu ſein, würde keiner Jungfrau Schande gemacht haben. — Thereſe betrachtete mich ſchweigend, nahm mein Zeugniß, und las es aufmerkſam durch. Darauf gab ſie es mir zurück, und ſagte mit anmuthiger Stimme und einem Ausdruck von Verſchämtheit, der in etwas meinen Muth erhob: „Das iſt ja ein ganz vortreffliches Zeugniß. — Drei Jahre haſt Du bei der Dame, die es geſchrieben hat, gedient; wie alt biſt Du denn?“

„Zwanzig Jahre!“ ſtammelte ich.

„Ich brauche nicht zu fragen,“ fuhr ſie fort, „ob Du auch Alles verſteheſt, was von einem Kammermädchen verlangt wird; es iſt auch kein eigentliches Kammermädchen, was ich ſuche. — Ich bin nicht ſo vornehm, eine Kammerjungfer zu brauchen, und habe bei weitem keine Arbeit für eine ſolche.“

„Ich verlange nur ein gutes, wackeres Mädchen, die nähen, und außerdem Antheil nehmen kann an den kleinen Handarbeiten, womit ich meine müßigen Stunden ausfülle. Beſonders aber wünſche ich ein Mädchen von guter Erziehung, das ich mit Vergnügen um mich ſehen, und mit dem ich mit Achtung umgehen kann. — Wer ſind Deine Aeltern?"

Es wurde mir in derſelben Stunde eingegeben, zu erwiedern, daß ich eines Predigers Tochter von einer der Provinzen ſei, die von unglücklichen Familienumſtänden vom väterlichen Hauſe vertrieben war.

„Sprich aufrichtig mit mir," ſagte Thereſe, „was ſind das für Umſtände? Sind Deine Aeltern noch am Leben?"

„Mein Vater" — erwiederte ich — „lebt noch, allein eine harte Stiefmutter hat mir ſein Herz verſchloſſen." Gott weiß, wo ich den Muth zu dieſer Lüge hernahm. Ich wurde über und über roth dabei.

Thereſe ſah mich mit Milde an. „Armes Mädchen!" — ſprach ſie — „Deine Art Dich auszudrücken zeigt, daß Du zu einem beſſern Loos, als dem zu dienen, beſtimmt warſt."

„Oh, mein Fräulein!" rief ich — „ich verlange kein beſſeres Loos, als Ihnen zu dienen."

„Wenn dem ſo iſt," gab Thereſe zur Antwort, „denke ich, daß wir es mit einander verſuchen. — In der That glaube ich, daß wir zuſammen paſſen, und es iſt mir ein angenehmer Gedanke, daß Du bei mir Deinen erlittenen Kummer vergeſſen wirſt." Sie unterrichtete mich nun in der Kürze von meinen Pflichten in ihren Dienſten. Ihr kleines Cabinet war das einzige Zimmer, das ich rein und in Ordnung halten ſollte. Ein altes Kleinmädchen, das zum Inventarium des Hauſes zu gehören ſchien, und nicht litt, daß ſich Jemand anderer in ihre Geſchäfte miſchte, beſorgte die übrigen Salons und Schlafzimmer. Ich ſollte nähen und ſticken mit meinem Fräulein, ihre Kragen, Kleider und dergleichen feine Sachen waſchen und plätten, und des Abends, wenn keine Geſellſchaft da war, den Thee für die Familie bereiten und bei Tiſche aufwarten. — So gering nun dieſe Arbeiten an ſich ſein mochten, war es doch weit mehr, als ich ausführen konnte. Dieß ſah ich wohl, doch nur dunkel ein, denn Thereſens Gegenwart wirkte auf mein ganzes Weſen ſo bezaubernd, daß es mir nicht möglich war, mich loszureißen, oder einen Vorwand zum Zurücktreten zu finden. Fortzugehen, ohne zu wiſſen, wie ich zurückkehren konnte, kam mir ganz unmöglich vor. Thereſe fuhr indeſſen zu reden fort, und ſagte, daß ich ein eigenes Zimmer gerade ober ihrem Schlafcabinet, von welchem eine Glockenſchnur zu mir hinaufginge, bewohnen ſolle, und daß ich von Niemand andern als von ihr abhängig ſein würde. — Welcher Verliebte konnte wohl einer ſolchen Verſuchung widerſtehen. — Endlich bot ſie mir einen gewiſſen jährlichen Lohn an und fragte, ob ich damit zufrieden ſei.

„Ich bin mit Allem zufrieden, wenn ich nur bei Ihnen ſein darf," gab ich zur Antwort. Darauf holte e einen Speciesthaler, den ſie in meine Hand legte, nit den Worten: „So verſichere ich mir Dich hierdurch."

Ganz außer mir, faßte ich ihre Hand, und küßte ie mit ſolcher Heftigkeit, daß ich ſelbſt darüber erſchrack. Die Thränen traten mir in die Augen. Thereſe ſah mich an. „Braves Mädchen!" ſagte ſie noch einmal — „Arme Lene! ſo heißt Du ja? Nun ſei getroſt! ich hoffe, wir werden mit einander zufrieden werden." — Und ſo war der junge Mann zum Kammermädchen gemiethet.

Als ich mich wieder auf der Straße befand, war es, als erwachte ich aus einem ſüßen Traume. Mit einer Art Entſetzen dachte ich daran, daß ich meine Geliebte getäuſcht und mich Geſchäften unterzogen hatte, die ich gar nicht verſtand. Es war ziemlich dunkel, ich ſchritt langſam vorwärts, und erwog, was ich thun ſollte; den folgenden Abend zurückkehren und das Angeld unter irgend einem Vorwande zurückgeben, war der einfachſte Ausweg; ich zog den erhaltenen Speciesthaler hervor; „dieſen zurückgeben," ſagte ich zu mir ſelbſt, „den ich aus Thereſens Hand empfangen habe. Unmöglich! *So verſichere ich mir Dich hierdurch*, ſagte ſie ja! Süße Worte, die in meinem Innern widerhallen! Nein, von dieſem Schatze kann ich mich nicht trennen. Dieſer Thaler iſt mir mehr werth, als eine ganze Tonne ſeiner Brüder. Aber gebe ich auch einen andern ſtatt dieſen zurück, ſo kann ich doch, wenn ich morgen aus ihrem Hauſe gehe, nicht mehr zurückkehren, dann werde ich nie mehr ihre Hand küßen, dann hat ſie ſich *meiner nicht als ihres Eigenthumes verſichert.* Ein Anderer ſoll bei ihr ſein, ſoll das Glück genießen, von *Niemand andern als von ihr abhängig zu ſein.* Ein Anderer ſoll *bei ihr ſeinen erlittenen Kummer vergeſſen.* Nein, ihre ſüßen Worte haben mich gefeſſelt; ich kann auf das ſchöne Loos, das mir beſchieden iſt, nicht Verzicht leiſten; ich muß dieſe Glückſeligkeit ergreifen, es gehe wie es will. Ich betriege ſie nicht. — Ich will über ſie wachen, ihr dienen, ſie retten. — Ich will ihr ein Freund, ein Schutzgeiſt ſein.»

Ich entwarf nun einen, den Umſtänden nach, recht vernünftigen Plan. Ich dachte meinen weiblichen Fähigkeiten nach. Sie reducirten ſich eigentlich auf gar nichts. Ich hatte aus Scherz in meinen Kinderjahren ein wenig Stricken gelernt; das war auch Alles, was ich verſtand und obendrein ſehr ſchlecht. — Erſt in acht Tagen ſollte ich meinen Dienſt antreten, aber mein Fleiß und mein guter Wille würden doch in der kurzen Zeit nicht hinreichen, das Nöthige zu lernen; allein in dieſem Augenblicke kam mir eine Eingebung, ich glaube vom Himmel ſelbſt. Es fiel mir plötzlich ein, daß ich auf meinen vielen Wanderungen in der Nähe von Thereſens Hauſe in der Nachbarſchaft derſelben eine Mutter und Tochter bemerkt hatte, von welchen die Letztere eine kurze Zeit in dem Hauſe meines Vaters gedient. — Die Mutter hatte mich ſogar eines Tages angehalten, und mir erzählt, daß ſie ſich nun Beide durch Näherei ernähren, und daß ihre Tochter, nebſt einer jüngern Schweſter derſelben, ſich eine ſo große Fertigkeit erworben hatten, daß ſie in Einem Tage das eleganteſte Damenkleid nähen konnten; weßhalb ſie mich auch erſuchte, ſie bei meinen Schweſtern und andern Damen meiner Bekanntſchaft zu empfehlen. Ich begab mich ſogleich zu dieſer Näherin hin, gab mich für das Kleinmädchen einer in der Nähe wohnenden Dame aus, und ſagte, daß mein Fräulein zuweilen Arbeit für ſie, jedoch unter der Bedingung habe, daß dieſe zur beſtimmten Zeit fertig werde, welche freilich oft ſo kurz war, daß die Nacht daran verwendet werden müßte; allein daß ſie auch in dieſem Falle doppelten Näherlohn bezahlen würde. Die Näherin ging mit Freuden darauf ein, und übernahm gleichfalls feine Wäſche und Plätten. — Etwas dadurch beruhiget, kehrte ich zu meinen Schweſtern zurück, wo ich mich ſchnell umkleidete und nach Hauſe eilte, um mich meinen Träumereien zu überlaſſen. — Das erſte, was ich unternahm, war, ein kleines Loch durch den lieben Speciesthaler zu bohren, durch welchen ich eine Litze zog, und ihn, unter tauſend Küſſen, um den Hals band, indem ich die ſüßen Worte: ſo verſichere ich mich Deiner hierdurch, wiederholte.

Ich will mich nicht bei den Kunſtgriffen aufhalten womit es mir gelang, ſcherzweiſe bei unſerer alten Haushälterin Suſanne Unterricht im Reinmachen, Abſtauben und Plätten zu erhalten; ja ſie entdeckte ſogar ein großes Talent zum Fenſterpoliren bei mir;

dagegen ging es mir bei dem Plätten übel, denn indem ich meine Kunſt an einer der Mamſell Suſanne gehörenden geſtickten Haube verſuchen wollte, war ich ſo unglücklich, ſie nicht allein zu verbrennen, ſondern auch entzwei zu reißen, welchen Verluſt ich ihr natürlicherweiſe ſogleich erſetzte. — Bei meinen Schweſtern fiel es mir noch leichter, Unterricht im Nähen zu erhalten, denn indem ich behauptete, daß es keine Kunſt ſei, zu ſticken und zu nähen, und daß ich es auch thun könnte, wenn ich nur wollte, verſuchten ſie ſehr natürlich, mir die Kunſtgriffe zu zeigen. Solch' ein männlicher Schüler, den man auslachen und zugleich zeigen kann, wie künſtlich und ſchwer es iſt, Frauenputz hervorzubringen, iſt immer den jungen Damen willkommen — der wichtige Eifer, womit ich mich auf dieſe Sachen warf, erregte eine große Freude bei meinen Lehrerinnen — halbe Tage hindurch ſaß ich ſo bei ihnen, welches wirklich das Herz meiner Großmutter rührte, die ich einmal zu meinem Vater ſagen hörte: „Wie unſchuldig iſt doch unſer Adolph. — Statt wie andere junge Herren nach Vergnügungen zu laufen, ſitzt er hier und beluſtigt ſich mit ſeinen Schweſtern. — Ich möchte faſt ſagen, er ſpielt mit ihnen, wie ein Kind.“

Das eben nicht wegen ſeiner Unſchuld berühmte Kind, das mit mir ſpielte, und mich in die Fußſtapfen Herkules und anderer glorreichen Helden zu treten verleitete, beherrſchte mich ſo ganz, daß ich dieſe ganze Woche hindurch alle Nächte zu emſiger Uebung im Nähen verwendete, und ich brachte es auch wirklich in der Kunſt ſo weit, daß ich recht ſauber ſäumen, und den Rock eines Frauenkleides nähen konnte, — welches Meiſterſtück ich unter der Aufſicht meiner Lehrerinnen vollführte. Außerdem lernte ich, auf Stramin zu nähen. — Dieſe Fertigkeiten machten die ſchwierigſte Seite meiner kleinen Intrigue aus, alles Uebrige fiel mir leicht in Ordnung zu bringen. — Ich hatte meinen Vater erſucht, einen guten Freund in Jütland beſuchen, und ein bis zwei Monate bei ihm zubringen zu dürfen. Auch war ich ſo vorſichtig, meiner Familie zu verſtehen zu geben, daß ſie während meiner kurzen Abweſenheit keinen Brief von mir erwarten durfte, inſofern nicht etwas Ungewöhnliches eintreffen möchte. — Dagegen ſchrieb ich an den Freund in Jütland, und ihm einen Theil der Wahrheit anvertrauend, erſuchte ich ihn, mich unter keinen Umſtänden zu verrathen, ſondern mir unter der Adreſſe: „Magdalena Reincke, die Briefe, die möglicher Weiſe an mich einlaufen möchten, zuzuſenden. So meinte ich, meinen geheimen Aufenthalt in der Reſidenz verbergen zu können. — Hinſichtlich meiner weiblichen Ausrüſtung hatte ich mich in aller Stille an eine geſchickte Modehändlerin gewandt, die wegen ihres fügſamen Gemüths und ihrer Nachſicht mit den Schwächen der Jugend bekannt war. Bei ihr beſtellte ich Alles, was zur Garderobe eines netten Kammermädchens gehörte, unter dem Vorwande, daß ich eine ſolche Perſon ausſtatten wollte. Ich wußte nicht, ob ich bei dem Gedanken: was wohl mein Vater ſagen würde, wenn er wüßte, wie ich mehr als die Hälfte des mir von ihm geſchenkten Geldes verwandte — weinen oder lachen ſollte.

Als der Tag anrückte, wo ich meinen Dienſt antreten ſollte, machte ich, als packte ich meine Kleider ein, welche ich dagegen in meinen Schränken aufbewahrte, zu welchen ich die Schlüſſel mitnahm. — Dagegen ließ ich einen großen Koffer nach einem Gaſthof hinbringen, wohin ich mich, nachdem ich mich von meiner Familie beurlaubt hatte, auch begab, und nachdem der Koffer mit Frauenkleidern und allem zu den Bedürfniſſen meines neuen Geſchlechtes Nöthigen verſehen war, verhielt ich mich, bis es Abend geworden, ſtill im Gaſthofe, und begab mich dann, zu einer ſtattlichen Dienſtmagd umgeſchaffen, mit meinem Koffer, den ein Eckenſteher mir nachtrug, zu gleicher Zeit glücklich und verlegen in die Wohnung des geliebten Mädchens.

Thereſe nahm mich mit Milde auf. Ich ſtärkte meinen ſchwankenden Muth durch einen Kuß auf ihre Hand. Sie ſelbſt wies mir mein Zimmer an; es war recht niedlich, mit einem Schrank in der Wand für meine Kleider und meine Habe. — Darauf begleitete ich ſie in die Wohnſtube hinab, wo ſie mir gebot, den Theetiſch zu decken, und unterrichtete mich mit vieler Güte, von dem, was ich zu beobachten hatte. Der Staatsrath und der mir verhaßte Kammerjunker, Vetter Otto genannt, traten ins Zimmer, und ſetzten ſich mit meinem jungen Freund, Fritz, und Thereſen, an den Tiſch. Ich machte den Thee und präſentirte ihn herum. Es ging, Gott lob! recht gut. Der Kammerjunker ſprach franzöſiſch; der Staatsrath erwiederte ihm halb in gebrochenem Franzöſiſch, halb in ſeiner Mutterſprache. Fritz und Thereſe ſprachen nur wenig, und am meiſten däniſch. — Die Herren betrachteten mich von oben bis unten. Der Kammerjunker ergoß ſich in Lobreden über meine Perſon, und ſchrie, daß ich eine vollkommene römiſche Schönheit ſei; ſolche ſchwarze, brennende Augen, einen ſo klaren bräunlichen Teint, ſo prächtige junoniſche Formen könnten unmöglich von dieſem nebligen Lande herrühren.

„Ma belle Cousine,“ fragte er, ſich an Thereſe wendend, auf franzöſiſch: „Woher haben Sie dieß Mädchen?“ —

Der Staatsrath ſchielte zu mir hinunter, machte ein ſchiefes Maul, und ſagte auf franzöſiſch: „Meiner armen Seele! ein allerliebſtes Kind. Das iſt etwas anders, als die verwelkte Marianne! Das mag ich leiden, daß Du ein ſolches Mädchen gemiethet haſt.“

Es koſtete mir viel Mühe, nicht laut aufzulachen, ich ſtellte mich aber natürlicher Weiſe, als verſtände ich kein Wort von Allem, was geſagt wurde.

Nach Tiſche gebot mir Thereſe, ein Licht zu nehmen und ihr in ihr Zimmer zu folgen. Ich war jung und verliebt. — In den Träumen, die mich in den letzteren Tage umgaukelt hatten, war der Umſtand, daß ich wahrſcheinlich mein Fräulein aus- und anziehen ſollte, einer der hellſten Punkte geweſen. Nun aber, da der erſehnte Augenblick nahete, empfand ich mich von einem Gefühle beklommen, das ich wohl Schrecken nennen könnte. Eine tiefe Scham, Gewiſſensqual über den Betrug, womit ich das Zutrauen des unſchuldigen Mädchens mißbrauchen wollte, befiel mich in einem ſolchen Grade, daß Alles ſich vor meinen Augen herumdrehete.

Als wir in ihr Cabinet getreten waren, erſuchte ſie mich, eine Lampe, die auf dem Tiſche ſtand, anzuzünden, und ſagte darauf, daß ich das Licht mit mir nehmen könnte. — Es war mir kaum möglich, hervor zu ſtottern: „Haben Fräulein nichts mehr zu befehlen?“

Es war, als fiel mir ein Stein vom Herzen, als ſie zur Antwort gab: „Nein! ich bin gewohnt, mich ſelbſt aus- und anzuziehen.“

Schnell eilte ich in mein Zimmer hinauf, und da es mir nicht möglich war, ſchlafen zu können, verbrachte ich eine Stunde mit dem Auspacken meiner weiblichen Garderobe, um ſie in dem großen Wandſchrank zu ordnen. Die männlichen Kleider, die ich bis an meine Umkleidung im Gaſthofe getragen, und die ich in den Koffer gelegt hatte, hängte ich ganz hinten im Schranke auf, wo ſie von meinen Frauenkleidern verborgen waren, und eine Kappe, die ich auch getragen, legte ich auf ein Bret oben in den Schrank.

Den folgenden Morgen ſtand ich früh auf, und eilte in das Cabinet meines Fräuleins hinab, wo ich ſogleich begann, Alles rein zu machen. — Da ich der Arbeit dieſer Natur ungewohnt war, ging es ziemlich langſam von der Hand, allein als ich fertig geworden, bemerkte ich mit Freude, daß Alles ſehr ordentlich gethan war. — Mit unbeſchreiblichem Wohlbehagen verweilte ich in dieſem kleinem Zimmer, wo Alles zu mir von meiner Geliebten zu ſprechen ſchien. Mit Freude ſah ich den kleinen Dompfaff aus dem Gemälde lebend vor mir ſtehen, und mir mit ſeinen klugen Augen folgen. — Auch das Original des Nähkäſtchens ſtand da. Noch einen andern Bekannten, meinen Orangenbaum nämlich, begrüßte ich im Fenſter. — „Du ſtehſt hier unter falſcher Flagge, eben ſo wie ich,“ flüſterte ich leiſe.

Ich begoß die Blumen, verſah ſorgfältig den Vogel, deckte den Kaffeetiſch ſo zierlich wie möglich, und als ich einen armen Jungen Veilchen in der Straße herumtragen ſah, rief ich ihn, und kaufte einige, die ich in eine gläſerne Untertaſſe verbreitete, und auf den Kaffeetiſch hinſtellte. Da ich nun mit Allem fertig war, warf ich einen Kuß nach dem Nebenzimmer, in dem meine Thereſe noch ruhete, und eilte auf mein Zimmer, wo ich, nachdem ich allen erdenklichen Fleiß auf meine Toilette verwandt hatte, mein Nähgeräthe auf einen kleinen Tiſch am Fenſter legte, und ſetzte mich dahin, während ich des Klingelns meiner Herrſchaft harrte.

Das Fenſter ging in den Garten; das Zimmer hatte deren zwei; vor dem einen ſtand ein hoher Kaſtanienbaum, deſſen Zweige bis an die Scheiben reichten, von dem andern überſah man den Garten. — Mit welcher ſonderbaren Empfindung ſah ich dieſen Ort wieder, den ich ſo genau kannte, und doch nie betreten hatte. — Von dieſer Seite nahm ſich Alles ganz anders aus. Gerade unter meinen Fenſtern ſtanden die Blumentöpfe, welche Thereſe und Fritz früher des Abends gewöhnlich hinein trugen; dort war der Tiſch in der Laube, hinter dem ich gelauert hatte. Mir war ſonderbar zu Muthe, verlegen, aber dennoch glückſelig.

Endlich vernahm ich die liebe Klingel, und flog zu meiner Herrin, in der doppelten Bedeutung dieſes Wortes, hinab. Sie ſaß ganz angezogen in ihrem Cabinet, nnd empfing mich lächelnd, lebte mich wegen des niedlichen und ſorgfältigen Ausſehen des Zimmers, und fragte, woher die duftenden Veilchen rührten. Als ich nun verſchämt zur Antwort gab, daß ſie von mir kämen, dankte ſie mir, und ich glaubte zu bemerken, daß ſie froh war, daß ſie dieß kleine Geſchenk der Aufmerkſamkeit des verhaßten Freiers nicht zu verdanken hatte. — Sie gebot mir, ihr den Kaffee zu bringen, und während ſie ihr Frühſtück genoß, fragte ſie, ob ich das meine erhalten hatte; und als ich dieß verneinte, goß ſie mir ſelbſt eine Taſſe ein, und ſtellte das Kleinmädchen, das eben durch das Zimmer ging, zur Rede, weil ſie für das neue Mädchen nicht beſſer geſorgt hatte. Darauf lieferte ſie mir ein Stück Zeug mit dem Gebot, ihr ein Kleid davon zu nähen. — Es durchſchauerte mich der Gedanke, daß ich zu dieſem das Maß nehmen ſollte; denn wie ſehr ich mich auch eines ſolchen Glückes erfreute, wußte ich doch recht gut, daß ich das Maßnehmen gar nicht verſtand. Allein ein guter Geiſt, der, indem er mir die Erfüllung meines Wunſches verweigerte, mich jedoch hinderte beſchämt da zu ſtehen, war deutlich mit mir in dieſem Abenteuer, denn gleich darauf ſagte ſie: daß ich nicht brauchte Maß von ihr zu nehmen, ſondern von einem Kleide, das ihr völlig paßte, und das ſie mir in ihrer Garderobe anwies. Mit dieſem eilte ich in aller Stille zur vorerwähnten Näherin, und überließ ihr den ſchwierigſten Theil, während ich in meinem Zimmer eifrig an dem leichteren Theil desſelben arbeitete, und am Abend des folgenden Tages brachte ich ſchon das fertige Kleid meiner Herrin, und erntete viel Lob wegen meiner guten und ſchnellen Arbeit ein. — Dasſelbe Verfahren wiederholte ich einige Tage darauf mit der Wäſche und dem Plätten feiner Spitzen; und kurz, mit großer Vorſicht und Liſt gelang es mir, durch Hilfe der Nachbarin immer meinen Mangel an Fertigkeit zu verbergen.

Mein Verhältniß zu meinem Fräulein wurde in kurzer Zeit ſehr angenehm. Es traf ſich, daß Fritz, den ich vom erſten Augenblick an lieb gewonnen hatte, mich auch gut leiden mochte. — Er trat zuweilen in mein Zimmer, plauderte mit mir, und vertraute mir ſeine kleinen Sorgen an. Unter dieſen befand ſich die Schwierigkeit, womit er ſeine franzöſiſche Lection auffaßte, und die ihm der Styl in derſelben Sprache, welcher ihm in der Schule aufgegeben wurde, verurſachte. — Als er nun einmal da ſaß und über ſein Buch ſeufzte, geſchah es beinahe gegen meinen Willen, daß ich ihm ein wenig Hilfe leiſtete, ſo daß er den folgenden Tag in der Schule ganz vortrefflich beſtand. Natürlicher Weiſe benutzte er jetzt bei dieſer und andern Gelegenheiten meine Hilfe, und erzählte ſeiner Schweſter von meinen unerwarteten Talenten, worüber ſie mir ihre Verwunderung bezeugte. Ich ſah meine Unvorſichtigkeit ein, und ſagte: „Das darf Sie nicht wundern, liebes Fräulein! Mein Vater iſt ja Pfarrer. Wir hatten einen tüchtigen Hauslehrer, und es beluſtigte mich, Antheil an dem Unterricht zu nehmen, den er meinen Brüdern gab.“

Thereſe ſah mich ernſt an und faßte meine Hand. — „Liebe Lene!“ entgegnete ſie; „ich merke immer mehr und mehr, daß Du ein Mädchen biſt, das in Bildung Diejenige übertrifft, welche das Schickſal zu Deiner Herrin gemacht. In der That, es beſchämt mich, daß Du mir dienen und Arbeiten verrichten mußt, womit ich verſchont bin.“

Innig ob ihrer Güte gerührt, erwiederte ich: „Theuerſtes Fräulein! ich bin weit anſtrengendern Arbeiten gewohnt, als die, welche ich für Sie verrichte.“

„Ach!“ verſetzte ſie mit einem anmuthigen Ausdruck der Wehmuth: — „Ich bin auch abhängig, und vermag nicht, ſo wie ich es wünſche, unſere Lage vor den Augen der Welt zu verändern; allein unter uns werde ich Dich als meine Freundin, anſehen und hoffe, daß Du es ſein wirſt.»

Ich bog mich herab, um ihre Hand zu kußen; ſie zog ſie aber zurück, und drückte einen Kuß auf meine Stirn, der wie brennender Naphta mir durch alle Adern fuhr.

Zu gleicher Zeit geſchah es, daß mein Fräulein eine Arbeit vorhatte, wozu ſie eine Zeichnung brauchte, die nicht gelingen wollte. — Ich bot meinen Dienſt an und Thereſe fand einen ſo großen Gefallen an meinen Zeichnungen, daß wir die angefangene Stickerei, wozu die Zeichnung hätte gebraucht werden ſollen, ganz aufgaben und uns mit Eifer auf Zeichnen und Malen legten. Daraus folgte, daß ich die meiſte Zeit des Tages in dem Zimmer meiner Herrin zubrachte, und das für einen Liebenden unſchätzbare Glück genoß, ihr in der ihr vorzüglich lieben Kunſt Unterricht zu geben. Des Abends mußte ich ihr zur Abwechslung laut vorleſen, während ſie mit irgend einer Handarbeit beſchäftigt war. Fritz war dann bei dieſen ſtillen Abendunterhaltungen oft der Dritte.

So war ein Monat hingegangen, und in der That, ich werde ſo lange ich lebe, ihn den Honigmonat meines Lebens nennen. Ich war immer bei meiner Geliebten; alle Tage wurde ſie mir theurer und alle Tage erhielt ich größeren Antheil an ihrem Vertrauen und ihrer Freundſchaft; oft ſagte ſie, daß nie ein Menſch, ſo wie ich, gewußt hatte, ihr das gewöhnliche Leben mit kleinen Aufmerkſamkeiten zu verſüßen. — Einmal heftete ſie ihre ſüßen Blicke auf mich, mit den Worten: — »Ich weiß Niemand, der ſolche Augen hat, wie Du, Lene! wenn Du mich ſo anſiehſt, fühle ich recht, daß Du mich lieb haſt.» — Wie unbeſchreiblich ſelig dieſe Worte mich machten, ſo ſehr ſchlug es meinen Muth nieder, als ſie hinzufügte: „Dein ehrlicher offener Charakter leuchtet aus deinen Zügen hervor. — Ich wollte lieber glauben, daß der Mond vom Himmel herab fallen möchte, als daß Du mich täuſchen konnteſt.»

Was ich zur Antwort gab, weiß ich nicht; meine Verwirrung war unbeſchreiblich, und mit jedem erlebten Tag nahm die Unruhe zu, welche mich in einſamen Stunden befiel, bei dem Gedanken, daß dieß Glück doch unmöglich lange dauern konnte. — Welch ein Ende es nehmen ſollte, ſah ich nicht ein, denn trotz Thereſens Gewogenheit für mich, durfte ich doch noch nicht daran denken, ihr mein Geheimniß zu entdecken. — Auch war etwas in Thereſens Charakter, das mir nicht klar war, und etwas, das mich wegen ihres Geſchickes ängſtlich machte, welches mir vielen Stoff zum Sinnen gab. Das Letztere war eine zu große Sanftheit, um es nicht Schwäche zu nennen, in ihrem Charakter, wodurch ſie vor der Härte oder Zorn anderer Leute, beſonders ihres Vaters zitterte, dem ſie nie wagte, ihre aufrichtige Meinung zu ſagen; wobei zu befürchten war, daß er leicht ihren großen Gehorſam benutzen möchte, um ſie zu zwingen, eine verhaßte Ehe einzugehen. — Mit dieſem anſcheinenden Mangel an eigenem Willen, verband ſie eine innere Bitterkeit ob des ungerechten Zwanges, deſſen man ſich rückſichtlich ihrer bediente; eine Bitterkeit, die um ſo tiefer war, als ſie ſich nie in Widerſpruch äußerte. Was mir aber bei ihr unklar ſchien, war eine ſonderbare Schwermuth, und ein Stillſchweigen, worein ſie zuweilen verſank, ohne daß ich die Quelle derſelben ahnen konnte, welches mich ſehr ängſtigte und mir den Argwohn einflößte, daß ein geheimer Kummer — mit Schrecken dachte ich, vielleicht eine unglückliche Liebe — auf ihrem Herzen laſtete. Wenn ich es wagte, ſie zu fragen, drückte ſie meine Hand, ſchüttelte den Kopf und gab keine Antwort. Es kam mir auch ganz ſonderbar vor, daß ſie, die ſonſt Vergnügen außerhalb des Hauſes ſo wenig ſchätzte, den erſten Abend, an welchem ihr Abonnement im Schauſpiel eintrat, nachdem die Theaterferien zu Ende waren, ſo freudig darüber war. Auch bemerkte ich ein Paar Mal, daß ſie und Fritz kleine Geheimniſſe unter ſich hatten. — Allein indeſſen war kein Grund vorhanden, einen glücklichen Nebenbuhler zu befürchten. — In das Haus kam kein Menſch, den ich in Verdacht haben konnte; es wurde hier ein ſehr ſtilles Leben geführt. — Einmal in der Woche verſammelten ſich dort einige Herren und Damen von der Verwandtſchaft, auch einige alte Bekannte, allein unter dieſen war kein Einziger, der für einen Geliebten gelten konnte; und ſonſt erſchien Niemand da. — Ferner machte Thereſe ſelten Beſuche, und ſchien immer ungeneigt, in Geſellſchaften zu gehen. — Ihre ſtillen Beſchäftigungen, ihr häusliches Leben, ihr kleiner Garten, waren ihre Welt, ihr Bruder ihre einzige innige Liebe, und auch an mich ſchien ſie mit der Ergebung eines warmen Herzens ſich zu ſchließen. — Sie verehrte den Vater, allein die Strenge und aufbrauſende Heftigkeit, womit er ſeinen Willen geltend zu machen wußte, ſchüchterten ihre kindliche Liebe zu ihm ein.

Der Vetter Otto dagegen war ihr wirklich verhaßt. Er wohnte im Hauſe, wo der Oheim nach ſeiner Rückkehr vom Auslande ihm ein Paar Zimmer überlaſſen hatte. Dieß war uns eine wahre Laſt; denn da dieſer junge Herr viele müßige Stunden hatte, verkürzte er ſich die Zeit durch Beſuche bei ſeiner Couſine, und wenn er uns dann die in ſeinem Munde wunderbaren Neuigkeiten des Tages erzählt hatte, begann er von ſeiner Liebe zu reden, und drang in ſeine Braut, wie er ſie nannte, ihm ihr feierliches Jawort zu geben, und den Hochzeitstag zu beſtimmen. Bei dieſen Herzensergüſſen bediente er ſich immer der franzöſiſchen Sprache, damit ich ihn nicht verſtehen ſollte. Thereſe erwiederte entweder gar nichts oder gab ihm eine kurze bittere Antwort, die indeſſen das deutliche und klare Nein, welches ich wünſchte, daß ſie ihm geben möchte, nicht umfaßte. Oft, wenn er uns verließ, weinte ſie, und verzweifelte bei dem Gedanken, ihm gehören zu ſollen. — Auf meine Vorſtellungen, Muth zu faſſen und ihrem Vater offen zu erklären, daß ſie eine ſolche Ehe nie eingehen würde, erwiederte ſie immer: „das darf ich nicht! Ach! Du weißt nicht — Du kennſt einen Vater nicht.“ — Dieſe Furcht und Beſorgniß hrieb ich dem harten Verfahren einer böſen Stiefmutter, nter deren Obhuth das arme Mädchen groß geworden ar, zu, und der Gedanke davon ſteigerte meine Liebe nd meinen ſehnſuchtsvollen Wunſch, ſie glücklich und ei zu ſehen.

Es war indeſſen in meinen Verhältniſſen in dieſem Hauſe etwas höchſt Poſſenhaftes eingetreten, das zuweilen meine jugendliche gute Laune beluſtigte, allein im Laufe der Zeit mir höchſt läſtig wurde. Meine weibliche Maske hatte nämlich die mir unerwartete Ehre gehabt, zwei Eroberungen zu machen. — Zwei Männer ſeufzten für mich, der Kammerjunker und der Staatsrath waren beide von meinen Reizen hingeriſſen. — Der Staatsrath D— war kein alter Mann, allein ſeine große Corpulenz gab ihm ſo ſehr den Anſchein, die Laſt des Alters zu tragen, daß es mich im höchſten Grade Wunder nahm, als er wenige Tage nach meinem Eintritt in ſein Haus mir ſeine unüberwindliche Liebe erklärte, mir allerlei glänzende Anerbietungen machte, und zwar mit einer Leidenſchaft, einem Mangel an Selbſtbeherrſchung, der nicht einmal einem Jüngling gut ſtehen würde, aber bei einem Manne von dem Alter und Benehmen des Staatsraths unbeſchreiblich lächerlich wurde. Sehr oft machte er ſich, unter dem Vorwande, etwas ausbeſſern zu laſſen, ein Geſchäft in meinem Zimmer, und wenn ich des Abends beim Tiſche aufwartete, drückte er mir verſtohlen die Hand, und fliſterte mir manches verliebte Wort zu. Zweier Mittel bediente ich mich gegen ſeine Zudringlichkeit. — Erſtlich meiner phyſiſchen Kräfte, wodurch ich ihn ein Paar Mal aus meiner Thüre drängte, oder ſeinen Handdruck ſo kräftig erwiederte, daß er verſtummte; welches er doch Alles von ſeiner geliebten Lene geduldig ertrug. — Das zweite Mittel war ſanfterer, geiſtiger Natur, indem ich ſchlauer Weiſe ſeine Gedanken auf ſeinen Prozeß hinzulenken wußte; wobei ihm alle anderen weltlichen Wünſche vergingen. Hierdurch gelang es mir oft, mir für eine kurze Zeit Ruhe zu verſchaffen. — So erhielt ich eine gewiſſe Herrſchaft über ihn, und wäre ich wirklich das geweſen, wofür ich mich gab, hätte ich es wohl dahin bringen können, ſeine dritte Frau zu werden, ſo groß war ſeine immer wache Eiferſucht und ſeine Furcht mich zu verlieren.

Der Kammerjunker dagegen betrug ſich auf eine glimpflichere Weiſe. Er war überzeugt, daß die angebliche Lene, wie überall das ganze weibliche Geſchlecht, zu Allem zu bewegen ſei, und daß mein Widerſtand nur ein Krämerpfiff ſei, um die Kaufſumme zu erhöhen; dennoch war er ſehr begierig auf die Reize des ſchwarzäugigen Kammermädchens, und zugleich ſehr eiferſüchtig. Anfangs beluſtigten mich ſeine Erzählungen von den faſt unglaublichen Abenteuern, die er auf ſeinen Reiſen erlebt hatte, und von den noch wunderbareren Begebenheiten, in welche er hier in ſeiner Heimat täglich verwickelt wurde. — Was man oft von den Edelſten und Beſten ſagt, daß nichts Menſchli-

es ihnen fremd iſt, konnte in einem andern Sinne auf
n angewandt werden; denn in der ganzen weiten Welt
el nie etwas, das ein Gegenſtand öffentlicher Erwäh-
ung wurde, vor, ohne daß er nicht auf irgend eine
Weiſe perſönlich darin eingeweiht geweſen wäre. Der
Rolle eines Vertrauten, die man im Allgemeinen für un-
ankbar hält, ſtrebte er vor Allem am meiſten nach, und
emühte ſich, eine ſolche zu ſpielen. Wurden zwei ins-
geheim Liebende öffentlich Verlobte, oder ein Ehepaar
geſchieden, ſo war er immer der Vertraute aller Parteien
geweſen und hatte ſeinen Verſtand und Einfluß ver-
wendet, um Alles auszugleichen. Starb eine ausge-
zeichnete Perſon, ſo war der Kammerjunker immer Der-
jenige, dem der Arzt ſeine Meinung von dem wahren
Zuſtande des Kranken anvertraut hatte; wurde ein
merkwürdiger Prozeß gewonnen oder verloren, ſo hatte
es ihm große Mühe gekoſtet, eine Zeugenausſage zu
vermeiden. — Ja, wurde ein armer Sünder hinge-
richtet, ſo gab es ſogar unbekannte Umſtände in deſſen Ge-
ſchichte, welche ſein Anwalt dem Vetter Otto anver-
traut hatte. — In dem Allen war indeſſen etwas Wah-
res, denn er beſaß ein ganz einziges Talent, ſich in
fremde Verhältniſſe einzudrängen, und ſich in ſolche zu
miſchen. — Nichts konnte dieſem gleich kommen, als die
Virtuoſität, womit er, wenn es galt, ſich aus den Verle-
genheiten, in welche ihn ſeine poetiſchen Fictionen zuwei-
len brachten, zu ziehen wußte So erinnere ich mich unter
Anderem, daß einmal eine kleine anonyme Schrift erſchie-
nen war, die außerordentliches Aufſehen und große Neu-

gierde, den Verfaſſer zu entdecken, erregte. — Vetter Otto geſtand in unſerem traulichen Abendzirkel ein, daß er ſelbſt der Verfaſſer ſei. Der Staatsrath wunderte und freute ſich ſehr darüber. — Thereſe lächelte etwas ironiſch, und wir, Fritz und ich, lachten in Geheim. Kurz darauf gab der wirkliche Verfaſſer ſich zu erkennen, und wir freuten uns darauf, Zeugen der Verlegenheit des Kammerjunkers zu werden; allein er lachte uns aus. — „Sie können wohl begreifen, meine ſchöne Couſine!“ ſagte er zu Thereſe, „daß ich in meiner Stellung nicht möchte, daß es bekannt würde, daß ich mich mit Schreibereien abgebe. — Das Gerücht fliſterte von mir, das war mir ſehr empfindlich; daher ward ich mit dem genannten Manne einig, ihm die Ehre und den Vortheil zu überlaſſen; dem armen Teufel thut es nun leider um Weibes Noth; wir ſind übrigens gute Freunde, und es wird mich freuen, wenn die fremde Feder ſein Glück machen kann. — Allein, es bleibt unter uns; denn wenn das, was ich hier darüber ſage oder früher geſagt habe, Stadtgeſpräch würde, würde ich es abſchwören.“

Auf dieſe Weiſe wußte er ſich immer trefflich zu helfen, und öfters wurde man verſucht, zu glauben, daß er zaubern könnte, ſo guten Beſcheid wußte er von allen Familienverhältniſſen und allen Stadtneuigkeiten, die er, nachdem er ſie in roher Subſtanz empfangen, nach ſeinem eigenen Kochbuch bereitete.

Eines Abends äußerte er mit großer Selbſtzufriedenheit, daß er jetzt etwas erzählen könnte, das er früher verſchwiegen hatte, aber das die Familie und beſonders Thereſen betraf.

„Was meinen Sie?» fuhr er fort: „Der junge L—, einziger Sohn Ihres Anwaltes, theurer Oheim! iſt, bloß durch das Anſchauen des Bildes meiner Thereſe in der Ausſtellung, ſterbensverliebt in ſie geworden.» —

„Was ſagſt Du?» fragte der Staatsrath; „der Sohn des Advokaten L—?»

„Ja!» rief Vetter Otto: „Adolf L—, ich kenne ihn recht gut. Das iſt ein junger Bengel, ein alberner Geck.» —

„Pfui! pfui!» unterbrach ihn der Staatsrath, „rede nicht ſo von den Kindern angeſehener Leute. Sein Vater führt meinen Prozeß. Das iſt ein trefflicher Mann.»

„Ja, das iſt ſehr möglich!» rief Otto: „allein hören Sie nur. Der junge Herr L— lief alle Tage, wie ein Narr, in die Ausſtellung, und gaffte dort ſtundenlang das Bild an. Das möchte ihm vergönnt ſein, allein der Geck knüpfte ein Geſpräch an mit Allen, die in ſeine Nähe kamen, und prahlte damit, daß dieß Mädchen das ſeinige werden ſollte, es koſte, was es wolle. Dieß erfuhr ich, und begab mich ſogleich zu ihm, um ihm Rechenſchaft wegen ſeiner Vermeſſenheit abzufordern; allein ich wurde ein bischen laut; der Vater merkte Unrath, und bevor der zur Entſcheidung unſers Zwiſtes beſtimmte Tag eintraf, hatte er den jungen Herrn auf ein Schiff geſetzt, und ihn nach

Jütland geſchickt, wo er unter ſtrenger Aufſicht bis weiter verbleiben ſoll. Das thut mir leid, daß es mir nicht gelang, ihm vorher eine kleine Lehre zu geben."

Während dieſer Rede ſtand ich ganz ſtill, und machte bei einem entfernten Tiſch den Thee. Jetzt aber konnte ich es nicht länger aushalten. Außer mir drehete ich mich gegen ihn um, und rief: „Herr Kammerjunker!"

Alle ſahen mich mit Verwunderung an. — Der Staatsrath ſtand auf: „Was ſoll das bedeuten? Lene!" ſtotterte er hervor.

Der Kammerjunker ſagte laut lachend: „Wie haſt Du es? mein Kind! Iſt vielleicht der junge L— Dein guter Freund? oder wohl gar Dein Geliebter?"

„Solche unzarte Fragen richtet man nicht an ein anſtändiges Mädchen," unterbrach ihn Thereſe mit Aerger.

Ich hatte mich indeſſen gefaßt, und ſagte, indem ich beſcheiden näher trat: „Ich bitte die Herrſchaften um Verzeihung. Der junge L— iſt ſo entfernt, mein Geliebter zu ſein, als es Jemand ſein kann. — Ich kann nicht einmal eigentlich ſagen, daß er mein Freund ſei, allein wir waren als Kinder Spielgenoſſen. Sein würdiger Vater hat meiner Familie viel Gutes erwieſen, und ich kann es nicht ertragen, daß man auf ſolche höhniſche Weiſe von ſeinem Sohne ſpricht. Außerdem kenne ich den jungen L— wenigſtens zu gut, um nicht zu wiſſen, daß er kein Geck und nicht fähig iſt, eine ſolche Albernheit zu begehen wie die, deren ihn der Kammerjunker beſchuldigt, ohne jedoch ihn von Unbeſonnenheit und jugendlichen Thorheiten freiſprechen zu wollen."

Der Kammerjunker richtete einen lauernden Blick auf mich. — „Wäreſt Du ein Mann, Lene!" ſagte er, „ſo müßte ich Dich ja wegen ſolcher Aeußerungen herausfordern! jetzt mag es ſo hingehen. Es thut mir leid, daß ich einen Brief, den ich bei dieſer Veranlaſſung vom Advokat L— erhalten, verbrannt habe, ſonſt würde ich dadurch meine Worte beweiſen."

Thereſe winkte mir freundlich zu. „Du weißt deine Worte zu belegen, mein Kind!" ſagte der Staatsrath. „Ei, Du kennſt alſo den Advokaten L—! alſo hat er an Dir und den Deinigen Gutes gethan! Ja! er iſt ein wackerer Mann. Nun! mein Geſchick ruhet ſo zu ſagen auch in ſeinen Händen! Ach Gott! ach Gott! Höre, gute Lene! weißt Du, ob etwas an dem ſei, daß der junge L— ſich in meine Tochter verliebt habe? —

Nicht ohne Verlegenheit erwiederte ich: „Nein, Herr! davon weiß ich nichts. Wenn's wirklich an dem iſt, hat er es gewiß keinem Menſchen anvertraut."

„Ach!" ſeufzte der Staatsrath, „gebe Gott, daß es wahr ſei; das wäre freilich ein gutes Band zwiſchen dem Vater und mir; der junge L— iſt außerdem ein herrlicher Menſch, und der Advokat ein ſchwer reicher Mann; — das könnte man in der That eine gute Parthie nennen."

Der Kammerjunker, die Hände zuſammenſchlagend, rief: „Wie iſt mir denn? ihm wollen Sie doch wohl nicht Thereſe geben, die Sie ſelbſt mir verlobt haben!»

„Ei was, Geſchwätz ohne Ende,» entgegnete der Staatsrath, „kommt der junge L— als Freiwerber hieher, ſo gebe ich ihm Thereſe ſogleich.»

„So würden Sie» — verſetzte der Vetter Otto — „Ihr meiner ſeligen Mutter gegebenes Wort brechen!»

„Ach, wir ſind alle Sünder!» entgegnete der Staatsrath, die Hände faltend; „Gott ſei meiner ſeligen Schweſter in ihrem Grabe gnädig. Man verſpricht gern, was man kann, allein die Umſtände verbieten oft, ein Verſprechen zu halten.»

„Aber,» bemerkte der Kammerjunker, „was ſagt meine ſchöne Couſine dazu. Sie hat doch wohl eine Stimme bei dieſer Sache!»

„Ganz und gar nicht!» rief der Staatsrath, und zwar an Thereſe gerichtet, in einem Ton, der wohl fähig war, ein junges Mädchen einzuſchüchtern: „Thereſe iſt zu jung, um in ſo wichtiger Sache eine Stimme zu haben, und zu wohlerzogen, um ihre kindlichen Pflichten mit Füßen zu treten.»

„Daß dieß Alles Ihr Scherz iſt, begreiſe ich wohl, aber ich geſtehe, daß dieſer Scherz mich verletzet! Um mich zu beruhigen, bitte ich Sie daher, daß Sie, bevor wir uns trennen, meinen und Ihrer Tochter Hochzeitstag, der nun ſchon zu lange verſchoben iſt, beſtimmen werden,» ſagte der Kammerjunker ernſt.

„Wie?» fuhr der Staatsrath auf. — „Sollten wir hier Hochzeit geben, während mein Herz von Trauer und Angſt wegen des unglücklichen Prozeſſes beſtürmt iſt. Nein, bevor der wohl überſtanden iſt, will ich kein Wort von Hochzeit hören." Mit dieſen Worten erhob er ſich und verließ das Zimmer.

Der Kammerjunker wandte ſich nun an Thereſe, und ſagte mit einem trübſeligen Ausdruck: „Ach, meine Innig=Geliebte! was ſagen Sie dazu?"

„Ich?" gab Thereſe zur Antwort: „Ich danke Gott für die Stimmung meines Vaters. Möge nur ſein Prozeß recht lange dauern."

„Immer ſcherzen Sie?" ſagte der Vetter: „aber wie gefällt Ihnen denn der junge L—?"

„Gut" lächelte ſie, „ſo lange er nur recht fern iſt!"

„Allein, wenn er nun nahet?" fuhr Otto fort.

„Dann wird er mir," erwiederte ſie, „eben ſo unerträglich werden, wie —"

„Wie ich?" rief der Vetter.

„Ja! ehrlich geſprochen," verſetzte ſie, — „wie Sie und jeder andere Freier." Sie verließ nach dieſen Worten das Zimmer.

Der Kammerjunker faßte meine Hand. „Du, Schönheit aus Süden!" ſagte er, „Du könnteſt mich ſogleich tröſten, denn eben Du biſt meine größte Sorge! Glaubſt Du nicht, daß ich ſehe, wie es eigentlich mit Dir beſchaffen iſt?" —

„Nein!" erwiederte ich lachend, „das glaube ich wahrlich nicht." —

„Nicht!" rief er: „glaubſt Du nicht, daß ich weiß, daß der junge L— Dein Geliebter iſt, ſonſt würdeſt

Du Dich nicht ſeiner mit ſolcher Wärme annehmen! Außerdem weiß ich es ſchon ſeit lange, und das kann ich nicht ertragen."

„Aber er iſt ja weit entfernt," ſagte ich.

„Ja! Gottlob!" fuhr er fort, „das iſt mein einziger Troſt. Sein flaues Geſicht iſt mir eben ſo ſehr zuwider, als Deines mich bezaubert. Welchen Vorzug kann der junge Bengel in Deinen Augen vor mir haben? Höre! ich liebe Dich, hole mich der Teufel, weit inniger als er."

„Hüthen Sie ſich jetzt vor dem Teufel!" gab ich zur Antwort.

„Ach!" rief er, „Du kleine, zauberiſche Hexe! neckſt mich nur. Du weißt nur zu gut, welche Gewalt Deine ſchwarzen Augen —"

„Mit den blauen des Fräuleins theilen!" unterbrach ich ihn.

„Victoria!" rief er, „Du biſt eiferſüchtig! Laß mich Dir aber erklären."

In dieſem Augenblick trat der Staatsrath in tieſem Negligee, mit einem Licht in der Hand nach etwas ſuchend, in's Zimmer, und als er mich tête-à-tête mit dem Kammerjunker traf, der immer während unſers Geſprächs meine Hände ergriff, und gegen meinen Willen mich um den Leib gefaßt hatte, gerieth mein korpulenter Liebhaber in ſolche Wuth, daß er ſchrie, tobte, den Leuchter nach mir warf, und ſich wie ein Menſch in einem Anfall von Wahnſinn betrug; zuletzt warf er ſich ermüdet in einen Stuhl, und fing an zu weinen. — Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren. — Der Kammerjunker ſtand hinter ihm und ſchnitt Geſichter; als das Ungewitter bei dem Staatsrath ſich in Regen aufgelöst hatte, trat ich zu ihm, und fragte: „Warum iſt der Herr ſo traurig?“

„Nickel!“ fliſterte er ganz leiſe. „Muß ein ehrlicher Mann,“ fuhr er laut fort, „nicht trauern, wenn er ſieht, wie Unſittlichkeit und Verderbniß in ſeinem Hauſe um ſich greifen. Ich bin ein Mann von ſtrengen Grundſätzen, von zarter Moralität, ich ertrage nichts Unziemliches in meiner Familie oder meiner Nähe. Du, Lene! biſt ein junges Mädchen, für welches ich verantwortlich bin, während Du in meinem Hauſe biſt; und der, der Menſch da iſt mein Vetter, der um meine Tochter freit, und noch vor der Hochzeit extra geht.“

„Ja, lieber Onkel!“ rief der Kammerjunker, „was ſoll man ſagen? Ich bin jung und Lene gefällt mir. Laſſen Sie mich nur bald Ihre Tochter heirathen, dann werde ich geſetzt und vernünftig werden. — Kehre Dich nicht daran, was ich ſage,“ fliſterte er mir darauf zu, „ich werde Dir es morgen erklären.“

So ernſthaft wie möglich nahm ich alſo das Wort: „Meine Herren! Sie irren ſich durchaus in mir, und ſehen mich für eine ganz andere Perſon an, als ich bin. Die Zeit wird ſie Beide belehren, daß ich mit keinem Mann in der Welt im Liebeshandel ſtehe, und der Herr Kammerjunker wird ſelbſt am beſten wiſſen, daß ich keine Neigung für ihn je gehabt oder geäußert habe.“

„Ja!" rief der Staatsrath, „dahinter werde ich bald kommen, und dann" — ich machte einen kleinen Knix, und verließ das Zimmer.

Darauf eilte ich, an der Thüre meines Fräuleins anzuklopfen, und fragte, ob ſie noch etwas zu befehlen habe. — Sie gebot mir hineinzutreten. Sie ſaß noch ganz angezogen da, ohne anderes Licht, als die Dämmerung, womit eine Juni-Nacht ihre gewöhnliche Lampe erſetzte. Ich fragte, ob ich dieſe anzunden ſollte. „Nein!" gab ſie zur Antwort; „ich möchte nur ein wenig mit Dir plaudern." Es kam mir vor, als zitterte ihre Stimme, und es fiel mir ein, daß ſie vielleicht etwas zu ſagen hatte, worüber ſie ſich ſchämte, und daß ſie ſich daher der Dunkelheit als eines Schleiers ihrer Verlegenheit bedienen wollte. Ich war nicht weniger verlegen, als ſie. „Liebe Lene!" ſagte ſie, nach einiger Erwägung; „ich ſehe Dich als meine Freundin an, und kann gewiß keine beſſere finden. Ich hatte meine treue Marianne, um die mein Vater mich beraubte, recht lieb, und weinte bei meiner Trennung von ihr viele Thränen; aber ich erkenne, daß mein Verhängniß mir überaus günſtig geweſen, indem es mir Dich an ihrer Statt zugeführt hat, denn du biſt ja in allen Rückſichten über ſie erhaben. Sie war mir ein gutes, treues Mädchen, Du aber biſt mir eine Freundin, der ich mein ganzes Vertrauen ſchuldig bin, und ſchon ſeit lange würde ich Dir meine geheimſten Gedanken anvertraut haben, hätte ich nicht befürchtet, daß Du mich tadeln, und mir Deine Freundſchaft entziehen würdeſt. Du erſchienſt mir ſo ruhig, ſo über alle menſchliche Schwäche erhaben; allein heute Abend erzürnteſt Du, und fuhrſt in Heftigkeit auf. Das freute mich, denn nun gewahrte ich, daß Du auch, ſo wie ich, den Leidenſchaften zugänglich biſt, und ich durfte denn hoffen, daß Du mich verſtehen, und Nachſicht mit mir haben könnteſt.»

Tief gerührt faßte ich ihre Hand, und küßte ſie. „O, beſtes Fräulein!» erwiederte ich, „gebe Gott, daß ich Ihnen nicht mehr zu bekennen habe, als Sie mir.» Mit unbeſchreiblicher Anmuth erwiederte ſie: „Höre Lene! komm mir mit Vertrauen entgegen, und ſchenke mir das Deinige. Nicht wahr, Du liebſt den jungen L—!» — Ich ſchwieg. „Ach, glaube nicht," fuhr ſie fort, „daß Du Dir bei ſolchem Geſtändniſſe in meiner Achtung ſchadeſt! Rede doch recht zutraulich mit mir. Ich verdiene Deine Freundſchaft durch die meine.»

„Theures Fräulein!" — nahm ich das Wort. — „Bei Gott! Sie wiſſen nicht, wie Ihre Worte mich verwirren. Der junge L— iſt mir freilich gar zu lieb, denn ſeinetwegen habe ich mich in Verhältniſſe eingelaſſen, die ich mir in dieſem Augenblicke ſehr hart vorwerfe, da ich vor Ihnen ſtehe, die die Unſchuld und Reinheit ſelber iſt. Aber, — was ſoll ich ſagen! Mein Geliebter iſt er dennoch nicht, wird es nie werden.»

„Wie?» rief Thereſe, „aus elenden Beweggründen, kann ich mir denken! des Reichthums und der Rangſucht wegen.»

„Ach, nein!“ erwiederte ich, „hier iſt ein ganz anderes Hinderniß. Sie können es nicht errathen, liebes Fräulein! So viel darf ich nur ſagen: trotz der Bande, die mich an den jungen L— knüpfen, liebt er mich nicht mit dem Gefühle, das man Liebe nennt.“

„O!“ rief Thereſe, „darin täuſcheſt Du Dich gewiß. Dich, meine gute Lene, ... ſo ſchön, ſo liebenswürdig, ſo mit Allem begabt, was ein Herz feſſeln kann — müſſen Dich ja Alle lieben. Welcher verblendete Sterblicher würde Deiner Liebe widerſtehen können? Wäre ich ein Mann, würdeſt nur Du die Wahl meines Herzens ſein.“

Gibts wohl eine Sprache in der Welt, die meine Gefühle auszudrücken vermag? Ich war nicht länger Herr meiner ſelbſt, ich ſank zu ihren Füßen und brach in lautes Weinen aus. Ich küßte den Saum ihres Kleides, und benetzte es mit meinen Thränen. Thereſe wurde ob meines Benehmens ganz erſchrocken.

„Meine Lene!“ rief ſie, „was machſt Du, habe ich Dich betrübt?“ — Sie hob mich in die Höhe, die Thränen rollten ihre Wangen hinab. Der Mond, der ins Zimmer ſchien, ſpiegelte ſich darin. Sie ſchlang ihre Arme um mich, ihre Lippen berührten die meinigen. Außer mir drückte ich ſie an meine Bruſt, aber plötzlich als hätte ein Cherub mit einem flammenden Schwerte ſich zwiſchen uns geſtellt, riß ich mich los, und ſtammelte: »Um Gottes Willen, mein Fräulein! geſtatten Sie mir zu gehen.“

Einen Schritt zurückweichend, ſagte ſie: „In der That, Lene! Du erſchreckſt mich, womit habe ich Dich verletzt?"

„Mit gar zu großer Engelsgüte," erwiederte ich zitternd, „ich bin deren nicht würdig!"

„Rede nicht ſo!" ſagte ſie, meine Hand faſſend: „Aber Du biſt gewiß ſehr unglücklich?"

Ich preßte ihre Hand an meine Lippen, an meine Bruſt, an meine Augen, und entgegnete: „Ich bin der glücklichſte und unglücklichſte aller Menſchen" — und, nicht mehr fähig, dieſen Auftritt zu ertragen, verließ ich ſie und eilte auf mein Zimmer hinauf, wo ich mich in den ſüßeſten Thränen, die ich je vergoſſen hatte, ſatt weinte.

Der folgende Tag begann mit einer Verlegenheit anderer Natur. Ich ſollte nämlich mit der alten Kleinmagd plätten. Da ich ſogleich im Anfange merkte, daß dieſe Arbeit ein Ende mit Schrecken nehmen würde, ergriff ich den Ausweg, mich zu ſtellen, als würde mir übel. Ich klagte über Schwindel und warf mich in einen Stuhl. Beide Mädchen nahmen mich in ihre Arme, gaben mir Waſſer und goſſen mir Tropfen in den Mund; als ſie aber auch meine Kleider aufſchnüren wollten, ließ ich mein Bewußtſein zurückkehren und verhinderte es. Sie führten mich auf mein Zimmer hinauf, und unterwegs hörte ich die Köchin dem anderen Mädchen zufliſtern: „Gott helfe ihr, das arme Kind! Es iſt gewiß nicht ganz richtig mit ihr. Solche Ohnmachten hatte auch meine Schweſter im dritten Monate."

Des Reſtes dieſes Tages werde ich immer als eines der angenehmſten meines Lebens gedenken; denn meine holde Thereſe kam ſelbſt zu mir hinauf, ganz unruhig wegen meiner angeblichen Krankheit, und den ganzen Tag umgab ſie mich mit der bezaubernden Sorgfalt, die man gefühlt haben muß, um mit Schiller zu erkennen, „die himmliſchen Roſen, die eine edle weibliche Hand in das irdiſche Leben hineinflicht.“

Mit Scham wollte ich meine Heftigkeit vom vorigen Abend entſchuldigen. Sie unterbrach mich, „ſchweige doch, Lenchen! heute nicht, morgen wollen wir unſere Herzen einander öffnen. Heute mußt Du Dich vor jeder Gemüthsbewegung hüthen.“

Ich folgte ihr in ihr Cabinet hinab, weil ich behauptete, daß ich mich ganz wohl befand. Fritz war zu Hauſe; es war den Tag keine Schule. Er brachte den ganzen Tag bei der Schweſter zu, und theilte ihre freundliche Sorgfalt um mich. Wir laſen uns vor, zeichneten zuſammen, und ein in ſo ſtillem Glücke verbrachter Tag hätte einen weniger ſturmvollen Abend verdient, als der, welcher dieſem folgte.

Als wir wie gewöhnlich in dem Wohnzimmer zuſammentrafen, und ich den Thee herumgab, hörte ich den Kammerjunker einmal nach dem andern ſeufzen, und als ich ihm den Thee bot, ſagte er: „Viel Dank, Lenchen! Eine Taſſe kann ich wohl genießen, aber keinen Biſſen Brot hinunter kriegen.“

„Biſt Du krank?“ fragte der Staatsrath, und fügte, den Blick auf ihn werfend, hinzu: „Ja du lieder Himmel! wie Du ausſiehſt, ſo düſter und traurig, als der leibhafte Tod!"

„Ja!" verſetzte der Kammerjunker, „ich habe mich ſo geärgert und betrübt über Ihre Aeußerungen geſtern Abends, den jungen L— und Thereſen betreffend, daß ich krank geworden bin. Und wenn es mein Tod wird, kann ich ſo nicht einmal der geliebten Couſine mein Vermögen teſtamentiren, weil wir nicht förmlich verlobt ſind. Das ſollten Sie bedenken, lieber Onkel! und nicht unſere Hochzeit verſchieben, ſondern lieber eilen, ſich einen Schwiegerſohn zu verſichern, der Ihnen ein Troſt und eine Stütze in der Stunde der Drangſal, die wohl leider nicht lange ausbleiben wird, ſein könne."

„Was meinſt Du?" fragte ängſtlich der Staatsrath.

„Ich meine," war die Antwort, „was es doch nicht helfen kann, Ihnen zu verbergen, daß es ſcheint, als werden Sie Ihren Prozeß verlieren." Der Staatsrath ſchauderte zuſammen, und er fuhr fort: „Ich habe in dieſer Hinſicht etwas erfahren... Es iſt mir etwas anvertraut... Mehr darf ich nicht ſagen; allein ich kann Ihnen vom Advokat L— ſagen, daß morgen über acht Tage das Urtheil in der Sache gefällt wird."

„Großer Gott!" rief der Staatsrath: „Biſt Du bei Advokat L— geweſen?"

„Gleichviel, ob ich da geweſen bin oder nicht, allein hier iſt ein Zettel von ihm an Sie." — Der Staatsrath riß ihm dieſen aus der Hand, und öffnete ihn zitternd. Ich erinnerte mich jetzt, daß ich eine Stunde zuvor, als ich über den Treppengang ging, einen Boten von dem Comptoir meines Vaters in dem unteren Stockwerke, im Geſpräch mit dem Kammerjunker ſtehn, und ihm einen Brief einhändigen bemerkt hatte, indem ich mich ſchnell zurückzog, um nicht geſehen zu werden; ich begriff daher leicht, woher er dieſe Weisheit ſchöpfte.

Als der Staatsrath das Billet geleſen, ſagte er: „Ja du lieber Himmel! Es hat ſeine Richtigkeit; morgen über acht Tage ſoll mein Schickſal entſchieden werden, allein der Advokat gibt mir gute Hoffnung."

„Ja, darauf können Sie nicht bauen!" erwiederte der Vetter, „in den Sachen ſind die Advokaten eben ſo wie die Aerzte, die fortfahren Troſt zu geben, bis Alles aus iſt. Glauben Sie lieber mir, und rufen Sie durch Hintanſetzung des Verſprechens, das Sie Ihrer verſtorbenen Schweſter gegeben, nicht das Unglück über Sie herab. Der Scherz geſtern Abends mit dem jungen L— war mir ſehr unangenehm; wenn außerdem der Advokat L— eine Verbindung zwiſchen Ihrer Tochter und ſeinem Sohne gewünſcht, hätte er ihn wohl nicht fortgeſchickt, bedenken Sie das! Alle Leute wiſſen, daß ich mit meiner Couſine verlobt bin. — Ich werde als ein Tropf, Sie als ein wortbrüchiger Mann daſtehen."

Der Staatsrath ſtand auf, und ſchritt das Zimmer auf und nieder, um Luft ſchnappend und die Weſte aufknöpfend; endlich nahte er dem Tiſche, an dem ich ſtand, blieb ſtehen und flüſterte mir zu: „Gott verzeihe mir, daß ich in dieſen trüben Tagen ſo eitle Gedanken hegen kann; aber wie Du den Kammerjunker anſtarrſt? Ah, Lene, Spitzbübin! — Gott weiß, ob ich Dir trauen kann? Den Vetter, den Vetter! Aber ich werde wohl dahinter kommen!“ — Schnell wandte er ſich an die Andern, und rief: „Nun! in Gottes Namen denn, damit wir zu Ende kommen! Thereſe, gib dem Vetter Otto die Hand, ſo iſt die Sache abgemacht, und in vierzehn Tagen Hochzeit. Dann habe ich ein gutes Gewiſſen, und darf wegen des Prozeſſes das Beſte hoffen. Ihr werdet ja bei mir im Hauſe wohnen, und ſo iſt ja Alles in ſo weit fix und fertig. Nun, Thereſe! reiche ihm die Hand, wie geſagt.“

Sowohl Thereſe als ich waren nahe daran, in die Erde zu ſinken. Ich nahete ihr und raunte ihr ins Ohr: „Muth, Fräulein!“ Mit zitternder Stimme ſagte das arme Mädchen: „Lieber Vater, ich kann nicht.“ Der hartherzige Mann fing an, in Wuth zu gerathen. Der Kammerjunker ſchlug den Arm um ihren Leib und ſprach einige liebevolle Worte. Sie ſtieß ihn von ſich, warf ſich dem Vater zu den Füßen, umklammerte ſeine Knie und flehte: „Lieber Vater! Haben Sie Mitleid mit mir, denken Sie an meinen Gehorſam in allen andern Sachen, und bringen Sie mir nicht den Vetter, den ich nicht ausſtehen kann, auf.“

Nun gerieth der Staatsrath aufs Neue in Wuth. Er ſtieß die Tochter mit dem Fuß zurück, daß ſie umfiel. Ich ſprang hinzu, und erhob ſie.

„Nicht ausſtehen?“ rief er, „den Bräutigam nicht ausſtehen, den ich Dir zu lieben befehle! Im Augenblicke ſollſt Du ihn lieben! Sogleich, oder Du wirſt Deine blauen Wunder ſehen! Kommen vielleicht die alten Grillen wieder? Gedenke des Abends, als Marianne fortgejagt wurde! Her die Hand! ich will ſie dem Vetter Otto geben, müßte ich ſie auch zehnfach zerbrechen.“

Mit dieſen Worten faßte er die Hand des armen Mädchens und wollte ſie zu dem verhaßten Freier hinziehen. Der gute Fritz ſchlang ſeine Arme um die Schweſter, um ſie zu ſchützen. Mit einem gräßlichen Fluch erhob der Vater die Hand, um ihn zu ſchlagen. Ich ſtürzte zwiſchen Beide, und nahm den derben Schlag mit meinem Arm auf; allein wie angeſteckt von der kriegeriſchen Hitze in der mich umgebenden Luft, vergalt ich ihn mit einer an der fetten Wange des Staatsraths klatſchenden Ohrfeige! Dieß war ohne Zweifel das rechte Heilmittel ſeiner Wuth, denn er wurde plötzlich ganz zahm. — Er ließ die Tochter und gaffte mich mit offenem Munde an. „Lene!“ ſagte er endlich, „biſt du ganz des Teufels?“

Ich war freilich ſelbſt ob meiner Heftigkeit ganz verdutzt, da ich aber merkte, daß der Vortheil auf meiner Seite ſei, beſchloß ich ſchnell meinen Sieg zu verfolgen, und fliſterte Thereſen zu: „Entfliehen Sie, Fräulein!“ Sie entſchlüpfte aus der Thür, Fritz folgte ihr. — Nun ſtellte ich mich ganz desperat an, heuchelte Thränen hervor, rief, daß ich ſolcher Behandlung nicht gewohnt ſei, daß ich ſogleich das Haus verlaſſen wollte. Der Staatsrath wurde ganz erſchrocken und gab gute Worte. Auch der Kammerjunker bemühete ſich, mich zu beſänftigen; ich kehrte Beiden den Rücken zu, und nahete der Thüre. Der Staatsrath bat mich beinahe knieend um Vergebung, während der Kammerjunker hinter ſeinem Rücken mir mit dem Finger Küſſe zuwarf, ſeine koſtbare Tuchnadel ablöſte und ſie hoch in die Höhe hielt, zum Zeichen, daß er ſie mir ſchenken wollte. Endlich ließ ich mich beſänftigen, doch nur unter der Bedingung, daß ſie mein Fräulein in Ruhe ließen, und geduldig harrten, bis ſie ſelbſt nachgab; der Staatsrath ſagte: „mein ſüßes Mädchen! ich möchte Dir gern zu Gefallen ſein, allein der Umſtand mit dem Prozeß" —

„Ei!" rief ich, „was gehet dieſe Sache den Prozeß an."

„Ja wohl! ja wohl!" entgegnete der Staatsrath. „Ich habe ja freilich meiner ſeligen Schweſter verſprochen, daß nur ihr Sohn Thereſens Hand erhalten ſollte, und da ich nun eine Zeit der Trübſal verlebe, darf ich ein ſolches Verſprechen an einer Verſtorbenen nicht brechen oder eine Ungerechtigkeit begehen, bevor die Zeit vorüber iſt."

„Nun, ſo lebt wohl denn!" rief ich. — Sie hielten Beide mich zurück.

„Großer Gott!" ſeufzte der Staatsrath; „Du biſt doch wohl nicht eiferſüchtig auf den Kammerjunker, und kannſt nicht vertragen, daß er heirathe."

Der junge Herr nickte mir zu. — Der Onkel begann wieder zu wüthen; ich blieb unbeweglich, endlich ſagte der Staatsrath: „Es ſei! zwei Tage werde ich Deiner wegen mich ruhig halten; aber dann mußt Du mir auch einen Kuß zur guten Nacht geben."

Es war eine harte Bedingung, doch hielt ich für das Rathſamſte, mich darein zu fügen. — Der Vetter ließ ſich in einen Stuhl fallen und ſeufzte: „Ach, ich bin ganz krank! Es iſt ja nicht möglich, ſolchen Lärm und ſolche Auftritte, wie hier zwei Abende nach einander zu ertragen."

„Ei was," brummte der Staatsrath, „trink ein Gläschen Wein! ſo wird Dir wohl beſſer."

„Nein! Nein!" war die Antwort, „ich bin recht krank. — Sorge um Ihren Prozeß, und dieſer häusliche Verdruß wirken auf mein ſenſibles Nervenſyſtem."

„Nun! gute Nacht denn Vetter!" ſagte der Staatsrath, „ich werde dem Diener klingeln, daß er Dich pflegen kann." —

„Das iſt nicht nöthig," verſetzte der Kammerjunker mit matter Stimme; „Lene kann ein wenig bei mir bleiben."

„Nein! das ſoll Lene meiner Seele nicht," rief der Staatsrath erzürnt. — „Sieh mir nur Mal den kranken Menſchen an, der noch an die hübſchen Mädchen denkt. Gehe ſogleich zu Deinem Fräulein," wandte er ſich an mich.

Ich ließ mir dieß nicht zweimal ſagen; eilte zu ihrer Thüre, klopfte an und hörte ihre liebe Stimme ſagen, „biſt Du es, Lenchen?" worauf ſie aufmachte. Sie war ganz verweint. Ich bemühete mich, ſie durch die Nachricht zu beruhigen, daß ihr Vater verſprochen hatte, ſich zwei Tage ruhig zu verhalten, und als ich ſie verließ, gewahrte ich, als ich an dem Wohnzimmer vorüber ſchlich, durch die angelehnte Thüre, den Kammerjunker an dem noch gedeckten Tiſche ſitzen, und ſich für das verſäumte Abendeſſen ſchadlos halten; er ſagte ſo eben zu dem Diener, der hinter ſeinem Stuhle ſtand: „Bringe mir eine Flaſche Wein! es iſt mir jetzt beſſer; ich glaube, meine Krankheit rührt beſonders von Mattigkeit her." — Darauf eilte ich unbemerkt auf mein Zimmer.

Schon früh den nächſten Morgen erhielt mein Fräulein zwei weibliche Beſuche, die bis gegen Mittag bei ihr blieben. Ich ſaß ganz allein in meinem Zimmer, und wie ein wirkliches Mädchen mit meinem Nähzeuge vor mir, während ich noch eifriger, als ich arbeitete, in den Gedanken mit meiner Geliebten beſchäftigt war. Hoffnung und Furcht rangen in meiner Seele. — Es freuete mich, daß Thereſe mir zugethan war, daß meine Perſon ihr gefiel; allein mit Schrecken erwog ich, daß ihre Freundſchaft für mich auf einem Irrthum beruhete, daß ſie mir vielleicht mit Abſcheu den Rücken zukehren würde, wenn ſie erführe, wer das angebliche Kammermädchen eigentlich war. Es war deutlich, daß ſie mir etwas zu vertrauen habe. — Welches mir furchtbare Geheimniß würde ich vielleicht noch heute erfahren; wenn ſie mir nun anvertraute, daß ſie einen Andern liebe! Es wurde mir bei dieſem Gedanken ſchwarz vor den Augen. Nein, flüſterte eine innere Stimme, das iſt unmöglich. — Ihr Engelherz gehört keinem Sterblichen! Allein meine Maske muß bald fallen! Ich muß Alles geſtehen, wie unmöglich es mir auch ſcheint, die Wahrheit auszuſprechen. Möchte doch ein guter Geiſt ſich meiner erbarmen, und Anlaß geben, ihr einen großen Dienſt zu leiſten, ihr zu zeigen, wie groß und innig meine Liebe iſt, damit ich wenigſtens hoffen dürfte, daß ſie mich nicht auf immer aus ihren holden Blicken verbannen würde.

In dieſen ſtillen Betrachtungen wurde ich von dem Staatsrath geſtört, der athemlos zu mir hinein ſtürzte. — „Ich ſah,“ flüſterte er, „den Vetter Otto unten an der Treppe auf der Lauer ſtehen, gewiß um zu Dir hinauf zu ſchleichen; daher eilte ich voraus, und ſtellte mich, als ging ich nach dem Heuboden. Jetzt will ich mich verbergen, und hören, was Ihr zuſammen ſprecht! Schnell gib mir den Schlüſſel zu Deinem Schranke. — Na! Gottlob, er ſteckt in der Thür.“ Er trat mit ungewöhnlicher Beweglichkeit in den Schrank, ſtreckte den Kopf wieder hervor, und ſagte: „Ich werde wohl merken, ob Du ihm den kleinſten Wink gibſt, und dann kannſt Du ſicher ſein, daß ich Dir zeigen werde, daß ich zürnen kann.“

Er zog die Thüre zu, und wirklich erſchien auch darauf der Kammerjunker, durch meine Thür hineinſchleichend. „Geſtatte, daß ich mich niederſetze,“ begann er, „denn es drängt mich, mit Dir zu reden, meine ſüße Lene! Leider muß ich mich kurz faſſen, und mit Beſonnenheit dieſe theuern Augenblicke benutzen, denn der Onkel lauert beſtimmt jedem meiner Schritte auf. Alle Wetter! glaube ich doch faſt, daß das alte Weinfaß ſich damit abgibt, Dir die Cour zu machen.“ Nach einem lauten Gelächter, mehreren doppelſinnigen, an mich gerichten Artigkeiten und plumpen Bemerkungen, die Liebe des Oheims betreffend, ſagte er: „Dein Betragen geſtern Abends hat mich entzückt! Ich ſehe recht gut ein, daß Du aus Eiferſucht Dich meiner Heirath mit Deinem Fräulein widerſetzeſt, und daß Du glaubſt, daß ich ſie liebe; ich will aber verflucht ſein, in ſo fern ich auch die geringſte faible für ſie habe. — Wie kannſt Du mir in Deiner Nähe einen ſo ſchlechten Geſchmack zutrauen. Alles an Dir, bis auf Deine tiefe Stimme, entzückt mich; ich werde von Liebe zu Dir verzehrt; ſei daher nicht länger grauſam, und ziehe mich dem jungen L — vor. — Du ſollſt es nicht bereuen.“

Ich lachte. „Sie dem jungen L — vorziehen? Ja! das iſt freilich ſo eine Sache.“ —

„Es ſei, wie es wolle!“ rief er, „ich will nicht mehr an das Vergangene denken, wenn Du mir nur verſprichſt, nicht öfters in Geheim mit ihm zuſammen zu treffen.“

„Ich bin nie mit ihm zuſammengetroffen,“ rief ich, „und möchte ihm um keinen Preis in der Welt begegnen.“ —

„Nun denn,“ rief er, „um ſo beſſer! widerſetze Dich aber meiner Heirath nicht. Suche lieber ſie zu fördern. Das iſt zu Deinem eignen Beſten: denn ſiehſt Du, ich will Dich glänzend etabliren. Du ſollſt Deine eigene Haushaltung haben, nur mußt Du genehmigen, daß ich Jemanden an Deine Seite ſtelle, der ein Auge auf Dich haben kann, denn ganz traue ich Dir nicht. — Allein ſiehſt Du, um das für Dich thun zu können, muß ich die Couſine heirathen, — des Geldes wegen, muß ich Dir ſagen, denn während meiner Reiſen bin ich tief in Schulden gerathen und außerdem —“

Weiter kam er in ſeiner Rede nicht, denn in demſelben Augenblicke ſtürzte der Staatsrath ſchäumend vor Wuth aus dem Schranke, meine unglückliche Kappe in der Hand haltend, die er wahrſcheinlich, an das ſchmale Bret, auf welchem ſie lag, anſtoßend, niedergeworfen hatte. „Gott helfe mir, armen Mann!“ rief er, „das iſt ein böſes Zeichen. Sieh nur! welcher Teufel mir auf den Kopf gefallen iſt.“ Er warf die Kappe auf den Boden. — Der Kammerjunker hob ſie auf, und las meinen darin geſchriebenen Namen.

„Aha!“ rief er, „Adolph L—! Ei! Mamſell Lene! Nun brauchen wir kein weiteres Zeugniß von Ihrer Tugend und Wahrhaftigkeit! Er wollte dem Oheim den Namen in der Kappe zeigen, dieſer aber riß ſie ihm aus der Hand, warf ſie auf's Neue zu Boden, und rief! „Geh zur Hölle, Du liederlicher Vogel! Ich habe jedes Wort, das Du mit Lene geſprochen, gehört.“

Der Vetter aber ließ ſich nicht irre machen: „Wie,“ fragte er mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln, „iſt mein guter Onkel ſelbſt in dieſen Schrank hineingekommen?“

„Ich bin Hausvater,“ gab der Staatsrath zur Antwort. „Es iſt meine Pflicht, aufzupaſſen. Ich habe alle Boden und heimlichen Winkel durchſucht, aus Furcht, daß Jemand verbotene Waare in meinem Hauſe verbergen möchte. Ich bin ein Mann von ſtrengen Grundſätzen.“

Der Kammerjunker lachte laut auf; der Staatsrath wurde wüthend und jagte ihn aus der Thüre. Als ich nun mit meinem korpulenten Liebhaber allein war, brach er in die fürchterlichſten Vorwürfe aus. Er zitterte vor Aerger und zuletzt gebot er mir, das Haus ſogleich zu verlaſſen. — Damit war mir nicht gedient. Da ſein Paroxysmus ſich wie gewöhnlich in Thränen aufgelöſ't hatte, nahete ich ihm und ſagte durchaus ruhig:

„Wenn es jetzt möglich iſt, zu Worte zu kommen, ſo werde ich Sie von Ihrer Ungerechtigkeit und meiner Unſchuld überzeugen; ich muß aber damit anfangen, Ihnen ein Geheimniß zu vertrauen. Sie wiſſen, daß der junge L— mein Jugendfreund iſt. Ich bin ſeine Vertraute. Er liebt Fräulein Thereſe, und ihretwegen hält er ſich heimlich hier in der Stadt auf. Das weiß aber kein anderer Menſch, als ich, denn ſein eigener Vater glaubt ſich überzeugt, daß er in Jütland ſei. Mir aber hat er die größte Belohnung verſprochen, wenn ich ſeine Liebe zu meinem Fräulein fordern könnte.“

Das Geſicht des Staatsrath erhellte ſich auf das wunderbarſte; er ſtand auf und ſagte: „Segne Dich Gott, Lene! Darfſt Du darauf ſchwören, daß Du da die Wahrheit ſagſt?“

Ich legte die Hand auf die Bruſt, und ſprach: „Ja! bei Allem, was heilig iſt. Es iſt kein unwahres Wort darin.“

„Gott im Himmel!“ rief der Staatsrath. „Sage mir denn noch, woher die Kappe kommt!“

„O!“ gab ich zur Antwort, „das iſt eine Kleinigkeit. Vor geraumer Zeit erſchien L — hier eines Abends, und wollte endlich mit dem Herrn reden, und um das Fräulein freien. — Um recht ſauber auszuſehen, hatte er ſich unter Weges einen neuen Hut gekauft, und trug dieſe Kappe in der Taſche. Er legte ſie hier im Zimmer ab. Das iſt das erſte und letzte Mal, daß er hier im Hauſe geweſen iſt. Da ich aber glaubte, daß das Fräulein mit ihrem Vetter verlobt ſei, drang ich in ihn, ſich dieſem Gedanken zu entſchlagen, und weigerte mich, ihn beim Herrn anzumelden. Darüber wurde er ſehr betrübt, und vergaß in der Verwirrung die Kappe, welche ich ſpäter in meinem Schrank aufhob.“

„Großer Gott!“ nahm der Staatsrath das Wort, „was Du da ſagſt, trägt ja das größte Gepräge der Wahrheit. Ich habe Dir demnach Unrecht gethan! laß aber um Gotteswillen den jungen Mann nicht verzweifeln. Mit dem Vetter will ich brechen; — mit dem Ungeheuer, das Dich gern verführen möchte, und Schulden hat" . . .

Er hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als der Kammerjunker den Kopf durch die Thüre ſteckte, und mit einem boshaften Ausdruck rief: „Viel Dank, Onkel! viel Dank, Lene! Du falſche Katze! das ſoll Dir bezahlt werden. Ich kann auch auflauern. Ich habe Alles gehört."

Außer ſich fuhr der Staatsrath auf ihn los, allein er eilte ſchnell die Treppe hinab. Mit Thränen, und mit Allem, was ſich bei einem alten verliebten Gecken möglich denken läßt, bat der Oheim mich um Verzeihung, welche ich ihm, um dieſe Scene zu verkürzen, ſogleich gewährte. Darauf erſuchte er mich auf das dringendſte, den jungen L— zu vermögen, in ſein Haus zurückzukehren." —

„Ja!" erwiederte ich, „er kann in der That hier ſein, noch bevor Sie es vermuthen." —

„Hierzu meine theuerſte Lene!" verſetzte er. „Es wäre gewiß gut, wenn der liebe junge Mann noch im Laufe dieſer Woche mit meiner Tochter verlobt werden könnte."

„Gott gebe, daß es möglich ſei!" ſeufzte ich.

„Ja! denn ſiehſt Du," fuhr der Staatsrath fort, „ſein Vater, der meine Sache führt, iſt freilich ein ſehr rechtſchaffener Mann, aber man geht doch ſicherer, wenn — denn das Blut iſt doch immer auch ein Bindungsmittel — Nun, Du verſtehſt mich wohl."

Dieß Geſpräch, ſo wie die vielen früheren, beſtärkten mich in der Vermuthung, daß dieſer Mann, trotz ſeiner Heftigkeit und Herrſchſucht, doch im Grunde einen ſehr ſchwachen Character habe, der durch ein zweckmäßiges Verfahren zu lenken war.

Gleich nach dem Mittags-Eſſen klingelte mir das Fräulein, und als ich zu ihr hineintrat, ſtand ich wie verſteinert da vor dem ſonderbaren Ausdruck, womit ſie mich betrachtete und dem ungewöhnlich Fremden in ihrem Ton gegen mich. — Und erſt nach einer ziemlich langen Pauſe, während wir an dem Tiſche Platz nahmen, und Thereſe mich, wie ich mit Herzklopfen bemerkte, mit ernſtlichen Seitenblicken betrachtet hatte, faßte ſie meine Hand.

„Nein!“ ſagte ſie, „das iſt unmöglich: Dieß Geſicht kann keine Larve ſein, hinter welcher Falſchheit und Untreue ſich verbergen! O, tröſte mich Lene! ſage mir, daß Du mich liebſt, daß Du unſchuldig biſt! Gelobe mir, zutraulich mit mir zu reden, mir nichts zu verbergen! ich werde Dein Vertrauen nicht mißbrauchen, ſondern durch den Erguß meines ganzen Herzens in das Deinige es vergelten.“

„O, mein Gott! theuerſtes Fräulein!“ rief ich gerührt, „was ſagen Sie da? ob ich Sie liebe, ob ich Ihnen treu bin? Können Sie zweifeln? Reden Sie, ich werde Ihnen Antwort geben. — Sein Sie aber barmherzig! richten Sie mich nicht mit Strenge; bedenken Sie! . . . . O, bei Gott! mein Geſchick iſt in ihren Händen.“

„In dem Falle,“ erwiederte ſie ſanft, „iſt Dein Glück entſchieden. — Der Vetter — ach! ich glaube, daß mir jeder Gram, jede Beſorgniß von dieſer Seite kommen muß! . . Der Vetter hat mir Alles erzählt. Seine unerlaubte Neugierde hat ihn bewogen, an Deiner Thüre zu lauſchen. Er hat Dich gehört, meinem Vater bekennen, daß Du im Auftrag für den jungen L— in meinen Dienſt getreten ſeiſt, daß dieſer Herr Dir eine Belohnung verſprochen, um ſeine Liebe zu mir Unglücklichen zu fördern; daß außerdem eine ihm gehörende Kappe von meinem Vater ſelbſt in Deinem Schranke gefunden wurde. — Ach Gott! — ich erröthe, wenn ich nur an die abſcheulichen Beſchuldigungen denke, die er gegen Dich ausſpricht. — Es iſt unmöglich — ich weiß es, allein ich bitte dich, rechtfertige Dich vor mir! Laß keinen Schatten von Argwohn gegen meine theuerſte, ja meine einzige Freundin in mir zurückbleiben! Sage mir Alles!“

Ich faßte ihre Hand und hielt ſie feſt in meinen beiden. „Liebes Fräulein, theure Freundin!“ nahm ich das Wort: „Vergönnen Sie mir in dieſem Augenblick, Sie ſo nennen zu dürfen. Leſen Sie in meinen Augen, ob ich Sie nicht liebe, ob ich nicht lieber ſterben würde, als Sie zu betrüben. Allein, mich rechtfertigen? Wo ſoll ich anfangen? wo enden? Ihr Vater! — ach, brauch' ich noch etwas in dieſer Rückſicht hinzuzufügen?“

„Nein, Nein!“ ſagte ſie raſch, „nichts mehr davon.“

„L—s Kappe hat er bei mir gefunden. — Erlauben Sie, daß ich auch dieſen Gegenſtand nicht berühre, in dieſem Augenblicke nicht. Dieß und mehr wird Ihnen einmal klar werden; allein es iſt Adolphs Geheimniß; er iſt der Freund meiner erſten Jugend. Sie ausgenommen, iſt es freilich der Menſch, deſſen Glück meinem Herzen am nächſten iſt. — Indeſſen, daß ich in Ihren Dienſt getreten ſei, um für ſeine Liebe Ränke zu ſpinnen, iſt eine ſchändliche Unwahrheit, ungeachtet ich geſtehe, daß dieſe Liebe dennoch der Grund meines Hierſeins iſt, denn ohne Unterlaß ſprach er mit mir von Ihnen, und Sehnſucht, mich Ihnen zu nahen, erfullte meine Seele; aber keine andere Belohnung iſt mir verheißen, als die, Sie zu ſehen, Ihnen zu dienen, und vielleicht durch meine gränzenloſe Ergebung eine kleine Vergeltung in Ihrem Herzen zu gewinnen. — Was der Kammerjunker jenen Abend erzählte, iſt wahr. Adolph L— betet Sie an. Ihr Bild erregte die erſte Liebe in ſeiner Seele. Wie ein Schatten umſchwebte er den Ort, wo ſeine Geliebte lebt. In mancher ſtillen Abendſtunde wanderte er außerhalb des Gartens und betrachtete Sie, die unter deſſen Zweigen wandelte. — Ein Schimmer von Ihnen war hinreichend, ihn mit Entzücken zu füllen. Die kleinen Gedichte, ſchlechte, machtloſe Ausdrücke ſeiner brennenden Leidenſchaft, der Blumenkorb, der Orangenbaum, der da ſteht, ſind alle zuſammen geringe Opfer, von ſeiner liebenden Hand gebracht.“

„Was höre ich!“ rief Thereſe, „und das haſt Du gewußt, und mir es verſchwiegen?“

„O, mein Fräulein!“ rief ich: „Es iſt leider wohl noch unbeſonnener von mir, es zu offenbaren! Vielleicht verrathe ich dadurch den armen Adolph! ach, liebenswürdige Thereſe! Sie wiſſen nicht, wie innig er Sie liebt; kein Herz liebt wie das ſeinige. Sie kennen meinen Freund Adolph nicht. Er würde eine Glückſeligkeit fliehen, die Ihnen nur einen Seufzer koſten könnte. Ritterlich würde er ſein Herzblut für Ihre Ruhe hingeben. Und ich — ich liebe Sie noch inniger als ihn. Ich glaube, daß ich ihn Ihretwegen aufopfern könnte. Die Hoffnung, Sie von dem verhaßten Bräutigam zu retten, hat mich vor allem Andern in Ihre Nähe geführt. O, mein geliebtes Fräulein! Sie, deren ganzes Weſen nur Wahrheit iſt, fühlen Sie nicht auch die Wahrheit meiner Worte, meine Gefühle für Sie! Seien Sie großmüthig genug, mir zu glauben, ohne weiter zu fragen, bevor Sie ausgeſprochen haben, daß Sie mir verzeihen, und mir gut ſind.“ Unter dieſer Rede hatte ich mich zu ihren Füßen geworfen. —

„Liebe, liebe Lene!“ entgegnete Thereſe, mir beide Hände reichend: „ich glaube Dir. Ich fühle, wie Du ſagſt, die Wahrheit Deiner Worte, Deiner Freundſchaft, und werde Dich mit weiteren Fragen von dem, was Du mir verbirgſt, nicht in Verſuchung bringen; obgleich ich geſtehe, daß ich freilich noch einige Fragen an Dich zu thun habe. — Eine mußt Du mir jedoch beantworten. Wie ſoll ich das verſtehen, daß Du mit ſolchem Feuer für L— s Sache bei mir redeſt, die er, wie Du behaupteſt, liebt! Liebſt Du ihn denn nicht ſelbſt; das haſt Du ja den vorigen Abend geſagt! Woher ſonſt die große Gemüthsbewegung, in der ich Dich geſehen!“

Ernſt gab ich zur Antwort: „Bei dem allwiſſenden Gott, ſchwöre ich, daß L— Sie liebt, und nichts in der Welt, ſo wie Sie. — Was mich betrifft, liebe ich ihn zwar, allein nicht in dieſem Sinne.“

„Und Deine Thränen vorgeſtern,“ fragte Thereſ kopfſchüttelnd; „Deine Heftigkeit!“

„Ach, theuerſtes Fräulein!“ rief ich. „Freilich gibt's Jemand, den ich liebe, Jemand, der alle meine Gedanken erfüllt, allein er iſt es nicht. — Und dennoch! — Ach! es ſcheint, als verfalle ich in die größten Widerſprüche. — Es gab eine Zeit, da ich Niemand liebte, glaube ich, ſo ſehr wie ihn; wenigſtens weiß ich Keinen, der ſo wie er mich zu Thorheiten hinriß. Damals aber kannte ich die Perſon nicht, die ich liebe, ohne es ſagen zu dürfen. Ach, Fräulein! Sie können den Zuſammenhang nicht errathen. — Sie müſſen glauben, daß ich verrückt bin. Ach! wenn Sie wüßten — wenn Sie in meinem Herzen leſen könnten, das in dieſem Augenblicke mir nahe daran ſcheint, unter ſeinen Empfindungen zuſammenzubrechen, wenn Sie wüßten, zu welcher vermeſſenen Thorheit dieſe Liebe mich verleitet hat — wie unglücklich der Gedanke mich macht, daß das Weſen, welches ich ſo innig, ſo gränzenlos liebe, mir vielleicht zürnt.“ —

Thereſe ſchlug ihren Arm um mich. „O, meine Lene!“ rief ſie, „nun glaube ich Dir. — Wenn es einen Mann gibt, den Du liebſt, einen, um deſſentwillen Du unglücklich biſt, dann verſtehen wir uns, dann ſind wir durch dasſelbe Verhängniß vereint, ſo wie wir es ſchon lange durch geiſtige Verwandtſchaft geweſen. Jetzt will ich Dir Alles anvertrauen. — Sei mir nicht böſe, wenn ich Dir geſtehe, daß ich nie Deinem Freunde Adolph L— gehören kann, — nicht weil ich von dem edlen Charakter, den Du ihm beilegſt, Zweifel hege, ſondern weil“ — ſie erröthete und ſchlug die Augen nieder, — „weil,“ verſetzte ſie, „ich einen Andern liebe.“ — Seit mehreren Jahren, ach! ich kann ſagen, von den Kinderjahren her liebe ich den Hauptmann R— und habe ihm meine Treue gewidmet, und ich will lieber ſterben, als dieſe brechen. Du kennſt ihn nicht, Du haſt ihn nie geſehen. O! erblickteſt Du ihn nur ein einziges Mal, hörteſt Du ihn reden, ſo würdeſt Du mir Recht geben, wenn ich Dir bekenne, daß ich ſtolz darauf bin, von ihm geliebt zu ſein, daß, wie mein Geſchick auch werden wird, das Glück und die Ehre, ſein Herz beſeſſen zu haben, zu dem Antheil von Wonne, die einem Sterblichen in dieſem kurzen Leben anheimfallen kann, hinreichend ſein müſſen. Aber, obgleich er durch Kenntniſſe und Betragen ſich ausgezeichnet hat, ſind doch die Ausſichten eines Officiers nur mäßig. — Ich habe, glaube ich, Vermögen genug für uns Beide, wenn nur mein Vater ſeine Beiſtimmung geben wollte; aber, mein Gott! in dieſer Hinſicht iſt er felſenhart. —

Vor länger als einem Jahr, als er unſere Liebe entdeckte, verbot er dem Hauptmann gerade zu ſein Haus, und verfuhr gegen mich mit der größten Härte. Ich bekam ihn ſeitdem nur im Theater zu ſehen, wo er ſich immer jeden Abend einſtellte, wenn er wußte, daß ich mich da befände, und wo wir die Freude genoſſen, mit verſtohlnen Blicken uns ſehen zu können. Nur ein einziges Mal wagte ich, durch Mariannens Hülfe, unten im Garten mit ihm zu ſprechen; aber der abſcheuliche Vetter Otto, der immer auf die Lauer geht, entdeckte es meinem Vater, deſſen Zorn bei dieſer Veranlaſſung ich nicht beſchreiben kann. Meine gute Marianne wurde ſogleich fortgeſchickt, und meine Angſt, Dich auf eine ähnliche Weiſe zu verlieren, hat mir ſeit der Zeit verwehrt, ein ſolches Wagſtück zu erneuern. — Mit Gewiſſensvorwürfen und Zittern bin ich auf meines Bruders liebevollen Antrag eingegangen, zuweilen einen Brief zwiſchen uns zu beſtellen. — Nur ſehr ſparſam habe ich ſeine Güte benutzt. Wie oft habe ich Dir mein Herz eröffnen wollen, meine Lene! ich weiß ſelbſt nicht, was mich zurückgehalten hat.“

Man erzählt von einer wunderbaren Krankheit, die, von einem plötzlichen Schrecken hervorgerufen, gleichſam die menſchliche Organiſation verſteinert, und nur das Auge offen und das Bewußtſein lebendig läßt. Etwas Aehnliches empfand ich bei Thereſens Bekenntniß. Jedes Wort verſchlang ich mit Begierde, aber mein Leben ſchien mir vernichtet. Eine tödtende Kälte durchfuhr meine Adern. Bei dem letzten Worte ihres

Berichts erhob ſie die Augen, reichte mir die Hand, und ſah mich an. „Lene!“ rief ſie entſetzt: „Um Gottes willen, wie iſt Dir?“

Ich wollte reden, konnte aber nicht. Ich glaube, daß ich nahe daran war, ohnmächtig zu werden. Thereſe klingelte heftig, flog in das anſtoßende Zimmer, und eilte mit einem Glas Waſſer zurück, das ſie an meine Lippen brachte. Sie hielt mich in ihren Armen, und gab mir die zärtlichſten Benennungen. Fritz kam hinzuſtürzend, ſo auch die alte Köchin. So ward ich auf mein Zimmer geführt; ich ſagte Allen in abgebrochenen Worten Dank, und bat nur, mich allein zu laſſen, welches mir auch gewährt wurde.

Ich will nicht verſuchen, die Verzweiflung, der ich mich hingab, zu ſchildern. Jeder, der jung und verliebt geweſen, wird ſich einen Begriff von meinem Zuſtande machen können. Es iſt in unſerem irdiſchen Daſein eine Wohlthat, daß auf ein heftiges, tobendes Ungewitter ſowohl in der Natur als in der menſchlichen Seele eine Art von Betäubung folgt, eine Meerſtille, während welcher die Vernunft, der einzige Leuchtthurm, der uns in der Nacht leiten kann, uns einen kleinen freundlichen Strahl ſendet. Nach dem Toben einiger Stunden wurde dieſe Wohlthat auch mir zu Theil, und nach vielfachen Entwürfen, von welchen der eine thörichter als der andere war, erhob ſich in meiner Seele eine beſſere Stimme. „Was war,“ fragte ich, „eigentlich meine Abſicht, als ich den vermeſſenen, ja thörichten Entſchluß faßte, der mich in dieß Haus läugnen. Allein, wie ich ſchon früher geſagt: Sie ſind mir noch lieber, als er."

„Du biſt eine treue Freundin," entgegnete Thereſe gerührt. „Verzeihe, daß ich Deinen Freund nicht lieben kann; ſage ihm aber, daß ich ihm wegen ſeiner Liebe, die ich nicht verdient habe, Dank weiß; und ich wollte viel darum geben, wenn ich etwas thun könnte, das ihm angenehm wäre. Ja, liebe Lene! ich hoffe, daß ich einmal in der Welt ihn werde kennen lernen, und dann ſoll er mir ein Freund, ein älterer Bruder ſein."

„Halten Sie Wort, liebenswürdiges Mädchen," rief ich, ihre Hand faſſend, und das Geſtändniß meines Geheimniſſes ſchwebte ſchon auf meinen Lippen.

In demſelben Augenblick aber trat der Diener in's Zimmer, uns anzuzeigen, daß der Staatsrath nach Hauſe gekommen ſei, und des Fräuleins nebſt Lenen am Theetiſche harrte. Thereſe wollte dieſen Abend mein Amt übernehmen, allein ich folgte ihr trotz ihrer freundlichen Einwendungen. Kurz darauf erſchien der Kammerjunker. Er ſtöhnte und ſeufzte, ſank in einen Stuhl, verlangte ein Glas Waſſer, und fügte mit ſchwacher Stimme hinzu, daß er einen Auftritt erlebt hätte, der einen noch Stärkeren als ihn hätte erſchüttern können.

Auf die Zumuthung des Staatsraths ſagte er: „Ein ſehr trauriges Ereigniß hat ſich heute zugetragen, wobei ich gegen meinen Willen ſo gut wie Zeuge geweſen. Ich war nahe daran, Secundant bei einem

Duelle werden zu müſſen, in welchem der Eine der Kämpfenden fiel, und ich bin ſo unglücklich geweſen, dem Vater, deſſen einziger Sohn er iſt, ſeinen Tod perſönlich anzeigen zu müſſen."

„Gott behüthe!" rief der Staatsrath. — „Wer iſt es denn?"

„Ja," verſetzte der Kammerjunker, „es wird Ihnen, und vielleicht noch Mehreren hier im Zimmer leid thun. Es iſt der junge L—."

„Der Sohn meines Advokaten?" rief, die Hände zuſammenſchlagend, der Oheim. „Welch ein Unglück. Wie wird der Mann nun dazu aufgelegt ſein, in meiner Sache zu reden."

Thereſe ſtand auf und eilte zu mir hin. „Theuerſte Lene!" flüſterte ſie mir zu: „O Gott, Dein Freund!" Ich erhielt keine Zeit, ihr Antwort zu geben, denn der Vetter verſetzte:

„Und der Mörder, der die Frechheit gehabt, nicht ſogleich abzureiſen, und nun überall geſucht wird, wiſſen Sie, wer das iſt — kein Anderer als der Hauptmann R—."

Thereſe ſank mir ohnmächtig in die Arme. Ich trug ſie in ihr Cabinet und legte das todtenblaße Mädchen auf den Soffa. Sie erholte ſich bald. Sowohl der Vater als der Kammerjunker und Fritz waren uns gefolgt. Thereſe ſaß ſtumm da, ihre Augen auf den Boden gerichtet. Dieſer rührende Anblick ſchien keinen beſondern Eindruck auf die Anweſenden zu machen, Fritz ausgenommen, der mit Thränen ſeine Arme um die geliebte Schweſter ſchlang. Der Kammerjunker fuhr zu reden fort, und ſetzte alle Umſtände dieſes unglücklichen Ereigniſſes recht genau auseinander. Der Staatsrath dagegen ſchalt ſeine Tochter wegen des Antheils, den ſie an dem Schickſale des Hauptmanns nahm. Er nannte ihn einen Glücksritter, einen Mörder, den er nur wünſchte anzutreffen, um ihn der verdienten Strafe ausliefern zu können. Die arme Thereſe verrieth durch ihre Bewegungen, durch ihr kurzes Athemholen, wie ſchmerzlich dieß Alles auf ſie wirkte. Sie wandte ſich zu mir, und verbarg ihr Geſicht an meinem Buſen. Fritz raunte ihr in's Ohr: „Ich laufe, Dir nähere Nachricht zu verſchaffen.“ Darauf bat er ſeinen Vater um Erlaubniß, einen Augenblick nach der Schule zu gehen, wo er ein ihm nothwendiges Buch vergeſſen hatte. Nach vielem Schelten wegen ſeiner Vergeßlichkeit ließ der Staatsrath ihn gehen.

Ich zog den Kammerjunker zur Seite, und fragte ihn, ob er wirklich in eigener Perſon dem Advokaten L— Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes gebracht hatte!

„Ja!“ erwiederte er: „das war eine Aufmerkſamkeit, die ich dieſem würdigen Manne erzeigen wollte. Allein, es hat mich entſetzlich erſchüttert, Zeuge ſeines Schreckens und Schmerzens zu ſein. Man muß es wahrlich theuer bezahlen, ein zartfühlendes Herz zu beſitzen.“

Ich hatte ſchon mehrmals die beiden Herren erſucht, fortzugehen, und mein Fräulein zur Ruhe kommen zu laſſen; ich wiederholte nun meine Bitte, und da es mir gelungen war, ſie beinahe mit Gewalt aus dem Zimmer zu drängen, eilte ich zu meinem Fräulein zurück, die ich damit tröſtete, daß dieſe Nachricht wahrſcheinlich eine der gewöhnlichen Geſchichten des Kammerjunkers ſei, da ich mit Beſtimmtheit wüßte, daß wenigſtens die eine Hälfte, L—s Tod nämlich, eine völlige Lüge war. „L— lebt, und hat nie duellirt, das verſichere ich Ihnen auf meine Ehre," ſagte ich.

„Gott gebe es!" rief Thereſe: „aber, liebe Lene, der räthſelhafte Schleier, der Dich umgibt, — das geſtehe ich Dir, fängt recht an, mich zu ängſtigen."

„Der wird bald fallen!" erwiederte ich: „Ich fühle ſelbſt, daß es Noth darum thut. Gewähren Sie mir aber eine Bitte. Der Advokat L— iſt vielleicht in dieſem Augenblick in Angſt um ſeinen Sohn, erlauben Sie mir nur einen Augenblick, zu ihm hinzueilen, und ihn zu beruhigen."

Thereſe ſah mich verwundert an. — „Kannſt Du das? Nun ſo thue es! Es wäre ja Sünde, Dich davon abzuhalten; — auch iſt es mir ein Bedürfniß, ganz in der Einſamkeit meine Gedanken zu ſammeln." —

Als ich ſie noch einmal bat: mich in keinem Verdacht zu haben, denn ſie würde bald erkennen, daß ſie hinſichtlich meiner Treue und Ergebenheit ſich nicht in mir geirrt habe! ſagte ſie ſanft: „Ich will Dir ja trauen. Ach Gott! Es wäre gar zu hart, auch Dich zu verlieren."

Mit beflügelten Schritten eilte ich nach der Wohnung meines Vaters, und begegnete im Thorwege einem Wagen, mit dem er ſo eben nach Hauſe gekommen war. Ich flog nach ſeinem Zimmer hinauf. — Er ſtand am Tiſche ganz allein. Ich ſtürzte zu ihm hin, und warf mich zu ſeinen Füßen. Ich will weder ſeine Verwunderung, mich in dieſer Vermummung zu ſehen, noch die Freude, womit er mich in ſeine Arme ſchloß, weiter ausmalen. Er war übrigens ſchon ſo ziemlich beruhigt hinſichtlich meines Lebens und Wohlbefindens, denn gleich nach dem Schrecken, den die unzeitige Artigkeit des Kammerjunkers ihm eingeflößt hatte, war er nach Frederiks Hoſpital hinausgefahren, wo man, dem Verlaute nach, mich hingebracht hatte, und dort erfuhr er ſogleich, daß nicht ich, ſondern ein junger Offizier, deſſen Namen mit dem meinen Aehnlichkeit hatte, denſelben Morgen nicht todt, aber gefährlich verwundet, und nicht nach Frederiks Hoſpital, ſondern nach dem Militär-Krankenhaus gebracht worden wäre. Der Schrecken, den der Vater meinetwegen beſtanden, und die Freude, mich ſo unerwartet zu ſehen, ſtimmte ihn natürlicherweiſe weicher, und leichter geneigt, mein unbeſonnenes Abenteuer zu verzeihen, das ich nun gezwungen war, ihm in der Kürze zu beichten. Dennoch tadelte er mich, und betrübte mich tief durch die Bemerkung, wie leicht ich dadurch den Ruf meiner Geliebten und ihr ſelbſt ſchaden konnte. Er ließ mich ungern zu ihr zurückkehren, gab jedoch meinen Vorſtellungen von der Unmöglichkeit, ſie in einem ſo unglücklichen Augenblick verlaſſen zu können, nach. Ich mußte ihm indeſſen verſprechen, ſobald wie möglich mich Thereſen zu entdecken, und ſogleich das Haus ihres Vaters zu verlaſſen. Er machte es mir zur Pflicht, ohne Aufſehen, als käme ich von der jütländiſchen Reiſe, in unſer Haus zurückzukehren, und damit ich ohne Geräuſch zu jeder Stunde in der Nacht hineinkommen könne, gab er mir einen Hausſchlüßel und einen Schlüßel zu meinem Zimmer mit.

Als ich ihn verlaſſen hatte, fand ich unten an der Treppe den alten Diener meines Vaters, der meiner harrend da ſtand. „Mamſellchen!" flüſterte er mir leiſe zu: „Ein kleiner wohlangezogener Burſche iſt ſo eben hier geweſen, während Sie bei dem Herrn waren; er fragte nach einem jungen Mädchen, das Lene heißen ſollte, und erſuchte mich, wenn ſie wieder fortging, Ihnen dieß Zettelchen zu überliefern. Heißen Sie Lene?"

Ich nickte, und nahm den Zettel, es war ziemlich dunkel im Treppengange, aber außerhalb des Hauſes beleuchtete der volle Mond den außerdem hellen Sommerabend. — Bei dieſer Helle las ich den Zettel, der von Thereſe war, und folgende Worte enthielt:

„Theuerſte Lene! ich eile, Dir die Wahrheit Deiner Behauptung zu beſtätigen, daß Dein Freund L— gar nicht in die unglückliche Sache, die mich zur Verzweiflung bringt, verwickelt iſt. Mein Unglück iſt gewiß. Eile zu mir zurück, und laß mich Deiner treuen Freundſchaft den Troſt verdanken, Abſchied vom Hauptmann R— nehmen zu können."

Ich eilte zurück, was ich aber eigentlich dachte und empfand, weiß ich ſelbſt nicht. Mein Kopf war ganz verwirrt. Als ich zu Thereſen hineintrat, kam ſie mir liebevoll mit den Worten entgegen: „Sieh, meine Lenel was ich von Deiner Liebe zu mir hoffe. Leſe dieß Billet, das mir mein guter Fritz gebracht hat.“

Dieß war vom Hauptmann R—. Er bat ſeine Geliebte, ihm den Gram zu verzeihen, den er über ſie verhängte, und fügte hinzu, daß er nur, um ihr Lebewohl zu ſagen, der Unbeſonnenheit ſich ſchuldig gemacht, ſeine Flucht bis zum nächſten Morgen zu verſchieben. Er erſuchte ſie daher um eine kurze Unterredung um Mitternacht im Garten.

Die Uhr war nicht weit von Zwölfe. Alles im Hauſe war ſtille. Thereſe und ich ſchlichen in den Garten hinab, wo wir leiſe die kleine Thüre an der Planke öffneten. Der Hauptmann harrte ſchon draußen. Er ſchlüpfte ſchnell hinein. Ich machte die Thüre vorſichtig hinter ihm zu, und ſah meine Geliebte ſich mit ſtürmiſcher Liebe in die Arme meines Nebenbuhlers werfen. Tauſend Dolchſtiche fuhren durch mein Herz. — Ich hatte, meinte ich, ſchon den Becher der Eiferſucht geleert, allein dieſen Anblick hatte ſich doch nicht meine Phantaſie gemalt. Die Liebenden eilten Arm in Arm in die Laube, hinter welcher ich vor Liebe berauſcht in den ſüßeſten Traum, aus dem ich nun ſo ſchmerzlich erwacht war, mich verſenkt hatte, und nun ſtand ich Schildwache für ſie. — Alle meine ſchönen Entſchlüſſe, die heiligen Gelübde, die ich mir ſelbſt gethan, verſchmolzen in dieſem Fegefeuer der Eiferſucht. — Ich fletſchte die Zähne vor Erbitterung, ich ballte krampfhaft die Hände. Es war meine Abſicht, von dem glücklichen Paare meine Blicke abzuwenden, allein unwillkürlich richteten ſich dieſe auf ſie, während ich meine Schwäche und den klaren Mondenſchein verfluchte, der mir dieſen tödtenden Anblick zeigte. Ich ſtand Gottlob zu entfernt, um ihre Worte hören zu können. — Ich ſah, daß der Hauptmann ſich erhob, als wolle er Lebewohl ſagen, allein Thereſe hielt ihn zurück. Er ſetzte ſich wieder, zog ſie näher an ſeine Bruſt, und küßte ihr die Thränen von den Wangen. — Es war mir nicht möglich, es länger zu ertragen. Ich warf mich da, wo ich ſtand, in das Gras nieder, und mein beklommenes Herz ergoß ſich in einen Strom von Thränen. Die Liebenden eilten zu mir hin, und wollten mich in die Höhe richten: „Mein Gott, Lene! was iſt geſchehen?“ rief Thereſe.

„Was fehlt dem armen Mädchen?“ fragte der Hauptmann, während er ſeine Arme um mich ſchlang, um mich zu erheben. Schnell ſprang ich in die Höhe, und ſtieß ihn heftig von mir! Beſtürzt traten ſowohl er, als Thereſe zurück. — Ich war nicht mehr meiner ſelbſt mächtig.

„Nein, jetzt iſt keine Zeit zur Verſtellung mehr!“ rief ich, „möge nun Alles brechen, mein Herz iſt ſchon gebrochen. Ich bin kein Mädchen, keine Lene, ſondern Adolph L—, der unglückliche Adolph L—, der von

Leidenſchaft, von Schwärmerei, von jugendlicher Unbeſonnenheit hingeriſſen ſich für ein Mädchen ausgegeben, um in der Nähe Thereſens zu ſein, ſie ſehen, hören, lieben, und wo möglich retten zu können.“

Die Liebenden ſtanden Beide wie verſteinert da, und ſtarrten mich an. Endlich rief der Hauptmann:

„Wie, ein junger Mann iſt bei meiner Thereſe als ihr Kammermädchen geweſen? Abſcheulich! und das ſollte ich ertragen?“

„Nein!“ rief ich, „ertragen Sie es nicht. — Werfen Sie mir den Handſchuh zu. Schicken Sie mich denſelben Weg, wie den, der dieſen Morgen von Ihrer Hand die tödtliche Wunde erhalten! Bei Gott, ich beneide ihn um ſein Schickſal, und gern tauſchte ich ſeine Schmerzen gegen die meinen ein.“

„Ach Gott!“ ſagte der Hauptmann mit ſanfterer Stimme, „woran erinnern Sie mich... Thereſe,“ fügte er hinzu, „Du haſt keine Ahnung von dieſer Verkleidung gehabt?“

„Nein, nein!“ rief ich, „um des Himmels willen, auf Thereſe darf kein Schatten fallen. Als Freundin, nicht als Kammermädchen hat ſie mir geſtattet, ihr zu nahen, ich bin nie ſo glücklich geweſen, eine Stecknadel an ihr anzubringen, kein Band habe ich gewagt, locker zu machen. Sieh!“ fügte ich hinzu, mich an Thereſens Billet erinnernd, das ich noch bei mir trug: „Leſen Sie dieſen Zettel, den ich vor einer Stunde empfangen habe, und erfahren Sie aus ihm die Wahrheit meines völligen Incognito, inſofern Sie dem todten Buchſtaben beſſer als der Unſchuld Thereſens, und dem Ausbruch meines Schmerzens glauben.“

Der Hauptmann öffnete den Zettel, und hielt ihn gegen den Mond, um ihn durchzuleſen. — Indeſſen richtete Thereſe ernſt ihre Blicke auf mich, und ſagte unbefangen: „O Lene! iſt es auch möglich, daß Du mich getäuſcht. — Ich glaubte Dir, und hatte Dich ſo lieb.“

Ich warf mich zu ihren Füßen, und bat demüthig um Vergebung. Der Hauptmann reichte mir die eine Hand, und faßte mit der andern Thereſens, die er küßte. „Ich glaube euch Beiden,“ ſprach er gerührt: „Verzeihung, meine Thereſe! und auch Sie, mein junger Freund! Es ſchmerzt mich, Ihnen einen ſolchen Kummer verurſacht zu haben.“

In dieſem Augenblick hörten wir von dem Fenſter des Schlafzimmers Thereſens eine Stimme, die „Lene! Lene!“ rief. An ihr erkannten wir Fritz, und eilten alſo nach dem Hauſe hin. „Um Alles in der Welt,“ rief er uns zu: „Findet einen Ausweg! Hier iſt guter Rath theuer. Vetter Otto hat den Vater aufgeweckt. Der Diener und die Hausknechte ſind ſchon auf den Beinen. Sie haben Poſten hingeſtellt, ſowohl außerhalb des Gartens, als im Hofe und auf der Straße. Vater und Otto durchſuchen das Haus. Ich merkte ſogleich Unrath, und bin hier in Thereſens Zimmer hinabgeſchlichen.“

Das arme Mädchen war nahe daran, ohnmächtig vor Schrecken zu werden. Ich faßte mich augenblicklich, und fand ſogleich ein Rettungsmittel. Es war mir oft, wenn ich in meinem Zimmer am Fenſter ſaß, eingefallen, daß der große Baum, der davor ſtand, als eine Leiter vom Garten zu meinem Zimmer vortrefflich dienen könnte. — Ich rief Fritz zu: „Gehen Sie ſchnell auf die Treppe hinaus, und ſtellen Sie ſich, als hätten Sie, von dem Lärm im Hauſe aufgeweckt, ihr Zimmer verlaſſen. Ich werde wohl uns Alle retten."

„Retten Sie nur R—," flüſterte die zitternde Thereſe, „und ich werde jeden Tag meines Lebens Segen auf Sie herabrufen."

Schnell erſuchte ich den Hauptmann, eine gute Strecke an dem Kaſtanienbaum hinaufzuklettern. Ich hob Thereſe zu ihm hinauf, und mit vereinten Kräften brachten wir ſie glücklich durch das offene Fenſter in ihr Schlafzimmer hinein. Ich bat ſie, ſich ruhig hinzuſetzen, und der lärmenden Späher zu harren, die weit entfernt, mit den ſchleichenden Schritten eines Jägers zu nahen, ſich mit heftiger Rede außerhalb ihrer Thüre vernehmen ließen. Der Hauptmann und ich ſetzten unſer Klettern den Baum hinauf fort, guckten jedoch durch die Zweige hinab in Thereſens Zimmer hinein, und gewahrten den Staatsrath und den Kammerjunker eintreten, und ſich dazu ſchicken, es durchzuſuchen. Schnell ſetzten wir unſere Flucht nach den Fenſtern meines Zimmers fort. Es war ein milder Abend, die Fenſter waren glücklicher Weiſe alle offen, und ohne Mühe erreichten wir meinen ruhigen Zufluchtsort. In der großten Eile zog ich die Frauenkleider aus, und half dem Hauptmann, dieſe anzuziehen; darauf zog ich meine eignen im Schranke aufbewahrten Kleider hervor, und verwandelte mich wieder in einen Mann. — Während dem verſäumte ich nicht, ein wachſames Auge auf das, was im Garten vorging, zu haben. Ich gewahrte den Staatsrath und den Kammerjunker, dieſen durchzuſuchen, und hörte den Vetter ſagen: „Ich habe ihn mit meinen eigenen Augen durch dieſe kleine Thüre hineinlaſſen geſehen. Ich ſah ihn ſo deutlich, wie ich Sie ſehe. Er trug einen dunklen Oberrock und eine Kappe.“

Als ſie vergeblich den ganzen Garten durchgeſtreift hatten, hörte ich den Staatsrath ſagen: „Biſt Du auch gewiß, daß es der Hauptmann geweſen?“

„Allerdings!“ war die Antwort: „wer konnte es ſonſt ſein!“

„Gott, du Barmherziger!“ rief der Staatsrath. „Es ſollte doch wohl nicht ein Anbeter Lenens ſein!“

Einen Augenblick nachher waren ſie vor meiner Thüre, und riefen meinen Namen. Wir waren noch nicht ganz mit unſerer Umkleidung fertig; wir ließen ſie etwas warten. Der Staatsrath holte einen Hauptſchluſſel, allein ich hatte aus Vorſicht einen Riegel inwendig vorgeſchoben. Nun ſprach er davon, nach einem Schloſſer zu ſchicken, allein mitten in der Nacht war dieß nicht ſo leicht auszuführen. Ich band die Kleider des Hauptmanns in ein Bündel, ſteckte ihm dasſelbe unter den Arm, wobei ich ihn erſuchte, da er etwas größer als ich war, ein wenig krumm zu gehen, ſo auch ein Tuch vor das Geſicht zu halten. Nun faßte ich ihn unter den Arm, ſtieß kühn die Thüre auf, und trat unter die Belagerer hinaus. Beide wurden ſo erſchreckt, daß der Kammerjunker beinahe das Licht, welches er in der Hand trug, hätte fallen laſſen. Ich nahm die Kappe ab, und begrüßte ſie. Darauf ſagte ich ruhig: „Meine Herren! Ihr Betragen iſt höchſt beleidigend für den Ruf dieſes Mädchens. — Gehe, Lene!“ fuhr ich, mich an den Hauptmann wendend, fort: „gehe, und ſage Deinem Fräulein Lebewohl, während ich ein Paar Worte mit dieſen Herren rede. Wenn ich an der Thüre des Fräuleins klopfe, ſo komm wieder heraus.“

Der Hauptmann ließ ſich dieß nicht zweimal ſagen. Er flog die Treppe hinab, und zu Thereſens Thüre hinein. Die beiden Andern gafften mich an.

„Herr Staatsrath,“ begann ich wieder, „ich bin Adolph L—. Das arme Mädchen, deſſen Ruf Sie ſo wenig geſchont haben, iſt eine nahe Verwandte von mir, welches die große Aehnlichkeit, die Alle an unſerem Aeußern finden, Ihnen wohl ſchon geſagt haben wird. Ein Geheimniß iſt mit ihrem Daſein verbunden, allein ſie ſteht in dem Schutze meines Vaters. In einem Auftrag von ihm bin ich dieſen Abend bei ihr geweſen, und nach ſeinem Hauſe werde ich ſie jetzt ſogleich bringen. „Sie ſehen, Herr Kammerjunker!“ fuhr ich fort, „daß ich weder todt, noch verwundet bin, und daß der Schrecken, den Sie heute meinem Vater eingeflößt haben, durchaus ungegründet war.“

Ich wollte nun die Treppe hinabgehen, der Staatsrath aber hielt mich zurück, und ſagte dringend: „Um Gotteswillen, allertheuerſter junger Mann! trennen Sie ſich nicht ſo von mir. Ich würde mir lieber die rechte Hand abhauen, als Ihren Herrn Vater und Sie beleidigen. Und Lene! Ach, mon Dieu! das Mädchen habe ich wie eine Tochter geliebt. Nehmen Sie ſie doch nicht von uns! Laſſen Sie ſie bei Thereſen bleiben.“

„Das darf ich nicht, meines Vaters wegen,“ erwiederte ich, eilte ſchnell nach der Thüre meines theueren Fräuleins, und klopfte an, wie ich oft gethan hatte. Die angebliche Lene trat heraus, und verließ ſo ſchnell wie möglich mit mir das Haus.

Der Tag fing ſtark zu dämmern an, als wir den Thorweg meines Vaters erreichten. Ich öffnete leiſe, und führte den Hauptmann auf mein Zimmer. Es war ein Giebelzimmer; neben dieſem befand ſich ein anderes, das früher meine Schweſtern bewohnt hatten, aber meublirt, ſo wie ſie es verlaſſen, noch da ſtand, es war beinahe immer zugeſchloſſen, allein mein Zimmerſchlüſſel konnte es aufmachen. Hier logirte ich den Hauptmann ein, der mich mit Dankſagungen und Verſicherungen ſeiner Freundſchaft überhäufte. Keiner von Beiden fühlte Drang zum ſchlafen. Wir verbrachten daher noch ein Paar Stunden im traulichen Geſpräch. Mein neuer Freund war ſehr liebenswürdig. Eine ſtille Traurigkeit ſprach aus ſeinen Worten und Zügen. Der Offizier, mit dem er ein Duell gehabt, hatte ihn tief beleidigt, und zu dieſem Schritte gezwungen. Allein der junge Mann war früher ſein Freund geweſen, und R. konnte nur mit Schaudern an ſeinen wahrſcheinlich unvermeidlichen Tod denken. Unter dieſen Umſtänden war es nothwendig, daß er eine Reiſe machte oder wenigſtens ſich verborgen hielt. Aus mehreren Gründen zog er das Letztere vor, als ich ihm einen ſichern Zufluchtsort bei mir anbot, von dem unſere Vorſicht und das Anſehen meines Vaters wohl jede Nachforſchung entfernen würde.

Den nächſten Morgen ſtellte ich mich in meiner gewöhnlichen Geſtalt bei meinem Vater ein, den es ſehr freuete, mich zu ſehen, und welcher in überaus guter Laune den Bericht von meinem nächtlichen Abenteuer anhörte. Als ich zu dem Puncte kann, wo ich meiner Verwandtſchaft mit der phantaſtiſchen Lene erwähnt hatte, rief er: „Na! das trifft meinen guten Namen und Ruf; der aber kann jedoch einen ſolchen Stoß beſſer vertragen, als der des armen Fräuleins Thereſe.“ Mit Freude ſagte er dem Hauptmann ſeinen Schutz zu, und willigte auch in meinen Plan zu deſſen und Thereſens Glück. — Ich ſtützte meine Hoffnung von einem glücklichen Erfolg auf meine Ueberzeugung von dem ſchwachen Charakter des Staatsraths, welche Anſicht der Vater mit mir theilte.

Eines Augenblick darauf trat Staatsrath D— ganz athemlos zu meinem Vater ein. Wir konnten das Lachen kaum vermeiden bei den ungeſchickten Entſchuldigungen, womit dieſer Mann ſein Benehmen gegen

Lene zu entſchuldigen ſuchte, und bei den ſehr poſſierlichen Ausdrücken, in welchen er dieſes Mädchens erwähnte, indem er flehete, ſie in ſein Haus zurück bringen zu dürfen, und endete mit der Verſicherung, daß er willig ſei, dieſem trefflichen Frauenzimmer jeden Ehrenerſatz zu geben.

Mein Vater erſuchte ihn, dieß Mädchen nicht mehr zu nennen; es wäre ſchon für ihre Zukunft geſorgt, allein Niemand im Hauſe des Staatsraths würde ſie je wiederſehen. Darauf gieng mein Vater zu dem oft erwähnten Prozeß über, vertröſtete ſeinen Clienten auf einen glücklichen Ausgang desſelben, und fügte hinzu:

„Wenn indeſſen der Herr Staatsrath geruhen möchten, meinen Muth und meine Gemüthsſtimmung durch die Erfüllung eines von mir gehegten Wunſches zu ſtärken …“

Noch ehe er ausgeſprochen hatte, unterbrach ihn der Staatsrath mit den heiligſten Verſicherungen, daß kein Opfer ihm groß genug ſein würde, um meinem Vater ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen. — Die Lage des Hauptmannes geſtattete dem Vater nichts mehr zu ſagen. Er bat ihn daher nur bis weiter ſeines Verſprechens eingedenk zu ſein, und indeſſen zu gewähren, daß ich dem Fräulein meine Aufwartung mache und ſie um Vergebung bitte, weil wir ſie eines beliebten Kammermädchens beraubt hatten. Der Staatsrath willigte mit Freuden ein, und führte mich ſelbſt zu ſeiner Tochter, die bei meinem Anblick erröthete.

Als ich bei der liebenswürdigen Thereſe allein blieb, warf ich mich zu ihren Füßen, und erhielt ihre Verzeihung. Ich beruhigte ſie durch die Nachricht von der Sicherheit ihres Geliebten, und ſeinem Aufenthalt im Hauſe meines Vaters. Täglich beſuchte ich ſie, und beſorgte Briefe zwiſchen ihr und dem glücklichen Nebenbuhler, einen Theil des Kammermädchen-Geſchäfts ausübend, worauf ich mich freilich nicht vorbereitet hatte, als ich in den Dienſt trat.

Nach dem Verlaufe einiger Tage war ich Ueberbringer der glücklichen Nachricht, daß der Gegner des Hauptmannes ohne Gefahr ſei, und ſeine Wunde viel leichter als man anfangs geglaubt hatte. — Die ganze Sache wurde ausgeglichen und der Hauptmann mit dem alten Freunde verſöhnt; den Tag vorher, als in dem wichtigen Prozeß das Urtheil geſprochen werden ſollte, erinnerte der Staatsrath ſelbſt meinen Vater an die Verpflichtung, worauf er eingegangen war, und bat ihn, ſeinen Wunſch auszuſprechen.

„Es ſei!“ erwiederte mein Vater. — „Es iſt ein junger Mann da, für den ich mich intereſſire; er liebt ihre Tochter, und in ſeinem Namen wage ich um ihre Hand anzuhalten.“ —

Der Staatsrath, der gar nicht daran zweifelte, daß ich der junge Mann ſei, ſchwur bei Allem, was ihm heilig war, daß er nichts Beſſeres wünſche, als einen Schwiegerſohn aus der Hand des Advokaten L — zu empfangen.

„Aber,“ verſetzte der Vater, „der junge Mann beſitzt gegenwärtig nichts als Kenntniſſe und Fähigkeiten, welche doch gewiß nicht verfehlen werden, ihm im Laufe der Zeit ſowohl Ehre als Vortheil zu bringen. Seine perſönlichen Verdienſte ſehe ich als den ſolideſten Reichthum an, und ſchätze Sie hoch genug, um zu glauben, daß Sie derſelben Meinung ſeien.“

„Ja, das weiß der liebe Gott!“ rief der Staatsrath.

„Ich erſuche Sie daher,“ fuhr mein Vater fort, „uns durch die noch heutige Verlobung der jungen Leute und Feſtſetzung des Hochzeitstages Glück für morgen zu bringen. Sie können ja nichts Beſſeres wünſchen, als die Tochter zu Ihrem Troſt und Ihrer Pflege im Hauſe zu behalten, und Ihren Kreis mit einem guten Sohn zu vermehren; denn ich verbürge mich dafür, daß der, für den ich rede, ein ſolcher ſein wird. — Wenn unſere Sache morgen zu unſerer Zufriedenheit beendigt iſt, bitte ich außerdem um Erlaubniß, das anſehnliche Honorar, das Sie mir angeboten haben, zu einem Brautgeſchenk für das junge Paar verwenden zu dürfen.“

Der Staatsrath war außer ſich vor Freude und Dankbarkeit, und bat meinem Vater, vor Allem den Bräutigam zu nennen.

„Das iſt,“ entgegnete der Vater, „der wackere Hauptmann R—, der ſich in meinem Hauſe aufhält.“

Das Geſicht des Staatsraths verlängerte ſich ein wenig, doch nahm er mit Zurückhaltung ſeine Parthie. Mir wurde gewährt, Thereſen dieſe Nachricht überbringen zu dürfen. Ihre unbeſchreibliche Freude, ihre Thränen, ihre warme Dankbarkeit erſetzten mir in dieſem Augenblick meinen Verluſt. Noch denſelben Abend führte mein Vater den glücklichen Bräutigam zu Vater und Tochter.

Den Tag darauf, als der Prozeß gewonnen war, fanden mein Vater und ich, zu Folge einer Einladung, uns beim Staatsrathe ein. Keine menſchliche Sprache hat Worte für die Gefühle, die mich beſtürmten, als ich mich in der ſo bekannten und von den gewöhnlichen Verhältniſſen doch ſo verſchiedenen Umgebung befand, als ich am Abend bei demſelben Tiſche ſaß, wo ich ſo oft früher aufgewartet hatte, und Thereſe an meinem Platze bei dem Theetiſche ſtehen und ſtatt meiner Thee eingießen ſah. —

„Herr Gott!“ ſagte der Staatsrath, der neben mir ſaß, „wie Sie doch der Lene ähnlich ſehen. Ach! ich werde nie das hübſche Mädchen vergeſſen.“

„Hm!“ bemerkte der Kammerjunker, „der Aehnlichkeit würde doch nicht ein Kenner von Phyſiognomien beiſtimmen! Herrn L — s Augen zum Beiſpiel haben gar keine Aehnlichkeit mit Lenens.“

„Nein!“ ſagte Fritz, der zu meiner andern Seite ſaß; „Sie haben gar keine Aehnlichkeit mit jener; denn,“ raunte er mir ins Ohr, „Sie ſind dieſelbe! — Glauben Sie denn, daß ich jene Nacht nicht ſogleich ſowohl Hauptmann R., als meine gute Freundin Lene erkannte, die mir im Franzöſiſchen behülflich geweſen, und mir im Lateiniſchen gewiß auch hätte helfen können? Thereſe mußte mir ſchon den folgenden Tag beichten. Ich legte den Finger auf den Mund. — Sein ſie nur ganz ruhig,“ verſetzte der flinke Burſche. „Ich habe viel Uebung im Schweigen.“

Trotz allen meinen guten Entſchlüſſen, trotz aller meiner Freundſchaft für Hauptmann R., trotz der vollen Freude über den Erfolg meines Vorhabens, zu Thereſens Glück beizutragen, trotz der liebevollen Aufmerkſamkeit der ſchweſterlichen Freundſchaft, die ſie mir bezeigte, war es mir doch ein höchſt peinliches Gefühl, mich in Staatsrath D—s Hauſe zu befinden, und Zeuge zu ſein der zwar beſcheidenen, aber doch immer in die Augen fallenden Liebe des Brautpaars. Ich ging ſelten und ungern hin, dagegen ſchlug ich oft in ſtillen Nächten meine alten Wege am Garten ein, ſah ſehnſuchtsvoll zu meinen vorherigen Fenſtern hinauf, und gab mich einer ſchwärmeriſchen Schwermuth hin, die der Aufmerkſamkeit meines Vaters nicht entging. — Thereſens Hochzeit ſollte ſchon in zehn bis zwölf Tagen gefeiert werden, als mein Vater eines Morgens, ſo wie den Morgen meines Geburtstages, in mein Zimmer trat. — Er ſagte, daß er zu bemerken glaube, daß ich vor allen andern Dingen Zerſtreuung und Veränderung bedürfe. „Und,“ fügte er hinzu, „Du haſt in deiner weiblichen Rolle ſo gute Proben der Geiſtesgegenwart und der Conduite abgelegt, daß man nicht zu fürchten braucht, Dich auf eigene Hand in die Welt zu ſchicken. Ich habe daher meine Pläne, Dich betreffend, verändert, und erbiete Dir jetzt ſogleich, Deine gewünſchte Reiſe in's Ausland zu unternehmen."

Ich ergriff das Anerbieten mit Dankbarkeit, und fühlte mich ſchon leichter bei dem Gedanken, mich von der Scene meines Kummers zu trennen. Die Vorkehrungen zu meiner Reiſe waren bald getroffen, und an dem Tage, der meine Thereſe mit dem glücklichen Nebenbuhler vereinte, befand ich mich ſchon außerhalb meines Vaterlandes.

Meine Abweſenheit dehnte ſich über vier Jahre aus. Vielfache Begebenheiten und neue Eindrücke verwiſchten nach und nach die älteren, und verwandelten meine Leidenſchaft für Thereſe in brüderliche Freundſchaft. Mit Freude erfuhr ich aus der Heimat, daß ſie eine glückliche Gattin und Mutter ſei.

Viele Veränderungen waren indeſſen dort vorgefallen. Staatsrath D— war zu ſeinen Vätern gegangen. Beide meine Schweſtern waren verheirathet. Ich war ſo glücklich, meinen geliebten Vater unverändert zu finden, und die alte Großmutter noch heiter und rüſtig.

Den Tag nach meiner Rückkehr war meine ganze Familie bei meinem Vater verſammelt, und ſo wie beim Tiſche Alle ſich erhoben, um auf mein Willkommen anzuſtoßen, ging die Thüre auf, und Hauptmann R. trat mit einem kleinen Mädchen an der Hand ins Zimmer. Er bat mit Artigkeit, ſeine Aufdringlichkeit zu entſchuldigen, fügte aber hinzu, daß er, als er meine Ankunft erfahren hatte, der Sehnſucht, mich willkommen zu heißen, nicht hatte widerſtreben können. Er führte ſeine kleine dreijährige Tochter zu mir hin, und ſagte: „Dieß kleine Mädchen bringt Ihnen einen Gruß von ihrer Mutter. Sie heißt Magdalena, und iſt ſo nach einer Freundin genannt, die Thereſe nie vergeſſen kann!

Innig gerührt, erhob ich meine Pſeudo-Namens-Gefährtin in meine Arme. Ihr kleines Geſicht rief die vorher geliebten Züge in mein Gedächtniß zurück! ich küßte die kleinen Roſenlippen, und ein Gefühl meiner erſten Liebe fuhr noch einmal beſeligend durch mein ganzes Weſen.

Die Gebirgslerche.

Iſt's Dir noch nicht hoch genug
Auf des Berges Rücken?
Willſt Du Dich im Himmelsflug
Höher noch entzücken?

Wandrer, laß mich ſchweben nur
Ueber meinem Herde;
Meine Heimat, ſprach Natur,
Sei nur halb die Erde.

Dann erſt, wenn begeiſtert ſich
Schließt mein Lied, das volle,
Senk' ich ſonnentrunken mich
Auf die liebe Scholle.

Ritter Braun v. Braunthal.

An die medisirenden Damen.

Sproßt ihr wie des Frühlings junge Triebe,
Ahmt die Wange ſeiner Roſen Gluth,
Soll das Herz auch ahmen ſeine Liebe,
Wie das Herz des Frühlings — mild und gut.
Mediſirt das Blümlein auf der Wieſe
Seinem unverlornen Paradieſe?
Thun's im Wald die jungen, grünen Blätter,
Wenn ſie beim Gedröhn der Frühlingswetter
Wonnig rauſchen und zuſammenſchauern?
Geht und lauſcht und lernet euch bedauern!
Liebe ſingt der Vogel von den Zweigen,
Und im frohen Jugendreigen
Rauben liebestrunken Maienlüfte
Aufgeblühten Blumen ihre Düfte;
Aber keinen guten Namen.
Mediſirt nicht, junge Damen!
Saß ich einſt in einem Mädchenkreiſe,
Da begann in ihrem Blütenkranze
Erſt geheim zu ziſchen, klug und leiſe,
Doch bald laut die Schlange: Mediſance.
Und ſie rümpften ihre feine Naſe,
Ekel zuckte mancher Roſenmund,
Weil ein Name, wacker und geſund,
Von dem Biß der Schlange ward zum Aaſe. —

Iſt der Name krank, ſo laßt den kranken
Ungeneckt an euch vorüberwanken;
Wollt ihr lindern nicht die Namenswunde
Mit des Frauenmitleids weichem Oele,
Laßt ihn ziehn; doch nicht in eure Runde
Reißt ihn als in eine Räuberhöhle! —
Wandelt ihr im Herbſte eurer Tage,
Iſt in jedem Mienenzug zu leſen
Des Verwelkens untröſtbare Klage,
Daß ihr nimmer ſeid, was ihr geweſen;
Dann, ihr Damen, lernt vom Herbſt die Wehmuth,
Lernet die gedankenvolle Demuth,
Nehmet mit Bedacht
Euer Grab in Acht,
Statt in Andrer Fehler ſchnöd zu kramen,
Mediſirt nicht, alte Damen!
Fliegt ein ſchuldlos Vöglein unbewußt
Ueber Guas — Upas gift'gen See,
Stürzt es ſchnell, die liedervolle Bruſt
Iſt verſtummt in bittrem Todesweh.
In den Borden eurer Keſſel, Kannen,
Flutet Guas — Upas: Thee, Kaffee,
Und es zog kein Name heil von dannen,
Deſſen Flug verirrt an dieſem See;
Klang der arme Flattrer auch
Erſt im heimatlichen Strauch
Wie das Lied des Vogels rein und gut,
Stürzt er todt in eure braune Fluth. —

Aber, gilt es auch nicht gleich den Namen,
Noch vor Einem hüthet euch, ihr Damen:
Flieht auch vor dem ſpöttiſchen Belächeln,
Dieſem Schleicher, weichbeſohlten Diebe,
Dieſem Vampyr, der mit leiſem Fächeln
Lullt in Schlaf die Achtung und die Liebe;
Wenn ſie einnickt, aus den Adern ihr
Saugt das Herzblut mit verſtohlner Gier!

Nicolaus Lenau.

Frühlingskraft.

Jüngſt war ich krank; der Winter ging zu Ende,
Er ſchritt mit Regen und mit Schnee zu Grab;
Mir war's, als ob er durch die dichten Wände
Die fieberkalte Hand mir ſcheidend gab.

Denn wie ein Rieſeln lief es durch die Glieder,
Auf bäumte ſich der Krankheit gift'ger Wurm,
Und ſchritt das Wetter draußen auf und nieder,
So war in mir nicht minder Froſt und Sturm.

Da kam der Mai mit ſeinem Frühlingsſegen,
Und zog, wie ſonſt der Zaubrer Mond nur thut,
Mich auf zu ſich mit allgewalt'gem Regen
Vom Lager auf in ſeine milde Gluth.

O wer's empfand, im Winter hinzuſiechen,
Und zu geneſen, da der Mai erſchien,
Der hat, wie ich, dem Baume ſich verglichen,
Vom Schnee bedeckt und jetzt umblüht vom Grün.

Drum, als ſie mich in's Freie führten wieder,
Wo Gottes grüne Oriflammen wehn,
Beſah die Bäume ich wie meine Brüder,
Und ſchien ihr leiſes Flüſtern zu verſtehn.

Sie ſäuſelten, im erſten Laub der Keime,
Und andre unterm Blütenbaldachin,
Geſchichten und geheime Winterträume
In ſtillen Frühlingsliedern vor ſich hin.

Sie ſagten ſich: es ſchmerze tief die Kälte, —
Ach! Kälte thut wohl auch dem Herzen weh! —
Doch daß dieß Leid ſich tauſendfach vergelte,
Wenn Gottes Frühlingsodem niederweh'. —

Und wie ich innig mich an Einen preßte,
Als wollt' ich ihn umfangen brüderlich,
Da ſchüttelt' er zum milden Gruß die Aeſte, —
Ein Blütenregen überſäte mich.

Und jede Blüte, die mich da berührte,
Sie war ein Tropfen Troſt und Lebensluſt,
Den ich im tiefſten Herzen bald verſpürte,
Des Mai's und der Geneſung mir bewußt. —

Sie mahnten heimzugehen mich indeſſen,
Ich ging und dachte froh auf dieſem Gang:
In Einer Stunde kann der Menſch vergeſſen,
Was er gelitten, Wochen, Monden lang! —

Manfred.

Das Bäuerlein und der Haſe.

(Schwank).

Es fiel ein Regen in Strömen dicht,
Kaum mocht ihn durchdringen der Sonne Licht;
Den Hügeln und Bergen entſtürzte mit Schall
Ein brauſender, ſauſender Waſſerfall,
So ward denn gar bald bis zum ſchmalen Rand
Ein rieſiger See aus dem grünenden Land.

Die Sonne ſah gar verwundert d'rein,
Als wieder die Wolken durchdrang ihr Schein,
Und ſie ſtatt der Wieſen und Blumen bunt
Nur Wogen ſah treiben auf ödem Grund;
Ein Bäuerlein da aus dem engen Haus
Voll Neugier tritt in das Thal hinaus,
Und ſieht voll Erſtaunen ſtatt Land und Baum
Die Waſſer all' in dem weiten Raum.

Da wehet kein Strauch, da raget kein Stein,
Da nicket kein Hälmchen, kein Blümchen fein,
Nur Waſſer, wohin es das Auge ſchickt,
Das Bäuerlein rings ſtatt dem Grün erblickt.

Doch wie es ſo gaffet auf ſeinem Gang,
Noch immer ſich wundernd, den See entlang,
Gewahrt es inmitten von Fluth und Schaum
Einen alten verknörpelten Weidenbaum,
Auf dem, die regſamen Oehrlein geſpitzt,
Ein feiſtes Häschen gefangen ſitzt.
Das Bäuerlein glotzt auf das ſcheue Thier,
Das, alſo verjagt aus dem Waldrevier,
Zum Weidenſtrunke genommen die Flucht,
Auf dem's nun vergebens nach Rettung ſucht.
„Ei," ruft jetzt das Bäuerlein freudig aus,
„Das Häschen, das wäre für mich ein Schmaus!
Könnt' ich nur hinüber gleich durch die Fluth,
Es ſollt' mir behagen und ſchmecken gut."
Da plötzlich gewahret das Bäuerlein
Ein Boot an dem Ufer und ſpringt hinein
Und ſtößt es behende vom Uferrand,
Das Häschen zu fangen mit ſeiner Hand.

Bald hat es durchfurchet den naſſen Raum,
Schon klammert ſich's feſt an den Weidenbaum
Mit der einen Hand, indeß es ſacht
Mit der anderen Jagd auf das Häschen macht.

Das Häschen aber ſitzt immerdar
Noch reglos am Strunke! Es ſcheint fürwahr,
Als hätt' es verwandelt die Angſt in Stein,
Deß' freut ſich der Bauer im Herzen ſein.
Doch wie er jetzt haſchet nach ihm mit Haſt,
Huſch, ſpringt da das Häschen von Schreck erfaßt
Hinab in das Boot, das ſchnell bewegt
Den Flüchtling hinweg von dem Strunke trägt.

Ganz ſtarr vor Erſtaunen, das Bäuerlein itzt
An der Stelle des Häsleins gefangen ſitzt,
Es klammert gar feſt ſich an Aſt und Stamm
Und faſſet es kaum, wie's hinauf nur kam;
Das Häschen aber nicht minder verdutzt,
Ob dem ſchwankenden Wohnort im Schifflein ſtutzt.
So ſaß das Bäuerlein lange Friſt,
Gefangen durch eigene Schuld und Liſt,
Am Abend erſt ſpät ein Schiffersmann
Erblicket den Aermſten von ſeinem Kahn,
Und wagt's zu erlöſen von Noth und Pein
Das arme betrogene Bäuerlein;
Doch dieſes ſchwur jetzo bei Leib und Ehr',
Nie wolle es fangen ein Häslein mehr.

Johann N. Vogl.

Die Schöpfung des Schmetterlings.

Gott erſchuf am dritten Morgen
Kräuter, Gras und Blumenpracht,
Nach dem Urbild, das verborgen
Schlief in ſeines Willens Macht.

Blütentrauben, Glocken, Sterne,
Schmückten bräutlich die Natur
Engel kamen her von ferne,
Wandelten auf Edens Flur.

Ihrer Lieder Opfergabe
Klang zu Harfen im Accord.
Nur ein lockig kleiner Knabe
Sprach zum Herrn das kühne Wort:

„Vater, ſchön iſt jede Blume,
Doch ſie muß feſt wurzelnd blüh'n.
Engeln gib zum Eigenthume.
Blumen, die durch Lüfte zieh'n!"

Und der Schöpfer leiht dem Flehen
Muntrer Unſchuld gern ſein Ohr.
Und am ſechſten Tage gehen
Schmetterlinge bunt hervor.

Fr. Treitſchke.

Farbe und Gluth.

(Romanze).

Ich hatt' ein Liebchen gefunden,
Die liebt ich vor Allen allein,
Geſtand in einſamer Stunde
Meine zärtliche Liebe ihr ein.

Da meinte ſie: „Andre ſind ſchöner,
„O geh zu ihnen nur hin,
„Und ach! wer weiß, ob Du wirklich
„Mich treu liebſt mit feurigem Sinn!“ —

Ich ſprach: „Du reizende Lilie,
„So weiß wie der reinſte Schnee,
„So wenig Du weißer kannſt werden,
„Kann heißer ich lieben Dich je!“

Sie fragte: „O, wirſt Du mich lieben,
„Auch wenn die Schönheit verging,
„Zu Andern treulos nicht flattern,
„Gleich flüchtigem Schmetterling?“ —

Ich ſprach: „So heiß, wie jetzt, werd' ich
„Stets lieben Dich, was auch geſcheh',
„So wenig Du weißer kannſt werden,
„Kann heißer ich lieben Dich je!“ —

Da liebte ſie innig mich wieder,
Die Lilie, wie war ich beglückt! —
Doch heut! ach! — kaum ſchwanden ſechs Monde,
— Da liegt ſie vom Tode geknickt! —

Und wie ich, durchdrungen vom Herzleid,
Im Sarge mein Liebchen, ach! ſeh', —
Nun iſt ſie doch weißer geworden,
Nun lieb' ich ſie heißer als je! —

Ludwig Liber.

Volkslied.

(Finnländiſch).

Starr iſt mein Liebchen, ſtarr und ſtolz,
Mein Liebchen, ach! ſie iſt von Holz,
Von purem Holz zu nennen:
O, wenn ich doch nur Feuer wär',
Dann ſollte ſie fürwahr nicht ſchwer
Bald brennen, brennen, brennen.

Hart iſt mein Liebchen, welche Pein,
Mein Liebchen, ach! ſie iſt von Stein.
Sie hört nicht meine Klagen:
O wär ich Eiſen doch ſogleich,
Dann wollt ich wohl für mich ſie weich
Bald ſchlagen, ſchlagen, ſchlagen.

Kalt iſt mein Liebchen, ja, Gott weiß,
Mein Liebchen, ach! ſie iſt von Eis.
Wann werd ich endlich ſiegen!
Wär' ich die Sonne, dann weh ihr,
Geſchmolzen ſollte ſie vor mir
Bald liegen, liegen, liegen.

Doch Feuer, Eiſen, Sonnengluth,
Sie würden, ach! mein höchſtes Gut,
Mein Liebchen mir verderben:
Drum mag ich alle dreie nie. —
Hätt' ich nur Geld, könnt ich um ſie
Gleich werben, werben, werben!

Ludwig Liber.

Mein Vornehmen.

Ich war noch kaum recht achtzehn Jahr',
So gefielen mir ſchon alle Mädchen,
Mich reizte ein ſchwarzes, ein blondes Haar,
Gleich lief mir das Herzensrädchen.
Da dacht' ich mir ſo in meinem Sinn:
Der Liebe will Jugend ſich freuen,
Und wenn ich einmal zwanzig Jahr' alt bin,
Dann will der Vernunft ich mich weihen.

Nicht lange währt' es, da ſtand ich auch ſchon
Im Galopp am zwanzigſten Jahre,
Doch konnt' ich nicht ſprechen der Liebe noch Hohn,
Noch reizten mich Blicke und Haare;
Ei, dacht' ich: es iſt ja wohl immer noch Zeit,
Verſtändiger ſich zu geberden;
Dem dreißigſten Jahre halt' ich's bereit,
Geſetzt und vernünftig zu werden.

Auch dreißig ſchlug meine Lebensuhr,
Doch iſt es beim Alten geblieben,
Mir ſchien, früher hätt' ich geliebelt nur,
Und jetzt erſt könn' ich recht lieben;
Ich liebte alſo recht fleißig drauf
Die Anne, die Roſe, die Clare,
Und hob die Vernunft für den Schnalzer auf,
Den hört man im vierzigſten Jahre.

Das vierzigſte kam; — doch der Himmel weiß,
Den Schnalzer hab' ich überhöret,
Mein Herz ſchlug immer noch ſiedend heiß,
Leicht ward ich durch Liebe bethöret.
Nun wurd ich erſt ſtörriſch und entetirt,
Und wollte doch kommen in's Klare:
Wie lange das Ding denn noch dauern wird,
Vielleicht bis zum fünfzigſten Jahre.

Jetzt bin ich denn endlich auch fünfzig vorbei.
Die Klugheit, erboßt, ſagt mir täglich:
„Laß endlich doch einmahl die Narretei,
Verliebt und ein Fünfz'ger iſt kläglich!"
Ich ſchäme mich, aber ich antworte dann:
Ob alt — bin ich jung doch geblieben,
Und da ich's nun einmahl nicht laſſen kann,
Will auch bis zum Tode ich lieben.

J. F. Caſtelli.

Lieder von Julius.

1.

Habt ihr Lina's Grab geſehen,
Lina's, meiner ſüßen Braut,
Wo die Wolken fliehend wehen,
Flüſternd tönt der Weſte Laut?

Ja, ſie ſchlummert, wohl geborgen,
Kühl umhaucht vom Schmeichelwind,
Bis an jenem großen Morgen
Selbſt ihr Grab in Nichts zerrinnt.

Ob ihr eilet mit den Winden,
Ob ihr ſtürmt mit Blitzeshaſt,
Nimmer iſt ihr Grab zu finden;
Ach! es findet ſelbſt nicht Raſt.

Denn es ändert alle Stunden
Seine Stelle wunderbar,
Und am Abend iſt's verſchwunden,
Wo es noch am Morgen war.

Aber hört, daß ihr's erfahret!
Ach! ihr Grab — das iſt mein Herz;
Darin ſchlummert, treu bewahret,
Lina's Bild in Luſt und Schmerz.

2.

Ich ſehe, Roſen, eure Augen
Von Thauesthränen naß;
Euch drückt, wie mich, ein tiefes Sehnen,
Euch drückt — ich weiß wohl was.

Ihr Aſtern, Tulpen und Narciſſen,
Du Veilchen in dem Klee,
Ihr wollet Alle ſchier vergehen,
Wie ich in ſtillem Weh.

Ihr möchtet Lina's Reiz beſitzen,
Und ich begehr' ihr Herz;
Wir können Beides nicht erlangen, —
Das iſt der tiefe Schmerz.

3.

Mir ſchien die Sonne ſtolz aus weiter Ferne,
Und drang mit glüh'ndem Strahl zum wunden Herzen;
Vor ſeiner Pracht erloſchen alle Sterne,
Doch fühlt' ich auch mein Auge brennend ſchmerzen.

Nun hab' ich todesfroh dich, Mond, gefunden,
Und deiner milden Züge ſanfte Wahrheit.
O, laß an deinem Strahl mich neu geſunden,
Und wandle meine Nacht zu lichter Klarheit.

4

Ich hatt' ein ſchönes Vaterland,
Das iſt verweht wie dürrer Sand;
Weiß nicht, wo es zu finden ſei —
Vorbei, vorbei!

Auch war mein ſüßes Lieb' darin,
Mit blauem Aug', mit keuſchem Sinn.
Nun iſt der Küſſe Tändelei —
Vorbei, vorbei!

Ich liebte Beide gar zu ſehr;
Doch welches minder, welches mehr?
Ich war durch Beide Beiden treu —
Vorbei, vorbei!

5.

Die lächelndzarte, wunderſüße Blume,
Die friſche Roſe hat ſie mir geſchenket,
Eh' ſie mit kaltem Spott mein Herz gekränket,
Das voll und glühend ſang von ihrem Ruhme.

Die Roſe will ich ſtill und ſorgſam pflegen,
Daß mir nicht Dorn und welke Blätter bleiben.
Will ſie in ewig jungem Boden legen,
Da ſoll ſie heimlich ihre Knoſpen treiben.

In's Herz will ich ſie pflanzen mir und ſetzen,
Doch Sonn' und Regen muß ſie in ſich ſaugen.
Drum will ich ſie mit meinen Thränen netzen,
Und Lina mag ſie ſonnen mit den Augen.

Die Fiſcherin.

Ueber die Angelruthe gebogen
Blickt lauſchend die Fiſcherin
Hinein in des Erlenbachs Spiegel
Mit ſtillem, kindlichem Sinn:

Sie blickt nach den glatten Forellen,
Die lüſtern am Grunde ſich müh'n,
Den Köber, den ſchlau ſie geboten,
Herab von der Angel zu zieh'n. —

Da tauchen mit Einem Male
Zwei freundliche Augen empor;
Die Fiſcherin bückt ſich erſchrocken,
Und ſchaut, wer die Augen verlor.

Doch kaum, daß ſie tiefer ſich bücket,
Erblickt ſie auch ſchon einen Mund,
Und außer den Beiden ein Antlitz
So blühend, ſo lockend, ſo rund. —

Daß ſie auf die arme Forelle,
Die juſt ſich gefangen, vergaß,
Und nur nach dem Antlitze ſpähte,
Dem ſie, — ach, zu nahe ſchon ſaß!

Denn plötzlich war's Antlitz verſchwunden,
Statt deſſen bog aber ein Mann
Sich ſchmeichelnd zur Fiſcherin nieder,
Und bot ſeine Liebe ihr an.

Die Fiſcherin nahm ſeine Liebe,
Und nahm die Forelle zugleich; —
Ich weiß nicht, was mehr ihr gefallen,
Der Fang jedoch nannte ſie reich! —

F. C. Scherer.

Der Goldschmidgeselle.

Altmeiſter Martins Tochter
Galt für ein ſchmuckes Ding!
Drum mocht' es wohl auch kommen,
Das ich d'ran Feuer fing.

Ihr bloß mein Herz zu bieten,
Das ſchien mir zu gemein; —
Ich wählte d'rum ein gold'nes,
Und hieß es Mittler ſein. —

An einem Nachmittage,
Da trat ich nun vor ſie;
Mein Herz lag auf der Zunge,
Die Angſt lag mir im Knie.

Ich bot ihr beide Herzen,
Mein's und das gold'ne, an. —
Ich bat, ſie möchte wählen! —
Da ging ſie lächelnd dran.

Das goldene behielt ſie,
Mein's gab ſie mir zurück. —
Mir war's, als müßt' ich ſterben!
Es war jedoch mein Glück!

Denn Gold nur war ihr Abgott,
Auf's Herz gab ſie nicht viel;
Behüth mich Gott, ihr Herren,
Vor ſolchem Liebesſpiel! —

F. C. Scherer.

Herbſtlieder

von Schober.

Der Holzſchlag.

Ich wandelte durch den Buchwald,
Der Herbſt geht ſchon zur Neige,
Es ſtarren graue Stämme,
Es drohen nackte Zweige.

Fahlbrauner Schutt umlagert
Die Schritte mir, und kniſtert;
Seid ihr es holde Blätter,
Die einſt ſo ſüß geflistert?

Die einſt ſo grün, ſo freudig,
In hoher Luft gehangen?
Wie welk ſeid ihr geworden,
Wie bleich ſind eure Wangen!

Wo ſind die holden Stimmen,
Die euch zum Tanze riefen?
Wo ſind die Nachtigallen,
Die ſelig bei euch ſchliefen?

Ihr habt ja nichts geſonnen,
Als Frieden und Ergetzen,
Ihr gabt nur Duft und Schatten,
Wer durfte euch verletzen?

Es hat der alte Baum euch
Verſtoßen und verdorben?
Er hat ſein eignes Schickſal
In eurem Loos erworben.

Ihr wart ſein Stolz, ſein Reichthum,
Ihn ſchmückte euer Prangen;
Man ſuchte eure Reize,
Wenn man zu ihm gegangen.

Dort ſteht er nun, verlaſſen
Seht ihr den alten Sünder,
Geſpenſtiſch, grau, unheimlich,
Und ächzt um ſeine Kinder.

Schon iſt im nahen Dorfe
Das blanke Beil gelichtet,
Bald ſchallen dumpfe Streiche,
Bald, bald iſt er gerichtet.

Der Laubſammler.

Blätter ihr, ihr holden Kleinen,
Die ſo oft mich traut umfangen!
Soll ich klagen, ſoll ich weinen,
Daß auch ihr dahingegangen?

Gingt ihr doch mit manchem Andern,
Das ich unter euch geträumet;
Iſt's doch Erdenloos, zu wandern,
Nichts kann bleiben, wenn's auch ſäumet.

Ihr war't jung und ſtolz und freudig,
Stolz, weil ihr euch kräftig fühltet;
O wie oft war ich euch neidig,
Daß ihr mit den Wolken ſpieltet.

Tauſend ſaftige Kanäle
Trugen aus der Erde Grüften
Euch die kleine friſche Seele
Bis hinauf zu Himmelslüften.

Und es ging Geſang, Geſchmetter,
Und Gejauchz durch alle Aeſte,
Als ob trunken Liedergötter
Sich vereint zum Freudenfeſte.

Weit von Süd und Oſt die Schaaren,
Alle Farben, alle Weiſen
Sieht man flattern, frei'n, ſich paaren,
Neſter bau'n, und Junge ſpeiſen.

Rothe Kätzchen ſpringen, purzeln
Durch die Zweige, Käfer jagen
Auf der Rinde, und die Wurzeln
Laſſen ſich's im Moos behagen. —

Nun iſt's aus! — ja aus. Kein Zeichen
Mahnt an jene laute Freude.
Dieſer Stämme fahle Leichen
Sind nur ſchlechte Augenweide.

Nun, ſo will ich nicht verſäumen,
Laub zum Kiſſen mir zu leſen,
Ruhen werd' ich d'rauf und träumen,
Wie es einſt ſo ſchön geweſen.

Auf dem Blätterlager.

Einſt ſangt ihr über mir,
Ihr Lieblichen, mit leiſen
Geheimnißvollen Ton
Die wunderſamſten Weiſen,
Ihr Blätter über mir.

Nun lieg' ich über euch
In wachen Traumes-Banden;
Ihr ſeid verſtummt, und habt
Mein Schmerzlied nicht verſtanden,
Ihr Blätter unter mir.

Wenn wieder über mir
Ihr rauſcht in Windeswehen,
Werd' ich eu'r Todtenlied
Das heiſ're dann verſtehen?
Ihr Blätter über mir.

Des Herzens Zweigeſpräch.

Was ſchreitet der Mann die Furchen nieder,
Was ſtreut er den goldenen Samen aus?
Der ſtarrenden Erde todte Glieder,
Sie ſtrecken ſich nicht zum Leben aus.
Der goldene Same, ſagt's dem Thoren,
Er wirft ihn hinaus, er iſt verloren.

Verloren? nein, die Mutter Erde
Verſagt ſich frommer Liebe nicht;
Sie hält ihn bis zum Frühlingswerde
Am Herzen, treu der Mutterpflicht.

Sie wartet ſein, ſie wird erſpähen,
Wenn's heimlich wird im Sonnenſtrahl,
Da läßt ſie grünend ihn erſtehen
Mit holden Blumen allzumal.

Was ſoll ich den klaren Sinn bethören
Mit Kindergeſchwätz und Ammentroſt?
Soll nicht auf das Todesröcheln hören
Der ganzen Natur in Sturm und Froſt?
Nicht ſeh'n, wie der Pulsſchlag der Erde ſtockt,
Der Schnee ſchon als Bahrtuch niederflockt?

Laß dich nicht irren Schein und Zeichen,
Die Liebe führt den Zauberſtab.
Der Liebe Macht muß Alles weichen,
Zur Wiege wandelt ſie das Grab.

Ihr wird des Sturmes Geheul und Röcheln
Zum Schlummerlied und Segensſpruch,
Die Schmerzgeberde wird zum Lächeln,
Zur Windel wird das Leichentuch.

Und wenn du meinteſt zu begraben,
Hat ſie das Bett nur aufgepfühlt,
Und ſpendet ihre beſten Gaben,
Wenn ſüßer Schlaf das Kind umſpielt.

O Gleißnerin! hab' ich's nicht empfunden?
Wer hat mir die frohe Saat gehegt
In hoffender Bruſt? Die herben Wunden
Im blutenden Herzen, wer gepflegt?
Die Hoffnung entfloh, die Keime ſtarben,
Die Bruſt iſt geſtählt durch rauhe Narben.

O, laß auch du den Muth nicht ſinken,
Das iſt der Herbſt; der Frühling kommt,
Die Zeit, wo holde Blumen winken,
Die Zeit, wo kein Verzagen frommt.

Wo ſelbſt der harte Fels in Blüthe
Aufjauchzt beim milden Sonnenſchein,
Und glaubſt du wohl, daß das Gemüthe
Des Menſchen härter iſt, als Stein?

In deinem Innern lebt die Liebe,
Scheint auch die Hoffnung kalt und todt,
Sie ruft einſt die erſtarrten Triebe
Verjüngt zum ſchönen Morgenroth.

Welche Zuverſicht hebt den Wunderflug
Und umkreiſt mich wie tröſtender Engel Schaar,
Und tilgt von der Stirne den Schmerzenszug?
Im Innerſten wird es freudig klar:
Der Liebe Leben kann nicht enden,
Es wird ſich Alles zum Heile wenden!

Ja, ſtreue den gold'nen Samen auf's Neue,
Den Samen der Liebe in's kranke Herz.
Ihn faßt die Sehnſucht, ihn hält die Treue,
Wie Muttermilch nährt ihn der alte Schmerz.
Und was ich gelitten, und was ich verloren,
Durch die Liebe wird Alles neu geboren.

Denn ſchon in der Tiefe fühl' ich, wie's lebt,
Das zerſtückte Gefühl ſich frohlockend eint,
Wie's erſtarkt und erwärmt zur Höhe ſtrebt,
Und an der Oberfläche zu naſchen ſcheint;
Es ſpielt mit den Wurzeln, es hebt die Scholle,
Als ob ſich's als Quelle ergießen wolle.

O traue der Regung, ſie bricht ans Licht,
Nimm Beſitz von der Fluth, die beſeelend quillt,
Neig ihrem Spiegel dein Angeſicht,
Treu wird ſie ſchaukeln dein liebes Bild.
Du wirſt die Saat, vertraut den Winden,
Am Ufer als Blumen wiederfinden.

Sie ſollen ſich ſchlingen, ſie ſollen ſich ſchmiegen,
Und ſich verflechten zum bunten Kranz,
Geſchmückt und verſchönt dein Bild zu wiegen
Auf der klaren Wellen freudigem Tanz.
Doch denke, wenn ſie dich ſinnig verklären,
Daß ſich alle aus meinem Herzen nähren.

Fr. v. Schober.

Nüſſe

zum

Aufknacken für ſchöne Zähne.

Räthſelkranz.

Von Heinrich Adami.

---

1. Charade.

Wenn Aerger und der wilde Zorn
Dir Deinen Gleichmuth beugen,
So wird in Deinem Angeſicht
Sich bald die Erſte zeigen.

Biſt Du, was Dir die Zweite nennt,
So ſiehſt Du niemals nieder;
Die Dritte kommt und wandert fort,
Und kehret nie mehr wieder.

Fügſt Du das letzte Paar zuſamm,
So ſiehſt Du viele Gäſte
Darbringen manchen reichen Wunſch
Bei einem frohen Feſte.

Das Ganze iſt 'ne bange Nacht,
Mit Mord befleckt, geweſen,
Von der wir jezt mit Schaudern noch
In der Geſchichte leſen.

2. Logogriph.

12345 — 2345 — 354.

Das Erſte treibt ein gefährliches Spiel
In kriegeriſchen Zeiten,
Oft ſah man's, war es nicht fein genug,
Sich ſchnellen Tod bereiten.

Das Zweite iſt ein Bauer nur,
Doch ſicher nicht zu verachten,
Oft bringt er es zum Offizier
Im Wechſelſpiele der Schlachten.

Die Dritte iſt ein unglückliches Weib,
Von Juno zum Tode getrieben,
Zu deren Erinn'rung in Griechenland
Die Iſthmiſchen Spiele geblieben.

---

3. Charade.

Sah einmal ein blutjunges Mädchen
In's Buch der Liebe hinein,
So möchte ſie gern auf der Stelle
Die Erſte, wie Andere, ſein.

Der ernſte Mann aber, den Dir
Das nächſte Sylbenpaar nennt,
Der ſitzt voll Anſtand und Würde
Zu London im Parlament.

Im Ganzen ſiehſt Du einen Schreier,
Der Dir viel' Wunder erzählt,
Jedoch für all' ſeine Lügen
Gar wenig Glauben erhält.

---

4. Charade.

Es ſaßen viel Mädchen und Herren
Beim Ganzen im weiten Kreis, —
Und mancher ſchelmiſchen Schönen
Ward ſchon gewaltig heiß.

Die erſten Zwei hielt ich verborgen,
Nahm ein's nach dem andern heraus,
Und theilte ſie in der Geſellſchaft
Mit langen Umſchweifen aus.

Da kam ich denn auch auf mein eig'nes, —
Luischen gab mir einen Kuß,
Doch that ſie's wahrhaftig nicht gerne,
Wozu ſonſt der Verdruß?

Ich aber ſagte ihr heimlich:
„Ei, küſſen Sie mich ohne Scheu!“
Und meinte, was könnt' es denn ſchaden,
Da es die *Dritte* nur ſei?

5. Homonyme.

Du wandelſt gern in meinem kühlen Schatten,
In meinem grünen, friſchen Luſtgeheg,
Und ſuchſt bald in der Freunde frohem Kreiſe,
Bald einſam mit dem Buch durch mich den Weg.

Doch bin und bleibe ich nicht ſtets daſſelbe,
Wenn ich in Wort und Schrift auch bleibe gleich:
Denn ich benenne Dir den kühnen Wand'rer,
Der einſt durchzog des Negers wüſtes Reich.

6. Charade.

Vom *Ganzen* würd' ich gerne leben,
Hätt' es das Glück mir nur geſchenkt, —
Mein Ohm, der könnt' es mir ſchon geben,
Wenn er beim Teſtament d'ran denkt:
Doch denkt er jetzt noch nicht an's Sterben,
D'rum hat's auch Zeit mit meinem Erben.

Und theilſt das Wort Du in zwei Theile,
Nennt Eins des Oheims Aufenthalt,
Das Andere, wohin ich eile,
Sobald die Erbſchaft ausbezahlt:
Denn längſt hab' ich mir vorgenommen,
Nach Rom und weiter noch zu kommen.

7. Charade.

Fahr' hin, Du falſche Schöne!
Der ich die Erſte war,
Nicht einmal eine Thräne
Bring meinem Schmerz ich dar.

Nicht klag' ich ob der Zweiten,
Wie ſie auch ſchmerzlich iſt:
Und ſag' es allen Leuten,
Daß Du das Ganze biſt!

8. Charade.

Das Erſte beſetzt man im Damenſpiel,
Das Zweite wird kunſtreich gewoben,
Das Dritte und Vierte wird als Genie
Vor Allen mit Ehren erhoben.

Das Ganze: der, ein hochſtehender Mann,
Ein blutiges Handwerk treibet,
Iſt glücklich, wenn vom Erſten er nur
Das Dritte und Vierte bleibet.

9. Charade.

Die erſten Zwei hörſt Du voll Angſt und Graus
In Bürger's wilder Lenore,
Sie öffnen dem Liebespaar mit Gebraus
Des Brautbetts modernde Thore.

Die Dritte zeigt Dir den denkenden Mann,
Iſt ſie nicht vom Blödſinn gebunden:
Und wenn Einer Großes auf Erden erſann,
Hat's dort ſeinen Urſprung gefunden.

Ich Ganzes bin ein geflügeltes Thier,
Und ſcheu' mich vor blendender Helle,
Ich trage mich ſelber als Sinnbild auf mir,
Doch rühr' ich mich nie von der Stelle.

10. Logogriph.

Mit K ernähr' ich Dich,
Mit M da trinkſt Du mich,
Mit R bin ich ein Fleck,
Mit P bring ich Dich weg.

11. Charade.

Bei'm Erſten mag man Braten und Kuchen,
Und köſtliche Weine im Ueberfluß ſuchen;
Doch beſſer noch ſchmeckt es, ſitzt freundlich das Zweite
In lieblicher Mädchengeſtalt Dir zur Seite.

Die Zeit verrinnt unter Scherzen und Lachen,
Du wärſt gleich dabei, gar Hochzeit zu machen,
Erhitzt von Champagner und Liebe, — auf Ehre!
Fragſt Du nicht, wie groß ihr Ganzes denn wäre?

Kern der Nüsse.

1. Bluthochzeit.
2. Spion. Pion. Ino.
3. Großſprecher.
4. Pfänderſpiel.
5. Park.
6. Capitalien. Cap. Italien.
7. Treulos.
8. Feldzeugmeiſter.
9. Todtenkopf.
10. Koſt. Moſt. Roſt. Poſt.
11. Mahlſchatz.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

HULDIGUNG den FRAUEN.

TASCHENBUCH

für das Jahr 1837.

Herausgegeben

von

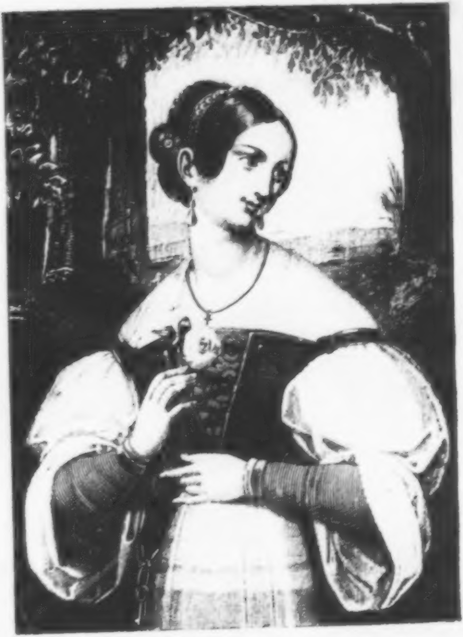
J. F. CASTELLI.

Fünfzehnter Jahrgang.

[illegible]

WIEN

bei Fr. Tendler.



Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Inhalt.

I.

Proſa.

Seite

Beck (Louiſe): Das Skelet. (Erzählung) . . . . . . [illegible]
Feldern Rolf (Mathilde): Wilhelm Oberbeck. (Erzählung) 237
Stegmayer (Carl): Der Unheilbare. (Novelle) . . 337
Straube (C.): Der Cadet. (Novelle) 86
Told (F. X.): Der Uhrmacher von Genf. (Novelle) . 169

II.

Gedichte.

Anderſen (H. C.):
- Das ſterbende Kind . . . . 7[illegible]
- Der Spielmann . . . . 7[illegible]
- Muttertraum . . . . [illegible]

Braun von Braunthal:
- Die Geſchwiſter 419
- Stilles Glück 420

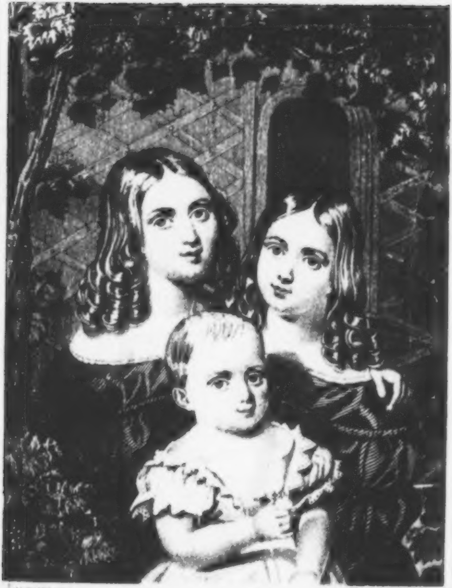
Carlopago: Welche Luſt gewährt das Reiſen! . . . 236
Fitzinger: Die Liebesprobe . . . . . . [illegible]

Seite
Frankl (Ludwig Auguſt): Portrait 234
Grün (Anaſtaſius): Das Muſikantendorf 171
Hammer-Purgſtall. Fünf Epigramme Marots (überſetzt von) 81
Kaltenbrunner (A.): Häuslicher Herd 124
Langer (Joh.): Sängers Liebe und Tod. (Romanze) . 159
Liber (Ludwig):
Meine Bibliothek 140
Die Radicalen. (Ein poetiſcher Scherz) 168
Scherer (F. C.):
Januskopf 77
Der Fiſcherknabe 78
Scheyrer (Ludwig): Die bleichen Männer 232
Schober (Franz von): Blumenballaden 163
Schulheim (Hyazinth von): Lieder vom gebrochenen Herzen 229
Seidl (Johann Gabriel): Nachklänge. (Lieder) . . . 51
Sileſius (Eduard): Hänfling und Lerche 235
Treitſchke (Friedrich): Werth der Gegenwart 116
Tſchabuſchnigg:
Richtung 72
Vor einem Heidefeld 73
Eine Trauung 74
Vogl (Joh. N.): Die Jagd des Todes. (Ballade) . . 79

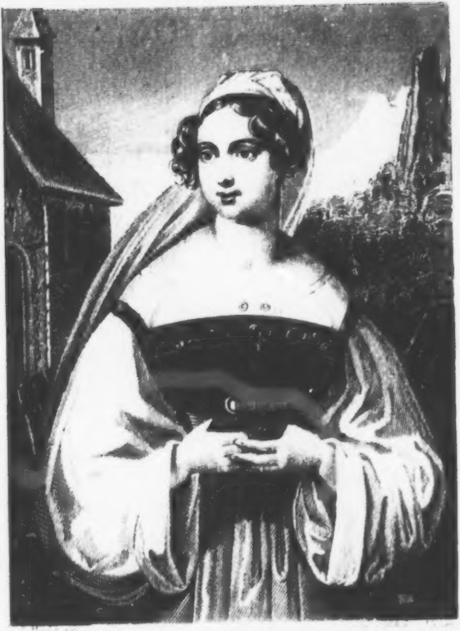
Zu den Kupfern.

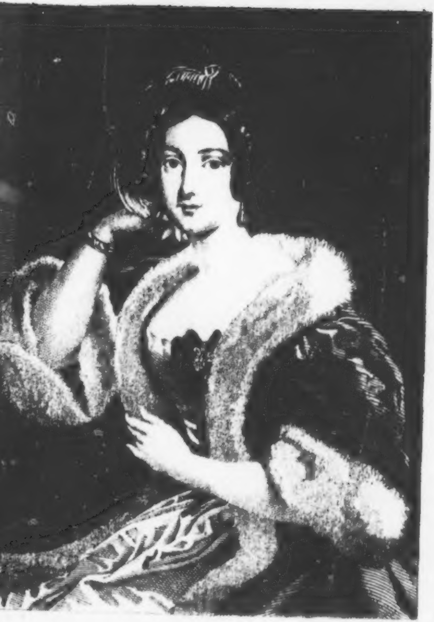
---

1. Titelkupfer, zur Erzählung: „Wilhelm Oberbeck,“ von Mathilde Feldern Rolf.
2. Zu dem Gedichte: „Die Geſchwiſter,“ von Ritter Braun von Braunthal.
3. Zur Novelle: „Der Unheilbare,“ von Carl Stegmayer.
4. Zur Erzählung: „Der Uhrmacher von Genf,“ von F. X. Told.
5. Zur Erzählung: „Das Skelet,“ von Louiſe Beck.
6. Zu dem Gedichte: „Stilles Glück,“ von Ritter Braun von Braunthal.



[illegible] [illegible]





Huldigung den Frauen.

Das Skelet.

(Erzählung von Louiſe Beck.)

„Läßt ſich das verwünſchte Leichengeſicht denn ſchon wieder in meiner Nähe ſehen?“ Mit dieſen Worten wandte ſich Graf Albrecht von Waldburg, ein junger Officier, zu ſeinem Begleiter und zeigte, lebhaft aufgeregt, nach dem Orte, woſelbſt der Gegenſtand ſeiner Entrüſtung weilte. „Beim Himmel!“ fuhr er fort, „dieſer Alte, der mich raſtlos verfolgt, mir ſtets wie mein eigener Schatten nachſchleicht und wie ein aus dem Grabe emporgeſtiegenes Geſpenſt drohend an mir vorüberſchreitet, wird mich noch ſo weit bringen, ihn mit Gewalt zu entfernen, wenn er nicht in Gutem von mir laſſen will.“

„Fürwahr,“ erwiederte ſein Gefährte, ebenfalls ein junger Krieger, indem er, plötzlich ſtehen bleibend, eine in einer geringen Entfernung von ihnen wandelnde gebückte Geſtalt aufmerkſam betrachtete, „das Antlitz dieſes Greiſes hat wirklich etwas Schauerliches und doch auch Mitleid Erregendes. Er ſcheint bereits ein ſehr hohes, außergewöhnliches Menſchenalter erreicht zu haben! Seine Todtenfarbe, die eingefallenen Augen, der ſtille Gram in ſeinen Zügen, die tiefen Furchen der kahlen, nur von wenig ſilberweißen Haaren bedeckten Stirne, machen ihn eben ſo anziehend als abſtoßend; aber wie kommt er dazu, gerade dich ſo auffallend zu verfolgen? Kennſt du ihn?“ —

„Erſt ſeit ich hier in Prag bin, finde ich den Alten faſt täglich auf meinem Wege,“ entgegnete Albrecht halb laut, „er folgt mir unermüdet in einiger Entfernung nach, wohin ich mich auch wende, faltet, wenn ich unwillig nach ihm umblicke oder eine drohende Bewegung ihn zurückweiſt, bittend die Hände, und ſieht mich mit einem Ausdruck von Schmerz in ſeinen Zügen an, daß ich mich eines unwillkürlich in mir aufſteigenden Mitleids nicht zu erwehren vermag. Oft ſcheint es mir auch, als dränge es ihn, mir irgend ein Geheimniß zu vertrauen, er tritt mir dann näher als gewöhnlich, ſeine Lippen zucken, ſeine Geberden drücken die heftigſte innere Erſchütterung aus, dann aber, wenn ich in einem ſolchen Augenblicke, meinen Widerwillen überwindend, ruhig ſtehen bleibe und abwarte, daß er ſein Schweigen brechen, daß er mir endlich ſagen ſoll, was ihn quält, iſt es wieder, als verſchließe eine unſichtbare Macht ihm gewaltſam den Mund, er bebt gleichſam wie vor ſich ſelbſt erſchreckend zurück und flieht mich, ſo ſchnell er es vermag, um vielleicht ſchon am folgenden Tage daſſelbe Spiel aufs Neue zu beginnen.“

„Seltſam!“ nahm Leopold von Kalling, ſo hieß Albrechts Freund, das Wort, „haſt du dich ſeither nicht näher nach dem wunderbaren Alten erkundigt? Weißt du nicht, wer er iſt, was er treibt, und wie er denn eigentlich hier lebt?“

„Was ich von ihm erfahren konnte, iſt im Grunde nur wenig,“ antwortete Albrecht, „er ſoll, wie man mir ſagte, in ſeiner Jugend ein armer Maurergeſelle geweſen ſein, der ſeinen alten, ſchwachen Vater mit dem angeſtrengteſten Fleiße zu ernähren bemüht war. Plötzlich bemerkten ſeine damaligen Nachbarn an der gänzlichen Veränderung ſeiner ſonſt gewohnten Lebensweiſe, daß er in einen Wohlſtand verſetzt worden ſein müſſe, deſſen Quelle man eben ſo wenig zu errathen, als ihn ſelbſt zu einer nähern Erklärung darüber zu bewegen vermochte. Auf alle über dieſen Punkt an ihn gerichteten Fragen ſoll er weiter nichts geantwortet haben, als das: was er beſitze, habe er mit der ſchwerſten Arbeit ſeines Lebens erworben, deshalb dürfe ihm auch Niemand ſein gegenwärtiges Eigenthum beneiden. Da nun der Meiſter, bei dem er in Brot ſtand und der die Achtung aller ſeiner Mitbürger genoß, ihm gerade damals ſeine einzige Tochter zum Weibe gab, ſo argwohnte Keiner etwas Böſes. Die Meiſten glaubten vielmehr, daß er einen Schatz gefunden haben müſſe, tauſend abenteuerliche Gerüchte verbreiteten ſich über das wie und wo? allein, wie es zu gehen pflegt, man ward es endlich müde, über eine Sache zu ſprechen, die doch Niemand ergründen konnte, gewöhnte ſich an Meiſter Prokops Wohlſtand, und wurde ſelbſt durch das ernſte, faſt ſchwermüthige Weſen, welches nach und nach an die Stelle ſeiner früheren Heiterkeit trat, nicht beſonders aufmerkſam, da man überzeugt war, ſein jetziges zurückhaltendes Betragen ſei eigentlich nur eine Folge der ſtolzen Würde, die der Reiche und Angeſehene gegen den Armen nothwendig annehmen müſſe. Übrigens," ſchloß Albrecht ſeinen Bericht, „ſind darüber ſo undenklich viele Jahre hingegangen, daß ſelbſt die allerälteſten Nachbarn ſich Prokops früherer Jugendzeit nicht mehr erinnern können, ich mußte mich daher mit der geringen Auskunft begnügen, die ich von meinem räthſelhaften Verfolger erhielt, und die mich glauben läßt, daß irgend eine fixe Idee den vielleicht kindiſch gewordenen Alten an meine Ferſen bindet."

Während dieſes Geſpräches hatten die beiden Freunde den Hradſchin erſtiegen. Zu ihren Füßen lag die ſanft aufſteigende Häuſermaſſe der ſogenannten Kleinſeite Prags; ſtolz ragten die Thürme der St. Nikolauskirche empor; majeſtätiſch rauſchte die Moldau in der Tiefe unter ihnen, deren prachtvolle mit ſchönen Statuen geſchmückte Brücke die Altſtadt mit der Kleinſeite verbindet. Maleriſch hingeſtreut, zogen zwei kleine, von den Wellen freundlich umſpielte Inſeln ihre Blicke auf ſich, die ſie nur losriſſen, um mit ſcharfen Augen die Thurmſpitzen des uralten Schloſſes Wiſchehrad, des Lieblingsaufenthaltes der ſchönen Königin Libuſſa, aufzuſuchen und ſich in Böhmens graueſte Vorzeit zurückzuträumen.

Lange ſtanden die beiden jungen Krieger ſchweigend in den herrlichen Anblick verſunken, der ſich ihnen von allen Seiten darbot; endlich ſeufzte Albrecht tief auf, reichte ſeinem Freunde heftig bewegt die Hand und wandte ſich, um zu gehen, Leopold aber hielt ihn feſt, ſah ihm mit liebevoller Innigkeit ins Auge und ſprach ſanft: „Du leideſt, Waldburg, wirſt du mir aber ſtets verhehlen, welch ein Kummer ſo quälend an deinem Herzen nagt? Soll ich nie erfahren, was dir, dem blühenden, kraftvollen Jünglinge, ſchon jetzt alle Freuden des kaum begonnenen Lebens raubt?“

„Das Schickſal!“ antwortete Albrecht nach einer kleinen Pauſe düſter, „ein finſteres, unerbittliches Verhängniß, welches ſeit langen Jahren über meinem Hauſe waltet, der Gedanke, daß mit mir ein ehedem weit verzweigtes Geſchlecht ſpurlos von der Erde verſchwindet, und endlich die eiſerne Nothwendigkeit, die meinen Willen beugt und all' meinen Wünſchen, all' meinem Streben hemmend entgegentritt.“

„So ſchenke mir endlich dein Vertrauen!“ rief Leopold mit inniger Wärme, „laß mich wiſſen, ob vielleicht die Freundſchaft etwas für dich zu thun vermag? Entdecke mir —“

„Ich kann nicht, ich darf nicht!“ unterbrach ihn Waldburg heftig, „laß,“ fügte er nach einem kurzen Stillſchweigen hinzu, „laß den dunkeln Schleier, der die Vergangenheit verhüllt und meine Zukunft umnachtet, unberührt, es könnten Geſtalten ſich verwirklichen, die jetzt nur noch Phantome meiner Einbildungskraft ſind, es könnten Räthſel ſich löſen, die beſſer in ewiger Finſterniß begraben bleiben; glaube mir, mein Freund, es iſt nicht wohlgethan, den Riegel wegzuſchieben, der die Pforten der Unterwelt dem Auge des Sterblichen heilſam verſchließt.“ — Albrecht hatte die letzten Worte mit einer ſo gewaltſamen Erſchütterung ausgeſprochen, er ſchien ſo ſchmerzlich ergriffen, daß ſein Freund, ohne weiter in ihn zu dringen, das Geſpräch ſchnell abbrach. Beide begaben ſich nunmehr auf den Rückweg und bemerkten, in tiefes Nachdenken verſunken, dießmal den wunderbaren

Alten nicht, der ihnen in einiger Entfernung nachſchlich und jede Bewegung Albrechts mit ängſtlichen, faſt ſehnſüchtigen Augen verfolgte.

Graf Albrecht von Waldburg war der letzte Sprößling eines altadeligen Geſchlechtes. Die Güter ſeiner Ahnen lagen theils im öſterreichiſchen, theils im böhmiſchen Gebiete; allein Parteigeiſt, Meinungseifer und blinder, ungezügelter Ehrgeiz hatten ihnen während des dreißigjährigen Krieges den größten Theil ihrer Beſitzungen geraubt; ſo befand ſich zum Beiſpiel noch ein prachtvolles Schloß nebſt den dazu gehörigen Ländereien in Niederöſterreich, es war das Erbtheil einer Gräfin Eliſabeth von Ulmſtein, welche ſich vor Ausbruch des Krieges mit dem Grafen Nikolaus von Waldburg, dem damaligen Stammherrn, vermählt und ihm jenes Schloß als Heirathsgut zugebracht hatte. Aber nach dem plötzlich erfolgten Tode Eliſabeths, der in jener Zeit zu gar mancherlei ſeltſamen Vermuthungen Anlaß gegeben haben ſoll, waren wunderbarer Weiſe auch alle Documente, welche dieſes Beſitzthum den Nachkommen Waldburgs ſicherten, ſpurlos verſchwunden. Weder im Archiv des Schloſſes, noch unter den ſorgfältig unterſuchten Papieren des Grafen fanden ſich jene wichtigen Schriften. Die Familie derer von Ulmſtein, durch verrätheriſche Kundſchafter von dem Verluſte derſelben nur allzubald unterrichtet, beſtritt daher nach dem Ableben des Grafen Nikolaus, der ſeiner Gemahlin in ſehr kurzer Zeit folgte, die Rechte der Waldburgiſchen Erben, und dieſe mußten, außer Stand geſetzt, ihre Anſprüche beweiſen zu können, ſich ein Eigenthum entreißen laſſen, mit dem ſie einen ſehr bedeutenden Theil ihrer Macht und ihres Anſehens verloren, mußten ſpäter, verarmt an Glücksgütern, gebeugt von unvorhergeſehenen, ſtets ſich häufenden Unglücksfällen, ſich auf ihr Stammſchloß zurückziehen und dort ihr Leben in dunkler Abgeſchiedenheit vertrauern.

Je glänzender die Grafen von Waldburg früher am Hofe des Kaiſers erſchienen waren, je mehr Auszeichnung ſie einſt in der großen Welt genoſſen hatten, um deſto ſchmerzlicher empfanden ſie ihre jetzige bedauernswürdige Lage, ſo wie den gänzlichen Verfall ihres Hauſes. — Der Gram raffte Einen nach dem Andern frühzeitig hinweg, ſelbſt Albrechts Vater ſtarb, als dieſer ſich noch im Knabenalter befand, und nur dunkle, unverbürgte Sagen, theils die verſchwundenen Dokumente, theils eine ſchwere, jedoch nicht zu entdeckende Schuld betreffend, welche ſeit beinahe hundert Jahren auf ſeinem Hauſe laſte, waren es, die Albrecht nach und nach von einem alten, treuen Diener ſeines verſtorbenen Vaters erfuhr.

Dieſe Sagen hatten das reizbare Gemüth des reifenden Jünglings umdüſtert; ſeine lebhafte Phantaſie rief aus dem Dunkel der Vergangenheit Schreckbilder hervor, die er nicht immer zu verbannen vermochte. Ohne abergläubig zu ſein, erſchien ihm das auffallende Unglück, welches ſeine Familie ſeit ſo langer Zeit verfolgte, doch wohl als ein Strafgericht des Himmels; er glaubte ſogar, es ſei ſein Wille, daß der unglückliche Name Waldburg von der Erde vertilgt werde, und beſchloß daher unvermählt zu bleiben, damit er, der letzte ſeines Stammes, dieſen Willen gehorſam erfülle. — Er hatte jetzt das Alter erreicht, das ihn fähig machte, Kriegsdienſte zu nehmen; feſt entſchloſſen, die Wohnung ſeiner Väter zu verlaſſen, die ihm, dem Enkel, unheimlich, ja faſt Grauen erregend vorkam, ſäumte er nicht, die hierzu nothwendigen Schritte vorbereitend zu thun, er brachte ſeine Angelegenheiten in Ordnung, ein treuer Diener erhielt die Aufſicht über das alte Schloß, er ſelbſt aber eilte ohne Zögern der prachtvollen Kaiſerſtadt zu, woſelbſt er die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches zu erreichen hoffen durfte.

Albrecht hatte ſich nicht getäuſcht; er befand ſich erſt kurze Zeit in der ſchönen, herrlichen Hauptſtadt, als es ihm ſchon gelungen war, die geſuchte Anſtellung zu erhalten. — Noch lebte mancher tapfere Krieger, der ſich des Namens Waldburg mit freundſchaftlicher Wärme erinnerte; noch gedachte mancher Greis mit inniger Theilnahme dieſes edlen, dem gänzlichen Untergange ſo nahen Geſchlechtes; ihre Fürſprache, mehr noch ſein gewinnendes Aeußere, ſein adeliger Sinn, ſeine Beſcheidenheit, erwarben ihm bald die Gunſt der höheren Behörden; er ſah ſich ausgezeichnet, ehe er es erwarten durfte, ſah ſich mit entgegenkommender Freundlichkeit behandelt, ohne etwas dafür gethan zu haben, und würde glücklich geweſen ſein, wenn der dunkle Schleier, welcher über ſeinen Familienereigniſſen lag, ihm nicht ſtets wie eine finſtere, Unheil verkündende Wolke vorgeſchwebt und jede Ausſicht in eine fröhliche Zukunft verhüllt hätte.

Es war an einem heiteren, ſonnenhellen Frühlingsmorgen, als das feierliche Geläute der Glocken die frommen Bewohner der herrlichen Kaiſerſtadt nach der Kirche rief. Auch Albrecht, angelockt von den feſtlichen Klängen, eilte zur Kirche, um in ihren, die heiligſte Ehrfurcht erweckenden Hallen dem Himmel ſeine Wünſche zu vertrauen. — In ſich verſunken, mehr mit der Seele, als mit den Lippen betend, ſtand er lange Zeit, ohne die ihn umgebende Menge von Andächtigen zu beachten, die gleich ihm gekommen waren, dem Höchſten zu dienen; plötzlich aber ward ſeine Aufmerkſamkeit auf eine ſonderbare Weiſe erregt, er ſah nämlich ein tief verſchleiertes weibliches Weſen vor einem nur wenige Schritte von ihm entfernten Seitenaltare, den das Bild der heiligen Jungfrau ſchmückte, niederſtürzen, ſah ſie das Haupt zur Erde beugen, und hörte ſie zugleich die leiſen, jedoch ihm völlig verſtändlichen Worte fliſtern: „Heilige des Himmels, erbarme dich meiner! Du kennſt meinen Kummer, kennſt die namenloſen Qualen, die ich erdulden muß, ſende, o ſende mir darum bald einen Retter, oder gib mir den Tod, daß er meine Leiden wohlthätig ende!“

Dieſe Worte, welche unverkennbar nur die höchſte Verzweiflung ausgeſprochen hatte, machten einen nie gefühlten, erſchütternden Eindruck auf Albrecht, der wie angefeſſelt ſtehen blieb und von nun an kein Auge mehr von der ihm ſo intereſſant gewordenen Unglücklichen verwandte. Ihre Geſtalt, ſo viel er davon erkennen konnte, war zart und edel geformt, die feinen Hände, welche ſie gefaltet emporhob, der kleine, zierliche Fuß, der unter dem weiten Gewande der Knienden ſichtbar ward, die bezaubernde Anmuth ihrer Bewegungen, die ſich auch im Schmerz nicht verläugnete; alles dieß bewies dem Jünglinge, daß die Leidende durchaus nicht von geringer Herkunft ſein, ſondern unfehlbar den höheren Ständen angehören müſſe. — Nach reiflicher Ueberlegung, was er nach dem Gehörten beginnen ſollte, beſchloß er, fürs Erſte zu warten, bis ſie ihre Andacht enden und die Kirche verlaſſen werde; dann wollte er ihr folgen, wollte ſie wo möglich anreden, ihr ſeinen Beiſtand anbieten, in ſo fern er denſelben zu leiſten im Stande wäre, und auf dieſe Weiſe den Willen des Himmels erfüllen, der ihn, wie er feſt überzeugt war, abſichtlich zum ungeahnten Zeugen ihres geheimen Kummers gemacht hatte.

Jetzt war die heilige Handlung vorüber; der Prieſter verließ den Altar, allmälig erhoben die Betenden ſich von ihren Knien und verließen nach und nach die Kirche, deren Räume immer leerer wurden; auch die Verſchleierte richtete endlich ihr bisher tief geſenktes Haupt in die Höhe, blickte noch einmal ſehnſüchtig nach dem Bilde der Gnadenmutter und ſtand dann langſam auf, um ſich gleich den Uebrigen zu entfernen; da glaubte Albrecht, daß jetzt der rechte Augenblick gekommen ſei, ihr einige Worte zuzufliſtern; er eilte ihr daher ſogleich nach, erreichte ſie dicht am Ausgange einer Seitenpforte und ſprach nunmehr mit leiſem, faſt ſchüchternem Tone: „Verzeiht mir meine vielleicht allzugroße Kühnheit, edle Unbekannte! allein wer Ihr auch ſein möget, Euer eigener Mund gibt mir ein wohlgemeintes Recht zu dieſem Euch ſicher unziemlich erſcheinenden Beginnen! Ihr habt noch vor wenigen Minuten die heilige Jungfrau um einen Retter aus großer Bedrängniß angefleht, und er ſteht hier vor Euch, dafern Muth, Beharrlichkeit und redlicher Wille mich fähig machen, die ſchönſte Pflicht des Mannes zu erfüllen.“

Erſchrocken bebte die Fremde bei dieſer unerwarteten Anrede zurück; ſie ſchien keiner Antwort mächtig, ſchien unſchlüſſig zu ſein, ob ſie bleiben oder fliehen ſollte. Albrecht bemerkte ihre Beſtürzung und fuhr fort: „Fürchtet keine Unbeſcheidenheit von mir, edle Dame, glaubt nicht, daß ich den Zufall, der mich in Eure Nähe führte, der mich zum Zeugen Eurer Andacht machte, mißbrauchen werde! Der Himmel ließ mich, Euch unbewußt, Euren Ausruf hören; — wie? wenn er ſelbſt mich zu Eurem Beſchützer erkoren hätte? könntet, dürftet Ihr mich dann wohl von Euch ſtoßen?“

Die Fremde ſchwieg noch immer; ein leiſes Zittern verrieth die heftige Bewegung, in welcher ſie ſich befand; ſchon wollte Albrecht, den dieß fortdauernde Schweigen kränkte, ſich entfernen, ſchon glaubte er in ſeinem wohlgemeinten Eifer zu weit gegangen zu ſein, da liſpelte ſie endlich kaum vernehmbar: „Edler Herr, verzeiht einer Unglücklichen ihre unbeſonnenen Worte! verzeiht ſie ihr um ſo eher, als ſie von der ganzen Welt verlaſſen, nur von Gott allein noch Troſt und Hilfe hoffen darf; wollt Ihr mir jedoch eine Wohlthat erweiſen, ſo nennt mir Euren Namen, damit ich ihn, Eures edlen Erbietens dankbar gedenkend, in mein Gebet einſchließen kann.“

„Wenn der Name hier etwas zur Sache thut,“ antwortete Albrecht nicht ohne einige Bitterkeit, „ſo mag ich ihn Euch gerne nennen, „wiſſet, ich heiße Albrecht Graf von Waldburg.“ — „„Waldburg?““ unterbrach ihn die Unbekannte, beinahe laut aufſchreiend, „„Waldburg?““ wiederholte ſie im Tone freudiger Ueberraſchung, „„ja, Ihr könnt, Ihr werdet mein Retter ſein!““ fügte ſie mit etwas gemäßigterer Stimme hinzu, „„Gott hat mein heißes Flehen erhört, er ſelbſt ſandte Euch, mich zu befreien; ſeid daher morgen um dieſelbe Stunde wieder hier, dann ſollt Ihr Alles erfahren.““ — Nach dieſen Worten eilte die Verſchleierte ſchnell von dem ihr verwundert nachſtarrenden Albrecht hinweg; ſo gern ihr dieſer nun auch gefolgt wäre, ſo haſtig er ihr nachſchritt, eben ſo unmöglich ward es ihm, ſie im Auge zu behalten, da ſie in der ungeheuren Menſchenmenge, welche, theils aus der Kirche kommend, theils ihren Geſchäften oder Zerſtreuungen obliegend, ſich durch die Straßen drängten, nur allzubald verſchwunden war.

Albrecht konnte am folgenden Morgen kaum die Stunde erwarten, die ihn wieder nach der Kirche rief. — Das ganze Weſen der ſchönen Unbekannten, ihre lebhafte, ihm unbegreifliche Freude beim Nennen ſeines Namens, ihr plötzliches, eben ſo wunderbares Vertrauen, daß er, gerade er ſie retten werde, erregten ſeine Neugierde ſo ſehr, als ſeine Theilnahme für ſie durch alles dieß erhöht ward; endlich nahte der heiß erſehnte Augenblick, endlich ſtand er wie geſtern an der ihm wohlbekannten Stelle und harrte der räthſelhaften Erſcheinung — da nahte ſie, verhüllt wie am vorigen Tage, ſank an dem Seitenaltare nieder, beugte ihr Haupt tief zur Erde, und ſchien, in glühender Andacht verſunken, der Welt und ihren mannigfachen ſchwer drückenden Leiden faſt gänzlich entrückt zu ſein.

In unruhiger, beinahe ängſtlicher Spannung erwartete Albrecht heute das Ende des Gottesdienſtes; ſein Geiſt beſchäftigte ſich mit dem muthmaßlichen Schickſale der Unbekannten; wie in einem Traume befangen, blickte er auf die verſammelte Menge, die ſich ihrer Andacht in ungeſtörter Ruhe überließ und endlich nur langſam entfernte; jetzt ward es allmälig leerer, jetzt durfte er hoffen, daß auch die Unbekannte ihr Gebet bald vollenden und ihn aus ſeiner peinlichen, zwiſchen Erwartung und Zweifeln ſchwankenden Lage befreien werde. Es geſchah. Mit einem kaum merklichen Winke ſchwebte die ſchlanke Geſtalt an ihm vorüber, als ſie die Kirche verließ; er gewahrte, daß ſie heute einen andern Ausweg wählte, errieth ihre Abſicht, und folgte ihr vorſichtig nach, als ſie mit raſchen Schritten um die Ecke einer Straße bog und hierauf in ein kleines, finſteres Gewölbe trat, in welchem eine alte Frau verſchiedenerlei Waaren feilbot.

Die Alte mußte ſeine Unbekannte kennen, denn nach einem ehrerbietigen Handkuſſe öffnete ſie ſogleich eine Thüre im Hintergrunde des Gewölbes, die Verſchleierte ſchlüpfte, ohne ſich umzublicken, raſch hinein und nach wenigen Sekunden ſtand auch Albrecht in dem kaum einige Fuß breiten Winkel an ihrer Seite, die Auflöſung des ihm ſo wichtig gewordenen Räthſels erwartend. — Nach einer kurzen Pauſe, in welcher die Fremde ſich mit ſichtbarer Anſtrengung zu faſſen ſuchte, nahm ſie endlich das Wort und ſprach: „Graf von Waldburg, denkt nichts Arges von mir, weil ich Euch, den Unbekannten, deſſen Antlitz ich heute erſt zum zweiten Male erblicke, an dieſen verborgenen Ort führe. Ach, es iſt der einzige, wo ich Euch ungeſtört ſprechen, jene Alte die einzige, der ich unbedingt vertrauen darf! — Ich bin eine Waiſe, hilflos und verlaſſen, der Willkür tyranniſcher Verwandten preisgegeben, die mich gränzenlos elend machen wollen! Euch, Graf von Waldburg, dem ich, von der höchſten Noth gedrungen, mein Schickſal offenbare, berechtigt eine wunderbare Fügung des Himmels, mein Freund oder auch mein Feind zu ſein, mich zu haſſen oder gegen meine Verfolger zu beſchützen. Daß ich das Letztere von Eurem Edelmuthe zuverſichtlich erwarte, beweiſt Euch mein Hierſein; hört mich deßhalb gütig an, und dann entſcheidet.“ —

Albrechts Verwunderung war nach dieſen Worten bis zum höchſten Grade geſtiegen; er konnte ſich das eben Vernommene durchaus nicht erklären, konnte nicht begreifen, was ihn berechtigen ſollte, der Freund oder Feind eines ihm völlig fremden Weſens zu ſein; faſt kam er ſich wie ein Träumender vor, der ſich vergebens bemüht, die verworren in ihm aufſteigenden Bilder feſt zu halten, die Jungfrau ließ ihm jedoch keine Zeit zu fernerem Nachdenken, ohne Zögern theilte ſie ihm die Begebenheiten ihres Lebens mit, und ſo erfuhr er nunmehr Folgendes:

Marie von Ulmſtein, ſo hieß die ſchöne Jungfrau, hatte ihre beiden Eltern ſchon in der früheſten Jugend verloren und war daher einem weitläufigen Verwandten, dem Einzigen, den ſie noch beſaß, zur Erziehung übergeben worden. Dieſer, ein habſüchtiger, in allen Laſtern ergrauter Böſewicht, der jedoch ſeine Sünden mit dem Schleier einer erheuchelten Tugend zu bedecken wußte, und deßhalb von Allen, die ihn nicht näher kannten, für einen der edelſten Menſchen gehalten ward, freute ſich, die reiche Erbin in ſeiner Gewalt zu wiſſen, in der er ſchon damals eine unbeſtrittene Beute ſeines an Geiſt und Körper gleich verwahrloſten, durch Ausſchweifungen aller Art früh zu Grunde gerichteten Sohnes ſah. — Die erſten Jahre verfloſſen Marien im Hauſe ihres Vormundes, wenn auch freudlos, doch mindeſtens ungetrübt; kaum aber hatte ſie das jungfräuliche Alter erreicht, als ſie nach und nach zu fühlen begann, daß man ſie nicht viel beſſer wie eine Gefangene behandle, mit Gewalt von allem Umgange mit anderen Menſchen zurückhalte, ja, daß man ihr ſogar nur ungern die einzige Freiheit, welche man ihr bis jetzt gelaſſen hatte, nämlich die Kirche beſuchen zu dürfen, gewährte.

So wenig Marie nach den Beluſtigungen der großen Welt Verlangen trug, ſo gern ſie in ihrer ſtillen Einſamkeit lebte, eben ſo drückend ward ihr die immer deutlichere Ueberzeugung, daß man ihr jede, auch die kleinſte Zerſtreuung faſt ängſtlich verſagte. Nur die läſtige Geſellſchaft ihrer beiden Verwandten und einer ſchon ziemlich bejahrten, eben nicht liebenswürdigen Frau, die ihr jedoch mehr als Aufſeherin, wie als Dienerin beigegeben war; nur die immer vertraulichere Nähe des ihr täglich widerwärtiger werdenden Sohnes ihres ſogenannten Pflegevaters ſollte ihr für den Mangel jedes anderen erlaubten Genuſſes eine hinreichende Entſchädigung ſein.

Auf dieſe Weiſe hatte Marie ihr achtzehntes Jahr erreicht und mit ihm den Zeitpunkt, wo ihr eigentliches Leiden erſt beginnen, wo ſie die ſchmerzliche Erfahrung machen ſollte, in welchen haſſenswürdigen, abſcheulichen

Händen ſie ſich befand. Ihr Pflegevater trat jetzt ungeſcheut mit der Erklärung hervor, daß ſie die Gattin ſeines Sohnes werden müſſe, für den ſie ſeit ihrer früheſten Jugend beſtimmt ſei, daß er in ihrem kindlichen Gehorſam den Lohn für ſeine ihr bewieſene väterliche Sorgfalt zu finden hoffe und daß ſie daher bereit ſein ſollte, die beſchloſſene Verbindung je eher je lieber zu vollziehen. — Nun erſt ward es der Unglücklichen klar, warum man ſie in dieſer ſtrengen Abgeſchiedenheit erzogen hatte, nun erſt durchſchaute ſie den ſchändlichen Plan, der ſie zum hilfloſen Opfer eines Ungeheuers machte. — Mit dem Muthe der Verzweiflung warf ſie ſich nach dieſer Entdeckung ihrem Peiniger zu Füßen und flehte ihn um Schonung an; allein er ſetzte ihren Bitten kalten Hohn, ihrer ſtandhaften Weigerung die härteſten Drohungen entgegen; vergebens bewies ſie ihren Abſcheu gegen dieſe Verbindung, umſonſt betheuerte ſie, lieber ſterben, als dem Verhaßten ihre Hand reichen zu wollen; ſie wurde verlacht, verſpottet, und ihr endlich die Erklärung gemacht, daß man mit Gewalt zu erzwingen wiſſen werde, was ſie in Güte weigere. — Tag und Nacht von ihren Peinigern bewacht, auf jedem Schritte, den ſie thun wollte, verfolgt, bald durch freundliches Zureden gequält, bald durch die fürchterlichſten Drohungen erſchreckt, ſah ſie kein Mittel, das Entſetzliche von ſich abzuwenden; ſchon betheuerte Herr von Aarberg, ſo hieß ihr Verwandter, daß er endlich des langen Zögerns müde ſei; ſchon war der Hochzeittag feſtgeſetzt, da erkrankte der unwürdige Bräutigam, faſt zu gleicher Zeit verhinderte eine Verletzung am Fuße die alte Aufſeherin, Marien wie gewöhnlich in die Kirche zu begleiten, und ſo geſchah es, daß ſie, die ſchon ſeit mehreren Tagen allein dahin eilen durfte, weil man ihr doch dieſen letzten Troſt nicht zu rauben wagte, auch bei ihrer gänzlichen Unbekanntſchaft mit der Welt keine nachtheiligen Folgen von dieſer Freiheit befürchten mochte, in ihrer Begegnung mit Albrecht die heiß erflehte Rettung gefunden zu haben glaubte.

Marie kannte die Familienverhältniſſe der Häuſer Ulmſtein und Waldburg ſehr wohl; der alte Aarburg hatte jener Gräfin Eliſabeth von Ulmſtein, die auf eine räthſelhafte Art aus der Welt verſchwunden ſein ſollte, nebſt der mit ihr zu gleicher Zeit abhanden gekommenen Documente über den rechtmäßigen Beſitz des Schloſſes in Niederöſterreich oft genug erwähnt; hatte mit hämiſcher Schadenfreude die Klugheit derer von Ulmſtein geprieſen, die ein ſo reiches Eigenthum, in Ermangelung jener wichtigen Papiere, wieder an ſich zu bringen gewußt, und des Verfalles gedacht, in welchen das Haus Waldburg nun ſchon ſeit undenklichen Jahren gerathen ſei. — Freilich war ihr auch die bittere Feindſchaft bekannt, in welcher beide Familien nach den damaligen Vorfällen gelebt hatten; freilich wußte ſie, daß jeder Verſuch zu einem gütlichen Vergleiche von beiden Theilen hartnäckig abgelehnt worden war, und daß es auch ſpäter, aller Bemühungen ungeachtet, nicht gelang, eine Verſöhnung zwiſchen ihnen zu Stande zu bringen. Demungeachtet ſchien es Marien, als ſie den Namen Waldburg hörte, daß ſie nicht gänzlich verwaiſt ſei, daß noch ein Weſen lebe, dem ſie angehöre, das ſie beſchützen werde; ſie vergaß, ſeit wie langer Zeit das Band der ehemaligen Verwandtſchaft zerriſſen war, vergaß den Haß, der beide Familien getrennt hatte, und beſchloß ſogleich, ſich dem edlen Jüngling, den der Himmel ſelbſt ihr geſendet, zu vertrauen, ihm das ſchreckliche Loos, welches ihrer warte, zu ſchildern und ſeinen Schutz zu erflehen.

Albrecht hatte Mariens Erzählung nicht ohne das innigſte Mitgefühl angehört; die Grauſamkeit ihrer Peiniger, ihre hilfloſe Lage, der Gedanke an alle die Leiden, welche ſie bis jetzt erdulden mußte, würde gewiß ſchon allein hinreichend geweſen ſein, ihr ſeinen Beiſtand zu verſichern; wer möchte es aber einem Jünglinge in ſeinen Jahren verargen, daß ſeine Theilnahme ſtieg, als ſie beim Beginn ihrer Geſchichte den Schleier zurückſchlug, der ihr Antlitz bis jetzt verhüllte, und nun die Züge eines Engels ſichtbar wurden, die, während ſie ſprach, bald von Schmerz umdüſtert, bald von Hoffnung verklärt, alle Bewegungen ihres Inneren verriethen. — Albrecht ſchwor Marien mit feurigem Eifer, ſich auf das thätigſte für ſie verwenden zu wollen; jetzt erſt freute er ſich der Gunſt ſeiner Vorgeſetzten, der Auszeichnung, mit welcher er ſelbſt von den würdigſten und angeſehenſten Männern behandelt wurde; von dieſen durfte er nunmehr Fürſprache und Unterſtützung erwarten, ihr Einfluß konnte Mariens Rettung bewirken; er ſagte ihr daher mit wenig Worten, auf welche Weiſe er ſie von ihren Peinigern zu befreien gedenke, und ſchied hierauf von ihr, um ſein edles Werk ohne Zeitverluſt zu beginnen.

Es würde zu weitläufig ſein, alle Schritte, welche Albrecht von dieſem Augenblicke an für Mariens Erlöſung wagte, ſchildern zu wollen; genug, ſchon nach kurzer Zeit gelang es ſeinen raſtloſen Bemühungen, die Angelegenheit ſeiner Schutzbefohlenen ſogar bis zu den Ohren des Kaiſers zu bringen. Der edle, gütige Monarch, dem das Wohl eines jeden ſeiner Unterthanen gleich ſehr am Herzen lag, war ſo gnädig, ſich perſönlich für die Verwaiſte zu intereſſiren; ein eigenhändiger Befehl von ihm befreite ſie nicht nur von ihrem, ſeine vormundſchaftliche Gewalt mißbrauchenden Bedränger, ſondern er wies ihr auch in einem der edelſten Häuſer einen ſichern, über jede Verleumdung erhabenen Zufluchtsort an. — Daß die heißeſte Dankbarkeit für den edlen Waldburg Mariens Herz erfüllte, daß ſie ihm, der die Erlaubniß erhalten hatte, ſie bisweilen beſuchen zu dürfen, bald mit mehr als ſchweſterlicher Zuneigung entgegenkam, war eben ſo natürlich, als daß auch in Albrechts Bruſt eine Leidenſchaft entſtand, die um ſo mächtiger zu werden drohte, je eifriger er ſich bemühte, ſie gewaltſam zu bekämpfen. — Wie hätte er, der letzte Sprößling eines verarmten, vom Unglück verfolgten Hauſes, daran denken dürfen, einer der reichſten Erbinnen ſeine Hand anzubieten? — Auch ohne ſeinen früher gefaßten Entſchluß, den Namen Waldburg von der Erde verſchwinden zu laſſen, würde der Umſtand, daß gerade ſie es war, die jenes ſtreitige Schloß jetzt als Eigenthum beſaß, ihm jede Bewerbung unmöglich gemacht haben; denn der Gedanke, irgend ein Menſch könnte die Lauterkeit ſeiner Abſichten verkennen, könnte für Eigennutz halten, was nur die heißeſte Liebe ihn verlangen hieße, empörte ihn ſo tief, überzeugte ihn ſo vollkommen von der Nothwendigkeit, die Gefühle ſeines Herzens den Geſetzen der Ehre zu unterwerfen, daß er zu fliehen, daß er Mariens bezaubernde Nähe auf immer zu meiden beſchloß, ehe vielleicht dennoch ein unbewachter Augenblick zum Verräther einer Leidenſchaft werden könnte, der er nach ſeinen, vielleicht allzu ſtrengen Grundſätzen niemals Worte verleihen durfte.

Früher, als er es glaubte, kam der Zufall ſeiner Abſicht zu Hilfe; ſein Regiment wurde nämlich nach Prag verſetzt, woſelbſt man es vor der Hand zu bleiben beſtimmte. So ſchmerzlich ihm dieſe Trennung, als ſie nun wirklich erfolgen ſollte, aber auch war, eben ſo dankbar erkannte er in ihr eine Fügung des Schickſals, das ihm den ſchweren Kampf ſeines Herzens dadurch erleichtern zu wollen ſchien. — Der Tag des Abſchieds kam heran; Albrecht hatte es über ſich vermocht, eine Stunde dazu zu wählen, in welcher, wie er wußte, ihre nunmehrigen Beſchützer gegenwärtig waren. — Marie befand ſich demungeachtet in einer ſo heftigen Bewegung, ſie war ſo wenig fähig, ihren Schmerz zu verbergen, und auch Albrecht beſorgte ſo ſehr, bei längerem Verweilen ſeine mühſam erkünſtelte Faſſung zu verlieren, daß er dieſe peinliche Zuſammenkunft ſo ſchnell als möglich endigte, und ſich faſt noch früher, als er es gewollt hatte, von dieſem, ihm ſo theuren Orte entfernte.

Weder der veränderte Aufenthalt, noch das fröhliche Leben in Böhmens geprieſener Hauptſtadt, vermochten Albrechts Gemüth zu erheitern; er zog ſich gleich anfangs von allen neuen Bekanntſchaften ſo gefliſſentlich zurück, als er es, ohne zu beleidigen, vermochte, beſuchte, ſo oft es ſeine Zeit erlaubte, die Umgegend, und überließ ſich auf ſolchen einſamen Streifereien den Gedanken an die Geliebte, deren Beſitz für ihn ja ewig unerreichbar war. Es konnte nicht fehlen, daß ihm dieß Betragen den Spott mehrerer ſeiner Kameraden zuzog, daß ſie ſich manche bittere Bemerkung darüber erlaubten; als er aber einmal den Vorlauteſten unter ihnen ſo derb und mit ſo kaltem Blute gezeichnet hatte, daß er ſein ganzes Leben hindurch an die Sünden ſeiner Zunge erinnert ward, da ließen ſie den Sonderling, deſſen Klinge ſie nunmehr kennen gelernt hatten, gehen, wohin er wollte, ohne ſich ferner um ſein Thun oder Laſſen zu bekümmern.

Eines Tages hatte ſich Albrecht auf ſeinen einſamen Wanderungen mehrere Meilen weit von der Stadt entfernt; in tiefes Nachdenken verſunken, ſeines Weges nicht achtend, befand er ſich daher plötzlich in einer ihm gänzlich unbekannten Gegend, ohne zu wiſſen, wohin er ſich bei ſchon hereinbrechender Nacht nun wenden ſollte. Wohl glaubte er, obgleich in noch ziemlich weiter Entfernung, die Thurmſpitzen einer kleinen Dorfkirche zu erkennen, allein ob er bei der immer zunehmenden Dunkelheit den Weg dahin finden, oder wohl gar genöthigt ſein werde, für dießmal unter freiem Himmel zu bleiben, war eine Frage, die er ſich vor der Hand ſelbſt nicht zu beantworten wagte. — Nach kurzer Ueberlegung beſchloß Albrecht, auf gut Glück weiter zu wandern und es dem Zufalle zu überlaſſen, ob er das Dörfchen erreichen werde oder nicht. Raſch vorwärts ſchreitend, war er auch bald bis zum Eingange eines kleinen Wäldchens gelangt, hinter welchem das Dorf, der Richtung nach, liegen mußte: da fühlte er ſich mit einem Male von einer ſo großen Müdigkeit überfallen, daß ihm das Weitergehen unmöglich ward, und er ſich genöthigt ſah, mindeſtens eine kurze Zeit hier auszuruhen. Wirklich fand er auch eine reich mit Moos bedeckte Stelle, die ihm einladend genug erſchien, um einige Stunden auf ihr zu verträumen; er legte ſich daher ohne Zögern nieder, freute ſich der tiefen Ruhe, in welche die ganze Natur verſunken ſchien, und würde vielleicht bald eingeſchlafen ſein, wenn nicht ein plötzlich entſtehendes leiſes Geräuſch ihn aufmerkſam gemacht und jede Spur von Ermüdung ſchnell wieder verſcheucht hätte. Im Anfange glaubte Albrecht, daß dieß Geräuſch von irgend einem, die Gebüſche durchſtreifenden Wilde entſtehen möge; da es aber immer näher kam, unterſchied er ganz deutlich das leiſe Fliſtern mehrerer Stimmen, ja zuletzt vernahm er ſogar die Worte, welche geſprochen wurden, und fühlte ſich durch dieſelben in eben dem Grade empört, als ſeiner eigenen Sicherheit wegen zur höchſten Behutſamkeit aufgefordert.

„Iſt es noch weit bis zu der verfallenen Hütte des alten Einſiedlers, der vor vielen Jahren in dieſer Gegend gehauſt haben ſoll?“ fragte einer der Nahenden mit gedämpftem Tone. — „„Wohl noch weiter als eine Stunde,““ erwiederte der Andere eben ſo. — „Dann wollen wir den Gefangenen hier ein wenig ruhen laſſen,“ nahm der Erſte wieder das Wort, „er kann kaum mehr weiter, wie du ſiehſt, und wenn er uns etwa gar ſtirbt, ſo haben wir die Arbeit umſonſt gehabt, haben die Zeit ohne Nutzen verſchwendet und das ſchöne Löſegeld verloren.“ —

„„Du haſt Recht!““ entgegnete der Zweite, „„aber was wird der Hauptmann ſagen, wenn wir nicht heimkehren, wie er es uns geboten hat?““ — „Was er will!“ fiel jener mit einer Art von Heftigkeit ein; „mir gilt es gleich,“ fuhr er fort, „er hält uns ſchlecht genug, entzieht uns oft ſogar das Allernothwendigſte, daher dürfen wir wohl auf einen kleinen Nebenerwerb ſehen. Wir bringen den Gefangenen nach der Hütte, zwingen ihn, uns eine bedeutende Summe als Löſegeld anzuweiſen, einer von uns bewacht ihn, während der Andere das Geld holt, und haben wir die Beute nur erſt, dann — ei nun, dann ſoll gerade auch Niemand am Leben bleiben, der uns verrathen könnte, haſt du mich verſtanden?“ — „„Vollkommen!““ war die Antwort des Gefährten jenes Elenden. — Albrecht hörte jetzt, daß ſie ganz in ſeiner Nähe einen, wie er glauben mußte, ſchwer Verwundeten auf die Erde legten, deſſen halblautes, ſchmerzliches Stöhnen das Leiden des Unglücklichen kundgab; er hatte Zeit genug gehabt, zu überlegen, was er beginnen ſollte; daher verhielt er ſich ganz ruhig, und hoffte, der bald aufgehende Mond werde ihm ſowohl ſein Terrain, als ſeine Gegner zeigen. — Es mochte ungefähr gegen Mitternacht ſein, als die freundliche, ſilberglänzende Scheibe am wolkenloſen Himmel emporſtieg und mit ihren Strahlen die ſchlummernde Erde erhellte. Bis jetzt hatte ein tiefes Schweigen geherrſcht, außer dem Aechzen des Verwundeten war kein Laut mehr hörbar geworden, nun aber erhoben ſich die beiden Gauner, fliſterten einige Worte mit einander und näherten ſich alsdann dem Gefangenen in der Abſicht, ihn emporzuheben. Dieſer Augenblick ſchien dem, jede ihrer Bewegungen beobachtenden Albrecht der günſtigſte, ihnen ihr Opfer zu entreißen; er trug auf ſeinen einſamen Wanderungen ſtets ein Paar geladene Piſtolen bei ſich, weil die Gegend nicht ganz ſicher vor umherſtreifendem, liederlichen Geſindel war und man daher gegen Ueberfall oder Plünderung gar ſehr auf ſeiner Hut ſein mußte. — Auch heute waren ſie ſeine treuen Begleiter. Kaum bückten ſich alſo jetzt die beiden Männer, in denen Albrecht, ihrer Kleidung nach, Zigeuner zu erkennen glaubte, nach dem Verwundeten, um ihn aufzuheben und weiter zu ſchleppen, als er ihnen plötzlich ein ſo lautes, donnerndes „Halt!“ entgegenrief, daß ſie, die ſeit ihrem Hierſein die tiefſte Todtenſtille gefunden hatten, nun plötzlich von dem höchſten Entſetzen ergriffen, beinahe zu Boden geſtürzt wären.

Jetzt trat Albrecht mit raſchen Schritten aus dem ihn verbergenden Gebüſch, hielt ihnen ſeine Piſtolen vor und fragte ſie mit drohendem Tone, woher ſie kämen und wer der Verwundete, den ſie mit ſich führten, ſei. — Ungewiß, ob eine übernatürliche Erſcheinung ſie für ihren Frevel ſtrafen wolle, oder ob Albrecht an der Spitze einer größern, gleichſam aus der Erde hervorgezauberten Macht ſtehe, glaubten die beiden Zigeuner ihr Heil einzig und allein in der Flucht zu finden; ohne ſich daher zu beſinnen, ja ohne nur noch einen Blick auf den furchtbaren Rächer zu werfen, rannten ſie der Gegend, aus welcher ſie gekommen waren, mit einer ſolchen Schnelligkeit wieder zu, daß es Albrecht, ſelbſt bei einer genaueren Kenntniß des Weges, unmöglich geweſen wäre, ihre Spur zu verfolgen. — Waldburgs edle Abſicht, den Verwundeten zu befreien, war nun zwar erreicht, aber mehr konnte er in dem gegenwärtigen Augenblicke auch nicht für ihn thun; er mußte, bei ſeiner gänzlichen Unbekanntſchaft mit der Gegend, erſt den Anbruch des Tages erwarten, ehe er ferner für den Unglücklichen zu ſorgen vermochte. Dieſer zitterte heftig, wie von Fieberfroſt geſchüttelt, ſeine Augen waren geſchloſſen, Todtenbläſſe bedeckte ſein Antlitz; gerührt blickte Albrecht auf den Leidenden, an deſſen Uniform er einen Officier des ***ſchen Regimentes erkannte, und zählte jede Minute, bis der erſte Strahl des Morgenrothes erſcheinen und ſie beide aus ihrer traurigen Lage erlöſen werde.

Endlich ward ſein heißer Wunſch erfüllt, der Tag brach an, faſt zu gleicher Zeit kamen mehrere Landleute des Weges, die er ſogleich anrief, um ihren Beiſtand bat, und durch deren Hilfe der Verwundete in das hinter dem kleinen Wäldchen gelegene Dorf gebracht wurde. Hier ſorgte Albrecht ſo viel als möglich für ſeine Verpflegung, eilte hierauf nach Prag zurück, um ihm einen geſchickten Arzt zu ſenden, und hatte ſchon nach wenig Wochen die Freude, ſeinen Schützling vollkommen wieder hergeſtellt zu ſehen. — Daß Leopold von Kalling, denn er war der Verwundete, von dieſer Zeit an Waldburgs innigſter Freund ward, daß Liebe und Dankbarkeit ein unzerreißbares Band um Beider Herzen ſchlang, war wohl vorauszuſehen. Leopold ſegnete ſeine Unvorſichtigkeit, die ihn in jene Gefahr brachte, noch oft, da ſie einen ſo ſchönen Gewinn für ihn zur Folge hatte, und erzählte die kleine Begebenheit nie ohne Rührung, der er den theuren, heißgeliebten Freund verdankte.

Leopold von Kalling war nämlich an eben dem Tage, an dem Waldburg ſich auf ſeiner Wanderung ſo weit von der Stadt entfernt hatte, von einer kleinen Reiſe zurückkehrend, in jenem Dorfe am Wäldchen angekommen, in welchem man gerade damals ein ländliches Feſt feierte. Zufälligerweiſe hatten ſich auch zwei Zigeuner dabei eingefunden, die ihre Künſte ausübend, einen kleinen Gelderwerb zu erlangen trachteten; Leopold achtete ihrer nur wenig, plötzlich aber entſtand ein gewaltiger Lärm, die Wirthin des Gaſthofes, in welchem man ſich erluſtigte, beſchuldigte ſie des Diebſtahls, alles gerieth in Aufruhr, alle ſchrien und tobten durch einander. Leopold war einer der Erſten, der den Angeklagten ein paar derbe Stockſchläge ertheilte; gleich darauf machten ſie ſich aus dem Staube, und waren bald von den Anweſenden, ſogar von der ſchreienden Wirthin, die Leopold großmüthig entſchädigt hatte, vergeſſen. Es war ſchon ziemlich ſpät, als Leopold, der durchaus heute noch weiter reiten wollte, von den Dorfbewohnern Abſchied nahm; ſein Weg führte ihn durch das bereits erwähnte Wäldchen, deſſen dunkle Schatten ihn bald freundlich aufnahmen; hier ließ er ſeinem Pferde ſorglos den Zügel, und trabte, ſich der ſchönen, lauen Sommernacht innig erfreuend, langſam weiter. Plötzlich ſprangen zwei Männer hinter einem dichten Gebüſch hervor, während der eine das ſcheu gewordene Pferd anhielt, riß der andere den überraſchten Reiter mit einer ſo unbegreiflichen Schnelligkeit herab, daß dieſer ſich, troß aller verzweifelten Gegenwehr, bald in der Gewalt der beiden Böſewichter befand, die ihm mit ihren Meſſern mehrere ziemlich tiefe Wunden beigebracht hatten. Es waren eben jene Zigeuner, die er einige Stunden früher züchtigen half; ſie hatten auf ihrer Flucht den Plan gefaßt, ſich in dem Walde, durch welchen Leopold, wie ſie wußten, kommen mußte, zu verbergen, ihn daſelbſt zu überfallen, ein bedeutendes Löſegeld von ihm zu erpreſſen, und auf dieſe Art nebſt ihrer Rache auch ihre Habſucht zu befriedigen, was ihnen, ohne Albrechts muthiges Dazwiſchentreten, auch ohne Zweifel glücklich gelungen wäre.

Albrecht hatte von nun an wenigſtens den Troſt, einen theilnehmenden Freund zu beſitzen, wenn er es auch nicht über ſich gewinnen konnte, dieſem ſein ganzes Herz zu öffnen, oder Mariens theuren Namen zu nennen, von deren Befinden er ſich von Zeit zu Zeit Nachricht zu verſchaffen wußte. In ſtiller Einförmigkeit floſſen ſeine Tage dahin, und hätte nicht die Erſcheinung des räthſelhaften, weit mehr als hundertjährigen Greiſes, der ihn wie ſein Schatten verfolgte, zuweilen die unwillkürliche Ahnung in ihm erregt, daß ihm noch irgend ein wichtiges, ihn betreffendes Ereigniß bevorſtehe, ſo würde der traumähnliche Zuſtand ſeiner Seele, in welchem ſich ſein Leben mechaniſch fortbewegte, durch nichts geſtört worden ſein.

Kurze Zeit nach jener Unterredung der beiden Freunde, welche den Eingang dieſer Erzählung bildet, ritt

Albrecht in Dienſtgeſchäften über die herrliche Moldaubrücke, als ihm eben ein gewaltiger Schwarm von Menſchen ſchreiend und lärmend entgegentobte. Indem er ſich nun bemühte, ihnen, um Unglück zu verhüten, ſo geſchickt als möglich auszuweichen, ward ſein Pferd ſcheu, bäumte ſich hoch auf, und warf ſeinen Reiter ſo unſanft gegen die eine Seite der Brücke, daß er bewußtlos am Boden liegen blieb, und von den ihm zu Hilfe Eilenden in das nächſte beſte Haus gebracht werden mußte, woſelbſt er ſich erſt ſpät unter ärztlichem Beiſtand erholte. Als er wieder zu völligem Bewußtſein erwachte, fiel ſein erſter Blick auf den wunderbaren Alten, der mit angſtvoll gerungenen Händen an ſeinem Lager ſtand und jeden ſeiner Athemzüge ſorgſam zu bewachen ſchien. — So wie Albrecht die Augen öffnete, rief der Greis laut aufjauchzend: „Er lebt! er lebt! Gott! Gott! Ich danke dir, er lebt!“ Verwundert ſtarrte Albrecht ihn an, kopfſchüttelnd betrachteten ihn die Übrigen, er aber ließ ſich nicht ſtören, und fuhr fort: „Es wäre entſetzlich geweſen, wenn der Tod ihn mir geraubt hätte! doch nein, ich weiß es ja, er kann nicht ſterben, er darf nicht ſterben, bis ich ihm“ — hier hielt er plötzlich erſchrocken inne, bog ſich über Albrechts Hände, küßte ſie unter heißen Thränen und entfernte ſich dann gehorſam, als der Arzt den Anweſenden die Verſicherung gab, daß keine Gefahr für den Kranken mehr zu befürchten, und Ruhe vor der Hand ſein einziges Bedürfniß ſei.

Dieſe Begebenheit, ſo einfach ſie auch war, hatte demungeachtet Aufſehen erregt — ſowohl der Arzt als die Bewohner des Hauſes, in welches Albrecht gebracht worden, hatten die gränzenloſe Verzweiflung des Greiſes, den ſie alle kannten, wie ſein ſtürmiſches Entzücken beim Wiedererwachen des Jünglings beobachtet, hatten ſeine räthſelhaften Worte gehört, es war daher kein Wunder, daß Waldburg nach ſeiner bald erfolgenden Geneſung von allen Seiten nach dem ſeltſamen Verhältniß gefragt wurde, in welchem er zu dem mehr als hundertjährigen Greiſe ſtehen müſſe, und daß man ſich ſogar mancherlei ſpottende Bemerkungen darüber erlaubte. — Von dieſer Zeit an war Albrechts Erbitterung gegen den Alten aufs Höchſte geſtiegen; er wich ihm aus, ſobald er ihn in der Ferne gewahrte, ſcheuchte ihn mit drohenden Worten zurück, wenn er ſich einmal unvermuthet in ſeiner Nähe zeigte, und achtete ſelbſt Leopolds Fürbitte nicht, den der Schmerz des Alten jammerte, indem er ihm ſehr ernſt erklärte: daß er um dieſes kindiſch gewordenen Greiſes willen weder der Spott ſeiner Kameraden noch das Mährchen der Stadt zu werden geſonnen ſei. — Mehrere Wochen waren vergangen, ohne daß der Alte ſich wie ſonſt in Albrechts Nähe blicken ließ; ſchon glaubte dieſer ihn auf immer verſcheucht zu haben, als er ſich eines Tages nach einer von jenen beiden reizenden Inſeln überſetzen ließ, welche die Moldau ſanft umſpült. Hohe Pappeln leiteten ihn bis ungefähr in die Mitte des Eilandes, woſelbſt dichtbelaubte Kaſtanienbäume dem Wanderer einen erquickenden Schatten gewähren. Verloren im Anſchauen der entzückenden Ausſicht, welche ſich ſeinen Blicken darbot, weilte ſein Auge bald auf dem majeſtätiſchen Fluſſe, bald auf der herrlichen Brücke, bald auf der Stadt ſelbſt, die von der kaiſerlichen Burg überragt, einen prachtvollen Anblick gewährt; endlich aber trat das äußere Leben wieder vor den Bildern zurück, die in ſeinem Innern auftauchten, er dachte an Marien, an den geſunkenen Glanz ſeines Hauſes, an die Unmöglichkeit, der Geliebten, nach ſeinen Begriffen von Ehre, jemals ſeine Hand anbieten zu dürfen; je ſchöner ihm daher die Welt ſo eben noch erſchienen war, je tiefer empfand er nun auch, daß nur ein befriedigtes Herz das wahre Glück des Lebens zu bereiten im Stande ſei. — Lange mochte er ſchon ſo in ſich ſelbſt verſunken auf dem weichen Raſen gelegen und trübe vor ſich hingeſtarrt haben, da weckte ihn plötzlich ein leiſes Geräuſch aus ſeinen Träumereien auf, er wandte ſich raſch nach der Seite, von wo es herkam, blickte in die Höhe und gewahrte den räthſelhaften Alten, der nur wenige Schritte von ihm entfernt ſtehend, beide Hände mit flehender Geberde zu ihm erhoben hatte.

Unwilliger als jemals ſprang Albrecht bei dieſem Anblick von ſeinem Lager empor; der Zorn über die beiſpielloſe Hartnäckigkeit ſeines Verfolgers übermannte ihn ſo ſehr, daß er heftig ausrief: „Biſt du ſchon wieder in meiner Nähe, du bleiches Geſpenſt? hebe dich weg und komme mir nimmer, nimmer wieder vor die Augen, oder fürchte, daß ich dich mit Gewalt von mir verſcheuche.“

Der Greis zuckte zuſammen, dann faßte er ſich und ſprach mit hohlem, faſt geiſterhaft klingendem Tone: „Zürnet nicht, edler Herr! gönnet mir, dem weit mehr als hundertjährigen Greiſe, einige Minuten Gehör, dem die Ruhe des Grabes nicht eher werden kann, bis er das Geheimniß, welches ſeine Bruſt belaſtet, in Eurem Buſen niedergelegt, bis er das ſchauderhafte Räthſel gelöſt hat, welches auf ſeinem unſeligen Daſein ruht.“ Albrecht ſah den Alten mit zweifelnder Verwunderung an, der Greis bemerkte es und fuhr fort: „Ihr ſtaunt, edler Herr? Ihr haltet mich wohl gar für wahnſinnig, oder wähnet, der Greis ſei wieder zum Kinde geworden, das Euch mit einem Mährchen zu ergötzen trachte? Ihr irrt, weit über drei Viertheile meines langen Lebens hat die Wahrheit deſſen, was ich Euch vertrauen will, vergiftet, hat meine Bruſt mit namenloſer, nur im Tode endender Qual erfüllt.“

Dieſe Worte, deren Zuſammenhang den Grafen überzeugten, daß der Greis bei völlig geſundem Verſtande ſei, ſteigerten ſeine Verwunderung aufs Höchſte, er zeigte ſich bereit ihn anzuhören; der Greis küßte hierauf dankbar ſeine Hände, ließ ſich an ſeiner Seite nieder und begann:

„Ich bin der Sohn eines armen aber ehrlichen Maurers. Schon in meiner früheſten Jugend zu dem Handwerk meines Vaters beſtimmt, gelang es mir durch Fleiß und unermüdeten Eifer, bereits in meinem achtzehnten Jahre den Ruf eines geſchickten und braven Geſellen zu erwerben. Auch wurde ich von meinem Meiſter wohl gehalten, wurde ſtets bei den bedeutendſten Arbeiten gebraucht, allein das alles half mir nicht viel, denn mein alter Vater lag auf dem Siechbette, er war von einem hohen Gerüſte herabgeſtürzt, hatte ſich gefährlich verletzt und konnte ſchon ſeit vielen Monden keine Arbeit mehr verrichten. Mein Erwerb reichte kaum zu ſeiner Pflege hin, ja er mußte ſogar manche Erquickung entbehren, die ich ihm nicht zu verſchaffen vermochte; zu dieſem Kummer geſellte ſich noch ein anderer, der mir nicht weniger am Herzen nagte, nämlich die Liebe zu der Tochter meines Meiſters, an deren Beſitz ich in meiner Armuth nicht denken durfte, und ſo verfiel ich denn nach und nach in eine ſo tiefe Schwermuth, daß ich gerne in den zu jener Zeit ſchon längſt ausgebrochenen Krieg gezogen wäre, mir einen ehrlichen Reitertod zu ſuchen, wenn der kranke Vater meiner nicht zu ſeiner Erhaltung bedurft, und folglich die Pflicht mich in der Heimat feſtgehalten hätte.“

„Es war an einem trüben Herbſtabend, die Feierſtunde hatte bereits geſchlagen, meine Mitgeſellen entfernten ſich allmälig, und eben wollte auch ich den Bau verlaſſen, der uns in der Altſtadt, in der Gegend des Marktes, übertragen worden war, da trat der Meiſter auf einmal eilig auf mich zu, ſah ſich nach allen Seiten forſchend um, und hieß mich dann mit leiſer Stimme ihm folgen, weil er mir eine wichtige, keinen Aufſchub leidende Sache zu entdecken habe. Ich gehorchte, wir gingen durch mehrere der abgelegenſten Straßen; während des ganzen Weges wurde kein Wort zwiſchen uns gewechſelt, denn der Meiſter ſchritt ſo haſtig vorwärts, daß ich Mühe hatte an ſeiner Seite zu bleiben. Endlich ſtanden wir an einem kleinen, unſcheinbaren Gebäude ſtill, deſſen Thüre auf ein Zeichen von ihm geöffnet ward, und in welches wir alſobald eintraten. Kaum in dem niedrigen, nur ſchwach erhellten Zimmer angekommen, wandte ſich der Meiſter zu mir, indem er mit wichtiger Miene anhob: „Mein Sohn, bereite dich mir aufmerkſam zuzuhören, der Augenblick iſt gekommen, in welchem ich ganz offen mit dir ſprechen darf, und es ſteht nunmehr in deiner Macht, durch den Erfolg unſerer Unterredung dein Glück zu gründen.“ Hatte die geheimnißvolle Art, womit der Meiſter mich hierher geführt, ſo wie ſein ſeltſames feierliches Weſen meine Neugierde ſchon in bedeutendem Grade erregt, ſo mußten dieſe Worte ſie jetzt aufs Höchſte ſpannen; er bemerkte es und fuhr fort: „Schon ſeit langer Zeit habe ich deine Liebe zu meiner Tochter im Stillen wahrgenommen, auch iſt es mir nicht entgangen, wie ſtandhaft du gegen eine Leidenſchaft angekämpft haſt, die freilich bei deiner Armuth ſtets vergeblich bleiben mußte, allein es hat ſich jetzt ein Umſtand zugetragen, der alles umwandeln und, wenn du klug und verſchwiegen biſt, dich an das Ziel deiner heißeſten Wünſche führen kann.“

„Wie ſehr mein Staunen ſich nach dem Gehörten vermehrte, wie aufmerkſam ich an den Lippen des Meiſters hing, könnt Ihr wohl leicht begreifen. Er fing nun an mir zu erzählen, es ſei am heutigen Morgen der Kaſtellan eines mehrere Tagereiſen von hier entfernt liegenden Schloſſes angekommen, dem ſein Gebieter den Auftrag ertheilt habe, einen geſchickten Maurer, auf deſſen Treue und Verſchwiegenheit man vor Allem bauen könnte, aufzuſuchen, denſelben unter der Zuſicherung einer reichen Belohnung mit ſich zu nehmen, ihn während der Arbeit, die ſeiner im Schloſſe warte, wohl zu pflegen, und wenn dieſelbe vollbracht ſei, auf Koſten des Herrn wieder zurückzuſenden.“

„Der Kaſtellan habe in Folge dieſes Auftrages ſich nach ſeiner Ankunft mit der Frage an ihn gewendet: ob er ihm einen ſolchen Menſchen, wie er ihn brauche, verſchaffen könnte? Er, der Meiſter, habe nun ſogleich an mich gedacht, meine Treue und Geſchicklichkeit gerühmt, und ihm verſprochen, weil die Sache eilig ſei, und er noch in dieſer Nacht mit dem Arbeiter abreiſen müſſe, mich ihm gleich nach dem Feierabend zuzuführen. Uebrigens, fügte er hinzu, ſei die Summe, die der Kaſtellan ihm als Belohnung für die nur kurze Zeit dauernde Arbeit zugeſagt, ſo groß, daß er zwar eine ſolche wahrhaft fürſtliche Bezahlung nicht begreife, jedoch alsdann keinen Anſtand nehme, mir nach meiner Rückkehr ſeine Tochter zum Weibe zu geben; ich möge daher die wunderbare Fügung des Himmels, der mein Glück auf dieſe Weiſe gründen wolle, erkennen, und mich bereit halten, meinem Gönner, nach vorher abgelegter eidlicher Verſicherung des pünctlichſten Gehorſams, zu folgen.“

„Meine Ueberraſchung über Alles, was ſeit wenig Augenblicken mit mir vorging, war ſo groß, die Gedanken verwirrten ſich ſo ſeltſam in meinem Kopfe, daß ich den Meiſter noch immer wie betäubt anſtarrte, als er ſeinen Bericht ſchon lange geendet hatte. Eben war ich bemüht, mich ein wenig zu faſſen, eben verſuchte ich es einige Worte hervorzuſtammeln, da öffnete ſich die Thüre und ein kleiner-alter Mann, deſſen tief liegende, tückiſch blitzende Augen, deſſen finſtere, faſt verſteinerte Züge in mir ſchon beim erſten Anblick ein unnennbares Grauen erregten, trat ein, ſah den Meiſter fragend an, und wandte ſich nach einer bejahenden Bewegung deſſelben an mich, indem er mich vom Kopf bis zu den Füßen aufmerkſam betrachtete. Ich vermag die ſeltſame, beinahe an Furcht gränzende Abneigung nicht zu beſchreiben, die mich dieſem Manne gegenüber ergriff; — dennoch that ich Alles, mich gehörig zu ſammeln, als er mich nach einer ziemlich langen Pauſe fragte: ob ich geſonnen ſei, die Bedingungen treu zu erfüllen, die er machen müſſe, bevor er mich mit ſich nehmen dürfe, wo Dank und reicher Lohn meiner warte?“

„Ich erwiederte, daß ich zu Allem bereit wäre, da ja wohl nicht zu befürchten ſtände, er werde etwas Unrechtes von mir begehren, und daß er nimmer Urſache haben werde ſeine Wahl zu bereuen. Hierauf mußte ich einen fürchterlichen Eid ablegen, erſtens Niemanden zu entdecken, wo ich geweſen, noch was ich gethan habe; zweitens mich in keiner Art den Befehlen zu widerſetzen, die ein Höherer mir durch ſeinen Mund ertheilen werde; drittens, Alles, was ich etwa ſehen, hören oder thun müſſe, als ein heiliges Geheimniß zu bewahren und, moge die Verſuchung auch noch ſo groß ſein, nie ein Wort zu wagen, welches meinem Eide zuwider laufe, den auf das ſtrengſte zu halten meine einzige unerläßliche Pflicht ſei.“

„Ich konnte mich, während Alles dieß mit mir vorging, eines unnennbaren Grauens nicht erwehren; gern wäre ich zurückgetreten, hätte gerne dem verheißenen Lohne entſagt, allein theils fehlte mir der Muth dazu, theils blieb mir keine Zeit mehr, eine Weigerung zu wagen, denn der Kaſtellan nahm jetzt mit wenig Worten Abſchied von meinem Meiſter, erlaubte mir in ſeiner Eile kaum ein Gleiches zu thun, und meinen armen Vater ſeiner Fürſorge zu empfehlen, ſchritt dann zur Thüre hinaus, woſelbſt die Pferde ſchon bereit ſtanden.

und ſprengte unter Verheißung meiner baldigen Wiederkehr ſo raſch von dannen, daß ich, des Reitens gänzlich ungewohnt, ihm kaum zu folgen vermochte.“

„Nach mehreren Tagen hatten wir das Ziel unſerer Reiſe, ein hohes, alterthümlich gebautes Schloß, erreicht, das mir in der Dämmerung, welche bereits eingebrochen war, wie ein furchtbares, Freiheit und Leben in ſich begrabendes Gefängniß erſchien. Mein Gefährte wies mir nach unſerer Ankunft ſogleich ein kleines, von dem Hauptgebäude weit abgelegenes, in einen finſtern, öden Hof gehendes Kämmerchen zur Wohnung an; hier verſorgte er ſelbſt mich hinreichend mit Speiſe und Trank, befahl mir, da ich ermüdet ſein möchte, einige Stunden zu ruhen, das Zimmer jedoch durchaus nicht eher zu verlaſſen, bis er kommen und mich abholen werde. Nach dieſer Ermahnung entfernte er ſich, um, wie er ſagte, ſeinem Gebieter Bericht zu erſtatten; ich blieb demnach mit meinen Gedanken allein, die freilich nicht geeignet waren, das ängſtliche Gefühl, das mich ſchon beim erſten Anblick des Alten ergriffen hatte, zu bekämpfen, die mich aber doch überzeugten, daß mir, möge auch kommen was da wolle, keine andere Wahl übrig bleibe als zu gehorchen und mich in mein Schickſal zu ergeben.“

„Es war ungefähr gegen Mitternacht, als ich, durch den Zuruf des Kaſtellans aus dem Schlafe geweckt, erſchrocken emporfuhr. Er ſtand mit einer brennenden Laterne vor meinem Lager, in der anderen Hand hielt er einen ungeheuren Schlüſſelbund, deſſen Gewicht dem Greiſe faſt zu ſchwer zu werden ſchien; mit ernſtem Tone befahl er mir jetzt ihm unverzüglich zu folgen, und ſchritt dann ſchweigend vor mir her, ohne mich ferner eines Blickes zu würdigen. Wir wandelten über einen weiten, völlig unbewohnt ſcheinenden Hof, gelangten von da in einen zweiten, jedoch bedeutend kleineren, ſtanden endlich vor der großen eiſernen Pforte eines Thurmes ſtill, der ſich meiner Rechnung nach auf der Nordſeite des Schloſſes befinden mußte, und ſtiegen, nachdem dieſe geöffnet worden, mehrere hundert Stufen hinab, daß ich beinahe bis in den Mittelpunct der Erde zu dringen glaubte.“

„Als wir den Boden erreicht hatten, wandte ſich mein Führer in eine weite Halle, aus welcher mehrere gewundene Gänge in labyrinthiſcher Verworrenheit unter der Erde wegliefen; er wählte einen derſelben, den er zuvor genau betrachtet hatte, wir ſchritten raſtlos vorwärts, befanden uns endlich vor einer Thüre, deren ſchwere verroſtete Riegel wir erſt nach vieler Anſtrengung zurückzuſchieben vermochten, und betraten nun ein niedriges viereckiges Gewölbe, deſſen feuchte, modrige Luft mich beinahe zu erſticken drohte. Von den dicken moosbedeckten Mauern floß das Waſſer in großen Tropfen herab, allerlei häßliches Ungeziefer kroch am Boden und ſchien zum erſten Mal durch die Gegenwart menſchlicher Weſen beunruhigt, eine fürchterliche Todtenſtille herrſchte in dieſem lebendigen Grabe, deſſen Anblick mich mit eiskaltem Schauer erfüllte. Noch immer wußte ich nicht, was ich denn eigentlich hier ſollte, und warum man mich hierher geführt hatte? jetzt brach der Kaſtellan endlich ſein Schweigen, zeigte auf eine ziemlich bedeutende Vertiefung in der Mauer, die ich bisher noch nicht bemerkt hatte, und gebot mir mit meinen mitgebrachten Werkzeugen dieſe Vertiefung ſo zu erweitern, daß ein Menſch in ſitzender Stellung darin Platz finden könnte. Ich ſah ihn erſchrocken an, ein zorniger Blick belehrte mich jedoch, daß ich hier nur blindlings zu gehorchen habe, daher faßte ich mich und ſchritt eilig ans Werk, mußte indeſſen bald gewahr werden, daß die Feſtigkeit dieſer für die Ewigkeit aufgeführt ſcheinenden Mauer ſelbſt meinem Eiſen widerſtrebte, daß die Arbeit daher eben ſo mühſelig als langwierig ſei, und daß ich wohl noch manche Stunde an dieſem fürchterlichen Orte werde verſeufzen müſſen."

„Es konnte meiner Berechnung nach gegen Morgen gehen, als der Kaſtellan mir für heute aufzuhören und ihm zu folgen befahl. Er führte mich nunmehr denſelben Weg zurück, den ich gekommen war, brachte mich in meine kleine abgelegene Kammer, verſorgte mich abermals mit Speiſe und Trank, und überließ mich dann wieder der tiefſten Einſamkeit, die ich mit den Gedanken an Vater und Geliebte auszufüllen und mit heiteren Bildern einer fröhlichen Zukunft zu ſchmücken verſuchte. So verfloß der Tag, erſt gegen Abend kehrte der Alte wieder, brachte mir neue Nahrungsmittel und hieß mich bereit ſein, weil er um dieſelbe Zeit wie geſtern kommen werde, um mich zur Arbeit abzuholen. Ich merkte nun wohl, daß ich hier nicht viel anders als ein Gefangener gehalten werde, und wahrſcheinlich ſo ausharren müſſe, bis mein beſchwerliches Geſchäft zu Ende ſei. Warum ich aber nur des Nachts arbeiten, warum Niemand meine Gegenwart ahnen, kein Bewohner des Schloſſes mich ſehen durfte, konnte ich mir freilich nicht erklären, und glaubte zuletzt nicht anders, als daß der Beſitzer desſelben die Vertiefung wohl nur darum ſo geheim bereiten laſſe, weil er während der Unruhen des Krieges ſeine Schätze darin verbergen wolle, was denn freilich außer ihm und dem Kaſtellan Niemand zu wiſſen brauche.“

„Fünf Nächte waren verfloſſen, ehe ich das Werk zur Zufriedenheit meines jedesmaligen Begleiters zu Stande brachte. Meine Lebensweiſe blieb ſich während dieſer Zeit völlig gleich. Endlich war Alles vollendet, endlich glaubte ich erlöſt und der Freiheit wiedergegeben zu ſein, da erklärte mir der Alte, daß meiner in der kommenden ſechſten Nacht die letzte, aber auch die ſchwerſte Arbeit harre, daß ich bis dahin mich ſtärken und dann aller meiner eidlich gelobten Pflichten eingedenk ſein möge, weil ich nur dadurch den mir verheißenen Lohn unverweigerlich erhalten werde.“

„Mit einer mir ſelbſt unbegreiflichen Angſt ſah ich der verhängnißvollen Nacht entgegen, die mich noch einmal an jenen ſchauerlichen Ort rief, den ich nie wieder betreten zu müſſen glaubte. Unruhig ſchritt ich den Tag über in meiner Kammer hin und her, kein erheiternder Gedanke konnte mich zerſtreuen, kein freundliches Bild die trüben Vorſtellungen verſcheuchen, die meine Sinne verwirrten; ſelbſt die ſchöne Hoffnung, daß ich Vater und Geliebte nun bald wiederſehen dürfe, vermochte es nicht mein Herz der Freude zu öffnen. Endlich ſchlug die gewohnte bang erwartete Stunde, der Kaſtellan trat in mein Gemach, Lampe und Schlüſſel wie früher in Händen haltend, doch ſchien es mir, als ob ſein Antlitz heute noch bläſſer, ſeine Züge noch unbeweglicher, die Strahlen ſeiner Augen noch verzehrender wären als ſonſt. Schweigend folgte ich meinem ebenfalls ſtummen Führer auf dem wohlbekannten Wege, ſchweigend gelangten wir in das Gewölbe, woſelbſt ich alles noch unverändert ſo fand, wie ich es geſtern verlaſſen hatte; ungewiß, was ich noch hier ſollte, ſah ich meinen Führer fragend an, dieſer warf mir aber einen ſo finſter drohenden Blick zu, daß ich im Innerſten erbebend mich ſchnell von ihm abwandte, und meinem Schickſale willenlos übergab."

„Ungefähr einige Minuten voll der peinlichſten Erwartung mochten vorüber ſein, da war es mir mit einem Male, als hörte ich vom Gange her ein leiſes Geräuſch, es kam näher, bald unterſchied ich die Fußtritte eines Menſchen, ſie hallten ſchauerlich wieder in der öden Grabesſtille, die hier herrſchte; allein noch ehe ich mich von meinem Erſtaunen über dieſe neue unerwartete Erſcheinung erholen konnte, flog die Thüre auf, und ein hoher, ſtattlicher Mann, von finſterem gebietenden Anſehen, der eine todtenbleiche, halbohnmächtig ſcheinende Frauengeſtalt mehr trug als führte, trat ein. Der Kaſtellan eilte dem ſtattlichen Manne ſogleich zu Hilfe; Beide ſchleppten die Unglückliche nun nach der von mir ausgebrochenen Vertiefung und ſetzten ſie auf den daſelbſt befindlichen großen Stein; hierauf ſah der Unbekannte ſich mit wilden Blicken um, der Kaſtellan deutete auf mich, der zitternd in einem Winkel ſtand, und im nämlichen Augenblicke vernahm ich den gräßlichen, mich vernichtenden Befehl, die faſt bewußtlos da liegende Frau lebendig einzumauern."

„Ich würde vergebens nach Worten ſuchen, um Euch mein Entſetzen über dieſes ſchauderhafte Gebot zu ſchildern. Keiner Bewegung, keines Lautes mächtig, ſtand ich da, den Furchtbaren anſtarrend, der ſo Unerhörtes von mir verlangte. Jetzt rief der Kaſtellan mir zu, daß ich gehorchen ſollte; ſeine Stimme mochte die Ohnmächtige geweckt haben, ſie ſchlug die Augen auf, richtete ſich in die Höhe und ſprang, nachdem ſie ihre Umgebung erkannt hatte, mit einem durchdringenden Schrei von ihrem Sitz empor, ſtürzte zu den Füßen ihres Peinigers und umſchlang ſeine Knie mit einer ſolchen Gewalt, daß er ſich vergebens von ihr loszumachen ſtrebte.“

„Nie werde ich die Betheurungen der Unſchuld vergeſſen, durch welche das arme Opfer ſein Leben zu retten wähnte! Noch höre ich ihr Flehen, noch die Jammertöne, mit denen ſie den Grauſamen beſchwor, daß er ihrer ſchonen, ſie nicht zu dieſem gräßlichen Tode verdammen möge! Noch ſehe ich ſie mit gerungenen Händen im Staube ſich winden, ſehe ſie das ſchöne, lange herabfallende Haar zerraufen; ſchon glaubte ich ein menſchliches Gefühl in den Augen ihres furchtbaren Richters zu leſen, ſchon verriethen ſeine Züge Mitleid und Erbarmen, ſchon ſtrebte er weniger heftig, ſich von der Unglücklichen loszumachen: da rief ihr böſer Dämon in der Geſtalt des tückiſchen Kaſtellans ihm zu: ob er den heuchleriſchen Thränen einer überwieſenen Verbrecherin, die ſeine Ehre bereits auf die ſchändlichſte Weiſe gebrandmarkt habe, mehr Glauben ſchenke als der Ueberzeugung, die ihm geworden wäre? und ob er es wagen wolle, den heiligen Eid zu brechen, mit dem er die Beſtrafung der Treuloſen feierlich beſchworen? Nach dieſen Worten fuhr der aufs Neue Gereizte in wilder Heftigkeit empor, ſchleuderte die Flehende mit einem Fußtritte zurück, winkte dem alten Böſewicht, der ſie ſogleich aufhob und wieder in die Niſche ſchleppte, und gebot mir dann mit drohend gezücktem Schwerte, die Oeffnung ſogleich zu vermauern oder bei der geringſten Weigerung den Tod von ſeiner eigenen Hand zu erleiden.“

„Verlangt nicht, Herr, daß ich Euch ausführlich berichten ſoll, was weiter geſchah; ſo klar es auch noch jetzt vor den Augen meines Geiſtes ſteht, ſo wenig bin ich im Stande, es in Worte zu faſſen. — Halb bewußtlos begann ich meine Arbeit, während die Unglückliche bald die entſetzlichſten Jammertöne ausſtieß, bald in wahnſinniger Verzweiflung ihren Mördern fluchte. — Raſtlos zu immer größerer Eile angetrieben, unaufhörlich von dem über mir gezückten Schwerte bedroht, ſtieg die gräßliche Mauer unter meinen Händen ſchon bis zu dem Haupte der Beklagenswürdigen empor: da richtete ſie ſich noch einmal auf, riß in Todesangſt eine ihrer glänzend ſchwarzen Locken ab, hielt ſie hoch in die Höhe und rief in Mark und Bein durchdringenden Tönen: „Fluch dir, herzloſer Barbar! Fluch deinem ganzen verdammenswürdigen Geſchlecht! Im Dunkel der Armuth verſchwinde eure Größe, im Gram der Unterdrückung verkümmere euer Leben, immer tiefer ſinke das ſtolze Haus, das mich Unſelige aufnahm, bis einſt die Liebe deinen Frevel tilgt und dieſe Locke in geweihter Erde ruht!“ — Die Kräfte der Unglücklichen ſchienen nach dieſen Worten erſchöpft, ſie ſank zuſammen, ihr furchtbarer Richter ſtand regungslos auf ſein Schwert geſtützt, mich, den die Sinne zu verlaſſen drohten, trieb der teufliſche Alte das gräßliche Werk zu vollenden; ſchon hörte man nur noch ein leiſes, herzzerreißendes Wimmern, ſchon war ich im Begriff, den letzten Stein einzufügen, der die Gruft der Lebendigbegrabenen auf ewig verſchließen ſollte: da zog der Kaſtellan, ohne daß es ſein Gebieter bemerkte, eine Pergamentrolle aus dem Buſen, warf ſie mit Blitzesſchnelle in die kleine, noch übrige Oeffnung und gab mir dann einen drohenden Wink, ſie raſch auszufüllen.“

„Es war geſchehen! Das Werk der Hölle, dem ich meine ſchuldloſen Hände leihen mußte, war vollbracht! Wie ich hierauf von dem ſchrecklichen Orte hinweggekommen bin, vermag ich nicht zu ſagen, nur ſo viel erinnere ich mich, daß ich unter Androhung des grauſamſten Todes noch einmal ſchwören mußte, den ganzen Vorgang auf ewig zu verſchweigen; daß mir der Kaſtellan dann einen ſchweren Beutel mit Gold reichte, mich noch in derſelben Nacht entließ und daß ich nun, wie von böſen Geiſtern gejagt, meiner Heimat zueilte, die ich zwar reich an Geld, aber mit einer entſetzlichen Erinnerung belaſtet, und arm geworden an innerem, ſtillen Frieden, wieder betrat.“

„Hundert Jahre ſind ſeit jener Zeit verfloſſen, aber noch immer ſehe ich die bleiche, händeringende Geſtalt zu den Füßen ihres Verderbers liegen; noch immer höre ich ihren Weheruf, ihr leiſes herzzerreißendes Wimmern. Das Blutgeld, das ich erhielt, konnte mich nicht erfreuen, die Liebe meines Weibes mich nicht beglücken, die harmloſen Spiele meiner Kinder mich nicht erheitern.

Eine tiefe, finſtere Schwermuth bemächtigte ſich meiner, mein Gewiſſen warf mir unaufhörlich vor, daß ich eher hätte ſterben, als jenen grauſamen Befehl erfüllen ſollen; oft wünſchte ich daher, daß der Himmel meine Qualen enden möge, oft bat ich den Allmächtigen um den Tod, allein er wollte, daß ich leben, ja ſogar, daß ich das höchſte menſchliche Alter erreichen ſollte, um meine Schuld zu büßen."

„Ich mußte während dieſer langen Zeit den Fluch der Unglücklichen in Erfüllung gehen, mußte das Geſchlecht ihres furchtbaren Richters nach und nach verſchwinden, mußte den alten Glanz des edlen Hauſes erlöſchen ſehen. Längſt deckt die Erde den Urheber jener ſchrecklichen That, längſt folgten ihm ſeine und meine Enkel in die Ewigkeit nach, nur ich allein bin noch übrig, mir ſelber ein trauriges Denkmal der Vergangenheit, aber ſchon ſeit Jahren quält mich der Gedanke, ob mein Eid nicht durch den Tod aller jener Vorangegangenen gelöſt ſei? ob ich hinübergehen dürfe in eine beſſere Welt, ohne mein Geheimniß demjenigen zu offenbaren, dem es vielleicht nützen könnte? Da kamet Ihr hierher nach Prag, da ſah ich Euch, ſo ähnlich und doch auch ſo verſchieden von jenem Bilde, das meine Phantaſie nur allzu treu bewahrt; man nannte mir Euren Namen, und von dieſem Augenblicke an kämpften Eid und Pflicht mit mir, ob ich Euch Alles vertrauen dürfe; Euch, Herr Graf von Waldburg — denn was Ihr ſo eben erfahren habt, iſt die Geſchichte Eures Hauſes."

Der Greis ſchwieg erſchöpft, Albrecht ſaß regungslos, keines Lautes mächtig, an ſeiner Seite; das hatte er nicht erwartet, das war mehr, als er jemals geahnet hatte; endlich faßte er ſich und ſtammelte halblaut: „So wäre es wahr, ſo laſtete wirklich der Fluch einer Unglücklichen, die ſchauderhafte Folge eines Verbrechens, auf dem Geſchlechte, deſſen letzter Sprößling ich bin?“ — „„So iſt es, Herr!““ antwortete der Greis, „„doch ſagt mir eine innere Stimme, daß die Zeit nicht mehr fern ſei, die den Fluch in Segen verwandeln wird. Nehmt jetzt meinen heißeſten Dank, daß Ihr mir zu reden erlaubt, daß Ihr mein Gewiſſen erleichtert und dem müden Pilger die Pforte geöffnet habt, durch welche er endlich zur lang erſehnten Ruhe einzugehen hoffen darf.““ — „Deine Mittheilung hat mich tief erſchüttert,“ erwiederte Albrecht ſchmerzlich, „o, daß ich gut machen könnte, was einſt verſchuldet ward! daß ich ein Jahrhundert zurückerkaufen könnte mit meinem Blute, es möchte fließen, die Unglückliche zu retten!“ — „„Eines iſt noch zu thun übrig,““ antwortete der Greis mit feierlich ernſtem Tone, „„aber,““ fuhr er fort, „„das muß Euer Herz Euch ſagen, und ſomit lebet wohl!““ Nach dieſen Worten erhob ſich der Alte mit faſt wunderbarer Kraft; ſeine Züge ſchienen verklärt, freundlich grüßend ſchritt er an Albrecht vorüber, der ihm wie ein Träumender nachſtarrte, und bald darauf hörte dieſer den Ruderſchlag eines ſanft über die Fluten der Moldau hinweggleitenden Nachens, der ihm die Wirklichkeit der eben gehabten Erſcheinung zu verbürgen und den letzten Segen des ſcheidenden Greiſes herüber zu winken ſchien.

Es war eine dunkle, ſternenloſe Nacht; ſchwere Wolken bedeckten den Himmel, der Sturm heulte laut und machte den ohnehin ſchauerlichen Aufenthalt in dem faſt ganz verödeten Schloſſe Waldburg noch grauenerregender. Nur matt erhellten einige Kerzen das hohe, die Spuren langjähriger Unbewohntheit tragende Gemach, in welchem ſich zwei Männer befanden, deren Tracht und ganzes Weſen die Verſchiedenheit ihres Berufes ſchon hinreichend kundgab. Der eine, ein junger Krieger, ſchritt mit haſtiger Eile auf und ab, gleichſam als wolle er durch dieſe Bewegung die innere Unruhe beſchwichtigen, welche ſich ſeiner bemächtigt zu haben ſchien. Der Andere, deſſen Kleidung einen gelehrten, ſchriftkundigen Mann jener Zeit verrieth, las während dem mit großer Aufmerkſamkeit in mehreren auf einem Tiſche vor ihm ausgebreiteten Papieren; nur die Schritte des jungen Kriegers ſchallten dumpf in dem weiten Gemach und verkündeten die Gegenwart eines lebenden Weſens. Endlich rief Herr Nikolaus Werner, ſo hieß der Gelehrte, dem raſtlos hin und her Wandelnden mit fröhlicher Stimme zu: „Tretet näher, Herr Graf! Euer heißer Wunſch iſt erfüllt, Alles müßte mich betriegen, oder der ſo lange geſuchte Weg nach dem unterirdiſchen Gewölbe, von deſſen Daſein keiner der Schloßbewohner etwas wiſſen wollte, iſt gefunden. Hier dieſes Pergament bezeichnet ihn ſo deutlich, daß wir ihn nicht verfehlen können, trefft daher nur immer Eure Anſtalten, ich bin bereit, Euch zu folgen, und wäre es noch in dieſer Nacht!“ — Erfreut trat Albrecht, denn er war der junge Krieger, zu dem Sprechenden, durchlief die Schrift mit ſorgſam prüfenden Blicken und ſagte: „„Ihr habt Recht, hochgelehrter Herr! Dieß Blatt muß uns zum Ziele führen, oder mich hat der Aberwitz eines kindiſch gewordenen Greiſes getäuſcht! So laßt uns denn nicht länger ſäumen, laßt uns noch in dieſer Stunde das Werk beginnen, zu dem mich eine innere Stimme raſtlos mahnend treibt!““ — Herr Werner neigte bejahend ſein Haupt; Albrecht rief hierauf den treueſten ſeiner Diener herbei, man verſah ſich mit den nothwendigen Werkzeugen, und nach kurzer Zeit begaben ſich alle drei auf den Weg, den der alte Maurer beſchrieben hatte und auf dem ſie das Gewölbe zu finden hoffen durften. Die beiden Höfe lagen bereits hinter ihnen; raſſelnd fielen die ſchweren Riegel vor der eiſernen Pforte des Thurmes an der Nordſeite zu Boden; ſie waren nur mühſam den gewaltigen Axtſchlägen gewichen, durch welche die Wanderer ſich den Eingang in das unterirdiſche Reich erzwingen mußten; jetzt lag es vor ihnen, aber als ſie nun in die unabſehbare Tiefe hinabgeſtiegen waren, als ſie den endlos ſcheinenden labyrinthiſchen Gang betraten, der ſie faſt in den Mittelpunct der Erde führte: da fühlte Albrecht ſein Herz von einem unwillkürlichen Schauer erfüllt, — vor hundert Jahren war ein unglückſeliges Schlachtopfer der Bosheit oder des Betruges denſelben Weg gewandelt, um den Tod in ſeiner gräßlichſten Geſtalt zu erleiden. Der Fluch dieſes Opfers ruhte noch jetzt auf ihm, dem letzten ſeines Stammes, hatte auch ihm jede Hoffnung auf eine frohe Zukunft geraubt; in düſteres Nachſinnen verloren, wandelte er neben ſeinen Gefährten her, ſein Geiſt weilte in fernen, vergangenen

Zeiten, während die Blicke Werners, emſig umherſpähend, auch das kleinſte Zeichen ſorgfältig aufſuchten, das ſie zu ihrem Ziele geleiten ſollte.

Schon waren ſie eine geraume Zeit in dem Gange fortgeſchritten, den ſie, nach Angabe der im Familienarchive mühſam aufgefundenen Pergamente, für den einzig richtigen halten mußten. Vorſichtig vermieden ſie es, einen der vielen Seitenpfade zu betreten, der ſie gar leicht irre führen konnte; ſchon fürchtete Albrecht, daß es dennoch geſchehen ſei und ſie ſich bereits auf einem Abwege befinden möchten; düſter brannten die mitgenommenen Fackeln, denn die dicke, feuchte Luft drückte ſie nieder; ſchwer athmend ſehnten Alle ſich nach dem Ende ihrer mühevollen Wanderung, die auch dem Muthigſten ein beklemmendes, unheimliches Gefühl verurſachen mußte; jetzt endlich bemerkten ſie, daß der Gang ſich abwärts neige, jetzt ſchienen die Mauern ſich zu verengen, nur noch wenige Schritte, und ſie ſtanden vor der, von Prokop beſchriebenen eiſernen Pforte, die den Schauplatz einer gräßlichen That nun ſchon ſeit einem Jahrhundert den Augen der Sterblichen verbarg.

Es bedurfte der vereinigten Kräfte aller Anweſenden, ehe es ihnen gelang, die mächtige, in ihren Angeln eingeroſtete Thüre zu öffnen; aber kaum war dieß geſchehen, da ſprangen die gewaltigen Flügel krachend auf, feuchter Modergeruch drang ihnen betäubend entgegen, und widrig ziſchend floh das am Boden kriechende, ſcheußliche Gewürme beim Eintritt menſchlicher Weſen in die fernſten Winkel des finſtern, verließähnlichen Gewölbes. Die Schauer, welche ſich ihm aufdrangen, gewaltſam unterdrückend, fing Albrecht jetzt ſogleich an, das Mauerwerk zu unterſuchen; allein die Alles verwiſchende Zeit ließ keine Spur mehr von der Stelle erkennen, wo Prokops unheilvolle Arbeit einſt vollbracht worden war. — Gleich dickes Moos deckte alle Wände, gleiche Feuchtigkeit troff von allen Seiten herab, nichts verrieth das Grab der Unglücklichen, und nur ein Mittel blieb noch übrig, es zu entdecken, man mußte nämlich durch wiederholte Schläge an die Mauer den Ort zu ergründen ſuchen, den der hohle Wiederklang als den rechten bezeichnen würde.

Es geſchah; ſchon nach kurzer Zeit gab ein dumpfer, Wehe rufender Ton, dem Schlage des gewichtigen Hammers folgend, die Stelle an, die das Entſetzliche verbarg. Mit leichterer Mühe, als man geglaubt hatte, gelang das Losbrechen der Steine, immer größer ward die Oeffnung der dünnen, raſch aufgeführten Wand, immer deutlicher erkannte man das Innere der Niſche. Jetzt ſtürzte mit einem Male eine ganze Maſſe von Schutt herab, er ward hinweggeräumt — und ein entfleiſchtes, ſchneeweißes Gerippe, in vorgebeugter, ſitzender Stellung, grinſte dem zuerſt hinzugetretenen Albrecht aus leeren Augenhöhlen furchtbar entgegen. Die fehlende linke Hand mochte von der Verzweifelnden im Todeskampfe abgebiſſen worden ſein, mit den Knochenfingern der Rechten aber hielt ſie noch immer eine wunderbar erhaltene, glänzend ſchwarze Haarlocke umklammert, welche, wie um Erlöſung flehend, aus dem alabaſternen Gebein hervorſah.

Obwohl nicht unvorbereitet auf dieſen Anblick, vermochte doch keiner der Anweſenden dem Entſetzen zu wehren, das ſich ſeiner bemeiſterte. Nachdem Albrecht ſeine Faſſung wieder erlangt hatte, trat er mit ſcheuer Ehrfurcht hinzu, löſte die Locke ſanft aus der Todtenhand und legte das Skelet mit Hilfe ſeiner Gefährten in einen zu dieſem Zwecke mitgenommenen Sarg. Schon war man im Begriff dieſen Aufenthalt des Schreckens zu verlaſſen, als Albrecht noch einen Blick in die Niſche warf, die der Unglücklichen ſo lange zur Ruheſtätte gedient hatte: da gewahrte er plötzlich eine am Boden liegende, von der Zeit völlig vergelbte Pergamentrolle, erinnerte ſich, daß Prokop von einer ſolchen geſprochen hatte, und nahm ſie als einen koſtbaren Fund mit ſich, weil er in ihr die gänzliche Löſung dieſes furchtbaren Räthſels zu erhalten hoffen durfte.

Das feierliche Begräbniß war vorüber; die Unglückliche ruhte in der Familiengruft der Grafen von Waldburg; von Prieſterhand geſegnet, lag die verhängnißvolle Locke an ihrer Seite, und ſelbſt die Thräne des Mitleids, welche ihr ein Jahrhundert lang verſagt geweſen war, floß jetzt an ihrem Sarge. Tief ergriffen von der frommen Handlung, in welcher er eine heilige Pflicht erfüllt zu haben glaubte, ſaß Albrecht neben ſeinem Freunde, dem gelehrten Herrn Werner, der ſo eben beſchäftigt war, die gefundene Pergamentrolle zu öffnen und den Inhalt derſelben dem Grafen mitzutheilen. — Nachdem Herr Werner die äußere, beinahe vermoderte Hülle gelöſt hatte, entdeckte er eine Kapſel von dickem Blech, in welcher, wie ſich ſogleich ergab, mehrere Papiere ſorgfältig bewahrt lagen. Das erſte, was er zu ſeiner höchſten Verwunderung fand, waren die längſt verſchwundenen Documente, welche der Familie des Grafen von Waldburg den rechtmäßigen Beſitz jenes Schloſſes in Niederöſterreich ſelbſt in dem Falle ſicherten, daß ſeine Ehe mit Eliſabeth von Ulmſtein kinderlos bleiben ſollte; das zweite war die Geſchichte jenes Grafen Nikolaus von Waldburg und ſeiner Gemahlin Eliſabeth, von dem damaligen Kaſtellan des Grafen eigenhändig aufgezeichnet. ſie enthielt Folgendes:

Nikolaus Graf von Waldburg, durch den Tod ſeines Vaters ſowohl alleiniger Herr aller Güter, als ſeines bedeutend jüngern Bruders geworden, hatte alle Tugenden, aber auch alle Fehler ſeiner Ahnen in reichem Maße geerbt. Er war tapfer, edel, großmüthig, liebte ſeinen Bruder mit inniger Zärtlichkeit, hing mit unerſchütterlicher Treue an ſeinem Monarchen; allein dieſe herrlichen Eigenſchaften wurden durch die Fehler der Eiferſucht, des leicht zu reizenden Zornes, der Unverſöhnlichkeit gegen den, von dem er ſich beleidigt glaubte, der glühendſten Rachſucht und eines eiſernen, unbeugſamen Willens verdunkelt. — Graf Nikolaus mochte ungefähr das dreißigſte Jahr erreicht haben, als er während ſeiner Anweſenheit in Wien bei einem glänzenden Feſte die junge Gräfin Eliſabeth von Ulmſtein kennen lernte. Schon der erſte Anblick dieſes engelgleichen Weſens, deſſen körperliche Reize nur von den Vorzügen ihres Geiſtes und Herzens übertroffen werden konnten, hatte die bisher ſchlummernde Leidenſchaft der Liebe in ihm erweckt. Von dieſem Augenblicke an ſtrebte er mit der ganzen Heftigkeit ſeines Charakters nach dem Beſitze dieſes ſeltenen Kleinodes; ſein Rang, ſeine Perſönlichkeit, das hohe Anſehen, in welchem er ſtand, erwarben ihm bald Zutritt im Hauſe der Eltern Eliſabeths, und auch ſie ſelbſt blieb nicht gleichgiltig bei den Bewerbungen des ſchönen Mannes, der ihr ein eben ſo angenehmes als glänzendes Loos zu bieten vermochte.

Eliſabeths Eltern beſaßen nur dieſe einzige Tochter, auf deren Hand ein armer Verwandter aus einer Seitenlinie des Hauſes Ulmſtein ſchon ſeit Jahren hoffte, weil er ſich ſchmeichelte, der alte Graf werde, in Ermangelung eines leiblichen Sohnes, ihn durch die Vermählung mit ſeiner Tochter dazu erheben und auf dieſe Weiſe ſowohl ſein anſehnliches Vermögen, als ſeinen ehrwürdigen Namen auf ihn forterben laſſen. Es traf ihn daher wie ein Donnerſchlag, als die Verlobung Waldburgs mit der ſchönen Eliſabeth plötzlich bekannt gemacht wurde, und die eben ſo bald darauf erfolgende Hochzeit ihm jede Möglichkeit raubte, dieſe Verbindung auf irgend eine Weiſe zu verhindern.

Franz von Ulmſtein, ſo hieß jener Verwandte, war jedoch nicht der Mann, der einen einmal gefaßten Plan ſo ſchnell wieder aufgab. Nicht Eliſabeths Hand, wohl aber ihre Schätze reizten ihn, ſie mußte er mit der Zeit an ſich zu bringen ſuchen, beſonders aber trachtete er nach dem Beſitze jenes Schloſſes, das er dem Hauſe Waldburg um jeden Preis wieder zu entreißen beſchloſſen hatte.

Graf Nikolaus war kurz nach ſeiner Vermählung auf ſein Stammſchloß zurückgekehrt. Er konnte die Huldigungen nicht ertragen, die ſeiner reizenden Gattin von allen Seiten dargebracht wurden. Der Dämon der Eiferſucht erwachte in ſeinem Innern, raubte ihm Glück und Ruhe, und obwohl Eliſabeths Betragen ihm auch nicht die kleinſte Veranlaſſung zum Mißtrauen gab, ſo glaubte er doch ſein Kleinod den Augen der Welt entziehen zu müſſen, damit kein vorlautes Wort, kein vielleicht allzukühner Blick es zu entweihen wage. — Die junge Gräfin folgte ihm willig in die Einſamkeit ſeines finſteren Schloſſes; ſie liebte ihren Gemahl mit der innigſten Zärtlichkeit, ihr ſanftes, nur an die Freuden ſtiller Häuslichkeit gewohntes Herz fand wenig Gefallen an den rauſchenden Ergötzlichkeiten der großen Welt; Nikolaus ward durch das willige Entſagen, durch dieſen zwangloſen Gehorſam vollkommen beruhigt, und ſo verging ihnen das erſte Jahr ihrer Ehe im Genuſſe eines reinen, ungetrübten Glückes. Im Anfange des zweiten warf die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode ihrer beiden Eltern Eliſabeth aufs Krankenlager; Franz von Ulmſtein war perſönlich erſchienen, um ihr dieſe Trauerbotſchaft zu bringen. Graf Nikolaus konnte dem Verwandten ſeiner Gemahlin den längeren Aufenthalt in ſeinem Schloſſe nicht verweigern, ſo ungern er ihn auch ſah, und ſo wenig er die Abneigung verhehlen konnte, die er gegen ihn empfand; dieß wußte Franz und hatte eben darauf ſeinen ganzen teufliſchen Plan gebaut.

Wie gute Menſchen einander leicht erkennen und ſchätzen lernen, ſo findet auch der Böſewicht die dämoniſche Natur eines ihm ähnlichen Weſens inſtinctmäßig heraus. Franz hatte erſt wenige Tage auf dem Schloſſe verlebt, aber ſchon war es ihm nicht entgangen, daß der Kaſtellan desſelben das Werkzeug ſei, deſſen er zur Aus-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10944/015

führung ſeines Vorhabens bedurfte. Der ſchlaue Beobachter bemerkte trotz der Verſtellungskunſt des Alten, daß er die junge Gräfin glühend haſſe. Er ſchloß dieß aus dem höhniſchen Lächeln ſeines Mundes, aus den giftigen, faſt durchbohrenden Blicken, die er, wenn er ſich unbelauſcht glaubte, auf ihr weilen ließ, aus der krampfhaft geballten, feſt auf die Bruſt gedrückten Hand, mit der er den inneren Grimm gewaltſam unterdrücken zu wollen ſchien, ſobald ſie ihm irgend einen Befehl ertheilte. Eben ſo bald überzeugte ſich Franz aber auch, daß der Kaſtellan einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Grafen übte: dieſer war nämlich gleichſam von ihm erzogen worden, war von Jugend auf gewohnt, ſeine Rathſchläge zu hören, ſeine Einfliſterungen zu dulden, und hatte ihm auf dieſe Weiſe eine Macht über ſich eingeräumt, von der er ſelbſt zwar nichts ahnete, die Jener aber recht gut zu benützen verſtand. Die unerwartet ſchnelle Heirath des Grafen war dem alten Böſewicht der härteſte Schlag, der ihn treffen konnte; jetzt mußte er der jungen heiß geliebten Gattin weichen, mußte ihr die lange im Stillen beſeſſene Herrſchaft über Herz und Willen ihres Gemahls überlaſſen, mußte in das Verhältniß des Dieners zu ſeinem Herrn zurücktreten, ohne die Hoffnung nähren zu dürfen, daß es ihm nach und nach gelingen werde, auch auf Eliſabeth einigen Einfluß zu gewinnen, deren Abneigung gegen ihn täglich ſichtbarer ward, und auf dieſe Weiſe ſeine alte Stelle dem Grafen gegenüber wieder einzunehmen. Alles dieß fachte den Haß des Alten bis zur verzehrendſten Glut an; es war daher kein Wunder, daß Franz von Ulmſtein ihn bald genug durchſchaute, daß er den Rache Dürſtenden für ſeine Pläne zu gewinnen ſuchte, und daß ihm dieß auch ſchneller, als er es hoffen durfte, gelang.

Unter der Dienerſchaft des Grafen befand ſich erſt ſeit kurzer Zeit ein junger Edelmann, welcher dieſem von ſeinen Eltern übergeben worden war, um ſich in allen ritterlichen Künſten auszubilden. Ihn hatten die Verſchwornen auserſehen, er ſollte das Mittel ſein, durch welches Franz ſeinen Zweck zu erreichen gedachte. Des Grafen Eiferſucht mußte nämlich erregt, der Verdacht eines heimlichen Liebesbündniſſes zwiſchen dem Jüngling und Eliſabeth ihm beigebracht werden; dann hoffte Franz, daß Nikolaus ſeine Gemahlin verſtoßen, daß dieſe ihre Tage in einem Kloſter beſchließen, er ſelbſt aber als nächſter Erbe alle ihre Güter in Beſitz nehmen, und ſo die Früchte ſeines ſchändlichen Bubenſtückes ungeſtört genießen werde.

Das Werk der Hölle war vorbereitet; Geiz und Rachſucht hatten die Thätigkeit des Kaſtellans mehr als hinreichend entflammt; Franz verließ jetzt das Schloß abſichtlich, um den Operationen ſeines Verbündeten nicht im Wege zu ſein, auch hielt er ſeine Gegenwart für unnöthig, da er die Ausführung der ganzen Sache den Händen des Alten eben ſo ſicher als ſeinen eigenen anvertrauen durfte.

Die nun folgenden Begebenheiten waren nur in Bruchſtücken angezeigt, und nach Art eines Tagebuches von dem Kaſtellan fortgeſetzt; ſie lauteten alſo:

Der Graf iſt unterrichtet, wie es verabredet worden! Er wüthet gegen ſeine Gemahlin! Warum wagteſt du es aber auch, ſtolze Eliſabeth, dich in ein Haus eindrängen, die Gebieterin eines Greiſes werden zu wollen, der ſelbſt, wenn auch nicht unmittelbar, zu herrſchen gewohnt iſt? — Warum glaubteſt du dich zu hoch über den alten Diener erhaben, um ſeine Gunſt zu ſuchen? warum ſcheuteſt du dich ſogar nicht, ihn ſeinem Herrn verdächtig zu machen? Ja, du mußt fallen! mußt herabgeſtürzt werden aus deiner Höhe, aber nicht, wie jener habſüchtige Thor wähnt, um in einem Kloſter dein Leben zu enden, nein! ich, ich will dir eine Zelle bauen, die du bewohnen ſollſt, an Himmel und Erde verzweifelnd.

Es iſt gelungen! Der Graf überraſchte ſeine Gemahlin im Garten, gerade in dem Augenblick, in welchem der Jüngling zu ihren Füßen lag und ihre Hände mit Küſſen bedeckte. Hätte er gewußt, daß der junge Edelknecht auf mein Anſtiften eben jetzt Eliſabeths Fürwort beim Grafen erflehte, daß nur Dankbarkeit und Verehrung ſeine Knie beuge, er würde den armen Jüngling nicht getödtet, die Gräfin nicht mit raſender Wuth in das Schloß zurückgeſchleift, ſich ſelbſt nicht endloſe Qualen bereitet haben.

Der furchtbare Meiſter iſt erſchienen, deſſen fleißige Hände der Gräfin ihr letztes Bett bereiten, ich ſelbſt habe ihn herbeigeholt und denke, er wird ſeinem Auftrage Ehre machen. Nikolaus ſieht ſeine Gemahlin nicht mehr, er hat mir ihre Bewachung überlaſſen, ſie ſchmachtet im Thurm, hoch über der Erde, bis ſie tief unter ihr die ſtolze Seele aushauchen wird. Wäre des Grafen Bruder hier, ſo hätte ich einen mächtigen Gegner zu fürchten, denn er ehrt und liebt Eliſabeth wie ein höheres Weſen, ſo aber wird es mir leicht, den von Wuth und Eiferſucht geblendeten Gatten zu ihrem Mörder zu machen.

Eliſabeths Grab iſt fertig, noch dieſe Nacht wird ſie hinabgeſtoßen! mit ihr verſchwindet Alles, was ihr Andenken hier auf Erden erhalten könnte, nichts bleibe dem Grafen mehr von dieſem unſeligen Bündniß als ſeine Reue, ſo bereite ich mir das ſüße, beglückende Feſt der lange genährten Rache.

Bald iſt es Mitternacht! Eliſabeths letzte Stunde naht! Dieſe Zeilen ſollen ſie in ihre Gruft begleiten, dort mögen ſie zuſammt den Documenten ruhen, bis die Zeit ſie vernichtet, oder dauern, bis ein Sterblicher ſie findet und der Nachwelt die Geſchichte meiner Rache erzählt.

Herr Werner legte die Pergamentrolle ſchweigend nieder, ſeine Hände falteten ſich unwillkürlich zum Gebet, auch Albrecht war tief erſchüttert, er ſchauderte vor den ſchrecklichen Verirrungen der zügelloſen Leidenſchaft, ſo wie vor dem hohen Grade von Verworfenheit, den ein ganz vollendeter Böſewicht zu erreichen vermag, und bewunderte die unerforſchlichen Wege der Vorſehung, die ihn nach hundert Jahren zum Werkzeuge erkoren hatte, das tief verborgene Verbrechen hervorzuziehen an das Licht der Welt.

Das feierliche Geläute der Glocken von St. Stephan rief einige Monden später die frommen Bewohner der Reſidenzſtadt abermals in die dunkeln Hallen der herrlichen, ehrfurchtgebietenden Kirche. Vor dem Hochaltar ſtand ein ſchönes, reichgeſchmücktes Brautpaar, deſſen freudeſtrahlende Augen, deſſen faſt verklärte Züge, der theilnehmenden Menge das Glück verkündeten, welches Beider Herzen erfüllte. In dem Augenblicke, in welchem der Prieſter den Segen über die Neuvermählten ſprach, war es Albrecht von Waldburg, als umſäusle ihn plötzlich eine milde kühle Luft, ein leiſer Schauer durchrieſelte ihn, er dachte an Eliſabeth; der Ausſpruch der Unglücklichen war nun in Erfüllung gegangen, die Liebe hatte die Familien Waldburg und Ulmſtein zum zweiten Male vereinigt, den Frevel der Vorzeit getilgt, und ihre Locke in geweihter Erde beſtattet.

Ein neues Geſchlecht entkeimte dem ſegenreichen Bunde Albrechts und Mariens, ſeine Zweige verbreiteten ſich weit in dem herrlichen Lande Öſterreich. Prokop aber, der hundert und fünfundzwanzigjährige Greis, war an eben dem Tage, an dem man die Ueberreſte der unglücklichen Eliſabeth feierlich beerdigt hatte, mit einem freundlichen, ſchon halbverklärten Lächeln und dem freudigen Ausruf: „Sie iſt verſöhnt!“ ſanft hinübergeſchlummert in jene beſſere Welt.

Nachklänge.

(Lieder von Johann Gabriel Seidl.)

Mißtraue des Glückes neidiſcher Liſt:
Vor'm Weinen ſchickt es das Lachen;
Je ſchöner dein Traum geweſen iſt,
Je ſchmerzlicher iſt dein Erwachen!

1.

Es gibt gewiſſe Melodie'n,
Es gibt gewiſſe Lieder:
Wenn ſie erklingen, muß ich flieh'n,
Sonſt lockten ſie mich wieder.

Sie klangen einſt ſo weich und warm;
Es waren ſchöne Zeiten!
Nun ſind ſie an Bedeutung arm,
Ein leerer Schrei der Saiten.

Einſt dacht' ich, was aus ihnen klang,
Das könne nie vergehen,
Das müſſe, für dies Sein zu lang,
Einſt mit hinüberwehen!

Und Alles hat ſich überlebt,
Und Alles iſt verklungen,
Was wir gerungen und geſtrebt,
Getändelt und geſungen.

Sprich, Holde, liegt es wohl an mir,
Daß wir das Ziel nicht fanden? —
Ich meine, Kind, es liegt an dir:
Du haſt mich nicht verſtanden!

Weil du geſucht, was ich nicht bin,
Haſt du mich nicht gefunden:
Drum iſt auch dieſer Lieder Sinn
So ſchnell für uns verſchwunden!

Daß ich noch wein' und du noch wein'ſt,
Wenn ein's erklingt von ihnen,
Das macht, weil wir dabei doch einſt
Etwas zu fühlen ſchienen.

2.

Du ſchickteſt mir dein Stammbuch als ein Zeichen,
Daß du nicht haſſeſt, wen du auch nicht liebſt! —
Hab' Dank für dieſe Großmuth ohne Gleichen,
Kann ich gleich nicht erwiedern, was du gibſt!

Ich kau' an meiner Feder, ſinn' und dichte,
Was ich Verbindliches dir ſagen ſoll;
Jedoch mein Herz macht jeden Vers zu nichte:
Es iſt zu leer mir, oder — ach, zu voll!

Will ich das Innigſte dir liebend ſagen,
So mahnt es mich, als ſei die Zeit vorbei;
Will ich ein Blümchen dir zu bieten wagen,
So fürcht' ich, daß ein Dorn daneben ſei.

Drum nimm's zurück! das Blatt iſt weiß geblieben,
Nicht weil ich deine Huld gering geſchätzt; —
Nein — denke, was ich liebend drauf geſchrieben,
Hab' eine Thräne wieder weggeätzt.

Was lieb ſich hatte, ſchreibt ſich in die Herzen,
Liebhaber ſchreiben ſich in's Stammbuch ein;
Lieb hatt' ich dich, ich fühl's an meinen Schmerzen,
Liebhaber wollt' und konnt' ich dir nicht ſein!

3.

Denke dir, ich ſei geſtorben,
Und dieß ſei mein Teſtament,
Welches dir, was ich erworben,
Was ich dir vermache, nennt.

Dir vermach' ich — tauſend Träume —
Ach, wohl mehr noch! — nimm ſie hin!
Kinder ſonnenheller Räume,
Wo ich nicht mehr heimiſch bin!

Tauſend Lieder, dir geſungen,
Jedes — du im Wiederſchein!
Froh und trüb, wie ſie erklungen,
Nimm ſie hin, ſie ſind ja dein!

Hundert Briefchen, klein geſchrieben,
Groß gefühlt, halb toll, halb klug,
Allzufroſtig, übertrieben, —
Zum Zerreißen gut genug!

Hochgedanken, Segensplane,
Rührungen, — wer zahlte ſie?
Nimm den Tand, daß er dich mahne:
„Er war ſchwach, gemein doch nie!“ —

Dann ein Päckchen kleiner Sünden:
Küſſe, — zahllos hingeſtreu't,
Nimm ſie — Mancher wird ſich finden,
Der dir einlöſt, was dich reu't!

Und ſo Manches noch! — ach! Alles,
Was ein Todter nicht mehr braucht,
Und was werth iſt des Verfalles,
Sei verfallen, ſei verraucht! —

Ein's nur kannſt du, Kind, nicht haben,
Dieſes Reſtchen: Herz genannt,
Denn das laſſ' ich mir begraben
In ein Fleckchen beſſ'res Land.

Iſt's verkümmert gleich und trocken:
Gottes Sonn' iſt lind und lieb,
Ihre Frühlingsküſſ' entlocken
Oft der Gruft den ſchwächſten Trieb!

Und ſo ſei's verſucht im Harme,
Ob, wenn nun der Lenz entglüht,
Nicht vielleicht mein Herz, das arme,
Auch noch einmal treibt und blüht.

4.

Wer von der Heimat ſcheiden muß und will,
Hält dennoch oft auf ſeinem Wege ſtill,
Und blickt zurück und findet Troſt daran,
Daß er ſie noch von weitem ſehen kann.

So lang' der letzte Berg ihm nicht entſchwand,
Träumt er ſich noch hinein in's theure Land;
Er ſieht's ja noch, — und trieb' ihn Heimweh fort,
In wenig Stunden wär' er wieder dort.

Jetzt ſteht er hoch an eines Berges Saum;
Dort iſt die Heimat, — ach! er ahnt ſie kaum,
Wirft ſeinen letzten, längſten Blick zurück,
Und iſt noch einmal dort mit dieſem Blick!

Und abwärts geht es, — and're Lüfte weh'n,
Und fremde Berge ſieht er vor ſich ſteh'n,
Und fremde Berge ragen hinter ihm, —
Nun iſt's vorbei, — nun fort mit Ungeſtüm!

Ein Heimatloſer, irrt er durch die Welt,
Der Fels ſein Lager und die Luft ſein Zelt,
Bis, wo er's nie geahnt und nie gedacht,
Ihm endlich wieder eine Heimat lacht!

So iſt es mir, da ich dich meiden muß;
Darum verzeih' den läng'ren Scheidegruß!
Noch ſeh' ich dich vor meiner Seele ſteh'n,
Noch drängt es mich, bisweilen umzuſeh'n!

Doch werd' auch ich wohl kommen an den Rand,
Wo Alles, was an dich erinnert, ſchwand,
Und ich mir denke, weil dein Bild erblich:
„Was ich nicht ſehe, war nie da für mich!“

5.

„Es ſpiel' in meinem Geſichte,“
So ſagteſt du ſelber einſt,
„Ein Zug von Hohn um die Lippen!“
Faſt glaub' ich ſelbſt, was du meinſt.

Um dieſes Zuges Willen,
Mein Kind, beſchwör' ich dich,
Was immer da kommen möge,
Sei gnädig und ſchone mich!

Du kennſt ja den Zug der Wehmuth,
Der ſich um die Stirne mir zieht,
Den Zug aufrichtiger Güte,
Der aus den Augen mir ſieht!

Haſt manchen an mir gefunden,
Auf den ich ſelbſt nicht gedacht,
Drum wecke nur nicht den ſchlimmſten,
Der niemals Glück noch gebracht!

Beſchwöre jegliche Wolke
Des Schmerzes auf meinem Geſicht,
Allein mich luſtig zu machen,
Das, Liebe, rath' ich dir nicht!

Ich könnte dir ſchmeicheln wollen
In ſolchem luſtigen Hohn,
Ein Reich der Lüge beſchreiben,
Und dich drin erhöh'n auf den Thron!

6.

Gedenke mein — doch nein — vergiß mich lieber!
Es mag das Beſte für uns Beide ſein!
Der Traum war ſchön, — wirf einen Schleier drüber,
Vergiß mich, Kind, — doch nein — gedenke mein!

Gedenke manchmal noch der trauten Stellen,
Wo wir die Sonne ſinken oft geſeh'n,
Und uns gedacht: „Sie ſinkt wohl in die Wellen,
„Doch unſ're Liebe wird nicht untergeh'n!“

Gedenke manchmal, wie wir unter Scherzen
Wetteifernd uns das Heimlichſte vertraut:
Ein kleiner Winkel bleibt in jedem Herzen,
Den ſelbſt der Blick der Liebe nicht durchſchaut.

Gedenke, was wir oft geſagt von Andern:
„Sie lieben treu, doch treuer lieben wir!“ —
Siehſt du ſie dort noch Arm in Arme wandern,
Und aus der Ferne kommt mein Lied zu dir!

Gedenke manchmal, wer die Blümchen pflückte,
Die dein Gebetbuch birgt bei manchem Blatt!
Gedenke, wer ſein blaſſes Bild dir ſchickte:
Die Farben waren nicht umſonſt ſo matt!

Gedenke mein, — wenn dich einſt neue Liebe
Mit einem zweiten ew'gen Netz umſpinnt!
Gedenke mein, daß es nicht auch zerſtiebe, —
Gedenke mein, — doch nein — vergiß mich, Kind!

Meine Bibliothek.

Tauſend Bücher, groß' und kleine,
In Oktav und Folio,
Leſen Viele zum Vergnügen, —
Doch, ich denk' nicht eben ſo.

Der Parteien Kampf und Kriege,
Weltgeſchichten, Völkerpein,
Leſen ſie mit Eifer drinnen,
Nur um recht gelehrt zu ſein.

Und erhitzen ſich die Köpfe,
Füllen ſich mit Haß die Bruſt,
Werden nur durch's viele Leſen
Nichts zu wiſſen ſich bewußt.

Und nun gar der Dichter Träume,
Der Romane Liebesglück,
Solch' erdichtet Zeug zu leſen
Freut mich keinen Augenblick. —

Nein, da bin ich and'ren Sinnes,
Denn zwei Bücher hab' ich nur,
Klein zwar ſind ſie, doch ihr Inhalt
Iſt entzückender Natur.

Ja, in ihnen leſ' ich täglich
Unermüdlich, wonnereich;
Gegenwart und Zukunft zeigen
Sie mir freundlich ſtets zugleich.

Sie enthüllen wunderherrlich
Mir der Schönheit Götterpracht,
Sie verkünden hochbeglückend
Mir der ächten Liebe Macht.

Ja, aus meinem Zauberbüchlein
Kenn' ich jene Himmelswelt,
Die in reinen Menſchenherzen
Sich vor's trunk'ne Auge ſtellt.

Sprecht, o kann man Schön'res lernen
Aus den Büchern aller Zeit,
Als das Glück verwandter Seelen,
Die ein liebend Herz uns beut?!

Wollt ihr meine Büchlein kennen,
Die ich preiſe immerdar, —
Wiſſet, das ſind meines Liebchens
Süßberedtes Augenpaar.

Ludwig Liber.

Die Radicalen.

(Ein poetiſcher Scherz.)

Er. O herrlichſtes der Weſen,
Das meine Augen ſah'n,
Dich hab' ich auserleſen
Für meine Lebensbahn:
Willſt du nicht mir dich weihen?
In's reine Herz mir ſchau!
O komm, ſchön iſt das Freien,
Denn Freien kommt von — Frau!

Sie. Wie ſchlau ſie auch ertönen
Die Worte ſüß und mild,
Doch weiß ich, daß dein Sehnen
Nur meiner Schönheit gilt.
So lang' mir Reize blieben,
Wär' ich dein „liebes" Weib —
Nein, ächt iſt nicht dein Lieben,
Denn Lieben kommt von — Leib!

Er. O ſchrecklich, welche Worte!
Du zeihſt mich arger Schuld; —
Doch öffne mir die Pforte
Von deiner Herzenshuld!
Du ſollſt vor allen Frauen
Mir werth ſein, immer neu.
Kannſt meiner Liebe trauen,
Denn trauen kommt von -- Treu'

Sie. Wie waren oft nur Schmerzen
Der Frauenliebe Lohn:
Zu tragen uns im Herzen,
Das ſchwuret oft ihr ſchon!
Ich traue nicht dem Sagen,
Auch du ſprichſt wie ein Buch
Im Herzen mich zu tragen, —
Doch tragen kommt von — Trug!

Er. O böſes, ſchlimmes Streben,
Die Wurzeln zu erſpäh'n!
Die Frucht nur dient dem Leben,
Wozu nach Wurzeln ſeh'n?!
Doch weil nun Wurzeln g'rade
Die Luſt ſind deines Blicks,
Sei du auf ird'ſchem Pfade
Die Wurzel meines Glücks!

Ludwig Liber.

* * *

Das ſterbende Kind.

Mutter, ich bin müde, laß in deinen
Treuen Armen ſchlummern ein dein Kind,
Doch verſprich mir erſt, nicht mehr zu weinen,
Heiß und brennend deine Thränen ſind.
Hier iſt's kalt, und draußen Stürme wehen,
Doch im Traum iſt Alles licht und klar,
Engelkinder hab' ich dort geſehen
Immer, wenn mein Aug' geſchloſſen war.

Sieh', da ſteht ſchon ein's an meiner Seite!
Hör', wie ſüß es klinget! Mutter ſieh'
Doch die Flügel, weiß und glänzend beide!
Mutter, gab ihm unſer Vater die?
Gold und Blumen mir vor Augen ſchweben,
Gottes Engel ſtreut ſie um mich aus.
Sag', bekomm' ich Flügel auch im Leben,
Oder erſt in ſeinem Sternenhaus?

Warum drückſt du meine Hand zuſammen?
Warum ſo an meine deine Wang'?
Sie iſt naß und brennt doch wie die Flammen!
Bei dir bleib' ich ja mein Lebelang!
Laß nur deine Thränen nicht mehr fließen,
Muß auch weinen, wenn du traurig biſt!
O, wie müd'! — Es will mein Aug' ſich ſchließen,
Mutter, ſieh', wie mich der Engel küßt!

H. C. Anderſen.

Der Spielmann.

Im Städtchen gibt es des Jubels viel,
Da halten ſie Hochzeit mit Tanz und Spiel,
Den Fröhlichen blinket der Wein ſo roth,
Die Braut nur gleicht dem getünchten Tod.

Ja, todt für den, den nicht ſie vergißt,
Der doch bei'm Feſte nicht Bräutigam iſt;
Da ſteht er inmitten der Gäſte im Krug,
Und ſtreichet die Geige luſtig genug!

Er ſtreichet die Geige, ſein Haar ergraut,
Es ſpringen die Saiten gellend und laut,
Er drückt ſie an's Herz und achtet es nicht,
Ob auch ſie in tauſend Stücken zerbricht.

Es iſt gar grauſig, wenn einer ſo ſtirbt,
Wenn jung ſein Herz um Freude noch wirbt.
Ich mag und will nicht länger es ſeh'n,
Das möchte den Kopf mir ſchwindelnd verdreh'n.

Wer heißt euch mit Fingern zeigen auf mich?
O Gott, bewahr' uns gnädiglich,
Daß Keinen der Wahnſinn übermannt,
Bin ſelber ein armer Muſikant!

G. C. Anderſen.

Muttertraum.

Die Mutter betet herzig und ſchaut
Entzückt auf den ſchlummernden Kleinen,
Der ruht in der Wiege ſo ſanft, ſo traut,
Ein Engel muß er ihr ſcheinen!

Sie küßt ihn, und herzt ihn, ſie hält ſich kaum,
Vergeſſend der irdiſchen Schmerzen,
Es ſchweift in die Zukunft ihr Hoffnungstraum,
So träumen Mütter im Herzen!

Der Rab' indeß mit der Sippſchaft ſein
Kreiſcht draußen am Fenſter die Weiſe:
„Dein Engel, der wird ein Räuber ſein,
„Der Engel dient uns zur Speiſe!“

H. C. Anderſen.

Richtung.

Dich ſoll ich laſſen, deine Nähe meiden,
Der ich geweiht in Leben bin und Dichtung?
Fortzieh'n von dir zu unſ'res Schickſals Schlichtung,
Aufſuchen neuen Reiz und and're Freuden?

Ich thät' es, — ja! und wollte willig ſcheiden,
Doch nordwärts weiſ't das Herz in ſtäter Richtung,
Ich ſeg'le fort und gält' es auch Vernichtung,
Dem Herzen treu, und müßt' ich ſie erleiden.

Den Sturm erwecken ſie, die Wogen branden,
Die Wolke droht, kein Stern iſt zu erſchauen;
Dem inn'ren Zuge will ich fromm vertrauen,

Und doch bei dir einſt, oder nirgend landen;
Und wenn die Wellen nur den Todten bringen: —
Er war dir treu — es ſollte nicht gelingen!

Tſchabuſchnigg.

Vor einem Heidefeld.

Rothes Blüh'n, ſo weit die Augen
Reichen, und ein ſüßer Duft
Herz einwiegend einzuſaugen
In der lauen Abendluft.

Bienen ſchwärmen, und die Mücke
Summt in weiche Schlummerluſt,
Gib dich ganz dem Augenblicke
Treue, wunde Liederbruſt!

Koſ' die Süße, ſchwelg' im Blühen, —
Was darüber geht, laß ſteh'n!
Abendröthe mag verglühen,
Fremder Duft vorüberweh'n!

Ach, wie Vieles iſt geweſen!
Sei der Raum auch noch ſo klein;
Lerne einmal nur vergeſſen,
Und die ganze Welt iſt dein!

Tſchabuſchnigg.

Eine Trauung.

Der Pfarrer ſteht ernſt mit Buch und Strauß,
Der Meßner ſchlingt ſchon am Hochzeitſchmaus.

Die Orgel tönt und das Glöcklein hell,
Braut und Bräutigam ſind auch ſchon zur Stell'.

Sie rauſcht in Spitzen und Seidendock',
Er trägt ein Uhrband und ſchwarzen Rock.

Die Leute erbaut, was der Pfarrer ſagt,
In der Ecke ſteht eine arme Magd.

Ihr Antlitz iſt jung und rührend ſchön,
Weiß nicht, ob ſie je wird vor'm Altar' ſteh'n.

Sie ſtarret ſtill auf den Jungfernkranz,
Im Auge bebt's faſt wie Thränenglanz.

Die Braut ſpricht: ja! und denkt mancherlei,
Auch er ſagt: ja! und denkt nichts dabei.

Die Magd in der Ecke, die hört es kaum,
Sie gäb' nicht dafür ihren ſchönen Traum.

Tſchabuſchnigg.

Die Liebesprobe.

„Es raucht der Schlott, die Funken ſprüh'n!
Dort, wo die Eiſenſtufen glüh'n,
Iſt unſer Ziel, Mathilde.“ —
„„Ach, mein Gemahl, mir iſt ſo bang! —
Was reiten wir den Weg ſo lang',
Was führeſt du im Schilde?““ —

„Ich führe nichts, als dich, mein Kind,
Wirſt ſeh'n, wenn wir am Ziele ſind!“ —
So geht's in ſchnellem Traben;
Schon iſt es tiefe, tiefe Nacht,
Und Niemand mehr im Hammer wacht,
Den ſie erreicht nun haben.

Er zerrt ſie nach der Lohe hin,
Und ruft mit ſchaurig ernſtem Sinn:
„Du liebſt den jungen Ritter,
Der, wie ein ächter, treuer Freund,
Bei jedem Abendlicht erſcheint
Vor deinem Fenſtergitter?“ —

„„Ach, mein Gemahl, ich kenn' ihn nicht,
Glaub' nicht, was ein Verleumder ſpricht,
Glaub', daß ich treu dich liebe!
Was drängſt du nach dem Feuer mich?
Ich ſah dich nie ſo fürchterlich!
O, glaub' an meine Liebe!““ —

Er ſpricht: „Mir hat vor langer Zeit
Ein Mohr aus meiner Hand gedeut,
Den wir in Akkon fingen:
„„Das Weib, das ganz ſein Herz dir gibt,
Dich wahr und treu und innig liebt,
Wird Feuerflammen zwingen.““ —

„Laß ſeh'n denn, ob du Probe hältſt!“ —
Er ſpricht's und faßt ſie, — ha! da wälzt
Hervor wie rothe Schlangen
Die Zunge ſich der Feuersglut,
Und leckt empor in wilder Wuth,
Den Mantel ihm zu fangen.

Sein Scharlachmantel brennt und loh't,
Ihm ſelber droht der heiße Tod,
Dem Jene ſollt' erbeben.
Da reißt Mathildens treue Hand
Ihm ab das brennende Gewand,
Und rettet ihm das Leben.

Der Ritter aber ſtürzt entzückt
An ihren Hals, und preßt und drückt
Sie an ſein Herz in Thränen:
„Dich,“ ruft er, „konnt' ich kränken hart,
Die ſolch ein Herz im Buſen wahrt,
Dich konnt' ich treulos wähnen!“

„Bereiten dir ſo herbe Noth,
Dir grauſam nah'n mit ſolchem Tod',
Der Engelreinen, Guten?

Mein Zürnen ſei verwünſcht, verdammt,
Weil deine Liebe heller flammt
Als alle Feuersgluten!“

Fitzinger.

Januskopf.

I.

Ob ich liebe, kannſt du fragen?!
Lebt' ich denn, wenn ich nicht liebte? —
Weiß, wer nie das Sprechen übte,
Gold'ne Mährchen dir zu ſagen? —
Und doch iſt das Menſchenleben
Einem Mährchen nur vergleichbar,
Dem die Liebe unerreichbar
Seine Fee weiß einzuweben! —

II.

Und die Fee wird zur Xantippe
Oft noch in den Flitterwochen,
Und der Eh'ſtand, — wie verſprochen!
Statt des Hafens eine Klippe;
Und die gold'nen Wundermährchen
Nehmen uns zumeiſt dann Wunder;
Ach, und doch währt ſolcher Plunder
Häufig keine fünfzig Jähr'chen!

F. C. Scherer.

Der Fiſcherknabe.

Zu ſein wie ein Hecht,
Das wär' mir wohl recht;
Denn nicht, daß ich eifern wollt',
Liebchen iſt treu wie Gold;
Aber ein Hecht
Wäre nicht ſchlecht! —

Denn kommt ein Galan
Und ſpricht Liebchen an:
Dann weiß ich nicht, was ich ſoll,
Iſt es Furcht oder Groll, —
So ein Galan
Kommt übel an!

Man lacht zwar darob,
Und nennt mich oft grob;
Doch Höflichkeit bringt Gefahr,
Höflich iſt jeder Narr;
Aber recht grob
Klingt faſt wie Lob!

Drum, wär' ich ein Hecht,
Mein Thun hieße Recht:
Denn jeden verliebten Wicht
Speiſt der als Leibgericht!
Ach, ſo ein Hecht
Wäre nicht ſchlecht!

F. E. Scherer.

Die Jagd des Todes.

(Ballade von Joh. N. Vogl.)

Zu Hellbrunn im Saale da ſitzet zur Nacht
Herr Ottmar, der Himmel und Hölle verlacht,
Dort ſchlürft er am Tiſche, wo läſſig er ruht,
Den ſchäumenden Becher mit trunkenem Muth.

Und um ihn da ſitzen, von gleichem Gemüth,
Die wilden Geſellen, vom Weine durchglüht,
Die ſingen und geben mit lachendem Mund
Die Frevel, die all' ſie verübten, nun kund.

„Und ward euch gefröhnt auch im blutigen Schweiß,
Nicht macht ihr mir ſtreitig als Zwingherrn den Preis!"
So ruft jetzt der Ottmar, „und keiner von euch
Kam jemals an Scharfſinn im Zücht'gen mir gleich."

„Drum wagt auch kein Räuber, wie kühn er ſonſt ſei,
Zum Forſte des Ottmar ſich wieder herbei,
Ja, ſelbſt der Verwegenſte bebet zurück,
Gedenkt er der früheren Frevler Geſchick."

„Denn jeden, der gegen die Satzung von mir
Am Waldrecht geſündigt in meinem Revier,
Den ließ auf ein Schmalthier, entblößt vom Gewand,
Mit Ketten ich ſchmieden an Hüfte und Hand."

„Dann ging's an ein Jagen, hei! flog's da hinaus
Mit Jubel und Klaffen und tollem Gebraus,
Bis endlich, zerriſſen von Dorn und Geſträuch,
Sie Beide erlagen der Meute zugleich."

Da lachten die Andern und prieſen ſein Recht:
„Zur Hölle, wer da ſich zu bürſchen erfrecht!“
Dann leerten ſie lärmend die Becher auf's Neu',
Und klangen zuſammen mit lautem Jubel.

So ſaßen die Wüſten, bis helle der Tag
Hineinſchien in's jubelnde Sündergelag,
Da herrſchte Herr Ottmar: „Jetzt Lanze und Horn,
Friſch auf nun zum Jagen durch Diſtel und Dorn!“

Schon klaffen die Hunde, es wiehert das Roß,
Da flieget, da brauſet von hinnen der Troß,
Herr Ottmar vor ihm in dem goldenen Kleid,
Den Speer in der Rechten, das Horn an der Seit'.

Er jaget und jaget voraus ſtets der Schaar,
Wie flieget der Koller, wie wehet ſein Haar,
Er bricht durch's Gewälde mit lautem Hallo,
Erſchrocken vor ihm das Gevögel entfloh.

Aufſpringt da ein Hirſchlein mit luſtigem Satz,
„Hurrah! ihr Geſellen, das iſt meine Hatz!“
Nachbrauſet Herr Ottmar, dem Sturmwinde gleich,
Doch ſchneller noch ſetzet der Hirſch durch's Geſträuch.

Doch weiter und weiter verfolgt er das Thier,
Schon hat er verirrt ſich im düſt'ren Revier,
Hin geht's über Strünke und mooſ'ges Geſtein,
„Und wär'ſt du noch ſchneller, ich holte dich ein!“

Und weiter und weiter ſtets geht es im Flug,
Erſt dünkt die Erſcheinung Herrn Ottmar nur Trug,
Denn kaum, daß er wieder den Flüchtling erreicht,
Auf's Neue das luſtige Bild ihm entweicht.

Jetzt kommt er ihm näher, jetzt hebt er den Speer,
Da ſieht er mit einmal vom Hirſche nichts mehr,
Nur Felſen auf Felſen, nur Wurzel und Baum,
Stets wüſter und wilder umfängt ihn der Raum.

Da reitet er grollend in's Ferne dahin,
Es wird ihm mit einmal ſo trübe zu Sinn,
Es wird ihm mit einmal ſo eng' in der Bruſt,
Dahin iſt die rohe, betäubende Luſt.

„Und wenn ſie jetzt kämen, die längſt in der Gruft,
Auf's Neue erſtanden zu Leben und Luſt,
Mit grinſenden Schädeln, mit drohender Fauſt,
Mir nach durch die einſame Wildniß gebrauſt;“

„Ha, wenn ſie jetzt kämen, die Blutigen all',
Zu ſühnen, zu ſtrafen, zu rächen die Qual?!“
So denkt er mit Grauen und blicket dabei
Dahin durch die Schluchten mit zitternder Scheu.

Und wie er ſo ſpähet die Wildniß entlang,
Da rauſcht's ihm im Rücken mit ſeltſamen Klang,
Da bricht's aus den Klüften, da brauſt es ihm Rohr,
Da tobt's aus dem Dunkel der Büſche hervor.

Ein Heer iſt's von grauſen Gerippen fürwahr,
Auf luftigen Hirſchen, ſo nackend und baar,
Mit knickenden Leibern und loſem Gebein,
Hu! klippern und klappern die hinter ihm d'rein.

Wild raſſelt und ſchlottert das lock're Geſind',
Es ſchlenkern ſo Arme als Beine im Wind,
Es wackeln die Schädel, es knattert der Zahn,
Es knacken die Rippen an jedem Kumpan.

Und grimmig bedräu'n ihre Renner dabei
Den Rappen des Jägers mit ſpitzem Geweih',
Sie ſenken die Köpfe, ſie raſſeln heran,
Helf' Gott dir, o Jäger, um dich iſt's gethan!

Und dichter, vom eigenen Moder umſtäubt,
Die fleiſchloſe Rotte ſich dränget und treibt,
Welch' Grinſen und Fletſchen, wie rückwärts da ſchaut
Herr Ottmar, daß tief durch die Seele ihm's graut.

Anſpornt er den Rappen und jaget und jagt,
Vom Tode gehetzet, zum Tode verzagt,
Und jaget und jaget waldein und waldaus,
Nur weiter und weiter, wie Sturmwindsgebraus.

Doch immer im Nacken, nichts rettet ihn mehr,
Das ſchlotternde, keuchende, kreiſchende Heer,
Mit Klappern und Wackeln, mit Grinſen und Dräu'n,
Mit Wanken und Schwanken und Lärmen und Schrei'n.

Und näher und näher ertönt das Getoſ'
Der knöchernen Reiter ſo ſchaurig und loſ',
Schon langet und haſchet manch' klappernde Hand,
Schon häkelt's und faßt es ſein flatternd Gewand.

Doch ſiehe, da klaffet ein grauſiger Schlund
Aus Felſengezack mit umnachtetem Grund,
Der hemmt jetzt mit einmal dem Reiter die Flucht,
Umſonſt einen Ausweg der Bebende ſucht.

Noch einmal zum Spuke, im Nacken ſo dicht,
Herr Ottmar jetzt wendet ſein bleiches Geſicht,
Da aber erſtarrt ihm im Herzen das Blut,
Da faßt ihn des Wahnſinns vernichtende Glut.

Wild preßt er dem Roſſe, zum Tode erblaßt,
Den Sporn in die Weichen mit ſchreiender Haſt,
Aufbäumt ſich's noch einmal, dann ſtürzt in das Grab
Kopfüber das Roß mit dem Reiter hinab.

Verſchwunden vom Felſen doch ſind auch im Nu
Die bleichen Gerippe, rings Stille und Ruh',
Nachtnebel umſpinnen allein nur den Rand,
Und blutig betüncht iſt die felſigte Wand. —

Vor Jahren noch wies man ein altes Gebild
Zu Salzburg dem Wand'rer, ein ſteinernes Schild,
Das zeigte den Jäger auf flüchtigem Roß,
Den Tod hinter'm Rücken mit Pfeil und Geſchoß.

Fünf Epigramme Marots.

(Ueberſetzt von Hammer-Purgſtall.)

1.

De l'amour chaste.

Verliebt bin ich, doch Venus will es nicht zugeben,
Daß ich es dort ſei, wo man ihr kein Feuer nährt.
Denn meine Dame iſt der Ehre ſo ergeben,
So züchtig und von gar ſo keuſchem Leben,
Sie ſucht ſo ſehr das Beſſ're, ſo das Gute ſtöret,
Daß anders ſie zu lieben, als es ſich gehöret,

Nur gar zu bitter wär' und nimmer zu ertragen.
Doch iſt ſie ſchön und wohl der Liebe werth:
Allein wenn ſich ſo hoch ihr keuſches Herz empört,
Kann ich aus lauter Liebe ſelbſt zu lieben ſie nicht wagen.

2.

A Anne, lui déclarant sa pensée.

Weil's dich verlangt zu hören, was ich ſinne,
So wiſſ' es denn, o Königin der Minne!
Doch bitt' ich dich, mich nicht zu ſchmähen,
Wenn mir zu hoch Gedanken ſtehen:
Ich denk' an dich und an das loſe Kind,
An Amor, der, ſo dumm und blind,
Mein Herz mit hoher Lieb' erfüllet,
So hoch, o weh! daß meinen Leiden
Auch nicht ein Tröpfchen Labſal quillet,
Wiewohl du ſonſt gewohnt biſt, Gnade zu vergeuden.

3.

D'une dame de Normandie.

Die Frau, an die ich denk' bei Nacht und Tage,
Sprach einſt zu mir ein Wort ſo hoch geehrt,
Daß ich nicht ſchätzen kann deſſelben großen Werth.
Es ſei denn, daß ich es im Herzen trage.
Sie ſprach mit Lächeln, wie's nur ihr gehört:
Ich glaube, daß ich dich noch werde lieben ſollen.
Ich ſprach: der Himmel werde mich behüten wollen
Vor dieſem Glück, und ich befürchte nun, fürwahr,
Ich müſſe fürchten, daß es werde wahr!
Ich liebe allzu viel die, ſo mich lieben wollen.

4.

A Anne.

Ob, daß ich dich gekannt, ein Glück, ein Unglück ſei,
Iſt zweifelhaft in meinem Sinn,
So daß ich gar nicht weiß, ob ich darüber frei
Mich auszuſprechen fähig bin.
Denn iſt's ein Glück, ſo weiß ich für gewiß,
Zum Uebel wird das Gute, wenn's nicht währ't,
Und iſt's ein Unglück, o ſo iſt's mir ſüß,
Zu leiden für ein Ding, ſo lobenswerth.

5.

A R.

Weil du dich mir nie freundlich haſt erzeigt,
Geh' ich als Eremit in Wüſtenei'n des Haines,
Und fleh' zu Gott, daß, wenn ein And'rer dir geneigt
Zu deiner Ehr' ſein Thun ſo züchtig ſei als meines.
Leb' wohl, o Lieb', o ſchöngebauter Leib!
Leb' wohl, Geſicht, lebt wohl, ihr zarten Augen!
Mir ward von euch kein ſüßer Zeitvertreib:
Der minder liebt, dem mög't ihr beſſer taugen.

Der Cadet.

(Novelle von E. Straube.)

In ganz Deutſchland wüthete bereits ſeit längerer Zeit der blutige Krieg, und das ausgebrannte, verödete Reich ſchmachtete unter dem Drucke der feindlichen Schweden auf eine fürchterliche Art; doch das Markgrafenthum Mähren war von der Kriegsfackel glücklicherweiſe noch unverſengt geblieben. In der Hauptſtadt Brünn herrſchte innerer Friede, als die Religionsfehde beigelegt war, als die Katholiken die Oberhand, nebſt der unbeſchränkten Toleranz für ſich allein, erlangt hatten; die Schweden kannte man daſelbſt faſt nur dem Namen nach. Erſt im Jahre 1642 drang der, in König Guſtav Adolphs Schule gebildete, bis dahin überall ſiegreich geweſene Schwedenfeldherr Torſtenſohn, in die Markgrafſchaft ein, erkämpfte mehrere Erfolge und nahm Ollmütz weg; verließ jedoch nach dieſem Schlage das Land, und kehrte erſt im folgenden Frühjahre wieder in daſſelbe zurück, alle Schrecken des Krieges um ſich her ausſtrömend.

Mit einer weit ſtärkeren Heeresmacht rückte ihm nun zwar der kaiſerliche Feldherr, Graf Gallas, entgegen; allein er blieb unthätig, ließ die Schweden, während er ſelbſt im Lager zwiſchen Brünn, Auſterlitz und

Kojetein zögernd ſtand, ungehindert das Land ausplündern und verheeren, eine Burg, eine Stadt nach der andern ſich, ſo zu ſagen, vor dem Maule wegnehmen, und ſchien mit keinem Operationsplan ins Reine zu kommen. Da warf ſich Torſtenſohn plötzlich auf Brünn, die Schweden nahmen die Vorſtädte mit einem kühnen Handſtreiche, hieben vier Kompagnien vom Regimente Schönkirchen, unter dem Befehle des ſpaniſchen Oberſten Didaco de Villa Lobos, ſamt dem Letzteren ſelbſt, nieder, und verbrannten die kaum erſt wieder aufgebauten Vorſtädte, welche bereits die Siebenbürger unter Gabriel Bethlen 1623 in Feuer hatten aufgehen laſſen, bei welcher Gelegenheit das Kloſter der P. P. Franciscaner, die Propſtei und Kirche von St. Peter, die ſeit jenen Tagen ohne Thurm iſt, nebſt anderen Gebäuden den Flammen zum Raube wurden. Jetzt erſt fiel es dem ſäumigen Gallas ein, ſein Lager aufzuheben; er ſchickte 100 Küraſſiere und 600 Mann Fußvolk voraus, und folgte ihnen auf den Ferſen nach. Zwiſchen Brünn und Mödritz lagerte er auf einem Berge im Angeſichte des Feindes, der ſein Lager hinter dem Obrowitzer Kloſter aufgeſchlagen hatte, von demſelben durch ein weites Thal und tiefe Gräben geſchieden; die Stellung ſchien unangreifbar. Bald aber ſetzte Torſtenſohns Heer über die Schwarzawa, ſtreifte bis an den Spielberg, und nahm eine Poſition, in der es zur Schlacht nicht genöthiget werden konnte. — Alſo waren faſt unter den Mauern von Brünn die Heere einander durch längere Zeit gegenüber, bis Torſtenſohn, dem die Lebensmittel ausgingen, das Lager wieder aufhob und gegen Ollmütz zog. Wie von einem

Orkane getragen, ſtürmte er dann aus Mähren fort, nach dem fernen Dänemark, und hatte es bereits gänzlich unterworfen, als Gallas, ihm bedächtig nachhinkend, erſt an den Gränzen von Holſtein anlangte. Mit neu erſtarkter, ſiegesfreudiger Kraft warf ſich nun der Schwedenführer ihm wieder entgegen, und jagte ihn, ſamt ſeinen faſt ganz aufgelöſten Schaaren, in wilder Flucht zurück bis in die Marken Böhmens. Jetzt trat Hatzfeld an die Stelle des unglücklichen Gallas, und am 6. März 1645 ward die verhängnißvolle Schlacht bei Jenikau im Böhmerlande geſchlagen, eine Schlacht, durch welche das neuausgerüſtete Heer völlig vernichtet ward. Da kam eine Zeit für Mähren, und insbeſondere für Brünn, wo es ſeine Treue und Anhänglichkeit leuchtend bewähren konnte, wo die Frucht des Ruhmes ihm reifte, die ihm wohl kein Jahrhundert mehr entreißen wird.

In Folge jenes Sieges war nämlich Torſtenſohn bis in das Herz von Oeſterreich, und nach der Wegnahme mehrerer feſten Plätze, bis vor Wien ſelbſt gedrungen, welches zu erſtürmen ihm der höchſte Preis ſchien, den das Glück ſeinem Streben vorbehalten, den es ihm, als die ſchönſte Blüthe, in den Kranz der Unſterblichkeit flechten konnte. Vor Allem ſchien es ihm jedoch nothwendig — wenigſtens in jedem Falle nützlich — ſeinen Rücken durch die Eroberung von Brünn warm zu halten, und dieſes ſchien eben keinen ſonderlichen Schwierigkeiten zu unterliegen, denn allgemein hieß es: die angeſehenſten Einwohner hätten ſich, ob des Gerüchtes einer drohenden Belagerung, haſtig nach Ungarn geflüchtet, die Beſatzung belaufe ſich kaum auf zwei-, höchſtens dreihundert Mann, und bei Ollmütz ſei ein für ſie beſtimmter Provianttransport weggenommen worden, ſo daß man wohl den Hunger als einen Bundesgenoſſen anſehen könnte.

Torſtenſohn richtete demnach ſeinen Siegeszug unverweilt dahin, ohne ſich träumen zu laſſen, daß bloße Bürgertugend, ſelbſt dem ſieggewohnten Heere eines Feldherrn, wie er es war, einen unüberwindlichen Wall entgegendämmen könne. Am 3. Mai des Jahres 1645, ſomit eben zweihundert und fünfzehn Jahre, ſeit Brünns Bürger jenen denkwürdigen Kampf gegen die böhmiſchen Waiſen beſtanden hatten, kam der Vortrab der Schweden im Angeſichte der Hauptſtadt Mährens an, und lagerte ſich unfern des Kloſters von Obrowitz und der Karthauſe im Königsfeld. Tags darauf ſchon langte auch das Gros von Torſtenſohns Truppen vor Brünn an, und ſchlug rund um die Stadt her ſein Lager; — das Gezelt des Feldherrn war auf dem Königsfelde. Ein Tagsbefehl erging hiernächſt an die Schweden, worin der General ſeine Schaaren an ihren erprobten Muth, an den alten Ruhm ihrer Waffen erinnerte, und ihnen in froher Zuverſicht verhieß, ſie binnen drei Tagen in die Stadt, binnen achten aber in die Veſte Spielberg als Sieger einzuführen.

Allgemeine Beſtürzung herrſchte mittlerweile in Brünn, und da die Bemannung in der That nur aus einigen hundert Soldaten beſtand, ferner die Gräben und Mauern in ziemlich mißlichem Zuſtande, und die Proviantlieferungen auch, wie ſchon erwähnt, in feindliche Hände gefallen waren; ſo durfte es Niemanden Wunder nehmen, wenn Zagen und Zweifel die Herzen mancher

Bürger beſchlich. Hier und da murmelte man ſogar bereits von Uebergabe an den Feind, und hätte nicht die Mehrzahl erwogen, daß der von einer Kapitulation zu erwartende Vortheil wahrſcheinlich nicht viel beſſer ſein würde, als der Schade aus den Schrecken der Belagerung, es wäre wohl zu einem unbedachten, und nicht eben ehrenvollen Entſchluſſe gekommen. Doch es lebte damals ein Geiſt in den Bürgern von Brünn, der hoch über allen Gefahren des Lebens ſtand; Liebe für Vaterland und Kaiſer entflammte die Bruſt der Treuen, und es bedurfte nur eines zündenden Funkens, um die Glut in kühner Thatenfreudigkeit auflodern zu machen.

Doch genug der Einleitung; wir wollen den Leſer nun unverweilt in das raſche Leben der Handlung hineinführen; er ſelber möge ſchauen, prüfen, urtheilen.

Dichte Menſchenmaſſen wimmelten von der Herren- und Rathhausgaſſe her, dem Krautmarkte zu, wo der ganze Ueberreſt der Beſatzung, welcher nicht eben auf den Wällen und Mauern beſchäftigt war, ſich verſammelt hatte und des Platzcommandanten wartete. Auch der Rath, die Gewerke und die ſtudirende Jugend hatten einen Ruf erhalten, ſich einzufinden, und die Spannung in allen Geſichtern zeigte unverkennbar, daß man auf eine außerordentliche Mittheilung gefaßt ſei. Dumpfes Gemurmel lief, wie das ferne Brauſen einer Mühlwehre, durch die Menge, aber man konnte nichts verſtehen, und der Lärm war ſo groß, daß wohl kaum ſelbſt diejenigen ſich gegenſeitig begriffen, welche unmittelbar neben einander ſtanden. Indeſſen ſah man doch in den meiſten

Geſichtern freudiges Gottvertrauen, und nur Wenige verriethen durch Mienen oder Geberden jene Zaghaftigkeit, der ſich der Feigling ſo gerne ergibt, wenn der Moment dräuend hereinzubrechen ſcheint. Die Blicke der Meiſten waren nach dem Platze gerichtet, wo der hohe Rath, der wackere Sack von Bohuniowitz, damals Hauptmann des Brünner Diſtrictes, die Vorſteher der Innungen und eine Deputation der Studirenden poſtirt waren, denn in ihnen vereinigten ſich die Hoffnungen der geſammten Bevölkerung. Ihnen hatte man das Wort der Entſcheidung im Namen Aller anvertraut, und hegte die Ueberzeugung, daß ſie der Würde der guten Stadt Brünn und der Wohlfahrt der Bürgerſchaft, aber auch der angeſtammten Treue an den Landesherrn nichts vergeben würden.

Jetzt wurde es vom Rathhauſe her lebendig, hohe Federbüſche nickten über die zahlloſen Köpfe empor, und man erkannte leicht aus der Eilfertigkeit, womit Alles Raum gab, ſo gut es das Gedränge geſtattete, und aus den Blicken der Verſammlung, die ſich jener Gegend zuwandten, daß der Moment der Entſcheidung gekommen ſei.

„Platz da, macht Platz dem Obriſten,“ tönte es von allen Seiten, und indem Einer ſich eng und gewaltſam an den Andern ſchmiegte, ſo daß man faſt beſorgte, es müſſe unfehlbar ein Unglück geſchehen, bildete ſich ſo viel Raum, um ein Paar militäriſche Geſtalten durchzulaſſen, welche ſich nach dem Standpuncte der Rathsmänner und ſonſtigen Honoratioren hinbewegten.

Es waren zwei rüſtige Männer, in Harniſche gehüllt und in den gebräunten Antlitzen die Spuren erlittener Strapazen tragend. Derjenige, welcher rechts einherſchritt, mochte ungefähr 37 Jahre alt ſein; ſeine Augen flammten, Blitzen ähnlich, in allen Richtungen umher, und der wilde, trotzige Ausdruck ſeiner Mienen ließ auf Charakterſtärke ſchließen, während ein ſarkaſtiſcher Zug um den Mund es im Zweifel ließ, ob dieſe Feſtigkeit nicht bisweilen in Härte und grauſamen Uebermuth ausarten mochte. Indeſſen ſchien er ſeine Züge ungemein in ſeiner Gewalt zu haben, denn von Zeit zu Zeit klärte ſich das Geſicht zu einem Ausdrucke von Offenheit und gutmüthigem Wohlwollen, der eine ſehr günſtige Meinung von ſeiner Herzensgüte einflößen konnte.

Es war Ludwig Raduit von Souches, ein geborner Franzoſe, den Fortuna ſchon mancherlei Wechſelfälle ihrer Launen hatte erfahren laſſen, der auch bereits in ſchwediſchen Dienſten geſtanden hatte, aber in jene des Kaiſers übergetreten war, und wegen mancher Verdienſte, welche Vertrauen in ſeine Entſchloſſenheit bewirkten, zum Commandanten von Brünn in der drohenden Kriſis erwählt worden war. Er hatte ſich und ſeine Kriegskenntniß auf dieſem Poſten bereits ſehr in Reſpect geſetzt, und dieß trug auch nicht wenig dazu bei, um die Hoffnungen der Bürgerſchaft aufrecht zu erhalten, wie denn Tüchtigkeit ſo gerne das Vertrauen im Gefolge hat.

Neben ihm ſchritt ſein Obriſtlieutenant, Jakob Ogylwi, ein Schotte von Geburt, der ebenfalls aus dem ſchwediſchen Heere entflohen war, und nun die Beſatzung des Spielberges befehligte; eine lange, hagere Geſtalt, finſter blickend, aber kühne Entſchloſſenheit in der ganzen Haltung verkündend; in einiger Entfernung folgte ihnen ein kleines Häuflein Gewapneter, von einem jungen Cadeten angeführt, deſſen ſchöne Züge und zierliche Tracht vorzüglich die Augen der Frauen und Mägdlein anzog, wovon er aber gar nichts zu gewahren ſchien, denn ſeine ganze Seele haftete, wie man unſchwer erkannte, auf den beiden Officieren, deren Bewegungen er mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgte, und deren Entſchluß er mit ungeduldigem Bangen erwarten mochte. Bisweilen ſchaute er mit geringſchätziger Miene auf die waffenloſen Bürger, und das ſtolze Selbſtbewußtſein, mit welchem er dann an ſein Gewehr griff, und, die Lippen kühn aufwerfend, ſich höher emporrichtete, zeigten, daß er ſeinen Stand liebte, und die Bedeutung desſelben in ſo ſchwerer Zeit gar wohl erkannte.

Mittlerweile war Souches bis an die Stufen, die zur Kirche führten, vorgedrungen, ſtieg nun ein Paar derſelben raſchen Schrittes hinan, warf einen durchdringenden Blick auf die Menge unter ſich, winkte, Stille gebietend, mit der Hand, und fing alſo zu reden an:

„Lieben Freunde und Brüder! Ich bin ein Mann der Waffen, nicht gewohnt, viel Federleſens mit Worten zu machen, und Ihr mögt es mir daher zu Gute halten, wenn ich, in dem fremden Gewerbe ungeübt, mich vielleicht nicht eben auf die beſte Weiſe ausdrücke. Die Sache iſt kurz dieſe: Der Schwede iſt vor der Thüre, ſeine Pferde treten eure Felder zu Schanden, und wenn wir von den Wällen ſchauen, können wir uns ſchier die Naſe an ſeinen Karthaunen zerſtoßen. Billig entſteht nun die Frage: was wollet Ihr thun? denn für meinen Theil bin ich lange im Reinen; ich ſtand leider in ihrem Solde, und hätte daher, wenn ſie mich wieder kriegten, kein gutes Loos zu erwarten. Aber das Unwetter trifft Euch, meine Brüder, zunächſt, und Ihr ſollt daher, in ſo ferne es ſich um euren eigenen Balg handelt, zuvörderſt zu entſcheiden haben. Ihr hättet nun freilich Gelegenheit, durch die That zu erproben, wie Ihr für Vaterland und Kaiſer, wie Ihr für euren Glauben denkt, denn auf dieſen iſt es doch hauptſächlich abgeſehen; zugleich aber habt Ihr auch Haus und Hof, Herd und Eigenthum in Betracht zu ziehen, die Ihr auf ein gewagtes Spiel ſetzt, in dem einen, wie in dem andern Falle. Zwar habe ich Alles gethan, was in der Eile anging: die Gräben ſind vertieft und die Mauern in Eile hergeſtellt worden; doch es iſt wenig gegen die ganze feindliche Armee und ihre Karthaunen. darum mögt Ihr ſelbſt beſchließen. — Die Geſchichte erzählt uns von dem Leonidas, einem Könige der Griechen, daß er mit einem geringen Häuflein die Hunderttauſende von Perſern aufhielt, die ſein Vaterland überſchwemmen wollten, und ſich ſamt ſeinen Getreuen niederhauen ließ, ehedenn er von ſeinem Poſten gewichen wäre, wodurch er auch den Feinden ſolch eine große Meinung von ſeinen Landesgenoſſen beibrachte, daß ſie von hinnen trollten, ohne ihren Siegeszug fortzuſetzen; allein, das war nun eben ein Soldat, ein Held, mit dem Tode vertraut, wie unſereins. Von ſchlichten Bürgern läßt ſich dergleichen billigerweiſe nicht erwarten; — übrigens beim Lichte beſehen, habt Ihr von dem Schweden allerdings nicht zu gewärtigen, daß er Euch beſonders grün ſein werde, und des Kaiſers Majeſtät war dagegen Euch jederzeit ein milder gerechter, gnädiger Herr! Zieht das in Betrachtung und erklärt mir dann, was Ihr zu thun gedenkt.“

„Sterben, ſterben, wie Leonidas!“ rief Einer aus der Schaar der Studenten, und „hoch Leonidas!“ donnerte es aus dem ganzen Kreiſe ſeiner Gefährten, und „Sterben!“ war das Loſungswort, das von Munde zu Munde irrte, den freudigen Entſchluß der Mehrzahl verkündigend. Es war der Enthuſiasmus der Ueberzeugung, welcher ſich auf allen Zungen ausſprach.

Fliſternd, immer ungeſtümer losbrechend, beriethen ſich zuerſt die Studirenden unter einander, von ihnen ging es auf die Rathsmänner und Gewerke, durch die Letzteren auf das Volk über; tobend entſiegelte ſich der Laut des feſten Vorſatzes, und Sack von Bohuniowitz trat an den Obriſten heran und redete mit geflügeltem Worte, wie ein hoher Rath, ſämmtliche Bürgerſchaft und die ſtudirende Jugend ſich heilig verpflichteten, Alles, was ihnen werth und theuer ſei, mit Freuden aufzuopfern, nicht Hab und Gut, noch Leben und Blut anzuſehen, um des Kaiſers Majeſtät zu überzeugen, wie ihnen nichts höher gelte, als ſeine Zufriedenheit und des Vaterlandes Wohlfahrt, und wie ſie demgemäß beſchloſſen hätten, mannlich auszuharren, bis auf den letzten Mann, ehedenn ſie Brünn in die Hände des Schweden übergeben wollten. Sie möchten daher den Obriſten gebeten haben, völlig ſeines Bedünkens mit ihnen zu gebahren, und es ſei ihr ernſtlicher Wille, ſich lieber unter den Trümmern ihrer Stadt begraben zu laſſen, als die Schlüſſel an den Feind auszuliefern. Sieg oder Tod ſei fortan ihr Feldgeſchrei!

Wohlgefällig blickte Souches auf den Redner, dann auf die Menge, deren Jubel obigen Worten als der unzweideutigſte Commentar diente; hierauf ordnete er ſein Antlitz in ernſte Falten, welche die Befriedigung ſeines Inneren verhehlen ſollten, und winkte genehmigend auf die ſtürmiſche Maſſe hinab, in welcher Vaterlandsliebe eben eine ſo herrliche Feier beging.

„Wohlgeſprochen meine Brüder,“ rief er endlich, „ſo höre ich's gerne; dem Ohre eines Soldaten klingt nichts ſo angenehm, als die Sprache des kühnen Muthes, und aus freudigem Herzen rufe ich demnach: Hoch lebe der Kaiſer! — Verderben dem Schweden!“

„Hoch lebe der Kaiſer! — Verderben dem Schweden!“ tönte ein tauſendfaches Echo nach und ſo war denn die Rolle entſchieden, welche Brünn und ſeine wackeren Bürger in dieſem düſteren Schauſpiele des blutigſten Krieges ſpielen ſollten. Das frohe Gemurmel, welches über den Platz kreiſte, die heiteren, ſelbſtbewußten Geſichter, welche man rings umher erblickte, ließen keinen Zweifel übrig, daß der ausgeſprochene Entſchluß ein aus der Fülle des Herzens entſtandener, vollkommen gereifter ſei, wie ihn nur feſtes Vertrauen und kräftiger Mannesſinn zu faſſen vermag.

Schon war man im Begriffe ſich zu trennen, und an die Ausführung des ſo eben verlautbarten Vorſatzes Hand anzulegen, als ein Trompetenſtoß ertönte und die Verſammlung wieder auf ihren Plätzen feſſelte. Gleich darauf führte ein Detachement der Beſatzungsmannſchaft einen Schweden mit verbundenen Augen vor, der den Vorſteher der Bürgerſchaft zu ſprechen verlangte. Torſtenſohn ließ nämlich den Bürgermeiſter von Brünn durch einen Trompeter zur Uebergabe der Stadt auffordern, und dieß war der Anlaß zu jener Erſcheinung. Uneröffnet ſchickte Souches das Schreiben, das man ihm aushändigte, zurück, und ließ bloß die lakoniſchen Worte zur Antwort ſagen: „Jetzt bin ich Bürgermeiſter, und mit mir muß man eine andere Sprache reden.“ — Der Schwede ward unter Lachen und Spott wieder fortgeführt, und man ſchied, von dem beſten Geiſte beſeelt, aus einander.

Torſtenſohn eröffnete nun die Laufgräben, und ließ mehrere Batterien am Teiche des vormaligen Jeſuitengartens, dann hinter dem Spielberge im Kleinfeind'ſchen Garten, ferner bei dem Königin- und St. Annen-Kloſter aufführen. Souches dagegen befahl die Dachungen der Häuſer, ſowohl auf dem Spielberge als in der Stadt, abzutragen, Barricaden zu errichten und das Pflaſter aufzureißen; zugleich bewillkommte er, vom Petersberge aus, die Belagerer, gleichſam zum Hohne, mit Trompeten- und Paukenſchall. Beinahe unausgeſetzt ſpie Torſtenſohns Artillerie Granaten, Feuerkugeln und Steine in die Stadt und nach dem Spielberge; ſobald irgendwo eine Breſche geſchoſſen, eine Baſtei oder ein Vorwerk zertrümmert worden war, liefen ſeine Schaaren unermüdlich, mit immer ſich erneuernder Kraft, Sturm; allein ſie ſahen ſich jedesmal mit blutigen Köpfen und ohne Erfolg zurückgewieſen. Ueberall war Souches mit dem beſten Beiſpiele voran, ſtets erſchien er an dem gefahrvollſten Poſten, und ſeine Thätigkeit war ſo groß, daß Manche behaupteten, ihn an zwei verſchiedenen Orten zugleich geſehen zu haben. Einige glückliche Ausfälle vermehrten noch das Vertrauen der Belagerten, welche bereits verſchiedene der wichtigſten feindlichen Werke zerſtört, viele Schweden niedergemacht und reiche Beute an Vieh, Kriegsbedürfniſſen, ja ſelbſt an Gefangenen, heimgebracht hatten. Die Elemente ſchienen ſich dabei mit den Belagerten verbündet zu haben, denn furchtbare Regengüſſe ſetzten die Laufgräben unter Waſſer und riſſen einige derſelben, worunter die vierfachen am Fröhlicher- und Holzthore, welche von beſonderer Bedeutenheit waren, entzwei, und ein wüthender Hagel moleſtirte die Schweden auf das peinlichſte; ſo zwar, daß Mannſchaft und Pferde darüber faſt zu Grunde gingen und an manchen Orten die Musquetiere in den Laufgräben bis an die Hüften im Waſſer geſtanden haben ſollen. Unerſchüttert duldeten die Belagerten jene Beſchwerden, die auch an ihnen nicht vorübergingen, und zeigten ihren guten Muth und ihre Furchtloſigkeit durch mancherlei Neckereien, indem ſie z. B. rothe Fahnen und Scheiben an den Thürmen befeſtigten, um den ſchwediſchen Schützen ihr Ziel beſſer in die Augen fallen zu machen, ja der Uebermuth ging ſo weit, daß Weiber ſich aus der Stadt wagten, und ſich aus den nächſten Gärten mit friſchem Grünzeug verſorgten. Dergleichen Schnurren erhöhten natürlich die Freudigkeit der Brünner nicht wenig, während ſie den Feind ſchier raſend machten. — Dem Schreck fehlte es an ergötzlichen Unterbrechungen nicht.

Es war wenige Stunden nach einem ſolchen glücklichen Reſultate, als in einem Häuschen der abgelegenen Hackelgaſſe ein Mädchen von kaum ſechzehn Jahren an der Seite eines jungen, blühendſchönen Soldaten ſtand, emſig beſchäftigt, eine leichte Fleiſchwunde zu verbinden, die an des Jünglings linkem Arme erſchien, übrigens aber wohl kaum von Bedeutung ſein mochte, weil ſie ihn nicht hinderte, in anmuthigen Scherzworten die Beſorgniß der Jungfrau zu verſpotten. Dieſe ſchob jedoch die Charpie ſo behutſam in den Schaden, wickelte das ſchneeweiße Linnen mit ſolcher Zartheit um den Arm und geberdete ſich überhaupt ſo ängſtlich, als ginge die Wunde dem Cadeten an das Leben, was nun Jenen in die beſte Laune verſetzte.

„Du wärſt mir eine rechte Kriegerbraut,“ begann der Verwundete wieder, nachdem er eine Weile ſeinen ſarkaſtiſchen Ausfällen Ruhe gelaſſen hatte, „in der That, du paſſeſt trefflich zum Liebchen eines Soldaten! — Da fährt mir die Pike eines Schweden ganz obenhin durchs Fleiſch, und ſie erhebt einen Zeter, als wäre der Stich nahe am Herzen ſitzen geblieben. Ich wäre doch neugierig zu wiſſen, was du anfingeſt, Käthchen, wenn ich mit einem Hiebe in den Kopf heimgekehrt wäre, wie mein Hauptmann, den ein verdammter Schwede ſo tüchtig traf, daß er vor ein Paar Monaten wohl ſein Fähnlein nicht wieder ſehen wird! Ich wette, du wäreſt ohnmächtig hingeſunken, und hätteſt mich im Schmerze vergehen laſſen, ehe du ſo viel Beſinnung gefunden hätteſt, zum Verbande ſchreiten zu können!“

„Glaube das ja nicht,“ erwiederte die Jungfrau, „der Anblick der Gefahr gibt uns Frauen Muth, und ich würde dich gewiß auf das beſte betreut haben. Aber thöricht bleibt es von dir doch immer, dich mitten in die Gefahr zu ſtürzen, du Tollkopf, anſtatt daß du, wie das Sprichwort ſagt, hübſch weit vom Schuſſe bliebeſt. Denkſt du denn gar nicht an dein Mädchen daheim, das in Angſt vergeht, wenn es dich auf dem gefährlichen Wege des Straußes weiß? O gewiß, du vergiſſeſt ihrer ganz, ſonſt könnteſt du unmöglich ſo leichtſinnig in das Getümmel hineintoben, wo nur Tod oder Wunden zu holen ſind! In der That, ich bin recht böſe auf dich!“

„Närrchen,“ entgegnete der Cadet, indem er das liebliche Mädchen koſend umfaßte, „welche Hoffnung hätte ich denn jemals, zu deinem Beſitze zu gelangen, wenn ich nicht die Gunſt des Augenblicks, wo ſie ſich beut, erhaſchte, um mich hervorzuthun und mir den Officiersgrad zu verdienen, durch welchen ich erſt in den Stand geſetzt werden kann, ernſtlich um dich zu werben? Nicht darum hat mich Souches ſeinem Gefolge beigeſellt, damit ich auf der Bärenhaut lungere, ſondern weil er das Vertrauen zu mir hatte, ich werde durch wackere Thaten mich ſeiner würdig machen! Sieh, er iſt ſo hochgeſtellt durch die Gunſt des Kaiſers, durch das öffentliche Vertrauen und durch ſeinen Poſten; an ſeinem Leben hängt vielleicht das Daſein deiner Vaterſtadt, und Niemand könnte es ihm verargen, wenn er im Kampfe den ſicherſten Platz wählte, denn nur ſeine Leitung hält ja doch Alles zuſammen. Deſſungeachtet iſt er überall der Erſte voran, ſucht ſich den gefährlichſten Poſten aus, und wählt immer die ſchwierigſten Obliegenheiten für ſich; — was würdeſt du ſagen, und würdeſt du mir wohl deine Achtung ſchenken, wenn ich mich feige der Gefahr entzöge, wo ihre Woge mich umbrandet; oder würdeſt du mich lieben können, wenn ich als Memme zurückbliebe, wo es gilt, Ehre, Vaterland, Fürſt, Glauben und meine Liebe zu vertheidigen?“

„Ach, du haſt wohl Recht,“ flüſterte Katharina, ſich inniger an den Erwählten ihres Herzens ſchmiegend, „und ſicher ſind auch wenige Mädchen meines Alters ſo ſehr von der Pflicht überzeugt, für Vaterland, Gott und den Fürſten Alles zu wagen, was uns theuer iſt; nur trifft bei mir allzu Vieles überein, was meinem Herzen dieſe Belagerung zu einem Gegenſtande des Entſetzens macht. Nicht genug, daß du, deſſen Bild meine ganze Seele erfüllt, dem mörderiſchen Regen der feindlichen Kugeln ausgeſetzt biſt, wenn es, wie beinahe täglich, zum Handgemenge mit den Schweden kömmt; auch mein Bruder und mein greiſer Vater thun Dienſte gegen den Feind, und ſo muß die Mutterloſe in jedem Gefechte befürchten, durch einen einzigen Schlag all der Stützen beraubt zu werden, an welche ſich das ſchutzloſe Pflänzchen ihrer Jugend anklammert; geſtehe es nur immerhin, die Gefahr iſt für mich weit größer als für dich, weil ich, während du nur um ein Leben beſorgt zu ſein brauchſt, für drei, und für meine eigene Exiſtenz obendrein, zittern muß; denn was iſt das Daſein des Weibes ohne die Obhut und den Schirm des ſtärkeren Mannes?“

„Nun gut!“ rief der Cadet lachend, „daß du das nur einmal ſelbſt eingeſtehſt; in der Regel will es das arge Weibsvolk nicht Wort haben, wie wichtig wir Männer ihm ſind. Ich will mir dieß Geſtändniß mit rother Dinte in meine Gedächtnißtafel ſchreiben, und du ſollſt es fortan öfter auf der Schüſſel haben, als dir lieb ſein möchte.“

„Ach Gott,“ erwiederte die Jungfrau kleinlaut, aber doch wider Willen lächelnd, „ich wünſchte nur, es wäre ſo weit, daß du ſchon mit mir tagtäglich aus Einer Schüſſel eſſen könnteſt.“

Lärm vor der Hausthüre, und bald hinterher auf der Treppe unterbrach hier das Gekoſe der Liebenden, gleich darnach öffnete ſich die Thüre, und herein ſchritten vier Männer mit einer Tragbahre, auf der ſie einen Schwerverwundeten brachten, deſſen Kopf ſo ganz mit Tüchern umwunden war, daß man ſeine Züge nicht zu erkennen vermochte.

Käthchen ſtieß einen lauten Schrei aus und ſtürzte gegen den Leidenden hin, doch da vertraten ihr den Weg Vater und Bruder, welche den Trägern auf dem Fuße folgten und ihr nun dringend zuwinkten, ihrem Gefühle Einhalt zu thun.

„Geſchwind,“ fliſterte der Vater, „geſchwind rüſte ein Bette, ſchaffe Verbandzeug, beſchicke den Wundarzt, braue kräftige Süpplein, und richte überhaupt Alles vor, was zur Pflege eines gefährlich Darniederliegenden nöthig iſt. Der Patient iſt zwar ein ſchwediſcher Gefangener, aber wir kennen ihn Alle wohl und liebten ihn einſt, und darum erbat ich mir ihn auch vom Commandanten und gedenke ihn, ſo es Gottes Wille iſt, in meinem Hauſe an Leib und Seele geſunden zu ſehen. Spute dich, Mädel, der Verwundete geht dich näher an, als du wohl denken magſt!“

Betroffen blickte Katharina auf den Greis; doch dieſer drängte zur Eile, und ſie wollte eben ſchon das Gemach verlaſſen, als der Kranke, der ihre Stimme vernommen hatte, leiſe aufathmend fragte: „Iſt Käthchen hier?“

Mit einer Regung von Eiferſucht wandte ſich der Cadet haſtig nach ſeinem Mädchen und bemerkte, daß bei dem Tone jener Frage alles Blut aus Katharinens Geſichte gewichen war, und daß ſie, gleichſam mechaniſch, an der Thüre, deren Klinke ſie bereits ergriffen hatte, ſtehen blieb, um nach dem Leidenden hinzublicken.

„Iſt Käthchen hier?“ fragte dieſer noch einmal, und mit dem gellenden Ausrufe: „Wenzel, um Gott, ſeid Ihr es?“ eilte die Jungfrau an das Lager, bog den Verband ein wenig bei Seite, und ſank ohnmächtig neben der Tragbahre nieder.

Mit blitzendem Auge trat nun auch Heinrich, ſo hieß der Cadet, herzu, übergab die ſinnloſe Jungfrau der Hausmagd, und rief: „Vater Gottlieb, hier gehen Räthſel vor, deren Löſung für mich keine erfreuliche ſcheint! Wer iſt der Schwede, deſſen Stimme und Anblick auf Eure Tochter ſo großen Einfluß äußert, und wie kommt es, daß ich, für deſſen Abſichten auf des Mägdleins Hand Ihr Euch immer geneigt bewieſet, erſt jetzt von ihm und ſeinem Zuſammenhange mit Käthchen erfahre? — Ich habe Euch immer als einen redlichen und wahrhaften

Biedermann erkannt, und hoffe nun, daß Ihr mir nichts verhehlen werdet, was das Glück meines Lebens ſo gar nahe berührt.“

Der Kranke ſtöhnte und zuckte bei dieſen Worten, wie im ſchweren Kampfe; Meiſter Gottlieb aber zog den Cadeten raſch, ſchier unſanft bei Seite und liſpelte ihm ins Ohr: „Ihr ſollt bedient ſein, werther Junker, Alles ſoll Euch klar werden, nur habt Geduld und bedenkt, daß es ſich um ein Menſchenleben handelt, welchem Verzug leicht tödtlich werden könnte. Zuerſt wollen wir unſere Pflicht üben, wie der barmherzige Samaritan im Evangelium, dann ſollt Ihr befriedigt werden, ſo gut ich es vermag. Zuerſt Thaten, dann Worte.“

Damit, ohne ſich weiter um den jungen Kriegsknecht zu bekümmern, faßte der Alte mit ſeinem Sohne den Verwundeten glimpflich an, hob ihn auf ein Bett, hüllte ihn ſorgſam ein, beſchenkte und entließ die Träger, half dem inzwiſchen herbeigekommenen Wundarzte bei Beſorgung ſeines Amtes, und that überhaupt, als wäre für ihn in der Welt nichts Anderes da, als der Patient, welchen der inzwiſchen eingetretene Heilkünſtler für zwar bedeutend, aber nicht für lebensgefährlich verwundet erklärte.

Einen Augenblick ſah Heinrich dieſem Treiben regungslos, faſt mit innerem Grollen zu; doch bald ſiegte das beſſere Gefühl in ſeinem Herzen, er legte ebenfalls Hand an, wo es Noth that und ſo gut es ſein eigener Schade geſtattete, wobei er ſich ſo anſtellig und theilnehmend bewies, daß Vater Gottlieb ihm manchen wohlwollenden Blick zuwarf.

Endlich war Alles geordnet, die Wunde des Fremden mit Charpie und Linnenzeug trefflich beſorgt, und dieſer, wahrſcheinlich von Schmerz und Anſtrengung erſchöpft, ſank allmälig in einen ſanften Schlummer; da winkte Meiſter Gottlieb den Cadeten bei Seite, zog ihn neben ſich auf einen Stuhl im Erker der Stube und begann mit gedämpfter Stimme, von Zeit zu Zeit nach dem Verwundeten ſchauend:

„Ihr müßt wiſſen, geehrter Junker, daß Wenzel vor noch kaum einem Jahre in meinem Hauſe als Geſelle ſtand, ſich über die Maßen artlich, geſchickt und fleißig aufführte, und mir, wie Allen, gar ſehr lieb wurde. Deßhalb ward er auch faſt wie ein Sohn von mir, von den Kindern wie ein Bruder gehalten, und ſo ein Fremder in dieß Haus kam, wußte er keinen Unterſchied zwiſchen den jungen Leuten herauszufinden. Nun ſeht, viellieber Herr, ſolch ein Verhältniß hat jederzeit ſein Mißliches, weil es ſelbſt die beſten Gemüther zu allerlei Hoffnungen oder auch wohl Grillen verleitet, welche am Ende nicht verwirklicht werden können; ſolches erzeugt dann Unmuth, Spannungen, Hader, und der ganze Friede einer Familie geht darüber nicht ſelten in ein bös Zerwürfniß über. Wenzel hatte nach und nach eine ſtille Neigung zu meiner Katharina gefaßt, hielt ihr freundlich unbefangenes Weſen für Erwiederung und ohne das Mägdlein weiter zu fragen, trat er eines Abends zu mir und warb um meine Tochter in anſtändigen, wohlgeſetzten Worten. Er erzählte mir dabei, daß er braver Leute Kind aus dem Reiche ſei, einmal ein ſchönes Gewerbe und ein ſchuldenfreies Gehöft als

Beſitzthum zu erwarten habe, daß er jedoch, falls ich mein Kind nicht von mir laſſen wollte, gerne erbötig ſei, ſich hierorts niederzulaſſen und ein eigen Geſchäft zu beginnen."

„Mich überraſchte die Rede zwar; allein ich kann nicht ſagen, daß ich Etwas gegen den Antrag einzuwenden gehabt hätte. Zuvörderſt mußte ich wohl glauben, daß die Sache mit dem Dirnlein bereits abgekartet ſei und wohl Trine ſelbſt dafür entſchieden habe; dann war ein ehrlicher, kräftiger Mann und tüchtiger Arbeiter in dieſer trüben Zeit um deſto willkommener, wenn er außerdem auch noch etwas Vermögen beſaß; — zuletzt, welche Wünſche durfte ich vernünftigerweiſe für die Zukunft des Mägdleins hegen, das, aus geringem Stande entſproſſen, auch wieder nur mit einem Manne ihres Gleichen glücklich werden konnte? Seht, darum ſchlug ich, nach einigem Bedenken, offen in Wenzels Hand ein und erklärte ihm, er ſolle ſein Liebchen beſitzen, wenn anders Käthchen ihm wirklich ſo wohl wolle, wie er es vermuthe. Deß hegte ich auch nicht den geringſten Zweifel, denn mir war unter ſolcher Zwieſprach eingefallen, daß das Mägdlein ſeit einiger Zeit gar niedergeſchlagen und nachdenklich ſchien, daß man ſie oft, die Augen voll heller Zähren, fand, während ſie manche Augenblicke wieder umherging wie eine Verklärte, und ihres freudigen Muthwillens kein Ziel wußte, nicht anders, als ich es oft von Liebesleuten geſehen und gehört hatte. Zudem war ja Wenzel ein ſchlanker Burſch mit Feuerblick und Krauskopf, dem alle Dirnen zulächelten, und der Handel ſchien mir darum ſo gut als abgemacht. —

Ich kriegte Käthchen denſelben Abend nicht mehr zu ſehen, da ſie bei ihrer Baſe in Kumrowitz zu Beſuche war und dort übernachtete; legte mich daher auch in der ſichern Erwartung zu Bette, ſie bei ihrer Heimkehr des Morgens als Hochzeiterin begrüßen zu können. Ich hatte mir auch allbereits in meinem Sinne unterſchiedliche luſtige Schnurren ausgedacht, wie ich ſie mit barſchen Worten anrollen und mich ſtellen wollte, als wäre ich ſothaner Minne abgeneigt, und lachte im Stillen weidlich, wie ſie erſtaunt ſein würde, wenn plötzlich die Thüre aufginge und Wenzel ihr an den Hals flöge, und ſie als ſein Bräutlein küßte; darüber entſchlief ich; — aber im Traume ſpannen ſich die Bilder fort, ich ſah mich, von Enkeln umhüpft, in geehrtem Wohlſtande meine alten Tage verleben, und ward durch dieſe Vorſtellungen dem neuen Bunde zugethaner, als ich es urſprünglich geweſen ſein mochte, dieweil ich von jeher den Ausländern faſt abhold gedacht hatte. Spät erwachend, fühlte ich mich gar heiter geſtimmt und grollte ſchier über das lange Ausbleiben des Mägdleins, welches nicht heimgekehrt war."

„Endlich erſchien Wenzel allein; — finſter, verſtört und bleich trat er in die Stube, ſeine Augen ſtarrten wild, und das Haar hing ihm um die Scheitel, als wäre es von den ungeſtümſten Winden zerzauſt worden. Ich erſchrak bei ſeinem Anblicke über alle Maßen, denn ich beſorgte nichts Anderes, als daß irgend ein Unglück geſchehen ſei. „Um Gott," ſchrie ich den Geſellen an, „wo iſt das Mägdlein und was iſt vorgefallen?"

„Ich mußte die Frage wiederholen, ehe mein Geſelle wieder der Rede mächtig wurde. Darauf nun berichtete er mir, oft von Zähren unterbrochen, wie das Mägdlein ſeine Rede anfangs mit Erſtaunen, dann aber mit wachſender Beſtürzung vernommen habe; wie Käthe ganz außer ſich ſchien, und ihm, als er ſeine Werbung beendigt, lange nicht zu antworten vermochte. Endlich geſtand ſie, daß ihr der Gedanke an ihn, den ſie mehr wie einen Bruder betrachtet habe, niemals zu Sinne gekommen ſei, daß ſie aber vor wenig Wochen die Bekanntſchaft eines jungen Kriegers der Kaiſerlichen gemacht, und ihm verheißen habe, ſein zu werden, ſobald er Officier würde, und daß ſie ihrem Heinrich, ſo war der Soldat, den Ihr wohl kennen werdet, zubenamſet, in alſo überſchwenglicher Liebe zugethan ſei, um fürder nicht Auge noch Herz zu haben für Einen außer ihm. Des Vaters Gebot, wenn es heiſchen ſollte, dieſe Minne zu unterdrücken, werde ſie ſich zwar unweigerlich unterziehen; allein einem Andern als ihrem Herzliebſten angehören werde und wolle ſie nimmermehr. Willig geſtehe ſie, daß er, Wenzel nämlich, zunächſt Heinrich, dem Vater und Bruder, ihrer Seele am wertheſten ſei; nur möge er nimmer verlangen, daß ſie ihm als Geſpons zu eigen werde, denn ſolches müſſe ihr den ſicheren Tod zuziehen, dieweil ſie nur mit Heinrich glücklich zu werden hoffe, und ſie ſich ihm auch bereits am Grabe der Mutter für Zeit und Ewigkeit heilig verlobt habe.“

„Wenn Ihr vielleicht, geehrter Junker, ſchon irgend von dem Schmerz getäuſchter Hoffnung oder unbefriedigter Minne gehört habt, und im Stande ſeid, die

Gewalt desſelben zu ermeſſen, ſo werdet Ihr ſonder Beſchwerde einſehen, wie groß des armen Wenzel Drangſal ob ſo leidiger Kunde ſein mußte. Zuerſt vermochte er gar nicht zu glauben, was er gehört, ſodann, als ihm immer und immer wieder dieſelbe Mittheilung ward, verſuchte er es, mit Vorſtellungen und Betheurungen auf die Jungfrau zu wirken; er gab ihr zu vernehmen, wie der Kriegerſtand voll von Gefährde und Mühſeligkeiten ſei, wie der Soldat zwar nirgend eine bleibende Stätte, allüberall aber ein Liebchen habe, dem er Treue zuſchwöre, ohne ſie jemals zu halten; wie dagegen Er, wenn ſie ihn mit ihrer Hand beſeligte, keinen anderen Gedanken hegen wolle, als ſie zu beglücken, wie dieſes Streben ſein Anker, ſein Himmel ſein werde, und was noch ſonſt Liebesleute in der Beredſamkeit ihrer Wünſche vorzubringen pflegen; — umſonſt, Käthchen verharrte bei ihrem Ausſpruche, und betheuerte ihm wiederholentlich, daß ſie eher mit Euch in Noth und Tod gehen, als mit einem Andern zum Altare treten werde.“

„Was nun ferner geſchah, begreift Ihr wohl von ſelbſt. — Wenzel verließ, wie ſehr ich auch bemüht war, den wackern Arbeiter feſtzuhalten, mein Haus, ging in die weite Welt, — und ſo hat ihn wohl die wildbewegte Zeit und der Kriegstumult unter die Schweden geführt, mit denen er vor dieſe Stadt rückte und heute als Verwundeter in unſere Hände fiel. Dem ſei aber, wie es wolle, mich wird es nicht anfechten; Wenzel iſt ein Verirrter, den ich gar zu gerne retten möchte, und in jedem Falle ſoll er in meinem Hauſe ſo ehrlich und treu verſorgt ſein, wie ein Freund, denn das war er uns und bleibt es, weil ſein Gemüth gut iſt und ein Unglück ja beileibe nicht als Schuld betrachtet werden darf. Was mein Mädel anbelangt, ſo mag ſie, wenn ſie noch nicht entſchieden hat, zwiſchen Euch und ihm wählen ihres Bedünkens: möglich, daß das Schreckensbild dieſer Belagerung ſie andern Sinnes gemacht, möglich, daß ihr Herz dadurch noch inniger an Euch gebunden worden; daß Euch Käthe nicht von ihm geſagt, mag ſie ſelbſt vertreten, ſie ſoll aber unbedingt Richterin in der Sache ſein, und entſchiede ſie allenfalls für Wenzeln," — bei dieſen Worten ſchmunzelte der Alte ſchlau, — „ſo wird mir der brave Burſche kein minder willkommener Eidam ſein, als er es früher geweſen wäre."

Wie wenig im Ernſte gemeint auch die letzten Worte geweſen ſein mochten, ſo ließen ſie dennoch ein Tröpflein Wermuth in der Seele des jungen Cadeten zurück, und ſeine Miene ſchien ein wenig unwirſch, wie auch ſeine Stimme etwas gedrückt, als er des Alten Hand ergriff und ihm ſchwor, er werde in keiner Art das Mägdlein durch unbeſcheidenes Drängen behelligen, oder aber ſeinem Nebenbuhler in ihrer Meinung zu ſchädigen ſuchen; offene Mannesthat ſei ſtets ſein Wahlſpruch geweſen, und durch ſolche gedenke er auch dießmal an ſein Ziel zu gelangen; nur möge auch Vater Gottlieb nichts übereilen und ihm nicht, durch finſtere Blicke in die Zukunft, das Herz ſchwer machen, das er jetzt ganz und freudig zu erhalten bemüht ſein müſſe; wenigſtens möchte er nicht vor dem Ende der Belagerung etwas Entſcheidendes vornehmen; ohnedieß müſſe eheſtens der Entſatz eintreffen, und bis dahin hoffe er wohl eine Officiersſtelle erlangt zu haben.

an welche Bedingung, wie ihm gewiß erinnerlich ſein würde, er ſelbſt den Beſitz Käthchens geknüpft habe; jedenfalls dürfe er ſich eidlich verſichert halten, daß er gegen Wenzel nichts Schlimmes im Schilde führen, ſondern ſtets den Verirrten und Leidenden in ihm ehren wolle, wie es unter Biederleuten Sitte.

Vater Gottlieb drückte darauf dem Cadeten freundlich die Rechte und ſie begaben ſich wieder an das Bette des unruhig werdenden Kranken.

Die Belagerung war bis dahin meiſtens durch Minen geführt worden, die theils von den Soldaten, theils vom Volke, das man haufenweiſe zuſammengetrieben hatte, gegraben worden waren; die bedeutendſten derſelben befanden ſich unter den Vorwerken des Spielberges, wo die fürchterlichſten Scenen vorfielen. Die Brünner gruben ihrerſeits Gegenminen, und nicht ſelten begegneten ſich die Arbeiter in der Tiefe mit Gewehren, Handgranaten und anderen Waffen, im blutigen Kampfe. Durch die unermüdliche Ausdauer der Belagerten und durch die Kunſtfertigkeit ihrer Mineure wurden die Anſtalten der Feinde vernichtet, oder es ward doch deren Wirkung vereitelt, die zertrümmerten Mauern und Schanzwerke aber wurden ſtets bald wieder im alten Stande hergeſtellt. Die Schweden gelangten endlich unter der Erde ſo weit, daß ſie ſogar den Brunnen auf dem Spielberge ableiteten, deſſen Tiefe berühmt war, allein ohne daß es ihnen genützt hätte, weil die Beſatzung der Veſte durch einen geheimen Gang, den Jene nicht kannten, aus der Stadt mit aller Nothdurft verſorgt wurde. Dagegen geſchah es wohl, daß die Minen zerplatzten und dem Feinde ſelbſt großen Nachtheil zufügten, wie denn in mehreren Fällen durch ſolche widrige Ereigniſſe mancher ſchwediſche Artilleriſt mit Erde und Gebälk weit in die Luft geſchleudert wurde; — bis ins St. Anna- und Königinkloſter flog einmal die Laſt einer Exploſion, viel ſchwediſches Volk unter Trümmern und Schutt begrabend. Deſſen ungeachtet ward die Lage der Stadt immer ſchwieriger, und Souches erkannte bald, daß es ohne Hilfe kaum möglich ſein würde, ſie für die Länge zu halten. Durch ausgeſandte Reiter bat er wiederholt und dringend um Entſatz; allein er erhielt nichts als Vertröſtungen und Zuſagen, die unerfüllt blieben und bleiben mußten, weil die Lage der Kaiſerlichen ebenfalls nichts weniger als günſtig war. Inzwiſchen begann der Vorrath an Pulver und Schwefel immer mehr zu ſchmelzen, und man mußte daran denken, ſich mit neuer Munition zu verſehen. Eine eben ſo kühne als glückliche Liſt half für den Augenblick, und ſtärkte die Hoffnung der Belagerten aufs Neue. Der dichte Wald von Laubholz, welcher ſich von der Gränze Schleſiens und weiter bis gegen Brünn zog, begünſtigte das Unternehmen. Am 26. Juni trabte eine Schaar von 800 Reitern, befehligt von dem Oberſten Pachoy, durch das Dunkel des Waldes, vor den Späheraugen der Feinde verborgen, vorſichtig gegen die Stadt heran; ſie hatten die Hufe der Pferde mit Tüchern umwunden und bogen die Sträucher vorſichtig aus einander, um das allzu laute Geräuſch zu vermeiden. Auf einem Waldplatze harrten ſie, bis die Nacht eingebrochen war und ſie mit Grund vermuthen konnten, daß Schlaf die müden Schweden bewältigt habe.

Darauf näherten ſie ſich dem feindlichen Lager, ſtürzten auf die zwei zunächſt cantonirten Regimenter, warfen ſie über den Haufen und tödteten eine bedeutende Anzahl von der Mannſchaft derſelben. Während des Kampfes, der die Maſſen der Schweden um ſo mehr alarmirte, da ſie gar nicht wußten, mit wem ſie es zu thun hätten, noch nach welcher Seite ſie ihre Waffen richten ſollten, drang der Obriſtlieutenant Stephan, Graf von Wrbna, mit den Rittmeiſtern Reichenau, Unger und Hennemann, nebſt 400 Reitern in die Stadt, 40 Centner Pulver abladend; Pachoy aber entkam mit geringem Verluſte in die bergende Nacht des Waldes.

Dieſe Vermehrung der Beſatzung hatte allerdings ihr Gutes; war aber anderntheils, beſonders mit Rückſicht auf den größern Verbrauch an Lebensmitteln, auch mit manchen Schwierigkeiten verbunden. Souches beſchloß daher, einen Theil der hinzugekommenen Mannſchaft wo möglich wieder zurückzuſenden, und das ſobald als es nur irgend anging; Liſt ſollte abermals dieſen Zweck erreichen helfen.

Eben hatten deßhalb, zwei Tage nach obigem Ereigniſſe, die Glocken Mitternacht verkündigt, als am Fuße des Spielberges die Lärmtrommel geſchlagen wurde, Waffengeräuſch ſich vernehmen ließ, Fackeln hin und wieder rannten, und ein verwirrtes Getöſe von Stimmen etwas Außergewöhnliches andeuten zu wollen ſchien.

Alſogleich ward es auch im Lager der Schweden lebendig; Feldmuſik wirbelte, Lärmſignale ertönten und Alles zeigte an, daß ſich einer Demonſtration auf dem bewegten Puncte verſehen werde, und Vorkehrungen getroffen ſeien, um derſelben zu begegnen. Eine bedeutende Menge von Truppen rückte gegen die Feſtung vor, Fußvolk, Reiterei und Hakenſchützen; hinter ihnen wimmelte es zwiſchen den Gezelten von Lichtern; Officiere ſprengten hin und zurück; es war unverkennbar, daß man einen wichtigen Streich erwarte.

Durch ſein Fernrohr beobachtete Souches, der ſich kurz vorher vom Krankenlager erhoben hatte, von einem ſicheren Standpuncte aus, alle Bewegungen des Feindes; mit Adlersblicken erſpähte er jede Zuckung in den ſchwedischen Maſſen, und die Befriedigung, welche ſich auf ſeinem Geſichte abſpiegelte, ungeachtet er vom Podagra den Tag hindurch hart gequält worden war, verrieth deutlich, daß er dem Gelingen eines Planes entgegenſehe.

Plötzlich wandte er ſich zu einem der wenigen Soldaten, die, rückwärts aufgeſtellt, ehrerbietig ſeines Winkes harrten und rief:

„Jetzt, jetzt! — Mache dich auf, Heinrich; jage, was du aus deiner Mähre herausſtacheln kannſt, nach dem Judenthore und melde denen, die du dort finden wirſt, nebſt meinem beſten Wunſche für ihr gutes Glück, den Befehl, augenblicklich zu thun, wie ich ihnen geheißen. — Mehr bedarf es nicht, ſie ſind genugſam inſtruirt. — Fort, und zögere nicht eines Gedankens lang, ſo wahr dir dein Leben lieb iſt!“

Der Cadet ließ ſich die Ordre nicht zweimal ſagen; im Nu ſaß er zu Pferde und tobte durch die Straßen, daß Alle, die ihn ſahen, ſcheu hinwegſtoben, als wäre der wilde Jäger ihnen dicht auf den Ferſen.

Unfern des Judenthores ſtieß er auf einen berittenen Poſten, der ihn anrief und ihm, da er ſich als einen Beauftragten des Commandanten anſagte, das Geleite zu einem Platze gab, wo er einen Theil der Beſatzung ſchlagfertig, hinter ihnen aber die Rittmeiſter Hennemann und Unger mit 150 Reitern aufgeſtellt fand. Sie ſchienen ſeiner bereits zu warten. Kaum war daher das Wort ſeines Obern von ihm kundgethan, als die Brücke unter dem Thorbogen jach niederraſſelte und die Soldaten ſich mit Ungeſtüm auf das ſchwediſche Lager warfen, welches hier faſt unbeſchützt war, weil man die Streitkräfte zumeiſt gegen den Spielberg hin concentrirt hatte.

Heinrich wußte nicht, wie er ſich weiter zu verhalten habe, ob er ſich dem Ausfalle anſchließen oder ſeinem Herrn das Geſchehene rapportiren ſolle; allein der Schlachtgaul, den er ritt, überhob ihn aller nutzloſen Bedenken. Sobald nämlich der Waffenlärm ertönte, ſpitzte das edle Thier ſeine Ohren, knirſchte in das Gebiß, ſtampfte den Boden, ſog die freie Nachtluft mit gierigen Nüſtern ein, und ehe der Jüngling es ſich verſah, war es mit ihm vor dem Thore, mitten im Gewühl der Hinausdringenden; als er rückwärts ſah, war die Brücke bereits aufgezogen und der Rückweg verſperrt.

Im erſten Augenblicke erſchrak Heinrich, denn es fiel ihm ein, daß Souches leicht ſeine Entfernung für eine böswillige Deſertion, und Käthchen ſie wohl gar für eine Treuloſigkeit auslegen könnte; ſiedend heiß wallte ihm das Blut bei der Vorſtellung der Schmach, die ihm bevorſtand im erſteren Falle, und bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß die letztere Vorausſetzung vielleicht ſein Mädchen in die Arme eines Andern, etwa ſeines Nebenbuhlers Wenzel, führen möchte; allein er beſchwichtigte ſolches Bangen mit der Gewißheit ſeiner Rechtfertigung durch die Ausſage der Geſchwader, denen er ſich anreihen wollte, und durch das Vertrauen auf Wenzels Zuſtand, der ihn zu Bräutigamsgrillen, wenigſtens für ein Weilchen, ziemlich unfähig machte; getroſt ließ er dem Roſſe deßhalb die Zügel ſchießen und ſah ſich in einem Momente bei den letzten Reitern, hinter denen er, während der obigen Betrachtungen, ein wenig zurückgeblieben war.

Mit großem Unmuthe bemerkte er jedoch alſobald, daß er ſich unter den Hennemann'ſchen Reitern befand, die ſich in die Wälder werfen ſollten, und daß das Kampfgetümmel ſich links zog, während ſeine Begleiter eine andere Richtung verfolgten.

„Dorthin liegt die Furth!“ rief plötzlich eine Stimme, die Heinrich als jene des Rittmeiſters Unger erkannte. — Schleunig wendete er ſein Pferd gegen den Officier, der mit Staunen aus ſeinem Munde vernahm, welches ſeltſame Verhängniß den Liebling des Kommandanten hieher geführt habe.

„Proſ't Mahlzeit, Junker!“ lachte er, „Ihr ſeid eben zu keinem angenehmen Abenteuer gekommen, und leicht möglich, daß Euch hier bei uns wärmer zu Muthe würde, als unter dem Kugelregen der Schweden in Brünn. Indeſſen, wie die Sachen ſtehen, müßt Ihr in jedem Falle bei uns bleiben; es wäre zu viel gewagt, wollten wir Euch, allein, den braven Jungens zutraben laſſen, welche unſere Wetterableiter bilden und dort drüben den Feind beſchäftigen, damit wir Zeit zum Entwiſchen finden; ſchnürt alſo Euren Gürtel feſter und nehmt vorlieb mit dem Beſcheideſſen, das Eurer harrt; ohne Hiebe wird's, ſo Gott will, auch bei uns nicht ablaufen!“

Damit ſchwenkte er ſein Pferd, commandirte „rechts“ und Heinrich hatte volle Muße, ſeinen Gedanken Audienz zu geben, denn Niemand nahm weiter Notiz von ihm, ſo ſehr war das ganze Häuflein mit der Aufgabe ſeines Entkommens beſchäftigt.

Nicht lange waren ſie geritten, ſo ſchimmerte es durch die Nacht wie ein breites Silberband und monotones Klappern, wie von Mühlrädern, erſcholl dicht bei ihnen. „Das kommt von der Haſenmühle,“ ließ ſich ein halblauter Ruf vernehmen, „dicht neben ihr iſt die Furth. — Vorwärts!“

Gleich darauf ward das Klappern ſtärker, die Giebel eines Gebäudes wurden ſichtbar und die geſchwätzige Schwarza rieſelte blinkend an den Sträuchen hin. Schnell war der Uebergangspunct gefunden und unverweilt plätſcherten die Gäule in der ſeichten Flut.

„Wer da? wer da?“ brüllte es von mehreren Seiten, und der hervorbrechende Mond zeigte unſeren Flüchtigen eine lange Reihe von Zelten, die, weiß wie Schwäne, ſo dem Tode entgegenſingen, eine Maſſe von Stimmen ausſpien, die den Reitern des Kaiſers Verderben zu künden ſchienen.

„Courage, meine Braven!“ ermuthigte Unger, der an der Spitze ritt, „Courage! nur Beſonnenheit kann uns hier retten! — Drauf und dran!“

Und im wüthenden Anlaufe prallten die kühnen Krieger ans Land, eilten ſtürmiſch gegen das Lager, warfen die Poſten über den Haufen und ſtoben nach wenig Augenblicken jenſeits der Gezelte ins Freie, gleich der Windsbraut dem rothen Berge zujagend.

Unfern von demſelben hielten ſie an, um ihre Pferde verſchnauben zu laſſen und Raths zu pflegen, was weiter zu thun ſei. Niemand wußte Beſcheid, denn die Dunkelheit führte Jeden irre; da kam Heinrich, welchen ſein Ungeſtüm ein paar Pferdeslängen weiter vorausgeriſſen hatte, zurück und ſchleppte mit vorgehaltenem Piſtol einen gemeinen Schweden herbei, der ihn angerufen und welchem er die Parole abgenöthigt hatte.

„Still, Ihr Herren," redete er mit eingehaltenem Athem, „um des Himmels willen, ſprecht leiſe! Wir ſind kaum dreihundert Schritte von der Nachhut des Feindes entfernt, die am Fuße des Berges ihre Hauptwache aufgeſchlagen hat, und müſſen alſo unſere Sinne wohl beiſammen halten. — Mit Vergunſt, wir könnten da ein Stückchen ausführen, mit dem wir Ehre einlegen würden. Hört mich an, ſo Ihr weniger meine Jugend als meinen Eifer für die Sache unſeres Kaiſers berückſichtigen wollet!"

Und er zog die beiden Officiere zur Seite. Bald war der Entwurf ins Reine gebracht, und raſch ging's an die Ausführung.

Zuvörderſt wurde dem Schweden ein Knebel in den Mund geſtopft, dann nahmen ihn Heinrich und ein Officier in die Mitte, und er mußte ihnen den Weg nach dem Wachtzelte zeigen. Auf den Zehen ſtahlen ſie ſich weiter, denn ſie waren abgeſeſſen, ihre Klepper am Zaume hinter ſich durch das Dickicht führend, und ſahen ſich nach kurzem Wandern im Angeſichte des feindlichen Poſtens. Verabredetermaßen traten die Drei zuerſt aus dem Dunkel hervor.

„Gebt die Parole!“ ſchrie eine Vedette und ungeſäumt antworteten die beiden Kaiſerlichen mit dem erzwungenen Schlagworte.

„Paſſirt!“ rief der Schwede, — die Kühnen näherten ſich mit ſtarken Schritten dem Wachthauſe, vor welchem die Gewehre der Soldaten in Pyramiden aufgeſtellt waren.

Bis zu dieſem vorgerückt, ſtießen ſie plötzlich, mit einem gellenden Signalpfiffe, die Waffen zur Erde, und hervor drangen ihre rüſtigen Gefährten, den Poſten mit vorgehaltenen Karabinern umſtellend.

Tumultuariſch ſprangen die Schweden heraus; allein es war zu ſpät, an Widerſtand nicht zu denken. — Als ſie der kräftigen Reiter anſichtig wurden und ihre Gewehre vermißten, ergaben ſie ſich ohne Schwertſtreich und wurden als Gefangene davongeführt.

Alſo geriethen zweihundert Mann in die Gewalt des kleinen Häufleins, von welchem ſie, nach kurzem Aufenthalte, gegen Aichhorn escortirt wurden. Rittmeiſter Unger aber ſchüttelte dem Cadeten die Hand und ſagte: „Das habt Ihr gut gemacht, Junker und es ſoll Euch wahrhaftig nicht vergeſſen bleiben!“

Pauken und Trompeten jubelten von den Wällen höhnend den Schweden nach, welche unverrichteter Dinge in das Lager zurückkehrten. Auf den Feſtungswerken aber wimmelte es vom Volke, das, ungeachtet der Donnergrüße, welche das Geſchütz der Belagerer noch von Zeit zu Zeit zürnend in die Stadt ſandte, ſich nicht abhalten ließ, muthwillige Scherzworte hinter den Feinden nachzurufen und ſeinem beißenden Witze unbeirrt die Zügel zu gönnen. Ein Theil der Bewohner trieb ſich auf den Straßen umher, die einmarſchirenden Ausfallstruppen herzlich bewillkommend, oder in fröhlichen Liedern ſeine Freude über den glücklichen Ausgang der Liſt bezeigend. Es herrſchte in der ganzen Stadt eine Stimmung, die weit eher auf ein Feſt, als auf die Drangſale einer Belagerung ſchließen machte: nur daß einzelne Granaten oder andere feurige Boten, die ziſchend niederplatzten, an die Nähe des bedrohlichen Beſuches erinnerten; doch kümmerte ſich Niemand abſonderlich darum, und man konnte Weiber, ja ſelbſt Kinder bemerken, die ſich luſtig in den Gaſſen herumtummelten, Waſſer zuſchleppten, um die Zünder der niederfallenden Feuerkugeln zu begießen, ehe ſie platzten, und in lautes Gelächter ausbrachen, wenn ein vergeblicher Blitz an ihnen vorüberzuckte.

An der Schanze, unfern des Thomasthores, ſtand ein noch ziemlich junger, ſtattlicher Officier, auf ſein Schwert gelehnt, und der bewegten Scene mit unverkennbarer Luſt zuſchauend. Seine Augen leuchteten, um den Mund ſpielte ein feines Lächeln, welchem ſich aber bisweilen, wie der aufmerkſame Beobachter leicht gewahrte, einige Bitterkeit beimengte; ſeine Blicke flogen zwiſchen dem Lager der Schweden und der Stadt hin und wieder; es ſchien, als kämpfe er gewaltſam, um eine Regung von Sorge zu bewältigen, die ihn unangenehm berührte. Endlich trat er zu einem Häuflein bewaffneter Bürger, die gleich ihm auf der Schanze hielten und redete ſie mit biederem Gruße an.

Es war Obriſtlieutenant Graf Wrbna, den der Commandant ſeines beſonderen Vertrauens würdigte, und deſſen tollkühner Muth allgemein bekannt war, weil er allerwärts der Vorderſte ſich in den Reihen der Kämpfenden zeigte, und, wo es keinen Angriff galt, wenigſtens durch Neckerei und ſchalkhafte Streiche aller Art den Feind zu hänſeln ſuchte. Seine tollen Einfälle waren ſprichwörtlich, und das Volk hing daher mit einer faſt abgöttiſchen Verehrung an ihm, wie es denn auch nicht anders ſein konnte, da wohl ſchwerlich irgend Etwas ſicherer die Bewunderung und Liebe feſſelt, als Laune, welche der Gefahr ſelbſt, gleichſam Trotz zu bieten wagt.

Nicht bedeutungslos waren übrigens dieſe Spiele des Uebermuthes; vielmehr dienten ſie als Mittel, um die Bürger in guter Stimmung zu erhalten, ſie ihrer gefährlichen Lage vergeſſen zu machen, oder doch als Kunſtgriffe, um den Feind in ſeiner Meinung über die Kräfte der Belagerten irre zu führen. Wrbna handelte vielleicht ſogar nur im Auftrage von Souches, der, fortwährend von gichtiſchen Leiden gefoltert, ſich nicht perſönlich dieſen Anſtrengungen unterziehen konnte, welche von der höchſten Wichtigkeit für ſein Intereſſe waren, und ſeinem Nationalcharakter ſo ſehr zuſagten. Hierüber läßt ſich jedoch nichts Beſtimmtes nachweiſen; Thatſache iſt es, daß Graf Wrbna, um ſeiner luſtigen Kniffe willen, im Volke höchſt beliebt war, mochte er nun das Organ eines Höheren ſein, oder aus eigener Luſt an dergleichen Schwänken handeln; der Zweck war übrigens erreicht, die Bürgerſchaft vom beſten Geiſte beſeelt und es bedurfte nur des Namens des Grafen Wrbna, um Alles für irgend ein Unternehmen zu elektriſiren. — Ein hölzernes Vorwerk des Spielberges, das der abziehende Feind durch brennendes Reiſig und Pechkränze angezündet hatte, warf große Strahlen weithin durch die Nacht, und beleuchtete die Scene mit unheimlicher Lohe. Dicke Rauchwolken ſtrömten von dort herüber und das Geſchrei derer, ſo mit Löſchen, Abreißen und mit den Vorkehrungen gegen die Folgen des Schadens beſchäftigt waren, gellte grauſig durch die Dämmerung von Nacht und Morgenzwielicht.

„Ein niedlich Feuerchen, Ihr Herren!“ redete Graf Wrbna die Bürger an, welche mit ehrerbietigem Hutabnehmen ſeinen Gruß erwiederten, „in der That, ein gar niedlich Feuerchen; nur Schade, daß der Schwede davon iſt, ehe wir ihm die Suppe dabei einbrennen konnten!“

„I nu,“ meinte Meiſter Gottlieb, welcher ebenfalls unter den Bewaffneten ſtand, „der Fraß iſt ihm zwar zum Theile aus den Zähnen gerückt worden, und er kann den Braten eben nur weithin riechen; allein ich denke, er wird uns nicht lange Zeit laſſen, bis er uns ein neues Gericht auftiſcht, das unſeren Zähnen nicht ſonderlich munden dürfte. Der junge Sigmund Rakotzy, ſagt man, ſoll mit einer namhaften Hilfe bereits im Anzuge ſein und dieſe Verſtärkung wird ihm den Kamm wieder weidlich ſchwellen machen. — Nehmt's nicht übel, geſtrenger Herr, daß ſchlichte Bürgersleute von Dingen reden, ſo ſie eigentlich nicht verſtehen; jedoch Unſereins hört in dieſer bedrängten Zeit ſo viel von dergleichen Angelegenheiten ſprechen, daß man zuletzt ein Recht darauf zu haben meint, auch an der Brühe mit zu rühren, beſonders wenn man ſie mit ſeinem Habe und Gut ausbrocken ſoll. — Nehmt's doch nur ja nicht übel, edler Herr!"

„Mit nichten, mein guter Alter!" gegenredete der Graf, „zunächſt ſeid ja Ihr, meine wackeren Leute, von der Belagerung betroffen, und wer den Schaden tragen muß, hat unzweifelhaft das Befugniß, ein Wörtchen darein zu reden. — Mit dem Anzuge des Rakotzy hat es allerdings ſeine Richtigkeit und Torſtenſohn pocht ſo ſehr darauf, daß er erſt heute wieder den Commandanten zur Uebergabe auffordern ließ. Souches, der, wie männiglich bekannt iſt, eben wieder gar heftig an ſeiner Krankheit leidet, übertrug, weil der Schwede durchaus eine Unterredung verlangte, das Geſchäft in ſeiner Geradheit mir, der ich wohl am wenigſten zu dergleichen Wortſchwänzelei und abgedrechſeltem Krimskrams geeignet bin; ich mußte alſo ſchon in den ſauren Apfel beißen und parlamentiren. — Auf der Schanze von St. Thomas, unfern von hier, beſprach ich mich mit dem Abgeordneten des Schweden, dem berüchtigten Mortaigne, — das iſt ein Fuchs, ſage ich Euch, wie's ihrer wenige gibt. — Er holte anfangs weit aus, ging mir lange mit honigſüßen Redensarten um den Bart, meinte, wie an Entſatz nicht wohl zu denken ſei, wie die Uebergabe der Stadt unter den obwaltenden Umſtänden keineswegs ihren Vertheidigern zur Unehre gerechnet werden könnte, nachdem wir ſie, wie es der Neid ſelbſt nicht anders ſagen werde und die Geſchichte, uns zum Ruhme, in ihren Jahrbüchern verewigen müſſe, ſo mannlich verfochten hätten; — wie anderntheils, falls Brünn im Sturm erobert würde, die Stadt mit Feuer angeſtoßen, allen Gräueln der Plünderung preisgegeben und zuletzt dem Boden gleichgemacht werden ſollte, welches Alles dann ſchwer auf unſerem Gewiſſen laſten würde; wie auch allbereits Rakotzy mit einem mächtigen Heere heranziehe, welchem unſere ſchwachen Mauern nicht würden widerſtehen können und was dergleichen Fixfaxerei mehr iſt. — Mir wurde bei ſeinen Flauſen ganz eklig zu Muthe; indeß, ich hatte meinen gemeſſenen Auftrag, nicht das Mindeſte zuzugeſtehen oder irgend klein beizugeben, zuckte die Achſeln, meinte, wir ſäßen noch lange nicht auf dem letzten Loche und ſchickte den Schweden unverrichteter Dinge wieder heim. — Was denkt Ihr nun, meine Freunde, hab' ich recht gethan oder nicht?"

Unter den Zuhörern ließ ſich ein Gemurmel des Beifalls vernehmen, darauf ergriff Meiſter Gottlieb das Wort: „Trefflich habt Ihr gethan, verehrter Herr Obriſtlieutenant, und der Tag ſoll wohl noch kommen, wo Ihr den Dank gemeiner Stadt thatſächlich vermerken werdet! — Geht's nach meinem Sinne, ſo ſoll uns der ſiebenbürgiſche Prahlhans auch noch kein Loch ins Wams beißen. Mit den Schweden mag es leicht ſchlimmer ſtehen als mit uns. Mag's auch übertrieben ſein, daß bereits gegen 800 Mann von dem Belagerungsheere durch die Lappen gegangen ſeien, und daß Torſtenſohn nur mehr

2000 Füſeliere im Lager habe; gewiß iſt es in jedem Falle, daß ſeine Schaaren durch Stürme und Minen, durch unſere Ausfälle und durch Seuchen, gewaltig mitgenommen wurden, daß Unmuth und Mißbehagen täglich tiefer wurzeln, und daß die Zahl der Ueberläufer ſich unglaublich vermehrt. Was aber läßt ſich Großes mit Truppen anfangen, bei denen es alſo beſtellt iſt, daß ſie der Fahne und des ihr geleiſteten Eides vergeſſen? — Noch einmal behaupte ich, der Schwede wird uns ſammt allen Helfershelfern nichts anhaben, und ehe ein Monath ins Land geht, wird der Pflug über die Stätte gleiten, wo die hoffärtigen Ketzer ſich jetzt in ihrer Siegestrunkenheit blähen. Laßt uns nur wacker zuſammenhalten, der Kriegsmann mit dem Bürger, der Nährſtand mit dem Wehrſtand, und der Teufel ſelbſt ſoll uns kein Härchen krümmen, ohne daß ſeine Hörner nicht vorerſt ſattſame Beulen davon gekriegt hätten."

„Bravo, Alter!" rief der Graf, indem er dem Redner mit Wärme die Hand drückte, „ſolch' Liedlein hör' ich gerne ſingen und gebe von ganzem Herzen meine Stimme dazu. — Ihr ſeid Meiſter Gottlieb, der Küffner; ich kenne Euch wohl und weiß des Guten viel von Euch; dieſe Kraft, mit welcher Ihr Euer häusliches Unglück hinnehmt, macht Euch doppelte Ehre, und ich werde es dem Commandanten bei gelegener Muße zu rühmen bedacht ſein!"

„Um Gott, vieledler Herr!" unterbrach ihn der Greis erblaſſend, „was redet Ihr da von Unglück? Iſt mein Sohn im Kampfe gefallen? Iſt meine Tochter geraubt, mein Haus in Feuer aufgegangen? Iſt meine Ehre geſchändet?“

„Keines von all' dem, Meiſter; doch betrifft das Ereigniß allerdings Eure Tochter. Wie ich vernommen, hat ſie den Cadeten Heinrich, der bei Souches verdientermaßen ſo wohl an iſt, zum Liebſten erkoren, und die jungen Leute ſollten ein Paar werden, ſobald der Burſche ein Fähnlein bekommen.“

„So iſt's, geſtrenger Herr! — Aber weiter, weiter!“

„Nun, mit der Geſchichte hat es eine eigene Bewandtniß. Heinrich war ſeit den letzten Tagen finſter und ſchwermüthig geworden, wie man es nimmer an ihm bemerkt hatte; vermuthlich war irgend ein verliebtes Schmollen die Urſache davon; genug, Souches ſelbſt bemerkte die Mißſtimmung des Jungen, und zog ihn deßhalb ſcherzhafterweiſe auf. Dieſe Nacht nun ſandte er den Heinrich an Hennemann, mit dem Auftrage zum Ausmarſch, in dem Momente, wo die Beſatzung, wie Euch bekannt, vom Thomasthore aus, in das feindliche Lager fiel; wie der Sturm brauſte er mit des Obriſten Befehl von dannen, Mehrere haben ihn unterwegs geſehen; allein er iſt ſeitdem nicht wieder zum Vorſcheine gekommen. Entweder trieb ihn ſein verwegener Muth, den Ausfall mitzumachen, und er entwich hinterdrein, den Zorn ſeines Herrn über ſothane Pflichtverletzung befürchtend, oder er gerieth in die Haft der Schweden; denn, wie geſagt, Niemand iſt weiter ſeiner anſichtig geworden. Mich dauert der arme Burſche, denn Souches wird ihm dieſen Streich nimmermehr verzeihen! Auch um

Euer Töchterlein blutet mir das Herz; ſie ſoll gutgeſittet und gar minniglich von Weſen ſein!“

„Armer Heinrich! arme Katharine!“ ſeufzte der bekümmerte Vater, „und wenn er nur nicht gar todt iſt! — Ich habe mir da einen kleinen Vorwurf zu machen,“ fuhr er fort, „weil ich den Jungen mit ſeiner Liebeshoffnung ein wenig auf die Folterbank der Eiferſucht ſpannte; da iſt er vielleicht, in der Abſicht, was Tüchtiges zu leiſten und mit Einem Satze ans Ziel zu ſpringen, hinaus gegen den Feind, ſich und dem Mädel den Tod holend; denn ich fürchte, ſie wird die böſe Kunde nicht überleben. — O, über den ſtrafbaren Fürwitz unter dieſem ergrauten Scheitel!“

„Getödtet iſt er ſchwerlich,“ begütigte der Graf, „wenigſtens hat ihn Keiner von der Mannſchaft des Ausfalls geſehen, und das vermehrt eben die Unbegreiflichkeit der Sache. Jedennoch wird es gut ſein, wenn Ihr nach Hauſe geht, Alter, und zu verhüten ſucht, daß die Jungfrau nicht unvorſichtigerweiſe von der Schreckenskunde höre. Der Tag bricht an, die Poſten kommen, Euch abzulöſen, — geht mit Gott! Er kann Alles noch zum Heile lenken! — Habt guten Morgen, meine Freunde!“

Damit ging der Obriſtlieutenant den aufziehenden Wachen entgegen und die Bürger zerſtreuten ſich, jeder ſeiner Wohnung, der harrenden Familie oder ſeinem Geſchäfte zueilend, Alle froh der Erlöſung, nur Gottlieb mit ſchwererem Herzen, als er gekommen.

In trübe Vorſtellungen vertieft, ſchritt er durch die Straßen, in denen ſich bereits das Erwachen der Thätigkeit kund gab und erwog bei ſich, wie er ſeiner Tochter am füglichſten die ſchlimme Mähre beibringen könne. Der Gedanke, daß ſeine eigenen, wiewohl nicht ſchlimm gemeinten Aeußerungen, den Jüngling zu dem verzweifelten Schritte beſtimmt und das Unglück auf ihn herabbeſchworen haben dürften, nagte ihm am Herzen; innerer Vorwurf ſpannte ſein Gemüth auf die Folter, er fühlte, daß er dem Mägdlein nicht werde offen in das Auge ſehen können, und verfluchte die Anwandlung von Uebermuth, in welchem er die Hoffnungen des Liebenden durch den Zunder der Eiferſucht verſengt hatte. Dennoch konnte er die That mit dem klaren, geſunden Verſtande des Jünglings nicht zuſammenreimen, die Stimme der Ahnung ſprach fliſternd zu ihm; es ergriff ihn ein unerklärliches Bangen, er beſchleunigte ſeinen Gang, gleichſam die unheimliche Regung niederkämpfend.

Als er ſich der Gegend ſeines Hauſes näherte, fiel ihm die ungewohnte Lebendigkeit auf, die allenthalben bemerkbar wurde, weil um dieſe Zeit ſonſt nur wenige Menſchen zu ſehen waren, heute aber ein Kommen und Gehen, ein Rennen und Stoßen herrſchte, das von irgend etwas Außerordentlichem zu zeigen ſchien. Dieſes Treiben ward immer auffallender, je mehr er gegen ſeine Wohnung vorrückte; nun gewahrte er auch die ſcheuen, ängſtlichen Blicke, womit ihn die Wandelnden von der Seite anſchauten; kalter Angſtſchweiß trat ihm aus der Stirne und am ganzen Leibe hervor, mit wankendem Schritte legte er keuchend den Reſt des Weges zurück.

Jetzt bog er um die Ecke, jetzt ward er des Hauſes anſichtig. Die Haare ſträubten ſich ihm auf dem Scheitel, als er die Thüre von Menſchen dicht umlagert, in allen Mienen den Ausdruck des Entſetzens abgeſpiegelt fand. — „Jeſus Maria, meine Kinder!“ ſchrie er erſtarrt, mit Rieſengewalt bahnte er ſich einen Weg durch die Menge, ſtürzte in das Haus, riß die Thüre der Unterſtube faſt aus den Angeln und erſchien plötzlich wie ein Geſpenſt, inmitten eines Kreiſes weinender Frauen, die das Lager ſeiner Katharina umſtanden.

Georg, ſein Sohn, empfing ihn mit verſtörtem Geſichte, das anzuſchauen war wie ein leidiger Bote des Unglücks. „Um Gott, was iſt geſchehen?“ rief der Vater bebend, „was iſt's mit Käthchen?“

„Der Schreck hat ſie für den Augenblick überwältigt,“ fiel ihm Georg leiſe ins Wort, indem er ihn bei Seite zog, „doch wird ſie ſich wohl bald wieder erholen. — Sein Tod war auch gar zu gräßlich.“

„Alſo ſchon todt!“ flиſterte Meiſter Gottlieb, innerlich zuſammenſchaudernd, indem er die Hände faltete, im Begriffe, den Himmel um Vergebung ſeines Verſchuldens anzuflehen; unwillkürlich fuhr er dann fort: „Aber wie erfuhrt Ihr?“ — Georg blickte den Vater verwundert an, darauf ergriff er ſeine Hand, öffnete die Thüre der Nebenſtube und deutete nach Wenzels Bett, welches darin aufgeſtellt war.

Entſetzlich! — Der Geſelle lag auf demſelben ausgeſtreckt; eine tiefe, klaffende Wunde im Herzen zeigte, daß er ermordet worden ſei.

Wie aus den angeſtellten Forſchungen hervorging, mußte Wenzels Ermordung in einer Zeit erfolgt ſein, wo Käthchen, die mit ſeiner Pflege beauftragt war, ſich in der nahen Apotheke befand, um eines für ihn beſtimmten Medicamentes zu harren. Der Kranke hatte ſich ſeit einigen Tagen außer Gefahr befunden, deßwegen glaubte wohl auch die Jungfrau, ihn ohne Bedenken allein laſſen zu können, und deßhalb quälte ſie nun der Gedanke am meiſten, daß vielleicht, wenn ſie bei ihm geblieben wäre, ſich das Unglück nicht ereignet haben würde; — daß ſie ſomit gewiſſermaßen an ſeinem grauſamen Tode mitſchuldig ſei.

Die Veranlaſſung zu der Unthat war gar nicht abzuſehen. Weder beſaß der Ermordete Reichthümer, welche der Habſucht zur Lockung hätten dienen können, noch wußte man irgend einen Feind, der ihm übel wollte; war er doch beinahe fremd in der Stadt und ſein früherer Aufenthalt hatte nur günſtige Eindrücke hinter ſich gelaſſen. Ein Gedanke drängte ſich zwar mit rieſiger Gewalt vor des alten Gottlieb Seele; allein er wagte es nicht, ihn auszudenken, er wies ihn mit aller Anſtrengung zurück, denn ſein beſſeres Ich verweigerte es, an eine ſolche Entwürdigung der Menſchheit zu glauben; wahrlich er fühlte, daß er an aller Tugend irre werden könnte, wenn ſeine Ahnung ſich bewahrheitete. Und dennoch kehrte die Vorſtellung immer wieder zurück, die Vorſtellung: daß nur Heinrich, der in Wenzeln einen Nebenbuhler ſah, ein Intereſſe dabei haben konnte, wenn jener beſeitigt würde, daß ferner das unbegreifliche Verſchwinden des Cadeten böslich gegen ihn zeuge, und endlich, daß, wollte man auch alles Andere erklärbar finden, der Umſtand mit tauſend Zungen wider ihn ſprach, daß man, dicht neben dem Lager des Gemordeten, die in Straßenkoth abgepreßten Spuren von Reiterſtiefeln eingedrückt fand, ganz ähnlich denjenigen, die in Käthchens Kammer erſchienen, wo der Cadet Vormittags von der Jungfrau Abſchied genommen hatte.

Von Grauſen ergriffen, verglich Vater Gottlieb dieſe Thatſachen mit den Aeußerungen des Jünglings, im Verlaufe ihrer letzten Unterredung, und eine Thräne trat ihm in das Auge, wenn er ſich erinnerte, wie fromm, mild und biederherzig Heinrich ſtets geweſen war, und wie tief er nun, allem Anſcheine nach, hatte ſinken können. „Unſelige Leidenſchaft,“ rief er ſchmerzlich aus, „du biſt gleich der Kohle, an welcher man ſich behaglich wärmt, bis der Sturm ſie zur Flamme anfacht, deren unbändiger Schwalch dann Haus und Hof vernichtet.“

Er verſank in düſteres Hinbrüten, aus welchem ihn eine entſetzliche Ahnung mit einem Male aufjagte. „Um Gotteswillen!“ flüſterte er bebend, „wenn ſie darum wüßte! — wenn ſie des gräßlichen Frevels Mitſchuld trüge! — Luft, Luft, ich erſticke!“ Dann raffte er ſich auf, warf einen feſten Blick nach dem Bette ſeiner Tochter, und ſprach: „Ich muß Gewißheit haben, ſie kann nicht heucheln, leicht wird ſie zu durchſchauen ſein; — bei Gott, ich habe aufgehört, ihr Vater zu ſein, wenn ſie nicht makellos daſteht, wie die erſten Flocken des Schnees!“

Schnell war er an der Seite des Mädchens, entfernte die Frauen, und ſetzte ſich neben dem Bette nieder. Er begann mit Erkundigungen über den Zuſtand ihrer

Geſundheit, kam dann auf Heinrich zu ſprechen, und merkte bald, daß ihr ſeine Flucht noch unbekannt war. Ohne derſelben Erwähnung zu thun, lenkte er dann das Geſpräch auf die Macht der Liebe, die wohl zuweilen ſchon zu Thaten veranlaßt habe, die ſich nicht immer vor dem Richterſtuhle der Vernunft oder vor jenem des Gewiſſens rechtfertigen ließen, und ſpielte dann auf die Vermuthung an, daß am Ende wohl gar Wenzel, aus Hoffnungsloſigkeit, ihretwegen ſich ſelbſt den Tod gegeben haben möchte. Mit Falkenblicken beobachtete er jede Zuckung in dem Geſichte des Mädchens, ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er gewahrte, wie in ihren Mienen nur der Ausdruck des Kummers wiederſtrahlte, kein Wölkchen aber die Befangenheit des Inneren andeutete. Nur die letzten Worte des Vaters regten ſie etwas wärmer auf; mit Feuer wies ſie den Argwohn des Selbſtmordes zurück, den ſie als mit Wenzels tugendlichem Sinne nicht vereinbar erklärte.

„Nein, nein, Vater!“ rief ſie bewegt, „nicht Er hat ſeinen reinen Wandel durch dieſes blutige Schandmal beſudelt, wiewohl ich nicht begreife, durch weſſen Hand es geſchah; — doch vertraue ich auf die Vorſehung, daß ſie den Gräuel zu Tage fördern, und den Verbrecher zur rechten Zeit der verdienten Strafe überliefern werde.“

Inniger als ſonſt ſchloß der Greis die Jungfrau an ſeine Bruſt, ein dankbarer Blick zum Himmel kündete das Hoſiannah ſeines Herzens; allein noch glaubte er ſeine Erhebungen nicht aufgeben zu dürfen; vielleicht war ſie ja gleichermaßen im Stande, den Keim ſeines rege gewordenen Verdachtes gegen Heinrich zu erſticken. Er fragte ſie daher, nachdem er ihrem Wunſche ſeine volle Zuſtimmung gegeben, ſeit wie lange ſie ihren Liebſten nicht geſehen, ob er zuletzt noch mit Wenzel geſprochen, und wie der Letztere ſich gegen ihn benommen habe? — wie Heinrich ſeinerſeits ſich über den vermeintlichen Nebenbuhler geäußert, und ob Wenzel keine Feindſeligkeit wider Jenen geoffenbart habe?

Aufmerkſam hörte die Kleine des Vaters Fragen an, welche mit der äußerſten Behutſamkeit vorgebracht wurden; dann ſchrack ſie plötzlich, wie vor dem Anblicke eines Ungeheuers, zuſammen, ſchöpfte tief Athem und entgegnete in feierlichem Ernſte: „Vater, du urtheilſt hart von meinem Heinrich und möge dich dieſer vorſchnelle Argwohn nimmer gereuen! Wehe mir, wenn du mich nicht beſſer kennſt, als daß du mir Neigung zu einem Manne zutrauen magſt, deſſen Seele nicht bis in ihre kleinſten Falten ſo klar vor mir ausgebreitet iſt, um auch weder die leiſeſte Ahnung ſolcher Miſſethat zu geſtatten! — Ich ſehe es kommen, ſie werden den armen Jüngling fangen, werden ihn vor Gerichte ziehen, weil die gleiche Empfindung in ihm wohnte, wie in jenem Unglücklichen; aber in meine Bruſt ſoll kein Zweifel an Heinrich kommen, der Blick der Liebe dringt tief in die Herzen; mit meinem Leben bürge ich für ſeine Unſchuld!“

Abgeſandte der Stadtbehörde traten in dieſem Augenblicke ein, und es ward zur Erörterung des Thatbeſtandes geſchritten, der, in Folge des Geſchwätzes der Nachbarsleute und Baſen, ſehr bald eine, für Heinrich ſehr nachtheilige Wendung nahm. In der That boten die vorhandenen Inzichten wider ihn ſo ziemlich den einzigen Anhaltspunkt zu einer Erklärung des räthſelhaften Mordes; — weiter ergab ſich auch nicht die kleinſte Wahrnehmung, an welche die Unterſuchung ſich zu halten vermochte. Bedenklich zuckte der Richter die Achſel, vermeinend, die Sache dürfe leicht an Hals und Kragen gehen.

Katharina hatte durch kein Zeichen von Theilnahme ihre Stimmung verrathen; die ihr vorgelegten Fragen beantwortete ſie feſt, unerſchüttert; nicht einen Augenblick lang verlor ſie die Faſſung, wie ſehr auch die Verdachtsgründe ſich über dem Haupte ihres Geliebten häuften; als aber der Commiſſarius jene finſteren Worte ſagte, faltete ſie die Hände und liſpelte, halb ohne es zu wiſſen, vor ſich hin: „Richtet nicht, ſo werdet auch Ihr nicht gerichtet werden!“

Eine Stunde nachher verbreitete ſich das Gerücht, der Fall ſei dem Commandanten zur Entſcheidung vorgelegt worden, und dieſer habe, nach kurzem Sinnen, das „Schuldig“ über den Cadeten ausgeſprochen, welcher ſofort von dem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden ſei.

Vater Gottlieb ertheilte allen Hausgenoſſen den ſtrengen Auftrag, vor Katharina dieſen Spruch geheim zu halten; doch wer hält Weiberzungen im Zaum; ein geſchäftiges Klatſchmaul war dieſem Verbote bereits zuvorgekommen, und hatte haarklein berichtet, was geſchehen war.

Das Mägdlein aber blickte ſtumm vor ſich in den Schooß, ihre Augen waren trocken, wie eine ausgebraunte Wüſte, nur von Zeit zu Zeit rangen ſich die Worte aus ihren Lippen: „Richtet nicht, ſo werdet auch Ihr nicht gerichtet werden!“

Es war kein erfreulicher Tag für die Brünner aufgegangen, als am 19. Juli die Donner des ſchwediſchen Geſchützes verkündigten, daß der ſo ſehnlich erwartete Rakotzy endlich angekommen ſei, 7000 Mann friſcher Truppen und Belagerungsgeſchütz in bedeutender Anzahl mitbringend. Torſtenſohn war ihm mit dem Generalſtabe und einiger Reiterei etwa eine Meile weit entgegengezogen, und empfing den jungen Fürſten mit der größten Feierlichkeit. Wiederholte Salven dröhnten einen rieſigen Bewillkommungsgruß, jauchzende Fanfaren ertönten, das Geſchütz ſpielte gegen die Wälle von Brünn und gegen den Spielberg, Minen flogen zu des Gaſtes Ergötzlichkeit in die Luft, die Truppen paradirten in glänzender Heerſchau, und auf jegliche Weiſe war man bedacht, dem Ankömmlinge Ehre zu erweiſen, von dem man ja eine Umwandlung des Glückes der Belagerung zuverſichtlich erwartete. Ein prächtiges Gezelt war zum Empfange des Fürſten bereitet worden, ein Bankett ward gefeiert, und jeder Toaſt, auf das Verderben der Belagerten ausgebracht, durch klingendes Spiel und Kanonenſchüſſe beantwortet. — Die Brünner dagegen ſäumten nicht, durch ausgeſteckte Fähnlein und ſpottende Worte, die ſie den Vorpoſten zuriefen, zu zeigen, wie wenig ſie die Vermehrung der feindlichen Macht fürchteten, obſchon ihnen vermuthlich dabei nicht ſonderlich geheuer zu Muthe war. Tags darauf machte Torſtenſohn mit ſeinem Gaſte die Runde zur Beſichtigung der Vertheidigungsanſtalten und Außenwerke, worüber der unkundige Rakoßy laut ſeine Zufriedenheit an den Tag legte.

Ein Paar Stunden nachher ſaß der Fürſt mit Torſtenſohn und einigen Oberofficieren in Obrowitz bei dem Feſtmahle, welches daſelbſt mit aller Pracht bereitet worden war. Man ließ ſichs trefflich behagen und die edlen Weine, aus dem Vorrathe Rakoßy's, mundeten den ſchwediſchen Herrn dermaßen, daß es ihnen bereits wirblig zu Kopfe ſtieg, als ſummten alle Geſchütze der Belagerten in ihre Ohren.

Gegen das Ende der Tafel erhob ſich Torſtenſohn von ſeinem Sitze, das volle Kelchglas in der Hand, brachte es dem Fürſten aus und rief, halbtrunken von der Macht des Rebenſaftes: „Pereat das Rattenneſt Brünn! heut über drei Tage wollen wir auf dem Rathhauſe das Siegesfeſt begehen, und die Flammen des Spielberges ſollen uns die Fackel dazu machen, ſo wahr dieſer Pokal nicht der letzte iſt, an welchem ich mich heut zu laben gedenke!“

Jubelnd fuhren die Tiſchgenoſſen mit gefüllten Humpen in die Höhe, eben ſetzte Torſtenſohn den ſeinigen an den Mund; — da ſauſte mit donnerndem Knall eine Kugel von großem Caliber durch die Zeltwände, über den Köpfen der Gäſte hin und zerſchmetterte das Trinkgefäß in des Feldherrn Hand, daß die Scherben weit umherſplitterten und das edle Naß alle Umſtehenden beſprengte; —

darauf verſchwand ſie durch die entgegengeſetzten Linnen, welche hinter ihr in Fetzen herabhingen.

Todtenblaß und völlig wieder nüchtern geworden, ſtellten die Officiere das Trinken ein, — in paniſchem Schreck flohen Alle aus dem Gezelte, welches ein allzu guter Schütze zu ſeinem Ziele gewählt zu haben ſchien, in wenig Augenblicken war der Platz verödet, nur ſah man die eingeſchüchterten Gäſte auf geſchwinden Roſſen ſchleunigſt davontraben.

Die Sage geht, daß ein Conſtabler der Kaiſerlichen in Brünn mit ſeinem Kameraden gewettet habe, er wolle dem Torſtenſohn, wenn er bei Tiſch ſäße, das Glas vor dem Munde wegſchießen, und da er die Gelegenheit des Ortes genau kannte, auch wohl irgend ein Einverſtändniß mit den Leuten des ſchwediſchen Feldoberſten haben mochte, ſo gelang ihm ſein Vorhaben ſo vollkommen, daß ein Paar der feindlichen Officiere, Söhne vornehmer Familien, in Folge des gehabten Schreckens, beinahe des Todes geweſen wären. Rakotzy aber war, als ſie ſich wieder in Sicherheit befanden, der Meinung, er ſei denn doch zu wenig erfahren in den Kriegsgeſchäften, als daß er recht eigentlich Theil daran nehmen dürfte, weßhalb es ihn gerathen bedünke, den Befehl über ſeine Krieger in bewährtere Hände zu legen. — Darauf übergab er das Commando dem Baccos Gabor und entfernte ſich von dem Schauplatze der Belagerung.

Fürchterlicher als je bevor, ward nun die Belagerung aufs Neue begonnen, Kugeln vom ſchwerſten Caliber ſchmetterten gegen die Mauern, ſo daß viele Gebäude, unter ihnen die Jeſuitenkirche und andere, erbärmlich zugerichtet wurden; beſonders wirkten zwei große, eigens von Ollmütz herbeigeführte Belagerungsſtücke, die Maus und die Katze benannt, auf das mörderiſcheſte. Die Schweden hatten ſie oberhalb der Weingebirge, dem Kloſter von St. Thomas gegenüber, aufgepflanzt und ein wahrer Hagel von Kugeln ſtrömte aus ihnen gegen die Stadt; doch auch die übrigen Angriffsmittel wurden mit der äußerſten Energie gehandhabt. Um die Zufuhr nach dem bedrängten Brünn gänzlich abzuſchneiden, ließ Torſtenſohn von Landleuten, die durch die härteſten Maßregeln zur Arbeit gezwungen wurden, und durch Soldaten, in unglaublich kurzer Zeit einen Graben, im Umkreiſe einer halben Meile, herſtellen, und verpalliſadirte außerdem alle Zugänge, — doch vergebens; er gedieh nicht um ein Haar breit ſeinem Zwecke näher. Souches ſchien mit höheren Mächten im Bunde zu ſein, die ſeine Vertheidigungsmittel vervielfältigten; allen Anſchlägen der Feinde wußte er zur rechten Zeit zu begegnen; den größten Gefahren ſtellte er ſich fortwährend bloß, ſobald es ſeine Geſundheitsumſtände zuließen; ſtets war er an den bedrohten Puncten zu ſehen, in jeder Noth wußte er ſchnellen Rath zu ſchaffen; eine Kugel ſchlug eines Tages durch den Ueberſchlag ſeines Kleides, er achtete nicht darauf; im dichteſten Feuerregen hielt er aus, und ſein Beiſpiel begeiſterte Bürger und Beſatzung zu den außerordentlichſten Anſtrengungen. Die Vertheidigung würde noch lebhafter geführt worden ſein, hätte ſich nicht wieder die Munition dermaßen vermindert, daß man ſo haushälteriſch als möglich damit umſpringen mußte.

Torſtenſohn triumphirte, als er dieſen Umſtand in Erfahrung brachte, und ſchloß die Stadt um deſto enger ein, damit ſie ſich ja mit Vorräthen nicht verſehen könne. Allein der kaiſerliche Obriſtwachtmeiſter Gerard mit 90 Dragonern ſetzte durch die Schwarza und förderte 24 Centner Schwefel in die Hände der Belagerten, denen er gleichzeitig verkündigte, daß noch eine größere Hilfe im Anmarſche ſei.

Wüthend über dieſen Streich, den er nicht hatte verhindern können, beſchloß Torſtenſohn einen allgemeinen Sturm, von welchem er zuverſichtlich die Einnahme der Stadt erwartete. Es wurden zu dieſem Behufe im Jeſuitengarten und auf dem Neuſtifte, 400 bis 500 Schritte von der Stadtmauer und dem Petersberge, neue Batterien aufgeworfen, den Soldaten ward eine außerordentliche Belohnung zugeſagt, alle Streitkräfte geſammelt und der 15. Auguſt, an welchem Tage das Feſt der Himmelfahrt Mariä fiel, als der Tag anberaumt, wo der Trotz der Brünner gedemüthigt und die Stadt unfehlbar ihrem Verderben überantwortet werden ſollte.

Souches kannte die Abſicht ſeines Gegners vollkommen und rüſtete ſich, ihn auf würdige Weiſe zu empfangen.

Es ward ein Kriegsrath gehalten, die disponible Mannſchaft genau berechnet und vertheilt, der Vertheidigungsplan in allen Einzelnheiten ſorgfältigſt beſprochen, jedem Officier ſein Poſten angewieſen und ein Aufruf an die Bürger verabredet, der ſie zu den äußerſten Opfern anſpornen ſollte. Man ſah ſehr wohl ein, daß der morgende Tag ein entſcheidender ſein müſſe, darum galt es der höchſten Achtſamkeit bis in die kleinſten Details, und keine geringe Beſtürzung theilte ſich darum den verſammelten Kriegsoberſten mit, als ſie aus der Berechnung der vorhandenen Vorräthe erſahen, daß der Schießbedarf einem Kampfe von mehreren Stunden, wie man ſich deſſen verſehen mußte, unmöglich werde Stand halten können.

Ziemlich verdutzt hörten die Berathenden dieſe Eröffnung an, ſelbſt Souches vermochte es nicht, ſeiner Verſtimmung Herr zu werden.

„Es iſt unverantwortlich," begann er, „es iſt durchaus unverantwortlich, daß ſo wenig für uns geſchieht. Seit dem letzten Ausfalle, wo Unger und Hennemann echappirten, iſt kein Tag vergangen, an welchem wir nicht einen Theil unſerer Munition hätten verpuffen müſſen. Sie wiſſen es gar gut, die Herren, welche draußen im Lande umherſtöbern, ſie wiſſen genau, wie es mit uns beſtellt iſt, und dennoch thun ſie nichts, um uns aus der Noth zu helfen! — Sie können es in der That nicht verantworten, und wenn der morgende Tag mir nicht auf ewig das Maul verſtopft, ſo will ich es wohl dereinſt vor Seiner Majeſtät aufthun, um dieſe Saumſeligen gebührend zu ſchildern."

„Seid aber auch nicht unbillig, Herr Commandant," fiel Graf Wrbna dem Zürnenden ein, „hat nicht der Schwede ſeine Maßregeln ſo genommen, daß eher, wie die Schrift ſagt, ein Elephant durch ein Nadelöhr, als ein zweibeiniges oder vierbeiniges Weſen durch unſere, übrigens genugſam breiten Thore, einlaufen könnte. Und ſpricht nicht gerade der Umſtand, daß jene Braven uns erſt neuerlich wieder mit Pulver verſahen, zu Gunſten derer, die Ihr anklagen wollt? — Ich halte dafür, daß einerſeits der Schwede ſelbſt wenig Gelüſten verſpüren wird, die geſammte Ladung unſerer Feuerſchlünde auszukoſten, und daß anderntheils Hilfe uns näher ſei, als wir denken, nur daß ſie vielleicht von dem Feinde abgeſchnitten wird, ſomit freilich für uns ſo gut als gar nicht da iſt.“

Eben hatte der wackere Obriſtlieutenant ſeine Worte vollendet, als ferner Waffenlärm durch den ſinkenden Abend ertönte, immer näher kam und ein Trompetenruf kaiſerlicher Reiter ſich unmittelbar darauf deutlich vernehmen ließ.

Die Officiere horchten hoch auf, ein jubelndes „Hurrah“ ſchien außen als Bewillkommung nach jener Seite zu klingen; — freudige Ahnung wurde in ihnen wach.

„Seht doch gefälligſt einmal zu, was es gibt, Herr Bruder!“ begann Souches mit einem Winke gegen den Grafen, „es ſcheint faſt, als hättet Ihr zuvor aus Inſpiration geſprochen.“

Mit militäriſchem Gruße verabſchiedete ſich der Officier und war in einem Augenblicke bei ſeinem Pferde, das ihn mit Windesſchnelligkeit nach der Gegend trug, woher jenes Getöſe gekommen war.

Ein erfreuliches Schauſpiel bot ſich ſeinen Blicken. Die Rittmeiſter Hennemann und Unger flogen ihm an den Hals, während ein Schwarm von Reitern ſich der mitgebrachten Ladungen von Pulver und ähnlichem erwünſchten Materiale entledigte. Die Soldaten der Beſatzung, trunken vor Freude, ſchaffte dieſe Schätze ſorgſamlichſt bei Seite, wobei die Bewohner der nächſten Häuſer mit Trank und Imbiß herzueilten, um die unverhofften, aber hochwillkommenen Gäſte zu laben: es war ein Schauſpiel von Vergnügen und Eintracht, das unter ſolchen Verhältniſſen doppelt reizend ausſah.

„Aber um Belials willen, Ihr Teufelsbraten,“ rief Wrbna, als er ſich von den Umarmungen ſeiner Freunde losgemacht hatte, „ſagt mir nur, welche Höllenkunſt Euch hereingezaubert hat, denn mit natürlichen Dingen geht das nicht zu. — Doch nein, kommt lieber mit mir zu Souches, der wird Euch ſegnen, wie man einen Boten ſegnet, der die Hinrichtung mit dem Worte der Gnade unterbricht. — Kommt, kommt!“

„Mit nichten, Bruderherz,“ unterbrach ihn Hennemann, „wir müſſen gleich wieder zurück. Oberſt Pachoy, der, wie Ihr wiſſen werdet, zu Pernſtein mit 3000 Reitern ſtand, hat uns detachirt, um Euch dieſe Wenigkeit von Todesarzenei zu bringen, dieweil ihm kund geworden war, wie ſchlimm es hier mit dergleichen Apotheker-Species beſtellt ſei. Wir hatten einen Schweden aufgehaſcht, welchem wir mit dem Degen die Parole abkitzelten; mit dieſer bewaffnet, kamen wir bis an die Poſition des Regiments Königſtein, wo die ſchwächſte Seite des Lagers iſt, machten dort Halt, ſäbelten nieder, was uns unter die Eiſen kam, ein Theil von uns jagte, was wir nur aus unſern Kleppern herauspeitſchen konnten, hieher, mitgebrachte Breter dienten als Brücken über die Gräben; mittlerweile ſucht ſich der Obriſt draußen am Uebergangspunkte zu halten, ſo gut es geht, und wir haben die Ordre, mit der eilfertigſten Eile Kehrum zu machen, wenn wir ihn noch an derſelben treffen wollen.

„Der Schwede iſt ein trefflicher Kerl," jauchzte Wrbna, „daß er ſich durch denſelben Pfiff auch zum zweiten Male übertölpeln ließ. Darum Vivat Torſtenſohn — Euer Pulver hier ſoll ihm ſchon das Pereat morgen zur Genüge ausbringen!"

Während dieſes kurzen Geſpräches war das Abladungsgeſchäft raſch von Statten gegangen, die Uebergabe und Empfangnahme hatte ihr Ende erreicht und die Gäſte bereiteten ſich zum Abzuge.

„Fahre wohl, Wrbna," rief Hennemann, ſich auf das Pferd ſchwingend. „Haltet Euch wacker, und laßt es Euch zum guten Troſte geſagt ſein, daß unſer Hof mit Rakoẑy in vielverſprechenden Unterhandlungen ſteht, die Euch eheſtens von den Siebenbürgern befreien dürften; dann kann ſich der Schwede ohnehin nicht länger halten!"

„Adieu, Bruder!" ſetzte Unger hinzu, „ich hätte dir eine Menge Schnurren zu berichten; allein mich brennt es auf den Nägeln, und ich laſſe dir Einen zurück, der dir an meiner Statt Alles des Breiteren erzählen wird. Noch einmal, Gott befohlen!"

Die Mannſchaft war mittlerweile aufgeſeſſen, das Commandowort erſchallte und zwei Sekunden nachher gab nur noch das wüthende Klappern der Hufe zu erkennen, daß kaiſerliche Reiter da geweſen ſeien.

Einen Augenblick ſtarrte der Rittmeiſter den Enteilenden nach, dann wandte er ſich gegen einen einzelnen Krieger, der zurückgeblieben war. Erſchrocken prallte er bei Seite, als er in dem Herantretenden — den zum Tode verurtheilten Heinrich erkannte.

Mit dem erſten Grauen des Morgens begann eine furchtbare Kanonade, die zuvörderſt auf den Petersberg und auf die Baſtei, zwiſchen dem Holzthore und dem ſogenannten Pförtchen, gemünzt war; bis ſechs Uhr Nachmittags währte der Donner ununterbrochen fort. daß die Erde bebte und die Luft ſchier in einen glühenden Vulkan verwandelt zu ſein ſchien. Bei 1000 Kugeln, größerer Art allein, waren gegen die Mauern geſchoſſen worden, das Brüllen des Geſchützes verſtummte auch nicht einen Augenblick. Die Folgen davon erſchienen bald für die Belagerten ſehr bedenklich. An dem Holzthore war, ſechs Klaftern weit, die obere Bruſtwehre der Ringmauern gefällt, ein alter Thurm gänzlich zerſtört, und in die Hauptmauer an zweien Orten Breſche von dem Umfange großer Fenſter geſchoſſen worden; auf dem Petersberge ſelbſt aber wurden die Umfangsmauern, dann der rückwärtige Theil des Raigererhauſes, in Trümmer gebohrt, der Graben verſchüttet und dem Feinde allenthalben freier Zugang eröffnet. Doch dieß war nur das Vorſpiel größerer Schrecken. Mit dem Schlage der ſechſten Stunde begann dann von ſechs Seiten zugleich der Sturm, und zwar auf dem Petersberge, zwiſchen dem Holzthore und dem kleinen Pförtchen, an der Schanze nächſt des Kloſters von St. Thomas, am halben Monde bei dem Brünnerthore und an jenem unterhalb des Spielberges, mit unerhörter Wuth; die Schweden rannten wie raſend gegen die Mauern, zu ſo großen Anſtrengungen hatten ſie die Verſprechungen Torſtenſohns und die Drohungen ihrer Officiere angereizt. Auf ſolche Art meinten die Angreifer, wenn ſie ihre ganze Stärke vorzugsweiſe auf die Stadt wendeten, leichter zum Ziele zu gelangen. Sie rechneten nämlich darauf. man werde alle Kraft vom Spielberge herabziehen, dieſen bloßſtellen, und alſo wahrſcheinlich ein kühner Anſchlag auf die Veſte gelingen, durch welche man dann die Stadt werde beherrſchen und überwältigen können. Allein der Kniff ſchlug fehl, das Fort behielt ſeine Beſatzung nach wie vor, kein Poſten wurde demſelben entzogen und die Schweden überzeugten ſich bald, daß hier nichts zu machen ſei.

Die Belagerten vertheidigten ſich wie Helden; wohlgemuth und in feſtem Gottesvertrauen ging Jeder in den Kampf, jede Handbreit Raumes mußte mit Strömen Bluts erkauft werden; man hätte glauben ſollen, die Beſatzung hätte ſich über Nacht verdoppelt, weil an jedem Angriffspuncte Haufen von Tapfern gleichſam aus der Erde wuchſen. Auf die Schanze bei St. Thomas rannten die auserleſenſten Truppen des ſchwediſchen Heeres an, entſchloſſen, um jeden Preis der Stellung Meiſter zu werden; ſchon waren die Sturmleitern bereit. und als hätten ſie ſich dem Tode geopfert, drangen ſie unaufhaltſam vor; doch es empfing ſie ein ſolcher Wolkenbruch von Kugeln, daß, gleich im erſten Anpralle. ein großer Theil von ihnen getödtet oder verwundet wurde, die Uebrigen aber von einem paniſchen Entſetzen ergriffen, weder durch Bitten noch durch Drohungen.

noch ſelbſt durch den Degen ihrer Officiere von ſchmählicher Flucht abgehalten werden konnten; verwirrt und mit verzweifeltem Zetergeſchrei jagten ſie in das Lager zurück. Doch am fürchterlichſten tobte der Streit am Petersberge, dem Puncte, der am drohendſten gefährdet erſchien, weil er am meiſten von Bemannung entblößt war. In vier Sturmhaufen, theils Schweden, theils Siebenbürger, drängten die Feinde hier, unter dem Befehle des Oberſten Paikul, des vorigen Befehlshabers von Ollmütz, ſtürmiſch auf das Häuflein der Vertheidiger; jubelnd ſahen ſie dem gewiſſen Siege entgegen, denn die Mauern waren bereits durch die Macht des Geſchützes niedergeworfen, offen lag der Weg vor ihnen, und nur 200 Mann verfochten den Beſitz dieſer Trümmer. Dreimal griffen die Feinde an, zuletzt ſchon durch Schläge von ihren Führern vorwärts geſcheucht, dreimal wurden ſie mit ſo empfindlichem Verluſte zurückgeſchlagen, daß ſich ihre Reihen lichteten, wie von der mähenden Senſe des Todes.

Doch auch die Schaar der Vertheidiger verdünnte ſich zuſehends, und als Graf Wrbna, welchem der Poſten anvertraut war, neue Fähnlein der Schweden anlaufen ſah, ſank ihm das Herz, und er fühlte den Augenblick kommen, wo der Feind unausbleiblich ſeine Braven vernichtet und ſich zum Herrn der Breſche gemacht haben würde.

„Brüder,“ redete er ſein Häuflein an, „der Schwede droht uns über den Kopf zu wachſen; verſprecht mir daher, bis auf den letzten Mann auszuhalten, und den Fleck nicht zu verlaſſen, ſollte er auch uns Allen zum

Leichenhofe werden! Gott und die Nachwelt ſchauen auf uns; darum muthig ausgeharrt für den Glauben und für unſeren Kaiſer!«

Ein donnerndes Hurrah beantwortete dieſe Rede, und zum vierten Male ſtob der Feind vor der ehernen Bruſtwehr zurück, die ihm entgegenſtand; doch ſchon war ein Schwanken von dem heftigen Anſtoße zurückgeblieben. Paikul erkannte, daß hier Ausdauer unfehlbar zum Ziele führen müſſe, und raſch ſprengte er ſeine Geſchwader, mit raſenden Flüchen auf ſie niedertobend, wieder heran zum neuen Anlaufe.

Dieß war der Moment, wo in der That der Fall von Brünn entſchieden ſchien; — einen Schritt und wieder einen Schritt, prallten die Kaiſerlichen rückwärts; eine Öffnung gähnte in ihre Linie hinein, jauchzend bohrten die Schweden nach, rechts und links retteten ſich die Reſte der Vertheidiger unter einem Hauptmanne zuſammen, und der Feind ſtellte ſeine ganze Macht nun in freier Entwicklung gegen ſie auf; der Platz ſchien verloren: Wrbna blickte verzweifelnd gen Himmel und zuckte die Spitze ſeines Degens gegen die eigene Bruſt.

In dieſer ſchrecklichen Kriſis brach mit einem Male eine Schaar bewaffneter Bürger, mit Aexten, Stangen, alten Waffen, Handgranaten und Steinen bewehrt, aus der nächſten Gaſſe hervor, von dem Cadeten Heinrich angeführt; von der Schanze und aus den umliegenden Häuſern ſtrömte ein wohlunterhaltener Schauer von Kugeln und Steinen auf die Schweden nieder, und im Nu war die Verbindung der Kaiſerlichen hergeſtellt; mit erneutem Ungeſtüm brachen ſie über den Feind, warfen ihn aus ſeiner Poſition, hieben ihn zu ganzen Schaaren in die Pfanne, und nach zweiſtündigem Kampfe war das Feld vollkommen geſäubert.

Heinrich hatte Wunder von Tapferkeit gewirkt, er war die Seele des ganzen Unternehmens geweſen. Begeiſtert trug er ein, dem Feinde entriſſenes Banner, wie die Flagge des Todes, vor ſich her, in das wildeſte Getümmel der Schlacht, ſein Arm äußerte Rieſenkraft; die Rechte ward ihm durchſchoſſen, er faßte das Schwert mit der Linken, warf das Fähnlein einem Knaben zu, der nicht von ſeiner Seite wich, und wüthete unwiderſtehlich vorwärts; Wrbna drückte ihn deßhalb, als die Schweden abgezogen und der Platz wieder frei war, jubelnd an ſein Herz und rief: „Junge, magſt du auch verſchuldet haben, was du willſt, dieſe That muß ſich dir reich verzinſen!“

„Mein Herr Graf!“ entgegnete der Jüngling, „ich bedarf keiner Schonung. Glauben Sie wohl, daß ich mit dem Bewußtſein einer Schuld im Herzen den Tod aufgeſucht haben würde? Der Böſewicht nur iſt feig und fürchtet es, ungerufen vor den Richter zu treten; über mir aber walteten zwei ſchützende Geiſter, die mir als Harniſch dienten vor jeglicher Gefahr: mein reines Bewußtſein und die Liebe, ſie, die durch den Kugelſchauer der ſchwediſchen Karthaunen in meinen Kerker drang, meine Feſſeln im rechten Augenblicke zerbrach und nicht von meiner Seite wich im Gedränge des Mordes, der uns umflutete, ſie, die mich jetzt in jedem Falle glücklich macht, mögen auch Tod und Schmach meiner warten.“

Dabei preßte er den erröthenden Knaben mit der Fahne, in welchem der Blick des Achtſamen leicht ein holdſelig Mägdlein erkannte, innig an ſich, und die Umſtehenden riefen dem Paare ein freundliches Lebehoch. Wrbna näherte ſich Katharinen, denn ſie war es, blickte ſie verwundert an und ſprach: „Jungfrau, dieß Fähnlein läßt Euch beſſer, als der ſchönſte Schmuck. Habt guten Muth, ich kenne Eure traurige Geſchichte; doch wird ſie, ſo Gott will, nun wohl eine erwünſchte Wendung nehmen. Seid einſtweilen des Dankes aller Guten verſichert!“ —

Die Geretteten füllten hiernächſt den offenen Raum mit Wollſäcken, Kehricht, Steinen, Bretern und anderem Ballaſt aus, und Wrbna, nachdem er den Befehl an einen anderen Officier übertragen hatte, entfernte ſich für eine Weile, um ſich von dem anderweitigen Stande der Sachen zu unterrichten, denn der Kampf währte noch immer an den meiſten Puncten fort. Am Holzthore ſtürmten eben vierzehn Fähnlein, unter dem bereits erwähnten Oberſten Mortaigne, an. Dieſer Wagehals ritt auf einem feurigen Schimmel, der weit aus den Geſchwadern, gleichſam das Geſchütz herausfordernd, ragte und kam unerſchrocken ganz dicht heran; von der Schanze aus ward er erkannt, ein Schuß pfiff durch die Lüfte, er war nur zu gut gezielt, und der Oberſt glitt blutend vom Pferde herab, ſeine rühmliche Laufbahn mit Ruhm beſchließend.

Doch Mortaigne war nicht das letzte Opfer des fürchterlichen Tages. Mehrere Officiere, unter andern auch ein Hauptmann, welcher aus Brünn entlaufen war und, in ſchwediſche Dienſte getreten, um ſchnödes Geld verheißen hatte, er wolle der Erſte in ſeine Vaterſtadt eindringen und das Banner des Todes darin aufpflanzen, theilten ſein Schickſal. Der Letztere gerieth noch lebend in die Hände Wrbna's, welcher eben zurecht kam, um den ſchwediſchen Rotten vollends den Garaus zu machen und ſich noch ein Reis aus dem blühenden Baume des Ruhmes zu pflücken. Der Feind wurde auf allen Seiten zurückgetrieben, immer muthloſer zeigten ſich ſeine Heerhaufen, da er all' ſein Mühen vergeblich, die Hoffnung aller Kämpfe und Beſchwerden an dem unerſchütterlichen Muthe der Belagerten ſcheitern ſah; die ermüdeten, an jedem Erfolge verzweifelnden Truppen räumten endlich das Feld und, wie ſehr auch ihre Anführer tobten, mit den gräßlichſten Flüchen auf ſie einſtürmten, Prügel, ja ſelbſt Säbelhiebe anwendeten, um ſie zum Stehen zu bringen, — ſie riſſen aus und flohen in das Lager zurück. — Der Tag war entſchieden, der Sturm auf das glänzendſte abgeſchlagen.

Es war am Morgen des fünften Tages, nachdem jener furchtbare Sturm ſo glücklich abgewendet worden war, als an einem dürftigen Feldbette im Militärſpital eine reiche Gruppe auffallender Individuen ſtand, den Worten des Sterbenden lauſchend, der auf jenem Lager ſeine letzten Seufzer ausröchelte.

Zu Häupten des Bettes lehnte Wrbna, vom Commandanten eigens zu dieſem Momente abgeſchickt, neben ſich einen Auditor, der mit der Abfaſſung des Protokolls beauftragt war und ſich keinen Laut des Kranken entſchlüpfen ließ. Zur Seite waren Heinrich und Käthchen zu ſehen, erſterer zwar ohne Waffen, aber auch ohne Feſſeln, die Jungfrau emſig beſchäftigt, dem Leidenden alle nöthigen Handreichungen mit jener Sorgfalt zu leiſten, welche keiner der geringſten Vorzüge des weiblichen Geſchlechtes iſt; Vater Gottlieb und ſein Sohn, nebſt dem Feldprediger und einigen Wachen, vollendeten die Staffage des traurigen Bildes. Alle blickten mit einem gemiſchten Ausdrucke von Theilnahme und Abſcheu auf den Inhaber des Lagers, dem ſein Zuſtand nur in langen Zwiſchenräumen geſtattete, das Geſtändniß abzulegen, zu welchem ihn das Grauen vor dem Jenſeits und Reue bewogen hatten, und um deſſenwillen Souches von ihm beſchworen worden war, dieſe feierliche Procedur vornehmen zu laſſen.

„Ich ſterbe,“ liſpelte er, nachdem wieder eine Pauſe verſtrichen war, „ich ſterbe und muß dem Gerichte des Ewigen entgegenſehen. Wie Schuppen fällt es von meinen Blicken und ich erkenne ſchmerzlich, wie ruchlos ich an dem Vaterlande, an meinem Kaiſer und an Gott gehandelt habe; es iſt zu ſpät, um wieder gut zu machen, was ich gefrevelt; ſo will ich denn wenigſtens einen Fluch von meinem Haupte ſchütteln, nicht geſtattend, daß ein Theil meiner Schuld einem Andern zugerechnet werde und ihm Schaden bringe an ſeiner Wohlfahrt. Vernehmt alſo, was Niemand von Euch ahnet, — vernehmt eine Kunde, die Mehrere von Euch glücklich machen und bewirken wird, daß ſie mein Angedenken vielleicht ſogar ſegnen; — ich bin Wenzels Mörder!“

Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, zuckten die Umſtehenden bei dieſen Worten empor; freudig ſanken ſich Vater Gottlieb und der Cadet in die Arme, Wrbna nickte ihnen glückwünſchend zu, Käthchen und Georg ſchluchzten laut vor Wonne. Der Auditor aber, merkend, daß die bei der Entdeckung Betheiligten nicht in der Stimmung ſeien, um eine vollkommene Erhebung des Sachverhalts herbeizuführen, während andererſeits die Schwäche des Sterbenden dringend Eile verlangte, bog ſich zu dem Verbrecher herüber und amtirte mit der nöthigen Faſſung weiter.

„Es iſt löblich von Euch, Herr,“ begann er, „daß Ihr am Rande des Grabes noch daran denkt, nach Möglichkeit Gutes zu ſtiften; allein erwäget wohl, daß das Geſetz genauen Aufſchluß und Beſeitigung aller Zweifel erheiſcht, ehedenn es eine Sache für erwieſen anſieht, die einmal ſeiner Entſcheidung verfallen; darum ſagt mir klar und ohne Hehl: wie und warum Ihr dem armen Burſchen an das Leben ginget?“

„Um meiner Sicherheit willen, Freund,“ ſtöhnte der Verwundete, „weiter hatte ich gegen den Tropf in der Welt nichts. — Um den Zuſtand der Veſte zu erſpähen, hatte ich mich abſichtlich bei einem Ausfalle gefangen nehmen laſſen; ich war fünfzehn Jahre von der Heimat entfernt geweſen, das veränderte Ausſehen, der angenommene fremde Name ſicherten mich vor Erkennung, und über die Maßen wohl gelang mir mein Vorhaben. Ich wußte jeden Fleck in der Stadt und auf dem Spielberge, ſamt ſeiner Bemannung und ſeinem Geſchütze, kannte die ſchwächſten Puncte und hatte einen Abriß davon gemacht, welcher haarklein jede Biegung der Mauer, jeden Zoll Erde bezeichnete. In meinem Quartiere aber war es gefährlich, die Mappe zu verwahren und ich hatte daher den Wenzel ergattert, den ich als einen treuen Jungen kannte und in deſſen Bette ich das Papier, von dem ich ihm weißmachte, daß es eine Erbſchaftsurkunde ſei, unter der Schütt verbarg, nachdem ich ihm den Schwur abgenommen hatte, nie zu forſchen, was es enthielte. — Als meine Arbeit vollendet war, dachte ich daran, ſie fruchtbringend zu nützen und lauerte auf eine Gelegenheit, um wieder in das Lager meiner Genoſſen zurückzukehren. Ungers erſtes Erſcheinen und Abziehen boten mir das Erwünſchte. Ich verſchaffte mir die Montur eines der kaiſerlichen Reiter, erkundete die Stellung der Ausfallenden und rüſtete mich, in ihrem Troſſe hinauszubrechen; doch ich mußte nun meinen Riß haben, um mit dem Abenteuer Ehre einzulegen, ging daher zu Wenzel, eben als er mutterſeelen allein war und forderte das angebliche Document zurück."

„Was ſoll es Euch jetzt?" fragte der Geſelle verwundert und blickte mich argwöhniſch an. „Ihr ſeid ein Gefangener, überall umſtellt, es könnte Euch verdächtig machen, Euch ins Verderben ſtürzen."

Ich ſuchte ihn dießfalls zu beruhigen und nach einigem Widerſtreben holte er das Papier hervor; doch unglücklicherweiſe entfaltete es ſich dabei, — ein Blick — und Wenzel war im Beſitze des Geheimniſſes.

„Unglücklicher!" rief er aus, „ſo habt Ihr die milde Behandlung der Brünner gemißbraucht zu ihrem Verderben? O, es ſchwante mir längſt; doch hielt ich eine ſolche Treuloſigkeit gegen Leute, die dem Feinde ſelbſt Gutes thun, für unmöglich. — Nun wollt Ihr ohne Zweifel fliehen, die Stadt verrathen, ſie und den wackern Meiſter und Käthchen dem Verderben preisgeben! doch das will ich verhindern; augenblicklich rufe ich die Hausleute herbei und dann wehe über Euch! — mit Eurem Blute werdet Ihr den Treubruch ſühnen müſſen!"

Dabei riß er meine Zeichnung mit unglaublicher Behendigkeit an ſich, vergrub ſie wieder, ehe ich mich deſſen verſah, in das Stroh des Lagers und ſchrie, als ich ihm wehren wollte, laut nach Hilfe. Angſt um mein Schickſal ergriff mich, wüthend rang ich mit dem Verwundeten, und da er nicht ablaſſen wollte, — verſtopfte ihm mein Meſſer die Kehle für immer, — ein Stoß und er lag im Todeskrampfe vor mir. Raſch langte ich nun nach dem Papiere, — Schritte an der Hausthüre ſchreckten mich davon ab, ich enteilte durch die Hinterpforte und kam ungefährdet mit Hennemanns Reitern aus Brünn, — der Riß muß ſich im Stroh von Wenzels Bette vorgefunden haben."

„Die Stube wurde verſiegelt," fiel Meiſter Gottlieb ein, welcher zuerſt wieder Aufmerkſamkeit gewonnen hatte, „nichts an der Lagerſtätte berührt; ohne Zweifel iſt das Papier noch dort."

„Iſt dieß, wie ich nicht zweifle, der Fall," ergänzte der Auditor die Rede, „ſo iſt weiter kein Anſtand, den Beweis für vollgiltig zu erklären. — Fühlt Ihr Euch ſtark genug, das Protokoll zu unterfertigen?"

„Meine Kräfte ſchwinden," ſchluchzte der Sterbende, „ein Schleier ſenkt ſich mir auf die Augen; leitet meine

Hand, auf daß ich meinen Namen noch einmal zu einem guten Werke hergebe. — So — es iſt geſchehen," begann er, als man ſeinen Wunſch vollzogen hatte, mit immer ſchwerer werdender Stimme, „es iſt geſchehen, mir wird heiterer zu Sinne, — ich ſcheide ja mit dem Bewußtſein einer ſchönen Handlung, — wie in den Tagen meiner Kindheit ſäuſeln Träume der Unſchuld um meine Seele, — fluchet mir nicht und — der Herr wird mir gnädig ſein!"

Der Prieſter neigte ſich betend über den Verſcheidenden, ein wildes Lächeln flog über ſein Geſicht, zuckend bewegten ſich alle Züge, dann dehnten ſie ſich aus, die Muskeln ließen nach, lang ſtreckten ſich die Glieder, das Auge brach — er hatte aufgehört zu ſein.

Katharina drückte dem Todten die Wimpern herab, die Uebrigen ſanken in die Knie und erflehten dem Unglücklichen eine fröhliche Urſtänd. In dieſem Augenblicke ſchlug die Uhr des nahen Thurmes ſechs — und luſtige Kriegsmuſik ertönte aus der Ferne, halb wie ein Ausbruch der Freude, halb wie Nachhall aus anderen Welten zu vernehmen. Tief ergriffen ſchauten ſich die Befreundeten an, Niemand wußte die Klänge zu deuten.

„Die Schweden ziehen ab, ſie heben das Lager auf!" ertönte es plötzlich aus tauſend jubelnden Kehlen von Außen; überraſcht ſprangen unſere Freunde ins Freie, auf den nächſten Wall, der mit freudetrunkenen Bürgern überſäet war, ihre Blicke forſchten dürſtend nach der Beſtätigung der hochwillkommenen Mähre.

„Glückliche Reiſe, auf Nimmerwiederſehen!" höhnte es von allen Seiten, — das Entzücken der Befreiten gränzte an Wahnſinn.

Seitwärts aber, in einer Brüſtung der Mauer, ſtanden Zwei, welche ſeliger waren als Alle, — Heinrich und ſein Mädchen — verklärt in Wonne, ſchwebend auf den Seraphsfittigen der erfüllten Sehnſucht. Die Welt um ſie her exiſtirte nicht für ſie, Eines ſchwamm in des Andern Augen, — der Gedanke der unendlichen Liebe beherrſchte ihr ganzes Weſen.

„Jetzt mag es ſo hingehen,“ redete eine barſche Stimme in Heinrichs Ohr, „denn unverſchuldet Leiden will Erſatz; wenn es aber wieder losgehen ſollte, ſo bedenkt, daß Seine Majeſtät der Kaiſer auf Euch zählten, Herr — Hauptmann!“

Heinrich warf ſich in Poſitur — es war Souches.

Ungeachtet aller Bemühungen des Schwedenfeldherrn, hatte wirklich Rakotzy mit dem Kaiſer Friede geſchloſſen und in Folge deſſen ſeine Schaaren von Brünn abgerufen. Dieß war der Todesſtreich für Torſtenſohns Hoffnungen und er mußte die Belagerung nun ohne Weiteres aufgeben. Seine Verwundeten und Maroden ſandte er gegen Ollmütz und Nikolsburg, wo ſich große Feldſpitäler befanden, ſeine Gemahlin aber nebſt den andern Frauen, die dem Heere gefolgt waren, dann die Kriegscaſſe, unter dem Geleite Paikuls nach Ollmütz. Mit dem Schlage der ſechſten Morgenſtunde am 20. Auguſt zog er die Soldaten aus den Laufgräben nach dem Lager bei Obrowitz und gab die Ordre zum Aufbruche. Die Herren-, Haſen- und Malzmühle ſamt allen Dörfern der Umgegend wurden in Brand geſteckt, weithin röthete ſich der Horizont von dem Scheidegruße der

Schweden; vergebens ſuchte die herzueilende Beſatzung zu löſchen, kein Mittel vermochte mehr, dem Elemente Einhalt zu thun. — Freudig ſtrömte nach der langen Haft nun Jung und Alt aus den Thoren der befreiten Stadt, es war eine Seligkeit, als wäre ihnen die heimatliche Erde aufs Neue wieder geſchenkt worden. Aber noch erinnerte der Anblick der feindlichen Werke drohend an die eben beſtandene Gefahr und nach dem erſten Rauſche des Entzückens hatte man daher kein willkommneres Geſchäft, als zu zertrümmern, zu vertilgen, keine Spur von Allem zurückzulaſſen, was durch die Feinde mit ſo unſäglicher Anſtrengung aufgeführt worden war; ſchwerlich würden Brünns Bewohner an der reichſten Beute ſo viel Befriedigung gefunden haben, als an dem Ausſtrömen ihres Grimmes gegen die Vernichtungsanſtalten der Schweden. Am Morgen des 23. Auguſt wallten mächtige Feuerſäulen von Obrowitz und aus den Dörfern empor, wo der Feind bisher geſtanden hatte; — bald kündeten nur noch zertretene Felder ſeine Anweſenheit. Souches jagte mit einiger Reiterei und etwas Fußvolk den Heerhaufen Torſtenſohns nach, aber kaum ein Dutzend Nachzügler vergalten den Ausflug, der ohnehin mehr zum Hohn, als zum Schaden der Feinde berechnet war.

Sechzehn volle Wochen hatte die Belagerung gedauert, von den Schweden war Alles aufgeboten worden, um ihren alten Ruhm zu behaupten, eine ungeheure Menge Blei und faſt 2000 Tonnen Pulver waren verſchoſſen worden, Tauſende hatten vor Brünn ihr Grab gefunden und nun waren alle dieſe Opfer vergebens, — obendrein die Furcht vor ihrer Unbeſiegbarkeit für immer dahin. Torſtenſohn konnte nie ohne die unbändigſte Wuth an dieſe ruhmloſe Epiſode ſeines Kriegerlebens denken.

Die ferneren Geſchicke Brünns, die Huld, womit der Monarch ſeine treue Stadt und ihre ritterlichen Bewohner lohnte, gehören nicht in den Bereich dieſer Erzählung, welche hiemit ein, wenigſtens für die Hauptperſonen, in Folge der Rechtfertigung Heinrichs, glückliches Ende erreicht hat. Das Andenken des Cadeten iſt ſpurlos verſchwunden, im Munde des Volkes aber hat ſich noch bis zur Stunde das, auf den Verluſt der Schweden bezügliche Sprichwort erhalten:

„Brieg, Freiberg und Brünn
Machen die Schweden dünn.“

Sängers Liebe und Tod.

(Romanze von Joh. Langer.)

Im grünen Herzogsgarten
Hebt ſich ein feſtlich Zelt,
Und d'rüber das farbige Banner
Von Lüften, wie Segel, geſchwellt.
Und d'rinnen, im weiten Raume,
Iſt eine Tafel zu ſchau'n,
D'ran ſitzen viel tapfere Degen,
Viel anmuthreiche Frau'n.

Darunter ein Engelsantlitz,
So hehr, ſo ſchön, ſo mild,
Wie unter den funkelnden Sternen
Der Sonne ſtrahlend Bild.
Es iſt des Landes Herrin,
Verehrt vom ganzen Land,
Und ihre Anmuth ſchlinget
Um All' ein magiſch Band.

Als nun der volle Becher
Sich raſch im Kreiſe bewegt,
Die Luſt mit Roſenflügel
An alle Herzen ſchlägt;

Für Gott und Land und Herrſcher
Ein jeder den Tummler erfaßt,
Für's feine Herzensliebchen
Brauſt fröhlicher Toaſt.

Der Herzog iſt gar freudig,
Er ſchaut im Kreiſe herum,
Der blondgelockte Sänger,
Er ſitzet trüb und ſtumm.
„Was blickſt, mein wack'rer Sänger,
So wild in die Welt hinein,
Als fiele mehr dein Lebtag
Kein ſüßer Reim dir ein?"

„Floß ſonſt beim frohen Gelage
Von Liedern über der Mund;
Was liegt dir ſo ſehr auf dem Herzen,
Gib uns dein Leiden kund!"
Da nimmt der blonde Knabe
Die gold'ne Laute zur Hand,
Haucht in die zarten Saiten,
Was tief er im Herzen empfand.

Sie klingen ſo leiſ' und ſo lieblich,
Vom Meiſterſänger berührt,
Und all' die Herren und Frauen
Sind bis zu Thränen gerührt. —
„Beim Himmel, mein trauter Sänger,
Das iſt kein ſchales Gedicht,
Sind tiefempfund'ne Worte,
Wie ein trauernd Herz ſie ſpricht."

„Nenn' uns, die den Sinn, den freien,
Mit Liebesfeſſeln umwand,
Und dir den Pfeil des Blickes
Verwundend in's Herz geſandt!" —
„„Mein Fürſt, mein Fürſt! laß ſchweigen
Des Sängers bebenden Mund,
Den Liebesgram mich bergen
Im tiefſten Herzensgrund!""

„„Ich liebe mit Gluten des Himmels,
Unendlich — doch hoffnungslos —
Und werd' es, bis ſchlummernd ich liege
Im kühligen Erdenſchooß!"" —
„Getroſt, mein Sänger, und leere
Den gold'nen Becher für ſie;
Dem freundlichen Sohne der Muſen,
Ihm grollen die Frauen nie."

„Bei meinem fürſtlichen Worte!
Dein Werber will ich ſein,
Will führen am Hochzeittage
Den feſtlichen Fackelreih'n." —
Und als dieß der Jüngling vernommen,
Steigt er zum ſchwindelnden Thurm,
Mit ſeinen weich ſeid'nen Locken
Da ſpielte der wilde Sturm.

Die gold'ne Laute zerbricht er,
Wirft ſie die Tiefe hinab,
Süß klagend, wie ſterbende Schwäne,
Ertönt's aus dunkelm Grab. —

„Auf ewig mag ſie verſtummen,
Weil ſie meines Herzens Drang,
Und meine verbot'ne Flamme
So ſanft, ſo rührend beſang!“

Spricht's, hebt zum Himmel den Becher,
Der ſchäumend überquoll,
Er leert ihn mit kräft'gem Zuge
Und trinkt — auf der Herzogin Wohl! —
Zum Abgrund ſtürzet der Jüngling,
Wo Stürme ihn ſchaurig umweh'n;
Ihm perlet manch herzliche Thräne,
Der Sänger ward nimmer geſeh'n! —

Blumenballaden.

(Von Franz von Schober.)

Viola.

Schneeglöcklein, o Schneeglöcklein,
In den Auen läuteſt du,
Läuteſt in dem ſtillen Hain, —
Läute immer, läute zu!

Denn du kündeſt frohe Zeit:
Frühling naht, der Bräutigam,
Kommt mit Sieg vom Winterſtreit,
Dem er ſeine Eiswehr nahm.

Darum ſchwingt der gold'ne Stift,
Daß dein Silberhelm erſchallt,
Und dein liebliches Gedüft
Leis, wie Schmeichelruf, entwallt;

Daß die Blumen in der Erd'
Steigen aus dem düſtern Neſt,
Und des Bräutigams ſich werth
Schmücken zu dem Hochzeitfeſt.

Schneeglöcklein, o Schneeglöcklein,
In den Auen läuteſt du,
Läuteſt in dem ſtillen Hain, —
Läut' die Blumen aus der Ruh'!

Du Viola, zartes Kind,
Hörſt zuerſt den Wonnelaut.
Und ſie ſtehet auf geſchwind,
Schmücket ſorglich ſich als Braut,

Hüllet ſich in's grüne Kleid,
Nimmt den Mantel ſammetblau,
Nimmt das güldene Geſchmeid
Und den Diamantenthau;

Eilt dann fort mit emſ'gem Schritt,
Nur den Freund im treuen Sinn,
Ganz von Liebesglück durchglüht,
Sieht nicht her, und ſieht nicht hin.

Doch ein ängſtliches Gefühl
Ihre kleine Bruſt durchwallt,
Denn es iſt noch rings ſo ſtill,
Und die Lüfte weh'n noch kalt.

Und ſie hemmt den ſchnellen Lauf,
Schon beſtrahlt vom Sonnenſchein,
Doch mit Schrecken blickt ſie auf, —
Denn ſie ſtehet ganz allein.

Schweſtern nicht, nicht Bräutigam.
Zugedrungen — und verſchmäht!
Da durchſchauert ſie die Scham, —
Fliehet, wie vom Sturm geweht;

Fliehet an den fernſten Ort,
Wo ſie Gras und Schatten deckt,
Späht, und lauſchet immerfort,
Ob was rauſchet, und ſich regt.

Und gekränket und getäuſcht
Sitzet ſie, und ſchluchzt und weint,
Von der tiefſten Angſt zerfleiſcht,
Ob kein Nahender erſcheint.

Schneeglöcklein, o Schneeglöcklein,
In den Auen läuteſt du,
Läuteſt in dem ſtillen Hain; —
Läut' die Schweſtern ihr herzu!

Roſe nahet, Lilie ſchwankt,
Tulp' und Hyacinthe ſchwellt,
Windling kommt daher gerankt,
Und Narciß hat ſich geſellt.

Als der Frühling nun erſcheint,
Und das frohe Feſt beginnt,
Sieht er alle die vereint,
Und vermißt ſein liebſtes Kind.

Alle ſchickt er ſuchend fort
Um die Eine, die ihm werth,
Und ſie kommen an den Ort,
Wo ſie einſam ſich verzehrt.

Doch es ſitzt das liebe Herz,
Stumm und bleich, das Haupt gebückt, —
Ach! der Lieb' und Sehnſucht Schmerz
Hat die Zärtliche erdrückt.

Schneeglöcklein, o Schneeglöcklein,
In den Auen läuteſt du,
Läuteſt in dem ſtillen Hain, —
Läut' Viola ſanfte Ruh'!

Vergißmeinnicht.

Als der Frühling ſich vom Herzen
Der erblühten Erde riß,
Zog er noch einmal mit Schmerzen
Durch die Welt, die er verließ.

Wieſenſchmelz und Saatengrüne
Grüßen ihn mit hellem Blüh'n,
Und die Schattenbaldachine
Dunklen Walds umſäuſeln ihn.

Da, im weichen Sammt des Mooſes
Sieht er, halb von Grün verdeckt,
Schlummerſüß ein kummerloſes
Holdes Weſen hingeſtreckt.

Ob's ein Kind noch, ob ein Mädchen,
Wagt er nicht ſich zu geſteh'n,
Kurze, blonde Seidenfädchen
Um das runde Köpfchen weh'n.

Zart noch ſind die ſchlanken Glieder,
Unentwickelt die Geſtalt,
Und doch ſcheint der Buſen wieder
Schon von Regungen durchwallt.

Roſig ſtrahlt der Wangen Feuer,
Lächelnd iſt der Mund und ſchlau,
Durch der Wimper duft'gen Schleier
Aeugelt ſchalkhaft helles Blau.

Und der Frühling, wonnetrunken
Steht er, und doch tiefgerührt,
In das holde Bild verſunken,
Fühlt er ganz, was er verliert.

Aber dringend mahnt die Stunde,
Daß er ſchnell von hinnen muß, —
Ach! da brennt auf ihrem Munde
Glühend heiß ſein Scheidekuß.

Und in Duft iſt er entſchwunden.
Doch das Kind entfährt dem Schlaf,
Tief hat ſie der Kuß entzunden,
Wie ein Blitzſtrahl, der ſie traf.

Alle Keime ſind entfaltet,
Die ihr kleiner Buſen barg,
Schnell zur Jungfrau umgeſtaltet
Steigt ſie aus der Kindheit Sarg.

Ihre blauen Augen ſchlagen
Ernſt und liebelicht empor,
Nach dem Glück ſcheint ſie zu fragen,
Das ſie ungekannt verlor.

Aber Niemand gibt ihr Kunde,
Alle ſeh'n ſie ſtaunend an,
Und die Schweſtern in der Runde
Wiſſen nicht, wie ihr gethan.

Ach! ſie weiß es ſelbſt nicht. Thränen
Sprechen ihren Schmerz nur aus,
Und ein unergründlich Sehnen
Treibt ſie aus ſich ſelbſt heraus;

Treibt ſie fort, das Bild zu finden,
Das in ihrem Innern lebt,
Das ihr Ahnungen verkünden,
Das in Träumen ſie umſchwebt. —

Felſen hat ſie überklommen,
Berge ſteigt ſie ab und auf,
Bis ſie an den Fluß gekommen,
Der ihr hemmt den Strebelauf.

Hier im Ufergras, dem feuchten,
Wird ihr heißer Fuß gekühlt,
Und im Wellenſpiegel leuchten
Siehet ſie ihr eigen Bild;

Sieht des Himmels blaue Ferne,
Sieht der Wolken Purpurſchein,
Sieht den Mond und alle Sterne,
Milder fühlt ſie ihre Pein.

Gern mag ſie an dieſer Stelle
Sich die ſtille Wohnung bau'n,
Der verklärten, ſanften Welle
Kann ſie rückhaltlos vertrau'n.

Denn es iſt ihr aufgegangen,
Daß ſie eine Seele fand,
Die ihr innerſtes Verlangen,
Ihren tiefſten Schmerz verſtand.

Und ſie fühlt ſich ganz geneſen,
Wenn ſie zu dem Waſſer ſpricht
Wie zu dem geahnten Weſen:
O vergiß, vergiß mein nicht!

Der Uhrmacher von Genf.

(Novelle von Franz Xaver Told.)

1.

Es war eine rauhe Februarnacht des Jahres 1630. Tiefe Todesſtille lag über dem ſonſt ſo belebten Genf, denn mit dichten Schneeflocken vermiſcht, ſtürzte der Regen in Strömen vom Himmel, und bannte jedes menſchliche Weſen aus den weiten, düſtern Straßen der immer ſo belebten Stadt. Die fleißigen Bürger, die ſonſt der angebrochene Abend in der freundlichen Trinkſtube verſammelt hatte, um bei dem wohlgefüllten Krüglein des Tages wache Sorge zu verplaudern, waren heute bei Zeiten heimgekehrt, und lauſchten im warmen Schlafgemache des Sturmes, der wild den Regen an die Fenſter ſchlug. Nur hie und da ſchimmerte noch ein mattes Lämpchen aus einem Erkerfenſter, und leuchtete hinaus in die öde Gaſſe, in der kein Laut ſich regte. Schon hatte dumpfer Glockenton vom nahen Thurme die Mitternachtsſtunde verkündet, als eine hohe, ſchlanke Mannesgeſtalt mit lauten, hallenden Tritten durch eine der größten Straßen ſchritt. Tief in die, von ſchwarzen, regenfeuchten Locken umſchattete Stirne gedrückt, ſchützte ein breiter Krempenhut das düſtere Antlitz des nächtlichen Wanderers, deſſen eigenthümlich wilden Reiz ein höhnendes Lächeln um die feſt geſchloſſenen Lippen noch mehr erhöhte. Ein weiter, ſchwarzer Tuchmantel verhüllte bis an das Kinn den Nachtwandler, der, unbekümmert um das Unwetter, das rings um ihn tobte, raſch vorwärts ſchritt, dann in eine enge Seitengaſſe abbog und endlich an einem kleinen, im gothiſchen Style erbauten Hauſe ſtehen blieb, um an die Pforte eines Ladens im Erdgeſchoſſe anzupochen. Immer ungeduldiger wurden die Schläge, bis endlich die Riegel knarrten, und ein altes Mütterchen gähnend durch die halbgeöffnete Thür nach des ungeſtümen Beſuchers Namen fragte.

„Biſt du blind!“ rief dieſer, und riß mürriſch den einen Thürbalken aus der Hand der Alten, um in das Gewölbe zu treten.

„Ach, Herr Candide!“ entſchuldigte dieſe, und putzte die tief abgebrannte Leuchte; „ich war ein wenig eingenickt am Ofen, weil Ihr wieder ſo lange ausbliebt, und da hätte ich bald auf Euer Kommen nicht mehr gedacht! Aber vergebt, Meiſter,“ fuhr ſie fort, indem ſie hinter dem Eingetretenen wieder ſorgfältig die Thüre ſchloß, „ich habe Euch ein warmes Kämmerchen bereitet, Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein!“ — „„Schweig!““ brummte mürriſch der Hausherr, und warf den triefenden Mantel der Alten über die Schulter, daß ſie zurückwankte. „„Hänge das Kleid an das Feuer, damit es trocknet, und ſiehe zu, daß mein Abendmal nicht ganz verſchmort!““

„Da ſeid außer Sorge!“ beruhigte Sabine, und leuchtete dem unmuthigen Gebieter durch die finſtere Werkſtätte in ein warmes, freundliches Nebengemach, in dem ſie bereits den ſchweren Eichentiſch mit dem ſchneeigen Tuche gedeckt, und die blank geſcheuerten Zinnteller aufgetragen hatte, zum ſchmackhaften Nachtmahl. „Ich habe Euch heute einen kräftigen Hammelbraten bereitet,“ fuhr ſie fort, indeß ſie noch einiges auf dem Abendtiſche ordnete; „wenn Ihr auch länger ſäumtet, meine Koſt wird Euch dennoch munden, denn ganz Genf nennt mich die kunſtfertige Köchin, und mein Braten iſt noch ſo friſch, als hätte ich ihn erſt vor einer halben Stunde aufgeſetzt.“ Mit dieſen Worten trippelte ſie geſchäftig in die Küche, um die Forderungen ihres finſtern Gebieters zu beſchwichtigen.

Dieſer aber warf ſich unmuthig in den großen, ledernen Sorgenſtuhl, und ſtützte kummervoll und nachdenkend das Haupt auf ſeinen Arm. „Will denn die Nacht heute wieder ewig dauern?“ knirſchte er, und ſah ängſtlich nach der großen Perpendikeluhr, die in einer Ecke des Zimmers im blankgebohnten Nußholzſchranke ſtand.

Candide war ein ziemlich bemittelter und vielberühmter Uhrmacher in Genf. Seine häuslichen Verhältniſſe waren von der Art, daß ein genügſamer Mann ganz füglich damit hätte zufrieden ſein können. Aber Candide war es nicht. Ein düſterer Geiſt lag über ſeinem ganzen Weſen, und machte ihn unempfindlich für das ruhige Loos, um das ihn ſo mancher ſeiner Mitbürger beneidete. Beſonders wenn die Nacht hereinbrach, war Candide ſtets mißmuthiger als ſonſt, nur mit einem geheimen, unmerklichen Grauen ſah er den mitternächtlichen Stunden entgegen, und wollte ihn manchmal die gutmüthige Sabine überreden, wie andere ordentliche Leute die Nacht im Bette zuzubringen, da wies er ſie zornglühend auf ihre Schlafſtube, daß die gute Alte es wieder lange Zeit vermied, dem geheimen Kummer ihres Herrn mit einem gutgemeinten Rathe zu begegnen. So ſaß er auch jetzt düſter und in ſich gekehrt vor dem reinlich gedeckten Tiſche, und bemerkte es kaum, daß Sabine die Suppe und den gerühmten Hammelbraten auftrug. Stumm, wie ein Steinbild, lehnte er in dem Stuhle, und richtete den ſtarren Blick an die getäfelte Decke des Gemaches.

„Aber ſo eßt doch!" ermahnte endlich Sabine, die lange kopfſchüttelnd den Gebieter beobachtet hatte. „Die Suppe wird eiskalt, und das Fett ſtarrt auf dem kräftigen Braten, an dem ich alle meine Kunſt angewendet, um ihn Euch recht gutſchmeckend herzurichten. Aber da ſitzt Ihr," fuhr ſie fort, „und zählt die Nägel an dem Täfelwerk, und es ſchmeckt Euch nicht Speiſe und Trank, weil Ihr erſt nach Mitternacht den Abendſchmaus verzehrt, indeß die wackeren Bürger von Genf ſchon bald wieder ans Aufſtehen denken!"

„Willſt du ſchweigen!" drohte der Meiſter mit flammenden Blicken.

„Ich rede ja nur, was ich muß!" verſetzte Sabine und trat erſchrocken ein paar Schritte zurück. „Bei Euch würde man ſo bald das Reden ganz verlernen. — „Willſt du ſchweigen!" das iſt Alles, was man von Euch hört, und dann öffnet Ihr wieder Tage lang den Mund nicht. Andere Meiſter gehen freundlich mit ihren Beſchließerinnen um, und wiſſen ihnen dann und wann eine artige

Kurzweil zu machen, damit ihnen das Leben angenehm werde bei ihrem geſchäftigen Treiben. Ihr aber ſeid mürriſch und verſchloſſen; den Tag hindurch brütet Ihr über dem Räderwerk Eurer Uhren, des Abends plaudert Ihr ein Stündchen mit Eurer Pflegetochter, wohl auch nur darum, daß die arme Richenza nicht ganz verkümmert auf ihrer einſamen Kammer, und des Nachts kommt Ihr heim, wenn andere ehrliche Menſchenkinder ſchon wieder ausgeſchlafen haben; will man dann auch einmal ein Bischen froh werden, und die Freuden der Mahlzeit durch freundliche Zwieſprache würzen, da werdet Ihr brummig und bärbeißig und donnert mit einem barſchen „Schweig!“ und „laß mich in Ruhe!“ herum, daß man kein Wörtlein mehr über die Lippen bringt.“

„Du magſt wohl recht haben, alte Hausehre!“ erwiederte Candide, und hob den geſenkten Blick zu der gutherzigen Alten empor; „aber ich kann nicht anders, wenn ich auch gern ſo froh ſein möchte wie die Andern. Ich haſſe die Nacht, die mit keinem Schlummer mein Auge erquickt, nur der geſchäftige Tag mag mich zerſtreuen. Das laſſe dich aber nicht bekümmern, vielleicht wird es einmal beſſer, und ich thue dann auch wie andere Meiſter beim Krüglein Franzwein im Kreiſe der Ihren.“

„Geh' zu Bette!“ fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er einige Biſſen vom würzigen Mahle gekoſtet; „du biſt müde und brauchſt Ruhe. Aber ſetze zuvor noch einen Becher auf, denn ich will einmal fröhlich ſein mit einem guten Freunde.“

„In dieſer Stunde?“ brummte Sabine, und das freundliche Lächeln, das bei dem letzten Befehle des Gebieters auf einen Augenblick ihre faltigen Wangen geglättet hatte, ſchwand ſchnell wieder, als ſie ihre Hoffnung getäuſcht ſah. Sie wollte weiter reden, aber ein ziemlich lautes Pochen an der Ladenthüre richtete ihre Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand. Sie haſchte nach dem Schlüſſel, um zu öffnen, aber Candide war ſchnell von dem Sitze aufgeſprungen. „Geh' zu Bette!“ rief er noch einmal der Alten zu, die kopfſchüttelnd den Schlüſſel übergab, und ſchritt, die Lampe in der Hand, hinaus, um den Fremden einzulaſſen. Sabine aber zog eiligſt die Brille aus der ſchwarzen Ledertaſche, die an ihrem Gürtel hing, und pflanzte ſie neugierig auf die gebogene Naſe, um ſo den Eintritt des Fremden zu erwarten.

2.

„Guten Abend, oder beſſer: guten Morgen, Meiſter Candide!“ Mit dieſen Worten trat ein ſtattlicher Fremder in das Gemach. Ein blauer Faltenmantel wallte zierlich um die Schultern des Mannes und verhüllte ein geſticktes Wams, das ein breiter, mit Perlen beſetzter Gürtel zuſammenhielt. Ein reichverzierter Sammthut mit blauen Hängefedern deckte das männlich ſchöne Antlitz des nächtlichen Beſuchers. Mit funkelnden Augen muſterte er einen Augenblick den freundlichen Meiſter und trat an ſeiner Hand in das trauliche Gemach.

„Seid mir herzlich willkommen!“ ſprach Candide, indem er die Hand des Fremden ſchüttelte, und ihm dienſtfertig Hut und Mantel abnahm. „Ich habe Euch mit Sehnſucht erwartet!“ fuhr er fort, und warf einen zornigen Blick auf Sabine, die noch immer im Hintergrunde der Stube ſtand. „Macht's Euch bequem und denkt, Ihr ſeid in Eurem eigenen Hauſe.“ Mit dieſen Worten hatte er den Sorgenſtuhl zurecht gerückt, und mürriſch zu der neugierigen Beſchließerin tretend, grollte er: „Geh' auf deine Kammer! Wir ſind mit Allem verſehen, was uns nöthig iſt.“

Sabine verließ brummend die Stube. Candide aber kehrte mit höflichem Anſtande zu dem Fremden zurück. „Vergebt, edler Herr, meine vorige Vertraulichkeit. Ich mußte dieſen Ton annehmen, wegen der geſchwätzigen Alten, die gegen meine Befehle noch immer voll Neugier hier verweilte. Hätte ſie erfahren, daß jetzt der hochverehrte Marquis Ermonville mein Haus mit ſeiner Gegenwart beehrte, mit dem Früheſten wäre ſie zu allen Nachbarn gelaufen, um ihnen zu erzählen, welche vornehme Beſuche ihr Gebieter empfängt. Aber laßt hören, edler Herr, was Ihr von Eurem Diener begehrt?“

„Ohne Umſtände,“ erwiederte der Marquis und winkte Candide, Platz zu nehmen. „Dieſe nächtliche Stunde iſt ſo geeignet zu einer geheimen Unterredung, daß ich ſie nicht unbenutzt verſtreichen laſſen will. Ich habe dir geſtern ſchon geſagt, daß ich bereits vor ſechs Tagen von meinem Schloſſe Chaumony, in dem mich die lange Weile peinigte, hier angelangt bin, um wieder einmal ein paar fröhliche Wochen in den Mauern Eurer Stadt zuzubringen. Daß ich dich dabei im Sinne hatte, kannſt du dir denken. Ich erinnerte mich noch mit Vergnügen an die tollen Streiche, die ich mit deiner Hilfe vor ſechzehn Jahren hier ausgeführt. Darum raſch fürbaß nach Genf, dachte ich mir, und den verſchlagenen Meiſter wieder aufgeſucht! So ſiehſt du mich hier, und du ſollſt mir deine Hand aufs Neue bieten, denn, unter uns, ich habe ſchon wieder ein abenteuerliches Stückchen auf dem Rohre.“

Ein grüner Säckel, den Ermonville bei dieſen Worten aus dem Gürtel zog, und mit einer leichten Bewegung auf den Tiſch ſchleuderte, hatte Candide's Aufmerkſamkeit auf das Höchſte geſpannt. Wie zufällig ließ er die Hand auf die wohlgefüllte Börſe ſinken, und fragte mit dem Tone unbedingter Ergebung um den hohen Willen des großmüthigen Gönners.

„Das Doppelte dieſer Börſe ſei dein, wenn du mir treulich dieneſt!“ ſprach dieſer, und füllte den Becher von Neuem, den Candide vor ihn geſtellt. „Aber höre mich an. Es war vor vier Tagen nach der Frühmeſſe, daß ich ſorglos am Rathhauſe vorüberging, und nur manchmal zu den Fenſtern hinaufſah, um irgendwo ein hübſches Geſicht auszuſpähen. Das war aber vergebens, denn die ſchönen Genferinnen pflegten wohl noch der Ruhe. Doch ſiehe, da wandelte plötzlich ein holdes Frauenbild an mir vorüber, ſchön wie eine Maria von Lucas Cranach, der das Himmliſche zu verſinnlichen wußte mit kunſtgeübter Hand. Ich konnte nicht von der Stelle; feſtgewurzelt wie eine Säule ſtand ich, und ſah regungslos der holden Erſcheinung nach, die bald in einer Gaſſe verſchwand. Da erhielt ich meine Beſonnenheit wieder. Schnell durcheilte ich ein ſchmales Quergäßchen, um der liebholden

Unbekannten den Vorſprung abzugewinnen, und trat eben aus Raimunds Lebkuchenbude, als mein Himmelsmädchen über die Brücke ſchritt. Ich wollte ihr folgen, aber ich konnte nicht, denn mein ganzes Weſen war in ſtummes Anſchauen verloren. Noch ein Augenblick, und die holde Zauberin war verſchwunden. Seit dieſer Stunde forſche ich vergebens nach dem herrlichen Mädchen. Stundenlang harre ich jeden Morgen am Rathhauſe, alle Kirchen habe ich ſchon beſucht; allein immer vergebens; weder ſie, noch das alte Mütterchen, das ſie damals begleitete, habe ich wieder geſehen. Du ſollſt ſie mir jetzt auskundſchaften, denn ich weiß, daß du in allen Patrizierhäuſern bekannt biſt.“

„Recht gern, gnädiger Herr!“ entgegnete Candide, und drückte ſelbſtgefällig den wohlgefüllten Seidenbeutel mit ſeinen dürren Fingern.

Aber ſtets unruhiger wurde der Meiſter, als Ermonville mit Leidenſchaft das Bild der Unbekannten entwarf, und endlich auch der Begleiterin gedachte, als jedes Wort ihm einen Zug eines bekannten Weſens vor die Seele ſtellte, daß es nur eines Winkes bedurft hätte, um auf das Urbild dieſer Schilderung hinzuweiſen.

„Ich werde ſie finden,“ ſprach er, und rückte ungeduldig mit dem Stuhle.

„Dann verdopple ich mein Geſchenk!“ erwiederte der Marquis, und ſprang vom Sorgenſtuhle auf.

Candide war froh, das Geſpräch abgebrochen zu ſehen. Er ſprach noch von einigen gleichgiltigen Gegenſtänden, und ſchloß endlich mit der Frage, ob die Gattin des Marquis, die einſt in Savoyen lebte, wirklich geſtorben ſei, und ob dieſer noch keine Nachricht von ſeinem Kinde habe.

Nicht ohne Wehmuth beſtätigte Ermonville ihren Verluſt, und griff nach dem Mantel, um ſich zum Fortgehen anzuſchicken.

Candide bot freundlich ſeine Hilfe an. „Ich danke Euch für Euern Beſuch,“ ſprach er, „und werde das Zutrauen, das Ihr in mich ſetzt, gewiß als eine große Gnade anſehen, edler Herr. Darum verlaßt Euch ganz auf mich, und braucht Ihr ſonſt noch meine Dienſte, ſo ſprecht nur in meinem ſchlichten Hauſe ein, das Euch immer zu Gebote ſteht!“

„Dein eigenes Haus?“ fragte Ermonville, und kehrte noch einmal an der Thüre zurück.

„Mein eigenes Haus!“ verſetzte Candide; „vor 16 Jahren wohnte ich hier noch zur Miethe; jetzt iſt es mein Eigenthum.“

„Da haſt du wacker gewirthſchaftet!“ erwiederte der Marquis, indem er ihm vertraulich den Arm drückte. „Als wir uns das erſte Mal in Genf kennen lernten, da warſt du ein lockerer Burſche, der Schulden hatte die ſchwere Menge, und jetzt, es iſt kaum möglich, Herr auf eigenem Herde, bei einem Gewerbe, das du ohne Gehilfen betreibſt!“

„Ja freilich,“ antwortete der Meiſter, „hat auch ſeine Mühe gekoſtet, daß es ſo geworden.“ Mit dieſen Worten leitete er den hohen Gaſt hinaus und ſchloß, indem er noch einmal verſprach, die Wünſche ſeines Gönners zu erfüllen, hinter dieſem ſorgfältig die Thüre des Gewölbes.

„Dein Ideal iſt ſchon gefunden!“ knirſchte er, und winkte mit giftigem Grolle dem Entfernten nach; „aber beſitzen wirſt du es nie!“ fuhr er fort, indem er mit einem ſchweren Seufzer in die Stube zurückkehrte, um den Inhalt des grünen Seckels zu muſtern. Eben hatte er einen Theil der verführeriſchen Goldſtücke auf dem Tiſche ausgebreitet, als die große Wanduhr aushob, und mit gellenden Schlägen die zweite Morgenſtunde verkündete. Wie ein Verurtheilter, dem die Stunde der Hinrichtung ſchlägt, ſchrak Candide todtenbleich zuſammen, ſeine Knie zitterten, mit bebender Hand raffte er das Geld zuſammen, und wankte, von Schauern geſchüttelt, das graue Wamms hoch über den Kopf gezogen, dem Bette zu. „Zwei Uhr!“ lallte er, und wühlte, von Todesangſt gefoltert, in den ſchwellenden Kiſſen. Wie wohlthätig ſonſt der Schlaf die Ermüdeten beſchleicht, Candide's Lager hatte er geflohen. Aechzend, von kaltem Schweiß die Stirne bedeckt, lag er unruhig unter der ſchweren Decke, vergebens preßte er krampfhaft die Hand auf die Augen, ein ſchreckliches Bild ſchien vor ſeiner Seele zu ſtehen, und erſt nachdem er ſo viele Kerzen angezündet, als er nur auffinden konnte, ſchien der Dämon zu weichen, der ihn mit Höllenqual verfolgte. Schon graute der Morgen, als ſich ſeine müden Augen zu kurzem Schlummer ſchloſſen.

3.

Das Unwetter, das die Nacht über gewüthet, hatte nachgelaſſen, die Sonne glänzte freundlicher durch die zerriſſenen Wolken, und rief die Bewohner von Genf zu neuer, reger Betriebſamkeit. In allen Straßen war ſchon frohes, geſchäftiges Leben laut geworden, als Candide ſein Lager verließ, um an die Arbeit zu gehen. „Wie iſt der Tag ſo herrlich!“ ſeufzte er, und blickte hinaus zum klaren, blauen Himmel. „O, daß doch nie mehr eine Nacht käme, noch einmal ſo hoch wollte ich das Leben ſchätzen.“ — Aufs Neue verfiel er in düſtere Betrachtungen, die ſtets an ſeinem Frohſinn nagten, und mißmuthig begann er ſein Tagwerk. Erſt als Richenza, das liebliche Töchterlein, eintrat, dem ſtrengen Vater das Frühmahl zu bringen, wich der Unmuth aus den finſtern Zügen Candide's. „Was machſt du hier?“ ſprach er, und nahm der Lieblichen die blanke Schale aus der Hand. „Warum bringt Sabine nicht den Trank, wie es ihr obliegt als meiner Beſchließerin? Laß ſie ihr Amt verwalten, und bleibe auf deiner Stube, die du mir nie verlaſſen ſollſt, als auf meinen Befehl.“

Eine große Thräne hing an Richenza's Wimpern; das kindliche, fromme Mädchen war auf dieſen Empfang nicht vorbereitet. Schweigend ſtand ſie mit niedergeſenktem Blicke, wie ein Heiligenbild. Wehmuth und kindliche Duldung ſprach aus den blühenden Zügen der Jungfrau.

„Was habe ich denn verſchuldet, daß ich dich nicht mehr ſehen ſoll, lieb Väterchen, außer wenn du es befiehlſt?“ ſprach ſie endlich, und trocknete die Thränen aus ihren Wimpern. „Habe ich dir doch ſonſt immer das Frühmahl credenzt, und mir einen freundlichen Kuß abgeholt als Botenſold. Heute aber bannſt du mich unfreundlich aus deiner Nähe! — Da ſieht man, daß Ahnungen doch immer ihren Grund haben,“ fuhr ſie nach einem kleinen Stillſchweigen fort, „ich wollte ſchon heute nicht zu dir, — aber als mir Sabine ſagte, daß du wieder eine ſchlimme Nacht gehabt, daß du erſt nach zwei Uhr zu Bett gegangen, auch dann nicht geſchlafen, ſondern wirres, wunderliches Zeug durch einander geredet habeſt, da vergaß ich mein Bangen und kam zu dir.“

„Das Alles hat die alte Plaudertaſche erzählt?“ fuhr Candide zürnend auf, als Richenza geendet hatte. „Wart', ich will mir den Spion aus meiner Nähe ſchaffen. Sie mag ihr neugieriges Ohr an die Balken des Giebels halten, und die Mäuſe und Ratten belauſchen, aber nicht ihren Herrn. Noch heute, gleich jetzt, muß ſie mir in die graue Stube hinauf, das ſage ihr, Mädchen. Finde ich ſie bei meiner Heimkehr noch unten, dann ſoll ſie mich kennen lernen, die alte, neugierige Schwätzerin.“

Etwas milder geſtimmt, ergriff er jetzt ſeines Töchterchens ſchneeige Hand, und drückte, indem er ſie näher zog, einen freundlichen Kuß auf ihre Stirne. „Laß dich mein mürriſches Weſen nicht kränken, liebes Kind,“ ſprach er, und liebkoſete die Beklommene. „Wenn ich auch manchmal im Unmuthe ein hartes Wort verliere, du weißt ja doch, daß du mir lieb biſt, als meine gute Tochter; doch jetzt gehe auf deine Kammer, drehe fleißig die Spindel, und ſieh mir nicht aus dem Fenſter, während ich außer dem Hauſe bin, denn es gibt gar abſcheuliche Menſchen in unſerer Stadt, die auf Verführung ausgehen und Jungfernraub. Ich muß jetzt fort und kann dich nicht behüten.“ Noch einen Kuß drückte er auf die Wange des Mädchens, das erfreut über des geliebten Vaters mildere Stimmung auf das ſtille Stübchen im erſten Stockwerke zurückkehrte, während Candide den Laden ſchloß, um ſeinen Geſchäften nachzugehen. Als er in der Straße verſchwand, wagte Richenza über ſeine Rede nachzudenken. „Alſo Verführer und Jungfernräuber gibt es hier,“ ſprach ſie, und ſchüttelte bedenklich das ſchöne Lockenköpfchen. „Und das duldet der große Rath, der da ſchützen ſoll jeden guten Bürger und jedes wehrloſe Mädchen vor boshaftem Angriff? Warum ſitzen doch dieſe Herren mit den großen Perücken oft tagelang beiſammen, wenn ſie ſolchem Unfug nicht Einhalt thun? Ein ſchöner Rath, der ſeine Jungfrauen nicht zu ſchützen weiß!“ fuhr ſie fort und trat in Sabinens Kammer, um dieſer den Willen ihres Vaters zu verkünden.

„Ei du gütiger Himmel!“ ſprach dieſe, „ich ſoll hinauf in die graue Kammer, wo kein Chriſtenmenſch zu bleiben vermag, ob boshaftem Höllenſpuk. Zum Lohn für treue, zehnjährige Dienſte ſoll ich jetzt in einem einſamen Kämmerchen ſchlafen, wo es kein Menſch hört, wenn der alten Sabine etwas zuſtößt.“

Richenza bat und tröſtete, und Sabine fügte ſich endlich in den Willen ihres Gebieters, da eine Weigerung den mürriſchen Meiſter noch mehr erbittert haben würde. „So will ich denn ſchon hinaufräumen in die alte Rumpelkammer, die ſeit Jahren kein lebendes Weſen mehr bewohnt!“ ſeufzte ſie, „was nicht zu ändern iſt, will ich ſchon ertragen, wenn auch meine Verdienſte, die ich mir im Hauſe erworben, mehrere Rückſicht verdienten. Als ich hierher kam, wart Ihr ein kleines ſechsjähriges, kränkliches Mädchen, das ein trauriger

Zufall meinem Herrn zugeführt hatte; denn daß Ihr nur ſeine Pflegetochter ſeid, das iſt Euch ja ohnehin bekannt. Euer Vater, oder vielmehr der Fremde, der Euch nach Genf brachte, ſo hat man mir erzählt, iſt in dieſem Hauſe plötzlich geſtorben. Er war eben mit unſerem Meiſter im Handel um ein Käſtchen mit kunſtreichen Uhren, als er zu Boden ſtürzte. Herr Candide ließ ihn, da ihn Niemand kannte, in die graue Stube ſchaffen, und einen Arzt holen, aber leider war es ſchon zu ſpät, denn der Fremde ſtarb gar bald darauf. Da unſer Meiſter kein gar ſo großes Aufſehen durch ſeinen Tod machen wollte, ſo behielt er Euch als ſein Pflegekind, und nahm mich, da meine Vorgängerin ſeinen Forderungen nicht entſprach, in das Haus, damit ich Euch warten ſollte, und groß ziehen zur ſtattlichen Jungfrau. Seitdem diene ich dem ſtrengen Herrn Candide, und diene ihm gerne, wenn er auch mürriſch und finſter iſt, und mich aus dem freundlichen Schlafſtübchen hinausweiſet, in die verrufene graue Kammer.“

Richenza hatte ſchon oft von Sabinen ſo manches über ihre Jugendverhältniſſe gehört, wenn ſie des Abends am Rocken ſaß im traulichen Stübchen, und ſinnige Mährlein erzählte aus der alten Zeit; aber nie hatte ſich die Alte ſo deutlich ausgeſprochen, wie heute. Ein geheimes Grauen erfaßte die Jungfrau, wenn ſie an die verhaßte graue Stube dachte, und an den ſchnellen Tod des Unbekannten, der ſo folgenreich auf ihr Schickſal eingewirkt. In tiefem Nachdenken ging ſie mißmuthig auf ihre Kammer zurück, als eben Maeſtro Colofonio, ihr Geſanglehrer, über die Treppe heraufkeuchte, um die gewöhnliche Stunde zu geben, denn Meiſter Candide war ein großer Freund des Geſanges, und ſcheute trotz ſeines Geizes die Koſten nicht, die Richenza's Unterricht in dieſer Kunſt erforderte.

„Guten Tag, Maeſtro Colofonio!“ grüßte die Liebliche, indem ſie dem Alten mit einem kaum merkbaren Lächeln entgegentrat. Der Trübſinn, mit dem ſie Sabinens Erzählung erfüllt, war bei dem poſſierlichen Anblicke des begeiſterten Muſikfreundes aus ihrem jugendlichen Gemüthe gewichen. Colofonio war aber auch die ſonderbarſte Menſchengeſtalt, die man nur finden konnte. Das rothe, magere Antlitz, über das ſich ein knot'ger Naſenrieſe in einem hohen Bogen herabſenkte, umhüllte eine ſorglich gepuderte, aber etwas zerraufte Perücke, damit der Purpur des weinblühenden Geſichtes um ſo höher neben dem Schnee der Locken ſtrahlte. Der zahnloſe Mund, der ſich halbmondförmig mit den Winkeln aufwärts zog, wackelte nebſt dem zierlichen Spitzkinne emſig im gemeſſenen Dreivierteltacte, und kleine, triefende Aeuglein blitzten zuweilen, wie leuchtende Smaragde, unter den erklecklichen Braunen hervor. Ein alter ſchwarzer Ueberrock, wahrſcheinlich ein Familienſtück, hielt die lange, klapperdürre Tongeſtalt zuſammen, daß ſie ausſah, wie eine ſauber gemalte Note, und die kunſtreich geſchlungenen Seidenſchleifen um die ſpitzen Knie, das kleine Federbaret, das auf dem breiten Scheitel ſchwankte, wie ein Schifflein auf dem Rheinſtrome, vollendeten das Aeußere des melodienreichen Menſchenbildes zum Lächerlichen. Dazu ſtand der lange, ſchwere Stoßdegen, den er von, Gott weiß, welchem Helden der Vorzeit, ererbt hatte, in einem ſo auffallenden Widerſpruche mit der zierlichen Geige, die Maeſtro mit beſonderer Gewandtheit unter einem Zipfel des traurigen Mäntelchens zu verbergen wußte. Richenza lächelte bloß, denn ſie war die Umriſſe der komiſchen Geſtalt ſchon gewohnt. Scherzend bot ſie ihm einen Stuhl, und kramte in den alten Noten, um die poſſirlichſte aller Uebungsſtunden zu beginnen. Colofonio war, trotz den ſechzig Jahren, die er allmälig im Strome der Zeit hatte vorüberrauſchen ſehen, ein eben ſo großer Schwärmer in der Liebe, als er Eiferer für die Muſik war. Beſonders liebte er den Geſang mit Richenza, die er unter allen ſeinen zahlreichen Schülerinnen — Genf war damals für die Muſik eingenommen — am meiſten ſchätzte.

„Sie hat eine Stimme wie ein Silberglöcklein!“ ſprach er oft zu Candide, und küßte die Spitze der bogenkundigen Finger. Darum vergaß er auch beinahe jedesmal bei ihr, daß die nächſte Stunde einer andern Schülerin gehöre, und hätte das Mädchen nicht ſelbſt manchmal den Allzueifrigen aufmerkſam gemacht, er hätte gegeigt und geſungen bis zur Mittagsglocke.

Heute war eben wieder ein Tag, an dem Richenza dem ſchmachtenden Muſikhelden als eine Göttin erſchien.

Was die kleine Geige nur zu leiſten vermochte, das mußte ſie redlich leiſten, und als Richenza endlich in eine vom ihm ſelbſt componirte Romanze überging, da fühlte ſich der Alte bis in den ſiebenten Himmel erhoben. „Herrlich, köſtlich, himmliſch!“ rief er ein über das andere Mal, indem er mit der bogenbewaffneten Hand den Schweiß von der Stirne, oder ein Thränlein der

Wonne aus dem Auge trocknete. Richenza ſang aber auch zum Entzücken. Nicht länger konnte ſich Colofonio mehr halten, als ſie die Verſe vortrug:

Wenn die Heerdenglöcklein klingen,
Und die Vöglein zwitſchernd ſingen,
Wenn des Bächleins Wellen rauſchen,
Und darauf die Fiſchlein lauſchen;
Ach da thuen alle Herzen
Schnell ſich auf zu Luſt und Scherzen,
Und die Lieb' mit Roſenſchein
Zieht in unſere Herzen ein!

Im überwallenden Entzücken warf er die Geige weg, und war eben im Begriffe, vor der Herrlichen auf die Knie zu ſinken, als unter dem Fenſter Zitherklang ertönte, und nach einigen raſchen Griffen vier klangvolle Männerſtimmen folgendes Lied begannen:

Schwebt hinauf ihr Schmeicheltöne
Zu der Holden Kämmerlein,
Ziehet traute Liebesboten
Leiſ' in ihrem Herzen ein,
Und erweckt den erſten Funken
Zarter Minne traut und ſüß,
Daß wir froh dann weiter bauen
An der Liebe Paradies.

Colofonio's Zorn war bis zur Raſerei geſtiegen, als Richenza, die Warnung ihres Vaters vergeſſend, an das Fenſter trat, um die fremden Sänger in Augenſchein zu nehmen. Mit halbem Leibe bog ſie ſich hinaus, um den ſüßen Tönen zu lauſchen. Aber Maeſtro war ganz anderer

Meinung. „Lockere Studentenbrut!“ rief er knirſchend, „ſoll bei ihren Compendien ſitzen, und lieber was Rechtes lernen, als da herumziehen in unſerem Weichbilde, um rechtlicher Leute Ohren zu verſchimpfiren mit ihrem Lamento!“

„Wollt ihr aufhören!“ fuhr er fort, und ſchwang hinter Richenza's Rücken Geige und Bogen mit gar drohender Geberde, und die dicke Naſe ſchwoll auf in rothblauer Farbe, wie der Kamm des Truthahnes. Aber da war unten kein Hören und Folgen, die Studenten ſangen fort ihr ſchmelzendes Lied, bis Colofonio endlich das letzte verzweifelte Mittel ergriff, und die Geige ſo gewaltſam vor des Mägdleins Ohren zu ſtreichen begann, daß dieſe erſchrocken auffuhr, und den Herren unten vor Lachen der Athem ausging.

Zwar ſchwieg der Geſang jetzt, aber Richenza blieb lange noch im Erkerfenſter liegen, denn einer der Sänger, ein ſchöner, blühender, blondgelockter Jüngling, weilte noch unten, und ſah mit den klaren, blauen Augen wie bittend zu dem ſchönen Bürgermädchen empor. Was auch Maeſtro bat, die Uebung fortzuſetzen, Richenza hatte nur Augen für den herrlichen Jüngling mit den ſchmachtenden Blicken, nur Ohren für den lieblichen Geſang, der noch in ihrem Herzen wiedertönte, und erſt als Colofonio mit der Drohung, dem Vater Candide die Unart ſeines Töchterlein zu klagen, den Flügel zornig zuſchlug, da gemahnte es die Jungfrau, dem drängenden Meiſter zu folgen, denn des Vaters Warnung ſtand wieder vor ihrer Seele. Allein mit der Lehrſtunde war es zu Ende, ſie traf keine Note mehr, und brachte ſie der tolle Muſiker wirklich zum Singen, ſo ging ſie unwillkürlich in die Weiſe des Ständchens unter ihrem Fenſter über.

Nach einer qualvollen Stunde verließ Colofonio mürriſch und erhitzt die zerſtreute Schülerin, die in tiefes Sinnen verloren, das Vergangene überdachte. Anfangs wollte ſie den ganzen Vorfall als ein luſtiges, oft da geweſenes Studentenabenteuer anſehen, aber wenn ſie an den holden Jüngling dachte, mit ſeinen ſchwärmeriſch bittenden Blicken, da zogen ganz andere Gefühle an ihrem Herzen vorüber, als die des Wohlmuths bei einem luſtigen Stückchen, und ohne es ſelbſt zu wollen, war ſie am Fenſter, und lugte hinaus durch die runden Scheiben auf die Straße. Gewaltſam wollte ſie endlich das Bild des ſchönen Jünglings aus ihrem Herzen verdrängen, allein vergebens.

„Daß wir froh dann weiter bauen
An der Liebe Paradies,“

ſang ſie leiſe und mit einem tiefen Seufzer, und die Weiſe des ſchmelzenden Männergeſanges hallte fort in ihrem Herzen, denn ſie hatte ja zum Herzen geſprochen.

4.

Es mochten wohl acht Tage ſeit jenem Vorfalle vergangen ſein. Richenza hatte den ſchönen Jüngling noch nicht vergeſſen, ging er doch faſt in jeder Stunde ein Paar Mal vorüber, und die Jungfrau ſah ihn jedesmal; denn es traf ſich ſtets auf eine gar ſeltſame Weiſe, daß ſie am Fenſter zu thun hatte, wenn der blondgelockte Fremde vor dem Hauſe erſchien. So verlebte Richenza in einem glücklichen Gefühle, dem ſie noch keinen Namen zu geben wußte, mehrere Tage, und nur die Mittagsſtunde war ihr die drückendſte, weil ſie dann ſchlechterdings nicht vom Tiſche weg und ans Fenſter durfte. Auch Colofonio's Gegenwart legte ihr anfangs viel unangenehmen Zwang auf, doch bald wußte ſie alle die kleinen Bedenklichkeiten zu beſeitigen, und trat unbefangen, ſo oft es ihr beliebte, an das Fenſter, indem ſie Colofonio's Eifer mit der Entſchuldigung beſänftigte, es wäre ihr gar zu warm bei dem angeſtrengten Singen, und ſie müſſe auf einen Augenblick friſche Luft ſchöpfen. Maeſtro Colofonio ließ endlich gar gerne ſeiner reizenden Schülerin ihren Willen, denn ſie lobte ja in ſolchen Augenblicken ganz unmäßig ſeine Geſchicklichkeit in der Führung des Bogens, und pries die Rouladen, mit denen Maeſtro die kleinen Pauſen ihrer Singſtunde auszufüllen ſuchte, als meiſterhaft. Allein mit jedem Tage trübten ſich mehr die heiteren Züge des fremden Jünglings, immer wärmer bat der ſanfte Blick ſeines blauen, ſchmachtenden Auges, daß es Richenza ins Herz ſchnitt, ſeine Wünſche nicht klar begreifen zu können.

So ſtand ſie auch eines Tages, und ſteckte eben eine friſch aufgeblühte Spätroſe an ihren Buſen, als der Fremde wieder auf der Straße erſchien. Wehmüthig lächelnd blickte er hinauf zu der Lieblichen, und erhob bittend die Hände, indem er auf die Roſe zeigte. Richenza verſtand das ſtumme Flehen, und warf erröthend die Blume hinab, um die er ſo ſüß und ſchmeichelnd gebeten. Erwin, ſo hieß der Fremde, ſandte einen freudig dankenden Blick hinauf zur holden Spenderin des ſinnigen Geſchenkes, hob ſchnell die Roſe vom Boden, und eilte, ſie im Uebermaße des Entzückens an ſeine Bruſt und Lippen drückend, von dannen.

Von dieſem Augenblicke war es um Richenza's Ruhe geſchehen. Nur an ihn konnte ſie mehr denken, wo ſie weilte, da ſtand ihr das theure Bild vor der Seele, ſie ſah ihn ſtets, wie er die Blume geküßt, und ſelbſt in ihren Träumen dachte ſie nur an ihn. Die erſte Liebe war mit glühender Leidenſchaft in ihr Herz eingezogen, ohne daß ſie es ſelbſt noch geahnt hätte. Erwin war aber auch ganz geſchaffen, ein Mädchenherz zu erobern. Seine anziehende Geſtalt, ſeine edle, fromme Miene, der leichte, freie Anſtand in ſeinem Benehmen und das ſprechende Auge, mit dem er durch einen Blick mehr zu ſagen wußte, als Andere in ſtundenlanger Rede, das Alles mußte auf das Herz eines Mädchens wirken, das ſeine ſtill zurückgezogene Lebensweiſe und die ängſtliche Sorge eines düſteren, faſt menſchenſcheuen Vaters ſtets von der Geſellſchaft angenehmer Männer entfernt gehalten hatte.

Eines Abends, es war ſchon ziemlich dunkel geworden, ſtand Erwin wieder vor Candide's Hauſe, und ſpähte mit Sehnſucht hinauf nach dem Fenſter ſeiner Göttin. Endlich erſchien Richenza ſo anmuthig wie immer; auch ſie hatte ſchon lange auf des Jünglings Erſcheinen gehofft. Vorſichtig blickte Erwin in der Straße umher, ob nicht ein ungebetener Zeuge ſein Thun belauſche, und zog dann, als er Niemand gewahrte, einen bunten Strauß der ſchönſten, und in dieſer Jahreszeit ſeltenſten Blumen unter ſeinem Mantel hervor, indem er durch

Geberden bat, ſeine herzliche Spende mit Liebe anzunehmen. Richenza war in keiner geringen Verlegenheit; zum erſten Male ſollte ſie einem fremden Manne auf eine Frage antworten, die dieſer, das fühlte ſie gar zu wohl, an ihr Herz gerichtet hatte. Faſt willenlos nickte ſie dem Flehenden ein freundliches „Ja!“ zu, und ehe eine Secunde verging, flog der duftige Strauß in ihre Stube. Zitternd empfing ihn Richenza, und betrachtete lange die ſinnig vereinten Blüten. Schon einige Male hatte ſie ihn verſtohlen an ihr Herz gedrückt, als ein Zettel den balſamiſchen Kelchen entfiel. Erſchrocken hob ſie ihn vom Boden auf, immer heftiger wogte die ſchneeige Bruſt; unentſchloſſen kämpfte ſie lange, ob ſie das Blatt leſen, oder es dem Geber zurückſenden ſollte. Dieſer aber war verſchwunden. Da erlag das argloſe Mädchen dem ungeſtümen Gefühle, das ihr Herz erfüllte; halb aus Neugier öffnete ſie das Blatt und las, nachdem ſie vorſichtig umgeblickt, folgende Worte:

„Himmliſches Weſen! Seit dem Augenblicke, daß ich dich geſehen, weiß ich erſt, was leben heißt. Verdamme mich nicht, wenn ich noch länger meine Wanderungen unter deinem Fenſter fortſetze; denn die Stunde, in der ich dich nicht ſehe, iſt für mein Daſein verloren. Gib mir, ich flehe dich darum, gib mir durch einige Zeilen die freundliche Kunde, daß auch ich dir nicht gleichgiltig bin. Du wirſt mich dadurch zum glücklichſten Sterblichen machen, aber zürne dann auch nicht, wenn ich etwas unternehme, das mir Gelegenheit gibt, den Blick deines Auges, und deines Mundes Roſenhauch in der Nähe zu trinken.

Erwin von Leyden.“

Richenza zitterte, als ſie den Brief geleſen. Dieſe Sprache war ihr unbekannt; wie glühend kam ihr das Blatt vor, das ſie noch immer in den bebenden Fingern hielt. Sie wußte nicht, wohin ſie es verbergen ſollte, und erſchrak über ſich ſelbſt, als ſie es unwillkürlich in ihren Buſen ſteckte.

Lange dachte ſie noch über die Zeilen des Fremden nach, und rang vergebens nach einem Entſchluſſe, ob ſie des Jünglings Bitte erfüllen und ihm antworten ſolle oder nicht.

Des Vaters Warnung fiel mit Bergeslaſt auf ihr Herz; doch nein — Erwin konnte kein Verführer, kein Mädchenräuber ſein; gewiß zehnmal hatte ſie ja ſchon ſeinen Brief geleſen, und immer mehr ſchien es ihr unmöglich, daß dieſe herzliche, glühende Sprache zum Deckmantel böſer Abſichten dienen könne. Mit leiſem Zagen ergriff ſie daher die Feder. Aber ſchon war der dritte Bogen verſchnitten, und noch immer die Antwort nicht fertig. Bald hatte ſie des Fremden Forderung zu warm, bald zu froſtig beantwortet; ſie wollte ſich weder etwas vergeben, noch in des ſchmachtenden Jünglings Augen zu hart erſcheinen. „Er ſoll nicht zu viel hoffen!“ ſprach ſie, als ſie eben wieder ein neues Blatt hervorgeſucht hatte. „Ich will ihm zeigen, daß die Tochter eines rechtlichen Bürgers gar gut wiſſe, was recht und füglich iſt. Der junge Herr mag wohl ein Bischen viel auf ſeine blauen, ſüßen Augen bauen und auf ſeine blonden Locken, aber“ — ſie kaute wieder verlegen an der Feder, endlich war ſie gefaßt und ſchrieb:

„Mein lieber, fremder Jüngling! Der trauliche Ton Eures Briefes gefällt mir gar nicht. Er beſtimmt mich, daß ich Euch ſage, wie Ihr mir ganz gleichgiltig ſeid. Im Uebrigen mögt Ihr Eure Wanderungen unter meinem Fenſter fortſetzen, wie oft es Euch gefällt, denn Ihr habt gar keinen Begriff, wie gern ich Euch ſehe.

Richenza.“

Schon nach einer Stunde war dieſes Briefchen in Erwins Händen. Er konnte die Verſicherung ſeines Glückes nicht mehr erwarten; kaum ſechs Schritte war er gegangen, und er hatte die theuren Zeilen geleſen. Freilich zog er anfangs die Stirne in düſtere Falten, doch als er an das freundliche Ende kam, da verzog ſich ſein Mund unwillkürlich zu einem ſanften Lächeln, und feurig drückte er das ſo liebe Blatt an ſeine Lippen.

Mancher Blumenſtrauß flog ſeit dieſer Stunde aus Erwins Hand in Richenza's Fenſter, als ein duftiger Bote der Liebe, und mit jedem Tage wuchs in den Herzen der beiden jugendlichen Weſen die Ueberzeugung, daß ſie für einander geſchaffen ſeien. Allein die Möglichkeit des gegenſeitigen Beſitzes ſchien Beiden ſehr entfernt. Erwin hatte vor der Hand keinen andern Wunſch, als eine Unterredung mit Richenza, um von ihren Lippen ſelbſt die Verſicherung des Glückes zu vernehmen, die ſie ihm ſo oft in ihren lieben Zeilen gab. Doch Meiſter Candide bewachte zu ſtreng ſeine Pflegetochter, und das Mittel, ſeine Wachſamkeit zu täuſchen, war noch nicht gefunden.

Eines Abends, als ſchon Alles in den Straßen ruhig war, ſchlich Erwin, ſeine Zither im Arme, vor Candide's Hauſe umher. Das liebe Erkerfenſter war unbeleuchtet, und das ſchien ihm ein ſicherer Beweis, daß Richenza ſchon in den Armen des Schlummers liege. Damit ſie wenigſtens von ihm träume, griff er in die Saiten, und ſang mit leiſer, ſchmelzender Stimme:

Schlaf wohl im ſtillen Kämmerlein,
Von Lieb' und Treu' bewacht:
Es ſagt bei Mondes Silberſchein
Mein Lied dir: Gute Nacht!
Schlaf wohl, bald lacht mir ja dein Blick
Auf's Neue freundlich zu; —
Drum Liebchen träum' von meinem Glück,
Mein Traum biſt auch nur du!

Erwin hatte ſich dieſes Mal getäuſcht. Richenza ſchlummerte noch lange nicht, ſondern ſaß gar munter, aber nicht in der heiterſten Laune mit ihrem Pflegevater und dem liederreichen Colofonio am Abendtiſche. Bei dem erſten Tone hatte ſie mit Schrecken die Stimme ihres Minſtrels erkannt. Aber auch Colofonio hatte zornglühend nach den erſten Accorden ſeinen Sitz verlaſſen. „Das iſt einer von den herumziehenden Bänkelſängern!" rief er, und riß mit Anſtrengung den verroſteten Stoßdegen aus der Scheide. „Wir wollen den Tact zu ſeinem Geſänglein ſchlagen, und ihm ein Bischen die Kehle ſchmieren!" fuhr er fort, und ſtürzte mit Meiſter Candide, dem er früher ſchon die Unterbrechung jener Muſikſtunde erzählt hatte, in die finſtere Straße. Allein Erwin hatte den Ausruf des wüthenden Muſikers noch früh genug vernommen, und ſich zeitig zurückgezogen hinter einen Strebepfeiler des Nachbarhauſes. Die Nacht war trübe, und glänzte auch hie und da noch ein Lämpchen in einem Fenſter, ſo entzog doch des Pfeilers Schatten den Jüngling ſeinen Verfolgern. Wüthend ſtürzten dieſe mit geſchwungenen Degen die Straße hinab, durch die eben ein Mann, tief verhüllt in den Mantel, ſorglos heraufſchritt. „Dieſer iſt es!“ rief Colofonio, und drang ſcheltend auf den Wanderer ein, der kaum Zeit gewann, ſeinen Degen zur Vertheidigung zu ziehen. Der Unbekannte wäre das Opfer ihrer Wuth geworden, wäre nicht Erwin, der aufmerkſam die Wüthenden mit ſeinem Blicke verfolgt hatte, zwiſchen ſie getreten, um mit ein paar kräftigen Hieben dem Fremden Luft zu machen.

Die Dunkelheit begünſtigte Candide's und Colofonio's Flucht, die ſie eilig ergriffen, als ſie des unberufenen Mittlers Klinge auf ihren Rücken fühlten, und der Marquis von Ermonville, denn er war der Angefallene, drückte dankbar ſeines Retters Hand. Er hatte Candide beſuchen wollen, und Erwin verbarg ihm weislich, daß Niemand anderer als dieſer ihn, durch einen unglücklichen Mißgriff geleitet, angegriffen habe. Ermonville konnte ſeinen Befreier nicht entlaſſen, ohne ihn zu ſich zu bitten. Bei einigen Bechern Rheinwein beſprachen ſie noch einmal das eben beſtandene Abenteuer.

„Es iſt kaum denkbar!“ rief Ermonville. „Mitten in dem Weichbilde von Genf ein meuchelmörderiſcher Anfall gegen einen friedlichen Fremden. Aber dennoch iſt er mir lieb, weil ich dadurch Eure Bekanntſchaft gemacht. Darum rechnet auf mich und meine Dankbarkeit in allen Fällen, wo ihr meiner Hilfe bedürft, mein edelmüthiger Befreier. Ihr ſollt mich allezeit bereit finden, Euch mit Leib und Gut beizuſpringen, wo es immer Noth thut!“

Erwin nahm beſcheidentlich das Anerbieten des Marquis an, und ſchied, nachdem Beide die junge, durch einen Zufall geſtiftete Freundſchaft, noch mit ein Paar Krügen beſiegelt, um Mitternacht aus Ermonville's Hauſe.

Kaum hatte der Jüngling am andern Morgen das weiche Pfühl verlaſſen, als er feſt beſchloß, durch irgend einen Kunſtgriff ſich Eintritt in Candide's Haus zu verſchaffen.

Sein erſter Gedanke fiel auf Richenza's alte Geſellſchafterin, die treue Sabine. Doch wie ſollte er in ihre Nähe kommen, und wenn ihm dieſes gelang, wie ſollte er ſie überreden, ihn bei Richenza einzuführen. Lange dachte Erwin über dieſe verwickelte Frage nach. „Der Gott der Liebe narrt Alt wie Jung,“ ſprach er endlich, und freute ſich, ein Plänchen erſonnen zu haben, an deſſen Ausführbarkeit er nicht im geringſten zweifelte. „Ich mache der Alten den Hof, und will nicht Erwin heißen, wenn dadurch mein Zweck verfehlt wird. Aber mit meinem jungen Geſichte? — das hieße doch die Leichtgläubigkeit der alten Beſchließerin auf eine gar zu ſchwere Probe ſtellen.“ — Von Neuem ſann er auf Mittel, dieſes Hinderniß zu heben.

Mit ihm theilte ein alter Rector die Miethe. Schnell war er bei dieſem, und bat gar freundlich zur Ausführung eines luſtigen Stückchens um ſeine Kleider. Der gute Alte hatte in ſeiner Jugend ein fröhlich Abenteuer auch nicht verſchmäht; bereitwillig gab er daher das Verlangte, und ſchon am andern Morgen harrte Erwin, eingehüllt in den ſtattlichen, ſpaniſchen Mantel, das Geſicht in kunſtreiche Falten gezogen, auf dem geſenkten Haupte die ehrwürdige Amtsperücke, am Kirchwege auf Sabinen, die ſeit dem Beſuche des Marquis in dem Hauſe ihres Gebieters allein zur Andacht ging. Freundlich bot ihr der junge Alte einen guten Morgen, und begann in recht traulichen Worten ſeine Anrede. Wohl befremdete dieß Sabinen anfangs; aber als ſie täglich den ehrwürdigen Mann an der Kirchenpforte fand, als ſie täglich ſeinen ſchönen Gruß zu erwiedern, ſeine vertraulich freundliche Rede anzuhören hatte, da gewann ſie den überaus artigen Profeſſor — für was Geringeres hielt ſie ihn nicht — immer lieber, und als er ihr ſogar ſagte, daß er ſie ſchon als Jüngling gekannt und verehrt, als er ihr zum Beweiſe ſeiner Zärtlichkeit, die ſich ſelbſt in einer ſo langen Reihe von Jahren für ſie erhalten hatte, ein in blauen Sammt gebundenes, mit dicken Silberſpangen kunſtreich beſchlagenes Bibelbuch verehrte, da konnte ſie nicht länger widerſtehen. Die Erinnerung an einen ihrer ehemaligen Verehrer half treulich mit, jede Bedenklichkeit zu beſiegen, und ſchon nach ſechs Tagen hatte Erwin Zutritt in Candide's Haus. Wie von ungefähr erkundigte ſich einſt der Verſchmitzte nach Sabinens näheren Verhältniſſen, und war außer ſich, als er von der Redſeligen erfuhr, daß noch ein junges Mädchen im Hauſe ſei. „Da kann ich Euch nicht mehr beſuchen, lieb Sabinchen!“ ſprach er. „Jung Blut iſt plauderhaft, und Euer ſtrenger Meiſter möchte gar bald erfahren, wie Ihr einen Fremden in ſein, für Jeden verſchloſſenes Haus einzuſchwärzen wagt. Ich müßte dann ſchamroth daſtehen vor Eurem Herrn, weil es noch nicht an der Zeit iſt, unſer freundliches Verhältniß der argen, mißgünſtigen Welt zu offenbaren.“

Sabine machte tauſend Einwendungen, ſchilderte die Gutmüthigkeit und Verſchwiegenheit ihrer Richenza, und bat endlich den nicht zu überzeugenden Profeſſor, der ſich in ſeiner Beſorgniß ſchon zum Fortgehen anſchickte, doch nur noch einen Augenblick zu verziehen, um ſich ſelbſt zu überzeugen, wie wenig er von dem ſchönen, ſanftmüthigen Mädchen zu fürchten habe. Nach langem Bitten willigte er endlich ein, und Sabine trippelte fort, um ſie zu holen.

Die erſehnte Stunde hatte endlich geſchlagen. Erwins Herz klopfte, als wolle es die Bruſt zerſprengen. Im nächſten Augenblicke ſollte ja dem Glücklichen die Geliebte gegenüberſtehen, er ſollte den Wohllaut ihrer Rede hören, ſollte den Hauch ihres Mundes auf ſeinen Wangen fühlen, wornach er ſo lange gerungen, er hatte es jetzt erreicht.

Fußtritte huſchten über die Hausflur, noch einen Augenblick, und vor Erwin ſtand das Weſen, das er nächſt Gott am meiſten verehrte. Nur mit Sträuben war Richenza Sabinen gefolgt, um, die Glut der Scham auf den blühenden Wangen, mit verlegen geſenktem Blicke, ſich dem hochgerühmten Herrn Profeſſor vorſtellen zu laſſen.

Erwin war faſt noch mehr verlegen, als das argloſe Mädchen, das keine Ahnung von der Mummerei hatte, in der ihr Geliebter jetzt vor ihr ſtand. Nachdem er mit Mühe wieder Ruhe und Faſſung erlangt, knüpfte er ein Geſpräch an, und bald war Richenza's Furcht hinweggeplaudert durch freundlichen Zwieſprach. Mit einem leichten Kopfſchütteln muſterte ſie den alten Freund der neuverjüngten Sabine. Das blaue, feurige Auge, das ſie an ihren Erwin mahnte, ſtand zu ſehr im Widerſpruche mit der Lockenperücke und den runzelvollen Wangen, als daß ſie nicht eine leiſe Ahnung des Poſſenſpieles hätte erfüllen ſollen, das man vor ihr aufführte. Unbefangen ſetzte ſie jedoch das Geſpräch fort. Da riß es haſtig an der Thürglocke, und mit dem Ausrufe: „Der Meiſter kommt!“ ſprang Sabine erſchrocken auf, um dem Heimgekehrten zu öffnen.

Der glückliche Augenblick war gekommen, Erwin eilte, den entweichenden zu nützen. Flehend ſtürzte er zu Richenza's Füßen nieder, und ehe eine Secunde entflohen war, wußte die Zitternde, wer vor ihr auf den Knien lag. Anfangs wollte ſie entfliehen, aber als Erwin feierlich die Hand erhob, und mit feſter Stimme betheuerte, ſich in dem Augenblicke, in dem ſie das Zimmer verlaſſen würde, aus dem Fenſter auf die Straße zu ſtürzen, da wandte Richenza den fliehenden Fuß und liſpelte zaghaft, indem ſie dem Entſtellten ins treue, ſanfte Auge ſah: „Liebt Ihr mich denn wirklich?“

„Frage nicht, theures Weſen!“ erwiederte Erwin, und bedeckte ihre Hand mit glühenden Küſſen. „Verlange Alles von mir, fordere jedes Opfer, ich will es dir bringen zum Zeichen meiner Liebe!“

„Mäßigt Eure Stimme und erhebt Euch vom Boden!“ entgegnete ſüß verwirrt Richenza. „Der Vater iſt heimgekehrt, er könnte Euch hören.“

„Ich thue, was du begehrſt!“ ſprach Erwin, indem er von der Erde aufſtand, „nur ſage mir, daß du meine Liebe erwiederſt!“

Lange fand das kindliche Mädchen keine Worte zur Entgegnung; erſt als ſie Erwin verſicherte, daß ſein ganzes künftiges Wohl und Wehe von ihrem Geſtändniſſe abhänge, und daß es ungewiß ſei, ob ſie wieder einen ſo günſtigen Augenblick zu einer zeugenloſen Unterredung haben würden; als er gar ſo ſchmeichelnd flehte, da ſank ſie erglühend in ſeine Arme, und rief, die hold erröthende Wange an ſeine Bruſt verbergend: „Ja Erwin, ich liebe dich!“

Sabinens Kommen unterbrach die seligſte Minute des liebenden Paares.

„Schnell in dieſe Kammer!“ rief ſie, und drängte Erwin in das Nebengemach, in das ſie Licht ſtellte. „Wenn es Zeit wird zum Weggehen, ſo rufe ich Euch,“ ſetzte ſie hinzu, und ſchloß die Thüre, indem ſie Richenza bat, ja ihrem Vater nichts zu verrathen. Richenza verſprach es, wie ſich's errathen läßt, um ſo lieber, und eilte in ihre Stube zurück, die ſie ſo gern dem liebenden Jünglinge zum Zufluchtsorte gegönnt hätte.

Erwin hatte indeß Muße genug, das düſtere Gemach zu beſchauen, in dem man ihn verbarg. Es war ein kleines Gewölbe ohne Fenſter, deſſen Wände vor Alter und Vernachläſſigung ſchwarzgrau geworden waren. In einer Ecke ſtand eine gebrochene Schlafſtelle, in der wahrſcheinlich ſeit einem halben Jahrhunderte Niemand gelegen, denn ſie war, wie der eichene Tiſch und die von Würmern zernagt n Holzſtühle, die wie Gerippe umherſtanden, ſo mit Staub bedeckt, daß es für den erſten Augenblick unmöglich war, davon Gebrauch zu machen.

Eine gute Weile ſtand Erwin in der dumpſigen Stube, und erſt als er draußen keinen Laut vernahm, und mit Grund vermuthen konnte, daß er allein ſei, reinigte er einen Stuhl vom Staube, um ſich niederzulaſſen. Die beſtandenen Abenteuer des verfloſſenen Tages hatten erſchöpfend auf ihn eingewirkt. Bald fühlte er, daß ihn der Schlaf beſchleiche. Um ſich wach zu erhalten, ſchritt er einige Male im Gemache auf und nieder, und begann endlich zur Zerſtreuung die übrige Einrichtung der grauen Stube zu muſtern. In einer Ecke hing noch ein alter, verwitterter Mantel, nebſt einem vom Staube zerfreſſenen Federhute. Ein verſtaubtes Sammtwamms lag daneben auf der Erde. Gedankenlos hob Erwin das von Motten durchnagte Kleid auf, als ein Päckchen Briefe aus demſelben fällt, und ſeine Aufmerkſamkeit erregt. Eben wollte er die faſt erloſchenen Züge beim Scheine der Lampe entziffern, als wildes Getöſe in Sabinens Stube, und kreiſchendes Geſchrei aus Weibermunde zu ſeinen Ohren dringt.

Im erſten Augenblicke ſtand Erwin unentſchloſſen, was er thun ſolle. Aber immer heftiger wurde der Lärm, immer bedenklicher das Kreiſchen der Weiber; da konnte er die Ungewißheit nicht länger tragen, mit einem kräftigen Stoße ſprengte er die Thüre ſeines Gefängniſſes, und trat, auf jeden Fall gefaßt, hinaus in die Stube. Candide war in heftigem Streite mit Sabinen begriffen, denn er hatte aus dem verlegenen Betragen der Beſchließerin die Vermuthung gezogen, daß etwas im Hauſe vorgefallen ſei, das man ihm verbergen wolle. Vergebens bat und betheuerte Richenza, Candide war nicht zu beſchwichtigen. Schon hatte er die Hand zur Mißhandlung gegen Sabinen erhoben, die er eine heimtückiſche Betriegerin nannte, als er bei Erwins Anblicke ſinnlos zurücktaumelte, und mit dem Schreckensrufe: „Erſtehen die Todten aus den Gräbern!“ ohnmächtig zu Boden ſchmetterte.

Erwin betrachtete mit betroffenen Blicken die verwirrte Gruppe. Erſt als ihn Richenza bat, das Haus zu verlaſſen, ſo lange ihr Vater bewußtlos ſei, als ſie ihn mit einem ängſtlichen Händedruck beſchwor, durch ſein Fortgehen ihren guten Ruf zu bewahren, ſchied er, von ſeltſamen Gefühlen ergriffen, aus einem Hauſe, worin er in wenig Stunden ſo Mannigfaltiges erlebt hatte.

5.

Regungslos verweilte Erwin auf der Straße, vergebens nach einem feſten Entſchluſſe ringend. Widerſtreitende Gefühle durchſtürmten ſeine Bruſt. Ihm bangte für Richenza's Pflegevater — denn daß Candide nur dieſes war, hatte er durch Sabine erfahren, und zitterte für das Mädchen ſeines Herzens. Oft verwünſchte er ſein unvermuthetes Hervortreten aus der grauen Stube, das alle ſo in Schrecken geſetzt. Schon wollte er zurück, um Alles zu entdecken, aber bei Zeiten fiel es ihm noch ein, daß er Richenza's Bitte erfüllen müſſe, da bei Candide's heftiger Gemüthsart von einem ſolchen Schritte ohnehin nichts Günſtiges zu erwarten war.

Endlich kam ſein Entſchluß zur Reiſe. Langſam ſchritt er ſeiner Wohnung zu, um ſich für morgen zu einem Beſuche bei dem Pflegevater ſeiner Geliebten vorzubereiten. Er wollte ihm ſeine Liebe zu Richenza und die Mummerei entdecken, und um die Hand des geliebten Mädchens bitten, als rechtlicher Mann.

Eine ſchlafloſe Nacht hatte der Jüngling zugebracht, eine Ewigkeit ſchien ihm der Morgen zu dauern, endlich nach langem Harren ſchlug die erſehnte zehnte Stunde. Mit dem letzten Glockenſchlage trat er wohlgeputzt, und mit ſeinen nothwendigſten Familienpapieren verſehen, nicht mehr verhüllt in die entſtellende Maske, ſeinen Weg nach Candide's Hauſe an.

Düſter und verſtimmt nach dem erſchütternden Ereigniſſe des vergangenen Abends, auf ſeiner ungewöhnlich blaſſen Wange die Merkmale der überſtandenen Ohnmacht, lag der Meiſter in ſeinem Sorgenſtuhle, als Erwin eintrat.

Freundlich jedoch empfing er dieſen, und gewährte ihm, wiewohl mit einigem Befremden, ſeine Bitte um zeugenloſes Gehör. Allein die Glut des Zornes bräunte das bleiche Antlitz des Erwartungsvollen, als Erwin das Geheimniß des geſtrigen Abenteuers enthüllte, und ihm geſtand, daß er mit Richenza bereits den Bund der Liebe für das ganze Leben geſchloſſen habe. Wüthend drohte er dem Jünglinge, die Hilfe des Gerichtes gegen einen Verführer ſeines Kindes in Anſpruch zu nehmen, und ſich ſelbſt an ihm zu vergreifen, wenn er nicht augenblicklich ſein Haus verlaſſen würde, um es nie wieder zu betreten; — als aber Erwin bei dieſen Drohungen ganz ruhig blieb, und nichts mehr entgegnete, als, daß die Liebe ein Gut des Himmels ſei, das man erhalte, ohne es zu wiſſen, und daß ſie ſchlau und unternehmend mache, gewaltſam geſetzte Schranken mit Liſt zu durchbrechen, da legte ſich endlich der Zorn des Alten, und er forſchte mit ruhigerem Ernſte nach Namen, Stand und Glücksgütern des unverhofften Brautwerbers. Erwins Antworten ſchienen ſeinen Forderungen zu genügen, und beſonders ſchmeichelte ihm deſſen Verſicherung, daß ihm Richenza nichts als Mitgift zu bringen habe, als ihre Liebe.

„Alſo mich und die Alte habt Ihr betrogen!“ begann Candide nach einiger Ueberlegung. „Ihr ſeid ein gar ſchlimmer Vogel, dem, wenn ich ſelbſt Euch auch verzeihen möchte, meine alte Sabine ſeine Liſt bis ans letzte Gericht nicht vergeſſen wird.“

„Dafür habt nur keine Sorge!“ fiel dem Meiſter begütigend der Jüngling in die Rede. „Jagt nur Ihr zuerſt die krauſen Wolken von Eurer Stirn, und gebt mir ein Wörtlein der Hoffnung, das Uebrige will ich ſchon ſelbſt ausgleichen.“

„Wenn ich auch wollte,“ verſetzte Candide, und maß den Jüngling, der ein ſo unbedingtes Vertrauen auf ſeine Güte ſetzte, mit gefälligen Blicken. „Wenn ich auch wollte, darf ich denn? Bei unſerem Rathe fehlt ja die Hauptperſon, ich meine das Mädchen ſelbſt, deſſen Hand ich vergeben ſoll. Sie wäre wohl gar im Stande, und ſagte nein, wenn ich Euch, ohne ſie darum zu fragen, mein Wort gegeben hätte.“

„Das glaube ich kaum,“ erwiederte Erwin lächelnd, und bat ungeduldig, Richenza rufen zu laſſen.

Wer beſchreibt den Schrecken des Mädchens, als ſie in die Stube trat, und den Geliebten bei ihrem Vater erblickte. Sie war dem Umſinken nahe, und wollte überraſcht und verlegen die Stube ſchnell wieder verlaſſen. Doch Candide ergriff ſie bei der Hand, und führte ſie in den Sorgenſtuhl. „Setze dich, du närriſches Kind,“ ſprach er, „wenn du vor Freude oder Gewiſſensangſt umzuſinken meinſt. Dieſer junge Mann erſchien bei mir als dein Ankläger, und du ſollſt Rede und Antwort geben auf ſeine Beſchuldigung.“

„Als mein Ankläger?“ fragte ängſtlich geſpannt Richenza, und heftete mißtrauiſch das Auge auf den Vater.

„Ja, ja! als dein Ankläger,“ entgegnete dieſer. „Er ſagt, du habeſt ihn mit deinen Augen behext, und, um ſich zu rächen, begehrt er jetzt deine Hand!“

Schnell erheiterte ſich das trübe Auge der Jungfrau, aber bald verhüllte ſie ſchluchzend mit ihren Händen das ſchamerglühte Angeſicht.

„Kindiſches Mädchen!“ fuhr der Meiſter fort, „da weint ſie, wo zwanzig Andere lachen würden. Doch das genügt mir als ein Zeichen, daß ſie Euch nicht will,“ ſetzte er, zu Erwin gewendet, hinzu; „darum ziehet nur fürbaß, und ſucht Euch ein anderes Mädchen.“

Richenza ließ auf dieſe Weiſung haſtig die Hand von ihrem Geſichte ſinken, und als auch Erwin den genommenen Federhut wieder niederlegte, und ihr voll Hoffnung näher trat, da brach ſie voll kindiſcher Wonne in lautes Lachen aus. Erwin ergriff ihre Hand, um mit ihr des Vaters Segen zu erflehen. Aber dazu war die Schamerglühte nicht zu bewegen. Selbſt als Candide in ſie drang, ihren Willen auszuſprechen, als er ſie mit mildem Ernſte fragte, ob ſie den Jüngling liebe, da ſchwieg ſie lange, denn das entſcheidende Wort wollte durchaus nicht über ihre Lippen.

„Ich liebe ihn nicht!“ ſprach ſie endlich. Allein ſchnell fügte ſie mit tiefgeſenktem Blicke hinzu: „doch daß ich mit ihm recht glücklich ſein würde, daran zweifle ich nicht.“

Candide ſah den Kampf der Jungfrau mit dem Triebe ihres Herzens, und der mädchenhaften Scham. Mit brechender Stimme gab er dem liebenden Paare ſeinen Segen. „Ihr Glück ſoll einen Theil meiner Schuld verſöhnen!“ flüſterte er, und ſchickte Richenza zu Sabinen, um ungeſtört mit dem überglücklichen Jünglinge noch Weiteres zu beſprechen.

„Ich habe,“ begann er nach einer Weile, indeß Richenza das Zimmer verließ, „ich habe gethan, wie Ihr es wünſchtet, darum werdet auch Ihr nicht anſtehen, und thun nach meinem Begehr. Was auch die Leute ſagen von vollen Seckeln, die Ihr in meinem Hauſe finden möchtet, ich habe nicht Gold, noch Goldes Werth, und kann daher meinem Mädchen, das ich nur aus Mitleid als Kind angenommen habe, nichts mitgeben, als die Tugend, in der ſie aufwuchs zur holden Jungfrau. Dann wollte ich, daß Ihr Euch das Mädchen in Eurer Heimat vermähltet, es iſt von wegen meinen Mitbürgern, unter denen ſich ſchon mancher vergebens um Richenza's Hand bewarb. Ihr kennt ja die Leute, und wißt, was böſen Leumund ſie ausſchütten über die, die ihren Groll angeregt. Darum denke ich, daß Ihr erſt nach Baſel zu Euren Eltern geht, und wenn Ihr Eure Angelegenheiten dort in Ordnung gebracht habt, zurückkehrt, um uns abzuholen. Erſt, wenn ſie wirklich Euer ehelich Gemahl geworden, ſollen die Genfer ihre Vermählung erfahren."

Erwin willigte in der Ueberfülle ſeines Glückes in Alles. Er beſchloß, ſchon am zweiten Tage wegzureiſen, und hatte, wie auch die ſchwer gekränkte Sabine dagegen eiferte, von nun an Zutritt in Candide's Hauſe. Den Liebenden wurden die Stunden zu Augenblicken, und als endlich der zweite Morgen anbrach, nahmen ſie, ohne daß Richenza eigentlich wußte, warum der Geliebte ſo plötzlich fort ſolle, mit Wehmuth und Thränen Abſchied von einander, als ſollten ſie ſich wenigſtens zehn Jahre nicht wiederſehen.

Candide ſchien nach Erwins Abreiſe von Genf recht heiter und zufrieden; überall, wo er hinkam, hörte er Erwin von Leyden als einen braven, ziemlich bemittelten jungen Mann preiſen, der ihm ein um ſo wertherer Eidam war, weil er nicht in Genf blieb, und was ihm beſonders wohlgefiel, gar nicht nach Richenza's Herkunft forſchte, ja ſogar keine andere Mitgift begehrte, als des Mädchens Liebe, die er nach ſeiner Ueberzeugung ſchon im vollſten Maße beſaß.

6.

Während ſich bei Candide nach und nach die Dinge ſo freundlich geſtalteten, herrſchte auch in dem Hauſe des

Marquis Ermonville nicht minder Luſt und fröhlich Treiben. Schon hatte der lebensfrohe Mann das ganze Abenteuer mit der Unbekannten beinahe vergeſſen, beſonders da Candide ihm einmal geſagt, wie bisher all ſein Bemühen, die ſchöne Genferin auszukundſchaften, vergebens geweſen ſei. War auch dieſer flüchtige Wunſch, den er in einer leidenſchaftlichen Aufwallung gehegt, nicht befriedigt: ſo fand er doch in andern Freuden Entſchädigung für ein unerreichtes Ziel.

Gerade an dem Tage, an dem Erwin Genf verließ, hatte er eben wieder eine Anzahl luſtiger Geſellen zur Tafel gebeten. Alles war heiter und aufgeräumt; denn die Rheinweinflaſchen wechſelten raſch auf einander, und zu dem Klirren der Pokale machte Maeſtro Colofonio, den man als Tiſchnarr geladen hatte, ſeine drolligen Schwänke. Die Luſt ſtieg auf das Höchſte, als der weinbeſeligte Tonmeiſter nach beendeter Mahlzeit mit der Erzählung ſeiner Liebesabenteuer begann, und höchlich verſicherte, daß die Gewalt der Muſik noch bei Weitem die Macht der Liebe übertreffe. „Ihr glaubt es nicht, meine edlen Herren,“ ſprach er, und zupfte ſelbſtgefällig den verſchobenen Spitzenkragen wieder in die vorigen Falten. — „Ihr glaubt es nicht, was die Muſik vermag. Ich zähle wohl an zwanzig Schülerinnen, und, bei meiner Geige, es iſt keine darunter, die nicht für mich in zarter Liebe entbrannt wäre. Aber woher kommt das? Ich ſage, ganz allein von der unwiderſtehlichen Macht der Muſik. Wenn man ſo den Bogen mit Anmuth zu führen verſteht, und ſich ſo auf eine harmoniſche Weiſe in das butterweiche Herz der Schönen hinein zu muſiciren weiß, ich möchte das Mädchen ſehen, das dann widerſtehen könnte.“

Ein ſchallendes Gelächter folgte dieſem Ausſpruche Coloſonio's, der mit doppeltem Eifer behauptete, daß er Schülerinnen habe, die das ſtolzeſte Männerherz im erſten Augenblicke zu hellen, lichten Flammen entzünden könnten.

Lange wurde über dieſe Behauptung geſprochen, bis endlich Ermonville Luſt bekam, eine der gerühmten unwiderſtehlichen Schönen zu ſehen.

Maeſtro Coloſonio erbot ſich dienſtfertig den gaſtfreundlichen Gönner ſogleich zu der ſchönſten ſeiner Muſikliebenden zu führen, aber ein Blick auf das Unterhaus ſeines weinerfüllten Ichs belehrte ihn, daß es mit ſeiner Dienſtfertigkeit eben keine ſo große Eile habe.

Spät nach Mitternacht trennte ſich die fröhliche Geſellſchaft. Maeſtro Coloſonio allein erwies dem Hauſe ſeines freundlichen Wirthes die Ehre, auch den Reſt der Nacht noch in demſelben zuzubringen, denn ſchon ſeit einer Stunde hatte ihn der Gott des Weines dem Gotte des Schlummers in die Arme geworfen.

Mit nicht geringem Staunen erwachte er am kommenden Morgen mitten unter den Reſten des geſtrigen Gelages, die ihm zum Theile noch das Vergangene in ſein Gedächtniß zurückriefen. Aber als der Marquis ſtattlich geputzt in das Gemach trat, und den noch halb Betäubten aufforderte, mit ihm die verſprochene Mädchenſchau zu beginnen, da rieb er ſich verlegen die Stirne, denn von allem dem war ihm nicht ein Wort in der Erinnerung geblieben. Nur um ſeinen Gönner nicht zu erzürnen, ließ er ſich herbei, denſelben in eine ſeiner Stunden mitzunehmen, und beſchloß nun, ſeine im Taumel gegebene Verſicherung etwas zu rechtfertigen, ihn zu Richenza zu führen, die er mit vollem Rechte für die Schönſte ſeiner Geprieſenen hielt.

Ermonville erſtaunte nicht wenig, als der Muſikmeiſter die Straße nach Candide's Hauſe einſchlug, und an deſſen Pforte hielt. „Hier wohnt die Unwiderſtehlichſte deiner Schönen?“ fragte er; „ja hier, mein Gnädigſter,“ erwiederte Colofonio ſelbſtgefällig, und ſtieg mit ſchlauer Miene die Treppe empor.

Unter gravitätiſchem Räuſpern öffnete er mit einem tiefen Bücklinge die Thür von Richenza's Wohngemache, und Ermonville ſtand mit froher Ueberraſchung vor dem Mädchen, das er einſt am Kirchwege geſehen, und das Candide, nach ſeinem Auftrage, in Genf ausforſchen ſollte.

Richenza war nicht wenig verlegen, als Maeſtro Colofonio nach einigen Anempfehlungen bat, den Marquis der Muſikſtunde beiwohnen zu laſſen, damit er ſeine Lehrart prüfen könne, weil er ihm dann den Unterricht ſeiner eigenen Tochter anvertrauen wolle.

Nur mit einigem Zögern gewährte ſie des drolligen Meiſters ſonderbare Bitte. „Wenn ich nun auch ſeinen Unterricht für die Zukunft nicht mehr brauche, ſo will ich dem Alten doch einen andern Verdienſt nicht entziehen,“ dachte ſie in ihrer Gutmüthigkeit. Ermonville war ganz Entzücken, als er des Engelskindes ſilberreine Glockenſtimme vernahm. Er fand kaum Worte, ſein Lob genug auszuſprechen, und als Richenza endlich, von dem Beifalle eitel gemacht, am Schluſſe die von Erwin gehörte Romanze mit hinreißendem Zauber ſang, da konnte ſich der Marquis nicht länger mäßigen, er küßte die roſigen Finger der lieblichen Sängerin, und umarmte den hocherfreuten Meiſter, der jetzt über das fremde Lied gar nicht mehr böſe war, weil der Beifall, den es erntete, auf ſeine Rechnung ging. Nach vielen Verſicherungen des Dankes ſchied Ermonville von dem zauberiſchen Mädchen, allein kaum eine Stunde ſpäter, ſo ſtand Candide in ſeinem Zimmer.

„Haſt du mein ſüßes Liebchen noch nicht gefunden?“ forſchte der Aufgeregte. Verlegen ſtand der Meiſter, und ſann auf eine ausweichende Antwort, denn er las in den Zügen des Marquis die Enthüllung ſeines ſorgſam bewahrten Geheimniſſes. Da ergriff Ermonville haſtig die Hand des Verwirrten mit der Verſicherung, daß er das Mädchen, nun er es ſelbſt gefunden, ihm auch ſelbſt zeigen wolle. Dem betroffenen Uhrmacher war ein ſchwerer Stein vom Herzen gefallen, denn er meinte, daß der großmüthige Marquis wohl ein anderes Mädchen geſehen habe, als dasjenige, welches er ſelbſt im Hauſe verbarg. Mit erleichtertem Gemüthe folgte er dem Drängenden. Aber wer ermißt ſein Erſchrecken, als Ermonville nach ſeinem Hauſe ablenkt, und mit den Worten: „Hier wohnt das Engelskind!“ an deſſen Pforte ſtehen bleibt. „Schlauer Betrieger,“ begann der Marquis, als er mit dem Zitternden in die Stube getreten war. „Willſt du mich nun noch länger mit eitler Verſprechung an der Naſe herumführen? Deine Pflegetochter ſelbſt iſt das himmliſche Weſen, das ich ſo lange vergebens ſuchte. Nun ich ſie ſelbſt gefunden habe, die mich mit Liebe erfüllte, ſollſt du auch mein Begehr erfüllen. Aber wehe dir, ſo du dich weigerſt. Nicht verführen, ſondern zu meinem ehelichen Gemahl wollte ich das Mädchen erheben. Darum entſchließe dich kurz, dieweil ich mich nicht länger will an deinem Narrenſeile führen laſſen. Gib kund, was du zu deinem Frommen erwogen, und widerſetze dich meinem Willen nicht, wenn dir an meiner Freundſchaft gelegen iſt.“

Candide lag auf der Folter. Mit kaum verhehltem Ingrimm verwünſchte er die Stunde, da er Richenza als ſein Pflegekind angenommen, er verwünſchte die Stunde, in der er ſie an Erwin verſprochen, und ſchlug in ſeiner erſten Hitze dem Marquis ſein Begehren ab.

„Wie es dir gefällt!“ erwiederte dieſer mit ſpottender Gleichgiltigkeit — Colofonio hatte ihn über Richenza's Verhältniſſe zu gut belehrt, „wir werden uns dann gar weislich vor Gerichte erkundigen, weß Herkommens dein Mädchen ſei, und wer der Fremde war, der ſo plötzlich in deinem Hauſe ſtarb; wir werden dann wohl auch erfahren, was du für ein Recht haſt, einem angeſehenen Manne die Hand der Jungfrau zu verweigern.“

Candide war wie vom Donner getroffen durch die Worte des Marquis, von deſſen Feſtigkeit er alles zu fürchten hatte. „Dachte ich es doch,“ murmelte er mit verbiſſenem, ohnmächtigen Ingrimm zwiſchen den Zähnen, „dachte ich es doch, daß die Dirne noch Unheil bringen müſſe über mein Haupt. Aber raſch entſchloſſen, die Noth drängt, nur wenn ich ſie dem Marquis gebe, bin ich gerettet!“

Mit krauſer Stirne, aber geſchmeidiger denn je, wendete er ſich zu Ermonville, der mit ruhigem Stolze des Bedrängten Antwort erwartete.

„Herr!“ ſprach er, „ich habe die Sache überlegt, und meinen Entſchluß gefaßt. Mit Euch zerfallen will ich nicht, darum ſollt Ihr das Mädchen haben, wenn Ihr anders einen ſolchen Schatz zu ehren wiſſet. Nur müßt Ihr thun, wie ich Euch ſage, und wie es der gute Ruf begehrt, den ich und Richenza in Genf genießen.“

Geheimnißvoll zog er ihn jetzt in ſein Schlafgemach, und überdachte mit ihm, nachdem er ſorgfältig jeden Späher entfernt, und die Thüre feſt verriegelt hatte, wie man Richenza am beſten hintergehen, und ſie ohne Aufſehen aus der Stadt bringen könne.

Die Unterredung mochte wohl eine Stunde gedauert haben, als der Marquis mit vergnügtem Sinne aus Candide's Hauſe ſchied, nachdem er noch zuvor zwei goldgefüllte Börſen in ſeine Hand gelegt. Candide aber ſchlich mit heuchleriſcher Miene auf Richenza's Gemach. „Kind!“ ſprach er, „mache dich reiſefertig, du mußt heute noch Genf, deine zweite Vaterſtadt, verlaſſen. Erwin hat vor ſeiner Abreiſe ein Duell gehabt, daher kann er dich nicht abholen, und erwartet dich auf ſeinem Gütchen, wohin dich ein treuer Diener bringen wird.“

So ſchwer es auch dem betrogenen Mädchen fiel, auf eine ſo unedle Art die Stadt zu verlaſſen, ſo überwand doch die Liebe bald alle Bedenklichkeiten. Schnell war ſie zur Reiſe bereitet, und ehe noch die neunte Abendſtunde ſchlug, fuhr ſie mit dem angeblichen Diener ihres Geliebten aus den Thoren, beruhigter noch durch die Verſicherung Candide's, daß er in zwei Tagen nachkommen werde.

Arme Betrogene! Mit Sehnſucht erwarteſt du ſchon den Augenblick, daß dein Geliebter dir froh in die Arme ſinkt, indeß dein Weg nicht nach dem Hauſe deines Theuren, ſondern nach dem Pallaſte eines Mannes führt, in deſſen Armen du nie glücklich werden kannſt.

Maeſtro Colofonio ſtand wie eine Salzſäule, als er am andern Morgen, ſtatt ſeiner ſchönen Schülerin, die leere Stube fand. Sein purpurnes Antlitz färbte ſich kirſchbraun vor Zorn, als ihm Sabine erzählte, wie Richenza in der vergangenen Nacht zu ihrem Bräutigam, dem blonden Studenten Erwin, abgereiſet ſei. Wüthend packte er ſeine Noten zuſammen, und humpelte, nachdem er zuvor ſeinen Lehrſold zuſammengerafft, ſcheltend die Treppe hinab.

7.

Schon waren vierzehn Tage vergangen, als Erwin, der indeß daheim Alles in Ordnung gebracht, mit den ſüßeſten Hoffnungen von Baſel zurückkehrte. In liebender Ungeduld flog er durch die Straßen von Genf nach dem theuern Hauſe ſeiner Braut, haſtig zog er an der Glocke, aber wie vom Schlage gerührt, prallte er weit zurück, als ein ganz fremdes Geſicht aus der Pforte um ſein Begehren fragte. „Zu Herrn Candide, dem Eigenthümer dieſes Hauſes, will ich,“ ſtammelte er betroffen.

„Der iſt ſchon ſeit acht Tagen nicht mehr Herr in dieſer Wohnung. Herr Göldly, der reiche Gerber vom Platze, hat das Haus von ihm gekauft.“

Erwin taumelte erſchrocken an einen Pfeiler; eine finſtere Ahnung drängte ſich unwiderſtehlich vor ſeine Seele. „Wo wohnt Meiſter Candide jetzt?“ fragte er, nachdem er ſich wieder geſammelt hatte.

„Das wiſſen wir nicht!“ entgegnete trocken der Gefragte. „Wahrſcheinlich hat er Genf ganz verlaſſen,“ fügte er hinzu, und ſchloß die Pforte wieder.

Wie wahnſinnig ſtarrte Erwin die verſchloſſene Thüre an. Zweifelnd rieb er die Stirne, und wußte nicht, ob er wache oder träume. Das Gehörte ſchien ihm unmöglich zu ſein. Aber als er über dem Laden das große Schild mit dem vergoldeten Uhrblatte nicht mehr ſah, da erfüllte die ſchmerzliche Gewißheit, daß er nicht geträumt, des liebenden Jünglings Herz mit Höllenqual. Verzweifelnd eilte er zu den Nachbarn, um von ihnen etwas Näheres über Candide's Aufenthalt zu erfragen; allein Niemand wußte mehr, als was er ſchon gehört. Alle ſeine Schulgenoſſen ſetzte er in Bewegung, aber auch ihre Nachforſchungen waren vergeblich.

Wohl hundert Mal war er ſchon an dem Hauſe ſeines ehemaligen Glückes vorübergeſchritten, doch nur größer wurde die Pein ſeines Herzens bei jeder Erinnerung an ſeine verlornen Hoffnungen. Schon ſenkte die Nacht ihren ſchwarzen Schleier über die Erde, noch hatte den Jüngling nicht Trank und Speiſe erquickt, noch hatte der Verzweifelnde keine Herberge geſucht für ſeinen künftigen Aufenthalt; denn ihm war ja nur der Sinn für

Richenza und ſeinen Schmerz geblieben. Ermattet ſank er am Ende der Straße auf einen Stein nieder, und legte das glühende Haupt an die kalte Wand eines Hauſes. Verzagend blickte er zum Himmel empor, und brach endlich in einen Strom von Thränen aus. So ſich aus ſeinen ſchönſten Träumen geriſſen, ſo ſchändlich ſich um ſein Glück betrogen zu ſehen, das war mehr, als ſein jugendliches Gemüth zu tragen vermochte. Nicht lange lag er ſo in ſeinen Schmerz verſunken, als ein Vorübereilender über ſeine Füße ſtürzte. Der Mond trat eben aus einer Wolke, und beleuchtete das Geſicht des Gefallenen, der polternd ſich vom Boden aufraffte. Erwin erkannte zu ſeiner Freude in dem Erbitterten den Meiſter Colofonio.

„Der wird mir Kunde geben von Richenza und ihrem Vater,“ dachte er, und ſprang ſchnell auf, um dem Niedergeſtürzten Hilfe zu leiſten.

Wie man einem unerwartet wieder gefundenen Bruder in die Arme fliegt, ſo ſank Erwin an die Bruſt des Zürnenden, der erſt jetzt zu toben aufhörte, als er in dem Fremden den Bräutigam ſeiner entflohenen Schülerin erkannte. Duldſam fügte er ſich in das Geſchick, das die Holde zu Erwins Lebensgefährtin beſtimmt hatte, und freute ſich, auf des glücklichen Paares Wohl noch ein Paar Krüglein leeren zu können. Aber wie ſehr erſtaunte er, als ihn Erwin, ängſtlich dringend, um den gegenwärtigen Aufenthalt des Mädchens fragte.

„Alſo nicht zu Euch iſt ſie gebracht worden?“ ſprach er. „Um Gotteswillen, gebt mir Licht in dieſer Nacht!“ unterbrach ihn Erwin. „Wann iſt Richenza fort, wohin hat man ſie geführt?“ Coloſonio ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Ich weiß es nicht,“ ſprach er; „vor vierzehn Tagen iſt ſie des Nachts in einem Wagen abgeholt worden. Als ich am andern Morgen in die Stunde kam, wurde ich mit dem Beſcheide abgefertigt, der blonde Erwin — das ſeid Ihr — habe ſie auf ſein Gütchen abholen laſſen, um dort die Vermählung mit ihr zu vollziehen.“

„Man hat uns Beide betrogen, ſchändlich betrogen!“ rief Erwin, und wühlte mit krampfhafter Hand in ſeinen Locken. Coloſonio aber, der nun ganz mit dem Jünglinge ausgeſöhnt war, tröſtete und rieth, ſo gut er es konnte. Mitleidig führte er den Unglücklichen zu Sabinen, die jetzt bei einer alten Muhme wohnte; aber auch dieſe wiederholte nur, was Erwin ſchon oft gehört.

Da fiel wie ein Blitzſtrahl der Gedanke an den edlen Marquis, dem er einſt das Leben gerettet, in die Nacht ſeiner Seele. „Zu ihm, zu ihm!“ rief er. „Er hat mir ſeinen Schutz und ſeine Hilfe zugeſchworen in Fahr und Noth. Die Stunde iſt gekommen; ich will ihn an ſein Wort erinnern.“

In raſender Ungeduld riß er Coloſonio mit ſich fort, nach dem Hauſe des Marquis Ermonville. Ein Diener berichtete, daß er ſchon ſeit zehn oder zwölf Tagen wieder nach ſeinem Gute Chaumony abgereiſet ſei.

„So bin ich denn von Allen verlaſſen!“ rief Erwin, und ſtürzte weinend an die Bruſt des Muſikers. „Der Marquis allein konnte helfen, und auch der iſt fort.“

„Das laßt Euch nicht kümmern,“ tröſtete Coloſonio. „Wenn der Edle Eure letzte Zuflucht iſt, dann iſt noch nicht Alles verloren. Nur Muth gefaßt, aufgepackt Euer Bündel, und fort nach Chaumony, um den großmüthigen Freund aufzuſuchen.“

Erwin drückte dankbar die Hand ſeines freundlichen Rathgebers. Noch in derſelben Nacht eilte er einen Wagen zu miethen, und ſchon mit dem nächſten Frührothe trat er, in Begleitung Colofonio's, der neugierig auf die Entwirrung des ſchändlichen Gewebes, und mit freundlicher Theilnahme an Erwins Schmerze, dieſen nicht verlaſſen wollte, die Reiſe nach dem Gute an.

8.

Der Frühling hatte indeß ſein buntes Kleid über Wald und Flur ausgebreitet; die Blumen ſproßten, geweckt vom balſamiſchen Thau, empor aus dem kalten Wintergrabe, die Wieſen kleidete das üppigſte Grün, die Bäume trieben Blüthen und Blätter, neues, junges, frohes Leben war wieder eingezogen auf den duftigen Gefilden, und Alles freute ſich des Daſeins. Nur in dem ſtolzen, an der fernen Gletſcherkette gelegenen Schloſſe Chaumony gab es Thränen, Schmerz und Trauer. Ein Mädchen, ſchön und unſchuldsvoll, wie eine Braut des Himmels — Richenza — die beſtimmt ſchien, als ein Vorbild des ehelichen Glückes zu gelten, jammerte in jenen Mauern um den Geliebten ihrer Seele, den ſie nie wiederſehen, nie wieder an ihr frommes, reines Herz drücken ſollte.

Schon am nächſten Morgen nach ihrer Ankunft war ihr der Marquis Ermonville mit der Nachricht entgegengetreten, daß ihr Geliebter im Zweikampfe geblieben ſei.

Aber bald konnte er ſeine Leidenſchaft nicht mehr verhehlen, und da Bitten und Vorſtellungen über das treue Herz des Mädchens nichts vermochten, da rückte er ganz kalt mit der Drohung heraus, daß er, wenn ſie ſich nicht entſchließen könnte, den leichtfertigen Studioſus aus ihrem Herzen zu reißen, Mittel finden würde, ſie zu ihrem Glücke zu zwingen. Mit Worten konnte das wehrloſe Mädchen gegen den Marquis und ihren Pflegevater, der ſeit Kurzem das Schloß bewohnte, nicht kämpfen; ſie hatte nur Bitten und Thränen; aber die Macht derſelben vermochte nichts über Ermonville's Leidenſchaft und Candide's heimtückiſche Härte. Gerade an dem Tage, als Erwin Genf zum zweiten Male verließ, um den Marquis aufzuſuchen, hatte dieſer den letzten Sturm auf Richenza's Herz beſchloſſen.

In dem großen, mit den Bildern ſeiner Ahnen geſchmückten Saale ſeines Schloſſes empfing er das Mädchen, dem er erſt geſtern wieder die ſchönſten Kleider und das koſtbarſte Geſchmeide geſchenkt hatte. Aber einfach in der beſcheidenen Tracht ihres Standes und ohne Schmuck — denn ihre Augen waren ja die ſchönſten Diamanten, ihr reines, kindliches Herz der unſchätzbarſte Juwel — trat ſie vor den Harrenden. Eine finſtere Wolke überflog Ermonville's Stirne, als er ſie ſo erblickte.

„Alſo nicht bloß meine Liebe, ſondern auch meine Spenden verſchmäht Ihr, ſchöne Richenza?“ ſprach er. „Gibt es denn gar kein Mittel,“ fuhr er nach einem tiefen Seufzer fort, „Euch mir geneigt zu machen?“

„Gebt mir meine Freiheit wieder,“ entgegnete Richenza, „meine Freiheit, die Ihr mir, die Rechte der

Menſchheit verhöhnend, genommen habt, dann will ich Euch verehren als meinen Wohlthäter!“

„Und wenn ich Euch die Freiheit gebe, nach der Ihr Euch ſo ſehr ſehnt,“ forſchte Ermonville, „was würdet Ihr thun?“

„Euch danken, und ſogleich Euer Schloß verlaſſen!“ erwiederte das Mädchen.

„Wohin ginge dann Eure Reiſe?“ fragte der Marquis aufgeregt.

„Fort in die Welt!“ verſicherte Richenza mit glühendem Blicke. „Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt würde ich eilen, würde ruhlos forſchen, bis ich ihn gefunden, den ſich mein Herz erkor. Denn daß er lebt, das ſagt mir die Mühe, die Ihr Euch gebt, mich von ſeinem Tode zu überzeugen.“

„Ihr würdet alſo auch Euern Vater verlaſſen können, der hier mit Euch unter einem Dache lebt?“ fuhr der Marquis fort, und hing mit fragendem Blicke an Richenza.

„Meinen Vater?“ entgegnete dieſe mit ſcharfem Tone. „Habe ich denn einen Vater? Soll mich kindliches Gefühl an einen Mann feſſeln, der mich ſo herzlos an Euch verhandeln konnte?“

„Reizt mich nicht!“ unterbrach glühend der Marquis ihre Rede. „Meine Geduld iſt zu Ende, Ihr wollt es nicht anders, als daß ich Euch zwingen muß zu Eurem Glücke.“

Feſt entſchloſſen, ſeine Drohung zu erfüllen, trat er auf die Bebende zu. Aber jammernd ſtürzte Richenza vor ihm auf die Knie nieder. „Habt Erbarmen!“ rief ſie; „ſchont mein junges Leben, denn Zwang iſt Tod für mich. Habt Ihr je ein Weſen geliebt auf dieſem Erdenrunde, tritt Euch je in frommen Stunden ein theures Bild vor die Seele, ſo beſchwöre ich Euch, laßt ab, mich fernerhin zu quälen. Seid großmüthig, gebt mich frei, und verpflichtet mich zu Dank und Achtung, ſtatt zur Liebe!"

Verlegen und ohne Faſſung ſtand Ermonville vor der Knienden; die Vergangenheit zog mit allen Abſtufungen des wechſelvollen Lebens an ſeinem Herzen vorüber, und die Erinnerung an ein Weſen, das er einſt ſchwärmeriſch geliebt, ſchien ſeine ſtürmiſchen Leidenſchaften zu beſänftigen. Mit freundlicher Milde hob er die Zitternde von der Erde empor, tröſtend ſuchte er die Ergriffene zu beruhigen. Wäre ſie weniger ſchön geweſen, er hätte ſogleich ihr Flehen erfüllt; — aber ein Blick in ihr ſeelenvolles, ſchwarzes Auge erweckte wieder die kaum gezähmte Leidenſchaft.

„Ich kann nicht leben ohne Euch!" ſprach er, und führte mit Wehmuth das Mädchen an die Schwelle. „Eure Achtung möchte ich verlieren um Eure Liebe. Darum bedenkt noch einmal Euer Schickſal. Der morgige Tag mag über Euch und mich entſcheiden."

Lange ſtand Ermonville am geöffneten Fenſter. Tauſend Gefühle ſtürmten in ſeinem Herzen, er wollte großmüthig ſein, aber ein geheimnißvolles Etwas zog ihn zu Richenza hin. — Erſt als ein vertrauter Diener eintrat, und die Ankunft eines Fremden meldete, riß er ſich mißmuthig von ſeinen düſteren Träumen los. „Ein Fremder? Hier auf Chaumony?" rief er, und ſchritt der

Thüre zu, aber in freudiger Ueberraſchung ſtürzte er dem Eintretenden in die Arme, als er in ihm den Retter ſeines Lebens, Freund Erwin, erkannte.

Gleich nach den erſten Freuden des Wiederſehens bat Erwin den großmüthigen Freund um gütiges Gehör und freundliche Hilfe. Aber immer düſterer wurde Ermonville, als ihm der Jüngling die Angſt ſeiner Seele um die ihm entführte Braut zu klagen begann, als er mit jedem Worte mehr die Ueberzeugung erhielt, daß derjenige, den er durch eine edle That ſo lieb gewonnen, daß der Retter ſeines Lebens zugleich ſein Nebenbuhler, Richenza's erkorner Bräutigam ſei.

Lange wußte der ſonſt ſo gewandte Marquis nicht ſeine Faſſung zu gewinnen. Edelmuth und Liebe kämpften einen ſchweren Kampf in ſeiner Seele, und ſchon bereute er es, daß er nicht früher nach Richenza's Herzensangelegenheiten geforſcht. Sein von Natur aus edles Gemüth würde ſich bei ſeiner erſten Werbung empört haben, hätte er damals gewußt, daß er mit Candide den argloſen Jüngling um des Mädchens Beſitz ſo ſchändlich betriegen müſſe. Allein jetzt, wo die Sache ſchon ſo weit gediehen, ſtellten ſich Leidenſchaft und falſche Scham ſeinem Entſchluſſe entgegen. Er beſchloß daher, ſich zuvor mit Candide zu berathen, und bat Erwin, indem er für heute dringende Geſchäfte vorſchützte, am folgenden Tage wiederzukehren.

Schon nach einer halben Stunde ſchritt dieſer, die Bruſt mit Zweifeln an Ermonville's Großmuth erfüllt, nach ſeiner Herberge im Gebirge zurück, wo ihn Coloſonio zu erwarten verſprochen. Eben hatte er mit tief geſenkten Blicken — denn es lag ihm ja nichts mehr an den reizenden Gefilden, die ihn umgaben — einen Hügel erklimmt, von dem der Weg in den Krug führte, wo er abgeſtiegen war, als er plötzlich in einiger Entfernung Candide gewahrte. Freudig überraſcht, eilte er hinüber, um den Vater ſeiner Geliebten zu begrüßen, und von ihm Richenza's Aufenthalt zu erfahren. Aber, erſchrocken über das unerwartete Erſcheinen des Betrogenen, und in der Meinung, der ganze ſchändliche Streich, den er ihm geſpielt, ſei verrathen, hatte Candide ſchleunig die Flucht ergriffen. Erſt als ihn Erwin mit dem Ausrufe: „Ich weiß Alles!“ am Arme hielt, war er gezwungen, dem Erglühenden Rede zu ſtehen.

„Ihr könnt nicht Alles wiſſen!“ ſprach, beſchämt und verwirrt auf eine Lüge ſinnend, der Ertappte. „Wenn es Euch auch bekannt iſt, wie Richenza ſich hier auf dem Schloſſe des Marquis befindet, ſo wißt Ihr gewiß nicht, wie ſie dahin gekommen!“ Ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel, fiel dieſe Nachricht zerſchmetternd in Erwins Herz. Richenza, die geliebte Braut, nach der er mit Höllenqual vergebens geforſcht, hier auf Ermonville's Schloſſe, bei dem Manne, der ihn vor einer halben Stunde noch ſo freundlich aufgenommen, der ihn vor wenig Minuten noch mit der Verſicherung ſeines kräftigen Beiſtandes auf den folgenden Tag beſchieden hatte! Er alſo der Räuber ſeines Glückes, in dem er vor Kurzem noch den edlen Mann verehrt, den er im Vertrauen auf ſeine Großmuth um Schutz und Hilfe angefleht, — er hätte raſend werden mögen. Todesbläſſe wechſelte mit des Zornes Purpur auf ſeinen Wangen;

mit durchbohrenden Blicken maß er Candide, der in dem Bewußtſein ſeiner Verworfenheit vor ihm ſtand, und ſeine Rache fürchtete. „Faßt Euch, guter Erwin!“ begann der Meiſter endlich mit gleißender Miene. „Nicht auf mich werft Euren Zorn und die gerechte Rache Eures Herzens. Ihr kennt ja den Lehrer meiner Tochter, Maeſtro Colofonio?“

„Nun, und der?“ knirſchte Erwin, mit der Hand nach dem Griffe ſeines Degens haſchend.

„Der hatte das gute Kind an den Marquis verkuppelt!“

Wie ein Raſender riß Erwin den Stahl von der Seite, und hob ihn hoch gegen den Himmel. „Du ſollſt mir nicht gnädig ſein, gerechter Gott, wenn ich den gleißneriſchen Buben, den grauen Betrieger, nicht zerſchmettere in meiner Rache!“ Mit dieſen Worten rannte er in die Herberge, um den verrätheriſchen Colofonio aufzuſuchen. Der aber eilte ihm eben froh entgegen, um ihm zu verkünden, daß er Richenza in dem Schloſſe des Marquis, wohin er ſich begeben geſehen habe. Wie ſehr war der Arme erſchrocken, als ihn Erwin mit gezücktem Degen angriff. Pfeilſchnell wendete er ſich zur Flucht; ohne zu bemerken, daß herbeigeeilte Landleute den Raſenden zu entwaffnen ſuchten, ſchwang er ſich auf ein am Wege graſendes Pferd, und ſprengte, wie von der Windsbraut getrieben, über Stock und Stein von dannen.

Erſchöpft wankte Erwin, als er den Verfolgten ſeiner Rache entronnen ſah, nach ſeiner Stube, und ſtarrte, von ſchmerzlichen Gefühlen niedergedrückt, lange gedankenlos durch das offene Fenſter. Endlich beſchloß er, dem

Marquis zu ſchreiben. Haſtig hatte er ſeine Reiſetaſche geöffnet, um nach Schreibgeräthe zu ſuchen, als jenes Päckchen Briefe, das er einſt auf Candide's grauer Stube willenlos zu ſich geſteckt, in ſeine Hände fällt, und durch den Namen Ermonville auf dem Umſchlage, ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt.

„Sonderbar!“ murmelte er, indem er eilig das Päckchen eröffnete, und einige Briefe durchflog. Aber immer banger wurde ſein Herz, und bald eilte er, tief erſchüttert im innerſten Herzen, nach dem Schloſſe zurück.

Ein Diener verweigerte ihm den Eintritt, aber ohne auf ihn zu achten, ſtürzte er die Treppe hinauf, und in den Saal, wo ihn der Marquis am Mittage empfangen hatte. Zornglühend und mit entblößtem Degen trat ihm dieſer entgegen. „Ihr wagt es, mich in meinem friedlichen Hauſe, troß der Abweiſung meiner Diener, zu überfallen!“ ſprach er, „augenblicklich fort, ſonſt ſoll es Euer Unglück ſein!“

„Was beſinnt Ihr Euch lange!“ rief Candide, der in dieſem Augenblicke aus einem Nebengemache trat. „Laßt den naſeweiſen Jungen Eure gute Klinge koſten, damit er künftig beſſere Sitte lernt.“

„Himmel! Auch du gegen mich im Bunde!“ knirſchte Erwin; aber bald gefaßt, trat er mit Ergebung auf den Marquis zu. „Tödtet mich!“ redete er ihn an. „Hier iſt meine Bruſt, wenn Euch nach meinem Blute gelüſtet, und entehrt in Richenza Eure Tochter!“

Betroffen taumelte der Marquis auf einen Stuhl zurück. Todesbläſſe überzog ſeine Wangen, als ihn Erwin mit einem vernichtenden Blicke auf Candide, und mit den Worten: „Ich habe ſie in dem Hauſe dieſes Mannes gefunden!“ die Briefe übergab.

Immer düſterer wurde Ermonville, angſtvoll wogte ſeine Bruſt, als er den erſten Brief erbrochen, und die Hand ſeiner Gattin erkannt hatte.

Mit bebender Stimme las er:

„Mein Gemahl! Am Rande des Grabes verſchwindet aller Groll. Ich vergebe es dir, daß du mich verlaſſen. Auf mich allein nehme ich alle Schuld, denn ich kannte ja deinen wankelmüthigen Sinn ſchon vor unſerer Vermählung. Darum noch einmal, ich vergebe dir. Vergiß mich, und ſei glücklich! — aber verſtoße mein Kind nicht, den einzigen Zeugen deiner ſchnell erkalteten Liebe. Erziehe Richenza zur Tugend, und verſöhne dadurch die Schuld, die du an der verlaſſenen Mutter verübt. Mich ruft Gott in wenig Stunden zu ſich. Die 6000 Goldgulden, die mir von meinem Vermögen geblieben, ſind Richenza's Erbtheil. Ich ſende ſie dir ſamt dem Mädchen durch Heinrich Candide, einen gebornen Genfer. Außer dieſem Briefe bringt er dir noch die Verzeihung und den Segen deines unglücklichen Weibes

Chambery in Savoyen, Adelheid.“
am 30. Tage des 3. Monates i. J. 1616.

Candide hatte mit krampfhafter Spannung den Inhalt des Briefes angehört, und ſtürzte jetzt unter Zuckungen zu Boden. Jener Fremde, der in ſeinem Hauſe ſo plötzlich erkrankt, den er, von Golddurſt getrieben, ohne Hilfe in ſeiner Ohnmacht vergehen ließ, und deſſen letztes Todesröcheln allnächtlich ihn mit Höllenqual verfolgte, war ſein eigener, ſeit Jahren verſchwundener Bruder, und Richenza, die er ſo ſchändlich verhandelt hatte, Ermonville's einziges Kind.

Von Scham und Freude mächtig ergriffen, warf der Marquis ſeinen Degen auf Candide, der unter Aechzen ſeine Schuld geſtand, und ſank an Erwins Bruſt. „Fort, zu deiner Braut, du biſt mein Sohn!“ rief er, und zog den Jüngling mit ungeſtümer Freude nach Richenza's Gemache. Aber kein Laut regte ſich in demſelben, und ſelbſt auf wiederholtes Pochen öffnete ſich nicht die Thüre. Leiſe knarrte ein Fenſter, ein ſchwacher Schrei, und ein dumpfer Fall tönte zu der Lauſchenden Ohr. Da ſprengte Erwin mit Rieſenkraft die Pforte, und wankte halb ſinnlos zurück, als er das Entſetzliche gewahrte, das er kaum zu ahnen gewagt. Richenza hatte ſich aus Furcht vor einem neuen Angriffe Ermonville's, und um ihrem Geliebten ihre Treue zu bewahren, hinabgeſtürzt in den Weiher, deſſen Wellen hart unter ihren Fenſtern ſtrömten.

Entſetzt, aber noch an Rettung glaubend, eilte Erwin hinab in den Garten, und warf ſich in die Wellen, um die Ohnmächtige zu erhaſchen, die, von ihrem weiten, dichten Gewande gehalten, noch immer auf der Oberfläche ſchwamm.

Von der entgegengeſetzten Seite ruderte eine andere Mannsgeſtalt auf die ſchon Sinkende zu. Es war Candide, der, um ſeine Schuld zu ſühnen, aus dem Fenſter geſprungen war, die Ertrinkende zu retten. Mit der letzten Anſtrengung hatte er ſie erreicht, aber ſchon begann alle ſeine Kraft zu weichen, als Erwin das Mädchen mit ſtarkem Arme erfaßte. „Vergebt mir!“ ächzte der graue Sünder, und verſank in die Flut, ohne daß man je ſeine Leiche aufgefunden hätte.

Mit einem freudig dankenden Blicke nach oben, legte Erwin die Gerettete am Ufer nieder, wo eben der Marquis mit ſeinen Leuten einen Kahn beſtiegen hatte, um den Schwimmenden zu Hilfe zu eilen. In dankbarer Freude legte dieſer ſegnend die Hände der Liebenden in einander, und verließ ſchon am andern Morgen das Schloß Chaumony, nachdem er dem wieder glücklichen Paare einen Theil ſeines Vermögens verſichert hatte. Auf ſeiner Burg Chambery in Savoyen, wo ſeine Gemahlin geſtorben war, wollte er den Reſt ſeines vielbewegten Lebens in ſtiller Einſamkeit zubringen.

Erſt nach vielen Monden, als die ſchmerzliche Erinnerung an die unglücklichen Ereigniſſe der letzten Zeit in milde Wehmuth übergegangen war, verband des Prieſters Segen Erwin und Richenza für das ganze Leben zu feſter Liebe und Treue. Ruhige, glückliche Tage lächelten jetzt dem engvereinten Paare. Nur wenn ſie an Candide's zwar verdientes, aber doch ſo trauriges Ende dachten, beſchlich tiefer Schmerz ihre weichen Herzen, und ſie vermieden, wenn ſie nach Chaumony kamen, ſorgfältig die Gegend, in welcher der Weiher lag, um nicht eine kaum vernarbte Wunde wieder in ihrem Herzen aufzureißen.

Auch die Schloßleute, die Candide's Geſtalt oft bei Mondenſchein in den Fluten jammernd und händeringend geſehen haben wollten, wagten es nicht mehr, zur Nachtzeit einen Ort zu betreten, wo einſt Gottes Hand ſo ſchnell und ſo gerecht gerichtet hatte!

Lieder vom gebrochenen Herzen.

1.

Ich hab' ſie dort geſehen!
Wie Frühlingshauch ſo mild;
Noch ſteht vor meinen Blicken
Ihr wunderliebes Bild.

Ich hab' ſie dort geſprochen!
So innig und vertraut;
Noch tönt in meinen Ohren
Ihr Nachtigallenlaut.

Ich hielt ſie in den Armen,
Sie lag an meiner Bruſt!
Noch ſprechen meine Träume
Von jener Himmelsluſt.

Ich wagte es, und küßte
Den kleinen Roſenmund!
Noch brennt auf meinen Lippen
Ihr Gegenkuß zur Stund. —

Nun ruft das Schickſal plötzlich
Gebieteriſch zu mir:
Entſagen, und auf ewig
Entſagen mußt du ihr! —

Entſagen, ich — entſagen!
Ein Wörtchen klein und ſchlicht;
Es iſt nur, daß darüber
Das Herz im Leib zerbricht.

2.

Hinunter muß der Knappe
Selbſt in der Berge Nacht,
Will er den Demant fördern
Tief aus der Tiefe Schacht.

Hinunter muß der Taucher
Selbſt in der Wogen Grau,
Will er die Perle bringen
An's lichte Himmelsblau.

Und will der Sänger ſingen
Das Schwanenlied der Luſt,
Von Herzenleid und Kummer,
So recht aus voller Bruſt:

Muß ſeine Seele tauchen
Hinab in Weh und Schmerz,
Und brechen und zerſpringen
Dabei das arme Herz.

3.

Zu Münſter in dem Dome
Der Küſter zeigt ein Herz,
Gebrochen und verblutet
Vor lauter Liebesſchmerz.

Einſt ſchlug es jung und feurig,
Und glühte keck und wild —
Da drang in ſeine Tiefen
Ein liebes, liebes Bild.

Doch ach, das Bild, das theure,
Stand ihm im Leben ſo fern;
Er durfte es nur lieben,
Wie einen Himmelsſtern.

Das kränkte ſeine Seele
Mit tiefer Bitterkeit,
Das Herz thät ihm zerſpringen
Vor lauter Herzeleid.

Da liegt es nun gebrochen
In tiefer Ruh das Herz;
Sein letzter Schlag im Buſen
War auch ſein letzter Schmerz.

Hyazinth von Schulheim.

Die bleichen Männer.

Es ſitzt ein Mann am Tiſche ſtill,
Erbleicht iſt ſein Geſicht;
Kein Strahl von Luſt- und Schmerzgefühl
Aus fahlem Antlitz bricht.

Und längs des düſtern Zimmers hin
Da iſt ein Sarg gebahrt,
Es liegt derſelbe Mann darin,
Der dort am Tiſche ſtarrt.

Der Mann am Tiſche ſtieret hohl
Ein reizend Bildniß an!
Es wird ihm weh, es wird ihm wohl,
Ihn faßt ein ſüßer Wahn.

Der Mann im Sarge ſchauet hohl
Ein Bildniß oben an,
Ihm wird nicht weh, ihm wird nicht wohl,
Die Bruſt hegt keinen Wahn.

Dem Mann am Tiſche röthet Luſt
Das Antlitz todtenbleich,
Warm wird die leichenkalte Bruſt,
Die harte Miene weich.

Der Mann im Sarge bleibet fahl,
Kein Herz füllt ſeine Bruſt,
Ihn locket nicht der Freude Mahl,
Und nicht der Liebe Luſt.

Der Mann am Tiſch wird wieder bleich
Und ſtarr, als würd' er Stein;
Doch des Gemüthes weites Reich
Durchwühlet grimme Pein.

Der Mann im Sarge lächelt ſchier
Ob ſeines Bruders Leid,
Und blickt g'rad aufwärts ſtumm und ſtier,
Mit eiſ'ger Feſtigkeit.

Der Mann am Tiſche wanket ſehr,
Und hält am Sitz ſich kaum,
Vor ihm ſchwimmt Alles wie im Meer,
Toll wirbelt ſich der Raum.

Er taumelt zu dem Manne hin,
Der ſonſt ſo ruhig war;
Mit kalter Hand ergreift der ihn,
Macht Platz in ſeiner Bahr'.

Bewußtlos ſinket er hinein,
Und blickt zum Bild hinauf;
Der Tod lenkt durch ſein ſchwach Gebein
In's Herz den ſchnellen Lauf.

Nun ſind ſich beide Männer gleich:
Kein Herz ſchlägt in der Bruſt,
Sie ſtarren Beide kalt und bleich,
Sie rührt nicht Schmerz noch Luſt.

Ludwig Scheyrer.

Portrait.

Von der Libuſſa melden uns die Sagen,
Daß ſie an Anmuth reich und Schönheitsſchimmer,
Ein lieberfülltes Männerherz doch nimmer
Beſeligte, wie viel ihr auch geſchlagen.

Geheimen Zaubers voll ſtahl ſie die Ruhe,
Ein magiſch Netz ſchlang ſie mit ihrem Blicke,
Und wer vertrauend kam zu ſtillem Glücke,
Den ſtach ſie todt mit ſpitzem Schnabelſchuhe.

So biſt auch du geſchmückt mit ſüßen Reizen,
Was nicht des Mund's, gelingt des Auges Rede,
Der ſüßen Launen immer reger Fehde,
Du ſpendeſt Ueberfluß und ſcheinſt zu geizen.

Doch nicht beglücken kannſt du, nur erwerben,
Stets prüfſt du nur die Kraft der Zaubergaben,
Die Götter dir zum Fluch verliehen haben,
Und wer dir naht, bereite ſich zum Sterben.

Ludwig Auguſt Frankl.

Hänfling und Lerche.

Es hüpfte der Hänfling, ein lüſterner Gaſt,
Die Früchte benaſchend, von Aſt zu Aſt,
Und ſah dann vom Garten in üppiger Ruh
Der Lerche, der himmelanſchwebenden, zu.

„Frau Lerche,“ ſo rief er, „um All’s in der Welt!
Was ſucht ihr denn oben im Himmelsgezelt?
Im luftigen Aether, da baut man kein Neſt,
Da gibt’s keinen Baum, der beſchmauſen ſich läßt.“

„Da hauſet der Adler erſchreckliche Brut
Und ſchmauſet euch ſelber, ſeid wohl auf der Hut!
Und ſchwebt ihr hernieder auf luftiger Bahn,
So trefft ihr ſtatt Kirſchen nur Kerne mehr an.“

Die Lerche erwiedert: „Wie iſt es ſo ſchön
Im duftigen Aether der luftigen Höh’n!
Mir iſt es im Gärtchen zu dunkel und klein,
D’rum muß ich mich täglich da oben erfreu’n.“

„Wann purpurn der Morgen im Oſten erglüht,
Dann ſchwing’ ich mich aufwärts und ſinge mein Lied,
Und fühle, die Bruſt von Begeiſt’rung geſchwellt,
Mich eine Bewohn’rin der beſſeren Welt.“

So ſang ſie, und ſchwang ſich auf glänzender Bahn
In ſeligem Fluge zum Aether hinan.
Kaum hörte der Hänfling der Scheidenden Wort,
Und naſcht’ in behaglicher Trägheit fort.

Eduard Sileſius.

Welche Luſt gewährt das Reiſen!

Hebt mich leiſ' empor, ihr Lieder,
Aus des Lebens engen Kreiſen
Zu des Himmels weiten Sälen!
Welche Luſt gewährt das Reiſen!

Reißt mich nieder, meine Sänge,
Aus den langgewohnten Kreiſen
Zu der Hölle düſtern Flammen!
Welche Luſt gewährt das Reiſen!

Tragt mich dann zu Hellas Göttern!
Mit den Ew'gen will ich ſpeiſen,
Will mit ihnen Nektar trinken!
Welche Luſt gewährt das Reiſen!

Zu Ondinen, Gnomen, Elfen
Führt mich raſch, ihr Liederweiſen,
Und zu ſchlanken, zarten Feen!
Welche Luſt gewährt das Reiſen!

Fort nur aus der Menſchen Mitte
Reißt mich, und ich will euch preiſen,
Sei's zur Höhe, ſei's zur Tiefe!
Welche Luſt gewährt das Reiſen!

Carlopago.

Wilhelm Oberbeck.

(Erzählung von Mathilde Feldern Rolf.)

Mild und freundlich, wie eine treue, troſtbringende Freundin, zog die goldene Morgenſonne an einem der erſten Tage des Frühlings im Jahre 1529 in Oſten herauf, und grüßte mit heiteren Blicken die junge, friſch aufathmende Flur. Noch lag die dunkle Häuſermaſſe Wiens in ſtiller Morgenruhe, gleichmäßig langſam floß, wie ein glänzend Silberband, die majeſtätiſche Donau, und weithin lag ein grünender Teppich mit einzelnen Häuschen, in Blüthe ſtehenden Bäumen und friſch ſproſſenden Blumen beſtreut, über die Fläche gebreitet. — Weſtwärts thronte die einſt ſo ſtolze Herzogenburg auf dem Scheitel des Kahlenberges, und jene Gebirgskette umſchloß im weiten Halbrunde den Plan, gleich den ausgebreiteten Armen einer Mutter, welche ihr liebes Kind an die entzückte Bruſt drücket.

Wo jetzt die ſchönſte Vorſtadt Wiens, die Leopoldſtadt, mit großen und herrlichen Gebäuden pranget, ſtanden damals nur kleine Häuschen, meiſtens Fiſchern oder Gewerbsleuten gehörig, und dieſer nur wenig bebaute Grund hieß am untern Werd. — Hier unter den vielen unregelmäßig umherliegenden Häuschen zeichnete ſich eines beſonders durch ſein freundliches Aeußeres aus. Die blanken kleinen Fenſterſcheiben flimmerten in der Sonne Glanz, und das umrankende Weingerebe auf dem reinlich weißen Gemäuer gewährte einen lieblichen Anblick. Ein kleines Vorgärtchen war ſorgſam mit buntfarbigen Blumen bebaut, und aus dem Schlot des etwas ſchwerfälligen Giebeldaches kräuſelte ſich eine bläuliche Wolke in die klare Morgenluft empor. In der einen Stube dieſes Häuschens ſtand in der Mitte ein großer, länglicher Tiſch aus Eichenholz etwas ſchwerfällig gearbeitet, mit dick gewundenen Säulen und ſonſtigen Schnörkeln; ein großer Schrank, deſſen oberſter Aufſatz bis an die Zimmerdecke reichte, ein kleiner Tiſch, an die Wand geſchoben, und mit einem grünen Wollkotzen überhangen, auf welchem Zinnkrüge ſtanden, und plumpe Stühle mit ausgeſchnitzten Lehnen, machten die Einrichtung der Stube aus. Eines alten, dunklen Muttergottesbildes darf ich nicht unterlaſſen zu gedenken, es hing ober einem niedern Schrank, und war mit einem Kranz von Flitterblumen umgeben. Ein blühendes, ſchlankes Mädchen ſtand davor, und ſuchte emſig in einem Schubfache, legte das weiße Linnenzeug zurecht, und ſang dabei leiſe, wie die Vöglein auf der Hecke vor den Fenſtern, ihr Morgenlied.

Heilige Mutter unſers Herrn,
O du ſchöner Morgenſtern,
Zu dir flehet Groß und Klein,
Laß in deinem Schutz mich ſein.

Hohe Himmelskönigin,
Laß mir meinen reinen Sinn,
Laß mich fromm ſein, weiſ' und gut,
Schenke mir im Leiden Muth.

Mutter des Herrn Jeſu Chriſt,
Der für uns geſtorben iſt,
Laß mich dir befohlen ſein,
Mutter unſers Jeſulein.

Bei der letzten Strophe ſchob die Jungfrau die Lade des Schrankes hinein, blickte mit ihren blauen Augen recht fromm zu dem Gnadenbilde auf, und langte nach einem neben ihr liegenden Schlüſſelbund. Da blendete ſie etwas am offenen Fenſterchen, und das Mädchen ſtaunte nicht wenig, das freundliche, aber ihr fremde Antlitz eines Wanderburſchen hereinſpähend zu erblicken.

„Guten Morgen,“ ſprach der Neugierige, und zog ſein Käppchen vom blonden Lockenkopf, und grüßte recht zutraulich in die Stube. „Sucht Ihr meinen Vater?“ frug das Mädchen etwas verlegen. „Wenn Ihr Maria Enſen ſeid,“ entgegnete der Befragte, und ſetzte aber dann ſchnell hinzu: „doch die ſeid Ihr, denn ich erkenne Euch wohl an Euerm goldenen Seidenhaar und den milden, blauen Augen, gerade ſo, Maria, beſchrieb mir Euch mein Vetter, Paul Pflueg, als er verfloſſenen Winter zu meiner Baſe, welche mich auferzogen, nach Leutkirchen in Schwaben kam.“

„Pflueg und Leutkirchen,“ wiederholte langſam und ſinnend Maria. „Um Gott“, fuhr ſie dann raſch fort. „Ihr ſeid doch nicht Johannes Schwarz?“ —

„Habt recht, Muhme," wiederholte der Wanderburſche, „denkt nur, Paul beſchrieb mir Euch gerade ſo, wie Ihr auch heute gekleidet ſeid, ein knappes Sammthäubchen mit feſtanliegendem Rand, — ja, und mit gerade ſo einem ſanften, ſittigen Blick, wie Ihr jetzt mich anſchaut; dacht' ich's doch gleich, Ihr müßtet ſo fromm und ſchön, wie die Engelein auf dem Altarblatte zu Leutkirchen ausſehen."

„Bei der heiligen Maria beſchwöre ich Euch, Johannes, geht, geht," rief händeringend das Mädchen; „geht, bevor mein Vater in die Stube tritt." Da veränderten ſich des Jünglings Geſichtszüge, und mit trotzigem Ernſt fragte er: „Warum, Muhme?" Eine Thräne trat in Maria's Augen, und leiſe und ängſtlich zögernd, als wolle ſie es kaum ſagen, ſprach ſie: „Ach Vetter, mein Vater kann es noch immer nicht vergeſſen, was ſeiner ſeligen Schweſter Mann, Euer Vater, verbrochen hat."

„Sind doch ſchon ſechs Jahre darüber hin, ſeit meines Vaters Tod, was geht es den Meiſter Enſen an, was Schwarz verbrach."

„Euer Vater war ja des meinen Schwager —"

„Hm, ja freilich, ſagt's nur heraus, Maria, der Schandflecken ſeiner Familie."

„Ich bitte Euch, Vetter, zürnet mir nicht, aber geht wieder; mein Vater iſt heftig, im Grunde aber doch gut; wenn ihr was bedürft, ich will Alles für Euch verſuchen, nur geht, damit er Euch nicht ſo plötzlich erblickt. Der Name Schwarz hat noch keinen guten Klang in unſerer Stadt, die Geſellen ſind rohe Leute, ihr könntet leicht beleidigt werden, geht lieber Johannes, und grollt mir nicht.“

„Nun denn,“ ſprach der Jüngling, „ich will gehen, beruhigt Euch Maria; doch der ſtattliche Meiſter Enſen hätte mich gewiß nicht erkannt, denn als ich nach meines Vaters gräulichem Tode, an der Hand meiner weinenden Mutter, verſtoßen aus dem Hauſe des ſtrengen Herrn Georg Enſen, zu dem Thore Wiens hinauswanderte, war ich noch ein gar junges Blut. Seitdem, Maria, hat mir das Leben ſeine ernſte Seite zugekehrt. Der Vater war mir ein liebevoller, fürſorgender Wohlthäter geweſen, was kümmerte es mich damals, ob er auch für Fürſt, Vaterland und Mitbürger ſo treu und liebevoll war. Verhöhnt, verſpottet mußten wir von dannen ziehen, und hätte Frau Margarethe, die alte Baſe, uns nicht liebreich aufgenommen, wo würde meine arme Mutter Schutz und Obdach gefunden haben? — Lebet wohl, Maria,“ ſprach Hans, „lebet wohl, Muhme,“ ſprach er, warf ſein Ränzel über den Rücken, langte nach ſeinem Knotenſtock, und wandte ſich um, um zu gehen. Maria ſchwieg, und einen Augenblick war es ihr ums Herz, als müſſe ſie den armen Vetter wieder zurückrufen. Doch deſſen hatte es nicht Noth, denn ſchon ſtand er wieder am Fenſter, und ſprach wehmüthig und ſanft: „Maria, nein, ich will, ich muß bleiben; noch klingt der Name Schwarz nicht gut in unſerer Stadt, nun, ich ſenke ihn für jetzt hinab in des Grabes Tiefe, wollen ſehen, Muhme, ob er einſt beſſer klingt.“

„Heilige Jungfrau,“ rief Maria leiſe, „der Vater kömmt.“ Schnell zog ſie ſich vom Fenſter zurück, trat an den Tiſch, und goß zitternd aus einem zinnernen Henkelkrug Wein in einen ſchönen, buntfarbigen Glaspokal. Hans aber ſprang raſch in eine vor dem Hauſe ſtehende Hecke.

Herr Georg Enſen war ein kleiner Mann mit buſchigen Braunen, unter welchen ein Paar gutmüthige Augen hervorleuchteten, die aber im Jähzorn wild blitzten; er war höchſt ehrgeizig, im Grunde des Herzens bieder und gemüthlich, jedoch ſeine Heftigkeit brachte ihn oft in Streit, und ſein Eigenſinn gränzte an Hartnäckigkeit und eiſernen Trotz bei ſeinem einmal gefaßten Beſchluß oder Meinung. Er war ein treuer Bürger und der geſchickteſte Goldſchmied ſeiner Zeit; konnte man ihn auch nicht reich nennen, ſo hatte er doch wenigſtens ſein Schäflein im Trockenen, und blickte er auch nicht ganz ſorgenlos bei ſo ſchwerer Zeit in die Zukunft, ſo war doch Kummer und Noth ihm und den Seinen fremd. Seine treue Hausfrau war ſchon lange todt, und unter des Vaters Pflege wuchs Maria, deſſen einziges Kind, in Tugend und Gottesfurcht auf, und dem Meiſter wurde die Tochter die Wonne ſeines Herzens.

Sogleich bei dem Eintritte in die Stube blickte Enſen gar liebevoll auf ſein Kind, und rief ihm einen herzlichen Gruß zu.

„Hier iſt Euer Trunk, Vater,“ ſprach Maria mit nicht ganz ſo heiterem Muth, wie ſonſt, und reichte dem Goldſchmied den Wein dar.

„Ein ſchöner Tag,“ ſprach Enſen, nachdem er getrunken hatte, trat in das Fenſter, und hielt die Hand vor die Augen, weil die Sonne ſchon gar warm und hell hereinbrannte. Maria ſchwieg. „Da kommt ein Wanderburſche,“ fuhr der Goldſchmied fort, „geht flink und munter einher, der Junge ſcheint ehrlicher Leute Kind; muß's wohl nothwendig haben, weil er ſich ſelbſt heute an einem Sonntage nicht Ruhe gönnt.“ Maria ſchaute ins Freie, und ihr Herz pochte hörbar, denn Johannes Schwarz kam gerade auf das Haus geſchritten, und grüßte den Vater, dieſer dankte, und Hans kam ganz nahe an das Fenſter; die Sinne vergingen ihr beinahe. „O, welch eine Tollkühnheit! Heilige Mutter, ſchütze ihn!“ flehte ſie frommen Blickes zum Gnadenbilde empor, und verließ die Stube. — Maria entfloh in den von rückwärts an das Haus gränzenden Garten. Dort ſtand ſie ſtill, und dachte ſelbſt darüber nach, wie es denn kam, daß ſo eine Bangigkeit ſie befallen hatte. War es bloß die Sorge um den Verwandten? warum die Sorge für des Rebellen, für des enthaupteten Münzmeiſters Sohn, deſſen That ſie doch ſelbſt haßte? Konnte aber der Sohn für den Vater? War es Hanſens redlicher Blick, ſein blühend Antlitz? konnte das kluge, ſittſame Mädchen das Aeußere eines jungen Burſchen plötzlich ſo bethören? Warum hatte ſie nicht, wie ſonſt, wenn ein Jüngling ihr in die Augen ſah, zum Beiſpiel bei dem Herrn Chriſtoph von Zedlitz, dem Herrn von Buchhaim und anderen, wenn ſie Arbeit bei dem Meiſter beſtellten, und nebſtbei mit der Tochter ſchwatzten, die Wimpern verſchämt geſenkt. „Maria,“ ſprach die Jungfrau zu ſich ſelbſt, „du wurdeſt doch nicht von ſeinen Schmeichelworten zur Eitelkeit verleitet? doch nein, das kommt wohl davon, weil ich Johannes ſchon als kleinen Jungen kannte, und oft mit ihm ſpielte, wenn Baſe Schwarz mit ihm aus der Stadt zu uns herauskam. — Sehe ich recht," rief Maria aufblickend, „der Vater öffnet Hans die Hausthüre, Schwarz tritt ein. Himmel! welch eine Veränderung in des Vaters Sinn!" Zaudernd blieb ſie noch einige Augenblicke in dem Garten, doch endlich konnte ſie der Neugierde nicht länger mehr widerſtehen, und eilte in die Stube zurück. Dort ſtand Johannes vor Vater Georg, ſein Käppchen hielt er in der Hand, ſein Stock und Ränzel lag neben ihm am Boden, und Meiſter Enſen las nicht ohne Mühe ein Schreiben, welches er mit beiden Händen nahe vor die Augen hielt; dieſes war auch Urſache daran, daß Johannes der Eintretenden ſogleich unbemerkt einen Wink geben konnte, und jene betreten ſchwieg.

„Alſo Wilhelm Oberbeck heißt Ihr, und ſeid aus Trier gebürtig, ſo ſchreibt mir Meiſter Pflueg; meinethalben, weil Ihr ein ehrlich Ausſehen habt, und der Meiſter Euch mir ſo wohl anempfiehlt, ſo nehme ich Euch an. Maria, ſorge für Alles, was dem jungen Menſchen als Geſelle in meinem Hauſe gebührt. — Ihr ſeid doch kein Lutheraner?" unterbrach ſich, in Haß der damaligen Zeit wieder dieſe Secte auflodernd, Meiſter Enſen ſelbſt, und als Johannes es verneinte, fuhr er beruhigt fort: „Wenn Ihr in der Kirche waret, ſeht Euch ein wenig in unſerer lieben Stadt um, und kommt dann zur rechten Zeit zu Tiſche; der heutige Tag gehört Euch, und morgen, ſo Gott will, geht es an die Arbeit." Der Goldſchmied hielt den Pokal in die Höhe, und winkte ſeiner Tochter, ihm einzuſchenken. Aengſtlich und vorwurfsvoll hob Maria zu dem neuen Hausgenoſſen die Augen empor, und gehorchte ſchweigend dem Vater. Dieſer ſtand auf, und befahl dem Jünglinge ihm zu folgen; mit einer heiteren Miene betrachtete ſtill vergnügt Hans das grollende Mädchen, ſah noch einmal lächelnd in die Stube, bevor er die Thüre hinter ſich zuzog, und Maria ſank gedankenvoll auf einen Stuhl am Fenſter.

Ungefähr vier Monathe nach dem Eintritt des jungen Goldſchmiedgeſellen in Meiſter Enſens Haus hatten Wiens Verhältniſſe ſich ſehr geändert. Die unruhigen Auftritte, welche früher, um das Jahr 1526, wegen Erwählung des Johann von Zapolya von Zips in Ungarn, ſtatt hatten, zogen ſich nun immer näher heran.

Erzherzog Ferdinand, der Enkel Kaiſer Maximilians I., war mit Jubel am 27. Februar 1527 zum Könige von Böhmen gekrönt worden; doch als er auch ſeine gerechten Anſprüche auf Ungarn, ſowohl durch Erbfolge, als aus dem Recht ſeiner erlauchten Gemahlin, der Tochter Königs Wladislaus von Ungarn, und Schweſter des in der Schlacht bei Mohacz gebliebenen jungen Königs Ludwig II. erneute, nahm Zapolya, der neu gekrönte Woywod von Siebenbürgen, ſeine Zuflucht zu den Türken.

Bewogen durch die bedeutende Summe, welche der Graf von Zips Soliman für den Beiſtand geboten hatte, brach dieſer ſogleich am 10. April 1529 von Conſtantinopel mit einem gewaltigen Heere auf. Seine grauſamen Drohungen zwangen viele unbefeſtigte Orte ſich zu ergeben, und Johann von Zapolya als König anzuerkennen. — Verrätherei überlieferte manchen feſten Platz, und ſo ging der Kriegsſturm verheerend immer näher an Wiens Mauern heran. Mit Bangen ſahen die treuen Bürger einer kummervollen Zeit entgegen, doch gelobten ſie Treue und Ausdauer in jeglicher Gefahr und Noth dem König Ferdinand, nur eine geringe Zahl gehorchte ihrer Pflicht nicht, und entfloh aus der bedrohten Stadt. Mit Schmerz ſah Maximilians Erbe den Verheerungen entgegen, welche ſeinem ſchönen Lande bevorſtanden, denn ſein Heer war klein gegen das des Sultans, welcher mit 300,000 Mann ſchon durch Oberungarn der Gränze Oeſterreichs näher rückte; denn Niederungarn war ſchon gänzlich in Zapolya's und Solimans Macht. König Ferdinand wendete ſich daher an den Pfalzgrafen Friedrich, Herzog von Baiern, welcher ſogleich mit der zwar nur geringen Zahl von einigen Tauſenden, aber doch ſehr bereitwillig nach Linz kam, um ſich allda mit dem anweſenden König Ferdinand zu berathen, und die Nachfolge einer großen Armee verſprach. Der Pfalzgraf brach ſogleich darnach von Linz wieder auf, um Wien noch früher zu erreichen, bevor die Türken es umringt hatten, während Ferdinand zu Linz thätig die Zuſammenziehung eines Heeres betrieb und mit unermüdlicher Sorgfalt für Wiens Proviantirung und allen zur Vertheidigung unentbehrlichen Vorrath ſorgte. — So war die Lage der Ereigniſſe, als die Wiener gegen die zweite Hälfte des Septembers in jenem peinlichen Zuſtande zwiſchen Fürchten und Hoffen ſchwebten.

Ein guter Geiſt beſeelte ſie, doch die natürliche Bangigkeit drückte jeden frohen Muth darnieder. Die Geſchäfte ſtanden ſtill, der Handel ſtockte, nur in den Werkſtätten der Waffenſchmiede, Schwertfeger, Helmſchmiede, Pogner *) und Plattner **) ging es lebhaft bis zur ſinkenden Nacht einher. Auch mit den zierlichen Arbeiten des Meiſter Euſen, des kunſtfertigen Goldſchmieds, hatte es keine Eile. Johannes Schwarz, oder, wie er nun in Meiſter Georgs Haus genannt wurde, Wilhelm Oberbeck, war durch ſeinen Fleiß und durch ſeine Geſchicklichkeit, wie durch ſein ſittiges Benehmen in Euſens Gunſt hoch geſtiegen, er zeichnete ihn vor allen übrigen Arbeitern aus und war dem Jünglinge ſehr geneigt. Da eben keine dringende Beſtellung war — denn Jedes dachte, außer dem Gold im Seckel oder in der Taſche, lieber an Eiſen und Stahl, als äußerliche Zierde und Schmuck bei ſo bedrängter Zeit — ſo hatte Meiſter Georg ſeinem Liebling den Auftrag ertheilt, einige Erkundigungen über den Stand der Dinge einzuziehen und nachzufragen, ob es wahr ſei, daß Pfalzgraf Philipp, der junge Vetter des Herzogs von Bayern, ſich mit 100 wohlgerüſteten Pferden aus freiem Antriebe von Grein aus durchgeſchlagen habe, allwo Friedrich von Baiern durch die Türken zurückgehalten wurde.

Oberbeck ſteckte eine Goldkette zu ſich, welche für den Doctor der heiligen Schrift, den hochwürdigen Herrn Johann Faber aus Leutkirchen, war angefertigt worden, um ihm dieſelbe zu überbringen, und nahm alsdann den Weg nach der Vorſtadt St. Nicola *), allwo der Geiſtliche wohnte. — Herr Johann Faber empfing den Jüngling mit liebevoller Freundlichkeit, denn er war ihm gar wohlwollend von Knabenszeit an geneigt, und hatte zu Leutkirchen, wo er ihn oft bei der alten Baſe geſehen hatte, ſtets mit vieler Freude das beſcheidene, ſtille Betragen des armen, verwaiſten Jungen beobachtet. Dem geiſtlichen Herrn waren die traurigen Verhältniſſe bekannt, unter welchen Wilhelm zu Wien lebte, denn daß er als Sohn des vor mehreren Jahren hingerichteten Münzverfälſchers und Rebellen wider Ferdinand und der von Kaiſer Maximilian eingeſetzten Regenten auf keine günſtige Aufnahme rechnen durfte, ſah er wohl ein; — auch hieß er Wilhelms Entſchluß gut, nicht länger mehr der ſelbſt dürftigen Baſe zur Laſt zu fallen, und ſich ſeinen eigenen Erwerb in der Welt zu ſuchen. Nur mißbilligte er Oberbecks Täuſchung gegen Meiſter Enſen, und ſo oft Wilhelm zu ſeinem treuen Rathgeber, dem hochwürdigen Herrn Faber, kam, drang dieſer in ihn, ſein Geheimniß dem Meiſter Enſen zu entdecken. Nachdem der Geiſtliche die ſchöne Arbeit ſattſam gelobt und das Geld dafür auf die zierlich eingelegte Steinplatte eines Tiſchchens aufgezählt hatte, ſtrich Oberbeck mit ſorglicher Genauigkeit die Summe ein, und dankte in des Meiſters Namen für die richtige Zahlung; dadurch kam das Geſpräch abermals auf Georg Enſen, und nachdem Wilhelm treu und redlich dem Doctor der heiligen

---

*) Pogner nannte man die Pfeilſchnitzer.

**) Plattner, die Harniſchmacher.

---

*) St. Nicola — jetzt die Landſtraße.

Schrift gelobte, nicht länger mehr zu ſchweigen, da er des Goldſchmieds Liebe nun zu beſitzen glaubte, ging die Rede auf die Herannäherung der Belagerung über; — Johannes Faber war ein hochgelehrter, einſichtsvoller Mann und ſprach gar tief bekümmert über die traurige Zukunft, über das ſchöne Beſtreben, für das Vaterland ſein Gut und Blut zu opfern, und wie jedes, welchen Standes es ſei, ſich eifrigſt bemühen ſollte, ſeinem Vaterlande, ſei es durch Worte oder That, nützlich zu ſein, und daß es ja nicht immer gleich eines Heldenruhmes bedürfe, ſondern manche Handlung der ſtillen Aufopferung eben ſo viel gelte.

Derlei Reden griffen Wilhelm Oberbeck ans deutſche Herz; was in ihm geſchlummert — jenem Drange, jenem Gefühl, für Oeſterreich, welches durch ſeinen Vater und deſſen Gefährten ſo viel gelitten hatte, Etwas zu wagen, Etwas zu leiſten — hatte der Geiſtliche Worte gegeben. Oberbeck verließ begeiſtert den würdigen Herrn Faber. Nachdenkend ging er von ihm, träumend, planlos ſchritt er dahin und ſann auf ein Mittel, den geſchändeten Namen Schwarz ſeines Fleckens zu entheben. Doch die Armuth, ſeine Lage, das Unbedeutende ſeines Standes beraubte ihn bald wieder der Hoffnung zur jemaligen Erfüllung ſeines ſehnlichen Wunſches. Mißmuthig blickte er auf, die Sonne neigte ſich ſchon, und als er ſah, daß er unweit der Venediger Au *) ſei, allwo ein Jäger wohnte, mit welchem er ein kleines Geſchäft abzumachen hatte, lenkte er ſeine Schritte nach deſſen Hauſe. Da-

---

*) Venediger Au — die Jägerzeile.

mals hatten die Jäger in der Venediger Au das Recht, Wein zu ſchenken, in der niedern Stube war es daher gedrängt voll, und Wilhelm konnte kaum unter den Gäſten den Hausherrn erſpähen. — In wenigen Worten war Wilhelm ſeines Auftrages entlediget und wollte wieder aus der lärmenden Stube treten, jedoch der Wirth hielt ihn zurück und nöthigte ihn, eine Kannevoll zu trinken; kein Weigern nützte, und Oberbeck mußte unter den Gäſten Platz nehmen. — Wie es in derlei Tavernen und Schenken niemals ohne Streit abgeht, ſo zeigten ſich auch hier mehrere Parteien; die Zeitverhältniſſe gaben genugſam Stoff zu lebhaften Abhandlungen, und die Namen Zapolya, Bathory, Ferdinand und Soliman ertönten wechſelweiſe. — Oberbeck fühlte ſich unwohl in der Mitte dieſer lärmenden Menge; ſchon lange währte der Streit, und mit gleicher Heftigkeit vertheidigte Jedes ſeine Meinung und die gegenſeitige Erbitterung ſtieg. Oberbeck, einen heftigen Auftritt beſorgend, erachtete es für klüger, ſich bei rechter Zeit noch zurückzuziehen, er ſchob den halb geleerten Krug von ſich und wollte eben aufſtehen, als ein knapp neben ihm ſitzender Mann, mit ſcharfen Geſichtszügen und in einen dunklen Mantel gehüllt, die Schreier mit kräftiger Stimme unterbrach. — „Was nützt es, Soliman zieht mit 400,000 Mann heran und Wiens Beſatzung zählt nicht ein Fünftel. Der König iſt zu Linz und die Bürger werden ſich vor den türkiſchen Säbelhieben hüten!“ — „„So feig wird doch keiner ſein!““ ſchrie ein junger Burſche; „„der Sultan zählt nur 300,000 Mann, und wenn die Reichstruppen anlangen, wollen wir es mit den türkiſchen Dickköpfen ſchon aufnehmen!““ — „Ja wohl!“ ſprach ein Anderer; „wenn 10,000 Mann ein Herz und eine Seele ſind und Gut und Blut für ihre Sache willig opfern, dann wachſen ſie zu einem Rieſenkörper und werden mächtiger denn 300,000, welche mit Stockſchlägen angetrieben werden.“ — „„Vor Verrätherei ſind wir ſicher,““ ſprach ein Dritter, „„denn wir ſind wachſam!““ — „Wag' es auch Einer,“ rief ein alter Mann mit Eifer, „dem ſoll man ſogleich den Kopf abhauen wie den heilloſen Afterregenten, dem Eyzing, Puchaim, Siebenbürger, Rimer und Schwarz!“ — „„Es muß ſie Gott noch in der Grube verdammen, die Volksverführer!““ ſchrie ein Bürger, und ſchlug ſo gewaltig mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Krüge an einander klapperten. — Oberbeck erbleichte, der Mann neben ihm ſah ihm aufmerkſam in das Geſicht und alsdann, recht höhniſch den Mund verzerrend, fliſterte er, indem er ſich rückwärts über Wilhelms Stuhl lehnte, als horche er auf das immer lebhaftere Gezanke der Andern, „hat dich eine Vipper geſtochen, Hänschen?“ — Wilhelm ſtand auf und verließ, ſeiner Sinne kaum mächtig, die Stube, draußen aber eilte er mit haſtigen Schritten weiter. Doch bald hatte ihn ſein Nebenmann eingeholt und, ihm auf die Achſel klopfend, ſprach er finſter: „Hans Schwarz, wohin deines Weges?“

„Laßt mich, um St. Sebaſtians Wunden willen, laßt mich los, Doctor Gamp!“ ſprach Oberbeck, „ich frage nicht, wohin Eure Wege führen, laßt mich den meinen in Frieden wandeln.“ — Doch dieſer vertrat ihm den ſchmalen Pfad. — „Du weißt, ich war der Gefährte deines Vaters; ſtets klüger als er, zog ich den

Kopf gerade noch zur rechten Zeit aus der Schlinge, während er den ſeinen verlor. Man verwies mich des Landes nur, meine Verbannung iſt lange zu Ende, ich kehre zurück an der Donau Ufer; doch glaube nicht, daß ich ein Schwächling, und Heimweh mich zurückzieht, nein, ganz anderer Art iſt meine Heimkehr.“ — Oberbeck blickte fragend in des Doctors dunkelglühende Augen; dieſer ſchwieg einen Augenblick, und fuhr dann fort: „Ich will meine Freundſchaft von dem Vater auf den Sohn übertragen, — komm mit mir, junger Rabe, ich will dir lernen, dein Futter zu gewinnen.“

„Was ſoll ich?“ ſprach Wilhelm zögernd, und ihm ward unheimlich zu Muthe, denn die Schatten wurden immer länger und länger, und der Tag neigte ſich; er ſtand unter niederem Geſtripp mit dem Doctor allein, und in weiter Runde regte ſich nichts. — „Uebe Rache an Jenen, die deines Vaters Blut vergoſſen und nach demſelben dürſteten; ich trage den Haß im Herzen und habe ihn dort groß gezogen, — hier meine Rechte, ich biete ſie dir zur Hilfe.“ — Oberbeck ſchlug beide Hände vor die Augen, doch Gamp fuhr haſtig fort, ohne auf Wilhelms Bewegung zu achten: „Hier in meinem Oberkleid trage ich ein Pergamentblatt, welches ich und zwei meiner Verbündeten einem vom Herzog von Bayern an Ferdinand abgeſandten Boten mit Gewalt abnahmen. Doch bevor ich es in des Königs Hände gelangen laſſe, will ich das Schreiben in Stücke zerfetzen und dieſelben verſchlucken. Könnte ich Wien mit einem Haar meines Hauptes retten, ich würde es nicht thun, könnte ich deſſen Verderben mit meinem Leben erkaufen, ich gäbe es hin.“

„Entſetzlicher Mann!“ ſchrie Wilhelm, „Ungeheuer, wo iſt die Schrift? gib ſie heraus, Böſewicht!“ er ſprang auf Gamp los, doch dieſer ſetzte ſich gewandt mit einem kurzen, zweiſchneidigen Meſſer zur Wehre. — „Elender Bube! Feigling!“ kreiſchte der Doctor, und vertheidigte ſich mit Rieſenſtärke gegen den, ihn ſtets aufs Neue anfallenden Oberbeck. Wilhelm war bedeutend kleiner und ſchwächer im Körperbau als Gamp, jedoch flink und wuthentbrannt, ihm fehlte jede Waffe, und nur durch raſche Wendungen entkam er dem blinkenden Dolche des grauenhaften Mannes, welchen dieſer lauernd mit kalter Beſonnenheit gebrauchte. — Oberbeck ſuchte ſich der Waffe ſeines Gegners zu bemächtigen, noch einmal drang er auf ihn ein, und es gelang ihm, Gamp dieſelbe zu entreißen. — Undeutlicher wurden die Gegenſtände, immer kühler die feuchte Waſſerluft, denn ſchon war die volle Dämmerung eingetreten — da tönte ein ſchwerer Fall in dem Gebüſch, und gleich darauf war deutlich das ſchnelle Laufen eines Fliehenden hörbar, doch Niemand achtete darauf, denn öde war die Gegend und die Nacht breitete alſobald ihren dunklen Faltenmantel verbergend über eine einſam verübte That.

Eine ungewöhnliche Hitze ließ ein heftiges Gewitter beſorgen, lichte, weißliche Wolken thürmten ſich gleich rieſigen Felſen am dunklen Himmel empor. In einem der geräumigen Vorſäle der erzherzoglichen Burg zu Linz lehnte, beinahe eingeſchlummert, auf einem Lehnſtuhl ein Kämmerling, und wehrte ſich halb traumend die läſtigen

Fliegen ab. Da öffnete raſch ein hoher, athletiſch gebauter Mann in blanker Rüſtung, den Helm im Arme, die Saalthüre, klopfte dem Kämmerling auf die Achſel und ſprach: „Huber, meldet mich ſchnell dem Erzherzog.“ Der noch Schlaftrunkene ſprang auf, zog die Halsſchnur ſeines Seidenwammſes zu und entgegnete: „„Der Erzherzog befahl, Niemand vorzulaſſen.““ — „Meldet mich,“ befahl der Oberſte Graf Johann von Hardeck, der kühne Held der Schlacht bei Mohacz und Erbſchenke in Unterösterreich, „meldet mich, auf mein Wort, ich habe eilig mit dem königlichen Herrn zu ſprechen!“

„Bei St. Joſephus,“ entgegnete der Kämmerling, „gibt es ſchon wieder böſe Nachricht? Ach, Herr Graf, heute ſtürmt ein übles Ereigniß über das andere herein; vor einer Stunde kam Herr Hector von Reiſchach mit Botſchaft, daß Komorn von der Beſatzung verlaſſen wurde.“

„Ja wahrlich, eine ſorgenvolle Zeit!“ ſeufzte der Erbſchenke. „Macht, lieber Freund, daß ich ſogleich vorgelaſſen werde.“ — Der Kämmerling ging, und der Graf ſtützte ſich auf ein Gitter, welches ſchützend das bis an den Fußboden herabreichende Fenſter umgab. — Trübe ſah er hinab in die Tiefe, da gewahrte er unten einen jungen Mann in ſchlichter Bürgerstracht, der ſpähend um die Mauer ſchlich und ſich verbarg, ſobald ein Geräuſch ſich nahte. Aufmerkſam durch dieſes auffallende Betragen gemacht, zog ſich Graf Johann etwas in den Bogen des Fenſters zurück. Doch nun ſprang flink der unten Stehende hervor, riß aus ſeinem Leibrock ein Blatt, welches er dem Grafen emporhielt und alsdann ſogleich wieder ſorgſam verbarg. Eben wollte Hardeck auf ihn herabrufen, als er den Kämmerling hinter ſich bemerkte; der räthſelhafte Mann wollte augenſcheinlich von Niemand als dem Grafen geſehen werden, denn mit Blitzesſchnelle verſchwand er wieder in dem Gebüſche, ſobald ſich der Kämmerling neben dem Oberſten gezeigt hatte. — Huber öffnete die Thüre, und der Erbſchenke trat in Ferdinands Gemach. Der König ſtand nachſinnend vor einem Plane von Wien und nickte aufblickend freundlich dem raſch Eintretenden zu. „Gott und Herr,“ rief Ferdinand beſtürzt, „was habt Ihr zu melden, Hardeck? Ihr ſeht bleich aus.“

„Eure Majeſtät,“ ſprach der Graf, und ſenkte das Knie, welches Ferdinand jedoch ſchnell verhinderte, und haſtig fortfuhr: „„Wieder Uebles? So ſprecht denn in Jeſu Namen!““ — „Der Primas hat Gran freiwillig den Türken geöffnet.“ — „„Wie!““ rief der Erzherzog, und Zornesröthe überflog ſein Geſicht, „„Paul übergab Gran freiwillig? — Nun denn, ſo bleibt noch Bruck und die Neuſtadt meines armen Wiens Schutz, denn wißt Ihr ſchon, Hardeck? Wiſſegrad fiel ohne Schwertſtreich und Raab iſt ein Aſchenhügel. — O, Soliman! Soliman!““

„Ich erwarte Eurer Majeſtät Befehl,“ ſprach Graf Johann. — „„Befehle?““ wiederholte etwas raſch Ferdinand. „„Was nützen Befehle, wenn nicht knapp daran, wie die Klinge am Griff, der Vollzug ſteht?““

Das Haupt des kühnen Helden bei Mohacz hob ſich etwas ſtolz, und mit ruhigem, aber nicht in ganz ungekränkten Tone fragte er: „Hatte mein königlicher Herr jemals Urſache, mir meiner Pflichtverſäumniß wegen zu zürnen?“

„Nein, Johann, nein!“ ſprach Ferdinand, dem Grafen die Rechte darreichend, „jedoch es gibt nicht lauter Hardecke, nicht lauter Niclas Salm. — Gebt mir die Karte von Ungarn, Graf Hardeck,“ fuhr der Erzherzog etwas ruhiger fort, zeigte auf ein Pfeilertiſchchen, worauf mehrere Documente und Landkarten lagen, ſetzte ſich und ſchellte raſch. — Haſtig gab der junge König von Böhmen mehrere Befehle. Die Kämmerlinge und Edelknaben wurden aus ihrer trägen Ruhe emporgerüttelt. Man ahnte Wichtiges, denn Graf Hardeck war noch in des Herzogs Zimmer, und eiligſt war der Bürgermeiſter der Stadt berufen worden, ſo wie auch der eben zu Linz anweſende Statthalter in Unteröſterreich, Herr Georg von Buchhaim, und der aus Wien gegenwärtige Wilhelm Greißenegger, der Hauptmann der bewaffneten Bürgerſchaft, und ſchon zweimal war nach Johann von Revellis, dem würdigen Biſchof-Almoſenier und Beichtvater des Königs, geſendet worden. Zwar hatte das Hofgeſinde ſich fragend und erwägend beſprochen, wenn ſich Einer und der Andere in den langen Gängen begegnete, jedoch war höchſte Eile aufgeboten, und das ferne, ſchon immer näher kommende Rollen des Donners und jene unerklärbare Thätigkeit in den Zimmern des Erzherzogs belaſtete Alle mit drückender Bangigkeit. Schon waren die Lichter angebrannt und das Unwetter hatte den höchſten Grad erreicht, als jetzt aus dem Gemach des Königs Johann von Hardeck trat. Mehrere Eilboten waren abgeſandt worden, im Vorſaale übergab noch eigenhändig der Erbſchenke ein großes Packet einem Reiter. — Der Saal war gefüllt; dort ſtanden Hauptleute, Rathsherren, Bürger und Kaufleute mit erwartungsvollen Mienen. Mitten durch ſie ſchlich ſich ein Jude, da ſich beugend, dort kriechend, hier fliſternd, ſchlüpfte er durch das Gedränge, bald knechtiſch demüthig, bald zudringlich keck ſich Platz machend. Immer mehr und mehr füllten ſich die Vorgemächer, Graf Hardeck ſchritt die lange Reihe hindurch und ſtieg am Ende einige Stufen hinab, um einen Gang entlang zu gehen, welcher zu einem Ausgange ins Freie führte. — Die Dämmerung hatte ſchon ſo überhandgenommen, daß der Graf kaum zehn Schritte mehr vor ſich ſah; als er daher eben an einem Pfeiler vorüberging, fühlte er ſich plötzlich erfaßt und blieb ſtaunend ſtehen. Derſelbe Jüngling, welchen er vor mehreren Stunden in dem Garten von dem Fenſter aus bemerkt hatte, ſtand vor ihm und reichte ihm jenes Blatt dar, welches er ſchon von dem Garten aus ihm gezeigt hatte.

„Was ſoll ich damit?“ fragte barſch der Graf.

„Es leſen, Herr, dann handeln.“

„Wer biſt du?“ ſprach der Oberſt.

„Ein Goldſchmiedgeſelle aus Wien.“

Der Graf warf einen mißtrauiſchen Blick auf den Jungen, trat zu einer, in einiger Entfernung matt brennenden Laterne und beſah das Blatt; doch bald ſprach das freudigſte Erſtaunen aus ſeinen ſich erheiternden Zügen, und haſtig zu dem Ueberbringer ſich wendend, fragte er: „Woher, um Gott, haſt du dieſes Schreiben? du biſt kein herzoglicher Bote.“

„In einem Bündel fand ich es in der Venediger Au zu Wien,“ ſprach Wilhelm Oberbeck mit leichtem Erröthen. — Zweifelhaft ſah Hardeck dem Goldſchmiedgeſellen in das Geſicht und ſprach: „Folge mir; deine Botſchaft kann, wenn ſie echt iſt, von gutem Dienſte ſein.“ Sinnend blieb der Graf noch einen Augenblick ſtehen, dann kehrte er raſch ſich um und ſchlug denſelben Weg zurück ein, welchen er eben gekommen war, indem er manchmal hinter ſich blickte, ob Oberbeck ſeinem Winke gehorchte und ihm folge.

Es ſchüttete über Wien den Regen vom Himmel herab, ſchon war die Brücke, welche von dem rothen Thurme aus an das linke Ufer der Donau führt, geſperrt, da wand ſich eine dunkle Geſtalt, kaum dem Sturme widerſtehen könnend und nur mühſam ſich aufrecht erhaltend, durch das Geſtrippe; bald ſtrauchelnd, bald wankend gelangte das nächtlich wandernde Weſen an die Brücke, es pochte leiſe an des Mauthners Haus. Unwillig öffnete derſelbe ſein kleines Fenſterchen und hielt eine ſchmutzige Lampe in die Nacht hinaus; doch der Zugwind verlöſchte ſchnell das flackernde Lichtlein, und ein heller Blitz des fernen Wetterleuchtens beleuchtete die Geſtalt. „Biſt du’s?“ ſprach der Mauthner gähnend, zog auf und ließ den Verſpäteten durch. — Auf dem Thurme zu St. Stephan ſchlug es neun Uhr. Haſtig lief der Dunkle den untern Werd hinab und hielt an dem, uns ſchon wohlbekannten Häuschen des Meiſter Enſen ſtill; finſter war es, kein Schein fiel mehr durchs

Fenſter; der nächtliche Gaſt ſuchte nach der Thürklinke, es rüttelte ihn, wie im Fieber, das Waſſer troff von dem Rande ſeines großen Hutes, er ſchnaubte athemlos und, von Näſſe durchdrungen, huſtete er heiſer; er barg ſich fröſtelnd unter dem Vorſprunge des Daches, bis man ſein Klopfen mochte gehört haben, doch mußte er es mehrmal wiederholen; endlich kamen leiſe Tritte, die Riegel wurden zurückgeſchoben, Licht ſtrahlte heraus, und Maria öffnete die Thüre. „Herr Jeſu!“ rief das Mädchen erſchrocken, „Ihr ſeid es, Scheichmandel? Um Gott, wo kommt Ihr bei ſo ſpäter Stunde noch her?“

„Iſt Meiſter Enſen noch wach?“ war des Eintretenden erſte Frage, und als ſie Maria bejahte, eilte er in die Stube, dort warf er Hut und Ueberwurf von ſich, und jener alte Jude aus der Hofburg zu Linz ſtand in zerfetzten Kleidern, mit zerzauſtem Bart vor der in holder Schöne prangenden Maria. — „So wahr ich lebe, ein ſolches Wetter iſt mir noch nicht vorgekommen, Jungfrau. Seit vier Tagen alle Abende Gewitter und Regen. Seid doch ſo gütig und ruft mir ſchnell Euern Herrn Vater, wichtige Dinge ſind geſchehen, wichtige Dinge!“ — „„Ich höre ihn eben kommen, lieber Cöpl. — Ach Gott, wir ſind in großer Unruhe, Wilhelm iſt ſeit ſechs Tagen ſchon abweſend, und noch immer kehrt er nicht zurück. Ihr wißt, Scheichmandel, wie mein Vater ihn liebt.““

„Soll mich Gott ſtrafen, wenn dieſes nicht eben iſt die Urſache, warum ich komme in ſpäter Nacht! Laßt Euch ſagen, Jungferchen, komm' ich gerade von Linz zu Land herab, denn auf dem Waſſer iſt's unſicher, und ſah dort in der erzherzoglichen Burg den Oberbeck.“ —

„„Wie?““ ſtammelte erſtaunt Maria — und der eintretende Meiſter trat raſch hinzu. — „So wie ich Euch ſage, und noch dazu mit dem Erbſchenken, dem hochgebornen Grafen von Hardeck, und Seiner Majeſtät Almoſenier, dem Herrn Johann von Revellis, im Geſpräch.“ — „„Wilhelm, Wilhelm Oberbeck mit Seiner biſchöflichen Gnaden, ſagt Ihr?““ frug dringend der Goldſchmied. — „Wie ich es Euch ſage, ſtraf' mich Gott, wenn's nicht ſo iſt!“ — „„Unbegreiflich!““ murmelte Enſen nachſinnend.

„Hört weiter, Meiſter,“ hub geheimnißvoll Cöpl Scheichmandel an. „Ich habe zu thun gehabt mit großen Herren, denn Ihr wißt, trotz meinem zerriſſenen Rock red' ich oft mit vielen und mächtigen Leuten, und der Cöpl wird geſucht von gar Manchem, wo man ſollte glauben, er blicke den armen Hebräer kaum über die Achſel an; wenn ich Euch ſage, ich habe zu thun gehabt in der Burg zu Linz und dort gehört Wunder. Soliman, der große Türkenkaiſer, rückt auf Wien in Sturmſchritten los, die Stadtmauern und die Ufer der Donau werden morgen mit Verſchanzungen gedeckt.“ — Beſtürzung macht ſelbſt die Muthigen erbeben. Meiſter Enſen ſank auf einen Stuhl und Maria faltete die Hände. — „Wollt Ihr noch mehr?“ fuhr Scheichmandel fort, „morgen werden die hölzernen Dächer abgeriſſen und die Vorſtädte niedergebrannt, damit ſie dem Feinde keinen Schutz bieten und der Plünderung unterliegen.“ — „„Gerechter Gott!““ ſtammelte Enſen. — „Heilige Jungfrau!“ ſchluchzte Maria. — Cöpl wühlte mit beiden Händen in ſeinen grauen Haaren, indem er jammernd rief: „Weh',

weh! doch vor dem Herrn werden erſchrecken ſeine Widerſacher, und über ſie wird er donnern im Himmel; der Herr wird der Welt Ende richten und wird das Kaiſerthum geben ſeinem König und das Horn ſeines Geſalbten erhören.“

Da ſchlug Jemand heftig an das Thor. Enſen fuhr auf, Maria aber rief freudig: „Wilhelm kommt!“ und faßte ſchnell nach dem Lichte, um aufzuſchließen.

Enſen folgte ihr bis an die Thüre, doch ſchon knarrte der Riegel und Oberbeck ſtand mit durchnäßten Kleidern, aber wohlbehalten und heiter vor dem Alten. „Verzeiht, Meiſter,“ rief treuherzig der Jüngling, „verzeihet mein Verſäumniß; doch morgen will ich Euch Rechenſchaft von meinem Thun und Laſſen geben.“ — „„Warum nicht heute?““ frug Enſen, und zog die Augenbraunen etwas finſter zuſammen, „„du warſt in der Hofburg zu Linz.““

„Ihr wißt es ſchon?“ ſprach betreten Wilhelm.

„Du ſprachſt mit Seiner biſchöflichen Gnaden und dem mächtigen Erbſchenken, Grafen von Hardeck,“ fuhr Georg Enſen fort.

„Ja, mit dem kühnen Grafen Johann und unſerm gnädigen Ferdinand, den Gott ſegne!“ ſprach begeiſtert Oberbeck.

„Mit dem königlichen Herrn?“

„Mit Oeſterreichs gütigem Herrn, mit des tapfern Kaiſer Maximilian Enkel, mit Kaiſer Carls Bruder. — Morgen, morgen, Meiſter, laßt mich erzählen, heute ſchwindelt mir der Kopf; — gute Nacht, Meiſter! Laßt Scheichmandel nicht fort, keinen Hund ſollte man in ſo einem Wetter auf die Straße hinausſtoßen; — gute

Nacht, Meiſter! zürnt mir nicht; gute Nacht, liebe Maria!“ flüſterte er leiſe, „noch hat der Name Johannes Schwarz keinen guten Klang, doch ſo Gott will, ſoll es bald anders werden.“

Meiſter Enſen ging ſorgenvoll zur Ruhe, Maria nachſinnend, Göpl Scheichmandel warf ſich in jüdiſcher Geldgierde, Vor- und Nachtheil abwägend, Gewinn und Verluſt berechnend, auf einen Bund Stroh. Nur Wilhelm Oberbeck entſchlief mit leichtem Herzen.

Immer näher und näher rückte die bange Zeit der Belagerung, ſeit jenem Abend von Wilhelms Rückkunſt von Linz waren mehrere Tage in ängſtlicher Thätigkeit verfloſſen; wer konnte, flüchtete ſich, wer Werthvolles beſaß, verbarg es ſorgſam. Weiber zitterten für ihre Männer, Männer ſahen beſorgt auf Weib und Kind, dennoch aber beſeelte eine hohe Tapferkeit die Bürger von Wien. Verſchanzungen thürmten ſich an den Ufern der Donau auf, Häuſer wurden abgedacht, und thätig an den Wällen gearbeitet, das Pflaſter in der Stadt aufgebrochen, Häuſer niedergeriſſen, wo ſie der Vertheidigung hinderlich ſeyn könnten, und bei dem Kärnthnerthore eine neue Mauer gezogen.

Meiſter Enſen mußte ſein liebes Häuschen am Werd verlaſſen, die meiſten ſeiner Geſellen ſchloſſen ſich den muthigen Jünglingen zur Vertheidigung Wiens an. Der Goldſchmied hatte ſeine ganze Habe zu einer Muhme, welche bei dem Salzerthore ihr eigenes Haus beſaß, bringen laſſen. Georg Enſen ſtand auf der Schwelle ſeines ausgeräumten Hauſes, und ſah trübe den Donauſtrom hinab. Die Sonne ſtand ſo ſchön am blauen Himmel, als ob ſie eine Flur des Glückes und der Wonne beſchiene. Die Luft war mild, und doch jedes Herz bange und betrübt. Wehmuthsvoll ging Maria nochmals in den kleinen Garten, wo alle Bäume mit Früchten beſchwert hingen, wo die Aeſte unter ihrer Laſt ſich bogen; die Herbſtblumen ſtanden in lieblichem Flor, die Beetchen lagen reinlich gepflegt da. Schweigend ſtand Maria und es zogen all die freundlichen Stunden ihrer Kindheit wie Nebelbilder an ihr vorüber. Sie gedachte des Tages, wo Wilhelm das erſte Mal die Schwelle des Hauſes nach dem Tode ſeines Vaters wieder betrat, und wie mit Herzklopfen ſie damals auf derſelben Stelle geſtanden hatte. Noch hatte Wilhelm dem Meiſter nicht geſtanden, daß er ſeiner Schweſter Kind ſei, ſchwer laſtete ihr das gefliſſentliche Schweigen gegen den Vater, da ſie doch darum wußte, auf dem Herzen, und dennoch ſchauderte ſie, wenn ſie an eine Entdeckung dachte; denn ſie kannte nun ja wohl des Vaters Verabſcheuung gegen ſeines Schwagers Verbrechen, und wie gänzlich Wilhelms Mutter durch die wider den Willen der Großeltern geſchloſſene Ehe, welche über ihren Stand hinaus war, des ſtrengen Bruders Liebe verloren hatte. Die Zeit hatte den Widerwillen gemildert, und die Frau des in großem Anſehen ſtehenden Münzmeiſters beſuchte manchmal ihren Bruder, doch als jenes aufrühriſche, eigenmächtige Benehmen der, ſich dem Volke aufgeworfenen Afterregenten, die Bürger empörte, und der von Kaiſer Carl V. mit Oeſterreich betheilte Erzherzog Ferdinand im Jahre 1522 ſtrenge Rechenſchaft forderte, und die Schuldigen zu Wiener Neuſtadt beſtrafte, da rechtfertigte ſich die längſt gehegte Abneigung des Goldſchmieds, und Enſens Haß wurzelte ſich tief in die Bruſt des redlichen Mannes.

Maria neigte ſich zu einem Blumenbeete, pflückte eine friſch aufgeblühte Herbſtroſe, und ſteckte dieſelbe in eine Goldſchlinge ihres Sammtmieders. Dann ſchied ſie mit einer Thräne in den Augen aus dem ſchattigen Grün, und trat zu ihrem Vater, welcher noch vor der Hausſchwelle ſtand. Luſtig ſchallten die ſchmetternden Töne einer Trompete in die Luft, ein Zug Lanzenknechte ritt mit reichlichem Vorrath von Lebensmitteln über die Schlagbrücke zum rothen Thurme hinein. Auf der Brücke ging eben Wilhelm, und ſah, in Gedanken verloren, den Reitern nach, langſamen Schrittes bog er dann aufwärts gegen den untern Werd zu, und nahm den Weg nach Enſens Haus, als er aber den Meiſter vor der Thüre mit Maria erblickte, eilte er hinzu, und erzählte auf des Meiſters Frage, daß jene Lanzenknechte zur Einbringung von Proviant waren ausgeſchickt worden. Meiſter Georg ſeufzte tief. Wilhelm fielen die Ermahnungen des Doctors der heiligen Schrift ein, er ergriff Enſens Hand und ſprach weich: „Lieber Meiſter, es naht eine Zeit, wo Keines wiſſen kann, wenn es mit Gut und Geld und Lebensglück betheilt, ob es auch den kommenden Morgen mit frohem Herzen begrüßen wird. Es liegt ein Geſtändniß mir ſchwer auf dem Herzen, das meine Seele belaſtet, darf ich es Euch bekennen?“ Maria ſchwankte, treuherzig drückte aber Georg die Hand ſeines Geſellen, und erwiederte: „Heute Abend wollen wir uns zuſammenſetzen, als bedrohe uns kein Unglück, als wäre ein friedlicher ſorgenloſer Feierabend nach fleißiger Arbeit, wir wollen nicht daran denken, was da kommen kann, wir wollen vergeſſen, was da iſt; ja Wilhelm, heiter und gefaßt wollen wir ſein, da, mein Sohn, kannſt du alsdann deine Leiden, deine Sorgen mir vertrauen; du weißt, nie habe ich dich als Geſelle hart gehalten, unſer jetziges Schickſal macht uns alle gleich. — Kommt Kinder, laßt uns in die Stadt gehen, und von dem freundlichen Anboth der Muhme, in ihrem Hauſe Schutz zu ſuchen, Gebrauch machen.“ — „„Laßt mich hier ſprechen, Meiſter,““ bat Wilhelm, doch Enſen entgegnete: „Im öden Hauſe läßt ſich nicht traulich ſprechen. Komm, Maria, die Schatten werden länger, und es wird kühl, laſſe uns ſcheiden von der Stelle, wo ſo manche Erinnerung trauernd die Schwelle hütet.“

„Gerade in dieſem Hauſe,“ rief Wilhelm wehmüthig, „gerade in dieſer Stube hätte ich's Euch bekennen mögen, denn hier ſeid Ihr ſicherlich mild geſtimmt, weil Geſtalten aus längſt vergangener Zeit...“

„Schweige Wilhelm,“ ſprach der Goldſchmied haſtig, „ſchweige,“ wiederholte er, und fuhr ſich mit der flachen Hand über die gefurchte Stirne, „Entſetzen und Grauen, Schrecken und Unglück erlebte ich in dieſen Mauern, und doch ja, du haſt recht,“ flüſterte er ganz leiſe, „auch liebe freundliche Tage entſchwanden; nicht wahr, Maria?“ ſprach Meiſter Georg, ſich zu ſeiner Tochter wendend, und ihre weiche Hand nunmehr in ſeine beiden ſchließend. — „Nicht wahr, Maria, als noch deine fromme Mutter lebte.“ — Die liebliche Tochter warf ſich gerührt an den Hals ihres alten Vaters.

„Ihr wollt mich nicht hören, Meiſter, Ihr verſchließt mir Euer Ohr,“ hub Wilhelm Oberbeck nochmal an, „Meiſter Enſen, ich fühl' es, ich möchte mit keiner Lüge aus der Welt ſcheiden, und warum ſollte ein feindlicher Karabiner nicht meine Bruſt treffen, und mir die Kraft zu einem Geſtändniſſe rauben?“

Erſtaunt betrachtete Georg den Jüngling, trat alsdann noch einmal in die leere Stube zurück, und nahm auf einer einſam da ſtehenden Bank Platz. Maria bedeckte mit beiden Händen das Geſicht, und lehnte ſich an den Thürpfoſten, während Wilhelm ſich vor den Meiſter Georg ſtellte, und mit bebender Stimme begann:

„Jenes Schreiben von hoher Wichtigkeit, welches ich vorgab in einem Bündel in der Venediger Au gefunden zu haben, nahm ich einem Manne mit Gewalt ab.“

„Wilhelm!“ rief vorwurfsvoll Meiſter Enſen, „es war unedel.“ — „„Ihr habt recht Meiſter,““ ſprach düſter Oberbeck, „„jedoch die Schrift mußte mein werden, denn der Mann in ſeiner boshaften Verderbtheit würde ſie nur zu böſem Zwecke gebraucht haben. Die Zeit drängte, ich hatte gehört, daß die Türken ſchon in der Umgegend ſtreiften, hätte ich gezögert, wäre nun vielleicht der Weg nach Linz abgeſperrt; gab es da eine Wahl, Meiſter? Ich ging, nein, ich rannte nach Linz, nicht des Mittags drückende Hitze, nicht der Nacht ſchauriges Dunkel, nicht die Unkenntniß des Weges hielt mich zurück, wenn ich ermattete, wenn ich verzagte, ſo leuchtete mir, wie den frommen Hirten, ein Stern vor, und deſſen Flammenſchrift war: für Oeſterreichs Wohl. — Angelangt, verlangte ich mit des Königs Majeſtät zu ſprechen, man wies mich ab; als ich von einem wichtigen Schreiben anfing zu ſprechen, verlangte man es zu ſehen; als ich dieſes verweigerte, verlor man den Glauben an die Wahrheit meiner Ausſage, und drohte mir; da führte mir ein guter Geiſt den biedern Erbſchenken, den Grafen von Hardeck zu, ich vertraute ihm mein Schreiben an, und als er es in den Händen hielt, ſchlug mir das Herz erſt freier.“

„Fragte man dich nicht, wie du zu des Herzogs Sendung kamſt?“ nahm Meiſter Enſen mit finſterem Ernſte das Wort.

„Ich beſtand darauf, das Pergament in einem Bündel gefunden zu haben,“ ſprach ganz leiſe Wilhelm.

„Und was ward aus dem Manne, welchen du beraubteſt?“ fuhr ſtrenge der Goldſchmied fort.

„Ich ſandte zwei Fiſcher nach ihm, doch als ich den Tag nach meiner Rückkehr mich bei denſelben erkundigte, ſagten ſie mir, daß ſie wohl den genau durch mich bezeichneten Platz, doch nicht den Mann gefunden hätten, wahrſcheinlich war daher ſeine Verwundung minder groß, als ich bei der raſchen Flucht meinte.“

„Der Zweck war edel, die Mittel ſchlecht. Warum geſtandeſt du nicht deine That?“ ſprach etwas beruhigt, aber noch immer ernſt und ſtrenge der alte Goldſchmied.

„Weil, o Meiſter! Meiſter!“ rief bewegt der Jüngling, „weil jener Wanderer, o Gott! o Gott! Doctor Victor Gamp war.“

Meiſter Enſen fuhr hoch auf. „Schweige, ſchweige!“ ſchrie er vor Zorn zitternd, „ich will nichts hören, ich will nichts wiſſen aus dieſer Zeit, nahe mir nicht, laß mich in Ruhe aus dieſen Mauern ſcheiden — ich ahne, ich ahne! Fort, fort von mir!“

Maria flog ängſtlich zu dem wankenden Vater, Oberbeck lag vor ihm auf den Knien. — „Meiſter, ſtoßt mich nicht von Euch,“ jammerte er zu deſſen Füßen, „ich kann mit keiner Lüge belaſtet die Wache auf der Stadtmauer beziehen. Meiſter, ich bin Eurer Schweſter Kind, ich bin Johannes Schwarz.“

„Des verfluchten Münzverfälſchers Sohn, des Verräthers, des Rebellen Sohn!“ rief Enſen in höchſter Wuth, „hinaus mit dir Schandbube, hinaus mit dir, der ſich in mein Haus geſchlichen wie eine Natter, hinaus, bevor ichs laut ausrufe, fangt ihn, bindet ihn, Bürger, damit er kein Aufwiegler werde wie ſein Vater, damit er den Landesfürſten nicht betriege wie ſein Vater, damit er kein Schurke werde wie ſein Vater.“

Maria ſtieß einen Schrei aus. — „Oheim!“ rief Wilhelm von dem Boden aufſpringend, „Oheim! nur Ihr, nur Ihr dürft mich ſo erniedrigen! — Mutter, Mutter im Himmel, du heilige Dulderin! hier aus derſelben Stube, wo du als Kind in frommer Unſchuld ſpielteſt, wo du als Jungfrau aufgeblüht in holder Tugend, blicke nieder, hier aus derſelben Stube wird dein Kind geſtoßen, weil du in Treue an den Vater in Noth und Tod hielteſt, weil des Vaters Schuld auf des unglücklichen Sohnes Haupt fiel. Ich hab’s geſchworen, Oheim, gut will ich es machen, was der alte graue Vater hat verbrochen, gut will ich es machen mit meines Herzens Blut, mit meiner Arme Kraft austilgen will der Sohn des Vaters Schuld, mit meiner Seele Heil abkaufen, was der Vater Böſes that; jedes Haar meines Hauptes, jede Sehne meiner Hände gehört dem Vaterlande, ich will ſie zwingen, jene einſt betrogenen Bürger, den Namen Schwarz in Ehren hoch zu halten. Gott ſchütz Euch, Oheim, und laßt Euch nicht im mitternächtlichen Traume meiner Mutter weinende Geſtalt erſcheinen. Mag unſers Heilands fromme Mutter für Euch und mich bei ihres Sohnes Thron für uns flehen. Lebe wohl, Maria, denke mein, du liebe Muhme, denke mein!“ Eine Thräne flimmerte in Wilhelms Augen, er haſchte nach der Herbſtblume an Mariens Sammtmieder und ſtürmte aus dem Hauſe.

Bleich ſaß Meiſter Enſen auf der Bank und ſtarrte vor ſich hin, Maria blickte auf die Stelle, wo ſonſt das dunkle Muttergottesbild mit ſeinem troſtreichen milden Antlitz hing, es war als von Sohn auf Sohn vererbter Hausſchatz mit andern Gegenſtänden nach der Stadt gebracht worden. — Da fiel der Zeiten ſorgenvoller Lauf, des Schickſals ſchwere Prüfung ihr in herber Wehmuth auf das Herz, und lautſchluchzend warf ſie ſich dem Vater an den Hals. — Meiſter Enſen war tief ergriffen, er preßte das Mädchen an ſich, und ließ es lange ſich ausweinen, dann hob er ihren Kopf von ſeiner Bruſt, und ſah ihr in die bethränten Augen. — „Wollt Ihr hier übernachten?“ frug die widerliche Stimme des Göpl Scheichmandel, und der Hebräer ſteckte den Kopf zum Fenſterchen herein, „wenn Ihr nicht bald aufbrecht, ſo wird der rothe Thurm geſchloſſen, bei dem Salz= und Werdthore könnt Ihr nicht mehr hinein, kein Menſch fährt Euch über, und Barrikaden hemmen den Eingang.“

„Komm mein armes Kind,“ ſprach Enſen aufſtehend, blickte ſeufzend an den Mauern umher, und verließ das Haus, worin er Leid und Freud ſeit fünfzig Jahren durchlebt hatte.

In ſechs Hauptquartiere eingetheilt, lagen die Truppen in der innern Stadt vertheilt, Pfalzgraf Philipp war Commandant, er nahm die Stelle des in Krems zurückgehaltenen klugen Herzogs von Baiern ein, und beſaß das volle Vertrauen der Stadt, denn er hatte ſich mit höchſter Gefahr zu Wiens Schutz durch die Feinde gedrängt; der Pfalzgraf beſetzte mit hundert Küraſſieren und 14 Fähnlein Reichstruppen den rothen Thurm bis an das Kärnthnerthor, Eck von Reiſchach mit 3000 Mann Fußvolk war zur Vertheidigung des Kärnthnerthors bis zu dem Auguſtinerkloſter beſtellt. Abel von Flobeneck, der Anführer der ſteyeriſchen Truppen, beſetzte das Auguſtinerkloſter bis an die Burg, die Burg aber ſelbſt beſchützte Bernhard von Vels mit 3000 Mann der in den Waffen geübteſten; ihm nebenan, durch den Garten bis an das Schottenthor, hielt Max Leyſer ſtrenge Mannszucht unter ſeinen Leuten. Auf den Hauptplätzen der Stadt waren 500 Mann öſterreichiſche Cavallerie, unter dem Commando des Wolfgang von Rogendorf, zur ſchnellen Hilfe beordert, wenn auf ein oder der andern Seite Beiſtand Noth thäte.

Rege Thätigkeit zeigte ſich allenthalben ſchon am Morgen des 22. Septembers 1529. Hauptleute ordneten ihre Fähnlein, Lanzenknechte ſtanden wie Steinbilder regungslos auf den Wällen, Schützen lauerten auf den Augenblick, wo der erſte Türkenbund ſich zeigen würde. Die Rottenmeiſter mahnten ihre Schaaren zu Treue und Muth. Die Falkoniere ſtanden erwartungsvoll hinter ihren Geſchützen, und die Bergleute von Schwatz arbeiteten rüſtig an den Gräben in der Nähe der Burg. Am Tage vorher hatten ſich die Türken in der Ferne gezeigt, und ein kleiner Ausfall, unter Sigmund von Weichſelburg unternommen, war glücklich ausgefallen, denn mehrere Türken wurden getödtet.

Der 23. ſchien endlich aber ein ernſtlicheres Unternehmen von den Türken herbeizuführen, denn nicht rottenweiſe, wie am verfloſſenen Tage, ſondern in großen Haufen zogen ſie von St. Marx aus gegen die Stadt. — Am früheſten Morgen hatte die Hinrichtung mehrerer Soldaten, welche ſich bei der am Tage zuvor frei gegebenen Plünderung und Niederbrennung mehrerer Gebäude in den Vorſtädten zu ſehr übernommen hatten, einigen Schrecken in der Stadt verbreitet; im Grunde herrſchte aber doch der muthigſte Geiſt unter der Beſatzung. Groſze Lebhaſtigkeit war auf allen Straßen zu bemerken. Da ſtand ein junger Burſche in einer Blechhaube und ſchwerfälligem Panzerhemd, und drückte ſcheidend der Geliebten die Hand, während ein anderer das Schloß ſeiner Muskette feſter ſchraubte. Dort lief ein Weib in haſtiger Eile und trug einen Bündel mit ihren Habſeligkeiten in ſichere Verwahrung, während ein Krämer an der Ecke ſein Gewölb mit Eiſenſtangen ſorgſam verrammelte. In der Ferne tummelte ein ehemaliger Ladenburſche, nun Rogendorf'ſcher Reiter, ſeinen widerſpenſtigen Schecken, und konnte ihn nicht zum Stehen bringen, während ein Rathsherr, mit goldenem Dankkettlein am Hals, in ſorgenvoller Miene die Gaſſe durchſchritt. Auf dem Burgplatz, gegenüber der Stiege, von welcher herab der Kriegsrath aus den Gemächern des Pfalzgrafen am Rhein kommen ſollte, ſtand Wilhelm Oberbeck mit verſchränkten Armen, bleich und verſtört an der Mauer. In erwartungsvoller Stille harrten mehrere Bürger den Beſchluß der Rathsverſammlung ab, und ſahen ſchweigend den Zurüſtungen der Leute unter Leonhard von Vels zu. Plötzlich entſtand ein Getümmel und ein Rennen auf dem Walle, und alſobald verbreitete ſich die Nachricht auf dem Burgplatz, daß die Türken in großen Schaaren heranrückten. Dem zufolge wurde es bald auf der großen Treppe lebhaft, Herren eilten aus der Rathsverſammlung herab, andere liefen hinauf, bis endlich ein ganzer Trupp die Stufen herabkam, in deſſen Mitte Pfalzgraf Philipp in jugendlicher Schöne und ſtolzer männlicher Haltung vor allen erglänzte. Die Hauptleute liefen zu ihren Schaaren, einzelne Trompetenſtöße beriefen die Soldaten zu ihren Fahnen, Reiter ſaßen auf, Lanzenknechte ſchnallten ſich ihre Sturmhaube feſt, und die Bürger zerſtreuten ſich, jeder nun auf ſich ſelbſt bedacht. Noch ſtand Wolfgang Treu, der würdige Bürgermeiſter, und Paul Bernfuß der Stadtſchreiber, mit dem Grafen Hardeck in eifriger Unterredung auf der letzten Stufe, da trat beſcheiden Oberbeck zu dem Grafen und neigte ſich ehrerbietig vor ihm.

„Was gibt's?“ fuhr, über die Unterbrechung ärgerlich, etwas barſch Graf Johann den Jüngling an, doch ſchnell ſich des Goldſchmiedgeſellen erinnernd, fuhr er fort: „Was willſt du, junger Freund?“ Da nahte ſich Wilhelm und bat in die Zahl der Reiter unter ſeinem Commando aufgenommen zu werden. — „Das geht nicht,“ ſprach Hardeck gütig, „dazu biſt du noch zu wenig in den Waffen geübt. Meine Leute ſind beauftragt in einer halben Stunde einen Ausfall zu machen. Du biſt ein braver Burſche, und ich werde dich dem Buchhaim anempfehlen.“ — „„Laßt mich den Ausfall mit wagen, Herr Graf,““ ſprach lebhaft Oberbeck, „„ich bleibe gewiß nicht der letzte zurück.““ — „Du haſt ja keine Reiterkleidung, nicht einmal ein Schwert und Sporn.“ — „„Laßt mich mit, Graf, gebt mir Eure Erlaubniß mitzugehen, und in der anberaumten Zeit bin ich bei Eurem Zug.““

Graf Hardeck lächelte und blickte den Pfalzgrafen an, welcher, durch Oberbecks dringende Rede aufmerkſam gemacht, den Jüngling theilnehmend betrachtete. „Es iſt derſelbe Goldſchmiedgeſelle, welcher faſt wunderbar das Schreiben des Herzogs von Baiern nach Linz überbrachte, welches dem durch die ſchon längſt verdächtigen drei Bauern aus Ybs erſchlagenen Boten war abgenommen worden.“ — „„So laßt ihn mit,““ ſprach freundlich Pfalzgraf Philipp, und dann ſich zu einem neben ihm ſtehenden Mann wendend, ſprach er: „„Laß ihm ein Pferd geben, Sylveſter von Schaumburg.““ — Wilhelm ſtürzte vor dem jungen Pfalzgrafen nieder, und ihm die Hand küſſend, rief er: „Wenn ich nicht dankbar bin und nicht muthig mich bezeige, ſo laßt mich morgen gleich den räuberiſchen Kriegsleuten hinrichten.“ Darauf befahl ihm Philipp, wenn er glücklich von ſeinem erſten Zuge zurückkomme, ſich bei ihm melden zu laſſen. — Wie der Blitz lief Oberbeck von dannen und rannte über den Herzogenhof (am Hof), an der weißen Brüder Kirche (Benennung der Carmeliter) vorüber auf den Judenplatz, athemlos hielt er dort an einer verſchloſſenen Bude und rief: „Scheichmandel! Scheichmandel! mach auf, mach auf!“ Drinnen regte ſich nichts. „Um Gott, mach auf, gib mir eine Sturmhaube und ein Paar Sporen, ich zahle es dir mit ſchwerem Silber.“ Da öffnete ſich ein kleines Loch in der Thüre und Cöpl ſah furchtſam heraus. „Daß Ihr mir raubt mein Hab und Gut, bewahre mich der Herr!“ kreiſchte der Hebräer; „ich habe wohl gehört, wie's erging den armen Juden in der Nicola-Vorſtadt, ſo wollen bewahren ihr mühſam Erworbenes. Hilf mir Gott, wenn ich Euch aufmache.“ — „„So höre doch,““ rief Oberbeck, „„ſo höre doch, ich bin es ja, Cöpl, Wilhelm der Goldſchmiedgeſelle.““ — „Wie,“ rief von innen Scheichmandel, „Ihr ſeid es, Oberbeck? ach warum habt Ihr es nicht gleich geſagt, ich glaubte Euch weit draußen aus der Stadt.“ — „„Warum?““ frug Wilhelm haſtig, und riß die Thüre der Bude auf, welche Cöpl von innen aufgeſchloſſen hatte. Wilhelm trat ein, Scheichmandel warf ſchnell den Deckel einer Eiſentruhe zu und legte ein altes Pelzwerk darüber. Oberbeck ſtand in einem dunklen Gewölbe von bedeutender Tiefe, von beiden Seiten bis in den Hintergrund mit einer unzähligen Menge von Kleidungsſtücken behangen, in der Mitte lief quer eine Stange, an welcher der Reihe nach, mit den Riemen befeſtigt, eine Anzahl von Helmen, Pickelhauben und Sturmhauben mit und ohne farbigen Kamm aufgehangen waren, Barette mit ſchmutzigen Federn, große Haudegen mit ungeheuern Kuppeln, alte Sättel, verblichene Schabraken, verbrämte Mäntel, lederne Stulphandſchuhe, alles in Abtheilungen umherliegend und hängend.

Oberbeck warf einen prüfenden Blick umher und fragte: „Warum glaubteſt du mich außer Wien, Cöpl?“ — „„Ei,““ ſprach Jener, und bückte ſich um einen alten Schrauben, welcher ihm entfallen war, „weil Maria Enſen…“

„Was,“ fragte haſtig Wilhelm, und ſeine Wangen färbten ſich, „was iſt's mit Maria Enſen?“

Scheichmandel ſah liſtig den jungen Mann an, und fuhr fort: „Soll Gott leben, möchte man faſt weinen!“ — „„Was,““ wiederholte Oberbeck nochmals mit Ungeduld. — „Hm!“ ergänzte gedehnt und mißtrauiſch der Jude, indem er ſich nachdenklich den Bart ſtrich, „daß Ihr es wirklich nicht wiſſet, daß die Jungfrau ſeit zwei Tagen in dem Hauſe der Baſe, wo Enſen wohnt, fehlt.“ — „„Jeſus Maria!““ rief Oberbeck entſetzt und erbleichte. „Weßhalb laufen die Leute ſo zuſammen?“ fragte beſorgt Cöpl und blickte vor die Thüre. Mehrere rannten vorüber, und unter verwirrtem Geſchrei klangen die Worte: „Ein Ausfall — 500 Reiter — der Commandant Graf Hardeck.“

„Eine Blechhaube,“ ſchrie Wilhelm, „eine Blechhaube!“ Er riß eine blanke herab, und gürtete ſich ein tüchtiges Schwert um, während Scheichmandel mit zitternder Haſt ihm die Sporen anſchnallte. „Wo ging Maria hin? wo iſt Meiſter Enſen? ſeit wann vermißt man ſie?“ das waren Oberbecks Fragen, von welchen eine auf die andere ſo ſchnell folgte, daß Cöpl ſie nicht beantworten konnte. „Ich weiß von allem nichts, ich weiß von allem nichts,“ betheuerte der Jude, „nur daß Meiſter Enſen noch bei der Baſe am Salzthor wohnt.“ — „„Nimm dein Geld, Jude, ich muß fort, ich beſchwöre dich aber, gehe und frage, ob Maria noch nicht zurück, ſage Enſen, daß ich ſie ſuchen will, daß ich ſie retten will, daß — hilf Gott! — hörſt du die Trompete?““ — „Der Herr beſchütze Euch,“ ſprach Cöpl den Jüngling beſorgt anblickend. „„O Gott! ich muß fort, und welche Gefahr droht Maria vielleicht! Scheichmandel, ich bitte dich,““ flehte Wilhelm außer ſich, „„ſieh, daß du von ihr hörſt, rette, rette dem Vater ſein Kind, rette Maria.““ Einen Augenblick blieb Cöpl Scheichmandel ſtumm, in ſeiner Bruſt wogte ein Sturm, das Gemeine ſeiner gekrümmten Geſtalt ſchwand, ſeine Züge bekamen einen edlen Ausdruck, er hob die Rechte empor, ſeine ſchwarze faltige Kleidung, ſein weißer Bart, gaben ihm das Anſehen eines alten Wahrſagers. „Ich will es verſuchen,“ ſprach er endlich langſam, noch immer in derſelben Stellung. „„Gott mit dir, Jude!““ rief Wilhelm, und eilte mit Sturmesſchritten fort.

Am Rothenthurm ſtanden 500 vom Scheitel bis zur Zehe in Eiſen gehüllte Reiter aufgeſtellt. Der Pfalzgraf ritt vor den muthigen Küraſſieren mit dem Grafen Hardeck auf und ab. Der Cornet Chriſtoph von Zedlitz ſaß mit der Fahne im Arme heiter auf ſeinem ſchlanken, feurigen Rappen, und beſänftigte ſein ſich bäumendes Roß durch freundliches Streicheln. — „Potz Wetter!“ rief Graf Hardeck, als er Wilhelm mit der Blechhaube ſah, „nu warte, du ſollſt dein Füchslein haben.“ Er pfiff einem Troßbuben und dieſer brachte ein Pferd, wenn auch mager und nicht von ſtattlichem Ausſehen, doch jung und feurig. Die Freude leuchtete Wilhelm aus den Augen. Flink ſchwang er ſich auf und ſchwenkte geſchickt ſein Roß hinüber an die letzte Reihe an. Der Cornet ritt zu dem neuen Reiter hinzu, und ſprach freundlich: „Nu, Camerad, biſt erſt ein neu angeworbener Soldat, verlaß die Fahne nicht, ſie führt zum Sieg; wo dieſe Farben wehen, gilt es Ferdinand und Oeſterreichs Ruhm.“

Da hob Oberbeck zwei Finger ſeiner rechten Hand, und ſprach in einer Art Begeiſterung: „So wie meine Seele Gott des Allmächtigen Antheil iſt, ſo möge hinfüro mein Leib und Leben dem Fürſten und Vaterlande angehören.“ Das Zeichen zum Aufbruch wurde gegeben, gutmüthig nickte Chriſtoph Zedlitz dem neuen Reiter zu, und flog mit der Fahne an die Spitze des Zuges. Doch Oberbeck legte die Hand auf's Herz und bethete leiſe: „Wenn es dein Wille iſt, allmächtiger Gott! ſo falle ich der erſte durch Feindes Hand, doch willſt du, Allvater, daß ich am heutigen Tage nicht der letzte ſei hier in dieſem Häuflein, ſo ſchütze mich, o Gott! Nicht der Eitelkeit willen flehe ich um deinen Schirm, denn wie könnte der ſchlechteſte Reiter unter ergrauten Kriegern Ruhm erwerben, ſondern wie du weißt, um einen Theil meiner

Schuld abzutragen, welche durch meines Vaters Verbrechen auf meinem Haupte ruht.“ Leiſe, geräuſchlos zog die Schaar gegen das Salzthor, alle übrigen waren verrammelt und vermauert, nur dieſes blieb zu Ausfällen offen; weit voran flatterten Oeſterreichs Landesfarben, und Wilhelms Blicke hingen unabwendbar daran, während ſein Herz an Maria dachte.

Holla! wie die ſchweren Reiter aus dem Thore ſtürmen, wie die Fanfaren plötzlich ſchmetternd durch die Morgenluft tönen, und wie ſie fliegen die Geharniſchten, als ob Roß und Reiter nur ein Weſen wäre. — Drauf los! Dort ſchauen die Türken verwundert hinter den Brandſtätten hervor — heiſa! ein Kopf ſammt Turban fliegt in alle Weite, der Hieb war gut; die Türken werfen ſich auf die Pferde, Oeſterreichs Banner fliegt, zwei Roßſchweiſe flattern in der Luft, und ein bunter Knaul tummelt ſich rüſtig dort in einer Staubwolke, — die Hardeck’ſchen Reiter ſprengen darauf los und hauen ein, der Knaul zerſtiebt, ſie fliehen — nein, die Muſelmänner ſammeln ſich wieder. Im geſtreckten Lauf kommen die Spahi auf ihren kleinen Pferden einher. — Heiliger Schutzpatron! die Oeſterreicher weichen? wo iſt das Banner? dort in Rauch und Staub. — Die Türken jagen mit geſchwungenem Saraß auf Einzelne los, die Roßſchweiſe ſind bald da bald dort, die Reiter weichen, es wird lichter in den Reihen. Ein großer Mann in blanker Rüſtung mit roth und weißem Helmbuſch ſprengt auf und nieder. Iſt es nicht der Erbſchenke? — Dort wirft er einen Türken vom Pferde, daß er im Staube ſich wälzt, hier ruft er mit donnernder Stimme den Weichenden

Halt zu, ſie rotten ſich wieder hinter ihm zuſammen. Wo iſt die Fahne? — mitten drin unter den Türken — doch nicht in ihren Händen? — nein. Der Jüngling kämpft wie ein Löwe. Warum wehet ſie plötzlich ſo hoch? der Wind verfängt ſich darein — hoch! hoch! Nun ſieht man deutlich den weißen Querbalken im rothen Felde. Das Roß des Cornets bäumt ſich, Zedlitz ſtürzt, die Fahne ſinkt — nein, er hat einem Reiter das Banner zugeworfen, der biedere Jüngling, luſtig flaggen die Farben — der Reiter trägt keinen Harniſch wie die andern, nur einen einfachen Lederkoller — die Türken ſetzen ihm hart zu, Gottes Schutz iſt ſein Panzer, ſchnell wie des Blitzes Strahl wettert es Streiche — der Reiter macht die Fahne frei, raſch wie auf Sturmesflügeln fliegt er auf ſeinem Rößlein zum Thore — drin iſt er, die Fahne iſt gerettet, Oberbeck pflanzt ſie ſtolz auf den Wall.

„Brav Junge!“ rief Graf Hardeck, welcher ſich erſchöpft vom Pferde ſchwang, dem Goldſchmiedgeſellen zu, „hätten nur alle meine Leute ſo viel Muth gezeigt als du. — Armer Zedlitz! die verdammten geſchornen Köpfe!“ murrte er finſter in ſich hinein.

Wilhelm lehnte noch an der Fahnenſtange und blickte träumeriſch in den Graben hinab, als ihn Jemand ſachte an der Schulter faßte; er blickte zurück, und ein hagerer Mann in ſeltſamer dunkler Kleidung ſtand hinter ihm. „Doctor Gamp,“ entfuhr Wilhelms Lippen, doch der Genannte legte ihm mit verzerrtem Lächeln die knöchernen Finger auf den Mund, und flüſterte: „Schweige lieb' Söhnlein, ſonſt grüße ich dich laut und öffentlich als Johannes Schwarz, und dann möchte man deine That des blinden Glücks nicht mehr ſo hoch in unverdientes Lob erheben, ſondern wohl deinem Milchgeſicht für die Ewigkeit das Bartſcheeren erſparen. — Erzürne dich nicht, mein Hänschen," fuhr Gamp höhniſch fort, als Wilhelms Zorn aufloderte, „wenn du mich auch verräthſt, ſo nützt es dich nichts, denn ich wurde nur auf drei Jahre des Landes verwieſen und freiwillig gab ich noch drei Jahre zu, ich bin frei; doch dir, mein Herrlein, könnte die Nennung deines wahren Namens keine ſüßen Früchte tragen." — „„Meine Aufopferung ſoll...*" ſprach empört Oberbeck, doch Gamp fiel ihm in die Rede: „Wenn du zwanzig Leben hätteſt, und dich gleich jenem Römerjüngling mit Roß und Panzer in den Schlund zur Sühnung ſtürzen würdeſt, ſo rufeſt du doch nicht die blutigen Leichen ins Leben zurück, trockneſt doch nicht die Millionen vergoſſener Zähren, an welchen dein Vater, Kopin, Siebenbürger, der Eyzing, Puchaim und Rimer Schuld."

„Und Ihr, Doctor, und Ihr!" rief aufs Aeußerſte gebracht Oberbeck; „geht von dannen, oder ein Ruf von mir, und die Bürger führen Euch aufs Rathhaus."

Gamp lachte laut auf. „Ei, du glorreicher Held, ja freilich, du biſt nun hochanſehnlich und mächtig. — Eitler Thor," murmelte der finſtere Mann mit Ingrimm, „verhüte, daß ſie den Wolf nicht im Schaffelle ertappen! Glück zu, glaube aber ja nicht, daß ich es dir vergeſſe, daß du in der Au mir das Schreiben des Pfalzgrafen geraubt. Merke es dir, Junge, verräthſt du mich, verräthſt du dich."

Ein wildes Geſchrei erhob ſich in dieſem Augenblick in der Nähe der Sprechenden über ein ſchreckliches

Schauſpiel. Die Türken hatten aus Rache, weil nur drei von der Beſatzung bei dem Ausfalle geblieben waren, von vierzehn Kranken aus dem Spitale zu St. Marx die Köpfe abgehauen, und die Gefangenen mußten dieſelben dem eben von Bruck an der Leitha heranrückenden Sultan auf Lanzen entgegentragen. Schaudernd blickte Wilhelm hin, und als er ſich wieder umwandte, war Gamp unter der gaffenden Menge verſchwunden.

Der Commandant von Wien, der junge kaum ſechs und zwanzigjährige Pfalzgraf Philipp, ſaß in der Hofburg zu Wien zurückgelehnt in einem goldverſchnörkelten Armſtuhl, deſſen hohe Lehne das Wappen Oeſterreichs zierte, ſeine Augen hingen gedankenvoll an der Zimmerdecke, er hatte ein Bein über das andere geſchlagen und der zu ſeinen Füßen liegende Jagdhund leckte die zarte weiße Hand ſeines Herrn, welche dieſer zerſtreut ihm überließ.

Die Thüre gegenüber öffnete ſich, und Wolfgang Treu, der Bürgermeiſter, trat ein.

„Endlich,“ rief Philipp, und ſprang in jugendlicher Ungeduld auf, — „endlich kommt Ihr, was gibt es alſo?“

„Noch immer nichts Beſtimmtes, Herr Pfalzgraf,“ ſprach Treu ehrerbietig, „doch ſoll er ſich innerhalb unſerer Mauern annoch befinden; neulich war er es beſtimmt, welcher bei dem unglücklichen Feuer, das ſo viele Häuſer in Aſche legte, Verwirrung zu verbreiten ſuchte, und geſtern ſpät am Abend will man ihn in einer Schenke bemerkt haben.“

„Ich bitte Euch, Herr Wolfgang, ſucht dieſes Gamp habhaft zu werden; Verrätherei innerhalb unſerer Mauern, wäre das Betrübteſte, ſo uns treffen könnte.“

„Faſt ſcheint es unglaublich,“ nahm Treu zögernd das Wort, „jedoch muß er in geheimen Verbindungen mit dem Feinde ſtehen.“ — „„Sollte er einen verborgenen Ausweg haben?““ fragte der Pfalzgraf, und blieb im Auf- und Abſchreiten vor dem Bürgermeiſter ſtehen. „Das iſt kaum möglich,“ antwortete Treu mit Sicherheit, „denn alle Thore und Ausgänge ſind mit verläßlichen Poſten beſetzt.“

„Das wohl,“ ſprach nachdenklich der Commandant. „Aber es müßte ein uns unbekannter Ausgang ſein.“ — „„Das verhüte Gott,““ entgegnete Treu.

„Man muß ſich dieſes verdächtigen Mannes bemächtigen, vielleicht erzwingt man ein Geſtändniß. Ertheilt demzufolge Euern Befehl, lieber Treu.“

„Ich werde meine Pflicht erfüllen, Euer pfalzgräflichen Gnaden, und ſelbſt ein wachſames Auge haben,“ ſprach, ſich verneigend, der Bürgermeiſter.

„Iſt Bernfuß im Vorgemach?“ fragte Philipp.

„Ja, Euer Gnaden,“ erwiederte Treu, und öffnete auf den Wink des Pfalzgrafen dem Stadtſchreiber die Thüre. „Setzt Euch ſogleich, und ſchreibt,“ ſprach der Stellvertreter des Herzogs von Baiern zu dem Eingetretenen, und ſchob ihm ſeinen eigenen Stuhl an den Schreibtiſch. Bernfuß ſetzte ſich, und Philipp dictirte mehreres, worunter eine Aufforderung an die Bürger war, ſich in vier Haufen zu theilen, wovon ſich zwei zum Schutz der Stadt in das Schottenviertel, die übrigen in Betreff einer beſondern Achtſamkeit wegen dem Feuer in der Gegend des Elends vertheilen ſollten. „Habt Ihr Alles in Ordnung, lieber Bernfuß?“ ſprach der Befehlshaber zu dem Stadtſchreiber, nahm die Schriften, welche dieſer ihm überreichte, und übergab, nach Durchſicht, mehrere davon dem wackeren Treu. — Da öffnete ein Kämmerling die Thüre, und Graf Hardeck trat raſch ein.

„Ich wünſche Euch Glück zu dem Ausfalle!“ lautete Philipps Anrede an den Grafen, doch dieſer entgegnete unmuthig: „„Wünſcht mir lieber Glück, daß ich vor Aerger nicht des Todes bin; die Kerls waren nicht zu halten; weniger Voreiligkeit, und der Vortheil iſt auf unſerer Seite.““

„Der Cornet iſt gefangen, hörte ich,“ fuhr Philipp fort.

„Ja leider,“ murmelte Hardeck, und ſetzte ſeinen Helm nieder, „der arme Zedlitz! er war nicht zu retten.“

„Aber die Fahne doch? man meldete mir, ein Reiter habe ſie zurückgebracht.“

„Der heiligen Jungfrau ſei es Dank, ja,“ erwiederte der Graf.

„Und Euer ſchmucker Reiter?“ fuhr Philipp lächelnd fort, um den mürriſch ausſehenden Hardeck aufzuheitern, „was macht er, wurde er eines Beſſern belehrt, daß ein Küraß eine Nothwendigkeit ſei.“ — „„Schelfet ſeiner nicht, Herr Pfalzgraf, er iſt der Retter des Banners““ Da leuchtete Freude aus des jungen Philipps Augen, und er rief aus: „Ei, ſo brav iſt der

Junge? Nun denn, ſo wollen wir ihm für einen Harniſch ſorgen.“

Die Rathsherrn Mangoldt, Schranz und Eyſeler traten ein, in Kurzem darauf Freiherr von Roggendorf und Graf Niklas von Salm, die beiden grauen Helden, ihnen folgte der aus Linz zurückgekehrte Johann von Revelles, und dieſem ein langer Zug aus den tapferſten Häuſern jener Zeit, Männer voll Heldenmuth, Bürgertugend und deutſcher Treue; eine große Rathsverſammlung wurde abermals gehalten.

Im Vorgemache ging unruhig Wilhelm Oberbeck ſchon ſeit zwei Stunden auf und nieder. Nachdem Gamp ihn ſo plötzlich verlaſſen hatte, und er ſich von ſeinem Poſten entfernen durfte, war er zu Scheichmandel gegangen, um Erkundigungen einzuziehen. Doch die Bude desſelben war feſt verſchloſſen, und kein Rufen nützte; es ſchien, daß der Jude wirklich abweſend ſei. Wilhelm ſchlich um das Haus, wo Herr Enſen wohnte, doch konnte er nichts erſpähen. Endlich ſiegte ſeine Gutmüthigkeit über ſeinen, ſich empörenden Stolz, und um Marien willen wollte er ſich entſchließen, ſelbſt zu dem Oheim zu gehen; doch an der Thüre kam die alte Baſe des Meiſters mit verweinten Augen entgegen, und erzählte ihm, daß Herr Enſen auf den Tod darniederliege. Sie verwehrte ihm ſtrenge den Eintritt, und was auch für Fragen Oberbeck an die alte, ehr- und tugendſame Jungfrau wegen ſeiner lieben Muhme ſtellte, ſo beantwortete ſie dieſelben nur kurz und ungenügend. Tief betrübt, und nun auch um Meiſter Georg beſorgt, gegen welchen bei der Gefahr, in welcher er ſchwebte, jeder Groll Wilhelms ſchwand, hatte er das

Haus am Salzthore verlaſſen, und ſich, dem Befehl des Pfalzgrafen gemäß, in die Burg begeben. Ungeduldig ging Wilhelm der Kreuz und Quere den Saal entlang; die Rettung der Fahne hatte ihm den Neid der Hardeckiſchen Reiter zugezogen, und da er ohnehin nur eine Zugabe, und kein ordentlich angeworbener Soldat war, ſo ſcheute ſich keiner, ſeinen Unwillen an ihm auszulaſſen, obſchon ſie geflohen waren, während er des Tages Preis errang. Ihm war der bittere Spott der Reiter nicht entgangen, und dazu kam gerade noch die Sorge für Maria; die theure Muhme ſchwebte ihm in allen Gefahren vor, welche ihr nur immer drohen konnten, und mit Entſetzen erfüllte ihn der Gedanke, ob ſie nicht vielleicht bei dem Feuer in der Vorſtadt verunglückt ſei. Auch Gamp's muthmaßlich böſes Vorhaben beängſtigte ihn ſehr. Schon war es beinahe dunkel, als endlich der Rath ſich trennte; in wenigen Minuten darauf blickte der Erbſchenke aus der Thüre von des Pfalzgrafen Gemach, und berief Oberbeck zu dem Commandanten.

„Oberbeck,“ ſprach Philipp, welcher mit einem Packet in der Mitte des Zimmers ſtand, während neben ihm an dem Tiſche Graf Hardeck Schriften ordnete, und im Hintergrunde am Fenſter, wie in Gedanken verſunken, Johann von Revelles ſich befand, „Oberbeck, du haſt dich heute wacker gehalten. Nimm dieſe Schreiben, ſie enthalten Dinge von Wichtigkeit für den König, und bringe dieſelben nach Linz. Empfange dieſe ehrenvolle Sendung als Lohn für den heutigen Dienſt; doch iſt ſie auch mit Gefahr verbunden, denn der Weg geht durch die Feinde. Sei klug, denn in deiner Hand ruht ein für

Wien wichtiges Ereigniß. Gott ſchütze dich! Noch eins,“ rief er, nochmals zurückkehrend, „zögere keine Minute, gehe ſogleich von Wien ab.“

„Maria!“ ſeufzte leiſe Wilhelm, doch ſich tief verneigend, verbarg er ſeine Bewegung. Philipp reichte dem jungen Reiter die Briefſchaften, und winkte entlaſſend. Nachdem die Thüre des Pfalzgrafen hinter ihm zugefallen war, eilte er durch die lange Zimmerreihe, mit einem Gefühl, ſchwankend zwiſchen Sorge um Maria und Wonne über ſeinen Auftrag. Schon trat er auf die letzte Thüre zu, da öffnete ſich neben ihm das Holzgetäfel der Wand, und des Königs Almoſenier ſtand auf der Schwelle. „Junger Freund,“ ſprach Johann von Revelles ernſt, und winkte ihm in das ſich geöffnete Gemach, „gebt mir noch einen Augenblick das Packet.“

„Euer biſchöflichen Gnaden,“ ſtotterte Oberbeck, „ich glaube ...“ — „„Was?““ fragte Revelles ſcharf, und blickte ihn dabei aufmerkſam an.

„Daß ich dieſe Briefſchaften nur in des königlichen Herrn Hände ablegen darf.“

„Wenn ich dir aber ſage, daß ich eines der Schreiben noch einmal durchleſen muß.“

„Biſchöflichen Gnaden werden verzeihen, aber...“

„Gott ſegne dich, mein Sohn!“ ſprach Johann von Revelles plötzlich mit kaum unterdrückter Freude. „Gott ſegne dich. Nein, du verräthſt deine Sendung nicht. Ich hätte dir auch Geld bieten ſollen, mein Sohn, aber es wäre Frevel, dein treues Herz zu betrüben. — Eines bitte ich dich aber, übergebe dieſes Blatt Ihrer königlichen

lichen Majeſtät, unſers Herrn durchlauchtigſter Gemahlin, und ſomit Gott befohlen!“

„„Darf ich um Euren Segen zu meinem Vorhaben bitten, hochwürdiger Herr?““ flehte Oberbeck gerührt, und kniete andächtig nieder. — Der Biſchof ſchwieg einige Augenblicke, dann legte er beide Hände auf Wilhelms Haupt, wendete die Augen gen Himmel, und ſprach feierlich: „Ich ſegne dich im Namen Gottes, des Höchſten, im Namen des Sohnes, des Allbarmherzigſten, und im Namen des heiligen Geiſtes, der dich ſtärken und erleuchten möge!“ Mit unbeſchreiblicher Milde den emporgerichteten Blick auf den Knienden ſenkend, fuhr er fort: „Es ſegnete dich derſelbe Mann, Johannes Schwarz, welcher deinem Vater zu Neuſtadt des Himmels Milde und Erbarmen über ſeine Thaten hoffen ließ.“

„Ewiger Gott!“ rief Johannes und ſtürzte auf das Angeſicht, indem er des Biſchofs Schuhe küßte.

„Faſſe dich, faſſe dich, mein armes Kind!“ fliſterte Revelles, und hob den Jüngling vom Boden auf, indem er ſelbſt nur mühſam eine Thräne verbarg; „gehe mit Gott! danke es aber dem würdigen Doctor Faber aus Leutkirchen, durch deſſen Anvertrauen ich von deinem wahren Namen unterrichtet wurde, leicht hätte dir ein Unglück widerfahren können. Johannes, ſei auf deiner Hut!“

Sprachlos küßte Oberbeck des würdigen Mannes Hand, welcher ihn, ſeinerſeits nicht minder ergriffen, zur Thüre hinausſchob, welche ſich hinter Wilhelm wieder ſchloß.

Weithin dehnten ſich die Gezelte des türkiſchen Sultans. 500 Trabanten, mit Lanzen bewaffnet, wachten über die Geſchütze, und 12,000 Janitſcharen lagerten im Hintergrunde. Unabſehbar waren die Reihen prachtvoller Zelte und Pavillons, deren Inneres in eben dem Grade von der höchſten Ueppigkeit, wie ihr Aeußeres von der höchſten Verſchwendung zeugten; mehr gegen die Stadt war das Lager der Paſcha von Natolien und Rumelien. Abwärts der Donau war der Platz für die Kameele und Pferde, in der Nähe von Simmering lag der Defterdar mit ſeinem Gefolge und der Großvezier Ibrahim.

So weit das Auge reichte, glänzte der Halbmond, und die Roßſchweife ſtanden auf hohen Stangen aufgepflanzt vor den Zelten der Paſcha von Belgrad, Romanien, Semendria, Naßtarsky und Moſtarsky.

Der Abend nach jenem Hardeck'ſchen Ausfalle war ſchön und heiter. Die Vorderſeite des hoch über alle anderen ragenden Gezeltes des Sultans, welches gerade vor dem des Paſcha von Natolien ſtand, war aufgezogen, und ein zweiter, leichterer Vorhang, mit goldenen Halbmonden geſtickt und mit ſchweren, goldenen Franſen und Troddeln behangen, verbarg Seine Hoheit den Blicken der außen ſtehenden Wachen. In der Ferne ertönte ein ſchwaches Trommeln, welches langſam näher kam, bis endlich ein kleiner Zug Trabanten heranrückte, in deren Mitte mehrere Gefangene der Beſatzung waren. Der erſte darunter ſchritt mit ſorgenloſer Miene Chriſtoph von Zedlitz, der Cornet der Hardeck'ſchen Reiter. — Wachen theilten die Vorhänge aus einander, und die Gefangenen traten ein. Kaiſer Soliman ruhte auf einem

Divan von Goldſtoff, um ihn in ehrerbietiger Ferne ſtanden die Paſcha's von Rumelien und Natolien, Bosnien, Semendra, Naßtarsky und Moſtarsky, und der Paſcha von Belgrad mit ſeinen vier Söhnen. — Dem Zedlitz wurden die Feſſeln abgenommen und Soliman ſah lange auf ihn, bevor er dem Dolmetſch, welcher ihm zur Seite ſtand, einen Wink zu der Frage gab, wie ſtark die Beſatzung Wiens ſei. Zedlitz nannte 20,000 Mann. Der Dolmetſch, ein Mann von ſeltener Größe, mit einem langen, ſchwarzen Bart und einem dunkel violetten Talar, wendete ſich von dem Großherrn wieder an den Cornet mit der Frage, ob die Stadt es wagen würde, durch Widerſtand des Sultans Zorn zu reizen. Zedlitz erglühte in edlem Stolz und ſprach heftig: „Glaubt der Großherr, daß wir Memmen ſind, und daß ein Oeſterreicher feig zurückweicht, wo es des Vaterlands Heil und Wohlfahrt gilt? Ich bin gefangen,“ fuhr er fort, „und bin des Glücks beraubt, auf dem Walle das Banner in der Luft wehen zu ſehen, doch mag der Sultan meinen Worten treu glauben, daß, ſollten ſelbſt die Palliſaden ſinken, die Mauern ſtürzen, daß er hinter dieſen ein Bollwerk finden wird, welches kein Türke lebend überſteigt. Und fragt Ihr, welcher Art das Bollwerk ſei,“ fiel er dem Dolmetſch in das Wort, „es ſind keine hinterliſtigen Minen, ſind keine Falkonette, kein Geſchütz, denn ſo lange wir einen Karren Pulver, eine Kugel haben, beſteigt Ihr nicht den Wall, — das Bollwerk ſind 20,000 Bruſtſchilde, und unter dieſen eben ſo viele Herzen, welche Ihr durchbohren müſſet, bis Ihr Wien, das treue Wien, betretet.“ — Der Dolmetſch konntkaum der ſchnellen Rede folgen; der Sultan ſtand raſch auf und fragte: „Wo iſt König Ferdinand?“ — „„Heil uns,““ rief der Cornet, „„Heil uns, daß wir die Sorge um den theuren Herrn nicht auf dem Herzen tragen! Ferdinand iſt wohlgeborgen zu Linz, und ſorget dort für ſeiner Völker Wohl, denn ehe Ihr es Euch verſehen werdet, Muſelmänner, ſtürmt eine gewaltige Schaar einher.““ — „Dieſe Mühe wollen wir ihm erſparen!“ ſchrie Soliman trotzig. — „„Ja wohl, Majeſtät,““ fügte der Großvezier bei, „„wir wollen ihn aufſuchen, wo er ſich auch verbirgt.““ — „Verbirgt?“ wiederholte Zedlitz. „Bei Gott, die Schande fällt auf Euch zurück, daß Ihr nur glauben könnt, ein großer Mann, wie Ferdinand, verberge ſich! — Wohl bekomme es Euch, ehrenwerthe Paſcha's, was der König im Verborgenen für Euch brauet! Ihr möchtet's ſchwerlich ſo gut verdauen können als Euern Reis! — Fragt mich nicht weiter, ich antworte nichts mehr, und ſolltet Ihr vielleicht Luſt haben, Euch an meine Leute zu wenden, ſo werdet Ihr nicht viel erfahren, Ihr müßtet der böhmiſchen, ſpaniſchen und Gott weiß wie vieler Sprachen kundig ſein. Dieſer hier, mit der Schmarre über dem Geſicht, iſt aus Budweis, Jener mit dem gewaltigen Bart iſt ein Wallone, Jenes zerquetſchte Pickelhaube mag Euch Zeugenſchaft geben, daß er einen harten Kopf hat, und wenn er auch ſo gut deutſch ſpricht wie Ihr und ich, er Euch dennoch nichts geſtehen wird.“

„Man bringe jenes Mädchen!“ herrſchte Soliman aufgebracht den Officieren der Wache zu, und in wenigen Augenblicken traten zwei Janitſcharen mit Maria Enſen in das Zelt.

„Maria!“ rief erſchrocken Chriſtoph von Zedlitz. „Sanct Theobaldus! Jungfrau, wie kommt Ihr in des Großherrn Lager?“

Die bleiche Maria ſchlug die Augen auf und ſprach in einem kalten, ſchmerzloſen Tone: „Wundert es Euch, Herr von Zedlitz? O wahrlich, mich würde es ſelbſt entſetzen, wenn ich ſeit dreimal vierundzwanzig Stunden nicht die Verzweiflung und die Martern der Todesangſt hätte kennen gelernt.“

„Der Großherr,“ ſprach finſter der Dolmetſch, „verlangt zu wiſſen, woher Ihr dieſe Spionin kennt — beliebt es Euch zu antworten?“

„Wo es Recht und Pflicht, wo es ſich um die Vertheidigung der Unſchuld handelt, wird ein Oeſterreicher niemals ſchweigen!“ ſprach raſch der Aufgeforderte. „Dieſe Jungfrau iſt Maria Enſen, die Tochter eines Goldſchmieds, Namens Georg Enſen, aus Wien. Ihr Vater iſt ein hochgeehrter, redlicher Bürger und ein tüchtiger Goldſchmied, dem kein Frankfurter und Cöllner an Schönheit ſeiner Arbeiten gleichſteht. Daß Maria keine Spionin iſt, dafür bürge ich; — ſehet, Sultan, in des Mädchens blaue Augen, betrachtet den klaren, frommen Blick, und reizet ſie auch Eure Sinne nicht, wie des Serails üppige Schönheiten, ſo bewundert doch in ihr eine irdiſche Jungfrau, deren Antlitz einen ſo himmliſch reinen Ausdruck beſitzt, wie wir uns das heilige der Mutter unſers Gottesſohnes denken.“

„Ich eine Spionin!“ ſprach mit lauter Stimme Maria, und faltete die Hände über die Bruſt, „nein, mächtiger Kaiſer, das bin ich nicht. Wenn Ihr es wiſſen wollt, weßhalb ich durch die Straße ging, welche Eure wilde Schaar ſchon zum Theil beſetzt hatte, ſo höret. In meines Vaters Hauſe war ein Jüngling, Namens Oberbeck, ein heftiger Streit entzweite ihn mit meinem Vater, ich mußte ihn nochmals ſehen, und ich wußte, daß ich ihn ſicherlich zu St. Nicola in der Vorſtadt bei dem hochwürdigen geiſtlichen Herrn Faber finden würde; doch ehe ich es mich verſah, ſtürzten Männer, ſo gekleidet wie jene Wachen, hervor, bald ſtanden um mich die Gebäude in Flammen. Ich wollte nach der Stadt, doch umſonſt, der Weg war abgeſperrt; ich wollte mich verbergen, doch umſonſt, ich wurde erfaßt und trotz meinem Flehen hieher gebracht. — So wahr als Gott mir meine Fehler vergeben möge und mich in ſeiner Erbarmung nicht verlaſſe, ich ſpreche keine Lüge!“

„Oberbeck? Wilhelm Oberbeck?“ nahm fragend der Cornet am Schluſſe von Mariens Rede das Wort.

„Ja, Herr von Zedlitz,“ fliſterte flüchtig erröthend des Meiſter Enſen holde Tochter.

„Er hat die Fahne gerettet, Maria, als ich mit meinem Roſſe ſtürzte.“

„Wie?“ rief freudig die Jungfrau, und Thränen der Wonne flimmerten an ihren Wimpern. „O, ich wußte es ja, daß Wilhelm ſtets brav und muthig.“

„Muß es ſein,“ ſprach mit militäriſchem Stolze der Fahnenjunker, „iſt ja jetzt ein Hardeckiſcher Reiter!“

Die ſchroffen Züge des Dolmetſch hatten ſich während dieſen ſchnell gewechſelten Reden in ein ſataniſches Grinſen verwandelt. Er bewegte ſich hin und her und blickte mehrere Mal wie fragend auf den Großherrn;

ſein Benehmen war wie das eines Menſchen, welcher eine Entdeckung machte und ſeine boshafte Freude darüber kaum verbergen kann. Doch der Sultan bemerkte es nicht, ſondern ſeine Blicke ruhten freundlich auf Maria. — „Führt die Gefangenen ab!“ befahl endlich der Kaiſer, und trat zu Maria Enſen hinzu. — Die Janitſcharen zogen ſich zurück. Maria ſank auf die Knie und flehte, zu dem Sultan aufblickend: „Gebt mich frei, großer und mächtiger Kaiſer!“ — Soliman lächelte einen Augenblick und, ohne ſie zu erheben, faßte er ſie am Kinn und, ihr Geſichtchen aufwärts richtend, ſprach er: „„Man hat dir doch kein Leid zugefügt?““ — „Nein,“ entgegnete ſanft Maria, „doch laßt mich zu meinem alten Vater heimkehren, gewaltiger Sultan!“ — Soliman winkte Meiſter Georgs Tochter, aufzuſtehen, und dann, ſich zu dem alten, ehrwürdigen Paſcha von Rumelien wendend, ſprach er: „Nehmt dieſe Jungfrau in Euern Schutz, haltet ſie wie Eure Tochter, damit ſie nicht von rohen Kriegern beleidigt werde.“ Nach dieſen Worten ging Soliman gegen den Hintergrund des Zeltes, wo alſobald ein Vorhang von ungeheurem Faltenwurf ſich öffnete, hinter welchem er, gefolgt von allen Großen und Oberhäuptern des Lagers und dem Dolmetſch, verſchwand. — Die Wachen legten Chriſtoph von Zedlitz ſeine Feſſeln wieder an und führten ihn ſammt ſeinen Gefährten ab, während er aber einen Scheideblick auf Maria warf, faßte der zurückgebliebene Paſcha von Rumelien der noch immer Knienden Hand, und hob die Weinende mit den Worten: „Komm, mein Kind,“ von der Erde empor.

Zu Linz beleuchtete der noch nicht volle Mond nur ſchwach die dunklen Gänge des Gartens, welchen das altergraue, große Gebäude umgab, in welchem König Ferdinand wohnte. Auf einige der Fenſter fiel Luna's Schimmer, und eintönig und melancholiſch rieſelte das Waſſer aus des dickköpfigen Delphins Rachen, welchen Neptun ihm aufſperrte, in das Baſſin. Ein Fenſter war von oben bis unten geöffnet, heller Kerzenſchein drang daraus hervor, und zwei Geſtalten ſah man von dem Garten aus in dem Gemach herumwandeln. Es war König Ferdinand mit ſeiner holdſeligen Gemahlin. Der Erzherzog von Oeſterreich hatte den Harniſch abgelegt und Anna war im einfachen Hauskleide; ſie hatte den einen Arm um des Königs Nacken geſchlungen, und er hielt ihre Rechte in ſeiner Hand, ſo ſchritten ſie traulich auf und nieder und athmeten nach des Tages Schwüle die balſamiſchen Düfte des Abends ein.

„O Anna!“ ſeufzte Ferdinand, „könnte ich mein treues Volk mit meiner Hand beſchützen, gält' es nur mich, um von ihm jedes Unheil abzuwenden, welche Opfer es auch wären, gern würde ich jedes bringen.“ — „„Mein königlicher Herr!““ ſprach Anna, „„Gott ſchützte ſtets dein hohes Haus und deine Lande. Von Ahn auf Ahn vererbte ſich der fromme Sinn, und dieſer iſt eine Herrſchertugend, welche dem Schöpfer ſtets wohlgefällig iſt. Wenn auch der Leiden herbe Stunden zuweilen, mein Ferdinand, wie Gewitterwolken auf Oeſterreichs Fluren ſich ſenken, ſo lohnet doch eine ſchöne, neue Hoffnung, ein neuer Strahl des Glückes die ſchwer Geprüften.““

„Du biſt mein Troſt, Anna,“ ſprach der junge Herrſcher, und drückte ſanft der Königin Hand, „Gott ſende mir bald den Reſt der Reichstruppen, mich duldet es nicht länger mehr in dieſer Unthätigkeit; ich finde keine Gemüthsruhe, ſo lange mein Wien in Gefahr ſchwebt.“

„Quäle dich nicht mit banger Sorge,“ beruhigte mit Engelsmilde ihren fürſtlichen Gemahl die ſanfte Königin, und mit Frauenzartheit ſich bemühend, die Stimmung des Königs zu erheitern, ſprach ſie freundlich: „Durch das Vertrauen in Gott werde uns die Hoffnung auf künftig beſſere Zeit, und laſſe uns in böſen Tagen der glücklich entſchwundenen mit Dankbarkeit gedenken. Noch immer erinnere ich mich gern, wie ich vor vierzehn Jahren mit meinem königlichen Vater Wladislaus und meinem Oheim, König Sigmund, nach Wien kam; unweit Trautmannsdorf trafen wir mit deinem Großvater, Kaiſer Maximilian, zuſammen, er war begleitet von den Geſandten von Spanien und England, von den Herzogen von Baiern, Würtemberg und Mecklenburg, ſo wie von allen Großen ſeines Reiches, dem Lichtenſteiner, Kollonitſch, Auerſperg, Schwarzenberg, Starhemberg, Herberſtein und noch vielen Anderen; 500 Mann in glänzendem Waffenſchmuck, alle Geiſtlichkeit, Studenten und Zünfte folgten nebſt vielem Volk. Ich fühlte mich ſehr beklommen, doch als mit huldvoller Freundlichkeit der ehrwürdige Kaiſer zu mir trat, mich auf die Stirne küßte, meines Vaters Hand faßte und herzlich ſprach: „Dieß iſt der Tag, den der Herr geſendet; laſſet uns freudig und fröhlich ſein!“ — da wurde mir leichter um das Herz, und ich konnte mich erſt des Glanzes freuen, welcher mich umgab; denn da ich erſt zwölf Jahr alt war, hatte ich noch viele Freude an der Pracht und Herrlichkeit ſo eines glänzenden Aufzuges. König Sigmund und Bruder Ludwig ritten, doch Kaiſer Max und mein Vater wurden in Sänften nach der Stadt getragen, ich aber fuhr in einem großen Goldwagen, vier andere folgten mit meinen Frauen; man ſagte mir, gegen viertauſend Pferde habe man zu jenem Zuge gebraucht, denn allein 400 Reiter waren meinem Wagen gefolgt, und der Zug hatte volle zwei Stunden gedauert. — Lächle nur immerhin, mein Ferdinand, daß ich noch ſo kindiſchen Sinnes bin, um dir alles dieſes zu erzählen; habe ich dich doch wieder in gute Laune gebracht," ſprach Anna, und ſtrich, ſchmeichelnd, mit ihrer zarten Hand die glatt herabhängenden Haare des Königs, „lächle immerhin."

„Fahre nur fort, du holde Fee," erwiederte Ferdinand, „ich war ja damals abweſend, und höre gerne die Erzählung aus deinem Munde; ſo lange ich die Laute deiner Stimme vernehme, ſchweigt die bange Unruhe in mir." Er ſetzte den Gang auf und ab im Zimmer fort, und die Königin begann aufs Neue:

„Mein königlicher Vater und ich wohnten in der Burg. Nach ſechs Tagen, am 22. Juli nämlich, fuhren wir alle nach dem Dome zu St. Stephan; an dieſem Tage war die Pracht von des Kaiſers Hofſtaat noch größer. Mein nun in Gott ruhender Bruder war überaus heiter, denn deine Schweſter, ſeine Braut, gefiel ihm gar wohl. Meine Frauen hatten mich mit ſo viel Schmuck beladen, daß mich die koſtbaren Steine drückten, und mir ſchwindelte der Kopf. Ach Ferdinand, ich bebte, wie das Laub einer Zitterpappel, wußte ich doch damals noch nicht, welcher der beiden Erzherzoge mir beſtimmt ſei, und hatte weder dich noch Carl jemals geſehen. — In der Mitte des Presbyteriums auf einem mit Gold geſtickten Teppichen belegten Platze ſtand deine aus den Niederlanden eigens hieher berufene Schweſter Maria und ich, zur Rechten waren die Könige, zur Linken zwei Cardinäle, der Nuntius und 14 Biſchöfe. Nachdem die Anrede vorüber war, kam dein Großvater im kaiſerlichen Ornate, und erfaßte meine Hand, um ſich mit mir für einen ſeiner beiden Enkel trauen zu laſſen.“

„Wer verrichtete die heilige Handlung?“ fragte Ferdinand, und fuhr, ſich beſinnend, mit der linken Hand über Stirn und Augen; die Königin wollte den Cardinal von Gran nicht nennen, um ihrem erlauchten Gemahl keine unangenehme Erinnerung zu bewirken, ſie ſchwieg daher abſichtlich einen Augenblick, und fuhr nach einer kurzen Pauſe fort: „Noch klingen deines Großvaters Worte in meinen Ohren, und ich ſehe noch ſeinen freundlichen Blick, als er meine Hand ergriff und ſprach: „Wiewohl Wir Euer Liebden das Wort gegeben, daß Ihr unſere Gemahlin ſein ſolltet, ſo iſt doch ſolches geſchehen im Namen Unſerer beiden abweſenden Enkel, und in der Meinung, Euer Liebden an einen von denſelben zu vermählen, dem Wir Euch hiemit auch ehelich verſprechen. Und weil mein Enkel Carl die Königreiche Caſtilien und Arragonien, ſein Bruder Ferdinand aber das Königreich Neapel zu erben und zu erwarten hat, ſo erklären und nennen Wir hiemit Euer Liebden eine Königin, und wollen Euch zu einer ſolchen gekrönt haben. „Nach dieſer Rede ſetzte er mir die Krone auf das Haupt, und ich gab ihm meinen koſtbaren Blumenſtrauß aus 50 Edelſteinen. Hierauf geſchah die wirkliche Vermählung Ludwigs mit Maria, und Abends fand in der Burg, nach einem Ritterſpiele und Tafel, die Traunng des Freiherrn von Dietrichſtein mit Barbara von Rotthal, der Tochter des Oberſthofmeiſters deiner Schweſter, ſtatt. Wie oft fragte ich deine Schweſter, die Infantin, ob Carl, oder du, mein Ferdinand, ihr glicheſt, und da ſie mir geſagt hatte, daß ihr Carl minder ähnlich, freute ich mich im Stillen, als ich für dich beſtimmt wurde. Mir hatte Wien ſchon alſogleich gefallen, denn freundlich und liebevoll empfing man mich alldort.“

„Und ich,“ nahm der König das Wort, „gedenke in freudiger Erinnerung der erſten Zuſammenkunft im Jahre 1522 mit dir, Anna, hier zu Linz. Mit Wonne begrüßte ich meine ſchöne, mir ſeit ſieben Jahren angetraute Gemahlin, und nur deine Liebe hielt mich in den Stürmen aufrecht, welche ich ſogleich zu bekämpfen. Es war eine große Aufgabe, jene Unruhen in den mir durch Carl auf dem Reichstag zu Worms mittelſt Vertrag abgetretenen Landen ſogleich zu unterdrücken. Gott möge mich durch ſeine Eingebung gerecht haben handeln laſſen! War dieſe meine erſte Regentenpflicht, die ſtrenge Handhabung der Geſetze und des Rechtes, auch herb und betrübend, ſo vergalt mir doch die Wiederherſtellung der Ordnung, und das neue Aufblühen Oeſterreichs, reichlich meine ſorgenvollen Stunden. Anna, theures

Weſen, o mögen ſtets nur in ſo innig wahrer Neigung die Ehebündniſſe aus den Zweigen unſeres Stammes geſchloſſen werden, wie das unſere iſt! Glück und Segen verbreite ſich fort von Enkel auf Enkel, bis an die kommenden Zeiten. — Horch," ſprach Ferdinand, und trat an das Fenſter, „ein Reiter noch in ſpäter Nacht? Gottlob, es iſt ein Bote aus Wien. — Ruhe ſanft, du holdes Weib," flüſterte Ferdinand, nachdem der anmeldende Kämmerling hinausgetreten war, um den Boten einzulaſſen. „„Gute Nacht!"" erwiederte leiſe Anna, indem ihr Gemahl ſie innig auf die Stirne küßte. „Ruhen Euer Liebden wohl," ſprach der König, als Oberbeck auf der Schwelle erſchien, geleitete die Königin nach einer Thüre im Hintergrunde des Cabinetes, und kehrte dann raſch zu dem Boten zurück.

Zur ſelben Stunde erleuchtete eine von der Mitte des Zeltes niederhangende Ampel des Sultans Gemach. Er ſtand mit gekreuzten Armen vor einem Tiſchchen, auf welchem Pergamente nebſt einem Plan von Wien lagen. Vor ihm am Boden lag Cöpl Scheichmandel in ängſtlicher Erwartung, des Großherrn Züge drückten hohen Ernſt aus, und auf den Juden hinabblickend, ſprach er: „Du behaupteſt alſo kein Spion zu ſein?"

„Warum ſollte man ſenden einen Spion, mächtiger Kaiſer? Daß dein Heer groß iſt, ſehen die Krieger von den Wällen aus; daß du mächtig biſt, verkündet dein Ruhm; und würde man gebrauchen einen Spion, ſo fände man dazu wohl einen rüſtigeren als mich, einen altersſchwachen Hebräer. Doch Sultan, das Volk auf den Mauern iſt kühn und vertraut auf ſeinen Gott.“

„Bei der Sonne Licht, ihr Muth ſoll ſinken,“ rief Soliman, „ich will die Mauern der Stadt ſo lange ſtürmen, bis ſie in Schutt zerfallen und der Halbmond auf der Spitze des hohen Thurmes blinkt.“

„Mächtiger Kaiſer,“ ſprach der noch immer zu den Füßen des Sultans liegende Jude, „glaube nicht, daß dieſes dir ſo ſchnell gelingen werde, denn in der Mitte des Volkes ſteht ein Mann, den es hochverehrt, mit Namen Johann von Revelles, und gleich Ezechias ſpricht er zu den Kriegern: „Handelt männlich und ſeid ſtark, fürchtet Euch nicht und verzaget nicht vor dem König von Aſſur, noch vor all dem Haufen, der bei ihm; mit ihm iſt ein fleiſchlicher Arm, mit uns aber iſt der Herr unſer Gott, daß er uns helfe und für uns ſtreite.“

„Schweige damit,“ donnerte Soliman dem Hebräer zu, „ſchweige und gib mir Antwort auf meine Fragen. Wo iſt der ſchwächſte Punct der Beſatzung?“

„Herr meines Lebens, davon kann ich Euch nichts ſagen, denn ſeit zwei Tagen blieb ich in meiner wohlverſchloſſenen Bude, und vermied mich auf den Straßen blicken zu laſſen.“ — „„Bekenne Jude,““ fuhr der Sultan zornig auf, „„oder ich laſſe dich an der nächſten Zeltſtange hängen.““ — „Und ließeſt du mich aufhängen, weiſer Sultan, wie Abſalon, der Sohn Davids, an der Eiche hing, und mir das Haupt abhauen wie Seba, und mich kreuzigen wie Armoni und Mephiboſeth, die Söhne der Respha und der Tochter Sauls, ich könnte nichts bekennen. Nur zu dir kann ich in Demuth ſprechen mit denſelben Worten, als die des Herrn waren, welche zu Semaja, dem Manne Gottes, gelangten, damit er ſie Roboam überbrächte: Ihr ſollet nicht hinaufziehen noch wider Eure Brüder ſtreiten: ein Jeglicher gehe wieder heim, denn das iſt von mir geſchehen.“

„„Was würde mich das Leben eines jüdiſchen Hundes nützen,““ ſprach überlegend Soliman; „„ich laſſe dir tauſend Aſpern auszahlen, geſtehe, was dir bekannt iſt.““ „Tauſend Aſpern,“ wiederholte Cöpl mit geldgieriger Miene, „das iſt eine ſchöne Summe, mächtiger Sultan, und ein armer Hebräer könnte dieſelben wohl verwenden bei jetziger ſchwerer Zeit.“

„„Nicht wahr, Jude?““ ſprach der türkiſche Kaiſer, einen erniedrigenden Blick auf den Knienden werfend. „„Stehe auf und ſprich,““ fuhr der Sultan fort, und wendete ſich von Cöpl Scheichmandel verächtlich ab. Dieſer gehorchte. „Wenn Ihr mir würdet auszahlen laſſen tauſend Aſpern, müßte ich aber auch dafür entdeckt haben etwas Wichtiges, mächtiger Kaiſer, ich kann aber nichts ſagen, weil mir von dem Thun und Treiben der großen Herren zu Wien nichts bekannt iſt, und weil man den armen Cöpl Scheichmandel nicht mitſitzen läßt im Kriegsrath.“

Soliman kehrte ſich wieder zu dem Hebräer, und mit Hoheit fragte er: „Wenn du kein Spion biſt, Jude, und wenn du auch kein Verräther, weßhalb kommſt du in unſer Lager?“

Da fiel Cöpl abermals zu des Großherrn Füßen und flehte: „Sagte ich es denn nicht ſchon zweimal, ich bin gekommen, um von Euch die Freigebung der Jungfrau zu erbitten, welche ſich aus unſerer Stadt in Euern Händen befindet, mächtiger Herr."

„„Wer mag dir es glauben? du ſagteſt ſelbſt, das Mädchen ſei deine Tochter nicht, was willſt du mit ihr?""

„Große Majeſtät! ich will ſie heim zu ihrem vor Kummer todkranken Vater bringen, denn ich bin Meiſter Enſen hoch verpflichtet; wie kann ich mich ihm anders dankbar erzeigen und ihm lohnen, was er an mir armen Manne gethan, als wenn ich ihm ſein Kind rette?"

„„Dankbarkeit,"" murmelte Soliman halb ſtaunend, halb mißtrauiſch, „„Dankbarkeit in einem jüdiſchen Herzen?""

Da erhob ſich Cöpl nicht ohne Stolz und Würde von der Erde empor und ſprach: „Die Kinder Iſraels ſind zur Niedrigkeit geſunken und ihre Armuth hat unterdrückt das beſſere Gefühl. Weil unſere Voreltern geſündiget haben, wurden wir unterjocht, die, welche doch einſt das größte Volk waren. Wir müſſen leiden und tragen, und man behandelt uns ſchlechter als räudige Hunde. Wir müſſen uns drücken und beugen und in Demuth kriechen, damit man uns nicht wegnimmt, was wir in Mühe und Sorge verdienen, und uns nicht auf die Hand ſchlägt und ſagt: Fort du Auswurf! Wir müſſen uns in ſchmählicher Knechtſchaft krümmen und müſſen dulden. Wer uns aber Gutes erzeuget, deſſen That, Sultan! ſchreiben wir nicht in den Sand, ſondern tief in unſere Herzen, ſo wie jenſeits Gott der Herr möge aufzeichnen in das goldene Buch das Gute, ſo wir ausübten, und ſanft unſere Sünden, gleich Tröpflein, ins Meer der Vergeſſenheit fallen laſſe."

„Erzähle,“ ſprach Soliman, „wodurch hat der Goldſchmied dich ſo hoch verpflichtet?“ — Der Kaiſer befahl, daß die Vorhänge des Zeltes geöffnet würden, damit die Nachtluft erquickend hineindränge, er ſtreckte ſich auf die weichen Kiſſen eines Divans, und Cöpl Scheichmandel, ſich auf den Boden niederkauernd, begann alſo: „Der Haß der Chriſten wider unſer Volk gährte ſchon lange aufs Neue im Stillen; man warf uns Schändlichkeiten vor, welche wir nie verübt, mehrere Häuſer wurden geplündert und die Eigenthümer mißhandelt, auch Feuer wurde in unſere Wohnungen gelegt, und die Verzweiflung der Unglücklichen ſtieg auf das Höchſte. Zu dieſer Zeit ging eines Morgens ein ſtattlicher Bürgersmann durch eine Straße, welche meiſtens nur von Leuten aus dem Stamme Iſraels bewohnt wurde, er eilte ſehr und ſuchte, Geſchäfte halber, ſo viel als möglich ſeine Schritte zu beſchleunigen; da war's ihm, als hörte er aus dem Erkerfenſter eines der unanſehnlichen Gebäude herab ein heftiges Gezänke, er horchte, und bald darauf unterſchied er ganz deutlich die Stimme eines Hebräers, welcher mit mehreren Chriſten im Streite war. — „„Verwünſcht ſei der Jude,““ rief der Eine. „Ich will dir deine Zunge platt drücken, wenn du nicht ſchweigſt,“ ſchrie ein Anderer, während ein Dritter ausrief: „Ich brenne dir deine Hütte über dem Kopf ein, gib heraus, was du an Koſtbarkeiten haſt.“ — „„Wir wollen dir warm machen, daß du erſtickſt,““ kreiſchten mehrere Stimmen zugleich, und im ſelben Augenblicke ſchlug eine helle Flamme ſchon zu dem Fenſter heraus. — Der Bürger ſäumte nicht länger, er fand die Hausthüre offen, und die Flur entlang durcheilend kam er an die Treppe, und oben angelangt, fand er alſogleich den Eingang in die Stube, aus welcher das Getöſe drang. Die plündernde Rotte hatte den Eintretenden nicht bemerkt, und einer aus ihrer Mitte ſprang eben auf den todtbleichen Iſraeliten und ſchrie ihm zu: „Wo iſt dein Töchterlein, Jüdle? gib ſie heraus, du alter Schächer, ſie ſoll ein Pfand ſein, damit du uns nicht betriegeſt. Haſt du ſie verborgen, du Kleidermotte, ich will deinen Keller unterſuchen, du Schuft.“ — Der Hebräer ſtand, ein Bild des Jammers, unter den ihn Beſchimpfenden: da gewahrte er die gierig leckende Flamme, welche ſchon ſeine Habſeligkeiten ergriff; heulend ſank er zu Boden, und einige des rohen Haufens drangen auf ihn ein und fügten ihren Schmähworten Mißhandlung bei, während andere auf die Schränke losſtürzten und dieſelben gewaltſam erbrachen. — Da, Sultan, da trat der Mann raſch in ihre Mitte, und mit der Stärke eines Simſon ſchleuderte er zwei der erſten zur Erde, und mit der Weisheit eines Daniel ſprach er zu den augenblicklich Innehaltenden. Er warf ihnen die Unbarmherzigkeit ihres Benehmens, das Geſetzwidrige ihrer Gewaltthätigkeit vor. Die Schaar murrte, doch gab ſie ſich zur Ruhe für den Augenblick, und nur wild drohend verließen ſie das Haus. — „Für dich,“ ſo ſprach der Mann zu dem Hebräer, „iſt keines Bleibens mehr in dieſen Mauern. Verlaſſe Wien und nehme mit dir was dir das Koſtbarſte.“ „„Das iſt mein Kind!““ rief der Jude, und ſich vom Boden erhebend, eilte er gegen die Thüre. — „Halt!“ rief der Mann, „nicht von der Stelle! noch umlagert die Meute dein Haus, vor einbrechender Nacht darfſt du nicht über die Schwelle.“

„Dieſe Stube iſt gewölbt und trotzet jeder Feuersgefahr. Aber, Gott Iſrael!“ wimmerte der Jude, „mein Kind, mein Kind! wenn ich nicht ſoll fort, ſo ſtirbt's, ich habe es eingeſchloſſen in dem Keller.“ — „„Gib mir die Schlüſſel,““ rief der Bürger, „„bezeichne mir den Weg nach dem Keller.““ — „Herr! Ihr könnt nicht mehr hinab, die Flamme läßt es nicht zu, ſchon ſtürzt das morſche Gebälke — Eſter! meine Eſter iſt verloren!“ — „„Den Schlüſſel her, Jude,““ ſchrie der Bürger, „„ich vertraue auf Gottes Beiſtand, denn es gilt ein Menſchenleben.““ — „Es ſchütze Euch der Herr gleich den Jünglingen in Nabuchodonoſors Feuerofen! Meine Knie ſchlottern — haltet Euch rechts, wenn Ihr die Treppe unten ſeid, dann drückt oben an dem Schloß, zieht den Riegel unten bei Seite — Gott! Gott! mein Kind!“ — Der Mann ſtürzte fort, der Jude ſank auf der Flur zu Boden, erhob beide Hände und ſprach: „Rabbi, o Gott, laſſe gedeihen des Mannes Vorhaben! Ich bin ſchwach und der Schreck lähmt meine Kraft, doch will ich ablegen einen Eid, ich ſchwöre bei dem Glauben an deine Barmherzigkeit, ich ſchwöre mit einem heiligen Eide, als lege ich meine Finger auf die Torah, bei dem Fluche, der ſonſt auf mein eigenes Haupt fallen möge, ich will es dem Manne vergelten, wenn er meine Eſter rettet! Mein Gewinn werde zu ſeinem Schatz, wenn er deſſen bedarf; mein Leben ſei ſein Eigenthum, und mein Gut und Blut ſei ihm geopfert, wenn er der Erretter meiner Tochter.“ Unter den einſtürzenden Trümmern, unter den rauchenden Bränden kniete der Jude, er hörte nicht das Geknister über ihm in dem Gebälke, an welchem des Feuers Zunge fraß, er fühlte nicht die erstickende, athemberaubende Hitze, er vernahm nicht aus der Ferne das Geschrei der fortziehenden Rotte, noch das eilige Herannahen der zur Löschung des Feuers Beorderten, sondern er lauschte nur mit kaum mehr mächtigen Sinnen und unaussprechlicher Angst, ob der Mann aus dem dunklen Kellergewölbe mit seinem Kinde herauskomme. — Du, o Strahl der Sonne in dunkler Nacht der Verzweiflung, Stern des Lichts in der Finsterniß des Trübsals! Du, Herr Zebaoth, du großer Gott Abrahams, des Erzvaters, — da tritt der Mann mit des Hebräers Tochter über die rauchende Schwelle! — — Sultan, der heldenmüthige Bürger war Meister Enſen, Ester mein Kind, denn ich war der verzweifelnde Vater.“ Etwas langsamer und mit hohem Ernst fuhr Cöpl fort: „Meister Enſen, der damals in schmucker Jugend stand, ist nun selbst Vater, sein Kind ist nun in Gefahr; er hatte mit einer empörten Rotte, mit einem entzügelten Element zu kämpfen, — ich stehe vor einem Manne, dessen Weisheit gepriesen wird, und erwarte in Demuth und mit Ruhe seinen Ausspruch. Ich habe Vergeltung gesprochen auf den geheiligten Talmud, und dieser ist nach dem Gesetze der Hebräer der höchste Schwur; denn der Herr sprach: Wer falsch schwöret, dessen Sünde bleibt auf ihm; — wie auch: Ich will meine Gesetze in ihr Gemüth geben, und in ihr Herz will ich sie hineinschreiben. Und ich will ihnen ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein.“

Der Sultan schwieg, denn er schien tief gerührt, er erhob sich und ging einigemal mit großen Schritten den

Raum entlang auf und nieder. Cöpl Scheichmandel ſtand ſtumm an der Wand des Zeltes, ſtrich mit der Hand über ſeinen weißen, ehrwürdigen Bart und ſprach, im Stillen betend:

„Laſſe meine Worte zu deinem Throne dringen, wie die Rede des Sohnes Helciä, als er zu Suſan war, und ſo ſie aufgezeichnet ſtehet im zweiten Buche Esdrä, genannt das Buch Nehemia, und welche lautet: Ach Herr, laß deine Ohren aufmerken auf das Gebet deines Knechtes, und auf's Gebet deiner Knechte, die da begehren deinen Namen zu fürchten, und laß deinem Knechte heut' gelingen, und gib ihm Barmherzigkeit vor dieſem Manne."

Der Kaiſer blieb plötzlich vor dem Juden ſtehen und fragte: „Und wenn ich Maria Enſen nicht freigebe, was thuſt du dann?" — Da neigte Scheichmandel das Haupt, legte ſeine rechte Hand auf ſeinen Scheitel und ſprach unterwürfig: „„Dann ſterbe ich auf des Sultans Befehl, denn ich werde Alles wagen, um die Jungfrau zu befreien.""

„Du bedarfſt nichts zu wagen, nur von der Beantwortung einiger Fragen hängt dein und Mariens Schickſal ab. Cöpl lächelte mit gleichmüthiger Ruhe und erwiederte: „„Mächtiger Sultan, wenn mein Leben nur durch ſolchen Preis kann gerettet werden, ſo bin ich Eurer Großmuth verfallen. Arme Maria, du biſt verloren, wenn der Allerhöchſte dich nicht rettet! An meinem Leben, großer Kaiſer, liegt ſo wenig, wie an einem Sandkorn des Meeres. Meine Eſter iſt angetraut einem redlichen, reichen Manne, meine Habe iſt klein, meine Haare ſind weiß, meine Lebenszeit läuft zu Ende. Eurem Willen iſt bereit der alte Cöpl.““

„Alter Trotzkopf!“ rief Soliman. „Nun denn, ſo nimm ſie hin, die Jungfrau, und überbringe ſie ihrem Vater.“ — Cöpl Scheichmandel entfuhr nach den Worten des Sultans ein Laut der freudigſten Ueberraſchung aus tiefer Bruſt. Der alte Jude warf ſich zu Boden, faßte den Saum von des Kaiſers Kaftan, drückte dankbar das Kleid an ſeine Lippen, und brach unter freudigem Weinen in laute Dankesworte aus; endlich ſprang er mit jugendlichem Feuer auf und ſprach: „„Ich verlange keinen Eid.““ — „Du wagſt es gar zu zweifeln,“ fiel ihm der Sultan raſch in die Rede, und ſeine Stirne zog ſich in finſtere Falten. — „„Bei Mohamed, dem Propheten, laſſe den Schwur!““ ſprach ruhig Scheichmandel, faßte die Hand des Sultans, welche jener ſchon erhoben hatte, und zog ſie nieder. „„Ein Herrſcher bedarf keines Eides, um ſein Wort zu bekräftigen, ein durch Untrüglichkeit geheiligter Glaube daran muß deſſen Beſtätigung ſein.““ Dann fuhr der Jude leiſe fort: „„Vertrauen um Vertrauen, um Geld keine Verrätherei! doch aus Dankbarkeit eine Warnung. Sultan, gebrauche Vorſicht! Es iſt einer unter den Vielen, der, gleich dem aus den Zwölfen, an Euch zum Verräther werden wird.““

„Du lügſt!“ fuhr der Türke auf, und Cöpl antwortete unbeirrt: „„Würde ein Muſelmann glauben, daß der Prophet in ſeinen Verheißungen lügt?““ — „Wage nicht meinen Zorn zu entflammen, Jude!“ drohte der Großherr, doch jener merkte kaum die Unterbrechung und redete weiter: „„Was den Orientalen Mohamed, was den Chriſten Gott, was uns der Meſſias, bei all' dem beſchwöre ich, daß ich Wahrheit ſpreche!"

„Jude, eine Warnung iſt nur halbe That; denn Lohn verdient erſt die Entdeckung. Sprich, weſſen Hinterliſt habe ich zu fürchten?"

Der Hebräer fuhr mit Würde fort: „Fern ſei es von mir, einem Unſchuldigen die Bürde des Verrathes aufzulegen, doch Sultan, ich will dir einen Fingerzeig geben. Wer in deinem Rathe bei Nennung des Namens Gamp ſich verwirrt, dem entziehe deine großherrliche Gnade."

„Gamp? der Name iſt mir wohl bekannt," ſprach mit ernſter, ruhiger Miene Soliman.

„Nur der Name, nicht auch der Mann?" fragte ſchlau Cöpl. Solimans Wangen überflog eine leichte Röthe — ob der augenblicklichen Verlegenheit oder des Zornes, ſchien ſchwer mit Gewißheit zu beſtimmen, doch kaum des letzteren, denn mit freundlicher Herablaſſung legte er die Hand auf Cöpls Schulter und ſprach, wie fragend, leiſe: „Du meinſt den Dolmetſch?" — Scheichmandel blinzelte durch die halb geſchloſſenen Wimpern, zerrte gedankenvoll an ſeinem Barthaar und ſchwieg einige Augenblicke, während Soliman einen durchdringenden, ſcharfen Blick auf ihn heftete; endlich brach Cöpl das Schweigen und begann halb laut: „Ihr meint Gamp, oder wenn Ihr ſo wollt, den Dolmetſch, oder wenn es Euch gefällig iſt, jenen Mann, welcher ſchon zweimal in unſerer Stadt war und bei mir Kleider borgte; jenen, der meiner Bitte willfahrte und mich durch geheimen Ausgang in das Lager nahm; jenen, dem, hätte er ſich nicht in meiner Bude für einen, dem Erzherzog Treugeſinnten ausgegeben, ich nie gefolgt wäre, ſondern ihn würde haben ausgeliefert an Herrn Wolfgang Treu. Jener Mann iſt ein Verräther, aber nicht an Euch, Großherr, ſondern an uns.“

„Durch einen geheimen Gang kamſt du in das Lager?“ fragte Soliman in geſpannter Erwartung, „wo iſt die Stelle?“

„Meine Augen bedeckte eine Binde, deßhalb waren ſie verſchloſſen dem Licht des Tages, wie unſer Verſtand verſchloſſen iſt für die Ergründung des Jenſeits.“

„Du irrſt,“ ſprach Soliman zu Cöpl, „man führt Gefangene und Boten mit bedeckten Augen durch das Lager, damit ſie nicht zu Spionen werden; es gibt keinen verborgenen Weg nach der Stadt, ſonſt hätte ich mir deſſen Eingang durch Geld oder Martern erkauft.“

Cöpl lächelte und ſprach, ſein Haupt wiegend: „Ei, mächtiger Kaiſer, frage doch das nächſte Mal in dem Rathe, ob zehn tauſend Talente oder fünf hundert Aſpern mehr wägen. Ich ſage dir nochmals, nenne Gamp bei einer Verſammlung deiner Großen und merke auf, wer außer dir den Dolmetſch unter dieſer Benennung kennt.“

Soliman ſtützte ſich auf den Feldtiſch und verſank einige Augenblicke in tiefes Nachdenken, dann winkte er entlaſſend mit freundlicher Handbewegung dem Cöpl Scheichmandel zu. Der Hebräer beugte ſich tief, blieb aber an dem Ausgange zögernd ſtehen. Der Sultan kehrte ſich zurück und, ihn bemerkend, rief er halb lächelnd: „Ja ſo, du erwarteſt meinen Befehl zur Freigebung des Chriſtenmädchens. Nun denn, ſo gehe mit ihr nach der Stadt zurück.“ — Hinter Cöpl rauſchten die faltigen Vorhänge und der Dolmetſch trat ein.

„Saget dem Paſcha von Rumelien, daß er Maria Enſen dieſem Hebräer übergebe,“ befahl Soliman, und Gamp blickte verwundert auf Cöpl, doch dieſer ſchlich mit gekrümmtem Rücken zu dem Großherrn und ſprach in jüdiſcher Knechtheit: „Eure Hoheit haben verloren einen Stein aus dem Gürtel, — mächtiger Herrſcher, hier iſt die leere Stelle; wenn die Sonne des Orients, der große Sultan, befiehlt, ſo wird bringen der alte Cöpl einen Rubin von eben ſo prachtvollem Roth — ein Roth wie roſiges Blut — einen Stein ſo herrlich und ſchön, als man finden mag in der großen, weiten Welt.“ — Der türkiſche Kaiſer warf einen flüchtigen Blick auf die leere Einfaſſung des Steines, dann aber einen beinahe verächtlichen auf Scheichmandel, und ſchritt an ihm vorüber in die inneren Gemächer des Zeltes. — Der Dolmetſch lächelte hämiſch auf Cöpl herab und murmelte kaum hörbar: „Maria ſoll nicht frei werden, und wenn du nicht ſchweigſt, laſſe ich dich an deinen Ohren in die Lüfte aufziehen.“ — Gamp folgte dem Sultan und Beide verſchwanden hinter den goldgeſtickten Teppichen.

In Linz ſtanden viele Menſchen auf dem langen Corridor, welcher von der Hofcapelle in die Gemächer der Königin führte, und Jedes wollte das freundliche, milde Antlitz Annens ſehen, um ſich daran zu erquicken; unter ihnen ſtand auch Wilhelm Oberbeck, ſorgſam das von Johann von Revelles ihm übergebene Schreiben in den Händen haltend und mit Herzklopfen dem Augenblicke entgegenſehend, wo es ihm werde erlaubt ſein, zu ihr, der hohen Frau, zu ſprechen, welche zu Neuſtadt Fürbitterin für ſeinen Vater war. Gar wohl war's ihm durch den würdigen Herrn Faber bekannt, daß nur das Fürwort der jungen Erzherzogin bei Ferdinand die Milderung von des Münzmeiſters Strafe auswirkte, denn ſein Leib hätte ſollen verbrannt werden. — Den Abend vorher hatte er wohl die Königin in dem Zimmer des Königs geſehen, doch nun ſollte er ihr gegenüberſtehen und jene Stimme vernehmen, die ſanft und gütig für ſeinen Vater bat.

Der Oberſtjägermeiſter, Wilhelm von Herberſtein, hatte ihm verſprochen, nach dem Kirchgange ihn Ihrer Majeſtät vorzuſtellen. Eine ungewöhnliche Bangigkeit beklemmte ihn, als der Zug endlich aus der Capelle kam, Alles drängte ſich vor, Jedes wollte der Königin am nächſten ſein, und nur mit Mühe hielten die vorausſchreitenden Hofdiener die Neugierigen zurück. — Anna kam, auf den Arm des Oberſtjägermeiſters geſtützt, den Gang herauf, gefolgt von den Damen ihres Hofſtaates; bleich waren ihre Wangen, leicht und ſchwebend, gleich einem überirdiſchen Weſen, ihr Gang. Sie grüßte freundlich, und nur zu ſchnell war Jedem die holde Erſcheinung vorüber. Wilhelm folgte in einiger Entfernung dem Zuge und wurde mit eingelaſſen. Nach Kurzem kam ein Kämmerling, von Herberſtein abgeſandt, welcher Wilhelm bemerkt hätte; er führte ihn in einen großen Saal und hieß ihn in Ruhe abwarten, bis die Königin gegenüber heraustrete.

Der ſchlichte Goldſchmiedgeſelle ſtand mit laut pochendem Herzen da, und das Schreiben in ſeiner Hand zitterte. — Nach einiger Zeit wurden die Flügelthüren geöffnet und Anna trat heraus, abermal Herberſtein, aber nur zwei Damen in ihrem Gefolge.

Oberbeck neigte ſich ſo tief, daß ſeine Verwirrung allen entging, er wagte erſt ein wenig aufzublicken, als die Königin ſprach: „Ihr ſeid der Bote aus Wien, und bringt auch eine Sendung von dem Biſchof von Revelles an mich?“

„So iſt's, Eure Majeſtät,“ ſprach mit bebender Stimme Wilhelm; „hier ein Schreiben von Seiner biſchöflichen Gnaden, welches er mir gebot, nur in die Hände Eurer Majeſtät zu übergeben.“ Wilhelm reichte das Schreiben ehrerbietig dar, und Anna nahm es hin. Als der Königin Augen auf das Blatt geheftet waren, wagte Wilhelm erſt, die ſeinen vollkommen aufzuſchlagen; ein Wink mußte den Oberjägermeiſter bedeutet haben, ſich zurückzuziehen, denn Anna ſtand allein, und Wilhelm von Herverſtein mit den Damen im Hintergrunde des Saales nahe einem Balcon, welcher gegen den Schloßgarten hinabging.

„Herr Johann von Revelles weiſet mein Geſchenk zurück,“ ſprach langſam die Erzherzogin von Oeſterreich, „ich bot ihm meinen Brautſchatz an, um ihn zu Geld zu machen, und Bedürftige damit zu unterſtützen; ich weiß, es iſt eine herbe, tiefbetrübende Zeit; ſagt ihm nochmals, daß ich ihn bitte, ja, daß es mein Befehl iſt, jenen unnützen Tand zu Geld zu machen; ſagt dem würdigen Biſchof, daß niemals mich dieſes Geſchmeide mehr zieren wird, denn bei jedem Blick auf deſſen Perlen würde es mir beifallen, daß damit hundert von Thränen hätten geſtillt werden können.“

„Schweigt gegen Jedermann von dem Inhalt der Sendung,“ begann nach einem kurzen Innehalten die Königin, „und meldet dem Biſchof, daß ich ihn bitte, mich in ſein Gebet einzuſchließen.“ Anna reichte Wilhelm Oberbeck die Hand zum Kuſſe; doch ſeiner kaum mehr mächtig, ſtürzte er vor ſie hin, ergriff die Hand und benetzte ſie mit ſeinen Thränen.

Dem Oberſtjägermeiſter mochte das Ungeſtüme von Wilhelms Benehmen aufgefallen ſein, ſo wie auch den Damen, denn alſogleich nahten ſich alle drei Perſonen der königlichen Frau, welche, etwas befremdet, die Hand dem Jüngling entzog. „Was iſt Euch?“ ſprach vorwurfsvoll, doch ohne Härte, Anna, und Herberſtein faßte Oberbeck ſachte an der Schulter. Schon ſchwebte Wilhelm der Name Schwarz auf den Lippen, doch faßte er ſich, raffte ſein Baret vom Boden auf und ſprach bewegt: „Eure königliche Majeſtät werden vergeben, doch tief ergriff mich Euer Majeſtät Milde und Frömmigkeit. Verzeiht, königliche Frau, meine Rührung, der ich nicht Meiſter werden konnte, ich bin Euer Majeſtät mit hohem Dank verſchuldet, einem Dank, welcher nur mit meinem Leben erlöſchen wird.“ — Oberbeck verſagte die Stimme, ſeine Gefühle überwältigten ihn. Erſtaunt blickte die Königin auf den Jüngling.

„Reiſet mit Gott!“ ſprach mit Würde die Gemahlin des Erzherzogs von Oeſterreich. „Reiſet mit Gott, und bringet Unſern Gruß dem Biſchof zu Wien.“ Wilhelm Oberbeck verbeugte ſich ehrfurchtsvoll, und verließ, nachdem die Königin ſich nach ihrem Gemach zurückbegeben hatte, wie im Taumel den Saal.

Die Nacht vom 7. auf den 8. October 1529 war kalt und rauh; finſteres Gewölke thürmte ſich am Firmament in dunklen Maſſen auf, und barg des Mondes klare Scheibe, welche nur ſchwach den Stadtwall erhellte, und deren Licht der eilende Zug der Wolken manchmal beinahe gänzlich barg. Den Tag über waren alle Poſten in unermüdlicher Thätigkeit erhalten worden, denn ſchon früh Morgens hatte ein in der Stadt geſchlagener falſcher Lärm, um die Mannſchaft auf der Hut zu erhalten, die Türken aus ihrem Schlaf erweckt, und einen abermaligen Ausfall beſorgend, blieben ſie den ganzen Tag unter den Waffen. Mehrere Feinde hatten ſich bis an die Gräben nahe der Stadt gewagt, waren jedoch ſtets daraus vertrieben worden. Das feindliche Feuer war ſeit acht Stunden beſonders heftig geweſen, doch da nun die ernſte Mitternacht langſam immer mehr und mehr heraufzog, ſchwieg jeder Kriegsſturm, und nur einzelne Poſten ſchritten lautlos auf den Mauern hin und her. Auf dem Wall an der Burg ſtand ein hochgewachſener Steyrer mit dunkler Geſichtsfarbe, mächtigem Zwickelbart, und ein Paar durchdringend ſcharfen Augen, welche wild unter der Sturmhaube hervorblitzten; er blieb plötzlich ſtehen, und ſah aufmerkſam über den Wall hinaus gegen die Laimgrube, denn dort unweit der Gegend des Kloſters St. Theobald ſchlich ſich eine Geſtalt gegen die Stadtmauer. — Der Soldat lehnte ſich auf ſein Schießgewehr, und ſtarrte lange darauf hin, endlich erkannte er in dem nächtlichen Wanderer mit Gewißheit einen Türken. Leiſe ſchritt er zu einem Bogenſchützen hin, welcher halb im Schlafe an einem Breterbollwerk lehnte. Beide fliſterten kaum vernehmlich zuſammen, dann kehrten ſie auf die frühere Stelle zurück, der Schütze hob den Bogen, legte den Pfeil ein und zielte. Der Türke ſtand unten ganz nahe an der Mauer; als er die Gefahr bemerkte, warf er den Turban von ſich, und wehte mit einem weißen Tuche. „Herr Jeſu, halt ein!“ rief ängſtlich der ſteyermärkiſche Soldat dem Bogenſchützen zu, und hielt ihm die Hand feſt, welche jener ſchon zur Abſendung des Pfeiles bereit hielt; „heiliger Joſephus, das iſt kein Türke, ſiehſt du das blonde Haar, er hat keinen geſchornen Kopf.“

„Vielleicht ein Kundſchafter,“ ſprach der Andere, und ſenkte ſeine Waffe. „Bei St. Cyrillus und Methudius, ſo wahr ich ein mähriſcher Schütze bin, den hätte ich beinahe wie eine Fledermaus an die Breter angenagelt.“

„Behalte den Mann im Auge,“ ſprach der Erſtere, „ich eile, um den Vorfall zu melden, in das Auguſtinerkloſter zu meinem Anführer, dem Herrn Abel von Hoheneck.“ Der Schütze nickte bejahend, und ſtützte ſich auf das Gemäuer, um hinabzuſehen, während der ſteyermärkiſche Soldat mit raſchen Schritten das Berglein hinabging. Mancher Lanzenknecht, manche halb ſchlaftrunkene Wache ſah erſtaunt dem, bei nächtlicher Stunde Eilenden nach; einige fuhren bei dem ſchwerfälligen Tritt, und dem dumpfen Raſſeln des Eiſenhemdes emvor, und rieben ſich faſt erſchrocken die Augen; doch der Steyrer hielt auf keine Frage an, und ſuchte ſo ſchnell als möglich das Kloſter zu erreichen.

Dort ſaß in großer Halle der nächtliche Kriegsrath verſammelt; der jugendliche Pfalzgraf Philipp, als Commandant, oben an, neben ihm der Reihe rechts und links herab die biedern Befehlshaber der Truppen, die ruhmvollen Helden und weiſen Staatsmänner. Eben war ein Augenblick des Schweigens eingetreten, denn jeder erkannte die gefahrvolle Lage der Stadt, als Abel von Hoheneck, welcher aus der Sitzung war abgerufen worden, mit der uns bekannten Meldung eintrat. Nach wenigen Minuten kehrte der Wachtpoſten mit mehreren Männern, gehüllt in große, faltige Mäntel, zurück, ſie ſchritten alle raſch nahe an die Mauer des Walles hinzu; der eine bog ſich hinüber und blickte an den jungen Türken, welcher alſogleich mit jenem einige Zeichen wechſelte. „Oberbeck! — endlich, Wilhelm Oberbeck!“ rief der Graf von Hardeck, mit freudiger Bewegung ſich zurück zu den Andern wendend. Der dunkle Reitermantel fiel ihm von der Schulter, und der blanke Harniſch glänzte im Mondlicht. Die Erwartung einer guten Botſchaft hatte die dunkle Wolke der Sorge von des Grafen Antlitz geſcheucht, und die gewöhnliche Heiterkeit thronte wieder auf ſeiner hohen, freundlichen Stirne. „Schnell,“ ſprach Hardeck, „Hauptmann Wopitſch, laßt das kleine Pförtchen öffnen.“

Rund um verbreitete ſich alſobald die freudige Kunde, daß ein Bote angelangt ſei, und als daher Oberbeck — denn dieſer war es wirklich, welcher ſich unter

Verkleidung durch das feindliche Lager gewagt hatte — durch das Pförtchen eingelaſſen wurde, empfingen ihn alle Oberſten und edlen Herrn aus dem Kriegsrath, welche kaum die Mittheilung der Sendung erwarten konnten.

Wilhelm neigte ſich ehrfurchtsvoll vor dem Pfalzgrafen am Rhein, und überreichte dieſem ein Schreiben mit königlichem Siegel. „Eine Fackel!“ rief der rüſtige Eck von Reiſchach, und blickte ungeduldig darnach umher; ſchnell wurden mehrere gebracht. Der Obriſtlieutenant Ulrich von Rottenburg erfaßte eine derſelben, und ſtellte ſich leuchtend hinter den Pfalzgrafen, welcher das Schreiben eröffnete; im Kreiſe umher ſtanden aufhorchend die Kriegshelden, und der Fackelſchein erhellte magiſch die Gruppe vor dem ſchwärzlichen Gemäuer des alten Stadtthores.

„Ein eigenhändig Schreiben des Königs,“ ſprach Philipp, nachdem er dasſelbe durchflogen hatte, „hier aber iſt eine eigene Stelle für Euch, meine Herren, Graf Niklas von Salm und Freiherr von Roggendorf. Ferdinand ſchreibt: Obwohl es Unſer königliches Herz tief betrübet, nicht in eigener Perſon in Mitte unſerer getreuen Bürger Wiens, und an der Spitze der tapferen Beſatzung ſtehen zu können; ſo fühlen Wir uns dennoch getröſtet, nachdem, nebſt ſo vielen anderen heldenmüthigen und weiſen Männern, Unſer vielgetreuer Graf von Salm, und Unſer muthiger Freiherr von Roggendorf in alt bewährtem Ruhm für unſers Hauſes Sache ſtreiten.“

Salm und Roggendorf, beide hochbejahrte Männer, nahmen ihre Federhüte ab, und während Salm die

Hände wie zum Gebet faltete, und zu dem aufgeheiterten ſternbeſäeten Nachthimmel aufblickte, reichte Roggendorf, eine Freudenthräne ſich aus den grauen Wimpern wiſchend, das königliche Schreiben, welches der Pfalzgraf ihm zum Leſen übergeben hatte, dem neben ihm ſtehenden Auerſperg dar. „Leſet," ſprach gerührt der General, „der tugendhafte Sohn des gottſeligen Kaiſers ſoll ſein Vertrauen in uns gerechtfertiget finden."

Auerſperg las mit lauter vernehmlicher Stimme das königliche Schreiben ab. Ferdinand verſprach bald perſönlich nach Wien zu kommen, denn innerhalb acht Tagen werde die Reichsarmee eintreffen; an alle tapfere Vertheidiger ſprach der König ſeinen Dank aus, und ermahnte ſie zu neuem Muth. — Immer dichter und dichter hatte ſich eine Menge Kriegsvolk um den Kreis der Oberſten und Hauptleute geſtellt, eine lebhafte Bewegung gab ſich unter den Kriegern kund, nur die Vorſicht, um den Feind nicht zu wecken, und ſogleich wieder dadurch die Ermüdeten zur Wehre gebrauchen zu müſſen, hielt ein freudiges, einſtimmiges dem König Ferdinand dargebrachtes Lebehoch zurück. Graf Hardeck trat mit Innigkeit auf Oberbeck zu, und drückte dem Jüngling freudig die Hand.

„Oberbeck!" ſprach der Pfalzgraf, „du biſt ein tüchtiger Junge! dein guter Engel ſchützte dich abſonderlich. Zwei Boten verſuchten wir ſchon nach Linz abzuſenden, doch keiner kehrte wieder heim; wie kamſt du ſo glücklich durch das feindliche Lager?"

„Stets eine beſtimmte Nachricht von den Reichstruppen abwartend, geruhten Seine Majeſtät mich erſt vor zwei Tagen mit gegenwärtigem Schreiben von Linz zu entlaſſen. Ungehindert gelangte ich an Solimans Lager, nachdem ich mir eine türkiſche Kleidung verſchafft hatte. Nebſt meiner Sendung hatte ich auch noch einen Auftrag,“ ſprach Oberbeck leiſe, und den Pfalzgrafen fragend anblickend, ſchaute er ringsumher; der Pfalzgraf winkte ihm näher zu kommen, und die Herren aus dem Kriegsrath traten in einen kleineren, dichteren Kreis zuſammen. Wilhelm fuhr ganz leiſe fort: „Ich komme über Krems herab, und der König, im Einvernehmen mit dem Herzog von Baiern dem Pfalzgrafen Friedrich, ſandte mich mit einem Schreiben an den Großvezier Ibrahim, welcher, gegen eine zwar bedeutende Summe, Oeſterreich nicht ungeneigt iſt.“

Ein ſtaunendes Gemurmel lief rings in dem kleinen Kreiſe umher. „In das Zelt des Großveziers fand ich leicht Eingang, doch gefahrvoll wäre mir beinahe die Rückkehr geworden; denn ich traf im Herausgehen auf einen großen, hageren Mann in dunklem Talar mit langem Bart, dieſer ſagte mir, er kenne mich wohl, und wiſſe um meine Sendung, ſowohl jene an den Großvezier, als auch die von Linz nach Wien. Ich wollte Beides läugnen, doch er ſchien Gewißheit zu haben, befahl dem einzelnen wachhabenden Janitſcharen, mich zu beobachten, und ging eilig in des Veziers Gezelt. Die Zeit war koſtbar, denn ich mußte beſorgen, der Mann im Talar möchte bald zurückkehren, und man würde mich auf dieſen Verdacht unterſuchen, und des Königs Schreiben in meinen Kleidern finden. Durch einen gewagten, glücklichen Sprung, und ein mehrere

Minuten anhaltend ſchnelles Laufen entkam ich; wohl ſah ich einen Troß hinter mir drein jagen, doch leicht fand ich ein Verſteck in einem der mir wohlbekannten, niedergebrannten Häuſer, dort erwartete ich die Nacht, um alsdann mit minderer Gefahr bis an die Mauer gelangen zu können.“

„Groß und hager war der Mann im Talar? und einen langen Bart trug er?“ fragte eben ſo raſch Auersperg, worauf Oberbeck bejahend nickte. „Das war der armeniſche Chemiker,“ rief halblaut der junge Pfalzgraf, und ſtieß mit ſeinem Schwert ärgerlich auf den Boden.

„Sagt' ich nicht immer, man ſolle ihm nicht trauen?“ murmelte Roggendorf. — Wolfgang Treu, der Bürgermeiſter, ſchlug aber ſein ſchwarzes Rathsherrnmäntelchen zurück, zog ein fein beſchriebenes Blättchen hervor und ſprach: „Es ſcheint, daß hier eine oftmalige Verkleidung obwaltet, denn, genau verglichen, ſcheint der armeniſche Chemiker, der Bauer aus Yps, welcher unter den Arbeitern auf dem Walle war, der Türke, welcher bat, eingelaſſen zu werden, nachdem er Entdeckungen machen wolle, und dann entſprang, und der Bote mit lügenhafter Sendung von dem Oberſt von Werdenauer aus Krems eine und dieſelbe Perſon zu ſein.“

„Und ich,“ rief der beherzte Leonhard Hauſer, der Hauptmann der Wiener Bürgerſchaft, „ich ſage Euch, eine und dieſelbe Perſon mit dem landesverwieſenen Doctor Gamp.“ — Der ganze Kreis ſtimmte damit überein, und in kurzer Berathung wurde beſchloſſen, ſich mit aller Vorſicht, jedoch um jeden Preis, des Spions zu verſichern.

Pfalzgraf Philipp übergab ſeinem ſteten Begleiter, Silveſter von Schaumburg, das königliche Schreiben, befahl ihm, bei Tagesanbruch dasſelbe der ganzen Beſatzung kund zu geben, und beorderte ferner noch den General-Kriegscommiſſarius *) Ernſt von Brandenſtein, welcher die Vertheidigung der Stadt vom rothen Thurm- bis Werderthor über hatte und deßgleichen auch den Ulrich Leyſer, Obriſtzeugmeiſter, die Stücke um den Wall löſen zu laſſen. — Nach einigen andern kleinen Anordnungen und Befehlen für die Hauptleute verließen die Herren des Kriegsraths den Platz. Langſam bewegte ſich der Zug gegen den Schweinmarkt **) hinab. Fernhin tönte noch das Geklirre der Harniſche und der Sporen; der Zug zertheilte ſich in kleine Häuflein, derer jedem ein Fackelträger vorausſchritt; der Pfalzgraf begab ſich nach der Burg, Abel von Hoheneck mit ſeinen Hauptleuten in das Auguſtinerkloſter, Graf Niclas Salm, auf ſein Schwert ſich ſtützend, in ſein Haus nach der Rathſtraße ***), und ſo Jeder auf kurze Ruhe nach ſeiner Behauſung oder Poſten.

Eine Fackel nach der andern verlor ſich um die Ecke beugend oder der Straße entlang, die Kriegsleute kehrten auf ihre Lagerſtellen und ſtreckten ſich auf den feuchten Boden ermüdet hin. Die Uhr ſchlug Eins. Die Sterne flimmerten in ruhiger Klarheit hernieder, und das Schweigen der Nacht ſtörte nichts mehr als das melancholiſche Zirpen der Grasmücke, welche in dem auf dem Walle nur ſpärlich wachſenden Graſe hüpfte. Oberbeck ſtand allein, er hatte die ihm läſtige türkiſche Kleidung abgeworfen und war im einfachen Lederkoller. Das Haupt unbedeckt, floſſen die blonden Haare in weichen Ringeln auf ſeine Schulter; lange ſtand Wilhelm im tiefen Nachſinnen. — Gamp, der Mitgenoſſe ſeines Vaters, der Sachwalter der Hingerichteten, war ihm abermals auf ſeinem Wege drohend entgegengetreten. Konnte er denn durch Opferung ſeines Lebens die Schuld des Vaters nicht verlöſchen? — Oberbeck erhob beide Hände, legte ſie auf ſeine Bruſt und bethete mit emporgerichtetem Blicke: „O Gott! erhöre mein Flehen, und verzeihe die Schuld des Vaters. Laſſe mich vergüten, was er geraubt, laſſe mich treu ſeyn dem Herrn, welchen er betrog.“ — Eine Thräne ſo hell und rein wie des Morgens Thautropfen entquoll ſeinen Augen. — „Und du, heilige Jungfrau!“ fuhr er tief gerührt in ſeinem leiſen Gebethe fort, „dein Schutz ſei mit Maria, wo ſie wandelt; führe ſie auf gefahrloſer Bahn — wo ſie weilet, ſchirme ſie gnädig, wenn ſie leidet, ſtärke ſie heilige Mutter!“ — Stumm blickte er nach aufwärts, das Bild der bleichen frommen Königin ſchwebte ihm vor, da kniſterte es dicht hinter ihm. Noch ſtand Oberbeck in derſelben Stellung, noch hing ſein Blick an den Miriaden flimmernder Sterne — Wehe! da fiel er plötzlich, ein ſcharfer Dolch hatte ihn von rückwärts verwundet. Blut entquoll ſeiner Schulter, die Sinne drohten ihm zu ſchwinden. Eine dunkle Geſtalt neigte ſich über ihn und flüſterte: „Ich gab dir den Lohn deiner Treue, Johannes! Maria Enſen iſt gefangen und in des Großherrn Macht, der alte Meiſter dem Tode nahe. Heiſa! ſei luſtig mein Söhnlein. — Du biſt am Ende für dieſe Welt.“

---

*) Damals genannt Obriſtmuſterſchreiber.

**) Lobkowitzplatz.

***) Untere Breunerſtraße.

„„Gamp! Gamp!““ rief Oberbeck wild, riß ſich mit der letzten Kraft das gekrümmte Meſſer aus der Schulter, und ſchleuderte es dem Entfliehenden nach, doch es prallte an deſſen hoher Mütze ab, fiel zur Erde und der Meuchelmörder enteilte unbeſchädigt. „„Hilfe!““ ſtöhnte leiſe der Jüngling; man hatte ſeinen Ruf vernommen, Stimmen kamen näher, man fand Wilhelm beſinnungslos und brachte ihn behutſam in das für den Aufenthalt der Kranken und Verwundeten beſtimmte Kloſter zu St. Clara, aus welchem die Nonnen nach Kärnthen geflüchtet waren.

Am andern Morgen donnerten auf Philipps Befehl die Geſchütze des freudigen Ereigniſſes über die Wälle hinaus, ſtaunend hörten es die Türken und konnten ſich die Urſache nicht erklären; mit neuer Thätigkeit wurde an den Minen gearbeitet, unermüdlich waren die Türken im Anlegen derſelben, mehrere Orte waren ſchon bis zur Mitte untergraben, und mit teufliſcher Freude erwarteten ſie den Augenblick dieſer furchtbaren Exploſion, doch wurde ihnen dieſer Plan vereitelt, man fand von der entgegengeſetzten Seite das Pulver auf und nahm mehrere Tonnen weg. — Hierin waren beſonders die Bergknappen geſchickt, welche den Feinden unter der Erde entgegenarbeiteten, auf den leiſeſten Laut horchten, wie Maulwürfe ſich eingruben, und wenn die Türken ſich aus der Mine entfernt hatten, die Pulvertonnen wegnahmen. Durch dieſes Verfahren mißglückte ſehr oft den Paſcha das beabſichtigte Sturmlaufen, wozu ihnen die eingeſtürzten Mauern ſehr dienlich geweſen wären. Wenn auch hie und da eine kleine Exploſion Statt fand, ſo erhob ſich doch ſtets hinter dem eingeſunkenen Gemäuer ein neues Bollwerk. Die Wiener mußten thätig an der Ausbeſſerung der Wälle und Mauern arbeiten, und mit Baumſtämmen wurden ſchadhafte Stellen unterſtützt. Die Arbeitenden litten zwar viel durch die Feuergewehre und Pfeile der Türken, jedoch verließ ſie nicht der Muth, und ehe der Tag ſank, ſtanden auf einem neuen Bollwerke am Schottenthore zwei Kanonen, welche ein mörderiſches Feuer gegen das Lager der Feinde ſpien; ſpät Abends noch wagten ſich Türken dort und da an die Mauern heran, doch mußten ſie bald weichen.

Der Morgen des 9. Octobers war ein gar freundlicher Herbſtmorgen, ſo warm und milde, als thue es der lieben Natur leid, in ihr Winterkleid ſo bald ſich wieder kleiden zu müſſen; kein Sturmwind blies, wie ſeit einigen Tagen, ſondern eine laue Luft wehte, und gegen Mittag blickte hell und warm die Sonne durch die kleinen, bleigeränderten Glasſcheiben der beiden hohen Fenſter im Saale des Kloſters zu St. Clara. — Wilhelm Oberbeck öffnete einen Flügel und ſah ſchwermüthig hinaus, hinter ihm an einem großen Tafeltiſche ſtand der Wundarzt und räumte den Verband und ſeine Inſtrumente auf, welche er eben zum Verbinden von Wilhelms Wunde gebraucht hatte. — „Ich hoffe baldige Heilung,“ ſprach er zu Oberbeck, „die Wunde mag Euch mehr Schmerz verurſachen, als ſie gefahrvoll iſt; haltet Euch nur noch einige Tage. — Wollt Ihr Euch nicht lieber zur Ruhe legen?“ fuhr der Chirurg fort, als Oberbeck die Antwort ſchuldig blieb.

„Nein, Herr!“ entgegnete Oberbeck; „ich hoffe heute noch auf dem Wall an die Arbeit zu gehen.“ — „„Wo denkt Ihr hin!““ ſprach der Chirurg; „„Ihr könnt den linken Arm ja noch nicht gebrauchen und dürft die Binde nicht ablegen.““ — „Zu meiner Arbeit bedarf ich nur der rechten Hand,“ erwiederte der Hardeck'ſche Reiter, „ſeid meinethalben ohne Sorgen, werther Herr, hätte ich nicht wegen Blutverluſt die Beſinnung verloren und wäre daher geſtern nicht zu erſchöpft geweſen, Ihr hättet mich keine Stunde in dem dumpfen Gemäuer der frommen Nonnen erhalten.“ — „„Ich verbiete es Euch! — O, ich will ſchon Befehle geben, daß man Euch nicht hinausläßt!““ ſprach in gutmüthigem Eifer der ergraute Pharmaceut. — Wilhelm kehrte ſich gegen ihn, ſchüttelte ihm die Hand recht treuherzig — und, noch immer grollend, ging der Wundarzt zur Thüre hinaus. — Oberbeck warf ſich auf einen Stuhl am Fenſter, den ganzen Vormittag über war es ſcharf auf den Wällen zugegangen, in dem feindlichen Lager war Lärm geſchlagen worden, und Alles ließ eine gewaltige Rüſtung zu einem Sturme vermuthen. Eilig liefen mehrere Leute über den Schweinmarkt; das Fenſter des St. Clarenkloſters war nur halb erhöht und hatte die Ausſicht ſchräge auf das Auguſtinerkloſter, und links gegen den Wall. — Oberbeck rief mehrere Vorüberlaufende an, doch erhielt er nur kurze, abgebrochene Antworten. — Aengſtlichkeit mahlte ſich in eines Jeden Zügen und von Zeit zu Zeit ertönte ein Knall auf dem Ravelin, auch die große Rothſchanze und das Falkonet auf der oberſten Zinne des Körnerthurmes thaten das Ihre. Unruhig ging Wilhelm auf und nieder, da hörte er außen auf dem Gange ein heftiges Rennen, er riß die Thüre auf, und man brachte ihm einen am Kopfe verletzten Reiter entgegen. Das Blut ſchoß ihm aus der breiten Stirnwunde und zwei Mann mußten ihn unterſtützen. „Ihr ſeid arg zugerichtet worden,“ ſprach Wilhelm, und half den Verwundeten auf ein Lager heben.

„Scheint mir auch ſchon was dergleichen verkoſtet zu haben,“ entgegnete der Reiter; „Teufel, die Wunde brennt!“ — „„Sagt, wie ſteht es auf dem Wall oben?““

„Wie's ſteht? Hole der böſe Feind die türkiſchen Maulwürfe, der ganz Wall iſt ſo unterminirt, daß er vielleicht in fünf Minuten in die Luft fliegt.“ — „„Herr Jeſu!““ ſchrie Oberbeck; „„wo ſind denn die braven Bergleute von Saatz, welche ſonſt das Unglück verhinderten?““ — „Wo ſind ſie, — theils drüben bei dem Schottenthor, dem Ruprecht von Eberſtorf zugetheilt, weil auch dort Gefahr droht; theils ſtehen ſie verzagt auf dem Markte, denn keiner will in das Mauſeloch hinein, weil kein Augenblick mehr ſicher iſt.“

„„Heilige Maria!““ rief Oberbeck, „„wenn die Mauer zwiſchen dem Burg- und dem Kärnthnerthore einſtürzt, ſo können die Feinde gar leicht bis in die Stadt dringen!““ — „Das ſcheinen ſie auch zu wiſſen,“ fuhr der alte Krieger unter Schmerzen fort, „denn ſie ſtehen in größter Ordnung zum Sturmlaufen aufgeſtellt und warten nur den Augenblick ab, wo ihr Teufelswerk in die Luft fliegt.“

Oberbeck warf einen Blick auf das offene Fenſter, doch die Gitter hinderten ſein Vorhaben; raſch ſprang er zu einem großen, an der mittleren Wand hängenden Kreuzbilde, küßte des Welterlöſers an das Kreuz gehefteten Füße, beſprengte ſich aus dem nebenan hängenden Keſſelchen mit Weihwaſſer und rannte zur Thüre hinaus. — Oberbeck lief nicht, — nein, als ob der Sturmwind ihm ſeine Flügel geborgt hätte, flog er auf den Wall. In ſcheuer Entfernung ſtand ein Fähnlein Reiſchachiſcher Leute und zwei Rottmeiſter mit einer Compagnie böhmiſchen Fußvolkes. — „Wo iſt die Mine?“ rief Wilhelm, „ſchnell einen Waſſerkübel!“ rief er den Nebenſtehenden zu. „Mit Gott!“ ſchrie er laut, und ſprang in das von den Bergleuten gemachte Loch. — Zwei Minuten der bangen Erwartung; — Oberbecks kühnes Benehmen ſpornte einige Andere zu gleicher That, und in kurzer Friſt rollten acht Tonnen Pulver aus der Oeffnung, plötzlich ſtürzte Einer über den Andern aus dem gähnenden Schlunde, mit verbrannten Händen, mit geſchwärzten Geſichtern, mit ſchlotternden Knien, — eine Secunde ſpäter Oberbeck, mit Rieſenkraft ein ungeheures Faß nach ſich ſchleppend.

„Gerettet!“ tönte es ringsum. — „Platz da, die Mine ſpringt!“ — Ein Knall — die Erde bebte — Mauergeröll — Pulverdampf — Türkenjubelruf — es wird nach und nach licht und ruhig — deutſche und ſpaniſche Leichen liegen am Boden. Eck von Reiſchach kommt auf ſchäumendem Roß angeſprengt, er ſetzt ab und eilt zu dem zerſtörten Gemäuer, doch freudig erblickt er nur eine unbedeutende Beſchädigung. — Von der Stadt herauf ſprengte Graf Niclas Salm und Johann Kazianer, gefolgt von 160 Reitern und 4 Compagnien. — Den Türken machte der Einſturz der Mauern Muth, ſie ließen mit Siegesgeſchrei Sturm; doch die heldenmüthigen Vertheidiger warfen ſich dem Feinde entgegen. — Wie in einem bunten Knaul kämpften die Muſelmänner und die kühne Mannſchaft der Beſatzung, Pickelhauben und Turban, Reiher und Helmbuſch, Kaftan und Harniſch war dicht gedrängt; der krumme Säbel des Moslim, das breite, flache Schwert des Chriſten kreuzten ſich in der Luft; die Fahnen wehten, die Roßſchweife flatterten; Mann an Mann, Bruſt an Bruſt, Leben um Leben. Ein rüſtiger ſteyriſcher Lanzenknecht ſprang auf ein Stück Mauer und ſtieß eine angelehnte Leitervoll mit Türken in den Graben hinab; ein Geheul erhob ſich. — Niclas Salm benutzte die augenblickliche Verwirrung und ſtürzte auf die Feinde hinaus. Mit Entſetzen flohen ſie. Wuthentbrannt trieben die Paſcha ihre Leute zum nochmaligen Sturm; neuerdings beſtiegen ſie den Wall, neuerdings begann der erbitterte Kampf, doch Salm wankte nicht und Johann Kazianer ſtand wie eine Mauer. Die Roßſchweife und türkiſchen Fahnen mußten weichen und mit ungeheurem Verluſt ſich die Paſcha zurückziehen, während Oeſterreichs Banner hoch auf dem Walle aufgepflanzt ſtanden. — Begleitet von mehreren Generalen, Oberſten und Hauptleuten kam Pfalzgraf Philipp auf den Kampfplatz. Die Türken waren in großer Unordnung in ihr Lager zurückgeworfen und hatten nur mit

Mühe ſo viel Zeit, einige der Leichen ihrer Gefallenen mit fortzuſchaffen. — Nach wenigen Augenblicken der Ruhe dachten auch die Wiener der Gebliebenen, und während in der Stadt durch die Trommel ein allgemeiner Aufruf erging, um ſchnell abermals an der Ausbeſſerung der Wälle mitzuarbeiten, grub man oben die Leichen aus dem Schutt. — Viele waren für Wiens Rettung in den Staub geſunken, Mancher war unkenntlich, zertreten, und nur in Wenigen zuckte noch ein Lebensfunke; ſorgſam beſah man Jeden, und wo noch Leben war, wurde eilig Hilfe angewandt. — „Bücke dich, Silveſter," ſprach der Pfalzgraf zu dem Herrn von Schaumburg, „hier liegt noch ein Mann, ſeine gequetſchten Füße ſchauen unter dem Schutthaufen hervor." — Zwei Lanzenknechte halfen dem Rittmeiſter, und der Körper eines Jünglings wurde aus dem Gerölle herausgezogen.

„Bei den heiligen drei Königen zu Kölln!" rief entſetzt Philipp, „das iſt Wilhlem Oberbeck, der Hardeck'ſche Reiter." — „„Ich ſah ihn,"" ſprach einer der Lanzenknechte, „„wie er mit noch einigen die Pulvertonnen aus der Mine zog; ſeht Herr, hier liegen noch mehrere Leichen von Spaniern, welche ihm folgten."" — „Heiliger Gott!" murmelte erſchüttert der junge Held, „wie ſieht der Jüngling aus! — Graf Hardeck! hierher kommt, hierher!" rief er dem ſich eben vom Pferde ſchwingenden Erbſchenken zu, welcher die Türken bis in ihr Lager verfolgt hatte, „ſeht Euern Liebling, er ſtarb eines braven Reiters Tod." — „„Wilhelm, du armer Junge!"" rief Hardeck mit Wehmuth, und plötzlich raſch, „„um Gott!

verbergt die gräßliche Leiche, dort kommt Maria Enſen, die Tochter ſeines Meiſters, ich bringe ſie und den Juden Scheichmandel eben aus dem Lager der Türken. Verbergt die Leiche, um Gott! Enſen iſt ſein Oheim — Maria ſeine Muhme.““

„Er lebt,“ rief der hochwürdige Johann von Revelles, welchen ſein geiſtlich Gewand nicht abhielt, ſich unter die Vertheidiger der Mauern zu miſchen, „ſeht, die Wimper zuckt. Schlage die Augen auf, mein Sohn, Wilhelm Oberbeck, erhole dich!“

„„Oberbeck lebt,““ ſcholl es ringsum, und Maria hörte den Ruf. „Wo iſt Wilhelm, wo iſt er!?“ ſchrie ſie, mit verzweifelnder Angſt ſich durch den Kreis drängend, und mit einem lauten Schrei ſtürzte ſie bei Oberbeck nieder.

„Maria!“ flüſterte er leiſe, „du biſt gerettet, meines Vaters Schuld iſt getilgt. Nimm die Herbſtroſe von meinem Herzen, ſage dem Oheim, daß er mir vergebe. Lebe wohl, Muhme, lebe wohl, Maria!“ — „„Wilhelm, mein Wilhelm!““ ſchluchzte das Mädchen, und hielt die ſchon erkaltete Hand des Vetters noch in der ihrigen.

Wilhelm athmete nur ſchwach und kurz. „Wir müſſen ſcheiden, Maria!“ ſprach er mit vieler Anſtrengung, „Gott ſtärke dich, bethe für mich, Maria! — Heil Oeſterreich! Heil, Heil Ferdinand und Anna!“ noch einmal ſchöpfte Wilhelm nach Luft, aus der Kopfverletzung und der Wunde in der Schulter ſtürzte ein Blutſtrom, und bleich und kalt lag Wilhelm Oberbeck da.

Der Pfalzgraf nahm ſein Federbaret ab, die übrigen hielten die Helme in den Armen. Graf Hardeck ſtieß die Fahne ſeines Regimentes neben der Leiche in die Erde, nahm ſeine ihm nach der Schlacht bei Mohacz verliehene Gnadenkette von dem Hals und legte ſie auf des Todten Bruſt. — „Dies thue ich auf meine Verantwortung im Namen des Königs!“ ſprach mit Würde der Graf von Hardeck, während Eck von Reiſchach ſanft Maria aufhob.

„Ergreifet ihn!“ rief die Stimme des Juden Scheichmandel, aus der Mitte einiger im Kreiſe Stehenden, mit heftiger Geberde auf einen Mann zeigend, der mit tief in die Augen gedrücktem Hute in einiger Entfernung ſtand. „Ergreifet ihn! — es iſt der Spion aus dem feindlichen Lager, ſo wahr Gott lebt! Laßt ihn nicht entweichen!“ — Scheichmandels Worte würden vielleicht keinen Glauben gefunden haben, wenn nicht eine raſche Bewegung des Mannes, als wolle er entfliehen, den wirklichen Verdacht auf ihn gezogen hätte. Man erfaßte den ſich mit Gewalt Widerſetzenden, zu welchem noch zwei andere gleichen Ausſehens ſich geſellt hatten. — „Es iſt der Dolmetſch des Sultans, ſchaut ihm in das Geſicht,“ rief Scheichmandel, „es iſt der Verräther Gamp.“

Pfalzgraf Philipp wendete ſich raſch von der Leiche ab, und ihm folgten die Uebrigen; man riß dem Gefangenen den Hut ab, und ein lautes freudiges Murmeln durchlief die Menge, und die Folter erzwang endlich das Geſtändniß ihrer Abſichten und Verbrechen. Johann von Revelles warf einen ſchmerzlichen Blick auf Wilhelms Leiche, ließ den Mantel eines Reiters über den verſtümmelten Körper werfen, und befahl die beſinnungsloſe Maria ſorgfältig in einer Senfte in das Haus ihrer Muhme zu bringen, wohin Scheichmandel dem Zuge vorausſchritt.

Am 27. März des Jahres 1531 tönte hell und rein das Glöcklein auf dem Kirchthurme zu St. Anna in die klare Morgenluft hinaus. Die Altäre des Gotteshauſes waren freundlich geſchmückt, das Gemäuer überall reinlich übertüncht, und an die Kirchthüre drängte ſich das Volk. — Die Nonnen des ehemaligen St. Clarenkloſters hatten die Kirche zu St. Anna und das Pilgramhaus anſtatt ihres früheren Kloſters erhalten, aus welchem das neue Bürgerſpital gegründet wurde. Nicht nur der Eintritt in ihre neue Kirche wurde gefeiert, Kaiſerin Anna hatte für eine Novize ihr Fürwort eingelegt, und die Aebtiſſin Anna Welſerin reichte heute den Schweſterkuß der von dem neuen Biſchof von Wien, Johann Faber, eingekleideten Nonne. — Die Feierlichkeit des Tages war zu Ende. Zwei Geſtalten wandelten ſtill und einſylbig nach dem Friedhofe zu St. Koloman. Dort angelangt, ſchienen ſie ein Grab zu ſuchen, und endlich blieben beide vor einem einfachen Hügel ſtehen. „Hier iſt es,“ ſprach die eine im ſchlichten Ordenskleide, „hier ruht Johannes Schwarz.“ — „„Braver Oberbeck!““ flüſterte die andere, Herr Chriſtoph von Zedlitz. „„Du hieltſt die Treue deiner Fahne. Ruhe in Frieden, du armer Junge! Hätte ich doch kaum den ſchnellen Wechſel der Begebenheiten geahnt, als du an meiner Seite bei dem Ausfalle kämpfteſt."" — „Gottes Fügungen ſind wunderbar und unerforſchlich," ſprach der Mann im geiſtlichen Kleide, „Ihr hieltet Euch umringt von den Feinden für verloren, während Euch Eure Geſchicklichkeit in Waffenübungen zum Liebling des Sultans machte, und Ihr mit Geſchenken des Großherrn nach der Belagerung entlaſſen wurdet."

„„Und in Eurer Hand ruht der Biſchofſtab, Herr Johannes Faber, eine Würde, die Ihr mit hoher Ehre und Frömmigkeit bekleidet, welche Ihr aber vor zwei Jahren, als noch der hochſelige Revelles lebte, nie zu erlangen gedachtet.""

„Wohl wahr, Herr von Zedlitz! Doch ruht es ſich ſanfter im prachtvollen Sarkophag als unter dem einfachen Erdhügel? Lohnt die Welt das geringe Gute, ſo wir hier ausüben, oder müſſen wir erſt auf Jenſeits hoffen? Dem weiſen unbeſtechlichen Richter dort oben iſt es wohl gleich, ob mit Biſchofſtab und Inful oder ſchlichtem Hirtenrock der wahrhaft Edle vor ihm erſcheint." Zedlitz ſchwieg. „Nun denn, laßt uns den letzten weltlichen Wunſch der jungen Nonne erfüllen." Zedlitz beugte ſich über den Grabhügel, machte mit ſeinem Schwerte eine kleine Vertiefung in die Erde, und Biſchof Faber legte eine verwelkte Herbſtroſe hinein. — „Die Nonne darf nichts beſitzen, woran mit irdiſchem Sinne ihr Herz hängt. Empfange Maria Enſens Vermächtniß, welches du treu bewahrteſt, und ſie aus deinen Händen empfing. — Kommt Zedlitz," ſprach nach langem Stillſchweigen der Biſchof, „ich habe nun die Bitte der verwaiſten Maria Enſen erfüllt. — Die Braut des Herrn aber wendet den Blick von der Erde ab, denn dort oben iſt ihre Liebe und Heimath. — Schlafe wohl, du treuer Sohn," ſprach Faber, die Hand wie ſegnend über das Grab haltend, „ſchlafe wohl, du biederer Oeſterreicher. Wenn für Menſchen deine That auch nur klein — jenſeits wird der weiſe große Richter deinen Willen zur Sühnung annehmen. — Der Name Johannes Schwarz ſank mit dir in die Nacht des Grabes, doch wenn von öſterreichiſcher Treue man ſpricht, wird man Wilhelm Oberbecks vielleicht noch gedenken."

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen wie mit freundlichem Lächeln auf den Grabhügel, und ſank dann hinter den Bergen hinab. — Eine Schaar fröhlicher Bürger kehrte unter Jauchzen und Geſang heim, und gleich prophetiſchen Geiſterſtimmen ſcholl in die Luft der Ruf: Heil! Ferdinand und Anna!

Werth der Gegenwart.

Nimm, was dir das Schickſal ſpendet,
Mit Geduld und Gleichmuth an.
Vieles hat als Glück geendet,
Das wir zagend kommen ſah'n.
Laß uns heute froh genießen,
Bald wird Heute Geſtern ſein,
Und die Zukunft wird verfließen;
Nur das kurze Jetzt iſt dein.

Roſen, die in Blüthe ſtehen,
Tödtet leicht des Nordwinds Hauch.
Nächte kommen, Tage gehen,
Luſt und Leiden wechſeln auch.
Jede Stunde, die verloren,
Bringt kein Sehnen mehr zurück.
Zweimal wird kein Tag geboren:
Darum nütz' den Augenblick!

Friedrich Treitſchke.

Der Unheilbare.

(Novelle von Carl Stegmayer.)

> Es iſt gewiß, ein ungemäßigt Leben,
> Wie es uns wilde, ſchwere Träume gibt,
> Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
>
> Göthe.

1.

Die erſten Strahlen der Sonne fielen blendend durch die unverhangenen Fenſter eines Zimmers, deſſen geſchmackvolle, reiche Einrichtung zwar von dem Wohlſtande, deſſen ſichtliche, faſt fantaſtiſche Unordnung aber auch von dem unruhigen und zweckloſen Treiben ſeines Bewohners zeugte. Denn da ſtanden auf dem Ofengeſimſe halbgeleerte Arzneigläſer, geköpfte Champagnerflaſchen und Schachteln mit Gewehrkupferhütchen, in einer Ecke ein gewaltiger Ziegenhainer und ein Pariſer Stöcklein mit einem Flacon, auf dem beſtaubten Flügel lag eine Pallete mit Oelfarben, und darauf ein gebrochner Globus, der natürlich dadurch in Mitte des, den Ocean bezeichnenden weißen Raumes hie und da farbige Flecken bekommen, daß es ausſah, als ſeien auf dem Globus ſchon die noch zu entdeckenden Länder angezeichnet; unter den reichen Pfeifen lehnte ein herrlicher Tubus; über dem Bette hing eine meiſterliche Copie von

Caravaggio's Madonna, und darunter en miniature eine Tänzerin von S. Carlo; auf dem Schreibtiſche ſtand etwas ſchief ein eiſernes Schreibzeug in der bekannten Form des Napoleongrabes auf einer Vexirdoſe und hinderte durch ſeine Schwere den aus der halbgeöffneten Doſe hervorſtrebenden Teufel aufzuſpringen; ein billet doux ward durch eine Spritze, deren man ſich vor dem zum Ausſtopfen thieriſcher Körper bedient, aus einander gehalten; ein Schlachtgeſang für die polniſchen Senſenmänner war auf der Kehrſeite eines ſaldirten Conto für Hetzpeitſchen, Halsbänder und anderes Jagdzeug begonnen worden; neben an aber und ringsum auf der Erde und auf Stühlen lagen Zeichnungen und Karten, Folianten und Broſchüren, z. B. „De gestis Francorum“ und: „Ueber das Kartenſpiel und die Bedeutung der Könige darin;“ „Hufelands Makrobiotik“ und „Caſanova's Memoiren;“ der letzte Jahrgang des Taſchenbuchs „Huldigung den Frauen“ und des Rittmeiſters Balaſſa Abhandlung: „Vom Hufbeſchlage unbändiger Pferde ohne Zwang.“

So ſah es in dem Zimmer aus. Der Bewohner desſelben aber fuhr, von den Sonnenſtrahlen geweckt, aus dem Schlummer empor, in den er nur, von der Natur überwältigt, gefallen wär, ſprang aus dem Bette, auf dem er halb entkleidet gelegen, zog ſtill und raſch ſeinen Rock an, warf den Hut auf den Kopf, legte einen Brief, den er aus der Schreibtafel nahm, auf den Tiſch, blieb dann einige Secunden in Mitte ſeines Zimmers ſtehen, ſah überall umher, wie Jemand, der eine lange Reiſe antritt, ſich umſchaut, ob er auch nichts vergeſſen, oder Einer, der recht feſt eine Localerinnerung feſthalten will, und eilte dann ſtill hinaus. Im Vorgemache blieb er am Bette ſtehen, in dem, gewaltig ſchnarchend und, den lächelnden Zügen nach, von angenehmen Dingen träumend, der alte Chriſtian, ſein Bedienter, lag, ließ eine Geldrolle, mit einem Zettel umwickelt, unmerklich auf das Bett gleiten, hielt, nachdem er eine Weile den Alten betrachtet, wie ſegnend die Rechte über das Haupt des Schläfers, und in den feuchten, unwillkürlich himmelwärts gehobenen Augen leuchtete es, als wenn ein Gebet durch ſeine Seele zucke. Darauf ſchloß er leiſe die Außenthüre auf und lief faſt durch die noch menſchenleeren Gaſſen einem nahe gelegenen Wäldchen zu, das am Fuße der ſchroffen Gebirge lag, die öſtlich den Badeort E. begränzten. Erſt als er außer dem Parke ſchon unter den natürlichen Laubgängen des erwähnten Wäldchens und mithin außer dem Bereiche war, wo noch ein oder der andere der früheſten Badegäſte oder ſonſt ein Bekannter ihm begegnen konnte, mäßigte er ſeine Schritte, und je weiter er ging, ging er faſt willenlos langſamer, denn er ging einen ernſten Gang.

2.

Eduard war in früher Kindheit Waiſe und Erbe eines bedeutenden Vermögens geworden. Sein Vater war ein Kaufmann, deſſen Firma in beiden Erdenhälften gekannt und geachtet war, von deſſen eiſerner Rechtlichkeit und doch wachsweichem Gemüthe die Aepfelfrau an ſeinem Hauſe und ſein Correſpondent in Calcutta mit gleicher Anerkennung ſprachen, der aber ganz im Ernſte die Meinung hatte, daß Gott dem Menſchen den Verſtand bloß zum Rechnen gegeben habe; der darum von allen wiſſenſchaftlichen Büchern nur die mathematiſchen ſchätzte, von allen Kupferſtichen und Gemälden nur die gerne ſah, die architektoniſche Gegenſtände, Maſchinen und dergleichen darſtellten, von dichteriſchen Erzeugniſſen die franzöſiſchen als die beſten erklärte, weil darin die Sylben gezählt ſeien, den Tod nicht mehr ſcheute als ein ſchwieriges Diviſionsexempel, und nur den einen Satz in der Bibel anſtößig fand, daß bei wohlthätigen Spenden die Linke nicht wiſſen ſolle, was die Rechte thue, „denn,“ pflegte er immer ſeine Controverſe zu ſchließen, wenn Jemand den eben erwähnten Spruch vertheidigen wollte, „denn nach meiner Anſicht iſt der Menſch ein Handelshaus; Anlagen und Talente ſind die größern oder geringern anvertrauten Capitalien; die Sinne niedere Diener, die, wenn ſie gut gebraucht werden, zur Vermehrung dieſer Fonds beitragen, im Gegenfalle weſentlich die Verzettlung der Capitalien herbeiführen; die Gliedmaßen Packjungen und Laſtträger, die rührig und verläßlich ſein müſſen; das Herz iſt aber der junge Compagnon im Hauſe, dem der ältere, der Verſtand, immer, wenn auch unmerklich, auf dem Nacken ſitzen muß, damit der Brauſewind nicht die Capitalien riskire, von den mindern Dienern zu allerlei unerſetzlichen Ausgaben verlockt werde, und auch die Packjungen und Laſtträger nicht launenhaft anſtrenge, daß ſie ihm nicht, zu früh ermüdet, vor dem Feierabend oder zur Unzeit den Dienſt künden. Und ſo, glaube ich, muß

Alles, Alles ordentlich zu Guten und zur Laſt geſchrieben werden, damit wir an dem großen Saldirungstage wenigſtens erweiſen können, daß es nicht gefliſſentlich geſchah, wenn wir uns hie und da verrechnet haben.“

Wenn er aber alſo in ſeinem Familienkreiſe perorirte, pflegte er immer das helle, ſcharfſinnige Auge auf ſeine Frau zu richten, nicht als wenn ſie etwa zur Verzettlung der Capitalien im Sinne des Wortes beitrüge, ſondern weil ſie der junge Compagnon in Lebensgröße, alſo ganz Herz war. Und wenn dann die ſchöne, junge Frau, deren Geſtalt nur faſt etwas zu ätheriſch war, ſich an den ſtattlich ſchönen Mann ſchmiegte und mit einem ſo gutmüthig ſchelmiſchen Blicke an ihm hinaufſah, als wollte ſie ſagen: Das Herz führt auch richtige, wenn gleich etwas verwirrt ſcheinende Rechnung, und iſt ſeiner Zinſen gewiſſer, ſelbſt wenn es mehr verſchenkt als verleiht, und dabei der kleine Eduard ſich in die liebende Gruppe drängte, da ſagten die Leute, die das ſahen und gar wohl wußten, daß das Roller'ſche Ehepaar ſich herze und liebe, auch wenn es ſich unbeachtet glaube: die Rollers ſind glückliche Menſchen!

Wäre nun Eduard unter ſolchen Verhältniſſen herangewachſen, hätte der verſtändige, alles berechnende, und mithin immer das Ende bedenkende Vater des Knaben früh entflammte Fantaſie zur Treibhauswärme für das Gute benutzt, und die liebende Mutter ſein Herz gebildet nach dem ihrigen, ſtark für eignen und weich für fremden Kummer, Eduard wäre allein ſo glücklich geworden, als ſeine Eltern es zuſammen waren, denn er hatte den Verſtand des Vaters und der Mutter Herz.

Aber er war nur noch ein liebenswürdiger Knabe, als ein bösartiges Fieber ſeine Mutter in wenig Tagen hinraffte, und bald darauf der Gram ſeinen Vater tödtete, der das ungeheure Deficit nicht verſchmerzen konnte. So kam alſo Eduard als Waiſe in fremde und, wie das ſo häufig im Leben ſich ereignet, in unrechte Hände, ward nun zur Unzeit gehätſchelt und gebläut, gelobt und getadelt, lernte Vieles gegen ſeinen und Vieles gegen ſeiner Erzieher Willen, mit einem Worte, ward ein junger Mann, wie wir ſie unter Vatermördern und à la grecs, mit Glas- und gläſernen Augen in den Salons, und mit umgeſtülptem Hemdekragen und Henriquatres hinter ungeheuren Pfeifen in den Tabagien mit Selbſtgefühl und Verachtung Anderer radotiren hören. So waren ihm die Jahre an der Hochſchule vorübergeflogen, voll ſchädlichen Einfluſſes, ihn zu beſtimmen, aus dem Geleiſe des gewöhnlichen Lebens ſtürmiſch herauszutreten und eine eigne Bahn zu gehen. Und er ging ſie auch, wie mehr oder minder ſie wohl Jeder gegangen, der als ein menſchliches Dampfſchiff es als ſeine Beſtimmung erkennt, gegen den Strom zu ſchwimmen, wie Jeder, bei dem die Fantaſie den Zügel der Vernunft zwiſchen die Zähne genommen. Darum ging es aber auch unſerm Eduard, wie es noch Jedem der Art gegangen. Bald fühlte er ſich überall beſchränkt, fand überall die Wirklichkeit im Gegenſatze zu ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, nannte die Erde eine Hölle, weil er durchaus hier das Paradies finden wollte, zerfiel erſt mit den Menſchen und dann mit ſich, und hielt es zuletzt nur deßhalb noch der Mühe werth zu leben, um als Märtyrer des

Genuſſes ſterben zu können. Zu Letzterem hatte ihn vor Allem eine bitterſüße Frucht beſtimmt, die er vom Baume des Lebens oder der Erkenntniß gebrochen, die durch eine Unzahl von ſelbſt erlebten und vernommenen Abenteuern erhärtete, in ſeinem Innern wie ein Polyp ſich feſtgeſetzte Ueberzeugung, daß wohl Liebe, aber nimmer Treue in einem weiblichen Herzen wohnen könne, und das darum, weil Figurliebe der Töchter Eva's eigentliche Erbſünde ſei. — Wir werden im Verlaufe dieſer Erzählung noch Gelegenheit haben, das Weitere zu ſehen, wie innig und conſequent Eduard mit all' ſeiner geiſtigen und energiſchen Eigenthümlichkeit dieſe Anſicht in ſich ausgebildet, wie ſie gerade, im grellſten Widerſpruche mit dem ſchönſten Wunſche ſeines eigentlich doch unentweihten Herzens, zumeiſt verderblich auf ihn wirken, ihn auf Abwege verlocken mußte, und endlich zum Abgrunde drängte, in dem er, Rettung ſuchend, rettungslos zu Grunde ging, und erwähnen darum jetzt nur flüchtig dieſer Anſicht, in ſo fern in ihr gerade die Epoche und Weiſe ſeines Lebens begründet war, die ihn bald darauf antrieb, jenen ernſten Gang zu thun, auf dem wir ihm Eingangs dieſer Novelle begegnet.

3.

Von dieſer Anſicht nämlich durchdrungen, und darum nimmer hoffend, je geliebt ſein zu können, wie er geliebt werden mußte, um glücklich zu ſein, weil er, in Folge der ſchweren Geburt der ſchwächlichen Mutter vielleicht, ſchief gewachſen war, und außerdem im übrigens ſprechenden Antlitz einige Pockennarben hatte, war er durch eine Bekanntſchaft in D..., wo er ſich längere Zeit aufhielt, angeregt, auf die ſonderbare Idee gekommen, daß höchſtens eine Blinde ihn in der That lieben, das heißt, ihm treu ſein könne. In D... lebte die Witwe des Superintendenten Meiner mit ihrer einzigen Tochter Albertine, einem eben ſo ſchönen, als geiſtreichen und guten Mädchen von ſiebenzehn Jahren, die aber das Unglück getroffen, durch eine Nervenkrankheit erblindet zu ſein. Dieſes Unglück fühlte aber wahrlich die Mutter mehr als die Tochter, die mit wahrer Engelsgeduld ſich nicht nur in die neue Lebensweiſe zu finden wußte, ſondern auch bald aus ihrer inneren Welt ſo reiche Schätze aufzufinden und zu benützen verſtand, und ſich dabei ſo wohl, ſo glücklich fühlte, daß die Heiterkeit ihres Umganges bei Allen, die Verhältniſſe und Zufall in ihre Nähe brachten, das anfängliche Mitleid in Bewunderung und Liebe umwandelte.

Außerdem war dieſes Unglück für Beide erträglicher, als eine nicht unbeträchtliche Penſion und das Erbe eines in Amerika geſtorbenen Mutterbruders ſie in den Stand ſetzte, nicht nur ein ſorgenfreies, ſondern ſogar ein — freilich durch dieſen Unfall eigenthümlich beſtimmtes — angenehmes Leben zu führen. Zu den Annehmlichkeiten ihres Lebens gehörte denn auch das Beſuchen von Concerten, die in dem kunſtliebenden D... nicht ſelten ſind, da natürlich Albertine ſeit ihrer Krankheit eine entſchiedene Vorliebe für Muſik gewonnen, ſo zwar daß ſie ſich nicht auf die Leiſtungen allein beſchränkte, ſondern begünſtigt vom Talente, es in Kurzem dahinbrachte, die auf dem Flügel gewonnene Kunſtfertigkeit auf ein neues Inſtrument, die Harfe, ſo überzutragen, daß Jedem, der ſie ſpielen hörte, ſo recht, wie man ſagt, das Herz aufging.

Bei einem Concerte nun hatte der Zufall unſeren Eduard in die Nähe Albertinens gebracht, und Eduard, der überall, und gern und gut ſprach, hatte bald Frau Meiner ſammt Tochter in ein anziehendes Geſpräch verlockt, von dem, was Albertine geſprochen, noch ein Paar Tage darnach ſo in ſeinem Innern wiederhallte, daß er es ſich ſehr angelegen ſein ließ, bei ähnlichen Gelegenheiten mit der Frau Superintendentin und ihrer Tochter zuſammenzutreffen, und endlich es dahin brachte, daß er geladen ward. Es war, wenn ſpäter Eduard von der Zeit zu reden kam, wahrlich mehr als eine poetiſche Redensart, wenn er ſagte, daß mit dem Augenblicke, als ſich ihm die Thüre des Meiner'ſchen Hauſes aufgethan, ihm die Pforten eines ungeahnten Edens ſich erſchloſſen hätten, denn er war wirklich von der Zeit an beſſer, veredelter, ſeine Eitelkeit gemindert, aber ſein Selbſtgefühl geſteigert worden, er lernte wieder die Zeit, das unſchätzbare Gut, Nutzen und Freude bringend, verwenden, ſeine geiſtigen Arbeiten gewannen an Kraft und Anmuth, und ſelbſt ſeiner converſationellen Bildung wußte er eine, freilich minder pikante, aber wohlthätigere und allgemein erfreulichere Richtung zu geben. Und das Alles, weil er liebte und geliebt ward. Aber der Dämon in ſeiner Bruſt war nur entſchlummert, und waltete daher, wie als um ſich für die kurze Entbehrung reichlich zu entſchädigen, um ſo herriſcher in Eduard, als unbedeutende Ereigniſſe ihn geweckt. Er glaubte nämlich bemerkt zu haben, daß Albertine ihn kälter behandle, ſeit ein junger Mann im Meiner'ſchen Hauſe eingeführt worden, der außer den Vorzügen, die man unter dem Geſammtausdrucke ausgezeichneter Bildung begreift, noch das Talent beſaß, meiſterhaft die Flöte zu blaſen. Jetzt kam es ihm bald auch vor, als wenn in Albertinens ſchönen Zügen, in allen ihren Worten und Bewegungen, ſich eine ſchönere Rührung oder Heiterkeit, ein Ergriffenſein, und der Wunſch, dieſes Beglücktſein durch Beglücken zu vergelten, entſchiedener ausſpreche, wenn der junge Mann ihr Harfenſpiel mit der Flöte begleitete oder fantaſirte, als wenn er mit Gewandtheit und Gefühl Gehörtes oder Geleſenes beſprach, oder ſeine beſten poetiſchen Erzeugniſſe vortrug. Nicht lange, ſo hatte ſich ſeiner mit Höllenqualen die Ueberzeugung bemächtigt, daß der Wankelmuth unaufhaltſam auch in die Bruſt der Beſten des weiblichen Geſchlechtes durch den reizbarſten Sinn einzöge, und dort vom, nur mit dem Herzen ſelbſt ſterbenden Reiz der Neuheit, mit offenen Armen empfangen, und in alle Herrſcherrechte eingeſetzt werde, daß alſo keine der vom Weibe gebornen treu ſein könne. So ſah er denn auch die letzte Blüthe ſeiner Hoffnung welken, und verließ nun, in der Aufregung, in der er war, natürlich die Schranken der geſelligen Forderungen überſpringend, plötzlich D..., flüchtete von einer Reſidenz in die andere, und kam nach einem Jahre in den Badeort E..., wo er, untertauchend im Strudel ſinnlicher Genüſſe, die Stimme ſeines Innern zu ertödten ſuchte, die das Geſchick anklagte, das ihn beſtimmt, Unmögliches gerade als den heißeſten Wunſch ſeines Herzens zu begehren. Und wie es nun beim vollen Becher nur eines Tropfens bedarf, daß er überquille, ſo bedurfte es bei unſerem Eduard nur einer Kleinigkeit, daß er überſatt des Lebens, ſich eines Morgens aufmachte, um aller Luſt quitt zu werden.

4.

Schwellender Raſen, der ſich bis an die Koppe des Berges hinanzog, wo er von ſeinem Lieblingsplätzchen noch einmal die Welt überſchauen wollte, machte ſeine langſamen Schritte unhörbar, und ſo kam es, daß er unbemerkt in die Nähe zweier Damen kam, die mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, den die nachgemachten Ruinen eines Tempels bargen, im Genuſſe des wunderſchönen Morgens verſenkt ſchienen. Schon der Anblick der Damen rief in Eduards Seele Erinnerungen wach, die ſein Herz unendlich beklemmten, aber als nun die ältere Dame nach einer Weile, die Hände faltend, ſprach: „Jetzt laß uns beten, meine Tochter!“ und nun die Jüngere eine Reiſebibel öffnete, und daraus mit einer, nur u wohl bekannten Stimme den 104. Pſalm las, der a beginnt: „Lobe den Herrn meine Seele! Herr, mein ott, du biſt ſehr herrlich, du biſt ſchön und prächtig eſchmückt;“ und mit orientaliſch dichteriſcher Fantaſie die llmacht Gottes in den Werken der Natur zu Ende ührte, wußte Eduard kaum mehr, ob er wache oder äume.

Als nun der Pſalm zu Ende geleſen war, und die eiden Frauen ſtumm noch einige Augenblicke geſtanden, als wollten ſie durch keinen irdiſchen Laut das Verhallen der heiligen Accorde ſtören, die des königlichen Sängers Worte in den Saiten ihrer Herzen angeregt, begann Albertinens Mutter in gewählten Worten über die Herrlichkeit dieſes Pſalmes, dann des Pſalters überhaupt ſich auszuſprechen, und wie nun ſo eine Idee aus der andern ſprießt, war man im Geſpräche dahin gekommen, daß Frau Meiner behauptete, die Gabe des Geſanges ſei eine wahre Himmelsgabe, und Fantaſie als die eigentliche Quelle aller Poeſie, ſie möge ſich nun in Wort, Farbe, Klang oder Stein künden, ja ſelbſt mit noch nicht durch die Bildung entbundenem Fittich in eines Menſchen Bruſt ruhen, ſei hinreichend, das Leben dieſes Menſchen zu verſchönern und zu beglücken.

Albertine konnte das freilich nicht läugnen; doch ſie fuhr dann fort: „Liebe Mutter! Island glüht innerlich immer, und doch iſt ſein Boden mit Schnee und Eis bedeckt, und keine freundliche Blüthe, keine herrliche Frucht iſt dort zu ſchauen, weil auf die entlegene Inſel nur ſchief und ſelten die belebenden Sonnenſtrahlen fallen; ſo genügt es denn auch dem Menſchen nicht, um froh dazuſtehen im Leben voll Hoffnungsblüthen und Thätigkeitsfrüchte, wenn nur innere Kraft ihn durchglüht, und nicht des Glückes Sonnenſtrahlen die Keime hervorlocken aus der Eisdecke, mit der das Unglück die Bruſt des Einſamſtehenden umzogen. Aber auch abgeſehen davon, daß alſo die Fantaſie in der Bruſt eines Menſchen nicht hinreicht, auch ſein äußeres Leben freundlich zu geſtalten, werden ſie ſogar zugeben, daß eben die Fantaſie das innere Leben eines Menſchen gefährdet, denn mit gleicher Fertigkeit, als ſie den Pinſel in das Roth der Freude und das Grün der Hoffnung taucht, und ſo das Erdenthal im Colorite Edens malt, und um ein Menſchenantlitz einen Heiligenſchein zieht, taucht ſie den Pinſel in das Grau der Schwermuth, in das Schwarz des Schmerzes, und malt freundliche Gegenden als Nachtſtücke, und menſchliche Geſichter als dämoniſche Larven.“

„Mein Kind,“ entgegnete die Mutter, „du verwechſelſt die ungezügelte Fantaſie, die über die Schranken ruhiger Weltanſchauung hinausreißt, mit denen, die ſich der Flügel der Fantaſie nur bedienen, nicht um über dieſe Schranken hinaus, ſondern nur innerhalb derſelben ſich zu erheben. Die Letzteren ſind gewiß glücklich! Nimm zum Beiſpiele Göthe!“

„„Ach liebe Mutter,““ erwiederte Albertine, „„wenn es bei einer Fähigkeit unſerer Seele ſchwer iſt, zu ſagen, bis hieher und nicht weiter, möchte es wohl zumeiſt bei der Fantaſie ſein, und es gehört wahrlich die Geiſtesklarheit eines Göthe dazu, um ſich gerade bei dem gegönnten Fernblicke in das gelobte Land nicht zum verwegenen Uebertritte oder doch zur unmuthigen Klage verlocken zu laſſen. Ueberdieß, wer weiß, ob ſelbſt Göthe, ein poetiſcher Cäſar in jeglicher Beziehung, nicht auch darin dem Julius glich, daß er ſogar ſeine Todeswunden anſtändig zu verhüllen wußte. Fürwahr, die Geſchichte vom traurigen Ende des Carrioli, die ich unlängſt geleſen, mag wohl mehr oder minder kläglich die Geſchichte aller mit reicher Fantaſie Begabten ſein. Er hatte ein Bild in der Kuppel einer Kirche zu malen; nach und nach wirkte die gezwungene Stellung und der Feuereifer, mit dem er die Engel malte, ſo nachtheilig auf ſein Gehirn, daß er mit einemmale ſich ſelbſt flügelbegabt wähnte, im Verſuche ſich ihrer zu bedienen, ſich über das Gerüſt ſchwang und zu Boden ſtürzte. Aber was ſuche ich durch Beiſpiele aus der Vorzeit zu bekräftigen, wie leicht die Fantaſie das innere Leben eines Menſchen gefährde, wie gerade ſie die Quelle werden könne, aus der ein Menſch Kummer und Qual mit vollen Zügen trinke. Liegt uns doch ein traurig Beiſpiel ſo nahe! War es nicht die leicht aufgeregte Fantaſie, die Eduard dahin brachte, daß er die Blumen, mit denen er ſelbſt ſchöpferiſch ſich und mich bekränzte, für Zauberkräuter nahm, die ihm den Freudenbecher meiner Liebe zum Giftbecher verleideten, die, was dem jungen Künſtler meine Liebe zur Muſik zollte, verwechſeln ließ mit dem, was die Liebe meines Herzens nur ihm zeigte, und jene Geſpenſter ſchuf, die ihn endlich aus den heiligen Kreiſen herausriſſen, die meine Liebe um ihn gezogen. O! ſeine Fantaſie hat ihn nicht glücklich und mich unglücklich gemacht!““ Die letzten Worte ſagte Albertine mit bebender Stimme und fuhr bald darauf, im Schmerze ſich und die Angſt der Mutter vergeſſend, mit beiden Händen nach den Augen, aus denen heiße Thränen drangen.

„Tine! deine Augen,“ bat die Mutter mit liebendem Vorwurfe. „„Zürnen Sie nicht, liebe Mutter,““ erwiederte Albertine ſich zärtlich an die Mutter ſchmiegend, „zürnen Sie nicht, wenn ich Sie erſchreckt. Der Schmerz iſt ſchon vorüber. Wenn auch nicht aller,““ flüſterte ſie vor ſich hin, indem ſie das Lockenköpfchen kindlich am Buſen der Matrone barg.

Eduard aber ſank todesmatt in die Knie, das erbleichte Antlitz in dem Raſen bergend, und ſeine Seele durchzuckte es wie Wetterleuchten und Morgenroth und Stimmen wurden laut in ſeinem Innern, wie der Poſaunenruf des Gerichtes, und wie das Wiegenlied, das die fromme Mutter immer geſungen, denn es war Albertine, und ſie ſah und — liebte ihn.

5.

„Jeſus, Jeſus! haben Sie meinen todten Herrn nicht geſehen?“ fragte mit einemmale eine, von Schluchzen unterbrochene Stimme in der Nähe der Damen, die, entſetzt von der ſonderbaren Frage, ſchon die Flucht ergreifen wollten, um ſo mehr, als der Anblick des Fragenden ſie in dem Glauben beſtärkte, daß ein Wahnſinniger vor ihnen ſtünde. Denn vor ihnen ſtand ein ältli- her Mann ohne Hut und Stiefel, nur mit den nothdürftigſten Kleidungsſtücken bedeckt, hielt in der einen Hand einen Zettel und trocknete ſich mit der andern die Thränen, die einzeln über die gefurchten Wangen ran- en. Aber als ſie ſich eben wandten, ergriff der Alte hef- g und doch ehrerbietig Frau Meiners Hand, und rief anz kläglich: „Ei du mein Gott, Sie ſind es, Frau Superintendentin? kennen Sie denn den alten Chriſtian icht mehr? Ich habe ja mein Lebenlang keinem Kinde as zu Leide gethan; alſo was fürchten Sie denn? Aber ein armer Herr! Ich kann ſeine Leiche nirgends finden.“

„Hätte ich ihn doch nicht gekannt, lieber Chriſtian, dem Zuſtande,“ begann Frau Meiner, nun ſchon be- higt, und darum nur leiſe ihre Hand, die der alte

Chriſtian noch immer mit Küſſen bedeckte, aus deſſen Händen ziehend. „Aber, was ſprach er denn da von einem todten Herrn. Wem dient er denn jetzt?“

„Als wenn ich denn, ſo lange ich lebe, Jemand anderem dienen könnte,“ entgegnete, faſt grollend, der alte Chriſtian, „als meinem lieben Herrn Eduard, den ich ja ſchon als Kind auf meinen Knien geſchaukelt. — Das hat er wohl auch gedacht, und hat mir darum ſo viel Gold geſchenkt, daß ich wohl Niemand mehr dienen dürfte. Aber es iſt viel zu viel Gold, denn ich werde wohl nimmer viel brauchen, werde nicht lange mehr leben, aber daß ich das noch erleben mußte! — Nein, nein das habe ich nicht um ihn verdient, das hätte er mir nicht anthun ſollen,“ und dabei fing er wieder an, laut zu weinen.

„Aber ſo erklärt Euch doch, lieber Alter,“ bat nun Albertine, die bei der ganzen Scene wohl mit ſteigender Angſt, aber bisher ſchweigend ſich verhalten. „Was iſt denn Eurem Herrn geſchehen?“

„O du mein Gott,“ rief Chriſtian, dem Fräulein ganz verblüfft in die noch umflorten, aber doch ſchönen Augen ſchauend, und darüber die Urſache ſeines Jammers einen Augenblick vergeſſend, „das iſt ja gar das Fräulein Albertine. Und Sie ſehen — o wenn das nur mein Herr auch ſehen könnte! — Was ihm geſchehen iſt? Erſchoſſen hat er ſich, oder hier vom Felſen geſtürzt! Aber ich kann ſeine Leiche nirgends finden, und das iſt doch ſein letzter Wille. Da leſen Sie ſelbſt.“

Die Superintendentin nahm den Zettel, den Chriſtian ihr hinreichte und las:

„Lieber Chriſtian!

„Ich danke dir nochmal recht herzlich für alle Liebe und Treue, mit der du mich als Knaben, Jüngling und Mann gepflegt und geduldet. Beiliegenden Brief bringe an den Banquier O. in D., damit mein bei ihm deponirtes Vermögen nach meinem Willen verwendet werde. Nicht deine Treue zu lohnen, nicht zur Erinnerung an mich, aber damit du ſorgenfrei den Abend eines Lebens beſchließen mögeſt, deſſen Mittag mir ſchon unerträglich geworden, ſchenke ich dir die Goldrolle nebenan. Meine Leiche wirſt du am Fuße des Berges finden, auf dem die Tempelruinen. Wenn wir uns wiederſehen ſollten, wirſt auch du jeden Schmerz, und alſo auch den letzten, den ich dir gemacht, überwunden haben, und mich wohl wieder liebend begrüßen. Bis dahin lebe wohl.

E... am 18. Mai 182—

Eduard Roller.“

Während Frau Meiner dieß las, konnte ſie nicht bemerken, wie Albertine immer bläſſer ward, ihr Buſen immer höher wallte, und dann faſt ſtille ſtand, wie ſie nur mit ſichtlicher Anſtrengung gegen das allmälige Schwinden ihrer Sinne ankämpfte, und ſtürzte daher mit einem lauten Angſtrufe auf Albertinen zu, als ſie, das Auge von Eduards Zettel auf ſie wendend, ſah, wie dieſe gleich einer geknickten Lilie in die Arme des, ſie bänglich beachtenden Chriſtian gleitete. Aber ſie und der alte Chriſtian fuhren entſetzt zurück, als plötzlich Eduard aus den Ruinen hervorſtürzte, den alten Chriſtian wegdrängte, neben die hingeſunkene Albertine kniete, ihr

Haupt, ihre erkaltete Hand an ſeine Bruſt, an ſeine Lippen drückte, und mit einem Tone, in dem Schmerz und Jubel um die Herrſchaft rangen, laut rief: „Ich lebe ja, meine Albertine, will leben, um deinetwillen, leben für dich!“

Eduard hatte nämlich in einem furchtbaren Kampfe mit ſich ſelbſt, Verſtand und Herz, Vergangenheit und Gegenwart gerungen, jetzt trieb ihn ſeine Eitelkeit, gerade jetzt, wo Albertine um ſeinen Entſchluß wiſſe, nicht unmännlich feige zurückzutreten; ein beſſeres Gefühl ſagte ihm, daß es immer beſſer ſei, todt von Albertinen beweint zu werden, als vielleicht wieder verletzend ihr zu nahen; der langgehegte Wahn ſeines Lebens flüſterte ihm unheimlich zu, daß dieſe roſige Täuſchung zerſtieben müſſe, wenn ſie ihn nun geſehen; Eitelkeit, Gefühl, Wahn und Erinnerung drängten ihn zur Flucht und in den Tod, aber Verſtand und Herz riethen zu bleiben, da ein entſcheidender Augenblick ſeine Zukunft beſtimmen müſſe. Verſtand und Herz riethen nicht länger zu zweifeln an treuer Liebe auf Erden, und Verſtand und Herz, Lebensluſt und Hoffnung hielten ihn zurück, und ſo blieb er unentſchloſſen vom Erſcheinen Chriſtians bis zum Augenblicke, als die Mutter den Zettel geleſen. Aber Alles vergaß er, und unaufhaltſam riß es ihn vorwärts, als er Albertinen erbleichen und ſinken ſah.

Dieſe ſchlug nun die Augen auf, und war es, wie das in Ohnmachten zu ſein pflegt, wo der Sinn des Gehörs am erſten rückkehrt, daß ſie Eduards Worte vernommen, war es die Stimme des Herzens, die ihr ſagte, ſie liege an der Bruſt ihres Eduard, war es, daß ſie mit der, gebildeten Frauen eigenen Weiſe, ſich aus dem Gehörten und andern vereinzelten Wahrnehmungen ein ziemlich treffendes Bild von der Perſönlichkeit Ungeſehener zu geſtalten, ſich Eduard früher faſt ſo gedacht, als ſie ihn nun ſah, kurz, ſie ſchlug die Augen auf, ließ ſie einen Augenblick befremdet und bald mit dem unverkennbaren Strahle der Liebe auf Eduard ruhen, ſchlang dann die Arme um ſeinen Nacken, und ließ das Haupt mit den vom wiederkehrenden Leben und der Liebe gerötheten Wangen tiefer und inniger auf Eduards Bruſt fallen.

Und in dieſem Augenblicke ſchlug die Glut echter Liebe aus den Herzen zweier Menſchen in einer Flamme lodernd empor, in einer Flamme, die der Nordhauch des Geſchickes wohl ſpäter zu Boden halten, aber nimmer verlöſchen konnte.

6.

Als ſich nun der Sturm der Gefühle gelegt, man wieder fragen und antworten konnte, erfuhr Eduard, daß ein geſchickter Augenarzt Albertinen das Geſicht vor zwei Monden wiedergegeben, und ſie ſeit ein Paar Tagen mit ihrer Mutter nach E... gekommen, um ſich hier vorzüglich durch den ſorgenloſen Genuß der ſchönen Natur herzuſtellen, und in der ſeit einigen Sommern ſich hier verſammelnden vorzüglichen Geſellſchaft von der Schwermuth zu geneſen, die faſt ſeit einem Jahre, ihr geiſtiges Auge trübend, Welt und Leben ihr dunkler erſcheinen ließ, als zur Zeit, in der lange Nacht ihr leibliches Auge geſchloſſen.

Eduard, der nun täglich ein Paar Stunden mit Albertinen verlebte, ſchwamm, ſo zu ſagen, in einem Meere von Seligkeit, denn alle die Kränze ſchöner Blüthen, die Albertinens Geiſt zu winden wußte, ſchlangen ſich um ſein Haupt, alles Edle und Gediegene, das als reicher Schatz in der Tiefe ihres Gemüthes, war ihm erſchloſſen, alle die unzähligen Annehmlichkeiten, die Talent, Anmuth, Bildung mit Abſicht ſchafft, oder vom glücklichen Zufall herbeigeführt, freudig und erfreulich feſthält, dienten nur dazu ſein Leben zu verſchönern, ja Alles, auch das Kleinſte, was den Horizont ſeines Daſeins von ferne nur zu trüben dräute, ward von Albertinen ſorgfältig und doch mit anſcheinender Unbefangenheit vermieden, damit er, deſſen Schwäche ſie nun ganz kannte, nicht ſelbſt aus dieſer zarten Blume ihrer Liebe Gift ſauge, kurz, ſtündlich ward er inniger überzeugt, daß dieſes herrliche Mädchen, die ſehende Albertine, ihn liebe, ſiegend thronte, wie in den Jünglingsjahren, der Glaube an Mädchenwerth und Frauenwürde wieder in Eduards Bruſt, und nur aus der Ferne, und ſelten klirrte das beſiegte Mißtrauen mit den Ketten, in denen es die ſpätern Jahre gefangen gehalten. Und wenn dieß geſchah, ſo war es durch ganz beſondere Zufälle. So zum Beiſpiele traf er eines Tages Albertine ſchreibend. Da Albertinens Liebe, wie das ja immer echter Liebe ſchönſte Frucht, wie wir ſchon angedeutet, ſo veredelnd auf ihn gewirkt, hütete er ſich wohl, durch die leiſeſte Andeutung ſeinen Wunſch zu verrathen, zu wiſſen, was ſie ſchreibe. Doch Albertine wußte und fühlte zu gut, was in Eduards Seele vorgehen mochte, als daß ſie gezaudert hätte ihm das Blatt hinzureichen, und Eduard war zu ſchwach, um nicht dadurch eben zu einem ſchönen Siege über ſich ſelbſt erſtarkt zu werden. Er nahm, freilich mit freudeſtrahlendem Auge, und einem heißen Kuſſe auf Albertinens Hand, das Blatt. Es war ein Brief an eine Freundin, und Eduard las:

„Auf deine Frage: „„Kann ein Mann im Sinne des Wortes, alſo auch ſittlich gebildet, ſich in eine Frau verlieben, ungeachtet der Ueberzeugung, daß ſie ihren Gatten liebt, und von ihm geliebt wird,““ antworte ich: Ja. Denn ein ſolcher Mann hat mit ſtarker Hand den Schleier gelüftet von der Göttin des Lebens, der Tugend, die mächtigen Genien, die den Sitz der hohen Göttin umſtehen, Ehre, Freundſchaft, Liebe und Freiheit erſchaut, und mit Ergebung und Begeiſterung ſeine Wünſche und ſein Streben, ſein Wort und ſeine That der Allgewaltigen geweiht. Und wenn ein ſolcher Prieſter aus jedem Kampfe, den er gegen des Lebens feindſelige Mächte, gegen Ehrgeiz, Eigennutz, Sinnenluſt und Sclavenſinn gekämpft, in die heiligen Tempelräume rückkehrt, und dort nun eine Prieſterin findet, die, wie er, das Sein der Göttin geweiht, muß er nicht ihr gerade über den Altar die Hand im Hochgefühle des ſchönen Bundes reichen? Somit beantworte ich auch deine zweite Frage: „„Kann Liebe ohne alle Hoffnung beſtehen?““ mit Ja. Denn daß ein ſolches Weib eines ſolchen Mannes Werth erkenne, ſein Streben achte, in ſeinen Siegen mit ihm ſich freue, und für ſeine Wunden Mitleid fühle, das darf er nicht hoffen, das weiß er ja, ſonſt wären Beide nicht, was ſie ſind, und andere Hoffnungen kennt ſolche Liebe nicht.“

Eduards Auge hatte ſich, während er das Vorhergehende las, verdüſtert; als er zu Ende war, überflog es ſein Antlitz wie Schmerz und Hohn, er hielt das Blatt noch einige Augenblicke vor ſich hin, und gab es dann Albertinen mit den Worten zurück:

„Die Stelle iſt recht hübſch, und würde in jedem Romane im Genre der Wahlverwandtſchaften, aber nicht à la Goethe, ſondern à la Lafontaine geſchrieben, Furore machen; aber wenn Sie in der That die Abſicht haben, den Seelenfrieden der guten Frau, freilich ein bisher proſaiſcher, zu ſichern, vor deren Prieſterſchaft ich übrigens unbekannterweiſe allen Reſpect habe, wäre es auch nur die einer Pythia, durch Weihrauch in Extaſe zu gerathen; wenn Ihnen daran liegt, ſich die Achtung des Mannes dieſer Frau zu erwerben, wenn einmal der Zufall ihm Ihren Hirtenbrief — wolle es Gott — nicht zu ſpät in die Hände brächte; wenn Sie das Eine und Andere wollen, mögen Sie dem Geſchriebenen hinzufügen: Aber weil die andere Liebe, ein wahres Erdenkind, nur zu oft eine Maske vornimmt, durch die ſie der ſolchen Liebe, der Himmelstochter ſehr ähnelt; weil alle der Sünde Knechte ſind, und Welt- und Alltagsgeſchichte lehren, daß bei ſolchen Annäherungen wenigſtens ſaure Geſichter und naſſe Augen, oft auch Scheidungen, Prozeſſe und blutige Köpfe ſattſam zum Vorſcheine kommen, ſage ich: Es iſt beſſer, der Mann im Sinne des Wortes, alſo auch ſittlich gebildet, nähert ſich Jungfrauen als jungen Frauen!“

Darauf küßte er leicht Albertinens Hand, ohne ihren Händedruck zu erwiedern, nahm ſeinen Hut und eilte, ſichtlich verſtimmt, davon. Albertine aber ſenkte die thränenfeuchten Augen in die hohle Hand, und der Gedanke, Eduards Seelenkrankheit ſei unheilbar, drang aus ihrer Seele Tieſe, ihre Bruſt mit unbeſchreiblichem Schmerze erfüllend, wahrlich mehr um ſeinetwillen, als an ſich ſelbſt und ihre Zukunft denkend, denn ſie liebte Eduard wahr und innig. Doch eben darum gab ſie es ſelbſt nach ſolchen Augenblicken nicht auf, durch ſinnige Zartheit Eduard zu bekehren, und es ſchien ihr endlich gelungen zu ſein, denn Eduard traf alle ernſtlichen Anſtalten, ſie bald als Frau heimzuführen, und dazu, das wußte ſie, konnte ſeinen Grundſätzen gemäß ihn nur das eigene Gefühl des Geheiltſeins beſtimmen. Beſeligt alſo trat ſie mit ihrer Mutter die kleine Reiſe nach dem nahen W... an, um dort, wie es Eduard wünſchte, die ganze häusliche Einrichtung zu beſorgen.

7.

Die Tage, als Eduard ſich nun allein fand, benützte er wieder täglich das ſchöne Recht, das Gräfin S.... aus Warſchau ihm zugeſtanden, ſich vor der eigentlichen Soirée, in der ſich Alles, was in E... durch Geburt oder Rang, Reichthum oder Talent glänzte, um die Gräfin ſammelte, in dem Appartement einzufinden, wo dieſe hochherzige, geiſtreiche und ſchöne Dame, mit denen, die ſie erwählet, im geiſtigen Verkehr eine Stunde, auch mehr hinbrachte. So kam er eines Abends, als eben über die Vortheile und Unannehmlichkeiten des Lebens in Hauptſtädten, und des Lebens in kleinen Städten und auf dem Lande im Allgemeinen geſprochen ward.

„Glauben Sie mir, lieber Forſtrath,“ ſetzte ein ungariſcher Magnat, der ſeit ein Paar Jahren in W... einem wichtigen Poſten im Staate vorſtand, ſeine Rede fort, „ich habe lange genug, und ich darf es ohne Unbeſcheidenheit ſagen, nach meiner beſten Einſicht und Kraft mir und Andern in der Provinz, ja in ländlicher Abgeſchiedenheit gelebt, aber eben darum fühle ich mich um ſo eher berufen, das Leben in der Reſidenz zu rühmen. Abgeſehen davon, daß die Hauptſtadt einen größern Wirkungskreis gibt, was mir und Ihnen und Allen, die wirken wollen und können, an und für ſich viel gilt, bitte ich Sie nur zu berückſichtigen, daß jede Hauptſtadt ein Stapelplatz alles geiſtigen Commerzes, ein Bazar für Wiſſenſchaft und Kunſt, mit großartigen Lehranſtalten, Muſeen und Sammlungen, öffentlichen und Leihbibliotheken, Leſecirkeln, literariſchen und künſtleriſchen Vereinen, mit mehr oder minder wichtiger Tendenz, während an einem kleinen Orte, wenn es hoch kommt, die Honoratioren zuſammentreten, um das Converſationslexicon, ein Paar Tagblätter und einige Romane für ſich, und Frau und Muhme bringen zu laſſen, und es dem Einzelnen, wenn er nicht bedeutendes Vermögen beſitzt, und ſelbſt da nicht immer, kaum möglich iſt, fortzuſchreiten mit der Zeit, in Bezug auf Wiſſen, Kunſt und Leben.“

„In Bezug nun auf das, was wir unter dem Geſammtausdrucke „converſationelles Leben“ begreifen, beachten Sie den Umgang mit Männern, den in der Hauptſtadt Beruf und Lebensweiſe und Zufall herbeiführt, Kirche und Schauſpielhaus, Hörſaal und Wirthstafel nährt, und ſtete Anregung und freiwilliger oder gedrungener Wechſel nie verſumpfen läßt; gedenken Sie in ſüßer Erinnerung des Umganges mit dem ſchönen Geſchlechte, wo freilich mehr für die Außenſeite bereitete, aber darum auch die höchſte Entwicklung aller Anlagen zu den freien und ſchönen Künſten uns befängt, das belebte Auge, die Beweglichkeit des Körpers, die geſchmackvolle, jeden Fehler deckende, jede Schönheit hebende Kleidung uns feſthält, und das den Töchtern der Hauptſtädte eigene, freiere und anmuthige Benehmen, an dem ſo ſchwer die Markſtatt zwiſchen Coketterie und Natur wahrzunehmen, uns zu Sclaven macht, oft trotz des klarſten Bewußtſeins, unſere Selbſtſtändigkeit einzubüßen. Und nun verſetzen Sie ſich im Gegenſatze in ein Städtchen, wo ſie mit dem Einen nur über dieß und dem Andern über das reden können, ex officio über zehnmal wiedergekäute Plattheiten lächeln ſollen, wo der Weiber Kaſtengeiſt und Prätenſionen, der Mädchen ekle Sprödigkeit und verſchrobenes Zartgefühl Einem, wie man zu ſagen pflegt, die Hölle heiß machen. Bedenken Sie die herrliche nonchalance, mit der Sie in der Reſidenz unbekümmert, wenn Sie wollen, ſogar um Kind und Kegel leben, während man in der Provinz Ihr Einkommen und Ihre Ausgaben richtiger bilanzirt als Sie ſelbſt, und ſchließlich, daß in der Hauptſtadt Jeder Familien und Einzelne herausfindet, die ſeiner Individualität zumeiſt zuſagen, und ſomit ſelbſt der, deſſen

Sinn nach ſogenannt Ländlicherzogenen ſtünde, wenn ihm daran gelegen, Leuten begegnen müßte, die auch die idealſte Abgeſchiedenheit nicht beſſer herangezogen haben könnte. Wenn Sie das Alles erwägen, werden Sie mir es wenigſtens nicht verargen, wenn ich, ein patriotiſches Sprichwort variirend, meinen vielleicht langweiligen Sermon damit ſchließe, daß ich aus inniger Ueberzeugung bekenne:

„Extra capitale non est vita,
Et si vita, non est ita.“

Der Forſtrath ſchien ſich überwunden zu geben, obwohl er ſich noch darüber ausſprach, daß er wenigſtens in der Reſidenz die frohe, freimüthige Geſelligkeit, das zweckvolle Beſchäftigtſein, die planmäßige Ausbildung des beſſern Selbſt zu Anderer und eigenem Wohle, das gemüthliche Aneinanderhalten der Beſſern, und die wenigſtens ſcheinbar herzliche Theilnahme der ſonſt Fremden vermiſſe.

„Und ich,“ nahm Eduard das Wort, „erlaube mir zu behaupten, daß gerade, was Graf R... ſo hochſtellt, das converſationelle Leben, die Kehrſeite des großſtädtiſchen Lebens ſei. Ich fand nämlich im Umgange mit dem männlichen Theile der Bevölkerung in Reſidenzen eine immer wache Aufmerkſamkeit und Beachtung in Wort und That, entſchiedenes Mißtrauen, oder, was noch ſchlimmer iſt, geheucheltes Vertrauen, immer rege Ironie, die mit gleicher Keckheit am Ideale des Lebens ſich vergreift, als ſie mit gleichem Wohlgefallen in der Pfütze der Gemeinheit plätſchert. Ich fand tiefgewurzelten Unglauben an die Möglichkeit und Nothwendigkeit jeglicher Veredlung, und einen durch Sinnlichkeit erzeugten, und durch Sucht zu glänzen großgeſäugten Egoismus, der kein Opfer ſcheut. Ich fand im Umgange mit Frauen und Mädchen eine auf das Höchſte und in das Geringſte getriebene Cokketterie, Frömmelei ohne Religioſität, unverholene Eitelkeit oder affectirte Beſcheidenheit, Anmaßung oder Plattheit, und wieder eine Prunkſucht, die kein Mittel zu ihrer Befriedigung ſcheut. Ich fand in dieſem converſationellen Leben im Allgemeinen ein wüſtes, raſtloſes Streben nach dem Genuſſe der Gegenwart, das Alles wagt, nichts berückſichtigt, und den Anblick der verhüllten Zukunft in Leichtſinn oder Verdorbenheit ängſtlich flieht; fand geiſtige Bildung zur Magd der Prunkſucht erniedrigt, und Bildung des Herzens als einen tauglichen Aushängeſchild à prix fix betrachtet, um in prahleriſchen, ſogenannten ſchwärmeriſchen Seelen das Falliment des Gewiſſens zu verbergen; ich ſah tauſend ſtinkende Lämpchen vor den bizarrſten, gräulichſten Fetiſchen flackern, indeß kaum hie und da ein verborgenes Flämmchen zur Ehre der Genien des Lebens brannte.“

„Und was meinen Sie hierüber?“ fragte Gräſin S... einen ihrer Gäſte, der, anfänglich mit ihr in ein leiſes Geſpräch vertieft, erſt als dieß beendet, ſeine Aufmerkſamkeit der oben berührten Streitfrage zugewendet, und deſſen hohe Stirne bei Eduards flammend bitterer Rede manchmal ein Wölkchen des Unmuths überflogen, während bei des Magyaren faſt leichtfertigem Lobe der Hauptſtädte ſeinen ſchönen Mund ein eigenthümliches

Lächeln umſpielte, das zwiſchen Bedauern und Wohlgefallen zu ſchwanken ſchien.

„Ich meine,“ entgegnete der Gefragte, „daß Jedem, der mit ſeinem Aufenthalte unzufrieden und darum, nach Aenderung und Wechſel ſtrebend, dem Orte zueilt, den ſeine Art zu ſehen ihm aus der Ferne als Paradies erſcheinen läßt, zur Beherzigung die Worte des alten Angelus Sileſius zugerufen werden ſollen:

„Halt an! Wo läufſt du hin? Der Himmel iſt in dir!
Suchſt du ihn anderswo, ſo irrſt du für und für.“

Dieſe einfachen und ſo gewichtigen Worte, mit einem männlich ſchönen, gewinnenden Organ vorgetragen, hatten die Aufmerkſamkeit aller Eingeweihten des ſchönen Bundes auf den Sprecher gezogen, den die Gräfin, dieſen Moment benutzend, der Geſellſchaft als Freiherrn von Duna, aus Griechenland rückgekehrt, und dann ihm die einzelnen Mitglieder der Geſellſchaft vorſtellte.

8.

Der Freiherr von Duna war ein ſtattlich ſchöner Mann. Die freie, faſt raſche Bewegung der modellartigen Glieder ſeines Körpers, das Flammen des Auges, wenn er mit Eifer ſprach oder Intereſſantes erzählte, verrieth den Krieger, während die ſichere Haltung, das edle, ſtolze Benehmen, die Meiſterſchaft im Ausdrucke, beſonders fremdländiſcher Sprachen, die bemeſſene und doch gewinnende Höflichkeit in Wort und That es beſtätigte, was Fama bald nach ſeinem Erſcheinen im Badeorte E... geſchäftig verkündete, daß er mit gleichem Erfolge, als er für die Sache Griechenlands gefochten, in den Cabineten verſchiedener Mächte geſprochen, und von den Miniſtern der in dieſem Kampfe beantheiligten Herrſcher Europa's mit gar manchem gewichtigen Auftrage und geheimer Sendung beehrt worden. Aber es ſchien, als ob all' ſein Streben und Handeln nur fremdes und nicht ſein eigenes Glück begründet. Denn außerdem, daß ihm die rechte Hand ober dem Gelenke abgenommen worden, lag im ſonngebräunten, männlich ſchönen Antlitze ein unverkennbarer Zug des Schmerzes, und der leichte Nebel, der den Strahl des geiſtreichen, tiefblauen Auges milderte, ſchien anzudeuten, daß dieſer Strahl einſt ſiegend durch Thränen gedrungen ſein mochte, die rauhe Stürme in die Bruſt dieſes Mannes getrieben, und daß nur die hohe Kraft, die auch dem Unglücke obſiegt, den Friedensbogen gebildet, der nun ſo Vertrauen erregend aus ſeinem Auge leuchtete. So mochte Hektor geblickt haben, als er von Andromache Abſchied nahm. Uebrigens war er ganz ſchwarz im letzten Schnitte gekleidet, und das auf der linken Seite des ganz zugeknöpften Frackes geſtickte Maltheſerkreuz ſeine einzige Auszeichnung, die überhaupt der Freiherr, jedoch fern von affectirter Beſcheidenheit, ſo ernſt zu vermeiden ſuchte, daß ſogar ſein reiches, mehr licht als dunkles Lockenhaar ſo geordnet war, daß es eine ihn eher zierende, als entſtellende Narbe über dem linken Auge möglichſt barg. — Allen imponirte dieſe Erſcheinung, Eduard aber fühlte ſich unwiderſtehlich angezogen und, ſonderbar genug, weniger durch den Geiſt und die hohe Bildung, womit er Geſchehenes und Erlebtes, ja ſelbſt die Reſultate fremder, geiſtreicher Erfaſſung des Lebens, als eigen erworbenes Gut mitzutheilen verſtand, als vielmehr durch die hohe moraliſche Bildung, durch die Güte des Herzens im ſchönſten Sinne des Wortes, womit er über die Ideale des Lebens, als von wirklichen, dem Sterblichen auf ſeiner Pilgerfahrt zum Schutz und Troſte geſellten Genien und von der Nothwendigkeit und hohen Kraft des Glaubens an ſie — mit faſt ſchwärmeriſcher Ueberzeugung, vom Herzen und darum zum Herzen ſprach. — Ach, Eduard, dem ſelbſt jetzt die einſtigen Götterbilder nur wie aus dem verſchütteten Pompeji ſeiner Jugend gegrabene Heiligthümer galten, that es ungemein wohl, ſolchen Glauben bei ſolchem Geiſte zu finden. Auch der Freiherr verkannte Eduards ſichtliche Näherung nicht, und immer lebhafter, ſinniger und gemüthlicher ward das Geſpräch zwiſchen den Beiden.

„Aber Sie verzeihen, Herr Baron,“ ſprach Eduard, „wenn ich Sie frage: wie konnten Sie bei dieſem Glauben an alles Edle und Schöne im Menſchenleben freiwillig das Gelübde thun, ein Gebiet nie zu betreten, in dem einem Manne wie Sie gerade am gewiſſeſten ſich das Ideal des Lebens verwirklichen müßte? Wie konnten Sie Malthefer werden?“ — „„Sie ſprechen da, lieber Roller,““ fiel die Gräfin ein, die ein größtentheils ſtummer Zeuge des Geſpräches war, „„eine Bitte aus, die ich ſo eben im Namen meiner Freunde an den Baron richten wollte.““ Und zu dem Freiherrn von Duna gewendet, fuhr ſie fort: „„Wir haben uns freilich erſt wieder ein Paar Stunden ſeit Jahren der Trennung geſprochen, deſſen ungeachtet getraue ich mich zu behaupten, daß Sie mich gefunden, wie Sie mich verließen, und daß ich darum nicht für mich, ſondern auch für dieſe meine Freunde Ihnen nicht erſt zu beweiſen brauche, daß nicht gewöhnliche Neugier die Bitte thun läßt, uns die Ereigniſſe Ihres Lebens, ſeit Sie in S... ſich aufgehalten, zu erzählen.““ — Der Freiherr verneigte ſich gegen die Gräfin und die Geſellſchaft, führte die Gräfin zum Divan und griff nach einem Stuhle. Alles rückte traulich und freudig an einander, und der Freiherr begann:

9.

„Wir ſaßen einſt tief in der Nacht zu Vieren, die wir uns gegenſeitig aus der akademiſchen Menge in J... herausgefunden, und berathſchlagten, wohin wir uns zu wenden hätten, als mit einem Male der Pole A—, eben der, den ich dazumal in Ihrem Hauſe einführte, aufſtand und, ein Meiſter des Wortes, ausſprach, daß wir nicht erſt zu rathen und zu weilen hätten, da die erſtandene Hellas uns auffordere, ſie zu unterſtützen. Der Vorſchlag fiel zündend in unſere Bruſt. Wir Vier verließen bald darauf J..., und als wir uns in H... einſchifften, fanden wir noch Fünf vor, die gleiches Schickſal und gleicher Sinn zu gleichem Entſchluſſe beſtimmt. Nach langer, mühevoller, nicht gefahrloſer Reiſe, deren kleinliche Widerwärtigkeiten mir jedoch nach und nach glücklich aus dem Gedächtniſſe gekommen, waren wir an Griechenlands Küſte. Dabei entſinne ich mich eines Umſtandes, der, ſo unbedeutend an und für ſich, mir doch unvergeßlich ward. Wir waren nämlich den ganzen Tag wacker geſegelt und waren ſo, nach dem Ausſpruche des Steuermannes, nahe an der griechiſchen Küſte. Ich brannte vor Ungeduld, das gelobte Land meiner Sehnſucht zu ſehen, und lugte darum aus dem Maſtkorbe mit unermüdlichem, faſt ſtieren Auge in die bezeichnete Gegend. Jetzt war mir, als wenn dort, wo Luft und Meer in einander rannen, ein dunkler Nebelſtreif ſcheidend ſichtbar würde; mein Herz klopfte faſt hörbar, ſchon ward der Streif dichter, aber auch die Sonne ſank tiefer und tiefer, und eine Windſtille trat mit einem Male an die Stelle des bisher günſtigen Windes und hielt unſer Schiff unbeweglich wie vor Anker. Wir lavirten die Nacht hindurch, und auch ich ward endlich, trotz meiner Ungeduld und meines Unmuthes, vom Schlafe überwältigt. Da erſcholl es: „Land! Land!“ günſtiger Wind ſchwellte alle Segel, und ich ſchämte mich meines geſtrigen Unmuthes, da eben durch die Abends eingetretene Windſtille uns dieſer begeiſternde Anblick ward. Denn da lag er nun vor uns der freilich verwilderte, aber doch noch herrliche Göttergarten mit weithinſchattenden Platanen, ſaftigen Oelbäumen und melancholiſchen Cypreſſen, üppigen Oleandern und Myrthenſträuchen, himmelanſtrebenden Felſenzacken, auf denen Aare, Einſiedler und Räuber ſich den Raum beſtreiten, glänzenden Marmorruinen und ſchmutzigen Lehmhütten, und über dem Allen die funkelnde Sonne im Morgenroth des Sieges, und um das erhabene Bild der ſmaragdne Rahmen des Meeres — o, es war ein wunderſam unvergeßlicher Anblick! Sprachlos ſtanden wir am Ufer, bis A— uns aus ſüßen Träumen weckte, indem er ſprach: „„Das Wort iſt zur That geworden. Wir haben uns losgeriſſen von allen unſcheinbaren und doch ſo feſten Banden, womit die Gewohnheit uns feſthielt in der Heimat, wir, in Europa's gebildetſten Ländern erzogen, um einſt mit Friedensſtäben in der Hand das Recht zu ſprechen, oder Krankheiten und Wunden zu heilen, oder von heiliger Stätte herab das ewige Wort zu verkünden, wir ſtehen nun Fremdlinge auf der fremden Erde, in einem Lande, wo Unwiſſenheit und Barbarei in blinder Willkür herrſchen, um, mit der ſcharfen Wehre in der Hand, das Unrecht zu rächen, Wunden zu ſchlagen, und auf dem entweihten Boden die menſchlichſte aller Religionen, das Geſetz des Rechtes, zu verkünden. — Ob das Glück unſer Wollen krönen, oder ob das Unglück unſere Thaten umſonſt gethan laſſen werde, — können wir das beſtimmen? Nein! Aber treu neben einander ſtehen im Schlachtgewühl und Lebensſpiel, uns vergeſſen im lebendigen Gedanken an die Urſache unſers Hierſeins, männlich ſiegen oder fallen, das können und wollen wir; der fällt, dem ſei die Erde leicht, der lebt, gedenke der Gefallenen!"" Der Freiherr legte das Portefeuille bei Seite, aus dem er A—'s Anrede geleſen, und ſprach: „Ihm ſei die Erde leicht! Er fiel vor Tripolizza."

„Aber nicht ſo wie das Land gefielen uns ſeine Bewohner. Wir waren kürzlich nach der Niederlage Ypſilanti's bei Samos gelandet, und ſchon die Proclamation dieſes Trefflichen, in der er ſich losſagt von den, die Sache des Vaterlandes und ihn verrathenden Feiglingen, die er ſich ſchämt, Soldaten und Griechen heißen zu ſollen, machte auf uns Alle einen üblen Eindruck, der wahrlich nicht geſchwächt ward, als wir ſchon in den erſten Tagen unſers Aufenthalts im Lager uns überzeugten, welch ſonderbares Gemiſch von erhabenen Gefühlen und gemeinen Leidenſchaften die Bruſt eines Griechen beherberge. Lange konnten wir uns nicht darein finden, wie dieſelben Menſchen jetzt mit flammendem Auge, hochklopfender Bruſt und faſt verklärtem Antlitze, aus deſſen edlen Zügen Wehmuth, Begeiſterung und Nationalgefühl ſo deutlich ſprachen, einem Geſange von den Thaten ihrer Ahnen, oder einer Anrede ihres Führers lauſchten, dann Schlachten ſchlugen, als wachten eines Lykurgus Augen über jeden Einzelnen, und Ariſtomenes und Leonidas kämpften mit in ihren Reihen, und in und außer der Schlacht Thaten begingen, die unſer armſeliges Zeitalter längſt in das Gebiet der Romantik verwieſen, — und doch dieſelben Menſchen, jetzt mit verwildertem Gemüth, Hinterliſt und Knechtſinn in den entſtellten Zügen, mit lautem Trotze ihren Führern den Gehorſam weigerten, nach geſchehenem Verrath feige flüchteten, betriegeriſch mit Freund und Feind fälſchten, und mit der Wuth des empörten Sclaven Thaten begingen, die die Geſchichte zögert, als menſchliche aufzuzeichnen."

„Lange konnten wir uns, wie geſagt, nicht darein finden, und faſt hätte uns der Mißmuth getäuſchter Erwartung zur Rückkehr vermocht, wenn nicht der Zufall uns mit einem Prieſter bekannt gemacht, der uns bald für eine mildere Anſicht gewann. Denn er erzählte uns von all' den hundertjährigen Gräueln, die das arme Volk der Griechen unter ewig wechſelnder, nie günſtiger Herrſchaft dulden mußte, wie es Jahrhunderte hindurch ſein Wiſſen verhöhnt, ſeinen Glauben verachtet, ſeinen Fleiß mißbraucht und Güter und Leben gefährdet ſah; wie darum außer der ſie Alle umſchließenden Kette der Knechtſchaft kein Band ſie zuſammenhielt im geſellſchaftlichen Streben nach Veredlung, und darum die griechiſche Nation ſo tief geſunken ſei; wie darauf der kräftige Rhigas, Aſien und Europa durchſchwärmend, den hundertjährigen, glimmenden Funken des Nationalgefühls angefacht zu heller Lohe; wie Ypſilanti muthig das Banner des Aufſtandes erhoben und Griechenlands Söhne zum Kampfe um ſich gereiht, — und dann ſchloß er mit den Worten, die nie aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden werden: „„Schwach und verlaſſen, bleibt den Griechen nur noch die Hoffnung auf den ſtarken Gott. Aber dem werden wir treu bleiben, werden bis auf den letzten Mann ſeine Altäre, unſere Herde und unſere Gräber vertheidigen, mit dem erhebenden Gefühle, entweder frei und als Chriſten unterzugehen oder zu ſiegen.““ Da wurden wir Alle, wie geſagt, andern Sinnes, Mitleid mit dem zertretenen Volke, Anerkennung ſeiner durch Jahrtauſende vererbten Herrlichkeit beſiegten unſern Mißmuth, und wir verſprachen dem ehrwürdigen Anaſtaſios, mitzukämpfen für Griechenlands Sache bis auf den letzten Mann. Mich insbeſondere feſſelte bald darauf ein Ereigniß für immer an die Griechen. Ich war nämlich mit einer Schaar, die der Held Botſaris befehligte, vor Plaka gekommen, wo der tapfere Ali Bay mit 5000 Albaneſern lagerte. Die Nacht mußte abgewartet werden, den Ueberfall zu wagen, den der kühne Botſaris beſchloſſen, nicht des Feindes Uebermacht, nicht des Gegners furchtbaren Namen ſcheuend, und als es nun ſtiller und immer ſtiller ward in der herrlichen Landſchaft, die Sterne in einem eignen, goldnen Schimmer, von dem wir Nordländer keinen Begriff haben, immer deutlicher aus dem dunkelblauen Firmamente auftauchten, duftgeſchwängerte, leiſe Lüfte unſere heißen Stirnen kühlten, und wir aus dem Wäldchen, das uns barg, ſchon auf das Lager und die darin ſorglos hingeſtreckten Feinde niederſchauen konnten, beſchlich mich ein ſonderbares Gefühl. Mir war, als vernähme ich das Flügelrauſchen des Todesengels, und ich wußte nicht, gälte das Mitleid in meiner Bruſt mir ſelbſt, oder den Schlafenden drüben. Oft nachher habe ich das Gefühl jenes Abends in mir zurückgerufen, verſucht, es mit dem anatomiſchen Meſſer der Schulweisheit zu zergliedern und es dann, mit einem paſſenden Namen belegt, erklärlich für mich und Andere feſthalten zu können; doch war alle Mühe umſonſt, und ich kann immer nur ſagen: mir war an jenem Abende wie einem Kinde, das in einem finſtern Zimmer, an ſeine Mutter geſchmiegt, bewegt von Furcht, Freude, Neugier und Ahnung, nach dem einzig hellen Puncte einer laterna magica ſtarrt. Und wahrlich, ſo iſt es am beſten erklärt, denn damals wurden ja die Zauberbilder bereitet, die nach und nach in die Nacht meines Lebens traten, und die ich feſthalten werde bis in die Nacht des Grabes. — — Alſo träumend, lehnte ich an einem Oelbaume, zeichnete mit der blanken Wehre deutloſe Chiffern in den Sand, und hatte faſt das Angriffswort überhört, das mit einem Male ſtill, aber raſch durch unſere Reihen lief. Ich fuhr auf und ſah, wie mit der Schnellkraft eines Tiegers unſere Tirailleurs ſich auf die türkiſchen Vorpoſten ſtürzten und mit einer eigenen Fertigkeit dieſelben erdolchten, daß ſie faſt lautlos zuſammenbrachen. Jetzt erſcholl im wilden Chore das begeiſternde Δευτε φαιδες, wiederhallte im fantaſtiſchen Allahrufe der Moslemims, und das Gemetzel begann. Die Albaneſen fochten braw, mehr und mehr verringerte ſich die kleine Schaar der Unſern; Botſaris wird verwundet, aber er fährt fort, die Seinen durch Wort und That im Schlachten rege zu halten, es ſcheint, als ob, nach dem alten Glauben, jede Seele eines gefallenen Kriegers ſich in einen Ueberlebenden flüchte, denn mit verdoppelter Kraft fechten die Krieger, — und als die Sonne kaum heraufgeſtiegen, hüllte ſie ſich, wie erſchreckt von dem gräßlichen Schauſpiele, in dichte Wolken. Die Moslemims aber, jetzt erſt die geringe Schaar Botſaris überſchauend, oder vielmehr zählend, umringten mit wildem Geheule faſt Jeden von uns einzeln, und unſer Angriff wird zur verzweifelten Gegenwehr. Ich hatte eben meiner Angreifer mich entledigt, ruhte einige Augenblicke, vom Schlachten ermüdet, und nur das entflammte Auge ſchweifte kampfsgierig über den blutigen Knäuel, als ich nicht fern von mir einen herrlichen Jüngling ſich mit letzter Kraftanſtrengung gegen ein Paar wilde Albaneſer vertheidigen ſah. Ich ſpringe zu ihm, er ſinkt, ich ſtelle mich vor den Gefallenen, und als gälte es eines Bruders Leben, ſuche ich ihn noch mit meinem Körper zu decken, als ein kräftiger Hieb über die Stirne auch mich niederwirft. Als ich nach einem mehrtägig furchtbaren Wundfieber wieder meiner Sinne mächtig ward, ſah ich mich in einem freundlichen Gemache und vor meinem Lager eben jenen Jüngling und eine Jungfrau ſtehen. — Mögen Sie es immerhin belächeln, wenn ich ſage, als mein Auge auf die Jungfrau fiel, die ſich eben aus der leichten Neigung emporrichtete, in der ſie während meiner todähnlichen Ohnmacht meine Athemzüge belauſcht, war mir, als ſei ich erwacht zum beſſern Leben, im Reiche, das der Herr denen verheißen, die an ihn geglaubt, denn, wahrlich, einige Minuten fühlte ich, in das Engelantlitz ſchauend, nicht nur keinen Schmerz in meiner tiefen Wunde, nein, ich fühlte mich — wie ſage ich denn — ja, wahrlich — körperlos. Nicht, als ob außerordentliche Schönheit der Jungfrau eigen geweſen, nein, ihre Geſtalt, ihr Antlitz trug wohl unverkennbare Spuren des im Laufe der Jahrhunderte nicht entarteten oder geſchwächten Urbildes der griechiſchen Schönheit, die einſt Praxiteles und Apelles zum Schaffen ihrer Weltwunder begeiſtert, aber es war nicht das, es war die Reinheit des Engels, der himmliſche Friede, die Lauterkeit und Feſtigkeit des Erkennens und Wollens, das aus dem unbeſchreiblich ſchönen Auge leuchtete, über dem milden Antlitze ausgegoſſen war und aus den bewegten Zügen ſprach, was in dieſem Augenblicke zündend in meine Seele fiel und mich's erkennen und fühlen ließ, daß ich ihr, ſie mir angehörte, bevor wir uns noch mit leiblichen Augen geſehen, daß ich an ſie gebunden, wenn auch mein Auge ſie nimmer ſehen würde." — Abermals hielt der Freiherr einen Augenblick inne, um die höhern Wogen, die ſeine Bruſt hoben, legen zu laſſen, und der Magnat benutzte das Schweigen, um dem Forſtrathe zuzuflistern: „Der Freiherr ſcheint in ſeinen Mußeſtunden den Plato in der Urſprache geleſen zu haben.“ — „„Und den griechiſch-ſchönen Traum feſtzuhalten im deutſch-innigen Gemüthe,““ erwiederte faſt ernſt der Forſtrath.

„Später erfuhr ich nun,“ nahm der Freiherr wieder das Wort, „daß der junge Grieche, den ich zu retten herbeigeeilt, als ich ihn ſinken ſah, nur ausglitſchend zu Boden geſunken war, und mich daher, ſeine leichten Wunden nicht achtend, nach dem Gemetzel mit noch einem Waffengefährten in das nicht gar ferne Haus ſeines Vaters getragen. Er war bald geheilt, und zog daher nach kurzem Aufenthalte ſeinem im Siegesfluge vordringenden Vetter Botſaris nach. Mich aber hielt meine Wunde noch viele Wochen im Hauſe ſeines Vaters zurück. Ich will Ihre gütige Aufmerkſamkeit nicht ermüden, und deute Ihnen daher nur an, daß meine ſchöne Ahnung bald zur Wirklichkeit ward, daß ich Euphemia und ſie mich liebte, aber nur wenige Tage uns der Stern der Liebe am ungetrübten Horizonte unſers Lebens glänzte. Euphemia's und Gregorios Vater war nämlich ein Fanariote, Einer aus den vornehmen, in Ueppigkeit verſunkenen Familien der Griechen in Conſtantinopel, die, entfremdet der Idee eines Vaterlandes, wie ſeiner Schmach, faſt mehr als die Moslemims über den Aufſtand ihrer Landsleute erbittert waren, da er nicht nur ihr Wohlleben gefährdete, ſondern ſogar ihre Güter, ja ſelbſt ihre Köpfe dem Verdachte und der Rache des Großherrn preisgab. Vor Allem aber hatte Pateros, Euphemia's Vater, zu bangen, da Marco Botſaris, der furchtbare Suliotenhäuptling, ſein Vetter war, und bald das Gerücht in Conſtantinopel verlautete, daß Gregorios wie im Fluge aus Paris, wo er ſtudirt, nach Griechenland geeilt und in Botſaris Schaar, ſeines Verwandten werth, kämpfte. Er war daher aus Conſtantinopel geflohen, ehe die gewitterſchwangere Wolke über ſeinem Haupte ſich entladen, und lebte nun unter ſeinen Landsleuten, heimlichen Groll im Herzen und nicht wiſſend, ob er um den Sieg oder das Verderben der griechiſchen Waffen beten ſolle; zürnte er aber ſchon ſeinen Landsleuten, weil er, wie alle Fanarioten, der Ueberzeugung war, daß dieſer Aufſtand zu nichts dienen würde, als die Feſſeln, die Griechenland bisher getragen, mit ſchwereren zu tauſchen, ſo haßte er die ſogenannten Philhellenen, weil er glaubte, daß nur durch ſie die Verſchwörung angeſponnen, die Fahne des Aufruhrs erhoben und die verirrten Landsleute bis jetzt zurückgehalten worden, ſich reuig dem Großherrn wieder zu unterwerfen. Und weil nun das Auge des Haſſes nicht minder ſcharf ſieht als das der Liebe, ſo hatte Pateros nur zu bald die faſt unſichtbaren Bande erſpäht, die Euphemia und mich an einander zogen. Er wüthete, mißhandelte die Arme, und nur mein ausgeſprochener Wunſch, in den nächſten Tagen mich den Reihen der Kämpfenden wieder anzuſchließen, konnte ihn von dem Entſchluſſe abbringen, Euphemien in ein Kloſter zu ſenden. Ich hielt, ſobald es meine Wunde nur geſtattete, mein Verſprechen, und verließ daher eines Morgens, nachdem ich in der Nacht von Euphemien Abſchied genommen und wir uns Treue bis zum Grabe geſchworen, das Haus des feindſeligen Pateros. In

Mitte der Ereigniſſe, Siege und Verluſte, die nun raſch auf einander folgten und Ihnen aus Tagsblättern und den hierüber erſchienenen Werken um ſo gewiſſer bekannt ſind, als Sie Alle wahrſcheinlich der Auferſtehung Griechenlands ſchon dazumal Ihre Theilnahme mehr oder minder zugewendet, in Mitte dieſer Ereigniſſe lebte ich nun zwiſchen Kampf und Ruhe, Erinnerung und Hoffnung, Schmerz und Freude ein eigenthümliches, faſt abgeſchloſſenes Leben, indem ich nur, wenn es zu kämpfen oder, ich darf es ohne Unbeſcheidenheit ſagen, zu rathen galt, öffentlich erſchien.“

„Wohlthätig wirkte daher die Annäherung Marco Botſaris auf mich, der, nachdem er von ſeinem Vetter Gregorios meiner Liebe Glück und Schmerz vernommen, oft mit wahrer Theilnahme darüber mit mir ſprach und mich mit ſchöner Ausſicht in die Zukunft tröſtete. Gerade daß der Mann, der nur einen Lebenszweck, Befreiung ſeines Vaterlandes, nur ein Gefühl, Haß gegen die Unterdrücker desſelben, und nur einen Gedanken, Sieg oder Tod für Hellas, zu haben ſchien, nach blutigem Tagewerke ſich mit Euphemia's Bruder in der ſchweigenden Nacht in mein Zelt verfügte und er, der ſonſt ſo wenig, faſt ungern ſprach, mit ſichtlicher Wärme über Euphemia's Werth, des alten Pateros Thorheit und mein Glück ſprach, und dabei die Schwermuth, die faſt immer in leichten Wölkchen ſeine Stirne beſchattete, auf dem offnen, blaſſen Antlitze verſchwand, und wenn es nun ſpät geworden, er zur „guten Nacht“ gleichſam den Becher mit edlem Cyper erhob und mit dem ſchönen Sprichworte:

„Sei wie die Palme fruchtbar, oder ſei
Wie die Cypreſſe hoch und frei,“

das all' ſein Denken und Thun ſo ganz bezeichnete, mit mir anſtieß auf Erfüllung meiner Wünſche, — kurz, daß der Held auch ein ſo guter Menſch ſein konnte, erfüllte mich mit ſolcher Achtung und Liebe für den Mann, daß mein Herz jetzt noch wie die Memnonsſäule freudig tönt, wenn die Erinnerung an Botſaris leuchtend aus der Nacht der Vergangenheit in mir aufgeht. Ich ſage aus der Nacht der Vergangenheit, denn immer raſcher und dunkler zogen Gewitter herauf am Horizonte meines Lebens, ſeit ich von Euphemia geſchieden. In einem hitzigen Gefechte ſank Gregorios, zum Tode getroffen, an meiner Seite. Noch einmal drückte er meine Hand, ſtammelte: „Wenn Griechenland frei iſt, ſei mit Euphemia glücklich!“ und — war nicht mehr. Bald darauf ſaß ich eines Tages, trübſinnig der theuren Todten und der fernen Geliebten denkend, auf dem Säulenſchafte eines gebrochenen Tempels in der Umgebung von Korinth, als Botſaris mit ungewöhnlichem Zorne in ſeinem Antlitze und beſonderer Lebendigkeit auf mich zuſchritt, und in kurzen, faſt rauhen, mit Flüchen untermiſchten Worten, wie das ſo ſeine Gewohnheit, wenn Beſonderes ihn aufgeregt, mir kündete, daß Pateros ſich plötzlich und heimlich aus der Gegend von Plaka nach Chios geflüchtet, und eben jetzt ein Bote angelangt, welcher der Geruſia die Einnahme der Inſel gemeldet und die ſinnloſe Verwüſtung und die entſetzlichen Gräuel, die der unmenſchliche Capudan Paſcha an den Griechen jeden Standes, Alters und Geſchlechtes, ja ſelbſt an der lebloſen Natur verübt, Greiſe und Wehrfähige unter den gräßlichſten Martern getödtet, über 40,000 Weiber, Jungfrauen und Kinder in die Sclaverei geſchleppt, die Maſtixpflanzungen zerſtört, die Dörfer niedergebrannt und den ganzen Gottesgarten in einen ungeheuren Brandaltar, in eine ſchauderliche Stätte der Verweſung umgeſtaltet, und wie unter den ſchrecklichen Opfern des Fanatismus Pateros und ſeine Tochter ſpurlos verſchwunden ſei. Ich ſchäme mich nicht, es zu bekennen, wilder Schmerz trieb mich von nun in das heißeſte Gefecht, zur kühnſten Wagniß, ich ſuchte den Tod; aber faſt ein Jahr zog vorüber und leichte Wunden hatten mich nur tagelang für den Waffendienſt untauglich gemacht: da riß einſt der ſichelförmige Säbel eines Türken die rechte Hand von meinem Arme und ich ſank faſt freudig zu den umherliegenden verſtümmelten Leichen und Sterbenden, wähnend, die erſehnte Stunde der Erlöſung ſei gekommen. Aber als ich wieder meiner Sinne mächtig geworden, fand ich mich im Lazarethe von Miſſolunghi und meinen Arm, handlos, kunſtgerecht verbunden und heilend. Als ich nun ſo weit hergeſtellt war, daß ich mich ſchon in der freien Luft ergehen konnte, ſah ich eines Tages das Volk ſich in immer größerer Anzahl um einen ſtaubbedeckten Sulioten drängen, und hörte deſſen flammende Rede von immer wachſendem, einſtimmigen Klagerufe der Menge unterbrochen. Ich drängte mich hinzu und hörte, wie die Heerhaufen aus Epirus und Theſſalien das Lager des Paſcha von Scutari erſtürmt, Botſaris ſeiner Schaar zugerufen habe: „Wenn Ihr mich aus dem Auge verliert, ſtürmet gegen das Zelt des Paſcha, dort werdet Ihr mich finden!“ wie er nun ſelbſt verwundet tollkühn vorgedrungen und wirklich nahe am Zelte zum zweiten Male und an der Stirne verwundet, zuſammengebrochen und ſterbend noch gerufen: „Gibt es einen ſchönern Tod für einen Suliotenführer? Freunde, rächt mich!“ Noch wogte der Schmerz namenlos und undeutlich in meiner Bruſt auf und nieder, da drängten ſich alle Bürger Miſſolunghi's in lautem Jammer und wieder in noch ſprechenderem Schweigen aus allen Thoren, und Botſaris Leiche, mit dem Scharlachmantel bedeckt, ward von ſechs Sulioten in gemeſſenem Trauerſchritte hereingetragen, und gefeſſelte Mahomedaner, reichgeſchirrte Beuteroſſe, vierundfünfzig eroberte Fahnen und vieles Geſchütz und Munition folgte im düſter feierlichen Zuge. Und als er nun des andern Tages in Prachtkleidern, in einem Sarge mit Cypreſſen, zum letzten Male dem Volke zur Schau geſtellt worden, für das er gelebt und geſtorben, unter Glockengeläute und dem Donner der Geſchütze dorthin getragen wurde, wo ſchon ein Edler wie er, der deutſche Graf Normann, im Arme des Todes ſchlummerte, der von Allem befreit, und nun die Klagefrauen in weißen Kleidern ihren erſchütternden Angſtruf erhoben, die Frauen und Mädchen den Zug mit Blumen bewarfen und betend und weinend riefen: „Friede der Seele des Märtyrers!“ und die Krieger immer ſtürmiſcher und doch ſo ſtill und ernſt ſich um das Grab drängten, und aus den wilden Schaaren manche vom Schluchzen unterbrochene Stimme hörbar ward: „Lebe wohl, Botſaris!“ und wieder Andere: „Dir ſei die Erde leicht!“ und alles Volk, mit dem Echo in der

Bruſt für die frommen Wünſche der Frauen und die letzten Grüße der Krieger, laut Amen jammerte, Amen, — da fühlte ich nun mehr, als da ich zum erſten Male meinen krüppeligen Arm geſehen, daß ich nun nichts mehr für Griechenland werde thun können, und lehnte mich, unendlich verdüſtert und doch faſt gedankenlos, an ein naheſtehendes Monument. Nach einer Weile weckte mich der Klang eines Wortes, das in meiner Seele Tiefen wiederhallte, aus meinem dumpfen Hinbrüten. Ich, ſah um mich, und gewahrte nächſt mir einen Krieger, der mit Einigen von allem Unheil ſprach, das die arme Hellas ſchon erduldet, und in ſeiner Rede ſo eben Chios genannt. Ich ſah den Mann an, er ſchien mir bekannt, ich fragte, und hatte mich nicht getäuſcht, es war ein ehemaliger Diener im Hauſe des Pateros. Und wenn es meine Seligkeit gegolten — ach, es galt ja meine irdiſche Seligkeit! — ich konnte dem Drange nicht widerſtehen, ich zog den Mann ſeitwärts und bat, ob er wohl um das Schickſal ſeines Herrn und Euphemia's wiſſe. „Ach, leider!“ entgegnete er, und brach in lautes Weinen aus, und erzählte, daß Pateros unter den Handjaren der blutdürſtigen Aſiaten gefallen, Euphemia für das Harem des Großherrn weggeſchleppt hätte werden ſollen, aber ſich vor ſeinen Augen erdolcht habe, und er ſelbſt nur dadurch dem Tode entronnen ſei, daß er mit vielen Wunden bedeckt, unter einen Haufen Leichen gefallen und für todt gehalten worden ſei. Später habe ihn ein ihm bekannter Diener eines Conſuls gefunden und gerettet. — — Ich war, ohnehin noch nicht geneſen, zu Boden geſtürzt, lag dann einige Tage im hitzigen

Fieber, beſtieg hierauf, ſo weit hergeſtellt, daß ich eine Seereiſe ausdauern konnte, ein Schiff, um in die Heimat zurückzukehren und dort durch Thätigkeit meinen Schmerz zu beſiegen. Wahrlich, als ich am leukadiſchen Fels vorüberfuhr, begriff ich die Sage, daß man, von dem Felſen ſich in das Meer ſtürzend, von jedem Liebesſchmerze frei werde, und aus dem Büchlein, der Cherubiniſche Wandersmann, das ich heute ſchon einmal citirt und das mir von je gar lieb geweſen, fiel mir gerade der Spruch ein:

„Ich glaube, weil der Tod allein uns machet frei,
Daß er das beſte Ding von allen Dingen ſei—“

daß es mich faſt drängte, auch durch mein Beiſpiel die Wahrheit der Sage zu bekräftigen; aber ich ermannte mich in dem Gedanken, daß dulden ſtärker ſei als ſterben, und ging ruhig in meine Cajüte zurück.“

10.

Der Freiherr verneigte ſich leicht gegen die Gräſin, dieſe erhob ſich vom Divan, die aufmerkſame Gruppe löſte ſich, und Alles umringte den Freiherrn, dankend für dieſe Mittheilungen. Aber gerade dieſe ernſte Erzählung hatte faſt in Allen eine ſo wehmüthige Stimmung erregt, daß es den Meiſten dießmal faſt lieb war, als der Kammerdiener der Gräſin eintrat und meldete, daß ſich ſchon einige Herren im Sálon eingefunden; denn auch die beſſeren Menſchen unſerer Tage erſchauen das Leben nicht gerne in düſterer Färbung, und freuen ſich darum elbſt des Gewöhnlichen, wenn es die ungewöhnlich ernſte Stimmung verſcheucht. Nur Eduard hielt, auch als die Geſellſchaft im Salon anwuchs, und dort nun Witz und Aberwitz, Gefühl und Affectation, Ueberzeugung und Nachbeterei, Kunſtſinn und Künſtelei mit angebornen Geniusſchwingen und nachgemachten Icarusflügeln durch das laute Salonsleben flog und ſchwirrte, im ernſten Zwiegeſpräche zu dem Freiherrn, und zeigte dem, den er als tüchtigen Arzt erkannt, entfernt von falſcher Scham, offen und ehrlich die eiternden Wunden ſeiner Seele. „Und ſo hat mich denn,“ fuhr Eduard fort, „gerade ſogenanntes Liebesglück nur unglücklich gemacht, und weil ich Weiber kennen gelernt, die ſchöne, geiſtreiche und liebenswürdige Männer hatten, Männer, die außerdem Rang und Vermögen befähigte, alle Wünſche ihrer Frauen zu erfüllen, und die doch dieſen Männern nicht treu blieben, ſo kann ich, mein Inneres erforſchend und mein Aeußeres erwägend, mich nicht enthalten, der Bibel Worte: Wenn das am grünen Holze geſchieht, was wird am dürren werden? zu gedenken, und noch manch Böſes von meiner Zukunft zu träumen.“

„Haben Sie aber auch unterſucht, ob dieſe Männer auch die Wünſche ihrer Frauen erfüllet? ob ſie auch in der Ehe noch die ſchöne Aufmerkſamkeit hatten, die jeden Wunſch des geliebten Gegenſtandes erräth, und den errathenen oder ausgeſprochenen Wunſch mit ſolcher Zartheit verwirklicht, daß die Frau nicht nur die Beſchränkung des eigenen Wunſches, das gebrachte Opfer in dem erfüllten Wunſche nicht wahrnahm, ſondern ſogar glauben konnte, durch ihren Wunſch dem Manne Freude gemacht zu haben? denn glauben Sie mir, die Selbſtſucht erfreut ſich an ihr gebrachten Opfern, aber Liebe, wie ich ſie mir denke, gerade der Gegenſatz jeglicher Selbſtſucht, kennt eigentlich alle ſogenannten Opfer nicht, und wird daher nur durch die zarte Erfüllung gegenſeitiger Wünſche erfreut, als von ſchönen Beweiſen gleicher Geſinnung, gleichen Gefühles und gleichen Wollens. Schauen Sie aber ernſten Blickes um ſich in den Ehen Ihrer Bekanntſchaft, und Sie werden finden, daß, die Honigmonate ausgenommen, von Seite der Frauen gerne und viel die Rede von Opfern iſt, die Männer aber nicht viel von Opfern reden, aber deſto mehr opfern, doch nicht ſich, ſondern ihren Frauen.“

„Ach nein,“ nahm Eduard wieder das Wort, „der Reiz der Neuheit, Drang nach Wechſel, Sucht immerdar Romane zu ſpielen, wenn der mit dem Geliebten, der nun ihr Gatte, vor dem Altare zu Ende, verlockt das Weib wenigſtens zu moraliſchem Treubruche, und wenn der Mann auch alle Aufmerkſamkeit, Schonung und Zartſinn mit hinübernähme in die Räume, wo ſie nun zuſammenleben. Freilich ſind Vergänglichkeit und Wechſel, das Sein, und die Freude am Sein, bedingende Naturgeſetze, Blühen und Welken, Sonnenſchein und Sturm, Tag und Nacht ergänzen ſich, aber...“

„Aber der Menſch,“ fiel der Freiherr ein, „ſoll in ſeiner moraliſchen Kraft über den Naturgeſetzen ſtehen, wollen Sie ſagen, und haben Recht; denn Glück ſteht nicht in des Menſchen Macht, und darum haben die ſcheinbar Recht, die behaupten, wenn man ſich ewige Liebe und Treue gelobe, ſei das gerade ſo, als wenn man

gegenſeitig ſchwöre, daß Krankheit keinen geiſtigen
er körperlichen Reiz zerſtören, oder doch ſchwächen,
ne Feuersbrunſt oder Diebſtahl das Vermögen ſchmä-
n, kein Kind ſterben werde, u. ſ. w., weil ſolche
ute denken und fühlen, Liebe und Treue ſei auf Nichts
gründet als auf ungeſtörtes Wohlbehagen. Ich aber
ge, Glück ſteht nicht in des Menſchen Macht, aber des
lückes werth zu ſein, und das kann der Menſch nur
rch Feſthalten am Selbſtgefühle und Vertrauen, oder,
n mich chriſtlich und wahrlich am beſten auszudrücken,
rch Glaube, Liebe und Hoffnung. In ſolcher morali-
er Kraft aber ſteht der Menſch gewiß über dem Na-
rgeſetze, ein Sieger über Glück und Unglück, Freude
d Schmerz, Zeit und Grab, und im Bewußtſein, des
lückes werth zu ſein, kann der Menſch in Mitte der
echſelnden Zufälle des Lebens lieben und treu ſein.“

„Gut!“ ſprach Eduard, „ich will alſo zugeben, daß
ur ſogenannte verderbte oder verdorbene Weiber vom
range nach Wechſel bewogen werden, ihre Neigung
on würdigen und liebenswürdigen Männern auf Un-
ürdige zu übertragen. Aber wie nun, wenn Alles, was
n Weib an den gezogen, der nun ihr Mann iſt, in
eſteigertem Maße, veredelter von Innen, ſchöner von
ußen, vor ſie tritt, muß nicht ihr Herz ſich von dem
bwenden, den es bisher als ſeiner Liebe Ideal ge-
räumt? Und wenn es nun erſt ſich abgewendet, wird,
nuß nicht eben das Bedürfniß zu lieben, es dem jetzt
rſt Gefundenen zuwenden?“

„So kann nur Einer fragen,“ erwiederte der Frei-
err, „der noch nie wahr geliebt, und eben weil er es noch

nicht verdient, nie wahr geliebt worden. Das Herz, in dem die Liebe thront, iſt ein Tempel, in dem nur Eine Gottheit wohnt, nur Einmal die heilige Flamme angezündet wird, um fortzubrennen. Der Gottesdienſt kann nur enden, die Flamme nur verlöſchen, wenn der Tempel gebrochen wird. Sie denken ſich das Herz als ein Hotel, gleich bequem für den Dandy und den Philoſophen meublirt, in dem die Liebe der gefällige Gaſtwirth iſt, dem Neuigkeiten über Alles gehen, und der über einen mit einem Poſtzuge Angekommenen ſchnell den vergißt, der nicht ſo reich bei ihm eintrat, dem er jedoch ſein ganzes, bisheriges Glück verdankt. In Ehen alſo, die aus Liebe geſchloſſen werden, läßt unbedingt gegenſeitiges Vertrauen den Gedanken an Wechſel kaum entſtehen, aber ſelbſt in den Geld-, Protections- und anderen Heirathen würde das Leben ſich anmuthiger geſtalten, ließen die Männer keine, ich ſage keine Vernachläſſigung ſich zu Schulden kommen, und drängten ſo nicht die Frauen ſelber, Entſchädigung zu ſuchen.“

„Ja, aber den Mann nimmt das öffentliche Leben in Anſpruch, und darum ...“ begann Eduard, aber ſchwieg vom ernſten Blicke des Freiherrn getroffen.

„Dürfte er um ſo beſtimmter angewieſen ſein,“ endete der Freiherr gleichſam die Rede, „zu Hauſe Erholung ſuchend, ſeiner Familie und ſich das Leben zu verſchönern. Ueberhaupt habe ich nichts dagegen, wenn der Staat den Mann als Bürger in Bezug auf die Ehepacten begünſtigt, aber vor dem Forum der Liebe ſind die Geſchlechter gleich. Gerade aber daß ſelbſt ſonſt recht vernünftige Männer dieß nicht beherzigen wollen, und

as: „Und er ſoll dein Herr ſein!“ ſo recht con amore
n der Weiſe, in der es ſie zumeiſt gelüſtet, commentiren,
erade dadurch legen ſie den Grundſtein zu dem Ja-
nustempel, deſſen Pforten, einmal aufgethan, nur auf
Augenblicke geſchloſſen werden. Ich komme jetzt ſelbſt
ines Theils auf Ihre früher ausgeſprochene Anſicht zu-
ück, indem auch ich behaupte, Wechſel fördert das Le-
ensglück, und Alle, denen um das Glück der Ehe zu
hun, ſich es daher vor Augen halten mögen, daß auch
rotiſch-anachoretiſches Leben zur Monotonie führt, ſte-
es Jagen nach geſelligen Genüſſen aber den Sinn für
Häuslichkeit tödtet und daß daher ein ſinniger und ge-
müthlicher, den Umſtänden angepaßter Wechſel beider
ebensweiſen, verſteht ſich mit Berückſichtigung der glei-
hen Anſprüche beider Gatten, zum Glücke der Ehe we-
ntlich beiträgt. Außerdem habe ich wohl oft geſehen,
elche Opfer hier Weiber zu bringen, wie lange und
ie viel ſie zu entbehren vermögen.“

„Ja ſelbſt in dem,“ nahm Eduard wieder das
Vort, „daß Weiber ſo leicht wirklich Opfer bringen, und
mmerdar wenigſtens von dem Entſchluſſe durchdrungen
ch fühlen, im erforderlichen Falle alle Annehmlichkeiten
es Lebens, Geſundheit und das Leben ſelbſt zu opfern,
erade darin liegt es vielleicht, daß die vernünftigſten
Beiber mit entſchiedenem Unwillen den Geliebten hören,
enn er ſie bittet, von ſogenannten Kleinigkeiten zu
aſſen, die außerdem, daß ſie ihn beunruhigen oder ihm
och unlieb ſind, die Frau in böſes Licht ſetzen, und troß
rer Unbedeutenheit an ſich, Anlaß zu manch bitterer
Stunde geben, ja vielleicht den Horizont der Liebe für

immer trüben. So wird z. B. kein liebendes Weib oder Mädchen ſäumen, ſich mancher Entbehrung zu unterziehen, Tag und Nacht am Krankenbette des Mannes oder Kindes zu weilen, u. dgl.; aber Mädchen und Frauen werden es lächerlich finden, wenn der Geliebte wünſcht, daß ſie nicht Stunden lang am Fenſter ſitze, dem gegenüber ein Geck wohnt, der ſich ſelbſt einen wahren Don Juan glaubt, und von ſeiner Unwiderſtehlichkeit gerne im traulichen Kreiſe radotirt, daß ſie ſo mancher kleinen Coketterien ſich enthalte, um nicht Den oder Jenen auch nur entfernt glauben zu machen, ſie wolle ihn anziehen, u. ſ. w. Die Frauen bedenken nicht, daß Millionen Menſchenleben vergehen, bis einmal ſich die Gelegenheit biete, die Palme des Märtyrthums zu erringen, daß aber eben jedem Menſchen alltäglich Gelegenheit werde, in ſogenannten Kleinigkeiten, aus denen ja faſt aller unſer Leben beſteht, warme ausdauernde Liebe zu beweiſen. Mädchen und Frauen beachten zu wenig, daß die Welt, und das mit Recht, ſo ſtrenge nach dem Schein richte, weil man allgemein die Meinung hegt, daß Jedermann ohnehin ſtrebe, beſſer zu ſcheinen, als er iſt; daß im Leben Neid, Dummheit und Bosheit nur kleine Häkchen bedürfen, um daran ihre ins Verderben ziehenden Gewichte von centnerſchwerer Wucht zu hängen, und daß darum gerade der Geliebte oder Mann, ſelbſt auf die Gefahr, mißverſtanden, und für kleinlich und tyranniſch und was noch gehalten zu werden, ſtrenge darauf beſtehen müſſe, daß die Geliebte auch in Kleinigkeiten ſich vor böſem Scheine wahre.“

Der Forſtrath war indeß in die Nähe der beiden Debattirenden gekommen, glaubte als Eingeweihter, ohne die Schranken des Anſtandes zu verletzen, an ihrem Geſpräche Theil nehmen zu können, und begann daher, als Eduard ſeine letzte Bemerkung ausgeſprochen: „Ich kann unſerm Freunde Roller in Bezug auf ſeine letzte Aeußerung nur unbedingt beipflichten, um ſo mehr, als ich kurz vor meiner Abreiſe in der Stadt, in deren Nähe mein Beruf mich feſthält, ein Ereigniß erlebte, das einen grellen Beleg für die Wahrheit des Ausſpruches gibt, wie auch der Schein von Verletzung ehelicher Treue manchmal die fürchterlichſten Folgen nach ſich ziehen könne. Die Mittheilung dürfte auch für Sie nicht unintereſſant ſein.“ Natürlich baten der Freiherr und Eduard darum, und der Forſtrath erzählte:

11.

„In dem Huſarenregimente, das in P... in Garniſon lag, diente auch als Oberlieutenant Graf W....., ein Ruſſe, reich, ſchön, einer der beſten Reiter in der Armee, der beſte und unermüdlichſte Tänzer im Lande, aber außer dem Anfluge von Bildung, als Reſultat der Erziehung in der Akademie, und geſellſchaftlicher Routine, als Frucht des Salon- und Militärlebens, aller echten Bildung bar, und darum natürlich über die Maßen von ſich ſelbſt eingenommen. In nichts jedoch trat ſeine gränzenloſe Eitelkeit entſchiedener hervor, als in dem Wahne, allen Mädchen höchſt gefährlich, allen Frauen unwiderſtehlich zu ſein: ein Wahn, zu dem ihn ſein bisheriges in erotiſchen Abenteuern und Liebesintriguen berauſchtes Leben, und anſcheinend wirklich ungeheures, ſogenanntes Liebesglück zu berechtigen ſchien. Eines Abends nun ſaß Graf W.... mit mehreren Cameraden vor der Punſchbowle und führte das Wort, als, nachdem vom Dienſte, Duellen, Gewehren, Jagden, Pferden und Schulden ſattſam die Rede geweſen, und manche zum zehnten Male erlogene Anekdote zum zehnten Male angeſtaunt oder belacht worden war, die Rede auf die Weiber kam. Immer mehr regte er die Lachluſt, ja ſogar den brüderlichen Neid auf, und als er nun wieder eine Geſchichte zum Todtlachen erzählet, und dann ſogar, im großmüthigen Enthuſiasmus der Stunde, alle die Kniffe und Künſte der Verführung, ſeine ganze erotiſche Strategie, wie er es nannte, aus einander geſetzt, ſchloß er: Und ſo getraue ich mir denn zu behaupten, daß kein Mann, und ſei er der Vernünftigſte, den je die Erde getragen, im Stande iſt, ſeine Frau ſo zu bewachen, daß, wenn der Rechte zur rechten Stunde anklopft, ihm nicht aufgethan werde."

„Gut, Herr Bruder," erwiederte einer der Officiere, „aber wie nun, wenn ſelbſt eine unbewachte Frau ein- für allemal nicht aufmacht?"

Ein ſchallendes Gelächter der ganzen Runde ſollte dem Frager deutlich genug zu verſtehen geben, daß man einen ſolchen Fall für unmöglich halte. Der Officier aber, gerade dadurch gereizt, fuhr fort: „Ihr lacht? Ich möchte aber denn doch wetten, was Ihr wollt, daß manches Weib, ja gleich eines in P... ſelbſt, auch unſern Don Juan ſchmachbedeckt aus dem Felde ſchlüge."

„Wer iſt es? den Namen!“ riefen alle durch einander.

„Die Baronin S...,“ entgegnete ruhig der Gefragte.

Das Gelächter hörte auf. „Ah die!“ rief Einer in unwillkürlicher Achtung, eine größere Dampfwolke aus ſeiner Pfeife blaſend. „Nun ja,“ murmelten Andere, und zuckten mit den Achſeln, dadurch zugebend, daß ſie bisher als eine Ausnahme gegolten. Alle ſchienen wenigſtens darüber einig, daß hier der Fall zweifelhaft wäre, nur Graf W.... rief in ſeiner verletzten Eitelkeit: „Alſo was gilt die Wette, daß ich in vier Wochen Euch Allen einen unläugbaren Beweis ſchaffe, daß dieſe Frau auch nicht verwehrt

Was die Liebe kühn begehrt....?“

Eine namhafte Summe für eine außerordentliche, einen ganzen Tag währende partie fine ward feſtgeſetzt, und nun zur Beſtimmung des Preiſes geſchritten. Man kam dahin überein, daß ein Strauß beſtimmter Blumen, mit einem beſtimmten Bande umwunden, als Siegeszeichen gelten ſollte. Blumen und Band wurden hierauf unter vielem Gelächter und frohen Anſpielungen bezeichnet, noch eine Weile fortgelärmt, und endlich mit einem Toaſte: Für den Feſtgeber über vier Wochen — geſchieden.

Die Frau aber, über deren künftigen Ruf in dem Kreiſe der Libertins ſo freventlich die Würfel geworfen, galt in P... als eine ſo liebenswürdige als verehrungswerthe Frau. Der Baron S..., ehemaliger Oberſt, hatte ſie und ihren Bruder Eugen, als Waiſen eines, an ſeiner Seite bei Leipzig gefallenen Freundes, ſeiner damals noch lebenden Frau nach P... geſendet. Im Verlaufe der Zeit war die Frau geſtorben, und hatte ſich in der Bruſt Juliens ſolche Liebe für den, trotz ſeinem vorgerückten Mannesalter noch ſchönen, hochgebildeten und außerdem edlen Baron geſtaltet, daß ſie nicht im Stande war, demſelben ihre Gefühle zu verbergen, als er mit dem Projecte, ſie zu verheirathen, hervortrat. Bald darauf war der beglückte Baron mit der glücklichen Julie vor den Altar getreten, und ſeit der Zeit war es in P... und der Umgebung faſt ſprichwörtlich geworden, im Geſpräche von glücklicher Ehe zu ſagen: „Sie leben wie die S....“

„Vier Wochen waren faſt vorüber, als eines Abends an einer Stelle im Parterre des Theaters einige Officiere faſt auffallend unter einander flüſterten, ſich deutſame Blicke zuwarfen, und faſt unverwandt die Augen auf die Loge des Barons S... und einen jungen Mann hielten, der unter der Loge ſtand. Ein fremder Officier, der nahe an dieſen Officieren ſtand, und mit ſteigender Unruhe eine Weile ſchweigend dieſem ſonderbaren Benehmen zugeſchaut, trat endlich Einen derſelben an, und fragte mit gezwungenem Lächeln: „Wollen Sie mich, Herr Camerad, nicht auch an dem Spaße Theil nehmen laſſen, der einen Bezug auf die ſchöne Dame hat?“ Unglücklicherweiſe war der Bruder der Baronin, — denn er war der Frager, — an einen jener Indiscreten gekommen, die durchaus nichts verſchweigen können, und der darum, und durch die anſcheinend trauliche und lockere Theilnahme des durch zwei Orden ausgezeichneten Waffengefährten geſchmeichelt, nicht ſäumte, ihm die

Wette zu erzählen, und wie man ſo eben der Entſcheidung entgegenſehe. Noch ſtand Eugen mit vor Wuth in einander gebiſſenen Lippen, und rang nach Faſſung, als die Baronin mit einem flüchtig ſuchenden Blicke über das Parterre, der dann wie wehmüthig einige Augenblicke auf dem jungen Mann unter der Loge zu ruhen ſchien, an die Balluſtrade der Loge trat, den Mantel aus einander ſchlug, und einen Strauß an ihrer Bruſt ſehen ließ.“

„Es iſt doch ein Teufelskerl der W...,“ rief der indiscrete Erzähler, der indeß wieder von ſeinen, einige Schritte vor ihm ſtehenden Cameraden zu Eugen zurückgekehrt war. „Er hat richtig gewonnen.“

„Genug — des andern Tages ſchoſſen ſich Eugen und Graf W.... Eugen blieb todt auf dem Platze. Graf W... bediente ſich im Ernſte der im Scherze beſtellten Poſtpferde, und floh über die Gränze. Die Baronin, die nur durch das Gerücht Nachricht von der Ankunft und dem Tode ihres Bruders erhielt, ward ſo ſehr hievon, und von dem Gedanken, die Liebe ihres edlen Mannes für immer verloren zu haben, erſchüttert, daß ſie in ein Nervenfieber verfiel, und ſchon eine Leiche war, als der Baron nach Hauſe kam. Und doch war die Baronin unſchuldig, denn in ihrem Nachlaſſe fand ſich ein Schreiben des Grafen W..., datirt von dem Tage, an dem ihr Bruder Abends angekommen war, worin der Graf ſagt: er habe endlich erkannt, daß all ſein Streben, ihre Liebe zu gewinnen, vergeblich, ja er auf dem Puncte ſei, zu befürchten, daß ſie ihm Verachtung öffentlich bezeigen werde, aber außer Stande, länger hier zu bleiben, mit der Wunde in ſeinem Herzen, habe er auf morgen Poſtpferde beſtellt, um in ſein Vaterland zurückzukehren, und er habe daher nur noch die eine Bitte, mit dem beiliegenden Bouquet heute im Theater zum *Zeichen der Vergebung* zu erſcheinen.“

12.

„Wirklich ein furchtbarer Beleg für die traurige Wahrheit,“ ſprach der Freiherr nach einer Weile, „daß Schwäche oft größeres Unheil als Bosheit ſelbſt bereitet.“ „„Und in der That eine gräßliche Beſtätigung der Wahrheit meiner Behauptung,““ fuhr Eduard fort, „„denn hätte die Baronin in aufgeregter Sentimentalität nicht geglaubt, dieſe Kleinigkeit einem ſcheidenden, vom Nimbus der Entſagung umſtrahlten Ritter gewähren zu können, ja zu müſſen — es wäre nicht dahin gekommen.““ „Beſſer,“ nahm der Forſtrath das Wort, „hätte ſie jedenfalls gethan, wenn ſie ſchon die Annäherung des Grafen oder doch ſeinen letzten Brief ihrem Manne vertraut hätte.“

„Da bringen Sie mich,“ eiferte Eduard, „auf einen neuen Paragraph meiner Philippika gegen die Frauen. Wo finden Sie bei den Frauen das Vertrauen, wie es die Liebe bedingt, wie es unerläßlich als Grundſtein zum Tempel des häuslichen Glückes? Während der Mann, ich rede von dem, der mit Liebe gewählt, und ſeiner Frau in Liebe zugethan, faſt zur Weichheit geſtimmt, ſich glücklich fühlt, Alles, was im weiten Bereiche ſeines Lebens und Wirkens ihn erfreut und betrübt, erhebt und beugt, Alles mit ihr beſprechen zu können, damit ſeine Freude erhöht, ſein Kummer gemildert werde, wird die beſte Frau immer einen Reſſort von Geheimniſſen haben, aus dem ſie nur durch gemüthliche Aufwallungen, Laune, Zufall, oder wohl gar Gefahr der Entdeckung beſtimmt, dem Manne Portionen zumißt, leichtſinnig nicht beachtend, daß auch nach den Geſetzen der Seelenoptik, Alles durch Nebel größer erſcheint, und daß ſie mithin des Mannes Vertrauen wagt, wenn ein zufälliger Lichtſtrahl auf Dinge fällt, die für ihn in Nebel lagen. Entſpinnt ſich aber nun ein kleiner Roman, da habe ich wenigſtens noch mein Leben lang gefunden. daß die beſſeren Frauen dem Manne alles verſchweigen, im täuſchenden Vertrauen auf ihre Selbſtbeherrſchung und Frauenwürde, und in dem Wahne, Alles für ſich und unmerklich abthun zu können, die ſchlechteren aber durch geſteigerte, doch geheuchelte Zärtlichkeit, durch Anvertrauen von anderen Dingen, als die ſie eigentlich intereſſiren, ſeine Aufmerkſamkeit einzuſchläfern, und ſein Vertrauen zu erhöhen ſuchen, die ſogenannt Guten aber hiedurch unvermerkt, die Schlechten mit Luſt und Willen ſich in den Netzen der Verführung gefangen ſehen.“

„Wahrlich!“ rief der Freiherr, „Sie haben eine böſe Schule durchgemacht. Es muß ein unglückliches Verhängniß über Ihnen gewaltet haben, das Sie ſtets ſchlechte Weiber, verderbte Mädchen kennen lernen ließ, obwohl es ſich denken läßt, daß, wenn auch Gutes in Ihre Bahn trat, Sie nicht Luſt noch Muth genug hatten, ſich vom Gegenſatze Ihrer unglücklichen Anſichten zu überzeugen; denn das iſt eben das übelſte Reſultat Ihrer Erfahrungen, daß Sie nicht nur unſeliges Mißtrauen gewonnen, ſondern alles Selbſtvertrauen verloren haben; denn nur wer das Gefühl ſeines Werthes eingebüßt, kann ſo argwöhniſch, mißtrauiſch, eiferſüchtig bis ins Kleinliche ſein. Ich kann mir kaum den Fall denken, daß Sie zu heirathen gedächten. Sollte Ihnen aber doch — denn Sie ſcheinen mir der Mann der Widerſprüche — die Luſt hiezu anwandeln, ſo entſchlagen Sie ſich männlich dieſer Idee, darum bittet Sie ein Mann, der Sie zwar kurze Zeit, aber genug kennt, um Ihnen als Freund ſagen zu dürfen: Sie würden, wenn Sie heirathen, weder Ihre Frau noch ſich ſelbſt beglücken, denn Sie ſind unheilbar.“

„Unheilbar,“ wiederholte Eduard lautdenkend, und fühlte ſich ſchmerzlich getroffen. Nach einer kleinen Pauſe fuhr er dann fort: „Das wäre arg, denn ich bin ſo eben im Begriffe zu heirathen, und zwar weil ich gefunden zu haben glaube, was ich ſo lange vergeblich geſucht.“

„So?“ entgegnete der Freiherr. „Nun da mag ich denn kein übles Prognoſtikon ausgeſprochen haben, und wenn Sie in Liebe das Mädchen zum Altare führen, das Unheilbar ſogar widerrufen; aber wer ein Mädchen in liebender Wahl zu heirathen gedenkt, und kurz noch vor der Hochzeit ſo an Mädchenwerth und Frauenwürde zweifelt, der iſt wenigſtens noch nicht geheilt.“

Und damit begab ſich der Freiherr, nach einer Verbeugung gegen die übrige Geſellſchaft, hinweg, als wolle er dadurch weiterer unangenehmer Erörterung vorbeugen.

Dort hatte, die Spieler ausgenommen, ſo ziemlich die allgemeine Aufmerkſamkeit ein kürzlich eingeführter Attaché der — ſchen Geſandtſchaft auf ſich zu lenken gewußt, der eine perſonificirte Erdkunde in Duodezausgabe, mit gleicher Emphaſe von den Teltower Rübchen und Ungarns tauſendjährigem Bergbau ſprechend, jedem Anweſenden, in der Emballage einer Merkwürdigkeit aus einem Naturreiche, etwas Verbindliches ſagte. Als der Freiherr, Eduard und der Forſtrath hinzutraten, hatte der junge Mann eben begonnen, zuerſt im Allgemeinen der Bäder als Aſyl des Kosmopolitismus lobend zu erwähnen, und insbeſondere E... den Vorzug zuerkannt, inſofern ſich dort ſeit einigen Jahren ſo gute Geſellſchaft finde, dann bezeichnete er einige Notablen, mit denen er nun ſchon hie und da zuſammengetroffen, und fuhr dann fort:

„Unter den Ankömmlingen dieſes Jahres fand ich auf der Liſte unter Andern auch den Namen einer ſehr intereſſanten Erſcheinung. Das Fräulein Meiner ſammt Mutter. Ich hatte das Vergnügen, ihre Bekanntſchaft bei einem Concerte des Banquier R... in D... zu machen, kurz nachdem ein geſchickter Arzt ihr Augenübel behoben. Leider verſchwand ſie aus dem öffentlichen Leben, als der junge Mann, der gewöhnlich ihr Harfenſpiel mit ſeiner Flöte begleitete, und allgemein für ihren Geliebten galt, ſich wegen einer, ſeine Ehre compromittirenden Affaire erſchoſſen hatte, und mir iſt es recht angenehm, daß der ehrenwerthen, liebenswürdigen Familie nach dem Falliment des R...ſchen Hauſes doch noch ſo viel gerettet worden, daß ſie Bäder beſuchen können.“

Ein Gaſt erbat ſich nun einige Details über dieſe intereſſante Erſcheinung, die er auch ſchon bemerkt haben wollte, ein Anderer erinnerte ſich, auch ſchon von dem ſchönen Mädchen gehört zu haben, das mit ſeiner Mutter ſo abgeſchloſſen lebe, und nur die einſamſten Spaziergänge am frühen Morgen beſuche. Ein Dritter gab als unverbürgte Nachricht, daß ſie Braut ſei, und ſo ward nach und nach Albertine Meiner der Stoff des allgemeinen Geſpräches. Eduard aber vernahm von Allem dem nichts mehr, denn, ſich möglichſt äußern Zwang anthuend, hatte er ſich unter ſchicklichem Vorwande ſchnell beurlaubt, und war auf ſein Zimmer geeilt, das er, nachdem er den alten Chriſtian unfreundlich zur Ruhe verwieſen, wildbewegt, in großen Schritten maß.

13.

Wie eine Rieſenſchlange erhob ſich der Argwohn wieder in ſeiner Bruſt, und umſchlang ſein Herz, daß er glaubte, es ginge ihm ans Leben. Jetzt ward ihm mancher Umſtand, den er während der Zeit ſeiner Liebe unbeachtet gelaſſen, wichtig, die faſt ärmliche Einrichtung in der Meiner'ſchen Wohnung, die einfache Kleidung der Frauen, das Abhandenſein der reichen Harfe, das Erzittern Albertinens, die Wölkchen von Schwermuth, die ihre Stirne dunkelten, wenn im Geſpräche, in einem Buche, die Rede war vom Selbſtmorde. Alſo weil ſie arm war, und heirathen und verſorgt ſein wollte, hatte ſie ihm Liebe gezeigt? Hatte die Mutter nicht mit ſtetem Gerede vom Rufe ihrer Tochter ihn faſt gedrängt zum Heirathsantrage? Und die Ohnmacht, die ſie befallen, als ſein Diener von ſeinem glaublichen Selbſtmorde erzählet, es war nicht Gefühl für ihn, es war nur die ſchreckgepaarte, lebendige Erinnerung an den Geliebten, der ſich erſchoſſen? Hatte ſie ihm je etwas davon erzählt, nicht auffallend ſogar Alles vermieden, was nur von ferne ihr Verhältniß zu dem jungen Muſiker und ſein Schickſal berührte? Dieſe Fragen durchzuckten wie Blitze die Nacht ſeines Innern, und als es in ihm helle ward, da lag es klar vor ihm, Alles, ja vielleicht ſelbſt die Scene auf der Ruinenhöhe, ſei Abſicht, Täuſchung geweſen, und Albertine ſei wie Alle ihres Geſchlechtes.

Es war eine ſchreckliche Nacht für Eduard, in der er bald mit glutentbranntem, bald thränenfeuchten Auge, unausſprechlichen Schmerz und grimmigen Hohn in ſeinem Innern, zu den glänzenden Sternen aufſah und die anbrechende Morgenröthe anſtarrte, und dachte, wie das Alles ſo ſeit Myriaden Jahren den unwandelbaren, geregelten Gang gehe, und nur das arme Menſchenherz, ſeit eines ſchlage, dem Augenblicke hingegeben ſei und ſeiner beſeligenden und vernichtenden Macht!

Am Morgen brachte ihm Chriſtian einen Zettel, worin Albertine in wenigen, herzlichen Worten ihm ihre Rückkunft anzeigte. Er las ihn mit höhniſchem Gelächter und ſchrieb dann einen ſchnöden Brief, darin wohl ſein ganzer, düſterer Wahn, ſein giftiger Argwohn ſich zeigte, aber noch verſteckt unter manch' gleißender Rede, wie die Schlange unter Roſen, und ſchrecklich an und für ſich, doch noch Scheußlicheres ahnen ließ, wie die Sage von dem Ungethüme, das hinter furchtbarer Larve einen entfleiſchten Todtenſchädel birgt. Dann eilte er zu dem Freiherrn, der hatte einen Ausflug in die Umgebung unternommen. Zwei Tage trieb ſich nun Eduard in den naheliegenden Dörfern herum, und als er nun heimkehrte und einen Brief des Freiherrn fand, worin dieſer mit Bedauern ihm kündete, daß dringende, unerwartete Geſchäfte ihn nach der Hauptſtadt gerufen, und ein ängſtliches Schreiben der Frau Meiner, worin ſie ihn bat, ſie zu beſuchen und mündlich ihre erkrankte Tochter über ſeinen ſonderbaren Brief zu beruhigen, da beſchloß er hinzugehen.

Er ging, traf Albertinen außer dem Bette, ja ſogar geſchmückt, aber es war ſichtlich, daß ſie ſich Gewalt angethan, nur um nicht zu ſcheinen, als wolle ſie Eduards Mitleid erregen. Dieſer war die Tage hindurch ruhiger geworden, das heißt, er war aus dem Wilden, der das Opfer ſeines Zornes mit der Keule erſchlägt, zum gefühlloſen Jünger Aeskulaps geworden, der wegen eines für die Wahrheit ſeiner Hypotheſen nöthigen Experimentes einem lebenden Weſen die Bruſt aufſchneidet, um das zuckende Herz zu beobachten, oder demſelben unendlich verdünntes Gift einflößt, und dabei die langſam tödtende Wirkung berechnet. Eintönig und matt und doch jedes Wort Eduards ein Pfeil, zog ſich die Unterredung eine Weile hin, aber als nun Albertinens Wunden zu bluten begannen, ward Eduard dadurch aus ſeinem Gleichmuthe herausgeriſſen, und mit immer ſteigender, wilder, keine Forderung der Sitte, kein Gebot der Sittlichkeit beachtender Leidenſchaftlichkeit ſprach er all' ſeinen Argwohn aus. Empört erhob ſich Frau Meiner, aber Albertine griff mit den zitternden Händen nach ihrer Mutter, lehnte das todbleiche Antlitz an ihre Bruſt.

winkte dann Eduard mit einer Hand, ſie zu verlaſſen, und als ſie Eduards Schritte gegen die Thüre vernahm, erhob ſie ſich plötzlich wieder, trat auf Eduard zu, ergriff ſeine Hand und ſagte nun: „Leben Sie wohl!“ aber mit dem Tone einer Sterbenden, mit einem Blicke, aus dem die Verklärung einer beſſern, lohnenden Welt zu leuchten ſchien, und als er nun wohl einige Secunden zögernd, doch dann das Zimmer verlaſſen, ſank ſie leblos in die Arme der hilferufenden Mutter. — Eduard hörte den Hilferuf, wollte zurück, aber feſter zog der Dämon die Ketten an und er eilte davon. Mehrere Tage war er wieder zwecklos in ſeiner Unruhe umhergeirrt, aber der Ton des Lebewohls hatte ſein Innerſtes ergriffen, der letzte Blick ihn erſchüttert, und wie er nun dachte, daß er Albertine doch hätte hören ſollen, daß ſie ja um der vielen ſchönen Stunden wegen nicht verdient, ſo unzart behandelt zu werden, daß er zwar ſeine Anſtalten zur Ehe heimlich genug betrieben, aber doch zu weit gegangen, um als Mann von Ehre ſo ſchnöde zurückzutreten, — da drängte es ihn nach Hauſe, ja zu Albertinen. Er kam nach E... zurück. Chriſtian übergab ihm ein ſeit drei Tagen ihn erwartendes Schreiben. Die Aufſchrift war Albertinens Hand, zitternd erbrach er es und las:

„Mein Geliebter!

Denn das bleiben Sie, ſo lange dieß Herz ſchlägt. Sie ſind noch nicht geheilt, aber mein Herz ſagt es mir, trotz dem, was mein Verſtand mir ſagt, was meine gute Mutter mir vorſtellt, — Sie ſind nicht unheilbar. Und weil nun die Stimme meines Herzens mich nie getäuſcht, weil ich es fühle, daß Sie verdienen, durch Liebe beglückt zu werden, und mein Verſtand mir ſagt, daß Sie es nicht werden können, ſo lange der unſelige Zweifel an die Kraft wahrer Liebe in eines Mädchens Bruſt nicht aus Ihrer Seele getilgt, ſo will ich denn thun, was mein Herz mich thun heißt, um Ihre Heilung zu fördern. Ich will Ihnen einen Beweis uneigennütziger Liebe geben, einer Liebe, die dem Glücke des ganzen Erdenlebens nicht freudig — denn das wäre übermenſchlich — aber ſtark genug entſagt, um das Glück des Geliebten zu gründen, ſo viel es eine höhere Macht geſtattet. Ich entſage alſo jedem Anſpruche auf Ihre Hand, und gelobe zugleich, nie die Gattin eines Andern zu werden. Sie kennen mich genug, um vom Ernſte meines Gelübdes überzeugt zu ſein, und ſo mögen Sie, dadurch vielleicht den Glauben an Mädchenwerth wieder gewinnend, der Nächſten, die Ihnen der Wahl werth erſcheint, vertrauungsvoll ſich nähern und in Liebe beglücken und beglückt ſein. — Hier werden wir uns nimmer ſehen, aber dort, wo jeder Irrthum aufhört und auch das Verborgene erkannt wird, dort werden Sie mir um ſo freundlicher begegnen. Bis dahin leben Sie recht glücklich! das wünſcht Ihre, immer nur Ihre, doch nur in der Hoffnung der Erfüllung dieſes Wunſches glückliche

Albertine.“

Eduard las das und — verzweifelte, denn jetzt erſt erkannte er, was er verloren. Wie ein Wahnſinniger rannte er ſogleich, dann des Tages noch ein Paar Mal nach dem Hauſe, in dem Frau Meiner gewohnt, ohne ſelbſt an die Möglichkeit zu denken, daß ja doch noch Alles anders ſich geſtalten könne. Der alte Chriſtian ritt und fuhr im eignen Eifer mit ſeinem Herrn in der ganzen Umgebung, ja viele Meilen weit, herum. Gold ward mit vollen Händen geſpendet, die geringſte Spur der Flüchtigen zu entdecken. Alles vergebens. Todesmatt und tiefbetrübt Eduard, Chriſtian unendlich verdrießlich, bald über ſeinen Herrn, bald über Albertinen, und beſonders der ſonſt ſo geſcheiden Frau Meiner grollend, trafen ſie nach einigen Tagen wieder in E... zuſammen, das ſie bald darauf gänzlich verließen.

14.

Zwei Jahre waren ſeitdem vorüber. Eduard war von Süd nach Nord, von Oſt nach Weſt gezogen, aber ob er auf dem Stücke, das vom Himmel gefallen, den ſonnenerfüllten Fluren Neapels, oder im dichten Nebel Albions wandelte, er war nicht ruhiger, und Londons düſt'rer Anblick mehrte noch die Verfinſterung ſeines Innern. Doch eine bleibende, ſegnende Wirkung übte die Erinnerung an Albertinens Liebe und Verluſt, nimmer ſtürzte Eduard ſich zurück in den Wirbel ſinnlicher Genüſſe, ſondern er floh mit faſt ſichtlicher Aengſtlichkeit alle Orgien und übrigen Feſte, wo es noch gut geweſen wäre, hätte man nur der Ceres und dem Bacchus geopfert, und ohne gerade den Myſanthropen zu zeigen, lebte er faſt überall in ſtiller Einſamkeit den Wiſſenſchaften und einer fruchtbringenden Thätigkeit, durch die es ihm nicht nur gelang, den Stachel ſeines Schmerzes zu ſtumpfen, ſondern auch nachſichtiger gegen die Schwächen der Menſchen zu werden, und ſomit nach und nach, wenn auch nicht freudig, doch ruhig an dem geſelligen Leben ſelbſt wieder Antheil nehmen zu können. Doch blieb er ſehr wählig im Beſuchen von Geſellſchaften, und nur dahin, wo Anklänge ſeines Geiſtes und Herzens ein mehr oder minder freundliches Echo fanden, kam er öfters. So kam er am liebſten in das Haus eines Verwandten des Herrn Digeon, des ehemaligen Conſuls in Kleinaſien, und obgleich er ſich faſt ſcheute, ſich ſelbſt ſtrenge über die Urſache ſeiner häufigeren, bald täglichen Beſuche in dieſer Familie zu befragen, ſo war es denn doch eine weibliche Erſcheinung, die ihn angezogen und feſthielt, und zwar — Laura Caraggi, die Tochter eines reichen Kaufmannes aus Trieſt, der in Paris geſtorben war und ſterbend ſeine Tochter und die Verwaltung ihres Vermögens ſeinem Freunde, eben dieſem Verwandten des Herrn Digeon, übergeben.

Laura war unläugbar eine beſondere Erſcheinung ihres Geſchlechtes. Keine blendende Schönheit war ſie, doch unwiderſtehlich anziehend; aus den edelfeinen Zügen des Antlitzes, beſonders aber aus dem ſchönen Auge, ſprach durchdringender Verſtand und die reiche, erworbene Bildung des angebornen kräftigen Geiſtes, und doch konnte man wieder durch das reine Auge in die Tiefe eines Gemüthes ſchauen, deſſen Kindlichkeit und Wärme wohlthuend auf jedes Herz wirkte, das ſich dieſem Gemüthe nähern konnte und durfte. Herrin des Wortes in Allem, wo es ſich darum handelte, ein Urtheil des Verſtandes auszuſprechen, war ſie wortkarg bei jedem Eindrucke, den Etwas auf ihr Herz gemacht, und nur wer ſie kannte, vermochte aus dem feuchten Auge und dem leiſe zuckenden Munde zu ahnen, daß der Hauch der Wehmuth die Spiegelfläche ihres Innern zu höhern Wogen aufgeregt. Ueberhaupt ſchien es, als ob ſie die Klage und das thätige Mitleid nur für fremden Kummer, für den Schmerz des eignen Herzens nur fromme Geduld, edle Verſchloſſenheit und höchſtens eine ſtille Thräne habe. In Bezug auf die Außenwelt ſchien ſie einen Charakter zu haben, den wir als ſchön bezeichnen, in ſo fern ſie entfremdet allen kleinlichen Wünſchen und Neigungen, entfernt von aller Rückſicht auf ſich ſelbſt, durch Wohlthun zu leben, und ihre ganze Denkart und Handlungsweiſe nur dahin gerichtet ſchien, jegliche unangenehme Berührung ſchnell zu vergeſſen und nur das Schöne an den Handlungen der Menſchen im Gedächtniſſe des Herzens feſtzuhalten, aber die Geſtaltung ihres Lebens in Allem, was Bezug auf ſie ſelbſt nahm, zeigte in der beſtimmten und unwandelbaren Richtung ihres Verſtandes und Herzens zur Tugend, in der Thatkraft ihres edlen Wollens, daß ſie mit verſtändig frommen Sinne Freude und Unglück benutzt, wodurch uns das Leben anzieht, und ſo die ſchöne Gabe der Natur, einen ſchönen Charakter zum edelſten Schmucke eines Menſchenlebens, zu einem moraliſchen Charakter gebildet, das blos ausſchließende Verdienſt des Schönen zum beſtimmten Verdienſte der Tugend erhöht hatte. Ja die Energie ihres Willens, ſo ſtark ſie ſich nämlich im kleinen Bereiche ihres Lebens äußern konnte und wodurch ſie ſelbſt im Sichfügen unter die, anſcheinend die Freiheit des Willens vernichtenden Forderungen der Natur als Siegerin, wenn auch mit blutenden Wunden erſchien, berechtigte die Wenigen, die ſie ſo erkannten, zur Ueberzeugung, daß, wenn das Geſchick ſie auf einen Thron oder ſie ſonſt eingreifend in das Getriebe des Völkerlebens geſtellt, ihr mithin Mit- und Nachwelt zur Richterin ihres Lebens gegeben hätte, ſie unter den Seltenen wäre genannt worden, die als ſogenannte erhabene Charaktere wie Polarſterne durch die Nacht des Lebens leuchten! — — So war Laura Caraggi, von der Eduard ſich immer mehr angezogen fühlte, der er nach und nach Stunden und endlich Tage widmete, und wenn ihm auch die untrügliche innere Stimme ſagte, daß Laura ihn nicht liebe, wenigſtens nicht mit der Innigkeit, wie er geliebt werden wollte, um glücklich zu ſein, daß die in ihren Zügen ſichtliche Trauer, die Thränen, in denen er ſie manchmal überraſchte, nur der Erinnerung an unglückliche Liebe in ihren früheren Jahren gelten konnte, obgleich ſie ſelbſt im traulichſten Geſpräche jede Mittheilung aus ihrem Leben, bevor ſie nach Paris gekommen, ſtrenge vermied, ein dem ſterbenden Vater geleiſtetes Gelübde vorſchützend: ſo horchte er doch täglich lieber auf andere Stimmen ſeines Innern, die ihm erwieſen, daß Laura ihn mit auszeichnender Achtung ſeit dem Beginnen ihres Bekanntwerdens behandelt, daß ſie ſeit Langem ihre Anſichten ſeinem Verſtande, die Regungen ihres Gemüthes ſeinem Herzen zur Prüfung unterziehe, daß ſie, im Vergleiche zu der Kälte und Strenge, mit der ſie jede männliche Annäherung, die eine erwachende Neigung verrathe, zurückweiſe, zu der Apathie, die ſie gegen das ganze männliche Geſchlecht zeige, die immer unverhohlener hervortretenden Aeußerungen vom Zuge ſeines Herzens zu ihr nicht nur dulde, ſondern ſogar mit einer Art Wärme erwiedere, ja daß gerade in dieſer Apathie ſeine Liebe ſich feſter begründet fühlen könnte, als in wilder Leidenſchaftlichkeit, da ja dieſe Kälte gegen das männliche Geſchlecht ſeiner Eiferſucht jede Nahrung entziehen, ſein Mißtrauen darin erſterben müſſe; ja, er dachte ſogar daran, daß es ja faſt allgemein anerkannt werde, daß Ehen, die nicht in leidenſchaftlicher Liebe geſchloſſen wurden, im Durchſchnitte glücklicher machten, und ſo kam es, daß der Mann der Widerſprüche, wie ihn der Freiherr mit Recht genannt, dieſe Wahrnehmungen und Anſichten immer lebendiger erwägend, und immer peinlicher die Wahrheit des Satzes fühlend: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei — ſich entſchloß, Herz und Hand Laura anzubieten. Er that es, und Laura, die anfänglich Eduard nur darum in der Geſellſchaft ausgezeichnet, weil er ein Deutſcher war, und ſie mit ihm ihre Lieblingsſprache reden, die Meiſterwerke deutſcher Dichter genießen konnte, dadurch aber die hohe Bildung ſeines Geiſtes, die Lebendigkeit ſeiner Fantaſie achten, ja bewundern lernte, ſich nun mit ſteigendem Vertrauen ihm erſchloß und dadurch wieder erkannte, daß ſelbſt Eduards Herz einer Goldmünze gleiche, die zwar durch viele rauhe und ſchmutzige Hände gegangen, und ſo den heitern Glanz und das edle Gepräge verloren habe, aber dennoch werthvoll ſei, hielt es ihrem Charakter gemäß für Pflicht, um der einem Todten gelobten Treue willen nicht anzuſtehen, einen Lebenden zu beglücken und die

Beſtimmung des Weibes zu erfüllen, und ward Eduards Gattin.

15.

Wieder ein Jahr nach dem andern war vergangen, Eduard, wie umgewandelt, geheilt von dem Wahne, der früher ihm den Becher der Liebe vergällt, überzeugt von der Möglichkeit häuslichen Glückes, von der Treue eines Weibes, lebte thätig, ruhig, vertrauend und ſelig den Geſchäften des erwählten Berufes, den Hochgenüſſen der Literatur, mitunter den geſelligen Freuden des Lebens, aber zumeiſt zu Hauſe; auch Laura ſchien heiterer, obwohl es dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgangen war, was ſie dem glücklichen Eduard ſo weiblich zu verbergen wußte, daß ſie nur glücklich war, weil ſie beglückte, und ein ſchöner, fünfjähriger Knabe gab durch die zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigende Entwicklung ſeiner Anlagen den Eltern reiche Gelegenheit, in ſeiner Erziehung die eigenen Vorzüge des Geiſtes und Herzens ſich immer bemerkbarer und ſo ſich einander immer werther zu machen, als Eduard eines Tages, aus dem Thore eines Hauſes tretend, in dem er bei dem dort wohnenden —ſchen Geſandten ein Geſchäft gehabt, einen flüchtigen Blick auf einen Mann in diplomatiſcher Uniform warf, der eben aus der vor dem Hauſe haltenden Kutſche ſtieg. Wenn auch nicht der flüchtige Blick ſchon Eduard die ſeit jenem Abende im Bade E... ihm unvergeßlichen Züge ſeines Seelenarztes lebhaft aufgefriſcht, die fehlende rechte Hand, das Kreuz von Malta hätten ihm außer Zweifel geſetzt, daß ihn die freudige Bewenung ſeines Herzens nicht täuſche, daß der Freiherr von Duna vor ihm ſtehe. Kaum war der Name ſeinen Lippen entſchlüpft, als der Freiherr ſich gegen ihn wandte, mit ſichtlicher Freude Eduard erkennend, auf ihn zutrat, und bald darauf war es in geflügelten Worten abgethan, daß der Freiherr ſogleich mit Eduard zurückkehre, um ſich dort ſelbſt zu überzeugen, wie ſeine damalig ſchweren Worte auf fruchtbaren Boden gefallen, wie Eduard geheilt und glücklich ſei. Sie fuhren eine kurze Strecke nach Eduards Wohnung. Redſeliger als ſeit Langem, faſt ſchäkernd, geleitete dieſer ſeinen Gaſt in das Zimmer, in dem Laura dem ſchönen Knaben, den ſie vor ſich hielt, aus einem Bilderbuche Manches erklärte, und — mit einem Schrei war Laura aufgeſprungen, nachdem ihr Blick den vorantretenden Freiherrn von Duna erſchaut, hatte den Knaben faſt von ſich geſchleudert, die Arme wie verlangend ausgeſtreckt und wollte eben wie vor einer himmliſchen Erſcheinung in die Knie ſinken, als ihr Auge auf den einer aufgerichteten Leiche ähnlich daſtehenden Eduard traf: da riß ſie den Knaben an ſich, und ſchmiegte ſich an ihn, daß es ſchien, als ſolle der Knabe ſie, nicht als wolle ſie den Knaben ſchützen, und Entſagen, höchſte Freude und tiefſter Jammer zuckten wie Blitz und Nacht wechſelnd über ihr Antlitz, bis es zum fahlen Todtengeſichte erſtarrte und Laura ohnmächtig zuſammenbrach. Der Freiherr, mit dem Rufe: Euphemia! der Alles, Alles erklärte, und Eduard eilten, ſie aufzufangen. Und wer beſchreibt das Gefühl Eduards, als der ſtarke Freiherr, hingeriſſen vom Augenblicke, Eduard wegdrängte, und die Ohnmächtige an ſich drückte? Es war ihm, als wenn man ein glühend ſpitzes Eiſen in ſein Gehirn geſtoßen und zugleich Eis in ſein Herz geworfen, als wenn der Wahnſinn ihn erfaſſen, der Schreck ihn tödten müſſe. In ſeinen Augen flammte es durch die vom wüthendſten Schmerze erpreßten Thränen wie Verzweiflung, und es durchzuckte ihn einen Augenblick, als müſſe er den Degen von der Seite des Freiherrn reißen, und Euphemia, den Baron und ſich durchbohren; aber das war nur ein Augenblick, dann wandelte ſich die Glut ſeines Angeſichts in Todtenbläſſe, ſchwere einzelne Thränen fielen aus den in die letzte Höhle zurückgeſunkenen Augen, ſein ganzer Körper erſchlaffte, als wären alle Sehnen mit Einem geriſſen, und er ſtand da wie ein Vulkan, der nach dem letzten, furchtbar glühenden Ausbruche unter der eignen Aſche für immer in Staub zerfällt. Sein Blick war das wirre Flackern eines verlöſchenden Lebens. Aber auch der Freiherr hatte indeß die überwältigende Feſſel des Augenblicks zerbrochen, und mit einem Blicke, in dem Beſchämung, Liebe, Entſagung und Selbſtgefühl in einander zitterten und leuchteten, legte er die Ohnmächtige in Eduards Arme, der ſie wie automatiſch öffnete. Und als nun nach einer Weile Euphemia ihrer Sinne wieder mächtig ward, richtete ſie das Auge rein und liebend auf Eduard, reichte ihm die noch zitternde Hand, und ſprach mit einem Tone, aus dem die ganze Wahrheit ihrer unſträflichen Seele wiederhallte: „Er bleibt mir ein theurer Todter.“ In verworrenen Gefühlen ſank Eduard zu Euphemia's Füßen, die ſich liebend über ihn und den Knaben neigte; mit hochklopfender Bruſt und gekreuzten

Armen ſtand der Freiherr ſchweigend, und lange unterbrach kein Laut die unheimliche Stille, in der das Schickſal ſeinen eiſernen, faſt hörbaren Gang über dieſe ſchwellenden und brechenden Herzen ging.

Endlich ergab ſich aus Fragen und Antworten, daß der alte Pateros, deſſen Haß gegen die Philhellenen durch den Verluſt des einzigen Sohnes ſich zur Wuth geſteigert, nachdem er ſammt Euphemien bei der Einnahme von Chios durch den franzöſiſchen Conſul Digeon gerettet worden, einen Diener ſeines Hauſes erkauft, zuerſt Euphemien den Tod des Freiherrn zu berichten, und dann dieſen aufzuſuchen und ihm jene Fabel zu erzählen, die von Duna bei der Beſtattung Botſaris vernommen; daß, in Trieſt angekommen, der Alte den Namen Caraggi angenommen, und noch auf dem Todtenbette ſeine Tochter zu dem Gelübde vermocht, die während des ganzen Aufenthaltes in Italien und Frankreich feſtgehaltene Maske des Namens und Standes bis zu ihrem Tode zu bewahren, um auch nach ſeinem Tode noch das Zuſammentreffen der Liebenden, wie er glaubte, unmöglich zu machen, und im Grabe noch über das Gelingen ſeines Racheplanes beruhigt zu ſein. Euphemia hatte nun den, dem ſterbenden Vater geleiſteten Schwur treulich gehalten, Eduard hatte von dem Freiherrn nie namentlich, nie ſo geſprochen, daß Euphemia in der Schilderung den Freiherrn erkennen konnte, weil Eduard ſelbſt in ſeinen anſcheinend ruhigſten und vertrauendſten Stunden doch eine eigene Furcht vor den Geſpenſtern ſeiner Fantaſie hatte, worunter das faſt ſtätiges war, daß, wenn ja der Zufall es wollte, daß ſeine Frau den ihm ſelbſt ſo imponirenden, ſo intereſſanten Freiherrn von Duna kennen lernte, dieſer dem Herzen ſeiner Gattin und ſomit ſeinem häuslichen Glücke gefährlich werden müſſe, und daher die eigentlich doch nie erſtorbene Stimme ſeines Mißtrauens in weibliche Treue und des Mangels an Selbſtgefühl ihm warnend widerriethen, die Fantaſie ſeiner Frau für dieſe Erſcheinung zu gewinnen. Der Freiherr wollte ſich bald darauf entfernen, und äußerte zugleich das Bedauern, morgen ſchon wieder weiterreiſen zu müſſen. Aber wenn Eduard auch nicht dieſe Zartheit durchſchauet, ein unwillkürlich flüchtiger, aber unendlich vielſagender, dankender Blick, den Euphemia auf den Freiherrn richtete, hatte Eduard beſtimmt, und ſo bat er denn ernſt und anſcheinend ruhig den Freiherrn, einige Tage noch zu verweilen, wenn er nicht den Frieden ſeiner Seele für immer ſtören wolle. Der Freiherr verſprach es. Die erſchöpfte Euphemia ging zu Bette, nachdem ein herzlicher Kuß und die Blicke, mit denen ſie den Knaben ihm zuführte und dann dieſen wieder an ſich drückte, Eduard mehr als alle Worte der Erde hätten ihrer unwandelbaren Treue überzeugen ſollen. Eduard nahm fühllos den Kuß hin, aber als Euphemia ſeufzend ſchon in der Schwelle ihres Schlafgemaches ſtand, trat er plötzlich raſch auf ſie zu, drückte ſie faſt wild an ſeine Bruſt, einen langen, glühenden Kuß auf ihre Stirne und eilte in ſeine Schreibſtube.

Dort nun überdachte und durchfühlte er das ſonderbare Ereigniß, und wie er ſich nun mit dem Freiherrn verglich, der ein ſchöner Mann ſei, von deſſen Stirne die unvergeudete, zu jedem, auch dem kühnſten geiſtigen und körperlichen Unternehmen hinreichende Mittel ſchaffende Kraft leuchte, während das ungemäßigte Leben der Jugendjahre, der ſelbſtgeſchaffene, nie endende Kummer der ſpätern Zeit, das Walten der Dämonen in ſeiner Bruſt, ihn vor der Zeit geiſtig und körperlich altern gemacht; wie der Freiherr veredelt daſtehe in ſeinem Glauben und Selbſtgefühle, und wie kleinlich er in ſeinem Argwohne und Gefühle des eigenen Unwerthes; wie nebſt den glänzenden Zeichen der Verdienſtesanerkennung auf der Bruſt des Freiherrn, ſelbſt ſeine Verſtümmlung, ſeine Wunden zeugten, was er Tüchtiges gethan, während ein faſt unmerkliches Lorberreis in ſeinen ergrauenden Haaren, höchſtens Zeugniß gebe, daß er manchmal ſchön geträumt, und wie vor Allem der Freiherr geliebt worden ſei in der Wahl ihres Herzens, er nur die Wahl ihres Verſtandes, und immer alſo nur geachtet geweſen, wofür er jetzt in Euphemia's ſteter Wehmuth, im Taufnamen ſeines Sohnes, ja ſelbſt in deſſen Zügen ein, ihn zermalmendes Zeugniß zu finden meinte: da ward es immer deutlicher in ſeiner Seele, wie nun furchtbar ſeine Ahnung ſich verwirklicht, wie die Sterne nimmer lügen, und eben weil er daran mit Innigkeit glaubte, wie an ſonſt nichts im Leben und über dem Leben, darum glaubte er nun auch, wie nun unabänderlich ſeine Ahnung ſich auch ganz erfüllen, ſein Geſchick zermalmend hereinbrechen müſſe, und wie Euphemia nur immerdar den Freiherrn lieben könne, und wenn er ſich aus ihrer Nähe banne, wenn ſie auch die eigene Seelenſtärke vor Fehltritten ſichere — was aber ſollte ſeinem Herzen Treue aus Achtung und Pflicht, ſeinem Herzen, das Treue aus Liebe nur beglücken konnte. Darum war er auch entſchloſſen. Als der Morgen anbrach, verließ er unbemerkt ſein Haus, eilte zu einem Rechtsfreunde, zu ſeinem Banquier, und um Mittag hatte er die Stadt ſchon weit hinter ſich zurück, und Euphemia war weinend über ein Packet Schriften gebeugt, das unter andern eine gerichtlich ausgefertigte Einwilligung Eduards zur Eheſcheidung, und deſſen Anordnungen in Betreff ſeines Sohnes und des Vermögens enthielt.

16.

Ein unfreundlicher Herbſttag lag über den Thälern der Schweiz. Graue Regenwolken ballten ſich immer verfinſternder über einander, breiteten, durch ſchroffſtehende Felszacken und hundertjährige Bäume zerriſſen, einen weiten Schleier über die Gegend ringsumher, während dichte Nebel von der Erde aufſteigend allen Gegenſtänden ein ſonderbar bewegtes unheimliches Leben liehen. Nicht ferne von dem, auf dem Bergrücken liegenden Poſthauſe ſtand auf einer überhangenden Felskoppe, unter der ſich die Steinmaſſen gräßlich ſteil, faſt bis zum Fuße des Berges ſenkten, ein Mann mit verſchränkten Armen, und ſah mit einem wehmüthigen Lächeln in die zerriſſenen Wolken und die emporwallenden Erddämpfe, und wie ſie zum verfinſternden Ganzen ſich zu einen ſtrebten, und achtete es nicht, daß der ſchneidend kalte Wind den Mantel, der ihn ſchützen ſollte, faſt in wagrechter Stellung von ſeinem Körper hielt, vergelbte Blätter und einzelne ſchwere Regentropfen ihm in das Geſicht trieb, und ihn durch einen jähen Stoß ſogar in den Abgrund zu ſchleudern drohte. „Nebel, nur immer Nebel!“ murmelte er endlich, wie eine böſe Zauberformel. Der Mann war Eduard. Die Worte aber, die er geſagt, galten faſt mehr den Bildern, die an ſeinem Seelenauge zerriſſen und verdüſternd, im Kampfe, und doch ſich einen wollend, vorüberzogen, als dem, was ſeine matten, brennenden Augen von der Außenwelt erſchauten, und ſein wehmüthiges Lächeln galt der erkannten Uebereinſtimmung der ſichtlichen Erſcheinungen mit ſeinem Innern. Er hatte durchdacht, was er geſtrebt und was erſtrebt, was er geſucht und was gefunden, was er geträumt und was erlebt; und „Nebel,“ murmelte er, „nur immer Nebel,“ und das wehmüthige Lächeln verſchwand, und er richtete einen finſtern Blick in die Wolken, ja über die Wolken, welcher fragen ſollte: warum ihm gerade beſtimmt geweſen, heiß zu wünſchen, daß ihm aus irdiſchen Wolken Göttergeſtalten erſcheinen möchten, und ihm doch den Glauben zu entreißen, der ſolche Möglichkeit zugibt, der Wolken mindeſtens als Himmelsburgen, aber nimmer als Erdendünſte erkannt's

Aber gerade als er ſo trotzig in die Wolken geſchaut, und ſo erbittert über die Wolken hinaus gefragt, da überkam es ihn mit einem Male um ſo ſchmerzlicher, wie glücklich er hätte ſein können, wenn er gläubiger geweſen wäre, wie glücklich er wirklich in den Stunden geweſen, in denen er geglaubt, er dachte an Euphemia, und mußte ſich geſtehen, daß ſie treu geliebet, er dachte an Albertine, und es durchzuckte ihn wie Reue, und immer unwiderſtehlicher erhob ſich die Klage in ſeinem

Innern: ob er denn nicht ſelbſt ſein Unglück verſchuldet; ob er nicht glücklich, recht glücklich hätte ſein können, wenn er das Vertrauen auf Gott und Menſchen und ſich ſelbſt feſtgehalten hätte? Und die Worte der Bibel: „Wahre dich vor Unrecht, ſo trifft dich kein Unglück,“ erklangen wie ein ernſter, ihn verfällender Urtheilsſpruch, denn es war ihm, als hätte er doch Unrecht gehabt und Unrecht geübt, beſonders an Albertinen. Noch nie war er ſo unmuthig über ſich geweſen. Theils alſo um ſich von dieſen beläſtigenden Gefühlen zu befreien, wie er meinte, theils die ihm jetzt erſt empfindliche Kälte ſchneller in Behaglichkeit umzuwandeln, trieb er den Poſtillon, durch Verheißung großen Trinkgeldes, ſo raſch als möglich zu fahren. Wacker hieb der nun die Pferde, und der Wagen flog faſt die Höhe herab: da erhielt der Wagen, über einen Stein kollernd, einen ſo beträchtlichen Stoß, daß die Räder die Hinterfüße der Pferde ſchmerzlich berührten, dieſe wurden ſcheu, der Poſtillon ward durch dieſen Stoß faſt vom Bocke geſchleudert, und konnte daher gerade in dem Augenblicke die Zügel nicht gehörig wahren, die Pferde brauſ'ten darauf den Berg hinunter, der Kutſcher fiel, faſt am Fuße des Berges ſchlug der Wagen um, und Eduard ſo mit der Bruſt gegen einen ſcharfkantigen Fels, daß ein Blutſtrom aus ſeinem Munde quoll und er leblos hinſank.

Als er wieder zu ſich kam, ſah er ſich in einem gar freundlichen Gemache, einen ehrwürdigen Prieſter vor ſich, der ihn bat, ſich recht ruhig zu verhalten, und ja nicht zu ſprechen. Dann erzählte er, daß die Frau, der das Häuschen gehöre, mit ihrer Tochter und ihm eben von einem Beſuche heimgekehrt ſeien, Eduard auf der Straße in ſeinem Blute gefunden, und mit Hilfe der Nachbarn hieher gebracht hätten. Eduard ließ indeß den matten Blick über die Gegenſtände im Zimmer ſtreifen, und es war ihm, als ſei er ſchon einmal hier geweſen, denn Manches kam ihm gar bekannt vor. Noch wußte er nicht, wie er die immer deutlicher auftauchenden Erinnerungen ordnen ſollte: da erſah er ſein Bruſtbild, das er einſt Albertinen gegeben, und nun war es ihm mit einem Male klar, daß er ja alle die bekannten Gegenſtände bei Albertinen geſehen. Schon wollte er trotz dem Verbote fragen, als der Geiſtliche, der ſeinen Blicken gefolgt, ſelbſt anhub: „Ich weiß, was Sie fragen wollen. Ja, Sie täuſchen ſich nicht, wenn Sie dieſe Gegenſtände bekannt finden, Sie ſind wirklich bei Bekannten. Wenn Ihr Geſundheitszuſtand es erlaubt, werden die beiden Damen ſich Ihnen zeigen, und hoffentlich die Freude hierüber Ihre Geneſung fördern. Bis dahin aber bedürfen Sie Ruhe, und ich bitte Sie darum um Ihretwillen im Namen dieſer Damen.“

Wer mißt Eduards Freude, als ſeine Ahnung ſich ein Paar Tage darauf verwirklichte, und zuerſt Frau Meiner, und dann Albertine ſelbſt an ſein Bett traten. Nach und nach erfuhr er denn, daß Frau Meiner ſammt Albertinen ſich einige Wochen nach jenem unglückſeligen Tage im Bade E... in der nächſten Umgebung aufgehalten, vermuthend, daß Eduard ſie im weitern Kreiſe aufſuchen würde, welche Vermuthung auch der Erfolg gerechtfertigt habe. Hierauf hätten ſie ſich hier angekauft, und Albertine habe nun ihr Gelübde, Eduard treu zu bleiben, gehalten. Eduard war unendlich glücklich, er war endlich überzeugt, daß Treue aus Liebe in weiblicher Bruſt beſtehen könne, er war überzeugt, ſelbſt wahr und treu geliebt worden zu ſein, wie er es ſo glühend gewünſcht, aber wahrlich nie verdient; der Unheilbare war geheilt von allen Wunden, die ſein Wahn ihm geſchlagen, aber in einem Augenblicke, in dem alle Wunden heilen. Denn in ein Paar Tagen entſchlummerte Eduard nach einem erneuert heftigen Blutſturz in den Armen ſeiner Albertine. Ihm ſei die Erde leicht! —

Die Geſchwiſter.

Ihr lieblichen Drei, noch ſchuldlos, froh,
rei Blumen, zum Strauße verbunden,
mſchlingt euch im trennenden Leben einſt ſo,
n ernſteren, prüfenden Stunden!

u holder Knabe, den reinſten Kuß
uf die Stirn' mag das Leben dir drücken:
ugen, o, daß dich dein Genius
rziehe zum Menſchenbeglücken!

ur Rechten Schweſter Sidonia,
ie lenke dich einſtens zum Rechten,
nd bleibe mit ihrem Geiſte dir nah',
ill Täuſchung dich feindlich umflechten!

uguſte zur Seite des Herzens dir,
ie ſchütze die zarte Stelle:
nd zur Wonne der Eltern umfließe euch hier
es Schickſals ſonnigſte Helle!

Ritter Braun von Braunthal.

Stilles Glück.

Ich blicke fragend in die klare Welle,
Die mir des Himmels holdes Abbild gibt,
Und jede Perle der entzückten Quelle
Sagt meiner Freudenthräne: Biſt geliebt!

Ich horche träumeriſch dem ſüßen Rauſchen
Der friſchen Buchenzweige rings um mich;
O Seligkeit, die Antwort zu erlauſchen:
Er liebt ſo treu, wie du ihn liebteſt, dich!

Drum ſäuſ'le, Welle! rauſchet, munt're Zweige!
Hin unter'm Himmel, der mich ſanft umglänzt,
Und denkt, wenn ich verſtumme, wenn ich ſchweige,
Das Glück des Herzens ſei dann unbegrenzt.

Ritter Braun von Braunthal.

Das Muſikantendorf.

Es blinkt ein Dörflein in Böheims Land,
’rin, was da lebendig, ein Muſikant;
erkehrte Schwalben, im Lenz entflogen,
ind jetzt im Herbſte ſie heimgezogen.

u meinſt die Nachtigallen der Welt
n Einen Buſch hier alle geſellt;
u meinſt, es müſſen hier tauſend Quellen
u Einem melodiſchen Strome ſchwellen.

orch, lieblich ſpielt dort im Erdgeſchoß
in Stück zur Geige der Virtuos;
uf's Jahr durchklingt's der Länder Weite,
lückſeliger, dich entzückt's ſchon heute!

och furchtbar jetzt aus dem Nebenhaus
rauſ't ſchmetterndes Paukenwirbeln heraus:
ein Ohr, es gleicht dem Knappen im Schachte,
uf den ein Bergſturz zuſammenkrachte!

orch, drüben flötet's ſo ſüß und rein,
nd wiegt in gaukelnde Träume dich ein;
och hier der Trompeten Schmettern und Krachen
orgt für dein zeitiges Wiedererwachen!

orch, Mädchenſtimmen ſo lieblich und hehr,
ein Ohr durchſchifft des Wohllauts Meer!
m Brummbaß hat der Nachbar Behagen,
em Sturm, ach, wird das Schifflein verſchlagen!

Horch, Waldhornklang, wie herrlich er ſchallt!
Dir ſäuſelt und duftet der grüne Wald!
Doch dort des Dudelſacks Surren und Summen
Mahnt dich, daß in Wäldern auch Bären brummen!

Hier fliſtert der Guitarre Erguß
Von Roſenlauben und heimlichem Kuß;
Dort brauſ't aus dem Haus der Klang der Fagotte,
Wie von Betrunkenen eine Rotte!

Der übt auf dem Clarinet ſich ein,
Der will ein Meiſter am Hackbret ſein;
Dort ſtürzt vom Fenſter Poſaunenſchall nieder,
Wie eines Verzweiflers zerſchmetterte Glieder.

Jed' einzelner Ton klingt gut und rein,
Doch will kein Einklang allen gedeih'n,
Wie die zerhauenen Glieder der Schlangen
Sich winden und nimmer zuſammengelangen,

So heult's durch einander und wimmert und ächzt,
Und pfeift und ſchnurrt und dröhnt und krächzt,
Als ſäßen im Chor des Mißlauts Geiſter,
Als wäre Satan Capellenmeiſter.

Du fliehſt und ſuchſt vor'm Thore Ruh
Und fühlſt, es dachten die Vögel wie du,
Die Schwalben und Störche, die auch entflogen,
Weil heim die Muſikanten gezogen. — —

Doch ſchmilzt einſt der Schnee, bricht Lenz einſt an,
Dann wallt aus dem Dörflein Weib und Mann;
Die wollen oſtwärts, die weſtwärts wandern,
Nach Süden die Einen, gen Norden die Andern.

Verein
Dort
Wie de
Und,

Da iſt'
D'rin
Frau
Herr

Die
Sind
Finden
Und

Da hat
Und jed
In allen
Durch

t, was getrennt zu Hauſe war!
Drei, hier ein Pärlein, dort eine Schaar!
es Wohllauts Geiſt ſie zu Kränzen reihte,
Blumen gleich, durch die Lande ſtreute!

s in dem Dörflein auch eben recht,
muſicirt der Lerchen Geſchlecht;
Schwalbe kommt herangeflogen,
Storch iſt auch wieder eingezogen.

pielleut' grüßen manch' fernes Land,
überall willkommen und wohlbekannt,
überall off'ne Ohren und Hände
äumende Becher und Beifallsſpende.

t jeder Buſch ſeine Nachtigall,
der Fels ſeinen Waſſerfall.
n Wäldern die Vögel ſingen,
alle Thäler ſich Quellen ſchlingen.

Anaſtaſius Grün.

Häuslicher Herd.

Was treibet ihr ſo nimmerſatt,
Ihr Freunde, für ein Spiel?
Was jagt ihr euch ſo todesmatt?
Und welches iſt das Ziel?

Wie kümmert ihr euch ängſtlich hin!
Um welchen höchſten Preis?
Woran doch hängt ihr Herz und Sinn?
Wofür ſo vielen Schweiß?

Wie ſtrengt ihr an all' eure Kunſt,
Die nun und nimmer ruht,
Und haſcht nach Geld, nach Rang und Gunſt,
Nach Ruhm und eitlem Gut?

Ihr müh't euch ab mit ſchwerer Laſt
Auf Wegen ſteil und rauh,
Ihr klettert fort und habt nicht Raſt,
Und euer Haar wird grau.

Und euer Glück — beſeht es recht!
Wohl iſt's von außen licht,
Doch iſt's nicht rein, und iſt nicht echt,
Es hält die Probe nicht.

Nur eine Stätte — glaubt es mir —
Umſchließt, was ihr begehrt;
Nur eine Stelle haben wir,
Wo ſich das Glück bewahrt

Iſt euch die Stätte ewig weit,
Wo wahres Glück gedeiht?
Es iſt der Herd der Häuslichkeit,
Von Liebe eingeweih't.

Des Lebens Sturm, der außen tobt,
Dringt nicht in dieſen Port;
Ich habe ſeinen Schutz erprobt,
Mein Liebſtes berg' ich dort.

Am trauten Herde ſitzen wir,
In ſüßvereinter Drei,
Mein liebes Weib zur Rechten mir,
Ein Kindlein nebenbei.

Wie lieblich iſt ſein kleiner Schrei!
Wie ſelig ſpiel' ich mit!
Wer es begreift des Vaters Herz,
Der weiß, wie mir geſchieht.

Es lallt und lacht ſo ſelig d'rein
In kindlich eigner Art,
Und langt mit Händchen lieb und klein
Nach mir und meinem Bart.

Und wenn im Bettchen an der Wand
Der kleine Engel ſchläft:
Wie übt der Mutter treue Hand
Ihr ſüßeſtes Geſchäft!

Sie wacht und neigt ſich d'rüber hin
So liebend und ſo mild,
Den Mutterhimmel ſieht ſie d'rin,
Der all' ihr Wünſchen ſtillt.

Und wie ſie waltet, wie ſie ſchafft,
Und ſtill die Pflichten übt,
Und in des Herzens reicher Kraft
Selbſt ihre Sorgen liebt.

Sei trüb, ſei leicht des Schickſals Lauf,
Und noch ſo groß die Welt:
Es lebt nicht eine Seele d'rauf,
Die's treuer mit mir hält.

Und treu gepflegt, wie jene Glut
Bei meinen Laren dort,
So glühet ſanft, bei treuer Hut,
Auch unſ're Liebe fort.

⁂

Worauf ihr immer feſt und hoch
Die Hoffnung einſt geſetzt:
Wohl euch, ihr Freunde, wenn euch noch
Dieß Eine bleibt zuletzt!

Im Stillen preiſe ſich der Mann,
Der ſo ſein Loos geſtellt,
Hinſtreckt den Arm und rufen kann:
„Fahr' hin, du kalte Welt!“

A. Kaltenbrunner.

Gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe.

alwander gez. Stahlstich von C. Mahlknecht in Wien

HULDIGUNG den FRAUEN

TASCHENBUCH

für das Jahr 1838.

Herausgegeben
von

J. F. CASTELLI.

Sechzehnter Jahrgang.
(Mit acht Kupfern.)

WIEN
bei Fr. Tendler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Yf 500 · 10
18

B
Ca
Me
Sa

Zi
To

Ba

Ca
Ea
Ke

Zi

Inhalt.

I.

Proſa.

Seite

eck (Luiſe): Die Maske. (Novelle) 115
ſtelli (J. F.): Das geheime Zeichen. (Novellette) . . 321
ennert (H.): Die beiden Gerippe. (Erzahlung) . . . 187
chleſinger (Dr. Sigmund): Die Jagd der Hochlande.
(Hiſtoriſche Novelle) 251
traube (E.): Der Großvaterſtuhl. (Erzahlung) . . . 3
old (F. X.): Der Geigenmacher von Inſpruck. (Erzahlung) 337

II.

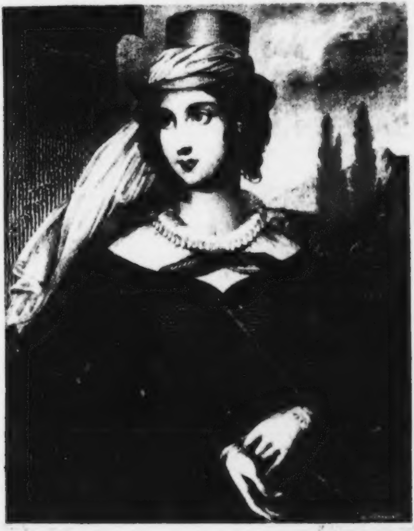
Gedichte.

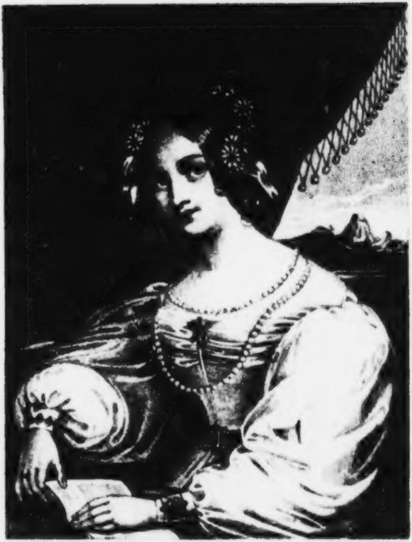
auernfeld:
Wehmuth 109
Einſamkeit . . . . —
arlopago: Lebewohl der arabiſchen Wirthin 110
avitha (M. D.): Herbſteszeichen 177
euchtersleben (Ernſt Freih. v.):
Des Liebenden Ruckkehr 318
Lebensbild 320
itzinger: Pygmalion 179

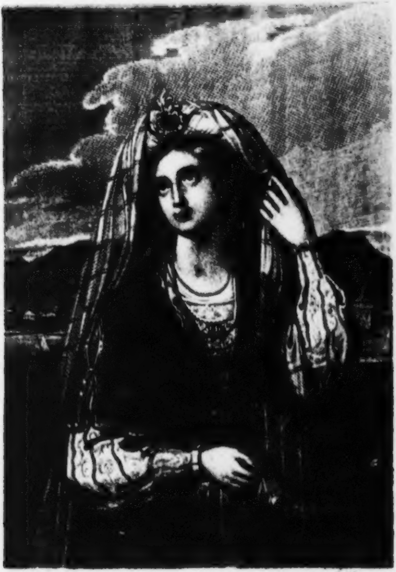
Seite
Frank (Dr.): Der Sieg des Frühlings 305
Frankl (Ludw. Aug.):
  Verſtimmung 113
  Bündniß 114
Großmann (Julie v.): An die Geliebte 112
Hammer-Purgſtall: An die ſelige Fanny F. v. F. . . 239
Hannuſch (J. J.): Bei dieſer Hand 231
Julius: Lieder und Romanzen 234
Körber (Phil. v.): Kleiſt's Traum und Tod 229
Langer (Johann): Das Paradies. (In fünf Liedern) . . 306
Manfred: Das Juwel. (Poetiſche Erzählung) 240
Mayrhofer (Joh.): Wolken 315
Neumann (Ludw. Gottf.): Doppelreime an die Geliebte 176
Rappaport (Dr. M.):
  Der Todtenwagen 173
  Der Wanderer . . . . —
Scherer (Dr.): Der Freier 182
Schilling (Aug.):
  Mein Herz 237
  Das Dorfglöckchen 238
Schober (Franz v.): Sonette 317
Seidl (Joh. Gabr.): Lyriſches 103
Sileſius (Eduard): Der junge Alte 183
Tſchabuſchnigg: An Sie 314
Vogl (Joh. N.): Meliſunda. (Ballade) 311

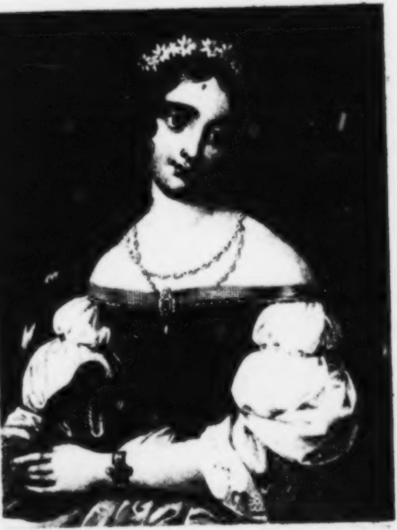
Kupfer-Erklärung.

1. Titelkupfer. Miß Anna. Zur Erzählung: „Die beiden Gerippe," von H. Meynert.
2. Ellen Campbell. Zur Novelle: „Die Jagd der Hochlande," von Dr. Sigm. Schleſinger.
3. Marie. Zur Erzählung: „Der Großvaterſtuhl," von E. Straube.
4. Neſim. Zur poetiſchen Erzählung: „Das Juwel," von Manfred.
5. Meliſunda. Zur Ballade: „Meliſunda," von Joh. N. Vogl.
6. Chiara. Zur Erzählung: „Der Geigenmacher von Insbruck," von F. X. Told









Huldigung den Frauen.

Der Großvaterſtuhl.

(Erzählung von E. Straube.)

„Du mußt mir den Jungen auch nicht gar zu hart ſchelten, Väterchen," ſagte gutmüthig Frau Walburga zu ihrem greiſen Gatten, dem ehemaligen Kaufherrn, Mathias Traut, an deſſen Seite ſie im abendlich dunkelnden Kämmerlein plaudernd ſaß, „mäkle doch nicht beſtändig an ihm, er iſt wahrhaftig ein gar zu herziges, treues Blut, wie es nachgerade immer ſeltener wird!"

„Ja, gut iſt er und treu wie Gold, das muß man ſagen," entgegnete der Hauswirth, „wenn er dabei nur auch ein Bischen ſolid werden wollte! — Aber tollt das nicht in den Tag hinein, als wenn gar keine Nacht bevorſtünde, eine Nacht, wo man des verbrauſten Jugendfeuers, zum Wärmen wie zum Leuchten, recht dringend bedarf? Da treibt er ſich den lieben langen Tag in der Stadt und auf dem Felde, in Wäldern und Bergen herum, macht wilde Streiche über alle Gebühr, läuft den Mädchen nach, muſizirt, ſingt, malt und was der brotloſen Künſte mehr ſind, läßt unſern lieben Herrgott einen braven Mann ſein; aber an die Zukunft, an eine dereinſtige Verſorgung denkt er mit keinem Athemzuge."

„Hm, Alter! mich dünkt, daß du da mit dem armen Ernſt unbillig ſtreng richteſt! — Allerdings möchte es gerathener ſein, wenn er bei den geſtrengen Herrn vom Rathhauſe oder gar vom Hofhalte etwas weniges ſcherwenzelte und krummbuckelte, ſich ein Pförtlein zu Amt und Würden offen haltend; aber du mein Himmel, die Jugend will einmal durchaus ein wenig ausgetobt ſein und unſerem Ernſt muß man es zum wenigſten nachſagen, daß er ſein Erworbenes nicht auf liederliche Weiſe verſchlampampt, nicht mit Dirnen, Saufbolden, Spielern und ſonſtigem Geſindel verkehrt: — der arme Junge hat einmal ſeine Freude an der ſchönen Gotteswelt benebſt den freiſamen Künſten, und das darf man ihm wohl gönnen, indem er ſich ja mit Stundengeben und Schreiberei mühſelig genug durchhilft."

„Eben darum," eiferte Vater Traut, — „eben darum ſollte er den Werth des Erworbenen kennen, und lieber ſeine gewonnenen Groſchen im Sparhafen ſammeln für trübe Tage, als ſie ſo friſchweg zu verlaboriren. Glaube mir, Walburga, gar ſchlimme Zeit ſteht uns bevor, und ehe ein Monat in's Land geht, wird die Zuchtruthe des Herrn ſchwer auf dieſen Mauern laſten. — Wahre ſich, wer kann; — die Luft iſt dick und ſchwül, ein Unwetter ſteigt herauf!"

„Du erſchreckſt mich, Mann! Rede, was willſt du mit deinem Eulenrufe ankünden?"

„Was ich meine, iſt ſo traurig, ja entſetzlich, daß dir darob leicht der Schlaf verdorben werden möchte, das beſte Labſal für ſo hinfällige Meilenzeiger der Zeit, wie wir Beide ſind; aber ich will dich verwarnt haben und bitte dich auch, den Jungen, unſeren Ernſt, ſo viel thunlich, auf gute Wege zu lenken."

„Mit Reden und gutem Beiſpiele will ich ihm herzlich gerne zur Seite ſtehen, denn es iſt ja Chriſtenpflicht, dem Nächſten zu dienen, ſo viel wir es vermögen; aber zwingen, das weißt du ja ſelbſt, mein Alter, ihn zu ſeinem Heile zwingen, kann ich in keiner Weiſe; iſt er ja doch nicht unſer Kind oder Verwandter oder Pflegbefohlener, ſondern blos ein Miethsmann, welcher ſich nur nach und nach dermaßen in unſere Herzen eingeniſtet hat, daß er uns Beiden ſo werth iſt, wie eine eigene Frucht unſeres Ehebundes.“

„Leider, leider! — Ich wollt', er wäre mein Sohn; dann ließe ich mir wahrlich kein graues Haar wachſen über ſein Schickſal, ich würde ihn am Kragen anfaſſen, ihn irgendwo in eine Schreibſtube oder an einen Arbeitstiſch feſtnieten und kein Bedenken tragen, allenfalls mit dem Korporalsſtocke meine Weiſungen eindringlicher zu machen. — So aber, da der Junge einmal uns doch eigentlich nichts angeht, muß ich die Hand auf den Mund halten und mit ſehenden Augen blind ſein für des armen Bürſchchens Untergang.“

„Nu, nu, Mathias, ſo arg wird's wohl mit ihm nicht werden! — Denkſt du noch, wie eines Tages, als wir eben im Begriffe ſtanden, einen Spaziergang in die Praterau anzutreten, wie da plötzlich ein feines, blutjunges Kerlchen über die Schwelle trat, uns mit ſeinen großen, blauen, lieben Augen freundlich anlächelte und dann die Frage hervorbrachte, ob wir nicht ein Stübchen zu vermiethen hätten? — Mir gefiel der Fremde gleich auf den erſten Blick.“ —

„Ja, ja, das iſt ſo Weltlauf; einem Paar großer, blauer, ſchwimmender Augen, roth und weißer Backen, und einem Flachskopf, wie ihn Mütterchen Natur zwiſchen des Burſchen Achſeln geſtellt hat, könnt ihr Weibſen einmal nicht widerſtehen. Übrigens war auch ich durch den Anblick des hübſchen Jungen gewonnen; ich ſchlug ein, als er ſich zum Zimmerherrn anbot, und ſeitdem hat er das Stübchen immerfort inne gehabt, obgleich faſt drei Jahre darüber verſtrichen ſind. Ernſt hat auch ſtets ſeine kleine Miethe redlich und pünktlich bezahlt, darüber wäre nichts zu ſagen; aber — aber —"

„Mit deinem ewigen Aber! Dies hinkende Lauerwort hängt ſich bei euch Männern an alles Gute, was ihr von einem Nebenmenſchen ſagen möchtet, und verkehrt es in bittere Galle. — Was willſt du mit deinem „Aber" Mann? — Dein Zins wurde baar abgeführt, wir ſind von keinem Gläubiger des Jünglings überlaufen worden, haben in keiner Art Unehre oder Verdruß von unſerem Miethsmanne erlebt; weiter aber haben wir an ihm nichts zu mäkeln noch zu fordern, weil er eben nur unſere Afterpartei und nichts weiter iſt."

„Du redeſt nicht, wie dir's um's Herz iſt, Alte! — Geſtehe es immerhin: dir bangt vor Ernſt's Zukunft eben ſo ſehr als mir! Ich müßte dich nicht beobachtet haben, wie du ihn beim Heimkommen vom Kopf bis zur Zehe muſterſt, ob ihm auch nichts geſchehen, ob er ganz heil ſei und wohlbehalten; wie du, klagt er nur im mindeſten über ein Mißbehagen, gleich deine ganze Hausapotheke plünderſt; wie du tief in der Nacht, wenn er einmal über die Zeit außen bleibt, dich im Bette regſt, wenn ſich ſein Fußtritt vernehmen läßt, wie du die Ohren ſpitzeſt, um nur wenigſtens an ſeinem Athemzuge zu hören, daß ihn kein Leid betroffen; — geh mir, geh; die ſchweigſame Nachtlampe wäre deine Verrätherin geweſen, wenn ich deine Mutterliebe für den Jungen nicht ſchon längſt aus Blicken, Worten und Geberden deutlich erſehen hätte!"

„Gottloſer Menſch!" lachte Frau Walburga, „du wirſt mir zuletzt gar noch in's Geſicht ſagen, ich ſei in das Bürſchchen verliebt!"

„Viel beſſer iſt's wahrlich nicht," — antwortete Herr Traut — „denn am Ende laufen denn doch die Wellen eurer beſſeren Gefühle ſammt und ſonders in die See der Liebe aus. — Aber Scherz bei Seite, wir ſind eingeſtandenermaßen Beide dem Jungen gut wie einem Sohne; laß uns alſo dazu thun gleich wahren Eltern, damit was Rechtes aus ihm werde. Er iſt zwei und zwanzig Jahre alt, hat alſo wenig mehr zu verſäumen, und er verdient es allerdings, daß wir für ihn thätig ſeien."

„Nicht wahr, Väterchen, nicht wahr, er verdient es? Erinnere dich, wie er im erſten Winter, den er bei uns zubrachte und wo wir uns, wegen des böſen Prozeſſes um unſer Bischen Habe, gar kümmerlich behelfen mußten, wie er uns da mit ſeinen Mutterpfennigen und ſeinem kargen Erwerbe unter die Arme griff, daß wir Feuerung und warmes Gewand kaufen konnten, und wie er jede Stunde, ſo er frei hatte, bei uns am Ofen hockte und Poſſen trieb, um uns die langen Abende zu verkürzen, und wie er dann, als wir wieder zu Kräften kamen, das Geld gar nicht zurücknehmen wollte."

„Und wie er, als du krank warſt, dich hob und legte und hätſchelte, wie ein frommer Sohn die Mutter, und wie er nach dem Doktor ſprang und Arzenei holte unverdroſſen, und kochte und Holz ſpliß, und unermüdlich war in Dienſtbezeigungen."

„Und wie er, da du von einem böſen Menſchen auf der Straße beleidigt wurdeſt, dieſem gleich nach der Kehle fuhr und ihn durchwalkte, ſo daß der wackere Junge lange Zeit viel Plackerei darob mit den Gerichten hatte."

„Und wie er — doch wozu all' dieſe Züge ſeines treuen Gemüthes erzählen, welche ohnedem in unſere Herzen eingegraben ſind! — Gerade darum aber will und kann ich ſeiner nicht ſchonen, bis er nicht einen anderen Menſchen angezogen hat, bis er nicht, wie ſein Name beſagt, ernſt, das heißt: ordentlich geworden iſt."

„Was thut denn aber Ernſt ſo Schlimmes?"

„Nichts Schlimmes eben, wenn man „ſeine Zeit verſäumen" nichts Schlimmes nennen darf, und doch wieder recht ſehr Schlimmes, wenn man „ſeine Jahre nutzlos vergeuden" nicht etwa zu den wackeren Thaten zählen will. — Das koſtbarſte Kapital, welches dem Menſchen zu Theile wird, iſt ſeine Zeit; mit dieſem ſoll er hauſen, ſoll es auf wucheriſche Prozente anlegen, je wucheriſcher, deſto beſſer! — Jeder Tag, jede Stunde, jede Minute muß ihm einen Deut, oder den zehnten, den tauſendſten Theil eines Deut an dem künftigen Ertrage vorbereiten; jeder verſäumte Augenblick iſt ein hinausgeworfenes Bruchtheilchen vom Kapital, eine Lücke in der Kettenrechnung des Lebens; daraus wird zuletzt ein fehlendes Glied, die Verwirrung nimmt überhand, das Facit wird immer ſchwankender und die Bilanz weiſt am Schluſſe eine — Krida aus. — Wer mit zwei und zwanzig Jahren noch nicht einmal die erſte Ziffer im großen Zahlenreiche der unbekannten Größen dieſer Welt herausgefunden hat, der wird ſchwerlich, bis zum vierzigſten, mit ſeinem Exempel in's Reine gekommen ſein, und ſpäter hinauf verliert er ſich dann unfehlbar in einen Infiniteſimal-Kalkul. — Mit andern Worten: ein junger Menſch, welcher, in Ernſt's Alter, noch nicht weiß, wo er eigentlich hinaus will, mag ſchwerlich in der Folge viel vor ſich bringen."

„Lieber Mann, du ſprichſt als Kaufmann und vergiſſeſt ganz, daß Ernſt etwas Rechtſchaffenes gelernt hat. Das, ſollte ich meinen, wäre doch eben auch kein zu verachtendes Kapitälchen!“

„Aber ein todtes, unfruchtbares, wenn es nicht in die Bank einer wohlakkreditirten, ſoliden Firma, nämlich bei der lieben Zukunft angelegt wird, um ſich als ein dereinſtiges, ſicheres Fortkommen zu verintereſſiren. Dafür aber hat Ernſtchen, das mußt du ſelbſt bekennen, bis nun auch noch nicht einen Schritt gethan.“

„Er hat einen reichen Ohm zu beerben; ſtirbt dieſer, dann bekömmt er Land und Leute und braucht für nichts mehr zu ſorgen.“

„Das iſt die rechte Höhe, Mutter, wenn man ſich auf die Hinterlaſſenſchaft von Verwandten ſtützt! — Der Ohm kann verarmen, kann einen Anderen zum Erben einſetzen, kann“ —

„Ei Alter, es kann auch der Himmel einſtürzen!“

„Kurzum, der Burſche muß mir morgenden Tages anfangen zu ſparen, und ſich um ein Unterkommen zu bewerben, oder — ich thue einen Machtſpruch und ſchaffe ihn mir vom Halſe! — Ich will mein Gewiſſen rein haben!“

„Um Gotteswillen, Mathias!“

Schier weinend faßte die brave Alte ihren Gatten um den Hals und bat ihn, nichts zu übereilen, ſie wollte morgen ſelbſt mit dem jungen Miethsmanne reden und ihm Vorſtellungen machen, die ihn gewiß auf anderen Sinn bringen würden; man müſſe nur nicht verlangen, daß ein Baum mit einem einzigen Streiche gefällt werde und was dergleichen beſchwichtigende Worte mehr zu ſein pflegen.

Der ehrſame Kaufherr, welchem es mit ſeiner Strenge ohnehin nicht recht Ernſt war, gab endlich, ſcheinbar widerſtrebend, nach und es ward beſchloſſen, daß dem Jünglinge, an welchem ſie ſo uneigennützigen Antheil nahmen, keine weitere Friſt mehr gegönnt werden ſollte, um ſich über ſeine künftige Beſtimmung ein für alle Mal zu entſcheiden.

Über ſolcher Verhandlung war es ſpät geworden und, kopfſchüttelnd über Ernſt's, langes Ausbleiben, gingen die greiſen Gatten, nicht ohne geheime Sorgen, zu Bette.

Die von Herrn Traut angedeuteten Befürchtungen ſollten ſich nur allzubald bewahrheiten, ſeine Worte ſchienen wahrhaft prophetiſch geweſen zu ſein. Von welcher Art aber dieſe Unglücksahnungen waren, um Frau Walburga mit ſo großem Schreck zu erfüllen, als der Leſer an ihr bemerkt haben wird, das möge aus dem Nachſtehenden hervorgehen:

Schon ſeit mehreren Jahren hatte ein Peſtübel Ungarn und Siebenbürgen durchzogen, ja in dieſen Ländern, ungeachtet aller Vorkehrungen gegen die gefürchtete Seuche, ſo grauſam gewüthet, daß die Bevölkerung bedeutend zuſammengeſchmolzen war. Immer weiter breitete ſich die Geißel Gottes aus, und Öſterreich kam endlich 1712 ſelbſt in die größte Gefahr. Um dieſe Zuchtruthe des Himmels abzuwenden, ließ Kaiſer Karl VI., in angeſtammter Frömmigkeit des Herzens, an ſeine Unterthanen den Aufruf ergehen, durch reuige Äußerungen der Zerknirſchung den Lenker aller Dinge zu verſöhnen und ſich, kraft milder Werke, ſeiner Erbarmung würdig zu machen. Alle Seelſorger, in den Städten ſowohl als auf dem Lande, beſtrebten ſich mit apoſtoliſchem Eifer, ihre Pfarrkinder von der Sünde abzumahnen, und ſie zur Beſſerung ihrer Denkart und ihrer Handlungen anzuſpornen. Es wurden Prozeſſionen veranſtaltet, Opfer geſpendet, Gelöbniſſe gemacht, Gebethe und Kaſteiungen in Menge ſich auferlegt; aber ach, die ſtrafende Hand Gottes ſchien unabwendbar, immer rieſiger griff die Krankheit um ſich; ſchon war die Gränzſtadt Presburg von ihr heimgeſucht und bald nachher begann das Gift auch zu Bruck an der Leytha ſeine Spuren merken zu laſſen. Daß hiernach in Wien der Schreck, wie ein gräßliches Geſpenſt, Alles auf das Höchſte alarmirte, braucht wohl nicht erſt verſichert zu werden: je drohender die Arme des Ungeheuers ſich den Mauern der Metropolis entgegenſtreckten, deſto paniſcher wirkte die Furcht auf die Bewohner. Der Monarch eilte zwar, der ſchon von weiland Kaiſer Joſeph I. errichteten Sanitäts-Hofkommiſſion alle dienlichen Einleitungen zum Schutze der Reſidenz, und der Provinz Öſterreich überhaupt, dringendſt einzuſchärfen, allein damit war leider wenig gewonnen. Bruck wurde mit einem eigenen Arzte und Chirurgen ſammt dem erforderlichen Infektions-Perſonale, an Siechenknechten u. dgl. verſorgt und eng cernirt; zu gleicher Zeit wurde mit Ungarn und deſſen Nebenländern jeder Verkehr aufgehoben; blos Kroatien war ausgenommen, von wo die Kommunikation durch Steyermark nach Öſterreich offen gelaſſen blieb. Die Einfuhr aller Gattungen von Wolle, von Leinwaaren, Federn, Flachs, Hanf, Betten, jene der Körner, des Geflügels, der Schafe und Schweine wurde auf das ſtrengſte unterſagt; und damit ja Niemand auf unerlaubte Weiſe ſich einſchleichen könne, wurden alle Nebenſtraßen, Feldwege und Gebirgspfade durch Verhaue und Gräben ungangbar gemacht, die Heerſtraßen aber der ſchärfſten Bewachung unterzogen. Wer aus einer geſperrten Provinz nach Öſterreich wollte, mußte zuvor in den Kontumaz-Orten zu Sommerein, St. Nikola, Ungariſch-Altenburg, Ödenburg und St. Gotthard die Quarantaine aushalten, und wurde nicht anders, als wenn er bei den Kontagions-Kommiſſarien ſich mit einem Geſundheitspaſſe, von Seite der Behörde des Kontumaz-Ortes, auswies, über Haimburg, Wolfsthal, Pröllenkirchen, Trautmannsdorf, Neuſtadt, Kirchſchlag, Aſpang, Schottwien, Hof an der March, Marchegg, Dürnkrut, oder Hagenau zur Reiſe in Öſterreich ermächtigt. Den Juden aber, den Raizen, Bettlern, Zigeunern oder den herumziehenden Auswanderern aus Schwaben wurde der Eintritt nach Öſterreich unbedingt verweigert. Durch öffentlichen Anſchlag, durch Ausrufer und eigene Verordnungen an die Dominien und Grundobrigkeiten, wurde die Bettelei auf das ſchwerſte verpönt, liederliche Vagabunden, Soldaten außer Dienſt, vazirende Handwerksburſche und alles herrenloſe Geſinde beiderlei Geſchlechts, deſſen eben zu jener Zeit eine große Anzahl in Wien und in der Umgebung zu finden war, wurden ſchleunigſt mittelſt Schubes amovirt, überhaupt ward auf die Beſeitigung alles unnützen oder bedenklichen Zuwachſes der Bevölkerung thätigſt hingewirkt. In den Gränzorten waren die Hauptſtraßen durch Schranken verſperrt, und außerdem ſtark bewacht, auf daß es für Jedermann unmöglich wäre, ohne beruhigende Bürgſchaft für ſeine Provenienz, in das Land zu kommen; man hatte es alſo mit einem zuſammengerollten Igel zu thun, welcher von allen Seiten die Stachel weiſt.

In Wien ſelbſt begnügte man ſich nicht blos mit den gewöhnlichen Vorſichten; es wurden überdies alle Tanzſäle geſchloſſen, den Gaſtwirthen mancherlei Beſchränkungen auferlegt und Maßregeln angeordnet, um die möglichſte Reinlichkeit der Gaſſen und Straßen, der Häuſer und Wohnungen in der Stadt wie in den Vorſtädten zu erzielen. Alle Juden, welche ſich nicht mit Hofpäſſen oder kaiſerlichen Freiheitsbriefen legitimiren konnten, mußten, binnen längſtens drei Tagen, Wien und die Provinz räumen, jenen unter ihnen aber, welchen der Aufenthalt in Wien oder in Neuſtadt zugeſtanden war, wurde die gewiſſenhafteſte Obſorge für Reinlichkeit in ihren Haushaltungen als Pflicht eingeprägt; und, um die Überzeugung zu gewinnen, daß ſie dieſer Weiſung auch pünktlich nachlebten, wurden die Judenhäuſer mehrere Male unvermuthet viſitirt, und die Säumigen unnachſichtlich mit Strenge geſtraft. Bei den Linien wurden eigene Kommiſſarien aufgeſtellt, welche den Auftrag hatten, die Dokumente der Ankommenden genau zu unterſuchen, alles abgeſchaffte Geſindel hinwegzuweiſen und die, aus verdächtigen oder gar von der Peſt wirklich befallenen Ortſchaften Zugereiſten, unerbittlich zu entfernen. Die Amtsvollmacht dieſer Offizianten war ſehr ausgedehnt, und ſie konnten ſich nöthigen Falls auch Zwangsmaßregeln erlauben, was allerdings Mißbräuchen ein weites Feld eröffnete. Damit aber Niemand über Mangel an Warnung klagen dürfe, wurden an allen Linienthoren große ſchwarze Tafeln aufgeheftet, durch deren Inſchriften ſämmtliche von der Peſt bereits ergriffene Ortſchaften namhaft gemacht waren.

Es würde zu weit führen, wenn wir Alles, was die gerechte Bangigkeit vor dem entſetzlichen Unheile an Vorkehrungen und Einleitungen veranlaßte, hier im Detail anführen wollten; die Anſtalten waren durchaus mit jener Weisheit und väterlichen Sorgfalt getroffen, welche zu jeder keit im Streben einer guten Regierung liegt; im vorliegenden Falle war dies um ſo leichter, da noch nicht viel über ein halbes Jahrhundert verfloſſen war, ſeit ein ähnliches Übel dieſe Lande verheert hatte, wo folglich alle Archive mit Wahrnehmungen aus jener Schreckensepoche vollauf verſehen ſein konnten.

Wie ſehr man demnach auch vor der Möglichkeit eines Ausbruches der Seuche zitterte, ſo war doch das Vertrauen in die Einſicht der Behörden ſo groß, daß man faſt mehr die Folgen des Aberglaubens und der Furcht ſcheute, als die Wuth der Krankheit ſelbſt, welche überhaupt diesmal (alle Nachrichten ſtimmten darin überein) etwas glimpflicher auftrat als bei ihrem erſten Beſuche; der Hinblick auf geſunde und menſchenfreundliche Verwaltungsgrundſätze iſt ja in Öſterreich ſtets einer der feſteſten Anker für ſeine Bürger geweſen! — Wien war deshalb, ſo viel es die Umſtände erlaubten, ruhig; vernünftige Familien bereiteten ſich im Stillen auf ein Äußerſtes vor, im Allgemeinen hoffte man indeß noch immer, daß es der Wachſamkeit der Geſundheitspolizei gelingen dürfte, den Strahl des drohenden Unwetters abzuleiten. Beſonders war in den letzten Wochen, da dieſer Stoff des Geſprächs bereits einigermaßen der Neuheit entbehrte, die ganze Angelegenheit beinahe vergeſſen worden, und man hörte nur höchſt ſelten mehr davon reden. Gottesfürchtige Perſonen, wie das Traut'ſche Ehepaar, ergaben ſich in den Willen des Himmels und änderten an ihrer gewohnten Lebensweiſe nichts, einſehend, daß ein reines Gewiſſen und ein geregelter Wandel immer die ſicherſten Waffen gegen alle, die körperliche Exiſtenz gefährdenden Bedrängniſſe ſeien.

„Juchhei,“ rief der muntere Ernſt, in das Gemach der Traut’ſchen Ehegatten ſpringend, „juchhei, mein Ohm iſt todt!“

„Ein allerliebſtes Juchhei,“ — unterbrach der ehemalige Kaufherr den Jubel — „ſchämt ſich der junge Herr nicht, ſich ſo ungebührlich zu freuen über den Todfall eines nahen Verwandten?“

„Schämen? — warum ſollt’ ich das? — Obwohl meines Vaters Bruder, hat ſich der Selige doch niemals freundlich gegen mich bewieſen, und ſich gebahrt, als wär’ ich gar nicht auf der Welt. Müßte ich ſonſt wohl ſeit Jahren mich elendiglich mit Konditionen und Kinderunterricht durchhelfen; ich, der Neffe eines Mannes, welcher zwei Rittergüter und ein namhaftes Kapital im Baaren beſaß? — Gott gebe ihm die ewige Ruhe, aber wenn er es mir hätte weniger ſauer werden laſſen, ſeit ich im Leben verwaiſt daſtehe, hätte ich ihm die fette Verlaſſenſchaft herzlicher gedankt als jetzt.“

„Still, ſtill, Ernſtchen,“ warnte Frau Walburga den Jüngling, — „nicht jubilirt, es iſt ja noch nicht einmal gewiß, ob der Ohm nicht einen andern Erben eingeſetzt hat!“

„Bah,“ lachte der Studioſus, „hatte er doch auf der weiten Gotteserde keine verwandte Seele außer mir! — Wem hätte er den Braten zuwenden ſollen? — den öffentlichen Anſtalten? — dafür war er zu knauſerig und beſaß auch zu wenig Eitelkeit, um für den Ruhm einer Nennung ſeiner Gutthat in den Zeitungsblättern zugänglich zu ſein! — Seiner Wirthſchafterin? — dafür beſaß er zu viel Verſtand, welcher ihn wohl einſehen ließ, daß die gute Perſon ſchon bei Zeiten ihr Schäflein ins Trockene gebracht hatte. — Was blieb ihm alſo übrig, als meiner Wenigkeit eingedenk zu ſein, da er keinen geſetzlichen Grund hatte, mich zu enterben; und darum ſoll mir noch heute ein wackerer Tropfen rinnen auf das Gedeihen der Erbſchaft, und ich will den todten Ohm von ganzem Herzen recht hoch leben laſſen."

„Das iſt Frevel, Jüngelchen," ſagte Herr Traut: „beſcheiden und dankbar will das Glück genoſſen ſein, nicht mit Übermuth oder kindiſcher Prahlhanſerei! — Was gedenkt denn der junge Herr nun mit dem vielen Gelde zu thun, wenn nämlich ſelbes ihm wirklich zugefallen?"

„Zuerſt, Väterchen," antwortete Ernſt auf die Frage, „zuerſt will ich leben, dann leben, dann wieder leben und nichts als leben; ich halte das für das Klügſte, was ein Menſch thun kann. Ich will, wie wir Wiener zu thun pflegen, und wie ich's auch von Ihnen oft hörte, alle fünf gerad' ſein laſſen und mir nichts ſo ſehr zu Gemüthe führen, als daß eine ungenoſſene Viertelſtunde ein hinausgeworfener Partikel an dem Stammkapitale unſerer Beſtimmung ſei. Dies iſt das Syſtem für meine künftige Lebensphiloſophie in nuce, wie der Magiſter ſagt!"

„Alſo eſſen, trinken, ſpielen, ſich ergötzen in jeglicher Art; — wohl mit Kameraden, Dirnen?" —

„Pfui, Vater Traut, kennt Ihr mich nicht beſſer? — Ich will allerdings meines Leibes pflegen nach Behagen, aber hauptſächlich ſoll es mir darum zu thun ſein, Gutes zu ſtiften, den Armen Wohlthaten zu erweiſen, Studierende zu unterſtützen, mein Vaterland nach Kräften emporzubringen, meinen Freunden zu dienen? — Wollt Ihr eines der Rittergüter, Väterchen? — Sagt es frei, es ſteht Euch zu Befehle."

„Närriſcher Kauz!" lächelte der Alte, allein er nickte dabei ſeiner ſchmunzelnden Hälfte ſo freundlich zu, daß man ſeinen Ausdruck leicht als die Bezeichnung eines herzlichen Wohlwollens nehmen konnte. Frau Walburga nickte ebenfalls; man ſah es ihr an, daß ſie die Stimmung ihres Gatten vollkommen theilte.

Ein beſcheidenes Pochen an der Thüre unterbrach das Geſpräch und auf das „Herein" der drei Plaudernden zeigte ſich alsbald eine Figur auf der Schwelle, welche merkwürdig genug war, um ſie dem Leſer mit einigen Pinſelſtrichen abzukonterfeien.

Der Eintretende war ein Mann von mehr als Mitteljahren, klein, ſehr mager, dürftig gekleidet, mit einem Ausdruck in ſeinem ganzen Weſen, welcher deutlich zeigte, daß man einen Menſchen vor ſich habe, gewohnt, in beſchränkten, ja in engenden Verhältniſſen zu leben. Der verſchliſſene, ſtahlgrüne Rock, die gelblich-weißen Beinkleider und Strümpfe, die verblindeten Schnallen auf den Schuhen, und das wolledürftige Hütchen wieſen deutlich auf Armuth; doch ſtach gegen ſolche Kennzeichen die auffallende Reinlichkeit ab, welche alle Theile des Anzuges characteriſirte. Die Fußbekleidung war höchſt ſauber geputzt, der Kopfdeckel vortrefflich gebürſtet, die Halsbinde blendend weiß, und das fadenſcheinige Gewand ſo frei von jeglichem Flaum oder Stäubchen, daß es beinahe noch glänzte von der Nachwirkung der fegenden Borſten. In der Haltung des Männleins erſchien die tiefſte Devotion mit all' jener Schärfe, wie ſie ſich gewöhnlich in rechtlichen, armen, etwas beſchränkten Leuten darſtellt, welche durch ihre Lage angewieſen ſind, ſich aller Welt gefällig zu erweiſen, weil ihre Subſiſtenz von aller Welt abhängend iſt. Die Erſcheinung würde vielleicht jenen unbehaglichen Eindruck gemacht haben, welcher in der Regel von übertriebener Submiſſion unzertrennlich iſt, wäre nicht ein lebhafter, beinahe ſchalkiſcher Zug in den blitzenden, kleinen Augen und um den wohlgeformten Mund verbreitet geweſen: Eigenſchaften, die dem Beſucher mehr den Anſtrich eines kleinen, ſchelmiſchen Spaßvogels als den Farbenton jener Pedanterie zulegten, durch welche oft der heiterſten Geſellſchaft Dämpfer aufgeſetzt werden.

Der Kleine begrüßte die Geſellſchaft mit zutraulicher Ehrerbietung, und drückte dann den Jüngling herzlich an die Bruſt.

„Salve, Ernesto,“ begann er, „Fama hat mir verkündet, wie Euch ein abſonderlich Glück aufgegangen, per mortem avunculi, darum konnte ich Euch noch heute die Congratulationes meines Herzens darzubringen, nicht verhalten; darum habe ich auch den Staub von meinen Gebeinen geſchüttelt, und bin da, Euch zu ſagen, daß ich bin der Endesgefertigte, bis in den Tod freundlichſt zugethane: Achilles, Godofredus, Wigbertus, Agamemnon Roſenberg.“

„Freue dich, alter Schwede,“ rief Ernſt, „mein Ohm hat zur guten Stunde das Zeitliche geſegnet, und ich ſitze nun ſo warm in Kanaan, als der Dachs in ſeinen Wintervorräthen. Du ſollſt jetzt gute Tage haben, Kamerad, und dich nicht mit Groſchenſtunden placken dürfen. Von heute an biſt du mein wohlbeſtallter Geſellſchafter und Major domus.“

„Poſſen, Poſſen,“ fiel Traut ein, „laſſe ſich der Herr Magiſter durch die Schwindeleien des Junker Schnappüber nicht vexiren. Erſt wollen wir das Teſtament ſchwarz auf weiß ſehen; dann mag er uns ſeine Tollmannsſtreiche vorgaukeln, ſo viel er will — früher aber geben wir nicht ein Broſämchen dafür.“

„Zumal jetzt, nach den ſchlimmen indiciis,“ warf der

Magiſter hin, „nach den höchſt bedrohlichen auspiciis, welche ſich bei uns ergeben. — Meine Verehrlichſten werden ſonder Zweifel von der ſchlimmen Kunde notitiam erhalten haben, welche ſich dieſen Abend in der Stadt verbreitete; clanculum zwar noch, ſie ſchleicht annoch subreptitie im Verborgenen; jedoch ſie iſt von ſolcher Natur und Beſchaffenheit, daß ſelbe morgenden Tages mit dem früheſten wird allbekannt werden müſſen, zum Gräuel für männiglich; ſie wird gleich dem Donner Gottes unter die Leute fahren und darniederſchmettern und wüthen und hauſen und stragem tremendam anſtellen, ſie wird vielleicht auch unter uns ihre mähende Senſe erklingen laſſen, und würgend hereinlangen in dieſen Kreis, — quod Deus avertat!“

„Um Gott, was iſt vorgefallen?“

„Kein Wort haben wir gehört.“

„Rede doch, Freund!“

Mit dieſen, gleichzeitig herausgeſtoßenen Anreden fielen die drei Hausinſaſſen über den Privatgelehrten her. Jedes ahnte wohl in ſeinem Innern, von welcher Art die Mittheilung ſein möchte, doch wagte es keines, ſie laut auszuſprechen, aus Furcht, das Schreckgeſpenſt zu beſchwören, daß es auftauche urplötzlich, während man es gerne noch Millionen Meilen weit von ſich entfernt gewußt hätte. Kaum war daher die obige Frage den Lippen entflohen, ſo hätte jeder gerne ſie zurückgerufen; die Antwort konnte ja, das fühlten Alle, nicht anders als entſetzlich ſein! Indeſſen, der Wurf war einmal geworfen, der Becher geſchwenkt, wie bitter auch der Inhalt ſein mochte, er konnte nicht mehr ungeleert von den Lippen genommen werden.

Mit zagender Scheu ſtammelte nach einer kurzen, inhaltsſchweren Pauſe Ernſt:

„So rede doch, Magiſter: was iſt denn los?“

Roſenberg räuſperte ſich, ſchöpfte tief Athem, holte aus zum Reden, öffnete den Mund — und verſtummte wieder, als erläge er ſeiner Bürde. Endlich ſammelte er anſcheinend ſeine ganze Kraft und begann:

„Meine hochanſehnlichen Freunde und mein reſpektive ſehr preiswürdiger frater in Apolline! — Belieben ſelbe den Lippen nicht zu zürnen, welche ſo Unerquickliches verlautbaren; mehercle, ſo lieb mir auch die Neige Lebens iſt, welche mir, wiewohl kümmerlich genug, zugemeſſen verbleibt, ich ließe mir mit Herzensluſt einen Mühlſtein von den größten an den Hals hängen und mich ſubmergiren, ſuffoziren und martyriſiren, könnte damit das leidige flagellum Dei von dannen gehalten werden, aber ach — alle Brandopfer und Gaben würden hier erfolglos ſein — darum halte ich nicht länger hinter'm Berge: adest, irrupit, invasit — die Peſtilenz iſt da!“

„Hilf Gott!“ kreiſchten die Hörer aus einem Munde und erblichen wie Kreide, wiewohl Jeden erwähntermaßen ſchon zuvor die Ahnung davon durchfröſtelt hatte.

„Ja, meine Lieben,“ fuhr der Redner fort, „der gräuliche Gaſt iſt angelangt, es waltet kein Zweifel darüber. Ein Kommiſſarius, mein beſonderer Gönner und Maecenas, hat mir vor kaum einem dimidio horae das Unheil eröffnet. Das Nähere davon iſt dies: Aus dem Orte Totis im Ungarlande kommend, ſo bedeutete mir der Mann des Rechtes, fand ſich neulich eine Weibsperſon, eine Schwäbin von Abkunft, und recht unchriſtlich „Chriſtina“ zubenamſet, in unſerer lieben Stadt ein, woſelbſt ſie bei Leuten geringen Standes an der Donau, zunächſt des oberen Werd oder der Roſſau, Unterſtand erhielt. Ob der ihr bevorſtehenden Entbindung brachte man die Perſon in das Bürgerſpital, vermeinend, ſie dortſelbſt ihrer Bürde ledig werden zu laſſen. — Wehe, dreimal wehe, da zeigte ſich urplötzlich eine bösartige Blatter an ihrer Linken; das Übel griff um ſich und der ſchnell erfolgte Tod zeigte, daß jene Unſelige mit einem Gifte erfüllt geweſen, ſo man früher nicht wahrgenommen hatte. Annoch verhoffte man indeß des Schreckniſſes Meiſter zu werden, allein es that ſich ſtracklichſt die Anſteckungskraft der Krankheit hervor, mehrere der Spitalbewohner wurden von ſothanem Übel heimgeſucht, binnen wenigen Stunden dahingerafft, und heute ward von den beigezogenen Doctoribus und Kunſtverſtändigen mit deutlichen Worten erklärt, daß die entſetzliche lues oder orientaliſche Peſt wirklich und unzweifelhaft ausgebrochen ſei. Mir blutet das Herz es ſagen zu müſſen; Alles dieſes aber iſt gewiſſer, als daß mein Name — Roſenberg heißt.“

Die Freunde ſahen ſich nach der erſchütternden Nachricht mit verſtörten, ſchreckerfüllten Geſichtern an; ſie waren ſo angegriffen, daß ſie beinahe aller Faſſung bar gingen. — Und in der That, eine Eröffnung von ſolcher Beſchaffenheit iſt unzweifelhaft geeignet, um den tiefſten Eindruck hervorzubringen, von was immer für einem Stande und Alter auch derjenige ſei, welchem ſie geworden; liebt ja doch auch der Bettler und der wankende Greis am Stabe das Leben, und zittert vor dem Momente der körperlichen Vernichtung, weil er einem Sein entgegengeht, deſſen ewiges Räthſel auch ein ewig ungelöſtes bleiben muß.

Nach einer ziemlich kurzen aber inhaltsſchweren Pauſe erhob Frau Walburga ihre Stimme und fragte ſchüchtern: „Aber iſt der Mann auch ein glaubwürdiger, welcher es dem Herrn Magiſter kund gab?“

„Ein Mann, wandelnd in der Furcht des Herrn, an welchem kein Tadel zu erfinden,“ entgegnete der Befragte. „Die Gegend, wo obige Chriſtina ſich aufgehalten, iſt allbereits eng abgeſchloſſen worden, und die Bewohner der zunächſt gelegenen Vorſtädte haben Befehle erhalten, weder ſich der ſuspiziöſen Gegend zu nähern, noch mit den Leuten, ſo daſelbſt heimiſch ſind, in irgend einer Weiſe Verkehr zu pflegen. Eine ſcharfe Wache iſt aufgeſtellt und hat für die Beobachtung jener Vorſichten strictissime zu haften, wobei ſelbe Jedermann von der Nähe der gefährdeten Gegend abzumahnen und auf die Widerſtrebenden ſogar Feuer zu geben, befugt worden. — Allein was ſtehen oder ſitzen wir hier müßig, während ob der drohenden Gefahr alle Gemüther in Furcht und Entſetzen vergehen? Jung und Alt ſuchen im Gebete und vor den Altären Tröſtung; Jeder bemüht ſich, praecautionaliter Vorräthe und Arzneimittel aufzuſpeichern, wenn ihm ſeine Verhältniſſe nicht geſtatten, zu fliehen in geſunde Regionen, — laſſet uns zum mindeſten das Erbarmen des Himmels anrufen, deſſen Strafgerichte über uns derzeit ergehen, auf daß er gnädig mit uns Sündern walte und nicht gar ein vollgerüttelt Maß ſeines Zornes in den Becher unſerer Tage gieße!“

Alle falteten andächtiglich die Hände; da erklang es vom nahen Thurme in wehmüthigem Getön und läutete klagend, wie mit Zungen des Schmerzes.

„Das iſt,“ rief der Magiſter, „das iſt das neue, ſeit heut eingeführte Zeichen zum allgemeinen Gebethe, laßt uns dem Rufe Folge leiſten wie gute Chriſten.“

Und ſie traten hinaus auf die Straßen und ſahen, wie männiglich, ohne Unterſchied des Standes oder der Würde, in die Knie ſank, von dem Allmächtigen, in frommer Inbrunſt, Rettung erflehend. Unverweilt folgten ſie dem Beiſpiele; — ihre Bitten wie ihre Seelen ſchwangen ſich zu den Wolken empor.

Wenige Tage nach dem Ausbruche der Seuche war die letztwillige Anordnung von Ernſt's Ohm angelangt; der Jüngling erſchien als alleiniger Erbe, jedoch mit der ſeltſamen, faſt unbegreiflichen Bedingung, „daß, wofern er jemals den Großvaterſtuhl, in welchem der Greis verſtorben war, veräußern ſollte, das ganze Vermögen der alten Haushälterin zu überantworten ſein würde.“

Zu einer andern Zeit würde Ernſt ob dieſer Klauſel ſich weidlich erluſtirt haben; nun aber verging ihm, wie allen Bewohnern der unglücklichen Reſidenz, Lachen und Muthwille ganz und gar. Die Peſt hatte in kurzer Zeit ihr Schlangenhaupt rieſig emporgehoben. Die Fittige des Todes rauſchten über Stadt und Gegend gifthauchend dahin. Immer ſtrenger wurden die Maßregeln, immer ausgedehnter die Vorſichten von Seite der Regierung; doch der Engel des Verderbens ließ ſich in ſeinem Schreckenszuge nicht hemmen. Wer Wien verlaſſen wollte, um anderwärts ſein Heil zu ſuchen, bekam unverweigerlich den Reiſepaß, und ward nach vorausgegangener diesfälligen Unterſuchung mit einem Geſundheitszeugniſſe verſehen; indeß entfernten ſich nur wenige, ganz beſonders Kleinmüthige, weil das Beiſpiel des Kaiſers, welcher beſchloſſen hatte, in den Tagen der Bedrängniß nicht aus der Mitte der Seinigen zu weichen, Alle mit begeiſtertem Muthe erfüllte. Im Vertrauen auf Gottes gewaltigen Hort, blieb der Monarch in Wien, um das Beſte ſeiner Unterthanen perſönlich zu wahren, ſein Herz fand nur in ſolcher Weiſe einige Beruhigung. — Zur Leitung aller Sanitäts-Anſtalten wurde nun ein Direktorium aufgeſtellt, aus vier Gliedern des Magiſtrats und dreien des kaiſerlichen Stadt- und Landgerichtes beſtehend; unter dem Vorſitze des jeweiligen Bürgermeiſters berietheu ſie ſich täglich, am Vor- und am Nachmittage, in einem Lokale des bürgerlichen Zeughauſes, welches Gebäude als das paſſendſte erſchien, um ohne Gefahr mit den Kontagions-Bedienten, mittelſt der Fenſter, im Hofe verhandeln zu können. Dieſe wackern Männer waren das Forum für alle Angelegenheiten der Peſt; ohne ihr Einvernehmen oder ihr Zuthun durfte nichts geſchehen, was ſich auf die herrſchende Seuche bezog; Niemanden außer ihnen ſtand die kleinſte Verfügung zu.

Eine Reihe der wichtigſten Einleitungen ging von jenem Direktorium aus, welchem alle Behörden thätigſt zu Handen zu ſein ſtrebten, wodurch ſelbes eine Art von Central-Autorität für die geſammten Angelegenheiten der Reſidenz wurde. Die Approviſionirung mit Lebensmitteln aus Mähren, Schleſien und Böhmen ward, um jene Provinzen nicht der Gefahr einer Anſteckung bloß zu geben, mit außerordentlicher Behutſamkeit eingeleitet, indem die Zufuhr nur bis auf das offene Feld zwiſchen Nikolsburg und Kettendorf geſtattet blieb, wo dann wieder beſondere Kommiſſarien genau darüber wachten, daß der Verkehr zwiſchen Käufern und Verkäufern ſtets nur in einer Entfernung Statt fand, wo beide Theile, die, um die Luft rein zu erhalten, durch Feuerherde getrennt waren, zwar noch durch Zuruf ſich verſtändigen konnten, aber ganz außer direkter Berührung ſtanden. Nach abgeſchloſſenem Geſchäfte leiſteten die öſterreichiſchen Handelsleute ihrerſeits die Zahlung in Münzen, welche zuvor mit Eſſig gereinigt waren, und welche ſie nächſt der Feuerſtelle hinlegten. Hatten ſie ſich ſodann entfernt, ſo kamen die Produzenten, um das Geld abzuholen, wofür ſie wieder ihre Feilſchaften zurückließen. Das Hornvieh, der einzige Artikel, welcher noch aus Ungarn beigeſchafft wurde, mußte vorſichtshalber bei Pröllenkirchen durch einen Teich, und ſpäter durch den Donau-Arm bei Fiſchament getrieben, bei Dürnkrut aber in der March ſorgfältig abgeſchwemmt werden. Beim Ausſchroten der Fleiſchgattungen wurde die ſchärfſte Aufſicht geführt, und alles jene auf den Schindanger geworfen, was nur im mindeſten ungeſund oder unrein ausſah. Rückſichtlich der übrigen Viktualien ward gleichermaßen nichts außer Acht gelaſſen, was dem Zwecke der Erhaltung eines möglich guten Geſundheitszuſtandes förderſam ſein konnte; den Landleuten aus den umliegenden Dorfſchaften, welche von jeher ihre Erzeugniſſe nach der Stadt abzuſetzen pflegten, und welche ſich auch vorzugsweiſe davon erhielten, wurde die unmittelbare Gemeinſchaft mit den Stadtbewohnern verboten; um jedoch ihre Erwerbsquellen nicht ganz zu zerſtören, geſtattete man ihnen vor der Nußdorfer- und Mariahilferlinie, — in einer beſtimmten Diſtanz von den Thoren, und außerdem nur innerhalb eigener Raſtelle oder Schranken — Märkte zu halten, welche aber von den Beſchauern und Kommiſſarien ſtrengſtens kontrollirt, und wo etwaige Unfüge alſogleich abgeſtellt wurden, mit einem Worte: Alle hundert Augen des Argus überwachten Kauf und Verkauf der Nahrungsmittel und den öffentlichen Vertrieb.

Man kann ſich leicht vorſtellen, welch ein trauriges Antlitz das ſonſt ſo friſche, lebensfreudige Wien unter dieſen Umſtänden zeigte. Der Geiſt der Luſt war ausgezogen aus den allmälig verödenden Räumen, und ein dumpfer Charakter ſtarren Kummers waltete allenthalben. Einen recht fröhlichen, heiterbewegten Menſchen zu ſehen, gehörte unter die Seltenheiten, und wo ſich wirklich noch Äußerungen von anſcheinender Luſt vernehmen ließen, war es mehr das Zucken einer ſich aufgezwungenen, verzweifelten Selbſtverſpottung als die raſche, natürliche Strömung eines erhebenden Gefühls.

Unſer junger Freund Ernſt befand ſich in dem unbehaglichſten Zuſtande von der Welt. Er wollte die Hauptſtadt nicht verlaſſen, theils weil er dann etwa ſeine Freunde vielleicht nie wieder zu ſehen fürchtete, theils weil die Gegend, in der ſeine Heimat lag, welche er gerne wieder einmal beſucht hätte, ſelbſt von der Seuche ſchon heimgeſucht war. An Gelde, oder Mitteln, ſich eine bequeme Exiſtenz zu verſchaffen, gebrach es ihm, nach dem gerichtlichen Verkaufe der Realitäten, deren Erlös jedoch nicht ſo reich ausfiel, als erwartet worden war, in keiner Art; doch ſeinem frommen Sinne erſchien es frevelhaft, davon zu dem Ende Gebrauch zu machen, um im Genuſſe des irdiſchen Wohllebens zu ſchwelgen, während Tauſende unter dem Drucke eines fürchterlichen Unheiles erſeufzten, ja Tauſende aus Mangel der nothwendigſten Bedürfniſſe eine Beute des gefräßigen Ungeheuers wurden. Seiner Unterrichtsſtunden ſich entſchlagend, benützte er jede freie Stunde, um die Wohnſtätten des Jammers aufzuſuchen, rettend in die Mitte der Leidenden zu treten und den Armen wohlzuthun; viele Thränen des Dankes ſegneten dies ſtille Wirken. — Solches aber trägt ſtets den beſten Lohn in ſich ſelbſt; Ernſt erkannte neue, verborgene Kräfte in ſich; es war ihm, als erwache er nun erſt zum rechten Bewußtſein ſeines Strebens, als fließe ein wärmeres Blut in ſeinen Adern, als ſchwelle ein geſünderes Regen ſeine Bruſt. Mit jedem Abende glaubte er, das Gold in den Schachten ſeines Gemüthes üppiger emporwachſen zu fühlen; jeder neue Morgen beſcheerte ihm eine freudigere Anſchauung ſeiner inneren Wiedergeburt; ja er gedieh allmälig zu der Überzeugung, daß ein Daſein, welches, ohne gemeinnützige Wirkſamkeit, egoiſtiſch im Sande eines wüſten Herzens verläuft, weder vor Gott noch vor dem Gewiſſen oder vor der Vernunft entſchuldigt werden könne — gegenſeitige Hilfe iſt das ewige Gebot der unendlichen Liebe! Wie Titus hielt er jeden Tag vergeudet, wo er nicht Gutes geſtiftet hatte, wohlzuthun war die Spindel, um welche ſich das Räderwerk ſeiner Gedanken, ſeiner Handlungen bewegte. — Bisweilen geleitete der Magiſter unſern Ernſt auf ſeinen Streifzügen; meiſtens aber ging er einſam in den peſtfreien Vorſtädten und in der inneren Stadt umher, forſchend, wo er mit offener Hand oder mit dienſtbereitem Arm einſchreiten könne.

Nicht ohne unliebſame Erfahrungen von Undank oder Rohheit, hatte er ſchon eine Weile ſein Weſen getrieben, als er, eines Nachmittages gedankenvoll dahin ſchlendernd, ſich angerufen hörte und, emporſchauend, wahrnahm, daß an einem Fenſter im erſten Stocke des Hauſes, neben welchem er eben vorüberwallte, ein weibliches Weſen ſtand, blaß aber unendlich reizend anzuſchauen; da Niemand anderer in der Nähe zu erblicken war, überzeugte er ſich bald, daß von dieſer Erſcheinung die Stimme ausgegangen war, welche ſeinen Fuß gefeſſelt hatte. Erſtaunt blieb er ſtehen, blickte hinauf und bemerkte, daß die Fremde ſchüchtern ihre Augen ſenkte; deshalb näherte er ſich ein wenig, zog ſeinen Hut und rief:

„War es meine Wenigkeit, unbekannte Schöne, welcher Ihr Ruf galt? — Kann ich Etwas für Sie thun; reden Sie frei.“

„O mein Herr,“ ſchluchzte das Frauenzimmer, „wenn Sie ein fühlendes Herz in der Bruſt tragen, ſo erbarmen Sie ſich meiner, ſonſt muß ich rettungslos zu Grunde gehen. Ich bin ehrlicher, wohlhabender Leute Kind aus der Roſſau, wenige Stunden, bevor dieſe Vorſtadt abgeſperrt wurde, ſandten mich meine Eltern zu einer Verwandten in die Stadt; bei der Rückkehr wurde ich von den Wachen nicht mehr heimgelaſſen, wie ſehr ich auch bat, mich nicht von den greiſen Eltern in ſolcher Lage zu trennen. Endlich, weil ich für mein Flehen überall taube Ohren fand, entſchloß ich mich, wieder zur Muhme zu gehen und bei ihr zu weilen, bis mir die Rückkehr zu den Eltern geſtattet würde. Doch da überfiel mich, zunächſt der Holzlegeſtätte, bei einbrechendem Dunkel ein Mann, welcher mich ſchon längere Zeit mit nichtswürdigen Anträgen verfolgt hatte, zerrte mich, mit Hilfe eines andern Böſewichts, in ſeinen Wagen, und brachte mich in dieſes abgelegene Haus, das er mit dem Genoſſen ſeiner Schandthaten ganz allein bewohnt. In einem Stübchen eng verwahrt, das nur in den Hof des Hauſes ſieht, bin ich ſeitdem ſeinen Drohungen und ſcheußlichen Bewerbungen ausgeſetzt, ſtündlich mir den Tod erbittend und ihn tauſendfach erleidend in den Martern meiner Seele. — Vor einer Stunde iſt der Grauſame mit ſeinem Diener ausgegangen, um Bedürfniſſe des Hauſes einzuſchaffen; ein guter Engel gab mir Kraft, die Thüre einzubrechen, ein guter Engel führte Sie, mein Herr, eben jetzt dieſes ſonſt ganz verlaſſenen Weges; — erbarmen Sie ſich, vielleicht nur wenige Augenblicke vergehen, und mein Peiniger kehrt zurück — ſäumen Sie nicht, Abgeſandter des Himmels, mich zu befreien — das Gebeth einer Jungfrau und der Segen frommer Eltern ſind in dieſer ſchweren Zeit ein ſtarkes Schild gegen die Anfälle des Unglücks!“

Ein buntes Heer von Gedanken beſtürmte während dieſer Anrede das Herz des Jünglings. Sie ſah ſo leidend aus, ihr Ton klang ſo ſüß und wahr; ſollte dieſe Stimme, konnte dieſes Antlitz nur Larve ſein, und eine ſchamloſe Betrügerin ihr Spiel mit ihm zu treiben wagen? Sollte dieſe ganze Geſchichte nur erfunden ſein, um einer Syrene zum lockenden Geſange zu dienen? — Nein, nein, es war nicht möglich, ſein Innerſtes widerſprach dem Argwohn, er hatte Wahrheit vor ſich, es war wirklich eine Geopferte, welche zu ihm ſprach und er konnte, er mochte ihr den erflehten Beiſtand nicht verſagen!

Keine Minute mochte über ſolchem, entſchlußbedürftigen Grübeln entſchwunden ſein, da trat Ernſt dicht an das Haus und rief zu der Eingekerkerten empor: „Gerne möchte ich Sie retten, meine ſchöne Unbekannte, aber das Haus iſt verſchloſſen, ich habe weder Brechwerkzeuge noch eine Leiter bei mir, und ehe ich dergleichen bringen kann, kehren Ihre Verfolger zurück. — Reden Sie, was kann ich für Sie thun?“

„O dann bin ich verloren,“ wimmerte die Gefangene, „meine Kerkermeiſter werden mich an einen andern, noch verborgeneren Ort ſchleppen, wie ſie mir längſt drohten; meine Klage wird kein menſchliches Ohr mehr erreichen, keine menſchliche Macht mich befreien können! Weh' mir, daß ich geboren werden mußte, um auf ſo ſchmähliche Weiſe zu Grunde zu gehen!“

Ernſt blickte rathlos die Gaſſe entlang, um ein Rettungsmittel zu erſpähen oder doch die Heimkehr der Entführers zu gewahren; ihn erbarmte der Unglücklichen ſchmerzlich, und mit ſiedender Angſt umrannte er das Haus von allen Seiten, nach einem zugänglichen Punkte forſchend. Frohlockend fand er plötzlich an der Hinterwand eine Stelle, wo die zerbröckelnden Mauerſteine das Einſetzen des Fußes geſtatteten. Raſch war er oben, dann jenſeits im Hofe, durchlief dieſen haſtig, ward einer Leiter gewahr, ergriff ſie, erſtieg das Gemäuer, zog die Leiter nach ſich und ſtellte ſie, im Verlauf von wenigen Minuten, unter dem Fenſter der Gefangenen auf.

„Nun hurtig, hurtig,“ rief er, „wir können alle Augenblicke überraſcht werden!“

Auf der Spitze der Leiter ſtehend, bemerkte er, daß die Fremde, nun erſt das Unziemliche, Zweideutige und Gewagte ihres Thuns erkennend, zaghaft am Fenſter ſchwankte, von hohem Roth übergoſſen: da legte er, nur der Gefahr eines Überfalls eingedenk, den Arm um ihren Leib, hob ſie ſanft auf die erſten Sproſſen der Leiter und kletterte mit der ſüßen Bürde, ſo raſch es anging, hinab zur Erde.

„Jetzt, Himmel,“ flüſterte er, „jetzt leite mich den rechten Weg, damit wir nicht noch, Angeſichts des rettenden Bodens, ſtranden müſſen!“

Leiſe deutete die Fremde zur Rechten, wahrſcheinlich als dem gefahrloſeſten Wege; halb ſie tragend, halb führend, ſetzte ſich Ernſt in Bewegung, und fort ging es, den belebteren Straßen zu.

Nicht gering war das Erſtaunen Frau Walburgen's, als ſie, dem wohlbekannten Pochen öffnend, ihren Miethsmann mit einem wildfremden jungen Frauenzimmer eintreten ſah.

So viel es unter den traurigen Zeitverhältniſſen anging, herrſchte nun in dem Traut'ſchen Haushalte Vergnügen und Heiterkeit. Schon am nächſten Morgen hatte man Erkundigungen nach den Eltern Mariannen's, ſo hieß die Schützlingin Ernſt's, eingezogen und erfahren, daß mittlerweile ihr Vater an der Seuche geſtorben, die Mutter aber geneſen und aus dem Lazarethe nach überſtandener Kontumaz, zu ihren Verwandten in die Stadt gezogen ſei. Die Wohnung der Letzteren war ganz nahe, und die beiden Familien brachten demnach den größeren Theil ihrer Zeit gemeinſchaftlich zu, ſich gegenſeitig Rath ertheilend, mancherlei für den Fall eines Unglücks verabredend, zuſammen eſſend, arbeitend, plaudernd, zuſammen auch ſich der Obhut ihrer heiligen Schutzpatrone empfehlend. Der Magiſter ſchloß ſich ebenfalls dem Kreiſe ſtets inniger an, jemehr ſeine Verbindungen in der drohenden Kriſis verſiegten und ſo geſchah es, daß das kleine Stübchen Frau Walburgen's gewöhnlich von einer zahlreichen und achtbaren Geſellſchaft bevölkert war; leicht hätte man die Vermuthung hegen können, eine einzige große Familie vor ſich zu ſehen, in welcher der Kaufherr und ſeine Ehehälfte allenfalls für die Ahnen gelten konnten.

Niemand war in dem Getreibe, welches ſich hieraus ergab, glücklicher als Ernſt. Zwar zu Anfang hatte er, gegenüber von Marien, ſich ziemlich kalt und abgemeſſen betragen; als er aber ſich überzeugte, wie wahrhaft, bieder und ehrſam ihre Mutter und Baſe waren, in welch' muſtervollem Rufe die Jungfrau ſelber ſtand, da thaute die Rinde von ſeinem Herzen weg; er näherte ſich ihr zutraulicher, er ſuchte ihre Gegenwart und verlebte jede Stunde, welche er erübrigte, an ihrer Seite, in ihrem Umgange.

Und er hatte ſo viele freie Zeit; ſeine Geſchäfte waren geſchlichtet, die öffentlichen Bildungsanſtalten, denen er ſonſt zuzuſprechen pflegte, hatten Ferien, an Reiſen mochte er nicht denken, Zerſtreuungen und Ergötzlichkeiten vertrugen ſich mit dem Wirrſale des Momentes nicht, und wenn ſich dergleichen auch ergeben hätte, würde er dennoch die traulichen Unterredungen in dem beſcheidenen Kämmerlein jeder Luſt bei weitem vorgezogen haben. Immer ſog er aus dem Geſpräche mit ſeinen Freunden einen Genuß für ſein Gemüth oder für ſeinen Geiſt; bald erheiternd, bald belehrend wirbelte das Rad der Unterhaltung über die mannigfaltigſten Intereſſen hin; nun berichtete Herr Traut einen Schwank aus ſeiner Jugendgeſchichte, oder Frau Walburga ſchilderte die Mühen ihres Eheſtandes, bevor ſie ſich mit ihrem Gatten, als junge Anfänger, zu leidlicher Wohlhabenheit emporgearbeitet hatten; nun kam Frau Bender, Marien's Mutter, auf die Reiſen ihres ſeligen Herrn, eines verdienten Kriegsmannes, oder auf den Feldbau in ihrem Vaterlande, denn ſie ſtammte aus dem h. römiſchen Reiche, zu ſprechen, wozu die Baſe gleichfalls ihr Schärflein beitrug; nun wieder beſprachen ſich die Männer über Ereigniſſe aus der Hiſtoria und andern Wiſſenſchaften oder es erklärte der Magiſter wichtigere Stellen der heiligen oder weltlichen Schriften — nun ſpielte Maria die Harfe, welche ſie ſehr kunſtreich zu behandeln wußte, Ernſt begleitete ſie mit ſeiner Geige, — und Stunde an Stunde verging in freundlichem Koſen, bis die Erinnerung an neu erlebte Schrecken des Peſtübels, oder an verſchärfte Sanitäts-Maßregeln, wie Wermuth, in den Becher des Frohſinns träufelte und das Unkraut des Kummers in dem holden Gärtlein aufſchießen machte. Dann knieten ſie, im innigen

Vereine, vor der ewigen Lampe am Marienbilde des Stübchens nieder, erflehten den mächtigen Schirm der Gottesmutter und trennten ſich, beſorgt, ob der morgende Tag nicht eine Blume aus ihrem Kränzchen pflücken werde. Ernſt und Roſenberg leiſteten dann den heimkehrenden Frauen jederzeit bis zu ihrer Wohnung ritterliche Wachdienſte.

Deren bedurften ſie auch nur allzubald, denn ſchon nach wenigen Tagen bemerkten ſie, daß eine im Mantel tief verhüllte Geſtalt ſie ſtets umkreiſe, jetzt näher, jetzt ferner ſie beobachte, und die Richtung ihrer Schritte fortwährend im Auge behalte; auch ſelbſt bei Tage wollte man verdächtige Lauerer am Hauſe, ja ſogar einmal dicht unter dem Fenſter des Erdgeſchoßes, erblickt haben. Zuweilen waren ſolcher Larven zwei, zuweilen zeigten ſie ſich einzeln; doch immer waren ſie ängſtlich bemüht, ihre Züge zu verbergen, was ihre lichtſcheuen Entwürfe um ſo mehr beſtätigte.

Marie wurde der bedrohlichen Wanderer zuerſt anſichtig; ſie erblaßte und verſicherte alsbald, es ſeien unzweifelhaft die Grauſamen, in deren Gewalt ſie ſchon früher geſeufzt hatte. Sie wollte auch nun von weiteren Beſuchen außer Hauſe nichts mehr hören, ihre Furcht ſah neuerdings ſchon im Geiſte ein Netz von Gewaltthaten ausgeſpannt, ſie träumte von nichts als von Kerkern, Entführungen und Foltern aller Art; es fehlte nicht viel, ſo hätte ſie ſich zum zweiten Male verloren geglaubt.

Ernſt erbot ſich, wie er ſchon früher gethan, den Schutz der Gerechtigkeit aufzubieten; allein davon wollten die Frauen nichts wiſſen; einer unbeſcholtenen Jungfrau Name däuchte ſie ein viel zu zartes Weſen, als daß es auf den ſchmachbeſudelten Bänken des Verbrechens, vor den flucherfüllten Schranken der Öffentlichkeit, ausgeſtellt werden dürfte. Zudem, woher die Beweiſe nehmen zur Kräftigung der Anklage und wie es beginnen, um in dieſer ſchwer bewegten Periode Aufmerkſamkeit für etwas Anderes, als für die allgemeine, entſetzliche Landplage zu erwerben? — Nein, nein, ſo äußerten Alle einſtimmig, wir wollen lieber Gras über der Vergangenheit wachſen laſſen und die Rache dem Herrn anheimſtellen, als in ein Weſpenneſt ſtören, das Manchem von uns böſe Wunden bringen könnte. — Ernſt beſtand nun darauf, mit den Nachtſchleichern anbinden und ſie hinwegweiſen zu wollen; aber auch dies widerriethen Alle, einen Hinterhalt, vielleicht ſelbſt einen mörderiſchen Anfall fürchtend. Mißmuthig gab der Jüngling nach, doch in ſeinem Herzen kochte er heiße Rache.

Zwar hatte ſich Marie in ſo ferne beſchwichtigen laſſen, daß ſie nach wie vor das Traut'ſche Ehepaar mit ihrer Gegenwart erfreute; allein ſie und ihre Verwandten machten es zur unerläßlichen Bedingung, das Geleite der Männer nur in der Vorausſetzung annehmen zu wollen, wenn ſie mit Waffen zur Vertheidigung bewehrt wären; — eine Vorſicht, welche allerdings von ſelbſt genugſam einleuchtete. Indeß verſtimmte Ernſten die Spannung ob jenes Lauerns mehr und mehr; in ſeinem Innern keimte der Entſchluß, ſich und ſeine Freunde um jeden Preis davon frei zu machen. Als er daher eines Abends, nachdem er an der Hausthüre von den Frauen Abſchied genommen hatte, die Fremden am Saume der gegenüber liegenden Häuſerreihe abermals dahinſtreifen ſah, machte er ſich raſch von ſeinem Gefährten los, ſchritt auf die Verhüllten zu, und vertrat dem erſten von ihnen, welchen er erreicht hatte, mit entſchloſſener Miene den Weg. Jener bog zur Linken aus, dann zur Rechten; allein beharrlich kreuzte der Jüngling den Pfad; zuletzt blieb der

Andere, da eine Unterredung nicht zu vermeiden ſchien, ſtehen und fragte barſch:

Was drängt Ihr Euch mir fortwährend an die Füße? — Was ſoll's?

„Behaltet die Frage für Euch, Herr,“ entgegnete Ernſt, „was hinkt Ihr und Euer Kamerade alltäglich, oder vielmehr allnächtlich, meinen und jener Frauensperſonen Schritten nach? — Was wollt Ihr von uns?“

— Die Straße iſt frei für Jedermann.

„Seid Ihr mit dieſer Antwort zufrieden, ſo nehmt ſie auch von mir auf Eure Frage von Zuvor.“

— Ich habe Euch nie den Weg verſtellt, junger Herr!

„Das that ich Euch eben auch nicht. Warum geht Ihr gerade den Weg, welchen ich gehen will. Hütet Euch nur, daß ich Euch dabei nicht etwa zu Boden renne.“

— Ich — ſtudiere die Sterne. Wer will es mir wehren?

„Wenn Ihr Euch mit denen da oben begnügen wollt, in des Himmels Namen, ſtudiert Eures Genügens; — aber nur haltet Euch fein ferne von jenen im Auge eines gewiſſen Jungfräuleins, ſo Euch gar wohl bekannt; denn ſonſt, bei Gott, möchte es Euch ergehen, wie jenem Sterngucker, welcher, den Blick hinaufwärts gerichtet, die Grube nicht gewahrte, ſo zu ſeinen Füßen lag. Habt Ihr mich verſtanden?“

Der Fremde brach in eine helle Lache aus, dann beugte er ſich näher an Ernſt's Ohr und flüſterte mit einer Stimme, welcher man die innere Entrüſtung leichtlich abmerkte: „Junger Fant, hüte dich vor mir und vor meinem Grimme! Der Löwe verachtet in der Regel die Maus, ſo in ſeinen Mähnen herumtänzelt; zuweilen jedoch vergißt er, daß die jämmerliche Kreatur den Zorn nicht verlohne, welcher ſie vernichten muß, hebt ſeine königliche Pranke und zermalmt ſie. — Wage es nie wieder, mich zu reizen, oder ich zertrete dich!“

Ehe der Jüngling ſich noch zu einer Erwiederung geſammelt hatte, ſtieß ihn der Unbekannte gewaltig von ſich und war in die Nacht entſchwunden. Ernſt ſchämte ſich, dem inzwiſchen herzugekommenen Magiſter das Abenteuer zu bekennen und erzählte ihm, auf gut Glück, irgend ein Märlein von eigener Erfindung. Wer in dem Zuſammentreffen Sieger geblieben, erſchien ziemlich zweifelhaft.

Merkwürdig war es indeſſen, daß ſeit jener Begegnung die nächtlichen Gäſte nicht mehr ſichtbar wurden; vielleicht hielt das Fortſchreiten der Seuche ſie gebannt, vielleicht waren ſie durch Ernſt's Kühnheit eingeſchüchtert; die zweite Vorausſetzung ſchmeichelte des Jünglings Ehrgeize zu ſehr, als daß er ſie nicht für die wahrſcheinlichere gehalten hätte; — genug, das Reſultat lag am Tage und Maria mit den übrigen Befreundeten jubelten laut, daß ſie der läſtigen Nachſpürung entledigt waren. Viel getroſter weilten ſie nun bei dem biederen Kaufherrn, ja ſie gaben wohl gar bisweilen ein Stündchen zu, um länger der erheiternden Geſelligkeit froh zu bleiben, deren man ja leider für morgen ohnehin nicht mehr verſichert war.

Mittlerweile nahm die gegenſeitige Neigung Ernſt's und Marien's einen immer entſchiedeneren Charakter an: fehlte Eines von ihnen in der Geſellſchaft, ſo durfte man gewiß ſein, daß das Andere mißlaunig, wortkarg und finſter erſcheinen werde; Blicke, Worte und Geberden überwachten ſich von beiden Seiten, ja, man konnte am Ende weder Ernſten's, noch Marien's recht froh werden, wenn Eins nicht in dem Anderen ſein Echo, ſeinen Spiegel, ſeine Folie hatte. Sprach Marie von irgend einem Gegenſtande, ſo hatte Ernſt tauſend Gründe für ihre Behauptung; wollte Er einem Dinge Bedeutung geben, ſo zeigte ſich Niemand herzlicher, glühender dafür als die Jungfrau; wiewohl ſie auch nicht ſelten in ſo harte Entgegnung verfielen, daß man ſchier hätte meinen ſollen, ſie wären ſich ſpinnefeind, wie denn manchmal wohl ſich Menſchen um ſo herber entgegentreten, je inniger ſie ſich im Herzen befreundet fühlen. Es iſt damit wie mit Welle und Mond; die Flut weicht vor dem Silberſtrahle des Nachtgeſtirns zurück, aber reizend ſpiegelt ſie ſein Bild ab, gleichſam als bereute ſie unwillkürlich, ſich nicht mit ihm vereinigen zu können und als wollte ſie ihn durch den holden Gegenſchimmer wieder verſöhnen.

Im Kreiſe unſerer Freunde blieb die Berührung der jugendlichen Gemüther nicht lange Geheimniß; — während die Liebenden ſich ſelbſt noch kaum ihre Empfindung geſtanden hatten, war ſelbe bereits ein Schlagewort für die Winke, Mundverzerrungen und Witzeleien der Geſellſchaft geworden; manche hingeworfene Anſpielungen legten es den Beiden ziemlich nahe, was man von ihnen denke; allein in ihrer glücklichen Verblendung hatten ſie nur Augen, nur Gedanken für ihre gegenſeitigen Liebesahnungen; es war jene reine, heilige, unbewußte Weihe, welche über jugendlichen Herzen ſchwebt, denen der Strahl der Liebe zum erſten Male erglommen. Der Austauſch ihrer Gefühle war eine Goldader, welche noch in den unentdeckten Gängen der Schachte ſchlaft und die nur eines kundigen Pochers bedarf, um im freudiden Glanze an das Licht des Tages zu brechen.

Die Veranlaſſung dazu mußte von Außen kommen; Liebe bleibt ewig ein Räthſel, deſſen gordiſchen Knoten ein Alexander zerhauen muß.

Gegen die ſchlechtere Jahreszeit hin, hatte die Peſt in Etwas nachgelaſſen, man hatte die Schärfe der Maßnahmen einigermaßen gemildert, und der niedergedrückte Geiſt des Frohſinnes erhob wieder, leiſe ausholend, das Haupt. Der Krankheitsfälle waren in letzterer Zeit ſo wenige geweſen, daß man die Seuche für erloſchen hielt, und die alte Ordnung ſchien zurückkehren zu wollen. Ungeſtörter überließ man ſich nun auch im Traut'ſchen Hauſe den Vergnügungen der Geſelligkeit, und ſchäckerte und muſizirte länger als vordem; man entwarf Pläne für den bevorſtehenden Sommer, man verpönte am Ende mit ſcherzhaften Bußen die Erinnerung an das Peſtübel. — Ach, dem Menſchen wird ja nichts ſo leicht als das Vergeſſen!

Von Ritter Porta, Marien's Verfolger, war kaum mehr die Rede; man vermuthete, daß ihn die Krankheit hinweggerafft habe, und nachdem man ſeiner und ſeines Gehilfen ſeit längerem nicht wieder anſichtig geworden war, legten die Männer ihre Waffen bei Seite und geleiteten die Damen nur mehr mit Scherz und harmloſem Getändel nach Hauſe. „Veniat,“ ſpottete einſt Magiſter Roſenberg, „er komme nur, der Währwolf; wir wollen ihm ſchon zeigen, daß wir keine Memmen ſind, und wollen kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen pro aris et focis.“

Da geſchah es eines Abends, daß die Fünf, Frau Bender, ihre Tochter, die Muhme, und Ernſt mit dem Magiſter, ihrer gewöhnlichen Straße gingen, in gemüthliches Koſen verſenkt, beileibe kein Arges vermuthend; als ſie plötzlich durch einen Läufer aufgeſchreckt wurden, der mit hochgeſchwungener Fackel ihnen entgegenkam. Dicht hinter ihm toſete ein Wagen in vollem Galoppe daher.

Augenblicks floh unſere Geſellſchaft aus einander, ein

Theil hieher, der andere dorthin enteilend, wie es des Augenblickes Noth erheiſchte, wollte man nicht den Hufen der Pferde oder den ſtäubenden Radern zur Beute werden: in der Haſt ſolcher Flucht war Ernſt zur Rechten, Maria zur Linken der Straße gekommen. Ängſtlich lugte nun Erſterer nach der entgegengeſetzten Seite hinuber; da hörte er plötzlich einen gellenden Schrei, erkannte Maria's Stimme, flog mehr als er ging, über den Zwiſchenraum, ſchaute bänglich nach der Jungfrau aus, — ſie war — entſchwunden; die Mutter lag ohnmächtig in den Armen der Muhme, und der Magiſter deutete in ſtumpfer Verlorenheit nach der weiterbrauſenden Karoſſe.

Erſtickter Weheruf drang von dorther an Ernſt's Ohren; halb wahnſinnig ſtürmte er dem Fuhrwerke nach, hängte ſich an die Pferde, wie ſehr auch der Kutſcher ihm mit der Peitſche Geſicht und Hände geißelte, und ließ ſich von ihnen den Weg entlang zerren. — „Halt, halt; ho — haho, prr“ — ſchrie er, faſt geiſtesabweſend, nicht wiſſend was er thue, und die Pferde ſtanden und blitzgeſchwind riß er die Wagenthüre auf — ein Dolch blitzte ihm entgegen, er fühlte das kalte Eiſen in ſeiner Schulter und bemächtigte ſich mit inſtinktmäßigem Griffe der Waffe — Maria flog in ſeine Arme und „Hilfe, Hilfe! — Räuber, Mörder!“ rufend, ſtürzte er mit der theuern Laſt zu Boden — Roſenberg, die Frauen und andere Leute eilten herbei — die Kutſche aber ſauste, wie vom Sturme gepeitſcht, von dannen. Lautes, ungeſtümes Fluchen verkündete den Groll ihres getäuſchten Beſitzers noch aus der Ferne.

„Iſt ſie gerettet, meine Geliebte, meine Einzige?“ ſtammelte Ernſt, als man ihn von der Erde emporhob. Die Frage ward bejaht; ſeliglächelnd ſchloß er die Augen und lispelte: „Gott ſei Dank — nun will ich gerne ſterben!“

Gegen Ende des Monats Jänner im nächſtfolgenden Jahre ſaß Maria in ihrem Stübchen einſam, von gar trüben Bildern heimgeſucht, wenn gleich von der Peſt ſo wenig mehr eine Spur vorkam, um den Glauben an ihr Erlöſchen zu rechtfertigen; — die Jungfrau ſann gar Ernſtes: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in feierlicher Anſchauung an ſich vorüberführend. Von Zeit zu Zeit rollte eine Thräne ihr die bläſſergewordenen Wangen herab, und wenn ſie ſie im Auge zerdrücken wollte, drängte eine ganze Flut ſolcher perlenden Tropfen gewaltſam aus ihren Wimpern. Vor ihr auf dem Tiſchchen lag ein Brief, welchen ſie oftmals, und immer wieder vom Neuen, überlas — er ſchien der Quell, welchem jenes bittere Naß entrieſelte.

Es pochte an der Thüre; raſch preßte die Jungfrau das angehauchte Tuch vor die Augen, warf ein Häubchen tief in die Stirne, daß es das verweinte Antlitz überſchatte und rief, ihre Stimme krampfhaft bekämpfend: „Herein.“

Der Magiſter erſchien auf der Schwelle.

Als Maria den verehrten Freund erkannte, ſprang ſie ihm freundlich entgegen, lächelte ihn wohlwollend an und rief:

„Nun? — Was macht er? Was bringen Sie für Neuigkeiten?“

Roſenberg zuckte die Achſeln und ſchwieg; ſchmerzhaft wendete ſich das Mädchen bei Seite.

„Alſo Alles verloren,“ begann ſie nach einer Pauſe. „Alles! — doch was frage ich erſt; Ihre Miene mußte mir ja mein Unglück prophezeien! — Es iſt keine Hoffnung, ihn zu retten?"

— Es wäre lieblos, — erwiederte der Magiſter — es wäre Frevel, ein unbedingtes damnatur zu fällen; leider aber iſt die Hoffnung nur eine ſehr beſchränkte! — Der beklagenswürdige juvenis iſt ganz ausgewechſelt! Er, welcher ſonſt an Büchern, an den exercitiis liberalium artium ſeine Freude hatte und höchſtens im Kreiſe guter Freunde ein Gläschen trank, ein Spielchen machte und Schnurren erfand, ob denen man ſich hätte krank lachen mögen; er, mein Specialiſſimus, mein Pylades, ſchert ſich nun um meine Perſon nicht mehr ſo viel, als man ſich um den Bart eines Ziegenbockes kümmert; unter Leuten von Rang und Vermögen tummelt er ſich umher, ſäuft Weine aus Frankreich und Hiſpania, hält eine Spielbank, fährt mit Vieren, hat ſich Jäger und Haiducken beigelegt, wirft den nervum rerum gerendarum ſo zu ſagen, aus dem Fenſter, findet nur Geſchmack an lärmenden Ergötzlichkeiten, und ich fürchte, ich fürchte —

„Um Gotteswillen, was fürchten Sie?"

— Ich fürchte, meine ſehr achtbare Freundin, er ſchändet Ihre eigene, hohe Liebe durch den Umgang mit allerlei Individuen aus dem Geſchlechte der Lais und Phryne. — Es muß heraus, Verehrlichſte; ich ſelber habe ihn geſehen, umgeben von unterſchiedlichen nauci flocci Laffen und von Weibsgebilden, deren geſchminkte Larven und liederliches vestiarium gar wohl zeigte, weß Geiſtes Kindlein ſie ſeien.

„Wehe, wehe mir!"

Schluchzen erſtickte die Worte Marien's und, gleichſam außer ſich, ſank ſie in einen Stuhl.

Der Magiſter ſchaute ſie bedauernd an und zuckte mit den Mundwinkeln; über ſeine ſteinernen Züge lief ein Ausdruck, den man füglich der Anſtrengung eines Löwen hätte vergleichen mögen, welchen der Ausbruch des Schmerzes zu übermannen droht.

„Ach,“ fing die Jungfrau wieder an, „ach wie ſo ganz anders hat ſich die Gegenwart geſtaltet, deren Antlitz ſo roſig aus den knoſpenden Blättern der Vergangenheit hervorlächelte! — Ich träumte von einem Himmel und bin in den Martern der Hölle aufgewacht. O Männer, Männer! Empfändet Ihr nur zum tauſendſten Theile ſo tief und ſo zart, als es durch ein weibliches Herz bebt; eure rohe Fauſt würde nicht ſo unbarmherzig an den Saiten unſerer Gefühle reißen, bis ſie zerſpringen! — Mit mir iſt es aus: die Erde iſt für mich eine abgeſtorbene Wüſte; ein Fieber brennt in meinen Adern, das ſie zerſtören wird! — O Ernſt, Ernſt! — der Himmel ſtrafe dich nicht für das, was du an mir Schlimmes geſtiftet haſt; ich verzeihe dir und ſegne dich!“

Vom Neuen ſchien ſie in Trauer aufgelöſt und auch ihr Zuhörer geberdete ſich ſo kläglich, als ob in ihm gleichfalls der Schmerz Alleinherrſcher geworden wäre.

„Faſſen Sie ſich, beſte Freundin,“ ſtammelte er; „er ſoll, er muß gerettet werden; — wenn noch Wunder auf Erden geſchehen, wem ſollten ſie möglich ſein, wenn nicht einer ſo heiligen, hochherrlichen Liebe! — Ich bin bei meinen Büchern, ſo zu ſagen, verknöchert geworden, gleichſam ein truncus, aus welchem nimmermehr ein Merkur zu ſchnitzen iſt; habe mich nie viel um die Angelegenheiten Amoris bekümmert, und der klaſſiſche Ovidius war mir von jeher zuwider, ſintemalen er gar ein Buch über ſothane Firfaxereien geſchrieben — ich habe ſelbiges auch niemals geleſen, — habe nie begreifen können, wie an einem Gekuß oder ſonſtiger

Liebelei Etwas von denkwürdiger Annehmlichkeit ſein mochte; allein — ich will es nicht verhehlen und aufrichtig ſei die Schuld eingeſtanden — ich habe auch niemals eine Kreatur sexus feminini kennen gelernt, in welcher ich die delicias corporis et animi ſo ſchön vereinigt gefunden, als bei Denenſelben der Fall iſt. — Nun aber haben Sie einen Verfechter und Proſelyten an mir erworben, welcher ſein Unrecht ſühnen will aus allen Kräften. Me Hercule — der Burſche, in welchem ich ſelbſt mich nicht weniger-arg getäuſcht habe denn Sie, ſoll es bereuen, dermaßen auf den Holzweg gegangen zu ſein!“

„Laſſen Sie ihn ſein Schickſal erfullen, mein väterlicher Freund!“ nahm Marie das Wort, „wir wollen Gott bitten, ihn durch ſeine Engel auf den Pfad der Rettung zu führen!“

— Noth, meine Verehrlichſte, Noth muß bei ihm dieſer Engel oder beſſer dieſer Dämon werden, und er iſt auf dem beſten Wege dazu. Wenn er ein Jahrchen ſo fort tollt, ſo wird ihm ſicher von der Erbſchaft nichts mehr übrig bleiben als der alte Großvaterſtuhl, welchen er in Meiſter Traut's Gewahrſam übergeben und ihn daſelbſt gelaſſen hat, vermuthlich ohne weiter darnach zu fragen. — Ganze Wälle von Gold waren um ſeine Geſellen aufgethürmt, als ich ihn zuletzt ſah, und ſein Schurke von Kammerdiener ſchleppte eben wieder ein Käſtlein herbei, bis Oben angefullt mit Golde, nach welchem die Gauche mit gierigen Schnapphahnsblicken liebängelten. Geben Sie Acht, Mariechen; wenn ſie ihn gerupft haben, wie den Menſchen des griechiſchen Weltweiſen — stans pede in uno kehrt ihm Jeder den Rücken zu!

„Und verrufene Weibsperſonen, ſagen Sie, waren in ſeinem Zimmer?“

— Ich habe, Gottlob, keine Bekanntſchaft mit derlei Dämchen, und kann mich alſo in der Kondition derſelben geirrt haben; doch, meine vortreffliche Freundin, Anzug, Mienen und Geberden dienten als Kommentar zu dem Waidſprüchlein meines alten Profeſſors, welcher mir unterweilen, wenn ich meine Lektion nicht wußte, an die Stirne klopfte und meinte: Nihil est intus,

Dixit Carolus Quintus,

zu Deutſch: es ſteckt nichts dahinter. — Und auf dieſes letztere bin ich, rückſichtlich bemeldeter Weibsleute, erbötig, einen körperlichen Eid zu ſchwören.

„Welches anſtändige Frauenzimmer würde auch an ſolchen Unterhaltungen Theil nehmen wollen! — Aber iſt es denn möglich, daß ein, vordem untadelhafter Jüngling von den beſten Sitten, deſſen Wahl eine's Umgangs ſtets die untadelhafteſte war, ſo ganz ſich ſeiner beſſeren Natur entäußern, ſo ganz im Schlamme der Luſt unterſinken könne! — Ich faſſe es nicht!“

— Kann daſſelbe von mir verſichern. — Seit wann datirt ſich nur dieſe unſelige Metamorphoſis oder Metempſichoſis? denn ich laſſe es mir nicht nehmen, ſeine Seele iſt ausgewandert und irgend eine infernaliſche Natur hat von ihm Poſſeß genommen. — Ich kann mich ſeines erſten Abſprunges gar nicht recht entſinnen.

„Bald nach dem Überfalle Porta's auf der Straße, bemerkte ich an Ernſt eine ſinnende, übellaunige Haltung. Er ſaß oft ſtundenlange, ohne ein Wörtchen zu reden, kaute an den Lippen, ſtampfte mit dem Fuße und in ſeinen Mienen zeigte ſich ein ſeltſamer Kampf, welchen ich nicht zu enträthſeln vermochte. Ich drang in ihn, offen zu ſagen, ob ihn vielleicht ſein Geſtändniß in meinem Anbetracht reue;

betheuerte, ich würde niemals Anſprüche daraus ableiten u. dgl., denn ich vermeinte feſt, es ſtecke ihm eine beſſere Wahl im Kopfe. Da ließ er mich zuerſt hart an ob ſolcher „Grimaſſen,“ wie er es nannte, verſicherte mich ſtürmiſch ſeiner Zärtlichkeit, geberdete ſich wie ein Phantaſt und lief zur Thüre hinaus. Später ließ er Winke fallen von der Thorheit, Jugend und Glücksgüter nicht zu genießen, von der Karthäuſer-Tugend, ſich alle Erheiterungen zu verſagen, welche Welt und Umgang darbieten — endlich kam er, wie uns Herr Traut erzählte, eines Abends ſpäter als ſonſt, zuletzt gar nicht nach Hauſe, dies geſchah ſpäter regelmäßig und wenn er erſchien, ſah er verſtört, übernächtig, erhitzt aus. Seine Freunde machten ihre Rechte geltend, beſchworen, warnten ihn; nun ward er immer froſtiger, barſcher, ſtörriger, bezog eine neue Wohnung und trennte ſich von ſeinen alten Gönnern völlig. Seltener, immer ſeltener ſprach er bei uns vor, und — meiſtens wohl nur, um nach dem Schickſale des Großvaterſtuhles zu fragen, welchen er immer noch ſehr in Ehren hält; da habe ich eben ein Brieflein von ihm erhalten, worin er mir anſagt, daß er mit einem Freunde heut Abends verreiſe und mich längere Zeit nicht ſehen werde. Er wünſcht mir, wohl zu leben, und ſeiner eingedenk zu bleiben. — Ach Gott, vergißt man denn einer Wunde, welche in unſerem Herzen wüthet!“

— Der Burſche iſt in ſchlechte Geſellſchaft gerathen; das unterliegt keinem Zweifel; aber er muß heraus und ſollte ich ihn bei den Haaren aus dem Pfuhle zerren! — Alſo heute noch verreiſt der homuncio? — Da iſt nichts zu verſäumen; ich will ſogleich —

Der Alte ergriff Hut und Stock, um zu gehen; doch Marie hielt ihn zurück.

„Umſonſt, Herr Magiſter, umſonſt! — Vater Traut iſt bereits von ihm abgewieſen worden; erſparen Sie Ihrem grauen Haupte die Schmach eines gleichen Schickſals. Wenn der Himmel ihn nicht rettet, ſo eilt er unfehlbar ſeinem Untergange zu und ich, bei Gott, ich werde ſeinen Fall nicht überleben!“

In dieſem Augenblicke ertönte großer Lärm auf der Straße: mehrere fröhliche Stimmen äußerten ſich in lauten Scherzen, Hörner riefen Fanfaren, Peitſchen knallten, Hundegebell mengte ſich darein und Roſſeshufe ſtampften durch die Straße. Jetzt, wo, wie geſagt, die Seuche dem Erlöſchen nahe war, kamen derlei Szenen zwar wieder häufiger vor, im Allgemeinen aber erſchienen ſie den Geſetzteren noch immer als eine frevelhafte Herausforderung des Himmels.

Unwillkürlich beugte ſich Marie an das Fenſter; der Magiſter trat ebenfalls hinzu, weniger aus Neugierde als aus Mißbilligung der Ungebühr. Da ſchrak die Jungfrau erbleichend zurück, wie vor dem Anblicke eines Geſpenſtes, und warf ſich, die ſchwimmenden Augen mit der Hand bedeckend, in einen Seſſel.

„Um Gott,“ rief der Magiſter, „da iſt er ja leibhaftig. — Lupus in fabula! — Ein ſchmuckes Jüngelchen, das muß man ſagen, und mit dem betreßten Rocke, in dem reichen Kleide, ſieht er ganz aparte aus. — Er grüßt herauf. — Servus humillimus; — wollte ich doch ſagen: Hol' dich der — Guckguck! — Ei, ſo reite du und der Satan; iſt das nicht ein Treiben, als wäre die arme Beſtie von Gaul nicht eine Gotteskreatur ſo gut wie er und wer weiß, ob nicht beſſer als er! — Wenn ſeine Sünden ihm als Gepäcke in einem Bündel hintenauf geſchnürt wären, das ſtolze Pferd würde keuchen wie unter einem Mühlſteine!“

Sich gegen Marien umwendend, entdeckte Roſenberg mit Entſetzen, daß ſie einer Ohnmacht nahe war. Er wollte nach Hilfe rufen, aber da erhob ſie ſich matt, winkte ihm zu bleiben und deutete ihm einen Sitz zu ihrer Rechten an.

Zitternd am ganzen Leibe vor Schreck über das Ereigniß, ließ ſich der Magiſter an der bezeichneten Stelle nieder, immer bereit, bei der leiſeſten Anwandlung das ganze Haus aufzubieten.

„Haben Sie den Begleiter Ernſt's erkannt?“ flüſterte die Jungfrau.

— Welchen meinten Sie?

„Den zur Linken.“

— Per Jovem, nein. Es wollte mich allerdings bedünken, als wäre mir dieſe ruchloſe Figur ſchon einmal unter die Fäuſte gekommen; allein —

„Es war der Ritter.“

— Was für ein Ritter, verehrlichſte Freundin?

„Ritter Porta.“

— Unmöglich, Sie haben ſich geirrt. Wie kämen die Beiden zuſammen; wie vertrügen ſich Hyäne und Wolf in Einem Käfig?

„Er war's, ich ſchwöre es Ihnen.“

— Die einbrechende Dämmerung hat Sie getäuſcht. Dieſe Zwei, gerade dieſe, können nun und nimmermehr in bona caritate neben einander ſeyn!

„Bei meinem Glauben an Gott; er war es!“

— Nun Sie ſo ſprechen, muß ich es wohl glauben; aber wenn es wahr iſt, ſo ſind wir geſchiedene Leute für ewig.

ich und Ernſt. Ich hatte den Böſewicht lieb, lieb wie einen Sohn; ich wäre für ihn durch Feuer und Waſſer gelaufen; für ihn hätte ich grob werden oder in meinen alten Tagen betteln können! Ich hatte es gut mit ihm vor; ich wollte ihn zum Erben meines Manuſkriptes, zum Erben meines unſchätzbaren Buches, meines Cimbalum mundi einſetzen; — habeat sibi — ich mache einen Strich — einen Strich über ſeinen Namen. Meiſter Traut, oder mein Stubenburſch oder Sie, ſollen das opus posthumum, ſollen auch mein Cimbalum mundi haben; ich will ihn vergeſſen, verabſcheuen, verſl — — — —

„Halten Sie ein; greifen Sie dem Walten der Fürſehung nicht vor, würdiger Freund; ich ſehe nun wohl, daß er dennoch weniger ſchuldig iſt, als wir glaubten. Er iſt ein Verführter, Betrogener; aber ach, um ſo ſicherer verloren!“

— Er iſt ein Hallunke, salva venia vor Ihnen!

„Nicht ſo; ich ſehe in ihm nur das Werkzeug eines hölliſchen Bubenſtückes. Ritter Porta, der abgefeimte Spanier, als er ſich überzeugt hatte, daß ſeine Ränke an mir ſcheitern müßten, weil das Demantſchild meiner Liebe zu Ernſt mich bedeckte, änderte nun ſeinen Racheplan und wählte den verblendeten Jüngling zum Opfer. Seine biedere Seele zu untergraben, ihn durch Verirrungen von meinem Herzen zu entfernen, ſein theures Bild mit dem Geifer der Gemeinheit zu beſudeln, ſchien ihn ſicherer zum Ziele zu führen; — wehe, daß der unglückliche Freund den Abgrund unter Roſen, die Schlange hinter den Blüten, nicht bemerkte! — Ich weiß nicht, wie der Entſetzliche es anfing ſein Werk zu bereiten; aber ich fühle, daß es ſo iſt, daß Ernſt mehr und mehr ſich in dieſen Schlingen verſtricken muß. — Nun aber wächſt mir auch der freudige

Muth wieder zum Wirken und Retten! der Elende ſoll entlarvt werden, unſerem Verirrten müſſen erſt die Augen aufgehen, damit er ſchaue und ſchaudere ob ſeiner Zukunft. — Jetzt, mein Freund, gilt es, thätig zu ſein! es handelt ſich um das zeitliche und ewige Wohl eines uns Allen Theuren; reichen Sie mir die Hand, wir wollen und müſſen ihn retten!“

Ohne recht eigentlich die Begeiſterung der Jungfrau zu verſtehen, bot der Magiſter ſeine Rechte dar; als er des himmliſchen Strahles im Blicke Marien's anſichtig wurde, ging ihm eine Ahnung des Verſtändniſſes auf; er fühlte, daß eine höhere Regung aus der Edlen ſprach und die Weihe der Jungfräulichkeit bewältigte ihn mit geiſterhafter Gewalt. Die Erde hat ja nichts Schöneres als die ſeelenvolle Harmonie in dem Weſen eines edlen Weibes, der Himmel nichts Erhabeneres als das Gnadenbild der göttlichen Jungfrau!

Es war in den erſten Tagen des Märzmonats, als Maria, weiche ſich bei dem Beſuche einer erkrankten Freundin im Unteren Werd (jetzt die Leopoldſtadt) verſpätet hatte, ob des bereits einbrechenden Dunkels, ziemlich eilfertig nach Hauſe ging. Man hatte in der letzten Zeit gar nicht wieder Kunde von neuen Anfällen der Peſtſeuche gehabt, und hielt ſie für ganz beſtimmt erloſchen, ja man hörte bereits hier und da die Vermuthung ausſprechen, daß nächſter Tage das Sanitäts-Direktorium die Stadt als frei erklären und ein feſtliches Te Deum Statt finden werde, um dem Himmel für die Abwendung der Gefahr zu danken. Maria wußte dies, weil es der Gegenſtand des allgeder jenſeitigen Häuſerreihe aus, ergattert, war über die Straße hinübergeſtelzt und umſchnoberte nun das Mägdlein, wie der Fuchs den Schlag, aus welchem er ein Täubchen zu ſtehlen verlangt.

Ein Viertelſtündchen bereits hatte dies Treiben gedauert; da trat der Fremde hart an Marien's Seite, beugte ſich nach ihr herüber und flüſterte mit ungewiſſer Stimme: „So ſpät und ſo einſam, holdſeliges Kind?“

Maria warf einen Blick nach der Gegend, von wannen der Ton kam; da ſie aber glaubte, es könne die Anrede unmöglich ihr gegolten haben, ſchaute ſie kaltblütig wieder vor ſich auf den Boden und ſchritt lebendiger fürbaß.

„Bedarf das ſchöne Kind keines Begleiters?“ ließ ſich die Stimme vom Neuen vernehmen. Maria wendete ſich raſch nach der entgegengeſetzten Seite der Straße.

„Ei, wie ſpröde!“ tönte es zum dritten Male und ein Arm wölbte ſich um die jungfräulichen Lenden.

Entrüſtet wies Maria die Umfangung von ſich und warf ſich nach einer anderen Richtung, aber da buhlte die Stimme ſchon wieder um ihre Ohren und eine Hand faßte den Schleier.

„Hinweg, Schändlicher!“ rief die Jungfrau und trat in dieſem Augenblicke eben in die mondbeglänzten Räume hervor; gegenüber von ihr ſtieg der gewaltige Dom mit ſeinen Koloſſesgliedern in den Nachthimmel hinauf.

Der Verfolger war ihr abermals an den Ferſen.

Beſorgt, daß ihr etwas Verletzendes geſchehen möchte, ſah Maria auf dem Platze umher; da bog ſich der Fremde zudringlich in ihr Antlitz; — ſtarr vor Entſetzen prallte ſie zurück.

„Ernſt! Ernſt!" kreiſchte ſie, „iſt es möglich!"

Überraſchung und Scham mochten wohl gleichen Theil haben an den Geberden des Fremdlings, welcher einen Augenblick, wie gelähmt und ſinnesverwirrt, daſtand, dann den Blick zur Erde ſenkte, und keiner Regung, keines Wortes mächtig zu ſein ſchien.

„Und ſo finden wir uns wieder?" begann Maria nach einigen ſtummen Augenblicken, „ſo muß ich dem Manne begegnen, dem ich zweimal die Rettung meiner Ehre dankte, welchem ich durch ein Leben voll der hingebendſten Liebe zu lohnen hoffte? — Daß ein Ungeheuer Sie umgarnt, Sie mir für immer entriſſen habe, wußte ich längſt; doch nimmer glaubte ich, daß Sie ſo tief würden fallen können. — Unglücklicher Jüngling, fliehen Sie den Ritter, oder Sie werden mit ihm zeitlich und ewig zu Grunde gehen! — Dies Pröbchen aus ſeiner Schule zeigt Ihre Anlage, des Meiſters würdig zu werden!"

„Welch ein Aufhebens um eine harmloſe Neckerei!" begann Ernſt, welcher ſich während der vorſtehenden Apoſtrophe geſammelt hatte; — „was iſt es denn ſo Entſetzliches, wenn man der Schönheit ſeine Huldigung, ja, Huldigung und nichts weiter, auf öffentlicher Straße oder wo man ſie eben findet, darbringen will? — Sie ſind kindiſch, Maria; ich kannte Sie ſchon lange und ſchlich Ihnen abſichtlich nach, um Sie zu überraſchen, als gerechte Strafe dafür, daß Sie ſeit meiner Rückkehr gar nicht von Ihrem Bräutigam Kunde genommen hatten!"

„Mein Bräutigam?" fragte die Jungfrau und ſchüttelte den Kopf, „damit iſt es vorbei. Ich paſſe zu Ihren neuen Freunden, zu Ihrer neuen Lebensweiſe, zu Ihren neuen Grundſätzen nicht mehr, gleichwie Sie nicht mehr zu einem

Gatten für mich geeignet ſind. — Sagen Sie es nur frei heraus: Sie haben mich nie geliebt!“

— Kann man Sie ſehen, Ihres näheren Umganges gewürdigt ſein und Sie nicht lieben? — Maria, reizendes, herrliches Geſchöpf, ich liebe Sie heißer als je!“

Er faßte ihre Hand und legte ſie an ſein Herz, das in wilden Schlägen gegen die Bruſt hämmerte; Maria zog die Hand zurück.

„Ernſt,“ fing ſie vom Neuen an, „ich beſchwöre Sie, bei dem Andenken Ihrer Eltern, bei der Erinnerung an Ihre ach zu früh verblühte Jugendreinheit; geben Sie den Umgang mit Ritter Porta auf! Er iſt ein Böſewicht!“

— Was haben Sie gegen den Mann, Liebchen? — Ich habe ſeinen Charakter geprüft; er iſt ein ächter Kavalier, voll ritterlicher, frohſinniger, geſunder Anſichten; er kam mir mit dem Worte der Sühne entgegen — ich vergab als Chriſt! — Durch ihn lernte ich erſt, den Werth der Jugend und des Goldes im rechten Lichte zu ſehen und habe alle Urſache, ihm dankbar dafür zu ſein. — Er hat gegen Sie gefrevelt, meine ſüße Freundin; er geſtand es ehrlich und bot mir Genugthuung dafür; aber Ihr Auge, Ihr unwiderſtehlicher Liebreiz ſind Entſchuldigungen genug für die glühende Natur des Südländers. Verzeihen auch Sie ihm; Ihr Bild iſt als Brandfackel in ſeinem Herzen geblieben. — Lieben und gehaßt werden, welche herbere Strafe gäbe es für ihn!

„Iſt es zu ſolchem Äußerſten bereits mit Ihnen gediehen, Ernſt, daß Sie eine Rechtfertigung für die Streiche des Wüſtlings finden mögen, dann habe ich, als Liebende, weiter mit Ihnen nichts mehr zu ſchaffen; doch ich habe, als Ebenbild Gottes, den Schwur gethan, Alles aufzubiethen, um Ihre Seele zu erretten, und um dieſes Eides willen, flehe ich Sie an: reißen Sie ſich los aus den Netzen des Ritters. Er iſt ein Verworfener, der Sie, und dadurch mich, elend machen will. Die Hölle ſelbſt hat keinen ſchlimmeren Teufel in ihrem Schooße!“

— Wenn ein Mann, der des Lebens genießt, einen ſo argen Namen verdient, dann meine ſchöne Freundin, dann reihen Sie mich getroſt nur auch unter die Heerſchaaren Belials. — Porta ißt, trinkt, ſpielt, reitet und fährt, — tändelt und liebt; fragen Sie doch meinen Spezialiſſimus, den Magiſter, ob nicht ſchon die Lateiner befehlen, ſo zu thun, weil ja mit dem Tode ohnehin alles aus ſei!

„Nicht weiter mit dieſen abſcheulichen Reden, machen Sie nicht, daß ich Sie verachten muß. Unſterblichkeit iſt ein Gedanke, der ſich von dem Menſchen nicht hinwegdenken läßt, ohne daß er nicht ſeine ganze Würde verlöre. Fliehen Sie den Ritter, das iſt meine letzte Bitte an Sie, und das ſoll fortan, weil wir uns nach dieſer Erklärung nicht wieder ſehen dürfen, der Inhalt meines Gebetes ſein!“

Sie wollte gehen, doch Ernſt hielt ſie zurück. Es ſchien etwas auf ſeiner Seele zu laſten, das ihn ſchwer beengte, deſſen er ſich aber nicht zu entſchlagen im Stande war. Sinnend ruhte ſein Auge auf den klaren Zügen der Jungfrau, ſeine Seele ſchwebte in dem Ausdrucke, mit welchem er ihr Innerſtes durchforſchte.

„Maria,“ liſpelte er nach kurzer Unterbrechung, „Maria, fürchten Sie den Ritter? — Antworten Sie mir ehrlich, ohne Rückhalt oder Ziererei! — Fürchten Sie den Ritter?“ —

Maria ſtutzte zwar ob der ſeltſamen Frage; doch unverweilt antwortete ſie: „Ja, ich fürchte ihn! — Wie das

Lamm den Tiger, der Schwan den Koth, wie der Redliche das Verbrechen fürchtet, ſo furchte ich den Ritter; nicht genug, ich verabſcheue ihn, weil er das Glück meiner Zukunft zerriſſen hat!“

„Ihr Glück hätte er gefährdet?“ rief der Jüngling haſtig, „alſo doch — alſo doch? O ich Thor, der ich es längſt wußte und dennoch immer wahnwitzige Zweifel hegte! — Hei Weibchen, nun iſt Alles gut, nun bin ich geheilt und ich darf auf Ihre Liebe rechnen, ohne ſtets durch das läſtige Moralpredigen wie mit kaltem Waſſer übergoſſen zu werden. — Komm, mein Täubchen, jetzt wollen wir ein luſtiges Kleeblatt bilden, und wie alle klugen Leute den Tag für eine Niete im Lebenslotto halten, wo wir nicht unſeres Lebens bis zum überſchäumenden Vollmaße frohgeworden!“

Er nahm Marien glühend um den Leib und wollte ſie über den Platz fortziehen. Gewaltig ſtieß ſie ihn von ſich.

„Nichtswürdiger!“ brach ſie los; „aus meinen Augen! Wir ſehen uns niemals wieder!“

— Ei, ei, meine geſtrenge Tugendheldin, höhnte der Verwilderte, wozu die Grimaſſen? — Geſtanden Sie doch eben ſelbſt, daß Sie den Ritter zu furchten haben?

„Ich fluche ihm,“ ſtöhnte die Jungfrau; „er hat mich getödtet, als er mit dem Schlangenbiſſe der Verführung ein Herz vergiftete, in welchem der Keim meines Hoffnungsbaumes ſchlummerte. — Ernſt, — vielleicht macht dies Geſtändniß Eindruck auf Ihr Gemüth — in Ihnen hat er mein Glück gemordet, denn Ihre Liebe war der Sonnenſtrahl, unter deſſen Einfluß es gereift wäre — bei dem allmächtigen Gotte beſchwöre ich Sie: fliehen Sie den Ritter!“

— Damit er mir — keine indiſkreten Mittheilungen mache, — nicht wahr, Engelchen?

Als Ernſt dieſe ſchneidenden, mit ſtarker Betonung ausgeſprochenen Worte heraus hatte, ſchauderte er ſelbſt, vielleicht würde er einen hohen Preis gezahlt haben, hätte er ſie zurückrufen können; Maria aber ſtieß einen dumpfen Schrei aus und wankte ein Paar Schritte rückwärts. Ein Mauerwerk, nahe hinter ihrem bisherigen Standpunkte, hielt ſie aufrecht, ſonſt wäre ſie ohne weiters zu Boden geſtürzt. Die fürchterliche Andeutung in Ernſt's Rede, obwohl ſie mehr deren Bedeutung ahnte, als klar, dem ganzen Umfange nach, begriff, war wie der Poſaunenruf des jenſeitigen Gerichts an ihr Ohr, in ihr Herz gefahren. Sie verſtummte, doch ihr ganzes Weſen war ein gährender Sturm.

„Wenn ich," liſpelte ſie endlich, ihre Laute gewannen aber im Fortſchreiten Kraft und Feierlichkeit, „wenn ich den Sinn Ihres Vorwurfes nicht mißverſtanden habe, dann geht mir ein ſchauderhaftes Licht über Ihre Verblendung und über Ihre Vernachläſſigung meiner, wie über die ganze wüſte Bahn auf, in welche Sie ſich geworfen. — Verzeihe es Gott dem Ungeheuer, das an uns Beiden ſo namenlos ſündigte: frei erhebe ich mein Antlitz und meine Hand zu dem Sternengewölbe über uns, und rufe Gott zum Zeugen zwiſchen mir und meinem Feinde! — Mehr zu ſagen als dieſes wäre Verbrechen! — Gute Nacht, verlorner Freund, gute Nacht auf ewig!"

Sie raffte ſich empor, ſammelte ihre Entſchloſſenheit und ging.

Ernſt ließ ſie einige Schritte gewähren, dann eilte er ihr nach, ergriff ihren Arm und rief:

„Maria, verlaß mich nicht in dieſer unausſprechlichen Angſt! — Ich will verſuchen, an dich zu glauben; ach, es wollte mir ja nie gelingen, dein theures Bild mir bemakelt, getrübt vorzuſtellen; — ich will mich bemühen, wieder die alten traulichen Gleiſe der Einfalt und Schuldloſigkeit zu gehen; ich will — — —“

— Iſt dies dein ernſtlicher Wille, du Erkorner meiner erſten Liebe, — fiel ihm Maria freudig ein, — o dann eile, den Bund feſt zu machen, indem du ihn vor dem Altare des Herrn erneuerſt, kräftigeſt, beſiegelſt! — Weit offen ſtehen die Pforten des Tempels, lockend tönt die Stimme deines Heilandes zu dir, — komm', o komm', um an heiliger Stätte dem Böſen abzuſchwören, dich dem Himmel reuig in die Arme zu werfen!

Und an des Jünglings Rechte ſich klammernd, zog ſie ihn dem Portale des Domes zu, aus welchem die Gebete der gläubigen Verſammlung drangen.

Ernſt ſtand zögernd.

„Ich bin nicht würdig,“ murmelte er, „ich bin es nicht würdig, einzugehen in dies Haus. Mein Gewand iſt befleckt, meine Schuhe im Unrathe breit getreten, ich will mich erſt hochzeitlich anthun, auf daß ich vor dem reinen Throne der Gnade erſcheinen könne. Meine Gegenwart wäre eine Schmähung des Heiligthumes!“

— Ein reuiger Sünder, tröſtete die Jungfrau mit den Worten des Glaubens, — Ein reuiger Sünder iſt dem Herrn lieber als neun und neunzig Gerechte. Säume nicht länger; der Sand verrinnt, die Stunden des Menſchen ſind gezählt und der Augenblick der Erkenntniß darf nicht verloren gehen. Komm', mein Ernſt, komm' zu dem ewigen Verſöhner!

„Ich kann nicht; meine Füße ſind gelähmt, mir graut vor dem Anblicke der erhabenen Glorie Gottes! — Es iſt zu ſpät; ich bin verloren! — Wie würden ſie ſpotten, wenn ich wieder einher träte in den Reigen der Frommen, der

„Schwachköpfigen," wie ſie ſie nennen, wenn ich wieder, fein ſpießbürgerlich und ehrbar, mit der Jungfrau Braut und dem Sauertopf von Magiſter durch die Gaſſen ſchlenderte, oder, Märchen erzählend, in der Spinnſtube hockte oder wenn ich — — nein, nein; ich bin reich, die Seuche iſt erloſchen, ich habe muntere Freunde und will mir die Zügel ſchießen laſſen, bis ſie brechen und bis es aus iſt hier und dort — drüben iſt ja ohnehin Nichts zu hoffen!

Maria ſchauderte ob dieſer ruchloſen Äußerung; ſie fühlte, daß hier ein ſchwerer Kampf gekämpft werden müſſe, um die Hölle auszutreiben; doch ſie empfand auch, daß ſie vom Himmel gewappnet ſei, ihren Verlobten dem Erbfeinde abzuringen. Gewaltig ſchlang ſie ſich um ſeinen Arm und betete:

„Hilf, heilige Schutzpatronin, hilf mir, ihn zu retten; ich will faſten, und Gutes thun, und wallfahren und mich kaſteien; — habe Erbarmen mit mir und mit ihm! — Bitte bei Gott für meines Liebſten Seele!"

In dieſem Augenblicke ſchlug ein Glöcklein bimmelnd im Thurme an und ein Laut des Entſetzens ließ ſich von allen Seiten vernehmen. Gleich darauf ſtoben die Vorübergehenden ſcheu aus einander und machten Raum für einen ſchwarzen, numerirten Tragſeſſel, wie ſie zur Zeit der graſſirenden Peſt zum Transporte ſchwächlicher Kranken im Gebrauche geweſen waren.

„Platz da, Platz! aufgeſchaut!" ſchrien die Träger und ſich entſchaarend, lief Alles mit Zetergeheul davon.

„Was gibt's denn?" fragte Ernſt einen Bürger, welcher des Weges kam, „was iſt vorgefallen?"

„Ei, was braucht's da viel zu fragen: die Peſt iſt wieder ausgebrochen. — War auch gar nicht anders möglich;

die Reichen treiben's ja ſchon wieder ſo bunt und ärgerlich, als ob nie einem Chriſtenmenſchen ein Zahn wehgethan hätte! Da tragen ſie ſchon den erſten, ſo von dem Übel befallen worden, und das Peſtglöcklein thut auch ſeine Rabenkehle wieder auf. — Beſſere ſich, wer noch Zeit hat; Manchem wird's wohl nicht mehr ſo gut werden.“

Der Bürger eilte von hinnen. Ernſt ſchlug Marien vor, ſie heim zu geleiten: ſtill nickte ſie dazu.

Als ſie eben aufbrechen wollten, kam der Trageſeſſel an ihnen ſo nahe vorbei, daß ſie des Kranken im Schimmer des vortretenden Mondes anſichtig werden konnten.

„Ernſt, Ernſt, geh' in dich!“ klang es mit heiſerer Stimme aus der Sänfte. — Kalte Schauer rieſelten durch des Jünglings Gebeine; er ſchaute angeſtrengt vorwärts — allgerechter Gott, — es war Vater Traut!

In der That war zu Anfange März 1713 die Peſt wieder ausgebrochen und wüthete ſeitdem mit erneuerter Heftigkeit in Wien, in deſſen Vorſtädten und in den Umgebungen. Wie die Recidive immer gefahrdrohender erſcheint als das erſte Auftreten einer Krankheit, ſo äußerte ſich nun auch die Seuche viel gräßlicher als zuvor; die Meduſa ſchüttelte alle Schlangen ihres Hauptes in verzehnfachter Abſcheulichkeit. Es wurden nun die Schulen geſperrt, die Märkte in der Stadt und in den Vorſtädten abgeſtellt und ihre Abhaltung nur auf den offenen Plätzen erlaubt; alle Prozeſſionen und Wallfahrten wurden unterſagt; bei dem Umgange am Frohnleichnamsfeſte blieben die Zünfte weg; die Stadtthore mußten, vom Tagesanbruche bis nach dem Gottesdienſte, geſchloſſen ſein, nur die Geiſtlichkeit, der Univerſitätskörper und der Stadtmagiſtrat gingen mit der Prozeſſion. Nach Beendigung derſelben durfte der Klerus nicht, wie gewöhnlich, im Dome von St. Stephan weilen, ſondern mußte alsbald heimkehren. Das bis dahin übliche Meſſeleſen in den Grüften wurde aufgehoben und die Fenſter ſolcher unterirdiſchen Grabgewölbe, welche nach Außen gingen, mußten vermauert werden. Die Mehrzahl der Kaffehhäuſer, ſowohl in der Stadt als in den Vorſtädten, waren geſchloſſen, die Herbergen der verſchiedenen Innungen aufgehoben, die Zuſammenkünfte der Handwerksgenoſſen verboten worden, die Schenkwirthe aber hatten Befehl erhalten, nie zu viele Gäſte auf einmal einzulaſſen, und ihre Lokalitäten um neun Uhr Abends zu ſchließen.

Die Aufſicht an den Linien, wo Schnellgalgen vor dem Einſchleichen warnten, wurde neuerdings verſchärft und auch den Schiffleuten an der Donau bedeutet, Niemanden ohne Geſundheitspaß in ihre Fahrzeuge aufzunehmen, beim Landen aber ſich immer ohne Zeitverluſt den aufgeſtellten Kommiſſarien vorzuſtellen und ja keinen ihrer Paſſagiere an's Ufer zu bringen, wenn er ſich nicht vorher mit Dokumenten unzweideutig ausgewieſen haben würde; Vorſichtshalber ward für dieſes unglückliche Jahr der St. Katharinen-Markt abgeſtellt.

Zur Aufrechthaltung einer ungeſtörten Ordnung waren in der Stadt und in den Vorſtädten Kommiſſarien und andere Beamte für je drei oder mehrere Häuſer, nach Verhältniß ihrer Größe und Bewohnerzahl, aufgeſtellt, welche unter großer Verantwortlichkeit zu gebahren hatten. Nebſt anderen Obliegenheiten war ihnen auch die Pflicht zugewieſen, täglich zweimal nach Erkrankungsfällen zu forſchen, für Reinlichkeit der Straßen und der Wohnungen zu ſorgen, und darüber jeden Morgen um 7 Uhr an das Sanitäts-Direktorium zu rapportiren, welches dann nach Befund weiter verfügte. Das Umſichgreifen des Übels machte allerdings die äußerſte Strenge unerläßlich, denn leider hatte die Peſt ſich von der Roſſau nach dem Lichtenthale ausgebreitet, hierauf einige Individuen in Erdberg, dann mehrere in der Joſephſtadt befallen, war aus einer Vorſtadt nach der andern gezogen und hatte zuletzt auch die Stadt heimgeſucht. Die wachſende Menge der Peſtkranken machte bald eine Erweiterung des Lazareths nothwendig, weshalb zu demſelben und dem ſogenannten Bäckenhäuſel noch die ganze Gegend, von dem heutigen Fürſtlich-Dietrichſtein'ſchen Palais in der Währingergaſſe an, bis zum Alſerbache, mit Breterwänden umfaßt und zur Aufnahme von Leidenden beſtimmt wurde. Über die Einrichtung dieſer Lokalitäten weiß man Folgendes:

An den Thoren des Lazareths waren Portiere aufgeſtellt, die zur gewiſſenhaften Handhabung jeder Vorſicht in Eid und Pflicht genommen wurden; zur Abſchreckung aller Verſuche, unbefugt daſelbſt einzudringen, hatte man, wie an den Linien, Schnellgalgen aufgerichtet, deren Anblick das Unheimliche des Zuganges nicht wenig vermehrte. Bei ihrer Aufnahme mußten ſich die Kranken mit einem Scheine der von dem oberſten Sanitäts-Direktorium aufgeſtellten Beſchauer legitimiren und ſich abermals einer Unterſuchung unterziehen; dann wurde ihnen ein Bette zugewieſen, ſie wurden der Obſorge der Wärter übergeben und vor Allem ward ihnen geiſtlicher Beiſtand geleiſtet, weil man die Errettung der Seele für wichtiger hielt als jene des Körpers. Die Perſonen, welche Kranke zu Fuß nach dem Lazarethe begleiteten, wurden unmittelbar, jene aber, welche die in Tragebahren Abgeführten früher umgeben hatten, durch das Direktorium in die Kloſterneuburger-Au zur Kontumaz angewieſen; man glaubte nicht vorſichtig genug ſein zu können, um das Kontagium ſo viel als möglich hintanzuhalten. Die Wohnungen der an der Peſt Erkrankten wurden jederzeit geſperrt, und alle im Gebrauche geſtandenen Effekten derſelben vernichtet. Die Strenge im Vollzuge dieſer Anordnungen war um ſo größer, je mehr die Furcht durch das Wiederaufleben der Seuche geſteigert worden war; in ſolchen Schreckensfällen kann man wohl der Vorſicht nie zu viel anwenden.

Im Kreiſe unſerer handelnden Perſonen hatte ſich, außer dem Peſtfalle des Herrn Traut, kein weiteres Unglück ergeben; es war Marien gelungen, Ernſten damals zum Eintritte in die Kirche zu bewegen und ihn dann einigermaßen wieder ſeinen Freunden zu nähern; allein die Wirkung hatte ſich keineswegs als eine nachhältige erwieſen; die Saat des Böſen wurzelte allzu üppig, als daß ihr weitverbreitetes Schlingkraut ſich mit Einem Stiche der ſäubernden Haue ausreuten ließ. Wenige Stunden hatten die junge Pflanzung wieder mit tödtendem Mehlthau überreift.

Tags darauf kam nemlich Ritter Porta in Ernſt's Wohnung, traf ihn verſtimmt, wortkarg, übellaunig; ſeinen ſcharfen Späheraugen konnte die Veränderung nicht entgehen, welche mit ſeinem Zöglinge, ſeit ihrer kurzen Trennung, vorgegangen war. Seine Redekünſte, ſeine Sophiſtereien, ſein Hohn ſcheuchten bald die edlere Aufregung hinweg und Ernſt, wiewohl nicht mehr mit ſo unbefangenem Herzen, ſchloß ſich dem alten Wirrſale an, ſprang vom Neuen in die Brandung der wilden Luſt, gaukelte in blinder Achtloſigkeit dahin auf den gährenden Minen des Vulcans, ſchäckerte und lachte, ſchlemmte, becherte und ſpielte wie zuvor, während das Herz ſeiner Getreuen im Wehe der Täuſchung verblutete. Eines nur hatte **Maria** gewonnen; daß nemlich, eine kurze Friſt hindurch, **Ernſt** fleißiger als gewöhnlich in ihre Wohnung einſprach, einige Male ſich den wüſten Geſellen entzog, und dadurch der Hoffnung mehr und mehr Raum gewährte, daß er noch einſt werde gänzlich das ſchmähliche Band zerreißen können. — Ach, dem liebenden Gemüthe war ja ſchon dieſe engbegrenzte Ausſicht ein Labſal!

Je inniger aber die Freude der Jungfrau über dieſe Anflüge von Umwandlung erſchien, deſto brennender nagten ſie an der Seele **Porta's**, welcher mit immer vortretenderer Wahrſcheinlichkeit ſich ſeine Beute entrückt ſah. Täglich erſann er demnach neue Mittel, um ſeine wankende Herrſchaft über den Jüngling vor dem gänzlichen Falle zu bewahren, täglich ſpann er neue Ränke und veranſtaltete andere Luſtpartien, damit der endloſe Rauſch kein Erwachen geſtatte, zumal als er ſeinen gefährlichſten Gegner erkannt hatte; — reine Liebe — er empfand es nur zu gut — iſt der mächtigſte Schutzengel der Menſchen; das erkennt ſelbſt, wer ihrer nicht fähig iſt!

Die ſteigende Intenſität des Peſtübels verringerte die Mittel zu Saus und Braus von Tag zu Tage, zuletzt waren die Praſſer auf Bacchanalien zwiſchen ihren vier Mauern beſchränkt, wollten ſie nicht den Rumorknechten der öffentlichen Aufſicht verfallen; aber dies war eben recht ſo, wie es der Ritter wünſchte. **Ernſt** hatte den Hang zu einem unaufhörlichen Taumel von Unterhaltungen bereits bis zu der Macht einer zweiten Natur emporwuchern laſſen; an dieſem Zügel faßte ihn der Verführer und lenkte ihn willenlos nach ſeinem Gutdünken. Mit dem früheſten Morgen war er in **Ernſt's** Logis, ſpiegelte ihm ſeine Pläne für den Tag vor, nahm ihn in Beſchlag, holte ihn in ſein Haus ab und da ging es nun mit Schmaus, Trinken, Würfel- oder Kartenſpiel bis in die tiefe Nacht hinein, nicht ſelten ſchien bereits die Frühſonne zu dem Ende der Orgien.

Wandelte je zuweilen den verirrten jungen Mann ein Gewiſſensſkrupel an, ſo ſchwatzte ihn Porta mit gleißenden Reden hinweg; die allgemeine Bedrängniß ſchützte er als einen Grund mehr vor, um ſich außer Berührung mit der Welt zu halten und fleißig den Becher der Freuden zu ſchlürfen, welchen man vielleicht morgen mit der Hefe des Todes werde füllen müſſen; er wußte eine Menge blendender Sprüchlein aus griechiſchen und römiſchen Skriptoren zu zitiren, welche dem troſtloſeſten Materialismus das Wort redeten; — leider war Ernſt zu jung und zu wenig erfahren, als daß ihm die Nichtigkeit ſolcher leeren Sophismen klar geworden wäre, oder er war allzu geneigt, der Lockung zu folgen, ohne ſich von der Haltloſigkeit ihrer Wahnbilder Rechenſchaft geben zu wollen. Die trefflichſten Menſchen gehen bisweilen zu Grunde, weil ſie nicht das Herz haben, die Wolfsgrube unter dem Verhaue von Roſen und anderen Blümlein aufzudecken.

Rückſichtlich Marien's war es zwiſchen Beiden zu einer heftigen Erklärung gekommen, als deren Reſultat ſich zwar von Porta's Seite ein Widerruf jeder Verleumdung gegen die Jungfrau ergab; doch blieben die Winke, die Mienen und Geberden des Spaniers ſo vieldeutig, daß die Natter in Ernſt's Bruſt nicht beſeitigt werden konnte; ihr Stachel war abgeſtumpft, wühlte aber deſto brennender im Innern fort. Wohl überglühte den Jüngling manchmal ein Aufleuchten der alten Flamme, ein Hinneigen zum Vertrauen, — dann krallte er ſich fieberhaft an des Ritters Bruſt und forderte offenes Wort von ihm; indeſſen verflüchtigte die Wallung ſchnell, und eine eiſige Erwiederung häufte die Aſche getäuſchter Hoffnungen zu höheren Schichten über dem Feuerherde.

„Es iſt ein wahrer Ausbund von Ehrbarkeit, dein züchtiges Bräutchen, ich habe es dir ſchon hundertmale betheuert. Was kann ich dafür, wenn ich nun doch nicht an deiner Stelle ſein möchte, weil ich überhaupt meinen Nacken unter kein weibliches Joch beugen will. Im Eheſtandsparadieſe iſt nur Eine Rolle, der ich von jeher Geſchmack abgewonnen habe: jene der Schlange!“

Solcherlei Bemerkungen erregten in Ernſt unfehlbar einen Sturm, welcher ihn zu jedem Exzeſſe beſtimmen konnte; ungeſtüm drang er dann ſelber auf Zerſtreuungen und Feſte — der Stern über ihm erblich immer mehr, ſein Fußtritt verlor ſich immer bahnloſer in der Wüſte.

Ein leichter Unfall des jungen Mannes am Fuße, welchen er überſtaucht hatte, war die Veranlaſſung geweſen, daß Porta und ein Paar ſeiner Spießgeſellen einſt den Abend bei Ernſt verſchwelgt hatten; tief nach Mitternacht erſt brachen ſie auf, um ſich nach Hauſe zu verfügen. In einer nahen Gaſſe trennten ſich die Übrigen von dem Häuptling der Rotte, welcher ſie noch mit hämiſchen Spottreden über den Gimpel ergötzte, deſſen goldene Federn allgemach ziemlich zu mauſern anfingen; in gleichem Tone klang die Erwiederung und der Ritter taumelte einſam nach ſeiner Wohnung.

Es war Todtenſtille weit und breit, die Luft wehte lau, hier und da ſtreifte ein Wächter mit der Hellebarde vorüber, einzelne Lichter ſtahlen ſich durch die Vorhänge weniger Fenſter, hinter denen wohl der Kummer wachte; — unſer Wanderer fühlte ſeinen Kopf ſchwer eingenommen wie von einem dicken Nebel, eine Art von Betäubung ſchien auf ihn einzudringen, er löſte die zierliche Binde vom Halſe, ſog die Abendluft gierig ein und lachte triumphirend in die leere Straße hinaus.

„Bald, ſehr bald,“ flüſterte er vor ſich hin, „ſehr bald ſtehe ich am Ziele. Noch ein Paar Pinſelſtriche und das Gemälde iſt vollendet, ſo ſchön vollendet, daß die Hölle ſich ſeiner nicht zu ſchämen brauchte. Der Burſche hat nur noch einen Ruck zu thun, um an Leib und Seele ruinirt zu ſein; dann wird die ſpröde Tugendheldin entweder willig in meine Arme fliegen oder ich habe wenigſtens keinen Widerſtand von ſeiner Seite zu befahren, wenn ich mit Gewalt an ſie zu kommen ſuche. In jedem Falle bin ich dann gerächt und bei allen Teufeln, der Mann, welcher ohne Rache leben kann, verdient nicht zu leben! — Habe ich aber meinen Zweck erreicht, meine ſiedende Luſt gebüßt, o, dann ſpotte ich der Welt, der Menſchheit, des Himmels und ſeiner Strafen; Genuß, Genuß, überſchwellenden Genuß will ich haben trotz Kerker, Mord, Krieg und Peſt. — Mit Eurer Peſt, Ihr Narren! Bietet ihr Hohn ſtatt Furcht, fordert ſie heraus, anſtatt vor ihr zu zittern, und der Drache wird in ſeine Höhle unterducken wie ein gepeitſchter Hund. Sie komme nur, ſie falle über mich her, ſie wage es, mich anzufeinden; ich will ihr den Giftzahn ausbrechen, ihr auf den Schädel treten und ihrer Ohnmacht lachen. — Hei, Peſtilenz, du Harpientochter, zeige dich mir in deiner ganzen Glorie, tiegere mit Beulen und Karbunkeln meinen ganzen Leib; ich will dich innig an mich preſſen, deinen giftigen Hauch trinken, in deinem Geifer mich wollüſtig baden, und dich dabei in der Umarmung zermalmen!“

Ein leiſer Ruf des Abſcheues wehte an dem Erhitzten vorbei und indem er aufblickte, ſah er eine bleiche, geiſterhafte Geſtalt im Schatten der Häuſer verſchwinden. Fröſtelnd lief es dem Einſamen durch die Glieder, es bedünkte ihn faſt wie eine Ahnung von Unglück. Raſcher ſetzte er ſich in Bewegung und war bald in ſeinem Gemache.

Als der Bediente ihn entkleidete, fühlte er eine zunehmende Schwere im Kopfe, während ein gelinder Froſt durch ſeinen Körper glitt; darum ſchlüpfte er eilig ins Bett, löſchte das Licht aus und ſuchte zu entſchlummern.

Es ging heute nicht ſo leicht als gewöhnlich.

Wenige Minuten hatte er auf dem Bette zugebracht, als es ihm wie ein unerträgliches Feuer in den Adern aufzuckte, immer laſtender däuchte ihn der Kopf zu drücken, die Sinne vergingen ihm, ſeine Zunge klebte am Gaumen, ein unſäglicher Durſt folterte den Elenden. Unruhig wälzte er ſich umher, tödtliche Mattigkeit dehnte ſeine Glieder aus, eine namenloſe Angſt raubte ihm das Bewußtſein. Im Momente, wo er ſich dieſer Symptome bewußt ward, ſprang er vom Lager auf, rief ſeinen Diener, verſuchte, mit dem Fuße ſtampfend, die entſetzliche Schwäche niederzukämpfen und fiel kraftlos zu Boden.

Zu einer Bildſäule des Entſetzens verwandelt, gewahrte der eintretende Lakai den Zuſtand ſeines Herrn.

Das Antlitz des Schwelgers war dunkelroth gefärbt, der Athem flog in verzweifelter Haſt, ein Strom ſchwarzen Blutes rann ihm aus dem Munde; konvulſiviſch warf er ſich hin und her, wilder Glanz leuchtete aus den Augen, bleifarbige Furchen ſtriemten das Geſicht wie die unverhüllten Theile des Körpers, der ganze Menſch trug das deutliche Bild der Zerſtörung zur Schau.

Mit unſäglicher Anſtrengung den halben Körper erhebend, rief Porta den Diener an; ſeine Stimme hatte den

Klang verloren, und lautete faſt wie undeutliches Krächzen aus rauher Kehle.

„Dominik,“ kreiſchte er, die Erſchöpfung ſeiner Lebenskräfte verſpürend, „Dominik, wie ſehe ich aus?“

— Ach, zum Schrecken, Euer Geſtreng! — Wenn ich nicht geſehen hätte, daß wirklich meine Herrſchaft in dieſes Zimmer getreten ſei, ich würde geglaubt haben, jetzt einen Wildfremden zu erblicken. — Es iſt was Eigenes in den Zügen, was ſich mit Worten nicht beſchreiben läßt. —

„Schau meine Zunge an, Dominik.“

— Sie hat ein Ausſehen, wie es mir noch nicht vorgekommen: ſchwarzbraun, wie vom Brande ergriffen.

„Meine Augen aber, Burſche?“

— Starr, ohne Glanz; vor einer Weile noch ſtachen ſie mich ordentlich durch und durch.

„Dominik, ich verſchmachte! gib mir zu trinken; Waſſer, Wein, Blut, Gift, was es ſei, der Durſt verzehrt mich! — Dieſe Wände lodern ja in hellem Feuer auf; was löſcheſt du den Brand nicht, Böſewicht?“

— Er redet irre. — Gnädiger Herr — ich hoffe doch nicht, daß Sie —

„Was Burſche?“

— Daß Sie die — die Peſt —

„Dummrian; ich bin kerngeſund, wie ein Fiſch in der — in der Luft; nur würgt es mich ein Bischen am Halſe. — Sieh doch zu, was für ein Geier ſich mit ſeinen Klauen an meinem Halſe eingehackt hat; — es ſitzt mir auf der Kehle — dumpf und ſchwer. — Sieh' nach, Dominik, guter Dominik!“

Der Bediente beugte ſich ſcheu über ſeinen Herrn. Mit einem wilden Schrei fuhr er zurück.

„Eine Beule — eine Peſtbeule! Jeſus, Maria, Joſeph, — hilf! hilf!“

Ehe noch der Ritter ſich beſinnen konnte, war der Treuloſe zur Thüre hinaus und entfloh mit Pfeilgeſchwindigkeit der gefährlichen Nähe.

Als es ganz ſtill geworden war und Porta ſeine völlige Verlaſſenheit erkannte, da machte er eine krampfhafte Anſtrengung, am Bette emporzuklimmen.

„Ich will nicht krank ſein,“ ſchrie er, „will nicht mit dem gemeinen, nichtsnutzigen, werthloſen Lumpengeſindel ein und daſſelbe Loos theilen, ich will nicht! — Hebe dich weg von mir, ſcheußliches Geſpenſt; ich habe dich beſchieden, bis ich mich vollgeſchwelgt haben würde im Becher des Genuſſes; du kömmſt zu früh und ich will dir kein Recht auf mich einräumen! — Decke meine Haut mit Schwären und Giftblaſen, dränge meinen Athem in die Bruſthöhle eines ſchwindſüchtigen Kindes zuſammen, ſchüre die Gluten aller Feuerberge der Welt in mir an; dennoch ſollſt du mich nicht beſiegen! Ich bin ſtark, ich bin geſund, ich bin ein Rieſe, ich will es ſein!“

Er ballte die Fäuſte, ſchlug mit den Händen wie mit den Füßen wüthend nach allen Seiten und ſpie gegen die Decke hinauf; grün, mit Blut und Schwarz vermengt, ſchäumte es ihm um die Lippen.

„Pfui,“ wüthete er, „pfui über das, was ſie eine Lenkung der Dinge nennen! Mich, den edlen Sohn Hiſpania's, verenden zu laſſen wie einen Hund; — ich fluche dir, du da droben! — Aber ſterben, ſterben will ich nicht, jetzt nicht, will es nicht, der Kanaille gleich und ihr als eine Wurfſcheibe des Hohnes. Ich bin ſtark, ich will ſtark ſein!“

Ohnmächtig fiel er hin, der Brand in ſeinem Eingeweide wurde ſo unausſtehlich, daß der Ritter dem Wahnwitze zu verfallen fürchtete. Er brüllte wie toll, doch bald verließ ihn die Kraft, er ſtöhnte nur mehr ein unzuſammenhängendes Gewirr von Lauten hervor.

Jetzt ließen ſich von Ferne Stimmen vernehmen und Porta, gleichſam elektriſch emporgeſchnellt, kroch auf allen Vieren der Schwelle zu:

„Sie nahen, um mich einzugraben in den ſchwarzen Kaſten,“ lallte er, „ſie ſollen mich — nicht finden; ich bin — zu groß, um das gemeine Schickſal — von Tauſenden zu erleiden. — Ich will ihnen zuvorkommen — aber zuerſt, zuerſt muß ich noch meiner — Rache — Genugthun.“

Und er zerrte ſich die Treppe hinab, das Thor ſtand noch offen, wie es der Diener gelaſſen — er griff mit der machtloſen Hand an die Mauern und taſtete ſich die Gaſſe entlang. Verzweifelt war der Kampf der ſataniſchen Willenskraft gegen den welkenden Körper; aber das Geräuſch der Stimmen, welche, auf den Flügeln des Nachtwindes getragen, ihm ſuchend zu folgen ſchienen, geißelte ihn wie Skorpionenſtich vorwärts; kriechend, taumelnd, fallend, ſich ſchleudernd, gelangte er bis vor Ernſt's Wohnung.

Ein zuckender Schlag an's Fenſter warf die Scheibe ein; der aufgeſchreckte Schläfer erſchien mit einem Gewehre am Fenſter.

„Ernſt,“ ſtammelte Porta mit der angeſtrengteſten Selbſtüberwindung. „Ich kann nicht ſchlafen, denn ich habe — Etwas gegen dich auf dem Gewiſſen. — Verſprich mir — daß du — es mir verzeihen willſt — ſonſt finde ich keine Ruhe!“

— Was iſt's denn? rief Ernſt ungeduldig, rede und warum noch in ſo ſpäter Nacht?

„Verſprich mir zuerſt deine Vergebung!"

— Gerne, aber was iſt's?

„Küſſe mich, Ernſt! — Zum Zeichen der Verſöhnung küſſe mich recht herzlich!"

Der junge Mann reichte, halb grollend über die Störung, halb lächelnd, weil er den Freund trunken glauben mochte, ſeinen Kopf durch's Fenſter; im Nu faßte ihn der Ritter, preßte ihn krampfhaft an ſeine Lippen und ſchrie dann aus erſtickender Kehle:

„Ich war dir noch den letzten Freundſchaftsdienſt ſchuldig! — Ich habe die Peſt — du haſt ſie nun auch! — Vermäle dich nur recht bald mit deinem ſüßen Bräutchen — dem Tode!"

Dominik mit den herbeigeholten Trägern fand ſeinen Gebieter regungslos, ſinnberaubt, auf der Erde.

Wenige Tage nach der vorbemeldeten Schauerſzene ſchritten zwei Perſonen der Gegend des Hauptlazarethes zu, welches dazumal ſchon mit ſo vielen Kranken beſetzt war, daß man an die Eröffnung mehrerer neuen Peſtſpitäler Hand anlegte. Es waren dieſe Wanderer ein junges Frauenzimmer von ſehr einnehmender Geſtalt und ein bejahrter Mann, von dem man nicht recht wiſſen konnte, ob es der Vater oder der Aufſeher der Schönen ſei; — dem Erſteren widerſprach ſeine achtungsvolle Haltung, der letzteren Vermuthung aber das zutrauliche Weſen der Jungfrau. Beide waren anſtändig jedoch prunklos gekleidet und ſchienen in ſehr angelegentliches Geſpräch vertieft.

„Sie ſtiften das Werk eines Engels, meine hochpreisliche Freundin,“ ſagte der Mann, „aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Sie ſich dem ſicheren Tode in den Rachen werfen. Truculentissima sane, bemerkt ein medizíniſcher Autor, et vere feralis, tenensque principatum inter generis humani flagella, est typhus pestilentialis.“

„Lieber Herr Magiſter,“ erwiederte die Gefährtin, „Ihre lateiniſchen Sprüche werden mich nicht bekehren. — Ich habe mich mit meiner Mutter berathen, ſie hat, mit Thränen zwar, mein Vorhaben gebilligt und hat Frau Walburgen, bis Herr Traut aus der Kontumaz erlöſt iſt, zu ihrer Pflege in's Haus genommen; darauf habe ich der oberſten Behörde meine Dienſte als Krankenwärterin angeboten und man hat mir nicht nur willfahrt, ſondern ſogar mich durch übergroßes Lob beſchämt. — Ich thue ja nur eine Chriſtenpflicht, wie ſie von ſo vielen wackeren Menſchen in dieſer traurigen Zeit geübt wird, — was iſt da zu bewundern oder zu loben? — Haben nicht Sie ſelbſt, würdiger Mann, ſich der gleichen Obliegenheit unterzogen, welcher wir fü[illegible]ns Beide zu ſtellen gehen?“

— Das iſt ein himmelweit Anderes, Verehrteſte. — Ich bin ein alter Knabe, zu nichts mehr tauglich als zur Aufopferung für beſſere Leute; ein mürriſcher, langweiliger, tadelſüchtiger Geſelle, laudator temporis acti me puero; aber Sie? — ein blühendes, vom Glücke begünſtigtes, zartes Mägdlein und — —

„Eine Egoiſtin, Herr Magiſter! — Schwerlich würde ich ſo gehandelt haben, wenn mich nicht die Hoffnung beſtimmt hätte, vielleicht Etwas von dem unglücklichen Ernſt zu erfahren, den man, wie Sie ausforſchten, als Peſtkranken wegtrug und welchen wir bereits in dem für wohlhabende

Patienten eingerichteten Hauſe in der Währingergaſſe vergeblich ſuchten. Vielleicht, ſo liſpelt mir eine ſüße Ahnung zu, vielleicht kann ich für ihn thätig ſein, ihn retten!“

— Vergeſſen Sie nicht etwa, daß Sie nur zur Pflege der weiblichen Siechen zugelaſſen werden können? —

„Ich weiß es; doch ich werde in ſeiner Nähe ſein, werde die Wärter gewinnen — werde —“

— Nichts ſollen Sie, als auf mich vertrauen, denn faſt nur um Ihretwillen habe ich dieſen ſchweren Beruf auf mich geladen. Damit ich Ihre Stelle vertreten, Ihren Schützling warten könne, gegen welchen ich übrigens ſelbſt einigermaßen im Unrechte bin, blos darum hab' ich mich Ihnen angeſchloſſen; ſehen Sie Ihren Vater in mir; Maria, ich will für Sie gerne ſterben!

Schluchzend drückte Maria dem Greiſe die Hand und ſprach gerührt: „Nie, nie werde ich Ihnen das vergeſſen, biederer Mann; Sie ſollen von nun an wirklich mein zweiter Vater ſein!“

Ein Paar Minuten ſpäter langten Sie am Thore des Lazareths an, vor welchem ihnen ein großer Galgen entgegendrohte, deſſen Anblick man nun faſt allerorten begegnete. Sie wieſen ſich bei dem Portiere aus und wurden eingelaſſen, um dem Vorſteher der Anſtalt vorgeführt und einer Beſtimmung zugewieſen zu werden.

Es war ein trauriger Ort, welchen ſie betreten hatten. Die Luft lag dick über demſelben und Bilder des Todes grinſ'ten jedem Fußtritte entgegen. Sie trafen in kurzen Worten ihre letzten Verabredungen, wechſelten ihre Kleider und begaben ſich unverweilt an ihr frommes Tagewerk nach der Weiſung des Vorſtandes. Maria beichtete noch zuvor und bat den Magiſter, falls ihr etwas Menſchliches begegnen ſollte, ihre Mutter nicht zu verlaſſen; darauf winkte ſie ihm mit dem Tuche ein ſprachloſes Lebewohl zu und folgte der Oberwärterin.

Das Lazareth war in zwei Theile geſchieden, wovon der eine für männliche, der andere für weibliche Kranke beſtimmt war; dieſe Hauptabtheilungen hatten wieder Sektionen für die Geneſenden und für die noch Leidenden.

Die Männer waren in fünf Lokalitäten untergebracht, die Frauenzimmer in acht; ſämmtlich nach Heiligen der chriſtlichen Legende benannt, als: Lazarus, Sebaſtian, Thomas, Rochus und Martin in der einen, Anna, Roſalia, Barbara, Katharina, Margareth, Suſanna, Eliſabeth und Magdalena in der zweiten Hauptabtheilung; ein eigener Saal empfing peſtkranke Kinder. Maria half zuerſt in dem letzteren Zimmer aus.

Es war rührend zu ſehen, mit welcher liebevollen Sorgfalt die Jungfrau ſich der hilfloſen Geſchöpfe erbarmte, Tag und Nacht an ihren Betten wachte, nicht die geringſte Vorſchrift der Ärzte außer Acht ließ und Alles auf eine ſo geſchickte, anſtellige und ſinnige Weiſe vollzog, als ob ſie bei dem düſteren Geſchäfte aufgewachſen, oder als ob ſie eine rechte Mutter dieſer armen Würmer wäre. „Mit dieſem Mägdlein,“ äußerte der Oberkrankenvater eines Tages laut, „iſt der Segen in das Haus gekommen; es ſterben ein Drittel weniger als zuvor.“

In der Apotheke traf Maria zuerſt den Magiſter wieder; er diente in St. Rochus und gefiel ſich außerordentlich in ſeinem Wirkungskreiſe. „Ich bin Ihnen ſehr dankbar, Töchterchen,“ verſicherte er; „man verſpürt ordentlich was Rechtes in ſich, wenn man ſo die unglückliche Kreatur unter ſeinen Händen gedeihen, oder ſelbſt wenn man ſie ſterben ſteht; denn im letzteren Falle erkennt man es doch erſt klar, was für eine Wohlthat ein reines Gewiſſen, ja auch ſchon der bloße Gedanke iſt, Niemanden auf der Welt hinter ſich zu laſſen.“

Von Ernſt wußte er noch Nichts.

Wegen der ſtets wachſenden Zahl von Kranken hatte man im ſogenannten Bäckenhäuſel die vier unteren Zimmer ebenfalls zur Aufnahme der Infizirten adaptirt, ja ſogar auf dem freien Hofplatze des Hauſes drei lange Breterhütten zum Behufe der Rekonvaleszenten aufgeſchlagen und ſie mit dem Lazarethe mittelſt eines über den Hohlweg führenden Steges in Verbindung gebracht. Den Leidenden wurde die ſorgſamſte Pflege gewidmet; doch die Menge der Opfer war noch fortwährend im Steigen. Alle Geſtorbenen wurden auf dem Friedhofe des Lazareths entweder in eigenen Gräbern oder in Gruben beerdigt, — ſonderliches Gepränge fand dabei nicht Statt. — Den Geneſenen hingegen gab man neue Kleider und wies ſie in die Kloſterneuburger-Au zur Kontumaz, nach welcher ſie frei gegeben wurden; auf weitere Schilderungen kann man ſich, des Raumes wegen, hier wohl nicht einlaſſen.

Maria und Roſenberg eigneten ſich im Kurzen die ganze therapeutiſche und diätetiſche Behandlungsweiſe der Kranken vollkommen an und widmeten ſich den ſelbſterwählten Pflichten mit beiſpielhafter Hingebung; ſie bei den Kindern und weiblichen Kranken, er im Lazarethe der Männer; Beide wurden gewöhnlich als Muſter treuer, unermüdlicher Warteperſonen genannt.

Es würde zu weit führen, ſollten hier all' die mannigfaltigen Kurmethoden beſchrieben werden, deren man ſich zu jener Zeit bediente; das ſchweißtreibende Prinzip ſcheint dasjenige geweſen zu ſein, von welchem man am eheſten ein Heil verhoffte; die Beulen und Brandblättchen wurden zur Zeitigung gebracht oder mit Feuer ausgeſengt; das frühere und häufigere Eintreten derſelben galt für ein hoffnungsvolles Anzeichen. Übrigens wirkte hier eine ſorgſame Pflege, wie in allen Krankheiten, ganz beſonders förderſam, und unſere beiden, freiwilligen Arbeiter im Dienſte der Menſchheit, richteten auf eine ſolche alle Kraft ihrer Seelen.

Fromme Thätigkeit gibt jederzeit heiteren Muth, und ſelbſt phyſiſche Behaglichkeit; — Maria wie der Magiſter fühlten ſich daher, inmitten des Verderbens, wohl und rüſtig; die Erſtere würde es noch weit mehr geweſen ſein, wenn ſie nicht Tag für Tag die Erwartung, über Ernſt in's Klare zu kommen, ſich weiter entrückt erkannt hätte.

Leider gewann es aber mehr und mehr den Anſchein, daß der Jüngling als Beute des Typhus gefallen ſei; denn lebte er noch, ſo mußte ja, wenn er nicht perſönlich zum Vorſcheine kam, wenigſtens ſein Name in den Büchern des Lazareths zu finden ſein, und weder in der einen noch in der andern Beziehung fühete alle Nachforſchung zu einem Reſultate. In den übrigen Aushilfsſpitälern hatte man auf geeignetem Wege Erkundigungen gepflogen; allein man gedieh auch hiermit zu keinem Erfolge: Maria tröſtete ſich zuletzt nur noch mit dem Gedanken, daß Ernſt hergeſtellt worden und vielleicht aus der todterfüllten Gegend fortgezogen ſei. Die Wahrſcheinlichkeit dieſer Vermuthung war um ſo größer, weil die Sterberegiſter durchaus ſelbſt nicht einmal einen ähnlichen Namen darboten und man Marien gewiß von Seite ihrer Verwandten Notiz gegeben hätte, wenn er irgend ſichtbar geworden wäre. Allerdings ſchien es möglich, daß der Kranke ſchon ſterbend aus ſeiner

Wohnung wegtransportirt und von gewiſſenloſen Trägern ſogleich in die Leichengrube geworfen wurde; — wirklich erzählte man derlei Fälle — doch von dieſer troſtloſen Vorſtellung wendete ſich die Liebe mit Abſcheu hinweg; ſie hält ja ſo gerne noch den Strohhalm feſt, welcher ihre Hoffnungen über der verſchlingenden Flut erhalten mag.

Eines Tages kam Roſenberg athemlos an die Thüre von Marien's Abtheilung, winkte ihr und entfernte ſich wieder; es war dies ein verabredetes Signal, wenn ſie ſich eine Mittheilung zu machen hatten: die Apotheke, die Küche oder der Speiſeſaal waren dann die Orte des Stelldichein.

Sobald es anging, begab ſich die edle Wärterin hinaus und traf den Magiſter bereits, ihrer harrend.

„Gefunden,“ rief er Marien entgegen und rieb ſich vergnügt die Hände.

Die Jungfrau klammerte ſich an einen Seſſel; es flimmerte ihr vor den Augen.

„Ernſt?“ fragte ſie.

— Er iſt gerettet.

„Gott iſt gnädig! Habe Dank, o Himmel; du lohnſt mich überreich!“

— In St. Marcus hat er gelegen, eben da, wo auch der liebe, alte Vater Traut beherbergt war; genas gleich Jenem und beſtand die übliche Kontumaz in der Kloſterneuburger-Au. Ein Krankendiener hat mir Alles erzählt und nicht genug die chriſtliche Ergebung rühmen können, ſo der Burſche dargethan. Ich habe ihm auch Alles verziehen, und ihn wieder ganz in sinum amoris mei aufgenommen.

„Und wo iſt er nun?“

— Er war bei Ihrer Mutter, Liebchen, vernahm Ihre hochherzige Aufopferung und wird — wird Sie beſuchen.

„Um Gotteswillen nicht! — Er, der Schwache, kaum dem Tode Entronnene! — Wie leicht könnte er — — —“

—Paperlapap! Er iſt ein Mann und kennt ſeine Schuldigkeit. Wem Gott ſo hohe Gnade erwieſen als ihm, der iſt ein Schuft, wenn er den Tod noch ferner fürchtet. — Mit einem Worte: Ernſt hat ſich, gleich uns, zum Dienſte des Lazareths gemeldet, heute iſt eine neue Lieferung von Krankenwärtern hier eingetreten — da haben Sie ihn!

Er kam, er weinte zu ihren Füßen, er war ſelig im Wiederſehen der engelgleichen Dulderin; man male ſich die Szene übrigens mit allen Farbentinten der Phantaſie, mit allen Tönen des Gefühles aus; ihre Großartigkeit wird dennoch unerreicht bleiben. Der Himmel öffnete ſich über den Häuptern der Glücklichen — ihre Blicke, hinaufwärts gerichtet, waren die beredteſte Sprache ihres Dankes. Ein Schauſpiel dieſer Art und an dieſem Orte, gehörte gewiß zu den Seltenheiten; allein deſto erhabener ſtach es gegen die Umgebung ab. — So ſteigt bisweilen aus faulem Moore ein Eiland, mit würzigem Grün bekleidet, empor, ſo keimt manchmal eine friſche Roſe zwiſchen wüſten Neſſeln!

Am 22. Oktober 1713 ſtand eine Gruppe von fünf Perſonen, darunter zwei Männer und drei Frauenzimmer, unter dem Schwibbogen des „zur Brandſtadt“ genannten Hauſes auf dem Stephans-Freithofe, des Zuges harrend, welcher ſich, von dem allerhöchſten Hofe ſelbſt begleitet, nach dem Dome in Bewegung ſetzen ſollte, um vor dem Altare Gottes das Aufhören der Peſtilenz zu erflehen. Es beſtanden dieſe Fünf aus Herrn Traut und ſeiner Ehehälfte, dann aus Frau Bender mit Marien und Ernſt, welche die kleine Geſellſchaft bildeten; die beiden Letzteren waren wegen merklicher Abnahme ihrer Kräfte ſeit einigen Tagen aus dem Lazareth entlaſſen worden. Alle ſchauten ſich mit leuchtenden Blicken an, und in der That war ein Freundeskranz, aus welchem das graſſirende Ungethüm kein Blättchen geriſſen, ein eben ſo bewunderungswürdiger als vergnüglicher Anblick.

„Jetzt fehlt nur noch der brave Magiſter,“ warf Herr Traut hin, „und wir wären wieder vollzählig wie in den Tagen des Glückes!“

„Er war nicht zu bewegen,“ ſagte Ernſt auf dieſe Erinnerung, „um keinen Preis wollte er mit uns heraus. — Laßt mich mein Penſum vollenden, ihr Treuen, wendete er unſeren Vorſtellungen ein, der Herr hat es gut mit mir gemacht; ich war nie ſo heiter als jetzt! Wer weiß auch, was für ein ſchweres Pakt Sünden dafür von meinen Schultern genommen wird! — Zumal gegen dich, mein Ernſt, bin ich in großer Schuld!“

„Der Ehrenmann,“ bemerkte Frau Walburga, „wie käme der zu Sünden und Schuld!“

„I nun, Mütterchen,“ fiel Maria ein, „wir haben Alle unſer Theil zu tragen, der gute Magiſter freilich ein ſehr kleines! — Übrigens geht Ernſt jeden dritten Tag hinaus und ſieht nach dem alten Manne, damit ihm nichts fehlt; auch banden wir ihn dem Obervater auf die Seele und die Ärzte verſprechen ja allgemein, daß mit der rauhen Jahreszeit das Übel unfehlbar erlöſchen werde.“

„Wollte Gott,“ rief Ernſt, „ſo brauchte man wenigſtens nicht mehr für das Leben ſeiner Theuern zu zittern! — Für mich wird leider das rauheſte Prüfungsſtadium wohl nun erſt beginnen.“

„Wie ſo? wie verſtehen Sie das?“ unterbrachen ihn die Anderen und blickten beſorgt auf den Jüngling; jetzt erſt gewahrten ſie den düſtern Ausdruck ſeiner Züge und die Kummerfalten, welche ſeine Stirne umlagerten.

„Gleich bei meiner Rückkunft von der großen Bühne des Todes habe ich das Nöthige eingeleitet, um mich über den Stand meines Vermögens zu vergewiſſern. — Es iſt, bis auf wenige Reſte, — dahin!“

„Gerechter Gott!“ jammerten die Freunde, — Ernſt fuhr fort:

„Meine wahnſinnige Verſchwendung, Spiel und Speichellecker hatten das Erbe, welches ohnehin geringer ausfiel, als zu vermuthen ſtand, — ich wußte dies längſt, — ſehr geſchmälert; doch lag noch ein bedeutender Poſten in dem Hauſe eines mir als ſicher geſchilderten Kaufmannes. So eben erhalte ich nun die Nachricht, daß er mit allen Kapitalien, welche ihm anvertraut geweſen, entflohen und in die neue Welt gegangen ſei; die Maßregeln, um ſeiner habhaft zu werden, erwieſen ſich ſämmtlich als nutzlos. Während meiner Krankheit iſt überdies auch mein Diener, ein Burſche, deſſen Treue ich mein Leben anvertraut haben würde, ſammt allem Silber und ſonſtiger Habe von Werth, unſichtbar geworden, — ich bin ein Bettler!“

Mancher von den Hörern mochte bei des jungen Mannes Trauerbericht an das Walten einer ewigen Vergeltung gedacht haben; doch war Niemand unzart genug, den Bedauernswürdigen mit Vorwürfen zu quälen, mitleidig ſchauten ſie auf ihn, man ſah es an dem Ausdrucke ihrer Mienen, daß Jeder den Schmerz des Verluſtes mitempfand. — Dumpfes Schweigen ehrte die Klage des Unglücklichen.

„Der Herr hat es gegeben, der Herr weiß, warum er s nimmt,“ unterbrach endlich Vater Traut die Stille, „laſſet uns nicht murren gegen ſeine Rathſchlüſſe! Jetzt iſt Thatkraft die Loſung, Ernſt! Jetzt die Füße und Hände und das Bischen Erlernte in Bewegung geſetzt; ein geſunder junger Mann hilft ſich bald durch die Welt. — Haben ſich außerdem Verdienſte erworben, auf die man im geeigneten Falle zeigen kann; nur den Kopf nicht verloren, ein Dienſtchen geſucht und fein beſcheidene Saiten aufgezogen, unſer Herrgott verläßt keinen Deutſchen, und am Ende iſt Mathias Traut noch da, der für ſeine Freunde die Thüre nicht verſchließt, wenn ſie ſeiner bedürfen.“

„Und auf mich zählen Sie in Noth und Tod nicht minder!“ fügte Frau Bender hinzu.

Der Jüngling drückte die dargebotenen Hände mit innigem Dank und rief ſchmerzlich aus:

„O dieſe Güte bringt mich um den Verſtand! — Ich war ein liederlicher, leichtſinniger Gauch, balgte mich im Pfuhl mit Schandgeſellen und Lotterbuben herum, aber ich blieb immer ihren rohen Ausſchweifungen fremd; wie ſchwer ich auch fehlen mochte, meine Ehre habe ich gerettet; warum denn alſo dieſen vernichtenden Streich über das am wenigſten ſchuldige Haupt? — Mich dauert nur, daß das ſchöne Vermögen, an welchem der Ohm ſein ganzes Leben lang ſparte und ſammelte, ſo nichtsnutzig verloren ging. Betrüger, Schlemmer, Diebe mäſten ſich davon, und ich — ich bin faſt ſchon ein Hohn der Gaſſenjungen geworden! Meine liebſten, heiligſten Wünſche wehen wie Spreu vor dem Orkane dahin und der Winter wird meine Gebeine in Eis verwandeln! Fluch, Fluch über den Leichtſinn: er iſt ſchrecklicher als die Peſt, er beſchwört auf alles Glück den unabwendbaren Tod herab!“

„Vater unſer, der du biſt im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich!“ —

Alſo ertönte es jetzt vom „Stock im Eiſenplatze“ her, und man bemerkte die vorderſten Paare der Prozeſſion. Im wärmſten Gebete ſchritt der Zug langſam vorwärts, die Maſſe der Stimmen quoll immer gewaltiger heran, das ſchöne Gebet des Herrn vereinigte alle Kehlen, alle Lippen, alle Herzen zu einem rührenden Hymnus. Die hocherhobenen Hände, die thränenden Blicke, der inbrünſtige Ruf Aller, boten ein ergreifendes Schauſpiel, welchem auch Ernſt nicht widerſtehen konnte; er warf ſich neben den Anderen auf die Steine und betete in herber Zerknirſchung:

„Dein Wille geſchehe wie im Himmel alſo auch auf Erden!“

Gleich einem begütigenden Echo murmelte die entſagende Bitte zu ſeiner Rechten nach: es war Maria, ihr Blick verſicherte ihn, daß er mit ſeinem Erbe nicht auch ihr Herz verloren habe.

Immer näher rückte nun die andächtige Schaar, und bald entfaltete ſie ſich vor den Blicken unſerer Freunde. — Auf Befehl Kaiſer Karl VI. hatten am obengenannten Tage die Bürgerſchaft, der Klerus, nebſt den Staats- und Stadt-Behörden ſich in der Kirche zu St. Michael verſammeln müſſen, um von dort aus im feierlichen Zuge einen Bittgang nach der Domkirche von St. Stephan anzutreten. Bei dieſer Prozeſſion, und um derſelben eine deſto größere Bedeutung zu geben, wurden die Reliquien des heiligen Karolus Borromäus, von dem Fürſterzbiſchofe zu Wien im vollen Ornate begleitet, nach der Metropolitankirche übertragen; der Monarch ſelbſt, von dem geſammten Hofſtaate, dann von ſeinen Miniſtern und Würdenträgern umgeben, folgte dem Zuge.

Langſam ſchritten die bußfertigen Wanderer vorwärts bis zu dem Rieſenthore, durch welches ſich die Prozeſſion, unter beſtändigem heißen Gebete und dem Läuten aller Glocken, bis zu den Stufen des Hochaltars bewegte. Hier warf ſich der fromme Kaiſer auf die Knie und leiſtete, Angeſichts der ganzen Verſammlung, das Gelübde, zu Ehren des heiligen Karl, ſeines Namenspatrons und Beſchützers, in Wien eine neue Kirche aufzuführen, deren trefflicher Bau ihm zu ſonderlicher Glorie gereichen ſollte. Die Worte, in welchen er dieſes Gelöbniß kund that, lauteten alſo *):

„Im Namen des dreieinigen und allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! — Allerhöchſter, unbegreiflicher, gerechter, langmüthiger und barmherziger Gott und Herr! — Ich, Karl, an dem Hochaltare deiner Kirche kniend, erkenne und bekenne, als dein Diener, heute in Demuth vor Dir, daß ich und mein Volk vor Dir geſündiget haben in Gedanken, mit Worten und Werken, alſo zwar, daß durch deine ſchwere Hand Verwirrung und Todesſchreck unter uns allgemein entſtanden iſt. Durch dieſe deine Strafe gewarnt, bitten wir Dich nun um Vergebung unſerer Schulden, denn in deiner Barmherzigkeit heilſt Du, was Du ſchlägſt, und führeſt wieder zurück zum Leben, was Du bereits zur Todespforte hinführteſt. In Erkenntniß deines gnädigſten Willens ſage ich Dir, als dem Herrn alles Lebens, aus andächtigem Herzen Dank, und hoffe zuverſichtlich, daß Du, o Gott, unſer Erretter, indem wir auf Dich allein hoffen, unſer Schild wider die Pfeile des Unglücks ſein und uns, wie den Provinzen unſeres Reichs, mit dem Leben auch die vollkommene Geſundheit ſchenken

---

*) Der Text iſt urkundlich verbürgt.

werdeſt. Daher ich auch für mich, für meine Angehörigen, für meine Königreiche und Provinzen anmit verſpreche und gelobe, daß ich, zur Vermehrung deines Ruhmes und zur mehreren Aufnahme unſeres allerheiligſten Glaubens, eine neue Kirche, unter dem Titel des heiligen Karl von Borromä, erbauen und Mittel und Sorge aufbieten werde und will, damit in jener Kirche zu ewigen Zeiten um Abwendung der Peſt von dieſen Landen nach einem, mit der Glocke dem Volke zu gebenden Zeichen, täglich eine ſtille Meſſe, am Donnerſtage jeder Woche aber eine geſungene abgehalten werde, da auch zu gleicher Zeit Nachmittags der heilige Roſenkranz mit fünf Abſätzen, und die lauretaniſche Litanei ſoll gebetet werden zur Auferbauung aller Gläubigen. Gleichwie ich ferner mich, meine Nachfolger im Regiment und die Stände meiner Provinzen vor Dir, o Gott der Herrlichkeit, zur Erfüllung ſolchen Sühnungsgelübdes verbinde und pflichtig mache, um Dir für deine Wohlthaten zu danken, Vergebung zu erflehen und Abwendung aller Übel zu erbitten; ſo will ich Dich auch durch die unendlichen Verdienſte Jeſu Chriſti, unſeres Heilandes und Urhebers alles Lebens, und durch die häufigen Verdienſte der ohne Makel empfangenen allerheiligſten Jungfrau Maria, dann der Heiligen: Joſeph, Stephan des Königs, Wenzel, Adalbert, Veit, Januarius, Koloman, Leopold, Maximilian, Florian, Ägidius, Domitian, Cyrill, Methudius, Caſſian, Virgilius, Hermagoras, Fortunatus, Achaz, Quirin, Modeſtus, dann der heiligen Frauen: Eliſabeth, Hedwig, Thereſia, Roſa, Roſalia und anderer Schutzpatrone fußfälligſt und inbrünſtig gebeten haben, Du möchteſt dieſes Opfer meines aus zerknirſchtem Herzen entſprungenen Gelöbniſſes Dir, o mein Gott und Herr, gefallen laſſen, und auf den Dir und dem h. Karl Borromä gelobten Tempel, auf dieſes Heiligthum, deſſen Steine auch bei unſerem Schweigen das Lob deiner Huld verkündigen werden, als auf das Zeichen eines zwiſchen Dir und uns, vermittelſt deiner Gnade geſchloſſenen Bundes, von deinem himmliſchen Throne herabſchauen, und ſelbes bewahren, damit Du, o großer Gott, in deiner unerſchöpflichen Güte Dich unſer ſtets erinnerſt, und damit wir all' deiner Befehle, Gerichte und wunderbaren Werke jederzeit eingedenk, und ledig jeglicher Furcht vor den Übeln des Krieges, wie des Hungers und der Peſt, ſowohl die noch übrigen Glieder unſerer kaiſerlichen Familie gerettet, als auch nach unſerem Wunſche und Gebete unſer Volk mit ſonderheitlichem Segen immer begabet ſehen möchten; ein welches ich, Karl, dieſes Namens der Sechſte, welcher ich zur Haltung dieſes Gelübdes Dir, o Gott, unnachſichtlich verbunden ſein will und ſoll, andächtiglich wünſche, hoffe und von deiner unendlichen Erbarmung erflehe."

Alle Augen waren naß bei dieſem mit der ganzen Inbrunſt eines gottergebenen Herzens geſprochenen Gebete, tauſend Votivſpenden wurden im Stillen gelobt und jeder beugte ſich ergebend vor dem höchſten Lenker der Dinge. Hernach brach der Zug in gehöriger Ordnung wieder auf und die fromme Menge zerſtreute ſich nach verſchiedenen Richtungen.

Der erſte Blick, welchen Ernſt vom Boden erhob, traf auf eine Geſtalt, deren Anblick ihn wie mit Fieberſchauern durchzitterte, weil ſie das Angedenken einer Zeit auf der Stirne trug, welche er gerne für immer in den Abgrund der Vergeſſenheit verſenkt hätte; es war Dominik, Porta's Diener.

Schüchtern näherte ſich der Burſche unſerem Helden und begrüßte ihn mit zaghaftem Nicken; er ſah abgeriſſen und dürftig aus, der Stempel des Elendes bezeichnete ſein ganzes Weſen. Ernſt warf ihm ein Geldſtück in die Mütze.

„Was iſt aus deinem Herrn geworden?“ fragte er dumpf.

— Die Peſt hat ihn weggerafft. Er lachte ſtets darüber und frevelte gottlos; ſein Tod war ſchauerlich. — Gott ſei uns armen Sündern gnädig!“

„Ich verzeihe ihm! Amen!“ rief der Jüngling und entwich in den dichteſten Haufen der Fußgänger.

Durch öffentlichen Ausruf waren mittlerweile jene armen Leute, welche aus der Reſidenz nicht abgeſchafft werden konnten, jedoch auch keine zureichenden Unterhaltsquellen zur Nahrung für ſich und für ihre Angehörigen beſaßen, aufgefordert worden, ſich nach der Spitelau, einer Inſel des Donauſtromes, zu verfügen, wo man ihnen für die Dauer der Peſtgefahr den unentbehrlichſten Unterhalt zu geben verhieß. Viele folgten dieſer menſchenfreundlichen Einladung; andere wollten aber, entweder aus falſchem Ehrgeize oder aus ſonſtigen Gründen, von dieſer Wohlthat keinen Nutzen ziehen und verharrten ſtörrig in ihrem Elende; ohne dieſe Widerſpenſtigkeit wäre der Ziffer der Todesfälle vermuthlich bedeutend geringer geblieben. Wenn man indeſſen ſolche Thoren entdeckte, und ihre mißliche Lage erfuhr, wurden ſie ohne weiters durch die Rumorſoldaten oder durch die Grundwächter eingepackt und nach der Spitelau abgeführt: die Summe der in dieſer Inſel vom 13. April 1713 bis zum 17. Juli 1714 aufgenommenen Armen, wird von verſchiedenen Schriftſtellern abweichend angegeben; doch war ſie ſehr beträchtlich. —

Aufwärts von der Mündung der Als, zwiſchen dem Lichtenthale und der Brigittenau, wandelte, am dritten Tage ſpäter, Ernſt, mit ſehr bekümmertem Herzen. Es war plötzlich, da man ein Paar Tage verhindert geweſen, nachzuſehen, die Nachricht eingelaufen, Magiſter Roſenberg ſei im Lazarethe von dem Typhus befallen und zwar glücklicherweiſe gerettet worden; doch habe er durchaus verlangt, in die Spitelau zur Rekonvaleszenz befördert zu werden, da er zu arm ſei, um ſich eine beſondere Pflege zu verſchaffen, ſeinen Freunden aber nicht beſchwerlich werden wolle. Ernſt wußte ſich in Manchem ſchuldig gegen den Greis, dem er andererſeits zu ſo hohem Danke verpflichtet war; — ohne deshalb ſeinen Vertrauten etwas Näheres zu eröffnen, machte er Alles, was zu ſolchem Zwecke geeignet erſchien, zu Gelde und wallfahrtete nach der Au, feſt entſchloſſen, ſein Letztes für den Biedermann zu opfern, welchem er tief verpflichtet war, in Zukunft für ihn zu arbeiten, nöthigenfalls auch zu betteln; keine Sühne ſchien ihm zu herb, um nicht durch ſie das Brandmal ſeines Undankes wegzutilgen.

Die Spitel- und die Kloſterneuburger-Au waren Eilande am Donauarme nächſt Wien, in der Richtung von Ernſt's Wege liegend; beide Auen grenzten an einander, und waren blos durch einen Waſſergraben getrennt, während ſie durch einen Steg mit einander Verbindung hatten. In einer jeden von ihnen hatte man ſieben große Baraken von Holz erbaut, wovon jene in der Spitelau ſechs, jene in der Kloſterneuburger-Au aber vier und achtzig Verſchläge oder beſondere Unterabtheilungen zählte. Die Verſchläge in den Kontumazhütten waren für den Bedarf der Bewohner mit gemauerten Kaminen oder Öfen verſehen worden; in der Spitelau hatte man ſtatt derſelben rings um die Wohnſtellen Erdgruben angelegt, und zu einer Art von Feuerherden eingerichtet, bei deren jedem drei, vier bis fünf Parteien gemeinſchaftlich waſchen, kochen und ſich wärmen konnten. In der Mitte befand ſich in beiden Auen ein Brunnen mit trinkbarem Waſſer, und im Hintergrunde der Anlage ſah man eine hölzerne Kapelle mit einer Uhr und einem Glöcklein, welches zum regelmäßigen Gottesdienſte berief. Es waren eigens zwei Weltprieſter hier exponirt, um den kirchlichen Ritus und die Seelſorge zu beſtreiten, ſogar des Unterrichts der Kinder war nicht vergeſſen worden. Für jede Au war ferner ein Beſchauer, ein Obervater, ein Profoß, vier Übergeher, ein Krämer, ein Wirth, ein Bäcker und ein Koch bewilligt, deren Wirkungskreis auf das Genaueſte vorgezeichnet erſchien. Um zu verhüten, daß Niemand entweiche, wurde die Spitelau von einem Lieutenant, vier Unteroffizieren und achtzehn Gemeinen, die Kloſterneuburger-Au dagegen von einem Korporal und dreizehn Mann Wache behütet; auch hier ſchreckten an den Ausgängen drohende Galgen vor Fluchtverſuchen zurück.

Bei dem Eintritte des Herbſtes hatte die Peſt allerdings einen etwas milderen Charakter angenommen, es zeigte ſich nun aber, wegen der rauhen Temperatur, eine neue Vorſorge für die Geneſenden und Kontumazirten nöthig, da der Aufenthalt in den hölzernen Baraken, ſowohl im Lazarethe als in den Auen, leicht gefährliche Folgen nach ſich ziehen konnte. Es wurden dieſemnach ein Paar Häuſer in der Roſſau und eines zunächſt des ſogenannten Bäckenhäuſels gemiethet, damit die Rekonvaleszenten zweckmäßiger ubizirt ſeien; in der Spitelau verdoppelte man die Wände der Hütten und polſterte den Zwiſchenraum mit Erde aus; im Laufe des Winters bis zur anhaltenden günſtigen Witterung betheilte man überdies die Armen mit Stroh und Brennholz; der Wohlthätigkeitsſinn der Wiener zeigte ſich in reichen Spenden an Kleidung und anderem Bedarfe.

Es machte einen unerquicklichen Eindruck, durch dieſe Stätten des Jammers hinzuwandeln, und Ernſt's düſtere Stimmung paßte wenig dazu, um dem Orte eine freundlichere Färbung zu geben. Trotz der pünktlichſten Ordnung und der größten Reinlichkeit traten allenthalben die Spuren der bitterſten Armuth hervor; abgemagerte, halb nackte Gerippe wankten auf dem zertretenen Grasboden umher; die berußten Wände der Baraken, die tiefe Stille ringsumher, das raſſelnde Laub der welken Bäume, der graue Himmel und das monotone Krächzen hungriger Wintervögel bildeten ein Ganzes von wahrhaft peinlicher Wirkung.

Mit ſeinem Erlaubnißſcheine bewehrt, hatte unſer Pilger die Förmlichkeiten der Einführung überſtanden, ſchlenderte den leeren Raum entlang und trat in die nächſte Bretterbude. Ein häßlicher Dampf wallte ihm entgegen und eine ganze Gallerie von perſonifizirten Abbildungen der Noth erhob ſich von der Erde, oder von elenden Sitzen. Sein Weniges vertheilend, fragte der junge Mann nach dem Magiſter; man wußte ihm aber keinen Beſcheid zu geben. Da ſprangen ein Paar Kinder aus einem Winkel der Hütte vor und riefen:

„Roſenberg? — Ei, das iſt ja unſer lieber, freundlicher Lehrer, welcher uns von dem guten Gott erzählt und uns öfters Brot und Kipfel und Schuhe und Kuchen gegeben hat. — Kommen Sie, Herr, wir wollen Sie zu Vater Roſenberg führen!“

Befremdet hörte Ernſt dieſe Reden; denn wie kam der Magiſter zu dem Gelde, um Andern Gutes zu thun, er, der ſelber gewöhnlich mit ſeinen Bedürfniſſen zu kämpfen hatte? — „Er mag wohl einen Gönner oder Menſchenfreund gefunden haben,“ dachte der Bekümmerte, „ich wünſche es ihm von Herzen; doch dann entgeht mir auch die letzte Möglichkeit, ihm zu vergelten!“

Der Jubel der Kinder lockte den alten Mann aus der hinterſten Hütte an's Tageslicht; wonnetrunken begrüßte er ſeinen ehemaligen Freund.

„Ich bin gekommen, Roſenberg,“ eröffnete Ernſt das Geſpräch, „um Euch im Namen der Freunde auszuſchelten von wegen der Hinterliſt, ſo Ihr geübt. Pfui, daß Ihr ſo böslich unſer vergeſſen, und Euch gegen Freunde verhalten konntet, als ob Ihr mutterſeelenallein auf der Welt wäret!“

—Schilt nur, mein Junge, entgegnete der Alte, indem er ſich die Augen wiſchte, Ihr habt ein Recht dazu, denn ich habe wirklich nicht gethan, wie ich ſollte; aber nehmt mir's nicht übel, es iſt einmal ſo meine Art, von der ich nicht laſſe: naturam expellas furca, tamen usque recurret. — Sonderlingsgrillen, weiter nichts, — habe immer daran laborirt: — ich wollte, nun ich die peſtilenzialiſche Schule einmal begonnen, alle Kurſe derſelben mitmachen, um dermaleinſt zum Doktor promoviren zu können. Das Lazareth hatte ich ausgekoſtet, nun ging's gleich in Einem Aufwaſchen hin, wenn ich das Leben in den beiden Auen auch ein Bischen mitmachte; — blos deswegen, nicht aus Verachtung Eures guten Willens, erbot ich mich, um nicht ange Weile zu haben, zum Schulmeiſter für die Armuth n dieſen Enklaven. — Du weißt ja längſt, Amice, daß ich mmer an einem kleinen Sporne litt.

„Das Geſchehene iſt nun nicht mehr zu ändern; aber ich habe den Auftrag, Euch stante pede einzupacken und darf ohne Euch gar nicht zurückkehren. Macht Euch alſo bereit, den Staub von Euren Füßen zu ſchütteln; ich habe ein Wägelchen mitgebracht, damit Ihr Euch durch den Marſch nicht über die Gebühr anſtrengt — in einer Stunde müſſen wir zu Hauſe ſein!“

— Zu Hauſe! welch ein bitteres Pasquill macht Er da auf mich, junger Herr! Wohl habe ich mehr denn zwölf Luſtra auf dem Rücken, wohl habe ich der Erfahrung ein erkleckliches Maß aufgeſpeichert, könnte ſchon Kinder und Enkel haben, aber — eine Heimat habe ich nicht gefunden; zu Hauſe iſt der greiſe Geck nirgends, wohin er auch den Fuß ſetzen mag! Laßt mich unter dieſen Kindern, Ihr Freunde! — Weil ich meine Paar Sparpfennige mit ihnen theilte, und ſie, was ich ſelbſt zur Noth weiß, zu lehren bemüht war, hängen ſie an mir, wie an einem Vater; Liebe aber iſt des Alters dringendſtes Bedürfniß: — laßt mich bei meinen Kindern! —

Mit tiefer Wehmuth hatte der alte Mann geſprochen, mit Rührung Ernſt ſeinen Worten gelauſcht; jetzt legte er die Arme um des Magiſters Nacken und ſprach, indem die Erſchütterung den Ton ſeiner Simme faſt erſtickte:

„Roſenberg, hört mich an! Meine Abſicht war, mich Euch zum Sohne anzubieten, Euch kindlich anzugehen, mit mir fortan Nahrung, Obdach und Hülle zu theilen. Euch wollte ich durch meinen Fleiß einen heiteren Lebensabend bereiten, Euch dereinſt, oder Ihr ſolltet mir, die

Augen zudrücken — verſchmäht den Antrag meiner dankbaren Liebe nicht, willigt ein und es ſoll Euch an einem wackeren Sohne nimmer fehlen!“

Der Magiſter ſchluchzte laut.

„Herzensjunge,“ lachte er unter Thränen, „das iſt eitel dummes Zeug! — wie käme ich Fremdling dazu, mich von dir todt füttern zu laſſen? — Indeſſen freut mich die ehrliche Geſinnung und ich nehme deine ſchöne Abſicht für erfüllt an; — ſieh, es würde mich ſchmerzen, das Gnadenbrot von Jemanden zu eſſen, für den ich Nichts gethan, und bei mir käme es am Ende nicht beſſer denn als eine Bettelei heraus. — Wenn ich einmal gebrechlich und hilflos werden ſollte, ſo daß ich nichts mehr zu erwerben vermag, dann komm' ich zuverläſſig und erbitte mir einen Biſſen Brot und ein Kiſſen, um mein müdes Haupt darauf zu betten. Bis dahin aber laßt mich unbeirrt meine Straße gehen; ſie iſt dornig aber gerade und führt ſicher an das Ziel!“

— Was ſoll ich nun Marien ſagen? mit welcher Anrede vor ihr erſcheinen? — Sie wird mir nicht glauben, daß ich Alles aufbot, um Euch zu überzeugen; ſie wird zweifeln, daß ein Vater ſich hartnäckig ſeinen Kindern entziehen wolle . . .

„Seinen Kindern? — ach Gott, erinnere mich nicht ſo grauſam an meine Vereinzelung!“

— Hängt es doch nur von Euch ab, Roſenberg, zwei liebevolle, zärtliche Kinder auf einmal zu gewinnen! Sowohl Maria als ich bitten, beſchwören Euch,— — —

„Zwei auf einmal? Verſteh' ich recht, ſo iſt es mit Euch Beiden richtig?“

Ernſt zuckte bei dieſen Worten ſchmerzlich zuſammen; er fuhr ſich über die Stirne, ſeufzte tief und erwiederte tonlos:

„Ihr irrt, Freund! Maria und ich ſind getrennt auf ewig!“

Er erzählte nun dem fragenden Greiſe, wie er ſein ganzes Vermögen eingebüßt, und nun ärmer ſei als je, weil er auch die Hoffnung verloren; daß Maria allerdings noch dieſelbe Herzlichkeit äußere wie vordem, daß ihm aber ſein Gewiſſen nimmermehr erlaube, ein Mägdlein von Wohlhabenheit und günſtigen Ausſichten mit nutzloſer Liebelei hinzuhalten, welche zu keinem Ende leiten könne; daß er ſich um einen Dienſt bewerben wolle, jedoch keineswegs gewillt ſei, bis zu deſſen Erlangung der Jungfrau leere Gaukeleien vorzuſpiegeln; im Gegentheile ſei es ſeine ernſtliche Abſicht, Marien nicht wieder zu ſehen, da er ſie doch wahrſcheinlich niemals beſitzen könne; — er verlange ſich weiter Nichts als eine beſcheidene Zurückgezogenheit, um ſeiner unglücklichen Liebe vergeſſen und die Vergangenheit ſühnen zu können.

Als der Ärmſte geendet hatte, brach der Magiſter, wider alles Erwarten, in ein lautes, tolles Gelächter aus, welches nicht enden zu wollen ſchien. Erſtaunt blickte ihm Ernſt in's Geſicht, fürchtend, daß der Verſtand des alten Herrn durch die Krankheit Schaden genommen haben möchte.

Roſenberg trocknete ſich die Zähren von den Augen und kicherte:

„Das nenn' ich mir ein feines Anerbieten. Hat ſelbſt keinen Hund vom Ofen zu locken und verlangt, daß ich mich ihm an den Hals hänge und ihm beiſtehe, zu — hungern. Sage mir, Junge, biſt du übergeſchnappt, mir eine ſolche propositio zu machen?“

— Keineswegs, entgegnete Ernſt verdutzt; ich wünſchte es mir nicht beſſer, als für Vater Roſenberg zu arbeiten, mich zu martern, ihm den Schweiß meiner Tage und den Schlaf meiner Nächte zu widmen, für ihn zu hungern, Hitze und Froſt zu tragen, und bei Gott, das will ich noch jetzt und ich flehe dich fußfällig an, alter Freund, erzeuge mir die Wohlthat, verlaſſe dieſen Ort und theile meinen letzten Biſſen mit mir! Es ſoll mir Wolluſt geben, für dich zu entbehren, zu darben, zu leiden. — Du ſetzteſt deine Geſundheit, dein Leben aufs Spiel um meinetwillen, ungeachtet ich dich gröblich beleidigt hatte; — möchte es mir vergönnt ſein, des Lebens Mühen und Wechſelfälle von deinen Schultern zu nehmen, dir ein Atomchen meiner ewigen Schuld abzuſtatten!

„Iſt das dein Ernſt, Junge?"

— So wahr mir Gott helfe!

„Und wird es dich nie reuen?"

— Nie, nie!

„Darf ich dir glauben, Ernſt?"

— Du darfſt. Sieh', ich habe meine Uhr verkauft, um dir den Betrag zur Erleichterung deiner Lage zuzuwenden, ich habe meinen Mantel an einen Juden verkümmelt, damit er mir ein warmes Winterkleid für dich und eine behagliche Bettdecke, ebenfalls für dich, ablaſſe, ich habe mir das Nothwendigſte vom Munde abgeſpart, um dir etwas Barſchaft zuſtellen zu können; draußen im Kaſten des Wagens ſind alle dieſe Siebenſachen bereit, bis du ſie erlöſeſt. — Roſenberg, Freund, Vater, ſtoße deinen Sohn nicht von dir!

Der Magiſter hatte während dieſer Rede mit ſeinen Gefühlen gekämpft und in ſeinem ſtarren Antlitze wogte ein Meer der heftigſten Regungen. Als der Jüngling geendet hatte, preßte er ſein bethräntes Antlitz an deſſen Bruſt und ſtammelte:

„Es iſt genug, du haſt die Prüfung zur Zufriedenheit beſtanden. Ich folge dir alſogleich, und geliebt es dem Himmel, ſo trennen wir uns hienieden nicht wieder. — Ja, du biſt eines liebenden Vaters wieder ganz würdig, und du ſollſt ihn in mir gefunden haben! — Komm, komm, mir brennt der Boden unter den Füßen, wieder bei meinen Freunden zu ſein, bei den Trefflichen, durch welche ich das höchſte, einzige Glück der Erde kennen lernte, das Glück zu lieben und geliebt zu werden!“

Der Wunſch des ehrenwerthen Herrn Traut war in Erfüllung gegangen: in ſeinem Stübchen ſaßen wieder alle die Wackeren, wie zur Zeit der einträchtigen Freundſchaft vor einem Jahre; nur die Baſe fehlte, welche in ihr Vaterland heimgekehrt war. Es waren noch ganz dieſelben Perſonen, aber mächtige Veränderungen hatten die Phyſiognomie ihres Weſens zum großen Theile verändert. Der ſonſt ſo ſtrenge, faſt unduldſame Kaufherr zeigte ſich nun mild und nachgiebig, Frau Walburga wie Frau Bender ſchienen vor Kummer über die Maßen gealtert, Maria war tiefſinnig und nachdenklich, Ernſt, ſonſt der Luſtigmacher der Geſellſchaft, beinahe finſter geworden. Am vortheilhafteſten zeigte ſich die Metamorphoſe Roſenbergs, welcher gar wenig mehr mit lateiniſchen Floskeln um ſich warf, aufgeräumt, voll ſpaßhafter Einfälle und Schnurren erſchien, ja, ſo guter Dinge war, daß man ſeines Alters völlig vergaß, wenn er mit drolligen Neckereien die jungen Leute ob ihrer ſchwarzgalligen Stimmung verſpottete. Er wohnte mit Ernſt zuſammen, ließ ſich die ſchmale Koſt, welche der junge Mann mit angeſtrengter Arbeit verdiente, weidlich behagen und kettete ſich tagtäglich mit innigerer Liebe an ſeinen Freund und Ernährer.

Die Fröſte des Winters hatten auf die Peſtſeuche den erwünſchteſten Einfluß, ſchon im November hörte man nur ſelten mehr von neuen Erkrankungen, auch bildete ſich die Form des Übels immer zahmer in ihren Erſcheinungen. Unſere Freunde kommerzirten wieder nach vormaligem Brauch, und die frühere Geſprächigkeit, leider aber nicht mehr der alte heitere Sinn, zeigte ſich neu in ihrer Mitte.

Eines Abends ſaßen ſie abermals recht traulich beiſammen, und der Magiſter ließ eben wieder ſeiner guten Laune vollen Lauf. Unverhofft wendete er ſich gegen Ernſt, drückte ihm den Kopf, vom Kinne aufwärts, empor und fragte:

„Nun, wie wird's, Sauertopf? Gedenkt Er noch nicht bald, um mein Töchterlein Maria zu freien?“

Blutroth färbte ſich das Antlitz des Jünglings, wie jenes Mariens; verlegen räuſperten die Übrigen, Ernſt jedoch blickte den Greis vorwurfsvoll an und ſchwieg.

„Aha,“ fuhr Roſenberg fort, „noch immer die alte Grille wegen ſeiner Armuth! — Töchterchen Maria, erkläre es hier offen vor dieſen Zeugen: willſt du den Mann ohne Geld, oder kannſt du leben ohne ihn?“

„Pfui, Herr Magiſter,“ legte ſich Frau Walburga in's Mittel, „das heißt den Scherz zu weit treiben: Sie peinigen mir die armen jungen Leute, und das führt zu nichts Gutem. — Wir ſollten eher Mitgefühl als Übermuth zeigen!“

„Bah, bah,“ ſcherzte Roſenberg in ſteigendem Muthwillen, „der Arzt muß wiſſen, wie tief die Wunde ſei, eh' er ſie heilen kann. — Ich will Euer Arzt ſein, junges Volk, denn mich erbarmt Euer! — Ernſt, was würdeſt du thun in Anbetracht gegenwärtiger Frauensperſon, Maria Bender zubenamſet, wenn du wieder mit einem runden Kapitälchen oder mit einem einträglichen Dienſte begabt wäreſt?“

— Ja, wenn; ſeufzte Ernſt, leider iſt weder Eines, noch das Andere der Fall!

„Erinnerſt du dich noch der Klauſel des oheimlichen Teſtamentes?“

— Daß ich den Großvaterſtuhl niemals von mir geben ſollte, bei Verluſt der ganzen Erbſchaft?

„Den nemlichen. — Wo iſt der Seſſel?“

— Vater Traut ſitzt darinnen. Früher ſtand er glücklicherweiſe auf dem Boden, ſonſt wäre er von den Inſektionsbeamten vertilgt worden. Ich verlor ihn nie aus den Augen.

„Vater Traut, geſtattet dem Jünglinge, ein Weilchen ſeinen ererbten Platz einzunehmen! — So! — Nun, Ernſt, betrachte dir das altfränkiſche Geräthe wohl! — Was ſiehſt du daran?“

— Einen gepolſterten Sitz nebſt detto Lehnen, auf vier wurmſtichigen Beinen ruhend, und zwei breite maſſive Holzarme, um die Hände darauf zu ſtützen.

„Ich habe nie geſehen, daß du dich darauf ſtützteſt! — Verſuche es doch. — So! — Was verſpürſt du nun?“

— Nägel, welche mir die Haut wund ritzen. Einer derſelben iſt unbillig groß.

„Drücke einmal zum Spaß an dieſem.“

Ernſt warf einen verwunderten Blick auf den Greis und that dann, wie ihm geheißen worden.

Plötzlich knarrte es und regte ſich in dem Seſſel, ſo eigen und befremdlich, daß Ernſt ſchnell aufſprang, aus

Furcht, das Gerümpel zerbreche. Neugierig beobachteten die Übrigen den Verlauf des Abenteuers; alle Augen hafteten auf dem Großvaterſtuhle.

Siehe, da barſt der rechte Arm, wo Ernſt den Nagel gedrückt hatte: eine Staubwolke qualmte im Zimmer umher, man ſah, daß das Oberholz ſich wie ein Deckel zurückſchlug und einen hohlen Raum ſichtbar werden ließ.

„Was iſt das?“ riefen Alle und drängten ſich um den Stuhl.

— Das iſt Geld, viel Geld, rief Ernſt und hob eine Rolle mit Goldſtücken, ſo breit als die Höhlung war, an's Licht hervor. — Geſchwind, vielleicht hat der andere Arm auch eine gleiche Ader und ſein Bauch ein ähnliches Eingeweide!

Die Vermuthung erfüllte ſich, der Goldquell ſprang zum zweiten Male und unſer Held förderte im Ganzen eine Summe von 500 Dukaten aus den beiden Schachten.

Alle drängten ſich glückwünſchend an ihn; er aber ſtand wie betäubt; ſein Kopf ſchien von einem ſeltſamen Einfalle ergriffen.

„Ich bin wieder wohlhabend,“ rief er plötzlich, „ich habe wieder Gold; allein ich habe ein köſtlicheres Juwel gefunden, nemlich — meinen guten Oheim!“

Bei dieſen Worten ſtürzte er zu den Füßen des Magiſters und umklammerte ſeine Kniee. Wie ein Lichtſtrahl in dunkler Nacht ſtreifte es vor den Geiſtern der Anweſenden hin.

„Genug des Verſteckenſpiels!“ lächelte der alte Herr, indem er den Jüngling vom Boden aufhob; „ich ſehe es als ein gutes Zeichen an, daß dein Herz mich errieth. — Ja, ich bin der Murrkopf von Ohm, über deſſen Tod du ſo ungeberdig jubilirteſt und der Zuſammenhang unſerer ganzen Geſchichte iſt nichts weniger als wunderbar. — Mit deinem Vater, Ernſt, wie du erfahren haben wirſt, hatte ich nicht im beſten Einvernehmen gelebt, wiewohl ich ihm aufrichtig zugethan war; dennoch war es in mir zum feſten Beſchluſſe geworden, ihn zum Erben einzuſetzen, wenn ich, wie es bei ſeinen jüngeren Jahren den Anſchein hatte, vor ihm das Zeitliche geſegnen ſollte. — Der Wille des Himmels rief ihn früher ab als mich, und ich gedachte nun meine Liebe und meine gute Abſicht auf dich, ſein einziges Kind, zu übertragen. — Doch wollte ich zuvor wiſſen, wie du gegen mich geſinnt ſeieſt und ob dein Betragen dich meiner Unterſtützung würdig machte; — ich reiſte deshalb hierher nach Wien, wo du dich bereits, der Studien und deines künftigen Fortkommens willen, aufhielteſt. Es koſtete wenig Mühe, mit dir bekannt zu werden und deine Geſinnungen zu erforſchen; ich fand dein Herz unverdorben; allein ich war unzufrieden mit der Geringſchätzigkeit, welche du in Anbetracht deines dir fremdgebliebenen Oheims bezeigteſt — wahrſcheinlich hatte meine anſcheinende Theilnahmloſigkeit dir einen Wurm gegen mich in den Kopf geſetzt. — Ich führte mich dir unter der Maske eines armſeligen Korrepetitors vor und du ſchmiegteſt dich — ein Beweis meines Talentes zum Komödianten — mit einer Herzlichkeit, welche mich ſehr vergnügte, an den alten Pedanten an; ich wurde nun, um in meinem ehemaligen Charakter zu ſprechen, dein fidus Achates, wurde Mitwiſſer all' deiner geheimen Herzensfalten, Theilnehmer von Freuden und Kümmerniſſen, ja, ich gehörte, wenigſtens eine Zeit lang, recht eigentlich zu den Freunden deiner Seele. — Ohne den Leichtſinn, deſſen Schmetterlingsfühlhörner allzudeutlich aus deinem Treiben hervorguckten, würde ich ſchon damals dir mein Geheimniß aufgedeckt und mich mit Hab und Gut dir überantwortet haben; allein ich wollte gewiß ſein, wollte keinen gewagten Schritt thun, eh' ich nicht von der Feſtſtellung deiner Grundſätze überzeugt war. — Nach langem Sinnen über die Art, dieſen Zweck in's Werk zu richten, faßte ich den Entſchluß, einen Theil meines Vermögens in die Schanze zu ſchlagen, um verläßlich urtheilen zu können. — Ich gab mich, mit Zuziehung eines Advokaten, meines bewährten Freundes, welchem ich die Beſorgung aller formellen Winkelzüge verdanke, für todt aus und verfaßte jenes Teſtament mit der berüchtigten Klauſel, zu deren Beifügung mich mehr als Ein Grund beſtimmte. Zuerſt wollte ich nemlich ſehen, ob du das Andenken eines todten Wohlthäters auch in einem ihm lieben Hausgeräthe ehren würdeſt, dann wollte ich, in einer jener Sonderlingsgrillen, von denen ich bisweilen heimgeſucht werde, dem Zufalle überlaſſen, jene, in die Arme des Stuhles vergrabene Summe in die Hände eines ihm würdig Erſcheinenden, zu fördern, gleichviel, ob du oder ein Anderer es ſei, und wohl auch zur Ausgleichung meines allenfälligen Unrechtes gegen dich, — zum Lohn für Reue ob eingetretener Schuld; auch wollte ich erproben, wie du mit dem Gelde umgingeſt und hatte das Zureichende für meinen Bedarf ſchon anderweitig ſicher geſtellt. — So lange du nun einen guten Gebrauch von dem Erbe machteſt, hatte ich meine Seelenfreude an dir; dieſe ſchwand aber, als du in die Geſellſchaft des Spaniers geriethest, immer mehr — das Ende vom Lied iſt uns Allen ſattſam bekannt. Ich wollte nun meine Hand auf immer von dir abziehen; — Mariechen weiß, wie ſehr es damit mein Ernſt war; doch machte mich die rührende Treue wankend, welche der Engel von Mägdlein dir unerſchütterlich bewahrte; ein Menſch, der ſo geliebt wurde, konnte ja kein ganz verworfener ſein! An den Eichbaum dieſer Liebe rankte ich das Pflänzlein meiner Hoffnung und ſtrebte, Hand in Hand mit deiner Braut, den böſen Samen aus deiner Bruſt zu reuten, damit wieder friſche, geſunde Keime Raum darin fänden. — Ich denke, es iſt gelungen; wenigſtens haſt du den Proben allen, ſo über dich ergingen, und mit denen ich wohl ſchon nach deinem Beſuch in der Au hätte ein Ende machen können, — du haſt ihnen Mannestugend entgegengehalten, — wenn der Feind zerſtreut iſt, darf man erſt des Sieges gewiß ſein! — Nimm hin aus meinen Händen die Braut; ich habe es längſt mit der Mutter im Stillen verabredet, denn Eurer Zuſtimmung durften wir wohl gewiß ſein; — zeige dich ihrer werth, indem du ſie glücklich machſt und gönnt Eurem alten Ohm, welcher das Glück der Häuslichkeit leider ſtets mißkannte, die Freude, in Euch die Kinder ſeiner ſpäten Liebe zu ſehen, in Euren Armen dereinſt zu ſterben!“

Der Erzähler begibt ſich hier aller herkömmlichen Berichte von Umarmungen, Dankſagungen und Betheurungen, indem er zum Schluſſe nur noch beifügt, daß der weitere Verlauf der Geſchichte unſerer Liebenden nichts mehr Erhebliches darbietet, was des Breiteren erörtert zu werden bedürfte. — An demſelben Tage (13. März 1714), wo das ſolenne Jubelfeſt, wegen gänzlicher Befreiung der Reſidenz von dem Peſtübel, in der Metropole von St. Stephan abgehalten wurde, traute ein dem Hauſe befreundeter Prieſter Ernſten und Maria, welche ein langes, heiteres Leben, umſpielt von Kindern und Enkeln und noch viele Jahre durch des Ohms drolligen Humor verſöhnt, mit einander zurücklegten. Die verhängnißvolle Zeit ihres Brautſtandes, ſo innig mit einer der ſchrecklichſten Epochen in Wien's Geſchichte verwebt, die Nemeſis des Leichtſinnes, die Glorie edler Weiblichkeit, die Allmacht der Tugend, hielten unſere Gatten oft jüngeren Hörern als belehrenden Spiegel vor und auch der Großvaterſtuhl erreichte ein hohes, gefeiertes Alter vor den meiſten ſeiner Standesgenoſſen. Oft hörte man von Ernſt's Lippen die Worte: „Beharrliche Liebe iſt die ſtarke Zauberkraft, welche der Erde noch geblieben aus den alten Wundertagen; der Mythus von ewiger Jugend, welche den geopferten Helden im Jenſeits empfängt, findet in ihr ſeine beſte Auslegung. — Darum Heil, Heil über die Frauen!“

Lyriſches.

1.

Duldung.

Ich war dir recht vom Herzen gut,
Nun bin ich's nimmermehr;
Du biſt ein leichtes, falſches Blut,
Die Tauſchung fiel mir ſchwer.

Und ſitz' ich bei der Andern nun,
Die deinen Platz vertrat,
Und kommt uns Hand in Hand zu ruh'n,
Wie ich's bei dir einſt that:

Dann ſiehſt du uns von weitem zu, —
Es gilt dir wohl nicht gleich;
Du heuchelſt nur von außen Ruh',
Von innen wirſt du weich.

Faſt reut es dich, und thut dir weh',
Daß du geſpottet mein: —
Allein umſonſt, wie vor und eh'
Kann's mit uns nimmer ſein.

Ich war dir Freund, du junges Blut,
Und bin dir noch nicht feind:
Zu einem *Schatten* biſt du gut,
Wo mir die Sonne ſcheint.

2.

Mein Grab.

Im Thale da ſtehet ein Hügel,
Vom Monde matt beglänzt,
Ein einzelner — einſamer Hügel,
Mit Hängebirken umkränzt.

Sie ſenken die Zweige nieder,
Und ſehen einander an,
Als wollten ſie etwas ſich ſagen,
Was keine Sprache kann.

Und einzelne Blumen ſproſſen
Am runden Rand hervor,
Als brächten ſie eine Antwort
Aus tiefem Grund empor.

Und einzelne Tropfen ſickern
Durch's Grün, zur Quelle vereint,
Als wären's verſtohlene Thränen,
Die Jemand im Hügel weint.

Und durch das Gezweige flüſtert
In langen Pauſen der Weſt,
Wie Seufzer aus einem Herzen,
Das jener Hügel preßt.

Und ſeh' ich von meinem Fenſter
Beim Mondſchein in's Thal hinab,
So dünkt der einſame Hügel
Mich immer ein einzelnes Grab. —

Ein Grab, in welchem ich ſelber,
Als Jener, begraben bin,
Der einſt ich war in der Jugend
Mit meinem glücklichen Sinn.

3.

Ihr Auge.

(Ovid. Amor. I. v. 15.)

Dein liebes Aug', — ich weiß nicht wie? —
Es hält mich ganz und gar gefangen;
Ich wünſcht', in ſüßer Sympathie,
Wohl Tage lang daran zu hangen.

Oft iſt es mir, als ſähe draus
Dein Herz hervor, dein gutes, reines;
Schnell ſieht ein anderes Herz heraus:
Ich möchte wetten, es ſei — meines.

Und ſo bald dein's, bald mein's dabei,
Gleich zwei verſchlung'nen Schweſterblüten,
Als ob in Einem Auge zwei
Augäpfel, wechſelnd, die erglühten. —

Drum blick' ich dir ſo oft hinein,
Ich mein', ich muß' es noch ergründen;
Doch glaub' ich auf dem Grund zu ſein,
So muß ich fürchten zu erblinden!

„Die Zauberinnen hatten zwei
„Augäpfel, heißt's, in Einem Auge.“ —
Jetzt, Mädchen, glaub' ich's ohne Scheu,
Daß deines zum Bezaubern tauge.

Nun denn, weil du ſo mächtig biſt,
So zaubre fort, ich kann's nicht hindern;
Wie 's milden Fee'n Gewohnheit iſt,
Magſt du den Zwang durch Liebe lindern!

4.

Mond und Wetter.

Hier — helle Vollmondpracht;
Dort — ſchwarze Wetternacht!
Hier — Ruhe ſonder Störung:
Dort — Aufruhr und Empörung.

Hier — Silberſtrahl; dort — Glut;
Hier — Unſchuldglanz; dort — Wuth;
Hier — ganz ein Bild der Milde;
Dort — Leidenſchaft im Bilde!

Das Wetter wird vergeh'n, —
Der Mondſchein wird beſteh'n!
Mein Herz, dem Monde gleiche
Beim nahen Wetterſtreiche!

Getroſt, wenn bittre Noth
Dir wild entgegendroht! —
Denk' über ihr zu ſtehen:
Vor'm Tag wird ſie vergehen.

5.

Am Allerſeelen-Tage.

Wenn einſt ich im kühlen Grabe ruhe,
Eine arme Seele, wie ſie's nennen,
Wird wohl dann auch über meiner Truhe
Solch ein Lichtlein der Erinn'rung brennen?

Wird aus Wimpern treugebliebner Augen
Auch ein Tröpflein Thau herniederrollen,
Oder hat mein Raſen nichts zu ſaugen
Als das karge Naß der feuchten Schollen? —

Nein — vergeſſen wird mein Grab nicht bleiben,
Licht und Thau werd' ich denn doch wohl finden!
Wo der Menſch vergißt in ſeinem Treiben,
Pflegt ja die Natur noch zu empfinden.

Ja ſie wird durch eine Todtengabe,
Daß ſie meiner nicht vergaß, mir künden:
Thau mir ſprengen und auf meinem Grabe
Mir ein Irrlicht, als mein Bild, entzünden!

6.

Quell und Lied.

Im Walde kenn' ich einen Quell,
Er rieſelt lauter, rieſelt hell,
Und tränkt die Blumen neben an,
So gut er's eben kann.

Er ſpiegelt Sonne, Mond und Stern,
Und Himmelblau und Wolken gern,
Und fließt dabei doch Tag für Tag,
So ſtark er's eben mag.

Einſt war der Sommer gar ſo ſchwül,
Und ſelbſt die Nacht ward nimmer kühl,
Die Wolken blieben waſſerleer,
Da ging's dem Quelle ſchwer.

Er zuckt' und ſtockt' in ſeinem Lauf,
Und zehrte ſich, verſiegend, auf,
Wo er einſt hüpfte, kummerlos,
Da wuchs bald fahles Moos.

Die Blumen, die er einſt gelabt,
Die Hirten, die ihn lieb gehabt,
Und was ſich gern in ihm beſah,
Vergaß ihn ſchon beinah'. —

Da kam ein Sommer, friſch und lind,
Und kühler ſäuſelte der Wind,
Und Wolken weinten ihren Thau
Herab auf Wald und Au.

Und ſieh'! bald rieſelt wieder hell
Hin über's Moos der lautre Quell,
Und ſagt den Blumen, fern und nah':
„Seht! ich bin wieder da!“ —

Des Dichters Lied iſt auch ein Quell,
Es rieſelt munter, rieſelt hell;
Doch wird zu ſchwül des Lebens Hauch,
So ſtockt das Lied wohl auch.

Nur wieder Luft, nur wieder Blau,
Nur Wetternacht, nur Thränenthau:
Dann bricht es bald aus ſeinem Haus
Mit neuer Kraft heraus!

Johann Gabriel Seidl.

Wehmuth.

(Im Jahre 1823.)

Oft ſitzt man ſo an trüben Feiertagen,
Und ſieht die Leute fröhlich geh'n und weilen,
Hört fernes Rauſchen, Rollen leichter Wagen,
Sieht Kinder, Mädchen, hell gekleidet, eilen —
Und will das Herz doch nimmermehr ſich wenden
Zu jener Freude, die ſich regt in Allen,
Ob ſonſt es liebt, die Thräne zuzuſenden
Dem Weinenden, dem Frohen Wohlgefallen.
Vielleicht durchzieh'n es bald vergeſſ'ne Leiden,
Wie Wolkenſchatten über Thäler ſtreichen;
Vielleicht will Ahnung düſt're Bilder kleiden,
Aufdämmernd aus der Zukunft Nebelreichen.

Einſamkeit.

(Im Jahre 1826.)

Soll ein großes Werk gelingen,
Muß uns Einſamkeit umfächeln,
Denn nur nach dem ſtillen Ringen
Kann uns die Vollendung lächeln.

Und zum allergrößten Werke:
Ganz zu ſein im Denken, Handeln —
Fehlte dir der Muth, die Stärke?
Laß die hundert Tauſend wandeln!

Bauernfeld.

Lebewohl der arabiſchen Wirthin.

(Nach Victor Hugo.)

Weil nichts dich hier im Land, dem hochbeglückten, hält,
Der Palmen Schatten nicht und nicht das gelbe Feld
Von Mais, nicht Ruh', nicht Segensfülle,
Nicht, daß die junge Bruſt, wenn deine Stimme tönt,
Die Schaar der Schweſtern ſchlägt, die einen Hügel krönt,
Frohtanzend in des Abends Stille;

So leb', o Weißer, wohl! Gezäumt hat meine Hand,
Aus Furcht, daß es dich werf' auf Weggeſtein und Sand,
Dein Pferd, das furchtlos blickt und helle;
Den Boden ſtampft ſein Fuß; ſein Rücken iſt gar ſchön,
Feſt, reich an Glanz und rund, gleich ſchwarzem Fels zu ſeh'n,
Den reißend glättet eine Welle.

Du ziehſt nun raſtlos hin! Wärſt du von jenen, ach!
Die ihrem trägen Fuß zur Grenz' ihr heimiſch Dach
Von Leinwand oder Äſten geben!
Die, träumend, ſelber ſtumm, behorchen die Bericht',
Und wünſchen, wenn ſie ruh'n am Haus im Abendlicht,
In all den Sternen hinzuſchweben!

Jüngling, hätteſt du's gewollt, gern, voll Bemüh'n,
att' Eine wohl aus uns bedient dich auf den Knie'n
In unſren Hütten, offenliegend,
att' einen Fächer auch gemacht aus Blättern ſich,
u ſchützen deine Stirn vor böſer Mücken Stich,
Mit Sängen deinen Schlummer wiegend.

ort eilſt du! — Nacht und Tag wallſt eifrig du allein.
Das Eiſen deines Pferd's zermalmt das Kiesgeſtein,
Daß rings ein Staub von Funken ſprühet;
An deinem Speer, der hell im Schatten glänzt, zerreißt
Die leichten Flügel ſich ſo manch ein blinder Geiſt,
Der fliegend durch das Dunkel ziehet.

Und kehrſt du wieder, ſteig' auf jenen Berg; er gleicht
Dem Rücken des Kamehls; dort ſiehſt dies Dorf du leicht,
Siehſt meine treue Hütt' auch ſtehen;
Gleich Bienenkörben, ſteigt ihr Dach gen Himmel hin,
Und offen iſt die Seit', woher die Schwalben zieh'n;
Ein einzig Thor iſt d'ran zu ſehen.

Und kehrſt du nimmermehr, ſo denke manchmal doch
Der Wüſtenmädchen auch mit ſüßer Stimme noch,
Die baarfuß tanzen nah' am Meere;
Du weißer junger Mann, Zugvogel, ſchön und hold,
Erinn're dich, denn mehr als einer wohl entrollt,
Wenn dein ſie denket, eine Zähre!

Leb' wohl! — Geh grad und hüt' dich vor der Sonne Wuth,
Die uns mit Bräune ſchmückt, doch dich verſetzt in Glut,
Und vor Arabiens wildem Lande;
Die Alte, die allein dahinſchwankt, mußt du flieh'n,
Und jene endlich auch, die Abends Kreiſe zieh'n
Mit einem weißen Stab im Sande!

Carlopago.

An die Geliebte.

O fliehe nicht, du holdes Bild der Ferne,
Das, himmliſch ſchön, mich überall umſchwebt
Mir leuchtet in dem freundlichſten der Sterne,
Und meine Blicke ſanft zu ihm erhebt;
Und näher bringt mir ſeine Hoffnungsferne,
Zu der das Auge meiner Sehnſucht ſtrebt,
Wenn die mit Flor umzog'nen äußern weinen,
Daß nimmer uns das Leben werd' vereinen.

Ich rufe dich! Und laß die Thräne fließen,
Die dem beklomm'nen Herzen Troſt verſpricht:
Und werden nimmer Blumen auch entſprießen
Dem Schmerzensthau, der aus dem Auge bricht:
So wird ſein Trauerquell doch nie ſich ſchließen,
Scheut' ſeine Strömung auch des Tages Licht. —
In finſt'rer Nacht verrinnen ſeine Fluten,
Und löſchen ſtill des Tages heiße Gluten. —

So denk' ich dein! und halte dich umſchlungen,
O theures Bild! Und denkſt du meiner auch:
Dann gib den Tönen, die zu dir gedrungen,
Die leiſe Antwort in der Lippen Hauch,
Daß du nicht zürnſt dem Armen, der geſungen,
Wie es der Liebe tröſtender Gebrauch!
Und mußt du auch das Fenſter wieder ſchließen:
Ich war beglückt den ſüßen Hauch zu küſſen!

Julie v. Greßmann.

Verſtimmung.

Wie iſt mein Frohſinn plötzlich fort
Und aller Unmuth losgebrochen —
Ein einzig leiſe treffend Wort
Verübte das, von dir geſprochen.

Du grämſt dich nun in deinem Schmerz,
Und fragſt: „Wie kommt' es auch?“ dich leiſe.
Mein liebes Kind! es hat das Herz
Im Menſchen des Magnetes Weiſe:

Geduldig trägt er Eiſenlaſt
Und Glieder hängen ſich an Glieder —
Noch eins, unſcheinbar dünkt dir's faſt,
Und plötzlich ſinkt das Ganze nieder:

Ihm aber iſt die Kraft geraubt,
Lang wirſt den alten Zug du miſſen —
Dein Wort, das du ſo leicht geglaubt,
Hat vieles Andre losgeriſſen!

Bündniß.

Ich warnte dich und willſt du doch es wagen?
Ich warnte, Mädchen, dich! Du willſt? Es ſei!
Und ſollt' es aus ſein, mußt du drum nicht klagen —
Man liebt, weil er vergänglich iſt, den Mai.

Ein ſchwanker Zweig, ſein Antlitz eine Roſe,
Neigſt du zu mir, der flücht'gen Welle, dich:
Am Buſen trägt dich ſanft die Ruheloſe,
Du träumſt von ewig einen Traum — ſie wich.

Und wenn ſie dir gleich wurzelte und bliebe,
Dich faßte dann der Welle ſchwanker Brauch:
Weil ſie beweglich war, gabſt du ihr Liebe —
Zürnſt du dem flieh'nden Traum, dem Klang, dem Hauch?

Ludwig Auguſt Frankl.

Die Maske.

(Novelle von Luiſe Beck.)

In einen einfachen Domino gehüllt, mit neugierigen freudeſtrahlenden Blicken, ſtand **Ferdinand Warner**, der junge deutſche Maler, mitten in dem dickſten Maskengewühl des weltberühmten Sankt Markusplatzes. — Die bunten, theils prachtvollen, theils höchſt komiſchen Aufzüge, der Wechſel des Ernſten und Lächerlichen feſſelte ſeine ganze Aufmerkſamkeit, er hatte nicht Augen genug, um alles zu ſehen, alles zu bewundern, und begrüßte jede neue auffallende Erſcheinung faſt mit eben ſo lautem Jubel als das Volk, das ihn in dichten Maſſen umwogte. — Schon ſeit Jahren war es ſein ſehnlichſter Wunſch, einmal dem allbekannten, weitgeprieſenen Karneval Venedigs beiwohnen zu dürfen; jetzt hatte er ſeine Studien in Rom geendigt, die Zeit war herbeigekommen, in welcher er in ſein Vaterland zurückkehren ſollte, allein bevor dies geſchah, wollte er erſt das lang erſehnte Feſt mitfeiern helfen, und alle dabei erhaltenen Eindrücke ſorgſam in ſich bewahren, damit ſie ihm dermaleinſt in der Heimat als frohe Rückerinnerungen dienen, und ſelbſt noch in ſpäteren Jahren Stoff zu mancher angenehmen Unterhaltung gewähren möchten. —

Ferdinand war der Sohn eines wohlhabenden Bürgers der, gerade in damaliger Zeit in ihrem blühendſten

Flor ſich befindenden, eben ſo reichen als angeſehenen Stadt Augsburg. — Freilich hätte ſein Vater es lieber geſehen, wenn er irgend eine andere Kunſt, oder auch ein einträgliches Gewerbe zu ſeinem künftigen Beruf gewählt hätte; allein Ferdinands Leidenſchaft für die Malerei war ſo groß, ſie wurde durch die herrlichen Meiſterwerke, welche ſeine Vaterſtadt ſchmückten, in einem ſo hohen Grade genährt, daß Herr Andreas Warner den Bitten des einzigen geliebten Sohnes endlich nachgeben und ihn eine Beſtimmung ergreifen laſſen mußte, in der er das ganze Glück ſeines Lebens gefunden zu haben betheuerte. —

Daß Ferdinand, nach errungener väterlichen Zuſtimmung, nicht ſäumte ſich nach Italien, dem geprieſenen Lande der Kunſt, zu begeben, daß er dort mit dem höchſten Eifer, dem angeſtrengteſten Fleiß arbeitete, um ſein Talent nach jenen unſterblichen Meiſterwerken auszubilden, die ſein Auge entzückten und dabei ſtets mit innerer Freude des ſchönen Zeitpunktes gedachte, in welchem er als würdiger, von ſeinen Genoſſen anerkannter Künſtler in die Heimat zurückkehren werde — war wohl natürlich. — Endlich hatte er das Ziel ſeines raſtloſen Strebens erreicht, er durfte ſich ſelbſt ſagen, daß er Bedeutendes zu leiſten vermöge, daß ſein Vater es mindeſtens nicht bereuen dürfe ihn ſeiner Neigung überlaſſen zu haben, und ſo verließ er denn Rom, eilte nach Venedig, um ſeinen Lieblingswunſch zu befriedigen und dann mit dem Beginn des Frühjahrs in das liebe deutſche Vaterland zurückzukehren. —

Mehrere Stunden hatte Ferdinand bereits dem Hin- und Herwogen der bunten Menge zugeſehen, hatte manche Neckerei muthwilliger Masken erfahren, manchen eben nicht allzuſanften Stoß im Gedränge erhalten, und war, des luſti-

n Treibens doch endlich müde, gerade im Begriff ſich dem
ewühle für diesmal zu entziehen, als ſeine Theilnahme
ötzlich durch ein paar Gegenſtände aufs Neue erregt ward,
lche die Aufmerkſamkeit aller derjenigen in gleichem Grade
ſelten, die ſich in ſeiner Nähe befanden. —

Eine weibliche Geſtalt, deren reizende Formen ſelbſt das
chſte Ideal des begeiſterten Künſtlers übertrafen, ſchwebte
mlich wie eine Lichterſcheinung an der Seite eines kleinen
anſehnlichen Mannes einher, deſſen gekrümmter Rücken,
wie der faſt ganz zuſammengezogene Körper ſelbſt unter
r weiten armeniſchen Kleidung ſichtbar wurde, die ihn ver-
llen ſollte und einen um ſo auffallenderen Kontraſt gegen
e wahrhaft himmliſche Geſtalt ſeiner ſchönen Begleiterin
ldete. — Die Gewänder der Dame, obwohl aus den koſt-
arſten Stoffen beſtehend, waren rein phantaſtiſch, ſie gehör-
n nach Schnitt und Form keiner Nation, ja ſelbſt keiner
bbildung eines weiblichen Weſens, ſowohl aus der älteren
s neueren Zeit eigenthümlich an. Sie waren ſo ſeltſam
erdnet, gaben der ganzen Erſcheinung etwas ſo Fabelhaf-
s, Übernatürliches, daß aller Blicke ſich ſtaunend nach ihr
andten und bald ein ſo dichter Kreis um ſie geſchloſſen war,
aß ſie kaum weiter zu ſchreiten vermochte. —

Durch das ungeſtüme Hinzudrängen der neugierigen
Menge wurde ihr kleiner wunderlicher Begleiter beinahe von
rer Seite geriſſen, er wehrte ſich zwar ſo tapfer, als es ſeine
räfte nur erlaubten, ſuchte ſich mit Worten und Geberden
uft zu verſchaffen, allein dies alles würde ihm wenig ge-
olfen haben, wenn Ferdinand die Verlegenheit beider
icht bemerkt, ſich mit ſeiner hohen athletiſchen Geſtalt glück-
ch durch das Gewühl hindurchgearbeitet und ſowohl der
Dame als ihrem Gefährten den Arm gereicht hätte — worauf

er ſeine Schützlinge, ohne das Murren oder Lachen der ihn umgebenden Volksmenge zu beachten, dem Menſchenknäul entriß und auf ihr dringendes Verlangen ſogar bis zu der nicht weit entfernten Gondel geleitete, die ihrer Beſitzer bereits zu harren ſchien. — Ferdinand wollte hier, obwohl mit ſchwerem Herzen, von der ihm ſo höchſt intereſſant gewordenen Fremden ſcheiden, allein ein Wink von ihr bewog ihren Gefährten zu der freundlichen Bitte ihnen in ihre Wohnung zu folgen, woſelbſt ſie ihm beſſer als hier für den ihnen geleiſteten Dienſt zu danken vermögen würden. —

Daß Ferdinand dieſe eben ſo überraſchende als erwünſchte Einladung mit unverhehlter Freude annahm — daß er weder den Kanal, auf welchem die Gondel dahin flog, noch das Haus, vor dem ſie endlich ausſtiegen, beſonders beachtete, iſt leicht begreiflich, da ihm ſeine beiden räthſelhaften Begleiter während der ziemlich langen Fahrt Stoff genug gaben ſeine Verwunderung über ſie ſtets zu vermehren. — Der kleine gekrümmte Mann ſprach zwar nur wenig, allein was er ſprach, klang ſo ſeltſam, war in ſo geheimnißvolles Dunkel gehüllt, daß Ferdinand beinahe verſucht war ihn für einen der Weiſen des Morgenlandes zu halten. — Die Dame hingegen ſchien an dem wirklichen Leben mehr Theil zu nehmen; ihre Worte drückten ein gewiſſes Wohlgefallen an den Freuden der Welt, ja eine Art von Sehnſucht nach dem Mitgenuß derſelben aus — wurden aber öfter von tiefen Seufzern unterbrochen, denen ein leiſes unartikulirtes Stöhnen folgte — worauf der Alte ſich jedesmal zürnend zu ihr wandte und den Namen Adelma mit drohender Stimme ausrief. —

Alle dieſe Bemerkungen dienten natürlicher Weiſe dazu Ferdinands Staunen zu erhöhen, ja ſogar ein unheim-

es Gefühl in ihm zu erregen, er wußte nicht recht, was
aus ſeinen ſeltſamen Gefährten machen, welchen Stoff
Geſpräches er wählen ſollte, und fand ſich doch auch
der ſo innig angezogen, ſo mächtig durch ſie gefeſſelt, daß
eine nähere Bekanntſchaft mit ihnen um jeden Preis zu
ben entſchloſſen war. — Endlich hielt die Gondel, man
g vor einem ziemlich unanſehnlichen Gebäude aus, deſſen
ine niedrige Pforte ſich beinah von ſelbſt zu öffnen ſchien,
d die Eintretenden in einen ſchmalen dunkeln Gang führte.
Ferdinand fühlte ſich hier von einer warmen weichen
and ergriffen, fühlte ſich raſch fortgezogen, und ſtand plötz-
, wie durch Zauberei dahin verſetzt, in einem prachtvol-
, ganz auf morgenländiſche Weiſe verzierten Gemache,
ſſen zahlloſe Kerzen das Auge des überraſchten Jünglings
rch ihren Glanz zu blenden, deſſen köſtliche Wohlgerüche
n faſt zu betäuben drohten. —

Zwei ſchwarze reich gekleidete Diener bereiteten in we-
gen Augenblicken eine wohlbeſetzte Tafel, woran man auf
ten Wink der Dame Platz nahm; wenn aber auch das Ge-
rach jetzt weit lebhafter als früher geführt ward, wenn ſo-
r der wunderbare Alte — deſſen ſcharf gezeichnete, halb
chmerz, halb Hohn ausſprechende Züge nach abgenomme-
r Larve beinahe abſchreckend hervortraten — einen größe-
n Theil daran nahm, ſo hoffte Ferdinand doch immer
ch vergebens, daß auch Adelma, wie der Greis ſie ge-
annt hatte, ein Gleiches thun, ſich der häßlichen Maske
tledigen und das ſchöne Antlitz unverhüllt zeigen werde,
s, wie er feſt überzeugt war, die herrliche Geſtalt zu einem
llkommenen Meiſterwerk der Schöpfung erheben mußte. —

Noch hatte er es nicht gewagt ſie um dieſe Gunſt zu
tten, obgleich jedes Wort, das ihren Lippen entſtrömte und

eine Fülle geiſtiger Anmuth und Liebenswürdigkeit verrieth, ſeine Sehnſucht ihr Angeſicht zu ſchauen nur noch mächtiger erregte. — Endlich aber, von dem unwiderſtehlichen Zauber ihres Weſens hingeriſſen und durch **Adelma's** holde Freundlichkeit ermuthigt, drang er in ſie, ihn die himmliſchen Züge ſehen zu laſſen, deren Reiz ſicher alles übertreffen müſſe, was die kühnſte Phantaſie ſich jemals zu ſchaffen erlaubt habe. — Allein kaum hatte er dieſe Bitte ausgeſprochen, als er von dem höchſten Entſetzen ergriffen zurückfuhr, denn in demſelben Moment verwandelten ſich **Adelma's** bisher freundlich ſtrahlende Augen in ein Paar wildrollende Feuerräder, deren blutrothe Flammen ihn verzehren zu wollen ſchienen. — Daſſelbe Stöhnen, welches er ſchon in der Gondel vernommen hatte, wiederholte ſich, nur thieriſcher, gräßlicher, zu gleicher Zeit hörte er den Alten laut auflachen — ſeine Sinne ſchwanden und mit einem Ausruf des Schreckens ſank er bewußtlos zu Boden.

Als **Ferdinand** nach kurzer Friſt wieder erwachte, ſah er ſich zu ſeiner großen Verwunderung in einem Gemache, in welchem die ſeltenſten Gewächſe und Blumen prangten. — Ein Chor von Vögeln, hinter goldenen Gittern auf grünen Zweigen hüpfend, begrüßte ihn mit ſeinem melodiſchen Geſang. — Der üppigſte Frühling ſchien um ihn zu blühen, die ſüßeſten Düfte ſtrebten ſeinen Sinnen zu ſchmeicheln — **Adelma**, ohne die entſtellende Larve von vorhin, bog ſich über ihn, um ſein Erwachen gleichſam zu belauſchen, an ihrer Seite ſtand der Greis, eine kleine Phiole in der Hand haltend, und ſchon nach wenigen Minuten hatte **Ferdinand** ſich ſo weit erholt, daß ihm der ganze Vorgang wie ein Traum erſchienen wäre, wenn die Gegenwart jener beiden räthſelhaften Weſen, ſo wie der Ort

ines Aufenthaltes ihn nicht an die Wirklichkeit gemahnt
atte. —

Der Alte ließ ihm jedoch nicht lange Zeit zum Nachden-
en, er rieth ihm ſich vor der Hand noch ganz ruhig zu ver-
alten, bemühte ſich ihm ſeinen ſo eben gehabten Zuſtand als
ine natürliche Folge ungewöhnlicher Aufregung, ſo wie des
eurigen Weines, den er getrunken, zu ſchildern, winkte hier-
uf Adelma ſich zu entfernen, und ſchien nun mit einer
rt von Offenheit dem Jüngling ein wahrhaft väterliches
Vertrauen zeigen, ja ſogar ihm manchen Aufſchluß über
Dinge geben zu wollen, die dieſem eben ſo unbegreiflich als
m höchſten Grade anziehend waren. — Wer er eigentlich
ei, darüber beobachtete Stephanor, ſo nannte ſich der
Greis, das tiefſte Stillſchweigen. — Nur ſo viel wurde
ſeinem aufmerkſamen Zuhörer klar, daß er kein Europäer,
a nicht einmal ein der gegenwärtigen Generation angehö-
iges Weſen ſein konnte; er verrieth eine ſo genaue Kenntniß
der Natur und ihrer wunderbaren Kräfte, die dem Laien
allerdings unbegreiflich bleiben mußten, deutete ſo beſtimmt
darauf hin, daß eben dieſe Kenntniß das Eigenthum jener
berühmten Bewohner der Pyramiden geweſen wäre, denen
die allwaltende Iſis dieſelbe zum Lohne ihrer eifrigen und
treu geleiſteten Dienſte verliehen habe, — daß Ferdinand
ſich endlich gezwungen fühlte, ihn ſelbſt für einen ehemaligen
Bewohner jener geheimnißvollen Hallen zu halten, in welchen
ſich der Sage nach der Sitz der Weisheit befinden ſollte. —

Nur ungern ſchied der ſchwärmeriſche, von allen Seiten
ſo mächtig angezogene Jüngling, als es endlich die höchſte
Zeit war ſich zu entfernen von Stephanor, deſſen Züge
ihm nun ſchon weit weniger widerwärtig erſchienen als frü-
her. — Adelma, obwohl mit der heißeſten, kaum verhehlten

Sehnſucht von ihm erwartet, war für heute nicht wiedergekehrt, er bat daher den Alten dringend um die Erlaubniß ſeinen Beſuch wiederholen zu dürfen, was ihm auch unter der Bedingung geſtattet ward, daß das nur am Abend und zwar nur dann geſchehen könnte, wenn er durch einen der Neger dazu eingeladen werde. — Der Abgeſandte werde ihm in dieſem Falle zugleich auch als Führer dienen, dem er unbedingt vertrauen könnte, er ſelbſt aber dürfe ſich unter keinem Vorwande erlauben die Wohnung, in welcher er ſo gaſtfreundlich aufgenommen worden, bei Tage ausfindig machen zu wollen. —

Als Ferdinand am folgenden Morgen erwachte, würde er die ganze in der That höchſt wunderbare Begebenheit vielleicht für einen ungewöhnlich lebhaften Traum gehalten haben, hätte nicht der Anblick einer ihm gänzlich unbekannten purpurfarbenen Blume, die er aus Adelma's ſchönen Händen empfangen zu haben ſich nun deutlich erinnerte, ihm als ſicherer Bürge des wirklich erlebten Abenteuers gedient. — Freilich war mit ſeinem geſtrigen Gemüthszuſtande auch ein großer Theil der Begeiſterung entſchwunden, die ihn für das, was er an jenem räthſelhaften Orte geſehen und gehört, erfüllt hatte. — Freilich kam ihm jetzt manches in dem Benehmen des Alten zweideutig, ja ſogar Mißtrauen erregend vor — allein kaum hatte er die früher nie geſehene wunderliche Blume näher betrachtet, kaum ihren ſüßen betäubenden Duft eingeſogen, als Adelma's reizende Geſtalt zauberiſcher als jemals vor ſeinen Augen ſtand — obgleich ihre Züge, die er, nachdem er wieder zu ſich ſelbſt gekommen, allerdings nur flüchtig geſehen hatte, ihm zwar regelmäßig ſchön, jedoch ſtarr und bewegungslos erſchienen waren. — Genug, je länger er ſich mit der Blume beſchäftigte, je höher ſtieg ſeine heiße Sehnſucht nach Adelma, je brennender wurde die Ungeduld, mit welcher er dem Augenblick entgegenſah, der ihn wieder zu der ſchönen Unbekannten führen ſollte — ja er hätte, nur an ſie denkend, nur mit ihrem theuren Bilde beſchäftigt, ſogar die lange erſehnten Freuden des Karnevals beinahe vergeſſen, wäre er nicht durch das laute lärmende Gewühl, das von Straßen und Kanälen zu ihm hinauf ſchallte, daran erinnert worden. —

Zwei Tage vergingen, während denen Ferdinand eben ſo vergebens auf die verſprochene Einladung ſeiner Unbekannten wartete, als er ſie umſonſt an den beſuchteſten Orten, unter dem dichteſten Gedränge aufzuſuchen bemüht war. — Sein Freund Carlo, der Sohn eines mächtigen, vielgeltenden Senators, an den Ferdinand durch einen bedeutenden Gönner von Rom aus empfohlen war, konnte die plötzliche Zerſtreutheit, ſo wie das unruhige, unſtäte Weſen des ſonſt ſo gelaſſenen Deutſchen durchaus nicht begreifen; er folgte ihm, ſo lang es möglich war, auf ſeinen Kreuz- und Querzügen, ſtellte ihn ſcherzend deshalb zur Rede, da aber Ferdinand ſein ihm ſo theures Geheimniß um keinen Preis verrathen wollte, ſo mußte Carlo ſich mit leeren Ausflüchten begnügen und ließ ihn daher endlich ſeinen Weg allein wandeln, den eigenen kleinen Abenteuern folgend, die jene zwangloſe Zeit in großer Anzahl und mannigfacher Verwicklung herbeiführt. —

Im höchſten Grade verſtimmt und mißmuthig ſaß Ferdinand am Abend des dritten Tages in ſeinem einſamen Zimmer. — Das laute Getöſe der auf dem Sankt Markusplatze hin und her wogenden Menſchenmaſſe war ihm läſtig geworden — er konnte und wollte keinen Theil mehr daran nehmen — ſeine Gedanken ſchweiften bald in die ferne Heimat, bald weilten ſie bei der räthſelhaften Unbekannten, die ihm ſo ſchön und doch auch ſo ſchrecklich erſchienen war; — noch immer blühte die köſtliche, in Europa noch nie geſehene Blume, die ſie ihm gereicht hatte — ſtärker als jemals mehrte ihr wunderbarer Duft ſeine heiße Sehnſucht ſie zu ſehen; ſchon wollte er nach Licht rufen, um ſich durch ernſte anhaltende Beſchäftigung gewaltſam von dem Gedanken an ſie, die er für immer verſchwunden glaubte, loszureißen — als ſeine Thüre leiſe geöffnet ward und er beim Schein der im Vorgemach brennenden Lampe einen von Stephanors ſchwarzen Dienern erkannte, der ihm nach ehrfurchtsvoller Begrüßung ein kleines Pergamentblättchen überreichte, worauf die wenigen, ihm jedoch höchſt wichtigen Worte ſtanden: „Stephanor und Adelma erwarten Euch, folget dem Sklaven.“ —

Freudig überraſcht zögerte der überglückliche Ferdinand keinen Augenblick, der theuren, kaum mehr gehofften Einladung Folge zu leiſten; ſie ſtanden bald wieder vor der harrenden Gondel, welche ihn ſchon an jenem erſten Abend aufgenommen hatte und die der Neger jetzt, trotz der herrſchenden Dunkelheit, abſichtlich ſo dicht zu verhängen ſchien, daß man durchaus keinen Gegenſtand zu erkennen im Stande war. — Nach einer nicht allzu langen Fahrt öffnete ſich dem ungeduldigen Jünglinge die wohlverwahrte Kajüte, jene kleine Pforte, durch die er früher eingelaſſen ward, that ſich abermals auf und wenige Minuten ſpäter befand er ſich in demſelben feenhaft beleuchteten Gemache, das ſeine Erinnerung ſo lebendig bewahrte und in dem ihm Adelma's reizende Geſtalt mit all dem unendlichen Zauber himmliſcher Anmuth entgegentrat. —

Sie war allein und empfing den entzückten Ferdinand mit einer ſo holden Freundlichkeit, mit einer ſo hinreißenden unwiderſtehlichen Güte, daß er kaum Worte finden konnte ihr ſeine Freude über dies lang erſehnte Wiederſehen auszudrücken. — Adelma nöthigte ihn hierauf ſich an ihre Seite zu ſetzen, eine Einladung, der er mit Freuden gehorchte — allein obgleich das Geſpräch zwiſchen beiden bald einen hohen Grad von Intereſſe für den Jüngling gewann, obgleich ſie einen eben ſo gebildeten Geiſt, als Zartheit und Tiefe des Gemüthes darin entwickelte, obgleich alles was ſie ſprach, ihn zur Bewunderung hinriß, konnte er dennoch beim Anblick ihres zwar himmliſchſchönen, aber regungslos erſtarrten Antlitzes, das durch den Glanz der Kerzen nur noch greller beleuchtet ward, ſich eines leiſen unwillkürlichen Schauers nicht erwehren. —

Umſonſt verſuchte er es eine Empfindung zu unterdrücken, die ihm immer peinlicher wurde; vergebens wollte er ſich überreden, daß das Lichtmeer um ihn her ſeine Augen blende, daß jene todähnliche Erſtarrung in Adelma's Zügen nur eine Täuſchung ſeiner Sinne ſei — wie angefeſſelt hingen ſeine Blicke auf ihrem Antlitz, ängſtlich nach einem leichten Zucken des ſchönen Mundes, nach einem einzigen kleinen Lächeln, nach einer einzigen, wenn auch kaum merklichen Bewegung ſpähend, die Empfindung und Leben verrathen hätte. —

Unfähig ſeine immer höher ſteigende Verwirrung länger zu verbergen, in einer Beklommenheit, die ihm nach und nach faſt den Athem zu rauben drohte, warf er ſich endlich zu ihren Füßen, drückte ihre Hand an ſeine brennenden Lippen, und flehte ſie, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, an: ihm nur durch einen Zug, nur durch eine Miene zu verrathen, daß ihr himmliſches Angeſicht auch des Ausdrucks irdiſcher Gefühle fähig ſei, — ihm nicht zu zürnen, daß er, der arme Sterbliche, eine Bitte wage, von deren Erfüllung der Friede ſeiner Seele abhänge — oder wäre ſeine Forderung zu kühn, dem Wahnſinnigen zu vergeben, deſſen Auge ein böſer Dämon blende, daß er gerade an dem vollendetſten Meiſterwerke der Schöpfung ſich verſündigen, gerade da furchtſam zurückbeben müſſe, wo er ſich voll Begeiſterung anzubeten, wo er ſich knieend zu verehren gedrungen fühle. —

Kaum waren dieſe Worte ſeinen Lippen entflohen, da ſchlugen jene gräßlichen, ſchon früher gehörten Töne wieder an ſein Ohr, er blickte ſchaudernd auf, und wäre bald abermals ſeiner Sinne beraubt worden, als ihm die wildrollenden, blutrothe Flammen ſprühenden Augen Adelma's entgegenſtarrten — als er ſie die Arme nach ſich ausſtrecken ſah, mit denen ſie den Entſetzten feſt umſchlingen zu wollen ſchien — wenn nicht Stephanors in demſelben Moment erfolgender Eintritt und Adelma's ſchleunige Entfernung ihm ſeine Faſſung einigermaßen zurückgegeben hätte. — Ferdinands Erſchütterung war zu groß, zu gewaltig, als daß er fähig geweſen wäre ſie vor Stephanor zu verbergen. — Es ward ihm nun klar, daß er ſich das erſtemal nicht getäuſcht habe — daß hier ein furchtbares Geheimniß zum Grunde liegen müſſe, deſſen Enthüllung er eben ſo heiß erſehnte, als er ſcheu davor zurückbebte. — Der Alte, dem ſeine Bewegung keineswegs entging, ſprach daher, noch ehe Ferdinand fähig war eine Frage an ihn zu richten, mit ruhigem Ernſte: „Ich ſehe, mein Sohn, daß der Zufall abermals geſchäftig geweſen iſt, Euch ſchon jetzt ein Geheimniß ahnen zu laſſen, das Ihr vielleicht erſt ſpäter, vielleicht auch nie erfahren haben würdet. — Das Leben mancher

Menſchen iſt reich an wunderbaren Begebenheiten; ſie ſind Auserwählte des Schickſals, das unerbittlich über ihnen waltend, ſie bald zum Heil, bald zum Verderben führt! Auch Adelma gehört zu der Zahl dieſer unter einer beſonderen Konſtellation gebornen Weſen; auch ſie iſt eine Erſcheinung, wie die Welt vielleicht keine ähnliche aufzuweiſen hat. — Begnügt Euch daher an dem, was mir von ihr zu ſagen erlaubt und Euch zu begreifen möglich iſt, denn nur wenigen Sterblichen iſt es vergönnt, das große Räthſel der allwaltenden Natur zu löſen.“

Ferdinand, ſo gern er auch wollte, vermochte nichts auf dieſen feierlichen Eingang zu erwiedern, ſeine Augen hingen nur mit geſpannter Erwartung an Stephanors Lippen. — Dieſer fuhr fort: „Wer Adelma iſt und woher ſie ſtammt, muß Euch verborgen bleiben! keine Gewalt der Erde würde mich zwingen dies jemals zu offenbaren. — So viel magſt du jedoch erfahren, mein Sohn, daß ihr Schickſal ein höchſt beklagenswerthes iſt, daß zwei einander feindlich entgegenſtrebende Mächte um den Beſitz der Unglücklichen ringen — daß ſie, die dem Leben ſo gerne angehören möchte, dem Tode ſchon längſt verfallen wäre, wenn ich ſie nicht zu ſchützen, nicht dem Daſein zu erhalten vermochte. Demungeachtet kann ich nicht alle verderblichen Einflüſſe des unheilvollen Geſtirnes, unter welchem ſie geboren ward, von ihr abwenden; bedaure ſie daher, ſchenke ihr dein innigſtes Mitleid, aber forſche nicht weiter, wenn dir unſere Freundſchaft theuer geworden iſt, denn wiſſe, jede unzeitig geäußerte Neugierde würde und müßte uns auf ewig von einander ſcheiden.“ —

Stephanor ſchwieg. — Ferdinand, dem das eben Gehörte bald wie ein Traum, bald wie ein Märchen aus ſeiner Knabenzeit vorkam, wollte, zwiſchen Zweifel und Glauben ſchwankend, ungeachtet der Warnung des Greiſes die Frage wagen: welch fürchterliche Macht der Hölle ihn nun ſchon zum zweiten Male aus Adelma's ſonſt ſo ſchönen Augen angeblitzt? als ſie ſelbſt wieder in all ihrer bezaubernden Anmuth eintrat, und durch ihre Erſcheinung mit ſiegender Gewalt nicht nur jedes Mißtrauen in Ferdinands Bruſt vertilgte, ſondern ihn auch zu dem geheimen inneren Vorwurf bewog, das liebenswürdigſte Weſen ſo ſchmerzlich verkannt zu haben.

Faſt über die Hälfte der Nacht verſtrich dem Jüngling eben ſo lehr- als genußreich wie das erſte Mal; nur daß heute auch Adelma gegenwärtig blieb und einen ſo gebildeten Geiſt, ein ſo tiefes Wiſſen, eine ſolche Fülle von Anmuth verrieth, — daß Ferdinands Entzücken immer höher ſtieg — ja, daß er zuletzt über die feurigen begeiſternden Worte, welche den feinen Lippen entſchwebten, das grauenhafte Geheimniß gänzlich vergaß, das Adelma's Daſein umnachtete.

Es würde viel zu weit führen, Ferdinands öfter wiederholte Beſuche bei ſeinen Freunden, zu denen er immer auf die gleiche Weiſe eingeladen, immer von demſelben Gondolier hin- und zurückgebracht wurde, einzeln ſchildern zu wollen. — Seine Leidenſchaft für Adelma, die täglich neue Nahrung erhielt, ſtieg während dieſer Zeit immer höher. er gewöhnte ſich nach und nach an das Räthſelhafte, Wunderbare, das ihre Erſcheinung umgab, — ſelbſt die gänzliche Erſtarrtheit ihrer ſchönen Züge ängſtigte ihn nicht mehr. denn er hatte die Entdeckung gemacht, daß eine äußerſt feine, künſtlich geformte, ſich der Haut dicht anſchließende Wachsmaske ihr Angeſicht verhüllte. — Was die Urſache dieſer

tſamen Verhüllung ſei? ob Schuld oder Unglück ſie dazu
wege? vermochte er längſt nicht mehr zu unterſuchen,
nn ſein ganzes Weſen war verwandelt; wie durch einen
ächtigen Zauberbann jeder Erinnerung beraubt, hatte er
les, was ihm früher theuer war, vergeſſen, ſchlich bei Tage
eich einem Träumenden umher, fand nirgends Zerſtreu-
ng, nirgends Ruhe, und mied den Umgang mit Menſchen
geſliſſentlich, daß ſelbſt ſein Freund Carlo ſich zuletzt
zwungen ſah ſich von ihm zurückzuziehen und den finſte-
n Schwärmer ſich ſelbſt zu überlaſſen.

Auf dieſe Weiſe waren mehrere Monate vergangen,
e Zeit, welche Ferdinand zu ſeiner Rückreiſe in die Hei-
at beſtimmt hatte, war längſt verſtrichen — er dachte
en ſo wenig daran Venedig zu verlaſſen, als er ſich in den
ltenen Augenblicken eines ernſteren Nachdenkens Rechen-
haft über ſein Bleiben zu geben vermochte, denn wohin
in jetziges Thun und Treiben ihn endlich führen ſollte, war
ne Frage, deren Beantwortung er geſliſſentlich vermied. —
a erhielt er eines Tages ein Schreiben, welches ihm mel-
ete, daß ſein Vater plötzlich ſchwer erkrankt ſei und daher
ie Rückkehr des einzigen Sohnes dringend verlange. —
Dieſe Nachricht traf ihn wie ein Donnerſchlag; kindliche
iebe, Leidenſchaft für Adelma, und Furcht vor der Erklä-
ung, die — das fühlte er — nun endlich erfolgen mußte,
evor er auf lange Zeit, vielleicht auf ewig von ihr ſchied,
ämpften in ſeinem Inneren; bis jetzt hatte er noch nicht
ewagt ihr ſeine Liebe zu bekennen, denn eine ihm ſeltſame,
nerklärbare Scheu ſchloß ihm jedesmal den Mund, ſo oft
ies Geſtändniß auf ſeinen Lippen ſchwebte, — daß er ihr
edoch nicht ganz gleichgiltig ſei, glaubte er aus der freund-
ichen huldvollen Weiſe ſchließen zu dürfen, mit der ſie dem

liebenden Jüngling ſeit dem erſten Tage ihrer Bekanntſchaft entgegenkam. —

Feſt entſchloſſen bei ſeinem nächſten Beſuch, der ja leider vor der Hand auch der letzte ſein ſollte, ſein Schweigen zu brechen, der angebeteten Geliebten ſeine glühende Leidenſchaft muthig zu offenbaren und ſie um Löſung des dunkeln Räthſels, um Ablegung der verhüllenden Larve zu bitten, da er die Kraft in ſich fühle ihren Beſitz um jeden Preis vom Schickſal zu erkämpfen — erwartete er voll heißer Ungeduld den Abend, an dem ihn, wie er hoffte, der gewöhnliche Bote, ſo wie ſonſt, zu ihr beſcheiden werde. —

Schon neigte ſich die Sonne allmälig zu ihrem Untergang, ſchon zählte Ferdinand die Minuten, bis es völlig Nacht und folglich der ſo heiß erſehnte Zeitpunkt endlich eingetreten ſein würde — da öffnete ſich plötzlich die Thüre ſeines Zimmers, Carlo, den er ſchon ſeit mehreren Wochen nicht geſehen hatte, trat haſtig ein und obwohl unmuthig über dieſe unerwartete Störung, gewann Ferdinand es doch über ſich ihn mindeſtens nicht unfreundlich willkommen zu heißen. — Carlo, der ſonſt ſtets heitere lebensluſtige Jüngling, ſchien diesmal ernſter als gewöhnlich, ein Gegenſtand von Wichtigkeit mußte ihn beſchäftigen. — Nach den erſten herzlichen Begrüßungen machte er ſeinem Freunde ſanfte Vorwürfe über ſein gänzliches Zurückziehen von allen Denjenigen, die ihn mit ſo vieler Zuvorkommenheit aufgenommen, mit ſo viel inniger Liebe und Theilnahme an ſich zu feſſeln geſucht hatten. —

Nach dieſer Anklage, die den ſich nur allzu ſchuldig fühlenden tief beſchämte, warf er die Bemerkung hin, daß wohl nur ein Ereigniß, welches Ferdinands ganzes Intereſſe ausſchließlich errege, ihn ſo völlig von der ganzen übrigen

t abgezogen haben könnte — daß er, Carlo, ſich zwar
chaus nicht befugt fühle ihm ſein Geheimniß abzudringen,
ch gekommen ſei, um ihn, den unkundigen, unerfahrnen
mdling, mindeſtens vor Verbindungen zu warnen, die
nicht nur nachtheilig, ſondern ſogar gefährlich werden
nten. —

Ferdinand ſah ſeinen Freund betroffen an, dieſer
r fort: „Du ſtaunſt? meine Worte klingen dir räthſel-
t? beachte ſie, Ferdinand, laß ſie nicht ungenützt ver-
en, du kennſt meine treue Neigung für dich, weißt, daß
gerade nicht zu den Furchtſamſten gehöre und es wahr-
t redlich mit dir meine; deshalb darf ich aber auch Glau-
und Vertrauen von dir fordern, darf begehren, daß du
n warnenden Wink Folge leiſteſt, den ich dir wahrlich nicht
ne Urſache ertheile.“ — „Ich verſtehe dich nicht!“ entgeg-
e Ferdinand nach einer kleinen Pauſe, während welcher
ſeine innere Unruhe vergebens zu verbergen bemüht war.
„Erkläre dich deutlicher,“ fuhr er fort, „wenn ich begreifen
, was du eigentlich von mir willſt? ich für meine Perſon
mir mindeſtens keiner Verbindung bewußt, die irgend
em Menſchen gefährlich werden konnte.“ — „Wohl dir,
nn es ſo iſt!“ antwortete Carlo mit ungewöhnlichem
nſte, — „demungeachtet darf ich dir nicht verhehlen, was
wiſſen mußt, geſchähe es auch nur, den Allzuſicheren vor
ter Reue zu bewahren.“ —

„Du machſt mich neugierig! ſo feierlich habe ich dich
noch nie geſehen?“ fiel Ferdinand ein, indem er ſich
en ſcherzhaften Ton anzunehmen zwang, — „ſollte man
ch faſt glauben, du habeſt eben heute die Senatorwürde
angt, und wäreſt gekommen dich mir in der Wichtigkeit
nes neuen Amtes zu zeigen — aber komm zur Sache!“

rief er, die Wolke des Unmuths gewahrend, welche auf Carlo's Stirne ſichtbar zu werden begann — „entdecke mir, was ich wiſſen ſoll, und ſei meines innigſten Dankes für deine treue fürſorgende Freundſchaft gewiß.“

Carlo, dem Ferdinands Unruhe, ſo ſehr dieſer ſie auch zu verbergen ſtrebte, keineswegs entgangen war, nahm jetzt, ihn ſcharf beobachtend, das Wort und ſprach: „Es haben ſich hier in Venedig ſeit kurzer Zeit mehrere Todesfälle ereignet, die von ſo ſonderbarer, ja faſt unglaublicher Art ſind, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Polizei bereits erregen mußten. — Auch iſt dieſelbe, wie ich weiß, ſchon mehreren verdächtigen Menſchen, namentlich einem hochbejahrten, wunderlich ausſehenden Greiſe, und ſeiner noch weit auffallenderen Begleiterin auf der Spur, von der man nicht mit Gewißheit ſagen kann, zu welcher Gattung von Geſchöpfen man ſie eigentlich zählen darf. Zwar erſcheint ſie bei Tage nur höchſt ſelten, und iſt dann immer tief verſchleiert, auch wohnen beide in einem leer ſtehenden, ſeit langer Zeit in Verfall gerathenen Pallaſte ganz allein — doch wollen die wenigen Bewohner, welche in der Umgegend deſſelben hauſen, in der Nacht zuweilen gräßliche, halb menſchliche, halb thieriſche Töne gehört haben, die bald wie der tiefſte, herzzerreißendſte Jammer, bald wie die wilden Ausbrüche der raſendſten Wuth klingen ſollen. — Man wird nunmehr,“ ſchloß Carlo ſeinen Bericht, „die beiden Verdächtigen auf das ſchärfſte beobachten, und beſtätigt ſich, was man mit Grauen vermuthet, dann wird ſowohl das geiſtliche als weltliche Gericht ſich vereinigen die Schuldigen zu beſtrafen.“

Ferdinand hatte ſeinem Freund mit ſtummen Entſetzen zugehört; zu tief erſchüttert, um ihm auch nur eine Sylbe erwiedern zu können, ſtarrte er lautlos vor ſich hin.

nn wie ſehr ſich ſein Herz auch dagegen ſträubte, wie
merzlich ihm die traurige Überzeugung ſein mußte, ſo
eifelte er doch keinen Augenblick, daß jene beiden, mit ſo
ßlichem Verdacht Beladenen niemand anders als Adel
a und Stephanor ſein konnten. — Weit entfernt dem
ieſten Argwohn gegen die Geliebte Raum zu geben, ihre
nkläger im Innerſten ſeiner Seele verwünſchend, ſchien ihm
s eben Gehörte nur eine neue Tücke des grauſamen Schick-
ls, das die Unglückliche raſtlos verfolgte; alles, was Ste-
hanor ihm von ihr erzählte, jeder Wink, den er ihm über
r gegeben hatte, rechtfertigte daher ſeinen Glauben an ein
nſeliges Verhängniß, das ihn jetzt für ihre Freiheit, ja
gar für ihr Leben zittern machte. —

Daß Ferdinand in ſeinem gegenwärtigen Gemüths-
ſtande kaum fähig war die nöthige Faſſung zu behaupten,
aß er immer ängſtlicher des Boten harrte, der ihn zu ihr
hren ſollte, die er warnen, der er zur ſchleunigſten Flucht
then, zu deren Beſchützer er ſich erbieten wollte, läßt
h leicht denken, — er hörte faſt nicht mehr, was Carlo
rach, erſt als dieſer, des Freundes Zerſtreuung gewahrend,
ach nochmals wiederholter herzlicher Bitte, doch ja auf ſei-
er Hut zu ſein, von ihm Abſchied nahm, erſt als er ſich wie-
er allein befand, gewann er Ruhe genug zu überlegen,
uf welche Weiſe er Adelmen und Stephanor von der
hnen drohenden Gefahr in Kenntniß ſetzen ſollte. —

Nach langem vergeblichen Warten, das ſeine Unruhe
on Minute zu Minute erhöhte, das ihn alle Folterqualen
er namenloſeſten Angſt empfinden ließ — erſchien endlich
er ſo heiß erſehnte Bote, und bald ſtand er vor dem theuern
Gegenſtande ſeiner Wonne und ſeines Schmerzes, nach
Worten ſuchend, die ihr alle jene mächtigen Gefühle ſchildern

ſollten, von denen ſeine Bruſt bei dem heutigen Wiederſehen beſtürmt ward.

Adelma ſchien eine Ahnung des wichtigen Augenblickes zu haben, der ihr bevorſtand; ſie war in ungewöhnlicher Bewegung, obgleich ſie dieſelbe vor Ferdinand zu verbergen ſtrebte. — Dieſer, der gar wohl wußte, daß keine Zeit zu verlieren ſei, benützte die Abweſenheit Stephanors, warf ſich zu Adelma's Füßen und bekannte ihr mit überſtrömender Begeiſterung die Glut, die ihn für ſie erfüllte. — Er berührte hierauf die Gefahr, die ihr in Venedig drohe, beſchwor ſie, ſich ſeinem Schutze zu vertrauen, ihn in ſeine friedliche Heimat zu folgen und dort, trotz des finſteren Geheimniſſes, das über ihrem Daſein walte, ſeine Gattin zu werden. — Noch hatte der liebende Jüngling, deſſen leidenſchaftliche Erregung ihn nichts, was um ihn vorging, beachten ließ, nicht vollendet — noch fuhr er fort, ſie mit Bitten zu beſtürmen — da ſchlugen plötzlich jene gräßlichen, halb brüllenden, halb jammernden Töne an ſein Ohr, die ihm Carlo beſchrieben. — Erſchrocken ſprang er auf, gewahrte die rollenden Flammenaugen Adelma's, die ihn verzehren zu wollen ſchienen — ſah, wie ſie die Arme nach ihm ausſtreckte, um ihn zu umſchlingen — von wildem Entſetzen ergriffen wollte er fliehen, wollte, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, um Hilfe rufen — als die Thüre des Gemachs mit lautem Geräuſche aufflog — ein Verlarvter von mehreren Gerichtsdienern begleitet eintrat, den halb ohnmächtigen Jüngling in ſeinen Armen auffing und dem jetzt gleichfalls herbeieilenden Stephanor, im Namen des furchtbaren Tribunals der Zehn, einen Verhaftsbefehl für ihn und Adelma überreichte. —

Drei Jahre waren verfloſſen! — Ferdinand von iner eben ſo gefährlichen als langwierigen Krankheit end- ich geneſen, war ſchon längſt wieder nach Augsburg zurückgekehrt, — woſelbſt er ſeinen ihm ſo theuern Vater zwar glücklicher Weiſe noch am Leben und bei völliger Geſundheit fand — jedoch außer dieſer, jedem liebenden Sohne ſo natürlichen Freude, durchaus keine Theilnahme mehr an irgend einem Genuß, an irgend einer Zerſtreuung, die ihm die Welt bot, zeigte. — Der ſorgfältigen Pflege ſeines edlen Freundes Carlo hatte er nach jener ſchrecklichen Kataſtrophe ſeine Herſtellung — der eifrigen Verwendung von deſſen viel geltendem Vater, ſeine Freiheit zu verdanken — denn der Ort, woſelbſt man ihn fand, mußte allerdings auch ihn verdächtig, mußte ihn zum Mitſchuldigen der beiden Angeklagten machen — ſein Loos würde daher ohne jene mächtige Fürſprache ſehr beklagenswerth geweſen ſein. —

Vergebens ſtrebte Ferdinand jedoch, als ſeine Kräfte allmälig wiederkehrten, Nachricht von Adelma's und Stephanors Schickſal zu erhalten; umſonſt beſchwor er ſeinen Freund, dem er nun endlich die ganze Begebenheit vertraute, ihm eine, wenn auch nur geringe Auskunft über das fernere Loos der Unglücklichen zu ertheilen. — Carlo konnte ſeine Bitte nicht erfüllen — ein undurchdringlicher Schleier lag über dieſem wunderbaren Ereigniß, den Niemand zu heben, das kein Sterblicher zu ergründen wagen durfte, wenn er ſein eigenes Leben dieſem kühnen Unternehmen nicht zum Opfer bringen wollte. — Da Carlo überdies die ſtrengen Geſetze, welche in ſeiner Vaterſtadt herrſchten, nur allzuwohl kannte, da er außerdem auch einen ſehr bedeutenden Wink von ſeinem eigenen Vater, den jungen Deutſchen betreffend, erhalten hatte — ſo ſtellte er dem raſtlos forſchenden Ferdinand das Vergebliche, ja ſogar

Gefährliche aller ſeiner Bemühungen mit den überzeugendſten Gründen vor und drang ſo lange in ihn, bis dieſer ſich endlich entſchloß, Venedig nach kaum erlangter Geneſung zu verlaſſen, und in die theure, ſo lang entbehrte Heimat zurückzukehren. —

Der düſtere Gram, welcher ſich ſeit jener verhängnißvollen Zeit des Unglücklichen bemächtigt hatte, galt nicht ſowohl dem ſchmerzlichen Verluſt der heiß Geliebten, als er vielmehr eine Folge der nagendſten Zweifel über Adelma's Perſönlichkeit, über ihr eigentliches Thun und Weſen war. — Was ſollte er von ihr glauben? mit welchem Namen ſie nennen? — Wo die Löſung dieſes entſetzlichen Räthſels ſuchen, das ſein Leben vergiftete, weil es ihn auf immer mit ſich ſelbſt entzweite? — Sein Verſtand ſträubte ſich Adelma für eine übernatürliche Erſcheinung zu halten. ſein Herz empörte der Gedanke, daß ſie eine Verbrecherin ſein konnte — unfähig die qualvolle Erinnerung an den letzten ſchrecklichen Moment, der ihn von ihr ſchied, zu verſcheuchen, vermochte er es eben ſo wenig über ſich, ſie unbedingt zu verdammen, denn alles, was Stephanor ihm einſt von dem unglücklichen Geſtirn erzählt hatte, unter welchem ſie geboren ſein ſollte, diente ihm dann wieder zur Entſchuldigung für ſie, die vielleicht nur ein trauriges Opfer ihres grauſamen unerbittlichen Verhängniſſes war.

Dieſe fortwährende Zerriſſenheit ſeines Innern, dieſer martervolle Kampf zwiſchen Zweifel und Vertrauen, zwiſchen Abſcheu und Liebe, zwiſchen Haß und Mitleid — zerſtörte den Frieden ſeiner Seele, raubte ihm alle Theilnahme an den Freuden des Lebens, machte ihn finſter und menſchenſcheu; je mehr er ſich daher von ihnen zurückzog, je weniger er es wagte, den Kummer, der ihn niederdrückte, irgend einem befreundeten Weſen mitzutheilen, je tiefer verſchloß er ihn in der eigenen ſchmerzerfüllten Bruſt.

Herr Andreas Warner, welcher im Anfang die Hoffnung hegte, daß der ſo ganz veränderte, ihm unbegreifliche Seelenzuſtand ſeines unglücklichen Sohnes wohl nur eine traurige Folge der überſtandenen gefährlichen Krankheit ſei und ſich daher mit der Zeit verlieren werde, fing nach und nach an einzuſehen, daß er ſich leider aufs bitterſte getäuſcht habe. — Weder die Ausübung ſeiner einſt leidenſchaftlich geliebten Kunſt, noch der Umgang mit den ehemaligen Jugendgeſpielen, den Ferdinand doch nicht immer ganz vermeiden konnte, vermochte ihn zu erheitern; — ſtandhaft jeden ärztlichen Rath verſchmähend, deſſen Nutzloſigkeit er nur allzu klar erkannte, verſank er immer tiefer in ſein dumpfes ſchwermüthiges Hinbrüten und ſo ſah der beſorgte Vater zuletzt kein anderes Mittel mehr als das, ihn noch einmal auf Reiſen zu ſenden, weil er nur von dem mannigfaltigen Wechſel der Gegenſtände, nur von der Zerſtreuung, die ihm der Anblick fremder Länder und Menſchen nothwendig gewähren mußte, ſeine Geneſung hoffen zu dürfen glaubte. — Es koſtete den ehrwürdigen Greis ſehr viel, ſich abermals von dem geliebten Sohne zu trennen; auch Ferdinand ſchied ungern und nur aus kindlichem Gehorſam gegen ſeinen Vater, der ihm dieſe Reiſe, in welcher er das einzige Heil erblickte, zur Pflicht machte, der ihn ſeither ſtets mit der ſchonendſten Nachſicht und Güte behandelt hatte — er nahm ſich daher auch feſt vor, den Willen des theuren Greiſes ſtreng zu befolgen, und wenn gleich ſeine eigentliche Abſicht unerreicht blieb, ihm bei der Heimkehr mindeſtens den Schein des Frohſinnes, den Wahn der Geneſung zurückzubringen.

Es iſt nicht die Abſicht dieſer Erzählung, Ferdinands ganze Reiſe ausführlich berichten zu wollen, daß ſie nicht ohne allen Einfluß auf ſeine Gemüthsſtimmung blieb, daß die Neuheit der Gegenſtände, der Anblick einer herrlichen, in ihrer üppigſten Fülle prangenden Natur, das geſchäftige Thun und Treiben froh bewegter Menſchen, ihn wirklich nach und nach erheiterte und neuen Lebensmuth in ſeiner Bruſt erweckte, war ein Erfolg, den er ſich ſelbſt um ſo lieber eingeſtand, je weniger er ihn vom Anbeginn her erwarten zu dürfen glaubte.

Ohne ein bedeutendes Abenteuer hatte Ferdinand bereits das ſüdliche Frankreich durchzogen, hatte alles geſehen und genoſſen, was ihm des Anſchauens würdig ſchien, hatte ſeine Mappe mit einem reichen Schatz der herrlichſten Handzeichnungen gefüllt, und beſchloß daher nunmehr nach Deutſchland, in die Arme ſeines theuren, ihn ſehnlichſt erwartenden Vaters zurückzukehren — als er eines Abends in einem kleinen Landſtädtchen ankam und der Ruhe bedürftig, daſelbſt die Nacht über zu verweilen beſchloß. —

Die Lage deſſelben war ſo romantiſch, daß er nach kurzer Erholung und bei ſchon eingetretener Dämmerung noch einen Spaziergang in der Umgebung zu machen Luſt bekam, er ließ ſich daher den Fußſteig zu einer gleich bei ſeiner Ankunft bemerkten, auf einem ziemlich anſehnlichen Hügel gelegenen halbverfallenen Ruine beſchreiben, welche er beim Schimmer des ſpäter aufgehenden Mondes in ihrer vollen alterthümlichen Pracht zu bewundern gedachte. — Er hatte ſich in ſeiner Erwartung nicht getäuſcht; der Anblick dieſes koloſſalen Denkmals einer längſt verſunkenen Zeit gewährte dem ſchwärmeriſchen Jüngling, der ſich dabei in ernſten Betrachtungen verlor, einen hohen Genuß. — Er ward nicht müde den edlen Styl, die reichen Verzierungen des ehedem herrlichen Gebäudes zu bewundern, und da er ſich die Begleitung eines Führers verbeten hatte, um ſich ſeinen Gefühlen ganz ungeſtört überlaſſen zu können, ſo irrte er nun allein in dem öden grasbewachſenen Hofe und den leeren, halb eingeſunkenen Gemächern der Burg umher, ihrer früheren Bewohner gedenkend, die einſt einen ſehr glänzenden Standpunkt in der Welt eingenommen haben mochten, nun aber ſchon längſt dem Staube wiedergegeben hatten, was vom Staube gekommen war. —

Es mochte ſchon ziemlich ſpät geworden ſein, Ermüdung und die Beſorgniß, daß ſein längeres Verweilen unangenehme Folgen für ihn haben könnte, mahnten ihn endlich an die Heimkehr — er war daher ſo eben im Begriff den innern Hofraum zu verlaſſen, als er plötzlich hinter dem nahe am Boden befindlichen Gitterfenſter des einzigen, noch wohl erhaltenen Thurmes an der Nordſeite des Hofes, Lichtſchimmer bemerkt zu haben glaubte. — Überzeugt, daß hier keine Täuſchung ſtatt finde, entſchloß er ſich ſogleich die Sache näher zu unterſuchen; er eilte daher, ſo leiſe er es vermochte, dem Orte zu, woſelbſt der immer heller werdende Lichtſchimmer ſich zeigte, ohne zu bedenken, wie gefährlich dies nächtliche Abenteuer für ihn enden, wie leicht er, der unbewaffnete ſchutzloſe Fremdling, ein Opfer ſeiner unberufenen Gegenwart werden könnte.

Es koſtete dem ſchlankgewachſenen Jüngling wenig Mühe die Höhe des Gitterfenſters zu erreichen. — Vorſichtig blickte er nun hindurch und gewahrte ein leeres Gewölbe, in deſſen Mitte ſich ein ſteinerner Sitz befand, neben welchem die brennende Fackel, die ihn herbeigelockt hatte, befeſtigt war. — Nach kurzer Friſt öffnete ſich eine kleine eiſerne Pforte, die ihm bisher unbemerkt geblieben, ein vom Kopf bis zu den Füßen ſchwarz gekleideter Greis trat ein, näherte ſich jenem ſteinernen Sitze, berührte ihn kaum merklich mit der Hand und bald begann derſelbe, zu Ferdinands größtem Erſtaunen, ſich wegzuſchieben und eine tiefe grabähnliche Öffnung ſichtbar werden zu laſſen, aus welcher dumpfe unartikulirte Töne empordrangen, die bald wie der ſchmerzlichſte herzzerreißendſte Jammer, bald wie der wildeſte, alles verſpottende, allem trotzbietende Hohn klangen. —

Während dieſer Zeit waren nach und nach mehrere, ebenfalls ſchwarz verhüllte Männer eingetreten, welche jetzt einen engen Kreis um den zuerſt hier erſchienenen, ſilberlockigen Alten bildeten, der aller Wahrſcheinlichkeit nach ihr Oberhaupt vorſtellen mochte. — Wer der Gegenſtand ihrer nunmehrigen ziemlich ſtürmiſchen Verhandlungen war, konnte Ferdinand nicht ergründen, weil ſie ſich in einer ihm völlig fremden Sprache unterredeten — aus ihren Bewegungen ſchloß er jedoch, daß ſie eine Art von Gericht über irgend ein, in ihrer Gewalt befindliches Weſen halten wollten und daß ihr finſteres Treiben ohne Zweifel eine entſetzliche, die Menſchlichkeit empörende Abſicht haben müſſe. —

Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit alles, was vorging, belauſchend, ſah er nunmehr, wie Jeder der Anweſenden einen hell blinkenden Dolch unter ſeinem weitfaltigen Gewande hervorzog — ſah, wie alle ihre Hände zum Schwur erhoben und wie endlich, nach noch mancherlei vorangegangenen ſeltſamen Zeremonien, auf den Ruf eben jenes Oberhauptes eine dunkle Geſtalt aus der Gruft ſtieg, die Ferdinand jedoch, trotz ihrer dichten Verhüllung, alsbald für eine weibliche erkannte. — Es ſchien, als ſtelle der Greis ſie im Namen aller Anweſenden zur Rede, als werfe er ihr irgend ein ſchweres Verbrechen vor, welches er zu beſtrafen gekommen ſei. — Immer lauter, immer verworrener klangen jetzt die Stimmen der Vermummten durch einander — immer betäubender ward das wirre Getöſe — Ferdinand fühlte ſich auf einmal von einer früher nie empfundenen Bangigkeit ergriffen — er wollte fliehen, allein ſeine Füße waren wie angefeſſelt — wollte ſich abwenden und vermochte ſeine Blicke doch nicht loszureißen von dem unheimlichen Beginnen jener unbekannten Weſen. — Plötzlich hörte er einen Mark und Bein durchdringenden Schrei; — ein paar Flammen ſprühende Augen blitzten aus einem ſchönen, zum Tode erſtarrten Antlitz hervor — abwehrend waren die weißen Arme gegen die auf ſie eindringenden Dolche gerichtet — ein lautes entſetzliches Wimmern erfüllte die Luft, dem unmittelbar darauf das Hohngelächter der Hölle folgte und mit dem ſchmerzlichen Ausruf „Adelma!“ ſank Ferdinand jetzt ohnmächtig zu Boden. —

Als er wieder zu ſich kam, erkannte er, daß er ſich auf ſeinem Zimmer im Gaſthof, und zwar in ſeinem Bette befand. — Die freundliche Wirthin, welche ängſtlich um ihn beſchäftigt geweſen zu ſein ſchien, begrüßte ihn bei ſeinem Erwachen mit herzlicher, wahrhaft mütterlicher Freude. — Sie erzählte ihm, nachdem er ſich völlig erholt hatte, auf ſein dringendes Verlangen, daß ſie ſeiner Rückkehr bis nach Mitternacht vergebens gewartet habe. — Als er aber noch immer nicht erſchienen, als es immer ſpäter und ſpäter geworden ſei — da habe die Beſorgniß um den Fremden, dem wohl gar ein Unglück begegnet ſein konnte, ſie durchaus nicht länger ruhen laſſen — auf ihren Befehl wären daher mehrere von ihren Dienern, mit brennenden Fackeln verſehen, nach den Ruinen geeilt, um ihn aufzuſuchen, und wirklich hätten ſie ihn auch dort nach kurzer Friſt ſeiner Sinne beraubt auf der Erde liegend gefunden. — Sie fuhr hierauf fort ihm ihren Schrecken zu ſchildern, als man ihn ohne ein Zeichen des Lebens in ihr Haus gebracht, woſelbſt ſogleich alle nur mögliche Mittel angewendet worden wären ihn aus ſeiner tiefen Ohnmacht zu erwecken — lange Zeit ſei jeder Verſuch vergebens geweſen, endlich aber habe der Erfolg ihre Bemühungen belohnt, indem ſein Wiedererwachen ihr alle ausgeſtandene Angſt reichlich vergüte. —

Ferdinand dankte der gutmüthigen Frau auf das innigſte für ihre ſo treu gemeinte Sorgfalt; er hütete ſich indeſſen wohl ihr die wahre Urſache ſeines Unfalles mitzutheilen, den er auf die Wirkung der Nachtluft, ſeiner früheren Erſchöpfung und des feuchten Graſes ſchob, auf dem er lange gelegen und ſich dadurch das Übel zugezogen haben wollte. — Demungeachtet konnte er die günſtige Gelegenheit nicht entſchlüpfen laſſen ſich vorſichtig nach der Geſchichte jener Ruinen zu erkundigen, indem er genau zu erforſchen ſuchte, was die Sage etwa von ihnen erzähle? ob ſie nemlich noch ein Gegenſtand des Aberglaubens, ein Schauplatz geheimer, im Verborgenen ſchleichender Intriguen, oder wohl gar ein Zufluchtsort gemeiner Räuber wären? —

So bereitwillig die geſprächige Wirthin aber auch war, ihren Gaſt nach beſten Kräften und mit ächt franzöſiſcher Lebendigkeit zu unterhalten, ſo wenig Auskunft konnte ſie ihm gerade über dieſe ihm ſo wichtigen Fragen ertheilen. — Das verfallene Schloß gehörte, ſo viel ſie wußte, ehedem einer altadeligen, nun ſchon längſt ausgeſtorbenen Familie an, deren ſämmtliche Beſitzungen nach und nach auf ganz Fremde vererbt worden waren. — Dieſe hatten ſich nur wenig um das Stammſchloß der früheren Eigenthümer ekümmert, ließen es, da ſie ohnehin nie in dieſe Gegend amen, mit der Zeit völlig verfallen, und ſo war es nun chon ſeit unendlichen Jahren zur Ruine geworden, die den Bewohnern des Städtchens bisweilen zum Ziele ihrer Spaziergänge diente, von der man aber weiter nichts zu ſagen wußte, als daß gar oft neugierige Reiſende ſie beſuchten, um ſich an der herrlichen Ausſicht zu ergötzen, welche der Anblick der Umgegend, von dem ſanft emporſteigenden, waldbedeckten Hügel, auf dem ſie gleichſam hingeſtreut lag, gewährte. —

Ferdinand mußte ſich mit dieſem Bericht, ſo unbefriedigend er auch für ihn war, begnügen. — Er ſah ein, daß das, was er in jenen öden Gemäuern erfahren habe, für Jedermann ein tiefes Geheimniß geblieben ſei — daß jene Unbekannten mindeſtens bis jetzt ihr lichtſcheues Treiben in ſo tiefer Verborgenheit ausgeübt haben müßten, daß noch Niemand die geringſte Ahnung von ihrem Daſein erhalten haben konnte. — Durch dieſes eben ſo ſeltſame als unbegreifliche Ereigniß im Innerſten ſeiner Seele erſchüttert, war Ferdinands mühſam errungene Heiterkeit aufs Neue verloren. — Kaum fähig an die Möglichkeit des Erlebten zu glauben, und doch von der Wahrheit deſſelben nur allzufeſt überzeugt, wußte er durchaus nicht, wie er ſich dieſen Vorfall genügend erklären ſollte? — Adelma, oder wie er das ihm ſo theuere und doch auch ſo ſchreckliche Weſen jetzt noch nennen durfte — war alſo wirklich in vergangener Nacht vor ſeinen Augen erſchienen? er hatte ſie geſehen? ſie war den Kerkern Venedigs entronnen, um in jenen Mauern durch einen abermaligen Richterſpruch vielleicht auf eine noch weit ſchrecklichere Weiſe zu enden? — Und was ſollte er nun von ihr glauben? gehörte ſie dem Himmel oder der Hölle an?

durfte er ſie beweinen, oder mußte er der Stunde fluchen, in welcher er ſie zuerſt erblickte? —

Aufs Neue von den qualvollſten Zweifeln gemartert, ja faſt gänzlich mit ſich ſelbſt zerfallen, beſchloß er endlich dieſen Tag noch hier zu verweilen, in der folgenden Nacht abermals nach den Ruinen zu wandern, dieſelben ſo genau als möglich zu unterſuchen und nicht eher von dannen zu weichen, bis er entweder eine untrügliche Spur der hier verübten That, oder mindeſtens nähere Kunde von dem wirklichen Daſein und eigentlichen Aufenthalt jener geheimnißvollen unbekannten Richter erhalten habe. — Ferdinand brachte den langen, ihm endlos ſcheinenden Tag in faſt fieberhafter Spannung zu — keine auch noch ſo eifrige Bemühung ſeiner gutmüthigen Wirthin vermochte ihn zu zerſtreuen — kein freundliches Geſpräch ihn dem dumpfen Hinbrüten zu entreißen, in welches er verſunken war. — Endlich neigte ſich die Sonne zum Untergang, endlich verkündeten die immer länger werdenden Schatten den Anbruch des Abends — bald war es Zeit ſein Vorhaben auszuführen und noch ehe der Mond völlig am Horizont heraufſtieg, ſtand er ſchon mitten in den Ruinen, das Gitterfenſter wieder aufſuchend, welches ihm geſtern einen ſo gräßlichen Anblick gewährte. —

Es war dunkel; nicht der ſchwächſte Schimmer eines Lichtes ließ ſich in dem Gewölbe wahrnehmen, nicht der leiſeſte Laut verrieth die Gegenwart irgend eines lebendigen Weſens. — Ferdinand hatte ſich auch auf dieſen Fall vorbereitet, er war mit einer Fackel verſehen, die er nun ſchnell entzündete, und vermittelſt welcher er den Eingang zum Thurme, dem Schauplatz der geſtrigen Begebenheit, aufſuchte. — Es gelang ihm ohne große Schwierigkeit die kleine

iſerne Pforte zu finden, welche nach jenem Gewölbe füh-
en mußte; wirklich betrat er daſſelbe auch, nachdem er meh-
ere Stufen hinabgeſtiegen war — er erkannte die dicken, der
Zeit trotzbietenden Mauern, die moosbewachſenen Wände,
en ſteinernen Sitz in der Mitte, bemühte ſich jedoch ver-
gebens denſelben hinwegzurucken, um auch die in voriger
Nacht bemerkte Öffnung zu entdecken, aus welcher Adel-
na emporgeſtiegen war. — Während er ſich noch mit die-
em Verſuche beſchäftigte, und eifrig nach dem Mechanismus
orſchte, der ihn ſeiner Meinung nach in Bewegung ſetzen
mußte, gewahrte er plötzlich einen großen Blutflecken am
Boden, den er ſchaudernd betrachtete, und der ihm nun-
nehr ein ſicherer Bürge der hier begangenen Gewaltthat
war. —

Schon überlegte Ferdinand, was er hier nun wohl
igentlich zu thun habe? ob er dem Gericht die gemachte
chreckliche Entdeckung unverweilt anzeigen — oder lieber
chweigen, und dieſen Ort des Entſetzens ſo ſchnell als
möglich verlaſſen ſolle? ſchon war er entſchloſſen das Erſte
u wählen — da ward es auf einmal heller um ihn her —
r blickte auf und las an der ihm gegenüber ſtehenden
Wand folgende, mit feurigen Buchſtaben geſchriebenen
Worte: „Fremdling! wer du auch ſein magſt, hüte dich nach
„Geheimniſſen zu forſchen, die ſich dir niemals entſchleiern
„werden! — Vergiß den wunderbaren Zufall, der dich hie-
„her führte, um dich zum Zeugen einer Begebenheit zu ma-
„chen, die du weder zu begreifen, noch zu beurtheilen ver-
„magſt. — Verſchweige daher was du geſehen, gegen Jeder-
„mann, verlaſſe dieſe Gegend ungeſäumt, wage es nicht
„noch einmal hier zu erſcheinen, oder fürchte die Rache
„derer, die im Verborgenen richten — ſie bringt dem Frevler,

„der ſie auf ſich herabruft, dem Ungehorſamen, der ihr trotzbieten will, den gewiſſen Tod.“ —

Ferdinands Erſtaunen, nachdem er dieſe inhaltſchweren Worte geleſen, läßt ſich leicht begreifen; ſo waren alſo jene furchtbaren Unbekannten wirklich noch in ſeiner Nähe? ſo hatten ſie ſeine Gegenwart in vergangener Nacht bemerkt? es war alſo alles Wirklichkeit, was er hier geſehen und ſomit durfte er ja auch an Adelma's wahrſcheinlich erfolgtem Tode keinen Augenblick länger zweifeln. — Nicht Furcht, nicht der Wunſch ein Leben zu erhalten, das ſeinen Werth jetzt aufs Neue für ihn verloren hatte, bewogen ihn daher nach kurzer Überlegung, die Warnung der Unbekannten zu befolgen, ſondern die Überzeugung, daß eine öffentliche Anzeige des hier verübten Frevels nichts ungeſchehen machen, wohl aber ihn ſelbſt auf längere Zeit an dieſem Orte feſthalten und in tauſend unangenehme Berührungen bringen könnte, die um ſo nutzloſer blieben, je größer die Macht ſeiner Gegner war und je ſchlauer ſie ſich den forſchenden Blicken der Welt zu entziehen wußten. — Schon der folgende Morgen fand den durch dieſes letzte Ereigniß tief erſchütterten Ferdinand wieder auf dem Wege nach der Heimat. — Er eilte ihr ſo unaufhaltſam zu, als vermöge er nur dort die Erinnerung an das kürzlich Erlebte zu entfliehen; wenn dies aber auch freilich nicht der Fall war, ſo hoffte er doch, daß der Anblick ſeines ehrwürdigen Vaters, der Gedanke, wie viel der theure Greis bereits um ihn gelitten, und welchen Erſatz er ihm dafür ſchuldig ſei, ihm mindeſtens die Kraft verleihen werde ſein unſeliges Geheimniß tief in der verſchwiegnen Bruſt zu bewahren, den Schein einer Heiterkeit zu erkünſteln, die dieſen zu beruhigen vermöge, und fortan nur ſeiner kindlichen Pflicht zu leben, ob auch der wahre innere Friede auf immer für ihn verloren ſei.

Die eben ſo reiche als mit Kunſtwerken gar mancher Art begabte Stadt Augsburg wurde zu damaliger Zeit häufig von Fremden beſucht, welche ſich während ihrer Anweſenheit angelegentlichſt beſtrebten, die perſönliche Bekanntſchaft der ausgezeichnetſten Meiſter zu machen, welche ihren Wohnplatz daſelbſt aufgeſchlagen und den Ruhm, welchen die Stadt im Auslande gewonnen, dadurch noch vermehrt hatten. — Auch Ferdinand, ſo wenig er geneigt war Fremde zu empfangen, vermochte es nicht ſich von dieſer einmal eingeführten Sitte gänzlich los zu ſagen, und ſo geſchah es denn gar häufig, daß manch ein ausländiſcher Kunſtfreund, zuweilen auch wohl nur ein eitler Thor oder neugieriger Beſchauer, in ſeine Werkſtatt trat, den düſteren wortkargen Meiſter bei ſeiner Arbeit überraſchte und nicht ſelten die Kühnheit ſeines Pinſels, die Genialität in Anlage und Ausführung des Gemäldes, in eben dem Grade bewunderte, als ihn der kalte Ernſt des Malers, der ſo herrliche Schöpfungen hervorzubringen vermochte, zurückſtieß.

Eines Tages ſaß Ferdinand, keiner Störung gewärtig, vor ſeiner Staffelei; er hatte dem unwiderſtehlichen Drange ſeines Herzens nachgegeben, endlich einmal die Geſtalt, welche ſtets vor den Augen ſeines Geiſtes ſchwebte, auf die Leinwand gezaubert. — Ganz ſo, wie er ſie, die er nicht mehr zu nennen wagte, zuerſt erblickte — wie ſie ihm entgegentrat in ihrer unausſprechlichen, alles beſiegenden Anmuth, war ſie dargeſtellt, nur hatte er der ſtarren Unbeweglichkeit ihres ſchönen Antlitzes, ſich ſelber unbewußt, ein Leben eingehaucht, das er einſt ſo ſchmerzlich vermißte — nur lag in den reizenden Zügen jetzt ein Ausdruck, der alle

Herzen feſſeln mußte. — Tief im Anſchauen ſeines Werkes verſunken, das ihm alle Leiden und Freuden der Vergangenheit auf das lebendigſte vergegenwärtigte — ungewiß, ob er das Original bewundern, oder verabſcheuen müſſe — bemerkte er nicht, daß während dieſer Zeit ein Fremder eingetreten war, deſſen freundliche Begrüßung er gänzlich überhört hatte. — Plötzlich weckte ihn ein lautes Geräuſch aus ſeiner nichts beachtenden Selbſtvergeſſenheit, er ſah ſich ſtaunend nach dem Urheber desſelben um: da eilte der Fremde haſtig auf ihn zu, rief mit bebender Stimme den Namen Adelma — und ſank dann voll Entzücken vor der Staffelei nieder. —

Ferdinands Überraſchung war ſo groß, daß er ſich im erſten Augenblicke nicht zu faſſen vermochte. — Der Fremde, ein junger Mann von angenehmem Äußeren, hatte ſich inzwiſchen wieder erhoben und bat ihn, ſeines allerdings höchſt ſonderbaren Eintrittes wegen, um Vergebung. — „Wenn Ihr, mein edler Meiſter, wüßtet,“ fuhr der Jüngling fort, „wie und auf welche Weiſe ich einſt das Original dieſes reizenden Bildes fand, wenn Ihr den tiefen unauslöſchlichen Eindruck kenntet, den es in mir zurückließ, Ihr würdet, Ihr müßtet mir meinen Ungeſtüm verzeihen! — Ja noch mehr, Ihr würdet ſogar die dringende, die Ruhe meines Lebens bedingende Bitte nicht zurückweiſen, mir Auskunft zu geben, wo und wann Ihr ſie geſehen, die ich als ein eben ſo ſchönes als entſetzliches Räthſel lieben, verehren und fürchten muß.“ —

Welche Bewegung dieſe Worte in Ferdinands Innerem hervorbrachten, iſt leicht begreiflich. — Nun war der junge Fremdling ihm nicht mehr fremd; nun hatte er endlich ein Weſen gefunden, dem das wunderbare Ereigniß, welches ſo ſtörend in ſein Leben trat, kein Märchen ſchien — das ihn verſtand, ſeine Empfindungen mit ihm theilte, dem er das ſchwer laſtende Geheimniß ſeines Herzens offenbaren durfte, ohne befürchten zu müſſen, für einen ſinnverwirrten Träumer gehalten zu werden. — Er hieß daher den ihm plötzlich ſo theuer gewordenen Unbekannten mit unverſtellter Freude willkommen, erklärte ſich bereit den Wunſch deſſelben zu erfüllen, ihm alles zu vertrauen, was er ſeit Jahren tief in ſeinem Buſen bewahrte, und erhielt dagegen von dieſem die Verſicherung, ihm alsdann auch ſeine Geſchichte eben ſo treu als ausführlich mittheilen zu wollen. —

Es geſchah. — Fedor Waſſiliewitſch, ſo hieß der junge Fremde, ward in der reichen weltberühmten Stadt Moskau geboren und von ſeinem Vater, welcher unter die angeſehenſten der dortigen Kaufleute gehörte, ſchon in früheſter Jugend ebenfalls zu dem ehrenwerthen Handelsſtande beſtimmt. — Durch ſeinen unermüdeten Fleiß erwarb er ſich bald ſo ausgezeichnete Kenntniſſe, daß der alte Waſſiliewitſch ihm nicht nur die wichtigſten Geſchäfte anvertrauen, ſondern ihm auch ſogar die öfter nothwendigen Reiſen, welche den thätigen Kaufmann bis an die Grenzen des unermeßlichen Reiches führten, und ihm ſelbſt nach gerade zu beſchwerlich wurden, übertragen konnte. — Gerne unterzog ſich Fedor dieſem Geſchäft, das für die Jugend einen tauſendfachen Reiz gewinnt — denn was kann den kräftigen lebensfrohen Jüngling wohl mehr erfreuen als die Welt zu ſehen, fremde Gegenden, fremde Menſchen kennen zu lernen, und im genaueren Verkehr mit ihnen einen reichen Schatz von Erfahrung und praktiſcher Lebensweisheit zu ſammeln?

Auf einer dieſer Reiſen geſchah es, daß die Karavane, bei welcher Fedor ſich befand, eines Abends ihren Lagerplatz aufgeſchlagen hatte und ſich ſo eben den Freuden des langerſehnten Nachtmals überlaſſen wollte, als die Reiſenden zu ihrer großen Verwunderung plötzlich einen kleinen Zug über die weite Ebene einherkommen ſahen, der, nur aus wenigen Perſonen beſtehend, gar leicht in Gefahr gerathen konnte von umherſchweifendem Raubgeſindel angefallen und geplündert zu werden. — Kaum hatten ſie einander dieſe Bemerkung mitgetheilt, als ſie wahrnahmen, daß die Fremden ſich dem erwählten Ruheplatze der Verſammlung näherten, daß ſie unfern desſelben halt machten und daß ein kleiner alter Mann, mit gekrümmtem Rücken und faſt gänzlich verwachſenem Körper, in weitfaltige morgenländiſche Gewänder gehüllt, jetzt ſeine Gefährten verließ und auf das Lager der Reiſenden zugeſchritten kam. — Nach einem kurzen, ſehr verbindlichen Eingang, während deſſen er die Züge eines jeden der Anweſenden ſcharf zu beobachten ſchien, brachte er die Bitte vor, ſich mit den Seinigen der Karavane anſchließen zu dürfen, da widrige Umſtände ihn gezwungen hätten, den Ort ſeines bisherigen Aufenthaltes ſchnell und ohne Aufſehen erregende Begleitung zu verlaſſen. — Er fügte dieſer Bitte mehrere ſchriftliche Beweiſe bei, nach welchen er ſich als einen reichen Juwelenhändler kund gab, der, wie er nicht undeutlich merken ließ, aus Aſien, ſeiner Heimat, entflohen war, um ſein Vermögen vor den räuberiſchen Angriffen der dortigen Gewalthaber zu retten, und der nunmehr geſonnen ſei ſich nach Moskau, der herrlichen Czarenſtadt, zu wenden, woſelbſt er eine neue geſicherte Heimat zu finden hoffe. — So wenig man anfänglich geneigt ſchien, das Geſuch des Unbekannten, der auch wohl ein liſtiger Abenteurer ſein konnte, zu gewähren

— ſo wunderbar wußte er ſich durch ſeine Überredungsgabe bald aller Herzen zu gewinnen. Die verlangte Erlaubniß ward ſchneller, als ein jeder es gedacht hatte, ertheilt, und wie von einem unwiderſtehlichen Zauber gefeſſelt, ſtarrten alle das reizende Weſen lautlos an, das wenige Augenblicke ſpäter, von dem Alten geführt, in ihre Mitte trat.

Adelma, — ſo nannte der Greis die ſchöne Jungfrau — war in der That das höchſte Ideal weiblicher Vollkommenheit; ſie wurde daher auch gar bald ein Gegenſtand der lauteſten Bewunderung, der tiefſten Verehrung für ihre nunmehrigen Reiſegefährten. — Von allen aber, die ſich in ihre Nähe drängten und der himmliſchen Erſcheinung zu huldigen ſtrebten, war Fedor derjenige, dem ihr erſter Anblick die Ruhe ſeines Herzens auf immer geraubt hatte, — die glühendſte Leidenſchaft erfüllte ſeine Bruſt; er hatte noch nie zuvor geliebt, noch nie die Allgewalt dieſes mächtigen Gefühles kennen gelernt, es war daher kein Wunder, daß ein Weſen wie Adelma, deſſen körperliche Reize von den Vorzügen ihres Geiſtes faſt noch übertroffen wurden, einen tiefen unauslöſchlichen Eindruck auf den unverdorbenen, für alles wahrhaft Schöne ſo leicht empfänglichen Jüngling machen mußten. — Gerne hätte er ihr ſeine Empfindungen geſtanden, gerne die heiße Glut geſchildert, welche in ſeinem Herzen flammte, da der Greis, den man für ihren Vater hielt, ihn beſonders zu begünſtigen ſchien, — allein die Schüchternheit der erſten Liebe, die Überzeugung ſeines Unwerthes, ein ſolches Kleinod zu beſitzen, und die Furcht ihr, die er faſt abgöttiſch verehrte, zu mißfallen, verſchloſſen ihm den Mund. —

Auf dieſe Weiſe hatte man den größten Theil des Weges bereits zurückgelegt, und fing ſchon an ſich dem Ziele der

Reiſe allmälig zu nähern, da konnte Fedor ſich nicht länger verbergen, daß das glückliche Zuſammenſein mit der Geliebten nun bald enden werde, daß er folglich die Gelegenheit nicht ferner ungenützt verſtreichen laſſen dürfe, ſich offen gegen ſie zu erklären, ihr zu ſagen, daß ſein Schickſal in ihren Händen ruhe, und ihr Herz und Hand anzubieten. — Zwar hatte der Alte nie ein Wort über ſeine früheren Verhältniſſe geäußert, zwar konnte man nicht errathen, in welcher Gegend er einſt gelebt hatte, welchen Ort er ſeine Heimat nannte. Eben ſo wenig ließ ſich mit Gewißheit annehmen, daß er wirklich ein reicher Juwelenhändler, und die Urſache ſeiner Flucht aus der Heimat keine andere als die, ſein Vermögen zu retten, ſei. Auch wollten die Reiſenden ſowohl an ihm als an Adelma eine ängſtliche Scheu, eine ungeduldige Eile während des Weges bemerkt haben, die ſich am auffallendſten kund gab, wenn irgend ein unvorhergeſehener Zufall eintrat, der die Karavane für kurze Zeit ihre Reiſe fortzuſetzen hinderte. — Allein was kümmerte dies alles den liebenden Jüngling? wie hätte er ſich von dergleichen Wahrnehmungen abſchrecken laſſen, wie dem leiſeſten Zweifel Raum geben mögen? da er die Einwilligung ſeines Vaters um ſo leichter zu erhalten hoffte, je öfter dieſer ihm gelobt hatte, daß er einſt ſeiner Neigung keinen Zwang auferlegen, ſondern ihm die Wahl ſeiner künftigen Gattin ohne Einmiſchung überlaſſen werde.

Von der Nothwendigkeit einen entſcheidenden Schritt thun zu müſſen überzeugt, und unfähig der glühenden Leidenſchaft, die ihn verzehrte, länger zu gebieten, wagte es Fedor eines Abends, als man den beſtimmten Lagerplatz erreicht hatte, Adelma in dem für ſie aufgeſchlagenen Zelte aufzuſuchen, ſich zu ihren Füßen zu werfen, und ihr hier mit einemmale die lange verborgene Glut zu bekennen, die für ſie in ſeinem Buſen flammte. — Kaum hatte er geendet, kaum das heilige Geheimniß ſeines Herzens ausgeſprochen — da ſchlug Adelma den leichten Schleier, welcher ſie nach morgenländiſcher Sitte verhüllte, zurück — ein Paar wild rollende, Flammen ſprühende Augen funkelten ihm entgegen, gaben dem ſchönen, aber unbeſchreiblich ſcheinenden Antlitz etwas Grauenerregendes, und ließen zweifelhaft, ob dieſe Züge dem Himmel oder der Hölle angehörten. — Eben wollte ſie mit ausgebreiteten Armen auf den voll Entſetzen zurückweichenden Jüngling zu eilen, eben war ſie im Begriff ihn feſt zu umſchlingen, — da vernahm er plötzlich ein lautes Geräuſch vor dem Zelte, drohende Stimmen ſchallten durch einander, der Vorhang deſſelben wurde aufgeriſſen, und mehrere wild ausſehende, in fremde Tracht gehüllte Männer drangen ſtürmiſch herein. — Ohne ſich an Fedors Gegenwart zu kehren, ſchrien ſie der erſchrockenen Jungfrau einige Worte in einer ihm unbekannten Sprache zu — ihre heftigen Geberden, ihre wuthentflammten Blicke ließen die feindliche Abſicht, mit welcher ſie gekommen waren, nur allzu klar erkennen; ehe Fedor daher zur Beſinnung gelangen, ehe er nur einer Bewegung mächtig werden konnte, trugen ſie die ſich Sträubende vor ſeinen Augen hinweg, warfen ſich auf ihre bereit ſtehenden Pferde, und waren, zum großen Erſtaunen der indeſſen herbeigeeilten Reiſenden, mit ihr und ihren Begleitern ſo ſchnell verſchwunden, daß an ein Nacheilen oder Zurückhalten nicht zu denken geweſen wäre, hätten die friedlichen Kaufleute, die herzlich froh waren ſo glücklich davon gekommen zu ſein, es auch wirklich wagen wollen, ſich jenen wilden Unbekannten thätlich zu widerſetzen.

Fedors Zuſtand nach dieſem fur ihn ſo ſchrecklichen Ereigniß läßt ſich nicht beſchreiben, er war der Verzweiflung nahe; vergebens verſuchten es ſeine Gefährten ihn zu tröſten, umſonſt bemühten ſie ſich ihm zu beweiſen, daß die beiden Flüchtlinge wohl irgend eines Verbrechens ſchuldig und deshalb von ihren Verfolgern eingeholt worden ſein möchten — er gab ihren Worten kein Gehör, beſtand darauf der Geliebten nacheilen, ſie den Händen ihrer Entführer entreißen, oder mit ihr ſterben zu wollen. — Nur mit vieler Mühe gelang es ſeinen Freunden ihm die Thorheit dieſes Vorhabens begreiflich zu machen, erſt auf ihre Vorſtellungen, wie tief er ſeinen alten Vater beugen, wie namenlos elend er ihn machen werde, wenn er der Gefahr, ja vielleicht dem Tode entgegeneile, entſchloß er ſich vor der Hand mit ihnen in die Heimat zurückzukehren; allein ſein Vorſatz ſtand feſt: Adelma, die er für eine vom Schickſal verfolgte Unglückliche hielt, welche höchſt wahrſcheinlich ihrer bezaubernden Schönheit wegen in den Feſſeln eines grauſamen Tyrannen ſchmachte, aufzuſuchen, in welchem Lande, an welchem Orte es auch immer ſei, und alles, ſelbſt ſein Leben, kühn und muthig für ihre Befreiung zu wagen.

Der letzte Theil der Reiſe verſtrich dem armen Fedor in dumpfem troſtloſen Schmerz, mit ungeduldiger Sehnſucht ſtrebte er das Ziel derſelben zu erreichen; kaum war er daher in der Heimat angelangt, als er auch ſogleich mit allem Feuer der glühendſten Leidenſchaft dem Vater ſeine Begebenheit mit der ſchönen Unbekannten und ſeinen Vorſatz, ſie durch alle Länder und Meere zu ſuchen, mittheilte. Der alte Waſſiliewitſch erſchrak heftig, er ſtellte ihm alles vor, was Vernunft, Erfahrung und Lebensklugheit ihm eingaben, den Verblendeten von ſeinem Entſchluſſe abzubringen, beſchwor ihn ſich nicht von Adelma's verführeriſchen Reizen verlocken zu laſſen, ihrer ſo höchſt zweideutigen Erſcheinung zu mißtrauen, und einer Liebe zu entſagen, die ſein ganzes Lebensglück zu zerſtören drohe. Fedor hörte ſeinen Vater mit kindlicher Unterwürfigkeit an, jedoch ohne daß deſſen Worte ihn eines andern überzeugt hätten; er ſah ein, daß er den Gründen des erfahrenen Greiſes nichts entgegenzuſetzen habe als ſeine heiße Liebe, allein er fühlte auch eben ſo tief, daß dieſe nie verlöſchen, daß ſie nur mit ſeinem Leben enden werde. — Die unbegreifliche Veränderung, welche mit ſeinem Sohne vorgegangen, die täglich zunehmende Schwermuth, der ſtille Schmerz deſſelben, bewogen den alten Waſſiliewitſch endlich, vermittelſt ſeiner ausgebreiteten Handelsverbindungen, die genaueſten Nachforſchungen nach einem Weſen anzuſtellen, das nur allzu verderblich in Fedors Lebensweg getreten war, allein ſie blieben vergebens. — Adelma und ihr Begleiter ſchienen ſpurlos von der Erde verſchwunden, Niemand konnte die geringſte Auskunft über ſie ertheilen, und ſo mußte ſich denn Fedor, der die Bemühungen ſeines gütigen Vaters dankbar erkannte, endlich in ſein Schickſal fügen, das ihn auf ewig von der Heißgeliebten trennte. —

Mehr als ein Jahr mochte bereits verfloſſen ſein, da erhielt Fedor von einem Handelsfreunde plötzlich die unerwartete Nachricht, daß man in Frankreich eine, ſeiner früher gegebenen Beſchreibung völlig ähnliche Perſon an verſchiedenen Orten geſehen haben wollte, welche ſowohl durch ihre ausgezeichnete Schönheit, als durch das Seltſame ihrer Erſcheinung und ihres ganzen Weſens überall das größte Aufſehen erregt hätte. — Es bedurfte nicht mehr, die nie erloſchene Leidenſchaft des Jünglings bis zur höchſten Glut zu entflammen; Tag und Nacht beſchwor er ſeinen Vater um die Erlaubniß nach Frankreich reiſen zu dürfen, wo ſie vielleicht noch weilte, ohne die er nun einmal kein Glück auf Erden zu finden hoffte — alle, ſelbſt die unüberſteiglich ſcheinenden Hinderniſſe, wußte er mit dem kühnen Muth der Liebe zu beſeitigen, und ſo befand er ſich denn bald nach Empfang jener ihm ſo wichtigen Nachricht auf dem Wege in das ſchöne, vielgeprieſene Land, woſelbſt er Adelma, und in ihr den Inbegriff ſeiner ganzen irdiſchen Seligkeit wiederfinden ſollte. — Kaum in Frankreich angelangt, verſäumte er nicht vor allen diejenigen Orte zu beſuchen, welche ihm das Schreiben ſeines Freundes bezeichnet hatte; allein wenn man ſich auch daſelbſt eines ſeiner Schilderung ziemlich ähnlichen weiblichen Weſens erinnerte, ſo konnte ihm doch Niemand Auskunft über ihren gegenwärtigen Aufenthalt ertheilen, da ſie nach Ausſage Aller eben ſo plötzlich erſchienen, als ſpurlos wieder verſchwunden war. — Dieſer ſich allenthalben gleichlautende Bericht beugte den armen Fedor tief; er hatte ſich ſchon ſo nahe an dem Ziele ſeiner Wünſche geglaubt, die heiß Geliebte ſo gewiß wiederzufinden gehofft, und mußte ſich nun ſo grauſam getäuſcht ſehen, mußte ſich überzeugen, daß er ſie aufs Neue, vielleicht auf immer, verloren habe. — Demungeachtet unterließ er es nicht, ſeine Nachforſchungen unermüdet fortzuſetzen; er beſuchte die bedeutendſten Städte, verweilte in den reizendſten Gegenden des herrlichen Frankreich, allein umſonſt, nirgends entdeckte er eine Spur von Adelma, nirgends ward ihm ein Zeichen ihres Daſeins kund. —

Von namenloſem Schmerz über das Vergebliche ſeiner Bemühungen ergriffen, beſchloß Fedor endlich in die Heimat zurückzukehren; er durfte ſeine Pflicht nicht länger einem trügeriſchen Wahne opfern, ſeinen alten Vater nicht länger durch ſeine Abweſenheit kränken, die heiligſten Bande riefen ihn an den Ort, den er um ſeiner Ruhe willen nie hätte verlaſſen ſollen — und ſo betrat er denn Deutſchlands geſegnete Fluren, kam nach Augsburg, deſſen Sehenswürdigkeiten man ihm gerühmt hatte, und beſuchte gleich andern Reiſenden verſchiedene Werkſtätte der Künſtler, um ſeinen Geiſt durch das Anſchauen ihrer herrlichen Schöpfungen mit früher nie gekannten Schätzen zu bereichern. —

„Was ich empfand," ſo endigte Fedor ſeine Erzählung, „als ich beim Eintritt in dieſes Gemach jenes Bild dort erblickte, als ich Adelma's Geſtalt, Adelma's Züge erkannte, vermag ich nicht zu beſchreiben! Sie ſelbſt glaubte ich im erſten Augenblicke wiedergefunden zu haben, glaubte mich für alle meine Leiden, für alle Qualen hoffnungsloſer Liebe reich belohnt zu ſehen, und würde um keinen Preis der Welt von Euch geſchieden ſein, ohne daß Ihr mir Nachricht von dem Originale gegeben, ohne daß Ihr mir entdeckt hättet, wo und wie es zu finden ſei! — Ihr kennt nun meine Geſchichte, wiſſet, was ſie mir war, ich darf daher für meinen erſten ſtürmiſchen Eintritt Vergebung von Euch hoffen; Ihr habt ſie geliebt wie ich, habt gelitten wie ich und werdet, deß bin ich gewiß, gleich mir ihr Andenken treu bewahren, ſollte es uns auch die Ruhe unſeres ganzen Lebens rauben." —

Ferdinand dankte dem jungen Ruſſen aufs innigſte für die Mittheilung ſeiner ihm ſo höchſt intereſſanten Begebenheit. — Beide vertrauten einander jetzt ihre Zweifel, ihre Beſorgniſſe, ihren Schmerz über Adelma's Tod, wenn dieſer wirklich erfolgt ſein ſollte. — Die Gleichheit ihrer

Empfindungen, welche ſie in jedem andern Falle höchſt wahrſcheinlich feindlich getrennt haben würde, ſchlang in dieſem ein feſtes unzerreißbares Band um ihre Herzen, ſie ſchieden daher endlich wie zwei langjährige Freunde, die ein herbes Schickſal zwar auf immer trennt, die jedoch auch in der weiteſten Ferne der Fortdauer ihres Bundes gewiß ſind.

Ein Jahr mochte ſeit Fedors Anweſenheit in Augsburg vorüber ſein, Ferdinand lebte ſo ſtill und eingezogen, als es ſeine Verhältniſſe erlaubten, kümmerte ſich wenig um das, was in der Außenwelt vorging, und widmete ſeine ganze Thätigkeit der Ausübung ſeiner Kunſt, bei der er Erſatz für die verlornen Freuden ſeiner Jugend, Troſt und wo möglich Vergeſſenheit des früher Erlebten ſuchte.— Sein Vater ließ ihn gewähren; er wollte ihn nicht mit Gewalt zu einer Veränderung ſeiner Lebensweiſe zwingen, ihm nicht Zerſtreuungen aufdringen, die ſein zerriſſenes Gemüth eher verletzen als erheitern mußten. — Ferdinand hatte ihm nach Fedors Abreiſe ſein ganzes Herz geöffnet, hatte ihm nun, da er nicht mehr Gefahr lief für einen fantaſtiſchen Schwärmer gehalten zu werden, ihre beiderſeitigen Begebenheiten mit der wunderbaren Unbekannten vertraut, und konnte Herr Andreas Warner, deſſen klarer richtiger Verſtand ihn weit über den zu ſeiner Zeit herrſchenden Aberglauben erhob, auch nicht umhin die ganze Erſcheinung Adelma's viel eher für ein freches, in verbrecheriſcher Abſicht aufgeführtes Gaukelſpiel, als für etwas Ubernatürliches zu halten — ſo vermochte er ſich doch eben ſo wenig abzuläugnen, daß das Abenteuerliche dieſer Erſcheinung allerdings völlig geeignet war, junge unerfahrne Gemüther zu feſſeln, und einen tiefen, unauslöſchlichen Eindruck in ihrer Seele zurückzulaſſen. — Er war indeſſen klug genug, ſeinem Sohne dieſe ſeine Anſicht nicht ſo ganz unumwunden zu offenbaren, weil er Ferdinands noch immer fortdauernde Liebe für Adelma, trotz der Zweifel, die in ſeinem Innern gegen ſie aufgeſtiegen waren, leider nur allzu deutlich erkannte und ihn daher nicht noch ſchmerzlicher verwunden, ihn dem Vater nicht entfremden wollte. Allein nach und nach machte er ihn darauf aufmerkſam, daß es Pflicht ſei ſich einem Schmerz zu entreißen, deſſen Gegenſtand mindeſtens in einem ſehr zweifelhaften Lichte erſchienen wäre; daß Adelma, ſelbſt dann, wenn wirklich nur Unglück, nicht Schuld, ſie belaſtet, und den Verfolgungen ihrer Feinde preisgegeben habe, ihren Verhältniſſen nach doch wohl niemals ſeine Gattin hätte werden können, daß er daher zwar ihr Andenken bewahren, aber dieſem Andenken nicht die beſten Kräfte ſeiner Jugend, nicht alle Freuden ſeines noch übrigen Lebens nutzlos opfern möge. — Ferdinand fühlte die Wahrheit dieſer Vorſtellungen, er konnte ſich nicht verbergen, daß ſein Vater vollkommen recht habe — Adelma war und blieb für ihn verloren, mochte ſie nun noch unter den Lebenden wandeln, oder längſt von dieſer Erde geſchieden ſein. — Ein Brief Fedors, worin er ihm anzeigte, daß er den dringenden Bitten ſeines alten ehrwürdigen Vaters endlich nachgegeben, und ſich entſchloſſen habe, die künftige Gattin zu wählen, an deren Seite er, wenn auch nicht durch jene früher gefühlte glühende Leidenſchaft beſeligt, doch mindeſtens ein zufriedenes Leben hoffen dürfe, mahnte Ferdinand vollends an die Pflicht, ſich dem dumpfen Hinbrüten, in das er nur allzu lange verſunken geweſen war, gewaltſam zu entreißen — und ſo begann er denn von nun an wieder einen größeren Antheil an der Außenwelt zu nehmen, ſchloß ſich nicht mehr ſo gänzlich von allen ihren Freuden aus, und erweckte durch dieſe Rückkehr in das heitere bewegte Leben, die frohe Hoffnung einer baldigen vollkommenen Heilung ſeines Trübſinnes in ſeines ehrwürdigen Vaters Bruſt.

Gerade zu dieſer Zeit verbreitete ſich plötzlich in ganz Augsburg das Gerücht, es ſei ein weltberühmter, tiefgelehrter Arzt daſelbſt angekommen, deſſen gründliches Wiſſen weit über dasjenige anderer ſterblicher Menſchen hinausreichend, alles übertreffe, was man bis jetzt erlebt und erfahren habe. Vor ihm ſollten, wie es hieß, die heiligſten Geheimniſſe der Natur entſchleiert ſein, ſein Auge ſollte in den Sternen leſen und die Zukunft ihm offenbar werden; er ſollte die gefährlichſten Krankheiten zu heilen, die verborgenſten Dinge an das Licht zu ziehen wiſſen, kurz ganz Augsburg war nur mit ihm und ſeinen beiden wunderbaren Begleitern beſchäftigt, wovon der eine ein Mohr von rieſenhafter Größe und abſchreckenden, faſt an das Furchtbare grenzenden Zügen, der andere aber ein in ſo weitfaltige Gewänder und tiefe Schleier verhülltes Weſen war, daß Niemand zu ergründen vermochte, welchem Geſchlechte dasſelbe eigentlich angehöre, und ein jeder ſich, wiewohl vergebens, bemühte die Wahrheit zu erfahren. — Es konnte nicht fehlen, daß drei ſo auffallende Perſonen die Neugierde der Bewohner Augsburgs vom höchſten bis zum niedrigſten in gleichem Grade erregen mußten. Man verbreitete die ſeltſamſten Gerüchte, erzählte ſich die abenteuerlichſten Geſchichten von ihnen, gleichwohl durften nur ſehr wenige ſich rühmen eine oder die andere dieſer Perſonen wirklich geſehen zu haben, denn der Fremde hatte gleich nach ſeiner Ankunft ein Haus in der entlegenſten Gegend der Stadt gemiethet, worin er mit ſeinen Begleitern in der tiefſten Zurückgezogenheit lebte und dadurch freilich immer neuen Anlaß zu den wunderlichſten Vermuthungen gab; allein alle dieſe Meinungen, Grübeleien und Vermuthungen halfen den guten Augsburgern zu nichts, da ſie über das eigentliche Thun und Treiben ihrer ſonderbaren Gäſte durchaus keinen Aufſchluß zu erhalten vermochten.

Endlich nahte ein Zeitpunkt heran, der von gar Vielen mit großer Sehnſucht erwartet wurde, das Hochzeitfeſt eines der reichſten und angeſehenſten Patrizier der Stadt, des Herrn Heinrich Wohlgemuth, ſollte nemlich auf das glänzendſte gefeiert werden. Alle Vorbereitungen waren bereits getroffen, eine ungeheure Anzahl von Gäſten waren geladen dasſelbe zu verherrlichen, und, was jedem Theilhaber des Feſtes als das Wichtigſte erſchien, auch der vielbeſprochene Wunderarzt, welcher ſich bis jetzt noch nie öffentlich gezeigt, und nur wenigen der Vornehmſten, die das Glück genoſſen, ſich bei ihm Rath holen zu dürfen, ſichtbar geworden war — hatte, vielleicht aus beſonderen Rückſichten für den Bräutigam, verſprochen, dabei gegenwärtig zu ſein. Daß man dem Tage des Feſtes von nun an mit der geſpannteſten Erwartung entgegenſah, daß man beinah die Ungeduld des zärtlich liebenden Bräutigams theilte, war natürlich; an ihm ſollte ja die ſo lange erregte Neugierde endlich befriedigt werden, der geheimnißvolle Unbekannte ſollte vor den Augen der Welt erſcheinen, und ſo hoffte man denn das große, ganz Augsburg beſchäftigende Räthſel glücklich gelöſt zu ſehen.

Der Erſehnte brach an; allein die Sonne, welche ſeit Wochen hell und heiter vom azurnen Himmel herabgelächelt, war heute in dunkle ſchwarzgraue Wolken gehüllt; ein gewaltiger Sturm hatte ſich erhoben und ſcheuchte die geſchmückten Gäſte vor ſich her, die nach Herrn Heinrich **Wohlgemuth's** Wohnung eilten, um das Brautpaar zur Trauung zu begleiten. Auch **Ferdinand** und ſein ehrwürdiger Vater befanden ſich unter ihnen, obgleich erſterer, von einer ihm ſelbſt unerklärbaren trüben Ahnung ergriffen, nur mit innerem Widerſtreben der nicht abzulehnenden Einladung folgte. Alle Theilhaber des Feſtes waren bereits verſammelt, nur der fremde Arzt fehlte noch, deſſen Ankunft man um ſo ungeduldiger entgegenſah, je näher die zur Trauung feſtgeſetzte Stunde heranrückte. Jetzt ertönte das feierliche Geläute der Glocken, der Bräutigam, köſtlich geſchmückt, mit freudeſtrahlendem Antlitz, trat an der Seite der reizenden, in reiche Gewänder gehüllten Braut in den Kreis der verſammelten Gäſte und der Zug begab ſich nunmehr ohne längeres Verweilen in ſchönſter Ordnung nach der Kirche, woſelbſt der Prieſter ſchon des edlen Paares harrte. Ungeachtet der Himmel immer trüber, der Sturm immer heftiger zu werden begann, ungeachtet mancher der Anweſenden, aus Furcht oder Aberglauben, dieſe plötzliche Veränderung in der Natur für kein, dem eben geſchloſſenen Bündniß günſtiges Zeichen zu halten geneigt war, ging die heilige Handlung doch ungeſtört vorüber und man begab ſich wieder in das Hochzeithaus zurück, um ſich von nun an den Freuden des koſtlich bereiteten Males fröhlich zu überlaſſen.

Schon war faſt mehr als die Hälfte desſelben vorüber, ſchon fing der reichlich geſpendete feurige Wein an die ohnehin zur Freude geſtimmten Gemüther noch mehr zu erheitern, ſchon ſprach ſich die allgemeine Uberzeugung aus: der fremde Wundermann habe entweder ſeine früher gegebene Zuſage vergeſſen, oder wohl gar bereut, und bedauerte, daß der menſchenfeindliche Greis die Neugierde der Geſellſchaft ſo grauſam täuſche, als plötzlich die Flügelthüren des Speiſeſaales geräuſchvoll aufflogen und der Erſehnte zu aller Erſtaunen an der Seite einer tief verſchleierten weiblichen Geſtalt hereintrat. — Der Bräutigam, Herr Heinrich Wohlgemuth, empfing den Fremden mit aller der Ehrerbietung, die er einem ſo ausgezeichneten Gaſte ſchuldig zu ſein glaubte. Er wies ihm und ſeiner Begleiterin gleich nach den erſten Begrüßungen die oberſten Plätze an der Tafel an, und war eben im Begriff beiden für ihre, wenn auch etwas verſpätete Erſcheinung zu danken, als die Verhüllte ihren langen, ſie faſt gänzlich bedeckenden Schleier zurückſchlug und nun im Glanze einer ſo blendenden Schönheit vor ſeinen Augen ſtand, daß er ſowohl als alle Anweſenden, von ihrem Anblicke bezaubert, zur lauteſten, tiefgefühlteſten Bewunderung hingeriſſen wurden. Auch Ferdinand, aufmerkſam gemacht durch die Bewegung, von welcher er ſeine ganze Umgebung ergriffen ſah, wandte ſein Auge jetzt nach dem Gegenſtande dieſes allgemeinen Entzückens, allein wer beſchreibt ſeine heftige Erſchütterung, ſein ſtarres lautloſes Staunen, das fieberhafte, kaum zu verbergende Zittern ſeines ganzen Körpers, als er in der Unbekannten Adelma's herrliche Geſtalt, als er in dem Antlitz des neben ihr ſtehenden Greiſes Stephanor's Züge zu erblicken glaubte.

Noch wollte er ſeinen eigenen Augen nicht trauen, noch wagte er es nicht, ſich den beiden ihm ſo theuren Weſen zu nähern, noch wechſelten eiskalte Schauer und namenloſe Wonne in ſeiner Bruſt, die längſt Verlorne, Todtgeglaubte hier auf einmal ſchöner, blühender als jemals wiederzufinden und raubten ihm faſt Beſinnung und Sprache. Da bemerkte er, wie die wunderbare Erſcheinung Adelma's auch hier ihren unwiderſtehlichen Zauber ausgeübt, wie alle Anweſenden ihren Reizen huldigten, beſonders aber der junge Ehemann, Herr Heinrich Wohlgemuth, nur in ihrem Anſchauen verſunken, alles um ſich her zu vergeſſen ſchien, und ſogleich ſtand der Entſchluß in ihm feſt, zwar für dieſen Augenblick ſeine frühere, ſo höchſt ſeltſame Bekanntſchaft mit beiden nicht geltend zu machen, um das daraus entſtehende Aufſehen zu vermeiden, allein ſchon am folgenden Morgen ſich, ſei es auch mit Gewalt, Zutritt bei Adelma zu verſchaffen, um endlich einmal das finſtere Räthſel, das wie eine ſchwere drückende Laſt auf ſeinem Daſein lag, zu löſen.

Das Feſt, welchem Ferdinand, von nun an in tiefes Nachdenken verſunken, faſt gar keine Aufmerkſamkeit mehr ſchenkte, war indeſſen immer fröhlicher, immer geräuſchvoller geworden, eine Art von wilder bacchantiſcher Luſt hatte ſich der jüngeren Gäſte bemächtigt, während die älteren ſich vergebens bemühten, das unheimliche, faſt ängſtliche Gefühl zu unterdrücken, das ſie zu ihrer eigenen Verwunderung mit unwiderſtehlicher Gewalt ergriff. Indeſſen brach die Nacht allmälig an, man hatte die Tafel aufgehoben, und der Tanz ſollte nunmehr beginnen. Froh, des langen Sitzens nun endlich enthoben zu ſein, ſtellten die Paare, welche dieſen Augenblick im Stillen ſehnlichſt erwartet hatten, ſich in ihre Reihen; ſo rauſchend aber auch jetzt die Muſik erklang, ſo lärmend das Gewühl der Tanzenden, das durch einander ſumſende Geplauder der Zuſchauenden war, eben ſo laut und heftig durchtönte der von außen tobende fürchterliche Sturm den weiten hell erleuchteten Saal. Wenn er an den hohen Bogenfenſtern rüttelte, wenn er oft wie ein dumpfer, klagender Schrei an die Ohren der Gäſte ſchlug, oder das ganze Haus mit ſo gewaltigen Stößen erſchütterte, daß es beinah dem Einſturz zu drohen ſchien, da mehrte ſich der ſchon früher empfundene unwillkürliche Schauer der Älteren, obgleich die Jüngeren, unbekümmert um den noch nie erlebten Aufruhr der Natur, dann nur immer wilder, immer lauter und fröhlicher wurden, ſich ihrer Luſt nur immer ungebundener überließen.

Nicht ohne allgemeines Erſtaunen bemerkte man bald, daß der räthſelhafte Unbekannte, ſich ſtets unter die Letzteren miſchend, ihre Fröhlichkeit eifrig zu vermehren ſtrebte. Er war wie umgewandelt, keine Spur von Ernſt verrieth den Weiſen des Morgenlandes, keine Miene zeigte, daß er jene wunderbare geheimnißvolle Macht wirklich beſitze, die alle Bewohner Augsburgs bisher mit ſcheuer Ehrfurcht für ihn erfüllt hatte. Immer raſcher trieb er die freudeberauſchten Jünglinge in die betäubenden Wirbel des Tanzes, immer beredter wußte er die ſcheu ſich zurückziehenden Jungfrauen zur Theilnahme an der all zu lauten Luſt zu bewegen. Herr Heinrich Wohlgemuth war während dieſer Zeit keine Sekunde von der Seite der ſchönen Fremden gewichen, nur auf ihr allein ruhten ſeine liebeglühenden Blicke, nur mit ihr allein begann er den fröhlichen Reigen, nur an ihrem Arm durchflog er, alles Übrige vergeſſend, den weiten Saal.

Mißbilligend weilten die Augen der bejahrten Gäſte auf dem noch vor wenigen Stunden mit Recht von Allen ſo hochgeachteten Manne, trauernd beobachtete die verlaſſene Braut das Beginnen des Treuloſen und ſtrebte umſonſt ihre Thränen zu verbergen, vergebens bemühte ſich ihr greiſer Vater den theuern Schwiegerſohn zu ſeiner Pflicht zurückzuführen. Da ward der außen tobende Sturm mit einem Male ſo fürchterlich, daß die erſchrockene Dienerſchaft mit der Meldung in den Saal ſtürzte, man habe ſeit Menſchengedenken kein ſolches Unwetter erlebt, es drohe die ganze

Stadt zu vernichten und folglich müßte der Untergang der Welt nicht ferne ſein. Laut lachend hörte der Fremde dieſen traurigen Bericht, indem er die Anweſenden bat, ſolch thörichtem Aberglauben kein Gehör zu ſchenken; aufs Neue zur Fröhlichkeit ermahnend, ſchwebte die ſchöne Jungfrau an Herrn Heinrichs Hand in raſchem Tanz einher, dichter ward das Gedränge um jene beiden, tobender der Lärm von innen und außen; betäubt und angſtbeklommen wünſchte ein Theil der Geſellſchaft ſich weit hinweg von dieſem unheimlichen Orte, während der andere in wilder, alles vergeſſender Luſt ſich berauſchte. Auch Ferdinand, deſſen Herz von tauſend Zweifeln zerriſſen ward, der einen quälenden Kampf in ſeinem Innern kämpfte, ohne ſeine Empfindungen laut werden laſſen zu dürfen, hätte das ihm jetzt Grauen erregende Feſt gern verlaſſen, wenn es in dieſem Augenblick möglich geweſen wäre, dem Aufruhr der Natur ohne Gefahr zu trotzen. Noch hatte kein Wort, kein Blick der beiden Fremden verrathen, daß ſie ihn einſt gekannt, noch war ihm nicht das kleinſte Zeichen geworden, das ihn zu einer traulicheren Annäherung berechtigt hätte; geſchah dies abſichtlich? oder ſollte er ſich wirklich geirrt, ſollte ſeine Fantaſie ihn getäuſcht haben und er in zwei ganz fremden Perſonen Adelma und Stephanor zu erblicken glauben? Dennoch wenn er ihr wunderbares Treiben mit anſah, wenn er die zauberiſche Wirkung ihrer Gegenwart gewahrte, ſagte ihm eine innere untrügliche Ahnungsſtimme, daß beide keine anderen als jene räthſelhaften Weſen ſein könnten, deren eigentlichen Urſprung er nicht zu beſtimmen wagte, von denen er nicht wußte, ob ihre jedesmalige Erſcheinung an einem Orte Segen oder Unheil bringend ſei? um ſo bitterer empfand er daher den Zwang des gegenwärtigen Augenblickes, der ihn abhielt, ſich gegen ſie erklären und zur Rechenſchaft des Vergangenen ziehen zu dürfen. Eben im Begriff ſeinen Vater aufzuſuchen, in deſſen ehrwürdiger Nähe er Schutz gegen ſich ſelbſt zu finden hoffte, wollte er ſich Bahn brechen durch das dichte Gewühl, da ſchlug die Glocke in lauten weit ſchallenden Schlägen Mitternacht, von einem fürchterlichen Stoß erſchüttert, flogen die hohen Bogenfenſter klirrend auf, faſt alle Lichter erloſchen und in demſelben Moment ertönte ein heller, Mark und Bein durchdringender Schrei in dem Saale, daß alle daſelbſt Anweſenden, von ſtarrem Entſetzen gefeſſelt, weder eines Wortes noch einer Bewegung mächtig waren.

Sobald ſie ſich einigermaßen erholt hatten, eilten ſie den Urheber jenes gräßlichen Lautes zu erforſchen, der ſich ohne Zweifel in ihrer Mitte befinden mußte — jetzt entdeckte man, daß der Bräutigam, Herr Heinrich Wohlgemuth, nebſt den beiden Fremden plötzlich verſchwunden ſei, ohne daß man begreifen konnte wohin? — Schreckliche Ahnungen bemächtigten ſich der meiſten unter den Gäſten, keiner wagte es ſeinen Argwohn laut werden zu laſſen, keiner zu geſtehen, was er eigentlich befürchte, endlich aber, von dem Vater der unglücklichen Braut aufgefordert, die in troſtloſer Verzweiflung den Namen des Geliebten ausrief, verließen ſie den Saal um die angrenzenden Gemacher zu durchſuchen, da man mit Recht vermuthen konnte, daß die Vermißten in einem derſelben zu finden ſein müßten. — Schon hatten ſie mehrere Zimmer durcheilt, ſchon nährten einige ſogar heimlich die Beſorgniß, Herr Heinrich möge, von Leidenſchaft geblendet, Ehre und Pflicht gänzlich vergeſſen haben und wohl gar mit den beiden Fremden entflohen ſein — da nahten ſie dem linken Flügel des Gebändes, in welchem ſich das für die Neuvermählten beſtimmte Schlafgemach befand. Ein fürchterliches, faſt thieriſches Brüllen ſchallte ihnen hier entgegen, zitternd wichen ſie von dieſem neuen unerhörten Schreckniß zurück, und wagten es nicht näher zu treten, nur Ferdinand, der dieſe Töne leider mehr als zu gut kannte, drang immer weiter vorwärts, nur die liebende Braut hatte Muth genug ihm zu folgen; jetzt ſprengte der Jüngling mit gewaltiger Kraft die feſt verſchloſſene Pforte, jetzt ſtürzte er von einigen der Beherzteſten begleitet in das Gemach, allein wer beſchreibt ihrer Aller Entſetzen, als ſie den unglücklichen Heinrich todt am Boden liegend, die Fremde aber mit Flammen ſprühenden, wild rollenden Augen und blutigem Munde über ihn gebeugt erblickten, indeſſen ſie die Luft fortwährend mit jenem thieriſchen Gebrüll erfüllte.

Noch lähmte ein nicht zu ſchilderndes Entſetzen die Zuſchauer dieſes gräßlichen Schauſpiels, noch waren ſie des Gebrauches ihrer Sinne kaum mächtig, da mahnten die Jam[illegible]laute der bedauernswürdigen Braut, die ſich dem Geliebten, ſo nahe an der Schwelle des höchſten Glückes, kaum erſt für immer mit ihm verbunden, auf ewig entriſſen ſah, an die Pflicht, ſich mindeſtens der Mörderin zu bemächtigen. Unſchlüſſig, wie ſie das grauenvolle Werk beginnen ſollten, endigte Ferdinand ihre Verlegenheit, indem er ſich erbot die Verbrecherin zu entlarven. — Er drang darauf, ihn wenige Minuten mit ihr allein zu laſſen, betheuerte, daß ſeine Ruhe, das Heil ſeiner Seele von der Erfüllung dieſes Wunſches abhänge und beſtand ſo feſt auf ſeiner Forderung, daß man ihm endlich nachgab und ſeinen Willen erfüllte. — Von nun an vernahmen die im Vorgemach weilenden, wie Ferdinand bald zürnend, bald beſchwörend, Aufſchluß über ihre Perſon, ihr ganzes Thun und Weſen begehrte. Wie er ihr laut zu offenbaren gebot, ob ſie ein Werkzeug der Hölle ſei, herauf geſendet um die Menſchheit zu verderben, wie er Rechenſchaft über ſeine eigenen früheren Begebenheiten von ihr forderte, und endlich ſie in ihrer wahren Geſtalt zu ſehen verlangte, wäre auch ſein Leben der Preis.

Es wurde hierauf todtenſtille in dem Gemach, nichts regte ſich darin, als der noch immer tobende Sturm. Bleich vor Entſetzen, keines Wortes mächtig ſtarrten die Horchenden einander an, von der quälendſten Angſt gefoltert, rang Herr Andreas Warner, der ſeinen Sohn vergebens zurückzuhalten verſucht hatte, nach Faſſung — weit ſchrecklicher als das thieriſche Brüllen von vorhin, war den Harrenden jetzt dies plötzliche unheilvolle Schweigen, mit einem Male hörte man die Worte: „Du willſt es ſo? wohlan Wahnſinniger, ſo ſieh denn, und verzweifle!“ hörte unmittelbar darauf einen heftigen, dumpf tönenden Fall, und nun ſtürzten alle in das verhängnißvolle Gemach, woſelbſt ihrer indeß neue Schrecken warteten. Ferdinand, der unglückliche Ferdinand lag bei ihrem Eintritt bewußtlos am Boden, ob er todt ſei, wagte man noch nicht zu entſcheiden, die fürchterliche Unbekannte aber war auf eine damals allen unbegreifliche Weiſe verſchwunden, denn erſt in ſpäteren Zeiten entdeckte man eine künſtlich verborgene Tapetenthür, durch welche ſie höchſt wahrſcheinlich der Rache ihrer Verfolger entkommen ſein mochte. — Jammernd rang der alte Warner die welken Hände über dem bleichen Antlitz des geliebten Sohnes. Wehklagend ſtanden die Eltern der bedauernswürdigen Braut an dem Lager des Todten; — daß er ſchuldlos war, daß eine fluchwürdige Zauberin ihr teufliches Gaukelſpiel mit ihm und Allen getrieben, erkannte nunmehr ein Jeder, um ſo heftiger wirkte deshalb der Schmerz, um ſo lauter ergoſſen ſich die gemeinſamen Klagen über den erlittenen unerſetzlichen Verluſt — um ſo bejammernswürdiger fand man das Loos der unglücklichen Braut, welche durch eine tiefe Ohnmacht mindeſtens auf kurze Zeit dem Bewußtſein ihres grenzenloſen Elendes entriſſen ward.

So hatte ſich denn das Haus Herrn Heinrich Wohlgemuth's, in dem noch vor wenigen Stunden die lauteſte Freude, die höchſte ausgelaſſenſte Luſt herrſchte, in einen Schauplatz des Entſetzens, in einen Aufenthalt des tiefſten namenloſeſten Jammers verwandelt. — Mit Grauen verließen es die kaum noch ſo fröhlichen Gäſte, verbreiteten die Kunde des eben Erlebten unter den ſtaunenden Bewohnern der Stadt, die das Unerhörte, Unglaubliche beinahe nicht zu faſſen vermochten, und ſuchten durch heiße Gebete das Andenken der hölliſchen Erſcheinung, die ihnen geworden, aus ihrem Gedächtniß zu vertilgen. — Allein noch nach Jahren erinnerten ſich die Bürger Augsburgs jenes unſeligen Hochzeitfeſtes; noch nach Jahren blickten ſie im Vorüberwandern ſchaudernd nach dem ehemals ſo herrlichen, nun aber gänzlich verfallenden Gebäude, das auf weitläufige Verwandte Herrn Heinrich Wohlgemuth's vererbt, von keinem derſelben bewohnt, ja nicht einmal in brauchbarem Zuſtande erhalten wurde, weil es einſt der Schauplatz ſo großen Unheils, ſo vielen und namenloſen Jammers geworden war. —

Ferdinand Warner wurde durch die Kunſt der berühmteſten Ärzte zwar wieder in das Leben zurückgerufen — allein ſeiner Sprache blieb er, trotz aller ihrer Bemühungen, auf immer beraubt. — Was er in jenem entſetzlichen Moment, in dem man ihn ſeinem Verlangen zu Folge mit Adelma allein gelaſſen, geſehen — und ob er erfahren habe, wer jene furchtbare Unbekannte ſei? hat er niemals geoffenbart. — In dumpfes Hinbrüten verſunken und von einem Schreckensbilde raſtlos verfolgt, dem er keinen Namen zu geben, das kein Troſteswort zu verſcheuchen, keine Macht der Erde von ihm zu bannen vermochte, war er auch zu keiner Art von Thätigkeit mehr fähig. — Mit tiefem Schmerz ſah ſein greiſer Vater den einzig geliebten Sohn dem Grabe unaufhaltſam zuwelken, und ſchon ein Jahr nach jenem gräßlichen Hochzeitfeſte ſtand er weinend an ſeinem Sarge. —

Minder glücklich als Ferdinand, den der Tod ſo bald von den Banden eines ſchwer drückenden qualvollen Lebens befreite, war Herrn Heinrich Wohlgemuth's ſchöne beklagenswürdige Braut. — Zu einem Daſein aus tiefer Ohnmacht erwacht, das, all ſeiner Freuden, all ſeines Glückes auf immer beraubt, ihr von nun an zur unerträglichen Bürde geworden war, ſollte ihr Körper gleichwohl dem Schmerz nicht unterliegen, der verzehrend an ihrer Seele nagte. — Zwar gelang es ihren bekümmerten Eltern nie, ſie wieder mit der Welt und ihren Freuden zu befreunden, zwar zog ſie ſich, jede Art der Zerſtreuung ſtandhaft verweigernd, in die tiefſte ſtillſte Einſamkeit zurück, daſelbſt der Erinnerung an den theuern Verlornen zu leben — allein viele Jahre ſollten noch langſam dahin ſchwinden, noch manches ihrem Herzen nahe verwandte Weſen ſollte von dieſer Erde ſcheiden, bevor auch ſie endlich ein ſanfter Tod wieder mit dem ihr einſt ſo grauſam entriſſenen, ſo heiß von ihr beweinten Geliebten auf ewig vereinigte. —

Adelma und Stephanor blieben trotz der allergenaueſten ſorgfältigſten Nachforſchungen ſpurlos verſchwunden. — Die gelehrteſten Männer, die gründlichſten Philoſophen, ja ſogar die kleine Anzahl der Freidenker jener Zeit, bemühten ſich vergebens das unerforſchliche Räthſel ihrer wunderbaren Erſcheinung zu löſen, — gar mancher heftige Federkrieg entſpann ſich darob unter jenen Herren, deren Jeder ſeine Meinung um ſo hartnäckiger verfocht, je eifriger ihn ſein Gegner zu widerlegen ſuchte. Demungeachtet wurde die Neugierde des Publikums dadurch nichts weniger als befriedigt, da es immer neue erhebliche Zweifel, immer neue feſte Behauptungen entſtehen ſah, und am Ende ſelber nicht mehr wußte, was es denn eigentlich glauben ſollte? — So mußte man ſich alſo mit leeren Muthmaßungen begnügen, bis viele, viele Jahre ſpäter, an verſchiedenen Orten, plötzlich das Gerücht von einem ähnlichen, der Menſchheit ſchädlichen Weſen ſich verbreitete, das man mit dem Namen Vampyr bezeichnete, von dem man die entſetzlichſten Dinge, die wunderbarſten Geſchichten erzählte, und vor allem behaupten wollte, daß es dem Grabe entſtiegen ſei, um, gleich jener räthſelhaften in Augsburg erſchienenen fremden Jungfrau, unter mancherlei verlockenden Geſtalten die friſch und kräftig emporblühende Jugend beider Geſchlechter grauſam zu verderben. —

Der Todtenwagen.

Ich hörte laut die Glocken ſchlagen,
Und fragte, was die Urſach' ſei,
Da fuhr ein ſchwerer Todtenwagen
An meinem Fenſter juſt vorbei.

Der Zug begann ſich zu erheben
Mit Flötenklang und Fackelſchein,
Es folgte dem geſchloſſ'nen Leben
Viel friſches Leben hintendrein.

Und als der Zug vorbeigegangen,
Da blieb ich ſtill am Fenſter ſteh'n,
Mich faßte gar ſo trübes Bangen,
Ich konnte nicht von dannen geh'n.

Ich dachte lang mit trübem Zagen
An Menſchenluſt, an Menſchenglück;
Da fuhr der leere Todtenwagen
An meinem Fenſter juſt zurück. —

Vom Trübſinn, der mich hielt gebunden,
Regt mich das dumpfe Rollen wach,
Das todte Leben war verſchwunden,
Das friſche ging dem Tagwerk nach! —

Der Wanderer.

Von Ort zu Ort, von Reich zu Reich,
Geht ſtill der Wandersmann,
Das Auge feucht, die Wange bleich,
Klopft er bei Jedem an.

„Hier habt Ihr, Freund, ein tüchtig Stück,
Und kauft Euch Haus und Gut,
Und mit dem Gut wächſt auch das Glück
Und mit dem Glück' der Muth.“

Ich danke, ſpricht der Wandersmann,
Und ſenkt das Augenlicht,
Ihr gebet, was man geben kann,
Doch mir genügt es nicht.

Und Mancher bietet wohl noch mehr,
Dabei ein freundlich Wort;
Doch Allen, Allen dankt er ſehr
Und geht von Allen fort.

Allein ſteh' ich mit meinem Schmerz,
Weint ſtill der Wandersmann,
Ich ſuche nur ein liebend Herz,
Das bietet Niemand an

Dr. M. Koſſarek.

Herbſteszeichen.

Raſchelnd vom erſchöpften Baume
    Fällt ſchon das entfärbte Laub,
Flattert hin im trüben Raume,
    Fällt, und deckt des Weges Staub.
Eingeſammelt ſind die Früchte,
    Das Gerippe nur bleibt zurück,
Saat und Ernte wird zu nichte,
    Und dahin ſind Luſt und Glück.

So welkt eine nach der andern
Von des Menſchen Kräften ab;
Schleichend zwar, — zu ſchnell doch wandern
Abwärts wir den Weg zum Grab.
Und der Lockenſchmuck am Haupte
Wird ſchon bleicher allzumal,
Bleicher ſtets, und eh' man's glaubte,
Iſt auch ſchon der Scheitel kahl.

Wenig ſind des Tages Stunden,
Und ſelbſt die ſind heiter nicht,
Sind ſo bald dahin geſchwunden,
Weichen grauem Dämmerlicht!
Und es folgt dem trüben Abend
Schnell die ſternenloſe Nacht,
Sommerlüfte, lau und labend,
Hat ſie nicht mit ſich gebracht.

Auch mein Auge wird ſchon düſter,
Meines Tages Glanz entwich;
Um mich tönt's, wie Grabgeflüſter,
Abwärts! — abwärts ruft es mich.
Selt'ne Sonnenblicke ſcheinen
Nur hinein in's wunde Herz,
Weiſen mir bei ſtillem Weinen
Zu der Heimat — himmelwärts.

Kalte Winde wehen ſchaurig
Über's öde Stoppelfeld,
Und der Abendſtern blickt traurig
Auf die ausgeſtorb'ne Welt.

Und der Staub auf Windesflügeln —
Ein vergangenes Geſchlecht —
Ruft mir: Unter jenen Hügeln
Zahlſt dem Tod du bald ſein Recht.

Ach, wie nah' des Lebens Lenze
Schließt des Lebens Herbſt ſich an!
Ach, wie ſchnell zur finſtern Grenze
Führt die wechſelvolle Bahn! —
Kann die Spanne Zeit uns geben,
Was der Geiſt, das Herz begehrt? —
Nicht iſt das ein Menſchenleben,
Das ein ſolches Jahr nur währt. —

M. D. Carilho.

Doppelreime an die Geliebte.

1.

Alle die Weiſen meinen,
Dunkler Schatten und Licht
Können ſich nimmer vereinen;
Liebchen, ich glaub' es nicht.

Nimmer kann ſich vereinen
Nacht mit des Tages Licht?
Alle, die dieſes meinen,
Kennen dein Auge nicht.

2.

Ich will es und muß es wagen,
Ich gehe zu dir in's Haus,
Ich will es der Mutter ſagen,
Werd' auch was will daraus.

Ich will eine Rede wagen,
Und ſprach ich dann Alles aus,
Wird freundlich die Mutter ſagen
„Hier iſt die Thüre vom Haus.“

3.

Jüngſt war mir in ſtiller Nacht
Das Bild vorübergezogen,
Du Weſen voll Huld und Pracht,
Du ſeiſt mir in Liebe gewogen.

Bald waren die Bilder der Nacht
An mir vorübergezogen;
Der Tag hat es klarer gemacht,
Ich hatte mich ſelber betrogen.

4.

Und willſt du, daß meine glühenden Lieder
Für dich, o Geliebte, nimmer erkalten,
So mußt du ſtolz blicken auf mich hernieder,
Mich ſtets in großer Entfernung halten.

Und ſoll ich dich lieben treu und bieder,
Und nie und nimmer für dich erkalten,
Dann blicke freundlich auf mich hernieder,
Dann mußt du mich nie in Entfernung halten.

5.

Ich möchte dir treulos werden,
Und ſcheinbar vergeſſen dein Herz,
In alle Genüſſe der Erden
Verhüllen meinen Schmerz.

Und würdeſt gekränkt du werden
Und weinen des Nachts vor Schmerz,
Dann wär' ich ein König auf Erden,
Mein dürft' ich nennen dein Herz.

6.

Blicke mit Lieb' auf mich hernieder,
Wahrlich ſonſt iſt es um dich gethan;
Denn noch einmal fang' ich die Lieder
Meiner Liebe zu ſingen an.

Und aus den Kränzen meiner Lieder
Mach' ich im Zorn eine Kette ſodann,
Und der Kette gewichtige Glieder
Leg' ich dir, Mädchen, als Feſſeln an.

7.

Wie ſteht der Baum, der ſchlanke,
So ſtolz im Sonnenſchein;
Es baut die Epheuranke
Auf ihn ihr Erdenſein.

Da fällt mir ein Gedanke,
Mein Liebchen, eben ein:
Sei du die Epheuranke,
Gern will der Baum ich ſein.

8.

Du meinſt, ich müſſe recht feige ſein,
Wohl lachſt du mich drüber aus,
Meine Liebe müſſe ſehr furchtſam ſein,
Sonſt ging ich zu dir in's Haus.

Mein Kind, mein Liebchen, dich täuſchet der Schein,
Gern ging ich wohl in dein Haus;
Gern flög' ich bei dir zur Thüre hinein,
Doch flög' ich nicht gern heraus.

Ludwig Gottfried Neumann.

Pygmalion.

Vor dem Bild aus Elfenbeine
Steht entzückt Pygmalion:
„Göttergleiche! ſchuf ich deine
Glieder, ich, der Erdenſohn?
Schuf ich dieſes Buſens Wellen,
Der ſich faſt zu heben ſcheint,
War ich's wirklich, der dein Antlitz
Solchen Wunderreiz vereint?"

„Ging wohl je ſo hehre Zierde
Aus Prometheus Hand hervor?
Kränzt ein ſchön'res Weib die Myrthe
Dort an Cypria's Tempelthor? —
Aber leblos! — Soll verkümmern
Die Geſtalt im Joch von Erz,
Bis die Welt zerſtiebt in Trümmern,
Wenn mich längſt verzehrt der Schmerz?"

„O, was that ich! — mir verhehlen
Kann ich nicht den Flammentrieb,
Den Gebilden ohne Seelen
Ach, kein Gott in's Inn're ſchrieb!

Heil'ge Kunſt, o gib ihr Leben,
Daß ſie fühlen kann für mich;
Ja, du mußt, du mußt es geben, —
Oder ich verfluche dich!“

Und zur Erde ſinkt er nieder,
Betend an der Statue Fuß,
Senkt das Haupt und hebt es wieder,
Beiden wird ſein heißer Kuß.
Und in namenloſen Schmerzen
Fleht er nun die Erde an:
„Gäa, Mutter, meinem Herzen
Zeige du der Rettung Bahn!“

Horch! da rauſcht es, wie die Wälder,
Grüner Schein umſtrahlt das Bild,
Hell'res Licht, wie Gold der Felder,
Blumenglanz umfließt es mild.
Und er hoffet zu geneſen,
Weil die Mutter ihn umſchwebt,
Die Gebärerin der Weſen; —
Doch das Bild bleibt unbelebt!

Nun zum Herrſcher in den Flammen
Dringt ſein brünſtiges Gebet!
„Du, von dem die Geiſter ſtammen,
Gib, daß Leben ſie durchweht!“ —
Sieh, da zucken rothe Blitze,
Donner rollt, die Halle bebt,
Doch auf ſeinem Marmorſitze
Bleibt das Bildniß unbelebt.

Und er ruft zum dritten Male:
„Sei, Poſeidon, du mein Hort!“
Als den Raum im weiten Saale
Dunkles Wogenblau umflort.
Brauſend kündet's von den Bogen,
Daß der Gott den Dreizack hebt,
Leben iſt im Schooß der Wogen. —
Doch das Bild bleibt unbelebt!

„Weh! Vergebens!“ klagt der Arme
Weinend, „und ich hoffe doch,
Daß ein Gott ſich mein erbarme? —
Auf mich ſelber hofft' ich noch!
Haben Flut und Glut und Erde
Zu beleben nicht gewußt,
Ruf' ein ſchöpferiſches Werde
Nun der Gott in meiner Bruſt!“

„Sohn der Anadyomene,
Der mein ganzes Weſen füllt,
Gib das Ziel, das ich erſehne,
Das allein mein Leiden ſtillt!
Nur im Leben dieſes Weibes
Find' ich meines Lebens Heil.
In das Heiligthum des Leibes
Sende deinen gold'nen Pfeil!“

„Denn du haſt mein Herz gerühret
Durch dies Werk von meiner Hand,
Haſt allmächtig ihn geſchüret
Dieſen ſelig grauſen Brand;

Daß dein eigen Werk ſich kröne,
Sende deinen eignen Geiſt,
Sohn der Anadyomene,
Lehre ſie, was Leben heißt!“ —

Und er liegt auf ſeinen Knieen;
Singend noch des Gottes Preis,
Sieht er Roſenglut umziehen
Ihrer Wangen Leichenweiß,
Und die Purpurlippen hauchen,
Und der Buſen hebt ſich warm,
Und das Lied der holden Augen, —
Und ſie ruht in ſeinem Arm'!

Seht, vom Tode losgebunden
Die befreiete Geſtalt,
Von der Schönheit Reiz umwunden,
Den der Lebensquell durchwallt!
Götter konnten's nicht erreichen,
Daß der Stoff lebendig ſei,
Nur dem Höchſten möcht' er weichen,
Nur die Liebe gab ſie frei!

Sißinger.

Der Freier.

Zaunkönig flattert her und hin
Und ſucht nach einer Königin;
Doch wie auch ſucht der kleine Mann,
Er dennoch ſie nicht finden kann.
Da kommt er zu der Nachtigall
Und ſpricht: Komm, werde mein Gemahl!

Ei, Närrchen, lacht die Sängerin,
Laß dich nur erſt zum Mann' erzieh'n,
Denn wie du eben vor mir ſtehſt,
Man dächte kaum, daß du ſchon gehſt! —
Zaunkönig wurde bitterböſ'
Und flog zur Störchin auf die Eſſ',
Madam, ſprach er, zum Zeitvertreib
Such' ich für mich ein hohes Weib.
Auf Sie fiel nachgerad' mein Blick!
Frau Störchin ſah bald vor, bald zurück,
Sah rechts, ſah links, ſah in die Höh'
Und rief: Ei du mein Jemine!
Als ſie mit Eins zu Füßen ſah, —
Welch winzig Kerlchen ſitzt denn da!
Nein, dich muß näher man beſeh'n!
Zaunkönig hörte, — ſchon war's geſchehen:
Sie hielt in ihrem Schnabel ihn,
Und drehte ihn bald her bald hin.
Was werden ſich die Kleinen freu'n!
Sie ſprach's und bot, trotz ſeinem Schrei'n,
Den ganzen Freier, wie er war,
Den Störchelchen zum Spielzeug dar.

F. Schwarz.

* * *

Der junge Alte.

(Ein Bild aus dem Leben.)

An einem hohen Feſttag, er kommt ja ſelten genug,
Die Welt iſt für Feſte zu mürriſch, zu ſorgenreich, und zu klug —
Verſammeln ſich alte Freunde, der Jüngſte iſt funfzig Jahr,
Und, wenn ich nicht irre, der Ält'ſte ſchon nah' an den Achtzigen war.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10945/016

Sie wollen gar herzlich ſich freuen und nehmen's redlich ſich vor,
Und ſagen: „Wer heut' nicht ein Kind wird, der iſt und bleibet ein Thor!“
Und lauter wird es und lauter. Sie zanken doch nicht? — O nein!
Sie ſchwatzen nur bunt durch einander! — 's mag ihnen behaglich ſein.
Worüber ſie ſchwatzen? — Der Eine, deß Bauch ſo ſpitzig und dick,
Der haſpelt aus rührigem Mundwerk ohn' Ende nur Politik;
Der Andere eifert, daß ſtecken geblieben ihm ſei die Fabrik;
Der Dritte, der ſpricht vom Sünder, der morgen baumelt am Strick;
Der Vierte, der ſeufzt: „Mit Papieren hab' ich ſpekulirt ohne Glück!“
Der Fünfte, der murret: „Beim Whiſtſpiel wird immer mir treulos der Trick!“
Der Sechſte, der greint: „Mit der Wolle hab' heuer ich ſchlecht ſpekulirt!“
Der Siebente: „Runkelrüben! Wer weiß, ob ſich das nicht rentirt!“
Der Achte: „Mit dem Geſtüte, da ging's mir heuer nicht gut!“
Der Neunte: „Ach, mit den Töchtern, da muß man ſein auf der Hut!“
Der Zehnte, der Eilfte, der Zwölfte, — ſie jammerten Alle gar ſehr,
Als wenn zum Lamento die ganze Geſellſchaft beiſammen wär'.
Doch nein! — Der Zwölfte, der Alt'ſte, ſaß ſchweigend mit friedlichem Sinn',
Und blies Kanaſtergewölke aus türkiſchem Rohr' vor ſich hin.
Da lamentirte der Eine: „Wir haben viel Sorgen und Noth —
Seht nur in den großen Spiegel, wir ſind ja blaß, wie der Tod!
Seht nur die Geſichter voll Runzeln; ſie ſind ja wie Pergament.
Das kommt nur vom Spekuliren, das die flüchtige Jugend nicht kennt!

Das kommt vom leidigen Gelde, das immer ſich mehren ſoll —
Ach, als ſchwindſüchtig die Beutel, wie waren die Wangen da voll!"
So greinten die grauen Burſchen, und ſahen mit großem Verdruß
Nur Invalidengeſichter im Spiegel erwiedern den Gruß.
Doch unter den Runzelgeſichtern — wie eine Roſe im Beet'
Vollprangend unter dem Heere entblätterter Strünke ſteht —
Da ſah ein blühendes Antlitz mitleidig lächelnd heraus,
Das Haupt, das immer geſchwiegen, — das älteſte Haupt im Haus.
Die Andern ſahen's und ſtürmten wohl über den Siebziger los:
„Bemooſtes Haupt, dich verjüngt wohl ein Tränkchen! — So ſag' es, Genoß!"
„Ja wohl verjüngt mich ein Tränkchen," mildlächelnd der Alte ſprach,
„Es ſprudelt aus heiligen Höhen und heißet: der Muſenbach.
In Jünglingsjahren — ihr Andern verfolgtet ein anderes Ziel —
Da träumt' ich bei ſeinem Rauſchen von lieblichen Mären gar viel.
Ihr hieltet zur Welt euch, der bunten, ich hielt mich zur Einſamkeit.
Da hat mir die Muſe die Pfade des Lebens mit Roſen beſtreut.
Wohl blieben die weltlichen Bilder durch manche Jahre euch jung;
Doch wurden ſie älter, und arg war zuletzt die Verwandelung:
Sie wurden, wie man's im Märchen vom Rübezahl ſich erzählt,
Die Menſchen, aus Rüben geſchaffen, ſchlaff waren ſie bald und entſeelt.
Sie wurden, was — öfters die Bräutchen, wenn man ſie zu Frauen gemacht, —
Die Engel, ſie werden Megären, man weiß kaum wie ſchnell — über Nacht.

Ihr Armen, ihr habt euer Hüttchen gar tief in der Schlucht euch gebaut;
Nur licht iſt das Leben, ſobald man's im höheren Lichte beſchaut.
So that ich's, und ſehet, die Bilder der heit'ren Begeiſterung,
Sie blieben mir treu und bewahrten das ganze Leben mir jung.
Stets blieb das ſanfte Geflöte der Nachtigall lieb mir und traut;
Stets hab' ich die Abendröthe mit ſüßer Begeiſt'rung geſchaut;
Stets blieb die Natur mir theuer, ſtets heilig mir Lieb' und Schmerz:
So wahrt' ich das heilige Feuer — jung blieb mir im Buſen das Herz.
Und habt ihr ein jugendlich Herz nur, ihr Burſchen, ſo bleibt ihr auch jung;
Ich blieb's bis zum achtzigſten Jahre, — Dank ſei's der Begeiſterung!"
Da ſaßen die grauen Burſchen, und faßten nicht, wie er's gemeint —
Doch ſah'n ſie's: der Jugendlichfrohſte ſei dennoch — der älteſte Freund.

Eduard Sileſius

Die beiden Gerippe.

Erzählung von H. Meynert.

(Mit Benutzung einer Volksſage.)

Wer mit dem Reiſen vertraut iſt, wird wiſſen, welcher eigenthümliche Zauber, welche intereſſante Unbequemlichkeit den Nachtquartieren eigen iſt, in welche man unterwegs verſchlagen wird. Die Paſſagiere haben, ermüdet durch die ſchmalen Wagenſitze, ſchläfrig gemacht durch das gleichmäßige Schaukeln des Kutſchkaſtens, ein ſtillſchweigendes Abkommen unter ihren gegenſeitigen Gliedmaßen getroffen, der Kopf des Einen ruht auf der Schulter des Andern, welcher wiederum ſeine Beine kunſtreich mit denen des Gegenüberſitzenden verſchlungen hat. So fahren ſie in einem halb wachen Zuſtande, in einer ſchwerfällig behaglichen Dämmerung der Sinne, weiter und immer weiter; plötzlich hält zurückſtoßend, wobei die ſchlummernden Köpfe in der Regel gemach gegen einander fliegen, der Wagen an, ein feiſter Hausknecht öffnet den Wagenſchlag, ruft höflich hinein: „Meine Herrſchaften, hier iſt das Nachtquartier,“ und die Paſſagiere, erwachend, reiben ſich die Augen, finden mühſam die jedem zugehörigen Gliedmaßen wieder zuſammen und ſteigen beſchwerlich aus. Bis die beſonderen Gaſtzimmer im oberen Stocke in Ordnung gebracht und ausgeheizt ſind, führt man die Paſſagiere einſtweilen in die allgemeine Gaſtſtube, wo blaubehemdete Frachtfuhrleute, Bauern und fahrende Hauſirer an den ſauber geſcheuerten Tiſchen in ſehr einfachen, neugierigen Gruppen bei einander ſitzen. Wie gewöhnlich und alltäglich auch ein ſolcher Anblick iſt, ſo verlohnt es ſich doch meiſt der Mühe, einige Muſterung zu halten; denn immer findet ſich an ſolchen Orten, wenn auch in unbehaglicher Geſellſchaft und bei ſchlechter Beleuchtung, irgend etwas Intereſſantes, ſei es auch nur ein hübſches Schänkmädchen, ein redeſeliger Wirth, der von Einquartierungen und Vorpoſtenſcharmützeln, die er aus ſeinem Dachfenſter mit angeſehen, Erbauliches zu erzählen weiß, ein verkrüppelter Harfeniſt, der mit Lachen erregenden Manieren Rührendes und Profanes durch einander ſingt, oder ſonſt etwas Pikantes. Kurz, es iſt ausgemacht, daß Bauernſtuben und Dorfgaſthöfe ihr beſonderes Schickſal haben, welches dort immer etwas Neues, Apartes, etwas die Aufmerkſamkeit Anlockendes vorfallen läßt.

Durch ähnliche Fügung hatten ſich — es iſt noch nicht lange her — eines Abends in einem Dorfgaſthofe des ſächſiſchen Voigtlandes einige Gäſte zuſammengefunden, die, wenn auch ohne hervorſtechende Eigenthümlichkeit, dieſem Orte doch zu ſeltene Vögel waren, als daß ſie nicht, wenigſtens unter den Stammgäſten dieſes Wirthshauſes, einige Senſation hervorgebracht hätten. Obſchon die zahlreichen Fuhrleute, welche ſich um den großen Schänktiſch inmitten der Gaſtſtube poſtirt hatten, das Mögliche thaten, mittelſt ihrer kleinen geſchwärzten Thonpfeifen einen Dampf herzuzaubern, welcher der ganzen Stube das Anſehen einer Oſſian'ſchen Gegend verlieh, ſo daß der über ihren Häuptern ſchwebende, mit vier Talglichtern prangende Quirlleuchter ſeine ganze Autorität zuſammennehmen mußte, um noch einigermaßen bemerkt zu werden; ſo war dies doch nur ein ſchwacher Morgenduft gegen die Nebelmaſſen, welche, gleich dem erſten Aufſteigen des Dampfes aus einem Schmelzofen, den Tiſch am rechten Fenſter einhüllten. Dieſer Gegend mit einem Male nahe zu treten, wäre für Lunge und Augen lebensgefährlich geweſen. Hatte man ſich aber gehörig ausgehuſtet und die Augen ſich tüchtig ausgethränt, ſo ſah man an dieſem Tiſche vier luſtige Brüder zuſammen, Studenten von der Landesuniverſität, welche durch die eintretenden Ferien auf einige Zeit aus dem Muſenſitze vertrieben, der lieben Heimat einen Beſuch abzuſtatten auf dem Wege waren. Sie dampften aus langen, mit Schnüren und dicken Quaſten verzierten Pfeifen den edlen Knaſter, ſangen ein „**Gaudeamus igitur**“ und brachten durch Jubel und fröhlichen Streit die ganze Schänkſtube in Allarm. Nahe dabei, an einem andern Tiſche, ſaß ein vornehm gekleideter Mann von ungefähr ſechs und dreißig Jahren. Er hatte ein bleiches, aber ſchöngebildetes Geſicht, gutmüthige, doch unzufriedene Augen, war oft lange in Nachdenken verſunken und trank, wenn er ſich wieder auf ſich ſelbſt beſann, haſtig von dem Punſche, welchen der Wirth unter tiefen Bücklingen ihm hingeſtellt hatte. — Ziemlich weit davon, in dem Raume hinter dem Ofen, welche der ſächſiſche Landmann „die Hölle“ zu nennen pflegt, ſaß ein ärmlich gekleidetes Mädchen mit einem allerliebſten Geſicht. Der kleine Fuß, welcher ſich in dem breiten Reiſeſchuhe barg, hatte heute ſchon einen weiten Weg zurückgelegt, und, durchfroren und ermüdet, war das hübſche Kind ſichtlich erfreut, jenen warmen und bequemen Platz erlangt zu haben, wo es noch den Vortheil genoß, wenig oder gar nicht bemerkt zu werden. Dies waren, den dicken, in der eigenen Küche trefflich gediehenen Wirth hinzugerechnet, welcher aufmerkſam die leer gewordenen Krüge im Auge hatte und fleißig nachfüllte, die Hauptperſonen, welche das nicht eben prunkvolle Zimmer einnahmen.

Der mittlere Tiſch hatte eine geraume Weile zwar mit philoſophiſcher Ruhe, jedoch nicht ohne merkliche Zeichen von Ärgerniß, dem lauten Treiben der Muſenſöhne zugehört. Als der Tumult aber kein Ende nehmen wollte, vielmehr mit jeder Minute betäubender wurde, ſtand ein alter Landmann etwas erbittert von ſeinem Stuhle auf und, zu den Lärmenden hingewendet, ſagte er: „Meine Herrn! jedem Gaſte ſeine Freiheit. Allein es will ſich doch nicht ſchicken, daß die Unterhaltung Aller unter den Einzelnen leide. Sie, meine Herren, ſchreien und ſingen, mit Verlaub, ſo unbarmherzig, daß wir an unſerm Tiſche unſer eigenes Wort nicht verſtehen. Gleichwohl iſt es unter den Stammgäſten hier ein längeres Herkommen, daß um die neunte Abendſtunde, wenn die Schläfrigkeit ſich einzuſtellen droht, allerhand hübſche Erzählungen zum Beſten gegeben werden. Allein wenn Sie es ſo forttreiben, meine Herren, wie bisher, ſo werden wir weder mit unſern Lungen noch mit unſern Ohren aufkommen.“

Dieſe mit gutmüthiger Ärgerlichkeit geſprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung auf die luſtigen, aber gebildeten und zutraulichen Jünglinge nicht, und der älteſte derſelben erwiederte freundlich: „Ei, Herr, wenn Ihr hübſche Geſchichten erzählen wollt, ſo werdet Ihr auch an uns aufmerkſame Zuhörer finden. Rückt daher, wenn es Euch beliebt, Eure Stühle etwas enger zuſammen und nehmt uns mit an Eurem Tiſche auf, damit wir es beſſer hören!“

Der Vorſchlag wurde mit großer Willfährigkeit angenommen, da die Gemüther und Ohren der Stammgäſte ſich nach nichts ſo ſehr, als nach Ruhe ſehnten, und die Überſiedelung der Studenten nach dem mittlern Tiſche mit Einheit und Eifer bewerkſtelligt. Neugierig rückten die Muſenſöhne, Bauern und Fuhrleute ihre Stühle an einander; der alte Landmann, welcher diesmal den Erzähler abzugeben hatte, legte ſeinen Mund in die üblichen Falten und begann:

„Ihr wißt, liebe Brüder, es iſt kein Ort in der Welt ſo unbedeutend, daß er nicht auch ſeine Merkwürdigkeiten hätte. So auch unſer Dorf, wo es ebenfalls nicht die einzige Merkwürdigkeit iſt, daß vor einigen Jahren unſer Schulmeiſter im buchſtäblichen Sinne Hungers geſtorben iſt, daß der Schulze weder leſen noch ſchreiben kann, und die Gemeindekaſſe ein unſichtbares Loch im Boden hat, durch welches je zuweilen einige harte Thaler über die Berechnung hinaus ſich aus dem Staube machen. Die Hauptmerkwürdigkeit und zugleich das eigentliche Wahrzeichen unſeres Dorfes iſt die Kirche. Freilich iſt ſie klein und unſcheinbar, kaum ausreichend für unſere Gemeinde und die wenigen Eingepfarrten; aber ſie war es nicht immer. Vor dem unglückſeligen dreißigjährigen Kriege, deſſen Wunden noch jetzt, nach zwei Jahrhunderten, nicht ganz geſchloſſen ſind, ſah es hier anders aus. Eine ſchöne, hohe und geräumige Kirche prangte an der Stelle, wo jetzt unſer dürftiges Kirchlein ſteht, und eine wohlhabende Gemeinde betete Sonntags darin zu dem Himmel, der ſie immer reich vor vielen andern ſegnete. Als aber der General Holke, ein Däne von Geburt und ein harter Herr, über unſer Voigtland kam, änderte ſich die Szene. Unſere Häuſer wurden niedergebrannt, und die ja etwa ſtehen blieben, durch die ſchwerſten Auflagen mitgenommen, unſere Scheuern ausgeplündert, unſer Vieh we getrieben. Die losbrechende Peſt übernahm, was noch vergeſſen worden war; ſie hieb, wie ein wahnſinniger Neutraler, wüthend auf Freund und Feind ein, raffte unſere Väter hinweg und zugleich auch das Kriegsvolk, das uns gedrückt hatte, endlich gar — es geſchah im Jahre 1633 — den ſtrengen Herrn Holke ſelbſt, den auch um den ausgeſetzten ſchönen Preis von ſechshundert Thalern kein Prediger in ſeinem letzten Stündlein zu tröſten kam, weil, der Soldatengräuel wegen, faſt die geſammte Geiſtlichkeit des Voigtlandes in die Auerbach'ſchen Wälder geflüchtet war. Damals glaubten unſere Väter das Ärgſte beſtanden zu haben. Als aber bald darauf die Schweden unſere Gegend überſchwemmten, ging das wahre Kriegselend erſt an. Die Reicheren wurden von ihnen geſchunden, die Armen gemordet. Blutdurſt plagte die Entſetzlichen noch mehr als Habgier, und noch jetzt pflegt der ſächſiſche Landmann, wenn er im Geiſte etwas Übles kommen ſieht, das er im Augenblicke noch nicht zu bezeichnen weiß, unwillkürlich zu ſeufzen: „Kinder, betet, die Schweden kommen!“ So ſehr hat ſich die Furcht und der Schrecken jener Zeit weiter vererbt, daß Urenkelkinder noch die Schauer in ſich fortwirken fühlen, welche der längſtvermoderte Vorfahr beſtand. Unſer ſchönes Kirchlein wurde in einer Nacht von betrunkenen Kriegsknechten niedergebrannt. Man hätte meinen ſollen, von dieſem Elende würden ſich noch ſpätere Generationen nicht erholen können. Aber die Menſchheit iſt ein ſehr elaſtiſches Weſen, das gepreßt, niedergedrückt und aus aller Form gebracht, kaum daß der ſtärkſte Druck ein wenig nachläßt, auch ſchon wieder ſich erhebt, und in die aufgegebenen Verhältniſſe zurückzukehren ſucht. — Der Friede ward geſchloſſen, und ſchnell bebaute der Landmann wieder das zertretene

Feld, hob die zertrümmerte Hütte wieder auf, ſammelte das zerſtreute Vieh um ſich, das der rettende Zufall ihm übrig gelaſſen, und arbeitete wieder fröhlich für Gegenwart und Zukunft. Da dachten die frommen Leute denn auch vor Allem darauf, das geliebte Gotteshaus wieder aufzurichten; der Schutt wurde emſig weggeräumt, wobei ſelbſt die Weiber und Kinder mit Hand anlegten, die von der Flamme geſchwärzten Steine wurden neu behauen, und ſo ſtieg, freilich ärmlicher und kleiner, das Kirchlein in Kurzem wieder tröſtend aus der Verwüſtung empor. Da nun, wegen Mangels an Mitteln, der Raum des Gebäudes enger zuſammengezogen werden mußte, ſo blieb die Stelle, auf welcher vorher die linke Seitenwand der Kirche geſtanden hatte, nunmehr außerhalb des Gebäudes, und wurde mit zum Friedhofe gezogen. Zu dieſer Stelle gehörte auch die Erbgraft der Gutsherrſchaft. Man machte ſie der Erde gleich, umzog ſie, der Abzeichnung wegen, mit einem Gitter, und ſtellte die Leichenſteine, welche ſich vorher innerhalb der Gruft befunden hatten, nunmehr unter freiem Himmel auf. Die Gutsherrſchaft ließ ſich das um ſo mehr gefallen, da ſie in den Kriegszeiten ſelbſt zu ſehr verarmt war, als daß ſie auf eigene Koſten eine Erweiterung des Kirchenbaues hätte unternehmen können, überdies auch während der Peſt eine Menge fremder Inſaſſen ſich in dieſe Gruft gedrängt hatte und daher der Familienwerth derſelben geſunken war. Die feindlichen Soldaten, welche unter andern auch mehrere ihrer Offiziere hier durch die Peſt verloren hatten, waren ſo frei geweſen, dieſe in der benannten Graft beizuſetzen. Bei dem neuen Bau ſondirte man, ſo gut ſich dies thun ließ, die Särge, und wies denen, die von Feindeshand hieher gebracht worden waren, einen Platz auf einer entlegeneren

Stelle des Friedhofes an. Da wird nun erzählt, daß einer dieſer Leichname, den die Glut der brennenden Kirche zur Mumie ausgetrocknet, ſich dieſe Verſetzung nicht gefallen laſſen wollte, und daß man denſelben am Morgen nach ſeiner Verſetzung wieder mitten in der Kirche antraf. Einen Schabernack vermuthend, ſchaffte man ihn wieder nach dem für ihn beſtimmten Grabe, und wiederum ward er am andern Tage in der Kirche gefunden. Dieſer unheimliche Wohnungswechſel wiederholte ſich zu verſchiedenen Malen, und endlich wußten ſich die bangen Bewohner unſeres Dorfes nicht anders zu helfen, als daß ſie dieſen Leichnam in einen wenig bemerkten Winkel der Kirche hinſtellten und ihn dort mit einem Vorhange bedeckten.“

„Nun, und wohin iſt er jetzt gekommen?“ riefen mehrere neugierige Stimmen wie aus Einem Munde.

„Wohin ſollte er gekommen ſein?“ fuhr der Erzähler fort und brannte ſich eine neue Pfeife an. Er ſteht genau noch an demſelben Orte, hinter demſelben Vorhange, der durch häufiges Ausflicken freilich nach und nach zu einem neuen Stücke Zeug geworden iſt.“

„Nicht möglich!“ tönte es mit dem Ausdrucke des Staunens von den Fragenden zurück. Aber die Stammgäſte, welche, als Bewohner des Dorfes, hier die entſcheidende Stimme hatten, bekräftigten ſofort den Ausſpruch des Erzählers.

„Nun, und welche Bewandtniß hat es mit der Sache? wem gehört dieſer eigenſinnige Leichnam?“ fragten mehrere Zuhörer, unter ihnen auch die nicht allzu gläubigen Muſenſöhne, mit großer Spannung.

„Hört weiter!“ ſagte beſchwichtigend der Erzähler, mit einem ſelbſtzufriedenen Lächeln, das ihm die erwartungsvolle Aufnahme ſeiner Geſchichte entlockte. „An den ſeltſamen

Leichnam, der übrigens in dem ihm gegönnten Winkel der Kirche ſich äußerſt friedſelig benahm und aller vorſchriftwidrigen Spukereien und Geſpenſterſtreiche ſich muſterhaft enthielt, wagte, ſeitdem er ſeine Vorliebe für jenen Platz ſo energiſch bewieſen hatte, Niemand Hand anzulegen, außer die unerſchrockene, alles betaſtende Zeit. Dieſe ſchrumpfte den ſchon von jenem Brande her halb verkohlten Leichnam allmälig zum förmlichen Gerippe zuſammen, das endlich ganz aus einander zu fallen drohte, hätte nicht vor ungefähr fünfzig Jahren der dazumal angeſtellte Küſter — dem dieſes Gerippe wegen ſeiner friedlichen Natur, und weil es gewiſſermaßen ein Wahrzeichen und eine ſelbſt von Fremden intereſſant befundene Merkwürdigkeit des Dorfes bildete, lieb und ſchätzenswerth geworden war — die lockeren Gliedmaßen dieſer knöchernen Memorabilität durch geſchickte Drahtbänder beſſer zuſammengeheftet und ſomit deren Dauer geſichert. — Einige verwegene Burſche glaubten von dieſem dem Gerippe erwieſenen Freundesdienſte auf eine Sinnesänderung desſelben ſchließen zu dürfen, entführten, von Bier befeuert, eines Abends das Gerippe von ſeinem Platze und brachten es unter Jubel und Halloh in dieſes Schänkzimmer, wo wir jetzt beiſammen ſitzen. Sie trieben ihre Kurzweil mit dem todten Funde, tranken in ihrer guten Laune ſich immer tiefer in das ſüße Dorfbier hinein, entſchlummerten gegen Mitternacht auf ihren Stuhlen, und als ſie nach einer Weile erwachten und ſich die Augen rieben, ſahen ſie ſich vergebens nach ihrem Diebſtahl um, liefen abermals nach der Kirche, ſahen das Gerippe an ſeinem vorigen Platze und erkrankten vor Entſetzen, ſo daß zwei von ihnen ſtarben und die andern ſich lange nicht erholen konnten. Seit dieſem Vorfalle ſtieg das Gerippe, ungeachtet der vorſchreitenden Aufklärung der Zeit, ſehr im Reſpekte. Der damalige Gutsherr, ein Zweifler und Ungläubiger zugleich, wie dies gewöhnlich mit einander verbunden iſt, ärgerte ſich gewaltig über die Dummheit der Leute, die er gleichwohl mit ſeiner eigenen Perſon, nemlich durch ein nochmaliges Renkontre mit dem Gerippe, zu bekämpfen zu feig war; denn Spötter wollten bemerkt haben, daß er das Daſein der Geſpenſter zwar hartnäckig, aber nie ohne Zähnklappern läugne. Um aber doch alles für die Sache zu thun, was ſich mit ſeiner eigenen Sicherheit vereinigen ließ, ſetzte er einen Preis von fünfzig Thalern für denjenigen aus, der das Gerippe von ſeiner Stelle entführe, es bei ſich behalte und unter ſeine ſtrenge Aufſicht nehme, damit dieſem Phantome ein nochmaliges Entkommen unmöglich gemacht und der einfältige Glaube an dasſelbe mit Einem Male in der Wurzel vertilgt werde. Ungeachtet des lockenden Lohnes aber wollten ſelbſt die beherzteſten Burſche unſeres Dorfes ſich dem unheimlichen Wagſtücke nicht unterziehen.

Nun lebte damals im Dorfe ein ſchönes und beherztes Mädchen. Ihr Vater, ein armer Häusler, war frühzeitig geſtorben, die Mutter ihm nach wenigen Jahren im Tode gefolgt. Sie ſelbſt, der bittern Armuth preisgegeben, liebte einen jungen, wackern Bauernburſchen, der an rechtlichem Sinne, ſchmuckem Äußern, aber auch an Armuth ihr gleich ſtand. Es ging allgemein die Sage, daß nur durch ein Weib das Gerippe zur Ruhe gebracht werden könne; die dabei erforderlichen nähern Umſtände waren jedoch unbekannt. Das Mädchen hatte einen beherzten, männlichen Sinn; fünfzig Thaler waren ſolch' einem armen Geſchöpfe viel. Sie konnte davon ihre Hütte ausbeſſern, ihr kleines Feld veredeln, eine Kuh anſchaffen, kurz eine kleine Wirthſchaft begründen, die ſie und ihren geliebten Hans zwar dürftig, aber ehrlich zu nähren verſprach und ihr den Beſitz des Theuren möglich machte. Sie meldete ſich bei dem Gutsherrn, der ihr, wenn ſie die geſtellten Bedingungen erfüllte, die ausgeſetzte Belohnung noch beſonders zuſagte, holte das Gerippe aus ſeinem Verſtecke und nahm es mit ſich nach Hauſe. In der Nacht erwachend, vermißt ſie ihren todten Gaſt, und ungeachtet der verſchloſſenen Thüren einen hämiſchen Raub vermuthend, verläßt ſie ihr Lager und geht nach der Kirche, deren Schlüſſel der Küſter ihr, auf Befehl des Gutsherrn, anvertraut hatte. Es iſt eine wilde, finſtere Nacht, der Wind rüttelt an dem alten Friedhofgitter, als ob Jemand mit Gewalt hinein oder heraus wolle. Selbſt die beherzte Johanna erbebt; aber ſie ermannt ſich, öffnet die Thüre, tappt im Finſtern zu der wohlbekannten Stelle hin, und das Klappern des erfaßten Gegenſtandes ſagt ihr, daß der unheimliche Flüchtling ſich wieder hier befinde. Da macht in ihrem Buſen die Furcht dem Zorne Raum; ſie bedenkt, daß unter ſolchen Umſtänden ihr die verhoffte Belohnung und ſomit auch der Beſitz des Geliebten verloren gehen werde, und von Bangen und Unwillen aufgereizt, ſagt ſie zu dem Skelett: „Verruchtes Geſpenſt, biſt du wirklich nicht zu bannen, und willſt du mir den Mann, den ich liebe, tückiſch entreißen? Laß ſehen, wer Sieger bleibt!“ Dabei ergreift ſie heftig das Gerippe, ladet es auf die Schultern und will ſich mit dem Raube entfernen. Aber o Schrecken! ſie fühlt ſich feſtgehalten und kann nicht von der Stelle. Entſetzt im Innerſten, will ſie die geſpenſtiſche Laſt von ſich werfen und entfliehen. Doch die knöchernen Arme umſchlingen ihren Nacken mit eiſerner Kraft, und hinter ſich hört ſie eine Stimme: „Johanna, ich laſſe dich nicht!“ „Himmel, ſei mir gnädig!“ ſtammelte die Unglückliche; aber mit Gewalt ihre Sinne ſammelnd, fragt ſie: „Was begehrſt du von mir?“ Da lockern ſich die dürren Arme, welche ſie feſthalten, und jene Stimme erwiedert: „Es gibt nur Einen Ausweg, dein Leben zu retten. Gehe zu der Gruft hin, welche links am Haupteingange des Friedhofes ſteht. Du wirſt dort ein Weib finden, dieſes flehe an, daß es mir vergebe!“ „Es ſei,“ entgegnete Johanna, und augenblicklich fühlte ſie ſich losgelaſſen. Ein Wunder ſcheint ihren Muth zu ſtählen; ſie geht mit feſtem Schritte nach der bezeichneten Gruft und ſieht darin bei dem Scheine einer Ampel ein ſchönes, bleiches Weib ſitzen, aus deſſen Buſen ein dunkler Blutſtrom rinnt. Haſtig bittet ſie die Blutende, dem Gerippe zu vergeben, aber dieſe ſchüttelt faſt unmerklich das Haupt. Schnell eilt Johanna hinweg, um den Friedhof zu verlaſſen; aber wenige Schritte von der Gruft fühlt ſie ſich im Finſtern von denſelben Armen feſtgehalten, welche vorhin ihr das Gehen verwehrt, und die bekannte Stimme ſagt ihr: „Halt, Johanna! der Baum fällt nicht auf Einen Streich. Geh’ noch einmal hin und flehe um Vergebung für mich.“ Erſchreckt wendet ſich Johanna abermals nach der Gruft und flehender noch ſpricht ſie zu der blutenden Frau: „Sei barmherzig; vergib dem Gerippe um meinetwillen!“ Langſam und beſtimmt, wie vorher, ſchüttelt die Angeflehte das Haupt. Wiederum geht Johanna nach dem Friedhofthore zu, aber wieder fühlt ſie ſich, und feſter als vorher, feſtgehalten, und dumpfer und drohender läßt ſich die Stimme vernehmen: „Johanna, flehe noch einmal um Vergebung für mich, flehe um den Preis deines Lebens, denn ſpricht ſie auch jetzt nicht Vergebung aus, ſo iſt dieſer Augenblick dein letzter!“ Entſetzt und zitternd geht Johanna zum dritten Male nach der Gruft, fleht noch dringender, aber verneinend, wie immer, ſchüttelt die blutende Frau das Haupt. Da wirft ſich Johanna in Todesangſt vor ihr auf die Knie und jammert: „Grauſame, ſo erbarme dich meines jungen Lebens! Verzeihe dem Gerippe, oder es iſt mein Tod!“ Die blutende Frau heftete ihr Auge milder auf Johanna, der ſchmerzlich geſchloſſene Mund öffnete ſich, und ſchien eben das Wort der Vergebung ausſprechen zu wollen. In demſelben Augenblicke ſchlug die Uhr vom nahen Kirchthurme Eins, und im Nu war die ganze Erſcheinung verſchwunden. Johanna befand ſich allein an der geöffneten Thüre des Friedhofes und eilte ungehindert nach Hauſe.“

Dieſer Ausgang der Erzählung ſchien den weiter oben bezeichneten Fremden, welcher bisher zwar mit dem ſichtlichſten Ausdrucke des Unglaubens, aber nicht ohne Spannung zugehört hatte, nicht zu befriedigen. Nachdem er ſeinen Punſch ausgetrunken hatte, ſtand er auf, ließ ſich von dem Hausknechte vorleuchten, und ging nach ſeinem Zimmer, wo ſein Bedienter ihn erwartete. „Wie geht es mit deinem Kopfſchmerze, Friedrich?“ fragte er dieſen mit theilnehmender Stimme.

Der Bediente, ein Mann von einigen und dreißig Jahren, ſah ſehr friſch und munter aus und ſchien ſich einigen Zwang anzuthun, indem er eine recht klägliche Miene annahm und über noch heftiges Kopfweh klagte.

„Das iſt mir unangenehm,“ ſagte der Herr, „einmal thut es mir leid um dich, und dann wäre ich gern morgen mit dem Früheſten weiter gereiſt.“

„Gnädiger Herr!“ fuhr der Bediente haſtig heraus, „das geht nicht an;“ dann ſetzte er, in einen langſamen Ton einlenkend, hinzu: „ich meine, daß ich für meine Perſon mich noch zu unwohl fühle, um morgen ſchon weiter reiſen zu können. Ich muß wahrhaftig noch hier bleiben, gnädiger Herr.“

Man konnte aus dem ganzen, zwar ehrerbietigen, aber zuverſichtlichen Tone, deſſen Friedrich ſich bediente, entnehmen, daß ſein Herr etwas auf ihn halte, und (ein Verhältniß, welches durch längeres Beiſammenſein häufig genug zwiſchen Herrn und Diener ſich zu bilden pflegt) ihm einen gewiſſen Einfluß über ſich einräume.

„Kerl!“ lächelte der Herr, „faſt glaube ich, dich hält etwas ganz Beſonderes in dieſem Orte feſt, weil du ſo ganz und gar nicht von hier wegzubringen biſt.“

„Wie ſollte das möglich ſein, gnädiger Herr?“ wendete Friedrich nicht ohne einige Verlegenheit ein; da er jedoch wahrnahm, daß ſein Herr dieſe Bemerkung ohne weitere Bedeutung gemacht habe, fuhr er unbefangen fort: „Was ſollte mich denn eigentlich hier anziehen können, gnädiger Herr? Etwa die dünnen ſächſiſchen Suppen, oder vielleicht die voigtländiſchen Mannsbilder mit ihrem unverſtändlichen Dialekte, die mir nach der Malzeit vorerzählen: „i hoo ſoot,“ oder über die ſchlechten Zeiten lamentiren: „doos is ä Miſeroblikeet“ u. ſ. w.? Oder ſollen mich vielleicht die hieſigen Mädchen anziehen, die zwar zum Theil ſehr niedlich ſind, aber im Sprechen ſchnarren, daß einem die Ohren ſummen? Nein, gnädiger Herr, mich bannt gewiß und wahrhaftig keine geheime Politik an dieſen Ort“ — hier warf er einen prüfenden Blick auf das Geſicht ſeines Herrn, ob daſſelbe nicht vielleicht eine Spur von Ungläubigkeit verrathe, ſchien aber vollkommen beruhigt — „nur mein leidiges Kopfweh und dann, gnädiger Herr, die üblen Wege, auf denen wir mit Hals und Beinen Gefahr laufen würden. Wenn wir nur noch zwei Tage hier warten, ſo wird die ſchon jetzt eingetretene trockene Witterung gewiß die Wege bedeutend verbeſſern, und wir bringen dann den Verzug durch ſchnelleres Reiſen ſehr leicht ein."

„Wir werden ja ſehen, wie es geht," antwortete der Herr. „Ich habe mich heute Abend ſchon an einer dummen Geſpenſtergeſchichte gelangweilt, die unten in der Schänkſtube erzählt wurde."

„Eine Geiſtergeſchichte? Ei, gnädiger Herr, bitte, laſſen Sie mir doch auch etwas davon zukommen; Sie wiſſen, daß ich ein leidenſchaftlicher Freund von dergleichen bin."

Der Herr lachte und erzählte ſeinem Bedienten die Geſchichte, wie wir ſie bereits vernommen haben.

„Aber," fragte Friedrich neugierig, „welches Bewandtniß hat es denn eigentlich mit dem Gerippe und der blutenden Frau? Wodurch hat denn jenes die Letztere ſo bitterböſe gemacht, daß ſie ihm gar nicht verzeihen will?"

„Ja, guter Friedrich, damit kann ich dir nicht dienen," lächelte der Herr. „Ich wartete die Aufklärung der Sache nicht ab. Und doch ärgert mich das jetzt gewiſſermaßen; nicht etwa, als ob der Stoff beſonders intereſſant ſei, wohl aber aus dem Grunde, weil eigentlich ich und das Gerippe ein und dasſelbe Schickſal haben, ja," ſetzte er, von einem lebhaften Gedanken ergriffen, hinzu, „weil wir ſogar Namensbrüder ſind."

„Namensbrüder?" wiederholte Friedrich gedehnt. „Wiſſen Sie denn den Namen des Geſpenſtes?"

„Das nicht," erwiederte der Herr nachdenklich, „aber ich habe dir ja erzählt, daß damals, als ich die Bekanntſchaft der Miß Anna machte, ich auffallend mager war. Anna nannte mich daher in freundlichen Augenblicken immer ihr liebes „Gerippe." Dieſer Beiname wurde ſeitdem beinahe ſtehend. Er war ihr unverſehens einmal in einer Geſellſchaft über die Lippen geſchlüpft, einige luſtige Vögel haſchten das auf, und ſeitdem wurde ich, da mein deutſcher Name den Leuten in London ohnedies immer zu ſchwer über die Zunge ging, in allen dortigen Zirkeln, die ich beſuchte, bald hinter meinem Rücken, bald harmlos ins Geſicht, das „Gerippe“ genannt. Je nachdem meine Laune gut oder übel war, ließ ich dies hingehen, oder ärgerte mich darüber. In gereizter Stimmung antwortete ich mit Bitterkeit auf dieſen Beinamen, und der Spaß warf mir einige Duelle ab, ohne daß ich dadurch etwas gebeſſert hätte. Ich hieß und blieb das „Gerippe,“ ſelbſt nachdem meine Magerkeit mich verlaſſen und einer ſtattlichen Wohlbeleibtheit Platz gemacht hatte.“

„Ich entſinne mich, Sie ſchon davon ſprechen gehört zu haben, gnädiger Herr,“ ſagte Friedrich. „Nun, jetzt iſt dieſer Beiname allerdings unpaſſend geworden. Sie haben ſich ſeitdem, namentlich in der kurzen Zeit Ihrer Ehe mit Lady Anna, recht anſehnlich arrondirt, und noch jetzt, wo mittlerweile Verdruß, Unruhe und Sehnſucht Ihren Umfang reduzirt haben, ſpielen Sie noch immer eine Figur, daß bei Ihrem Anblick ſchwerlich Jemand an ein Gerippe denken wird.“

„Ach, daß ich noch ſo hieße, lieber Friedrich!“ ſeufzte der Fremde. „Wer hätte damals, als Miß Anna mich ihr liebes Gerippe nannte, als ſie heiter und kindlich, wie ein freundlicher Engel, mit mir ſcherzte, ahnen können, daß ſie jetzt ſo grauſam, ſo unverſöhnlich mich zu fliehen vermöge, um einer Übereilung willen, die ich ſeitdem bitter mit allen Schmerzen der Seele bereut habe. Aber freilich, ſie war eine Engländerin, treu und hingebend, wie die Edelſte ihres Geſchlechts, doch auch nicht frei von den Seltſamkeiten ihres Volkes: mild und gut, und wiederum ſtarr, empfindlich und unbeugſam, wie die Frauen ihres Landes. Oft in ihrer ernſten Zärtlichkeit, die ſie ſo eigenthümlich, ſo anbetungswürdig kleidete, ſagte ſie mir: „Gewiß, lieber Rudolph, du biſt mein gutes deutſches Gerippe; etwas froſtig und ungelenk, wie ihr blonden Männer alle ſeid, aber treu, wenigſtens bis auf weitere Veranlaſſung, und ergeben bis zur Grenzſcheide des männlichen Eigenſinns. Ich habe dich lieb, Rudolph, wahrhaft lieb, weil du die Empfindungen des Weibes, der Engländerin, zu erkennen, und mit Zartheit zu pflegen verſtehſt. Ich weiß, es gibt eine Seite in meinem Gefühle, welche hart und unverſöhnlich iſt. Doch du biſt gut und zart, Rudolph, du wirſt mich nie ſo tief verletzen, daß ich nicht mehr verzeihen könnte.“ — Ich hielt das dazumal für kleine Epigramme der Liebe, die auch ihre Spitze haben wollen, und wahrhaftig, ich hatte, ungeachtet meines damals wilden und heftigen Temperamentes, den guten Willen, Anna nie zu reizen. — Es wäre auch nie geſchehen, wenn nicht jene Schlange, welche außer allen Kombinationen des Verſtandes und Herzens liegt, die Eiferſucht, mich mit ihrem Tollbiſſe verwundet hätte. Friedrich, es iſt ein verdammtes Laſter, die Eiferſucht, zwecklos, wo ſie gegründet, meuchelmörderiſch, wo ſie grundlos iſt. Der bloße Gedanke an dieſen Wahnſinn macht mich eben ſo toll und wüthend, als mich dieſer Wahnſinn ſelbſt einmal gemacht hat. O, ich denke noch immer daran, Friedrich. Marino war ein ſchöner Jüngling, die ganze Glut des Südens brannte aus ſeinem ſchwarzen Auge, und der ganze Schmelz dieſer Himmelsgegend dämmerte und ſchmachtete unter ſeinen Wimpern hervor. Er liebte Anna bis zum Raſendwerden, und wären in London die Banditen ſo leicht aufzutreiben, wie ehemals in Italien, ich glaube, er würde mir von ſeiner Liebe zu Anna, deren erklärter Bräutigam ich bereits war, eine ſehr eindringliche Geſchichte erzählt haben. Nach langen vergeblichen Nachſtellungen wurde ſeine Liebe Verzweiflung. Er lud ein Piſtol und drückte es gegen ſich ab. Das überladene Gewehr zerſprang und verletzte ihn an Kopf und Schulter, doch ohne ſein Leben zu gefährden. Seit dieſem Vorfalle ſprach Anna, damals ſchon mein Weib, niemals mehr von Marino, der früher zuweilen der Gegenſtand unſerer Geſpräche geweſen war. Ihr Sprechen von Marino hatte mich gleichgiltig gelaſſen, ihr jetziges Schweigen machte mich aufmerkſam. Der Italiener genas ſchnell von ſeinen leichten Verwundungen; die ausgeſtandenen Schmerzen ſchienen ihn mit größerer Zuverſicht erfüllt zu haben, gleich als habe er ſich dadurch ein Recht auf Anna erworben. Er verfolgte mein Weib rückſichtsloſer, heftiger, als er es gegen Miß Anna gewagt hatte. Ich erfuhr, daß ſeine Zudringlichkeit ſie zu verſchiedenen Malen in Verlegenheit vor der Welt gebracht habe; ſie vermied, ſorgfältiger als früher, ſich ohne meine Begleitung zu zeigen, aber ihr Schweigen über den Verfolger währte fort, ſelbſt, wenn ich, bisweilen mit Unwillen, bisweilen mit Abſicht, das Geſpräch auf ihn brachte. Dies vermehrte meine Beſorgniſſe, doch ließ ich nichts davon ahnen. Ich wollte Gewißheit haben, und unter mancherlei Vorwand ließ ich Anna häufig allein. Marino machte ſich dies bald zu Nutzen. Er betrieb ſeine Verſuche, an Anna zu kommen, noch unverholener, ich ließ es geſchehen, ohne zu bedenken, daß ich dadurch wenigſtens den Schein gegen Anna herausforderte. Letzteres traf ſchnell genug ein. Die Welt glaubte, daß ſo offene Bewerbungen nicht ohne eine ſtillſchweigende Berechtigung von Seite der Dame Statt finden konnten: einige Freunde machten mich ohne weiteres darauf aufmerkſam und mehrten dadurch meinen Verdacht. Anna behandelte mich ſeit einiger Zeit kälter, und dieſer Umſtand warf neue Nahrung in die wilden Flammen meiner Eiferſucht, welche marternd in meinem Buſen brannte. Wir bewohnten damals, um die ſchöne Jahreszeit doppelt zu genießen, ein Landhaus bei London. Ich war einen ganzen Tag außer dem Hauſe geweſen, hatte unterdeſſen neue Nachrichten über Marino's Nachſtellungen eingezogen und ging, die Hölle im Herzen, Abends meiner Wohnung zu; diesmal früher, als es gewöhnlich der Fall zu ſein pflegte. Geſättigt im giftigen Argwohn, überraſchte es mich nur wenig, als ich aus einem der Fenſter meines Landhauſes eine Strickleiter herabhängen und einen Mann, den ich ungeachtet der Dunkelheit augenblicklich für Marino erkannte, mit Leichtigkeit dieſelbe hinaufklettern ſah. Es überraſchte mich, ſage ich, wenig, und doch gerann mir das Blut in allen Adern auf einige Augenblicke zu Eis; dann aber kletterte ich mit Blitzesſchnelle dem Verführer nach, ſtürzte in das Zimmer und fand ihn zu Anna's Füßen. Als er mich erblickte, machten Zorn und Scham ihn einen Moment regungslos. Ich war nur mit einem leichten Stocke bewaffnet und ſchlug damit im erſten Grimme auf ihn los. Er wich aus, zog einen Dolch und ſtieß nach mir. Ich ſchlug, mit der Kraft eines Wüthenden, ihm das Mordinſtrument aus der Hand, und bediente mich meines Stockes mit ſolchem Nachdrucke gegen ihn, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als denſelben Weg, der ihn hieher geführt, zur ſchleunigen Flucht zu benutzen. Schäumend ſtand ich vor Anna. Sie, hoch aufgerichtet, blickte mich mit ihrem großen, blauen

Auge ernſt und ſtrenge an, und fragte mit kaltem, ruhigen Tone: „Was haben Sie gethan?“ — „Verworfene! wagſt du mich zur Rede zu ſtellen?“ ſchrie ich, meiner nicht mehr mächtig, hob den Dolch, den ich Marino entrungen, vom Boden auf und ſchleuderte ihn nach ihr. Ich ſah Anna mit einer ſchnellen Schmerzgeberde die Hand auf ihre Bruſt legen. Aber augenblicklich ermannte ſie ſich, ſah mich noch einmal an — ich glaube, es zitterte eine Thräne in ihrem Auge — und verſchwand mit den Worten: „Wir haben nichts mehr mit einander zu ſprechen, Sir!“ durch die Seitenthüre, welche zu ihrem Kabinete führte, und die ſie hinter ſich verſchloß. Meine Sinne ſchwindelten, die furchtbare Aufregung hatte mich krank und matt gemacht, ich hob den am Boden liegenden Dolch auf und warf ihn durch das offene Fenſter weit in die Nacht hinaus, die ihn und das Andenken an Alles begraben ſollte. An der Stelle, wo er gelegen, glänzten einige Blutstropfen am Fußboden. Kaum weiß ich, ob Anna von dem Mordſtahl nur geritzt, oder ſchwer, vielleicht tödtlich verwundet wurde; doch nein, das letztere war nicht der Fall, denn daß ſie lebt, lebt, um mich zu fliehen, weiß ich mit voller Gewißheit. Todesmüde und keines weiteren Nachſinnens mehr mächtig, warf ich mich auf mein Ruhebett und verbrachte die Nacht in einem dumpfen fieberhaften Schlummer, aus welchem mich gegen Morgen ein heftiges Schluchzen erweckte. Erſchreckt fuhr ich auf; ich glaubte Anna in meinem Zimmer, hatte mich aber getäuſcht, denn nur Chriſtine, Anna's Kammermädchen, war es, das, bei meinem Erwachen, mit allen Zeichen der Reue und Zerknirſchung ſich neben meinem Bette niederwarf. „Was beginnſt du, Chriſtine?“ fragte ich überraſcht, „kommſt du im Auftrage deiner Gebieterin?“ — „O nein, gnädiger

Herr!" erwiederte ſie dumpf, „von meiner Gebieterin werde ich nie mehr einen Auftrag erhalten." — „Himmel, iſt ſie todt!" ſchrie ich entſetzt und ſprang aus dem Bette. „Nicht todt," tröſtete die ſelbſt troſtloſe Chriſtine, „aber entflohen, Ihnen wie mir auf ewig verloren!" — „So will ich ihr nach!" rief ich, in dieſem Augenblicke bereits Anna's ganzer Schuld vergeſſend. — „Umſonſt," wendete Chriſtine ein. „Die Lady hat einen Vorſprung von ſechs Stunden, und Niemand weiß die Richtung, wohin ſie ihren Weg genommen. Unmittelbar nach dem geſtrigen Vorfalle befahl ſie mir ihre nothwendigſten Effekten zu packen, ließ ihre Equipage vorfahren und war ſchnell meinen Augen entſchwunden." — „Höll' und Tod!" knirſchte ich. „Doch ſie hat mich betrogen, ſie iſt ſchuldig, beſſer alſo, daß wir uns nicht wiederſehen!" — „Schuldig?" ſchluchzte Chriſtine. „O, gnädiger Herr, ſprechen Sie dieſes ungerechte Wort nicht noch einmal aus. Die Lady iſt rein und fleckenlos wie das Licht der Sonne." Dieſe Worte durchrieſelten mich eiskalt. Ich befahl Chriſtinen vom Boden aufzuſtehen und mir gewiſſenhaft zu bekennen, was ſie um die Sache wiſſe. — „So hören Sie denn den kurzen Verlauf," eröffnete mir Chriſtine. „Der junge Italiener verfolgte Mylady auf allen Schritten und Wegen. Tauſend verliebte Liſten wendete er an, um zum Ziele zu gelangen. Mylady ſtrafte ihn mit Verachtung und machte ſeine Anſchlage zu Schanden. Seit Marino's Mordanſchlage gegen ſich ſelbſt hatte ſie über ihn geſchwiegen, und ihr feſter, vielleicht ſonderbarer Sinn ſetzte dieſes Schweigen auch da fort, als es ihr gefährlich werden konnte. Ihr edler Stolz glaubte, daß ihre Tugend hinreichend ſei, über die Nachſtellungen des Frechen zu ſiegen, und daß ſie dazu nicht erſt einen fremden Schutz nothig habe, am allerwenigſten eines Gatten, der, von ungerechter Eiferſucht ergriffen, dem Verfolger abſichtlich kein Hinderniß entgegenſetzte, ja deſſen Angriffe ſogar begünſtigte, weniger um den Witz des Feindes, als vielmehr die Tugendſtärke der Gattin, leider auf eine zweckloſe Weiſe, zu prüfen. Als Mylady die Bemerkung machte, daß Sie gefliſſentlich ihr keinen Schutz gewährten, daß Sie, aus unwürdigem Verdachte, dem Verfolger ſelbſt die Gelegenheit in die Hände ſpielten, ſich ihr zu nähern, da ſchlich ſich in Mylady's Herz Unwille, ja — verzeihen Sie das harte Wort — faſt Geringſchätzung gegen den Gatten ein, der ein edles Weib ſo tief verkennen, ſo leichtſinnig aufs Spiel ſetzen konnte. Von da an wurden Sie von ihr mit Kälte behandelt, deren Beweggründe Sie vielleicht wieder falſch deuteten. Zu dieſer Zeit fiel Marino eine reiche Erbſchaft aus ſeiner Heimat zu, und er, vorher arm und abhängig, wurde jetzt mit einem Male zum reichen, wohlhabenden Manne. Wie er jedes Begebniß nur auf ſeine unſelige Leidenſchaft zurückzuleiten pflegte, ſo betrachtete er auch dieſe glänzende Änderung ſeiner Lage lediglich als ein neues, kräftiges Mittel, ſich Erhörung zu verſchaffen. Er verfolgte jetzt alle meine Schritte, ließ nicht ab mit Bitten und Verheißungen, bis ich Verworfene, bethört von der Macht des Goldes, mit welchem er mich reichlich überſchüttete, endlich in ſeine verrätheriſchen Abſichten willigte, und geſtern Abends, weil Mylady die Schlüſſel des Hausthores in ihre eigene Verwahrung zu nehmen pflegte, ihm die Strickleiter aus dem Fenſter warf. Im thörichten, von ſeiner eigenen Eitelkeit ihm vorgelogenen Wahne, daß ſeine Nähe auch ſein Sieg ſein werde, erſtieg er das Haus, rannte nach Mylady's Zimmer und ſtürzte wie ein Wahnſinniger zu ihren Füßen nieder. Bei ſeinem

Anblicke ſprang Mylady mit einem Ausrufe des Schreckens von ihrem Sitze auf und wollte ſogleich das Zimmer verlaſſen, als Sie, gnädiger Herr, dem Italiener auf dem Fuße folgten.“ — Vernichtet im Innerſten, hatte ich Chriſtinens Erzählung zugehört. Sie umfaßte jetzt meine Knie, flehte um Verzeihung und wollte das für ihren Verrath von Marino erhaltene Gold durchaus mir aufdringen, um durch Entäußerung des Sündenlohns ihr Gewiſſen zu beruhigen. Ich gab ihr das Gold zurück und noch eine namhafte Summe, und verzieh ihr unter der Bedingung, daß ſie England auf immer verlaſſe und überhaupt auf weite Entfernung mich vermeide, ſo daß nichts, auch kein Zufall, auf meinem Lebenswege ſie jemals in eine Begegnung mit mir bringe. Sie verſprach es und würde Wort gehalten haben, hätte nicht, wie ich bald darauf erfuhr, kurz nach ihrer Abreiſe von London, ein hitziges Fieber ſie ergriffen und in das Grab gebracht. Ich kannte Anna's feſten, vielleicht hartnäckigen Sinn hinlänglich, um zu wiſſen, daß es mit dem Ausſpruche: wir hätten nichts mehr mit einander zu ſprechen, ihr Ernſt geweſen ſei, und daß weder Sehnſucht von ihrer, noch Schmerz und Reue von meiner Seite, ſie je zur Rückkehr würden bewegen können, ſelbſt wenn es mir gelingen ſollte, ihren Aufenthalt ausfindig zu machen. All' mein Rachegefühl kehrte ſich jetzt gegen Marino. Ihn, den Mörder meines Glückes, wollte ich vernichten und dann die Welt durchirren, ohne mehr einer Heimat anzugehören. Aber das Verhängniß griff mir vor. Ein Bruder meiner Gattin hatte Marino gleich am Tage nach jenem Vorfalle herausgefordert, und auf den erſten Gang ihn durch das Herz geſchoſſen, daß er ohne einen Laut ſeinen Geiſt verhauchte.“

Friedrich hatte der langen Erzählung ſeines Herrn nur bruchſtückweiſe Aufmerkſamkeit geſchenkt, einmal weil er den ganzen Vorfall, der zur fixen Idee ſeines Gebieters geworden war, ſchon oft genug mit angehört hatte, und dann weil in dieſem Augenblicke Gedanken mancher Art ſeinen Kopf zu durchkreuzen ſchienen. Dennoch horchte er bei mancher Stelle der Erzählung ziemlich geſpannt auf, gleich als wolle er ſie mit eigenen Wahrnehmungen vergleichen, und als ſein Herr zu ſprechen aufhörte, nahm er das Wort: „Allerdings, gnädiger Herr, hätte das Schickſal des armen Gerippes, das mit störriſchem Eigenſinne den ihm angewieſenen Winkel behauptet, Sie lebhaft intereſſiren ſollen. Abgeſehen, daß Sie, wenn auch nur durch ein Scherzwort Mylady's, ſein Namensverwandter ſind, herrſcht auch in Ihrem und dem Schickſale des Gerippes eine Wahlverwandtſchaft, die in einer abergläubigen Zeit Stoff zu manchen Thorheiten würde liefern können. Dort, wie bei Ihnen, iſt es eine ſchöne, zürnende, blutende Frau, welche durchaus ſich zu keiner Verzeihung verſtehen will und dadurch den Fluch der Unſtetigkeit auf ihren Beleidiger häuft. Verfolgen wir doch zum Scherze die Geſchichte des Gerippes, ſo weit dies möglich ſein wird, weiter; ich wollte wetten, daß das arme Geſpenſt, gleich Ihnen, durch eine übereilte Eiferſuchtsſzene in ſein Unglück hineingekommen ſein mag.“ —

„Leicht möglich!“ warf der Herr gedankenlos hin; „doch das wäre wohl ſehr gleichgiltig.“

„Sei es!“ fuhr Friedrich fort, den Gebieter unbemerkt fixirend, „zeigen Sie ſich wenigſtens großmüthig gegen den armen verknöcherten Unglücksbruder! vielleicht hat, nach dem Verſuche Johanna's, der ohne den ſtörenden Glockenſchlag Eins wahrſcheinlich von guter Wirkung geweſen wäre, die ſchöne Zürnende ſich doch etwas anders beſonnen und würde, wenn man den Sühnungsverſuch in ähnlicher Form wiederholen wollte, diesmal dem armen Gerippe verzeihen und es endlich zur Ruhe kommen laſſen. Es iſt jetzt erſt in der neunten Abendſtunde, bis zum Glockenſchlage Eins, der dieſen armen Geſpenſtern zum Kehraus wird, haben wir alſo noch ziemlich lange Zeit. Wie wäre es, gnädiger Herr, wenn Sie — wie vor fünfzig Jahren jener Gutsherr — es ſich ebenfalls ein Stück Geld koſten ließen, um Jemand aufzufinden, der es noch einmal mit dem Gerippe aufnähme, es von ſeinem Bannorte wegholte, das blutende Weib durch eine ſanfte Fürbitte verſöhnte, und das Gerippe auf dieſe Weiſe zu der ſo lange vermißten Ruhe brächte?"

„Du biſt ein närriſcher Kauz, Friedrich, und wäreſt du nicht ſeit Jahren mir als ein ehrlicher anhänglicher Kerl bekannt, ſo würde ich faſt in Verſuchung gerathen, zu glauben, du wolleſt mich um das angeſprochene Stück Geld prellen."

„Gnädiger Herr!" entgegnete Friedrich mit feſter Stimme, und die Röthe des Unwillens überzog ſein von Natur gutmüthiges Geſicht, „die freigebige Großmuth, welche Sie mir ſtets bewährten, und die mich ſelbſt beinahe ſchon wohlhabend gemacht hat, ſollte mich vor einem ſolchen Verdachte ſchützen, wenn dies meiner bisherigen Aufführung nicht gelingen konnte."

„Still, dummer Teufel!" beſchwichtigte der Fremde mit freundlicher Miene, „ich habe es dir ja geſagt, daß ich dich vom Grunde meiner Seele für einen ehrlichen Kerl halte, höchſtens daß du eine beſondere geheime Politik zu haben ſcheinſt, mich einige Tage in dieſem Dorfe feſt zu halten. Der Sonderbarkeit wegen willige ich in deinen Vorſchlag, der mich weiter nichts koſtet als eine Handvoll Gold, mit welchem Geburt und Glück mich ja ohnedies bis zum Überfluſſe geſegnet haben. Nimm dieſen Beutel mit hundert Friedrichsd'or und ſiehe zu, was du damit zur Erlöſung meines todten Leidensgefährten ausrichten kannſt."

„Tauſend Dank für dieſes Zutrauen," rief Friedrich feurig, und bedeckte die Hand des Gebieters mit Küſſen. „Dieſes Gold wird wuchern, wie vorher noch kein anderes! Bald ſollen Sie mehr erfahren." —

Er lief zur Thüre hinaus, die Treppe hinab, dann aber nahm er einen ruhigern Gang an und trat mit gleichgiltiger Miene in das Schänkzimmer.

Hier hatte, ſeitdem der Fremde ſich wegbegeben, in den Gruppen der Gäſte ſich nichts Weſentliches verändert. Die Bauern hatten am Schluſſe der Geſpenſtergeſchichte herkömmlicher Weiſe „Ja ja!" und „Hm hm!" vernehmen laſſen, und waren zum Theil näher an einander gerückt, während die Studenten bald in ein lautes Gelächter ausbrachen, bald ſich in allerlei ſpitzigen Bemerkungen der Ungläubigkeit erſchöpften. Den Erzähler ſelbſt ſchien dieſer Doppeleindruck, den er hervorgebracht, einigermaßen in Verlegenheit zu ſetzen. Er ſchwieg eine Weile, ließ die verſchiedenen Meinungen über den unerhörten Fall ſich erſt ein wenig durchkreuzen, bis ſie allmälig wieder ſtiller und einzelner wurden, und wollte dann wieder ſprechen, als er durch einen Dienſtboten ſeines Hauſes auf einige Zeit abgerufen wurde und — mit der Bemerkung, bald wieder zu kommen — ſich entfernte. Seinen Zuhörern war ſein Weggehen ſehr unlieb; ſie brannten vor Neugierde, noch einige Aufſchlüſſe über die Sache von ihm zu erhalten, und brachten einſtweilen eine Menge Muthmaßungen zum Vorſchein. Von Seiten der Muſenſöhne ließen mancherlei ſcherzhafte Anmerkungen unter. — In dieſer Verfaſſung befand ſich die Geſellſchaft, als Friedrich in das Zimmer trat, welcher durch den Weggang des Erzählers den Vortheil genoß, daß während ſeiner Abweſenheit Nichts geſprochen worden war, was von weſentlichem Bezuge geweſen wäre und ihn um den Zuſammenhang der Geſchichte hätte bringen können. Zu noch größerem Glücke folgte ihm der zurückkehrende Erzähler auf dem Fuße und nahm, zur Freude alle Neugierigen, ſeinen Platz am Tiſche wieder ein, wo er, als er kaum ſich niedergeſetzt hatte, auch ſchon von mehreren Seiten mit der Frage beſtürmt wurde: was nach jener ſchauerlichen Nacht denn eigentlich mit Johanna geworden ſei?

Der Gefragte erwiederte: „Liebe Freunde! die Volksſage iſt ein undankbares Weſen und bekümmert ſich um ihre Leute gerade nur ſo lange, als ſie derſelben zu ihrem Gewebe bedarf. Iſt ſie mit ihnen fertig, ſo wirft ſie dieſe abgenutzten Werkzeuge bei Seite und läßt ſie ruhig vergeſſen. So kommt es, daß ich euch auch von den weiteren Schickſalen unſerer armen Johanna wenig erzählen kann. Dem Vernehmen nach meldete ſie den ganzen Vorfall jener Nacht vor Gericht, erbot ſich die Wahrheit ihrer Ausſage eidlich zu bekräftigen, und rührte durch ihre ausgeſtandenen Schrecken das Gemüth des Gutsherrn dermaßen, daß er, obſchon ſie ihre Aufgabe nicht gelöſt hatte, ihr die verſprochenen fünfzig Thaler als ein Geſchenk überließ. Sie ſoll hierauf ihren Hans geheirathet, aber nicht lange mehr gelebt und ſeit jener Schreckensnacht nie wieder auch nur gelächelt haben. — Ungefähr ſieben Jahre nach jener Begebenheit verbrannte, wie ihr wißt, durch den Blitz das hieſige Herrenhaus, mit ihm das Archiv unſers Patrimonialgerichtes, in welchem vorgeblich die Ausſage Johannens, wie auch die früheren Vorgänge in dieſer Geſpenſtergeſchichte aktenmäßig niedergelegt waren. Es iſt daher durchaus nichts Urkundliches darüber auf unſere Zeit gekommen, und nur im Munde der Bewohner unſers Dorfes haben ſich jene Bruchſtücke forterhalten, welche ich euch heute Abend mittheilte.“

„Nun, und hat Johanna's Beiſpiel keinen Nachfolger gefunden, der es noch einmal verſucht hätte, das Gerippe von ſeinem Platze zu bringen, oder es auf andere Weiſe zu erlöſen?“ fragte einer der Studenten und zündete lächelnd ſeine Pfeife an.

„So viel mir bekannt iſt, hat ſich Niemand mehr zu dem gefährlichen Unternehmen herbeilaſſen wollen,“ erwiederte der Erzähler. „Die Sache hielt auch um ſo ſchwerer, da, wie ich ſchon bemerkt habe, laut der Volksſage das Gerippe nur durch ein Frauenzimmer erlöſet werden kann; ſeit dem unglücklichen und fruchtloſen Verſuche Johanna's aber nicht einmal ein Gutsherr, der wieder fünfzig Thaler daran wenden mochte, geſchweige denn ein Weib ſich finden wollte, welches Luſt gehabt hätte, ohne einen Gewinn Johanna's Nachfolgerin zu werden. Allein hören Sie weiter! Vor zwei Jahren ließ ſich ganz unerwartet eine eben ſo ſchöne, als unbekannte junge Dame in unſerem Dorfe nieder. Tracht und Anſehen deuteten auf fremde und vornehme Herkunft. Sie kaufte hier ein oberhalb des großen Teiches liegendes hübſches Landhaus, das ſie noch jetzt beſitzt, läßt ſich aber nirgend öffentlich ſehen und überſchreitet nie die Grenzen ihres dicht umzäunten und verwachſenen Gartens. Niemand findet Zutritt zu ihr, und ſelbſt die Armen des Dorfes, welche in ihr die freigebigſte Wohlthäterin verehren, erhalten ihre Spenden durch Vermittelung der Kammerfrau, welche, eben ſo bleich und ſchweigſam, wie die Gebieterin, die geringen Bedürfniſſe ihres Hauſes verſorgt. Es konnte nicht fehlen, daß das räthſelhafte Weſen der Dame die Neugier des geſammten Dorfes rege machte, und wirklich verſicherten einige alte abergläubiſche Weiber ſteif und feſt, dieſe Dame ſei kein richtig menſchliſches Weſen, ſondern eine längſt Verſtorbene, die, in ihre Erdenhülle und an dieſen Ort gebannt, nur geſpenſtiſch noch mit dem Leben zuſammenhänge. Dieſer Glaube fand Eingang, wie denn die Welt am Wunderbaren hängt, und ein Zufall diente ihn noch mehr zu befeſtigen. Ein verwegener junger Burſche des Dorfes, der es ſich durchaus zur Aufgabe geſtellt hatte, zuverläſſig zu erfahren, ob die Dame denn wirklich ein Geiſt, oder ein Weſen von Fleiſch und Blut ſei, fand eines Abends Gelegenheit, ſich in den Garten der Letzteren zu ſchleichen, und verſteckte ſich dort. Wirklich erſchien die Erwartete nach einiger Zeit im Garten und ſetzte ſich — dem Lauſcher nahe genug, daß dieſer jedes ihrer Worte vernehmen konnte — in einer Laube nieder. Sie hatte lange ſtill und ſchweigend dort geſeſſen, nur bisweilen leiſe geſchluchzt und in einer dem Lauſcher unverſtändlichen Sprache einzelne klagende Worte ausgeſtoßen. Plötzlich war ſie heftig aufgeſprungen, und in zwar deutſcher, aber doch noch immer fremdartig klingender Sprache hatte er ſie ausrufen hören: „Nein, nie kann ich ihm vergeben;“ und dann hatte ſie ſanfter hinzugeſetzt: „das arme Gerippe! Und doch kann ich ihm nicht verzeihen!“ — Das war dem Burſchen genug geweſen, um ſich eilig aus dem Staube zu machen, und ſchon an dem folgenden Tage verlautete im ganzen Dorfe: das Geheimniß ſei nunmehr heraus; die bleiche und unzugängliche Dame ſei keine Andere, als jenes bleiche, blutende Weib, welches einſt bewußtermaßen von Johanna fruchtlos angefleht worden ſei, dem Gerippe zu vergeben; und wirklich ſchienen die ſelbſteigenen Worte der Dame: „das arme Gerippe! — und doch kann ich ihm nicht verzeihen!“ — die Identität der beiden Frauengeſpenſter außer allen Zweifel zu ſetzen. Und noch gegenwärtig laſſen ſich manche alte Leute im Dorfe dieſe Meinung nicht benehmen, zumal die Dame ihrerſeits gar nichts anwendet, dieſem Glauben auf irgend eine Weiſe zu widerſprechen.“

„Verwünſcht, daß nur Frauenzimmer zu dieſer Erlöſung berufen ſind!“ lachten die Studenten. „Wir ließen es uns ſonſt nicht nehmen, bei der ſchönen geſpenſtiſchen Dame ein gutes Wort für das Gerippe einzulegen, das ſich ſo ſchwer an ihr vergangen haben muß.“

„Apropos!“ nahm der Eine, gegen den Erzähler gewendet, das Wort: „Ihr habt uns, lieber Freund, ja noch gar nichts geſagt, wodurch denn eigentlich das Gerippe den Zorn der ſchönen Blutenden ſo unbarmherzig gegen ſich rege gemacht habe? Was hat denn das voreilige Gerippe an ihr verbrochen?“

„Ich habe nur Das verſchwiegen, was ich ſelbſt nicht weiß,“ entgegnete der Angeredete. „Über das Verbrechen, deſſen das Gerippe ſich gegen die Dame ſchuldig gemacht haben mag, fehlen mir und wohl überhaupt alle Nachrichten.“

Friedrich hatte bis dahin eben ſo ruhig als aufmerkſam in einer Ecke des Zimmers geſeſſen und bisweilen ſeinem Glaſe Landwein zugeſprochen. Jetzt aber ſtand er auf, trat an den großen Tiſch und nahm das Wort: „Wenn ich mich hier eindränge, meine Herren, ſo geſchieht es nur, um auch meinerſeits ein Scherflein zu der Geſchichte beizutragen, welche Ihre gemeinſame Aufmerkſamkeit feſſelt. Aus Urſachen, welche nicht hieher gehören, habe ich während der wenigen Tage, die ich mich in dieſem Orte aufhalte, Mühe, Zeit und ſogar Geld aufgewendet, um zu einiger Klarheit in dieſem verwickelten Märchen zu kommen. Allein ich habe deßungeachtet ſo viel als gar keine Ausbeute erlangt, und das Einzige, was ich jetzt weiß, iſt etwas Weniges über das Verhältniß des Gerippes zu der blutenden Frau."

„Ei, Herr! ſo gebt es ſchleunigſt zum Beſten!" rief die Geſellſchaft wie aus Einem Munde.

„Es iſt in wenige Worte gefaßt. Das Gerippe — wahrſcheinlich einem feindlichen Offiziere angehörend, der, während der mehrmaligen militäriſchen Beſetzung des Voigtlandes im dreißigjährigen Kriege, ſich längere oder kürzere Zeit hier aufgehalten — hat ſeine ſchöne tugendhafte Gattin durch ungerechte Eiferſucht gekränkt, ihr Selbſtgefühl ſchwer verletzt und ihren Unwillen endlich bis zur Unverſöhnlichkeit geſteigert, in einem Anfalle wüthenden Verdachtes aber gar den Dolch nach ihr geworfen und ſie unſchuldig hingewürgt. Das iſt die ganze Geſchichte."

„Wenig genug!" murrten die durch dieſe Aufklärung nicht ſehr befriedigten Neugierigen.

„Allerdings recht wenig," beſtätigte Friedrich; „und doch hat dieſes Wenige mir Geld genug gekoſtet, verſteht ſich im Auftrage meines Herrn, der ſeltſamer Weiſe es ſich hartnäckig in den Kopf geſetzt hat, der Geſpenſtergeſchichte auf die Spur zu kommen. Er hält ſich aus dieſem Grunde ſchon mehrere Tage hier auf, wo er, ohne dieſen Zweck, kaum einige Stunden verweilt haben würde, und dürfte ſeinen Aufenthalt wohl noch um einige Tage verlängern. Sie können ermeſſen, daß mein Herr mit einiger Gründlichkeit zu Werke geht; denn" — hier ließ Friedrich den halbgeöffneten, goldſtrotzenden Beutel klingend auf den Tiſch fallen — „ſo eben hat er mir dieſes hübſche Sümmchen von baaren hundert Friedrichsd'or mit dem Auftrage übergeben, dieſes Geld als eine Belohnung für dasjenige Frauenzimmer auszuſetzen, welches ſich demſelben Verſuche, wie einſt jene Johanna, unterzieht, das Gerippe von ſeiner Stelle holt, und, falls die bleiche, blutende Frau ſich wiederum ſehen ließe, bei derſelben ein wirkſames gutes Wort für das arme Gerippe einlegt." —

Der Goldklang hatte eine eigenthümliche Bewegung unter die Geſellſchaft gebracht. Alle ſahen den Sprecher mit großen Augen an. Ein anweſender Getreidehändler fuhr mit ſeinen pfiffigen Augen faſt mißtrauiſch auf die hingeſchütteten Goldſtücke los, aber ernſthaft nickend ſagte er: „Wahrhaftig die ſchönſten, vollwichtigſten Friedrichsd'or, die es geben kann."

„Nun, und könnte denn das Gerippe nicht auch am hellen lichten Tage entführt werden?" fragte lächelnd einer der Studenten.

„Schwerlich!" warf Friedrich trocken hin. „Das Wagſtück würde freilich dadurch bedeutend erleichtert; allein es handelt ſich darum, mit dem Gerippe eine Radikalerlöſung vorzunehmen, und zu einer ſolchen iſt denn unumgänglich nöthig, daß die ſchöne Blutende das Wort der Verſöhnung ausſpricht. Da aber Damen aus dieſer geſpenſtiſchen Sphäre jedenfalls nur um Mitternacht Audienz geben, ſo werden wir wohl nothwendig nur die Mitternachtſtunde wählen dürfen."

„Recht Schade!" ſagten einige Bauern, „unter dieſer

Bedingung werden unſere Weiber das ſchöne Geld denn doch nicht verdienen!"

„Der Geier ſoll mich holen!" fügte ein Student hinzu, „ich bin kein Weib und könnte das Sümmchen recht wohl anwenden, doch zu einer ſolchen mitternächtlichen Fahrt hätte ich wahrhaftig ſelbſt um das Doppelte des Preiſes keine Luſt!"

Es wechſelten noch einige Bemerkungen über dieſen Gegenſtand, und Friedrich wurde etwas ungeduldig. Mittlerweile war das hübſche Mädchen, welches während des ganzen Abends in faſt lethargiſcher Ruhe den Platz hinter dem Ofen behauptet hatte, beinahe unbemerkt dem Tiſche näher getreten; jetzt warf es einen Blick auf die lachenden Goldſtücke, ſchlug über den ungewohnten Metallglanz die Hände zuſammen, und ſagte plötzlich mit entſchloſſener Stimme: „Ich will es unternehmen!"

Die Gäſte blickten verwundert auf die kleine Heldenſeele. Der hocherfreute Friedrich aber faßte ſie freundlich bei der Hand. „In der That, mein liebes Kind," ſagte er, „willſt du wirklich dich zu dem kleinen Wagſtücke herbeilaſſen?"

„Ich will es," entgegnete das Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen, aber feſter Stimme, „will mir das Geld verdienen und meinen alten kranken Vater retten, von deſſen Seite mich die bittere Armuth riß, um in fremde Dienſte zu gehen und Brot für ihn zu verdienen. Ich werde dann zu ihm zurückkehren, ihm die große Summe übergeben, die uns reich macht, und nun wieder mit eigener Hand pflegen können."

„Du wirſt dir dieſes Geld verdienen, und deinen kranken Vater pflegen, gutes Kind," verſicherte Friedrich gerührt, nahm ſie auf die Seite und ſagte ihr etwas leiſer ins Ohr: „Und ſei nur ohne Furcht! Mein Wort darauf, daß das Gerippe dir nichts anhaben, und die bleiche Frau dich nicht gar zu lange auf das Wort der Verſöhnung warten laſſen wird.“

„Ach,“ ſagte das Mädchen, „wenn es wirklich wahr wäre, was, wie jener Herr erzählte, ſo viele Leute des Dorfes behaupten: daß nemlich jene ſchöne, bleiche Dame, welche oberhalb des Teiches wohnt, eine und dieſelbe Perſon mit dem blutenden Weibe ſei, welches ich um Verzeihung für das Gerippe werde bitten müſſen, dann ſollte es mir nicht ſchwer werden. Ich ging heute Nachmittag an ihrem Garten vorüber, ſah ſie nur mit Einem Blicke, ſah ihr ſchönes, mildes Geſicht, und da faßte ich gleich ſo viel Zutrauen zu ihr, daß ich, ſelbſt wenn ſie ein Geſpenſt wäre, ohne alle Furcht mit ihr verhandeln wollte!“

„Mit wem du auch wirſt ſprechen müſſen,“ beruhigte Friedrich, „ich ſtehe dir mit meinem Leben dafür, daß dir kein Leides zugefügt werden ſoll. Heda, Herr Wirth!“ — Der Gerufene kam mit einem flinken Satze an den Tiſch geſprungen. „Hier dieſe aufgezählten Friedrichsd'or nehmen Sie einſtweilen in Ihre Verwahrung. Sie gehören ſogleich nach vollbrachter Arbeit dieſem Mädchen. Die ſammtlichen Herren Gäſte ſind Zeugen. Und jetzt noch ein Wort zu dir, liebes Kind. Ich gehe jetzt, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Es iſt ſo eben eilf Uhr auf Mitternacht. Punkt zwölf Uhr biſt du an der Friedhofthüre. Dich zu begleiten möchte nicht räthlich ſein, die Sage knüpft die Bedingung der Erlöſung ausdrucklich an die ausſchließende Wirkſamkeit eines Frauenzimmers; ich und andere Zeugen ſind daher jedenfalls unzuläſſig. Aus letzterem Grunde erſuche ich auch die

Herren Gäſte, es ſich hier im Zimmer ruhig gefallen zu laſſen, ja keiner das Mädchen auf dem Wege zu begleiten. Auch gegen jede Beleuchtung ſollen Geiſter eine gewiſſe Abneigung haben. Ich rathe dir alſo, gutes Mädchen, ohne Laterne zu gehen. Den Ort, wo unſer armes Gerippe ſeiner Erlöſung entgegenſchmachtet, findeſt du ja leicht im Finſtern. Herr Wirth! eine tüchtige Bowle Punſch auf meine Rechnung! Sie muß für alle die Herren Gäſte, welche jetzt hier verſammelt ſind, die Nacht über ausreichen. Meine Herren! ich lade Sie alle mit einander auf einige Gläſer Punſch ein." Ein freundliches Gemurmel des Dankes antwortete von allen Seiten unſerm Friedrich. „Und jetzt," fuhr dieſer fort, „auf baldiges Wiederſehen! Ich beſorge unterdeſſen das Nöthige. Adieu, liebes Kind! verſäume nicht den zwölften Glockenſchlag! In wenigen Minuten ſind die hübſchen goldenen Füchſe verdient, und dir wie deinem alten Vater iſt geholfen."

Damit verließ Friedrich das Zimmer. Doch ehe er zum Hauſe hinausging, ſtieg er erſt noch einmal die Treppe hinan und trat in die Stube ſeines Herrn. „Gnädiger Herr," ſagte er mit luſtiger Miene, „ich habe mit den hundert Friedrichsd'or liederlich gewirthſchaftet, ſie haben ſchon jetzt ihren Herrn gefunden."

„Nun, ſo laß hören!" entgegnete der Fremde mit ziemlich gleichgiltiger Miene.

„Das Gerippe, ich meine Ihren Namensbruder, wird noch in der heutigen Mitternacht erlöſt."

„Du biſt ein Narr!"

„Nicht doch, gnädiger Herr, es iſt mein völliger Ernſt. Ein hübſches, niedliches Ding von einem Mädchen hat ſich dem Wagſtücke unterzogen. Ich lade Sie für Ihre hundert

Friedrichsd'or ein, Zeuge des Ausganges zu ſein, gnädiger Herr.“

„Laß mich zufrieden, närriſcher Kauz! die hundert Friedrichsd'or habe ich hergegeben; jetzt aber will ich aus dem weiteren Spiele bleiben.“

„Gnädiger Herr!“ erwiederte Friedrich mit pfiffigem Tone, „es wird Sie wahrhaftig reuen.“

„Du machſt mich neugierig; gut, ich werde Zeuge ſein. Wo meine hundert Friedrichsd'or geblieben, mag auch eine Stunde Schlaf bleiben. Wann und wohin ſoll ich gehen?“

„Ich werde eine Viertelſtunde vor Mitternacht die Ehre haben Sie abzuholen, und Ihnen dann Ihr weiteres Verhalten bei dem ganzen Vorgange angeben, gnädiger Herr; nur aber muß ich ſodann bitten, meiner Weiſung auf das genaueſte nachzukommen, ſonſt würde das ganze Unternehmen ſcheitern, und Sie, gnädiger Herr, am meiſten verlieren.“

„Du wirſt mich folgſam finden,“ lächelte der Herr, und brannte ſich eine Cigarre an.

„Ich gratulire Ihnen dazu, gnädiger Herr, Sie werden es mir Dank wiſſen.“

Mit dieſen Worten empfahl ſich Friedrich und ging in das Freie. An einer weißen Meilenſäule, welche ziemlich in der Mitte des Dorfes am Wege ſtand, machte er Halt, klatſchte in die Hände und blickte geſpannt um ſich. Es währte nicht lange, ſo kam eine weibliche Geſtalt in der Dunkelheit auf die Säule zugeſchritten. Friedrich bewillkommte ſie mit ſichtlicher Freude, und beide ſprachen eine geraume Weile heimlich, aber ſehr angelegentlich mit einander.

„Ich darf mich alſo auf dich verlaſſen?“ ſagte Friedrich am Schluſſe der Unterredung mit beſonderem Nachdrucke.

„Ich ſchwöre es dir bei meinem Leben; du wirſt Alles ſo finden, wie wir es verabredet," verſicherte die weibliche Geſtalt angelegentlich.

Beide ſchieden hierauf eilig von einander, und gingen nach verſchiedenen Seiten.

Die im Schänkzimmer zurückgebliebenen Gäſte blickten mit geſpannter Erwartung nach dem Wandzeiger, und folgten dem Zeiger auf ſeinem phlegmatiſchen Gange von Minute zu Minute mit Augen und Gedanken. Getrunken wurde während dieſer Zeit wenig, geſprochen nur mit dem gedämpften Tone der Erwartung. Das Mädchen, welches den Vereinigungspunkt der Blicke und Worte Aller bildete, ſaß ſtill aber ſichtbar ruhig an ſeinem Platze, und warf nur von Zeit zu Zeit ebenfalls einen Blick nach der Wanduhr. Als noch zehn Minuten auf zwölf Uhr fehlten, ſtand das Mädchen auf, ſchlang ſich ein Tuch um den Hals und ſagte: „Es iſt Zeit! Ich gehe nicht aus eitlem Vorwitz; es gilt, meinem kranken Vater Troſt und Pflege zurückzubringen. Lebt wohl, der Himmel wird mich geleiten."

Mit dieſen Worten ſchied ſie, ſtand mit Schlag zwölf vor dem Friedhofsthore und, ungeachtet der dichten Finſterniß, fand ſie ſich richtig zu der bezeichneten Stelle hin. Als ſie ſich demſelben näherte, ſprach eine freundliche Stimme ſie an; zugleich fühlte ſie ſich ſanft am Arme ergriffen. Wie es ihr ſchien, war das keine knöcherne Todtenfauſt, ſondern eine warme, lebende Hand." — „Fürchte dich nicht, liebes Kind," ließ ſich die Stimme dumpf, aber mild vernehmen: „Ich weiß, daß du mich zu erlöſen kommſt, und nenne dir dankbar das Mittel, welches mich retten kann! Gehe nach dem Hauſe oberhalb des Teiches, wo die ſchöne, bleiche Frau wohnt, welche du am vergangenen Nachmittage ſaheſt. Klopfe an das Hausthor, ein Weib wird dir öffnen; ſage ihm, daß du von mir kommeſt. Man wird dich zu der Gebieterin führen; dieſe flehe ſodann dringend an, daß ſie dem Gerippe vergebe. Jetzt geh und mache deine Sache klug; gedenke des Lohnes, der deiner harrt, und deines kranken Vaters!“

Das Mädchen athmete auf, als es ſich von dem Geſpenſte ſo freundlich behandelt ſah. Vor der ſchönen geſpenſtiſchen Frau, mit welcher die kleine Heldin nunmehr zu thun haben ſollte, war ihr vollends gar nicht bange, und wenn ja ihr Muth etwas ſchwanken wollte, ſo gedachte ſie des kranken Vaters und des ſchönen Goldes, das ſein Alter erheitern würde. In wenigen Minuten ſtand ſie vor dem bezeichneten Hauſe und klopfte an das Thor, welches ziemlich ſchnell geöffnet wurde. Ein verſchleiertes Weib, trat heraus und fragte mit etwas hohler Stimme nach ihrem Begehren. — „Ich bin von dem Gerippe abgeſendet,“ erwiederte die Jungfrau. Das Weib gebot ihr einige Augenblicke zu verweilen, ging, kehrte aber ſogleich zurück, führte ſie eine Treppe hinan, und hieß, oben angelangt, ſie in ein Zimmer eintreten.

Hier ſaß wirklich die ſchöne bleiche Frau, den Kopf in die Hand geſtützt, über welche das blonde aufgelöſte Haar wie ein goldener Strom herniederwallte, ſinnend vor einem kleinen Tiſche. Auf den erſten Blick ſchien es dem Mädchen, als ob dem Buſen der bleichen Dame ein Blutquell entrieſele; allein bei längerer Betrachtung ergab ſich dies als das Ende eines kleinen blutrothen Shawls, welcher auf der Seſſellehne ruhend, ſich theilweis an die Hüfte der Dame ſchmiegte.

Als das Mädchen ſo unerwartet eintrat, ſtand die Dame überraſcht und faſt zürnend von ihrem Sitze auf; die demüthige Miene der Bittenden aber gewahrend, fragte ſie mild aber verwundert: „Was führt dich um dieſe Stunde zu mir, mein Kind, und wer biſt du?“

„Gnädige Dame!“ erwiederte das Mädchen ſchüchtern aber furchtlos, „ich bin von dem Gerippe geſendet.“

Über das Geſicht der Dame flog ein ſeltſamer Ausdruck von Staunen und innerer Bewegung, und eine leichte Röthe zuckte darüber hin, wie ein Morgenſtrahl über eine Schneefläche. „Wär' es möglich?“ ſagte ſie halblaut vor ſich hin. „Sie von ihm geſendet? Doch nein, wir ſind getrennt auf ewig; ich würde ihm nie vergeben können!“

Sie ſchellte, und die Dienerin, welche das Mädchen heraufgeleitet, trat herein.

„Welche Bewandtniß hat es mit dieſem Mädchen?“ fragte ſie die Dienerin nicht ohne einigen Unwillen, und dieſe entſchuldigte ſich etwas verlegen, nichts weiter zu wiſſen, als daß das Mädchen dringend um Einlaß gebeten und mit der Gebieterin zu ſprechen begehrt habe.

„Von wem alſo biſt du geſendet, mein Kind?“ fragte die Dame nochmals.

„Von dem Gerippe, gnädige Dame,“ erwiederte die Gefragte, durch dieſe Umſtände etwas in Verwirrung gebracht. „Es bittet Euch durch mich flehentlich um Verzeihung. Bitte, verſagt ſie ihm nicht, ſchöne Dame.“

Die Dame ſchüttelte verwundert den Kopf. „Wo ſahſt du ihn denn?“ fragte ſie mit etwas bewegter Stimme.

„Ich? Wen denn, gnädige Frau?“ fragte das Mädchen, nicht weniger verwundert.

„Nun denjenigen, der dich zu mir geſendet?“

„Ach ſo, das Gerippe meint Ihr, gnädige Dame. Nun, wegen der Finſterniß ſah ich es nicht, aber ich ſprach es ſo eben an ſeinem alten Platze, wo es ſchon ſeit länger als hundert Jahren auf Eure Verzeihung harrt. Ach, gnädige Dame, vergebt dem armen Gerippe! vergebt ihm um meinetwillen! Thut Ihr es nicht, ſo koſtet es mein Leben, und meinen alten kranken Vater bringt Ihr um die Tochter und um baare hundert Friedrichsd'or, die mir zugeſichert ſind, wenn ich das Gerippe erlöſe.“

Die Dame, obſchon ihr Staunen immer größer wurde, mußte gleichwohl über die naive Sprache des Mädchens lächeln. Jetzt miſchte ſich die Dienerin in das Geſpräch: „Gnädige Frau, ich merke wohl, man hat das gute Kind zum Beſten gehabt. Sie ſpricht von dem Gerippe, das in dieſem Dorfe zur Volksſage geworden iſt, das angeblich durch ein weibliches Weſen erlöſt werden ſoll.“

„Du haſt Recht!“ ſagte die Dame, von ihrem Staunen zurückkommend, und zu dem Mädchen gewendet, ſetzte ſie hinzu: „Arme, kleine Thörin! du ſiehſt, man hat dich zum Beſten gehabt. Geh' in Gottes Namen und ſage denen, welche dich hieher geſendet, ſie möchten ihre Zeit zu etwas Beſſerem verwenden.“

„O nein, gnädige Dame,“ ſagte das Mädchen mit feſtem Tone, „ich gehe nicht eher von hier, bis Ihr dem Gerippe vergeben habt, und ſollte es mein Leben koſten! Ich muß das Gerippe erlöſen, um meinem alten Vater Pflege und Labſal zu bringen. Wenn Ihr dem Gerippe nicht vergebt, ſo bin ich und mein kranker Vater verloren!“

Die Dame lächelte über dieſe Zuverſicht der Fürbittenden. „Ja, wenn dir ſo viel auf dem Spiele ſteht, ſo muß ich ja wohl in dein Begehren willigen. Wenn ein ſolches nichtsbedeutendes Wort aus meinem Munde dir ſo viel eintragen und dich ruhig machen kann, ſo will ich gern den Scherz durch einen Scherz endigen. Gehe alſo hin und richte aus, ich hätte dem Gerippe von ganzer Seele vergeben.“

„Ich nehme dich beim Worte,“ rief plötzlich eine jubelnde Stimme im Vorgemache, und in demſelben Augenblicke wurde die Thüre haſtig geöffnet und der Fremde lag zu den Füßen der Dame.

„Rudolph!“ rief dieſe halb freudig, halb unwillig überraſcht. Einen Moment ſtand ſie zwiſchen Überlegung und Entſchluß ſchwankend, dann aber wollte ſie mit den Worten: „Gehen Sie, Rudolph, wir ſind für immer geſchieden!“ das Zimmer verlaſſen.

Doch der Fremde war nicht geneigt, das Feld ſo leicht zu räumen. Er umſchlang, noch immer knieend, die Dame mit aller Glut der Liebe, und mit ſchelmiſcher Zärtlichkeit ſagte er: „Das wäre gegen deinen Ausſpruch, Anna; haſt du nicht ſo eben feierlich verkündet, daß du dem Gerippe von ganzer Seele verzeihſt? Mein Ehrenwort darauf, daß das Gerippe, welches vor wenigen Minuten mit dieſem guten Mädchen ſich unterhielt, Niemand anders war als ich. Zwar harre ich noch nicht volle hundert Jahre auf deine Verzeihung, wie mein Namensbruder, das wirkliche Gerippe, allein, ich ſchwöre dir, daß mir die Zeit deines Zornes noch länger däucht, als ein Jahrhundert. Verzeihe deinem Gerippe, wie du in beſſerer Zeit mich nannteſt; es hat viel um dich gelitten!“

„Böſer, argwöhniſcher Menſch!“ ſchmollte Anna und ſank an ſeine Bruſt.

Es bedarf wohl kaum der Erklärung, daß Anna's Dienerin, Chriſtine, welche einſt durch ihren Verrath die

Entzweiung der Gatten veranlaßte, keineswegs geſtorben, wohl aber mit gutem Grunde das Gerücht ihres Todes ausgeſtreut hatte. Durch emſiges Nachforſchen hatte ſie den Aufenthalt der entflohenen Gebieterin glücklich ausgemittelt, hatte von ihr Verzeihung erhalten und war ſeitdem nicht mehr von ihrer Seite gewichen. **Friedrich**, ſeit länger von **Chriſtinen** gekannt, mußte auf ihre Veranlaſſung ſich in **Rudolphs** Dienſte begeben, und ſie unterhielt ſeitdem mit ihm eine lebhafte geheime Korreſpondenz, welche nichts anderes, als die Wiedervereinigung des getrennten Ehepaares bezweckte. Durch dieſe geheimen Maßregeln wurde **Rudolph**, ohne es zu ahnen, dem Aufenthalt ſeiner **Anna** zugeführt, und **Friedrich** erſann, um auch zugleich auf den Hang zum Sonderbaren, der in **Anna**, als gebornen Engländerin, mächtig genug war, zu wirken, jenes Kunſtſtückchen, wobei er die Volksſage des Ortes, zufolge eines plötzlichen Einfalls, mit in Anwendung brachte. Die hundert Friedrichsd'or wurden richtig ausgezahlt. Nach einigen Monaten aber führte **Friedrich** das entſchloſſene Mädchen, welches, ohne die wahren Umſtände zu kennen, **Rudolphs** Fürſprecherin geworden war, zum Altar, und Beide, von **Rudolph** und **Anna** reichlich beſchenkt, kauften ſich in jenem Dorfe an. Der glücklich geneſene Vater der Braut verbrachte in der Mitte ſeiner Kinder ein heiteres liebevoll gepflegtes Alter.

Das Gerippe ſteht noch auf ſeinem alten Platze, iſt aber ſeit jenem Vorfalle ſehr außer Kredit gekommen und flößt jetzt weder irgendwem Furcht ein, noch will ſich wieder eine **Johanna** finden, welche ſeine, wahrſcheinlich überflüſſige Erlöſung verſuchen möchte.

Kleiſt's Traum und Tod.

Mein Kleiſt, der Frühlingsſänger, Kriegesheld,
Ritt als Major einſt Nachts mit ſeinen Treuen
Zur Schlacht. — ihm freudig nach die tapfern Reihen.
Kein Mäuschen rührte ſich, die liebe Sternenwelt
Allein blickt' auf die Krieger funkelnd nieder.
Kleiſt war in der Erinnerung an ſeine Brüder
Bei kühler Morgenwinde leiſem Wehen
Auf ſeinem Pferd ſanft eingeſchlummert; ſchweigend
Umgab ihn ſeine treue Schaar. — das Haupt tief neigend
Verklärte ſüßes Lächeln ſein Geſicht:
Wohl, einen Frommen ſchreckt das Schlachtgetümmel nicht. —
Kleiſt ging zum Tode. — ach, ein ſtilles Ahnen
Durchweht' ſchon längſt ſein tiefgebeugtes Herz.
Ruhmvoll durchwandelte er ſeine Bahnen,
Doch immer krönte ſeinen Pfad — der Schmerz.
Die Liebe ſelbſt, hold manchem Muſenſohne,
Ihm reichte weinend ſie die Dornenkrone.
Nur Freundſchaft blieb ihm treu bis in den Tod,
Und ſtrahlte Licht in ſeines Lebens Abendroth *).
Kleiſt ſchlief — mit brünſtigem Verlangen
War er ſammt ſeiner Schar zur Schlacht gegangen,
Da ließ Morpheus im geheimnißvollen Schleier
Die Zukunft ihn, ein weiches Traumbild, ſehen:
Kleiſt ſtürmt mitten in des Kampfes Feuer,
Sieht weit voran die Kriegesfahne wehen,

---

*) Kleiſt's würdiger Freund, der gelehrte Prof. Nicolai, drückte dem Verblichenen liebreich die Augen zu.

Erſicht den Sieg, ſieht ſeine Feinde fliehen,
Und ſeiner Schaar den Lorberkranz erblühen.
Da lächelt er, — ein Krieger ſieht's und ſpricht ihn an:
„Mein Herr Major, ſeht Ihr den Feind voran?“
Der Held erwacht. — Wo bin ich? rief er aus,
Schallt nicht um mich das wilde Schlachtgebraus?
Muth, Kameraden, Muth! wir werden Sieger ſein,
Gott ſelbſt gab mir's in einem Traumbild ein!
— Du edler Mann, wohl haſt du wahr geſprochen,
Dir war die Bahn zum ſchönſten Sieg gebrochen! —
Der Tag bricht an, mit ihm bei Kunnersdorf die Schlacht;
Die Trommel ſchallt, der Feind erwacht,
Der Sturm beginnt, Kanonen knallen,
Sie fechten kühn, die Tapfern fallen,
Und manchen trifft der kalte Todesſtahl
Zuerſt beim frühen Morgenſonnenſtrahl.
Kleiſt ſieht voran den erſten Führer ſinken,
Holla, ruft er, laßt eure Schwerter blinken,
Mir nach Soldaten, hin auf die Batt'rie,
Uns muß ſie ſein jetzt oder nie!
Schnell greift er nach der Fahne heiligem Panier,
Ruft den Getreuen: Helden, folget mir!
Doch kaum iſt er hinan im wilden Schwarm,
Zerſchmettert eine Kugel ihm den rechten Arm.
Und in die Linke faßt er ſchnell den blut'gen Degen,
Stürzt auf die Feinde los kühn und verwegen,
Doch will das Schickſal ihn zum zweiten Mal probiren
Durch einen Schuß muß er auch dieſen Arm verlieren
Da nimmt er, ſchwach, am ganzen Körper wund,
Zum letzten Mal den Degen — in den Mund,
Sprengt wieder vor, von Blutverluſt beklommen,
Kämpft muthig fort, bis die Batt'rie genommen.

Und kaum erheitert ſich ſein Blick vor Siegsluſt wieder,
Streckt ihn ein dritter Schuß zu Boden nieder.
Kleiſt ſinkt! ſchon flieht die edle Seele
Die ird'ſche Hüll' — der letzte Hauch der trock'nen Kehle,
Das letzte Wort, das er im Scheiden ſpricht:
„Mein Heer! verlaſſe deinen König nicht!“

Philipp von Körber.

Bei dieſer Hand!

— „mon coeur à la Dame“ —

Bei dieſer Hand, dem Werkzeug' ird'ſcher Macht!
Bei dieſer Hand, die ich zum Himmel hebe,
(Zum Zeugen rufend meines Lebens Herrn)
O glaube mir, daß ich für dich nur lebe,
Mein Leben laſſend — für das deine — gern;
O glaube meinem Schwur — bei dieſer Hand!

Bei dieſer Hand, die in der deinen liegt:
Dir iſt mein Herz geweiht und meine Liebe.
Dies äuß're Zeichen ſei der Treue Bild,
Der Freundſchaft, ach! des reinſten aller Triebe! —
Sie ſollte lügen, was das Herz nicht fühlt? —
Nein, glaube — dieſer unbefleckten Hand!

Bei dieſer Hand! geſchickt, der Erde Kraft
Herauszurufen an das Licht der Sonne:
Mit Frucht zu füllen Haus und Stadt und Land,
Das edle Werkzeug: (der Geräthe Krone)
Den Pflug — zu zieh'n, den uns der Gott erfand —
Ich ſchwöre Treue dir — bei dieſer Hand!

Bei dieſer Hand, der Kraft des Lebens voll,
Gemacht zur Arbeit und zum Widerſtande;
(Geſchickt zur Jagd, zum Kampfe und zum Mord',
Zu Schutz und Trutz, und — ſtets dem Vaterlande
Zu ſein: ein treuer, unbeugſamer Hort),
O glaube, glaube mir — bei dieſer Hand!

Bei dieſer Hand! die einen Rieſenbau
Zum Himmel gipfelt, und die ſtille Hütte
Daneben baut, das gold'ne Königsſchloß,
Die Stadt — erhebt, und mit beſcheid'ner Sitte
Das Dörfchen ſchmückt (ſo einfach, und ſo groß),
Glaub' meinem Worte! glaub's — bei dieſer Hand

Bei dieſer Hand! der Schöpfung Meiſterſtück!
Der Dienerin der himmliſch-reinen Seele:
(Die ihres Schöpfers heilig Ebenbild
Im Stoffe nachahmt, und die trübe Helle
Des ird'ſchen Daſeins neu mit Wundern füll't)
O traue meinem Schwur — bei dieſer Hand!

Bei dieſer Hand! der kühnen Zauberin,
Die deine holden, engelgleichen Züge,
Dein helles Auge, deinen ſüßen Mund
(Ach, daß er Töne auch an's Ohr mir trüge!)
In dieſen Rahmen bannte: unſer Bund
Soll ewig, ewig ſein — bei dieſer Hand!

Bei dieſer Hand, der Harfe Meiſterin, —
Die mit der Saiten Himmelsharmonie'n
Zu deiner Stimme Engelstönen klingt, —
Gefühle weckend, die in Eden glühen,
Wenn mir dein Mund von Lieb' und Treue ſingt:
Ich liebe, liebe dich — bei dieſer Hand!

Bei dieſer Hand, die — Worte und Gefühl'
In Zeichen kleiden kann, auf ſchwachem Blatte:
Was Geiſter dachten, Herzen hat bewegt;
Wie vor Jahrtauſenden mit ſich zu Rathe
Die Menſchheit ging — getreulich niederlegt:
Ich rede Wahrheit, ſchwör's — bei dieſer Hand!

Bei dieſer Hand! von nied'rer Habſucht frei;
Nach rothem Gold' und ſeinem Markte — läſſig:
Zufrieden mit dem Looſe, das ihr fiel;
Bewahrend den Beſitz, im Wünſchen mäßig:
Iſt deine Hand nur — meiner Wünſche Ziel,
Biſt — Alles mir! — du biſt's, bei dieſer Hand!

Bei dieſer Hand! dem Bilde der Gewalt;
Der Freundſchaft Sinnbild, wie der treuen Liebe:
In der die Kunſt und der Gedanke — lebt;
Durch die wir huld'gen jedem ſchönen Triebe;
In der des Herzens Nerv, die tiefſte Seele bebt:
Dein Eigen bin ich, bin's — bei dieſer Hand!

Bei dieſer Hand, die — einſt erſtarren wird;
Im Grabe — modern, wenn auf andern Sternen
Die Seele lebt, — o glaube heute mir:
Auf dieſer Erde und in jenen Fernen
Neigt ſich des Herzens Herz zu dir! —
Ich bin auf ewig dein, bei dieſer Hand!

J. J. Hannuſch.

Lieder und Romanzen.

1.

Das Horn ertönt, die Büchſe knallt,
Der Jäger ſchreitet durch den Wald,
Nie hat umſtrickt die männliche Bruſt
Schwarzäug'ger Dirnen ſüße Luſt.

Horch! das Gezweig' der Birke rauſcht!
Den Hahn geſpannt — der Jäger lauſcht —
Es theilt ſich der Zweig; aus grünem Thor
Tritt lächelnd die liebliche Dirn' hervor.

Wie ſieht er ſtarr das edle Wild!
Ihm leuchten zwei Augen, rein und mild,
Und wie ſein Blick auf der Fliehenden weilt,
Da kömmt auch ein Häschen vorübergeeilt.

Dem ſchickt er ſchnell im eignen Schmerz
Die tödtende Kugel in's kleine Herz.
Wohl iſt das Häslein getroffen ſchwer —
Doch ach! der Jägersmann wohl mehr. —

Nicht Horn ertönt, nicht Büchſe knallt,
Denn wie ein Träumer ſchleicht
Der ſtumme Jäger durch den Wald,
Ob er ſie nicht erreicht.

Und wie ihm ſelbſt aus eigner Bruſt
Der alte Friede weicht,
So mordet er mit grimmer Luſt,
Was ſein Geſchoß erreicht.

Gib, Birke, ſie heraus, hallo!
Aus deinem grünen Dach!
Er packt den Baum, doch ſchadenfroh
Lacht ihm die Hölle nach.

Da ſtürzt mit ſeinem heißen Blei
Den Baum des Jagers Wuth.
Welch Hilferuf! Welch Angſtgeſchrei!
Fleußt aus dem Baume Blut?

Sie ſtürzet hervor die ſüße Maid,
Sie druckt ihn an's blutende Herz.
Dich hab' ich gefunden, o Seligkeit,
Nun muß ich dich meiden, o Schmerz!

Er küßt der Wunde theures Roth —
Mein Leben war ja dein —
Du gabſt mir Leben, gabſt mir Tod —
Es muß geſchieden ſein.

Mein erſtes Leben iſt nun hin,
Was ſoll ich mit dem zweiten?
Da ſieht man ihn mit ſtillem Sinn
Ein zweites Grab bereiten.

Ha, Mörderwaffe! laß mir jetzt
Den zweiten Schuß gelingen!
O, mache gut, was du verletzt,
Ich muß mein Ziel erringen.

Und unter'm falſchen Birkenbaum,
Von grüner Pracht umgeben,
Da ſieht man jetzt im kleinen Raum
Zwei Gräber ſich erheben.

Vergebens ſucht der Menſch den Frieden,
Die Erde iſt der Liebe Feind.
Und was des Lebens Tag geſchieden,
Das hat des Todes Nacht vereint!

2.

Mein Liebchen war ſo engelſchön,
So taubchenſanft, ſo gut!
Und wollt' ich ihr in's Auge ſeh'n,
So fehlte mir der Muth.

Und als mir nun in bittrer Noth
Nur Weh, nur Trennung blieb,
Da wurde bleich ihr Wänglein roth,
Ihr klares Auge trüb.

Ich hab' an ſie, was auch geſchah,
Allüberall gedacht;
Sie war in wüth'gem Sturm mir nah,
In roſ'ger Frühlingspracht.

Drum trieb's mich auch nach Haus, nach Haus
Aus kaltem fremden Land.
Ich ruht' auf einem Grabe aus,
Das hart am Wege ſtand!

Dort wuchs ein Blümlein, blutigroth,
Ein blaues lehnte dran.
O böſes Grab! o böſer Tod!
Was hab' ich euch gethan?

Mein Liebchen war ſo engelſchön,
So täubchenſanft, ſo gut!
Nun werd' ich bald ſie wiederſeh'n:
Ade! mein junges Blut.

Julius.

Mein Herz *).

Mein armes Herz glich einer Uhr,
Ging immer hin und her;
Schlug gleich mein Herz für Eine nur,
Doch büßt' es ſtreng und ſchwer.

Und ward oft matt ſein trüber Lauf,
Geſchwächt von Schmerz und Harm,
Zog ſie mit einem Kuß es auf:
Gleich pocht' es wieder warm.

---

*) Auf dem Leichenſteine eines Jünglings.

Oft ſpielen auch in Harmonie
Des Uhrwerks Glöckelein;
In ihrer Näh' zog Melodie
In meinen Buſen ein.

Ach, ihr gefiel das Herzens-Spiel;
Nun ſchlug es endlich aus;
Das arme Herz ruht ſtarr und ſtill
In ſeinem kalten Haus.

Das Dorfglöckchen.

Schon zweimal haſt du ſüß geſchallt
In meine frohe Bruſt;
Schon zweimal, da es Liebe galt,
Und Glück und Jugendluſt.

Als mich der Pathe taufen ließ,
Da ſangſt du Eltern-Glück;
Da gab das Echo freundlich ſüß
Den hellen Klang zurück.

Und als verſchämt die holde Braut
An meinem Arme hing,
Und unter deiner Töne Laut
Der Zug zur Kirche ging, —

Haſt du den Himmel aufgethan
In meines Herzens Schacht;
Wies mir dein Klang die Roſenbahn
In meines Lebens Nacht.

Was tönſt du heute ſchwer und bang
So düſter fürchterlich?
Es ſtöhnt dein Laut wie Grabgeſang
Und zwingt zu Schauern mich.

Mein Liebſtes haſt du mir geraubt,
Das mich an's Leben band;
O läute zu, mein armes Haupt
Folgt bald in's dunkle Land!

August Schilling.

An die ſelige Fanny F. von F.

Entgegen ſteht ſich unſres Lebens Lauf;
Indem der meine ſich in Weſten ſenket,
Steigt deiner roſig in dem Oſten auf,
Wo Phosphoros dich als Auroren lenket.
Ich ſteh' am Fußgeſtell, du auf dem Knauf
Der Säule, die der Lebenskraft gedenket,
Wie kommt es denn, daß ohne Reuekauf
Ich dennoch meine Freundſchaft dir geſchenket?

Ein farb'ger Bogen ſtehet hoch geſpannt,
In dem der Glanz der Sonne widerſcheinet,
Der, ſpringend über weites Meer und Land,
Den Oſten und den Weſten gleich beraumet
Die Poeſie iſt das vielfarb'ge Band,
Das mich dir Ferneſtehenden vereinet.

Hammer-Purgſtall.

Das Juwel.

(Poetiſche Erzählung.)

Ben-Ibad war's, der Juwelier, der lief
Die Straße, die ſich nach Baſſora dehnte;
„Den Edelſtein, ich bring' ihn dir Kalif,
Den aus dem Tiger ſich dein Wunſch erſehnte!“
So ſprach er ſtill für ſich, — im Gürtel ſchlief
Verwahrt das Kleinod, deſſen er erwähnte.
Da kamen vier Geſellen, ſchmuck und ſchlank,
Des Weges hinter ihm mit Sang und Klang.

Er hielt, ſie grüßten ſich, Baſſora war
Ihr Ziel wie ſeines; Ibad war's zufrieden:
In munterer Geſellſchaft iſt Gefahr
Und Langeweile, dacht' er, leicht vermieden.
Und nun erzählte friſch das Doppelpaar
Die Abenteuer, luſtig und verſchieden,
Gemengt mit Witz und Schwänken ohne Ruh,
Ben-Ibad hörte mit Vergnügen zu.

Nun kam die Reihe auch an ihn. — „So hör't,
Begann er, denn die Abſicht meiner Reiſe.
Kalifenſinn iſt manchmal auch verſtört,
Und weicht, ihr wißt es, leicht aus ſeinem Gleiſe.
So ward Baſſora's Herrſcher auch bethört
Durch einen Traum, der ſeinen Geiſt, ſonſt weiſe,
In eine heiße Gier nach dem gebeugt,
Was ihm der Schlaf als ſchönes Gut gezeigt.

Aus dem Kalifenſchatz verſchwand bei Nacht,
Vor etwa funfzig Jahren, ein Geſchmeide,
Ein Edelſtein von namenloſer Pracht,
Schmuck Harun-al-Raſchid's und Augenweide.
Geſchehen war's durch böſer Geiſter Macht,
Die ſchleppen ihn hinaus in Meer und Heide,
Und ſenkten in den Tiger ſchadenfroh
Das Kleinod ein, — man ſprach und glaubte ſo.

Ich aber wußt' es beſſer; denn Hilal,
Mein Vater, — ſchenke der Prophet ihm Segen! —
Vertraute ſchüchtern mir es manchesmal,
Wie ſelbſt er den beherbergt, der verwegen
Aus dem Kalifenſchatz das Kleinod ſtahl;
Den Edelſtein ſah er ihn heimlich wägen,
Beſeh'n und heimlich murmelnd lächeln dann.
Er war's; doch ſchützte Gaſtfreundſchaft den Mann.

Und der Verworf'ne, der aus Lewi's Stamm,
Er ging zu ſeinem Bruder nach Egypten;
Der war ein Juwelier und übernahm
Den Stein im leichten Kauf, im wohlgeübten;
Wohin dann aber weiter das Geſchmeide kam,
Und was ſie noch mit ihm zu thun beliebten,
Das wußt' ich nicht, da mußt' ich rathen nur: —
Gleich viel, ich hatte doch des Steines Spur.

Dies Kleinod war's, das ein lebend'ger Traum
Den Sinnen des Kalifen vorgeſpiegelt,
Daß er, von Sehnſucht heimgeſucht, doch kaum
Die ungemeſſene Begierde zügelt.

Und weil mein Sohn in ſeinem Kerkerraum,
Und Vaterliebe Alles überflügelt,
So eilt' ich raſch zu dem Kalifen fort,
Sank auf mein Angeſicht und ſprach das Wort:

„O Herr, — dem Segen der Prophet verleih'! —
Mag fürderhin dein Kummer unterbleiben!
Gibſt du den Sohn aus Kerkernacht mir frei,
Vermag ich das Juwel wohl aufzutreiben,
Das du, kraft deines Traumes Zauberei,
Geruhen magſt mir deutlich zu beſchreiben.“
Dann ſagt' ich, was ich wußt' vom Vater her,
Und meine Zuverſicht, zu finden mehr.

Und nach drei Monden jetzt zuerſt befiel
Das kranke Herrſcherherz ein Wonnepochen,
Es wogte in unendlichem Gefühl,
Bis daß er in die Worte ausgebrochen:
„Bedenke Ibad, du verſprichſt mir viel!
Doch hältſt du wirklich, was du jetzt verſprochen,
Zieht ſeiner Feſſeln frei dein Sohn von mir,
Und noch verzehnfacht ſei dein Habe dir.“

Zuſammen rafft' ich all mein Geld und Gut, —
Es iſt nicht wenig, — Dank ſei dem Propheten!
Und reiſte bei der nächſten Morgenglut,
Denn Vaterlieb', hat der Eil' vonnöthen.
Wie Weg' und Wüſte oft erprobt den Muth,
Bis auf Egyptens Erde ich getreten:
Euch Vielgereiſ'ten nicht erzähl' ich hier,
Was euch begegnet öfter wohl als mir.

Doch in Egyptens Hauptſtadt ſollte Glück
Nach langem, langem Mühſal mich erlaben.
Des Juden Namen fand mein Späherblick
Auf einer kleinen Pforte eingegraben:
Raſch trat ich ein und forſchte mit Geſchick
Nach Glosk, dem Juwelier: der war begraben;
Doch lebte noch ſein Sohn und Andre mehr,
Die ſammelten ſich fragend um mich her.

Und als ſie hörten, daß ich kaufen kam,
Da führten ſie hinein mich zu dem Schranke.
Ich forſchte, ich durchmuſterte den Kram,
Schon ſank der Sehnſucht muthiger Gedanke,
Als es mir plötzlich faſt die Augen nahm,
So blendete das wunderhelle, blanke
Gewäſſer mich von einem Edelſtein:
Er war's, nach der Beſchreibung mußt' er's ſein!

Wie ich nun weiter fragte nach dem Preis, —
Der Stein war nicht mit Schätzen aufzuwiegen —
Da ſah ich, daß ſo recht ihn Keiner weiß;
Still leſend in den halbverwiſchten Zügen
Des Vaters, ſprachen ſie mitſammen leiſ',
Unkenntniß mir verrathend zu Genügen;
Ich legt' ein anſehnlich Gebot darauf,
So wurde mir der Stein in leichtem Kauf.

Und nun mit meinem Schatz und hoher Luſt
Ward ich ein raſcher Mann des Weges wieder.
Der Reiſequalen jetzt ganz unbewußt.
Dort blicken ſchon Baſſora's Zinnen nieder,

O kurzer Weg! weil unter meiner Bruſt
Der Sehnſucht Kleinod ruht, ihr Reiſebrüder,
Mein Gürtel birgt es hier: in Einem Stück
Der Thorheit und der Vaterliebe Glück!“ —

Indeſſen kamen ſie zum Thor der Stadt,
Glückwünſchend ſchieden nun von ihm die Viere,
Umarmten ihn, und konnten lobesſatt
Nicht werden, wie ſie die Geſchichte rühre.
Ben-Ibad flog, war er gleich wegematt,
Die Straßen durch zu ſeines Hauſes Thüre:
Behutſam langt' er nach dem Gürtel dort, —
O großer Gott, ſein Edelſtein war fort!

Doch ſtatt die Zeit wehklagend, ungenützt
Vorbeizulaſſen, faßte ſich der Alte,
Sein Geiſt, von der Verzweiflung wild durchblitzt,
Erwacht, daß er ſich jetzt an's Rechte halte;
Und zum Weſir, der zu Gerichte ſitzt,
Stürzt Ibad, daß er ſchnell ſein Amt verwalte,
Erzählt den Diebſtahl ihm, dann ſinkt er hin:
Doch jetzt erwacht Gerechtigkeit für ihn.

Bald findet man die fremden Vier und bringt
Sie vor den Richter, der mit Haſt und Strenge
Um ihrer Schuld Geſtändniß in ſie dringt.
Doch durch der Lüge Labyrinthengänge
Entſchlüpfen die und läugnen unbedingt.
Man bringt der Folter ſchauriges Gepränge
Und legt ſie an, doch ſie geſteh'n kein Wort.
„Schleppt ſie,“ herrſcht der Weſir, „zum Kerker fort!“

Und dem Kalifen bringt er nun Bericht
Von dem, was ſich begab und Ibad's Klage:
Da überzuckt des Herrſchers Angeſicht
Ein Blitz der Wuth; des Zornes wilde Plage
Bricht los nach ihrem ganzen Vollgewicht
Und gießt ſich aus in Drohung, Fluch und Frage:
Dann ſinkt er hin in ungeheurer Pein,
Und hüllt wehklagend ſich das Antlitz ein.

So fand Neſim, die ſchöne, den Gemahl,
Und fühlte Mitleid mit dem Tiefgequälten.
„O Herr,“ ſprach ſie, „vertraue dieſesmal
Der Gattin die Entſcheidung des Erzählten:
Leicht find' ich den, der das Juwel ihm ſtahl,
Durch Worte, welche nie noch Richter wählten.“
Erſtaunt hört's der Kalif und ruft: „„So ſei's!““
„Bringt die Gefang'nen mir!“ ſo ihr Geheiß.

In einem Prachtgemach, der Feſſeln quitt,
Sind nun die Vier und ſtaunen ſtill, als ihnen
Neſim mit holdem Gruß entgegentritt.
Wie ſchön iſt's da, und nirgends Richtermienen!
Vergeſſen hat ein Jeder, was er litt,
Und ſchwarze Sklaven, eifrig im Bedienen,
Sie bringen nun der Mahlzeit reichen Schatz:
Die Schöne winkt, man nimmt bei Tiſche Platz.

Was wurde da geſchäftig Aug' und Mund,
Als der Genüſſe Zauber ſich ergoſſen;
Die Wirthin ſchön, die Tafel reich und bunt,
Die Luft ſo frei, wer bliebe da verdroſſen?

Ein Räthſel ſchlummert zwar im Hintergrund,
Doch Heiterkeit ſitzt bei den Tiſchgenoſſen;
In goldnen Bechern glänzt des Weins Rubin
Und macht die Zunge frei und froh den Sinn.

Es flog der Scherze, der Geſpräche Ball
So wie ein Ton aus frohbewegten Kehlen;
Da nahm Neſim das Wort voll ſüßem Schall:
„Genehmt ihr es, ſo will auch ich erzählen;
Es iſt, wie er ſich zutrug einſt, ein Fall,
Nur ſcheint mir die Entſcheidung d'ran zu fehlen:
Ich leg' euch die Geſchichte an den Tag,
Und ihr entſcheidet dann, wie Jeder mag. —

In einem Reiche, arm an Roſenpracht,
Beſtand ein alt Geſetz, daß, wer auch immer
Des Landes Töchtern eine Roſe bracht',
Verlangen konnte von dem Frauenzimmer,
Was ihm beliebt' und ihm Vergnügen macht'.
Geſtattet waren Weigerungen nimmer:
Wer in die Lage kam, ob arm ob reich,
Hier war die Edelſte der Ärmſten gleich.

Dort war es, wo ein junger Gärtner ſtill
Sich ſolch ein Roſenwunder aufgepflogen,
Das er nur dann vom Stiele pflücken will,
Wenn des Kalifen Kind vorbeigezogen.
Da kam ſie her, die Schöne, im April
Verbreitend ſelber einen Roſenbogen:
Raſch that er nun, was längſt ſein Sehnen war,
Und reichte knieend ihr die Roſe dar.

Es überzog ein Roſenflammenguß
Des überraſchten Mädchens ſchöne Wange:
„„Was iſt's, das ich dir nun gewähren muß?""
So liſpelt ſie mit ſüßverſchämtem Klange.
Er flüſtert, leiſe bebend: „Einen Kuß!"
Die Schöne wird verwirrt, beſinnt ſich lange,
Und ſpricht, nachdem ſie manches ſtill gewählt:
„„Es ſei dein Wunſch gewährt, bis ich vermählt.""

Gar bald geſchah das, — und ſie zagte nicht
Mit dem Geſtändniß vor dem Gatten:
Er möge, was dem Gärtner ſie aus Pflicht
Zuſagte, jetzt zu halten ihr geſtatten.
„„Zieh hin! nur wer erfüllt was er verſpricht,""
Sagt der, „„ruht einſt im Paradieſesſchatten.""
Es herrſchte damals noch für Großmuth Sinn;
Die Frau brach auf und ging zum Gärtner hin.

Da ſprengt ein Löwe ihr des Weges vor,
Blutlechzend und erfreut ob ſeiner Beute,
Dem raunt ſie ihr Verſprechen in das Ohr,
Und Großmuth läßt ſie wieder zieh'n in's Weite;
Ein Räuber ſtürzt mit blankem Dolch hervor,
Doch geht auch er großmüthig bald bei Seite:
Es ehrte ihr gegebnes Wort der Mann;
So kam ſie endlich bei dem Gärtner an.

Der aber ſank erſtaunt vor ihr auf's Knie,
Weil er bewundernd ſolche Treue ehrte,
Und flehte nur, verzeihen möchte ſie,
Was ſeine Unverſchämtheit einſt begehrte;

Doch ſie berühren werd' er nun und nie,
Weil ſie zum Engel ſich vor ihm verklärte.
Er gab großmüthig ihr zurück ihr Wort,
Sie zog nun ihres Weges wieder fort.

Und als der Räuber wieder kam daher,
Erzählt ſie ihm des Gärtners edle Weiſe:
„Bei Gott, nicht will ich ſchlechter ſein als er!"
Der Räuber ſpricht's, und hindert nicht die Reiſe.
Nun brüllt der Löwe, doch die Wundermär
Vom Gärtner, die ſie ihm geflüſtert leiſe,
Macht ihn verſtummen bald zu ihrem Glück:
Der Löwe bleibt an Großmuth nicht zurück.

So kam ſie unberührt und unverletzt
Zu dem Gemahl. — Nun mögt ihr wohl erwägen,
Welch eine Großmuth ihr die höh're ſchätzt
Von allen, die euch traten hier entgegen?
Mann, Gärtner, Löwen, Räuber ſeht ihr jetzt
Geſpannt den Preis in eure Hände legen:
Wem ihr denſelben zuerkennt, ihr Herrn,
Das hört' ich nun reihum von Jedem gern." —

Und neu begann der Wein herumzugeh'n.
Da ſprach ein Jeder frei, ſo wie er dachte,
Der ſtritt für Dieſen, Jener ſprach für Den,
Wofür auch mancher die Beweiſe brachte:
Ein Andrer ward von Jeglichem erſeh'n;
Als raſch Neſim ein heimlich Zeichen machte,
Und der Kalif in prächtigem Ornat
Vom Vorhang her in die Geſellſchaft trat.

„Du haſt gehört, o Herr, was ich erzählt,
So ſprach Neſim an des Gemahles Seite,
Und wen ein Jeglicher ſich auserwählt:
Nun höre, wie ich weiter es entdeute.
Weil meiſt das Wort als Handlungsweiſe zählt.
Der an der That des Gatten ſich erfreute
Und ihr gereicht des Preiſes goldne Frucht,
Der kannte nie die Macht der Eiferſucht; —

Der für den jungen Gärtner ſtimmt, ahnt nicht,
Welch ſüßes Glück verborgen in der Minne;
Der, feurig für des Löwen Großmuth ſpricht,
Iſt hart, doch edel, was er auch beginne; —
Wer aber einen Kranz dem Räuber flicht,
Iſt ſelbſt von wildem räuberiſchen Sinn:
Ihn laß ergreifen, fürſtlicher Gemahl,
Er iſt's gewiß, der Ibad's Kleinod ſtahl.“

Es winkt der Herrſcher, man erfaßt den Mann,
Der, durch das Wort getroffen und zerriſſen,
Nun plötzlich nicht wie eh' mehr läugnen kann,
Die Zunge löſ't der Wein und das Gewiſſen.
Um Gnade flehend, klagt er ſelbſt ſich an
Und ſinkt in Reu' zu des Kalifen Füßen;
Doch wird er dem Gerichte aufgeſpart,
Man holt den Stein, wo er ihn aufbewahrt.

Und der Weſir trat jetzt mit Ibad ein,
Der noch voll Angſt in Staub die Stirne ſenket.
„Du trugſt um meinetwillen Qual und Pein,“
So der Kalif, „was kaum der Kühnſte denket.

Du haſt's erfüllt, ich kann mich wieder freu'n:
So ſei denn fürſtlich auch von mir beſchenket:
Frei iſt dein Sohn, verzehnfacht ſei dein Gut,
Du ſei mein Freund, bis unſer Pulsſchlag ruht!"

Und als der Stein erſchien im Farbenblitz,
Gewahrte man im Saale drei Juwele:
Die Vaterliebe erſt, die zum Beſitz
Verhalf mit frommer, nimmermüder Seele,
Dann eines Weibes wunderbaren Witz,
Der ſcharf durchblickt des Menſchenſinnes Fehle:
Es möchte des Kalifen Edelſtein
Wohl der geringſte von den dreien ſein.

Manfred.

Die Jagd der Hochlande.

(Hiſtoriſche Novelle von Dr. Sigm. Schleſinger.)

„Hört doch, ſeid vernünftig, und denkt nicht heute noch aufzubrechen. Iſt unſer Nachtquartier nicht eben prachtig, ſo iſt es doch wenigſtens trocken und warm, zwei Eigenſchaften, die bei ſo ſtürmiſchem Wetter wahrlich nicht zu verachten ſind; wir wollen den Abend luſtig zubringen; und was die Betten betrifft, da haben wir unſere Plaids und ein wenig Heidekraut, — der alte Alaſter wird uns geben ſo viel wir brauchen — und wir haben Beide ſchon auf viel unbequemerem Lager geſchlafen.“

„Oh Ew. Herrlichkeit,“ brummte der alte hochländiſche Wirth, empfindlich, „ſo weit iſt es mit Alaſter Breach noch nicht gekommen, daß ein Gentleman in ſeinem Hauſe auf Streu oder Heidekraut ſollte liegen müſſen. Da neben an ſind zwei gute warme Betten, nicht gerade ſo, wie ſie der junge Laird Gleneira gewohnt ſein mag, aber es hat manches feine Menſchenkind darin geſchlafen, und nach einer tüchtigen Bergjagd am Tage die Glieder recht wacker ausgedehnt. S'iſt eine arge Nacht, ächt hochländiſch, der Weg nach Leurich iſt lang und beſchwerlich, wer das Gebirge nicht genau kennt, wird ihn kaum finden.“

„Ha! die Bergſtraße kenne ich ziemlich genau,“ ſagte zuverſichtlich der junge Gleneira, „ich ſelbſt bin ſie mehr als Einmal gegangen, und wenn ich nur bis zur Waſſerzange gekommen bin, dann habe ich keine Sorge mehr, und wäre die Nacht ſo dunkel wie da die Schnauze meines ſchwarzen Hundes. Aber die Nacht wird ſich noch dazu recht hübſch machen, ſeht nur, der Mond iſt bereits heraus.“

„Ihr habt ihn heute Nacht zum letzten Male geſehen, oder Even Bochall hat all ſeine Erfahrung in den See geworfen,“ unterbrach ihn ein alter Mann, aus dem finſtern Winkel am Kamin hervortretend, und warf einen düſtern, ja grimmigen Blick durch das kleine vergitterte Fenſter, ehe er ſeine Meinung abgab; „gerade jetzt zeigt er ſein Antlitz, wenn er es überhaupt zeigt, ſchaut ihn mal an, wie blutroth ſein Hof iſt, und die Wolken hocken auf ihm, wie ſchwarze Kröpfe, ſeht dorthin auf den Zwerg von Boularich — nicht umſonſt hat er ſeine Kappe ſo aufgeſetzt.“ Er zeigte hiebei auf eine graue Nebelkrone, die ſich über das Thal herabließ, und es ſchien wirklich, als verſchlängen jene die Formen der rieſigen, durch den gefallenen Schnee bereits weiß eingehüllten Berge.

Even Bochall (oder der Hirt, wie ſchon der Name auf hochländiſch ihn bezeichnet) war ein alter Mann, dem ſeine Beſchäftigung von ſiebzig Jahren in der Nachbarſchaft, ſo wie eine mehr als gewöhnliche ſcharfe Beobachtungsgabe in dem Witterungswechſel dieſer hochgelegenen Landſchaft ſo viele Erfahrung verſchafft hatten, daß er beinahe und faſt ausſchließlich das Orakel des Clans in dieſer Beziehung geworden, und ſeine ſo entſchieden ausgeſprochene Anſicht war mächtig genug, auch die in der Gegend bewandertſten Männer zum Dableiben zu beſtimmen. Jene, die da glaubten, der Sturm höre auf, und ſich in dieſer Meinung bereits, wie der junge Laird von Glencira anſchickten, ſich nach ihrer Heimat zu begeben, ſanken wieder auf ihren Sitz zurück, und machten Vorbereitungen zu ihrem Nachtlager.

Auch auf denjenigen, an welchen Ewen Bochall ſeine Worte gerichtet hatte, brachten dieſelben einen ſtarken Eindruck hervor. Der junge Mann warf einen unruhigen Blick hinaus, wo der düſtere Proſpekt einer in Finſterniß und Sturm, in Schnee und Nebel gehüllten Hochlandpartie ſeinem Auge begegnete, dann wandte er ſeine Aufmerkſamkeit wieder auf den Ort ſeines jetzigen Aufenthaltes. Die Hütte, in welcher er für jetzt Obdach fand, war blos ein ſchwarzes Torfgebäude, denn ſolche halten vorzüglich Wärme, und alle Ritzen waren gegen die Kälte ſorgfältig verſtopft; ein Feuer, mit trockenem Torf wohl unterhalten, verbreitete nicht blos Wärme, ſondern auch ein glänzendes Licht durch das Gemach; und obſchon der blaue Kohlendampf unter die berußten Querbalken hinaufwirbelte, und über den Häuptern der Anweſenden in eine dichte Wolke zuſammenfloß, ſo waren dieſe doch zu ſehr an eine ſolche Atmoſphäre gewöhnt, um ſich davon ſonderlich beläſtigt zu fühlen. Auf einem langen Tiſche vor dem Feuer ſtand eine Kanne des beſten Wisky, ja ſogar franzöſiſcher Brantwein (welcher zu der erwähnten Zeit in das gemeinſte Wirthshaus der Hochlande ſeinen Weg fand) bot der Geſellſchaft ein höchſt anlockendes Getränke dar. An dieſem Tiſche ſaßen die beiden jungen Jäger, welche dem Leſer bereits vorgeſtellt worden; ſie hatten, nachdem ſie den ganzen Tag auf einer Rehjagd in den Gebirgen herumgeklettert, und vom Sturme überfallen worden waren, glücklicher Weiſe den Weg in die beſcheidene Wohnung Alaſter Breach's gefunden. Um das Feuer herum ſaßen oder lagen in mannigfaltiger Stellung ein paar Aufwärter und einige andere zufällige Gäſte, welche gleichfalls des wohlthätigen Obdaches ſich erfreuten, und im Verhältniß ihres höheren oder geringeren Standes, oder ihrer ſonſtigen Anſprüche auf perſonliche Achtung in Gegenwart vornehmer Perſonen gelegentlich an dem Geſpräche Theil nahmen, und dieſe oder jene Bemerkung hineinwarfen.

Der Sturm, welcher draußen im Freien tobte, bot zu der Behaglichkeit der warmen Stube einen Kontraſt, der grell genug war, und eine augenblickliche Unentſchloſſenheit malte ſich in den Zügen des jungen Mannes; doch war ſie von kurzer Dauer. „Nein," rief er kurz und beſtimmt, „ich muß gehen. Meine alte Muhme wäre in dem ſchrecklichſten Zuſtande, käme ich dieſe Nacht nicht nach Hauſe; denn ſchon heute früh, als ich fortging, beſchwor ſie mich mit Thränen in den Augen, zu bleiben, und berief ſich auf einen böſen Traum, der ihr Unglück geweisſagt — jedenfalls komme ich bis nahe gegen Leurich, und bin morgen früh bei ihr, und ſieh — der Mond iſt wieder hervorgekommen. Ja, wackerer Even, mein alter Junge, ſo ein tüchtiger Wetterzeiger du auch biſt, diesmal, glaube ich, hat dich dein Naſenkompaß im Stich gelaſſen, und der Schwarzkropf ſammt der Kappe werden ſich wieder davon trollen, und die Nacht wird noch recht ſchön werden. Ich will auf dem Hügel und durch den Paß ſein, noch vor dem nächſten Wolkenbruch, dann bin ich für jeden Fall geſichert."

Der alte Even ſchüttelte ſein Haupt, und Gleneira's Gefährte machte noch einen Verſuch, ſeinen Freund von ſeinem unbeſonnenen Entſchluſſe abzuwenden. „Beim Himmel, ich wünſchte, junger Mann, Ihr gönntet Euch endlich Ruhe, ich ſelbſt habe ſo vielen Grund, mich nach Hauſe zu ſehnen, als nur irgend ein Jäger im Hochlande, aber dennoch rühre ich mich keine Spanne weg; kommt, laßt uns die Nacht in guter Kameradſchaft zubringen, und wenn wir morgen uns trennen, ſo werden wir wenigſtens eine angenehme Erinnerung an die Nacht in dieſer Hütte mitnehmen."

„Nein, mein guter Junge, es iſt nicht möglich, war es doch ſchon der alten Lady nicht recht, daß ich ganz und gar dieſen Weg nahm, denn ihr wißt, nicht gar zu weit von der Straße liegt die Behauſung dieſer Leute von Innerallie, von welchen ſie ſo viel Weſens macht. Ich glaube, die gute Lady würde lieber vernehmen, ich habe mit dem Teufel ein Bündniß geſchloſſen, als ich ſei mit Einem aus dieſem Geſchlechte zufällig zuſammen geweſen; und — die Wahrheit zu ſagen — Ronald — obſchon ich den Grund davon nicht weiß, auch keinen beſondern Ingrimm gegen ſie fühle, ſo wäre es doch nicht recht ziemlich für meines Vaters Sohn, mit meines Vaters geſchwornen Feinden zuſammenzutreffen. Doch es iſt nicht noth, gerade jetzt davon zu ſprechen — ich will lieber den hellen Mondſchein bei Zeiten benutzen, ehe er wieder eine Larve vornimmt, es könnte bald geſchehen. Ich wähle den beſten Weg, am Steinbruche vorbei gerade beim Deoch hinüber, und ſo behüte Euch Gott."

So ſprechend, leerte der junge Gleneira ſeinen Becher, warf ſeinen Plaid über die Schultern, nahm ſeine lange ſpaniſche Flinte aus der Ecke, rief ſeinen verdrießlichen Diener, pfiff ſeinem großen ſeidenhaarigen Jagdhunde von ſeinem behaglichen Lager am Feuer, öffnete die Thüre, und ſchritt in die weite Landſchaft hinaus, indem die frommen Wünſche aller Zurückbleibenden ihm nachfolgten.

Als der kühne Jäger aus der dumpfen und räucherigen

Atmoſphäre der Hütte ins Freie trat, und ſeine muthigen Blicke auf die Umgebung warf, konnte er nicht umhin, ſich zu geſtehen, daß die Szene keineswegs einladend für eine ſo ſpäte Wanderung ſei.

Der breite Damm, auf welchem die Hütte des alten Bergſchotten lehnte, erſtreckte ſich mehrere Meilen weit, und der beginnende Sturm ſchleuderte Steine und losgeriſſene Erdſchollen zu den Füßen der Wanderer nieder. Seine frühere ſchwarze Oberfläche war jetzt durch den bedeckenden Schnee weiß geworden, dieſer letztere aber ſtiebte noch immer in dichten Flocken herab, und hüllte die Gegend wie in einen unheimlichen Nebel. Trotz ſeiner Kühnheit konnte der Jüngling nicht umhin an die Prophezeiung des alten Hirten zu denken, und zu fürchten, daß dieſe in Erfüllung gehen, der Damm noch weißer und der Schnee noch tiefer werden würde, ehe einige Stunden verfloßen. Immer erſtickender ſenkte ſich der Nebel über die freien Berge ins Thal, und der Mond begann unter der undurchdringlichen Decke zu verſchwinden.

So wie ſich dieſe Überzeugung dem jungen Manne aufdrang, hätte er vielleicht ſeine männliche Feſtigkeit, welche ihm aber jetzt wie unzeitiger Starrſinn erſchien, bereuen mögen. Aber ſein Stolz verhinderte ihn das zu thun, was ſeine Klugheit ihm zuflüſterte. So zog er ſein Plaid noch feſter über die Bruſt, ſetzte den beſten Fuß voran, und ſchritt in der Richtung des Pfades von dannen.

„S' wird eine häßliche Nacht," ſagte Allan der Jägerburſche, indem er ſeine Züge in ein unbehagliches Grinſen verzog, gegen den Wind hinſchaute, und dann ſeinem Herrn nachſtolperte, „ich wollte, wir wären glücklich hindurch."

„Pah! fürchte dich nicht, Junge," entgegnete der Laird,

„wir werden auf jeden Fall den Fußpfad nehmen, und dann können wir nicht mehr fehlen. Die Straße iſt hernach eben, wenn ſie auch gerade keine von den angenehmſten iſt.“

„Nein, wahrhaftig nicht, Herr, es iſt ein grimmiger Weg, man findet manche Grube, in die man hineinrutſchen könnte, und manche ſchlimme Stätte, auch fehlt es nicht an Höhlen und Abhängen und — und — ja man murmelt auch etwas von einem Bergkobold.“

„Fürchteſt du dich, Allan, mit mir zu gehen? Nun ich will dich nicht weiter zwingen. Da ſteht noch die warme Hütte. Gehe zurück, bleibe da bis morgen, und hole mich dann in Leurich ein.“

„Das mir, Ew. Herrlichkeit?“ verſetzte der treue Diener tiefgekränkt, „ich ſollte Euch auf dem langen Damme oder ſonſt irgendwo allein laſſen? Solch einen Antrag hätt' ich nicht erwartet! Nein, nein, mag es gut oder übel ausſchlagen — ſo was ſoll man auf Allan Mac Callum nicht ſagen dürfen. Und was das Fürchten anbetrifft, mich kann weder die Nacht noch der Teufel erſchrecken. Aber wenn Ew. Herrlichkeit dafür hielten, die Nacht iſt wild — und wenn — wir ſind noch nicht weit.....“

„Nein, nein, Allan, ich muß fort, willſt du mit mir, ſo mache, daß wir weiter kommen.“

Allan zuckte die Achſeln, und murmelte einen hochländiſchen Fluch; aber mit ächt hochländiſcher Reſignation widerſtrebte er keinen Augenblick länger, ſondern ging, wohin ſein Herr ihn führte.

Die Hügelkette, welche die Gegend, worin unſere Reiſenden ſich jetzt befanden, von derjenigen trennte, die ſie zu erreichen wünſchten, erhob ſich nun gerade vor ihnen, und ragte wie ein unregelmäßiger Zackenkamm in die ſtürmenden Wolken, welche in ihrem Fluge über ſie hinrauſchten, wie die Wogen eines tobenden Meeres an die dunkeln Felſen prallen, die deſſen Küſte begrenzen. Doch ſchon im nächſten Augenblicke wurde ihnen der Anblick dieſer koloſſalen Grenzmarken entzogen; denn kaum waren die Reiſenden eine (engliſche) Meile vorgeſchritten, als eine der ſchweren Schneelawinen vor ihnen borſt und ihr Inhalt niederſtürmte. Die dichten Flocken, von den Schwingen eines raſenden Wirbels dahin getragen, verhüllten Mond, Hügel und die ganze Gegend ringsumher vor den Augen der Wanderer.

„Teufel,“ murmelte Allan.

„Ein übles Vorzeichen in der That,“ rief, ſich ſchüttelnd, ſein Gebieter und ſeinen Ton ſichtlich herabſtimmend. Aber keiner von beiden ſchien geneigt, das Geſpräch über einen ſo unbehaglichen Gegenſtand fortzuſetzen.

Der Sturm war bis jetzt von Weſten hergekommen, und da die Reiſenden oſtwärts gingen, ſo hatten ſie noch nicht mit ſeiner ganzen Heftigkeit zu kämpfen gehabt.

„Wir können uns auf jeden Fall auf die Windſeite halten,“ ſagte Gleneira, deſſen Verlegenheit mit dem Ungewitter zunahm, „ſo können wir uns die Wanderung wenigſtens in etwas erleichtern.“

„Hm,“ entgegnete Allan, „'s iſt nicht übel, wenn der Wind immer von derſelben Seite käme, aber wer weiß, wie lang es dauern mag?“

„Wir müſſen es nun einmal erwarten,“ entgegnete ſein Gebieter, und demnach wanderten ſie den eingeſchlagenen Weg fort.

Aber Allan hatte Recht. Schon das Sprüchwort ſagt, der Wind ſei unbeſtändig, aber in den Bergen des Hochlandes gilt dies auf eine noch weit ſtärkere Weiſe. Der Wind, der am Morgen von Weſten kam, nimmt oft gegen Mittag ſeine Richtung von der entgegengeſetzten Seite, jede Stunde verändert ſeinen Charakter. So geſchah es auch diesmal, obſchon die Reiſenden eine für ihr Heil ſo wichtige Thatſache kaum wahrnahmen. Der ſchwache augenblickliche Mondſchein, den eine ſich theilende Wolke ihnen bisweilen vergönnte, und welcher durch den fallenden Schnee hie und da einen Hügel oder eine Moosbank ſchwankend genug erhellte, war nicht zureichend, um ſie auf ihrem pfadloſen Wege leiten zu können, und während der Sturm heulte und das Schneegeſtöber immer dichter herniederſank, war es dem verirrten Laird und ſeinem Begleiter unmöglich zu unterſuchen, wohin ihr eingeſchlagener Weg ſie führen würde. So waren ſie länger als eine Stunde fortgewandert, als der bleiche Wiederſchein eines halbzugefrorenen Waſſerſpiegels ihr Auge traf und ihre forteilenden Schritte hemmte.

„Ich meine, 's iſt der Lochanſee, und gegen die linke Seite wird er immer breiter," bemerkte Allan. „Ich glaube, wir müſſen uns mehr rechts halten."

„Ich kann hier kaum entſcheiden," erwiederte ſein Gebieter. „Aber wir können dies leicht erforſchen, denn der Lochanſee iſt da, wo der Übergang am leichteſten iſt, voll Rohrſchilf, und an dieſen mir wohl bekannten Umſtand können wir uns halten. Ich werde mich rechts halten, du gehe links, dann wollen wir am Ufer wieder zuſammentreffen und uns unſere Erfahrungen mittheilen.

Höchſt ungern trennte ſich Allan von ſeinem Gebieter, war es auch nur einen Augenblick und wegen des höchſt wichtigen Zweckes, ſich über den Pfad ihres weiteren Fortſchreitens zu vergewiſſern, und gar vielfach waren die Ge-

genvorſtellungen, welche er ihm wegen ſeines Vorſchlags zu machen begann.

Allein der junge Laird theilte, wie der Leſer ſchon bemerkt haben wird, eine gewiſſe Anlage zum Eigenſinne mit allen ſeinen Landsleuten, und hätte er vielleicht einem Freunde gegenüber etwas nachgegeben, ſo verbot es ſein Stolz, die Widerſprüche des an blinden Gehorſam gewohnten Dieners zu beachten. So wurde alsbald zur Ausführung ſeines Entſchluſſes geſchritten und die beiden Wanderer trennten ſich.

Jederzeit iſt es für Perſonen, die zur Nachtzeit oder bei ſtürmiſchem Wetter vereint wandern, ein Wageſtück ſich zu irgend einem Zwecke zu trennen, doch doppelt gefährlich war es dieſe Nacht, und unter den hier Statt findenden Umſtänden, denn durch das furchtbare Geheul des Windes vermochte keine menſchliche Stimme zu dringen. Diesmal ſchien den Laird Gleneira ſeine gewöhnliche Vorſicht und Erfahrung verlaſſen zu haben, und hatten ihm mögliche traurige Folgen dieſer Übereilung nur dunkel vorgeſchwebt, ſo ſchienen ſie jetzt, da der unbeſonnene Schritt bereits geſchehen war, in ihrer ganzen Heftigkeit eintreten zu wollen. Ein dazwiſchen liegender Moorgrund zwang ihn das Ufer zu verlaſſen, und ſo vermochte er es nimmer zu erreichen. Auch ſeine letzte Hoffnung, den treuen Diener wieder zu treffen, ſchwand immer mehr und mehr. Vergebens ſchrie er deſſen Namen, bis ſeine Stimme ihm den ferneren Dienſt verſagte, keine Antwort erfolgte, und nach einigem Zögern ſah ſich der Jüngling endlich doch gezwungen, einen Weg einzuſchlagen, den ihm ſeine, jetzt ſo befangene Urtheilskraft als den beſten empfahl.

Immer dichter und dichter ſank der Schnee hernieder, jeden Fußpfad verſtöbernd, und der rauhe hügelige Boden machte die Wanderung bei jedem Schritte beſchwerlicher. Die zuſammengeballten Flocken wirbelten bald vor, bald hinter ihm, je nach dem der Wind in ſeiner Richtung wechſelte, und anſtatt des Muthes ſind der Beſonnenheit, welche in ähnlichen Lagen ſo unentbehrlich und, überkamen nun Kleinmuth und Unruhe den unglücklichen Reiſenden. Vergebens ſuchte er ſich ſelbſt zu erkräftigen und ſprach mit gezwungenem Lachen vor ſich hin: „Im ſchlimmſten Falle iſt doch nur die Heide mein Nachtlager und das Plaid meine Decke.“ Die fürchterlichen Gefahren einer ſolchen Ruhe in dieſer erſtarrenden Kälte drangen ſich ſeinem Gemüthe nur zu deutlich auf, und ſeine innere Angſt ſtrafte den prahleriſchen Monolog Lüge; im Gegentheile wurde die Reue über ſeine Tollkühnheit immer größer, und mit erneuter Sehnſucht dachte er an das heimliche Stübchen in Alaſters Hütte zurück. Zuletzt aber verſchmolzen ſich dieſe ſtreitenden Gefühle zu einer ziemlich gleichmüthigen Reſignation, und er ergab ſich in ſein ſelbſt bereitetes Geſchick, indem er nur bedauernd ſeiner Lieben gedachte und ſeufzend ausrief: „Meine arme Tante!“

Sich aufs Neue ermuthigend ſetzte er ſeine höchſt ſchwierige Wanderung fort, und Stunde an Stunde entfloß unter dem fruchtloſen Ankampfe gegen die Elemente, bis er endlich an der Neigung des Pfades fühlte, daß es bergab gehe und er ſich endlich am Fuße eines Hügels befand. Vor ihm rauſchte ein lebendiger Strom hin, deſſen Wogen ſich an den Spitzen des umgebenden Felſen mit ſchaurigem Getöſe brachen, und ihm zur Seite öffneten ſich Abgründe und Tiefen ohne Zahl, deren Vermeidung ihm nicht geringe Mühe verurſachte. Endlich aber ſiegten die Elemente und ſeine Kraft erlag. Er ſank zu wiederholten Malen, indem die leicht gefrornen Decken brachen, in Waſſergruben, daß die ſchnell erſtarrten Zacken an den Kleidern hingen. Ungeachtet der ſtarken Bewegung, die er gemacht hatte, durchdrang ein Froſt ſeinen Körper, die Glieder wurden ſteif, ſein Schritt ſchwerfällig, und die ſonſt ſo rüſtigen Füße verſagten ihm den ferneren Dienſt. Nur dunkel ſtieg das Bewußtſein ſeiner Ohnmacht in ihm auf, und den Gedanken, daß er nicht mehr weiter könne, konnte er nur wie automatiſch erfaſſen; denn phyſiſche Ermattung und eiſige Erſtarrung überfielen ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt. Mit der äußerſten Anſtrengung ſchleppte er ſich an eine Stelle, die noch die am wenigſten gefährliche ſchien, und verſuchte ſein Plaid feſter um ſich zu ſchlagen, um ſich ſo beſſer vor dem Sturme zu ſchützen. Aber in demſelben Augenblicke erloſch der letzte Funke ſeiner Willenskraft, ein ſchwerer Schleier ſank auf ſeine Augen nieder, es wirbelte wie geſpenſtiſch um ihn her, ſein Bewußtſein ſchwand und kurz darauf lag er ſtarr und unbeweglich, einer Leiche ähnlich, auf dem eiſigen Boden, und der Mond blickte auf einen Moment aus den Wolken mitleidig auf das ſchöne aber bleiche Jünglingsantlitz nieder.

Viele Stunden waren verfloſſen, und die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als Gleneira wie aus einem tiefen Schlafe erwachte und die noch vom ſchweren Halbſchlummer befangenen Augen aufſchlug. Er fand ſich in einem wohleingerichteten Zimmer auf einem weichen Lager, und von mehreren Menſchen umgeben, deren zwei mit dem Frottiren ſeines Körpers beſchäftigt waren. Eine quälende Empfindung wie die eines ſtarken Juckens längs dem Rücken hinab begleitete ſein Erwachen, und zugleich ängſtigte ihn eine Schwere, als läge eine ungeheure Laſt auf ſeiner Bruſt, ſo daß er einen tiefen Seufzer ausſtieß, als er die Augen aufſchlug und noch halbbewußtlos umher ſtarrte. In eben dieſem Momente ſchlugen die Worte: „Er lebt, er kommt wieder zu ſich, er ſchlägt die Augen auf,“ von mehreren Seiten theils geflüſtert, theils freudig ausgerufen, verwirrt an ſein Ohr, und obſchon ſein Auge den Lichtſtrahl kaum ertragen konnte, der nach ſo langer Nacht ihm wieder zulächelte, weilte er doch einen Augenblick lang mit innigem Behagen auf einem der reizendſten Gebilde, welche je ſeiner Phantaſie erſchienen waren.

Am Fuße ſeines Lagers und etwas von demſelben entfernt bemerkte er nemlich zwei weibliche Weſen, welche an ſeinem Schickſale vielen Antheil zu nehmen ſchienen. Die ältere, eine würdige Matrone, ſtand mehr entfernt, um alles beſſer überſehen zu können, denn ſie leitete dem Anſcheine nach die Anſtalten zu ſeiner Wiederbelebung. Die jüngere Dame aber erfüllte durch ihren Anblick die Seele des Jünglings mit einer ſo wonnigen Empfindung, daß dieſe, ſelbſt als ſeine Augenlider ſich, ermüdet, lange ſchon geſchloſſen hatten, noch immer mit ſüßer Gewalt ſein Weſen durchbebte. Lieblich in der That war der Traum, der ſeinen Halbſchlummer durchziehen mochte, ſo lieblich, als ſeine früher wenig aufgeregte Phantaſie ihm wohl jemals vorgeſpiegelt haben mochte. Vielleicht glaubte er ſich ſchon in himmliſche Räume verſetzt, denn wohl mochte die Erſcheinung mit den milden ätherblauen Augen und den goldenen Ringellocken um den ſchlanken Alabaſterhals der eines Engels gleichen, obſchon ein ſchmerzlicher Zug des Mitleidens um den purpurnen halbgeöffneten Mund die himmliſche Ruhe des holden Antlitzes zu trüben ſchien.

Als er nach einem kurzen Zwiſchenraume ſeine Augen wiederholt aufſchlug, war die liebliche Erſcheinung verſchwunden, und vergebens ſtrebte ſein unruhig ſuchender und forſchender Blick ſie in irgend einem Winkel des Gemaches zu entdecken. Zu hold war jene geweſen, als daß er ſie ſo leicht hätte entbehren mögen, und er öffnete ſchon den Mund, um nach ihr zu fragen, allein ein ältlicher Mann gebot ihm Stillſchweigen und Ruhe, indem er ihm einen Trank darreichte. Zu ermattet war der Jüngling, um Widerſpruch zu wagen, und als er die braune Mixtur hinuntergeſchlürft hatte, ſanken ſeine Augenlider ſchwer nieder, eine ſüße Betäubung durchſchlich ſein ganzes Weſen, und wieder ſank er in einen bewußtloſen Zuſtand, der jedoch nicht ſo furchtbar wie die frühere Ohnmacht, ſich vielmehr in einen ſanften erquickenden Schlummer endigte.

Des andern Morgens ſpät erwachte er, frohgeſtärkt, und die Sonne ſtreifte, durch zarte Vorhänge gemildert, über ſein Antlitz, und warf mit ihren Strahlen auch den Glanz der Lebensfreuden in ſein verjüngtes Herz. Er blickte freier um ſich, und wie die Eindrücke des vorigen Tages nur flüchtig in ihm emportauchten, war er genöthigt, die Gegenſtände um ſich her aufmerkſamer zu betrachten. Er bemerkte Niemanden in dem fremden aber ſehr freundlichen Gemache, deſſen ganze Einrichtung ſeine Beſtimmung als Wohnzimmer einer Dame bekundete. Zierlich gebohlte Schränke ſtanden ringsumher, zu mannigfachem Gebrauche eingerichtet; auf einem hohen eichenen Tiſche lagen einige Bücher und zierliche Nadeln, und im Fenſter lehnte eine große Harfe mit glänzenden Saiten. Alles trug das Gepräge eines wohlgebildeten weiblichen Sinnes, der das Angenehme und Nützliche auf eine behagliche Weiſe in ſeiner Nähe vereinigte. Ward nun der Jüngling ſchon durch dieſen Anblick auf das heimlichſte angeregt, ſo wurden ihm dieſe ſtillen Räume noch intereſſanter, als in ſeinen, allmälig ſich ordnenden Erinnerungen wieder jenes reizende Weſen hervortrat, welches, wenn auch nur wie im Traume, einen ſo entzückenden Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte. Während ſein Herz in der halbbewußten Sehnſucht nach ihr höher ſchlug, drangen von der andern Seite wieder die Gedanken an ſeine Verwandten, ſein Außenbleiben, ihre Angſt und Sorge mit ſolcher Kraft auf ihn ein, daß er nicht länger in einem Zuſtande körperlicher Ruhe zu harren vermochte. Er ſprang daher von ſeinem Lager empor, und ſich wunderbar geſtärkt fühlend, langte er nach ſeinen Kleidern. Indeſſen öffnete ſich die Thüre, und ein großer, magerer Hochländer in dunklem Tartan trat in die Thüre und ſah erſtaunt das Treiben eine Weile mit an. Endlich brach er treuherzig in die Worte aus: „Mein Seele, Gleneira, es freut mich, Euch wieder wohl zu finden.“

„Dank und Willkommen Euch, alter Mann,“ verſetzte Gleneira, „Euer Geſicht iſt nicht das eines Fremden, und dennoch kenne ich es nicht. Aber, wie es ſcheint, kennt Ihr mich, und könnt mir daher ohne Zweifel ſagen, wie ich dazu gekommen, hier zu ſein.“

„Donald Mac Huiſtan's Augen müßten in der That ſehr ſchwach werden, wenn ſie Eures Vaters Sohn nicht mehr kennten, und ſein Herz müßte ſo erſtarret ſein, wie es der Tod nur immer machen kann, ehe er Euch in Eurer Noth verlaſſen könnte, und gälte es ſein eigenes Blut.“

„Eure Worte klingen gut, alter Mann, und ich möchte wohl erfahren, was Euch meines Vaters Sohn ſo freundlich geſinnt machte; doch unterrichtet mich zuerſt, wo ich bin, wie ich dazu komme, hier zu ſein, und weſſen Gaſtlichkeit ich dieſen Aufenthalt verdanke.“

„Zuerſt alſo, Sir, mögt Ihr erfahren, daß dieſe alten Arme Euch aus der Schneehülle hervorzogen, die bald Euer Leichenhemd geworden wäre; was das Zweite anbelangt, ſo ſeid Ihr unter dem Dache der Lady von Innerallie, und nur ihrer Sorgſalt verdankt Ihr das neue Leben in Euren Adern.“

„Wie,“ rief der junge Mann, und ſprang heftig auf, „ich — im Schloß Innerallie, ein Gleneira in eines Campbell's Behauſung! — Und konnteſt du, der du ein Freund meines Stammes zu ſein vorgibſt, den letzten Sproſſen desſelben in die Hände ſeiner bitterſten Feinde liefern? konnteſt du — wenn auch deine Treue ein Luggewebe iſt — einen Jüngling verrathen, der niemals dich oder die Deinigen beleidigt?“

Dieſe leidenſchaftlich hervorgeſtoßenen Vorwürfe machten auf das unerſchütterliche Phlegma des Hochländers nicht den mindeſten Eindruck. „Ruhig Herr,“ ſagte er endlich ſehr gelaſſen, „Donald Mac Huiſtan war niemals ein Verräther, noch hat er Euch ausgeliefert. Hört erſt, wie es kam. Noch war es Frühdunkel in meiner Hütte, und ich lag ſtillbehaglich auf dem Lager, doch ein ängſtliches Gefühl ließ mich durchaus nicht ſchlafen. Da vernahm ich plötzlich das Geheul eines Hundes. Als ich die Thüre öffnete, um zu ſehen, was das Thier ſo jämmerlich that, — da ſah ich den Hund da — ja Ew. Herrlichkeit leibhaftigen Hund; er ſprang wie wüthend an mir herauf, als wollte er mich beiſſen, aber ich beſorgte das nicht, denn ich bemerkte, wie niedergeſchlagen und dabei doch zuthunlich das arme Thier war, es winſelte und kratzte, als wolle es mich mit Gewalt zwingen, ihm Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Der Himmel, Herr, der das unvernünftige Thier ſendete, und Gottes Hand war es, die meine Augen öffneten. Freilich hatt' ich eine Ahnung davon, denn ſchon vor ein paar Tagen, eh' noch der Schnee auf dem Boden lag, hatt' ich einen Traum, worin ich einen jungen Mann tief darin vergraben ſah, ganz blaß und ſtarr. Das fiel mir im Augenblicke wieder ein, ich ſprang von meinem Lager auf, nahm den Burſchen von der nächſten Schafhütte mit mir, und folgte ſo dem Hunde, der ſchon ungeduldig zu knurren anfing, und dann ſich umſehend davon lief. Wir kamen endlich — ich, der Hund und der Burſche auf den Ort, wo er ſtehen blieb und heulte; aber wir ſahen nichts als weißen dickgeballten Schnee. Nur der Hund kratzte und bellte noch immer, ſo daß wir endlich den Haken nahmen und zu graben anfingen. Wir ſcharrten und ſcharrten, bis ein Plaid zum Vorſchein kam, und darin eben lag Ew. Herrlichkeit kalt und ſteif wie ein Stein. Allein ich dachte gleich, daß es mit Euch noch nicht vorbei war, und ſo hoben wir Euch auf, und trugen Euch auf meine Streu. Nun aber war's augenſcheinlich, daß dem Sohne Eures Vaters in meiner armſeligen kleinen Hütte nicht die nöthige Hilfe werden konnte, ſo luden wir Euch denn neuerdings auf unſere Schultern, und trugen Euch ins Schloß. Wie wunderte ſich die gute Lady Innerallie, als wir ſo eine Beſcherung ins Haus brachten, als ein lebloſer Körper war, und wie jammerte ſie, als ſie endlich erfuhr, wer ſo todtenähnlich vor ihr läge.“

„Wie? — und die Lady weiß, wer ſich unter ihrem Dache befindet?“

„Ei freilich weiß ſie's, Herr — aber was ſie für Ew. Herrlichkeit gethan, das würde ſie auch keiner andern Menſchenſeele verweigert haben; ihr Herz iſt gut, Gleneira, und ſie ſieht nur Freunde in denjenigen, die ihrer Hilfe bedürfen.“

Die Stirne des jungen Mannes runzelte ſich wohl bei dieſen Mittheilungen, aber mehr nachdenklich als verdrießlich. „Ein Freund,“ ſprach er ſinnend, „der Sohn eines Mac

Dongal der Freund der Lady von Junerallie! — es wäre ſonderbar — nein es darf nicht ſein! — Und Ihr alter Mann, dem ich ſo ſehr verpflichtet bin, wie kömmt es, daß Ihr ſo lebhaften Antheil an meines Vaters Sohn nehmet? was hat der Lehnsmann eines Campbell mit dem Erben von Gleneira zu ſchaffen?“

„Ihr fragt ſehr wohl, Herr; darauf zu antworten kommt mir zu, denn lange bevor ich eines Campbell's Lehnsmann geweſen, war ich im Gefolge und unter der Dienerſchaft der Gleneira. Aber als das Gebiet von Strathay aus der Familie kam — ſchlimm genug, daß es ſo ſein mußte — da geſchah es, daß man mich nöthigte, die kleine Hütte zu verlaſſen, worin ich ſo lange lebte, und meine alte Mutter, die wollte ſchon gar nimmer fortgehen. Und Euer Vater — er war ſeiner Zeit ein rauher Mann, Sir — Euer Vater fluchte uns Beiden, und ſchalt uns falſchherzige Knechte. Falſchherzig nun waren wir nimmermehr, und ich konnte das Wort nicht vertragen, ſo that ich, wie's mir gut dünkte und blieb bei der alten Frau, bis ſie zu ihren Vätern gerufen ward. Aber deßungeachtet ſchlug mein Herz noch warm für die Mac Dongal, und dem Herrn hat es gefallen, meinen ſchwachen Arm zum Werkzeuge der Rettung des Letzten ſeines Stammes zu machen, geprieſen ſei ſein Name dafür! Und gewiß, Sir, das iſt Gottes Schickung! ohne Zweifel ſoll jede Zwietracht aufhören, ſonſt hätte er den Stammherrn und Sohn Mac Dongal nicht nach Junerallie Caſtle geführt.“

„Wahrhaftig, ehrlicher alter Junge, Ihr waret es, der ihn hieher geführt, und Eure menſchenfreundliche That verdient Dank; wie problematiſch auch Eure Klugheit erſcheinen mag,“ verſetzte der junge Mann — denn er konnte ſich nimmer mit einer Anſicht befreunden, die all ſeine alten Vorurtheile umzuſtürzen drohte. Doch ſo ſchnell gab Donald ſeine Behauptung nicht auf.

„Und was war denn die Erſcheinung und das Geſpenſt, das mir Ew. Herrlichkeit todt ſehen ließ? was war's anders, als des Herrn Fügung? na und habt Ihr, Sir, niemal gehört, was immer in der Familie des alten Rob Dhu — weiß Gott wie lange ſchon — von Einem zum Andern ſich fortpflanzte, und ein Rob ſagt nie etwas Falſches.“ Er hielt hier einen Augenblick inne, und ſang dann mit ſchwacher, kreiſchender Stimme die Strophe eines alten, wunderlichen gaeliſchen Liedes, welche etwa ſo lauten mochte:

„Wenn der Habicht Hilfe ſuchet in der Taube Neſt,
Und ſtets ſeine Kralle harmlos ſie in Ruhe läßt,
Dann erſt wird der Haß beſiegt, die Liebe glüht
Hold, wie auf dem Dornenſtrauch die Roſe blüht.“

Lächelnd hörte Glencira dieſen Geſang, der nichts weniger als harmoniſch war. Endlich ſchwieg der alte Hochländer, halberſchöpft, und dem Anſcheine nach ſein Gedächtniß um die Fortſetzung quälend. Doch jener unterbrach ihn mit der gleichgiltigen Frage: „Und was wollet ihr mit all dem beweiſen?“

„Hm, was braucht's da noch Beweis, 's iſt klar genug,“ verſetzte Donald, „iſt nicht bereits der Habicht im Taubenneſt? — na, und bald wollen wir mit des Himmels Willen die Roſenknoſpe auf dem Dornſtrauche blühen ſehen.“

„Ich denke, ihr werdet eins nicht früher ſehen als das andere,“ ſagte der junge Laird halb verdrießlich und nicht ohne Spott. „Aber ſagt mir, Alter, wer ſpielt wohl die Taube in dieſem artigen Bilde?“

„O das wißt Ihr nicht, Sir? führen denn nicht von alter Zeit her die Innerallies drei weiße Tauben auf ihren Bannern? und dann ſchon gar die Roſenknoſpe — iſt Miß Ellen keine Blume, und noch eine ſchöne und liebliche obendrein?“

„Miß Ellen!“ wiederholte Gleneira halbleiſe und zerſtreut, denn die Erſcheinung des ſtrahlenden engelgleichen Antlitzes, welches dieſen Morgen ſein kaum erwachendes Auge getroffen, drang durch ſein Gemüth, „und wer iſt dieſe Miß Ellen?“

„Wer ſie iſt?“ erwiederte der Alte in komiſcher Wortverlegenheit, „ſie iſt — ſie iſt — nun eben die Freude jedes Menſchen, der ſie einmal geſehen.“

„Und eine Campbell!“

„Hm, und was dann. — Aber wollen wir nicht über die Treppe hinabgehn, Sir? — die Frauen werden höchſt erfreut ſein, Euch nach der Gefahr der letzten Nacht ſo wohl zu ſehen.“

„Die Frauen,“ rief der Andere zerſtreut „ja, 's iſt wahr — man darf nicht unhöflich ſein — Höflichkeit und Dankbarkeit wenigſtens bin ich ihnen doch ſchuldig — aber ſie wiſſen, wer ich bin! — nicht wahr, ſo ſagtet ihr?“

„Ach ja — ganz recht Sir, ſo iſt's — da hat's keine Noth damit — Sie durften Euch ja nur ins Geſicht ſehen — ich habe nichts geſagt! — Behüte!“

„Zum Henker, ich ſehe aber auch ganz darnach aus, um eine Dame zu begrüßen,“ murmelte der junge Laird und warf einen troſtloſen Blick auf ſeinen beſchmutzten und vom Wetter beſchädigten Tartan.

„Ho, Ew. Herrlichkeit,“ tröſtete der wackere Hochländer, „Jäger und Gebirgsmänner können nicht immer geſchmückt ſein. Ich wette, die Ladys ſehen mehr auf den Mann als auf das Kleid, und hoffe nicht, daß ein Mac Dougal viel Grund hat, ſich zu ſchämen.“

Die letzten Worte des alten Hochländers lockten ein zufriedenes Lächeln auf die Lippen des jungen Mannes, und ſelbſtgefällig flammte ſein Auge ſtolzer und freudiger auf. So faltete er das Plaid anmuthig um ſeine Schultern, wandte ſich zu ſeinem Begleiter, und ſagte, indem er zur Thür ſchritt: „Wohlan denn, ſo ſei es und nun zu den Frauen, Donald.“

Langſam und feierlicher, als wohl ſonſt junge Männer zu ſchreiten pflegen — denn Mattigkeit hemmte noch eine ſchnellere Bewegung — ging Gleneira die Treppe hinab; wir aber wollen die gegebene Pauſe benützen, um den Leſer in die Verhältniſſe der Zeit und des gewählten Schauplatzes, ſo wie der Handelnden gebührend einzuweihen.

Es war um die Zeit, als das unglückliche Schottland eben ſo wie England ſelbſt von dem Zwieſpalt eines verhängnißvollen Bürgerkrieges zerfleiſcht wurde. Man braucht nur den Namen Cromwell auszuſprechen, um dem geſchichtskundigen Leſer ein Nachtſtück der erſchütterndſten Art vor Augen zu ſtellen, wie ſelbſt die Epoche der franzöſiſchen Revolution ſie nicht gräßlicher aufzuweiſen hat. Der Protektor drückte ſeine eiſerne Rechte auf die Halbinſel, die ſich in wunderbarer Demuth unter dieſelbe beugte, und die höchſte Willkür, Tyrannei und alle Laſten einer plötzlichen gewaltſamen Umwälzung, wie ſie auch immer heißen mögen, thürmten ſich auf einmal über dieſe Länder. Natürlich fehlte es bei ſolcher Despotie nicht an Mißvergnügten, und dies ſelbſt machte nun eine andere Klaſſe von Übeln erforderlich, die noch ſchlimmer waren, als alle vorhergehenden. Statt der offenen Gewalt, die doch immer des Scheins von Recht nicht entbehren kann, und mit offenem Viſir auftritt, ſchlich nun Verrätherei, Argliſt, und die Hyder Angeberei mit ihren Giftzähnen durch das Volk, und verbreitete überall Schrecken und Verzweiflung. Familien wurden geklüftet, der Vater an ſeinem Sohne, der Bruder an der Schweſter zum ängſtlichen Zweifler. Täglich fielen neue Opfer der Gerechtigkeit, wie ſie ſich höchlich nannte, die Schaffotte ſchwammen in Blut, die Gefängniſſe wimmelten von Eingekerkerten, die troſtlos nach dem Richtbeile als ihrem unvermeidlichen Ende hinſahen. Nach und nach wurde es wohl ruhiger, aber unter der ſcheinbar todten Aſche glimmte die verheerende Glut des Bürgerkrieges noch fort, und unvermuthet brach hie und da die ringsum zerſtörende Flamme empor. Folgten auch die Hinrichtungen nicht ſo ununterbrochen auf einander, ſah man auch der blutigen entſetzlichen Schauſpiele weniger auf den Straßen, ſo ſchlich man doch darum nicht minder zagend an den Wänden, denn man war keinen Augenblick vor den Klauen der Spürhunde ſicher, und es war genug kein wüthender Cromwellianer zu ſein, um in den Verdacht eines eifrigen Royaliſten zu kommen, was damals gleichbedeutend mit dem härteſten Verbrechen war.

Insbeſondere jedoch mehrte ſich Argwohn und Spionage, als der Sohn des gemordeten Königs, der nachherige Karl II., glücklich nach Schottland entkommen war, und ſich das Gerücht verbreitete, er wolle mit der Unterſtützung treuer hochländiſcher Vaſallen den rechtmäßigen Thron ſich wieder erobern. Den Uſurpator traf dieſe Nachricht gleich einem Donnerſchlage, und die ganze Kraft ſeiner energiſchen Herrſchaft konzentrirte ſich auf das Streben, ſeines ihm ſo furchtbaren

Feindes habhaft zu werden. Gewalt konnte hier nichts fruchten, — das ſah er deutlich ein — in den engen Gebirgspäſſen, wo reguläre Truppen ſich nur mühſam bewegen konnten, und zehn entſchloſſene Männer Tauſende zurückzutreiben vermögend waren. Nur Hinterliſt und Verrätherei, ſeine gewohnten Hilfsmittel, ſollten ihm auch diesmal beiſtehen. Unzählige Späher unter den abenteuerlichſten Verkleidungen durchzogen die Ebenen, ſo wie die Hochländer, und mancher Hauſirer hatte in ſeinem Krämerkaſten geheime Inſtruktionen verborgen. So war manch wackerer Häuptling wegen ſeiner Anhänglichkeit an den alten Königsſtamm verdächtig geworden, und gelang es ihn in den Plan oder wohl gar nach England zu locken, ſo erpreßte man ihm in den gräulichen Kerkern, oder wohl gar auf der Folter ein Geheimniß, das er vielleicht nie verborgen hatte.

Natürlich wucherte unter ſolchen Umſtänden der Same des Mißtrauens, und trug die heilloſeſten Früchte. Die Bande der Freundſchaft, der Gaſtlichkeit und jeder geſelligen Verbindung riſſen, ja ſelbſt die ehernen Ketten der Blutsverwandtſchaft waren oft nicht ſtark genug dem Roſthauch des Argwohnes zu widerſtehen. Verſtohlen und ſcheel blickte der älteſte Sohn des Clans auf ſeine Brüder, ob nicht Einem von ihnen ſein reizend Weib oder ſeine Macht und Reichthum ihren Neid errege, und die Luſt erwecke, ſich dies alles auf leichte Weiſe zuzueignen. Politiſche Zwieſpalte zerriſſen die feſteſten durch Jahrhunderte bewährten Bande der Freundſchaft, und Stämme, die ſonſt durch Blutverwandtſchaft oder durch heiliges Überkommen von ihren Vätern enge an einander gekettet waren, ſtanden ſich jetzt plötzlich feindſelig und drohend, ja oft blutdürſtig gegenüber.

So war es auch zwiſchen den Familien Gleneira und

Innerallie gekommen. Beide hatten ihren Sitz auf einem und demſelben Abhange des Hochgebirges, das mit ſeinem zackigen Ende tief ins flache Land hinunterragt. Seit ewigen Zeiten ſtanden die Häupter in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, und öfter als Einmal hatte eine Heirath zwiſchen den Sprößlingen derſelben die Kette nur noch enger gezogen. Aber auch dies ſchöne Band ſollte nicht ungeriſſen bleiben. Der Laird von Innerallie, der den unglücklichen König Karl I. perſönlich gekannt, und oft, wenn er in den Hochlanden gejagt, mit ſeinem Beſuche beehrt worden war, hing mit all jener glühenden, ſchwärmeriſchen Liebe am legitimen Hauſe, deſſen das biedere Herz eines Schotten fähig iſt. Das entſetzliche Ende des unglücklichen Karl I. ſtürzte auch ihn in ein frühes kummervolles Grab, und er ſtarb mit gebrochenem Herzen, daß er ſeinen Eifer wie ſeine Rache auf keinen thatkräftigen Sohn vererben könne. Aber er hinterließ ſeine Geſinnungen eben ſo lebhaft, wenn auch nicht ſo erfolgreich, ſeiner Gemahlin und ſeiner einzigen Tochter. Die Frauen, obſchon ſie von der politiſchen Lage jener Zeit wenig Einſicht haben mochten, verabſcheuten doch den Uſurpator als den Mörder des ritterlichen Königs, folglich auch den ihres ſo geliebten Gatten und Vaters auf das Höchſte. Mit ſchwärmeriſcher Liebe hingen ſie an dem unglücklichen verfolgten Karl II., und der innigſte Wunſch, mit welchem ſie ſtets ihren Tag begannen, war der, daß ihnen das Geſchick die Gelegenheit gönnen möge, ihr Leben für den angebeteten Prinzen wagen, ja ſelbſt verbluten zu dürfen.

Ganz andere, ja gerade entgegengeſetzte Geſinnungen erfüllten die Gemüther der Gleneira's. Eine Beſchimpfung, die Einer ihrer Verwandten am Hofe der Stuarts erlitten hatte, warf zuerſt die Fackel des Ingrimms in die

Bruſt der unverſöhnlichen Hochländer, aber als ſie, die heimlich der puritaniſchen Sekte zugethan waren, plötzlich ihre Religionsfreiheit durch das unkluge Edikt Karl I. bedroht ſahen, da ſchlugen ſie ſich mit dem höchſten Eifer zu Kromwell's Partei, die nebſtdem, daß ſie an ſich ſelbſt populärer war, auch noch für ihren ſo lange verfolgten Glauben kämpfte. Der doppelte Fanatismus der politiſchen Meinung und der Religion zog ſie demnach auf die Seite des Protektors, deſſen eifrigſte Anhänger ſie blieben. Ihr beſſerer Sinn ſchirmte ſie jedoch vor dem ſchmachvollen Streben, die Schergen ſeines Blutdurſtes zu ſein, und kämpften ſie in ſeinen Schlachten mit Löwenmuth gegen ihre Mitbürger, ſo entriſſen ſie daheim mehrere, des Stuartismus Angeklagte dem ihrer harrenden Tode, und der alte Laird Hugh Gleneira pflegte, wenn er ſeine noch immer nicht vergeſſene Kränkung erzählte und über den frühern üppigen Hof loszog, noch immer hinzuzufügen: „Doch ich wollte, ich träfe meinen armen Prinzen irgendwo, ich würde die Schuld ſeines Vaters nicht an ihm rächen, und wäre es mit Gefahr meines Lebens — ich würde ihn retten.“

Aber der wackere Häuptling konnte weder dieſen noch viele andere Vorſätze ausführen, denn ſchon das nächſte Scharmützel in der Ebene brachte ihm einen gewaltſamen Tod. Sein Sohn erbte den Geiſt ſeiner Partei, aber auch ſeine edlen Geſinnungen, und hatte ſeine politiſche Meinung wie ſeinen Muth bereits im Kampfe gegen die Royaliſten bewährt. Mehrere Wunden bewogen ihn, ſich nach ſeinem Stammſchloſſe zurückzuziehen, um dort indeß durch die Jagd ſich zu vergnügen, bis Zeit und Umſtände ihm einen abermaligen Feldzug geſtatteten.

Unter dieſen Verhältniſſen mußte der Bruch zwiſchen den Häuſern Gleneira und Innerallie immer bedeutender werden, ſo daß ſie ſich zuletzt ganz feindlich gegenüber ſtanden. Und dies mochten wohl triftige Gründe ſein, um unſerem verunglückten Jäger die Zuſammenkunft mit den Frauen jenes Hauſes höchſt unangenehm erſcheinen zu laſſen.

Der junge Laird von Gleneira folgte ſeinem Führer, und nachdem ſie ſo ſchweigend und gemeſſen einige Gänge und Vorgemächer durchſchritten hatten, befand er ſich plötzlich in einer kleinen, niedlichen Halle, gleichſam dem Geſellſchaftszimmer des Schloſſes, und in der Gegenwart zweier weiblichen Weſen, die er alsbald für die wohlwollenden Perſonen erkannte, deren hoher Menſchenfreundlichkeit er ohne Zweifel ſein Leben verdankte. Die Frauen erhoben ſich bei ſeinem Eintritte ins Gemach, und die ältere trat ihm würdevoll entgegen, ihn mit den Worten bewillkommend: „Ich freue mich, den jungen Laird von Gleneira unter meinem Dache zu bewillkommen, und doppelt freut es mich, ihn, den ich als den Sohn einer mir ſo theuern Mutter begrüße, ſo wohlauf und im vollen Genuſſe eines Daseins zu ſehen, deſſen er beinahe verluſtig geworden wäre.“

„Daß es ſo kam, Lady, verdanke ich Eurer Güte,“ erwiederte der Jüngling, ſich tief verneigend, „und ich erſuche Euch inſtändigſt, meinen warmen Dank dafür hinzunehmen; entſchuldigt jedoch meine Unerfahrenheit, wenn ich von Euern Worten höchſt überraſcht bin, denn ich meine, mancher Tag iſt ſeit der Zeit hingegangen, wo Friedensgrüße und freundliches Willkommen zwiſchen den Bewohnern Eures Hauſes und denen meines väterlichen Schloſſes gewechſelt wurden.“

„Laßt das für jetzt," murmelte die Lady tiefſinnig, indeß eine Wolke an ihrer ſchönen Stirne vorüberzog, „nicht an der Schuld derjenigen, die mit Euch ſpricht, liegt dieſe unſelige Zerwürfniß — das Geſchick und zum Theil auch unſer eigener Starrſinn wollten es ſo. Aber ſollte es nicht anders werden? Sollte jene Zwietracht, welche die Verbindung unſerer Häuſer untergrub, nie erlöſchen können?"

„Aber meine Mutter — Lady — Ihr nanntet meine Mutter — was mochte...."

„Ei," unterbrach ihn die Matrone empfindlich, „ich kann Eure Worte errathen. Was — wolltet Ihr wohl bemerken — mag die Lady von Innerallie mit der Mutter eines Glencira zu ſchaffen haben, nicht wahr, ſo meint Ihr? — in der That nur ſo viel, als man mit der theuerſten Freundin ſeines Herzens zu verkehren haben kann. Eure Mutter, junger Mann, war meine erſte Geſpielin, meine beſte, geliebteſte Freundin bis zu unſerer Verheirathung. Erſt jene unſelige Spaltung, die zwiſchen unſern Häuſern entſtand, das Vorſpiel größerer, weit verderblicherer Bürgerkämpfe, konnte dies zarte Band erſchlaffen, doch nie es zerreißen. Mit unendlicher, wehmüthiger Liebe gedachte ich ihrer ſtets, und ihr frühzeitiger Tod war der bitterſte Tropfen in meinem Wermuthsbecher. Es ward mir nicht gegönnt bei ihr zu ſein, für ſie zu wachen, ihr jene Sorgfalt zu weihen, die uns Beiden ſo wohlthätig geweſen wäre." Die Stimme der würdigen Dame bebte bei dieſen Worten, und ſie wandte ſich auf einen Augenblick ab, indem ſie mit ihrem Tuche Stirn und Wange verhüllte. Bald aber fuhr ſie, wieder gefaßt, heiterer, ja ſcherzend fort: „Laſſen wir die melancholiſchen Erinnerungen — ſie taugen nicht viel. Erlaubt mir Euch meine Tochter vorzuſtellen, ich hoffe, Ihr werdet nicht finden, daſs in ihr feindliche Geſinnungen gegen Euer Geſchlecht genährt worden.“

Verwirrt durch eine ſo unerwartet herzliche, ja faſt mütterliche Aufnahme von Seite einer Perſon, welche er ſchon ihrer Abſtammung wegen als ſeine Feindin betrachten ſollte, und gefeſſelt von dem zarten feinen Benehmen der Dame, von einer liebenswürdigen Offenheit, die unwiderſtehlich ſich ſein Vertrauen errang, fühlte der junge Mann, daß das ſtrenge Vorurtheil in ſeinem Gemüthe nach und nach zurückwich, als ſei es ungegründet und gegen dieſe Menſchen übel angebracht, ſein Mißtrauen verſchwand vor den freundlichen Blicken ſeiner lieblichen Gegnerinnen, und zu ſeinem eigenen Erſtaunen befand er ſich bald im Gefühle hohen Wohlbehagens den Frauen gegenüber, vergaß im lebhaften Geſpräche der entfliehenden Zeit, auf die Umſtände, unter welchen er ſo unerwartet hier aufgetreten war, und ſelbſt darauf, daß nur ſein bewußtloſer Zuſtand es hatte möglich machen können, daß er in dieſes Haus gebracht wurde. Erſt ſpät, nachdem manches beſprochen und mitgetheilt worden war, erinnerte er ſich, wo er war, und in demſelben Augenblicke fiel es ihm ſchwer aufs Herz, daß ſeine Hausgenoſſen über ſeine Abweſenheit beſorgt ſein müßten, und daß er ſeinen treuen wackern Begleiter durch ſeine Tollkühnheit mit ſich in Gefahr geſtürzt hatte, ohne zu wiſſen, was aus ihm geworden. Heftig aufgeregt, wollte er, obſchon der Tag ſich bereits gegen ſein Ende neigte, ſein kaum gerettetes Leben neuerdings aufs Spiel ſetzen und eine lange Wanderung antreten, um ſeine Beſorgniſſe zu zerſtreuen. Aber ſeine freundlichen Wirthinnen wollten davon nichts hören.

„Dafür iſt bereits geſorgt,“ beſchwichtigte die Dame,

„noch vor Tagesanbruch ward ein Bote nach Leurich abgefertigt. — Eure gute Tante iſt in dieſem Augenblicke aus aller Verlegenheit, und es freut mich, Euch zugleich vom Wohlbefinden Eures Dieners unterrichten zu können. Ihr könnt Euch in dieſer kurzen Zeit unmöglich genug von Eurer Anſtrengung und Erſchöpfung erholt haben, und ſollt nicht daran denken, von hinnen zu eilen, bis die Witterung und Euer Befinden Euch dies ohne weitere Gefahr erlauben.“

So fuhr die würdige Dame überredend fort, bis der Jüngling, demüthig das Haupt neigend, ſich überwunden gab. Wer hätte einen Tag früher den ſtolzen Gleneira überzeugen mögen, daß Bitte oder Gewalt ihn vermögen werde, einen Tag — ja auch nur eine Stunde in der Behauſung eines Campbell zu weilen? Und nun gab er faſt ohne Widerſtand der ſanften Einladung einer Frau nach, und dieſe Frau war die Witwe eines Mannes, der ſeines Vaters bitterſter Feind geweſen. — Welchen Antheil die ſanften, ausdrucksvollen Augen, die roſig ſchwellenden Lippen, und die wunderanmuthige Geſtalt der holden Ellen Campbell an dieſer plötzlichen Umſtimmung gehabt haben mögen, wollen wir nicht genau verbürgen; doch wäre es unwahr zu behaupten, daß dieſer Abend in dem Jünglinge keinen Eindruck zurückgelaſſen hätte, denn jede entſchwebende Sekunde drückte die Empfindung tiefer in ſein Gemüth, daß dieſe bezaubernde Hülle eine köſtlichere Geiſtesgemme in ſich ſchließe, als die vergänglichen Reize des Körpers.

Aber während ſie ſo im lebendigen Geſpräche die Zeit entſchwinden ließen, hatte dieſe ein neues, furchtbareres Ungewitter in ihrem Schooße herbeigezogen. Wüthend heulte wieder der Sturm durch die Heiden und Gebüſche, und der immer mehr hereinbrechende Abend ſpiegelte ſich heller im Widerſcheine blanker Schneedecken. Kein tröſtender Stern zeigte ſich am Himmel, kein fahles Mondbild trat aus den dichten, über einander hängenden Wolken hervor, die ſich neuerdings wie eine dunkle Kappe auf die Bergesgipfel niederließen. Der junge Gleneira wurde einſylbig, und blickte gedankenvoll und bedeutſam durch das hohe Fenſter in dies wilde Treiben winterlicher Natur. Wohl mochte ihm lebendige Erinnerung an die geſtrige Wanderung und ihr trauriges Ende durch den Sinn ziehen, und ſchwer möchte es zu beſtimmen ſein, ob die Macht dieſer Vorſtellung oder Dankbarkeit gegen ſeine Lebensretterinnen dieſe Gemüthsbewegung zumeiſt veranlaßten. Aber auch dieſe waren ſichtbar unruhig, und ſaßen mehr ängſtlich als verſtimmt, indem ſie manchen beſorgten Blick ins Freie warfen. Endlich läutete unten die Fremdenglocke. Die Matrone ſtand haſtig auf und eilte zur Thüre. Aber ſchon öffnete ſich dieſe, und herein trat ein noch jugendlicher bleicher Mann, deſſen Züge wohl ziemlich heiter geweſen ſein mochten, ehe ihnen dieſer Stempel eines ſanften Leidens aufgedrückt worden war. Eine edle, ächt normanniſche Naſe prangte unter lebendigen, ja feurigen Augen, um den Mund ſchwebte ein anmuthiges mildes Lächeln, ſeine Stirne war hoch und ſtolz, doch lag jetzt durchaus wenig Verletzendes darauf, und der Fremde war, wie es ſchien, zu ſehr in ſich verſenkt, um mit beſonders prunkender Äußerlichkeit auftreten zu wollen. Es ſpiegelte ſich aber in ſeinem ganzen Weſen eine Würde, die bedeutend imponirte und ihm angeboren ſchien, indem ſie gleich weit von Demuth wie von lächerlicher Anmaßung entfernt lag. Seine Kleidung war die eines Schotten aus der Ebene, kurze Beinkleider mit gewürfelten Strümpfen. Doch fehlte das maleriſche Plaid mit dem ſchwarzen Gürtel, das den Hochländern eigen zu ſein pflegt. Seine dunkeln Haupthaare hingen nachläſſig zerſtreut um die ſchöne feine Stirne, und nur ſelten gelang es der gleich feinen Hand ſie auf wenige Augenblicke in Ordnung zu bringen. Im Ganzen war ſein Anzug zwar rein, doch etwas dürftig, und ſein Weſen wie ewig von Zweifeln bewegt, ob und wann es zu handeln habe.

Er trat langſam ein, ſchien den jungen Fremdling wie halb ſtaunend, halb mißtrauiſch zu beobachten, und wollte ſich alsbald entfernen. Aber die ältere Dame erhob ſich, faßte ſeine Hand und ſagte, ihn Gleneira vorſtellend, mein Verwandter Sir Peyton aus Glasgow. Beide verbeugten ſich ſchweigend, und bald darauf ſchied er, von der Lady begleitet. „Ein ſchwacher kränklicher Jüngling,“ ſprach ſie, von der Thüre zurückkehrend, „ich nahm ihn herauf in unſere reinen Gebirgshöhen, damit er ſich möglichſt erhole. Darum iſt er ſo ſcheu und ſtille; er iſt nicht recht an die Leute gewohnt.“

Gleneira ſchien es, als habe er dies Antlitz irgendwo wenigſtens im Bilde geſehen, aber er beſtrebte ſich vergebens eine klare Erinnerung hervorzurufen. So quälte er ſein Gedächtniß nicht weiter, und gab ſich ganz dem Vergnügen hin, das er im Geſpräche mit ſeinen zwei liebenswerthen Geſellſchafterinnen empfand. Der Abend entſchwand ſehr angenehm zwiſchen Erinnerungen und Vorſätzen mancherlei Art, und unvermerkt rückte die Stunde der Tafel heran. Schon hatten ſich die Damen und der Gaſt an derſelben gelagert, als ein Diener eilig hereintrat und der ältern Lady mit ängſtlicher Miene etwas ins Ohr flüſterte. Jene erbleichte.

„Wie, er wird doch nicht?“ rief ſie halblaut, und ſchien ſich erheben zu wollen, „ſagt ihm, ſtellt ihm vor —“

Der Diener zuckte die Achſeln und wollte etwas erwiedern, aber ſo eben öffnete ſich die Seitenthüre, und Sir Peyton, wie ihn die Lady genannt hatte, trat wieder ins Zimmer.

Er erſchien nun im Hauskleide, einem kurzen Leibrocke von braunem Zeuge und artiger Form. Sein Haar war etwas ſorgfältiger geordnet, und ſein Weſen viel ruhiger und heiterer als vorhin. Er verbeugte ſich mit leichtem Anſtande, trat zu dem Stuhle Miß Ellens, und war bald mit ihr in ein lebhaftes Geſpräch verwickelt. In dem Buſen des Lairds regte ſich, ſo lächerlich es ihm ſelbſt vorgekommen ſein mochte, ein der Eiferſucht ſehr ähnliches Gefühl, und höchſt begierig war er, den Gegenſtand zu wiſſen, worüber der Fremde, der ſich indeſſen gleichfalls niedergelaſſen hatte, augenſcheinlich mit ſo vielem Intereſſe ſprach, und die junge Dame mit einer Aufmerkſamkeit, die faſt an Ehrfurcht grenzte, ihm zuhorchte. Allein die Lady Innerallie hatte ihn mit einer Menge Fragen über die Angelegenheiten ſeiner Verwandten, den Zuſtand ſeines Stammſchloſſes und ihre Lieblingsplätzchen daſelbſt, deren Andenken noch in ihrer Erinnerung haftete, ganz in Beſchlag genommen, und er war gezwungen, ſich mit einem Seitenblicke zu begnügen, welchen er dann und wann auf die Flüſternden werfen durfte. Ja, ein ruhigerer und weniger befangener Beobachter hätte ſogar beobachten können, wie die Lady mit einer Art von Ängſtlichkeit alle Mittel aufbot, um die Aufmerkſamkeit ihres Gaſtes gänzlich zu feſſeln, und ſo von jeder dauernden Richtung auf den Fremden abzuziehen.

Dem Laird wurde jedoch dieſe abgeſchloſſene Konverſation nach und nach faſt unerträglich, und er athmete freier auf, als gegen das Ende der Tafel Wein gebracht wurde, und das Geſpräch, allgemeiner werdend, ſich in freien Kreiſen bewegte. Der Fremde trank oft und viel, obſchon die Lady ihn beſorgt ermahnte, den ſtarken Wein mit Waſſer zu miſchen. Gleneira, an die Mäßigkeit des Jägers gewohnt, genoß nur wenig. Eben war die Lady in eine lebendige Beſchreibung des Treibens in Paris, das ſie in ihrer Jugend, ſo wie ganz Südfrankreich beſucht hatte, verſunken, und der Laird, der ſich oft hinüberſehnte, horchte ihr ergötzt zu, als der Fremde mit Glut im Antlitze, welche bei Gaſtmalen bezeugt, daß man des Guten zu viel gethan, ſich erhob, mit dem vollen Glaſe in der Hand ſtark ausrief: „Dieſen Toaſt, wie jeden Tag, auch heute dem rechtmäßigen Könige, und Tod den Rebellen und Verräthern!“

Die Lady und Miß Ellen erblaßten, die Letztere blickte beſtürzt vor ſich nieder, die Erſtere aber winkte dem Unbeſonnenen ängſtlich mit Augen und Hand, jedoch vergebens. Er ſtürzte das Glas bis auf den letzten Tropfen hinunter.

Der Laird ließ es vor ſich ſtehen, ohne es auch nur zu berühren.

„Nun wie? Ihr thut mir nicht Beſcheid, Sir?“ fragte der Andere mit herausforderndem, höhniſchen Tone, „iſt Euch der Toaſt zu ſchlecht?“

„Das möchte ich nicht behaupten,“ erwiederte dieſer, höflich ausweichend, „ich wußte nur nicht, wen Ihr eigentlich meint, und auf das Wohl unbekannter Perſonen trinke ich nicht gerne.“

„Wen ich meine?“ wiederholte der Fremde ihn gemein nachäffend. „Nun das könntet Ihr errathen, wenn Ihr auch nur ſo viel Witz habt, als in eine Puritanermütze geht — aber ich will's Euch im Vertrauen entdecken. Der einzige legitime, von Gott eingeſetzte König iſt des ermordeten Karls Sohn, und der Rebell und Verräther iſt der rundköpfige, ſchielende, hundsföttiſche Kromwell, den Gott verdammen möge ſammt allen ſeinen ehrvergeſſenen Anhängern."

Höchſt gereizt erwiederte der Laird, ohne auf die bittende Miene und den Händedruck der zitternden Damen zu achten. „Kromwell's Handlungen und ſeine ſchmeichleriſche, frömmleriſche Brut kann ich leider nicht vertheidigen — aber was Euern legitimen Thronerben betrifft, der dann auch wohl das Schaffott erben dürfte, ſo mag er leben, ſo lange und ſo fröhlich er will, nur nicht als Beherrſcher dieſes armen ausgezehrten Landes."

„Und warum das nicht?" rief der Andere und die Glut des Zornes flammte auf ſeinen Wangen.

„Wir bedürfen jetzt eines kräftigen Regenten," ſagte Gleneira ernſt, „und nicht eines Genußſüchtigen, der ſeinen Begierden alles hinopfert."

Der Andere wechſelte die Farbe, biß ſich in die Lippen, und äußerte ſtufenweiſe alle Zeichen innerer Wuth und ungeheurer Aufregung. „Ha Rebelle, Verräther an deinem Vaterlande," rief er endlich, auffahrend von ſeinem Sitze und mit drohender Miene, „wer lehrte dich ſo von deinem Könige ſprechen?"

Gleneira wollte, gleichfalls aufgebracht, ſcharf antworten, aber ein Blick auf die vor Schreck athemloſe Lady, auf die gleich einem Eſpenlaub bebende Miß Ellen ließ ihn die Unbeſonnenheit ſeines Betragens tief fühlen. Bereuend ſtimmte er ſonach die Saiten etwas herunter, und entgegnete kaltblütig: „Bis jetzt iſt er noch nicht mein König."

„Aber er wird es werden,“ fuhr der Schäumende fort, „ſo gewiß als Ihr durch Henkershand am Galgen zappeln werdet.“

„Sir, mäßigt Euch,“ rief jetzt der glühende Jüngling rückſichtslos, „ſonſt wird das Schwert eines Kriegers Euch lehren …“

„Das wollt' ich, Burſche,“ ſchrie jener raſend, „Ihr verdient zwar die Ehre nicht, daß“ — hier unterdrückte er, wie es ſchien, gewaltſam einige Worte — „aber damit die Welt von einem Schurken befreit werde, ſei es darum! Morgen um fünf Uhr werdet Ihr mich am Damme finden.“ So ſchritt er verächtlich durch die Seitenthüre, welche er ſtark hinter ſich zuwarf.

Als Gleneira wieder aus ſeiner Bewegung zu ſich kam, waren die Damen verſchwunden, und er zog ſich noch halbbetäubt gleichfalls auf ſein Zimmer zurück.

Ein leiſes Knarren an der Thür weckte ihn aus ſeinem unruhigen Schlummer. Seine Augen öffnend und ſich mit dem Oberleibe vom Lager erhebend, erſah er Lichtſchimmer durch die Thürritze. Bei der aufgeregten Stimmung, in der er zu Bette gegangen war, und bei der krankhaften Reizbarkeit, welche in ſeinem Körper als Folge der vorhergegangenen Müheſale zurückgeblieben, mußte eine ſo plötzliche Störung mitten in der Nacht einen außerordentlichen Eindruck auf ihn hervorbringen. Wirklich horchte er mit glühenden Wangen und heftig klopfendem Herzen und ſah ſtarr nach der Thüre, erwartungsvoll, was da kommen würde. Da öffnete ſich jene, und herein trat — ein ſchlankes weibliches Weſen im züchtigen ſchneeweißen Nachtgewande, indeß ſie, die Lampe vorſichtig zurückziehend, noch hinausſpähte, ob kein unberufener Späher ihren Schritten folge. Dann ſchloß ſie die Thüre und näherte ſich dem Lager des Jünglings.

Der Aberglaube, deſſen Macht über die Bewohner des Hochlandes ohne Unterſchied des Standes wohl bekannt iſt, begann in dieſem Augenblicke auch auf den Laird zu wirken, und der Gedanke, dies könne eine der bekannten weißen Frau ähnliche Erſcheinung ſein, erfüllte ihn mit einer Art von Geſpenſterſchauer; aber wie unbeſchreiblich war ſeine Überraſchung, als er bei dem ſchwachen Scheine der Lampe Miß Ellen, die reizende Tochter ſeiner Wirthin, erkannte. Mit einem Schlage war ſeine Furcht in ein Gemiſch von Freude, Staunen und Erwartung verwandelt, und athemlos, nicht wiſſend, was er denken, noch wie er ſich in einem ſo ſeltſamen Falle benehmen ſolle, ſah er den nächſten Minuten entgegen.

Die junge Dame, deren Schönheit durch die Einfachheit und blendende Weiße ihres Nachtgewandes etwas wahrhaft Himmliſches erhielt, trat indeß immer näher, und die Lampe vor ſich hinhaltend, ſuchte ſie offenbar zu erſpähen, ob der auf dem Lager Ruhende ſchlafe. Als ſie ihn aber wachend erblickte, wie er das feurige Auge fragend und forſchend auf ihrem Antlitz haften ließ, da erröthete ſie tief, und ſetzte in außerordentlicher Bewegung ihre Leuchte auf den Eichentiſch. „Denkt von mir, was Ihr wollt,“ flüſterte ſie ſchnell und ängſtlich, „aber bei allem, was Euch theuer, was Euch heilig iſt, vermeidet den unglückſeligen Zweikampf. Wenn Ihr uns für unſere geringen Dienſte irgend einen Dank ſchuldig zu ſein glaubt, wenn Ihr uns vergelten wollt, ſo meidet den Kampf, und wir werden uns reich belohnt halten. Seid barmherzig, und ſchließt aus dieſem Schritte einer unbeſcholtenen Jungfrau, wie ſehr ihr die Erfüllung dieſer Bitte am Herzen liegen muß.“

Noch war vor Überraſchung der Jüngling kaum ſeiner Sprache mächtig. Der Beſuch der edlen Jungfrau in dieſer nächtlichen Stunde, ihre Schönheit, ihr ſüßes Bitten zu ihm, dies alles ſchien ihm ein Traum. Faſt noch verwirrter als jene, rief er, die Augen niederſchlagend: „Wie, Ihr ſelbſt, reizende Miß!“

„O,“ entgegnete ſie ernſt und unzufrieden, „laßt jetzt Schmeicheleien und Förmlichkeit, der Augenblick iſt nicht darnach. Noch einmal, denkt was Ihr wollt, aber thut das, warum ich Euch beſchwöre: meidet den Kampf.“

„Ihr bedenkt es nicht, Mylady, wie kann, wie darf ich als Clanshaupt, als Krieger, ja ſelbſt als Schotte — wie ſoll ich zurücktreten? Darf ich den Verdacht, den Schimpf der Feigheit auf mich laden? Soll ich von dem Unbeſonnenen mich noch mehr höhnen laſſen?“

„Unbeſonnen? recht, das iſt er, aber unglücklich — ſchont ſeiner, ſchont unſer! Die Mutter ſandte mich zu ihm, aber ich kenne ihn und ſeine kindiſche Thorheit, in welche verſunken er keinen Rath annimmt; aber an Euch wenden wir uns, Ihr ſcheint ein beſonnener, edler Mann; betrachtet ihn als einen Knaben, der Euch tollkühn geſchlagen; werdet Ihr durch einen Sieg über ihn Eure Ehre wieder erringen?“

„Wenn ich es thäte,“ erwiederte der Laird ſchwankend, „ſo würden es die Andern nicht ſo anſehen. Ja ich müßte ſogar fürchten, daß der Knabe ſich mit ſeinem Siege und meiner Nachgiebigkeit brüſtete, und …“

„Nein, nein, das wird er nicht,“ fiel ihm das Mädchen haſtig in die Rede, „er wird beſchämt Euern Edelmuth erkennen und bewundern müſſen. Dafür laßt uns ſorgen, und nehmt uns zu Bürgen an. Ihr ſeid ja beide unſere Gäſte, ziemt es Euch, das Haus, das Euch aufnahm, zum Schauplatze eines blutigen Haders zu machen?“

Dieſe Erinnerung traf. Gleneira ſchwieg verlegen einige Augenblicke, und fuhr dann in gezwungenem Scherze fort: „Man muß geſtehen, ſchöne Miß, Ihr habt Euch mit allen möglichen Waffen gerüſtet, ſcheint es doch faſt, als ob der Gegenſtand, für den Ihr ſie führt, ſelbſt in Eurem Herzen wohne und von da ...“

„Nicht weiter,“ unterbrach ihn die junge Dame mit Würde, „ſolche Anſpielungen, mögen ſie Scherz oder Ernſt ſein, ſind hier durchaus nicht auf ihrem Platze. Ja, ich betheure Euch, daß Euer Gegner, wenn nicht Mitleid und ...“ hier verſchluckte ſie ein Wort, „mich zwängen, an ihm Antheil zu nehmen, mir gleichgiltiger wäre, als irgend Jemand auf Erden. Wen man nicht achten kann, mag man den wohl lieben?“

„Ja du reines, edles Weſen,“ rief der Jüngling hochbegeiſtert, daß jene abermals über und über errothete, „ich erkenne, ich verehre dich. Vergib, daß ich einen Augenblick lang dich für ein gewöhnliches Weib gehalten! Kein Opfer ſei mir zu ſchwer, wenn Ihr es fordert,“ fuhr er gefaßter fort. „Mit Tagesanbruch wird mein Pferd geſattelt und ich reiſefertig ſein. Mag er läſtern, wie er will, Euer Befehl ſoll erfüllt werden.“

„Gott wird Euch dafür ſegnen,“ erwiederte die Lady innig, und ſchüchtern entſchlüpfte ſie wie ein Geiſt dem Zimmer.

Aber ihre Geſtalt gaukelte noch ſtundenlang vor dem entzückten Gemüthe des Jünglings und der Schlummer war von ſeinem Auge ferne. Wachende Träume, deren Königin ſie war, wechſelten vor ſeiner Phantaſie, bis der erſte blutrothe Morgenſtrahl durch die Fenſter hereinfiel.

Schnell hatte er ſich erhoben, angekleidet und ging in den Stall, wo er ſein Pferd bereits geſattelt und einen Diener zu ſeiner Begleitung fand. Die aufgegangene Sonne ſah ihn bereits ferne auf dem Wege nach ſeiner Heimat.

Die Ankunft des ſchon als todt Beweinten verurſachte die freudigſte Bewegung im Schloſſe, die alte Tante vergoß Thränen des ſüßeſten Entzückens und die Dienerſchaft reihte ſich mit glänzenden Augen um ihn, denn alle liebten ihren guten Herrn von ganzem Herzen. Der aber war ganz verändert. Nicht mehr wie früher, erhob er ſich rüſtig mit der Morgenröthe, griff nach Flinte und Jagdtaſche und zog in die Waldungen oder auf Gebirge, um mit reicher Jägerbeute heimzukehren. Träumeriſch ſaß er am Fenſter und ſtarrte hinaus in die düſtere Winterlandſchaft, oder ſchritt langſam und in ſich ſelbſt verſunken durch die Felder, ohne auf Wildpret oder Rebhuhnſchwärme viel zu achten. Vergebens ſuchte ihn die alte Frau, die es anfangs für Körperſchwäche hielt, durch die zarteſte Sorgfalt zu reſtauriren, ſpäter aber, als ſie ein Gemüthsleiden vermuthete, ihm ſein Geheimniß zu entlocken; vergebens zogen ihn die fröhlichen Gefährten mit ſeiner Kopfhängerei auf — er wurde nur noch verſchloſſener und trübſinniger.

Leicht wird der aufmerkſame Leſer errathen haben, daß die erſte Liebe es war, welche im Herzen des jungen Mannes ſo arg hauſte, und auch der Gegenſtand dieſer innigen Neigung wird ihnen wohl kein Geheimniß ſein. Er hatte nie bis jetzt die Tyrannei einer Leidenſchaft gefühlt, an deren Daſein ſogar er nicht geglaubt hatte; die Natur, Jagd und Waffenſpiel war ihm bisher Alles geweſen, und mit ihnen beſchäftigt, hatte er nichts vermißt; jetzt war es anders geworden. Er zürnte mit ſich ſelbſt, warf ſich das Thörichte einer Neigung vor, welche nach einem ſeinem Stamme feindlichen Hauſe ſich gewandt hatte, er wiederholte es ſich, daß er wenig Hoffnung hätte ſeine Beſtrebungen mit glücklichem Erfolge gekrönt zu ſehen; aber ſeine Vernunft erſchlaffte vor der Macht ſeines Herzens. Eine unüberwindliche Sehnſucht übermannte ihn nach dem holden Weſen, das ihm in jener Nacht ſelbſt in der zweideutigen Situation rein und glänzend wie ein höheres Weſen erſchienen war, aber wie ſollte er ſie befriedigen? Durfte er es wagen ihr Schloß zu betreten, woraus zu fliehen ſie ihn ſo dringend gebeten hatte? mußte er nicht fürchten, jenen übermüthigen Thoren zu treffen, und ſo einen Streit zu erneuern, der den Frauen ſo vielen Kummer zu verurſachen ſchien? Wer war jener Fremde, an welchem ſie ſo außerordentlichen, rückſichtsloſen Antheil nahmen, daß die ſchüchterne Jungfrau ſich bewogen fühlen konnte, Sitte, Anſtand und Schamgefühl außer Acht zu laſſen, und ſich zur Mitternacht in das Schlafgemach eines vielleicht zu unternehmenden Mannes zu begeben?

So von Zweifel, Sehnſucht und Liebe zerſplittert, ſchweifte der Jüngling unſtät umher, ohne an irgend einem Orte Befriedigung zu finden. Dorthin,, wohin ſein Herz ihn zog, wagte er nicht zu gehen, und hätte er es auch gedurft, er that es nicht, weil er das Thörichte ſeiner Leidenſchaft nur zu wohl einſah, und ſie möglichſt zu unterdrücken ſtrebte. Zwar ſandte er ſeinen treuen Allan, der Sitte gemäß, nach Schloß Innerallie, um ſich nach dem Befinden der Frauen zu erkundigen, und ſein Geiſt flog mit ihm hinüber, aber ſchon die kalte Höflichkeit, die er vor den Augen ſeiner Umgebungen in dieſe Botſchaft zu legen gewohnt war, und der ceremonielle Ton, in welchem ſie erwiedert wurde, machte ihm dies Geſchäft höchſt peinlich.

So geſchah es einſt, daß er in unmuthiger Zerſtreuung mit Jagdtaſche und Waffen durch den nahen Wald ſtreifte, ohne ſich auch nur im mindeſten um das Wild zu bekümmern. Der Haſe ſetzte ſich auf die Hinterbeine, und ſah ihm treuherzig in die Augen, als hätte er die Gefahrloſigkeit ſeines heutigen Streifzuges erkannt. Die Sonne war freundlich durch den Nebelhimmel gebrochen und ſchien durch ihre wärmeren Strahlen den bald nahenden Frühling ankündigen zu wollen, die Eistropfen an den Bäumen erblitzten in dem goldenen Scheine gleich Diamanten, und die blanke Schneefläche flimmerte gleichfalls ihrer Zerſtörerin entgegen. So gelangte er an einen freien, runden, von jetzt entlaubten, doch mächtigen Bäumen umgebenen Platz, wo zwei Damen im warmen Mittagsſcheine luſtwandelten. Welche Überraſchung! es war die Lady Innerallie ſammt Miß Ellen. Sie zeigten ſich erfreut über dieſes Zuſammentreffen an einem Orte, der, wie die Lady bemerkte, zu ihren Lieblingsſpaziergängen gehöre. Und die Miß, wie reizend war ſie heute! Im maleriſchen Koſtüme der Bergſchottinnen mit den klugen und lebhaften Augen. Dabei ſchwatzte ſie liebenswürdig unbefangen von jenem für ihn ſo bedeutenden Tage und ſelbſt von jener merkwürdigen Nacht. „Jetzt dürft Ihr ſchon wieder zu uns kommen,“ ſchloß ſie lächelnd, „wir haben den unruhigen Gaſt bereits fortgeſchickt.“

Ihre Mutter ſah ſie mildverweiſend an, dann fuhr ſie fort: „Obwohl ich den allzukühnen Schritt meiner Tochter, hätte ich ihn gewußt, auf keine Weiſe zugegeben hätte, und ihn auch jetzt noch nicht billige, ſo ſegne ich dennoch den Augenblick, der dieſen furchtbaren Zweikampf verhinderte, da er nur zu höchſt Unſeligem führen konnte.“

„Mich erhebt es doppelt,“ verſetzte der Jüngling, „wenn ich bedenke, daß ich bald die Güte meiner Lebensretterinnen mit Angſt und Kummer vergolten hätte.“

„Und wir erkennen Euer feines, edles Gemüth, das unſerer Ruhe ſeinen Ehrgeiz zum Opfer brachte, dankbar an, es iſt das höchſte Opfer, welches Ihr uns bringen konntet.“

„Ihr nehmt ſo vielen Antheil an meinem Gegner,“ ſagte jetzt der Jüngling ausholend, „daß ich ihn beinahe, obſchon er fern iſt, beneiden möchte. Vergebt meiner Unbeſcheidenheit, wenn ich frage, ob er vielleicht durch Bande des Blutes — —“

Miß Ellen ſchien etwas entgegnen zu wollen, aber die Lady fiel ihr ſchnell ins Wort: „Nur weitläufig. Dies iſt es nicht allein, ſondern vielmehr ſeine Jugend und ſein Unglück, welches uns ſo vieles Intereſſe einflößte. Doch genug von dieſem allzu trüben Gegenſtande.“

Und hiemit lenkten ſie faſt unbemerkt das Geſpräch auf die Angelegenheiten des jungen Lairds ſelbſt, auf ſeine Heimat, ſeine Verwandten, die Stimmung des Landes und ähnliche Dinge. Miß Ellen ſprach wenig, ihr ſchönes großes Auge hing verſchämt am Boden, und wagte es nur ſelten, ſie auf einen Augenblick emporzuſchlagen, gleichſam, als wolle es die wahren Anſichten des Lairds erſpähen. Ein unausſprechlicher Reiz lag in dieſer holden Zurückgezogenheit, und theils dieſer Anblick, theils das geiſtreiche Geſpräch der alten Dame ſelbſt, feſſelte ihn ſo ſehr, daß er es kaum bemerkte, als die Sonne ſich jenſeits des Horizontes herabneigte und die Damen es für gemeſſen hielten, von ihm zu ſcheiden. Ehe dies jedoch geſchah, erfuhr er, daß ſie jeden Tag in dieſer Gegend luſtwandelten, daß aber auch ein förmlicher Beſuch von ſeiner Seite im Schloſſe nicht ungütig werde aufgenommen werden.

Ein zu mühſames Streben, das nicht einmal recht an ſeinem Platze wäre, dürfte es ſein, das Fortſchreiten einer Leidenſchaft zu verfolgen, welche, durch die Umſtände entzündet und angefacht, den jungen Laird und die Tochter ſeines Erbfeindes mit einem feſten Bande umſchlang, und von der einzigen Perſon, welche ihm Hinderniſſe in den Weg legen konnte, nur noch begünſtigt wurde; noch iſt es nöthig, die ſcharfſinnige Logik, womit der junge Laird das Verſchwinden aller feindlichen Gefühle gegen jene Familie zu entſchuldigen wußte, genau zu zergliedern. Gibt es doch keine ſiegreichere Vermittlerin aller Mißverhältniſſe, keine vollſtändigere Zerſtörerin jedes Vorurtheils als — die Liebe, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen, von dem Gifthauche des Einflüſterns und der Verleumdung verſchont bleibt. Sein politiſcher Glaube, ſo wie die Ehrfurcht vor dem Schatten ſeines hingeſchiedenen Vaters ließen freilich anfangs jene Kluft ſehr weit erſcheinen, und zuweilen regte ſich ein ſchwerer Kampf in ſeiner Bruſt, aber wie immer, ſo ſiegte auch hier die Liebe, und ſprach mit den überzeugendſten Worten. Wie, flüſterte ſie, iſt hier ein Hinderniß, das ernſtlich abſchrecken dürfte? ſind es nicht ſchwache Frauen, die hier andere Grundſätze hegen, welche ſie nicht einmal vertheidigen dürfen? Vielleicht gelingt es dir, ſie deiner Partei zuzuwenden, und du haſt dann nicht blos ein treues Herz für dich, ſondern einen bedeutenden Clan als deine Anhänger gewonnen.

Von dieſen ſchmeichelnden Hoffnungen beſeelt, ſuchte er die Geſellſchaft der Frauen von Innerallie, und immer tiefer drückte ſich ihm der Pfeil ins Herz, ohne daß er den Muth hatte, ſich dagegen zu ſchirmen, als eines Abends beim Abſchiede ihm die Lady plötzlich ein noch ungekanntes Glied ihrer Familie ankündigte. „Es freuet mich, Laird,“ begann ſie, „daß ich die Hoffnung ausſprechen kann, Euch in den nächſten Tagen meinen Sohn vorzuſtellen, welcher ſo eben auf der Heimreiſe aus Deutſchland, wo er, wie Ihr wißt, die letzten vier Jahre zubrachte, begriffen iſt. Täuſcht mich mütterliche Vorliebe nicht, ſo werdet Ihr ihn Eurer Bekanntſchaft würdig finden, und das freundliche Verhältniß, in welchem Ihr jetzt mit uns ſteht, auch auf ihn ausdehnen.“

Der Jüngling erſchrak. Der ausgeſprochene Wunſch der Lady klang einem Echo gleich in ſeinem Herzen wieder, aber ohne daß er ſich darüber Rechenſchaft geben könnte, war es tief gedämpft, und eine trübe Ahnung, als ſollte es ferner nicht mehr ſo bleiben, wie es war, und ſein ſtilles Glück ſtürmiſch geſtört werden, drang in ſein Gemüth. Seine ſeligſten Stunden, welche er mit den Bewohnerinnen von Innerallie Caſtle verlebt hatte — das fühlte er — waren vorüber, und er ſah nun der Ankunft des Sohnes mit um ſo größerem Mißbehagen entgegen, da es ihm nicht unbekannt war, wie viel ſtrenger Männer in Hinſicht ihres politiſchen Glaubensbekenntniſſes gegen einander zu ſein pflegen. Überdies war jener eine geraume Zeit entfernt geweſen, und ſein an Verfolgungsſzenen und bürgerlichen Zwieſpalt ungewohntes Auge mußte die Feinde ſeines Königs mit viel größerem Widerwillen erfüllen, als es ſonſt wohl geſchehen wäre.

Nichts iſt ſo leicht fähig, Mißtrauen und Kälte in Andern zu erregen, als ein Benehmen, welches durch Zurückhaltung und Vorurtheil ſeine natürliche Freiheit verloren hat. So kam es, daß, obwohl der neue Ankömmling ihm anfangs unbefangen und freimüthig entgegenkam, dennoch in ganz kurzer Zeit ein geſpanntes Verhältniß zwiſchen beiden eintrat. Es war ein ſchöner, junger Mann mit offenem Geſichte und jenem leicht zugänglichen Weſen, das Reiſenden eigenthümlich zu ſein pflegt, und ihnen ſo wohl anſteht. Vielſeitig ausgebildet — für die damalige Zeit nemlich — konnte er für liebenswürdig gelten, und die Frauen und Mädchen der Gegend fanden ihn ſo. Aber mit der ganzen Glut eines jugendlichen Herzens gab er ſich dem Eifer für die unglückliche Königsfamilie hin, und ſchien mit gleicher Kraft wie ſein Vater alle andern Parteien bekämpfen zu wollen. Dem zu Folge behandelte er auch den Laird ſchroff und abſtoßend, und ſo viel Mühe die Mutter ſich auch geben mochte, ſie einander zu nähern, die Kluft wurde immer größer. Begreiflich iſt es unter ſolchen Verhältniſſen, mit welch ſcheelem Auge er die Bewerbungen Gleneira's bei ſeiner Schweſter betrachtete, und brach er noch nicht offen los, ſo war ſein höhniſches Betragen gegen jenen doch kränkend genug, um ihn aus einem gaſtfreundlichen Hauſe zu verſcheuchen, wo ihm bis jetzt die Keime eines ſtillen Glückes erblüht waren.

So ungünſtig waren die Ausſichten der Liebenden, als die Zeit des Mündigwerdens des jungen Campbell's herankam, ein Ereigniß, welches immer als eine Epoche der wichtigſten Art in den Hochlanden betrachtet, und daher auch bei allen Familien auf das glänzendſte gefeiert wird. Zu dieſen Feſtlichkeiten wurden alle Freunde und Nachbarn der Familie weit umher eingeladen, und ſo beſtand denn die Lady Innerallie darauf, daß ſich auch der junge Gleneira unter der Zahl der Gäſte befinden müſſe. Dieſer war ſchon ſeit längerer Zeit nicht auf dem Schloſſe geſehen worden, denn Furcht vor den Vorwürfen ihres Bruders, der ſie unaufhörlich beobachtete, bewirkte, daß Miß Ellens Betragen ſehr ſteif und zurückhaltend ward, und mit tief verwundetem Herzen zog ſich der Jüngling, kaum noch Hoffnung im Buſen tragend, zurück. Um ſo erſtaunter war er demnach bei dem Empfange dieſer Einladung. Er wußte nicht, ſollte er Gebrauch davon machen, aber die Höflichkeit erforderte die Annahme derſelben, und er kam. Man empfing ihn freundlich und gefällig; denn der junge Campbell, obwohl Parteigänger und hochmüthig, war doch weder ungaſtlich noch gemein. Die Menge der Gäſte verhinderte anfangs jedes unangenehme Zuſammentreffen, und ſo ſchien es ohne merkliche Störung vorübergehen zu wollen.

Unter den Vergnügungen, welche die Gelegenheit bot, veranſtaltete man auch eine Treibjagd auf einer Ebene von ungewöhnlicher Größe, die zugleich ſehr paſſend ſchien. Die Lehensleute des Hauſes Innerallie wurden aufgeboten, und vereint mit dem Gefolge der Gäſte wurden ſie in verſchiedene Richtungen geſandt, um das Wild aufzujagen und in das Thal zu treiben, von wo aus es nur durch gewiſſe Päſſe entrinnen konnte. Hier aber ſollten die Jäger Poſto faſſen, um es im Vorbeilaufen zu ſchießen.

„Und warum ſollten wir Männer allein dies Vergnügen genießen,“ ſagte der junge Campbell bei einem Geſpräche über dieſen Gegenſtand. „Warum ſollten die Damen nicht daran Theil nehmen? Die Bahn vom Thale nach Corry-nagawr iſt ganz paſſabel, und unſere ſanften Klepper könnten ſie bequem zu den Päſſen oder wenigſtens an einen Ort bringen, wo ſie die Jagd gemächlich mit anſehen können. Ellen ſoll ihr Lieblingspferd, den Braunen, haben, und er wird ſie ſo ſanft tragen, als ſäße ſie in einer Sänfte.“ Die

Lady blickte ernſt, aber die holde Miß klatſchte fröhlich die Händchen in einander und rief: „O wie ſchön, theure Mutter, nicht nein ſagen, es iſt ja keine Gefahr, wiſſen Sie nicht, daß ich eine ſattelfeſte Reiterin bin, ich möchte gerne eine Jagd mit anſehen, o laſſen Sie mich!“ Der Bruder lachte über die eingebildete Gefahr, und ſo mußte die gute Mutter, überſtimmt, den Wunſch des kühnen Mädchens gewähren laſſen.

Es war ein ſtrahlender Juliusmorgen, die Sonne ſchien ſo rein und doch ſo milde, denn ein ſanfter Weſt hauchte eine erfriſchende Kühle herab, am Firmamente zogen hie und da ein paar flockichte Wölkchen, und der Duft der Büſche und Sträucher würzte balſamiſch die Luft des Hochgebirges, die an Reinheit und Friſche ihres Gleichen ſucht. — Die kleine hochländiſche Jagdarmee hatte ſich bereits am frühen Morgen auf ihre Poſten begeben, und ehe noch die frühe Dämmerung anbrach, hatten ſie bereits einige Hunderte von Wild aus den Schluchten ringsumher zuſammengetrieben. Die Gäſte allein, zu deren Ergötzung man die Jagd veranſtaltet, waren noch in Innerallie Caſtle zurückgeblieben, jetzt aber, da alles bereitet war, ſtrömten ſie in fröhlicher Regelloſigkeit dem Schauplatze zu.

Das ſogenannte Corry-na-gawr war eine dunkle klüftige Höhle an dem oberen Theile eines engen Thales, ungefähr 6 oder 7 Meilen vom Schloſſe Innerallie entfernt. Man konnte es gleichſam als ein Behältniß der Gewäſſer betrachten, welche, von den Felſen herabſtrömend, ſich ſo eine enge Bahn ins Thal zu brechen verſuchten. Zu dieſe Höhle wollten die Jäger das Wild getrieben haben, und durch die Öffnung an dem niederen Ende ſo wie durch entferntere Klüfte an den Felſenwänden ſuchten dann die beängſtigten Thiere gewöhnlich zu entkommen. Hier waren demnach die Stellen, an welchen ſich die Jäger poſtiren mußten, und obwohl die Poſition etwas mühevoll und nicht ohne Gefahr war, ſo war ſie doch um ſo ſicherer und unfehlbarer, um ergiebige Jagdbeute zu machen.

Im Thale angelangt, vertheilten ſie ſich ſogleich in verſchiedene Partien, und gruppenweiſe lagerten ſie ſich mit den geſpannten Hähnen um die Höhle herum. Es war ein hübſcher, faſt romantiſcher Anblick, die hohen kräftigen Geſtalten auf ihre Waffen geſtützt ſo harren zu ſehen, während der Sturzbach tobend zwiſchen ihnen hinbrauſte und ſeine Schaumperlen an ihren Kleidern hingen. Der Sitte gemäß wies der alte graue Waldmeiſter den einzelnen Schützen ihre Plätze an, und — mochte es Zufall oder Abſicht ſein — Gleneira erhielt ſeinen Poſten gerade an dem äußerſten Ende des Thales, während auf dem entgegengeſetzten diejenige ſich befand, in deren Nähe er ſo gerne geblieben wäre, um ſie vor möglicher Gefahr zu ſchützen. Freilich reichte der ſcharfe Blick ſeiner Augen zu ihr hinüber, aber wie lange konnte es währen, bis er ſelbſt ihr nahe war. Daß er, wäre er an ihrer Seite geweſen, manches zärtliche Wort hätte flüſtern, manchen Händedruck wagen dürfen, war ein Motiv, das noch im Hintergrunde lag, und woran er vielleicht ſelbſt nicht dachte.

Endlich waren alle verſammelt und bereitet. Gleneira betrachtete ſeine Nachbarn genauer, und indem ſein Blick ſo über ſie hinſtreifte, bemerkte er einen jungen, ſchwächlich gebauten Mann von ziemlich edlem Anſtande nicht weit von ſich, den er unter den Gäſten im Schloſſe nicht geſehen hatte. Doch kam ihm das Antlitz bekannt vor, ja ihm drängte ſich ſogar ein unangenehmes Gefühl auf, ohne daß er zu beſtimmen vermochte, welchen Grund es hatte. Jener aber blickte nach der andern Seite, und in ſeiner Miene ſpiegelte ſich Jägerluſt mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit vermiſcht, als ob er ſich ſeinem Vergnügen nicht ſorglos hinzugeben wagte.

Plötzlich knallte ein Schuß, das Signal der beginnenden Treibjagd, und das Auge der geübteren Waidmänner konnte ſchon Geweihenden auf den fernen Höhen unterſcheiden. Nach und nach ſah man ſie deutlicher und zahlreicher hervorragen, und die allgemeine Aufmerkſamkeit ſpannte ſich höher; mitunter ſah man die Thiere ſelbſt einen Augenblick hoch in der Luft, dann ſtürzten ſie in wilder Flucht an den Abhängen herunter, um im Dunkel der Höhle Schutz und Verſteck zu ſuchen — aber vergebens. Bald tauchten Männergeſtalten an ihrer Seite empor in dicht geſchloſſenen Reihen; die Hallohs, Hundegebelle und Jägerruf mengten ſich verwirrt durch einander und wurden lauter und anhaltend, ſo wie der Kreis ſich immer enger zuſammenzog.

Nun bereiteten ſich die rüſtigen Jäger im Thale, die herabſtürzende Schaar tüchtig zu empfangen; mit funkelnden Augen, zurückgehaltenem Athem, die Hand auf den Läufen ihrer guten Jagdgewehre, ſaßen ſie in tiefer Stille und ſtarr wie die grauen Felſen, welche ſie vor den Blicken der gehetzten wüthenden Thiere ſchützten. Raſtlos von dem Getöſe hinter ihnen fortgetrieben, kamen ſie herab, nach den bekannten Thalpäſſen hinſtürzend, aber hier lauerte ihr Verderben. Kaum hatten ſie den tödtlichen Hinterhalt erreicht, als es hinter den Felſen emporknallte, und der Vorderſte kopfüber im Todeskampfe dahin ſtürzte. Und nun begann das Gemetzel, denn von der einen Seite zurückgetrieben, ſtürzte die Schaar nach einer andern Seite, wo ſie eben ſo empfangen wurde, und Schuß auf Schuß folgte ſo ſchnell, daß man von ferne hätte glauben können, eine bedeutende Schlacht werde hier geliefert.

Aufmerkſam und von lebendiger Jagdluſt glühend ſtand der Laird — aber ſein ſcharfes Ohr konnte nicht den obgleich ſchwach ertönenden Trompetenmarſch überhören, welcher eine Schaar engliſcher Krieger in der Nähe ankündigte. Bald zeigten ſich links hohe Helme und blanke Waffen erglänzten in den hellen Sonnenſtrahlen. Doch die eifrigen Schützen ließen ſich in ihrer Thätigkeit nicht unterbrechen, und auch Gleneira ſchenkte ihnen keine beſondere Aufmerkſamkeit. Doch ſein Nachbar, der, wie wir erwähnten, ihm als bekannt vorgekommen war, erbleichte bei dieſen Klängen und blickte ängſtlich um ſich, als ob er Schutz oder Hilfe ſuchte. In dieſem Momente ſtürzte der junge Campbell auf Gleneira zu, und ebenfalls erblaßt und bebend, faßte er deſſen Hand. „Laird,“ ſagte er leiſe und dringend, „ich kenne Euch noch nicht hinlänglich, aber ich vertraue dem Edelmuthe eines Hochſchotten, in deſſen Bruſt keine Tücke wohnt. Ihr müßt Rettung ſchaffen, ſonſt ſind wir alle verloren.“ Gleneira blickte ihn betroffen an.

„Ihr ſtaunt,“ fuhr jener flehend fort, „ich möchte Euch gerne Aufklärung geben, aber jede Sekunde iſt koſtbar. Dort, ſeht den todtblaſſen bebenden Jüngling — es iſt Euer Prinz, der ehemalige Thronerbe Englands. Er iſt vernichtet, wenn man ihn erblickt. Ihr allein könnt ihn ſchützen, ihn verbergen; Ihr ſeid der einzige Anhänger Kromwell's, Euch wird man glauben, gehorchen. O bei Allem, was Euch heilig iſt, ladet nicht die unverſöhnliche Blutſchuld eines Königsmordes auf Euch, ſchafft Hilfe, wenn Ihr ein Menſch, kein Teufel ſeid!“

Gleneira erſtaunte bei dieſer unerwarteten Entdeckung. Jetzt in dieſem bedeutungsvollen Augenblicke erkannte er den Fremden wieder — es war derſelbe, der ihn auf Schloß Innerallie ſo entehrend behandelt, zum Zweikampf gefordert hatte. Und deſſen Leben ſtand jetzt in ſeiner Hand — und Ihn ſollte er mit Gefahr ſeines Lebens retten! Wohl mochte dies eine ſchwere Aufgabe ſein, ein harter Kampf zwiſchen Pflichtgefühl und Mitleid, politiſcher Parteianſicht und Menſchlichkeit — aber die einfache Großmuth ſeines Gebirgslandes behauptete auch hier ihr Recht, und — er handelte ſchnell. „Allan,“ rief er, ſeinen treuen dem Leſer ſchon bekannten Diener herbeiwinkend, — „hilf dem Sir,“ fuhr er leiſe fort, „deinen Plaid anlegen und deine Federmütze aufſetzen, und führe ihn ſo ſchnell nach meinem Schloſſe, wo er in meinem Schlafgemache gegen den Graben hin wohnen ſoll. Wenn Jemand euch begegnet und fragt, ſo ſprich nur, dies ſei mein Leibjäger, und ihr kehrtet heim, um mir eine neue Flinte zu holen.“ Still und hinter einer Felſenecke wurde die Umkleidung ins Werk geſetzt, ohne daß Jemand es auch nur bemerkte. Die Beiden hatten ſich glücklich entfernt, und erſt kurz darauf traten die Rothröcke heran, und der Sergeant rief: „Im Namen des Protektors — iſt niemand Fremder unter euch?“ Er ließ ſeine Augen ſpähend über den Kreis gleiten, und zog, nachdem er nichts gefunden, mit ſeiner Schaar weiter.

Der gelungenen Liſt ſich freuend, wollte ſich der Laird wieder in die Reihen der Jäger begeben, als ein Geſchrei von der entgegengeſetzten Seite des Thales — eben da, wo die Damen ſtanden — ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Das lebhafte kleine Pferd, auf welchem Ellen ſaß, war bereits unruhig geworden, ſo daß ſeine ſchöne Reiterin es kaum zügeln konnte. Doch als eine Hindin in letzter verzweifelter Anſtrengung auf die Stelle hinrannte, wo jenes ſtand, da konnte Miß Ellen es nimmer überwältigen. Das Thier tobte unaufhaltſam über den Felſenſteg, klüftig und zerriſſen wie er war, nieder und gerade auf den Stromfall los. Ihre Gefährtinnen ſchrien jetzt auf, und Ellen ſelbſt, obſchon feſt ans Roß ſich klammernd, das immer raſcher und wüthender fortſtürmte, hielt ſich für verloren.

Aber die Liebe wachte. Gleneira hatte ſie erblickt in ihrer höchſten Gefahr, und er flog ihr zu Hilfe. Ein reißender Strom lag zwiſchen, aber was bietet der muthigen Liebe und der Geiſtesgegenwart eines Hochländers Hinderniſſe? Jener ſtrömte nach ſeinem Sturze dunkel und ſchäumend, von dem harten Granit hie und da abprallend. An einigen Stellen ſchienen die Felſen ſich anzuneigen, und kaum eine Bahn für den Fluß zu laſſen, an andern öffnete er ſich in Baſſins und enthielt Untiefen von großer Ausdehnung. Kaum iſt der Hirſch ſchneller, als es der Lauf des jungen Mannes war, als er mit inſtinktmäßiger Genauigkeit einen Platz fand, wo die mooſigen Felsſtücke ſich ſo nahe kamen, daß ſie von ferne an einander zu ſtoßen ſchienen. Der tiefe Abgrund, der ſie trennte, und das Toben der dunkeln Wogen da unten mochten wohl den Unerſchrockenſten zurückgehalten haben. Allein Gleneira, der nur Blicke für die Gefahr des geliebten Mädchens hatte, wagte den kühnen Sprung, der, wie voraus zu ſehen war, nicht ausreichte. Er fiel, aber noch im Falle klammerte er ſich mit ſeltener Geiſtesgegenwart an den Aſt einer bejahrten Birke, während er auf dem Felſen Fuß zu faſſen ſuchte. Das Schauerliche ſeiner Lage kaum empfindend, ſammelte er all ſeine Kraft zu einer letzten Anſtrengung, und ſprang empor — plötzlich jedoch wich ein Stein unter ihm, und zugleich bog ſich der Aſt, welchen er hielt, ſeitwärts, ſo daß er ſank. Allein in der höchſten Noth faßte ſeine Hand das Moos, und eine furchtbare Welle hob ihn hoch empor, daß er, den Moment benützend, im nächſten auf feſtem Lande ſtand. Er gönnte ſich keine Minute zur Erholung, ſondern flog vorwärts, dem ſcheuen Pferde entgegen. Es war die höchſte Zeit — drei Sprünge mehr, und es war um ſie geſchehen. Schon ſtand das Roß am felſigten Ufer, ſchon holte es im blinden Schreck zum tödtlichen Sprunge aus — da fiel ihm der muthige Jüngling mit eherner Hand in die Zügel, daß es auf die Knie ſtürzte und die theure Laſt in ſeine Arme flog. Aber ein heftiger Stoß des ſchäumenden Thieres ſtürzte auch ihn in demſelben Augenblicke beſinnungslos nieder, und er ſank zu Boden. Kaum vernahm er den Fall des Roſſes in den Strom, aber in der umnachtenden Bewußtloſigkeit erhielt ſich der frohe Gedanke am ſtärkſten, daß ſeine Ellen gerettet ſei.

Erſt nach geraumer Zeit kamen die Andern herbei, und der junge Campbell, als er den Schauplatz erreichte, erblickte ſie, die ſelbſt halbohnmächtige, wie ſie ſich über den Körper des theuren Mannes beugte, und nichts um ſich bemerkend vernichtet ausrief: „O Schrecken, er iſt todt, — er iſt todt! — will ihm Niemand helfen?“ — In der That ſchien es ſo, denn er war bleich, blutend und ſtarr. Einige Zeit währte es, ehe die Bemühung ſeiner Umgebungen den gewünſchten Erfolg hatte, und als man ihn dann unterſuchte, da gewahrte man eine ſchwere Kopfwunde nebſt andern Quetſchungen, die er davon getragen. Seine erſte Frage war um Ellen, welche, als ſie ihn wieder aufleben ſah, ſich an die Unziemlichkeit ihres Anzuges erinnerte, und beſchämt zu den Frauen zurückzog. „Sie iſt unverletzt,“ antwortete ihr Bruder, ihm warm die Hand drückend, „Dank Eurer Aufopferung und Eurem Edelmuthe. Was Ihr heute an uns, unſerm Könige gethan, nimmer mag ich's Euch vergelten. — Jemand ſoll es ſtatt meiner thun, den Ihr vielleicht lieber dazu erkühren möchtet — ſeid Ihr zufrieden?“ Der Jüngling lächelte entzückt in ſeinem Schmerze.

Iſt es noch nöthig, das Weitere zu berichten? — Fünf Jahre ſpäter, unter der Regierung Karl II. lebte Gleneira, welchem Jener damals ſeine Rettung und Flucht nach Frankreich verdankte, als Staatsſekretär von Schottland in hohem Anſehen mit ſeiner reizenden Gemahlin Ellen Campbell. Ihr Bruder aber befand ſich zu London als Lord-Siegelbewohner des Königs. Oft bei ihren freundlichen Zuſammenkünften erinnerten ſie ſich der Jagd in den Hochlanden.

Der Sieg des Frühlings.

Was dringt ihr ſo gewaltſam ein,
Ihr warmen Frühlingslüfte!
Wollt ihr des Hauſes Herren ſein,
Ihr erſten Blumendüfte?

Sturmleitern gleich ſind angeſchmiegt
Dem Haus die leichten Stäbe,
Woran ſich traulich einſt gewiegt
Des Herbſtes volle Rebe.

Nun ſchwingt der Lenz ſich dran herauf,
Der ſchöne, friſche Bube,
Und ſpringt mit raſchem Siegeslauf
Herein mir in die Stube.

Er ſtreift mir durch das Lockenhaar,
Er küßt mich auf die Wange,
Und macht bequem ſich's ganz und gar,
Als wohnt' er da ſchon lange;

Reißt Fenſter mir und Thüren auf,
Hüpft aus und ein mit Singen,
Winkt Kinder her, die zum Verkauf
Mir Erſtlingsblumen bringen;

Streift mir vom Schreibepult behend
Die Blätter, fein beſchrieben,
Ruft: Mit dem Schreiben hat's ein End'!
Nun iſt es Zeit zum Lieben!

Und zwingt mich, von der Lippe ſein
Der Wehmuth Kuß zu ſaugen,
Und ſieht mir tief in's Herz hinein
Mit ſeinen blauen Augen.

Ich aber, wie's auch immer ſei,
Ich kann mich nimmer halten,
Geb' Haus und Hof und Herz ihm frei,
Und laß den Sieger walten.

Dr. Franck.

Das Paradies.

(In fünf Liedern.)

1.

Als ich, ein zartes Kindlein,
Lag an der Mutter Bruſt,
Wie hatte ſo ſchöne Geſchichten
Sie zu erzählen gewußt!

Von gold'nen Wunderblumen,
Von holden Engelein,
Da horcht' ich ſo fromm und ſo ſtille,
Und ſchlief darüber ein.

Sie ſang mir manch trautes Liedchen,
Sie ſang ſo leiſe und ſüß;
Vor Allem gefiel mir die Sage
Vom blühenden Paradies.

Da träumte mir dann, ich zöge,
An meines Engels Hand,
Wohl über Berg' und Thäler
In's ſchöne Wunderland.

2.

Ich ward ein kühner Knabe,
Es zog mich mein wilder Sinn
Durch dunkelgrüne Wälder,
Durch finſtre Klüfte hin.

Ich klimmte zum Schnee der Alpen,
Ich lugt' durch der Wolke Rieß,
Ich ſuchte in ſchwindelnden Tiefen
Mein Land — mein Paradies!

Tief unten im Spiegel des Meeres,
Hoch oben im Frühroths ſaum
Glaubt' ich meinen Engel zu ſchauen,
Ach — aber es war nur ein Traum! —

Ich ſuchte im Kelch' der Blumen,
Im glühenden Roſenſtrauch,
Ich glaubte mein Land dort zu finden —
Ach! — aber ich täuſchte mich auch! —

Und nimmer erfreute mich wieder,
Was rings die Erde mir bot;
Ich ſaß im dunkelſten Schatten,
Und weinte die Augen mir roth! —

3.

Und Jahre kamen und vergingen,
Und raſcher ward des Blutes Lauf,
Da ſchloß ſich dem beglückten Jüngling
Ein — niegeahnter — Himmel auf.

O Liebe, himmliſches Entzücken!
O Liebe, hehre Götterluſt! —
Das, was mein Streben fern geſuchet,
Fand ich an eines Mädchens Bruſt.

Sie war ſo traut, ſie war ſo reizend,
Sie lächelte ſo mild, ſo ſüß! —
In ihr erkannt' ich meinen Engel,
Im Aug' fand ich mein Paradies. — —

Es war ein Traum, der mich beglückte,
Und der mein armes Herz betrog;
Mein Paradies — es fiel in Trümmer —
Die Lieb' war falſch — das Auge log! —

4.

Und raſtlos trieb es mich, zu ſuchen
Mein Wunderland, wohl nah und fern;
Da blendete mein forſchend Auge
Mit ſtolzer Pracht ein neuer Stern.

Ich ſah vor mir der Helden Reihe,
Umſtrahlet von des Ruhmes Glanz,
Und in der Hand der Siegesgöttin
Sah blinken ich den Lorbeerkranz.

Ich ſah die überwund'nen Völker
Im Staub' vor dem Erobrer knie'n,
Sah, jauchzend, dort dem Triumphator
Sein Vaterland entgegenzieh'n.

Und Klio zeichnet Heldennamen
Auf Pergament und Mauſole'n —
„Dort, rief ich, iſt das Land der Sehnſucht,
Dort, auf des Ruhmes Tempelhöh'n!"

Und als des Strebens Zeit verronnen,
Und als ich ruhiger empfand:
Da zeigte ſich den klaren Blicken —
Voll Blut und Graus — ein wüſtes Land! —

5.

Da ſitz ich ſtill im Gemache,
Ein freudenarmer Greis,
Das Herz noch warm und kräftig,
Die Haare ſilberweiß.

Da draußen flattert die Jugend
Im luſt'gen Tanz umher,
Hier pickt der Wurm im Getäfel —
Sonſt iſt es ſtill und leer.

Im Abendſchimmer leuchtet
Mein einſames Kämmerlein,
Die Sonne reichet ſcheidend
Die Roſenhand herein.

Und aus den Thälern ſchreitet
Heran die ernſte Nacht,
Ihr Halsgeſchmeide funkelt
In unermeſſ'ner Pracht.

Und von den Sternen winket
Ein holder Engelchor,
Und aus den Tiefen ſteiget
Erinnerung empor.

Wohl Bild an Bild — hold lächelnd —
Entſchlüpft dem Herzensſchrein,
Und blicket mild und ſinnig
In meine Welt hinein.

Ich fühl' mich fortgeriſſen
Im Flug der Phantaſie,
Der alte Stamm bringt Blüten
Im Reich der Poeſie.

Die Muſe ſchwebet nieder —
Ein Engel hold und ſüß —
Sie zeiget über Sternen
Mein Land — mein Paradies!

Johann Langer

Meliſunda.

(Ballade.)

Ritter, Maler, Meiſterſänger kehrten heim vom Morgenland,
Sitzen nun in Regnard's Beſte, an der Rhone grünem Strand,
Godefroi, der Trovadore, ſchlank an Wuchs und blond von Haar,
Grüßt mit ſeinen ſchönſten Liedern dort im Schloß der Freunde
Schaar.

Und es ſchallt von Becherklingen und es tönt von Saitenſpiel,
Und von Wundern, die ſie ſahen, melden nun die Gäſte viel;
Doch als größtes Wunder preiſen all' die Pilger nur ein Weib,
Gräfin Meliſunda, die ſchon Engel iſt im ird'ſchen Leib;

Künden: wie in ihrem Schloſſe ſie zu Tripolis am Strand
Hauſet, und die Chriſtenpilger täglich labt mit eig'ner Hand,
Wie die Nackten ſie bekleidet und die Dürſtenden ſie tränkt,
Wie ſie mild die Kranken pfleget und die Darbenden beſchenkt.

Und ein Maler aus dem Kreiſe rollt da auf ein Pergament,
„Trovadore, ſagt, ob dieſe man mit Recht ein Wunder nennt?“
Sieh, das Bild weiſ't eine Dame, lieblich wie die Roſ' im Mai,
Gold'ne Locken, weißen Nacken, ſchöngewölbt die Stirn und frei.

Perlenſchnüre um die Hände, um das Haupt, ſo ſinnig, zart,
Und im Schooß ihr eine Taube, als ein Sinnbild, hold gepaart,
Und der junge Trovadore prallt zurück mit einem Schrei,
Denn von ſeinem Ideale iſt's das treuſte Konterfei.

Nie noch ward ſein Herz im Leben einer Liebe ſich bewußt,
Doch das Bild von einer Schönen trug er lang' ſchon in der Bruſt.
Sollte die ihm einſt begegnen alſo huldvoll, rein und mild,
Wollte leben oder ſterben er für dieſes Frauenbild.

Und nun ſah er all' die Züge, ſah der Locken Goldgewühl,
Las jetzt aus dem blauen Auge Taubenſanftmuth und Gefühl;
Und es dringt in heißen Gluten ihm durch's Herz der Sehnſucht Qual,
Haſtig ſpringt er auf vom Stuhle, ſchleudert hin den Goldpokal.

„Ja, ihr habt mit Recht benennet ſie das Wunder aller Frau'n,
Heute noch ſeht ihr mich ſcheiden, um die Herrliche zu ſchau'n;
Denn die heimlich ich verehrte, iſt's, die jetzt mein Aug' erblickt,
Und das Urbild muß ich ſchauen, eh' noch kurze Zeit entrückt."

Und bevor von ſeinem Staunen ſich erholt die frohe Schaar,
Iſt der Trovador entſchwunden, der des Feſtes Würze war,
Und er eilt mit raſchen Schritten hin zum flaggenreichen Strand
Und beſteigt ein Schiff, das eben ſegelt in's gelobte Land.

Durch die See, die uferloſe, gleitet fort und fort das Schiff,
Sieh, da faſſen es die Stürme, ſchleudernd wild an Woll' und Riff,
Doch mit neuem Muthe ringt es immer wieder ſich hervor,
Und nur heißer flammt die Sehnſucht in der Bruſt dem Trovador.

Und die Sonne lächelt wieder, wie ein Spiegel glänzt das Meer,
Godefroi nur ſitzet düſter, und ſein Haupt iſt ihm ſo ſchwer;
Viel zu langſam für ſein Sehnen zieht das raſche Schiff die Bahn,
Viel zu träge für ſein Wünſchen treibt der Wind die Segel an.

Und je mehr ſein Wimpel wehet dem erſehnten fernen Ziel,
Um ſo bleicher wird der Sänger, um ſo banger ſein Gefühl,
Denn er fühlt's, das heiße Sehnen hat ſein liebend Herz erdrückt,
Wie die kaum erblühte Knoſpe oft der Brand des Mittags knickt.

Horch, da jubeln auf die Schiffer und aus fernem Nebelgrau
Tauchet Tripolis, die ſtolze, wie ein feenhafter Bau,
Bald am Ufer ſieht er ragen hoch ein Schloß im Morgenſtrahl
Und in ſeinem Herzen flüſtert's: „Ja, hier wohnt dein Ideal!“

Und die Saiten läßt er klingen, klingen jetzt mit aller Macht,
Zu der Schönſten Preis, die ſolche Glut in ſeiner Bruſt gefacht,
Läßt ſie klingen, bis der Anker niederſinkt zum Meeresgrund,
Und die müden Fahrer grüßen nun das Land mit frohem Mund.

Ei, was ſtarrt der Trovadore da zum Felſenſchloß hinan,
Schaut ein Frauenbild, ein hohes, ſteigt herab die ſteile Bahn,
Hinter ihm mit Körben, Krügen, folgt der Diener reiche Zahl:
Godefroi erkennt die Hohe, die der Born von ſeiner Qual.

Und in vollſter Schönheit ſtrahlend, tritt ſie in der Schiffer Kreis.
Daß zu Flammen ſich verwandelt in der roh'ſten Bruſt das Eis,
Jedem reicht ſie eine Spende, doppelt werthvoll durch ihr Wort,
Schüchtern, in beſcheid'ner Ferne, ſteht allein der Sänger dort.

Jetzt erſchaut ihn Meliſunda, und verwundert weilt ihr Blick
Auf dem Jüngling mit der Laute, der ſo ſchüchtern blieb zurück,
Und mit fragender Geberde tritt ſie vor den Bleichen hin,
Doch zu Füßen ſinket dieſer ihr mit wonnetrunk'nem Sinn.

Und mit ſtillem Ahnen neiget ſich die Herrin zu dem Gaſt,
Ihm die Hand voll Wehmuth reichend, die er ungeſtüm erfaßt;
Aber ach, da ſinkt ermattet auch ſein lockicht Haupt zum Staub,
Und der Sehnſucht ſeines Herzens ward der Trovador zum Raub.

Johann N. Vogel.

An Sie.

Eine Blume biſt du nicht!
Wen die Blume kann entzücken,
Der erreicht ſie, darf ſie pflücken,
Eine Blume biſt du nicht!

Biſt ein Vöglein nicht! ob ſchnell
Auch die Flügel ſonſt ſich ſchwangen,
Endlich wird es doch gefangen,
Lacht der kluge Knabe hell.

Auch nicht Perle! denn wie tief
Sie auch liegt in kalten Wogen,
Taucher kömmt hinabgezogen,
Nimmt die Muſchel, wo ſie ſchlief.

Biſt ein Stern, als Knabe oft
Blickt' ich in das Sterngewimmel,
Blieben ſie dann ſtill am Himmel,
Weint' ich, weil ich noch gehofft.

Biſt ein ſchöner, klarer Stern!
Wie ſich auch in Sehnſucht ſtreben,
Aug' und Hand nach dir erheben,
Bleibſt ſtets unerreichbar fern.

Tſchabuſchnigg.

Wolken.

(Von Joh. Mayrhofer. *)

Ueber die Erde
Gleiten die Wolken
Wechſelnder Färbung,
Mahnenden Ernſtes,
Heiterer Laune,
Flüchtig einher.
Blaue Gebirge,
Grünende Bäume,
Wirbelnde Lerchen
Ihnen entgegen!

Auch das dunkle Menſchenauge
Schaut zu ihnen auf in Sehnſucht:
Wenn der Morgen
Oder Abend
Sie mit warmen Purpurtinten

---

*) Das letzte Gedicht, das der Verewigte ſchrieb; aus ſeinem Nachlaſſe mitgetheilt.

Nun durchdringet, nun mit hellen
Safranſtreifen mild umſäumet;
Und das anmuthvollſte Epos
Und die herrlichſten Gebilde
Wie mit einem Hauche dichtet.

Warum biſt du unzufrieden
Nie das Meer erblickt zu haben?
Ruhend, oder ſanft ſich wiegend,
Oder ſpielend mit Delphinen,
Und die kühnen Schiffe ſchaukelnd?
Nie das Meer erblickt zu haben,
Aufgeregt durch wilde Winde,
Die empörten Wogen ſchleudernd!

Dir iſt Größeres beſchieden
An dem hohen Firmamente,
Das ſich über deinem Scheitel
Wie zur Auferbauung wölbet.

Wenige der Erdgeſchlechter
Athmen an den Meergeſtaden, —
Allen aber ſchweben Wolken,
Lichte Friedensboten vor!

Sonette.

(Von Franz von Schober.)

1.

Verſäumtes Glück.

Wenn in das Meer die Sonne will verſinken,
Und ſie noch einmal ihre Glut verhaucht,
Da iſt die Welt in Purpurſchmelz getaucht,
Und ſchmachtet ihren letzten Strahl zu trinken.

Und wen geblendet ihrer Strahlen Blinken,
Wen ſie oft ſchwül entkräftend angehaucht,
Wer Spott und Unmuthspfeil an ihr verbraucht: —
Beim Scheiden wird ſie Jedem herrlich dünken.

Da wiſſen wir es, daß an ihrem Blick
Zur Frucht der Erde Mutterſchooß erwarme,
Daß ſie uns Licht, Geſtalt und Farbe gab.

Da rufen die Verkannte wir zurück,
Da breiten wir wie troſtlos unſre Arme:
Doch unaufhaltſam ſchreitet ſie hinab.

2.

Höchſter Beſitz.

Das Höchſte ſehen und es nicht verlangen,
Hat mich der Geiſt der heil'gen Kunſt gelehrt,
Wenn körperlos, von ihrem Hauch verklärt,
Mir himmliſche Geſtalten aufgegangen.

Der Wonne Thränen löſchten das Verlangen,
Vom Staunen wurde die Begier verzehrt,
Und meiner Seele ward die Kraft gewährt,
Durch reine Liebe wahrhaft zu empfangen.

D'rum glaube nicht, daß mich dein Reiz verblende,
Wenn du dein Schönſtes mir gezeigt, o Leben!
Das irdiſch zu beſitzen ich begehre:

Aus meiner Seele greifen tauſend Hände,
Die es in ihre Tempelräume heben, —
Und es iſt mein, indem ich es verehre.

Des Liebenden Rückkehr.

Seid gegrüßt, ihr ſtillen Räume,
Welt der Kindheit, ſei gegrüßt!
Holde Wiege — ach, der Träume,
Die ich allzuſchwer gebüßt;

Deren ahnungsreiche Blüte
Die Geliebte früh gepflegt,
Und des Freundes treu Gemüthe
In verſchwieg'ner Bruſt gehegt.

Und nun werden ſie mich fragen —
Ob der Liebe Frucht gereift?
Und ich darf es doch nicht ſagen,
Welcher Fluch ſie abgeſtreift!

Darf den tiefen Schmerz nicht künden,
Der mein zweites Leben ward, —
Den ſie jetzt noch nicht verſtünden,
Der doch einſt auch ihrer harrt.

Tief im Herzen mir begraben
Ruh' er, bis es ſterbend bricht;
Meine Liebe mögt ihr haben —
Was ich leide, fragt mich nicht!

Unſres Daſeins tiefſte Frage,
Sie verhallt im Weltgebraus;
Kein Orakel, keine Klage
Drückt des Menſchen Schickſal aus.

Und nun ſchweige, liebe Laute!
Leiſe, leiſe, durch die Nacht, —
Daß nicht, was ich dir vertraute,
Linda höre, wenn ſie wacht;

Und nun ſchlage, Nacht! die Decke
Um den Mann, deß Herz dir gleicht, —
Daß ſie nicht ſein Antlitz ſchrecke,
Von der Wahrheit Strahl gebleicht;

Nicht der Zug, der, ſchmerzlich fragend,
Um die blaſſen Lippen ſchwebt,
Nicht das Aug', um welches klagend
Eine ewige Trauer webt!

Lebensbild.

Die Blume ſteht an ſtiller Bucht
Und ſieht ihr Bild auf Wellen ſchweben,
Und bei der Wellen ſteter Flucht
Seufzt ſie geheim: o wär' ich Frucht! —
Denn Sehnſucht iſt das Blütenleben.

Vom ſchwülen Strahl gezeitigt, nickt
Die Frucht am andern Ufer drüben;
Und ſeufzt, zur Erde tief gebückt,
Indem des Wandrers Hand ſie pflückt:
O wär' ich Blume doch geblieben!

Der Menſch weilt ſinnend an der Bucht,
Und überſchaut den Strom des Lebens;
Er weiß: der Winter kommt; dann ſucht
Sein Blick die Blüte, wie die Frucht,
Auf der beeiſten Flur vergebens!

Ernſt Freih. v. Feuchtersleben.

Das geheime Zeichen.

(Novellette von J. F. Caſtelli.)

Karoline Billberg war eine Jungfrau, bei welcher die Lebensglocke das vierzigſte Jahr ſchon vollends ausgeſchlagen hatte. Sie beſaß, was man gewöhnlich beaux restes zu nennen pflegt, aber unſere jetzigen Männer haben einen ſo verdorbenen Geſchmack, daß ſie gewöhnlich neue Unbedeutenheiten dieſen ſchönen alten Überreſten vorziehen.

Karoline ſah ſich in ihrem zwanzigſten Jahre von Werbern um ihre Hand und Schmeichlern umgeben. Alles drängte ſich, einen freundlichen Blick, ein wohlgefälliges Lächeln, ja ſelbſt auch nur die Gunſt eines Walzers von ihr zu erhalten. Damals hing es nur von ihr ab zu wählen, um einen Mann zu bekommen. Allein ſie kam zu keiner Wahl — oder, wie böſe Zungen behaupten, ſie wählte zu oft, und blieb endlich ſitzen.

Auch mit dreißig Jahren war Karoline noch recht hübſch. Sie hatte ihre Eltern verloren und erfreute ſich einer vollkommenen Freiheit. — Auch damals fehlte es noch nicht an Anbetern, allein der Eine war ihr zu groß, der Andere zu klein, Dieſer zu zärtlich, Jener zu kalt, ſie verabſchiedete den Einen, um 14 Tage nachher wieder ſeinen Nachfolger zu verabſchieden, ſo daß die Übriggebliebenen ſich endlich von ſelbſt verloren und ſie wieder ohne Mann blieb.

Endlich dachte ſie doch ernſtlich darauf unter die Haube zu kommen, aber es war zu ſpät. Das vierzigſte Jahr hatte ſie überraſcht, ohne daß ſie es bemerkt hatte, und ſie wunderte ſich nicht wenig darüber, daß es Andere bemerkt hatten. Karoline glaubte noch immer im zwanzigſten zu ſein, ſie verſicherte, ihr Herz habe ſich nicht verändert, es ſei ſo glühend, ſo liebend wie ehemals. Man wendete ihr dagegen nichts ein, aber man ließ das arme Herz glühen ohne ſich darum zu bekümmern.

Karoline ſagte zu ſich ſelbſt: Ich will nun einmal einen Mann haben, ich muß einen haben, ſchön oder häßlich, jung oder alt, ich bedarf ein Weſen, an das ich mich anklammern kann, obſchon ich geſtehen muß, daß mir ein junger hübſcher Mann doch in jedem Falle lieber wäre. Da unter meinen Bekannten keiner ſo viel Verſtand beſitzt mich zur Frau zu nehmen, ſo will ich zu einem verzweifelten Mittel meine Zuflucht nehmen. Ich will mich in die Zeitung ſetzen laſſen. Setzt man Häuſer, Wohnungen, Schänkgerechtigkeiten hinein, warum nicht auch eine Frau.

Karoline entwarf ſelbſt die Ankündigung und einige Tage nachher las man in der Zeitung:

„Ein Fräulein in den beſten Jahren, von anmuthiger
„Körperbildung, guter Erziehung und liebenswürdigem Cha-
„rakter, welches eine jährliche Rente von 2000 fl. beſitzt,
„wünſcht ſich zu verheirathen. Achtungswerthe Männer, von
„gutem Rufe, welche eine treue Lebensgefährtin wünſchen,
„belieben ſich in der Baumgaſſe Nr. 3 an das gedachte
„Fräulein ſelbſt zwiſchen 11 und 1 Uhr Mittags zu wenden.
„Unterhändlern wird kein Gehör gegeben.“

Karoline, welche nicht zweifelte, daß auf dieſe Ankündigung täglich zwiſchen 11 und 1 Uhr ihre Thürklingel nicht ruhig bleiben werde, ſtand nun täglich ſchon um 8 Uhr auf, machte große, mitunter auch reizende Toilette, ſetzte ſich an ihr Nähtiſchchen und wartet — wartet — wartet.

Aber ach! ſei es, daß die Zeitungsnachrichten nicht mehr ſo viele Leſer finden, oder wurden die Leſer ſchon durch ſo manche gedruckte Lüge hintergangen, daß, ſie dieſen keinen Glauben mehr ſchenken, die arme Karoline machte ſeit vier Monaten umſonſt Toilette und zahlte vergebens die Inſertionsgebühren, kein Menſch kam das Fräulein von anmuthiger Körperbildung zu ſehen, welches ſich zu verheirathen wünſcht, nicht einmal jene Müßigganger fanden ſich ein, welche in alle Ausſtellungen, in alle Liebhabertheater, kurz überall hingegen, wo etwas umſonſt zu ſehen iſt.

Karoline ärgerte ſich, jammerte, wurde zornig, und auch Thränen wollten ſchon aus ihren Augen ſtrömen, aber ſie erinnerte ſich noch zur rechten Zeit, daß Weinen die Augen verdirbt. Sie ſtellte ſich vor ihren Spiegel, prüfte ſich ſelbſt und rief: Sie kommen nicht einmal um mich anzuſehen die Dummköpfe, würden ſie mich nur ſehen, gewiß wäre ich ſchon verheirathet; denn ich ſehe recht gut aus, ſehr gut, und mich dünkt, faſt noch beſſer als mit zwanzig Jahren, ja Manches an mir hat ſehr gewonnen. — Dann ſetzte ſich Karoline zu ihrem Tiſche, ſtützte den Kopf in die Hand, dachte einige Augenblicke nach, ſprang dann wieder auf und ſchrie: Ich will einen Mann, ich muß einen Mann haben. — Plötzlich kam ihr einer jener glücklichen himmliſchen Gedanken, welche der Dichter, der Maler oft Wochenlange vergebens erwarten, und wo ſie vielleicht beſſer thäten, ſie gar nicht zu erwarten; denn die Inſpiration iſt ein Wort, welches Faullenzer erfunden haben, um ihre Zeit mit Nichtsthun hinzubringen.

Karoline überſah ihre Ankündigung noch einmal und ſchaltete nun nach den Worten: „zwiſchen 11 und 1 Uhr Mittags zu wenden;“ noch die Worte ein: „Denjenigen, welche noch nicht Zeit gehabt haben ein Frühſtück zu nehmen, wird das Fräulein mit Vergnügen einige Erfriſchungen darbieten.“ — Jetzt kommt gewiß Jemand, rief Karoline freudig, man wird mich ſehen und das iſt genug, und ſchnell trug ſie die neu verbeſſerte und vermehrte Ankündigung in das Zeitungsbureau.

Dieſes Mittel erreichte vollkommen ſein Ziel, mehrere Männer kamen um das Fräulein zu ſehen, welches zu verheirathen war, und alle hatten keine Zeit gehabt ein Frühſtück zu ſich zu nehmen. Karoline machte die Honneurs mit vieler Grazie, ſie bot dem Einen Kaffeh oder Thee, dem Andern kalte Paſtete, Geflügel und Wein, nach Belieben an. Sie ſprach mit den Beſuchern und machte die Liebenswürdige. Die Herren aßen, tranken, ſchienen von ihrer Wirthin entzückt zu ſein und nicht Einer war darunter, der nicht, als er ging, geneigt geſchienen hätte ſie zu heirathen.

Am nächſtfolgenden Tage war der Andrang noch größer, und am folgenden Tage gar ungeheuer. Karoline weiß nicht, wo ſie Teller und Gläſer genug hernehmen ſoll; denn alle dieſe Herrn haben einen fürchterlichen Appetit. Karoline wußte nicht, wo ihr der Kopf ſteht, ihr Haus wurde faſt zu einer öffentlichen Reſtauration, und wenn das ſo fort ginge, ſo führten gewiß die Inhaber von Speiſehäuſern Klage gegen ſie.

Das arme Fräulein fing bald an einzuſehen, daß ihre Einkünfte zu einem ſolchen Leben nicht hinreichen. Die Beſucher, welche alle keine Zeit hatten zu frühſtücken, raubten ihr Zeit und Geld und empfahlen ſich wieder ohne auch

Zeit zu haben zu heirathen. Karoline ließ alſo Kaffeh und Thee, Paſtete und Wein ausgehen und bot denjenigen ein Glas Waſſer an, welche eine Erfriſchung wünſchten. die Zahl der Beſuchenden verminderte ſich im Verhältniß zu den Eßwaaren, und hörte ganz auf, als das friſche Waſſer kam.

Die Männer ſind unwürdige Weſen, ſchändliche eigennützige Ungeheuer, ſagte Karoline zu ſich ſelbſt, als ſie ſich wieder allein vor ihrem Spiegel befand. Sie ſind gekommen, haben mich geſehen, haben getrunken und gegeſſen und nicht Einer dachte wirklich daran mir ſeine Hand zu geben. — O verderbtes neunzehntes Jahrhundert! iſt das die geprieſene Aufklärung, die vielbelobte Civiliſation? Ein armes Mädchen um ihr Geld bringen und ihr nicht einmal die Hand dafür küſſen. — O ihr Betrüger! — Aber gleichviel! ich will einen Mann haben und ich werde einen bekommen, koſte es auch was es wolle!

Karoline ſtützte wieder den Kopf in ihre Hand und dachte nach; ſprang plötzlich wieder auf, und ſchrie freudig, indem ſie einen Rundſprung im Zimmer machte: Jetzt hab' ich's! dieſes Mittel iſt unfehlbar! — es muß gelingen, ich kenne die Männer, geſchwind meine Zeitungsannonce umgeändert.

Und Karoline ſtrich die Stelle wegen des Frühſtückes wieder weg, und ſetzte ſtatt derſelben Folgendes: „Die „Perſon, welche ſich zu verehlichen wünſcht, glaubt diejenigen, „welche ſich allenfalls dazu entſchließen wollen, im voraus „benachrichtigen zu müſſen, daß ſie vier Zoll ober dem rechten Ellbogen ein ſehr ſeltenes und ſchön geſtaltetes körperliches Zeichen beſitze.“

Auch dieſe Ankündigung wird in das Zeitungsbureau getragen. Karoline erwartet ängſtlich die Wirkung derſelben.

Neue Beſucher finden ſich ein, und dieſe ſchon etwas liebenswürdiger als jene, welche blos um warm zu eſſen kamen, ſie lächelten, ſchwätzten, waren artig und brachten das Geſpräch nach und nach auf das geheime Zeichen, indem ſie den Wunſch ausdrückten, dieſes zu ſehen und zu bewundern. Allein Karoline war klug genug ihre Wünſche nicht zu erfüllen, ſie nahm eine ernſthafte Miene an, preßte die Lippen zuſammen, ſprach, indem ſie die Augen niederſchlug: „Mein Gemahl allein bekommt es zu ſehen.“

Die Neugierigen meinten, es ſei doch natürlich, daß man wünſche ſo etwas früher zu ſehen, bevor man ſich zu Etwas herbeiließe, allein Karoline blieb feſt dabei, nur nach der Trauung werde ſie das Zeichen ihrem Manne zeigen, und als man hierauf fragte, warum ſie es dann habe öffentlich bekannt machen laſſen, antwortete ſie, weil ſie Niemand habe hintergehen wollen, und weil ſie zu redlich ſei, um ihrem Lebensgefährten auch nur die kleinſte Sonderbarkeit zu verſchweigen.

Dieſe Antworten ſteigerten die Neugierde der Beſucher nur immer mehr. Man drang in ſie nur wenigſtens eine kleine Beſchreibung hievon zu machen, allein Karoline war nicht zu bewegen, und alle mußten abziehen ohne ihre Neugierde befriedigt zu haben, und kamen am folgenden Tage wieder in der Hoffnung glücklicher zu ſein.

So ſtanden die Sachen; Karoline erhielt vielfältige Beſuche, aber dem ungeachtet war noch kein Bräutigam gefunden; denn Jeder vermuthete einen Scherz unter der ernſthafteſten Angelegenheit der Welt. Man ſprach viel in der Stadt von dem geheimen Zeichen des Fräuleins, das einen

Mann ſuchte, man unterhielt ſich darüber und lachte. „Das iſt eine Falle,“ ſagten die jungen Herren, aber dennoch wünſchten Alle es zu ſehen, es entſpannen ſich Streitigkeiten darüber, und ſelbſt Wetten wurden gemacht. Jeder, der noch nicht dort war, hoffte glücklicher zu ſein, als ſeine Vorgänger. Die hübſchen Burſche dachten, das Fräulein werde ihnen nicht widerſtehen können, ſie zogen ihre neueſten Fracks an, fuhren um einmal öfters mit der Hand durch das Haar, um einen recht verführeriſchen Wurf heraus zu bringen, ſie überboten ſich wechſelſeitig an Artigkeit und Liebenswürdigkeit; aber Alles mißlang, ſie mußten wieder gehen ohne etwas geſehen zu haben. Karoline ſagte zu ſich ſelbſt: Einer wird doch kommen, der mich heirathet, wenn nicht aus Liebe, doch wenigſtens aus Neugierde.

Eines Tages hörte auch ein Engländer, der zu ſeinem Vergnügen eine Reiſe durch Deutſchland machte und ſich eben in dieſer Stadt befand, von Karolinen und dem geheimnißvollen Zeichen ſprechen. Anfangs glaubte er, es ſei nur ein Scherz, aber man zeigte ihm das Zeitungsblatt und überzeugte ihn. Der Engländer beſaß viele Eigenliebe, und im ſtolzen Selbſtbewußtſein rief er: „Goddamm! Was nicht gelingen konnte den Deutſch, das wird mir geling, und ick parir 100 Guinees, ich will ſchau der klein singularity von thee Miss.“

Sir Hasting nahm das Zeitungsblatt, ſetzte ſich in einen Fiaker und lies ſich zur bezeichneten Wohnung führen.

Er ſtieg aus und fragte den Hausmeiſter „Have you in das Haus ein Miß, die hat ein Geheim — Nuß?“

„Eine Nuß — ich weiß das nicht, Herr.“

„Es muß ſein in this Haus ein Miß in geſetzten Jahr, welche hat bei Hellenbogen ein particularity.“

„Das verſteh' ich ſchon wieder nicht."

„You are stupide." Der Engländer zeigte ihm das Zeitungsblatt und nun erſt wußte der Hausmeiſter, wovon die Rede ſei. Er wies Sir Haſting Karolinens Wohnung, der Engländer trat ein, und nachdem er Karolinen ſehr höflich gegrüßt, ſprach er ſehr ernſthaft:

„Miss, I will see your Geheimnuß — Seichen."

„Mylord, ich habe ſchon Allen, welche in derſelben Abſicht hieher gekommen ſind, geantwortet, daß dies nur derjenige ſehen wird, welcher mich zum Altare geführt hat."

„It is your letzt answerd?"

„Ja Mylord —"

„Nur ſehen — wann heirathen?"

„Nur dann, Mylord."

Der Engländer dachte einige Augenblicke nach, betrachtete Karolinen genau, ſchlug ſich vor die Stirne und ſtürzte zur Thüre hinaus.

Er ging ſchnurſtracks zu einem Notar und ließ einen Heirathskontrakt aufſetzen.

Acht Tage nachher war Karoline Miſtriß Haſting und der Engländer rühmte ſich gegen Alle: „Er habe wohl gewußt, daß er geſchickter und glücklicher ſein werde als alle Deutſche. — „I have seen das Seichen," ſagte er „it is beautyfull."

„Hm"! meinten die Übrigen, „um ſolchen Preis hätten wir's wohl auch ſehen können. — Geſtehen Sie nur," Sir Haſting, es iſt eine Kleinigkeit, etwa ein Linschen, wie man ſie alle Tage ſieht."

Hierauf antwortete der Engländer nichts mehr und ging ſtolz davon.

Leiden und Freuden

eines liebenden Referendarius.

1.

Aus dichten Aktenſtößen lacht
Mir Lina's Bild entgegen,
Und immer woget mir das Herz
In ſanftem, ſüßem Regen.

Sie blickt aus jedem Bittgeſuch,
Aus jedem Hofdekrete,
Und macht mir minder ſchwer und hart
Der Amtspflicht Eiſenkette.

Wohl ſtarr' ich öfter frohverſenkt
In ſchönen Liebesträumen,
Da ſchreckt der ſtrenge Chef mich auf,
Und mahnt mich, nicht zu ſäumen.

Jüngſt fuhr er mich gar heftig an:
„Was mir den Sinn bethörte?“ —
Ich ſchrieb auf einen Amtsbericht:
Holdſeligſte Behörde! —

2.

Ich mach' auf ſie Gedichte,
So gut ich es vermag,
Und Abends bei dem Lichte
Da kommen ſie an Tag.

Da leſ' ich ſie der Trauten
Mit Dichterwärme vor,
Sie horcht den Liebeslauten
Mit ſtets bereitem Ohr.

Wie freut' ich mich darüber,
Als jüngſt ſie geiſtgewandt
Je länger und je lieber
Die Dichtungen genannt.

Die Letzte war zwei Bogen
Und ein'ge Seiten lang,
Doch war die Zeit entflogen,
Gleichwie in Sturmes Drang.

Und nag' ich an der Feder,
Denk' ich auf ihren Kuß,
Ich glaube, daß ein Jeder
So Dichter werden muß.

3.

Ein Kuß von ihren Lippen
Iſt mir das liebſte Gericht,
Und könnte ich ſtets davon nippen,
Mich hungert' und dürſtete nicht.

Doch muß ich ihn leider entbehren,
Iſt eben ihr Vater daheim,
Er würde ſich höchlich beſchweren,
Nähm' ich dieſen Honigſeim.

Die Mutter läßt uns ſchon küſſen,
Und rümpft nicht die Naſe dabei,
Drum kann ich ſie herzlich nur grüßen,
Zum Vater ſag' ich: „Bin ſo frei!“

4.

Der Vater ſpricht immer von Ehe,
Und macht ein finſt'res Geſicht;
Im Innerſten thut es mir wehe,
Doch heirathen kann ich noch nicht.

Vielleicht ſind ſchon Jahre entſchwunden,
Und noch nicht bezieh' ich Gehalt,
Und für die Geigenſtunden
Bin ich armſelig bezahlt.

Davon kann ich ſie nicht ernähren
Auf eine anſtändige Art; —
Könnt' ich nur dem Vater verwehren,
Daß er mich kränket ſo hart.

Und ſeh' die Geliebte ich weinen,
So faßt mich ein tödtlicher Schmerz;
Eine Wucht von zermalmenden Steinen
Senkt ſich auf mein blutendes Herz. —

Mag Jeder des Lebens ſich freuen; —
Doch wenn man ſo grauſam mich quält,
Dann wünſch' ich, die Stunden ſeien
Für Manchen im Amte gezahlt.

Ludwig Schenter.

Das Brautmahl.

(Ballade.)

Es ſchallt der Freude Jubelchor
Das Tafelrund entlang;
Manch' frohes Liedchen ſteigt empor
Beim hellen Gläſerklang.

Ein duftig grüner Myrthenkranz
Schmückt hold die ſchönſte Braut;
Der Freudenperle ſanfter Glanz
Hat ihren Blick bethaut.

Umſchlungen hält ſie ihr Gemahl,
An ſüßer Wonne reich;
Froh ſchweift ſein Auge durch den Saal;
Ihm iſt ja Keiner gleich.

Er kennt nicht ſtillen Harm und Schmerz;
Der Zukunft Sonnenlicht
Durchglüht ſein freudig pochend Herz,
Tüncht roſig ſein Geſicht.

Am Ecke ſitzt ein bleicher Gaſt,
Ein düſterer Geſell;
Verſchlingt den Wein mit ſtiller Haſt,
Sieht um ſich ſcheu und ſchnell.

Es ſchaut ſein Blick voll dunkler Glut,
Wildſtruppig hängt ſein Haar;
Von ſeinen Wangen wich das Blut,
Sein Mund iſt ſtumm und ſtarr.

Jetzt ſchallet's durch das Freudenhaus,
„Dem edlen Paare Glück!“
Und Jeder ſtürzt den Becher aus
Mit wonnetrunk'nem Blick.

Der Eine nur trinkt nimmer mit
In ſeinem trüben Sinn;
Steht auf und wankt mit mattem Schritt
Zur nahen Thüre hin.

Und als er ſie eröffnen will,
Da ſinkt er hin voll Schmerz;
Sein Aug' iſt ſtarr, ſein Athem ſtill,
Gebrochen iſt ſein Herz.

Auguſt Schilling.

* * *

Der Geigenmacher von Insbruck.

Erzählung von F. X. Told.

I.

Hoch hinauf zu den luſtigen Alpenhöhen, die ſpielende Nebel umzogen, weit hinaus in die blühenden Thäler, welche die blauen Wellen des Innfluſſes bewäſſern, hallten durch die Stille des Morgens die großen Glocken vom Dome zu Insbruck, und riefen jeden, der nicht auf dem Siechbette darniederlag, oder von unaufſchiebbaren Geſchäften verhindert wurde, zur hohen Kathedrale, denn eine große Orgel von dem damals berühmteſten Orgelbauer Herz ſollte auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand Karl zum erſten Mal beim feierlichen Hochamte verwendet werden.

Schon begann im Chore das Vorſpiel erhebender Weiſen, als ſich die dichten Volkshaufen ehrerbietig trennten, denn der Erzherzog betrat das Gotteshaus, um ſeines lieben Meiſters wohlgelungenes Kunſtwerk ſelbſt zu hören, wie es durch ſeine reinen, langhallenden Feierklänge das Gemüth erhob, zu hoher inbrünſtiger Andacht. An der Seite des Kunſtliebenden ſchritt ein freundlicher alter Mann, deſſen Silberlocken in ſparſamen Ringen die hohe Stirne umſpielten, deſſen ganzes Weſen durch Würde und Herzlichkeit auf den erſten Anblick feſſelte und einnahm — es war Meiſter Herz. Unter den rauſchenden Intraden und von den frohen Blicken des Volkes begleitet, das den gefeierten Fürſten und den vielberühmten Künſtler ſeines Weichbildes tief verehrte, ſchritten beide nach dem Hochaltare, und Aller Augen wandten ſich, nachdem der Erzherzog ſeinen Stuhl eingenommen, nach der Kanzel, denn Pater Gregorius, ein zu jener Zeit hoch geachteter Redner, erſchien, warf ſich auf die Knie, und begann nach einem kurzen aber herzlichen Gebete ſeine Predigt über den Text: „Und der König ließ machen von Almuthimholz Pfeiler im Hauſe des Herrn, und Harfen und Pſalter für die Sänger.“ 3. Buch der Könige 20. Kap. 12. Vers.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hörte die Menge auf das heilige Wort des ehrwürdigen Prieſters, das er mit hinreißender Begeiſterung in blühender Rede ſprach, und das er, indem er ſeine bedeutungsvollen Blicke nach der neuen Orgel richtete, ungefähr mit Folgendem ſchloß: „Und wenn wir alle längſt in Staub zerfallen ſind, werden die Töne dieſes Werkes noch laut das Lob Gottes verkünden, werden gleich Strahlen einer lichten Glorie hinaufdringen in die Fernen des Himmels, zu den Füßen desjenigen, der durch ſeinen ſchmerzvollen Tod das Verſöhnungswerk krönte, und die Menſchen erlöſte vom Übel. Amen.“

Meiſter Herz war tief im Herzen ergriffen von der Rede des ehrwürdigen Predigers, der erhebende Sinn berührte das Innerſte ſeiner Seele, und kaum wurde er, der wahrhafte Meiſter ſeiner Kunſt, Meiſter ſeiner Empfindung, denn jeden Zwang beſiegend, entſtürzte ein Thränenſtrom ſeinen begeiſtert funkelnden Blicken. Nun begann das Hochamt. — Die Töne der Orgel rauſchten wie Sphärenklänge durch die Hallen, und wie Engelſtimmen klang es in Aller Herzen wieder. Ein brünſtiges „Gott dich loben wir“ ſchloß die heilige Handlung; — allein des Feſtes Ende war noch nicht gekommen, denn im feierlichen Zuge traten auf einen Wink des Erzherzogs die Prieſter mit brennenden Fackeln um den ſtaunenden Meiſter. Gnädig erhob ſich der Fürſt von ſeinem Stuhle, und trat zu dem betroffenen Greiſe, der bebend vor freudigem Schreck auf ſeine Knie niedergeſunken war.

„Empfange ein Andenken an dieſe Stunde in dieſem Zeichen meiner Huld und Gnade,“ ſprach er, und zog eine große, ſchwere Goldkette, mit ſeinem Bildniſſe geziert, aus der Bruſt, den Künſtler damit zu ſchmücken. Der aber fand vor Rührung und Freude nicht Ausdruck und Stimme, um dem erhabenen Gönner würdig zu danken; nur niederſinken konnte er mit glänzendem Auge zu den Füßen ſeines durchlauchtigen Herrn und Gebieters, deſſen Ohr nichts mehr vernahm, als das frohe Gemurmel des Volkes, in das mit hellen jauchzenden Klängen Trompeten, Zymbeln und Pauken einfielen, daß die Gewölbe wiederhallten.

Nachdem ſich Meiſter Herz geſammelt, und den Herzog bis an die reich verzierte Karoſſe begleitet hatte, wollte auch er an der Seite ſeines unzertrennlichen Freundes Agricola, eines rühmlich bekannten Buchdruckers, nach ſeiner friedlichen Wohnung heimkehren — aber die Volksmenge, die, ihm hohen Beifall zollend, ſich von allen Seiten herzudrängte, um den Mann anzuſtaunen, dem ſo hohe Ehre ſelbſt in Gottes Heiligthume widerfahren war, und um die Kette zu betrachten, die als Zeichen ſeines Verdienſtes auf ſeiner Bruſt glänzte, hemmte ſeine Schritte, und oft lief der Wackere Gefahr, von der Maſſe Neugieriger, die in jeder Gaſſe wuchs, erdrückt zu werden.

Unter allen, die dem verdienten Greiſe die ſichtbarſte

Bewunderung zollten, und zwar ohne Wort, doch durch Blick und Haltung ihm ihre Verehrung bezeigten, war ein Knabe in ſchlechten Bauernkleidern beſonders auffallend. Schon im Dome hatte er ſich in Herz's Nähe zu drängen gewußt, und begleitete ihn nun auf ſeinem Triumphgange, indem er bald vor, bald neben dem Greiſe ſchritt, bis er an deſſen Hauſe Gelegenheit fand, ſeine Hand zu erhaſchen, um ſie huldigend an ſeine Lippen zu drücken.

Der biedere Herz, noch betäubt von den Auszeichnungen der vergangenen Stunde, betrachtete den Knaben nicht weiter, ſondern griff in ſeine Taſche, ſchenkte ihm ein anſehnliches Silberſtück, und rettete ſich vor dem nachdrängenden Volke in ſein Haus, deſſen Pforten er verſchloß.

2.

Lange ſaß der arme Junge auf der Steinbank vor dem Hauſe des Meiſters, und betrachtete mit naſſen Augen des Greiſes Spende, die ihm faſt demüthigend ſchien. Das hatte er nicht gewünſcht. Den großen Meiſter Herz zu ſehen, ihn bewundern zu können, der in Aller Munde lebte, das war ſein Sehnen und ſein Trachten geweſen; denn Jakob Stainer — ſo hieß der Kleine — liebte die Muſik bis zur Leidenſchaftlichkeit, er hatte für nichts Sinn als für ſie er konnte Eſſen und Schlaf über ſeine Vorliebe vergeſſen, wie ſehr auch ſein Vater mit Strenge gegen dieſe Neigung eiferte. „Lieber ſchlage ich dich todt," ſprach er oft in ſeinem Zorne zu Jakob, „ehe ich zugebe, daß du mir ſo ein Fiedler wirſt, und den leichtfertigen Jungen und Dirnen für ihre paar Groſchen eins aufſpielſt in der Schänke, während andere Leute Sonntags zur Kirche wallfahrten, oder durch die Felder gehen, um Gottes Segen zu bewundern.“ Allein das alles beirrte den muſikliebenden Knaben nicht im Geringſten. Wenn er früh Morgens hinter Abſam — ſo nannte man das Dörfchen oberhalb Hall, das Jakobs Geburtsort war — die Lämmerheerde auf die fetten Triften trieb, da war er überſelig, denn Niemand hinderte ihn, wenn er allein mit ſeiner Heerde war, an ſeinem Lieblingshange — ungeſtört konnte er ſich da ſeine Pfeifen ſchnitzen, und umgeben von der ſchneewolligen Heerde, die munterſten Weiſen ſpielen, die ſein froher Sinn und ſeine rege Phantaſie ihm eingab.

Doch gar bald genügte dem Unerſättlichen die einfache Schalmei nicht mehr, und faſt an jedem Abende ſchlich er, wenn ſeine Heerde in den Hürden untergebracht war, nach dem Hauſe des Kantors, um an deſſen Fenſter mit Seelenvergnügen den eben nicht gar zu künſtleriſchen Melodien zu horchen, die Meiſter Grünemann ſeiner alten Geige zu entlocken wußte. O wie oft wäre er ſo gerne mit hochklopfendem Herzen hineingetreten zu dem Glücklichen, der ein Inſtrument beſaß, in deſſen Saiten er das wechſelnde Gefühl der Bruſt durch Töne ausſprechen konnte, wie oft hatte er ſchon den Fuß auf die Schwelle geſetzt, um den Kantor zu bitten, daß er ihm Unterricht im Geigenſpiele geben möchte; aber immer war er noch davon abgeſtanden, weil ihm entweder der Widerwille ſeines Vaters gegen Muſik, oder der Mangel einer Geige einfiel. Endlich hatte er ſich doch im nicht zu beſiegenden Drange ein Herz gefaßt und den Kantor gebeten, ihm Unterricht in ſeiner herrlichen Kunſt, wie er ſein Gefiedel nannte, zu ertheilen. Anfangs weigerte ſich der alte Murrkopf, allein, als der gemüthliche Knabe gar ſo herzlich bat, gab er in ſo fern ſeinen Bitten nach, daß Jakob ſelbſt eine Violine ſchaffen müſſe, weil er nur eine einzige beſitze.

Wie ein Donnerſchlag berührte dieſer Beſcheid den muſikliebenden Knaben. So nahe er die Erfüllung ſeines ſchönſten Wunſches geträumt, eben ſo weit entfernt davon hatte ihn Meiſter Grünemann's Wort, denn woher ſollte er bei den ſo oft ausgeſprochenen Geſinnungen ſeines Vaters, und bei deſſen knauſernder Sparſamkeit eine Geige nehmen? Doch ſein Genius half ihm. Feſter, unbeſiegbarer Wille iſt ſchöpferiſch in Herbeiführung des Entbehrten. Wenn Jakob auch nicht Geld genug beſaß, um ſich eine Geige zu kaufen, ſo beſaß er doch Muth und Geſchicklichkeit genug, um ſich nach manchem Verſuche ſelbſt ein ſolches Inſtrument zu machen. Er ruhte nicht mehr, bis er damit zu Stande gekommen, und trat ſchon nach wenigen Wochen mit triumphirenden Blicken in des Kantors Stube, um ihm das Werk ſeines Fleißes, eine aus Ahornholz geſchnitzte Geige, zu überbringen. Dieſer gab überraſcht die Saiten, und ſchon am nächſten Tage erhielt Jakob den erſten Unterricht.

Nun aber war auch des Muſizirens kein Ende mehr. Des Morgens ſteckte der fleißige Schüler Geige und Bogen in ſeinen Schnappſack, nahm den Hirtenſtab, und trieb, von ſeinem Genius geführt, die Heerde tief in die einſamen Berge, die nicht ſelten bis zum letzten Verglühen der Sonne im hundertfachen Echo die Melodien wiederholten, die Jakob ſeinem eigenen Kunſtwerke abzuringen wußte. Durch raſtloſe Verſuche, durch nimmer ermüdende Übung hatte er es bald ſo weit gebracht, daß er ſeinen Lehrer auf dem Chore unterſtützen konnte. Es mochte wohl Niemand glücklicher ſein als Jakob, wie er mit Meiſter Grünemann das erſte Mal die Chortreppe hinaufſchritt, ihm dieſer ſeinen Part zu recht legte, und er mit glänzendem, faſt verklärten Blicke hinabſah, auf das betende Volk, deſſen Andacht er durch die heiligen Weiſen, die er nun mitſpielen durfte, erhöhen ſollte. Allein ganz anderen Sinnes war der alte Stainer, als er ſeinen Jungen, die Geige in der Hand, hinter dem Notenpulte erblickte. „Alſo doch Muſikant!“ grollte er, kirſchbraun im Geſichte, und rannte auf das Chor, um den ungehorſamen Sohn herabzuholen und recht empfindlich zu züchtigen. Doch Meiſter Grünemann nahm ſeinen Schüler in Schutz und als auch der allverehrte Pfarrverweſer für den Knaben bat, und dem Lärmenden erklärte, wie es auch ein heiliges Werk ſei, im Gotteshauſe den Herrn mit Muſikklängen zu verherrlichen, da wandte ſich des Alten harter Sinn zum Guten, und mit den Worten: „Nun ſo mag er denn die Fiedel behalten! Aber ein Muſikant für die Schänke ſoll er mir nimmer werden!“ ſicherte er unter treuherzig verſöhnendem Handſchlage dem zitternden Virtuoſen ſeine Verzeihung zu.

Jakob war jetzt überſelig. Konnte er doch nun zu Hauſe der Kunſt obliegen, welcher er mit ganzer Seele zugethan war, und den Kantor beſuchen, wann und wie oft er wollte. Bei dieſem erfuhr er denn auch, daß im Dome zu Insbruck eine große prächtige Orgel von dem vielberühmten Herz ſtehe, die nach Jeruſalem beſtimmt ſei, und beim feierlichen Hochamte zum erſten Male geſpielt werden ſollte. Er hatte dieſe Nachricht kaum gehört, als es ihn ſchon unwiderſtehlich nach Insbruck trieb. Sein Entſchluß war ſchnell gefaßt, und der erſte Dämmerſchein des nächſten Morgens fand ihn auf dem Wege nach der Stadt.

Da hatte er nun des vortrefflichen Meiſters Triumph und Huldigung geſehen, und ſaß nach einer Stunde noch tief bewegt im Innerſten auf der Steinbank vor dem Hauſe des Gefeierten, an die er feſtgebannt durch ſeine ſtill emporkeimenden Wünſche ſchien. Große Pläne bewegten in ſchnelleren Pulsſchlägen das Herz des Knaben; entſchloſſen, als wolle er ſein künftiges Geſchick in die Schranken fordern, griff er nach dem Glockenzuge und ſchellte, daß es weit hin durch des Hauſes Gänge dröhnte.

„Wer reißt doch ſo ungeſtüm an der Glocke!“ rief Herz's alte Beſchließerin, und zu der rothbackigen Küchendirne gewendet, fuhr ſie befehlend fort: „Sieh doch nach, wer die Herren auf ſolche Art bei der Mahlzeit ſtört?“

Selbſt erſchrocken ob dem gewaltigen Geläute eilte die Magd geſchäftig die Treppe hinab nach der Pforte, denn ſie glaubte nach der Bewegung der Glocke ſchließen zu können, daß wenigſtens ein Abgeſandter des Herzogs Einlaß verlange, allein unangenehm getäuſcht fand ſie nur einen armſelig genug ausſehenden Bauernjungen, der dringend mit Meiſter Herz zu reden verlangte. Ohne zu erwägen, ob es dem Gebieter genehm ſein könne, geſtört zu werden, brachte ſie den kleinen Gaſt nach dem oberen Stockwerke. Aber furienartig empfing ſie die bärbeißige Marianne, als ſie, ſtatt einen ſtattlichen Junker in Sammt und Seide gekleidet, einen Knaben im ſchlichten Kittel erblickte, und es fehlte wenig, daß ſie nicht Hand angelegt, um den betroffenen Gaſt ſammt der einfältigen Magd zum Hauſe hinauszuwerfen. „Jetzt iſt keine Zeit zum Betteln!“ ſagte ſie geifernd, und wies mit den langen Knochenfingern nach der Thüre. Doch Jakob maß ſie mit Verachtung, und nannte ſie eine böſe Sieben, die mit Leuten, welche das Betteln nur dem Namen nach kennen, gar nicht umzugehen wiſſe. Das brachte die Beſchließerin vollends in Wuth und ehe ſich's der Arme verſah, hatte die Alte ein brennend Scheit ergriffen, und ſchwang es ſcheltend über dem Haupte des kleinen Bittwerbers. Dieſer brach, theils um ſich zu ſchützen, theils um Hilfe herbeizurufen, in ein lautes Schreien aus, das ihm in der Noth den Retter brachte. Die Thüre von dem Speiſezimmer des Meiſters öffnete ſich plötzlich, und Herz trat unter dieſelbe, um betroffen nach der Urſache des Lärmens zu fragen. Zitternd vor Zorn, und noch immer die Funken ſprühende Kohle in der Rechten, erzählte Marianne den ganzen Vorfall.

Meiſter Herz, der ſich noch auf den Knaben, dem er das Silberſtück geſchenkt, zu erinnern wußte, und der mit ſeinem offenen blauen Auge ſo unbefangen und kindlich bat, daß er ihn ſchon vom Sehen lieb gewinnen mußte, brach nebſt ſeinem Freunde Agricola ob dem poſſierlichen Anblicke ſeiner ereiferten Haushälterin in ein lautes Lachen aus. Erſt nachdem er ſeinen ruhigen Ernſt wieder gewonnen, ſuchte er Marianne zu beſänftigen, und rief den zitternden Bauernknaben auf das Zimmer.

So muthig und gewandt ſich Jakob früher benommen hatte, ſo verlegen, eingeſchüchtert und zagend ſtand er jetzt vor dem Meiſter. Erſt als beide Männer ihn freundlich einluden, näher zu treten, und ohne Scheu zu künden, welch' Verlangen ihn hergeführt, ſammelte er ſich wieder und erzählte mit all jener aufrichtigen Treuherzigkeit, wie ſie nur die Jugend auf dem Lande beſitzt, von ſeiner großen Liebe zur Tonkunſt, wie fleißig er daheim gelernt, und wie er nur von Abſam nach Innsbruck gekommen ſei, um die große Orgel zu hören, und Meiſter Herz zu bitten, ihn in ſeine Werkſtätte aufzunehmen. „Ich will Euch Tag und Nacht dienen,“ ſchloß er, und legte betheuernd die Hand auf die klopfende

Bruſt, „wenn Ihr mir die ſchöne Kunſt lehrt, Inſtrumente zu verfertigen."

Erſtaunt und zweifelnd ſchüttelte Herz das ehrwürdige Lockenhaupt, ein ſo ſeltſamer Zögling war ihm noch nicht vorgekommen; aber Agricola, der den hübſchen Burſchen mit ſeinem ehrlich einfältigen Weſen lieb gewonnen hatte, antwortete: „Brav, guter Junge! du haſt den rechten Mann gefunden. Nicht wahr, Herz! du nimmſt ihn auf, als deinen Lehrling. Der heutige Tag iſt zu wichtig und erfreulich für dich, als daß du eine ſo beſcheidene und vernünftige Bitte zurückweiſen ſollteſt." Herz ſah ſich zu froh berührt von der Mahnung an die ihm heute widerfahrene Auszeichnung, als daß er nicht den Wunſch des Freundes durch Einſtimmung in ſeine Zuſage erfüllt hätte, und verſprach, es auf einige Zeit mit dem Knaben zu verſuchen.

Eine verklärende Röthe überhauchte Jakobs Wange, als er dieſe Zuſicherung vernahm; Kummer und Zaghaftigkeit war mit einem Male verſchwunden, und er erzählte, als Meiſter Herz fragte, ob er denn auch einen Begriff von den Geſchäften eines Inſtrumentenmachers habe, mit einnehmender Offenherzigkeit und Wärme, wie er bereits ſchon viele Pfeifen geſchnitzt, und beſonders in der letzteren Zeit ohne alle Anleitung eine Geige von Ahornholz verfertigt habe, auf der es ſich ganz artig ſpielen ließe.

Neugierig das Kunſtwerk des Naturkindes zu ſehen, und eingenommen von Stainer's entſprechendem Weſen, entließ ihn Herz mit dem Beſcheide, daß er in einigen Tagen wiederkommen möge, um als Lehrling aufgenommen zu werden, und ſchon am dritten Tage hielt Jakob, ungeachtet Mariannens unmuthigem Sträuben, ſeinen Einzug in dem Hauſe ſeines Lehrherrn. Er hatte nichts bei ſich, als die

Geige, ein Stück Brot, und einen Roſenkranz, den ihm die Mutter beim Abſchiede mit einer Mahnung zur Gottesfurcht und Tugend geſchenkt hatte. „Eine ſchöne Ausſtattung!“ brummte Marianne, als ſie ihres neuen Hausgenoſſen ärmliche Habe mit einem ſcheelen Blicke gemuſtert; doch freundlich und beinahe mit Lachen empfing ihn Meiſter Herz, als der Knabe mit froher Zuverſicht in die Stube trat, und mit einem: „Hier bin ich, Meiſter! mit Sack und Pack,“ ſeinen Einzug ankündete. „Die Mutter läßt Euch grüßen!“ fuhr er fort, „und bittet Euch, mich nicht hart zu halten; und der Vater läßt Euch ſagen, die erſten friſchen Käſe, die es gibt, ſollet Ihr haben, weil Ihr ſo freundlich meine Bitte gewährt.“

„Wo haſt du das Inſtrument, das du dir ſelbſt gemacht?“ fragte nach einer Weile der Meiſter, und faſt mit Stolz übergab Jakob die kleine Violine. Herz muſterte mit kunſtverſtändigem Blicke das erſte Werk des kleinen Künſtlers, und ließ das ſprechende Auge gar bald bewundernd auf dem Knaben ruhen, deſſen Beruf ſich in der einfachen aber gelungenen Arbeit kund gethan. „Ja, ja, du ſollſt Inſtrumente machen lernen,“ ſprach er nach einer Weile, und legte liebkoſend die Hand auf Jakobs Lockenhaupt. „Unter guter Leitung kannſt du in dieſem Fache ein vortrefflicher Künſtler werden, den man ſpät noch nennen ſoll; und gute Leitung wird dir bei mir nicht fehlen. Allein ich glaube, du ſollteſt nach dieſem Anfange beim Geigenmachen bleiben.“

Der Knabe willigte in Alles, und war hochentzückt, als Meiſter Herz ihn in die weiten Werkſtätte führte, ſeinen Werk-Arbeitern den neuen Lehrling vorſtellte, und ihn der Auf[illegible]ſamkeit und dem Wohlwollen Aller empfahl. „[illegible] dienen,“ diente Jakob auch im vollen Maße, der [illegible] die klopfende mender Eifer, mit den er ſich dem Arbeiten hingab, die man ihm zeigte, die rührend ſchmeichelnde Freundlichkeit, mit der er um Rath bat, wenn er ſich in irgend etwas nicht zu helfen wußte, und die Freude, die ihm aus den Augen ſtrahlte, wenn etwas ſeiner raſtloſen Thätigkeit gelungen war, mußte ihm die Herzen Aller gewinnen, die mit ihm umgingen. So hatte er ſich bald alle zu Freunden gemacht, die ihn kannten, denn nebſt ſeinen geiſtigen Vorzügen war er auch ein ſchöner Knabe, deſſen einnehmend offenes Weſen alle zu ihm hinzog, und ſelbſt die keifende Marianne vergaß allmälig die ihr zugefügte Beleidigung und erhob den Liebling des Hauſes auch mit jedem Tage höher in ihrer ſonſt ſo karg geſpendeten Gunſt.

4.

Fünf Jahre waren unter nie ermüdetem Eifer und in den freundlichſten Verhältniſſen entſchwunden. Meiſter Herz behandelte Jakob wie ſein eigenes Kind, doch auch Jakob hing mit wahrhaft kindlicher Liebe an dem Greiſe, in dem er ſeinen größten Wohlthäter verehrte. Bald hatte er ſich in ſeiner Kunſt, die ſein Einziges, ſein Leben war, ſo ausgebildet, daß er nicht nur als ausgelernt betrachtet werden konnte, ſondern ſogar ſeinen Lehrer übertraf. Mit inniger Freude ſah dieſer das Fortſchreiten ſeines Zöglinges, ſah ohne Neid, wie Jakob ihm mit jedem Tage an Vollendung näher kam, und bot um deſto eifriger alle ſeine Kunſtfertigkeit auf, ihm noch mehr Gelegenheit zur Ausbilwerde [illegible] erſchaffen, ja der edle Mann ging in ſeiner Groß-
Marian [illegible] er den gelehrigen Schüler nach Venedig
dem Hauſe ſeine [illegible] en bei Pietro Vimercati, dem Da-

mals in Italien berühmteſten Geigenmacher, an ſeine Meiſterſchaft die letzte vollendende Hand zu legen.

So ungern Jakob den Meiſter verließ, an dem er in ſeiner ſchwärmeriſchen Dankbarkeit mit ganzer Seele hing, eben ſo groß war ſeine Sehnſucht nach der höchſten Vollkommenheit in der Kunſt. Lange kämpfte er mit dieſen beiden Trieben, bis der letztere ſiegreich hervorging, und als Vimercati Herz's Schreiben mit einer freundlichen Bejahung beantwortet, da wurde alles zur Reiſe nach Italien hergerichtet.

In der Wehmuth der Abſchiedsſtunde begann Jakobs Seelenkampf aufs Neue, und beinahe wäre er noch einmal von ſeinem Reiſeentſchluſſe abgeſtanden. Schluchzend ſank er an die Bruſt ſeines Lehrers — aber Herz unterdrückte gewaltſam ſein Gefühl. „Ziehe mit Gott,“ ſprach er, indem er ſegnend ſeine Hände auf das Haupt des Jünglings legte, „bewahre deine reinen Sitten, und werde ein Künſtler im wahren Sinne des Wortes. An meiner Unterſtützung, an meiner freundlichen Erinnerung wird es dir nie fehlen,“ fuhr er fort, und drückte eine ſchwere Börſe in ſeine Hand. „Doch eile jetzt den Schmerz der Trennung zu verkürzen.“ Mit dieſen Worten drängte er gefaßt den noch immer nicht Entſchloſſenen nach der Pforte, wo ein Wagen mit mehrern Reiſebegleitern auf ihn harrte. Noch einmal küßte Jakob den geliebten Meiſter, beſtieg dann mit Empfehlungsbriefen und allem Nothwendigen reich verſehen den Wagen; ein Augenblick und es war geſchieden.

Kurz war die Reiſe nach dem blühenden Italien, nach dem Mutterlande der ſchönen Künſte, von dem aus der erſte ſegnende Hauch der Verfeinerung und Veredlung über das nebelumzogene Deutſchland gegangen war. Die Abwechslung an Neuem, die ſich mit jeder Stunde angenehmer, frappanter darbot, die erhabene Gebirgswelt hier — dort im blauen Schimmer des adriatiſchen Meeres rieſiger Spiegel, in deſſen Tiefe eine mildere Sonne ihr ſtrahlendes Antlitz beſchaute, das Alles mußte in Jakobs Herzens die Wehmuth der Trennung mildern, und bald ſehnte er ſich ſo innig nach dem Ziele ſeiner Reiſe, knüpfte ſo viele Pläne, Träume und Hoffnungen an ſeinen Aufenthalt in Vimercati's Hauſe, daß er laut jubelnd im Wagen aufſprang, als ihm ein Reiſegefährte die Thürme von Mäſtre, und drüben auf der dunklen Meeresfläche die prächtige Lagunenſtadt wies, die Menſchenfleiß und Scharfſinn den Wogen abgerungen, und die in ihrer blühendſten Periode die Fluten beherrſchte, welche ihre 380 Fuß hohe Vedetta auf der prunkenden Piazza di S. Marco noch ſo ſtolz überblickt.

Unbeſchreiblich war der Eindruck, den Venedigs Anblick auf Jakob machte. Überall prangten hohe Palläſte mit den blühendſten Gärten auf ihren platten Dächern, hohe glänzende Kuppeln ſtiegen rings empor zum Himmel, indeß kein Fuß durch die feuchten Straßen wanderte, Pracht und Fleiß ſich nur auf dem karg zugemeſſenen Inſelraume bewegte, und von der Sestiere di Castello mit dem ungeheuren Arſenale ſich ausbreitete, bis zu den Forts St. Helena und St. Erasmo und bis hinaus zum wogendämmenden Lido di Palestrina. Bewundernd ſchritt er über die hohe Rialtobrücke, deren ſchimmernde Kaufmannshallen ſo manche junge Venetianerin anlockten; ſtaunend ſah er den Dogenpallaſt in ehrwürdiger gothiſcher Bauart mit ſeinen acht Haupteingängen, als den Sitz von Venedigs Herzen, wanderte durch die Arkaden des Markusplatzes, und ergötzte ſich an dem Treiben der luſtwandelnden Menge, an dem Wettlauf der Gondeln auf den Kanälen, und gelangte endlich, faſt erdrückt und betäubt von den ungewohnten Eindrücken, die Venezia's Größe und Pracht auf ihn gemacht, in das Sestiere di Torso zu Vimercati's Hauſe. Er wähnte vor dem Pallaſte eines der reichſten venetianiſchen Nobili zu ſtehen, ſo ſchön, ſo prächtig und ausgedehnt war das Gebäude, welches der damals berühmteſte italieniſche Inſtrumentenmacher bewohnte. Faſt eingeſchüchtert von dem, was er ſah, ſtieg er die breite Marmortreppe hinan, — ein Diener öffnete die hohen Flügelthüren, und bald ſtand er vor dem, den er ſuchte.

Vimercati, ein Mann von 45 Jahren, von kleiner, jedoch nicht unangenehmer Geſtalt, mit feurig blitzenden Augen und einem ſchönen römiſchen Kopfe, trat dem Eintretenden wohl nicht ſtolz, doch ernſt entgegen, um nach ſeinem Verlangen zu forſchen. Statt der Antwort überreichte Stainer das Schreiben, welches ihm Herz mitgegeben, und kaum hatte Meiſter Pietro die Zeilen ſeines Freundes und Kunſtgenoſſen durchflogen, ſo hieß er Jakob auf ſo gute Empfehlung mit der Herzlichkeit eines Vaters willkommen. Lange ſprach er mit ihm über Herz und ſeine Kunſt warm, und mit dem Intereſſe eines biederen Freundes, wies dann dem Ermüdeten ſein künftiges Wohngemach an, damit er ausruhen könne, und lud ihn endlich mit überraſchender Freundlichkeit ein, heute Abend mit ihm, ſeiner Tochter und einem Freunde ſeines Hauſes zu ſpeiſen.

Die Zeit bis zum Abendtiſche brachte Jakob theils mit Ausruhen, theils mit Anordnungen in ſeiner künftigen Wohnſtube zu; dann ſuchte er ſich ſo ſtattlich als möglich herauszuputzen, und erſchien bei Vimercati als ein recht ſchmucker, kräftiger deutſcher Jüngling.

Eine gute Weile war unter Geſpräch mit dem Meiſter und ſeinem Freunde, dem Sänger Sacchi, verfloſſen, als eine Seitenthüre aufflog, und Chiara, Vimercati's einzige Tochter, eintrat.

Wenn auch Stainer, von einem andern Genius beſeelt, bis jetzt ſich noch nicht ſonderlich um das andere Geſchlecht bekümmert hatte, ſo war ihm doch im Vaterlande ſo manches ſchöne Mädchen erſchienen; — allein Reize, wie ſie Chiara beſaß, hatte er noch nie geſehen. Ein Weſen höherer Regionen, ein Himmelsbild, wie es nur Taſſo's blühende Phantaſie, nur Rafaels unſterblicher Pinſel in das Leben zaubern kann, ſchien das Mädchen zu ſein, das ſo eben in das Zimmer trat. Meiſter Vimercati ſtellte den Fremden vor, nannte ihn als den Schüler des berühmten Herz, und freute ſich über das Vertrauen, das der deutſche Meiſter in ihn geſetzt, indem er ihm den Jüngling zur Vollendung ſeiner Bildung anvertraut habe — doch wie feierlich und ernſt ſich auch Meiſter Pietro dabei benahm, Chiara mußte lächeln über des Jünglings einfaches, faſt verlegenes Weſen, und über ſeinen Anzug, der ihr ſo poſſierlich, ſo barock vorkam, daß ſie ſich alle Gewalt anthat, um die Artigkeit nicht auf eine gröbliche Weiſe zu verletzen.

Stainer hatte die Anſtrengung gar wohl bemerkt, die Chiara's Zügen für jeden Andern gewiß jenes Abſtoßende aufgedrückt haben würden, das in dem ſpottenden Blicke bemerkbar wird; — wohl verletzte ihn der ſichtbare Kampf in des Mädchens Miene, allein er warf ihn nicht aus ſeinem Himmel, in den ihn Chiara's überirdiſche Schönheit verſetzt hatte; ſah er doch in ihre großen lichten Augenſterne, und glaubte in einen Himmel zu blicken, deſſen Anmuth ihn ausſöhnen mußte mit dem engelreizenden Weſen.

Die Stunde des Abendmahles verfloß Jakob in der geſpannteſten Situation — je länger er in Chiara's Nähe weilte, deſto beklommener wurde ſeine Bruſt, deſto ängſtlicher rang er nach einem abziehenden Worte. Doch auch die Unterhaltung konnte nur ſehr beſchränkt ſein, da Jakob gar nicht italieniſch, Pietro und Chiara aber nur ſo viel deutſch ſprachen, um ſich über das Nothwendigſte verſtändigen zu können. Selbſt die Genüſſe der Tafel, ſo angenehm und elegant ſie ſervirt war, konnten den an einfache deutſche Koſt gewöhnten Jüngling nicht anſprechen, — und es war ihm daher nichts erwünſchter, als daß endlich nach einigen Scherzen des Sängers über den deutſchen Michel, wie er ihn nannte, die Jakob aber, in Gedanken vertieft, überhört hatte, die Tafel aufgehoben wurde. Mit einem treuherzigen: „Gute Nacht!“ ſchied er von der Geſellſchaft, die noch manches über ihn zu plaudern hatte. Müde von der Reiſe, und betäubt von den großartigen Eindrücken, die er während den Stunden ſeines Aufenthaltes in Venedig aufgenommen, ſank Jakob gar bald in die Arme des Schlummers, aus denen ihn nach einigen Stunden der Klang einer ſchmeichelnden Kanzone weckte.

Eine überaus ſchmelzende, ſilberreine Stimme tönte von dem Vordertheile des Hauſes ſo himmliſch herüber, daß er von Feen und überirdiſchen Weſen zu träumen glaubte. Gewältigt von dem Sturme ſüßer Empfindungen, die des Liedes Zauberklänge in ſeinem Herzen aufgeweckt, ſprang er vom Lager, rieb noch immer halbträumend die wachen Augen, und trat an das Fenſter. So herrlich hatte er noch nie ſingen gehört. Es mußte Chiara ſein, denn nur ſie konnte in dem Hauſe, das Vimercati allein mit ſeinen Leuten bewohnte, ſo himmliſch und zu dieſer Stunde ſingen. Es ſchien ihm ſogar, als könne er im Dunkel der Nacht und über die Ferne des weiten Hofraumes deutlich ihre üppige, jugendliche Geſtalt erkennen, und als käme ſie, da ſie ihn am Fenſter bemerkte, abſichtlich öfter an das ihre. Jetzt ſchwieg der Geſang, der auf leiſen bebenden Flügeln dahingeſchwebt war, über die ruhende Flutenſtadt, das Fenſter ſchloß ſich; tiefe Stille, kaum von des Meeres fernem Brauſen unterbrochen, herrſchte wieder, und nur das große Baſſin, das mitten im Hofe ſich befand, plätſcherte noch, als wolle es den Nachhall des verſtummten Geſanges bilden. Mißmuthig und aufgeregt ſuchte Jakob das verlaſſene Lager wieder, und als in Oſten des nahen Morgens erſte Boten in roſigem Scheine dem Meere entſtiegen, entſchlummerte der arme, von ſo viel wechſelnden Eindrücken nur ſchmerzlich berührte deutſche Jüngling, um bei weitem noch mehr der Spielball ſeiner erhitzten Träume zu ſein, denn in allen Geſtalten der Erde erſchien ihm die himmliſche Chiara.

5.

Gleich ſtrahlenden Sternen glänzten Venedigs zahlreiche Thurmknöpfe im Sonnenlichte über den ſchimmernden Wellen, als Stainer erwachte. Faſt betroffen über ſein lange Schlafen eilte er zu Vimercati, der ihn mit Herzlichkei empfing, und nach einem würzigen Frühmahle in die Werkſtätte zur Arbeit führte.

Wie unbeholfen und befangen ſich Jakob früher benommen hatte, hier zeigte er ſich ganz an ſeinem Platze Meiſter Pietro ſah mit Vergnügen die Geſchicklichkeit ſeine deutſchen Zöglings, und ſchon nach Verlauf eines Monate vertraute er Sachi und anderen kunſtverſtändigen Freunden, daß der junge Tiroler ganz der Mann ſei, der ihn einſt wei übertreffen werde. Er hatte recht geahnt, denn bald hatte der wißbegierige, in ſeinem Eifer nie ermüdende Jüngling alle die Geheimniſſe erforſcht und aufgefaßt, die ſeinen Inſtrumenten jenen Zauber gaben, daß ſie bis heute noch durch keine ähnlichen erreicht worden ſind. Mit jedem Tage gewann Vimercati den Deutſchen lieber, und durfte Jakob, der in anderer Hinſicht auch klüger und ſcharfſichtiger zu werden anfing, ſeinen Augen trauen, ſo war ihm auch Chiara nicht abgeneigt. Denn hatte ſich Chiara früher von dem einfachen Bauernjungen ſichtbar zurückgezogen, ſo ſuchte ſie jetzt häufig ſich mit ihm zu unterhalten, oft bat ſie ihn mit ſeiner Violine, die er vortrefflich zu ſpielen verſtand, ihre Geſänge zu begleiten, ja ſie erbot ſich ſogar, ihm italieniſch zu lernen, wenn er ſie dafür mit ſeiner Mutterſprache vertraut machen wollte.

Dieſes Alles verſchaffte dem Jünglinge ſo manche ſchöne glückliche Stunde, die er über die Grenzen ſeiner Kunſt hinaus nicht geahnt hatte; er liebte Chiara, wenn er auch keinen Namen für das Gefühl fand, das ſein argloſes Herz mit ſchmerzlicher Freude, mit ſüßer Wehmuth erfüllte, wenn er es auch tief in ſich verſchloß, und mit keinem Blicke verrieth, was er empfand. Jakobs ſcheinbare Kälte, ſeine erzwungene Ruhe aber hatte Chiara's huldigungsſüchtiges Gemüth verletzt, denn ihre Eitelkeit meinte nichts anderes, als daß er ihre Reize, denen ſo viele Venetianer huldigten, überſehe, daß er gleichgiltig gegen ihre Vorzüge und zu blöde ſei, um zu bemerken, wie ſehr ſie ihn allen vorziehe, die aus Liebe zu ihr ſeufzten und girrten; doch da irrte ſie ſich gewaltig, denn ganz Anderes ging in Jakobs Herzen vor. Der beſcheidene Jüngling hatte lange gekämpft, um ein Gefühl zu erſticken, welches zu äußern er für Kühnheit hielt.

Die Tochter ſeines vielberühmten Meiſters, deren Feſſeln die reichſten Venetianer trugen, um deren Hand ſich angeſehene Männer bewarben, die Perle in Venetias Jungfrauenkranze, ſtand viel zu hoch, als daß der arme Tirolerjüngling, der Lehrling, um ſie werben ſollte. Auch da, als er es tiefer empfand, daß ſein Gefühl wohl ſtärker ſei als ſeine Kraft, auch da bewachte er noch ſorgfältig jede Äußerung deſſelben, und nur in die Saiten ſeiner Geige goß er den Schmerz freiwilliger, beſcheidener Entſagung aus. Doch ihre Grenzen hat auch die ſtärkſte Kraft, über ſie hinaus erlahmt ſelbſt der Muth eines Helden; nicht länger trug Jakob das Gefühl, das in wilderen Phantaſien ſein Herz empörte. Je feſter die Liebe Wurzel gefaßt, je inniger ſie mit ſegnenden Armen das klopfende Herz umfing, deſto mehr wächſt das Bedürfniß ſich mitzutheilen. Auch Jakob konnte nicht länger mehr ſchweigen, und an dem Tage, faſt in derſelben Stunde, in der Chiara den ſpröden, kalten Deutſchen aufzugeben beſchloß, faßte dieſer den Entſchluß, dem Weſen, das er gleich einer Himmliſchen verehrte, das er anbetete, ſeine lange verhehlten Gefühle zu geſtehen.

Die Gelegenheit, die unfreiwillige Mutter ſo manches Guten, war für beide günſtig. Die Laute auf dem Schooße, ſaß Chiara mit Jakob auf der Terraſſe des Hauſes, von ſüßen Düften umweht, die ſich aus tauſend um ſie herum prangenden Blütenkelchen in die heitere Nachtluft ergoſſen. Von den Kanälen herauf tönten aus der Ferne die Lieder der Gondolieri, von den Schiffen des Hafens klangen einzelne Glockentöne und Niemand belauſchte die Liebenden als der heitere italiſche Himmel, der mit Myriaden Sternenblicken herniederſah in die ſpiegelnde Meeresflut. Chiara war ernſt, finſter, kalt, unzugänglich, Jakob war freundlich und annähernd, er ſprach fortwährend deutſch, weil er deutſch empfand, ſie nur italieniſch, was ſie immer zu thun pflegte, wenn ſie böſe war.

Lange ſaßen ſie ſo neben einander und ſprachen von gleichgiltigen Dingen, während in ihren Herzen ein Sturm von Empfindungen brauſte. Chiara liebte und haßte, Jakob glühte und rang mit kalter Pflicht; Chiara wollte ſich losreißen von dem, der ſie zu verſchmähen ſchien, Jakob wollte durch ein Geſtändniß ſeiner Liebe ſich erheben zu der Geliebten, und ſeinem Schickſale trotzen; allein beiden fehlte der Muth, das entſcheidende Wort auszuſprechen. Endlich hatte Jakob das Geſpräch auf die Leidenſchaften gelenkt, denen ſo manches Menſchenherz erliegt, und meinte, daß über ein ſolches Thema noch ſehr wenig in deutſcher Sprache verhandelt worden wäre. Gereizt fragte Chiara in Jakobs Mutterſprache: „Leidenſchaften? Kennt denn der Deutſche Leidenſchaften? Sein Gemüth iſt ruhig, wie der Waſſerſpiegel, wenn alle Lüfte ſchweigen, keine Blaſe taucht auf aus der Tiefe, die Leben zeige in dem Lebenloſen. Der Deutſche ahnet kaum die Gefühle, die den Italiener zur Verzweiflung treiben, und kömmt er ja durch Zufall einmal hinter die Glut, die ſeine Kälte zur zerſtörenden Flamme angefacht, ſo glaubt er mit einem kräftigen Händedruck alles abgemacht zu haben.“

Erſtaunt über Chiara's Aufregung ergriff Jakob die Hand der Lieblichen und forſchte mit glühenden Wangen, wo der Grund dieſer Reizbarkeit zu ſuchen ſei, ob er im Herzen oder im Kopfe liege, und ob es kein Mittel gäbe, das empörte Gemüth zu beſänftigen. So kalt und trocken Jakob auch ſonſt ſein mochte, ſo liebreich, feurig und angenehm war er jetzt, und als endlich Chiara, beſänftigt durch dieſe Annäherung, dem lieben Jungen ſchmachtend in die treuen blauen Augen blickte, da ergriff der Begeiſterte Chiara's Hand zum zweiten Male, drückte ſie feurig an ſeine Bruſt, und zog ſie koſend an ſeine Lippen, um ſie mit Küſſen zu bedecken. Des Mädchens Unmuth ſchmolz an der Sonnenglut geſtandener Liebe, Chiara war verſöhnt, und als ihr Jakob aus Dankbarkeit, daß ſie wieder freundlich und heiter ſei, an den Hals flog, Stirn und Wangen küßte, da ſchlang ſie unter Thränen der Freude ihre Arme um den Geliebten, und liſpelte unter Schluchzen und Küſſen: „du loſer Menſch!“ — Erſt als ſie ſich nach tauſendmal wiederholten Schwüren ewiger Liebe und Treue trennten, fiel mit Zentnerlaſt der Vorwurf des Undanks, mit dem er ſeinem Meiſter vergelte, auf Jakobs Herz.

„Wozu ſoll dieſe Liebe führen,“ ſprach er von bangen Ahnungen gefoltert, und blickte düſter hinaus über Venedigs in der Dämmerung verſchwimmende Häuſermaſſe. „Ich, der arme Bauer von Abſam, der nichts beſitzt, als ſeinen Liedlohn und ein Paar fleißige Hände, der noch bis zur Stunde von fremder Gnade gelebt, ich konnte es wagen, meine Augen, meine Wünſche bis zu der Tochter eines Mannes zu erheben, deſſen Namen ganz Italien und Deutſchland mit Achtung nennt, bis zu Chiara, die alle Männer von Venedig anbeten, die den erſten Nobile des Landes ehelichen kann; ich konnte es wagen, ihr meine Liebe zu geſtehen, ihr, die das Schickſal ſo hoch geſtellt, daß ſie mir ewig unerreichbar bleiben wird und muß. Nein, nein! So häßlich undankbar will ich an dem Manne, dem ich ſo vieles verdanke, nicht handeln. Mit Rieſengewalt will ich die verderbliche Leidenſchaft in meiner Seele niederkämpfen, will jede Gelegenheit meiden, mit Chiara allein zu ſein, und kann ich mein Herz nicht beherrſchen, kann ich den Sieg nicht erringen über mich, dann hat mich Venedig am längſten geſehen. Lieber will ich ſelbſt untergehen, als in den Augen des edelſten Meiſters ein Mädchenverführer ſcheinen.“ Länger als eine Stunde rang der edle, wackere Jüngling nach einem feſten Entſchluſſe und nach der Hoffnung und Ruhe, die zu ſeiner Ausführung gehörte; nun glaubte er ſich ſtark genug ſeine Leidenſchaft zu bekämpfen, und mit dieſer erkünſtelten Stärke ging er am andern Morgen an ſeine Arbeit. Allein, wenn er ſich auch ſelbſt belog, daß er ruhig, daß er beſänftigt ſei, ſo zeigten doch ſeine Arbeiten deutlich ſeine Zerſtreuung, nicht wie ſonſt gelang ihm heute was er anfing, bald hatte er dies, bald jenes verlegt, bald durch eigenſinnige Verbeſſerungen verdorben, was ſonſt gelungen war, und als beſonders Chiara ihm Mittags im Vorübergehen die Hand verſtohlen drückte, da war es auch um ſeinen erſtarkten Sinn geſchehen, alle ſeine Entſchlüſſe ſtürzten zuſammen, wie Luftſchlöſſer, die ſich ein Träumer aufgebaut, er hatte nur Blick und Sinn für ſie, und hätte der Meiſter nur etwas genauer ſeine lieben Tiſchgenoſſen beobachtet, nur einmal ihr Mienenſpiel, ihre wechſelnden Blicke betrachtet, er hätte in der erſten Stunde den ganzen Liebeshandel errathen müſſen.

Schon am Abende dieſes in Sehnen, Zweifeln, Widerſtreben und Entſchließen zugebrachten Tages ſaß er ungeachtet ſeines feſten Vorſatzes, nie mit Chiara mehr allein zu ſein, mit ihr wieder auf der Terraſſe, und bald war an des engelgleichen Mädchens hochklopfendem Herzen alles vergeſſen, was er auszuführen beſchloſſen — er wußte und fühlte nur eines — ſeine Liebe zu Chiara. Faſt täglich wurde das alte Schauſpiel fruchtloſer Kämpfe gegen das überwallende Herz wiederholt, und jeder Abend fand die Liebenden wieder Arm in Arm auf der Terraſſe, verſunken in ein Meer von Blumenduft und Luſt, unbelauſcht von des Tages neidiſchen Blicken, unverrathen an das ſcheele Auge der Welt. Jakob war zum andern Menſchen geworden. Die Liebe hatte ihre bildende Hand an ſein äußeres Weſen gelegt, und was vermöchte dieſe allgewaltige Künſtlerin nicht! Er ſprach Italiens melodiſche Sprache ſo gut, wie das Idiom ſeiner Heimat, er benahm ſich ſo ungezwungen und leicht, als wäre er in den feinſten Zirkeln aufgewachſen, hatte ſchon längſt auf Chiara's Zureden ſeine Landestracht mit modernen Kleidern vertauſcht, mit einem Worte, aus dem ſchlichten Tiroler war ein ganz anderer Menſch geworden. Durch die Geliebte hatte er das Theater kennen gelernt, denn die Muſik, dieſe Himmelsſprache des Gefühls, dieſe wortloſe Rede des Gemüthes, war ihm als Sprache der Liebe noch einmal ſo theuer geworden. Allein gerade Muſik und Theater beſchworen den Sturm herauf, der des Gegengefühls engverſchlungene Zweige ſeiner goldenen Blüten beraubte. Chiara hatte ſchon lange den Wunſch genährt ſich mit ihrem herrlichen Geſange öffentlich bewundern zu laſſen, mädchenhafte Befangenheit hatte ſie aber noch immer davon abgehalten. Endlich gab ſie Sacchi's Bitten, wie dem Dringen ihrer Verehrer nach, und beſchloß in einer Oper als erſte Sängerin aufzutreten. Jakob erbleichte und war nahe daran umzuſinken, als er dieſen Entſchluß vernahm. Sacchi's Bekanntſchaft hatte ihn mit dem Leben und Treiben der Sängerinnen Venedigs bekannt gemacht, er wußte nur zu gut, welchen Gefahren ein ſchönes, junges, unſchuldiges Mädchen auf ſolchem Wege entgegengehe. Bitten, Beſchwörungen und Thränen konnten die eigenſinnige Geliebte, die ohne ſein Wiſſen ſchon die erſte

Probe mitgemacht hatte, und durch den Beifall, den man ihr bei dem erſten Verſuche gezollt, verlockt war, nicht bewegen den gefaßten Entſchluß aufzugeben, — die Eitelkeit ſiegte über die Liebe und brachte Jakob zur Verzweiflung.

Der Arme wußte ſich nicht mehr zu helfen, Chiara war für ihn rettungslos verloren. Noch in derſelben Nacht ſchrieb er mit zerriſſenem Herzen einen Brief an ſeinen unvergeßlichen Freund und Wohlthäter, Meiſter Herz — für ihn durfte ſeine Bruſt kein Geheimniß haben; mit kindlichem Vertrauen entdeckte er ihm alles, bat, beſchwor ihn um ſeinen Rath, und war ruhiger, als er das Schreiben auf dem Wege nach Insbruck wußte. Seltener kam er jetzt mit Chiara zuſammen, die nur zu deutlich in des Jünglings wüſten Blicken las, was in ſeinem gebrochenen Herzen vorging. Allein, wenn ſie auch in lichteren, ruhigeren Stunden einſah, daß Jakob recht habe, ſo machten ſie doch Sacchi's beredte Schmeicheleien gar bald wieder taub gegen Jakobs immer ſeltener gewagte Vorſtellungen, unempfindlich für den Gram, der ſich in ſeinen Zügen ſo deutlich ausſprach.

Mit langer, zaghafter Ungeduld, und abgeſpannt in ſeinem ganzen Weſen, ſah der gequälte Jüngling der Antwort und dem Rathe ſeines väterlichen Freundes entgegen. Sie kam, alle Pulſe klopften ſtärker, als Jakob die bekannten Züge erblickte, als er das Siegel erbrach, und ſeines alten Meiſters herzlich väterliche Sprache in dem Inhalte wiederfand. Er glaubte den ehrwürdigen Greis zu ſehen, wie er ihm die zitternde Hand bot, wie er mit milder warnender Stimme ihn beſchwor, ja keine Sängerin, am allerwenigſten eine italieniſche zu heirathen, wie er ihn bat, lieber ſchnell die verführeriſche Stadt zu verlaſſen, als durch eine Verbindung mit der eiteln, beifallſüchtigen Chiara dem gewiſſen Elende entgegenzugehen.

Geſtärkt und ermuthigt durch ſeines Wohlthäters weiſen, mit Liebe geſpendeten Rath, eilte er noch einmal zur Geliebten, um den letzten Verſuch zu wagen, ſie von ihrem unſeligen Entſchluſſe abzubringen. Es war umſonſt. Mit triumphirendem, ſelbſtgefälligen Lächeln, das den Jüngling wie Hohn verletzte, reichte ihm Chiara den Zettel, auf dem ihr erſter Verſuch für heute angekündet war.

„Alſo wirklich?“ ſtammelte Jakob, und ſeinen bebenden Händen entſank das unſelige Blatt. „So iſt es denn unabänderlich?“ fuhr er fort und zerdrückte eine glühende Thräne in ſeinem Auge, ſeine Knie wankten, er wäre umgeſunken, hätte ihn nicht ein Blick auf Chiara, die gleichgiltig gegen ſeinen Schmerz, und nur der Hoffnung auf einen nahen Triumph hingegeben, an ihrem Buſentuche ſpielte, und endlich ſogar einige Takte aus ihrer Geſangpartie trillerte, groß und muthig emporgehoben. Vater Herz's warnendes Schreiben ſtand jetzt mit Flammenſchrift vor ſeiner Seele losgeriſſen hatte ſich das blutende Herz von der verderblichen Leidenſchaft, und ohne mehr ein Wort zu ſprechen, verließ er ein Weib, die eitler Lobſucht des Herzens ſchönſte, heiligſte Gefühle opfern konnte. Chiara war über des Geliebten plötzliche Kälte anfangs betroffen, doch als ſie an die Huldigungen dachte, die ihrer heute harrten, als ſie ſich im eitlen, ſelbſtgefallenden Wahne überredete, daß es Jakob ja freuen müſſe, wenn er ſie verehrt und erhoben ſähe, da tröſtete ſie ſich über ſeinen Unwillen, meinte, daß es nur eine Grille ſei, von der er ſchon abkommen würde. Allein wie erſtaunte ſie, als nach kaum einer Stunde Jakob reiſefertig in der Tracht ſeines Heimatlandes das Zimmer ihdes Vaters betrat, um Abſchied zu nehmen. Vimercati war ſtumm vor Staunen, die Urſache eines ſo plötzlichen Entſchluſſes konnte ihm keine Ahnung ſagen. Auch Jakob ſchwieg darüber, und gab erſt, als Meiſter Pietro mit Herzlichkeit bat, ihn nicht zu verlaſſen, unter Verſicherungen des frommſten Dankes für alles Gute, das er bei ihm genoſſen, den Beſcheid, daß Meiſter Herz ſeiner ſehnlichſt begehre, und daß ein ſolcher Wunſch ſeines erſten Wohlthäters ihm wie ein Befehl ſeines eigenen Vaters gelte. Nicht ohne Rührung konnte Vimercati von ſeinem jungen Freunde ſcheiden, und bald wäre es ihm gelungen, den ſichtbar Ergriffenen zu einem Aufſchube ſeiner Reiſe auf einige Wochen zu bereden, dann hoffte er den treuen, fleißigen und in ſeiner Kunſt vortrefflichen Deutſchen, den er unter allen ſeinen Schülern am meiſten liebte, dauernder zu feſſeln. Allein in dem Augenblicke, als er, beſiegt von Pietro's übergroßer Güte, deſſen Bitten nachgeben wollte, fiel ſein Blick auf Chiara, die mit ſchlecht verſtecktem Hohne auf das einfache Tirolerkleid blickte, als wollte ſie ſagen: „den konnte ich lieben?“ da ſtand ſein Entſchluß wieder feſt, unwiderruflich beſtand er auf ſeiner Abreiſe, und nach einer rührenden Umarmung Vimercati's, nach einem kalten gezwungenen Gruße Chiara's, fand die nächſte Stunde den Freien auf dem Verdecke eines Schiffes, das ihn der geliebten Heimat näher bringen ſollte.

6.

Der alte, biedere Herz hatte ſchon lange ſeinen Sohn, denn das war ihm Jakob geworden, vermißt. Die Hoffnung, ihn nach ſeinem Briefe vielleicht bald wiederzuſehen, erfüllte mit Freude des edlen Greiſes Herz, und mit jedem neuen Morgen glaubte er in freudiger Sehnſucht um ſo gewiſſer, daß er im Laufe des neuen Tages ſeinen Liebling umarmen werde. Endlich ſchlug die glückliche Stunde, deren Luſt ſein Herz um keinen Preis der Welt verkauft hätte; Jakob ſtürzte unter hellen Freudenthränen, und im ſüßen Vergeſſen alles Schmerzes, den er getragen, dem väterlichen Freunde an die Bruſt. Minutenlang hielten ſie ſich in der Wonne des Wiederſehens umſchlungen, es war ein Augenblick des ſchönſten harmloſeſten Glückes.

Faſt acht Tage waren unter wechſelſeitigen Herzensergießungen, unter Erzählungen der verſchiedenen Ereigniſſe, welche die Zwiſchenzeit ihrer Trennung ausgefüllt, vergangen, als Jakob wieder die alte Werkſtätte betrat, in der er zuerſt für ſeine Kunſt gebildet worden war. Seit lange war ihm nicht ſo wohl geweſen, als jetzt, da er wieder an der Stelle ſtand, wo ſein Talent in dem erſten ſchaffenden Wirken neues Leben fand. Die Tage ſeiner Kindheit tauchten wieder auf vor ſeiner Seele, aus jedem Winkel ſprach ihn eine theure Erinnerung an, denn ſo wie einſt, war alles noch geblieben. Weit weniger, als er ſelbſt gehofft, tobte der Schmerz ſchnell erſtickter Liebe in ſeiner Bruſt, denn die Liebe des wackern Herz, die Anhänglichkeit ſeiner Eltern, die faſt in jeder Woche einmal kamen, um ihren ſo brav gewordenen Sohn zu beſuchen, wurde ihm Balſam für die Wunden, unter denen ſein Herz ob einer unüberlegten Leidenſchaft blutete. Nach und nach ward er ganz ruhig — und ſchon nach zwei Jahren entſchloß er ſich auf Herz's Zureden, der ihm ſein ganzes Gewerbe übergab, zu einer Verehlichung.

Er hatte eine glückliche Wahl getroffen, denn Margaretha, die Tochter eines bemittelten Bürgers zu Hall, Namens Holzhammer, war nicht allein jung, ſchön und liebenswürdig, ſondern ſie beſaß auch alle Tugenden, die eine deutſche Jungfrau ſchmücken, und geeignet machen, ein wahrhaft häusliches Glück auf eine dauernde Weiſe zu gründen.

Stainer war nun überaus glücklich. Seine Umſtände verbeſſerten ſich mit jedem Jahre, denn ſeine Inſtrumente wurden überall geſucht, alle Bürger achteten den wackern Meiſter ob ſeines Fleißes und ſeiner Rechtlichkeit, und Kaiſer Leopold I., dieſer hohe Freund und Gönner alles Schönen und Ausgezeichneten, ernannte ihn endlich, nachdem er ihn bei verſchiedenen Gelegenheiten perſönlich ausgezeichnet, zu ſeinem Hofgeigenmacher.

Ohne Wolken iſt kein Frühling, ohne Thränen gibt's kein Glück. Bald nach ſeiner Vermählung ſtarb zu Jakobs tiefſter Trauer der alte Vater Herz. Stainer verlor an dem edlen Freunde, dem er ſein ganzes blühendes Glück verdankte, ſo viel, und gerne hätte er auf die reiche Erbſchaft verzichtet, die Herz ihm hinterließ, hätte mit Freuden ſein ganzes eigenes Habe daran geſetzt, wenn er dadurch ſeines zweiten Vaters Leben hätte friſten können. Doch im Buche des Schickſals war es anders beſtimmt; Stainer mußte ſich in das Unabänderliche fügen.

Mit dem Tode ſeines Lehrers begann eine neue Epoche in Stainer's Leben. Durch die Erbſchaft zum reichen Manne geworden, fing er an, jetzt weniger ſelbſt zu arbeiten; ſein Geſchäft ging unter ſeiner Leitung blühend fort. Er hingegen ſuchte jetzt im Violinſpiel Zerſtreuung eines noch nicht ganz geſtillten Grames, denn in mancher ſtillen, einſamen Stunde dachte er noch an Venedig und an die Frühlingsſtunden der erſten Liebe. Er hatte es durch viele Übung endlich zur Meiſterſchaft im Violinſpiele gebracht, und die vornehmſten und beſten Familien rechneten es ſich zur Ehre an, wenn Stainer zuweilen in einem Konzerte oder ſonſt in einem Familienkreiſe ſich zum Spiel herbeiließ, was er gewöhnlich ohne alle Ziererei mit großer Bereitwilligkeit und Vorliebe that.

So kam es denn auch, daß der Graf Ferari ihn einſt zu einer Abendunterhaltung bitten ließ, zu der ſich eine gewählte und glänzende Geſellſchaft verſammelte. Eine Dame, um die ſich Stainer wenig bekümmert, und die ein venetianiſcher Nobile eingeführt, ſollte eine große Arie ſingen; man arrangirte ſchnell ein Quartett, und ſchon nach einer kurzen Vorbereitung klang die ſchöne Stimme der Fremden in ſüßen ſchmelzenden Tönen durch den geräumigen Saal.

Stainer hatte anfangs zu viel mit ſeinem Parte beſchäftigt, nicht Zeit gewonnen, die Eingetretene anzublicken; doch als ihm die Stimme von Note zu Note bekannter klang, als mit jedem Takte eine neue Erinnerung in ſeinem Herzen Leben gewann, da erhob er den Blick — die Hand ſank ſammt dem Bogen auf den Schooß nieder, die wundervolle Sängerin war — Chiara. Die Noten flammten vor ſeinem Auge wie glühende Punkte, mit ſtürmiſchem Drange klopfte ſein Herz und drohte die Bruſt zu ſprengen, ſeine Lippen bebten, einige Takte noch und Stainer ſank leblos zur Erde.

Die ganze Geſellſchaft gerieth in Bewegung und eilte beſtürzt herbei, denn ein ſo trauriges Intermezzo mitten in der fröhlichſten Unterhaltung mußte Schrecken und Verwirrung anrichten. Man trug den Ohnmächtigen in ein Nebenzimmer, lüftete ſeine Kleider, brachte Arzneien und ſtärkende Eſſenzen herbei, wie es die Situation in die Hände gab. Allein alles war vergebens — der allgeſchätzte Meiſter verrieth durch keine Bewegung, daß noch Leben in ihm ſei

Jetzt nahte ſich die Sängerin mit einem Becher voll Wein, kniete neben dem Bewußtloſen, rieb ihm Stirn und Schläfe, und bald erholte ſich der Ohnmächtige wieder. Chiara bat ihn zur Stärkung den goldigen Trank zu ſchlürfen — Jakob folgte, und trank mit durſtigen Zügen den Becher leer, den ihm der noch immer Geliebten theure Hand kredenzte. „Jetzt ſind wir quitt,“ flüſterte Chiara, als Stainer ihr den Becher zurückgab, mit Hohnlächeln dem Betroffenen in das Ohr, „du haſt lieblos mein Glück zerſtört durch deine Kälte, herzloſer Deutſcher, ich zerſtöre jetzt das deine in der Glut meiner Rache!“ Mit dieſen Worten, die Niemand außer Stainer verſtand, verließ ſie den Saal.

Niemand ahnte etwas Arges. Erſt als Stainer von Fieberglut ergriffen, und händeringend in das Sofa zurückſank, als ſich ſeine Züge verzerrten zum Bilde des Todes, als endlich die herbeigekommenen Ärzte nach Allem fragten, was vorgegangen war, und von Ahnungen ergriffen nach dem Becher forſchten, aus dem er getrunken, da ſchoß mit Blitzeshelle die Ahnung des Geſchehenen in Aller Herzen auf, und alle ſuchten nun die fremde Sängerin, doch dieſe war ſammt ihrem Begleiter verſchwunden, und weder in dem Hauſe des Grafen noch in der Stadt mehr zu finden.

Mit jedem neu eingetretenen Symptome beſtätigte ſich der Verdacht der Ärzte mehr, ſie wandten alle Mittel an, die man bei Vergiftungen anzuwenden pflegte, und hatten nach der Bemühung von einigen Tagen die Freude, das Leben des Meiſters gerettet zu ſehen. Allein mit dem wiederkehrenden Leben zeigte ſich auch — entſetzlich — ein ſchauderhafter Wahnſinn.

Ganz Insbruck bedauerte den Unglücklichen, der ſo allgemeine Liebe und Achtung genoß, die Ärzte ſcheuten keine Mühe, um den berühmten Meiſter der Welt wiederzuſchenken, aber alles war umſonſt — jede Kunſt an ihm verſchwendet — ſeine Seele blieb in dem Zuſtande der traurigſten Zerrüttung. Viele Jahre lebte er bald im ſtillen, bald im tobenden Irrſinne dahin, und nur wenn man ihm die Geige gab, die er ſich als Knabe geſchnitzt, ſchien ein Lichtſtrahl des Bewußtſeins in die Nacht ſeines Wahnſinnes zu fallen. Mit Thränen im wirren Blicke preßte er dann das theure Inſtrument an ſein Herz, that, als ob er darauf ſpiele, und ſchien ruhiger, wenn die gelähmte Hand einige leiſe Töne den Saiten entlockte.

Einſt ſaß er wieder, die liebe Geige im Arme, auf ſeinem Bette, ſtumm und regungslos mit erſtarrten Zügen, den ſtieren Blick in einen Winkel des Gemaches gerichtet. Da ergriff er plötzlich den Bogen, verworrene Melodien entrauſchten den Saiten, und als endlich der Strom von Tönen wie zufällig in die Takte eines italieniſchen Liedes überging, da zuckte er zuſammen, in gräßlichem Krampfe erſtarrte ſein Geſicht, ſeine Hände bebten, mit wüthender Kraft zerſplitterte er das Inſtrument auf dem Boden, und verfiel in ſolche Raſerei, daß man ihn unter der ſtrengſten Aufſicht halten mußte, wenn man anders ſein elendes Daſein noch länger friſten wollte.

Die Ärzte trugen endlich, nachdem ſeine Gattin Margaretha als eine treue Dulderin faſt der Anſtrengung erlegen war, und neuerdings ihre Hilfe, wiewohl vergebens, in Anſpruch nahm, auf eine Veränderung der Luft an. Sie beſtimmten Abſam zu ſeinem künftigen Aufenthalte, denn ſie meinten, daß der Ort ſeiner Geburt mit ſo mancher theuren Erinnerung vielleicht wohlthätig zu ſeiner Geneſung wirken könne. Doch auch dieſe Hoffnung trog. Sein Wahnſinn wuchs mit jedem Monde, bis endlich der ſieche Körper der unverdienten Qual erlag, und die reine fleckenloſe Seele ſich emporhob in ein ewiges Leben voll Frieden und himmliſcher Luſt.

So endete Stainer, deſſen Meiſterruhm fortleben wird, ſo lange es Violinſpieler gibt, denn, wen hätten nicht einmal im Leben die himmliſchen Töne ſeiner Inſtrumente gerührt und entzückt?

7.

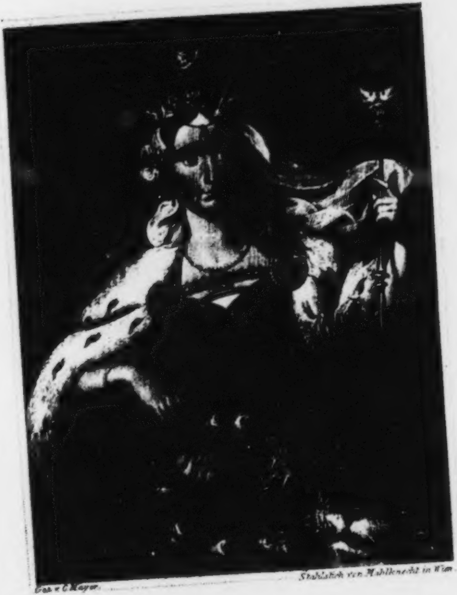
Eines Abends — es war im Spätherbſte, wenigſtens zwei Jahre nach Stainer's Tode — betrat unter ſtürmiſchem Wetter eine Bettlerin das ſonſt nicht unfreundliche Dörfchen Abſam. Sie fragte in einem ganz ungewöhnlichen Idiom nach der Wohnung des Pfarrers, bei dem ſie zu beichten verlangte. Befremdet von dieſem Begehren zu ſo ungewöhnlicher Stunde, wollte der ehrwürdige Diener Gottes die Bittende auf den kommenden Morgen verweiſen, doch als die in Lumpen gehüllte, leidende Geſtalt ſo innig und ängſtlich bat, da verſagte er ihr nicht länger ſein Ohr und den Troſt der Kirche.

Eine ſchwere Laſt ſchien ihr Herz zu drücken, denn länger als eine Stunde blieb ſie in der kleinen Beichtkapelle. Endlich trat ſie aus derſelben, küßte mit Inbrunſt des Pfarrverweſers Hand, und wankte von dannen.

Als eine Viertelſtunde ſpäter der Küſter die Kirche ſchließen wollte, lag ſie an den Stufen des Hochaltars im inbrünſtigen Gebete. Entſetzt und wie eine Verbrecherin ſprang ſie auf, als ihr der Mann mit dem Schlüſſelbunde nahte, und als verfolgten ſie rächende Schatten, floh ſie aus dem nur durch die ewige Lampe erleuchteten Gotteshauſe.

Am nächſten Morgen fand man eine Leiche auf Stainer's Grabe — ſtarr und mit wunden Händen lag ſie, als wäre ſie bemüht geweſen, den Hügel, der Jakobs ſterbliche Hülle deckte, aufzuwühlen.

Als man dem Pfarrverweſer davon Nachricht brachte, befahl dieſer, zum Staunen Aller, die Unglückliche außer der Kirchhofmauer zu begraben.



Gez. v. C. Mayer. Stahlstich von Mahlknecht in Wien.

HULDIGUNG

der

FRAUEN.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

von

I. F. CASTELLI.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

WIEN

[illegible]

Königl. Bibliothek Berlin

HULDIGUNG

den

FRAUEN.

TASCHENBUCH

für das Jahr 1839.

Herausgegeben

von

J. F. CASTELLI.

◆

Siebzehnter Jahrgang.

Mit sechs Stahlstichen.

Königl. Bibliothek Berlin

WIEN

bei Tendler & Schaefer.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Yf 500 – 17

1.

Verſchwend'riſch hat des Reizenden und Schönen
Der Welten Herr dem Sohn des Staubs gegeben,
Sein dürſtend Herz zum Himmel zu erheben
In Farben, in Geſtalten und in Tönen.

Doch mit dem tiefſten Leid uns zu verſöhnen,
Ward Eines uns geſchenkt im flücht'gen Leben,
Das ſoll des Menſchen mühevolles Streben
Mit einem Kranz von duft'gen Roſen krönen.

Sein Anblick wandelt uns zu Feenräumen
Die Wirklichkeit, daß wir nach ihm nur ſchmachtend,
Verſinken in ein wonnevolles Träumen.

Der Erde Größen ſiehſt Du ihm ſich neigen,
Und ſelbſt das Starke, jeden Zwang verachtend,
Muß ſich als Sclav vor Frauenſchönheit beugen.

[illegible] Stahlstich von Kahlknecht in Wien

[illegible]

Es ſitzt umblüht von duft'gen Roſenbüſchen,
Selbſt Roſenknoſpe noch, das zarte Kind,
Die Wangen glüh'n, die vollen, lebensfriſchen,
Und mit den goldnen Locken ſpielt der Wind.

Nicht kann von ihnen er die Freude wiſchen,
Da Luſt und Kindheit eng verbunden ſind,
Denn noch vernahm es nicht der Schlange Ziſchen,
Noch iſt ſein Aug' dem Harm des Lebens blind.

So ſitzt es dort, in heit'rem Selbſtgenügen,
Und hat an einem Bläschen ſein Vergnügen,
Das bunt entſteigt und bald in Nichts zerfließt.

Es ſieht's mit freud'gem Blick die Luft durchſchweben,
Und ahnet nicht, daß all ſein Glück, ſein Leben,
Solch eine bunte Seifenblaſe iſt.

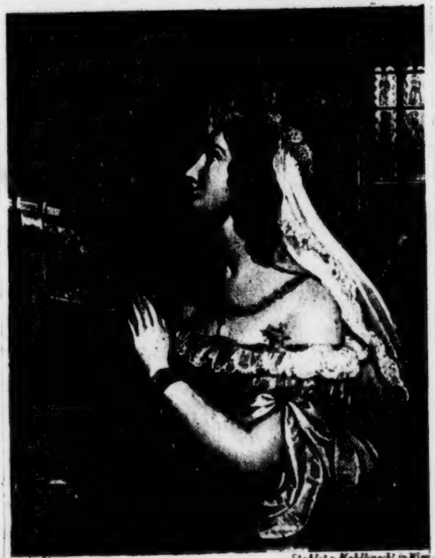
3.

Die Jungfrau ſieh' in Träumen ganz verloren,
Ein theures Bildniß haltend in der Hand,
Das Bild des Jünglings, den ihr Herz erkohren,
Das Ideal, das ihre Seele fand. —

Noch klinget, was er ſprach, in ihre Ohren,
Als er um Liebe flehend vor ihr ſtand,
Sie hört die Schwüre, die er ihr geſchworen,
Für die ſo heiß ſein glühend Herz empfand.

So harret dem Geliebten ſie entgegen,
Das junge Herz bewegt von ſchnell'ren Schlägen,
Die Bruſt beſeelt von heißem Sehnſuchtstriebe.

Ein neues Leben iſt ihr aufgegangen,
Es ſagt's die tief're Glut auf ihren Wangen,
Zur Jungfrau hat das Kind geweiht die Liebe.



Gez. v. C. Mayer *Stahlst. v. Mahlknecht in Wien*

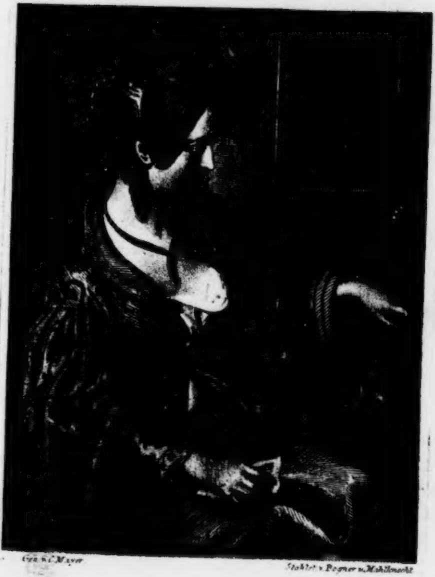
4.

Es kniet die Jungfrau an des Altars Schwelle,
Die Myrthenkrone in dem dunklen Haar,
Ihr Auge glüht in überird'ſcher Helle,
Und an der Wimper bebt 'ne Thräne klar.

Ins Leben reißt auch ſie hinein die Welle,
Schon ahnet ſie im Innern wunderbar,
Daß manch' ein Leid der Zukunft wohl entquelle,
Wie harmlos auch bis jetzt ihr Leben war.

Der Brief des Schickſals, der noch unentſiegelt,
Nun muß er löſen ſich, und darum ſpiegelt
Der Wehmuth Thräne ſich in ihrem Blick.

Drum faltet ſie, zum Herrn gewandt, die Hände,
Daß alles Ueble er zum Guten wende,
Und nicht zu früh zerſtör' ihr junges Glück. —



Gez. v. C. Mayer

Stahlst. v. Pogner u. Mahlknecht

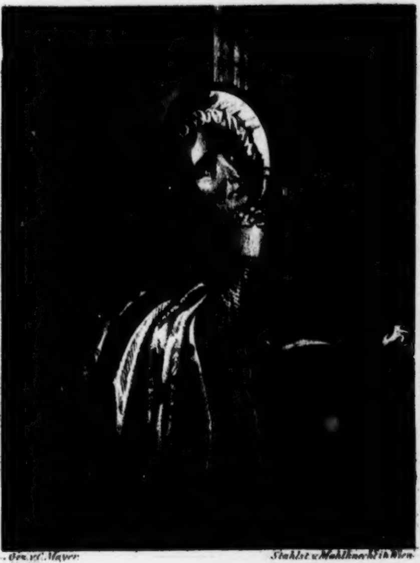
5.

Die Mutter ſitzt an ihres Kindes Wiege,
Das Herz von namenloſer Luſt bewegt,
Von ihrem Liebling ſcheucht ſie fort die Fliege,
Und lauſcht beſorgt, wie ſich die Kleine regt.

Wie freuen ſie des Kindes reine Züge,
Das Antlitz, das des Vaters Abbild trägt,
Wie ſorget ſie, daß wohl und ſanft es liege,
O rührend Bild, wie ſie es hegt und pflegt!

Ihr eigner Lenz kommt wie ein Traum gezogen,
Umſpielend ſie mit zauberiſchen Wogen,
Mit bunten Blumen, Sang und Morgenſchein.

Und wieder rollt es heiß von ihren Wangen,
Denn leiſe frägt die Zukunft ſie mit Bangen:
Sprich, wirſt Du hold auch meinem Kinde ſeyn?



Gez. v. C. Mayer. Stahlst. v. Mahlknecht in Wien.

6.

Die Roſen ſind verwelkt und neue ſproſſen,
Die Kinder derer, die du ſelbſt geboren,
Doch ſtiller Friede hat dich nun umfloſſen,
So klärt der Wein erſt, wenn er ausgegohren.

Den Lebensbecher haſt du ausgenoſſen,
Den Schmerz beſiegt um das, was du verloren,
Denn eine and're Welt iſt dir erſchloſſen,
Schon tönt ihr Gruß dir traumhaft in die Ohren.

Du haſt an ihn nur noch die einz'ge Bitte:
Beſchirme ſie und laß in ihrer Mitte
Mich ſanft entſchlummern zu dem ſchön'ren Leben.

So knieſt du dort, des Irdiſchen entbunden,
Und beteſt, von der Andacht Glut entzunden,
Für deine Lieben, dir vom Herrn gegeben.

Huldigung den Frauen.

Vom Himmel ſah ich duft'ge Bilder gleiten,
Sieh, da begann die todte Flur zu blühen;
Das Land erſchmolz in ſüßen Harmonien
Wie Liebesklang und Wort vergangner Zeiten.

Der Barde ſchlug im Abendbuſch die Saiten,
Sein Herz erſchwoll, aufſtrömten Melodien,
In Einem Strahl möcht' ſeine Bruſt verglühen:
O holdes Bild! Barbaren nicht zu deuten.

Mein Frauenlob! Die Töne ſind entſchwunden,
Der Nachhall blieb, hat unſre Bruſt entzunden,
Der Segen lebt, die Huld in euren Mitten.

Nehmt unſern Dank, die Dichtung reiht die Blüthen
Zum Lebenskranz verwandter Huldigungen;
So hat umſonſt der Barde nicht geſungen.

Der Nebenbuhler.

Novelle von Hermann Meynert.

1.

Im Hauſe des Freiherrn von Wartheim herrſchte ein ungewohntes Leben. Die Diener flogen emſig mit Schüſſeln und Flaſchen durch den Saal; Toaſte wurden ausgebracht, und Trompeten und Pauken, in dieſen ſtillen Räumen ſeit Menſchengedenken nicht vernommen, machten ſich nach dem langen Schweigen heute deſto lauter.

Es war aber auch Urſache zur Freude vorhanden. Dem Freiherrn, als dem Letzten eines alten Geſchlechtes, das zwar keiner glänzenden Reichthümer, aber allgemeiner Achtung und noch immer anſtändiger Verhältniſſe ſich freute, war ein Sohn geboren worden, nachdem eine durch längere Jahre unfruchtbare Ehe ihm bereits dieſe Hoffnung beinahe geraubt hätte.

Der Freiherr, im gewöhnlichen Umgange etwas ernſt und gemeſſen, gab ſich der vollen Freude des Tages hin, und die Gäſte — wie immer, aus theilnehmenden Freunden und Schmarotzern zuſammengeſetzt — unterließen nicht, wahr oder erheuchelt, in die Stimmung des Hausherrn einzugehen.

Eben brachten die geſchäftigen Weiber den munteren, erſt wenige Tage alten Knaben noch einmal in den Saal. Der Freiherr nahm ihn jubelnd auf den Arm; die Gäſte drängten ſich um ihn her, lobten das hübſche, rothbäckige Kind, man ſprach, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu geben pflegt, ſchon von der unverkennbaren Familienähnlichkeit, rühmte des Knaben Strampfen und Schreien als untrügliche Vorzeichen eines munteren, feurigen Temperaments; kurz, es fielen alle jene Bemerkungen vor, die, wie abgeſchmackt und dageweſen ſie auch ſeyn mögen, für Elternherzen doch ſtets etwas ſehr Schmeichelndes und Angenehmes haben.

Während dieſer gutgemeinten und Nichts bedeutenden Ergießungen riß es mehre Male hinter einander an der Klingel des Hausthores, ſo daß über die Gäſte faſt ein leichter Schrecken kam und auch der Freiherr ſich verwunderte, wie noch in ſo ſpäter Nachtzeit Jemand Einlaß begehren könne. Einige Diener waren ſchnell mit Lichtern die Treppe hinabgelaufen, um nachzuſehen, was es gäbe, kamen aber mit verhaltenem Schritte und ſehr langen Geſichtern zurück und wollten nicht ſo recht mit der Sprache heraus. Auf die wiederholte Frage: wen oder was ſie gefunden? — brachte einer derſelben endlich einen Zettel zum Vorſchein, auf welchem die einfachen Worte ſtanden: „Dem Freiherrn von Wartheim iſt ein Sohn geboren worden. Er ſey dankbar gegen den Himmel, barmherzig gegen eine unglückliche Mutter und deren Kind!“

Aha! ſagte der Freiherr: Alſo eine kleine Bettelei! Die Stunde hätte wohl beſſer gewählt werden können. Doch an einem ſo frohen Tage ſoll man nicht vergebens zu mir gefleht haben. Wo iſt die Briefſtellerin?

Gnädiger Herr, erwiderte einer der Diener etwas verlegen: von einer Frau ſah ich Nichts, und Die mag wohl gute Urſache gehabt haben, nicht in Perſon zu kommen. Wir haben ſonſt Nichts gefunden, als — —

Der Schluß der Rede wurde ihm durch das Hereintreten einer der Kinderwärterinnen erſpart, welche aus Neugier mit den Bedienten hinuntergelaufen war und die jetzt, ein kleines Kind auf dem Arme, den lebenden Commentar zu jenem Bittſchreiben brachte.

Ungeachtet des ernſten Momentes und ſeines anfänglichen Befremdens, mußte der Freiherr bei dieſer überraſchenden Löſung unwillkührlich lächeln. — Wer hat, Dem gibt man, ſagte er ſcherzend. Noch vor wenigen Tagen war ich kinderlos und einſam, und jetzt, wo ich bereits verſorgt bin, ſucht man ſelbſt von unbekannter Seite meinen Reichthum zu vermehren. Es ſey. Ich verſprach, daß man an dem heutigen frohen Tage nicht vergebens zu mir flehen ſolle. Eigentlich ſoll man dergleichen Verſprechungen nie ſo bedingungslos ſtellen; aber ich will das meinige halten.

Die Gäſte, welche, durch die überraſchende Begebenheit verſtummt, erſt die Miene ihres Wirthes abgewartet hatten, um ihrerſeits zu wiſſen, welche Art von Geſicht dazu gemacht werden müſſe, waren froh, durch dieſen ſchnellen Entſchluß des Freiherrn von ihrem zweifelhaften Benehmen erlöſ't zu werden, und nahmen Gelegenheit, die Großmuth des Hausherrn zu preiſen, bei dieſem Anlaſſe die leeren Gläſer zu füllen und die Geſundheit des Menſchenfreundes, ſeines hoffnungsvollen Sprößlings und auch des neuen Pflegeſöhnleins zu trinken.

2.

Der Freiherr hielt ſein Wort redlich, wie denn ſeine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit ihn ein einmal gegebenes Verſprechen nie blos der äußeren Form nach, ſondern ſtets im ganzen Umfange ſeiner Bedeutung erfüllen, ja ihn gewöhnlich noch mehr thun ließ, als ihm ſelbſt bei genau gehaltenen Bedingungen abzufordern geweſen wäre. Rudolf, dieſen Namen hatte er ſeinem Pflegeſohne gegeben, wurde mit derſelben Sorgfalt erzogen, mit derſelben Liebe von ihm behandelt, wie ſein leiblicher Sohn Otto. Dem Freiherrn war dieſe Handlungsweiſe um ſo höher anzurechnen, da er weſentliche Opfer dabei brachte.

Wenn Rudolf das Herz ſeines Pflegevaters vollkommen beſaß, ſo war ihm dies nicht in gleichem Grade bei der Frau von Wartheim gelungen. Dieſe konnte eine gewiſſe Bitterkeit nicht bemeiſtern, daß der eingedrungene Fremdling ihrem leiblichen Sohne gleich gehalten werde, und Rudolf mußte von der übrigens gütigen Frau ſo manche verletzende Andeutung über ſein Herkommen und ſeine gleichſam uſurpirte Gleichſtellung mit dem durch ſeine Geburt ſo ſehr gegen ihn bevorrechteten Otto anhören. Dieſe nach einer Seite hin unangenehme Stellung Rudolfs, die er mit verſtändiger Geduld ertrug, ſteigerte ſich, als er im Laufe der Zeit körperliche und geiſtige Vorzüge entwickelte, die ihm unwillkührlich ein Uebergewicht über Otto einräumten und die der Freiherr, wenn auch mit bekümmertem Vaterherzen, doch mit unparteiiſcher Würdigung anerkannte. Er ſah ein, daß die von Freunden des Hauſes oder von Fremden ſeinem Otto gezollten Aufmerkſamkeiten nur deſſen Stande und Geburt galten, während diejenigen, welche der elternloſe Rudolf erfuhr, lauter und wahrer ſprachen, weil ſie aus keiner Rückſicht entſprangen. Die Lehrer erklärten ſich offen für Rudolfs Ueberlegenheit, und obgleich ſie Otto keinesweges als talentlos ſchildern konnten, ſo mußten ſie doch um ſo mehr ſeinen beſtandloſen von Einem auf das Andere überſpringenden Sinn rügen, während ſie Rudolfs ernſte und ſichere Geiſtesrichtung einſtimmig rühmten. — Nur Ein Punkt war es, in welchem die Lehrer ſich zum Lobe Rudolfs wie Otto's vereinigten: es war die Charaktergüte beider Knaben. Der in den Lehrſtunden und auch auf andere Weiſe ſeinem Pflegebruder hintangeſetzte Otto empfand eben ſo wenig einen Neid gegen Rudolf, als Dieſer ſich eines ſolchen Vorzugs freute; das Verhältniß war Jenem nur ſchmerzlich, Dieſem nur peinlich, und der leicht reizbare Otto konnte oft ſeinen bitteren Unwillen nicht bemänteln, wenn er von Seiten ſeiner Mutter Rudolf mit ungerechten Vorwürfen überhäuft oder gar lieblos behandelt ſah.

So wuchſen beide Knaben mit einander auf, Otto durch Geburt und Mutterliebe in ſtetem Vortheile gegen

Rudolf und von den Lehrern hinter Denſelben zurückgeſtellt, Rudolf in erſterer Hinſicht Otto'n auf eine nicht immer zarte Weiſe untergeordnet, in letzterer Beziehung aber hoch über ihn geſetzt und ihm als Muſter empfohlen. Die beiden gutgearteten Knaben, die tiefere Bedeutung ihres gegenſeitigen Verhältniſſes noch nicht erkennend, glaubten ſich vielmehr auf dieſe Art gegen einander ausgeglichen, und, weit entfernt von Mißgunſt, liebten ſie ſich treu und zärtlich, wie wahre Brüder.

Da Beide ſich dem Kriegerſtande widmen wollten, ſo brachte ſie der Freiherr gemeinſchaftlich in die Militairſchule des Landes; jedenfalls ein bedeutender Mißgriff, weil das Verhältniß, in welchem ſie bisher nur als Knaben zu einander geſtanden, ſich nunmehr auf eine bedeutungsvollere Stufe des reiferen Lebens übertragen ſollte.

Rudolfs Talent und Fleiß wurden auch hier oft genug im Vergleiche zu Otto's Flatterſinn hervorgehoben, und des Letzteren Ehrgeiz dadurch bisweilen empfindlich angegriffen. Er ſah ein, daß er in ſeiner erſten Jugend zu viel verſäumt, um jetzt noch den Pflegebruder einholen zu können, und obgleich nicht in förmliche Mißgunſt ausartend, erwachte doch häufig in ihm ein Gefühl der Bitterkeit, das er vergebens zu bemeiſtern ſtrebte. — Rudolfs ſcharfem Blicke blieb dieſe Regung des Freundes nicht lange verborgen; er ſuchte eines Tages mit Otto allein zu ſprechen und fragte ihn um die Urſache ſeiner Veränderung und ſeines ſichtbaren Unmuthes.

Ich mache Dir keine Vorwürfe, erwiderte Otto. Du haſt nie abſichtlich mich in Schatten geſtellt; aber unwillkührlich biſt Du mein böſer Genius, der an Alles, was ich unternehme, den Maßſtab ſeines eigenen beſſern Gelingens legen läßt, mich durch den fortwährenden Vergleich mit ihm niederdrückt und entmuthigt.

Es iſt wahr, Otto; wir ſollten nie ſo nahe neben einander ſtehen, ſagte Rudolf. Ein ſeltſames Mißgeſchick will es, daß Alles, was wir bis jetzt gemeinſchaftlich unternahmen, mir glücklicher gelingen mußte, als Dir, und daß in ſolchen Fällen die Menſchen den Vergleich für Dich immer von mir, als Deinem Pflegebruder, herholten. Es war nicht gut gethan, uns eine gemeinſame Lebensbahn zu wählen, wo die Fortſetzung dieſes Mißverhältniſſes mir endlich Deine Liebe zu rauben droht. Allein noch iſt der Fehler leicht zu verbeſſern. Noch heute ſuche ich die Erlaubniß Deines Vaters, die militairiſche Laufbahn verlaſſen zu dürfen. Ich ergreife irgend eine andere Wiſſenſchaft; Du aber verfolgſt Dein Ziel, befreit von meiner, uns Beiden unheilvollen Mitbewerbung. Getrennt in unſerem Berufe, wird hinfort Keiner von uns des Andern Eiferſucht erregen können und unſere Bruderliebe nie eine Anfechtung erleiden. —

Otto hatte mit ſteigender Spannung zugehört. Als er aber Rudolfs edlen Entſchluß vernahm, drückte er ihn gerührt und freudig an ſeine Bruſt. — Ja, Bruder, rief er, Du verdienſt mir vorgezogen zu werden; denn Du biſt viel beſſer, als ich. Ich nehme Dein großmüthiges Opfer an, aber mein Vater und vor Allen meine Mutter ſollen auch die Beweggründe deſſelben kennen, und ihre doppelte Liebe möge Deine brüderliche Edelthat Dir vergelten! —

Beide ſchrieben noch an demſelben Tage an den Freiherrn, und Dieſer, freudig überraſcht durch Rudolfs Entſchluß, deſſen edle Motive Otto mit warmen Dankgefühle pries, kam von ſeinem nur wenige Meilen entfernten Landſitze ſogleich in Perſon zu ſeinen Söhnen. Des Pflegeſohnes großmüthige Entſagung hatte ihn dem Freiherrn noch werther gemacht und ſelbſt deſſen Gattin liebevoller für ihn geſtimmt. Rudolf kehrte, nach herzlichem Abſchiede von Otto, mit dem Freiherrn auf deſſen Landſitz zurück, nahm ſeine wiſſenſchaftlichen Studien mit dem ihm eigenen Eifer vor, bezog in Kurzem die Univerſität und rückte, nach ſeinem Abgange, durch den Einfluß ſeines Pflegevaters unterſtützt, in ein Amt ein, in welchem ſeine Kenntniſſe und die erfolgreiche Protection, deren er ſich erfreute, ihm eine ſchnelle und ehrenvolle Laufbahn eröffneten.

Otto hatte inzwiſchen, wenn auch bei weitem nicht mit gleichem Eifer und Berufe, doch ohne ſtörende Verſtöße ſeine militairiſche Laufbahn verfolgt. Er war nun Offizier, war brav und gutmüthig, obſchon auch ſeine angeborene Rauheit und Heftigkeit ſich im Laufe der Zeit, ziemlich ebenmäßig mit ſeinen übrigen Eigenſchaften entwickelt hatte.

Seit jener Trennung, welche Rudolfs Lebensplan veränderte, hatte ihn Otto nicht geſehen, und die beiden, mit wirklich brüderlicher Liebe einander ergebenen Jünglinge ſehnten ſich lebhaft nach einander. Der Freiherr veranſtaltete daher, daß Beide zu gleicher Zeit ihn beſuchten. Es war ein frohes Wiederſehen. Beide hatten in getrennten Sphären ihren Lebenszweck verfolgt, Rudolf mit glänzendem Gelingen, Otto nicht unehrenvoll. Keiner hatte ſtörend in die Entwürfe des Anderen eingegriffen, und die einſtige Schickſalstücke, welche ſie zu gegenſeitigen Nebenbuhlern beſtimmt zu haben ſchien, war, wie man jetzt hoffen durfte, durch Rudolfs damaliges freiwilliges Zurücktreten in ihrer Wirkung für immer gebrochen.

Die Freude des Wiederſehens wurde nur dadurch geſchwächt, daß der Freiherr ſeit längerer Zeit ſich unwohl fühlte und dem Gedanken Raum gab, durch den Tod dem Kreiſe der Seinigen bald entriſſen zu werden, der jetzt, nachdem die früheren Störungen beſeitigt waren, ihn um ſo mächtiger an die Erde feſſelte. Schmerzlich war ihm auch die Vorſtellung, daß die ganze Hoffnung der Fortpflanzung ſeines Stammes auf ſeinem einzigen Sohne beruhe; denn Dieſer war Soldat und bei den immer kriegeriſcher ſich geſtaltenden Ausſichten ſein Daſeyn auf die ſchwankende Spitze militairiſcher Wagniſſe geſtellt. Der Freiherr war daher bereits mit dem Gedanken umgegangen, mit Rudolf die förmliche Adoption, oder — da dieſer in keiner väterlichen Gewalt ſtand — im ſtreng juridiſchen Ausdrucke die Arrogation vorzunehmen. Aber theils widerſtrebte ſeine Gemahlin dieſem Plane, theils hatte Rudolf ſelbſt dieſe Handlung entſchieden abgelehnt.

So blieb dem Freiherrn, um ſeinen lebhaften Wunſch der Stammeserhaltung noch bei Lebzeiten erfüllt zu ſehen, Nichts übrig, als ſeinen Sohn Otto zu einer frühzeitigen Verheirathung aufzumuntern.

Otto, an tiefes Ueberlegen nicht eben gewöhnt, ſtimmte faſt vorſchnell in des Vaters Wunſch ein, und die Wahl des Letzteren fiel auf die Tochter eines ſeiner Jugendfreunde, des Herrn von Steinach.

Adele, ſo hieß Dieſelbe, war zwar weder von dem Freiherrn, noch von Otto perſönlich gekannt; aber alle Stimmen, die man immer zu Rathe ziehen mochte, vereinigten ſich ſo ſehr zum Lobe der Jungfrau, und überdies waren beide Familien ſeit langer Zeit einander ſo befreundet, daß dem Freiherrn eine ſolche Verbindung in jeder Hinſicht am wünſchenswertheſten war. — Herr von Steinach lebte jedoch in einem ziemlich entfernten Fürſtenthume, und um die Verbindung nicht blos durch briefliche Vermittlung zu ſchließen, mußte eine Reiſe unternommen werden. Auch abgeſehen von jenem Vorhaben, ſehnte ſich der Freiherr herzlich, ſeinen Jugendfreund nach langer Trennung wieder einmal zu ſehen, und da er eben ſich körperlich etwas geſtärkt fühlte, entſchloß er ſich, ſeinen Sohn perſönlich auf dieſer Reiſe zu begleiten. — Rudolf war, wegen der in ſolchen Angelegenheiten vorkommenden geſchäftlichen Seiten, ihm dabei unentbehrlich und mußte daher gleichfalls Theil an der Reiſe nehmen.

Der Plan wurde ſchnell ins Werk geſetzt, und die drei Reiſenden langten in der ſchönſten Jahreszeit in Steinachs Aufenthaltsorte an. Der biedere Mann, ſeit einigen Jahren Witwer, war nicht wenig erfreut, ſo unerwartet ſeinen Jugendfreund ſammt deſſen Sohn und

Pflegling bei ſich zu ſehen. Er empfing ſeine Gäſte mit patriarchaliſcher Herzlichkeit, und in traulichen Geſprächen über vergangene Tage, tauchte den beiden Vätern ihre goldene Jugendzeit wieder auf.

Adele übertraf durch Schönheit, Sittſamkeit und ächte weibliche Bildung ſelbſt jene hohen Erwartungen, welche, nach den über ſie eingezogenen Nachrichten, der Freiherr von ihr gehegt hatte, und ſein Blick in die nächſte Zukunft gewann dadurch unendlich an heiterer Ausſicht. Er hielt gegen ſeinen Freund den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe nicht lange verborgen, und kam, wie ſich aus Deſſen Antwort ergab, Steinachs eigenen Wünſchen dadurch auf die erfreulichſte Weiſe entgegen.

Otto, feurig und leidenſchaftlich von Natur, wurde von der ſchönen Jungfrau mächtig angezogen. Der ſeinem Verlangen günſtige Entſchluß der Väter rechtfertigte nicht nur ſeine Bewerbungen, ſondern erhöhte zugleich ſein Selbſtgefühl und ſeine Hoffnungen; er glaubte, daß unter ſolchen Umſtänden, dem Herzen Adelens keine Wahl übrig bleiben könne. Zudem galt er für einen hübſchen Jüngling, den das Wohlgefallen, mit welchem namentlich das mütterliche Auge auf ihm zu ruhen pflegte, und etwas angeborene Eitelkeit, wie ſie wohl keinem jungen Manne gänzlich ausbleiben dürfte, über ſeine Vorzüge nicht im Zweifel ließ. Auch war er munter und geiſtreich, der Sprößling einer alten und hochgeehrten Familie, nicht arm an Glücksgütern, und brachte demnach alle Eigenſchaften mit, welche die weibliche Jugend beſtechen können. Adele behandelte ihn mit Herzlichkeit und Güte, wenn auch ohne entſcheidende Auszeichnung.

Von ihrer Sittſamkeit und dem feinen Tacte, der ſich in ihrem ganzen Weſen ausſprach, ließ ſich vor der Hand nicht mehr erwarten, und Otto glaubte in ihrem freundlichen Benehmen die ſichere Bürgſchaft für ſeinen nahen vollſtändigen Sieg zu finden. Er wurde zuverſichtlicher in ſeinem Umgange mit ihr, machte Miene, die freieren Manieren eines Verlobten gegen ſie anzunehmen; aber ſobald er ſich über gewiſſe Schranken der Convenienz ihr anzunähern ſtrebte, zog ſie ſich in einen kälteren Ernſt zurück, den er ſich zwar anfangs als bloße mädchenhafte Scheu auszulegen ſuchte, der ihm aber mit der Zeit doch bedenklicher wurde. Dieſer Zweifel quälte ihn; das Fernhalten einer Gunſt, die er ſchon in ſeinem Beſitze geglaubt hatte, mehrte ſein Verlangen, er liebte glühender, als er ſich vorher bewußt geweſen, wagte in der Heftigkeit ſeines Gefühls neue Stürme, die von Adelen mehr fein umgangen, als offenbar abgeſchlagen wurden, gerieth in Bitterkeit und Zorn, und endlich Schwermuth und Nachſinnen.

Seinem Vater entging eine Zeitlang die veränderte Stimmung des Sohnes; aber dieſe Aenderung ſchien auch auf die übrigen handelnden Perſonen übergegangen zu ſeyn, denn Adele war ſeit einigen Tagen nicht mehr das frohe unbefangene Geſchöpf, das ſie noch vor Kurzem geweſen; ſie erſchien nachdenklich, trübſinnig, verlegen gegen Otto und zerſtreut vor ihrem Vater, wie vor Wartheim. Letzterer ſchüttelte den Kopf; er hielt eine Weile Otto's und Adelens Umgeſtaltung für die Wirkung gegenſeitiger Liebe, welche in jungen Herzen ſich ſo gern in den Schatten des Zweifels und der Zurückhaltung hüllt. Durch ſcherzhafte Anſpielungen gegen die jungen Leute glaubte er der Sache am ſchnellſten auf den Grund zu kommen; aber die verlegene Art, mit welcher Beide ſeine gutmüthigen Neckereien aufnahmen, machte ihn unruhig. Er mußte — dies ſchien ihm nöthig — ſich mit Jemand darüber ausſprechen, fremde Meinung und fremden Rath vernehmen, und wer hatte wohl mehr Anſprüche auf ſolches Vertrauen, wer war geeigneter, ihm zu rathen, als Rudolf?

In der Abſicht, Letzteren unter vier Augen zu ſprechen, ging er hinab in den Steinachſchen Garten. Er entdeckte ihn in einem Laubengange, und Willens, Denſelben ſcherzhaft zu überraſchen, näherte er ſich ihm mit verhaltenem Schritte und von den Hecken verſteckt. Er hatte Rudolf dabei im Geſichte, und wunderte ſich, als er auch in des Pflegeſohnes Zügen Ernſt und Trübſinn wahrnahm. Anfangs unſchlüſſig, ob er ihn in dieſer Stimmung überraſchen ſolle oder nicht, drängte es den Freiherrn doch zu ſehr, ſich Rudolf mitzutheilen, und ſo ging er mit abſichtlichem Geräuſche, um ihm nicht unerwartet zu kommen, ſondern ihm eine kleine Friſt zu Verbannung ſeiner trüben Gedanken zu geben, auf ihn los. Rudolf fuhr bei des Freiherrn Annäherung leicht auf und ſuchte ſich zu ſammeln, was ihm nicht ohne Mühe gelang. Jener unterließ es, ihn nach der Urſache ſeiner verdüſterten Stimmung zu fragen, und brachte ohne weitere Einleitung das Geſpräch auf Otto und Adelen, und auf Dasjenige, was ihm ſeit einiger Zeit an dieſen beiden jungen Leuten aufgefallen. Er war begierig, Rudolfs Meinung zu hören. Dieſer ſah ihn mit großen

Augen an und ſchwieg wie aus Zerſtreuung. Der Freiherr, etwas ungeduldig, wiederholte ſeine Frage. Rudolf blickte zur Erde, ſeufzte und ſtammelte dann eine Art Antwort, aber in ſo unlogiſcher Form, von ſo ungenügendem Gehalte und mit ſo unüberzeugendem Tone, daß der Frager dadurch unmöglich zufrieden geſtellt ſeyn konnte.

Du biſt zerſtreut, Rudolf, ſagte der Freiherr etwas ärgerlich. Wir wollen ein anderes Mal über die Sache ſprechen. Aber was fehlt Dir? Ich ſollte meinen, daß das Schickſal Deines Freundes, Deines Bruders Otto, wohl ein Gegenſtand von hinlänglichem Gewichte ſeyn ſollte, , um eine augenblickliche üble Diſpoſition zu überſtimmen, ja daß ſelbſt Adelens liebenswürdige Perſon —

Ja wohl, Adele! ſeufzte Rudolf, unwillkührlich den Freiherrn unterbrechend, und erſchrak über die Selbſtverrätherei ſeines Herzens, welche ihn dieſen Namen mit ſolcher Inbrunſt ausſprechen ließ. Er wollte einlenken, ergänzen, zurücknehmen; aber es gelang ihm nicht, und dann hielt ihn auch eine gewiſſe ſtolze Schaam ab, ein Geſtändniß zurückzuläugnen, das, obgleich gegen ſeinen Willen abgelegt, durch das Gefühl, welchem es entſprang, zu ſehr geadelt war, um es feige widerrufen zu dürfen. Uebrigens war dieſe kurze, unbedachte Aeußerung dem ſcharfſichtigen Freiherrn genug geweſen, um den Zuſammenhang zu ahnen. — Beide ſchwiegen, und ſo ſchweigend, Dieſer aus Unmuth, Jener aus peinlicher Verlegenheit, ſchritten ſie den langen Laubengang neben einander hin, Jeder unſchlüſſig, das Wort zu nehmen, und zweifelhaft über die Wahl des Geſpräches. Das große

Baſſin, welches den Gang ſchloß, und in welchem eine marmorne Najade ihre klare Flut plätſchernd auf die klugen Köpfchen der Goldfiſche fallen ließ, hielt ihre Schritte auf. Sie ſahen gedankenvoll in das Baſſin hinab, in deſſen kryſtallenem Spiegel ihre Blicke unwillkührlich ſich begegneten, die ſie vorher verlegen einander entzogen hatten. Da ergriff plötzlich der Freiherr Rudolfs Hand, ſah ihm ernſt, aber mild in die Augen, und ſagte: Du liebſt Adelen? —

Ein krampfiger Druck von Rudolfs Hand war die Antwort.

Der Freiherr athmete etwas tief auf, fuhr ſich über die Stirn, und ſetzte hinzu: Und Adele liebt Dich? —

Dieſe zweite Frage ſchien Rudolf heftig zu verwirren; er ſchwieg noch immer.

Bei der Achtung, welche Du mir ſchuldig, bei den Rechten, welche ich, als Dein zweiter Vater, über Dich habe, fordere ich Dich auf, mir aufrichtig zu antworten, fuhr der Freiherr fort: Liebt Adele auch Dich? —

Nach ſolcher Frage hatte Rudolf keine weitere Wahl. Er legte die Hand auf ſein Herz und erwiederte betheuernd: Bei jenen heiligen Rechten, die Ihre Großmuth ſich auf mich erwarb, ſchwöre ich Ihnen, daß es nie zwiſchen mir und Adelen zu einer Erklärung gekommen. Ich würde, und wenn dieſes Schweigen mir das Leben gekoſtet hätte, nie ein Geſtändniß gewagt haben, welches ein Verrath an dem rechtmäßigen Sohne meines Wohlthäters, meines Vaters, geweſen wäre. Nie habe ich Adelen ohne Zeugen geſprochen, nie ein Wort fallen laſſen, das nur im Entfernteſten einer Huldigung ähnlich geklungen hätte. Daß ich Adelen liebe, liebe mit der vollſten Gewalt der Seele, wie dürfte ich Heuchler genug ſeyn, dies zu läugnen? Ich habe dieſes Gefühl ſorgfältig, tief in meine Bruſt verſchloſſen, und nur einem unbewachten Augenblicke, der ganz von dem Gedanken an ſie erfüllt war, konnte es gelingen, eine lebende Seele in meine verborgenſte Empfindung blicken zu laſſen. Ja, ich liebe, aber ich beſitze in dieſer Liebe ſelbſt den Talisman, der mir Kraft gibt, ſie zu bekämpfen. Unterſtützen Sie mein Beſtreben, entfernen Sie mich aus dieſer gefahrbringenden Nähe; Sie ſollen mich Ihres Vertrauens würdig finden. —

Es könnte die Zeit kommen, wo ich Dich an dieſes Verſprechen erinnern dürfte, ſagte der Freiherr noch ernſter, aber auch noch milder. Armer Rudolf! ich bedaure Dich, obſchon Otto vielleicht noch gegründetere Anſprüche auf mein Bedauern hat. Doch Du haſt mir bis jetzt nur meine erſte Frage beantwortet. Was entgegneſt Du auf meine zweite? Glaubſt Du, daß Adele auch Dich liebt?

Sie fordern meine Meinung, und ich muß Ihnen gehorchen, entgegnete Rudolf zögernd. Vielleicht iſt es eine Eitelkeit, die, wie es Liebenden zu ergehen pflegt, mich grundlos zu einer mir günſtigen Wahrnehmung geführt hat. Soll ich aber ausſprechen, was ich glaube, ſo muß ich geſtehen, daß Adele nicht gleichgiltig gegen mich zu ſeyn ſcheint, und um ſo mehr muß ich daher auf meine ſchleunigſte Entfernung dringen. — Ich kann mich irren, ſetzte er hinzu: ich wünſche mich zu irren; doch die Liebe, wie blind ſie auch im Wählen, pflegt deſto ſcharfſichtiger im Beobachten zu ſeyn.

Ich glaube ſelbſt ſo Etwas! ſeufzte der Freiherr.

Und nun — unterbrach ihn Rudolf haſtig — ergreifen Sie ſchnell einen Vorwand, mich zu entfernen! Gern hätte ich ſchon früher dieſe Bitte gethan, doch mir fehlte der Anlaß. Jetzt hat ein Zufall ihn dargeboten, und es wäre Frevel, die Gefahr nicht im Entſtehen zu dämpfen. Schützen Sie eilige Angelegenheiten in unſerer Heimat vor, welche meine augenblickliche Rückkehr nöthig machen, verlieren Sie keine Minute!

Der Freiherr war in tiefes Nachſinnen verſunken. — Und was wird mein Otto dabei gewinnen? ſagte er endlich. Wird Adele nach Entfernung eines geliebten Gegenſtandes einen ihr gleichgiltigen dafür eintauſchen wollen? O! es waltet ein böſes Schickſal über Euch beiden Jünglingen; ein ſchadenfroher Zufall macht, gegen Deine Abſicht, Dich zum ſteten Räuber an dem Glücke meines Sohnes! Ihr liebt Euch, wie Brüder, und ſeyd einander unheilbringend, wie Feinde. Wahrlich, meine Menſchenliebe hat böſe Früchte getragen! —

In der That, das ſoll ſie nicht! erwiderte Rudolf ſchmerzlich. Ich gehe und will durch den Schmerz ewiger Trennung von meinen Wohlthätern, die Schuld abtragen, welche ich unbewußt gegen Ihr Glück auf mich lud. —

Nicht doch, nicht doch! fiel der Freiherr ein. Du verſtehſt mich falſch, Rudolf; der Kummer hat mir unrechte Worte in den Mund gelegt. Mißdeute nicht eine Stimmung, welche ein dunkler Augenblick erzeugt! Ich liebe Dich, wie meinen leiblichen Sohn, möchte nicht um alles Glück der Welt Einen auf Koſten des Andern bereichern. Wir dürfen in dieſer Angelegenheit nicht vorſchnell handeln. Das Schickſal, welches ſo ſichtbar in unſere Entwürfe eingreift, muß Raum haben; unſer Entgegenwirken iſt ohnmächtig. Folge mir in's Haus. Ich werde dort kund thun, daß Briefe aus unſerer Heimat Dich dahin zurückrufen. Doch nicht auf der Stelle darfſt Du mir abreiſen, Rudolf; hörſt Du, nicht auf der Stelle! Nicht eher, als in einigen Tagen! Vielleicht ertheilt uns das Schickſal während dieſer Friſt einen neuen, entſcheidenderen Wink. —

Rudolf wollte Einwendungen machen und nochmals auf ſeine ſofortige Entfernung dringen. Aber der Freiherr hatte einen gewiſſen Hang zum Fatalismus; er übte den Grundſatz: daß man dem Zufalle ſelbſt ein Thor öffnen müſſe, weil man ſonſt, in der fälſchlichen Meinung, ihm den Zugang abzuſchneiden, ihn nur zu gewaltſamen Zerſtörungen nöthige, und beſtand daher feſt darauf, daß Rudolfs Abreiſe unter allen Umſtänden erſt in einigen Tagen ſtattfinden dürfe. Heimlich verband er damit zugleich den Plan, Adelens wahre Geſinnungen gegen Rudolf bei dieſer Gelegenheit auszuforſchen und den Eindruck zu beobachten, welchen die Nachricht ſeiner baldigen Abreiſe auf ſie hervorbringen werde. —

Seine Beobachtungen ließen ihn, den erprobten Menſchenkenner, nicht lange im Zweifel, daß Rudolf nur zu klar geſehen und daß Adele Denſelben wirklich liebe. Er nahm nicht ohne ſchmerzliches Mitgefühl wahr, wie dieſe beiden jungen Herzen, gleich zwei durch Raum und Kluft getrennten und doch magnetiſch zu einander hingezogenen Sternen, einander in ſympathetiſcher Sehnſucht umkreiſten, ohne ihr Worte zu geben und ohne der Worte zu bedürfen. Der Freiherr war um ſo unſchlüſſiger, welchen Weg er einſchlagen ſollte, da auf einer Seite die ſtummen, ſelbſtverzehrenden Gefühle der Liebenden ſein Mitleid in Anſpruch nahmen, auf der andern Otto's lodernde Flamme für Adelen ihn erſchreckte. Otto's Leidenſchaft ſchien ihm um ſo tiefer zu wurzeln, je ſtiller, verſchloſſener ſie in dem ſonſt ſo ſtürmiſchen Jünglinge auftrat. Er ſah keinen Ausweg vor ſich. Bekümmert und ſorgenvoll ſuchte er ſeinen Lieblingsplatz, den Laubengang, wieder auf, um in ungeſtörter Einſamkeit Rath und Troſt aus der eignen Bruſt zu ſchöpfen.

Unbehaglich war ihm daher die Entdeckung, daß er nicht allein ſey; doch wich ſein Unmuth, als er bemerkte, daß kein Anderer, als Otto, ſeine Einſamkeit ſtöre. Er ging Letzterem entgegen, ſprach mit ihm anfangs über gleichgiltige Dinge und wendete allmälig das Geſpräch auf jene Angelegenheit, welche ſeine Seele beſchäftigte. Er fragte Otto beiläufig: ob er Adelen ſehr liebe? und Dieſer bejahte unter den feurigſten Betheuerungen. Der Freiherr ſtellte ſich erfreut über dieſes Bekenntniß und ſprach von anderen Dingen. Dann kam er jedoch wieder auf Adelen zurück.

Aufrichtig geſtanden, ſagte er: mir ſcheint, daß Adele Deine Gefühle wenigſtens nicht in gleichem Maße erwidert.

Ich habe dieſelbe Bemerkung gemacht, entgegnete Otto finſter. Anfangs hielt ich ihre Kälte für eine Formel weiblicher Convenienz, welche die jungfräuliche Sittſamkeit ſich nothwendig auferlegen müſſe. Aber jetzt bin ich anderer Meinung. Ich fürchte, ja ich hege die Ueberzeugung, Adelen gleichgiltig zu ſeyn, und dieſer Gedanke bringt mich in Verzweiflung, denn ich könnte nicht ohne ſie leben!

Schlimm, mein armer Sohn; in der That ſchlimm! Aber möchte Dein feuriger Sinn ſich der undankbaren, für Dich ſelbſt verletzenden Mühe unterziehen, einem Weibe, auf welches Deine Perſönlichkeit keinen Eindruck machen konnte, durch das abſtumpfende Werkzeug der Gewohnheit, durch die Zwangspflicht der Ehe, eine kalte, nur duldende Zuneigung einzulernen? Glaubſt Du auf ſo widernatürlichem Wege Etwas zu gewinnen?

Sie haben Recht, mein Vater. Ich wäre zu ſtolz und zu ungeduldig zu einem ſolchen Verfahren. Aber ſagen Sie mir, welcher feindſelige Zufall verſchließt mir Adelens Herz? Ich will nicht hoffen, daß Sie mich ihrer unwürdig wähnt.

Der bloße Verdacht ſolch' eines Grundes iſt Thorheit, entgegnete der Freiherr. Aber wer ſteht Dir dafür, daß Adele nicht ſchon gewählt, daß nicht ein Anderer Dir zuvorgekommen oder gleichzeitig Dein begünſtigter Nebenbuhler wurde? —

Otto fuhr wie aus einem ſchweren Traume auf. Ein Anderer von ihr geliebt? murrte er. Ha! wenn ich ihn wüßte, ich könnte ihn umbringen!

Du biſt ungerecht, Otto! Könnte er nicht an Tugend, Edelſinn und äußeren Vorzügen Dir gleichſtehen, und iſt es denn eine Schande für einen Mann, dem Zufalle zu unterliegen, der in einem Weiberherzen immer ſo weiten Spielraum findet? —

Wahr, nur zu wahr! Und dennoch könnte ich nu
mit bitterem Haſſe dem Beglückten gegenübertreten, de
dieſes ſchöne Herz zu erobern berufen war; es wäre de
einzige Raub, den ich nicht zu verzeihen wüßte! Abe
geſtehen Sie nur, mein Vater, Sie wiſſen mehr um di
wirkliche Urſache, Sie verhehlen mir das Weſentlichſt
Ich bitte, ſprechen Sie frei! Wer, wie ich, ſo unglückli
iſt, Adelen hoffnungslos zu lieben, kann jede weiter
ſchlimme Kunde mit Gleichmuth ertragen, und d
Schiffbrüchige, welchem die empörte Flut ſeinen Reic
thum begrub, kann ihr gleichgiltig auch noch den Gol
ring nachwerfen, den ſie ihm zu rauben vergaß! —

Und wenn nun ein Freund, den Du liebſt, wie Di
ſelbſt, ohne ſein Zuthun, ja gegen ſeine Abſicht, Adele
Liebe gefeſſelt hätte — —?

Ha! Vollenden Sie nicht, mein Vater! rief O
haſtig. Ich ahne, was Sie ſagen wollen. Rudolf
der Beglückte! —

Der Freiherr ſchwieg, und ſein Schweigen beſtäti
Otto's Verdacht. O, ich wußt' es ja, fuhr Dieſer
zorniger Bitterkeit fort. Rudolf war ſtets mein bö
Genius! Er raubte mir ſchon als Säugling den a
ſchließenden Beſitz des Vaterherzens und meiner Gebur
rechte, raubte mir als Knabe die Liebe meiner Leh
erkaltete durch Vorzüge, die man ihm beimaß, in mei
eignen Bruſt den Eifer, zu lernen, mich zu vervollkom
nen, verkrüppelte mein geiſtiges Leben im Entſteh
trat als Jüngling hemmend auf der gemeinſchaftlic
Laufbahn mir entgegen, und jetzt, nachdem ich ihm
dieſe ſchweren Beleidigungen verziehen, nachdem ich d

eine lange Trennung den Unſtern erloſchen wähnte, den ſeine Nähe mir überall heraufbeſchwor, ſtiehlt er mir das Glück meines Daſeyns, die Liebe Adelens! — Aber er ſoll mir büßen für dieſen letzten Schlag, er ſoll mir blutig Rede ſtehen, ich will dieſen giftigen Doppelgänger meines beſſern Selbſt vernichten oder im Kampfe gegen ihn fallen! —

Der Freiherr, durch Otto's unbegrenzten Zorn erſchreckt, in welchem Deſſen heftiges Temperament nur ſelten, aber dann auch deſto furchtbarer losbrach, wollte durch Gründe der Vernunft, welche allerdings nahe genug lagen, ihn beſänftigen. Aber Otto, ganz ſeiner blinden Wuth hingegeben, riß ſich von ihm los, und ſtürmte aus dem Garten, ohne daß der wankende Schritt des bejahrten, kränkelnden Greiſes ihm hätte folgen können.

Ein böſer Zufall ließ den zornſchnaubenden Otto eine kurze Strecke vor dem Hauſe, in einem einſamen Gebüſche, auf Rudolf ſtoßen. Letzterer kehrte, mit Büchſe und Hirſchfänger bewaffnet, von einer kleinen Jagd zurück, ein Vergnügen, mit welchem Derſelbe häufig ſeine müſſigen Stunden auszufüllen pflegte. Wie ein Raſender rannte Otto ihn an. — Gut, daß ich Dich treffe, verruchter Bube! ſchrie er ihm ſchon von Weitem entgegen. Jetzt wehre Dich Deiner Haut, oder, bei Gott! ich ſtoße Dich über den Haufen!

Und ehe noch Rudolf Zeit zu einem Worte gewinnen konnte, um den Wüthenden zu beſchwichtigen, fiel ihn Dieſer mit dem Degen an.

Entſetzt und kaum ſeiner mächtig, warf Rudolf ſchnell die noch geladene Büchſe auf den Boden nieder, damit nicht eine unglückliche Bewegung ihrer Kugel eine mörderiſche Richtung geben könne, der Knall dröhnte durch die Waldung, und die Kugel ſchlug, ohne Schaden anzurichten, in den Stamm einer alten Eiche. Mit geſteigerter Wuth warf ſich Otto auf ſeinen Gegner. Dieſer, zur Selbſtvertheidigung gedrängt, riß ſeinen Hirſchfänger aus der Scheide, um die feindlichen Hiebe abzuwehren. Aber ſein gutdreſſirter Jagdhund, der ihn begleitete, war nicht gelaunt, die Entſcheidung menſchlicher Waffen abzuwarten; heulend ſprang er an Otto hinan, mit der Wucht ſeines Leibes den Gegner zu Boden drückend und mit ſeinen kräftigen Vordertatzen und drohend gefletſchten Zähnen den Liegenden feſthaltend, ohne ihm Etwas zu Leide zu thun.

Das losgegangene Gewehr hatte Landleute, welche im Walde dürres Holz ſammelten, aufmerkſam gemacht. Mehre eilten aus Neugierde herbei. Rudolf beeilte ſich den Hund zurückzurufen und dem von ihm niedergeworfenen Otto aufzuhelfen, welcher, durch die Gegenwart von Zeugen eingeſchüchtert, ihn mit feindſeligen Blicken maß. — Geh' voraus! flüſterte Rudolf ihm zu: ich werde Dir folgen. Dieſe Zeugen taugen nicht zu Dem, was wir mit einander auszumachen haben. Sey verſichert, ich werde Rechenſchaft fordern und geben. Geh', Otto!

Düſter ſchweigend, fügte ſich Dieſer in die Nothwendigkeit und ging. Rudolf blieb zurück, beſchwichtigte die neugierigen Fragen der Landleute durch eine ungerechte Anklage des treuen Hundes, indem er vorgab, daß

Dieſer, von dem Bruder geneckt, den Spaß mißverſtanden und ihn niedergeworfen habe, und daß dabei das Gewehr durch Zufall losgegangen ſey. Die guten Leute glaubten die Lüge gern, fluchten auf die ſchlimme Beſtie von Jagdhund, und kehrten zu ihrer Arbeit zurück.

Rudolf blickte ihnen gedankenvoll nach und wollte dann langſam den Heimweg einſchlagen. Da bemerkte er, daß eine Frau, einfach, aber beſſer gekleidet, als die Landleute dieſer Gegend, zurückgeblieben war und ihn aufmerkſam betrachtete. Etwas unwillig, ſich in dieſer Stimmung nicht allein zu wiſſen, fragte er ſie in ziemlich rauhem Tone: was ſie ſuche?

Die Fremde trat ihm näher. Du biſt nicht glücklich, Rudolf! ſagte ſie mit Bedeutung. Aber faſſe Muth! Der Himmel hat Viel für Dich gethan; er wird auch weiter helfen! —

Der Rath iſt recht gut, erwiderte Rudolf lächelnd. Doch ich habe zum Glück nicht darauf gewartet.

Du wirſt dieſe Gegend verlaſſen? fragte ſie.

Ich hoffe, Du wirſt Nichts dabei verlieren, entgegnete Rudolf ungeduldiger; doch betrachtete er ſich jetzt das Weib, aus deſſen Zügen, bei näherer Prüfung, Gram und Hoheit ſprach, genauer.

Und doch werde ich dabei verlieren! ſeufzte ſie. Sie machte eine Bewegung zum Gehen und verweilte wieder, als ob ſie mit einem Entſchluſſe kämpfte.

Kann ich Dir in Etwas helfen, gute Frau, fuhr Rudolf theilnehmend fort, ſo ſprich offen. Du ſcheinſt unglücklich zu ſeyn.

Sie blickte kummervoll zum Himmel; unerwartet aber eilte ſie auf Rudolf zu, preßte ihn heftig an ſich und ſagte dumpf: Leb' wohl, Rudolf!

Erſchüttert hielt ſie Dieſer zurück; eine Ahnung dämmerte in ſeiner Seele auf. Um's Himmelswillen! rief er: welchem Gefühle verdanke ich dieſe Umarmung? Sprich, Weib, wer biſt Du?

Die Fremde winkte ihm abwehrend und verſuchte ſich loszumachen; aber Rudolf hielt ſie feſt und fragte noch einmal: Wer biſt Du? Ich laſſe Dich nicht eher fort, bis Du mir Rede ſtehſt!

Die unglückliche Mutter eines edlen Sohnes! ſagte ſie mit tonloſer Stimme und geſenktem Blicke.

Herr des Himmels! ſchrie Rudolf und ſank ihr zu Füßen. Du meine Mutter? O warum kameſt Du nicht früher, den armen eingedrungenen Sohn aus einem Kreiſe abzurufen, wo ein unglückliches Verhängniß ihn Liebe und Wohlthaten mit Verwirrung und Unheil lohnen läßt?

Er hielt ihre Kniee umfaßt; ſie beugte ſich zu ihm nieder, und er fühlte die erſten Mutterthränen heiß an ſeiner Wange hinabrinnen.

Aber jetzt bleibſt Du doch bei mir, Mutter? flehte er. Ach! ich bedarf des Mutterherzens in dem Drange der Zweifel, die mich umwogen! Hörſt Du, Mutter, Du gehſt doch nun nie, nie wieder von mir? —

Ich muß, ich muß Dich wieder verlaſſen, mein Sohn! ſchluchzte ſie. Dringe nicht in mich, beſtürme mich nicht mit Fragen, welche Dir die Mutter beſchämt und reuig gegenüber ſtellen würden! —

Und wann, wo werde ich Dich wiederſehen? fragte er noch dringender.

Noch kann ich Dir auch darauf nicht antworten, ſagte ſie. Aber Du wirſt mich noch auf Erden wiederſehen, wenn es der Himmel nicht anders beſchloſſen hat. Sey glücklich, mein theurer Rudolf, und löſt der gütige Himmel Deine Zweifel, beſcheert er Dir die Hand des Mädchens, das Du liebſt, die Hand der holden, edlen Adele, ſo nimm im Voraus meinen Segen und lehre ſie Deine Mutter lieben. Und jetzt lebe wohl auf lange, mein Sohn, ich will hoffen, nicht auf immer! —

Sie umarmte ihn mit der Heftigkeit des Schmerzes und wollte hinwegeilen.

Nein, Mutter, ich laſſe Dich nicht! rief Rudolf ſtürmiſch und verſuchte noch einmal, ſie zurückzuhalten. Aber die edle Geſtalt der Mutter winkte ihn ernſt zurück, und halb flehend, halb gebieteriſch ſagte ſie: Bleib', Rudolf! Deine Mutter befiehlt es. Lebe wohl, bewahre mir Deine Liebe! —

Tieferſchüttert wich Rudolf von ihr zurück, und binnen wenigen Augenblicken war ſie im Gebüſche verſchwunden. Er aber faltete die Hände, die köſtliche Gabe des Mutterſegens durch Gebet zu feiern und ſeinen Schmerz über ſo ſchnelle Trennung, der Gottheit zu vertrauen. Dann machte er ſich auf und ging mit übervollem Herzen dem Steinach'ſchen Hauſe wieder zu.

Hier fand er Alles in Bewegung. Der Freiherr kam ihm entgegen, Liebe und Kummer auf der Stirn. Sey mir willkommen, mein guter Rudolf! ſagte er zärtlicher, als gewöhnlich. Ich glaube, es wird nun wieder lichter um uns werden, denn es hat ſich in Kurzem Viel geſchlichtet und geändert.

Und wo iſt Otto? Will er mich nicht ſehen? fragte Rudolf etwas beklommen.

Statt der Antwort reichte ihm der Freiherr einen Brief hin, welcher von Otto's Hand geſchrieben war. Haſtig entfaltete ihn Rudolf und las:

„Ich habe Dir Unrecht gethan, Rudolf. Verzeihe der unglücklichen Leidenſchaft, die mich verblendete und welcher Du in den Weg trateſt, ohne es zu wollen. Der Himmel ſcheint unſerer Vereinigung zu widerſtreben; denn gegen unſere Abſicht verwandelt das Schickſal uns in gegenſeitige Nebenbuhler, ſo oft wir uns begegnen. Laß dieſe Zeilen als ewiges Lebewohl gelten. Wenn Du ſie erhältſt, bin ich auf dem Wege zu meinem Regimente. Wir dürfen uns nie wiederſehen, müſſen jeder Verbindung entſagen, da nur Entfernung Einem wie dem Andern gedeihlich iſt. Adele liebt Dich, werde ihr Gatte und ſey glücklich. Ich habe entſagt. Dein Bruder Otto." —

Schmerzerfüllt drückte Rudolf den Brief an ſeine Lippen. Otto hat Recht, ſagte er: ich bin, ohne es zu wollen, ſein böſer Genius. Ich raubte ihm alles Theure, ich ſchadete ihm, ſo oft nur das Schickſal uns zuſammenführte. Wir dürfen uns nicht wiederſehen, um dieſes böſe Verhängniß nicht zu erneuern. Meine Liebe wird ihm in die Ferne folgen und den Fluch verſöhnen, den meine Nähe ihm von jeher gebar.

Euer Schickſal hat ſich bisher feindlich gekreuzt, ſagte der Freiherr. Es iſt beſſer, daß Ihr künftig einander fern bleibt. Die Herzen werden auch getrennt noch einander mit treuer Bruderliebe angehören.

Er führte Rudolf hinein in das Haus, wo Steinach ſie begrüßte und auf ſeinen, einem Diener ertheilten Wink, auch Adele in das Zimmer trat. Erwartungsvoll blickten die beiden Liebenden, über deren Lippen ſich noch kein Geſtändniß gewagt hatte, einander an; denn die feierliche Stimmung der Väter verkündete ſich in den ernſten Mienen Derſelben. Der Freiherr betrachtete ſie eine Weile mit Rührung; die ergebungsvolle Demuth der beiden liebenden Kinder that ſeinem gramerregten Gefühle wohl.

Ihr liebt einander? nahm er nach einer Pauſe das Wort. Bekennt es frei! Nicht Neugierde, nein, die Liebe zweier Väter ſtellt Euch dieſe Frage.

Da verbarg Adele ihr glühendes Antlitz an dem Buſen ihres Vaters, und Rudolf drückte dem Freiherrn ſtumm, aber feurig die Hand.

Fürwahr, ſagte Steinach lächelnd, dieſes Schweigen ſpricht lauter, als es die Zunge eines Demoſthenes vermöchte. So gehört Euch an, werdet glücklich! Euer Gehorſam hat dieſe Belohnung verdient.

Aber Otto — —? ſtammelte Rudolf, von Entzücken und Zweifel übermannt.

Du biſt nicht räuberiſch in ſeine Rechte eingedrungen, tröſtete der Freiherr. Das Schickſal hat für Dich entſchieden, ohne daß Du in die Schranken gegen den Bruder trateſt. Er ſelbſt gab Dir, wenn auch mit nicht leichtem Herzen, ſeine Stimme.

Rudolf küßte des Freiherrn Hand, ging zu Adelen hin und blickte ihr zärtlich fragend in's Auge, deſſen ſeelenvolle Antwort ſeinen letzten Zweifel löſte.

Sendet nach dem Notar! rief der lebensluſtige Steinach. Die Leutchen ſind einig; wir haben nur noch den Ehecontract in beſter Form aufzunehmen.

Es ſoll geſchehen, beſtätigte der Freiherr, indem er ſich die letzte unwirſche Falte aus der Stirn ſtrich und in Steinachs gute Laune einzugehen ſuchte. Freilich wird meine Frau ein erſtauntes Geſicht machen, wenn ich ihr keine Braut für Otto nach Hauſe bringe. Auch mein alter Stammbaum wird nun wahrſcheinlich mit mir abſterben. Je nun, was thut's? Er hat lange genug in Ehren geblüht. Laß den Notar holen, alter Steinach; er ſoll den Ehevertrag aufſetzen.

3.

Fünf Jahre waren verfloſſen. Wechſelvoll, verheerend, erſchaffend und erneuend, war die Zeit dahingegangen. Der wackere Freiherr von Wartheim lag im Grabe. Der Krieg ſchüttelte ſeine bluttriefenden Schwingen über das Land, das unter ſeinem ehernen Schritte erbebte, als ſollte es ſich nie mehr erholen. Die geängſtigte Menſchheit pries die Todten glücklich. Auch Rudolf war in dem Falle, dieſen Segen über der Aſche ſeiner Adele auszuſprechen. Ein anſteckendes Fieber, das im Gefolge des Kriegselendes ſich über die Gegend ergoß, hatte ihrem freundlichen Leben ein ſchnelles Ziel geſetzt. Rudolf hatte keinen Vater mehr, der ihn tröſten konnte, und die Troſtgeſtalt der Mutter, welche in einem dunklen Augenblicke einſt, wie ein verklärtes Traumbild, ihm zugelächelt hatte, war auch, gleich einem ſolchen, wieder verſchwunden. Seit jenem Zuſammentreffen im Walde hatte er ſie nie wieder geſehen, und wohl hatte er Urſache zu glauben, daß ſie, ſeiner Adele vorangeeilt, erſt in einem lichteren Jenſeits ihm das Räthſel ſeiner Geburt löſen werde. Der Vater ſeiner Adele, alt und gramgebeugt, lebte entfernt von ihm, und des Freiherrn Witwe hatte ihm nie verzeihen können, daß er ihren Sohn um eine Braut gebracht. Wie Otto von ihm dachte, wußte er nicht, da Beide aus aller Correſpondenz mit einander getreten waren, was einerſeits auf der freilich vorurtheilsvollen Meinung, daß jede noch ſo leiſe Berührung zwiſchen ihnen nachtheilig auf ihr Schickſal zurückwirke, mehr aber wohl noch auf den Einflüſterungen beruhte, durch welche Otto's Mutter ihren Sohn von der einſtigen Liebe zu dem Pflegebruder ablenkte, der, nach ihrer Anſicht, ihn ſo vieler rechtmäßigen Vortheile verluſtig gemacht hatte. — So ſtand Rudolf einſam und verlaſſen, an keine Seele gebunden, von keiner geſucht noch vermißt. Der Krieg hemmte ſogar die Geſchäfte, die ihm in ſeiner öden geiſtigen Leere hätten wohlthätige Zerſtreuung bringen, ſeinen zerfallenen Sinn auf ein Ziel richten können.

Da erging ein Aufgebot, welches freiwillige Vertheidiger unter die Fahnen des Vaterlandes lud. Begierig ergriff er dieſe Gelegenheit, ordnete ſeine Sachen und holte ſich Flinte und Säbel, um dem verhängnißvollen Rufe des Schlachtengottes zu folgen und ſein zerriſſenes Daſeyn dem zweifelhaften Geſchicke des Krieges mit der Gleichgiltigkeit eines hoffnungsloſen Spielers anzuvertrauen.

Das Getümmel der Männer und Jünglinge, welche ſich zu gleichem Zwecke herbeidrängten, der Wechſel der Vorfälle und die geräuſchvollen Vorbereitungen zu dem Kampfe, Alles dies war ſeiner Seele, wenn auch nicht heilend, doch zerſtreuend, erregend, und ſein Gemüth richtete ſich an dem ſchnellen Fluge der Außendinge auf.

Das Corps der Freiwilligen, welchem er angehörte, war in kurzer Zeit kraft jener energiſchen Eile, welche der Krieg erzeugt, gut eingeübt und mobil gemacht. Man erwartete nur noch die Ankunft eines Corps ſtehender Truppen, mit welchem vereinigt ſodann dem die Gränzen bedrohenden Feinde entgegengerückt werden ſollte. Dieſes traf wirklich zur erwarteten Zeit ein, jedoch in ſchwächerer Anzahl, als man gehofft hatte; denn leider hatten einige Regimenter, durch Mißvergnügte, vielleicht auch durch feindliche Emiſſarien verführt, Meuterei angeſtiftet und waren eigenmächtig im Rücken des Corps zurückgeblieben. Da zu befürchten ſtand, daß der Anhang der Ausreißer ſich vermehren und im Innern des von Truppen entblößten, von Außen bedrohten Landes, Unruhen und Räubereien anrichten, ja vielleicht ſogar mit dem Feinde in ein verrätheriſches Einverſtändniß treten könnte, ſo war die Aufhebung und Beſtrafung dieſer Schuldigen die nächſte und dringendſte Maßregel. Man ſetzte ſich ſofort gegen ſie in Bewegung, und Rudolfs erſte Waffenthat ſollte demnach gegen Vaterlandsgenoſſen, wenn auch gegen Verbrecher, gerichtet ſeyn. Der Mangel an Einheit, welcher Meuterern gewöhnlich eigen zu ſeyn pflegt, machte es ziemlich leicht, ſie aus einander zu jagen und einzeln einzufangen. Nur ein ziemlich zahlreicher Haufe der Empörer, welcher ſich in den gebirgigen Theil des Landes geworfen und von hier aus, unter Anführung einiger über angebliche Zurückſetzung mißvergnügter Offiziere, die Umgegend beunruhigte, leiſtete, durch die Natur des Terrains unterſtützt, hartnäckigen Widerſtand. Dieſer Haufe mußte in ſeiner natürlichen Feſtung angegriffen werden.

Der Kampf war heftig und endete mit gänzlicher Niederlage der Meuterer. Der Maſſe nach überwältigt und gefangen, ſuchten ſich einzelne Reſte in die Schluchten der Gebirge zu retten und der Gefangenſchaft zu entgehen. Gegen Dieſe wurden einzelne Streifparteien Freiwilliger ausgeſendet und Letztere unter die Anführung der Beherztſten aus ihrer Mitte geſtellt. Auch Rudolf, deſſen bewieſene kalte Todesverachtung ihn der Elite der Tapferen zugeſellt hatte, erhielt eine ſolche Abtheilung anvertraut und durchſtrich an ihrer Spitze die verſchlungenen und ſchwer zugänglichen Päſſe des Gebirgs.

Es währte nicht lange, ſo ſtieß er auf einen Haufen verſprengter Meuterer. Da ſie ſeiner Aufforderung nicht Folge leiſteten, ſo wurden ſie angegriffen und, nach längerem Kampfe, theils niedergemacht, theils gefangen. Nur Einige Derſelben wehrten ſich verzweiflungsvoll auch noch nach der allgemeinen Niederlage, und ſuchten ſich durchzuhauen. Gegen den Beherztſten dieſer Unglücklichen rannte Rudolf ſelbſt an, und ſeiner jugendlichen Kraft gelang es, den ſchon Verwundeten und Ermatteten niederzuwerfen. Er rief einige ſeiner Leute herbei, den wehrlos Gemachten in Empfang zu nehmen. — Als Dieſer die Stimme ſeines Siegers vernahm, richtete er das blutende, verwilderte Antlitz empor, und Beide blickten, unwillkührlich zurückfahrend, dann mit ſtarrem, verſtummenden Staunen einander an.

Otto! ächzte Rudolf endlich, entſetzt über die furchtbare Entdeckung: Biſt Du es wirklich!

Ha, daß ich noch in Zweifel bleiben konnte, wer mein Verderber geweſen! knirſchte Otto. Hebe Dich weg von mir, Verhaßter! Wo Du erſcheinſt, iſt mein Unglück beſiegelt, und wenn das Schickſal mich ſchlagen will, ſo ergreifſt Du hämiſch ſeine Waffe und wirfſt Dich gierig zu meinem Henker auf!

O keine Vorwürfe, Otto, in dieſem ſchrecklichen Augenblicke! Deine Bruderhand dem Bruder, der abſichtslos noch einmal Dein böſer Genius werden mußte! flehte Rudolf und verbarg ſein Haupt an der blutbeſpritzten Bruſt des Unglücklichen.

Aber Dieſer ſtieß ihn wüthend zurück und ſchrie: Nicht meine Hand, meinen Fluch ſollſt Du haben, Elender! Er iſt das Einzige, was Du mir gelaſſen haſt. Uebergib mich Deinen Häſchern, aber entziehe mir im Tode wenigſtens Deinen verworfenen Anblick, der mir ſchon ſo oft Unheil brachte!

Verzweiflungsvoll ſprang Rudolf auf, während ſeine Kriegsgefährten den gefangenen Otto abführten. Er blickte ihm, furchtbar bewegt, nach. Ja, Unglücklicher, murmelte er, Du haſt Recht; ich bin Dein böſer Dämon, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen. Aber noch will ich verſuchen, ob ich nicht auch einmal Dein Retter werden kann, und dann mein unſeliges Leben der ſchnellen Kugel eines Feindes bieten, um Dich von dem ewigen Dränger zu befreien und mir die Möglichkeit abzuſchneiden, noch öfter zu Deinem Verderben Dir zu begegnen! —

Er eilte zu dem General, der ihm wohlwollte, und flehte um Gnade für Otto. Die Unterſuchung wurde eingeleitet und ergab, daß Otto wenigſtens nicht zu den Anſtiftern der Meuterei gehört, ſondern, erbittert durch eine allerdings unverdient erlittene Zurückſetzung bei einem ſtattfindenden Avancement, der Verführung Böswilliger ein zu geneigtes Ohr geliehen hatte. Die Sache ſtand zwar natürlich noch einige Tage an, bis der Gang der Unterſuchung mehr Licht verbreitet hatte. Dann aber gewährte der General Rudolfs und Anderer Fürbitten. Die Schuldigſten wurden beſtraft; den nur Verführten, unter welchen man auch Otto begriff, Gnade und Verzeihung angekündigt.

Rudolf erhielt aus den Händen des Generals das Begnadigungsſchreiben und eilte mit frohem Herzen nach dem Orte hin, wo die Gefangenen aufbewahrt wurden. Der Dank der Geretteten ſcholl ihm entgegen; aber Rudolf hatte kein Ohr dafür; denn eine neue Kunde hatte ihn erſchreckt, die, daß Otto, noch vor dem Eintreffen der Begnadigung, Mittel gefunden hatte, zu entfliehen.

Dieſe Nachricht bekümmerte Rudolf nicht wenig; ſie verbreitete neues Dunkel über das Schickſal des Geretteten. Doch pries er den Himmel, der ihm geſtattet hatte, Otto's Verderben abzuwenden, und hoffte von der Zukunft das Weitere.

Am andern Tage ſollte das Corps aufbrechen und ſeiner Beſtimmung zu Deckung der Gränze gegen den äußern Feind entgegenziehen. — Rudolf, unruhig und ſorgenvoll, benutzte die kurze Friſt, die ihm noch vergönnt war, zu einſamen Spaziergängen im Gebirge, und gab ſich noch einmal ganz ſeiner Schwermuth, der Erinnerung an die theuren Dahingegangenen und den ſorgenvollen Gedanken über Otto's jetzige und fernere Lebenstage, hin.

Als er in einen entlegenen Hohlweg einlenkte, ſah er zu ſeiner Verwunderung eine weibliche Geſtalt auf ſich zukommen. Eine Ahnung durchzuckte ihn; er eilte ihr entgegen, und bald blieb ihm kein Zweifel: er blickte in die mütterlichen Züge, welche vor fünf Jahren ſo ſchnell an ihm vorübergegangen waren.

Mutter! rief er in die Knie ſinkend und in ungewiſſer Erwartung, ob die Erſcheinung in ſeine Arme eilen oder, wie ein Kind des Traumes, in Nebel und Schaum vor ihm zerrinnen würde.

Auch ſie hatte ihn gehört und verdoppelte ſehnſuchtsvoll ihre Schritte. —

Da fiel hinter ihm ein Schuß. — Herr, mein Gott! ſchrie er, denn er fühlte ſich ſchwer getroffen und verſuchte vergebens ſich wieder aufzurichten. Er vernahm den Angſtſchrei der Mutter, und einen Augenblick ſpäter lehnte ſein bleiches Angeſicht an ihrem warm klopfenden

Herzen, während ihre Hand krampfhaft ſich gegen ſeine Wunde preßte, um den Blutſtrom zurückzudrängen.

Mutter! flüſterte er leiſe: ſo biſt Du nur gekommen, um Zeuge meines Todeskampfes zu ſeyn! O, warum durfteſt Du nicht früher erſcheinen und mein dunkles Leben lichten, das ſo ſchmerzlich Deinen Troſt vermißte?

Sie wollte unter Thränen antworten; aber die Stimme eines Dritten unterbrach ſie. Es war die Stimme Otto's, der, auf einer ſteilen Felſenhöhe über ihnen ſtehend und auf das todtbringende Rohr geſtützt, ingrimmig auf ſeinen ſterbenden Feind herabblickte. — Werde ich nun Ruhe vor Dir haben, Schlange? rief er triumphirend und doch bebend. Wirſt Du nun endlich aufhören, mir alles Theure, was die Erde für mich bereit hält, zu rauben? mir Schmach und Untergang mitzubringen, wo Du nur meine Nähe wittern kannſt? —

Rudolf ſchlug bei dieſen Worten die geſchloſſenen Augen auf; er erblickte die zornige Geſtalt des Freundes, des Bruders, und die ermattende Stimme zu unnatürlicher Kraft anſtrengend, zog er das Begnadigungsſchreiben, welches er noch bei ſich trug, aus dem Buſen, hielt es in die Höhe und rief zu Otto hinauf: Unglücklicher, warum entfloheſt Du Deiner Haft? Es war das erſte Mal, daß es mir gelang, Dein Retter, Dein Wohlthäter zu werden. Du verſagſt mir gewaltthätig dieſen Troſt, Du greifſt dem Schickſal frevelnd vor und ladeſt die Schuld des Mordes auf Dein Haupt gegen mich, deſſen eifriges Flehen Dir noch geſtern Ehre und Leben erwirkte!

Otto antwortete nicht. Er ſtarrte auf das emporgehaltene Begnadigungsſchreiben herab, auf deſſen weißes Papier die Sonne ihr augenblendendes Licht warf, daß es ihm entgegenglänzte, wie eine furchtbare Anklageacte; er ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn, ſprang dann mit jähen, verwegenen Sätzen die ſteile Höhe hinab und riß das Papier aus Rudolfs Hand. Er durchflog es mit haſtigem Auge, ſah ſeinen Namen unter denen der Begnadigten und des Generals eigenhändige Bemerkung daneben: daß er ſeine Begnadigung hauptſächlich der Fürbitte Rudolfs verdanke. — Da ſank er wie vernichtet zuſammen, ſtürzte ſich verzweiflungsvoll auf den blutenden Freund, preßte ihn heftig an ſich, nicht bedenkend, daß bei dieſer unruhigen Bewegung Rudolfs Wunde um ſo mehr ſchmerzen und ſtärker bluten müſſe, und jammerte: Kannſt Du mir vergeben?

Rudolf reichte ihm mit mildem Ernſte die Hand. Es war ein böſes Verhängniß, das uns hienieden trennte, flüſterte er. Vergib mir, Deinem unſchuldigen Dränger, wie ich Dir vergebe. Ich gehe Dir voran; laß uns jenſeits in die vollen Bruderrechte zu einander treten, die uns hienieden verſagt blieben!

Amen! fügte die weinende Mutter hinzu. O mein Sohn, jetzt, wo das Dunkel Deiner Herkunft gelichtet werden ſollte, ſtirbſt Du dahin in der Blüthe Deiner Jahre, ohne die Frucht zu brechen, welche endlich Dir gereift iſt!

Bringſt Du mir endlich Aufklärung über meine Herkunft? fragte Rudolf geſpannt. Eile damit, Mutter; es möchte ſonſt leicht damit zu ſpät werden.

So höre denn, mein Sohn. Dein Vater, der junge Freiherr von Klarenau, aus alter Familie, liebte mich, die arme verwaiſte Bürgerstochter. Den Stolz ſeiner Eltern kennend und fürchtend, wagte er nicht, ſich offen für mich zu erklären; heimlich reichte er mir die Hand und Du wurdeſt die Frucht unſerer Verbindung. Seinen Eltern blieb zwar unſere Ehe, nicht aber unſere Liebe verborgen; unter harten Drohungen, bei Strafe ihres Zornes und der Enterbung, wollten ſie ihn zwingen, der Hand der Niedriggebornen zu entſagen. Edelmüthig widerſtrebte er und wollte lieber Noth und Elend mit mir theilen, als mich aufgeben. Da kam ich ſeinem Kampfe zwiſchen Sohnes- und Gattenpflicht zuvor, ich entfloh mit Dir, ohne daß er es geahnet; in einem zurückgelaſſenen Briefe gab ich ihm meine Gründe an, die, daß nur durch meine Entfernung der Unwille ſeiner Eltern beſchworen werden könne, und ſtellte ihm frei, wenn es mit ſeinem Gewiſſen vereinbar, unſer Verhältniß als nie beſtanden anzunehmen. Ich hatte ſorgfältig ihm jede Spur abgeſchnitten, auf welcher ihm meinem und Deinem Daſeyn nachzuforſchen möglich geweſen wäre. Zu arm und hilflos, um Deine Erziehung übernehmen zu können, und in der Abſicht, Dir ein beſſeres Loos zu bereiten, gelang es mir, Dich auf geheimnißvolle Weiſe der Hut Deines edlen Pflegevaters, des Freiherrn von Wartheim, zu übergeben. Niemand wußte um Deine Herkunft. Mich ſelbſt hielt Schaam, mich zu der Verirrung meiner Jugend zu bekennen, und ein übereilt mir ſelbſt abgelegtes Gelübde: Dich nicht eher Deine Mutter kennen zu laſſen, bis ich im Stande ſeyn würde, Dir mit dem Geheimniſſe auch die vollen Rechte Deiner Geburt zu übergeben und Dich in ein ehrenvolles und unabhängiges Daſeyn einzuführen — von Dir zurück. Doch folgte ich unbemerkt Deiner Nähe mit liebender Sorgfalt, belauſchte jeden Deiner Schickſalswechſel, bereute häufig mein vorſchnelles Gelübde, und war doch hartnäckig genug, es unter den härteſten Kämpfen des Mutterherzens unverbrüchlich zu halten. Nur einmal riß es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt zu Dir hin; Du ahnteſt, wer ich ſey, und ich vermochte nicht, dieſes heilige Erkennen Lügen zu ſtrafen. Vor wenigen Wochen erfuhr ich, daß Dein Vater, deſſen Mutter kurz vorher verſtorben und ihn reich und ſelbſtſtändig zurückgelaſſen, tödtlich krank darnieder liege. Da trieb mich mein Gelübde, Dir die Rechte Deiner Geburt ſichern zu wollen, zu ihm hin, zu ihm, den ich noch immer liebte, der das Drängen ſeiner Eltern zu einer glänzenden Vermählung, jederzeit ſtandhaft zurückgewieſen hatte. Seine erſte Frage war nach Dir, und der Schmerz, Dich auf Erden nicht kennen zu lernen, verdüſterte ſeine letzten Augenblicke, welche das Wiederſehen der lange vermißten Gattin verklärte. Sterbend ſetzte er Dich, ſeinen rechtmäßigen Sohn, zum Erben ſeines Namens und Vermögens ein. Dieſer Brief — ſie zog ein Papier hervor — iſt das erſte, und leider auch das letzte Wort der Vaterliebe, welches Dir von ihm kommt. Er verſchied in meinen Armen. Mit den Documenten ausgeſtattet, welche Deine künftigen Rechte ſicherten, eilte ich Dich aufzuſuchen. Ich fand Dich nicht mehr in Deiner Heimat und erfuhr, daß Du dem Marſche der Freiwilligen Dich angeſchloſſen. Schnell brach ich hierher auf; Dein Zeltgefährte hatte Dich dieſer Gegend zugehen ſehen, ein Zufall führt Dich mir früher, als ich erwartet, entgegen, und im Augenblicke des Wiederſehens, den eine glückliche, ja eine glänzende Zukunft krönen ſollte, fällt Dich — o Gott! — der Mord vor meinen Augen! —

Rudolf drückte den Brief, den die Mutter ihm reichte, an ſeine Lippen. Ich komme, Vater, Dir ſchnellen Dank zu ſagen! ſprach er mit zum Himmel gerichtetem Blicke. Dann zog er ſeine Brieftaſche hervor und reichte ſie dem ihm zur Seite knieenden Otto hin. Die Erbin meiner väterlichen Güter iſt meine Mutter; der Erbe meines bisherigen Beſitzthums biſt Du, Otto, deſſen edlem Vater ich Alles verdanke. Dieſe Brieftaſche enthält einen großen Theil meines Vermögens. Gib mir den letzten Beweis Deiner Liebe, Otto, indem Du dieſe Gabe nicht verſchmähſt. Nimm, entflieh der Gefahr, welche Dir aus meinem Blute erwachſen könnte, ſpare Dich auf für Reue und gute Thaten!

Zögernd und mit zitternder Hand nahm Otto das dargebotene Geſchenk.

Rudolf wurde matter, er ſchloß die Augen und ruhte lange. Die Mutter und Otto wagten nicht, die Stille zu unterbrechen, und lauſchten geſpannt dem immer leiſeren Athem des Sterbenden. Jetzt öffnete er die Augen wieder, ſah Beide mit dem Ausdrucke inniger Liebe an, und flüſterte: Lebt wohl! Gedenkt mein! — Der Tod verſchloß ihm die Lippen auf ewig.

Rudolfs Mutter überlebte den Sohn nur um wenige Jahre. Sie hatte ſeinen Leichnam an der Seite ſeines Vaters beiſetzen laſſen, und bald nahm ſie den dritten Platz neben Gatten und Sohn ein.

Ein ſchnelleres Ziel noch hatte der unglückliche Otto gefunden. Von der Leiche des Freundes eilte er hinweg, um die Güter, welche die liebende Sorgfalt des Letzteren ihm vererbt, zu frommen Zwecken niederzulegen und ſo einen Theil ſeines ſchweren Vergehens zu tilgen. Dann trat er unter fremdem Namen in ein Regiment ſeines Fürſten ein, war bei jedem gewagten Unternehmen einer der Erſten und lehnte jede Auszeichnung ab, welche ſeiner Tapferkeit hätte zu Theil werden ſollen. Bei dem Sturme einer Schanze, wo Otto's Muth den Seinigen den Weg bahnen half, ereilte ihn das Loos, welches er begierig ſuchte, und von mehren Feindeskugeln getroffen, zahlte er mit ſeinem Blute die Schuld, zu welcher Täuſchung und übereilte Leidenſchaft ihn hingeriſſen.

Zu ſpät.

1.

Ein junger Falter an der Roſe hing
Mit ſüßem, überſchwenglichem Entzücken;
Wie ſchmiegte ſie ſich an den Schmetterling,
Was ſog er nicht für Luſt aus ihren Blicken!

In ihrer Blätter vollen, weichen Schoos
Verſenkt' er ſeine küſſegier'ge Lippe,
Der willig ihm den Purpurkelch erſchloß,
Daß Honigſeim der Heißgeliebte nippe. —

Ein Knabe ſieht's, und faßt mit raſcher Hand
Den ſorgenloſen Falter bei dem Flügel,
Und trägt ihn fort, ſo weit vom Gartenland,
Wo ſeine Roſe blüht auf ihrem Hügel.

Doch endlich gibt er, ſatt des Spiels, ihm wieder
Die Freiheit und der Schmetterling enteilt;
Auf keiner Blume läßt er mehr ſich nieder,
Er ſucht ja *ſie*, die dort am Hügel weilt!

Ach, aber ach! er kann ſie nimmer finden,
Wohl Roſen ſind's, doch ſeine Roſe nicht!
Er ſucht ſich matt, er klagt ſein Leid den Winden,
Bis ihm der Hoffnung letzte Sproſſe bricht.

Da klammert er, mit heißem, vollem Herzen,
Sich unverſtanden, andern Blumen an,
Und ſucht die Luſt vergebens, findet Schmerzen,
Und bald durcheilt iſt ſeine Lebensbahn.

2.

Von dürrem Blatt umfangen
Schwebt eine kleine Frucht,
Sie glänzt mit rothen Wangen,
Doch einſam, unbeſucht.

Kein Weſen will ſich legen
Mit ſeiner Bruſt daran,
Ihr tritt allein entgegen
Die Zeit mit ihrem Zahn. —

Doch ſeht, ein bleicher Falter,
Die Flügel abgewetzt,
Beſuchet noch im Alter
Das rothe Beerlein jetzt.

Und Beide liſpeln leiſe,
Sich näher zugewandt:
„Mir iſt es, arme Waiſe,
Als hätt' ich Dich gekannt?"

Sie blicken ſich in's Auge,
Erinn'rung glänzt darin,
Sie fühlen Beid', es tauge
Für Wehmuth nur ihr Sinn!

Er ſagt: „Das waren Freuden
Hier, wo die Urne ſteht!" —
Sie ſpricht mit tiefem Leiden:
„„Was kamſt Du doch ſo ſpät?""

Fitzinger.

Der Cordoniſt.

Ballade.

Das iſt der arme Cordoniſt,
Der niemals lacht noch weint,
Es ſcheint ſein Herz von Eiſen faſt,
Sein Antlitz wie verſteint.

Sein Säbel, ſeine Flinte iſt
Tagtäglich ſpiegelrein,
Das ſchwarze Riemzeug ſtets ſo blank,
Es könnt' nicht blanker ſeyn.

Auch iſt ſein Schnurbart ſteifgewichſt,
Kein zweiter iſt ihm gleich,
Sein Aug' allein iſt ſtier und todt,
Und ſeine Wang' iſt bleich.

Zehn Jahre ſind nicht ganz vorbei,
Da war die Wang' noch roth,
Da war ſein Aug' noch friſch und klar,
Das jetzt ſo ſtier und todt.

Als Wache auf dem Poſten ſtand
Er einſt nach ſeiner Pflicht,
Und ſah mit Schmerz hinab in's Thal,
Wo er erblickt das Licht.

Denn d'runten würgte grimm die Peſt,
Die Alt und Jung nicht ſchont,
Im Thale, wo die Mutter ihm,
Die greiſe Mutter wohnt.

Nicht wußte er, ob lebend ſie,
Ob ſie bereits im Grab,
Denn Niemand durfte ja herauf,
Und Niemand durft' hinab.

So ſtand er dort in finſt'rer Nacht
Allein, auf felſ'ger Höh',
Und blickte nieder in das Thal
Voll tiefem Sehnſuchtsweh'.

Doch größ're Sehnſucht noch ergriff
Sein altes Mütterlein,
Sie konnte nimmer einſam mehr
In ihrem Hüttchen ſeyn.

Die dachte nur an ihren Sohn,
Und raffte ſchnell ſich auf,
Sie mußte wiſſen wie's ihm ging,
Sie mußt' zu ihm hinauf.

Und durch die finſt're ſtürm'ſche Nacht
Zog ſie dahin zur Stund',
„Laß hören mich zwei Worte nur,
O Herr, aus ſeinem Mund!“

So klomm ſie wohl den Berg hinan,
Umtobt vom Windsgebraus,
Es troff der Schweiß ihr von der Stirn,
Der Athem ging ihr aus.

Jetzt hatte ſie erreicht die Höh',
Da rief es barſch: „Wer da?!“ —
Da brach ihr Knie, da wußte ſie
Nicht gleich, wie ihr geſchah.

Und nochmal rief's: „Wer da?“ doch ach
Ihr fehlte Stimm' und Wort,
Hat ſie erkannt auch gleich den Sohn
Im Cordoniſten dort.

Und wieder donnert's an ihr Ohr:
Wer da? — zum dritten Mal,
Da wollte rufen ſie — doch ſchon
Verſchlang den Ruf — ein Knall.

„Dich hab' ich!“ brummt der Cordoniſt
Und lädt ſein Rohr auf's Neu',
Doch wär um's Herz mit einmal ihm
Gar ſonderbar dabei.

Ihm war, als wär' der Schuß ihm ſelbſt
Gefahren durch die Bruſt,
Und war´er ſich doch weiter nichts
Als ſeiner Pflicht bewußt.

Da trat aus dichter Wolkennacht
Der bleiche Mond hervor,
„Wer war's doch, der's ſo kühn gewagt
Zu klimmen hier empor?“

Und wie er hin zur Leiche trat,
Da ſtand er ſtarr wie Stein,
Denn vor ihm lag, durchbohrt die Bruſt,
Sein eig'nes Mütterlein.

Seitdem hat nie der Cordoniſt
Gelacht mehr und geweint,
Seitdem ſcheint Eiſen faſt ſein Herz,
Und ſein Geſicht verſteint.

Seitdem iſt ſeine Wange bleich
Sein Aug' ſo ſtier und wild,
Denn immer ſchwebt vor ſeinem Blick
Das nächtig blut'ge Bild.

Joh. N. Vogl.

Die Seiltänzerin.

Hört, o hört mein Tambourin!
Luſtig ſchallt es in die Weite,
Kommt und ſchaut ihr reichen Leute,
Auf dem Seil die Tänzerin!

Hört, o hört mein Tambourin!
Schlag' es unter Lächeln, Scherzen,
Während mir an meinem Herzen
Nagt der Schmerz und will nicht flieh'n.

Hört, o hört mein Tambourin!
Theure Heimath, unbekannte,
Nimmer ſchaut dich die Verbannte,
Als in ihren Fantaſie'n.

Hört, o hört mein Tambourin!
Eltern, euch ſo früh entriſſen,
Wohl für immer muß vermiſſen
Euch die arme Tänzerin.

Hört, o hört mein Tambourin!
Längſt wohl hat der Gram euch beide
Hingerafft, da eure Freude,
Euer Kind nicht mehr erſchien.

Hört, o hört mein Tambourin!
Könnt' ich mit dem Schmerz, dem herben,
Doch auf euren Gräbern ſterben,
Wie ein Vogel flög' ich hin!

Hört, o hört mein Tambourin!
Ach, ſchon ſchmält der Meiſter wieder,
Rührt euch, ihr gelenken Glieder;
Schaut doch, wie ich luſtig bin!

Joh. N. Vogl.

Marie.

O, könnten dieſe Wände ſprechen,
Worauf ich ſinne früh und ſpät,
Die Nächte all, das Schweigen brechen,
In das ſie hüllen mein Gebet;
Dann würde Ein Gedanke kund,
Dem ſtets der ſchweigſam-ſcheue Mund
In liebendem Gedanken Leben lieh:
Er iſt: Marie.

Und wenn ſich Nachts die Augen ſchließen,
Die Seele fühlt nur Ein Gefühl;
Wenn bunte Träume ſie umfließen
In wild-chaotiſchem Gewühl,
Da taucht herauf ein Aetherbild,
Wie Mondenlicht ſo duftig-mild,
Und ſüß umſchwärmt die rege Phantaſie
Dein Bild, Marie.

Und koſ't ein Morgenlüftchen, frühe,
Mit unhörbarem Schmeichelwort,
Als fragt' es mich, warum ich glühe,
Und was ich ſinne fort und fort?
Da wird es dämmernd mir bewußt,
Daß durch die liebeglüh'nde Bruſt

Ein Traum gezogen, lieblich wie noch nie,
Von Dir, Marie.

Und trägt Muſik die Silberflügel
In's ſüße Melodienreich,
Leiſ' ſchwebend um die fernen Hügel
Der Geiſterwelt, dem Hauche gleich;
Da bebt aus jedem Moll-Accord
Wie Sphärenklang, ein ſüßes Wort,
Und ſeiner Töne Seelenmelodie
Spricht nur: Marie

Und ſtreif' ich froh durch Thal und Klüfte,
Und weck' das ferne Echo wach,
Da zittert's rings durch alle Lüfte —
Denn Echo ruft mir liebend nach;
Ein Wort, das ausſpricht all mein Glück,
Gibt's geiſterartig mir zurück,
Als ob ein Engel ihm den Ton verlieh
Ruft's leis: Marie.

Und zürnſt Du mir, daß ich Dich nenne
Mit einem Namen, der nicht Dein?
Der liebſte iſt es, den ich kenne,
Wie er trägſt Du den Heil'genſchein;
Das Göttergleiche, das in Dir,
Das ſpricht kein Name klarer mir,
Mit Deiner Seele reiner Harmonie
Stimmt nur: Marie.

Günzburg.

Nachtbild.

Der Mond hängt leuchtend an dem Himmel,
Muthwill'ge Kinder rings um ihn:
Der Wölkchen ſtörendes Gewimmel,
Er kann nicht ruhig weiter ziehn.

Da wirft, ſie von ſich abzuwenden,
Er zwiſchen ſie ſein Silber aus —
Schnell ſtürmen ſie nach allen Enden,
Die Himmelsfläche weit hinaus.

Und heller wird es in dem Raume,
Rings tiefe Ruh' — ein Vogel nur,
Als ſpräch' die Waldung aus dem Traume,
Gibt ſingend noch des Wachens Spur.

Die Landſchaft ſchläft, auf Silberzehen
Schleicht leiſe nur der Bach durch's Thal,
Ein Lüftchen ſcheint verirrt zu wehen,
Bald ſchläft auch das im Mondenſtrahl.

Ein tiefer Friede herrſcht im Kreiſe
Voll heimlich tiefer Seligkeit,
Und ſeinen Becher hält er leiſe
Den Träumenden zum Trunk bereit!
Ludw. Aug. Frankl.

Drei Abende im Hotel H…

Erzählung.

Die Geſellſchaft, welche ſich ein Mal in jeder Woche bei der eben ſo geiſtreichen als liebenswürdigen Gräfin H.... zu verſammeln pflegte, ſaß bereits in traulicher Eintracht um die dampfende Theemaſchine, als ich, dem ein günſtiger Stern während meines leider nur kurzen Aufenthaltes in W... Zutritt in dem Hauſe der Gräfin verſchafft hatte, ziemlich ſchüchtern eintrat und nach ehrerbietiger, jedoch nur flüchtiger Begrüßung ohne weitere Störung zu veranlaſſen, den mir angewieſenen Platz leiſe einnahm. — Ich hatte mir feſt vorgenommen, ganz Auge, ganz Ohr zu ſeyn, um ja kein Wort der Unterhaltung zu verlieren, denn dieſer Zirkel war, der ausgezeichneten Perſonen wegen, die ihn bildeten, berühmt geworden — und in der That, je länger ich den Kreis, der mich umgab, beobachtete, je höher ſtieg meine Bewunderung — welche Menſchen waren hier verſammelt?! An der Seite des greiſen, mit Narben und Orden geſchmückten Kriegers, ſaß der ernſte Staatsmann, der tiefdenkende Gelehrte; Künſtler von bedeutendem Ruf, Dichter, deren Werke den Beifall der Welt erworben, tauſchten hier in traulicher Wechſelrede ihre Meinungen, Anſichten und Lebenserfahrungen aus, beſprachen ſich über Charaktere und Schickſale einzelner Menſchen, und freuten ſich herzlich, wenn ein beifälliges Lächeln der liebenswürdigen Gräfin ihre Vorträge belohnte. — Nachdem das Geſpräch eine geraume Zeitlang auf dieſe Weiſe fortgeſetzt worden war, wahdte ſich die Gräfin plötzlich an einen Offizier von edelm, Ehrfurcht gebietendem Anſehen und ſprach: — „Heute, lieber Obriſt, erwarten wir von Ihnen irgend eine Begebenheit aus Ihrem thatenreichen Leben, die uns ohne Zweifel einen neuen Stoff zu den mannigfaltigſten Betrachtungen bieten wird — ich bitte Sie daher, unſerer höchſten Aufmerkſamkeit, unſerer innigſten Theilnahme ſchon im Voraus gewiß zu ſeyn.“ — „Gerne,“ nahm Obriſt von D...... das Wort, indem er ſich lächelnd vor ſeiner geiſtreichen Wirthin neigte, „gerne werde ich die mir auferlegte Pflicht erfüllen, wenn meine Zuhörer den Vortrag eines alten Kriegers mit Nachſicht beurtheilen wollen; auf dem Schlachtfeld lernt man ſeine Worte eben nicht zierlich wählen, deßhalb kann man wohl ein recht guter Soldat, aber ein ſehr ſchlechter Erzähler ſeyn.“ — Nachdem man dem Obriſten die erbetene Nachſicht von allen Seiten zugeſichert hatte und jedes Auge mit geſpannter Erwartung an ſeinen Lippen hing, begann er, wie folgt: —

„Nach einem faſt erſtickend heißen Tag, wie ihn Spaniens glühende Sonne, dem armen Fremdling zur Qual, nur immer heraufzubeſchwören vermag, war endlich der erſehnte Abend angebrochen. — In trübe Gedanken verſunken, ohne des Weges zu achten, ritt ich an der Spitze eines kleinen Streifcorps, welches eine ziemlich abgelegene Gebirgsgegend zu unterſuchen beſtimmt war, die, wie man nach eingezogenen Nachrichten vermuthen mußte, einem nicht unbedeutenden Haufen Guerillas zum Sammelplatze dienen ſollte. — Nicht das Gefährliche meines Auftrages, nicht meine Erſchöpfung nach dem langen beſchwerlichen Marſche waren Urſache meiner Verſtimmung — die Art und Weiſe, wie dieſer Krieg geführt wurde, die ſtete Beſorgniß, das Leben, das der furchtbare Schlachtengott ſo eben erſt verſchont hatte, vielleicht ſchon im nächſten Augenblick dem Meuchelmord anheim fallen zu ſehen — die traurige Nothwendigkeit, jeden Bewohner dieſes ſchönen Landes als einen Todtfeind behandeln, jeden Biſſen, jeden Trunk, den er mir reicht, für vergiftet halten zu müſſen — dies war es, was wie eine ſchwer drückende Laſt auf meiner Bruſt lag, mir alle meine ſonſt gewohnte Heiterkeit raubte und mich die reizende Gegend kaum bemerken ließ, die, von der untergehenden Sonne magiſch beleuchtet, mir zu jeder andern Zeit gewiß als ein Paradies erſchienen wäre. — Ein kleines Schloß, welches der Beſchreibung nach, auf einem ziemlich hohen Berge liegen und gleichſam die ganze Umgebung beherrſchen ſollte, war mir und meinen Leuten zum Standquartier beſtimmt, von hier aus ſollte ich genauen Bericht erſtatten, ob die früher erhaltenen Nachrichten über den Zuſtand dieſer Gegend gegründet oder ungegründet wären, und falls Erſteres der Fall ſey, mir ſogleich die nothwendige Verſtärkung erbitten. —

Daß uns der Beſitzer des Schloſſes nicht zum freundlichſten empfangen werde, ließ ſich vorausſehen, ich befahl daher meinen Leuten, ſobald wir angekommen ſeyn würden, die ſtrengſte Mannszucht, aber auch die höchſte Vorſicht und Aufmerkſamkeit auf Alles, was um ſie vorgehe; mein Korporal, ein wackerer gedienter Krieger, auf deſſen Klugheit und Treue ich mich verlaſſen konnte, gelobte mir, ſtets ein wachſames Auge auf Freund und Feind richten zu wollen, und ſo langten wir denn endlich bei ſchon einbrechender Nacht vor dem Schloſſe an, das uns wirklich nicht ohne viele Mühe, ja ſogar erſt nach der Drohung, Gewalt brauchen zu wollen, geöffnet ward. — In dem weitläufigen, nur ſparſam von einigen Fackeln erleuchteten Hof, trat uns der Beſitzer des Schloſſes, von einer zahlreichen Dienerſchaar umgeben, entgegen. — Es war eine jener ernſten, ſtolzen Geſtalten, wie man ſie ſelbſt bei vorgerückten Jahren ſo häufig in Spanien findet; ſein feuriges dunkel glühendes Auge konnte den Haß nicht verbergen, den der Mund nur mühſam verhehlte — er ſchien unentſchloſſen, wie er ſich mir gegenüber benehmen ſollte — der Anblick meiner Leute aber, die in ſchweigender Erwartung, ihre geladenen Gewehre in den Händen, ruhig daſtanden, jeden Augenblick bereit, das Leben ihres Anführers, wie das eigene bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, mochte ihn beſtimmen, ſich für dies Mal unſerer Uebermacht zu fügen, und uns mit unterdrücktem Grimme in ſeinem Schloſſe willkommen zu heißen. —

Da die Vorhalle nicht geräumig genug war, alle meine Leute aufzunehmen, ſo mußte ein Theil Derſelben im Hofe untergebracht werden, Sans-Quartier, mein wackerer Korporal, traf die nöthige Eintheilung, während ich ſelbſt dem Beſitzer in das Innere des Schloſſes folgte, und von ihm in einen weiten, hochgewölbten, alterthümlich geſchmückten Saal geführt ward, deſſen Wände mit einer langen Reihe von Familienbildern bedeckt waren. — Eine reich beſetzte Tafel in der Mitte des Saales bewies, daß wir den Schloßherrn bei ſeinem Nachtmahle überraſcht hatten; er lud mich nunmehr zur Theilnahme an demſelben ein; als wir uns niedergeſetzt hatten, bemerkte ich jedoch, daß ſich zwei Gedecke mehr auf der Tafel befanden, die man wahrſcheinlich in der Eile hinweg zu nehmen vergeſſen hatte, daß folglich zwei Perſonen fehlten, die meine ſo ganz unerwartete Erſcheinung vertrieben haben mußte. — Das finſtere Antlitz meines Wirthes war zwar durchaus nicht geeignet, mich zu einer Frage über ſeine Familienverhältniſſe zu ermuthigen, demohngeachtet wagte ich es, auf jene leeren Plätze deutend, mich nach den Seinigen zu erkundigen, und falls ich etwa ſo unglücklich geweſen wäre, Damen von Dieſer ihnen gebührenden Stelle zu verſcheuchen, Dieſelben zurückrufen und meiner tiefſten Ehrfurcht verſichern zu laſſen. — Mit einem Lächeln, das mein Blut beinah erſtarren machte, dankte mir Don Pedro Albuquera de los Padillas für meine Zuvorkommenheit, wie er es nannte — hinzufügend, daß ſeine Familie viel zu ſehr an Einſamkeit gewöhnt ſey, auch Dieſelbe in zu hohem Grade liebe, um nicht jede Begegnung eines Fremden auf das Sorgfältigſte zu vermeiden — er hoffe daher, daß ich für die Dauer meines Aufenthaltes mit ſeiner Geſellſchaft mich begnügen und

meine Forderungen nicht weiter erſtrecken werde, als ich
Dieſelben zu treiben berechtigt ſey. —

Dieſe Worte beleidigten meinen Stolz, ich fühlte,
daß ich ſie ſelbſt als Feind nicht verdiente, eben im Begriff,
meinen Unwillen darüber laut werden zu laſſen,
bemerkte ich, daß Don Pedro's Züge ſich plötzlich verän
dert hatten, ſein Antlitz erſchien mir noch bleicher, noch
leichenhafter als zuvor — ſeine Flammen ſprühende
Augen ſtarrten mich faſt durchbohrend an, ſein Mun
zuckte in krampfhafter Verzerrung, wie von dem heftig
ſten Fieber geſchüttelt, bebte ſein ganzer Körper — Er
ſchrecken ſprang ich auf und wollte noch Hülfe rufen, e
aber winkte mir heftig zu bleiben und äußerte nach eini
gen Sekunden, in denen er ſich wieder erholt zu habe
ſchien, ich möge ganz ruhig ſeyn, er ſey einem ſolche
Anfalle öfter unterworfen, auch gehe derſelbe gewöhnlic
ſehr ſchnell vorüber, nur bedürfe er alsdann augen
blicklich der Ruhe, weil er ſich ſehr angegriffen fühle,
und ſo bitte er mich daher auch jetzt um Entſchuldigung
daß er mich früher verlaſſen müſſe, als es ihm ſeine
Gaſte gegenüber eigentlich erlaubt ſey. — Nach dieſ
Worten erhob ſich Don Pedro und verließ, mich flüchti
grüßend, den Saal; ich blieb in tiefes Nachdenken ve
ſunken zurück, eine finſtere Ahnung weiſſagte mir nicht
Gutes von dieſem Aufenthalt, der ſchon in den erſte
Stunden ein ſo drohendes Anſehen gewann, denn tro
dem Vorgeben Don Pedro's, daß jener ſo höchſt ſonde
bare Anfall ein lang gewöhntes, öfter wiederkehrende
Uebel ſey — hatte ich die Blicke des tiefſten innerſt
Haſſes nur allzudeutlich bemerkt, mit denen er mich ſ

bewußtlos anſtarrte. — Das waren nicht die ſchmerzverrathenden Augen eines Leidenden, nicht die entſtellten Züge eines Kranken, das war der Ausdruck des glühendſten Rachedurſtes, der kaum zu bezähmenden alles zerſtörenden Wuth, den ich hier vor mir geſehen — was dieſe Wuth aber ſo plötzlich und zu einem ſo furchtbaren Ausbruch veranlaßt haben mochte, konnte ich durchaus nicht errathen, nur ſo viel ward mir immer klarer, daß meine Lage hier im Schloſſe eine ſehr gefährliche, und daher die höchſte Vorſicht anzuwenden nothwendig ſey. —

Noch war ich nicht ganz mit mir im Reinen, wie ich mich Don Pedro gegenüber benehmen ſollte, als Sans-Quartiers Eintritt mich aus meinem tiefen Nachſinnen erweckte. — Er kam um mir zu melden, daß er die Soldaten in Vorhalle und Hof gehörig vertheilt, daß man ſie auch reichlich mit Speiſe und Trank verſorgt habe, daß er jedoch die feſte Ueberzeugung hege, man fürchte hier nur ihre Anzahl, um nicht offenbar feindlich gegen ſie aufzutreten. — Auf meine Frage, was ihn zu dieſem Verdacht bewege? antwortete er mir, ich möchte nur die Geſichter der Dienerſchaft des Schloſſes beobachten, möchte ihre trotzigen Blicke, den giftigen Hohn, womit ſie die unwillkommenen Gäſte betrachteten, ihre tückiſch lauernden Mienen ſehen — alles verrathe deutlich, daß wir hier in eine Mörderhöhle gerathen wären, aus der uns nur Muth, Vorſicht und Klugheit zu retten fähig ſey. — Ich konnte dem guten Sans-Quartier leider nicht ganz Unrecht geben, denn die Erfahrung, die ich ſo eben erſt an dem Herrn des Schloſſes gemacht hatte, beſtätigte ſeine Meinung von unſerem

Aufenthalte nur allzu ſehr — daher gebot ich ihm noch ein Mal, die ſtrengſte Mannszucht zu halten, damit von unſerer Seite mindeſtens keine Veranlaſſung zum Streit gegeben werde, ſchärfte ihm die höchſte Wachſamkeit auf Alles was etwa vorgehn möge ein, und entließ ihn endlich mit dem Auftrag, mich mit Tagesanbruch zu wecken, um einen Streifzug in die Umgegend des Schloſſes zu unternehmen. —

Nach Sans-Quartiers Entfernung, brachte ein Diener mich in das mir beſtimmte Schlafzimmer, ſetzte den ſilbernen Armleuchter auf einen an der Wand ſtehenden Marmortiſch, fragte kaum hörbar, ob ich noch etwas zu befehlen habe, und verließ mich auf meine verneinende Antwort ſo ſchnell, als ob ich ein Peſtkranker geweſen wäre, deſſen gefahrvoller Nähe er zu entfliehen gezwungen ſey. — Trotz meiner großen Ermüdung, fühlte ich doch nicht das geringſte Bedürfniß zu ſchlafen; eine mir ſelbſt unerklärbare ängſtliche Spannung erhielt mich munter, ich trat an's Fenſter um die Nachtluft zu genießen, ſie ſollte meine heiße Stirne kühlen, die trüben Bilder verſcheuchen, welche meine geſchäftige Phantaſie hervorrief mich ſelbſt zu quälen — allein ſo reizend bei dem hellen Mondlicht die herrliche Landſchaft auch vor meinen Blicken ausgebreitet dalag, eine ſo ſtille Ruhe, ein ſo tiefer Friede auch in der ganzen Natur herrſchte — ſo wenig war dieſe äußere Ruhe fähig meine innere Erregung zu beſänftigen. — Mißmuthig, mit mir ſelber grollend, trat ich vom Fenſter zurück, die Schloßuhr ſchlug Mitternacht — eben war ich im Begriff mein Lager zu ſuchen, um wo möglich den Schlaf herbei zu ruſen, da fühlte ich plötzlich eine leiſe Bewegung unter meinen Füßen, als wenn der Boden durch irgend ein ungewöhnliches Ereigniß erſchüttert worden wäre, beſtürzt ſah ich mich allenthalben um, allein ſchon nach wenig Sekunden war alles wieder ruhig, doch wer ſchildert mein Erſtaunen, als ich mit eins ein Blatt Papier auf der Erde liegen ſah, das wie durch Zauberei hierher gekommen zu ſeyn ſchien, und auf welchem folgende Worte in franzöſiſcher Sprache geſchrieben ſtanden: „Fliehe, Unglücklicher, oder Du biſt verloren! Deine Leute können Dich nicht vor der Rache eines Mannes ſchützen, den Du unverſöhnlich beleidigt, dem Du das Glück ſeines Lebens geraubt haſt! — Du willſt mit Tagesanbruch dies Schloß verlaſſen? kehre nicht zurück, Du eilſt in Dein Verderben! beherzige die wohlgemeinte Warnung eines Unbekannten.“ —

Nur wer ſich jemals in einer ähnlichen Lage befand, kann begreifen, was ich empfand, nachdem ich dieſe Zeilen geleſen hatte! — Wie kamen ſie hierher? wer war der unbekannte Warner? durfte ich ihm Glauben ſchenken, oder ſollte das Ganze nur eine Liſt, nur ein angelegter Plan ſeyn, mich ſo ſchnell als möglich von dem Schloſſe zu entfernen? — Das Letztere ſchien mir nach reiflicher Ueberlegung das Wahrſcheinlichſte, wen ſollte ich ſo unverſöhnlich beleidigt, wem das Glück ſeines Lebens geraubt haben? ich war mir keiner ſolchen Schuld bewußt, denn ſeit wir uns in Spanien befanden, hatte ich zwar meine Pflicht als Krieger gethan, allein nie einen Bewohner dieſes Landes perſönlich beleidigt, nie das Recht des Siegers mißbraucht, weſſen Rache hätte ich daher ſo ausſchließlich zu fürchten gehabt? überdieß, war die Warnung auch in der That gegründet, drohte meinem Leben wirklich hier Gefahr — durfte ich denn ohne Erlaubniß meiner Obern von hinnen? durfte ich den mir angewieſenen Poſten verlaſſen, bevor ich meinen Auftrag vollzogen, meine Pflicht erfüllt hatte? — Der anbrechende Morgen fand mich noch wachend auf meinem Lager, denn was ich hier nur mit wenig Worten andeute, beſchäftigte meine Gedanken die ganze Nacht hindurch. — Sans-Quartier kam zur beſtimmten Stunde mich abzuholen, noch lagen die Bewohner des Schloſſes in tiefem Schlafe, ich verließ es daher in aller Stille mit meinen Leuten und befand mich kaum in der freien herrlichen Natur, deren zauberiſche Reize ſelbſt den roheſten unter meinen Kriegern Bewunderung entlockten, als ich auch meine Bruſt von der mich ſo ſchwer drückenden Laſt befreit, und das ruhigſte Vertrauen auf die allwaltende Hand der Verſehung in dieſelbe zurück gekehrt fühlte. —

Während wir die Gegend unterſuchten, jedoch alles ganz ruhig und unverdächtig fanden, machte ich Sans-Quartier zum Vertrauten meines Abentheuers. — Er nahm die Sache nicht ſo leicht, wie ſie mir jetzt im freundlichen Morgenlicht, unter den ſchattigen Bäumen, den duftenden Blüthen, dem fröhlichen Gezwitſcher der munteren Vögel erſchien — ihm war ſie mehr als verdächtig — er warnte mich daher auf meiner Hut zu ſeyn, nicht mehr allein in jenem unheimlichen Zimmer zu ſchlafen, woſelbſt, wie ich bereits erfahren, allerlei künſtliche Höllenmaſchinen angebracht wären, die mich in die Hände meiner Feinde liefern könnten, ohne daß man wüßte, wo ich geblieben ſey? — Den letzten Vorſchlag des ehrlichen Sans-Quartier verwarf ich gleichwohl gänzlich; was hätte Don Pedro von mir denken, hätte er mich nicht für einen feigen, elenden Schwächling halten müſſen, der ſich nur unter dem Schutz ſeiner Soldaten ſicher glaubt? Nimmermehr! Don Pedro ſollte mich wenigſtens achten, wenn er mich auch als einen Feind ſeines Vaterlandes haßte — übrigens gelobte ich dem wackeren Rathgeber, die nächſte Nacht abermals wachend hinzubringen, Säbel und Piſtolen für jeden möglichen Ueberfall bereit zu halten, und forderte ihn auf, mir bei dem geringſten Lärm, den er etwa hören, bei dem leiſeſten Anſchein von Gefahr, den er gewahren werde, zu Hülfe zu eilen. — Es war um die Mittagszeit, als wir nach vollendetem Streifzug wieder in dem Schloſſe ankamen; man empfing uns nicht freundlicher als am Abend vorher, obgleich auch ich jetzt das höhniſche Lächeln in den Geſichtern der Diener zu bemerken glaubte. — Don Pedro erwartete mich bei der Tafel; er war heute noch finſterer, noch ſchweigſamer als geſtern, ich ſah die Gewalt, mit der er ſich mir gegenüber zu einer Art von leidlicher Faſſung zwang, ſah, wie abſichtlich er es vermied, mich anzublicken, mit welcher Ungeduld er das Auf- und Abtragen der Speiſen betrieb, um nur des läſtigen Beiſammenſeyns mit mir überhoben zu ſeyn — dieſe Lage wurde mir immer peinlicher und ſchon ſuchte ich nach einem ſchicklichen Vorwande ihr zu entgehen, als Don Pedro plötzlich von dem Zuſtand der vergangenen Nacht, nur wo möglich in einem noch ſtärkeren

Grade ergriffen ward. — Wie geſtern ſtarrte er mich mit wildrollenden Augen an, wie geſtern trugen ſeine Züge den Ausdruck des tiefſten Haſſes, ſeine krampfhaft zuckende Hand ſpielte mit einem Meſſer, das er ſo künſtlich in derſelben herumwarf, als ſey er noch nicht völlig mit ſich einig, welchen Gegenſtand er damit durchbohren wolle — ein nie empfundenes Grauen überfiel mich beim Anblick dieſes halb wahnſinnigen Treibens, ich ſprang auf, rief ſeine Diener herbei, und begab mich auf mein Zimmer, woſelbſt ich ermüdet von der durchwachten Nacht und dem unternommenen Streifzug dieſes Morgens, bald in einen tiefen Schlaf verſank. —

Als ich erwachte, war es tiefe Nacht, der Mond warf ſein bleiches Licht durch die Fenſterſcheiben, Todtenſtille herrſchte rings um mich her, meine Repetiruhr ſchlug die zehnte Stunde — jetzt glaubte ich ein leiſes Geräuſch zu vernehmen, es klang wie das Raſcheln einer vom Winde bewegten Tapete — da durchzuckte mich der Gedanke an eine verborgene Thüre, ich ſah Don Pedro's wildrollende mordluſtige Augen, ſah ſein fürchterliches Meſſerſpiel, entſchloſſen, mein Leben bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, ergriff ich mit der rechten Hand meinen Degen, mit der linken eine geſpannte Piſtole und wollte ſo eben auf die Stelle zueilen, von woher das Geräuſch gekommen war, als — nach wenigen Schritten der Boden unter mir wich, und ich unaufhaltſam in eine unabſehbare Tiefe hinab ſank. — Ich habe keine Worte, die Gefühle zu beſchreiben, welche ſich meiner bemächtigten, ſobald jene dumpfe Betäubung, die mich mehrere Minuten lang meiner Sinne beraubte, dem wiederkehrenden Bewußtſeyn gewichen war. — Ohnmächtige Wuth, wilde Verzweiflung und bittere Vorwürfe, mich ſelbſt tollkühn in die Hände meiner Feinde geliefert, Sans-Quartiers treuen Rath verſchmäht zu haben, wechſelten in meiner Bruſt; — was ſollte nun mit mir geſchehen? welches Schickſal ſtand mir bevor? mußte ich hier lebendig begraben, dem qualvollen Hungertode entgegen ſehen? wartete meiner ein ewiges Gefängniß in der Tiefe der Erde, oder war der Mordſtahl ſchon bereit, der mich durchbohren ſollte?

In dem martervollen Zuſtand gänzlicher Hoffnungsloſigkeit, jeden Augenblick die Entſcheidung meines Schickſals erwartend, mochte wohl mehr als eine Stunde hingegangen ſeyn, ohne daß ſich in meiner ſchrecklichen Lage etwas geändert hätte. — Der Ort, an dem ich mich befand, ſchien mir ein enges Gewölbe zu ſeyn, deſſen feuchte moosbewachſene Wände wohl ſchon manchen Unglücklichen umſchloſſen haben mochten! — Der Boden, den ich mit meinem Degen unterſuchte, war ungleich, die Mauern ſchienen ſich auf der einen Seite etwas zu erweitern, allein vergebens ſtrebte ich eine Oeffnung in ihnen zu entdecken, die nur den Gedanken an die Möglichkeit eines Ausweges verſtattet hätte. — Je troſtloſer das Reſultat meiner Unterſuchungen blieb, je ſchrecklicher der Tod, dem ich ſchon ſo oft in's Angeſicht geſehen, mir hier vor Augen trat, um ſo feſter ſtand von nun an mein Entſchluß, ihn männlich zu erwarten, meinem grauſamen Gegner keine Schwäche, keine Furcht zu verrathen, und die Ehre meiner Nation auch im Sterben noch zu behaupten. — Kein Gedanke an Rettung durch meine Leute kam mir in den Sinn, ich kannte den Charakter der Spanier bereits zu genau, wußte zu wohl, daß Don Pedro ſammt den Seinigen ſich lieber ihrer Rache opfern, als mich ihnen lebendig überliefern werde! — wenn ſie daher auch das ganze Schloß zerſtört, wenn ſie es in einen Aſchenhaufen verwandelt hätten, mich, den der tiefe Schoos der Erde umſchloſſen hielt, würden ſie trotz alle dem nicht gefunden haben. —

Nach und nach verſank ich in einen Zuſtand dumpfen Hinbrütens, ich gedachte der Vergangenheit, gedachte jener goldenen Träume einer ruhmbekränzten Zukunft, der Thaten, die ich noch verrichten, der Siege, die ich noch erkämpfen helfen wollte! ſtatt ihrer hatte ſich des Grabes dunkle Pforte vor mir geöffnet, es riß mich unerbittlich hinab in ſeine alles verſchlingende Tiefe, die heiteren Bilder des Lebens, des Glückes, des Ruhmes, auf ewig mit ſeinem ſchwarzen Schleier bedeckend. — Wie lange ich dieſen düſteren Betrachtungen überlaſſen blieb, vermag ich nicht zu beſtimmen, denn für mich gab es ja kein Maas der Zeiten mehr, kein Tag wechſelte hier mit der undurchdringlichen Nacht, kein Morgenroth goß neue Lebenshoffnung in meine Bruſt — ſchon hatte ich, allem Irdiſchen entſagend, meine Seele der Gnade des Allmächtigen empfohlen, als plötzlich ein blendender Lichtſtrahl blitzähnlich an mir vorüber zuckte, und mich gewaltſam aus meinem tiefen Sinnen emporriß. — Noch hatte ich mich von meinem Erſtaunen über dieſen unerwarteten Anblick nicht erholt, da kehrte der Lichtſtrahl wieder — heller, klarer, deutlicher als zuvor — und als ſich meine geblendeten Augen endlich an ſeinen Glanz gewöhnten, erkannte ich eine verlarvte tiefverhüllte Geſtalt, die, eine brennende Fackel in ihrer Rechten haltend, ſchweigend vor mir ſtand und mich ernſt zu betrachten ſchien. — „Unglücklicher!“ hob der Verhüllte nach einer Pauſe an, — „warum verſchmähteſt Du die Warnung, die Dir geworden? warum kehrteſt Du in dies Schloß zurück, wo, wie Du wußteſt, Dir Verderben drohte?“ — „Weil Ehre und Pflicht mir dieſe Rückkehr geboten,“ erwiederte ich mit ruhiger Faſſung — „weil ich, wenn Ihr mich auch als Feind betrachten müßt, doch keinen Spanier perſönlich beleidigt, keinem, am allerwenigſten aber dem Beſitzer dieſes Schloſſes Urſache gegeben habe, mich meuchlings ermorden zu laſſen.“ — „Keine Urſache? Unſeliger!“ rief der Verhüllte jetzt in heftigerem Tone. — „Wie kommſt Du in den Beſitz dieſes Ringes, den Du an Deiner Rechten trägſt? wo? wann ward er Dein Eigenthum“ — fuhr er immer lebhafter werdend fort — „bekenne Alles, denn Du biſt gänzlich in Don Pedro's Gewalt.“ — „Daß ich in ſeiner Gewalt bin, beweiſt mir dieſer Ort,“ entgegnete ich gelaſſen — „allein wer gibt ihm das Recht, mich gleich einem Verbrecher behandeln, mich auf dieſe Weiſe über den Beſitz eines ihm fremden Kleinodes verhören zu laſſen?“ — „Fremd?“ wiederholte der Verhüllte mit zitternder Stimme, „wollte der Himmel, es wäre uns Allen fremd! dann gäbe es noch einen tröſtlichen Zweifel, noch eine ſchwache Hoffnung für uns, die ſein Anblick an Feindeshand für immer zerſtört hat!“ — Es lag ein ſo unausſprechlicher Schmerz, ein ſo tiefes namenloſes Weh in dem Ton dieſer Worte, daß ich mich unwillkührlich davon ergriffen fühlte: was ich der Gewalt bis zum letzten Hauche meines Lebens verweigert haben würde, das konnte ich dem Unglück nicht verſagen. — „Wohlan,“ rief ich nach einigem Beſinnen, „mögt Ihr denn erfahren, auf welche Weiſe ich zu dem Beſitz dieſes Ringes gelangte, und Euer Verfahren gegen mich bereuen, wenn noch ein Funken von Ehre, ein Gefühl von Recht in Don Pedro's Buſen wohnt. —

Vor ungefähr drei Monaten ward ich von meinem Obriſten beauftragt, mit mehreren hundert Mann einen Haufen Guerillas, die ſich in den waldigen Gebirgen der Sierra Morena aufhielten, anzugreifen und zu vertilgen. — Ich gehorchte, allein an Ort und Stelle angekommen, fand ich zu meiner Verwunderung, ſo weit wir auch vorwärts drangen, keinen Feind. — Dieſer Umſtand war mir unerklärbar, ſollte mein Obriſt falſch berichtet worden, oder eine Kriegsliſt im Hintergrunde verborgen ſeyn, die uns verderblich zu werden drohte? wie dem auch war, mir blieb nichts übrig, als das Gebirge genau unterſuchen zu laſſen; während daher meine Leute jedes Gebüſch durchſtreiften, jede Höhle beſichtigten, hatte ich mir einen etwas freieren, von üppigem Gras bewachſenen Platz ausgeſucht, woſelbſt ich ihre Rapporte erwarten und meine weiteren Befehle ertheilen wollte. —

Sinnend lag ich unter einem dickbelaubten Baume, deſſen niederhängende Zweige ringsum Schatten und Kühle verbreiteten; da, nur wenige Schritte von meinem Lager entfernt, bemerkte ich einen wunderbaren Glanz, der aus einem kleinen niedrigen Gebüſch hervordrang und meine Aufmerkſamkeit erregte — neugierig, was dieſen Glanz wohl verurſachen möge, verließ ich meinen Platz, ging dem Schimmer nach und entdeckte zu meiner höchſten Ueberraſchung, eine abgehauene männliche Hand, an deren kleinem Finger ein koſtbarer, reich in Brillanten gefaßter Rubinring ſteckte, der wohl nur durch das ihn verbergende Gebüſch der Beutegier von Freund oder Feind bis jetzt glücklich entgangen war. — Dieſe Hand konnte keinem gemeinen Menſchen angehört haben, wie ſie aber hierher kam, blieb mir um ſo unbegreiflicher, je deutlicher ich mich überzeugte, daß in jüngſt verfloſſener Zeit hier weder ein Kampf noch ſonſt ein anderer blutiger Vorfall ſtatt gefunden haben konnte. — Von innigem Mitleid ergriffen, beſchloß ich die Hand, jedoch ohne den Ring, zur Erde zu beſtatten, ich verſuchte es daher ihn abzuziehen, was mir aber erſt nach vieler Mühe gelang — nicht ſeiner Koſtbarkeit wegen war er mir wünſchenswerth, wohl aber in der Abſicht, ihn ſo lange zu tragen, bis der Zufall mich entweder ſeinen rechtmäßigen Eigenthümer, oder ſollte Dieſer mit der Hand auch das Leben verloren haben, doch irgend einen Anderen, ſey's Freund oder Feind, finden laſſen werde, der den Ring erkennen, dem ich ihn ausliefern, mein Abentheuer erzählen, und vielleicht erfahren würde, weſſen traurigen Reſt ich ſo ſorgfältig begraben? — Dies, fuhr ich zu dem Verhüllten gewendet fort — iſt die Geſchichte des Ringes — treu und wahr, wie ich ſie dereinſt vor dem Richterſtuhl des Ewigen wiederholen werde — nun aber bitte ich Euch, macht meiner Qual ein Ende, laßt mich nicht länger an dieſem Orte ſchmachten, gebt mir entweder die Freiheit, oder den Tod!“ —

Ich ſchwieg — auch der Unbekannte war verſtummt, allein bald bemerkte ich, daß meine Erzählung einen höchſt unerwarteten Eindruck auf ihn gemacht haben mußte, denn ich hörte ihn leiſe ſchluchzen, ſah, daß er ſich gewaltſam zu faſſen ſuchte, und daß es ihm in dieſem Augenblick an Worten fehlte, mir die verlangte Entſcheidung zu gewähren. — Nach einer ziemlich langen Pauſe, während der ich in zweifelnder Erwartung dem Ende meiner gefährlichen Lage entgegen geſehen, ſchien der Verhüllte einen Entſchluß gefaßt zu haben, denn er ergriff mich plötzlich bei der Hand, rief mit dumpfer Stimme: „Folge mir!“ und zog mich hierauf ſo raſch durch eine Oeffnung in der Mauer, die einem Wunder gleich auf ſeinen Wink entſtand, daß ich ihm auf dem ungleichen abſchüſſigen Boden, der hie und da mit herabgefallenen Steinen bedeckt war, kaum nachzukommen vermochte. —

Trotz der Gefahr, in der ich noch immer ſchwebte, trotz der Ungewißheit, wie mein Schickſal ſich wenden werde, bemerkte ich doch, daß mein Führer in noch weit größerer Gemüthsbewegung war, als ich ſelbſt. — Seine Hand, welche die meinige umfaßt hielt, zitterte heftig — halb erſtickte Seufzer entſtiegen ſeiner Bruſt — während des weiten, endlos ſcheinenden Weges mußte der Verhüllte mehr als ein Mal ſtille ſtehen, um neue Kräfte zu ſammeln — ſeine Geſtalt kam mir überdieß ſo zart und jugendlich, ſein ganzes Weſen ſo fremdartig und ſeltſam vor, daß ſich mir faſt unwillkührlich die Ueberzeugung aufdrängte, mein Führer ſey nicht, was er ſcheine, und müſſe bald entweder als ein Engel des Lichtes, oder als ein böſer Dämon des Abgrundes vor mir daſtehen. — Wie lange unſere Wanderung in der Tiefe der Erde fortdauerte, vermochte ich nicht zu berechnen; — endlich wurde die Luft friſcher, reiner — ich athmete freier — der Weg ging jetzt allmählig aufwärts, wir näherten uns der Oberfläche der Erde — nur noch eine kurze Anſtrengung, nur noch das mühſame Hinwegwälzen eines großen Steines und — wer beſchreibt mein Entzücken, als ich mich nun plötzlich unter freiem Himmel ſah — die Sterne, die ich nicht mehr zu begrüßen hoffen durfte, freundlich auf mich hernieder blickten, und die ganze Natur um mich her, mir ein fröhliches Willkommen zuzurufen ſchien. — Während einiger Minuten, in denen der Verhüllte mich meiner Freude ungeſtört überließ, ſah ich ihn überall ſorgfältig umherſpähen — jetzt näherte er ſich mir und ſprach mit leiſer bebender Stimme: — „Sie ſind gerettet! Sie ſind frei! — bleiben Sie in dieſem Walde verborgen bis zu Tagesanbruch, dann ſende ich Ihnen Ihre Leute, für die Sie eine glaubwürdige Urſache Ihres Hierſeyns erfinden werden; kehren Sie jedoch nicht mehr nach dem Schloſſe zurück, Ihre Gegenwart daſelbſt kann Ihnen durchaus keinen Nutzen bringen, da man die Abſicht Ihrer Sendung längſt voraus gewußt, und bereits vereitelt hat. — Was aber den Anſchlag auf Ihr Leben betrifft, ſo verzeihen Sie ihn einem unglücklichen tiefgebeugten Vater, der den Verlobungsring ſeines einzigen, ſeit Monden ſpurlos verſchwundenen Sohnes an Ihrer Hand erblickte, Sie für deſſen Mörder hielt, und das Blut des geliebten, ſo früh geopferten Helden an ſeinem Todtfeinde rächen wollte." —

„Wie?" rief ich ſtaunend, kaum eines Wortes mächtig, aus — „dieſer Ring war" — „das Eigenthum meines Bräutigams, das er aus meiner Hand empfing — entgegnete der räthſelhafte Unbekannte, indem der verhüllende Mantel zu Boden ſank, und die abgenommene Maske mich beim hellen Schimmer des durch die Bäume dringenden Mondlichtes, ein Antlitz erkennen ließ, deſſen rührende Schönheit mich wie mit Zaubergewalt ergriff und feſſelte. — „Ja, Senner" — wiederholte das engelgleiche Weſen, „meines Bräutigams — des Jünglings, dem ich einſt angehören, der das Glück meines Lebens, die Wonne meiner Tage werden ſollte — den die Liebe zum Vaterlande unter ſeine Vertheidiger in den Kampf rief, und von dem uns ſeit ſeiner Abweſenheit keine Kunde wurde, bis ſein Ring an Ihrer Hand dem unglücklichen Vater ein ſicheres Zeichen ſeines Todes ſchien. — Don Pedro theilte mir noch an demſelben Abend ſowohl ſeine Entdeckung, als ſeinen feſten Entſchluß, den Sohn zu rächen, mit; vergebens verſuchte ich ihn zu beſänftigen, ihm mildere Geſinnungen einzuflößen, ihm die Möglichkeit, daß der Ring ja auch wohl zufällig in die Hände ſeines jetzigen Beſitzers gerathen ſeyn könnte, vorzuſtellen — er beharrte bei ſeinem Vorſatz, den er in der zweiten Nacht Ihres Hierſeyns auszuführen gedachte, mir blieb daher kein anderes Mittel übrig, als Sie ſchriftlich zu warnen, was auch, jedoch leider, erfolglos geſchah. — Ich hatte am darauf folgenden Tag Gelegenheit Sie, ohne daß Sie es wußten, zu ſehen; Ihre Züge ſchienen mir durchaus nicht die eines rachſüchtigen Feindes, der mit der gewonnenen Siegesbeute prahlt — wie ſehr daher mein Herz auch blutet, wie gränzenlos elend mich der Gedanke an den Tod des Geliebten auch macht, ein Unſchuldiger ſollte ſeinen Manen nicht geopfert werden. — Das furchtbare Gewölbe, in dem Sie den gräßlichen Hungertod erleiden ſollten, ſo wie der unterirdiſche, ſich weit über eine Stunde Weges vom Schloß erſtreckende Gang, wurde mir einſt, ohne Don Pedro's Vorwiſſen, von meinem unglücklichen Bräutigam gezeigt, um ihn, wenn es noth thun ſollte, zur Flucht zu benutzen — ich wollte daher, im feſten Vertrauen, daß Ihre Züge mich nicht getäuſcht haben könnten, die Geſchichte des Ringes erſt aus Ihrem eigenen Munde hören, und dann — Sie retten! — Es iſt geſchehen! Der Mann, der meines Carlos theure Hand nicht eine Beute der Raubvögel werden ließ — der ſie, voll edeln Mitleids, dem mütterlichen Schooße der Erde wiedergab, darf kein Opfer der Rache werden, darf nicht in Verzweiflung enden, und ſollte auch Don Pedro's Vaterſchmerz meine That in dieſem Augenblick, in dem Sie ihn umſonſt von Ihrer Unſchuld zu überzeugen bemüht wären, verdammen, ſo weiß ich doch, er wird ſie mir einſt, und wär's auch erſt in ſeiner Todesſtunde, danken." —

Die ſchöne Jungfrau ſchwieg, indem ſie ihren, bis jetzt nur mühſam unterdrückten Thränen, freien Lauf ließ; ich aber hatte während ihrer Erzählung meine Faſſung wieder erhalten, hatte endlich Worte gefunden, ihr den Dank für meine Rettung auszudrücken, und ſchwor ihr zugleich einen theuren Eid, daß ich von nun an nicht raſten, noch ruhen, keine Mühe ſcheuen, keine Gefahr achten wollte, bis es meinen unabläſſigen Erkundigungen endlich gelingen würde, nähere Nachrichten über das Schickſal ihres Geliebten zu erhalten. — Ich gelobte ihr ferner, mir entweder die unumſtößlichſten Beweiſe ſeines wirklich erfolgten Todes zu verſchaffen, oder wenn er noch lebte, wenn er etwa als Gefangener über die Pyrenäen gebracht worden, ganz Frankreich bis an ſein fernſtes Ende zu durchreiſen, um ihn aufzuſuchen und ſeine Feſſeln zu löſen. — Als Pfand und Zeichen, daß ich mein Wort treulich zu halten bereit ſey, gab ich ihr den Verlobungsring ihres Carlos zurück; bat ſie bei ſeinem Anblick künftig auch meiner zu gedenken, der von jetzt an nur der Erfüllung ſeines heiligen Gelübdes leben werde, und ſchied endlich tief bewegt von meiner Retterin, feſt entſchloſſen, was ſie für mich gewagt, ihr dankbar zu vergelten. —

Monden waren ſeit jener mir ſo wichtigen Begebenheit vorüber, das ſturmbewegte Schickſal des Kriegers, das ihn bald da, bald dorthin ſchleudert, hatte auch mich mit unwiderſtehlicher Gewalt erfaßt, und mir, obgleich meines Wortes ſtets eingedenk, die Ueberzeugung aufgedrungen, daß es in der That weit ſchwerer ſey, daſſelbe zu erfüllen, als ich es in der heftigen Erregung jenes Augenblickes, in dem mein Unternehmen mir ſo leicht, ſo ausführbar erſchien, geglaubt hatte. — Meine Erkundigungen nach Don Carlos Albuquera de los Padillas blieben fruchtlos, ohngeachtet ich kein Mittel unverſucht ließ, mir ſowohl von Freund als Feind Nachrichten von ihm zu verſchaffen; die Hoffnung, daß er noch unter den Lebenden wandle, verließ mich allmählig — er ruhte vielleicht längſt in vaterländiſcher Erde, während ich ihn noch immer auf Derſelben ſuchte? — ſelbſt der tröſtliche Gedanke, er könne als Gefangener nach Frankreich gebracht werden ſeyn, war mir bald nicht mehr glaublich, da Don Carlos gewiß eher Tod als Gefangenſchaft gewählt haben würde — ſo erfüllte mich denn die mir immer klarer werdende Unmöglichkeit, mein gegebenes Wort zu löſen, mit dem tiefſten Schmerz, das ſchöne Bild meiner großmüthigen Retterin ſchwebte Tag und Nacht vor meinen Augen, ich ſah ihre Thränen um den Geliebten, hörte ihre Klagen, und konnte ihr nicht einmal die traurige Gewißheit ihres namenloſen Unglücks gewähren. —

Von einer ſchweren Wunde kaum ſo weit geneſen, um mit Erlaubniß meiner Oberen nebſt mehreren Leidensgefährten nach Frankreich zurückkehren, und daſelbſt meine völlige Wiederherſtellung erwarten zu dürfen — waren wir eines Abends in der Poſada eines kleinen, am Fuße der Pyrenäen gelegenen Dörfchens angekommen, und hatten, da es bereits von Gäſten wimmelte, nur mit Mühe den nothdürftigſten Raum für uns und unſere militairiſche Bedeckung gefunden. — Trotz meiner großen Ermüdung vermochte ich gleichwohl nicht einzuſchlafen, tauſenderlei Gedanken beſchäftigten meinen Geiſt, tauſenderlei Bilder gaukelten an meiner Seele vorüber — ich ſollte die geliebte Heimath, den Spielplatz meiner Kindheit wiederſehen, und doch war mir, als halte mich noch ein unſichtbares Band in dem feindlichen, ungaſtlichen Lande, das ich ſo eben verlaſſen wollte, zurück! — Unmuthig über dieſe Aufregung, der ich doch nicht Meiſter werden konnte — ſchloß ich meine Augen faſt gewaltſam, um endlich den Schlaf herbei zu führen. — Allein, noch eh' er nahte, ward ich auf's Neue durch ein leiſes Geſpräch in meiner Nähe geſtört, deſſen Inhalt mir bald wichtiger werden ſollte, als ich anfangs geglaubt hätte. —

„Verſtelle Dich länger nicht, Joſe!" flüſterte eine dumpfe Stimme, ganz nahe an meinem Ohr — „ich habe Dich nur allzugut erkannt! aber wie kommſt Du hierher? wo willſt Du hin? rede! oder" — „Stille! ſtille!" fiel ihm der Gefragte begütigend ein — „Freunde wie wir, werden ja einander nicht verrathen! freilich heut' zu Tage kann man ſich nicht einmal mehr auf Das verlaſſen, was man ſchon zu beſitzen glaubt, wär's auch nur eine abgehauene Hand!" — „Was willſt Du damit ſagen?" entgegnete der Erſte der beiden Sprechenden — „ich verſtehe Dich nicht!" — „Kann ſeyn!" antwortete der Zweite unmuthig — „indeſſen iſt hier der Ort nicht, um Dir verſtändlicher zu werden, nur ſo viel wiſſe, eine abgehauene Hand ſollte mich ehrlich, das heißt reich machen, ſie ſollte mein Glück gründen und hat mich ſtatt deſſen, in ein Monden langes Gefängniß gebracht." — „Wär's möglich?" rief der Erſte verwundert aus. — „Es iſt ſo, wie ich ſage" — fuhr der Zweite fort — „ich ſuchte die verdammte Hand da auf, wo ich wußte, daß ſie verloren gegangen war — aber dies Mal kam ich unrecht an — man hielt mich für einen Spion, und würde mir wohl ohne Umſtände den Strick um den Hals gelegt haben, wenn ſich nicht glücklicher Weiſe ein vielgeltender Fürſprecher für mich gefunden hätte — nehmlich einer, dem mein Dolch einſt einen wichtigen Dienſt geleiſtet hatte, und der ſich deſſen dankbar erinnerte — ſo wurde ich denn nur in enger Haft gehalten, bis es mir vor Kurzem gelang, derſelben glücklich zu entwiſchen — darum will ich aber auch nicht länger in Spanien verweilen, ſondern mein Heil für's Erſte jenſeits der Pyrenäen verſuchen.“ — „Was aber iſt das eigentlich für eine Geſchichte mit der abgehauenen Hand?“ fragte der Erſte neugierig forſchend weiter — „Von der mag ich nichts mehr wiſſen!“ erwiederte der Zweite unmuthig — „ihr Verluſt mag ihrem rechtmäßigen Beſitzer kaum mehr Leiden verurſacht haben, als mir das Aufſuchen Derſelben!“ — „Wer aber war dieſer frühere rechtmäßige Beſitzer?“ fuhr der Fragende dringend fort. — „Ein Menſch,“ gab der Andere lachend zur Antwort — „den Eiferſucht und Rache ſicher beſſer bewachen, als mich die Juſtiz meines lieben Vaterlandes — er ſchmachtet in einem alten, halb verfallenen Schloſſe, nicht weit von hier, am Fuße der Pyrenäen, und mag dort wohl ſeinen grauſamen Peiniger bei jedem Athemzug verwünſchen.“ —

Ein plötzlich entſtehendes Geräuſch unterbrach die Sprechenden, ich bemerkte, daß ſie ſich leiſe entfernten; mir aber war das Gehörte hinreichend, mich zu überzeugen, daß kein Anderer als Don Carlos, der ſo lange vergebens geſuchte, jener unglückliche Gefangene, und daß nun der Augenblick, mein Wort zu löſen, gekommen ſey. —

Der Offizier, welcher die uns mitgegebene militairiſche Bedeckung befehligte, war glücklicher Weiſe mein Freund, ich ſuchte ihn daher mit Tagesanbruch auf, erzählte ihm mein Abentheuer, theilte ihm meine Vermuthung über jenen Gefangenen mit, und beſchwor ihn, denſelben zu befreien, da das Schloß gewiß auf keinen feindlichen Ueberfall vorbereitet, nur ſchwach beſetzt, und folglich ohne Zeitverluſt, in unſerer Gewalt ſeyn würde. — Mein Freund fand ſich, nach einigen Bedenklichkeiten, die meine Beredtſamkeit zu beſeitigen wußte, bereit, meinen Wunſch zu erfüllen — es wurde uns nicht ſchwer, ſowohl über die Lage des Schloſſes, als über deſſen Bewohner, die nöthige Auskunft zu erhalten, und wirklich hatte ich nicht geirrt, als ich meinem Freund das Unternehmen für eben ſo leicht ausführbar, als raſch beendigt ſchilderte. — Ohne unſere Abſicht auch nur mit einem Laut zu verrathen, brachen wir in aller Stille auf, und gelangten nach einem Marſche von ohngefähr zwei Stunden in eine Wildniß, deren finſterer, jedoch großartiger Anblick uns Alle mit einem unwillkührlichen Schauer erfüllte. — Hier lag das Schloß, zwiſchen hohen Felſen verſteckt, von hundertjährigen Bäumen beſchattet, eine halb verfallene Ruine, die kaum bewohnbar ſchien, eben deßhalb aber um ſo geeigneter war, eine lichtſcheue That hinter ihren Trümmern zu verbergen. —

Der alte Kaſtellan erſtaunte nicht wenig, als er uns ſo plötzlich vor dem Schloſſe erſcheinen ſah, er, nebſt ſeiner geringen Dienerſchaft, konnte uns natürlicher Weiſe den verlangten Einlaß nicht verweigern, gleichwohl läugnete er hartnäckig das Daſeyn eines Gefangenen, bis unſere Drohungen, ihn mit Gewalt zu befreien, den Alten von der Fruchtloſigkeit ſeines Widerſtandes überzeugten — er führte uns daher endlich über einen langen finſteren Gang, öffnete eine kleine halbverſteckte Pforte und wir betraten ein alterthümliches, düſter ausſehendes Gemach, in deſſen Hintergrund ſich eine Art von Ruhebett befand, auf welchem eine ſchlanke männliche Geſtalt in nachläſſiger Stellung ausgeſtreckt lag. —

Bei unſerem Erſcheinen erhob ſich der junge Mann mit ſichtlicher Ueberraſchung, ich aber, der ſich nun endlich am Ziele ſeines heißeſten Wunſches ſah — eilte ſogleich auf ihn zu, fragte ihn, ob er wirklich Don Carlos Albuquera de los Padillas ſey, und drückte den bejahenden mit ſtürmiſcher Freude an meine Bruſt. — Daß es hierauf zu gegenſeitigen Erklärungen kam, in ſofern ſie nehmlich der Augenblick geſtattete, — bedarf wohl kaum erwähnt zu werden? da wir jedoch keine Zeit verlieren durften, ſo verließen wir das Schloß mit dem befreiten Gefangenen ſchon nach kurzer Friſt, und hier — auf dem Rückweg nach dem Dorfe, woſelbſt wir uns kaum gefunden, vielleicht auf ewig trennen mußten, erzählte mir Don Carlos die Geſchichte ſeiner Leiden, die ich meinen gütigen Zuhörern mit wenig Worten mittheilen will. —

Don Carlos, einziger Sohn und Erbe eines unermeßlichen Vermögens, wurde von ſeinem Vater mit all' der Zärtlichkeit geliebt, welche das menſchliche Herz für denjenigen Gegenſtand, auf den es ſeine ganze Hoffnung, ſein ganzes Glück gebaut hat, zu empfinden fähig iſt. — Don Pedro ließ ihm die ſorgfältigſte Erziehung geben, ſeine Lehrer bemühten ſich, ihn ſowohl körperlich als geiſtig vollkommen auszubilden, und als er nun das Jünglingsalter erreicht hatte, als er in kräftiger Jugendfülle blühend, vor dem entzückten Vater ſtand — da führte Dieſer ihm in Donna Iſabella de Molina eine der ſchönſten Jungfrauen Spaniens als Braut in die Arme. — Schon war der Zeitpunkt nicht mehr fern, in welchem der Segen des Prieſters den Bund der Herzen heiligen ſollte, als ſich das Gerücht von dem zwiſchen Spanien und Frankreich ausgebrochenen blutigen Krieg auch bis zu den weit entlegenen Beſitzungen Don Pedro's verbreitete. — Durch die kurz darauf erfolgte Ankunft Don Fernando Gomez de Ribera's, eines weitläufigen Verwandten Don Pedro's, wurde dies Gerücht nicht nur allein beſtätigt, ſondern ſeine Erzählungen von dem begeiſternden Muthe, womit Spaniens Jugend die Waffen gegen den verhaßten Feind ergreife, ſeine lebendigen Schilderungen des kühnen Geiſtes, welcher Alle beſeele, erweckten auch in Carlos Bruſt den Wunſch, ſich jenen Tapferen anzuſchließen. — Fernando unterließ zwar nicht, dieſen Entſchluß in Don Pedro's und Iſabellens Gegenwart auf das heftigſte zu beſtreiten, indem er ſeinem Vetter vorſtellte, daß er der Letzte ſeines Stammes, die einzige Stütze ſeines greiſen Vaters ſey — er erbot ſich, an ſeiner ſtatt in den Kampf zu eilen — die Pflicht, die er ſeinem Vaterlande ſchuldig zu ſeyn glaube, für ihn zu übernehmen — allein, trotz aller dieſer abmahnenden Worte, trotz dem Anſchein treuer fürſorgender Freundſchaft, wußte er Carlos Ehrgeiz ſo heftig zu entflammen, ihm die Bahn des Ruhmes in ſo glänzendem Lichte erſcheinen zu laſſen, daß Dieſer immer feſter, immer unabweichlicher auf ſeinem einmal gefaßten Vorſatz beſtand. — Der damalige Gemüthszuſtand eines Jeden ließ keine ruhige Beobachtung deſſen, was um ihn vorging, zu — auch Carlos, ſo unausſprechlich er Iſabellen liebte, hatte doch in dieſem Augenblick nur Sinn für die Ereigniſſe ſeines Vaterlandes, während daher Fernando ſich emſig bemühte, die Gunſt der ſchönen Jungfrau zu erwerben, ordnete Jener Alles zu ſeiner Abreiſe, und hatte auch nicht die geringſte Ahnung davon, daß ihn unter der Larve treuer hingebender Freundſchaft, der Dämon umſchleiche, der ihn, den arglos Vertrauenden in Schmach und Verderben zu ſtürzen entſchloſſen war. —

Der ſchmerzliche Abſchied von Vater und Geliebten war vorüber, die Reiſenden hatten nach mehreren Tagen raſtloſer Anſtrengung das Gebirge der Sierra Morena erreicht, welches, nach Don Fernando's Verſicherung, der Hauptſammelplatz aller Waffengefährten ſeyn ſollte, und Don Carlos ſah ſich bereits im Geiſte an der Spitze jener muthigen Vaterlandsvertheidiger — wie ſehr befremdete es ihn daher, keine Spur der Verheißenen hier zu finden — unmuthig wandte er ſich an ſeinen Begleiter, überzeugt, Dieſer werde den Schmerz der getäuſchten Hoffnung mit ihm theilen, da hörte er, gerade als ſie ſich in der wildeſten Gegend des Gebirges befanden, plötzlich einen hellen durchdringenden Pfiff, zwei ſtarke, wild ausſehende Männer ſprangen auf dies Zeichen aus dem Gebüſch hervor, fielen mit Blitzesſchnelle über Carlos her und riſſen ihn, eh' er an Widerſtand zu denken vermochte, gewaltſam zu Boden. — Vergebens krümmte der Unglückliche ſich unter den ſtarken Fäuſten ſeiner rieſenhaften Gegner, umſonſt rief er Fernando um Beiſtand an. — dieſer ſtand hohnlachend vor ihm und ſprach: „Ergebt Euch in Euer Schickſal, mein edler Vetter, Ihr werdet Euch von nun an wohl in meinen Willen fügen, vor Allem aber jedem Gedanken an Iſabellens Beſitz entſagen müſſen! Ihr ſeyd todt für ſie und für die Welt, Ihr fielt, ein Opfer Eures kühnen Muthes, und ſendet Iſabellen durch mich ihren Verlobungsring zurück, damit ſie mich, Euren treuſten Freund, dereinſt damit beglücke." — „Nimmermehr!" rief der unglückliche Carlos, indem er ſeine Hand krampfhaft ſchloß — „elender nichtswürdiger Verräther, lebendig ſollſt Du mir dies Kleinod nicht entreißen!" — „Wir wollen ſehen!" unterbrach ihn Fernando gelaſſen, winkte ſeinen Helfershelfern, und gebot ihnen dem Gefangenen die Hand gewaltſam zu öffnen — allein die Verzweiflung gab ihm Kraft, den Anſtrengungen ſeiner Gegner zu widerſtehen, ſie bemühten ſich umſonſt ihm den Ring zu entreißen, da zog eines jener beiden Ungeheuer in blinder Wuth ſeinen Dolch hervor, Carlos ſah ihn blitzen, und — mit einem ſcharfen Schnitt flog ſeine Hand vom Stumpf getrennt, tief in das zunächſt ſtehende Gebüſch. —

In der nehmlichen Sekunde, in welcher dieſe Schreckensthat geſchah, ſtürzte jetzt noch ein dritter, eben ſo wild ausſehender Böſewicht athemlos auf Fernando zu: „Flieht! flieht! rettet Euch," rief er mit gedämpfter Stimme — „die Feinde nahen, ich habe ſie geſehen, in wenig Augenblicken ſind ſie hier und wir gefangen oder tedt, wenn wir nicht ſchnell entrinnen.“ — Dieſe Worte verbreiteten die höchſte Beſtürzung unter den Anweſenden. — Don Fernando, eben ſo feige als niederträchtig, ſtrebte jetzt nur darnach, Freiheit und Leben zu retten, er befahl ſeinen Gehülfen, den unglücklichen, in ſeinem Blute ſchwimmenden Carlos mit ſich fortzuſchleppen, ohne in ſeiner Angſt des Ringes zu gedenken. — Dieſe, eben ſo wenig geneigt, in feindliche Gefangenſchaft zu gerathen, folgten ihrem Gebieter mit ſeinem beklagenswerthen Opfer eilig nach — und ſo geſchah es, daß ich ſelbſt wenige Stunden ſpäter die Hand des armen Verſtümmelten fand, den Ring von dem noch nicht ganz erſtarrten Finger löſte und ſie alsdann dem Schoos der mütterlichen Erde wiedergab. —

Don Carlos wurde indeſſen von ſeinem grauſamen Widerſacher ſo ſchnell und geheim als es die Umſtände geſtatteten, nach dem bereits erwähnten Schloſſe am Fuße der Pyrenäen gebracht. — Daſelbſt angekommen, erklärte ihm Fernando, daß er Zeitlebens hier gefangen bleiben, jedweder Hoffnung, die Seinigen wieder zu ſehen, für immer entſagen, und bei dem geringſten Verſuch, ſeine Freiheit eigenmächtig wieder erlangen zu wollen, gewärtig ſeyn müſſe, ſeine noch übrigen Tage in dem furchtbaren Verließ des Schloſſes einſam zu verhauchen. — Der Elende liebte Iſabellen mit verzehrender Leidenſchaft, für ihren Beſitz war ihm kein Verbrechen zu groß, keine Miſſethat zu abſcheulich — er wollte, er mußte den gehaßten Nebenbuhler von ihr entfernen, koſte es was es wolle. — Carlos Entſchluß, die Waffen zu ergreifen, war ihm daher willkommen, weil er ihm Gelegenheit gab, ſeinen Vorſatz auszuführen. —

Was der unglückliche Carlos während ſeiner Gefangenſchaft litt, vermögen Worte nicht auszuſprechen! Alle ſeine Verſuche, den alten Kaſtellan für ſich zu gewinnen, blieben fruchtlos — mit unerſchütterlicher Treue erfüllte er die Befehle ſeines Herrn, widerſtand allen Bitten, allen Verſprechungen des reichſten Lohnes, und drohte endlich ſogar ihn des Tageslichtes berauben, ihn in einen unterirdiſchen Kerker werfen zu laſſen, wenn er nicht aufhöre, ihn mit Bitten um ſeine Freiheit zu beſtürmen. — Mehr als einmal gerieth Carlos in Verſuchung ſich ein Leben zu rauben, das er nicht länger ertragen zu können glaubte, allein ſtets gewann ſein beſſeres Selbſt, gewann der Glaube an eine höhere Macht den Sieg über die Verzweiflung, die ſeine Seele zu umnachten drohte. — In dieſem Zuſtand innerer Zerrüttung, welche die Verſtümmlung ſeines Körpers noch vermehrte, fanden wir den Unglücklichen bei unſerer Ankunft im Schloſſe — ſein Entzücken über dieſe unerwartete Befreiung, ſeine Dankbarkeit gegen die willkommenen Retter, überſtieg alle Gränzen — als wir nach unſerer Rückkehr in das Dörfchen von einander ſcheiden mußten, da umarmte er mich mit tiefer Rührung, gelobte mir eine ewige, unwandelbare Freundſchaft und — hat Wort gehalten.“ —

Hier ſchwieg der Obriſt von D.... Die Geſellſchaft, welche ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört, hatte die Augen noch immer feſt auf ihn gerichtet — da ſah ich einen ſchon ältlichen Mann, deſſen würdevolle edle Geſtalt, deſſen feine geiſtreiche Züge ſchon während des ganzen Abends mein höchſtes Intereſſe erregt hatten, ſich erheben — er ſchritt an der Seite einer immer noch ſchönen Frau raſch auf den Obriſten zu und rief ihn umarmend: — „Ja, er hat Wort gehalten, er wird es bis in's Grab!" Thränen erſtickten ſeine Stimme — die tiefſte Rührung malte ſich in den Zügen der Anweſenden — auch ich war ergriffen, ohne eigentlich zu wiſſen warum? da bemerkte ich endlich, daß der Fremde dem Obriſten die linke Hand entgegen reichte — daß er ſeine ſchöne Gefährtin mit der linken Hand an ſein Herz drückte, während der rechte Arm unbeweglich herabhing — jetzt war das Räthſel gelöſt — die rechte Hand fehlte — der Fremde war Don Carlos Albuquera de los Padillas. —

Zum zweiten Male ſeit meiner Anweſenheit in W..., hatte ſich der kleine Zirkel ausgezeichneter Perſonen im Hotel der geiſtreichen Gräfin H.... verſammelt — die Geſchichte des Obriſten von D... war noch nicht vergeſſen, namentlich wünſchte eine junge liebenswürdige Dame zu wiſſen, welches Ende der Verräther Fernando gefunden haben möge? Die Meiſten behaupteten, er werde ſeiner Strafe nicht entgangen ſeyn, indeſſen Andere zu beweiſen ſtrebten, daß — wenn auch der irdiſche Richter fehle — die größte Strafe eines Verbrechers ſein eigenes früher oder ſpäter erwachendes Gewiſſen ſey. — „Die Wahrheit dieſer Behauptung — nahm Wilhelm W..., ein noch junger Mann, deſſen ausdrucksvolle Züge, deſſen lebhafte, ja faſt durchdringende Augen, deſſen hohe denkende Stirne den großen

Künſtler in ihm ahnen ließen, das Wort — „habe ich ſelbſt erfahren — noch jetzt, obgleich Jahre ſeitdem dahin geſchwunden ſind, kann ich nicht ohne Rührung an ein kleines Abentheuer denken, durch deſſen Mittheilung ich einen Beleg zu geben glaube, wie furchtbar die Macht des Gewiſſens ein begangenes Verbrechen beſtraft, ſollte auch der rächende Arm der Gerechtigkeit den Thäter hienieden nicht erreichen.“ —

„Ich wollte nach Italien, dieſer Wiege der Kunſt, dieſem Wunderlande, das meine geſchäftige Phantaſie mir ſeit meiner frühſten Jugend mit den reizendſten Farben malte; um jedoch den Genuß, der meiner auf dieſer Reiſe wartete, wo möglich noch zu erhöhen, nahm ich meinen Weg durch die Schweiz, um auch hier die Herrlichkeit des Schöpfers in ſeinen größten Meiſterwerken anzuſtaunen. — Da ich mein Skizzenbuch mit neuen Schätzen bereichern, keinen Berg unbeſtiegen, kein Thal unbeſucht laſſen wollte — mußte ich natürlicher Weiſe zu Fuße wandern, ich nahm mir daher einen tüchtigen Führer, der mein Gepäcke trug, begab mich mit Dieſem oft ſchon vor Tagesanbruch auf den Weg, und durchzog ſo Schritt vor Schritt das herrliche Alpenland, den Becher der reinſten edelſten Freuden, den die Natur in ihrer größten Erhabenheit mir reichte, gleichſam tropfenweiſe leerend. —

Eines Tages hatte ich mich durch das Aufzeichnen mehrerer Felsgkuppen, wie durch raſtloſes Umherklettern auf den Bergen, trotz den Mahnungen meines Führers, ſo ſehr verſpätet, daß die Dämmerung uns überfiel eh' wir den Ort, der uns zur Nachtherberge dienen ſollte;

erreichen konnten. — Dieſer Zufall ſchien meinen Begleiter weit mehr zu beunruhigen als mich ſelbſt — ich bemerkte eine gewiſſe Aengſtlichkeit, eine gewiſſe Scheu an ihm, die mir um ſo auffallender war, je kecker und muthiger ſich Rudi, ſo hieß der junge Schweizer, mir bis jetzt gezeigt hatte. — Auf meine Frage nach ſeiner ſeltſamen Verſtimmung, antwortete er mir ausweichend, vergebens ſuchte ich die Urſache davon zu erforſchen, er ſchwieg hartnäckig und ſtrebte nur ſtets unſeren Heimweg ſo viel als möglich zu beſchleunigen. — Indeſſen ſank die Nacht immer tiefer herab — Rudi — obgleich, wie ich wußte, mit den Felſenſtegen gar wohl bekannt, ſah ſich im Weiterſchreiten nach allen Seiten ſchüchtern um, gleichſam als fürchte er irgend einer unheilbringenden Erſcheinung zu begegnen — daß dies Benehmen meine Neugierde auf's höchſte ſpannte, daß mich ſelbſt nach und nach ein unheimliches Gefühl ergriff, war um ſo natürlicher, je weniger ich mir erklären konnte, was uns denn ſo Furchtbares auf unſerem Wege entgegen zu treten drohe. — Schon mochten wir ohngefähr eine Stunde fortgewandert ſeyn, als plötzlich in der Ferne ein heller Punkt ſichtbar ward, der ſich zu bewegen, ja ſogar allmählig näher zu kommen ſchien — ich machte Rudi darauf aufmerkſam, kaum hatte Dieſer aber das Licht bemerkt, als er voll Entſetzen zurückfuhr, und mit halberſtickter Stimme ausrief: „Gott ſteh' uns bei, da iſt er! Möge der Himmel uns vor den böſen Folgen ſeiner unheilbringenden Nähe bewahren!“ —

„Wer iſt da? weſſen Nähe hältſt Du für unheilbringend?“ fragte ich meinen Begleiter mit der größten

Verwunderung. — „Schweigt! ich bitte Euch, ſchweigt!“ antwortete Dieſer wie zuvor, „vielleicht geht er vorüber ohne uns zu bemerken, wenn wir uns flink hier im Gebüſch verbergen — wo nicht, ſo macht es nur wie ich, Herr, bedeckt Euer Geſicht ſchnell mit beiden Händen, ſobald er naht, damit Ihr ſeinem böſen Auge nicht begegnet, ſo nur könnt Ihr Euch vor großem Schaden und Unglück bewahren.“ — Ich wußte nicht, ob ich über Rudi's Worte lachen oder ſie ernſthaft aufnehmen ſollte? ſeine Aengſtlichkeit, je näher das Licht zu uns heran kam — ſeine halblauten mir unverſtändlichen Beſchwörungsformeln — ſein ſichtliches Zittern, zwangen mich endlich zu Letzterem; — eben war ich im Begriff, ihm ſeinen blinden Aberglauben, ſeine unmännliche Furcht zu verweiſen — da ſtieß er plötzlich einen lauten Schrei aus, ſtürzte zu Boden und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. — Erſchrocken über dieſe neue Seltſamkeit, wandte ich mich um, allein ich muß geſtehen, daß auch mich jetzt ein eiskalter Schauer überlief, als ich beim Schein einer kleinen Laterne, nur wenige Schritte von mir entfernt, die Geſtalt eines Mannes erkannte, bei deren erſtem Anblick ich im Zweifel blieb, ob ſie einem Lebenden oder Todten angehöre? —

Es war ein Greis, deſſen Haare jedoch weniger das Alter als der Schmerz gebleicht zu haben ſchien — tiefe Runzeln furchten ſeine hohe kahle Stirne — die hageren Wangen ließen zwei ſcharfhervortretende ſpitzige Knochen erkennen, welche auf grauenhafte Weiſe an den Anblick eines Todtenkopfes erinnerten — der eingeſunkene beinah lippenloſe Mund, ſchien ſchon jetzt zu dem tiefen

Schweigen des Grabes verdammt zu ſeyn, und nur die Augen ſtrahlten noch ein düſteres verzehrendes Feuer, nur ſie verriethen, daß die ſeltſame Erſcheinung wirklich noch dem Leben angehöre. — Mehrere Sekunden ſtarrte mich der Unbekannte lautlos an, dann verließ er mich, um höher in das Gebirge hinauf zu ſteigen — bald war er mir aus den Augen — bald verſchwand auch der letzte Schimmer ſeines Lichtes, wir befanden uns wieder allein und nun erſt regte ſich Rudi, der ſo lange unbeweglich in ſeiner Stellung geblieben war, nun erſt ſprang er empor, ergriff meine Hand und zog mich haſtig mit ſich fort — betheuernd, daß wir den Fuß der Alpe, und ſomit auch den Ort, den ich zu unſerem Nachtlager beſtimmt, nun bald erreichen müßten. — Als wir am folgenden Morgen unſere Wanderung fortſetzten, drang ich in Rudi mir zu entdecken, wer jener ſonderbare Greis ſey? was ihn ſo ſpät bei Nacht noch ruhelos umhertreibe? und woher die mir unerklärbare Furcht entſtehe, die er bei ſeiner Erſcheinung geäußert habe? — Rudi ſann einige Augenblicke nach, dann ſprach er: „Nun wohlan, Herr, Ihr ſollt die Geſchichte jenes Mannes erfahren, da Ihr ihn nun doch einmal geſehen habt; der Himmel verhüte nur, daß ſein Anblick Euch kein Unheil bringt, denn wo ein Weſen ſeiner Art ſich zeigt, da iſt nicht Heil noch Segen zu erwarten.“ — Ich bat Rudi meinetwegen ganz unbeſorgt zu ſeyn, indem mir die Begegnung ſo leicht nicht ſchaden werde, hieß ihn ſeine Erzählung nur getroſt beginnen, und hörte hierauf folgende Begebenheit, die er mir in ganz einfachen ſchmuckloſen Worten mittheilte. —

In dem freundlichen, zum Kanton Uri gehörigen Dörfchen Waſen, befand ſich vor mehr als funfzig Jahren ein Gaſthof, der ſeinen Beſitzer, den alten redlichen Werner Hatwyl reichlich ernährte. — Von einer zahlreichen Familie war ihm nur eine einzige Tochter übrig geblieben, die ihre Geſpielinnen ſowohl an geiſtigen als körperlichen Vorzügen ſo weit übertraf, daß ſie bald als die ſchönſte Jungfrau des Dorfes, ja wohl gar des ganzen Kantones geprieſen ward. — Herr Werner blieb nicht gleichgültig bei dieſem Lobe der geliebten Tochter, ſie war ſein Stolz, ſein Troſt, ſeine Stütze, für ſie arbeitete er Tag und Nacht, für ſie verſagte er ſich die, ſeinem Alter ſo nöthige Ruhe, ihr eine reiche Mitgift zu erwerben, ſie vor ſeinem Tode glänzend zu verſorgen, das war ſein einziges Beſtreben, war der Gedanke, der ihn wachend begleitete, und wenn er am Abend die müden Augen ſchloß, ſein ſchönſter Traum. — Die reizende Marie, ſo hieß Herrn Werners holdſeliges Töchterlein, vergalt ihres Vaters aufopfernde Liebe aber auch ihrerſeits mit der kindlichſten Zärtlichkeit; ſie lebte nur für ihn, las ihm jeden Wunſch aus den Augen, wich bei öffentlichen Luſtbarkeiten faſt nie von ſeiner Seite, und machte endlich die jungen Burſche des Dorfes ſogar eiferſüchtig auf Herrn Werner Hatwyl, weil er ihnen, wie ſie meinten, die Aufmerkſamkeit ſeiner holden Tochter beinah gänzlich entzog, und ſolche einzig und allein an ſeine eigene Perſon feſſelte. —

Schon ſeit vielen Tagen ſprach man in der ganzen Umgegend des Dörfchens Waſen von nichts anderem, als von dem glänzenden Feſte, das der reiche Senne

Seppi, dem die ſchönſten Heerden, die fetteſten Wieſen, die herrlichſten Triften zugehörten, zur Feier ſeiner goldenen Hochzeit zu geben geſonnen war. — Nicht nur die Bewohner von Waſen allein, auch Alt und Jung aus dem Dörfchen Geſtinen waren von dem Jubelgreis gebeten worden, ſeinen Ehrentag zu verherrlichen; wirklich ſtellten ſich, als derſelbe nun endlich erſchien, eine Menge geputzter Gäſte von nah und ferne ein, die ſich einander fröhlich begrüßten, das Brautpaar zur nochmaligen Einſegnung in die Kirche begleiteten, und ſich dann beim feſtlichen Mahle, bei munteren Spielen gütlich thaten. — Unter den verſammelten Gäſten befanden ſich auch zwei junge Gemſenjäger, der eine Arnold Reting, der andere Kunz Kuruth genannt; beide ihrem Gewerbe leidenſchaftlich ergeben, beide kräftig, blühend, kühn bis zur Verwegenheit, und eben ſo eiferſüchtig auf den Ruhm, der beſte Schütze im ganzen Kanton zu ſeyn, als bereit, dieſen Ruhm, koſte es auch Blut und Leben, zu behaupten. — Dieſe beiden Jünglinge, welchen die Natur faſt gleiche Gaben, gleiche Neigungen, einen gleichen Wirkungskreis angewieſen hatte, bedurften auch jetzt nur eines einzigen Augenblickes, um die reizende Marie, Herrn Werner Hatwyls holde Tochter, mit allem Feuer der erſten glühendſten Leidenſchaft zu lieben. — Nach geendigtem Feſt, während deß ſich Beide Marien ſo oft als möglich zu nähern geſucht hatten, erklärten ſie, noch einige Tage in dem Dörfchen verweilen zu wollen, und baten daher Herrn Werner um Herberge in ſeinem Gaſthof, die er ihnen natürlicher Weiſe auch willig gewährte. — Ich will Euch keine Liebesgeſchichte erzählen, Herr! unterbrach Rudi hier ſeine mir ſo intereſſante Mittheilung — ſondern nur einen Beweis liefern, was ein böſer Menſch für Unheil zu ſtiften vermag — darum ſag' ich Euch auch bloß mit wenig Worten, daß die ſchöne Marie, deren Herz bis jetzt jeder zärtlichen Neigung unzugänglich geblieben war, Arnolds glühende Liebe bald eben ſo feurig erwiederte, und daß dieſe Liebe weder ihrem Vater, noch Arnolds Nebenbuhler lange ein Geheimniß blieb. —

Kunz Kuruth hatte ſich nicht ſobald überzeugt, daß für ihn wenigſtens in dieſem Augenblick keine Hoffnung auf Mariens Beſitz ſey, als er auch, ohne von Jemandem Abſchied zu nehmen, aus dem Dörfchen verſchwand. — Man wollte geſehen haben, wie er mit gebeugtem Haupt, in ernſtes Sinnen verloren, zwiſchen den Felſen dahin geſchritten ſey — ein alter Hirte, der ihm zufällig begegnete, wollte ſogar bemerkt haben, daß er mehrere Male nach dem Dörfchen zurückgeblickt, und ſein ſtattliches Gewehr dabei gleichſam drohend in die Höhe gehalten habe — allein wie dem auch ſeyn mochte, Kunz und ſein plötzliches Verſchwinden hörte bald auf der Gegenſtand des Geſpräches zu ſeyn, Niemand erwähnte mehr ſeiner, und da er auch weiter nichts von ſich hören ließ, wurde er endlich ganz und gar vergeſſen. —

Inzwiſchen war Herr Werner Hatwyl mit der Neigung ſeiner Tochter zu Arnold keinesweges zufrieden! einen Gemſenjäger, den ſein gefährlicher Beruf täglich an den Rand des Grabes führte, wollte er nicht zum Schwiegerſohne — wollte nicht jedes Mal, wenn der rüſtige Schütze keck und muthig auf die Jagd zog, für ſeine glückliche Rückkehr zittern — nicht von dem lebenden in kräftiger Jugendfülle Blühenden Abſchied nehmen, um ihn entweder als zerſchmetterten Leichnam wiederzuſehen — oder ſeinen verſtümmelten Körper in irgend einem tiefen Abgrund zu ſuchen! — Sein Eidam ſollte ein friedlicher Landmann ſeyn, dieſem wollte er das Heil ſeines einzigen Kindes anvertrauen, von dieſem erwartete er ein ſtilles dauerndes Glück für ſie — er verweigerte Marien daher ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Arnold, und verlangte dies Mal mit ſo ungewohnter Strenge Gehorſam, daß das arme Mädchen zum erſten Mal an ihres Vaters Liebe irre ward, und in kummervoll durchwachten Nächten das Kiſſen, auf dem ihr Haupt einſt ſorglos ruhte, mit heißen Thränen benetzte. —

Arnold liebte zu glühend, wurde zu innig wieder geliebt, als daß Herrn Werners Weigerung im Stande geweſen wäre, ihm jede Hoffnung zu rauben; — zwar verließ er das Dörfchen, um Mariens Vater nicht noch mehr gegen ſich zu erzürnen — allein ſo oft der Sonntag kam, kehrte er dahin zurück — ſah Marien in der Kirche, labte ſich an ihrem holden Anblick, fand manchmal ſogar Gelegenheit ihr beim Nachhauſegehen ein paar flüchtige Betheuerungen ſeiner ewigen unwandelbaren Liebe zuzuflüſtern — und ſchied dann, wenn ihm dieß gelungen war, wieder getroſt von ihr, um eine ganze Woche lang — ſey es im ſtillen Thal, eingewiegt von dem leiſen Murmeln eines friedlich dahin fließenden Baches — oder auf dem höchſten Gipfel der Felſen, von den Fittigen des Lämmergeiers umrauſcht — an ſie zu denken, von ihr zu träumen. — Monden waren vergangen, ohne daß ſich die Lage der Dinge geändert hätte, Herr Werner gewahrte den tiefen Schmerz ſeines einzigen Kindes zwar gar wohl, es that ihm weh, ſie ſo bitter leiden zu ſehen, allein er hoffte ſtets, die Zeit werde dieſen Schmerz endlich heilen, ſie werde Arnold vergeſſen lernen, und dereinſt dennoch mit einem Anderen glücklich ſeyn. —

Indeſſen nahte der Herbſt heran, Stürme brauſten, Regengüſſe ſtürzten vom ſchwarzumwölkten Himmel herab, die ganze Natur ſchien im Aufruhr, gleichſam als wollte ſie ſich gegen den langen tiefen Schlaf zur Wehre ſetzen, den ihr der ſtarre eiſige Winter unerbittlich bereitete; — da erhielt Herr Werner plötzlich die Nachricht, daß ein naher Verwandter von ihm tödtlich krank geworden ſey, und ihn vor ſeinem Ende noch einmal dringend zu ſprechen begehre. — Der Weg zu dieſem Verwandten war weit und für jene Jahreszeit gefahrvoll; — Er führte über hohe Felſen, an Schwindel erregenden Abgründen vorüber — demohngeachtet ließ Herr Werner ſich nicht abhalten, ſeine Reiſe anzutreten, da der letzte Wunſch eines Sterbenden ihm zu heilig war, um ihn nicht pünktlich zu erfüllen. —

Mit heißen Thränen nahm die arme Marie eines Morgens von ihrem Vater Abſchied! vergebens hatte ſie ihn beſchworen, mindeſtens einen rüſtigen Begleiter mitzunehmen, der ihm unterwegs als Stütze diene — vergebens ihn an ſeine Jahre, an die Möglichkeit, daß ſeine Kräfte der ungewohnten Anſtrengung erliegen könnten, erinnert — Herr Werner hatte für alles Das kein Ohr, er empfahl Marien noch ein Mal die ſorgſamſte Aufſicht über Haus und Hof während ſeiner Abweſenheit, umarmte die geliebte Tochter, und ſchritt hierauf wohlgemuth ſeines langen beſchwerlichen Weges dahin. — Das Wetter war ihm den Tag über ziemlich günſtig, der Pfad weniger ſteil als er befürchtet hatte, ſelbſt der Wind blieb ruhig, gleichſam als ſcheue er ſich ihn zu beläſtigen — ſchon wünſchte er ſich im Stillen Glück, ſo wohlfeilen Kaufes davon zu kommen, da brach der Abend an, und mit ihm erhob ſich zugleich auch ein ſo furchtbarer Sturm, wie Herr Werner, ſo lange er denken konnte, noch nicht erlebt zu haben glaubte. — Der Weg, auf welchem er ſich gerade jetzt befand, war ſchmal, er führte unter überhängendem Geſtein, über jähe Abgründe hin — neben ihm ſtiegen die Berge der Schöllenen ſenkrecht, glatt und ſteil, in furchtbarer Nacktheit empor — kein lebendes Weſen athmete hier, kein Laut ward hörbar, als etwa das einförmige Getöſe eines Baches, der aus unerſteiglichen Höhen herabſtürzt — alles vereinigte ſich, die ſchreckliche Lage des hülfloſen Greiſes noch furchtbarer zu machen, indem ihn bald auch dichte Finſterniß umgab, und dem ſolcher Wege gänzlich Unkundigen mit jedem Schritte vorwärts den Tod drohte. — Allein in dieſer entſetzlichen Felſenöde, von jeder menſchlichen Hülfe entfernt, kaum mehr fähig ſich aufrecht zu erhalten, weil ein fürchterlicher Schwindel ihn überfallen — klammerte der unglückliche Werner ſich mit blutigen Nägeln an die Felswand an, jeden Augenblick befürchtend, daß der Sturm ihn in den Abgrund ſchleudern, daß eine Lawine ſich von den ſchneebedeckten Gipfeln losreißen und ihn begraben werde. —

Was er in jenem grauenvollen Zuſtand gedacht, was er empfunden, vermögen Worte nicht auszuſprechen! fünf volle gräßliche Stunden, während deren er die Schrecken des Todes in tauſendfacher Geſtalt empfand, waren vorübergegangen, ſeine Kräfte verließen ihn allmälig, die Sinne drohten zu ſchwinden, jene dumpfe Gleichgültigkeit, jene fühlloſe Ergebung in das Unabwendbare trat ein — ſchon hielt er ſich für rettungslos verloren, als plötzlich die erſten Strahlen des eben aufgehenden Mondes ſeine halb geſchloſſenen Augen berührten, und faſt zu gleicher Zeit ein Schuß fiel, der donnernd in den Felſen wiederhallte. — Die Nähe eines Menſchen, eines Retters, gab Herrn Werner die verlorenen Kräfte zurück, der Sturm tobte nicht mehr ſo arg wie früher, er durfte hoffen gehört zu werden, wenn er den Schützen um Hülfe rief — dieß geſchah — eine Stimme antwortete ihm in der Ferne, und ſchon nach Verlauf von wenigen Minuten, ſah der Greis einen kräftigen Jüngling den ſchmalen Pfad ſorglos und ſicher einherſchreiten, indem er, als er ihm nun näher kam, mit freudigem Schrecken Arnold Reting erkannte. —

Ihr könnt wohl denken, lieber Herr, fuhr Rudi nach einer kleinen Pauſe fort, daß das Schickſal der Liebenden von nun an eine ganz andere Wendung nahm! — Die furchtbare Nacht auf dem Felſen, die ausgeſtandene Todesangſt, der Fingerzeig, den ihm, ſeiner Meinung nach, die Vorſehung gegeben — hatten Herrn Werner ganz und gar mit dem ihm früher ſo verhaßten Stande der Gemſenjäger ausgeſöhnt — ohne ihn wäre er ja verloren, ohne ſeine leitende Hand ein Raub des Todes geweſen — er fühlte, daß er ſeinem Retter vergelten, daß er ihm und der geliebten Tochter Erſatz für langes Leiden gewähren müſſe — und bald ſprachen daher die Bewohner des Dörfchens Waſen von dem ſchönen jungen Brautpaar, deſſen Hochzeitfeſt Herr Werner Hatwyl im kommenden Frühjahr auf's Glänzendſte feiern zu wollen verheißen hatte. —

Kunz Kuruth, obgleich er ſich ſeit ſeiner erſten Erſcheinung nicht mehr in dem Dörfchen ſehen ließ, war dennoch von Allem, was in Herrn Werners Hauſe vorging, auf das Genaueſte unterrichtet; der Kummer ſeines Nebenbuhlers über die fehlgeſchlagene Bewerbung tröſtete ihn über ſeinen eigenen Schmerz — Mariens Thränen um den Geliebten rächten ſein verſchmähtes Herz an der Undankbaren, gaben ihm die Ueberzeugung, daß auch ſie nicht glücklich ſey, und verſöhnten ihn dadurch wieder mit dem Schickſal, das ihm ſeinen höchſten Wunſch, Mariens Beſitz, ſo grauſam verſagt hatte. — Natürlicher Weiſe blieb ihm die günſtige Wendung der Dinge, welche die Lage der Liebenden ſo gänzlich veränderte, eben ſo wenig verborgen, und von dieſem Augenblick an erfüllte der bitterſte Haß, der glühendſte Rachedurſt, ſeine von den Furien der Eiferſucht gemarterte Bruſt. — In finſteres Hinbrüten verſunken, irrte Kunz von nun an Tag und Nacht umher — mechaniſch erſtieg er die höchſten Gipfel der Felſen — denn ihn trieb nicht die Luſt zu jagen — nicht die Begierde ein armes Gemslein zu erbeuten hierher — ſein Streben war nach einem anderen edleren Wild gerichtet — allein wie ruhelos er auch umherzog, wie manchen Plan er auch erſann, ſeinen glücklichen Nebenbuhler zu verderben — keiner von allen wollte ihm genügen, und ſo mußte er denn unter den ſteten Qualen unbefriedigter Rache ſich ſelbſt verzehren. —

Der von dem jungen Brautpaar ſo heißerſehnte Frühling war endlich erſchienen, die Thäler ſchmückten ſich mit friſchem Grün, der Schnee auf den Gebirgen fing an zu ſchmelzen und rann in tauſend kleine Bäche verwandelt auf die Ebenen herab — Blumen ſproßten allenthalben hervor — wohlriechende Kräuter verbreiteten ihren balſamiſchen Duft — alles war zu neuem Leben, zu neuer Freude erwacht, alles athmete die Luſt der aus langem Winterſchlafe wieder aufblühenden, mit zauberiſchem Reiz geſchmückten Natur, ſelbſt die ſtarren, mit ewigem Eis bedeckten Gipfel der Berge ſchienen freundlich auf die üppig grüne Erde zu ihren Füßen herabzulächeln — da konnte denn auch Herr Werner Hatwyl den Bitten ſeiner Kinder nicht länger widerſtehen, er mußte den Hochzeittag, wie er es verſprochen, endlich feſtſetzen, und hatte den fünfundzwanzigſten Mai, an dem er ſelbſt vor vielen Jahren der geliebten Gattin ſeine Hand gereicht, dazu erwählt. — Nur noch vierundzwanzig Stunden lagen zwiſchen dem feſtlichen Augenblick, welcher die Liebenden auf ewig vereinigen ſollte; in Herrn Werners Hauſe war ſchon alles was Hände hatte mit Vorbereitungen zu dem Ehrentag ſeines einzigen Kindes beſchäftigt; er ſelbſt zeigte ſich bald da bald dort, ordnete an, lobte, verbeſſerte, verwarf und betrieb ſeine Angelegenheiten mit ſo regem Eifer, daß er ſich des glücklichen Gelingens ſeines Werkes ſchon im Voraus erfreuen durfte. — Während dieſer Zeit ſaß die ſchöne Marie im Kreis ihrer Geſpielinnen, den Brautputz ordnend — unter Scherzen und Lachen, Necken und Singen flog den Mädchen die Zeit dahin — ſie Alle wären freilich lieber an Mariens Stelle geweſen, doch gönnten ſie ihr den ſtattlichen Bräutigam von Herzen, denn Marie war gut, und hatte ſie die Vorzüge, welche ſie vor ihnen beſaß, niemals empfinden laſſen. — Im tiefſten Geſpräch über die frohen Tage, welche der ſchönen Braut an der Seite des künftigen Gatten harrten, blickten die jungen Mädchen überraſcht von ihrer Arbeit auf, als Arnold, völlig zur Jagd gerüſtet, die Büchſe in der Hand plötzlich vor ihnen ſtand, um, wie er ſagte, für wenig Stunden von Marien Abſchied zu nehmen. — Anfänglich hielten ſie ſeine Worte für Scherz, als er nun aber alles Ernſtes erklärte, er müſſe auf die Alp, um einen Gemsbraten zur Hochzeit zu holen, da fühlte Marie ſich von einer unerklärbaren Angſt ergriffen, ſie beſchwor den Geliebten ſie nicht zu verlaſſen, ſtellte ihm ihre Unruhe, ihre bange Sorge mit den lebhafteſten Farben vor und flehte ihn an, ſein Vorhaben nur dies Mal aufzugeben. — Arnold verſuchte alles Mögliche Marien zu tröſten, er bewies ihr, daß es ihm, der ſich den Ruhm des beſten Schützen im ganzen Kanton erworben habe, zur ewigen Schande gereichen würde, wenn bei ſeinem Hochzeitsſchmaus der ſelbſtgeſchoſſene Gemſenbraten fehlte — er bat ſie zu bedenken, daß ſein Beruf ihn wohl noch oft von ihr entfernen, daß ſie aber dann den fröhlich Heimkehrenden nur um ſo liebevoller empfangen werde — er ſcherzte über ihre ungegründete Furcht, lachte ihrer Aengſtlichkeit und beſtand ſo feſt auf ſeinem Entſchluß, daß die arme Marie ihn endlich, wiewohl mit ſchwerem Herzen ziehen laſſen mußte. — Nach Arnolds Entfernung verſuchten es die Mädchen vergebens Marien zu zerſtreuen — kein Scherzwort half — keine Neckerei wurde erwiedert — kein fröhliches Geſpräch fand Eingang in ihre Seele — ſie vermochte die drückende Angſt nicht zu beſiegen, die ihre Bruſt belaſtete, und war daher froh, als die Mädchen, der vergeblichen Bemühungen ſie zu erheitern überdrüſſig, endlich von ihr ſchieden und ſie ungeſtört ſich ſelbſt überließen. —

Die Nacht war indeſſen angebrochen, ungeheuere Wolkenmaſſen bedeckten den Himmel — Blitz auf Blitz durchzuckte die Luft — furchtbare Donnerſchläge hallten von den Felſen wieder — der Regen ſtürzte in Strömen herab, überſchwemmte binnen wenigen Minuten die Straße des Dörfchens, und machte es den Bewohnern unmöglich, ihre Häuſer zu verlaſſen. — Mariens Angſt um Arnold ſtieg unter dieſen Umſtänden natürlicher Weiſe immer höher, ſelbſt ihr Vater, der ſich eines ähnlichen Wetters kaum zu erinnern wußte, war nicht im Stande ſie zu tröſten — wenn das, gleich einer zweiten Sündfluth anſchwellende Waſſer, die gefährlichen Felſenwege nun völlig unzugänglich machte? wenn es dem Unglücklichen den Rückweg abſchnitt? — oder wenn ein zum reißenden Strom gewordener Gebirgsbach ihn mit ſich hinwegriß in die bodenloſe Tiefe des Abgrundes? — wer konnte der liebenden Braut dieſe ſchrecklichen Fragen beantworten? — wer ihre bangen Ahnungen widerlegen? — Das Wetter dauerte die ganze Nacht hindurch in gleicher Heftigkeit ſo fort — am folgenden Morgen zeigten ſich die Verwüſtungen, welche das Waſſer angerichtet hatte, erſt recht deutlich — noch immer ſtürzte es in Strömen von den Felſen herab — die Wege waren zerriſſen und gänzlich überſchwemmt — es war unmöglich die Berge zu erſteigen, unmöglich, auch nur den kleinſten Verſuch dazu zu wagen, ſo gerne die unglückliche Marie dem Kühnen ihr ganzes Vermögen dafür gegeben haben würde. — In troſtloſem Jammer, die Hände ringend, irrte ſie in dem feſtlich geſchmückten Hauſe umher, das ihr nun wie ein bitterer Hohn ihres Schmerzes erſchien — vergebens bot Herr Werner Alles auf ſie zu beruhigen, umſonſt verwies er ſie auf Arnolds Muth, auf ſeine Geſchicklichkeit im Erklettern der höchſten Felſen — auf die Wahrſcheinlichkeit, daß er noch vor dem Ausbruch des Unwetters einen ſicheren Zufluchtsort gefunden — alle dieſe Vorſtellungen vermochten ihre Qual nicht zu lindern — ſie gedachte ihrer unheilverkündenden Ahnung bei ſeinem Scheiden, war überzeugt, daß er in dieſer Nacht den Tod gefunden habe, und überließ ſich, ohne auf ein Wort des Troſtes zu hören, dem tiefſten, namenloſeſten Schmerz. —

Acht ſchreckliche, ewig lange Tage ſchwanden dahin, bevor es den Bewohnern des Dörfchens möglich ward, die Felſen zu erſteigen. — Mariens lauter Jammer war indeſſen in ſtille Verzweiflung übergegangen — auch in Herrn Werners Bruſt war längſt alle Hoffnung den Verlorenen lebendig wieder zu finden erloſchen — da, am Morgen des Tages wagten es endlich mehrere jung Landleute, denen Mariens Unglück zu Herzen ging, di Felſen zu erſteigen und Arnold aufzuſuchen. — Scho waren ſie bis zu einer beträchtlichen Höhe gelangt, ohn die geringſte Spur eines menſchlichen Weſens entdeckt zu haben, ſchon hatten ſie ihr Daſeyn durch Rufen und Schießen kund gegeben — als ſie plötzlich eine ziemlich tiefe geräumige Höhle gewahr wurden, in welcher ſie bei näherer Unterſuchung das Fell einer Gemſe, mehrere abgenagte Knochen des Thieres, eine zerriſſene Bandſchleife und ein kleines Taſchenmeſſer fanden. — Mit freudiger Ueberraſchung betrachteten die Suchenden dieſe Gegenſtände, welche ihnen die Anweſenheit eines Menſchen verriethen, der die Höhle vielleicht vor Kurzem erſt verließ, ſie beſchloſſen daher den Abweſenden hier zu erwarten, und die Signale ihrer Gegenwart zu wiederholen, allein mehrere Stunden verſtrichen, ohne daß ihre Hoffnung in Erfüllung gehn, ohne daß der Erſehnte ſich zeigen wollte. —

Der Mittag nahte heran, die jungen Landleute, des langen vergeblichen Wartens überdrüſſig, entſchloſſen ſich, ihre Nachforſchungen weiter fortzuſetzen — ſie verließen daher die Höhle und hatten ſchon eine bedeutende Höhe erſtiegen, als ſie plötzlich auf einer hervorragenden Felſenplatte, die das Waſſer jedoch noch vor Kurzem völlig unzugänglich gemacht haben mußte — eine menſchliche Geſtalt gewahr wurden, welche in ſitzender Stellung, allein wie es ihnen ſchien, ganz unbeweglich daſelbſt verweilte. — Nicht ohne die größte Mühe gelang es den rüſtigen Jünglingen die Felſenplatte endlich zu erreichen — aber ach, welch' ein trauriger Lohn harrte ihrer Anſtrengungen! — zwar hatten ſie ſich nicht getäuſcht — zwar fanden ſie allerdings einen menſchlichen Körper, in dem ſie den Bräutigam der unglücklichen Marie erkannten — allein dieſer Körper war entſeelt — er ſtarrte ſie mit gebrochenen Augen an und die entſtellten Züge des bleichen Angeſichts verriethen nur allzudeutlich den ſchrecklichen Todeskampf, den der Unſelige hier, von jeder menſchlichen Hülfe ſo fern, erlitten haben mußte. — Seine Büchſe lag neben ihm auf dem Boden, der Hut war zuſammengedrückt, und ſchien ſeines Bandes gewaltſam beraubt zu ſeyn — die Kleider des Todten waren mit Blut beſpritzt, ohne daß man eine Wunde entdecken konnte, eben ſo wenig verrieth die Stellung, in welcher er ſich noch immer befand, einen Kampf mit irgend einem Gegenſtand — jetzt wurde einer der Anweſenden ſeine Jagdtaſche gewahr, man öffnete ſie, und fand außer ihrem gewöhnlichen Inhalt, die kleine blecherne Flaſche, welche ſein Getränk enthielt, und worauf er mit ſeinem Taſchenmeſſer folgende Worte eingegraben hatte: — „Lebe wohl, Marie! theure heißgeliebte Braut! — gedenke mein! auch die letzte Hoffnung, mein Leben zu retten, iſt verſchwunden — dieſe Felſenplatte, die ich nicht mehr verlaſſen kann, wird mein Grab! — Horch! wie die ſtürzenden Bergwaſſer rauſchen — ſie ſingen mein Sterbelied! Marie! theure, unglückliche Braut! lebe wohl! die Kraft verläßt mich — mein Tod iſt ſchrecklich — weil Kunz Kuruth" — — — hier mußte dem Bejammernswürdigen die ſchwache Hand den Dienſt verſagt haben, denn dieſer Name war ſein letztes Wort —

ſo wichtig es daher auch geweſen wäre, mehr zu erfahren, mußte man ſich doch mit dem Vorhandenen begnügen, ohne die räthſelhafte Anklage, welche dieſe Zeilen errathen ließen, erklären zu können. —

Arnolds Leichnam wurde von den Landleuten, die ihn gefunden hatten, nach dem Dörfchen gebracht; alle Bewohner deſſelben ſtrömten herbei, den armen Verunglückten zu ſehen — Alle beklagten ſein trauriges Schickſal, an der Schwelle des Glückes, in dem Augenblick, wo er die ſchönſte Jungfrau zum Altare führen ſollte, des grauſamſten Todes Beute geworden zu ſeyn. — Was die unglückliche Marie beim Anblick ihres Bräutigams empfand, vermögen Worte nicht auszuſprechen — ſie hatte längſt keine Thränen mehr — ſtumm, bleich, einer Leiche ähnlich, bewachte ſie die erſtarrten Ueberreſte des Geliebten, bis die Anſtalten zu ſeinem Begräbniß getroffen waren — dann begleitete ſie ihn in die ſtille kühle Gruft — als man ihn aber nun langſam hinabgeſenkt hatte in die lautloſe Tiefe, als der kleine Hügel allmälig ſich über ihm wölbte — da ſank Marie ohnmächtig in ihres Vaters Arme — ihr Herz war gebrochen, und ſchon nach wenig Tagen ſtand der gebeugte Vater weinend an dem Sarge ſeines einzigen geliebten Kindes. — Inzwiſchen hatten die Bewohner des Dörfchens Arnolds letzte Worte nicht vergeſſen, ſie waren überzeugt, der Gemſenjäger Kunz Kuruth müſſe in irgend einer Beziehung mit deſſen Tode ſtehen, freilich ohne ſich dieſebe erklären, oder eine Anklage darauf gründen zu können — überdieß wußte Niemand mit Beſtimmtheit anzugeben, wo Kunz ſich gegenwärtig aufhalte — da er nur höchſt ſelten einem Hirten begegnete, dem er jedoch niemals nahe kam, ſondern immer wieder ſchnell zwiſchen den Felſen verſchwand. — Daß er aber ſehr verſtört und wild ausſehe, daß namentlich der ſcheue düſtere Blick ſeines Auges Jedem einen unwillkührlichen Schauer errege, darin ſtimmten Alle überein, die ihn ſeit Arnolds Tode irgend wo bemerkt zu haben ſich erinnerten. —

Noch immer ſchön, einer geknickten Lilie ähnlich, lag die arme Dulderin Marie in dem ihr ſchon ſo früh geöffneten Sarge! — ihre Geſpielinnen hatten ihn mit Blumen geſchmückt — heiße Thränen floſſen der Dahingeſchiedenen; wer aber Herrn Werner Hatwyl, ihren unglücklichen Vater erblickte, wer ihn ſein greiſes Haupt auf die bleiche Tochter niederbeugen, die Hände in ſtummen, verzweiflungsvollem Schmerz ringen, die zitternden Knie unter der Laſt des zermalmenden Grames brechen ſah — der fühlte ſich von dem tiefſten innigſten Mitleid bewegt, ohne es jedoch zu wagen, den gerechten heiligen Schmerz des Unglückſeligen durch ein gewöhnliches Troſteswort zu entweihen. —

Es war Nacht geworden, düſter brannten die Kerzen, welche Mariens Sarg umſtanden, mehrere Frauen wachten bei der Leiche, Todtenſtille herrſchte ringsum — man hörte das einförmige Picken der hölzernen Wanduhr, das Nagen des Holzwurmes — den Ruf der Eule, die im zerfallenen Gemäuer des Kirchhofs hauſte — plötzlich kniſterten leiſe Fußtritte im Sande, ſie näherten ſich der Thüre, die erſchrockenen Frauen wollten entfliehen, da ward die Pforte geräuſchlos geöffnet, eine hohe männliche Geſtalt trat herein, wankte langſam auf den Sarg zu und ſank dann leiſe ſchluchzend, mit gefalteten Händen an demſelben zu Boden. — Dies Benehmen des fremden Mannes, ſo ſehr ſie ſich auch darüber verwunderten, gab den Frauen ihren Muth zurück — ſie beobachteten ihn von nun an mit der größten Aufmerkſamkeit — ohne daß er ihre Gegenwart zu bemerken ſchien, und erkannten bald, trotz dem ſtarken dichten Bart, dem verworren in die Stirne hängenden Haupthaar, den bleichen entſtellten Zügen, in ihm den Gemſenjäger Kunz Kuruth, den, ſeit der goldenen Hochzeit des reichen Seppi, kein Menſch mehr im Dörfchen Waſen erblickt hatte. —

Mehrere Minuten verharrte Kunz in derſelben Stellung an Mariens Sarge, dann ſprang er auf, bog ſich über die Leiche und rief halblaut: „Vergib mir, Marie! vergib mir! Dich wollte ich ja nicht tödten! er, er allein war mein Feind! dennoch vergoß ich ſein Blut nicht! ich nahm ihm nur was ich bedurfte, kannſt Du mich deßhalb verdammen? — Und doch — fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort — doch ſtehſt Du zürnend vor mir! Du ſcheinſt mir zu drohen? hinweg! ſchrie er plötzlich mit furchtbarer Stimme — hinweg von hier, Unſeliger! kein Blut vergoſſen und dennoch ein Mörder!“ — nach dieſen Worten ſtürzte er einem Wahnſinnigen gleich aus dem Zimmer, ſeine Schritte verhallten allmälig in der Ferne, die frühere Todtenſtille kehrte zurück und jetzt erſt wagten es die erſchrockenen Frauen, denen das, was ſie geſehen und gehört hatten, faſt wie ein fürchterlicher Traum vorkam, den Winkel, in den ſie ſich bei Kunzens Eintritt geflüchtet hatten, zu verlaſſen, und ſich einander leiſe flüſternd ihre Gedanken über dieſen ſonderbaren Vorfall mitzutheilen. —

Die arme Marie ruhte in dem mütterlichen Schooße der Erde — ihr gebeugter Vater war ihr ſchon nach wenig Tagen in jene beſſere Welt gefolgt — das Wirthshaus hatte bereits einen anderen Beſitzer — da hörte eines Tages ein junger Senne, den ſein Geſchäft auf die Alp rief, ein leiſes Stöhnen, das ihm aus einer ziemlich tiefen Felſenſchlucht hervorzudringen ſchien. — Um ſich zu überzeugen, ob er recht vernommen, trat der Jüngling näher, und wirklich kamen die Töne aus der dunkeln Tiefe, es waren Menſchentöne, irgend ein Unglücklicher mußte hier hinabgeſtürzt ſeyn, der junge Senne eilte daher ſogleich mehrere ſeiner Kameraden herbeizuholen, mit deren Beiſtand es ihm auch gelang, den Verunglückten empor zu ziehen und ihn, obgleich er ſchwer verletzt war, doch mindeſtens vor dem ſchrecklichen Tode hülfloſen Verſchmachtens zu retten. — Kunz Kuruth — denn kein Anderer als er war der Verwundete — lag auf ſeinem Schmerzenslager — die dunkle Pforte, welche in das Jenſeits führt, ſtand offen vor ihm — bald vielleicht ſollte er vor den ewigen Richter treten — da fühlte er, daß es Zeit ſey den Schleier zu heben, der Arnolds trauriges Ende wenigſtens zur Hälfte noch verhüllte, und ſeinen Antheil an deſſen Tode, bevor auch er von dieſer Erde ſcheiden müſſe, den Aelteſten des Dorfes, die er in dieſer Abſicht an ſein Lager rufen ließ, offen zu bekennen. —

Vergebens hatte Kunz ſich in Planen erſchöpft, ſeinen glücklichen Nebenbuhler zu verderben, keiner von

Allen war ausführbar — je näher daher der Hochzeittag heranrückte, je höher stieg ſein Haß, je wilder ſchlugen die Flammen der Eiferſucht in ſeinem Innern empor — dieſer Gemüthszuſtand brachte ihn beinah zur Verzweiflung, er jagte ihn von Ort zu Ort, trieb ihn bald auf die höchſten Gipfel der Felſen, bald in die dunkelſten Gründe der Thäler, ohne Ruhe zu finden, und ſo geſchah es, daß er an jenem verhängnißvollen Tage, an dem der unglückliche Arnold auf die Gemſenjagd ging, eben wieder raſtlos von Felſen zu Felſen eilte. — Ein Schuß, den er in nicht allzugroßer Entfernung von ſich fallen hörte, machte ihn aufmerkſam, er folgte der Richtung deſſelben, erſtieg eine ſteile Höhe und erkannte ſeinen Todfeind, der, die getroffene Gemſe auf der Schulter, eben im Begriff war, mit ſeiner Laſt den gefährlichen Pfad langſam hinabzuſteigen. — Während Kunz im höchſten Triumph ſein Opfer ſo nahe zu wiſſen, ihm zuvorzukommen, ihm den Rückweg zu verſperren ſuchte, war das furchtbare Gewitter ſchon ausgebrochen, das ſich von Minute zu Minute mit immer verheerenderer Gewalt entlud. — Schwarz und dunkel ſenkten ſich die Wolken von den Gipfeln der Berge herab, indeſſen andere gleichſam aus den Abgründen aufzuſteigen ſchienen — der heulende Sturm riß den ewig laſtenden Schnee von den Häuptern der Gletſcher und trieb ihn in eiſigen Wirbeln ſpielend vor ſich her — Blitze leuchteten dazwiſchen, das ſtarre blendend weiße Eis der Berge plötzlich mit der ſchönſten Purpurröthe färbend — der Donner hallte in tauſendfachem Echo an den Felſen wieder — jetzt zerriſſen die Wolkenmaſſen, der Regen ſtürzte in Strömen nieder und bald war es nur noch möglich ſich immer höher ſteigend, auf eine Felſenſpitze zu retten, indem der Rückweg in das Thal durch das herabſtürzende Waſſer ein den Tod bringendes Wagniß geweſen wäre. — Sowohl Arnold als Kunz erkannten ihre gefährliche Lage; Erſterer hatte, unter der Laſt ſeines gefällten Thieres keuchend, endlich eine Felſenplatte erreicht, die ihm Sicherheit gewährte. — Kunz, ſelbſt während des furchtbaren Kampfes der zürnenden Elemente ſein Opfer fortwährend im Auge behaltend, war ihm um ſo leichter gefolgt, da keine Bürde ſeine Schritte hemmte — jetzt befand auch er ſich oben, jetzt war der Verhaßte in ſeine Macht gegeben, er konnte ihn von dem Felſen hinabſtürzen ohne des Mordes verdächtig zu werden, und ſchon wollte er das Verbrechen begehen, ſchon hatte er die Arme gehoben den Unglücklichen hinterrücks zu überfallen — als ſein Blick auf die Gemſe fiel und der Gedanke an eine noch weit ſchrecklichere Rache ihn blitzähnlich durchzuckte. —

Mit einer Beſonnenheit, die ihm die Hölle ſelbſt in dieſem entſetzlichen Augenblick verliehen haben mochte, erkannte er nehmlich, daß Tage vorübergehen müßten, bevor es möglich ſeyn werde, wieder zu menſchlichen Wohnungen zu gelangen, daß daher der qualvolle Hungertod das mühſam gerettete Leben ohnfehlbar enden werde — er beſchloß demnach dem unglücklichen Arnold die Gemſe zu rauben und ſich mit ſeiner Beute in eine ihm wohlbekannte ſchutzgewährende Höhle zu verbergen, die er, des Weges kundig, für jetzt noch zu erreichen hoffen durfte. Kaum gedacht führte Kunz ſein ſchändliches Vorhaben aus — vergebens ſetzte Arnold ſich zur Wehre, umſonſt rang er während des wilden Aufruhrs der Natur mit ſeinem Gegner um die koſtbare Beute, ſeine Kräfte erlagen der Uebermacht des wüthenden Feindes — triumphirend entfloh Dieſer mit dem erkämpften Raube, gelangte wirklich noch in ſeine Höhle und überließ den unglücklichen Arnold ſeinem bejammernswürdigen Schickſal. — Wohl regten ſich in den nun folgenden Tagen, wenn er ſeinen Hunger mit dem Fleiſch der Gemſe ſtillte, zuweilen Gewiſſensbiſſe in ſeinem Innern, wohl konnte er den Gedanken an Arnolds qualvolle Leiden nicht verſcheuchen, wohl erſchien ihm ſeine bleiche Schattengeſtalt mit den vom wüthendſten Hunger gräßlich verzerrten Zügen im Traum — allein, wenn er auch ſeinen Haß überwinden, wenn er ihm auch Hülfe hätte bringen wollen, ſo wäre dieß jetzt unmöglich geweſen, da das Waſſer den Weg zu Arnolds Felſenplatte noch immer unzugänglich machte. — Am Abend des achten Tages konnte Kunz der Begierde zu wiſſen, was aus ſeinem Nebenbuhler geworden, nicht länger mehr widerſtehen, mit vieler Mühe gelang es ihm den Ort, woſelbſt er ſich befand, zu erreichen — hier erblickte er den Unglücklichen in derſelben Stellung, in welcher ihn ſpäter die Hirten fanden, doch ſchien es, als habe er erſt vor Kurzem ausgerungen, als ſchwebe ſein Geiſt noch um die bleiche entſeelte Hülle — als klagten die gebrochenen Augen ſeinen grauſamen Feind noch des Raubes an — von einem plötzlichen Schauer ergriffen, vermochte Kunz dieſen Anblick nicht länger zu ertragen, er entfloh in haſtiger Eile, und kehrte, ohne die Höhle noch einmal zu betreten, in ſein heimathliches Dörfchen zurück, woſelbſt er ſich wie früher vor allen Bewohnern deſſelben ſorgfältig verborgen hielt. — Die Nachricht von Mariens Tode weckte ihn gleich der Poſaune des Weltgerichtes aus ſeinem dumpfen Hinbrüten — ſo war ſie alſo dennoch für ihn verloren, ſie, um derentwillen er ſein Gewiſſen mit ewigem Vorwurf belaſtet hatte — ſo mußte er ſich ſelbſt als die Urſache ihres Todes betrachten und ſein elendes, der Reue, der Verzweiflung verfallenes Daſeyn verwünſchen! — Dennoch, obgleich ſich ſchwerer Schuld bewußt, trieb ihn ein unwiderſtehlicher Drang, die Dahingeſchiedene noch ein Mal zu ſehen, ihre kalte Hülle um Vergebung anzuflehen, an ihrem Sarge zu weinen, nach Herrn Werners Wohnung — als er die theure Leiche jedoch nun erblickt hatte, da bemächtigte ſich der wildeſte Schmerz ſeiner Seele, wie von Furien gejagt, ſtürzte er hinweg — irrte von dieſer Stunde an ruheloſ umher, ſein elendes Leben kaum nothdürftig friſtend — bis er eines Tages das Unglück hatte in eine tiefe Schlucht zu ſtürzen, in welcher ihn die Hirten fanden und den ſchwer Verletzten nach ſeinem heimathlichen Dörfchen brachten. —

Nach dieſem Geſtändniß, das ſeine Zuhörer mit Abſcheu gegen ihn erfüllte, ſchien Kunz ruhiger geworden zu ſeyn — er hoffte, er wünſchte den Tod, allein der Ewige hatte es anders beſchloſſen — ſeine Wunden beſſerten ſich von Tag zu Tag — bald konnte er ſein Lager verlaſſen — allein kaum war er gänzlich wieder hergeſtellt, da erklärten ihm die Aelteſten des Dörfchens, daß jetzt ihre Chriſtenpflicht erfüllt wäre, daß er aber auch von nun an Daſſelbe für immer meiden müſſe, da keiner ſeiner Bewohner fortan mit ihm Gemeinſchaft haben, oder auch nur in ſeiner Nähe weilen möge — Kunz fügte ſich dieſem harten Ausſpruch, er verließ den Ort, in welchem er geboren ward und verſchwand bald darauf ſogar gänzlich aus dieſer Gegend, ohne daß man wußte, wo er hingekommen ſey. —

Mehr als dreißig Jahre nach dieſer traurigen Begebenheit waren vergangen, nur ſelten wurde ihrer noch gedacht — höchſtens wenn etwa ein alter Gemſenjäger ſeinem jüngeren Gefährten die Felſenplatte zeigte, auf welcher Arnold den Hungertod erlitt — oder wenn eisgraue Mütterchen den heranwachſenden Dirnen Mariens trauriges Schickſal erzählten — da verbreitete ſich auf ein Mal unter den Dorfbewohnern das Gerücht, ein Greis von wunderbarem, faſt geſpenſtiſchem Ausſehen, hauſe ſeit kurzer Zeit in einer Höhle im Gebirge. — Mehrere Gemſenjäger wollten ihn von weitem geſehen haben, auch junge Hirten erzählten, daß ſie ihn zwar von ferne erblickt, jedoch weder ſeine Geſtalt noch ſeine Züge deutlich hätten erkennen können — da er nun niemals zum Vorſchein kam, ſeine Anweſenheit aber zu den abentheuerlichſten Vermuthungen Veranlaſſung gab, ja da er ſogar für die Meiſten ein Gegenſtand geheimer Furcht ward, ſo beſchloſſen die Aelteſten des Dörfchens die Sache näher zu unterſuchen, und den Unbekannten ſowohl zur Entdeckung ſeines Namens, wie der Abſicht, die ihn hierher geführt, zu zwingen. — Der räthſelhafte Greis, deſſen plötzliche Erſcheinung ſo großes Aufſehen erregte, war kein Anderer als der unglückliche Kunz Kuruth! — er hatte ſich während dieſer ganzen langen Reihe von Jahren in fremden Ländern umhergetrieben — ſtets von Gewiſſensbiſſen gequält, von nagender Reue gefoltert — endlich konnte er der Sehnſucht nach ſeiner Heimath nicht mehr widerſtehen — ein hochbetagter Greis, wanderte er den geliebten Bergen wieder zu, um ſein trauriges Daſeyn in ihrem Schooße zu enden. Aber nicht unter den Menſchen, die ihn haſſen mußten, nicht in ihrer geſelligen Nähe wollte er den Reſt ſeiner Tage verleben — einſam in der von ihm gewählten Höhle hauſend, wollte er ſeine letzten Stunden der härteſten Buße, dem ſteten Anblick des Felſens weihen, auf welchem der unglückliche Arnold durch ſeine Schuld den ſchrecklichen Hungertod ſtarb. — Man war nicht hart genug, dem Büßenden die traurige Gunſt, hier weilen zu dürfen, um die er ſo dringend flehte, zu verſagen — allein obgleich ſeine Reue die Gemüther zum Theil mit ihm verſöhnt hat, ſo meidet ihn doch Jedermann, weil man ſeine Nähe, ja ſogar den Blick ſeines Auges für unheilbringend hält. — Ihr habt ihn in vergangener Nacht geſehen, Herr, wie er mit ſeiner kleinen Laterne die Felſen hinanſtieg! — das thut er Nacht für Nacht, wenn es die Witterung nur einigermaaßen erlaubt — er erklimmt dann die Platte, auf der Arnold den Tod fand, betet daſelbſt bis das Morgenroth am Himmel erſcheint und kehrt hierauf wieder in ſeine Höhle zurück. — Jetzt wißt Ihr alles, lieber Herr, und werdet mich hoff' ich nicht mehr abergläubig nennen, wenn ich dem Alten aus dem Wege gehe? denn wer ſo großes Unglück über gute Menſchen brachte, über den haben die böſen Geiſter

Macht, deſſen Nähe iſt gefährlich, und man entgeht ihr nur durch ſchnelle unaufhaltſame Flucht.“ —

Mit dieſen Worten endigte Rudi ſeine Erzählung, von der ich mich trotz ihrer Einfachheit auf's tiefſte ergriffen fühlte. — Der Gedanke, wie weit das menſchliche Herz ſich verirren kann, wenn ungebändigte Leidenſchaften es beherrſchen — die Schilderung der Reue des unglücklichen Greiſes — ſein Verſtoßenſeyn aus der Geſellſchaft ſeiner Mitbrüder — ſeine langen ſchmerzlichen Leiden — alles dieſes ſtimmte mich ernſt — ich verlor mich in ſtillen Betrachtungen und kam, ohne mein Skizzenbuch für heute durch eine Zeichnung bereichert zu haben, mit meinem ebenfalls ſchweigenden Begleiter an dem Orte meiner Beſtimmung an. — Noch jetzt lebt die geiſterartige Geſtalt des Greiſes in meinem Gedächtniß — ich ſehe ihn mit ſeiner kleinen Leuchte die Felſen erklimmen — höre ihn den Himmel um Vergebung ſeiner Schuld anflehen — wenn ſich daher auch wohl manches bedeutendere, der Mittheilung würdigere Ereigniß in meinem vielfach bewegten Leben auffinden ließe, ſo hat mich doch keines ſo tief ergriffen als Dieſes — ich muß daher meine gütigen Zuhörer um Entſchuldigung bitten, ſie ſo lange mit einer Begebenheit unterhalten zu haben, die gar leicht nur für meine eigene Perſon ein beſonderes Intereſſe haben dürfte.“ — Die ganze Geſellſchaft vereinigte ſich dem Erzähler für ſeine Mittheilung zu danken. — „Nicht immer — bemerkte unſere geiſtreiche Wirthin, iſt es nur der romantiſche Stoff, die überraſchend herbei geführte Situation, der außergewöhnliche Gang der Handlung, der uns für eine wahre oder erdichtete Begebenheit einnimmt — auch die einfache Schilderung eines menſchlichen Charakters beſchäftigt den denkenden Zuhörer und gewährt ihm ein neues Feld, ſeine Menſchenkenntniß zu bereichern.“ —

Der dritte und letzte Abend, welchen mein leider nur ſehr kurzer Aufenthalt in W... mir in dem beneidenswerthen Zirkel der liebenswürdigen Gräfin H.... zuzubringen erlaubte, war erſchienen — mit wehmüthigen Empfindungen betrat ich heute das mir ſo theuer gewordene Gemach, in welchem ich die gewöhnliche Geſellſchaft bereits verſammelt fand, denn ich ſollte ja binnen wenig Stunden und vielleicht für immer von ihr ſcheiden. — Man ſchien meine trübe Stimmung zu bemerken, ohne ſie durch eine Frage nach der Urſache vermehren zu wollen, ich wurde abſichtlich in die intereſſanteſten Geſpräche verwickelt, hatte, nur der genußreichen Gegenwart lebend, bald die nächſte Zukunft vergeſſen, als unſere Unterhaltung, ich weiß ſelbſt nicht mehr wie, plötzlich eine ernſtere Wendung nahm, indem ſie auf die Härte gerieth, mit der ſich manche Menſchen von ihren Mitbrüdern zurückzuziehen und ſie, wenn es in ihrer Macht ſteht, ſogar dem Elend preis zu geben fähig ſind. — „Die traurige Wahrheit dieſer Erfahrung — nahm der Legationsrath von B... das Wort, hat mich ein ſehr ſeltſames Ereigniß gelehrt, das ſich zwar der Hauptſache nach, vor weit mehr als hundert Jahren tief im Norden zutrug — allein noch während meines Aufenthaltes in Stockholm, ſeiner wunderbaren Entwicklung wegen, großes Aufſehen erregte.“ —

„Ich hatte — fuhr der Legationsrath fort — obgleich erſt ſeit wenig Wochen mit unſerer Geſandtſchaft in Stockholm angekommen, ſchon mehrere angenehme Bekanntſchaften ſowohl unter dem Civil- als Militairſtande gemacht, die mir bald ſo lieb wurden, daß ich jede freie Stunde in ihrem Umgang zubrachte, mich gleichſam heimiſch bei ihnen fühlte und den biederen kraftvollen Söhnen des Nordens ſo recht aus vollem Herzen die treue Freundes- und Bruderhand entgegen reichte. — Vor allen Anderen aber zog ein junger Offizier, Graf Oskar L...... mich unwiderſtehlich an ſich — er beſaß alle Eigenſchaften um zu gefallen, Geiſt und Körper waren in gleichem Grade ausgebildet, nahmen Jeden, der ihn näher kennen lernte, augenblicklich für ihn ein und machten ſeinen Umgang den Männern eben ſo wünſchenswerth — als er wohl längſt der im Stillen erſehnte Liebling der Damen war. —

Ohngeachtet dieſer ſchimmernden Außenſeite konnte es dem ſchärferen Beobachter jedoch nicht entgehen, daß Graf Oskar oft nur mit Mühe eine geheime Schwermuth verbarg, die er zwar gewaltſam zu beherrſchen ſtrebte, deren Daſeyn ſich aber nur allzudeutlich in dem unnachahmlichen Ausdruck ſeines tiefdunkeln Auges verrieth, wenn er ſich eben unbeachtet glaubte. — Daß dieſe Entdeckung meine Theilnahme für ihn noch vermehren mußte, war natürlich, mit aller Innigkeit meines damals noch jugendlich warmen Gefühles ſchloß ich mich an ihn an, er erkannte, daß nicht unedle Neugierde, ſondern reine, auf Achtung gegründete Neigung, mich ſeine Nähe ſuchen ließ, und bald gelang es mir, ſeine Freundſchaft und mit ihr ſein unumſchränktes Vertrauen zu gewinnen. —

Oskar Graf L...... war der jüngere Sohn eines ehemals ſehr reichen und angeſehenen Hauſes, da das Vermögen ſeiner Eltern gegenwärtig jedoch nichts weniger als bedeutend genannt werden konnte, ſah er ſich genöthigt Militairdienſte zu nehmen, ſo wenig dieſer Stand auch ſeiner Neigung entſprach — er verließ daher das alte, auf einem Felſen am Ufer des Meeres gelegene Stammſchloß ſeiner Voreltern, das einzige Beſitzthum, welches ſeinem Vater von dem früheren großen Reichthum der Familie L...... noch übrig geblieben war, von einem Reichthum, der auf die unglaublichſte Weiſe verloren ging, und deſſen Verluſt den Nachkommen dieſer Familie bis jetzt ein nur halb gelöſtes Räthſel blieb. —

Vor mehr als hundert Jahren — ſo ſagte nehmlich die Chronik des Hauſes L...... verſchwand Graf Olaf, der älteſte Sohn und Erbe ſeiner früh verſtorbenen Eltern, welcher von Jugendauf in ſtrengerge Abſchiedenheit von der Welt auf jenem Stammſchloß gehauſt hatte, plötzlich aus Demſelben, ohne daß man trotz aller eifrigen Nachforſchungen ergründen konnte, wohin er ſich gewendet haben mochte. — Graf Olaf wurde in eben dieſer Chronik als ein Mann geſchildert, deſſen Charakter finſter und abſtoßend, ſchroff und unbeugſam, eben ſo wenig eines Menſchen Neigung zu gewinnen im Stande war, als er ſelbſt zu irgend einem ſterblichen Weſen ſich jemals liebend hingezogen gefühlt hätte. — Obgleich der Aeltere von zweien Brüdern, obgleich Stammherr, wies er demohngeachtet jeden Heirathsvorſchlag mit entſchiedener Abneigung, ja ſogar mit einer Art von höhnender Verachtung zurück, ſein Menſchenhaß ging ſo weit, daß er allen Umgang mit Denſelben auf das Strengſte vermied, nur die nothwendigſten Diener um ſich duldete, und ſelbſt ſeinen nächſten Verwandten den Zutritt zu ſich hartnäckig verſagte. — Unter dieſen Umſtänden war es wohl ſehr begreiflich, daß ein ſchon hochbejahrter Oheim des Grafen, als Oberhaupt der Familie, alles Ernſtes auf die Vermählung ſeines jüngeren Bruders, des Grafen Adolf L...... drang, damit das edle, ſchon ſeit Jahrhunderten blühende Geſchlecht nicht ausſterbe. — Allein gerade das wollte der finſtere Menſchenfeind — er hätte gleich dem Nero jedes lebende Weſen vernichten mögen, vergebens verſuchte er es daher, ſich dieſem Beſchluß zu widerſetzen, umſonſt bot er Alles auf, Adolfs Verbindung zu hintertreiben — gegen den feſten unerſchütterlichen Willen ſeines würdigen Oheims, den das Geſetz begünſtigte, vermochte er nichts auszurichten, wurde aber von nun an noch ſchroffer, noch unzugänglicher als vorher und erſchien der ganzen Umgegend bald als ein Schreckgeſpenſt, das dem Grabe entſtiegen, alle Freuden des Lebens mit giftigem Hauche verſcheuche. —

Wirklich nahten ihm ſeine Diener auch nur mit Zittern, wenn er, Tagelang in ſeinem Kabinet verſchloſſen, endlich ein Mal hervortrat, um ihnen ſeine Befehle zu ertheilen; — in ſcheuer Angſt ruhten ihre Blicke auf ſeinen Zügen, die ſtets den feindlichſten Haß, den bitterſten Hohn verriethen. — Keiner von ihnen durfte es wagen, den Namen ſeines Bruders vor ihm auszuſprechen —

ward er aber ja ein Mal durch irgend einen unvorhergeſehenen Zufall an denſelben erinnert, ſo flüchtete ein Jeder ſchnell in den entlegenſten Winkel des Schloſſes, um ſich vor den Ausbrüchen ſeines wilden Zornes, ſeiner maaßloſen Wuth zu verbergen. —

Auf dieſe Weiſe waren mehrere Jahre vergangen, ohne daß es dem Grafen Adolf gelang, das harte, unverſöhnliche Herz ſeines Bruders zu rühren; er wies alle ſeine in dieſer Abſicht gewagten Verſuche mit eiſiger Kälte, mit höhniſcher Erbitterung zurück — da nun auch der greiſe Oheim ihm nicht mehr nahen durfte, da er alle Bande des Blutes für immer zerriſſen zu haben ſchien, ſo mußte man es endlich aufgeben, dieſen ſtarren Felſen zu erweichen, und den Verblendeten ſich ſelbſt und ſeinem unbeſiegbaren Haſſe überlaſſen. — Was er in ſeiner gänzlichen Abgeſchiedenheit von der Welt unternahm? womit er ſich eigentlich beſchäftigte, konnte Niemand ergründen, da außer ſeinem Kammerdiener Thomas Erichſonn, kein ſterbliches Weſen ſein Schlafgemach betreten durfte — ſo lebte Graf Olaf denn in ungeſtörter Verborgenheit fort, bis man eines Tages die überraſchende Entdeckung machte, daß er mit eben dieſem Kammerdiener aus dem Schloſſe verſchwunden ſey, ohne daß man früher auch nur die leiſeſte Ahnung ſeines Vorhabens gehegt, oder errathen hätte, wohin er ſich ſo plötzlich gewendet haben könnte? —

Graf Adolf eilte, ſobald er dieſe ihm faſt unglaublich ſcheinende Nachricht erhielt, ſogleich herbei um ſich von der Wahrheit derſelben zu überzeugen; — wirklich fand er die Dienerſchaft ſeines Bruders auch noch in der höchſten Beſtürzung über deſſen heimliche Entfernung, die Allen ein um ſo größeres Räthſel blieb, je weniger gerade er geneigt ſchien, den engen Raum, in dem er ſeither gewaltet, jemals zu verlaſſen. — Sein Schlafzimmer, das man jetzt nothgedrungen zu betreten wagte, enthielt durchaus nichts Ungewöhnliches oder Auffallendes — es befand ſich im Gegentheil in der vollkommenſten Ordnung — alles ſtand und lag noch ſo, als ob er anweſend geweſen wäre — Graf Adolf ſah ſich vergebens nach einem Gegenſtande um, der ihm einige Aufklärung über die Abſicht des Verſchwundenen gewährt hätte, er mußte ſich daher entſchließen, ſeinen Schreibtiſch erbrechen zu laſſen, allein wer beſchreibt ſein namenloſes Entſetzen als er — zwar kein Lebewohl, kein Abſchiedswort von Bruderhand — wohl aber ein ſchriftliches Verzeichniß großer, heimlich aufgenommener Geldſummen fand, die ſich über drei Theile des Werthes der Güter beliefen, mit dieſen Summen und einem koſtbaren Familienſchmuck, welcher ſich ſeither von Sohn auf Enkel fortgeerbt hatte, und als ein unveräußerlicher Schatz des Hauſes L...... betrachtet wurde, war Olaf verſchwunden. —

Ein ſo ungeheurer Verluſt mußte natürlicher Weiſe für den Grafen Adolf von den nachtheiligſten Folgen ſeyn, ſelbſt mit den größten Aufopferungen vermochte er die verſchuldeten Güter nicht zu retten, die, nachdem alle Nachforſchungen vergebens, alle Bemühungen den Aufenthalt des Verſchwundenen zu entdecken, fruchtlos geblieben waren, von den Gläubigern in Beſitz genommen wurden. — Der Glanz des ehemals ſo mächtigen Hauſes L...... war von nun an gänzlich verſchwunden —

nur das Stammſchloß, nebſt einigen dazu gehörigen Ländereien, war dem Grafen Adolf als einziges Eigenthum geblieben, er durfte daher nicht hoffen, ſich jemals wieder zu der vorigen Herrlichkeit zu erheben, mit Sorgen und Entbehrungen kämpfend, hinterließ er ſeinen Nachkommen kein beſſeres Loos — gleich ihm mußten ſie den ſchweren Druck der Armuth fühlen, den Stifter ihres Unglücks verwünſchen, und den tiefen Fall ihres edeln Hauſes beweinen. —

Oskar erfuhr dieſe traurige Geſchichte von ſeinem Vater, indem er ihm, als dem jüngeren Sohn zugleich ſeine Beſtimmung, Kriegsdienſte zu nehmen ankündigte — gewohnt, dem beſten der Väter unbedingt zu gehorchen, fügte er ſich ohne Murren in ſein Schickſal, und da die Zeit ſeiner Abreiſe nach Stockholm, woſelbſt ſich das Regiment in welches er eintreten ſollte befand, immer näher kam, ſo beſuchte er noch ein Mal alle jene Orte, die ihm ſeit ſeinen Knabenjahren werth und theuer geworden waren. — Vor allen anderen aber liebte Oskar das ſogenannte Archiv des Schloſſes, in welchem auch die kleine Bibliothek aufbewahrt wurde — es kam ihm ſtets wie ein Heiligthum vor, das er verehren müſſe — hier glaubte der ſchwärmeriſche Jüngling, den abgeſchiedenen Geiſtern ſeiner Voreltern näher zu ſeyn, hier wähnte er Kunde von ihnen zu erhalten, es war daher kein Wunder, daß er es ſtets mit ſcheuer Achtung betrat, und mit ſonſt nirgend gefühlter banger Luſt darin verweilte. —

Dies Gemach befand ſich in dem älteſten Theil des Schloſſes; die innere Einrichtung deſſelben verrieth den Geſchmack der graueſten Vorzeit. — Wandſchränke von ungeheurem Umfang, tiefe in der Mauer angebrachte Niſchen, ſchwere Polſterſtühle und ein rieſengroßer, ungefähr die Mitte des Zimmers einnehmender Tiſch, war Alles, was ſich dem Auge des Eintretenden darbot. — Allein für Oskar hatten dieſe Dinge eine höhere Bedeutung — ihm ſchienen dieſe feſt verſchloſſenen Schränke, dieſe tiefen dunkeln Niſchen, die Bewahrer geheimer Schätze — oft hing ſein Auge mit heißer Sehnſucht auf ihnen, oft wähnte er, hier müſſe ihm einſt noch Kunde über das verlorene Erbe ſeiner Väter werden — tauſend ſüße Bilder reihten ſich dann an den Gedanken der Möglichkeit einer ſolchen Entdeckung und ſo genoß er denn in ſolchen Augenblicken mindeſtens ein erträumtes Glück, da die Wirklichkeit es ihm auf immer zu verſagen ſchien. —

Es war am Abend vor ſeiner Abreiſe, als Oskar das eben erwähnte Gemach noch ein Mal Abſchied nehmend betrat. — In tiefen Gedanken verloren, ſetzte er ſich auf einen der hohen Armſtühle, der Manchem ſeiner Vorfahren zum Ruheplatz gedient, manches ſorgenſchwere Haupt geſtützt haben mochte. Schon war es Abend geworden, ſchon warf die eben untergehende Sonne ihre letzten Streiflichter auf die dunkeln Wände des alterthümlichen Gemaches, jetzt traf eines Derſelben die Niſche, welche ſich ihm gegenüber gerade in der Mitte der Mauer befand — er blickte zufällig auf und ſah, was er früher nie bemerkt hatte, nehmlich einen kleinen, jedoch ſo hell leuchtenden Punkt, daß er verwundert aufſprang um dieſe ihm neue Erſcheinung näher zu betrachten. — Der glänzende Punkt, der Oskars Neugierde erregt hatte, war nichts weiter als ein kleiner gelber Nagel, der kaum merkbar aus der Mauer hervorragte und gerade nur durch den zufällig auf ihm haftenden Sonnenſtrahl ſichtbar werden konnte. — So unbedeutend dieſer Gegenſtand vielleicht für jeden Anderen geweſen wäre, ſo wichtig war er für Oskar, der ſogleich auf den Gedanken gerieth, daß dieſer Nagel nicht durch ein bloßes Ungefähr da ſeyn, ſondern daß er irgend eine beſondere Beſtimmung haben müſſe. — Er machte hierauf mehrere Verſuche den Nagel zu bewegen, begann dann mit aller Kraft daran zu ziehen, dieſer ſtak jedoch ſo feſt, daß er aller ſeiner Bemühungen ſpottete — nun unterſuchte er die Mauer auf das Sorgfältigſte, doch auch an ihr konnte er nichts Beſonderes wahrnehmen, und ſchon glaubte er ſich in ſeiner Vermuthung geirrt zu haben, ſchon wollte er dieſe nutzloſen Forſchungen einſtellen, als er unmuthig über ſeine abermals getäuſchte Hoffnung, mit der geballten Fauſt ſo heftig nach dem unſchuldigen Gegenſtand ſeines Zornes ſchlug, daß er plötzlich eine Bewegung in der Mauer wahrnahm, der Stein, in welchem der Nagel befeſtigt war, ſich wie von ſelbſt zurück ſchob und nun mit einem Male eine kleine Vertiefung zeigte, in welcher ſich ein noch ziemlich wohlerhaltenes Käſtchen von alterthümlicher Form befand. —

Oskars Erſtaunen über dieſe Entdeckung war ſo groß, daß er ſeinen Augen kaum zu trauen wagte, mit haſtigem Eifer bemächtigte er ſich ſeines Fundes, öffnete nicht ohne große Mühe den Deckel des Käſtchens, und erblickte eine Pergamentrolle, deren allerdings merkwürdigen Inhalt er ſich mit immer ſteigender Verwunderung emſig zu entziffern bemühte. — Er lautete wie folgt: —

„Ich, Thomas Erichſonn, Leibdiener des Grafen Olaf L......, leider gezwungen, dem ſtrengen Befehl meines gnädigen Herrn unbedingt zu gehorchen, vermag es gleichwohl nicht dies Schloß, den ehrwürdigen Stammſitz eines glorreichen Geſchlechtes auf immer zu verlaſſen, ohne ſeinem künftigen Beſitzer, dem edeln Grafen Adolf L......, den Gott erhalten möge, mindeſtens zu offenbaren, daß ich keinen Theil an dem grauſamen, unnatürlichen Entſchluß ſeines hartherzigen Bruders habe, ihm und ſeiner Familie die ihr einſt rechtmäßig gehörenden Güter und Kleinodien für immer zu entziehen. — Sein finſterer, nimmer zu beſiegender Haß, gab ihm den Gedanken ein, ſich auf dieſe Weiſe für die gegen ſeinen Willen geſchloſſene Verbindung des Grafen Adolf zu rächen; er hat daher den feſten Entſchluß gefaßt, ſein Geld und Gut an einem fremden Orte ſo wohl zu verbergen, daß die Seinigen, trotz aller auch noch ſo ſorgfältigen Nachforſchungen, deſſelben doch nimmer theilhaftig werden ſollten. — Wohin er ſich zu wenden gedenkt, iſt mir noch unbekannt; wenn es mir, dem armen unbedeutenden Diener jedoch dereinſt möglich ſeyn ſollte, dem edeln Bruder meines grauſamen Gebieters Nachricht von dem Verſchwundenen zu geben — ja noch mehr — wenn mir das unausſprechliche Glück beſchieden wäre, ihm ſein Eigenthum wieder zuwenden zu können — dann wäre mein höchſter und eifrigſter Wunſch hienieden erfüllt. — Möge der Himmel den edeln Grafen Adolf und ſeine holde Gemahlin bis dahin in ſeinen heiligen Schutz nehmen! möge er ihn das Käſtchen, dem ich dieſe Zeilen vertraue, bald an dem verborgenen, doch wie ich hoffe, ihm wohl bekannten Orte finden laſſen — möge er meiner mindeſtens nicht zürnend gedenken und feſt auf die Treue bauen, mit welcher ihm bis zu dem letzten Hauch ſeines Lebens ergeben bleibt

der arme Thomas Erichſonn.

Geſchrieben auf dem Stammſchloß L...... am Tage
Sigismundy des Jahres 16—"

So wichtig dieſer Brief im erſten Augenblick erſcheinen mochte, eben ſo bald erkannte Oskar, daß er eigentlich nichts weiter enthielt, als was man ſchon längſt geahnet hatte — demohngeachtet behielt dies Document in ſeinen Augen einen beſonderen Werth, es war eine Kunde aus der Vorzeit, er konnte ſich nicht davon trennen und nahm es mit Bewilligung ſeines Vaters ſogar mit ſich nach Stockholm, woſelbſt er es ſtets als ein merkwürdiges Aktenſtück, das ſeltſame Schickſal ſeiner Familie betreffend bewahrte. —

Oskar hatte, wie ſchon erwähnt, in ſeinem nunmehrigen Stande ſich bald das Wohlwollen aller Derjenigen erworben, die ihn näher kannten; die glänzendſten Zirkel ſtanden ihm offen und ſo lernte er denn in einem Derſelben, wo ſich die ausgezeichnetſten Perſonen beiderlei Geſchlechts zu verſammeln pflegten, die reizende Tochter des Reichsrathes Grafen von S.... Stockholms ſchönſte Zierde, die allgemein geprieſene, allgemein bewunderte Chriſtina von S.... kennen. — Es konnte nicht fehlen, daß zwei einander ſo vollkommen gleichgeſchaffene Weſen ſich finden, daß ihr gegenſeitiges Wohlgefallen ſich in die zärtlichſte Liebe verwandeln mußte. — Allein Chriſtinens Vater war unermeßlich reich, ſein Rang, ſein Anſehen, Chriſtinens Schönheit, ihre Tugenden, ihr anerkannter laut geprieſener Werth, alles dieß berechtigte den Grafen bei der Wahl ſeines künftigen Schwiegerſohnes zu den höchſten Forderungen — wie hätte Oskar, der jüngere Sohn eines zwar alten, jedoch gänzlich verarmten Hauſes es daher wagen dürfen, auch nur dem leiſeſten Gedanken der fernſten Hoffnung auf den Beſitz eines ſolchen Kleinods Raum zu geben? — Ueberzeugt, daß Chriſtina niemals die Seinige werden könnte, daß ſeine Ehre ihm auch nicht den kleinſten Schritt erlaube, der eine Abſicht auf die Hand der reichen Erbin vermuthen ließe — zog er ſich, was ſein Herz auch dabei leiden mochte, nach und nach aus allen den Geſellſchaften zurück, in welchen Chriſtina vorzugsweiſe erſchien — er wollte den Pfeil nicht tiefer in die wunde Bruſt drücken, wollte ſich der Gefahr, ſeine Leidenſchaft einſt unwillkührlich zu verrathen, nicht ſtets auf's Neue ausſetzen und lieber der Wonne ihres Anblicks, dem Glück in ihrer Nähe weilen zu dürfen entſagen, als ein Gefühl laut werden laſſen, das ihn, wie er meinte, dem Spott ſeiner Kameraden, dem Hohn der Welt preis geben würde. — So männlich Oskar ſeinen Schmerz aber auch ertrug, ſo ſorgfältig er ihn aller Augen zu entziehen ſtrebte, eben ſo wenig vermochte er die tiefe Schwermuth zu beſiegen, welche ſich ſeiner bemächtigt hatte — der Gram hoffnungsloſer Liebe nagte an dieſem ſchönen blühenden Leben, dieß war das Geheimniß, was ich ſammt der Geſchichte ſeines Hauſes aus ſeinem Munde erfuhr und was mich von nun an nur noch inniger an den edeln unglücklichen Jüngling feſſelte. —

Als Oskars einziger Vertrauter, als der einzige Theilnehmer ſeiner Leiden, ſann ich Tag und Nacht auf ein Mittel, ihn wo möglich zu zerſtreuen, da kam der Zufall, oder beſſer geſagt, die allwaltende Hand der Vorſehung meinem Streben zu Hülfe; eines Tages erſchien Oskar bei mir, um mich zu benachrichtigen, daß ſein General in Dienſtgeſchäften nach Gothenburg reiſen und daß er ihn als ſein Adjudant dahin begleiten werde. — Das war es, was ich längſt gewünſcht hatte, denn ſo ſchmerzlich ich auch den Verluſt des theuren Freundes empfinden, ſo ungern ich ſeinen geiſtreichen Umgang entbehren mochte, beſaß ich gleichwohl nicht Selbſtſucht genug, um der vortheilhaften Wirkung, welche dieſe Reiſe auf ſein Gemüth machen mußte, nicht jede andere eigennützige Rückſicht willig unterzuordnen; als daher die Abſchiedsſtunde ſchlug, entließ ich ihn mit der feſten Hoffnung, ihn, wenn auch nicht gänzlich von ſeiner Schwermuth geheilt, doch mindeſtens erheiterter und ruhiger wiederzuſehen. —

Die Reiſenden waren glücklich in Gothenburg angekommen — General von O... hatte einen ihm ſehr theuren Jugendfreund daſelbſt gefunden, der einige Meilen von der Stadt entfernt ein höchſt romantiſch gelegenes von einem großen Wald begränztes Gut bewohnte; ſo oft es daher ſeine Geſchäfte erlaubten, eilte der General mit Oskar dahin, um ein Paar frohe Tage im Vollgenuß der ſchönen Natur und dem ungeſtörten Umgang mit der liebenswürdigen Familie ſeines Freundes zu verleben. — Oskar fühlte ſich bald heimiſch in dieſem Kreiſe, ſein gütiger Wirth vergegenwärtigte ihm die ehrwürdige Geſtalt ſeines Vaters; — mit mütterlichem Wohlwollen, mit brüderlicher Liebe von deſſen Gemahlin und Söhnen behandelt, durfte er ſich ſchon nach kurzer Zeit als Kind des Hauſes betrachten, und konnte das freundliche Entgegenkommen ihm geiſtig verwandter Weſen ſeinen Gram auch nicht heilen, ſo raubte es ihm doch die Macht, ihn ausſchließlich zu beherrſchen, und ward ein zartes aber feſtes Band, das ihn an die ſüße Gewohnheit des Daſeyns feſſelte. — Sehr oft unternahm Oskar, in Geſellſchaft der Söhne ſeines gütigen Wirthes, kleine Streifereien in die Umgegend des Gutes; eines Tages waren die Freunde auf einer ſolchen Wanderung, die ſie diesmal tiefer, als es früher geſchehen war, in den angrenzenden Wald führte, ziemlich nahe an ein Gebäude gekommen, deſſen größere Hälfte jetzt zwar als Ruine da lag, das aber vor einem Jahrhundert wohl noch für ein recht artiges Jagdſchlößchen gegolten haben mochte. — Es wurde, wie Oskar erfuhr, nur von einem einzigen beinah hundertjährigen Manne bewohnt, der hier gleichſam das Amt eines Kaſtellans verwaltete, oder den man, beſſer geſagt, ungeſtört in dem alten Gebäude, das keinen eigentlichen Herrn mehr beſaß, walten ließ, bis der Tod ihn von ſeinem Amt erlöſen werde. — Der Greis hatte nehmlich vor undenklich langer Zeit feierlich erklärt, daß er die Ruine, an die ein ſchwerer Eid ihn binde, ſo lange er lebe, nicht verlaſſen dürfe; er hatte ferner von dem letzt verſtorbenen Eigenthümer des Schloſſes eine Art von Teſtament vorgezeigt, nach welchem der Greis zwar bis an ſein Ende in dem Gebäude verweilen, jedoch nicht mehr Raum, als er für ſeine eigene Perſon gebrauche, in baulichem Stande erhalten ſollte — da nun durch dieſe ſeltſame Verordnung Niemand benachtheiligt ward, indem der letzte Beſitzer ein Fremder war, ſo kümmerte ſich ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren kein Menſch mehr um die Ruine und ihren greiſen Bewohner, und ließ die eine mit dem andern ungeſtört nach und nach verfallen. — Seine äußere Erſcheinung war überdies hinreichend, daß weder Muthwille noch Bosheit den einſam Hauſenden beunruhigten — die Landleute vermieden ſeine Nähe, ſelbſt wenn ihr Weg ſie einmal durch den Wald führte, weil ſie ihn für ein Geſpenſt hielten, das verdammt ſey, noch hier auf Erden herum zu wandeln — ſelbſt die Anweſenheit eines alten Knechtes, der von Zeit zu Zeit in dem am Eingang des Waldes gelegenen Dörfchen einkehrte, um die zur Nahrung des Greiſes nöthigen Vorräthe einzukaufen, vermochte den Aberglauben des Volkes nicht zu beſiegen, und ſo lebt er denn ungeſtört in ſeinen verfallenden Mauern — von einem kleinen Theil der Mitwelt gefürchtet, von dem anderen, weit größeren vergeſſen! —

Oskar hatte dieſen Bericht mit großer Theilnahme angehört, ſein ſchwärmeriſches, für alles Seltſame, Wunderbare nur allzuempfängliches Gemüth war tief ergriffen, auch ihm ſchien der Greis kein gewöhnliches Weſen, er konnte nicht begreifen, daß man ſich ſo wenig um ſein Thun und Laſſen bekümmerte, ſo gleichgültig von ihm ſprach, und beſchloß im Stillen bei nächſter Gelegenheit wieder an dieſen Ort zurückzukehren, um den Alten, es koſte was es wolle, näher kennen zu lernen. — Mehrere Wochen gingen vorüber, bevor es ihm gelang, ſeinen Vorſatz auszuführen — da traf es ſich eines Tages, daß General O.... ſich allein nach dem Gute ſeines Freundes begab, indeſſen Oskar, den noch ein kleines Geſchäft in Gothenburg zurückhielt, ihm ſpäter dahin folgen ſollte. — Dieſe Gelegenheit war zu günſtig, als daß Oskar ſie ungenützt hätte verſtreichen laſſen, zwar brach der Abend ſchon an, als er die Stadt verließ, allein er vertraute der Schnelligkeit ſeines Pferdes, hoffte den nicht ſehr bedeutenden Umweg durch den Wald bequem machen und doch noch zeitig genug auf dem Gute ſeiner Freunde eintreffen zu können. — Der Mond goß bereits ſein Silberlicht auf die dicht belaubten Zweige der Bäume, die von einem ſanften Lüftchen bewegt wurden, als Oskar vor dem halb zerfallenen Gebäude anlangte; er ſtieg vom Pferde, band es feſt und näherte ſich hierauf dem Theil des Jagdſchlößchens, den der Greis bewohnte und den ihm der matte Schein einer Kerze deutlich genug bezeichnete. — Lange klopfte Oskar vergebens an der feſt verſchloſſenen Pforte, endlich gewahrte er, daß das Licht, welches aus einem kleinen Fenſter des Erdgeſchoſſes hervorſchien, ſich hin und her bewege, nach abermaligem, mehrere Minuten langem Warten, öffnete ſich endlich die Thüre, der Greis trat heraus und ging, ohne den im Schatten ſtehenden Oskar zu bemerken, einen Schlüſſelbund in der Hand tragend, langſamen Schrittes nach der linken Seite des Gebäudes, woſelbſt ſich eine kleine eiſerne Pforte befand, die früher zu einem beſonderen Eingang in den hinteren Theil des Schloſſes gedient haben mochte. —

Oskar erſchrak unwillkürlich beim Anblick des räthſelhaften Alten, in der That war ſein Aeußeres auch ganz dazu geeignet, ein unheimliches Schauer erregendes Gefühl zu erwecken — ſein gebeugter, beinahe ſchon zur Mumie vertrockneter Körper, das leichenblaſſe Geſicht, dem nur ein paar tief liegende ſeltſam funkelnde Augen noch Leben verliehen — der feſt geſchloſſene, faſt lippenloſe Mund, der die Geheimniſſe des Grabes zu bewahren ſchien und endlich ſeine höchſt ſonderbare Kleidung, welche vom Kopf bis zu den Füßen von ganz gleicher dunkelgrauer Farbe war — alles dieſes mußte ſelbſt dem Unbefangenen im höchſten Grade auffallen und konnte daher den abergläubigen Landleuten zu vollgültiger Entſchuldigung dienen, wenn ſie die Nähe des Greiſes, gleich der eines abgeſchiedenen Geiſtes ängſtlich zu vermeiden ſtrebten. — Oskar hatte Zeit, ihn genau zu betrachten, denn er folgte ihm leiſen Schrittes nach — an der kleinen eiſernen Thüre angekommen ſtand der Alte ſtill, ergriff den Schlüſſelbund und ſchien ſie öffnen zu wollen, doch ſchnell beſann er ſich anders, zog die Hand zurück und murmelte leiſe vor ſich hin: — „Pfui Biörn, was willſt du thun? das ſchickt ſich nicht für dich, da hinunter gehörſt du nicht!“ — nach einer Pauſe, während der er das beſonders auf dieſer Seite bedeutend zerfallende Mauerwerk aufmerkſam betrachtet hatte, fuhr er fort — „noch nicht ganz verſchüttet! aber wie lange — ſo iſt das Gewölbe hier mit Trümmern und mein morſcher Körper mit dem grünen Grabhügel bedeckt — dann, guter Thomas Erichſonn, dann kann ich dir nicht mehr Wort halten!" — Thomas Erichſonn?! ſchrie Oskar in dieſem Augenblick ſich ſelbſt vergeſſend laut auf — Thomas Erichſonn? was weißt Du von dem? ſteh mir Rede Alter! ſchnell! ſchnell!" — Der Greis erſchrak über dieſen plötzlichen Ausruf eines ihm unſichtbaren Weſens ſo ſehr, daß er zu Boden geſtürzt wäre, wenn Oskar ihn nicht in ſeinen Armen aufgefangen und auf einen der herabgefallenen Steine geſetzt hätte — nach und nach erholte er ſich wieder, ſah den fremden Jüngling lange ſtaunend an und fragte endlich: „Wer ſeyd Ihr, Herr? der Ihr hier ſo unerwartet in meiner tiefen Einſamkeit erſcheint? ich kenne Euch nicht, kenne Niemanden mehr auf dieſer weiten Erde — der alte Biörn Nilſen iſt längſt todt für die Welt!" — „Wer ich bin, kann Dir ſehr gleichgültig ſein," antwortete Oskar in heftiger Bewegung — „allein Du nannteſt vorhin einen Namen, der mich näher angeht als Du glaubſt; was weißt Du von dieſem Thomas Erichſonn? rede! rede!" — „Es lebt vielleicht nur noch Einer, dem ich dieſe Frage beantworten darf," entgegnete der Greis kopfſchüttelnd — „wie heißt Ihr Herr?" — fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort — „die Bitte, Euch mir zu nennen, dürft Ihr mir, denk ich, nicht verweigern?" — Oskar fühlte, daß der Greis recht hatte, er nannte ihm daher ſeinen Namen, allein kaum hatte er ihn ausgeſprochen, da ſprang der Alte mit jugendlicher Kraft empor, faßte ſeine Hände, bedeckte ſie mit heißen Küſſen und zog ihn hierauf ohne ein Wort zu ſprechen, mit ſich in ſeine Wohnung, woſelbſt er ihn zu ruhen und ihm ein aufmerkſames Gehör zu ſchenken bat — Oskar, deſſen Erwartung auf das Höchſte geſpannt war, erklärte ſich bereit und der Greis erzählte folgendes. —

„Der kurze Wintertag neigte ſich zu Ende, die immer höher ſteigende Kälte hatte bereits einen Grad erreicht, der das Blut in den Adern zu erſtarren drohte; eiſig blies der Wind und trieb einzelne Schneeflocken vor ſich her — als der ohngefähr acht- bis neunjährige Knabe Biörn Nilſen den Wald durchirrend, in der Nähe des zu damaliger Zeit noch recht wohl erhaltenen Jagdſchlößchens kraftlos zu Boden ſank. — Hunger und Froſt machten ihm das Weiterſchreiten unmöglich, er hatte lange gegen beide gekämpft, lange irgendwo Brod und Obdach geſucht, allein das Mitleid der Menſchen hatte ihm, wohin er kam, höchſtens einen kleinen Zehrpfennig gereicht, kaum genug ſein elendes Leben zu friſten, als er, eine arme Waiſe von den hartherzigen Gläubigern ſeiner faſt zu gleicher Zeit verſtorbenen Eltern aus der kleinen Hütte, die ſie bisher bewohnt hatten, in die weite Welt geſtoßen ward — ſchon ſeit vielen Wochen war er heimathlos umher geirrt, hatte nirgends Hülfe, nirgends Aufnahme gefunden und ſo kam er denn zuletzt auch in die Nähe des Jagdſchlößchens, woſelbſt ihn die gänzlichſte Erſchöpfung niederwarf. — Mehrere Minuten mochte er ſo gelegen haben, als plötzlich ein hochbejahrter Greis vor ihm ſtand, der ihn liebreich aufrichtete, ihm einige Tropfen Wein einflößte und ihm, nachdem er ſich etwas erholt hatte, mit freundlichen Worten in das Schloß zu folgen gebot. — Daſelbſt angekommen, erzählte Biörn dem Greis ſein trauriges Schickſal; das Herz des armen Knaben öffnete ſich mit kindlicher Hingebung den theilnehmenden Fragen des ehrwürdigen Alten, der ihn nunmehr allein ließ, jedoch bald darauf mit einem gleichfalls ſchon hoch bejahrten, finſter ausſehenden Manne wieder eintrat, der ihn lange ſchweigend anſah, den Kopf bejahend neigte, und dann das Zimmer, in welchem ſie ſich befanden, eben ſo ſtumm verließ. — Die Erſcheinung des Fremden hatte Biörn erſchreckt, er war nicht gewohnt Gutes von den Menſchen zu empfangen, fürchtete daher in ihm einen neuen Verfolger — als er aber erfuhr, daß ſeine Leiden ein Ende haben ſollten, daß der Herr des Schloſſes, eben jener finſter ausſehende Mann — geneigt ſei, ihn für immer bei ſich zu behalten, wenn er treu, fleißig und gehorſam ſein wolle, da fühlte Biörn ſich auf dem Gipfel des Glückes, warf ſich ſeinem Wohlthäter zu Füßen und gelobte ihm alles zu thun, was man von ihm verlangen werde, und ſich dem Willen ſeines nunmehrigen Herrn unbedingt zu unterwerfen. —

Biörns Knabenjahre vergingen in unausgeſetzter Thätigkeit; er lernte von dem ehrwürdigen Greiſe, der ſich Thomas Erichſonn nannte, leſen und ſchreiben, ferner wurde er von ihm unterrichtet, auf welche Weiſe er ihren beiderſeitigen Gebieter zu bedienen habe, da er in der Abſicht aufgenommen worden ſey, ihm dereinſt Erichſonns Stelle zu erſetzen, dies Alles ſchien dem heranreifenden Jüngling ſo natürlich, er war die Einſamkeit, in welcher er lebte, ſo gewohnt, beſaß ſo wenig Neigung mit den

Menſchen, die ihn ja als Knaben ſchon verſtoßen hatten, umzugehen, daß er ſich vollkommen zufrieden fühlte und keinen anderen Wunſch kannte, als ſich den Beifall ſeines finſteren Herrn, die Liebe ſeines gütigen Lehrers zu erwerben. —

Biörns frohe Tage ſollten jedoch durch ein für ihn ſehr trauriges Ereigniß getrübt werden; Thomas Erichſonn, ſein zweiter Vater, ſein Freund, erlag endlich der Laſt eines langen freudenloſen Lebens — in der Nacht vor ſeinem Ende richtete er ſich noch einmal von ſeinem Lager in die Höhe, winkte dem in tiefer Trauer bei ihm wachenden Jüngling und ſprach mit ſchwacher Stimme: „Mein Sohn, ich fühle es, bald werde ich von Dir ſcheiden und glaube mir, ich ſterbe gern, denn meine Zeit iſt längſt ſchon um — doch laſtet noch ein tiefer Kummer auf meinem Herzen, den ich mit hinüber nehmen muß, weil er nicht *mein* Geheimniß iſt! — gelobe mir darum meine letzte Bitte zu erfüllen, ſobald es in Deiner Macht ſteht — merke Dir den Namen der Grafen L...... und wenn einſt auch unſer Gebieter hinüber geſchlummert ſein wird, dann bewahre den Schlüſſel zu der kleinen eiſernen Pforte ſorgfältig, nimm dieſen Brief und" — hier ſank der Greis, ein Papier in der zitternden Hand haltend, erſchöpft in die Kiſſen zurück — ſeine Sprache kehrte nicht wieder, und eine halbe Stunde ſpäter kniete der verzweifelnde Biörn an der Leiche des einzigen Weſens, das ihn ſeit dem Tode ſeiner Eltern geliebt, deſſen väterliche Zuneigung ihn mit der Welt, die ihn ausſtieß, mit dem Leben, das ihm feindlich entgegen trat, verſöhnt hatte. —

Biörns Lebensweiſe erhielt von jener Zeit an eine ganz andere Richtung, er mußte häufiger als ſonſt um ſeinen finſteren Gebieter ſein, mußte ihm den Verſtorbenen erſetzen, ohne ſich eines freundlichen Wortes, eines lohnenden Blickes erfreuen zu dürfen; — jetzt erſt lernte er den harten Druck der Dienſtbarkeit in ſeinem ganzen Umfang kennen — jetzt erſt fühlte er, wie ſchwer es ſey, die Launen eines Mannes zu ertragen, der die Menſchen haßte, ſein eigenes Daſeyn verwünſchte, und die bleichen Lippen nur dann zum Lächeln verzog, wenn die Nachricht irgend eines, da oder dort geſchehenen Unglücks, bis in ſeine tiefe freudenloſe Einſamkeit drang. —

Jahre gingen vorüber, da fing ſein Gebieter, deſſen Namen er nie hatte nennen hören, zu kränkeln an — er wurde immer ſchwächer, ſeine Kräfte ſchwanden immer mehr — demohngeachtet weigerte er ſich hartnäckig ärztliche Hülfe anzunehmen. — Eines Morgens rief er Biörn zu ſich an ſein Lager und ſprach: — „Ich glaube, es iſt Zeit, Dir meinen letzten Willen kund zu thun, den ich, damit die Habſucht der Menſchen Dich nicht betrügt, auch ſchriftlich hinterlaſſe! — Du ſollſt nach meinem Tode mein Erbe ſein; ſollſt die Intereſſen meines in Gothenburg angelegten Kapitals beziehen ſo lange Du lebſt — jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Du Dich niemals, unter keinerlei Vorwand, von hier entfernſt! — dies Gebäude, mit Ausnahme der Zimmer, die Du bewohnſt, in Trümmer verſinken läſſeſt, keinem fremden Menſchen Zutritt zu Dir geſtatteſt, und mir ſo dieſes mein Eigenthum, als treuer Diener auch nach meinem Tode noch bewahrſt. — Gehſt

Du dieſe Bedingung ein, dann werden Deine künftigen Tage in ſorgloſer Ruhe dahin fließen — wo nicht — ſo mußt Du dies Schloß für immer verlaſſen, mußt in die Welt zurückkehren, mit Mangel und Elend kämpfen, Dein Stückchen Brod erbetteln, oder vielleicht dem harten Matroſendienſt auf offenem Meere erliegen, während mein Erbe, kraft meines letzten Willens, dem Nachrichter der Stadt Gothenburg zu Theil wird — jetzt beſinne Dich Biörn Nilſen und dann wähle!" —

Biörn war zu ſehr an ein ſtilles einſames-Leben gewöhnt, er kannte die Welt zu wenig, als daß er bei ſeiner Wahl auch nur einen Augenblick zweifelhaft geblieben wäre — gerne ſchwur er ſeinem Gebieter den verlangten feierlichen Eid, jedwede Bedingung deſſelben treulich zu erfüllen — gerne unterwarf er ſich ſeinen eigenſinnigſten Forderungen — dünkte es ihn doch nirgend ſo ſchön, ſo friedlich, als an dem Orte, den er ſeit ſeinen Kinderjahren bewohnte und den einſt verlaſſen müſſen, für ihn ſo gut als ſterben geweſen wäre. —

Wenige Tage nach dieſer wichtigen Unterredung fand Biörn ſeinen Gebieter todt! — Sein hinterlaſſenes Teſtament wurde von dem Gericht ganz ſo wie er es verlangt hatte, vollzogen — Biörn Nilſen erhielt unter den angeführten Bedingungen ſein Erbe, und lebte nach dem Hinſcheiden ſeines Herrn, ſeit mehr als achtzig Jahren in ungeſtörtem Frieden, in gänzlicher Abgeſchiedenheit von der Welt, die ihn nicht kannte, und würde ſich vollkommen glücklich gefühlt haben, wenn ihn nicht zuweilen die Erinnerung an jene räthſelhaften nur halb vollendeten Worte ſeines ſterbenden Freundes beunruhigt hätten, welche einen Auftrag für ihn enthielten, den er ſich durchaus nicht zu erklären vermochte. — Viel zu beſchränkten Verſtandes, als daß es ihm jemals eingefallen wäre, den Grafen L...... das ihm anvertraute Schreiben Thomas Erichſonns zu ſenden, da er ſelbſt vermöge ſeines Eides das Schloß nicht verlaſſen durfte, bewahrte er es vielmehr heilig, ohne ſich jedoch weiter um ſeine Wichtigkeit oder Unwichtigkeit zu bekümmern — eben ſo wenig gerieth er auf den Gedanken, näher unterſuchen zu wollen, was die kleine eiſerne Pforte, deren Schlüſſel ihm beſonders anvertraut war, in ſich verſchließe — eine ſolche Neugierde wäre in ſeinen Augen ein Verbrechen geweſen — er begab ſich blos von Zeit zu Zeit dahin, um nachzuſehen, ob das gerade auf dieſer Seite immer mehr in Trümmer zerfallende Gebäude die Thüre nicht zu verſchütten drohe — ein Uebel, das er vermöge ſeines Eides nicht abwenden durfte, und dem er doch mit täglich größer werdender Gewißheit entgegen ſah. — Auch an dieſem Abend hatte Biörn in ſeiner gewöhnlichen Abſicht das Pförtchen beſucht, aber glücklicher als er es in ſeinen Jahren noch zu werden hoffen durfte, denjenigen endlich gefunden, deſſen Name ihm ſtets unvergeßlich blieb, dem er das ihm anvertraute Schreiben übergeben, ſeines väterlichen Freundes letzten Wunſch, ſo weit er ihn errieth, erfüllen und nun in Frieden von dieſer Erde ſcheiden konnte.“ —

Oskar glaubte zu träumen, als er die oft unterbrochene, etwas weitläuftige Erzählung des Greiſes vernommen hatte; mechaniſch nahm er das verhängnißvolle

Schreiben aus ſeiner Hand — zitternd vor Erwartung öffnete er es, um ſeinen Innhalt zu erfahren, und nicht ohne viele Mühe gelang es ihm endlich, folgende höchſt wichtige Mittheilung zu entziffern. —

„Da es mir leider während meines Lebens nicht vergönnt ward, dem edeln Grafen Adolf L...... meinem Verſprechen gemäß Nachricht von ſeinem verſchwundenen Bruder zu geben, ſo will ich mindeſtens dieſem Blatt vertrauen, was ihm zu wiſſen von Nutz und Frommen iſt, hoffend der barmherzige Gott werde es dereinſt in ſeine oder der Seinigen Hände gelangen und meine redliche Abſicht in Erfüllung gehen laſſen. — Nachdem Graf Olaf das Stammſchloß ſeiner Ahnen verlaſſen hatte, ſetzten wir unſere Reiſe unter mancherlei Verkleidungen in ununterbrochener Eile fort, bis wir endlich das einſtweilige Ziel derſelben, Gothenburg, erreichten, woſelbſt der Graf die Abfahrt eines Schiffes erwarten zu wollen vorgab, auf dem wir nicht nur unſer Vaterland, das ſchöne Schweden, ſondern ſogar Europa verlaſſen und in einem anderen Welttheil eine neue Heimath ſuchen ſollten. — Es wurde mir nicht ſchwer, eine Gelegenheit zu finden, wie Graf Olaf ſie wünſchte; alles war bereit, die Plätze für uns bedungen, der Mundvorrath beſorgt, der Tag der Abfahrt beſtimmt — da kündigte mir der Graf eines Abends mit gewohnter finſterer Miene an — wir würden unſer liebes Vaterland nicht verlaſſen, wir würden bleiben und nicht allzu fern von Gothenburg ein einſam gelegenes, tief im Walde verſtecktes Jagdſchloß bewohnen, das er gekauft, und in dem er ſein Leben zu enden beſchloſſen habe. — Warum der Graf ſeinen früher gefaßten Vorſatz ſo plötzlich aufgab? was ihn, der einem anderen Welttheile zueilen wollte, mit einem Male in Schweden zurück hielt, konnte ich nie erfahren! — Vielleicht war es ihm nie Ernſt, ſein Vaterland zu verlaſſen — vielleicht wollte er die Nachforſchungen ſeiner Familie nur auf eine falſche Spur leiten, um, während ſie ihn in einem fremden Welttheil ſuchten, faſt unter ihren Augen deſto unentdeckter zu leben — wie dem auch ſey — mir, dem Knechte, geziemt es nicht, des Herrn Thun und Laſſen zu unterſuchen — genug, wir kamen hier in dem von ihm erkauften Jagdſchloß an, woſelbſt wir ſeit einer langen Reihe von Jahren, deren Anzahl meinem Gedächtniß entfallen iſt, in tiefer Verborgenheit hauſen. — Jetzt komme ich zu dem wichtigſten Gegenſtande, oder vielmehr zu der eigentlichen Veranlaſſung dieſes Schreibens, hoffend der liebe Gott werde es einem armen alten Diener verzeihen, wenn er einen Verrath an ſeinem Herrn begeht, weil er in ſeiner Einfalt meint, ein Bruder dürfe dem Anderen aus bloßem Menſchenhaß ſein väterliches Erbe nicht entreißen — weil er gut zu machen denkt, was Jener Grauſames verübte. — Kurze Zeit nach unſerer Ankunft hier im Schloſſe gebot mir Graf Olaf nämlich eines Tages mich mit den nothwendigen Maurerwerkzeugen zu verſehen, weil er deren bedürfe und ihm alsdann zu folgen. — Ich gehorchte! Der Graf führte mich hierauf an eine kleine, auf der linken Seite des Gebäudes gelegene eiſerne Pforte, öffnete ſie, wir ſtiegen etwa fünfzig Stufen hinab, betraten ein enges, viereckigtes Gewölbe und hier, gerade in der Mitte deſſelben, hieß er mich ein tiefes Loch graben, das ich dann von innen förmlich ausmaüern mußte. — Als meine Arbeit, deren Zweck ich nicht begreifen konnte, vollendet war — holte er ſelbſt das mitgebrachte Gold, von dem er nur eine mäßige Summe als Kapital unter fremdem Namen in Gothenburg untergebracht hatte — nebſt den koſtbaren Kleinodien des Hauſes L...... herbei — verſenkte alle dieſe Schätze in das von mir gegrabene Loch und befahl mir hierauf daſſelbe feſt zu vermauern. — Mein Herz blutete, allein ich mußte gehorchen — ja noch mehr — ich mußte ihm einen theuren Eid ſchwören, das Daſeyn dieſes Schatzes, ſo lange ich lebte, mit keinem Laute zu verrathen, ſeinen wahren Namen nie mehr zu nennen, und von dieſem Augenblick an ſo wohl ihn wie mich als gänzlich von der Erde verſchwunden zu betrachten. — Ich habe meinen Schwur treu gehalten, jetzt aber, da mein Ende nicht mehr ferne iſt, da ich die dunkle Pforte ſchon offen ſehe, die mich in das Jenſeits führt — jetzt ſagt mir eine innere Stimme, daß ich meines Eides quitt ſey, daß Graf Olaf mir nach wenig Jahren folgen und mir einſt dort Oben, wo Haß und Rache ſchwinden, danken wird, wenn meine Fürſorge den Seinigen nach ſeinem Tode wieder erſtattet, was er ihnen in unſeliger Verblendung raubte. — So lege ich denn dieſe Zeilen in eines wackeren treuen Jünglings Hand — Gott wird ſie ſchützen, er wird ſie zu rechter Zeit an einen Erben des Hauſes L...... gelangen laſſen, möge dieſer alsdann des unverhofften Glückes ſich erfreuen, möge er des alten treuen Dieners ſegnend gedenken, und ſeinen Namen nicht vergeſſen, wenn er ſein Herz in frommem Dankgebet zu Gott erhebt. —

Der Himmel walte ſchützend über dem edeln Geſchlechte der Grafen L......, ſterbend fleht ihn darum an deſſen treuſter Knecht und Diener — Thomas Erichſonn." —

Oskars Empfindungen, nachdem er dies Schreiben geleſen hatte, vermögen Worte nicht auszudrücken — Staunen, Freude, Wehmuth und Dankbarkeit wechſelten in ſeiner ſtürmiſch bewegten Bruſt! — Was er gedacht, geträumt, geahnet hatte, was gleichwohl längſt nicht mehr im Reiche der Möglichkeit zu liegen ſchien, war auf die wunderbarſte Weiſe in Erfüllung gegangen! er ſah den alten Glanz ſeines Hauſes ſich erneuen, ſah die Sonne des Glückes das uralte Wappenſchild ſeiner Ahnen wieder freundlich beſcheinen — vor allem aber ſchwebte Chriſtinens theures Bild mit ſeligem verklärtem Lächeln an ihm vorüber, und ihm war als müſſe er der holden Lichtgeſtalt laut aufjauchzend zurufen: „Nun biſt Du mein!" —

Am folgenden Tage ließ Oskar in Gegenwart ſeiner Freunde in dem Gewölbe nachgraben; man fand alles ſo, wie es Thomas Erichſonn angegeben — Gold und Schmuck waren unverſehrt — kaum hatte man jedoch den Schatz in Sicherheit gebracht, als in der darauf folgenden Nacht ein furchtbarer Sturm ſich erhob, der gerade dieſen Theil des Gebäudes vollends zertrümmerte und die kleine eiſerne Pforte gänzlich unter den Ruinen verſchüttete. —

Daß Niemand dem glücklichen Finder den Beſitz des Schatzes ſtreitig machte, da die beiden Schreiben des alten Dieners den rechtmäßigen Anſpruch der Grafen L...... unzweifelhaft bewieſen — ſo wie daß Oskar kurze Zeit nach jenem wunderbaren Ereigniß Chriſtinens hoch beglückter Gemahl ward, brauche ich wohl kaum zu erwähnen? — So hatte denn die allwaltende Hand der Vorſehung nach weit mehr als hundert Jahren wieder erſtattet, was finſterer Menſchenhaß und unnatürliche Rache raubten! — Möchte nie ein zweiter Olaf geboren werden, obgleich es auch in unſeren Tagen noch manchen ihm wenigſtens ähnlichen Charakter gibt, der, ſelber freudenlos, die einzige Luſt in dem Zerſtören fremden Glückes findet.“ —

Mit dieſen Worten endigte der Legationsrath von B.... ſeine Erzählung, die uns Alle mit gleicher Theilnahme erfüllt hatte. — Ich fühlte mich ſchmerzlich aus meiner ſeligen Selbſtvergeſſenheit geriſſen, denn mit dem Schluß dieſer Geſchichte war die eilfte Stunde und mit dieſer auch der Moment meines Scheidens heran genaht — ſchon der nächſte Morgen fand mich weit von dem geliebten W... entfernt, nach dem ich ſehnſuchtsvoll zurück blickte, da es mir eine zweite theure Heimath geworden war. —

Jahre ſind ſeit meinem kurzen Aufenthalt in dem herrlichen W... vorübergegangen, allein noch immer ſteht jeder froh durchlebte Tag in freundlicher Erinnerung vor den Augen meines Geiſtes — vor allem ſind mir jene drei, bei der Gräfin H.... verlebten Abende ſtets gegenwärtig geblieben, und da ich neuerdings in Erfahrung gebracht habe, daß ich durch das Wiedererzählen der damals gehörten Begebenheiten keine Indiskretion begehe, weil keine der betheiligten Perſonen mehr hienieden wandelt — ſo habe ich es gewagt, dieſelben der Welt, ſo treu als mein Gedächtniß ſie bewahrte, in vorſtehenden Zeilen mitzutheilen, und hoffe, daß ſie mir dieſes mein Wageſtück gütig verzeihen werde. —

Louiſe Beck.

1.

Mein Liebchen fragte mich: „O, ſprich, ob Du
Genoſſen doch in jeder Nacht,
Als ich Dir fern, des Schlummers ſüße Ruh,
Ob Du nicht trauernd mein gedacht?“ —
Ich ſprach: „Mit ſtiller Luſt gedacht' ich Dein
Des Tags, doch nicht mit naſſem Blick;
Und nächtlich ließ ein Traum mich bei Dir ſeyn,
Rief nur der Schlaf Dein Bild zurück.
Denn nicht wollt' ich nach böſer Menſchen Brauch
Im Glück mich zeigen undankbar, —
Durch Thränen und durch Schlafentbehrung auch
Zu trüben meiner Augen Paar,
Sie, die mich aus der frühern Lebensnacht
Geführt zu Deiner Schönheit Sonnenpracht!“ —

2.

Ich ſprach zur Fackel: „Wahrlich Du und ich
Wir ſind zwei Liebende, denn ſeh' ich Dich
Wie mich nicht wachen von des Abends Stunden

Bis ſich der neue Morgen eingefunden?! —
Doch zwiſchen uns iſt ſtets der Unterſchied,
Daß dem geſchmelznen Karneole gleichend
Man meiner Thränen Ströme rinnen ſieht,
An Bläſſe meine Wangen faſt erreichend:
Indeß die Thränenfluth, die Dir entquillt,
Dem flüſſ'gen Golde iſt ein Ebenbild; —
So wie, wenn ſich der nächſte Tag verkündet,
Dein Feuer, ſchnell erlöſchend, dann verſchwindet,
Das Meine doch, ob Thrän' und Wang' auch blaß,
Heiß glühend fortbrennt ohne Unterlaß!" —

3.

Mein Liebchen lächelte ſo ſchelmiſch fein,
Da öffnete ſich halb ihr Mündchen klein;
Ich ſah der ſchönſten Zähne Perlenreihe
Und in demſelben Augenblick auf's Neue
Bedeckt' ich, von dem Zauber hingeriſſen,
Ihr Lippenpaar mit meinen Liebesküſſen. —
D'rauf ſprach ich zu ihr zärtlich wohlgemuth:
„O Liebchen, welch' ein Wunder, ſage mir,
Ich denk', nur in der ſalz'gen Meeresfluth
Erſpäht das Aug' der Perlen edle Zier:
Jedoch in Deinem ſüßen Munde wohnen
Die Deinen ja, der Perlen ſchönſte Kronen?!"

4.

Mit Thau beperlt, im frühen Sonnenglanz,
Sah ich der Veilchen zarten Blätterkranz
Des jungen Morgens Lüfte in ſich ſaugen.
Da ſprach ich: „Holde Blume, in dem Reich
Der Jungfrau'n iſt wohl keine ſo Dir gleich
Wie meine Irma mit den blauen Augen,
Wenn Thränen, die des Herzens Glück ihr gab,
Von ihren Wimpern träufeln ſtill herab.

5.

Doppelfarbig ſchau' ich oft im Becher hier den ſüßen Wein,
Der Narciſſe dunklem Feuer gleicht er herrlich, wenn er rein,
Doch, gemiſcht mit Waſſer, iſt er Farbenbild der Blüthenkrone,
Wie ſie trägt in meinem Garten ſtets die blaſſe Anemone.
Wenn er rein iſt, dann vergleich' ich, hochentzückt ihn immerdar,
Schöne Fatme nur mit Deinem roſig glüh'nden Wangenpaar,
Doch, gemiſcht mit Waſſer, ſeh' ich meinen Wangen ach, ihn gleichen,
Die vor ſtiller Lieb' und Sehnſucht täglich mehr und mehr erbleichen!

Das Lied.

Ich habe einmal nur geliebt,
Und liebe kaum je wieder.
Das Herz iſt kalt, der Blick getrübt,
Doch fröhlich ſind die Lieder!

Das Lied iſt ja mein Eigen nicht,
Das Lied iſt Himmelsgabe!
D'rum, was in mir der Kummer ſpricht,
Mit mir auch geht zu Grabe. —

Hinaus darf einzig nur die Luſt,
Und nur die Freude tönen;
Das Lied ſoll ja die Menſchenbruſt
Erheitern und verſöhnen! —

F. E. Scherer.

Verdorbener Appetit.

Hatten mich zu Gaſt gebeten,
Meine Liebſte und ihr Mann.
Allen Muth hatt' ich vonnöthen,
Eh' das Eſſen noch begann;

Denn ſie ſprachen von der Liebe,
Er und ſie, und fragten mich:
„Warum ich noch ledig bliebe?"
Wußten eine Braut für mich!

Ach, wie ward mir da ſo eigen, —
Weinerlich ward mir um's Herz!
Und doch durft' ich Keinem zeigen
Meinen ſchlecht verhehlten Schmerz. —

Bald darauf erſchien das Eſſen, —
Und am Ende gab's Konfekt; —
Und beinah' hätt' ich vergeſſen,
Daß kein Biſſen mir geſchmeckt! —

Scherer.

Die Sylveſternacht.

In fei'rlicher Sylveſternacht
Beim Schlag der zwölften Stunde,
Drei Freunde froh beiſammen ſind
Im trauten Jugendbunde.

Sie ſtoßen an, die Becher hoch,
Auf ihre künft'gen Looſe,
Heraus ſie fordernd kecken Muth's
Aus dunklem Zeitenſchooße.

Zeh'n Jahre ſchwanden ſeitdem hin,
Sie trennten längſt die Brüder;
Zu Mannsgeſchick ward Jünglingstraum;
Sylveſternacht kömmt wieder.

In här'nem Kleid der Eine kniet,
In ſtiller Kloſterzelle;
Im glühenden Gebet ſtürmt kühn,
Er an des Jenſeits Schwelle.

Im Feld, im hellen Waffenſchmuck,
Da ſtand der Freunde Zweiter;
Das neue Jahr ruft bald vielleicht,
Zur Schlacht den wackern Streiter.

Ein ſanft anſchmiegend Weibchen hält,
Des Dritten Arm umſchlungen;
Auf eig'nen Heerdes Seligkeit,
Wird fröhlich angeklungen.

Doch betend, kämpfend, koſend, denkt,
Ein Jeder der zwei Andern,
Und weſſen wohl das beſte Loos
In dieſem ird'ſchen Wandern.

G. H. Liebenau.

In ein Exemplar von Lord Byrons Gedichten.

Rings angeſtarrt, auf ſchroffen Schwindelhöhen,
Ein Sänger ſtier hinab die Blicke ſenkt;
Dort an des Abgrunds eiſ'gem Rand, dem jähen,
Pflückt Lorbeern er, mit Herzensblut getränkt.

Hört Stürme durch die Harfe dröhnend gleiten,
Und niederbrauſen, gleich des Sturzbachs Lauf;
Doch wer hört' ächzen ſeines Herzens Saiten?
Natur ſpannt' ſie zu ſanftern Tönen auf.

Weh, in der Schreckensſchlucht iſt er verſchwunden,
Doch mit dem Reis, deß Grün und Blut nie bleicht,
Glänzt, einſam, hoch, die Harfe noch umwunden;
O bliebe ſie für immer unerreicht!

Ihr, welchen ihre Töne niederklingen
In eurer ſtillen Thäler Dämmergrün,
Euch löſe leiſe ſich auf Echo's Schwingen,
Der wilde Klang in mild're Harmonie'n.

G. H. Liebenau.

Die weisse, und die rothe Roſe.

Komm' wieder ich, ſprach ich beim Scheiden zum Liebchen,
Dann blick' ich herauf an dieß Fenſter im Stübchen,
Und ſtehet die rothe Roſe dabei,
So iſt es das Zeichen, Du bliebſt mir ſtets treu.

Doch giebſt Deine Liebe Du hin einem Andern,
Mit ihm durch das wechſelnde Leben zu wandern,
Dann ſtelle die weiße Roſe dazu,
Dann iſt es vorbei mit all' meiner Ruh'.

Ich ſchied und kam wieder, und wollte zum Liebchen,
Und als ich hinaufſah zum Fenſter im Stübchen,
Da ſtand ſie nun ſelber vernichtet und bleich,
Da kannt' ich die weiße Roſe ſogleich.

Heinrich.

An die geweihte Fahne.

Sey uns gegrüßt, Du ſtrahlendes Panier,
Das hier geweiht auf heiligem Altar;
Wir blicken kühn auf Dich, wir folgen Dir!
Und freudig jauchzt Dir nach die Heldenſchaar!

Im Todeskampf für's theu're Vaterland,
Schweb' uns voran durch die Gewitternacht!
Dich haltet feſt des tapfern Führers Hand!
Sey unſer Leitſtern in der heißen Schlacht!

Und weicht die Kraft — die Hoffnung und der Muth,
Entfalte dann, o Fahne, Deinen Glanz!
Sieh'! Alle wird entflammen neue Gluth,
Zum Sieg, zum Tod im wilden Waffentanz!

Philipp v. Körber.

Die Braut von Botany Bay.

Erzählung von Franz Xav. Told.

1.

Die Fregatte Inclination machte ſich eben zum Abſegeln fertig, mit ihr die Transportſchiffe, die nach Botany-Bay abgehen ſollten, um eine neue Lieferung emeritirter Galgen-Kandidaten nach dem Südmeere zu ſpediren. Die Hulks entluden ihre Schätze von Beutelſchneidern und Gaunern aller Art, von Betrügern jeder Gattung, von Falſchſpielern und andern Taſchendieben, von Nachtvögeln und dergleichen Geſindel, und man wartete nur noch auf den Befehl des Kapitains, der das ganze Geſchwader kommandirte, um anderen achtbaren Paſſagieren, die gerne ein Mal Neu-Südwales in ſeiner ſeltenen Naturſchönheit ſehen wollten, das Zeichen zum Einſchiffen zu geben. Beim Farewell, einer Taberne am Quai, zieht ein wildes Brauſen und Lärmen, das ſich mit dem lauten Toſen im Hafen, mit dem Geſchrei der ausladenden Arbeiter, mit den grellen Selbſtgeſprächsausrufungen trunkener Matroſen ſeltſam vermiſcht, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Bahnen wir uns ein Mal durch den Tabaksqualm, der erſtickend aus der geöffneten Thüre dringt, den Weg in das Innere, um das bunte Treiben der Verſammelten zu beobachten. — Wer ſind die ſchlechtgekleideten Burſche, welche die kurzen dampfenden Stummel im Munde, an dem von Alter und Schmutz gebräunten Eichentiſche ſitzen, und der vollen Rumflaſche ſo fleißig zuſprechen, daß ſie bereits zu brennen ſcheinen? Jetzt zieht einer die ſchmucke Aufwärterin, die geſchäftig durch die Menge eilt, zu ſich, und langt, indem er ſie mit der einen Hand in die Wange kneipt, mit der andern in die Taſche. Tauſend — der Burſche hat Gold — pure blanke Guineen wirft er auf den Tiſch vor die Betroffene hin, die, mit einem ſchelmiſchen Knix ihm entſchlüpfend, zu ihrem Gebieter eilt, um ihm die Rechnung für Jene abzufordern. Es ſind eben angekommene Matroſen, man erkennt es aus ihrem unſicheren Gange, der deutlich zeigt, wie ungewohnt ſie den feſten Boden ſind. Maſter Jakſon, der Wirth der Taberne, beeilt ſich nicht ſehr, der Mahnung ſeiner Schenkin Folge zu leiſten, denn er weiß, daß es den grobfäuſtigen Herren noch nicht Ernſt iſt mit dem Zahlen, er ſchreitet vielmehr gemächlich die eine Hand im grünen Hauswamſe, die andere mit einem rieſigen Kruge beſchwert, einer Gruppe von Leuten zu, die ſich ſchweißtriefend in einem Winkel niedergelaſſen. Es ſind Laſtträger von den Schiffen, die ſich für ihre ſauer erworbenen Sechspence-Stücke erholen wollen. Maſter Jakſon iſt eine mitleidige Seele, er läßt ſie nicht lange warten, denn er weiß, daß im Durſte ſie raſch trinken, und dann leicht über den Durſt trinken, was nach ſeiner vielbewährten Erfahrung bald zu einer bedeutenden Zeche hilft. Die Arbeiter ſchauen mit ſehnſüchtigen Blicken nach den Matroſen hin, die mit ihrem Gelde ſo groß thun, beſonders aber hält ſie ein ſchmächtiges Männchen im Auge, das ſich kerzengrade, die Hände in dem langen gelben Taſchenrock verbergen, den Hut tief in den Nacken geſetzt, durch die Tabakwolkenglorie gravitätiſch auf und niederbewegt, und trotz ſeinen grauen Haaren noch recht feurig und pfiffig ins Leben ſieht. Goddam! der Pickelhäring ſieht ſo anzüglich drein, als wären ſeine Augen ein Magnet für das Indiſche Gold — und ich möchte behaupten, daß die Inclination in einer unfreiwilligen Wahlverwandtſchaft mit ihm ſteht. Wir wollen ihm daher aus dem Wege gehen und lieber einen Blick auf jene Seeſoldaten werfen, die, um einen großen Krug mit Branntwein geſchaart, ſich das Herz zur nahen Abreiſe erfriſchen, und von goldenen Bergen träumen, die ſie wohl in ihrem Leben nicht ſehen werden. Manchmal wirft einer von ihnen einen Blick hinaus auf den Hafen, und kehrt dann beruhigt zurück, weil ſeine Stunde noch nicht gekommen iſt: da tönt ein Kanonenſchuß herüber, dann noch einer — und noch einer — jetzt fahren ſie auf und eilen hinaus, um ihren abſegelnden Kameraden ihr Lebewohl nachzuſenden. Maſter Jakſon eilt auch mit hinaus, aber nicht der Abſegelnden wegen, ſondern aus Furcht, daß ihm die Zurückbleibenden mit der Zeche abſegeln werden, wenn er ihnen nicht ſeinen Naſenleuchtthurm als vehiculum invitans et revitans an der Hausthüre aufſtellt. Maſter Jakſon iſt überhaupt ein grundpfiffiger Menſch, der ſeine Augen überall hat; ihm entſchlüpft ſelten etwas, und geſchieht es ja ein Mal, ſo weiß er von andern den Erſatz hereinzubringen; er ſchraubt oder prellt Niemanden, denn er iſt grundehrlich und gewiſſenhaft, aber manchmal ereignet es ſich, daß die Leute, die etwas allzuſehr von ſeiner Gaſtfreundſchaft Gebrauch gemacht, die Zeche doppelt ſehen. Er wäre ein Thor, wenn er ihre Rechnungs-Manipulation vereinfachen, und ſolcher Freigebigkeit Schranken ſetzen wollte. Er läßt ſelten etwas von einem andern für ſich thun, und thut lieber alles für andere, und daher kömmt es, daß alles im Hauſe mit Reſpect von ſeiner Allmächtigkeit und Allwiſſenheit ſpricht; bei all' dieſer Geſchäftigkeit hört man jedoch ſelten ein Wort aus ſeinem Munde, und wie dem Donnergotte gehorcht dem Winke ſeiner Augenbrauen eine Welt.

Doch gehen wir aus dieſer qualmenden Schwitzſtube, aus dem Gewirre und Geſurre von Ab- und Zugehenden, von durſtigen Arbeitern, übermüthigen Bootsleuten, trunkenen Soldaten, prellenden Wandelkrämern und verzagten Gratis-Paſſagieren, nach jenem Salon, deſſen freundlicher, einige Stufen hoher Eingang, gar ſonderbar abſticht von den berauchten und zerkratzten Wänden. Wir treten in ein freundliches Gemach, auf deſſen grünbemalten Wänden die Morgenſonne freundlich ſpielt. Kein erſtickender Dampf drückt im Innern die Lungen der Bewohner, alles iſt ſo freundlich, ſo ſolid, ja elegant eingerichtet, daß man ſich über den ſechs Stufen hohen Contraſt nicht genug wundern kann. Aber auch hier herrſcht laute Freude. Um die dampfende

Punſchbowle ſitzen ſechs lebensluſtige Gentlemens und ſchlürfen mit glühenden Wangen und feurigen Blicken den Göttertrank, den nach dem Sinn jedes ehrlichen Engliſhman, Niemand anderes, als Herr Jupiter in ſeiner roſigſten Laune erfunden haben kann; — wie geſagt, es ſind ſechs junge Leute, die ohne gerade Faſhionables oder Muscadins zu ſeyn, dennoch durch einen gewiſſen Grad von humoriſtiſchem Spleen ſich vor der mittelſtraßigen Welt auszeichnen.

Sie haben ausgelöſchte Cigarren im Munde, Havannacigarren, veritable ſpaniſche Cigarren und daß ſie nicht brennen — c' est nobilité. — Stellen wir uns in einen Winkel oder hören wir ihren Geſprächen zu, ohne daß ſie uns bemerken, ſehen wir, wie viel Gläſer des glühenden Arak ſie trinken, ohne daß ſie uns ſehen, und wir werden Genrebilder finden, gepaart mit Alltäglichkeiten, die beinahe keine Stadt in Europa aufzuweiſen hat, als das prächtige London und ſeine Umgebung, die Reſidenz des Ausgezeichnetſten im Sonderbaren.

Eben dröhnte von der Inclination der erſte Signalſchuß und die Geſchäftigen im Hafen hoben die Köpfe, um die ſtattliche Fregatte zu beſehen, die ſo keck ins Blaue hinausdonnerte.

Auch unſere Freunde hoben die Köpfe und blickten durch das enge Fenſter hinaus auf den ſtattlichen Dreimaſter, der alle Wimpel aufzog, um den noch am Lande Weilenden Eile zu gebieten.

Da erhob ſich Richard Streeton, der Sohn des reichen, ja überreichen Banquiers William Streeton, und ſprach zu den fröhlichen Genoſſen, indem er das nektariſirende Glas hoch erhob, „die Stunde ruft, ich bin Euch jetzt Rechenſchaft ſchuldig, warum ich Euch in dieſe Taberne rief. Ihr habt die Mahnung der Inclination gehört, ich folge ihrem Rufe, und ſcheide von Euch!“

„Was? Du willſt fort aus England!“ riefen die Uebrigen, und ſtellten frappirt ihre Gläſer nieder. „Fort aus England!“ rief Richard. „Ich muß fort, denn mich duldets nicht länger in dem Nebel der Heimath.“

„**Fol!**“ riefen die Andern. „Ich wüßte nicht, wo es beſſer wäre, als in dem freien Britannien.“

„Frei?“ verſetzte Richard. „Ich danke Euch für die Freiheit, in der man nicht einmal nach ſeinem Herzen eine Braut wählen kann; darum fort von England! Ein freies Herz, ein freier Sinn! **Je ne suis pas un esclave des autres volontés**!

„Aber was willſt Du in Botany-Bay? Warum willſt Du an das Spitzbubengeſchick Dein eheliches Schickſal knüpfen?“ fragten die Andern.

„Ich habe meine Grillen!“ verſetzte Richard. „Ihr kennt ja Miß Surry, die Schönheit von Bulghom Street genannt, die reizende Lady mit der Rieſennaſe und mit dem ſchlanken Wuchſe, daß ein Pygmäe ſie embraſſiren könnte. Sie iſt zänkiſch, wie ein Meerkätzchen, und dabei lüſtern, wie ein kleiner Rabe von Neufoundland. Ihre Freundinnen fürchten ſie, wie eine giftige Neſſel; denn ſie brennt jeden, der mit ihr zuſammenkömmt — ſie weiß alle Begebenheiten des Tages von London, kennt jeden Menſchen von Buckingham bis Yorkſhire, und weiß jedem etwas Uebles, aber Niemanden etwas Gutes nachzuſagen; kein Menſch darf ihr nachrühmen, daß ſie einen ſchiefen Blick hat, aber alle Leute wiſſen, daß ſie alles ſchief ſieht. Sie iſt reich, jeder Gaſſenjunge weiß das, aber eben deßhalb weiß jeder Gaſſenjunge, daß ſie keinem Menſchen was Gutes gönnt. Und dieſes Muſterbild edler Weiblichkeit ſoll ich heirathen? Meine Freunde, alle Damen von London ſagen, ich ſey ein ſchmucker Gentleman, ich ſey ein véritable Parisien, und Miß Surry, das Hexlein von Bulghem Street, ſoll meine Gattin werden? Que je ne suis pas en gentilhomme, wenn ich ſo nachgiebig bin, meine freie Hand auf ſolche Weiſe zu vergeben!"

„Und was willſt Du thun?" fragten die Andern. „Unter den Deportirten wirſt Du doch keine Braut ſuchen wollen?"

„Warum nicht?" entgegnete Richard. „Ich müßte kein Britte ſeyn, und nicht in Frankreich die Hälfte meines Lebens zugebracht haben, wenn ich nicht das Zutrauen zu der Menſchheit meines Vaterlandes hätte, daß es unter Spitzbuben ehrliche Leute gibt. Meinem Vater zum Trotze, der mich der ſchönen Miß und ihrem glänzenden Mammen verbinden will, um Gold- und Ahnenreicher zu werden, will ich nach Neu-Süd-Wales, um das Unmögliche möglich zu machen, und mir von dort eine Braut zu holen."

„Wenn auch die Inclination nicht ſcheitert, Du ſcheiterſt gewiß mit Deinem Plane," erwiederten die Andern. „Deine Idee iſt gewagt, und wir wollen wetten, daß Du Dich vergebens dem Schuftentransporte anvertrauſt."

„Immerhin! ſo bleib' ich ein Hageſtolz und gehe herum im Lande, wie ein Rundkopf,“ verſetzte Richard. „Aber ich will wetten mit Euch um hundert Guineen, in drei Jahren, an dem heutigen Tage, begehe ich mit Euch mein Hochzeitsfeſt in Farewell mit einer Dame aus Neu-Süd-Wales!“

„Hundert Guineen?“ riefen die Andern. „Wir legen ſie — in drei Jahren ſind ſie zahlbar, wenn Du uns keine Schöne aus Süd-Wales bringſt, etwaige Stürme ausgenommen!“

„Auf alle Fälle!“ rief Richard. „Mein Vater wird ſtaunen über meine Reſolution, und die Megäre von Bulghom-Street wird das Gallenfieber bekommen, wenn ſich nicht indeß ein armes Lordchen ihrer erbarmt. Darum Farewell, in drei Jahren ſehen wir uns wieder, wenn anders das Meer bei ſo guter Laune iſt, wie wir jetzt.“

„Das wird eine Spitzbubenhochzeit! Aber dennoch ſollſt Du leben!“ riefen die Andern, und die vollen Gläſer klangen in fröhlichem Toaſte. Maſter Jakſon trat aber beſcheiden näher und nahm die goldenen Füchſe in Empfang, die Richard Streeton freigebig auf den Tiſch zählte. Von der Inclination rief zum zweiten Male der Donner der Kanonen, und in wenig Augenblicken ſchoß pfeilſchnell mit dem verzweifelten Heirathswerber das Boot der Fregatte über die ruhende Fläche des Hafens hin.

2.

Unter allen Nationen der Erde hat es wohl keine durch Spekulationen weiter gebracht, als die Brittiſche. Sie hat ſich auf eine Höhe hinaufſpekulirt, von der ſie füglich mit mehr Stolz, als unſere Metaphyſiker, auf alles tiefer Liegende, herabſehen darf. Was dieſen Spekulationen am meiſten zur Ehre gereicht, iſt, daß alle, die meiſten wenigſtens, eine menſchenfreundliche Tendenz im Auge haben, oder im Auge zu haben ſcheinen. Und geſetzt, daß das Gute auch willenlos erzielt würde, ſo iſt es immer viel, daß eine Nation ſo glücklich inſpirirt wird, und das Gute, auch ohne es erzielt zu haben, erreicht.

England hat es wahrſcheinlich nicht vorausgeſehen, zu welchem Glanze ſich Neu-Süd-Wales bisher erhob und noch erheben kann. Von einem augenblicklichen Bedürfniſſe getrieben, bevölkerte es dieſes ſonderbare Land, und hatte wohl nur einen nicht viel weiter ſehenden Nutzen im Auge, als ſich einer Anzahl induſtrieller Menſchen zu entledigen, ſolcher nämlich, die für den Galgen noch zu gut, jedoch zu ſchlecht waren, um in der Heimath zu curſiren. Es erfand die der Todesſtrafe faſt gleich gehaltene Strafe der Deportation, und gab die von den Aſſiſen dazu Verurtheilten nach den amerikaniſchen Kolonien ab. Dort mochten ſie wohl nicht recht gedeihen, das beweiſt der ſonderbare Einfall eines Staatsmannes, deſſen Name mir nicht beifällt. Er machte nämlich für einen neuen Transport deportirter Verbrecher dem Parlament ein Gegengeſchenk von einer Lieferung Klapperſchlangen, mit der Bitte: dieſe lieben Thierchen in England, ſo wie er die englichen Verbrecher in Amerika anſiedeln zu laſſen.

Nach dem Verluſte der amerikaniſchen Kolonien war England in Verlegenheit, wo es ſeine Auswürflinge unterbringen könne? Neuhollands öſtliche Küſte ſollte nach den Beſchreibungen Kooks, das Eldorado der Beutelſchneider und anderer Spitzbuben werden, mit denen London im Ueberfluſſe verſehen iſt. Dieſer glückliche Gedanke reuſſirte. Was in der Heimath eine drückende Laſt war, wurde in Auſtralien der Same zu einer der blühendſten Kolonien Englands. Kapitain Philipp führte am 13. Mai 1787 mit ſeiner Fregatte Sirius den erſten Transport von 10 Schiffen nach Neuholland, wo ſie am 15. Jänner 1788 im Port Jakſon landeten. Im Namen des Königs von England nahmen ſie ſogleich von dem ganzen Lande Beſitz und tauften es Neu-Süd-Wales. Man legte alsbald die Stadt Sidney an, und begann den rauhen noch uncultivirten Boden nach europäiſchem Sinn zu veredeln. Es war freilich keine leichte Aufgabe, aus Menſchen, die nie an eine Arbeit gedacht, Ackersleute zu machen, allein zwei Umſtände kamen dem Unternehmen zu Hilfe. Zwei äußerſt brave Gouverneure, Philipp und Hunter ſtanden an der Spitze, und wo ihre Kraft und Umſicht nicht auslangte, da half das Univerſal-Beſſerungsmittel, die Mutter aller Erfindungen, der Sporn zu allem Fleiße, die allmächtige Noth.

Zwar ging Alles trotz dem nicht ſo leicht, wie es ſich jetzt ſchreiben läßt; viele Verbrecher zeigten ſich ſtörriſch und unverbeſſerlich, kleine Aufſtände fielen vor, und die Arbeit behagte den Anfängern um ſo weniger, je ungewohnter und ſchwerer ſie im Anfange war, und je entfernter die Früchte derſelben noch lagen. Die Küſte, die den erſten Aufenthalt gab, bis man ſpäter im Innern beſſeres Land entdeckte, war rauh und unfruchtbar, mit der größten Mühe mußte der Boden, der noch keine menſchliche Hand empfunden hatte, umgerodet werden, ehe man ihn beſäen konnte, und zum Unglücke, freilich nur für den Augenblick um ſo mehr empfindlich, verlief ſich das wenige mitgebrachte Hornvieh durch die Nachläſſigkeit der Deportirten in die Wälder; ich ſage zum Unglück in den augenblicklichen Folgen, aber zum Segen für die Zukunft; denn nach ſieben Jahren fand man eine Heerde trefflicher Ochſen, die ſich in den Forſten in unglaublicher Anzahl vermehrt hatten. Mit der Zeit lernt man Alles, beſonders wenn die Noth nachhilft. So lernten auch endlich engliſche Diebe und Beutelſchneider arbeiten, da ſie nachgerade nichts Schlechteres zu thun fanden; endlich wird aber auch die Ehrlichkeit zur Gewohnheit, und die Auswürflinge Londons, der Abſcheu der Heimath, verwandelten ſich, je mehr eine geregelte, an wenig Bedürfniſſe gebundene Lebensweiſe, die mit der wachſenden Blüthe der Kolonie immer leichter zu führen war, ſie ſelbſt zur Ordnung brachte, in ganz achtbare Bürger. So war ſchon im Jahre 1790 die Kolonie feſt begründet, Nahrungsmittel waren im Ueberfluſſe vorhanden, und allmälig begannen die Eingewanderten durch Tauſchhandel mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten. Im Jahre 1800, alſo ſchon nach zwölf Jahren, zählte die Anſiedlung 6000 Einwohner, und mit jedem Jahre nahm ſie an Blüthe und Wohlſtand zu, die

Länder umher waren erforſcht, und zum Theil urbar gemacht, immer neue Kolonien wurden angelegt, und auf ſo vorgreifend ſchnelle Weiſe ein Staat gegründet, dem die Zukunft vielleicht noch Bedeutenheit geben wird. England empfand gar bald die Vortheile, die das gelungene Projekt verſchaffte. Einmal koſtete die Erhaltung der gefangenen Verbrecher dem Staate bei weitem weniger, denn mit der Ueberfahrt nach Botany=Bay war die Sache ſo ziemlich auf einmal und mithin weit kürzer abgethan, als durch das lange Aufbewahren in Gefängniſſen und Strafſchiffen, dann wurden, geſetzt auch, daß ſich nur der zehnte Theil der deportirten Verbrecher beſſerte, die übrigen Unverbeſſerlichen wenigſtens dadurch für das Allgemeine nützlich gemacht, daß ſie ein ſo herrliches Land wie Neu=Süd=Wales für friedliche, arbeitſame Bürger bebauten.

Mit dem ſtets wachſenden Wohlſtande wurden auch freie Koloniſten angelockt, die durch bedeutende Kapitalien den Schritt beſchleunigten, welchen die Kolonie zum Wohlſtande machte.

Der Raum fing allmälig an, enge zu werden, und der Gouverneur Maquarie verſuchte endlich im Jahre **1814** die blauen Berge zu überſteigen.

Seither werden nach allen Seiten hin Entdeckungsreiſen unternommen, die blühende Kolonie, wie klein und niedrig ſie begann, gleich dem einſt weltbeherrſchenden Rom, ſteht bereits mit allen cultivirten Ländern in Handelsverbindung, und der Verbrecher=Staat wetteifert ſchon mit dem Mutterlande an Cultur und Civiliſation.

Er bildet ein zweites Albion auf der ſüdlichen Hälfte der Erde.

Alljährlich ſendet noch England eine bedeutende Anzahl zur Deportirung verurtheilter Verbrecher dahin ab, die jetzt, nachdem der Anbau des Landes in ſo ſchöner Blüthe iſt, ein bei weitem beſſeres Loos zu erwarten haben. Mancher von ihnen, den Arbeit und ein geregeltes Leben gebeſſert, gelangt in der Folge zu einem bedeutenden Wohlſtande, in dem es dann leicht wird, ehrlich zu bleiben, und viele, die nur mit Entſetzen den Abſchied von der heimathlichen Erde ertrugen, ſehnten ſich gar nicht mehr nach England zurück, wenn entweder ihre Strafzeit beendet war, oder ſie wegen guter Aufführung vor Ablauf derſelben begnadigt wurden. Sie genießen dann, wenn ſie den Aufenthalt in Neu-Süd-Wales der Rückkehr nach England vorziehen, alle Vortheile freier Koloniſten, und erhalten wie dieſe eine beliebige Anzahl von Verbrechern zugetheilt, die gegen Unterhalt für ſie arbeiten müſſen. —

Auf der Inclination und den ſie begleitenden Transportſchiffen gab es die verſchiedenartigſten Scenen. Flinke Geſchäftigkeit herrſchte überall, und dabei doch die ſtrengſte, faſt maſchinenmäßige Ordnung. An allen Maſten und Raen hingen Matroſen; die älteren freuten ſich, wieder einmal von dem einförmigen Feſtlande wegzukommen, auf das die jüngeren, welche zum erſten Male hinausſteuerten in das Weltmeer, mit einem faſt bänglichen Abſchiedsblicke zurückſahen. Die Schiffsſoldaten paradirten in Reihe und Glied und hörten die Ermahnungen ihrer Officiere und die Vorſchriften des unerbittlich ſtrengen See-Reglements, während der Steuermann noch einmal ſeine Kajüte ordnete, der Bootsmann nachſehend jeden Winkel durchſuchte und die übrige freie Equipage der hölzernen Waſſerroſſe mit ihrem Gepäcke ſich beſchäftigte.

Kapitain Blooſe aber ſtand mit Humphri Herald, dem Schiffsarzte, auf dem Quarterdeck unter den Deportirten, um ſie noch einmal zu muſtern. Ihnen hatte ſich, als ein Freund des Kapitains, Richard Streeton zugeſellt, der mit einer ſonderbaren Miſchung von ſarkaſtiſchem Lächeln und Wehmuth, den Wechſel des Affects in den Zügen der vorgerufenen Verbrecher beobachtete. Die pfiffige verſchlagene Miene des Einen, der Ausdruck hinterliſtiger Dummheit auf dem Geſichte des Andern, hier Verzweiflung, dort Trotz, Wehmuth bei dem einen, ſtumpfſinnige Gleichgültigkeit bei dem andern, das alles gewährte im mannigfaltigſten Kontraſte zwar kein erfreuliches, aber ein deſto intereſſanteres Bild.

„Sidy Stremp!“ ſchreit jetzt der heiſere Schiffsſchreiber, die Liſte der weiblichen, für die Inclination beſtimmten Deportirten herableſend. Eine alte Megäre trat aus der Kajüte, und ſtellte ſich mit faſt beleidigender Frechheit vor den Kapitain. Humphri Herald prüfte mit einem flüchtigen Blicke das Weib, nannte dann die Zelle, in die man ſie bringen ſolle, und winkte dem Schreiber, weiter fortzufahren.

„Emmy Fleet!“ rief dieſer, und faſt unwillkührlich wendete ſich Richard nach der Thüre der Kajüte, aus der jetzt ein junges Mädchen mit ſichtbarer Verlegenheit und unſicherem Schritte hervorſtieg, die doppelten Ketten verſchämt mit ihrem Tuche zu verbergen ſuchte, und mit niedergeſchlagenen Augen ſich vor den Kapitain ſtellte.

Richard fühlte tiefes Bedauern für die arme Kleine und wäre es in ſeiner Macht geſtanden, er hätte gerne bei dem Kapitain für die Zaghafte geſprochen. Allein er war nur Paſſagier und hatte in Sachen des Dienſtes keine Stimme; geſpannt harrte er daher dem Ausſpruche Maſter Humphri Heralds entgegen, der die ſchöne Verurtheilte lange muſterte und endlich zu Sir Blooſe ſich wandte: „Schwächlich!“ ſprach er in kunſtgemäßer Räthſelhaftigkeit — „bedarf ſorgfältige Pflege, deßhalb nach der bequemſten Zelle.“

„Ihr ſeid ein Schelm, Maſter!“ entgegnete Blooſe lächelnd. „Ich glaube, die alte Hexe hätte Pflege nothwendiger, als das junge Mädchen.“

„Ihr ſcherzt, Kapitain?“ warf Humphri ein, „denkt an den Mangel an Mädchen in Neu-Süd-Wales.“

„Und an den Mangel an Zerſtreuung während der Fahrt“ verſetzte Blooſe und klopfte den berechnenden Aesculap auf die Schulter.“ Ich bin mit allem zufrieden, denn ihr ſeid Quartiermeiſter.“

Emmy hatte aus dem Geſpräche der beiden ganz richtig errathen, daß man ihr wohlwolle und hob jetzt das große feurige Auge bittend zu Richard empor, der ſeit ihrem Erſcheinen keinen Blick mehr von ihr verwendet hatte, und zu der anziehenden Verirrten ſich ſonderbar hingezogen fühlte.

War Miß Emmy eben keine Schönheit der ausgezeichneten Art, ſo mußte ſie dem jungen Manne in ſolcher Umgebung um deſto anziehender erſcheinen. Sie war jung, hatte eine angenehme Geſichtsbildung, in der ſich keine Verſtecktheit ausſprach, und Richard brannte vor Begierde, die Urſache ihrer Verurtheilung zu vernehmen.

Der Schiffſchreiber las indeß weiter, Maſter Humphri Herald ſetzte ſeine Muſterung fort, die Entlaſſenen bezogen die ihnen angewieſenen Zellen; Richard nahm aber an dem Allen keinen Antheil mehr — wie ein Träumender ſtand er, und blickte hinüber nach der Stadt, und ſeine ganze joviale Laune, die, vom glühenden Punſch und Farewell noch mehr angefeuert, faſt in Tollheiten überſprudelte, war dahin.

„Zu Emmy Fleet!“ rief Blooſe jetzt, als die letzte der Verurtheilten, Nina Gliwton, aus der Fallthüre trat.

„Jetzt ſeid Ihr der Schelm, Herr Kapitain!“ ſprach Humphri und hing mit beifälligem Lächeln an dem Mädchen, das zwar verlegen und erröthend, doch mit gefälligem Anſtande vor die Muſternden trat, und Sir Blooſe mit ihren dunkeln, brennenden Augen ſo bittlich anſah, daß dieſer ordentlich in Verwirrung gerieth.

„Ich antworte Euch, wie Ihr mir, Maſter!“ entgegnete Blooſe dem Verſchmitzten, der gefällig dem Gebieter die ſchöne Dirne zu der Genoſſin ſeiner protegirten Emmy machte.

Mit der beendigten Muſterung war auch der Augenblick zur Abfahrt gekommen. Der Kapitain ſprach noch einige Worte zu der ihn jetzt umgebenden Mannſchaft, die Matroſen und Seeſoldaten ſalutirten unter dem fröhlichen Hurrah und in wenigen Minuten blies der friſche Nordweſt in die ausgeſpannten Segel.

Ich könnte jetzt meinen verehrten Leſern die Schönheiten einer Seereiſe ſo angenehm ſchildern, daß ſie durch vierzehn Tage von nichts anderm träumen ſollten, als von einer Fahrt nach Botany-Bay auf meiner Inclination, allein ich begnüge mich, eine kleine Skizze unſerer vorzüglichſten Reiſenden zu liefern.

Kapitain Blooſe war ein Mann wie es wenige gibt, die an der Spitze Vieler ſtehen, deßhalb hatten ihn auch die Vielen, die unter ihm ſtanden, alle herzlich lieb, und das will bei Weitem mehr ſagen, als wenn ſie ihn bloß gefürchtet und geachtet hätten. Er war ſtrenge, bis zur Unerbittlichkeit, wo es die Pflicht eines ehrlichen kühnen Seemannes im Dienſt ſeiner Nation galt. Unter Nelſon gebildet, hatte er alle Vorzüge und Tugenden dieſes Seehelden abgelauſcht und ſich nach Maſter Humphri's loberhebendem Ausdrucke total nelſoniſirt.

Seine Mannſchaft, ſo wie ſeine Officiere gehorchten einem Winke ſeiner Augen, und gehorchten ihm gerne, denn er war ein Virtuoſe in der ſonſt bei Befehlshabern ſo ſeltenen Kunſt, den Gehorſam leicht und ſogar angenehm zu machen, wenn er auch gegen die Neigung des Gehorchenden ſtritt. Allein Kapitän Blooſe hatte, wie die meiſten und doch ſehr wenige Menſchen, zweierlei Naturen, eine Converſations- und eine Amtsnatur. Erſchien er unter ſeinen Untergebenen als Gebieter, dann war er ein ganz anderer, als wenn er an ſeiner Tafel in der Admirals-Cajüte mit ſeinen Officieren ſpeiſte, und dennoch verſtand er es, den ernſten Umgang im

Dienſte den Forderungen des geſelligen Lebens, nämlich jenes Lebens anzupaſſen, das uns die Ueberzeugung aufdringt, daß keiner dem andern geradezu entbehrlich iſt.

Richard Streeton, deſſen joviale, engliſch franzöſirte Laune wir bereits kennen, war ſein Freund und für ihn ein Reiſegefährte, wie er ihn nur immer wünſchen konnte. Wenn im geſelligen Umgange mit ſeinen Officieren ſein Rang immer eine feſte Schranke, eine Grenze bleiben mußte, welche die freie Haltung in einem, wenn auch noch ſo geringen Grade ſtörte, ſo konnte er mit Richard, der in jeder Beziehung als freier Engländer ihm mit den Rechten der Gleichheit gegenüber ſtand, ſich ungezwungen und ungebunden unterhalten.

Maſter Humphri Herald endlich bildete das dritte Blatt in dem dominirenden Trifolium der Inclination. Sein Rang als Schiffsarzt ſtellte ihn, nach ſeinem Wirkungskreiſe genommen, dem Kapitain gegenüber, und ſeine Bildung, ſeine wirklich gediegenen Kenntniſſe, dabei ſeine Liebe zur Pflicht ſeines Amtes, machten ihn ganz würdig, dieſe Stellung zu behaupten. Bleoſe achtete ihn in jeder Beziehung und brachte ihn auch als Geſellſchafter ſeiner Perſon näher, da ſeine unerſchöpfliche, manchmal ſarkaſtiſche Laune das lebensluſtige Gemüth des Kapitains gewonnen hatte. Er hatte tiefe gründliche Einſichten in ſeine Wiſſenſchaft, die er niemals handwerksmäßig ausübte, ſeine ihm angeborene Bonhomie hätte das gar nicht zugelaſſen. In ihm vereinigten ſich zwei Dinge, die ſich ſo ſelten beiſammen finden, tiefe gründliche Kenntniſſe und Leichtigkeit in der Converſation. Er war ganz das Seitenſtück zu Kapitain Bleoſe und Mr. Richard Streeton bildete zwiſchen Beiden die aurea mediocritas.

Bei drei ſo jovialen Charakteren, war es wohl nicht anders zu erwarten, als daß ſie ſich gerne ſuchten und fanden, und daß die Fahrt nach Neu-Süd-Wales ſo angenehm war, wie Kapitain Bloofe ſie noch nie gefunden hatte.

Oft ſaß das Kleeblatt an ſchönen Abenden auf dem Kaſtell der Inclination und blickte hinaus in das einförmige Rund, das des Meeres unabſehbare Fläche mit dem Gewölbe des Himmels bildete. Miß Emmy Fleet und Nina Gliwton, für die ſich alle drei intereſſirten, durften dann gewöhnlich unter dem Vorwande der Bedienung Theil an ihrer Unterhaltung nehmen.

Miß Emmy Fleet war eine junge Actrice, die weniger aus Liebe zur Kunſt, als aus Liebe zu einem Mitgliede derſelben, dieſen Beruf gewählt hatte. Als ein argloſes Mädchen, verwaiſt, ohne rathenden Freund und kümmerlich von Handarbeit lebend, hatte ſie in dem Director einer ambulanten Bühne den Pol gefunden, von dem ihre Wünſche, mit ihnen das Geſchick ihrer Zukunft angezogen und fixirt wurden. Allein dieſer Principal, der von dem Straßenpublikum ſo gerne geſehene Paul Pry, hatte die Verheißungen alle nicht erfüllt, die er in ſüßem Wahne ſeiner aus den Couliſſen ſtudirten Liebe der Verdachtloſen gemacht hatte. Emmy hatte gar bald eingeſehen, daß ſie die Betrogene war, und feſt ſtand ihr Entſchluß, ſich an dem Betrüger zu rächen. Gedacht, gethan; — zum Entſetzen vermißte eines Morgens der argwohnloſe Director ſeinen Duncan, den König der

Goldinſeln, eine indianiſche Prinzeſſin und vier Hofherren aus dem Gefolge der Königin, ſämmtliche Kleinodien ſeiner Garderobe, ein paar Ehrendamen waren nur zur Hälfte vorhanden; und zwei Türken, koſtbare Exemplare des Islamismus, hatten nebſt dem Mohren von Venedig mit Zurücklaſſung ihrer Bärte, Reißaus genommen; nebſt allen dieſen fehlte die Taſchenausgabe eines Waſſerfalles, den er zur Vorſtellung für den Abend dringlich bedurfte, und ſeine Verzweiflung war grenzenlos. Raſch zählte er die Häupter ſeiner Lieben, Emmy fehlte, und wie ein Raſender war er fortgeeilt, der Flüchtigen Spur verfolgend; bald hatte er ſie in dem Laden eines ehrlichen Hebräers aufgefunden, der ſich mit ihr eben um den Preis der halben Ehrendamen ſtritt. Sie erblicken, auf ſie losſtürzen, einen Dolch aus dem Gürtel ziehen, war Sache eines Augenblicks und der raſende Impreſſary hätte ſie unter dem Ausrufe: „Alſo vergiltſt Du meine Liebe?“ ſicher niedergeſtochen, wenn ſich ſein hölzernes Dolchſurrogat nur zu ſolcher Rache qualificirt hätte. Die Aſſiſen hatten aber mit ſtrenger Wortpünktlichkeit die ganze aus dem Stegreif geſpielte Scene mit andern Augen angeſehen, und die Heldin derſelben auf 5 Jahre nach Botany-Bay verurtheilt.

Richard intereſſirte ſich doppelt für ſie, als er vernahm, daß ſie nicht zur Klaſſe der Verworfenen gehöre und Maſter Humphri Heralds zärtliche Sorgfalt wuchs mit jedem Tage, beſonders als er beobachtete, daß ſich das friſche Roth ihrer Wangen allmälig verlor.

Es gab keine Büchſe in ſeiner ganzen Schiffsapotheke, deren Inhalt er nicht zu irgend einem Heiltranke für die Kränkelnde verwendet, und wo er nur mit ihr zuſammentraf, da drang er mit Fragen in die Arme, um der Quelle ihres Uebels auf die Spur zu kommen. Richard theilte ſeine Beſorgniß, und von ihr getrieben, begleitete er eines Morgens den Bekümmerten, der eine mächtige Arzneiflaſche in ſeinem Rocke trug, in die Zelle, welche Emmy mit Nina Oliwton bewohnte. — Da ſaß die welkende Lilie vor einem Taſchenſpiegel, eben bemüht, die letzten Atome von Rouge aus ihrer geleerten Schminkbüchſe auf die Wangen zu zaubern, verzweiflungsvoll, daß trotz ihrer Oekonomie, das koſtbare Pulver nicht mehr reichen wollte, die linke Wange der rechten gleich zu machen. Sie ſah aus, wie ein Januskopf, und Richard konnte kaum das gewaltig hervorbrechende Lachen erſticken, als Humphri, dem gerade die blaſſe Seite zu Geſichte ſtand, ihm mit den Worten: „da ſehen Sie, daß es Gemüthsleiden ſind, die ſie krank machen," die Hand drückte, und nach ſeiner Flaſche greifend, geräuſchlos zu Emmy trat.

Sir Blooſe, der Kapitain, beſchäftigt ſich indeß mit Nina Oliwton, die faſt gleiches Schickſal mit Emmy gehabt, und aus Liebe zu ihrem vor Jahresfriſt deportirten Anbeter, ſich den Aſſiſen in die Hände geſpielt hatte.

Die Fahrt verfloß recht angenehm, und früher als Kapitain Blooſe es wünſchte, flog aus dem Hafen von Rio Janeiro, wo man neue Proviſion eingeholt, das Geſchwader mit der Inclination dem beſtimmten Ziele zu.

Eines Abends ſaßen die Freunde mit Emmy und Nina in der Cajüte und Humphri war eben begriffen, mit den herrlichſten Schilderungen von Neu-Süd-Wales die Zaghaftigkeit der beiden Mädchen zu verſcheuchen.

„Ich habe mir Botany-Bay immer als ein düſteres Gefängniß vorgeſtellt, weil man es zu einem Verbannungsorte gewählt hat," erwiederte Emmy. „Ach, ich kenne die Verbannungsorte ſchon aus zwanzig rührenden Dramen, in denen ich vor dem Publikum Londons mitzuwirken die Ehre hatte."

„Da habt Ihr nur die Avers-Seite im Auge gehabt, wo jede Illuſion ihre natürliche Grenze findet," verſetzte Blooſe launig. „Ich ſage Euch, Eure gemalten Paradieſe ſind gar nichts gegen Neuholland."

„Gerade wie Rouge gegen natürliches Roth," fiel Humphri ſpitzig ein, daß der blaſſen Emmy alles Blut in die Wangen ſchoß.

„Richtig, Herr Doctor!" entgegnete Blooſe, ſich mit Lächeln an die Uebereilung mit dem Schminkbüchſenübel erinnernd. „Sidney liegt in einer ganz andern Welt; Neuholland iſt ſo zu ſagen das Umgekehrte von Europa; der Nordwind iſt dort heiß, der Südwind kalt, und die Neuholländer eſſen die erſten Kirſchen auf ihren Bäumen, wenn unſere Jugend den Eislauf beginnt. Man baut dort die Hütten aus Cedern, umfängt die Felder mit Zäunen aus Mahagony und heizt mit Myrthen, wie wir mit Steinkohlen. Das Land hat Ueberfluß an Allem, denn was unſere Koloniſten dahin verſetzt, das wuchert tauſendfältig in dem vortrefflichen Boden; Ihr werdet Euch bald ſelbſt davon überzeugen" — fuhr er fort, indem er einen bedeutenden Blick auf Richard warf, — „und Miß Emmy wird nicht klagen können über ihre Aufnahme, beſonders, da ebenfalls zum Gegenſatze von Europa, das ſchöne Geſchlecht auf Neu-Süd-Wales, ein mehr geſuchter als verſuchter Artikel iſt.“

Emmy war eben im Begriffe zu erröthen, da rief es draußen vom Hauptmaſte herab: „Land! Land!“ und in freudiger Ueberraſchung flogen Alle von den Sitzen auf, während ein leiſes nur Richards theilnehmenden Blicken ſichtbares Zittern, das ängſtliche Mädchen lähmte.

Fern gegen Nordweſt ſchwebte ein roſiger Nebel über dem Meere, in dem ein ſchärferes Auge die Umriſſe von Bergen erkannte. Lauter Jubel der Matroſen begrüßte die ferne Küſte, während ſeufzend ſo mancher der Gefangenen durch die engen Lucken ſeines Gemaches auf die neue Heimath, ferne dem verlorenen Vaterlande, blickte, bis die Dämmerung ſich niederſenkte auf die ſchimmernden Wogen.

3.

Ferner Kanonendonner begrüßte am andern Morgen das heranſegelnde Geſchwader. Im Glanze der Sonne breiteten ſich die blendenden Sandfelſen der Küſte aus, und bildeten eine weiße Grenzlinie, die das blaue Meer, das brandend an ihre Wände ſchlug, von dem üppig blühenden Lande ſchied.

Die jugendliche Stadt Sidney ſtand gleich einem koſtbaren Juwel in dem wechſelnden Grün der Matten und Gebüſche, aus denen hie und da ein Landhaus hervorragte, und die Grenze der reizenden Landſchaft bildete endlich ein himmelanſteigendes Gebirge, das mit den Gipfeln in die lichten Morgenwolken ragte.

Verwundert ſtaunten die Deportirten das ſchöne Land an, das ſie jetzt betreten ſollten, die Meiſten hatten Neu-Süd-Wales für eine wüſte Inſel gehalten, von nackten Felſen, eingehüllt in trübe feuchte Nebelmaſſen unter einem rauhen Himmel. Andere hatten ſtatt des freundlichen Sidney mit ſeinen blühenden Gärten und der reizenden Umgebung ein düſteres Kaſtell, von unüberſteiglichen Mauern eingeengt, zu finden gefürchtet und die Freude war jetzt unter allen um ſo größer, als jeder ſeine Hoffnungen übertroffen, ſeine Furcht aber unerfüllt ſah.

Nur Emmy Fleet ſeufzte noch immer, und ihr dunkles Auge umflorte ſich mit tiefer Wehmuth, während Nina ganz Seligkeit ſchien, und nur an ihren geliebten Henri dachte, der nicht wenig ſtaunen ſollte, wenn er den Beweis ihrer Raum und Grenzen überſchreitenden Liebe in ihrer Ankunft erfahren würde.

Die zaghafte Emmy hatte indeß Richard aufgeſucht, dem ſie das Bangen ihres Herzens mittheilen wollte.

„Sie bleiben doch in Sidney?“ fragte ſie den theilnehmenden jungen Mann, der ſinnend auf das Geländer ſich ſtützend, nach der immer näher rückenden Küſte hinausſtarrte. „Sie gehen doch wenigſtens nicht gleich in den erſten Wochen in das Innere des Landes?“ fuhr ſie fort, und ergriff die Hand des Gedankenvollen, der ihre erſte Frage überhört zu haben ſchien.

„Ganz gewiß nicht!“ erwiederte Richard jetzt, und ſah mitleidig der Geängſtigten in die feuchten Augen.

„Ich wäre in der tödtlichſten Verlegenheit, wenn Sie mich verließen, gnädiger Herr!“ ſetzte dieſe fort. „Mein Schickſal wäre unerträglich, denn ich fühle mich ſo ganz verlaſſen, hilflos und elend.“

„Beruhige Dich, liebes Kind!“ tröſtete Richard, dem Emmy's Schmerz tief zu Herzen ging. „Ich werde Dich nicht verlaſſen, wenn mich Dein Betragen nicht dazu zwingt. Ich habe einen Freund in Sidney, der als Sekretair des Gouverneurs mir zu Liebe etwas für Dich wirken kann. Und zu dem haben ſie ja ein Theater in der Kolonie, an dem eine ſchöne Schauſpielerin ganz willkommen ſeyn wird,“ fuhr er ſcherzend fort, „ich will Dich noch recht bewundern, wenn Du mir einmal als Desdemona erſcheinſt.“

Emmy ergriff in überwallender Dankbarkeit Richards Hand und küßte ſie.

Das Geſchwader war indeß unter dem Donner der Kanonen im Fort Jakſon eingelaufen, die Anker fielen, die Segel waren aufgerollt, die Boote tauchten in das Meer, und in wenigen Stunden war die ganze Equipage ausgeſchifft, Kapitain Bleoſe verließ jetzt auch mit Richard und Maſter Humphri die Inclination, um ſich mit ſeinem Transporte nach der Stadt zu verfügen, und beim Gouverneur zu melden.

Eine Schaar von Neugierigen hatte in wenig Augenblicken die neuen Ankömmlinge umgeben und manche anziehende Gruppe ſich gebildet. Hier umarmten ſich ein paar Gauner, die einſt in England gemeinſchaftlich ihr Handwerk getrieben, und jetzt in einem fremden Welttheile ſich wiederfanden; — dort erzählten ſich ein paar ehemalige Kerkergenoſſen die ſeit ihrer Trennung erlebten Schickſale; — hier ſtanden freie Pflanzer, um aus den neuen Deportirten ſich taugliche Arbeiter auszuſuchen, dort drängten ſich junge heirathsluſtige Männer, und ſpähten unter dem weiblichen Geſchlechte nach einer Genoſſinn ihres freien Glückes, bis ein anderes Schauſpiel alle Blicke auf ſich zog.

Durch die Menge ſchritt nämlich eine ſonderbare Menſchengeſtalt mit einer Art Majeſtät auf den Kapitain und ſeine Begleiter zu. Es war der alte Boongärry mit ſeinem farbigen Gefolge. Von Natur, oder geboren, König des Landes, begnügt er ſich jetzt nach der Invaſion der Engländer, die ſeinen Anſprüchen gewichtige Gründe in ihren Zwölfpfündern gegenüber zu ſtellen vermochten, gegen ein billiges Geſchenk alles willkommen zu heißen, was in ſeinem Lande ankömmt.

Man läßt ihm dieſe Freude, weil ſie keinem Menſchen was ſchadet, und der gute alte Boongärry hält ſich dabei ſo gut für den alleinigen Gebieter, daß er ſogar allen Ankömmlingen ſeine Gnade verſichert. Hätte nicht ein gewiſſes Mitleid den Kapitain zurückgehalten, er hätte dem armen Betrogenen in das Geſicht lachen müſſen, der in der blauen goldgeſtickten Uniform, rundem Hute und bloßen Füßen gar zu poſſirlich ausſah. Zum Glück für ſeine Lachmuskeln endete die Ceremonie bald, um einer andern Platz zu machen.

Der Gouverneur mit ſeinem Gefolge erwartete bereits auf dem Marktplatze von Sidney den Transport, um ihn zu beſichtigen, und durch den Intendanten die Gefangenen mit ihren Geräthſchaften verſehen, und unter die Koloniſten vertheilen zu laſſen. Jeder empfing ſeinen Anzug, der aus einem gelben Kleide beſtand, von dem auch die Sträflinge den Namen Kanarien-Vögel erhalten. Jene, welche ſich ſchon in der Heimath mit dem Feldbau beſchäftigt hatten, wurden für die Anſiedler im Innern des Landes beſtimmt, die übrigen in Sidney ſelbſt vertheilt, und bald hatten alle ihre künftigen Gebieter gefunden. Nur Emmy und Nina hatten noch alle Anerbietungen auszuſchlagen gewußt, die erſtere, weil ſie auf Richards Verſprechen, Nina, weil ſie auf ihren Henri baute. Allein nicht lange währte die Hoffnung der Letzteren; denn ſtatt dem Geliebten freudig in die Arme ſtürzen zu können, erblickt ſie ihn mit Schrecken an dem Arme eines Weibes, er erzählt ihr ganz leicht, daß er bereits ſeit Monaten verheirathet ſey; „doch deßhalb ſollſt Du nicht ganz verlaſſen ſeyn!“ fügte er hinzu. „Ein guter Freund von mir, wird ſich und mir das Vergnügen machen, Dich zu heirathen, und Du wirſt ſehen, daß Du dabei gar nichts verloren haſt.“

Nina ſchlug, wie es ſich erwarten läßt, das Anerbieten des Treuloſen für den Augenblick aus und ſchloß ſich deſto inniger an Emmy, die nur Auge und Ohr für Richard hatte. Mit einem Ausrufe der Freude ſtürzte dieſer eben in die Arme eines jungen Mannes, der aus dem Gefolge des Gouverneurs gleich entzückt ihm entgegen geeilt war. Es war Edmund Harleigh, ein junger

Portsmouther, der mit Richard die Jura gehört, ſein intimſter Freund geworden war, und während Streetons Reiſe durch Frankreich nach Botany Bay geſegelt war, um in einem andern Welttheil ein Glück zu ſuchen, das ſeine heimathlichen Verhältniſſe nicht genug verbürgten. Die Uiberraſchung des jungen Edmund läßt ſich nicht beſchreiben; er erſtickte den Freund beinahe mit Küſſen, ſtellte ihn in der Verwirrung zweimal nach einander ſeinem Chef als Schulfreund und Herzensbruder vor, und ließ, als er Richards Reiſe-Urſache erfahren, nicht ab mit Bitten, bis ihm dieſer verſprochen hatte, während ſeines Aufenthaltes in Sidney bei ihm zu wohnen.

Die arme Emmy war troſtlos, als ſie ſich ſo ganz vergeſſen ſah, und mit Todesangſt erwartete ſie den Aufruf ihres Namens, um einem Gebieter zugetheilt zu werden; doch ihre Furcht war unnöthig. Edmund hatte nach den erſten Ergießungen der Freude Richard um die Abenteuer ſeiner Fahrt gefragt, und da mußte ſich dieſer ja ſogleich an die Arme erinnern, die während derſelben eine ſo intereſſante Rolle geſpielt hatte.

„Freund!" ſprach er, „Du weißt von London her noch, daß ich für das ſchöne Geſchlecht ein gefälliges Herz habe. In Paris hat ſich das noch feſter gewurzelt und ich habe es ſo weit gebracht, daß ich keinem hübſchen Mädchen etwas abſchlagen kann."

„Ich errathe, was Du willſt," fiel Edmund lächelnd in das Wort. „Du willſt Deine ſchöne Reiſebegleiterinnen gern ſicher geſtellt wiſſen. Auf meine Gefälligkeit kannſt Du rechnen."

„Ich habe nie daran gezweifelt," verſetzte Richard. „Mais voilà, hier ſind die Damen," fuhr er fort, indem er mit komiſcher Galanterie die Mädchen präſentirte." Freilich zwei Deportirte, aber gute Kinder, die ihr Loos gewiß nicht ſo hart verſchuldet haben. Dieſe mit dem ſchmachtenden Geſichte iſt eine Prieſterin Thaliens — die andere eine Londoner Putzmacherin aus Southwark. Ich möchte ſie gerne unterbringen und ſie ſtandesmäßig verſorgt wiſſen!"

„Das wird ſich finden," verſetzte Edmund, „für heute ſoll ſie mein verheiratheter Diener aufnehmen, und Morgen werde ich das Weitere veranlaſſen."

Richard ſchüttelte dem gutherzigen Freunde dankbar die Hand, gab dann an Emmy einiges Geld — und bat ſie dem herbeigerufenen Boten zu folgen, und ſeines Schutzes verſichert zu ſeyn. Zum erſten Male ſeit langer Zeit färbten ſich wieder einmal die Wangen des Mädchens mit dem dunkelſten Carmin, ſie war erfreut und beſchämt zugleich; — erfreut über Richards Güte — beſchämt, daß ſie in ihrer hilfloſen Lage gezwungen war, eine Gabe von ihm anzunehmen. Auch Nina vergaß ſo ziemlich allen Groll, der vorhin ihr feuriges Herz erfüllt hatte; und begeiſtert erklärte ſie auf dem Wege ihrer Schickſalgenoſſin, daß Richard Streeton der einzige Mann ſey, dem ſie nach ihrem Henri ihr Herz zuwenden könne; in Emmy aber regte ſich etwas wie Eiferſucht bei dieſer Verſicherung, und beinahe hätte es ſie gereut, einem ſo leidenſchaftlichen Weſen wie Nina ihre Theilnahme zugeſagt zu haben.

Richard hatte indeß einige Ausfälle des Witzes auf ſeine Ritterlichkeit von dem überaus fröhlichen Edmund aushalten müſſen, doch als er ihm Emmy's Schickſal und ihr Benehmen auf dem Schiffe erzählte, und ihm auf das Eifrigſte verſicherte, daß die reinſte Menſchenliebe ihn beſtimme, ſich Emmy's, die trotz dem Anſcheine ein gutes und redlich Herz beſaß, anzunehmen, da wurde dieſer ernſter und ſchon am andern Morgen begab er ſich zu dem Ober-Intendanten, um für die Mädchen zu ſorgen. Nina wurde bei einer Putzhändlerin untergebracht, deren Wohlwollen ſie ſich durch ihren Erfindungsgeiſt in neuen Moden erwarb, und bald fand ſich auch ein junger Mann, dem ſie, um ſich an dem treuloſen Henri zu rächen, die Hand reichte. Emmy wurde aufs Neue der Thalia geweiht, weil ſie in andern Künſten wenig erfahren war, und noch vor ſeiner Abfahrt hatte Dr. Humphri Herald das Vergnügen, ſeine ſchöne Clientin mit den blühendſten Wangen, wie ſie ſeine Elixire nie zu Stande bringen konnten, als Desdemona in Shakespeare's Othello ſterben zu ſehen.

4.

Schon waren drei Monate ſeit Richards Ankunft in Sidney-Cole vergangen, Edmund bot alles auf, um ſeinen Freund zu zerſtreuen und ihm den Aufenthalt auf der Kolonie angenehm zu machen. Er führte ihn in die beſten Häuſer ein, in denen er ſelbſt Zutritt hatte, beſuchte mit ihm alle Promenaden, deren Sidney gewiß ſchönere beſitzt, als London und Paris; oder machte Landparthien in die reizenden Umgebungen, die Richard gewöhnlich Entdeckungsreiſen nannte, weil er noch nie von ſolchen Ausflügen zurückgekehrt war, ohne etwas Neues, ihn Anziehendes gefunden oder mitgebracht zu haben. So rauſchte die Zeit in einem Strome von Zerſtreuungen vorüber; flüchtig und ungefühlt in ihrem Drucke, während ſo mancher andere die Laſt der Tage empfand, die ſchneckenlahm mit immer neuem Schmerze an ihm vorüberkrochen. Wenn Edmund von ſeinem Amte gehalten, ihn nicht begleiten konnte, dann luſtwandelte er allein auf den Promenaden, die ſchöne Welt bewundernd, die wetteifernd mit den Europäerinnen ihren Putz entfaltete, und träumte ſich dann nach Paris zurück, da ſogar bis hierher das Vaterland der Mode ſeine Inventionen und Kunſterzeugniſſe verſendet hatte. Es gewährt auch wirklich eine Promenade in Sidney beſonders an Markttagen einen beſonderen Anblick. Wie London für Europa, ſo ſcheint Sidney der Centralpunkt für alle Nationen im Süden zu ſeyn. Man findet hier Franzoſen und Spanier, Italiener, Deutſche und Amerikaner in geſelligem Verkehr mit Neuſeeländern, Südſee-Inſulanern, Malayen, Otaheitern und den Ureingeborenen und dazwiſchen bewegen ſich ganze Colonnen von Verbrechern, die in ihren grauen oder gelben Gewändern von oder zur Arbeit ziehen. Der Eingeborene von Sidney in ſeinen leichten Sommerkleidern, über die er gewöhnlich ein weites blaues Wamms trägt, und in dem breiten ſchattenden Strohhute unterſcheidet ſich wieder von dem als deportirt eingewanderten Engländer oder freien Koloniſten, durch ſeine kräftige ſchlanke Form, durch ſeine blauen Augen und blonden Haare und iſt unter dem bunten Menſchengewühle eine ſehr anziehende Erſcheinung, um ſo mehr, da die Kinder der Deportirten die Laſter ihrer Eltern haſſen und immer einen muſterhaften Wandel führen.

War Richard des Lärmes und Treibens überdrüſſig, dann beſuchte er gewöhnlich den Caffetier Berof am Platze, der einen ſo eleganten Salon hat, wie die Hauptſtadt Britanniens vielleicht nicht zwei aufweiſen kann. Hier ſuchte ihn gewöhnlich Edmund nach beendigten Geſchäften auf, las mit ihm die Journale, deren Sidney vor der Hand nicht weniger als neun aufzuweiſen hatte, oder unterhielt ſich mit ihm in den Clubbs der jungen Fashionables der Inſel.

Edmund hatte bald alle Zerſtreuungen erſchöpft, deren Eigenthümlichkeit ſeinem Freunde ein beſonderes Intereſſe abgewinnen konnte; allein ſeine Freundſchaft ſann immer auf Neues, um ihm den Aufenthalt in der Kolonie ſo heiter als möglich zu machen, wohl auch um ihn ſo zu zerſtreuen, daß er von ſeinem Vorſatze, eine freigelaſſene Deportirte zur Gattin zu wählen, abſtehen möge. Er wußte ja, mit was für Augen man in England eine ſolche Verbindung anſehen müſſe, wo ſchon die Erzählung: „Man ſey in Neu-Süd-Wales geweſen,“ bei Jedem Argwohn erweckt, und das Vertrauen entfernt. Er liebte Richard zu ſehr, als daß er ihn bei einer Thorheit — und als ſolche erſchien dieſe projectirte Heirath — hätte unterſtützen ſollen, und wenn er ſich auch für überzeugt hielt, daß er in Sidney ein Weib finden würde, mit welchem er auf der Kolonie ſehr glücklich leben könne, ſo wußte er doch, daß er nach England zurückkehren müſſe, um dort ſein Glück zu ſuchen. Daher trachtete er durch Vorſtellungen ihn von dieſem Entſchluſſe abzubringen, und als dieſes nicht half, ihn ſo viel als möglich zu zerſtreuen, daß er ihn allmählig ſelbſt aus den Augen verlieren ſollte. Noch hatte Richard keiner Jagd beigewohnt, deren Eigenthümlichkeiten auf Süd-Wales dem Europäer ein beſonderes Vergnügen darbieten. Richard hatte ſelbſt den Wunſch geäußert, dieſes Vergnügen einmal genießen zu können, und bald ſah er dieſen Wunſch erfüllt. Ein Feldzug gegen die ſonderbaren Känguruh's war beſchloſſen. Fröhlich zogen die Jäger hinaus in die Berge nnd durchſtreiften mit ihren Hunden die Wälder, deren ſeltſame Baumgeſtalten ſchon der ganzen Scene einen eigenen Hintergrund gewährten. Schon waren eine Menge dieſer Thiere erlegt, der Coola, der Wombat, das Emu als Opfer gefallen, und die zahmen Dingo's (neuholländiſche Hunde) wälzten ſich vom Treiben ermüdet in dem kühlen Graſe. Richard hatte ſich mit Edmund von der Jagdgeſellſchaft verirrt, und ſich, ohne daß beide es merkten, in ein bahnloſes Dickicht verloren. Ganz aus der Ferne klang noch Hörnerruf an ihr Ohr, der vielfach vom Echo gebrochen, keine ſichere Richtung zeigte, und ſie nur noch mehr verwirrte. Nach ſtundenlangem Suchen wurde der Forſt lichter, ein enger Hohlweg führte abwärts in das Thal und bald ſahen ſie einen offnen Waldplatz vor ſich, von dem ihnen der Rauch eines Feuers entgegendrang. „Hier ſind Menſchen, die uns zurechtweiſen werden!"

rief freudig Richard und eilte mit ſchnelleren Schritten dem Freunde voran. Doch Edmund hielt ihn zurück, „das iſt vergebens, daß Du Dir Hoffnung machſt. Das ſind wilde Eingeborene, von denen wir ganz gewiß keine Nachrichten erfahren werden, die uns auf den rechten Weg führen.“

„Warum nicht?“ fragte Richard. „In der Nähe der Kolonie werden die guten Leute ja doch wiſſen, wo die Weißen ſich niedergelaſſen.“

„Wenn ſie uns verſtehen“ lachte Edmund. „Unſere Nachbarn, ſo lange ſie auch ſchon in unſerer Nähe leben, und ſo viel man ſich Mühe gegeben hat, ſind dennoch kein Haar breit in der Civiliſation vorgeſchritten. Sie ſind zwar ein gutmüthiges friedfertiges Volk, wenn man ſie nicht reizt, allein unter ſich ſelbſt ſo verſchieden, daß ſie nicht einmal eine Sprache ſprechen, und zwei Horden, die ſich begegnen, einander gar nicht verſtehen.“

„Sonderbar!“ verſetzte Richard. „Kaum ein paar Stunden entfernt von dem Sitze der bluhendſten Civiliſation!“

„Freilich ſonderbar!“ erwiederte Edmund; „allein die Leute fühlen keine Bedürfniſſe, mit unſerem Guten auch unſer Schlechtes anzunehmen, das ſie beſonders in einigen Anſiedlungen von uns erfahren haben, wo man ſie wirklich mißhandelt hat.“

Unter dieſem Geſpräche waren ſie der kleinen Horde näher gekommen, die an ihrem Feuer gelagert, groteske Gruppen bildete. Einige Weiber waren beſchäftiget, aus Binſen niedliche Körbe zu flechten, während andere die Dingowa-Wurzel zum Genuſſe bereiteten, andere wieder ein Wild am Feuer röſteten. Die Männer lagen auf dem Boden umher, theils in ſüßer Behaglichkeit den Weibern zuſehend, theils aus Baſt Netze flechtend zum Wild- und Fiſchfange, während einige ſich mit ihren Waffen übten und zum wilden Geſange die gewichtige Waddie, eine ſchwere Keule von Eiſenholz ſchwangen.

Ein alter kräftiger Mann von dunkelbrauner Hautfarbe, dicken wulſtigen Lippen, Fiſchgräten als ſeltene Zier in der durchſtochenen Naſe erhob ſich, als er die Ankommenden ſah, und trat ihnen, während auch die übrigen, ſämmtlich Ebenbilder des ämablen Familien-Oberhauptes, mit lautem gellenden Geſchrei von der Erde aufſprangen, mit ſonderbarem Ernſte entgegen.

Richard war im Anfange nicht wenig erſchrocken, als er den Tumult, den ihre Ankunft in der kleinen Nomadenfamilie angerichtet, gewahrte. Allein Edmund beruhigte ihn, und als auch der Alte ihnen unter komiſchen von allen übrigen nachgeahmten Komplimenten, die beiden ein lautes Lachen erpreßten, ſeine friedlichen Geſinnungen auszuſprechen ſchien, da wurde er wieder ganz ſicher, doch was er ſich auch bemühte, den Wilden durch Zeichen von ihrem Wunſche zu verſtändigen, es war umſonſt; denn der gute Inſulaner mochte ſeine Erklärungen für nichts anderes, als für Erwiederungen ſeines Begrüßungs-Komplimentes halten, das er, um dem Europäer an Höflichkeit nicht nachzuſtehen, mit den Seinen ohne Aufhören wiederholte, bis der Lachkrampf die beiden Freunde ergriff und zu erſticken drohte.

„Du haſt Recht, daß mit dieſem Volke nichts zu machen iſt,“ ſprach Richard endlich und mahnte ſeinen Freund zum Weitergehen. Mit einem kleinen Geſchenke ſchieden ſie, und eilten, nach dem Stande der Sonne die zu nehmende Richtung beurtheilend, einem Bergrücken zu, von deſſen Höhe ſie den Weg nach Sidney zu entdecken hofften. Bald hatten ſie denſelben erſtiegen, und mit der angenehmſten Uiberraſchung ſahen ſie ein entzückend ſchönes Thal zu ihren Füßen. Es ſchien die Geburtsſtätte des Frühlings, ein Zaubergarten voll überirdiſcher Reize, wie ſie nur eine glühende Fantaſie an einander zu reihen vermag. Das üppigſte Pflanzenleben ſprachen Bäume und Blumen aus, ein ſchwellender Roſenteppich, den keines Mittags Schwüle verſengt, war über den jugendlich kräftigen Boden ausgebreitet und von blühenden Mandelbäumen umgeben, erhob ſich, der Anmuth des Ganzen auch Bedeutung zu verleihen, ein prächtiges Landhaus von weißen Quadern mit kühlen Corridors umgeben, im Hintergrunde des friedlichen Edens. — Wie ein Träumender rieb ſich Richard die Augen, um ſich von der Wirklichkeit des Geſehenen zu überzeugen. „Faſt ſcheint es, als träte hier ein ſchwärmendes Feenmährchen in die Wirklichkeit,“ ſprach er, und lehnte ſich, in den Wunderanblick verſunken, auf ſeine Büchſe.

„Wirklich Du haſt Recht!“ verſetzte Edmund — „die Uiberraſchung iſt zu groß und zu angenehm, als daß man nicht an Wunder glauben ſollte, je weniger man in dieſer Wildniß einen ſolchen Anblick erwarten kann. Indeß preiſen wir uns glücklich, daß alles Wirklichkeit und kein Feenſpuk iſt, denn irre ich nicht, ſo befinden wir uns auf dem Landſitze des reichen John Ewarton, und werden hier gewiß gerne eine Erfriſchung erhalten, die wir ſchon recht ſehr bedürfen."

„John Ewarton?" fragte Richard ſich beſinnend. „Das iſt der reiche Banquier am Hauptplatze, der die hübſche Tochter hat, von der Du mir ſchon ſo vieles erzählteſt."

„Derſelbe! Du haſt ein gutes Gedächtniß!" erwiederte Edmund lächelnd. „Beſonders ſcheint Dir die hübſche Vally im Gedächtniß geblieben zu ſeyn. Auf jeden Fall aber haſt Du meine Bezeichnung dieſes Engelkindes verwechſelt; denn hübſch habe ich gewiß nicht geſagt. Wie könnte auch die Erinnerung an all' die Ueberfülle ſolcher Reize, wie ſie Miß Vally in ſich vereint, mir ein ſo kaltes Wort in den Mund legen, mit dem ich — ſollte es ſo viele Vorzüge bezeichnen, — das ganze ſchöne Geſchlecht beleidigen müßte."

Die äußere Garten-Anlage war bald erreicht; Hundgebelle verrieth dem Bewohner des Landſitzes die Ankunft von Fremden. Eine ältliche, aber noch immer in ihrem ganzen Weſen ſehr anziehende Dame, deren Aeußeres auf den erſten Blick die ſpaniſche Abkunft verrieth, erhob ſich mit Vally, denn wer anders konnte dieſes Himmelskind ſeyn, auf den Lärm aus der nahen Laube, um zu ſehen, wer ſich nahe. Die beiden Frauen ſchienen im Anfange über den unerwarteten Beſuch verlegen, doch als die Fremden näher traten, und Frau Ewarton den Sekretair des Gouverneurs in Edmund Harleigh erkannte, hießen Beide die Fremden herzlich willkommen, und bedauerten nur, daß John Ewarton nicht ſelbſt zugegen ſey, um das unerwartete Vergnügen dieſes Beſuches theilen zu können. Edmund erwiederte mit gewohnter Etiquette den freundlichen Empfang der Frauen, Richard hingegen fühlte ſich, ungeachtet er das halbe Frankreich durchreiſ't, und für ein Muſter von Galanterie in den Londoner Salons gegolten hatte, im Augenblick ſo betroffen, ſo hölzern und ungeſchickt, wie nie in ſeinem Leben. Er erröthete und erbleichte faſt in einem Augenblicke, und hätte ſich vor den Kopf ſchlagen mögen, daß er auch nicht ein Wort über ſeine Lippen brachte, um ſich aufzuführen. Er verwendete keinen Blick von Vally, die in ihrer Schönheit ſein Herz in Aufruhr brachte, und doch ſchlug er verſchämt das Auge nieder, wenn ihr Blick ihn traf. Endlich hatte er ſich jedoch in ſeiner ſeligen Verwirrung etwas geſammelt. „Wahrhaftig!" ſprach er, „ich glaubte ein Eden zu erblicken, als ich von der Anhöhe dieſes Thal überſah; und ich habe mich nicht getäuſcht, denn auch die Bewohnerinnen dieſes zauberiſchen Thales gleichen den Charitinnen."

Die beiden Frauen verneigten ſich gebührender Maßen bei dieſer allerliebſten Hyperbel und führten die Fremden nach dem Landhauſe. Richard ſprach auf dem Wege dahin faſt gar nichts, aber das Herz wollte ihm ſpringen vor Entzücken, denn er ging an Vally's Seite. Für ihn gab es in dieſem Augenblicke nur ein Fleckchen Erde, das er für keinen Himmel vertauſcht hätte, und auf dieſem Fleckchen Erde nur ein Weſen, das ihn ſo ganz feſſelte — die herrliche Vally. Die ganze übrige Welt ſchien für ihn gar nicht mehr zu exiſtiren. Vally war ſein einziger Gedanke, ſein einziges Gefühl; und erſt als Freund Edmund, der ihn vergebens in das Geſpräch zu ziehen geſucht, dem Salzſäuligen einen Ellenbogenwink in die Seiten applicirte, erſt da erwachte er aus ſeiner ſeligen Betäubung, um das Unſchickliche ſeiner ſtummen Rolle einzuſehen.

Wally war aber auch eine zu reizende Erſcheinung, als daß ſie nicht das Blut des feurigen, für alles Vollendete erglühenden Richard, dem Frankreichs Sitte den engliſchen kalten Gleichmuth genommen, in Wallung ſetzen ſollte. Halb Spanierin, halb Engländerin vereinigte ſie die Vorzüge beider Nationen, ſowohl in ihrem Charakter, als in ihrem ganzen äußern Weſen. Ihre Formen trugen das Gepräge des reinſten Ebenmaaßes, ihr Teint wetteiferte mit dem Schnee der Lilie, wenn ihn Aurora's roſiger Anhauch verklärt. In ihrem Auge lag ein ganzer Himmel, und jeder Blick ſchien ein unſchätzbarer Juwel! Wie eine Glorie umfloß das weiche glänzende Lockenhaar in ſanften Ringen ihr mildes, an Ausdruck ſo reiches Antlitz, und rollte in leichten Wellen hinab auf den blendenden Nacken und die üppige Schulter. Die Purpurfülle ihrer Lippen barg eine Reihe perlenähnlicher Zähne, und ein ſanftes, ja ſeliges Lächeln umſchwebte den kleinen küßlichen Mund, dem das ſchelmiſche Grübchen im Kinne einen eigenen Reiz verlieh — kurz Wally war eine vollendete Schönheit, von dem kleinen ſchwebenden Füßchen, bis zur edlen nie umflorten Stirne. Sie ſprach das reinſte Engliſch, das Richard noch gehört, und verband mit Pſyche's Zartheit und Anmuth Minervens durchdringenden Geiſt.

In größter Eile wurde auf der Rotunde, die mit Myrthen und Mandelbäumen beſetzt, den Eingang des

Landhauſes bekränzte, und von der man eine reizende Ausſicht in das Thal genoß, ein Tiſch gedeckt, und ein erquickendes Mahl aufgetragen, und mit unbeſchreiblicher Anmuth legten die freundlichen Wirthinnen ihren Gäſten vor. Edmund ließ es ſich herrlich munden, Richard aß wie ein Verzweifelter, das heißt, er aß gar nicht, er verſchlang alles, und war ſo verwirrt, daß er ein Mal beinahe die Roſenfingerchen Bally's, ſtatt der kühlenden Melonen, die ſie ihm darbot, in den Mund geſteckt hätte. Sie plauderte ja auch gar ſo harmlos und war ſo bezaubernd, daß ein anderer als Richard Streeton mit dem heißen zwanzigjährigen Blute in der Bruſt, ſeine Faſſung hätte verlieren müſſen. Auch Frau Ewarten war ſehr anziehend, ihre ungezwungene Freundlichkeit, die Art und Weiſe, wie ſie ſich gegen Männer benahm, mußte entzücken, und es war kein Wunder, daß ſie noch immer die Centralſonne eines Hofes von Anbetern war; allein, wer ihre Tochter ſah, und ſo ſah wie Richard heute in ihrer ländlichen Einfalt und ungeſchmückten Schönheit, der mußte ſo bezaubert ſeyn, daß er für gar nichts anderes mehr Sinn haben konnte, als für dieſes Meiſterwerk der Schöpfung. Sie unterhielt ſich mit beiden Männern ſo unbefangen, als ob ſie dieſelben ſchon ſeit Jahren kenne, war von Europa, beſonders aber von England ſo unterrichtet, als ob ſie zehn Jahre auf Reiſen daſelbſt zugebracht, oder mindeſtens, wenn ſie auch nicht dort geweſen war, Reiſebilder geſchrieben hätte, ſie entwickelte über Muſik und Litteratur älterer und neuerer Zeit ſo viele Kenntniſſe, hatte Dante, Taſſo, Young und Lopez de Vega eben ſo gut geleſen, wie den amerikaniſchen Kooper und ihren heimiſchen Thomſon und Robinſon, und zeigte bei all' dieſer höheren Bildung, bei ihrer Liebe zu den Künſten für ihr Hausweſen ſo viel Sinn in wirthſchaftlichen Gegenſtänden, ſo viele Gewandtheit, daß die beiden Freunde von ihrem Staunen ſich gar nicht erholen konnten, und Richard mit Freuden auf der Stelle der Pächter einer Meierei geworden wäre, und Lieb Vally zur Frau Pächterin genommen hätte. —

Ungefähr nach einem zweiſtündigen Aufenthalte auf dem Landſitze, während deſſen der jagdluſtige Richard zwar kein Känguruh, wohl aber in ſeiner Zerſtreuung Böcke die Menge geſchoſſen hatte, nahmen die beiden Scharfſchützen Abſchied, und ſchlugen von den Huldinnen begleitet, einen romantiſchen Seitenweg ein, der ſie nur zu bald nach der Straße brachte. Richard hätte Thränen vergießen mögen, als ſich die beiden Frauen empfahlen. Stumm wie eine Hermesſäule ſchritt er an Edmunds Seite fort, und dachte ſo ganz an die reizende Vally zurück, die ihn beim Abſchiede noch ein Mal beſonders eingeladen, ſie ja bald wieder in ihrer ländlichen Einſamkeit zu beſuchen, daß er gar kein Ohr für die Unterhaltung ſeines Freundes hatte.

„Das iſt zu toll!“ rief endlich Edmund voll Ungeduld, und rüttelte an dem Träumenden, der eben von Wort zu Wort wiederholt hatte, was er mit Vally geſprochen. „Du biſt ja in Ewartons Hauſe ein lebendiges Traumbuch geworden!“

„Mit ganzer Seele, theure Miß!“ erwiederte Richard zerſtreut, und ſtürzte an Edmunds Bruſt, als deſſen lautes Lachen ihm ſeinen Irrthum zeigte. Nun fand er aber auch keinen andern Stoff zum Geſpräche als Wally, und fand ſo viel Reizendes, ſo viel Angenehmes und Schönes an ihr, und ſchilderte ſie ſo himmliſch, ſo herrlich, ſo einzig, daß vierzig andere Mädchen daran genug gehabt hätten, um noch alle für ausgezeichnete Schönheiten zu gelten.

„Sage mir doch nur, wo dieſes Ideal von Anmuth, dieſe Königin der Grazien bisher verborgen war, daß ich ſie bis heute noch nie geſehen?“ fragte er endlich, indem er unweit Sidney mitten auf der Straße ſtehen blieb.

„Die reizende Wally, Dein Ideal,“ verſetzte Edmund — „war bisher theils auf dem Landſitze ihres Vaters, theils in jenem großen Hauſe mit dem prachtvollen Blumenaltan verborgen.“

„Wirklich, ſie war in der Stadt?“ fragte Richard. „Das iſt ſeltſam, daß ich ſie nicht erblickte. Höre Freund, die heutige verunglückte Jagdparthie hat ſich in eine recht angenehme Entdeckungsreiſe verwandelt, um deren Ruhm mich ſelbſt unſerer verſchwundener Kapitain Roß beneiden ſollte.“

„Daß Du nur nicht gleiches Schickſal mit ihm haſt, und Schiffbruch leideſt!“ verſetzte Edmund.

„Das fürchte ich nicht!“ erwiederte Richard. „Zudem iſt es ja auch noch nicht gewiß, ob der brave Roß wirklich Schiffbruch gelitten hat, er kann am Nordpol auch erfroren ſeyn, und erfrieren“ —

„Erfrieren wirſt Du bei Wally's feurigen Blicken nicht, das glaub' ich ſelbſt,“ ſcherzte Edmund. „Aber rufe nur nicht zu früh „Land.“ Ein roſiger Morgennebel wird von unkundigen Seeleuten nicht ſelten für eine Küſte gehalten. Doch — es wird ſchon Abend, darum laß uns eilen, wenn wir beuteloſe Schützen anders den Witzpfeilen unſerer verlorenen Jagdgenoſſen entgehen wollen.

5.

Drei bis vier Mal hatte Richard mit Edmund den Beſuch auf Ewartons Landhauſe wiederholt, doch ſeiner wachſenden Sehnſucht war das in einem Zeitraum von vierzehn Tagen viel zu wenig. Er wäre gern täglich nach dem irdiſchen Paradieſe gegangen, in dem ihm mit immer neuer Anmuth ein Engel in der ſchönſten irdiſchen Hülle, die reizende Wally entgegen kam. Allein Edmund, der die gewaltſam hervorbrechende Leidenſchaft ſeines Freundes nur mit Bangen wahrnahm, und für die Folgen beſorgt, um den Aufgeregten zitterte, ſuchte ſo viel als möglich, ihn auf irgend eine andere Weiſe zu zerſtreuen und ſeiner Schwärmerei eine andere Richtung zu geben. Er berechnete im Voraus alle die Folgen hoffnungsloſer Liebe, die bei Richards Charakter und ſeinen ihm bekannten Verhältniſſen, ſehr gefährlich werden mußten. Er beſchloß daher, alles aufzubieten, um das ſich anknüpfende Verhältniß in der Wurzel zu erſticken. Sogar hinter Emmy Fleet hatte er ſich geſteckt, die immer noch mit ſtiller Zärtlichkeit an Richard hing, und alle Anträge zu ihrer ſelbſtſtändigen Verſorgung ausſchlug. Doch alle dieſe Vorkehrungen frommten wenig oder gar nicht — denn Richard mied abſichtlich jedes Zuſammentreffen mit Emmy, und war in allen Cirkeln, wohin Edmund ihn brachte, ſo traurig, ſo einſylbig und manchmal ſo gar unausſtehlich, daß der beſorgte Freund bald alle Hoffnung ihn zu heilen, aufzugeben anfing.

Neue vierzehn Tage waren verfloſſen; Edmund war, was Richard auch ſtürmte, auf keine Weiſe zu bewegen geweſen, die Beſuche auf John Ewartons Landſitze zu wiederholen und fortzuſetzen; bald hatte er ſeine Geſchäfte, bald Unpäßlichkeit, bald andere Einladungen vorgeſchützt, und allein hatte Richard den Muth nicht gehabt, hinaus zu gehen. Und dennoch drängte es ihn, Wally wieder zu ſehen, deren Bild ihn ſtets umſchwebte, und das ihn um ſo mehr anzog, je länger ſeine Sehnſucht ihren Blick entbehren mußte.

Endlich konnte er ſich nicht mehr halten; die beſtändigen Ausflüchte ſeines Freundes, wenn er ihn zu einem Ausfluge nach Ewartons Hauſe einlud, und die Verlegenheit, mit der dieſer nach den unwahrſcheinlichſten Vorwänden haſchte, hatten ihn ſchon längſt gegen Edmund mißtrauiſch gemacht, und eine dunkle Ahnung, die er ſich wohl ſelbſt kaum zugeben mochte, ſtieg in ſeiner Seele auf. Wie, wenn Edmund ſelbſt ſchon Wally's Feſſeln trug, wenn er der Glückliche war, der ihr Herz beſaß, oder wenn auch er ſie anbetete, und aus Eiferſucht jedes Zuſammentreffen mit ihm verhinderte? So ſehr Richard auch den Freund verehrte, ſo ſehr ſeine Freundſchaft auch nach Gründen rang, ſeinen Argwohn zur Thorheit zu machen, dieſer Gedanke haftete mit Widerhaken in ſeiner Seele, und raubte ihm ſeine Ruhe und die Offenheit gegen den Freund. Eine neue Weigerung Edmunds, Wally zu beſuchen, ſteigerte ihn zur höchſten Wahrſcheinlichkeit, und der Leidenſchaftliche vermochte ſich nicht mehr zu mäßigen. In einem Geſpräche mit Edmund über Wally's Vorzüge, hatte ihm dieſer offen geſagt, daß er bei den Plänen, die John Ewarton mit ſeiner Tochter habe, alles für ihn fürchten müſſe, wenn er ſich länger einer hoffnungsloſen Leidenſchaft hingäbe.

„Ich halte es daher für die Pflicht meiner Freundſchaft,“ ſchloß er, „Dich von einer Leidenſchaft loszureißen, welche, wenn ſie nicht Befriedigung erfährt, die unglücklichſten Folgen für Dich haben kann!“

„Sonderbar!“ verſetzte Richard mit kaum verhaltener Bitterkeit. „Du kennſt doch den Zweck meiner Reiſe nach der Kolonie!“

„Ich habe ihn für einen Spleen gehalten, und dafür halte ich ihn noch,“ — erwiederte Edmund ruhig. „Glücklich genug, wenn Du durch Deinen Entſchluß auch Deinen Zweck erreicht, und Deinem Vater gezeigt haſt, daß Du lieber auf der verrufenen Botany-Bay eine arme Braut zu ſuchen im Stande biſt, als Dich für Dein ganzes Leben an die alte Auserwählte Deines Vaters feſſeln zu laſſen, die allerdings für Dich nicht paſſen mag.“

„Und wenn ich nun mein Wort halte, und aus Neu-Süd-Wales eine Braut zurückbringe nach London!“ verſetzte Richard.

„Es würde Aufſehen genug unter Deinen Freunden machen,“ verſetzte Edmund — „allein ich will dawider gar nichts einwenden, denn des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Doch dieſe Miß Ewarton iſt nicht für Dich."

„Und warum nicht?" fragte Richard glühend.

„Ihr Vater hat zu große Pläne und Ausſichten mit Miß Vally," entgegnete Edmund mit Ruhe, „daß er ſich ſchwer beſtimmen laſſen wird, ſie einem unbekannten Londoner Studenten zu geben, wenn er ſie mit dem reichſten Pflanzer in Sidney verheirathen kann."

„Aus dieſem Grunde?" verſetzte Richard bitter. „Nein aus dieſem Grunde nicht!" und ſich von Edmund wendend, fuhr er fort: „Ich hätte nie geglaubt, daß auch Du mich hintergehen könnteſt."

„Ich bitte Dich, was fällt Dir ein?" fragte Edmund erſchrocken und faßte nach der Hand des Wahnſinnigen. „Ich glaube gar, Du hältſt mich für einen begünſtigten Nebenbuhler?"

„Ganz recht!" verſetzte knirſchend der Aufgeregte. „Wenn ich auch bisher mit Blindheit geſchlagen war, ſo ſeh' ich doch jetzt hell genug, um das ganze Gewebe zu durchdringen; Du ſuchſt — freilich auf eine etwas plumpe Art — jedes Zuſammentreffen mit mir und Vally zu vereiteln, weil Du — ſchäme Dich, daß Du mir es verhehlen konnteſt, weil Du ſelbſt für ſie glühſt, weil Du das Glück dieſer Liebe mir mißgönnend — ſogar an der Freundſchaft zum Verräther wirſt."

Edmund ſtutzte im Anfange nicht wenig über dieſe, ihm doch gar zu barock ſcheinende Zumuthung, dann aber kam ſie ihm zu ſonderbar, der ganze Argwohn mit den Quellen, woraus Richard ihn geſchöpft, zu komiſch vor, daß er in ein lautes Lachen ausbrach. Doch als er die

Sache etwas beſſer überlegte, fand er, daß Richards Hirngeſpinnſt gar nicht übel ſey, um den Erfinder ſelbſt damit zu heilen, und ſchnell war ſein Plan gefaßt. Er warf ſich in die Bruſt und ſagte mit faſt ironiſchem Lächeln: „Herzensfreund! daß Du mir hinter mein Geheimniß gekommen biſt, das iſt mir wirklich von ganzem Herzen leid, noch mehr, daß es Dir Unruhe macht. Bei dem Barte meines Urgroßvaters, der Sherif in Yorkſhire war, ich hätte geſchworen, daß Du es nie errathen ſollteſt, und ich hatte es Dir deßhalb gerne verſchwiegen, weil ich Dich mit der Enthüllung zu kränken fürchtete.“

„Alſo habe ich das Geheimniß wirklich gelöſt?“ fragte Richard mit zitternder Stimme.

„Leider!“ verſetzte Edmund — „und ich ſtehe nun in meiner nackten Verliebtheit vor Dir.“

„Vally liebt Dich alſo ſchon ſeit längerer Zeit?“ forſchte Richard weiter.

„Ich hoffe es,“ — war Edmunds Antwort.

„Und warum ſagteſt Du mir nicht früher von dieſem Verhältniſſe, warum ließeſt Du mich den Tod für meine Ruhe aus dem Meere ihrer Reize trinken?“ fragte Richard im bitterſten Schmerze.

„Weil ich für's Erſte eine geheimnißvolle Liebe über Alles ſchätze, und weil ich für's Zweite nicht glauben konnte, daß mein Freund ſo ſchnell Feuer fangen würde,“ entgegnete Edmund mit altklugem Geſichte, und ziemlich trocken.

Richard war nahe daran aus dem Fenſter zu ſpringen. Seine Leidenſchaft, die er jetzt gewaltſam erſticken zu müſſen glaubte, das ſchmerzliche Erwachen aus allen ſeinen Träumen, in die ihn ſeine vorgreifende Hoffnung eingewiegt, brachte ihn zur Verzweiflung. Doch heftig in allen ſeinen Bewegungen und Vorſätzen, hatte er auch bald einen Entſchluß gefaßt. Er wollte Vally meiden, und mit aller Kraft ſeiner Seele ihr Bild aus ſeinem Herzen zu verdrängen trachten, dann aber auch mit dem erſten Schiffe, das in Port Jakſon landen würde, nach London zurückkehren. Edmund hingegen lachte im Stillen über das unverhoffte willkommene Plänchen; nur wenn er ſeinen Freund betrachtete, der als ein ſprechendes Bild des vernichteten Seelenfriedens vor ihm ſtand, dann reute es ihn, den Zerknirſchten in ſeinem Wahne gelaſſen zu haben, und er war einige Mal entſchloſſen, dem Armen alles zu entdecken. Allein er bedachte wieder, daß er vielleicht durch den kurzen leichteren Schmerz ſeinem Freunde einen längeren, tiefer wurzelnden erſparen könne, denn er war überzeugt, daß Vally nie mit der Zuſtimmung ihres Vaters die Gattin Richards werden würde, und daß auch die Einwilligung ſeines Vaters, eine Braut aus der berüchtigten Kolonie zu wählen, wiewohl er zur Bewilligung ſeiner Hinreiſe zu bewegen war, faſt eine Unmöglichkeit ſchien, deßhalb ließ er die Dinge wie ſie waren, und beobachtete nur den Leidenden im Stillen, und als auch dieſer allmälig ruhiger zu werden anfing, da pries er den Einfall, zu einem ſo glücklichen Erfolge Richards Argwohn benutzt zu haben.

Doch der klügſte Kalkul ſcheitert oft an dem Unbedeutendſten, und ein unverhergeſehener Zufall verdirbt die Früchte eines andern; kein Menſch aber kann es ergründen, an welche unſichtbare Fäden ſich ſein Schickſal knüpft. Deßhalb iſt es ſo ſchwer, für andere zu ſorgen, ſind wir es doch für uns ſelbſt oft nicht im Stande.

Der Gouverneur veranſtaltete an ſeinem Geburtstage einen großen Ball in ſeinem Hauſe, zu dem die ganze ſchöne Welt von Sidney geladen, mithin auch John Ewarten, nicht etwa, weil er zur ſchönen Welt gehörte, ſondern wegen ſeiner liebenswürdigen Familie, der man unter den Schönen den Vorrang nicht abſprechen durfte. Daß auch Richard, der intimſte Freund des Gouvernements-Sekretairs eine Karte erhielt, verſteht ſich von ſelbſt. Gern zwar hätte Edmund es vereitelt, weil er ein neues Erwachen der Leidenſchaft ſeines Freundes bei einem Zuſammentreffen mit Vally fürchtete, allein es war nicht möglich. Unter der Menge von Geladenen hoffte er jedoch, beide ſo beſchäftigen zu können, daß ſie von einander getrennt bleiben müßten. Er wollte Richard an den Spieltiſch des Gouverneurs placiren und glaubte dadurch alles gethan zu haben, da Vally als eine leidenſchaftliche Tänzerin an den Saal gebunden war. Das ging auch alles recht gut. Richard pointirte bereits in ſeinem Unmuthe ſo raſend, daß der Kredit ſeines Hauſes eine gewaltige Erſchütterung zu empfinden drohte, eben als Vally von Edmund zu einer beginnenden Anglaiſe aufgefordert, den erſten Pas mit der ſein ganzes Concert verwirrenden Frage nach Richard und nach der Urſache ſeines Hinwegbleibens machte.

„Bravo!“ dachte der unglückliche Rechenmeiſter, das beginnt herrlich; meine Pläne ſchlagen vortrefflich an —

und tanzte ſo furios, wie Richard pointirte. Dieſer war indeß von dem überaus delicaten Gouverneur unter dem Vorwande eines plötzlichen Unwohlſeyns entfernt worden, und hatte ſich mit einem trübſeligen Geſichte auf einem Sopha des Sales niedergelaſſen, nicht um dem Tanze zuzuſehen, ſondern in dem Geräuſche ſich ſelbſt zu vergeſſen, — der Zufall wollte es aber, daß Wally mit ihrem Veſtris furioſo, bei der nächſten Pauſe vor ihn zu ſtehen kam; — ihn erblicken, aus den Reihen treten, und an ſeine Seite fliegen, war das Werk eines Augenblicks, zu dem Edmund in ſeiner urplötzlichen Verſteinerung den Pendant bildete.

„Alſo ſo muß ich Sie finden!“ plauderte die Liebliche, und tippte mit ihrem Lilienhändchen dem Träumer auf die Schulter. „Das iſt herrlich von einem jungen Mann, der in den Pariſer Salons Tournure gelernt, wenn er auf einem Balle ſtatt zu tanzen, in einem Winkel ſitzt und ſchläft, während ich mir faſt die Augen aus dem Kopfe ſehe, um ihn irgend wo zu erblicken. Ich glaube gar Richard Streeton, der ſchmuckſte Gentleman, der ſeit Jahren unſere neue Welt beſuchte, hat den Spleen mitgebracht.“

„Gott bewahre!“ rief Richard erglühend, indem er aufſprang, und zog, mit einem ſchmerzlichen Blicke auf Edmund, die roſigen Fingerchen der Holden an ſeine Lippen, um ſie zu küſſen. Allein Wally verſtand in ihrer Schalkheit das kleine Ehrfurchts-Manövre ganz anders.

„Sie haben recht, daß Sie Ihren Fehler ſo bereitwillig gut machen!“ ſprach ſie ſchnell, — ehe Jemand ihren vorſätzlichen Irrthum aufklären konnte — „und den Tanz mit mir beenden wollen.“

„Das iſt recht brav!“ fügte ſie lachend hinzu — „wer gefehlt hat, muß büßen.“

Mit dieſen Worten ſchlang ſie ihren Lilien-Arm um ihn, nickte freundlich dem verblüfften Edmund zu, und flog, von den Tonwellen der gewählten Muſik getragen, mit Richard nach dem Ende des Saales hinab.

Richard war in dem Augenblicke ein ganz anderer Menſch geworden; den Dämon, der ihn von dem Spieltiſche des Gouverneurs fortgetrieben, hatte ein freundlicher Blick aus Bally's Auge aus ſeiner Seele gebannt, und Edmund ſchien von ihm beſeſſen zu ſeyn, denn verdrüßlich verließ dieſer jetzt den Saal. Auf Richards Stirne aber war kein Fältchen mehr ſichtbar, ſeine Wange glühte, ſein Auge ſtrahlte vor Entzücken, und er glaubte ſich in Mahomed's ſeliges Paradies verſetzt, an dem Arm einer ewig jugendlichen Houri von Roſenwolken getragen.

„Sind Sie ſchon engagirt?“ fragte Bally, als ſie nach einigen Touren an einem Ende des Saales hielten.

„Noch nicht!“ erwiederte Richard, ſo haſtig als möglich.

„Nun gut! ſo engagire ich Sie auf die ganze Dauer des Balles,“ fuhr Bally lächelnd fort. „Man ſoll Männer zwar nicht eitel machen, doch Ihnen muß ich ſagen, daß Sie ganz vortrefflich tanzen.“

Richard verneigte ſich in ſüßer Verwirrung und wäre im Entzücken der Herrlichen beinahe vor der ganzen Verſammlung um den Hals gefallen, denn täuſchte ihn ſein

Gefühl nicht, ſo hatte ſie, als er in pflichtſchuldiger Dankbarkeit ihre Hand an ſeine Lippen führte, die ſeine zweimal recht fühlbar gedrückt.

„Wer ſollte nicht auch gut tanzen mit einer ſolchen Tänzerin!“ erwiederte jetzt der Uiberſelige mit der möglichſten Eleganz. „Sie würden den ſteinernen Apollo im Park zum Tanze begeiſtern!“

„Zur Strafe für dieſe Schmeichelei müſſen ſie wenigſtens noch auf ſechs Bällen mein Tänzer ſeyn!“ verſetzte Bally, indem ſie ſchelmiſch ſeinen Mund mit ihrem Fächer ſchloß.

„Mit Vergnügen auf hunderten!“ rief Richard entzückt.

„Ach nein! ſo hart will ich Sie nicht ſtrafen!“ lächelte Bally. „Mir genügt daran, wenn Sie für heute meinen Ritter machen, denn ehrlich geſagt, ſo angenehm Ihr Freund in der Converſation iſt, das Tanzen hat er gewiß nicht erfunden. Dagegen tanze ich mit Ihnen recht angenehm.“

Richard wollte eben einem Strom von Dankſagungen Luft machen, da ertönte aufs Neue die Muſik, zu einem Cotillon ladend. Bally, ohne zu fragen, ergriff ſeine Hand, und trat mit ihrem in lauter Seligkeit ſchwimmenden Tänzer, der jetzt nur für ſie zu leben ſchien, in die Reihen. Beide zogen gar bald die Aufmerkſamkeit aller Uibrigen auf ſich, denn in Bally ſchien Terpſychore ſelbſt von ihrem Pindus herabgeſtiegen zu ſeyn, und Richard entfaltete ſeine Kunſt in ſo herrlichen Figuren, die er ſchon in Paris mit allgemeinem Beifall ausgeführt, daß alle in ein lautes „Bravo!“ ausbrachen, und ihn nicht genug loben konnten, als in der letzten Tour alle Männer in einer halbknienden Stellung vor ihren Damen lagen, und das Ganze einen engverſchlungenen Stern bildete. Alle Damen hoben ihre Männer empor, die eben einfallende Galoppade riß Richard in ſeliger Trunkenheit mit ſich fort. Er berührte den Boden nicht mehr, alles Körperliche ſchien von ihm gewichen zu ſein, ſeine Füße Flügel bekommen zu haben, denn Wally, es war ein Uebermaß des Glückes, Wally hatte ihm beim Emporheben dreimal — er wußte es ganz genau — dreimal hatte ſie ihm die Hand gedrückt. Und jetzt, als ſie den Saal hinabflogen, jetzt hatte ſie ihr Engelsköpfchen ſeinem Geſichte näher geneigt, hatte ſüß verwirrt gefragt: „ob er ihr gut ſeyn könne?" es war ein Entzücken zum Raſendwerden.

Den Tanz hat Niemand anderer als ein Verliebter erfunden; denn im Tanze finden, berühren, umfangen ſich die Seelen, die Herzen der Liebenden — was wir Jahre lang verborgen trugen in der ſchweigſamen Bruſt, drei Tacte auf den Wellen des Tanzes dahin geſchwebt, und herausgeſchwatzt iſt, ohne Wort, ohne Blick und dennoch ſo klar und verſtändlich, daß — ja gewiß, den Tanz hat Niemand anderer, als ein Verliebter erfunden. Ich glaube, der hartnäckigſte Stoiker müßte allen Glauben an ſein Syſtem verlieren, wenn er nur einmal die Wonne des Tanzes gekoſtet hätte. Das kälteſte Mädchenherz erwarmt, wenn die fußbegeiſternden Weiſen ſich in ihr Ohr ſchleichen, und was durch keinen Sinn ſich in ihr Herz ſchleichen konnte, die Füße tragen es fröhlich dahin. Wer es nur verſteht, die Füße eines Mädchens zu gewinnen, der kann verſichert ſeyn, daß er auch bald das Herz ſeiner Tänzerin gewonnen hat.

Die Welt im Großen tanzt ihre ewigen Tänze, Erden tanzen um ihre Sonnen, und die Sterne bewegen ſich im frohen Tanze zu den Harmonien der Sphären — warum ſoll die Welt im Kleinen, die Welt der Menſchen nicht tanzen, wenn ſich ſelbſt unſere Erde mit uns im Tanze bewegt? Der Tanz iſt der Gelegenheitsmacher für alle Nationen, für alle Stände, für alle Menſchen; der Herzens-Dolmetſch für Chriſten und Heiden; für Schwarze und Weiße. — Im Tanze verſteht der Moslem die Wienerin, der Chineſe die Pariſerin, die Malayin den Engländer; der Tanz iſt das Univerſallexikon aller wortloſen Liebeserklärungen und Liebesſchwüre, mit denen man die ſelige Trunkenheit des Herzens in alle Sprachen der Welt überſetzen kann.

Richard und Wally waren im ſtrengſten Sinne tanzluſtig, denn beide tanzten vor Luſt, daß es eine Luſt war. Was Richard vor wenigen Stunden nicht geahnt, was er nicht zu träumen gewagt, es war geſchehen, geſchehen durch ein paar Touren. Seinen Füßen verdankte er mehr, als ſeinen Seufzern, ſeinen ſchmachtenden Blicken, denn Wally war in der Grammatik der Liebe wahrſcheinlich noch nicht zu dieſen Redetheilen gekommen. Die Bindewörter der Händedrücke aber hatte ſie ſtudirt, und heute zum erſten Mal, wenn auch unwillkührlich in Anwendung gebracht. Was Wally ohne Ball vielleicht erſt in einem Jahre, vielleicht auch nie ausgeſprochen, das preßte des Tanzes Wonne willenlos aus ihrem züchtig verſchloſſenen Herzen auf ihre purpurſammtnen Lippen, und im fortgeſetzten Tanze lernte ſie eben ſo willenlos die Bedeutung der Frage- und Empfindungswörter, Blick und Seufzer kennen und gebrauchen.

Ruhten ſie dann in den Pauſen in einer kühlen Fenſterniſche, ſo ſuchten ſie in Worte zu überſetzen, was ſie ſich durch Blick, Seufzer und Händedruck ſchon längſt geſagt; allein das wollte durchaus nicht recht gehen, und deßhalb wiederholten ſie lieber im neuen Tanze, was ſie ſo ungern vergeſſen mochten. So hatte ſich ein Verhältniß geknüpft, das, wenn auch nicht mit klaren Worten ausgeſprochen, dennoch von beiden tief, ach vielleicht nur zu tief empfunden wurde.

Edmund war indeß ganz anderer Meinung. Voll Verdruß über das Mißlingen ſeines Planes und doch wieder ſo beſorgt um ſeinen Freund, der jetzt, wie er wohl einſah, nicht mehr zu retten war, hatte er den Saal verlaſſen. Er ſchlich unmuthig, das ganze Feſt verwünſchend, nach den Spielzimmern, um ſich dort, ferne von dem Schauplatze ſeiner ſchiffbrüchigen Spekulation zu zerſtreuen.

Das Feſt ging indeß ruhig zu Ende, immer düſterer brannten die Kerzen, immer leerer wurden die Säle, und zuletzt fand man nur noch hie und da einen Entſchlummerten, der ſich nicht aus ſeinen Träumen finden konnte.

Richard hatte die Familie Ewarton nach Hauſe begleitet, und Edmund wollte eben auch dem Beiſpiele aller folgen, und ſich, nachdem er die entſchlafenen Diener geweckt, um alles in Ordnung zu bringen, noch in den Nebenzimmern umſehen, ob alles ausgelöſcht ſey, da ſtieß er in einem Seitengemache auf eine Gruppe, deren Anblick, ſo verdrüßlich er auch über die fatale Wendung mit Richard und Wally war, ihn doch zum Lachen brachte.

Der alte Inſelkönig Boongárry, der es ſich nicht nehmen ließ, ſolche Feſte mit ſeiner perſönlichen Gegenwart zu verherrlichen, lag, von einem Schwarme ſeiner farbigen Diener umgeben, in einem Sorgenſtuhle im tiefen Schlafe. Seine Rechte hielt noch als Zeichen der Gewalt, jener Gewalt nämlich, welcher er ſelbſt erlegen war, eine angebrochene Champagnerflaſche, deren ungewohnter Inhalt ihn bemeiſtert hatte; mit der Linken aber ſtützte er ſich gemüthlich in eine Schale Meloneneis, das in der Hitze zerſchmolzen, gleich dem gelben Meere ſeine dunkelbraune Fauſt umſpühlte. In ähnlichen Attituden befand ſich ſein Hofſtaat, der pflichtſchuldigſt das erhabene Beiſpiel ſeiner ſchwarzen Maieſtät nachgeahmt hatte.

Boongárry war, ſeiner löblichen Gewohnheit gemäß, und weil er es für eine ſeiner weſentlichen Herrſcherpflichten hielt, bei allen Anläſſen ſich dem eingewanderten weißen Volke zu zeigen, zum Feſte gekommen, den Gouverneur hatte ſein, obwohl vermutheter Beſuch in keine geringe Verlegenheit verſetzt, und um den Ball nicht zum Poſſenſpiele zu machen, das unvermeidlich geweſen wäre, hatte er den Genügſamen ſchnell in einem abgelegenen Seitenzimmer mit allem Köſtlichen ſo überreich verſehen laſſen, daß er unter der Laſt der ihm erwieſenen Auszeichnung und im ſtolzen Gefühle ſeiner Würde ſüß und ſelig entſchlummert war, um von ſeiner längſt verlorenen Herrſchaft zu träumen.

Richard und Boongárry waren alſo nach allem Anſcheine die Glücklichſten unter allen, die des Feſtes Luſt und Freude mitgenoſſen.

6.

Wally's Mutter fand kein Ende in dem Lobe Richard Streetons und ihrer Tochter. Durch acht Tage mußte Herr Ewarten, der als ein Freund des Spieles nichts von den ertanzten Triumphen ſeines Kindes profitirt hatte, die Ballgeſchichte beim Frühſtück, Mittag- und Abendtiſche, und nicht ſelten bei jedem zweimal hören, nd erſt dann, als er ihr jedes Mal mit einem „Ei, das veiß ich ja alles ſchon!“ in die Rede fiel, wenn ſie da- nit beginnen wollte, ließ die enthuſiasmirte Mutter in twas nach, bat aber zugleich den zärtlichen Gemahl, uch in ſeinem Hauſe recht bald ein Feſt zu veranſtalten, amit Wally erneut Gelegenheit erhalte, ſich als eine eſchmackvolle Tänzerin zu zeigen.

So gerne John Ewarten ſeine Tochter hatte, und ie ſehr er auch ſeine recht liebenswürdige Frau ſchätzte, war es ihm doch nicht entgangen, daß in den Wor- n: „daß Wally erneut Gelegenheit finde, ſich als ge- hmackvolle Tänzerin zu zeigen,“ eine feine Anſpielung g, die ihn eben an etwas gerade nicht gar billig Ge- ndenes mahnte; doch bald war der kleine Skrupel ver- ſſen — und Richard wiederholte ſeit jenem glücklichen allabende ungeſtört in jeder Woche zwei- auch dreimal ſeine Beſuche. Je mehr Ewarton ihn kennen lernte, deſto mehr fühlte er ſich verbunden, dem wahrhaft gebildeten, ſo einnehmenden jungen Mann ſeine volle Achtung zu zollen. Er war der angenehmſte Geſellſchafter, der anſpruchlos, ohne damit glänzen zu wollen, einen Reichthum von ſeltenen Kenntniſſen mit jener Leichtigkeit entfaltete, die zur Bewunderung fortreißt. Er wußte von Allem zu reden, und beſonders fand er ſich ſo gut in Ewartons Lieblingsthema, dem allgemeinen Welthandel, zurecht, von dem er in dem Hauſe ſeines Vaters genügende Einſicht erlangt hatte, daß Mr. John bald ſich am liebſten mit ihm über dieſen Gegenſtand unterhielt; und er fand es endlich, als er ſich an Richards Geſellſchaft gewöhnt, ſogar recht langweilig in ſeinem Hauſe, wenn dieſer in den Abendſtunden fehlte. Auch die Mutter wußte Richard noch mehr für ſich zu gewinnen, als er es bereits durch ſeine für Vally ertanzten Siege gethan hatte. Vally und ihre Mutter liebten nämlich das Franzöſiſche leidenſchaftlich, ſie hatten es beide zwar tüchtig erlernt, allein aus Mangel an Converſation auch mit der Zeit ſo ziemlich wieder vergeſſen. Richard, der die franzöſiſche Sprache mit aller Eleganz des feinſten Pariſers redete, war ihnen daher ein ſehr willkommener Geſellſchafter. Ueberdieß fühlte ſich Vally, was ſie ſchon auf dem Balle beim Gouverneur bewieſen hatte, zu Richard noch beſonders hingezogen. So war er bald ganz heimiſch in John Ewartons Hauſe geworden. Eine Unterhaltung drängte dort die andere, und ſeine Bälle, ſeine Converſationen, von Richard arrangirt, erhielten bald in ganz Sidney den Ruf der größten Eleganz.

Richard wäre ganz glücklich geweſen, — aber etwas genirte ihn — nämlich ſein Verhältniß zu Edmund. War es wirklich ſo, wie dieſer ihm geſagt, ſo hatte er den Freund bei Wally verdrängt, und das war ihm bei ſeiner zartfühlenden Freundſchaft ſehr unlieb — war hingegen ſein Geſtändniß bloßer Scherz geweſen, und beinahe fing er an dieſes zu glauben, ſo konnte er keinen Grund finden, warum ihn ſein Freund ſo lange und ſo ſchonungslos dem Grame preißgegeben hatte.

Freilich ergab ſich auch für ihn ſelbſt keine Gelegenheit mehr, dem theuern Mädchen das pantomimiſche Ballgeſpräch zu wiederholen, oder doch wenigſtens einen Commentar dazu zu liefern, und faſt fing er an zu glauben, daß Wally nur in jenem aufgeregten Zuſtande, und weil er ihr als Tänzer ſo angenehm war, ein Bischen über die Schnur des converſationell Schicklichen gehauen, und ſich gegen ihn ſo zuvorkommend und herzlich gezeigt habe. Allein das hatte auch wieder ſein Fragezeichen, denn ihm war in der Geſchichte noch kein Beiſpiel vorgekommen, daß man einem jungen Manne, bloß weil er ein guter Tänzer iſt, erſt zweimal, dann dreimal und endlich unzähligemal die Hand ſo zärtlich, ſo innig drückt, und ihn, bloß weil er gut tanzt, fragt: „Könnten Sie mir gut ſeyn?“

Solche und verſchiedene ähnliche Betrachtungen und Zweifel warfen das gute Herz des armen Richard zwiſchen den Klippen des Pro und Contra hin und wider, daß es nie den Hafen erreichen konnte.

Für die nächſte Woche war ein Pferderennen veranſtaltet; die Vorbereitungen dazu nahmen Richard, als einen der beſten Reiter ſo in Anſpruch, daß er nur ein einziges Mal bei Ewarton erſcheinen konnte. Der Gedanke, daß Bally ihn ſehen und wahrſcheinlich auch aus Gefälligkeit bewundern werde, daß er vor ihren Augen nach einem Siege ringen dürfe, und daß, wenn ſie ihm wirklich gut war, ſein Triumph auch der ihre ſeyn müſſe, dieſer Gedanke beſchäftigte ihn zu angenehm, als daß er mit den Vorbereitungen zu dem Wettreiten nicht gerne auf kurze Zeit ihre Geſellſchaft entbehrt hätte.

Der Tag des Wettrennens war gekommen — von Sidney und der Umgebung, ſelbſt aus dem tieferen Lande ſtrömten Theilnehmer und Neugierige herbei, dem Nationalfeſte beizuwohnen. Eine große Tribune mit buntſeidenem Zeltdache nahm die Zuſchauer höheren Ranges auf, und auch John Ewarton hatte als Mitglied und Theilnehmer daſelbſt mit ſeiner Familie eine Loge erhalten. Die ungeheure Menge hatte ſich an den Schranken der Bahn bereits geordnet, und neugierig warteten Alle auf den Beginn, denn die ausgeſetzten Preiſe waren dießmal von hohem Werthe, und das Ringen darnach verſprach ein ſehr intereſſantes Schauſpiel zu werden. Man hatte acht Abtheilungen feſtgeſetzt — bei der erſten und letzten Wette war Richard Intereſſent. In ſeinem netten Reitkoſtüme ging dieſer, die aufgeſtellten Renner prüfend, unter den Wettenden umher, und grüßte, die Gerte ſchwingend, zuweilen hinauf nach Miß Bally, die beifällig ihrem ſchmucken Ritter zulächelte.

Auch die übrige ſchöne Welt, die ſich zahlreich verſammelt hatte, richtete mit behaglicher Aufmerkſamkeit ihre Blicke auf den herrlichen jungen Mann, der in dem weißmancheſternen Beinkleide, mit den gelb ausgeſchlagenen Reitſtiefeln, in dem blauen ſeidenen Jäckchen, die nette Reitkappe auf die blonden Locken geworfen, mit ſeinem leichten Anſtande, mit ſeinem ſtolzen und doch ſo zarten ſchlanken Wuchſe, in ſo manchem Herzen die Sehnſucht weckte.

Schon ſcharrte ſeine ſchwarzbraune Stute, ein ſchlankes flüchtiges Thier, von der edelſten Race des Landes, und ein vorzüglicher Renner, in muthiger Ungeduld den Boden auf, da tönte die Glocke zum erſten Male, in kurzen Pauſen wiederholte ſich das Zeichen zum zweiten und dritten Male, und mit einem leichten Gruße nach Ewartons Loge fliegt Richard mit ſeinem Gegner, einem der reichſten Anſiedler die Bahn hinab. Alle Köpfe heben ſich jetzt höher um die Enteilenden zu verfolgen, man beobachtet die Uhren, alle Lorgnetten kommen in Bewegung — 20 Minuten — und die Bahn iſt umritten, mit ſeinem Pferde in eins verſchmolzen ſprengt Richard als Sieger in die Schranken, ſchwingt ſich leicht aus dem Sattel, und dankt mit einer flüchtigen Verbeugung den Verſammelten, die ihn mit lautem Beifall begrüßen, indem er einen verklärten Blick auf die in ſichtbarer Freude erglühende Vally wirft, die ihm freundlich zunickt. Hundert Guineen waren der Preis — aber ein köſtlicherer Lohn war dem Glücklichen Vally's Freude, Vally's Lob. Mit gleichem Antheile des Publikums machten jetzt die übrigen Paare den Kreisritt, und ſchon nach anderthalb Stunden war die Reihe wieder an Streeton.

Ein höherer Preis ſollte jetzt den Sieger lohnen:

ein ſilberner Becher, den Wally der Geſellſchaft geſchenkt, und noch 200 Guineen. Aber ſchwerer war auch der Sieg, denn zwei ausgezeichnete Reiter ſollten darum ringen. Richard hatte ſeine Kunſt beim erſten Ritte zwar ſchon gezeigt, aber Tom Morilan, der reichſte Koloniſt der ganzen Niederlaſſung, war Allen als der gefürchtetſte Gegner bekannt. Er hatte noch keinen Preis verloren, um den er rang, denn er beſaß die trefflichſten Pferde, und bei ſeiner Gewandtheit eine Menge Finten, den Gegner aus der Faſſung zu bringen. Man hatte Richard darauf aufmerkſam gemacht, allein dieſer lachte darüber, ließ ſeinen Rappen, einen feurigen Hengſt, den er für die zweite Tour beſtimmt, im Nothſtalle, und zäumte zum Beweiſe, daß er den Matador in der Reitkunſt nicht fürchte, ſeine abgelaufene Stute zu zweiten Male. Wally drohte dem Allzukühnen mit dem Finger, allein dennoch ſchien ſie das Wageſtück nicht ungern zu ſehen, denn ſiegte Richard zum zweiten Male, dann war ihr eigener Ehrgeiz auf das Höchſte geſchmeichelt.

Richards Gleichgültigkeit hatte Morilan aufgeregt, da ſie ihm beinahe an Verachtung zu grenzen ſchien. Er war als der beſte Reiter bekannt, und jetzt wollte ein junger Prahler ihn beſiegen — nimmermehr — er ſchwur ſich, jede Liſt aufzubieten, um dem Uebermüthigen den geträumten Triumph zu verleiden. Mit ſcheinbarer Kälte beſtieg er ſein Pferd, ein herrliches Thier von arabiſcher Abkunft, das ſich übermüthig mit dem Sicheren bäumte, als er den Sattel berührte. Die Damen machten ihrer Angſt um den Gefährdeten in allen Tönen der Scala Luft, und alle Lorgnetten ſuchten Herrn Morilan ſchon auf dem Boden. Doch dieſe präſervative Abängſtigung war unnöthig, denn ruhig und ſtolz wie ein Imperator triumphans ſaß Morilan auf ſeinem Araber, den er mit einem einzigen Griffe gebändigt hatte, und rief ungeduldig faſt ſpottend dem ſäumenden Richard, der noch immer an den Zügeln herumſchneckte, ſein barſches: „God dam! ſo machen Sie doch!" über die Achſel zu.

„Nur vorwärts, ich komme ſchon nach!" erwiederte Richard ſo kaltblütig, als hätte er es mit einem Schüler zu thun, und ſchwang ſich ſo gemächlich in den Sattel, daß alle Umſtehenden lachen mußten.

Dieſer verſpottende Uebermuth verletzte Morilan noch mehr, knirſchend winkte er, mit der Glocke das Zeichen zu geben, und ſchoß, indem er ſein Pferd ausließ, mit großen Sätzen die Bahn entlang.

Auch Richard gab jetzt ſeiner Stute die Sporen, die leicht und im ruhigen Laufe dahin flog.

Alles war geſpannt auf den Ausgang dieſes Rennens, die Mehrzahl zweifelte, daß Richard den Voraneilenden einholen werde, alle hatten ihre Sitze verlaſſen, die meiſten ſtanden auf den Zehen, alle Hälſe ſtreckten ſich, die beiden Reiter nicht aus dem Auge zu verlieren, und nie wurde noch ſo wüthend gewettet, als jetzt.

Wally ſah bewegungslos den Uebermüthigen nach — ihr Herz klopfte ungeſtüm, ſie fürchtete, daß Richard durch dieſes allzukühne Wageſtück die Ehre ſeines erſten Sieges-verlieren würde, und krampfte mit jeder Sekunde ängſtlicher ihre Lilienhand in die Polſter der Loge. Dem unbewaffneten Auge waren die beiden Reiter jetzt nur noch als fliegende Punkte ſichtbar — allein ſchon vor der Hälfte der Bahn hatte Richard ſeinen Gegner erreicht, — jetzt reiten ſie um die Biegung, beide ſind in gleicher Lage — Morilan ſchwingt von Neuem die Peitſche, und ſucht, als ob ſein Pferd ausbrechen wollte, den Gegner von der Bahn abzubringen, doch ſeine Liſt gelingt ihm nicht — Richard lenkt rechts und links ab, wie ihn Morilan drängt, allein er weicht um keine halbe Länge aus ſeiner Lage. Da ergreift Morilan wüthend das letzte Mittel, und indem er ſich ſtellt, als ob er ſein Pferd nicht bändigen könne, ſchießt er, die Sporen den Thiere in die Rippen geſetzt, mit einem Satze vor Richards Stute. Alle hielten jetzt Streeton für verloren, alle kannten den Vortheil, den der Pflanzer ſo liſtig errungen hatte, denn ſie wußten, daß in dieſer Lage das zurückgedrängte Pferd nicht mehr vorwärts zu bringen ſey; neue Wetten wurden gemacht, und geſpannter ſahen Alle dem Ausgange entgegen.

Richard hatte ſich jedoch durch die Ränke ſeines Gegners nicht aus der Faſſung bringen laſſen; indem er alle ſeine Bewegungen beobachtete, hatte er ſich auch auf dieſen Fall gefaßt gemacht, und ehe Morilan noch Zeit gewann, ſich vor ihn feſt zu poſtiren, hatte er im Augenblicke ſein Pferd durch einen Druck auf die Seite gebracht, und jagte, jetzt auch ſeiner Stute den freien Zügel laſſend, an dem Erſtaunten vorüber, dem Ziele ſo windesſchnell entgegen, daß Morilan wenigſtens ſechs Pferdelängen im Rücken blieb.

Rauſchender, einſtimmiger Beifall lohnte dem kühnen Reiter, der ſtolz auf dieſen Sieg, und mit einem grüßenden Blicke auf Bally ſich eben aus dem Sattel ſchwang, als Merllan, in der Haſt des Laufes die rechte Seite verfehlend, daher brauſte. Richard wurde von dem vorbeiſtreifenden Renner, ehe er ſich noch bügellos machen konnte, bei dem freien Fuße zur Erde geriſſen, und lag jetzt unter den Hufen ſeines erſchrocken ſich bäumenden Thieres, blutend aus einer tiefen Kopfwunde und ohne Leben.

Erſt nach ſechs Tagen kehrte ſeine Beſinnung zurück. Wie aus einem tiefen, wüſten Traume erwachend, ſchlug er die Augen auf, und erblickte ſich mit Staunen in einem fremden Gemache, in das durch herabgelaſſene Gardinen der Tag nur ſanfte Helle ergoß. An ſeinem Bette ſtand ein Tiſch mit Arzeneien, und der ſilberne Becher, den er ſich als Preis erworben hatte.

Befremdet und zweifelnd ob er wache, oder träume, griff er an ſeine Stirne, — da erweckte der Verband die Erinnerung an das beim letzten Wettritte Vorgefallene, und eine Ahnung, wo er ſich befinde, ſtieg in ſeiner Seele auf. Er wollte ſich aufrichten, um den an ſeinem Bette entſchlummerten Diener nach dem ganzen Zuſammenhange zu fragen, allein Todesſchwäche lag wie Blei auf ſeinen Gliedern. Da öffnete ſich die Thüre, und leiſe trat Wally in das Gemach. Vorſichtig ſchleicht ſie dem Bette näher, ihren ängſtlich forſchenden Blicken begegnet ein Augenpaar, das nach den zweifelhaften Ausſprüchen der Aerzte ſich vielleicht gar nicht mehr öffnen ſollte, — voll Hoffnung klopft ihr Herz, noch kann ſie das Erfreuliche nicht glauben, noch immer zweifelt ſie, doch als ſie jetzt auch ihren Namen liſpeln hört, da ſtürzt ſie mit einem Schrei des Entzückens auf den Kranken, und eine Fluth von Küſſen überdeckt ſein Antlitz. Der bei Wally's Eintritt erwachte Diener hatte ſich entfernt — jede Schranke war gebrochen, die jugendlichen Herzen, die ſich durch einen Zufall gefunden, ſchlugen entzückt an einander, und ſchon in der nächſten Viertelſtunde ſchwuren ſich Beide ewige, unverbrüchliche Liebe.

Wie nun auch auf Wally's Bitte, Vater und Mutter mit dem Arzte, und ſelbſt der Buchhalter des Hauſes in das Krankenzimmer kamen, da erfuhr Richard endlich alles, was von dem Augenblick an geſchehen, als er von dem Schlag betäubt, leblos niedergeſtürzt war.

Wally's Vater hatte ſogleich mit den Seinen die Tribune verlaſſen, und war herabgeeilt zu dem Beſinnungsloſen, den man mit größter Mühe von ſeinem Pferde losgemacht hatte. In ſeinem Wagen hatte er ihn nach Hauſe gebracht, wo er unter den bedenklichſten Ausſprüchen der Aerzte ſechs Tage bewußtlos lag. Wally hatte, ſo viel es nur die Schicklichkeit geſtattete, mit ihrer Mutter die Zeit an ſeinem Krankenbette zugebracht, und war von der langen Beſorgniß um ſein theures Leben ſichtbar angegriffen.

Richard konnte für ſo viele Liebe und Sorgfalt nicht genug danken. Seine Geneſung ſchritt unter ſo guter Pflege raſch vorwärts, daß er ſchon nach zehn Tagen in ſeine Wohnung gebracht werden konnte. Ganz Sidney nahm Antheil an dem Unfalle des jungen, ſo wackeren Mannes, und freute ſich, daß es keine traurigeren Folgen gehabt, und die Nachricht von ſeinem Beſſerbefinden verbreitete ſich in allen Zirkeln, in denen er ſich intereſſant zu machen gewußt, wie die erſte Staatsneuigkeit.

Auch in ſeiner Wohnung beſuchte ihn Vally mit ihrer überaus gütigen Mutter faſt täglich, und gar bald war dieſe von den Liebenden in das ſüße Geheimniß ihrer Herzen eingeweiht. Freilich äußerte ſie im Anfange die Beſorgniß, ob ihr Gemahl dieſes Verhältniß billigen werde, denn er hatte ſich einige Mal ſchon über ſeine Abſichten mit Vally, eben nicht günſtig für dieſe gegenwärtigen Verhältniſſe, ausgeſprochen — allein ſie erwog auch, daß er Richard wirklich verehre, ihn ſogar recht lieb gewonnen habe, und wie man ſo gerne Alles glaubt, was man wünſcht, ſo gab auch ſie ſich mancher Hoffnung hin, und ging in ihrer Güte ſo weit, daß ſie Beiden ihr Vorwort bei ihrem Gatten zuſicherte.

Richard beſchloß daher bei dieſer günſtigen Vereinigung aller erwünſchten Umſtände, ſogleich an ſeinen Vater nach London zu ſchreiben, und glaubte auch von dieſer Seite keinen Einſpruch in ſein Glück fürchten zu dürfen. Nur Edmund, den er in das Geheimniß eingeweiht, und der ihm auch die Urſache erklärt hatte, warum er ihn in ſeinem eiferſüchtigen Argwohne beſtärkte, hegte Zweifel und Bedenklichkeiten. Wenn er auch der Vaterliebe des alten Strecton zu Richard, eine Einwilligung in ſeine Vermählung zugetraut hätte, ſo kannte er doch zu ſehr deſſen ſtolzen Sinn, der ſich über das Vorurtheil gegen Alles, was von der Verbrecher-Kolonie kömmt, nicht hinweg ſetzen konnte, um ſo mehr, da dieſes Vorurtheil in England ſo groß iſt, daß man ſogar den, der nur von einer Reiſe nach Neu-Süd-Wales zurückkehrt, mit auffallendem oft unzarten Mißtrauen behandelt. Allein Richard hegte keinen Zweifel, ſein Brief war ſo rührend, ſo herzlich abgefaßt, daß der alte Streeton unmöglich den Bitten ſeines Sohnes widerſtehen konnte.

Faſt ein Jahr war für Richard und Vally unter den glücklichſten Träumen entflohen, die ſchönſten Hoffnungen für die heiterſte Zukunft ihrer Liebe blühten ihnen im Schooße der Zeit, denn wie Vally's Mutter, ferne ausholend, ſchon erkundet hatte, ſo zeigte ſich auch Mr. John Ewarton gar nicht ſo abgeneigt, den Gedanken an Vally's Verheirathung mit Richard zu denken, wenn einſt, wie zu erwarten ſtand, eine förmliche Werbung erfolgen ſollte. Nur die Antwort von William Streeton fehlte noch, um das liebende Paar dem erwünſchten Ziele zuzuführen, und mit immer wachſender Ungeduld erwarteten Richard und Vally die Beſtätigung ihres Glückes.

Da kam eines Abends mit einer engliſchen Fregatte in dem Gouvernements-Pakete ein wohlgeſiegeltes Schreiben an Richard Streeton.

Edmund zitterte im Wechſel von Freude und Angſt, denn der Brief enthielt gewiß die Entſcheidung über das Schickſal ſeines Freundes. Er hatte nicht Ruhe mehr in ſeinem Arbeitszimmer, ſo lange das Schreiben bei ihm lag, und ſobald er ſich nur losmachen konnte, eilte er in ungeduldiger Haſt nach Ewartons Hauſe, wo ſein Freund jeden Abend zubrachte.

Richard ſaß eben mit Vally und ihrer Mutter in Geſellſchaft des Buchhalters am Spieltiſche, als Edmund, den Brief in der Hand mit dem Ausrufe: „Ein Brief aus London!“ in das Zimmer ſtürzte. Alle bis auf den Buchhalter, einen kalten abgehärteten Geſchäftsmenſchen, erblaßten bis in die Lippen — Richard hatte nicht die Kraft nach dem Briefe zu langen — er fühlte es, daß ſeine ganze irdiſche Seligkeit, ſein Himmel, ſein Alles in dem anſcheinloſen Papiere lag. Der nächſte Augenblick ſollte über Alles entſcheiden — wie lange er auch darauf vorbereitet war, dennoch hatte er ihn jetzt zu ſehr überraſcht, und zum erſten Mal trat ihm eine düſtere Möglichkeit vor die Seele.

Endlich hatte er ſeine Faſſung wieder erlangt, und erbrach haſtig, das Froheſte hoffend, das Siegel. Schnell durchflog er den Anfang, die geſpannteſte Erwartung trieb alles Blut nach ſeinen Wangen, immer langſamer las er jetzt, immer mehr verfärbte ſich ſein Geſicht, mit bebender Hand wendete er jetzt das Blatt, ein Augenblick, und todesblaß ſank er mit dem Ausrufe: „Verloren! Alles verloren!“ in das Sopha zurück.

Alle ſtanden wie vom Blitze getroffen ſtarr und bewegungslos. Niemand wagte, das Schreiben, das dem Ohnmächtigen entfallen war, aufzuheben. „Vielleicht iſt daheim ein Unglück geſchehen, vielleicht ſein Vater geſtorben!“ bemerkte endlich der Buchhalter, der ſich am erſten geſammelt hatte, und langte nach dem Briefe. „Aber nein, das iſt es nicht,“ fuhr er trocken fort, und las halblaut:

„Mein Sohn! Als Du vor 18 Monaten England verließeſt, um mit Deinem Freunde, dem Kapitain Blooſe nach Botany-Bay zu ſchiffen, da fügte ich mich, obwohl nicht gerne, Deinem Willen, und dachte mir — „beſeh' nur die Welt noch ein Mal, es kann Dir nicht ſchaden." Ich erwartete ſicher, daß Du mit der Inclination, auf der Du Dich damals einſchiffteſt, wieder zurückkehren würdeſt. Auch da zürnte ich nicht über Dich, als Kapitain Blooſe ohne Dich zurückkam, und mir Deinen Brief brachte, worin Du mich bateſt, Dich noch einige Zeit in Sidney zu laſſen, denn ich dachte, Du wollteſt nur Deiner von mir in Antrag gebrachten vortheilhaften Verheirathung entſchlüpfen, und meinte, er wird ſchon kommen, wenn die Hörner etwas abgeſtoßen ſind — doch jetzt, wo Du eine Verehelichung mit einer Dirne von der in England ſo verrufenen Verbrecher-Kolonie beabſichtigſt, und ſo unverſchämt biſt, meine Einwilligung hiezu zu verlangen, jetzt, wo Du meinen ehrlichen Namen, der in ganz Britannien und Frankreich einen guten Werth hat, mit einem ſolchen Schimpfe, wie die Verheirathung eines freien Engländers mit einer Verbrecher-Koloniſtin iſt, beſudeln willſt, jetzt, Du Unbeſonnener! befehle ich Dir als Vater, das brittiſche Zuchthaus gleich nach dem Empfang dieſes Briefes zu verlaſſen, und um Dich zum Gehorſam zu zwingen, ſtelle ich unter Einem dortorts alle Zahlungen an Dich ein. Du haſt nichts mehr zu erwarten, als meinen Fluch, wenn Du nicht augenblicklich dieſem meinem Befehle Folge leiſteſt, und mit Bantſon nach England zurückkehrſt.

London, am 22. Dezember 1833.

William Streeton.

Niemand, am allerwenigſten Richard hatte eine ſolche Wendung erwartet; wie ein Raſender ſprang er jetzt emvor, riß den Brief aus der Hand des Buchhalters, und ſtürzte ſinnlos fort nach ſeiner Wohnung. Edmund, der theilnehmende beſorgte Freund, begleitete ihn dahin. Wally, die Vernichtete, die ſo gräßlich aus ihren Glücksträumen Aufgeweckte, vergoß Thränen ohne Zahl; die harten Worte des ſtolzen Engländers hatten ſie nicht verletzt, denn ſie liebte zu ſehr, aber ſein kalter Wille, der ſchonungslos die Blüthen ihrer Liebe in den Staub trat, der erdrückte ihr Herz. Allein Frau Ewarton war tief verletzt von der rauhen, ſchonungsloſen Sprache des Engländers, und der Buchhalter, ein eingefleiſchter Koloniſt, im höchſten Grad erbittert. Glühend eilte er zu ſeinem Gebieter, ihm den Vorfall mitzutheilen, während Wally an die Bruſt ihrer Mutter ſank, um dort ihren Schmerz auszuweinen. So endete ein Tag, der für alle ſo heiter aufgegangen war, mit Schmerz und Thränen; die Glücksſterne erloſchen an dem wolkenumzogenen Himmel der Liebenden, und der Hoffnungsſtab, der vor Stunden noch, ſie über Berge und Meere trug zum erſehnten Ziele, hatte ſich ſchnell in eine morſche Krücke verwandelt, die unter der ſich ſtützenden Hand zuſammenbrach.

7.

Wie nach dem verheerenden Brande, der ihm Alles geraubt, verzweifelnd der verarmte Hausvater vor dem rauchenden Trümmerhaufen ſitzt, und in ſtarrem wortloſem Schmerze mit dem trüben, faſt ſtumpfen Blicke die Ruinen ſeines Glückes anſtiert, als wolle er noch eine

Hoffnung ſuchen, noch einen Schatz, der ihm nicht untergegangen in der Verwüſtung des feſſelloſen Elementes, ſo ſaß Richard Streeton ſtumm, gedankenlos, in der gänzlichen Erſtarrung ſeines Unglücks vor dem Briefe ſeines Vaters, denn mit ihm war ja auch das herrliche Gebäude ſeiner ſchönſten Hoffnungen, ſeiner heiterſten Träume, ſeiner glücklichſten Ahnungen zuſammengeſtürzt. Nur auf Augenblicke beſeelte innere, ſchnell emporlodernde Gluth ſeine erſtorbenen Züge, dann fuhr er wüthend auf, und ballte das Unglücksſchreiben zuſammen, als ob er daran ſich für die Herzloſigkeit des Vaters rächen wolle — dann aber ging der heftige Schmerz in Wehmuth, und endlich wieder in Erſtarrung über. Edmund hatte den verzweifelnden Freund nicht verlaſſen, hatte mit ſanftem Zuſpruche ſeinen Schmerz zu mildern verſucht, doch alles war vergeblich — der Arme war unempfänglich für allen Troſt, denn die Hoffnung, die allen Schmerz mildernde Göttin, war aus ſeiner Bruſt geflohen. So müßte der Unglückliche an ſeinem Grabe ſtehen, in das man vor ihm all' ſein Glück, all' ſeine Ahnungen, ſeine Freuden, ſeine ſchönſten Träume eingeſargt, wenn ihn die Hoffnung auf das Jenſeits nicht für äußeren Troſt empfänglich machte. Im Uebermaaße des Unglücks erſtarrt das Herz, und der an allem Verarmte wird ſo leicht eine Beute der Verzweiflung, wenn nie vorwärts, nur rückwärts ſein Blick ſich richtet. Darum wolle man den Unglücklichen nie tröſten, wenn man ihm keine Hoffnung geben kann. Wo alles, alles den gedrückten Sterblichen flieht, wo ſelbſt der Glaube an ſeine eigene Kraft aus ſeinem Herzen weicht, da an der äußerſten Grenze des Schmerzes, im Wahnſinn und in Verzweiflung, da reicht ihm dieſe milde Göttin ihre Hand, ſie trocknet ſeine Thränen, gießt heilendes Oel in ſeine Wunden, und ſendet goldene Träume, himmliſche Bilder vor ihm her, damit ſie ihm den Weg ebnen vor ſeinen Tritten, und ſie ihn ſanft zurückführen könne in ein neu erblühendes Leben; ſie reicht ihm den tröſtenden Lethe, auf daß er vergeſſe ſeinen Schmerz, und ſtreut den Saamen einer glücklicheren Zukunft in ſeine beruhigte Bruſt.

Zwei Tage hatte Richard nichts gegeſſen, kein Mohnkorn aus dem Kranze des Schlummergottes war auf ſein brennendes Auge gefallen — und Edmunds Beſorgniß ſtieg auf den höchſten Grad. Doch noch war eine Hoffnung für den Leidenden geblieben. Wie nach dem brauſenden Orkane aus den beruhigten Fluthen des Sees in neuer Schöne die Waſſerlilie ihren unberührten Blüthenkelch erhebt, ſo tauchte auch ſie aus ſeines Schmerzes ſtürmenden Wogen empor, ein mahnend Lichtbild eines neuen Glückes.

John Ewarton war ja ein ſehr edler Mann, der überdieß ihn achten, ſogar verehren gelernt hatte. Wenn auch der verhängnißvolle Augenblick die Erreichung ſeines höchſten Wunſches unmöglich machte, ſo war, wenn nur Ewarton ſeine Einwilligung gab, für die Zukunft noch die Erfüllung möglich, denn in einem Jahre war Richard mündig, und die Vorurtheile ſeines Vaters hatten keinen Einfluß mehr auf ſeine Wahl. Er kannte Ewartons glänzende Umſtände, er bedurfte daher auch keiner Reichthümer, um Vally glücklich zu machen — ihr ſehnendes Herz bedurfte ja nur Liebe, und wer war reicher an Liebe als Richard. Sein Entſchluß ſtand feſt, ſein Schmerz hatte ein Ziel gefunden, an dem er brach. Ohne ein Wort zu verlieren eilte er zu Ewarton. Er fand ihn mit ſeiner Gattin allein, in einem ziemlich eifrigen Geſpräche begriffen. Frau Ewarton hatte verweinte Augen. Bei Richards Eintritte legte ſich Ewartons Stirne in düſtere Falten, und dunkle Gluth überhauchte ſeine Wangen, als ob bei ſeinem Anblicke ein tief verhaltener Groll ſich Luft machen wolle. „Sie kommen mir zuvor, wie ich ſehe," ſprach er finſter zu Richard und rückte, während er ſeine Gattin mit Kälte bat, ihn mit Streeton allein zu laſſen, einen Stuhl.

„Sie haben in meinem Hauſe, als ein Mann von Bildung, Aufnahme und Zutritt gefunden," fuhr er fort, als ſeine Gattin das Zimmer verlaſſen hatte. „Ich habe Sie geachtet, ausgezeichnet wie und wo ich konnte, und glaubte dadurch einen kleinen Anſpruch auf Ihre Dankbarkeit erworben zu haben. Allein ſtatt die Achtung der Eltern wieder mit Achtung zu lohnen, haben ſie ohne mein Wiſſen mit meiner Tochter ein Liebesverhältniß angeknüpft, und dabei wahrſcheinlich auf meine Nachſicht gerechnet. Ich ſah wohl endlich die aufkeimende Neigung, und ich muß Ihnen geſtehen, ich ſah ſie nicht ungern, denn Sie hatten mir Verehrung abgedrungen, die ich jedem Verdienſte ſo gerne zolle. Ich kannte Ihre Verhältniſſe in der Heimath nicht, und hielt Sie für einen freien Engländer, der, auf das Bewußtſeyn ſeiner Unabhängigkeit geſtützt, und ganz ſeiner Laune folgend, ſich, wie ich aus Ihrer Verehrung für meine Tochter ſchloß, in Sidney verſorgen wolle."

„Mr. Ewarton! wozu dieſe Einleitung?“ fragte Richard angſtvoll. „Sie ſind von dem Briefe meines Vaters unterrichtet?“

„Vollkommen,“ verſetzte Ewarton mit blitzenden Augen. „Mein Buchhalter, von gleichen Gefühlen für das Emporblühen der Kolonie beſeelt, wie ich, hat mich von allem unterrichtet. Ich bin durch Ihren Vater beſchimpft— Sie ſehen daher wohl ſelbſt, daß von einem ferneren Verhältniſſe zwiſchen uns keine Rede mehr ſeyn kann — daher erſuche ich Sie, von nun an mein Haus nicht mehr zu betreten, und damit Sie keine Urſache dazu finden, ſo habe ich heute Morgens meine Tochter in das Land geſendet, von wo ſie erſt zurückkehrt, wenn Sie, was nach den Maßregeln Ihres Vaters wohl nicht mehr ferne ſeyn kann, nach England abgereiſt ſeyn werden. Leben Sie wohl, vergeſſen Sie Ihren Verluſt, und ſagen Sie Ihrem Vater, daß John Ewarton eben ſo gut auf Ehre hält, als er, und daß ich ihn verachten muß.“

Mit dieſen Worten ging er mit einer trockenen Verbeugung nach einer Seitenthüre.

Richard war vernichtet — in der entſetzlichſten Angſt des drohenden Verluſtes ſtürzte er dem Zürnenden nach, um ihn zurückzuhalten — er bat — er beſchwor ihn, nicht ſo grauſam zu ſeyn, und dqs Glück ſeines eigenen Kindes aus gereizter Empfindlichkeit zu vernichten, er betheuerte, daß er unſchuldig ſey — es war Alles umſonſt.

„Ich habe meine angegriffene Ehre zu rächen — und dieſe gilt mir mehr, als Alles,“ verſetzte Ewarton. „Ich hoffe daher, daß Sie ſich in den Willen Ihres Vaters, dem Sie Gehorſam ſchuldig ſind, fügen, und mich ſchrieben, um auf immer von ihnen Abſchied zu nehmen — auch an ſeinen Vater wollte er noch ſchreiben, ſeinem Freunde Edmund das letzte Lebewohl ſagen, und dann vollenden.

Doch das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Er war nicht mehr im Stande, den Brief an ſeinen Vater zu beginnen, es flirrte ihm vor den Augen, kalte Schauer erſchütterten ſein innerſtes Mark, in ſeinem Gehirn brannte ein Vulkan, mit Bergeslaſt lag es auf ſeinem Herzen, und bewußtlos taumelte er auf ſein Lager. Die Stürme, die ſo unerwartet und ſo heftig gekommen, hatten ſeine Kraft in den tiefſten Wurzeln erſchüttert, — ein heftiges Fieber zerſtörte mit dem Leben des Körpers auch das Bewußtſeyn der Seele — fürchterliche Wahnbilder ängſtigten ſeine Fantaſie, und ſchon am andern Morgen mußte man ihn an ſeinem Bette feſtbinden, und von zwei kräftigen Wärtern bewachen laſſen. Die von Edmund herbeigerufenen Aerzte fürchteten mehr für ſeinen Verſtand, als für ſein Leben, denn ſein Zuſtand war der eines Raſenden. Der edle ſorgſame Freund brachte dem Unglücklichen die auffallendſten Opfer. Alles hatte ſich von dem Armen losgeſagt, deſſen Vater durch ſeinen Brief ganz Sidney in der Perſon Ewartons beleidigt hatte — alle, die ihn vordem noch ſo ſehr geachtet, fielen ab von ihm, nur zwei Weſen trennte kein Schickſal von dem Bedauerungswürdigen — nämlich Edmund und Emmy. Kaum hatte die Letztere von Edmund die Lage ihres Wohlthäters erfahren, ſo war ſie herbeigeeilt, dem Verlaſſenen durch ſorgſame Pflege einen Theil ihres Dankes abzutragen. Wie eine liebende Gattin ſaß ſie an ſeinem Krankenbette, jeden Athemzug bewachend, in jedem Blicke Furcht oder Hoffnung leſend — alle ihr freien Augenblicke widmete ſie dem Schauerlooſe des Unglücklichen, und fand nur in ſeiner Nähe Troſt und Ruhe.

Edmund hatte bei der ſchrecklichen Lage Richards, die mit jedem Tage drückender und bedenklicher wurde, ſogleich nach England an William Streeton geſchrieben. Allein noch lange mußte die Antwort ausbleiben, und die Antwort, ob ſie auch dann günſtig ſeyn werde, ängſtigte ſeine Seele. Richards Lage war fürchterlich — zwar hatte er in ſeinen Fieberfantaſien ſeltene lichte Augenblicke, doch dieſe dienten nur dazu, um ihn durch das Erinnern an ſein Unglück noch mehr zu foltern. Seine Bedürfniſſe wuchſen mit jedem Tage, je mehr der Reſt ſeines Vermögens ſchwand, und ſchon war Edmund genöthigt geweſen, Richards Pferde und einige andere Sachen von Werth zu verkaufen, um dem kranken Freunde keine Hilfe entziehen zu müſſen. Doch länger konnte der Aufopfernde den Schmerz nicht ertragen, ſeinen Freund in ſtets zunehmendem Elende zu ſehen; er hatte mit Ewarton ſelbſt zu ſprechen verſucht, war aber von ihm, als er den Namen Streeton nannte, kalt abgewieſen worden, er hatte Vally's Mutter die Lage Richards entdeckt; ſie hatte die größte Theilnahme gezeigt, allein bei dem ſtrengen Sinne ihres Gatten weiter nichts für ihn thun können — willkommen war ihm daher eine Angelegenheit, die den Gouverneur nöthigte, nach London einen Courrier mit wichtigen Depeſchen abzuſenden. Er bat um dieſe Sendung, und der Gouverneur, der wohl keinen gewandteren Geſchäftsmann dazu hätte finden können, und bei ſeinem edlen zarten Sinne das Motiv von Edmunds Bewerbung zu würdigen wußte, willigte ohne Bedenken in ſeine Bitte.

In wenigen Tagen hatte Edmund alle Anſtalten zu ſeiner Abreiſe getroffen, und eilte am Abende vor ſeiner Einſchiffung noch einmal zu Richard, der wieder in dem heftigſten Delirium lag. Er drückte noch einen Kuß auf die verbrannten Lippen des Kranken, und eine Thräne des theilnehmendſten Schmerzes fiel auf ſeine glühende Wange, dann wendete er ſich zu Emmy, um ihr alles, was er ſelbſt entbehren konnte, zur Pflege des Verlaſſenen zu übergeben. „Ich binde ihn Dir auf die Seele,“ ſprach er — „ſey dankbar und erhalte mir ſein Leben.“

Emmy konnte kein Wort erwiedern, der Schmerz band ihre Zunge, ſie legte nur betheuernd die Hand auf ihr Herz, und mit zum Himmel erhobenem Auge ſprach ſie wortlos den heiligen Schwur aus, daß ſie den Unglücklichen nicht verlaſſen werde.

8.

Der dritte Frühling goß mit überſchwenglicher Milde neues Leben und neue Wonne über Sidney und ſeine reizende Umgebung aus, während auf der entgegengeſetzten Hälfte der Erde der Herbſtwind den falben Blätterſchmuck von den erſtorbenen Zweigen ſchüttelte, und die müde Erde ſich in das Grabtuch hüllte. Wohl drang aus tauſend bunten Blumenkelchen der würzige Duft in Richards Krankenſtube, wohl umgab ihn neu erwachtes Leben, neues Glück und neue Liebe — doch der Frühling erwachte nicht wieder in ſeinem erdrückten Herzen, für ſein Leben war keine Blüthenzeit mehr zurückgekehrt. Der Sturm mag grauſam die Zweige der jungfräulichen Myrthe knicken, er mag die Blüthen der Roſe zerſtreuen über das Beet, Myrthe und Roſe werden wieder grünen und blühen im nächſten Lenze, und eine neue Sonne wird neues Leben wecken in ihren unberührten Wurzeln. Wenn aber der Wurm ſie abgenagt, wenn er das Mark des Lebens in ihnen verzehrt, dann blühen Myrthe und Roſe nicht wieder, mag auch noch ſo freundlich, noch ſo ſegnend die Frühlingsſonne ihre belebenden Strahlen ſenden, erſtorben, ein abgefallenes Gerippe, ſtrecken ſie die dürren Zweige hinauf zum Himmel, und keine Knoſpe bricht mehr hervor, des innern Levens Spur verrathend.

So lag auch Richard jetzt da, der ſchöne einſt ſo lebenskräftige Jüngling — der Gram hatte furchtbar gewüthet in ſeinem Herzen, der Arme war nur ein Schatten ſeiner ehemaligen Blüthe. — Das friſche heitere Roth ſeiner Wangen hatte einer fahlen Bläſſe Platz gemacht, — erloſchen lag tief in ſeiner Höhle das einſt ſo ſprechende Auge, und ſtarrte mit ſeelenloſem halbgebrochenem Blicke vor ſich hin. So ſiechte nach des giftigen Fiebers Wüthen, nur ſeinem Grame hingegeben, Richards einſt ſo glückliches Leben langſam dem Grabe zu.

„Gute Emmy!“ ſprach er eines Morgens, indem er mit ſeiner zitternden Rechten die Hand der Treuergebenen faßte. „Bald biſt Du erlöſt von Deiner Sorge um mich, denn ich fühle es, daß ich dem erſehnten Ziele nicht mehr ferne bin.“

Emmy ſuchte ihn zu tröſten — doch Richard fuhr ſanft fort: „Wozu mich täuſchen, wozu mir die letzte Hoffnung rauben, an der ich noch mit ganzer Seele hange. Mir iſt der Tod nicht fürchterlich, er iſt ja der Engel des Friedens, der alle Qual von meinem Herzen nimmt, der einzige Freund, der mir geblieben iſt. Nur Eines bekümmert mich," fuhr er wehmüthig fort — „Deine unendliche Liebe kann ich nicht belohnen, kann ſie Dir mit gar nichts vergelten."

„Nicht dieſes traurige Thema," bat Emmy tröſtend. „Mein Bewußtſeyn und Ihre Geneſung werden mich überreich belohnen. Sie werden nach England zurückkehren, werden wieder ganz glücklich werden, und dann die arme Emmy nicht vergeſſen."

„Ja wohl arm!" entgegnete Richard mit einem tiefen Seufzer, und blickte wehmüthig in dem faſt leer gewordenen Gemache umher. „Du meinſt vielleicht, ich hätte alle die Opfer nicht geſehen, die Du mir gebracht? — O nein, mir iſt es nicht entgangen, daß Deine Armuth der meinen helfen mußte. Deine beſten Kleider — ich ſehe ſie ſchon lange nicht mehr — Deine Ringe haſt Du gegeben, um mir es ja an keinem Bedürfniſſe fehlen zu laſſen — die kleine Gage, die Du beziehſt, reicht kaum für Dich allein hin, und doch ſuchſt Du mit allen möglichen Aufopferungen und Entbehrungen mein ſieches Leben von einem Tage zum andern zu friſten."

Emmy erröthete — faſt konnte ſie ſchmollen, daß Richard ihr ſchönſtes Geheimniß errieth. Sie hatte alles für den Verlaſſenen geopfert, und gönnte ſich ſelbſt kaum das Nöthige, damit nur dem theueren Kranken nichts gebreche. Vergebens ſuchte ſie ihre edelmüthige Aufopferung zu läugnen, — Richard ließ ſich ſeine Ueberzeugung nicht nehmen. „Ich hoffe nur noch auf Edmunds Rückkehr" — Du ſollſt nichts verlieren — mein Vater ſoll ſeine Schuld an mich Dir bezahlen."

Der Tag neigte ſich unter ſo traurigen Geſprächen wieder ſeinem Ende. Richard war vor Ermattung entſchlummert, eine düſtere Lampe erhellte das Gemach — Emmy ſaß bei ihrem Scheine vor einem Manuſkripte, und ſchien zu lernen. Da knarrte die Thüre und Edmund trat, noch in Reiſekleidern, in das Zimmer; ihm folgte ein ältlicher Mann zerknirſcht und mit bebendem Schritte.

Emmy zitterte an allen Gliedern, als ſie den zurückgekehrten Freund ihres theueren Kranken erkannte; ſchweigend bedeckte ſie ſeine Hand mit Küſſen, und bat durch einen Wink ruhig zu bleiben, denn ſie fürchtete den Schlummernden zu erwecken.

„Er lebt," rief Edmund jetzt gedämpft ſeinem Begleiter zu — der mit unſicherem ängſtlichem Blicke an dem Lager hing, auf dem mit dem Geſichte nach der Wand gekehrt und ſchwer athmend der Kranke lag. „Er lebt" — fuhr er ſchmerzlich fort — „um wenigſtens in Vaterarmen zu ſterben!"

Der Alte konnte ſich nicht mehr bezwingen, zitternd ſank er in Edmunds Arme — ſein lautes Weinen weckte den Schlummernden, und Emmy bat beſorgt die Fremden, das Gemach zu verlaſſen, ehe ſie der Kranke gewahren könne. Allein es war zu ſpät — mit einem Blicke hatte dieſer die Angekommenen erkannt, und mit dem Ausrufe: „Gott! mein Vater!“ „Mein Richard!“ hielten ſich beide ſprachlos umſchlungen.

Schon am Morgen des anderen Tages hatte der alte William Streeton unter einem falſchen Namen in Ewartons Hauſe Zutritt erhalten. Ueber drei Stunden dauerte die Unterredung zwiſchen beiden Vätern. Man hörte heftigen Wortwechſel auf dem Zimmer des Gebieters, doch da die Glocke nicht gezogen wurde, wagte es Niemand von dem Hausperſonale, denſelben zu ſtören. Als es aber ganz ſtille wurde, und weder der Fremde noch Ewarton ſelbſt erſchien, auch kein Ruf nach Jemandem ertönte, da wurden einige ängſtlich — und beſtürmten die Frau einzutreten, denn das aufgeregte Ausſehen des Fremden, den Niemand kannte, ſchien ihre Beſorgniß zu rechtfertigen. Mit Zittern öffnete die Gebieterin die Thüre, denn ſchon glaubte ſie ihren Gatten als Leiche zu finden — doch wie freudig wurde ſie überraſcht. Ihr Gatte wand ſich eben aus den Armen des Fremden — ergriff dann noch einmal ſeine Hand und rief: „Mr. Streeton! Ein Engel hat Sie nach Sidney gebracht — denn wahrſcheinlich wären dem Hirngeſpinnſte einer verkannten Ehre unſere Kinder als Opfer gefallen.“

Frau Ewarton war bald von allem unterrichtet, und ſchon nach drei Tagen feierte die aus ihrer Verbannung zurückgekehrte Wally mit Richard, der ſein Lager nicht verlaſſen konnte, ihre Verlobung. Der Gram hoffnungsloſer Liebe hatte bei Wally zwar keine ſo große Zerſtörung bewirkt, wie bei Richard, bei dem noch andere Leidenſchaften den Schmerz vermehrten, — doch auch ſie trug unverkennbare Spuren innerer Zerrüttung in ihren blaſſen, theilnahmloſen Zügen — in ihrer ſchneidenden Kälte für alle äußeren Eindrücke, in der krankhaften Empfindlichkeit, die jedes, auch nur im entfernteſten zweideutige Wort verletzte. Goß nun die überraſchende Wendung zum Glücke neues Leben in ihre Bruſt, ſo wirkte ſie dagegen um ſo heftiger auf Richard, und lange fürchteten die Aerzte von ſeinem Zuſtande das Schlimmſte.

Ich ſelbſt war noch für das Leben des jungen Mannes beſorgt, als ich auf der Auſtralia einige Wochen ſpäter Sidney verließ. Ich hatte in Plymouth gelandet, England und Schottland durchreiſt, und war eben im Begriffe, wieder von London aus nach Frankreich zurückzuſegeln, um dort in Ruhe die Früchte meiner Reiſen zu genießen. Die glänzende Beleuchtung der Taverne Farevelle, in der ich, wie gewöhnlich alle Abgehenden, das Zeichen zum Einſchiffen erwarten wollte, ſpannte meine Neugierde — reich gekleidete Diener eilten auf und nieder durch das Gedränge der Bootsleute, Arbeiter und Paſſagiere, vom erſten Stockwerke tönte rauſchende Muſik, und ein glanzvolles Feſt ſchien des dicken Wirthes Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch zu nehmen, daß er, wider ſeine Gewohnheit, nicht in der Gemeinſtube ſich aufhielt, ſondern Treppauf Treppab im Hauſe herumſchoß. „Was iſt denn heute los," fragte ich den Vorübereilenden, der ſich puhſtend den Schweiß von der Stirne wiſchte. „Eine Hochzeit," war die kurze Antwort des Eilfertigen. Mit Hilfe eines referirenden Aufwärters gelang es mir endlich, in den Saal zu kommen, um das Brautpaar zu ſehen. Es war Richard mit Wally. Beide Väter ſaßen an ihrer Seite, und ſechs junge Männer, von denen der eine ein junges Mädchen beſonders artig behandelte, in dem ich die vom Gouverneur begnadigte Emmy erkannte. Sie hatte durch ihre treue ausdauernde Sorgſamkeit ſich hochverdient um das glückliche Paar gemacht, das wieder eben ſo friſch und jugendlich blühte wie zuvor. Ewarton und Richards Vater hatten für ſie zu ſorgen verſprochen, und ſie befand ſich in einer ſo günſtigen Lage, und war ſo anziehend, daß man leicht den kleinen Fehltritt ihrer Jugend überſehen, und ihr ſchon um ihrer edlen Ausdauer willen recht herzlich gut ſeyn konnte. Gerne hätte ich den Anblick der Fröhlichen noch länger genoſſen, allein mein Diener meldete mir, das Boot zum Einſchiffen harre bereits auf mich, und ſo verließ ich denn das Haus. Auf dem Verdecke meines Schiffes aber, im Angeſicht der Taberne, von der noch immer lauter Jubel herübertönte, leerte ich in froher Theilnahme an dem Triumphe, den echte ausdauernde Liebe wieder einmal feierte, eine Flaſche Champagner auf das Wohl des Brautpaars.

Der Rächer.

Novelle von Emanuel Straube.

Es raſchelte in den Geſträuchen und zwei wilde Geſtalten ſtürzten ſich dem Wanderer in den Weg, tiefer im Walde tauchten noch mehrere bärtige, ſonnenverbrannte Geſichter aus den Büſchen.

„Die Börſe, Hund!" brüllten die beiden Vorderſten ihre Säbel ſchwingend, und drangen auf den Einſamen los.

Einen Blick auf die verödete, im abendlichen Dunkel hindämmernde Landſchaft, einen zweiten auf die drohende Umgebung werfend, ſammelte der Angefallene raſch alle Kräfte ſeines Geiſtes und Körpers; hierhin und dorthin mit verzweifelndem Streiche ausholend, ſchlug er die vorgehaltenen Klingen bei Seite, huſchte wie ein Nebelbild an den Geſtalten ſeiner Feinde vorüber, erreichte den Abhang, und ließ ſich, faſt ſeiner ſelbſt nicht bewußt, auf dem lockeren Gerölle pfeilgeſchwind hinunterkollern. Eine Kugel ſauſte um ſeine Ohren, traf aber glücklicherweiſe nicht; rauhe Stimmen tobten in Schimpfworten hinter ihm nach, und eine Lawine von

Kies wurde unter den Tritten der Verfolgenden wach; — ſchneller und immer ſchneller riß es den Flüchtling hinab, die Sinne verließen ihn, eine Wolke von ſtäubendem Sand hüllte ihn ein — er glaubte zu verſinken im endlos Leeren; da warf es ihn plötzlich mit Gewalt an einen harten Körper, Funken ſprühten, von der Stärke des Anprallens, aus ſeinen Augen, und ſein ganzer Leib erdröhnte ungeſtüm; doch unwillkührlich ſchlugen ſich ſeine Arme um den widerſtrebenden Gegenſtand, ein Moment genügte, um den Geſichtsnerven die Sehkraft zu erneuern, und unſer Abentheurer erkannte ſich an einem Baume, deſſen Wurzeln der Bergſtrom mit ſeinem Giſcht beſpülte; noch ein Ruck weiter, und die Wellen hätten ihn als Opfer empfangen!

Der Blick des Dankes nach Oben hinderte den Flüchtigen nicht, auf der Spitze des Felſens ein Detachement von Soldaten gewahr zu werden, welches jene Marodeurs aufgegriffen und wahrſcheinlich die Rechtfertigung der Musketenſchüſſe verlangt hatte. „Ein Spion! Ein Spion!“ rief es mit einem Mal aus dreißig Kehlen und von allen Seiten des Berges hernieder, nach allen Richtungen des Ufers erſchienen Streifpartheien, deren Abſicht gegen den Geretteten ſich deutlich genug ausſprach.

Zaudern war unter dieſen Umſtänden ſicheres Verderben. Seine Lage alſogleich überſehend, allenthalben umſtellt, konnte der Verfolgte nur von der Fluth noch ein Entrinnen hoffen; raſch ſchlüpfte er in das hohe Schilf und verbarg ſich, bis zum halben Leibe im Waſſer ſtehend, ſo gut als es anging, den Athem einhaltend und mit Luchſesblicken auf jede Regung am Ufer lauernd. —

„Er kann nicht entwiſcht ſeyn!“ ließ ſich eine Stimme vernehmen; „hier gibts keinen Ausweg als den Strom. — Durchſtöbert das Geröhricht Halm für Halm! — es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir ſeiner nicht habhaft würden!“

Das Krachen des Buſchwerkes und das Schwanken des Rohres überzeugte den Verborgenen bald, daß ſein Aſyl, wenn nicht der herbſtliche Abendnebel ſich ihm zum Schleier wölbte, unfehlbar entdeckt werden würde; er ging deßhalb mit ſich zu Rathe, ob er ausharren oder ſich ergeben ſollte, auf die Gefahr hin, als Spion behandelt zu werden; da kräuſelten die Wellen heftiger um ihn und ein Flüſtern legte ſich an ſein Ohr: „Gib mir Deine Börſe, Kamerad!“ liſpelte es, — „gib, und ich will Dir durch die Lappen helfen! Aber ſchnell; beſinne Dich nicht lange!“

Der Flüchtling gewahrte aufſchauend, dicht in ſeiner Nähe, die hämiſchen Züge des Erſten ſeiner Angreifer von zuvor, mechaniſch langte er nach dem Gürtel und holte eine ſchwere Geldbörſe hervor, gierig griff der Andere darnach.

„Jeſus Maria Joſeph!“ gellte es plötzlich durch die Dämmerung, der Fluß gohr von einem ſchweren Falle empor, und tiefer im Waſſer war es wie eiliges Schwimmen. Ein Paar Tage ſpäter warf der Strom einen der Marodeurs an das Land.

„Dort, dort! Er iſt's, er iſt's!“ ſchrieen verwirrte Stimmen unter einander, die Dunkelheit war von Gewehrsblitzen erhellt, und mehrere ſprangen in den Strom, um die Beute ſchwimmend zu verfolgen. Der Lärm und der Spektakel waren infernaliſch.

Eine geraume Weile hatte der Tumult bereits gedauert, und das Echo der Gegend war durch Hunderte von Schüſſen aufgeſtört worden; da angelte am jenſeitigen Ufer eine Geſtalt, deren Kräfte faſt ſchon verſiecht waren, ängſtlich nach einem vorragenden Zweige, erhaſchte ihn endlich, und wand ſich mit letzter Anſtrengung auf das Trockene. Verzagend krümmte ſich der Unglückliche im Sande, ſtromweiſe troff es von ſeinen Kleidern und der Athem ſetzte die Bruſt wie ein ſtürmender Feind in Bewegung.

„Ich kann nicht mehr!“ ächzte der Arme, „ich kann nicht mehr. Mögen ſie kommen und mich in Feſſeln ſchlagen, ja mich würgen wie ein ſchädliches Thier; ich werde ihnen keinen Widerſtand entgegenſetzen! O Auguſte, Auguſte! wenn Du mir dieſe Nacht nicht durch ein Leben der zärtlichſten Liebe vergiltſt, ſo wirſt Du es an jenem Tage des Gerichtes ſchwer zu verantworten haben!“

Der Lärm, welcher eine Zeitlang verhallt geweſen war, erhob ſich jetzt in fernen Klängen von Neuem und unſer Flüchtling ſah in Kurzem ein, daß hier ſeines Bleibens nicht ſeyn könne, wollte er nicht dennoch der Nachſtellung erliegen. Als daher die bedrohlichen Anzeichen ſich vermehrten, raffte er ſich, obwohl nicht ohne Beſchwerde, vom Boden auf, ſchüttelte ſeine fröſtelnden Gliedmaaßen, ſchaute, wie um ſich zu orientiren, in die Gegend hinaus, und trat dann eine raſche, bewegte Wan=

derung an. — Wer in dieſer Halde heimiſch war, überzeugte ſich bald, daß der Flüchtling hier auf bekanntem Pfade war; denn ſicher ſchritt er in die Finſterniß hinein, verfehlte keine Biegung, ging mit dem beſtimmten Weſen der Ueberzeugung ſeines Weges und ſtutzte ſelbſt da, wo die Straßen ſich kreuzten, nicht einen Augenblick; es war deutlich, daß hier einem vorgeſteckten Ziele in vollem Selbſtbewußtſeyn zugeſteuert werde. — Plötzlich leuchtete es rückwärts hell auf, ein Zug von Fackeln wurde ſichtbar, vertheilte ſich längs des Ufers und flimmerte dann wie Irrwiſche in die Landſchaft herein. Bisweilen ertönte eine gebietende Stimme, vermuthlich jene des Offiziers, welcher die Verfolgung leitete, immer deutlicher und immer zahlreicher erſchienen die Flämmchen, und bald war es rings umher, als ſpannte ſich ein feuriges Netz über die weite Fläche.

„Ich habe einen tüchtigen Vorſprung," murmelte der Fremde vor ſich hin, „ich habe ihn gewonnen, weil Jene erſt weithinab bis zur Fuhrt mußten; wenn die Gebeine nicht unter mir zuſammenbrechen, ſo ſollen ſie, will's Gott, mir keine Gefahr bringen! — Aber was fliehe ich denn wie ein Verbrecher, wie ein Reh vor der nachſetzenden Meute? — Wäre es nicht verſtändiger, dem kommandirenden Offizier zu geſtehen, daß Liebe, glückliche Liebe mein Wagniß beſeele, daß ich zu einer reizenden Braut eile, die ich ſeit fünf Monden nicht geſehen, und der ich bloß ſagen will, daß mein Herz noch immer daſſelbe ſey, als es in der bittern Stunde der Trennung geweſen; daß ich ſie noch einmal umarmen möchte, ehe die nächſte Schlacht vielleicht auf ewig mich in den Schooß des Grabes bettet; — wäre es nicht beſſer dieß offen zu bekennen, als es darauf ankommen zu laſſen, daß die Kugel eines Feindes mich ehrlos niederſtreckt, wie einen Spion oder wie einen tollen Hund! — Ein Offizier iſt an der Spitze jenes Zuges; er wird ein Menſch ſeyn, er wird ſeinem Kameraden einen minutenlangen Traum von Seligkeit nicht mißgönnen, und nicht die Strenge der Kriegsgeſetze gegen einen harmlos Liebenden geltend machen. — Doch, er würde mir vielleicht nicht glauben, mich weitwendig vor den Behörden herumzerren, meine Waffengefährten würden mich mittlerweile wohl gar für einen Eidbrüchigen, für einen Ueberläufer anſehen! o nein, nein, das einmal Begonnene will zu Ende geführt ſeyn, und was wäre denn das auch für ein Liebhaber, der um einen Kuß der Erkornen nicht allenfalls das Leben in die Schanze ſchlüge! — Auguſte, o Auguſte! hätte ich tauſend Leben, gerne wagte ich ſie für Dich, für Dich, die nur in mir lebt, die gewiß auch einen Moment des Wiederſehens freudig mit bitterem Leid erkaufen würde!"

In der Ekſtaſe ſeiner Leidenſchaft mochte unſer Wanderer zu laut geworden ſeyn, denn unvermuthet richteten ſich die friedlichen Leuchtkäfer, welche bisher im Felde rathlos umhergekeucht hatten, ſämmtlich nach dem Punkte, wo der Einſame hielt, und die Entfernung zwiſchen ihnen und ihm verringerte ſich merklich. Es war keine Zeit zu verlieren — Laufen mußte die Stelle des Schrittes vertreten. Den Oberleib vorbeugend, die Arme Flügeln gleich in Bewegung ſetzend, ſprang unſer ſehnſüchtiger Bräutigam über die gebahnte Straße weg, und galoppirte quer über Stoppelfeld, Wieſe und Rain, mit einer Behendigkeit, welche ihm bald außer den Bereich der Verfolgung half. Gräben, Hecken und Zäune überflog er in raſtloſer Eile, und bald gewahrte man an den Bewegungen der Fackelträger, daß ſie die Spur ihres Wildes verloren hatten.

Jetzt hielt der Flüchtling inne, ſchöpfte tief Athem, blickte umher, und ging dann einem Hauſe zu, welches ſich in geringer Diſtanz von ihm an die Ausläufer des Waldgebirges lehnte. Eben glitt der Mond hinter einer Wolke hervor, welche ihn bis jetzt verdeckt hatte, und gewährte eine reiche Ausſicht auf die Umgebung; — in der Ferne glitzerten noch einzelne Funken der Verfolger, ſonſt war Alles wie ausgeſtorben.

Behutſam näherte ſich der Wanderer dem Hauſe, drückte an der Klinke, hob den Klöppel am Thore, und machte Miene zu pochen. Doch ſchnell beſonnen ſchob er den Hammer zurück, deſſen Dröhnen den Feinden leicht zum Wegweiſer dienen konnte, ſchlüpfte im Schatten der Kaſtanien-Allee an ein Fenſter, und berührte die Scheiben mit leiſem, dann mit ſtärkerem Drucke. Als der Erfolg ſeinen Wünſchen noch immer nicht entſprach, trommelte er dringender auf das Glas, und rief dazu mit halblauter Stimme:

„Martin, Thomas, Veronika, Ignaz! thut auf! öffnet ſchnell, es iſt Eures Herrn Sohn Theodor, welcher Einlaß begehrt — ſchnell, öffnet ſchnell!“

Ein Paar Minuten vergingen noch über unſchlüſſigem Harren; dann wurde ein Fenſterlein aufgeſchoben, eine weiße Mütze dämmerte nächſt deſſelben, und eine furchtſame Frage rief:

„Wer iſt da? was ſoll's noch ſo ſpät in der Nacht?“ „Um Gott, Veronika,“ erwiederte der Außenſtehende, „um Gott, laß allſogleich aufſchließen! Ich bin Theodor, die Feinde ſind mir auf der Ferſe; — wenn Ihr zögert, ſo bin ich verloren!“

„Der junge Herr! der junge Herr!“ kreiſchte es jetzt und eine Minute ſpäter raſſelte das Thor in ſeinen Angeln und der Flüchtige warf ſich, wie in ein ſchützendes Aſyl, in den Schooß des väterlichen Hauſes.

„Gott ſey gelobt,“ ächzte er niederſinkend, „wo iſt mein Vater? was macht Auguſte?“

„Alles wohl; nur Fräulein Auguſte“ — — — —

„Nun, Auguſte? um des Himmelswillen, ſie iſt doch nicht krank?“

Ein Achſelzucken war die Antwort. Theodor ſah und hörte nichts weiter; in athemloſem Fluge eilte er die Treppe hinauf. —

Die Gemächer, deren Reihe der Bekümmerte durchſchritt, ſchienen heute nicht enden zu wollen, er war faſt ſchon bis an das Ende des Flügels gekommen, und noch immer traf er nur ängſtliche Geſichter von Domeſtiken, und kein Glied der Familie erſchien, um den Ankömmling zu begrüßen; es war als ob alle Regungen der Kindes- und Geſchwiſterliebe der alleinigen Sorge für die Kranke Platz gemacht hätten. Weder der Vater noch eine der Schweſtern zeigte ſich, die Mägde und Bedienten ſahen den unvermutheten Gaſt mit ſcheuen, verlegenen Blicken an, ja es kam ihm beinahe vor, als vermieden ſie ihn abſichtlich, als fürchteten ſie, von ihm angeredet zu werden. Herzlich und freudig war zwar der Gruß, welchen Alle dem geliebten Sohne ihres edlen Herrn darbrachten; doch flüchtig wie Schatten zogen ſie ſich allſogleich wieder von ihm zurück; nur eine Beimiſchung von Bedauern warf ihren unverkennbaren Schatten über jedes Antlitz.

Wer über das Schickſal einer theuren Perſon in Ungewißheit ſchwebt, der macht bis zu dem Momente, wo er darüber klar ſieht, alle Grade der Folter durch; jeder Moment bohrt eine neue, glühendere Qual in ſein Herz, ſeine Fibern reißen unter dem Drucke des Zweifels, ſein Blut ſiedet von den Bleitropfen peinigender Vorſtellungen, ſeine Bruſt wird auf der Streckbank der Erwartung zerriſſen; glücklich genug, wenn die Wirklichkeit nicht den Höhepunkt der Tortur für ihn aufbehalten hat, und ein Wort der Milde Balſam in ſein Herz träufelt.

Wem eine böſe Kunde bevorſteht, dem ſollten All aus dem Wege gehen, kein anderer als ein von ihm hochverehrter Menſch ſollte ſich ihm nahen. Wermuthsgeſichter, zweifelnde, verlegene, bedauernde Mienen ſind lauter Dolchſtöße für ihn; ein Vater, ein Freund, eine Geliebte finden allein den rechten Ton, die rechte Miene für den Unglücklichen; alle Andere quälen ihn und peitſchen den mit Scorpionen, welchen das Schickſal bloß mit einer Geißel treffen wollte.

In einem der letzten Zimmer der Gallerie traf Theodor plötzlich auf ſeine Schweſter, welche ihn weinend an ihre Bruſt zog, und ihn mit auf den Mund gedrückten Finger in ein anſtoßendes Kabinet geleitete.

„Bei allem Heiligen und Hohen beſchwör' ich Dich, Schweſter!" nahm der Hauptmann das Wort, „bei dem Gedächtniſſe unſerer Mutter flehe ich Dich an: Lebt Auguſte?"

„Sie lebt," antwortete Wilhelmine, — und, fügte ſie mit ungewiſſer Stimme hinzu, „es ſteht wohl nicht ſo arg mit ihr, als Dir vielleicht das Geſchwätz der Domeſtiken in den Kopf geſetzt hat. Indeſſen kannſt Du ſie jetzt durchaus nicht ſehen, Bruder!"

„Nicht ſehen!" rief Theodor, „und ich bin aus dem fünf Stunden von hier aufgeſchlagenen Lager unſerer Armee mit Lebensgefahr und Gefahr meiner Ehre durch die Vorpoſten der Feinde und ihre Streifer hierher gekommen, bloß um ihres Anſchauens einen Augenblick froh zu werden, um ſie nach mondenlanger Trennung zu fragen, wie bald ſie mein ſeyn wolle vor dem Altare Gottes, um aus ihren Augen Begeiſterung zu trinken für den bevorſtehenden entſcheidenden Wurf; — und ich ſoll ſie nicht ſehen? Wilhelmine, ich ſoll ſie nicht ſehen, da ſie krank, vielleicht ſehnſuchtskrank iſt, da mein Anblick vielleicht den ſchwindenden Lebensfunken erwecken, die Gewißheit meiner Liebe ihrem treuen Herzen Rettung bringen kann? O Schweſter, Du kennſt die Liebe ſchlecht, wenn Du glaubſt, daß es für Auguſten eine wirkſamere Arzenei gebe, als mein Erſcheinen."

Wilhelmine verhüllte ſich bei der Zuverſicht ihres Bruders das Antlitz und war nicht im Stande etwas auf ſein Dringen zu erwiedern. Bald jedoch ſammelte ſie ſich einigermaaßen, hielt den jungen Mann auf dem

Stuhle, von welchem er aufzuſpringen im Begriffe war, zurück, und flüſterte:

„Es geht wahrhaftig nicht, Theodor! ſie iſt zu ſchwach, ſie kennt Niemanden — ſie phantaſirt — ſie — — — —.

„Mich erkennt ſie gewiß," unterbrach der Hauptmann, und wenn meine Züge ihr fremd bleiben, ſo wird ihr meine Stimme, der Ruf der Liebe nicht unzugänglich ſeyn! Auguſte, nur eine Wand trennt mich von Dir? und ich ſollte Dich nicht ſehen dürfen? Nimmermehr!"

Vergebens war alles weitere Zureden, er wehrte die Schweſter von ſich ab, und ſtand raſch an der Schwelle des Gemaches, welches er als Auguſtens Wohnzimmer kannte. Mit wildſchlagendem Herzen öffnete er die Thür, es flimmerte ihm vor den Augen, wie Bilder ſchwarzer Ahnung legte es ſich vor ſeine Seele, — es ſchien ihn zurückdrängen zu wollen — ach der Menſch iſt nur allzufertig, den Schleier der ihn finſter antretenden Gegenwart zu lüften!

Bei ſeinem Eintritt erhob ſich Theodors Vater von dem Sitze, welchen er in einer Ecke inne hatte, und ſein jüngerer Bruder ſprang ihm entgegen, während der Hausarzt mißbilligend auf Wilhelmine blickte, und mehrere anweſende Frauen die Geſichter vorwurfsvoll nach ihm richteten. Im Hintergrunde wurde man ein Bette gewahr, über welches ſich die andere Schweſter des Hauptmanns vorſorglich forſchend niederbeugte. Die eigenthümliche Atmoſphäre einer Krankenſtube lag drückend über den Gruppen.

„Du biſt zu einer böſen Stunde gekommen, mein

Sohn," liſpelte der Freiherr, den Ankömmling bewegt umarmend, „und, wie werth auch in ſo ſchwerer Zeit einem Vater der Anblick ſeines Kindes ſeyn muß, welches er zu jeder Stunde dem Tode gegenüber weiß, ſo hätte ich Dich doch jetzt, unter dieſen Umſtänden, lieber nicht geſehen; — armer Sohn, Du wirſt einen härtern Kampf zu beſtehen haben, als er Dir mit den Braven der feindlichen Heeresmacht bereitet iſt — den Kampf mit einer Leidenſchaft! mögeſt Du ihm nicht erliegen!"

Segnend legte der Greis die Rechte auf das Haupt ſeines Erſtgebornen und dämmte mit der Linken eine Thräne, welche durch ſeine Wimpern zitterte. Leiſes Schluchzen bebte aus dem Munde Aller, die im Zimmer zugegen waren.

Das Erſchütternde der Scene bewältigte Theodors Faſſung: nicht mehr Herr ſeiner Bewegung ſtürzte er gegen das Lager der Kranken hin, und rief mit zerfleiſchendem Weh:

„Auguſte, meine Auguſte!"

Die Leidende regte ſich nicht; ein Zucken ſpielte um ihren Mund, ihre Wangen waren fieberhaft geröthet, mächtig wogte ihr Buſen, die Augen ſtarrten glanzlos und wie gebannt immer auf einen Punkt; abgemagert und welk erſchien die Haut an den Fingern, der Hals zeigte tiefe Furchen, und das ganze Bild war jenes der nahenden Auflöſung; in den Zügen wühlte bereits jener unausſprechliche Charakter, welchen die Aerzte das hippokratiſche Geſicht zu nennen pflegen, ein Gepräge, das nur gegen die Münze des Todes eingelöſt wird. — Grauenhaft beſchlich es den jungen Mann, als er dieſe Geſtalt anſchaute, mit welcher ein ſo kurzer Zeitverlauf eine ſo entſetzliche Veränderung vorgenommen hatte. Das war Auguſte, war ſeine Auguſte nicht mehr!

Nein, das Todesopfer, welches in den Kiſſen vor ihm lag, konnte er nicht mehr ſeine Auguſte nennen, ſein ſtarkes Mädchen, welches ſo oft der weichen weinerlichen Männer geſpottet hatte, die ſich bereit erzeigte, für den Beſitz eines geliebten Weſens alle Martern zu ertragen, die im Stande geweſen, um ein zertretenes Blümchen zu trauern, um den verwiſchten Blüthenſtaub eines Schmetterlingsflügels Thränodien anzuſtimmen! die da ſtets gemeint hatte, nur eine Schuld könne beugen, zermalmen, tödten, Liebe aber müſſe aufrecht halten, kräftigen, Ausdauer geben in jeglicher Bedrängniß, wolle ſie anders ihrer himmliſchen Sendung entſprechen. Etwas Unheimliches, den gewöhnlichen Kreis der Frauenwelt Ueberſchreitendes, Unrechtes mußte vorgefallen ſeyn; ſonſt hätte Auguſte in ihrer Siegeszuverſicht nicht erliegen können, ſie hätte ſich jeden Feind vom Halſe gejagt, ob er nun ihre Seele oder ihren Körper befehden wollte; über die keuſche Jungfrau, ſo lange ſie es bleibt, vermag der Gram oder die Sehnſucht nichts, was ſie an ihrem Daſeyn zu ſchädigen vermöchte!

Lange ſtarrte Theodor auf die Sterbende; wie ein zweiſchneidiges Schwert ging es ihm durch ſein Innerſtes; er fühlte ſeinen Glauben erſchüttert, und wagte doch nicht dieſer Ueberzeugung vollen Raum zu geben; er wollte mit jener verzweifelten Hartnäckigkeit nicht von der Möglichkeit des Glücks laſſen, mit welcher der Sinkende den Grashalm feſthält, welchen er im Rollen vom Bergesabhange unwillkührlich erfaßte, obwohl gewiß, daß er ihm höchſtens zum augenblicklichen Stützpunkte dienen könne. Sein Herz empfand allen Schmerz des Verluſtes, allein, es wollte Ausflüchte ſuchen, um ihn nicht eingeſtehen zu müſſen. Troſtlos beugte er ſich über die Kranke, und rief noch einmal im ganzen Schmerze der Entſagung: „Auguſte!“

Eine wilde Bewegung ging über die Züge des verſunkenen Antlitzes, die Augen riſſen ſich weit auf, und ſchienen die letzte Kraft zum Empfang eines Bildes zu ſammeln; ausdruckslos, nichtsſagend glitt ihr Schimmer über den jungen Mann hinweg, die Wimpern bargen den kurzen Abweg.

„Du ſiehſt, ſie kennt Dich nicht mehr, Bruder,“ bat Wilhelmine, „laß ſie in Frieden ſterben!“

Abwehrend drückte Theodor ſeine Schweſter von ſich und heftete mit erneuerter Spannung auf die Sterbende ſeine Blicke, denn ihre Hand irrte jetzt wie ſuchend auf der Decke hin und her und ihre Lippen rührten ſich gleichſam, als wären ſie bemüht, Worte zu bilden: eine Unſtätheit trat in der ganzen Erſcheinung hervor, welche den entſcheidenden, wenn auch den letzten Kampf ankündigte.

Der Hauptmann legte ſein Ohr ſo dicht an den Mund der Sterbenden, daß die Ahnung ihres Athems daran fächelte, eine ungeheure Angſt malte ſich in ſeinen Zügen; plötzlich ſchnellte er, weiß wie Kreide, empor, ſchlug die geballte Fauſt vor die Stirne, und klammerte ſich wankend an einen Armſtuhl, welcher neben dem Bette ſtand.

Der alte Freiherr und die Schweſter ſchüttelten ihn am Arme, Wilhelmine hielt ihm ein Balſamfläſchchen vor.

„Komm, Theodor,“ flüſterte der Baron, „hier iſt nicht gut ſeyn für Dich! Greife nicht dem Himmel vor, welcher ſein Opfer bereits bezeichnet hat!“

Sie faßten den Jüngling neuerdings, und verſuchten es, ihn zu entfernen; er aber ſtand gleich einem Marmorbilde des Entſetzens und horchte reglos gegen das Bette hin.

„Adalbert,“ flötete es jetzt deutlich von den Lippen Auguſtens, und zuſammenbrechend ſtürzte Theodor zu Füßen des Lagers nieder. Die beiden Schweſtern brachen in Schluchzen aus.

„Sey ein Mann, mein Sohn!“ redete der Freiherr zu Jenem herab, ihn mit mühſam erhaltener Faſſung unterſtützend, „ſey ein Mann und wende Dein verhöhntes Lieben ausſchließend dem Vaterlande zu. Wir leben in einer bewegten und vielbewegenden Zeit; ſchließe Dein gemißhandeltes Herz an das Deiner Zeit, auf daß Dein Pulsſchlag wenigſtens auf eine Weiſe bemerkt werde, wie er Deines Namens, Deines Standes und Deiner Bildung würdig iſt. Klein nenne ich den Mann, welcher über ſein Privatleid ſeine Mitwelt und die Anſprüche vergißt, die ſie an ihn zu machen berechtiget iſt! — Sammle Dich, — ein Warnheim darf nicht ſchwach ſeyn!“

Der Hauptmann richtete ſich vom Boden auf, ein Leben war mittlerweile über ſeine Seele und über ſeine Züge hingezogen. — Die ihn umſtanden ſahen ein neues Geſicht vor ihren Blicken, als er das ſeinige wieder erhob.

„Ich will nicht fragen, wie das gekommen," murmelte er dumpf; „genug, daß es iſt; ſie und ich ſind Fremde für immerdar, für dießſeits und für jenſeits. Nennt ihn nicht, den Heroſtrat meines Glückstempels, Niemand ſoll mir von ihm eine Sylbe ſagen, bis ihn das Schickſal oder ein beſſeres, höheres Walten mir gegenüberſtellt, Stirn gegen Stirn, Eiſen gegen Eiſen; dann ſoll dieſe ſchauerliche Stunde mich wieder antreten, und ſo wahr mir Gott helfe, ſie wird nicht ſein guter Engel ſeyn! — Amen!"

Der fromme Schloßkaplan ſchritt eben über die Schwelle, um die Sterbende zum Tode einzuſegnen; an Theodor vorbeikommend, ſchaute er ihm mit der Weihe ſeines apoſtoliſchen Berufes in die Augen, warf einen flehenden Blick nach Auguſten, faltete bittend die Hände, und liſpelte: „Vergebung!"

Mit Abſcheu wendete der Hauptmann ſein Geſicht hinweg und traf Anſtalt zu gehen, doch mit ſtarkem Arme hielt ihn der Prieſter zurück und ſprach:

„Menſch, ich darf Dich nicht laſſen von dieſer Unſeligen, mit dem Fluche auf der Zunge! Verzeih! wenn Du willſt, daß auch Deinen Sünden einſt die Gnade werde!"

Ungeſtüm riß ſich Theodor von dem Diener Gottes los und eilte zur Thüre; da rief es mit zerreißendem Gram aus Auguſtens Bruſt:

„Adalbert! Adalbert!"

Es war der Ton der qualvollſten, verzweiflungsvollſten Angſt, welcher aus dieſen Worten donnerte, eiskalt durchgraute es Alle, die zugegen waren, und dem Hauptmanne ſträubten ſich die Haare auf dem Wirbel. Einen Moment ſtand er an der Schwelle, fieberhaft durchſchütterte es ſeine Gebeine, dann kehrte er an das Lager der Sterbenden zurück, legte ein Kruzifix, welches auf dem Nachttiſchchen ſtand, in ihre Rechte und ſchluchzte mit erlöſchender Stimme:

„Auguſte, ich verzeihe Dir!“

Als er außerhalb des Zimmers nach rückwärts ſchaute, drückte Wilhelmine der Verblichenen ſo eben die Augen zu.

Kurze Zeit nach den vorbeſchriebenen Ereigniſſen war der Friede geſchloſſen worden; Theodor nahm einen Urlaub auf längere Zeit, und widmete ſich nun ganz dem Zwecke, nach welchem ſeine Seele brannte, nämlich dem Zwecke der Rache an dem Mörder ſeines Liebesglückes, an dem Zerſtörer Auguſtens. Er kannte weder ſeinen Stand, noch ſeinen Familien-Namen; nicht mit Einem Worte hatte er nach dieſen Umſtänden gefragt, denn er glaubte, daß die Entrüſtung ſeines Innern als eine Art von Inſtinkt ihm werde dienen müſſen, um die Witterung des Raubthieres zu finden. Dieß zu vertilgen war ihm Lebensaufgabe; im frevelnden Uebermuthe nannte er ſich den Rächer.

Hinzugehen zu einem Individuum, an welches ihn Geſtalt, Name und Charakter unfehlbar wieſen, demſelben die Waffe vorzuhalten, welche den Tod des Einen oder des Andern in ſchwerer Wagſchale trug, das vernichtende Blei gegen den Feind zu entſenden oder die Spitze ihm in die Bruſt zu tauchen, ſchien ihm gemein, alltäglich, unwürdig; das Schickſal ſelber ſollte Jenen dem Rächer liefern; das ungeahnte Schreckgeſpenſt des Verderbens ihn antreten, wie der Ruf des Weltgerichts. Erkennen und Tod ſollten ihn als Waffenbrüder gleichzeitig anfallen, ihn befehden, drängen, ſchlagen, verfolgen, zermalmen; ihm ſollte nicht der Raum gegönnt ſeyn, der Erde noch einen Liebesblick, dem Himmel noch eine Bitte zuzuwenden, ſein zeitliches und ewiges Daſeyn (ſo lautete das Gebot der Rache) ſollte mit einem einzigen Wurfe verſpielt ſeyn. Keine Züchtigung dünkte den um ſeine Lebenshoffnung Betrogenen ſtreng genug, um als entſprechende Sühne für die an ihm begangene Schuld eingeſetzt werden zu können!

Wie aber damit zu Stande kommen? Der Name Adalbert war der einzige Wegweiſer auf dem ſchwierigen, vielverſchlungenen Pfade, und nicht einmal Auguſtens Geſchichte durfte oder wollte er als Köder auswerfen, denn ihr durch ſeine Liebe geweihtes Gedächtniß war ihm zu heilig, um durch Ausſtreuen von Andeutungen und aufhorchendes Lauern die Fährte zu ſichern, ſich ſelbſt und nur ſich ſelbſt wollte Theodor ſeinen Erfolg zu verſchulden haben: Aus dieſem Grunde hatte er ja alle dienſtfertigen Winke, alle Einflüſterungen und Hinweiſungen auf das Beſtimmteſte abgelehnt; die Erfindungskraft ſeines Zornes durfte allein gegen den verhaßten Räuber in die Schranken gefordert werden.

Einer ausgeſprochenen Richtung, ja eines eigentlichen Planes entbehrend ſchweifte unſer Held ſchon mehrere Wochen im Lande umher; da ritt er eines Abends durch die Thore eines Städtchens hinein, welches ihm bis dahin fremd geblieben war, und deſſen freundliche Lage ihm geeignet ſchien, um hier in der Zurückgezogenheit eines der Heerſtraße abſeitigen Bergkeſſels mit den Entwürfen für ſeine Zukunft zum Abſchluſſe zu gedeihen. Faſt behaglich muſterte er die friedliche Iſolirung der Gegend und war halb entſchloſſen, dieſen Ort zum Mittelpunkt ſeiner Operationen zu machen, und ſeine Angehörigen unverweilt davon in Kenntniß zu ſetzen. Er hatte dem Zollbeamten ſeinen Paß und ſein Gepäcke ausgewieſen, und trabte den erſten Häuſern der ihm zunächſt liegenden Straße zu, als plötzlich eine kräftige Stimme ihn erſchütterte, welche mit auffallender Dringlichkeit rief: „Adalbert, heda, Adalbert!“

Oft ſchon war unſerm Reiſenden dieſer Name zum Irrwiſch geworden, ihn in Zeitverluſt und Mißhelligkeiten jeglicher Gattung verwickelnd, aber dennoch wirkte er ſtets mit magiſcher Gewalt auf ihn, ſein Fußtritt war gelähmt, wo er erſchallte, und ſeine Nerven ſpannten ſich daher auch jetzt an zum Paroxysmus der Leidenſchaft. Mit pochendem Herzen brachte er ſeinen Gaul zum Stehen, und harrte des Weiteren, ſo ſich hier ergeben würde.

Dicker breitete ſich ſchon das Dunkel der Nacht über die Stadt, Theodor ſtrengte alle Kraft ſeiner Augen an, damit ihm nichts entgehen könne.

Zum zweitenmale ließ ſich die vorige Stimme vernehmen, und der Rufende legte dabei immer deutlicher ſeine Ungeduld dar:

„Adalbert! heda, Adalbert! Wo zum Teufel ſteckt der Haſenfuß!

Nicht beſſern Erfolg hatte der dritte Verſuch gleicher Natur, es zeigte ſich Niemand, welcher ſich zu dem Namen Adalbert bekannt hätte.

In der Zwiſchenzeit war die Forſchung unſeres Freundes ſo weit gelangt, in dem ungeſtümen Rufer einen jungen, kräftigen Mann von militäriſcher Haltung, aber in Civilkleidern, zu entdecken und gewahr zu werden, daß es dieſer auf ein Fenſter in dem Hauſe gemünzt hatte, welchem der Hauptmann gerade gegenüber anhielt. Das Fenſter war mit Blumentöpfen geziert, und ſo viel die wachſende Finſterniß zu erkennen geſtattete, waren dichte Vorhänge über die Scheiben herabgelaſſen. Etwas Beſonderes oder Auszeichnendes fiel an dem übrigens regelmäßigen Häuschen durchaus nicht auf.

„Adalbert, verfluchter Schlingel,“ ſchrie es wieder, „komm herab, oder zehntauſend Schock Donnerwetter ſollen Dir auf den Hals fahren!“

Ungeachtet dieſer zarten Werbung wollte ſich das Fenſter noch immer nicht aufthun, und Theodor war bereits entſchloſſen, fortzureiten, und ſeine Kundſchaften bei gelegenerer Zeit wieder aufzunehmen, da klirrten plötzlich die Scheiben von einem Steine, der gegen ſie ſchmetterte, und der Menſch unter dem Hauſe brach in eine gellende Lache aus: „Wer nicht hören will, muß fühlen,“ rief er! „Ich wette, nun werde ich nicht länger mehr auf das preciöſe Bürſchchen warten dürfen!“

An dem Betragen des Schreihalſes, welches dem Hauptmann erſt nach und nach erkennbar geworden war, konnte man leicht den Trunkenbold errathen, und Theodor geſtand ſich insgeheim, daß es hier wahrſcheinlich auf eine liederliche Schlemmerei hinauslaufen dürfte; allein der feindliche Name Adalbert feſſelte ihn mit zu unwiderſtehlicher Macht, um dem Bedürfniſſe einer Herberge zu weichen, er ſtreichelte ſein Pferd, welches unruhig zu werden anfing, und wartete der Entwickelung der Farce, womit ſein Eintritt in das Städtchen empfangen worden war.

Die Vorausſage des Renommiſten bewahrheitete ſich ungeſäumt, denn wenige Minuten nach dem Bombardement des Fenſters thaten ſich die Flügel auf, eine männliche Figur beugte ſich heraus, und ein ſonores, ſcharfmarkirtes Organ zürnte mit ſtarker Betonung herunter: „Biſt Du toll, Philipp, oder wieder einmal betrunken, daß Du mir die Scheiben einwirfſt? Was gibts denn noch ſo ſpät?“

„Zur Strafe, daß Du Dich verläugneteſt,“ lallte der feine Kamerad, „zur Strafe ſollt' ich es Dich eigentlich nicht wiſſen laſſen; aber ich bring's nicht über das Herz, weil ich Dich viel zu lieb habe! Komm herunter, Brüderchen! ein Abentheuer, ein deliciöſes Abentheuer!“ —

„Laß mich zufrieden, am Ende hetzeſt Du mich nach einem Paradiesvogel her und die Nachtigall, welche ich in der Hand halte, entſchlüpft mir. Du ſollſt mir morgen davon erzählen! Gut' Nacht!“

„Kerl,“ ſchrie der Andere, „keine Glastafel im Hauſe bleibt ganz, wenn Du die Schlafmütze oder gar den Häuslichen ſpielen willſt! Ich ſage Dir, Du riſſeſt

Dir alle Haare hinterdrein aus dem Kopfe, wenn Du erführeſt, was es hier gilt und was Du tölpiſcherweiſe fahren ließeſt. Ohne Umſtände, marſch!"

Der am Fenſter mußte gegen den Anderen in einer Art von Unterordnung ſtehen, war es nun eine phyſiſche oder moraliſche; denn er brummte zwar mit merklichem Unwillen, als er ſich zurückzog, allein man konnte doch leicht entnehmen, daß er der Aufforderung Folge leiſten werde. Auch rieb ſich der Harrende mit der Behaglichkeit der Zuverſicht die Hände, und wandelte vergnügt vor dem Häuschen auf und nieder. Theodor, ohne ſelbſt zu wiſſen, was ihn an dieſem Intermezzo dergeſtalt intereſſire, beſchloß es nicht bei dem erſten Schritte bewenden zu laſſen, und da er entdeckte, daß er am Thore eines Gaſthofes ſtand, rief er haſtig einen Kellner, übergab ihm Roß und Gepäcke mit dem Auftrage, für Beides wohl zu ſorgen, und ſchickte ſich an, den weitern Verlauf des Abentheuers zu begleiten. Kaum war er mit der Uebergabe ſeiner Habſeligkeiten in Ordnung, als bereits Derjenige, welcher mit dem Namen Adalbert gerufen worden war, aus der Thür ſeiner Wohnung in eleganter Kleidung hervortrat, und ſich zu dem Andern geſellte, welcher, laut der Prämiſſen des vorigen Dialoges, Philipp zu heißen ſchien. Letzterer faßte ihn angelegentlich unter den Arm, wiſperte ihm in's Ohr und es entſpann ſich raſch eine heimliche Unterredung, welche von ſehr anziehender Natur ſeyn mußte, denn ihre beiderſeitigen Geberden zeigten ungemeine Aufregung und einzelne Ausrufungen, ſo wie erſticktes Lachen, bürgten noch mehr für dieſe Vorausſetzung.

Theodor folgte ihnen mit großer Aufmerkſamkeit nach, was um ſo ſchwieriger war, da er ſeines Weges ebenſowohl, als desjenigen der beiden Fremden wahrnehmen, und überdieß Acht haben mußte, in der Richtung nicht irre zu werden, weil es leicht geſchehen konnte, daß er ſeinen Rückweg allein zu ſuchen hatte und er ſelbſt nicht einmal den Namen des Gaſthofes wußte, in dem er ſich eingemiethet hatte. Der Himmel war zum Ueberfluſſe mit Wolken umgeben und es ſchien zweifelhaft, ob der Vollmond, welcher im Kalender ſtand, ſich am Himmel hervorwagen werde, nicht ſelten ſtolperte er über Steine der nicht muſterhaft gepflaſterten Straße, und hatte zuletzt immer noch die Furcht zu bekämpfen, daß jene Schwärmer ſeiner Auflauerung inne werden, und ſich dieſelbe verbitten möchten. Trotz all' dieſer Unannehmlichkeiten war unſer Freund guten Muthes, und huſchte in ſo wenig als thunlich auffälliger Entfernung hinter ihnen nach.

Eine ſchwache Viertelſtunde mochte der Gang gedauert haben, als die beiden Spießgeſellen gegen eine Reihe von Gärten einbogen, welche das Städtchen gegen eine anmuthige Berghalde abgränzten, die, unmittelbar jenſeits von ihnen, ſanft emporſtieg und in einem dichten Laubgehölz endigte. Einer dieſer Gärten ſchloß ſich an ein niedliches Gartenhaus, deſſen geſchmackvolle Façade parallel mit dem vorbeiführenden Fußpfade ſtand. Ein kleiner Flügel ſeitwärts war ganz mit Treillagen überzogen, und das durch die grünen Gehänge ſchimmernde Licht nahm ſich eben ſo romantiſch als frappant aus. Durch die vortretenden Gartenmauern und beübernickenden Baumwipfel ward übrigens der Weg dergeſtalt verdunkelt, daß Warpheim ſich ganz nahe an ſeine Nachtkobolde wagen konnte, ohne bemerkt zu werden.

„Dieß iſt das Fenſterchen," flüſterte Philipp, „ſie bewohnt es ganz allein, und ich habe die Gelegenheit ſo genau ausſpionirt, um nicht einen Schritt fruchtlos zu machen. Eh' ein Viertelſtündchen vergeht, wird das Licht ausgelöſcht ſeyn, und ſchon Meta in Morpheus Armen ruhen. — Aber Halbpart, Bruderherz, wenn Du des reichen Finanzrathes Schwiegerſohn wirſt, vergiß Deines treuen Damöt nicht!" —

„Sey unbeſorgt," erwiederte Adalbert gleich leiſe — „Du kannſt auf meine unbegränzte Dankbarkeit rechnen! Ich wollte nur, wir wären ſchon ſo weit; — das Dämchen war immer verzweifelt ſpröde gegen mich!"

„Faxen, nichts als Faxen, — Beredtſamkeit iſt ohnehin ihr Fehler nicht. Ha ha ha! — lehre Du einen andern Dein fabelhaftes Glück bei dem Weibſen kennen, als mich! — Ich ſage Dir, die Kleine iſt ſo gut als geliefert!"

„Nun denn, auf Deine Verantwortung! erwiederte der Spießgeſell, „mein Experiment bleibt ohnehin ſchon zu lange ohne Erfolg!" und unſer Hauptmann ſah, wie Adalbert mit der Behendigkeit eines Praktikers an dem Geländer emporkletterte, und ſich zunächſt des Fenſters, welches noch beleuchtet war, in der Laubkrone eines herübergeneigten Baumes verbarg. Wenige Minuten, nachdem er ſich in dieſem Schlupfwinkel aufgeſtellt hatte, erloſch das Licht, und nun glaubte Theodor, daß es Zeit ſey zu handeln. In welcher Art dieß zu geſchehen habe, damit war er längſt im Reinen. Kaum hatte ſich das jungfräuliche Gemach verdunkelt, als unſer Held eine Piſtole aus dem Gürtel nahm, und ſie in der Richtung des Hauſes löſte. Gleichzeitig trat er dicht an den lauernden Kameraden Adalberts und rief, ihm die zweite Piſtole unter die Naſe haltend:

„Was bedeutet wohl dieſe Scene hier, mein Herr? — Gehört jener Mann in das Haus oder iſt er ein Dieb, welcher frechen Einbruch wagt! — Ich denke, Sie werden mir beiſtehen, mich ſeiner zu verſichern?"

„Den Teufel auch," ſchrie Philipp den unwillkommenen Störer von ſich ſtoßend, „es handelt ſich hier um ein Liebesabentheuer, das Sie indiskreterweiſe verderben! — Heda Brüderchen, entflieh' ſchnell, denn Satan hat uns ein Ei in's Neſt gelegt; flieh', flieh'!"

Adalbert ſchien aber den einmal ſo weit gediehenen Plan nicht laſſen zu wollen, denn Theodor hörte, während ſich die umliegenden Häuſer allmählig belebten, das Fenſter klirren und einen ſeltſam kreiſchenden weiblichen Hülferuf durch die Nacht gellen. Angſtvoll dachte er an die Möglichkeit einer Gewaltthat, und bedauerte, nicht früher das niederträchtige Spiel durchkreuzt zu haben, welches nun doch eine unglückliche Wendung erhalten konnte; die abgefeimte Nichtswürdigkeit des Thäters ließ Alles befürchten. Das zweite Rohr abfeuernd, packte er ſeinen Nachbar vor der Bruſt und rief gegen die Fenſter hinauf:

„Fürchten Sie ſich nicht, mein Fräulein; Hülfe iſt nahe! Einer der Schurken iſt in meiner Gewalt!"

Und ſeine Beute feſter umklammernd, erfüllte er die

Gegend mit wildem Alarm, während Philipp nicht geringe Kraft entwickelte, ſich des Drängers zu entledigen.

Eine Weile rangen ſie verzweifelt mit einander, da lichtete es ſich von verſchiedenen Seiten, und viele Perſonen, halb angekleidet, mit Stöcken oder allerlei Waffen verſehen, zeigten ſich ringsumher.

Dringender, ängſtlicher tönte der Angſtruf des Frauenzimmers aus dem Fenſterlein des erſten Stockwerkes.

„Dort, dort rettet!“ rief Theodor mit der Hand nach dem bedrohten Punkte zeigend; aber ſein Gegner hatte die momentane Freilaſſung benutzt, um ihn mit beiden Fäuſten von ſich zu ſtoßen, und blitzſchnell im unerhellten Schatten des Gemäuers zu verſchwinden.

„Halt Schurke, Du entkömmſt mir nicht,“ donnerte der Hauptmann, mit einem Sprunge dem Flüchtling nachſetzend; da fühlte er ein kaltes Eiſen in ſeinen Körper dringen — verwirrte Stimmen, bunte Geſtalten, Fackeln und blitzende Waffen gaukelten vor ſeinen Sinnen hin, und er fiel bewußtlos zur Erde nieder.

Theoders Erwachen glich der Wiederkehr eines Schiffbrüchigen zur Beſinnung; er fühlte ſich gerettet, ohne der Art bewußt zu ſeyn, wie es geſchah, und wie Jenen zuvörderſt der Gedanke an ſein verlornes Gut befällt, ſo erinnerte ſich der Verwundete allſogleich der Veranlaſſung, um welche er der Gefahr ſich preisgegeben hatte, ja faſt däuchte ihm ſeine Rettung werthlos, wenn ſie nicht von dem Gelingen ſeines Planes begleitet war.

„Iſt das Fräulein gerettet?“ fragte er deßhalb, als er ſeine Augen aufgeſchlagen und erkannt hatte, daß er in einem ſchönen, reich möblirten Gemache auf einem prächtigen Divan lag; — „ſind die Schurken verhaftet?“ fuhr er fort, und verſuchte es, ſich aufzurichten; doch eine freundliche Matrone und ein greiſer Mann in Livrée traten allſogleich zu ſeinem Lager und hielten ihn zurück.

„Beruhigen Sie ſich, mein Herr!“ ſagte die Dame mit einer zum Herzen dringenden Stimme, „die Vorſehung hat Alles ſo gewendet, daß wir nur zu beklagen haben, daß ihr Abgeſandter dem feindlichen Schickſal verfiel; doch verſichert der Arzt, Ihre Wunde ſey, Gottlob! nicht gefährlich, und deßhalb haben wir Urſache, dem Himmel ohne Beſchränkung zu danken. Halten Sie ſich nur ruhig; dieß iſt die Bedingung, welche der brave Doctor als unerläßlich vorgeſchrieben hat!“

Brennender Schmerz fieberte durch Theodors Körper und erinnerte ihn an ſeine Wunde, deren er kaum mehr gedacht hatte; der Schmerz war heftig, und der Ausdruck desſelben mußte wohl in ſeinen Zügen hervortreten, denn die Matrone neigte ſich bedauernd über ihn und fragte:

„Sie leiden wohl ſehr?“

Der Kranke verneinte durch Kopfſchütteln; allein man bemerkte leicht, daß er einen harten Kampf zu beſtehen hatte, welchem ſeine männliche Beherztheit den Sieg ſtreitig machte, es zuckte und wühlte und glühte und riß in den Gliedmaaßen, in den Adern und Nerven wie eine Legion von Höllengeiſtern, es bedurfte hoher

Anſtrengung, um nicht durch Schmerzenslaute zu verrathen, was in ihm vorgehe. —

Dennoch blieb es von der Dame — das zarte Geſchlecht hat ja ſtets eine wunderbare Fühlkraft, um Leiden herauszufinden — nicht unbemerkt: ſie ſah nach dem Verbande, flößte dem Patienten Heilmittel ein, rückte ihm die Kiſſen behaglicher, und zeigte überhaupt eine Theilnahme, eine Thätigkeit, wie ſie nur von dem Herzen einer Mutter zu erwarten iſt. Theodor fühlte nach einer Weile den Paroxysmus weichen, und es beſchlich ihn eine Empfindung von innerer Befriedigung, wie ſie durch das Bewußtſeyn einer guten That und durch die Erkenntniß fremder Tugend hervorgerufen zu werden pflegt. Allmählig ſtellte ſich auch ſeine Lage deutlicher vor die Seele, das Abentheuer der Nacht mit allen ſeinen Vorgängen, mit ſeinen möglichen Folgen tauchte auf, und nur der Gedanke ſetzte ſich wie ein quälender Alp auf ſeine Bruſt, daß er nun wohl für lange Zeit außer Stand ſeyn werde, den vorgezeichneten Racheplan zu verfolgen. Die Vorſtellung, daß Adalbert nun gewiß von den ſtrafenden Geſetzen werde ergriffen, und ſeinem eigenen Grimm werde entzogen werden, ſchrillte wie eine dämoniſche Ahnung durch ſein Gemüth, und er zuckte empor als ob er vom Lager ſpringen, und hinter dem Böſewicht her ſeyn wollte.

„Hat man ihn aber auch gewiß verhaftet!“ rief er wild, „und wo iſt Adalbert? Niemand darf ihm Etwas anhaben, er iſt mein — mein — mein!“

Er phantaſirt — flüſterte die Matrone dem Diener zu, und dieſer entfernte ſich mit leiſem Tritte aus dem

Zimmer, um den Arzt zu rufen, welcher für derlei Symptome ſeine unverweilte Berufung angeordnet hatte. Dann redete ſie dem Kranken begütigend zu, und bat ihn, ſich keiner Sorge hinzugeben, indem nichts verabſäumt werden würde, um ihm ſo bald als möglich die Geſundheit wiederzugeben, und den frechen Meuchelmörder zu züchtigen.

Theodors Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf den ehrwürdigen Zügen der Frau, in denen eine Lebenschronik voll Zartheit, Liebe und Zufriedenheit mit deutlichen Lettern ſtand; es war ihm, als blickte er in ein Mutterantlitz, deſſen milde Freundlichkeit zum Leitſtern ſeiner ganzen Zukunft werden ſollte; frommes Vertrauen ging von dieſem Geſichte aus und der Hauptmann fühlte ſich ihr zugeneigt wie ein Sohn; leiſe drückte er einen Kuß auf die ihm nahegekommene Hand, unwillkührlich trat ihm eine Thräne in's Auge, denn er ſah das Bild ſeiner verewigten unvergeßlichen Mutter neubelebt vor ſich ſtehen, ſah es walten wie einſt in Anmuth und ſinniger Weiblichkeit.

Das Erſcheinen des Arztes rief ihn zu andern Beobachtungen; er gab die ihm abgeforderten Auskünfte, und erhielt neuerdings den Auftrag, jede Erregung zu vermeiden; übrigens ward er außer Gefahr erklärt und nur einer ſorgfältigen Pflege empfohlen; an dieſer, das ſah man leicht — konnte es unter dieſer Aufſicht gewiß nicht fehlen.,

Als der Heilkünſtler ſich wieder entfernt hatte, nahm die Matrone an dem Lager des Kranken Platz, und ſchickte ſich an, ihm die nöthigen Wärterdienſte zu erweiſen; dieß hielt der Hauptmann für den geeigneten Moment, um ſich zu unterrichten, wo er ſey, und ſeine edle Wirthin darüber zu beruhigen, daß ſie an keinem Unwürdigen das Werk des barmherzigen Samariter geübt habe. In wenig Worten nannte er ihr ſeinen Namen und Stand, ohne jedoch den Zweck ſeiner Reiſe zu bezeichnen, und bat, ſeine Angehörigen auf ſchonende Art wiſſen zu laſſen, daß er hier erkrankt, daß jedoch nichts zu beſorgen ſey. Die Dame verſprach ihm, ſeinem Wunſche zu willfahren, und entdeckte ihm ihrerſeits, daß ſie die Mutter der geretteten Jungfrau, Gattin des penſionirten Finanzrathes von Strombach ſey. Ihr Gemahl war eben auf einer kleinen Reiſe in Familienangelegenheiten abweſend, und das kleine Häuschen mit Ausnahme des alten Dieners, ohne männlichen Schutz. Dieß mochten jene Abentheurer, wie es in einer kleinen Stadt gewöhnlich iſt, erfahren, und zur Ausführung ihres Entführungsprojecktes benützt haben, das aber glücklicherweiſe durch Theodors Dazwiſchenkunft vereitelt wurde. Uebrigens wußte man im ganzen Orte nichts Näheres von den beiden bezeichneten Individuen, welche erſt ſeit wenigen Wochen ſich im Städtchen aufhielten, und für Offiziere im Dienſte einer fremden Macht ausgaben. Sie lebten ſehr behaglich, waren öfters auf Ausflügen mehrere Tage entfernt, drängten ſich ziemlich auffallend in Bekanntſchaften, und galten vorzüglich als dreiſte, wagehalſige Mädchenjäger. Adalbert zeigte in ſeinem Benehmen viele Bildung und mancherlei geſellige Eigenſchaften, welche ſehr zu ſeinen Gunſten redeten; man munkelte deßhalb von mehreren geheimen Liebſchaften, die er unterhielt, und alle Mütter vermieden aus dieſem Grunde ſeine Annäherung. Längſt beargwohnte man ihn und ſeinen Kameraden unredlicher Plane, und ihre nächtlichen Streifzüge hatten ſchon zu verſchiedenen Malen Aergerniß gegeben; da man jedoch niemals ſie auf unrechter That ertappt hatte, und ihnen nichts Uebles zu beweiſen vermochte, konnte man bisher nicht öffentlich gegen ſie einſchreiten, was nunmehr ohne weiteres geſchehen ſollte, nachdem die böſe Abſicht dieſer Nacht zu klar dargelegt geweſen ſey, als daß man dem Unfuge länger Raum geben könnte; außerdem war ja das Mordattentat gegen den Hauptmann ein Streich ſchon an und für ſich, welcher die Geſetze wider jene Wichte in die Schranken rief.

„So ſind ſie alſo wirklich eingezogen?“ fiel der Verwundete hier der Finanzräthin in's Wort: „war man im Stande ſich ihrer zu bemächtigen?“

„Leider nicht,“ — kopfſchüttelte die Dame; — „ehe man es ſich verſah, war Philipp Eigner, dieß iſt der Name des Aeltern, entſprungen, und Wiederbuſch, ſo heißt der Andere, rettete ſich über die jenſeitige Gartenmauer. Als meine Tochter wieder zur Beſinnung kam, denn ſie war vor Schreck in Ohnmacht gefallen, war es zu ſpät, die Verbrecher, welche ſie erſt bezeichnete, einzuziehen, da ſie im Vertrauen auf den Zuſtand ihrer beiden Opfer nach Hauſe geeilt waren, ihre Habſeligkeiten im Nu aufgepackt und unter dem Vorwande einer plötzlichen Reiſe die Stadt verlaſſen hatten.“ — Zwar ſeyen, fuhr ſie fort, die Stadtſoldaten gegen ſie entboten werden, doch ſey die Verfolgung im Gebirge zu ſchwierig, und die Grenze zu nahe, als daß ein entſprechendes Reſultat zu erwarten ſtehe. Die Stadtbehörde habe allerdings ohne Säumniß an die betreffenden Aemter des Nachbarlandes geſchrieben, indeß ließe ſich wenig von dieſen Maßregeln hoffen, weil der noch kaum befeſtigte Friede keineswegs eine ſichere Bürgſchaft für die Erfüllung der wechſelſeitigen Verträge gewähre.

Theodor hörte die ihm mitgetheilten Aufſchlüſſe in geſpannter Aufmerkſamkeit und nicht ohne Mißbehagen; denn er zweifelte nicht, daß er dem Gegenſtande ſeiner Rache auf der Spur geweſen ſey, die ſich nun wieder in unabſehbare Fernen entrückte. Einestheils war es ihm willkommen, den Zerſtörer ſeines Lebensglückes noch immer dem Pfeile ſeiner ſpeciellen Nemeſis Preis gegeben zu wiſſen, dagegen fürchtete er mit großer Wahrſcheinlichkeit, daß jener Böſewicht nun ſich in ein fremdes, vielleicht ſehr entferntes Land verbergen, und ganz außer den Bereich ſeiner Rache ſtellen möchte; beruhigend war nur der Gedanke des Segens, welchen er hier ausgeſtreut hatte, und deſſen Same in ſein ganzes künftiges Leben kräftige Wurzel ſchlagen könnte. Mit dem Bewußtſeyn einer edlen Handlung ſieht der beſſere Menſch ruhig auf die Widerwärtigkeiten des Lebens, ſie klingt einen harmoniſchen Grundton in ſeinem Innern an, welcher alle Diſſonanzen in einen großartigen, wohlthuenden Accord verſammelt. Dieß iſt der ſchönſte Lohn der Tugend, daß der Himmel der inneren Welt durch alle Wolken der Aeußerlichkeit nimmer getrübt werden kann!

Schwer lag dem Kranken eine Frage auf dem Herzen, die Frage nach dem Fräulein, deſſen Retter er geworden war; doch konnte er es ſich nicht abgewinnen, geradezu nach ihr zu forſchen; es widerſtrebte Etwas in ihm dieſer Anforderung. Irrte er nicht, ſo wünſchte auch die Mutter ſchwerlich, darum angegangen zu werden; ſie hatte ihrer Tochter nur beiher Erwähnung gethan, vermied ſichtlich, das Geſpräch wieder auf ſie zu lenken, ja, es kam unſerm Helden ſogar vor, als habe ihr edles Geſicht ein Anflug von Trauer überſchattet, als ſie im Verlaufe des Ereigniſſes von ihrem Kinde ſprechen mußte. Ein Geheimniß und zwar von unerfreulicher Art ſchien im Spiele zu ſeyn; Theodor ehrte daſſelbe, allein die Spannung ſeiner Gefühle, worein die Wechſelfälle der letzten Stunden ihn verſetzt hatten, ſteigerte ſich dadurch bis zu einem Grade, der die Wirkungen des empfangenen Dolchſtiches bald in ein heftiges Fieber verwandelte. Seine Geiſteskräfte erlagen allmählig unter phantaſtiſchen Bildern und er brachte mehrere Tage ohne Bewußtſeyn ſeines Zuſtandes unter ſehr bedenklichen Symptomen hin.

Mehrere Male war es ihm während dieſer Zeit geweſen, als dämmere an ſeinem Bette ein ſüßes Antlitz, klar und ſilbern wie der Mond, im Azur des Firmamentes auf, als wehe milder Odem an ſeine Wangen, als träufle es warm auf ſeine Hand; allein es mochte wohl nur Einwirkung des Fieberparoxysmus geweſen ſeyn, was ihm dieſe Bilder vor die Seele gaukelte; denn als er nach einigen Tagen zur Geneſung erwachte, ſah er die Viſion nicht wieder; nur die Matrone und ihr alter Diener gingen ab und zu an ſeinem Lager.

Dieß, wenn es nicht ein Blendwerk ſeiner zerſtörten Sinne war, mußte die Tochter vom Hauſe geweſen ſeyn, welche ihrem Retter und ſeinen Leiden den gebührenden Zoll von Theilnahme abſtattete; allein was konnte nun noch ihr Unſichtbarbleiben, ihre gänzliche Zurückgezogenheit veranlaſſen?

Das Wonnegefühl der Geneſung weckt unſere Lebensfunktionen zu neuer geſteigerter Thätigkeit auf, gleichſam wie im Frühlinge nach dem langen, ſtarren Winterſchlafe luſtiger die Quellen rieſeln, und die jungen Pflanzentriebe freudiger aus dem Boden ſproſſen. Wer von ſchwerer Krankheit geſundet, wird, wenn er anders ein guter Menſch iſt, von Neuem ein liebendes, zutrauensreiches Kind; er klammert ſich mit friſcher Wärme an ſeine Mitgeſchöpfe, Alles verdient wie ein wiedergefundenes Gut ſeine Neugierde, ſeinen Antheil, ja es kann ihn kindiſch kränken, wenn ihm irgend ein Wunſch verſagt bleibt. — Theodor kämpfte eine ähnliche, herbe Fehde mit ſeinem Drang, in das häusliche Geheimniß eingeweiht zu ſeyn, und die Frage nach der Tochter brannte ihm wohl hundertmal auf der Zunge.

Endlich hatte eines Nachmittags die Finanzräthin den Rücken gewendet, und war für ein Weilchen anderweitigen Verrichtungen nachgegangen; der greiſe Wärter ſaß zu Häupten des Krankenbettes und hütete mit geſpannter Achtſamkeit jede Bewegung Warnheims; da drehte dieſer plötzlich ſein Geſicht dem Alten zu, faßte ſeine Hand und flüſterte, während das Roth der Scham über ſeine bleichen Wangen zitterte:

„Dietrich, braver alter Vater! willſt Du mir wohl eine Frage beantworten?“

Ueberraſcht forſchte der Greis in den Zügen des Patienten, welchen er vielleicht in einem Rückfall von Phantaſiren vermuthete; doch die ausdrucksvolle Klarheit des Blickes und die ganze Haltung der Züge brachte ihn bald von ſeinem Irrthume zurück; er legte die verſchobenen Kiſſen in Ordnung, bedeckte die Hand des Kranken ſorgfältig, und antwortete dann:

Sehr gern, wenn ich ſie beantworten kann.

„Nun denn: mir war zu verſchiedenen Malen während der Tage, welche ich übrigens in völliger Apathie hinvegetirte, als hätte ſich an meinem Bette ein weibliches Weſen von hoher Schönheit gezeigt, mit großen, ſchwermüthigen Augen, mit der Phyſiognomie eines Engels, mit dem Wuchs einer Hebe; mir war ferner, als ſendete dieſes himmliſche Geſchöpf thränenſchwere Blicke auf mich und als hätte es auch ſogar mein Lager mit zarten Tropfen bethauet. — Geſchah dieß wirklich oder waren es nur trügende Wahrnehmungen des Fieberzuſtandes?“

Dietrich ſaß einen Moment lang in trüber Unſchlüſſigkeit, aber ſchnell war er mit ſeiner Erwiederung im Reinen und entgegnete:

„Zwar befand ich mich nicht ununterbrochen bei Ihnen, junger Herr, und könnte deßhalb leicht meine Unwiſſenheit vorſchützen, allein ich halte Sie für einen zu edlen Mann, und ſelbſt ihre Frage ſcheint mir zu ſehr aus purer Theilnahme hervorzugehen, als daß ich vor einem Mißbrauche meiner Offenherzigkeit bangen ſollte. —

Sie haben recht geſehen: das Frauenzimmer beſuchte zu wiederholten Malen ihren Beſchützer."

„Alſo doch.... und wer war es? ——————"

„Fräulein Meta, die Tochter des Herrn Finanzrathes; ſie wollte unſeren Verſicherungen nicht glauben, daß Sie nicht todt oder doch tödtlich verletzt ſeyen, und kam, um ſich von ihren eigenen Augen überzeugen zu laſſen, wie's mit Euer Gnaden ſtehe. Das Fräulein iſt ſehr weichmüthig, und da mag es leicht geſchehen ſeyn, daß ſie ein Thränchen auf Ihr Bett fallen ließ."

„Und warum zieht ſich Fräulein Meta ſeit meiner Reconvalescenz ſo hartnäckig von mir zurück? Ich habe ſie, ſeit ich geneſe, nicht wieder geſehen!"

„Ach, das arme Kind flieht alle Menſchen, weil es befürchtet, ſeines Unglückes wegen von ihnen verſpottet zu werden. —

„Seines Unglückes wegen? rief Theodor haſtig — was für ein Unglück meinſt Du denn, alter Dietrich?"

„Ach ſo, Sie wiſſen nicht;" dehnte der Greis, „dann hätte ich freilich beſſer gethan, den Mund zu halten, bis Sie die Mutter zum Mitwiſſer gemacht hätte, doch ich erſpare ja ihrem Herzen ein bitteres Bekenntniß, und denke alſo rechtſchaffen an meiner wackern Herrſchaft zu handeln. — Als achtjähriges Kind hatte Fräulein Meta einſt einen großen Schrecken, indem ein Zigeunerweib plötzlich in den Garten trat, aus welchem die Magd ſich einen Augenblick entfernt hatte, die Kleine auf den Arm nahm und mit ihr davonwiſchen wollte; glücklicherweiſe kam ich gerade des Weges und nahm der Hexe die Beute wieder ab; allein als man das Kind aus den Fraiſen, von denen es befallen worden war, zurechtbrachte, hatte es leider — die Sprache verloren!"

„Gerechter Gott!"

„Ja, ja, mein Herr Baron, das Fräulein iſt ſtumm bis zu dieſer Stunde; Tauſende ſind von den armen Eltern verwendet, die berühmteſten Aerzte zu Rathe gezogen worden, aber ſtets blieben die Kuren erfolglos, und die Herren Doctoren meinten, wenn nicht irgend ein plötzlicher Eindruck von Schmerz oder Freude dem gefeſſelten Organe die Freiheit wieder erobere, ſo werde das Fräulein wohl erſt am großen Tage des Weltgerichtes die Sprache zurückerhalten. Uebrigens iſt die Aermſte ſehr wohl unterrichtet, und von allen Leuten, welche ſie kennen, wegen ihres vortrefflichen Gemüthes, wegen ihrer Wohlthätigkeit und Delikateſſe angebetet; jedoch weicht ſie, wie ſchon geſagt, jedem Umgange aus, wo ſie nur Hohn erwartet. — Dem Unglücklichen muß man es ſchon zu Gute halten, wenn er überall Feinde zu ſehen beſorgt!"

„Alſo ſtumm?" murmelte Theodor mit innigem Bedauern — „armes Kind! — beklagenswerthe Eltern!"

Schon wenige Tage ſpäter hatte die Geneſung unſers Freundes eine Stufe erreicht, welche ihn mit ärztlicher Zuſtimmung zu dem Verlangen und Bedürfniſſe freier Luft antrieb. Der Garten des Hauſes ſchien zunächſt hierin aushelfen zu können, und nach einem Verſuche, deſſen erſprießliche Folgen auffallend erſchienen, ward der heitere grüne Raum für den größern Theil des

Tages zum Aufenthalte des Reconvalescenten erkoren. Der Hauch der nahen Bergtriften, die anmuthige Lage des Gartens, die ruhige, gleichmäßige Bewegung, und der geſammte Eindruck von Natur, Pflege und Jugendkraft ſtellten Theodor'n in kurzer Zeit ſo weit her, daß er allmählig wieder an ſeine frühere Geſchichte und an den geſtörten Zweck ſeiner Reiſe zu denken begann. Mit ſeiner Anſicht von den Verhältniſſen war freilich eine eingreifende Veränderung vorgegangen.

Er wußte nicht, wie es ſo gekommen war; aber ſeine Gedanken beſchäftigten ſich jetzt ſo viel mit dem Bilde ſeiner ſtummen Schützlingin, daß faſt alle anderweitigen Ideen ſich in dieſem Grundſtoffe verſenkten; die Vergangenheit war untergegangen im wogenden Ocean der Gegenwart, und der Geiſt ſeiner unglücklichen Auguſte ſtieg nicht mehr wie ein Rachegeſpenſt vor Theodors Blicken auf, ſondern als ein Friedensengel, um den Zwieſpalt zu ſchlichten, welcher das Gemüth des jungen Getäuſchten von der Welt ſchied.

Als unſer Held zum erſten Male in den Garten geführt werden ſollte, erzählte Frau von Strombach die Leidensgeſchichte ihrer Tochter unter heißen Thränen, und bat ihn, falls er mit Meta zuſammenträfe, ihres Unglückes zu ſchonen. Sie ſey, bemerkte ſie, noch nicht genugſam auf ſeinen Anblick vorbereitet, ſonſt würde ſie ihrem Paladin bereits den geziemenden Dank abgeſtattet haben. Ihre Menſchenſcheu äußere ſich auf immer betrübendere Weiſe, und man müſſe es abſolut der eigenen Stimmung überlaſſen, wenn ſie eine neue Bekanntſchaft anknüpfen wollte.

Bei dem Hauptmann hätte es dieſer Erinnerung nicht bedurft; ein Unglücklicher ſchien ihm ſtets ein von der Vorſehung Gezeichneter, welchem man nur mit Ehrfurcht nahen dürfte; überdieß war das Verhältniß, in welches ihn der Zufall zu Meta geſtellt hatte, an und für ſich ein zu zartes, um nicht dem lebendigſten Gefühle einen Beiſatz von Herbheit und Zurückhaltung zu geben.

Kaum zum dritten Male befand ſich Warnheim im Garten, als er das Fräulein in einer entlegenen Partbie antraf, wo ſie ſinnend luſtwandelte.

Ja ſie war es, ſie mußte es ſeyn! — Hätte nicht die Beredtſamkeit der Mutterliebe, die geſchwätzige Schilderung Dietrichs ihm Augen, Mund, Wachsthum, Haar und Geſichtsfarbe gegenwärtig gehalten, ſeine paroxyſtiſchen Reminiscenzen würden es gethan haben.

Ein Geſicht, eine Geſtalt wie ſie Meta beſaß, brauchte man nur einmal geſehen zu haben, um ſie aus Tauſenden wieder zu erkennen, das Siegel des ſelbſtquälenden Zerwürfniſſes hatte den Charakter von Milde und Hoheit nicht zu entſtellen vermocht, welcher dem ganzen Bilde eine eigenthümliche, zauberhafte Weihe aufdrückte; es lag jenes unbeſchreibliche Etwas in dieſen Zügen, welches ſie als die Flügeldecke einer noch ſchönern Pſyche erſcheinen ließ.

Mit einer wortloſen, ehrerbietigen Verbeugung wollte Theodor dieſes erſte Begegnen abthun, doch als Meta ſeiner anſichtig wurde, und die krampfhafte Erſchütterung ihres ganzen Weſens verrieth, daß ſie ihn erkannt habe, flog ſie raſch den Baumweg quer über, trat vor den Wanderer hin, ergriff ſeine Hand und preßte ſie ungeſtüm an ihr Herz; heftig arbeiteten ihre Lippen, ihr Athem flog, der Buſen ſchien glühende Worte ſich abzuringen; allein die widerſpenſtige Kehle gedieh nur zu unartikulirten Lauten, heiſer, faſt unheimlich zu vernehmen. — Wiederholt äußerte ſich derſelbe Kampf, jedoch ohne beſſern Erfolg; da brach der innere Sturm in erſchütterndes Schluchzen aus; warm träufelte es auf Theodors Hand und das Fräulein war — verſchwunden. Durch mehrere Tag nach dieſer Scene wich Meta unſerem Freunde ſichtlich aus; nach und nach gewöhnte ſie ſich indeſſen an ſeine Nähe, und als er eines Tages zu ihr trat, bittend, daß ſie um ſeinetwillen ſich in ihrer Erheiterung keinen Abbruch thun wolle, weil er ſonſt lieber den Garten vermeiden würde; — da ſchaute ſie ihm mit einem zweifelnden Blicke ins Auge, deſſen Ungewißheit ſich aber bald in den Ausdruck der Dankbarkeit verſchmolz, bot ihm die Rechte und ſchüttelte ſie herzlich. — Seitdem ſahen ſie ſich täglich im Garten, Theodor plauderte ihr von ſeinen Kriegsabentheuern und von ſeiner Familie vor, oder er blies die Flöte, welche er recht artig zu behandeln verſtand; ſie hörte ihm mit unverkennbarem Intereſſe zu, legte daſſelbe in Mienen und Geberden, mit der den Stummen geläufigen ſcharf accentuirten Lebendigkeit an den Tag, und zeigte immer größere Freude an dem Umgange des jungen Mannes.

Theodor fühlte ſich in der Nähe dieſes ſeltſamen Mädchens wunderbar umgeſtimmt: mit Unmuth erinnerte er ſich der bevorſtehenden Nothwendigkeit des Scheidens, welches er gerne noch recht weit entfernt gewünſcht hätte, wäre nicht bisweilen der Stachel des Grolles gegen Adalbert mit ätzender Gluth in ſeine Seele gedrungen, die ein Erbtheil leidenſchaftlicher Gemüther iſt. Dann beſchloß er wohl, ohne Weilen ſein Bündel zu ſchnüren; aber ein bittendes Wort der Finanzräthin, ein Blick Meta's wurde zum Fels, an welchem ſeine Aufwallungen ſcheiterten, und ſeine noch ſchwächliche Geſundheit lieh ihm einen ſehr willkommenen Vorwand zum Bleiben. In ſeinem Herzen knospete die Blüthe einer zweiten Liebe; allein es wollte ihm bedünken, als ob es noch die erſte wäre, und als ob ihm nun erſt deren volle Blumenherrlichkeit aufgegangen wäre!

Nur ſelten war Dietrich, meiſtens die Mutter das dritte Glied der Geſellſchaft, und dann bewegte ſich die Unterhaltung noch viel mannigfaltiger und genußreicher. Die Matrone wußte ihr Kind auf das geſchicklichſte zu behandeln, Meta's ſchöne Seiten, ihren Verſtand, ihre Häuslichkeit, ihre tief gründende Gemüthlichkeit herauszuholen, wie Taucher verſunkene Schätze; ſie bewog das Fräulein ſogar von Zeit zu Zeit, eine ſchriftliche Converſation anzunehmen, und dann hatte Theodor ſeine Freude an dem gebildeten Geiſte, an der geläuterten Weiblichkeit, welche in jeder Zeile der Jungfrau athmeten.

Eins war bisher unter ihnen noch nicht zur Erörterung gediehen, das Grundthema alles ſocialen Wechſellebens: die Liebe; Theodor war zu delikat, um dieſen Ton anzuklingen, und Frauenzimmer von edlerer Natur können natürlich hiermit nicht den Anfang machen, ſie dürfen hierin nur der Stein ſeyn, welchem der Funke entlockt wird.

Dennoch brannte unſer Held vor Begierde, Meta's Anſichten von Liebe und Ehe zu wiſſen, es hing ja von denſelben eine wichtige Entſcheidung ſeiner Zukunft ab; ſollte er jemals zu einer Verbindung ſchreiten, ſo konnte er ſich nur in Meta das Weſen vorſtellen, mit welchem er eine ſolche eingehen mochte!

Uneins mit ſich, wie er durch dieſe Schwierigkeiten gelangen könnte, lenkte er einſt das Geſpräch auf den abweſenden Gatten und Vater, auf Familienglück, Zukunft, Beſtimmung des Menſchen, und auf mancherlei Thatſachen aus eigener Erfahrung oder aus Tradition häuslicher Wahrnehmungen, wobei er das Geſpräch mit vieler Gewandtheit auf den Werth glücklicher Privatverhältniſſe und überhaupt eines geſegneten Ehebundes hinüberſpielte.

Die Antworten waren zuerſt bloß ausweichend und beſchränkten ſich auf allgemeine Bemerkungen; ſpäter aber erwärmte ſich das Geſpräch, und insbeſondere Frau von Strombach äußerte viel Wahres, tief Ergreifendes über Liebe und häusliches Glück. Meta gab ihrerſeits zu verſtehen, daß ihr das Terrain des Streites ein zwar fremdes ſey, daß ſie aber ihre Anſichten davon vollends mit ſich abgeſchloſſen habe. — In Sachen der Liebe iſt jedes Frauenzimmer competent, und wäre ſie auch durch den Mangel äußerer Vorzüge anſcheinend für immer aus dieſem Felde gewieſen; die Damen plaidiren in derlei Verhandlungen als die gewandteſten Advokaten, weil die Natur ſelbſt ihnen einen inſtinktartigen Scharfblick gegeben hat, welcher ſie das rechte Verſtändniß mit einem Blicke durchſchauen läßt.

Verſtand Theodor die ſtumme Rednerin recht, ſo war ſie aller durch Liebe bezweckten Verbindung abhold, und zwar nicht etwa aus Männerhaß oder Eheſcheu, ſondern weil das Gefühl ihres Unglücks ſie mit dem Wahn erfüllte, daß ſie ihr Theil zu dem Austauſche des ehelichen Wechſeldaſeyns nicht in jenem Maße gewähren könne, als es ihren Idealen nothwendig däuchte; ſie war überzeugt, daß ein Mann nur Mitleid, nicht Liebe für ſie empfinden könne, und daß ſie wenigſtens dadurch eine ewige Lücke im Herzen des Erkornen laſſen werde, indem ſie den ſprachlichen Ausdruck ſeiner Neigung niemals zu erwiedern vermöchte. Meta hielt es für unerläßlich zum ungeſtörten Verkehre der Liebe, daß beide Theile in den Mitteln des doppelten Zuſammenlebens gleich ſeyen, und daß ſie nichts an einander zu vermiſſen hätten.

Unſer Freund bemühte ſich nun zwar aus allen Kräften, die vorgefaßte Meinung der Jungfrau zu widerlegen; allein es ſchien ihm damit nicht zu gelingen, denn Meta ſchlug ſeine beredteſten Deklamationen durch ein zweifelndes Achſelzucken nieder, und ihre Miene verrieth, daß die Ueberzeugung den Zwieſpalt ihres Innern noch nicht beſchwichtiget hatte. Auch die Finanzräthin theilte im Weſentlichen die Grundſätze ihrer Tochter, nur daß ſie dieſelben dahin modifizirte, es ſey allerdings eine gegenſeitige Liebe ungleich begabter Weſen denkbar, jedoch in ſofern unſtatthaft, als ein dauerndes Fortbeſtehen derſelben kaum mit der Wandelbarkeit menſchlicher Neigungen verträglich ſeyn dürfte.

Es wurde noch Manches für und wider aufs Tapet gebracht. Die Erörterung wäre beinahe hitzig geworden, als Frau von Strombach dem Rufe einer Magd in's Haus folgen mußte, wodurch Theodor mit dem Fräulein allein blieb. Sein Gemüth war durch die ſelbſtentworfenen Bilder von Liebesglück dermaßen aufgeregt, ſein Herz ſo ſehr zum Ueberſtrömen voll, daß er plötzlich Meta's Hand an ſeinen Mund zog und mit dem Ausbruche der unverſtellteſten Wahrheit die Worte rief:

„Denken Sie von mir, was Sie wollen, Fräulein; ich vermag es nicht länger, meiner Empfindung Schweigen aufzulegen, und geſtehe Ihnen daher, daß ich Sie liebe, daß ich Sie bitte, das Anerbieten meiner ewigen Treue durch das Geſchenk Ihrer Hand zu genehmigen!“

Erblaſſend bis in die Lippen zuckte Meta zuſammen, ein Paar Sekunden ſtand ſie wie in einem ſchweren, furchtbaren Kampfe; dann ſchien ein Leuchten himmliſcher Seligkeit in ihren Zügen aufzudämmern, ihre Arme breiteten ſich haſtig gegen den Freier aus; aber gleich darauf ſanken ſie wieder machtlos am Leibe nieder, als bräche ihre Spannkraft; das Antlitz überwölkte ſich mit allen Kennzeichen bitteren Grames, Thränen entſtürzten den Augen; die Hände vor das Geſicht ſchlagend, wandte ſie ſich mit abwehrenden Geberden bei Seite, und entfloh mit wildem, kreiſchendem Wimmern.

Theodor ſah ſie nicht wieder, und als er etwa eine Woche ſpäter ſein Pferd beſtieg, um ſeine Reiſe fortzuſetzen, flüſterte ihm die Finanzräthin leiſe weinend in's Ohr: „Vergeſſen Sie die Unglückliche — Sie wird niemals heirathen!“

In der Reſidenz des Nachbarſtaates angelangt, war es Theodor'n leicht geworden, ſich in den beſſeren Zirkeln Eingang zu verſchaffen, wo Adalbert, wie des Hauptmanns Korreſpondent dieſem berichtet hatte, ſich mit vielem Glücke bewegte. Schon an einem der erſten Abende, welchen unſer Freund einer Einladung opferte, hatte er Gelegenheit, ſeinen Feind zu treffen und in deſſen Geſellſchaft mehrere Stunden zuzubringen.

Wenn Adalbert wirklich ein Betrüger war, ſo müßte man jedenfalls geſtehen, daß er ein liebenswürdiger Betrüger genannt werden konnte. Sein ausgezeichnetes Extérieur, ſein treffliches Benehmen, die vielſeitige Bildung, welche er ohne Oſtentation zu entwickeln verſtand, und vor allem jenes nicht zu beſchreibende Etwas, welches Jedem als eine Harmonie eines Dritten mit dem eigenen Weſen erſcheint, das aber im Grunde ein beſonderer Reiz begünſtigter Naturen iſt, gewannen ihm die allgemeine Meinung; während er an der Seite der Männer die geſchäftlichen Kenntniſſe glänzen ließ, welche er beſaß, gab er ſich dem ſchöneren Geſchlechte bloß als geiſtreicher, gefühlvoller, ſchwärmender Geſellſchafter; mit dem wunderbarſten Tacte hielt er die rechte Mitte zwiſchen Pedanterie und Geckenhaftigkeit, und machte ſelbſt die Zweifel ſchweigen, welche ſich über die Haltbarkeit ſeiner perſönlichen Verhältniſſe einwenden ließen. Zu der Zeit, als Theodor in der Hauptſtadt auftrat, war Adalbert eben vollkommen in der Mode, und von ſeinem Einfluſſe hing wie man es ſprüchwörtlich zu ſagen pflegt, la pluie et le beau tems ab.

Die erſten Schritte, welche unſer Held gethan hatte, betrafen die Geburts-, Standes- und Vermögens-Verhältniſſe des Abentheurers; leider fielen ſie weder erſchöpfend, noch in irgend einer Weiſe befriedigend aus.

Adalbert Wiederbuſch, ſo wurde rapportirt, ſollte aus Liefland gebürtig und von guter Familie ſeyn; ſeine Jünglingsjahre hatte er in den Kriegsdienſten verſchiedener Potentaten zugebracht, und lebte nun, da Europa mit den Segnungen des Friedens beglückt war, von einem mäßigen Erbtheile, deſſen Rente er durch allerlei wiſſenſchaftliche Arbeiten zu erhöhen bemüht war. Sein Augenmerk ging dahin, irgend einen angemeſſenen Poſten zu finden, der ſeine Talente genugſam beſchäftigte, und darum ſuchte er ſich Gönner zu erwerben, ambirte den Umgang hochgeſtellter Perſonen und wußte ſich durch vielfältiges Mühen den Zutritt in die beſten Kreiſe zu ſichern. Zu Hauſe lebte er ſehr eingezogen, faſt verſchloſſen, und nur ein Freund aus ſeiner Militairlaufbahn theilte die Geheimniſſe ſeiner Einſamkeit.

So weit lauteten die Notizen über Wiederbuſch, von der Lichtſeite betrachtet.

Es gab aber auch eine Schattenparthie, von welcher aus man ſie in's Auge faſſen konnte, und hier ſtand freilich die Biographie des Fremdlings in einem ganz anderen Kolorite.

Wiederbuſch ſollte ein Spieler von Profeſſion, ein Glücksjäger und durchtriebener Gauner ſeyn, welcher ſchon von einigen Orten bei Nacht und Nebel hatte entrinnen müſſen, um nicht durch die Behörden zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Als ein relegirter Student, war er zum Kriegsdienſte abgeſtellt worden, jedoch beim

Ausbruche des Kampfes deſertirt, und fuhr nun von Land zu Land mit der Abſicht, durch liſtiges Blendwerk oder durch Gewalt eine reiche Braut zu erbeuten, deren Vermögen ihn in den Stand ſetzte, ein lungerndes Schlaraffenleben zu führen, welchem er von jeher am entſchiedenſten zugeneigt geweſen ſey. Man hatte, wiewohl unverläßliche, Spuren, daß er zu wiederholten Malen ſchon die empörendſten Hebel in Bewegung gebracht habe, um ſein Ziel zu erringen, und die liederlichen Manieren ſeines Gefährten, welcher ſich jedoch nur ſelten zeigte, deuteten erkennbar auf geheime Machinationen von zweideutiger Art hin; des Nachts ſollten beide häufig vom Hauſe entfernt ſeyn, Niemand hatte hinter ihre Schliche kommen können; allein verſchiedene klamoröſe Attentate wider Frauen und Mädchen wurden von glaubwürdigen Leuten ihnen zur Laſt gelegt, ja ihr Aufenthalt in dieſer Stadt ſollte durch ein ähnliches Abentheuer beſtimmt worden ſeyn.

Die letzterwähnte Angabe hätte Theodor ſehr leicht beſtätigen können, jedoch befürchtete er, zu einem Gerede Anlaß zu geben, welches ſeinen Entwürfen nachtheilig werden konnte, und ihm lag vorläufig weſentlich daran, die beiden Glücksritter recht ſicher zu wiſſen. Um ſo thätiger verfolgte er die Vergangenheit Adalberts, und gedieh, noch ehe er ihm in Geſellſchaft begegnete, zur Gewißheit, daß Jener wirklich in der Periode, wo Theodor von Auguſten getrennt geweſen war, die Gegend in der Nähe des väterlichen Schloſſes bewohnt, ja mit ſeiner Familie einigen Umgang gehabt habe. Dieß überzeugte ihn mehr und mehr von der Identität des Strafbaren; nur mußte er auch über ſeine und des unglücklichen Mädchens Schuld in's Reine kommen, damit ſeine Autoriſirung als Rächer in ihrer urſprünglichen Tendenz feſtgeſtellt ſey.

Die Bekanntſchaft des Elenden ſuchen, ſich in ſein Vertrauen ſtehlen, ſchien ihm unwürdig; auch mochte darüber viel Zeit verloren gehen und irgend ein Zwiſchenfall wieder die Perſon des Abentheurers beflügeln; offen mußte ihm zu Leibe gegangen, und ein energiſches Mittel angewandt werden; dieß nun zu finden, war die Axe, um welche unſeres Helden Gedanken und Beſtrebungen kreuzten.

Schon am Abende der erſten Begegnung glaubte Theodor ein ſolches Mittel gefunden zu haben.

Wiederbuſch, dieß entdeckte ein aufmerkſamer Beobachter leicht, hatte ſein Abſehen auf die Tochter eines Banquiers gerichtet, deſſen Vermögen von der Fama auf eine Million angeſchlagen wurde, und welcher außer ihr kein Kind beſaß. Das Mädchen war noch ſehr jung, unerfahren, arglos, gemüthvoll und dabei etwas beſchränkt; aber ungemein anziehend durch ihre faſt idealiſche Schönheit und durch ein höchſt lebendiges, heiteres Weſen. Neuerlich erſt aus der Penſion in die Welt übergetreten, ward ihr erſtes Erſcheinen durch Adalberts gleichzeitiges Auftauchen paralleliſirt, welcher in der That der erſte Mann war, der ihre Aufmerkſamkeit feſſelte, und die Erſtlinge ihrer Eitelkeit durch ſeine warme Bewunderung erblühen machte. Es war nicht Liebe, was er ihr einflößte, er erzeugte durch den Weihrauch ſeiner Huldigung einen künſtlichen Schwindel in ihrem Köpfchen und es hatte allen Anſchein, daß dieſer Rauſch ſie dem Betrüger in die Arme werfen werde; Eitelkeit iſt ja das ſtärkſte Netz, in welchem der Menſch gefangen liegt, und aus welchem er ſich ſchwer oder gar nicht befreiet! Vom innigſten Bedauern für das liebliche Geſchöpf durchdrungen, nahm ſich Theodor vor, Alphonſinen, ſo hieß die Kleine, zu retten und ſie zugleich als Zündſtoff der Mine zu benutzen, durch welche er den frechen Gaukler in die Luft ſprengen wollte. Er ließ ſich ſonach dem Vater der Schönen vorſtellen, und ward bald auch mit ihr in ein Geſpräch verflochten, bot alles auf, um ſich aus einer glänzenden Perſpective zu zeigen, nahm ſie für die ganze Soirée in Beſchlag, führte ſie an den Wagen, und erhielt die dringende Aufforderung, vom Vater wie von der Tochter, ihr Haus bald und oft mit ſeiner Gegenwart zu erfreuen. — Der erſte Stein war geworfen; ſchon ſah unſer Held das Gebäude ſeiner Rache luſtig darüber emporſteigen.

Im Nachhauſegehen hatte Theodor mit ſeinem Gewiſſen einen ernſten Hader auszugleichen. Falls nun, rügte dieſes, falls nun Alphonſine ihr Herz einer wirklichen echten Leidenſchaft erſchlöſſe, was ſollte daraus werden? — Erwiedern konnte er dieſe nicht, denn alle Regungen ſeines Inneren trugen Meta's Bild auf ihren Wogen; durfte er aber mit dem heiligſten Geheimniſſe der Weiblichkeit ſpielen, oder wollte er dieſes? — Nimmermehr. Gab es einen Mittelweg, welcher den Ariadne-Faden aus dem Labyrinthe darreichte? — Er wußte keinen und zerklügelte ſich den Kopf und deklamirte ſich vor über weibliche Würde, über Liebe, Sympathie, Gleichgeſtimmtheit und geiſtige Wahlverwandtſchaft, und gedieh zu keinem Abſchluſſe und fühlte nur Einen Anker, nehmlich ſeinen glühenden Durſt nach Rache. Der Kopf brannte ihm, als er ſich zu Bette legte, und die Mahnung ſeines Gewiſſens durch den Vorſatz zur Ruhe beſchwor: Alphonſinens Seelenfrieden zu ſchonen, und ſie unter keiner Bedingung den Glauben an Liebe von ſeiner Seite faſſen zu laſſen.

Als ihm bei ruhiger Stimmung beifiel, daß nichts als eine ſehr gewöhnliche Bezeigung von Höflichkeit ihn mit chimäriſchen Bildern von Liebe erfüllt habe, war er ſehr geneigt, ſich ſelbſt erklecklich auszulachen, nur daß der Egoismus, des Mannes Erbtheil, den Satyr bei Seite wies, und die Fäden ſeines Planes auf die Nothwendigkeit eines ſolchen Hintergrundes dringend hindeuteten. Schon am zweiten Tage nach dem Urſprunge der neuen Bekanntſchaft folgte Theodor der ihm gewordenen Einladung, und der Empfang von Seiten des Vaters wie von Seiten Alphonſinens zeigte, daß ſein Beſuch ein willkommener ſey. Von nun an gehörte er zu den entſchiedenen Freunden des Hauſes, und ward mit einer Aufmerkſamkeit behandelt, welche ihm bewies, daß man auf ſeinen Umgang hohen Werth lege.

Dieß verfehlte nicht, den bisherigen Günſtling der Familie, den ſogenannten Kapitain von Wiederbuſch, mit Mißbehagen und ſteigender Eiferſucht zu erfüllen; ſeine Verſtimmung äußerte ſich in Kurzem durch feindſelige Blicke, giftige Anſpielungen und durch jene erzwungene Geringſchätzigkeit des Benehmens, mit welcher man gerne einen Feind zu demüthigen wünſcht, deſſen Ueberlegenheit man einſieht und fürchtet. Nach und nach wuchs die beleidigende Benehmungsweiſe Adalberts, gegenüber von unſerm Freunde, zu einer Schärfe, welche als Vorläufer eines baldigen Ausbruches anzuſehen war, und zu einem ſolchen wollte es Theodor bringen; gerade dieß machte den Inbegriff ſeiner ganzen Wünſche aus, denn durch einen Eclat meinte er den Gegner unrettbar in ſeinen Händen zu haben.

Sorgfältiger als je nahm er ſich, ſeit er die Erbitterung des Feindes gewahr wurde, in Acht, ihm durch Höflichkeit und ignorirende Zuvorkommenheit den Anlaß zu einer Ausforderung vorzuenthalten, ſeinem Plane gemäß, ſollte ein öffentlicher Affront ſtatt finden, welchen er benutzen wollte, um ſeinerſeits Genugthuung zu heiſchen und zugleich vor der ganzen Geſellſchaft zu erklären, daß Wiederbuſch nicht mehr und nicht weniger als ein dreiſter Abentheurer ſey, in mehreren Städten der Flucht verdächtig, und daß er deßhalb die Bitte ſtelle, über das Verbleiben ſeines Gegners zu wachen. Auf dieſem Wege glaubte Theodor hoffen zu dürfen, Adalbert werde keine Verſuche zur Flucht machen, und eine Blöße geben, welche ihn der Aufſicht der Gerichte überantwortete, ohne daß von ſeiner Seite ein dergleichen Schritt nöthig wurde.

Es hatte allen Anſchein zum Gelingen des Planes. Der Pſeudo-Kapitain reizte ſich tagtäglich zu auffallenderen Zeichen von Verachtung ſeines präſumtiven Nebenbuhlers, und unſer Paladin ſah endlich ein, daß der Moment gekommen ſey, wo er thätig auftreten müſſe, um nicht dem Verdachte der Feigheit anheim zu fallen.

Schon munkelte man dieß und jenes über die Spannung der beiden Jünglinge, mancher achſelzuckende Wink ſtellte Warnheims Muth in Frage und die Scheu, mit welcher ſich mehrere Perſonen von ihm zurückzogen, deren Wohlwollen er ſonſt beſeſſen hatte, bewies die Nothwendigkeit der Entſcheidung, welche eintreten zu laſſen der Baron nicht weiter Bedenken trug.

Hier aber kam es auf das Gelingen eines weiteren Wageſtückes an.

Theodor wußte nicht, ob Wiederbuſch Auguſtens Tod erfahren, und ob er durch ſein Verhältniß ihre Schriftzüge kennen gelernt habe. Auf die Vorausſetzung einer verneinenden Antwort in dieſer Beziehung, hatte er die wichtigſte Mine ſeines Zerſtörungs-Apparates begründet. Er mußte zuvor einen überzeugenden Beweis in Händen haben, ehe er ſich berechtigt meinte, den Feind ſeines Glückes als ſolchen mit gerechter Züchtigung in Anſpruch zu nehmen. Auguſte, — es war ein möglicher Fall — konnte ja allein die Schuldige geweſen ſeyn!

So viel es ſeine Aufregung geſtattete, ſchrieb er nun, mit Nachahmung einer weiblichen Hand, einen Brief folgenden Inhaltes an Adalbert:

„Mein Herr! Eines der zahlreichen Opfer ihrer Lügenkünſte bringt Ihnen hiemit in Erinnerung, daß ſie unter dem Schutze mächtiger Anverwandten in dieſer Stadt angelangt ſey, um von Ihnen jene Genugthuung zu erhalten, welche ein Mann von Ehre zu leiſten ſchuldig iſt. Erklären Sie ungeſäumt Ihren Entſchluß, damit ich das Weitere verfügen könne.

Auguſte.“

Wie der Ueberbringer, Theodors verſchmitzter und ſehr anhänglicher Bedienter, erzählte, war Wiederbuſch bei Durchleſung des Billets bis in die Lippen erblaßt, und hatte ziemlich lange bedurft, um ſich zu faſſen. Darauf habe er Auguſtens Tauf- und Familiennamen ſammt jenen von unſeres Helden Angehörigen genannt, ſich nach ihrem Beſinden und andern Umſtänden erkundigt, und endlich ſeine Antwort geſchrieben, welche Charles in nachſtehenden Zeilen überbrachte.

„Mein gnädiges Fräulein! Ich habe keine andere Schuld gegen Sie, als daß ich durch ein paar Wochen Sie von meinen zärtlichen Empfindungen unterhielt, und, da es Ihnen gefällig war, mich mit Gewiſſensſcrupeln über Ihren Brautſtand abzuweiſen, andern Sinnes wurde; — iſt dieß ein Verbrechen, ſo bin ich gerne erbötig, daſſelbe auf jene Art zu ſühnen, welche mir geſetzlich aufgetragen werden kann. Billig zweifle ich indeſſen, daß ſelbſt die Verwendung des Großmoguls aus einer erfolgloſen und aufgegebenen Liebſchaft den Grund zu einer gerichtlichen Verfolgung herausklügeln werde. Ich bin übrigens, wenn Sie nunmehr entſchloſſen ſeyn ſollten, mich glücklich zu machen, und mir Ihre ſchöne Hand zu reichen, noch immer Ihr zärtlichſter Bewunderer Adalbert W.

Als Theodor das Briefchen geleſen hatte, ſah er dankbar zum Himmel empor, und widerrief mit naſſen Augen jedes Unrecht, deſſen er Auguſten verdächtigt hatte. Sie war nur eine Verirrte geweſen, keine Schuldige, und er durfte ihr Andenken wieder wie das einer Freundin in ſeinem Herzen aufleben laſſen. Bloß verblendet durch die Vorſpiegelungen eines Schändlichen, ſtellte ſie ſich ihm dar, aber von keiner Makel befleckt; der Tod hatte eine ſtrenge Läuterung mit ihr vorgenommen, und rein ſchaute ſie jetzt auf die Vergangenheit herab, welche ihr ein frühes Grab bereitet hatte, durch die Martern jenes Gefühls, in dem des Weibes Daſeyn und Beruf ſich abſchließt. Theodor ahnte, was die Unglückliche gelitten, er ahnte, wie unrecht ſie beurtheilt worden war, doch ging ihm auch die Ueberzeugung auf, daß die Vorſehung das Beſte gethan habe, um den Zweifel zu ſchlichten, welcher Auguſtens Inneres für das ganze Leben befehden mußte. Ein jungfräuliches Gemüth gleicht ja der Harfe, die, für einen Künſtler gefertiget, unter der Hand des Vandalen ihre wunderbare Harmonienſeele verliert, ohne jemals wieder zum urſprünglichen Einklange geweckt werden zu können.

Der Baron war jetzt mit ſeinem Plane fertig; noch am nehmlichen Tage meldete er ſeiner Familie, daß er endlich Auguſtens Mörder gefunden und hinreichend umſtellt habe, um ſeiner Rache ſicher zu ſeyn. Die Ausführung derſelben müſſe binnen wenigen Tagen in's Leben treten, und er hoffe, daß der Himmel der gerechten Sache den Sieg zuwenden werde; fügte es aber eine höhere Lenkung anders, ſo bat er, gegen den Abentheurer nicht weiter einzuſchreiten, und dem ewigen Gerichte die Züchtigung anheim zu ſtellen. Er ſehe nun allerdings ein, daß es Frevel war, ſich eigenmächtig zum Rächer aufzuwerfen; inzwiſchen habe er nicht anders gekonnt, und beſchwöre daher ſeinen Vater und ſeine Geſchwiſter, ihm zu verzeihen. Einen zweiten Brief entwarf er an Meta, ihr meldend, daß er einem über ſeine ganze Zukunft entſcheidenden Moment entgegengehe, in welchem er ſich als einen Sterbenden betrachte, dem wohl ein offenes Wort geſtattet werden möchte. Er verſicherte ſie ſeiner Liebe bis zum letzten Athemzuge, bat ſie, ſich nicht wegen einer vorgefaßten Meinung dem ſchönſten Glücke der Erde zu verſagen, und empfahl ſein Andenken ihrer Erinnerung.

Den Abend desſelben Tages brachte er in dem in einer fernen Vorſtadt gelegenen Landhauſe des Banquiers zu; unter den zahlreichen Geladenen befand ſich auch Adalbert. Heute ſollte der Schlag fallen, welcher die Kataſtrophe ſo oder ſo herbeiführen mußte.

Nach dem Souper zertheilte ſich die Geſellſchaft in mehrere Parthien, die Aelteren gruppirten ſich am Spieltiſche, die Jüngeren bildeten einen Kreis, um auf den Vorſchlag der Damen vom Hauſe eine gemeinſame Unterhaltung in Gang zu bringen. Es wurde abgeſtimmt, daß der Reihe nach jedes Mitglied des Zirkels irgend ein Geſchichtchen zum Beſten geben ſollte, und durch das Loos fiel Theodor'n der erſte Vortrag zu.

Wie eine Eingebung des Himmels ſtellte ſich dieſer plötzlich die Möglichkeit vor, unauffällig ſeinen Feind aufs Korn zu nehmen, und er begann ſofort die Erzählung ſeiner erſten Liebe mit Auguſten, ihre Verlobung und ſeinen Zug ins Feld. Dann ſchilderte er, ſtets wie von einer dritten Perſon ſprechend, das Auftauchen eines Abentheurers in der Gegend und deſſen Intriguen, um das unbewachte Herz der Braut zu berücken; ſchilderte wie der Streich gelang, dann ſein eigenes Wiedererſcheinen im Vaterhauſe, ſeine grauſame Erſchütterung und Auguſtens Tod. Die Farben, mit denen er malte, waren ſo kräftig, ſo friſch, daß Alle mit der geſpannteſten Theilnahme aufhorchten, und in mehr als Einem Auge Thränen ſchimmerten.

Der Erzähler aber hatte ſeine Augen, wie den beſtrickenden Blick der Klapperſchlange, unwandelbar auf Wiederbuſch gewendet, welcher zuerſt unſtät auf dem Sitze umherrückte, ſpäter aber ſein Geſicht erhob, und mit einer Ruhe auf Warnheim haften ließ, als treffe ihn die Geſchichte nicht in der entfernteſten Beziehung. Nur ein höhniſches Aufwerfen der Oberlippe deutete auf ſeine Stimmung, und man ſah es ihm an, daß er über einen Vorſatz brüte, welcher ſeinem unbehaglichen Gefühl als Ableiter diene.

In raſchen Andeutungen glitt nun der Erzähler über ſeinen Rachezug hin, erwähnte bloß, daß er den Betrüger ſpäter wieder gefunden habe, und ſchloß mit der Bemerkung: Er hoffe, eheſtens die geehrte Geſellſchaft durch den Schluß ſeiner Novelle befriedigen zu können, welcher ſich binnen Kurzem durch eine endliche Löſung der Verhältniſſe werde ergeben müſſen. „Ich ſelbſt,“ dieß waren ſeine letzten Worte, „ich ſelbſt bin von meinem Freunde, dem Helden der Ihnen entwickelten Begebenheiten ermächtigt, das Werk der Rache an dem Buben zu handhaben; er iſt hier, ich könnte ſeinen Namen nennen, aber es würde die liebenswürdigen Hörerinnen entehren, wenn ein ſo verworfener Schurke in ihrem Beiſeyn genannt würde, und darum geſtatten Sie allerſeits, daß ich das Beiſpiel der Tagesblätter nachahme und mit der Formel abbreche: der Schluß folgt nächſtens.“

Der gewichtige Ton des Erzählers und das Feierliche, faſt Drohende ſeiner Haltung überzeugte die Geſellſchaft, welche geneigt war, das Ganze für Improviſation zu halten, daß hier Ernſt im Hintergrunde ſey, und es überkam die Anweſenden jenes unheimliche Mißbehagen, welches ſich einzuſtellen pflegt, wenn Etwas, von dem man ſich Erheiterung verſprach, eine unerfreuliche Wendung nimmt. Man verſuchte durch weitere Erzählungen wieder ins Geleis zu kommen; allein es ging nicht; ein Ziſcheln und Flüſtern irrte durch die Reihen, und mißbilligende, ſcheue Blicke überwachten den Hauptmann, welcher fortwährend ſeinen Gegner fixirte, des Aeußerſten harrend, das ſich entſpinnen würde.

Warnheims Hoffnung, den Feind auf den offenen Kampfraum zu locken und ſeine geſellſchaftliche Stellung zu vernichten, blieb vergeblich; — Wiederbuſch kannte das ſichere Bollwerk, das die Rückſicht für eine gebildete Geſellſchaft gewährt, zu gut, als daß er eine Blöße dieſer Art gegeben hätte; bisweilen zuckte es doch unter ſeinen Wimpern auf wie das Leuchten des Katzenbalges im Finſtern, und Theodor ſchmeichelte ſich jedenfalls, daß es ihm gelungen ſey, jenen zu einem eingreifenden Schritte zu ſtacheln, bei dieſem Anlaſſe aber des Betrügers Freunde über ihn zu enttäuſchen.

Einigermaßen hatte ſich in der Folge wieder ein beſſerer Geiſt über die Geſellſchaft herabgeſenkt; der geflügelte Scherz ſchwirrte auf bunten Fittigen ab und zu, es wurden Räthſel aufgegeben, es wurde muſizirt, und zuletzt ein Tänzchen verabredet; da erhob ſich Wiederbuſch plötzlich, ſchützte Unwohlſeyn vor, und empfahl ſich, ungeachtet aller Bemühungen, ihn zu halten. Theodor war einer der Erſten, welcher das Gleiche that, indem er wohl fühlte, daß ſein Rächerantlitz eine Eule ſey, den Frohſinn verſcheuchend und in das heitere Treiben der Lebensluſt wenig paſſend. Um jedoch nicht neuen Anlaß zum Gerede zu ſchaffen, entfernte er ſich heimlich, bloß den Hausherrn von ſeinem Scheiden verſtändigend.

Als er in die duftige Mondnacht hinaustrat, ſchöpfte er tief Athem; es däuchte ihn, als wäre er einer Laſt entbürdet, die ſeine Bruſt gedrückt hatte, als gehör' er nun erſt wieder ſich ganz und ausſchließend an. Es kam ihm vor, als verließe er eben erſt einen glänzenden Maskenball, auf welchem er, zum Schreckensgeſpenſte vermummt, von Allen geflohen worden war; und doch habe er hinter der Larve lauter fletſchende Todtenſchädel und ſchlotterndes Beingerippe erkannt, deſſen infernaliſche Reigen ſchrillend im Marke ſeiner Gliedmaßen nachdröhnten.

Theodor war zu aufgeregt, als daß er auf Schlaf hätte rechnen können; er entſchloß ſich daher, den wunderſchönen Abend zu benützen, und lenkte ſeinen Gang einer Pappelallee zu, welche, etwas abſeits zwar, aber friedlicher und angenehmer, nach der Stadt führte. Sein Wagen war erſt auf zwei Stunden ſpäter beſtellt worden; eben ſchlug es 11 Uhr, als er am Eingange des Baumweges noch einmal nach den erleuchteten Fenſtern zurückſchaute, in denen die Freude ihr wirbelndes Sprührad feuriger zu bewegen ſchien.

„Jubelt nur, rief er ſeufzend, „tummelt Euch in glücklicher Blindheit umher, und möge Keines von Euch einem ſo finſteren Dämon verfallen, als er mir jetzt zur Seite ſchreitet. Möge Keines von Euch jemals den Rächer zu fürchten oder ihn zu ſpielen haben!“

Bis gegen die Stadt hin lag eine einzige Villa am Wege, ein matter Schimmer von Licht zeigte ſich in derſelben, und verloſch gleich darauf, überhaupt war es todtenſtille weit und breit ganz ſo wie es der Kummer und die verrätheriſche Hinterliſt lieben, wenn ſie über ihren ſchwarzen Geweben brüten. Nur der Mond mit ſeiner ſilbernen Glorie ſchien als Wächter in die Himmelswölbung geſtellt, um die Werke der Finſterniß zu belauſchen und dem Auge des Richters ſichtbar zu machen.

Theodor hing zu ernſthaften Gedanken nach, um nicht bald ſeines Weges und ſeiner Umgebung zu vergeſſen; langſam bewegte er ſich die Allee hinauf, mit ſich berathend, ob er den Gegner fordern oder abwarten ſolle, bis ihm ſelbſt der Kampf geboten werden würde: Er entſchied für das Erſtere.

„Wer bürgt mir dafür,“ räſonnirte er, „wer bürgt mir, daß der Gauner nicht entflieht, ehe ich zu meiner Genugthuung gelange? Oder wer giebt mir Sicherheit, daß er nicht Meuchler entſendet, um mich heimlich bei Seite zu ſchaffen? — Habe ich ihm doch ſelbſt in die Hand gearbeitet! — Fände man mich eines Tages, von einer Herzwunde zum Tode getroffen, wer würde einen Mord argwohnen? ſie würden ſagen, daß ich im ehrlichen Zweikampf gefallen, und daß der Pfeil der Rache auf mein eigenes Haupt zurückgeprallt ſey! Wahrlich ich habe nicht gut gethan, mein Abentheuer vorſchnell zu enthüllen, und dem Feinde einen ſichern Rückhalt zu gewähren!"

Sein lautes Sinnen wurde durch das Geräuſch ſtarker Schritte unterbrochen, und er ſah in ziemlicher Ferne zwei Männer quer über die Wiesgründe, deren Saum der Baumgang bildete, der Stadt zu laufen; ſo befremdlich dieß immerhin ausſah, ſo fecht es doch unſeren Wanderer nicht an, dem in ſeiner jetzigen Gemüthsverfaſſung nichts außergewöhnlich erſchien; ruhig ſetzte er ſeinen Weg fort und vergaß bald wieder der ſeltſamen Störung.

„Arme Meta," flüſterte er, „wüßteſt Du jetzt, mit welchen Gefühlen ich Deiner gedenke, Du würdeſt an ihre Lauterkeit und ewige Dauer glauben, Du würdeſt verzichten auf die ſtarre Weigerung, welche Du meinen Worten entgegenſtellteſt. Und Du, Schatten der unglücklichen, geopferten Auguſte, wenn Du von jenen Sternen auf mich herabſchaueſt, ſo wirſt Du Deine Entſühnung mit Freuden ſehen, und den Segen der Allmacht über meine neue Liebe erflehen, ſie iſt ja kein Treuebruch gegen Dich, weil nur beiderſeitige Reinheit ein Recht begründet, die Brücke der Ewigkeit an das Dießſeits zu knüpfen. Ja, Du lächelſt Thränen der Verklärung auf Meta hernieder, und der Dreiklang unſerer Empfindung verſchmilzt zum ſegnenden Accorde. O meine Auguſte! o meine unvergeßliche Meta!"

Der Mond hatte ſich durch einige Minuten hinter dicke Wolken verborgen, und Theodor war während dieſer Verfinſterung an der Villa vorübergekommen, ohne es zu bemerken; jetzt trat die glänzende Scheibe wieder aus der Hülle und überfluthete die Dächer und Thürme der Stadt, welche ſich kaum zwei Büchſenſchüſſe vor ihm ausbreitete. Der Einſame blieb ſtehen, um den Anblick dieſer wunderſamen Beleuchtung zu genießen.

Plötzlich ſchnitt ein heiſerer, gewaltſamer Schrei durch die Ohren in ſein Inneres, und eine weibliche Stimme rief mit entſetzlichem Ausdrucke: „Theodor!“ und er ſchrak zuſammen, eiskalt überrieſelte es ihn, die Nacht belebte ſich, und aufblickend gewahrte er Wiederbuſch und ſeinen Spießgeſellen, denen ein ältlicher Herr und zwei Bedienten Flinten aus den Händen riſſen, während eine Matrone einem weiblichen Weſen Hülfe zu leiſten bemüht ſchien, das in ihren Armen lag. Die Scene ließ keinem Zweifel Raum, das mußte Meta ſeyn, Meta, deren unterdrücktes Organ durch das Walten der Vorſicht neu gewonnen war. Dieß war Adalbert, deſſen Mordattentat die Liebe vereitelt hatte.

Mit Einem Blicke ſein ganzes Glück überſchauend, flog unſer Held im Uebermaße ſeines Hochgefühls zuerſt zur Geliebten, rief ſie durch Worte der Zärtlichkeit ins Leben, und half dann den Männern, die Schurken zu bändigen, welche ſich mit der Kraft der Verzweiflung frei zu machen ſtrebten. Wenige Minuten reichten hin, dieß Alles zu bewerkſtelligen, und das Erdröhnen der Mitternachtsſtunde war für Theodor der Ruf zu einem neuen Leben.

Die Löſung ergab ſich als eine ganz einfache. Seit heute war die Familie Strombach in der Reſidenz angekommen und in der von dem Finanzrathe gemietheten Villa abgeſtiegen. Um die Zeit ungefähr, wo Theodor den Ball verließ, war Meta von einer unbegreiflichen Bangigkeit ergriffen worden, ſie glaubte, ein Bröckeln und Rieſeln im Gemäuer zu hören, als löſe ſich der Mörtel von demſelben ab, und es befiel ſie eine namenloſe Angſt vor einem Einſturz, welchen das alterthümliche Ausſehen des Gebäudes als nicht ganz unſtatthaft darſtellte. Auf ihr dringendes Bitten brach man noch, ungeachtet der hochvorgerückten Nacht, zur Stadt auf. Die geſammte Hausgenoſſenſchaft mußte ſich dem Zuge anſchließen.

Kaum war man aus dem Thore getreten, als ein Diener die beiden Abentheurer gewahr wurde, welche in befremdender Eile über das Feld gelaufen kamen; im Leuchten des Mondes glaubte er Waffen an ihnen bemerkt zu haben und verſtändigte Herrn von Strombach davon; gleichzeitig ſah man den einzelnen Fußgänger die Allee heraufſchlendern.

Ein Bubenſtück ahnend, befahl der Finanzrath ſogleich ſeinen Leuten, ſich ſtill zu verhalten, und ſich in den Schatten des Mauerwerks zu verſtecken, dabei aber jede Bewegung der beiden Verdächtigen achtſamſt zu belauſchen; vielleicht gelang es, eine Unthat zu verhüten, und die Frevler in flagranti zu ergreifen.

Die Vermuthung traf genau ein, und das Reſultat iſt bereits erwähnt worden; nur muß noch beigefügt werden, daß Meta in dem Augenblicke, wo Theodor hinter dem letzten Baume in das Licht hervortrat, ihn erkennend und von dem Anblicke des auf ihn angelegten Rohres außer ſich gebracht, die Feſſeln ihrer Zunge mit einer allmächtigen Anſtrengung zerbrach, und jenen Schrei ausſtieß, welcher den Gefährdeten aufmerkſam machte, und die Peripetie der Handlung herbeiführte.

Entzücken und Abſcheu, Thränen, Jubel und Verzweiflung bewegten nun die Gruppe, welche erſt nach vielfältigen, heißen Ergießungen in der Lage war, die Fahrt nach der Stadt anzutreten. Einige Tage ſpäter hatte die Nemeſis des Himmels über das Schickſal aller Perſonen unſeres Drama entſchieden.

Meta und Theodor wurden ein glückliches Paar; Wiederbuſch und ſein Kumpan, von denen es im Lauf der Unterſuchung conſtatirt ward, daß ſie die Kriegskaſſe ihrer Macht beſtohlen hatten, büßten in lebenslänglicher Haft ihre vielfältigen Frevel, und ſo war Auguſtens Schatten gerächt, ohne daß Theodor ſeine Hand mit dem Blute des Schändlichen beſudelt hatte. Dankbar erinnerte er ſich ſtets dieſes erhabenen Waltens, und prägte es ſeinen Kindern heilig in die Seele, daß die Zuchtruthe nur dem höchſten Herrn gebühre, welcher ſich dieſelbe mit den Worten vorbehielt: Die Rache ſey mein! —

Möchte dieſer Spruch doch in allen Herzen Wurzel ſchlagen, und ein Herold der Verſöhnlichkeit ſeyn; denn wenn der Menſch ſich mit dem Schwerte des Rächers bewehrt, greift er der allweiſen Lenkung vor, und dieß ſtammt ewig nur vom Uebel. — Warnheim hatte durch ſein Vermeſſen in gleicher Weiſe gefrevelt; nur das Einſchreiten der himmliſchen Vermittlerin, Liebe, bewahrte ihn vor der verdienten Züchtigung des Himmels!

Der Guckkaſtenmann und der Wanderer.

„Kommt herbei doch, liebe Leute!
Zeig' Euch Bilder mancherlei;
Einen Sechſer koſtet's heute,
Steht auch mehr zu geben frei.“

Durch der Gaffer dicht Gedränge
Preßt ein Mann ſich ſilberweiß,
Und vom Kaſten weicht die Menge,
Und gibt Raum dem bleichen Greis.

Was er jetzt durch's Glas erſchauet,
Treibt ihm ſchier das Haar empor;
Alle, denen er vertrauet,
Sieht gereiht er wild im Chor,

Hört nach ſeinem Gut ſie ächzen,
Trug im Auge ohne Geiſt,
Gierig nach dem Blute lechzen,
Das in ſeinen Adern kreiſ't.

„Ha! was zeigſt du falſcher Schächer?"
— Jetzt der Bleiche zürnend ſchreit.
„Tafelfreude, wüſte Zecher
Sind's, Herr, die ich conterfeit."

Und die Feder drückt er nieder,
Und durch's Glas der Alte blickt,
Und ſein Ich erkennt er wieder,
Hin an einen Fels gerückt.

Aus den Thoren ſeines Schloſſes
Trieb der Undank ihn hinaus,
Gramgebeugt, beraubt des Roſſes,
In die Nacht und Sturmgebraus.

Im Geſtripp, in Dorn und Hecke
Irrt verwundet er umher,
Ohne Obdach, ohne Decke
Für ſein Haupt, ſo kummerſchwer.

„O, wie leicht wär's Hülf' zu ſchaffen —"
Seufz't er — „mir, dem armen Greis.
Komm doch Kind! die Wunden klaffen,
Von der Stirn' rinnt Todesſchweiß."

„Vater, ach!" — ſpricht's — „Manneswille
Hält mich jetzt im Schloſſe feſt;
Dulde ſtandhaft drum, und ſtille,
Klein iſt ja der Tage Reſt."

„Nun, ſo rächet mich, ihr Blitze!"
Ruft der Bleiche donnernd aus.
Drauf der And're: — „Welche Hitze!
Schont doch Herr, mein brettern Haus."

„Was Ihr ſeht, iſt die Geſchichte
Regans und des Königs Lear,
Die getreu nach dem Gedichte
Shakespear's ich copeirt hier."

Und noch einmal knarrt die Feder.
Ach! vielleicht wird's jetzt ihm gut!
Und ein Bett von Bärenleder
Sieht er, drauf er ſchlummernd ruht.

Nah an ſeinem greiſen Haupte
Sitzt ein Weib, gar heiß geliebt,
Das er treu ihn hütend glaubte,
Deſſen Aug' er nie betrübt;

Das er nie des Opfers Größe
Ahnen ließ in ſeiner Wahl;
Dem er einſt gedeckt die Blöße,
Als es hülflos, nackt und kahl.

Mit dem Dolch ſieht er es ſpielen,
Ihn mit Hohn der Gurgel nah'n,
Kalt nach ſeinem Leben zielen,
Und mit Netzen ihn umfah'n.

Wie der Sonne lichte Strahlen
Jäh erhellen Flur und Haus,
Gießt der Schmerz jetzt ſeine Qualen
Auf des Pilgers Antlitz aus.

„Fliehe, Schreckbild! meinem Grimme,
Brich, des Glaubens Heiligthum!“
Tobet er mit wilder Stimme,
Und ſtürzt toll den Kaſten um,

Denn er wähnt, man wolle eben,
Wie im Bilde er geſeh'n,
Mörderiſch ihm an das Leben
Mit des Dolches Spitze geh'n.

„Lieber Herr!“ — klagt der am Schragen; —
„Jeder ſah dies Bild ſo gern,
Nun liegt hier von Euch zerſchlagen
Mir Judith und Holofern.“

„Wie! Judith? — Ach, Freund verzeihe!
Nimm dies Goldſtück, denke dann,
Daß des Kaſtens Bilderreihe
Meine eig'nen ab mir ſpann.“

„Kranke ſehen oft in Träumen
Ihrer Doppelgänger Schaar,
Und in fremder Bilder Räumen,
Was für ſie einſt wirklich war.“

Seinen Wrak im tiefen Sinnen
Schnallt ſich um der Kaſtenmann,
Und der Bleiche wankt von hinnen
Seine dunkle rauhe Bahn.

C. W. Koch.

Das Wunderkind.

Ich kenn' euch gar ein liebes Kind,
Das wandelt ohne Raſt
Auf Gottes weiter Welt umher,
Ein allwillkommner Gaſt.

Mit friſchen Blüthen, jungem Laub'
Schmückt es ſein farbig Kleid,
Indeſſen ſeine milde Hand
Rings Duft und Blumen ſtreut.

Und wie es naht, ſtrahlt Himmelsblau
Und wärmend Sonnengold,
Umſäuſelt ſüßes Lenzesweh'n
Die Blüthenzweige hold.

Und wie es winkt, da ſchmilzt der Bach
Und murmelt froh durch's Thal,
Und froh erwacht aus langem Schlaf,
Jauchzt Lerch' und Nachtigall.

Und wie es lächelt, ſchwillt das Herz
Von Liebesweh und Luſt —
Und weinend ſinken Freund und Feind
Einander an die Bruſt. —

Doch ſchnell entflieht das Götterkind:
Mit himmelsmilder Hand
Trägt es die ſchöne Blüthenzeit
Weltum von Land zu Land!

„O nimm mich mit!“ ſo fleht' ich oft —
„Weltum von Ort zu Ort!“
Dann lebt' ich ſelig Jahr auf Jahr
Im — ew'gen Frühling' fort.

Eduard Sileſius.

Vom dürren Blatte.

1.

Der Frühling iſt gekommen,
Und muſtert ſein Gebiet,
Faſt bangt ihm, wie er Alles
Berechnend überſieht.

Für alle dieſe Felder
Bedarf er Blüthenſtaub's,
Für alle dieſe Wälder
Bedarf er jungen Laub's.

Hier braucht er laue Weſte,
Dort klaren Quellkryſtall,
Hier loſe Schmetterlinge,
Dort ſüßen Liederſchall.

Und wie er Alles muſtert,
Da ſieht er auch ein Blatt
An einem Aſte kleben
So fahl und lebensſatt.

„Willkommen, ruft der Frühling,
„Du Blatt vom vor'gen Mai,
„Wir ſah'n uns ja ſchon einmal,
„Ein Jahr iſt nun vorbei!“ —

„„Mich lockte, rauſcht das Blättchen,
„„O Lenz, die Mähr' von dir,
„„Daß du nach jedem Winter
„„Dich wieder meldeſt hier!

„„Ich konnt' es nicht verſtehen,
„„Ich hielt's für leeren Troſt,
„„Und dachte ſchon im Herbſte:
„„Nun iſt es ausgekoſt.

„„Und als der öde Winter
„„Die Welt in Schnee verbarg,
„„Da wähnt' ich ſie begraben
„„Im Alabaſterſarg.

„„Was ſich die Blätter rauſchen
„„Von Lenzes Wiederkehr,
„„Trug, ſagt' ich mir, iſt Alles
„„Ein Mährchen und nichts mehr!

„„Doch nein! — da biſt du wirklich,
„„Bringſt deinen Gruß mir dar —
„„Nun will ich gerne fallen:
„„Die Mähr' vom Lenz iſt wahr!“ “

2.

Gebt Acht, es iſt bei jedem Baume faſt,
Wenn ihm der Herbſt den Blätterſchmuck zerſtäubt,
Daß, — wie vergeſſen, — wo an einem Aſt
Ein einzeln dürres Blättchen haften bleibt.

Nicht Zufall dünkt es mich; — nach meinem Sinn
Iſt das des Blättervolk's Tradition,
Die Sage, die ſich forterbt, hin und hin,
Vom dürren Vater auf den grünen Sohn.

Das Blättlein, das Vergeſſ'ne, welk und matt,
Muß bleiben und beſteh'n des Winters Qual,
Als bleicher Warner, wenn das erſte Blatt
Hervor ſich drängt im lauen Frühlingsſtrahl.

Die jungen Blätter, üppig, fett und grün,
Sie wähnten ſich, in tollem Uebermuth,
Beſtimmt für eine Ewigkeit zu blüh'n,
Und ahnten nicht, wie weh' das Welken thut.

„Ihr blüht nicht ewig! Ihr geht auch zur Ruh'!
„Wie's mir ergangen, wird es euch ergeh'n!“
So rauſcht der Blättergreis dann ihnen zu,
Und läßt vom Weſte ſich zu Grabe weh'n!

Johann Gabriel Seidl.

Das neue Haus.

Meinen Fenſtern gegenüber
Stand einmal ein neues Haus,
Niemand ſah noch zu den Scheiben,
Niemand ging zum Thor heraus.

Einſam ragten noch die Wände,
Weder Wiege, weder Sarg
Stand noch in dem öden Innern,
Das ein hohles Echo barg.

Doch wenn ich zur Dämmrungsſtunde
Jählings oft hinüberſah,
War es mir, als ſtänd' am Fenſter
Eine blaſſe Jungfrau da.

Und wenn ich in ſtillen Nächten
Hinſah auf das öde Haus,
Leuchtet' es, wie rothe Kerzen,
Aus den Zimmern oft heraus.

Endlich ward's im Haus lebendig,
Leute zogen aus und ein,
Waren mir nicht ſehr willkommen,
Sah'n in's Zimmer mir herein.

Und ich zog vor meine Fenſter
Linnendecken, grün und dicht,
Und ſie ſahen nicht, was hüben,
Und ich ſah, was drüben, nicht.

Doch in einer Dämmrungsſtunde
Fühlt ich einſt ein ſüßes Grau'n,
Und ein Dringen und Verlangen,
Auf das neue Haus zu ſchau'n.

Durch den Vorhang ſpäht' ich leiſe,
Späht', und ſah ein ſchönes Bild
An den Scheiben ſinnend lehnen, —
Geiſterblaß und engelmild.

Mondenſchimmer überſtrahlte
Sanft das leidende Geſicht,
Und ich ſandt' ihr viele Grüße, —
Ob ſie's merkte, — wußt' ich nicht.

Und ſo fühlt' ich einſt ein Drängen
Spät in ſchwarzer Mitternacht,
Nach dem Fenſter hinzuſchauen,
Ob mein blaſſes Bild noch wacht.

Flackernd ſtrahlten düſtre Kerzen
Durch des Vorhang's dünnen Flor,
Zehen Sternlein gleich, die röthlich
Glüh'n aus Nebeldunſt hervor.

Schaudernd wacht' ich bis zum Morgen,
Blickte bang auf's neue Haus; —
Einen Sarg, geſchmückt mit Blumen,
Trugen Jungfrau'n ſtill heraus.

Joh. Gabr. Seidl.

Liebchens Augen.

Wenn ich des Morgens aufgewacht,
Schau' ich den Himmel an;
Und wenn er blau mich angelacht,
Iſt's gleich um mich gethan.

Ich zieh' dann meiner Wege fort,
Und trill're mir ein Lied;
Das kleine Liedchen — Wort für Wort —
Heißt: *Aug' und Augenlied.*

Zum Fluſſe eil' ich, durch die Au',
Da gibt's Vergißmeinnicht,
Blau wie des Himmels — nein! ſo blau
Wie Liebchens Augenlicht.

In's Waſſer werf' ein Steinchen ich
Und wie ich nach ihm ſchau',
Da ringeln hundert Augen ſich,
Und alle himmelblau.

Der Himmel gibt — die Au' — der Fluß —
Des Liebchens Augenblau;
Und immer folgt ein Liebesgruß,
So oft ich blau erſchau'.

Pannaſch.

Ironie.

Aug' in Auge, Hand in Hand
Saßen wir am Bachesrand,
Tändelten im Abendſaum
Vor der erſten Liebe Traum —

„Siehſt Du in dem Wellengrün
Dein geliebtes Bild darin? —
So auch ſtehſt Du Stund' für Stund'
Tief in meines Herzens Grund."

„Well' an Welle zieht dahin,
Jede hält Dein Bild darin;
Well' an Welle ziehet weg,
Keine trägt Dein Bild hinweg."

„So ſpricht tief im Buſen hier
Wunſch an Wunſch auch nur von Dir;
Wunſch an Wunſch zieht wieder weg
Keiner nimmt Dein Bild hinweg."

Und ich ſah die Holde an,
Küßte ſie und glaubte d'ran —
Durch des jungen Schilfes Grün
Lächelte der Wind dahin.

Sitz' ich einſam nun am Bach,
Spottet er die Träume wach,
Durch das Gelb des Schilfes rauſcht
Abendwind, der uns belauſcht:

„Well' an Welle zieht vorbei!
Hält dich noch die Liebſte treu? —
Well' an Well' zieht wieder fort!
Steht dein Bild noch immer dort?“ —

Tröſte dich! im Wellengrün
Stand auch nur dein Schatten drin,
Und ſo ſteht das Bild von dir
Auch noch jetzt im Herzen ihr. —

Alſo murrt das Bächlein da,
Das mich einſt ſo ſelig ſah;
Alſo ſpricht der Abendwind,
Und ich weine mich faſt blind.

H. von Schulheim.

Aus Joh. Mayrhofers Nachlaſſe.

1.

An Flora.

Flora, Königin der Blumen,
Spende deine bunten Gaben!
Arbeitſame Bienen ſummen,
Wollen Kelche von dir haben.

Veilchen wünſchen ſtille Plätze,
Roſen, duftausſtrömend, Gärten;
Oeffneſt ihnen deine Schätze,
Reicheſt Schmuck, den ſie begehrten.

Blumenkönigin, erfreue
Mich, — ich werd' es nicht behalten, —
Mit dem Blümchen ſtummer Treue:
Sollſt es zart und blau geſtalten!

2.

Jung und Alt.

Alte Liebe roſtet nicht, —
Hört' ich oft die Mutter ſagen;
Alte Liebe roſtet nicht, —
Muß ich nun erfahrend klagen.

Wie die Luft umgibt ſie mich,
Die ich einſt die Meine nannte,
Der ich lebte ritterlich,
Die mich in die Ferne ſandte.

Seit die Holde ich verlor,
Hab' ich Meer und Land geſehen,
Vor dem ſchönſten Frauenflor
Durft' ich unerſchüttert ſtehen.

Hier der Garten, dort das Haus,
Wo wir ſo vertraulich koſ'ten:
Seh' ich recht? ſie ſchwebt heraus —
Wird die alte Liebe roſten?

Im Freien.

Wie man ſo ſchlendert über Feld
Nach wohlgethanen Werken,
Schaut man im Großen an die Welt,
Sich wiederum zu ſtärken.

Da kehrt ſo Manches in den Sinn,
Längſt Ueberlebtes, wieder;
Man lallt es wandernd vor ſich hin —
Und ſo entſtehen Lieder.

Gott grüß' euch Boten lieber Zeit,
Die ſich herüberſtahlen!
Ein Hauch aus der Vergangenheit
Muß tauſend Heute zahlen.

Wir Menſchen ſind nun einmal ſo, —
Du kannſt es ſeh'n und leſen:
Wie Viele ſind und werden froh? —
Doch Jeder iſt's geweſen!

Geweſen, als des Irrthums Hand
Mit holder Nacht ihn deckte, —
Geweſen, als des Glückes Tand
Vom Schlaf zum Traum ihn weckte!

„Geweſen“ — iſt die Ueberſchrift
Auf unſres Glückes Pforte;
Wen das Geſchick verweilend trifft,
Es treibt ihn ſtreng vom Orte.

Es treibt ihn von der Stunde fort,
Ihn von der Ruhe Schatten, —
Es zeigt ihm auf ein leeres Dort, —
Und ſpottet dann des Matten.

Er aber wendet, ach, den Blick,
Indeß die Füße ſtreben,
Zurück, — und wiederum zurück, —
Und ſtärkt ſich ſo für's Leben.
Ernſt Freih. v. Feuchtersleben.

Fatme.

Romanzen.

1.

Ueber Ptolemais Trümmer,
Ueber der Gefall'nen Schaar,
Blicket, mit gewohntem Schimmer,
Ernſt der Mond, und ruhig-klar.
Aber ſieh! in Schuttes Mitte
Spuren thät'ger Menſchenhand:
Blumen ſchmücken einer Hütte
Fahl-beglänzte, nied're Wand.

Und das Pförtchen, leiſe, leiſe,
Thut ſich auf, und traurig-mild,
In der Trümmer düſt're Kreiſe
Tritt die Schöne, ſtreng verhüllt.
Läßt die Laute ſanft erklingen:
„O du holde Sommerluft,
Könnteſt du ihm Kunde bringen
Von dem Herzen, das ihn ruft!

Alles, Alles will ich miſſen
Was mir Vaters Gram entzieht;
Darf ich doch das Eine wiſſen:
Daß mir Liebe ſelig blüht!" —
Schreitet dann mit bangem Lauſchen,
Kniſternd hallt im Schutt ihr Tritt:
Horch! ein fernes, — näh'res Rauſchen, —
Ha, er iſt's, der liebe Schritt!

„„Engel, der auf Gräbern trauert,
— Flüſtert er — nimm meinen Gruß:
Weh', daß ich vom Tod umſchauert
Dich mein Leben ſuchen muß!
Willſt du Holde denn verkümmern?
Zieht dich nicht der Liebe Band?
Folg', o folg' aus dieſen Trümmern
In der Chriſten heit'res Land!"" —

„Nimmer von dem Vater weichen
Werd' ich, deſſen großes Herz
Meiner ſieben Brüder Leichen
Tief beklagt in ſtummem Schmerz.
Endet einſt ſein edles Trauern,
Wird ihm die erſehnte Ruh':
Führe dann aus dieſen Mauern
Mich dem ſchönen Leben zu!" —

2.

Monde kamen, Monde ſchieden,
Neu begrünt ſich Hain und Flur:
In des Gärtchens ernſtem Frieden
Eine neue Todtenſpur.
An des Vaters friſchem Hügel
Weint die Tochter tief bewegt,
Während ihre Schauerflügel
Ernſte Ahnung um ſie ſchlägt.

Doch ſie läßt die dunkeln Schwingen
Ruhig hinzieh'n über'm Haupt, —
Denn ſie hofft ein Wiederbringen;
Fatme liebt, und Fatme glaubt.
Wehe, wehe, daß den Glauben
Jede Seele opfern muß!
Jahre kommen, Jahre rauben
Auch den heiligſten Genuß.

Was der Lenz erweckt zum Blühen
Wird der kalte Herbſt verweh'n:
Mögen Herzen heiß erglühen!
Werden ſie ſich je verſteh'n?
Täglich ſieht man Fatme lauſchen,
Wandelnd mit verhalt'nem Tritt:
Aber ach! kein fernes Rauſchen!
Aber ach! kein lieber Schritt!

Monde kamen, Monde ſchieden,
Herbſtlich weht's durch Hain und Flur;
Hain und Flur, ſie fühlen Frieden, —
Jammer fühlet Fatme nur.
Denn man ſieht ſie täglich lauſchen,
Wandelnd mit verhalt'nem Tritt:
Aber ach! kein fernes Rauſchen!
Aber ach! kein lieber Schritt!

Und ſie fühlt, nach langem Spähen,
Fühlt, was ſie zu denken ſcheut, —
Fühlt's, und kann es nicht verſtehen, —
Bis ſich Tag auf Tag erneut.
Und ſie faßt ſich. Ewig ſcheiden
Sieht ſie ihres Lebens Hort;
Aber ſtill gewohnt zu leiden,
Wirkt ſie leiſe=duldend fort.

Nur im ſtillen Palmenkreiſe,
Wo ſein Aug' ihr einſt gelacht,
Da vertraut ſie leiſe, leiſe,
Ihren Schmerz der ſtummen Nacht;
Legt ihn traulich auf die Schwingen
Herbſtlich ungeſtümer Luft,
Läßt die Laute ſanft erklingen
Ueber all' der Ihren Gruft:

3.

„Rauhe Winde, die jetzt wehen,
Scheuchten einſt ihn nicht zurück!
Dich beſiegte, Sturm! ſein Flehen,
Dich durchſpähte, Nacht! ſein Blick.
Wehe! mit gebroch'nem Herzen
Weil' ich auf verlaſſ'ner Flur:
Nur ein Sinnbild meiner Schmerzen
Seh' ich, ach! in der Natur.

Schimmert, kalte, klare Sterne, —
Fühlt, wie Er, mein Inn'res nicht!
Wallt, wie Er, in ew'ger Ferne,
Wenn mein Herz hier unten bricht.
Wie ſein Blick in euch mir leuchtet,
Zeigt, wenn ſeinem Pfad ihr ſcheint,
In dem Thau, der ihn befeuchtet,
Thränen, die ich ihm geweint!

Wer hat je das Glück errungen,
Das die Sehnſucht ihm verhieß?
Meine Freude iſt verklungen, —
Bleibt ihr Nachhall doch ſo ſüß!
Daß, o Herz! dir Liebe werde —
Hoffe nie! Doch liebe du!
Decke mich, geliebte Erde,
Wie die theuren Brüder, zu!"

Ernſt Freih. v. Feuchtersleben.

Die Herberge und die hohe Schule des Safran's in Choraſan.*)

In der Mitte Choraſan's
An der großen Heeresſtraße,
Thürmt die Herberg' des Safrans,
Eine ungeheure Maſſe.

Wunderbares Steingemiſch
Eine ſarazen'ſche Feſte
Stall auf Stall und Niſch' auf Niſch'
Raum für zehenhundert Gäſte.

Gelb wie Safran iſt der Wall
Wie in Sonnengluth getauchet,
Innen, außen, überall,
Duft des reinſten Moſchus hauchet.

---

*) Fraser's travels p. 385.

Wie's gekommen, daß der Bau
Derlei Farb' und Namen trage,
Steht geſchrieben Geld auf Blau
In des Morgenlandes Sage.

Als dies Karavanſerai
Einſt der reiche Stifter baute,
Ging Kamelezug vorbei,
Als noch kaum der Morgen graute.

In dem Dunkeln fiel ein Thier,
Das im Lehmen ausgeglitten,
Und es lag des Safran's Zier,
Ganz verſtreut dem Weg inmitten.

„Schöne Herberg'!" rief ergrimmt,
Jetzt der Frachtherr der Kamele,
„Welche ſich zum Ziele nimmt,
Daß ſie unſre Güter ſtehle.

„Ward desgleichen je gehört!
Seyd ihr Giauern Muſulmanen,
Daß ihr lockend ſo zerſtört,
Reiches Gut der Karavanen!" —

„Lärme nicht," — der Bauherr ſprach,
„Dir ſoll ſchaden nicht der Lehmen,
Deinen Safran hundertfach,
Will ich zu dem Baue nehmen.

Deines Safran's reiche Giſcht,
Hundert ſind es von Kamelen,
Sei dem Mörtel beigemiſcht,
Seine Farbe zu beſeelen."

So geſprochen, ſo gethan,
Wie der Bau ward ausgeführet,
Ward ſo Moſchus als Safran
Dick dem Mörtel eingerühret.

Gelb wie Safran iſt der Wall
Wie in Sonnengluth getauchet,
Innen, außen, überall,
Duft des reinſten Moſchus hauchet.

Fertig ſtand in voller Pracht
Jetzt der Bau in gold'nem Hemde,
Doch an Bettelſtab gebracht,
Ging der Bauherr in die Fremde.

Bettelte ſich als Derwiſch
Durch die fernſten Regionen,
Lebend von dem Gnadentiſch,
Dankend mit: **Gott ſoll Euch's lohnen.**

In der großen Tatarei
Kam er einſt zu einem Hauſe
Groß wie fürſtliches Serai
Wo man lebt in **Saus und Brauſe.**

„Dank' dem Winde," ſprach der Wirth,
„Der dich hat hierher getragen,
Weil Gelegenheit mir wird,
Meine Schuld dir abzutragen.

„Zeit iſt's, daß du dich hier labſt,
Der zu Grund gingſt im Safrane,
Gold dafür in Menge gabſt
Machteſt mich zum reichen Manne."

Führt' ihn dann zu dem Gewölb',
Wo das Gold in Maſſen ſchweret. —
„Sieh', wie ich des Safrans Gelb
Hab' in rothes Gold verkehret.

„Nimm's, es iſt dein Capital,
Nimm's, und alles was ich habe,
Deiner Großmuth Ideal
Hat befähigt mich zur Gabe." —

„Freund, ich danke," ſprach der Gaſt
„Für die angebot'nen Schätze,
Wenn ich habe, was du haſt,
Ich damit ein Mal dir ſetze.

„Bauen laß uns hohes Haus
Für die, ſo nach Wiſſen dürſten,
Großmuth zahlt ſich ſelber aus
Und die Wiſſenden ſind Fürſten."

Es erhob ſich hoher Bau
Einer Wiſſenſchaftenpforte,
Oberm Thore Geld in Blau
Las man dieſe gold'nen Worte:

„Mein Begehren iſt nicht Geld
Um des Nutzens mich zu freuen,
Sondern Ruhm und Ehrenſold,
Der ſich immer ſoll erneuen.“

Noch beſtehet das Serai
Des Safran's für Karavanen,
Wo das Haus geweſen ſei,
Läßt ſich aus den Büchern ahnen.

Goldne Lehre gibt das Buch
In der Sonne Gluth getauchet,
Süß der Wiſſenſchaft Geruch,
Wie der Duft des Meſchus hauchet.

Hammer-Purgſtall.

Wettſtreit der beiden türkiſchen Dichter

Fani d. i. der Vergängliche und
Baki d. i. der Dauernde.

Fani.

Du prahleſt mit dem folgerechten Sinne,
Und brüſteſt dich mit der Beſtändigkeit,
Du nenneſt treu und wahr dich in der Minne,
Und Dauernden in dieſer Spanne Zeit.

Baki.

Du biſt mit Unbeſtändigkeit zufrieden,
Und änderſt immer Deinen Sinn und Geiſt,
Der Wechſel iſt zum Looſe Dir beſchieden,
Da Fani der Vergängliche nur heißt.

Fani.

Vergänglich ſind die Reiche und die Leben,
Vergänglich wie die Blume iſt der Stern,

Indem am Himmelsdom ſich neue Sterne heben,
Verflüchtiget ſich der Kometen Kern.

Baki.

Doch dauernd iſt die Kraft, die immer rege,
Die in dem Blute und in Himmeln kreiſ't,
Zu Einem Ziele führen alle Wege,
Das immer Dauernde iſt nur der Geiſt.

Fani.

Den wird Einförmigkeit gar bald ermatten,
Der die Veränd'rungen der Formen flieht,
Die Sonne bleibt, es wechſeln nur die Schatten
Zur Zeit, wo ſie herauf und niederzieht.

Baki.

Die Mannigfaltigkeit ſei zugegeben,
Wenn von der Einheit ſie beherrſchet wird,
Die Tode führen nur zu neuem Leben,
Das aus den Elementen ſich entwirrt.

Fani und Baki.

So laß begegnend uns mitſamm verſöhnen,
Wie Leib und Geiſt in Eins zuſammenfällt,
Wir können uns einander nicht entwöhnen,
Denn unſer Bund iſt's, der die Welt erhält.

Hammer-Purgſtall.

Der Rothfels.

Novelle nach dem Leben. Frei nach dem Italieniſchen von J. Retwald.

I.

Unter den Seen Europa's, deren Anblick einen unauslöſchlichen Eindruck in dem Beſchauer hinterläßt, darf der Como-See nicht vergeſſen werden, denn ſeine belebte Tiefe und Oberfläche, in der ſich ein heit'rer Himmel abſpiegelt, die üppigen Gebäude und Wohnſtätten an ſeinen höchſt anmuthigen Ufern gewähren ihm einen hohen Reiz. Zu den beträchtlichern Ortſchaften gehört auch Menaggio, von den Wellen des Gießbaches Sanagra beſpült, der Wohnſitz gewerbfleißiger Menſchen. In dieſer Gegend hat der See die größte Ausdehnung und erſt in einiger Entfernung drängt ſich ein vorſpringender Fels, an einer längern Hügelreihe lehnend, dergeſtalt in den See ein, daß dieſer dadurch wie beengt erſcheint. — Die zwiſchen Roth und Gelb ſchwebende Färbung des Geſteins, vom reichlich beigemengten Eiſenocker herrührend, mag wohl ſchon frühe Veranlaſſung zur Benennung des Felſen Sasso rancio, pomeranzenfarbiger oder Rothfels gegeben haben. — Ueber ihn zieht ſich eine ſchlecht erhaltene Straße, die, mit Unrecht den Namen königliche Straße führend, faſt durchgehends nur ein Fußweg genannt werden darf, von welchem die Anwohner des Sees und Reiſende, welche zu Fuß aus Italien nach Deutſchland pilgern, Gebrauch machen. Streckenweiſe iſt der Pfad ſo ſchmal, und die abſteigende Wand ſo ſteil, daß der Wanderer, deſſen Fuß gleitet, wohl den letzten Schritt gethan hat; denn rettungslos zerſchmettert an den hundert und hundert hervorragenden Felsſpitzen, findet er im See erſt ſeine kühle Ruheſtätte.

An dieſen Fels geleitet uns der Verfolg gegenwärtiger Novelle, welche aus dem Leben gegriffen, eine treue Darſtellung des Geſchehenen bietet, indem bloß Rückſichts halber andere Namen vorgeführt werden.

Unſern Domaſo auf einer kleinen ländlichen Beſitzung lebte Roſalie; ſechszehn Jahre alt, war ſie durch ihre Lebensfriſche, Schönheit und Körperfülle der Gegenſtand der Bewunderung für Männer, aber auch des Neides der Mädchen weit und breit geworden. Sie war aber zu beſcheiden, als daß ſie darauf ſich etwas eingebildet hätte, und die Vorzüge, welche ſie auch in Hinſicht auf ihren Geiſt vor den ſchönſten Nebenbuhlerinnen beſaß, hatte ſie nicht nur der ſorglichen Erziehung durch ihre Mutter, welche früher viele Jahre in Städten verlebt, ſondern auch dem Unterrichte von einem Oheime, der zuvor Lehrer der Beredtſamkeit in Perugia geweſen, zu verdanken.

Ihrer Tracht nach unterſchied ſie ſich nicht von den Landmädchen jener Gegend, indem dieſe ein wollenes Kleid zu tragen pflegen. In dieſe urſprünglich in Sicilien unter den Mädchen der Schweſterſchaft der h. Roſalia gebräuchliche Tracht, ſchmiegten ſich nämlich die Mädchen am Como-See, in Folge eines Gelübdes ihrer Vorfahren, welche ſich zur Zeit einer Peſt in Sicilien, dem gewöhnlichen Abſatzorte ihrer Producte, befanden. — Nur glänzender ſchien der Riemen, womit Roſalie ihr Kleid über den Hüften gürtete; nur blanker hielt ſie ſtets die Silberſchnalle, womit ſie den Riemen feſtigte, und ein blendend weißer geplätteter Kragen fiel über ihre ſchöngewölbten Schultern.

Die verhältnißmäßig zu große Bevölkerung jener Gegenden zwingt die Einwohner oft, ihr Vaterland auf einige Zeit zu verlaſſen, um ihren Natur- und Kunſterzeugniſſen Abſatz zu verſchaffen; aber ſo theuer bleibt dieſen in die Fremde Ziehenden ihre Heimath, daß ſelten Einer, wenn er ſich ein mäßiges Vermögen erworben, nicht wieder heimkehrt. Auch Roſaliens Vater lebte als geachteter Erwerbsmann zu Palermo mit der Hoffnung, in wenigen Jahren in die Heimath zurückzukehren, um daſelbſt im Kreiſe ſeiner Angehörigen die Früchte ausdauernden Fleißes und wohlbewahrter Erſparniſſe zu genießen. Seine Gattin mit der einzigen Tochter Roſalie hingegen überwachte die Beſtellung eines hübſchen Gütchens, das, ſeit beinahe drei Jahrhunderten im Beſitze der Familie ſtehend, einen mäßigen Ertrag abwarf. — O wie ſehr erhöhte dieſe ländliche Einfalt die Reize des Mädchens! wie anziehend erſcheint uns doch ein ſo unbefangenes Geſchöpf in ihrer Häuslichkeit! Ihr Leben floß höchſt gleichförmig dahin, und zu den wenigen außerordentlichen Freuden jedes Jahres zählte ſie den Beſuch des Jahrmarkts zu Pravedona, der in jedem Herbſte eine große Anzahl der Anwohner des Sees herbeilockt. Unter den Jünglingen, die ihn im Jahre 1805 beſuchten, mehr aus Abſicht ſich zu unterhalten, als eines Geſchäfts halber, war Carlo unſtreitig einer der ſtattlichſten; er war aus Menaggio gebürtig, und ſein Vater, der vom Stande eines gemeinen Krämers auf dem verächtlichen Wege zu beträchtlichem Vermögen gelangt war, hatte ihn zu Pavia die Rechte ſtudieren laſſen, da er als einziger Sohn einſt reicher Erbe werden ſollte. — Beim Herumſchlendern auf dem Marktplatze hatte Carlo kaum Roſalien, welche um einige Bänder handelte, erblickt, als er ſich an ſie wie gefeſſelt fühlte, denn wohin ſie ging, folgte er ihr, und nachdem er hinter ihr eine Weile auf dem Markte gegangen war, wobei ihm ihre edle Haltung und die reizende Geſtalt, welche ſelbſt von dem geſchmackloſen Kleide nicht entſtellt werden konnte, ſtets mehr und mehr gefiel, folgte er ihr ſelbſt dann noch, als ſie, in Begleitung ihrer Mutter Pravedona verlaſſend, den Weg gen Domaſo einſchlug. Obſchon ſonſt nicht verzagt, wagte er es doch nicht, ein Wort an ſie zu richten; denn ihr züchtiges Benehmen und der mit Anmuth gepaarte Ausdruck weiblicher Würde in ihren Zügen, hielten ihn ſtets vom Vorſatze, ſie anzureden zurück. — Aber der Zufall war ihm gewogen. — Sie hatten kaum noch den großartigen Palaſt del Vito im Rücken, als plötzlich eine wüthend gewordene Kuh ſchon nahe heranrannte, deren geſenkte Hörner auf das Mädchen gerichtet ſchienen. Dieſes ſtieß einen Schrei aus, denn ſie glaubte ſich verloren, da kein Ausweg war; zur Linken eine dichte Hecke, zur Rechten ihre Mutter und zwei mit Holz beladene Männer, hinter ihr Carlo, und unmittelbar hinter ſelbem verſperrte ein Wagen die ganz enge Straße. Aber als das Thier kaum auf Klafterlänge mehr ferne war, ſtürzte Carlo unerſchrocken vor, und jagte das Thier durch die derben Hiebe mit dem Knotenſtock, den er in der jugendkräftigen Rechten hielt, in die Flucht. Endlich war das Stillſchweigen gebrochen. Er gab ſich alle erdenkliche Mühe, der zitternden Geretteten, welche noch ſprachlos war, Muth einzuflößen, und nachdem er von der dankſtammelnden Mutter erfahren, daß ihre Behauſung ohnehin unfern ſey, bat er, ſie begleiten zu dürfen, um gegen etwaige Gefahr ihnen ſchützend zur Seite zu ſtehen. Als der Schrecken ſich allmählig gelegt, und das Gefühl der Rettung Oberhand gewann, brachte die Dankbarkeit gegen einen ſo liebenswürdigen muthigen Retter Roſaliens Herz in Aufregung. Und in der That ſprach ſie ihren Dank ſo verbindlich aus, und begleitete ihre Worte mit ſo vielſagenden Blicken, daß Carlo mit Recht ausrufen konnte: „dieſer Augenblick iſt der glücklichſte meines Lebens.“ Ueberhäuft mit Dankſagungen nahm er zu Domaſo Abſchied, nachdem er erfahren, daß beide am erſten Sonntage jeden Monats in der uralten Taufkapelle der Collegiat-Kirche zu Pravedona ihre Andacht zu verrichten pflegen. Die Liebe hatte auch bei ihm ſo tief Wurzel geſchlagen, daß er mit ſchwerem Herzen ſchied, und ſich nur mit der Gewißheit ſie wiederzuſehen tröſtete.

Wie langſam ſchwand beiden die Zeit, bis endlich, endlich der erſehnte Sonntag kam; ſchon mit dem Früheſten ſteuerte Carlo den leichten Nachen über den See zu Pravedona's Gärten. Mit Ungeduld ſah er dem Mädchen entgegen, die erſt nach einiger Zeit kam, aber der erſte Blick auf Carlo erhöhte das Roth ihrer Wangen. Ohne des Leſers Geduld zu prüfen, übergehe ich die ausgetauſchten Worte beider Liebenden, denn wohl in allen Sprachen ſind ſie dem Sinne nach ſich gleich; er erhielt von Roſaliens Mutter das Zugeſtändniß, ſie beſuchen zu dürfen, und ſäumte keineswegs davon Gebrauch zu machen; denn jeden zweiten Tag beſuchte er Domaſo, von wo er erſt ſpät Abends heimkehrte. Und mit ihm fuhr denn jedes Mal der unſichtbare Schelm Amor, der, am Steuerruder ſitzend, beim Hinfahren Carlo'n die zu erwartenden Freuden, ſeine engelreine Geliebte wiederzuſehen, zuflüſterte, und bei der Heimfahrt die erſt verlebten Stunden ihm in's Gedächtniß zurückzauberte.

2.

So unausſprechlich liebend, und im Bewußtſeyn treuer Gegenliebe, beſchloß er, um Roſalien anzuhalten, denn ein größeres Glück, als das, ſie als Braut heimzuführen, konnte er ſich nicht denken. Die Mutter, welche von ihrem Gatten aus das Recht hatte, über der Tochter

Hand zu verfügen, gab ohne Anſtand die Zuſage, mit der Bedingung, daß Carlo's Vater gleichfalls einwillige.

Wohl ſtets hatte Carlo gefürchtet, ſeinem Vater, deſſen hochfahrende Pläne allbekannt waren, und der ſeinem Sohne eine reiche Braut wünſchte, das Vorhaben zu einer Verbindung mit Roſalien vorzutragen, jedoch hoffte er, würden Gründe und Bitten nach und nach den Vater, der bei allem Geize ſo viel auf ihn verwendet hatte, bewegen, dem Sohne nicht entgegenzutreten, wo es ſich um das Glück des ganzen Lebens handelte. Wie ſchwer mußte ihn daher die abſchlägige Antwort treffen, aber gleich einem Blitzſtrahl betäubte ihn ſeines Vaters Schwur, nie zu einer ſolchen Mißheirath ſeine Zuſtimmung zu geben. Und vor Wuth und Stolz glühend, ſchrie er: „Glaubſt Du, toller Burſche! ich hätte mich all' mein Leben hindurch ſo geplagt, Reichthümer aufzuhäufen, um ſie einer Bauerdirne zuzuwerfen? Oder meinſt Du, ich hätte Tauſende hinausgeworfen, und Dich bilden laſſen, damit Du dereinſt hinter dem Pfluge einhergehſt?" Alles Bitten, alles Flehen war vergebens; des Alten Starrſinn war unbeugſam.

Wie von Sinnen warf ſich der Sohn in den Kahn, und faſt fehlten ihm die Kräfte das Ruder zu heben. Roſalie war nicht zu Hauſe. Da preßte ihm der Schmerz die Worte heraus, und er hoffte Erleichterung zu finden, wenn er ſein Leid der theilnehmenden Mutter erzählen würde.

Dieſe nahm freilich innigen Antheil, denn ſie hatte den braven Jüngling recht lieb gewonnen, aber als er ſie um Beiſtand in Rath und That anflehte, ſagte ſie ihm nur herben Troſt: „Ich kann meiner Tochter unmöglich die Erlaubniß einer Verbindung mit einem Manne geben, deſſen Vater vielleicht den Bund mit ſeinem Fluche verwerfen würde, ja ich beklage Dich von Herzen, armer Carlo! aber noch mehr mein unglückliches Kind, dem ich nicht ſo viel Faſſung zutrauen kann, daß ſie, ohne tief erſchüttert zu werden, eine ſolche Kunde vernehmen könnte. Zugleich aber befehlen mir Ehre und Mutterpflicht, von Dir das Gelöbniß abzufordern, daß Du ſie nur dann wieder ſehen wolleſt, wenn Du ihr mit Deines Vaters Einwilligung am Altar die Hand reichen darfſt.“

Die letzten Worte waren noch kaum verhallt, als das geopferte Mädchen freudig herbeiſprang, um Carlo die Hand zum Willkommen zu reichen; nun konnte er ſeine Thränen nicht mehr zurückhalten. Nur zu gut deutete Roſalie deren Sinn, und der überwältigende Schmerz warf ſie ohnmächtig zu Boden. Während er ſich mit der Mutter bemühte, Roſalien zu ſich zu bringen, mußte er endlich den wiederholten Bitten, das Haus zu verlaſſen, bevor das Mädchen ihn erblicken könne, nachgeben.

Nochmals wendete er ſich bittend an den Vater, warf ſich weinend zu ſeinen Füßen, allein der herzloſe Mann befahl ihm kalt, aufzuſtehen, und ſich die Tollheit vergehen zu laſſen, er ſolle deßhalb ſich zur Abreiſe nach Mailand binnen wenigen Tagen rüſten, und ſo lange dort bleiben, bis die Zerſtreuungen ihm die Grillen aus dem Kopfe vertrieben hätten.

O wie viele glauben, daß man den Schmerz durch laute Luſt übertäuben könne! Dieſe kennen aber das menſchliche Herz ſchlecht, denn wenn der Schmerz gefühlt, und nicht bloß eine Form der Convenienz iſt, kann nur die Zeit allmählig ihn lindern, während die gewaltſamen Zerſtreuungen ihn erhöhen. —

Der zweifache Kummer, Roſalien nicht als Gattin heimführen zu können, ja ſie ſogar nicht ſehen zu dürfen, der Widerwille gegen die bevorſtehende Reiſe, endlich der Kampf, welchen Liebe, Verzweiflung und Verachtung in ſeinem Herzen auskämpften, marterten ihn dergeſtalt, daß ihn am kommenden Abend ein Fieber zu Bette warf.

Seit einem Monate hatte Roſalie von ſeinem Befinden keine unmittelbare Nachricht erhalten, als ſie eines Morgens ein Schreiben erhielt, aus deſſen mit zitternder Hand geſchriebenen Zügen ſie ſogleich den Verfaſſer erkannte. Mit ihrer Mutter Erlaubniß erbrach ſie den Brief und las:

„Schon länger als einen Monat liege ich, ein Opfer des Geldſtolzes meines Vaters, und meines unmenſchlichen Geſchickes, leidend darnieder. Deutlich fühl' ich es, mit welcher Gewalt meine Krankheit mich der Auflöſung entgegenführt.

Wenn Du, theure Roſalie! nur einen Funken Mitleids für mich hegeſt, ſo verlange nicht, daß Dein ſtets treuer Carlo von der Erde ſcheiden ſoll, ohne Dir ein Lebewohl gebracht zu haben.

Da mein Vater in Geſchäften nach Como verreiſt iſt, befind' ich mich nebſt einer alten Tante, die mir ganz zugethan, allein im Hauſe. — O Roſalie! Sonne meines Lebens! Um Dich allein löſt ſich noch ein Seufzer von der bald ruhenden Bruſt. Flehe um meinethalben Deine Mutter an, daß ſie Dir das wohlthätige Werk, mich nur ein Mal noch hienieden zu ſehen, nicht verſage. Ich kann mir nicht denken, daß ſie im Stande wäre, einem Hinſcheidenden den letzten Troſt zu rauben.

Sollten Deine mit den meinigen verbundene Bitten ihren Entſchluß nicht zu ändern vermögen, ſo erinnere ſie, daß Pflicht und Religion es ihr gebieten, eines Sterbenden Wunſch zu erfüllen; ja ſie möge denken, daß ſie mich vielleicht vom Tode dadurch erretten kann. Denn ich bin beinahe überzeugt, daß Dein Anblick, das Wiederſehen jenes Weſens, um das allein das Leben für mich noch Reiz hätte, daß Deiner Augen Strahl, Deine erbauenden Reden mir Kräfte verleihen könnten, dem bereits gähnenden Grabe ſeine Beute zu entreißen. —

Ja, ich will, ich muß Dich ſehen; denn ſelbſt dem herannahenden Tode werde ich beruhigt entgegenblicken, wenn ich noch ein Mal von Dir es gehört, daß ich Dir theuer geweſen ſey.

Beweiſe alſo durch Erfüllung dieſes Wunſches, daß Du noch ſtets liebſt

Deinen
Dich ewig liebenden
Carlo."

Wie mußte des armen Mädchens Herz beim Leſen dieſer Zeilen pochen! — welchen Entſchluß konnte ſie auf ſo dringende Bitten faſſen? — Sie umarmte ihre nachdenkende Mutter, beſchwor ſie, des unglücklichen Geliebten Wunſch zu erfüllen, weinte und weinte ohne Unterlaß. — Das Herz einer fühlenden Mutter iſt ja ſo weich geſtimmt, wie hätte dieſe ſo vielen Thränen, ſo heißem Flehen widerſtehen können? Hätte ſie nicht befürchten müſſen, durch eine abſchlägige Antwort auch ihre Tochter, in deren Zügen die Spuren nagenden Grams nimmer zu verkennen waren, hinzuopfern?

„Indem," ſagte ſie endlich nach einigem Ueberlegen, „indem Carlo's Wunſch in Dir eine ſo lebhafte Vorbitterin gefunden, möchte ich Dir herzlich gerne willfahren; aber wie iſt es uns möglich bei dem Sturme, von dem unſere Fenſter erklirren, Menaggio zu erreichen? Stephan, der von Domaſo angelangt, erzählte mir ſo eben, daß der Bote von Lindo, weil es unmöglich war, über den ſturmbewegten See zu ſetzen, den Landweg einſchlagen mußte."

„Den könnten wir," entgegnete Roſalie, „ja ebenfalls einſchlagen; ich weiß zwar, daß die Entfernung von Menaggio zu uns auf dieſem Wege 12 Miglien beträgt, aber ich baue auf Gott, der uns Kräfte verleihen wird, Carlo zu retten.".

Gewiß," fuhr ſie von dieſem Gedanken begeiſtert fort, „wird es uns gelingen, ihn zu retten, und Ihr habt dadurch ein chriſtliches Werk gethan, wofür Euch der Himmel lohnen wird. Auch werde ich Carlo bedeuten, daß er gerade deßhalb, weil er mich liebt, noch fernerhin leben müſſe, denn ſein Tod würde auch mich bald ins Grab ſtürzen."

„Wohlan, ich will Dich begleiten," ſprach die Mutter, „aber weißt Du auch, wie ſteil und lebensgefährlich der Weg ſtreckenweiſe iſt? Macht Dir nicht ſchon der

Gedanke, bei Sturm und Nacht über den Rothfels zu wandern, das Blut in den Adern erſtarren?“

„Kann wohl,“ unterbrach Roſalie die fürchtende Mutter,“ eine Gefahr wahrhaft Liebenden, denen der Verluſt des Theuerſten droht, den Muth rauben? Ich werde den kahlen Felsſteig ſo ſicher wandeln, wie die vom Jäger aufgeſcheuchte Gemſe an unſern Alpenſpitzen hinanklettert. — Und Euch, gute Mutter, wird Stephan zur Seite als Stütze gehen, er iſt kräftig, im Bergſteigen geübt, und wird Euch an den gefährlichſten Stellen ſicher geleiten.“ —

3.

Eine Stunde mochte ſeit dem Mittagläuten verfloſſen ſeyn, als die beiden Frauenbilder mit ihrem Nachbar Stephan das Haus verließen. In Dongo machten ſie kurzen Halt, aber Roſalie genoß nichts. Von Rezzonico, wo ſie abermals Raſt gehalten, gelangten ſie nach Acqua Seria; die Sonne, welche den Tag über hinter Wolken ſich verborgen, war kaum untergegangen, als mit einem Schlage gleichſam Finſterniß einbrach; Wind und Regen begleiteten die einſamen Wanderer, deren Pfad nur manchmal von einem Blitzſtrahle erhellt ward. Und bei dieſem grellen Lichte zeigte ſich der Rothfels wie ein von Wolken umhülltes Ungethüm. Selbſt der Unverzagte hätte beim Anblicke dieſer Steinmaſſe, die ſelbſt bei Tage und in der freundlichſten Jahreszeit Schauer einflößt, erbeben müſſen; kein Wunder, wenn ſich im Herzen der

Mutter Angſtgefühl regte; mit Freuden hätte ſie Alles in der Welt gerne darum gegeben, nach Hauſe zu kehren, aber ſie konnte es nicht über ſich gewinnen, ihrer Tochter dieſen Gedanken mitzutheilen, welche, dem Geliebten ſich näher fühlend, ihre Natur geändert zu haben ſchien; ſie ſah nicht, hörte nicht, nahm nichts gewahr; nicht Regen, nicht Wind, nicht die Schrecken einer rabenfinſtern Nacht hatten für ſie etwas Fürchterliches, die gleich einer Schlafwandelnden fortſchritt, als wäre ſie überzeugt, daß die Gewalt der Liebe über Natur und Tod ſiegen müſſe.

Die Mutter, von Stephan geleitet, ging voran, Roſalie folgte. Bereits hatten ſie eine beträchtliche Strecke Wegs zurückgelegt, als der Ruf: „o Gott!“ an der Mutter Ohr ſchallend, wie Froſt durch ihr Gebein drang. Sie wendet ſich angſtvoll, und ein erbarmungsloſer Blitz beleuchtet ihr taghell die gräßliche Scene: Roſalie ſtürzt über den Fels ab. Da gab es keine Hülfe. Wie auf ſtehende Speere fiel ſie auf die emporragenden Felszacken, und ſtürzt und ſtürzt, bis des Sees tobende Fluthen den hundertfach durchbohrten Leichnam umfangen! Welch ſchaudervoller Anblick für ein menſchliches Auge; und hier ſoll eine Mutter ihn ertragen! Wie verzweifelnd wollte auch ſie der Tochter nach ſich ſtürzen und Stephans volle Körperkraft konnte ſie kaum zurückhalten. Mit aller Anſtrengung brachte er ſie zum nahen Orte Gaeta, wo ſie den nächſten Tag durchweinte, während die entſtellte Leiche den Wellen entzogen ward. Mit Thränen badete die innigtrauernde Mutter ihr verblichenes Kind und erwärmte es mit Küſſen. Zu Domaſo endlich, wohin ſie den Leichnam hatte bringen laſſen, wurde derſelbe nach Vollziehung der kirchlichen Gebräuche zur Erde beſtattet. Der kranke Carlo hatte keine Sylbe davon erfahren. Das Ausbleiben jeder Antwort ließ ihn vermuthen, daß die Mutter auf ihrem Vorſatze verharre. — Die jugendliche Kraft ſeines Organismus, angefacht von der Hoffnung, welche früher oder ſpäter in den Herzen Liebender erwacht, führte ſeine Geneſung herbei; kaum zu mäßigen Kräften gelangt, konnte er dem Wunſche, Roſalien wiederzuſehen, was auch daraus folgen möge, nicht mehr widerſtehen. Das Rudern gegen Wind und Willen ließ ihn aber erſt um 9 Uhr Abends Domaſo erreichen. Da es ihm zu ſpät däuchte, Roſalien noch zu beſuchen, ſtieg er im Hauſe eines Freundes ab, der mit ſeiner Liebe und dem beiderſeitigen Schickſale vertraut war. Er bewies, daß er es verdiente, als vernünftiger Mann von Carlo geachtet zu werden, denn in der Ueberzeugung, daß die Erzählung des traurigen Endes Roſaliens ein Todesſtreich für den erſt Geneſenden ſeyn müſſe, erzählte er während des Abendmahls, Roſalie ſey mit ihrer Mutter nach Palermo gereiſt, wohin ſie ihr Vater, nachdem er das Rückgängigwerden der beſchloſſenen Heirath erfahren, gerufen hätte. — Wirklich war dieſe Ausflucht nicht ganz aus der Luft gegriffen, denn Roſaliens Mutter, welche nicht länger an dem Orte, der ſie ſtets an das Nichtmehrſeyn der geliebten Tochter gemahnte, leben wollte, war zu ihrem Gatten nach Sicilien gereiſt.

Carlo, der die Nachricht aufmerkſam vernommen, ſtieß einen Seufzer aus und ſagte, er wolle nichts deſto weniger das Haus beſuchen, in dem er mit der Einzigen, die ihm werther als ſein Leben geweſen, ſo ſüße Tag verlebt habe. Aber während er dieß ausſprach, dachte er auch ſchon an eine Reiſe nach Sicilien.

Am nächſten Morgen ging er mit ſeinem Freunde auf Roſaliens Haus zu. Beim fernen Anblicke des wohlbekannten Gebäudes, an dem ſich die Arme einer ſtämmigen Rebe hinanwanden, begann er unwillkührlich zu zittern und eine Thräne ſtahl ſich aus dem Auge. Da kam auch der kleine Hund, den Roſalie aufgezogen, ihm entgegen, ſprang an ſeinen Beinen hinan, und während er ſeine Freude, Carlo wiederzuſehen, durch das Wedeln des Schweifes zu erkennen gab, ſchien es, als ſollte ſein leiſes Wimmern und die geſenkten Ohren ſagen: „Meine Pflegerin iſt nicht mehr hienieden.“ An des Hauſes Schwelle ſaß die alte Magd, welche Roſalien als Kind auf den Armen getragen, und, da dieſe herangewachſen, die Pflege, welche ſie ſo früh genoſſen, durch herzliche Dankbarkeit vergolten hatte, betrauerte ſie den Hingang Roſaliens ſo innig, als des Mädchens Mutter. Bei Carlo's Anblick entfuhr ihr ein Schrei, und ſie begann heftig zu weinen, doch verſtand ſie den Wink, welchen Carlo's Begleiter ihr verſtohlen gegeben, und zog ſich, indem ſie mit den Händen ihr Geſicht bedeckte, ins Haus zurück. — Carlo, der in den Garten eingetreten war, ergötzte ſich beim Anblick der wiederauflebenden Flur durch Frühlingszaubermacht, und die einzige Blüthe, welche zu ſehen war, eine Monatroſe, pflückte er, und benetzte ſie mit einer ſtillen Thräne, denn eine beklemmende Wehmuth hatte ihn bei dem Gedanken, wie oft Roſalie ihm Blüthen von dieſem Stocke gereicht, beſchlichen. Seine Phantaſie malte ihm dabei der Geliebten Umriſſe, wie er ſie ſchon von Weitem jedesmal erblickte, wenn ſie auf dem Mäuerchen, welches den Garten umgibt, ſitzend, dem Kommenden entgegenſah. Der Anblick der umgebenden Gegenſtände, das Wiederbetreten des einen oder andern Plätzchens, an das ſich ſüße Erinnerungen knüpften, machten ihn nachdenkend, aber die Einflüſterungen der Hoffnung, ſie in Sicilien zu überraſchen, beſchwichtigten den Schmerz.

Nachdem er den Garten verlaſſen, betrat er das kleine Zimmerchen, das Roſalien zum Schlafgemach gedient hatte. — Doch wie ſah es gegenwärtig darin aus! Nur ein hölzernes Kreuz und ein Bildniß der heiligen Roſalie hingen an den übrigens nackten Wänden. Kein Hausgeräthe ſtand darin; weggeräumt war die Ruheſtätte, auf der ſchlummernd ſich ſo oft des Geliebten Bild in ihre Träume gewebt. Einſt war hier alles ſo reinlich und ſauber, nun herrſchte der Schmutz; einſt machten die Geräthſchaften und Blumen das Gemach ſo traulich, nun mußte die Oede und Verlaſſenheit deſſelben auf den Beſucher einen düſtern Eindruck machen. Und ſo tauchte in Carlo's Seele plötzlich der Gedanke auf: „Iſt Roſalie etwa verblichen? — Sollte mein Freund mir nur aus zarter Schonung die Wahrheit verhehlt haben?“ Und bei dieſer Ahnung gedachte er der Thränen, in welche bei ſeinem Kommen die Alte ausgebrochen war, und er glaubte die Stimme ſeiner Theuern aus der Grabestiefe an ſein Ohr dringen zu hören.

4.

Mit Haſt ſtürzte er zum Hauſe hinaus, und Arm in Arm mit ſeinem Freunde gehend, getraute er ſich nicht zurückzublicken, ſo gerne er auch einen Scheideblick auf das beſcheidne Häuschen, das ſeinen höchſten Schatz umfangen hatte, zurückgeworfen hätte. Erſt in einiger Entfernung vom Hauſe mäßigte er ſeinen Schritt, ohne jedoch das Stillſchweigen zu brechen; denn obgleich ihm der Gedanke, Roſalie ſey nicht mehr, zur martervollen Wahrheit geworden, die er vergebens ſich aus dem Bewußtſeyn zu tilgen mühte, zitterte er doch davor, von ſeinem Freunde Antwort zu begehren, ob dieſe Ahnung blos Täuſchung ſey.

Stets wortkarg, und kaum ſo viel Nahrung genießend, als zur Friſtung des Daſeyns nöthig iſt, verlebte er zwei Monate im Hauſe ſeines Freundes. Eine der Wanderungen durch die Umgegend von Domaſo führte ihn zufällig auf den Friedhof. Da konnte ihn aber kein Denkmal aus Stein auf die Anweſenheit der ſterblichen Ueberreſte Roſaliens aufmerkſam machen, und nur aus Stephan's Worten, der damit beſchäftigt war, den Grabhügel mit Veilchen zu ſchmücken, entnahm er die Beſtätigung ſeiner Ahnung. — Ohne dem treuherzigen Stephan darum gram zu werden, ſchenkte er ihm vielmehr ſeine volle Börſe mit der einzigen Bitte, für ihn und Roſaliens Heil zu beten. „Denn," rief er leidenſchaftlich aus, „denn ich habe ſie gemordet." — Aengſtlich floh er von dem Grabe, und am Rande des Sees hinlaufend ſchrie er unaufhörlich: „Ja ich bin Dein Mörder, Roſalie! Meine Liebe hat Dir Angebetete ein ſolches Loos bereitet.“ — Ein Gedanke verdrängte den andern. Der erſte, den er feſthielt, war, in denſelben Wellen, die Roſaliens Leiche umſpült, den Tod zu ſuchen, nur ein Schritt ſchied ihn noch vom freiwillig gewählten Grabe, als ein anderer Gedanke aus einem Gemiſche von Religion und Liebe hervorgegangen, ihn davon wie ein Zauberbann zurückhielt. — „Sobald ich ſelbſt,“ dachte er, „mir aus eigner Wahl den Tod gebe, bin ich auf ewig ausgeſchloſſen vom Sitz der Auserwählten, auf immer geſchieden von der Einzigen, mit der vereint zu ſeyn ich mich ſehne; denn Roſalie, die ſchon hienieden Allen den Himmel bereitete, kann gewiß nur im Himmel aufgehoben ſeyn. — Ich werde alſo kein Selbſtmörder ſeyn.“ — Das Leben zu erhalten hatte er alſo ſich entſchloſſen, aber nimmer wollte er ins Vaterhaus zurück, ja ſelbſt das Leben unter Menſchen ekelte ihn an. Und als er vom Wellenſpiegel ſein Auge erhob, ſah er jenſeits des Sees den Legrone, deſſen Gipfel 8000 Fuß über der Meeresfläche, in Wolken gehüllt, ſich mit ewigem Schnee deckt, rieſig emporragen. — Der Entſchluß war ſchnell gefaßt. Ruhig ſcheinend kehrte er in ſeines Freundes Haus, und theilte ihm alles Vorgefallene mit. „Dir, ſchloß er, ſage ich meinen gefühlten Dank für Deine ſtete Sorgfalt und Freundſchaft. Mein Wort ſey Dir Bürgſchaft, daß ich nie einen Verſuch gegen mein Leben machen werde, aber ich will nicht mehr unter Menſchen wohnen, deren verächtliche Leidenſchaften mich ihnen entfremdet haben. Einſam will ich fürderhin leben und die wenigen Tage, welche mir der Schmerz noch gönnt, dem Gedanken an Roſalie und an meinen Tod weihen. Morgen verlaſſe ich Dein gaſtliches Haus, um auf dem Legrone meinen Aufenthalt zu nehmen, und zwar auf einer Höhe, die zu erhaben iſt, um für menſchliche Gewinnſucht noch etwas Anziehendes zu beſitzen. Gib mir ſo viel, als zur Friſtung meines Lebens auf ein Jahr hinreicht; denn ich hoffe, der Gram wird mich kaum ſo lange leben laſſen.

Und auf daß kein Gedanke an den irdiſchen Götzen, Reichthum, je meine Ruhe ſtören könne, beſtimme ich Dich durch dieſe Papiere zum rechtmäßigen Erben alles deſſen, über was ich je verfügen könnte." — Hierauf umarmte er ſeinen Freund, der Thränen ungeheuchelten Schmerzens vergoß, und kehrte zum Friedhof, wo er ſicherlich die Nacht verbracht hätte, wenn man ihn nicht durch Gewalt daran gehindert hätte.

Mit dem grauenden Morgen ſetzte er nach Colico über, beſtieg den Legrone, und nachdem er im Bauernhofe, der am höchſten liegt, Raſt gehalten, nahm er vom Eigenthümer eine demſelben gehörige Hütte, die noch hoch über der Alpenregion liegt, in Pacht. Er ward bald darin heimiſch, ſein kärgliches Mahl beſorgte die Alte, welche ihm gefolgt war, indem ſie die erſte Urſache des Verrücktſeyns, wie ſie dieſen Zuſtand nannte, zu ſeyn glaubte. Jagdgeräthe, wenige Kleider und Petrarca's Gedichte machten ſeine ganze Habe aus. Den Tag über ſtreifte er durch die mit Zwergholz kärglich bewachſenen Anhöhen, indem er ſtets ein geladenes Doppelgewehr zum Schutz mit ſich trug. Die echoloſe Wüſte, die Schneegefilde, der Himmel mußten ſeine Klagen um Roſaliens Verluſt vernehmen; denn erſt mit der ſinkenden Sonne kehrte er zu ſeiner Hütte, und nachdem er kaum etwas Nahrung zu ſich genommen, ſetzte er ſich an den Tiſch, um ſtundenlang, oft bis in die ſpäte Nacht in ſeinem Tagebuche zu ſchreiben, bis die erſchöpfte Natur gewaltſam ſeine Augen ſchloß. So zog ein Tag gleich dem andern hin. — Die Alte, welche ihn unendlich liebgewonnen, ehrte ſeinen Schmerz, und nahm herzlichen Antheil an ſeinen Seelenleiden.

Eines Abends erwartete ſie ihn vergebens; vergebens durchwachte ſie die Nacht, und als er auch mit dem Morgen nicht kam, ſtieg ſie zu den tiefer liegenden Hütten hinab, um einige Aelpler zu bitten, den, ihrer Vermuthung nach, im Schnee Irregegangenen aufzuſuchen.

Bereits einige Stunden hatten ſie geſucht, ohne eine Spur zu gewahren, bis ſie einige mit Blut befleckte Kleider erblickten. Mit Entſetzen, da ſie jetzt ſein Schickſal kannten, drangen ſie vorwärts, und bald fanden ſie im Schnee liegend das entladene Gewehr und das Tagebuch, und zuletzt den zerriſſenen Leichnam, von dem nur die in den Stiefeln ſteckenden Beine unverſtümmelt geblieben waren. Aus den im Schnee vorhandenen Spuren ſchloſſen die Aelpler, es ſeyen ihm zwei Bären begegnet, deren noch viele auf jenen Höhen hauſen. Wahrſcheinlich hatte er geſchoſſen und auch ſchwach getroffen, wie einige Bluttropfen auf dem Schnee rings bewieſen. Der zweite Schuß mochte fehlgegangen ſeyn, und die hungrigen, darüber noch grimmiger gewordenen Bären ihn angegriffen, eine Strecke weit geſchleppt und zuletzt getödtet haben.

Sein Taſchenbuch enthielt die Aufſätze der letzten

Zeit; es waren Briefe, an Roſalie gerichtet, als ob ſie noch lebend geweſen wäre.

Der Vater des Entſeelten, der, von ſich auf Andere ſchließend, in der Vorausſetzung, daß die Langeweile ſeinen Sohn wieder unter die Menſchen zurückführen würde, faſt keinen Verſuch gemacht, ihn aus der Einſamkeit zu ziehen, ſtarb bald, nachdem er deſſen ſchaudervollen Tod vernommen, unter den Martern folternder Reue, von Jedermann gehaßt, von Niemandem beweint. —

Gedichte von Ludw. Gottf. Neumann.

I.

Heut' Nacht hat mir der Schlummer
Ein trübes Bild gebracht;
Ich lag am Pfühl, durchrieſelt
Von Fiebers Winternacht.

Du ſtandeſt bei dem Bette,
Du treues, gutes Herz,
Und haſt gepflegt mich Kranken,
Gelindert meinen Schmerz.

Haſt mich ſo ſehr gepfleget
Mit weiblich zarter Hand,
Daß ich darob vor Freude
Mein Leiden kaum empfand.

Da hab' ich in Gedanken
Zu dir emporgeblickt:

„Wie doch die Lieb' am Meiſten,
Dem Tode nah', entzückt!“

Entflohen war der Schlummer,
Ich wußt' es ſelber kaum,
Und dachte: Dieſe Bilder
Sie ſind kein eitler Traum.

2.

Dort flattert herab von dem Baume
Ein ganzer Vögelzug,
Die ſind erſt flügge geworden,
Verſuchen den erſten Flug.

Nun, näher gekommen, ſeh' ich,
Mein Blick, er irrte ſich ſehr:
Es flog von dem herbſtlichen Baume
Ein ganzes Blätterheer.

Schon lange ſind fortgezogen
Die Vögel ſüdenwärts,
Wie täuſchet ſich doch das Auge,
Träumt von dem Frühling das Herz.

Amors Rache.

Mit Pſychen ging Amor einſt in das Theater,
Man ſpielte gerade ein neues Stück,
Mich dünket, es hieß: „das Weib und der Kater"
Und ſuchte durch Witz bei dem Publikum Glück.

Doch gegen Herrn Amor und ſein Weibchen
Ward oft der Dolch des Spottes gezückt,
So daß Frau Pſyche, ſonſt ſanft wie ein Täubchen,
Kaum ihren ſchwellenden Zorn unterdrückt.

„Ha" ſpricht ſie leiſe zu ihrem Gemahle,
„Da hör', wie man Liebe und Ehe verhöhnt,
Und wie in dem reichbevölkerten Saale
Gelächter nach jedem Wortſpiel erdröhnt."

„Das duld' ich nicht länger, du mußt mich rächen
An dem, der das herzloſe Luſtſpiel ſchrieb,
Und am Volk, welches lacht, daß die Säulen brechen,
Gib Rache, iſt dir unſ're Ehre lieb!"

Herr Amor ſtand zwar nicht ſo ſehr auf Kohlen
Gleichwie ſein Weibchen, er hatte wohl gar
Bei manchem Scherze gelacht, doch verſtohlen,
So daß es Pſyche nicht wurde gewahr:

Als aber die treue Gattin ſo ſchmollte,
Da ſtellte er völlig das Lachen ein,
Und grübelte, was er beginnen ſollte,
Um ihrem Wunſche gefällig zu ſeyn.

Er blickte umher in dem weiten Gebäude,
Und ſah ſich die Menge der Lacher an,
Dann zeigte er Pſychen mit ſchelmiſcher Freude,
Daß Bogen und Köcher er umgethan.

Und flugs nun drückte er Pfeile um Pfeile
Auf Jedweden ab, den er lachen ſah;
Dieß trieb er ſo fort eine gute Weile,
Und herrlich traf er ferne und nah'.

Bald kamen die Folgen von Amors Geſchoſſe,
Das ſchallende Lachen nahm immer mehr ab,
Und kaum noch geboren als geiſtreicher Sproſſe,
Sank mancher Witz ohne Beifall in's Grab.

Sodann fing man an die Naſen zu rümpfen,
Worüber man früher unmäßig gelacht
Und endlich hörte ganz laut man ſchimpfen
Auf den, der dieſe Komödie gemacht.

Zuletzt begrub man mit Schreien und Pfeifen
Das Stück, welches Anfangs lärmend gefiel;
Der Dichter konnte dieß gar nicht begreifen
Und trat vor, zu erfahren des Tobens Ziel.

Paff! ſteckte ein Pfeil ihm tief in dem Herzen.
Er erkannte den Frevel in ſeinem Stück,
Und höhnte nie mehr mit gemüthloſen Scherzen
Der Liebe und Ehe beſcheidenes Glück.

Ludwig Scheyrer.

Verſöhnung.

Du ſitzeſt auf dem Hügel,
Der die Geliebte deckt,
Wo ihre ſchwarzen Flügel
Die Trauer um dich ſchlägt.

Verlöſcht ſind alle Sterne,
Zerronnen ihre Spur,
Du ſtarreſt in die Ferne
Und flehſt um Thränen nur.

Es ſchloſſen manche Freunde
Um dich den frohen Bund,
Als noch dein Auge weinte
Und lächelte dein Mund.

Nun ſind ſie all' entſchwunden
Und deine Lipp' iſt ſtumm,
Es bluten deine Wunden
Und Niemand fragt warum.

Der Sturm nur iſt der Frager
Der in den Tannen wühlt,
Der Stein dein Schmerzenslager
Mit Dornen aufgepfühlt.

Nur heiſ'res Nachtgefieder
Kreiſcht dir das Lied der Ruh',
Feucht ſinkt der Nebel nieder
Und deckt dich froſtig zu.

Der Nacht Unholde drohen,
Sie geben dich nicht frei;
Da alle Weſen flohen,
Wer ſteht dir ſchützend bei? —

Eins iſt dir noch geblieben:
Ein Schatz! in deiner Bruſt
Die ſüße Kraft zu lieben. —
Werd' ihrer nur bewußt!

Im Innerſten verſchloſſen
Da liegt ſie ſtumm und bang,
Und harret unverdroſſen
Auf den Erlöſungsklang.

Zerbrich die dumpfe Kammer,
Wo ſie verborgen glüht,
Und ſieh', wie aller Jammer
Und aller Schrecken flieht.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10946/017

Wenn nur aus deinem Herzen
Ihr holder Schimmer bricht,
Verwandeln deine Schmerzen
Sich alle ſchnell in Licht.

Und ſtrahlen helle Farben
Auf Raſen, Buſch und Baum,
Die Blüthen die ſchon ſtarben
Erwachen aus dem Traum.

Die lieben Nachtigallen
Erſpäh'n den bunten Schein,
Sie laſſen Lieder ſchallen
Und laden andre ein.

Und tauſend Kreaturen
Zieht Liebesleuchten an,
Sie folgen deinen Spuren
Und ſind dir unterthan.

Die Wunderwellen fließen
Verklärend vor dir her,
Schon wogt zu deinen Füßen
Die Welt ein Liebesmeer.

So — reich, mit Luſt umgeben,
Wie in Triumpheszug,
Kehrſt du zurück in's Leben,
Das einſt dir Wunden ſchlug.

Schober.

Unmuth.

Groß zu handeln, tief zu denken,
Fördert nicht in Liebesſachen.
Du mußt tändeln, ſcherzen, lachen,
Willſt du Kypris Tauben lenken.

Unterhalten, — und beſchenken —
Sind die einz'gen Zauberdrachen
Mädchenherzen zu bewachen,
Die erpicht ſind dich zu kränken.

Keine hat noch tief empfunden,
Wie ſie krampfhaft ſich auch brüſten.
Zeitvertreib iſt ihr Gelüſten,

Auch wenn ſie dein Herz verwunden.
Drum verliebten Scherz getrieben,
Freunde! nur nicht ernſthaft lieben!

Schober.

Diadeſté.*)

Ein Philoſoph ſchrieb gar ein dickes Buch
Von Frauenliſt und Frauenfeinheit nieder,
Und glaubte nun das trüg'riſche Geſchlecht
Zu kennen bis in ſeines Herzens Tiefen.

---

*) Zur Verſtändlichkeit dieſes Mährchens iſt Folgendes zu wiſſen nothwendig: Die Morgenländer, welchen ihr Geſetz alle Hazardſpiele verbietet, haben dafür ein anderes Spiel, welches oft mehrere Wochen dauert. Es beſteht darin, von jener Perſon, mit welcher man das Spiel eingeleitet hat, nichts anzunehmen, ohne das Wort Diadeſté auszuſprechen, von welchem Worte auch das Spiel ſelbſt ſeinen Namen hat. Die Spieler ſuchen dabei durch Liſt einander ihr Uebereinkommen vergeſſen zu machen, Leidenſchaften zu erregen, welche alle Ueberlegung ausſchlieſſen, um dadurch zu bewirken, daß der Gegner etwas, was es immer ſey, annimmt, ohne das Wort Diadeſté auszuſprechen. Wer es dahin bringt, der hat gewonnen.

Dieß Buch, er trug es immer dann bei ſich
Und hielt ſich ſo gen jede Frauenliſt
Und gegen Amors ſcharfen Pfeil gewaffnet.

Auf einer Reiſe zog einſt bei dem Lager
Von Arabern der Philoſoph vorüber;
Ein junges Weibchen lud auf's Freundlichſte
Ihn ein, in ihrem Zelte auszuruh'n.
Ein Philoſoph iſt manchmal auch ein Menſch;
Der unſ're war's in dieſem Augenblick,
Er trat in's Zelt, das Weibchen war allein.

Kaum ſaß er nun auf weichen Kiſſen da,
Die ihm die Schöne hatte zubereitet,
Und labte ſich an Früchten, die ſie bot,
Als ihren Reiz er zu betrachten anfing;
Er merkte bald, es rege ſich im Herzen
Ein nie empfundenes Gefühl der Neigung,
Und ſchnell zog er das Buch aus ſeiner Taſche
Und las, um Theils ſich neuen Muth zu holen,
Und Theils auch um die Augen abzuwenden.

Das Weibchen ſah es, und ein wenig böſe,
Daß er dem Buche mehr Aufmerkſamkeit
Als ihr geſchenkt, ſprach ſie: „Darf ich wohl fragen,
Welch' tiefe Wiſſenſchaft dieß Buch enthält?“ —
— „„Ich hab' es ſelbſt verfaßt, — antwortete
Der Philoſoph, — Geheimniſſe enthält es,
Die zur Verbreitung nicht geeignet ſind,
Am wenigſten doch dürfen's Weiber leſen.““ —

„Es ſcheint, Ihr haßt die Weiber? — ſprach beleidigt
Die Schöne, — der Prophet war günſt'ger uns,
Er ſchloß uns von dem Paradies nicht aus!“

Des ſchönen Weibes Neugier war ſo größer,
Je mehr der Philoſoph ſich weigerte;
Und endlich trieb ſie ſo ihn in die Enge,
Daß er des Buches Inhalt ihr entdeckte:
Das Werk enthalte alle Liſt und Feinheit,
Die Frauen angewandt, den Mann zu täuſchen.
Wie? alle, alle? frug die Schöne lächelnd,
Fürwahr ein Kleinod! doch du weiſer Mann,
Mir ſcheint, du ſchöpfſt doch Waſſer in ein Sieb.

Die Schlaue ließ nun alle Minen ſpringen,
Und unſer Philoſoph ward bald ſo kirre,
Daß er das Buch vergaß und ſeinen Inhalt,
Er wurde zärtlich, ſeine Augen glühten,
Und endlich ſtürzt' er gar zu ihren Füßen
Und bracht' ihr das Geſtändniß ſeiner Liebe.
Entzückt, daß jetzt ſich ſüße Rache bot,
Stellt ſie ſich an, als ob ſie ihn erhöre,
Doch plötzlich ſchreit ſie: „Ha! dort kommt mein Mann!
Er iſt der eiferſüchtigſte der Männer
Und trifft er dich, ſind Beide wir verloren,
Willſt du mich retten, kriech' in jene Kiſte!“

Der Philoſoph ſah keinen andern Ausweg,
Geduldig kroch er alſo in die Kiſte,
Die ſie verſchloß und zu ſich nahm den Schlüſſel.

Es kam der Mann, ſie ging ihm froh entgegen,
Liebkoſte ihm und trug das Mahl ihm auf.
Und als ſie dann vertraut beiſammen ſaßen,
Erzählte ſie ihm Alles, was geſchehen:
Es ſey ſo eine Art von Philoſophen
Zu ihr gekommen, der behauptet habe,
In einem Buche hab' er aufgezeichnet
Der Frauen Schelmereien alle — alle.

Des Eiferſücht'gen Wuth war ohne Grenzen,
Als ſeine Gattin ſolches ihm erzählte;
Wo iſt er, der Verwegne? ſchrie er, wo?
Daß ich ihn züchtgen kann für ſeine Frechheit.
(Der Philoſoph vernahm in ſeiner Kiſte
Ein jedes Wort und ſchwitzte ſehr vor Angſt.)
Dort iſt er in der Kiſte! ſprach das Weib,
Und gab, verlegen ſcheinend, ihm den Schlüſſel.
Doch als der Mann jetzt hin zur Kiſte ſprang
Und öffnen wollte, platzte in ein Lachen
Sie plötzlich aus und ſchrie: „Diadeſté!
Du haſt verloren, Alles, was ich ſagte,
Erdichtet war's, damit Du nahmſt den Schlüſſel.
Nun zahle, und ſey nicht mehr eiferſüchtig.

Der Mann, ſehr froh, daß Alles Lüge war,
Gab ihr den Schlüſſel und bezahlte gerne,
Was ſie verlangte, ſcheidend mit der Bitte:
Sie möcht' ihm künftig ſolchen Kummer ſparen.

Und als er fort war, ließ den Philoſophen
Sie aus der Haft und ſprach auf's Buch hin deutend:
„Es ſcheinen doch nicht alle Schelmerei'n
Der Weiber, Weiſer! dir bekannt zu ſeyn;
War die dir neu, ſo zeichne hier ſie ein!“

J. F. Caſtelli.

Die Thräne der Mutter.

Es geht in die Capelle
Ein Mädchen fromm — doch arm,
Gequält durch ſteten Kummer,
Gekränkt durch ſteten Harm.

Sie hat nun nichts zu leben,
Hat einen Vater nur,
Der nah' dem Tode lieget,
Und ihre Tugend nur.

Doch nimmer kann ſie's tragen
Das allzuharte Loos,
Sie wirft ſich in der Kirche
Der Mutter in den Schooß.

Der Mutter unſers Heilands,
Vor deren Bild ſie ſtand,
Der ſie ſchon oft ein Kränzlein
Um ihre Stirne wand.

O Mutter! ruft ſie, Mutter!
Mein Vater muß vergehn,
Du Mutter kannſt den Kranken
Nicht ſo verhungern ſehn.

Denn bitter, Mutter, bitter
Und ſchrecklich iſt der Tod,
Den man im Lauf der Krankheit
Noch ſtirbt aus Hungersnoth.

Und wie ſie weinend blicket
Hinauf zum heil'gen Bild,
Da ſieht ſie eine Thräne
Erzittern zart und mild.

Sie ſieht im Aug' des Bildes
Die Thräne glänzend ſtehn,
Und ſtrahlenvoll das Antlitz,
Wie ſie es nie geſehn.

Da ſpricht die heil'ge Mutter:
Die Thräne wein' ich dir!
Du haſt ſie mir erpreſſet,
Du aller Mädchen Zier.

Und da entrollt die Thräne
Der Mutter rein und groß,
Und fället, eine Perle,
Dem Mädchen in den Schooß.

Und wieder ſpricht die Mutter:
Die Thräne wein' ich dir!
Sie glänzt im frommen Schooße
Als eine Perle dir!

Sie glänzt in ſtiller Einfalt
Von meiner Milde voll,
Ihr Werth ſoll Euch erhalten, —
Nun, Jungfrau — lebe wohl!

Da fährt ſie aus dem Traume,
Es glänzt noch lieblich mild
Die Perle ihr im Schooße —
Doch Stein iſt nur das Bild! —
Herrm. Rollett.

Die deutſche Jungfrau.

(Ghazel.)

Wirf den Blick nach der Gazelle hin
Die dort ſpielend durch die Fluren wandelt,
Tag auf Tag eilt ihr ſo ſchnelle hin,
Eilt ihr ſpiegelklar und helle hin,
Tanzt ihr unter Blumenluſt und Düften,
Rieſelnd ſo wie Well' auf Welle hin,
Drin des Himmels Bild ſo rein ſich ſpiegelt.

Blicke nach dem ſchlanken Lilienwuchſe,
Nach dem glänzend weißen Felle hin,
Nach den goldnen Strahlen ihrer Haare,
Nach des Auges ſanftem Silberblicke
Wie auf eine laut're Quelle hin,
Drin ſich Lenzgefild und Himmel ſpiegeln.

Sieh', jetzt wandelt ſie mit ſcheuen Tritten
Emſig nach des Hauſes Schwelle hin;

Blick nach ihrer jungfräulichen Kammer
Als auf eine heil'ge Stelle hin,
Wie nach einer frommen Zelle hin,
Drin die Unſchuld und der Himmel wohnet! —
Joſ. A. Moshammer.

Kritiker.

Männer, welche eine Höh' erklommen,
Sind als Richter werth uns und willkommen.
Solchen ſteht es an, ein Wort zu reden
Von des kühnen Wandrers Müh'n und Fehden
Mit Abgründen, Klippen, Eiſesflächen,
Wo die Jäger ſich die Hälſe brechen.
Solche mögen auch mit Recht verſpotten
Sumpfgeziefer, die verquackten Rotten.
Wer mit Gemſen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.
Wer zum Abgrund ſchwindellos geſehen,
Wird des Bruders kühnen Tritt verſtehen.
Wer den Fels der Meiſterſchaft erklettert,
Ehrt den Mann, der hier nicht ſank zerſchmettert.
Aber alle Andern ſollen ſchweigen,
Wenn ſich Männer ihrem Volke zeigen;
Schweigen ſollen ſie und ſollen lernen,
Wie man näher wandeln mag den Sternen.
Scheu mit ſeinem Urtheil ſich verſchliefe,
Wer herum noch ſtümpert in der Tiefe.

Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
Kindiſch meſſend an die Geiſter drücken;
Und indem ihr mit der Krücke ſchaltet
Und den Stecken in die Lüfte haltet,
Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze
Und ihr ſtürzet platſchend in die Pfütze;
Denn der Windhauch, den ihr wolltet meſſen,
Hat euch umgeblaſen unterdeſſen.
Und es hinken weiter unſre Richter,
Vorwärts tragend ſchmutzige Geſichter,
Während hier und dort aus lyr'ſchen Lacken
Ihre Lieder ihnen Märſche quacken.

N. Lenau.

Die letzte Fee.

Ein Jüngling bei Nacht und Tage
Ob alten Büchern ſaß;
In Zaubergeſchichten und Mähren
Er unermüdlich las.

Da faßt' ihn plötzlich ein Sehnen,
Zu durchwallen die Waldesau'n
Und der Thäler blumige Gründe,
Ein Feenkind zu erſchaun.

Es ekelt' ihn an der Gedanke,
Ein irdiſch Mägdlein zu frei'n;
Soll je ein Weib er umſchlingen,
Muß eine Fee es ſeyn.

Und er greift zum Wanderſtabe
Und wallt durch Thal und Gefild,
Durch Hain und Felſenſchluchten,
Von Sehnſucht heiß erfüllt.

Einſt ruht' er Nachts im Walde,
Von des Tages Wand'rung müd';
Da ſenkte der Schlaf ſich leiſe
Herab auf ſein Augenlid.

Und ihm war im Traume, als wölbten
Die Tannen ſich rings zur Gruft,
Als entſtrömte ihrem Dunkel
Ein lieblich betäubender Duft.

Und ſieh! vor ſeinen Blicken
Stand golden ein Sarkophag.
Wer wohl, ſo dacht' er ſtaunend,
Im Sarg hier ſchlummern mag.

Ein Strahl des Mondes beglänzt ihn,
Und er ſah mit tiefem Weh
Drauf leuchten in ſilbernen Lettern:
Hier ruhet die letzte Fee.

„So biſt du," rief er erſchüttert,
Mit bangem, ſchmerzlichem Ton,
„Du Zaubergeſchlecht der Feen,
Denn wirklich der Erd' entflohn.

„Und ich Armer nährte die Hoffnung,
Durchwallend die Waldesau'n
Und der Thäler blumige Gründe,
Einſt eine Fee zu erſchaun!

„Doch, weil ich nimmer dich lebend,
Verhüllte Leiche, geſehn,
So will ich todt dich erblicken
Im Sarge, du letzte der Feen!“

So rief er und legte den Deckel,
Vom Sarg ihn hebend, in's Laub;
Da dampft' ihm zitternd entgegen
Statt Moders ein duftiger Staub.

Die Leiche ſie lag im Sarge
Durchſichtig und lilienweiß,
Gleich einer kryſtallenen Quelle,
Die erſtarrte zu ſchimmerndem Eis.

Sie lag in duft'ger Verweſung
In des Sarges goldenem Schrein,
Den Zauberſtab in den Händen,
Beſtrahlt von des Mondes Schein.

Er küßt' ihr die blaſſen Lippen
Und das zarte bleiche Geſicht,
Und die halbgeöffneten Augen,
Draus blinkte das Mondenlicht.

Nicht vermocht' er's, los ſich zu reißen
Von der reizenden Leiche Mund;
Er war in ſüßer Betäubung,
Mit der Todten in ſeligem Bund.

Erſt als die Sterne verſchwanden,
Verließ ihn des Traumes Gewalt;
Doch, wohin er den Blick auch wandte,
Er ſah nur die bleiche Geſtalt.

Und nimmer konnt' er geſunden,
In Wahnſinn mußt' er vergehn,
Seitdem er verweſen geſehen
Im Traume die letzte der Feen.

Carlopago.

Wann!

„Wird der Liebe Reich denn ewig,
Seine Dauer ſtets beſteh'n?
Wird ſie denn zur Welt hinaus nicht
Endlich einmal, ſcheidend geh'n?" —

„„Traun! nicht bis Natur und Himmel
Als zwei rieſenhafte Leichen;
Kunſt und Leben ſich bekriegen,
An: Vergänglichkeit! erbleichen.

Bis der Mann in Thule's Stollen,
Der nicht Feu'r und Glut gekannt,
Frei ſich ringet von der Lava
Seines Herzens Heklabrand.

Bis dem Mann' in Samums Peſthauch,
Dem verdorrt faſt Mark und Hirn,
Seines Glückes Myrthenkrone
Nimmer kühlend labt die Stirn.

Bis der Dürftigſten der Armen,
Die nur reich an Liebreiz iſt,
Nimmer im Gefühls-Erwachen
Perl' um Perl' vom Auge fließt.

Bis kein menſchliches Empfinden
In den Blick der Königsmaid,
Reichere als Kronjuwelen:
Thränenblüthen, ſegnend ſtreut.

Bis den Helden, die einſt ſtritten
Um der Freiheit heil'gen Preis,
Nachruhm, ſtatt die Schläf' zu ſchmücken,
Raubt das edle Lorbeerreiß.

Bis der eh'rne Stift zerbrochen
Und der ew'ge Marmelſtein,
D'rauf die Weiſen aller Zeiten
Gruben Weltgeſchicke ein.

Bis die Werke aller Zonen
Dürrem Laub im Herbſte gleich;
Völkerleid und Völkerjubel
Sank in's Meer: Vergeſſenheit!

Bis das Meiſterlied verklungen,
Das Petrark und Taſſo ſang;
Bis das mächt'ge Band zerriſſen,
Das die ganze Welt umſchlang.

Bis das ſtärkſte aller Zepter
Morſch; geſtürzt das größte Reich;
Bis das letzte Herz in Trümmer,
Und der letzte Menſch zugleich.

Ja! dann wird die edle Liebe
Scheidend aus der Erde gehn;
Doch es wird die alte Welt dann
Sicher, nimmer fort beſtehn.““

Emma von Arbter.

Die beiden Brüder.

(Paramythe.)

In Edens Goldgefilde,
Den Blick voll Perlenthau,
Da thront ſo ſanft und milde
Die ſchönſte Götterfrau.

„Kennt auch das Glück die Thräne,
Du Frau, wie's keine gibt,
„Du Mutter zweier Söhne,
Von Beiden heiß geliebt?"

Das iſt's ja, was der Armen
Das Herz im Buſen bricht,
D'rum bleicht ſich zum Erbarmen
Ihr ſchönes Angeſicht.

Denn beide Söhne wähnen
Voll heißer Kindesbrunſt:
„Nur Einen darf ſie krönen
Mit ihrer Muttergunſt.

„Leb' wohl, mein Lieb' — mein Leben,
„Mich leidet's nimmermehr,

„Den Sieg muß ich erſtreben
„Durch Thaten groß und hehr."

So rief nach düſt'rem Sinnen
Der Eine wüſten Blicks
Und eilte wild von hinnen
Zu Kämpfen des Geſchicks.

„Mich, Mutter, mußt Du lieben!"
Sprach nun der and're Sohn,
„Nichts ſoll dies Glück mir trüben,
„Den Sieg erring' ich ſchon!"

Doch als ſie Beide kehrten
In ihrer Mutter Schooß,
Und Beide ſtolz bewährten
Des Sieges glänzend Loos:

Da ſprach ſie voll Entzücken
In ihrer Mutterbruſt —
Mit freudetrunk'nen Blicken
Und ſüßer Himmelsluſt:

„Nehmt dieſe Lorbeerkronen,
„Hier gilt es keine Wahl,
„Euch Beide will ich lohnen
„Mit meiner Liebe Strahl."

August Schilling.

Das Weib.

Machtvoll erſcholl einſt das göttliche: „Werde!"
Blendend entquoll dem Himmel das Licht;
Reizend entſtieg den Fluthen die Erde,
Alles entwickelte Maaß und Gewicht.
Blumen und Bäume ſproßten empor,
Aufging der Schöpfung himmliſches Thor;
Seelen belebten den irdiſchen Leib,
Aber das Ganze krönte — das Weib!

Herrlich bekleidet vom Mantel der Ehre,
Geht durch die Welt, die des Glanzes begehrt:
Daß er dem Unrecht, der Uebermacht wehre, —
Kämpfend der Held mit dem flammenden Schwert.
Aber — beſchwichtigend, engelmild,
Der erhaltenden Kräfte Bild:
Schlichtet der Männer verderblichen Streit
Wieder verſöhnend — das ſanftere Weib.

Wenn nun die Sonne, die ſtrahlende, ſinket;
Segnend herabſteigt die thauende Nacht,

Ueber den Bergen der Abendſtern blinket,
Klagend der Nachtigall Lied erwacht;
Und die entpanzerte männliche Bruſt
Offen liegt der entfeſſelten Luſt:
Waltet mit Mächten himmliſcher Töne —
Ueber dem Starken — weibliche Schöne!

Himmelanſtrebende Berge geſtalten
Thäler und Meer: — die lebendige Welt!
So auch, in ſtreitende Kräfte geſpalten,
Ringet die Menſchheit; doch Alles erhält,
Wie ſich der leuchtende Tag aus der Nacht
Siegreich erhebet, die ſchützende Macht,
Die — zum verſöhnenden Engel der Welt:
Anmuth und Schönheit des Weibes beſtellt!

Hoch auf des Lebens brandenden Wogen,
Schwer zu erreichen, ſchwanket das Glück!
Haben dem Kühnen die Sterne gelogen:
Kehrt er zu ſeinen Penaten zurück.
Daß er am treueſten Herzen erwarme,
Oeffnen ſich ſehnſuchtsvoll — liebende Arme;
Denn, mit den holden Pfändern der Liebe
Steht an der Schwelle des Hauſes — das Weib.

Nächtliche Ruhe umſchattet die Räume;
Ueber dem Herde funkelt das Schwert.
Neckend umgaukeln ihn — goldene Träume.
Wirklich beſitzt er nun, was er begehrt!
Denn, noch wachet mit zärtlichem Blick

Sorgſam — die Mutter. Das ſchönſte Glück
Gönnet ein Gott — im eigenen Haus
Durch das nimmerermüdende Weib!

Darum, Bezwingerin ſelbſtiſcher Herzen!
Die du der Nektar des Lebens biſt:
Sey uns — zu ſüßen Freuden und Schmerzen —
Blühende Jungfrau und Mutter! gegrüßt;
Sanfte Bezähmerin irrender Triebe,
Nährerin du — der himmliſchen Liebe!
Köſtlich — in deiner Reinheit und Schöne:
Menſchengeſchlechtergebährendes Weib!

J. J. Hannuſch.

Nüſſe

zum

Aufknacken für ſchöne Zähne.

Räthſelkranz von Heinrich Adami.

I. Charade.

Dreiſylbig.

Ich ehre die Erſten nach Schillers Gebot,
Sie flechten ja Roſen in's Leben,
Und ihnen bin ich bis an meinen Tod
In treuer Liebe ergeben.

Wenn hoch auf ſturmdurchpeitſchtem Meer
Der Kaufherr Schiffbruch gelitten,
Schaut er mit verzweifelten Blicken umher,
Sucht Rettung ſich auf der Dritten.

Das Ganze zeigt dir auf buntem Feld
Genüber zwei feindliche Heere,
In Ordnung iſt die Feldſchlacht geſtellt,
Der Streit beginnt um die Ehre.

II. Logogryph.

123456. — 12356.

Das Erſte treibt eine ſchwarze Kunſt,
Es ſteht mit dem Teufel im Bunde,
Beſchwöret die Geiſter mit Zauberſpruch
In ſchauriger Mitternachtſtunde.

Von Don Quichotte von la Mancha haſt du
Gewiß ſchon Vieles geleſen,
Drum iſt es dir auch ganz ſicher bekannt,
Daß er das Zweite geweſen.

III. Homonyme.

Es ſteuert im Sturm auf dem Meere,
Und haſt du's, ſo gibſt du es aus,
Es iſt aus Metall geſchlagen,
Und weckt in der Oper Applaus.

IV. Charade.

Vierſylbig.

Es mag wo helle Freudesluſt,
Es mag Gefahr wo ſeyn:
So ſchreit mit ſtarker Sängerbruſt
Das erſte Paar darein.

Das zweite Paar erfreut mich ſehr,
Wenn ich recht hungrig bin;
Und in dem hellſten Flammenmeer
Siehſt du das Ganze glüh'n.

V. Janus-Räthſel.

Wir ſtehn in Reih' und Glied geſchaart,
Zum ernſten Kampf gerüſtet,
Mit unſern Waffen meſſe ſich,
Wen's nach dem Tod gelüſtet.

In unſ'rer weißen Uniform
Stehn wir in langer Reihe,
Und halten gegen unſern Feind
Zuſamm in feſter Treue.

Was lebend uns entgegen kommt,
Rennt nur in ſein Verderben,
Und muß, von unſerm Grimm zerfleiſcht,
Des ſchnellen Todes ſterben.

Da löſen ſich mit einmal auf
Die dichtgedrängten Reihen,
Und aus dem unheilbaren Schlund
Siehſt du Vernichtung dräuen.

Und hinter uns der General,
Den Jedermann gut kennet,
Er wetzt die ſcharfe Waffe ſchon,
Die zu verderben brennet.

Das Räthſel, nun errathet mir's!
Ihr meint, es ſind Soldaten:
Ach nein, gewaltig irrt ihr da,
Ihr habt es nicht errathen.

VI. Charade.

Dreiſylbig.

Der Rektor ſchrie in den zwei Letzten,
Als wär' er beſeſſen, herum,
Denn ausgelaſſ'ne Studenten
Die bleiben nun einmal nicht ſtumm.

„Ihr böſen Buben!“ ſo ſchrie er,
„Ich möchte doch einmal ſehn,
„'nen Jeden von Euch als Erſte
„Im Ganzen draußen ſtehn.

„Da würdet Ihr ſchon manierlich,
„Das Zünglein ſtünd' Euch wohl ſtill,
„Ihr würdet gedeihen und wachſen,
„Wie ich es haben will!“

VII. Logogryph.

Aus Ritterbüchern bin ich dir
Mit F recht gut bekannt;
Und bin mit T auch ziemlich nah
Mir dir, mein Freund, verwandt.
Mit Z lieg' ich im Ozean,
Mit K ſchweb' ich am Rand,
Mit D werd' unter Dichtern ich
Stets ehrenvoll genannt.

VIII. Charade.

Dreiſylbig

Die erſten zwei mögen fatal ſeyn
Bei einer Reiſe zu Fuß,
Weil man bloß ihnen zu Liebe
Beim Wandern Halt machen muß.

Im Dritten gehn Löwe und Tiger,
Der Wolf und der brummige Bär
Mit einer gar ſtelzen Haltung
Im grünen Walde einher.

Und wo ſich das Ganze beweget,
Da bricht mit hellem Gebraus
Die lang verhaltene Flamme
In wilder Gährung aus.

IX. Logogryph.

Kriſpin iſt gar ein grober Kauz,
Er ſucht nur Streit und Hader,
Und bei dem kleinſten Widerſpruch
Da ſchwillt ihm gleich die Ader.

Ich kenne mich, und bin mit ihm
Drum niemals gern zuſammen.
Denn ich bei ſolcher [illegible]
[illegible]

Wenn käm' er mir mit einem M,
Ich müßt' ihn weiter treiben,
Und könnt' auf keinen Fall mit P
In ſeiner Nähe bleiben.

X. Charade.

Dreiſylbig.

Ein geborner Virtuoſe
Wird benannt im erſten Paar,
Ohne Meiſter, ohne Noten
Trifft er Alles auf ein Haar.

Doch wird er gleich ſtill und traurig,
Wenn ein Kerker ihn verſchließt,
Denn er jubelt dann am liebſten,
Wenn er auch die dritte iſt.

Wer das Ganze einſt geworden
Durch des ſtrengen Richters Spruch,
Den trieb durch die weite Erde
Seines Unſterns böſer Fluch.

XI. Logogryph.

123456. — 12345.

Ei, Mädchen! jetzt wollen wir tanzen,
Und uns am Erſten erfreu'n, —
Drum öffne ich gleich dieſen Kaſten,
Und lege das Zweite hinein.

XII. Charade.

Zweiſylbig.

Wie ich, iſt manches Mädchen
Im fernen Norden genannt,
Auch iſt mein Name ſchon lange
In einem Volkslied bekannt.

Und ſetzeſt du der erſten
Die zweite Sylbe voraus,
So wärmſt du dich d'ran im Winter
Behaglich in deinem Haus.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Inhalt.

I.

Proſa.

Seite.

Beck (Louiſe): Drei Abende im Hotel H... (Erzählung) 55.

Meynert (H.): Der Nebenbuhler. (Novelle)... 2.

Netwald (J.): Der Rothfels. (Novelle nach dem Leben) 338.

Told (Franz Xav.): Die Braut von Botany-Bay. (Erzählung) 157.

Straube (Emanuel): Der Rächer. (Novelle)... 242.

II.

Gedichte.

Huldigung den Frauen 1.

Adami (Heinrich): Nüſſe zum Aufknacken für ſchöne Zähne 395.

Arbter (Emma v.): Wann 384.

Carlopago: Die letzte Fee 380.

Caſtelli (J. F.): Diadeſté 368.

Feuchtersleben (Ernſt Freih. v.):

Im Freien 324.

Fatme. (Romanzen) 326.

Fitzinger: Zu ſpät 43.

Frankl (Lud. Aug.): Nachtbild 53.

Günzburg: Marie 52.

Hammer-Purgſtall:

Die Herberge und die hohe Schule des Safran's in Choraſan 331.

Seite.
Wettſtreit der beiden türkiſchen Dichter Fani und Baki .... 336.
Koch (C. W.): Der Guckkaſtenmann und der Wanderer .... 305.
Hannuſch (J. J.): Das Weib. .... 389.
Heinrich: Die weiße und die rothe Roſe .... 155.
Körber (Philipp v.): An die geweihte Fahne .... 156.
Lenau (N.): Kritiker .... 378.
Liebenau (O. H.):
Die Sylveſternacht .... 152.
In ein Exemplar von Byrons Gedichten 154.
Mayrhofer (Johann) — aus deſſen Nachlaſſe:
1. An Flora .... 322.
2. Jung und Alt .... 323.
Moshammer (Joh. A.): Die deutſche Jungfrau. (Ghazel) .... 376.
Neumann (Ludw. Gottf.): 1. u. 2 .... 359.
Pannaſch: Liebchens Augen .... 318.
Rolett (Herrm.): Die Thräne der Mutter .... 373.
Scherer (F. E.):
Das Lied .... 150.
Verdorbener Appetit .... 151.
Scheyrer (Ludwig): Amors Rache .... 361.
Schilling (Auguſt): Die beiden Brüder .... 387.
Schober:
Verſöhnung .... 364.
Unmuth .... 367.
Schulheim (H. v.): Ironie .... 320.
Seidl (Joh. Gabriel):
Vom dürren Blatte .... 312.
Das neue Haus .... 315.
Sileſius: Das Wunderkind .... 310.
Vogl (Joh. N.):
Der Cerdoniſt. (Ballade) .... 46.
Die Seiltänzerin .... 50.

Huldigung den Frauen.

Taschenbuch

für

das Jahr 1840.

Herausgegeben

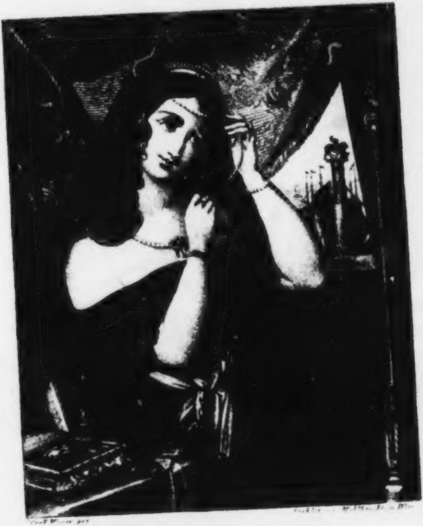
von

J. F. Castelli.

Achtzehnter Jahrgang

mit ſechs Stahlſtichen.

WIEN.
Bei Tendler und Schaefer.



Carl Werner pxt. [illegible]

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

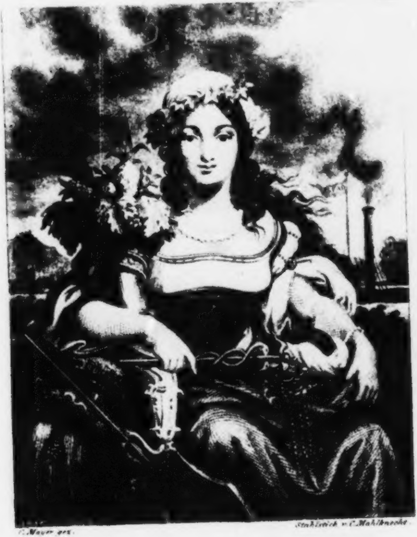
Wellenſtimmen.

Sechs Gedichte

von

Johann N. Vogl.

(Als Erklärung der Stahlſtiche.)



C. Mayer gez.

Stahlstich v. C. Mahlknecht.

Adria.

Mit ewiger Jugend bin ich geſchmückt,
Mit ſteter Schönheit, die Jeden entzückt,
Als Königin thronend in heit'rem Land,
Von Kindern und Greiſen mit Luſt genannt.
Korallen und Perlen, wie Tropfen klar,
Durchflechten und ſchmücken mein reiches Haar,
So ſeht ihr mich ſtrahlen in Herrlichkeit,
Von blauer Farbe mein faltig Kleid.
So weil' ich an Stätten verſcholl'ner Macht,
Vergangener Größe, verblichener Pracht,
Mich freuend am Himmel ſo blau und rein,
Der in mir ſich ſpiegelt mit hellem Schein,
An dem fröhlichen Volke, das mich umgibt
Und immer noch gleich einer Mutter liebt;
Mich freuend bei ſtrahlendem Lichterglanz
An luſtigen Feſten und Mummenſchanz,
So wie ich erfreut mich in alter Zeit
An der Herrſcher Gewalt und der Helden Streit,
An kühnen Thaten, die ich geſeh'n,
Wie Bilder der Lufte vorübergeh'n.

Donau.

Es ſtaunt vor meiner Majeſtät,
Deſſ' Fuß an meinem Throne ſteht;
Der Rebe friſches Grün umlaubt
Mein ewig junges Herrſcherhaupt,
Und wie geſchmückt kein irdiſch Weib,
Hüllt prangend Silber meinen Leib,
Und Perlen ſchmücken meine Bruſt,
Aus meinen Blicken ſtrahlt nur Luſt,
Denn rege iſt's um mich herum,
Wo's früher wüſt und grabesſtumm.

Der Fiſcher fiſcht an meinem Strand,
Der Ackersmann bebaut das Land,
Und raſch vorbei an Fels und Riff
Treibt Dampfeskraft das flücht'ge Schiff,
Bis zu des Moslims fernem Meer
Erſtreckt ſich luſtig der Verkehr.
Es blüht der Wein, es reift das Korn,
Und Segen ſtrömt aus ew'gem Born,
Ja ſelbſt verborgen in der Flut
Des Goldes edle Spende ruht.

Dies iſt das Land, wo ſeit Beginn
Ich hingeſtellt als Herrſcherin.
D'rum iſt mein Aug' ſo lichterhellt,
D'rum iſt mein Herz ſo luſtgeſchwellt,
D'rum freu' ich mich zu jeder Zeit
Ob meines Reiches Herrlichkeit.

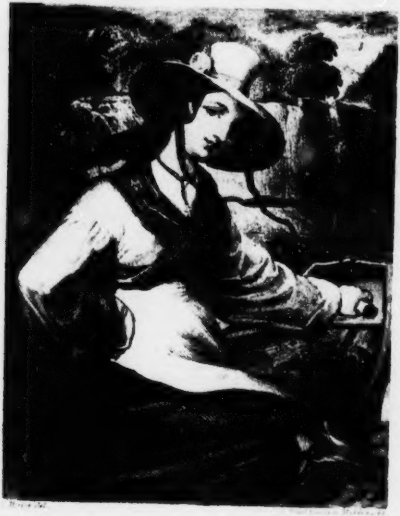
Doch breitet Nacht mit Wolken ſchwer
Sich über Berg und Thäler her,
Dann trübt auch mir ſich das Geſicht,
Dann hüll' auch ich's in Schleier dicht,
Und ſinge einſam und allein
Ein Trauerlied dem nächt'gen Hain,
Zu Aſperns Gräbern tönt der Sang,
Wo früher ſcholl manch' and'rer Klang,
Wo manch' ein Herz für's Vaterland
Den blut'gen Tod der Ehre fand,
Und wo, des ſchönſten Lorbeers werth,
Sich Oeſt'reichs Treu' auf's Neu' bewährt.

D'rum ſinge ich an jenem Ort
Ein ehrend Lied den Schläfern dort,
Und ſing's dem Sturm, mir Nachts geſellt,
Daß hin er's trag' in alle Welt!

[illegible] Wald, wo [illegible] Vögel
[illegible] Das Dorf[illegible]
[illegible] mein [illegible] verlieren,
[illegible] mein [illegible]
Da ſind ſie [illegible] jeder Zeit
[illegible] meine [illegible] Herrlichkeit.

[illegible] weilet [illegible]
Sich [illegible] Berg und Thäler
Dann [illegible] auch [illegible] ich da [illegible]
Dann [illegible] auch in [illegible]
Und ſinge einſam und allein
Ein [illegible] dem nächt[illegible]
Zu [illegible] ſind [illegible]
Wo [illegible] mich [illegible]
[illegible] Herz [illegible]
[illegible] den Tod [illegible],
[illegible] ſchön[illegible]
[illegible]

[illegible] ſinge ich [illegible]
[illegible] Lied den [illegible],
Und [illegible] dem Sturm, [illegible]
Daß [illegible] trag' in alle Welt.



[illegible] del.

[illegible]

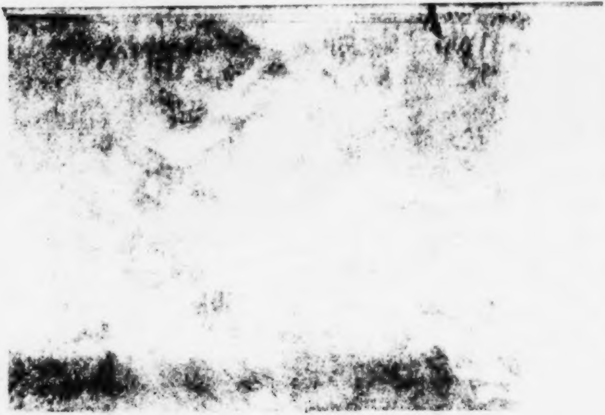
Traun.

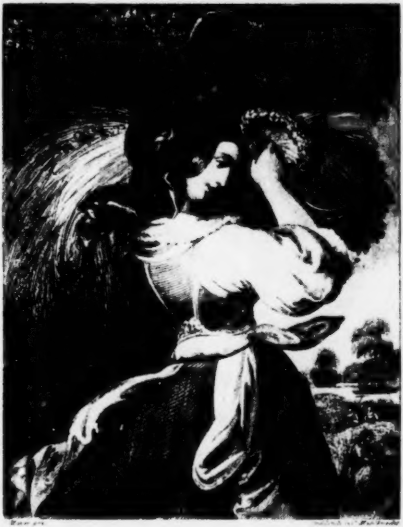
Bin der Berge ſcheues Kind,
Kräftig, raſch, doch froh geſinnt,
Und ſo ſtreif' ich frei und wild
Fort durch Wald und Thalgefild'.

Durch der Auen Dämmernacht
Durch der Anger Blütenpracht,
Durch der Triften Ueppigkeit
Eile ich, im grünen Kleid,
Ueber Bäume und Geſtripp',
Ueber Wurzel und Geklipp',
Ueber Kluft und Felsgeſtein,
Wild in alle Welt hinein.

Denn, was aus der Berge Schacht
Je nur ward an's Licht gebracht,
Bring' ich, als willkomm'ne Fracht,
Hin zur Ferne, die entbehrt,
Was ſo reichlich uns beſchert.

Ha! was ſchallt den Strand entlang
Mir für freudiger Empfang,
Becherklang und Luſtgeſang!
Aber ich, des Berges Kind,
Eile wieder fort geſchwind
Ueber Kluft und Felsgeſtein,
Rüſtig, frei, jahraus, jahrein.





March.

Bekränzt mit gold'nen Aehren,
Zieh' ich durch's ſchöne Mähren,
Ein luſt'ges, freies Kind,
Und muß in frohen Weiſen
Des Landes Reichthum preiſen,
Dem hold die Götter ſind.

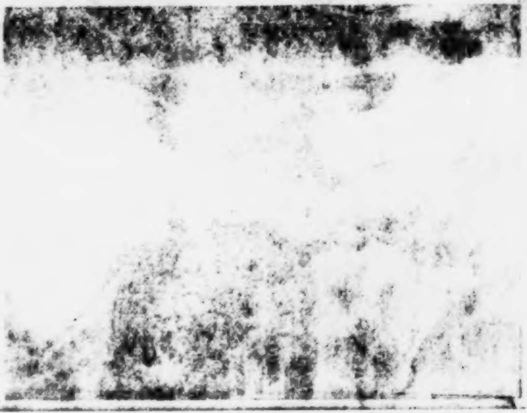
Wohin die Blicke ſchweifen,
Seh' ich nur Saaten reifen,
Seh' ich nur Frucht an Frucht;
Gefüllt ſind alle Räume,
Es brechen faſt die Bäume
Ob ihrer Laſten Wucht.

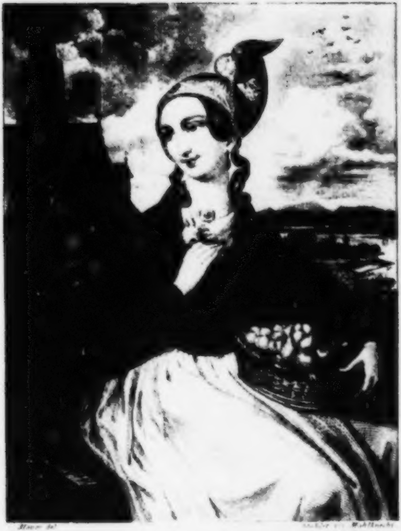
O ſieh', zu allen Seiten
Bis zu den fernſten Weiten,
Ein Meer von purem Gold,
Das wiegt und wogt und wanket,
Das ſäuſelt, rauſcht und ſchwanket,
So wunderbar und hold.

Es ſchallt ein luſt'ges Singen
Zu heller Sicheln Klingen
Auf Anger, Feld und Hain,
Die Mühlenräder brauſen,
Mit Klappern und mit Sauſen
So laut und fröhlich d'rein.

O ſüße Lebensklänge!
O munteres Gemenge,
Wie füllſt du mir das Herz!
Wie drängt es mich zu'weilen,
Und eure Luſt zu theilen,
Wie macht das Scheiden Schmerz!

Doch, ach, ich darf nicht ſäumen
Bei euch in ſüßen Träumen,
Muß fort in ſchnellſter Friſt,
Um fern es zu verkünden,
Wie reich auf euren Gründen
Die gold'ne Saat entſprießt.





Meyer del.

[illegible] Mahlknecht

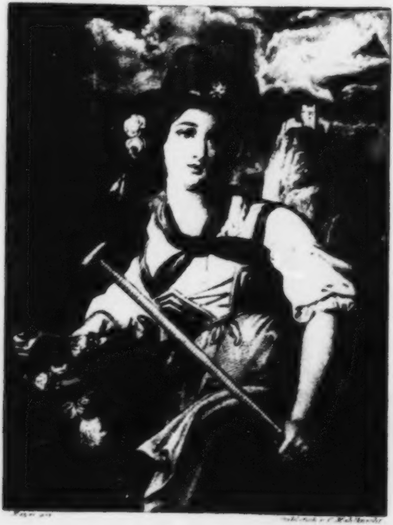
Enns.

Wer hat ein ſchön'res Thal erſchaut,
So voll von Frohſinn und ſo traut,
Als wie das Thal, das allbekannt
Nach meinem Namen wird genannt?
Wo regt das Leben ſich, wie dort,
In Klang und Tanz, und Sang und Wort?

Die Werke donnern Nacht und Tag,
Die Eſſe ſprüht zum Hammerſchlag,
Der Schiffer jauchzt, von Luſt verklärt,
Da wieder er zur Heimat kehrt.
Schon ſpringt die flinke Kellnerin
Mit ihren Krügen her und hin,
Die Zither klingt, die Geige ſchreit,
O wunderſchöne Kirmeßzeit!
Wie ſchwingt ſich dort die Dirn' im Kreis —
Schaut, wie ſie ſich zu drehen weiß —
Das Röckchen weht, hoch wallt die Bruſt,
Juhei, das nenn' ich eine Luſt!

Und in dem Land bin ich zu Hauſ',
Wo ſolche Luſt jahrein, jahraus,
D'rum ſchau' ich auch ſo friſch und froh,
Wie nie ich's könnte anderswo;
D'rum fiel der Wunſch mir nimmer ein,
Was Größ'res, als ich bin, zu ſein;
O daß doch nie die Zeit erſchien',
Die wieder mahnt, von dir zu zieh'n

[illegible]



Inn.

Durch's lebensfriſche Land Tirol
Zieh' ich dahin ſo freudenvoll,
Ergetze mich an all' der Pracht,
Die ringsum mir entgegen lacht.

Ihr ſchönen Gletſcher, dicht beſchneit,
In wild gigant'ſcher Herrlichkeit,
Ihr Schlöſſer auf der Berge Haupt,
Ihr ſchwarzen Wälder, dicht belaubt,
Ihr Bächlein, die, den Kindern gleich,
Mir freundlich nah'n aus Pluto's Reich,
Ihr Wolken, die ſo wüſt und graus
Sich breiten über Fels und Haus,
Seid mir gegrüßt allüberall,
Mit Farbenglanz, mit munter'm Schall!

Denn hier noch wohnt die alte Kraft,
Die draußen immer mehr erſchlafft,
Die Einfalt und die Biederkeit,
So Vielen fremd in dieſer Zeit,
Ja, hier noch blüht, bei Fels und Moos,
Die Unſchuld in der Berge Schooß.

D'rum zieh' ich mit ſo frohem Sinn,
So friſch und hell durch's Land dahin,
Und ruf' mit lautem Jubelſchall
Hinauf zu Fels und Widerhall:
Gegrüßt, gegrüßt, mein Jugendland,
Wo noch das Alte hat Beſtand!

Der Narr von Dohna.

Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus dem Jahre 1401.

von

H. Meynert.

1.

Der Spätherbſt des Jahres 1401 führte graue Schneewolken über die Stadt Dresden dahin, welche unter Markgraf Wilhelm dem Einäugigen, der ſie zu ſeiner Reſidenz erwählt, zuerſt aus ihrer früheren Unbedeutenheit emportauchte. Dennoch beſtand ſie zum größten Theile nur aus niedrigen, ſchlecht gedeckten Häuſern; Altdresden hatte ſich noch nicht einmal zur Stadt erhoben, während alles gewerbliche Leben ſich auf Neudresden lenkte. Der Markgraf ſuchte durch einen für jene Zeit anſehnlichen Hof den äußeren Glanz ſeiner Reſidenz zu heben, durch häufige Feſte und Spiele die Edlen, welche abgeſondert auf ihren Burgen lebten, der Stadt zu befreunden und ritterliche Geſelligkeit in ſeine Umgebung zu bringen. Doch der trotzige Sinn ſeiner Vaſallen, ihre gegenſeitige Eiferſucht und Zwietracht, ihre ſtete Nebenbuhlerſchaft in Raub und Plackereien, widerſtrebte ſeinen weiſen Bemühungen; ja nur mit Anſtrengung vermochte er ſie in ihrer Lehenspflicht zu erhalten, da in den häufigen Zeitwirren mehrere meißniſche Edle unter dem Vorwande böhmiſchen Lehens ihm den Gehorſam weigerten, und indem ſie nach augenblicklichem Intereſſe ſich bald als meißniſche, bald als böhmiſche Vaſallen zu erkennen gaben, im Grunde überhaupt keinen Lehensherrn anerkannten und ihre Willkür unter gar kein Geſetz zu ſtellen trachteten.

Zu den glänzendſten Feſten, welche der Markgraf ſeinen Vaſallen zu Ehren veranſtaltete, gehörte der ſogenannte »Adelstanz,« eine Art von Hofball, der jährlich um Martini auf dem Neudresdener Rathhauſe abgehalten, und zu welchem von dem mit Burglehenhäuſern angeſeſſenen Adel die benachbarten Herren und Frauen »zu Tanz, Freundſchaft und Ergetzlichkeit« eingeladen wurden. Der Landesfürſt pflegte dieſe Bälle ſehr oft durch ſeine perſönliche Gegenwart zu verherrlichen.

Heute wurde dieſer Ball abgehalten, und die erleuchteten Fenſter des Rathhauſes glänzten feſtlich in die graue Herbſtnacht hinaus. Der Wirbel der Pauken und das Jubeln der weinerhitzten Gäſte belebte die öde Nacht, und eine Menge Gaffer umſtand, in gedankenloſer Neugier hinaufſtierend, das Feſtgebäude. Eben trabten zwei Reiter langſam über die Elbbrücke. Ihr Ziel ſchien das Ballhaus zu ſein, aber ſie kamen ſpät und ſchienen nicht von beſonderer Ungeduld beſeelt. Im angelegentlichen Geſpräche hielten ſie von Zeit zu Zeit ihre Pferde an, um ſich beſſer zu verſtändigen. Die langen Mäntel, die ſie zum Schutze gegen den kalten Nachtwind und das Schneegeſtöber dicht um ſich gewickelt hatten, ließen wenig von ihren Geſtalten unterſcheiden. Der Reiter zur Rechten mochte ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren ſein, und die maſſiven, mit Gold und Edelſteinen ausgelegten Steigbügel, ſo wie die reiche Agraffe, welche die Feder ſeines Hutes feſthielt, deuteten auf Stand und Reichthum. Unter den ſchwarzen Locken, welche der Wind ihm in's Geſicht ſchlug, leuchteten zwei Augen von mächtigem Ausdruck, und mit der ſtolzen Kraft, die ſich in den edel gebildeten Zügen ausſprach, ſtand der ſpöttiſche Zug, welcher von Zeit zu Zeit die anmuthig geſchloſſenen Lippen neckte, in einer Art von Widerſpruch. Sein Begleiter, deſſen Tracht und einfaches Sattelzeug auf den Stand des Dieners ſchließen ließen, hatte den Ueberwurf ſeines grauen Mantels über den Kopf geſchlagen, ſo daß man nicht einmal unterſcheiden konnte, ob ein Hut, ob eine Mütze darunter verborgen ſei. Sein lebhaftes Auge blickte finſter und verdroſſen vor ſich hin, ſein Mund dagegen ſchien mehr aus Gewohnheit, als aus Neigung, fortwährend zu lächeln, und die faſt unnatürlich aufſtrebenden Mundwinkel ſchienen des Ernſtes und Verdruſſes zu ſpotten, der ſich über ſeine Stirn lagerte. Der ſcharfe Zugwind ſchien ihn unangenehm zu berühren, er ſchüttelte ſich bisweilen, wie von heimlichem Froſt gepackt. Sein Gebieter bemerkte es lachend, und wollte ihm zu Liebe das Pferd in ſchnelleren Gang bringen, doch der Diener wehrte durch eine Handbewegung den beabſichtigten Galop. »Laß nur, Gevatter!« ſagte er, »beſſer hier im Freien frieren, als droben im geheizten Saale. Gebt Acht, es wird uns dort verdammt kalt werden, und wenn ſie den Saal auch mit den Cedern von Libanon geheizt hätten.«

»Du biſt furchtſam, Narr?« erwiderte der Gebieter, »was haſt du für dich zu beſorgen?«

»Es iſt wahr, Gevatter! Gegen die Narren iſt ſelbſt der Haß galant, und ich glaube wohl, daß ich bei der Sache am wenigſten wage. Aber mir iſt für meinen Gevatter bange, und ich fürchte, er wird ſich aus dem Käfig nicht wieder herausfinden, obſchon ſie ihm tauſend Lichter angeſteckt haben. O, es gibt Eulen, die auch das Licht nicht ſcheuen! Der rothhaarige Körbitz gefällt mir lange nicht ſo gut, als Euch ſeine Braut gefallen mag. Mit ſeinen vielen Bücklingen geht er überall frei hindurch, wo Ihr Euch die Stirn einrennt.«

»Ich will ihn faſſen, dieſen kriechenden Verräther, ſo wahr ich Jaszko von Dohna heiße!«

»Ich möchte ihn ſchon gefaßt haben, ſo wahr ich Euer Narr heiße. Ich habe keine Urſache, dieſen Körbitz zu lieben. Ihr kennt die alte böſe Geſchichte zwiſchen ihm und mir, Gevatter!«

»Ich kenne ſie und finde ſie ſehr langweilig. Er hält deine Braut gefangen, weil ihr Vater, ein von ihm gemißhandelter Vaſall, ihm nach dem Leben trachtete.«

»Es iſt ungefähr Eure eigene Geſchichte, Gevatter! Meine Geliebte hält er gefangen, und die Eurige will er heirathen. Ihr findet es langweilig, weil es blos einen Narren betrifft. Wenn ich an die Geſchichte denke, ſo höre ich auf, ein Narr zu ſein. Nehmt Euch in Acht, Gevatter, daß Ihr nicht ein Narr dabei werdet. Glaubt mir, dem lieben Gott iſt die Geſchichte eines Narren ſo intereſſant, als die eines Ritters, und wenn ein Narr ſeinen Feind erſchlägt, ſo hat der Scharfrichter an ihm dieſelbe Arbeit, wie an einem Ritter, der den Landfrieden bricht.«

Der Gebieter warf ihm einen finſtern Blick zu, wurde aber ſchnell wieder freundlich, denn der Narr war ihm lieb, als ein Gegenſtand, an welchem man ſeine Launen auszulaſſen gewohnt iſt. »Du biſt ein übelnehmiſcher Narr,» ſagte er. »Laß uns jetzt nicht ſtreiten, wir ſtehen vor dem Ballhauſe. Mach' deine Sache gut, auf mich darfſt du rechnen.»

»Ich müßte kein Narr ſein, wenn ich nicht auf Herrengunſt rechnen wollte,» entgegnete der Diener, warf ſich vom Pferde und beugte ein Knie, um dem Ritter vom Roſſe zu helfen. Ihre Mäntel warfen ſie über die Pferde, und man gewahrte nunmehr die reiche Balltracht des Ritters, deſſen ſchöne jugendliche Geſtalt von Gold und Juwelen blitzte, während ſein Begleiter in vollſtändiger Narrentracht, über und über mit ſilbernen Schellen garnirt, ſich präſentirte, und in ſeiner Rechten das kleine hölzerne Schwert mit komiſcher Gravität ſchwang. Ein Kreis von Gaffern umringte ihn augenblicklich vor dem Hauſe. — »Der Narr! Der Narr!» ſchrie das Volk und drängte ſich herbei, den bunten, wunderlichen Vogel anzuſtaunen. — »Laßt mich gehen! Ihr ſeid auch ohne mich vollzählig,» ſagte er, und drängte ſich durch den Haufen ſeinem Gebieter nach. Beide ſtiegen die breite Treppe hinan. An der Thüre des Saales ſtand ein breitſchultriger Hellebardier, der, ſeine Waffe vorhaltend, mit grober Stimme die Loſung begehrte.

»Tanz, Freundſchaft und Ergetzlichkeit!» ſagte der Ritter.

»Und wer iſt dieſer Bunte?»

»Mein Narr, der berechtigt iſt, mich überall hin zu begleiten. Laßt ihn eintreten!»

»Gehört zur Dienerſchaft, ſollte von Rechtswegen hier vor der Thüre ſtehen bleiben,» murrte der Portier.

»Freund! weshalb die Narren vor der Thüre laſſen, wenn du ſchon hier ſtehſt?« lachte der Bunte und trat mit ſeinem Herrn in den Saal. — »Für den »Tanz« iſt geſorgt, wenn nur die »Freundſchaft und Ergetzlichkeit« nicht auf ſich warten läßt!« ziſchelte er dem Gebieter in's Ohr.

Sein Herr vernahm ihn nicht, denn gleich beim Eintritte in den Saal feſſelte eine Erſcheinung ſein Auge, und er blickte eine Weile ſtarr und gedankenlos nach ihr hin. Dann riß er den Narren heftig an ſeine Seite. »Siehſt du ſie? Teufel! ſie iſt ſchöner, denn je.«

»Wahrhaftig, Gevatter! es iſt Judith von Bünau, die ſchöne Braut des Körbitz auf Meuſegaſt. Er iſt verdammt zärtlich; ich kann nicht unterſcheiden, ob die Liebe ihn noch häßlicher, oder etwas leidlicher geſtaltet. Puh! ein garſtiges Geſicht, dieſer Körbitz!«

»Und an dieſes Ungethüm will man dieſen Engel verkaufen, mir zum Aerger, weil ich mich nicht bücke, wie er, weil ich böhmiſches Lehen trage, und mit den Meiſſener Herren nicht im beſten Einverſtändniſſe lebe! Aber beim Ritterding von Dohna, vor deſſen Vehme ſie zittern, ſchwöre ich, daß Judith nie dieſem Rothkopfe angehören, daß ſie mein werden ſoll, trotz Markgraf und Meiſſener Vaſallen!«

»Nehmt Euch in Acht, Gevatter, daß dieſe Judith Euch nicht zum Holofernes macht. Euer Kopf ſteht mir gar nicht recht zu Geſicht. Laßt ihn mit eiſernen Bändern an Euren Rumpf nieten, Gevatter! Wenn ich ein blankes Beil ſehe, denke ich unwillkürlich immer an Euren Kopf.«

»Laß dein Gefaſel, dummer Narr! Da kommt mein Bruder Nikolaus und die Vettern John und Heide!« ſagte

Jaszko, und reichte den zu ihm tretenden drei Rittern die Rechte entgegen.

»Du kommſt ſpät, Bruder!» ſprach Nikolaus.

»Ich fürchte, wir ſind insgeſammt doch noch zu zeitig gekommen,» warf Heide bedenklich hin.

»Und mir iſt behaglich, wie der Möve, wenn ein Sturm heranzieht!» lachte der kecke John von Dohna. „Gebt Acht, es wird heute noch warm hergehen. Die dicke Naſe des Körbitz ſteht ſo hoch, daß ich meiner Hand förmlich Gewalt anthun mußte, ſie ihm nicht herunterzuſchnippen. Siehe da, Freund Narr hat ſich auch eingefunden!»

»Ich wollte, wir gehörten zu den Klugen und wären draußen geblieben,» antwortete der Narr mürriſch. »Mir iſt hier gar nicht wie einem Narren zu Muthe, wahrhaftig ganz unheimlich. Dieſe Wachskerzen, mich dünkt, ich habe ſie ſchon einmal bei einem Leichenbegängniß brennen ſehen, und dann Herr John, riecht Ihr nichts? Wahrhaftig, mir riecht es hier nach Blut.»

»Sprich, Jaszko, wirſt du dem Markgrafen nicht deine Aufwartung machen?» fragte Heide.

»Thue es!» fiel Nikolaus ein. »Er hat bereits nach dir gefragt. Er gibt ſich viele Mühe, eine gnädige Miene gegen die von Dohna anzunehmen, und wir ſind ſchuldig, dieſe Höflichkeit zu erwiedern. Der Markgraf iſt gut, er wäre uns gar nicht ſo übel geſinnt, wenn der ſchleichende Körbitz mit ſeinem Anhange ihm nicht immer in den Ohren läge.»

»Beim Barte meines Vaters, ich will's ihm gedenken!» ſagte Jaszko. »Und jetzt zum Markgrafen, man ſoll nicht ſagen, daß ich dem Herrn des Feſtes die ſchuldige Huldigung verſage.»

Der Markgraf Wilhelm hatte einen erhöhten Platz in einer Vertiefung des Saales eingenommen. Er ſah bleich und leidend aus; ſein Wille war dem Kampfe gegen die wilde Zeit, gegen die Räubereien der Burgherren und die Unbilden eines, in ſeiner hiſtoriſchen Form verworrenen und widerſpänſtigen Vaſallenthumes beſſer gewachſen, als ſeine Kraft. Der Mangel des einen Auges gab ihm ein entſtelltes Anſehen. Dennoch bemühte er ſich, heiter zu ſcheinen, und ermunterte die Tänzer durch freundliche Worte. Den Rudolf von Körbitz ſah man am häufigſten in ſeiner Nähe, und oft neigte er das Ohr ihm zu, um deſſen leiſe Zuflüſterung zu vernehmen. Aber bei aller Aufmerkſamkeit, welche Körbitz dem Markgrafen erwies, folgte er jeder Bewegung ſeiner ſchönen Braut mit eiferſüchtigem Auge, beſonders nachdem Jaszko in den Saal getreten war, deſſen Blicke, wie ihm nicht entging, ſogleich die Judith's ſuchten.

Jaszko, von ſeinem Bruder, ſeinen beiden Vettern und dem Narren gefolgt, ging in ſtolzer Haltung, welche durch ſeine Körperſchönheit unterſtützt wurde, auf den Markgrafen zu, der bei ſeiner Annäherung ſich von ſeinem Sitze erhob und ſich den Anſchein gab, ihm entgegen gehen zu wollen. Jaszko kam ihm zuvor und beugte ein Knie, ein Beweis von Ehrerbietung, mit welchem der feurige, durchdringende Blick, den er auf den Fürſten richtete, nicht eben zuſammenſtimmte.

„Der Graf von Dohna läßt es ſich wenig angelegen ſein, Unſer Feſt zu ſchmücken," redete ihn der Markgraf an, und ſeine bleichen Lippen ſtrebten nach einem Lächeln, das mehr krankhaft als huldvoll ausſah. »Wenn auch Wir Euch dieſen Verzug in Gnaden verzeihen, ſo zweifeln Wir doch, daß die Damen dieſes Feſtes, welche durch Eure Schuld den ſchönſten Ritter ſo lange vermiſſen mußten, eben ſo geneigt ſein werden, Euch zu verzeihen.»

Der Vorwurf und die Schmeichelei, welche ſich in dieſer Anrede vereinigten, machten Jaszko etwas verlegen, und trieben ihm eine leichte Röthe in das Geſicht. Er entſchuldigte ſich mit einem Uebelbefinden ſeines Vaters und mit den ſchlimmen Wegen über das Gebirg.

»Erſpart Euch die Entſchuldigung, Graf!» fuhr der Markgraf fort. »Wir wiſſen, daß Ihr nach Unſerer Nähe nicht ſonderlich geizt. Wem Wir als Lehensherr nicht genügen, dem werden Wir auch als Herr des Feſtes keine hohe Zufriedenheit abgewinnen. Ich glaube, Graf, Ich war Euch immer ein ſo gnädiger Herr, daß Euer Streben, Euch Meiner Lehensherrlichkeit zu entziehen, wenigſtens nicht mit dem Namen Dankbarkeit zu belegen ſein dürfte.»

»Ich wußte nicht, gnädigſter Herr,» erwiderte Jaszko etwas bitter, »daß dieſes Ballfeſt zugleich als Placitum oder Reichstag gelten ſoll, ſonſt würde ich mich darauf vorbereitet haben. Im Uebrigen erkenne ich dankbar alle Huld und Gnade, die Ihr mir erwieſen, und mein Zurücktreten aus dem Lehensverbande Meiſſens gilt wahrhaftig nicht Eurer verehrten Perſon, wohl aber gewiſſen Leuten, die — —» Hier ſah Jaszko ſich um, und ſein flammendes Auge traf auf Körbitz, der in kurzer Entfernung lauernd hinter ihm ſtand und verlegen bei Seite blickte.

»Genug,» unterbrach ihn Markgraf Wilhelm; »die Sache gehört nicht hierher. Hier begrüßen Wir Euch als Unſern werthen Gaſt, und bitten Euch, dem Feſte Eure fröhlichſte Laune zu widmen. Der Ruf iſt in Zweifel, ob Ihr als Reiter, Fechter oder als Tänzer den Preis verdient. Wir ſahen Euch bisher nur in der erſteren Eigenſchaft; zeigt Euch nun auch als Tänzer vor Uns. Geht zu Fräulein Judith von Bünau und bittet ſie in Unſerm Namen, Euch den nächſten Tanz zu ſchenken.»

Jaszko erröthete, während Körbitz hinter ihm ſich entfärbte; er beugte ein Knie und verließ den Markgrafen, um die ihm beſtimmte Tänzerin, den Gegenſtand ſeiner heftigen Liebe, aufzuſuchen. Der Markgraf blickte ihm ſinnend nach, und bemerkte erſt nach einer Weile den Narren, der, ein Auge zudrückend, mit dem andern ihm ſtarr in's Geſicht ſah. »Wer biſt du?» fragte er überraſcht. »Des Burggrafen von Dohna Narr, und ſo lange es dir beliebt, auch der deinige.»

»Warum drückſt du dein rechtes Auge zu? Haſt du Augenweh?» fragte der Markgraf weiter, den der Verluſt des eigenen Auges doppelt aufmerkſam für Leiden dieſes Sinnenwerkzeuges machte.

„Das nicht, Gevatter Wilhelm!» erwiderte der Narr mit der Keckheit des Muthwillens, der ſich überall geduldet weiß; »aber wenn du, der Fürſt, nur mit Einem Auge ſiehſt, ſo wäre es von einem Narren unhöflich, neben dir mit zwei Augen ſehen zu wollen.»

Der Markgraf war überraſcht. Ein ſchneller Zorn zuckte über ſein Geſicht, doch er bekämpfte ihn dem Narren gegenüber und ſagte nur mit etwas barſcher Stimme: »Du biſt ein frecher Burſche! Hat vielleicht dein Herr dir den Auftrag zu derlei Reden gegen Mich gegeben?»

»Gewiß und wahrhaftig nicht, Gevatter Wilhelm! Meine Narrheit läßt ſich keine Vorſchriften machen; ſie iſt ſelbſtſtändiger als die Klugheit der geſcheiten Leute, aber ich will dir einen guten Rath geben, wie du dir zwei und noch mehr Augen öffnen kannſt.»

»Ich bin begierig, den Rath eines Narren zu hören,» ſagte der Markgraf lächelnd.

»O du hörſt ihn nur zu oft, Gevatter! aber es ſind nicht immer gute Narren, die dir rathen, und ſie geben ſich Mühe, dir auch das einzige Auge zu blenden, das die Kunſt deiner Aerzte dir unverſehens übrig ließ. Ein Auge, Gevatter, iſt endlich ſo gut als zwei, und es iſt nur die Schuld des Beſitzers, wenn er weniger damit ſieht. Warum richteſt du es immer nur nach einer Seite hin? Warum haſt du es für den Körbitz nur, um zu lächeln; für den Dohna nur, um zu grollen? Auch zwei Augen müſſen ſich umwenden, wenn ſie hinter ſich blicken wollen. Du ſchaueſt zu viel auf einen Fleck, und bemerkſt darum nicht, was man hinter deinem Rücken thut. Du blickſt grollend und unverwandt nach Süden, wo auf dem Abhange des Böhmergebirges die Feſte Dohna deinen Geſichtskreis begrenzt. Dort bemerkſt du jede leichte Unbill, jede geringſte Plackerei, jeden Schein von Ungehorſam, und wenn dein eignes Auge müde wird, ſo ſiehſt du noch mit fremden Augen dahin. Warum blickeſt du nicht auch nach Oſten, Weſten, nach Norden, in das Innere deines Landes, ja in die Mitte deiner Hofburg? Glaube mir, Gevatter, der Plackereien und Räubereien gibt es dort mehr, als an der ſteilen Landesgrenze, welche die Zinnen Dohna's beherrſchen. Sieh' dich gut um, Gevatter; nach ſo vielen Seiten du blickſt, ſo viele Augen haſt du gewonnen. Mach' den Verſuch; er wird dir manchen Aerger, aber keine Reue bringen. Gedenke meiner Worte; ſie ſind wahr, ein Narr hat ſie geſagt!»

Er verbeugte ſich mit einem Anſtande, den man kaum an ihm vermuthet hätte, und verſchwand im Getümmel der Gäſte. Der Markgraf ſah nachdenkend vor ſich nieder. Körbitz trat lauſchend hinzu. »Was hat der Narr Euch für Schwänke erzählt, gnädigſter Herr?» fragte er aushorchend. »Guter Rath kommt oft aus ſchlechtem Munde,» erwiderte der Fürſt gedankenvoll. »Es iſt hier zu Lande nicht Alles, wie es ſein ſoll, und ungerecht Ding thut nicht gut. Wir wollen prüfen, richten. Euch, Herr von Körbitz, ſcheint der Narr übel gewogen zu ſein. Sprecht, womit habt Ihr ihn gekränkt? In meinem Lande ſoll auch der Niedrigſte ſein Recht haben.»

»Er hat kein Recht gegen mich,» antwortete Körbitz nicht ohne Verlegenheit. »Schon ſeit Jahren hatte er ſich in die Tochter eines meiner Vaſallen, des Kunz von Trotheim, vergafft. Der Letztere glaubte ſich von mir beſchwert, und in ſeiner blinden Wuth unternahm er einen Mordanſchlag gegen mich. Durch einen der Verſchworenen gewarnt, kam ich dem Ausbruche zuvor. Der Verbrecher büßte mit dem Leben; ſeine Tochter behielt ich in Gewahrſam, denn ihr Geliebter war bei dem Anſchlage gegen mich thätig geweſen, und auf Dohna ſchützte man ihn vor meiner gerechten Rache.»

»Seltſam!» ſagte der Markgraf. »Wie konnte der Narr ſich vermeſſen, um die Tochter des Burgherrn von Trotheim zu freien? wie konnte ihn dieſer ſeiner Bundesgenoſſenſchaft würdigen?»

»Ein unerwieſenes Gerücht, das der Narr wahrſcheinlich zu ſeinem Vortheil benützte, bezeichnet ihn als den Abkömmling eines geſtürzten, einſt mächtigen Geſchlechtes.»

»Und der Name dieſes Geſchlechtes?« fragte der Markgraf weiter.

Körbitz ſtockte. — »Es gelang mir nicht, denſelben auszukundſchaften,« erwiderte er, ſich plötzlich beſinnend, »und ich wollte meine Ritterehre darauf verpfänden, daß das ganze Gerücht ein bloßes Mährchen ſei.«

»Wie dem auch ſei,« ſchloß der Markgraf, »der Narr gefällt mir; ich nehme ihn in meinen Schutz.«

Körbitz antwortete mit einem tückiſchen Lächeln, welchem er vergebens den Ausdruck der Demuth zu verleihen ſuchte, und entfernte ſich mit einer tiefen Verbeugung. Im Gedränge ſtieß er auf den Narren. Er konnte ſeine üble Laune ſo wenig bemeiſtern, daß er im Vorübergehen ihm in die Ohren flüſterte: »Wenn du noch einmal wagſt, übel von mir zu ſprechen, ſo werde ich« — hier machte er die Pantomime eines Peitſchenhiebes — »dich wie einen Narren behandeln.«

»Und ich dich wie einen ehrlichen Mann, damit wir uns Beide in der Perſon irren,« erwiderte der Narr kaltblütig, und wollte weiter gehen. Doch Körbitz packte ihn am Arme und rief: »Schurke!« Unwillkürlich greift der Narr nach ſeiner linken Seite, wie nach einem Schwerte; aber die getäuſchte Hand fand hier keine andere Waffe, als das kurze hölzerne Narrenſchwert. Sich beſinnend, ſtieß er es mit einem bitteren Gelächter in den Gürtel zurück, und ſagte zu dem Gegner ruhig: »Wenn du mich einen Schurken nennſt, ſo kann ich dich wohl einen Narren nennen; ich denke, damit haben wir gegenſeitig unſere wahren Namen getauſcht.»

Körbitz holte zu einem Schlage aus, aber ſeine Hand wurde unerwartet von der eines Dritten feſtgehalten, und Jaszko ſtand an ſeiner Seite. — »Was gibt es hier?» fragte Letzterer barſch.

Körbitz maß ihn mit einem hämiſchen Blicke. »Euer Narr wagt mich zu beſchimpfen!» knirſchte er.

»Ei, Herr von Körbitz, wie darf Euch das ſo ſehr verdrießen? Dem Scherz eines Narren iſt ſelbſt von Fürſten Freiheit gegönnt, und es muß ſchlimm um ein Bewußtſein ſtehen, das nicht einmal Vorwürfe aus Narrenmunde ertragen kann!» ſagte Jaszko ernſt.

»Bring' mir meine Peitſche,» rief Körbitz einem mit Erfriſchungen vorübereilenden Diener zu; »ich will dieſem Narren zeigen, welche Antwort ich auf ſeine frechen Reden zu geben habe.»

»Nicht doch, Herr von Körbitz!» widerſprach Jaszko noch ernſter. »Für meinen Narren habe nur ich eine Peitſche. Ihr habt nur ein Schwert gegen den Herrn des Narren, der Euch Galle machte. Merkt Euch das, Herr von Körbitz; Ihr wißt mich zu finden. Der Tanz geht zu Ende; ich gehe jetzt auf Befehl des Markgrafen, Eure ſchöne Braut für den nächſten Tanz zu werben. Später ſtehe ich Euch auf jede Forderung zu Dienſten.»

Er verbeugte ſich flüchtig und führte den Narren mit ſich hinweg. Wuthentbrannt blickte Körbitz ihnen nach. Der Vorfall hatte ſich in einem entfernten Winkel des Saales zugetragen, ſo daß nur wenige Gäſte Augenzeugen desſelben geweſen waren, und der Paukenwirbel der rauſchenden

Muſik, das Geräuſch des Tanzes und die lauten Toaſte der Zechenden hatten von dem Wortſtreite nur in der unmittelbaren Nähe Etwas vernehmen laſſen. Das Feſt wurde ſonach nicht im Mindeſten dadurch geſtört; nur Wenige erfuhren davon, und die Luſt des Tanzes, wie des Bechers, wogte munter im Saale fort.

Der ungeduldige Jaszko konnte kaum das Ende des Tanzes erwarten; ſeine unruhigen Blicke ſuchten Judith und bemerkten nicht, daß noch zwei Augen weit geöffnet jeder ihrer Bewegungen folgten, die des Körbitz. Jetzt endigte der Tanz, die Muſik feierte, die Paare zerſtreuten ſich und die ſchöne Judith, noch glühend vom Tanze, ſuchte ihren Sitz, als Jaszko ihr entgegentrat. Faſt wankte ſie, als ſie ſo unerwartet den einſt ihr Verlobten, den noch immer Geliebten vor ſich ſah, im Vollglanz männlicher Kraft und Jugendſchönheit. Er ergriff ſanft ihre Hand, die in der ſeinigen fieberhaft zuckte. »Du zitterſt, Judith,» ſagte er leiſe: »einſt war es anders. Haben meine Feinde, als deren Bundesgenoſſin du vor den Altar zu treten im Begriffe ſtehſt, mich dir ſo grauenhaft geſchildert, daß meine Nähe deine Furcht erweckt?»

Judith ſchwieg, aber der tiefe, bedeutungsvolle Blick, den ihr Auge, langſam ſich erhebend, auf ihn richtete, ſagte ihm mehr, als er ſelbſt gehofft hatte. Er erwiderte ihn durch einen leidenſchaftlichen Druck der Hand und machte unwillkürlich eine Bewegung, ſie an ſeine Bruſt zu ziehen, als er noch zu rechter Zeit ſich beſann und, unmuthig um ſich blickend, ihr zuflüſterte: »Ich ertrage dieſen verdammten Zwang nicht länger! Deine Verwandten haben ein feindſeliges Spiel mit mir, ein herzloſes mit dir getrieben. Weil ich, durch manchen Frevel der markgräflichen Diener gedrängt, Miene mache, aus ihrem Lehensverbande zu treten, haſſen und verfolgen ſie mich, reißen dich, die ſchon mir Verlobte, von meiner Seite, um ſie in die Arme meines Todfeindes, juſt des elendeſten aller meiner Gegner, zu werfen. Aber ſie ſollen mich kennen lernen! Mit Gewalt will ich dich dem Nichtswürdigen entführen, will —«

Hier zupfte ihn Jemand an den Bäuſchen des Aermels. Er ſah ſich überraſcht um; der Narr ſtand hinter ihm, legte den Finger auf den Mund und ſagte: »Wenn Ihr ſo laut ſprechen wollt, ſo dürft Ihr Euch nicht wundern, wenn gewiſſe Leute Ohrenzwicken bekommen.« Dabei machte er einen Seitenblick, welchem Jaſzko's Auge folgte und wahrnahm, wie Körbitz's lauſchend vorgeſtreckter Kopf ſchnell hinter dem breiten Rücken eines feiſten Ritters verſchwand.

»Alſo auch auf das Horchen verſteht ſich dein edler Bräutigam?« ſagte Jaſzko bitter zu Judith. »Immerhin, ich ſchwöre, daß er ſich keine Freude erhorchen ſoll. Dieſer Tanz gehört mein; der Herr des Feſtes hat ihn mir geſchenkt und dich zu meiner Tänzerin geworben. Ich will die Zeit benützen, ihm zum Aerger mir nicht den mindeſten Zwang auferlegen. Es ſteht ihm frei, mein Betragen übel zu nehmen. Wohl mir, wenn er Rechenſchaft fordert!«

Ein Trompetenſtoß verkündete den Wiederbeginn des Tanzes, und die Muſik fiel rauſchend ein. Die Tänzer tummelten ſich; aber unter allen zog nur ein Paar die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſich — Jaſzko und Judith. Er, der ſchönſte, ritterlichſte Jüngling, in jeder Bewegung der edelſte Ausdruck von Anmuth und Kraft, ſo daß man in dem herrlichen Tänzer überall auch den vollendetſten Kämpen ahnen mußte, und Judith, die lieblichſte Blume des Meiſſenlandes, eine reizende Begegnung von Naivetät und Wehmuth. Selbſt Jaszko's Gegner vergaßen in dieſem Augenblicke ihren alten Groll, und huldigten dem Zauber, den die Geſtalt des ſchönen, kühnen Jünglings verbreitete. Nur Körbitz gehörte nicht zu jenen Bewunderern. Mit verbiſſenem Ingrimme glotzte er die Tänzer an, und ſeine Freunde waren geſchäftig, Oel in die Flamme zu gießen, welche erbarmungslos in der Bruſt des eiferſüchtigen, haßerfüllten Ritters wüthete.

»Wahrlich, Rudolf, du biſt kein Mann, wenn du ungeahndet die Frechheit des Dohnaers erträgſt,« ziſchelte ihm ſein neben ihm ſtehender Bruder, Jobſt von Körbitz, in's Ohr. »Sieh', wie er mitten im Tanze ſie an ſich zieht, wie ſeine Hand die ihrige drückt, wie ſie erröthend ſich vor ſeinen Feuerblicken nicht zu ſchützen weiß. Teufel! er fliſtert ihr verſtohlene Worte zu. Und ſie ſchwankt zwiſchen Verlegenheit und Entzücken! Rudolf, das willſt du dulden?«

»Bei der Hölle, nein, ich will es nicht dulden!« brach Rudolf in überſtrömendem Grimme los. »Mag kommen, was da wolle! Ich reiße ihn mitten aus dem Tanze heraus.«

Die Muſik nahm eben einen ſchnelleren Takt an. Wie in berauſchter Selbſtvernichtungswuth raſ'ten die Tänzer daher. Jetzt kamen auch Jaszko und Judith in ſchwärmender Haſt daher geflogen; da trat Rudolf hervor und ſtellte in ungezogenem Aerger den Tanzenden ein Bein. Jaszko ſtrauchelte und ſtürzte mit Heftigkeit zu Boden. Auch Judith wankte, doch

Jaszko's kräftige Rechte hielt ſie feſt, während er behender als ein Reh aufſprang. Laut lachend zog Rudolf von Körbitz den vorgeſtreckten Fuß zurück, aber im nächſten Momente flog Jaszko's gewaltige Fauſt ihm praſſelnd in's Geſicht, daß er faſt beſinnungslos niedertaumelte und den, den Schlag begleitenden Ausruf: »Dies, Bube, für das Beinſtellen!« nicht mehr hörte.

„Das fordert Blut!“ ſchrie Jobſt, des Geſchlagenen Bruder, und griff an das Schwert. Seine ihm zunächſt ſtehenden Freunde riſſen ebenfalls ihre Waffen aus den Scheiden und machten Miene, auf Jaszko einzudringen; doch ſchnell hatte ſich auch um dieſen eine Schutzwehr gebildet, denn ſein Bruder, Nikolaus, und ſeine Vettern, John und Heide, waren gleich im Beginne des Streites an ſeine Seite geeilt, und mehre, den Dohnaern befreundete Ritter ſchloſſen ſich ihnen an. In Zeit von wenigen Sekunden glich der Saal einem offenen Kampfplatze. Zwar war noch kein Hieb, kein Stoß gewechſelt worden; aber beide Parteien, Waffen in den Händen, Wuth in den Blicken, ſtanden ſchlagfertig einander gegenüber, durch Hohn und Schimpf ſich und den Gegner reizend. Judith befand ſich, zu ihrem Schrecken, mitten in dem Getümmel des jeden Augenblick loszubrechen drohenden Kampfes. Aber ohne daß einer der wuthentbrannten Ritter es wahrnahm, erfaßte juſt im ſtürmiſchſten Momente eine Hand die ihrige und zog ſie mit dem leiſen Zuruf: „Kommt, Fräulein, hier iſt nicht Euer Platz!“ fort. Mechaniſch folgte ſie dem unbekannten, tief in einen Mantel gehüllten Retter, der ſie die Stiege hinab führte und, im Hofraume angelangt, mit Hilfe einiger ehrerbietig ihr dienenden Knappen ſie auf ein Pferd ſetzte und raſch mit ſeiner Beute davon jagte. Judith war von dem Vorfall im Saale ſo hart erſchüttert worden, daß eine vollſtändige Apathie ihre Sinne und ihren Willen gefeſſelt hielt, und ſie widerſtandlos, ſtumm dem geheimnißvollen Räuber oder Retter folgte. Einige Worte, die ihr derſelbe zufliſterte, weckten ſie, wie es ſchien, aus ihrer ſtarren Betäubung, ſchienen aber ihre vorherige Willenloſigkeit in bewußte Abſicht zu verwandeln, denn ſie ſah ſich ängſtlich um, einen abermaligen Retter nicht begehrend, ſondern fürchtend. Einige Minuten lang vernahm man die immer ſchwächer hallenden Hufſchläge der Roſſe auf dem Balkengetäfel der Elbbrücke; dann kehrte die tiefe Stille der Nacht zurück, nur unterbrochen durch wilden Stimmenwirrwarr aus den Fenſtern des Rathhausſaales, wo der Streit noch immer fortbrannte.

Hier wollte es ſo eben von Worten zu Streichen kommen; denn ſchon hatte Jaszko's mächtiger Arm den Jobſt von Körbitz, der ſich keck gegen ihn vordrängte, der Länge nach auf den harten Marmorboden des Saales hingeworfen, und dies ſchien die Loſung zu einem allgemeinen Gemetzel werden zu wollen, als der Markgraf, von Gewaffneten begleitet, herbeieilte, und mit ſtarker Stimme Frieden gebot. — „Ehrfurcht Meiner fürſtlichen Nähe und den Mauern des Stadtrathhauſes, wo jede Störung zum Verbrechen wird! Augenblicklich die Schwerter in die Scheide! Verfallen iſt dem Geſetze mit Leib und Leben Jeder, der noch eine Hand zum Kampfe rührt.“

Tiefes Schweigen folgte ſeinen Worten, und nur das Raſſeln der Scheiden, welche die entblößten Klingen wieder aufnahmen, unterbrach auf einige Momente die lautloſe Stille.

Der Markgraf blickte düſter im Kreiſe umher; da fiel ſein Auge auf den noch immer halbbeſinnungsloſen Rudolf von Körbitz, deſſen blutendes und verſchwollenes Geſicht ſchlaff gegen die Bruſt herabhing. Der Anblick des gemißhandelten Lieblings jagte ihm die Zornesröthe in die Wangen. — »Wer war es, der den Ritter von Körbitz verletzte?« fragte er mit drohender Stimme und wendete ſich, den Urheber ahnend, gegen Jaszko von Dohna.

»Ich war es, gnädigſter Herr!« entgegnete dieſer ruhig. »Der Ritter beſchimpfte mich und meine Dame, ſeine eigene Braut, auf ſchmähliche Weiſe. Mein Arm beſtrafte einen Bubenſtreich.«

»In Meiner Gegenwart ſteht Keinem ein Recht zu, erlittene oder eingebildete Unbill zu ſtrafen,« ſagte der Markgraf finſter; »wo der höhere Richter zugegen, iſt auch die gerechte Rache ein Frevel. Ihr habt den Hausfrieden Meiner Reſidenz verletzt, Graf von Dohna; bittet um Gnade, oder es kann Euch theuer zu ſtehen kommen!«

»Die Gefahr gilt mir gleich, wenn der Preis, ſie abzuwenden, mir zu theuer däucht,« entgegnete Jaszko ſtarrſinnig, aber nicht ohne Würde. »Ich kenne die Geſetze der Ehre, und ſobald mein gnädigſter Herr dem Ritter von Körbitz befohlen haben wird, dem edlen Fräulein Judith und mir den angethanen Schimpf abzubitten, werde ich Eure Verzeihung ob des geſtörten Hausfriedens ſuchen.«

»So vermeint Ihr, dem Geſetze Bedingungen vorſchreiben zu wollen?« fragte der Markgraf immer finſterer. »Man hole das Fräulein Judith von Bünau herbei, damit ſie Zeugniß ablege, inwiefern der Ritter von Körbitz ſie und den Grafen von Dohna beſchimpft habe.«

Einige Männer des markgräflichen Gefolges wollten ſich entfernen, um das Fräulein aufzuſuchen. Doch ihr Auftrag erledigte ſich gleichzeitig, wie er gegeben worden; denn im nämlichen Augenblicke ſtürzte athemlos ein alter Ritter herbei. Er durchſpähte mit angſtvoller Haſt die Perſonen des Kreiſes, und fragte dann dumpf: »Wo iſt meine Tochter?»

Dieſe ſchreckliche Frage durchdrang ſelbſt die Dämmerung, welche die Sinne des ohnmächtigen Rudolf von Körbitz gefangen hielt. »Eure Tochter Judith?» ächzte er, »wo iſt ſie?»

»Ich ſuchte ſie bei Euch,» ſagte der Alte. »Iſt es möglich, auch Ihr habt ſie nicht geſehen?»

»Beruhigt Euch, Ritter von Bünau,» fiel der Markgraf ein, den eigenen Schrecken bemäntelnd; »Eure Tochter wird ſich aus dem Tumulte des Saales hinweg in die Arme ihrer Frauen geflüchtet haben.»

»Nein, nein!» rief Bünau mit ſtierem Blicke, »ihre Zofen weilen im Vorſaale und wiſſen ihren Aufenthalt ſo wenig als ich. Die Hofwachen behaupten, daß, während des hier entſponnenen Streites, eine Dame, von einem verhüllten Ritter und einigen Knappen begleitet, ſich auf ein Pferd geſchwungen und in geſtrecktem Trabe verſchwunden ſei. Die Beſchreibung, die ſie mir machten, trifft mit der Perſon meiner Tochter zuſammen. Judith iſt entführt!»

»Entführt?» ſchrien Jaszko und Rudolf gleichzeitig, und ſtarrten, den alten Haß auf einen Augenblick vergeſſend, ſich mit dem gelähmten Ausdrucke des Entſetzens an.

»Die Wachen haben ſich geirrt,» ſagte der Markgraf, mühſam die innere Unruhe bekämpfend. »Eure Tochter, Ritter von Bünau, würde dem Entführer nicht ſo freiwillig gefolgt ſein, und der leiſeſte Hilferuf würde ihr ſogleich eine Menge Beſchützer erweckt haben.

»O, es gibt Ritter, welche ein unerfahrenes Herz ſchon zu beſchwatzen wiſſen,» entgegnete Bünau mit Bitterkeit, und ſein Blick haftete durchdringend auf Jaszko. — Jetzt bemeiſterte ſich auch Rudolf's eine böſe Ahnung; er murmelte einige unverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen und ſtarrte Jaszko mit wildem Auge und zuſammengebiſſenen Lippen an. Unwillkürlich folgten die Blicke der Uebrigen derſelben Richtung, und Jaszko befand ſich in der ſelbſt für ein ungetrübtes Bewußtſein peinlichen Lage, Aller Augen auf ſich zu vereinigen. Eine verlegene Ungeduld bemächtigte ſich ſeiner, das Blut ſchoß ihm in's Geſicht, und da er nicht wußte, welchem von all' den auf ihn glotzenden Augen er mit den ſeinigen begegnen ſollte, ſo blickte er auf ſeinen treueſten Bundesgenoſſen, ſein gutes Schwert nieder, mit deſſen Knaufe ſeine Rechte ſpielte.

Jetzt redete ihn der Markgraf an: »Ihr ſeht, Herr Graf, daß jeder dieſer werthen Gäſte ſchweigend Euch der Entführung des edlen Fräuleins von Bünau anklagt, und Ihr ſprecht nicht?»

Jaszko, froh, dieſes unbehagliche Schweigen gebrochen und ſich zum Reden aufgefordert zu ſehen, goß ſeinen vollen Unmuth in ſeine Worte. »Mein Scharfſinn iſt noch nicht ſo weit getrieben, Leuten eine ſtumme Anklage vom Geſichte leſen zu können,» ſagte er, »und eben weil ich die Mehrzahl der hier verſammelten Gäſte ehre, hielt ich ſie eines ſo abgeſchmackten Verdachtes nicht fähig. War ich vorbereitet auf den Tumult, in welchem das Fräulein verſchwunden ſein ſoll? Hat ihn nicht der Ritter von Körbitz durch ſein Beinſtellen auf eine für mich ganz unerwartete Weiſe herbeigeführt? Habe ich auch nur auf einen Augenblick den Saal verlaſſen? Durch Verdacht will ich den Verdacht beantworten. Ich, Jaszko, Burggraf zu Dohna, halte dafür, daß der Ritter Rudolf von Körbitz, ſeit lange mein geſchworener Gegner, jenen Tumult im Saale planmäßig veranlaßte, und während deſſelben das Fräulein Judith abſichtlich verſchwinden ließ, um mich böſem Verdachte der Entführung preis zu geben, weil die Leute um meine früheren Anſprüche auf des Fräuleins Hand wiſſen. Mit meinem Schwerte werde ich meine Ehre gegen den Verleumder rein zu waſchen wiſſen. Hier mein Handſchuh,» — er warf ihn heftig zu Rudolf's Füßen nieder — »er gilt für Rudolf von Körbitz und für Jeden, den es gelüſtet, ſein Freund und Bundesgenoſſe zu ſein?»

Körbitz wollte ſich nach dem Handſchuhe bücken; allein auf einen ſchnellen Wink des Markgrafen hatte ihn bereits ein Diener deſſelben aufgehoben und überreichte ihn ſeinem Gebieter.

»So werdet Ihr geſtatten, Graf von Dohna,» ſagte der Markgraf, »daß Ich der Erſte Euren Handſchuh aufhebe.»

Jaszko blickte ihn etwas überraſcht an, und antwortete dann ruhig: »Wie es Euch beliebt, gnädigſter Herr! Ihr wißt, daß ich mich nicht als Euren Vaſallen erkenne; der Krone von Böhmen gehört mein Lehenseid. Darum ſteht Ihr im Kampfe mir nur wie ein anderer Ritter gegenüber!»

»Noch hat der Ausſpruch des Reichstages nicht über Eure Lehensverhältniſſe zu Mir entſchieden,» ſagte der

Markgraf, »und Ich könnte, wenn Ich wollte, Meine Lebenshoheit über Euch in dieſem Augenblicke leicht zu Eurem Verderben anwenden. Doch ſoll man einem Markgrafen von Meiſſen nicht nachſagen, daß er ſeinem Vortheile in der Verletzung des Gaſtrechtes gehuldigt hätte. Frei, wie Ihr gekommen, möget Ihr gehen. Seid Unſerer Fehde gewärtig. Drei Tage geben Wir Euch Zeit, Euch zu rüſten.«

»Mir genügt eine Stunde, Herr Markgraf!« erwiderte Jaszko. »Komm' Bruder, kommt werthe Vettern, wir haben hier nichts mehr zu ſuchen. — Gebt Raum, Ihr andern Herren! — Lebt wohl, Herr Markgraf, wir danken für Euer freundliches Feſt und für reiche Bewirthung.«

Der Kreis öffnete ſich. Stolz ſchritt Jaszko durch die Reihen ſeiner Gegner, rechts und links verbindlich grüßend, und nur Rudolf von Körbitz keines Blickes würdigend. Nikolaus und die Vettern John und Heide folgten ihm, trotziger, als er, um ſich blickend, und doch an Muth ihm nicht zu vergleichen. Im Hofe ſtiegen ſie auf ihre Pferde und jagten, an der Spitze ihrer Diener, raſch die Straße nach dem heimatlichen Dohna hinauf. Sie mochten ungefähr eine halbe Stunde geritten ſein, als ſie Pferdegetrabe vor ſich hörten und im Mondlichte ein Häuflein Reiter gewahrten. Jaszko ahnte einen von ſeinen Feinden ihm gelegten Hinterhalt, ermahnte ſeine Begleiter, auf ihrer Hut zu ſein, und rief die vermeinten Gegner an, zu ſtehen. Zu ſeiner Verwunderung gehorchten dieſe augenblicklich ſeiner Aufforderung. »Wer da?« rief er ihnen zu. — »Ein Narr und vielleicht noch andere ſeines Gleichen!« ſchallte es zurück, und Jaszko, die Stimme ſeines Narren erkennend, gab erfreut ſeinem Pferde die Sporen, und hielt in wenigen Augenblicken an ſeiner Seite.

»Wie in aller Welt kommſt du hieher?« fragte er ihn, die verhüllte Geſtalt, welche neben dem Narren ritt, in der Eile kaum bemerkend. »Mir ſcheint, du wollteſt mich im Stiche laſſen.«

»Das nicht, Gevatter Jaszko! Aber ich hatte droben im Saale, noch ehe der Kampf losging, einen Kriegsgefangenen gemacht, der in Sicherheit gebracht ſein wollte. Seht ihn ſelbſt, und ſprecht dann, ob er eines ſchnellen Transportes werth war.« — Bei dieſen Worten winkte er der verhüllten Geſtalt, dieſe ſchlug ihren Mantel aus einander, und: »Judith!« rief Jaszko mit freudigem Schrecken, und ſchloß die ſo unerwartet Wiedergefundene feurig in ſeine Arme.

»Gelt, der Narr hat bisweilen ganz leidliche Einfälle?« fragte dieſer verſchmitzt.

»Noch kann ich von meinem Staunen nicht zurückkommen,« erwiderte Jaszko. »Sprecht, erklärt mir, wie Alles zugegangen, und ob ich meinen Augen trauen darf?«

»Ei nun,« fuhr der Narr fort, »es drohte, nachdem Eure Fauſt mit des Körbitz Geſicht nähere Bekanntſchaft gemacht hatte, im Saale verdammt heiß zu werden. Da dacht' ich mir, die freie Luft möchte dem Fräulein beſſer bekommen und bot ihr meine Hand. Der Schreck über das eben Erlebte hatte die ſchöne Dame ſo mürbe gemacht, daß ſie faſt bewußtlos meinem Rufe folgte; vielleicht hielt ſie mich auch für einen ihrer Diener, der in der guten Abſicht gekommen, ſie dem Tumulte zu entreißen. Als ſpäter mit ihrer vollen Beſinnung auch ihre Zweifel wiederkehren wollten, genügte der Klang des Namens »Jaśzko,« ſie zu beſchwichtigen. Sie hatte im Saale mich an Eurer Seite geſehen, und durfte daher keine Verrätherei eines Dritten fürchten.«

»Meine theure, theure Judith!« rief Jaśzko. »Und doch,« fuhr er mit plötzlich gerunzelter Stirne fort, »wird das Glück deiner Nähe für mich von keiner Dauer ſein dürfen, wird durch mich ſelbſt zerſtört werden müſſen. Ich gab dem Markgrafen, deinem eigenen Vater und meinen übrigen Gegnern das Wort, an deiner Entführung keinen Theil zu haben, ja ich beſchuldigte den Rudolf von Körbitz dieſer That, und glaubte ihn wirklich derſelben ſchuldig, um neuen böſen Verdacht auf mich zu wälzen. Wie dürfte ich mich jetzt einer That unterziehen, welche ich ſo feierlich von mir abgelehnt? Ich würde meineidig, ehrlos in den Augen meiner Gegner daſtehen; Judith, der Gedanke zerreißt mein Herz, aber wir müſſen uns trennen, trennen noch in dieſem Augenblick!«

„So hätte ich juſt mit dieſem Unternehmen, auf welches ich ſo viel gab, einen dummen Streich begangen?“ ſagte der Narr finſter und blickte fragend auf Judith.

Dieſe ſchwieg eine kurze Weile, in tiefes, trübes Nachdenken verloren. Dann ſagte ſie unter mühſam zurückgehaltenen Thränen: »Wohl, Jaśzko, wir werden uns trennen, deine Ehre mag es fordern, und ſie iſt mir heilig, wie meine eigene. Nicht durch Gewalt, mit freiem Willen folgte ich deinem Diener, dein Name machte mich zu ſeiner Gefangenen. Du biſt ſchuldlos. Ich werde dich verlaſſen, aber nicht um in das väterliche Haus zurück zu kehren, wo Schmach und verhaßter Zwang meiner harren, wo man mich einem Böſewicht in die Arme liefern will. Die Wildniß wird mich erbarmend aufnehmen, oder ein Leben kürzen, das mir zur Qual geworden iſt.»

»Nein, ſo ſoll es nicht kommen!» rief Jaszko ſchnell entſchloſſen. »Ich habe dich nicht geraubt, und meine Ehre iſt unbefleckt. Doch der Schutzſuchenden darf ich, der Ritter und Chriſt, mein Thor nicht verſchließen. Dohna's Hallen werden dich gaſtlich aufnehmen, ſie werden dich ſchützen, ſo lange ein Stein noch auf dem andern hält. Doch kein ſelbſtſüchtiger Zweck entheilige unſere Nähe. Als Schützling, nicht als Geliebte führe ich dich in meine Burg, und erſt wenn Zufall oder Glück deinen Vater mit mir verſöhnte, wenn er freiwillig ſeinen Segen gab, trete die Liebe in ihre alten Rechte, und weihe unſeren Bund am Altare, im Angeſichte der Gottheit, die uns ſchützen möge!»

»Mein Jaszko!» ſagte Judith entzückt, und reichte ihm die Hand, die er mit Innigkeit drückte.

»Den Guckguck auch!» ſagte der wilde John, eine Thräne mit ſeinem Eiſenhandſchuh aus dem Auge wiſchend: »Du machſt mich weich, Jaszko! Du biſt edler und beſſer, als ich, als wir Alle! Zeige dich deinen Gegnern ſo wie du biſt. Dein Herz müßte ſie noch tiefer ſchlagen, als dein tapferes Schwert!»

»Gevatter Jaszko, du biſt noch mehr Ritter, als ich Narr bin!» meinte der Bunte gerührt.

»Uns aber, Bruder, vergönne, dieſes ſchöne Palladium mit dir zu ſchützen!» rief Nikolaus. »Kreuzt eure Schwerter, Freunde! Gut und Blut für Dohna und für Judith von Bünau!»

»Gut und Blut!« ſchrie der Haufe, und der Mond beleuchtete die blanken Klingen, welche dieſen Schwur beſiegelten. Dann wurden den ſchon ungeduldig ſtampfenden Roſſen die Sporen eingeſetzt; bald raſſelte die Zugbrücke von Dohna herab, und ihr Gebälke erdröhnte unter den Hufen, bis ſie ſchwerfällig ſich wieder ſchloß, und der feſte Schooß der Burg die Reiter aufnahm.

2.

Eine Woche war nach den erzählten Vorfällen verſtrichen; der Markgraf Wilhelm ſaß gedankenvoll in ſeiner Hofburg zu Dresden und blickte in die gelbe Elbflut hinein, welche nahe an ſeinem Fenſter vorüberfloß. Seine Lage war in dieſem Augenblicke eine unangenehme, und dieſe war in den damaligen Verhältniſſen des Krieges begründet. Er hatte dem Grafen von Dohna, als einem widerſpenſtigen Vaſallen, den Kampf erklärt, in der Erwartung, daß deſſen zahlreiche Gegner dieſe Gelegenheit begierig ergreifen und in Maſſe zur Unterdrückung des gemeinſamen Feindes herbeieilen würden. Allein er hatte ſich geirrt. Dohna's Gegner, beutegierig und von Willkür beſeelt, ſahen des Markgrafen Beitritt zu ihrer Sache weit weniger als einen Vortheil, denn als ein Hemmniß an. Der beabſichtigte Kampf erhielt dadurch, daß der Landesfürſt ſelbſt ſich an ſeine Spitze ſtellte, in ihren Augen einen zu geſetzlichen Anſtrich, verſprach ihrer Raubluſt zu wenig Ausbeute, ihrer herriſchen Laune zu wenig Ungebundenheit, als daß jener Umſtand ſie für das Unternehmen nicht hätte erkalten ſollen. Die Hilfe, auf welche der Markgraf von ihrer Seite rechnete, erſchien langſam und nachdruckleer, und der damalige gänzliche Abgang eines ſtehenden Heeres, zu welchem in Sachſen erſt im zweiten Decennium des ſiebzehnten Jahrhunderts, durch Errichtung einer Art von Landmiliz, der ſogenannten »Defenſioner,» ein Anfang gemacht wurde, ſtellte den Landesherrn, wenigſtens bei inneren Unruhen, wehrlos genug hin; ein Mißverhältniß, das dem Trotze und dem Starrſinne ungehorſamer Vaſallen keine geringe Stütze bot. Eine kräftigere Stellung konnten die meißniſchen Fürſten gegen äußere Feinde behaupten, gegen welche ihnen der „Heerbann" zu Gebote ſtand, auf deſſen Ruf die geſammte Ritterſchaft des Landes gerüſtet und beritten ihnen zuziehen mußte. Dieſer Ruf zum Heerbann war ſtreng und gebieteriſch. Wer abgehalten war, zu erſcheinen, mußte nach altem ſächſiſchen Lehensrechte den zehnten Theil ſeines Gutes als Heerſteuer erlegen; den Heerflüchtigen traf, nach den alten Satzungen des Sachſenſpiegels, Todesſtrafe, in ſpäteren Zeiten wenigſtens Verluſt von Ehre und Leben. Da Markgraf Wilhelm, trotz der hartnäckigen Proteſtationen der Burggrafen von Dohna, noch nicht aufgehört hatte, dieſelben als meißniſche Lehenspflichtige anzuſehen, Letztere ſonach in die Klaſſe der inneren Ruheſtörer fielen, ſo ſtand er ſchon aus einer Art von Stolz an, gegen einen, dem Anſchein nach ſo geringen und ſeiner Lage nach ſo wenig gedeckten Feind den offenen Heerbann aufzurufen. Aber durch dieſe nur halben Maßregeln ſeiner Gegner gewann der kühne Jaſzko Zeit und Muth, den Angriff nicht abzuwarten, ſondern ſelbſt damit den Anfang zu machen. Er vermaß ſich, dem Markgrafen eigens einen förmlichen Fehdebrief zu ſchicken, und gab ſeiner Schrift durch das Schwert ſofort offenen Nachdruck.

Der Markgraf, in die Fenſterböſchung gelehnt, las und überlas den Fehdebrief Jaszko's immer von Neuem, als könne er nicht an die Echtheit der Schrift glauben. Aber andere ſchlimme Neuigkeiten, welche hart auf einander folgten, nöthigten ihm dieſen unwillkommenen Glauben auf; denn eben waren Nachrichten eingelaufen, daß Jaszko mit ſeinem Bruder Nikolaus, genannt Maul, und ſeinen Vettern John und Heide von Dohna, in die markgräflichen Beſitzungen eingebrochen, ſich mit den Feinden des Markgrafen verbunden und ihnen ſeine Burg zum gemeinſchaftlichen Sammelplatze eröffnet habe, daß, um die Feindſeligkeiten zu vollenden, Jaszko's Leute die aus Meiſſen kommenden böhmiſchen und deutſchen Kaufleute gefangen nähmen, die Fuhrleute plünderten und ringsum das Land mit Raub, Plackerei und Schrecken erfüllten.

Der Markgraf ſeufzte ſchwer auf, als er dieſe böſen Berichte las; er liebte den Frieden, und ſah ihn jetzt um geringen Anlaſſes willen zu ſeinem und zum Schaden ſeiner Unterthanen geſtört. Er ſann nach, was zu thun ſei; da wurde ihm der Ritter von Bünau gemeldet, und er befahl, ihn hereinzulaſſen. Der Gram um die verlorene Tochter hatte den Greis gebeugt und weicher geſtimmt.

»Noch keine Nachricht von Eurer Tochter?« rief der Markgraf ihm entgegen.

»Meine Ahnung war nur zu gegründet,« ſeufzte Bünau. „Auf Dohna weilt ſie und beſtürmt mich von dort aus mit reu- und demuthvollen Briefen. Was ſoll ich thun?«

»Alſo auf Dohna?« ſagte der Markgraf hochbefremdet. »Und Jaszko hätte ſein Ehrenwort, Nichts um die Flucht Eurer Tochter zu wiſſen, als eine wohlbedachte Lüge hingegeben, argliſtig den Schein dieſer That auf Körbitz gewälzt, Schrecken und Entrüſtung nur geheuchelt?«

»So iſt es!« beſtätigte Bünau ſchmerzlich. »Zwar ſchreibt mir Judith, daß ſie, nicht von Jaszko entführt, ſondern freiwillig ſich nach Dohna geflüchet, um dort Schutz zu ſuchen gegen ein verhaßtes Eheband; daß Jaszko, bei all' ſeiner feurigen Liebe für ſie, ihr Unglück ehre, und er wie ſie nie an ein Bündniß denken würden, bevor nicht ich meinen väterlichen Segen dazu gegeben. Doch wer möchte an dieſe Beſchönigungen der Liebe glauben? wer an die Rechtfertigungen, mit denen ſie die Unthat des geliebten Räubers zu bemänteln ſtrebt?«

»Ein liſtiges, hölliſches Gewebe!« rief der Markgraf zornbebend. »Doch er ſoll es empfinden! Nichts mehr von Schonung! Laßt uns das Aeußerſte ohne Aufſchub unternehmen. Sammelt Eure Diener und Freunde. Morgen mit dem Früheſten brechen Wir auf gegen Dohna!«

Bünau verbeugte ſich und ging. In der Thüre begegnete ihm Rudolf von Körbitz, der haſtig zu dem Markgrafen eintrat. Dieſer empfing ihn ziemlich übelgelaunt. »Da ſeht Ihr, Herr von Körbitz, welche Wirren Euer unzeitiges Beinſtellen über Stadt und Land gebracht hat. Der Dohnaer ſperrt die Straße nach Böhmen, wirft Meine Kaufleute nieder, plündert Frachten und Dörfer. Ich hätte ihn wohl im Guten zu ſeiner Lebenspflicht zurückgebracht; Ihr reißt mich in den offenen Kampf gegen ihn, brecht ihm jede Brücke ab, die zu Meiner Gnade zurückführen könnte, nöthigt ihn, ſich ſeiner Haut zu wehren, wie ein Verzweifelter, Mich, nicht ſeiner Demüthigung, ſondern ſeinem Untergange nachzuſtreben. Und wer weiß, ob Ich für dies Alles Dank von Euch erlebe!“

„Mein Unternehmen, gnädigſter Herr, führt den Streit nicht herbei, ſondern nur ſeinen Ausbruch, der ja doch einmal nicht unterbleiben konnte. Was den kränkenden Nachſatz anlangt, ſo glaube ich, mein gnädigſter Herr könnte Beweiſe meiner Treue und Dankbarkeit haben,“ entgegnete Körbitz und biß ſich in die Lippen, um ſeine Empfindlichkeit zurückzudrängen.

„Aber was ſoll jetzt gethan, was begonnen werden?“ fragte der Markgraf noch immer ungeduldig. „Ich ſehe keinen Ernſt, keine Kraft in Unſeren Unternehmungen.“

»Unſere Freunde ſind langſam, aber ſicher,“ erwiderte Körbitz etwas verlegen. »Da wir ihres Beiſtandes gewiß ſind, ſo meine ich, konnte ſchon jetzt Etwas unternommen, und ſpäter mit verſammelter Macht der entſcheidende Schlag ausgeführt werden. Ueber fünfzig Reiter und dreihundert Fußknechte kann ich ſchon jetzt zu jeder Stunde verfügen. Auch des Dohnaers Freunde ſind noch nicht beiſammen; wir können alſo vor der Hand wenigſtens abwehrend verfahren.“

„So eilt, die nächſten Dörfer um Dohna, namentlich Maxen und Heidenau, mit hinreichenden Truppen zu beſetzen, damit vorläufig doch die Reiſenden gegen die Anfälle von Dohna her geſchützt werden können. Die Brücke über die Müglitz laßt abbrechen; ſie frommt uns nicht mehr, da Dohna die Straße beherrſcht, und begünſtigt nur ſeine Einfälle. Auch mit der Straße ſelbſt, die jetzt mitten durch Dohna führt, muß ſchleunig eine Aenderung getroffen werden. Das Neſt konnte ſich länger halten, als Wir glauben, und würde nach jener Seite hin Uns Handel und Wandel ſperren. Man muß ohne Weiteres die Straße in die Nähe von Pirna verlegen; ſendet Arbeiter dahin, um den Weg zu ebenen. Die Grundbeſitzer ſollen entſchädigt werden!"

»Es ſoll Alles ſchleunigſt gerichtet werden, gnädigſter Herr! Verlaßt Euch d'rauf!"

»Wohl! für das Weitere werde Ich einſtweilen ſorgen," fuhr der Markgraf fort. „Mit den übrigen Truppen, die Mir in dieſem Augenblicke zu Gebote ſtehen, legen Wir Uns morgen vor Dohna. Ich will doch ſehen, wie weit Ich mit einem widerſpänſtigen Vaſallen kommen werde!"

3.

Die alte Burg Dohna, von welcher jetzt nur einige halb zertrümmerte Mauern und Gewölbe vorhanden ſind, die über vierhundert Jahre dem verheerenden Einfluſſe der Witterung trotzten und noch jetzt die Feſtigkeit ihres Baues beſtaunen laſſen, lag nahe an der böhmiſchen Grenze, auf einem Granitfelſenabhange, welchen aus dem an Naturſchönheiten reichen Weſenſteiner Grunde herab das rothe Waſſer der Müglitz von zwei Seiten umfloß, und dadurch die Lage der Burg noch vortheilhafter und ſicherer geſtaltete. Die urkundlichen Spuren der Burggrafen von Dohna beginnen ſchon mit dem erſten Decennium des zwölften Jahrhunderts. Dohna's ſchwankende Lebensverhältniſſe, theils in ſeiner natürlichen Lage am Berührungspunkte zweier

Länder, theils in den allgemeinen Zeitwirren begründet, kamen ſeinen Inhabern gut zu Statten, um mit der Hindeutung auf einen anderen, nach Willkür zu wählenden Lehensherrn, die Nachſicht des eben giltigen zu erzwingen, und wurden demgemäß von dem ſtolzen Burggrafen zu Erringung vielfacher Vortheile benützt oder vielmehr gemißbraucht. So erſcheint Dohna in den älteſten Zeiten als böhmiſches, ſpäter als meißniſches, bisweilen auch als getheiltes böhmiſch-meißniſches Lehen. Die Markgrafen von Meiſſen ſtrebten lange Zeit vergebens, die unruhigen Grafen in ein feſtes Vaſallenband zu zwingen; immer wußten ſich die Letzteren, ihre Lehenspflicht bald an Böhmen, bald an Meiſſen übertragend, frei von beiden zu erhalten.

In einem Gemache der Burg Dohna, deſſen nach Nordweſt ausgehende Fenſter die Straße nach Dresden ziemlich weit hin überblicken ließen, verweilte der alte Burggraf Otto und ſein Sohn Jaſzko im lebhaften Geſpräche.

„Es iſt weit gekommen!“ ſagte der ſchon bedächtigere Greis, »und wäre mir nur einigermaßen Zeit gegönnt geweſen, ſo würde ich dem Markgrafen mit Unterwerfung und Güte begegnet ſein. Er iſt mild und gerecht, und es wäre mir wohl auch gelungen, die Einflüſterungen unſerer Feinde, denen er bisweilen ein zu williges Ohr leiht, zum Schweigen zu bringen.«

»Glaubt das nicht, Vater!« widerlegte Jaſzko lebhaft. „Unſere grimmigſten Feinde ſind es, die am feſteſten in ſeiner Gunſt, in ſeinem Vertrauen ſtehen. Nur ein Vernichtungskampf gegen ſie kann uns zum Ziele bringen. Laßt ſie herankommen! Dohna iſt feſt, unſere Freunde nicht müßig. Von Böhmen her erwarte ich täglich Hilfe; an Waffen und Lebensmitteln iſt vor der Hand kein Mangel.«

Jetzt trat Nikolaus herein. »Der Tanz geht los!« ſagte er mit einer Miſchung von Unruhe und kriegeriſcher Freude. »Die Meiſſener ſind uns ſchon nahe auf dem Leibe; bei Mügeln und Heidenau ſchlägt ſich ein Häuflein unſerer Knechte mit einem Theile ihres Vortrabes herum. In einer halben Stunde haben wir ſie hier; denn die ausgetrocknete Müglitz wird ihnen nicht wehren, ſich ſchnell dem Fuße der Burg zu nähern.«

»Sie ſollen ſich tüchtig die Stirnen einrennen!« erwiderte Jaszko gleichgiltig. »Auf dem Dohnaer Granit liegt es ſich nicht zu weich. Wo iſt der Narr? Ich ſah ihn den ganzen Morgen nicht.«

»Schon mit dem Früheſten ritt er auf Kundſchaft aus,« ſprach der eintretende John, der Jaszko's letzte Worte gehört hatte. »Ich glaube, er wird auf den Höhen und in den Schluchten der böhmiſchen Gebirge umherklettern und ausſpähen, ob wir von dort auf baldigen Entſatz rechnen dürfen.«

»Sie kommen!« rief Jaszko, an das Fenſter tretend. Alle Anweſenden eilten zu ihm, und ſiehe, auf der Straße von Dresden wirbelten dichte Staubwolken empor, welche im Lichte der ſchräg hinſpielenden Sonne, von Helmen und Waffen durchblitzt, ſich näher und näher heranwälzten. Deutlich unterſchied man jetzt den Vortrab, der auf leichten Mayden (Wallachen), dünn und breit vertheilt, die Gegend durchkreuzte, während der Nachzug, wohlgeordnet, auf Streitroſſen in geſchloſſenen Reihen nachdrängte. In weiterer Entfernung zog das Fußvolk heran.

»Laßt ſie nur ruhig ganz nahe heran kommen, dann aber ſollen unſere Büchſenmeiſter ſie mit einem Steinhagel aus den beſten Donnerbüchſen empfangen!« gebot Jaszko. »Die Knechte auf die nordweſtliche Seite der Mauern! Und jetzt, Brüder, laßt auch uns hinausgehen und ſehen, wie ſich der Scherz anläßt. Auf Wiederſehen, Vater!«

„Halt, mein Sohn!“ rief der alte Burggraf. »So flüchtiger Abſchied will in ſolchen Augenblicken nicht ausreichen. Unter den Geſchoſſen der Feinde ſteht ſich's nicht ſo ſicher, daß man mit Sicherheit auf das Wiederſehen rechnen dürfte. Ich merke, daß ich ein Greis geworden bin, denn zum erſten Male erfüllt mich die Nähe des Kampfes mit Bangen und Unruhe; ich weiß nicht, welche Ahnung — —« Er brach ab, ſah ſtarr vor ſich hin, und rief plötzlich angſtvoll, als habe ſein geiſtiges Auge tief in die Nacht eines drohenden Verhängniſſes hineingeblickt: »Umarmt mich, meine Söhne, umarmt mich recht feſt und lange; wir werden uns nicht wiederſehen!«

»Was iſt Euch, mein Vater?« rief Jaszko, mehr gerührt, als erſchreckt von dieſem unerwarteten Schmerzausbruche des Greiſes, und eilte in ſeine Arme. »Ihr ſeid krank,“ fügte er beſorgt hinzu, „und leider wird der Waffenlärm die Euch nöthige Ruhe ſchmälern.«

»Zieht Euch zurück in die innere Feſtung, Vater!« bat Nikolaus. »Dort wird das Getöſe Euch noch am wenigſten ereilen. Pflegt dort der Ruhe, bis dieſe krankhafte Aufregung gewichen ſein wird.«

»Nein,« ſagte der alte Burggraf, tief aufathmend, »ich will nicht der erſte Dohna ſein, der das Geſchick ſeiner Angehörigen nicht zu dem ſeinigen macht. Als Burgherr werde ich auch an der Spitze der Meinigen ſtehen. Rufet meine Diener, daß ſie mich rüſten!»

»Nimmermehr dürft Ihr das, mein Vater!» rief Jaszko. »Euer Geiſt wird in Euren Söhnen walten; es bedarf Eurer Gegenwart nicht, Ihr aber habt jetzt der Pflege nöthiger, als je.»

»Es bleibt bei meinem Ausſpruche!» erwiderte mit ſtrenger Kürze der alte Burggraf. »Und jetzt, meine Söhne, fort auf die Mauern! Bald werde ich euch dahin nachfolgen.»

Bekümmert eilten Jaszko und Nikolaus aus dem Gemache. Vor der Thüre trennten ſie ſich, und Jaszko ging nach Judith's Zimmer, um nicht ohne Abſchied von ihr dem zweifelhaften Geſtirne des Tages entgegen zu gehen. Der Abſchied war kurz, aber ernſt. Zwei Leben flehte ſie ihn zu ſchonen: ſein eigenes und das ihres Vaters, den ſie mit Recht unter den Belagerern vermuthete. Schon kämpfte in ihr ein Entſchluß, ob ſie nicht noch vor dem Beginne des Kampfes zu ihrem Vater zurückkehren, ſich ſeinem Willen zum Opfer bringen und ihn dadurch vielleicht aus der Zahl der Feinde Jaszko's ſtreichen ſollte. Aber ſie ſah die Fruchtloſigkeit dieſes Unternehmens im Voraus. Rudolf von Körbitz war zu ſehr Jaszko's perſönlicher Feind; nicht ihr, nicht einmal der Einfluß ihres Vaters würde ihn haben bewegen können, den Kampf gegen Dohna aufzugeben; ja, durch den Beitritt des Markgrafen ſtand dies nicht einmal mehr in Körbitz's freiem Willen. So würde ſie nur ſich vergeblich zum Opfer gebracht, den Triumph der Feinde Dohna's erhöht haben, ohne für Jaszko's Sache etwas zu gewinnen. Auch widerrieth Letzterer ſelbſt dringend dieſen Entſchluß. Sein ſtolzer Sinn fürchtete, daß ſeine Gegner die Rückkehr

Judith's als einen Friedensſchritt von ſeiner Seite auslege möchten. In ſeinem Geiſte drängten ſich ganz andere Plane durch welche er zum Ziele zu gelangen hoffte, und dieſe ve barg er ſelbſt vor der Geliebten.

»So gehe denn hin, mein Jaszko!« ſagte Judith, in dem ſie ihren Schleier als Schärpe um ſeinen Harniſc ſchlang. »Ich vermag nicht zu entſcheiden, ob du für ei Recht, ob für ein Unrecht zu kämpfen im Begriffe ſteheſ Kämpfe für dein Glück, für deinen Ruhm und unſere Liebe!

»Bei Gott, das will ich!« rief Jaszko, und ſein Aug blitzte. »Du ſollſt bald von mir hören,« ſetzte er hinzu »Jetzt aber laß mich hinaus. Ich kann die Zimmerluft ſchlec ertragen, wenn ich draußen etwas von Waffenlärm ve ſpüre. Lebe wohl, Judith!« — Er ſtürmte hinaus, un das lebhaftere Getöſe auf den Mauern zeigte, daß ſein Nähe kriegeriſchen Geiſt ausſtrömte.

Die Gegner rückten gegen die Burg langſamer hera als man Anfangs vermuthet hatte. Die ſchweren Belage rungswerkzeuge, welche ſie mit ſich führten, und dere plumpe Form ſchwere Anklage gegen den langen Stillſtan der Kriegskunſt erhob, die damals nichts als eine Ausa tung antiken, und ein roher Anfang modernen Kriegswe ſens war, und erſt unter dem großen Kaiſer Maximilia ihren ſpäten Umſchwung erhielt, konnten auf dem ſteile Boden nur mit ungeheurer Kraftanſtrengung und mit gr ßem Zeitverluſte fortbewegt werden. Die ungeduldige meißniſchen Ritter fanden es beſchwerlich, mit dieſen lan ſamen Maſchinen gleichen Schritt zu halten, und ſpreng ten, wie wenig ſie auch, der Felſenwand Dohna's gegenübe auszurichten hoffen durften, dicht an die Burg heran. Hi aber empfing ſie aus den großen Donnerbüchſen der Dohna'ſchen ein furchtbarer Steinhagel, der, von den Büchſenmeiſtern trefflich gezielt, Roß und Reiter haufenweiſe niederwarf, und ehe die hingeſtürzten Ritter ſich unter der Laſt ihrer Pferde hervorarbeiten konnten, wurden viele derſelben von den nachgeſendeten ſchweren Bolzen, deren Wucht ſelbſt durch die eiſernen Harniſche drang, durchbohrt.

Der Anfang war den Belagerern nicht günſtig. Gleich dieſer erſte Angriff hatte ihnen über zwanzig Edle gekoſtet. Sie ſtutzten zurück und wendeten ſich zum Abzuge, um ſpäter den Angriff an der Spitze der verſammelten Macht und mit dem Nachdrucke der Belagerungswerkzeuge zu erneuen. Allein Jaczko war, um den erſten Schrecken der Feinde zu benützen, mittlerweile an der Spitze eines Haufens ſeiner Knechte aus der hintern Burg herausgezogen, ſprengte, durch Höhen und Waldung verſteckt, den Feinden in den Rücken, und brach jetzt mit einem Male, wie ein ſchnelles Unwetter, gegen ſie los, während von der Burg aus Steine und Bolzen noch dichter über ihnen regneten. Die Meiſſener, dieſes Angriffes nicht gewärtig, geriethen in Unordnung, Dohna's Knechte hieben wüthend auf ſie ein, die Steine und Bolzen ſchlugen ihre Pferde nieder, und ihren Reitern zerſchmetterten, ehe ſie ſich wieder aufraffen konnten, die Streit- oder Mordäxte Helm und Haupt. So bedrängt, wendeten ſich die Meiſſener zur Flucht; die Dohna'ſchen verfolgten ſie ungeſtüm. In der ſogenannten Fichte *), wo der vorſpringende Gebirgskamm die Flucht

---

*) So hieß in jener Zeit ein ehemaliges Hammerwerk bei Markersdorf an der böhmiſchen Grenze.

der Ritter wehrte, entbrannte der Kampf von Neuem, und zwar mit verdoppelter Hartnäckigkeit, da die Meiſſener hier wenigſtens von den Geſchützen Dohna's nicht erreicht werden konnten. Aber ihre Reihen waren ſchon zu ſehr gelichtet, und in Kurzem wieder aus einander geſprengt, kämpften ſie Mann für Mann mit verzweiflungsvoller Beharrlichkeit. Jaszko's Blicke, welche mitten im Gewirre des Scharmützels forſchend einem Punkte zugerichtet blieben, hatten ihren Gegenſtand gefunden; auf ſeinen Wink ſchlug ein Knecht ſeine Armbruſt auf das Pferd eines feindlichen Ritters an. Schwer getroffen, bäumte ſich das edle Thier und warf ſeinen Reiter ſchwerfällig in den Sand. Das Schwert entfiel dem Stürzenden, er wollte darnach haſchen, aber Jaszko, der ſich ſchnell aus dem Sattel geſchwungen, ſchleuderte mit dem Fuße die herrnloſe Waffe weit hinweg, und rief dem am Boden Liegenden zu: „Ergebt Euch, Ritter von Bünau, als mein Gefangener!«

Unmuthig blickte der Angerufene um ſich, und als er gewahrte, wie die Seinigen ſelbſt zu hart bedrängt waren, als daß ſie ihm hätten zu Hilfe eilen können, zog er einen Goldreif vom Finger und übergab ihn Jaszko mit den Worten: »Graf, ich hoffe ritterlich Gefängniß!«

»Ich verſpreche es Euch bei meiner Ehre!« erwiderte Jaszko ehrerbietig. Man führte dem gefangenen Ritter ein anderes Pferd vor, und zwei Knechte Dohna's geleiteten ihn auf Seitenwegen zur Burg.

Wenige Minuten ſpäter würde dem Ritter dieſer Unfall nicht ſo leicht begegnet ſein. Die Nachricht von dem Verluſte und der bedrängten Lage des Vortrabes war durch Landleute ſchnell zu der Nachhut der Belagerer gedrungen, und ſchleunig machten ſich alle berittenen Männer derſelben auf, um den Freunden zu Hilfe zu kommen. Schon war der größte Theil der Ritter gefangen oder niedergeſtochen, als die ſpäte Rettung erſchien. Die Dohna'ſchen waren jetzt den Feinden durchaus nicht gewachſen; doch der Rückweg war ihnen durch die nachdrängenden Feinde abgeſchnitten, und es galt jetzt, kämpfen oder unterliegen. Wie ein Blitz durchflog Jaszko die Reihen der Seinigen; überall zeigte er ſich auf dem ſchwächſten, bedrängteſten Punkte, ermunternd, abwehrend und mit ſeinem gewaltigen Arme unaufhaltſam Alles niederſchmetternd, was ihm in den Weg trat. Aber zu ungleich war die Zahl der Streitkräfte, zu groß die Uebermacht der Gegner. Immer kleiner wurde der Raum, den die Seinigen behaupteten, immer dichter drückten die Feinde heran. Schon gab er ſich verloren und dachte nur noch an einen ehrlichen Reitertod, als er in nicht geringer Entfernung luſtiges Trompetengeſchmetter vernahm, welchem ſich das laute Feldgeſchrei: »Hier, Dohna! Hier, Dohna!» beimiſchte. Die Beſatzung der Burg hatte nicht ſobald durch Kundſchafter Nachricht von der Noth der Ihrigen erhalten, als der alte Burggraf Otto, in Begleitung ſeines andern Sohnes Nikolaus, und der Vettern John und Heide von Dohna, ſich an die Spitze der übrigen entbehrlichen Knechte ſtellte und den Seinigen zu Hilfe eilte. Ungeſtüm brachen ſie im Rücken der Feinde vor. Dieſe, eine Umzingelung fürchtend, wendeten ſich jetzt mehr gegen den herbeieilenden Entſatz, als gegen Jaszko's Haufen. Letzterer gewann dadurch Luft, und verſuchte unter wilder Anſtrengung ſich mitten durch die Gegner zu den herbeikommenden Verbündeten durchzukämpfen. Doch zu dicht waren die Reihen der Meiſſener, als daß ein ſolcher Durchbruch ſchnell und leicht zu bewerkſtelligen geweſen wäre. Wüthend war im Hintergrunde das Gemetzel zwiſchen den noch immer überlegenen Meiſſenern, und dem neuangekommenen Hauſen von Dohna, der, Jaszko's Plan unterſtützend, ebenfalls mit aller Gewalt die Verbindung mit Dieſem herzuſtellen ſich mühte. Gewaltig drängend, hatte Jaszko, an der Spitze ſeiner kühnſten Genoſſen, rechts und links ſtoßend, ſchlagend, niederſchmetternd, ſich bis in die Mitte der Meiſſener hineingekeilt; ſchon ſah er die Helmbüſche der Dohnaer; noch einige Schritte weiter, und er unterſchied, über die Köpfe der äußerſten feindlichen Reihen hinweg, den greiſen Vater, umgeben von dem Bruder und den Vettern, blutroth gefärbt durch die Hitze des Kampfes. Da nahm durch ein überraſchendes Vorprallen der Meiſſener der Kampf plötzlich eine Dieſen günſtige Wendung. Dicht vor Jaszko's Augen wurde ſein Vater niedergeworfen und, nach kurzem, fruchtloſen Widerſtande, blutend und gefangen hinweggeführt. Vergebens ſtemmte Jaszko ſich gegen die Glieder der Feinde, die ihn von dem Vater ſchieden; er vermochte ſie nicht zu durchbrechen, und verzweiflungsvoll ſchrie er ſeinem Bruder Nikolaus, den er in der Nähe des Vaters kämpfen ſah, mit lauter Stimme zu: »Bruder, rette unſern Vater!« — Sein Zuruf mehrte des Bruders Widerſtand; Nikolaus focht wie ein Raſender, und ſuchte dem Feinde die theure Beute wieder abzugewinnen; da traf ihn, als er dem den Vater begleitenden Troſſe nacheilte, ein Pfeil in den Rücken, daß er ſich ächzend auf dem Sattel zuſammenkrümmte, und dann niederſank auf den blutgetränkten Boden. Jaszko, der, ſelbſt fechtend, die Bewegungen der

Seinigen nicht aus den Augen ließ, ſah ihn fallen; Schrecken und Schmerz lähmten bei dieſem Anblicke das mordgewohnte Schwert in ſeiner Hand. Ein kecker Feind benutzte dieſe augenblickliche Betäubung des Helden und ſchlug ihn mit ſeinem Kolben nieder. Schwer getroffen, ſank Jaszko auf die Erſchlagenen hin, welche ſein Arm rings um ihn angehäuft hatte; ſein Auge brach, und über ihn fort wogte das Getümmel der Schlacht.

Der Fall des gewaltigen Führers wirkte, wie ein Donnerſchlag, auf die Dohna'ſchen. Ihr Widerſtand wurde merklich ſchwächer, und wären ſie nicht nach allen Seiten hin, theils von Feinden, theils von ſchroffen Felſen eingekeilt geweſen, ſo würde ihre allgemeine Flucht ſchon jetzt das Schickſal des Tages entſchieden haben. Doch nur von dem neu hinzugekommenen Haufen, der ebenfalls ſeine Führer, den alten Burggrafen und Nikolaus, verloren hatte, gelang es einem kleinen Theile, ſich in ziemlich guter Ordnung nach Dohna zurückzuziehen, Willens, die dort noch vorhandenen Streitkräfte mit ſich zu vereinigen, und den ſiegreichen Feind auf ſeinem Abzuge unerwartet zu überfallen, ihm vielleicht die Gefangenen und den Ruhm des Sieges noch im letzten Augenblicke zu entreißen. Dadurch, daß ſie das Schlachtfeld räumten und dem Feinde den Rücken frei ließen, wurde die Lage der Zurückgebliebenen natürlich um ſo verzweifelter. Schon ſchlugen ſich dieſe nicht mehr in der Hoffnung einer Rettung, ſondern nur noch in ſtumpfſinniger Gewohnheit des Fechtens; ihr Untergang ſchien entſchieden, denn jeder Moment minderte ihre Zahl. Da wirbelten im Rücken der Meiſſener neue Staubwolken empor, ein Sturmwind ſchien ſie heranzutragen, mit ſolcher Eile näherten ſie ſich, und plötzlich erſcholl von dorther der Schlachtruf: »Hier, Dohna!«

Die heiligen Regenfluten, welche Jupiter Pluvius der von langer Sonnendürre verſchmachteten Donnerlegion ſandte, konnten nicht belebender wirken, als die rettende Loſung: »Hier, Dohna!« auf die ſchon dem Tode geweihten Krieger wirkte; ihre Arme ſchienen neue Sehnen, ihre Schwerter neue Schneiden bekommen zu haben, und kaum hatte ihr Widerſtand mit kräftigerem Ernſte begonnen, als von den Höhen herab ein friſcher, zahlreicher Kriegerhaufe wie eine Wetterwolke gegen die erſchreckten Meiſſener prallte. Ein nur leicht gewaffneter Mann in abenteuerlicher Tracht ſprengte dem Haufen voran; ſelbſt von den Freunden erkannten ihn nur wenige, es war Jaszko's Narr. Aber als habe er den Arm ſeines Gebieters entliehen, ſo kraftvoll kreiſ'te ſein Schwert und ſchlug nieder, was ihm entgegentrat. Die vom langen Kampfe ermüdeten und unter Dohna'ſchen Waffen zuſammengeſchmolzenen Meiſſener konnten dieſem erneuten Angriffe nicht widerſtehen; in wilden Gruppen ſtoben ſie aus einander und ordnungslos ergoß ſich die Flucht überall hin, wo ſie einen Raum fand. Die Sieger verfolgten ſie jubelnd, ritten und hieben zuſammen, was ſich nur ereilen ließ, und richteten unter den Fliehenden ein furchtbares Blutbad an. Nur ein kleines Häuflein meißniſcher Ritter, in ein dichtes Carré zuſammengedrängt, wies mit unerſchütterlichem Muthe jeden Angriff zurück, und ſchien entſchloſſen, einen ehrenvollen Rückzug zu erkämpfen, oder vereinigt zu fallen. Der Narr, von ſchweren Reitern begleitet, warf ſich mit Ungeſtüm auf die Tapferen, deren geſchloſſene Ordnung durch den heftigen Anprall geſprengt wurde. Das Pferd ihres Anführers ſtrauchelte auf dem unebenen Boden und ſchleuderte ſeinen Herrn herab. Der Helm entrollte ihm im Sturze, und: »der Markgraf!« war der erſtaunte Ruf der Dohna'ſchen. Aber nur auf einen Augenblick feſſelte ſie die Ueberraſchung, und Heide von Dohna war im Begriffe, dem Fürſten den Todesſtreich zu geben. Aber der Narr ſtieß ihn zurück, und pflanzte ſich mit ſeinem Schilde ſchützend vor den Hingefallenen.

»Was wehrſt du mir, den Feind zu tödten, Narr?« fragte Heide trotzig. »Er iſt unſer Feind im offenen Felde, das die Leichen unſerer edelſten Brüder decken. Sein Blut ſoll ſie mir zahlen!«

»Laſſ' gut ſein, Gevatter Heide!« erwiderte der Narr, in ſeinen gewöhnlichen Ton verfallend, der ein ſeltſames Gegenſpiel zu ſeinem vorgehaltenen blutigen Schwerte und zu dem vom Kampfe wilderregten Ausdrucke ſeines Geſichtes bildete. »Glaube mir, ſolch' ein edler Vogel würde todt noch ſchärfer beißen, als lebend.«

Heide bedachte ſich und ließ den Arm ſinken. »Nun, ſo nimm ihn gefangen!« ſagte er dann ruhig.

»Nicht doch, Gevatter!« widerſprach der Narr, »wo einen Käfig finden für 'nen ſo großen Vogel? Folg' meinem Rathe, laſſ' ihn los! Haſt du nicht von dem Löwen gehört, dem die Maus aus dem Netze half? Glaube mir, ſolch' ein befreiter Löwe iſt gut zu brauchen, und die Maus hat gewiß gute Tage bei ihm gehabt.«

»So ſei es denn d'rum!« ſagte Heide, halb überredet und halb unwillig. »Handle, wie es dir gefällt, ich mag nichts davon wiſſen.« Und grollend ging er bei Seite, dem Narren den Handel allein überlaſſend.

Kaum war er fort, als der Narr zu dem Markgrafen hineilte, ihm ehrerbietig aufhalf und ihn auf ſein Pferd hob. Der Fürſt betrachtete ihn verwundert.

»Gevatter Wilhelm!« ſeufzte der Narr, »ich fürchte, du haſt mein Rezept vergeſſen, das ich dir beim Dresdener Adelstanze gab, und mir iſt bange für dein geſundes Auge.«

»Und was ſoll jetzt mit Mir geſchehen?« fragte der Markgraf finſter.

»Es ſteht in deinem Willen,« ſagte der Narr einſilbig. »Du biſt frei; unſere Leute werden dich ſicher zu den Deinigen geleiten. Deine Ritter freilich bleiben in unſerer Gefangenſchaft. — Doch halt!« ſetzte er, ſich plötzlich beſinnend und mit lauernder Miene hinzu: »Einen gebe ich dir frei, und zwar — ich rechne auf deinen Dank! — deinen treueſten Freund, Herrn Rudolf von Körbitz auf Neuſegaſt. — Heda, ihr Ritter, die ihr ſo treu ausgehalten bei eurem Herrn, wer von euch Herr Rudolf von Körbitz iſt, der trete vor, er iſt frei, und kann den Markgrafen fröhlich zu den Seinigen geleiten!«

Die Ritter ſchwiegen; endlich aber trat einer derſelben vor und ſagte: »Der Ritter von Korbitz war, als der letzte Feindeshaufe gegen uns anſprengte, einer der erſten unter den Fliehenden.«

Der Narr lächelte boshaft. »Sieh, Gevatter Wilhelm!« ſprach er, zu dem Markgrafen gewendet: »es ſteht übel um deine Freunde. Dein Liebling hat dich ſchmählich im Stich gelaſſen. Schmerzt dich dein Auge noch nicht?«

Der Markgraf machte eine ſtumme Bewegung mit der Hand, welche des Narren Worte zu beſtätigen und ihm zugleich Schweigen gebieten zu wollen ſchien, gab ſeinem Roſſe heftig die Sporen, und jagte hinweg.

Der Tag war entſchieden. Die gefangenen, meißniſchen Ritter gaben ihre Schwerter ab; man machte dem Morden ein Ende, und die Gefangenen wurden eingebracht.

Heide trat jetzt wieder zu dem Narren, über welchen, nach Erfüllung ſeines Vorhabens, jetzt plötzlich eine Art ſtiller Verzweiflung zu kommen ſchien. »Alſo es iſt außer Zweifel, Jaszko iſt gefallen?« murmelte er, und ſchlug beide Hände vor das Geſicht.

»Ich ſah, wie ein meißniſcher Fußknecht mit dem Kolben ihm Helm und Haupt zerſchmetterte,« ſagte Heide dumpf.

»Alſo er, der Starke, der Ritterlichſte iſt dahin, und ein Narr mußte für ihn ſiegen!« ächzte der Narr, ſtier zum Himmel blickend. »Und wo iſt ſein Bruder Nikolaus, und Euer Bruder John?«

»Du fragſt nach lauter Leiden, Narr!« lachte Heide gepreßt. »Mein Bruder John wurde, wie ich eben von einem Reiſigen erfuhr, bei Verfolgung der Flüchtigen unweit Burkhardswalde erſchoſſen; ſeinen Leichnam bringt man. Nikolaus ſank, als er dem gefangenen Vater nacheilte, um ihn zu befreien, rücklings von einem Bolzen durchbohrt, an meiner Seite zu den Todten.«

»Entſetzlich!« ſchrie der Narr in wildem Schmerz auf. »Und was ſprecht Ihr da von einem gefangenen Vater? Der alte Burggraf Otto ſitzt doch hoffentlich ruhig auf Dohna?«

»Er wagte ſich herab, um uns Entſatz zu bringen. Ein tückiſcher Zufall brachte ihn in die Gewalt der Meiſſener;

wir vermochten trotz aller Anſtrengung nicht, ihn zu retten.

»Und in weſſen Händen befindet er ſich?" fragte der Narr haſtig mit verhaltenem Athem.

»Rudolf von Körbitz ließ den Greis gefangen auf ſeine Veſte zu Meuſegaſt führen."

„Auch das noch!" rief der Narr. »So iſt auch Dohna's letzter Tag gekommen!" ſetzte er mit tonloſer Stimme hinzu. „Sie ſind alle gefallen, die Starken! Wozu beſcherte uns der Himmel noch dieſen jammervollen Sieg, dieſen Spott auf unſer Elend, auf unſeren nahen Untergang? Sprecht, Heide, was ſollen wir jetzt thun; wohin ſollen wir — die traurigen Sieger — uns wenden? Was gibt es für uns noch zu vertheidigen, was noch zu beſchützen, da Alles um uns her todt, vernichtet iſt?!"

Heide ſeufzte und wollte entgegnen, als ein Knecht eilig zu ihnen trat und die Nachricht brachte, daß man unter einem Haufen Erſchlagener auch den Burggrafen Jaszko gefunden, und daß ein heilkundiger Mönch, welcher das Schlachtfeld durchwandere, noch Leben in ihm wahrgenommen habe.

»O Himmel, blende uns nicht durch trügeriſche Hoffnung!" rief der Narr, und Beide folgten dem Knechte.

4.

Der ſcheinbare Sieg, welchen die Dohna'ſchen erfochten, konnte die üble Lage derſelben nicht verbeſſern, und der Fall der Veſte war unausbleiblich zu erwarten. Für die Meiſſener war der erlittene Verluſt nur eine Lehre, ſich dichter, in engern Maſſen an einander zu ſchließen; ihre Streitkräfte wuchſen mit jedem Tage, denn ſelbſt, was bisher dem Kampfe ruhig zugeſehen hatte, gönnte dem Dohnaer nicht den Ruhm, Meiſſens kriegeriſchen Adel beſiegt zu haben, und vermehrte jetzt die Zahl ſeiner Feinde. Die Burg Dohna wurde immer dichter umzingelt, und die Belagerung ernſt und hartnäckig betrieben.

Drinnen in einem feſten Thurme der Burg lag auf einem Ruhebette Herr Jaszko, mit verbundenem Haupte, bleichen Zügen, ſtille Verzweiflung im Blicke. Der Narr ſtand an ſeinem Lager.

»Glaube mir, mein Narr, es geht mit uns zu Ende,« ſagte Jaszko mit kranker Stimme. „Ach, hätteſt du die Truppen unſerer Freunde in Böhmen lieber nicht aufgefunden! Was half uns der trügeriſche Sieg, der uns nicht rettet, der den Vater nicht aus ſeinem Kerker befreit, Nikolaus und John nicht aus ihren Gräbern erweckt! Und mir wird nicht einmal gegönnt ſein, ritterlich zu fallen. Meine Wunden feſſeln mich an's Siechbett, ohne mich ſterben zu laſſen.«

»Faſſet Muth!« tröſtete der Narr, ohne alle Beimiſchung eines komiſchen Tones: »Euer Wundfieber iſt bereits im Abnehmen. Laßt noch zweimal vier und zwanzig Stunden vergehen, und Ihr ſteht wieder da in Eurer vollen Kraft, ein Schrecken Eurer Feinde.«

»Und wird ſich die Burg noch zweimal vier und zwanzig Stunden halten?« fragte Jaszko düſter.

»Wenigſtens dreimal ſo lange,« verſicherte der Narr. »Zwar werden unſere Außenwerke von den Meißniſchen ſtark berannt, und ſchwerlich werden ſie noch langen Widerſtand leiſten. Aber der große Mittelthurm, ein Steinbau, an welchem ſelbſt die gefräßige Zeit ſich dereinſt vergeblich die Zähne ausbeißen wird, kann uns noch lange eine ſichere Zuflucht gewähren, und von ſeinen Zinnen aus ſchleudern wir hundertfachen Tod hinab auf die Köpfe unſerer Feinde. Unſere Knechte ſetzen ihn bereits in den beſten Vertheidigungszuſtand, und ich denke, es ſoll den Meiſſenern hart ankommen, dieſe alte ſteinerne Nuß aufzuknacken. Auch hat unſer letzter gelungener Ausfall uns auf lange Zeit mit Mehl und Feldfrüchten verſorgt, und der tiefe, in den Felſengrund gearbeitete Brunnen, den kein Feind abgraben kann, ſpendet uns unerſchöpflich ſein klares Waſſer.

»Die Gefangenſchaft meines Vaters geht mir tief zu Herzen,« ſeufzte Jaszko. »Die Hälfte ſeiner böſen Ahnung iſt erfüllt; den einen Sohn ſieht er nicht mehr, ich fürchte, er wird den andern eben ſo wenig wiederſehen! — Zwar haben wir ſieben meißniſche Edle in unſerer Haft; aber ich fürchte, Körbitz wird ſelbſt gegen dieſen ſiebenfachen Satz meinen Vater nicht gutwillig herausgeben.«

»Gutwillig allerdings nicht,« beſtätigte der Narr »Aber der Markgraf, hoff ich, der ſeine getreueſten Vertheidiger zu befreien Alles aufbieten wird, wird ihn gewiß zwingen, Euern Vater herauszugeben.«

»Aber Körbitz wird ſich nicht zwingen laſſen; er pocht auf ſeine Unentbehrlichkeit, und der Markgraf vermag es nicht über ſich, Strenge gegen den Liebling zu gebrauchen. Komme, was da wolle,« ſetzte Jaszko gefaßter hinzu, »auch als Gefangener ſoll mein Vater den Troſt genießen, daß ſein letzter Sohn des Namens Dohna nicht unwürdig gefallen. Wo befindet ſich Judith's Vater?«

»Ich habe dem Ritter von Bünau ein anſtändiges Gemach im großen Thurme einrichten laſſen. Judith weilt bei ihm; ſie weicht nicht von der Seite ihres Vaters.«

»Wie?« fragte Jaszko, »und er duldet ſie bei ſich, überhäuft ſie nicht mit Schmähungen und Vorwürfen?«

»Anfangs ſtieß er ſie mit harten Worten zurück, als ſie ſich ihm nahen wollte,« entgegnete der Narr. »Doch das Vaterherz konnte ſich dem Entzücken, das ſchmerzlich vermißte Kind wieder zu finden, nicht lange verſchließen. Gram und Gefangenſchaft hatten ihn milder geſtimmt. Und als er nun wahrnahm, wie Jutta der Ehre und Tugend treu geblieben, wie ſie freiwillig dem Beſitze des Geliebten entſagt hatte, um nicht den Fluch kindlichen Ungehorſams auf ſich zu laden, da ſchmolz ſein Groll in Wehmuth und Vergeſſen; er drückte ſie an ſein Herz und verſprach, die Hand des ihr verhaßten Körbitz nie ihr aufdringen zu wollen.«

Eine Spur von Freude überflog Jaszko's gramerfüllte Züge. »Ich will mit ihm ſprechen,« ſagte er nach einigem Nachſinnen. »Führe mich zu dem gefangenen Ritter!« — Und auf den Arm des Narren geſtützt, verließ er mit ſchwanken Schritten das Gemach, und trat in das des gefangenen Ritters von Bünau.

Dieſer ſtand bei Jaszko's Anblicke überraſcht auf, und Judith, welche an des Vaters Seite ſaß, erröthete; doch die bleiche, leidende Geſtalt des Geliebten erpreßte ihr einen Seufzer der Trauer und Beſorgniß.

»Erlaubt mir ein Wort, Herr Ritter!« ſagte Jaszko, vom Gehen erſchöpft und feſter auf den Narren ſich ſtützend.

»Ich bin Euer Gefangener, Graf!» entgegnete Bünau etwas bitter, »und habe Euch nichts zu erlauben.»

»Ihr ſeid es in dieſem Augenblicke nicht mehr,» fuhr Jaszko gelaſſen fort.

»Wie ſoll ich das verſtehen? — Iſt mein Löſegeld ſchon von Euch beſtimmt?»

»Die Grafen von Dohna pflegen keinen Handel mit gefangenen Rittern zu treiben,» erwiderte Jaszko ſtolz. »Ihr ſeid frei, waret es ſeit dem Augenblicke, wo Ihr mit Judith geſprochen. Meine Feinde durften mich verleumden, ich konnte dazu lächeln; doch von dem Vater meiner Judith wünſchte ich nicht verkannt zu ſein. Gern hätte ich Euch zu freundlicher Beſprechung auf meine Burg geladen, doch Eure mir feindſeligen Geſinnungen würden mich vergeblich ſolchen Schritt haben thun laſſen. So mußte denn der offene Kampf mir Gelegenheit ſchaffen, Euch in meine Nähe zu bringen, Euch über meinen Charakter aufzuklären. Es iſt geſchehen, und dankend nehme ich jetzt von dem edlen Gaſte Abſchied.»

Bünau wurde unruhig. Staunen und Verlegenheit kampften in ihm. »Und Judith? Was ſoll mit ihr geſchehen?» fragte er mit unſicherer Stimme, als fürchte er die Antwort, die er begehrte.

»Judith war nie meine Gefangene,» ſagte Jaszko. »Ich wollte ſie und Euch vor einem übereilten Entſchluſſe des Vaterherzens retten, indem ich ihr Aufnahme gewährte. Ihr habt jenen Entſchluß geändert, ſtehet jetzt ab, dieſen Engel in die Arme eines Nichtswürdigen zu werfen, und rein, unbefleckt, wie ich ſie aufgenommen, gebe ich Euch Eure Tochter zurück. Nehmt ſie hin, zieht in Frieden und gedenket meiner ohne Groll!»

»Und Ihr entſagt freiwillig allen Rechten auf Judith's Beſitz?» fragte Bünau erſchüttert.

Jaszko lächelte ſchmerzlich, warf einen Blick auf Judith, und nickte ſchweigend.

»Geſteht, Graf, Ihr habt aufgehört, meine Tochter zu lieben; ſie iſt Euch gleichgiltig geworden?» ſagte Bünau ausholend, und ſein Auge weilte forſchend auf Jaszko.

»Ich bete ſie an, mehr als je," entgegnete dieſer mit Wärme, und eine leiſe Röthe zitterte über ſeine bleichen Wangen. »Aber es wäre eigennütziger Wahnſinn, jetzt, gerade jetzt Anſprüche zu erheben, wo ich am Rande des Untergangs ſtehe. Schon ſind die Außenwerke meiner Burg ſo gut wie in Feindeshand; auch dieſer Thurm, meine letzte Zuflucht, wird ſich nur kurze Zeit halten können, wird mich und Alle, die treulich bei mir ausgeharrt, unter ſeinem Schutte begraben. Ich kann weder meine Freunde, noch meine Gefangenen mehr ſchützen, und noch heute erhalten auch dieſe ihre Freiheit von mir. Wie ſollte ich tollkühn genug ſein, das mir Theuerſte auf Erden, Judith, in meinen Fall verſtricken zu wollen! Meine kühnſte Ausſicht iſt Tod unter den Schwertern der Feinde, oder unter der Wucht dieſer Mauern. Wehe mir, wenn ein ſchlimmer Zufall mich lebendig in die Hände der Meiſſener lieferte! Der Markgraf und die Ritterſchaft haben mich als Landfriedensſtörer verurtheilt; fangen ſie mich, ſo iſt das Henkerbeil mein Loos.»

»Und juſt Eure Gefahr iſt es, die Euch in meinem Herzen das Wort redet,» ſagte Bünau. »Ich hab' es mein Lebtage lieber mit der bedrängten, als mit der ſiegenden Partei gehalten. — Wenn ich nun ſagte: ein echtes Rittergemüth wird vom Unglücke mächtiger angezogen, als vom

Glücke. Nehmt meine Tochter hin mit meinem Segen, ſie iſt Euer Weib, ſie wird bei Euch aushalten in Gefahr und Drangſal; ihre Liebe möge Eure geſunkene Kraft, Euern gebeugten Willen wieder aufrichten und ſtählen für den Widerſtand, deſſen Ihr bedürft."

„Mein Vater!" rief Judith entzückt und überraſcht, und ſank an die Bruſt des Greiſes.

Aber Jaszko ſchüttelte verneinend das Haupt. »Nicht doch, edler Mann!" ſagte er. »Uebereilte Großmuth benutzen, iſt auch Betrug. Judith jetzt mit mir vereinen, hieße ihr Mörder werden."

»Jaszko, höre mich," ſagte Judith, indem ſie ſchmeichelnd ſeine Hand faßte: »haben wir uns nicht Treue geſchworen in Tod und Gefahr? Du würdeſt Wort gehalten haben; nur mir willſt du ſelbſtſüchtig die Gelegenheit rauben, meinen Schwur zu bewähren. Du biſt ungerecht, Jaszko; ich aber werde auf meinem Rechte beſtehen, werde mein Schickſal an das deine ketten, ohne erſt den Sonnenſchein des Glückes abzuwarten, der noch nie zur Probe der Liebe und Ausdauer wurde."

»Laßt ſie gewähren, Graf!" ſprach der Greis mit ernſter Rührung.

»So ſollen erſt an der Schwelle des nahen Untergangs Freundſchaft und Liebestreue mir ihre ſchönſten Blumen reichen!" rief Jaszko erſchüttert, und preßte den Freund und die Geliebte an das Herz.

»Freilich," ſagte der Narr, welcher die letzten Worte gehört, und eben in das Zimmer trat; »Ihr meint, die Freundſchaft muß, wie die Schwalbe, erſt die warme Witterung abwarten, ehe ſie ihren Einzug hält."

»Verzeih',» erwiderte Jaszko, ihm die Hand reichend; »du haſt mich allerdings ſchon gelehrt, an Treue zu glauben. Ohne dich würde mir dieſer Tag nicht mehr geworden ſein.»

Die Belagerungswerkzeuge der Feinde raſſelten in dieſem Augenblicke vor der Veſte, und ein Stück einſtürzende Mauer, das ihre Wucht getroffen, ſandte den lauten Schall ſeines Sturzes daher. — »Es iſt der Ton der Brautglocken,» ſagte Jaszko düſter lächelnd. »Sie mahnen uns zur Eile, und deuten uns die Kürze der Stunden, welche uns noch gegönnt. Komm, ſchöne Braut des Geächteten, ehe die Meißener draußen uns einen Einſpruch thun. Erſt Brautringe und dann Todesſtreiche gewechſelt! Toller Witz des Zufalls! hahaha!»

Er lachte krankhaft auf, als ein neuer Stoß der Belagerungsgeſchütze die Mauern erdröhnen ließ, und reichte Judith den Arm. — Während des Schwirrens der Geſchütze, des Geſchreies auf und vor den Mauern, wurde in der Burgkapelle über Jaszko und Judith die verhängnißvolle Weihe der Liebe geſprochen.

5.

Die Burg Dohna wurde heftig berannt, ein großer Theil der Außenwerke war niedergeworfen und in Feindeshand. Jaszko hatte ſich mit den Seinigen in den feſten Thurm zurückgezogen, deſſen Bauart und Lage eine verhältnißmäßig lange Vertheidigung zuließ, und unternahm von hier aus häufige Ausfälle, welche, zum Theil vom Glücke gekrönt, die Lage der Belagerer wohl benachtheiligen, die ſeinige aber nicht verbeſſern konnten.

Die Belagerung ging ganz nach mittelalterlichen Formen vor ſich, und da im Meißniſchen der Gebrauch des Schießpulvers erſt gegen zwei Jahrzehnte ſpäter, und auch da noch ſpärlich genug in's Leben trat, ſo war kaum eine Annäherung an neuere Kriegsweiſen bemerkbar. Hier ſah man noch die alten, ſchwerfälligen Belagerungswerkzeuge, ähnlich denen der Römer, und ſeit den Kreuzzügen höchſtens durch einen Zuwachs ſarazeniſcher Erfindungen bereichert. Schon die harten, bizarren Namen dieſer Werkzeuge deuteten auf ihre rohe, mangelhafte Form; ſie hießen: Antwerk, Mangen oder Boler, Tummler, Blyden oder Bleyden, Pettrer, Ruttner, Bember oder Bombarden, ferner die Katze oder der Krebs, der dem Aries der Alten verwandte Igelswer, der Ebenhoch oder der auf Räder geſetzte, mehre Stockwerke hohe Thurm, deſſen ſich auch morgenländiſche Eroberer bedienten. Die Belagerer warfen Antwerk auf, und ſchoben Katzen an die Mauern. Erſteres war ein Wurfwerk, aus welchem ſchwere Steine, wohl auch Pech und Schwefel gegen die Erker und Wehren der Thürme und über die Mauern hineingeſchleudert wurden. Im Innern dieſer Werke war Stoß- oder Wurfzeug, mittelſt deſſen, unter dem Schutze eines vorn angebrachten Schirmes, ſchwere Steine, in der ſteigenden Erbitterung langer Belagerungen ſogar bisweilen Unrath und Leichname in den berannten Ort geſchleudert wurden, um durch ekle Ausdünſtungen die Atmoſphäre der Belagerten mit dem Gift der Krankheit zu ſchwängern und ihre Noth zu mehren. Die Belagerten dagegen ſchoſſen nicht nur Pfeile und Steine, ſondern auch Schwefel und Pech auf die Feinde, hauptſächlich auf deren hölzerne Katzen, welche vor dem Brande zu ſchützen, zu den gefährlichſten Geſchäften des Krieges gehörte. Mit dem Hagel der Donnerbüchſen vermengten ſich die Bolzen der Armbruſtſchützen, die Steine der Schleuderer, und neben dem ſpießbewehrten Knechte ſchwang bei Ausfällen der Bauer ſeinen eiſernen Flegel und ſeinen eiſernen Kornhammer, welche Waffe in Aufgeboten jener Zeit ausdrücklich bedingt war.

In dieſen rohen Formen bewegte ſich auch die Belagerung Dohna's. Da aber die Vertheidigungsmittel eben ſo unvollkommen, als die Belagerungswerkzeuge, ſo war das Gleichgewicht dadurch zwiſchen Beiden feſtgeſtellt.

Den Markgrafen hatten Regierungsangelegenheiten abgerufen, und nach ihm leitete Rudolph von Körbitz die Belagerung, welche bei der geringen Anzahl der Vertheidiger raſchen Fortgang hatte.

In der Burg gebrach es bereits an dem Nöthigſten. Die Lebensmittel waren erſchöpft, und durch enge Einſchließung des Thurmes jede Möglichkeit einer Zufuhr abgeſchnitten. Gleicher Mangel trat rückſichtlich der Vertheidigungsmittel ein; ſelbſt an Wurfſteinen fehlte es, da die Dohna'ſchen, in den einzigen Thurm zurückgedrängt, ſich der Steine, welche die zertrümmerten Werke in reichlicher Anzahl boten, nicht bedienen konnten.

Da verſammelte eines Abends Jaſzko die Seinigen um ſich. Tiefe Schwermuth umſchleierte ſeine ſtolze Stirn; er ſah bleich aus, und nur die Narben, welche der Kolben des Meiſſener's zurückgelaſſen, prangten in blutig friſcher Röthe. Er umarmte ſein Weib und ihren Vater, dann ſeinen Vetter Heide von Dohna, und reichte dem Narren die Hand. Es galt einen letzten, ſchmerzlichen Kriegsrath, denn die Zeit drängte.

»Der Augenblick iſt nahe,« ſagte er, »wo Dohna's letzte, ſchützende Pfeiler unter der Wucht feindlicher Geſchütze berſten werden. Gern hätte ich unter der zuſammenbrechenden Wiege mein Grab geſucht, doch die Gegenwart legt mir andere Pflichten auf; ich habe ein Weib und muß ſtreben, mich ihr zu erhalten; einen Vater, der, in Feindesbanden, nur durch meinen Arm Rettung erwarten darf. Der Thurm kann ſich kaum noch zwei Tage halten; ich will nicht den Augenblick herankommen laſſen, wo er die Meinigen zerſchmettern würde. Ein unterirdiſcher Gang führt aus dieſem Thurme unter dem Rücken dieſes und der benachbarten Berge hin, und mündet in einer verdeckten Schlucht, hart an Böhmens Grenze. Ihm vertraue ich mich noch in dieſer Nacht, um nach Böhmen hinüber zu fliehen. Dort beſitze ich mächtige, kriegsluſtige Freunde. Meine perſönliche Gegenwart wird ihren Eifer verdoppeln, und ich darf mit Sicherheit hoffen, bei ihnen nicht nur Schutz, ſondern auch neue wirkſame Hilfe zu finden, zumal Böhmen und Meiſſen jetzt wieder einmal in heftigen Lehensſtreitigkeiten leben. Zugleich mit mir entflieht, auf demſelben geheimen Gange, der Narr, doch nicht, um mir nach Böhmen zu folgen, da zwei Männer leichter zu entdecken ſind, als einer, ſondern um nach Dresden, an das Hoflager des Markgrafen zu eilen, den er beim letzten Treffen vor Gefangenſchaft rettete, und der ihm zu Dank verpflichtet iſt. Der Markgraf iſt edel und großmüthig; er wird Friedensvorſchläge aus dem Munde ſeines Befreiers mit willigem Ohr vernehmen, und ſo wird durch ihn vielleicht unter leidlichen Bedingungen für uns das Ende dieſes unheilvollen Streites vermittelt werden. — Ihr Andern übergebt morgen, mit dem Früheſten, gegen die Bedingung freien Abzuges die Burg. Für dich, meine Judith, und deinen Vater bedarf es dieſer Bedingung nicht. Der Feind weiß nichts von unſerer Verſöhnung, und wähnt euch gezwungen in meiner Haft. Eilt auch ihr zu dem Markgrafen; entdeckt ihm, welche nahe Bande euch jetzt an mich feſſeln, auch eure Fürſprache wird bei ihm ihren Zweck nicht verfehlen. Den Uebrigen aber wird Körbitz gern freien Abzug zugeſtehen, zumal wenn er vernimmt, daß ich, die Hauptperſon, ihm aus dem Netze gegangen. Er wird gierig ſein, ſeine Leute zu meiner Verfolgung anzuwenden, und daher ſich doppelt freuen, durch eure Uebergabe weiterer Belagerung überhoben zu ſein. Eine gebrochene Veſte iſt noch kein verlornes Gebiet, der Frieden kann ſie wieder aufbauen. Die Nacht bricht herein; das Mißgeſchick muß ſie zur Bundesgenoſſin wählen. Lebt wohl!«

Stumm ſtanden Alle, nachdem Jaszko geendet. Dann trat der Greis Bünau hervor, reichte ihm die Hand und ſagte: »Ich halte deinen Entſchluß für den beſten, für den einzigen, der uns retten kann. Eile, ihn zu vollführen, und Gott ſei mit dir! Deine Freunde werden für dich wirken.«

Jaszko blickte noch eine Weile ſinnend vor ſich nieder, als erwäge er, ob es, außer dem beſchloſſenen, nicht noch einen andern Ausweg gebe. Dann ſtürzte er ſich heftig in Judith's Arme. »Lebe wohl!« rief er heftig, und ehe ſie noch ſeine Umarmung feſter erwidern konnte, wendete er ſich nach der Thüre, rief verweilend noch einmal mit gewaltſam erregter Kraft der Stimme: »Lebt wohl! Auf Wiederſehen hier oder dort!« und ſtürzte hinaus. Der Narr folgte ihm etwas langſamer.

In ſtreitenden Gefühlen, zweifelnd zwiſchen Schmerz und Hoffnung, blickten die Andern ihm nach.

Jaszko aber und der Narr eilten, nachdem ſie ſich in Landmannstracht gekleidet, behutſam den verdeckten Gang dahin, vom trüben Lichte einer Hornlaterne geleitet. Schweigend ſchritten ſie hintereinander den dunklen, grabverwandten Pfad entlang, bis das vernehmbarere Schwirren der Bäume, der ſchärfere Zug der Nachtluft ihnen die Nähe der Oberwelt verkündigte. Sie löſchten die Leuchte aus, und nach wenigen Schritten ſtanden ſie im Freien, in der Tiefe eines felsumbäumten, von dichtem Geſtrippe verwachſenen Thales. Schweigend blickten ſie einander an, als glaube Jeder aus dem Geſichte des Gefährten diejenigen Empfindungen herauszuleſen, welche er ſelbſt ihm zu verbergen trachtete. Jaszko ermannte ſich zuerſt, bot dem Narren die Hand und ſagte leiſe: »Lebe wohl!«

»Lebt wohl!« tönte es dumpf zurück, und Beide trennten ſich nach verſchiedenen Seiten. Nach einigen Schritten blieben unwillkürlich Beide ſtehen, um ſich in der Dunkelheit noch einmal nach einander umzublicken. Der Narr aber eilte, von einem plötzlichen angſtvollen Gedanken ergriffen, noch einmal zu dem Gebieter, preßte ihn, wie einen Freund, leidenſchaftlich an ſich, und fliſterte mit der ſarkaſtiſchen Wehmuth, in welche ſich ihm unwillkürlich ſelbſt der Ernſt und der Schmerz kleideten, ihm zu: „Lebt wohl, Gevatter Jaszko! und hört meine Bitte: ſeid auf Eurer Hut. Ich kann mir nun einmal nicht helfen, mir gefällt Euer

Hals nicht, mir iſt es immer, als ſei er mit einem Beile auf die Welt gekommen, das ſeitdem unſichtbar über ihm ſchwebe, und über kurz oder lang ihn durchſchneiden müſſe. Bitte, bitte, Gevatter Jaszko, wehret Euren Hals, baut auf meine Treue, und nun lebt wohl, der Himmel geleite Euch!»

Jaszko wollte entgegnen, aber ſchon war der Narr fort. Er ſah ihn, beim zuckenden Mondlichte, noch einmal in dem Geſtrüppe des entgegengeſetzten Berges auftauchen, den er mit ſchnellen Füßen erklommen; dann aber hüllten ihn Nacht und Waldung ein, und Jaszko — ſah ihn nicht mehr.

»Er hat recht," ſeufzte Jaszko ſtill bei ſich, „das Beil hängt drohend über meinem Nacken, und es iſt mir, als ob ich dort ſeine tödtende Schneide ſchon vorempfände. Gott und mein Muth werden helfen!"

Vorſichtig klomm er die Höhe hinan, deren ſchmaler Kamm mit ſeinem ſüdlichen Abhange bereits die böhmiſche Grenze küßte. Doch war auf dem abſchüſſigen Boden, welchen die Spätherbſte vieler Jahre mit hohen Schichten raſchelnden Laubes überſtreut hatten, das Gehen nicht ſo ganz geräuſchlos zu bewerkſtelligen. Bei aller Behutſamkeit gemahnte es Jaszko doch, als habe der Schall ſeines Trittes die Aufmerkſamkeit eines lebenden Weſens erregt. Er ſtand ſtill und horchte, ob vielleicht ein durch ſeine Nähe verſchüchtertes Wild ſich blicken laſſe, und wirklich vernahm er deutlich ein ſich ihm näherndes Gegengeräuſch, welchem bald der laute Ruf: »Wer da?" folgte. Lautlos blieb er in ſeiner Stellung. Fliehen konnte hier eben ſo gefährlich werden, als verweilen; die Unebenheit des Bodens aber machte das Letztere rathſam. Er ſah deutlich, daß er auf einen, den Austritt zur Grenze ſperrenden feindlichen Wachtpoſten geſtoßen ſei.

»Wer da?« rief es noch einmal, und da er im Schweigen beharrte, ſetzte es mit rauher Stimme hinzu: »Nun, ſo will ich doch ſelbſt ſehen, was es gibt!« In wenigen Augenblicken ſtand ein mit einer Hellebarde bewaffneter Kriegsknecht vor ihm, der ihn barſch fragte, wer er ſei.

»Das ſiehſt du ja ſelbſt, Kamerad!« entgegnete Jaſzko mit erkünſtelter Ruhe. »Ein Landmann bin ich, aus Heidenau, ein armer Teufel, der ſich hier ein Bündel dürres Holz aufleſen möchte.«

»Und warum gibſt du nicht Antwort, wenn man dich anruft?« fragte der Kriegsknecht weiter.

»Weil ich mich vor euch Herrn Soldaten fürchte. Es iſt nicht das erſte Mal, daß ihr Bauern aus unſern Dörfern geplündert habt. Und mir iſt dieſer Rock, den ich trage, viel werth; er iſt mein einziger.«

„Ausflüchte!« ſagte der Krieger. »Du ſiehſt mir verdächtig aus; ich muß dich zu dem Rottmeiſter führen.«

»Freund, ich bitte dich, laſſ' mich gehen! Mein Weib möchte in Unruhe gerathen, wenn ich über die Zeit ausbliebe.«

»Nichts da! Zum Rottmeiſter! Folge gutwillig, oder ich kitzle dich mit meiner Hellebarde.«

»Ich werde dir nicht folgen!« ſagte Jaſzko, ſeine innere Verzweiflung bemäntelnd, mit feſter Stimme.

»Das wollen wir ſehen!« rief der Krieger und wollte ſeinen Mann packen. Aber dieſer wich ihm geſchickt aus und verſetzte ihm einen ſo nachdrücklichen Stoß, daß er, die Waffe verlierend, kopfüber die Höhe hinabkollerte.

Der Fallende erhob ein gräßliches Geſchrei, das ſogleich von mehren Stimmen beantwortet wurde. Von verſchiedenen Seiten eilten Kriegsknechte herbei, und verrannten, die Höhe erſteigend, Jaszko jeden Ausweg. Die Verkleidung, welche er gewählt, hatte ihm keine andern Waffen geſtattet, als einen gutgehärteten Dolch. Obſchon die Fruchtloſigkeit des Widerſtandes vor Augen, zog er ihn aus der Scheide und machte ſich kampffertig.

Ein vierſchrötiger Knecht rannte mit eingelegter Lanze auf ihn los. „Ergib dich, Kerl, oder ich jage dir das Eiſen in den Leib!“ Jaszko faßte die Lanze an der Spitze, riß damit ihren eigenen Träger nahe an ſich heran und ſtieß ihm den Dolch in die Bruſt. Kreiſchend ſank dieſer zu Boden, aber ehe Jaszko noch ſich in den Beſitz der herrenloſen Lanze ſetzen konnte, wurde er von hinten gepackt und niedergeriſſen. Zwei Knechte knieten ihm auf die Bruſt, während zwei andere mit ihren abgeriſſenen Feldbinden ihm die Hände knebelten.

Gebunden ſchleppte man ihn die Höhe hinab, an ein Wachtfeuer, vor welchem ein dicker Rottmeiſter, von wunderlichem Anſehen, mit einem ungeheuren Schnauzbarte ſaß, und ſich die Hände wärmte. Ein Knecht berichtete ihm den Vorfall, und ſtellte ihm den Gefangenen vor, welcher trotzig die Gruppe anſah. Einige derbe Flüche, welche dem Erzähler dabei entfuhren, ſchienen den Rottmeiſter ſehr wild zu machen.

»Kein loſes Maul!“ brüllte er. »Beſcheidenen Vortrag dem Rottmeiſter gegenüber, oder der Teufel ſoll Euch in die Glieder fahren!“ — Er blickte um ſich, und die ſchreckende Wirkung ſeiner Donnerworte, die ſich auf den

Geſichtern ſeiner Soldaten malte, mit Behaglichkeit gewahrend, ſtrich er ſich den Bart und ſagte ſelbſtgefällig: »So iſt's brav; nur kein loſes Maul mir gegenüber. Ihr wißt, ich bin euch ein guter Herr, aber ich halte auf Anſtand.«

Nach dieſer Einleitung wendete er ſich an den Gefangenen, dem er mit nicht geringer Anſtrengung ſeiner kleinen, ausdruckloſen Augen und ſeines feiſten, nichtsſagenden Geſichtes, durch martialiſche Mienen zu imponiren ſuchte. — „Saubere Geſchichten muß ich hören!“ ſchrie er Jaszko an: »Den Gottwald habt Ihr den Berg hinunterkollern laſſen, daß der Kerl an ſeinem ganzen Leibe nur eine einzige Beule iſt, und den Apel, meinen beſten Trinker in der Kette, habt Ihr geſpießt, wie eine Lerche, daß er nicht einmal ſein zurückgelaſſenes Glas mehr ausleeren konnte. Jetzt nur gleich geſtanden, wer Ihr ſeid, was Ihr bezweckt! Ihr ſeid kein Bauer; o, ich bin verdammt ſcharfſichtig, und merke ſo 'was auf den erſten Blick. Alſo heraus mit der Sprache, Alles haarklein geſtanden; aber nur kein loſes Maul mir gegenüber, denn, daß Ihr's wißt, ich bin der Rottmeiſter!«

Der Gefangene ſchwieg, von innerer Wuth und geheimer Spottſucht unwillkürlich bedrängt.

„Nun, wird's werden? Werdet Ihr geſtehen? Macht's kurz, denn ich bin ungeduldiger Natur.“

Er horchte hin; da aber der Gefangene nur noch hartnäckiger ſchwieg, ſprang er erboßt vom Wachtfeuer auf. »Kein loſes Ma — —« brüllte er mechaniſch, brach aber mitten im Worte ab, und ſetzte etwas ruhiger hinzu: „Ja ſo, Ihr habt noch gar Nichts geredet

Aber Ihr ſollt reden, bei meiner Treu, oder ich laſſ' Euch baumeln!«

»Aber, Herr Rottmeiſter,« fiel einer der Knechte ihm in's Wort, „mit dem Baumeln wird es ſich doch nicht thun laſſen. Der Gefangene könnte eine Perſon von Wichtigkeit ſein und zu Aufſchlüſſen verhelfen. Es wäre wohl am beſten, ihn nach Mügeln in's Hauptquartier zum Ritter von Körbitz zu ſenden.«

„Kein loſes Maul!« ſchrie der Rottmeiſter den Knecht an, und ſagte dann ganz gelaſſen: »Uebrigens haſt du Recht, mein Sohn! Ich werde den Kerl da zu dem Körbitz ſchicken. Mag der ſehen, ob er etwas aus ihm herausbringt. Weshalb ſoll ich mich mit ihm herumärgern?«

Der Name Körbitz hatte für Jaszko's Ohr einen unheilvollen Klang, der ihm das Blut aus dem Geſichte trieb. Doch galt es hier, ſich in das Unvermeidliche zu fügen, und ruhig ließ er ſich abführen.

Der Rottmeiſter ſchrie ihm noch nach: »Und keines loſen Mauls ſich zu unterfangen vor dem gnädigen Herrn von Körbitz! — Der verſteht keinen Spaß.«

Man band den unglücklichen Jaszko auf ein Pferd, und brachte ihn unter ziemlich ſtarker Bedeckung nach Mügeln, einem den Städten Pirna und Dohna gleich nahen Dorfe, wo die Meiſſener unter Rudolf von Körbitz ihr Hauptquartier hatten. Es war ſchon ſpät in der Nacht; hin und wieder glühten noch Kohlenüberreſte der angezündeten Wachtfeuer auf dem Raſen; in den Zelten war ſchon Alles ruhig, und nur die klirrend auf und ab ſchreitenden Wachtpoſten ließen den Ankommenden ihren Ruf entgegentönen. Einer der Hauptleute wurde geweckt, um den

Gefangenen in Empfang zu nehmen. Fluchend rieb er ſich die Augen, gähnte einige Male und richtete dann ſeine ſchlaftrunkenen Blicke gleichgiltig auf Jaſzko. Allein er wurde plötzlich ſehr aufmerkſam, ergriff dann eine Kerze, welche er dem Gefangenen dicht unter das Geſicht hielt, und ſagte, einen Schritt zurücktretend: »Alle Teufel, was iſt das? Ich will verdammt ſein, wenn nicht der Burggraf von Dohna in eigener Perſon vor mir ſteht.«

Das Schweigen des Gefangenen auf dieſe Exklamation galt ihm mit Recht als Beſtätigung. Auf einen geheimen Befehl, welchen er einem ſeiner Leute in die Ohren raunte, löſ'te man Jaſzko's Bande; der Hauptmann rückte ihm einen Feldſeſſel hin, und ſagte ehrerbietig: „Meine Pflicht gebietet mir, Euch zu dem Ritter von Körbitz zu ſenden. Ich laſſe ihm in dieſem Augenblick Eure Ankunft melden. Bis ſeine Antwort zurückerfolgt, laßt es Euch in meinem Zelte genehm ſein, Herr Graf, ich erwarte Eure Befehle.“

Jaſzko dankte ihm ſtumm, und warf ſich in den dargebotenen Feldſeſſel, ſeinen Gedanken nachhängend. Bald ſollte er gefangen, wehrlos vor dem Manne ſtehen, den er in der Welt am meiſten haßte, der ihm mehr oder weniger war, als ein Feind. Wie ſollte er ihm begegnen? Was ſollte er dem zu erwartenden Uebermuthe desſelben entgegenſetzen? Dieſe Fragen drängten ſich mit quälender Verworrenheit durch ſein Gehirn. Er bemerkte weder das Gehen, noch die Zurückkunft des Hauptmanns.

Dieſer trat zu ihm mit den Worten: »Herr Graf, der Ritter von Kerbitz ſendet mir ſo eben den Auftrag, Euch von hier aus geradewegs nach ſeiner Burg Meuſegaſt führen zu laſſen. Ihr ſcheint erſchöpft, und ich glaube Eurem

Wunſche zu begegnen, wenn ich, ſtatt zu Pferde, Euch den Weg in einem bequemen Wagen zurücklegen laſſe. Sprecht, ob Euch dies genehm?»

Jaszko nickte faſt gedankenlos, und der Hauptmann ertheilte ſeinen Leuten die nöthigen Aufträge.

Bald waren alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen; Jaszko wurde in einen wohlverwahrten Wagen gehoben, den eine Truppe Reiter umgab, und raſch ging es fort gegen Meuſegaſt. Auf Jaszko, deſſen einſtige Kraft ſeit ſeiner ſchweren Verwundung noch nicht wieder in ihren vollen Beſitz getreten war, hatten die Vorfälle dieſer Nacht einen betäubenden Eindruck ausgeübt. Er lag in einem wüſten Zuſtande, zwiſchen Schlaf und Wachen; convulſiviſche Aufregung paarte ſich mit lethargiſcher Ermattung in ihm, und qualvolle Traumbilder ſpielten ein grauſames Spiel mit ſeinem Geiſte. Er ſah im Traume ſeinen Narren vor ſich ſtehen, der mit forſchender Sorgſamkeit ſeinen Nacken betaſtete und auf eine Stelle deſſelben deutete, und nach dieſer Stelle zielte Körbitz mit einem breiten Schwerte. Jetzt holte er aus, Jaszko fühlte die ſchneidende Wucht des Hiebes in ſeinem tiefſten Nervenweſen, er fühlte die ſpringende Bewegung ſeines losgetrennten Hauptes, fuhr ächzend in die Höhe, und erwachte von dem entſetzlichen Traume, um, in wirren Halbſchlummer zurückſinkend, ihn auf's Neue zu träumen. — Endlich dämmerte der Morgen, und von ſeinem rothen Lichte blutig beleuchtet, ſtiegen, wie ein großes Grabgewölbe, die Zinnen von Meuſegaſt vor Jaszko's Blicken auf.

Die Zugbrücke raſſelte hernieder, und erdröhnte unter den Rädern des Wagens und unter den Hufen der

Roſſe. Es war, als ob ein Leichenwagen dem letzten dunklen Aſyle zurolle. Finſtere, Unheil kündende Geſichter nahmen den Gefangenen in Empfang, und führten ihn in das ſorgſam vergitterte Gemach eines Thurmes. Ein Schauer überlief ihn, dachte er daran, daß ſein greiſer Vater, ohne eine Kunde von dem Schickſale der Seinigen, im Bereiche derſelben Mauern ſchmachte, ihm ſo nahe, und doch ſo undurchbrechbar, wahrſcheinlich auf immer von ihm geſchieden. Seine Sinne waren ſo betäubt, daß ihn die Gegenwart nur mit dumpfer Unempfindlichkeit berührte und ſelbſt die nächſte Zukunft außerhalb ſeiner Gedanken lag. Aber dieſe ſtumpfe Ruhe ging in wildes Grauen über, als gegen Mittag die Thüre ſeines Kerkers ſich öffnete, und Körbitz eintrat.

Beide waren bei dem gegenſeitigen Anblick einen Moment betroffen, und ſtarrten ſich ſeltſam an.

Eine böſe Abſicht, zu groß und bedeutſam für Körbitz's beſchränkten Muth, lag in ſeinen Mienen, und gab ihnen den Ausdruck einer heimtückiſchen Feigheit. »Ich komme, Graf, Euch zu fragen, ob Ihr auf Euer Schickſal gefaßt ſeid?« ſagte er, den Blick, der den des Feindes nicht zu ertragen vermochte, zur Erde ſenkend.

»Wer in den Händen eines Nichtswürdigen iſt, muß ja wohl darauf gefaßt ſein,« entgegnete Zaszko.

Körbitz biß die Lippen zuſammen. »Ihr ſeid gefangen nicht klüger, als frei,« ſagte er. »Könnt Ihr mir verargen, daß ich Euch tödte, Euch, der mich ſchon ſo hart beleidigte, der nie aufhören wird, mir zu ſchaden, und deſſen Kopf die Gerechtigkeit dieſes Landes als den eines Friedensſtörers verfehmte?«

»Ihr thut wohl daran,« lächelte Jaſzko bitter. »Mein Leben iſt nicht ſo erbärmlich wenig werth, wie das Eure; es verlohnt ſchon der Mühe, von einem Schurken geſtohlen zu werden. — Wozu erſt noch dergleichen Verhandlungen? Thut, was Eurer verworfenen Seele gefällt, und befreit mich von Eurem Anblicke.«

»So ſeid Ihr bereit zu ſterben?«

»Dieſer Frage bedarf es bei keinem Ritter, er müßte denn Eures Gleichen ſein.«

Körbitz, um ſich den bitteren Worten ſeines Gegners zu entziehen, verließ ſchnell das Gemach.

Die Sonne neigte ſich bereits gegen die Berge. Jaſzko blickte ernſt dem Mönche nach, der ihn, zum Tode vorbereitet, verließ, als die Thüre ſich wieder öffnete und ein Mann in rothem Mantel, von vier bewaffneten Knechten begleitet, in den Kerker trat.

»Ha! was ſoll das?« ſchrie Jaſzko, und ſeine Augen drängten ſich aus ihren Höhlen.

Einer der Knechte breitete ſchweigend eine ſchwarze Decke auf den Fußboden hin, und legte in die Mitte derſelben ein ſchwarzſammtenes Kiſſen.

»Schon ſo bald?« bebte Jaſzko, und ſeine Haare ſträubten ſich zum erſten Male. Er hatte in ſeinem gedankenloſen Hinbrüten den grauſigen Moment noch nicht ſo nahe geglaubt, und dieſer überraſchte ihn nunmehr mit ſeiner gräßlichen Nähe. Der Mann im rothen Mantel ſchien zu warten.

»Herr, mein Gott, ſtrafe mich nicht durch Muthloſigkeit in dieſem böſen Augenblicke!« liſpelte er mit bebenden Lippen, einen krampfigen Blick zum Himmel werfend. —

Harrt einen Augenblick, ihr Männer! O Gott! Gott! laß mich nicht verzagen! Ich habe den Tod verdient, habe angekämpft gegen das ewige Recht, frech angetaſtet Geſetz und Herkommen, mich aufgelehnt gegen Fürſten und Ordnung. Sei barmherzig, o Himmel, gib mir den Muth, meine Miſſethat durch den Tod zu verſöhnen!«

Er athmete tief auf, fühlte ſeine Bruſt erleichtert und ſich zu dem bangen Schritte bereit, der ihm bevorſtand. Er knöpfte ſeinen Wamms auf und entblößte ſeinen Hals. Dann kniete er auf das Kiſſen.

Der Freimann, ein bärtiges Geſicht von verdroſſenem Ausdrucke, trat herzu, und ſagte mit dumpfer Stimme: »Verzeiht, edler Herr, daß ich gezwungen bin, mein Amt an Euch zu üben.«

Jaszko machte eine gewährende Bewegung mit der Hand, und der Freimann entfaltete ein weißes Tuch, um ihm die Augen zu verbinden.

In dieſem Augenblicke erſchollen drei heftige Schläge an das Burgthor. Jaszko's ſchon zerrinnende Sinne vernahmen ſie, und ihnen folgte der Ruf: »Einlaß im Namen des Markgrafen!«

»Allmächtiger Gott!« ſchrie Jaszko, das ſchon vorgehaltene Tuch von ſeinen Augen wegreißend und aufſpringend. »Dieſer Ruf gilt meiner Rettung!« Er eilte an das Gitterfenſter, deſſen Ausſicht zufällig nach dem äußeren Burgthore hinwies, und, welche Ueberraſchung! ſein Narr hielt an der Spitze einer kleinen Reiterſchaar vor dem Thore, und hob ein geſiegeltes Papier in die Höhe.

Das junge Leben jauchzte gewaltig in Jaszko's Bruſt auf. »Eilt, das Thor zu öffnen!« rief er den Knechten zu.

»Die Sendung kommt vom Markgrafen; ſie bringt die Aufhebung der Acht gegen den Landfriedensſtörer, bringt meine Rettung.«

Die Knechte ſahen einander verlegen an; der Freimann deckte ſein ſchon entblößtes Schwert mit ſeinem rothen Mantel zu, und zog ſich, des Ausganges harrend, in einen Winkel zurück. Einer der Knechte eilte hinaus, um den Willen des Gebieters zu vernehmen; vor dem Thore aber wurde der Ruf: »Einlaß im Namen des Markgrafen!« gebieteriſch und mit ungeduldiger Eile wiederholt.

Mit Inbrunſt wartete Jaszko des Augenblickes, wo die Zugbrücke fallen und dem Retter Einlaß gewähren ſollte. Sie fiel nicht, trotz des wiederholten Rufes von Außen, und dies machte Jaszko unruhig.

Nach einer Weile kehrte der Knecht in den Kerker zurück, verlegen und unmuthig. — Stürmiſch flog Jaszko ihm entgegen, und drang ihm ſeine Botſchaft ab.

»Seid gefaßt, im nächſten Augenblicke zu ſterben,« ſagte der Knecht finſter. »Unſer Gebieter läßt die Zugbrücke nicht eher herab, bis Euer Kopf gefallen.«

»Verrath!« ſchrie Jaszko in entſetzlicher Täuſchung. »Doch er ſoll ſich betriegen! Dem Schwerte des Geſetzes war ich bereit dieſen Nacken zu beugen. Doch jetzt, wo die Milde des Markgrafen, meines geſetzmäßigen Richters, meine Schuld gelöſcht hat, biete ich nur als Leiche meinen Hals.«

»Ergebt Euch, edler Herr!« bat der Knecht, von Mitleid ergriffen. »Nöthigt uns nicht, gewaltſame Hand an Euch zu legen. Sterbet, Eurer würdig!«

Jaszko hörte ihn nicht. Sein ſtarres Auge — das, in das Leben zurückblickend, nicht mehr den Anblick des ſchaurigen Todes zu ertragen vermochte, ſchweifte rollend umher, nach Rettung haſchend.

»Erleichtert mir mein Amt,« ſagte der Freimann, wieder vortretend und mit den Fingern das ſchreckliche Tuch entfaltend, das den Blick Jaszko's für ewig der Erde verſchleiern ſollte.

Jaszko ſtieß ihn ſchaudernd mit dem Fuße zurück; ſein Arm, jeder Waffe baar, zuckte ſchon, das unter dem Mantel des Freimannes hervorblitzende Richtſchwert zu ergreifen und ſo als Wehr zu gebrauchen. Aber ſeine ritterliche Rechte ſträubte ſich, das Werkzeug des Henkers zum Rettungsmittel zu machen. Er ergriff den Schämel, auf welchem er geſeſſen, und ſchwang ihn drohend, als Schild und Waffe zugleich.

»Nun, ſo legt Hand an den Ritter!« rief der Freimann, bei Seite tretend, um den Knechten Raum zu gönnen.

Dieſe drangen auf Jaszko ein. Er wehrte ſich, wie ein Verzweifelnder, und wie mit übermenſchlicher Kraft begabt, ſchlug er zwei der Knechte nieder. Da ſtieß der Dritte, in voreiliger Wuth, ihm ſeinen Spieß bis an den Schaft in die Bruſt. Jaszko brach zuſammen und verſchied, faſt ohne einen Laut von ſich zu geben.

Der Freimann warf einen Blick auf ihn. Dann ſagte er, Schwert und Binde zuſammenpackend, mit ſeiner mißtönenden Stimme: »Hier habe ich Nichts mehr zu verrichten. Der Mann iſt gefallen als Ritter, im Kampfe für Leib und Leben. Der Freimann darf keine Hand mehr an ihn legen.« — Und langſam, wie ein befriedigtes, blutiges Verhängniß, ſchritt er in ſeinem rothen Mantel wieder zur Thüre hinaus.

Unmittelbar darauf fiel die Zugbrücke. Die Reiter jagten haſtig herein, und zwei derſelben warfen ſich ſchnell von den Pferden, — es waren der Ritter Bünau und der Narr. Sie eilten zu dem Burgherrn Körbitz, und Bünau redete ihn empfindlich an: »Ei, Herr Ritter, Ihr laßt Euch lange Zeit, dem Befehle des Markgrafen Euer Thor zu öffnen. Ich werde Euern ſchnellen Gehorſam zu rühmen wiſſen.«

»Man kann in den jetzigen unruhigen Zeiten nicht vorſichtig genug ſein,« erwiderte Körbitz trocken. »Wie durfte ich auch meinen, daß der Markgraf den Narren eines Geächteten als Boten an mich gebrauchen würde? Es konnte eine feindliche Liſt dahinter ſtecken, mich hier zu überfallen und die Burg zu überrumpeln.«

»Wir wiſſen, daß die beiden Burggrafen von Dohna, Vater und Sohn, in Euren Händen ſind. Dieſes eigenhändige Schreiben des Markgrafen befiehlt Euch, ſie augenblicklich in Freiheit zu ſetzen,« fuhr Bünau fort.

»Was den alten Burggrafen von Dohna anlangt, ſo ſtehe ich zu Befehl. Mit Jaszko aber wird es mir beim beſten Willen unmöglich ſein, ihn in Freiheit zu ſetzen; er iſt — todt.«

»Herr des Himmels!« ſchrie der Narr in ungemeſſenem Schmerze, und erbleichend wankte der alte Bünau zurück.

»Ein unangenehmes Mißverſtändniß!« ſagte Körbitz hämiſch. »Es thut mir leid, wahrhaftig recht leid; aber todt iſt todt. Ich dachte dem Markgrafen zu dienen, wenn ich einen Kopf, den er ſelbſt ächtete und einen Preis darauf ſetzte, ihm zu Füßen zu legen eilte. Er hat ſchnell begnadigt, ich ſchnell gehandelt. Das läßt ſich nun nicht ändern.«

»Verfluchter!« knirſchte der Narr. »Doch du bleibſt mir ja noch gewiß. Wo iſt der Ermordete?«

Körbitz winkte einem Diener, welcher ſie in das Gemach führte, wo Jaszko's Leichnam, noch warm und blutend, lag, inmitten der beiden ächzenden Knechte, welche ſein Arm noch im letzten Augenblicke ſchwer getroffen.

Der greiſe Bünau ſank bei dieſem Anblicke laut jammernd in einen Seſſel. Der Narr aber warf ſich mit wildem Schmerze auf den Leichnam, in ein unnatürliches Geheul ausbrechend, das erſt allmälig in unartikulirte, abgeriſſene Worte überging. — »So mußte es mit dir zu Ende gehen, du edler, ritterlicher Jüngling, du Krone der Tapferen! — O ſprecht, wer gab ſich zu dem Meuchlerwerke her?«

Die verwundeten Knechte erzählten ſelbſt den Hergang; die andern beſtätigten ihn.

»Wohl uns!« rief der Narr feurig. »Dem Henker war es nicht vergönnt, dieſes ſtolze Haupt in den Sand zu werfen. Er ſtarb als ein Ritter, Wunden ſpendend und Wunden empfangend. Uns bleibt die Aufgabe, ihn zu rächen, und feierlich ſchwöre ich, dieſe Pflicht zu erfüllen. Der Narr ſchwört, der Mann wird es halten!«

Eine Stunde ſpäter wurde Jaszko's Leiche im Trauerzuge nach Dohna abgeführt. Dem alten Burggrafen Otto, der jetzt in Freiheit geſetzt wurde, trachtete man des Sohnes Tod ſo lange zu verſchweigen, bis er ſich von den Mühſeligkeiten der beſtandenen Haft erholt haben und fähig ſein würde, die Unglückspoſt zu vernehmen. Man ließ ihn glauben, Jaszko werde noch immer zu Dohna belagert, und bewog ihn, nach Dresden an das Hoflager des Markgrafen zu gehen, angeblich um dort Friedensvorſchläge zu machen.

Dunkle Täuſchung! Während der Greis für des Sohnes Leben und Heil zu ſprechen ging, ſchlummerte dieſer bereits in der Familiengruft der Burggrafen von Dohna, des Vaters harrend; — wehten von den Trümmern der gebrochenen Burg die ſchwarzen Trauerfahnen mit dem Wapen eines untergehenden mächtigen Geſchlechts.

6.

In einem Zimmer des Dresdener Schloſſes weilten der Markgraf und Rudolf von Körbitz in lebhaftem Geſpräche, denn der Letztere hatte ſich nach Jaſzko's blutigem Ende ſogleich zu dem Fürſten begeben, um den Anklagen der Dohna'ſchen Partei, die er mit Recht als unausbleiblich erwartete, zuvorzukommen. Seine Macht über den Markgrafen nach beſten Kräften benützend, hatte er ſich wegen der Hinrichtung Jaſzko's und der verſpäteten Aufnahme der markgräflichen Boten, mit denſelben Gründen, deren er ſich ſchon gegen Bünau bedient, ſo ziemlich rein gewaſchen, und dachte ſich nun wieder zu beurlauben. Da wurde der Ritter Bünau angemeldet. Der Markgraf befahl ihn hereinzulaſſen, und, vielleicht eine Wiederverſöhnung bezweckend, hieß er auch Körbitz bleiben, ſchwerlich zu des Letzteren beſonderer Freude.

Bünau trat ein in Begleitung des Narren. Kaum war dieſer noch zu erkennen. Sein bunter Narrenſtaat hatte einem ſchwarzen Tauerkleide weichen müſſen, und ſeine Züge, ſonſt der Sitz des Spottes und des Muthwillens, waren bleich und verzweiflungsvoll.

Der Markgraf empfand einige Verlegenheit. Sein Herz hatte die That des Körbitz bereits entſchuldigt, und jetzt ſollte er neue Klagen über das vernehmen, was ihm ſchon bewußt und was er ſchon vergeben.

Zu ſeiner Verwunderung ſchien jedoch das Geſpräch ſich auf andere Dinge lenken zu wollen, und der Narr bat um die Erlaubniß, eine Geſchichte vortragen zu dürfen. Der Markgraf gewährte.

„Im Thüringerlande, dem Sitze Eures erlauchten Bruders, des Landgrafen Balthaſar,“ begann der Narr, zu dem Markgrafen gewendet, „blühte noch vor wenigen Jahren das Geſchlecht der Edlen von Wieha. Der Burgherr, auf welchem die Hoffnung des erlöſchenden Stammes ruhte, hatte nur einen Sohn, Ekbert, den er ſorgſam in allen ritterlichen Künſten erziehen ließ. Aber dieſer, obgleich muthvoll und der Waffen kundig, fand am kriegeriſchen Gewerbe keinen Geſchmack; ſein Sinn zog ihn zu Minne und Geſang; und Thüringen, das Land der Minneſängerei, der Schauplatz des ewig berühmten Sängerkrieges, den die ehrwürdige Wartburg ſah, konnte dieſen Hang hinlänglich nähren. Der Vater zürnte ihm deshalb, um ſo mehr, da die böſe Zeit mehr des Armes, als des Geſanges bedurfte. Er beſaß mächtige Feinde, unter denen die Herren von Körbitz, im Meißniſchen, wie im Thüringiſchen begütert, ſeit Jahren her durch Gewalt und Hinterliſt am heftigſten gegen ihn wirkten. Dieſe beſchuldigten ihn der Wegelagerei; dem Herrn Rudolf von Körbitz gelang es, durch Erfindung angeblicher, durch Vergrößerung wirklicher Unbilden, welche dem Herrn von Wicha aufgebürdet wurden, Euch, Herr Markgraf, gegen Letzteren aufzureizen. Durch Euch wurde Euer Bruder, der Landgraf, zu ſeinem Feinde, und ſo wurde Wicha mit vereinter Macht angegriffen, die Veſte geſchleift, ihre Inſaſſen vertrieben. Der alte Burggraf fiel bei der Vertheidigung, ſein Sohn, der ſangeskundige Ekbert, entfloh nach tapferem Widerſtande, Rache im Herzen. Unter der Larve eines fahrenden Sängers entkam er unerkannt, ſuchte Beiſtand bei den Freunden ſeines Vaters, und kam aus gleicher Abſicht zu Kunz von Trotheim, den ſein Mißgeſchick zum Vaſallen der Herren von Körbitz gemacht hatte, und der vor Begierde brannte, dieſer verhaßten Abhängigkeit los zu werden. Trotheim's Tochter, Bertha, ſollte, um die Verbindung noch enger zu ſchließen, Ekbert's Gattin werden. Doch noch ehe der Streich ausgeführt werden konnte, erhielt Rudolf von Körbitz Kunde davon. Er lockte, nichts Arges verrathend, den Trotheimer zu ſich, und ließ ihn meuchlings morden: ſeine Tochter Bertha ließ er bis heutigen Tages im Verließe ſchmachten. Ekbert entging glücklich allen Nachſtellungen, und entkam auf das Schloß der Burgherren von Dohna, der mächtigſten und erbittertſten Feinde Körbitz's. Wie es hier erging, iſt bekannt genug; Jaſzko von Dohna erfuhr nie, wen er in ſeinem Narren beherbergt, denn dieſer, büßend für einſtige Unthätigkeit, wollte ſeinen Namen nicht früher nennen, bis er, indem er ihn gerächt, ſich ſeiner wieder würdig gemacht habe. Jetzt aber ſteht er hier, Ekbert von Wicha, oder der Narr von Dohna, oder wenn Ihr noch kürzer wollt, ich ſtehe hier, um Rudolf von Körbitz des Meuchelmordes an Kunz von Trotheim, an Jaszko von Dohna zu zeihen, und blutige Rechenſchaft von ihm zu fordern."

Körbitz hatte der Erzählung, die er aus Ehrfurcht vor dem Markgrafen nicht zu unterbrechen wagte, mit dem wechſelnden Ausdrucke der Wuth und der Verlegenheit zugehört. »Gnädiger Herr," redete er ſodann den Markgrafen an, »achtet Ihr mich verbunden, gegen ein ſo erbärmliches Lügengewebe mich zu rechtfertigen?"

»Gewiß," ſagte der Markgraf ſehr ernſt, »ſo hoch ſteht Keiner, daß er nicht der Anklage des Geringſten Rede ſtehen müßte. Ich befehle, daß die Sache genau unterſucht werde."

»Schwer iſt der Beweis des Hilfloſen gegen den Mächtigen," fiel Ekbert ein. »Erlaubt, gnädiger Herr, daß in ſo ſchwieriger Sache, welche das Auge des menſchlichen Richters vielleicht nicht zu durchdringen vermöchte, die Gottheit ſelbſt durch heiligen Kampf entſcheide. — Rudolf von Körbitz, höre mich! Ich, Ekbert von Wicha, nenne dich einen Meuchelmörder und Schelm, und fordere dich auf, im Gotteskampf mir Rede zu ſtehen, und deine Unſchuld mit ritterlicher Waffe darzuthun." Er zog den Handſchuh aus, und warf ihn Körbitz vor die Füße.

»Mein Schwert iſt nur für Ritter gezückt," entgegnete Körbitz. „Wo aber empfinget Ihr, der Liederſpieler, der Abenteurer, der Narr, jemals den Ritterſchlag?"

Erbleichend trat Ekbert zurück, und ſein Auge wendete ſich angſtvoll bittend auf den Markgrafen.

»Hier kann Ich helfen," ſagte dieſer. »Knie nieder, Ekbert von Wicha! Wir Alle haben dich vor Dohna das Schwert ſo gut ſchwingen ſehen, wie unſere beſten Ritter;

Ich aber danke dir auch noch Rettung aus Feindeshand.» — Er zog ſein Schwert aus der Scheide und berührte damit Ekbert's Schulter. »Empfange dieſen Schlag und keinen weiter,» ſprach er feierlich; »ſtehe als Ritter auf, und kämpfe für Unſchuld und Recht!»

Erröthend und entzückt ſtand Ekbert auf. »Weigert Ihr mir auch jetzt noch den Kampf, Herr von Körbitz?» fragte er.

Dieſer ſchwieg betroffen und verneigte ſich vor dem Markgrafen.

»Ich geſtatte, Ich befehle den Kampf,» ſagte der Fürſt, »und werde ſelbſt Zeuge und Richter ſein. Geht jetzt, Ritter von Körbitz, Ritter von Wieba! Mein Herold wird Euch Ort und Stunde beſtimmen!»

7.

Drei Tage ſpäter ſah man auf dem Neudresdener Markte einen Kreis abgeſteckt, und Arbeitsleute waren beſchäftigt, Pfähle einzurammen, dieſe ſodann durch Flechtwerk mit einander zu verbinden, und auf ſolche Weiſe einen haltbaren Zaun um den Kreis herzuſtellen. Der Markgraf, in ſeinen Geſinnungen gegen Körbitz zu deſſen Nachtheile umgeſtimmt, und doch einer förmlichen, gerichtlichen Unterſuchung gegen den einzigen Liebling abgeneigt, erſah in dem geſtatteten Gottesurtheile den beſten Ausweg, Körbitz's Gegner zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Er ſelbſt war von der gerechten Sache Ekbert's überzeugt, und der gläubige Sinn jener Zeit hielt es nicht für möglich, daß in einem Kampfe dieſer Art, den man der unmittelbaren Entſcheidung der Gottheit anheimſtellte, der bloße Zufall Richter ſein, und den Ausgang nach Willkür lenken könne. Man glaubte den Sieg von der Sache der Unſchuld unzertrennlich.

Die Umzäunung ſtand. An ihrem oberen Ende war eine Tribune für die Kampfrichter, auf ihr ein erhöhter Sitz für den Markgrafen angebaut. Neugierige hatten ſich bereits vom frühen Morgen an hinzugedrängt, und glotzten den Platz an, wo etwas Entſcheidendes geſchehen ſollte.

Nachmittags theilten markgräfliche Trabanten den Haufen der Umſtehenden, und bald darauf erſchienen im feierlichen Zuge die Kampfrichter, an ihrer Spitze in ſchwarzer Feſtkleidung der Markgraf. Ihnen ſchloſſen ſich, ein banges Bild des Todes, ſchwarzgekleidete Knappen an, zwei Todtenbahren und Särge mit geſtickten Leichentüchern und all' dem dunkeln Apparate des Grabes tragend, zum Zeichen, daß hier auf Leben und Tod gekämpft, der Beſiegte aber ein anſtändiges Begräbniß erhalten ſollte. Die Särge wurden in zwei Ecken des Kampfplatzes geſetzt. Jetzt erſchienen, von ihren Verwandten begleitet, die beiden Kämpfer, Körbitz und Ekbert. Ihre Kleidung und Rüſtung war der Art, wie das ſächſiſche Landrecht ſie für ſolche Ernſtkämpfe vorſchrieb. Die Helme waren vorn geöffnet, die Füße vorn entblößt, an den Händen trugen ſie dünne Handſchuhe, über der Rüſtung einen Rock ohne Aermel; in der rechten Hand hielt Jeder ein bloßes Schwert, während ihre Linke einen blos aus Holz und Leder verfertigten, runden Schild trug, an welchem nur die Buckel verſtählt waren. Beide waren bleich, ihre Augen glühten unnatürlich, und doch war der Ausdruck ihrer Züge ein ſehr verſchiedener.

In Ekvert's Blicken loderte ein verzehrendes Feuer der Rache; das Bewußtſein ſeines guten Rechtes barg ſich in dem Uebergewichte zorniger Leidenſchaft, er wollte ſiegen, nicht um Recht zu behalten, ſondern um den Feind zu verderben. Körbitz blickte unruhig um ſich; eine verlegene Unſicherheit drückte ſich in allen ſeinen Bewegungen aus. Widerwillen und ſogar eine Spur von Angſt malten ſich auf ſeinem Geſichte; ſeine Faſſung war mehr die eines zum Tode Geführten, als die eines Ritters, der zu einem Kampfe geht, in welchem der Erfolg von der Stärke ſeines Armes und von ſeinem Muthe abhängt. Der Kampf war ihm nur Nothwendigkeit, nicht freie Wahl.

Vor den Schranken hielten die beiden Ritter. Der Markgraf winkte ihnen. Da trat Ekvert als der Kläger zuerſt hervor, beugte vor dem Markgrafen ſein Knie, und ſprach mit lauter Stimme: »Ich, Ekvert von Wieba, klage im Angeſichte des Himmels und vor Euch, erlauchter Herr Markgraf, den Ritter Rudolf von Körbitz der Verleumdung gegen mein Geſchlecht, des ungerechten Mordes an Kunz von Trotheim und an dem Burggrafen Jaszko von Dohna, ungerechter Haft gegen Trotheim's Tochter an, und bitte Eure markgräflichen Gnaden um die Erlaubniß, ihn hiermit zum Gottesurtheile laden zu dürfen.«

»Was ſagt Ihr zu dieſer Anklage, und wie antwortet Ihr auf dieſe Ladung, Ritter Rudolf von Körbitz?« fragte der Markgraf, als oberſter Kampfrichter, der Form gemäß den Angeklagten.

»Der Ritter von Wieba ſpricht ſchimpfliche Verleumdung,« entgegnete Körbitz nach einigem Beſinnen mit dumpfer Stimme. »Den Fall ſeines Geſchlechtes bereitete ſich dieſes ſelbſt durch ſeine Verbrechen, gegen welche ich mit Recht und Wahrheit zeugte. Trotheim war ein empöreriſcher Vaſall, trachtete mir ſelbſt nach dem Leben; er fiel nach Geſetz und Spruch, nicht durch Meuchelmord. Jaszko von Dohna war geächtet, ſein Kopf preisgegeben. Ich vollzog den Willen meines Herrn, da ich ſeinen Tod veranlaßte. Die Begnadigung kam, als er ſchon gefallen war; ich wußte nichts von einer ſolchen. Ekbert von Wieba iſt ein Lügner und Verleumder; ich bitte um den Kampf.“

„So kämpfet, und Gott verleihe der gerechten Sache ſeinen Beiſtand!“ ſagte der Markgraf.

Hierauf knieten die beiden Kämpfer nieder und verrichteten ein kurzes Gebet. Als ſie ſich wieder erhoben, traten zwei Kampfrichter zu ihnen, und unterſuchten ihre Rüſtungen und Waffen, ob Alles nach Vorſchrift der Geſetze, ohne Talisman und zauberiſche Zeichen. Als auch dieſe Förmlichkeit vorüber, bedeutete man ſie, die Schwerter in die Scheide zu ſtecken, und reichte ihnen Streitkolben.

Die Schranken wurden geöffnet. Ekbert, der Kläger, trat zuerſt in den Kreis; ihm folgten zwei Grieswärtel mit langen Stangen. Als er in der einen Ecke den ihm im Falle des Unterliegens beſtimmten Sarg erblickte, lächelte er mit jener Ironie, die ihm noch aus der Zeit ſeines Narrenſtandes übrig geblieben war. »Ein wunderliches Futteral für einen Narren!« ſagte er, »und für den Ritter iſt kein anderes vorhanden? So iſt alſo das Leichentuch die einzige Uniform in der Welt, in die ſich jeder Stand fügt? Welcher Wahnſinn, ſich hienieden um den Unterſchied der Tracht abzumühen, da Alle zuletzt doch dieſelbe Livree tragen müſſen!«

Jetzt trat ſein Gegner, ebenfalls von zwei Grieswärteln begleitet, in den Kreis.

Auf der Tribune erhob ſich ein Herold mit lauter Anrede an das Volk: »Kund und zu wiſſen ſei hiermit, daß zwiſchen den edlen und geſtrengen Rittern, Ekbert von Wieha und Rudolf von Korbitz, im Wege des Gottesurtheils Recht und Unrecht entſchieden werden ſoll. Keiner der Zuſchauer wage, durch Geſchrei oder anderes Geräuſch die Kämpfenden zu beirren. Wer muthwillig das Stillſchweigen bricht, welches der Markgraf durch mich gebietet, iſt des Todes!«

Er winkte, und hinter den Kampfrichtern trat der rothgekleidete Freimann hervor, ſchwang dreimal ſein breites Schwert, um die Worte des Herolds zu bekräftigen, und zog ſich dann wieder unter die Umgebung zurück.

Die Grieswärtel theilten nunmehr Sonne und Wind, Licht und Schatten, ganz genau und gleichmäßig, damit keiner der Kämpfenden ſich eines ſichtbaren Vortheils über den anderen erfreuen dürfe, keiner die Sonne allein im Geſicht habe, und traten dann dicht an die Schranken zurück, um den Raum des Kreiſes frei zu laſſen.

Das leiſe Ziſcheln der umſtehenden Zuſchauermenge wurde zur lautloſen Stille, als, verhängnißvoll gedämpft, der erſte Trompetenſtoß ertönte. Ihm folgte nach einer kurzen Pauſe der zweite.

Beim dritten Trompetenſtoße fielen die beiden Kämpfer einander gleichzeitig mit den Streitkolben an. Das geſpannte Schweigen, welches ringsumher herrſchte, ließ nichts, als den Schall der auf die hölzernen Schilde und die übrigen Theile der Rüſtungen fallenden Schlage, das grauenvolle Klappen der auf einander prallenden Kolben vernehmen. Eine geraume Weile fochten ſie ohne irgend einen Erfolg, Schlag durch Schlag abwendend, Angriff und Vertheidigung wechſelnd. Da zerſplitterte durch einen heftigen Gegenhieb Ekbert's Kolben. Raſch holte Körbitz gegen den jetzt Wehrloſen aus, aber dieſer ſtieß ihn mit dem Stumpfe des Griffes ſo gewaltig gegen den Bruſtpanzer, daß Körbitz einige Schritte zurücktaumelte, und ehe er den durch böſen Zufall Entwaffneten zum zweiten Male beikommen konnte, fuhren, auf einen Wink des Markgrafen, die Grieswärtel mit ihren Stangen dazwiſchen und trennten die Kämpfenden; denn die Geſetze der Ordalien erlaubten nicht, außere ſichtbare Zufälle zu Gunſten oder Nachtheil eines der Streitenden entſcheiden zu laſſen.

Die Kolben wurden bei Seite geſchafft. Die Grieswärtel bezeichneten von Neuem die Stellung der Fechter, traten dann zurück, und die Ritter gingen jetzt mit den Schwertern auf einander los.

An Kraft und Geſchicklichkeit ſchienen ſich Beide gewachſen zu ſein. Vortheil und Nachtheil wechſelten geraume Zeit nur momentan; Beide bluteten bereits aus leichten Wunden, und Keiner ſchien dem Andern an Ausdauer weichen zu wollen. Da plötzlich zerſchmetterte Ekbert mit einem fürchterlichen Streiche des Gegners Helm, und nachhauend traf er deſſen Stirn, daß derſelbe zurückwich und dann ſinnlos zu Boden taumelte.

Ekbert ſah ihn ſinken und ſtand einige Augenblicke unſchlüſſig.

„Greift nach dem Dolche der Barmherzigkeit!“ flüſterte ihm einer der Grieswärtel verſtohlen zu.

Dieſe Mahnung brachte Ekbert zum ſchnellen Entſchluſſe. Er kniete dem hingeſtreckten Gegner auf die Bruſt, zog den kleinen Dolch, den er an ſeiner Seite trug, und hielt ihn in die Höhe.

Körbitz's Auge folgte mit wildem Ausdrucke der Spitze des über ihm gezückten Dolches.

»Ritter von Körbitz!« — rief Ekbert — »bekennt Ihr Euch als überwunden, und ſeid Ihr bereit, um Gnade und Barmherzigkeit zu flehen?«

»Daß ich dann als ehrlos unter den Lebenden wandeln müßte?« murmelte Körbitz mit einem, aus ſchmerzhaftem Stöhnen und ingrimmigem Gelächter grauſig gemiſchten Tone. »Mach' es kurz, Verdammter, und der Fluch, den ich dir, den ich euch Allen zurücklaſſe, möge mich überleben!«

„So fahre hin, Mörder und Verräther! Der Himmel ſei deiner Seele gnädig!" ſagte Ekbert, und ſtieß ihm durch die Fugen der Rüſtung den Dolch der Barmherzigkeit in den Leib. Dann aber ſank er, von Wunden und Anſtrengung erſchöpft, auf den Gerichteten nieder, deſſen letztes Röcheln er nicht mehr vernahm. Erſt der Lärm der Pauken und Trompeten, welche ſeinen Sieg verkündigten, rief ihn zur Beſinnung zurück.

Als er die Augen wieder aufſchlug, fiel ſein Blick auf ein weibliches Weſen, das an ſeiner Seite kniete und ſeinen blutenden Arm verband. Er glaubte zu träumen, rieb ſich die Augen und ſagte dann mit angegriffener Stimme: »Bertha!«

Und ſie war es, es war Bertha von Trotheim, das unglückliche Opfer langer Haft, jetzt befreit durch des Markgraſen Machtſpruch. Und hinter ihr ſtanden, mild und hehr, wie Geſtalten Walhalla's, der Markgraf, und der greiſe Bünau und die hohe Judith im Trauergewand, verklärt durch Schmerz und Freude, daß ihr Gatte, ſelbſt todt, durch den Arm ſeines Freundes, Sieger über Verrath und Bosheit geworden war. Weiterhin zeigte ſich dem träumenden Blicke Ekbert's ein dunkleres Bild; vier ſchwarze Knappen legten eine entſtellte, blutende, menſchliche Geſtalt in einen der beiden Särge: es war der Leichnam Rudolf's von Körbitz.

Der Markgraf winkte, wieder ertönte dreifacher Trompetenſtoß, und der Herold trat auf und vermeldete mit lauter Stimme: „Kund und zu wiſſen ſei für Männiglich, daß der edle und geſtrenge Ritter Ekbert von Wieha nach dem Spruche des Gottesurtheils Recht und Sieg erhalten über Rudolf von Körbitz, und daß er durch Fürſorge unſeres gnädigſten Herrn, des Markgrafen, feierlich wieder einzuſetzen iſt in alle Güter, Rechte und Ehren ſeines Geſchlechtes. Heil und Glück ſei mit ihm und ſeinem ganzen Hauſe!“ —

Unter dem Vivat der Menge ſchmetterten die Trompeten eine luſtige Fanfare, welche zuletzt in einen glänzenden Siegermarſch überging.

Da klärten ſich allmälig die von Erſchöpfung und Ueberraſchung befangenen Sinne Ekbert's, er richtete ſich auf, und ſeine Züge, aus denen der Ernſt der letztvergangenen Tage das unnatürliche Lächeln des Spottes und der Ironie hinweggetilgt hatte, ſprachen Adel und Kraft aus.

Jetzt trat der Markgraf auf ihn zu. »Ritter Ekbert,« ſagte er, »es ſteht nicht in der Macht des Fürſten, aus dem Grabe zu erwecken, was Verrath und Argliſt hinmordeten. Dem greiſen Trotheim, dem edlen Jaszko können Wir nur Thränen nachweinen. Aber vergüten wollen Wir, was Uns möglich, an den zurückgebliebenen Freunden der Geopferten. Das Geſchlecht derer von Bünau, welchen" — hier deutete er auf Judith — »dieſe edle unglückliche Frau entſproß, ſoll künftig dem Fürſtenſtuhle Meiſſens mit am nächſten ſtehen. Euch, Ritter Ekbert, ſetzt Mein Bruder, Landgraf Balthaſar von Thüringen, durch Mich in alle Rechte und Beſitzungen Eures Hauſes wieder ein, und den ſchönſten Lohn Eurer Treue und Eures Muthes führe Ich ſelbſt Euch zu."

Er ergriff Bertha's Hand, und legte ſie in die Ekbert's. Die ſchwergeprüften Liebenden blickten ſich tief in das Auge, als wollten ſie dort allen Kummer der langen Trennung herausleſen, und ſanken einander in die Arme.

„Und jetzt zuerſt nach Dohna!" ſagte Ekbert, »Jaszko's Grab ſieht der Weihe ſeiner Freunde entgegen. Doch wo iſt Jaszko's Vater? Er führe uns dorthin!"

Da ſchlug der Markgraf den Blick ſchmerzlich zu Boden und deutete mit der Hand nach oben.

»Ich verſtehe Euch," ſprach Ekbert erſchüttert. »Die Starken ſind uns vorangegangen. Ihr Geiſt geleite uns; denn die wilde, gräuelvolle Zeit bedarf mehr als menſchlichen Muthes."

Und während in der Nähe der Siegesmarſch luſtig forttönte, trug der Wind von ferne her die Klänge eines Todtenmarſches heran.

»Dieſe Trauertöne begleiten die Ueberreſte des Burggrafen Otto von Dohna zur Gruft ſeines Sohnes, um ſich dort mit ihm zu vereinigen,« ſagte der Markgraf mit gedämpfter Stimme.

»So mögen auf dieſem letzten Gange auch die Töne meines Siegesmarſches ihm nachfolgen. Wer weiß, wie bald wir Alle ſeines Trauermarſches bedürfen!« ſagte Ekbert ernſt, während die ſich entfernende Siegesmuſik immer ſchwächer wurde und der herannahende Leichenmarſch immer mehr die Oberhand über die Töne der Freude gewann; ein mahnender Vorklang der Zeit, welche ſeitdem ſo viele der Namen begrub, und Dohna's Trümmer, tiefer und tiefer in Schutt verſenkend, beinahe der Oberwelt und dem ſichtbaren Zeugniſſe der Geſchichte entführte! —

Sonettenkranz.

Einem häuslichen Mädchen.

Von

Willibald von Schemnitz.

1.

Dich hat ſo mancher Sänger ſchon beſungen,
O reizend Licht auf zarter Mädchen Wangen,
Dich, Frauenſchönheit, die gleich Frühlings-Prangen
Sie hoch entzückt, daß ſchon das Lied gelungen.

Und die von ſolchem edlen Reiz durchdrungen
Mit Sehnſuchtsſchmachten, innigem Verlangen
Von Frauenadel und von Anmuth ſangen:
Es iſt ihr Lied in alle Welt geklungen!

Ich aber will von and'rer Schönheit ſingen,
Will and'res Lob mit meinem Lied erheben,
Als Schimmer irdiſcher Vergänglichkeit.

Drum fleh' ich Muſen euch, laßt mir gelingen
Das Lied vom reizumfloſſ'nen Stilleleben,
Das Lied von ſeligwacher Häuslichkeit!

2.

Oft hab' ich ſchon von Weſen ſprechen hören,
Die unſ're Lebenspfade hold verſchönen,
An Huld und Milde unſer Herz gewöhnen,
Und ſtille Wonne um uns rings vermehren.

Wie wollt' ich ſolchen Engel liebend ehren!
Rief oftmals ich mit ſehnſuchtsvollen Tönen:
Wie wollt' ich ihm mit ganzem Herzen fröhnen,
Wollt' ihn das Schickſal mir zu ſeh'n gewähren!

Und ſieh', das Glück hat mir's nicht vorenthalten,
Ich ſeh' ja Dich, wie Alles Du beglückeſt,
Das Herz beſeligſt und das Aug' entzückeſt.

Dein ſtillgeſchäftig anmuthvolles Walten
Iſt eine Schöpfung vieler tauſend Freuden,
Daran ſich Leib und Seele innig weiden.

3.

Du brauchſt nicht, um die Zeit Dir zu vertreiben,
Den Geiſt mit todten Lettern zu erhitzen,
Du weißt ſie ja viel edler zu benützen,
Und ſie zu zwingen, länger Dir zu bleiben.

Wenn And're ſich mit Schwulſt den Sinn betäuben,
Und mit erborgtem Witz hochmüthig blitzen,
Alraunen-Charaktere zu Romanen ſchnitzen,
Geh'ſt Du, ein ſchön lebendig Buch zu ſchreiben.

Dein Büchlein ſeh' ich vor mir aufgeſchlagen,
  Daraus gar liebliche Geſtalten ragen,
  Die ſo dem Herzen, wie dem Sinn behagen.

Fürwahr, dies kleine Buch iſt vielgehaltig! —
  Dein Garten iſt's mit Blumen mannigfaltig,
  Durch Deine Hand ſo ſchön und vielgeſtaltig.

4.

Wenn Frühling nah't, die Tage wieder helle,
  Die Haine knoſpen und die Blumen ſprießen,
  Die Auen grünen und die Quellen fließen,
  Wie flattert da die glänzende Libelle!

Wohl läßt ſie unbeſucht nicht eine Stelle,
  Sie muß ja alle Orte gleich begrüßen,
  Sie will ja ganz der Frühlingsluſt genießen,
  D'rum flattert wechſelnd ſie um Flur und Quelle.

Wohl hat ſie Recht, die leichte Frühlings-Nymphe;
  Allein die Biene iſt ein feiner Liebchen,
  Ob jene auch das Näschen ſtolzer rümpfe.

Denn dieſe fliegt um Blüten auch, doch weislich,
  Denn ſorglich ſammelt Honig ſie in's Stübchen.
  So biſt auch Du, mein Mädchen, froh und häuslich.

5.

Nicht in den Sternen iſt Dein Ruhm zu ſchauen,
Ihn tönet nicht der Menge Jubelſchallen;
Nicht prangt Dein Bildniß in der Künſte Hallen,
In Erz und Stein getrieben und gehauen.

Denn ſolch' ein Preis geziemt nur jenen Frauen,
Die, ſtiller Häuslichkeit entſagend, Allen
Durch Kunſt und Schönheit ſtreben zu gefallen,
Sich eitle Sieg'strophäen zu erbauen.

Du aber ſtrebſt mit liebendem Gemüthe,
Des ſchönen Herzens milderſchloſſ'ne Blume
Zur wunderbarſten Blüte auszubilden.

Denn Liebe, Frömmigkeit und ſanfte Güte
Pflegſt Du in Deines Buſens Heiligthume,
Das Unſchuldsengel ſchützend überſchilden.

6.

Ich ſah Dich, ſchwebend in der Jugend Reigen,
Das Feſt der Freude wonnevoll begehen;
Der Anmuth Reiz bewundernd blieb ich ſtehen,
Gezwungen, Deiner Schöne mich zu neigen.

Ich ſah Dich am Altar die Knie beugen
Und frommen Blick's zum Herrn des Himmels flehen,
Und was ich da in Deinem Aug' geſehen,
Mußt' mich von Deiner Demuth überzeugen.

Doch ob mein Sinn von ſolcher Tugend Mächten
Gefeſſelt auch, Dir ſklaviſch mußte fröhnen,
Blieb meines Herzens Thür doch zugeriegelt;

Doch als ich Dich geſeh'n die Kränze flechten,
Umringt von deiner Mutter zarten Söhnen,
Da hat dein Blick mein Herz dir ganz entſiegelt.

7.

O ſüßer Anblick, himmliſches Entzücken,
Dir zuzuſchau'n im Kreis der lieben Deinen,
Wie alle ſich in Deiner Lieb' vereinen,
Dich, wie Du ſie beſeligſt, zu beglucken!

Wie haſtig drängen ſich zu Deinen Blicken
Mit Fragen, Bitten hier die holden Kleinen,
Die all' die Mutter in der Schweſter meinen,
Und Dich mit ihren Händchen liebumſtricken.

Des Vaters und der Mutter feuchte Augen,
Sie weiden ſich an Deinem frommen Walten,
Daraus ſie Troſt und Glück und Wonne ſaugen.

Du aber ſtrebſt mit jungfräulicher Sitte,
Dein dankbar Herz vor ihnen zu entfalten,
Der Jungfrau gleich in frommer Heil'gen Mitte.

8.

Drum, wenn ein Leben ſchön iſt, iſt's Dein Leben,
Das einfach, klar, gleich einem Bache, leiſe
Das Thal befruchtend fließt im Blumenkreiſe,
Wovon die Auen treues Zeugniß geben.

Nicht nur die Flur bezeugt Dein hold Beſtreben,
Ein jeglich Stübchen gibt's auf eig'ne Weiſe;
Was um Dich lebt, das ſpricht zu Deinem Preiſe,
Wie ſoll nun ich, da Alles ſpricht, Dich heben?

Soll ich die Sorgfalt, die Du übſt, erzählen,
Die Anmuth ſchildern und die fromme Liebe,
Womit Du weißt zu ordnen und zu wählen? —

Müßt' ich beſchreiben all' Dein zart Getriebe,
Der Thätigkeit ſtets Freude zu vermählen,
Da thät' es Noth, daß ewiglich ich ſchriebe!

Donna Alda.

Alt-ſpaniſche Romanze.

In Paris weilt Roland's Gattin,
Donna Alda, hold zu ſchauen,
Ueberall ſie hinbegleiten
Dreimal hundert ſchöne Frauen.

Alle tragen gleiche Kleider,
Schuhe ſelbſt auf gleiche Weiſe,
Alle ſind an einem Tiſche,
Alle eſſen gleiche Speiſe.

Hundert ſpinnen gold'ne Fäden,
Hundert weben Stoff' auf's Neue,
Hundert ſingen zu den Harfen,
Daß ſich Donna Alda freue.

Doch die Schönſte unter Allen,
Doch die Lieblichſte von ihnen
Iſt allein nur ſie, die Herrin,
Donna Alda ſtets erſchienen.

Eines Tag's iſt ſie entſchlafen
Sanft, bei des Geſanges Klängen,
Da fühlt ſie im Schlummer, träumend,
Schwer ſich ihre Bruſt beengen.

Aengſtlich d'rauf erwacht die Donna,
Von Beſorgniß aufgewecket,
Und es ſprachen ihre Frauen:
»Herrin, ſag', was dich erſchrecket?«

»»In dem Traume, den ich träumte,
Der mich ängſtlich macht erbeben,
Sah ich mich in öder Gegend,
Von Gebirgen rings umgeben.««

»»Und herunter von den Bergen
Sah ich einen Adler kommen,
Der, verfolgt von einem Falken,
Zuflucht hat bei mir genommen.««

»»Doch nicht ſchützten meine Schleier,
Sah ihn wüthend angefallen
Von dem Falken, der den Adler
Wild zerfleiſchte mit den Krallen!««

Da begann der Frauen Eine:
»Deine Worte mich erfreuten,
Denn den Traum, o hohe Herrin,
Den verſteh' ich dir zu deuten.«

„Dein Gemahl, der Falke, kehret
Heim zu dir mit frohen Grüßen,
Der den todten Feind, den Adler,
Siegreich legt zu deinen Füßen.“

„Und die Berge ſind die Felſen,
Worauf Lieb' und Luſt dir wohnen.“
„„Wenn du Wahrheit haſt geſprochen,
Will ich gern es reich dir lohnen!““

Früh am andern Morgen kamen
Briefe her aus fernen Landen,
Roth gefärbt ſind ſie von Außen,
Und darin die Worte ſtanden:

„Dein Gemahl, der große Roland,
Schrecken ſtets den Feinden allen,
In der Schlacht bei Roncevalles
Iſt er als ein Held gefallen!“

Ludwig Liber.

Die Kokette.

Pſychologiſches Gemälde,

von

J. F. Caſtelli.

1.

Es war einer jener unfreundlichen Aequinoktialabende, wo der Wind den feinen Regen ins Geſicht ſchlägt, als ein ältlicher Mann, in ſeinen Mantel gehüllt, durch die Straße, welche zum Luxembourg in Paris führt, ging. Die Straßen waren menſchenleer, und nur eine Drehorgel ſpielte noch falſch in einem Hauſe. Es hatte acht Uhr geſchlagen, und der Mann trat in den Salon ſeiner Schweſter, der Marquiſe de Pons.

Die Marquiſe war eine Frau von ehedem. Sie hatte die ſchönen Tage ihres Lebens am Hofe der Königin Marie Antoinette verlebt, und üble Tage folgten darauf. Endlich hatte ſich ihr Schickſal wieder gebeſſert, und ſie lebte zufrieden und glücklich mit dem, was ſie aus dieſem großen Schiffbruche gerettet hatte. Beim erſten Anblicke ſchien die Marquiſe etwas geziert und ſchroff, aber wer ſie näher kannte, fand ſie mit Recht ſehr liebenswürdig; unter den Runzeln blickte noch ihre vormalige Schönheit hervor, und ihr hoher

Wuchs voll Anmuth und Würde war weit entfernt, ihre achtzig Jahre anzukünden. Es war ihr von der großen Welt, in welcher ſie gelebt hatte, ein Firniß von Kälte und Zurückhaltung geblieben, aber waren nur die erſten Komplimente vorüber, ſo wurde ſie fröhlich, geſprächig, ja ſogar leichtſinnig wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren. Alle ihre Neigungen, ſo wie jene ihres Bruders, des Chevalier de Vilcour, vereinigten ſich in der Tochter ihrer verſtorbenen Schweſter, in dem Engel Gabriele.

An dieſem Abende war Familienzirkel. Die Marquiſe arbeitete an einer Tapiſſerie, Gabriele ſaß zu ihren Füßen und hatte auf ihrem Schooße ein großes Bouquet von Herbſtblumen liegen, welche von der Kälte ſchon gebrannt waren, aber im warmen Zimmer doch noch Wohlgerüche ausdufteten. Auf der andern Seite des Tiſches zeichnete Theobald in einem Album; ſein Blick ſchweifte öfters von ſeiner Zeichnung auf die Gruppe ihm gegenüber und er lächelte. Binnen einem Monate ſollte Theobald von Montmaur die ſchöne Gabriele heirathen.

Der Chevalier Vilcour ſtand mit dem Grafen Anatole de Saint-Servien am Kamine. Die Verwandtſchaft des Grafen mit Theobald geſtattete ihm Zutritt im Hauſe. Er war ein guter Junge, unbedeutend in jeder Hinſicht, ein Menſch, den man wohl leiden kann, ohne ſeine Anweſenheit zu fühlen, oder ſeine Abweſenheit zu bedauern.

Der Chevalier fühlte ſich beim Anblick der Seinigen von guten Vorbedeutungen für die Zukunft ergriffen. Theobald war allerdings der Mann, den er für ſeine geliebte Gabriele wünſchte. Ein ehrenvoller Name, wenig Vermögen, aber eine Stellung, welche für die Folge Hoffnung gab, ein freier, offener Charakter und ein tadelloſer Lebenswandel. Auch Gabrielens Herz war mit dem Wunſche ihrer Verwandten einverſtanden; ihr ſchüchterner Blick hing an Theobald mit unbeſchreiblichem Ausdruck von Zärtlichkeit und Vertrauen, dann fiel er dankbar auf Tante und Onkel.

»Kommen Sie daher zu mir, lieber Onkel!« ſagte ſie zum Chevalier, »Theobald muß Sie auch in das Album zeichnen.«

»Ei! ich merke ſchon, Spitzbubin,« antwortete der Chevalier, »du willſt, daß meine alte Figur deine jugendlichen Reize noch erhöhe. Aber hiezu, glaub' ich, wären die achtzig Jahre deiner Tante ſchon hinreichend.«

»Ach, daran dacht' ich gar nicht,« erwiderte Gabriele, „ſie wiſſen wohl, ich bin nicht eitel, und worauf ſollt' ich es auch ſein? ich bin ja nicht ſchön.« Sie war übrigens ſehr ſchön, als ſie ſo ſprach; es lag viel Sanftmuth in ihren blauen Augen und viel Anmuth in ihrem Lächeln.

Der Chevalier trat hinter Theobald; ſeine Zeichnung war vortrefflich, nur Gabrielens Kopf, weil er retouchirt werden mußte, war ein wenig undeutlich, man ſah, der Künſtler wollte das Bild noch verſchönern. »Mademoiſelle!« ſagte Theobald, indem er eben wieder eine Linie ausſtrich, um ſie zu verbeſſern, »wollen Sie nicht den Kopf etwas beugen?« Gabriele beugte ſich gegen ihre Tante, und ihre ſchönen blonden Haare fielen in langen Locken auf ihre Wangen. »So iſt's gut,« ſagte Theobald und zeichnete weiter.

In dieſem Augenblick ſchlug der Regen heftig gegen die Fenſter. „Welch' entſetzliches Wetter!« ſagte der Graf Anatole, der ſeit einer halben Stunde kein Wort geſprochen hatte.

»Es ärgert mich ſehr,« erwiderte die Marquiſe; »denn ich erwartete dieſen Abend einen Beſuch: die Madame de las Vermejas.«

»Madame de las Vermejas?« wiederholte der Graf mit vieler Lebhaftigkeit, »Madame de las Vermejas, eine Spanierin, deren Mann in Navarra getödtet wurde, und die den Inſurgenten ſelbſt nur durch ein Wunder entkommen iſt?«

»Dieſelbe, Herr Graf!«

»Dieſe Frau iſt eine Heldin, ſpricht ſie franzöſiſch?«

»Wie eine Eingeborne, ſie wurde ja in Paris erzogen.«

»Deſto beſſer; es wird mir großes Vergnügen machen, ſie zu verſtehen. Und wenn der abſcheuliche Regen nicht eingetreten wäre, ſo würde ſie gekommen ſein, ſagen Sie? Das wird Ihnen auch recht unlieb ſein, Theobald, nicht wahr?«

»Keineswegs,« antwortete Theobald, lächelnd Gabrielen anblickend; »dieſer Beſuch würde die Vertraulichkeit unſers Abends geſtört haben. Wir ſind ſo angenehm hier beim Kamin, und das Wetter ſcheint mit uns einverſtanden, indem es Fremde von uns entfernt hält. Uebrigens liebe ich auch die Heldinnen nicht. Mir gefällt eine ſanfte, ſchüchterne Frau beſſer, als eine, die ein Pferd zu bändigen weiß, und einen Schuß thut, ohne daß ihr Auge dabei zwinkert. Eine ſolche Heldin iſt eine Monſtruoſität.«

»Ich begreife, daß Sie für eine zarte, anmuthige weibliche Geſtalt mehr Sympathie fühlen, aber ich liebe die ſtarken Frauen. Ich ſtelle mir Madame de las Vermejas groß, braun, mit ſtolzem Blick und edler Haltung, vielleicht ſogar etwas häßlich vor, aber ſo häßlich, daß dieſes Häßliche doch immer etwas äußerſt Intereſſantes hat. Nicht wahr, Marquiſe, ich habe ein wahres Bild entworfen?«

„Ja beinahe!“ antwortete die Marquiſe lächelnd, »ich werde Sie nächſter Tage bei ihr aufführen, und Sie werden ſelbſt ſehen.«

In dieſem Augenblicke brach ſich das Waſſer gleich einem Sturze am Fenſter, wurde aber doch von dem Geraſſel eines Wagens übertäubt, welcher am Thore hielt.

»Das iſt vielleicht doch Madame de las Vermejas,« ſprach Gabriele, indem ſie Theobald zulächelte, als wollte ſie ihn über dieſen Beſuch tröſten.

„Ich glaube wahrhaftig; mir pocht das Herz,“ ſagte der Graf, indem er ſeine Finger ordnend durch die Haare gleiten ließ, und jetzt trat ein Bedienter ein und meldete Madame de las Vermejas an.

Sie trat ein, erhob ihren ſchwarzen Schleier, grüßte alle Anweſenden und ſetzte ſich zur Marquiſe.

Eine allgemeine Stille herrichte nach den erſten Begrüßungen, denn Allen, vor Allen aber dem Chevalier, der ſie zum erſten Male ſah, flößte Ines de las Vermejas beim erſten Anblicke Ueberraſchung und Bewunderung ein. Man ſtelle ſich einen jener Köpfe vor, welchen die Imagination eines Malers in einem der glücklichſten Augenblicke ſchuf, den er aber nicht im Stande iſt, ſo herrlich, als er ihn gedacht, auf die Leinwand zu übertragen; ein majeſtätiſcher Wuchs, ein herrlicher Nacken, durch einen verſchwenderiſchen Aufwand von ſchwarzen Spitzen durchſtrahlend, und zwei zarte weiße Hände, etwas kokett über ein Trauerkleid gekreuzt.

Der Chevalier hörte kaum, was dieſe Frau ſprach, ſo war er in ſtille Betrachtung ihrer Schönheit verſunken; beſondern Eindruck machte der Ton ihrer Stimme auf ihn, ſie war ſanft und wohlklingend, und ihre Ausſprache etwas fremdartig, obſchon ſie rein franzöſiſch ſprach. Auch Theobald betrachtete mit Erſtaunen die Heldin, allein bald fuhr er wieder fort, an ſeiner Zeichnung zu arbeiten. Dann fixirte Madame de las Vermejas Theobald, worauf ihr Blick auf Anatole fiel. Es war kein Vergleich zwiſchen dieſen beiden Männern zu machen. Theobald beſaß eine jener Phyſiognomien, welche zur Imagination der Frauen ſprechen, einen Blick voll Gedanken, ein unbeſchreibliches Lächeln. Anatole, friſchfärbig und etwas kurzſichtig, glich vielen Anderen; er machte ſich ſo viel möglich bemerkbar, um die Aufmerkſamkeit der ſchönen Frau auf ſich zu ziehen, welche, ohne ſich um ſeine Bemühungen zu bekümmern, ohne weder auf ihn, der ſie immer anſah, noch auf Theobald, der ſie gar nicht anſah, zu achten, mit der Marquiſe ſchwätzte.

Die Marquiſe war ſehr vergnügt, ſie liebte die Ueberraſchungen, und dieſe war vollſtändig. Uebrigens vergaß Anatole nicht, daß Madame de las Vermejas eine Geſchichte zu erzählen wußte, deren Heldin ſie war, und welche — durch die Zeitungen theilweiſe bekannt gemacht — ganz Paris intereſſirte. Er lenkte das Geſpräch ſo geſchickt, daß Madame de las Vermejas davon reden mußte. Vielleicht war es ihr auch nicht unangenehm, ein Drama darzuſtellen, worin ſie eine ſo große Rolle ſpielte. Auf eine direkte Frage Anatol's antwortete ſie ganz einfach: »Ja, es iſt wahr, daß ich bereits zum Tode verurtheilt und mit Pulver und Blei, gleich einem Soldaten, hingerichtet werden ſollte.«

»Zum Tode verurtheilt?« wiederholte die Marquiſe, auch ich war es im Jahre 93, aber ich war verſteckt. Und die Ungeheuer hatten doch Mitleid mit Ihnen?"

Madame de las Vermejas ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nur durch ein Wunder bin ich der Gefahr entronnen; dann ſchwieg ſie, wie erſchüttert von dieſer fürchterlichen Erinnerung, nahm aber bald wieder, einen Blick auf Theobald werfend, welcher eifrig fortzeichnete, das Wort.

»Mein Gemahl wurde unter den Mauern von Vittoria getödtet; ich blieb allein in einem Lande, wo Feuer und Schwert herrſchten, zwiſchen zwei Parteien, die ſich mordeten. Ich beſchloß Anfangs, in die Gebirge zu flüchten und mich in einem Dorfe zu verbergen; allein welche Sicherheit würde ich dort gehabt haben? wer würde mich auch dort gegen die Banditen geſchützt haben, welche ungeſtraft ihr ſchändliches Handwerk trieben? Ich entſchied mich endlich dafür, nach Frankreich zu fliehen. Ein einziger Diener begleitete mich, und wir verließen Vittoria in meinem eigenen Wagen und ohne auffallendes Gepäcke, ſo, als ob wir auf das Land fahren wollten. Mein Geld und meinen Schmuck hatte ich in die Seitenwände des Wagens verborgen. Gott, welche Reiſe! Wir eilten durch ein zu Grunde gerichtetes Land, fürchterliche Wege, Felder ohne Kultur, Dörfer, in welchen die bereits dezimirten Einwohner vor jeder Fahne, vor jeder Uniform flohen, denn ſie fürchteten Carliſten und Chriſtino's gleich.

»Indeſſen ging Anfangs Alles gut; wir ſuchten durch Umwege jene Gegenden zu vermeiden, welche die Guerilla's beſetzt hielten, und zwei Nächte brachten wir in einzelnen, abgelegenen Häuſern zu. Am Abende des dritten Tages gelangten wir zu einer kleinen Venta (Herberge), in der

Umgegend von Eſtella. Meine Maulthiere waren ſo erſchöpft, daß ſie nicht mehr weiter konnten. Wiſſen Sie, wie eine ſolche Venta ausſieht? Sie iſt eine Art Stall, in welchem Kaufleute, Soldaten, Bettler und Maulthiertreiber untereinander eſſen und ſchlafen. Ich mußte dennoch dort einſprechen. Nach dem Abendeſſen ſtieg ich in meinen Wagen, um darin die Nacht zuzubringen, und Perico, mein Diener, legte ſich nicht weit davon unter freiem Himmel auf ein Bischen Stroh. Es war eine jener herrlichen, milden Nächte, wie ſie in Spanien nicht ſelten ſind. Mein Wagen ſtand am Thore der Venta unter einem großen Maulbeerbaume, wo ich eine Ausſicht in die Ferne genoß. Um Mitternacht ſtieg der Mond hell und glänzend auf, man glaubte, es komme ſchon der Tag. Vor mir erblickte ich eine weite Ebene, mit Baumgruppen beſetzt, und in der Ferne ragten die Wälle und Thürme einer Stadt hervor, von ſchwarzen Hügeln umgeben. Alles ſchlief in dieſer einſamen Gegend, nur die Grille zirpte am Wege. Wie herrlich war der Himmel, wie ruhig die Natur in dieſem Augenblicke, wie angenehm konnte man in dieſem glücklichen Lande leben; es ſchien unmöglich, daß Raub, Feuer und Mord ſo nahe ſeien.

»In ſolche Gedanken verloren, ſtarrten meine Augen in das Helldunkel, und es ſchien mir bald, als ob in der Ferne von Zwiſchenraum zu Zwiſchenraum Feuer ſich zeigten; dann glaubte ich ein ſonderbares Geſchrei zu vernehmen. Alsbald ſtand Periko bei dem Wagen und rief mir zu: »Sennora! die Carliſten ziehen von Eſtella heran, was iſt zu thun?»

»Wir müſſen auf der Stelle fort!« antwortete ich. Binnen zehn Minuten waren wir auf dem Wege. Wir zogen die ganze Nacht durch entſetzliche Wege, zwiſchen Wäldern und Abgründen. Bei Tagesanbruch befanden wir uns am Eingange eines Thales, durch welches ein Waldſtrom brauſ'te. Hundertjährige Eichen beſchatteten den, durch grauenvolle Abgründe durchſchnittenen Weg, über den ſich himmelhohe, nackte Felſen erhoben, über deren Gipfel eine Schaar Raben krächzend hin und her zog. Nie werde ich den fürchterlichen Anblick dieſer Gegend vergeſſen; noch ſeh' ich jeden Baum, jeden abgehauenen Stock, jeden Stein, und das hölzerne Kreuz hart am Wege aufgerichtet, um die Stelle zu bezeichnen, an welcher irgend ein unglücklicher Reiſender zu Grunde gegangen war.

„Wir glaubten am Ende der Welt, in einer Wüſte allein zu wandeln, als plötzlich eine Stimme hinter den Bäumen ein fürchterliches »Halt!« uns entgegendonnerte. Periko hieb in die Maulthiere; da fielen Schüſſe von beiden Seiten des Weges, Periko ſank über den Kutſchbock herab, die Maulthiere blieben ſtehen und ich ſtieg aus dem Wagen.“

»Und,« unterbrach die Erzählerin Anatole, »gaben muthig Feuer auf die Räuber?«

»Nein,« erwiderte Madame de las Vermejas mit liebenswürdiger Naivetät, „ich hatte Furcht, und fing bitterlich zu weinen an. Soldaten umgaben meinen Wagen, und ich erkannte an ihren Uniformen in ihnen Carliſten. Der Offizier, der ſie befehligte, trat zu mir. Ich hatte mich am Rande des Weges auf einen Abhang geſetzt, und wendete den Blick von dem Körper Periko's, der blutend da lag. Ich antwortete den Fragen des Offiziers, daß ich eine Franzöſin ſei und in mein Vaterland zurückkehren wolle. Warrend dem erbrach man meinen Koffer, durchſuchte Alles, was er enthielt, ſchrie und fluchte um mich herum. Ich hatte unendliche Furcht und war einer Ohnmacht nahe.«

Madame de las Bermejas ſchwieg und fuhr mit der Hand über die Stirne. Theobald hatte den Silberſtift niedergelegt und betrachtete ſie. In dieſem Blicke lag eine Art Frage und quälender Beſorgniß.

»Dieſe Männer waren wahre Spanier,« fuhr Madame de las Bermejas fort, als ob ſie Theobald's Gedanken antwortete, »ſie waren fanatiſch, grauſam, im Stande eine Frau zu ermorden, aber nicht ſie zu beſchimpfen. Der Offizier führte mich etwas abſeits, zwei Soldaten bewachten mich in einiger Entfernung, und man berathete ſich mitten auf dem Wege. Es waren bei dieſem Rathe fünf oder ſechs Offiziere, ein Mönch und zwei oder drei Männer, welche keine Uniform trugen. Man begleitete das, was man ſprach, mit heftigen Geberden. Beiläufig hundert Soldaten hielten ſich in einiger Entfernung ganz ſtille. Es kam mir nicht in den Sinn, daß mein Leben in Gefahr ſchweben ſollte, und dennoch bebte ich und betete zu Gott inbrünſtig für mich und den armen Periko, deſſen Tod ich verurſacht hatte. Meine Augen wendeten ſich voll Abſcheu von dem Leichnam, an deſſen Seite ich in dieſer Einöde verlaſſen zu werden glaubte. Die Anweſenheit der Carliſten tröſtete mich in dieſem Augenblicke mehr, als ſie mich erſchreckte; denn ich fürchtete nichts ſo ſehr, als hier allein zu bleiben.

»Truppen entfernten ſich und kamen wieder. Von Zeit zu Zeit hörte ich in der Ferne ſchießen. Man ſchlug ſich in der Umgegend. Alles dies dauerte beiläufig eine Stunde. Endlich führten mich die Soldaten, welche mich bewacht hatten, an den Weg. Die Gruppe des Kriegsrathes umgab mich, alle Geſichter waren ernſt und hart, alle Blicke wendeten ſich von mir.

»Donna Ines de las Bermejas trete näher,« ſprach ein Offizier, der die Zeichen eines höhern militäriſchen Grades trug.

»Ich zitterte, als ich meinen Namen hörte.

»Donna Ines de las Bermejas,« fuhr der Offizier fort, »du biſt der Espionnage angeklagt und überwieſen; empfehle deine Seele Gott, das hier verſammelte Militärgericht verurtheilt dich zum Tode.«

»Ein fürchterlicher Schrecken, eine unbeſchreibliche Angſt bemächtigte ſich meiner. Sterben, ſterben mit zwanzig Jahren! Ich ſtürzte auf meine Knie, ich betheuerte meine Unſchuld, ich flehte weinend um mein Leben. Ich wollte, ich konnte nicht ſterben; die härteſte Bedingung, ich hätte ſie angenommen.«

Theobald betrachtete Madame de las Bermejas mit der früheren unruhigen Neugierde; ſie fuhr fort: »Ja, Alles, ausgenommen Entehrung. Aber dieſe Männer hatten kein Mitleid mit mir; ſie entfernten ſich. Der Mönch allein blieb bei mir, um mir den letzten Troſt der Religion zu ertheilen. Ich verſuchte mit ihm zu ſprechen, aber die Stimme verſagte mir; ich kniete bewußtlos vor ihm im Staube, und meine Blicke hingen nur ſtarr an einem Bündel Gewehre, welche am Wege ſtanden. Ich weinte nicht mehr, ich flehte nicht mehr um Gnade, ich ſah nichts mehr als dieſe fürchterlichen, glänzenden Gewehre und über mir den herrlichen blauen Himmel. Der Mönch betete über mir, ich hörte ihn erſt, als er ſprach: »Meine Tochter, bete zerknirſcht zu deinem Schöpfer, für dich iſt keine Hoffnung mehr!« Da ſah ich zum Prieſter empor, er war ein ehrwürdiger, alter Mann und hatte Thränen in den Augen. »Mein Vater!« ſchrie ich, indem ich ihn krampfhaft an ſeiner Kutte faßte, »ich bin unſchuldig, rette mich! Ich klammere mich an dich, ich laſſe nicht los von dir, dann können ſie, werden ſie mich nicht tödten. Habe Mitleid mit einem armen Weibe! Sieh', ich bin noch ſo jung, ſo voll Leben, und ich ſoll es ſchon enden. Ich habe noch ſo viele Zeit vor mir, ſie werden Gott Rechenſchaft geben müſſen, wenn ſie mir dieſe Zeit grauſam abkürzen.«

»Der Mönch verſuchte ſich von mir los zu machen, aber ich klammerte mich immer feſter an ihn, ſo daß er mich auf den Knien im Staube mit ſich fort ſchleppte. Dann hörte ich hinter mir die Ladſtöcke in die Flintenläufe ſtoßen, ich erbebte, ließ die Kutte des Prieſters los, er entfernte ſich, kurze Stille, dann Flintenſchüſſe, und ich ſtürzte, meiner nicht mehr bewußt, zu Boden.

»Als ich wieder zu mir kam, lag ich am Wegesrande auf den Polſtern meiner Kaleſche; der Mönch ſaß neben mir, ſeine Cigare rauchend. Wir waren allein. Ich erinnerte mich an alles Vergangene, als ich die Augen öffnete; ich fühlte wohl, daß ich noch lebe, allein ich glaubte doch ſchwer verwundet zu ſein. Der Mönch verſuchte mich empor zu richten, er gab mir etwas Wein, der mich ſtärkte. „Meine Tochter,« ſprach er vergnügt, »deine Furcht war größer, als dein Unglück. Faſſe Muth und danke Gott!«

»Ich wollte ihm danken; denn ich begriff wohl, daß er mich rettete, allein ich konnte nur weinend die Hände falten.

»Was willſt du jetzt beginnen, meine Tochter?« fragte mich der würdige Prieſter.

»Ich will die Grenze zu gewinnen ſuchen,« antwortete ich, »und nach Frankreich flüchten.«

»Nach Frankreich?« ſprach er kopfſchüttelnd. »Alles Unglück Spaniens kommt von dort her. Ein wahrer Spanier kann dort nicht leben.«

»Aber hier droht mir der Tod,« erwiderte ich ängſtlich.

„Wohlan!« ſprach er, indem er aufſtand und mir die Hand reichte, »ſo will ich dein Wegweiſer ſein, und ſo mein Werk vollenden.«

»Meine Kaleſche ſtand noch in der Mitte des Weges, aber die Maulthiere waren verſchwunden. Ich ſuchte mit den Blicken den Leichnam Periko's, der Mönch zeigte mir einen friſch aufgeworfenen Erdhügel unter dem hölzernen Kreuze. Armer Periko! er war auch noch ſo jung, gewiß liebte auch er das Leben.

„Ich nahm mein Gold und meinen Schmuck aus der Kaleſche. Ich wollte Alles mit dem Mönche theilen, allein er verweigerte es. Wir zogen zu Fuße fort. Am andern Morgen befand ich mich über der Grenze.

»Bevor mich mein Retter verließ, gab er mir noch ſeinen Segen, und ſprach: »Wenn du über jenen Bergen ſein wirſt, ſo vergiß dein Vaterland nicht, und bete für Fra Antonio de Leon.«

Madame de las Vermejas ſchwieg. Gabriele und die Marquiſe drückten ihr die Hand, mit Thränen in den Augen. Auch der Chevalier ſchien ſehr bewegt. Der Graf Anatole machte ſeiner Verwunderung durch Exklamationen Luft. — Theobald ſchwieg ganz.

X.

Bald wurde Madame de las Vermejas eine intime Freundin des Hauſes. Wenige Frauen beſaßen die Kunſt zu gefallen ſo vollkommen. Sie verband mit ihrer Schönheit auch eine außerordentliche Anmuth in ihrem Benehmen, und eine ſeltene Lieblichkeit im Schwätzen. Dazu kam noch das Sonderbare ihrer Lage; ſie war Witwe, ohne Familie, und alſo mit einundzwanzig Jahren vollkommen Herrin ihres Willens und ihres Schickſals. Der Chevalier äußerte ſich manchmal gegen ſeine Schweſter, er glaube zwiſchen ihr und dem Grafen Anatole ſpinne ſich etwas an; allein bald bemerkte man, daß ſie den Grafen auffallend kalt behandle, ja viel kälter als Theobald, gegen den ſie vom erſten Tage an einen gewiſſen freimüthigen und nachläſſigen Ton annahm. Es ſchien, als wenn ſein Bräutigamstitel ihn für ſie ganz gleichgiltig gemacht hätte. Der Chevalier ſah dieſes übrigens mit andern Augen, und war nichts weniger als ruhig hierüber; doch behielt er ſeine Muthmaßungen für ſich, da er auf Theobald's Klugheit und auf den immer näher heranrückenden Verlobungstag vertraute.

Madame de las Vermejas ſchien ſich darin zu gefallen, Theobalden immer wegen ſeiner leidenſchaftlichen Liebe und makelloſen Treue für Gabrielen zu beloben; allein ſie beſaß gewiß zu viele Menſchenkenntniß, um dort eine Flamme zu ſehen, wo nur ein ſchwaches Licht dämmerte, und der Chevalier konnte ihr dieſe Falſchheit nicht verzeihen, deren Zweck er nicht einſah.

Eines Abends waren wieder Alle im Hauſe der Marquiſe verſammelt; das Geſpräch wendete ſich zum Ernſthaften. Man ſtritt über die Ehe. Der Graf Anatole nannte eine Vereinigung, wo beide Theile liebend ſich gleichſam zu einem Weſen verſchmelzen, ein irdiſches Paradies, und der Chevalier ſetzte hinzu, der vernünftige Mann könne ſeiner halb vergeudeten Jugend kein glücklicheres Ziel ſetzen, als wenn er eine Frau nehme.

Madame de las Vermejas horchte etwas zerſtreut zu, und ſpielte mit ihrem Fächer, dem leichten Szepter in der Hand einer ſchönen Frau. Dann beugte ſie ſich gegen den Chevalier und ſah ihn verſchmitzt und lächelnd an. »Eine Konvenienzheirath iſt eine traurige Thorheit,« ſprach ſie. »Ich kann begreifen, wie man ſeine Freiheit einer tiefen Leidenſchaft aufopfern kann; ich kann begreifen, wie man ſich freudig in ein unauflösliches Joch ſchmiegen kann, wenn man außer dieſem nur Sehnſucht und Verzweiflung ſieht: das iſt eine Heirath aus Liebe. Ich finde es ſogar auch begreiflich, daß man ſich feſſeln kann, um zu Ehren und Würden zu gelangen: das iſt ein Heirath aus Ehrſucht. Aber ohne Liebe, ohne Ehrgeiz ſeine Unabhängigkeit zu den Füßen eines Weibes hinwerfen, ſeine Zukunft binden, und ganz kalt ſagen: Ich bin nicht verliebt, ich mache weder mein Glück, noch ſtell' ich mich dadurch höher, ich ſchließe blos eine Konvenienzheirath: dieſe Thorheit begreife ich nicht.«

»Auch ich nicht,« fiel Gabriele raſch ein. Das arme Kind liebte ihren Verlobten ja ſo zärtlich und innig.

»Auch ich nicht,« wiederholte Graf Anatole feurig.

Theobald ſprach nichts und heftete einen tiefen, traurigen Blick auf Madame de las Vermejas, einen Blick, den Gabriele nicht bemerkte.

»In frühern Zeiten,» nahm nun die Marquiſe de Pons das Wort, »ſchloß man nur Convenienzheirathen, und es gab ſehr glückliche Ehen. Als ich den Marquis de Pons heirathete, hatte ich ihn nur zweimal geſehen. Konnte ich einen Mann lieben, den ich nicht kannte? Allein als wir verheirathet waren, liebten wir einander wirklich recht herzlich und innig.»

Der Graf Anatole verließ die Geſellſchaft früher, weil er auf einen Ball geladen war. Der kleine Zirkel zog ſich noch näher an den Kamin zuſammen. Theobald ſtützte ſich auf den Tiſch, und ſeine Hand ließ den Silberſtift zerſtreut auf dem erſten Blatte von Gabrielens Album dahin gleiten. Der Chevalier warf einen Blick dahin und erkannte das zarte Profil der Madame de las Bermejas mit wenigen Strichen. Plötzlich ſchien Theobald aus ſeinen Träumereien zu erwachen, er zeichnete raſcher, und das Porträt fügte ſich ſo geſchickt in die Zweige einer dazu gezeichneten Trauerweide, daß man es nur nach größerer Aufmerkſamkeit herauszufinden vermochte.

Um eilf Uhr ſtand Madame de las Bermejas auf, um ſich wegzubegeben. Gewöhnlich brachte ſie ein Lohnwagen nach Hauſe. Der Chevalier klingelte, um ihren Bedienten davon zu benachrichtigen. Sie aber trat an's Fenſter, zog die Vorhänge zurück, und ſagte: »Welche herrliche Nacht, wie ſanft der Mond die Erde beleuchtet! Eine Bewegung wird wohlthätig ſein, ich werde mich heute zu Fuße nach Hauſe begeben.»

»Theobald wird Sie begleiten,» ſagte die gute Gabriele, und als Madame de las Bermejas mit einer ablehnenden Geberde dankte, ſetzte jene hinzu: »Nein, nein, Sie können nicht allein gehen, und ein Bräutigam, das kann ja nicht zu boshaften Anmerkungen Anlaß geben.«

Theobald ſchien unentſchloſſen. Seine erſte Bewegung ſchien der Marquiſe und Gabrielen ſo ſonderbar, daß Beide zu lachen anfingen. »Wohlan! Monſieur Theobald, wenn Sie ſo gütig ſein wollen?« ſprach die Spanierin, indem ſie den ſchwarzen Spitzenſchleier über ihr Geſicht zog, in welchem ſie ſo reizend war. Theobald zog ſeine Handſchuhe an, antwortete aber nicht, denn der Ton ſeiner Stimme würde ſeine innere Bewegung verrathen haben. Madame de las Bermejas legte ihren runden Arm in den ſeinigen; da erblaßte er und zitterte, ſie aber lächelte und Beide gingen mit einander fort.

Die Marquiſe ging in ihr Kabinet und der Chevalier ſetzte ſich zum Kamin. Gabriele ließ ſich zu ſeinen Füßen auf einen Schämel nieder. Sie ſchien in tiefes Nachdenken verſunken, und der Chevalier betrachtete ſie ängſtlich, als ſie ſeine Hand faßte und ihn mit der Heiterkeit eines Engels fragte: »Nicht wahr, Onkel! ich bin doch recht glücklich?«

Am folgenden Tage gab die Marquiſe ein kleines Feſt. Gabriele wollte noch einmal in dem Hauſe ihrer Tante alle ihre Jugendgeſpielinnen verſammeln, vielleicht im unſchuldigen Stolze auf ihr Glück, um ihnen ihren Bräutigam zu zeigen. Es ſollte getanzt werden, und zum erſten Male in ihrem Leben ſah ſie ſich die glückliche Königin eines Balles.

Um neun Uhr kam Madame de las Bermejas. Sie hatte ihr Trauerkleid abgelegt, und erſchien in einem ganz einfachen, weißen Atlaskleid; ihre langen, geflochtenen Haare waren durch einen Veilchenkranz zurückgehalten. Keinen Schmuck, keine Spitzen; ſie war unbeſchreiblich ſchön. Alle Blicke richteten ſich auf ſie, als ſie eintrat, dann umgaben ſie die Tänzer. Sie erklärte, nicht tanzen zu wollen, und ſetzte ſich zu einem Tiſche, wo zwei alte Frauen eine Schachpartie begonnen hatten.

Gleich darauf trat Theobald ein. Sein erſter Blick ſuchte Madame de las Bermejas. Gabriele erröthete freudig bei ſeinem Erſcheinen, ſie hatte ihn den ganzen Tag nicht geſehen.

Man tanzte im Salon. Der Graf Anatole, deſſen Aufforderung zum Tanze von Madame de las Bermejas hartnäckig zurückgewieſen worden war, tröſtete ſich, indem er um einige hübſche Frauen herumſchwärmte. Theobald ſchien traurig, aber ruhig. Er tanzte den erſten Contretanz mit Gabrielen und ſetzte ſich dann in ein Nebenzimmer.

Der beobachtende Chevalier fing eine Partie Ecarté mit einem alten Freunde an. Er ſaß ſo, daß er Madame de las Bermejas den Rücken zuwendete; allein ein Spiegel vor ihm zeigte ſie ihm ganz en face, ſo daß er ihr Geſicht genau ſehen konnte. Sie blieb ruhig, lächelnd in ihren Lehnſtuhl gedrückt, ſitzen, antwortete kaum denjenigen, welche ſie anredeten, und ſchien nur auf das Schachſpiel aufmerkſam. Das dauerte bis ein Uhr Morgens. Dann näherte ſich ihr Theobald, da drehte ſie ſich gegen ihn und lächelte ihm freundlich zu. Theobald ſetzte ſich neben ſie.

»Haben Sie einen fröhlichen Tag verbracht?« fragte ſie ihn theilnehmend.

»Nein Madame,« antwortete er leiſe, »ich hatte zu quälende Gedanken, als daß mich irgend Etwas hätte zerſtreuen können.«

»Ah! Skrupel über Ihr Glück.»

»Ich wünſchte nur derjenigen, die es ſo ſehr verdient, mehr Liebe geben zu können, als ich ihr geben kann.»

»Nun, ich ſehe hier keine Unmöglichkeiten. Gabriele iſt ein charmantes Weſen. Ich muß ſagen, ich kann es nicht begreifen, Sie immer ſo kalt zu finden, lieber Theobald! O Sie wiſſen nicht, was es für eine Seligkeit iſt, wenn Zwei ſo ganz Eines ſind, nur Einen Gedanken, Einen Willen, Eine Seele haben, das iſt ein Glück, wie es die Engel im Himmel haben.» — So ſprechend, heftete ſie ihre ſchwarzen, von Schwermuth etwas verſchleierten Augen feſt auf Theobald. Dieſer zitterte, ſeine Lippen erblaßten, er athmete kaum. Endlich fragte er mit ſeltſam bewegter Stimme: »Sie haben den Herrn de las Vermejas wohl auf dieſe himmliſche Art geliebt?»

Sie antwortete nicht, aber ein ſpöttiſches Lächeln umſchwebte ihren Mund, welches klar ſagte: Weder Herrn de las Vermejas, noch irgend Jemand auf der Welt.

»Alſo haben auch Sie eine Convenienzheirath geſchloſſen?» fragte Theobald mit einer Art von Freude.

»Ja. Ich war damals ſechzehn Jahre alt. Jetzt würde ich das entſetzliche Ja, welches mich für meine ganze Zukunft bindet, nicht mehr ſo leicht ausſprechen.»

»Sie wollen ſich nicht mehr verheirathen?»

»Nein,» antwortete ſie nach kurzem Schweigen und mit tiefer Schwermuth, »nein lieber Theobald! Ich will keine Convenienzheirath mehr ſchließen.»

»Aber eine Heirath aus Liebe?»

Sie ſchüttelte traurig den Lockenkopf. »Liebe?» ſeufzte ſie, »Liebe? Dies iſt der Name, welchen man jetzt den

Aeußerungen einer eitlen Koketterie, den Zudringlichkeiten einer faden Galanterie beilegt. Blicken ſie um ſich! Glauben Sie etwa, Graf Anatole wiſſe, was Liebe ſei? O nein, er hat zu roſenrothe Wangen, er tanzt mit zu vieler Grazie, er lächelt zu viel allen Frauen zu, um Eine zu lieben. Oder meinen Sie, Gabriele kenne die Liebe? Das glückliche Kind, welches noch nie weinte, wenn ſie Sie erwartete, und das nie zitterte und erblaßte wenn es ihre Tritte vernahm? Und Sie ſelbſt Theobald, auch Sie lieben Gabrielen nicht, werden Sie nie lieben. Sie wird aber auch nie ſich deswegen unglücklich fühlen, weil ſie nicht weiß, was zu ihrem Glücke mangelt.«

»Und glauben Sie, daß ich weiß, was wahre Liebe ſei?« fragte Theobald.

Sie ſah ihn einen Augenblick ſtillſchweigend an, dann antwortete ſie: »Ja.«

Da liſpelte er ihr mit nicht mehr zu verbergendem Schmerze zu: „So können Sie denken, was ich leide.«

»Armer Theobald!« ſeufzte Madame de las Vermejas, und es ſchien, als glänzte eine Thräne auf ihrer ſchwarzen Wimper.

Theobald erblaßte, er faßte die Hand der ſchönen Frau, und mit einer zitternden Stimme ſprach er: „Aber ich bin ja noch nicht verheirathet, bin noch frei, und ich habe begreifen gelernt, wie glücklich ich ſein könnte.«

Madame de las Vermejas ſchlug die Augen nieder und antwortete nicht, ſie verſtanden ſich aber ohne Worte. Gabriele, das glückliche Mädchen voll Vertrauen, tanzte im Salon und lächelte von ferne ihrem Bräutigam zu.

Madame de las Vermejas ging eine Viertelſtunde nachher fort. Theobald ſetzte ſich in ihren Stuhl und blieb da, in tiefes Nachdenken verſunken, ſitzen. Um drei Uhr, als die ganze Geſellſchaft ſich entfernt hatte, trat Theobald zum Chevalier und fragte ihn, wann er ihn zu Hauſe treffen werde, er habe etwas ſehr Nothwendiges mit ihm zu ſprechen.

Tag und Stunde wurden beſtimmt und angenommen. Da trat Gabriele zu Theobald und ſagte zu ihm ſanft. »Lieber Theobald! Sie haben ſich heute nicht gut unterhalten. Mir iſt auch unſer kleiner Zirkel am Kamin lieber.«

Am folgenden Tage beſuchte nach der Abrede der Chevalier Theobald. Er fand ihn allein in ſeinem Kabinete. Er ſtand auf, ging ihm entgegen und reichte ihm traurig, aber ruhig die Hand. Sie ſetzten ſich.

»Herr Chevalier!« ſprach Theobald, indem er einen offenen Brief vorzeigte, »mein Onkel iſt geſtorben, Anatole iſt ſein Erbe, und ich habe ein Legat von 200,000 Franken erhalten.

»Ich wünſche Ihnen recht herzlich Glück,« ſagte der Chevalier, »Sie rechneten auf dies Vermächtniß gar nicht.«

»Nein, aber es verdreifacht mein kleines Vermögen, und ich freue mich darüber mehr für Gabrielen, als für mich ſelbſt,« und indem er dies ſprach, faltete er den Brief wieder und warf ihn heftig auf ſeinen Sekretär.

Der Chevalier begriff wohl, daß in Theobald's Seele noch ein edles Gefühl für Gabrielen ſprach, und er ſprach zu ihm: »Theobald! Sie ſagten mir ja, Sie hätten mir etwas Nothwendiges anzuvertrauen; ich bin gekommen, um zu hören, und Ihnen mit meinem Rathe beizuſtehen, wenn Sie ihn bedürfen.«

»Nein, nein! es iſt nichts," erwiderte Theobald. „Nur eine augenblickliche Grille, und ich muß Sie um Vergebung bitten, daß ich Sie herbemüht habe."

»Theobald!" verſetzte der Chevalier mit ſehr theilnehmendem Tone, »wenn Sie Kummer haben, ſo können Sie ihn ungeſcheut in den Buſen eines alten Freundes niederlegen."

Theobald wendete den Kopf kalt und zurückhaltend weg, und das Geſpräch endete hiermit. Ein Kalender lag auf dem Tiſche. Theobald nahm ihn und zeigte mit dem Finger auf den 25. November. »In zehn Tagen alſo," ſprach er, »iſt keine Formalität vergeſſen worden?"

»Keine, mein Freund!" erwiderte der Chevalier betroffen über die gleichgiltige Kälte, womit Theobald den wichtigſten Schritt ſeines Lebens behandelte.

Man ſervirte das Frühſtück, das Geſpräch blieb bei demſelben Gegenſtande ſtehen. Man redete über verſchiedene Details der Trauung. Anatole konnte derſelben nicht beiwohnen, er mußte verreiſen, um die Angelegenheiten jener Erbſchaft zu ordnen, welche ihm 60,000 Franken jährliches Einkommen abwarf.

Es war ſchon lange beſtimmt, daß die Verehelichung auf dem Lande, in einem ſchönen Landhauſe bei Meudon vollzogen werden ſollte. Gabriele war dort erzogen worden, und die Marquiſe beſtand mit einer Art Aberglauben darauf, ſie müſſe in derſelben Kapelle getraut werden, wo ſie getauft worden war. Uebrigens ſollte die Trauung ohne großen Prunk nur im Familienzirkel vollzogen werden, und beſonders hielt der Chevalier feſt darauf, um einen Vorwand zu haben, Madame de las Vermejas von der Feierlichkeit auszuſchließen.

Als der Chevalier von Theobald weg ging, begab er ſich nach Hauſe. Gabriele lief ihm entgegen, und ſetzte ſich auf den Schämel neben ſeinem Lehnſtuhl. „O lieber, guter Onkel!" ſprach ſie, »wiſſen Sie ſchon, was Theobald für ein Glück gehabt hat? Er hat 200,000 Franken geerbt. Meine Liebe für ihn kann das freilich nicht vermehren, denn mein Herz gehörte ſein, wenn er auch ein Bettler wäre. Sie ſchwieg, darüber erröthend, daß ſie das ganze Gefühl ihres Herzens ausgeſprochen, und verhielt ſich das Geſicht mit den Händen. Der Chevalier küßte ſie auf die Stirne und fragte: „Was haſt du, mein gutes Kind?"

»Nichts Onkel!" erwiderte ſie, indem ſie durch Thränen lächelte, „ich bin ſo glücklich, ſo glücklich, daß ich fürchte, es könnte mir ein großes Unglück begegnen."

»Thörichtes Kind!" — verſetzte der Chevalier, „bin ich nicht da, um über dich zu wachen? Deine Zukunft lächelt gleich der Morgenröthe und binnen wenigen Tagen biſt du Theobald's Weib."

»Ja," ſagte Gabriele ernſt, »nur der Tod kann mein Glück zernichten."

3.

Denſelben Tag reiſte die ganze Familie auf das Land Sie war dort ganz allein. Theobald ging nicht ein einziges Mal nach Paris. Jeder, der ihn ſah, mußte glauben, daß er mit ganzem Herzen an dem Engel hange, der nur in ihm lebte. Er hatte die zarteſte Sorgfalt für ſie, und ſchien nur mit der Zukunft beſchäftigt, welcher ſie Beide

Arm in Arm entgegen gingen; aber ach, es lag hierin nur der feſte Wille, eine heilige Pflicht zu erfüllen.

Die zehn Tage vergingen ſchnell, und der 25. November erſchien ſtrahlend wie ein Frühlingstag. Der Chevalier begrüßte ihn freudig als den Endpunkt ſeiner Beſorgniſſe, und den Anfang eines Glückes, welches unſinnige Leidenſchaften nicht mehr vernichten konnten. Alles, was er fürchtete, ſchien ihm ſo nahe dem Ziele verſchwunden. Mit fröhlichem Herzen umarmte er Gabrielen, als ſie am Morgen des feierlichen Tages zu ſeinem Bette hinkniete und um ſeinen Segen bat.

Den Morgen brachten Alle im Gemache der Marquiſe zu, nur Theobald blieb auf ſeinem Zimmer, aus Achtung vor den Gemüthsbewegungen, welche ſich bei einer Braut, ohngeachtet aller Liebe, in den letzten Augenblicken vor ihrer Vermählung immer zeigen. Die Marquiſe war zärtlich und heiter, ſie beſchäftigte ſich den ganzen Morgen mit Gabrielens Toilette, ſie ging ab und zu, gab Aufträge und lächelte dem Chevalier nur von Zeit zu Zeit ſelbſtgefällig zu.

Die Verlobung ſollte um 6 Uhr Abends in der Mairie, und dann die Einſegnung in der Kirche zu Meudon vollzogen werden. Nur die Beiſtände waren dazu gebeten. Die Marquiſe frühſtückte mit Gabrielen auf ihrem Zimmer. Der Chevalier ging zu Theobald; er war wie berauſcht, man ſah es, daß er ſich ſelbſt gewaltſam ſteigerte, um ſich Muth zu dem großen Opfer einzuflößen. Der Chevalier fühlte wohl, daß etwas auf ſeinem Herzen laſte, was er ihm, ſeinem Freunde, ſeinem zweiten Vater entdecken wollte; aber wohin ſollte das führen? In zwei Stunden ſollte er ſich mit Gabrielen verbinden, und ſo war es ja beſſer, daß ein Name nicht genannt werde, und daß dieſe Schmerzen kein Echo finden.

Theobald kleidete ſich an, und erſchien dann in der Bibliothek, wo ſich auch der Chevalier befand. Nie war der Jüngling ſo ſchön; ſein ſchwarzes Kleid, ſein blaſſes, aber dabei beſeeltes Antlitz gaben übrigens dem Zweifel Raum, ob er zu einer Hochzeit oder zu einem Begräbniß gehe. Theobald näherte ſich einem Schranke, nahm ein Buch heraus, und warf es gleich wieder von ſich, indem er ſich zum Kamin ſetzte und zu lächeln ſuchte, aber ſeine Hände zitterten. Der Chevalier ſah das Buch an, es war eine »Reiſe nach Spanien,« welche Madame de las Bermejas der Marquiſe zum Geſchenke gemacht hatte.

Als Beide gegen 6 Uhr in den Saal traten, ſchien Theobald kalt und gefaßt; er trat zu Gabrielen, welche den Arm ihrer Tante gab, und küßte ihr die Hand. Gabriele war weiß gekleidet, trug einen Kranz von Orangenblüten und den Brautſchleier. Hold und ſittig ſtand ſie da, wie ein guter Engel, bei deſſen Anblick alle böſen Gedanken, alle thörichten Leidenſchaften ſchweigen. Theobald fühlte dieſen Einfluß, ſein Blick wurde heiterer, und in dieſem Augenblicke vergaß er vielleicht die Spanierin.

Der Saal war hell beleuchtet, die vielen Lichter vervielfältigten ſich in den hohen Spiegeln wieder, natürliche Blumengewinde ſchmückten die Wände; die kleine Geſellſchaft verlor ſich faſt in dem glänzenden Gemache, und der Chevalier meinte, man ſollte in den kleineren Salen geben. »Nein, nein!« antwortete die Marquiſe mit einem triumphirenden Blicke; »denn wir werden Beſuch bekommen; habt Ihr etwa geglaubt, ich will meine Nichte am Kamin verheirathen?«

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als die beiden Thürflügel ſich öffneten; es traten viele Verwandte und Bekannte ein, unter ihnen auch Madame de las Bermejas.

»Das iſt eine Ueberraſchung, welche ich dir bereitet habe,« ſagte die Marquiſe zu Gabrielen, welche die Glückwünſche der Angekommenen erröthend und freudig empfing.

Madame de las Bermejas nahm ruhig an der Seite der Braut Platz. Sie war ganz weiß gekleidet, und trug auch weiße Blumen in dem rabenſchwarzen Haar; man hätte ſie auch für eine Braut halten können. Theobald hatte ſein Sacktuch vor ſein Geſicht gedrückt, man ſah nichts als ſeine blaſſe Stirne, mit welcher ſein weißes Batiſttuch dieſelbe Farbe hatte.

Eine Viertelſtunde ging mit Glückwünſchen und Complimenten hin, dann wurde gemeldet, daß die Wagen vorgefahren ſeien. Alles erhob ſich. In dieſem Augenblicke näherte ſich Madame de las Bermejas Theobalden. Er ſchien eine außerordentliche Gemüthsbewegung, einen tiefen Schmerz bemeiſtern zu wollen. Sein Blick war ſtarr, ſeine Knie brachen, er ſtützte ſich an die Thüre; der Chevalier vernahm, wie Madame de las Bermejas dem Verlornen in's Ohr lispelte: »Muth, Muth, Theobald!«

»Ach, ich bin ein unglücklicher Wahnſinniger!« erwiderte er mit unterdrückter Stimme, »denn ich liebe dich, himmliſches Weib, dich!«

In dieſem Augenblicke war die Koketterie dieſer Frau befriedigt, ihre Eitelkeit feierte ihren Triumph, ein ſtolzes Lächeln ſchwebte auf ihren Lippen, und ſie entfernte ſich von Theobald mit einem Ausdrucke von Ueberraſchung und Mitleid, welcher der größten Schauſpielerin Ehre gemacht haben würde.

Gabriele trat in dieſem Augenblicke aus dem Zimmer ihrer Großtante, wo ſie ihren Segen empfangen hatte. Der Chevalier führte Theobald zur Marquiſe, welcher er den Arm reichte, und er folgte ihm wie eine Maſchine. Der Chevalier führte Gabrielen, ſie ſtand da ſo blaß und bewegt, daß ſie einer Ohnmacht nahe war. Alle verließen das Haus und ſtiegen in die Wagen. Gabriele drückte ſich ſtumm in den Hintergrund des Wagens, und die, welche mit ihr fuhren, achteten ihr Schweigen in einem ſo feierlichen Augenblicke. Als ſie bei der Mairie abſtiegen, zitterte die Arme ſichtbar und ſchwankte über die Stufen hinauf. Im Salon ließ ſie ſich neben Theobald hinführen, und ſtand mit ihm unbeweglich vor dem Maire, welcher die Verlobung mit der geſetzlichen Formel begann: »Ihr wollt Euch verbinden im Namen des Geſetzes?«

Der glänzende Kreis der Freunde umgab das Paar; ringsum herrſchte Stille, nur die Marquiſe weinte und druckte dem Chevalier die Hand. Die Spanierin ſtützte Theobald.

Der Maire fragte: »Herr Theobald de Montmaur, iſt es Ihr Wille, Mademoiſelle Gabriele de Pons zur Gattin zu nehmen?«

»Ja,« antwortete Theobald mit feſter Stimme.

»Und Sie, Mademoiſelle Gabriele de Pons, empfangen Sie Herrn Theobald de Montmaur als Ihren Gatten?«

»Nein,« erwiderte ſie mit verſagender Stimme, und ſank ohnmächtig zu Boden.

Ein allgemeiner Schrei des Entſetzens erſcholl. Die Marquiſe ſtürzte auf Gabrielen hin, und rief: »Sie iſt wahnſinnig, mein Gott! habe Mitleid mit ihr!«

Theobald blickte ſtarr vor ſich hin und ſeine Züge verzerrten ſich. Er faßte die Hand ſeiner Verlobten, preßte ſie in die ſeinigen, und ſprach zur Marquiſe: »Beruhigen Sie ſich, es war nur eine Folge zu heftiger Aufregung, es wird ſich geben, hoff' ich zu Gott.«

Man reichte Gabrielen Geiſter, man ſpritzte ihr kaltes Waſſer in's Geſicht; endlich öffnete ſie die Augen. Ihr Blick heftete ſich auf Theobald, der über ihre Hände gebeugt, einen Kuß auf dieſelben drückte; ſie verſuchte zu ſprechen, aber die Stimme verſagte ihr, und neuerdings fiel ſie in fürchterlichen Convulſionen ſtöhnend zurück.

Alle Zeugen dieſer unerhörten Scene befanden ſich in der größten Beſtürzung. Madame de las Vermejas hielt ſich in der Ferne. Man trug Gabrielen fort, und die Marquiſe ſtieg zu ihr in den Wagen; der Chevalier führte Theobald fort, welcher ganz vernichtet war.

»Theobald!« ſprach er, mit Thränen in den Augen, die er nicht verbergen konnte, »Theobald, ich beſchwöre dich bei Allem, was dir heilig iſt, ſei aufrichtig gegen mich, was haſt du dem armen Kinde geſagt?«

»Nichts,« antwortete er weinend, »ich ſchwöre es Ihnen bei meiner Ehre.«

»Dann,« rief der Chevalier, »war es die Spanierin.«

Theobald verneinte heftig.

»Dann iſt das arme Kind wahnſinnig und Alles iſt abgebrochen.«

»Nein,« antwortete Theobald, »ein Anderer als ich würde das, was vorgefallen iſt, für eine Beſchimpfung anſehen, ich aber halte es nur für ein Unglück, und nichts iſt abgebrochen.«

Als ſie nach Hauſe kamen, fanden ſie Gabrielen zu Bette. Einige Freunde ſaßen noch beſtürzt im Salon. Madame de las Vermejas war nach Paris zurückgekehrt, mit dem Verſprechen, ſogleich einen Arzt zu ſenden.

Die Convulſionen waren zwar verſchwunden, allein ſtumm, ſchwach und faſt bewegungslos lag Gabriele da. Die Marquiſe ließ ſich ein Bett neben dem ihrigen bereiten, und wachte mit dem Chevalier die ganze Nacht. Theobald kam von Stunde zu Stunde, ſich um ihr Befinden zu erkundigen.

Am andern Morgen waren Alle etwas beruhigter. Gabriele ſchlief immer fort, ihr Geſicht war leichenblaß, aber ohne merklichem Zeichen von Schmerz. Man erwartete ihr Erwachen.

Theobald war gezwungen, ſeiner Erbſchaft wegen nach Paris zurückzukehren; der Chevalier verſprach ihm, zweimal des Tages zu ſchreiben.

Gegen Mittag kam der Arzt der Marquiſe von Paris. Er unterſuchte die Kranke aufmerkſam, blieb über eine Stunde beobachtend an ihrem Bette, aber der Schlaf dauerte ununterbrochen fort; dann führte er den Chevalier in ein anderes Gemach, und empfahl ihm, die Marquiſe ſo bald als möglich von hier weg nach Paris zu bringen.

»Wie?« rief der Chevalier, in Thränen ausbrechend, »unſere arme Gabriele —«

»Iſt ſehr übel. Ich halte es für eine Entzündung der Gehirnnerven. Ich werde zwar das Mögliche verſuchen, aber ich geſtehe Ihnen, daß ich wenig Hoffnung habe. Ich bleibe hier, aber die Frau Marquiſe muß fort, ſie würde dieſen Schlag nicht überleben.«

Der Arzt ging wieder zu Gabrielen; die Marquiſe war ſelbſt von einer Ohnmacht befallen worden, und mußte zu Bette gebracht werden. Dem Chevalier meldete man, daß ein Bedienter der Madame de las Vermejas gekommen ſei, ſich um Gabrielens Befinden zu erkundigen.

Vier angſtvolle Tage folgten hierauf. Gabriele kam nicht zur Beſinnung, ſie erwachte nicht aus dieſem fürchterlichen Schlafe, der ſchon jetzt dem Tode glich. Ihre geſchloſſenen Augen hatten keine Thränen, ihr Körper war unbeweglich und unempfindlich. Der Chevalier verließ ſie keinen Augenblick, ſpähend nach einem Worte, nach einer Bewegung. Manchmal ſchien ihm, als ob ihre Lippen ſich bewegten, und ſie einige Worte zu ſtammeln ſich bemühen wollte; dann beugte er ſich über ſie, rief ihren Namen, erhielt aber keine Antwort.

In der letzten Nacht ſprach der Chevalier zum Arzte: »Doktor! ſo können Sie denn dieſes geliebte, junge Leben nicht retten?«

»Nein,« antwortete der Arzt, »es iſt leider ſchon gebrochen.«

»Sie antwortet uns zwar nicht,« verſetzte der Chevalier, »aber ſie hört uns vielleicht.«

»Möglich!« flüſterte der Arzt. Da ergriff der Chevalier ein Licht und trat zum Bette der Kranken. Sie lag da unbeweglich, ihre weißen Hände gekreuzt über der Bruſt, ihr Kopf zwiſchen den dichten Haaren in das Polſter gedrückt; ihre Augen waren halb offen, ihre Wangen und Lippen von einer fahlen Farbe. »Gabriele!« rief der Chevalier, »Theobald iſt hier, er will dich ſehen.«

Bei dieſem Namen öffnete ſie zwar die Augen nicht, bewegte ſich auch nicht, aber eine ſchwache Röthe ſtieg in ihre Wangen.

„Gabriele, mein liebes Kind!« rief der Chevalier, »hörſt du mich?«

Gabriele erhob ſich plötzlich, legte ihre beiden Hände an ihre Stirn, und mit einem herzzerreißenden Schrei ſtammelte ſie die Worte hervor: »Ich bin ein Wahnſinniger! Ich liebe dich, himmliſches Weib! dich!«

Da erinnerte ſich der Chevalier, daß das unglückliche Mädchen in der Kammer an der Thüre geſtanden, als Theobald dieſe Worte zur Spanierin geſprochen hatte. Er fing an zu zittern. Noch einmal wiederholte Gabriele dieſe Worte, indem ſie mit den Händen in ihren Haaren wühlte; dann ſank ſie zurück, ihre Augen ſchloſſen ſich, ſie war nicht mehr.

Die Marquiſe überlebte ihre geliebte Nichte nur zehn Tage, dann ging auch ſie hinüber; nur der alte Chevalier blieb allein zurück. Er verſchloß die letzten Worte Gabrielens feſt in ſeinem Buſen, und theilte ſie nicht einmal Theobald mit, da er dieſem mit väterlicher Zärtlichkeit zugethan war, und ihm Gewiſſensbiſſe erſparen wollte.

Er verließ bald den Ort, wo ihn ſo ſchmerzhafte Erinnerungen quälten, und ging nach Italien. Theobald ſchrieb ihm oft, und faſt in jedem Briefe ſchrieb er von einer Reiſe, die er vorzunehmen Willens ſei.

Als der Chevalier wieder nach Paris zurückgekehrt war, hörte er zum erſten Male wieder Madame de las Bermejas nennen, und vernahm, daß ſie den Grafen Anatole de Saint-Servien geheirathet habe. Am andern Morgen ſuchte er Theobald auf, er erkannte ihn kaum mehr, ſo ſehr war er gealtert. Beide ſprachen offen mit einander. »Ich bin ein elender Schwächling,« ſagte Theobald, »denn ich liebe dieſes Weib noch immer.«

»Iſt es möglich?« ſagte der Chevalier, »nach alle dem, was ſie uns Uebles gethan hat?«

Thränen traten in Theobald's Augen. »Das iſt ein Herz von Eiſen,« ſagte er. »O, wenn Sie Alles wüßten, mein väterlicher Freund! Sie ließ mich Alles hoffen, ich betete ſie an, ich war ihr Sklave. Eines Tages kündigte ſie mir kalt ihre Vermählung mit Anatole an. Da benahm ich mich meiner unwürdig, ich weinte zu ihren Füßen, ich flehte um ihre Liebe, die mein Alles, mein Leben war, und ihre Hand, die ſie ja doch nur mit ihrem Herzen verſchenken wollte. Ich erinnerte ſie an die Aeußerung, welche ich einſt aus ihrem Munde hörte, daß eine Vernunftheirath eine haſſenswerthe Thorheit ſei, und daß man nur aus Liebe heirathen ſoll. »»Oder aus Ehrgeiz!«« antwortete ſie mir, und dies waren ihre letzten Worte, ich habe ſie ſeitdem nicht mehr geſehen.«

»Das iſt ein Uebel, welches die Zeit heilen wird,« erwiderte der Chevalier.

»O nein!« verſetzte Theobald. »Glauben Sie, daß ich nichts gethan habe, um dieſe unwürdige Leidenſchaft aus meinem Herzen zu reißen? Mein Verſtand und mein Wille waren zu ſchwach dazu, und ich hänge an dieſer kalten Seele, an dieſer hölliſchen Schönheit. Nur einen einzigen Tag dieſes beſitzen, ſie beherrſchen, ſie vor mir zittern ſehen, und ich würde für dieſe eine Stunde gerne das Leben geben.

„Du mußt reiſen, Theobald! O, Gabriele iſt an dir fürchterlich gerächt!“

Am andern Morgen hatte Theobald Paris verlaſſen.

Soldatenweiſe.

Noch war es früh' am Morgen,
Als mich die Trommel rief;
Ich ſchlich von dannen leiſe,
Denn — meine Wirthin ſchlief.

Und hätt' ich's ihr verkündet
Das eiſerne Gebot,
Das blonde Weibchen weinte
Sich heute ſchier zu Tod.

Und bald in langen Reihen
Stellt ſich das Bataillon,
Weh' mir, was muß ich ſehen:
Sie ſteht auf dem Balkon!

Im weißen Nachtgewande
Mit aufgelöſ'tem Haar,
O Freunde, könnt' ich's ſagen,
Wie mir zu Muthe war!

Ihr Auge hängt an meinem,
Sie lächelt wehmuthsvoll,
Da ſenkte ich den Säbel
Zum letzten Lebewohl.

Und wieder neigt das Haupt ſie
Zum Gruße, — engelsmild,
„Marſch!“ — donnert das Kommando —
Verſchwunden war ihr Bild.

Ph. v. Körber

Vom Lenze.

1.

(Bauſpruch.)

Wenn froh des Hauſes Bau gediehen,
Und ſchlank der Firſt ſich ſchon erhebt,
Da ſind die halbgetünchten Wände
Von bunter Fröhlichkeit belebt.

Da ſteckt der Zimmermann am Dache
Die Feſtbäum' unter Jubel aus;
Da hat das Bauvolk ſein Ergetzen,
Und fromme Wünſche weih'n das Haus.

Baumeiſter Lenz! Glück auf zum Werke,
Bald, mein' ich, wird's vollendet ſein;
Verborgen wachſend ſchließt es plötzlich
Mit aller Wunderpracht uns ein.

Schon ſtecken auf dem Firſt der Berge
Die Feſtbäum' alle bunt umher;
Dein Bauvolk, all' die muntern Sänger,
Bezwingen ihre Luſt nicht mehr!

Bald werden ſich die Wände ſchmücken,
Bald wird's in allen Kammern laut;
Wohlauf, laßt uns den Segen ſprechen
Für's Haus, das Meiſter Lenz gebaut:

»In Gottes Namen! Haus, erfahre
Kein Ungemach von Reif und Schnee;
Bleib' unberührt von Erdennöthen,
Und unentweiht von Menſchenweh'.

»Bring' Allen Glück, die dich bewohnen,
Daß ſie ſich deiner herzlich freu'n,
Und brich erſt ſpät, recht ſpät zuſammen,
Um über's Jahr dich zu erneu'n!«

V.

(Troſt.)

Wenn fröſtelnd oft die Leute klagen,
Daß wieder einmal Winter iſt,
Da möcht' ich ihnen immer grollen:
»Daß ihr doch nimmer Troſt euch wißt!

»Iſt denn der Lenz ein Müſſiggänger,
Weil er nicht immer euch nur reizt?
Glaubt ihr, er ſei ein träger Paſcha,
Der dann die Beine läſſig kreuzt?

„Der, wenn er ſeine Handvoll Blumen,
Wie Münzen, auswarf unter euch,
Sich hinſtreckt, oft den Mai verſchlafend,
Arbeitverdroſſen, — Menſchen gleich? —

»Ach laßt mir doch den Lenz zufrieden:
Der iſt ein Mann nach Gottes Sinn!
Kaum hat er euch erquickt, geſegnet,
Schnell wandelt er zu Andern hin.

„Und weil ſie drüben gar ſo bitten,
Flieht er oft früher euren Blick,
Und weil ſie drüben ihn nicht laſſen,
Kehrt er oft ſpäter euch zurück!“ —

Und wie mit Frühling und mit Winter,
So iſt es auch mit Freud' und Schmerz;
Nie müſſig iſt die Freud' hiernieden:
Iſt's mein's nicht, — iſt's ein and'res Herz.

Und was bei Schnee und Weh' mich tröſtet,
Iſt der Gedank' in Froſt und Harm:
„Indeß ich frier', indeß ich weine,
Sind And're froh, iſt Andern warm!“ —

Johann Gabriel Seidl

Selbſtverklagung.

Novelle

von

Emanuel Straube.

Der Wald öffnete ſich, und die matte Lichtung des von Wolken umzogenen Himmels ließ erkennen, daß man auf dem Plateau eines Berges angelangt war.

»Die Fackeln angezündet!« rief eine Stimme in ziemlich befehlendem Tone; „es iſt eine Nacht, welche ſchwerlich den Mond durchlaſſen wird, und wir bedürfen Licht zu unſerem Werke. — Hurtig, die Fackeln heraus!“ —

In der dunklen Gruppe von Perſonen, welche ſich hinter den letzten Baumen hervorbewegte, ſah man alsbald Leben; ein Theil hielt, ein anderer lief ab und zu, dann blitzte, wie Irrwiſchleuchten, der Zündſtoff empor und mehrere Flambeaus verbreiteten ein grelles, gegen die Rabenfinſterniß des Waldes doppelt abſtechendes, für den erſten Eindruck ſogar verletzendes Licht.

Man konnte nun den Schauplatz und die handelnden Perſonen ziemlich genau in's Auge faſſen, wiewohl der enge Lichtkreis, welcher durch die Fackeln hervorgerufen wurde, nur eine ſehr beſchränkte Ausſicht verſtattete.

Der Platz, auf welchem unſere nächtlichen Wanderer ſtanden, ſchien die Abdachung eines noch höheren Gebirges zu ſein, war jedoch mit friſcher Vegetation an Raſen und einzelnen Bäumen überkleidet; letztere erhoben ſich wie rieſenhafte Wächter am Saume des Abſturzes und verdunkelten den Raum nur noch mehr, ſo, daß ſich die Geſellſchaft, von den blitzenden Kienfackeln umſtellt, von dem unheimlichen Schatten der Eichen und Steinbuchen überſtreut, in der zitternden Beleuchtung aſchfahl ausſehend, wie eine Schar böſer Geiſter darſtellte, welche in öder Felſenwüſte zum nächtlichen Reigen verſammelt ſind.

Und wahrlich, nichts Gutes flammte in den düſteren Blicken, drohte aus den Geſichtszügen, welche ſich im Kreiſe ringsumher zeigten, mit durchbohrendem Ausdrucke die Bewegungen jedes Einzelnen verfolgend; wahrlich dieſe Geſtalten bedurften der Dunkelheit zu Dem, was ſie auf dieſe einſame Kuppe geführt hatte. Nur der Böſewicht oder die Verzweiflung ſuchen zu ſolcher Stunde einen Ort, wo die wohnliche Nähe des Menſchen nicht gefühlt wird, wo der Odem menſchlicher Milde kaum die Lüfte mit ſeinem ſüßen Fächeln bewegt, wo nur das Waldgethier ſeinen Horſt aufſchlägt; und ſo konnte wohl nur ein lichtſcheues Beginnen dieſer abenteuerlichen Fahrt zu Grunde liegen.

„Wir ſind am Ziele!“ ließ ſich dieſelbe Stimme vernehmen, welche früher das Anzünden der Fackeln befohlen hatte; »hier muß es ausgemacht werden, auf weſſen Seite die Ehre ihr Zünglein neigt! — Vorwärts, Brüder, das Terrain ſondirt, die Diſtanzen abgemeſſen, die Puffer hervorgeholt, ausgefallen und — va banque das Leben!“ —

Der Sprechende war ein Mann, nahe an den Vierzigen, oder wenig darüber, breit, muskulös gebaut; ſein Geſicht, mit Narben durchfurcht, wies einen kühnen, entſchloſſenen, herausfordernden Charakter, und die kleinen funkelnden Mausaugen, der hämiſche Zug um die Mundwinkel eigneten ſich eher dazu, ſeiner Erſcheinung etwas Diaboliſches zu geben, als mit dem Kontraſte der erwähnten phyſiognomiſchen Divergenzen zu verſöhnen. Die Haltung war übrigens frei, und es offenbarte ſich in dem ganzen Weſen, trotz einer unverkennbaren Gewandtheit und Sicherheit des Benehmens, jene erheuchelte Schlichtheit, die von Manchem für Geradſinn angeſehen wird, hinter welcher aber häufig nichts Anderes ſteckt, als Unwiſſenheit und brutale Selbſtſucht.

In Folge der obigen Aufforderung entwirrte ſich der Knäuel der Nachkommenden, und es traten zuerſt zwei Jünglinge hervor, deren Alter wenig über das zwanzigſte Jahr vorgeſchritten ſein konnte. Obwohl Beide von ſehr intereſſantem Aeußeren, unterſchieden ſie ſich dennoch auf eine ſo augenfällige als anziehende Weiſe. Der eine von ihnen, lichtblond, mit ſanften, blauen, ſchwermüthigen Augen, trug das Gepräge des weichſten, empfindungsvollſten Gemüthes in jedem Zuge des Antlitzes, während ſein Gefährte aus ſchwarzen, glühenden, verzehrenden Blicken und dunkelbraunen Locken, dann aus der Haſt ſeines Benehmens, aus der Unſtätheit ſeines Weſens, leicht den leidenſchaftlich, ſanguiniſch-choleriſchen Typus errathen ließ; Letzterer bewachte den Blonden mit Mienen des Haſſes, indeß Jener in ſchmerzlicher Erregung leidend vor ſich niederſchaute. Das Widerſpiel dieſer zwei Phyſiognomien, die unendliche Kluft, welche ſie trennte, war ſo einleuchtend, daß man ſie recht eigentlich für geborne Freunde anſehen mußte, von Natur berufen, Einer des Andern Mängel zu beſchönigen, Einer die Lücke im Herzen des Andern auszufüllen, Einer des Andern Folie zu werden; denn eine vollkommene Freundſchaft, wie jedes Vollkommene, will ein ſich Auflöſen, ein Verſchmelzen entgegengeſetzter Eigenſchaften, die, ungeachtet ihrer Oppoſition, ſich finden in glücklicher Vereinigung; — denn die Pole berühren ſich ja! —

Nach den drei ebengenannten Perſonen erſchienen zwei Herren von ungleichem Geburtsdatum und auch von unähnlichem Exterieur, welches nur darin auf Eines hinauslief, daß Beide von unbedeutendem Geſichte, ziemlich blaſirt ausſahen und eine Gleichgiltigkeit darlegten, die von Ueberſättigung, Stumpfheit oder Lebensüberdruß zeugte. Weiter zurück, beſcheiden den Hintergrund der Scene behauptend, hielten ſich noch ein vier oder fünf Individuen in Livree, die Bewegungen ihrer Herren beachtend und geduldig des Ereigniſſes harrend, welches ſich hier begeben ſollte, und welchem ihre Fackeln zum Werden leuchten mußten.

Die fünf Hauptperſonen waren ſämmtlich in der Uniform franzöſiſcher Linientruppen; der Grad, welchen ſie bekleideten, erhob ſich nicht über den Kapitain.

»En avant, Messieurs!" begann der Führer neuerdings, »wir müſſen's kurz machen, damit nicht allenfalls unſer verlängertes Ausbleiben ein Geträtſch veranlaſſe. Die Sache muß ſo geheim als möglich auf's Reine gebracht werden. — Ein glücklicher Zufall ließ mich gleich am erſten Tage unſeres hieſigen Verweilens dieſen trefflichen Winkel entdecken, welcher wie geſchaffen zu unſerem Vorhaben iſt; — morgen zieht das Regiment weiter, — kein Menſch wird eine Ahnung des Geſchehenen bekommen, — die Burſche da, unſere Fourierſchützen, hält der Stock in Reſpekt, daß ſie ſchweigen — alſo nicht gezaudert und zum Werke geſchritten! — Sekundanten, zählt die Schritte ab!« —

Das zuletzt gekommene Paar begab ſich an die ihm gewordene Beſtimmung mit einer Apathie, als wären Nüſſe abzutheilen geweſen, die Kindern zum Spiele dienen ſollen; ſie verrichteten ihr Geſchäft mit einer Ruhe, die gedankenlos einer Verrichtung obliegt, ohne ihre Wichtigkeit zu bemerken; nur der Jüngere von ihnen ließ bisweilen durch ſeinen Geſichtsausdruck den Mephiſto verrathen.

Mittlerweile ſtanden die beiden Jünglinge wortlos, mit abgewendetem Geſichte neben einander, der Braune an den Nägeln kauend und die Blicke grimmig rollend, der Blonde mit ernſter, wehmüthiger Reſignation. Sie Beide, das konnte einem Beobachter nicht entgehen, waren die Hauptſchauſpieler des blutigen Drama's, deſſen Vorbereitungen von den Andern getroffen wurden.

Einige Momente blieb der Blonde auf ſeinem Poſten, unſchlüſſig, zweifelnd, mit ſeinem Herzen Rath pflegend; dann drehte er ſich raſch gegen den Feind, ſtellte ſich ihm dicht gegenüber, ſo daß die Kienlichter ſein edles, mildes, herzgewinnendes Antlitz beſchienen, ſtreckte die Hand nach dem Gegner aus, und liſpelte mit weicher, melodiſcher Stimme:

»Wilhelm! mußt' es ſo weit mit uns kommen, daß ich dir auf Tod und Leben entgegen treten muß?«

Nur einen Blick warf der Angeredete herüber, doch dieſer ſchien ihn tief zu bewegen; er zuckte krampfhaft zuſammen und ſeine Arme erhoben ſich, als drängte es ſie nach dem Freunde; doch alsbald bewältigte er die unwillkürliche Regung, warf den Mund ſtolz in die Höhe, wies die dargebotene Hand zurück und murmelte:

„Ich bin Ihr Feind, mein Herr! nennen Sie mich bei dem Namen, den meine Familie trägt!“

„Wohl, Lieutenant Maupas,“ entgegnete der Andere ſchmerzlich, „es ſei, wie Sie verlangen; aber wehren können Sie mir nicht, wenn ich Sie an die Freundſchaft erinnere, welche unſere erſten Schritte denſelben Pfad führte, welche unſere Studien, unſere Freuden und Leiden gemeinſchaftlich erhellte, welche die Lebensquelle des Einen in jene des Anderen verſchlingen machte, — verargen können Sie es nicht, wenn ich Sie frage, ob der Gegenſtand unſeres Zwiſtes auch werth ſei, durch Freundesblut getränkt zu werden, ob Sie überzeugt ſind, daß Lieutenant Blangy nicht aus perſönlicher Gehäſſigkeit, aus Privatintereſſe —“

„Blangy iſt mein Freund,“ grollte Maupas, „jede Silbe, die ihm zum Nachtheil geſprochen wird, gilt mir als Beleidigung meiner ſelbſt! — Merken Sie ſich das, Kapitain Villeneuve, und verzögern Sie nicht die unabwendbare Entſcheidung!“ —

„Wir würden Sie ſonſt,“ fiel Blangy, der Anordner des Zweikampfes, ein, „wir müßten Sie ſonſt für einen Feigling halten, der zwar Muth genug hat, Beſſeren als Er, die wohlverdienten Anſprüche auf Beförderung zu verkümmern, aber zu wenig Herz, ihrem gekränkten Ehrgefühl Rede zu ſtehen!“ —

„Nichts mit Ihnen, Blangy!“ warf Villeneuve verächtlich bin, »wenn der Himmel mich in dieſer Meuchelei beſchützt, denn auf eine ſolche iſt es offenbar abgeſehen, ſo ſoll mein Erſtes ſein, Sie und Ihre Verworfenheit dem Regimentschef zu ſignaliſiren, damit er der tückiſchen Viper den Zahn ausreiße, welche das ganze Offizierskorps vergiftet. — Sie ſind zu ſchlecht für meinen Degen, mit welchem ich Würdigeres geleiſtet habe, als Poltrone zu züchtigen; — mit Lieutenant Mauras habe ich zu thun, und ihm fordere ich die Erklärung ab, ob er auf ſeinem Begehren von Genugthuung verharre, wenn ich ihm bei meinem Ehrenworte betheure, daß ich nichts gethan, um jenen Vorzug zu erhalten.«

»Ja, ja, ganz gewiß!« ſchrie Blangy, als er gewahrte, daß Lieutenant Mauras in ſeinem Entſchluß irre zu werden ſcheine, — »wenn er eine Memme iſt, ſo müſſen Sie mit mir einen Gang thun, und unſere Zeugen und Alle, die durch Ihr Avancement gekränkt ſind, werden ſich ſpäter die gleiche Ehre erbitten, falls ſie obſiegten. — Zum Teufel mit deiner Haſenherzigkeit,« brüllte er hierauf dem ehemaligen Freunde des Kapitains zu, „fall' aus oder ich renne dir ſelbſt das kalte Eiſen durch den Leib!«

»Ich bin bereit,« rief Mauras, und ſtellte ſich in Poſitur, »nicht Worte wollen wir, ſondern Blut!«

»Ueber euch komme es, ihr Böſewichte!« knirſchte Villeneuve, mit durchbohrendem Blicke Blangy und ſeine Gehilfen meſſend, »aber wehe euch, wenn der Himmel mich erhält!« —

»Das ſei *unſere* Sorge!« hohnlachte Blangy, und führte den Lieutenant an die Stelle, welche für ihn ausgemittelt worden war.

Der Kapitain hob die Piſtole auf, legte ſich zielend aus, und ſchaute feſt gegen ſeinen Gegner hin.

»Iſt kein Mittel, dich zu verſöhnen, Wilhelm?« brach er dann plötzlich, mit von Rührung gepreßter Stimme los, muß der Tod, nur der Tod den Würfel rollen?« —

»Der Tod!« — entgegnete Mauvas dumpf.

»So fahre wohl!« ſeufzte Villeneuve, drückte los, ein Knall, und mit einem gähen Satze, wie ein angeſchoſſener Hirſch, prallte der Gegner ſtramm in die Höhe, fiel auf den Boden nieder, und lag regungslos — eine Leiche da.

»Wilhelm, mein Wilhelm! O, was hab' ich gethan!« ſchrie der Kapitain in Verzweiflung, und warf ſich auf den Leichnam ſeines Freundes, zerraufte ſich die Haare und weinte laut. Plötzlich ſprang er empor, ſchaute die Umſtehenden mit verwirrten Blicken an und brach in ein ungeſtümes Wüthen aus.

»Nicht ich,« rief er, »nicht ich bin der Mörder! Auf eure Seelen lade ich das vergoſſene Blut, und fordere euch vor den Richterſtuhl Gottes, vor das Geſetz des Königs, als Aufhetzer, als niederträchtige Verleumder, als hinterliſtige Meuchler! — Der ganzen Welt, dem Kommandanten will ich es ſagen, daß ihr —«

Vom Walde und von den einzelnen Bäumen her fielen in dieſem Momente Schüſſe; durch mehre Kugeln zum Tode getroffen, bäumte ſich der Kapitain rückwärts, wendete den Körper hin und her, und taumelte endlich zur Erde nieder. Gellendes Hohnlachen von allen Seiten ſchien das Wehen des Abgrundes der Hölle anzukündigen.

»Zwei Avancements auf einmal,« lachte Blangy, »meine Aktien ſteigen um hundert Perzent! — Es lebe die Induſtrie!«

Der Sterbende richtete ſich mit halbem Leibe auf, ſchleuderte noch einen tödtlichen Blick des Haſſes auf den Schändlichen und röchelte verſcheidend: »So möge, da ich es nicht vermag, der ewige Rächer meine Schuld an dich abtragen, tauſendfacher, verruchter Mörder! Blicke hin auf die umdüſterte Wölbung des Himmels! — ſo wahr ſie bald vom Mondlichte durchbrochen ſein wird, ſo wahr wird über kurz oder lang deine Unthat zu Tage gefördert werden, und dort — wird die Strafe dich ereilen!« —

Er wollte mit dem ausgeſtreckten Arme nach Oben zeigen; doch die Kraft verſagte ihm, und die Hand nahm eine wagerechte Stellung, ſo daß ſie hinüber nach dem jenſeitigen Berge wies. Der Mond ſchob ſo eben die ihn umlagernden Dünſte zurück, und auf der Höhe drüben, welche er mit heller Beleuchtung überzog, erſchien neben verfallenden Burgruinen — ein Galgen.

Unwillkürliches Fröſteln zuckte über Blangy, und mit ſcheuem Blicke wendete er ſich von dem verhängnißvollen Bilde, indem er die Fauſt gegen den Todten grimmig ballte.

»Fahre zur Hölle!« ſchrie er dann, »dein Wort ſoll nimmermehr zur Wahrſagung werden!« —

Mehre Stunden darauf hörten Landleute, welche im Morgengrau am Fuße des Berges vorüber kamen, zerreißende Klagetöne, wie Wimmern eines Sterbenden, von der Höhe tönen. Mitleidig wollten ſie Hilfe bringen, doch blinkende Gewehre kreisförmig aufgeſtellter Militärs wieſen ſie zurück, und man drohte ihnen mit ſchwerer Ahndung, wenn ſie auch nur mit einem Laute verriethen, was ſie gehört und geſehen. Kurz vor Sonnenaufgang zogen die Vedetten des Mordes ſich zurück, und man erzählte ſich unter dem Siegel des Geheimniſſes in der Gegend, daß drei Offiziere durch etliche Stunden ab- und zugegangen ſeien, bis ſie ſich überzeugt hatten, daß — Alles kalt, eiskalt geworden.

*

Melanie zog die Angel zurück und rief ſchmollend: »Wieder nichts! — Das geht wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu, daß heute gar kein Fiſchchen anbeißen will. Ich bin recht ärgerlich!« —

»Nur nicht verzagt, holde Fiſcherin!« liſpelte eine männliche Stimme, und ein bildſchöner, junger Mann, mit blonden Haaren, azurfarbigen Augen und intereſſantem, gemüthlichen Weſen, neigte ſich aus dem nahen Gebüſche, dem Fräulein an's Ohr, »nur nicht verzagt; ſo eben beißt ein großer, großer Fiſch an, der gar zu gern ein Raubfiſch ſein möchte!« —

»Ah,« kreiſchte Melanie, indem ſie ſich die Augen verhielt, »wie Sie mich erſchreckt haben! Und welch' ein Schaden für mich! Nun ſind ganz gewiß alle Bewohner dieſes Bächleins für heute verſcheucht, garſtiger Adolf!« —

»Ihre Beſchäftigung, mein Fräulein,« ſeufzte der Genannte, »erinnert mich an meine eigene Aufgabe. Auch ich werfe nach einem Fiſche den Köder aus, aber der Himmel weiß, ob ich ihn jemals fangen werde. Der Unterſchied beſteht blos darin, daß Sie zu ihrem Vergnügen angeln, ich jedoch mit düſterer, blutiger Abſicht.«

»Wer Sie ſo reden hörte,« ſcherzte Melanie, »ſollte Sie für einen echten Ziegrim halten, und doch würde ich glauben, daß Sie der beſte, ſanftmüthigſte Menſch von der Welt ſeien! — Wozu dieſe Maske?«

»Keine Maske, Fräulein, wahrer, bitterer Ernſt! Ich bin in der Abſicht hieher gekommen, um eine ſchändliche Unthat zu entlarven; daß ich bei dieſer Gelegenheit die Spur eines Engels finden würde, konnte ich nicht vorausſehen.«

»Wenn der Engel mir gilt, ſo danke ich für das Kompliment; falls jedoch Ihre geheime Miſſion Schuld an der Verſchloſſenheit und dem menſchenfeindlichen Weſen iſt, welches Sie von Zeit zu Zeit annehmen, ſo möchte ich beinahe wünſchen, daß Sie lieber gar nicht gekommen wären, als daß Sie bisweilen eine Miene annehmen, die Einem das Herz im Leibe kalt macht, und daß Sie durch Ihr wüſtes Hinſtarren, durch Ihre glühenden Blicke, Andern alle Freude verderben. Ich bin Ihnen in der That ſchon manchmal beinahe gram geweſen.«

»Wirklich ?« murmelte Adolf vor ſich hin, »nun, haben Sie nur noch ein Weilchen Geduld; ich höre ja, daß Ihr Bräutigam nächſtens eintreffen werde, dann ſind Sie mich ein für allemal los!« —

»Erinnern Sie mich nur nicht daran!« ſeufzte Melanie, »ſonſt bringen Sie mich aus meiner guten Laune! Leider iſt es der Wille meines Vaters, und als gehorſame Tochter muß ich gehorchen; allein ich kann nur mit Schreck daran denken, dieſes Mannes Frau zu ſein!« —

»So kennen Sie ihn alſo ?« —

»Ach, nur zu genau! Er bewarb ſich ſchon ſeit zwei Jahren um meine Hand, die ihm, ſo weit ich ihn kenne, gewiß nur wegen der 40,000 Franks Renten lieb iſt, welche daran hängen, allein mein Vater, der mit ſeinem Jugendfreunde, Blangy's Oheim, dieſe Verbindung abgeredet hatte, wollte nichts davon wiſſen, ſo lange Jener noch Lieutenant war, was er, beiläufig geſagt, ſchon ſeit undenklicher Zeit geweſen ſein ſoll, und vertröſtete ihn immer auf ſeine Beförderung zum Kapitain; vielleicht weil er hoffte, daß dieſe nie eintreten werde; unglücklicherweiſe ergab ſich kürzlich ein Avancement beim Regimente, und vermuthlich waren die Umſtände von der Art, daß man den Herrn Lieutenant nicht länger mehr hinhalten konnte; plötzlich kam daher ein Schreiben, worin meinem Vater die Vorrückung zum Kapitain notifizirt und die Löſung ſeines Wortes verlangt wurde. Was blieb dem guten, alten Manne, dem ſein Verſprechen, wie jedem Ritter der alten Zeit, heilig iſt, Anderes übrig, als zur Beförderung Glück zu wünſchen, und die Braut zur Dispoſition zu ſtellen. — Ach Gott, ich fürchte, meine ſchönſte Zeit iſt eine geweſene!" —

»Und wann kommt der Bräutigam?" —

»Er kann, Gott ſei's geklagt, jede Stunde eintreffen. Sein Regiment erhält die Garniſon im nahe liegenden Städtchen, und da —"

»Wie, Ihr Zukünftiger iſt alſo vom achten Regimente?" — rief Adolf mit ſichtbarer Beſtürzung, und äußerte eine ſo lebhafte Erregung, daß ihn Melanie mit Verwunderung anſah, da ſie ſich den Zuſammenhang nicht enträthſeln konnte.

»Ganz recht," erwiderte ſie, „vom achten Regimente. »Haben Sie vielleicht einen Freund dabei?" —

»Ich hatte einen dabei," antwortete der Jüngling dumpf, »einen theuren, unvergeßlichen Freund, und eben ſein

Schickſal iſt es, das ſo fürchterlich in mein Leben griff, und mein ganzes Weſen zerrüttete. Die Geſchichte iſt lang und ſehr traurig, ich will ſie Ihnen ein andermal bei beſſerer Stimmung erzählen.«

»Wenn ſie Urſache an Ihrer Düſterheit iſt, ſo mag ich ſie lieber gar nicht wiſſen,« fiel das Fräulein ein, „mir ſtehen jetzt ohnehin trübe Tage bevor, und ſo will ich mir die wenigen heiteren Stunden, die ich noch genießen kann, nicht unnöthigerweiſe vergällen. — Sein Sie munter, Adolf! Der Augenblick iſt unſer; die nächſte Minute gehört vielleicht ſchon einer unwillkommenen Pflicht, welche mir dieſe ſchöne, lautere Freundſchaft zu Ihnen grauſam verſagt.«

»Munter ſoll ich ſein?« lachte der junge Mann bitter, »munter ſein mit dem Bewußtſein, daß Sie, meines Daſeins Stern, an einem andern Himmel zu leuchten beſtimmt ſind? O Melanie, der Gedanke kam entweder nicht aus Ihrem Herzen, oder Sie haben mich nie geliebt! —

„Adolf,« ſprach das Fräulein feierlich, »Liebe will Thaten, nicht Worte, und wann haben Sie, gegenüber von meinem Vater, dargethan, daß Sie wahre Liebe für mich fühlen? — Ich habe die Ueberzeugung, daß Sie es redlich meinen, denn ſonſt würde ich Ihren Umgang vermieden haben; allein wer weiß, ob ich jetzt Blangy's deklarirte Braut wäre, wenn Sie Ihre ſogenannte Liebe nicht immer nur mir, unter vier Augen, ausgeſprochen hätten, wenn Ihre Werbung nicht ſtets blos eine heimliche, gleichſam lichtſcheue geblieben wäre!« —

»Der Vorwurf iſt hart,« entgegnete Adolf, indem er die Hand an ſein Herz legte, »allein es wird mir nicht ſchwer werden, ihn zu entkräften. Ich bin nicht ſelbſtändig: damit iſt Alles geſagt. Als der zweite Sohn eines wenig begüterten Hauſes, das mit dem größeren Theile ſeiner Subſiſtenzmittel auf den Ertrag von Staatsbedienſtungen angewieſen iſt, wurde ich von einem reichen Oheim adoptirt und hänge vollkommen von ihm ab. Er iſt Garçon, Feind des Eheſtandes, und hat mir wiederholt den Wunſch blicken laſſen, daß ich meine Verheirathung ſo lange als möglich verſchieben möchte; unter dieſen Umſtänden wäre es unredlich von mir, an ein innigeres Verhältniß mit einem weiblichen Weſen zu denken, und ich hoffe, Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich männlich gegen eine Leidenſchaft kämpfte, die freilich, wenn ſie Ihren Liebreiz zum Bundesgenoſſen hat, ein Rieſe werden muß, der alles Widerſtreben ohnmächtig niederſchlägt. Erſt als ich aus den Reden meines Oheims, welcher Sie perſönlich kennt, entnehmen zu dürfen glaubte, er werde keine bedeutenden Schwierigkeiten gegen die Wahl meines Herzens erheben, wagte ich meinem Ziele näher zu rücken und Ihnen meine Gefühle zu offenbaren; doch da giſchte die ruhige See des Lebens mir plötzlich in einer grauenvollen Windsbraut empor: die Kunde Ihrer bevorſtehenden Verlobung donnerte mich zu Boden, und ich ſah mich von dem Himmel meiner Sehnſucht ferner als je. Denken Sie ſich meinen Gram, meine Verzweiflung!! — Setzen Sie noch hinzu, daß ich zur ſelben Zeit die Nachricht, von dem plötzlichen, unbegreiflichen Verſchwinden meines geliebten Bruders —»

»Melanie! Melanie! wo ſteckt das Mädchen?» ertönte in dieſem Augenblicke die Stimme des Freiherrn von Sauvecourt, Melaniens Vater, von der Terraſſe des Schloſſes her, und eine zweite männliche Stimme fügte hinzu: »Laſſen

Sie mich ſie ſuchen, Papa! dem Auge der Liebe wird ſie nicht ſo leicht entſchlüpfen!« —

Das Fräulein erblaßte bis in die Lippen, bebte an allen Gliedern wie Eſpenlaub, und konnte zuerſt keine Silbe hervorbringen; dann ſeufzte ſie tief, ſchaute wie entſagend zum Himmel, ſchob den Jüngling ſanft bei Seite und ſprach:

»Das iſt er, das iſt Blangy's Stimme! — Gehen Sie, Adolf; dieſe Unterredung muß unſere letzte ſein.«

Erſchüttert beugte ſich Adolf über die Hand der Jungfrau, preßte ſie heftig an Lippe und Herz, ſeine Bruſt hob ſich unter einem ſchweren Seufzer, und er fliſterte ſchmerzlich:

»Auf ewig denn! Möge das Glück, welches mir verſagt blieb, einem Würdigeren zu Theile werden, und aus den Trümmern meiner Hoffnungen Ihnen ein Paradies erwachſen, herrlicher als es meine liebevollen Fantaſien für Sie idealiſirten. — Dieſe Blume« — er nahm eine Roſenknoſpe von des Fräuleins Buſen — »dieſe Blume ſei hinfort das Heiligthum meines Lebens!« —

Kaum war der junge Mann im Gebüſche verſchwunden, als haſtige Schritte die nächſte Allee herauf kamen, und Kapitain Blangy, welchen der Leſer bereits kennt, mit leuchtenden Augen auf das Fräulein zueilte. Ach, erſt jetzt beklagte ſie es, daß ſie Adolf nicht zurückgehalten hatte, daß ſie ihn entfliehen ließ, wie einen Verbrecher! Hätte Blangy ihn an ihrer Seite gefunden, ſie würde den Muth gehabt haben, dem Widerwärtigen ihre Liebe zu geſtehen, ſie würde ihm vielleicht eine Anwandlung von Großmuth, Bedauern, Mitgefühl, oder was es ſonſt für eine beſſere Regung geweſen wäre, entlockt, ihn vielleicht zum Rücktritte veranlaßt haben denn das Wort der Liebe iſt zündend und ſtark, und gleicht dem Moſisſtabe, welcher aus Felſen Waſſer zu ſchlagen vermag; ſo aber war der günſtigſte Moment verloren; allein, vereinzelt, war ſie nur ein ſchüchternes, ſchwaches Mädchen, dem die Gegenwart des Erkorenen, der Lebensodem ihres Selbſtbewußtſeins fehlte; bleich, zitternd, halbohnmächtig lehnte ſie ſich an eine Pſyche aus Stein, welche das Zuſammentreffen zweier Baumgänge bezeichnete, ſie ſchloß die Augen, um ſich den unwillkommenen Anblick noch eine Weile zu erſparen, ihre eigene Pſyche war gleichſam verſteint, als ſie von der Seite des Geliebten zu dem rauhen Manne hingeführt wurde, welchem ſie künftig und für immer angehören ſollte.

»Ha, da iſt ja mein ſüßes Bräutchen!« frohlockte der Kapitain, als er Melaniens anſichtig geworden war, »endlich, endlich ſeh' ich den ſüßeſten Wunſch meiner Seele erfüllt!« —

Raſch flog er an das Fräulein heran, und ein wildes, unheimliches Funkeln leuchtete in ſeinen Augen auf, mit denen er die blühende, liebefordernde Geſtalt der reizenden Jungfrau verſchlang. Um ſeine Lippen zeigte ſich ein hämiſcher Zug und der ganze Geſichtsausdruck erinnerte an den fauniſchen Charakter, welcher wüſten Lebemännern ein für ſittige Frauen ſo abſtoßendes Gepräge zu verleihen pflegt.

»Sie überraſchen uns, Kapitain!« ſtammelte Melanie, nur um Etwas zu ſagen, denn durch ihr Herz fuhr es, wie ein doppelſchneidiges Schwert, »wir haben Sie erſt ſpäter erwartet.«

»Ich will nur hoffen,« gegenredete Blangy, »ich will nur hoffen, daß die Ueberraſchung keine unangenehme ſei!« —

Das Fräulein ſchwieg; eine ſtumme Verbeugung war die einzige Antwort, deren ſie fähig ſchien.

»Ich habe mich geſputet,» fuhr der Bräutigam fort, »als gelte es einen Wettritt. Freilich, um einen ſo köſtlichen Preis würden der liebenden Sehnſucht auch Aeols Roſſe nur wie ein Geſpann von Schnecken vorkommen!» —

Auch dieſe Galanterie veranlaßte keine lebhaftere Erwiderung von Seite der Jungfrau.

„Und haben Sie auch,» begann der Kapitain neuerdings, um den Faden der Unterredung nicht abbrechen zu laſſen, »haben Sie auch bisweilen meiner gedacht? Haben Sie nicht ganz und gar Ihres getreuen Sklaven vergeſſen, deſſen ſeligſte Momente in der Erinnerung an die Vorzüge Melaniens ſchwelgten?» —

Melanie ſeufzte tief, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, unwillkürlich hielt ſie den blaſirten Wüſtling, welcher ihr jetzt gegenüber ſtand, mit dem edlen, hochſinnigen und unentwürdigten Jünglinge zuſammen, von dem ſie vor wenigen Minuten einen Abſchied für's Leben genommen hatte. Ihr Herz ward wie von eiſernen Ketten zuſammengeſchnürt, in ſich ſelbſt verſinkend, blickte ſie traurig auf den Boden nieder.

»Sie glauben mir nicht, theure Melanie?» drängte der Offizier weiter. Sie halten mich vielleicht für eine ſo tiefe Empfindung zu leichtſinnig, zu frivol? — Ich ſchwöre Ihnen, ſüßes Mädchen, daß zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, im Bivouak, auf dem Marſche, vor dem Feinde, unter Kugelregen und Säbelklirren, nur Ein Bild mich beſchäftigte, das Bild —»

In dieſem Augenblicke fiel Blangy's Auge auf ein

Bosquet, dicht neben welchem er mit dem Fräulein ſtand; plötzlich ließ er die Hand Melaniens, welche er in die ſeinige gedrückt hatte, fahren, als hätte er eine Schlange darin gefunden; ein Schrei des Entſetzens fuhr aus ſeiner Bruſt, ſein ganzer Körper zitterte, wie von einem elektriſchen Schlage bewegt, ſeine Blicke ſtarrten wie verglaſ't, der weit geöffnete Mund ſchien ängſtlich nach Luft zu haſchen, das Geſicht war geiſterhaft verzerrt, und die vorgehaltenen Hände ſchienen einen grauenvollen Gegenſtand abwehren zu wollen; die ganze Geſtalt war das Abbild des vernichtendſten Entſetzens.

»Wer hat mir — das — gethan?“ röchelte er aus hohler Bruſt, und bemühte ſich, ſeinen Blicken eine andere Richtung zu geben; doch wie gebannt hafteten ſie immer auf derſelben Stelle, und die Spannung der Nerven war ſo fürchterlich, daß man beſorgen konnte, ſie müßten zerplatzen.

»Fort, fort!“ kreiſchte der Gequälte. »Deine Weisſagung wird ſich nie erfüllen! Laſſ' ab, laſſ' ab von mir!“ —

Die beſtürzte Melanie wußte ſich dieſen befremdenden Anfall nicht zu erklären, und wollte eben nach Hilfe rufen, als ihr Vater des Weges herabkam. Aengſtlich winkte ſie ihm zu, daß er ſeine Schritte beſchleunige; da raſchelte es im Bosquet, und ſie ſah einen flüchtigen Schatten enteilen, in welchem ſie Adolf's Geſtalt erkannte.

Als man Blangy zur Beſinnung gebracht hatte, erklärte er mit leidlicher Ruhe den unheimlichen Auftritt für ein Nervenleiden, von welchem er bisweilen, doch nur höchſt ſelten, heimgeſucht werde.

Die Vermählung Melaniens mit dem Hauptmanne Blangy ſollte in wenigen Wochen vollzogen werden, und gab allem Geſchwätze der Nachbarſchaft, mehre Meilen in der Runde, einen reichhaltigen Gegenſtand. Ob zwar es nicht an einzelnen Stimmen fehlte, welche den Leumund des Bräutigams von ziemlich zweifelhafter Seite beleuchteten, ſo pries doch die Mehrzahl des Vaters kluge Wahl, da Blangy aus einer ſehr guten Familie ſtammte, einiges Vermögen beſaß, und nun, da er bis zum Oberoffizier vorgerückt war, die Geruchte zum Schweigen gebracht hatte, welche ſeine Laufbahn als eine bereits abgeſchloſſene benaſenrümpfen wollten. Nun ſich ſein Verdienſt einmal die Bahn gebrochen, ſo raiſonnirte man, werde er das Verſäumte leicht nachholen, und ganz gewiß zu den höchſten Ehren ſeines Standes gelangen, ſo, daß alſo dem Fräulein wohl die Ausſicht nicht verſperrt ſei, ihren Gatten vielleicht ſogar einſt in der Reihe der Marſchalle von Frankreich zu erblicken. Der Kapitain beſaß uberdies noch ſo angenehme, geſellſchaftliche Eigenſchaften; ſein Aeußeres war, wenn nicht ſchön, doch impoſant; ſein Benehmen voll adeliger Nonchalance, er tanzte wie ein Veſtris, verſtand Taſchenſpielerkünſte, rezenſirte ein neues Stuck als ein Kenner, bonmotiſirte allerliebſt, und es gab kein Spiel, bei welchem er nicht mit Erfolg den Partner vorſtellen, oder ein willkommener Genoſſe ſein konnte, kurz, Blangy war einer jener Glücklichen, die ſo häufig als die Seele der Geſellſchaft betrachtet werden, vielleicht eben weil ſie — ſeelenlos ſind, und ſich vom Windhauche der ſocialen Verhaltniſſe hin- und herwerfen laſſen, wie ein Rohr, aus welchem Jeder ſein Pfeifchen zu ſchneiden vermeint. Um den inwendigen Menſchen kummert ſich Niemand, und wenn nur von Außen Alles flimmert und glitzert, ſo iſt man unſchwer bereit, das Rauſchgold heuchleriſchen Theaterputzes für echten Schmuck zu halten, welcher als Kapital in die Sparkaſſe unſeres Lebens angelegt werden kann, auf daß er ſich in reellem Glück verzinſe. Es bedarf oft langer Zeit, ehe die Stimme der Wahrheit durchdringt; noch obendrein wiſſen es uns die Menſchen ſelten Dank, wenn wir ihnen die Augen öffnen, und beim Lichte beſehen, würde unſer Daſein auch wirklich etwas nüchtern erſcheinen, wenn wir alle Täuſchungen von demſelben trennen könnten; glücklich freilich muß derjenige genannt werden, deſſen Illuſionen nur auf der Oberfläche hafteten, ohne das Mark, den Frieden, die Achtung ſeiner ſelbſt und ſeiner Mitgeſchöpfe, zu berühren!

Melanie ſchien die Anſicht ihres künftigen Zuſtandes von einer minder glänzenden Seite zu nehmen, denn ihr Weſen zeigte eine Niedergeſchlagenheit und eine Schwermuth, in welcher ſich eher alles Andere als Freudigkeit oder ſelige Ahnungen abſpiegelten. Indeſſen verhielt ſie ſich leidend, und wenigſtens konnte Niemand ihr eine poſitive Aeußerung des Mißbehagens zur Laſt legen, wiewohl ſie zuſehends verblich und immer deutlicher die Spuren jenes verderblichen Wurmes darlegte, welchen man Gram nennt, und welcher mit einer ſo unerbittlichen Grauſamkeit alle Blüten der Jugend und der Schönheit zernagt. Liebe iſt ja in der Regel nur ein blendender Verband über nie harſchende Wunden! — Melanie war zu wenig Menſchenkennerin, um die Falten im Herzen ihres Verlobten zu ergründen; allein die Unſchuld fühlt ein inſtinktmäßiges Grauen in der Nähe des Laſters, und daher wandelte ſie in Blangy's Geſellſchaft eine unheimliche Befangenheit an, die alle Bemühungen um ihre Gunſt, um ihr Vertrauen, der Frucht beraubte. Sie hatte ſich in den Willen ihres Vaters ergeben und ihre Zuſtimmung zu dem Bunde mit dem Kapitain nicht verweigert; hiermit hatte ſie ihres Bedünkens der Pflicht genug gethan und ließ auch dem Herzen ſeine Rechte, deſſen Unterwürfigkeit in Sachen der Pflicht ſich nicht auf Koſten der inneren Ueberzeugung gewinnen läßt.

Von Adolf Chaubert hatte das Fräulein ſeitdem nichts mehr gehört, und vermuthete deshalb, er möge aus der Gegend weggezogen ſein und in der Ferne Balſam für ſein Weh ſuchen. Es bekümmerte ſie, daß er nicht Zeuge ihrer Reſignation, ihres ſie aufreibenden Schmerzes war, denn ſie meinte, es hätte ihm eine Art von Genugthuung verſchaffen müſſen, ihr Hinwelken, ihr hoffnungsloſes Ergeben zu ſehen, ſo wie hinwiederum ſie aus ſeinem Blicke Kraft und Muth, zu kämpfen, zu tragen, geſchöpft haben würde. Nun beſchlich ſie, da ſie ſich aufgegeben ſah, in trüben Augenblicken der Gedanke, Adolf habe ihrer bereits vergeſſen und finde etwa ſelbſt in der Zärtlichkeit einer Andern Erſatz für ein Opfer, durch welches ſie ihre Ideale von Glück und Liebe auf dem Altare der Tochterpflicht ſchlachtete und wofür ſie nur den einzigen Dank verlangte, von dem Herzen des Geliebten verſtanden zu werden.

Das achte Regiment war mittlerweile in ſeiner Kantonirung recht heimiſch geworden, und es konnte nicht fehlen, daß Blangy, deſſen Bekanntſchaft eine ſehr ausgebreitete war, im Schloſſe Sauvecourt eine Regſamkeit und eine Ordnung der Dinge etablirte, welche bis dahin dort ungekannt waren. Beinahe täglich gab es Beſuch auf dem Schloſſe: Offiziere aller Grade, Frauen von Militärs oder deren Verwandte, benachbarte Edelleute, Angeſtellte der Kriegsbranchen und andere Perſonen höheren Standes kamen und gingen fortwährend; man ſpielte, las, muſizirte, tanzte, veranſtaltete Partien und es herrſchte überhaupt ein Treiben, welches allerdings viel Glanz darbot, aber Melaniens Herz kalt ließ, da ſie ſich inmitten dieſer glänzenden und geräuſchvollen Kreiſe wie eine Fremde vorkam; ein leidendes Gemüth gleicht ja ſtets der Nachtviole, welche am lauten Tage ſchweigſam und unbeachtet ſteht und ihre ſüßen Düfte nur in die Schauer der Nacht zu ſtreuen gelernt hat. — Natürlich fehlte es nicht an leiſen oder unverhohlenen Bemerkungen über eine ſo deplacirte Grämlichkeit; allein Melanie entſchuldigte dieſelbe mit leichtem Unwohlſein, und wenn auch erheucheltes Bedauern oder boshaftes Naſenrümpfen dieſe Angabe in Zweifel zu ſtellen ſchien, ſo achtete ſie wenig darauf, weil ihr das Verſtändniß von Seite ſolcher Naturen gleichgiltig war.

Blangy beſaß Scharfſinn genug, im Herzen ſeiner Braut zu leſen und des geringen Eindruckes inne zu werden, den ſeine perſönlichen Verdienſte und ſein Streben um ihre Liebe auf ſie hervorbrachten; allein entweder war wirklich das eigennützige Motiv, deſſen Melanie ihn geziehen hatte, ſtärker als ſeine Eitelkeit, oder hoffte er von der Zukunft auf eine Umſtimmung, oder war er zu ſtolz, die einmal begonnene Werbung aufzugeben, kurz, er verhielt ſich ſo, als ob keinerlei Spannung zwiſchen ihm und ſeiner Verlobten obwaltete: vor Zeugen, wie unter vier Augen, erwies er ihr dieſelbe unwandelbare, achtungsvolle Aufmerkſamkeit, zeigte er dasſelbe zutrauliche Benehmen, denſelben Eifer, ihr gefällig zu ſein; er ſchien es ſich als Ziel vorgeſetzt zu haben, jeden ihrer Wünſche zu errathen, den Weg zum Eheſtande in einen, mit den ſchönſten Blumen beſtreuten Pfad zu verwandeln, und die Ueberraſchungen des heutigen Tages nur einem noch herrlicheren Gebäude von Luſt zu Grunde zu legen. Melanie warf ſich oft im Stillen ihren Mangel an Theilnahme für ſo viele Bemühung um ihr Vergnügen vor; doch ein Ruf in ihrem Innern wollte nicht ſchweigen, der neben dem zärtlichen Geflüſter Blangy's das Grinſen einer dämoniſchen Larve in ihr Ohr ſchrillte.

Unter den fremden Gäſten, welche durch Blangy im Hauſe eingeführt worden waren, fiel ein Chevalier Guerand, Premier-Lieutenant im nämlichen Regimente, Melanien beſonders durch die Intimität auf, welche er, gegenüber von ihrem Bräutigam, in ſein Benehmen legte, und welche dieſen, obwohl er ſonſt eben nicht leicht zu verblüffen war, wenigſtens zu beengen ſchien, indem er jenem eine Schonung und Rückſicht zeigte, welche zu ſeinem heftigen, brauſenden Naturell in einleuchtendem Kontraſte ſtand.

Guerand war ungefähr von gleichem Alter mit dem Kapitain, und ſein Anſtand, die feinen Manieren, welche ſich in ſeinem Verhalten zeigten, ließen auf eine gute Geburt und Erziehung ſchließen; ſein Aufwand bürgte für ſeine rangirten Finanzen. Allein das Lauernde in ſeinem Blicke, das Tückiſche um die aufgebogenen Mundwinkel und ein gewiſſes Schleichen in Ton und Geberde verwiſchten ſehr bald den günſtigen Eindruck ſeiner auch ſonſt nicht bedeutenden Erſcheinung, und man fühlte ſich geſtimmt, ihm das Schlimmſte zuzutrauen; auch mied ihn bald Alles, und Melanie empfand in ſeiner Geſellſchaft um ſo beſtimmteres Mißbehagen, als der Lieutenant ſie unverkennbar ſuchte und ſich mit einer Unabweislichkeit in ihre Nähe drängte, die dadurch noch widerlicher und verletzender wurde, daß ſelbſt Blangy's Gegenwart ihr nicht im Geringſten Zügel anlegte.

Eines Abends, da Guerand eben wieder das Fräulein mit ſeinen unverſchämten Bewerbungen über die Gebühr beläſtigte, und ſie gegen ihren Zukünftigen einiges Befremden wegen ſeiner Paſſivität äußerte, konnte Blangy nicht umhin, den Freund zurechtzuweiſen, denn die ganze Geſellſchaft zuckte bereits hämiſch die Achſeln und ziſchte ſich Bemerkungen über den Stoicismus des Bräutigams in die Ohren. Der Kapitain zog daher ſeinen Kameraden bei Seite, wechſelte einige Worte mit ihm und zeigte eine ſo ernſte Entrüſtung, daß Melanie, welche die Reizbarkeit des Kapitains kannte und eine abgeſagte Feindin von dem, was man in der großen Welt Eclat nennt, war, ängſtlich nach ihnen blickte, indem ſie fürchtete, es könne zu einem Zerwürfniß, wohl gar zu einer Ausforderung kommen. Zu ihrer nicht geringen und für den Bräutigam eben nicht ſchmeichelhaften Ueberraſchung ſah ſie jedoch, nachdem die beiden Offiziere nur wenig zuſammen geredet hatten, Guerand verächtlich den Mund aufwerfen, und ſeine Lippen bewegten ſich in einer Erwiderung, welche den Kapitain bis an die Schläfe erbleichen und zum ſtummen Marmorbilde erſtarren machte. Darauf neigte ſich Blangy gegen ſeinen Freund wie bittend vor, der Andere blickte ihn mit der Miene des Trotzes an, — noch ein, wie es ſchien, bittendes Wort entrang ſich des Kapitains Munde, — er hielt die Hand hin, Guerand ergriff ſie, halb widerſtrebend, und ließ ſich von ſeinem Vorgeſetzten zu dem Fräulein führen.

„Er ſieht ſein Unrecht ein, Melanie!« entſchuldigte der Bräutigam, »und bittet Sie durch mich, ihm nicht zu zürnen! Die Macht Ihrer Reize iſt ja auch hinlänglich Entſchuldigung für ein feuriges Gemüth!« —

»Der Kapitain hat nicht Urſache, eiferſüchtig zu ſein,« fiel der Lieutenant im Tone des Scherzes ein, »ich fühle meinen Unwerth zu tief, als daß ich es wagen ſollte, mein Auge zu ſeiner Coeur-Dame zu erheben!« —

»Bleiben Sie bei dieſer beſcheidenen Selbſterkenntniß, mein Herr!« entgegnete Melanie, »ſie wird Ihnen überall ſehr zu Statten kommen!« —

Guerand biß ſich in die Lippen und heftete einen ſo drohenden Blick auf den Kapitain, daß Melanie ſich in deſſen Seele hinein ſchämte, da er, die Herausforderung gleichſam ignorirend, den Lieutenant mit der Miene der Entſchuldigung anſah, und dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben ſtrebte. Unwillig hängte ſie ſich an den Arm ihres Vaters, welcher eben vorüber ging und ließ die beiden Offiziere ſtehen wie Vogelſcheuchen.

Auch dem Baron war das ſeltſame Verhältniß Blangy's zu dem Lieutenant vorlängſt aufgefallen und er äußerte dies unverſtellt gegen ſeine Tochter.

»Wenn ich,« ſagte er, »wenn ich meines Schwiegerſohnes Bravour und ſeinen guten Ruf nicht kennte, ich würde ihn entweder für einen Poltron oder für den Hauptſchuldigen eines Verbrechens halten, deſſen Mitwiſſer jener Guerand iſt. Ueber kurz oder lang, wenn man dem nicht zu ſteuern trachtet, wird dieſer Menſch mit dem confiſcirten Geſichte dergeſtalt das Regiment über den Kapitain führen, daß es unerträglich werden muß. Ich will aber mit ihm darüber ſprechen, und ihn warnen, nicht ſich ſelbſt und uns zu kompromittiren.«

Ein paar Tage darauf mußte Blangy für eine kurze Zeit verreiſen. Er empfahl dem Freiherrn die Obhut ſeines »ſüßen Bräutchens« mit der zarteſten Sorge, und bat Melanien, ihm einſtweilen ihr Herz bewahren zu wollen, welches er als das höchſte Kleinod ſeines Lebens betrachte. »Wenn,« fügte er am Schluſſe bei, »wenn Guerand, wie er es nicht hoffe, bei ihr vorſpräche, ſo möchte ſie ihn mit Schonung behandeln: er habe ſich ihm wiederholt als der verläßlichſte Freund erprobt, und es würde ihn quälen, dieſen mit ſeiner zukünftigen Gattin in Hader zu wiſſen. Ueberdies habe er des Lieutenants Ehrenwort, daß ſie niemals mehr ſeine ungeſtüme Anmaßlichkeit zu rügen haben werde.«

Noch am nämlichen Tage erſchien Guerand auf dem Schloſſe und ließ ſich bei dem Fräulein melden; erbittert über die dreiſte Verletzung des dem Kapitain gegebenen Wortes, lehnte Melanie den Beſuch rund weg ab. Als ſie aber, ein Viertelſtündchen nachher, im Garten luſtwandelte, ſtand der Zudringliche plötzlich vor ihr und begrüßte ſie mit einer Ungezwungenheit, als ob nichts vorgefallen wäre.

»Was wollen Sie hier, mein Herr Lieutenant?« fuhr die junge Dame den Unwillkommenen an. »Habe ich Ihnen nicht durch meine Kammerfrau bedeuten laſſen, daß ich allein zu ſein wünſche? — Iſt es für einen Offizier und Kavalier ziemlich, ſich einer Braut aufzudringen, die in Abweſenheit ihres Verlobten billigerweiſe von männlichem Beſuche verſchont zu bleiben wünſcht? Entfernen Sie ſich augenblicklich, oder ich werde von dem Kapitain verlangen, daß er Sie nach Gebühr beſtrafe!»

»Damit hat es gute Wege,» hohnlachte Guerand, „Blangy's Strenge iſt mir keineswegs ſo fürchterlich, als Sie vielleicht glauben! Uebrigens ſeh' ich das Todesverbrechen nicht ein, zu dem Täubchen zu ſchleichen, wenn der Tauber nicht zu Hauſe iſt. — Doch Scherz bei Seite, ſchöne Melanie! ich bin gekommen, Ihnen Friedensvorſchläge zu machen, und erwarte daher, daß mir feindlicherſeits kein Unglimpf zugefügt werde. Dies iſt Völkerrecht gegen den Mann, welcher die weiße Fahne trägt!»

»Auch Scherz bei Seite, Herr von Guerand!» zürnte die Jungfrau; »Sie haben mir nichts, gar nichts zu ſagen und, falls Sie noch länger Willens ſind, mein Gebot mit Füßen zu treten, ſo mache ich Ihnen hiemit die Erklärung, daß zwiſchen uns von Friedenspräliminarien oder Verhandlungen nicht die Rede ſein könne, denn ich achte Sie viel zu wenig, um Sie meiner Feindſchaft zu würdigen!»

Damit wollte ſie ſich entheben; doch Guerand faßte ſie am Arme, und hielt die Widerſtrebende zurück.

»Geſtatten Sie mir noch ein Wort, Fräulein!» tobte er und ſein Geſicht verzog ſich zu einer Fratze von höchſter Abſcheulichkeit, »ich bin gleich damit zu Ende! — Ich liebte Sie von dem erſten Augenblicke an, da ich der Ehre Ihrer Nähe theilhaftig wurde und, auf meine Ehre, die Abſicht, welche mich leitete, war eine plauſiblere als ſie Blangy's Eigennutz genannt werden darf, — ihm iſt nur um die Geldſäcke des alten Papa zu thun — ich gönne Sie ihm nicht, weil er Sie nicht verdient und werde dieſe Verbindung nie dulden! — Sie kennen nun meine Stellung gegenüber von Ihnen Beiden; aber Sie ſind rückſichtlich meiner Mittel zur Durchführung nicht au fait, und ich habe daher das Glück, Sie zu verſichern, daß ich Mannes genug ſei, Sie ſelbſt der Hölle abzuringen, von welcher Blangy ein gut Stück im Nacken trägt. Merken Sie ſich wohl, was ich hier ſchwöre: Ehe der Kapitain Sie beſitzt, ſoll ſein Offiziers-Patent den Hunden vorgeworfen werden und ſein Gebein unter dem Rabenſteine vermodern!" —

Als Melanie im Schloſſe vermißt und von ihren Leuten aufgeſucht wurde, fand man ſie beſinnungslos auf einer Raſenbank liegen und Adolph Chaubert in ängſtlicher Bemühung, das fliehende Leben zurückzurufen.

*

Adolf's Gegenwart war für Melanien ein wahrer Troſt, denn das Unerquickliche ihres Verhältniſſes zu Blangy, und die Furcht vor dem Wiedererſcheinen Guerand's beengte ſie dergeſtalt, daß ſie wirklich einer Stütze bedurfte, um nicht der Laſt des auf ſie eindringenden Leides zu erliegen. Auf ihren Vater war nicht zu rechnen, weil ihn einerſeits ſein hohes Alter wenig zu Ritterdienſten qualifizirte, und weil anderntheils der Greis nicht Zartgefühl genug beſaß, um die Lage ſeiner Tochter in ihrer ganzen Schwierigkeit zu begreifen. Wie der Verſinkende in einer Lawine klammerte ſie ſich daher an den nächſten, ſich ihr darbietenden, hilfeverheißenden Gegenſtand an, und glücklicherweiſe war es die Hand der Liebe, die ihr rettend auftauchte.

Chaubert's Verſchwinden erklärte er ſelbſt auf eine ziemlich einfache, aber traurige Weiſe.

Ueber das Geſchick ſeines ältern Bruders, von deſſen Verſchwinden er bereits früher Erwähnung gethan hatte, war ihm am nämlichen Tage, welcher zur Trennung von Melanien geleuchtet hatte, eine vage, unbeſtimmte Kunde zugekommen, deren Erörterung er an Ort und Stelle vorzunehmen entſchloſſen war. Zu dieſem Behufe hatte er eine Reiſe von etwa dreißig Lieues antreten müſſen, und war erſt heute von derſelben zurückgekehrt. Sein Bruder war todt gefunden worden, aber unter Umſtänden, die auf eine gräßliche Unthat ſchließen machten; dem Anſcheine nach konnte ein Duell ſeinen Tod zur Folge gehabt haben, allein es ließ ſich auch recht gut denken, daß er als Opfer eines Bubenſtückes gefallen ſei: Letzteres aber mußte von Kriegskameraden des Unglücklichen verübt worden ſein, welcher Offizier im achten Regimente geweſen war, und darum hatte er ſich wieder in dieſe Gegend gezogen, welche er früher zu meiden beabſichtigte, weil ſie jetzt von dem genannten Regimente als Werbbezirk beſetzt war. »Gelingt es mir,« ſo vollendete der junge Mann ſeinen Bericht, deſſen Umriſſe ſein Schmerz nur flüchtig entworfen hatte, „gelingt es mir, dem Frevel, welchen ich vermuthe, auf die Spur zu kommen, ſo will ich ein fürchterliches Gericht halten, und überhaupt nicht eher ruhen, als bis das Dunkel, worein dieſe Schauergeſchichte gehüllt iſt, gelichtet, und meine Ahnung entweder verwirklicht oder der Lüge geſtraft wurde. Ich habe bereits Anſtalten getroffen, alle früheren Verbindungen meines Bruders, ſeine Freunde, wie ſeine Feinde, kennen zu lernen; der allſehende Himmel wird mein Bemühen nicht ohne Erfolg laſſen und dann — genade Gott dem Schuldigen!" —

Herr von Chaubert wurde von Melaniens Vater als ein alter Freund empfangen, und in ſeine früheren Rechte als lieber Gaſt und Vertrauter eingeſetzt; es verſteht ſich, daß er ſeitdem an allen Feſtlichkeiten, an allen Luſtpartien und Unterhaltungen Theil nahm. Der wortkarge, düſtere Geiſt, welcher ihm in Folge der neueſten Ereigniſſe innewohnte, behagte zwar anfangs der Geſellſchaft nicht; allein man gewöhnte ſich bald daran, und zuletzt ſah man ſein melancholiſches Geſicht wie eine Art von Folie an, welche nothwendig war, um den Brillant der allgemeinen Luſt beſſer herauszuheben. Trauer inmitten lärmender Freude iſt wie ein Drücker am Piano, welcher den Ton zu einer ſanfteren Stimmung erniedrigt, aber ihm auch einen ſchmelzenderen, eindringenderen Charakter verleiht.

Dem Baron fiel es ein, daß Blangy den Wunſch geäußert hätte, Melaniens Bild zu beſitzen, und er forderte daher eines Tages, halb im Scherze, unſern Freund Adolf, welcher ein ſehr begabter Maler war, auf, das Portrait der Braut auszuführen; gerne ging Chaubert auf das Erſuchen ein, wie ſehr auch das Fräulein dagegen war, welche dies einen Mißbrauch der Gaſtfreundſchaft nannte, insgeheim aber fürchtete, daß Adolf's Nähe ihrer Ruhe zu gefährlich werden, oder des Kapitains Eiferſucht erregen dürfte. Der Baron ſchlug alle Bedenklichkeiten durch die Rückſicht für die freudige Ueberraſchung Blangy's nieder, und ſo mußte denn ohne Weiteres zum Werke geſchritten werden.

Selige und zugleich höchſt ſchmerzliche Stunden begannen nun für die Liebenden, welche täglich ſich ſehen, einander in's Auge ſchauen, tauſend kleine Beweiſe zärtlicher Geſinnung austauſchen konnten, ohne daß es irgend Jemanden eingefallen wäre, ein Arges daran zu nehmen. Sauvecourt theilte bisweilen die Sitzung ſeiner Tochter; meiſtens aber waren das Fräulein und Adolf allein, kaum durch das Beiſein einer Zofe beengt, die ſich wenig um die inneren Bewegungen des unglücklichen Paares bekümmerte, oder nicht ſcharfſichtig genug war, um die ſtumme Sprache zu verſtehen, in welcher jene für einander geſchaffenen Herzen ihre Trauer, ihre Hoffnungsloſigkeit, ihre wortloſen Schwüre ewiger geiſtiger Treue austauſchten.

Unſer Künſtler malte fleißig, denn ſein zartes Gewiſſen warf ihm den Verrath vor, welchen die Wünſche ſeiner Seele am Eigenthum eines Dritten begingen, und er fühlte ſich nicht energiſch genug, um einen ſo harten Kampf für die Länge auszuhalten; dennoch wollte das Bild nicht gedeihen, und die Aehnlichkeit trat ſo langſam heraus, daß man Adolf's Talent nur mit ſehr beſcheidener Meinung würdigen mochte, wenn man aus dieſer Leiſtung eine Konſequenz abzog. Vater Sauvecourt bemerkte daher während einer ſolchen Sitzung ſcherzend: »Man ſieht es recht deutlich, daß nicht Liebe die Hand des Meiſters führt: denn ein Verliebter würde das Bild aus ſeinem Herzen auf die Leinwand übertragen haben, und längſt damit fertig geworden ſein!«

Melanie und Adolf errötheten über dieſe Bemerkung bis an die Ohren, und der Baron lachte, auf Rechnung ſeines ziemlich unhöflichen Witzes, aus vollem Herzen. Es ging ihm aber damit wie allen Spaßmachern, die, wenn ſie nicht etwas Albernes, wenigſtens häufig etwas ſehr Unrichtiges ſagen, und blos durch den Kontraſt effektuiren; — ein

Künſtler, welchem hoffnungsloſe Liebe in der Seele wohnt, mag wohl in der Regel mit dem Gebrauche ſeiner Kunſtmittel am unbehilflichſten ſein! — Anſtatt die Züge ſeiner Erkorenen zu belauſchen, verſinkt er in ihrem Anſchauen; anſtatt ſie auf die Leinwand zu hauchen, drückt er ſie tiefer und tiefer in ſein Herz; anſtatt die Farbentöne in dem theuren Antlitz zu ſtudieren, malt ſeine Fantaſie ein ideales Paradies, und jeder Pinſelſtrich zuckt ihm wie ein Dolchſtich in die Bruſt, um einen Theil des ſüßen Abbildes herauszureißen, welches vollkommener, ſchöner, entzückender darin wohnt, als es die Hand aller Raphaels hervorzuzaubern im Stande wäre. Im gleichen Falle befindet ſich der Dichter, der Tonkünſtler, der Bildner; er verdoppelt gleichſam den Gegenſtand ſeiner Qual — einer Qual, die ihm ſo theuer iſt — und jeder Federſtrich, jeder Zug, jeder Akkord, jeder Schlag mit dem Meißel thürmt nur die Kluft höher, welche ihn von dem erſehnten Beſitze trennt!

Chaubert antwortete nicht auf des Freiherrn Anſpielung, denn eine gewöhnliche, galante Wendung, zu der ihn die geſellſchaftlichen Satzungen genöthiget haben würden, däuchte ihm Profanazion ſeiner heiligen Empfindung; allein die Furcht erwachte in ihm, daß der Bräutigam weniger kurzſichtig ſein könnte als der Vater, und leicht Unannehmlichkeiten für das Fräulein beſorglich ſeien; deshalb bot er nun ſeine ganze Thätigkeit auf, er rang mit übermenſchlicher Kraft jede Verſuchung zu ſchwärmeriſchem Traumglücke nieder, legte ſeine Blicke in den Zügel, ſeine Zunge in Feſſeln und ſeine Gedanken an die Kette der Pflicht — ach, das Gefühl ſeines Herzens ſpottete der eitlen Selbſtbekämpfung, und die Seele eilte in dem Gemälde, welches aus ihren Tieſen ſproß, dem Konterfei weit voraus, das auf der Leinwand in bleiernem Schritte herausſchlich.

Was dem alten Baron entgangen war, entging einem andern Blicke nicht, nämlich dem Blicke der Eiferſucht, gegen welche die Späherkraft eines Argus immer nur Blödſinn iſt. Lieutenant Guerand hatte gleich beim erſten Male, wo er zu einer Sitzung vorgelaſſen wurde, was Melanie, durch Adolf's Beiſein geſchützt, nicht verweigern wollte, Verdacht geſchöpft, und nach und nach aus hundert kleinen, nur dem Liebenden oder dem Nebenbuhler wahrnehmbaren Indizien die Ueberzeugung erhalten, daß Amor hier Farben gemiſcht habe, welche weder ſeinen eigenen noch Blangy's Entwürfen ſonderlich gewinnbringend waren; durch die Hausleute erfuhr er bald, Chaubert ſei ſchon früher bei Vater und Tochter ſehr wohlan geweſen — mehr bedurfte er nicht, um gegen den Jüngling Feuer und Flamme zu ſprühen, da er deutlich genug einſah, dieſer Rival könnte leicht ein ſehr gefährlicher werden.

Wie groß aber auch ſein Widerwille gegen den Eindringling ſein mochte, ſo war doch die Schadenfreude nicht geringer, mit welcher er die Zukunft ſeines oſtenſiblen Freundes, durch die Liebe Adolf's und Melaniens, gekreuzt ſah; den Schurken ſchmerzt immer ein ihm zugegangenes Uebel weniger, wenn er weiß, daß ein Anderer noch herber davon betroffen werde, als er ſelbſt. Kaum war daher Blangy von ſeinem Abſtecher in ſein Quartier zurückgekehrt, als Guerand, von des Kapitains beſtochenem Diener davon verſtändigt, bereits zu ihm eilte, die unwillkommene Kunde auf den Lippen tragend.

Blangy erkannte aus der ſchlecht maskirten Triumphmiene des Lieutenants ſogleich, daß ihm eine unerquickliche Botſchaft bevorſtehe, und der Letztere ſäumte nicht, ihm ſo ſchonungslos als möglich zu eröffnen, welch' ein drohendes Gewitter am Horizonte ſeines Eheſtandshimmels aufſteige. Die Inzichten, welche Guerand geſammelt hatte, wurden in ſeinem Berichte zu förmlichen Anſchuldigungen und machten dem Kapitain den Kopf ſo warm, daß er alsbald die Pferde ſatteln ließ, und mit ſeinem Pſeudo-Pylades über Hals und Kopf nach Sauvecourt galopirte.

Zufälligerweiſe kamen ſie eben auf dem Schloſſe an, als das Fräulein ihrem Geliebten zum letzten Male ſaß, um das Bild zu Ende zu bringen. Auf Blangy's Frage nach dem Fräulein, wies man ihn nach ihrem Zimmer — mit pochendem Herzen flog er dahin.

Ungewiß, ob er anpochen, oder durch leiſes Einſchleichen den eigenen Augen die Ueberzeugung ſeines Unglückes verſchaffen ſolle, entſchied er ſich für das Letztere, — denn wer ſelbſt von Schuld gedrückt iſt, neigt ſich am liebſten zum Glauben an fremde Schuld hin und tritt gewöhnlich leiſe auf, weil ein feſter Schritt das Echo ſeines zarthörigen Gewiſſens aufjagen könnte; — die Thür knarrte nicht, und Blangy ſtand in Melaniens Appartement, ohne daß irgend Jemand ſeines Eintretens inne geworden wäre.

Sein erſter Blick fiel auf das Fräulein, deſſen geſenkter Blick, deſſen ſchwärmeriſches Vorſichhinſtarren, deſſen ſinnvoll ſchwermüthiges Geſicht allerdings beunruhigend genug ausſchauten, um einen Bräutigam zu allarmiren, deſſen Bewußtſein ihm ſeinen Unwerth vorhält; doch dieſes ſchmachtende, traumſelige Antlitz konnte auch Gedanken an die roſige Zukunft, Erinnerungsmomente an des Verlobten zärtliche Aufmerkſamkeit hegen, es konnte von bräutlichen Ahnungen überhaucht ſein, welche ihm jenen reizend-idealiſchen Ausdruck gaben. Der Beweis, obſchon ein kräftiger, war in jedem Falle kein vollgiltiger; — jeder Mann beſitzt ſo viel Eitelkeit, um ſein Bild wenigſtens für kein widerliches zu halten, und der Brautſtand gilt auch in der Regel für eine Art von Aſſekuranz gegen Verſuchungen. Ermuthigt wendete daher unſer Lauſcher ſeine Augen nach Guerand, der ihn begleitete, und ſchüttelte, wie zur Abwehr ſeiner Anklage, verneinend mit dem Kopfe.

Der Lieutenant blinzelte hämiſch, zuckte die Achſeln und deutete nach dem vis-à-vis der jungen Dame.

Mechaniſch drehte Blangy ſein Geſicht nach der angedeuteten Richtung, ſah, prallte zurück, ſtieß einen leichten aber durchdringenden Schrei aus, erblich wie Kreide, zitterte krampfhaft, und preßte die Hand vor die Augen, als fürchtete er, daß ein Geſpenſt ſich darin abſpiegeln möchte.

Der unartikulirte Ton, welcher aus ſeiner Kehle gedrungen war, ſcheuchte das gedankenvolle Paar aus ſeiner Stellung; beſtürzt ſchauten die Beiden auf den Kapitain, deſſen Erſchütterung auch Guerand's Staunen hervorgerufen hatte. Dieſe in Erſcheinung und Sinnesart ſo verſchiedenen Individualitäten bildeten eine frappante, aber eben nicht heitere Gruppe.

Zuerſt vor Allen erinnerte ſich Adolf ſeiner konvenzionellen Obliegenheit, verbeugte ſich gegen den Kapitain und trat ihm verbindlich entgegen, um das tête-à-tête auf die natürlichſte Weiſe zu erklären. Doch als er ſich von ſeinem Platze erhob und dem Bräutigam nahte, ſchrack dieſer mit einer konvulſiviſchen Zuckung noch weiter zurück und rief:

»Hinweg, hinweg von mir, Chevalier Villeneuve! — Unſer Geſchäft iſt zu Ende; Sie haben kein Recht mehr, mich zu quälen! — Hinweg von mir!"

»So kennen Sie mich, Kapitain?" fragte Chaubert verwundert. »Meines Wiſſens habe ich heute zum erſten Male die Ehre, und wüßte nicht —"

»Zum erſten Male, Kapitain? — zum erſten Male?" — ſchrie der Bräutigam, ſeine Umgebung ganz überſehend, »ſo haben Sie alſo vergeſſen?" —

»Ich bin nicht Kapitain," replizirte Adolf, »und auch der Name Villeneuve gebührt mir nur zum Theile, da ich ihn mit jenem meines Oheims und Adoptiv-Vaters, des Vicomte von Chaubert vereinigt habe; doch, wie es ſcheint, ſo kannten Sie alſo meinen unglücklichen Bruder, den Kapitain Villeneuve, deſſen Mördern ich nachſpüre; o, dann hat mich mein guter Stern an Sie gewieſen; gewiß können Sie mir Auskünfte über ſein ſchändliches Ende verſchaffen. Reden Sie, o reden Sie, mein Herr!"

„Sein Bruder alſo?" murmelte Blangy, einen bedeutenden Blick auf Guerand werfend, welchem mittlerweile der Zuſammenhang klar geworden war. »Allerdings," fuhr er ſtammelnd fort, und ſich allmälig ſeiner befremdenden Haltung entäußernd, »allerdings war mir der Verſtorbene ſo genau bekannt, als es unter Offizieren desſelben Korps der Fall zu ſein pflegt, deren Sympathien übrigens ziemlich verſchieden ſind; allein das Dunkel ſeines Todes iſt für mich eben ſo wenig gelichtet als für das ganze Regiment. Man vermuthet, daß eine Ehrenſache —"

»Sagen Sie lieber: eine Sache der Schmach,» fiel Chaubert entrüſtet ein, und die Erinnerung der Vergangenheit trieb ihm alles Blut in's Geſicht; »man fand den beklagenswerthen Jüngling mehre Tage, nachdem Ihr Regiment auf ſeinem Durchmarſche jene Gegend berührt hatte, auf der Spitze eines wenig betretenen Berges, ſchon von Raubvögeln zerhackt, mit einem Schuſſe in der Bruſt und zweien in der Seite. Nehmen wir an, daß die erſte Kugel — es war eine Musketenkugel, wie ſie bei Duellen kaum üblich ſein dürfte — wirklich von einem Gegner im Duell hergekommen ſei, welchen Urſprungs waren die beiden andern? und wo blieb der zweite Duellant? — Geſtehen Sie, daß die Aſpekten ſehr für einen Meuchelmord lauten.»

»Man ziſchelte ja,» unterbrach hier Guerand den Vortrag, »man ziſchelte zu der Zeit, wo ich in's Regiment kam — es war gerade am Tage, wo Kapitain Villeneuve unſichtbar wurde, den ich daher nur einmal flüchtig ſah, — man ziſchelte viel von einem Zerwürfniß mit einem Lieutenant, der, wenn ich mich recht entſinne, Maupas genannt war, und welcher gleichzeitig verſchwand. — Sollte nicht dieſe Erklärung die wahrſcheinlichſte ſein?»

»Maupas war meines Bruders innigſter Freund,» erwiderte Adolf, »ein leidenſchaftlicher, aufbrauſender, aber edler Jüngling; — der Hinreißung zu einem blutigen Zwiſte mit ſeinem Freunde, in einem Momente des Zorns, wie jener es ſein konnte, da er ſich, vielleicht unverdient, meinen Bruder vorgezogen ſah, würde ich ihn wohl fähig halten, nimmermehr aber eines meuchleriſchen Attentats. Ueberdies zog man ſeine eigene Leiche, von einem Piſtolenſchuß in der Bruſt durchbohrt, zwei Tage nach dem Verſchwinden der beiden Beklagenswerthen aus dem benachbarten Strome. Schwerlich haben ſie doch wohl mit ungleichen Waffen gekämpft und ſind Beide gefallen.«

»Vielleicht,« warf der Kapitain hin, »vielleicht haben Gewiſſensbiſſe den Lieutenant hinterdrein zum Selbſtmorde getrieben. Sie ſagen ſelbſt, daß er ein Brauſekopf war, und ſo wäre das Räthſel auf die einfachſte Weiſe gelöſt.«

»Wenn Sie mir nur auch erklären wollten,« zürnte Adolf, »wie Mauras ſeinem Feinde die Musketenkugel ſeitwärts in den Leib gejagt, wie er die Spuren vieler Fußtritte im Raſen des ganzen Felsplateau's hervorgebracht und einen ſo ſtrengen Kordon um die öde Entlegenheit gezogen habe, daß, nach der Ausſage der Bauern, Jeder mit vorgehaltenem Bajonet zurückgewieſen wurde, den der Hilferuf des Sterbenden herbeilockte. Gehen Sie, gehen Sie, meine Herren! Das Offizier-Korps hat zu viel durch den plötzlichen Untergang jener beiden Unglücklichen gewonnen, als daß nicht Alle dabei intereſſirt wären, dieſe Kataſtrophe in's Meer der Vergeſſenheit zu verſenken, da die kriegeriſche Farbe der Gegenwart ohnehin alle Reklamazionen wegen Erforſchung der ruchloſen That erſchwert und zu nichts macht. Mein Glaube ſteht feſt, daß ſchändlicher Meuchelmord den beſten Zweig aus unſerem Familienbaum hieb, und wehe, wenn die allwaltende Vorſicht ihre Sonne einſt auf das Antlitz der Schuldigen ſtrahlt! Der ungeſühnte Geiſt meines Bruders wird mir zur Seite ſtehen, er wird —«

Ein unwillkürlicher Schauer bebte bei den letzten Worten durch Blangy's Körper: ſeine Augen hafteten ſchen auf Adolf's Zügen, welche in der That das vollendete Spiegelbild des geopferten Villeneuve darſtellten; ſeine mühſam gewonnene Faſſung ſchien zu weichen und ſich der Nervenkrampf wieder zu zeigen, dem er eingeſtandenermaſſen von Zeit zu Zeit unterlag; da trat Melanie, welche gleich bei dem erſten Anfalle nach einem herzſtärkenden Mittel gegangen war, mit ihrem Vater und einer Kammerfrau ein, und das Geſpräch wendete ſich ſofort auf andere Gegenſtände.

*

Auch in dem nun erweiterten Kreiſe war Adolf ein beſtändiges, theilnehmendes Mitglied geworden und partizipirte von allen Erluſtigungen und Zeitvertreiben, welche der Geſellſchaft als Abwechslung geboten wurden. Kapitain Blangy, Menſchenkenner wie er war, hatte ſehr bald eingeſehen, daß das Verhältniß Melaniens zu dem Vicomte eines jener unſchuldigen Bündniſſe ſei, in welchem ſich zwei Herzen begegnen, deren ſinnliches Zubehör, durch das Fernhalten aller materiellen Hallucinazion, aus dem Spiele geblieben iſt, und dieſe Liebſchaft eignete ſich eher dazu, ſeine muthwillige Laune hervorzurufen, als ihm Beſorgniß einzuflößen. Kummerlos gab er ſich demjenigen hin, was der Augenblick darbot, und ignorirte alles Verſtändniß des liebenden Paares — die beſte Partie, welche ſich unter ſolchen Umſtänden ergreifen läßt, denn heimliche Liebe iſt wie heimliches Talent: — es bringt ihm den Tod, wenn Niemand ſich die Mühe gibt, von ſeinem Daſein Kenntniß zu nehmen.

Minder ruhig war Guerand, welchem natürlich ein doppelter Feind entgegen ſtand: Pflicht und Liebe, oder mit andern Worten: ein Bräutigam und ein insgeheim verehrter Geliebter; für ihn galt es einen doppelten Kampf, da er ein — Vorurtheil, wenn man es ſo nennen will, und eine Neigung zu überwinden hatte, um ſein Ziel zu erreichen; — Beides Gegner, denen es ſchwierig iſt, ſiegreich Stand zu halten. Er hatte, ſo für ſich, ſein Separatplänchen ausgedacht und hoffte, daß die ewige Kupplerin: Gelegenheit, es ihm möglich machen werde, daſſelbe auszuführen.

Ein Ausflug nach den Ruinen einer alten Kaſtellanei ſchien am paſſendſten, das lang ausgeheckte Werk in's Leben zu rufen.

Die Geſellſchaft war nicht zahlreich: Baron Sauvecourt mit Melanien und einer Zofe, Kapitain Blangy und Guerand, der Vicomte und ein benachbarter Gutsbeſitzer. ſammt Frau, wozu noch das benöthigte Perſonale an männlicher Dienerſchaft gefügt wurde, dies war die Karavane, welche Morgens nach dem Frühſtücke von dem freiherrlichen Landſitze aufbrach, um die genannten Trümmer zu beſuchen, dort zu ſpeiſen und, nach genügender Erlabung der Sinne und des Geiſtes, Abends wieder heimzukehren. Es wurde in der Gegend viel von einer unheimlichen Frau erzählt, welche in der Gegend der Ruine ihr Weſen trieb; fügten es nun die Schutzgötter des Abenteuers ſo, ſo wollte man die Bekanntſchaft der Fremden ſuchen und verſprach ſich im Vorhinein viel Aufregung, viel leidenſchaftlichen Reiz davon; — man weiß ja, daß unſere moderne Geſellſchaft, um ſolcher Elemente wegen, Alles unternimmt und, in Ermangelung großer, welterſchütternder Intereſſen, ſich mit kleinlichen Selbſttäuſchungen behilft, wenn ſie nur einen Hintergrund von Seltſamkeit oder Ungewöhnlichkeit beſitzen, — wenn ſie romantiſch ſind; zur Zeit der Dürre äzt man ſich ja nöthigenfalls auch mit Thautropfen, die von den Grashalmen niederrieſeln!

Man war bereits ein paar Stunden im Walde hin- und hergezogen, und hatte Hügel erklettert, Ausſichten bewundert, ſich von Dornen die Kleider zerreißen laſſen und kalte Küche mit einem Heißhunger verzehrt, den man ſonſt für die ausgeſuchteſten Leckereien vergebens erfleht haben würde; eine einzige Würze wollte ſich nicht finden, nämlich ein erkleckliches Abenteuer, um der Partie erſt die rechte Weihe zu geben.

Es wurde darüber viel geſchäckert und gelacht, und die Herren von der Geſellſchaft mußten manche bittere Neckerei über die Friedlichkeit hinnehmen, mit welcher der heutige Tag ablief. Jemand machte die Bemerkung, daß dies ja ganz natürlich ſei, indem die Abenteuer ſich fürchteten, zwei Helden der großen Nation gegenüber, zum Vorſchein zu kommen, wobei ſie nicht anders als übel würden beſtehen können. Blangy entgegnete darauf mit dem ziemlich verbrauchten Komplimente, die Augen der anweſenden Damen möchten leicht gefährlicher wirken als die Waffen der ganzen Armee, und Guerand warf mit pfiffiger Miene hin, daß man nicht wiſſen könne, was noch geſchehe, indem noch lange nicht aller Tage Abend ſei.

Es war ſchon ziemlich ſpät des Nachmittags, als die Geſellſchaft von ihrem Speiſeplatze aufbrach, um die Ruinen zu beſuchen, wohin man, als nach der letzten Station des Ausfluges, den Wagen zur Rückfahrt beſtellt hatte. Der aufſteigende Weg dahin war ſchmal, und man mußte ſich in kleinere Gruppen zertheilen, um im Gehen nicht beirrt zu ſein. Adolf wurde von dem Freiherrn in Beſchlag genommen, die fremden Nachbarn paarten ſich von ſelbſt, Blangy war der natürliche Partner des Fräuleins, und Guerand ſchlenderte bald hieher, bald dorthin, zwanglos ſich dem Geſpräche beimiſchend, je nachdem ſich ein paſſendes Stichwort für ihn ergab. Die Domeſtiken waren vorausgeſendet worden, um an Ort und Stelle ein kleines Vesperbrot in Bereitſchaft zu ſetzen, und die einzelnen Paare verſanken nach und nach ſo ſehr in ihre mannigfaltigen Gegenſtände der Konverſation, daß Keines mehr ſich im geringſten um das Andere bekümmerte.

Als das Höherſteigen die Bewegung allmälig immer langſamer machte, blieb Melanie, gleichſam von der Anſtrengung erſchöpft, einen Augenblick ſtehen und ſetzte dann ihren Weg mit ſolcher Bedachtſamkeit fort, daß ſie mit dem Kapitain bald immer weiter von den Uebrigen getrennt war und Jene faſt aus dem Geſichte verlor. Blangy ahnte wohl, daß es auf eine Herzensergießung abgeſehen ſei, und obſchon er rückſichtlich ſeines Entſchluſſes völlig mit ſich im Reinen war, ſo bangte ihm dennoch vor dem Momente der Gewißheit ſeines Liebesunglückes; — dem vollendetſten Böſewichte iſt in der Nähe der Unſchuld nicht geheuer, ſelbſt wenn er gewiß iſt, daß ſie unabwendbar ſein Opfer werden müſſe.

»Kapitain Blangy,« begann das Fräulein, nachdem ſie offenbar lange mit ſich gerungen hatte, »ich habe Etwas gegen Sie auf dem Herzen und halte es für Pflicht, Ihnen davon Kenntniß zu geben. Hören Sie mich daher geduldig an und nehmen Sie das, was ich Ihnen ſagen werde, als die Quinteſſenz meiner geſammten Empfindung auf. Wir ſind beſtimmt, uns für's ganze Leben anzugehören, das heißt, unſere Looſe ſollen vereint bis an das Ende unſerer Tage zuſammenlaufen. Das Erdendaſein, ſo weit ich es kenne, führt uns über Ebenheiten und Unebenheiten, über lachende Fluren und über Klüfte, durch Roſen und Dornen, an Leiden und Freyden vorüber, welche wir gemeinſam hinnehmen, dulden oder genießen ſollen. Glauben Sie nicht auch ſo, wie ich die heilige Ueberzeugung in mir trage, daß, um ſtets die gleiche Duldſamkeit, den gleichen Muth, die nämliche Freudigkeit zu empfinden, welche durch jene Wechſelfälle bedingt wird, daß wenigſtens eine kleine Beigabe von Demjenigen erforderlich ſei, was man insgemein — Liebe nennt?«

»Offen geſagt: nein! Unter den tauſend und aber tauſend Illuſionen, mit welchen das Menſchengeſchlecht ſich hintergeht und miſtifizirt, iſt das Gefühl, deſſen Sie ſo eben Erwähnung gethan, die allerkindiſcheſte, ungefährlichſte und erfolgloſeſte. In einem gewiſſen Alter denkt man wohl in allem Ernſte, daß — verzeihen Sie das proſaiſche Gleichniß, — daß trocken Brot, Quellwaſſer und ein Uebriges an Mondſchein hinreiche, um den Beſitz des geliebten Gegenſtandes zum Himmel zu machen; allein glauben Sie mir: Beſitz iſt Tod; — ſobald der Geliebte die Liebende ſich zu eigen erworben, ſobald die Braut den Erkorenen ſich als Gattin zugeſellt hat, ſtellt ſich unverſehens die Ahnung ein, daß etwas Butter zum Brote, daß ein Tröpflein Wein in das Waſſer, und ein bequemes Kanapee zum Genießen des Mondnacht-Himmels, der Seligkeit der Liebe keinen Eintrag thun würde, und dann iſt einmal die Bahn gebrochen, auf welcher die ungezügeltſten Wünſche hereinbrechen. Schloß hingegen bloße, kühle, pflichtmäßige Achtung oder die Verfügung anſtändiger Konvenienzen den Bund, dann hat, anſtatt der blinden Leidenſchaft, die geſetzte Vernunft das Wort zu führen, man macht Eintheilungen, Entwürfe, auch wohl Entſagungspläne für das Zuſammenleben, man denkt ſich ſeine künftige Lage ohne Zuziehung eines Kalleidoſkops, man erwägt, vergleicht ſeine Kräfte mit der zu leiſtenden Aufgabe, man ſieht jedes Hügelchen, jeden Abgrund, jeden Dorn — Anfangs zwar allerdings ſiebenfach vergrößert; — allein die Ermüdung des unabläſſigen Schwarzſehens läßt unſere Blicke bald nach heiteren Punkten verlangen: allmälig gewahren wir, neben den Abhängen auch die ſanften Thäler, neben den Neſſeln die Blumen, neben dem Rauhen das Zarte, und unſere Duldſamkeit wird zum Muthe, zuletzt zur Freudigkeit, welche jedenfalls dauerhafter iſt, als die uns angekränkelte, angekünſtelte Schwärmerei, welcher Sie einen ſo hübſchklingenden Namen gegeben haben. — Glauben Sie mir, was ich Ihnen hier aus voller Ueberzeugung ſage: Liebe iſt nur ein blendender Mörtel über einem von Innen baufälligen Hauſe!«

»Bei ſolchen Anſichten,« fiel Melanie entrüſtet ein, »habe ich weiter nichts mehr zu ſagen; wir ſind zu Rande mit dem Austauſch unſerer Meinungen. Ich wollte Sie ehrlich fragen, ob Sie auf meiner Zuſtimmung in unſere Verehelichung beſtehen, wenn ich Ihnen bekennte, daß mein Herz —«

»Bereits von einem früheren Eindrucke gewonnen ſei? — Ich wußte es längſt; Ihr Auge ward an Ihnen zum

Verräther, wo es Ihr Mund nicht geworden. — Der Vicomte von Chaubert iſt der Glückliche?« —

»Ja, ich liebe ihn; nur an ſeiner Seite hoffte ich das Glück zu finden, und gedachte Sie zu bitten, dieſem Ideale nicht den Weg zu verſperren, meine Pflicht nicht zur Schlächterin der Liebe zu machen; doch jetzt bitte ich nichts mehr, und ſtelle es Ihnen frei, das baufällige Haus zu beziehen, das ich Ihnen mit blendendem Mörtel zu überkleiden — nicht vermag!«

So eben entſchwand der vordere Theil der Geſellſchaft an einer Waldbiegung, und Melanie wollte ihre Schritte beſchleunigen, um ihre Verwirrung im Kreiſe der Andern zu bergen, als raſches Traben, wie von Pferden, ſeitwärts erſcholl und die Fußgänger aufſcheuchte. Ehe aber noch das Fräulein ſich orientirte, von wannen der Hufſchlag tönte, fühlte ſie ſich plötzlich um den Leib genommen, emporgehoben, und mit der Schnelligkeit des Gedankens fortgetragen.

»Hölle und Teufel, was ſoll das?« ſchrie der Kapitain, und Melanie ward ſich nun bewußt, daß etwas Außerordentliches mit ihr vorgehe. Als ihre erſte Beſtürzung vorüber war, ſchaute ſie empor und ſah ſich in den Armen Guerand's, der ſie auf der Croupe eines mächtigen Renners hielt, und ihr mit trunkenen Blicken in das Antlitz ſtarrte. Ein eiskalter Schauer rieſelte ihr durch den Körper; ſie erinnerte ſich der entſetzlichen Bewerbungen dieſes Verhaßten, und zitterte, ſich in ſeiner Gewalt zu wiſſen.

»Hilfe! Hilfe!« kreiſchte ſie, ſo laut ſie vermochte; doch der Lieutenant preßte ſie heißer an ſich, und lachte:

„Umſonſt iſt alles Sträuben, mein Täubchen! Noch ein

Viertelſtündchen, und wir ſind am Ufer des Meeres, wo ein Boot uns aufnimmt und an die glückliche Küſte der Liebe befördert. Deine Ritter, mein ſüßes Liebchen, ſind ohne Pferde, und ereilen uns nicht, liefen ſie auch mit dem ſchnellfüßigen Achilleus um die Wette. Ergib dich in dein Schickſal, Kleine! Du wirſt in jedem Falle beſſer mit mir fahren, als mit dem Teufelsbraten Blangy, den ich jeden Augenblick in des Satans Garküche abliefern kann!«

»Hilfe! Hilfe!« jammerte Melanie, und von ferne her erhob ſich tumultuariſcher Angſtruf, in welchem die Entführte leicht Adolf's zürnende Stimme heraushörte.

»Aha,« höhnte Guerand, »ſie melden ſich ſchon, und auch der ſüße Schäfer von Klermacher läßt ſein Zwirnsfadenorgan vernehmen. — Lächerlich! ehe ſie in der entlegenen Gegend einen Huf auftreiben, ſchwimmen wir auf hoher See. Iſt dies erſt vorüber, dann kehren wir gutwillig zurück, um des alten Papa väterliche Genehmhaltung und ſeine Goldſäcke posticipando in Empfang zu nehmen!«

»Hilfe! um Gotteswillen Hilfe!« ächzte das Fräulein zum dritten Male. Der Reiter hieb ſeinen Gaul leicht über die Weiche, drückte ihm die Sporen ein und weiter ging es, als müßte heute noch der Welt Ende erreicht werden.

Rückwärts aber wurde es lauter und lauter; die Geſellſchaft hatte ſich offenbar zertheilt und einzelne Individuen nach verſchiedenen Richtungen detachirt; allem Anſcheine nach hatte ſich auch das Geſinde herbeigefunden und war thätig eingeſchritten, denn das Schreien und Rennen vervielfältigte ſich. Man mußte in toller Haſt verkehren, denn durch den Wald brauſ'te es wie das wilde

Heer: Aeſte knackten, das Echo dröhnte in verwirrender Zahl, und ein außerordentliches Leben durchſchütterte die früher ſo lautloſe Stille. Ueber Alles heraus klang jedoch das Toben eines Einzelnen, deſſen Bewegung nicht mehr Laufen, ſondern Jagen zu nennen war, und der mit einer ſo ungeheuren Anſtrengung vorzudringen ſchien, als ſäße ihm der böſe Feind auf dem Nacken. Melanie empfand es mit heiliger Zuverſicht: dies müſſe, dies könne Niemand anderer als Adolf ſein.

»Hollahoh, Hollahoh! verruchter Räuber, halt ein, halt ein!» donnerte Chaubert's Ruf aus einer Schlucht herauf, die er nur erreicht haben konnte, indem er mit Lebensgefahr einen Abhang herabgelaufen war, durch welchen er den Zwiſchenraum kreuzte. — »Die Rache iſt dir auf den Ferien, und du ſollſt mir nicht entgehen, Schurke!»

Guerand ſtutzte, da er den Verfolger in ſo unverhoffter Nähe bemerkte, und ſtachelte ſeinen Renner zum friſchen Ausgreifen, indem er die Luft mit gräulichen Flüchen und Schmähreden erfüllte. Obwohl nun der Lauf mit raſender Haſt vorwärts ging, ſo ſchien doch Adolf, welchem die Gegend in allen Winkeln genau bekannt war, dem Fliehenden immer dicht auf der Fährte, denn ſein Drohgeſchrei ließ ſich mehre Male in ſo veränderten und nicht berechneten Richtungen vernehmen, daß man beinahe glauben mußte, der junge Mann könne ſich vervielfältigen, oder durch Zaubergewalt bald hierhin, bald dorthin verſetzen. Wie geiſtesverwirrt hämmerte Guerand in ſein wackeres Roß, deſſen Anſtrengungen der »ſchwarzen Beß» des brittiſchen Räubers keine Schande gemacht hätten, doch der Siebenmeilen-Stiefelſchritt Chaubert's ſchien alle Bemühung zu vereiteln, und, wie das rächende Gewiſſen, immer mit dem Fluge des gehetzten Thieres gleiches Maß zu halten. Kaum hatte der Lieutenant durch eine Krümmung des Weges ſich für ein Weilchen aus der bedrohlichen Nähe entfernt, ſo ſchrillte der Anruf des Jünglings plötzlich wieder von einer Seite her, wo man ihn unmöglich vermuthen konnte, und des Entführers Grimm ſteigerte ſich nach und nach bis zur Wuth.

»Vermaledeiter Gelbſchnabel!« ſchrie er daher, als er ſich eben wieder durch eine Wendung aus der Atmoſphäre ſeines Feindes gebracht hatte. »Der Satan muß ihn beflügelt haben! Aber unterſteht er ſich noch einmal, mir in die Quere zu kommen, ſo ſchieße ich ihn, ſtraf' mich Gott, über den Haufen wie einen tollen Hund!«

Wirklich zog er bei dieſer Drohung eine Piſtole aus dem Halfter, ſpannte den Hahn und richtete ſie zurecht, wobei er mit wilden Blicken um ſich her ſpähte, als wolle er den unermüdlichen Jäger erlauſchen. Melanie zitterte wie Eſpenlaub bei dieſer Demonſtration, und obwohl ſie glühend zum Himmel um Rettung betete, ſo flehte ſie nun doch noch inniger darum, daß Adolf in ſeiner Richtung irre werden und dem Wüthenden nicht in die Nähe kommen möchte, denn offenbar war Guerand der Mann, um ſein Vorhaben zu erfüllen.

Glücklicherweiſe verſtummte jedoch die Verfolgung mehr und mehr, auch ging es nun einen ſo gähen Fels hinauf, daß man verſichert ſein konnte, aus den Abſtürzen zu beiden Seiten nicht behelligt zu werden; nur einzelne Klippenvögel umkreisten das Paar, ſonſt wies ſich weit und breit Alles ſtill und verödet.

»Triumph!« jubelte Guerand, indem ſie ſich einer Spitze näherten, in welche das Gebirge auszulaufen ſchien, »noch fünf Minuten, und wir ſind geborgen. Von jener Kuppe erblicken wir bereits den atlantiſchen Ocean, mein Bräutchen! eine Strickleiter führt uns die kahle Wand hinab, welche unerklimmbar iſt, unten harren meine Vertrauten mit einem Fahrzeuge in der Bucht, und ehe ein halbes Viertelſtündchen vergeht, ſind wir außer dem Bereiche aller Nachſetzungen. Friſch, mein Rößlein, halte noch wenige Sekunden aus und du ſollſt deinen letzten Dienſt gethan haben!"

Er hatte prophetiſch geſprochen, denn bei dem letzten Worte, das er ſagte, brach das abgehetzte Thier kraftlos zuſammen, ſtreckte alle Viere von ſich, Blut quoll ihm aus der Naſe und aus den Augen, ein ungeheurer Qualm aus den Nüſtern, mit verglasten Blicken ſchaute es noch einmal auf ſeinen Herrn und war — todt.

»Auch gut,« lachte der herzloſe Wicht, »ich hätte ohnehin nicht gewußt, was ich mit dem Beeſt anfangen ſollte. Auf, ſchöne Melanie, wird ſind gleich zur Stelle!"

Vor bedauerndem Entſetzen über das grauſame Ende des Pferdes vergaß Melanie ihres eigenen Kummers; ſchluchzend hielt ſie die Hände vor das Geſicht und hatte Mühe, nicht in die Knie zu ſinken. Als aber Guerand ſie ohne Umſtände am Arme faßte und ſie zur Eile aufforderte, ward ſie wieder ihres Unglückes und ihrer jungfräulichen Würde kräftig bewußt, ſtieß den Räuber heftig von ſich und entſendete die ſchmerzlichſten Jammertöne flehend aus tiefer Bruſt.

Und horch: das Echo faßte die Klage auf und gab ſie zurück, erſt leiſe, kaum vernehmbar, dann anſchwellend, erſtarkend, ſiegreich die Luft bezwingend. »Melanie! Melanie!« hallte es von den Höhen, aus den Schluchten, zwiſchen den Bäumen des Waldes hervor; »Melanie!« dröhnte es wie die Orgelpfeifen des Sturmes lauter, immer lauter; „Melanie!“ brauste ein gewaltiger Chor näher und näher. Jetzt mengte ſich Hufſchlag in das Rauſchen, jetzt entſtürzten den Lichtungen des Forſtes hier und da galopirende Reiter: Tücher wurden geſchwenkt, Fanfaren geblaſen, Schüſſe gelöst, Rüden ſtoben wie die Windsbraut herauf, »Saſa, Halloh, Vorwärts!« gellte es aus hundert Kehlen, und ein Tumult wühlte den Frieden dieſer Einöde auf, wie er daſelbſt wohl nie gehört worden war: es ſchien, als hätte jeder Stamm, jeder Grashalm Leben erhalten, um es gegen ein nichtswürdiges Bubenſtück in die Schanze zu ſchlagen.

»Das ſcheint Ernſt werden zu wollen,« tobte Guerand, als er die Gegend überblickte und alle Anſtalten zu ſeiner Verhaftung gewahr wurde; »aber ſo haben wir nicht gewettet! — Nichts für ungut, meine liebliche Braut, hier heißt es nicht viel Federleſens machen: das einfachſte Mittel iſt das beſte!«

Damit faßte er die Jungfrau um den Leib, hob ſie empor und lief mit ihr der Klippe zu, von welcher ihn nur mehr wenige Schritte trennten. Das Fräulein, im Angeſichte der Befreier an ihrer Rettung verzweifelnd, wimmerte in den herzzerreißendſten Tönen immer angeſtrengter; allein ſchon ſtand der Lieutenant an dem Abhange, ſchon legte er die Strickleiter zurecht, ſchon graute Melanie vor der ſchwindelnden Tiefe, zu welcher der Blick hinabreichte, nur von dem tiefblauen Hintergrund des Meeres begrenzt; da, mit einem Male — —

O, es iſt ein Gott im Himmel, ohne deſſen Fürwiſſen kein Haar von dem Haupte der Unſchuld fällt!

Mit einem Male prallte eine geſpenſtige Geſtalt aus einer Felsſpalte hervor — eine Geſtalt, bei deren Anblicke Melanie einen Schrei ausſtieß und Guerand unwillkürlich zurückbebte.

Es war eine alte Frau, in Lumpen gehüllt, abgemagert, die Nägel blutig geriſſen, barfüßig, und die flatternden grauen Locken mit Waldblumen fantaſtiſch durchflochten. Unheimliche Glut loderte in ihren Augen, die Lippen waren bleifarbig, und um den Mund ein Zug graſſen, vernichtenden Wehes, welches ohne Zweifel das Herz getödtet und die Leuchte der Vernunft ausgelöſcht hatte; es war in dem ganzen Weſen eine ſo tiefe Erniedrigung der Menſchheit, und dennoch eine ſo erhabene Glorie des entkörperten Gefühls, daß man es nur mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachten, nur mit dem innigſten Mitleid anſehen konnte. Der Wahnwitz hat immer etwas Impoſantes an ſich, und jene wilden Völker, die den Geiſtesverwirrten für heilig halten, beſitzen gewiß eine tiefere und zartere Empfindung, als die ſogenannten Gebildeten, welche eines von Gott Heimgeſuchten zu ſpotten vermögen.

»Was wollt Ihr hier heroben auf meinem Sitze?« kreiſchte die Erſcheinung aus heiſerer Kehle, »er iſt todt, mein Einziger, und ich bewache ihn zu gut, als daß Ihr mir ihn rauben könntet! — Haha,« lachte ſie wild — »du haſt ihn wohl geliebt, du feine Maid, meinen ſüßen Knaben? — du ſollſt ihn ſehen: Liebe gönn' ich ihm ja ſo gerne; — aber du — hei,« ſchrie ſie plötzlich, und fuhr dem Lieutenant an den Kragen, »hei, biſt du nicht auch einer vom Achten? — Ja, ja, — o, habe Dank, Himmel, du haſt mir einen ſeiner Würger hergeſendet, haſt den Mörder in meine Hand gegeben; — auf, daß ich den Unglücklichen räche! — Pfui, pfui über dich, du Galgengeſicht,« fuhr ſie fort, indem ſie dem Verſteinerten in's Antlitz ſpie, »wage nun mit mir einen Tanz; die Mutter iſt ſtark, die Löwenmutter wird dich erwürgen!«

Gleich einer Harpye hackte ſich die Wahnſinnige an Guerand feſt, und mit Zähnen und Nägeln wüthete ſie gegen ſein Geſicht, gegen ſeine Hände, gegen ſeine Bruſt, wobei ſie ein Wolfsgeheul vernehmen ließ, wie der Vampir, wenn er nach Blute lechzt. Eiskalt durchgraute es Melanien; allein es war nicht Abſcheu, was ſie erfüllte, es war eine Ahnung von dem unhörbaren Nahen der göttlichen Nemeſis.

»Zum Teufel mit dir, verrückte Hexe!« brüllte Guerand, ſich, ſo gut es anging, der Wahnwitzigen erwehrend; doch dieſe hing an ihm wie feſtgewachſen, und nur durch eine verzweifelte Kraftäußerung konnte er ſich ihrer entledigen. Als ihm dies gelungen war, bemächtigte er ſich pfeilſchnell des Fräuleins und bog über die Klippe hinunter. Im Todesſchreck zitterte Melanie auf und klammerte ſich an einen vorragenden Baumſtrunk; da erſah die Wahnwitzige ihre Gelegenheit, ſprang auf den Entführer los, riß ſeine Hand von der Jungfrau, huckte ihm auf den Hals — ein Prall — ein Schrei — und Beide waren in dem Abgrunde verſchwunden.

Melanie fand ſich in den Armen ihrer Lieben wieder, die ihr zu der beſtandenen Peripezie herzlich Glück wünſchten; beſonders redſelig und erbittert gegen den ehemaligen Freund zeigte ſich Blangy, welcher eine Freudigkeit an den Tag legte, als ob ihm eben eine ſchwere Laſt vom Herzen genommen worden wäre.

In der Höhle, aus welcher die Fremde hervorgetreten war, fand man allerlei nutzloſes Geräthe, einige eßbare Wurzeln und eine Art von Grabſtein, in welchen von weiblicher Hand mit einem daneben liegenden alten Meſſer die Worte gegraben waren:

»Dem Andenken Wilhelm's Mauras.
Die Mutter!«

◆

Längſt ſchon war es verabredet worden, dem Atelier Adolf's, welchem die Kunſt nicht beim bloßen Dilettantismus geblieben war, einen Beſuch abzuſtatten, und da die Witterung eine Zeit lang ſich für Ausflüge zu unbeſtändig zeigte, anderentheils aber das unſelige Abenteuer mit Guerand Zerſtreuung wünſchenswerth darſtellte, ſo wurde eines Tages die Stunde feſtgeſetzt, und unſere Geſellſchaft vom Schloſſe Sauvecourt fand ſich in dem Künſtlerheiligthume Chaubert's ein, welcher im nächſten Städtchen ſein Domizil aufgeſchlagen hatte.

Der Vicomte war offenbar nicht zum Künſtler geſchaffen: nichts von jener genialen Unordnung, jener peinlichen Zerriſſenheit, jenem unflätigen Schmutz erſchien in ſeiner Wohnung, woran man heut zu Tage das Signalement des Talentes erkennt, und mit welcher jeder debutiren zu müſſen glaubt, dem die Muſe ihren Weihekuß aufdrückte, welcher aber meiſtens der Bewillkommungsgruß für's Elend, für die Nacktheit, für die Verwerfung iſt. Ein Maler, ein Dichter, ein Mime, deſſen Schränke geordnet, deſſen Kleider gebürſtet, deſſen Hausgeräthe nicht von Spinnengewebe überzogen iſt, wäre in unſerer klaſſiſchen Zeit, welche den Flug des Vogels hinter dem rauchenden Schlot der Dampfmaſchine beſchämt, und dem Luftball ſeine Bahnen vorzeichnet, und das Wiſſen mit dem Dampftrichter eingießt, nur ein armſeliger Stümper, dem die Vorhallen des Tempels weit genug für ſeinen Aufſchwung ſind, welchem das Urtheil der Kenner von vorne herein ſeinen Platz auf dem Armenſünder-Bänkchen der Schlucker und der geduldeten Mitläufer ausmißt.

In Chaubert's Künſtlerwirthſchaft war Alles geregelt, Alles Ordnung, jedes Ding hatte die ihm angewieſene Stelle, nirgends war ein Stäubchen, ein Fleckchen, eine Unſauberkeit zu entdecken, überall trat dem Beſchauer ein harmoniſcher Geiſt der Ordnung, der Behaglichkeit, der Ruhe entgegen: jeder Nagel ſtack am rechten Orte, jedes Geräthe füllte die ihm zukommende Stelle aus, jede Idee war, ſo zu ſagen, an den ihr beſtimmten Raum gebannt, nirgends ergab ſich eine Spur von Regelloſigkeit, vom ſogenannten kecken Schwunge, von jener geiſtreichen Liederlichkeit, die als das echte Stigma des Berufes gilt; — nein, nein, wer ſo reinlich haushalten, ſo comfortable ſeine Wirthſchaft arrangiren konnte, der konnte nur ein Mittelmäßiger ſein, dem konnte keine wahre, erhabene, bahnbrechende, wolkenſtürmende, keine zündende, ſelbſt-urkräftige Künſtlernatur innewohnen!

Dies hatten Alle, welche am oberwähnten Tage den Schauplatz von Adolf's Kunſtſchöpfungen betraten, auf den erſten Blick weg; nur Melanie fühlte ſich heimiſch in dieſem künſtleriſchen Still-Leben, wie denn ſtets ein reines, weibliches Gemüth durch häusliche Ordnung angeſprochen wird; es war ihr, als blickte ſie in die Welt eines ruhigen Gemüthes, wo überall Friede, überall ſelbſtbeſchauliche Genügſamkeit und geordnetes Walten herrſcht: der junge Mann ward ihr dadurch nur um deſto ſchätzbarer.

Der Vicomte hatte ſeine Bilder ſo gereiht, daß man von den erſten Brouillons, den ſchülernden Skizzen und Kleinigkeiten, Schritt für Schritt vorrückte und ſo zu ſagen die ganze Schule durchmachte, in welcher der Kunſtjünger von den Propiläen zu den äußern Heiligthümern überging und endlich die Bundeslade des Höchſten, des Ideals, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen gewürdigt ward. Dieſe erhabene Stufe ſchien aber unſerem Freunde, wie wenig man es auch erwartete, in der That vorbehalten; denn je tiefer man ſich in ſeine Studien, in ſeine aufſteigenden Beſtrebungen einweihte, um deſto kräftiger wehte den Beſchauer der Odem des Berufes, der Künſtlerweihe an; man fühlte ſich nach und nach angeregt, gefeſſelt, hingeriſſen, emporgehoben; dies letzte aber darf als das echteſte Kennzeichen der Meiſterſchaft erkannt werden; wenn nämlich das Kunſtwerk den Genießenden aus der Sphäre der Gewöhnlichkeit emporſchwingt, wenn es ihn adelt und ſeiner höheren Natur bewußt werden läßt: ſo iſt dies gleichſam eine Ahnung des Göttlichen im Menſchen.

Im letzten Zimmer Chaubert's haftete der Blick aller Anweſenden, nachdem ſie die einzelnen Stücke ſämmtlich durchgemuſtert hatten, auf einer Staffelei, die offenbar ein wichtiges Bild trug, welches aber von einem Vorhange überdeckt und dem neugierigen Auge unzugänglich war. Adolf ging, bei Erklärung ſeiner Arbeiten, an dieſer Stelle vorüber, und daher waren die Meiſten der Meinung, er habe ſeine Gründe, den Schleier des Geheimniſſes nicht zu lüften, mochten dies nun beſondere, auf den Gegenſtand des Bildes bezügliche Motive ſein, oder jene dem Künſtler ſo natürliche Scheu, ſein Werk, ehe es die letzte bildende Hand empfing, dem vorſchnellen Urtheile nicht blos zu geben. Alle gingen daher an dem verhangenen Tableau vorüber, ohne unbeſcheidene Fragen an den Meiſter zu verlautbaren; nur die junge Frau des Gutsnachbars, von Natur aus etwas zungenfertig, langte nach der Schnur der Kortine und fragte lächelnd, indem ſie den Vicomte neugierig anſah:

»Darf man — —?«

Adolf war ſichtlich verlegen und warf einen düſteren Blick nach Blangy, für welchen die Scene einiges Peinliche zu haben ſchien; dann entgegnete er:

»Dieſer Verſuch rührt von einer ſehr traurigen Begebenheit her, deren Held mein unglücklicher Bruder war, deſſen Geſchick der verehrten Geſellſchaft nicht fremd geblieben iſt. Der Moment, welchen ich zu ſchildern beabſichtigte, iſt vermuthlich ganz Erfindung, allein ich habe ihn aus den mannigfaltigen Umſtänden zuſammengetragen, welche ich über jene ſchreckliche, leider bis zur Stunde noch nicht aufgeklärte Geſchichte ſammeln konnte. Das Portrait meines Bruders möchte das einzige ſein, was daran wahr iſt; dies aber gibt mir ein geringes Verdienſt, weil der Unglückliche mir täuſchend ähnlich war, und ich folglich nur mein eigenes Geſicht nach dem Spiegel zu konterfeien brauchte. Befehlen meine lieben Gäſte, daß ich — — —»

»Mit nichten,» fiel der Kapitain raſch ein, indem er ſeinen Hut ergriff und dem Fräulein den Arm bot, — »es wäre indiskret, dem Vicomte düſtere Bilder vor die Seele zu rufen, als Lohn für den Hochgenuß, welchen ſein Talent uns ſo bereitwillig vergönnte. Ueberdies beabſichtigen wir noch ein paar kleine Einkäufe, Viſiten u. dgl.»

Die Geſellſchaft fand Blangy's Rückſichten für Adolf's Gemüth billig, und man traf Anſtalten zum Aufbruche; doch die kleine Frau von Zuror hatte es ſich einmal in den Kopf geſetzt, Chaubert's Kunſtproduktion in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Ehe daher noch die Idee des Scheidens zur Verwirklichung gedieh, zerrte ſie den Vorhang jenes Bildes weg und rief:

»Nichts für ungut; die Uebrigen mögen thun, was ſie wollen, da aber unſer Freund geſtattet, daß wir in ſeine Miſterien eindringen, ſo will ich dieſe Erlaubniß wenigſtens für mich benützen. Ich bin ſo neugierig zu ſehen, ob der Vicomte ſich ſelbſt geſchmeichelt hat.»

Die Hülle war beſeitigt und unwillkürlich hafteten alle Augen auf der Leinwand, welche ein Gemälde von wunderbarer Kompoſition, von tadelloſer Zeichnung und von einer Farbenpracht zeigte, wovor jede Splitterrichterei ſchweigend ſtehen und bewundern mußte: hier hatte der Künſtler eine Seite aus der Geſchichte ſeines innerſten Lebens aufgeſchrieben, und die erſchütterndſte Wahrheit trat dem Beſchauer mit überwältigenden Flammenzügen entgegen.

Die Staffage beſtand aus einem abgeplatteten Felſen, von hohem Gras überwuchert und rings mit einzelnen Bäumen umſtellt, zwiſchen denen ſich die Ausſicht nach einer, im Hintergrunde verſchwimmenden, höheren Bergſpitze aufthat, von welcher ein Galgen neben verfallenden Burgruinen herüberdrohte. Alle Einzelnheiten bewieſen, daß die Gegend nach der Natur aufgenommen und trefflich nachgebildet war.

»Die Lokalität,« begann der Vicomte nach einer Pauſe, in welcher manches bewundernde »Ah« ihm den Zoll der Anerkennung abgeführt hatte, »die Lokalität iſt Portrait; ich habe an Ort und Stelle die Skizze entworfen, und ſie aus dem Gedächtniſſe dann in's Detail gemalt. Doch mein Hauptaugenmerk war der Charakter der Figuren, und wenn dieſer mißrieth, ſo habe ich Schweiß und Herzblut an ein Nichts vergeudet. Entrüſtung, Rachefühl, ja, ich erkenne es jetzt erſt, ein frevelndes Auflehnen gegen die himmliſche Nemeſis, deren Zuchtruthe ſo lange ſäumt, leiteten meinen Pinſel; ich fürchte, daß er unter der Wucht der Aufgabe erlegen iſt!«

Der Beweis vom Gegentheile ergab ſich aus den forſchenden, ängſtlichen Blicken der Beſchauer, die, ohne des Künſtlers Entſchuldigung zu hören, jeden Winkel des Gemäldes prüften, verſchlangen, in Fantaſie und Gemüth eindringen ließen, als wären ſie Zeugen einer lebendigen Schauerſcene. Die Darſtellung war aber auch von einem zauberhaften Effekte; der einmal auf das Bild geheftete Blick ſchien gebannt, wie durch das Anſtarren einer Klapperſchlange, Eiſeskälte legte ſich um die Herzen und doch glühten ſie in ſchönem Zürnen über die abgeſchilderte Unthat.

In der Mitte des Tableaus, vom Monde hell beleuchtet, zeigten ſich zwei jugendliche Geſtalten in Offiziers-Uniform, die eine von einer Bruſtwunde durchbohrt, die andere, des Vicomte ſprechendes Abbild, ebenfalls am Boden liegend und aus mehren Wunden blutend, welche von den bärtigen Füſelieren eröffnet zu ſein ſchienen, die ſeitwärts über das Buſchwerk ragten und ihre Musketen nach dem Sterbenden gerichtet hielten. Der Letztere deutete mit der krampfhaft ausgeſtreckten Rechten nach dem Hochgerichte und durchbohrte gleichſam mit ſeinen erlöſchenden Augen einen dritten Offizier, welcher mit verſchränkten Armen und dämoniſchem Grinſen um den Mund, an einem Baum lehnte und die ſchauerliche Gruppe wohlgefällig überſah. Merkwürdiger Weiſe hatte der Charakter im Geſichte des Letzteren eine Unbeſtimmtheit, einen Mangel an Ausdruck, die, gegenüber von der Energie der anderen Geſtalten, unbegreiflich erſchien und gleichſam als die ſchwache Seite des Kunſtwerkes zu betrachten war; man hätte glauben ſollen, daß den Meiſter hier der Genius verließ, oder vielleicht, daß er mit ſeiner Anſicht von der Bedeutung jener Figur noch nicht in's Reine gekommen war; die Lücke wirkte beinahe ſtörend, obgleich ſie dem oberflächlichen Beſchauer leicht ganz entgehen konnte.

»Herrlich, herrlich!« riefen ein Paar der Anweſenden, und Alles drängte ſich an Adolf, ihm ſeine Bewunderung, ſeine Theilnahme, oder auch wohl ſeinen Tadel auszuſprechen; nur Blangy harrte vor der Staffelei aus; ſeine Phiſiognomie ſchillerte im wechſelnden Ausdruck der leidenſchaftlichſten Empfindungen; Entſetzen, Grimm, Rache, Hohn, Frohlocken gingen wie Wolken über ſeine Züge hin, er ballte die Fauſt krampfartig und furchte die Brauen wie in heißer Erbitterung; er war ſo völlig im Anſchauen verſenkt, daß er die ganze Scene mitzuleben und auf den Schauplatz des Greuels verſetzt zu ſein ſchien; man war verſucht, ihn für eine lebendige Apologie der Kunſt und ihrer Einwirkung zu halten.

»Unvergleichlich, Vicomte!» wendete er ſich mit einem Male an den Künſtler, »ganz unvergleichlich, in ſo ferne man nur von Frau Luna abſieht, die von verkleideten, fremden Fourierſchützen mit Fackeln remplacirt wurde. Nur Eines haben ſie weſentlich falſch gegeben, nämlich, daß die Füſeliere in der Montour unſeres Regimentes erſchienen: es waren Marodeurs, welche im Walde ergattert und zu der Farce engagirt waren. Auch fehlt Guerand und der verſtorbene Lieutenant Gomez —»

Mit ahnendem Grauen ſchaute die Geſellſchaft auf den Redner, deſſen unwillkürlicher Verrath am beſten erwies, wie er über der Magie des Bildes ſeine Umgebung, ſeine Braut und ſich ſelbſt vergeſſen hatte; Chaubert aber fuhr nach dem Pinſel und jauchzte:

»Nun, dann vermag ich endlich meiner Arbeit die letzte Hand anzulegen und — den Mörder zu konterfeien!»

Und mit wenigen, beflügelten Pinſelſtrichen glitt er über die Geſtalt des diaboliſchen Zeugen auf dem Bilde hin, hob deren ſchwankenden Charakter ins Relief und — das Portrait des Kapitains trat aus der Leinwand mit gräßlicher, unverkennbarer Aehnlichkeit heraus.

Ein Schrei der ſich orientirenden Ueberzeugung entfuhr den Lippen aller Anweſenden, und ließ den Kapitain ahnen, in welche Falle er gerathen ſei. — Und wie das Laſter im

Momente, wo man ſein Gewebe durchbricht, immer geiſtesbankerott, faſt ſinnlos-verzagt wird, ſo ergriff auch ihn ein Zittern, eine Zerknirſchung, die, wenn noch ein Zweifel ſeiner Schuld übrig geweſen wäre, ihn ſiegreich niedergedonnert hätten. Aſchfahl bis in die Lippen, wühlte er ſein Haar verzweifelnd auf, befreite ſeine Bruſt von einem gellenden Gekreiſch und ſtürzte nach der Thüre, als hetzte eine Schar von Grabesgeſpenſtern ihn als Beute zur wilden Jagd.

Einen Augenblick ſpäter ſcholl das Raſſeln von Gewehr, wenn man es auf Stein niederſetzt, von Außen herein; man eilte, ſeiner Beſtürzung ſich entwindend, dahin und ſah Blangy, umgeben von Wache, deren Befehlshaber ihm ſo eben Schellen anlegte.

»Halten zu Gnaden,« rapportirte der Mann, dem Vicomte eine Depeſche präſentirend, »halten zu Gnaden, daß ich Dero Wohnung mit einem unliebſamen Auftrag moleſtire. Aus des Lieutenants Guerand Papieren ſoll man, wie ich höre, die Mörder des braven Kapitain Villeneuve herausgewürfelt haben, und dieſer Offizier dabei im Spiele ſein. Ich thue nur meine Schuldigkeit, wenn ich hier eindringe — halten zu Gnaden!«

*

Geneigter Leſer! Du verlangſt wohl nicht, daß ich dir weiter berichte, wie es mit Blangy, mit Melanien und dem Vicomte von Chaubert geworden ſei; es würde eine ganz unpoetiſche Gerechtigkeit ſein, wenn Erſterer nicht Villeneuve's Prophezeiung auf dem Rabenſteine erfüllt hätte, und unſere Liebenden nicht ein recht glückliches Paar geworden wären, und ſo will ich dir die näheren Umſtände von beiden Reſultaten erſparen. Ein Einziges habe ich dich noch zu bitten, nämlich um deine Nachſicht, wenn ich die Erzählung minder ergreifend geſtaltete, als ich ſie, von dem Eindrucke erſchüttert, welchen ſie auf mich hervorbrachte, als ich ſie aus dem Munde eines Freundes des Vicomte erfuhr, gerne dir überliefert hätte. Du wirſt dir aber ſchon das Beſte daran herausfinden, nämlich die Ermahnung zum redlichen Wandel, und mir gefälligſt das uralte Wahrwort zu Gute ſchreiben: »Ein Schelm, wer mehr gibt, als er kann!«

Vor'm Poſthaus.

Im raſchen Vorüberfluge,
Vor'm Poſthaus war's, bei Nacht;
Uns hatte der Weg von Süden,
Und And're von Norden gebracht.

Da hört' ich eine Stimme,
Sie klang mir ſo wohl, — ſo bekannt;
Da liſpelt' ich einen Namen,
D'rauf ward auch der meine genannt.

Wir lagen uns in den Armen,
Wir ſahen uns in's Geſicht;
Es war, als würde das Dunkel
Von unſeren Augen licht.

»Noch *Menſch* nach *unſerem* Sinne?«
So fragt' ich ihn ängſtlich ſchier. —
»»Noch *Menſch* nach *unſerem* Sinne!««
Sein Ton beſtätigt' es mir.

»Noch Freund nach unſerer Geltung?«
Sein pochendes Herz ſprach: »»Ja!««
»Noch glücklich, — Bruder, — noch glücklich?«
Ach! — warum ſchwieg er da?

Er wollte mir Antwort geben,
Da blies der Poſtillon;
Hat ſeine Antwort verblaſen,
Und eilends ging es davon. —

Das war ein kurzes Begegnen
Für langer Trennung Leid! —
Einſt treffen wir ſchon noch zuſammen,
Und dann wohl — auf längere Zeit!

Johann Gabriel Seidl.

Aus den Liedern eines Gefangenen.

Von

Dr. Franck.

Die Gäſte.

Vier Gäſte nur beſuchen mich,
Bleibt Keiner mir dahinter,
Sind echt und recht, und nennen ſich:
Lenz, Sommer, Herbſt und Winter.

Zuerſt hüpft froh der Lenz daher,
Und ruft durch's Fenſtergitter:
»He, Freund, ich kenne dich nicht mehr!
Biſt du ein ſtummer Ritter?

»Warſt ſo geſprächig ſonſt und laut,
Nun hat's dich wohl verdroſſen,
Haſt mir ſonſt gar ſo viel vertraut,
Und biſt nun ſo verſchloſſen!« —

Und ſpricht er ſo, dann mahnt's mich faſt:
Viel hätt' ich zu erzählen! —
Bis zwiſchen mich und meinen Gaſt
Sich bitt're Thränen ſtehlen.

Da geht der Tröſter ſchweigend hin,
Mein Blick wird trüb und trüber, —
Ich fühl's, daß ich gefangen bin, —
Der Lenz geht ſtill vorüber.

Bald ſtellt der zweite Gaſt ſich ein:
Er ſieht mich einſam trauern,
Mit Glut und Licht dringt er herein
In meines Kerkers Mauern.

»„Geh',« ſprech' ich, »nicht erwärmſt du mir
Den Geiſt, den kummervollen,
Schick' lieber deine Blitze mir
Und deines Donners Rollen.«

Und weil er ſich hat Freund genannt,
Und mich hat tröſten wollen,
Hat er mir ſeinen Blitz geſandt,
Und ſeines Donners Rollen.

Jetzt naht, gebeugt vom tiefen Leid,
Ein Gaſt, es iſt der Dritte,
Zerreißt im Schmerz ſein eigen Kleid
Nach ernſter Römerſitte.

Er ſeufzet: »Schon iſt's ſpät, ja ſpät!
Laſſ' ſcheiden uns, ja ſcheiden!«
Er meint, indem er Leichen ſä't,
Mein trübes Aug' zu weiden.

»Zieh' hin mit deiner welken Flur,
Mit deinen Blütenleichen!
Mich rühren deine Thränen nur,
Weil ſie den meinen gleichen.

»Zieh' hin, zieh' hin! Verhülle dich
In deinen Nebelſchleier,
Fahr wohl! Gar bald beſuchet mich
Ein vierter Gaſt, ein treuer.« —

Er iſt gekommen; ernſt und bleich
Steht er am Fenſtergitter,
Er iſt an Silberlocken reich,
Ein altersgrauer Ritter.

»Willkommen, alter Rittersmann!
Darf ich dich wiederſehen?
Bleib', daß ich dir erzählen kann,
Was, ſeit du gingſt, geſchehen:

»Der Lenz war da, der Sommer auch,
Und auch der Herbſt; ſie ſtanden,
Wo du nun ſtehſt, nach altem Brauch
Verjagt aus fernen Landen.

»Sie brachten Blüte mir und Frucht,
Und manche and're Gabe,
Doch Nichts von dem, was ich geſucht
Und ſtill gewünſchet habe.«

»Dein Leben iſt dem meinen gleich,
Und gleich iſt unſer Denken!
Wir ſind ja alle Beide reich
An eiſigen Geſchenken!«

Und was mein Hauch zum Winter ſprach,
Hat dieſer reich bezahlet,
An's Fenſter hat er allgemach
Mir Blumen hingemalet!

So ſtand's damals auf den Bretern.

Eine Skizze aus Molière's Tagen

von

Helmine von Chezy, geb. Fr. Klencke.

Molière ſaß in voller Arbeit am frühen Morgen, als ſein Pflegling, der junge Baron, todtenbleich mit eingekniffenen Lippen durch das Zimmer ſtürzte, »Gottbefohlen« rief, und wegſtürmte. Seine Frau kam hintendrein, kirſchroth und ſchnaubend zwiſchen Verlegenheit und Wuth; ſie blieb, unſchlüſſig, was ſie ſagen ſollte, mitten im Zimmer ſtehen. Molière warf die Feder weg. „Mit eiſernen Stangen will ich meines Schreibzimmers Thür verrammeln!“ rief er wüthend, »was habt ihr hier zu ſuchen?« — „Ich wollte dir nur ſagen —“ ſtammelte Frau Molière. »Sag mir's heute über's Jahr, wenn ich nicht eben am Schreibtiſch ſitze. O Gott, wie iſt der Menſch geplagt! Der König will das neue Stück in fünf Tagen ſehen, Baron hat 600 Zeilen zu lernen, du deine Rolle zu memoriren, ich habe den Schluß noch nicht fertig, da ſtürmt der Eine wie eine Windsbraut durch das Zimmer, die Andere kommt und ſtellt ſich vor mich hin, als brächte ſie mir eine Hiobspoſt. Ich unglücklicher Theaterdirektor!“ — »Die Unglückliche bin ich!« rief Frau Molière. »Der junge Menſch hat keinen Reſpekt vor mir.“—

»Flöße ihm welchen ein, und laß mich arbeiten,« verſetzte Molière, und machte Miene, wieder die Feder zu ergreifen. »Laß das,« rief ſie ihm zu, »es iſt ja doch vergebens; Baron iſt fort und kommt nicht wieder.« — »Weib! was haſt du angeſtellt?« donnerte Molière. »Welch' entſetzlicher Verluſt! Baron war dir ſtets ein Dorn im Auge, du haſt ihn weggebiſſen. Geſtehe!«

»Er iſt auch gar zu empfindlich,« äußerte ſie, »du haſt uns ja ſelbſt neulich das neue ſpaniſche Luſtſpiel auf franzöſiſch vorgeleſen — wie heißt es doch?« — »Von Calderon?« — »Ach, was kümmert's mich, wie der Dichter heißt! Ich glaube aber, ja, von Calderon!« — »Etwa das: Es iſt beſſer, als es war?« — »Nein, es iſt ſchlimmer, als es war, möcht' ich ſagen, es war: Weiße Hände kränken nicht!« — »Hölle und Himmel, du haſt Baron Ohrfeigen gegeben?« — »Ja, was iſt's denn mehr?« ſagte ſie kaltblütig.

»Wo werde ich ihn finden!« rief Molière troſtlos, ohne ſich mit ihr auf Gründe einzulaſſen. »Doch wohl am Erſten bei ſeiner Schönen,« ſagte ſie trocken. Molière ſtürzte fort, er wußte, wo dieſe Schöne zu finden war. Seine Frau hatte ſich nicht geirrt, er fand Baron bei ſeiner Freundin Clarice, blaß, wie der Tod, bewegunglos, mit geballter Hand vor der Stirn. Bei der Stimme ſeines väterlichen Wohlthäters, der ſchmerzlich ſeinen Namen rief, ſchmolz indeß des Jünglings Herz. »Habe ich dir weh gethan, Baron, und mich willſt du ſtrafen?« fragte wehmüthig Molière. »Nein,« ſtammelte Baron, »ich war ein unglücklicher, gemißhandelter Knabe; ich kannte den Werth der Gabe nicht, die mir verliehen, ich fröhnte den Launen einer thörichten Prinzipalin, und ſpielte in den unbedeutendſten, pöbelhafteſten Stücken; ich war kaum zur Nothdurft bekleidet, ſchlecht beköſtigt, gar nicht bezahlt. Sie kauften mich los, und wurden mein Lehrer, mein Vater, ich kann es Ihnen nie genug danken!» — »Und du verläßt mich?»— »Nur Ihr Haus, edler Vater! Ich habe dieſe Jahre hindurch getragen, was ich konnte, nun iſt es zum Aeußerſten gekommen. Ich kann nicht mehr! Himmel, ich müßte ja ein Verworfener ſein; Schläge von einem Weibe!» — „Und haſt du gar keine Schuld?» — »Ja, ich habe ſie ſelbſt gereizt, wiederum gereizt und aufgebracht, aber das durfte ſie nicht: das iſt zu viel!» — „Und deine Rolle? Und das Feſt, zu dem Alles bereit ſein muß?» — „Ich laſſe Sie nicht im Stich, mein edler Wohlthäter, ich lerne fort, und ſpiele meine Rolle!» — »So kann ich ruhig ſein?» — »Ja!» Molière ging. Baron's Geliebte, eine junge Liebhaberin zweiten Ranges aus der Truppe der Witwe Raiſin, hatte während dieſes Geſprächs nichts Angelegentlicheres, als zu dieſer zu gehen, und ihr zu erzählen, was ſich begeben. Sie wußte, daß ſie untröſtlich war, Baron eingebüßt zu haben, und ihn um jeden Preis wieder zu gewinnen wünſchte. Die Raiſin eilte zu dem Jüngling, unter dem Vorwande, Clarice beſuchen zu wollen; ſie ſtellte ſich überraſcht, ihn zu ſehen, entſetzte ſich über ſeine Bläſſe, gab zu verſtehen, daß ſie wohl erfahren, wie unwürdig Frau Molière ihn behandle, und daß ihn das ganze Publikum nicht minder bedaure als tadle, ſolche Behandlung zu dulden. Sie ſchürte mit Bedacht das Feuer des Unwillens in dem jungen Herzen, verkleinerte Molière's Wohlthaten durch die Erinnerung an den Nutzen, den Baron ihm bringe, und der ihm ſeine Aufopferungen mit reichen Zinſen vergelte; ſie ſprach weinend von der Mutterzärtlichkeit, mit der ſie ihn immer geliebt, und bot ihm zuletzt an, ſein Glück wieder in ihrem Hauſe zu verſuchen, wo er ſtatt Mißhandlungen und Schlägen, Liebe, Ehre und Gewinn finden ſollte. Sie entwarf ſogleich, da ſie den Jüngling ſchwanken ſah, einen Kontrakt, und drang mit Clarice vereint in Baron, ihn zu unterſchreiben; er that es, und verhieß ihr, den König um ſeine Entlaſſung aus der Molière'ſchen Geſellſchaft zu bitten. Die Raiſin bat ihn, von ihrer Uebereinkunft und von ſeinem Vorſatz zu ſchweigen, bis er ihn ausgeführt; er verhieß es, und verſtellte ſich gegen Molière, der ihn mit Gütigkeiten und Liebkoſungen überſchüttete, nicht ohne Reue über ſein Beginnen; doch das Los war geworfen, der König gab ihm die Bewilligung, die er verlangte, und Baron verließ einen geiſtreichen Lehrer, einen edlen Pflegevater, eine Geſellſchaft, die als königliche Schauſpieler in Anſehen ſtand, und vom Publikum zugleich geliebt wurde, um mit der abenteuerlichen Raiſin von Provinz zu Provinz zu ziehen, auf die Gefahr hin, auf Speichern übernachten zu müſſen, und in Kornkammern zu ſpielen. So ſehr brannte ihn die Ohrfeige der Frau Molière auf der Wange und im Herzen nach.

Nun Baron den Molière und Paris verlaſſen, wo ſich die Raiſin nicht halten konnte, hatte Freund Sharamutz gewonnen Spiel. Das Haus blieb Tag für Tag ſo leer, daß man Sicherheitswachen darin hätte aufſtellen mögen; der volle Strom der Menge wogte zu Sharamutz. O, wenn einer von Allen, die dieſe wahre Geſchichte leſen, jemals ſechs Monat hintereinander empfunden, was ein leeres

Haus iſt, ſo ſchenke er unſerm Freunde ſein Mitleid! Selbſt die frei eintretenden Muhmen und Freundinnen der Muſiker vom Orcheſter, und ſelbſt die Offiziere, die das Recht des Eintrittes hatten, blieben weg, um nur den Jammer nicht mit anzuſehen. Fünfhundert Menſchen zeigten ſich wöchentlich, und verlangten Brot; Molière wies ihnen die leere Kaſſe. Man wußte ſich damals noch gar nicht zu helfen, wenn es Ebbe war, und die Flut ausblieb; es gab keine Abonnements, noch weniger Abonnement suspendu, und 7000 Franks vom König waren das ganze Wohl und Wehe der Geſellſchaft. Es war nicht viel beſſer als eine Privatunternehmung; der Direktor und ſeine Geſellſchaft waren zumeiſt auf ihren Fleiß, ihre Mühe und die Gunſt des Publikums angewieſen; ſie hätten verzweifeln mögen. Dazu kam noch, daß die Offiziere, endlich müde, den Sharamuß zu ſehen, ſich wieder in Molière's Theater einfanden, und zwar in ſolcher Menge, daß ſie beinahe das ganze Haus füllten. Die mißvergnügten Schauſpieler hatten nun ſchon ſeit fünf Monaten nichts eingenommen, ſondern mußten zuſetzen, oder Schulden machen, denn Alles ging auf gemeinſchaftliche Rechnung, und die Gelder gingen blos durch Molière's Hand, er aber mußte nicht für den Riß ſtehen; ging viel ein, ſo bekam jeder ſeinen angemeſſenen Theil, kam kein Geld, ſo hatte Niemand etwas. Die Noth war auf das Höchſte geſtiegen. Der Andrang des Militärs gab unſchuldiger Weiſe Anlaß zum Ausbruche des Mißvergnügens und zu einem Sturm, bei welchem Molière unſinnig zu werden meinte. Er wußte ſelbſt nicht, was ſie denn Alle wollten, und erſtarrte zu Stein, als die tolle Vermuthung herauskam: der Zudrang der Offiziere halte das Publikum vom Theater ab, und als Alle, ſeine Schwiegermutter und Frau an ihrer Spitze, ihn bedrängten, beim König nachzuſuchen, daß fernerhin kein Offizier mehr frei in das Theater dürfe.

»Ich ſoll die braven Militärs verſcheuchen?« ſagte Molière, und ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, „das ſei ferne! So dankt doch nur dem guten Himmel, daß Ihr ſeit ein paar Tagen Jemand habt, der ſich auf die leeren Bänke ſetzen will! Ich möchte ja lieber auf dem Kirchhof ſpielen!« — »Schließ das Haus auf, und lade die Vorübergehenden ein,« ſchrie Frau Molière, „ſo haſt du Gäſte!«

»Niemand ſollte frei ſein,« eiferte die Schwiegermutter. »Niemand frei? unſinniger Gedanke!« rief Molière. — »Nur höchſtens die Zeitungsſchreiber,« fiel die Gattin ein. „Weil du ſie fürchteſt, nicht wahr?« — »Und die Schauſpieldichter,« ſetzte ſie hinzu. „Ja,« entgegnete Molière, »ſie ſind nothwendige Uebel. Wenn wir aber dieſe Herren und Damen fragen, ſo muß noch jedes Hautboiſten Couſine und Vetter hinein, und wären ſie nur Cousins à la mode de Brétagne, ja, der Souffleur und der Lampenputzer haben auch jeder ein Herz und wenigſtens Eine Couſine! Seht, ich habe nichts dagegen, ſie dürfen doch nur kommen, wenn nichts Apartes iſt, in den drei erſten Vorſtellungen einmal ſchon gar nicht.« — »Aber dieſe reichen Offiziere,« fiel Frau Molière ein. »Ihr freier Eintritt iſt ja nur ein Vorrecht,« ſtellte Molière ihr vor; doch es gab jetzt einen ſo unerhörten Lärm, daß ihm alle Beſinnung verſchwand. Um Oel in die Wellen zu gießen, verſprach er eine Schrift an den König um Erlaß des freien Eintrittes ſeiner Offiziere aufzuſetzen; er hoffte, der König werde das Geſich abſchlagen; wider alles Vermuthen ſagte er es zu. Dies machte ganz unausſprechliche Senſation, und gab zu den ſeltſamſten Vermuthungen Anlaß. Da Molière ſeine ſchöne, junge Frau wie ſeinen Augapfel hütete, ſo glaubten die Meiſten, es ſei aus Eiferſucht geſchehen. Die Sache galt faſt Allen gleich, denn Wenige waren arm; aber es erſchien ihnen als beleidigend, daß ſich Molière an den König gewandt, um ihnen ihr, vom König und von der Adminiſtration bei Ernennung der Geſellſchaft zu gewöhnlichen Komödianten Sr. Majeſtät freiwillig dargebotenes Vorrecht zu entreißen.

»Sollen wir das leiden?« riefen die Heftigſten. »Nein, beim Himmel!« erklang es von allen Seiten. Die Vernünftigen ſchwiegen oder entfernten ſich, die Anderen rotteten ſich zuſammen, und beſchloßen, den Eintritt zu erſtürmen. Die vierte Nachmittagsſtunde, jener Tage ſanktionirte Theaterſtunde, ſchlug, in geſchloſſenen Haufen drängten die Aufgebrachten ſich in das Thor hinein. Sie kamen zum Unglück erſt vom Tiſch, wo ſie den Komödianten ein dreifaches Pereat ſo tüchtig getrunken, daß ſie Vernunft und Beſinnung dabei über den Haufen geworfen. Der Thürhüter wehrte den Eintritt, der Widerſtand reizte die aufgeregten jungen Leute bis zur höchſten Wuth, ſie drängten den Unglücklichen zurück; da warf er ihnen ſeinen Degen vor die Füße, doch ſchon hatte er Einige von ihnen zurückgeſtoßen, und das forderte Blut; die Offiziere mit gezückten Degen rannten ihn durch und durch, und eilten an ſeiner Leiche vorbei nach dem Theater, in blinder Wuth entſchloſſen, Molière und allen Schauſpielern den Reſt zu geben, wie ſie dem widerſpenſtigen Thürhüter gethan. Ein furchtbares Geheul erhob ſich, Alles flüchtete in Verwirrung und Todesangſt. Dieſe verkrochen ſich in den Souffleurkaſten, Jene ſtürzten in die Verſenkung, Kinder kletterten an den Couliſſenſtangen hinauf auf den Boden, und die Beherzteſten ſchauten durch das Loch, aus welchem der Kronleuchter herniederhing. Hubert und ſeine Gattin fanden durchaus keinen Schlupfwinkel; ſie ergriffen Hammer und Axt, die zufällig da lagen, und hieben ein großes Loch in die Wand des königlichen Palaſtes; Hubert wollte zuerſt hindurch, er war dickleibig und ſchmalſchulterig, doch in der Angſt dachte er nicht an die Mißverhältniſſe ſeines Körpers, er ſchob ſich muthig in die Oeffnung, kam mit Kopf und Schultern glücklich durch, und blieb mit dem Bauche ſtecken; er konnte nicht vor, nicht zurück. Es traf ſich, daß der Platz, welchen die Axt getroffen, auf das eben ganz leere Zimmer eines bigotten Hoffräuleins zutraf, die hineintrat, indeß Hubert in Todesängſten und in der fürchterlichſten Marter der Klemme und Quetſchungen ächzte, fluchte und weinte; es war dunkel im Zimmer, das Fräulein meinte, der Böſe ſei darin, und ſchlug, mit Zetergeſchrei fortſtürzend, ihre Thür ein, deren Schlüſſel inwendig ſteckte. Das Schloß ſchnappte zu, und alle Rettungswege für den ächzenden Schauſpieler waren abgeſchnitten. Jeden Augenblick meinte er von den Wütherichen, die unter gräßlichen Drohungen das Haus durchraſ'ten, gefunden, und durch die im Schauſpielhauſe zurückgelaſſene Hälfte ſeines Ich's durchbohrt zu werden. Er rief nach ſeiner Frau, doch dieſe, die ſchlank und behend war, hatte ſich in den Waſchkorb verkrochen, der im Ankleideverſchlag ſtand, und Alles, was ſie nur aushalten konnte, ohne zu erſticken, über ſich hinweggezogen. Dort kauerte ſie mit Herzklopfen, und befahl dem Himmel ihre Seele, im Falle ſie den Mördern in die Hände fiele. Madame Molière fuhr raſch in eine Bauernkleidung, die recht natürlich und unverdächtig ausſah, und beſchloß, ſich recht unbekümmert und albern anzuſtellen; ſie hatte ſich die Schminke abgewiſcht, und einen großen Hut über eine Perrücke von langen, ſchlichten, niedergekämmten Haaren aufgeſetzt. Um den ſchönen Damenanzug mit Blumen und Silberſpitzen, in welchem ſie heute auftreten ſollte, war's freilich gethan, und kaum war ihr Beſinnung geblieben, Holzſchuhe anzuziehen; freilich waren dieſe zu groß, und die ſeidenen Strümpfe mit den durchlöcherten Zwickeln ſchauten verrätheriſch heraus. Der junge Bejant, ihr ſiebzehnjähriger Bruder, ergriff eine Einſiedlerkleidung und einen Flachsbart, vergaß aber die Perrücke mit der Glatze dazu aufzuſetzen, und kam in dieſem Aufzuge zu ſeinem höchſten Entſetzen den Raſenden entgegen mit dem pechſchwarzen Lockenkopfe und dem ellenlangen Barte. Er war eben unter der großen Laterne im Gange, das Licht fiel grell auf die burleske Geſtalt, und der unglückliche Bedrohte, der ſich gar nicht mehr zu helfen wußte, wollte nicht ſterben, ohne ſeinen letzten Poſſenſtreich gemacht zu haben, und rief: »Ach, edle Herren, erbarmen Sie ſich doch eines neunzigjährigen Greiſes, der ohnehin bald ſterben muß!" Dies hören, und in ein unaufhaltſames Gelächter ausbrechen, war Eins. Ohnedem ſchnitt und pfiff die Zugluft ſcharf im Gange, und kühlte die Hitze der von Wein und Zorn Berauſchten einigermaßen. Molière, der nur einen ſolchen Augenblick abgewartet, trat mitten unter ſie, allein und unbewaffnet, und gebot Ruhe im Namen des Königs. Molière's Zuverſicht, vereint mit dieſem Namen, wirkten auf die, ſchon zur Beſinnung gelangten Gemüther; ſtumm ſchlich ſich Einer nach dem Andern davon Jetzt drang des eingeklemmten Hubert Wehgeſchrei zu Molière's Ohren, und Alles eilte, ihn mit Axthieben aus ſeinem Gefängniſſe zu erlöſen. Der ganz zerſchundene Komiker, dem die ſchwarze, gelbe und rothe Schminke in hellen Angſtſchweißſtrömen wie eine Lava vom glühenden Angeſicht herniedertroff, ſchrie noch immer erbärmlich, und ſchreckte noch zuſammen, ſo oft er Sporen klirren hörte, denn das Schickſal des Thürhüters war ihm durch die Seele gegangen, und er hätte vor Angſt ſterben können, wie jener, ohne ſein Wiſſen begnadigte Delinquent, der vor Schreck geſtorben war, als der Scharfrichter das Schwert erhob. »Um Gott!« rief der Aechzende, »hochgeehrter Herr Direktor, geſtrenge Frau! ich kenne Sie wohl, wenn Sie auch in Colin's Jacke und Hoſen ſtecken; weiſe Schwiegermutter des zweiten Terenz und neuen Ariſtophanes, laſſen Sie des Königs Trabanten, den Teufel und ſeine Großmutter in Gottes Namen frei in das Theater! O Himmel! das iſt mein letzter Tag, hat man das je erhört? Mord und Todtſchlag um die freie Entrée! O, mein Leib, meine Schultern, mein Kopf! Freunde, vergeßt mich nicht! Ihr werdet morgen, um mit dem engliſchen Hoftheaterdichter zu ſprechen, einen ſtillen Mann an mir finden.« Frau Hubert beruhigte ihren troſtloſen Ehegenoſſen, und erweckte in ihm die Hoffnung, daß es noch nicht um ihn geſchehen ſein könne. Alle enthülſeten ſich jetzt aus den Verkappungen, die Knaben vom Boden, und die furchtſamen, gefallenen Engel aus den Verſenkungen wagten ſich wiederum an das Licht, aber um die Vorſtellung dieſes Abends war's gethan. Der König zürnte den Offizieren entſetzlich, er ließ die ſtrengſten Befehle ergehen, die Thäter zu beſtrafen; doch Molière verwendete ſich mit dem wärmſten Eifer für ſie. In der Angſt und Verwirrung dieſer Vorgänge hatte Niemand die Einzelnen erkannt, Molière ausgenommen, und er wollte ſie nicht verrathen, theils, um nicht den Handel noch ernſter und folgenreicher zu machen, theils, weil ſein Erſcheinen und ſeine kurze Ermahnung ſogleich Frieden geſtiftet hatte. Der wackere Mann trat mitten unter ſie auf öffentlicher Parade. »Ich komme, meine Herren!« redete er ſie an, »um Ihnen mein innigſtes Beileid an den Vorgängen von geſtern zu bezeigen. Ich zweifle nicht, daß Sie ſo unſchuldig daran ſind, als wir. Es würde mir ſchwer, zu glauben, daß königliche Offiziere, von edler Geburt und Erziehung, die dem Wehrloſen zum Schutz dienen und Ordnung erhalten ſollen, ungereizt und ohne die dringendſte Nothwendigkeit den Degen gezogen; ja, vielleicht haben Uebelgeſinnte Ihre Kleidung mißbraucht, es wäre nicht das erſte Beiſpiel! Wie dem auch ſei, wir laſſen es auf ſich beruhen, meine Herren! Ich komme, wie ſchon geſagt, Sie zu verſichern, daß mir die Scenen jener Schreckensſtunden nur eine ſchmerzliche Erinnerung, nicht Argwohn und Groll gegen Sie einflößen. Ich komme Sie zu bitten, nicht zu glauben, daß ich aus Mangel an Achtung und Vertrauen gegen Sie, meine Herren, den Befehl ausgewirkt habe, daß Jedermann von des Königs Hauſe fortan zahlen muß, der zu uns kommt. Sie Alle werden uns, wenn Sie uns beehren, jederzeit willkommen ſein, und ich lade Sie ein, ſo oft es Ihnen beliebt, um Eintrittskarten zu mir zu ſenden. Nicht gegen Sie, gegen müßige Taugenichtſe, die ſich als Militär verkleiden, den Platz einnehmen, der Ihnen und dem Publikum gebührt, und uns den Gewinn unſerer Mühen rauben, iſt dieſe Maßregel gerichtet. Männer von Adel, welche die Ehre haben, dem Könige zu dienen, werden ſolche Hallunken gewiß nicht gegen die Beſchwerden von Sr. Majeſtät Komödianten ſchützen! Was könnte denn ſo reichen und ſtolzen Jünglingen der freie Eintritt verſchlagen? Wie könnte ich mir vorſtellen, daß Sie um ſolche Kleinigkeit ſich bemühen, ja ſogar Blut vergießen würden? Das iſt ja nicht möglich! Gewiß überlaſſen Sie die Gunſt des freien Eintrittes gern allen Denjenigen, die ihn hergebrachter Weiſe genießen, und wollen nicht in dieſelbe Kathegorie mit ihnen geſetzt werden; denn betrachten wir doch nur, wer dieſe ſind? Hungrige Journaliſten, denen wir, wie Pſyche dem Cerberus, Honigfladen in den Rachen werfen müſſen, damit ſie nicht bellen! Geizige Zeitſchriftherausgeber, die wir nicht vor den Kopf ſtoßen dürfen! Arme Dichter, die mit der Feder nicht das Salz verdienen! Angehende Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die ſich durch Zuſchauen ausbilden! Kurz, lauter Menſchen, die durchaus nicht wüßten, wo 15 Solo hernehmen! Sie, meine Herren, geben ja dem Bettler mehr, wenn Sie in die Taſche greifen, und ſind gewiß überzeugt, daß auch im gebildetſten Staate die Kunſt eine Bettlerin iſt und bleibt; ſie lebt nur vom Augenblicke, und auf dem bewegten Meere der Gunſt bleibt ihr leichtes Schiffchen oft jämmerlich auf dem Sande haften.»

Jetzt ſchwieg Molière, und die Offiziere reichten ihm die Hand, verſicherten, er ſei das ehrlichſte Blut unter der Sonne, und ſie würden ſtets ſeine Freunde ſein.

Der Traum der Braut.

Es träumte die Braut gar ſchweren Traum:
Sie ſah aus goldenem Wolkenſaum
Ein Engelein niederſchweben zu ihr:
»Nicht ruf' mich,« — ſo warnt' es — »ich nehm' dich mit mir!«

Sein Antlitz glich einem blühenden Paar:
Dem, der ihr auf Erden der Liebſte war,
Ihr ſelber zugleich, der blühenden Braut —
Was Wunder, wenn ſie es mit Sehnſucht ſchaut? —

Es ſchwand — bald ſchwand auch die Flitterzeit,
Der Mai der Ehe voll Seligkeit. —
Schon hat ſich gerundet ein ſeliges Jahr,
Und noch nicht der Engel erſchienen war.

Jetzt ſpricht er in Träumen zur ſehnenden Frau:
»Trau' nicht meinem Lächeln, o nimmer ihm trau'!
Es iſt ein blutiges Abendroth —,
Die Leichenfackel zu — frühem Tod!« —

Bald lächelt ein Knabe, der Eltern Bild,
Auf die bleiche Mutter gar engelmild; —
Doch der Tod ſchließt Beiden die Augen zu,
Und ſie gehen Beide — zur ewigen Ruh'.

Eduard Sileſius.

Je länger, je lieber.

Es hatte ſich Oskar ſein Liebchen geholt
Wohl ferne von Island's Küſte,
Und ſchifft mit ihm heim auf dunkler Fahrt,
Durch Meer und eiſige Wüſte. —

Und die Schiffer frugen am kahlen Strand:
„Wohin du kecker Geſelle?
Wohin führſt du dein Lieb? wo iſt dein Heim?
Suchſt du's auf trüglicher Welle?“ —

Und Oskar doppelt den Ruderſchlag
Und ruft den Schiffern hinüber:
„Das Heim iſt fern, die Fahrt iſt lang,
Doch mein' ich: je länger, je lieber!“

Es rollen die Schollen, es braust das Meer,
Der Himmel wird trüber und trüber,
Fein Liebchen ſchmiegt ſich an ſeine Bruſt,
Und lispelt: „je länger, je lieber!“ —

Chr. Oeſer.

Der Schiffbruch.

Novelle

von

Louiſe Beck.

Auf einem ziemlich hohen Felſen am Ufer der Nordſee lag das uralte Stammſchloß der edlen Grafen von Holm, majeſtätiſch auf die kleinen Fiſcherhütten herabblickend, welche tief unten am Strande ein freundliches Dörfchen bildeten. Der letzte Sprößling dieſes ehemals blühenden Geſchlechtes, Graf Friedrich von Holm, lebte ſchon ſeit Jahren hier mit ſeiner einzigen Tochter Helene in tiefer Abgeſchiedenheit von der Welt, in der er einſt viel gelitten, die ihn durch die traurigſten Erfahrungen zur Erkenntniß ihres trügeriſchen Glanzes gebracht, ja beinahe menſchenſcheu gemacht hatte. Jetzt erreichte ihn ihr buntes, geräuſchvolles Treiben nicht mehr, jetzt lag ſie ihm zu ferne, um weder durch ihren Schimmer geblendet, noch durch ihren Hohn gebeugt zu werden; gleich dem Adler auf ſeinem Felſenſchloſſe hauſend, frei und ſtolz, wie dieſer mächtige Beherrſcher der Luft, weidete er ſein Auge an dem erhabenen Anblick der Natur, bewunderte bald die in majeſtätiſcher Ruhe dahinfließenden Wellen der Nordſee, bald folgten ſeine Blicke dem flügelſchnellen Lauf eines aus fremden Welttheilen kommenden Schiffes, welches mit vollen Segeln über den blauen Spiegel hinweg glitt — bald aber auch beobachtete er, in ernſtes Sinnen verſunken, den herannahenden Sturm, hörte das wilde Brauſen der Wogen, die ſich ſchäumend an den Felſen brachen, vernahm den furchtbaren Widerhall des Donners, den ſchrecklichen Aufruhr der empörten Elemente, und fühlte die Größe des Schöpfers um ſo tiefer, je gewaltiger ſie ſich in ſeinen Werken verkündigte. Zufrieden in ſeiner Einſamkeit, die ihm einen reichen Erſatz für die ſogenannten Freuden der großen Welt gewährte, würde er ſich in dieſer ungeſtörten Ruhe ganz glücklich gefühlt haben, wenn der Gedanke — was dereinſt aus ſeiner geliebten Tochter Helene werden, wer ihr Freund, ihr Beſchützer ſein ſollte, wenn er ſie verlaſſen müßte, ſein Herz nicht oft mit banger Sorge erfüllt hätte. Von dem ehemals ſehr großen Vermögen ſeiner Vorfahren war ihm außer dem Beſitz dieſes ſeines Stammſchloſſes nur noch ein anſtändiges Auskommen übrig geblieben, er konnte ihr daher keine weitläufigen Güter, keine bedeutenden Schätze hinterlaſſen, und ohne dieſe — wer ſollte ſich um die zarte Blume bekümmern, die in beſcheidener Verborgenheit an dem Ufer der Nordſee blühte? — Wer ſollte ſie hier aufſuchen? mit liebender Hand vor den rauhen Stürmen des Lebens ſchützen? mit treuer Sorgfalt pflegen? — Er wußte nur zu gut, wie ſehr der Reichthum den Werth der Menſchen in den Augen ihrer Mitbrüder erhöht, er kannte die mächtigen Triebfedern der Selbſtſucht, des Eigennutzes nur allzu genau; gerade ſeine traurigen Erfahrungen in dieſem Punkte hatten ihn ja eben der Welt entfremdet, aber ſie waren es auch, die ihm die Zukunft der geliebten Tochter in dem ungünſtigſten Lichte zeigten, wenn er ſie — was vielleicht bald geſchehen konnte — nach ſeinem Tode verwaiſ't und hilflos auf derſelben zurücklaſſen müßte.

Helene hatte keine Ahnung von den Beſorgniſſen ihres Vaters; ſie war zu jung, um an die Zukunft zu denken, zu unerfahren, um ſie zu fürchten, auch fühlte ſie ſich zu glücklich in ihrer Umgebung, um etwas zu vermiſſen, und wußte durch ihren natürlichen Frohſinn, durch ihre immer gleiche Heiterkeit gar oft die Falten von der Stirne des theuren Vaters zu verſcheuchen, oder ihn mit den lieblichen Tönen ihrer Harfe aus ſeinem düſteren Sinnen zu erwecken und in die freundliche Gegenwart zurückzurufen. Jahre ſchwanden dahin, achtzehnmal hatte Helene den Frühling begrüßt, ſie glich jetzt der herrlich aufgeblühten Roſe, die ihre zauberiſchen Reize in üppiger Fülle entfaltet; mit wehmüthiger Freude blickte der Vater auf das engelgleiche Weſen, das ſeine letzten Tage verſchönerte, — nur um ihretwillen wünſchte er, der Himmel möge ſein Leben verlängern, nur um ihretwillen ſchreckte ihn der Gedanke des Scheidens, — und wenn er ſie nun ſah, wie ſie mit kindlicher Zärtlichkeit an ſeinen Blicken hing, wie ſie ſeine leiſeſten Wünſche liebend zu errathen ſuchte — dann dachte er ſie ſich als Gattin, als Mutter; — dann ſandte er heiße Gebete zum Himmel empor, daß er ihr vor ſeinem Ende einen würdigen Gefährten, einen edlen Freund und Beſchützer ſenden möge.

Es war im Spätherbſt, als Graf Holm eines Abends wie gewöhnlich den lieblichen Melodien horchte, welche die kunſtreichen Finger Helenens den Saiten ihrer Harfe zu entlocken verſtanden. Draußen tobte der Sturm mit lange nicht gehörter Wuth, die Wellen der Nordſee ſtiegen ſchäumend empor und brachen ſich mit donnerndem Getöſe an den hervorragenden Felſen, immer wilder wurde der Aufruhr der Natur, immer fürchterlicher raſ'ten die empörten Elemente; — Helene vermochte nicht weiter zu ſpielen, eine nie gefühlte Angſt ergriff ſie, die doch ſeit Jahren an ähnliche Naturereigniſſe gewöhnt war, auch der Graf empfand eine ſeltſame Unruhe, auch er mußte unwillkürlich den ſchauerlichen Tönen lauſchen, die der heulende Sturm hervorrief, da vernahmen Beide plötzlich mehre Kanonenſchüſſe in der Ferne, ohne Zweifel die Nothſignale irgend eines dem Untergange nahen Schiffes, und ſogleich befahl der Graf ſeinen Dienern, mit brennenden Fackeln verſehen an den Strand zu eilen, um den Unglücklichen, die vielleicht eben jetzt mit den Wellen rangen, das rettende Ufer zu zeigen.

Eine bange Stunde mochte vorüber gegangen ſein, während deren Dauer Helene alle Qualen der Todesangſt mit den armen Schiffbrüchigen getheilt hatte, da wurde dem Grafen endlich von ſeinen zurückkehrenden Dienern gemeldet, daß die Fiſcher einen jungen Mann gerettet hätten, der ſich an einer Planke des zertrümmerten Schiffes feſt haltend, nahe genug an das Ufer getrieben worden ſei, um ihm zu Hilfe eilen und dem Tode entreißen zu können. Graf Holm gebot nunmehr, den Unglücklichen ſogleich in das Schloß zu bringen, und ihm die ſorgfältigſte Pflege angedeihen zu laſſen; auch Helene, welche, wenn es der Anſtand erlaubt hätte, gerne ſelbſt zu ihm geeilt wäre, um ſich von ſeinem Zuſtande zu unterrichten, empfahl ihn dem alten heilkundigen Kaſtellan auf's dringendſte; und als ſie endlich, viel ſpäter als gewöhnlich, zur Ruhe ging, da ſchwebte das Bild des nie geſehenen Fremdlings vor ihrem inneren Auge, drängte ſich ſogar in ihre Träume, und ſtörte zum erſten Mal in ihrem Leben den ſonſt ſo ruhigen Schlummer, der nach vollbrachtem Tagewerk ihre ſchönen Augen freundlich zu ſchließen pflegte.

Am folgenden Morgen war Helenens erſte Frage nach dem Befinden des Geretteten. — Zu ihrer großen Freude erfuhr ſie, daß er ſich bereits ziemlich erholt, und um die Erlaubniß gebeten habe, dem edlen Menſchenfreunde, der ſich ſeiner ſo großmüthig angenommen, perſönlich danken zu dürfen. — So ungern der Graf auch mit Menſchen verkehrte, ſo fremd ſie ihm auch ſeit Jahren geworden waren, fühlte er doch, daß er den Unbekannten nicht abweiſen laſſen konnte, ohne ihn tief zu kränken; er erklärte ſich daher bereit, ihn zu empfangen, wenn ſeine Geſundheit ihm den Beſuch erlaube; — und kaum hatte der Unbekannte dieſe willkommene Einladung erhalten, als er ihr auch ſchon Folge leiſtend, vor dem Grafen und ſeiner reizenden Tochter zu erſcheinen eilte.

Der Fremde war ein junger Mann von einnehmendem Aeußeren, ſeine Geſtalt war ſchlank und edel, ſeine regelmäßig geformten Züge hätten ſchön genannt werden dürfen, wenn nicht eine eigenthümliche Beweglichkeit, ſo wie ein oft wiederholtes Zuſammenziehen der Augenbraunen dieſelben entſtellt, und ihm ein finſteres, faſt drohendes Anſehen verliehen hätte. — Sein Benehmen, als er ſich dem Herrn des Schloſſes vorſtellte, verrieth jedoch den feinſten Anſtand; Sprache und Haltung zeugten von mehr als gewöhnlicher

Bildung, er wußte dem Grafen ſeine Dankbarkeit auf eine Art auszudrücken, die, eben ſo einfach als ſchmeichelhaft, denſelben nichts weniger als beläſtigen konnte, — kurz die Unterhaltung des jungen Fremden erregte ſchon bei dieſer erſten Zuſammenkunft das Intereſſe des Grafen ſo ſehr, daß er ihn freundlich einlud, hier nach überſtandener Gefahr der Ruhe zu pflegen, und das Schloß nicht eher als nach völlig wiedererlangter Geneſung zu verlaſſen.

Guſtav von Wendheim, ſo nannte ſich der Fremde, nahm dieſe Einladung mit unverkennbarer Freude an, es ſchien, als ſei ihm hierdurch ein geheimer innerer Wunſch gewährt; — unaufgefordert bat er aber nun ſeinen edlen Wirth, ihm die freilich nur kurze, wenig Intereſſe erregende Geſchichte ſeines Lebens mittheilen zu dürfen, damit er wiſſe, wem er ſo großmüthig Schutz und Obdach gewähre, — und hierauf erzählte er dann Folgendes: Guſtav von Wendheim war der letzte Sprößling eines ehemals ſehr bedeutenden norddeutſchen Hauſes. Politiſcher Urſachen wegen ſah ſich ſein Vater, als er kaum das Mannesalter erreicht hatte, gezwungen, Europa zu verlaſſen und in Amerika, dieſer neuen Wunderwelt, eine neue ſchönere Heimat zu ſuchen. — Reichlich mit dem erforderlichen Gelde verſehen, kaufte Ferdinand von Wendheim nach ſeiner Ankunft in jenem gelobten Lande eine der herrlichſten, eben feil gebotenen Beſitzungen, wurde von nun an ein friedlicher Pflanzer und fand in den Armen einer edlen Amerikanerin, die er als Gattin heimführte, ein nie geahntes namenloſes Glück. — Guſtav war die einzige Frucht dieſer Ehe, er wurde mit aller der Sorgfalt erzogen, die dem Enkel eines edlen Geſchlechtes gebührte, auch beſaß ſein Vater Kenntniſſe genug, um ihn in allen Zweigen des Wiſſens ſelbſt unterrichten zu können — ſo wuchs er, an Geiſt und Körper gebildet, in üppiger Jugendfülle blühend empor, und hatte ſo eben ſein zweiundzwanzigſtes Jahr erreicht, als der Tod ihm zuerſt die theure Mutter, und dann auch den über Alles geliebten Vater unerbittlich raubte. Der Verluſt beider Eltern machte auf Guſtav einen ſo tiefen ſchmerzlichen Eindruck, er fühlte ſich ſo einſam, ſo ganz verwaiſt, daß er, obgleich ihm noch ein Jugendfreund, der Sohn eines verarmten Pflanzers blieb, den ſein Vater als Knabe aufgenommen hatte und mit Guſtav erziehen ließ, ein Land mindeſtens eine Zeit lang zu verlaſſen beſchloß, das ihm, ſo reizend es auch ſein mochte, doch jetzt verödet ſchien, und nur die traurigſten Erinnerungen in ihm erweckte. Zu viel hatte ihm ſein verſtorbener Vater von Europa erzählt, zu oft ſeiner in Norddeutſchland gelegenen Heimat erwähnt, als daß er nicht ſtets ein heißes, inniges Verlangen, dieſelbe dereinſt kennen zu lernen, in ſich gefühlt hätte; jetzt war der Augenblick gekommen, dieſen lang gehegten Wunſch zu erfüllen, er wählte daher einen redlichen Mann zum Verwalter ſeiner reichen Beſitzungen, vertraute einem treuen Diener die Aufſicht über ſein väterliches Haus, nahm Abſchied von dem Schauplatze ſeiner Jugendfreuden, benetzte die Gräber ſeiner Eltern noch einmal mit Thränen kindlicher Liebe, und beſtieg dann, von ſeinem Freunde Robert Dunbar und John Perkins, einem Diener, begleitet, das Schiff, das ihn in ein fernes, unbekanntes Land, das ihn, den früh Verwaiſten, dahin führen ſollte, wo einſt die Wiege ſeines theuren, unvergeßlichen Vaters ſtand.

Leider aber ſollte dieſe Reiſe das letzte, innige Band vernichten, das ihn noch an ein ihm theures Weſen feſſelte; ſchon während der erſten Tage ihrer Fahrt wurde ſein Freund nemlich bedeutend krank, die Symptome des Uebels zeigten ſich von Stunde zu Stunde gefährlicher, bald erklärte der Schiffsarzt, daß keine Rettung mehr zu hoffen ſei — und noch waren ſie nicht allzu ferne von der heimatlichen Erde, in welcher Guſtav's Eltern friedlich ſchlummerten, da mußte der arme Unglückliche auch ſeinen treuen Freund in den dunklen Schooß der Wellen begraben ſehen. Guſtav's Schmerz war zu groß, als daß er ihm Worte zu geben vermocht hatte; er verließ ſeine Kajüte nur ſelten, nahm an nichts mehr Theil, und lebte nur dem Andenken derer, die ein grauſames Schickſal ihm auf ewig geraubt hatte. Die Fahrt war inzwiſchen ſehr glücklich von ſtatten gegangen; ſchon hofften die Reiſenden ihr Ziel ohne Unfall zu erreichen, ſchon wähnten ſie ſich dem ſicheren Hafen nahe — als plötzlich ein fürchterlicher Sturm ausbrach, welcher ſie gänzlich aus ihrer ſeitherigen Richtung verſchlug, das Schiff unaufhaltſam nach dem klippenvollen Ufer trieb, und endlich an einem hervorragenden Felſen ſcheitern machte. Guſtav, welcher ſich gerade im Augenblick der höchſten Gefahr auf dem Verdecke befand, wurde von einer ungeheuren Welle hinweggeriſſen; — betäubt, ja faſt ſeiner Sinne beraubt, wußte er nicht, was mit ihm vorging, und als er nun wieder zu ſich ſelber kam — großer Gott! da ſah er nichts als Leichen und Trümmer des geſtrandeten Fahrzeuges, klammerte ſich inſtinktmäßig an einen neben ihm ſchwimmenden Balken, und wurde, nachdem er lange Zeit umhergetrieben, von Minute zu Minute dem Tode in den Wellen entgegen ſah, endlich durch die menſchenfreundlichen Bemühungen mehrer Fiſcher glücklich gerettet. — »Meinen wackeren Helfern in ſo großer Noth kann ich einigermaßen vergelten,» fuhr der Erzähler fort, »ſie ſind arm, und da ich mich im Beſitze meiner Brieftaſche befinde, die ich aus Vorſicht ſtets bei mir trug, ſo vermag ich es leicht, ſie in einen ihrer Lage angemeſſenen Wohlſtand zu verſetzen, um dadurch einen kleinen Theil meiner Schuld zu tilgen; wodurch ich aber Ihnen, Herr Graf, meine Dankbarkeit beweiſen, wie Ihnen die mir erzeugte Güte vergelten ſoll — das iſt eine Frage, die ich mir vergebens zu beantworten ſuche, obgleich mich nichts glücklicher machen würde, als die Gewißheit, Ihnen dereinſt in irgend etwas nützlich werden zu können.»

Graf Holm hatte Guſtav's Geſchichte, ſo einfach ſie auch war, nicht ohne lebhaftes Intereſſe angehört; der arme Jüngling, welcher ſich ſo einſam, ſo ganz verwaist in einer ihm völlig fremden Welt befand, erregte ſein innigſtes Bedauern, er fühlte das Schmerzliche ſeiner gegenwärtigen Lage, dachte, wie einſt auch Helene ohne die ſchirmende Obhut ihres Vaters verlaſſen ſein werde, und wiederholte daher ſeine frühere Einladung, längere Zeit auf dem Schloſſe zu verweilen, ſo herzlich, daß Guſtav, tief gerührt von dieſer zuvorkommenden Güte, das Schickſal pries, das ihn gerade hierher geführt hatte, um ein ſchützendes Aſyl zu finden.

Eben war der Graf im Begriff, ſeinen Gaſt in das ihm angewieſene Gemach zu begleiten, um ſich ſelbſt zu überzeugen, ob Alles daſelbſt zu deſſen Bequemlichkeit bereitet ſei, als er die unerwartete Nachricht erhielt, daß noch zwei jener armen Schiffbrüchigen in der vergangenen Nacht gerettet worden wären, welche ſich bereits ebenfalls ſo ziemlich erholt hätten, und gegenwärtig in der Hütte des alten Fiſchers Tom, der ſich die Ehre ihrer beſonderen Pflege durchaus nicht nehmen laſſe, befänden. Guſtav ſchien im erſten Moment faſt mehr beſtürzt als erfreut über dieſe Meldung; er fragte haſtig, wer die Geretteten wären, und erblaßte, als man ihm den Namen John Perkins nannte. Der Graf, welcher Guſtav's ſichtliche Bewegung jedoch der Freude über das erhaltene Leben ſeines Dieners zuſchrieb, gab Befehl, denſelben ſo bald als möglich nach dem Schloſſe zu bringen, allein Guſtav ließ dies durchaus nicht zu; er erklärte, daß er ſeiner nicht bedürfe, daß er ſelbſt es nicht wagen werde, länger hier zu verweilen, wenn ſein gütiger Wirth ſich auch noch mit der Aufnahme des Dieners beläſtigen wolle, daß der alte Fiſcher, den er reich zu belohnen Willens ſei, ſchon für ihn ſorgen werde, und ließ, als alle dieſe Einwendungen nichts halfen, zuletzt nicht undeutlich merken, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit Urſache habe, mit ihm unzufrieden zu ſein, folglich vor der Hand noch kein Verlangen trage, ihn um ſich zu ſehen. Graf Holm drang jetzt nicht weiter in ſeinen Gaſt, obgleich es ihm auffiel, daß Guſtav, welcher die Aufnahme ſeines Dieners im Schloſſe ſo entſchieden verweigert hatte, noch an demſelben Morgen mit einer faſt ängſtlichen Haſtigkeit nach der Hütte des alten Fiſchers Tom eilte, um ſich mit eigenen Augen von dem Ergehen ſeiner Unglücksgefährten zu überzeugen.

Mehre Wochen waren vorübergegangen; Guſtav hatte während dieſer Zeit nicht nur die Gunſt des ſonſt ſo mißtrauiſchen, menſchenſcheuen Grafen, ſondern, was ihm freilich noch viel leichter gelang, auch Helenens ganzes Herz gewonnen. — Wie hätte ſie aber auch gleichgiltig gegen einen Jüngling bleiben können, deſſen ſowohl geiſtige als körperliche Vorzüge auch das kälteſte Weſen für ihn einnehmen mußten? — Wie hätte ſie unempfindlich bleiben können, wenn ſein ſchönes dunkles Auge mit dem Ausdruck der innigſten Zärtlichkeit auf ihr ruhte, wenn er ihre Hand an ſeine heißen Lippen drückte, ihren Namen mit leiſe bebender Stimme nannte, jeder ihrer Bewegungen, jeder ihrer Mienen faſt ängſtlich mit ſeinen Blicken folgte, und nur dann heiter, nur dann glücklich ſchien, wenn ſie in ſeiner Nähe verweilte? Trotz ihrer Unerfahrenheit errieth Helene das Gefühl gar wohl, welches für ſie in der Bruſt des Jünglings glühte, obgleich er bis jetzt noch nicht gewagt hatte, demſelben Worte zu verleihen. Aber gerade dies ſchüchterne Schweigen des Mundes, dieſe ſtumme und doch ſo beredte Sprache des Herzens war es, was die zarte, faſt noch kindliche Jungfrau mit unzerreißbaren Ketten an den Geliebten feſſelte; Beide verſtanden ſich ohne Worte, Beide waren einig, ohne daß ein Laut ihre gegenſeitigen Empfindungen verrathen hätte, Beide verbargen ihr ſüßes Geheimniß tief in der verſchwiegenen Bruſt.

Eines Abends kehrte Guſtav, welcher ſeinen Diener inzwiſchen faſt täglich beſucht hatte, und dann zu des Grafen ſtiller Verwunderung beinah jedes Mal mit nur mühſam verhehlter Verſtimmung wieder in dem Schloſſe erſchien, finſterer als gewöhnlich von ſeinem abermaligen Gange zurück; auch der unbefangenſte Beobachter würde bemerkt haben, daß er in einem heftigen inneren Kampfe mit ſich ſelbſt begriffen ſei, daß er irgend einen Vorſatz, irgend einen Entſchluß gefaßt habe, den er ſich gleichwohl auszuſprechen ſcheue; endlich, nach langem peinlichen Zögern erklärte er, daß er ſeines edlen Wirthes Güte nun nicht länger mißbrauchen könne und dürfe, indem ſeine Angelegenheiten ihn nach der Hauptſtadt riefen, woſelbſt er ſeine geretteten Wechſel zu Gelde machen und ſeinen künftigen Lebensplan entwerfen wollte.

Helenens Schmerz über dieſen eben ſo plötzlichen als unerwarteten Entſchluß des heimlich Geliebten war ſo groß, daß ſie ihn vergebens zu verbergen ſtrebte; er würde dem Grafen ihr Gefühl verrathen haben, hätte ſein Scharfblick es nicht ſchon längſt entdeckt, hätte er nicht ſchon längſt in Beider Herzen geleſen, und ihre gegenſeitige Neigung im Stillen gebilligt.

Zwar ließ ſich dieſe, in der That etwas ſchnelle Billigung nicht mit der gewohnten Denkungsart des Grafen vereinigen, zwar war es viel gewagt, das Glück ſeines Kindes einem jungen Fremdling anvertrauen zu wollen, allein gerade das ſeltſame Zuſammentreffen der Umſtände, welches Guſtav's Erſcheinung begleitete, machte ihm den Jüngling werth; ſein Charakter hatte ſich ihm bis jetzt nur von der vortheilhafteſten Seite gezeigt, er war frei, unabhängig, weder Familienverhältniſſe noch ſonſtige läſtige Bande feſſelten ihn an die Welt. Der Graf durfte daher hoffen, daß ſein heißer Wunſch, die geliebte Tochter noch vor ſeinem Ende in den Armen eines würdigen Gemahles zu ſehen, in Erfüllung gehen werde, ohne ſich von ihr trennen, ohne dereinſt den Troſt ihrer kindlichen Pflege entbehren zu müſſen.

Selbſt die tiefe Schwermuth, das trübe Sinnen, in welchem Guſtav zuweilen verſunken ſchien, gefiel dem Grafen; er ſchob die Urſache dieſer Gemüthsſtimmung theils auf den Schmerz über den Verluſt aller der Seinigen, theils auf ſeine Leidenſchaft für Helenen; aus der nämlichen Quelle leitete er auch des Jünglings Unruhe, ſeine öftere Zerſtreuung, ſein plötzliches Erſchrecken bei dem unerwarteten Eintritt eines Dieners ab, denn er wußte aus eigener Erfahrung, daß ein tief bewegtes Gemüth durch die unbedeutendſte Kleinigkeit aufgeregt werden kann; Guſtav's Entſchluß, das Schloß verlaſſen zu wollen, überraſchte daher auch ihn; um jedoch den Liebenden die bange Scheideſtunde zu erleichtern, um des Jünglings geheimen, noch unausgeſprochenen Wünſchen entgegen zu kommen, beſchloß er, ſelbſt das bisher beobachtete Schweigen zu brechen, ihm ſeine väterliche Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit Helenen zu ertheilen, und dadurch ihrer Aller Glück zu gründen.

Es war am Abend vor dem zu Guſtav's Abreiſe beſtimmten Tag, als der kleine, ſonſt ſo lebhafte Kreis in trübes Nachſinnen verloren beiſammen ſaß, — vergebens ſtrebte Guſtav mindeſtens den Schein ruhiger Faſſung zu gewinnen, umſonſt verſuchte Helene ihre Thränen zu verbergen — da erbarmte ſich der Graf endlich ihrer ſtillen Leiden, erklärte ihnen, daß er ihr Geheimniß längſt errathen habe, und bereit ſei, ihre Wünſche zu erfüllen, wenn Guſtav ſich nämlich verbindlich machen wollte, wenigſtens ſo lange er, der Graf, leben würde, ſeine Tochter nicht von ihm zu trennen, Europa als ſein zweites Vaterland zu betrachten, und hier auf dem Schloſſe in ruhiger Abgeſchiedenheit von der Welt wie bisher mit ihm zu hauſen. Nichts glich der Ueberraſchung, nichts dem namenloſen Entzücken der Liebenden nach dieſer beſeligenden Verheißung; mit Freuden gelobte Guſtav, die ihm gemachten Bedingungen zu erfüllen. Helenens Beſitz gewährte ihm reichlichen Erſatz für den

Umgang mit einer Welt, die er nicht einmal kannte, es wurde daher beſchloſſen, daß er die allerdings nothwendige Reiſe unverzüglich antreten, jedoch ſobald ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht wären, wieder zurückkehren, und dann der harrenden Braut ſeine Hand reichen ſollte.

Nur wer ſich jemals auf längere Zeit von einem über Alles theuren Gegenſtande trennen mußte, kann Helenens Kummer beim Abſchied des Geliebten mitempfinden! Selbſt die frohe Hoffnung des Wiederſehens, ſelbſt die Gewißheit, dann unauflöslich mit ihm verbunden zu werden, konnte ihre Thränen nicht ſtillen; er war ihr Alles geworden, gleich der Rebe hatte ſie ſich feſt an die ſchützende Ulme geſchmiegt; je einſamer ſie früher geweſen, je ungetheilter der ganze Reichthum ihrer Gefühle in ihrem Buſen verborgen lag, um ſo verſchwenderiſcher beglückte ſie jetzt denjenigen damit, der ihrem Leben erſt Werth, ihrem Daſein erſt Bedeutung gegeben hatte. Das Schloß ſchien ihr nach Guſtav's Entfernung ſo gänzlich verödet, die weiten Gänge, in denen ſeine Schritte nicht mehr widerhallten, ſo ſchauerlich leer, ihre früheren Lieblingsplätze hatten ſo durchaus allen Reiz für ſie verloren, daß ſie tagelang an dem hohen Bogenfenſter ihres Gemaches ſaß, die fernhin rauſchenden Wellen der Nordſee mit ihren Blicken begleitete, und einer jeden die zärtlichſten Grüſſe für den abweſenden Geliebten mitgab.

Allein während Helene mit bräutlicher Ungeduld Tage und Stunden bis zu dem erſehnten Wiederſehen zählte, reihten ſich Wochen zu Wochen, Monden zu Monden, bevor dies endlich erfolgen ſollte! Hinderniſſe mancher Art, beſonders aber eine langwierige Krankheit, deren Folgen ihm die Rückkehr lange Zeit unmöglich machten, feſſelten

Guſtav an den Ort ſeines Aufenthaltes, und ſo war beinahe ein Jahr verfloſſen, ehe der erſehnte Augenblick nun wirklich erſchien, der das liebende Paar auf's Neue vereinigte. Daß Guſtav den Grafen nunmehr mit unabläſſigen Bitten beſtürmte, den Tag, der ihn zum glücklichſten Sterblichen machen ſollte, ſo bald als möglich feſt zu ſetzen, war eben ſo natürlich, als daß Graf Holm dieſe Bitten nicht unerhört ließ; er theilte die Wonne ſeiner Kinder, belauſchte das überglückliche Brautpaar, wenn es voll ſeliger Freude in dem traulichen, von mehren Kerzen ſanft erhellten Gemach beiſammen ſaß, und die Gegenwart des lächelnden Vaters kaum bemerkend, ſich die zu erwartende Zukunft mit den glänzendſten Farben malte. Der Gedanke, daß nur noch wenige Tage zwiſchen demjenigen lagen, der ſie unauflöslich mit einander verbinden ſollte, die Gewißheit des nahen, faſt ſchon erreichten Zieles, erfüllten beſonders Guſtav's Bruſt mit einer ſo namenloſen Wonne, ſein Entzücken ſprach ſich ſo laut, ſo unverholen aus, daß dem Grafen auch der letzte Zweifel, ob er ſein einziges geliebtes Kind durch dieſe Verbindung glücklich mache, verſchwand, und er der Stunde ihrer Vereinigung mit heiterer Ruhe entgegen ſah.

Eines Morgens, gerade vor dem zu Guſtav's und Helenens Hochzeit beſtimmten Tage, als Graf Holm ſein Lager kaum verlaſſen haben mochte, meldete ihm ein Diener, daß der alte Fiſcher Tom ſo eben nach dem Schloſſe gekommen ſei und ihn dringend, jedoch in's Geheim zu ſprechen begehre. Die Bitte des Greiſes wurde gewährt; wie ſehr erſtaunte aber der Graf, als Tom, nach vorhergegangener Entſchuldigung ſeiner Kühnheit, ihm erzählte, daß in jüngſt verfloſſener Nacht ein in wenige Lumpen gehüllter Bettler vor der Thüre ſeiner Hütte erſchienen ſei, welcher ihn mit den kläglichſten Tönen um Einlaß gebeten habe. »Die Chriſtenpflicht gebeut, ſich des Nächſten freundlich anzunehmen, wenn er der Hilfe bedarf,« fuhr Tom in ſeiner Erzählung fort; »ich ließ ihn daher willig bei mir ein, erſchrack aber nicht wenig, als ich nun beim Schein meiner Lampe, trotz der bleichen, entſtellten Züge, trotz der armſeligen Lappen, die ihm zur Kleidung dienten, in dem Unbekannten John Perkins, den ehemaligen Diener des nunmehrigen Bräutigams unſerer ſchönen Gräfin Helene erkannte.«

»Da ich ihn ſogleich bei ſeinem Namen nannte, auch meine Ueberraſchung, ihn in einem ſo elenden Zuſtande zu ſehen, nicht bergen mochte, lächelte er ſchmerzlich und bat mich, ihm, weil er ſich gänzlich erſchöpft fühle, nur wenige Stunden Ruhe zu gönnen, dann werde er vielleicht ſo viele Kraft gewinnen, mir ſeine ſeitherigen Schickſale mitzutheilen; ich bereitete ihm daher in der Eile ein Lager, hieß ihn ſich ruhig niederlegen, und gelobte ihm, in ſo fern es ihm Noth thue, meinen thätigſten Beiſtand. Doch nur kurze Zeit mochte der arme Kranke geſchlummert haben, da weckte mich ſein ängſtliches Stöhnen aus dem Schlafe auf, er rief mich zu ſich und ſprach: »Ich fühle, daß meine letzte Stunde herannaht; die wenigen Tage, denen ich vielleicht meine Seligkeit geopfert habe, ſind verronnen, mir bleibt nichts, nichts, als die Reue!« hier ſchwieg der Kranke, dann nach einer ziemlich langen Pauſe fuhr er fort: »Könnt Ihr mir nicht ſagen, Tom, wie Guſtav von Wendheim mit ſeiner jungen Gattin lebt, und ſeit wie lange ſie vermählt ſind?» Als ich ihm nun hierauf erwiderte, daß der junge Herr beinahe ein Jahr von hier entfernt geweſen, ſeit Kurzem erſt zurückgekehrt und daher auch morgen erſt der Tag der Hochzeitsfeier ſei, da ſchrie er laut auf: »Wohl mir, ſo kann ich mein beflecktes Gewiſſen vor meinem Ende noch erleichtern! Eile nach dem Schloſſe, alter Freund, verlange den edlen Grafen von Holm in's Geheim zu ſprechen, ſage ihm in welchem Zuſtande ich zu dir gekommen ſei, und daß ich, dem Tode nahe, ihn um die Gnade bitten laſſe, das letzte Bekenntniß eines reuigen Sünders anzuhören! Flehe ihn aber auch an, daß dies geſchehe ohne von irgend Jemanden bemerkt zu werden, damit kein Weſen außer dir und dem Grafen meine Gegenwart hier ahne! Jetzt eile Tom, eile, meine Stunden ſind gezählt; dieſe Schrift, ich muß ſie in des edlen Mannes Hände legen, dann erſt kann ich ruhig ſterben!» Nach dieſen Worten ſank der Kranke erſchöpft auf ſein Lager zurück; die erſten Strahlen der Morgenſonne erhellten ſeine bleichen, entſtellten Züge, ich konnte ihn nicht ohne Mitleid betrachten, welche Schuld auch auf ſeinem Herzen laſten mag, mir ziemt es nicht darnach zu forſchen; Ihr aber, gnädigſter Herr, Ihr werdet dem Sterbenden den Troſt Eurer Gegenwart gewiß nicht verſagen, werdet ſein Geſtändniß hören, jene wichtigen Papiere in Empfang nehmen, damit er ſeine irdiſche Wallfahrt enden und mit erleichtertem Herzen hinüberſchlummeren möge in jene ſchönere, beſſere Welt.»

Hier ſchwieg Tom, indem er ſich ehrerbietig vor ſeinem Gebieter neigte; der Graf hatte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört, er konnte ſich einer trüben Ahnung, einer faſt ängſtlichen Scheu, der Bitte des Sterbenden Folge zu leiſten, nicht erwehren, gleichwohl ſagte ihm ſein Gewiſſen, daß er das Vertrauen des Unglücklichen nicht täuſchen dürfe; nach kurzer Ueberlegung befahl er daher dem alten Fiſcher heimzukehren, den Kranken auf ſeine baldige Ankunft vorzubereiten, und ihn dann unferne ſeiner Hütte zu erwarten, woſelbſt er ſich einfinden werde, ſobald er ſich unbemerkt aus dem Schloſſe zu entfernen im Stande ſei.

Der Mittag nahte heran, Guſtav und Helene hatten den Grafen ſchon lange vergebens erwartet, hatten endlich von ſeinem Diener erfahren, daß er das Schloß bereits ſeit mehren Stunden verlaſſen, ſich jede Begleitung auf das ernſtlichſte verbeten, den Weg nach dem Strande eingeſchlagen habe, und bis jetzt noch immer nicht zurückgekehrt ſei. Helenens Erſtaunen über dieſen Bericht war um ſo größer, je mehr ſie die lange Abweſenheit ihres Vaters befremden mußte; ihre Unruhe vermehrte ſich von Minute zu Minute, tauſend bange Zweifel, tauſend quälende Sorgen beſtürmten ihre Bruſt: wo mochte er verweilen? was mochte ihm begegnet ſein? was ſollte ſeine geheimnißvolle Entfernung, ſein ausdrückliches Verbot, ihn zu begleiten? ſein unbegreifliches Ausbleiben bedeuten? Alle dieſe Fragen vermehrten ihre Pein; vergebens verſuchte Guſtav ſie zu tröſten, umſonſt bemühte er ſich ihre trüben Ahnungen zu verſcheuchen, und nur ſein Entſchluß, den geliebten Vater, ſelbſt auf die Gefahr ihn zu erzürnen, aufſuchen zu wollen, war fähig, ſie einigermaßen zu beruhigen. Schon war Guſtav im Begriff, ſich zu entfernen, ſchon hatte Helene ihm tauſendmal den größten Eifer bei ſeinen Nachforſchungen anempfohlen, da meldete ein Diener, daß

Graf Holm, von dem alten Fiſcher Tom geführt, ſo eben in dem Schloſſe angekommen ſei, ſich jedoch ſogleich auf ſein Zimmer begeben, und durchaus Niemanden, wer es auch ſein möge, vorzulaſſen befohlen habe. Dieſer Bericht war nicht geeignet, Helenens qualvollen Zuſtand zu endigen; neue Zweifel ſtiegen in ihrem Innern auf, neue, noch peinlichere Fragen marterten ihr Herz; war ihr Vater krank, warum verſchmähte er dann die Pflege ſeines einzigen Kindes? zürnte er ihr? unmöglich! ſie war ſich keines Vergehens gegen ihn bewußt! Hielt irgend eine geheime Botſchaft, irgend ein wichtiges Geſchäft ihn von ihr entfernt, warum ſie nicht darüber beruhigen? warum ihr nicht ein einziges kleines Wort des Troſtes ſagen? Auch Guſtav vermochte ſich das Benehmen des alten Grafen nicht zu erklären, auch ihm war es ein Räthſel, das er vergebens zu löſen ſtrebte, allein es erfüllte ſeine Bruſt mit eben dem ahnungsvollen Schauer, den der Schiffer auf weitem Meere empfinden mag, wenn fern am Horizonte ein dunkles Wölkchen ſich zeigt, das, immer größer und größer werdend, das ganze Firmament verhüllt und endlich die Verderben drohenden Blitze ſendet.

Obſchon von Jugend auf gewohnt, den Befehlen ihres Vaters den pünktlichſten Gehorſam zu leiſten, fühlte Helene gleichwohl in dem Zuſtande namenloſer Angſt, in welchem ſie ſich gegenwärtig befand, die Unmöglichkeit, ſein Gebot zu achten; ſie mußte ihn ſehen, mußte wiſſen, was ihm begegnet war, mußte erfahren, welche Urſache ihn den Anblick ſeines Kindes zu meiden bewog. Sie eilte daher, ohne auf Guſtav's Vorſtellungen zu hören, nach ſeinem Zimmer, überzeugt, daß er ihr dieſen Ungehorſam, den

Liebe und Beſorgniß ja ſo leicht entſchuldigten, gewiß gerne vergeben werde, und bebte erſchrocken zurück, als ſie es feſt verſchloſſen fand.

Lange ſtand Helene vor der Pforte, die ihr, ſeitdem ſie denken konnte, geöffnet war; lange kämpften Furcht und Zweifel in ihrer Bruſt, endlich aber wagte ſie es, ihre Gegenwart durch ein leiſes Klopfen zu verrathen, endlich gewann ſie den Muth, den geliebten Vater um Einlaß anzuflehen, allein kein antwortender Laut, kein Zeichen des Lebens ward hörbar, nichts regte ſich, und ſchon wollte ſie, von dem entſetzlichen Gedanken ergriffen, daß man ſie getäuſcht habe, daß ihr Vater todt ſei, laut um Hilfe rufen, da wurde die Thür plötzlich geöffnet, der alte Kammerdiener ihres Vaters trat hervor, überreichte ihr ein beſchriebenes Blatt, und entfernte ſich dann eben ſo geräuſchlos als er gekommen war. Die Züge der theuren, verehrten Hand an Herz und Lippen drückend, las Helene folgende Zeilen: »Beunruhige dich nicht um meinetwillen, mein einziges, geliebtes Kind! ich bin körperlich vollkommen geſund, auch ſollſt du mich recht bald wiederſehen, — für jetzt aber bedarf ich der ungeſtörteſten Einſamkeit und hoffe daher, du wirſt meinen Willen ehren. Bald, recht bald umarmt dich wieder dein treuer Vater!«

So wenig dieſe Zeilen auch geeignet waren, Helenen Aufklärung über das Geſchehene zu gewähren, beruhigten ſie dieſelben doch mindeſtens hinſichtlich ihrer Sorge für den Geſundheitszuſtand ihres Vaters; er lebte, ſie ſollte ihn wiederſehen, es war kein Unwille, kein Zorn, der ihn von ihr entfernte; dies mußte ihr vor der Hand genügen, und wenn auch der Gedanke an das, was ihm begegnet ſein mochte, noch immer wie ein drohendes Geſpenſt in ihr aufſtieg, ſo ſchöpfte ſie in der Ueberzeugung, daß er lebe, daß er ſie liebe, Troſt und Muth, die Löſung des finſteren Räthſels gefaßt zu erwarten.

Vierundzwanzig bange, ſchmerzliche Stunden waren vorübergegangen; der Tag, an welchem die Liebenden ihr fröhliches Hochzeitsfeſt zu feiern gedachten, hatte ſich längſt ſchon zu ſeinem Ende geneigt, eine zweite ſchlafloſe, ſorgenvolle Nacht drohte Helenen, als ſie endlich den ſo heiß erſehnten Befehl erhielt, vor dem geliebten Vater zu erſcheinen. Sie fand ihn bleich, ernſt, aber ruhig; er ging ihr bei ihrem Eintritte freundlich entgegen, drückte ſie mit der innigſten Zärtlichkeit an ſein Herz, und ſchien ſich ihres lang entbehrten Anblicks zu erfreuen; als ſie ihn aber jetzt ſchüchtern zu fragen wagte: ob die trüben Stunden der Trennung nun vorüber wären? ob er ihr nun gänzlich wiedergeſchenkt ſei, und auch ihr geliebter Bräutigam, der Kummer und Sorge mit ihr getheilt habe, das Antlitz des theuren Vaters wiederſchauen dürfe? da wandte er ſich ſchnell von ihr ab, winkte ihr zu ſchweigen, und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. Daß Helenen dieſe Bewegung nicht entgehen konnte, war natürlich, allein ſie erhellte auch gleich einem jähen Blitzſtrahl die Nacht ihrer bangen Zweifel, indem es ihr mit einem Male klar ward, daß Guſtav entweder mittelbar oder unmittelbar die Urſache von dem räthſelhaften Betragen ihres Vaters ſei.

Noch kämpfte ſie mit dem Schmerz über dieſe Entdeckung, noch war ſie unentſchloſſen, ob ſie ihrer trüben Ahnung Worte geben ſollte, da trat der Graf wieder zu ihr, ergriff ihre Hand und ſprach: »Helene! du haſt mir ſeit deiner früheſten Jugend ein unbedingtes, kindliches Vertrauen geſchenkt, warſt ſtets überzeugt, daß ich bei Allem, was ich unternehmen mochte, nur das Rechte, Gute, dir Heilſame bewirken wollte, dieſer redliche Wille hätte vielleicht einen beſſeren Lohn, ein glücklicheres Gelingen verdient;« hier ſchwieg der Graf mit einem tiefen Seufzer. Dann nach einer kleinen Pauſe fuhr er fort: »ich fordere dich daher auf, mir jenes Vertrauen, jene innige Ueberzeugung auch jetzt zu ſchenken, dich der unabänderlichen Nothwendigkeit mit frommer Ergebung zu fügen, und feſt zu glauben, daß ich nichts von dir begehre, was nicht Religion, Ehre und Pflicht unerbittlich von uns Beiden heiſchen.« Helene hatte ihrem Vater mit ſteigender Aengſtlichkeit zugehört, ſeine Worte ſchienen ihr irgend ein ſchweres, noch unausgeſprochenes Unheil anzukünden, ihr Auge hing daher an ſeinen Lippen, ohne daß der bebende Mund einen Laut hervorzubringen vermochte; als er jedoch nach einer kleinen Pauſe mit kaum unterdrückter, innerer Bewegung hinzufügte: »Morgen, mit Tagesanbruch verlaſſen wir dieſes Schloß; die Gründe, welche mich dazu beſtimmen, ſollſt du in der nächſten Stunde erfahren, alle Anſtalten zu unſerer Abreiſe ſind bereits getroffen, geh daher mein Kind, und laſſe auch du durch deine Dienerinnen ſchnell das Nöthige bereiten,« — da ſtarrte ſie ihn mit ſtummen Entſetzen an, und nur der wiederholte, ernſte Befehl ihres Vaters, ſeinen Willen ohne weitere Fragen zu erfüllen, vermochte ſie, ſich einer Träumenden gleich nach ihrem Zimmer zu begeben, woſelbſt ſie den bereits harrenden Dienerinnen, in einem Zuſtande dumpfer Betäubung, ihre Befehle zu den erforderlichen Anordnungen für dieſe plötzliche Reiſe gab.

Während Helene, das Aergſte für ihre Liebe fürchtend, namenloſe Qualen litt, während ſie im weiten Reiche der Möglichkeit vergebens nach einer Erklärung der Räthſel dieſer letzten Tage ſuchte, ſtand Guſtav, deſſen Seele nicht minder von den Folterqualen tödtlicher Ungewißheit zerriſſen ward, in ſchweigender Erwartung vor dem Grafen, der ihn, nachdem Helene ſich entfernt hatte, durch ſeinen treuen Diener zu ſich beſcheiden ließ. Guſtav hatte nach der erſten herzlichen Begrüßung, die er ſich als Sohn erlauben zu dürfen glaubte, ſchon lange auf ein Wort des Grafen gewartet, der lautlos in dem Gemache auf und ab wandelte, ohne daß er ihn eines Blickes würdigen, oder ſeine Gegenwart im Geringſten bemerken zu wollen ſchien. Tief verletzt über dieſes an Verachtung grenzende Benehmen, überlegte er eben, ob er den Grafen deshalb zu Rede ſtellen, oder das Gemach ſchweigend verlaſſen ſollte, als Letzterer ſich plötzlich nach ihm umwandte, auf ein, auf ſeinem Schreibtiſche liegendes Packet Papiere zeigte, und mit dumpfer, beinahe furchtbarer Stimme ausrief: »Robert Dunbar, kennt Ihr jene Schrift? leſ't ſie und dann verlaßt, bevor der Morgen tagt, dies Schloß, das Ihr durch Eure Gegenwart entweiht, verlaßt eine edle Familie, die Ihr auf das Schändlichſte hintergangen habt! Ich könnte Euren Betrug entdecken, könnte Euch der ſtrafenden Gerechtigkeit überliefern, aber meine unglückliche Tochter ſoll mindeſtens durch meine Schuld nicht auch noch die Schmach erfahren, daß Derjenige, den ſie einſt ihrer Liebe würdig glaubte, die Strafe eines gemeinen Verbrechers erleide.«

Die Poſaune des Weltgerichtes hätte den Unglücklichen nicht fürchterlicher erſchüttern können, als dieſe Worte des Grafen. Bleich, bebend, vernichtet ſank er auf einen Stuhl, ohne einer Bewegung, ohne eines Lautes mächtig zu ſein; endlich nach einer langen, ſchrecklichen Pauſe erhob er ſich, wankte auf den Grafen zu, ſtürzte zu ſeinen Füßen und wollte ſeine Knie umfaſſen, allein dieſer entzog ſich ihm raſch und rief zürnend: »Zurück, elender Betrieger! wage es nicht, mich zu berühren! Zu lange ſchon haſt du dein ſchändliches Gaukelſpiel mit uns getrieben, es iſt Zeit, daß es ende! Der gütige Himmel wollte mich nicht gänzlich ſinken laſſen, er wollte meinen edlen Namen vor Schmach bewahren, darum wurde dein Bubenſtück enthüllt, bevor ein unauflösliches Band dich mit meiner Tochter vereinigte! Fort von hier! fort auf ewig! — dein Gewiſſen ſei unſer Rächer; es jage dich ruhelos von Land zu Land, von Ort zu Ort; es zeige dir, wo du auch weilen magſt, die Leiche des Geopferten, male dir Helenens trauernde Geſtalt, und mahne dich einſt in deiner bangen Sterbeſtunde an das ewige Gericht!«

»Halt ein, Furchtbarer!« ſchrie der Angeklagte, einem Verzweifelnden gleich, »halt ein, wenn du nicht willſt, daß ich mich vor deinen Augen tödten ſoll!« — »Wenn Ihr Verbrechen auf Verbrechen häufen wollt, ſo thut nach Eurem Gefallen!« entgegnete der Graf mit kalter Ruhe; »doch,« fuhr er fort, »für jetzt endigt dieſen Auftritt, der mir läſtig wird, unterzeichnet jene Schrift und dann entfernt Euch auf ewig!« — »Was ſoll ich unterſchreiben? was enthält jene Schrift?« fragte Guſtav, oder wie wir ihn nunmehr nennen müſſen, Robert Dunbar, mit faſt tonloſer Stimme. »Das Geſtändniß Eures Betruges, es wird das Herz meiner unglücklichen Tochter heilen!« antwortete der Graf, ſeine Faſſung mühſam behauptend. »Unterzeichnet! es iſt das Einzige, was ich für die verlorene Ruhe, das zertrümmerte Glück meines armen Kindes von Euch begehre, und dann flieht! flieht ſchnell, bevor die unerhörte Schmach, die wir von Euch erlitten, mich nicht dennoch zu blutiger Rache reizt!«

»Tödte mich, ſchrecklicher Richter!« ſchrie Robert außer ſich, »ich kann, ich will, ich darf nicht länger leben! brauche deine Gewalt, ſchone meiner nicht, aber laſſe mich, bevor ich ſterbe, Helenens Verzeihung erflehen, ſie hat mich Unwürdigen geliebt, ſie kennt die Allgewalt dieſes mächtigen Gefühles, und wird mir mindeſtens ihren Fluch nicht nachſenden in Schmach und Tod!« — »Ihr ſeht Helenen niemals wieder!« entgegnete der Graf mit finſterem Ernſt. »Die Tugend ſoll durch die Nähe des Laſters nicht mehr entheiligt, der Spiegel der Unſchuld durch den Hauch des Verbrechens nicht mehr getrübt werden; wagt keinen Verſuch, Euch durch Liſt oder Gewalt zu Gräfin Helenen von Holm zu drängen, denn ich ſchwöre es Euch, er würde vergeblich ſein.«

»Wie?« rief Robert verzweifelnd, »ich ſoll ſie nicht mehr ſehen? ihre Verzeihung nicht erflehen, meine Reue nicht zu ihren Füßen bekennen dürfen? wollt Ihr mir grauſam genug den Troſt des gemeinſten Verbrechers verſagen?« — »Ihr ſeid kein gemeiner Verbrecher, Robert Dunbar,« unterbrach ihn der Graf gelaſſen; »Ihr habt, als ich Euch wie einen theuern Freund, wie einen geliebten Sohn bei mir aufnahm, nicht gleich Jenen nur nach Vermögen und Leben getrachtet, nein, o nein, Ihr thatet mehr; Ihr habt uns unſeren Frieden zerſtört, habt Helenens Ruhe geraubt, habt die Seele tödtlich verwundet, bevor ſie den Leib verlaſſen darf, und eine Quelle endloſer Thränen bereitet, wo Jene nur Blut vergießen. Ihr ſeht, daß ich Euch zu würdigen verſtehe. Dies genüge Euch und jetzt endet!" Graf Holm deutete nach dieſen Worten nochmals auf das, auf ſeinem Schreibtiſche liegende Papier. Robert wankte, ſeiner Sinne kaum mächtig, in ſchweigender Ergebung an den ihm bezeichneten Ort, unterſchrieb das verhängnißvolle Blatt, verließ dann, ohne von dem Grafen noch eines Blickes gewürdigt zu werden, das Gemach, und war ſchon lange aus dem Schloſſe verſchwunden, als Helene auf Befehl ihres Vaters nachfolgende Blätter las.

In einer der reizendſten Gegenden Amerika's lag die herrliche Beſitzung des reichen Pflanzers Ferdinand von Wendheim. Ueberall, wohin das Auge blickte, wurde es durch neue, ſelten in ſo vollkommener Schönheit ſich darbietende Gegenſtände gefeſſelt; bald weilte es auf blühenden Reisfeldern, bald auf dem ſchlanken, in üppiger Fülle hervorragenden Zuckerrohr, bald ward es durch den Anblick der köſtlichſten Fruchtbäume, der herrlichſten Blumen entzückt! die reinlichen Hütten der Sklaven lagen in geringer Entfernung von dem in italieniſchem Geſchmack erbauten Wohnhauſe des Pflanzers, das ſich auf einem ſanft emporſteigenden Hügel majeſtätiſch erhob. Der allenthalben herrſchende Geiſt der Ordnung, die kraftvollen, wohlgenährten Geſtalten der Sklaven, ihre emſige Thätigkeit, ihre frohen Mienen bewieſen, daß ihr Gebieter Klugheit und Sachkenntniß mit eben ſo viel edler Menſchenfreundlichkeit und Milde vereinige, und daß er zur Zahl jener Wenigen gehörte, die nicht vergaßen, daß auch der farbige Menſch ihr Bruder ſei.

Ferdinand von Wendheim war in der That ein, ſowohl von Seiten des Geiſtes als des Herzens, höchſt ausgezeichneter Mann; traurige Erfahrungen hatten ihn früh gereift, er war in ſeinen ſchönſten Träumen, in ſeinen glänzendſten Hoffnungen bitter getäuſcht worden; mit jugendlichem Eifer ſtets nur das Gute wollend, ſah er ſich meiſtentheils verkannt, verfolgt, verleumdet, und beſchloß endlich, den Stürmen der großen Welt zu entfliehen, ſein Vaterland, an das ihn nach dem Tode ſeiner Eltern nichts mehr feſſelte, zu verlaſſen, und ſich in einem fernen Welttheil eine neue, ſchönere Heimat zu gründen. Das Schickſal begünſtigte Wendheim's Unternehmungen, er fand, in Amerika angekommen, nicht nur bald, was er ſuchte, nämlich jene oben erwähnte paradieſiſch gelegene Pflanzung, die er ihrem früheren Beſitzer abkaufte, ſondern auch ein reizendes, tugendhaftes Weib, in deren Armen er alle vergangenen Leiden vergaß, und ein der ſtillen Thätigkeit, dem häuslichen Glück geweihtes Leben genoß.

Jahre ſchwanden auf dieſe Weiſe dahin; Guſtav, ein munterer Knabe, die einzige Frucht dieſer Ehe, wuchs allmälig heran; ſein Vater hatte ihm in Robert Dunbar, dem Sohne eines verarmten Pflanzers, der ſich ungefähr in gleichem Alter mit Guſtav befand, einen Spielgefährten gegeben, mit dem er ſowohl Unterricht als Vergnügen theilte. Beide ſchienen unzertrennlich, und reich fühlte der edle Wendheim ſich für ſeine Wohlthaten an dem fremden Knaben durch den Gedanken belohnt, ſeinem Guſtav in ihm den Bruder, den die Natur ihm verſagt hatte, erworden zu haben. Leider aber blieb ihm, ſo ſorgfältig er auch über die Erziehung beider Kinder wachte, dennoch der giftige Wurm verborgen, welcher in Robert's Buſen, zwar tief verſteckt, aber nur um ſo zerſtörender nagte. Es war der Wurm des Neides, der gekränkten Eitelkeit, es war das bittere Gefühl, hier nur immer der untergeordnete, dankbar empfangende, nie der gebietende Theil ſein zu dürfen, was in den geheimſten Falten ſeines Herzens verborgen ſchlummerte. Jeder Vorzug, den Guſtav erhielt, die tiefere Verehrung der Sklaven für ihn, jene unwillkürlich ſich äußernde innigere Zärtlichkeit der Mutter für den geliebten Sohn, waren eben ſo viele Dolchſtiche in Robert's Bruſt; ſchon als Knabe verletzte ihn die Bemerkung, daß Jeder, der ſich etwa ein leichtes Verſehen zu Schulden kommen ließ, Guſtav zu ſeinem Fürſprecher wählte; ſchon als Knabe kränkte es ihn, wenn die durch Guſtav's Verwendung von der Strafe Befreiten, ihren kleinen Beſchützer dann jubelnd begrüßten, ſeine Hände, ſeine Kleider mit Küſſen bedeckten, und im Triumph in die Mitte ihrer Gefährten trugen, von denen er gleich einer wohlthätigen Gottheit verehrt ward. Aber Robert verſtand ſeine Empfindungen zu beherrſchen; er verſtand zu lächeln, während Thränen des bitterſten Unmuthes ſeine Augen benetzten; dieſe Thränen, welche dann für untrügliche Beweiſe der Theilnahme, des Mitgefühles gehalten wurden, täuſchten vor Allen ſeinen edlen Pflegevater; er ſah in ihnen die Bürgen eines reinen, offenen, für alles Gute empfänglichen Herzens, freute ſich, ſeinem Sohne einen ſo innigen Freund, einen ſo treuen Lebensgefährten gewonnen zu haben, und drückte beide Knaben mit faſt gleicher Zärtlichkeit an ſeine väterliche Bruſt.

Die Südſeite der Pflanzung grenzte an einen großen, faſt undurchdringlichen Wald, hinter welchem ſich ein hohes, zum Theil von demſelben bedecktes Gebirge erhob, das ſich weit in das Land hinein erſtreckte, und Wendheim's Beſitzung mindeſtens auf dieſer Seite von allem Verkehr mit andern Pflanzungen ſchied. Guſtav hatte ſchon als Knabe eine beſondere Vorliebe für dieſen Wald, eine unwiderſtehliche Sehnſucht zog ihn dahin; das dunkle Laub der rieſigen Bäume, das üppige Grün des Bodens, die zahlloſen, im bunteſten Gefieder prangenden Vogelarten, die ſchauerliche Einſamkeit, das tiefe, ernſte Schweigen, alles dies wirkte mit faſt zauberiſcher Allgewalt auf ihn, er fühlte ſich nirgends glücklicher, als hier, und ſah es gerne, wenn er von niemand Anderem als einem alten treuen Neger begleitet, daſelbſt verweilen durfte, was ſein Vater auch unter der ausdrücklichen Bedingung geſchehen ließ, daß er ſich nie zu tief in den Wald wage, nie die nöthige Vorſicht vergeſſe, und den Warnungen ſeines erfahrenen Begleiters pünktlich Folge leiſte.

Eines Morgens war Guſtav, den eine leichte Unpäßlichkeit ſeit länger als einer Woche von dem Beſuch ſeines Lieblingsaufenthaltes abgehalten, abermals mit dem treuen Neger nach dem Walde geeilt, voll Entzücken, ſich des ſchmerzlich entbehrten Genuſſes der ihm ſo theuren Einſamkeit endlich wieder erfreuen zu dürfen. Sein Auge ergetzte ſich am Anblick jeder Pflanze, folgte den zahlloſen Schmetterlingen, die an Farbenpracht mit den Blumen wetteiferten, deren Kelche ſie freundlich umgaukelten; ſein Ohr lauſchte auf jeden Ton ſeiner befiederten Freunde, ein namenloſes Gefühl der ſeligſten Wonne durchſtrömte ſeine Bruſt, und bald verſank er in eine Welt voll bunter, lieblicher Bilder, die ſeine geſchäftige Fantaſie zauberiſch hervorrief, und ihn allmälig in wache Träume wiegte.

Lange mochte er ſo unter einem jener rieſenhaften Bäume gelegen haben, ſich den ſeltſamen Spielen ſeiner aufgeregten Einbildungskraft überlaſſend, als er plötzlich laute Jammertöne zu vernehmen glaubte, die jedoch aus weiter Ferne zu kommen, und ſich von Zeit zu Zeit zu wiederholen ſchienen. Er machte ſeinen Begleiter darauf aufmerkſam, allein dieſer hatte ſchon früher dasſelbe gehört; überzeugt, daß hier irgend ein Weſen der Hilfe bedürftig ſei, ſprang der ungefähr zwölfjährige Knabe daher ſogleich empor, eilte der Richtung zu, von welcher jene Klagetöne an ſein Ohr drangen, kümmerte ſich weder um die Warnungen noch um die Bitten des alten Negers, achtete weder des üppig wuchernden Schlingkrautes, das ſich hemmend um ſeine Füße wand, noch des, von dem herabgefallenen Laube immer ſchlüpfriger, immer unwegſamer werdenden Pfades, der ihn endlich in ein faſt undurchdringliches Gebüſche führte, und den armen Goro, der ſeinem jungen Gebieter unter Seufzen und Stöhnen folgte, kaum mehr einen Ausweg aus demſelben hoffen ließ. Allein eben hier hatte der muthige Guſtav das Ziel ſeiner Wanderung erreicht, eben hier war der Ort, von wo, wie er jetzt deutlich hörte, die herzzerreißenden Klagetöne ausgingen; ſich gewaltſam Bahn brechend, kroch er durch ein dichtes Geſträuch, das ihn noch von dem Gegenſtande ſeiner Anſtrengungen trennte, und ſtand nun plötzlich auf einer etwas freien Stelle des Waldes, woſelbſt ſich ihm ein eben ſo trauriger als rührender Anblick darbot.

Eine junge Negerin, deren entſtellte Züge den tiefſten Schmerz, die grenzenloſeſte Verzweiflung ausdrückten, lag halb kniend neben einem etwa fünf- bis ſechsjährigen Kinde, das mit dem Tode zu ringen ſchien; ihre entblößten Arme verriethen noch Spuren der grauſamſten Mißhandlungen, ihre nackten Füße waren von Dornen und wildem Geſträuch zerriſſen; über das Kind gebeugt, deſſen kaum kennbare Athemzüge ſie mit namenloſer Angſt bewachte, ſties ſie von Zeit zu Zeit laute Jammertöne aus, zerraufte ihr Haar, zerſchlug ſich die Bruſt und rief dann wieder mit halb erſtickter Stimme: »Stirb nicht, Gunima! ſtirb nicht, mein einziges, geliebtes Kind! hörſt du mich nicht mehr? — Bleib bei mir! die arme Zoe kann ja nicht leben, wenn Gunima ſtirbt!« Guſtav ſtand tief erſchüttert vor dieſer Scene des Jammers. Die junge Negerin, welche unverändert in ihrer Stellung blieb, hatte ſeine Gegenwart noch nicht bemerkt; er machte daher abſichtlich ein leiſes Geräuſch, trat ihr näher und ſprach: „Tröſte dich, arme Unglückliche, überlaſſe dich nicht der Verzweiflung; wenn dein Kind leidet und menſchliche Hilfe noch möglich iſt, ſo ſoll es gerettet werden, vertraue meinem Wort, ich meine es gut!“ — Ueberraſcht von dem Ton einer menſchlichen Stimme in dieſer Wildniß, ſprang die Angeredete ſchnell empor und ſtarrte den Knaben mit einer Miſchung von Furcht und Verwunderung an; als Guſtav ihr aber betheuerte, daß ſie ganz ruhig ſein dürfe, indem ihr durchaus kein Leid geſchehen werde; als er ihr ſagte, daß er ihre Klagelaute in der Ferne gehört hätte, daß er dem Schalle nachgegangen und ſo zu ihr gelangt wäre; als er ihr wiederholte, daß ihr und ihrem Kinde Hilfe werden ſollte, da ſein Vater, der eben ſo gütige als menſchenfreundliche Herr der angrenzenden Pflanzung, keinem Unglückliche ſeinen Beiſtand verſage, da ſtürzte die junge Negerin z Guſtav's Füßen, umſchlang ſeine Knie und rief unter Lachen und Weinen mit erſchütternder Heftigkeit: »So gib mir Brot, weißer Engel! Gunima, mein Kind, mein theures, geliebtes Kind, ſtirbt den gräßlichen Hungertod! gib mir Brot, weißer Engel! der große Geiſt wird dich dafür ſegnen!«

Guſtav's Augen füllten ſich mit Thränen des innigſten Mitleids bei dieſen Worten der armen Negerin; glücklicher Weiſe trug der alte Goro auf ihren Wanderungen immer einen kleinen Mundvorrath bei ſich; auch jetzt war er damit verſehen, er gab daher auf Guſtav's Befehl der armen Mutter feines Brot und einige Früchte, deren Saft ſie mit haſtiger Eile in den halbgeſchloſſenen Mund des kaum noch athmenden Kindes träufelte, und nach ungefähr einer Stunde hatte das kleine Weſen ſich wirklich ſo weit erholt, daß es ohne Gefahr weiter gebracht werden konnte. Jetzt erſt gedachte ſeine Mutter ihres eigenen dringenden Bedürfniſſes, jetzt erſt genoß ſie, auf Guſtav's eifriges Zureden, ein wenig Nahrung. Goro, welcher hierauf, ohne erſt ſeines Gebieters Befehle zu erwarten, die kleine Gunima auf ſeine Arme nahm, verſuchte es nunmehr, den Rückweg zu ihrem gewöhnlichen Lagerplatz wieder aufzufinden, und als ſie glücklich daſelbſt angekommen waren, eilten ſie, ſo ſchnell es die gänzliche Erſchöpfung der armen Zoe erlaubte, Guſtav's väterliche Wohnung zu erreichen.

Während ihrer gemeinſchaftlichen Wanderung erzählte ihm die junge Negerin ihr trauriges Schickſal, welches der

Hauptſache nach ganz demjenigen ihrer unglücklichen, zur Sklaverei verdammten Mitbrüder glich. Zoe hatte nämlich kaum ihr vierzehntes Jahr erreicht, als ein feindlicher Stamm den Ihrigen einſt bei dunkler Nacht verrätheriſch überfiel, die friedlichen Hütten zerſtörte, ihre Bewohner theils niederhieb, theils zu Gefangenen machte, und ohne weder das Flehen noch die Verwünſchungen der bejammernswürdigen Opfer zu achten, dieſelben mit ſich fortſchleppte, um ſie bei erſter Gelegenheit an die Sklavenhändler zu verkaufen. Zoe, welche ſich unter den Gefangenen befand, theilte das harte Los ihrer Gefährten; auch ſie wurde gleich einer lebloſen Ware feilgeboten, wurde von ihrem grauſamen Käufer der geliebten Heimat entriſſen, und gerieth zuletzt als Eigenthum in die Gewalt des reichen holländiſchen Pflanzers, Andreas van der Huiſen, deſſen tiranniſche Härte gegen ſeine unglücklichen Sklaven eben ſo allgemein bekannt, als er ſeines Geizes wegen berüchtigt war.

Zoe fühlte bald die ganze Schwere ihres beklagenswürdigen Schickſals; unter der Laſt harter, ihre Kräfte weit überſteigender Arbeiten beinahe erliegend, wurde gleichwohl das kleinſte Verſehen, der geringſte Fehler durch die ſchrecklichſten Mißhandlungen geſtraft. Kein freundliches Wort ermunterte ſie zu neuer Thätigkeit, kein gütiges Lächeln lohnte ihren regen Eifer; die Peitſche des barbariſchen Aufſehers jagte ſie beim erſten Schimmer des Morgenlichtes von ihrem ärmlichen Lager und trieb ſie am Abend wieder dahin zurück; ſie würde, von Verzweiflung ergriffen, ihr elendes Daſein vielleicht geendet haben, wenn nicht die allmächtige, Alles beſiegende Liebe den Weg zu ihrem Herzen gefunden, und die arme Dulderin mit ihrer unwiderſtehlichen Zaubergewalt an das Leben gefeſſelt hätte.

Jainto, ein junger Neger, deſſen ſowohl geiſtige als körperliche Vorzüge ihn vor vielen ſeiner Mitbrüder auf das vortheilhafteſte auszeichneten, hatte Zoe nicht ſo bald geſehen, als er auch ſchon die heftigſte Leidenſchaft für ſie empfand. Ihre Schönheit, die Anmuth ihres ganzen Weſens, der tiefe Gram, den ſie mit ſtiller Ergebung trug, alles dies feſſelte den Jüngling an ſie; er ſuchte ihre Nähe ſo oft es ihm möglich war, fand endlich Gelegenheit, ihr ſeine glühende Neigung zu bekennen, und wurde durch das ſchüchterne Bekenntniß ihrer Gegenliebe auf's höchſte beglückt. Von nun an fand Zoe ihr Schickſal minder ſchrecklich als früher; ein Blick auf Jainto, ſein Lächeln, ſein Händedruck gab ihr Kraft, auch das Schwerſte zu ertragen, ſeine zärtliche Neigung ſchuf der armen, ihrer Menſchenrechte beraubten Sklavin ein Paradies, von dem ihre Peiniger nichts ahneten; leichter trug ſie jetzt ihre Ketten, williger bog ſie ihren Nacken unter das eherne Joch der Knechtſchaft, denn in ihrem Herzen war die Sonne eines neuen ſchoneren Lebens aufgegangen, in ihren Träumen erſchien jetzt ein theures, geliebtes Bild, das ihr Erſatz für alle ihr entriſſenen Erdenfreuden gewährte, und die verzagende, tief gebeugte Seele hoch über die herben Leiden, welche ein grauſames Verhängniß ihr auferlegte, erhob.

Jainto, der gewandte, kraftvolle Neger, der zweimal ſo viel als ein Anderer zu arbeiten vermochte, auch ſeiner ſowohl körperlichen als geiſtigen Ueberlegenheit wegen bei ſeinen Unglücksgefährten in hohem Anſehen ſtand, war ein viel zu köſtliches Kleinod, als daß Herr Andreas van der Huiſen ſeinen Werth nicht vollkommen eingeſehen und daher auch für gut gefunden hätte, ihm die erbetene Erlaubniß zu ſeiner ehelichen Verbindung mit der geliebten Zoe zu ertheilen. Zwar geſchah dies nicht etwa aus Wohlwollen oder Menſchlichkeit, o nein, deren war Herr Andreas van der Huiſen gar nicht fähig, wohl aber aus Eigennutz, um den Neger deſto feſter an ſich zu feſſeln, aus Furcht, Jainto könnte, wenn er ihm den Beſitz der Geliebten verſage, entweder ſchwach und krank werden, oder ihm wohl gar entlaufen; Beides wäre jedoch ein zu großer Strich durch die Rechnung des edlen Herrn van der Huiſen geweſen, und ſo machte er vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben zwei Menſchen glücklich, um ſich ſelbſt vor Schaden zu bewahren.

Jainto's und Zoe's Hochzeitsfeſt war ein ſeltener Freudentag für die armen Neger der Pflanzung; auf die kurze Dauer einiger Stunden vergaßen ſie ihr hartes Los, um ſich bei Tanz und Spiel einer ihnen beinah fremd gewordenen Luſt zu überlaſſen. Am ſeligſten von Allen aber war das Brautpaar, das nun das Ziel ſeiner heißeſten Wünſche erreicht hatte, und daher jetzt der Zukunft, wie dornenvoll ſie auch ſein mochte, mit heiterer Ruhe entgegen ſah. Wirklich bedurften Jainto und Zoe aber auch dieſer Ruhe, bedurften des Glückes, welches ihnen ihre gegenſeitige Liebe gewährte, um die täglich ärger werdende Tirannei ihres Gebieters zu ertragen. Für jede Härte fand Eines in den zärtlichen Blicken des Andern Troſt, für jede Mißhandlung fand Eines in den Thränen des Andern Linderung ſeiner Leiden, als aber nun Zoe nach Jahresfriſt dem theuren Gatten das ſüße Pfand ihrer Neigung, die kleine Gunima,

in die väterlichen Arme legte, als Jainto es mit
ſtrahlenden Augen betrachtete, Mutter und Kind mit
loſen Entzücken an ſein Herz drückte, da fühlten
daß der gütige Himmel auch in die traurige Nach
armen Sklavenlebens ſeine hellen Strahlen ſendet,
die Liebe es iſt, welche den ſtolzen Palaſt in einen
die niedere Hütte in ein Eliſium zu verwandeln ver

Fünf Jahre waren unter den gewohnten Leiden
geſchwunden, ohne daß irgend ein beſonderes Ereig
Lage der Dinge geändert hätte; da, im Anfange de
ten ſtarb der bisherige Sklavenaufſeher eines pl
Todes, und Herr van der Huiſen ſah ſich genöthigt,
Anderen an deſſen Stelle zu wählen, ſo feſt er au
zeugt war, daß Niemand den Verſtorbenen zu erſe
hig ſei. Jainto und Zoe ſahen ihrem neuen Peini
ſtiller Ergebung entgegen, was hätten ſie auch v
hoffen, was fürchten ſollen? mehr als menſchliche
anſtrengung durfte er nicht von ihnen fordern, ohn
tödten, und dieſe waren ſie täglich zu üben gewo
blieben daher ſo ziemlich gleichgiltig bei dem Geda
den veränderten Gewalthaber: als er aber jetzt wir
ſchien, als Herr van der Huiſen ihn den verſan
Sklaven vorſtellte, und ſie die widerlich verzerrte
ſeines bleichgelben Angeſichtes, das höhniſch-grinſe
cheln des breiten Mundes, die ſtechenden, tiefli
Augen erblickten, da fühlte Zoe einen eiskalten
ihren Körper durchrieſeln, fühlte, daß ſich ihr d
in der Bruſt krampfhaft zuſammenzog, und die
eines ihr durch dieſen Menſchen bevorſtehenden
Unglucks ergriff ſie ſo gewaltig, daß ſie ſich währ

ganzen traurigen Auftritts nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte.

Leider ſollte Zoe's trübes Vorgefühl nur allzubald gerechtfertiget werden; der neue Aufſeher, ein Menſch, welcher von den zügelloſeſten Leidenſchaften beherrſcht ward, der in Europa ſein ganzes Vermögen am Spieltiſch geopfert hatte, dann in die neue Welt gewandert war, um ſich neue Schätze daſelbſt zu ſammeln, und nun, nachdem er dieſe Hoffnungen vereitelt ſah, den Vorſchlag eines Agenten, an den er ſich gewendet, Herrn van der Huiſen's Sklavenaufſeher zu werden, begierig annahm, hatte ſein widriges Amt nicht ſobald angetreten, als er es auch ſchon auf das ſchändlichſte zu mißbrauchen begann. Nicht genug, daß der entartete, herzloſe Spieler, dem längſt kein Gefühl mehr heilig, längſt jede beſſere Regung fremd geworden war, die armen Sklaven mit unerbittlicher Strenge behandelte, er glaubte auch bei dem weiblichen Theil derſelben ſeine Sultansrechte ausüben zu dürfen, und beſonders war es die reizende Zoe, die er, zu ihrem höchſten Entſetzen, faſt täglich mit ſeinen unlauteren Abſichten verfolgte.

Vergebens verſuchte es die Unglückliche, ihm ſo viel als möglich auszuweichen, umſonſt bot ſie Alles auf, ſeinen Zudringlichkeiten zu entgehen, er wurde immer frecher, immer kühner; gleichwohl durfte ſie ihren Gatten nicht zu ihrem Schutz anrufen, denn Zainto würde den Elenden, der ihm ſein einziges, höchſtes, theuerſtes Gut rauben wollte, ermordet, würde ſich und ſie in's Verderben geſtürzt haben, Zoe ſah daher keinen Ausweg, der ihr drohenden Schmach zu entgehen, und ſtrebte nur mit beinahe übermenſchlicher Anſtrengung dem geliebten Gatten die innere Angſt, von welcher ſie verzehrt ward, zu verbergen. Es konnte nicht fehlen, daß Zoe's Widerſtand die wilde Leidenſchaft ihres Verfolgers nur noch ſtärker entflammen mußte; weit entfernt, die Tugend einer armen Sklavin zu achten, glaubte er vielmehr in Jainto allein das Hinderniß zu erblicken, welches der Erreichung ſeiner Abſichten im Wege ſtand. Zu feige, um offenbare Gewalt gegen ihn zu gebrauchen, denn auch er kannte das Anſehen ſchon, in welchem Jainto bei ſeinen Leidensgefährten ſtand, beſchloß er daher, ihn auf eine geſchickte Weiſe zu entfernen, und wirklich fand ſich auch bald die Gelegenheit dazu, da Herr Andreas van der Huiſen eine wichtige Botſchaft nach einer ziemlich weit entfernten Pflanzung zu ſenden hatte, und den Vorſchlag ſeines Aufſehers, keinem Andern als Jainto, für deſſen Treue Weib und Kind indeſſen Bürgſchaft leiſteten, die Sendung zu vertrauen, augenblicklich annahm.

Was die unglückliche Zoe beim Abſchied ihres Gatten empfand, vermögen Worte nicht auszuſprechen! Sie hatte die Abſicht ihres Peinigers nur allzu wohl errathen, ſie wußte nur allzu genau, daß ſie während Jainto's Abweſenheit ſeiner Verfolgung völlig ſchutzlos preisgegeben ſei, allein auch jetzt konnte, durfte die Arme dem Scheidenden ihr quälendes Geheimniß nicht verrathen, ohne das Aergſte befürchten zu müſſen; ſie ſammelte daher alle ihre Standhaftigkeit, allen ihren Muth, als er ſie zum letzten Male in ſeine Arme ſchloß, bat ihn, ihrer liebend zu gedenken, und gelobte ſich dabei in ihrem Inneren eher ſterben, als den ſchändlichen Anträgen jenes Böſewichts Gehör ſchenken zu wollen.

Was Zoe vorausgeſehen hatte, geſchah; kaum war

Zainto entfernt, als Berger, ſo hieß der Elende, den die alte Welt ausgeſtoßen hatte, um die neue mit ſeinen Laſtern zu beflecken, auch ſeine früheren Bewerbungen ſchon faſt offenkundig wiederholte. Zoe's Verzweiflung ſtieg immer höher, je frecher er ihr zu drohen wagte; vergebens rang ihre Seele nach einem Ausweg aus dem Labyrinth ihres Elendes, umſonſt ſuchte ihr Auge nach einem Beſchützer; ſie überzeugte ſich, daß nur der Tod ſie der Gewalt ihres Verderbers zu entziehen vermöge, allein was ſollte dann aus Gunima, ihrem einzigen geliebten Kinde, werden? ſollte ſie es der Rache des Barbaren preis geben? ſollte ſie es unter den Geißelhieben ſeines unmenſchlichen Henkers langſam verbluten laſſen? Nimmermehr! und doch, welche Wahl ſtand ihr offen, wenn ſie Zainto's würdig bleiben wollte? Von namenloſen Qualen gefoltert, hatte Zoe die wenigen Tage der ihr von Berger geſchenkten Friſt, nach deren Verlauf ſie unwiderruflich die Seine werden ſollte, verlebt; der letzte neigte ſich bereits zu Ende, und ſchon ſah ſie dem gewiſſen Tode entgegen: da ſchien plötzlich ein Lichtſtrahl in die Nacht ihres Jammers, da kam wie eine Eingebung von oben der Gedanke an Flucht in ihre Seele, an Flucht mit Gunima, mit Zainto's geliebtem Kinde, und ſchnell entſchloſſen, unbekümmert um die Folgen ihres verzweifelten Unternehmens, wählte ſie das einzige ihr noch übrige Mittel, ihre Ehre und ihr Leben zu erhalten.

Es war in einer finſteren ſtürmiſchen Nacht, als Zoe das kühne Wageſtück ausführte; der Wind heulte laut, ſchwarze Wolken bedeckten den Himmel, kein verrätheriſches Auge wachte, aber leider beleuchtete auch kein freundlicher Stern den Pfad der armen Flüchtenden, die, das Kind auf ihrem Rücken tragend, mit geflügelten Schritten auf einem ihr völlig unbekannten Wege dahin eilte, glücklich, wenn es ihr gelang, ſich den nachſetzenden Verfolgern zu entziehen und ein ſchützendes Aſyl zu erreichen. Der Morgen brach an, ſchon verdrängten ſeine erſten Streiflichter allmälig die Schatten der Nacht, und noch hatte Zoe kaum einige Augenblicke zu ruhen gewagt, aus Furcht, daß man ſie nur allzubald vermiſſen und bei einem zu geringen Vorſprung leicht einholen werde; nun aber fühlte ſie ſich ſo völlig erſchöpft, ſie war ſo gänzlich außer Stande, mit ihre ſchweren Bürde weiter zu ſchreiten, daß ſie ſich nothgedrungen einige Erholung gönnen mußte. Glücklicher Weiſ befand ſie ſich gerade mit Tagesanbruch am Fuße eine waldbedeckten Gebirges, eben jenes Gebirges, das ih Jainto ſo oft in der Ferne gezeigt, von dem er ihr ſo of erzählt hatte, daß es, vermöge ſeiner ſteilen Höhen, ſeiner wilden Schluchten und faſt undurchdringlichen Waldung der Zufluchtsort manches unglücklichen, ſeinem grauſame Herrn entlaufenen Sklaven ſei; auch ſie hoffte daher Schut hier zu finden, und bald nahm ein dichtes Gebüſch ſie au um ihr mindeſtens für kurze Zeit die ſo unentbehrliche Ruh zu gewähren.

Aber noch war Zoe der Pflanzung zu nahe, um ſi der kaum errungenen Freiheit erfreuen zu dürfen, ſcho nach kaum gegönnter Raſt eilte ſie daher tiefer in das Gebirge, wählte die rauhſten, unwegſamſten Pfade, um ihre Verfolgern zu entgehen, wanderte den ganzen Tag une mütet fort, und gerieth endlich am Abende in eine undurchdringliche Wildniß, daß ſie die feſte Ueberzeugun ihrer ungeſtörten Sicherheit gewann. Dieſe Ueberzeugung, ſo troſtvoll ſie auch war, ſo fröhlich ſie ſich auch derſelben hingab, mußte jedoch nur allzu bald dem Gedanken an ihre hilfloſe Lage weichen! Der geringe Mundvorrath, den ſie auf ihrer Flucht mitgenommen, war bereits verzehrt, was ſollte aus ihr, aus ihrem Kinde werden, wenn ſie in dieſer Wildniß, in der weder Baum noch Strauch das geringſte Nahrungsmittel bot, verweilten? Zoe ſah ein, daß ſie vor allen Dingen darnach ſtreben müſſe, das Gebirge ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen; ſie betrat daher mit Anbruch des Tages den erſten abwärts führenden Pfad, der ſich ihren Blicken darbot, oft in Gefahr, auf dem ſchlüpfrigen, vielleicht noch von keinem menſchlichen Weſen betretenen Weg auszugleiten, und in ſtetem Zweifel, ob ſie ſich auch wirklich der Ebene nähere, oder ob die labyrinthiſchen Krümmungen, denen ſie folgen mußte, ſie nicht plötzlich wieder aufwärts führten.

Nach raſtloſer Anſtrengung, das weinende, um Nahrung bittende Kind bald tragend, bald führend, gelang es ihr jedoch in der That, die Ebene zu erreichen, allein jetzt nahm ſie der immer dichter werdende Wald in ſeinen dunklen Schatten auf; jetzt rankte ſich wucherndes Schlingkraut um ihre Füße, ungeheure, ſeltſam durch einander gewundene Baumwurzeln liefen gleich Rieſenſchlangen umher, Vertiefungen mit verfaulendem Laube verrätheriſch bedeckt, in denen abgefallene, ſpannenlange Dornen verborgen lagen, verletzten die raſtloſe Pilgerin, herabgeſtürzte Aeſte, gewaltig große Stämme, welche, von der Schmarotzerpflanze umwuchert, den Boden bedeckten, hemmten ihren Weg, mit jedem Schritte wurde ihr das Gehen beſchwerlicher, mit jedem Blick überzeugte ſie ſich mehr, daß ſie, die gänzlich Erſchöpfte, hier keinen Ausgang finden, und ſammt ihrem armen Kinde des ſchrecklichen Hungertodes ſterben werde.

Mit der Kraft der Verzweiflung hatte Zoe ſich bis zu einer etwas lichteren Stelle des Waldes hingearbeitet, hier bereitete ſie der kleinen Gunima ein Lager von Blättern und Moos; das Kind, ſchon ſeit mehren Tagen ohne Nahrung, vermochte kaum mehr zu athmen; in Todesangſt warf ſich ſeine unglückliche Mutter neben ihm nieder, der Schmerz hatte ſie beinahe ihrer Sinne beraubt, ſie war ſich keines klaren Gedankens, keiner deutlichen Vorſtellung mehr bewußt, nur ein Gefühl, das mächtigſte von allen, zerriß beim Anblick des verſchmachtenden Lieblings ihr Herz und machte ſich in lauten Jammertönen Luft; dieſe Töne aber waren es, welche bis zu Guſtav's Ohr drangen, ihn errathen ließen, daß irgend ein menſchliches Weſen der Hilfe bedürfe, und den muthigen Knaben noch zu rechter Zeit zu ihrer Rettung herbeiführten.

Zoe hatte ihre Erzählung eben beendigt, als ſie die Wohnung ihres jungen Beſchützers erreichten; hier vernahm Guſtav's Vater aus dem Munde des geliebten Sohnes das Schickſal der armen Sklavin, ihre Flucht, den beinahe erfolgten Tod des Kindes, ſo wie deſſen Rettung durch ihn, und gerne war der edle Wendheim bereit, das begonnene Werk zu vollenden, indem er der Unglücklichen nicht nur ſeinen Schutz verhieß, ſondern ſie auch im Falle einer Entdeckung ihrem ehemaligen Herrn abzukaufen gelobte. Von nun an war Zoe im Hauſe des reichen Pflanzers aufgenommen, woſelbſt ſie nur zu den leichteſten Dienſtverrichtungen gebraucht und mit der größten Milde behandelt wurde. Die kleine Gunima, Guſtav's Liebling, genoß der vollkommenſten Freiheit; ſie theilte die Spiele der Knaben, ward bald Guſtav's eifrigſte Schülerin, der es ſich nicht nehmen ließ, ſie ſelbſt im Leſen und Schreiben zu unterrichten, und erwarb ſich binnen kurzer Zeit die Zuneigung Aller in ſo hohem Grade, daß man in ihr nicht mehr das Kind der armen Sklavin, ſondern die eigene Tochter dieſes Hauſes zu erblicken glaubte.

Zoe würde unter ſolchen Verhältniſſen die glücklichſte Sterbliche geweſen ſein, wenn ihre heiße Sehnſucht nach Jainto nicht jetzt, nachdem ſie ſich in ungeſtörter Sicherheit befand, mit neuer unbeſiegbarer Stärke erwacht wäre. Sie hatte während ihrer Flucht keinen andern Gedanken als den, ihrem Verfolger zu entrinnen, kein anderes Gefühl, als das der tödtlichſten Angſt, keinen anderen Wunſch, als den, der Rettung von Schmach und Schande; jetzt erſt erkannte ſie mit Schrecken, daß ihr Ziel zwar erreicht, daß ſie der Gewalt ihres Verderbers entriſſen, aber vielleicht auch auf ewig von ihrem Jainto getrennt ſei! — Die Ueberzeugung dieſer ewigen Trennung war es jedoch nicht allein, was ihre Seele mit dem tiefſten Schmerz erfüllte, tauſend marternde Vorſtellungen folterten noch außerdem ihr Herz: was mußte Jainto empfinden, wenn er bei ſeiner Rückkehr ihre Flucht erfuhr, ohne ſich die Urſache derſelben erklären zu können? was ſollte er von dem Weibe glauben, das ihn treulos verlaſſen, das ihn ſogar ſeines Kindes beraubt hatte? — mußte er ſie nicht haſſen? ihrem Andenken fluchen? — Wie? oder war er vielleicht ſelbſt das Opfer ihrer Flucht? ward er von ſeinem grauſamen Herrn verurtheilt, ihr

Verbrechen zu büßen? — Es konnte nicht fehlen, daß ſolche und ähnliche Gedanken Zoe's Ruhe rauben, ihre Geſundheit zerſtören mußten. Guſtav bemerkte ihre Trauer zuerſt, ſeinen freundlichen Fragen, ſeinem ſanften Zureden gelang es endlich, ihr die Urſache ihres Kummers zu entlocken; kaum ſah er ſich jedoch im Beſitz ihres Geheimniſſes, als er auch nicht ſäumte, ſeinen Vater davon zu unterrichten, und ihn ſo lange mit Bitten zu beſtürmen, bis dieſer ihm verſprach, Alles anzuwenden, um Jainto von ſeinem bisherigen Herrn loszukaufen, und ihn mit ſeiner geliebten Zoe wieder zu vereinigen.

Der edle Wendheim hielt ſein Verſprechen treu, er ſandte unverzüglich einen eben ſo klugen als verſchwiegenen Mann nach Herrn van der Huiſen's Pflanzung, um den Stand der Dinge zu unterſuchen, und die Unterhandlungen auf eine Weiſe einzuleiten, welche die wahre Abſicht der Sendung durchaus nicht verrathen konnte. Dieſer Mann fand Jainto in der That bereits zurückgekehrt, allein in einem Zuſtande, der ihm das tiefſte Mitleid für den Unglücklichen einflößte; ſein Schmerz über Zoe's Verluſt grenzte beinahe an Wahnſinn; er verſchmähte jede Nahrung, verſank bald in ein dumpfes Hinbrüten, bald überließ er ſich den lauten Ausbrüchen der troſtloſeſten Verzweiflung; weder Drohungen noch Mißhandlungen vermochten ihn zur Arbeit zu bewegen, und nur der fortwährenden größten Wachſamkeit war es bisher gelungen, ſeine Flucht zu verhindern.

Unter dieſen Umſtänden ward es dem Abgeſandten Wendheim's leicht, Herrn van der Huiſen zum Verkaufe eines Sklaven, der ihm ohnehin nichts mehr nutzen konnte, zu bewegen; ja dieſer freute ſich ſogar, ihn auf eine ſo gute

Art los zu werden, und lachte den Thoren heimlich aus, der albern genug war, einen ſo unvortheilhaften Handel abzuſchließen. Jainto, welcher mit der dumpfen Gleichgiltigkeit eines dem Leben völlig Abgeſtorbenen ſein nunmehriges Loos erfuhr, wurde hierauf dem Käufer feierlich übergeben und noch in der nämlichen Stunde verließ dieſer mit ſeinem glücklich errungenen Eigenthum die Pflanzung, um ſeinen edlen Gönner ſo bald als möglich von dem über alle Erwartung gelungenen Erfolg ſeiner Sendung zu überzeugen.

Welche Feder wäre aber wohl im Stande, das Wiederſehen Jainto's und Zoe's zu beſchreiben? wo ſollte die Sprache Worte finden, ein Entzücken zu ſchildern, das nur dem der Seligen vergleichbar, für das irdiſche Leben keinen Ausdruck kannte! — Stumm lagen die Liebenden einander in den umſchlingenden Armen, lautlos preßten ſie ſich gegenſeitig an die übervolle Bruſt, bis ſich ihr endlich halb erſtickte Seufzer entrangen, bis ſie endlich Athem gewannen, laut aufzujauchzen in unausſprechlicher, in namenloſer Luſt. Guſtav und die Seinigen weinten Thränen der innigſten Rührung beim Anblicke dieſes Schauſpieles, das ſie mit Recht als ihr Werk betrachten durften; als aber die Glücklichen ſich nun, nachdem der erſte betäubende Rauſch der Freude vorüber war, ihren Wohlthätern zu Füßen warfen, als ſie, von glühendem Dankgefühle durchdrungen, Blut und Leben für ſie zu opfern ſchwuren, als Gunima Guſtav's Knie umſchlang, ihm für den ihr wieder geſchenkten Vater dankte, ihn ihren Retter, ihren Beſchützer, ihren Engel nannte, — da empfand Guſtav eine Wonne, wie er ſie früher nie gefühlt, da gelobte er ſich ſelbſt, dem theueren Weſen, ſo lange er athme, ein treuer Freund, ein liebender Bruder zu ſein.

Jahre vergingen; Guſtav und Robert, zu kräftigen Jünglingen herangeblüht, waren der Stolz und die Freude ihres edlen Vaters. Guſtav's moraliſcher Charakter hatte ſich auf das herrlichſte entfaltet; ſein Edelmuth, ſeine Güte, ſeine Milde feſſelten Aller Herzen, nichts glich der faſt an Anbetung grenzenden Verehrung, welche ſämmtliche Sklaven für den Sohn ihres Gebieters hegten, nichts dem Eifer, womit ſie ſeinen leiſeſten Wünſchen zuvorkamen. Wenn dieſe abgöttiſche Bewunderung, dieſe mehr als ſklaviſche Unterwerfung Robert's grenzenloſen Ehrgeiz nun auch neidlos gelaſſen hätte, ſo würde Gunima's beiſpielloſe Zärtlichkeit, ihre glühende, Alles aufopfernde Liebe für Guſtav allein ſchon hinreichend geweſen ſein, ſeine Bruſt mit der quälendſten Eiferſucht, mit dem bitterſten Haß zu erfüllen.

Gunima, das lebhafte, mit der feurigſten Einbildungskraft, dem tiefſten Gemüthe begabte Kind, war indeſſen gleichfalls zur lieblichen Jungfrau herangewachſen; ihre Farbe abgerechnet, konnte man ſie eine vollkommene Schönheit nennen, denn das richtige Ebenmaß ihrer Glieder, ihr ſchlanker Bau, ihre feinen, edlen Züge, würden ſelbſt das eigenſinnigſte Künſtlerauge befriedigt haben, wenn der ſchwarze Sammt ihrer Haut den verwohnten Blick des Europäers nicht verletzt und ihn weniger empfänglich für die Reize ihres Körpers gemacht hätte. Gunima ſelbſt wußte durchaus nichts von ihren Vorzügen; ſie hatte nur einen Gedanken, nur ein Gefühl, das ihrer innigen Zärtlichkeit für Guſtav. Die dankbare Neigung im Herzen des Kindes war längſt ſchon zur glühendſten Liebe im Buſen der Jungfrau geworden; ihm galt all' ihr Thun und Streben, ihm hatte ſie ihr ganzes Daſein geweiht, und obwohl Guſtav nie mehr als die brüderlichſte Zuneigung für ſie empfand, ſo blieb ihre Leidenſchaft für ihn ſich doch immer völlig gleich. Ja, es kam ihr ſogar nicht einmal in den Sinn, ein ähnliches Gefühl für ſich von ihm zu begehren, von ihm, den ſie ſeit ihrer zarteſten Jugend gleich einer Gottheit verehrte.

Robert ſah dieſe zärtliche und doch ſtets unerwiedert bleibende Hingebung der ſchönen Gunima mit glühender Eiferſucht, er, den ein Blick, ein Lächeln von ihr beglückt haben würde, fühlte ſich durch Guſtav's Kälte empört, er hielt ſie für berechnet, war überzeugt, daß ſie ein Spiel ſeiner Eitelkeit ſei, welche ſich an der Qual des armen Opfers weiden wolle; ſein Haß gegen den Heuchler, wie er ihn nannte, ſtieg daher immer höher, und nur mit großer Mühe gelang es ihm, ihn vor den Augen derer, die ihn umgaben, zu verbergen. Gerade zu jener Zeit kam ein Menſch auf der Pflanzung an, welchen Guſtav's Vater eigentlich mehr aus Mitleid als aus Nothwendigkeit in ſeine Dienſte nahm. Dieſer Menſch, welcher ſich John Perkins nannte, gehörte ebenfalls zu der großen Anzahl jener Thoren, die da glauben, man brauche nur nach Amerika zu reiſen, um ohne alle Mühe reich zu werden. In dieſer Vorausſetzung hatte er ſein Vaterland verlaſſen, den letzten Reſt ſeines geringen Vermögens für die Ueberfahrt hingegeben, und ſah ſich nun, an Ort und Stelle angekommen, nicht nur in ſeinen ſtolzen Erwartungen getäuſcht, ſondern bald genug auch dem bitterſten Mangel preisgegeben. Zufälliger Weiſe fand ihn der Geſchäftsführer Wendheim's eines Tages in dieſem troſtloſen Zuſtande, er fühlte Mitleid mit dem armen Fremdling; überzeugt von der Großmuth des reichen Pflanzers, glaubte er keine Fehlbitte zu thun, wenn er ſich bei demſelben für ihn verwendete, und wirklich erhielt er auch ſchon binnen Kurzem die befriedigende Antwort, daß er ſeinen Schützling ſenden dürfe, indem der edle Wendheim ſich zu ſeiner Aufnahme bereit erklärte.

Es bedurfte für den neuen Ankömmling kaum mehr als einiger Wochen, um ihn ſowohl mit den Charakteren als mit den Verhältniſſen der Familie, unter welcher er gegenwärtig lebte, vertraut zu machen; — er durchſchaute Alle, beſonders aber war es Robert, deſſen eigentliche Gemüthsſtimmung ihm keineswegs entging, indem ſein Scharfblick Robert's geheime Leidenſchaft für Gunima eben ſo deutlich, als ſeinen verborgenen Haß gegen Guſtav erkannte. Ob und welchen Nutzen er aus dieſer Entdeckung ziehen ſollte, wußte er vor der Hand noch nicht, allein er fing damit an, ſich dem Jünglinge allmälig zu nähern, durch mancherlei hingeworfene Aeußerungen ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, ſich hierdurch nach und nach ſein Vertrauen zu erſchleichen, und auf dieſe Weiſe den Standpunkt endlich zu gewinnen, welchen er einnehmen mußte, um für ſich ſelbſt mit Vortheil handeln zu können.

Es wurde John Perkins nicht ſchwer, Robert's Vertrauen zu erhalten; das übervolle Herz des Jünglings bedurfte ja ſchon lange eines befreundeten Weſens, um ſich endlich ohne Rückhalt zu ergießen; die ganze Glut, welche Haß und Liebe, Neid und Eiferſucht in der Bruſt eines Sterblichen zu entzünden vermögen, zeigte ſich den ſtaunenden Blicken des Vertrauten jetzt plötzlich unverhüllt; er erkannte die Gewalt einer Leidenſchaft, deren Größe er nie geahnt hatte, aber er fragte ſich auch vergebens, wie das enden werde, wenn Robert, ſeiner Gefühle nicht mehr mächtig, die Schranken einſt zerſprengen ſollte, welche Dankbarkeit und Pflicht bis jetzt ſeinen Leidenſchaften noch entgegen ſetzten. Um Robert's ſtürmiſchem Verlangen, der nach geſchehener Erklärung nun auch Rath und Hilfe von ihm begehrte, einigermaßen zu genügen, rieth er ihm, Gunima ſeine Gefühle für ſie unumwunden zu entdecken; denn er war überzeugt, daß die Gewißheit, geliebt zu ſein, ihr Herz von einem Undankbaren abziehen, und Demjenigen zuwenden werde, deſſen Zärtlichkeit ihr Erſatz für die bitteren Leiden einer verſchmähten Neigung zu gewähren vermochte. Ob nun wohl Robert lange Zeit kein Ohr für dieſen Vorſchlag hatte, weil er von Gunima zurückgewieſen zu werden fürchtete, bewies ihm ſein Vertrauter doch ſo klar, daß er etwas wagen müſſe, wenn er auf eine oder die andere Weiſe an's Ziel gelangen wolle, daß er endlich nachgab, und die nächſte Gelegenheit, welche ſich ihm darbieten werde, zu benutzen beſchloß, um der Heißgeliebten ſeine Empfindungen zu offenbaren.

Dieſe Gelegenheit ereignete ſich früher, als er geglaubt hatte. Eines Abends gab der edle Wendheim, wie er es oft zu thun pflegte, ſeinen Sklaven ein Feſt, wobei die ganze Familie gegenwärtig war und die Luſt der Fröhlichen theilte. Robert, welcher Gunima keine Minute aus den Augen ließ, bemerkte daher bald, daß ſie, wahrſcheinlich um den ihr läſtigen Aufforderungen zum Tanze auszuweichen, den Schauplatz der Freude verließ und ſich, unbeachtet von den Anderen, nach einem der dunkelſten Schattengänge des großen herrlichen Gartens wandte.

Dieſen höchſt günſtigen Moment glaubte Robert benützen zu müſſen; er folgte ihr deßhalb unbemerkt, bis ſie Beide weit genug von dem Schauplatz des Feſtes entfernt waren, um weder geſehen noch gehört werden zu können; jetzt erſt trat er der überraſchten Jungfrau näher, warf ſich zu ihren Füßen, geſtand ihr in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken ſeine Liebe, und beſchwor ſie, ihm ein Herz zu ſchenken, das Guſtav nicht verdiene, indem er es weder zu ſchätzen noch zu würdigen verſtehe. Gunima's Beſtürzung über dies unerwartete Geſtändniß war zu groß, als daß ſie gleich im erſten Augenblick einer Antwort fähig geweſen wäre. Sie faßte ſich indeſſen bald, dankte ihm, den ſie als Bruder zu lieben gewohnt ſei, für die zärtliche Neigung, deren er ſie werth geachtet, erklärte ihm jedoch mit unumwundener Offenheit, daß ſie dieſelbe niemals zu erwidern vermöge, und ihn folglich bitten müſſe, jeder, auch der leiſeſten Hoffnung auf ein wärmeres Gefühl von ihrer Seite für immer zu entſagen. Hätte Gunima Robert's Antlitz nach dieſer Erklärung ſehen können, ſo würde eine bange Ahnung ihr Herz ergriffen haben; Robert war todtenbleich geworden, große Blutstropfen drangen aus den zerbiſſenen Lippen; er mußte ſich bei dem krampfhaften Zittern ſeiner Glieder an einen zunächſt ſtehenden Baum lehnen, um nicht umzuſinken. Lange Zeit verharrte er lautlos in dieſer Stellung; endlich, wie durch einen plötzlichen Gedanken ermuthigt, richtete er ſich ſtolz empor, murmelte mit dumpfer, faſt tonloſer Stimme einige unverſtändliche Worte, und war dann mit faſt unbegreiflicher Schnelligkeit aus Gunima's Augen verſchwunden.

Robert's Zuſtand nach dem unglücklichen Erfolge ſeines Liebesgeſtändniſſes vermögen Worte nicht zu beſchreiben;

Wuth, Eiferſucht und der glühendſte Rachedurſt tobten in ſeiner Bruſt; er überhäufte ſeinen Vertrauten mit Vorwürfen, ihn zu dieſem Schritte verleitet zu haben, hielt ſich für beſchimpft, daß eine Sklavin ihn zurückweiſen durfte, und beſtürmte den treuen Theilnehmer ſeiner geheimen Angelegenheiten zuletzt, ihm einen Plan erſinnen zu helfen, deſſen Ausführung die ihm zugefügte Schmach tilgen, ihn an der ſtolzen Gunima und dem verhaßten Guſtav rächen ſollte. Während John Perkins ſich unabläſſig bemühte, den Sturm im Innern des leidenſchaftlichen Jünglings zu beſchwören und ihn mindeſtens von unbeſonnenen Schritten abzuhalten, trug ſich eine Begebenheit zu, deren Ausgang einen nur allzu bedeutenden Einfluß auf das Schickſal einer Familie erhalten ſollte, welche bisher unſtreitig zu den glücklichſten Sterblichen gezählt werden durfte.

An dem äußerſten Ende des unabſehbaren Gartens, welcher ſich von dem Wohnhauſe aus bis in die Nähe des Waldes erſtreckte, hatte Wendheim nämlich auf Guſtav's dringende Bitten ſeit Kurzem erſt ein kleines Luſthäuschen bauen laſſen, welches Letzterer ſeiner ſtillen Abgeſchiedenheit wegen zum Lieblingsaufenthalt erwählte, ſich oft tagelang daſelbſt mit dem Studium der Wiſſenſchaften beſchäftigte, und nicht ſelten von Gunima oder einem Diener abgerufen werden mußte, wenn die Stunde des gemeinſamen Mahles, oder der Wunſch ſeines Vaters, ihn in den Kreis der Familie rief. Da er vor allem Anderen die Pflanzenkunde leidenſchaftlich liebte, ſo war man es auch überdies gewohnt, ihn öfter kleine botaniſche Wanderungen unternehmen zu ſehen. Dies war auch eines Morgens wieder der Fall; er nahm von den Seinigen Abſchied, gelobte feierlich, ſpäteſtens in drei Tagen zurück zu kehren, und zog fröhlich dahin, von den Segenswünſchen der liebenden Eltern begleitet. Nur Gunima fühlte ſich bei jeder ſolchen Trennung ſchmerzlich bewegt, nur ſie hätte ihn gerne um jeden Preis zurück gehalten, allein ſie erkühnte ſich nicht, eine Empfindung laut werden zu laſſen, die ſie ſich kaum ſelber zu bekennen wagte; ängſtlicher als jemals ſah ſie jedoch diesmal den über Alles geliebten Jüngling ſcheiden; quälender als jemals bemächtigten ſich trübe Ahnungen ihrer Seele; ſie ſah ihm mit thränennaſſen Augen nach, als er, den Weg nach ſeinem Luſthäuschen einſchlagend, ihren Blicken allmälig entſchwand, und kaum gelang es ihr, ſo viel Faſſung zu erringen, den Zuſtand ihres Innern vor ihrer Umgebung einigermaßen zu verbergen.

Gunima's ängſtliches Vorgefühl ſollte jedoch auf die traurigſte Weiſe gerechtfertigt werden; ſechs Tage waren bereits vergangen, und Guſtav, der ſo heiß erſehnte Guſtav, noch immer nicht zurückgekehrt; ſein Ausbleiben mußte Allen um ſo auffallender ſein, da er ſich noch nie ſo lange vom Hauſe entfernt hatte; ſogar ſein Vater, der die Beſorgniſſe der Frauen bis jetzt noch immer zu beſchwichtigen wußte, wurde allmälig unruhig, — kein Wunder, wenn Gunima ihrer Angſt daher endlich Worte zu geben wagte, wenn ſie tauſend Unfälle, die ihn getroffen haben, tauſend Gefahren, in die er gerathen ſein konnte, aufzählte; als nun aber nach einer finſtern ſtürmiſchen Nacht der ſiebente Morgen anbrach, ohne Kunde von dem Vermißten zu bringen, als die jammernde Mutter den Himmel jetzt laut um die Rückkehr ihres Lieblings anflehte, der beſtürzte Vater die Sorge um den theuren, einzigen Sohn vergebens zu verbergen ſtrebte, und ſelbſt Robert, mindeſtens ſcheinbar theilnehmend, ſich ihn zu ſuchen erbot, da war nichts mehr im Stande, Gunima zurück zu halten, da eilte ſie fort, hörte weder Bitte noch Befehl, achtete weder ihrer Unkenntniß des einzuſchlagenden Weges, noch der Gefahr ſich zu verirren, und hatte nur einen Gedanken, nur einen Wunſch, den Geliebten wieder zu finden oder zu ſterben.

Während Gunima, ſich ſelbſt vergeſſend, mit Blitzesſchnelle davon eilte, während der ehrwürdige Wendheim ſeine beinahe verzweifelnde Gattin zu tröſten ſuchte, Robert und Jainto aber, jeder an der Spitze einer kleinen Schar treuer Sklaven, ſich zu einem Streifzuge nach den Gebirgen rüſteten, weilte der unglückliche Guſtav in einem über alle Beſchreibung ſchrecklichen Zuſtande, dem Tode nahe in jenem Luſthauſe, deſſen Pforte ſeit dieſer ganzen Zeit von einem ſo furchtbaren Feinde bewacht wurde, daß er ſie nicht überſchreiten durfte, ohne ſeinem unausbleiblichen Verderben entgegen zu eilen.

Als Guſtav nämlich an dem bereits erwähnten Morgen ſeine botaniſche Wanderung antrat, wollte er zuvor noch ein kleines, darauf Bezug habendes Geſchäft vollenden; er begab ſich daher in das Luſthäuschen, arbeitete emſig, und war nach ungefähr einer Stunde im Begriff es wieder zu verlaſſen, da fiel ſein Blick zufällig auf eines der hohen Fenſter, welches die Ausſicht nach der Seite des Waldes hin gewährte, und plötzlich blieb er ſtarr vor Entſetzen, keines Lautes, keiner Bewegung mächtig, wie eingewurzelt ſtehen, den gräßlichen Gegenſtand, der ſich ſeinen Augen darbot, mit innerem, namenloſem Grauen betrachtend. Wohl durfte der Unglückliche im Innerſten erbeben, wohl durfte der Froſt des Todes ſeine Glieder ſchütteln, denn eine der furchtbarſten Schlangen hatte den ungeheuren Rieſenleib um einen dem Fenſter gerade gegenüber ſtehenden uralten Baum gewunden, und ſtarrte mit halb geöffnetem Rachen unverwandten Blickes nach ihrem Opfer herüber, bereit, ſich ſeiner zu bemächtigen, ſobald es die ſchützenden Mauern des kleinen Luſthauſes verlaſſen würde.

Guſtav erkannte augenblicklich die Größe ſeiner Gefahr, er ſah ein, daß er entweder hier gleich einem Gefangenen eingeſperrt bleiben, oder bei dem geringſten Verſuch ſich zu entfernen, die gewiſſe Beute des lauernden Ungeheuers werden müſſe. Zu dieſer traurigen Ueberzeugung geſellte ſich bald die noch ſchrecklichere, keine Erlöſung aus ſeiner entſetzlichen Lage hoffen zu dürfen, da Niemand ihn hier vermuthete, da man ihn weit entfernt glaubte, das Luſthaus überdies von keinem der Seinigen beſucht ward, und folglich mehre Tage verſtreichen konnten, bevor man ihn vermißte, oder ein lebendes Weſen in jene ſo weit entlegene Gegend des Gartens kam.

Während der unglückliche Guſtav ſich dieſen peinigenden Vorſtellungen überließ, bemerkte er nur allzu deutlich, daß das ſcheußliche Ungeheuer jede ſeiner Bewegungen auf das ſorgfältigſte beobachtete; er wollte das Fenſter verhängen, ſich dem Geſichtskreis ſeiner Feindin entziehen, allein wie angebannt wurzelten ſeine eigenen Augen auf dem Gegenſtande des haarſträubenden Entſetzens, ohne ſich von ihm abwenden, ohne den Zauber, der ihn wider ſeinen Willen gefeſſelt hielt, löſen zu können. In halber Betäubung, von tauſend verworrenen Gedanken beſtürmt, über tauſenderlei Möglichkeiten zu ſeiner Rettung brütend, ſchwand dem armen Guſtav der erſte Tag ſeiner Gefangenſchaft; noch hatte er kein Bedürfniß nach Nahrung gefühlt, ein kurzer unruhiger Schlummer ſchloß für wenige Stunden ſeine müden Augen, und als der Morgen herannahte, als die erſten Strahlen der Sonne den Thau der Nacht von Blatt und Blumen küßten, als die ganze Natur zu neuem Leben erwachte, da ſprang auch er von ſeinem Ruhebette empor, glaubte geträumt zu haben, wollte die finſteren Schreckbilder verſcheuchen, in die Arme der Seinigen eilen, und — bebte voll Entſetzen zurück — denn ſein erſter Blick fiel auf die unbeweglich lauernde Schlange, deren halb geöffneter Rachen wie geſtern bereit ſchien, das willkommene Opfer je eher, je lieber zu verſchlingen.

Nachdem Guſtav ſich von der Wirklichkeit ſeines bejammernswürdigen Zuſtandes überzeugt hatte, fing er an, etwas ruhiger über denſelben nachzudenken. Die Hoffnung, dieſe freundliche Begleiterin des armen Sterblichen, deren milde Strahlen dem Unglücklichen die finſtere Dornenbahn erleuchten, des Kummers heiße Thränen trocknen, und ſelbſt die tiefe Kerkernacht wohlthätig erhellen, fing allmälig an, auch ihm die Möglichkeit, daß Laune oder Zufall ein menſchliches Weſen in dieſe Gegend führen könnte, vorzuſpiegeln; er überlegte hierauf, wie er dieſem Weſen ſchon aus der Ferne ſowohl ſeine Gegenwart, als die Gefahr, in der er ſchwebte, kund thun, daſſelbe vor allzu kühner Annäherung warnen, und zugleich um Rettung flehen ſollte. Nach langem Sinnen beſchloß er endlich, folgende Worte mit möglichſt großen Buchſtaben auf einen Bogen Papier zu ſchreiben: „Der unglückliche Guſtav befindet ſich hier im Luſthaus! Sein Leben wird von einer furchtbaren

Schlange bedroht, welche den Ausgang bewacht! Befreit ihn aus ſeiner ſchrecklichen Lage, bevor der Hungertod ihn ereilt!" Dies Papier befeſtigte er an einen ziemlich langen Stock, nach Art einer kleinen Fahne, erkletterte damit ein Fenſter, deſſen oberſten Flügel er öffnete, und hing dies Nothſignal hinaus, ſo weit er es vermochte, um die Aufmerkſamkeit desjenigen zu erregen, den der gütige Himmel etwa zu ſeiner Rettung ſenden möchte. Allein auch die Sonne des zweiten Tages neigte ſich zu ihrem Untergang, ohne daß ein menſchliches Weſen ſich in Guſtav's Nähe zeigte! Der Hunger fing allmälig an ihn zu quälen, ein brennender Durſt marterte ihn, dennoch ließ er den Muth nicht ſinken; er gedachte ſeiner Lieben, ſandte ein brünſtiges Gebet zu Gott, und verſuchte es abermals, in einem kurzen Schlummer Vergeſſenheit ſeiner Leiden zu finden.

Fünf volle fürchterliche Tage waren dem unglücklichen Guſtav auf dieſe Weiſe vergangen! Der Hunger wühlte in ſeinen Eingeweiden, er konnte die faſt vertrockneten Lippen kaum öffnen, die dürre glühende Zunge kaum bewegen; mehr als einmal war er während dieſer Zeit im Begriff, ſeinen jammervollen Zuſtand zu enden, mehr als einmal faßte er den Entſchluß, lieber eines zwar ſchrecklichen, aber ſchnellen Todes zu ſterben, als hier langſam zu verſchmachten; allein wenn er dann einen Blick auf das fortwährend in derſelben Stellung harrende Ungeheuer warf, wenn er den halb geöffneten Rachen, die geſpaltene, ihr Opfer gierig heiſchende Zunge gewahrte, dann erfaßte ihn ein furchtbares namenloſes Grauſen, dann durchbebte ihn der Gedanke, wie ſie auf ihn losſtürzen, ſeinen Leib umſchlingen, ſeine Gebeine in eherner Umarmung zerbrechen werde,

— dann ſchienen ihm alle Martern, die er erdulden mußte, leichter, als das ſchreckliche Loos, die wehrloſe Beute dieſes gräulichen Ungeheuers zu ſein. Der ſechſte Morgen brach an; Guſtav's Kräfte waren erſchöpft, er vermochte ſich nicht mehr von ſeinem Lager zu erheben, vermochte nicht mehr zu ſprechen, denn nur ein heiſerer, kaum vernehmbarer Ton entrang ſich der vertrockneten Kehle; ſein mattes Auge ſtarrte hinüber nach der lauernden Schlange, ohne jedoch das früher gefühlte Entſetzen zu empfinden, eine ſeltſame Betäubung hatte ſich ſeiner Sinne bemächtigt, in ſeinen Ohren klang es wie fernes Glockengeläute, wie dumpfes Wellengebrauſe, nur ein dunkles Bewußtſein der Gefahr, in welcher er ſich befand, war ihm geblieben, jede Hoffnung auf Rettung längſt in ihm erloſchen, — er dachte an den Schmerz der Seinen, nahm Abſchied von ihnen für dieſe Welt, und als nun auch der ſechſte Leidenstag ſich zu ſeinem Ende neigte, da fühlte er ſeine Beſinnung allmälig ſchwinden, und erwartete mit ſtiller Ergebung den langſam herannahenden Tod.

Als Gunima an dem bereits erwähnten Morgen das Haus ohne Begleitung verließ, um von Liebe und Angſt getrieben, den Vermißten aufzuſuchen, ſchlug ſie unwillkürlich den Weg nach jenem Luſthäuschen ein, vielleicht blos darum, weil ihr thränenfeuchtes Auge ihm bei ſeinem Abſchiede auf dieſem Wege gefolgt war, bis er ihren nachſtarrenden Blicken entſchwand! — Sie hatte bereits eine bedeutende Strecke zurückgelegt und bog ſo eben in eine herrliche, faſt endlos lange Platanenallee, welche in gerader Richtung auf das am Ende derſelben gelegene Luſthäuschen zuführte, als ſie plötzlich einen großen Bogen Papier bemerkte, welchen der laue Morgenwind ihr gleichſam ſpielend entgegen trug; ſchon wollte ſie achtlos daran vorüber eilen, da erkannte ſie mit einem Male die wohlbekannten Züge einer theuren geliebten Hand, erkannte Guſtav's Schrift und eilte ſich des koſtbaren Fundes zu bemächtigen. Es war in der That jenes Blatt, welches Guſtav's ſchreckliches Schickſal enthielt, und das der Sturm vergangene Nacht losgeriſſen haben mußte, um es auf Gunima's Weg zu führen; mehre Sekunden ſtand ſie ſtarr, faſt unbeweglich da; der furchtbare Gedanke, daß er nicht mehr am Leben, daß er längſt ſchon des gräßlichen Hungertodes geſtorben ſei, lähmte ihre Kraft; endlich aber erholte ſie ſich, endlich erhielt ihre Bruſt wieder Athem, ihr Körper wieder Bewegung, das verhängnißvolle Papier hoch empor haltend, flog ſie mit der Schnelligkeit des Blitzes nach dem Wohnhauſe zurück, um daſelbſt jedes lebende Weſen zur Rettung des Geliebten herbeizurufen.

Welches Entſetzen Gunima's Nachricht unter ihren Zuhörern verbreitete, läßt ſich eher denken, als beſchreiben! Wer könnte auch Worte für den Schmerz des Vaters, für den troſtloſen Jammer der Mutter des Unglücklichen finden? Faſt Alle hatte die Beſinnung verlaſſen; nur Zainto, welcher mit ſeiner kleinen Schar ſo eben nach dem Gebirge wandern wollte, behielt Faſſung genug, die nöthigen Anſtalten zu Guſtav's Befreiung ſo ſchnell als möglich zu betreiben. In dieſer Abſicht ließ er mehre der größten Schafe herbeibringen, bewaffnete ſich und ſeine Gefährten mit ſcharfen Beilen, und eilte hierauf, die kleine Herde vor ſich her treibend, mit ſeinem Gefolge den Schauplatz des Schreckens zu erreichen; weder Bitten noch Vorſtellungen waren vermögend geweſen, Guſtav's Eltern von der Begleitung des Zuges abzuhalten; Beide wollten entweder den noch lebenden Sohn befreien ſehen, oder den Todten an dem unſeligen Ort, der ſein Grab geworden war, beweinen.

Von Gunima und Robert unterſtützt, wankte das ehrwürdige Paar in der Mitte der treuen Sklaven, welche nicht Worte, nur Thränen fanden, ihre Gebieter zu tröſten; leiſe Seufzer, heiße Gebete entſtiegen jeder Bruſt, Keines wagte dem Anderen ſeine Beſorgniſſe mitzutheilen, denn nur Wenige hegten die Hoffnung, daß Guſtav noch am Leben ſei, und gleichwohl bebten Alle vor der nahen traurigen Entſcheidung ſeines Schickſals zurück. Als der Zug dem Luſthaus bis auf ungefähr zwei hundert Schritte nah gekommen war, trieb der muthig voranſchreitende Jainto die mitgenommenen Schafe mit Hilfe ſeiner Gefährten raſch vorwärts, faſt betäubt vor Angſt folgten ihnen die Blicke der Zurückbleibenden nach; Gunima's Athem ſtockte, ihr Puls ſchlug fieberiſch, krampfhaft hielt ſie die Hand der halb ohnmächtigen Mutter feſt, und lauſchte in geſpannter Erwartung auf den leiſeſten Laut, der in der Ferne hörbar ward. — Allein noch immer herrſchte rings umher die tiefſte Stille, noch immer regte ſich nichts als der freundlich ſpielende Morgenwind, der die Blätter der Bäume ſäuſelnd bewegte; ſchon hatte Gunima's Angſt den höchſten Foltergrad erreicht, ſchon zählte der unglückliche Vater in ſtummer Verzweiflung die erfolglos verſtreichenden Minuten, da vernahm man endlich einen gellenden, durchdringenden Schrei, der Jubelruf Jainto's erſcholl zu gleicher Zeit und verkündete den Harrenden, daß ſeine Liſt glücklich gelungen, und eines der herangetriebenen Schafe bereits die Beute des furchtbaren Ungeheuers geworden ſei!

Mit kaum denkbarer Schnelligkeit hatte die längſt auf Nahrung lauernde Schlange ſich ihres Raubes bemächtigt, ihr Rieſenleib umſchlang das zitternde Thier, deſſen Knochen unter ſeinem Druck krachend zerbrachen. Bald verſtummte das Jammergeſchrei des armen Opfers, bald fand es in dem weit geöffneten Rachen ſein Grab; allein während die Schlange ihre Beute nunmehr gemächlich verzehrte, ward es Jainto und ſeinen leiſe herbeiſchleichenden Gefährten leicht, die Erde von einem Ungeheuer zu befreien, das noch wenige Minuten zuvor jedem Nahenden Verderben drohte.

Noch ertönte das Siegesgeſchrei der Sklaven, noch zuckten die abgehauenen Stücke der erlegten Feindin krampfhaft am Boden, als ſollten ſie neues Leben gewinnen, da ſtürzte Gunima, von keiner menſchlichen Macht mehr zurückgehalten, auf das Luſthaus zu; dem gewaltigen Druck ihrer Hand wich die wohlverwahrte Thür, ſie trat ein, fand Guſtav todtenbleich, mit entſtellten Zügen, auf ſeinem Ruhelager hingeſtreckt, und ſank laut aufſchreiend an demſelben zu Boden. Während dieſer Zeit waren auch die Anderen herbeigekommen. Thränenlos ſtarrte Guſtav's Vater auf die Leiche des geliebten Sohnes, händeringend ſtand die jammernde Mutter über den blaſſen Liebling hinabgebeugt, indeſſen Jainto, welcher am Lager ſeines jungen Gebieters knieend eine der herabhängenden Hände deſſelben gefaßt hielt, plötzlich aufſprang, und Alle zu den ſorgfältigſten Wiederbelebungsverſuchen ermahnte, indem der Körper noch nicht erkaltet, und folglich noch Hoffnung ihn zu retten ſei. Wie ein elektriſcher Schlag wirkten dieſe ermuthigenden Worte auf die Anweſenden; Jeder beſtrebte ſich jetzt, dem Unglücklichen Hilfe zu leiſten, man rieb ihn mit den köſtlichſten Eſſenzen, flößte ihm vorſichtig mehre Tropfen eines ſtärkenden Getränkes ein, und hatte nach lange anhaltender unabläſſiger Bemühung endlich das unausſprechliche Glück, ihn die bereits zum Tode geſchloſſenen Augen wieder öffnen, ihn dem Leben und der treueſten, zärtlichſten Liebe auf's Neue wieder geſchenkt zu ſehen.

Als Guſtav's Kräfte allmälig zurückgekehrt waren, als er ſich ſtark genug fühlte, ſeine Leiden ſchildern zu können, da ſchauderten Alle vor den Qualen, die er erduldet hatte! Inniger noch als jemals liebten ſeine Eltern den Schwergeprüften, hingebender noch als jemals hing Gunima an ſeinen Blicken; nur Robert klagte heimlich das Schickſal an, daß es, ſtatt ihn von ſeinem Feinde zu befreien, ihm denſelben ſiegreicher denn je zuvor entgegengeſtellt, und alle ſeine ſtolzen Hoffnungen vereitelt habe. Leider aber ſollte dieſe Begebenheit, ungeachtet ihres glücklichen Ausganges, doch von den traurigſten Folgen ſein; zu heftig hatte die Angſt auf den zarten Körper von Guſtav's Mutter gewirkt, zu ſchrecklich war ihr Zuſtand an jenem Morgen ſeiner Befreiung, zu vernichtend endlich der Anblick des todtgeglaubten Sohnes, als daß ihre Geſundheit nicht gänzlich dadurch zerſtört worden wäre; vergebens bot ihr Gatte die Kunſt der geſchickteſten Aerzte auf, ſie zu retten, umſonſt erhielt ſie die treueſte, ſorgfältigſte Pflege, ihre Kräfte ſchwanden allmälig dahin, und bald ſchlummerte ſie in den Armen ihrer Lieben ſanft hinüber in jene beſſere, ſchönere Welt. Der Verluſt ſeiner Gattin erſchütterte den edlen Wendheim ſo tief, daß eine geraume Zeit verſtrich, bevor er ſeinen Schmerz ertragen lernte; ſeine frühere Heiterkeit kehrte jedoch nie mehr zurück. Mit der theuern Gefährtin ſeines Lebens ſchien auch der gute Genius, welcher das Daſein Aller ſchützend bewachte, auf immer entwichen, — das ſonſt ſo froh bewegte Treiben, die ſonſt ſo freundliche Geſelligkeit war zerſtört; der ſtille tiefe Gram, den er trotz all' ſeiner Bemühungen nicht zu verbergen vermochte, hatte ſich wie ein Trauerſchleier über ſeine ganze Umgebung gebreitet. Guſtav konnte ſich es bald nicht mehr verhehlen, daß ihm vielleicht nur allzu nahe ein zweiter unerſetzlicher Verluſt bevorſtehe, und leider hatte ihn ſeine Ahnung auch nicht getäuſcht, denn ehe noch der Jahrestag erſchien, der ihm die Mutter raubte, ſtand er weinend an ſeines Vaters Grab. — Zu tief gebeugt von den wiederholt auf ihn einſtürmenden Schlägen des Schickſals, war dem armen Guſtav das Leben jetzt eine ſchwer drückende Laſt geworden, die er kaum mehr ertragen zu können glaubte; ſein ſchönes Erbe, die herrliche Pflanzung, war ihm verhaßt, das verödete Haus ſeiner dahingeſchiedenen Eltern ſchien ihm ein weites Grab, ſelbſt die Natur hatte ihre zauberiſchen Reize für ihn verloren; nur in dem dunklen Schatten des Waldes, nur in der tiefſten Einſamkeit fühlte er ſeinen Schmerz einigermaßen erleichtert, und verbarg ſich daher Tagelang in der dichteſten Wildniß, die ihm Schutz vor den läſtigen, wenn auch wohlgemeinten Tröſtungen der Menſchen gewährte.

Weit mehr als er, obgleich ohne Klagen, litt die unglückliche Gunima! Jetzt erſt mußte ſie die bittere, herzzerreißende Erfahrung machen, daß ſie ihm, den ſie über

Alles liebte, nur ein Gegenſtand des Wohlwollens, der brüderlichen Theilnahme ſei, daß ihre Zärtlichkeit ihm keinen, auch nicht den kleinſten Erſatz zu gewähren vermöge; daß er ſie ſo gut wie alle Anderen vermeide, ihr Streben, ihn zu erheitern, eben ſo unbeachtet als das der Uebrigen laſſe, daß ihr ganzes Daſein folglich werthlos ſei, und ihr von nun an nur eine Kette herber Leiden bereite. Obgleich Gunima eigentlich nie auf eine eben ſo innige Erwiderung ihrer Neigung gehofft hatte, war Guſtav's herzliches Entgegenkommen, ſeine milde Freundlichkeit, ſeine brüderliche Theilnahme doch ganz dazu geeignet, ſie über ſeine Gefühle zu täuſchen; ſie glaubte ihm mehr zu ſein, weil er in den Tagen des Glückes gern an ihrer Seite weilte, weil er ihr ſeine kleinen Sorgen mittheilte, ihr gleich einer geliebten Schweſter vertraute, und jenes Morgens ſtets mit froher Rückerinnerung gedachte, an dem er, ſelbſt noch ein Knabe, durch die Allmacht des Ewigen ihr Retter geworden war. Gunima's Enttäuſchung mußte ihr Herz um ſo grauſamer zerreißen, je ſorgloſer ſie ſich bisher ihren Gefühlen hingegeben hatte, — was aber ihren geheimen Gram noch vermehrte, ja ihn faſt auf's Höchſte trieb, war Robert's giftiger Hohn, mit dem er ſich an ihr zu rächen ſuchte, und ſie ſelbſt bis in die tiefe Einſamkeit, in welche nun auch ſie ſich zurückzog, verfolgte.

Ungefähr drei Monden waren verfloſſen, ſeit der edle Wendheim im kühlen Schooße der Erde ſchlummerte, Guſtav's Trübſinn hatte ſich während dieſer Zeit eher vermehrt als vermindert: da rieth ihm Robert einen Aufenthalt zu verlaſſen, der ihm nur ſchmerzliche Erinnerungen errege, ſich durch eine Reiſe nach Europa zu zerſtreuen, und erſt dann wieder in die Heimat zurückzukehren, wenn die Zeit ſeinen Schmerz gemildert, die tiefe Wunde ſeines Herzens geheilt habe. Guſtav nahm dieſen Rath zu Robert's großer Freude dankbar an, er fühlte die Nothwendigkeit, ſich ſeinem gegenwärtigen Zuſtande zu entziehen, und glaubte ſelbſt, daß dies am beſten durch eine Reiſe geſchehen könnte; alle Anſtalten dazu wurden daher jetzt um ſo eifriger betrieben, je mehr Robert ſich eilte, einen Ort zu verlaſſen, woſelbſt Jedermann ſein untergeordnetes Verhältniß kannte; gerne vertauſchte er das üppige Leben der neuen, mit den verfeinerten Sitten der alten Welt, feſt überzeugt, daß es ihm leicht gelingen werde, in Europa eine glänzende Rolle zu ſpielen, und den trübſinnigen, ſchwärmeriſchen Guſtav unbemerkt neben ſich verſchwinden zu laſſen.

Gunima's Gefühl, als ſie den Entſchluß des Geliebten vernahm, vermögen Worte nicht auszuſprechen; in ſtummer Verzweiflung wankte ſie Schatten gleich umher, verrichtete mechaniſch die ihr obliegenden kleinen Geſchäfte; kein Laut entfloh den krampfhaft geſchloſſenen Lippen, kein Seufzer erleichterte die von tauſend Qualen gefolterte Bruſt. Thränenlos ſah ſie die Anſtalten zu der nahen, ſchrecklichen Trennung treffen, hörte ſcheinbar ruhig den Tag der Abreiſe beſtimmen, und täuſchte durch dieſe äußere Gelaſſenheit ihre Umgebung ſo vollkommen, daß ſelbſt Robert an ihr irre zu werden, und ihre heiße Liebe für Guſtav zu bezweifeln begann.

Das reichbeladene Schiff, die »Hoffnung" genannt, hatte bereits den Hafen von Philadelphia verlaſſen, den beflügelten Lauf nach dem fernen Europa richtend, wohin es der ewig wechſelnde Verkehr beider Welttheile führte.

Guſtav, Robert und John Perkins, der einzige von allen Dienern, welcher die Reiſenden auf Robert's Vorſchlag begleiten durfte, ſtanden auf dem Verdeck, ihre Blicke ruhten Abſchied nehmend auf einem Lande, das ſie vielleicht erſt nach langer Zeit wieder betreten ſollten. Guſtav ſchien in tiefes Nachdenken verloren; da gewahrte man plötzlich eine kleine Barke, welche, den Hafen verlaſſend, die Wellen pfeilſchnell durchſchnitt, und ſich mit ſichtlicher Eile dem Schiffe zu nähern ſtrebte. Nachdem ſie es endlich erreicht hatte, verlangte der Führer der Barke an dem Schiffe anlegen zu dürfen, indem eine Perſon an Bord zu kommen wünſche, welche noch ein wichtiges Geſchäft daſelbſt abzumachen habe; ſeine Bitte wurde gewährt. Wer beſchreibt jedoch Guſtav's Erſtaunen, als er in der gemeldeten Perſon niemand Anderen als Gunima erblickte, welche ſich ihm langſam näherte, den Ueberraſchten wehmüthig anſah, und dann mit mühſam errungener Faſſung ausrief: »Vergib mir, Guſtav, daß ich dir bis hierher zu folgen wagte, allein ich konnte nicht auf ewig von dir ſcheiden, ohne dich noch einmal, zum letzten Male, zu umarmen! Die Stunde der Trennung gleicht der Todesſtunde; in beiden darf der arme Sterbliche ſein Innerſtes offenbaren, damit er mindeſtens in der Erinnerung noch eine Zeitlang fortlebe, — ſo wiſſe denn, Guſtav, daß ich dich liebe, wie vielleicht niemals ein Weſen hier auf Erden geliebt ward, daß ich mit faſt übermenſchlicher Kraft eine Leidenſchaft zu beſiegen ſtrebte, die du nicht einmal bemerkteſt, und daß eben dieſe Nichtbeachtung mir namenloſe Qualen bereitete. Dein Entſchluß, die Heimat zu verlaſſen, um in einem fernen Welttheil Vergeſſenheit und Frieden zu ſuchen, hat meine letzte ſüße Täuſchung, deinem Herzen dennoch einſt mehr als Schweſter werden zu können, für immer zerſtört, — darum lebe wohl, Guſtav, lebe ewig wohl! — Führt das Schickſal dir in jenem fremden Lande die Geliebte entgegen, findeſt du ein Weib, nach deſſen Beſitz du dich ſehnſt, deſſen Neigung dich beglücken würde, dann verleihe ihr der Allmächtige das Herz der armen Gunima, und ſchmücke deine Tage mit dem duftenden Blütenkranz unvergänglicher Freuden, bis wir uns einſt Alle wiederſehen, dort oben, in jener ſchöneren, beſſeren Welt!" — Gunima hatte die letzten Worte mit immer ſteigender Heftigkeit geſprochen, jetzt wurde ihre Stimme von den unaufhaltſam hervorſtürzenden Thränen erſtickt. Guſtav fühlte hierauf eine innige Umarmung, ein heißer Kuß brannte auf ſeinen Lippen, dann riß ſie ſich mit Blitzesſchnelle von ihm los, eilte, ohne auf ſein ängſtliches Rufen zu hören, im vollen Laufe davon; jetzt hatte ſie die Schiffsleiter erreicht, trat fehl, — und ward in dem nämlichen Augenblick von den Wellen verſchlungen.

Guſtav's Zuſtand grenzte beinahe an Wahnſinn; nur mit Mühe wurde er abgehalten, ſich ihr nachzuſtürzen; er nannte ſich ihren Mörder, bot ungeheure Summen für ihre Rettung, leider aber blieben alle Verſuche, die Unglückliche ihrem feuchten Grabe zu entreißen, fruchtlos; ſie mußte unmittelbar nach dem Sturze unter das Schiff gerathen und das Auftauchen ihres Körpers dadurch unmöglich geworden ſein. Schrecken, Kummer, und der ihn raſtlos quälende Gedanke, Gunima habe ſterben wollen, warfen Guſtav auf's Krankenlager; er klagte ſich unaufhörlich als ihren Mörder an, machte ſich die bitterſten Vorwürfe, und verlangte im wilden Fieberwahn von Jedem, der ihm nahe kam, den Tod. Dieſen zerrütteten Seelenzuſtand des Unglücklichen nährte der treuloſe Robert, ſtatt ihn zu heilen, indem er ihn in ſeinem Glauben an Gunima's freiwilliges Ende beſtärkte, ihre grenzenloſe Liebe zu ihm mit den lebhafteſten Farben ſchilderte, und die letzten, mit gebrochenem Herzen geſprochenen Abſchiedsworte ſtets auf's Neue wiederholte. Auf dieſe Weiſe mußte ſich Guſtav's Krankheit von Tag zu Tag verſchlimmern; vergebens wandte der Schiffsarzt alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel an, das Uebel zu heben, umſonſt widmete er ihm die ſorgfältigſte Pflege; Robert und der feile Diener John Perkins wußten die Seele des armen Leidenden ſo grauſam zu martern, ſeinen Geiſt durch immer neue Schreckbilder ſo gänzlich zu verwirren, daß der ohnehin geſchwächte Körper endlich erliegen mußte. Nur wenige Tage nach dem Tode der treuen Gunima waren vergangen, da fand auch Guſtav tief in den Wellen des friedlich dahinrauſchenden Meeres ſein frühes Grab.

Es iſt kein Zweifel, daß Robert, trotz ſeines nicht zu läugnenden Strebens nach Reichthum und Unabhängigkeit, doch erſt während Guſtav's Krankheit auf den Gedanken gerieth, wie leicht es ihm ſein würde, ſich durch deſſen Tod Beides zu verſchaffen; bald aber bildete er dieſen Gedanken deutlicher aus, er ward zum Plan, als er bemerkte, daß der Unglückliche ſich für Gunima's Mörder halte, und daß dieſe Vorſtellung das Mark ſeines Lebens verzehre. Nachdem das Opfer gefallen war, beſchloß Robert, welcher ſich jetzt im Beſitze der Papiere des Verſtorbenen befand, auch deſſen Namen anzunehmen und unter demſelben in Europa aufzutreten. Durch eine bedeutende Summe, welche John Perkins bei ihrer Ankunft erhalten ſollte, hatte er ſich die

Verſchwiegenheit dieſes Menſchen erkauft; dem Handelshauſe, durch welches Guſtav ſeine Gelder aus Amerika beziehen ſollte, hoffte er mit leichter Mühe einen falſchen Todtenſchein, der ihn ſelbſt als den Verſtorbenen bezeichnete, unterzuſchieben, — es blieb daher nur ein Umſtand übrig, der ihm ſeiner Meinung nach gefährlich werden konnte, nämlich das ſpätere Zuſammentreffen mit einem ſeiner Reiſegefährten; allein auch dies hoffte er vermeiden zu können, und ſah daher der Zukunft mit unbekümmerter Ruhe entgegen.

Der Untergang des Schiffes befreite Robert, welcher ſich dem edlen Grafen von Holm nun wirklich unter dem Namen Guſtav von Wendheim vorſtellte, vollends von jeder Beſorgniß einer möglichen Entdeckung ſeines Betruges, obgleich er nicht wenig erſchrack, als er vernahm, daß John Perkins dem Tode entronnen ſei. Von nun an begann jedoch ein ganz anderes Leben für ihn; Helenens Schönheit, ihre Sanftmuth, ihre Milde entflammte ein Gefühl in ſeiner Bruſt, welches von ſeiner früheren Leidenſchaft für Gunima ſo durchaus verſchieden war, daß er ſelbſt jetzt erſt die Gewalt der wahren Liebe, aber auch ſeinen Unwerth, ein ſolches Kleinod zu beſitzen, klar erkannte. John Perkins, welchem Robert's Gemüthszuſtand nicht verborgen blieb, drang nunmehr darauf, daß er das Schloß verlaſſe, um endlich den bedungenen Lohn zu erhalten, ja er wagte es bei Robert's fortwährendem Widerſtande zuletzt ſogar, ihm zu drohen; Robert mußte daher nothgedrungen nachgeben. Kaum im Beſitze der verſprochenen Summe, wandte ſich John nach ſeiner Heimat, wurde jedoch unterwegs von Räubern überfallen, ſeiner Habe beraubt, auf das Granſamſte mißhandelt, und dankte ſein gerettetes Leben einzig der Milde eines armen Bauers, welcher den Unglücklichen in ſeinem Blute ſchwimmend fand, nach ſeiner Hütte brachte und ſorgfältig verpflegte. Allein der Verluſt des Sündenlohns ſowohl, als ſein elender Zuſtand hatten das ſchlummernde Gewiſſen John's plötzlich geweckt; ſobald er wieder im Stande war, eine Feder zu halten, brachte er die ganze eben erzählte Begebenheit zu Papier, in der Abſicht, ſo bald es ſeine Kräfte erlaubten, nach dem Schloſſe des Grafen Holm zu wandern, Robert, den er ſchon vermählt glaubte, zum Geſtändniſſe ſeines Betruges zu ermahnen, oder im Fall er ſich deſſen weigern ſollte, dem Grafen ſein ſchriftliches Bekenntniß zu überreichen. Er hielt Wort; dem Tode nahe, gelangte er in die Hutte ſeines ehemaligen Gaſtfreundes, des alten Fiſchers Tom, und verhinderte durch ſeine Erſcheinung ein Bündniß, deſſen der entartete Pflegeſohn eines edlen, durch ſein Zuthun verödeten Hauſes nicht würdig war.

Am Ufer des Genfer Sees, in einem jener reizenden Landhäuſer, welche ſich zwiſchen herrlichen Weinbergen und blumenreichen Wieſen erheben, und eine Niederlaſſung zahlloſer Fremden beinahe aus allen Ländern Europa's, ja ſogar aus fernen Welttheilen bilden, hatten auch Graf Holm und ſeine Tochter Helene den Frieden endlich wieder gefunden, den ihnen eine grauſame Täuſchung auf ewig zu rauben drohte. Nach jener ſchrecklichen Entdeckung, die Helenen faſt an den Rand des Grabes brachte, vermochte der Graf nicht länger mehr an einem Orte zu verweilen, woſelbſt jeder Platz ihn an den ſchamloſen Betrieger erinnerte, jeder Gegenſtand ihm ſein Bild zurückrief; — ſobald

Helene ſich daher wieder ſo weit erholt hatte, um eine weite Reiſe unternehmen zu können, verließ er das ihm einſt ſo theuere Erbe ſeiner Väter, um in einem fernen Lande Zerſtreuung und jene Ruhe, welche die Alles heilende Zeit allmälig gewährt, zu ſuchen.

Genf, die uralte Allobroger Stadt, mit ihrer wahrhaft zauberiſchen Umgegend, feſſelte endlich den Grafen; voll Entzücken weilte ſein Auge bald auf der Ausſicht nach Süden, wo der Gebirgsſtrom der Arve zwiſchen Hügeln und Gebüſchen der Rhone zueilt, wo zierliche Landhäuſer, im Schatten lombardiſcher Pappeln halb verborgen, den Wanderer zur Ruhe laden, oder kleine, dicht an Felſen gelehnte Hütten ihn an die Einfachheit des Hirtenvolkes mahnen; bald ruhte ſein ſtaunender Blick auf dem, auf der Nordſeite ſich ausbreitenden, über alle Beſchreibung herrlichen See, deſſen maleriſche Ufer von prachtvollen Villa's, Dörfern, Rebhügeln, Wieſen, Gebüſchen und Gärten belebt werden. — Alles blüht hier in üppiger Fülle. — Alles athmet hier Freiheit und Frieden, während am jenſeitigen Geſtade die Felſen und Eisberge Savoiens ihre nackten Häupter hoch in die Wolken erheben, und in ernſter Majeſtät herabſchauen auf das bunte Treiben der kleinen, ſich tief unten zu ihren Füßen bewegenden Welt.

Graf Holm erkannte bald, daß er hier den Ort gefunden habe, der ihm die Befriedigung ſeiner Wünſche zu gewähren verſprach; er eilte daher, ſich den Beſitz eines jener bereits erwähnten Landhäuſer zu verſchaffen, und ſchon nach kurzer Zeit gelang es der heiter lachenden Gegenwart, die trüben Bilder der Vergangenheit in Beider Seelen allmälig zu verſchleiern. — So heilſam aber auch die Natur auf das

Gemüth des Grafen wirkte, ſo innig er ſich von ihr angezo-
en fühlte, eben ſo ferne hielt er ſich von dem Umgange mit
Menſchen, eben ſo eifrig mied er ihre Nähe, ja, als man
n Anfange den neuen Anſiedler und ſeine ſchöne Tochter
reundlich zu bewillkommen eilte, da wußte er unter dem
Vorwande, daß Helenens leidender Zuſtand ihr den Genuß
eſelliger Freuden durchaus unmöglich mache, die Beſucher
chnell zu verſcheuchen, und hatte auf dieſe Weiſe ſeinen
Wunſch einer ungeſtörten Einſamkeit vollkommen erreicht.
Helene theilte ihres Vaters Neigung; ihr Schmerz war
och nicht geheilt, das Andenken desjenigen, den ſie haſſen,
en ſie verachten ſollte, noch nicht aus ihrem Herzen ver-
lgt; ſie weilte daher am liebſten allein, um ungeſehen wei-
en, die grauſame Täuſchung ihrer ſchönſten Gefühle un-
eſtört beklagen zu können.

In tiefes Nachſinnen verloren, ſaß ſie eines Abends am
ffenen Fenſter ihres Landhauſes, die himmliſche Gegend,
elche hier vor ihren Blicken ausgebreitet lag, nur wenig
eachtend; ſie wartete auf ihren Vater, der ſchon am Morgen
nes Geſchäftes wegen nach der Stadt geritten, bis jetzt aber
och immer nicht zurückgekehrt war. — Dies ungewöhnlich
nge Ausbleiben fing nach und nach an, ſie zu beunruhigen;
e beſorgte, daß ihm irgend ein Unfall zugeſtoßen ſein möge,
nd war ſchon im Begriff, ihm mehre Diener auf dem Weg,
m er kommen mußte, entgegen zu ſenden, als das Geräuſch
nes langſam ſich nähernden Wagens ſie aufmerkſam machte,
elcher auch bald an der Pforte des Hauſes ſtille hielt, und
s dem ihr Vater, den ein junger Mann mit der größten
Sorgfalt zu unterſtützen bemüht ſchien, ihr mit verbundenem
opf und Arm entgegen wankte. Helenens Schrecken bei

dieſem Anblick war ſo groß, daß er ihr beinahe die Beſinnung geraubt hätte. Graf Holm beruhigte ſie jedoch, indem er ihr heilig betheuerte, daß ſeine Wunden ganz unbedeutend wären, und daß durch die menſchenfreundliche Fürſorge des jungen Fremden bereits Alles zu deren Pflege geſchehen ſei. Er ſtellte ihr hierauf den Unbekannten, welchen er Lord Eduard Pembrock nannte, als den Retter ſeines Lebens vor; auf dem Rückwege hatte er nämlich das Unglück, daß ſein plötzlich ſcheu gewordenes Pferd ihn abwarf; im Steigbügel hängen bleibend, würde er ohne Zweifel von dem in wilder Haſt fortſtürmenden Thier geſchleift worden ſein, wenn ſich das tragiſche Ereigniß nicht glücklicher Weiſe in der Nähe eines Landhauſes zugetragen hätte, deſſen edelmüthiger Beſitzer ſogleich hilfreich herbeieilte, dem Pferd in den Zügel fiel, und dadurch des Grafen Retter ward.

Der junge Mann führte hierauf den an Kopf und Schulter verwundeten Grafen in ſeine Wohnung, woſelbſt ein heilkundiger Diener ihn auf das ſorgfältigſte verband. Kaum war dies geſchehen, als ihn die Erſcheinung eines holden weiblichen Weſens überraſchte, welches ſich mit der innigſten Theilnahme nach ſeinem Zuſtande erkundigte, und ihm von ſeinem Retter als deſſen einzige, geliebte Schweſter Lady Maria Pembrock vorgeſtellt ward. Beide Geſchwiſter wetteiferten nunmehr, dem theuren Gaſte die zarteſte Sorgfalt, die zuvorkommenſte Aufmerkſamkeit zu beweiſen. Beide ſchienen jeden ſeiner Wünſche ſchon im voraus zu errathen; als er ſich daher einigermaßen erholt hatte und ſeiner gewiß ängſtlich auf ihn harrenden Tochter gedachte, da erbot ſich der Lord, ihn in ſeinem eigenen Wagen nach Hauſe zu bringen, indem er nicht eher von ſeiner Seite weichen werde, bis er ſelbſt ihn den pflegenden Händen der liebenden Tochter vertraut habe.

Die überſtandene Gefahr des theuren Vaters erſchütterte Helenen tief; der Gedanke, daß er ohne den großmüthigen Beiſtand des jungen Fremden jetzt als ein entſtellter blutiger Leichnam vor ihr liegen würde, ſchwebte mit ſeiner ganzen fürchterlichen Klarheit vor ihrer Seele; ſie mußte ihn faſt mit Gewalt entfernen, mußte ſich durch den Anblick des verehrten Greiſes ſtets auf's Neue überzeugen, daß er lebe, daß er ihr gerettet ſei; um ſo inniger war daher aber auch ihre Dankbarkeit für den edelmüthigen Retter, um ſo lebhafter wünſchte ſie ihm dieſelbe beweiſen zu können, um ſo freudiger ſtimmte ſie, als der Lord ſich endlich beurlaubte, in die Bitte ihres Vaters, daß er recht bald an der Seite ſeiner holden Schweſter wiederkehren, ſich ſeines Werkes freuen, und den heißen, innigen Dank zweier Weſen nicht verſchmähen möge, in deren Herzen ſeine That mit unauslöſchlichen Zügen eingegraben ſei.

Lord Eduard Pembrock hatte ſein Vaterland Amerika verlaſſen, um in Begleitung ſeiner einzigen, geliebten Schweſter die reizendſten Gegenden Europa's kennen zu lernen. Reich und unabhängig, konnte er jede Laune befriedigen, jeden Wunſch erfüllen; allein ein ihm angeborner Hang zur Schwermuth ließ ihn die Glücksgüter, womit das Schickſal ihn auf eine faſt verſchwenderiſche Weiſe überhäuft hatte, nur wenig genießen; mit dem edelſten Herzen, mit dem lebhafteſten Gefühl für alles Große und Schöne, verband er eine beinahe unüberwindliche Schüchternheit im Umgang mit Menſchen, er mied daher die Zirkel der großen Welt, welche ihn dafür einen Sonderling nannte, um deſſen ungeheuren Reichthum es ſchade ſei, ſeine reizende Schweſter bedauerte, daß ſie ſich ſeinen Launen fügen müſſe, und ihn endlich, da nichts mit ihm auszurichten war, ruhig gewähren ließ.

Lady Maria allein kannte ihren edlen Bruder, ſie allein empfand ſeinen Werth; ſie wußte, daß ſeine Schüchternheit nicht aus Abneigung gegen ſeine Mitmenſchen, ſondern aus einer Art von Furcht, zu mißfallen, entſtand; ſie war überzeugt, daß Wohlthaten zu ſpenden ihm ein Bedürfniß, Nothleidende zu unterſtützen ihm eine Wonne ſei; gerne fügte ſie ſich daher ſeinem Hange zur Einſamkeit, — war doch ſeine geiſtreiche Unterhaltung, ſein belehrendes Geſpräch mehr als hinreichend, ſie für die meiſtens gehaltloſen Freuden des geſelligen Lebens, die ſie entbehren mußte, zu entſchädigen.

Daß den frei geborenen Amerikaner das freie Schweizerland vor allen anderen anziehen mußte, war wohl natürlich. Er eilte daher über England und Frankreich dem erſehnten Ziele zu, bereiſte alle Kantone dieſes merkwürdigen Landes, und beſchloß endlich, gefeſſelt von den zauberiſchen Reizen des weltberühmten Genfer Sees, eine Zeitlang daſelbſt zu verweilen und ſich des ungeſtörten Genuſſes dieſer paradieſiſchen Gegend zu erfreuen.

Eduard Pembrock machte von der erhaltenen Einladung des Grafen früher Gebrauch, als er es ſich anfangs vorgenommen; zwar hatte der würdige Greis ſeine innigſte Hochachtung gewonnen, zwar fühlte er eine faſt kindliche Verehrung für ihn: allein was ihn ſo ſchnell, ſo unwiderſtehlich antrieb, ſich ſchon am folgenden Morgen nach dem Befinden des Kranken *perſönlich* zu erkundigen, war die Theilnahme für den Grafen nicht *allein*, es war ein anderes, mächtigeres Gefühl, von dem er ſich freilich ſelbſt noch keine beſtimmte Rechenſchaft zu geben vermochte, das aber ſeine Allgewalt bereits auf ihn übte, und ihn faſt gegen ſeinen Willen zu gehorchen zwang. Eduard hatte noch nie geliebt; wie hätte *er*, der ſich für nichts weniger als liebenswürdig hielt, es auch jemals wagen ſollen, ſich einem weiblichen Weſen zu nähern? Helenens reizende Erſcheinung machte daher einen um ſo tieferen Eindruck auf ſein Herz, je unbefangener ſie ſich ſowohl den Ausbrüchen kindlicher Zärtlichkeit, als den Gefühlen des innigſten, heißeſten Dankes für den Retter ihres Vaters überließ. — Sein Gedächtniß hatte jedes ihrer Worte bewahrt, ſein Ohr hörte noch immer den ſanften Ton ihrer Stimme, als er längſt, ſchon auf ſeinem Lager ruhend, den ſonſt ſich freundlich nahenden Schlummer vergebens erwartete; ohne ſich daher Rechenſchaft über die eigentliche Triebfeder ſeiner Eile zu ertheilen, fand ihn der folgende Morgen ſchon wieder auf dem Wege nach dem nicht allzu fernen Landhauſe des Grafen, der ihn gleich einem eigenen theuren Sohne empfing, und bald waren beide Familien unzertrennlich von einander, bald ſchlang ſich das Band der zärtlichſten Freundſchaft um Lady Maria's und Helenens Herz. Dies neue, nie gekannte Glück wirkte wohlthätig heilend auf Helenens tief verwundetes Gemüth, und ihr Vater, dies gar wohl bemerkend, ſegnete mehr als einmal jenen gefährlichen Sturz vom Pferde, der ihm ſtatt den Tod, ein neues ſchöneres Leben bereitet hatte.

Daß Eduard ſchon nach kurzer Zeit zur wahren Erkenntniß ſeiner Gefühle für Helenen gelangen mußte, war eben ſo natürlich, als daß er ſie, ſeinem Charakter zu Folge, im tiefſten Innerſten ſeines Herzens verbarg. Nur dem Scharfblick ſeiner Schweſter vermochte er ſie nicht zu entziehen, nur ſie errieth, was in ihm vorging; da ſie ihn aber zu genau kannte, um nicht zu wiſſen, daß er eher ſein Leben opfern, als der Geliebten eine Leidenſchaft offenbaren werde, durch deren Geſtändniß er ihr zu mißfallen fürchtete, ſo beſchloß ſie, im Stillen für ihn zu handeln, Helenen ſeine Neigung unumwunden zu bekennen, und — wie ſie zuverſichtlich hoffte — das Herz der theuren Freundin für den geliebten Bruder zu gewinnen.

Es war ein herber, ſchmerzlicher Augenblick für die arme Helene, in welchem Lady Maria ihr Eduard's heimliche Liebe entdeckte; ſie erſchrack heftig; bisher hatte ſie, ſich ſelber ſchonend, die Vergangenheit nicht berührt, jetzt aber fühlte ſie die Nothwendigkeit, ihr Schweigen zu brechen, Marien die Geſchichte ihres Herzens zu vertrauen, und ihr vor Allem zu bekennen, daß noch jetzt ein heiliges Gelübde ſie an jenen Unwürdigen binde, welches ihr, ſo lange er am Leben ſei, verbiete, einem anderen Manne ihre Hand zu reichen. Lady Maria hatte Helenens Geſchichte mit der innigſten Theilnahme angehört; ſie ſah ein, daß ein ſo ſchmerzlich verwundetes Gemüth nur allmälig heilen, ſich nur nach und nach den ſanften Gefühlen der Liebe wieder hingeben könnte; — als daher ihre Bemühungen, Helenen die Unſtatthaftigkeit ihres einem Unwürdigen geleiſteten Gelübdes zu beweiſen vergebens blieben, als jene feſt darauf beharrte, daß es nur mit ſeinem Tode gelöſt werden [illegible], da ließ ſie zwar vor der Hand ab, noch weiter in ihre Freundin zu dringen, — allein die tiefe Bewegung, mit welcher Helene das Geſtändniß der zärtlichen Neigung Eduard's aufnahm, ließ Marien hoffen, daß die Zeit hier abermals Wunder wirken, daß die ſtets ſich gleich bleibende heiße Liebe ihres Bruders, Helenens Widerſtand endlich beſiegen und ihnen Allen einſt eine noch glückliche Zukunft bereiten werde.

Während die beiden Freundinnen ſich ihren ſo ganz entgegengeſetzten Erwartungen überließen, Eduard ſeine faſt an Anbetung grenzende Leidenſchaft unter dem Schleier der zärtlichſten Freundſchaft zu verhüllen ſtrebte, Graf Holm aber, der ſeinen edelmüthigen Retter immer inniger lieben lernte, es oft ſchmerzlich beklagte, daß der Himmel ihm keinen ſolchen Sohn geſendet, verging allmälig die Zeit, welche der junge Lord für ſeinen Aufenthalt an dem reizenden Ufer des Genfer Sees feſtgeſetzt hatte. Schon entfielen ihm zuweilen leiſe Andeutungen einer nahe bevorſtehenden Trennung, ſchon verſuchte es Maria auf's Neue, Helenens Standhaftigkeit zu erſchüttern, indem ſie dieſelbe auf die immer zunehmende Schwermuth, auf die immer bleicher werdenden Wangen ihres armen Bruders aufmerkſam machte; ſchon wich die frühere Heiterkeit des ſo eng befreundeten Kreiſes einem trüben Ernſt, als dem Vorboten einer bald erſcheinenden traurig ernſten Zeit, ohne daß Eduard es gewagt hätte, ſeinen Gefühlen für Helenen Worte zu geben, — da ſollte endlich ein ſeltſamer Zufall bewirken, was der ſchüchternen Liebe, der treuen, ſorgenden Freundſchaft bis jetzt unmöglich blieb.

Mehr als einmal hatte der Lord in ſeinen Erzählungen von ſeinem Vaterlande eines treuen Negers erwähnt, den er mitgebracht, dem er jedoch während ſeines Aufenthaltes in Genf die Erlaubniß zu einer Reiſe nach dem Norden ertheilt habe, von welcher er ihn indeſſen jetzt täglich zurück erwarte. Eines Abends befand ſich der Graf nebſt Helenen auf Eduard's Landhaus; es war ſchon ſpät geworden, Niemand hatte bemerkt, daß ſich während ihres Beiſammenſeins der Himmel mit ſchwarzen Wolken bedeckte, bis ein Aller Augen blendender Blitz, von einem fürchterlichen Donnerſchlag begleitet, ihnen den Ausbruch eines ſtarken Gewitters verkündigte, welches den beiden Gäſten die Rückkehr in ihre Wohnung vor der Hand unmöglich machte. Wenige Minuten ſpäter, gerade als das Wetter am heftigſten tobte, wurde laut an die Pforte des Hauſes geklopft. In der Meinung, daß vielleicht ein Wanderer hier Schutz ſuche, befahl der Lord ſeinen Dienern, ſogleich zu öffnen; allein kaum war dies geſchehen, da vernahm man die Schritte eines eilig Nahenden, die Thüre flog auf und mit dem Ausruf: »Jainto iſt wieder bei ſeinem gütigen Herrn!« ſtürzte der treue Neger zu Lord Pembrock's Füßen.

Während ſowohl der Graf als Helene ihre Beſtürzung beim Nennen dieſes ihnen nur allzu wohl bekannten Namens kaum verbergen konnten, gebot Eduard dem Neger liebreich aufzuſtehen, und ihm den Erfolg ſeiner Reiſe zu berichten. Nach dieſen Worten ſprang Jainto heftig empor, heiße Thränen entſtürzten ſeinen Augen, er ſchlug ſich mit beiden Händen vor die Bruſt und rief: »Der arme Jainto hat keine Tochter mehr! ſie ruht tief, tief im Schooße des Meeres; der große Geiſt hat Alle zu ſich gerufen, die einſt dem edlen, weiſen Gebieter angehörten, deſſen reiche Pflanzung jetzt dein Eigenthum iſt. Alle bis auf Jainto, dem deine Milde, o Herr, allein des Lebens ſchwere Bürde noch erleichtert!" Lord Pembrock blieb bei dem Schmerz des armen Sklaven nicht ungerührt, er bezeigte ihm ſein Mitleid, fragte ihn, woher ihm die Gewißheit von dem Tode ſeiner Tochter geworden ſei, und erfuhr Folgendes:

Der Gram über Gunima's plötzliches Verſchwinden ſtürzte ihre Mutter in's Grab, der unglückliche Jainto beweinte Beide, und nur die leiſe Hoffnung, daß Gunima ihrem geliebten Herrn gefolgt ſei, hielt ihn aufrecht. Als aber nach ungefähr fünf Viertel-Jahren die Nachricht von Guſtav's Tode kam, ohne zugleich Kunde von Gunima zu bringen, als dann Lord Pembrock die reiche Beſitzung an ſich gekauft und ſpäter eine Reiſe nach Europa zu unternehmen beſchloſſen hatte, da warf ſich Jainto ſeinem nunmehrigen Gebieter zu Füßen, erzählte ihm das unbegreifliche Verſchwinden ſeiner Tochter, und flehte ihn an, daß er ihn mit ſich nehmen, ihm erlauben möge, Gunima, falls ſie noch am Leben wäre, im Lande der Weißen zu ſuchen. Der Lord hätte minder gütig ſein müſſen, um dieſe Bitte nicht gerne zu gewähren; er that noch mehr; als ſie in Genf angekommen waren, woſelbſt er längere Zeit verweilen wollte, gab er Jainto Geld, um eine Reiſe nach dem Norden, wohin Guſtav ſich zu wenden beabſichtigt hatte, zu unternehmen, und daſelbſt ſeine Nachforſchungen zu beginnen.

Allein kaum befand ſich der arme Jainto kurze Zeit unterweges, als er in einem kleinen Städtchen jenſeits des Rheines gefährlich erkrankte; man brachte ihn daher in ein daſelbſt befindliches Hoſpital, worin er zwar die ſorgfältigſte Pflege fand, demungeachtet aber viele Wochen verſtreichen laſſen mußte, bevor er an eine Weiterreiſe denken durfte. Schon konnte er ſein Bett wieder verlaſſen, ſchon erlaubte ihm der Arzt den ziemlich großen Garten des Hauſes zu beſuchen, da brachte ihm ſein Wärter eines Tages die Nachricht, daß ein Fremder, welcher gleich ihm krank hier aufgenommen worden ſei, ihn, den er ſchon einige Male von Ferne im Garten geſehen habe und genau zu kennen vorgebe, dringend zu ſprechen begehre. Jainto, obwohl ihm dies Vorgeben ſo ziemlich unglaublich vorkam, erklärte ſich jedoch ſchon aus Neugierde bereit, den Fremden zu beſuchen. Es geſchah. Wer beſchreibt aber ſein namenloſes Entſetzen, als er in dem bleichen, hohläugigen Geſpenſt, das ihm bei ſeinem Eintritt in das Krankenzimmer langſam entgegenwankte, keinen Anderen als Robert Dunbar, den Freund, den Gefährten ſeines ehemaligen Gebieters erkannte. Nachdem der erſte betäubende Eindruck dieſes unerwarteten Wiederſehens vorüber war, beſtürmte Jainto den Leidenden verzeihlicher Weiſe mit tauſend Fragen, deren erſte Gunima's Schickſal betraf; allein Robert's Zuſtand war ſo traurig, daß er ihm nur wenig zu ſprechen erlaubte; es vergingen daher Tage, bevor Jainto ſeine Geſchichte bis zu dem Augenblick erfuhr, in dem er, als Betrieger erkannt, das Schloß des Grafen von Holm verlaſſen mußte.

Von den Furien der Reue gejagt, die wildeſte Verzweiflung im Herzen, war er damals in die Nacht hinausgeſtürmt, ohne zu wiſſen, was er beginnen, noch wohin er ſich wenden ſollte. Erſt nach mehren Tagen, während denen er faſt bewußtlos fortgewandert war, erkannte er, daß er ſich nahe an der Grenze befinde, und eilte nunmehr, dieſelbe ſo ſchnell als möglich zu erreichen, um das einzige Geſchäft, welches ihm noch hier auf Erden obzuliegen ſchien, baldigſt zu vollbringen. Dies Geſchäft beſtand in einem Schreiben an das Handlungshaus, von welchem er Guſtav's Wechſel erhoben hatte, und dem er nunmehr Guſtav's Todtenſchein überſandte. Nachdem dies ſchwere Werk vollbracht war, eilte er nach Frankreich, um in Paris, dieſer Hauptſtadt der Welt, ſich ſelbſt vergeſſen zu lernen. Krank an Geiſt und Körper, niedergedrückt von dem Gefühl ſeines Unwerthes, das kein rauſchendes Feſt betäuben, kein üppiger Genuß vertilgen konnte, und durch die thörichteſte Verſchwendung beinahe zum Bettler geworden, nahm, nach ſeiner Rückkehr aus Paris, das Hoſpital jenes kleinen deutſchen Städtchens den Unglücklichen auf. Hier wollte er das Ende ſeiner Leiden erwarten, hier ließ ihn die göttliche Vorſehung Jainto finden, dem er ein offenes Bekenntniß des Vergangenen ablegte, in deſſen Armen er zu ſterben hoffte. Jainto täuſchte ſein Vertrauen nicht; obgleich längſt geneſen, blieb er an dem Orte ſeines Aufenthaltes, um die letzten Lebenstage des unglücklichen Robert durch ſeine Gegenwart zu erheitern; er ſah ſeine Thränen, war Zeuge ſeiner tiefen, innigen Reue, bis der Himmel ſich endlich des armen Dulders erbarmte, und ein heftiger Blutſturz ſeinen Leiden ein Ende machte. Nun war Jainto's Pflicht erfüllt, der Zweck ſeiner Reiſe erreicht, er wußte, daß Gunima's treues Herz im tiefen Schooße des Meeres ruhte, daß ſie und Zoe ſeiner dort oben liebend harrten, daß kein irdiſches

Leid ſie mehr zu drücken vermöge, und kehrte mit dem ſchmerzlichen Troſt, mindeſtens Gewißheit über das Schickſal der geliebten Tochter erhalten zu haben, zu ſeinem gütigen Herrn zurück.

Es würde vergebens ſein, den Eindruck ſchildern zu wollen, welchen dieſe Erzählung auf die Zuhörer hervorbrachte. Der Graf und Helene vermochten ihre tiefe Erſchütterung nicht zu verbergen; eine lange ſtumme Pauſe erfolgte, während deren Dauer jeder der Anweſenden nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſchien; — da ſprang Lady Maria plötzlich auf, eilte zu Helenen, umarmte ſie mit ſtürmiſcher Heftigkeit und rief: »Dein Gelübde iſt gelöst! weigere dich daher länger nicht, ein Herz zu beglücken, das ohne deinem Beſitz aufhören würde zu ſchlagen; reiche dem beſten, edelſten der Männer deine Hand, und laß mich dir als Sklavin dienen, wenn du ſein Leben mit den köſtlichen Blumen treuer, unwandelbarer Liebe ſchmückſt!«. —

Da, wo der edle Wendheim einſt durch ſeine unermüdete Thätigkeit ein Paradies erſchuf, wo Jainto ſeine Zoe wiederfand, wo Guſtav den kurzen, beſeligenden Traum ſeiner Jugend träumte und Gunima heiße Thränen unerwiderter Liebe vergoß, wandelte ungefähr ein halbes Jahr nach jener merkwürdigen Gewitternacht, ein glückliches, durch die zärtlichſte Liebe eng verbundenes Paar, das allenthalben den Segen des Wohlthuns verbreitend, gleich den früheren Beſitzern der reichen Pflanzung, die faſt anbetende Verehrung ſeiner Sklaven genoß. Ein heiterer, obgleich ſchon ziemlich hochbejahrter Greis weilte faſt neu verjüngt in ihrer Mitte; die Erinnerung, wiewohl eben hier ſo mächtig angeregt, hatte nichts Störendes mehr für die Glücklichen, denn der Tod verſöhnt, das Grab bedeckt vergangene Schmerzen! — In ungeſtörtem Frieden entſchwanden fortan ihre Tage, und erſt nach manchem, in ſtiller Seligkeit verlebten Jahre weinte Lady Helene Pembrock die erſten Kummerthränen am Sarge ihres ſanft dahingeſchiedenen Vaters, des edlen, tief betrauerten Grafen Friedrich von Holm.

Die Brieſtaube.

Stand ein Haus in grünem Laube,
D'rin ein Herz voll Liebe ſchlug,
Dem ſein Wort die Botentaube
Fernhin zu dem Liebſten trug.

Hundertmal war ausgezogen
Lena's Täubchen nach dem Ort,
Kam noch immer heimgeflogen
Mit dem ſüßen Liebeswort. —

Doch in einer Nacht umwallte
Glut und Rauch das ſtille Haus,
Aus dem grünen Laube ſchallte
Jammerſchrei und wüſter Graus.

Aufgezehrt vom wilden Feuer,
Lag in Schutt die Hütte da,
Und aus dampfendem Gemäuer
Drohend noch die Flamme ſah.

Und um halb verſengte Bäume
Kreiſ't die Botentaube bang,
Suchend die gewohnten Räume,
Die der Flamme Wuth verſchlang.

Flattert um noch glühe Trümmer,
Mit dem Briefchen, ihr vertraut,
Und ihr klägliches Gewimmer
Ruft umſonſt die todte Braut! —

Und ſo fliegt ſie, ruhlos, weiter,
Wie geleitet vom Inſtinkt,
Bis des Meeres blauer, breiter
Spiegel ihr entgegenblinkt.

Fliegt mit Stöhnen zu dem Sender,
Der ſie weit von ihm geglaubt,
Zeigt des Blattes ſchwarze Ränder,
Kündend, was ihm ward geraubt.

Ueber Meer und Berg und Hügel,
Wie vom Tod' herangeweht,
Bringt ſie auf verbranntem Flügel
Ihm die Mähre, ſtummberedt.

Zitzinger.

Eisblumen.

Es klirrt der Froſt, Dezemberſtürme toſen;
Allein die Wärme, d'rin ich wählig ſitze,
Webt auf die Fenſter, mit gefäll'gem Witze,
Kriſtallgebild' von Blumen, Ranken, Mooſen.

So malt Erinnerung dem Freudenloſen,
Daß ſie den Armen vor Verzweiflung ſchütze,
Des Lebens Froſt zum Hohn, mit edler Hitze
Auf ſeine Kerkerwand geträumte Roſen.

Doch will der Frühling ſich erſt niederſenken,
Mit echter Blumen Schmuck die Flur zu kränzen,
Sind jene Pflanzengeiſter ſchnell zerronnen. —

D'rum laß' dich von Erinn'rungen nicht kränken,
Und eif're nicht! — denn deine Augen glänzen;
Die armen ſchmelzen ja vor dieſen Sonnen.

Fr. von Schober

Die Hochzeitboten.

Aus dem Altböhmiſchen.

Boten pochen, ſchmucke Boten
An des alten Biwog Pforte:
»Heil'gen Gruß dir von dem Sohne,
Frommen Gruß von deinem Stibor,
Der zu Ratibor in zweimal
Zehen Tagen Hochzeit feiert,
Und den Vater höflich ladet.»

»»Hat der Knab', der ungerath'ne,
Feindeskind im fremden Lande
Thöricht ſich zur Braut erkoren,
Frech verhöhnend Vaters Willen,
Stolz entbehrend Vaters Segen,
Wird er's nimmer auch erleben,
Daß der Vater, der gekränkte,
Wird beim Hochzeittiſche ſitzen.»»

Dirnen pochen, ſchmucke Dirnen
An des alten Biwog Pforte:

»Heil'gen Gruß dir von der Katka,
Von des Sohnes Braut, der ſchönen,
Die zu Ratibor in zweimal
Sieben Tagen Hochzeit feiert,
Und dich fromm und höflich ladet.«

»»Hat die Maid, die ungerath'ne,
Feindeskind im fremden Lande,
Sich den Buhlen auserkoren
Wider ſeines Vaters Willen,
Ohne ſeines Vaters Segen,
Wird ſie's nimmer auch erleben,
Daß der Vater, der gekränkte,
Wird beim Hochzeittiſche ſitzen.««

Roßhuf donnert, ſcharfer Roßhuf
An des alten Biwog Pforte.
Reiters bar mit lock'rem Sattel
Steht des Sohnes Grauroß draußen,
Schaumbedeckt vom ſchnellen Laufe.

Und Herr Biwog hebt, der greiſe,
Laute Klage, bitt're Klage:
»Weh'! mein Grauroß, guter Renner,
Biſt mir ein betrübter Bote,
Weh'! mir ward der Sohn erſchlagen
Von des Räubers ſchwerer Keule.«

Jünglingskraft in morſchen Knochen,
Feuersglut in welken Adern,

Folgt der Biwog angſtgefoltert
Rückwärts — auf dem Schnee, dem friſchen, —
Schnell der Spur des flücht'gen Renners.

So drei Tage, lange Tage
Folgt der Greis des Roſſes Spuren,
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Wendet er die ſcharfen Blicke,
Bis vor Ratibor, der Hofburg,
Er verweilt mit müdem Fuße.

Und aus off'nem Thor des Schloſſes
Stürzt der Stibor, ſtürzt die Katka,
Stürzen zu des Greiſes Füßen,
Und der Sohn, der Stibor, flehet:
»Vater Biwog, edler Biwog!
Um des flücht'gen Boten willen,
Den die fromme Liſt der Katka
Klug nach dir hat ausgeſendet;
Um der treuen Liebe willen,
Die dich auf des Renners Spuren
Nach dem Sohne hat getrieben;
Um der ſchönen Katka willen,
Die verſtändig iſt und weiſe,
Alten Haß in Freundſchaft wandelt,
Vater Biwog, edler Biwog!
Segne liebend unſer Bündniß.«

Und der Alte ſchaut hernieder
Auf den wackern Sohn, den Einz'gen,

Schaut hernieder auf die Katka,
Der das weiche dichte Flachshaar
Um den Schnee der Schultern wallet,
Der aus himmelblauem Auge
Frömmigkeit und Klugheit leuchtet.

Und der Greis kann ſich nicht länger
Halten mehr bei ſolchem Anblick,
Fühlt das Eis des Haſſes ſchmelzen
In dem kalten, ſtarren Buſen,
Fühlt das Herz ſich wärmer ſchlagen,
Breitet aus die Vaterarme
Und umſchließet ſeine Kinder.

Alſo hat's erlebt der Stibor,
Alſo hat's erlebt die Katka,
Daß Herr Biwog iſt geſeſſen
Obenan beim Hochzeittiſche.

Karl Rain

Der nächtl'ge Reiter zu Prag.

Ballade

von

Johann N. Vogl.

ie Erde ſchläft, die Wolken zieh'n mit Haſt,
r Nachtwind rüttelt wild an Baum und Aſt.

Mondenſchein, ſo helle wie am Tag,
t Thurm und Plätzen liegt das alte Prag.

rchauf, da ſchallt's wie ferner Hufſchlag her,
Reiter naht, wie dröhnt's ſo dumpf und ſchwer.

dreigeſtülptes Hütchen im Geſicht,
Nacken einen Zopf von Haaren dicht.

eitſchößig iſt ſein Rock, nur halb bedeckt
rieſ'ge Weſte, die darunter ſteckt.

Stiefel ragen bis an's Knie hinan,
r ernſt und ſtattlich ſieht der Reitersmann.

zieht er hin; — wie iſt es leer und ſtumm,
h ſieht er ſich nach keiner Seite um.

Am Platze ragt ein ſtolzes Haus hervor,
Ein goth'ſcher Erker wölbt ſich über's Thor.

Dort zieht der Reiter ſeinen Zügel an,
Und ſchaut zum Erker ſtarren Blick's hinan.

»Hartherzig Mägdlein, das du d'roben wohnſt,
Und nur mit Hohn mein heißes Lieben lohnſt!

„Nun heißt die Pflicht mich zieh'n durch Sturm und Nacht,
In's ferne Land, zur heißen Ungarſchlacht.

»Vielleicht nicht mehr ſiehſt du auf mich herab,
Doch meine Treue dauert über's Grab.« —

D'rauf ſchwenket er ſein Roß und reitet fort,
Und wieder ſtumm und leblos liegt der Ort.

Wohl lange Zeit entſchwand ſeit jener Stund',
Wohin er zog, es fragt darnach kein Mund.

Doch ſieh', da iſt im fernen Ungarland
Ein wilder Kampf auf öder Haid' entbrannt.

Ein Reiterſchwarm wirft in der Ungarn Troß
Sich wild hinein, auf ſchnaubend tollem Roß.

Dreiſpitzig iſt der Hut auf jedem Kopf,
Jedweden Nacken ziert ein buſch'ger Zopf.

Anprallen ſie auf Rappen hoch und ſchwer,
Wer kennt die Reiter nicht vom böhm'ſchen Heer?

Und Einer ſprengt voraus den flinken Reih'n,
Als gält' es Eile, ſich dem Tod zu weih'n.

Der Reiter iſt's, der in der Mondennacht
Dem harten Lieb ſein Lebewohl gebracht.

Schon bricht er kühn in's Herz des Feind's ſich Bahn,
Da ſchießt nach ihm ein wüthender Kuman.

Er ſchwankt, er ſtürzt — „Nun, Leben, iſt's vorbei,
Doch über's Grab auch geht noch meine Treu'!“

Und wieder ſenkt mit ihrer ernſten Pracht
Sich auf die Erde eine ſtille Nacht.

Im Mondenſchein, ſo helle wie am Tag,
Mit Thurm und Plätzen liegt das alte Prag.

Schwarz ragt das Haus wie einſt, nur über'm Thor
Vom Erkerfenſter blinkt ein Licht hervor.

Und wieder ſchallt's wie ferner Hufſchlag her,
Ein Reiter naht, wie dröhnt's ſo dumpf und ſchwer.

Ein dreigeſtülptes Hütchen im Geſicht,
Den Nacken ziert ein Zopf gar ſteif und dicht.

Den Leib ein Rock mit breiten Schößen deckt,
Doch ſcheint es faſt, als wär' er blutbefleckt.

Die Stiefel ragen bis zum Knie hinan,
Doch ſtarr und reglos ſitzt der Reitersmann.

So zieht er hin, wie iſt's doch leer und ſtumm,
Doch ſieht er ſich nach keiner Seite um.

Jetzt vor dem Hauſe hält er plötzlich an,
Und ſchaut zum Erker ſtarren Blick's hinan.

»Und ſiehſt du auch nie mehr auf mich herab,
Die wahre Treue dauert über's Grab.«

Da ſchwankt das Licht, da regt ſich's im Gemach,
Es ſtöhnt heraus als wie ein ſterbend Ach!

Mit einmal ſchlägt's — vom Thurme dröhnt es: Eins,
Im Haus erliſcht das Lämpchen bleichen Schein's.

Und ſieh', verſchwunden iſt der Reiter dort,
In Mondenlicht und Stille liegt der Ort.

Doch nach drei Tagen trug zu jenem Haus
Ein Grabgefolge einen Sarg heraus.

Des Thürmers Kind.

Novelle

von

Mathilde Feldern Rolf.

Ein Meer von Häuſern kenn' ich euch,
Und einen Dom darin,
Der, einem Rieſenfinger gleich,
Weiſ't gegen Himmel hin.
Die Sterne grüßen Nachbar ihn,
An ihm erlahmt der Sturm:
Und dieſes Häuſermeer iſt Wien
Mit ſeinem Stephansthurm.
Joh. Gab. Seidl.

1.

„Wehe dem! wehe, an deſſen Händen unrechtes Gut klebet; ſo lange dieſe Schuld ihn belaſtet, kann weder Heil noch Segen ihm erblühen, und der Seele Frieden meidet ihn. Betäubt er auch auf Augenblicke ſein Gewiſſen, lächelt ihm auch ſcheinbar auf Erden das Glück, täuſchet er auch durch Heuchelei und Verſtellung ſeine Mitbrüder, jenſeits, jenſeits gibt es einen Richter, welcher hell und klar ſieht, ja nicht nur unſere Thaten, ſondern auch der Gedanken Sündigkeit erkennt, und ſie einſt richten wird, Amen."

Ungefähr mit dieſen Worten ſchloß an einem Novemberabend des Jahres 1685 Jakob Dillmann, ein würdiger Prieſter, die Veſperpredigt im Dome zu St. Stephan. Segnend breitete er die Hände über die um die Kanzel gedrängten Zuhörer, andachtsvoll verneigten ſich jene und ſprachen laut das Amen nach.

Der Geiſtliche nahm Buch und Käpplein, und verließ die Kanzel; als er die Treppe hinabgeſtiegen war, und der mit einer Fackel leuchtende Sakriſtan vorausſchreitend Platz machte, fiel des Prieſters ernſter Blick auf einen Bürger, welcher regungslos an einem Pfeiler lehnte. Sein Geſicht war dem Prediger wohlbekannt; bleicher war es als ſonſt, aber nicht der Rührung, nicht der Zerknirſchung Stempel trug es; trotzig waren die Lippen zuſammengepreßt, die Stirne in finſtere Falten gezogen, und der Augen düſtere Glut ſprach Hohn, nicht reuevolle Demuth. Jakobus wendete den Blick, ein Ausdruck der Wehmuth breitete ſich über ſein edles Antlitz, und die Wimpern ſenkend, ſchritt er eilig durch die erfurchtsvoll zur Seite reihende Menge der Sakriſtei zu.

Viele ſuchten Plätze und reihten ſich, ſtill betend, in die Bänke, Viele verließen das Gotteshaus, und unter Jenen, welche aus dem Dome in die mondhelle Winternacht heraustraten, war auch jener Bürger, auf deſſen unfreundlichem ſtrengen Antlitz Jakobus' Blicke forſchend verweilt hatten. Der Mann hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſchritt über den Stephansfriedhof hin. Würde nicht der flimmernde Schnee unter ſeinen Sohlen gekniſtert haben, man wäre verſucht worden, dieſe dunkle, weit ausſchreitende Geſtalt für einen Schatten zu halten.

Ein Bettler blickte dem Manne ſcheu nach, und murmelte: »Da geht er hin, Meiſter Feer der Plattner*), und ſieht aus, düſter und ſchreckhaft, wie das leibhafte böſe Gewiſſen. Was nützt es ihm, daß er einer der reichſten Handwerker Wiens iſt. Wo er hinkommt, weicht ihm jede redliche Seele aus, kein Geſelle will mehr bei ihm arbeiten, und kein Freund tritt über die Schwelle ſeines Hauſes Der Herr ſei einſt ſeiner Seele gnädig! — Er hat mir zwar noch niemals einen Pfennig geſchenkt, doch will ich für ihn beten, denn er hat wohl des Gebetes nöthiger, als Frau Jutta, ſeine Ehefrau, welche gar milde und freundlich war, und ſchon lange unter den Engeln in dem Himmel iſt.«

Meiſter Feer verſchwand in der Thüre von einem der alterthümlichen Häuſer des Platzes, und der alte Bettler wandelte, leiſe ein Gebet ſprechend und auf ſeinen Stock ſich ſtützend, weiter.

Langſam kam den gleichen Weg ein rüſtiger Mann geſchritten; er ſchien in tiefes Nachſinnen verſunken, nur manchmal blieb er zögernd ſtehen. Als er an daſſelbe Haus kam, in deſſen Thüre früher der Andere getreten, blickte er es ſchmerzlich an, ſeufzte aus tiefer Bruſt, und ſchlug nach einer kleinen Weile mit dem Klöpel gegen die Thüre. Eine fragende Stimme von Innen, eine raſche Antwort, und die Thüre öffnete ſich ſchnell.

»Herr des Himmels!« rief die alte Magd und leuchtete dem über die Schwelle Tretenden mit der Laterne in das Antlitz. »Hab' ich recht verſtanden, Ihr ſeid es, Meiſter

---

*) Plattner, Harniſchmacher.

Paul Neſſotko? Gott ſtehe uns bei, wenn Euch der Herr erblickt oder ſprechen hört.»

»Er ſoll mich ſehen und beim Himmel auch ſprechen hören.»

»Wie? Ihr wollt zu ihm? — Bedenkt ſeinen Haß, ſeinen Jähzorn, — weh' mir Armen, daß ich Euch, von Neugierde getrieben, über die Schwelle ließ.»

»Gertrude!»

»Ach, ſeid mir der Worte wegen nicht gram, lieber Herr! aber man kann wohl neugierig ſein, Jemanden wieder zu ſehen, dem man fünf und zwanzig Jahre nicht in das Auge blickte.»

»Fünf und zwanzig Jahre!» wiederholte Neſſetko, »das iſt eine lange Zeit, Alte, — ja wahrlich ſo lange iſt es, daß ich nicht dieſes Haus betrat. Doch wie ich ſehe, hat ſich nichts darin verändert. Du biſt noch wie früher die furchtſame Gertrude, die vor einem Blick ihres Herrn zittert. Biſt wie früher neugierig und geſchwätzig, aber gut und redlich, unverändert im Gemüth und Herzen; nur die Zeit hat dir auf Stirne und Wangen geſchrieben, daß der Jugend Frohſinn dich verlaſſen, und der Kummer ſich bei dir zu Gaſt gebeten.»

»Hm! ſo ſchlecht als Ihr meint, lieber Meiſter, ſteht es mit mir wohl nicht, — der Herr iſt nur zuweilen gar ſtrenge, — nu! Ihr kennt ja ſeine Launen.»

»So iſt mein Schwäher alſo noch immer derſelbe Wütherich, derſelbe verſtockte Sünder? — Alſo Alles im Alten, nur Eines fehlt im Hauſe, der ſanfte duldende Engel, meine Schweſter iſt daraus verſchwunden.»

»Ja wohl! die ſchöne, ſanfte Frau Jutta, — Gott hab' ſie ſelig. War recht gut, daß Ihr die arme Frau aus dem Hauſe nahmt, hatte gar viel zu leiden, das junge Blut.«

»Mache uns nicht weich, Gertrude! ich habe mit deinem Herrn zu ſprechen, ſage es ihm.«

»Ich!« rief die alte Magd, ſich verfärbend. »Gebietet mir, hinauf in des alten Thürmers Sebald Wohnung zu laufen und mich dort oben von dem Gange über der Uhr herab auf den Platz vor unſerem Hauſe zu ſtürzen, — bei meiner armen Seele! — ich thue es lieber, als daß ich Euren Namen vor dem Herrn ausſpreche, welcher ſeit dem Tage, als Ihr Eure weinende Schweſter mit Euch fortnahmt, im Hauſe nicht mehr genannt wurde.«

»Gertrude!« rief im mürriſchen Tone in dieſem Augenblicke eine Stimme von der Treppe herab. »Wer pochte? — Was gibt es noch ſo ſpät?«

Der alten Magd verſagte einen Augenblick die Sprache, doch ſammelte ſie ihre Kräfte, und entgegnete zitternd: »Ein Fremder, welchen ich niemals ſah, und gar nicht kenne, wünſcht Euch zu ſprechen, lieber Herr!«

»Ein Fremder?« wiederholte Meiſter Reſſytko verächtlich, und nahm ihr haſtig die Blendlaterne aus der Hand. »Bedenke, Alte, wie bald und unverhofft dein Stündlein ſchlagen kann, gehe mit keiner Lüge aus der Welt.« Gertrude ſank erſchrocken auf die Steinbank in der Hausflur und Meiſter Reſſytko ſtieg raſch die knarrende Holztreppe hinan.

»Kein Fremder, Meiſter Feer!« ſprach Paul und hob die Blendlaterne, daß ihr volles Licht auf ſeine Züge fiel. »Ein alter Bekannter, der mit Euch nach langer Zeit wieder einmal ein paar Worte zu ſprechen hat.«

Feer wich erbleichend einige Schritte zurück; dieſen Vortheil benützend, trat Reſſytko in die Stube, ſtellte die Laterne auf den Tiſch, und warf ſeinen breit geränderten Hut nebenhin. »Sechs und zwanzig Jahre ſind es, daß Ihr meine Schweſter wider ihren Willen in Euer Haus führtet. — Ihr habt mich bei dem alten Vater verleumdet, der Schweſter Herz gebrochen; denn ſie liebte einen braven Burſchen. Ihr habt mich und Euer Weib um das väterliche Erbe betrogen, und der alte Vater ging plötzlich aus der Welt, ohne ſeine Kinder geſegnet zu haben. In Eure Hände fiel durch Betrug das Vermögen, — möge Euch Gott die Schlechtigkeit vergeben! Jutta vergab Euch dies Alles auf ihrem Sterbebette, und ich will es Euch ebenfalls vergeben, denn die Zeit hat meine Haare gebleicht, und das raſche Jünglingsblut fließt ruhiger in meinen Adern.«

»Ihr habt mir nichts zu vergeben, und ich brauche Eure Verzeihung nicht, Landſtreicher!« rief heftig der Meiſter Plattner. »Einem ungebetenen Gaſt weiſet man die Thüre.«

»Auf dieſen Empfang, Schwäher, war ich gefaßt,« entgegnete mit Ruhe Paul Reſſotko. »Glaubt mir, es koſtete mich viel, dieſe Schwelle wieder zu betreten, — doch laſſen wir die Vergangenheit, Egidius, — ich bin mit den Worten »Gottes Segen,« und nicht mit einem Fluch in dein Haus eingetreten.«

Feer lachte laut und höhniſch auf. »Spare deine ſchönen Worte, ich komme ohnehin gerade aus der Veſperpredigt heim. Was gibt's — was wollt Ihr?«

Mögen dich die Worte des würdigen Herrn Dillmann erweicht haben, mögen ſie dir zum Herzen gedrungen ſein, wie ſie vom Herzen, aus einem reinen, frommen Herzen, kamen. Ich will den Augenblick tauſendmal preiſen, in welchem ich den Entſchluß faßte, zu dir zu gehen, wenn ich dich ſo geſtimmt finde, wie es die Nachricht erheiſcht, welche ich dir zu bringen habe.«

„Eine Nachricht! — Behaltet ſie bei Euch, Meiſter Reſſytko! — Ich verlange keine Neuigkeit von Euch zu wiſſen. Glaubt Ihr, ich ſei anders geworden, als ich war? Bin noch immer derſelbe. Euch aber hat die Zeit zu einem alten, weichherzigen Weibe gemacht, oder Ihr tragt heute das Geſicht eines Schalksnarren, als ob's ein Faſtnachtſpiel gäbe. — Ihr ärgert Euch, das Blut ſteigt Euch in die Wange, — ſo iſt's recht; mit dem zornfunkelnden Antlitze ſehe ich Euch lieber, als mit der gleißneriſchen Miene eines Heuchlers.«

»Arme Schweſter!“ murmelte Paul, »in welche Hände legte unſer bethörter Vater dein Geſchick! — O, du haſt wohl daran gethan, Allwiſſender, dein Kind von der Erde abzurufen!«

Nach einer kleinen Pauſe fuhr er laut fort: »Egidius, du weißt, daß dein Weib vor vielen Jahren ſtarb. Was ich dir aber verſchwiegen, muß ich dir jetzt nun entdecken. — Nachdem ich, deiner rauhen, unbarmherzigen Behandlung wegen, meine Schweſter aus deinem Hauſe mit mir heim nach Schleſien genommen hatte, gebar ſie ein halbes Jahr ſpäter einen Sohn; ich mußte der unglücklichen Mutter geloben, dir dieſes Ereigniß zu verſchweigen, denn ſie beſorgte, du würdeſt ihr das Kind abfordern, und ſie wollte ſich ruhig an deſſen Beſitz erfreuen, dies Weſen war ja ihr einziges Glück.«

Meiſter Paul hielt inne; da er aber die ruhige, kalte Miene des Plattners bemerkte, fuhr er aufgeregt fort: »Der Knabe wurde mit meinem eigenen Sohne auferzogen, und mein Weib und ich wir liebten dieſes Kind ſo ſehr, wie unſer eigenes. — Meine Schweſter ſtarb, und ihre letzte Bitte war, ihren Sohn bis in ſein vier und zwanzigſtes Jahr bei uns zu behalten, ſei'ſt du aber bis zu dieſer Friſt noch am Leben, denſelben alsdann dir zu überbringen. Jutta hoffte, daß in dieſem Zeitraum ſich deine Geſinnungen geändert haben, und du deinen Sohn liebevoll aufnehmen werdeſt, wo nicht, ſo ſei in dieſer Zeit der Knabe zum Jüngling herangewachſen, und im Stande, ſich ſelbſt, ohne deine Fürſorge durch die Welt zu bringen.« Paul ſchwieg abermals und beobachtete des Meiſter Feer's Antlitz, in welchem eine gewaltige Aufregung kämpfte; da jedoch Egidius ſchwieg, frug Reſſytko: »Haſt du mich vernommen? — regt ſich kein Gefühl in deinem Buſen?«

Ein ſataniſches Lachen durchſcholl die Stube, und Feer ſprach haſtig: »Gefühl! Gefühl! — o ich habe Gefühl, jedoch es gibt Gefühle für verſchiedene Dinge, und daher verſchiedene Gefühle. Weißt du, alberner Tropf, der glaubte, mich mit einer ſchönen Geſchichte zu rühren, für welche ich zufällig kein Gefühl habe, weißt du, ſage ich, was mich täglich hinüber in den Dom zieht? — was mich daheim nicht ruhen läßt? — Die Rache, das ſüße Gefühl der geſättigten Rache. Der ſchlanke Burſche, dem der ſchmucke Rock der luſtigen Landsknechte ſo knapp ſaß, und der die Lieder aus Wälſchland und Frankreich ſo fröhlich vor ſich in die Luſt trällerte, — der Habenichts, dem der alte Vater ſein Kind verſagte, weil ich, der reiche Meiſter Feer, darum anhielt. Der ſchmucke, zierliche Burſche, — ich habe ihn verdammt, und Gott hat meinen Fluch erfüllt, — derſelbe zierliche Burſche, höre es, du flaumweiches Herz, iſt nun drüben, der wahnſinnige Thürmer! — Und ihn zu ſehen, wie er daſitzt mit blöden Augen, mit nichtsſagendem Lächeln, das iſt meine Luſt und Wonne. — Seht, Meiſter Reſſotko, es gibt verſchiedene freudige Gefühle auf Erden.»

»Hölliſcher Dämon!« rief Paul empört, »iſt's möglich, daß ein Engel und ein Teufel jemals vereint, ſo warſt du es und Jutta.»

»Nenne den Namen der Metze nicht!» ſchrie Meiſter Feer mit blitzenden Augen, „wo iſt der Bube?»

Paul Reſſotko hatte bei den erſten Worten ſeines Schwähers eine Bewegung gemacht, als wolle er ihn erdroſſeln, doch ließ er die Arme ſinken, blickte mit Verachtung auf ihn, und griff nach ſeinem Hut.

„Wo iſt der Bube?» wiederholte Feer und faßte Paul am Rock. Reſſotko ſchleuderte des Meiſters Hand von ſeinem Arm, und entgegnete: »Euer Sohn iſt todt.» — Nach dieſen Worten ſchritt er, ohne ſich umzuſehen, zur Thüre hinaus, und Meiſter Egidius Feer ſah mit ſtarren Augen in die düſtere Flamme der Blendlaterne, welche auf dem Tiſch zurückgeblieben war. Als Paul unten die Hausthüre dröhnend zuſchlug, fuhr er zuſammen, und rief mürriſch Gertruden.

8.

Am Fuße des ausgebauten Thurmes von St. Stephan ſteht des Thurmmeiſters Wohnung, ein kleines friedliches Häuschen, deſſen Ausſehen im ſiebzehnten Jahrhundert aber noch nicht ſo freundlich war wie jetzt, denn damals umſchloß noch Gemäuer den Stephansfriedhof, und das Häuschen ſtand ſo zu ſagen mitten unter Gräbern, nur mit der Rückſeite an den alten, ehrwürdigen Dom gelehnt. Wie jetzt beſchatteten es auch damals zwei Bäume, nur waren es nicht ſchlanke Akazien, ſondern zwei alte Weiden, welche wohl noch aus jener Zeit ſtanden, da ringsum Wald, Weide und Auen waren. Vor dem Häuschen ſtand ein Steintiſch und eine Bank; in ſchwülen Sommertagen pflegte der Thurmmeiſter Sebald mit ſeiner ſchönen Tochter auf dieſem Plätzchen zu ſitzen, und man ſagte, daß es beſonders durch die Fürſorge des jungen Mädchens war, wenn die kleinen Hügel in der Nähe des Häuschens mehr Blumenbeeten als Gräbern glichen. Gegenüber von des Thürmers Wohnung, in der mäßig hohen Mauer, befand ſich eine kleine Thüre; ſie führte in den Raum hinaus, welcher zwiſchen der Friedhofmauer und den umliegenden Häuſern rund um den Dom lief.

Dieſe kleine Thüre wurde zugleich mit den Pforten der Kirche geöffnet oder geſchloſſen, die übrigen Stunden des Tages und der Nacht wurde ſie nur aufgethan, wenn von Außen die Glocke gezogen wurde.

Es war an einem ſchönen Nachmittag zu Anfang des Monats Juli 1686, als der Thürmer Sebald mit ſeiner Tochter Helene an dem Steintiſch ſaß, einen Krug mit Wein vor ſich unberührt ſtehen ließ, und ſchweigend ſeinem Kinde zuſah, wie es einen Kranz von friſchen Blumen wand. Helene drehte das Gewinde wohlgefällig hin und her, und ſprach: „Nu, Vater, das nenne ich mir doch einen ſchönen Kranz; ich denke, Fräulein Sabine wird damit zufrieden ſein.“

»Welche Sabine?« frug zerſtreut der Thürmer. »Ei, die ſchöne Dame, welche durch ſo viele Jahre zu uns kommt und bittet, das Grab und den Stein des Herrn von Pechwitz recht ſchön zu erhalten. — Ich glaube, er iſt ſchon zwölf Jahre todt, denn ich war noch ein gar kleines Mädchen, als er beſtattet wurde. — Erinnere mich recht wohl daran, denn ich hörte erzählen, daß der fromme Herr gar zu Jeruſalem geweſen; das blieb mir recht lebhaft im Gedächtniß, und wenn ich ſo vor den Stein vorübergehe, denke ich oft: Du, Armer, biſt ſo weit in der Welt herumgeirrt, und konnteſt nicht früher Ruhe finden, als auf dieſer kleinen Stelle.«

Sebald ſtützte ſich auf den Tiſch, legte ſein gramgefurchtes Antlitz in beide Hände und murmelte: »Konnte nicht früher Ruhe finden.«

Helene ſchwieg einige Augenblicke, und fuhr dann in den weichen, melodiſchen Tönen ihrer Stimme halblaut fort: »Es iſt doch recht ſchön von Fräulein Sabine, daß ſie noch immer das Grab ſo pflegt; ich meine immer, ſie muß den Herrn recht im Herzen getragen haben.«

»Ja, was man ſo einmal recht im Herzen hat, das bleibt auch im Herzen über das Grab hinüber.«

»Was man ſo einmal recht im Herzen hat! — Seht, Vater, ſo denk' ich auch; ich liebe viele Dinge: meine Blumen, welche ich ſelbſt pflanzte und pflegte, mein Vögelchen, welches ich aufzog und zähmte, ſelbſt die alten Weiden, unter deren ſpärlichem Schatten wir ſitzen; aber ich fühle es, in meinem Herzen iſt noch Raum für Etwas, Vater, das, wenn es einmal d'rin Wurzel gefaßt hat, ſich verzweigen wird mit meinem Sein und Leben, und ſich ausbreiten wird, um und über mir, mit ſeinen blütenreichen Aeſten.«

„Hat nicht Jemand an der Thüre gepocht, Helene?» frug Sebald, »mich däucht es ſo.»

»Wohl möglich, Vater, ich will ſogleich ſehen.»

Helene legte den Kranz hin, und ging an die Thüre, um ſie aufzuſchließen. Zwei Männer, der eine groß und ſtark gebaut, der andere noch mehr Jüngling, ſchlank wie eine Tanne, mit einem Antlitz voll Freundlichkeit und Güte, traten raſch in den inneren Raum des Friedhofes. Während der Jüngere noch an der Thüre verweilte, und dem Mädchen zuſah, wie es ſorglich wieder abſchloß, eilte der Aeltere dem Thürmer Sebald entgegen, welcher aufſtand, und ſein Käppchen von dem früh ergrauten Haupte zog.

»Ich bin,» ſprach der Fremde, »der Ziegeldeckermeiſter, welcher es übernommen hat, den Mond von der Thurmſpitze herabzunehmen, und an deſſen Stelle das ſiegreiche Kreuzzeichen hinaufzuſetzen. Ich komme, um Euch zu melden, Herr Thürmer, daß ich morgen um eilf Uhr mit meinen Söhnen anfangen werde, das Gerüſt zu machen. Haltet Alles bereit, damit die Arbeit keinen Aufſchub erleide.»

Sebald blickte, ohne zu antworten, den Meiſter ſtarr an. Helene nahm raſch das Wort: »Schon recht, lieber Herr! ich werde es heute noch den beiden Thürmerjungen, dem Peter und dem Schweikhard ſagen, und Ihr ſollt morgen kein Hinderniß Euerer Arbeit finden.»

Der Meiſter nickte dem Mädchen freundlich lächelnd zu, und blickte wehmüthig auf den alten Thürmer, welcher wie im Traume ſprach: »Seid Ihr nicht aus Koblof, unweit Troppau, gebürtig?»

»Ja, Sebald, wir ſind alte Bekannte.»

»Nennt Ihr Euch nicht Paul Neſſytko?»

»So iſt es, alter Freund!«

»Und Jutta und — o, ſtille, ſtille, ſie liegt da begraben; — ſtille, wecken wir ſie nicht!«

„Du irrſt, Sebald! meine Schweſter liegt in Koblof in derſelben Grube mit meinem Weibe.«

„Nein, nein, hier in meinem Herzen!« rief Sebald und deutete auf ſeine Bruſt.

Helene trat raſch hinzu und flehte leiſe: »Laſſet ihm ſeinen Wahn, lieber Herr! wenn Ihr der Frau Jutta Bruder ſeid, ſo habt Erbarmen mit ſeinem traurigen Gebrechen. Der liebe Gott hat uns arg heimgeſucht und ein böſes Uebel dem Vater zugeſellt;« d'rauf ſich an Sebald wendend, ſprach ſie: »Vielleicht will der Herr auf den Thurm hinauf, wollt Ihr ihn führen?«

Sebald fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, reichte ſie dann Reſſytko, und ſprach mit ruhiger Miene: »Wenn es Euch beliebt, Herr, ſo gehen wir ſogleich.«

»Ich danke Euch, ich habe ſchon Alles in Augenſchein genommen; mir wäre es lieber, wenn Ihr es mir erlaubtet, ein Stündchen mit Euch zu verplaudern.«

»Vom Herzen gerne. — Bringe uns Wein und Becher, Helene!« ſprach Sebald, „vorausgeſetzt, wenn Ihr es nicht verſchmäht, mit mir zu trinken.«

»Sei doch klug, Alter! wir tranken ja ſchon manchen Becher zuſammen, laſſ' uns dabei der alten Zeit gedenken. Morgen beginne ich eine gefahrvolle Arbeit, wer weiß, ob ich nicht von dem Gerüſt ſtürze. Es iſt mir recht lieb, im traulichen Geſpräch heute die Vergangenheit nochmals durchzugehen.«

Helene brachte Wein und Becher.

»Was meinſt du, Bruder! laſſen wir die jungen Leute ein wenig rund um die Kirche gehen, während wir plaudern. Das junge Volk hört nicht gerne alte Geſchichten.» Sebald nickte bejahend, jedoch Helene zögerte.

Meiſter Paul nahm abermals das Wort. »Iſt das deine Tochter, Alter? Meiner Seel, eine hübſche Dirne, nur zu blaßwangig! Ei, ſeht Jungfer, wie Euch das Erröthen ſchön anſteht! Nu, habt die Güte, und führt meinen Paul ein wenig herum, es gibt merkwürdige Grabſteine auf dem Friedhof.» — Helene blickte noch immer beſorgt auf den Vater. »Gehe nur, mein Kind, gehe nur!» ſprach Sebald, »Meiſter Neſſytko wird Nachſicht mit mir haben, wenn meine Unterhaltung auch nicht die beſte iſt; meine Gedanken verwirren ſich manchmal.»

„Ei was, Alter!» rief Neſſytko mit gutherziger Derbheit, »ich werde dir ſchon d'rein helfen, wenn es mit dem Erzählen nicht fortgeht; ſeid ohne Sorge, Jungfer! ich wünſche, daß mein Paul Euch ſo gut unterhalten möge, als wir uns Beide.»

Helene that ſich Gewalt an, um freundlich zu lächeln, blickte dann fragend auf den ſchlanken Paul, dieſer verneigte ſich ſittig, und Beide traten ſodann zuſammen ihre Wanderung um die Kirche herum an. Anfangs ſchwiegen Beide und gingen langſam neben einander her, dann begann ein wortarmes Geſpräch. Helene ſuchte endlich einen Ausweg aus dieſer peinlichen Lage, ſie blieb an einem, an der Wand der Kirche eingemauerten, ſchönen Grabſtein ſtehen, und ſprach: »Hier liegt ein merkwürdiger Mann, Herr Sebaſtian Tengnagel, Kaiſer Ferdinand des IV. Hofbibliothekarius, er ſprach fünfzehn Sprachen, und war als hochgelehrt bekannt. Seine Gemahlin ſtarb vor ihm; im Jahre 1636 unſ'res Heils folgte er ihr, und Beide ruhen nun hier vereint.»

»Auch das Grabmal des weiſen Celtes iſt hier an der Kirche.»

„Dazu kommen wir ſpäter,» ſprach Helene und wandelte ruhig weiter.

Der Anfang eines Geſpräches war gefunden, ein Wort gab das andere. Paul ſtaunte über Helenens ruhigen, klaren Geiſt, und da ſie gar ein kluges, verſtändiges Geſpräch führten, frug er ſie, ob ſie den Spruch kenne, welchen Celtes auf ſeine Dichterkrönung verfaßt hatte, worauf er ihr, da ſie es verneinte, die lateiniſchen Verſe vorſagte, und ſogleich zu deutſch alſo überſetzte:

»Wenn mich nicht Frömmigkeit, Tugend und Gelehrſamkeit krönen, was mag mir dieſe geflochtene Krone nützen?»

Helene ſtaunte nun ihrer Seits über Paul's Wiſſen, und jener erzählte ihr, daß er eigentlich nicht Ziegeldecker, wie ſein Vater ſei, ſondern ſtudiert habe, und ſich auf die edle Baukunſt verlege, ſein älterer Bruder Hans aber, welcher morgen ebenfalls auf dem Thurme arbeiten werde, das Gewerbe des Vaters treibe.

Mittlerweile waren ſie an den Grabſtein des Protucius Celtes gekommen. Paul betrachtete den Stein, welcher beinahe ſchon zwei Jahrhunderte den Stürmen der Zeit getrotzt hatte, und verſprach Helenen, ihr eine Chronik zu bringen, worin ſie gar ſchöne und merkwürdige Dinge über den zu Nürnberg vom Kaiſer Friederich III. gekrönten Dichter leſen werde.

Helene hatte den Kranz von Herbſtblumen noch an ihrem Arm hängen, welchen ſie früher geflochten hatte; als ſie an den Hügel des Freiherrn von Peſchwitz kamen, hing ſie denſelben wortlos auf das Kreuz. Paul frug ſie, ob hier eine ihr theuere Perſon ſchlummere. „Ich kannte den edlen Herrn nicht, welcher hier ruht,“ ſprach Helene, »doch mich rührt die treue Sorgfalt, welche eine ſchöne Dame aus der Stadt für dieſe Ruheſtätte heget. Sie beſucht das Grab ſehr oft, und da der Todtengräber Matthäus halb blind, alterſchwach und krank iſt, unterzog ich mich willig der Pflege einiger Gräber.«

»Die edle Frau, die ſo liebevoll des Verſtorbenen gedenkt, war wahrſcheinlich deſſen Gattin,« ſprach Paul und näherte ſich der Platte an der Wand, welche die Grabſchrift enthielt. — »Ach nein, leſet nur ſelbſt, die Tafel ſagt gar nichts davon, daß er jemals vermählt war, ſie erzählt nur, daß er ein wackerer Führer eines Regimentes war, und drei Welttheile beſuchte. Man ſagt ſogar, er habe das Fräulein nie geliebt, doch er habe ihr Herz beſeſſen.«

»Es muß ein großer Schmerz ſein, zu lieben und nicht wieder geliebt zu werden,« hub Paul nach einer Weile an. „Weit leichter mußte es ſein, das Lieb' zu Grabe zu tragen.«

»Wie?« rief Helene ſchaudernd, »um Gott, was fällt Euch ein! wer wird ſo freventlich denken?

Paul ſah Helene ſtarr an, und entgegnete: „Beim Himmel, ſo meine ich; habe zwar noch nicht geliebt, doch Liebe ohne Gegenliebe muß die größte Qual auf Erden ſein.«

Helene ſchüttelte die dunklen Locken, und ſchritt ſchweigend voraus; Paul folgte. Erſt nach einer kleinen Weile knüpfte ſich wieder ein Geſpräch zwiſchen Beiden an, doch ging es nur langſam und ſchleppend von beiden Seiten, und Helene ſchien froh, wieder an die Stelle zu kommen, von welcher ſie ausgegangen waren.

3.

Die beiden alten Freunde ſaßen ſich einige Zeit ſtumm gegenüber. In dem Einen wogte ein Meer von Gefühlen. Reſſytko war kein vorlauter Schwätzer, ſondern die Gedanken drängten ſich oft in ſeinem Haupte, wie die bunten Bilder in einer magiſchen Laterne, und in ſeinem Herzen ſpiegelten ſich wieder die ſchönen Thaten und Handlungen reiner Menſchlichkeit und eines edleren Gefühls; je weicher, je wehmüthiger er geſtimmt war, deſto feſter verſchloſſen ſich dann ſeine Lippen. Sebald hingegen mußte ſeinen Empfindungen ſtets Worte geben, daher kam es auch, daß, wenn er ſich allein glaubte, er oft, dieſem Drang folgend, ſeine Gedanken laut ausſprach; dadurch, und weil ſie oft gar wunderlich waren, kam der arme Mann in den Ruf des Irrſinns, und nur weil er den Leuten keinen Schaden zufügte, ſchon alt, und übrigens wohl gelitten war, ließ man ihm ſeinen Dienſt. Der alte Thürmer ſchien tief bewegt, doch diesmal war es ein ſanfteres Gefühl, welches ihn beherrſchte; er ſaß da, halb wachend, halb träumend. Von ſeiner hohen Stirne war die düſtere Furche entſchwunden, und ein freundlicher Zug, faſt einem Lächeln ähnlich, umſchwebte ſeinen Mund. Vater Dillmann war nach einer kleinen Weile hinzu getreten, und hatte zwiſchen Beiden Platz genommen; ſeine milden Worte, welche immer einen tiefen Eindruck auf Sebald machten, und welche ſtets den Aufgeregten zu beruhigen, den Bekümmerten zu tröſten vermochten, verfehlten auch dieſes Mal nicht ihre Wirkung. Des Alten Zunge löste ſich, und von ſeinem Herzen ſchmolz des Eiſes-Rinde verzweiflungsvoller Erſtarrung.

»Und wie kam es,« ſprach Reſſivko nach einigen anderen Fragen, »wie kam es, daß du Thürmer wurdeſt?«

Sebald's Geſichtsmuskeln zuckten krampfhaft und er entgegnete halblaut: »War nicht ſie ihm als Hausfrau gefolgt, und wohnte er nicht drüben in jenem Häuschen? — Ich ſchor mir den ſtattlichen Bart, vertauſchte meinen ſchmucken Reiterwamms mit einer Jacke, verſchnitt mir das lockige Haar, nahm ſtatt des blanken Wehrgehänges einen Knotenſtock zur Hand, und pochte hier an des Thurmmeiſters Thüre. Der alte karge Filz ſchnitt ein ſaueres Geſicht; ich ſprach von halbem Lohn, um welchen ich dienen wolle, — dies wirkte, und drei Tage ſpäter wurde ich als Thümerburſche aufgedungen. Da ſaß ich denn täglich oben auf dem Thurme, ſcheute weder Wind noch Wetter, und ſah hinab auf das Haus, und der Schmerz riß an meinem Herzen, und meine Wangen wurden bleich. Ja ſelbſt dann, wenn ich frei von der Nachtwache war, und mein Herr, der Meiſter, mich zu Bette glaubte, ſchlich ich hinauf auf den Thurm, hing mich an eine Eiſenſtange, ſchwang mich mit Gefahr meines Lebens hinaus auf irgend einen Vorſprung, um deſto beſſer hinab in ihr erhelltes Fenſter ſtarren zu können. Plötzlich verſchwand ſie aus dem Hauſe, da erkrankte ich; Barbara, des Thurmmeiſters Tochter, ein gutherziges Geſchöpf, hatte Mitleid mit meinem Leiden; ſie pflegte mich, ſprach mit mir von meiner Liebe, tröſtete mich, und beſchwichtigte ihren aufbrauſenden Vater, welcher mich einen albernen Kopfhänger ſchalt. Jedes harte Wort, jede üble Laune des Alten, ſuchte ſie von mir abzuwenden. Das rührte mich tief; ich ſah die Liebe des Mädchens zu mir täglich wachſen. Der alte Thurmmeiſter ſtarb, ich war ihr Dank ſchuldig, die Zeit hatte meinen Schmerz gelindert. Zwei Jahre waren verfloſſen, ich bot der armen Waiſe meine Hand.»

„Das war redlich gehandelt!» rief Meiſter Paul, ſtieß den Zinnkrug, zufrieden lächelnd, auf den Tiſch, und wiſchte ſich den Tropfen des dunklen Rebenſaftes mit dem Ermel aus dem Barte.

Vater Dillmann aber nickte und ſprach: »Gott ſegnete auch den Bund, Helene wurde nach einem Jahre geboren.»

»Und ihre Mutter,» rief Sebald, indem er ſich halb von ſeinem Stuhle erhob und mit unheimlich blitzenden Augen irre umherblickte, »und Helenens Mutter!—»

»Erkrankte und ſtarb,» fiel ihm der würdige Jakobus in die Rede, und zog ihn beſchwichtigend zum Stuhle wieder nieder; doch Sebald ſprang auf, und ſchrie mit donnernder Stimme: »Erkrankte! Ihr lügt! Ihr ſagtet mir, ich wäre in einer hitzigen Gehirnkrankheit wochenlang dahin gelegen, und daher käme auch das böſe Uebel, daß ich manchmal irrſinnig rede, doch das Alles iſt nicht wahr, ſage ich, ich will's Euch erzählen. Es war eine ſchmale Straße, da trat er hinter einer Ecke hervor — ach!» —

In dieſem Augenblicke kam Paul mit Helene um die Ecke herüber; doch kaum hatte Sebald den Jüngling bemerkt, als er einen kreiſchenden Schrei ausſtieß und ſich mit der Wildheit einer hungrigen Hyäne gleich, welche ſich auf ihre Beute ſtürzt, auf Paul warf. Dieſer hatte genug Beſinnung und Kraft, den wahnſinnigen Alten von ſich zu ſchleudern. Reſſytko fing ihn mit Rieſenſtärke in ſeinen Armen auf. Sebald hatte das Bewußtſein verloren; man brachte ihn in ſeine Wohnung.

Als nach einer halben Stunde Reſſytko und Paul ſich zum Gehen anſchickten, geleitete ſie Vater Dillmann bis an die Thüre.

»Warum läßt man dem wahnſinnigen Alten noch ſeinen Dienſt?« frug der junge Paul.

„Er verſieht ihn ordentlich, bis jetzt lief noch keine Klage ein,« ſprach Jakobus; »ich begreife nicht, was ihm bei Eurem Anblick durch den Sinn fuhr. Würde man ihm das Recht nehmen, auf den Thurm zu ſteigen, und das kleine Häuschen zu bewohnen, es bräche dem Alten das Herz.«

»Aber ſeine arme Tochter, wer ſchützt dieſe vor ſeiner Tollheit?«

»Er liebt ſie zärtlich, und Ihr wiſſet es ja, lieber Paul, jeder Menſch hat ſeinen Schutzengel. Gute Nacht, viel Glück auf Morgen zur Arbeit!«

»Gute Nacht, hochwürdiger Herr!« ſprach Vater und Sohn zugleich, und die Thüre ſchloß ſich hinter ihnen. Meiſter Reſſytko ſchritt nachdenkend weiter; ein tiefer Ernſt lag in ſeiner Miene. Anfangs war der junge Paul bemüht, den Vater aus ſeinem Hinbrüten zu erwecken, doch da ſeine Verſuche fruchtlos blieben, ſchwieg er endlich, und überließ ſich ebenfalls einem Hinträumen, in welchem Helenens Geſtalt ihm vorſchwebte.

4.

Als 1683 wegen Wiens Entſatz das Dankfeſt bei St. Stephan gefeiert wurde, hatte Kaiſer Leopold befohlen, das Zeichen des Mondes von der Spitze des Thurmes herab zu nehmen, und das ſiegreiche Zeichen des Kreuzes aufzuſetzen. Lange hatte ſich Niemand zu dem Wagſtücke gemeldet; endlich Einige, welche aber für damalige Zeiten eine ungeheure Summe forderten. Da erbot ſich der Ziegeldeckermeiſter Neſſytko mit ſeinen beiden Söhnen, die Arbeit zu übernehmen. Am 12. Juli 1686 begann er das Gerüſte von Außen auf dem Gang zu bauen, es war einfach und bald vollendet; ſchon am 14. Juli machte er den Stern und den Mond von der Spitze los, und ließ Beides durch die große Oeffnung des Gewölbes in die Kirche herab.

Hatte es an dieſem Tage viele Menſchen auf dem Stephansplatze gegeben, um dem ſeltenen Schauſpiel zuzuſehen, ſo gab es noch mehr, als am 14. September, einem der ſchönſten Herbſttage, das ſpaniſche Kreuz aufgeſetzt wurde, welches von nun an des Thurmes Spitze zieren ſollte. Schon am früheſten Morgen wogte das Volk im bunten Gewühle auf dem Platze hin und her. Meiſter Feer ſaß an dem großen Erkerfenſter ſeiner Prunkſtube, und ſah ſchweigend hinauf zur Thurmſpitze. Die Herbſtſonne ſchien freundlich durch die Scheiben, doch ihn erfreute nicht iht milder Glanz, noch beluſtigte ihn das fröhliche Geſumſe der Menge, welche ſich unter ſeinem Fenſter vorüberdrängte, und neugierig dem Augenblick entgegen ſah, wo die Arbeit des kühnen Meiſters werde vollendet ſein, und ein luſtiger Schwank die Feierlichkeit beſchließe.

Leiſe öffnete ſich die Thüre und Vater Dillmann trat, freundlich grüßend, in die Stube. Der Hausherr verſchob flüchtig ſein Käppchen und ſprach: „Ein ſeltener Beſuch, hochwürdiger Herr!»

»Ich hoffe aber willkommen?»

»Nehmt Platz!»

Der Prediger ſah einige Augenblicke gleich dem Meiſter Feer auf die Thurmſpitze und nahm alsdann leichthin das Wort. »Wiſſet Ihr, Meiſter Feer, wer die Arbeit auf dem Thurme unternahm?» Der Plattner ſchwieg, und der Geiſtliche fuhr fort: „Euer Schwäher Reſſytko.»

»Ich wollte, er bräche ſich den Hals.»

»Pfui, Meiſter! das iſt ein unchriſtlicher Wunſch, ſchämt Euch deſſen; ich hoffe, er kam nicht aus Euerm Herzen.»

Meiſter Feer lachte höhniſch; Vater Dillmann fuhr fort. »Seine beiden Söhne arbeiten mit ihm, ſonſt Niemand; ſeht doch, gleich drei kleinen Pünktchen hängen ſie an dem Balken; das muß von Oben herab eine ſchaudervolle Tiefe ſein; verlöre Einer dieſer Drei das Gleichgewicht, er käme nicht lebend an den Boden, denn wenigſtens zwanzigmal zerſtieß er ſich den Körper an den vielen Thürmchen und Zacken des Baues.»

Feer warf gleichgiltig den Kopf zurück.

»Ich wußte nicht,» fuhr der Geiſtliche in ruhigem Tone fort, „daß Reſſytko zwei Söhne habe; ich hörte ſtets nur von Einem, nicht wahr?»

»Möglich, ich weiß es nicht.»

»Vor einigen Wochen hörte ich, der Zweite, Paul genannt, ſei ſein Pflegeſohn.»

»So?» ſprach Feer, blickte flüchtig auf den Sprechenden, und ſah dann wieder zum Fenſter hinaus.

»Es iſt ein hübſcher Junge von 24 Jahren, mit blonden Haaren und blauen Augen.»

»Mit blauen Augen?» wiederholte der Meiſter gedankenvoll.

»Seht doch, da ſchwebt jetzt Einer von den Dreien faſt in der Luft, er zieht das Kreuz auf.»

»Mir ſchwindelt!» ſprach Feer und wendete ſich von dem Fenſter ab. Vater Dillmann ging im gleichen Schritt mit ihm in der Stube auf und nieder.

»Wenn das Kreuz befeſtigt iſt, dann wird Reſſytko die Trommel rühren, Hans, der Sohn des Meiſters, während dem auf das Wohl des Kaiſers und des Volkes die Geſundheit trinken, und Paul, der Pflegeſohn, eine Piſtole abfeuern. Seht Ihr die drei Balken, welche von dem Gerüſte aus in die Luft hinaus ragen? auf dieſe werden ſie ſich ſetzen.»

»Das iſt ein frevelhafter Muthwille, bei Gott! das iſt — » das Volk unter dem Fenſter jauchzte laut auf.

»Das Kreuz ſteht,» ſprach Jakobus. »Reſſytko ſchwingt ſich der Erſte auf den Balken. Ei, ſeht doch hinauf! Meiſter, es iſt ein ſchönes Schauſpiel.»

»Mich blendet die Sonne.»

»Nun kommt ſein Sohn Hans, mit einem Satz iſt der Burſche auf dem ſchmalen Balken; hm! der Dritte zögert.»

Feer hielt ſich an die Lehne des Stuhles. — »Reſſytko ſieht ſich nach ihm um. Könnt Ihr es ausnehmen?»

»Nein,» murmelte Feer, »mir flimmt es vor den Augen.»

»Er wankt!« rief Jakobus, und faßte den Meiſter Plattner ſcharf in's Auge.

»Wer?« frug dieſer erbleichend.

»Paul,« entgegnete ruhig der Geiſtliche.

»Mein Sohn!« ſchrie Feer mit Entſetzen, und ſank ohnmächtig zurück.

Im ſelben Augenblicke wirbelte Trommelſchall vom Thurme herab, ein Schuß knallte, und tauſendſtimmiges Gejauchze des Volkes erwiderte das Freudenzeichen des Meiſters. — Reſſytko ſchwang eine rothe und weiße Fahne in die Luft, ein jubelndes Lebehoch begrüßte der Habsburger Farben.

D'rauf trank er aus drei Bechern auf das Wohl des Kaiſers, auf das Wohl des Volkes und auf ſein eigenes. Nun aber kam die höchſte Luſt des Pöbels: Reſſytko leerte einen Sack mit Obſt aus; jeder fallende Apfel, jede Birne, welche drohte, einem Gaffer auf den Kopf zu fallen, wurde mit einem donnerähnlichen Gelächter begrüßt, und während Kinder darnach haſchten, flog im fröhlichen Uebermuth manche taube Nuß an die Naſe des Nachbars, welcher ſorgenlos ſeinen Nebenmann nicht beachtet hatte.

Doch dieſes Alles hörte und ſah Meiſter Feer nicht; kaum war er mit dem Schrei: »Mein Sohn!« zuſammen geſunken, als Jener die Thüre aufriß, und gefolgt von der Freudenthränen weinenden Gertrude, hereinſtürzte. Meiſter Feer erwachte in den Armen ſeines Sohnes, er preßte ihn ſtumm an ſeine Bruſt. Vater Dillmann aber hob den frommen Blick gegen Himmel, und breitete ſegnend die Hände über Beide.

5.

Wenn der Morgen dämmert, fleucht die Nacht; wenn der Frühling heranzieht, ſchwindet der Winter. Wenn die Waſſer niederſtrömen, erlöſchet die Flamme; wenn die Seele entſchwebet, ſinkt der Leib.

Tag und Nacht, Frühling und Winter, Feuer und Waſſer, Leben und Tod, ſie können nicht zugleich beſtehen, eben ſo wenig wie Haß und Liebe. Die Liebe iſt eine Blume aufgeblüht in der warmen Zone des Herzens, gekoſet vom Weſtwinde der Gefühle. Der Haß iſt ein Unkraut, es wuchert in öden Wüſten und tödtet durch ſeinen Gifthauch. Aus einer Blume kann kein Unkraut, aus Unkraut keine Blume werden; zugleich kann Haß und Liebe nicht beſtehen, doch aus Liebe kann Haß, — Haß aus Liebe werden.

In den zwei Monaten, als die Arbeit auf dem Thurme währte, hatten ſich Paul und Helene oft geſehen und geſprochen; die Liebe war in beide Herzen eingezogen, mit allem wonnigen Hoffen, mit allem ſeligen Entzücken. Sebald und Reſſytko's Freundſchaft wiegte ſie in ſüße Träume für die Zukunft. — Aber aus Träumen wird man oft aufgeſchreckt, und das Erwachen gleicht zuweilen einem Sturz aus lichter Höhe in einen finſteren Abgrund.

Nach jenem ſeltſamen Anfall vor Sebald's Häuschen ſchien der Alte kein Gedächtniß mehr dafür zu haben, er zeigte ſich freundlich, ja ſogar herzlich gegen den jungen Paul, verfiel zeitweiſe in ſeinen gewöhnlichen Trübſinn, lächelte aber auch wohlwollend, wenn er, die ſchmale Wendeltreppe des Thurmes hinaufſteigend, Helene und Paul auf jenem Steinbänkchen bemerkte, welches in der Geſchichte des Thurmes durch Grafen Rüdiger Starhemberg ſo bekannt wurde.

Reſſytko hatte dem würdigen Herrn Dillmann vertraut, daß Paul Meiſter Feer's Sohn ſei. Der fromme Mann wünſchte nichts ſehnlicher, als das verſtockte Gemüth des Plattners zu rühren und zu erweichen; er kannte den Meiſter zu wohl, um nicht zu wiſſen, daß ein gewöhnliches Zureden bei ihm nichts nützen würde. Ein kühnes, ſchnell wirkendes Mittel mußte angewandt werden, er erſann den Plan, und er gelang. Zwar erwarmte des Sohnes Herz nie an des Vaters Buſen, aber ein unverläugbares Pflichtgefühl zwang ihn, Feer zu gehorchen. Doch mit Dankbarkeit und treuem Herzen hing Paul an ſeinem Oheim, und ſeinen Bemühungen gelang es, ſeinen Vater und Reſſytko auszuſöhnen. Beide Männer liebten ſich nicht, doch waren ſie ſtillſchweigend übereingekommen, jedes gehäſſige Wort zu vermeiden, und fürder ſich ſo viel als möglich aus dem Wege zu gehen. Eine bei Feer mehre Tage anhaltende Schwäche, eine Folge der heftigen Gemüthsbewegung, zwang Paul, nicht von der Seite ſeines Vaters zu gehen; fünf Tage ſchon hatte er Helene nicht geſprochen, und während eines Abends Herr Egidius ſchlief, und die alte Gertrude an ſeinem Lager wachte, eilte Paul hinüber in das kleine Häuschen. Auf der Schwelle trat ihm Vater Dillmann entgegen und frug: „Wohin ſo eilig, junger Mann?«

»Zu Meiſter Sebald und Helenen.«

»Und was willſt du?«

»Dem alten Thürmer und ſeinem Kinde erzählen, daß Meiſter Feer mein Vater iſt.«

„Schweige davon gegen Sebald.“

„Schweigen? weshalb? — man ſpöttelte in Koblof und Troppau ſo oft in meiner Gegenwart, daß ich nicht Reſſytko's Sohn ſei, ſondern wohl gar ein armes Findelkind, das aus Barmherzigkeit er und ſeine Ehefrau aufgenommen hatten. Meiſter Reſſytko zwar ließ es mir niemals fühlen, daß er nur mein Pflegevater ſei, jedoch bin ich froh, daß ich endlich meinen wahren Vater kenne.“

„Paul, ſchweige gegen Sebald, daß du des Meiſters Feer Sohn, — ich rathe es dir.“

„Wie, hochwürdiger Herr, Ihr rathet es mir? — Ihr, Vater Dillmann, der die Wahrheit predigt und ein Mann des Lichtes ſeid, Ihr rathet mir, ein Hehl zu haben gegen —“

„Mein Sohn!“ unterbrach ihn der würdige Geiſtliche, „wenn Sebald dich fragen würde, ſo müßteſt du die Wahrheit ſagen, und wenn dein Lebensglück auf dem Spiele ſtünde. Doch Sebald iſt ein Kranker, und man muß ihn auch wie einen Kranken behandeln.“ Paul ſchüttelte das Haupt.

„Wenn du wüßteſt, daß ein Unglück ihn getroffen habe, von welchem er noch keine Ahnung hat, würdeſt du vor ihn hintreten und zu ihm ſagen: Vater Sebald, dir iſt ein großes Unglück geſchehen? — Nein, du würdeſt mit Vorſicht und langſam den armen Alten darauf vorbereiten.“

„Ihr glaubt, die Nachricht werde den Thürmer erſchüttern — ſprecht warum? Ich hörte zwar, daß er Meiſter Feer haſſe, doch Feinde ſind nicht unverſöhnlich. Ach, würdiger Herr, die Macht Eures Wortes iſt groß, Ihr ſeid fromm, gut, gerecht und weiſe, Vater Dillmann, ich liebe Helene.“

»Du liebſt des Thürmers Kind? — armer Paul, entſage dieſer Liebe!«

»Nie, Vater, niemals! Feer iſt reich, ich bin ſein einziger Erbe, Helene iſt mir gut, und Ihr, Jakobus, ihr werdet die Väter verſöhnen, — der liebe Gott da oben wird Alles zum Beſten wenden.«

»Vergebens, mein Paul, vergebens; wärſt du Meiſter Reſſytko's Sohn, ſo würde ich deine und Helenens Hand ſegnend in einander legen. Dem Sohn des alten Feer gibt Sebald ſeine Tochter nimmer.«

»Du biſt des Plattners Sohn!« ſchrie der Thürmer, indem er aus der Hausflur hinter Paul und Jakobus hervortrat. »Dann fliehe die Schwelle meines Hauſes.«

»Meiſter Sebald!«

»Zurück, ſage ich!« kreiſchte Sebald, als Paul ſich ihm nahen wollte. »Zurück, du kommſt nicht lebend über die Stufe dieſer Thüre!«

»Meiſter, Ihr ſeid außer Euch; was zürnt Ihr mir, ich liebe Eure Tochter.«

»Lieber wollte ich ſie todt, als in deinen Armen ſehen. Fort! fort!«

»Paul, Paul!« rief Vater Dillmann, »ich bitte dich, gehe!«

»Laßt mich, hochwürdiger Herr, laßt mich! Vater Sebald, ſeid nicht racheſüchtig, vergeſſet —«

»Vergeſſen? nein, vergeſſen kann ich es nicht, will's nicht; dein Vater —«

Der Thürmer erfaßte einen neben der Thüre lehnenden Spaten, und wollte ihn Paul an den Kopf ſchleudern. Jakobus ſprang ſchnell hinzu, riß ihm denſelben aus der

Hand und ſchloß dem wahnſinnigen Alten mit einem drohenden Blick den Mund.

»Entferne dich, Paul!«

»Was hat mein Vater ihm gethan? laßt ihn ſprechen, würdiger Herr!« rief des Plattners Sohn mit trotziger Miene, doch Vater Dillmann entgegnete ſtrenge: »Entferne dich Paul, ich gebiete es dir.«

Paul ging langſam an die Pforte, dort kehrte er ſich nochmals zurück, ſah finſter nach Sebald hin, blickte ſeufzend hinan auf die von der Abendſonne vergoldeten Fenſter des Thürmerhäuschens, und warf trotzig die Thüre in's Schloß. Vater Dillmann aber rief des Thürmers Magd, und geleitete mit Vorſicht den zitternde Alten in ſein Stübchen.

6.

Die letzten Tage des Herbſtes ſind manchmal ſo freundlich, ſo milde, ſo ſonnig, als wolle die Natur, bevor ſie den Winterſchlaf beginnt, ſich nochmals in ihrer ganzen Pracht und Schönheit zeigen; als könne ein warmer Regen das Gelb der Blätter wieder grünen machen, die kahlen Aeſte noch einmal belauben; als könne ein Morgenthau die welken Blumen mit neuem Farbenſchmelz bemalen, ein Sonnenſtrahl die leichtbeſchwingten Sänger aus fernem Süden wieder heimwärts locken.

Helene lehnte an einem Zackenthürmchen des Ganges, welcher rund um den Thurm führt; ihr Antlitz war bleich, ihr Auge trübe, ihr Gewand flatterte im Morgenwinde, und träumeriſch gegen die aufgehende Sonne ſtarrend, ſang ſie mit leiſer Stimme:

»Ich ſteh' auf ſchwindelnder Thurmeshöh'
Und ſtarre hinaus in die Flur,
So weit als ich nur mit dem Auge ſeh',
Schau' ich Gott des Allvaters Spur.
Dort ferne begrenzen Berge den Raum,
Die Eb'ne durchſchlängelt ein Strom,
Und d'rüben dem dunklen Waldesſaum
Erſt die goldene Sonne entglomm.
Der Herr in ſeiner Weisheit und Macht,
Hat die Flur mit ſeinem Segen bedacht,
Ringsum ein fröhlicher Morgen lacht,
Nur in mir iſt's ſchwarze Nacht.»

»Jungfer Helene,» ſprach eine freundliche Stimme, „ich habe unten für Euch die letzten Herbſtblumen gepflückt, wollt Ihr ſie nicht nehmen?»

„Danke dir, Schweighard, dies ſind alſo die letzten Blumen, welche du fandeſt?»

»Die letzten, liebe Jungfer; ich habe Euch die letzten Blumen gebracht.»

»Die letzten, ja wohl die letzten. Nicht wahr, Schweighard, du wirſt dafür ſorgen, daß nächſten Frühling ich die erſten bekomme, die wieder blühen.»

»So wahr ich Thürmerjunge bin, liebe Jungfer, Ihr ſollt das erſte Veilchen haben.»

»Das erſte Veilchen, du treues Blut, das wird draußen auf einer Wieſe blühen!»

»O, ſorgt Euch nicht, ſchöne Helene, ich werd' es ſchon finden, und bring' es Euch ſicherlich.»

»Die Blumen, welche mich kommenden Frühling erfreuen ſollen, mußt du auf einen Hügel pflanzen und mit ſorgſamer Hand pflegen; verſtehſt du mich, Schweighard?»

„Da ſei Gott für, Jungfer!“ rief der Thürmerburſche erſchrocken, und zerdrückte ſein Käpplein, das er in den gefalteten Händen hielt. „Ei, gebt ſolchen Gedanken nicht Raum, denkt an Euren alten Vater, an uns Alle, die wir Euch lieb haben, und an den jungen Herrn, — an den jungen Baumeiſter, der, — ach Gott! dem Ihr verboten habt, Euch wieder zu ſehen.“ Helene ſah ſtumm über das Geländer hinaus, und der Morgenwind kühlte ſchnell wieder ihre leicht gerötheten Wangen.

„Jungfer Helene,“ begann Schweighard nach einer kleinen Weile, „ich hätte Euch Etwas zu ſagen.“

„So ſprich, redliche Seele!“

„Seht, ich kam eigentlich nicht der Blumen wegen herauf, ſondern —“

„Rief der Vater nach mir?“ —

„Nein, im Gegentheil, der ſchläft unten; Ihr wiſſet, der Peter hat ja heute die Tagwache, doch eben, weil Meiſter Sebald ſchläft, wünſcht Euch Jemand zu ſprechen.“

„Mich!“ rief Helene ahnend.

„Der junge Feer, liebe Jungfer, er hat Euch ja ſo lange nicht geſehen, — geſehen, ach ja! geſehen wohl, denn er ſieht Euch tagtäglich in der Frühmeſſe, habt Ihr ihn denn noch nicht bemerkt? Er kniet Euch ganz ferne, und betet ſo inbrünſtig, nur iſt ſein Blick nicht gegenüber auf das heilige Bild, ſondern auf Euch gerichtet. Sehen, ja zu ſehen verſäumt er Euch keinen Tag, aber geſprochen hat er Euch ſeit der Stunde nicht, als Ihr ihm ſagtet, Ihr werdet dem Befehle Eures Vaters folgen und ihn niemals wieder ſprechen.“

„Das will ich auch,“ ſprach Helene, und preßte ihre Hand auf das Herz.

»Das willſt du!» rief Paul, raſch aus ſeinem Verſteck tretend, »Helene, Helene, du biſt kalt wie Dezemberwind; deine Liebe war erheuchelt, oder jetzt deine Ruhe.»

»Heuchelei?» wiederholte Helene mit einer raſchen Bewegung. Eure Liebe, ihr Männer, gleicht einem toſenden Waldſtrom, der tobend in ſeinem Bette dahin raſet, dasſelbe gewaltſam erweitert, wenn es ihn beengt, Geſträuch und Wurzeln mit ſich fortreißt, ſich in Klüfte ſtürzt und als ſchäumender Fall wieder himmelan ſtrebet. Des Weibes Liebe iſt ein klarer Bach, in deſſen leiſe ſich kräuſelnden Wellen das Bild von allen überhangenden Blütenbüſchen und Uferblümchen ſich abſpiegelt. Weil ich nicht tobe wie du, glaubſt du, ich fühlte weniger den Schmerz der Trennung; weil ich dem Befehle des Vaters gehorche, hältſt du mich für gefühllos. Blicke auf dieſe bleichen Wangen, und ſage mir, daß ich nicht leide. Mit jedem ſpannebreiten Näherrücken an ein Ziel ſchwindet die irdiſche Heuchelei immer mehr, denn der Schleier der Täuſchung ſinkt mit der irdiſchen Hülle.»

»Helene!» rief Paul erbleichend, und zog ſie liebkoſend an ſeine Bruſt, »du denkſt an das Sterben; o, vergib mir meine harten, tollen Worte, — nein, nein, an das Sterben, mein Mädchen, ſollſt du nicht denken.»

»Sterben!» ſprach Helene mit einem wunderſamen Lächeln, »was findeſt du Furchtbares an dem Worte? — Sterben iſt ſüßer als ſchlafen. Wenn du ermüdet biſt und dein Körper ſich nach Ruhe ſehnet, nicht wahr, da lächelſt du freundlich dem erquickenden Schlummer entgegen, vergißt aber, daß, indem du ſchlummerſt, du leichtſinnig Stunden deines Lebens vergeudeſt? Und wer weiß, ob nicht neckende, ja ſogar ſchreckende Träume dir vorgaukeln, Traumbilder, welche dich mit Grauen erfüllen, und den Genuß des Schlafes ſtören, oder roſige Traumbilder, deren Entſchweben du beklageſt, wenn bei dem Erwachen ſie zerinnen, und die Wirklichkeit mit ihren Leiden und Sorgen dich wieder umgibt. Sterben hingegen iſt das Erwachen für Jenſeits, das Hinaustreten aus dem Kreiſe des irdiſchen Hoffens und Fürchtens, das Aufblühen zu einem Sein der Unſterblichkeit und des Glücks.“

„Und das Zurücklaſſen aller jener Weſen, welche du liebſt, findeſt du nichts?“

„Das Zurücklaſſen?“ wiederholte Helene. „Den Pfad, welchen ich vorauseile, müſſet ihr Alle wandeln. Viele, welche mir theuer, ſind mir ſchon vorausgegangen; Alle, welche ich liebe, müſſen mir folgen. Und wiederſehen, — wiederſehen, ja das werden wir uns, und jenſeits, jenſeits, wo wir frei von irdiſchen Schlacken, rein von ſündigen Gedanken ſind. Du ſchweigſt! — o, warum ſchweigſt du? du weinſt, weil wir uns trennen müſſen. Siehe, dort oben, mein Paul, dort oben in dem ſchönen Lande, wohin ich ziehe, gibt es keine Trennung mehr. Dort wird uns klar werden, was eine Ewigkeit, eine Ewigkeit des Entzückens und der Wonne.“

Helene ſchlang beide Arme um Paul's Nacken, — Schweighard ſchluchzte leiſe, und lag mit verhülltem Antlitz auf dem Steingeländer. Der junge Feer ſchwieg bewegt; Helene nahm abermals leiſe fliſternd das Wort. „Du haſt noch einen ſchönen, glänzenden Pfad vor dir, du biſt geſchickt, wirſt ein tüchtiger Bauherr werden, und frohe Tage dir nachlächeln. — Unterbreche mich nicht, laſſe mir dieſen beruhigenden Gedanken. Wie ſprachſt du am Tage, da wir uns zum erſten Male ſahen? »Es muß ein größerer Schmerz ſein zu lieben und nicht geliebt zu werden, als das Lieb' zu Grab zu tragen.«

»O, erinnere mich nicht an dieſe unglückſeligen Worte!«

»Unglückſeligen Worte, — weshalb? du haſt mich geliebt, und ich dich, mein Paul, in ſo hohem Maße, daß es wohl ſündig war. Ach, dieſe Liebe könnte uns nie Glück bringen, denn ſie keimte aus der Väter Haß. — Stille! — horche, es ſchlägt die Stunde, wo gewöhnlich der Vater erwacht, ich muß hinab. — Lebe wohl!« —

„Gib mir deinen Strauß, Helene!«

»Dieſe Blumen?«

»Warum zögerſt du?«

„Es ſind die letzten, — doch nimm ſie hin, mein Paul; wenn du ſie anblickſt, gedenke meiner und unſerer Liebe.«

Helene warf Paul den Strauß zu und eilte die Treppe hinab. Der junge Feer drückte die Blumen an ſeine Lippen, dann wandte er ſich nach Schweighard zurück. Der arme Junge lehnte an demſelben Plätzchen, wo früher Helene den Sonnenaufgang betrachtet hatte, doch ſeine Blicke hafteten nicht an den goldgeränderten Wolken, ſondern an den Steinplatten des Bodens. Paul nahm ein Goldſtück und ließ es in ſeine Hand gleiten; dann warf er einen Scheideblick ringsum, und ſtieg traurig die Stufen hinab. Doch kaum hatte Schweighard das Goldſtück in ſeiner Hand gefühlt, als er zuſammen fuhr, lange dasſelbe beſah, und ſich endlich langſam über das Geländer bog, die Hand ausſtreckte, und das Goldſtück fallen ließ.

Unter tauſend Wendungen kam es hinab und fiel gerade in die Mütze eines blinden Bettlers, welcher meinte, ein Vorübergehender habe ihm eine Gabe hineingeworfen und laut ſein »Lohn's Gott!« ſprach.

Der Thürmerburſche aber ſtürzte auf die Steinplatten nieder und küßte die Stelle, auf welcher Helene geſtanden hatte. Der Küſter gab unten in der Kirche das Zeichen, damit der Schall der Glocke die Frommen in den Dom rufe; doch vergebens! — Die eherne Zunge blieb unbeweglich, und zum erſten Male hatte Schweighard ſeine Pflicht verſäumt. — Armer Thürmerburſche!

7.

Es gibt nicht leicht ein wunderſameres Getöne, als das Wimmern und Pfeifen des Windes, wenn man in ſtürmiſcher Nacht oben in einem der kleinen Stübchen des Thurmwächters darauf lauſchet. Bis hinauf zu der rieſigen Höhe des majeſtätiſchen Thurmes reicht kein menſchlicher Laut, nicht das Geraſſel der unten über den Platz rollenden Wagen, nicht das Gelächter ſich verſpäteter Zecher, nicht die melancholiſchen Töne eines einſamen Fiedlers, nicht das Gejauchze toller, von einem Gelage heimkehrender Geſellen, nicht die Seufzer des Elends, nicht das ſchallende Gelächter übermüthiger Fröhlichkeit. Gleich einem ſtummen Rieſen blickt ernſt und düſter der Zeuge vorübergeeilter Jahrhunderte auf die Steinmaſſen von Gebäuden, und die Zwerglein von Menſchen, ihre Bewohner, herab. Aber in ſtürmiſchen Nächten iſt es, als wollten die Winde dem dunklen Rieſen wunderſame Geſchichtlein erzählen, von Jammer und Leiden, von Todesröcheln und Schmerzgeſtöhne. Die tollen Winde, ſie glauben, nur grauenvolle Märchen ergetzen den alten Wächter; an der Fröhlichkeit des Ameiſenvölkchens zu ſeinen Füßen, nehme er nicht Theil. Die Luft, das leichte, ätheriſche Weib, umſchlingt ihn mit ihren Wolkenarmen, und ihr graues Nebelgewand flattert durch die Nacht, und während koſend ſie ſich an ihn ſchmiegt, ſingen alle Winde ihre ſeltſamen Weiſen. Da geht es dann an ein Gewimmer und Geächze, an ein Pfeifen, Tollen und Heulen, und an Ein das Andere Uebertönen, als gält' es einen Rangſtreit des luſtigen Geſindels.

Es war in einer ſtürmiſchen Dezembernacht des Jahres 1686, als Meiſter Sebald allein mit ſeiner Tochter in einem der Stübchen oben auf dem Thurme ſaß. Thomas, einer der älteſten Thürmerburſchen, ein Trunkenbold, lag d'rin in ſeiner Kammer und ſchlief. Meiſter Sebald hatte ihm geboten, zu Bette zu gehen, denn er ſah, daß der wüſte Geſelle kaum ſeiner Sinne mächtig war. Schweighard lag unten in der Wohnung krank darnieder. Helene wollte den Vater nicht allein laſſen, und wachte daher mit ihm. Seit einer Stunde ſchon horchte er ihr zu, wie ſie mit lieblicher Stimme ihm aus der heiligen Schrift vorlas; ſie war ſo eben bei der Stelle: „Fünf Tugenden ſollen wir uns befleißen, nämlich: daß wir gleich geſinnt ſeien, mitleidig, brüderlich, barmherzig und freundlich. Dagegen aber ſollen wir das Laſter vermeiden, das Böſe nicht mit Böſem vergelten.“

Sebald erhob ſich raſch, und ging in der Stube auf und nieder. — Helene blickte über das Buch hin beſorgt nach dem Vater, wandte das Blatt, und wollte auf der andern Seite weiter leſen, als Sebald ſie plötzlich mit den Worten unterbrach: „Laſſe es gut ſein, Helene, der Sturm treibt es heute ärger als je, höre nur, wie er ungeſtüm an der Thüre rüttelt und an das Fenſter pocht, als begehrte ein wunderlicher, unheimlicher Gaſt trotzig Einlaß. — Hei! poltere nur zu, du unwirſcher Geſelle, haſt heute viel zu thun Nachtwind, mußt all' die ſchwarzen Wolken am bleichen Mond vorüber jagen, mußt noch all' die flimmernden Lichter am Himmel verlöſchen, damit's eine dunkle Nacht werde.“

Helene ſtützte, ſchmerzlich ſeufzend, den Kopf in die Hand; der Alte fuhr fort: „Lege Holz zu, Mädchen, das Feuer iſt erloſchen, und es wird kalt in der Stube.“

Des Thürmers Tochter gehorchte, klappte das Buch zu, ſchloß die Meſſingklammer und ſtand langſam auf. — Als die Flamme neubelebt wieder hell aufloderte, ſchlang Helene ihre Arme um des Vaters Hals, und flehte: „Gib deiner Sorge Worte, ſprich zu deinem Kinde, was iſt dir? Welch' ein Leid belaſtet deine Bruſt?“

Sebald ſtarrte ſeiner Tochter eine kleine Weile träumeriſch in die Augen, umfing dann mit ſeinem rechten Arm ihren ſchlanken Leib, und ſetzte ſeinen Gang im Zimmer auf und nieder fort, indem er ſprach:

„Du ſcheinſt dich oft vor mir zu fürchten, Kind, ſieh', das ſchmerzet mich; was man anfangt zu fürchten, hört man auf zu lieben.“

„Nicht doch, mein Vater!“

„Lieben iſt ein ſüßes Wort, Helene, ein Wort voll Wonne und Entzücken, voll bitteren Schmerzes und voll herben Leides.“

„Ja, Vater, ein Wort der Seligkeit und der Verzweiflung.“

»Armes Kind! — Mir iſt die Liebe nur mehr ein roſiger Traum der Jugend; — ich erwachte, und bin darüber grau geworden.«

»Mir, mein Vater, war die Zeit der Liebe ein blütenreiches Leben; — jetzt iſt das Herz erſtorben, und ich träume nun von jener Zeit des Glückes, die war.«

»Meine Liebe gebar den Haß, und der ſchreitet mit mir durch's ganze Leben.«

»Meine Liebe heißt Entſagung hier auf Erden, ſie gebar die Hoffnung auf ein ſchöneres Jenſeits.«

»Auf Jenſeits?« wiederholte Sebald, und ließ Helene los. »Hm! dazu biſt du noch zu jung, deine Wünſche gehören noch dieſer Welt.«

»Meine Wünſche?« ſprach Helene mit einem bitteren, faſt höhniſchen Ton. »Meine Wünſche? — Ja wohl, Vater, Wünſche ſind irdiſch, aber die Erfüllung bleibt dem Himmel anheimgeſtellt.«

»Ich behalte mein Ziel im Auge,« murmelte düſter der Thürmer, und ſeine Stirne zog ſich in finſtere Falten, »und dieſes Ziel heißt Vergeltung.«

»Vergeltung!« rief Helene, und erfaßte krampfhaft ihres Vaters Hand, »Vergeltung! — O wahrlich, ein lockend Wort! — Lockend gleich einer frechen Dirne; doch behängt das ekle Weib mit bunten Lappen, gebt ihr Flitterſtaat und prunkendes Geſchmeide, ſalbet ihr das Haar, malt ihr die Wangen mit der Unſchuld Weiß und des Erröthens Roſenroth, und nennt ſie dann Frau Tugend; das freche Wort, der lüſterne Blick wird die Dirne doch verrathen, und ein Schalksnarr Euch einen Thoren nennen. — Vergeltung! — Eure Rache nennt Ihr Vergeltung! — Vater, Vater! überlaſſet die dem Himmel, und ſpielt nicht mit dem blutigen Richtſchwert.«

»Blut!« ſchrie Sebald außer ſich, »Blut! — ja Herzblut um Herzblut. — Kind, Meiſter Feer hat deine Mutter erſchlagen!« — »Jeſus Maria!« ſchrie Helene, und taumelte gegen den Lehnſtuhl. Sebald aber blieb in halbgebückter Stellung in der Mitte der Stube ſtehen, und fliſterte wie im Traume, indem er, gleich einem Nachtwandler, alle ſeine Worte mit einer läſſigen Bewegung begleitete: »Heute iſt's Jahresfriſt, die Gaſſe war dunkel, und der Weg war ſchmal, ich hielt ſie am Arme und ſchritt rüſtig vorwärts, denn wir hatten uns verſpätet und kehrten heim.« —

»Platz da! rief der Meiſter. — Warum weicht Ihr nicht zur Seite? — Schurke! — Eine Maulſchelle d'rauf, du Schelm. — Hilfe! Hilfe! — Ei, iſt dein Weib auch dabei, verwünſchter Geſelle! — Seht Euch vor, Meiſter. — He, holla! Paſcha pack'! — Ruft Eure Beſtie, Herr! — Holla! — Den Hund zur Seite oder ich trete ihm die Rippen ein. — Hilf Himmel! Herr, was wollt Ihr, Sebald! — Was geht Euch mein Weib an, Meiſter? — Laſſet uns des Weges gehen. — — He, holla, Paſcha, pack' feſt! — Satan von einem Hunde, da haſt du einen Schlag! — Was, mein Hund todt! So ſoll denn derſelbe Kieſel, verfluchter Thürmer, deine Gehirnſchale zerſchmettern. — Sebald! Oh! Fehlgetroffen! — Hilf Gott! Mein Weib, mein Weib! Der Meiſter Plattner hat mein Weib erſchlagen!«

Der Thürmer verhüllte ſein bleiches Antlitz, und fiel mit einem dumpfen Schrei zu Boden. Einige Augenblicke war in der Stube kein anderer Laut zu vernehmen, als das Kniſtern des aufpraſſelnden Feuers, und das gleichförmige

Picken der Wanduhr; draußen heulte der Sturm. — Helene ſaß eine Weile regungslos im Armſtuhl, und ſtarrte in die leere Luft; endlich raffte ſich Sebald vom Boden auf, ſeine Tochter drückte die Stirne gegen die hohe Lehne des Sorgenſtuhls, und ſchien ſtille zu weinen. Da begann es in dem Räderwerke der großen Uhr zu raſſeln, der Hammer hob aus, und es ſchlug Mitternacht. Das Mädchen richtete das Haupt empor, und zählte ſchweigend die Schläge; ein gewaltiger Windſtoß machte das düſter brennende Licht flackern.

Helene griff nach einem Pelzrocke des Vaters, und ſprach: »Thomas ſchläft noch, ich werde für Euch die Runde an den Fenſtern machen, ich habe beſſere Augen als Ihr, Euch iſt unwohl, und es iſt heute furchtbar kalt.»

Sebald nickte ſtumm. Helene öffnete die Thüre, trat mit einem Lichte in der Hand aus der Stube hinaus, und ſchritt an dem Fenſter vorüber, welches gegen den Kahlenberg geht. Die Nacht bedeckte mit undurchdringlicher Finſterniß die Gegend; an der abwärts leitenden Eiſenſtange ſich haltend, ſtieg ſie vorſichtig die wenigen Stufen hinab, und langte in der Thurmhalle an; ſie ſtellte das Licht auf einen Tiſch, und blickte gegenüber auf das Fenſter, ein röthlicher Schein ſtahl ſich an demſelben herauf. — »Vater, Vater! Feuer!» ſchrie Helene.

Sebald eilte aus der Stube, bog ſich über das Geländer des kleinen Ganges ober dem Räderwerke der Uhr, und rief in die Halle hinab, indem er die Hand nach dem Strange der Feuerglocke ausſtreckte: »Wo, mein Kind, wo brennt es?» Helene hatte das Fenſter haſtig aufgeſtoßen, und entgegnete: »Hilf Himmel! Es brennt ein Haus gerade unten am Fuße des Thurmes, es iſt ſo nahe, — ich kann nicht ſehen welches; weckt den Thomas!»

»Am Fuße des Thurmes, und auf dieſer Seite?» ſchrie Sebald und ließ den Strick fahren; »laſſ uns hinab auf den Gang neben dem Starhemberger Plätzchen eilen, von dort aus können wir das Feuer ſehen.»

Helene flog voraus hinab, Sebald ſchlug mit geballter Fauſt an die Thüre von Thomas' Kammer. „Stehe auf, verwünſchter Burſche! hörſt du denn nicht? ſtehe auf, ſchlage an, es iſt Feuer! hörſt du denn nicht, verdammter Geſelle?» Mit einem Fußtritt ſtieß er die Thüre ein, und zog den Trunkenbold aus dem Bette. D'rauf nahm er das Sprachrohr und folgte ſeinem Kinde haſtig, aber kaum bog er um die Ecke, und trat auf den ſchmalen Gang, als Helene ihm ſchon entgegen ſtürzte, und ihm zurief: »Des Meiſters Feer Haus ſteht in Flammen.» »Seines!» wiederholte frohlockend der alte Thürmer und zog das Sprachrohr vom Munde zurück. „Laſſe es ſein brennen, Kind!» — ſetzte er mit teufliſchem Lächeln hinzu, »laſſe es nur brennen.»

»Noch fünf Minuten,» ſchrie Helene in Todesangſt, »und es iſt keine Rettung mehr möglich! Seht, ſchon greift die Flamme um ſich, es brennt in dem obern Stockwerk. Was ſteht Ihr da, Vater? ruft Feuer, ſchlagt an!»

Doch Sebald ſchien auf die Worte ſeines Kindes nicht zu achten, ſondern ſtarrte lachend hinab und ergetzte ſich daran, wie der Sturm die Flamme anfachte. Helene blickte voll Entſetzen auf ihres Vaters verzerrte Züge. Mit Blitzesſchnelle entriß ſie ihm das Horn, und ſtieß dann den Ruf: »Feuer! Feuer!» in dasſelbe. Sebald rang ihr das Sprachrohr aus der Hand und ſchleuderte es im weiten Bogen über das Steingeländer hinaus. Helene kümmerte ſich wenig mehr um den Alten, ſie rannte nach der Halle, kehrte aber nach wenigen Augenblicken mit einer Laterne wieder auf den Gang zurück, und ſprach in faſt befehlendem Ton: »Befeſtiget die Lampe an der Stange, — was ſäumt Ihr? hurtig! wacht auf, Vater, jetzt iſt es nicht Zeit zum Träumen, zwei Elemente treten in den Kampf, ſeht, ſchon röthet ſich der nächtige Himmel, denn der Sturmwind facht die Glut zur Flamme auf.«

Und abermals verſchwand ſie von des Vaters Seite, rannte mit des Gedankens Schnelle die ſchmale Treppe hinauf, und in wenigen Augenblicken erſcholl die Sturmglocke.

Mit einer, für das zarte Mädchen faſt übernatürlichen Kraft zog ſie an dem Seile, welches in die Halle herabhing, und ſetzte dadurch die Glocke in Bewegung. Vergebens horchte Helene, wenn ſie ermattet inne hielt, ob nicht Thomas ihr zu Hilfe käme; in ſeiner Trunkenheit vernahm er weder des Mädchens ängſtliches Rufen, noch den dumpfen Schall der Glocke. Vergebens blickte die Arme nach dem dunklen Pförtchen, ob nicht ihr Vater die Stufen heraufkomme, um ihr Beiſtand zu leiſten. Ringsum blieb Alles ſtille, nur die durch unſichere Schwingung der Glocke unregelmäßigen Schläge hallten hoch über ihrem Haupte in die grauſe Nacht hinaus. Der rauhe Strang rieb ihr die Hände wund, oftmals drohten ſie die Kräfte zu verlaſſen, aber ein Blick hin auf das Fenſter gerichtet, vor welchem die Feuerröthe immer heller und heller aufſtieg, trieb ſie auf's Neue zur verzweiflungsvollſten Anſtrengung. Der dumpfe wohlbekannte Ton ſchreckte die Schläfer aus dem Schlaf. Feuer! rief es aus zwanzig Kehlen zugleich. Hilfe! ſtöhnten die Nachbarn. Platz! Platz! ſchrien die zur Löſchung Herannahenden; die Verwirrung wurde allgemein, Scheltworte und Hilferuf, Troſtworte und Angſtgeſchrei mengte ſich durcheinander, und dieſes Alles übertäubend, ſcholl die Sturmglocke vom Thurme herab. Der alte Thürmer aber lehnte ganz ruhig oben, ſtützte ſich auf das Geländer und murmelte in ſich hinein: »Brenne nur zu, mein Häuslein, brenne zu, — 's war eine verzehrende Flamme, die mir im Buſen loderte, und auch ihr, meiner Lieb', auch ihr; er hörte aber nicht auf unſer Flehen, laſſ' ihn fühlen die verzehrende Gluthitze, was iſt ſie gegen die glühenden Kohlen der Eiferſucht, als ich meine Lieb' mußte in ſeinen Armen ſehen. Und wenn all' ſeine Habe verbrennt, ſo iſt's für ihn doch noch kein ſo Jammer, als der meine war, da er Jutta mir nahm, und wenn ſein Sohn verbrennt, ſo iſt's für ihn doch noch kein ſo großer Jammer, als mir der Augenblick war, da er die Mutter meines Kindes erſchlug. Blaſe d'rein, du fauler Nachtwind, fein luſtig; ſo, fein zu Aſche gebrannt das Haus, mein Lieb' iſt ja auch nichts anders mehr, als Staub und Aſche.«

Immer mehr und mehr zog ſich des Feuers rother Widerſchein zurück. Das ausgebrannte Gemäuer, das verkohlte Gebälke ſtürzte zuſammen, und immer ſchwächer und ſchwächer wurde das Anſchlagen. Die Menge verlief ſich, der Glutſchein am Firmament verzog ſich, und die Sterne, welche man früher im Roth ſo deutlich hatte flimmern ſehen, verloren ſich jetzt, denn im Oſten begann es zu tagen, die Dämmerung zog langſam herauf, und eine friſche Morgenluft verwehte die letzte Rauchwolke.

8.

Allmälig hatte das geräuſchvolle Treiben des Tages wieder begonnen, da ſchlich ſich Paul Feer zu dem kleinen Friedhofpförtchen hinein; er trug den linken Arm in einer Schlinge, denn bei der Rettung ſeines Vaters, welchen er beſinnungslos aus ſeiner brennenden Stube getragen hatte, wurde er durch einen fallenden Balken verwundet.

Paul ſtahl ſich in das Häuschen, horchte an der Thür des erſten Stockes, ſchlich leiſe die Wendeltreppe hinauf, ſchlüpfte dann links hinein, die gewöhnliche Stiege vermeidend, eilte die in ſchwindelnder Höhe an der erſten Glocke vorüberführende Holztreppe hinan, und blieb dann lauſchend an der Stelle ſtehen, auf welcher beide Stiegen zuſammen führen, und nur wenige Steinſtufen mehr den Aufgang in die Thürmerſtuben bilden. Alles war ſtille, er öffnete die Thüre und Schweighard trat ihm entgegen.

»Wo iſt Helene?« frug faſt athemlos Paul, und blickte im Eintreten rings in der Halle umher. Schweighard legte den Finger auf den Mund, und winkte dem Jüngling, zu ſchweigen, doch haſtig wiederholte dieſer ſeine Frage. Der Thürmerburſche nahm ihn an der Hand, öffnete leiſe die Thür eines der Nebenſtübchen und wies ihm Sebald, welcher mit bleichem, verſtörten Antlitz auf einem Bette ausgeſtreckt lag.

»Was iſt geſchehen?« rief erſchrocken halblaut der junge Feer, und Schweighard fliſterte leiſe.

»Peter iſt auf die Chriſtfeiertage auf Urlaub nach Hauſe zu ſeinen Eltern, — ich wurde vor zwei Tagen krank, und mußte deshalb unten in dem Hauſe bleiben. Meiſter Sebald und Thomas hatten die Nachtwache, ich wollte den Herrn mit dem Trunkenbolde nicht allein laſſen, und bot mich an, herauf zu kommen; doch Jungfer Helene befahl mir, mein Lager nicht zu verlaſſen, und verſprach, die Nacht über mit dem Meiſter heroben zu bleiben.“

„Weiter!“ drängte Paul.

„Ich lag recht warm und behaglich im Bette, war mir auch ſchon um Vieles beſſer, da hörte ich Etwas wie einen Glockenſchlag. Ei, dachte ich, was iſt das? Ich horchte halb im Schlafe, doch die Schläge waren ſo undeutlich und langſam, daß ich dachte, es ſei die Thurmuhr, welche Mitternacht ſchlüge; ich drehte mich um und ſchlief wieder ein. Nach einer Weile weckte mich ein großer Lärm, und ich hörte deutlich anſchlagen; ſchlaftrunken, wie ich war, öffnete ich gar nicht die Augen und rief, meinend, mein Gefährte ſei daheim: Peter! Peter! ſtehe auf, es iſt Feuer, die Frühwache iſt heute an dir. — Niemand gab mir Antwort. — So höre doch, Meiſter Sebald ſchlägt ja ſo ungeſchickt an, als ob ein Kind — ewiger Gott! da fiel mir Helene ein; — mit einem Sprung war ich aus dem Bette, riß die Augen auf, und die helle Feuerröthe erleuchtete die Stube. Ich ſuchte nach meinem Gewand, in der Angſt fand ich es kaum; ich weckte Martha, die alte Magd; — die Streiche wurden immer undeutlicher, verworrenes Getöne ſchlug in mein Ohr, ich nahm mir nicht Zeit, eine Laterne anzuzünden, ſtürzte die Stufen hinauf. Ach, ich hatte keines Lichtes nöthig, es war ſo helle, daß ich einen Pfennig am Boden geſehen hätte.“

„Schneller, ſchneller, ich beſchwöre dich!“ drängte Paul, und Schweighard fuhr raſcher fort: »Oben, am Ende der Stiege, hörte ich ein tolles Lachen, doch bald erkannte ich des Meiſters Stimme; ich ſtreckte den Kopf empor, und ſah von Jungfer Helenens Lieblingsplätzchen aus Meiſter Sebald auf dem freien Gang am Boden liegen. Bald lachte er laut auf, und ſprach verworrenes Zeug in den Wind, bald ſang er Worte eines ſeltſamen Liedleins. So oft aber der Sturm die Flamme recht anfachte, klatſchte er in die Hände, und ſprang wie ein fröhliches Kind umher; ſchien die Flamme zu verlöſchen, ſo bückte er ſich, blies die Backen auf, und buſtete mit aller Gewalt hinab auf Eures Vaters Haus, als wolle er die erſterbende Glut auf's Neue beleben. Mir graute vor dem wahnſinnigen Alten; ich rief ihn an, frug nach ſeinem Kinde, er gab mir keine Antwort; da packte ich ihn herzhaft, zog ihn trotz ſeines Widerſtrebens herauf, ſtieß ihn dort hinein in die Stube, und ſchloß ſie hinter ihm ab.«

„Und Helene?“ —

»Während dem hatte das Anſchlagen gänzlich aufgehört; ein Licht ſtand herabgebrannt auf dem Tiſch, ich nahm es, ſtieg dort die paar Stufen zur Erhöhung hinauf, und wollte quer hinüber nach Thomas' Stübchen gehen. — Jeſus Maria! Da ſtrauchelte ich über Etwas zu meinen Füßen, — 's war Helene, welche beſinnungslos neben dem Glockenſeile am Boden lag, ringsum friſche Blutſpuren.«

„Blut!“ — ſchrie Paul, und der Alte dehnte ſich d'rin in der Stube auf ſeinem Bette, — »wie, Blut ſagſt du?«

»Blut, lieber Herr! Ach, ſchlagt mich, denn ich bin Urſache an all' dem Unheil, ich hätte Jungfer Helene nicht folgen ſollen, und doch heraufgehen; jetzt rauft ſich der Thomas das Haar aus, und kniet d'rin am Bette des Alten; ach! — doch jetzt iſt es zu ſpät — ſchlagt mich, lieber Herr, es iſt mir lieber, nur weint nicht, laßt mich nicht Thränen in Euren Augen ſehen, die foltern mein Gewiſſen. — Ich hob Helene auf, ſie kam zu ſich.«

„Wo iſt ſie, wo iſt meine Helene?« rief haſtig Paul, welcher in Todesangſt auf jedes Wort des langſam ſprechenden Schweighard gehorcht hatte. — »Daß ſie an einem Bruſtübel leidet, müſſet Ihr ja ſchon lange bemerkt haben, wenn Ihr ſie in der letzten Zeit in der Kirche geſehen habt, lieber Herr! — Die Nachtluft, die Anſtrengung, — ſie hat Blut gehuſtet, und verlangte auf das Starhemberger Plätzchen geführt zu werden. — Als ich ihren Wunſch erfüllt hatte, graute der Morgen; ich lief ſchnell herauf, um nach dem Alten zu ſehen, welcher während der Zeit ausgetobet hatte, und in einen ruhigen Schlaf verfiel, wie Ihr ſeht.«

»Helene! meine arme Helene!« rief Paul, und ſtürzte, ohne auf Schweighard's letzte Worte zu achten, zur Thüre hinaus, die Stufen hinab, bis an das wohlbekannte Plätzchen. Kaum hatte er den freien Gang betreten, als er auch ſchon Helene erblickte. Das Mädchen lehnte von ihm abgewandt, die Stirne an den erſten der ſchmalen Steinpfeiler gedrückt, und blickte hinab in die Tiefe auf das ausgebrannte Haus. Der Morgenwind zog durch ihre feuchten, duftigen Locken, und die ſchlanke Geſtalt ſchien bei jedem Luftzuge wie im Fieberſchauer zu erbeben.

»Helene!« rief Paul ſchmerzlich, „mein ſüßes Leben!« Helene wandte ſich um, blickte auf, und ſtieß einen heiſer klingenden Freudenſchrei aus; ſie wollte ihm entgegen eilen, doch verſagte ihr dazu die Kraft; matt ſank ſie auf das Bänkchen, und ihre ausgeſtreckten Arme fielen ſchlaff herab. Paul nahm ſeine gewöhnliche Stelle, wie vormals in glücklicher Zeit, zu ihren Füßen ein, und tauſend ſüße Liebesworte flogen über ſeine Lippen, tauſend Schwüre und alle jene Gedanken, welchen er ſo lange nicht Worte geben konnte, alle ſeine Gefühle von Liebe und Schmerz überſtrömten jetzt, und ſchlugen mit ſchmeichelnden Tönen an Helenens lauſchendes Ohr; ihre bleichen Wangen färbten ſich, ihre zarte Hand drückte ſchwach die ſeine, und ein kurzes Hüſteln ging ihrem Sprechen voran. »Du mußt dich an den Gedanken gewöhnen, mich zu verlieren; ich trage das Uebel ſchon lange mit mir umher, es hat ſich aber raſch verſchlimmert. — Dein darf ich niemals werden, der Väter Haß trennt uns, mein Weg läuft zu Ende. — Ich habe nur wenige Schritte bis an das Ziel, das wir Alle einſt erreichen, der Eine früher, der Andere ſpäter.» — In dieſem Augenblicke bemerkte Helene den Verband an Paul's Arm, und frug haſtig: „Du biſt verwundet?» —

»Unbedeutend, liebes Kind! In des Vaters Zimmer kam das Feuer aus, er verbrannte Papiere, an deren Vernichtung, wie's ſcheint, ihm viel lag; ich erbrach die Thüre und trug ihn aus den Flammen. — Ich that meine Pflicht und achtete mein eigenes Leben nicht, um ihn zu retten; dies rührte den Vater. O Helene! neue Hoffnung belebt mich, denn dieſe Aufopferung hat mir ſein Herz und Vertrauen gewonnen, er fühlet ſich zwar ſehr ſchwach, doch glaube ich an keine Gefahr; er ließ Vater Dillmann rufen, und befahl mir, in einer Stunde an ſeinem Bette zu erſcheinen, damit er das Geheimniß ſeines und deines Vaters Haſſes mir offenbare.»

»Wie?« rief Helene, und erhob ſich, indem Entſetzen ihre Züge verzerrte. »Höre ihn nicht, — höre ihn nicht, mein Paul; was nützet dir's, den Grund von der Väter Haß zu kennen. — Der deine liegt ſterbend daheim, der meine iſt wahnſinnig, und ich —«

»Helene, Helene!« unterbrach ſie Paul, »du biſt außer dir, beruhige dich.«

»Nicht früher, als bis du mir gelobeſt bei deiner Liebe — nein, nein, bei unſerer Mütter Seelenfrieden gelobeſt, deines Vaters Geſtändniß nicht zu hören, — ſchwöre!« —

»Ich ſchwöre es dir!«

»So, nun kann ich ruhig ſcheiden, der Väter Schuld iſt quitt, und ihr Geheimniß ruht in meiner Bruſt.« — Sie ſank ermattet auf Paul's Schulter, fing heftig an zu huſten, und zog blutgefärbt das Tuch vom Munde.

»Hier iſt es dir zu kalt,« ſprach Paul erſchrocken, »komme, laſſe uns hinab in die warme Stube gehen.«

»Laſſe mich hier, Paul, hier athme ich leichter, hier möchte ich — noch länger verweilen.«

»Nicht doch, Geliebte!« bat Paul, und leitete Helene behutſam die Wendeltreppe abwärts.

Wenn man von dem Thurme herabſteigt, ſo bilden die letzten Stufen einen Abſatz; hier befindet ſich der Eingang in das erſte Stockwerk von dem Thürmerhäuschen. — Paul führte Helene in ihr Zimmer.

Die Pflicht rief den jungen Paul wieder bald hinüber zu ſeinem Vater; er überließ Helene daher ihrer treuen Pflegerin Martha, und verſprach der beſorgten Magd, nach Sonnenuntergang wieder zu kommen.

»Ja kommt, kommt gewiß, verlaſſet uns nicht, lieber

Herr!» flüſterte die Alte noch in der Thüre dem Jüngling in's Ohr. »O, Ihr werdet ſehen, mit Helenen und dem Thurmmeiſter wird es heute ſchlecht enden.»

V.

Paul fand ſeinen Vater bedeutend übler, als er ihn verlaſſen hatte. Gertrude ſtand an ſeinem Bette, und verkündigte ihm, daß der Arzt dem Kranken das Sprechen verboten habe. Doch der Meiſter Egidius wälzte ſich unruhig hin und her, und wollte ſich in das Verbot nicht fügen, er blickte die geſchwärzten Wände an, und ſeufzte aus tiefer Bruſt.

Sein Zuſtand wurde immer bedenklicher, ſeine Unruhe immer heftiger. — Vater Dillmann wurde gerufen. Feer bat ihn mit leiſer Stimme, ihm den Schluß ſeiner Veſperpredigt zu wiederholen, welche vom unrechten Gute handelte.

»Mein Sohn,» ſprach Dillmann mit Milde, »wie ſoll ich mich an die vor einem Jahre geſprochenen Worte erinnern; doch höre den Anfang meiner heutigen Frühpredigt, er lautet: Gott iſt ſtrenge, doch er iſt gerecht; — Gott iſt gerecht, denn er ſtrafet; — Gott ſtrafet, doch er iſt milde; — Gott iſt milde, denn er iſt barmherzig; Gott iſt barmherzig, denn er verzeiht.»

Meiſter Feer reichte Jakobus die Hand und blickte zärtlich auf ſeinen Sohn; ſeine finſteren Züge verklärten ſich, ein freundliches Lächeln umſchwebte ſeinen Mund, er ſank zurück — und verſchied.

Mehre Stunden ſchwanden unter traurigen Geſchäften dahin; der Schnee wirbelte in dichten Flocken herab zur Erde; Paul eilte hinüber in das Thürmerhäuschen.

Die Thüre war nur angelehnt, er betrat die Flur, zögernd verweilte er; da vernahm er aus dem Zimmer herab Vater Dillmann, welcher leiſe Gebete ſprach; haſtig trat er ein, Helene lag bleich in dem Lehnſtuhl des alten Sebald, die Magd und Schweighard knieten zu ihren Füßen, und heiße Thränen rollten über Beider Wangen. Reſſytko ſtand abgewandt am Fenſter.

»Helene!« rief Paul und ſchob den würdigen Herrn zur Seite, welcher langſam das Blatt in ſeinem Gebetbuche umwandte und mit Wehmuth ſprach: „Und ſie ruhe in Frieden. Amen.“

„Todt!“ ſchluchzte der junge Feer, ſtürzte am Lehnſtuhl nieder und erfaßte die noch warme, weiche Hand.

Vater Dillmann nickte. Eine feierliche Stille trat ein, welche nichts, als Martha's und Schweighard's lautes Weinen unterbrach.

»Stehe auf, mein Sohn, faſſe dich!« ſprach Reſſytko. „Heute iſt ein Tag des Todes für dich, komm ſchließe ihr die ſchönen Augen.“

Paul hob ſein lockiges Haupt aus Helenens Schoß, ſtand auf, beugte ſich zu den bleichen Lippen nieder und küßte von ihnen die zarten Blutſpuren; es war ihm, als erwiderte der kalte Mund die glühenden Küſſe, aber die einſt ſo ſchönen, jetzt ſo trüben, glanzloſen Augen blickten nicht liebend auf ihn, ſondern blieben ſtarr geöffnet. Noch einmal ſah er in die dunklen Sterne, welche einſt ſeine Wonne waren. Ach! ſie waren nicht mehr der Spiegel einer ſchönen Seele, denn die Seele war entſchwebt, er drückte ſie ſanft zu, und ſtürzte zur Thüre hinaus.

Der Thürmer genas nie mehr von ſeinem Wahnſinn;

er folgte bald ſeinem Kinde. Helene ruht unweit des Freiherrn von Pechwitz, deſſen Grab ſie ſo freundlich gepflegt.

Ihr Hügel wurde am erſten Tage des Frühlings von unbekannter Hand mit Blumen geſchmückt, die übrigen hatten ihre treue Pflegerin verloren.

Die Nachbarn glaubten, die freundliche Sorgfalt komme von Paul, doch einſt in einer mondhellen Mainacht bemerkte man Schweighard auf dem Hügel. Noch jetzt ſieht man den einfachen Stein an der Kirche, doch die Zeit hat deſſen Inſchrift verwittert.

Inhalt.

I.

Proſa.

Seite

Beck, Louiſe. »Der Schiffbruch.« Novelle 219

Caſtelli, J. F. »Die Kokette.« Pſychologiſches Gemälde 98

Chezy, Helmine v., geb. Fr. Klencke. »So ſtand's damals auf den Bretern.« Eine Skizze aus Molière's Tagen 204

Feldern-Rolf, Mathilde. »Des Thürmers Kind.« Novelle . . 313

Meynert, H. »Der Narr von Dohna.« Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus dem Jahre 1401 . . . 1

Straube, Em. »Selbſtverklagung.« Novelle 135

II.

Gedichte.

Fitzinger. »Die Brieftaube.« 308

Franck, Dr. »Aus den Liedern eines Gefangenen.« . . . 200

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Huldigung den Frauen.

Taschenbuch

für

das Jahr 1841.

Herausgegeben

von

J. F. Castelli.

Neunzehnter Jahrgang

mit ſechs Stahlſtichen.

WIEN.
Bei Tendler und Schaefer.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Y1

Ihrer kaiſerlichen Hoheit

der

durchlauchtigſten Frau

Maria Pawlowna,

Großherzogin von Sachſen-Weimar,

Großfürſtin von Rußland

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

vom Herausgeber.

Widmung.

Ein fremder Sänger naht ſich voll Vertrauen,
Erhab'ne Herrſcherin! dem Weihaltar,
Und bringet Blüten deutſcher Brüder dar,
Von oben wolle Segen ſie bethauen!

Dein Auge lächelt der beſcheid'nen Schaar,
Ich ſeh' **Dich** huldvoll auf ſie niederſchauen,
Aegide biſt **Du** Allem, was den Auen
Des deutſchen Vaterland's entſproßen war.

Es ſammelten an **Deinem** Herrſcherthrone
Die Auserwählten des Parnaſſes ſich,
Und wie auf ſie ein Strahl fiel **Deiner** Krone,
Fiel auch ein Strahl von ihrem Ruhm auf **Dich**;
Für den Altar, den Meiſter reich geſchmücket,
Hat auch ein Schüler Blumen abgepflücket.

Wien, im Juli 1840.

J. F. Caſtelli.

Blumendeutung.

In ſechs Gedichtchen

von

Johann N. Vogl.

(Als Erklärung der Stahlſtiche.)

2.

Veilchen blühen, Veilchen duften,
In des Waldes Einſamkeit,
Und ihr einfach ſtilles Weſen
Deutet dir: Beſcheidenheit.
Kurz nur iſt ihr duftig Leben,
Schnell verweht vom Erdenraum,
Flüchtig wie der Kindheit Wonne,
Wie der Jugend roſ'ger Traum.
Und die munter'n Kinder pflücken
Veilchen ſich mit heit'rem Sinn,
Denken nicht, daß ihre Freuden
Wie die Veilchen ſchnell dahin.

2.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

3.

Horch, wie rauſcht die ſchlanke Birke,
Welch' ein traulich leiſes Flüſtern,
Gleich als wüßte ſie Geheimes
Zu vertrauen mir im Düſtern.
Ei ich kenne deine Deutung,
Birke, mit den Hängezweigen,
Die Verſchwiegenheit, die ſüße,
Seh' ich dich im Bilde zeigen:
Denn du wirſt es nicht verrathen,
Daß mein Lieb, der Haft entrinnend,
Unter deinem Schatten weilte,
Ueber ſüße Zeilen ſinnend.

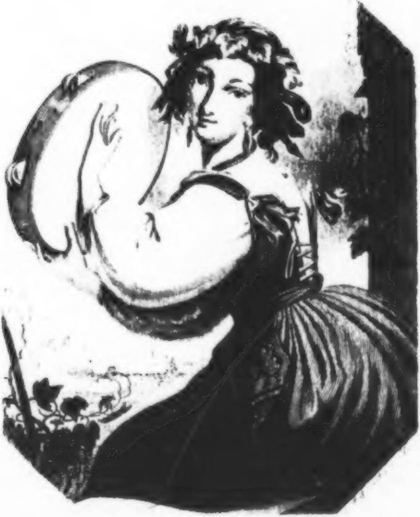
H

We
Gl
Zu
Ei
B
D
S
T
T
r
l

4.

Luſt'ge Ranken, duft'ge Reben
Schlingen gerne ſich zu Kränzen,
Nur auf ihren breiten Blättern
Siehſt du Freudenthränen glänzen.
Zu der Freude Sinnbild wurde
D'rum das Weinlaub auserkoren,
Wo als Kranz die Rebe flattert,
Iſt der Kummer bald beſchworen.
D'rum, du weinbekränzte Schöne,
Laß dein Tambourin nur ſchallen,
Biſt du Königin des Feſtes
Sind wir gerne die Vaſallen.

Le[illegible]

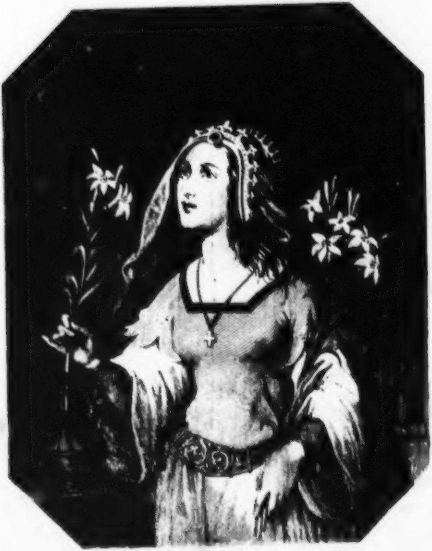


5.

Keuſch erblüht im Mondenſchimmer,
Ragt die Lilje in die Lüfte,
Neigt das Haupt im ernſten Sinnen,
Um ſich ſtreuend würz'ge Düfte.
Mag ſich Andern nicht geſellen,
Wie auch lieblich die Verleitung,
Rein vor allen Erdenblumen
Iſt auch Reinheit ihre Deutung.
Seht die Jungfrau d'rum, die fromme,
Mit den Liljen in den Händen,
Um aus reiner Bruſt der reinſten
Aller Frauen ſie zu ſpenden.

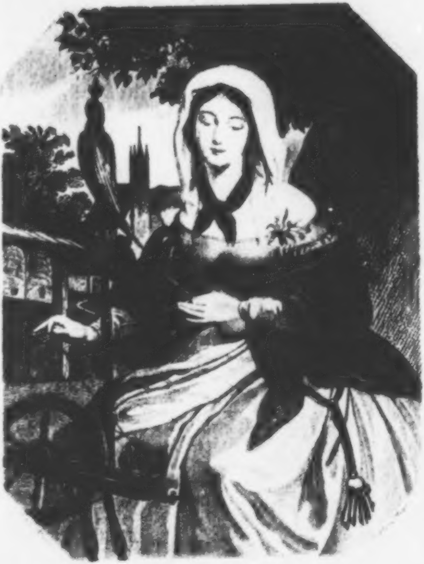
5.

[illegible] im [illegible]
Ragt der [illegible] in der [illegible],
[illegible]
Da ich [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Daß dem [illegible]
Mit aus [illegible]
Aller [illegible]



6.

Flachs, du ſchlichtes blaues Blümchen,
Emſigkeit, das iſt dein Sinn,
D'rum mit deiner Blüte ſchmückte
Sich die ſchöne Spinnerin.
Zieht mit zarter Hand das Fädchen
Stillvergnügt, wie ſie's gewohnt,
Doch gar bald wird Einer kommen,
Der den Fleiß der Schönen lohnt.
D'rum ihr holden Mädchen pfleget
Dieſes Blümchen nur im Haus,
Und der Lohn iſt euch nicht ferne,
Und der Freier bleibt nicht aus.



Huldigung den Frauen.

Das Mädchen.

Ein ſüß Geheimniß liegt verborgen
Noch in der Knoſpe ſtillen Nacht,
Bis einſt an einem Frühlingsmorgen
Zu friſchem Leben es erwacht.

Schon röthen ſich der Blätter Säume,
Doch ſelbſt verſchloſſen ſprechen ſie
Wie milde wonnereiche Träume
Zur Menſchenbruſt voll Sympathie

Verhüllt ſchon hält den Blick gefangen
Der Blütenſchönheit Zauberkraft,
Die ohne ſehnendes Verlangen
Strebt unbewußt aus ihrer Haft.

2

Ein Pulsſchlag mehr, ein Strahl noch mächtig,
Vom Sonnenlichte, lebenswarm, —
Da wiegt die Blüte, rein und prächtig,
Sich in der Knoſpe Mutterarm.

Die Jungfrau.

Soll ich des Glückes ſchönſte Gaben
haben,
Laß deine Lippen mir das Leben
geben,
Zu dem, der niedern Erdenluſt entronnen,
die Wonnen
Der Liebe nur das Menſchenherz erheben.

Sie, die in meiner Seele Tiefen
ſchliefen,
Gefühle, die der Dichter Weiſen
preiſen,
Du weckteſt ſie, d'rum glüh'n ſie dir zur Weihe
voll Treue,
Wie um die Sonne die Planeten kreiſen.

Laß mich in deinem reinen Weſen
leſen,
Wie ſchnell vorüber auch die Zeiten
gleiten,
Daß dauernd uns im Herzensheiligthume
die Blume
Der Lieb' und Treu' ein Paradies bereiten

Laß mich mit deiner Wangen Roſen
koſen,
Entzücken ſtill aus deinen Augen
ſaugen,
Daß ich durch Dich geläutert, ohne Mängel,
zum Engel
Für deiner Liebe Himmel möge taugen!

Die Frau.

In des Friedens geſegnetem Reiche,
Unter dem Schatten der kräftigen Eiche,
Unerſchüttert vom Sturme der Zeit,
Grüßt dich ein Bau im freundlichen Lichte,
Daß er vom Glücke der Menſchen berichte,
Grüßt dich der Tempel der Häuslichkeit.

Ruhig entfaltet ein ſorgliches Wirken
Sich in der Räume ſtillen Bezirken,
Wo das Weib mit beſcheid'nem Sinn,
Pflegend der Seele edelſte Triebe,
Nährend die Treue, den Dank und die Liebe,
Waltet als Hoheprieſterin.

Willſt du die Anmuth und Würde der Frauen,
Willſt du die innige Zärtlichkeit ſchauen,
Tret' in die Hallen des Tempels hinein,
Laſſ' von ihrem heiligen Leben
Dich mit himmliſcher Wonne durchbeben,
Laſſ' durch die Frauen, veredelt, dich weih'n.

Wende die luſtbeſeligten Blicke
Hin zum höchſten irdiſchen Glücke,
Auf die Mutter mit ihrem Kind:
Schau' in dem wunderlieblichen Bilde,
Wie durch göttliche Liebe und Milde
Nur der Menſch den Menſchen gewinnt.

Die Matrone.

Sie wandelt langſam ihren Pfad,
Da ſteht ſie ſinnend ſtill,
Weil ſie die Jungfrau, die ihr naht
Genau betrachten will.

Zum ſanften Lächeln fügt ſich da
Der faltenreiche Mund,
Es gibt in ihren Zügen ja
Erinnerung ſich kund.

Sie ſieht in jener Jungfrau ſich,
Wie ſelbſt ſie einſt erblüht,
Wie roſig, friſch und jugendlich
Ihr Antlitz einſt erglüht.

Doch wieviel Jahre ſind entfloh'n
Seit jener Zeit, ſo ſchön,
Wie ſah ſeitdem Geſchlechter ſchon
Sie kommen und vergeh'n.

Es iſt ihr Haar ſchon längſt ergraut,
Und ruhig wallt ihr Blut,
Jedoch aus ihren Augen ſchaut
Noch ſeelenvolle Glut.

In ihrem Antlitz ſteht geprägt
So manch' erlitt'ner Schmerz,
Der Liebe doch, die ſie gehegt,
Blieb treu ihr warmes Herz. –

Der Jungfrau ordnet ſie entzückt
Das lockigte Geflecht,
Und ihre Wangen ſtreichelnd, rückt
Sie ihr das Tuch zurecht.

6

Und in die Lippen drückt ſie ihr
Nun einen Kuß hinein:
»Behüte Gott dich für und für,
»Mein Enkeltöchterlein!«

Berlin Ludwig Liber.

Die Wahnſinnige von Freiberg.

Novelle

von

Emanuel Traube.

„Seht, ſeht, Oheim,“ rief eine Stimme, »nun könnt Ihr ſie genau betrachten, ſie ſchreitet eben, vom Felde herwärts, gegen die Stadt, ihren gewöhnlichen Weg — gleich wird ſie da ſein!«

Der Sprechende war ein junger Mann von gutmüthigen Zügen, bürgerlichem Ausſehen, ſchlicht gekleidet, und in ſeinem Weſen ziemlich untergeordnet, während Derjenige, an welchen er ſeine Worte richtete, ſowohl dem Alter, als der Tracht und Haltung nach, weit über ſeinem Führer ſtand; das Ernſte, Bedächtige, Nachdenkliche ſeiner Mienen, und der ſchwarze Anzug, in welchen er gekleidet erſchien, ließ in ihm einen Arzt oder andern Gelehrten vermuthen.

»Ich bin wirklich neugierig,« ſagte der Aeltere unſerer Sprecher, »neugierig, die Unglückliche zu ſehen, von welcher ſo viel dummes Zeug gefabelt wird, und ich muß aufrichtig bekennen, daß ſie nicht eben der *kleinſte* Grund war, welcher mich zu meinem Ausfluge hierher in dieſer bedrängten Zeit veranlaßte. — Doch ſtill, ſie iſt ſchon dicht bei uns! Hüte dich wohl, Lorenz, durch Lachen, Neckerei oder ſonſtige Unart die Aermſte zu kränken!»

»Ei, Ihr haltet mich auch für gar zu dumm oder gar zu roh, Oheim,» murmelte Lorenz unzufrieden, und trat dann bei Seite, um dem Gegenſtande dieſes Geſpräches Platz zu machen.

Es war dies eine Jungfrau von kaum zwanzig Jahren, groß, ſchlank, und von ſehr ſchönen Formen, ihr Gang und das majeſtätiſche Weſen ihrer Haltung ließen auf die Sprößlingin eines angeſehenen, edlen Hauſes ſchließen. Das Geſicht war blaß, aber die Züge ſehr regelmäßig, der Mund fein geſchnitten, die Naſe ungemein wohl gebildet, und die Lippen von dunklem Purpurroth; dagegen zeigte ſich in dem erloſchenen, ſchwimmenden Blauauge, in der Unordnung der goldfarbigen Haare, die ihr Schultern und Nacken umwallten, in der Art, wie ihr Anzug ſaß, eine Verſunkenheit und Abſpannung, welche den Zuſtand der Jungfrau als keinen glücklichen zu erkennen gaben; die ganze Geſtalt trug das Gepräge eines Zerrüttetſeins, und eines ſo ſchmerzlichen Uebergewichtes von Gram, daß man ſich bei dem erſten Anblicke nicht enthalten konnte, eine Störung der Geiſteskräfte zu vermuthen.

Tief den Blick zur Erde gekehrt, nur von Zeit zu Zeit auf eine welke Blume ſchauend, die ihr im Gürtel, zunächſt des Herzens, ſteckte, oder matt, mit irrem Ausdrucke vor ſich hinlächelnd, ſchritt ſie an den Beiden vorüber, ohne, wie es ſchien, ihrer anſichtig zu werden; — darauf beſchleunigte ſie, des Städtchens anſichtig werdend ihren Gang, und war bald aus der Nähe der ſie Beobachtenden verſchwunden.

»Und was thut ſie nun?« fragte der Oheim, als die Leidende weit genug entfernt war, um die Frage nicht mehr zu hören.

»Nun geht ſie,« antwortete Lorenz, »nun geht ſie ſchnurgerade nach Hauſe, tritt in ihr Kämmerlein, ſetzt ſich ans Fenſter, das nach der Heerſtraße geht, blickt unverwandt hinaus, ſo lange die Dämmerung noch irgend einen Gegenſtand zu unterſcheiden geſtattet, horcht, ſo oft ſich ein Geräuſch vernehmen läßt, hoch auf, beugt ſich zum Fenſter heraus, ſobald Jemand die Straße herankommt, und verſchlingt ihn ſchier mit ſehnſüchtigen Augen; — ſo wie es aber dunkel geworden iſt, verläßt ſie ihren Poſten mit einem ſo ſchweren Seufzer, als ob ſie eben wieder um eine Hoffnung ärmer geworden wäre, kleidet ſich aus, und geht, nachdem ſie ſtill und andächtig ihr Gebet verrichtet, zu Bette, meiſtens ohne einen Abendimbiß zu ſich genommen zu haben. Es iſt eine traurige Geſchichte, die Euch jedes Kind in Freiberg erzählen kann.«

»Sonderbar. — Es ſcheint ſonach, daß ſie Jemanden erwartet?« —

»So vermuthet man; allein Niemand weiß etwas Beſtimmtes darüber.«

»Und läßt ſich aus ihrer früheren Geſchichte keine Folgerung ziehen, welche das Geheimniß lichten könnte?«

»Seht Oheim, es iſt damit gar eine haikliche Sache! — Klara, ſo nennt man die Wahnſinnige, iſt des Stadtrichters Tochter, die Tochter der erſten Perſon in Freiberg, und da hütet ſich weislich Jeder, etwas Vorlautes oder

Verfängliches zu ſagen, was ihn mit der Obrigkeit in ſchlimme Händel verwickeln könnte; überdies rühmt ſich die Jungfrau von jeher eines ſo guten Leumundes, daß arge Vermuthungen dagegen nicht beſtehen möchten; — da ſie außerdem ſtill, freundlich, friedlich und gutmüthig erſcheint, zumal an den Leiden Anderer den werkthätigſten Antheil darlegt, ſo läßt man ſie gewähren, bedauert ihre, von den Heilkundigen für unrettbar anerkannte Krankheit, und ſchließt ſie in ſein Gebet; allein Keinem fällt es ein, der Quelle des Uebels nachzuforſchen, und faſt weiß man auch gar nicht mehr, was es mit Klara's Vergangenheit für ein Bewandtniß habe! Glückſelig Derjenige, von welchem der Ruf nichts weiß!»

»Aber du, du weißt darum?» fragte der Oheim eifrig, »die Aermſte flößt mir ungewöhnliches Mitleid ein, erzähle mir, was du weißt, vielleicht iſt doch noch nicht alle Hilfe für ſie verloren.»

Lorenz ſchüttelte ungläubig mit dem Kopfe, und fuhr dann fort: »Zwar hab' ich alles Vertrauen in Eure Kunſt, vielwerther Oheim und Doktor; allein wollet es mir nicht verargen, wenn ich des Dafürhaltens bin, daß hier die Grenze aller menſchlichen Wiſſenſchaften geſteckt ſei. Es ziemt zwar mir, als einem jungen, unerfahrnen Burſchen, wenig, der Anſicht älterer, gelehrter Herrn gegenüber, auch eine Meinung haben zu wollen, doch ich denke eben: in meinen Jahren ſind Gedanken die nahrhafteſte Speiſe, von welcher man in den Nöthen des Alters zehren mag, und darum kann ich nicht anders als glauben, daß für ein krankes Herz kein Geſunden zu hoffen ſei, wenn auch die geſammte griechiſche und lateiniſche Küche daran verwendet würde! — Für dieſe Krankheit, mein edler Ohm, iſt wahrlich kein Kräutlein gewachſen!»

»Du erachteſt alſo,» fragte der Doktor weiter, »es iſt deine Meinung, Jungfrau Klara leide am Herzen?»

»Ja, Oheim, das iſt meine feſtigliche Ueberzeugung. — Ihr werdet Euch ſchier wundern, wie ich dazu komme, den Zuſtand des Mägdleins genauer zu wiſſen, denn Andere; allein ich wuchs mit ihr auf, ſchier wie ein Bruder, ich hatte mir wohl ſelbſt einmal geſchmeichelt, ihre Minne zu erwerben, und ſie als Bräutchen heimzuführen, ſah mich daher um nach ihr mit offenen Augen. Als ich dieſe Ausſicht verrinnen ſah, wie Nebel vor der Sonne, da zog ich mich zurück, und preßte die Empfindung meines Herzens, mit bitterer Entſagung, in der Bruſt zuſammen; indeſſen blieb ihr dennoch mein Innerſtes treu und gewärtig, — ich liebte ſie nach wie vor, und wandelte nur den ſehnſüchtigen Wunſch nach ihrem Beſitze in das heiße Gebet für ihr Glück um; meine Bewerbung um ſie, ward zur Sorge für ſie, und darum bewachte ich ihre Schritte, ihre Gedanken, ihrer Seele leiſeſte Regungen, ihr ganzes Leben, ihre ganze Geſchichte liegt vor mir, wie vor ihrem Gotte! Verrathene Liebe hat ihren Geiſt getödtet!»

»Rede, rede!» bat der Doktor; »wenigſtens kann ich vielleicht mein Studium des Menſchenherzens bereichern, wenn mir keine andere Ausbeute wird!»

»Es mögen nun ungefähr drei Jahre ſein, als in unſerer guten Stadt ein Fremder erſchien, welcher alsbald zu vielem Gerede und ſogar zu manchem Zwieſpalt Anlaß gab. Während nämlich die Mannsperſonen zu wiſſen begehrten, von wannen er komme, wohin er wolle und wer er ſei, waren die Frauensperſonen ſogleich unter ſich einig, daß er ein ſehr ſchöner Mann ſei, daß ſein Benehmen ungewöhnlichen Adel verrathe, und daß ihm ſein Wamms unvergleichlich ſitze. So viel man nach der Hand erfuhr, war der Fremde ein Vielgereiſ'ter, in allerlei Wiſſen Bewanderter, und hatte die Abſicht, ſich bei uns häuslich nieder zu laſſen, um das Gewerbe eines Architekten oder Baukünſtlers zu üben, woran es unſerer Stadt ſeit Langem gebrach, und worin er, wie es hieß, in mehrer Herrn Ländern bereits erſprießliche Dienſte geleiſtet hatte. Anfänglich wollte Niemand daran, dem Unbekannten ein Geſchäft zu vertrauen; als aber einmal, wo er in einem Nothfalle trefflich ausgeholfen hatte, das Eis gebrochen war, ſtrömten ihm, der die Gabe hatte, den Leuten ſüß um den Bart zu gehen, und ihnen ſeine Verdienſte eindringlich hinzuſtellen, die Aufträge von allen Seiten zu; es ging ihm ſehr behaglich zu Freiberg, und nach kurzer Zeit ſchon war er in unſern beſten Häuſern, wie man zu ſagen pflegt, Hahn im Korbe. Man mochte ihm dies auch billig gönnen, denn er beſaß eine ungemeine Art, ſich männiglich gefällig zu erweiſen, war den Greiſen ein geduldiger Hörer, den Männern ein wackerer Geſellſchafter, den Jünglingen ein heiteres Vorbild, ja ſelbſt den Kindern ein freundlicher Spielkamerad, allezeit herzlich, allezeit gabenſpendend, wie es die Kleinen lieben; kurz, der Mann war in Bälde ſchier der Abgott von ganz Freiberg und ſonderlich wohlgelitten.

»Vor Allem aber hielten die Weiber und Mädchen große Stücke auf ihn, denn er wußte einer Jeglichen etwas Hübſches zu ſagen, führte den Reigen an, wo es Noth that, wußte den Wetſcher zierlich zu hängen, erfand neue Pfänderſpiele, ſcherzte und ſcharmuzirte mit Jeder, und wenn es gefordert wurde, half er ihnen allenfalls auch Schoten aushülſen und Bohnen abzählen.

„Mir gefiel der Mann, er war Geiling geheißen, gleich zu Anfange nicht, denn es lag in ſeinen Zügen eine Keckheit, die anwiderte, und ich bin wohl auch ſo eigentlich niemals ein Freund jener Glücklichen geweſen, die aller Welt Zuneigung wie im Sturme erobern; dergleichen Menſchen kommen mir vor wie die Wetterfahne, die jedem Winde nach Gefallen thut, aber Keinem länger anhält, als bis er von einem Andern verdrängt worden iſt; Schmiegſamkeit geſtatt' ich nur dem Weibe. Indeſſen ließ ich ihn gewähren, und ging ihm aus dem Wege, obgleich er mich, gleich allen anderen wohlhabenden Bürgern, mit ſonderlicher Obachtſamkeit aufſuchte; denn die Armen, wollte man bemerkt haben, floh er mit Sorgfalt, und behandelte ſie, wo er es nicht vermeiden konnte, mit ihnen in Anſtoß zu kommen, geringſchätzig und wegwerfend; für mich war er nicht auf der Welt. Bald jedoch mußte ich gewahren, daß er Klara, jene Klara, die ich ſo gerne die Meinige genannt hätte, mit außergewöhnlicher Sorgfalt auszeichnete, und ihr auf eine Weiſe hofirte, die mir nicht gleichgiltig ſein konnte; denn ſtets unterſchied ich meine Liebe von meiner bürgerlichen Stellung. Da fertigte ich ihn kurz ab, machte die Jungfrau auf das zweideutige Weſen Geiling's aufmerkſam, und beſchloß, über ihn und über der holden Jungfrau Wohlfahrt als Mann zu wachen. — Liebesleuten iſt indeſſen bekanntlich ſchwer ihre vorgefaßte Meinung auszureden, und ſo geſchah es, daß das Mägdlein mich, da ich ihr glimpflich meine Wahrnehmungen eröffnete, hart über mein Erdreiſten anließ, ſie belehren zu wollen, und daß der Abenteurer mir frech unter die Naſe lachte, als ich ihn, welchem Klara's Herz nicht hatte ſchweigen können, das nächſte Mal irgendwo traf. Ich zog mich ſofort zurück, und gab meine Liebeshoffnung verloren, wie ſie ſich denn auch in der Folge erwahrt hat. — Von dieſem Augenblicke an betrachtete man in ganz Freiberg Jungfrau Klara und den Baumeiſter als ein Brautpaar, ſie ſchienen Eines nur in dem Andern zu leben, und als vollends eines Tages der geſtrenge Herr Stadtrichter mit dem Fremdling Arm in Arm durch die Straße ging, da zweifelte Niemand mehr an der Verbindung, ja der würdige Vater ſelbſt gab ſchmunzelnd ſeinen Vertrauten zu verſtehen, daß eheſtens di Zahl der Eheleute in Freiberg um ein neues, ihm eng befreundetes Paar vermehrt werden dürfte. Der alte Her war weit und breit als ein hochfahrender, ſtrenger, eigenwilliger, wiewohl edeldenkender Mann bekannt, und d man nun deutlich erſah, daß ihm jeglich Bedenken gege Geiling verſchwunden ſein müſſe, ſo hatte Niemand weiter ein Arges an dieſem Bunde, und man beredete au allbereits die Anſtalten zu der künftigen feierlichen Verl bung des Architekten mit Stadtrichters Klara. Plötzli hieß es eines Morgens: Geiling ſei über Nacht unſichtb geworden, und man habe keine Spur mehr von ihm g funden; der Stadtrichter und ſein Töchterlein ſeien in Ve zweiflung, es habe ſich ergeben, daß Herr Geiling Schulden ſteckte bis an den Hals, und der Obrigkeit überdies eine Anzeige zugekommen, wornach jener allbeliebte Fremdling ſchon an mehren Orten auf gleiche Weiſe fürgegangen, ja in der großen Hauptſtadt Wien ſogar wegen Betruges in gefänglicher Haft geweſen ſei und ähnliche unliebſame Dinge. — Ihr könnt leicht denken, Oheim, welch' ein Trubel über dieſe befremdliche Kunde in Freiberg ſich habe verſpüren laſſen! Die Männer erhoben nun allzumal ihre Stimmen, welche ſchon von Anbeginn nicht zum Ruhme des Eindringlings gelautet hatten, die Weiber ſchrien Zeter über den heilloſen Verführer und Tuckmäuſer, und zum erſten Male ergab ſich der Fall, daß unſere Chronik von einer übereinſtimmenden Geſinnung zwiſchen Manſen und Weibſen zu erzählen wußte, denn alle Geſchlechter, Alter und Stände erhoben über Geiling Einen Schrei der Verwerfung, ſo wie es mit den Lawinen im Lande Tirol, in Steier oder in der Schweiz geſchehen ſoll, wenn ein Steinchen in Bewegung gerieth, welchem ſofort Felsgetrümmer und Eisberge und Schneeſtürze nachfolgen, in toller Eile, bis das erſt noch ſo blühende Lenzgefilde in eine rauhe, todte, widerliche Einöde verwandelt iſt; — ein Steinchen von unſerem guten Rufe loskollernd, weckt eine Lawine von Verleumdung.

»Ich kümmerte mich ſo wenig vorher als nachmals um den Verdächtigen, zuckte die Achſel und hütete mich wohl, auf Koſten des Abweſenden zu läſtern, der ja immer noch erſcheinen und ſich rechtfertigen konnte; da ich aber vernahm, welchen Eindruck das Abenteuer auf Jungfrau Klara hervorgerufen habe, ſchloß ich mich dem Schelten der Anderen an, und vereinigte meinen Fluch mit dem Fluche des erbitterten, in ſeinem Stolze, wie in ſeiner Vaterliebe, zum Tode getroffenen Stadtrichters. — Was nun mit der Maid geworden, brauch' ich Euch nicht zu ſagen: Ihr habt ſie ja geſehen, Oheim, habt ihr ſelbſt ins Auge geſchaut, der armen Klara, und ich kann meinen Bericht kurz abmachen, denn Ihr ſchautet ſelbſt in die Nacht ihres unglücklichen Zuſtandes! — So iſt ſie ſeit Geiling abhanden gekommen: ſchweigſam, in ſich verſchloſſen, geiſtesabweſend, wohl nur dem Einen Gedanken Raum gönnend, daß der Treuloſe dennoch erſcheinen, und ſein ihr geleiſtetes Gelöbniß erfüllen werde. Allabendlich wallt ſie heraus auf die Straße gen Neutitſchein, von wo ſie ihn gewiß zurückerwartet, durchſpäht jede Staubwolke mit den Blicken, horcht auf jeglichen Fußtritt mit geſpannten Ohren, und erſt, wenn die ſinkende Nacht ihr die Hoffnung des Minneglückes umdunkelt, kehrt ſie zu ihrem Bettlein heim, vielleicht, um wenigſtens im Traume ſeines theuren Anblickes froh zu werden! — Ich weiß gar wohl, daß ich ein einfacher, ſchlichter Geſelle bin, dem es nicht eigen iſt, mit wohlgeſetzten Reden zu prunken, geſchweige denn durch minniglich Girren zu berücken; allein man könnte mir die Wahl ſtellen, ein Ausbund aller Liebenswürdigkeit zu werden, und mein Gewiſſen mit ſolcher Schuld zu belaſten, oder Zeitlebens ein Rüpel und ungeſchlachter Kumpan ſonder Gleichen zu bleiben, dabei aber ehrenhaft und unbeſcholten zu ſein, — mir würde die Wahl kein Kopfbrechen koſten, denn mein Wahlſpruch iſt und wird ewig ſein: Ehrlich währt am längſten! Ich möchte Geiling's Laſt nicht auf dem Gewiſſen haben um alle Schätze der Welt!» —

»Und früher oder ſpäter,» beſchloß der Doktor, »wird auch dieſen Böſewicht gewiß die Strafe ereilen!» —

»So Gott will!« ſeufzte es dicht neben den Sprechenden und Klara, wahrſcheinlich auf einem Seitenwege fehlgegangen, wandelte an ihnen vorüber; ihr Blick und das Verlorne ihres Weſens bewies, daß ſie mit jenen Worten einen Gedanken ausgeſprochen hatte, von welchem ihr irrer Geiſt nichts wußte.

Tages darauf hatte Doktor Wendemann, der Arzt, deſſen im vorigen Abſchnitte Erwähnung geſchah', die Bekanntſchaft des Stadtrichters, Herrn Markus Eiſele, gemacht, Zutritt in ſeinem Hauſe erhalten, und war in voller Thätigkeit, der Krankheit Klara's den Zufluß abzuſchneiden, und die Jungfrau heilkünſtleriſch zu behandeln. Er hatte ſeine Anſichten dem Vater ſo einleuchtend darzulegen gewußt, daß dieſer von dem neuen Verfahren das Beſte hoffte.

Die Schwierigkeit dieſer Kur war nicht gering, denn nicht nur verweigerte die Kranke in hartnäckigem Schweigen jede Antwort auf die Fragen, durch welche der Doktor dem Zuſtande ihres Inneren, ſo zu ſagen: den Puls zu fühlen verſuchte, ſondern ſie ließ ſich auch um keinen Preis von ihren bisherigen Uebungen abwendig machen, deren Beſeitigung der Arzt als die Grundbedingung des Gelingens ſeiner Maßregeln und Medikamente anſah. Allabendlich ſchritt ſie, wie ſeit drei Jahren um dieſelbe Stunde, dem Wege gen Neutitſchein zu, Feld ein, Feld aus wandelnd, ſtehen bleibend, in die Ferne ſehnſüchtig ausſchauend, lachend und weinend, je nachdem ſie auf Wanderer ſtieß, die ihrem ſtillgehegten Wahne durch ihr Aeußeres Nahrung gaben, oder ihn enttäuſchten, dann heimwärts ziehend, um am Fenſter dasſelbe Spiel zu beginnen, wie immer, bis der Abendſtern erblich, die Nacht vorwärts rückte und ſie nach ihrem Lager ſchlich, niedergeſchlagen, hoffnungslos, in unbefriedigtem Verlangen ſich allmälig aufzehrend.

Wendemann gebot, daß man zuvörderſt dieſe Wanderungen einſtellen ſollte; doch das zeigte ſich alsbald als ſehr gefährlich, denn die Jungfrau ward in Folge deſſen niedergeſchlagen, unruhig, düſter, dann reizbar, und die aufgeregte Weiſe, in welcher ſie ſich benahm, ließ fürchten, daß ihr Uebel ſchlimmer anſtatt beſſer werden dürfte. Sogleich entſagte der Doktor ſeinem urſprünglichen Plane, und ließ wieder die alte Ordnung eintreten, wonach Klara unbehindert ihre Spaziergänge machte, und ihr gewöhnliches Obſervatorium am Fenſter einnahm; nur daß Wendemann jeden ihrer Schritte wie ein Schutzgeiſt überwachte, ihre Einſamkeit belauſchte, und aus den Selbſtgeſprächen, womit ſie dieſelbe von Zeit zu Zeit ausfüllte, ihre Geiſtesverfaſſung zu errathen alles Fleißes bemüht war. Er umgab ſie wie ihr Schatten, und hatte die Heimkehr in ſeinen Aufenthaltsort eigens zu dem Zwecke vertagt, um ſein Studium der krankhaften Erſcheinungen an dieſer Irrſinnigen wo möglich bis auf den Grund zu erſchöpfen. Es war eine Aufgabe, die er ſich geſtellt hatte, und der Mann, würdig dieſes Namens, ſetzt Alles an die Löſung eines vorgeſteckten Zieles, beſonders wenn es einem edlen, heilbringenden Beginnen gewidmet iſt. — Sehr nützlich bei dieſen Beſtrebungen war ihm Herr Lorenz Kaſtner, der Kaufherr von Freiberg, welcher theils aus Theilnahme an dem Geſchicke des Mägdleins, theils aus chriſtlicher Liebe überhaupt, theils auch aus Anhänglichkeit an den Ohm zu

Jeglichem ſich erbötig zeigte, was dem Beſten der Jungfrau gedeihlich erſchien. Er theilte mit dem Doktor die Ueberwachung Klara's, folgte ihr, wenn Jener verhindert war, auf ihren Ausflügen nach, forſchte die Dienſtleute aus, ſtieg Nachts an ihrem Fenſterlein empor, um die unbewußten Reden ihres Schlummers zu hören, und erwies ſich dabei eben ſo thätig als anſtellig; kurz es geſchah von Seite der Angehörigen und Freunde Alles, um dem Unglücke nach Kräften zu ſteuern.

Doch das menſchliche Gemüth iſt ein Ozean, welchen keine Anſtrengung leert, kein Senkblei ergründet, kein Ruderer ausſchifft; und die Hartnäckigkeit des Uebels ſpottete der redlichen Mühe, welche ſich zu ſeiner Linderung gegeben wurde: Doktor Wendemann ſah ſich um kein Haarbreit ſeinem Ziele näher rücken, was er auch immer zu dieſem Behuf unternehmen mochte. Er beſchloß nun, die mittelbare Einwirkung auf ſeine Kranke aufzugeben, und unmittelbar ihrem Uebel auf den Leib zu rücken.

Zu ſolcher Abſicht war er eines Tages mit Lorenz hinausgegangen in die Gegend, wo Klara zu weilen pflegte, näherte ſich ihr vorſichtig, um ſie nicht einzuſchüchtern, und blieb endlich ihr zur Seite ſtehen, entſchloſſen, in jedem Fall einen tiefern Blick in ihr Inneres zu werfen, ſollte er auch ein glimpflich Wageſtück daran ſetzen. Klara lag, auf die Linke geſtützt, halb ausgeſtreckt, in anmuthiger Verkürzung der untern Gliedmaßen im hohen Graſe, am Rand eines Wieſenbaches, blickte ausdruckslos auf die plätſchernden Wellchen, zerpflückte Blumen, die vor ihr aufgehäuft waren, und ließ ſie nach und nach in die Flut gleiten, wobei ſie zwiſchen den Lippen Worte zu bilden ſchien, welche aber dem Ohre unerreichbar blieben. Aufmerkſam begleitete ſie die Bewegung der losgeriſſenen Blättchen auf dem treibenden Waſſer, folgte ihnen angeſtrengten Auges, ſo weit ſie ſie erreichen konnte, und nur, wenn ein Blütenbüſchel durch die Krümmungen des Bachs ihrem Geſichtskreiſe entzogen wurde, oder in dem Munde eines emporſchnellenden Fiſchleins verſchwand, oder, vom Weſtwinde aufgenaſcht, in die Lüfte zerſtob, entbürdete ſich ihre Bruſt eines Seufzers und ſie drückte die Hand an's Herz, als fühle ſie ein Wehe durch dasſelbe zittern. Im Uebrigen ſchien ſie fühllos für Alles zu ſein; kein äußerer Gegenſtand bewegte ſie, keine Störung beirrte ſie, es war, als bewege ſie ſich nur mittelſt einer Maſchinerie, welche ihr dieſen engen Kreis von Gliedergebrauch vorgezeichnet habe.

Eine ziemliche Weile ſahen die Beiden dem Treiben der Unglücklichen zu und Lorenz war ſo ergriffen von dem Anblicke, daß er ſeinen Oheim leiſe aber dringend bat, ſie nicht zu ſtören; ja, daß er ihn, als der fanatiſche Heilkünſtler nicht darauf achtete, am Arme faßte, und ihn fortzuziehen trachtete; allein die Wiſſenſchaft iſt die herzloſeſte Selbſtſüchtlerin, für welche das Wörterbuch der Empfindung nicht erfunden wurde: ſie hat nur Ohren für das Verlangen des kalten, klügelnden Verſtandes, und läßt, wenn ſie des Forſchens Luſt büßen zu können hofft, die Stimme des Mitleids und aller weicheren Regungen unmächtig verhallen, erpicht, ihr Reich über die Grenzen der Empfindung auszudehnen. Wendemann ſchob den Neffen abwehrend bei Seite und bückte ſich forſchend über die Wahnſinnige herab.

»Was machſt du da, Klara?« fragte er endlich, als er lange genug als ſtummer Zuſeher figurirt hatte, ohne etwas Näherem auf die Spur zu kommen; „was willſt du mit den Blumen?«

Es erfolgte keine Antwort; nur nahm die Leidende ihren ganzen noch übrigen Vorrath von Blumen zuſammen, warf ihn mit Einem Male in den tanzenden Quell und ſtarrte mit doppelter Achtſamkeit auf ſein Gaukeln, Schwinden und Untergehen; dann legte ſie ſich mit einem ſchweren Seufzer auf die Seite, und ſtarrte dumpf in das Gras.

»Willſt du mir nicht ſagen, ſchöne Klara,« fuhr der Doktor fort, »willſt du mich nicht belehren, wie die Blümlein alle heißen, die du ſo grauſam zerraufteſt und den Waſſergeiſtern in den Schoß warfeſt? — Ich möchte mich gerne belehren laſſen und du ſollſt meine Meiſterin ſein!«

Die Unglückliche blieb ſtumm wie zuvor.

»Doch wozu auch,« ſetzte der unerſchütterliche Arzt ſeine Rede fort, »wozu dieſe Frage; kenn' ich doch die Blumen ſelbſt, ohne einer Nennung derſelben zu bedürfen! — Es waren Tauſendſchönchen, Feldlilien, Primeln, Frauenhaar, Moosroſen und Federnelken. — Kennſt du auch die Bedeutung dieſer Blütenkinder, holde Klara?« —

Die Jungfrau ſchien von all' dieſen Worten nichts zu hören, denn kein Zug ihres Antlitzes ließ errathen, daß ſie von der Apoſtrophe des Arztes berührt worden ſei.

»Ich will dir die Deutung ſagen, liebe Kleine,« begann Dieſer von Neuem, »höre mich an, und du ſollſt wiſſen, was dieſe Blumen Geheimnißvolles zu künden haben; ich verſtehe ihre Sprache, und will ſie dir erklären.

— Das Tauſendſchön biſt du ſelbſt, du liebliche, gottgeſegnete Magd, welche ihres Vaters Stolz und eines Gatten Seligkeit ſein könnte, wäreſt du nicht ſtolz wie die Lilie, ſo ihr Haupt erhebt vor allen Blümlein des Gartens. Die Primel kündet den Lenz an, welcher treuem Lieben nicht ausbleibt, wie lang auch winterliche Stürme ihn fernhalten mögen; und aus Frauenhaar webt ſich dann das Netz, um das Glück feſt zu binden, damit es nicht entflattern könne, wie es dieſem Wetterhahne leider üblich iſt. Und ſiehſt du, mit Roſen wird dann Stirn und Buſen und Mieder und Schürze geſchmückt, — der Bräutigam iſt ein wackerer Kriegsmann — die Federnelke ſtellt den Reiger auf ſeinem Hute dar — und ehe noch das Eis die ſpringende Welle in Feſſeln ſchlägt, iſt er dein, und du biſt die wonnigſte aller Bräute und dein Leben ein üppiger Blütenflor. — Siehſt du, welch' eine anmuthige Prophezeiung die Blumen darbieten, welche du ſo undankbar verwüſtet haſt?» —

Klara hatte mit ſichtlicher Spannung das Blumen-Orakel des Arztes angehört, ein ſeliges Lächeln ſpielte über ihre Züge und ſie nickte beifällig zu den ſchönen Bildern, welche der Doktor in ihrem Geiſte aufdämmern ließ. Am Schluſſe aber ſchüttelte ſie verneinend den Lockenkopf und verſank wieder in ihre vorige Wortloſigkeit.

Lorenz zuckte bedauernd die Achſel und erneuerte die Aufforderung zum Gehen; Wendemann aber wollte ſein Experiment noch nicht verloren geben.

»Du zweifelſt, mein Kind?» fing er neuerdings zu ſprechen an, »du willſt mir nicht glauben? — Immerhin, ich bin meiner Sache gewiß, denn ich habe noch ein

Blümchen vergeſſen, Eines, welches dir zur Seite liegt, und ſinnig zu dir aufblickt, als tadelte es deine Zaghaftigkeit, es iſt ein ganz kleines Blümchen, blau, mit goldenen Sternchen, vierblättrig wie der Glücksklee, und birgt ſich beſcheiden in den Schatten wie dein Reiz! — Siehſt du wohl: es ſprießt gleichſam unter deinen Füßen hervor, als bät' es dich, nicht zertreten zu werden, und ruft mit ſeiner Blütenſtimme zärtlich: Vergiß mein nicht! O, vergiß mein nicht!"

Unwillkürlich drehte Lorenz, und gleichzeitig mit ihm Klara, den Blick nach der Stelle, wohin des Doktors Finger wies, und überraſcht ſahen Beide wirklich ein Vergißmeinnicht im Graſe, zu den Füßen Klara's, welche das Blümlein faſt zerdrückt hätte. Starr ſchaute ſie es an, pflückte es, pflanzte es an ihrem Herzen auf, und brach dann in einen Strom von Thränen aus.

Lorenz weinte recht herzlich mit.

»Es iſt genug," bat er den Oheim, »laßt es genug ſein, ſonſt tödtet Ihr die Arme! Ihr ſeht ja, daß Ihr den Moſisſtab nicht beſitzt, um die Labung der Worte aus dem Felſen dieſes Schmerzes zu locken!"

»Still," gebot der Heilkundige. »Thränen ſind das Seihwaſſer, welches als Vorläufer eines ergiebigen Lagers dient! — Jetzt raſch die hemmende Mergelſchichte weggeräumt, und der Quell wird ſpringen, ihr und uns zur Freude!" —

»Ei," wendete er ſich darauf neuerdings an die Kranke, »ei, meine ſüße Klara, du weinſt? — Sollte es einen Undankbaren geben, der deine Liebe, das theure Geſchenk deiner Huld, mit Treuloſigkeit vergälte, der deinen Huldreiz verſchmähte oder doch desſelben vergeſſen könnte? der die Stimme des Blümleins überhörte und dich zu verrathen im Stande wäre? — Rede, holde Klara, ich will ihn aufſuchen, ihn zur Rechenſchaft ziehen, ihn dir wiederbringen als reuigen Büßer, oder todt zu deinen Füßen niederſtrecken! Aber rede, rede, nenne mir ſeinen Namen!»

Die Wahnſinnige ſtrich ſich mit der Hand über die Schläfe, that, als beſänne ſie ſich, ihr Gedächtniß ſchien zu erwachen, ihre Gedanken ſchienen aus der immer mehr geglätteten Stirne heraustreten zu wollen; ſchon ſah Wendemann im Geiſte ſein Vorhaben gelungen; da ſchrak Klara wie vor einem aufſteigenden Schreckbilde zuſammen, bog ſich zurück, fiel mit dem Geſichte auf den Boden und ſchluchzte herzzerreißend.

»Das habt Ihr nun davon,» ſchalt der Kaufherr, ſeine Rührung und ſeinen Unwillen nicht mehr bekämpfend, „anſtatt ſie zu heilen, werdet Ihr ſie morden, und Euer Gewiſſen mit dem Frevel an einem Menſchenleben beſchweren. Kommt, wir wollen trachten, die Unglückſelige nach Hauſe zu bringen! Mich dünkt, es ſteht ſchlimmer mit ihr, denn je!»—

Der Doktor überzeugte ſich allmälig ſelbſt, daß für heute kaum mehr Etwas zu machen ſein dürfte, und war im Begriffe, auf den Vorſchlag ſeines Verwandten einzugehen; in dieſem Augenblicke ſcholl aus der Ferne dumpfer Lärm und viele Leute wurden am Rande der Ausſicht bemerkbar.

»Sie kommen, ſie kommen,» rief Wendemann, plötzlich zu einem äußerſten Mittel ſchreitend, »eine Menge Kriegsvolk — ſiehſt du ſie, Lorenz? Geiling iſt an ihrer Spitze!» —

Kaum hatte der Arzt die letzten Worte ausgeſprochen, als Klara, wie von einem Anfalle von Begeiſterung ergriffen, emporſprang, den Redner hart am Arme faßte, und ſchrie:

»Wo? wo iſt er? — führe mich zu ihm! aus ſeinem Munde will ich hören, ob ich geliebt oder betrogen bin; ſeine Lippen ſollen mir den Spruch von Leben oder Tod verkünden!« —

Verblüfft ſtanden Wendemann und ſein Neffe vor der Jungfrau, ohne zu wiſſen, was ſie ihr entgegnen ſollten; aber ſchon war Jene der Herzueilenden anſichtig geworden, und ſtürzte ihnen mit flatternden Haaren, wogendem Buſen und leuchtenden Blicken, weinend und jubelnd, in fliegender Haſt entgegen.

»Die Schweden! die Schweden!« zeterte es verzweifelnd aus tauſend Kehlen, und erblaſſend fuhren die beiden Männer vor dem angekündigten Schreckniſſe zurück.

Wir kommen nun zu einer ſchlimmen Zeit, einer Zeit, welche in der Geſchichte Mährens ſchwarz angeſtrichen iſt, obſchon ſie gerade dieſem Lande Gelegenheit bot, ſeine Treue und Mannhaftigkeit auf die glänzendſte Weiſe zu bethätigen. Es handelt ſich hier von der Blutepoche des dreißigjährigen Krieges, welche zwar in ganz Europa einen jammernden Nachhall hinterlaſſen hat; aber von den geſegneten Provinzen unſers Vaterlandes keine ſo ſchmerzlich traf, als eben das Markgrafthum Mähren.

Im Jahre 1642 führte der Kriegszug die Schweden zum erſten Male nach Mähren, und Leonhard Torſtenſohn, einſt als Edelknabe der Liebling Guſtav Adolph's, nach dem Tode des gewaltigen Königs aber, der bedeutendſte und ſiegreichſte Heerführer ſeines Volkes, drang in die Mark vor, ſie mit ſeinen Scharen überſchwemmend, welche er dann vor Brünn führte, ſie ſpäter ſelbſt bis in das Herz Oeſterreichs vorſchob, die Greuel dieſes Einfalles faſt an die Thore der Reſidenzſtadt Wien verbreitend.

Es kann hier nicht Aufgabe ſein, die dem Gebiete der Geſchichte angehörigen Ereigniſſe jener Tage aufzuzählen, welche man in den Annalen oder in den kompetenten Schriften der Hiſtoriker nachleſen mag; allein ſo viel muß bemerkt werden, daß der Name der Schweden ein Signal des Entſetzens war, und daß man insbeſondere von dem Feldherrn Torſtenſohn, welcher, ungeachtet er von Gichtleiden auf das Grauſamſte gefoltert war, und aus einer Sänfte kommandiren mußte, dennoch immer Lorbeeren zu pflücken verſtand, Wunderdinge erzählte, welche ihn ſchier als ein außerordentliches, mit geheimen Kräften verbündetes Weſen darſtellten, etwa als einen Teufelsbanner, als ſtich- und kugelfeſt, oder wenigſtens als ein Ungethüm an Stärke und Hartherzigkeit. Nicht weniger fürchtete man ſeine Truppen, die man wohl als Höllengeiſter geringeren Ranges betrachten mochte. Man wird es alſo begreiflich finden, wenn das Erſcheinen dieſer gefürchteten Scharen die Mährer traf wie der Anbruch des ewigen Gerichtes, und daß demgemäß um ſo gewiſſer in einer offenen Stadt wie Freiberg, welche ohne Wälle oder ſonſtige Vertheidigungsanſtalten war, das Entſetzen den höchſten Gipfel erreichen mußte. Wir haben ſchon im vorigen Abſchnitte ein kleines Pröbchen jener Wirkung geſehen, und können uns darnach eine Vorſtellung des Jammers bilden, von welchem die bedrohte Stadt heimgeſucht wurde, als jene Schreckenskunde ſie erreichte.

Es waren fliehende Landleute geweſen, welche die Ankunft der furchtbaren Schweden, die in Eilmärſchen über Neutitſchein gegen die Stadt heranrückten, mit endloſem Zeter verkündeten; ſie ſteigerten die allgemeine Furcht durch gräßliche Schilderungen der Grauſamkeiten und Unthaten, welche angeblich von den zügelloſen Schweden allenthalben geübt wurden. Die Bürger von Freiberg zitterten für ihre Familien und für ihr eigenes Leben um ſo mehr, als ſie Neutitſcheins Schickſal erfuhren, deſſen Beſatzung von den Schweden gefangen genommen wurde und über die Klinge ſpringen mußte; Aehnliches erzählte man von dem ganzen Zuge dieſer grauſamen Feinde, die, wie es hieß, Alles mit Feuer und Schwert verwüſteten, und des Kindes im Mutterleibe nicht ſchonten. Die Verzweiflung war demnach allgemein, es wurden öffentliche Gebete angeſtellt, Umzüge gehalten, Gelübde aller Art gemacht; die Feigherzigſten flüchteten in eine andere Gegend, man bereitete ſich zum Tode, und es herrſchte eine Verwirrung, eine Niedergeſchlagenheit, wie ſie in dem zitternden Kaninchen pocht, wenn es der Klapperſchlange willkürlos in den Rachen läuft. Bürgerlicher Beſitz und Kriegsgefahr ſind zu allen Zeiten herbe Gegner geweſen! —

Allein mit der näher rückenden Gefahr wuchs auch der Muth und die Beharrlichkeit der Freiberger, wie denn ſtets Gefahr der Stein iſt, an welchem ſich die Flamme der Mannesthat herausſchlägt. Einer ließ ein Wort von Widerſtand fallen und alsbald klang das Echo in hundert

Herzen nach. Es wurden Berathungen, die der Stadtrichter eilends veranſtaltet hatte, gepflogen, der Beſchluß gefaßt, mit Gewalt oder Liſt die Stadt zu vertheidigen, für Gott und Vaterland um jeden Preis einzuſtehen und ſich ſchlimmſtenfalls unter ihren Trümmern zu betten. Die Aufgabe war ſchwer und gewagt, da Freiberg nicht einmal, wie ſchon erwähnt worden, mit einer einfachen Ringmauer umgeben war; allein dies ſchreckte die Treuen nicht, deren Jeder ſeine Bruſt als Bauſtein des Feſtungswerkes herzugeben beſchloſſen hatte, hinter welchem man die Treue verſchanzen wollte — raſch war der Sinn geändert. Auch war in der That nicht lange Zeit zum Berathen oder zur Vorbereitung, denn kaum eine Stunde nach jener erſten Hiobspoſt kamen ſchon einzelne Reiter, als Vorpoſten der Schweden, in die Stadt geſprengt, ließen ſich vor die Orts-Obrigkeit führen und requirirten, unter fürchterlichen Drohungen, Wein, Lebensmittel und eine namhafte Kontribution in Barem, welche ihren nachkommenden Kameraden unverweigerlich entrichtet, widrigenfalls aber ſich des Schlimmſten verſehen werden ſollte. Man erfüllte ihr Verlangen rückſichtlich der geforderten Naturalien auf das Beſte; allein vergebens ſtellte der Stadtrichter die Unmöglichkeit vor, die unmäßige Brandſchatzung in ſolcher Eile zu liefern; der eherne Mann hatte ſich ſogar herbeigelaſſen, zu bitten, wie ſchwer ihm auch eine ſolche Demüthigung ankommen mochte. Drohend verließen ſie die Stadt und ſchwuren ihr die gräßlichſte Züchtigung, welche alsbald dem Worte nachfolgen ſollte.

Nach ihrem Abzuge blieb der Rath verſammelt, um über die beſten und zweckmäßigſten Mittel nachzuſinnen, welche geeignet wären, Rettung aus der hereinbrechenden unvermeidlichen Gefahr zu ſchaffen; allein der Augenblick drängte und in ſolchen Momenten iſt guter Rath gewöhnlich der erſte Treuloſe. Vor dem Rathhauſe ſtanden überdies ganze Haufen von Weibern und Kindern, ihr Heulen und Wehklagen ſcholl durch ganz Freiberg und erſtickte vollends allen Muth in den Herzen der Männer.

Da trat der alte würdige Stadtrichter, welcher ſeine Beſonnenheit nach Kräften zu erhalten bemüht war, an das Fenſter, gebot mit einer Bewegung der Hand Stille und ſprach:

»Muth, meine Kinder! mit Verzagen und unbändigem Schreien wird nichts ausgewirkt, kehret ruhig in Eure Häuſer zurück, vertrauet auf die Vorſehung und auf unſere väterliche Obſorge und erwartet in der Stille, was die verſammelten Väter der Stadt zum Frommen der Gemeinde ausdenken werden. Bauet auf unſere redliche Geſinnung, und vergeßt nicht, daß es eine höhere Pflicht gibt, als Selbſterhaltung, nämlich die Treue an Gott und den Kaiſer! Geht, geht und beirrt uns nicht durch Euer Verzagen!«

Die harrende Menge, obgleich muthlos und zitternd, ehrte den wackern Greis doch viel zu ſehr, als daß ſie ihm nicht gehorcht hätte; man zerſtreute ſich daher, und ging furchtſam nach ſeinen Wohnungen, wo inzwiſchen die Todesangſt und die Hoffnungsloſigkeit eingekehrt waren; düſtere Gäſte, neben denen das ſüße Gefühl des Daheimſeins nicht aufkommen kann. Die Väter der Stadt aber blieben beiſammen und hielten Rath über das Nationalunglück, unter welchem ſie erſeufzten.

»Meine viellieben Freunde und Amtsgenoſſen,« nahm der greiſe Stadtrichter, Herr Markus Eiſele, das Wort, »es iſt eine gar arge Zeit über uns hereingebrochen, und ſo wir uns nicht als Männer verhalten, werden wir von der Erde weggetilgt werden wie Unkraut, über welches die jätende Haue des Ackerers gekommen; denn der Schwede iſt ein Scheuſal an Tücke und Unmenſchlichkeit, wie man es wohl auch von einem Sohne des eiſigen Nordens nicht anders erwarten kann; überdies haben wir's mit einem Feinde unſers allerheiligſten Glaubensbekenntniſſes zu thun, und wenn er uns ja als ſeine Mitbrüder im Fleiſche ſchonen wollte, wird er für ſeine Gegner im Glauben keine Gnade haben! — Wollen wir uns nun hinſchlachten laſſen, wie eine Herde von Opferthieren, oder wollen wir unſers Vaterlandes Ehre durch männliches Widerſtreben zu erhalten, unſerem Landesfürſten ein ſprechendes Denkmal unſerer Treue, unſern Zeitgenoſſen ein Beiſpiel heldenmüthiger Kühnheit zu geben bedacht ſein? — Sprecht, Jeder rede nach ſeinem Wiſſen und Gewiſſen: was iſt Eure Meinung, Ihr Herren, Gott, Fürſt, Vaterland und ein klein wenig unſer eigenes Ich beachtend?« —

»Ich bin der Jüngſte dieſes ehrenhaften Kreiſes,« ſagte Lorenz, der Kaufherr, mit ſchüchterner Stimme, »erſt ſeit Kurzem in den Rath aufgenommen, und ſollte daher billiger Weiſe warten, bis die älteren, weiſeren Mitglieder dieſer Verſammlung ihr preiswürdiges Gutachten erſtattet haben werden; allein da Alles rings umher ſchweigt, und Beſtürzung in jeglichem Antlitze liegt, ſo wage ich es, auf die Gefahr hin, für vorlaut zu gelten, der Erſte den Mund aufzuthun und meine Anſicht kund zu geben! —

Ihr ſeid ſämmtlich Familienhäupter, edle Herren, ſeid Gatten und Väter; bedenkt dies und Ihr werdet über den zu faſſenden Beſchluß nicht lange im Zweifel ſein! — Was haben wir von den Nordlandesſöhnen zu erwarten denn Erpreſſungen aller Art und das gewiſſe Verderben? — Wenn ſie nicht uns ſelbſt an's Leben gehen, ſo werden ſie uns Schlimmeres anhaben, als wenn ſie uns erſchlügen: ſie werden unſer Eigenthum mit räuberiſcher Hand wegſchleppen, ſie werden ſich ſchwelgend an unſern Tiſch ſetzen, und uns höchſtens die Broſamen zufallen laſſen, wie den Hunden unter dem Tiſche; ſie werden auf unſeren Kiſſen ihre ſchmutzigen Faulpelze wälzen, unſere Frauen und Mägdlein mißhandeln, unſere Kinder ſchmähen und ſchlagen, unſern Wohlſtand untergraben auf Zeitlebens, und uns ins Angeſicht ſpeien, wenn wir nicht mit krummen Katzenbuckeln ihr Unweſen gut heißen und billigen. — Solche Erniedrigung aber darf kein Ehrenmann ertragen, und darum iſt meine Meinung, Krieg, Krieg! das heißt: ſtarkmüthige Abwehr der uns bedräuenden Unbill und Widerſtand nach unſeren Kräften!" —

Die Stimmen der Rathsleute über des Kaufherrn Rede waren getheilt; Einige, unter ihnen der Stadtrichter, ſchenkten ihr unbedingten Beifall, während die Uebrigen zu einem ſo kräftigen Beſchluſſe wenig geneigt, eher ſogar deſſen Widerſpiel vorziehen zu wollen ſchienen. Einer der Letzteren erhob ſich endlich, und wendete in ziemlich kleinmüthiger Weiſe ein, daß es ja noch nicht ausgemacht ſei, ob die Schweden wirklich in ſo mörderiſcher Abſicht kämen, als man ihnen zuſchreibe, daß man doch lieber die Probe machen ſollte, durch gütliche Verhandlung ſich mit ihnen abzufinden, daß es im Grunde dennoch beſſer ſei, Haus und Hof zu verlieren, wenn nur das Leben gerettet werde, und derlei feige Ausflüchte mehr, denen man es leicht abſah, welch' unmännlichen Gemüthern ſie den Urſprung ſchuldeten. Es erhob ſich ſofort ein lebhafter Streit der Berathenden, welcher ſich in's Breite auszudehnen drohte; doch, da ſchlug ſich Herr Markus Eiſele in's Mittel, und ſagte:

»Unſer Freund Lorenz hat Recht: Unwürdiges erträgt kein Ehrenmann, und ich ſchließe mich ſeinem Dafürhalten um ſo mehr und lieber an, da ich ſelbſt den Vorſchlag der äußerſten Vertheidigung zu thun beabſichtigte, zu der unſere wackeren Freiberger, wie ich ſie kenne, ſicherlich mit Freuden erbötig ſein werden! Bedenket übrigens, daß das Vaterland von uns zu erwarten berechtigt iſt, wir würden als rüſtige Vorkämpfer dem wilden Feinde nach unſerer Möglichkeit entgegenhandeln, und unſer Schärflein beitragen, ihn von unſern Grenzen zu bannen. Bedenket, daß Mähren ſtets ein Vorbild von makelloſem Unterthansſinne geweſen iſt, und daß wir einem geliebten Kaiſer durch die That zu beweiſen haben, wie dankbar wir ſeine Huld und ſeinen Vaterſinn erkennen! — Und ſomit heißt denn mein Ruf: »Nieder mit den Schweden!«

»Nieder mit den Schweden!« tönte es im Saale, und Niemand wagte mehr, bei dieſer überwiegenden Mannhaftigkeit ſeine engherzigen Bedenklichkeiten laut werden zu laſſen. »Höret nun meine Meinung,« fuhr der Stadtrichter fort, welcher ſich in der Thätigkeit des neuen Wehrberufes zu verjüngen ſchien, »hört und Jeder wirke ſo viel er kann, aß dem Gedeihen derſelben nichts in den Weg trete. Vor

Allem muß die Bürgerſchaft beſchickt und von dem Beſchloſſenen in Kenntniß geſetzt werden, auch Jeder Kunde erhalten, welche Rolle ihm in dieſem Trauerſpiele zugewieſen ſei. Wir wollen Freiberg zur Veſte, zum Todesrachen, zum Höllenſchlunde für die Schweden machen, jedes Haus ſoll im Nothfall ein Bollwerk, unſere Leiber die Paliſſaden ſein. Der Plan dazu iſt fertig in meiner Bruſt; damit er aber nicht durch Unvorſichtigkeit oder vorſchnelles Thun der Einzelnen gekreuzt werden könne, oder damit Niemandes Geſchwätzigkeit ihn zum Gegenſtande nutzloſen Wortkrams mache, will ich jedem Einzelnen beſonders ſagen, wozu ich ihn beſtimmt habe. So viel möget Ihr Allen ſagen, daß jeglich Haus eine Feſtung, jeder Platz und jede Gaſſe ein Schlachtfeld werden ſolle, ehedenn wir uns ohnmächtiglich vor den Schweden im Staube krümmen; ja, daß ſelbſt der Tempel des Herrn die Zufluchtsſtätte der Todten, daß der harmloſe Baum ein Bollwerk werden müſſe, um uns gegen die rauhen, blutgierigen Ketzer zu ſchirmen! — Wem es ſo recht iſt, der hebe ſeine Hand auf, zum Zeichen der Zuſtimmung!“ — Alle Hände fuhren in die Höhe, Lorenz und die Muthigeren des Rathes jubelten in ihren Herzen, ob der ſich darbietenden Gelegenheit zu wackerer That. »Ihr Alle,« vollendete Herr Markus ſeine Rede, »Ihr Alle kennet mein häuslich Unglück und den beweinenswerthen Zuſtand meines Töchterleins; aber glaubt mir, eher möchte ich dem Elenden verzeihen, welcher ſie in ſolchen Jammer ſtürzte, ehe ich den Schweden in unſerem ſchönen Vaterlande den Herrn und Gewalthaber ſpielen ſehen will. Wenn alle Bürger des deutſchen Vaterlandes dächten wie ich, würde dieſes nimmermehr geſchehen und der Feind hätte nie den

Fuß geſetzt auf katholiſchen Boden! — Und nun fort, ans Werk. Ihr, Herr Lorenz, habet die Güte und begleitet mich; für Euch hab' ich einen Auftrag beſonderer Art!" —

Und damit ging der Rath in froher Zuverſicht aus einander.

Noch in derſelben Nacht traten Boten in die Häuſer der Bewohner Freibergs und belehrten ſie über das, was der löbliche Rath zum gemeinſamen Beſten für gut befunden habe, und was jedem Einzelnen zu verrichten obliege und weſſen man ſich von ſeiner Thätigkeit und ſeinem Gemeinſinn verſehe. Niemand weigerte ſich deſſen, was ihm aufgetragen wurde; mit der Beſonnenheit kehrten Muth und Thätigkeit wieder, und von allen Seiten that ſich alsbald eine ungemeine Freudigkeit kund.

In der Stille der Mitternacht ſtellte der unermüdliche Stadtrichter eine auserleſene Schar von Männern, bewaffnet mit Feuerröhren und Piken, an dem Hügel auf, von welchem das Franziskuskirchlein herabſchaute, und vertheilte ſie mit kluger Berechnung an verſchiedenen Poſten, nächſt der Mauer des Kirchhofes, oder wo ſonſt ſich ein Verſteck anbringen ließ; nichts entging ſeinem Scharfblicke. Die am Eingange des Gottesackers ſtehende Linde, welche mit ihren mächtigen, ausgebreiteten Aeſten geheimnißvolles Dunkel ausgoß, ſchien von beſonderer Wichtigkeit zu ſein; ſie ward unſerem Freunde Lorenz in Obhut gegeben, welcher bereits ſeine Inſtruktion diesfalls von Herrn Eiſele perſönlich erhalten hatte. Allen wurde das tiefſte Schweigen empfohlen, und ein feierlicher Eid verpflichtete die Wehrmänner zum Ausharren bis auf den letzten Blutstropfen.

Als dieſe Vorkehrungen auf das ſorgſamſte getroffen waren, eilten die Väter von Freiberg, an ihrer Spitze der Stadtrichter, wieder zurück in das Sitzungsgemach des Rathhauſes, wo ſie die ganze Nacht wachend und betend zubrachten, denn ſie erkannten wohl, daß zuvörderſt Gottes Segen mit ihnen ſein müſſe.

Die Sonne ſtand noch mit ihren erſten Strahlen am Horizonte, als der Wächter mit dem Tone des Hornes das verabredete Zeichen gab, daß die Schweden im Anzuge gegen Freiberg ſeien. Allſogleich eilte der greiſe Stadtrichter, Herr Markus Eiſele, welcher das Ganze eben ſo klug als vorſichtig angeordnet hatte, von nur wenigen Männern begleitet, mit jugendlichem Muthe, und in Gott vertrauender Hoffnung des Gelingens, den unwillkommenen Gäſten entgegen, während die Bevölkerung der Stadt auf den Knien lag, des Himmels Segen dem Unternehmen erflehend. Auf Polſtern von Sammt und Seide trugen Freibergs Obere dem Feinde die Schlüſſel entgegen, ihre Herzen pochten unwillkürlich, wie, ſehr ſie auch in ihrem Entſchluſſe durch Vaterlandsliebe und fromme Ergebung erſtarkt geweſen waren.

Bei dem Hochgerichte traf der Schweden-Oberſt mit den Abgeordneten der bedrängten Stadt zuſammen, welche kaum die Augen aufſchlugen, indem ſie fürchteten, daß ſie zu Verräthern ihres Anſchlages werden möchten. In anſcheinender Demuth ließ ſich der Stadtrichter, deſſen Silberhaar und würdevolle Haltung tiefe Ehrfurcht einflößte, und nach ſeinem Beiſpiele die Begleiter, vor dem Oberſten der Schweden auf die Knie nieder. Der Greis erhob ſeine Stimme im Namen der Stadt, und bat in rührenden Worten um Schonung für ſich und die Bewohner Freibergs, für das Leben ſowohl Derer, welche als Flehende gegenwärtig waren, und daheim zagend und hoffend des Ausgangs gewärtig waren, und Alles zu leiſten ſich erboten, was ihre Kräfte vermöchten.

Der Schwede, das Geſicht vom Bartwuchſe ganz umſtellt, würdigte die Geſandtſchaft kaum eines Blickes und warf dann anſtatt aller Antwort den Ausruf hin:

»Wozu das Gepinſel! Wir werden ſehen, wie weit Euer geprieſener guter Wille reicht und darnach unſer Benehmen einrichten. Gold, Wein und Dirnen iſt die Loſung, ſonſt mögt Ihr auf das Schlimmſte gefaßt ſein!«—

Darauf ſtieß er unter grimmigen Geberden den Redner mit ſeiner Mähre ſchier über den Haufen, ſpornte ſein Roß und trabte an der Spitze ſeiner Krieger mit ſtolzem Anſtande in die Stadt, wo er zuerſt, gleichſam durch ein dunkles Vorgefühl beſeelt, vom erſten Hauſe der weſtlichen Vorſtadt an, über die ganze Ausdehnung des viereckigten Marktplatzes und durch die lange Gaſſe, welche ihrem Namen entſpricht, bis an das Steinbett der Lubina, aus ſeiner Kriegermaſſe eine dichte, ſchier undurchdringliche Eiſenwand bildete, und erſt dann mit ſeinem Stabe unter dieſer Bedeckung langſam vorrückte. Alſo gelangten die Schwedenführer bis in die Gegend des Rathhauſes, welchem gegenüber die Wohnung des Stadtrichters lag, nach der Herr Eiſele manch' bekümmerten Blick entſandte.

Ungeachtet ein paniſcher Schreck alle Bewohner von Freiberg ergriffen hatte, fehlte es doch nicht an einzelnen

Leichtſinnigen, welchen das Einrücken der Feinde, wie irgend ein anderer Gegenſtand der Schauluſt, Neugierde einflößte, und an den Fenſtern zeigte ſich daher mancher, beſonders weibliche Kopf, welcher die Reihen der Fremden muſterte, und in den Männern der Furcht weiter nichts ſah, als Erſcheinungen ſeltener Art, die man mit forſchenden Blicken prüft, wie etwa ein wildes Thier oder ſonſt ein ſeltenes Schauſtück. Es waren indeſſen, zur Ehre der Freiberger ſei es geſagt, nur wenige, und ſelbſt dieſe gehörten durch ihren Stand, oder durch die Niedrigkeit der in ihrem Weſen ausgeprägten Geſinnung, dem gemeinſten Pöbel an.

Eine einzige dieſer Geſtalten zeichnete ſich ſowohl durch die Schönheit ihres Geſichts, als durch den Glanz ihres Anzuges vor den übrigen aus, und dies war Klara, Herrn Eiſele's Tochter, welche am Erkerfenſter des väterlichen Hauſes ſaß, in ihrem beſten Putze, als ſei ſie eines Brautwerbers gewärtig, und dabei mit gläſernen, ausdrucksloſen Augen auf das Gewimmel ſah, welches ſich durch die Straße vorwärts ſchob; — wer ſie erblickte, würde gemeint haben, eine Marmorfigur ſei dort oben aufgeſtellt, den verſteinernden Schreck der Freiberger verſinnlichend, oder es ſei etwa eine verlebendigte Ahnung des Ungeheuren, was die nächſte Zukunft im Schoße trug.

Als der Zug unter dem Fenſter vorüberkam, wo die Jungfrau ſaß, warf der Schweden-Oberſt einen flüchtigen Blick in die Höhe, und ein hämiſches Grinſen kräuſelte ſeine Mundwinkel. Er fliſterte dem neben ihm reitenden Lieutenant Etwas ins Ohr, worauf dieſer ebenfalls das Aug' erhob, die Geſtalt der Wahnſinnigen mit raſchem Aufblick muſterte, und ſeinem Vorgeſetzten eine wahrſcheinlich ſehr heitere Antwort gab, weil dieſer laut auflachte, und mit verächtlichem Fingerzeig nach dem Stadtrichter wies', welcher entblößten Hauptes dem Trupp voranſchritt.

Herr Markus begriff nicht, was dies Zwiſchenſpiel bedeuten ſolle, eine unbehagliche Ahnung beſchlich ihn, er ſchaute nach ſeinem unglücklichen Kinde hinauf, und warf Klaren bittende Blicke zu, um ſie aus dem Augenkreiſe der Schadenluſtigen zu entfernen. Mit Verwunderung gewahrte er, wie die Jungfrau, ganz Auge, auf den feindlichen Offizieren ängſtlich mit dem Blicke zu haften ſchien, und insbeſonders die Geſtalt des Oberſten mit einer Aufmerkſamkeit prüfte, die ihm unwillkürlich Hoffnung gab, daß das Licht des Geiſtes nicht völlig in ihr erloſchen ſein dürfte. Ihre Augäpfel ſchienen aus den Höhlen treten zu wollen, ihr Buſen wogte hoch, ihre Züge belebten ſich immer mehr, ihr Mund ſchien leiſe Worte zu lallen, als beſpräche ſich die Erinnerung des Vergangenen mit der Gegenwart, die Hand hielt ſtraff am Herzen, als bewachte ſie deſſen Regungen, und über das ganze Weſen dämmerte ein Strahl der ſich wieder gewinnenden Erkenntniß.

Wie ſehr demnach auch das Gemüth des Stadtrichters von ſeiner Pflicht in Anſpruch genommen war, ſo ſiegte in dieſem Augenblicke doch das Vatergefühl über jene Empfindung, und er konnte die Gedanken, er konnte das Auge nicht wenden von dem Mägdlein, welches in ſo außerordentlicher Spannung war, und in welchem eine Gährung des tiefſten Innerſten zu arbeiten ſchien. Sie ſah und hörte nichts, es war, als hätte ein Zauber ſie an die Erſcheinung des gefürchteten Fremdlings gebannt, als hänge ihr Daſein an ſeinem Winke!

Aber auch der Schwede ſchien unter dieſem Einfluſſe zu ſtehen, denn mehr als einmal hielt er inne, wendete das Antlitz gleichſam unwillkürlich nach dem Erker, und ſeine Miene verdüſterte ſich, wie ſehr er ſich auch zu bemühen ſchien, Herr dieſer unbehaglichen Stimmung zu werden; — es war ſchier wie das böſe Gewiſſen, welches immer wieder zu der Stelle zurückkehrt, wo es ſündigte.

Inzwiſchen hatte man ſich dem Rathhauſe genähert, der Zug hielt, die Reihen der Krieger ſalutirten, der Oberſt ſprang vom Pferde, reichte die Zügel einem Troßknechte, beſchied mit einem Winke die vorzüglichſten ſeiner Offiziere zu ſich, und ſchritt dann dem Gebäude mit auffallender Ortskenntniß zu, gleich Einem, der ſich an gewohnter Stätte findet.

Vor dem Eingange blieb er ſtehen, richtete ſich in hoffärtiger Aufrechtheit empor, überflog die Verſammlung mit geringſchätzigem Blicke, ſtrich ſich den Bart und machte Miene zum Sprechen.

In dieſem Momente gellte eine kreiſchende Stimme von der entgegengeſetzten Seite her, ſchmerzlich, freudig, das Herz zerreißend, die Akkorde des Entzückens und der höchſten Angſt in gräßlichem Aufſchrei vereinigend.

»Moriz!« rief Klara, »er iſt's, Geliebter! mein ſüßer Freund, biſt du endlich zurückgekehrt? — Moriz, ich komme!«

Als ob ein Blitzſtrahl vor dem Stadtrichter in den Boden führe, lichtete es ſich urplötzlich vor ſeiner Seele, — ein einziger, achtſamer Blick auf den Oberſten überzeugte ihn, daß das Auge des Wahnſinns, das Auge der Liebe, recht geſehen habe. Durch die Seele ging es ihm, wie ein zweiſchneidiges Schwert, und er glaubte zu ſterben vor bittern Weh um ſein unglückliches Kind, um dieſe geknickte Lilie, dieſe muthwillig vom Stamme geriſſene Roſe. Er erhob das zährenbenetzte Antlitz zum Himmel, wies dem Rächer ſeinen ſchneebedeckten Scheitel, und preßte ſeine Lippen krampfhaft zuſammen, um nicht den Ruf zur Rache grimmig in die Luft zu heulen.

Aller Augen wendeten ſich dem Erker zu, ein allgemeines Ziſcheln und Wiſpern, ja auch das Lachen der gemeinen, herzloſen Krieger ließ ſich vernehmen. — Meiſter Eiſele glaubte in die Erde ſinken zu müſſen.

»Er iſt's,» liſpelte Lorenz dem Stadtrichter zu, welchem er zur Seite ging, »er iſt's gewiß! Mir kam der hochnaſige Geſell beim erſten Anblicke bekannt vor!»

Der Schwedenführer war bei dem Laute der bekannten Stimme zum Marmor erblaßt, gewann aber ſchnell wieder ſeine Geiſtesfaſſung, und ſagte barſch:

»Was bedeutet dies Gekreiſch? — Hat man ſo wenig Achtung vor dem Stellvertreter der Krone Schwedens, daß man die Narren und Weiber gegen ihn losläßt? — Noch einmal: was bedeutet der Lärm?» —

»Die Jungfrau dort rief Euern Namen, Oberſt!» erwiderte der Lieutenant; »wie Ihr denn immer auf dem Schlachtfelde und mit den Weibſen unwiderſtehlich ſeid,» fügte er ſchmeichelnd hinzu.

Der Oberſt warf dem Kriegsgenoſſen einen mißvergnügten Blick zu, da er, wie es ſchien, ſein Inkognito nicht geſtört wünſchte, doch hatte die Nennung ſeines Namens bereits Anklang gefunden, und Hunderte der Zuſchauer theilten ſich die Beſtätigung der gemachten Entdeckung in den verſchiedenſten Aeußerungen mit. »Es iſt Geiling, der

Architekt!" klang es von allen Seiten. Jeder erinnerte ſich alsbald des Entſchwundenen.

»Still da," donnerte der Führer plötzlich, welchem dieſe Erkennung unwillkommen ſein mochte, »ſtill da, und nicht gemuckſt! Hier iſt von anderen Dingen die Rede, als von dem Gefaſel hirnverrückter Gaſſenläuferinnen oder vorwitziger Gecken! — Vorwärts zum Ziele und Wehe über Euch, wenn Ihr unſere Forderungen nicht zufrieden ſtellt!"

Damit ſtieg er die Schwelle des Rathhauſes hinan, die Flügel wurden eröffnet, und die Schweden-Offiziere mit den Rathsleuten traten in das Haus.

In die Sitzungsſtube getreten, fragte der Oberſt alſogleich mit barſcher Stimme nach der ausgeſchriebenen Brandſteuer, und drohte mit allen Greueln, wenn ſie nicht unverweilt herbeigeſchafft würde.

»Es ſcheint," begann er mit bitterm Hohne, »es ſcheint faſt, Ihr Herrn von Freiberg, habt Euere Kurzweil mit uns, und denkt, wir trieben etwa einen ergetzlichen Mummenſchanz mit Euch, wobei Ihr Eure Poſſenreißer, Schalksnarren und Verrückten uns anſtatt barer Münze anhängen könnt! Ich werde mich an Euch halten, Herr Markus Eiſele, denn aus Euerm Hauſe kam die Störung, und Ihr ſeid mir überhaupt als ein hochfahrender, ſtarrſinniger, vermeſſener Mann angezeigt, vor welchem man ſich in Acht nehmen muß! Hütet Euch, den Nordlandsgrimm zu wecken!"

»Haltet zu Gnaden, Herr Oberſt!" fiel der Stadtrichter dem Zürnenden ein, »haltet zu Gnaden, und wollet mich nicht um die Schuld einer Unglücklichen büßen, die ein Nichtswürdiger betrogen und verlaſſen hat, und die nun in jedem Fremden den Räuber ihres Glückes zu ſehen vermeint! — Es iſt die Rede von einem ausbündig verworfenen Böſewichte, einem gewiſſen Geiling — Ihr habt wohl niemals von ihm gehört?" —

»Soll ich dem frechen Greiſe, der Euern Namen ſchändet, die Zunge aus dem Halſe reißen, Oberſt?" — fragte der Lieutenant. Der Kommandirende winkte ihm erbittert zu ſchweigen.

„Oder hätte meine arme Klara recht geſehen?" fuhr der Greis fort, »wäret Ihr in der That jener Fremde, der vor drei Jahren heimatlos in dieſe Stadt kam, gaſtfreundlich aufgenommen, mit Wohlthaten überhäuft wurde, und nun — —"

»Nun kommt, ſeine Schuld abzuzahlen," ſchnaubte der Schwedenführer; »ja ich bin es, daß Ihr's wißt, und gedenke Euch nun den Hochmuth einzutränken, mit welchem Euere Spießbürger meine offene Zutraulichkeit abwieſen! — Ich kenne Euch Alle gar wohl: Euch Herr Markus Eiſele, mein Schwiegervater in spe, hinter deſſen Kiſten und Kaſten ich Millionen vermuthete, die dann in ein paar lumpige Tauſende zuſammenſchmolzen, für einen Straßenbettler zu gering! — Ich kenne Alle, Alle! — Euch Meiſter Erasmus Zirbel, den Lichterzieher, welchem aber niemals das Licht des Verſtandes aufgegangen iſt; Euch Herr Lorenz Kaſtner, Kaufherr der mächtigen Stadt Freiberg, deſſen Pfefferdüten niemals ſtinkender waren, als ſein Dünkel; Euch Meiſter Olivarius, zu deutſch Oelbaum, den Apotheker, der immer den Mund verzog, als hätte er eine Gallenmixtur verſchluckt, wenn ich ihm auf der Straße begegnete; Euch, würdiger Herr Schlächter Bullman, deſſen Rindvieh nicht die dümmſte Mitgliederſchaft ſeines Hauſes war, ich kenn' Euch Alle, und hab' in der Tafel meines Gedächtniſſes gar wohl vermerkt, wie Ihr mich miedet und über die Achſel anſahet, und will nun — —«

»Wohl die Rechnungen bezahlen?« fiel Herr Lorenz Kaſtner ein, »die Rechnungen, welche Bäcker, und Fleiſcher, und Weinwirth, und Wohnungsvermiether, und Schneider, Fußbekleider, und Waſchfrau und Tuchhändler für Euch aus jener Zeit auf dem Kerbholze haben? — Das iſt ſehr löblich von Euch, und ſoll ſeines Lobes nicht entrathen, ſelbſt wenn Ihr uns mit unſerem eigenen Gelde gerecht werden wolltet!«—

»Tod und Hölle!« ſchäumte Geiling, »was unterſteht Ihr Euch, Ihr tuckmäuſeriſches Bürgerpack? Ich will Euch lehren — —«

»Faßt Euch, Herr!« unterbrach der Stadtrichter den Ausbruch dieſes Grimmes, »faßt Euch, und laſſet uns von der Gegenwart reden; möge nie die Vergangenheit als Drohgeſpenſt vor Euch aufſteigen. Ihr habt mein graues Haar mit Jammer beſudelt, und ich würde Euch vor den Richterſtuhl des ewigen Geſetzes fordern, ſtündet Ihr nicht ſelbſt als Richter vor mir, und wäre nicht die Gewalt in Eure Hand gegeben, welche ja in unſern Tagen der giltigſte Beweis des Rechtes iſt; daher appellir' ich an Euer Gewiſſen und bitte um Schonung für meine Vaterſtadt!« —

»Kommt zum Geſchäft!« grollte Geiling. — »Habt Ihr die Kriegsſteuer aufgebracht?« —

»Von unſerem Herzblute zapften wir ſie ab; ſie iſt bereit!« —

»Wohl, ſo macht nicht viel Umſtände, und überantwortet ſie dem Regiments-Zahlmeiſter.«

»Geſtattet mir nur noch, Euch die Armuth der Stadt vorzuſtellen, welche Ihr für immer zu Grunde richtet, wenn Ihr auf Euerer ganzen Forderung beſteht. Nehmt Ihr die Summe, ſo laßt Ihr in Freiberg nur Bettler und Verzweifelnde zurück!« —

»Das macht mit Denjenigen ab, welche den Krieg herauf beſchworen haben. Wenn ich und meine Schar leben, kümmern mich Andere den Teufel!« —

»Und ſpricht kein Gewiſſen in Eurer Bruſt?« —

»Haltet das Maul, alter Plärrtölpel, und ſchafft das Geld herbei!« —

»Im Namen Deſſen, an welchen wir Alle glauben, und von Dem wir einſt die ewige Seligkeit erwarten, beſchwöre ich Euch zum letzten Male, ſeid menſchlich!« —

»Rührt die Trommel!« ſchrie der Oberſt wüthend, »laßt Feuer auf dieſe dickköpfigen Czechen geben, zündet ihnen die Stadt über dem Kopf an, damit ſie Raiſon lernen!«

Tumultuariſch erhoben ſich die Offiziere; da winkte der Stadtrichter Stille, und rief:

»Ihr wollet es ſo, Gott iſt mein Zeuge — es iſt Euer Werk! — Folgt mir, in der Nebenſtube liegt die Kontribution zur Empfangnahme vorgerichtet. Ihr ſollt Euern Willen haben.«

Man ſchritt eilfertig der Thüre zu; ſchon hatte der Oberſt die Klinke in der Hand, als eine weibliche Stimme von Außen ertönte, und Klara dringend um Einlaß bat.

»Ich muß ihn ſehen!« ächzte ſie, »ich muß aus ſeinem eigenen Munde hören, ob mein Bild ganz aus ſeinem

Herzen erloſchen iſt. Haltet mich nicht zurück, ich bin nicht wahnſinnig, — ich will Liebe, nur Liebe!« —

Finſter prallte Geiling von dem Eingange zurück; Meiſter Eiſele's Herz drohte zu brechen; da hämmerte es von Neuem gebieteriſch an die Eiſenbohlen der Thüre, und Lorenz, der Kaufherr, näherte ſich, um zu öffnen.

»Zurück!« gebot der Oberſt entſchloſſen, »wartet meiner einen Augenblick, ich will ſelbſt mit der Thörin ſprechen, und ſie zur Ruhe verweiſen. Ich hoffe,« lächelte er hämiſch, »meine Siegesgewalt über das Weibsvolk wird mich nicht im Stiche laſſen.«

Der Oberſt war kaum zur Thüre hinausgetreten, als eine weibliche Geſtalt ihm ungeſtüm an den Hals flog, und zugleich die in ſeinem Gedächtniſſe ſchnell aufgefriſchte Stimme Klara's ihm zurief:

»So hab' ich dich endlich, endlich wieder! ich liege an deinem Herzen, und weiß nun, fühle nun, daß du mich nicht verrathen haſt! — Moriz, nun bin ich glücklich!« —

»Geduld, Geduld! ſo weit ſind wir noch nicht,« ſagte Geiling kalt, indem er ſich den Armen der Liebenden entwand. Ein ältlicher Mann, welchen der Schwede nicht kannte — es war Doktor Wendemann —, ſtand ihm in dieſem Bemühen bei.

»Mein liebes Kind,« ſagte der Letztere ſanft, »faßt Euch, beſinnt Euch, wo Ihr ſeid, und daß es für eine ſittige Jungfrau wenig ziemlich iſt, ſich einem Manne ſo ſchlechtweg an den Hals zu werfen.«

»Schweig, Froſchſeele!« gebot Klara, »was verſtehſt du von Liebe! Es iſt mein Einziger, mein Gatte, welchen ich hier umfaſſe; wem könnte alſo meine Glut ein Aergerniß ſein?« —

Ueber Geiling's Geſicht lief ein Zug ſchadenfrohen Hohns und jenes ſelbſtiſchen Dünkels, welcher ſelbſt am Unglücke Gefallen findet, wenn es nur ſeiner Eitelkeit ſchmeichelhaft iſt. Indeß ſchob er die Wahnwitzige abermals von ſich, und ſprach:

»Du redeſt von Zeiten, die vergangen ſind, und nicht wieder kehren, Klara! Sei vernünftig, und ergib dich darein. Was willſt du von mir?« —

Klara ſah den Redner mit einem aus Furcht und Staunen gemiſchten Ausdrucke an; dann fuhr ſie ſich über die Stirne, als beſänne ſie ſich, und lispelte dem Oberſten zu:

»Komm, komm, mein ſüßer Freund! Was ich dir zu ſagen habe, paßt nicht für fremde Ohren. Komm, ſchenke mir eine Minute unter vier Augen, und ich bin gewiß, unſere Herzen finden ſich in der alten Traulichkeit wieder. Komm, o komm!« —

Sie ergriff die Hand des Geliebten, und zog ihn fort; halb unwillkürlich, halb vielleicht von einer Einfliſterung ſeiner Sinnlichkeit beſtimmt, folgte ihr der Offizier zögernd nach; doch der Arzt trat ihm in den Weg, und ſagte:

»Verzeiht, Herr! dies darf nimmermehr geſchehen; die Jungfrau iſt meiner Pflege anvertraut, und zu traurig ſind die Eindrücke, welche Ihr durch Eure Eröffnungen bevorſtehen, als daß ich dieſe Unterredung geſtatten dürfte. Ich ſehe es an Euerm Antlitze, an Euerm Benehmen, Oberſt Geiling, daß Ihr die Unglückſelige nicht mehr liebt, welches ihr vielleicht hätte Rettung geben können. — Laßt ihr zum mindeſten ihren glücklichen Wahn, und ladet nicht auch noch die Schuld Ihres Todes auf Euch!« —

»Wer fragt nach Eurer Meinung, kühner Alter?« herrſchte der Oberſt, »was habt Ihr Euch in meine Angelegenheiten zu miſchen? Komm Klara, ich bin dein zärtlicher Moriz wie ſonſt, laß uns ein Stündchen der Wonne des Wiederſehens weihen!« —

Jubelnd umfaßte ihn die Jungfrau, und ſchloß ſich ihm an, um zu gehen; doch der Doktor vertrat ihnen abermals den Weg und rief entſchloſſen:

»Gebt ſie frei, Herr, oder ihr Blut komme über Euch!«

»Hinweg, Verrückter!« ſchrie Geiling, ſchleuderte den Gelehrten zur Seite, und zog das Mägdlein in eine anſtoßende, ihm von früher her bekannte Stube.

»Nun alſo,« begann er, und drückte die Jungfrau mit erheuchelter Zärtlichkeit an ſeine Bruſt, »nun alſo, mein holdes Liebchen, ſind wir allein, und nun laß uns den Bund erneuern, welchen nur das Schickſal trennen konnte! Komm in meine Arme!« —

»So haſt du mich alſo nicht vergeſſen?« jubelte Klara, und umarmte den Verräther mit hinſchmelzender Innigkeit. »So liebſt du mich wirklich noch immer?« —

»Von ganzer Seele!« betheuerte der Schwede mit erkünſtelter Wärme, und ſuchte die Bethörte an ſich zu ziehen. »Ich bin dein Moriz, wie du mein Süßklärchen biſt!« —

»Ich wußte es ja,« frohlockte ſie, »ich habe es ſtets geſagt, mein Moriz kann kein Schurke ſein!« —

»Was fällt dir ein,« lächelte der Oberſt hämiſch, »ich dich verrathen, dich, die Reizendſte der Reizenden, die Holdſeligſte der Holdſeligen! Ich müßte ja von Sinnen ſein!« und abermals erneuerte er ſeinen Verſuch, welchen ſie, wie das erſte Mal, ſittſam zurückwies.

»Siehſt du,« fuhr ſie koſend fort, »ſie glaubten Alle, ich hätte den Verſtand verloren, und ich fürchte ſelbſt, es ſei etwas dergleichen mit mir vorgegangen, denn du ſollſt wiſſen: der Verſtand eines Mädchens wohnt in ihrem Herzen, und wer ihr dies bricht, bricht ihr auch jenen. — Die Jungfrau, welche über einem getäuſchten Herzen den Verſtand nicht verliert, hat keinen zu verlieren; aber nun iſt mein armer Kopf wider ganz heil, ich bin wieder geſund und getroſt, und glücklich, denn ich habe dich wieder gefunden, und weiß, daß du mich nicht betrogen haſt! Nicht wahr, du haſt es nicht? du wirſt es nie?« —

»Nie! nie!« ſchwor Geiling, welchen die nutzloſe Scene zu langweilen anfing; »aber,« fuhr er fort, »ich habe dich nun ſeit Jahren nicht geſehen, nicht umfaßt mit glühendem Gefühl, — laß dein Träumen und Schelten, laß uns, ohne die ſchöne Zeit zu vergeuden, ganz dieſes ſeltenen Glücks genießen?« —

Klara wies den Stürmiſchen ſanft von ſich, und erwiderte:

»Ich bin ganz glücklich, indem ich dich ſehe, mit dir ſpreche, mich überzeuge, daß du treu biſt. Haſt du noch andere, höhere Forderungen an das Glück?« —

»Närrchen,« ſpottete der Schwede, »heute bin ich bei dir, morgen wirft mich die launiſche Fortuna vielleicht meilenweit von dieſer ſchönen Stelle; ich ſehe dich vielleicht erſt nach Monden, nach Jahren, vielleicht niemals wieder! Warum alſo dies Sprödethun, dieſe Ziererei?« —

Die Jungfrau trat erblaſſend einen Schritt von ihm hinweg, maß ihn mit einem forſchenden, durchdringenden Blicke, und fragte bebend:

»Wie? ſo willſt du alſo wieder fort? Biſt nicht gekommen in Glanz und Herrlichkeit dein Bräutlein heimzuführen, wie du mir vor Gottes Angeſicht gelübdet haſt? — Du kannſt mich abermals verlaſſen? mich der Einſamkeit, der Verzweiflung zur Beute hinwerfen?« —

»Kind,« achſelzuckte der Treuloſe, »das geht mit uns Kriegern nicht anders. Heute hier, morgen da; heute auf dem Gipfel des Glücks, morgen im Schlamme des Abgrundes; heute geliebt, morgen todt; ſchlag' dir dieſe Eheſtandsgrillen aus dem Sinne und ſei mein, ſo lange der Sand nicht abgelaufen iſt, welcher mein Weilen an deiner Seite mißt.«

Und abermals legte er den verlangenden Arm um den Leib der Jungfrau, welche, wie aus einem Traume erwachend, irren Blickes um ſich herſchaute, und nicht begreifen zu können ſchien, daß ihr ſchöner Glaube nur Wahn ſein könne. Als ſie aber aus dem Ungeſtüme des Glücksritters ihrer ungeheuren, entſetzlichen Selbſttäuſchung inne ward, erhob ſich in ihrem Innern ein Kampf, der ſich äußerlich im Wogen der Bruſt, im Aufleuchten der Blicke, in der zuckenden Bewegung des Mundes, im wilden Krampf ihrer Züge deutlich genug offenbarte, um auch dem Elenden nicht zu entgehen, welcher ihn veranlaßt hatte. Indeſſen, gewohnt, wie er es war, dem Götzen ſeines Egoismus jegliches Opfer zu bringen, fand er einen ſtillen Triumph in dem gebrochenen Herzen der Unglücklichen, und es fiel ihm gar nicht ein, ihren Schmerz durch linde Trosteswrote, oder doch durch einen Anſchein von Mitgefühl zu beſänftigen. Der Rohe iſt grauſamer als der Tiger, welcher ſein Opfer zerreißt, ohne ſich an ſeiner Qual zu weiden.

»Thöricht Mägdlein!" lachte er, »wie konnteſt du von einem Manne Treu' erwarten, oder redlich Werben! Unſere Aufgabe iſt, in Euch für's Alter eine Pflegerin, eine Gefährtin, eine Wirthſchafterin zu gewinnen, und ſo halten wir's auch, wenn Ihr nebſt den leiblichen Eigenſchaften auch den klingenden Vorzug von Reichthum und Wohlhabenheit beſitzt; — ohne dieſe müßt Ihr Euch nicht einbilden, etwas Anderes zu ſein, als Tand, Augenweide, Spielzeug, Ergetzlichkeit für uns, ſo wie es anderntheils wieder an Euch iſt, mit Eurer Jugend unſer Leben zu verſchönern, und mit Euerer Pflege unſer Alter zu getröſten. — »Und er ſoll dein Herr ſein!" bedeutete der Erſchaffer die Eltermutter deines Geſchlechts; und ſiehſt du, ſo muß es ſein, daß Ihr uns als Euere Gebieter venerirt, und weiter keine Anſprüche an uns macht; und ſomit auch — als dein Gebieter — befehle ich dir — — —"

»Haltet ein, Herr Oberſt Moriz Geiling!" rief die Jungfrau bleich wie der Tod, und mit einer Feſtigkeit, der man es abſah, daß ſie wieder ganz im Beſitz ihrer geiſtigen Kräfte war, »nicht weiter in dieſem Tone! Gebet mir Antwort auf meine Fragen. Herr! ich will Licht haben, volles, grelles Licht, und wenn ich darüber erblinden ſollte! — So liebtet Ihr mich alſo, wenn ich Euch recht verſtand, niemals ſo recht, wie man Liebe verſteht?" —

»Wie ich ſie verſtehe, allerdings,« höhnte der Böſewicht, »und liebe dich noch ſo, denn du biſt ſchön, liebenswerth — —«

»Genug. Und war es ein leeres Spiel, was Ihr mit mir zur Zeit Eures Aufenthaltes in Freiberg triebet; oder lag ein tiefer Plan dahinter?« —

»Wozu dies Examen, kleiner Vehmrichter,« ſcherzte Geiling, »ich liebe dich noch immer; iſt dir dies nicht genug?« —

»Still,« drohte Klara, »ſtill, und antwortet mir! Welches war Eure Abſicht, da Ihr bei meinem Vater um meine Hand warbet?« —

»Die Abſicht, Kind, zu erfahren, ob der Alte wirklich ſo in der Wolle ſäße, als man es allgemein erachtete. Nach dem, was Frau Fama von ſeinem Reichthum erzählte, hätte ich ihn traun für den reichen Praſſer im Evangelium gehalten.«

»Und dies allein war der Reiz, welcher Euch meine Minne erwünſchlich darſtellte?« —

»Der weſentlichſte in jedem Falle, denn ich brauchte Geld, viel Geld, wie ich es noch immer brauche und ſtets brauchen werde, ſintemalen die Freude und ich zwei geſchworne Bundesgenoſſen ſind, die nicht von einander laſſen können. Als ich nun aber erfuhr, daß der reiche Praſſer von Freiberg nach den ausgiebigeren Begriffen, welche ich mitgebracht hatte, nur ein armer Schächer ſei, deſſen Geldkaſten kaum für einen, nach meinem Sinne verlebten, Monat vorhalten mochte, da empfahl ich mich bei Nacht und Nebel, ging hin, und wurde Soldat. Und ſiehſt du, Schätzchen, dies war mein Glück, denn der Krieg iſt ein unerſchöpflicher Bronnen für Denjenigen, welcher ſeine Eimer zu ziehen verſteht; — jetzt hab' ich, was ich will, und findet ſich nebenbei ein friſches, gemüthliches, lebensfrohes Dirnlein, ſo geht mir's doppelt wohl und ſo — will's die Kriegsgöttin, hoff' ich dem Teufel ein Schnippchen zu ſchlagen, und das Leben auszukoſten bis auf die Neige. Einen ſchmachtenden Schäfer oder Ehekrüppel mag ich nimmermehr abgeben!» —

Er ſtreckte die Arme neuerdings gegen Klara aus; allein dieſe hielt ihm die Rechte drohend entgegen und prallte vor ſeiner Berührung wie vor der Nähe einer Seuche zurück.

»Ich weiß genug,» ſagte ſie dumpf, öffnete die Thüre, und winkte dem ängſtlich harrenden Heilkünſtler einzutreten.

»Sehet hier,» murmelte ſie, gegen den Letzteren gewendet, »ſehet hier einen Helden, welcher ſeine Laufbahn damit eröffnete, durch ſataniſche Lügen die Hoffnung eines Mädchenherzens zu vergiften und ihren Traum von Glück zu erſchlagen — nicht wahr: es iſt eine große That? — Ihr habt mich als eine Aberwitzige angeſehen und behandelt, und habt Recht gethan, denn ich war eine Wahnſinnige; aber nur damals, als ich Treue erwartete von Einem, deſſen Blut ein Strom brandigen Verrathes, deſſen Worte Schlangengeifer, deſſen Schwüre meineidige Gottesläſterungen, deſſen Liebe ein Pfuhl ekelhafter Lüſte, deſſen Seele ein Zuſammenfluß der teufliſcheſten Ruchloſigkeit und des feilſten Eigennutzes iſt! Jetzt bin ich nicht mehr wahnſinnig, Doktor! ich habe mich wieder, bin wieder Jungfrau, bin wieder Weib, habe wieder ein Vaterland, einen Vater, habe wieder Freunde und eine Zukunft, welch'

Alles mir in der Bethörung einer raſenden Leidenſchaft verloren gegangen war; — ich habe wieder Pflichten gegen mich und die Welt — ich will ſie erfüllen!« —

Sie hängte ſich an den Arm des Doktors, und war im nächſten Momente den Augen des Schwedenführers entſchwunden. Mit mühſam erkämpfter Faſſung kehrte dieſer in die Sitzungsſtube zurück.

Erhitzt und faſt ſchnaubend vor innerem Grimm, ſtürzte Geiling, kurz nach der vorbeſchriebenen Scene, wieder in den Rathsſaal, wo mittlerweile die Väter von Freiberg, gegenüber den Unheil verkündenden Mienen der Schweden, finſter und wortarm des ferneren Verlaufes geharrt hatten. Es waren ihrer zwölf, Stadtrichter, Syndikus und Rathsmänner, ſämmtlich gehüllt in die ſchwarze Amtstracht, und eben ſo viele Offiziere des Feindes, in Lederkollern und ſchwer gewaffnet; das ganze Bild anzuſehen gleich zwei Gewitterwolken, aus deren Zuſammenſtoß der verderbende Blitz erzeugt werden ſoll. Die Freiberger hielten Geldſäcke von nicht gewöhnlichem Umfang in den Händen, während zwei kleinere Beutel auf dem Tiſche zu ſehen waren, die ihres Herrn gewärtig ſchienen. Herr Eiſele und der Kaufherr ergriffen die letzteren beim Eintritte des Oberſten, und ſo ward denn die verlangte Kontribution den Schweden entgegengereicht. Die unterwürfigen Geberden der Rathsherren ſchienen dabei um gnädige Hinnahme zu bitten.

»Willkommener Anblick!« rief Geiling, „es iſt wahrhaftig hohe Zeit, daß ich in dieſem verwünſchten Neſte endlich einmal etwas Erfreuliches zu Geſichte bekomme! Gebt nur, gebt, Ihr Herren, ſolcher Laſten überheben wir Euch willig.

»Nehmt, Herr Schwede!» ſagte der Stadtrichter dumpf, »nehmt und wohl bekomm' es Euch!» —

In dieſem Augenblicke ließ ſich von Unten von dem Rathhauſe ein immer lebhafteres Getümmel vernehmen: wirre Stimmen ſchrien unter einander, Waffen raſſelten, alle Drohzeichen einer Gährung tauchten auf, und unheimliches Leben bewegte den ganzen Platz.

Plötzlich gellte ein gräßlicher Schrei durch den Lärm und eine weibliche Stimme durchſchnitt ihn mit grauſem Mißtone:

»Rache, Vater!» zeterte Klara's Stimme, »Rache für dein gemordetes Kind!» —

Herr Markus Eiſele verbarg ſein Geſicht mit den Händen, und ſtöhnte wie ein Verzweifelter, Herr Lorenz Kaſtner aber heftete auf den Oberſten einen dunklen, glühenden Blick.

Allein in des Elenden Seele war die Ahnung der ſtrafenden Gerechtigkeit bereits aufgewacht; er hatte die Stimme ſeiner Getäuſchten erkannt und ſein Geſicht ward leichenblaß, und er prallte zurück an die Wand, und es ſtieg in ihm auf, als gemahne ihn eine innere Stimme, wie weit getäuſchte Liebe das Weib führen könne. Aber er wollte ſeine Rolle als kecker Glücksritter ganz durchführen, faßte ſich, lachte höhnend auf und rief:

»Was will die Verrückte? — Herr Stadtrichter, wenn ſie Unheil anſtiftet, ſo haftet Ihr mir mit Eurem Kopfe für die Folgen!» —

Er warf dem Greiſe einen grimmigen Blick zu; erbittert trat dieſer an den Schweden heran, ſeiner Entrüſtung Worte zu geben, da drängte ſich der Kaufherr an den Stadtrichter, erhob die Rechte bedeutungsvoll zu ſeinen Gefährten und rief: „Pfui, Pfui über den Schweden!« —

Dumpfes Gemurmel ging durch die Verſammlung — ein Ausbruch ſchien im Werden.

»Elende Meuterer!« brüllte Geiling, »her mit dem Gelde im Augenblicke, ehe mein Zorn Euch erreicht!«

»Habt es,« rief der Stadtrichter, »und fürder walte Gott!« —

Und Herr Markus Eiſele bot ihm die Säckel dar, und haſtig langten die Beutelüſtigen nach denſelben, über ihrem Heißhunger nach dem Gelde alles Uebrige vergeſſend. So ſchlägt Gier den Räuber mit Blindheit, daß er die Rächer nicht erblickt, deren Schwerter ſchon im Gebüſche aufblitzen.

Doch in dieſer Kriſe des habſüchtigen Verlangens der Abenteurer ereilte ſie ihr Schickſal. Wie es verabredet worden war, zogen plötzlich der Stadtrichter und ſeine Kollegen ſcharfe Meſſer hervor, riefen: »Für Vaterland und Glauben!« und bohrten ſie den Schweden Mann für Mann raſch in die Bruſt; — ein Schrei aus dreizehn Kehlen, und dreizehn Leichen zuckten verſcheidend am Boden. Aus Geiling's Bruſt ragten zwei Todeswaffen.

»Es iſt geſchehen!« ſeufzte der greiſe Stadtrichter aus hohler Bruſt: »Das Vaterland und meine Tochter haben ihr Opfer; aber Gott weiß, wie ſchwer ich mich zu dem blutigen Werk entſchloſſen habe. — Sie wollten es nicht anders — Herr, ſei uns Allen gnädig!« —

„Kein nutzloſes Klagen!" beſchwor der Kaufherr, „jetzt iſt es an uns, das Angefangene zum Ruhme Freibergs zu Ende zu bringen. Raſch an unſere Arbeit, kein Augenblick iſt zu verlieren."

„Ihr habt Recht, Freund!" beſann ſich Herr Markus, ſeine Faſſung mühſam dem Schmerze abringend. — Jeder weiß ſeine Aufgabe, das Geſchehene läßt ſich nicht mehr ändern — alſo muthig vorwärts!" —

Unter einem kräftigen, ihre Entſchloſſenheit bethätigenden Ausrufe vertheilten ſich die Rathsherren, und in wenigen Augenblicken hatte ſich die Geſtalt der Dinge auf das Ungeheuerſte verändert.

Ein Paar liefen im Gange hinunter, verrammelten die ohnehin mit einem armdicken Riegel verwahrte Thüre des Rathhauſes, die Andern hoben die Leichen der Offiziere empor, dann verſammelten ſie ſich alle am Fenſter der Sitzungsſtube. „Sehet hier Eure Helden!" ſchrien ſie auf das Kriegsvolk der Feinde hinunter, „ſehet hier den Lohn der Grauſamkeit!" und damit ſtürzten ſie die entſeelten Leichen aus dem Fenſter. Ein ungeheurer Aufſchrei der namenloſeſten Wuth brüllte aus den Lippen der ſchwediſchen Soldaten empor; einen Moment ſtanden ſie ſtarr vor Entſetzen, gleichſam verſteinert, ob des ungeheuren Vermeſſens der Bürger, dann verſuchten ſie die mit Eiſen beſchlagene Eichenthüre zu ſprengen, rannten mit Stangen und Kolben und Feuerwaffen dagegen an, aber es war vergebens, die Pforte widerſtand allen Anſtrengungen, auch flogen Steine und Balken auf die Häupter der Stürmenden. Nun kehrte ſich der Grimm der Soldaten gegen ihre Umgebung: raſend hieben ſie auf die umtoſende Menge ein, da fiel plötzlich aus den Fenſtern des Rathhauſes ein Schuß, welcher einen Schweden niederſtreckte, dann ein zweiter, eben ſo wohl gezielter, und nun donnerten von allen Seiten unzählige Gewehre auf die erſchrockenen Schweden, welche ſich ſonach im Rachen des Verderbens ſahen. Jetzt erkannten ſie, daß ihre Führer ſammt ihnen in eine Falle gerathen ſeien; »rette ſich, wer kann!“ rief's rings umher, und ſie zerſtreuten ſich entſchart in mehren einzelnen Haufen hierhin und dorthin, um ſich durchzuhauen oder an den Häuſern der Bürger ihre Rache zu üben: aber jedes Gebäude Freibergs war nach des Stadtrichters Antrag in eine Feſtung verwandelt worden, und wurde von Männern, Greiſen, Weibern und Kindern auf das Entſchloſſenſte vertheidigt. Ueberall wurden die Angreifer mit blutigen Köpfen zurückgeſchlagen, überall empfing ein Kugelregen oder Steinhagel ſie, die Bevölkerung ſchien verzehnfacht, und endlich mußten ſie ihr Heil in ſchneller Flucht zu finden ſuchen. Verworren rannten ſie durch die Straßen, überall trat ihnen der Tod lechzend entgegen, das Verderben umflutete ſie in tauſend Geſtalten. Da gewahrten ſie die Franziskuskirche, und ſtürzten auf dieſelbe zu, hoffend, in ihrem Innern eine Freiſtatte zu erhalten, die der Glaube ehren würde. Doch wehe — kaum der Mauer genahet, krachte es von Neuem wie tödtendes Geſchoß: Kugeln ſausten, und die Bruſt manches Schweden empfing die zerſtörende Sendung, welcher ſie in zwanzig Feldſchlachten entgangen war. Paniſcher Schreck bemeiſterte ſich mehr und mehr der Verzagenden, nirgends war ein Ausweg zu erſehen, überall gähnte der Höllenrachen, und das Verderben ſchien gewiß; Todesangſt ſchlug die kühne Schar.

Da ſtellte ſich ein alter Eiſenfreſſer an ihre Spitze, und rief ſeine Kameraden zum verzweifelten Sturme auf, dem einzigen Mittel möglicher Rettung; ſie wagten einen Anfall auf das Kirchlein, welches nur von jener kleinen Schar vertheidigt wurde, die Herr Markus in der vergangenen Nacht hier aufgeſtellt hatte. Bald erkannte der Feind die geringe Anzahl der Freiberger, die hier ihren Poſten hatten, und drang mit erneuerter Wuth auf die treuen Verfechter ihrer Heimat ein, hie und da ſchon ſanken Einzelne der Biederen zu Boden, ſchon waren ſie daran, den jubelnden Feinden zu erliegen, welche mit erneuertem Anpralle vorrückten; horch, da krachte es von Oben, und aus dem dicht verwachſenen Gipfel der ſchon früher erwähnten Linde, wo Wendemann anſtatt des Kaufherrn befehligte, fiel Schuß auf Schuß von ſicherer Hand, die ihr Ziel in der Bruſt der Schweden nicht verfehlte, — der Baum ſchien in einen Vulcan verwandelt, mit Tod und Vernichtung kreiſend. Erſchrocken ſahen ſie nach der Linde empor, nicht anders glaubend, als daß der Himmel, oder vielleicht eine finſtere Macht ſich mit den Freibergern zu ihrem Untergange verbunden habe. »Der Teufel iſt los!» kreiſchten hundert Stimmen. Eilig ergriffen ſie die Flucht, und gleich einem entfeſſelten Strome flogen ſie dem Wege nach Neutitſchein, in der größten Unordnung mit Geheul und in Todesfurcht Waffen und Gepäcke von ſich werfend, damit es ihrer Eile nicht zum Hemmniß werde, zu. Eine Stunde darauf war kein Schwede mehr in der Gegend zu finden.

Als der tobende Lärm verklungen war, und die Stadt keinen lebenden Feind mehr in ihre Mauern ſchloß, verſammelte Herr Markus Eiſele die Rathsherren und Bürger um ſich her, trat in ihre Mitte und ſprach: »Laſſet uns zuvörderſt dem Herrn der Heerſcharen danken für die große Gnade, ſo er an uns Unwürdigen geübt, indem er uns zu Wahrzeichen deutſchen Muthes und deutſcher Treue erkieſete, da der ſchlimme Glaubensfeind die Grenzen unſeres Vaterlandes zu überfluten gedachte! Ein kleines Häuflein ſchlichter Bürger, der Waffen nicht gewohnt, hat hier eine Schar wilder Kriegsknechte bekämpft und überwunden, wie David den Goliath ſchlug, ein armer Hirtenknabe den Rieſen, ein Kieſelſtein den Recken in eitel Wehr und Eiſengewaffen. Denn der Herr iſt ſtark in den Schwachen, und groß in den Kleinen, und gab auch dem Wurme Kraft ſich zu krümmen, ehedem er zertreten werde! Wir aber wollen beſcheiden ſein in unſerm Siege, welchem nur die Huld des Allmächtigen das Gelingen gab, und wollen uns nicht rühmen deſſen, was wir vollbracht, denn wer weiß, wie vielen Antheil an unſerer Tapferkeit unſere Leidenſchaften, unſere Habſucht, unſer Rachedrang hatten, die mit der wahren, echten Tugend nichts gemein haben! In jedem Falle lobpreiſet den Herrn allerwege und ſeid nimmer hoffärtig ob der Glorie, womit der Herr unſere Stadt verklärte, denn ſein iſt die Macht und die Herrlichkeit jetzt und zu ewigen Zeiten. Amen.»

Schweigend und mit tiefer Trauer beſtatteten nun die Geretteten ihre als Opfer unterlegenen Mitbürger, wie auch die Feinde, über welche ſie ſo blutig obgeſiegt hatten; in kein Herz kam Freude ob dieſer That, welche nur Nothwehr, Leidenſchaft und die Aufregung des Augenblickes hervorgerufen hatte, und deren verrätheriſchen Charakter Jeder mit beſchämter Wehmuth empfand. Am ſchmerzlichſten trauerte Herr Markus Eiſele und der wackere Kaufherr, welch' Letzterem eine ſtille Hoffnung in der Seele gelebt hatte, ſich die unglückliche Jungfrau, wenn ſie von ihrem Irrthume geneſen ſein würde, als Ehegeſpons zu erringen; denn Jungfrau Klara war nach dem Abzuge der Schweden ſpurlos verſchwunden. Niemand hatte ſie geſehen, man fand ſie nicht zu Hauſe, nicht in der Gegend, nicht unter den Leichen, wo die fürchtende Liebe ſie zuletzt geſucht hatte. Herr Markus war kinderlos geworden und der Liebende ein Witwer, ehe er Gatte geweſen. Viele Jahre hernach wollte Doktor Wendemann auf einer Wanderfahrt die Jungfrau, deren Loos ihm ſo ſehr zu Herzen gelegen hatte, in einem Büßerinnen-Kloſter zu Brünn geſehen und wieder erkannt haben; doch konnte man niemals etwas Gewiſſes über ihr Schickſal erfahren; denn betrogene Liebe iſt ja der Kainsfluch, welcher die Sterblichen ruhelos über die Gebiete der Erde jagt, bis ſie unter ſeiner Laſt verſchmachten! Freiberg erhielt nachmals als Belohnung der kühnen Rettungsthat, deren Gedächtniß ſich bis in die ſpäteſten Zeiten durch ein bekanntes Volkslied vererbte, ein blankes Meſſerpaar zum Wapen, welches jetzt noch hoch über dem Rathhausthore prangt, und Enkel erinnert, treu auszuharren im Kampfe für Gott und Fürſt und Vaterland. Die Wahnſinnige aber iſt längſt vergeſſen, und kaum mehr die Sage leiht ihrer Trauergeſchichte die Zunge, denn Liebe hat nur Einen Hiſtoriker — das Herz — und in deſſen Chroniken wiſſen nur Wenige zu leſen!

Das hohe Paar.

Welch hohes Paar durchſchreitet
Den Park in ſtelzem Schritt?
Die Nachtigallen ziehen
Gleich Feſtherolden mit.

Leuchtkäferchen, wie Funken
Vom Mond herabgeſprüht,
Umflackern alle Gänge,
Durch die das Pärchen zieht.

Jetzt, wo der Hain ſich öffnet,
Da ſtehen um den Pfad,
Zu Doppelreih'n geordnet,
Die Pappeln ſchlank und g'rad.

Und ſtatt zu ſalutiren,
Wie eine Kriegerſchar,
Verneigen ſie mit Flüſtern
Sich vor dem hohen Paar.

Die letzten Zwei der Reihe
Bewachen einen Thron,
Das ſchönſte Ehrenplätzchen
Im Blumenpantheon.

Die lieblichſte Katalpe
Wölbt ihren Baldachin,
Beſteckt mit Girandolen,
Weit ſchattend d'rüber hin.

Andächtig ſchweigt der Garten,
Nun ruht das hohe Paar;
Nur laue Weſte bringen
Den Gruß der Nacht ihm dar.

Ehrt, weil es Fürſt und Fürſtin,
Sie die Natur ſo ſehr? —
Es iſt ein liebend Pärchen:
Was braucht es eben mehr? —

Joh. Gabr. Seidl.

Taſchenſpielerei.

Die Zeit, ich hab' es ſelbſt erfahren,
Iſt eine Taſchenſpielerin,
Sie ſchlägt die Volte mit den Jahren,
Und blendet neckend Aug' und Sinn.

Da ſteht ſie, hinter'm grünen Tiſche
Der Erde, mit geübter Hand,
Vor ſich ein flimmerndes Gemiſche
Von Flitterwerk und Zaubertand.

Und Dornen wandelt ſie in Roſen,
Wohl öfter noch die Roſ' in Dorn,
Und läßt um Nieten emſig loſen,
Und trübt zu Blut der Freude Born.

Und Kronen bröckelt ſie zu Staube,
Und ſchmelzt den Staub zu Gold im Nu,
Und ſchickt die kaum gewürgte Taube
Des Friedens neubelebt uns zu.

Die Zeit, ich hab' es ſelbſt erfahren,
Iſt eine Taſchenſpielerin! —
Sie nahm mir einmal meinen klaren,
Geſunden, lebensfrohen Sinn;

Und legt' ihn tändelnd unter'n Becher
Der Lieb', und ſprach ein kurzes Wort,
Dann hob ſie raſch den Zauberköcher, —
Mein klarer, froher Sinn war fort.

Was ich dafür zurückerhalten,
War ein verkohlter Diamant. —
Ich küſſ', erſchüttert durch ihr Walten,
Mit Thränen ihre Künſtlerhand.

Joh. Gabr. Seidl.

Anwartſchaft.

Mein Leben — ach! ich kann mir's nicht erklären, —
Mich dünkt es immer nur erborgt, gelieh'n;
Nicht wie ein Ding, das lang noch könnte währen,
Nein, wie ein Traum, bald reif ſchon zum Entflieh'n.

Nein — wie das Steh'n auf eines Hauſes Stufen,
Woraus verbannt man zögert wehmuthsvoll;
Gleich einem Amt, aus dem man abberufen,
Nur deſſ' noch harrt, der uns erſetzen ſoll.

Ja — ſchon geleert dünkt mich die kleine Stelle
Die ich einſtweilen auf der Welt vertrat;
Ernannt ſchon iſt der rüſtige Geſelle,
Der treten ſoll auf meinen leeren Pfad.

Ernannt ſchon iſt er, nur noch nicht gekommen, —
Bald wird er kommen, — und dann iſt es aus!
D'rum fühl' ich mich ſo ſeltſam oft beklommen,
Bin nimmer hier, bin noch nicht dort zu Haus.

Gewöhne dich hinüber, Herz, hinüber,
Schau' nicht ſo bang um dich, ſchau' nicht zurück!
Was du auch biſt und haſt, es geht vorüber:
Dort iſt dein Leben, dort vielleicht dein Glück!

Joh. Gabr. Seidl.

Der Fluch.

Novelle

von

Louiſe Beck.

Zu einer weiten Reiſe gerüſtet, ſaß der junge Graf Emil von Bergy in tiefes Nachdenken verſunken in ſeinem Schlafgemach, und ſchien die Anweſenheit Gilberts, des alten Kaſtellans, der ſchon ſeinem Vater und Großvater mit beiſpielloſer Treue gedient hatte, nicht zu bemerken. — Lange ſtand Gilbert regungslos vor ſeinem jungen Gebieter, die Züge des greiſen Antlitzes, das thränenfeuchte, feſt auf ihn gerichtete Auge, die halb unterdrückten Seufzer, welche ſeiner Bruſt entſtiegen, verriethen den tiefſten Schmerz; — endlich wagte er es, das peinliche Schweigen zu brechen und ſprach mit leiſer, bebender Stimme: »Ihr wollt alſo wirklich von uns ſcheiden, gnädigſter Herr? Wollt das alte Stammſchloß Eurer Väter verlaſſen und nach einem Lande eilen, das noch Keinem, der Euren edlen Namen trug, zum Segen ward? — Hört meine Warnung, geht nicht nach Spanien, Ihr würdet es zu ſpät bereuen." — »Schweig, Alter!" rief der junge Graf unmuthig, »du weißt, was mich unaufhaltſam dahin zieht, alſo kein Wort mehr, es wäre vergebens!« — »Ich weiß es,« antwortete Gilbert ſchmerzlich, »und gerade darum zittere ich für Euch! — Ich ſelbſt erlebte, wie Ihr wiſſet, ſchon zwei der traurigſten Beiſpiele in Eurer Familie; Euer edler Großvater kehrte zwar aus jenem mir ſo ſchrecklichen Lande zurück, allein ich ſah ihn von jener Zeit an nie mehr heiter! — ein furchtbares Geheimniß ſchien auf ſeiner Bruſt zu laſten, deſſen Gewicht ihn auch bald hinab in die Gruft ſeiner Ahnen zog. Demungeachtet konnte des Vaters früher Tod ſeinen jüngeren Sohn Jerome von Bergy, Euren Oheim, nicht abhalten, ſeinen unſeligen Drang nach jenem Lande, aus dem er nicht wiederkehrte, zu befriedigen! — Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, Euer Vater ſtarb aus Gram über den verlornen Bruder — Ihr ſeid jetzt der Letzte Eures Stammes, dennoch wollt auch Ihr —« »Was ich muß!« unterbrach Graf Emil den Alten heftig. »Ich eile nach Spanien, meinen theuren Oheim aufzuſuchen, wenn er noch am Leben iſt, wo nicht, mir mindeſtens genaue Kenntniß über ſein Schickſal und die Art ſeines Todes zu verſchaffen! Dieſe meine heiligſte Pflicht will und muß ich erfüllen, unbekümmert, welch' ein Loos mich dort erwartet, und was dereinſt mein eigen Schickſal ſei!« — Der Greis ſtand tief erſchüttert nach dieſer feſt ausgeſprochenen Erklärung des geliebten Gebieters, er bemühte ſich vergebens, ſeine Thränen zu verbergen, Emil bemerkte die Bewegung des treuen Dieners, reichte ihm die Hand und ſprach gütig: »Sei ruhig, Alter, eine innere Stimme ſagt mir, wir werden uns wiederſehen! Mein theurer, allzu früh dahin geſchiedener Vater ſprach oft von meiner faſt wunderbaren Aehnlichkeit mit ſeinem

Bruder. Du ſelbſt und Alle, welche meinen Oheim je gekannt, ſtimmten damit überein,— ſollte um dieſe Aehnlichkeit weiter nichts als ein Spiel der Natur, ſollte ſie nicht vielmehr eine Fügung des Himmels ſein, welcher mich auserſehen, der Retter meines Oheims zu werden? ja wohl gar das unbegreifliche Räthſel zu löſen, das über unſerem Stamme waltet? Wende mir daher nichts weiter ein, mein Entſchluß ſteht unwiderruflich feſt, morgen mit dem Frühesten verlaſſe ich dies Schloß, d'rum geh' jetzt, Alter, gönne mir noch ein paar Stunden ruhigen Schlafes, und willſt du, ſo gedenke meiner in deinem frommen Abendgebet!“ — Gilbert neigte ſich nach dieſen Worten tief auf die Hand ſeines jungen Gebieters, heiße Thränen fielen darauf, während er ſie ehrerbietig küßte und ſich dann, gehorſam dem Befehl des über Alles geliebten Herrn, ſchweigend entfernte.

Ungefähr drei Monate mochten verfloſſen ſein, ſeit Emils Vater, der edle Graf Robert von Bergy, in der Gruft ſeiner Ahnen ruhte. Ihn hatte in der That nicht ſowohl das Alter als der Kummer getödtet! — Schon ſeit undenklichen Zeiten wiederholte ſich nämlich, von Generation zu Generation fortlebend, faſt in jedem männlichen Sprößling des Hauſes derſelbe unwiderſtehliche Trieb, die Pyrenäen zu überſchreiten, um jenſeits dieſer Berge auf beinahe unbegreifliche Weiſe ein Opfer ſeiner unerklärbaren Sehnſucht zu werden. Dies traurige und doch unabwendbare Verhängniß trübte das Glück der Familie, und hing ſtets wie eine Verderben drohende Gewitterwolke über derſelben; der Vater zitterte für den Sohn, der Bruder für den Bruder. Vergebens verſuchte man es, dem kaum gebornen

Knaben den tiefſten Abſcheu vor jenem Lande einzuflößen, umſonſt bemühte man ſich, ihn durch abſchreckende Beiſpiele zu warnen — das erleſene Opfer mußte, ſobald es das männliche Alter erreicht hatte, einem mächtigen, unwiderſtehlichen Drange gehorchen, und ſo wurde die kaum geſchöpfte Hoffnung jedes Mal aufs Neue vereitelt, ſo blieb das finſtere Räthſel ſtets ungelöſ't, wie ſehr man ſich auch bemühte, das grauenvolle Dunkel endlich zu enthüllen. —

Zwar herrſchte allerdings eine alte Sage, nach welcher ein Urahnherr des Hauſes Bergy einſt nach Spanien gezogen ſein und ſich daſelbſt eines ſo großen Vergehens ſchuldig gemacht haben ſollte, daß ſeit jener Zeit eine grauenvolle Verwünſchung auf ſeinen Nachkommen laſte; allein dieſe Sage war ſo wenig verbürgt, es fand ſich in den Urkunden der Familie ſo gar keine Beſtätigung derſelben, daß ſie für weiter nichts als ein Mährchen gehalten wurde, welches von müßigen Zungen erfunden worden, um ſich das räthſelhafte Geſchick dieſes Hauſes einigermaßen zu erklären. Wie dem aber auch ſein mochte, der Unſtern, welcher über dem edlen Geſchlechte waltete, ſchien ſeinen verderblichen Einfluß auf daſſelbe eher zu vermehren, als zu vermindern. Emils Großvater kehrte in einem Zuſtande aus Spanien zurück, der ſeine beiden Söhne mit tiefem Schmerz erfüllte; er ſtarb, ohne ihnen kund zu thun, was ihm dort begegnet ſei; — kein Wunder, daß, nachdem nun auch Jerome geſchieden war, ohne wiederzukehren, Graf Robert in die tiefſte Schwermuth verfiel. — Der Anblick ſeines allmälig heranwachſenden Knaben erhöhte dieſe Schwermuth immer mehr, weil er in ihm gleichfalls ein

Opfer jenes unerklärbaren Verhängniſſes erblickte. Je deutlicher daher im Laufe der Jahre Emils Aehnlichkeit mit ſeinem Oheim hervortrat, je tiefer wurzelte der Gram in ſeiner Bruſt, deſſen Beute er auch endlich werden ſollte, — jedoch nicht ohne durch ſein namenloſes Leiden ſowohl, als durch ſeine häufigen Erzählungen von dem geliebten Bruder, den feſten Vorſatz in Emils Buſen erweckt zu haben, den böſen Dämon ſeines Hauſes entweder zu bannen, oder als der letzte Sprößling desſelben unvermählt zu ſterben.

Es war ein heiterer, von den milden Strahlen der untergehenden Sonne erhellter Abend, als Emil von Bergy Spaniens Boden betrat! — Von tauſend einander widerſtreitenden Gefühlen ergriffen, ſah er das Land nun endlich vor ſeinen Augen, das den Seinigen ſeit undenklichen Zeiten ſo verderblich geworden war; allein zu heiter lächelte der Himmel auf ihn herab, zu üppig grünte und blühte die Natur rings um ihn her, zu lieblich klangen die Glocken der Maulthiere, der Geſang ihrer Führer, das harmloſe Geplauder der Landleute, die nach der Arbeit des Tages in ihre friedlichen Wohnungen zurückkehrten, als daß nicht auch er endlich nur einer angenehmen Empfindung Raum gebend, die reizende Gegend mit Entzücken betrachtet hätte. Es war ihm unmöglich, hier an Gefahr zu denken, unmöglich hier an ein ihm drohendes Unglück zu glauben, im Gegentheil, ihm war, als müſſe das finſtere Räthſel ſeines Hauſes ſich hier freundlich löſen, als müſſe ſein theurer Oheim in voller Manneskraft erblühend in ſeine Arme eilen, und der geliebte Vater ſelig lächelnd auf die Wiedervereinigten vom Himmel niederſchauen.

In tiefes Nachdenken verſunken, war Emil bei ſchon anbrechender Nacht in eine waldige Gebirgsſchlucht gerathen, durch welche man — wie er ſich freilich jetzt erſt von einigen Landleuten gehört zu haben erinnerte — zwar in ein kleines, romantiſch gelegenes Thal gelangte, die aber bei Nacht zu paſſiren eben nicht rathſam ſei, indem ſich, wie man ſagte, eine Horde von Zigeunern daſelbſt aufhalten, und Raub und Plünderung treiben ſollte. Emil, obgleich er ſich der erhaltenen Warnung nunmehr gar wohl entſann, hatte jedoch jetzt keine andere Wahl mehr, als ſeinen Weg muthig fortzuſetzen; er rief daher dem ihm nachfolgenden Diener zu, auf ſeiner Hut zu ſein, nahm eine ſcharf geladene Piſtole in die Hand, und ritt vom Mondlicht begünſtigt, ruhig weiter, feſt entſchloſſen, Habe und Leben gegen jedweden räuberiſchen Anfall nachdrücklich zu vertheidigen. Schon hatten die Reiſenden das Ende der Schlucht beinahe erreicht, ohne daß ihnen ein Unfall begegnet wäre, ſchon glaubte Emil das Gerücht von dem Daſein einer Räuberbande für ein Mährchen halten zu dürfen, als er plötzlich, nicht allzu ferne von ſich, einen Schuß fallen hörte, dem gleich darauf ein lauter Hilferuf und das Geſchrei verworrener Stimmen folgte. Ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, eilte Emil der Gegend zu, von weber der Hilferuf ertönte; als er ſie erreicht hatte, erblickte er zwei Männer, welche ſich gegen ſechs wild ausſehende Böſewichter von zigeunerhaftem Weſen mit letzter Kraftanſtrengung vertheidigten. Dieſer Anblick war hinreichend, um Emil zum thätigſten Beiſtand aufzufordern: durch einen Piſtolenſchuß ſtreckte er einen der Räuber ſogleich zu Boden, ſein Diener war ſo glücklich, einen Zweiten zu treffen, daß er blutend zuſammenſtürzte, die vier Anderen ergriffen, erſchreckt durch die unerwartete Ankunft der beiden rüſtigen Kämpfer, auf's eiligſte die Flucht, und bald ſah ſich Emil mit den Geretteten allein, die, obgleich aus mehren Wunden blutend, doch noch Kraft genug in ſich fühlten, ihren Rettern bis zum Ausgang der Schlucht zu folgen, woſelbſt ſie der Anblick eines in einem reizenden Thale gelegenen freundlichen Dörfchens überraſchte, in deſſen bald erreichter reinlicher Poſada, ſie Alle Schutz, Obdach und Ruhe fanden.

Nichts glich der grenzenloſen Dankbarkeit, mit welcher William Dorſet, ſo hieß der Vornehmere der beiden Fremdlinge, von nun an an ſeinem tapferen Befreier hing. — Nachdem ſein heilkundiger Diener ihre beiderſeitigen, zum Glück nur leichten Wunden verbunden hatte, erzählte er ſeinem Lebensretter, wie er Emil nicht oft genug nennen konnte, daß eine unbeſiegbare Reiſeluſt ihn bewogen habe, England, ſeine theure Heimat, zu verlaſſen, um Frankreich und mindeſtens den ſchönſten Theil von Spanien zu durchſtreifen; er fügte jedoch hinzu, daß er nunmehr feſt entſchloſſen ſei, den Rückweg ſogleich wieder anzutreten, wenn es ihm nicht vergönnt werden ſollte, hinfort der unzertrennliche Gefährte Desjenigen ſein zu dürfen, den ihm der Himmel gleich beim Eintritt in dies Land als hilfreichen Engel, als Freund und Bruder entgegengeſendet habe. — Emil fühlte ſich von Williams Dankbarkeit zu tief gerührt, er war auch ihm durch das kleine Abenteuer zu werth geworden, als daß er ihn nicht gerne auf ſeiner ſeltſamen Entdeckungsreiſe zum Freund und Gefährten angenommen hätte; man vereinigte ſich daher bald dahin, die Reiſe durch Spanien gemeinſchaftlich fortzuſetzen, die nöthigen

Verabredungen wurden getroffen, und ſchon nach kurzer Friſt befanden die treu Verbündeten ſich auf dem von Emil gewählten Weg.

Monden waren vergangen, ſeit die beiden Freunde das Land ruhelos durchzogen. Emil hatte im Laufe dieſer Zeit dem ihm ſo innig ergebenen Gefährten die Urſache, welche ihn hierher geführt, nicht verhehlt, hatte ihm die ſeltſame Geſchichte ſeines Hauſes offen mitgetheilt und ihm vertraut, wie auch er mit jedem neuen Tage die Einwirkung irgend einer feindlichen Macht erwarte, — allein noch war ihm eben ſo wenig etwas Außergewöhnliches begegnet, als es ihm trotz aller ſeiner Bemühungen gelang, von ſeinem Oheim irgend eine Kunde zu erhalten. William nahm den innigſten Theil an dem Schickſal des theuren Freundes, er ſuchte ihn ſtets zu tröſten, ſeinen ſinkenden Muth zu beleben, die allmälig verſchwindende Hoffnung in ſeine Bruſt zurückzurufen und ihm bei ausharrender Geduld die endliche Erfüllung ſeiner Wünſche zu verheißen.

Nach einer langen, beſchwerlichen Wanderung gelangten die Freunde eines Abends — da, wo der Rioverde ſich von der Sierra della Nieve durch ſteile, enge Bergſchluchten herabſtürzt, in ein, mitten zwiſchen den öden Felſen liegendes kleines Thal, welches jedoch faſt gänzlich verödet war und nur von einem alten Fiſcher und ſeinem Enkel, einem etwa neun- bis zehnjährigen Knaben, bewohnt ward. Auf einem der Felſen aber erhob ſich, majeſtätiſch herabblickend, eine uralte mauriſche Feſte, welche, dem Zahn der Zeit ſchon ſeit Jahrhunderten Trotz bietend, noch jetzt in ziemlich brauchbarem Zuſtande zu ſein ſchien. Wirklich beſtätigte dies der alte Fiſcher auch den Freunden, auf ihre deßfalls an ihn gerichteten Fragen, als ſie ihm aber hierauf erklärten, daß ſie, weil der beſchränkte Raum ſeiner verfallenen Hütte weder ſie noch ihre ermüdeten Thiere aufzunehmen vermöge, in jener Feſte ein Obdach zu ſuchen gedächten, da erſchrak der Greis auf das heftigſte und beſchwor ſie, von einem Vorſatze abzuſtehen, der leicht die nachtheiligſten Folgen für ſie haben könnte. Verwundert über die faſt ängſtliche Scheu, mit welcher der Alte ſeine Warnung hervorſtammelte, drangen die Freunde in ihn, ſich deutlicher zu erklären, allein erſt nach langer hartnäckiger Weigerung erfuhren ſie endlich, daß die alte Feſte allerdings, obgleich nur von einem hochbejahrten Kaſtellan und deſſen einzigem Diener bewohnt werde, daß es jedoch dort oben nicht mit rechten Dingen zugehe, indem hinter jenen finſteren Mauern irgend eine ſchwere Unthat, irgend ein fluchwürdiges Verbrechen verborgen gehalten werden möge, und daß daher ein Jeder, der dort unberufen einzudringen wage, zuverläſſig verloren ſei. — Vor vielen Jahren, fügte der Greis hinzu, wäre er ſelbſt, von ſündlicher Neugierde getrieben, einſt ſo kühn geweſen, in einer finſteren Nacht den ſchmalen Felſenpfad, der zu der alten Feſte führe, zu erklimmen, allein kaum habe er ſich dem Theile des Mauerwerkes, das bereits in Trümmern liege, genähert, als ſo ſchmerzliche Klagelaute, ſo herzzerreißende Jammertöne ſein Ohr erreicht hätten, daß er ſich eilig auf den Rückweg begeben und es ſeit jener Zeit nie wieder verſucht habe, jenem unheilvollen Gebäude zu nahe zu kommen.

Die beiden Freunde hatten den freilich nur ſehr unvollſtändigen Bericht des alten Fiſchers mit großer Aufmerkſamkeit angehört; ihr Entſchluß, das alte Maurenſchloß zu betreten, ſtand jetzt feſter als zuvor; überdies trug der Umſtand, daß ein ſchweres Gewitter im Anzug war, vor dem ſie weder ſich noch ihre Thiere in der zerfallenen Fiſcherhütte gehörig zu bergen vermochten, noch dazu bei, ſie in ihrem Vorhaben zu beſtärken, und ſo befanden ſie ſich denn, trotz aller Einwendungen ihres ängſtlichen Wirthes, bald auf dem ihnen bezeichneten Weg, deſſen größere Hälfte ſie auch bereits zurückgelegt hatten, als das nunmehr mit wilder Gewalt ausbrechende Gewitter ſie, obgleich ſchon nahe an dem erſehnten Ziele, noch erreichte.

Nicht ohne große Beſchwerden gelangten ſie endlich, unter dem fortwährenden Leuchten der Blitze, auf den Gipfel des Felſens; jetzt ſtanden ſie vor der alten mauriſchen Feſte, deren Eingang ein großes halbrundes Thor, an dem jedoch der Zahn der Zeit längſt ſchon genagt haben mochte, verſchloß. Das Mauerwerk war zerſprungen, durch die mächtigen, weitklaffenden Riſſe zogen ſich künſtlich geformte Guirlanden von Epheu und Immergrün, gleich abſichtlich angebrachten Zierathen hin, zerbröckelte Steine bedeckten den Boden, ein halb eingeſtürzter Thurm hob ſich faſt drohend aus ſeinem Schutt empor, kurz Alles trug hier das Gepräge allmäliger Zerſtörung und erregte unwillkürlich ein unheimliches Grauen in des neugierigen Wanderers Bruſt. Mittlerweile war es dem ungeſtümen Pochen und Rufen der beiden Diener endlich gelungen, den Bewohner dieſes finſteren Gebäudes zum Oeffnen zu bewegen, die verroſteten Angeln des morſchen Thores knarrten, ſeine Flügel thaten ſich langſam auf und vor den Reiſenden ſtand, eine brennende Fackel in der Linken haltend, ein hochbejahrter Greis, deſſen bloßer Anblick ſchon geeignet war, ein unwillkürliches Grauen zu erregen. Wenn man die beinahe verſteinerten Züge, die tief in ihren Höhlen liegenden Augen, den faſt lippenloſen Mund betrachtete, ſo glaubte man ein dem Grabe entſtiegenes Geſpenſt vor ſich zu ſehen, das gekommen ſei, die Herzen der armen Sterblichen mit Furcht und Entſetzen zu erfüllen.

Emil bedurfte einiger Sekunden, bevor er gefaßt genug war, die dumpfe, kaum hörbare Frage des Greiſes, was ihr Begehren ſei, mit der Bitte um Obdach für dieſe Nacht zu beantworten. So natürlich dieſe Bitte nun aber auch war, da der Kampf der empörten Elemente eher zu-, als abnahm, eben ſo unangenehm ſchien ſie dem Alten zu ſein, man merkte deutlich, daß er ſie trotz des tobenden Unwetters zurückgewieſen haben würde, wenn ein Blick auf die vier kräftigen, wohlbewaffneten Männer ihn nicht überzeugt hätte, daß ſie bei etwaiger Weigerung ſich den Eingang allenfalls mit Gewalt zu verſchaffen wiſſen würden.

Ohne eine Silbe zu erwidern, wich der Greis nach kurzer Ueberlegung mehre Schritte zurück, ſeinen Gäſten gleichſam Raum gebend, das Gebäude zu betreten. Dieſe folgten der ſtummen Einladung auch ohne Zögern, und wurden hierauf von ihrem Wirthe in ein großes, geräumiges, mit alterthümlichen Meubeln verſehenes Gemach geführt, woſelbſt er ihnen Platz zu nehmen winkte und ſie dann ſchnell wieder verließ.

Nachdem der Greis ſich entfernt hatte, fing William, ſo gut ſich dies bei dem matten Kerzenſchein thun ließ, den Ort ihres Aufenthaltes näher zu unterſuchen an. Es war ein hohes, düſteres Zimmer von uralter Bauart, die noch erkennbaren Reſte ehemaliger Wandverzierungen verriethen ihren mauriſchen Urſprung, obgleich ſie ſpäter ungeheuren, jetzt beinahe gänzlich erblindeten Spiegeln, in zerſprungenen, ihrer Vergoldung längſt beraubten Rahmen weichen mußten; — ſeltenes Schnitzwerk, koſtbare, obwohl vom Zahn der Zeit zernagte Tapeten verkündeten den Reichthum der früheren Beſitzer. Allein es war nicht ſowohl der traurige Anblick des Verfalles dieſer ehemaligen Herrlichkeit, der dem Ganzen ein ſo düſteres Anſehen verlieh — es war vielmehr ein dem Orte ſelbſt entſpringendes unheimliches Grauen, wie es wohl zuweilen der Sterbliche im ahnenden Vorgefühl wichtiger, außergewöhnlicher Ereigniſſe empfindet, was die Anweſenden, ohne es ſich geſtehen zu wollen, gleich bei ihrem Eintritt erfüllte.

William hatte mittlerweile ſeine Unterſuchungen beendet, er trat nunmehr zu dem in tiefes Nachdenken verſunkenen Freunde und ſprach: »Fürwahr, das Gemach, in welchem wir uns befinden, paßt genau zu ſeinem alten Bewohner, beide ſcheinen von der Zeit verwittert! Gleichwohl bin ich herzlich froh, daß wir hier ſind, denn höre nur, wie der Sturm draußen tobt, wie der Regen in Strömen herabſtürzt, der Donner das Echo der Berge weckt! ſieh nur, wie die zuckenden Blitze den ganzen Horizont in Flammen zu ſetzen ſcheinen, da iſt es denn ſehr erfreulich für arme Reiſende, ein Obdach gefunden zu haben in ſolcher Nacht, wäre es auch von ſo ſeltſamer Art als das unſrige!"

»Wo der Alte wohl bleiben mag?» fragte Emil halblaut, ſich faſt ſcheu nach allen Seiten umſehend. »Er erfüllt vielleicht die Pflichten des gefälligen Wirthes, indem er ein kleines Nachtmahl für ſeine Gäſte bereitet," entgegnete William lachend; allein kaum hatte er ausgeſprochen, als die hohe Flügelthüre des Zimmers geöffnet wurde, und der Greis in Begleitung eines mit Wein und Speiſen reich beladenen Dieners plötzlich eintrat. — Ein Wink des Alten lud die beiden Freunde ein, an der wohlbeſetzten Tafel Platz zu nehmen, während er auch für deren Diener gaſtlich Sorge trug. Als er jedoch Alles wohl geordnet und den jungen Männern in einem kleinen Nebengemach zwei Ruhebetten gezeigt hatte, verſchwand er wieder eben ſo ſtumm, wie früher, ſeine ſtaunenden Gäſte im Zweifel laſſend, ob dies ſeltſame Schweigen ein Zeichen eindlicher Abſicht, oder nur eine Grille ſeines hohen Alters ſei.

Emils düſtere Stimmung, der geſpannte gereizte Zuſtand ſeines Innern, wurde durch das ſonderbare Benehmen des Greiſes noch gemehrt; William bemerkte es, um ihn zu erheitern, nöthigte er ihn daher zum Trinken, überzeugt, daß der Wein ſein Blut in raſchere Bewegung bringen und ihn den trüben Gedanken, die ſich ſeiner bemächtigt hatten, entreißen würde. In dieſer Abſicht füllte er die Gläſer mit dem köſtlichen Madera, der in ſchimmernden Kriſtallflaſchen die Tafel ſchmückte, und das ſeinige hoch empor hebend, rief er begeiſtert: »Der unglücklichen Anna Dorſet! — ſie ruhe in Frieden!« — »Anna Dorſet?« fragte Emil, ſeinen Freund voll Verwunderung anſchauend. — »Ja, Anna Dorſet, der die Liebe ihre Märtirerpalme, der das Leben ſeine Dornenkrone gereicht hat!« antwortete William tief bewegt: »nie,« fuhr er fort, »netzt dieſer edle Rebenſaft meine Lippen, ohne daß ich dabei ihrer gedenke, deren irrender Fuß zuerſt die noch unentdeckte Inſel betrat, der wir dieſen herrlichen Trank verdanken!« — »Wie meinſt du das? ich verſtehe dich nicht!“ verſetze Emil mit ſteigendem Erſtaunen. — „Es iſt wahr, mein Freund!“ unterbrach ihn William haſtig, „du kennſt die alte Sage noch nicht, welche in unſerer Familie von Sohn auf Enkel forterbend, jedwedem Gliede derſelben eine theure, heilige Erinnerung bleibt! Auch mir iſt dieſe Sage ſeit meiner zarteſten Jugend ein Gegenſtand des höchſten Intereſſes, ſie war es, die meine Phantaſie zuerſt beſchäftigte, die den Knaben, den Jüngling, den Mann noch jetzt bewegt, und die auch deine Theilnahme erregen wird, wenn du geneigt biſt, ſie aus meinem Munde zu hören?“ — Emils Neugierde war in zu hohem Grade erregt, als daß er ſich nicht ſehr gerne dazu bereit erklärt hätte, William füllte hierauf die Gläſer von Neuem mit dem edlen Rebenſafte, rückte ſeinem Freunde näher und begann:

„In den ſchauerlichen Gefängniſſen zu Marokko, woſelbſt die unglücklichen Chriſtenſklaven ihr jammervolles Leben verſeufzen mußten, ſchmachtete gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts Juan de Morales, ein Spanier, welcher auf einer weiten Seereiſe begriffen, in die Gewalt eines Korſaren gerieth, und nun ſchon ſeit mehren Jahren vergebens der endlichen Erlöſung aus ſchmachvollen Ketten entgegen ſah. Eines Tages wurde die Anzahl der armen Gefangenen durch einen Transport von Engländern vermehrt, deren Schiff durch einen fürchterlichen Sturm aus ſeiner Richtung verſchlagen, an die marokkaniſche Küſte geworfen und ſammt Allem, was ſich darauf befunden, eine Beute der Barbaren geworden war. Da nichts die Herzen der Menſchen leichter einander näher bringt, als gemeinſchaftliches Elend, ſo wurden die armen Leidensgefährten auch bald auf das innigſte mit einander vertraut; beſonders hatte Juan de Morales ſich binnen kurzer Zeit mit einem der neuen Ankömmlinge ſo ſehr befreundet, daß dieſer ihm die wahrhaft romantiſche, ſein höchſtes Intereſſe erregende Geſchichte ihrer Schifffahrt, welche leider ein ſo trauriges Ende nehmen ſollte, in folgender Erzählung mittheilte.

»Robert Macham, ein junger Engländer, der ſich ſowohl durch ſeine geiſtigen als körperlichen Eigenſchaften vor vielen ſeines Gleichen auf das vortheilhafteſte auszeichnete, lernte in einer glänzenden Geſellſchaft Miß Anna Dorſet, die Tochter einer eben ſo angeſehenen als ſtolzen Familie kennen und mit aller Glut der erſten eben erwachenden Leidenſchaft lieben. Es gelang ihm bald, ſich Zutritt in dem Hauſe der Eltern Anna's zu verſchaffen, allein ſo freundlich man ihn auch im Anfang daſelbſt empfing, ſo glücklich ihn die ſchnell erlangte Ueberzeugung machte, daß die holde Jungfrau ſeine heiße Neigung auf das zärtlichſte erwidere, eben ſo ſchleunig ſah er ſich aus allen ſeinen Himmeln geriſſen, da jedweder Verſuch, die Einwilligung ihrer ſtolzen Eltern zu ſeiner Verbindung mit ihr zu erringen, durchaus fehlſchlug.

»Vergebens beſchwor er ſie, zwei Herzen nicht grauſam zu trennen, die der Himmel für einander geſchaffen habe, umſonſt vereinigte Anna ihre Bitten mit den ſeinigen; ſie hatten ganz andere Plane mit ihrer Tochter, glaubten ſie auf eine weit beſſere, weit glänzendere Weiſe verſorgen zu müſſen; als Robert daher nicht abließ, ſeine Bewerbung zu wiederholen, als die Furcht, ſeine Leidenſchaft könnte ihren Abſichten mit Anna hinderlich werden, ſich täglich in ihnen mehrte, da wußten ſie ſich durch ihre viel geltenden, ausgebreiteten Verbindungen von Eduard dem Dritten, welcher damals über England herrſchte, einen Verhaftsbefehl für Robert zu verſchaffen, der ſie, wie ſie meinten, nunmehr auf immer von dem verhaßten läſtigen Bewerber befreien ſollte.

»Was Robert, was Anna bei dieſer gewaltſamen Trennung empfanden, vermögen Worte nicht auszuſprechen! ein Kerker war alſo der Lohn ſeiner treuen, unwandelbaren Liebe? ein Kerker ſollte ſeine blühende Jugend, ſeine goldenen Träume, ſeine ſtolzen Hoffnungen auf ewig begraben? Die Grauſamkeit eines ſolchen widerrechtlichen Verfahrens konnte jedoch nicht ungeahndet bleiben, Roberts Freunde fühlten ſich ſo heftig dadurch empört, daß ſie Alles aufzubieten beſchloßen, den Unglücklichen ſeinem traurigen Schickſale zu entreißen. Wirklich gelang es ihren vereinten Bemühungen auch bald, ihn aus ſeinem Gefängniß zu befreien, allein nicht zufrieden, ihn gerettet, ihn der Welt wiedergegeben zu haben, wollten ſie ihn auch gerächt ſehen. Anna wurde daher durch ſie, ohne ihr eigenes Wiſſen, ihren Eltern geraubt, auf ein kleines, heimlich von ihnen gemiethetes Schiff gebracht, und kaum war die daſelbſt ſchon vorbereitete erzwungene Trauung vorüber, ſo wurden die Anker gelichtet, um mit dem jungen Paare nach Frankreich zu entfliehen, woſelbſt ſie allerſeits Schutz und Sicherheit erwarten zu dürfen glaubten.

»Kaum hatten die kühnen Abenteurer jedoch ihre Fahrt begonnen, als ſich unglücklicher Weiſe plötzlich ein ungünſtiger Wind erhob, die Unerfahrenheit der Paſſagiere, welche beinahe nur aus Roberts Freunden beſtanden, vermochten das kleine Schiff nicht lange im Angeſicht der engliſchen

Küſte zu erhalten; ſchon am Morgen einer angſtvoll durchwachten Nacht machte man die traurige Entdeckung, daß es gänzlich aus ſeiner Richtung verſchlagen ſei und unaufhaltſam auf den mächtigen Wogen des weiten, unermeßlichen Weltmeeres dahinrauſche. Es würde vergebens ſein, die Empfindungen der Reiſenden, die ſich nun auf einmal ſo weit von dem Ziele ihrer heißeſten Wünſche entfernt ſahen, ſchildern zu wollen! kaum gelang es ihnen, ihr Entſetzen vor Anna's Augen zu verbergen, deren dringende, ſtets wiederholte Fragen: Ob man Frankreichs Ufer denn nicht bald erreichen werde? die peinliche Lage, in welcher ſie ſich befanden, nur noch vermehrten.

»Dreizehn Tage ſchwanden unter der namenloſeſten Angſt, unter den quälendſten Beſorgniſſen dahin, ohne daß die Unglücklichen wußten, in welcher Himmelsgegend ſie ſich befanden! Schon begann es ihnen trotz der ſparſamſten Eintheilung an Nahrungsmitteln zu fehlen, ſchon ſtieg die Verzweiflung ſeiner Gefährten ſo hoch, daß Robert den Ausbruch derſelben nur mit Mühe unterdrücken konnte, endlich, am Morgen des vierzehnten Tages rief die Stimme des wachhabenden Matroſen: »Land! Land!« und mit dieſem mächtig verwandelnden Zauberwort kehrte neues Leben, neue Hoffnung, neue Thätigkeit in die Herzen der armen, dem gräßlichſten Tode geweiht geglaubten Opfer zurück.

»Je mehr ſich die ſo hart geprüften Abenteurer dem heiß erſehnten Lande näherten, je höher ſtieg ihr Erſtaunen, als ſie in nicht allzu großer Entfernung unermeßliche Wälder von unbekannten Bäumen entdeckten, als eine bedeutende Anzahl ihnen fremder Vogelarten ihr Schiff umſchwärmten, ſich friedlich auf den Maſten deſſelben niederließen und durchaus keine Spur von Furcht oder Scheu verriethen. Man beſchloß nunmehr die Schaluppe auszuſetzen und einige der kühnſten Männer abzuſenden, um das neue Wunderland etwas näher zu unterſuchen: es geſchah, wie hoch ſtieg jedoch das Entzücken der ſämmtlichen Schiffsmannſchaft, als ihre Gefährten nach endlich erfolgter Rückkehr den ungeduldig Harrenden erzählten, daß die Inſel, welche ſich hier ſo herrlich vor ihren ſtaunenden Blicken ausbreite, zwar nicht von Menſchen bewohnt ſcheine, daß ſie jedoch den Beſchreibungen, die man von dem Paradieſe erhalte, gar wohl zu vergleichen ſei. Silberklare Bäche murmelten daſelbſt an üppig grünen Wieſen vorüber, unzählige Fruchtbäume der verſchiedenſten Arten bogen ſich unter ihrer ſüßen Laſt, Thiere aller Gattungen, die ſich noch nicht vor den Menſchen zu fürchten gelernt hatten, waren den Fremdlingen ohne Zeichen des Mißtrauens genaht — alle dieſe hundertmal wiederholten Schilderungen verſetzten die neugierig lauſchenden Zuhörer in einen ſolchen Taumel von Wonne, ſie verſprachen ſich von ihrem Aufenthalt in dieſem Eden einen ſo herrlichen Lohn für alle ausgeſtandenen Leiden, daß Robert, von Annen und einem Theil ſeiner Freunde begleitet, unverzüglich an das Land zu eilen beſchloß, während er den Reſt der Mannſchaft zur Bewachung des Schiffes zurückließ, jedoch mit dem feierlichen Verſprechen, daß dieſelbe regelmäßig von Zeit zu Zeit durch Andere abgelöſt werden ſollte.

»Der Bericht, welchen die Abgeſandten ihren Gefährten ertheilt hatten, wurde von Robert und ſeinen Begleitern bald als wahr erkannt; ſie hatten nicht nur nicht das

Geringſte übertrieben, der Ueberfluß, welchen das über alle Beſchreibung reizende Land entfaltete, nahm vielmehr in eben dem Maße zu, als ſie immer weiter und weiter in demſelben vorwärts drangen. In der Abſicht, die anmuthigſte Gegend zu ihrem Aufenthalte zu wählen, verweilten ſie nach einer ziemlich langen Wanderung endlich in einem herrlichen Thale, das von einer Reihe mit Lorbeerbäumen und wohlriechenden Geſträuchen bedeckten Hügeln gegen den Andrang der Winde hinlänglich geſchützt ward. Ein Bach, welcher den benachbarten Bergen entſprang, verbreitete ringsumher die lieblichſte, erquickendſte Kühle; Gruppen von Orangen-, Zitronen- und anderen köſtlichen Fruchtbäumen gewährten durch ihre dichtbelaubten Zweige Schutz vor den brennenden Strahlen der Sonne; hier errichtete Robert mit Hilfe ſeiner Gefährten mehre kleine Hütten, in denen ſie eine Zeit lang der Ruhe genießen, und ſich ſowohl über ihre gegenwärtige Lage, als den für die Zukunft zu faſſenden Entſchluß berathen wollten. Allein ſo glücklich Robert und ſeine Freunde ſich in ihrem bezaubernden Aufenthalte fühlten, ſo wenig vermochte Anna die allgemeine Freude zu theilen. Vergebens beſtrebte ſie ſich, um des geliebten Gatten willen heiter zu ſcheinen, umſonſt verſuchte ſie ein freundliches Lächeln zu erzwingen, man ſah es nur allzu deutlich, daß ein geheimer, unvertilgbarer Kummer an ihrem Herzen nage; — ob aber die getäuſchte Hoffnung, Frankreichs Küſte zu betreten, ob das Andenken an ihre, wenn auch unfreiwillig verlaſſenen Eltern, oder die geheime Furcht, ihr Leben auf dieſer Inſel beſchließen zu müſſen, die Urſache desſelben ſei —

das konnte Niemand errathen, das ſuchte ſelbſt ihr Gatte ſtets vergebens zu ergründen.

»Nur wenige Tage, ſo endigte der junge Engländer ſeine Erzählung, war es mir und meinen Unglücksgefährten vergönnt, in jenem irdiſchen Paradieſe zu verweilen, da ſollte auch ſchon ein eben ſo unerwartetes als trauriges Ereigniß uns auf ewig von unſeren Freunden ſcheiden. Die Reihe, das in einer kleinen Bucht ſicher vor Anker liegende Schiff zu bewachen, war nämlich verabredeter Maßen nunmehr an uns gekommen, wir begaben uns daher eines Abends Abſchied nehmend an Bord, voll froher Zuverſicht, das ſchöne Wunderland bald wieder betreten zu dürfen. Aber ach! wie ſchrecklich hatten wir uns in unſeren angenehmen Erwartungen getäuſcht! noch in eben dieſer Nacht entſtand plötzlich ein ſo furchtbarer Sturm, wie ihn keiner von uns Allen jemals erlebt zu haben ſich erinnerte. Lange Zeit kämpfte das arme Schiff gegen die Gewalt des wüthenden Orkanes, der es jeden Augenblick zu vernichten drohte, endlich zerbrach er ſeine Anker, trieb das ſchwache Fahrzeug unaufhaltſam hinaus in das weite Meer, rettungslos ſahen wir uns dem unvermeidlichen Tode preis gegeben, bis es zuletzt an der barbariſchen Küſte ſcheiterte, woſelbſt wir zwar nicht den gefürchteten Tod, wohl aber ein noch weit traurigeres Loos, das Loos harter, vielleicht das ganze Leben dauernder Sklaverei fanden.

»Juan de Morales vernahm die Geſchichte ſeines Mitgefangenen nicht ohne das lebhafteſte Intereſſe; da er mindeſtens für jene Zeit ſehr gründliche Kenntniſſe der Schifffahrt beſaß, auch ſchon jahrelang als Steuermann gedient hatte, ſo fragte er den jungen Engländer noch über eine

Menge näherer, auf jenes neu entdeckte Land Bezug habender Umſtände, unterrichtete ſich ſo genau als möglich von der geographiſchen Lage deſſelben und ſuchte die angegebenen Merkmale, an denen man es einſt wieder zu finden hoffen durfte, ſeinem Gedächtniß ſo feſt er es vermochte, einzuprägen.

»Ungefähr ein halbes Jahr nach Ankunft der gefangenen Engländer mochte verfloſſen ſein, als Juan de Morales endlich ſo glücklich war, die langentbehrte Freiheit wieder zu erhalten. Von dieſem Augenblick hatte er wachend und träumend keinen andern Wunſch, keinen andren Gedanken mehr, als den, das ihm bezeichnete Land ſo ſchnell als möglich aufzuſuchen. Wunderbarer Weiſe ſollte ſich bald ein für ſein ſehnſüchtiges Verlangen höchſt günſtiger Umſtand ereignen! er lernte nämlich eines Tages einen portugieſiſchen Edelmann, Gonzales Zerco genannt, kennen, welcher der Befehlshaber eines an der barbariſchen Küſte kreuzenden Schiffes, und von dem Prinzen Heinrich von Portugal beauftragt war, eine Entdeckungsreiſe in ferne Weltgegenden zu unternehmen. Nichts konnte für Juan Morales willkommener ſein als dieſe glückliche Nachricht! kaum hatte er ſie vernommen, als er keinen Augenblick anſtand, dem Portugieſen ſeine Dienſte anzubieten; er theilte ihm mit, was er von ſeinem Unglücksgefährten gehört hatte, deutete ihm an, wo er die Lage jenes Landes faſt mit Gewißheit vermuthe, und wurde nicht nur mit Freuden angenommen, ſondern er fand auch ſeinen nunmehrigen Gebieter eben ſo entſchloſſen als eiferig, die angegebene Entdeckungsreiſe anzutreten.

»Seinem Vorhaben zu Folge ging Gonzales Zerco ohne

Säumen nach Porto Santo unter Segel; daſelbſt angekommen, fand er einige ſeiner Landsleute, von denen er ſo wichtige Mittheilungen erhielt, daß ſie ihm ſogar die Richtung, welche er nehmen mußte, um das unbekannte Land aufzuſuchen, näher bezeichneten. Die Portugieſen erzählten ihm nämlich, es gehe hier ſeit langer Zeit die Sage, daß ſüdweſtlich von Porto Santo, und zwar in ſehr großer Entfernung, ſich plötzlich dichte, finſtere Nebel, wie eine undurchdringliche Mauer aus dem Meere bis faſt zum Himmel emporhoben. Inmitten dieſer immerwährenden, unerklärbaren Dunkelheit läßt ſich, dieſer Sage nach, ein dumpfes Getöſe hören, demjenigen ähnlich, das die ſchäumenden Wellen verurſachen, indem ſie ſich brauſend in einen tiefen, unabſehbaren Abgrund ſtürzen. — Der feſtgewurzelte Aberglaube aller Seeleute wähnt im Schoße jener furchtbaren, ewig dauernden Nacht einen bodenloſen Schlund verborgen, auch wagt es nie ein Schiff ſich dieſem gefährlichen Orte zu nähern, da man die feſte Ueberzeugung hegt, daß keine Rückkehr für Denjenigen zu hoffen ſei, der verwegen genug wäre, in dieſes von der Natur ſelbſt verborgene Geheimniß eindringen zu wollen.

»Juan de Morales fand gerade in dieſer Erzählung ſeine Vermuthung über die Lage des zu entdeckenden Landes beſtätigt; er erinnerte ſich genau, von dem Engländer gehört zu haben, daß dasſelbe mit dichten Wäldern bedeckt ſei, dadurch mußte natürlicher Weiſe der Boden in beſtändiger Feuchtigkeit erhalten werden, welche, angezogen von den Strahlen der Sonne, jene Dünſte hervorbrachte, die zu undurchdringlichen Nebeln geballt zum Himmel emporſtiegen, und die abergläubigen Seefahrer mit

Furcht und Schrecken erfüllten. -- Feſt von der Richtigkeit ihrer Meinungen überzeugt und auf die treue Anhänglichkeit der ihnen untergebenen Matroſen bauend, beſchloßen Morales und Zerco, trotz der Warnungen ihrer Freunde, das als ſo gefährlich angegebene Wageſtück muthig zu unternehmen. — Die Anker wurden ſofort gelichtet, die Segel aufgezogen, majeſtätiſch glitt das Schiff über die Wellen dahin, und wirklich gewahrten ſie eines Morgens, nach einer äußerſt glücklichen Fahrt, jene dunklen Nebelmaſſen gerade ſo, wie man ſie ihnen beſchrieben hatte, aus dem Meere aufſteigen, ſich bis zum Himmel emporheben, und gleichſam in den Wolken verlieren. Zerco, voller Freude, ſich dem Ziele ſeiner Wünſche ſo nahe zu ſehen, wollte ſich unverzüglich der Stelle nähern, woſelbſt der Schatten am ſchwärzeſten ſchien; allein eben dort ließen die Wellen ein ſo furchtbares, donnerähnliches Geräuſch hören, daß die geſammte Schiffsmannſchaft, aller von ihm angeführten Vernunftgründe ungeachtet, ihren Kapitän dringend anflehte, ſie nicht einem nur allzugewiſſen Tode auszuſetzen. Zerco gab hierauf Befehl, zwei Schaluppen herabzulaſſen, welche das Schiff gleichſam um jene Wolkenmaſſen herumleiten ſollten. Nachdem ſie dieſen Weg viele Stunden mit großer Vorſicht fortgeſetzt hatten, fing der Nebel nach und nach an ſich zu erhellen, man gewahrte jetzt deutlicher als bisher eine Menge unförmlicher, ſchwarzer Punkte, welche abermals den Schrecken der Matroſen erregten, allein bald verſchwand auch dieſe Furcht, da man in jenen dunklen, ſich immer beſtimmter entwickelnden Punkten endlich ungeheure Felſen erkannte, zu deren Füßen ſich die Wellen des Meeres mit dem erwähnten Donnergetöſe brachen.

»Die muthigen Abenteurer ſetzten nunmehr ihre Fahrt längs den Felſen fort, bis das Meer ebener ward und das Geräuſch der Wogen ſich verminderte; plötzlich ſtieg das ſo heiß erſehnte Land, der Gegenſtand aller Wünſche, amphitheatraliſch aus den Wellen empor, und wurde mit dem lauten Freudengeſchrei der überraſchten Schiffsmannſchaft jauchzend begrüßt. Juan de Morales erbat ſich die Erlaubniß, das unbekannte Land zuerſt betreten zu dürfen, ſie wurde ihm gewährt; in Begleitung mehrer Matroſen verſuchte er es, daſelbſt anzulegen und entdeckte auch in der That eine Bucht, die er der von dem Engländer erhaltenen Beſchreibung vollkommen ähnlich fand. Kaum hatte er ſich nach der erſten flüchtigen Unterſuchung überzeugt, der Gegenſtand ſeiner Wünſche, ſeiner Träume, ſeiner Hoffnungen ſei nunmehr wirklich gefunden, als er ſich auch beeilte, dieſe glückliche Nachricht den Zurückgebliebenen zu überbringen, wornach der hocherfreute Kapitän ſich nebſt den vornehmſten ſeiner Leute ebenfalls an das neuentdeckte Wunderland begab.

»Es war am 8. Juli des Jahres 1420, am Tage der heiligen Eliſabeth, als Gonzales Zerco im Namen des Königs und ſeines Bruders, des Prinzen Heinrich von Portugal, dieſen bisher noch unbekannten Erdtheil in Beſitz nahm. Gleich nach beendigter feierlicher Ceremonie wurde der einmüthige Entſchluß gefaßt, Robert Macham und ſeine Gefährten aufzuſuchen, um ihnen, falls ſie es wünſchen ſollten, die Gewißheit ihrer endlichen Erlöſung und der Rückkehr in ihr langentbehrtes Vaterland zu bringen. Nachdem man in dieſer Abſicht das Gehölz durchſchritten hatte, welches einen ziemlich hohen Berg von der Landungsſeite begrenzte, gelangten die Wanderer in ein reizendes, jedoch völlig menſchenleeres Thal. Der Beſchreibung nach mußte es dasjenige ſein, was ſich die Engländer zu ihrem Aufenthalte erwählt hatten, alle Kennzeichen trafen zu, allein nirgend fand ſich eine Spur, daß ſie jemals hier verweilt haben könnten. Schon wollten die neuen Ankömmlinge das Thal daher wieder verlaſſen, um ihre Nachforſchungen weiter fortzuſetzen, als der Anblick eines großen, ziemlich gut behauenen Steines ſie plötzlich aufmerkſam machte, auf welchem Juan, nach genauerer Unterſuchung, mit ſchmerzlicher Ueberraſchung, die Namen Robert Macham und Anna Dorſet eingegraben fand.

»Begierig, etwas Näheres über das Schickſal dieſer beiden, ihm ſo höchſt intereſſanten Perſonen zu erfahren, gebot der Kapitän den Stein aufzuheben, der vielleicht noch manche wichtige Mittheilung verbergen könnte, und wirklich hatte ihn ſeine Ahnung auch nicht betrogen, denn man entdeckte eine, in einer metallenen Kapſel wohlverwahrte Schrift, welche die ganze, eben ſo traurige als abenteuerliche Geſchichte dieſes unglücklichen Paares ausführlich enthielt. Juan Morales, der engliſchen Sprache vollkommen mächtig, überſetzte ſie ſeinen Gefährten ins Portugieſiſche; ſie war von einem der Freunde Machams geſchrieben, der ihre Echtheit durch die Unterſchrift ſeines Namens feierlich verbürgte. Nachdem der Erzähler zuvor Roberts frühere Verhältniſſe in England, ſeine Liebe zu Annen, ihre beiderſeitigen Leiden, und endlich erfolgte Flucht, ſo wie auch ihre Ankunft in dieſem unbekannten Lande treulich berichtet hatte, fuhr er auf folgende Weiſe fort:

»Als das, in der vierten Nacht unſeres Aufenthaltes auf dieſer Inſel ausgebrochene, fürchterliche Gewitter, das uns Alle in Angſt und Schrecken verſetzt hatte, endlich vorüber war, eilte Robert Macham, wie von innerer Ahnung getrieben, an den Strand, um zu unterſuchen, was aus unſerem Schiffe und den darauf zurückgelaſſenen Gefährten geworden ſei? Wie groß ſein Entſetzen war, als er es nicht mehr auf ſeinem früheren Ankerplatze fand, vermag ich nicht zu beſchreiben. Troſtlos kehrte er wieder um, uns dieſe traurige Nachricht mitzutheilen; mit ſtummen Erſtarren vernahmen wir die Schreckenskunde, verſuchten vergebens noch eine leiſe Hoffnung zu nähren, erſtiegen umſonſt die höchſten Berge, in dem trügeriſchen Wahne, daß das Fahrzeug vielleicht nur die hohe See geſucht habe, und nun nach wieder hergeſtellter Ruhe zu uns zurückkehren werde. Nur allzubald mußten wir uns von der Nichtigkeit dieſer Hoffnung überzeugen, mußten uns mit der ſchrecklichen Gewißheit vertraut machen, daß die Gewalt des Sturmes das Schiff zerſtört, und uns folglich die Heimkehr in das theure Vaterland unmöglich gemacht habe.

„Dieſer letzte Schlag war der ſchmerzlichſte für die unglückliche Anna, indem er ihre finſteren Ahnungen verwirklichte und ſie eines ſtillen, aber nur um ſo tieferen Kummers Beute werden ließ. Schon nach wenig Tagen verfiel ſie in eine gefährliche Krankheit, die ſich von Stunde zu Stunde verſchlimmerte, endlich, am Morgen des dritten Tages ihrer Leiden, verſchied ſie in den Armen ihres beklagenswürdigen Gatten, ohne jedoch noch einmal zu klarem Bewußtſein gekommen, ohne eines tröſtenden

Abſchiedswortes für ihn mächtig geworden zu ſein. Es wäre vergebens, Roberts faſt an Wahnſinn grenzende Verzweiflung ſchildern zu wollen! Der Tod ſeiner geliebten Anna löſte mit einem Male alle Bande, die ihn an das Leben gefeſſelt hielten! — Vergebens beſchworen wir ihn, ſich ſeinem Grame nicht ſo gänzlich zu überlaſſen; umſonſt verſuchten wir es, den tiefen Schmerz des Unglücklichen zu lindern, ſein einziges Beſtreben ging nur dahin, der angebeteten Gattin die letzte traurige Pflicht getreu zu erfüllen. Er vollbrachte ſeinen Vorſatz, mit eigenen Händen grub er ſelbſt ihr unter einem weitſchattenden Zitronenbaum ein Grab, allein noch während dieſer traurigen Arbeit ergriff ihn ein heftiges Fieber, das ihn von nun an keinen Augenblick mehr verließ; ſchon nach fünf qualvoll verlebten Tagen folgte er ſeiner Anna in jene beſſere Welt, ihr Name war ſein letztes Wort, der Wunſch an ihrer Seite zu ruhen, die letzte Bitte, mit der er auf ewig von ſeinen trauernden Freunden ſchied. Der Wille des unglücklichen Robert Macham wurde gewiſſenhaft erfüllt, an der Seite ſeiner Anna ſchlummert er dem Tage, an dem wir einſt Alle wieder erwachen werden, entgegen! wir aber, ſeine tief betrübten Freunde und Gefährten, vermögen es nicht länger an einem Orte auszuhalten, der ungeachtet ſeiner paradieſiſchen Schönheit doch nur noch ſchmerzliche Erinnerungen für uns enthält. Auf dem zerbrechlichen Nachen, welcher uns geblieben iſt, haben wir einmüthig beſchloſſen, uns abermals dem Meere zu vertrauen, vielleicht, daß ein uns begegnendes Schiff uns aufnimmt und in das Vaterland zurückführt? Die von mir niedergeſchriebene Geſchichte der beiden Unglücklichen aber ſoll ihr Grabſtein bewahren, damit Diejenigen, welche einſt dies unbekannte Land beſuchen und den Stein erheben werden, dem Andenken Roberts und Anna's eine Thräne der Theilnahme und des Mitgefühles weihen mögen! —

»Hier endigte Juan Morales ſeinen Vortrag; nachdem die gerührten Zuhörer ihren unglücklichen Vorgängern den Zoll des innigſten Bedauerns dargebracht hatten, ſchritten ſie zu einer genauen Unterſuchung dieſes Landes, woraus ſich ergab, daß es eine auf allen Seiten vom Meere umgebene Inſel ſei. Kaum hatte man ſich vollſtändig davon überzeugt, als Gonzales Zerco von zwei rieſengroßen Bäumen ein mächtiges Kreuz verfertigen ließ, welches nahe am Ufer aufgerichtet ward, und von dem dieſer Ort den Namen Santa-Cruz erhielt.

»Die Vegetation der Inſel erwies ſich allenthalben ſo herrlich, der Boden war mit ſo üppigem Grün bedeckt, die Erde ſo fruchtbar, daß Zerco ſogleich den Plan einer Niederlaſſung entwarf, der ſpäter auch ausgeführt ward; fürs Erſte aber kehrte er in ſein Vaterland zurück, um ſeinem Monarchen die gemachte Entdeckung zu verkünden, und die Produkte der Inſel zu ſeinen Füßen niederzulegen. Sowohl Gonzales als Juan wurden huldvoll von dem König aufgenommen und mit Ehrenbezeigungen überhäuft; Erſterer erhielt den Titel eines Gouverneurs der neuentdeckten Inſel, welcher man ihrer herrlichen Wälder wegen den Namen Madera, in der portugieſiſchen Sprache Holz bedeutend, gab.

»Dieſes, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts noch unbekannte Land, woſelbſt Robert und Anna fern von den Ihrigen ein frühes Grab fanden, zählt nunmehr 80,000

Einwohner, ſeine dichten Wälder ſind ausgerottet und durch Weinberge erſetzt, welche den köſtlichen Malvaſier gewähren; glückliche Menſchen weilen da, wo Roberts Thränen um Anna floßen, und wohl verdienen ſie, die eigentlichen Entdecker der herrlichen Inſel Madera, daß ihrer die Nachwelt zuweilen freundlich gedenke.»

William ſchwieg. Emil hatte ſeine Erzählung mit der innigſten Theilnahme angehört, er beklagte die unglückliche Anna, und fand es ſehr natürlich, daß ihre Familie, noch bis auf die ſpäteſten Enkel herab, ihr Andenken treulich bewahre; inzwiſchen war Stunde an Stunde vergangen, der Sturm hatte allmälig aufgehört, das Rollen des Donners verhallte in weiter Ferne, nur der Regen ſtürzte noch immer in Strömen herab. Da weder der Alte noch ſein Diener wiederkehrten, ſo glaubten die Freunde, daß Beide wohl zur Ruhe gegangen ſein möchten und beſchloßen dasſelbe zu thun, indem ſie ſich nach dem ihnen angewieſenen Schlafgemach wandten. William verſank bald in einen tiefen Schlummer, Emil aber, deſſen Phantaſie ſich in höchſter Aufregung befand, verſuchte es vergebens, ſeine Augen zu ſchließen: tauſend Gedanken durchkreuzten ſein Gehirn, die Geſchichte ſeines Hauſes, ſein Oheim, der räthſelhafte Greis, in deſſen unheimlicher Wohnung er ſich befand, alles dies beſchäftigte ihn ſo lebhaft, daß der wohlthätige Schlaf noch immer zögerte, dem Müden die ſo nothwendige Ruhe zu gewähren. Mitternacht mochte vorüber ſein, der Mond goß ſeine Silberſtrahlen auf die friedlich ſchlummernde Erde, ringsumher herrſchte die tiefſte Stille, nur das Picken des Holzwurmes im morſchen Täfelwerk ward hörbar; da glaubte Emil plötzlich ein leiſes ſchmerzliches Stöhnen zu vernehmen, das in nicht allzu großer Entfernung von ihm, gleichſam aus der Tiefe der Erde herauf zu dringen ſchien. Dieſe Entdeckung war mehr als hinreichend, Emil's ganze Aufmerkſamkeit zu erregen; er lauſchte mit verhaltenem Athem, woher dieſe Töne eigentlich kommen möchten, denn bald ſchienen ſie ihm ganz nahe, bald wieder weiter entfernt zu ſein, jetzt hörte er deutlich den Schall mehrer dumpfen Schläge, denen ein herzzerreißendes Winſeln folgte, dann ward Alles ruhig, die frühere Todtenſtille kehrte zurück, allein nun ſtand auch Emil's Entſchluß unerſchütterlich feſt, dieſen Aufenthalt nicht eher zu verlaſſen, bis es ihm gelungen ſei, die Geheimniſſe desſelben vollkommen zu ergründen.

Der Morgen brach an; herrlicher als jemals leuchteten die goldenen Strahlen der Sonne, üppiger als ſonſt grünten, vom Gewitter der vergangenen Nacht erfriſcht, die Bäume und Sträucher des kleinen Thales, die ganze Natur ſchien zu neuem Leben erwacht, und nur die in tauſend flimmernde Edelſteine verwandelten Regentropfen erinnerten noch daran, daß wenige Stunden früher die wild empörten Elemente ihr beinahe den Untergang gedroht hatten. Auch William und Emil, ihrem Lager enteilend, begrüßten den jungen Morgen mit freudigen Herzen. So eben war Letzterer im Begriff dem Freunde den räthſelhaften Vorgang der vergangenen Nacht mitzutheilen, als die Thüre ihres Zimmers geöffnet ward und ihr greiſer Wirth, abermals von einem Diener, welcher ihnen das Frühſtück brachte, begleitet, eintrat. Schweigend wie am geſtrigen Abend winkte er den beiden Freunden, ſich des für ſie bereiteten Mahles zu bedienen; William, welcher ihm zunächſt ſtand, ſchauderte unwillkürlich, als er jetzt beim hellen Lichte des Morgens dieſe geſpenſtiſchen Züge erblickte, als er dies Antlitz ſah, in dem entweder Schuld oder Unglück ihre unaustilgbaren Furchen eingegraben hatten. Während er endlich Worte fand, dem Alten für ſeine ihnen bewieſene Gaſtfreiheit zu danken, ſann Emil vergebens auf einen Vorwand, ſeinen Aufenthalt an dieſem ihm ſo merkwürdigen Orte zu verlängern; was jedoch ſeiner Erfindungsgabe nicht gelingen wollte, das ſollte ihm der Zufall gewähren, denn als er eben noch, ſich ſelber zürnend, umſonſt nach einem ſchicklichen Ausweg ſuchte, trat ſein treuer Diener Antoine in das Gemach, um ihm zu melden, daß die Pferde auf dem geſtrigen ſteilen, beſchwerlichen Weg ſo bedeutend gelitten hätten, daß ihnen Ruhe vor allen Dingen nothwendig und daher an eine Weiterreiſe mindeſtens für den heutigen Tag durchaus nicht zu denken ſei.

Dieſe für Emil ſo erwünſchte Nachricht verſetzte den Alten in die höchſte Beſtürzung; eine nicht zu verbergende Unruhe bemächtigte ſich ſeiner, die ſcheuen Blicke faſt ängſtlich hin- und herſendend, ſchien er nur mit der größten Mühe ein ihn überwältigendes Gefühl zurückzudrängen, der Mund zuckte krampfhaft, ſeine Glieder bebten; allein obgleich Emil die heftige Bewegung des Greiſes gar wohl bemerkte, rief er ſogleich, daß er ſich des nothgedrungen verlängerten Aufenthaltes herzlich erfreue, daß ſowohl er als ſeine Gefährten ihren gütigen Wirth ſo wenig als möglich beläſtigen würden, übrigens aber zu jedweder billigen Vergütigung für die gehabten Verpflegungskoſten ſehr gerne bereit wären. William ſah ſeinen Freund verwundert an, er konnte die ſichtliche Freude deſſelben, längere Zeit an dieſem nichts weniger als einladenden Orte zu verweilen, durchaus nicht begreifen, auch entging ihm das ſeltſame Benehmen des Greiſes keinesweges; er war daher eben im Begriff zu bemerken, daß ein längeres Verweilen ihrem Wirthe gerade nicht angenehm zu ſein ſchiene, als Dieſer nach einem heftigen inneren Kampfe mit dumpfer, halb erſtickter Stimme ausrief: »Ehret das Euch bewieſene Gaſtrecht! ſcheidet!» —

Vielleicht würde eine ſolche entſchiedene Abweiſung den reizbaren Emil unter anderen Umſtänden aus der Faſſung gebracht haben, diesmal aber kam ſie ihm nicht unerwartet, er blieb daher ruhig und entgegnete mit tiefem Ernſt: »Wir werden das Gaſtrecht ehren, ſo lange es unſere Pflicht erlaubt! wir ſind keine Räuber, die ſich gewaltſam fremden Eigenthumes bemächtigen, die Noth des Augenblickes führte uns hierher, die Noth des Augenblickes, wenn nicht eine unſichtbare Macht, hält uns hier feſt! Vier kühne, wohlbewaffnete Männer ſind übrigens im Stande, ſich ſelbſt gegen jedwede Gefahr zu ſchützen, und, ſofern dies nöthig ſein ſollte, auch Anderen Schutz zu gewähren! — Ihr ſeht," fügte er nach einer kleinen Pauſe mit ſpöttiſchem Lächeln hinzu, »Ihr werdet Eure Gäſte nun einmal ſo geſchwinde nicht los, ergebt Euch daher ohne Murren in Euer Schickſal und ſeid gewiß, Ihr bleibt nicht unbelohnt!" Emils kalter Ernſt, ſeine durchdringenden, feſt auf dem Alten ruhenden Blicke, denen der Greis jetzt zum erſten Male begegnete, ſchienen einen wunderbaren, tief erſchütternden Eindruck auf ihn zu machen, er ſtieß einen lauten Schrei aus, bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und ſtürzte hierauf, wie von Furien gejagt, aus dem Gemach.

Sprachlos vor Erſtaunen über den eben erlebten Vorgang, ſtaunte William ſeinen Freund mit fragenden Blicken an. Dieſer zögerte hierauf nicht länger, ihm das Begegniß der vergangenen Nacht mitzutheilen; er geſtand ihm, daß er in der That irgend ein unheilvolles Geheimniß hier vermuthe, und daß er daher den feſten Entſchluß gefaßt habe, nicht eher von hinnen zu weichen, bis das finſtere Räthſel, in dem er einen Zuſammenhang mit dem Schickſal ſeines Hauſes ahne, gelöſt, der Urheber jener Klagetöne gefunden ſei. William erklärte ſich ſogleich bereit, Emils Vorhaben nach Kräften zu unterſtützen, Beide trafen nunmehr noch einige nothwendige Verabredungen, unterrichteten ihre Diener über die Art und Weiſe, wie ſie ſich hier im Schloſſe zu verhalten hätten, und begaben ſich dann ans Werk, um ihre Unterſuchungen mit möglichſter Vorſicht einzuleiten.

Es war wieder Nacht geworden; die Freunde ſaßen wie geſtern an einer reichlich beſetzten Tafel, wurden wie geſtern ſchweigend bedient, nur mit dem Unterſchied, daß der räthſelhafte Alte ſich ſeit dem Morgen durchaus nicht mehr vor ihnen ſehen ließ und überhaupt keine Spur ſeines Daſeins verrieth. Auch die genaue Beſichtigung der alten Maurenburg war ungenügend ausgefallen, ungehindert hatten die Jünglinge zwar alle noch bewohnbaren Zimmer und Säle durchſtreift, hatten, ohne einem lebenden Weſen zu begegnen, den innern Hofraum betreten, der ein regelmäßiges Viereck bildend, ihren forſchenden Blicken jedoch weiter nichts als mehre halb verſchüttete Thüren zeigte, welche vormals in den jetzt verfallenen Theil des Gebäudes geführt haben mochten. Ueppig wucherndes Unkraut rankte ſich hier allenthalben an den Trümmern empor, hohes Gras bedeckte den Boden, es ſchien, als habe ihn ſeit undenklichen Zeiten kein menſchlicher Fuß betreten, Alles war hier ſo ſchauerlich öde, ſo grabesſtill, als ob jedwedes Geräuſch auf immer von dieſem Orte verbannt, als ob er zu ewigem Schweigen verdammt ſei.

Unverrichteter Sache zurückgekehrt, ſaßen die beiden Freunde voll düſteren Mißmuths bei der Abendtafel, mit dem Schickſal grollend, das ſie in ihren Erwartungen ſo grauſam getäuſcht, ſie auch nicht zu der kleinſten Spur des vorhandenen Geheimniſſes geleitet hatte. Da der Tag auf dieſe Weiſe erfolglos dahingeſchwunden war, ſo beſchloßen ſie trotz ihrer Ermüdung wach zu bleiben, um ſich mindeſtens zu überzeugen, ob die in vergangener Nacht von Emil vernommenen Klagetöne heute abermals hörbar werden ſollten.

Mitternacht war nahe, die tief heruntergebrannten Kerzen gewährten nur noch ein ſchwaches Dämmerlicht in dem düſteren, unheimlichen Gemach, kein Laut unterbrach die feierliche Todtenſtille, kein Athemzug verrieth die Gegenwart lebender Weſen; ſchon fing der Schlaf allmälig an, ſeine Rechte zu behaupten, ſchon kämpften die beiden Freunde mit immer ſchwächer werdenden Kräften ſich ſeiner zu erwehren, als plötzlich ein ſo Mark und Bein erſchütternder Klagelaut die Luft durchdrang, daß ſie voll Entſetzen aufſprangen und erſt nach mehren Sekunden Faſſung genug gewannen, um den Tönen, die ſich von Zeit zu Zeit hören ließen, aufmerkſam zu lauſchen. Sie ſchienen wirklich aus der Tiefe der Erde zu kommen, wurden immer ſchmerzlicher, immer klagender und verloren ſich endlich in jenes leiſe Gewimmer, welches Emil ſchon in vergangener Nacht gehört zu haben ſich erinnerte.

Feſt entſchloſſen, das hier waltende Geheimniß, es koſte was es wolle, zu ergründen, ergriffen die beiden Freunde ihre ſchon bereit liegenden Waffen, nahmen jeder ein Licht, und verließen ſo geräuſchlos als möglich das düſtere, Unheil weiſſagende Gemach. Sie betraten nunmehr einen langen, finſteren Gang, an deſſen Ende ſich eine kleine, feſt verſchloſſene Pforte befand, die ſie zwar ſchon am vorigen Tage bemerkt, jedoch auf ihre desfalls an den Diener des Alten gerichtete Frage die Antwort erhalten hatten, daß es eine in den bereits verfallenen Theil der alten Mauernburg führende Thüre ſei, welche man, da jener Theil ohnedies unzugänglich geworden wäre, als ferner unnütz verſchloſſen hätte. Allein gerade dieſe geheimnißvolle Pforte war es, bei deren erſtem Anblick Emils ganze Aufmerkſamkeit erregt ward; ſie mußte ſeiner Meinung nach der Eingang zu den Kellergewölben ſein, gerne hätte er ſie ſich ſchon am vergangenen Tage öffnen laſſen, allein er wollte doch mit einem Male nicht allzu weit gehen, daher gab er ſeinen Wunſch vor der Hand wieder auf, jetzt aber, wo die abermals vernommenen Klagetöne ihn die Anweſenheit eines Unglücklichen, der hier vielleicht in ſchmachvoller Gefangenſchaft ſchmachten mochte, ahnen ließen, glaubte er keine weitere Rückſicht nehmen, ja die Thüre ſogar mit Gewalt öffnen zu dürfen. William theilte ſeine Meinung vollkommen, Beide ſchritten ſo leiſe ſie es vermochten, den langen Gang hinab, allein wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als ſie am Ziele ihrer Wanderung angekommen, die kleine Pforte bereits offen fanden. Ungewiß, was dies zu bedeuten haben könnte, und ob es rathſam ſei, ſich ohne Begleitung der Diener an dieſen geheimnißvollen Ort zu begeben, ſiegte gleichwohl der Drang, das hier obwaltende finſtere Räthſel zu löſen, und ſchon waren ſie im Begriff, das Wageſtück zu unternehmen, als plötzlich eine weiße Geſtalt an der Pforte ſichtbar ward, welche beim Anblick der fremden Männer mit einem lauten Angſtruf zurücktrat, und ehe dieſe es noch wehren konnten, hinter der nun wieder feſt verſchloſſenen Pforte verſchwand.

Daß die Erſcheinung eines weiblichen Weſens an dieſem Orte, zu dieſer Stunde, die beiden Jünglinge nur noch begieriger machen mußte, das hier herrſchende Geheimniß zu ergründen, war natürlich; mit vereinten Kräften bemühten ſie ſich daher, die Thüre zu ſprengen, allein noch ehe ſie damit zu Stande kamen, befand ſich auf einmal, faſt wie durch Zauberei herbeigerufen, jener wunderbare Greis an ihrer Seite, der ſie bis jetzt ſo auffallend gemieden, ſich ihrer Geſellſchaft ſo ängſtlich entzogen hatte. Die tief liegenden Augen feſt auf die beiden Fremdlinge gerichtet, rief er mit dumpfer beinahe tonloſer Stimme: »Zurück, ihr Verwegenen! wagt es nicht dieſe Pforte gewaltſam zu öffnen! wagt es nicht, das Gaſtrecht ſo kühn zu verletzen! oder fürchtet die Rache Desjenigen, der hier gebeut!» —

»Ich fürchte Niemanden,» unterbrach ihn Emil mit jugendlicher Heftigkeit, »nicht Den, der hier gebeut, nicht eine Welt, wenn Pflicht und Menſchlichkeit mich auffordern, eine verborgene Unthat zu enthüllen!» — »Glaubt Ihr Euch unter Räubern zu befinden? Wähnt Ihr in eine Mördergrube gekommen zu ſein?" fragte der Alte zürnend. — »Der Erfolg unſerer Unterſuchung wird zeigen, wo wir uns befinden," entgegnete Emil gelaſſen, »und dann — " er wollte fortfahren, in dieſem Augenblick vernahm man jedoch eine Stimme in den Tiefen der Erde, welche mit herzzerreißenden Tönen ausrief: »Jerome! Jerome! wo biſt du? komm zu deiner Iſaura! laß mich in deinen Armen ſterben!" — Kaum waren dieſe Worte verhallt, als der Alte wie vom Blitz getroffen zu Boden ſank, zu gleicher Zeit ſchoß William eine ſeiner Piſtolen ab, um die Diener dadurch herbei zu rufen, und wirklich erſchienen dieſe auch ſchon, während William und Emil ſich noch bemühten, den leblos ſcheinenden Alten wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, wobei Letzterer ſich eines ziemlich großen Schlüſſelbundes bemächtigte, welcher dem Greis im Umſinken entfallen war.

Im Beſitz dieſes Schlüſſelbundes bedurfte es keiner gewaltſamen Anſtrengungen mehr, die kleine Pforte zu öffnen; ſie enthüllte eine unabſehbare Reihe ſchmaler, halbzerbrochener Stufen, welche beinahe in den Mittelpunkt der Erde zu führen ſchienen. Die beiden Freunde, das heiß erſehnte Ziel ihrer Forſchungen vor Augen, begaben ſich daher in Begleitung des einen Dieners muthig auf den Weg, während ſie den andern, theils zur Bewachung des Greiſes, theils zu ihrer eigenen Sicherheit auf der Oberwelt zurückließen. Schon waren ſie faſt mehr als hundert Stufen hinabgeſtiegen, ihre Füße glitten auf den mit feuchtem Mooſe bewachſenen Steinen aus, oft glaubten ſie ſogar, dieſelben würden unter ihren Tritten zuſammenſtürzen, immer matter flimmerten die mitgenommenen Kerzen,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10947/018

immer erſtickender ward die eng eingeſchloſſene Grabesluft, da endlich hatten ſie den Boden erreicht, den ekelhaftes Gewürm bedeckte, das vom ungewohnten Lichte geblendet, ſcheu umherkroch und ſich in den finſterſten Winkeln zu verbergen eilte. Mehre unabſehbar lange Gänge boten ſich jetzt den Blicken der Wanderer dar, welche in verſchiedenen Richtungen ſich durchkreuzend, allem Anſchein nach bis in das kleine Thal hinabführen mußten; unſchlüſſig, welchen dieſer Wege ſie verfolgen ſollten, ſtanden ſie ſchon einige Sekunden in Zweifel verloren, als ſie plötzlich in dem zu ihrer Rechten fortlaufenden Gang ein leiſes Geräuſch zu vernehmen glaubten, das wie die kaum hörbaren Schritte eines den Boden nur leicht berührenden Weſens klang. Schnell entſchloſſen, wandten ſich die drei Verbündeten jetzt nach der angegebenen Richtung, und wirklich gewahrten ſie, obgleich in ziemlicher Entfernung, eine ſchattenartige Geſtalt an den feuchten Wänden dahingleiten, welche mit eben der Eile, mit der ſie ſich ihr zu nähern ſuchten, vor ihnen zu entfliehen ſchien.

Emil, von Beſorgniß ergriffen, jenes flüchtige Weſen möge, bevor ſie es erreichen könnten, vielleicht gänzlich verſchwinden, rief endlich: »Halt! wer du auch ſein magſt, ſteh', ich beſchwöre dich, dir ſoll kein Leid widerfahren, wenn du verweilſt und thuſt, was wir in guter Abſicht von dir begehren!« — Während dieſer Worte ſtand die Geſtalt zwar in der That einige Sekunden unbeweglich, kaum aber waren ſie verklungen, als die Freunde ſie ihren Weg mit noch größerer Eile fortſetzen ſahen; es blieb ihnen daher nichts übrig, als die frühere Bitte in Drohungen umzuwandeln. Emil rief deshalb zum zweiten Male mit donnernder Stimme: »Halt! noch einen Schritt weiter und du biſt des Todes! hoffe nicht uns zu entkommen, willſt du uns nicht gutwillig Rede ſtehen, ſo ſtreckt ein Schuß dich im nächſten Augenblick zu Boden!« — Abermals ſtand die Geſtalt einige Sekunden unſchlüſſig zögernd, allein wie früher eilte ſie dann nur um ſo ſchneller den faſt endlos ſcheinenden Gang hinab. Ueber dieſe gänzliche Nichtbeachtung ſeiner Bitten und Drohungen aufs höchſte empört, ſchrie Emil zornglühend: »Zum letzten Male, du geheimnißvoller Bewohner der Unterwelt, höre meine Warnung, ſteh'! oder beim ewigen Gott des Himmels, ich ſchieße dich nieder!« — Mit geſpannter Erwartung den Erfolg ſeiner Worte beobachtend, glaubte er das räthſelhafte Weſen endlich zum Verweilen gebracht zu haben, als er es aber auch diesmal haſtig weiter ſchreiten ſah, da riß er, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, die Piſtole aus dem Gürtel, und ehe der beſonnene William es verhindern konnte, hallte das faſt betäubende Echo des Schuſſes in den unterirdiſchen Gängen wieder. Ein durchdringender Schrei, welcher demſelben folgte, trieb die Freunde mit Flügelſchnelle nach dem Orte, woſelbſt ſie die jetzt verſchwundene Geſtalt zuletzt erblickt hatten, ſie erreichten ihn bald und fanden zu ihrer größten Beſtürzung ein weibliches Weſen, wahrſcheinlich jenes, das früher an der Pforte erſchienen war, im Blute ſchwimmend am Boden liegen.

Während William ſich mit Hilfe des Dieners bemühte, die Ohnmächtige aufzurichten, Emil aber ſeinen Jähzorn zu ſpät bereuend, ſich ſelbſt mit den heftigſten Vorwürfen überhäufte, wurde ihrer Aller Aufmerkſamkeit durch eine neue, noch ſchauerlichere Erſcheinung erregt, welche allerdings geeignet war, auch das Herz des Muthigſten mit

Furcht und Grauen zu erfüllen. Eine Grabesgeſtalt, mit leichenblaſſem Antlitz, eingeſunkenen Augen und langem, bis faſt zum Gürtel reichendem Barte, wankte, gleichſam der Erde entſtiegen, mit unſicheren Schritten auf die Beſtürzten zu, indem das geſpenſtige Weſen mit heiſerer, faſt tonloſer Stimme ausrief: »Habt Ihr's gehört? Die Poſaune des Weltenrichters iſt erklungen! Die Todten ſtehen auf! Auch mein Grab hat ſie geöffnet, auch mir hat ſie die Freiheit wiedergegeben! ach, die ſo lange entbehrte Freiheit! Es war ein lauter, ſchrecklicher Poſaunenton, ich hätte mich beinahe gefürchtet! aber als die morſchen Steine meines Kerkers zuſammenſtürzten, als ich die Oeffnung gewahr ward, die Gott ſelbſt entſtehen ließ, um mich zu befreien, da eilte ich hinweg, um Iſauren zu ſuchen, die gewiß ſchon lange meiner harrend, ihren geliebten Jerome jubelnd empfangen wird!« Sprachlos vor Erſtaunen ſtarrten Emil und William die geſpenſtiſche Erſcheinung an, von Entſetzen erfaßt, vermochte der zitternde Diener die Ohnmächtige kaum in ſeinen Armen zu halten; inzwiſchen war der unglückliche Grabbewohner den Freunden näher getreten, ſein matter Blick fiel auf die Verwundete, aber kaum hatte er ihre ſchönen bleichen Züge erkannt, als er mit dem lauten Ausruf: »Iſaura!« leblos zu ihren Füßen ſank.

In dem bisher von William und Emil bewohnten Gemach, auf weichem Lager ruhend, kehrte den beiden Leidenden allmälig die Beſinnung zurück. Alles, was die innigſte Theilnahme, die zärtlichſte Sorgfalt zu erſinnen vermochte, wurde von den Freunden treulich angewandt, ſie dem Leben wieder zu geben. Emils Empfindungen während dieſer Vorgänge vermögen Worte jedoch nicht zu beſchreiben.

Freude, Schmerz, Furcht und Erwartung wechſelten in ſeiner Bruſt, bald zweifelte er, daß der Unglückliche, welcher ſich ſelbſt Jerome genannt hatte, ſein ſo lange vermißter Oheim ſei, bald hielt er ſich wieder feſt davon überzeugt und forſchte in den bleichen, entſtellten Zügen des armen Leidenden nach jener ſo oft erwähnten Aehnlichkeit mit den ſeinigen, bis William ihn zur Geduld verwies, indem er ihn auf die ſo nahe bevorſtehende Löſung des Räthſels vertröſtete. Glücklicher Weiſe war Williams Diener in der Heilkunde wohl erfahren; er hatte gleich nach angeſtellter Unterſuchung erklärt, daß die erhaltene Schußwunde der Fremden, welche ſich in dem linken Oberarm befand, nichts weniger als gefährlich, und daß Ruhe für die beiden Leidenden vor der Hand wohl das allerbeſte Heilmittel ſei. Wirklich hielt auch ein tiefer Schlummer die Lebensgeiſter der ſo wunderbar Geretteten gefeſſelt, während deſſen Dauer William und Emil Zeit genug gewannen, ſich nach dem Ergehen des Alten zu erkundigen, welcher, wie ſich leicht vorausſetzen ließ, einen großen Einfluß auf das Wohl oder Weh ihrer beiden Schützlinge ausgeübt haben mußte. Der bei ihm zurückgelaſſene Diener berichtete ſeinen Gebietern Folgendes: Nachdem die drei muthigen Wanderer ihren gefährlichen Weg angetreten hatten, erholte ſich der Greis allmälig von ſeiner ohnmachtähnlichen Betäubung, kaum gewahrte er aber den Fremdling an ſeiner Seite, als er ihn lange mit durchbohrenden Blicken anſtarrte, dann einige ihm unverſtändliche Worte murmelte und ſich hierauf ſchleunig entfernen wollte. Antoine, Emils Diener, der Befehle ſeines Herrn wohl eingedenk, hielt ihn jedoch zurück, ihm ſo gut er konnte bedeutend, daß er bleiben und unter ſeiner Obhut harren müſſe, was weiter mit ihm geſchehen werde. Dieſe Erklärung verſetzte den Alten in den heftigſten Zorn, er wollte ſich Antoine's Händen gewaltſam entreißen, ſtieß die härteſten Drohungen gegen ihn aus und würde ſich mit Hilfe ſeines herbeieilenden Dieners unfehlbar befreit haben, wenn nicht ein in demſelben Augenblick in der Tiefe fallender Schuß ihn ſo mächtig erſchüttert hätte, daß er aufs Neue bewußtlos zu Boden ſank. Der Diener, welcher es wahrſcheinlich nicht allein mit Antoine aufnehmen mochte, ergriff bei dieſem Anblick die Flucht, Antoine ſah ſich daher genöthigt, den Alten, deſſen er ſich um jeden Preis verſichern wollte, nach der ihm und ſeinem Kameraden angewieſenen Kammer zu ſchleppen, woſelbſt er ihm Hände und Füße mit ſtarken Stricken zuſammenſchnürte und ihn ſo gebunden auf ſein Lager warf. In dieſem Zuſtand, berichtete Antoine ferner, befindet ſich der Alte noch, das Zimmer iſt feſt verſchloſſen und wenn er auch indeſſen ſeine Beſinnung wieder erhalten haben ſollte, ſo hindern ihn die gefeſſelten Arme und Beine doch an jedem etwaigen Verſuche zur Flucht, und der Böſewicht entgeht der verdienten Strafe nicht. Ueberzeugt, daß die Perſon des Greiſes, wer er auch immer ſein, auf weſſen Befehl er auch immer gehandelt haben mochte, ihnen von der größten Wichtigkeit ſei, geboten die Freunde dem treuen Antoine, ſeine Bande zwar zu löſen, ihn jedoch nach wie vor ſtreng zu bewachen, ihm vor allen Dingen die Rettung jener beiden Unglücklichen nicht zu verrathen und überhaupt ſo lange das ſtrengſte Schweigen gegen ihn zu beobachten, bis ſeine

Gebieter es für nöthig erachten würden, ihn zur Rechenſchaft zu ziehen.

Es war an einem heiteren, ſonnenhellen Morgen, als jener unglückliche Fremdling nach einem lange anhaltenden Schlaf gleichſam zu neuem Leben erwachte! Ueberraſcht, ja beinahe geblendet von dem hellen Lichte des Tages, fuhr er empor, ſeine Blicke irrten bald in dem alterthümlichen Gemach umher, bald hafteten ſie auf dem weichen Lager, auf dem er ruhte, bald ſchienen ſie einen ihm theuren Gegenſtand ängſtlich zu ſuchen, endlich nach langem, lautloſem Schweigen bedeckte er ſein Antlitz mit beiden Händen und ſeufzte leiſe: »Ein Traum, ein Traum, wie er mich tauſendmal getäuſcht hat! Unglücklicher Jerome, du haſt abermals nur geträumt, darum wage es nicht, dein Auge aufzuſchlagen, denn das Erwachen iſt dann allzu bitter, allzu ſchrecklich für dich!" — Nach dieſen Worten wollte er ſein Haupt tief in die Kiſſen verbergen, allein Emil, welcher das Erwachen des Unbekannten ſchon lange mit Sehnſucht erwartet hatte, entgegnete, dem Lager langſam näher tretend: »Kein Traum, edler Mann! was Ihr um Euch ſeht, iſt Wirklichkeit, Eure Leiden ſind geendet, und Alles müßte mich täuſchen, wenn Ihr nicht einen reichen, kaum mehr geahneten Lohn dafür findet!" Der Fremde richtete ſich bei dem Klang dieſer Stimme hoch empor, er ſtarrte den Sprechenden ſtaunend an; als Dieſer jedoch fortfuhr, ihm mit wenig Worten die Geſchichte ſeiner Befreiung zu erzählen, als er auch der Dame gedachte, welche durch ſeinen übereilten Schuß leider verwundet worden, jedoch außer aller Gefahr ſei, da ſchrie der Fremde laut auf: »Iſaura! Iſaura! ſie lebt, ich ſoll ſie wiederſehen?!" In dem nämlichen

Augenblick öffnete ſich eine Seitenthüre und die Gerufene, von dem heilkundigen Diener vergebens zurückgehalten, ſtürzte dem Ueberglücklichen in die weit geöffneten Arme. — Mehre Tage vergingen, bevor Jerome von Vergy, denn er war es wirklich, Emils Ahnung hatte ihn nicht betrogen, ſich ſo weit erholt hatte, um dem geliebten Neffen, in dem er mit innigem Entzücken ſeinen Retter erkannte, die Geſchichte ſeiner Leiden ausführlich zu erzählen; endlich aber, nachdem er Kraft genug in ſich fühlte, begann er auf folgende Weiſe:

»Du kennſt das traurige Verhängniß, welches über unſerem Hauſe waltet; auch ich mußte ſeine Macht empfinden, auch mich trieb jene unbezwingliche Sehnſucht, die Pyrenäen zu überſchreiten, der heiße Wunſch, wo möglich zu erforſchen, welch' ein Unfall meinen edlen Vater getroffen und ſeine letzten Lebenstage getrübt hatte, bewog mich jedoch, vor allen anderen Gegenden Spaniens Granada zu beſuchen, woſelbſt er, wie ich aus einigen, ihm gegen ſeinen Willen entſchlüpften Aeußerungen errathen hatte, längere Zeit geweilt haben mußte. Ich würde vergebens nach Worten ſuchen, wollte ich die Gefühle ſchildern, welche mich ergriffen, als ich den Boden dieſes blühenden Wunderlandes betrat, als mein Auge die paradieſiſchen Fluren, die ſilberhellen Bäche, der Blumen bunte Farbenpracht erblickte, als es mit ſtaunender Bewunderung auf dem alten mauriſchen Zauberpalaſt Alhambra ruhte, der mit majeſtätiſchem Ernſte auf die zu ſeinen Füßen ſich ausbreitenden Wohnungen der armen Erdenbürger niederſah. — Mein Geiſt verſetzte ſich unwillkürlich in jene romantiſche Zeit, in welcher edle mauriſche Fürſten mit mildem Zepter über dieſe geſegneten Fluren herrſchten; ich glaubte die tapferen, hochherzigen Abencerragen an der Seite ihrer Feinde, der ſchlauen argliſtigen Zegries, nach dem Alhambra ziehen zu ſehen, um dem mächtigen Gebieter ihre Ehrfurcht zu bezeigen; glaubte ihn ſelbſt in feenhafter Herrlichkeit, geſchmückt mit allem Zauber orientaliſcher Pracht in Mitte ſeiner Helden zu erblicken, wähnte jene reizenden Bewohnerinnen des Harems, deren überirdiſche Reize die Dichter in begeiſterten Liedern beſangen, im kühlen Abendſchatten durch die prachtvollen Gärten des Palaſtes wandeln zu ſehen, doch genug, wie ſehr auch meine leicht erregbare Phantaſie ſich mit den Bildern einer ſchöneren Vergangenheit beſchäftigte, ſo vergaß ich doch deshalb den Zweck meiner Anweſenheit nicht, indem ich mit raſtloſem Eifer zu erforſchen ſtrebte, ob mein Vater ſich wirklich einſt an dieſem Orte aufgehalten und unter welchen Umſtänden er von hier geſchieden ſei? — Allein Monate vergingen, ohne daß ein günſtiger Erfolg meine Bemühungen krönte, Niemand ſchien ihn gekannt zu haben, Niemand ſich ſeiner zu erinnern; ſchon glaubte ich, daß ich mich getäuſcht, ſeine freilich nur flüchtig entfallenen Aeußerungen falſch verſtanden hätte und beſchloß daher, Granada, ſo ſchwer es mir auch fiel, zu verlaſſen, um meine Nachforſchungen in anderen Gegenden Spaniens weiter fortzuſetzen.

Eines Abends hatte ich mich länger als gewöhnlich in dem Feenpalaſte Alhambra verweilt, mit immer gleicher Bewunderung wandelte ich in dem Löwenhofe auf und nieder, deſſen zauberiſchen Anblick zu ſchildern es mir an Worten fehlen würde, ohne auf die ſtets tiefer hereinbrechende Dunkelheit, welche mich an den Rückweg mahnte, zu achten.

Plötzlich fühlte ich meinen Arm leiſe berührt, ſah mich um und erkannte die bleiche Tochter des Pförtners oder Kaſtellans, welcher den Fremden dies Denkmal mauriſcher Pracht und Herrlichkeit zu zeigen pflegt. Meiner häufigen Beſuche wegen hatte ich die Jungfrau zwar ſchon öfter geſehen, jedoch noch nie geſprochen, weil ſie jedwede Annährung eines Fremden faſt ängſtlich vermied, weil eine unheilbare Schwermuth, ein tiefer Seelenſchmerz, welcher ſich nur allzu deutlich in den einſt reizenden Zügen malte, weder der Neugierde, noch der Theilnahme eine Frage erlaubte, und ſelbſt ihr Vater dem Geſpräch über das ſeltſame, faſt geiſterhafte Weſen ſeiner Tochter ſorgfältig auszuweichen wußte. Um ſo größer war daher meine Ueberraſchung, die ſonſt ſo ſcheue Jungfrau plötzlich an meiner Seite zu ſehen; ſie ließ mir jedoch keine Zeit, meinem Staunen Worte zu geben, indem ſie mit leiſer, kaum vernehmbarer Stimme flüſterte: »Fliehe dieſen Ort, Fremdling! Fliehe Granada's geſegnete Fluren, ſeit wenig Stunden droht dir hier Gefahr, eile! eile!» — »Gefahr? mir? ſeit wenig Stunden?» rief ich mit immer ſteigender Verwunderung, »und warum? weshalb? wen hätte ich hier beleidigt? weſſen Haß verſchuldet?» — »Frage nicht,» unterbrach mich die Jungfrau bittend, »fliehe! fliehe!» — »Fliehen?» entgegnete ich unwillig, eine Gefahr, die ich nicht einmal kenne? wie ein feigherziger Thor vor einem Schattenbilde, einem Nichts entweichen? Nimmermehr!» — »So willſt du denn ſelbſt in dein Verderben eilen? ſo muß ich auch dich als Opfer eines unſeligen Verhängniſſes fallen ſehen?» klagte die Unglückliche mit einem Tone, der mein Innerſtes erſchütterte, ungewiß, ob ich das eben Gehörte als das Geſchwätz einer armen

Sinnverwirrten betrachten, oder für Wahrheit halten ſollte, war ich eben im Begriff, noch einige Fragen an ſie zu richten, als ich das Geräuſch mehrer ſich nahenden Schritte vernahm, und die Jungfrau mit dem halblauten Ausrufe: »Wehe, es iſt zu ſpät!« pfeilſchnell von meiner Seite hinwegeilte.

Noch folgten meine Blicke der Fliehenden, als eine neue Erſcheinung meine Aufmerkſamkeit feſſelte; von mehren Dienern, welche brennende Fackeln trugen, gefolgt, trat mir nämlich jetzt ein Greis entgegen, deſſen hohe, edle Geſtalt, deſſen ſilberweißes Haar, ſo wie ſein fürſtlicher Anſtand mir die tiefſte Ehrfurcht eingeflößt haben würden, hätten ſeine finſter grollenden Züge, ſeine tückiſch blitzenden Augen, ſein höhniſch verzogener Mund mich nicht mit einem früher nie gefühlten Grauen erfüllt. — Der Fremde, welcher mich mit ſeinen ſtechenden Blicken beinahe durchbohren zu wollen ſchien, ſtand einige Sekunden ſchweigend vor mir, endlich aber, ſein Geſicht zu einer ihm wahrſcheinlich ungewohnten Freundlichkeit zwingend, ſtellte er ſich mir ſelbſt als Don Pedro Velasquez Almagro, Grand von Spanien vor, der mit ſeiner Nichte Iſaura nach Granada gekommen ſei, das weltberühmte, mauriſche Wunderwerk, Alhambra genannt, mit eigenen Augen zu beſchauen. — Zu begierig nach dem längſt erſehnten Anblick, habe er den Anbruch des kommenden Tages nicht erwarten können und ſei daher noch am Abend ſeiner Ankunft, mit Fackeln verſehen, hierher geeilt, um mindeſtens einen Vorgenuß der Herrlichkeiten, die ſeiner warteten, zu erhalten, doch werde er ſeinen Beſuch für heute abkürzen und morgen in Begleitung ſeiner Nichte wiederkehren, wo er mir dann abermals zu begegnen hoffe, da ihm der Kaſtellan ſchon erzählt hätte, daß ich faſt täglich hier zu treffen ſei.

So auffallend mir dieſe zuvorkommende Höflichkeit Don Pedro's gegen einen ihm völlig fremden Menſchen auch ſein mußte, einen ſo ungünſtigen Eindruck ſeine Erſcheinung auch auf mich gemacht hatte, konnte ich doch nicht umhin, ſeinem ſo artig geäußerten Wunſche unſeres Wiederſehens mit einer ähnlichen Artigkeit zu begegnen, wir trennten uns hierauf mit einigen freundlichen Abſchiedsworten und ich kehrte, über die ſeltſamen Erlebniſſe dieſes Abends in tiefes Nachdenken verſunken, in meine Wohnung zurück.

Am folgenden Morgen waren alle widrigen Empfindungen aus meiner Seele vertilgt; die Warnung der bleichen Jungfrau erſchien mir jetzt nur als eine Ausgeburt des Wahnſinns, der die Unglückliche, wie man ſagte, von Zeit zu Zeit überfallen ſollte; die abſchreckenden Züge Don Pedro's als Trugbild meiner erregten Phantaſie, die durch das blendende Fackellicht getäuſcht, denſelben jenen Schauer erregenden Ausdruck verliehen habe, — nur ſeines verbindlichen Wunſches einer abermaligen Begegnung erinnerte ich mich noch deutlich, und ſäumte daher nicht, auch heute zur gewöhnlichen Stunde das herrliche Denkmal mauriſcher Pracht und Größe zu beſuchen.

Don Pedro ließ ſich nicht lange erwarten, er erſchien an der Seite einer Dame, die er mir als ſeine Nichte, Donna Iſaura Almagro vorſtellte, hinzufügend, daß ſie die Beſchwerden einer weiten Reiſe nicht beachtet habe, um ihn nicht zu verlaſſen und ſeinen längſt gehegten Lieblingswunſch zu erfüllen. Wo ſoll ich Worte finden, um die

Gefühle zu beſchreiben, welche mein Herz bei Iſaurens erſtem Anblick ergriffen? Wie ſoll ich ein Weſen ſchildern, deſſen zauberiſche Reize mein Ideal von Schönheit und Anmuth noch weit übertrafen? Geblendet, verwirrt, keines Lautes mächtig, ſtand ich vor dieſer himmliſchen Erſcheinung, die mit dem Heiligenſcheine der Tugend und Unſchuld die Anmuth der Grazien vereinigte.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich meine glühende Leidenſchaft für Iſauren von ihrem Entſtehen an bis zu dem Augenblick ausführlich erzählen, in welchem ſie mich durch das Geſtändniß ihrer Gegenliebe zum glücklichſten Sterblichen machte! Don Pedro ſchien, trotz meiner nur ſehr geringen Verſtellungskunſt, unſere gegenſeitige Neigung nicht zu bemerken, mehre Wochen vergingen, während deren Verlauf wir theils die paradieſiſche Umgegend von Granada, theils den Alhambra beſuchten; wenn die Liebe mich nicht ſo gänzlich beherrſcht, mich nicht jedes andern Gedankens, nicht jeder reiflicheren Ueberlegung beraubt hätte, ſo würde es mir unfehlbar aufgefallen ſein, daß der ſtolze Spanier mich, den Fremdling, den ein bloßer Zufall in ſeine Nähe führte, gleich einem alten Bekannten, zu ſeinem täglichen Begleiter wählte, daß er außer mir Niemanden den Zutritt zu ſich vergönnte, und ſogar jedwede Annäherung eines Dritten gefliſſentlich zu vermeiden ſchien. — So aber freute ich mich nur meines ungeſtörten Glückes, das mich ruhig in Iſaurens holder Nähe weilen ließ. Don Pedro's Züge hatten für mich nichts Abſtoßendes mehr, war er es doch, deſſen unſchätzbarer Gunſt ich meinen Himmel dankte, war er es doch, von deſſen väterlicher Einwilligung die Seligkeit meines ganzen

Lebens abhing. — Zwar bemerkte ich wohl, daß Iſaura ihren Oheim zuweilen mit unruhigen Blicken betrachtete, allein da ihr Benehmen gegen mich ſich völlig gleich blieb, glaubte ich dies weiter nicht beachten zu dürfen; auch die bleiche Jungfrau erſchien mir ſeit jenem Abende nicht wieder, ſo ſtörte denn nichts die namenloſe Wonne der beſeligendſten Gegenwart, und ſelbſt der Zukunft ſah ich ohne Furcht entgegen, weil Don Pedro's fortdauerndes Wohlwollen, ſo wie die Zwangloſigkeit, mit der ich mich Iſauren nähern durfte, nur eine ſtillſchweigende Billigung unſeres geheimen Bundes ſchien, dem er einſt ſeinen väterlichen Segen nicht verſagen werde. — Aber was ſind die Wünſche der armen Sterblichen, was ihre goldenen Träume, ihre frohen Hoffnungen, wenn das Schickſal ſchon bereit iſt, ſie grauſam zu zerſtören? —

Der Tag, welchen Don Pedro zu ſeiner Abreiſe beſtimmt hatte, rückte allmälig heran — jetzt, der Entſcheidung meines Looſes ſo nahe, überfiel mich plötzlich eine bange Ahnung; Iſaurens Beſitz erſchien mir nunmehr als ein unerreichbares Glück, meine Hoffnung darauf als ein Frevel, und wenn ich mich auch momentan mit Don Pedro's wohlwollender Freundlichkeit zu ermuthigen ſuchte, ſo fühlte ich doch nur zu gut, daß dies Wohlwollen noch keine väterliche Neigung, dieſe Freundlichkeit noch keine Liebe für mich war. Jenes unheimliche Grauen, das mir ſein erſter Anblick einflößte, und nur durch die Allgewalt meiner Leidenſchaft für Iſauren beſiegt ward, bemächtigte ſich meiner auf's Neue, ſobald ich in ſeine Nähe trat; gleichwohl ſah ich ein, daß der Augenblick jetzt gekommen ſei, in welchem ich meine kühne Werbung wagen müſſe. Zwiſchen

Furcht und Hoffnung ſchwankend, beſchloß ich daher, mich offen gegen Don Pedro zu erklären, möge der Erfolg meines Wagniſſes mir dann Leben oder Tod bereiten! —

Es war am Abend vor dem zu unſerer Abreiſe feſtgeſetzten Tage, denn auch ich wollte Granada mit Don Pedro zugleich verlaſſen, als ich es endlich über mich gewann, dem Oheim der heiß Geliebten mein heiliges Geheimniß zu offenbaren. Er hörte mich ſchweigend an, ein ſeltſames Lächeln, das mein Inneres erbeben machte, malte ſich in ſeinen Zügen, endlich ſprach er: »Jerome von Bergy, ich habe Euren Antrag längſt erwartet, auch läugne ich nicht, daß ich Euch gerne als Neffen anerkennen, gerne als Iſaurens künftigen Gemahl betrachten möchte, doch hängt dies noch von einer Bedingung ab, die Ihr erfüllen müßtet, und die ich Euch erſt nennen kann, wenn wir wieder in meiner Heimat, auf dem Schloſſe meiner Ahnen, wohin ich Euch mir zu folgen bitte, angekommen ſind.« — Außer mir vor Entzücken über die Hoffnung, welche mir dieſe Worte gewährten, verſprach ich jedwede Bedingung, auch die ſchwerſte, zu erfüllen, wenn ich mir dadurch Iſaurens Beſitz zu erringen vermöchte; Don Pedro umarmte mich hierauf, hieß mich meines Verſprechens ſtets eingedenk bleiben, und entließ mich, um, wie er mir ſagte, ſeine Nichte ſelbſt von meiner Bewerbung, in Folge deren ich jetzt ihr Begleiter auf der Rückreiſe geworden ſei, zu unterrichten.

Ich fühlte mich zu heftig bewegt, mein Herz war zu voll, als daß ich in dem engen Raume meines einſamen Gemaches hätte verweilen können! Es trieb mich hinaus ins Freie, noch einmal, zum letzten Male, wollte ich, wenn auch nur aus der Ferne, die ſtolzen Mauern der herrlichen Alhambra betrachten, wollte von ihnen Abſchied nehmen, denn ſie waren mir ja doppelt theuer, weil Iſaura mit mir daſelbſt geweilt, weil ſie mir dort zuerſt entgegen trat. Schon war ich, in ſüßen Träumereien einer glücklichen Zukunft verloren, durch die ſteil hinanſteigende, mit ſteinernen Sitzen eingefaßte und mit Springbrunnen verzierte Hainſchlucht, in welche zu beiden Seiten die rothen Thürme ernſt hinabſchauen, beinahe bis an den ſogenannten Thurm des Gerichtes gelangt, ſchon weilte mein Auge in ſeligem Selbſtvergeſſen auf dem entzückenden Anblick, welchen die vom Silberlichte des eben aufgehenden Mondes beleuchtete Gegend gewährte, als ein leiſes Geräuſch mich aus meinen Betrachtungen aufſchreckte, und die mir wohlbekannte Jungfrau plötzlich an meiner Seite ſtand.

Betroffen über dieſe unerwartete Begegnung, trat ich einige Schritte zurück, die Jungfrau aber rief faſt gebietend: »Fliehe nicht vor mir, Fremdling! nicht ich bin es, die dir Gefahr bringt! die Liebe, armer Bethörter, die Liebe iſt es, welche dein Verderben bereitet! Doch du wirſt ihm nicht entgehen, denn du biſt ein Vergy! vernimm indeß dies Eine noch und ſchöpfe Troſt daraus in den ſchmerzlichſten Stunden deines Lebens, du wirſt der Letzte ſein, der ſeines Ahnherrn Schuld hier büßen muß, und durch eben die Liebe, als deren Opfer du fällſt, dich dereinſt, wenn auch ſpät erſt, gerettet ſehen!« —

Starr vor Erſtaunen, keines Wortes mächtig, ſtand ich wie angebannt, ohne auch nur eine Silbe erwidern, einen Laut hervorbringen zu können! Das war nicht die Ausgeburt eines zerrütteten Gehirns, nicht die fixe Idee einer halb Wahnſinnigen! das war Wahrheit, tiefe, erſchütternde Wahrheit, auf eine genaue Kenntniß des Schickſals meines Hauſes gegründet! — Wie aber konnte ſie, die Fremde, dieſe genaue Kenntniß erlangt haben? wie konnte ſie wiſſen, was bisher ein unauflösliches Räthſel blieb? und wer war ſie ſelbſt, die mit prophetiſchem Geiſte mir meine Zukunft offenbarte? — Die Betäubung, in welche mich das eben Gehörte verſetzt hatte, machte es mir unmöglich, die Jungfrau zurück zu halten, als ſie jetzt gleichſam aus meinen Augen verſchwand; zwar wollte ich, nachdem ich meine Faſſung endlich wieder gewonnen, ihr eilig folgen, wollte ſie bitten, mir Rede zu ſtehen, mir zu entdecken, was ihr von der Geſchichte meiner Vorfahren bekannt ſei, allein wie laut ich auch ihren Namen rief, wie emſig ich ſie auch aufſuchte, ſie blieb verſchwunden, und die immer tiefer hereinbrechende Nacht nöthigte mich endlich zur Rückkehr in meine Wohnung, woſelbſt ich in einem ſchwer zu beſchreibenden Zuſtande von Furcht, Zweifeln und banger Erwartung anlangte.

Ich übergehe die Beſchreibung unſerer Reiſe, während deren Dauer ich an Iſaurens Seite noch einmal das höchſte Glück des Lebens genoß, als wir eines Tages in ein, mitten zwiſchen ſteilen Felſen liegendes, kleines Thal gelangten, welches von einem, auf der Spitze eines Felſens thronenden, alten, mauriſchen Schloſſe beherrſcht zu werden ſchien. — Ohne auf unſere Fragen eine Silbe zu erwidern, lenkte Don Pedro ſein Roß den ſteilen Pfad, welcher zu dem Schloſſe führte, hinan, zog, am Thore angekommen, ein kleines Horn hervor, dem er einen lange anhaltenden Ton entlockte, worauf die Pforte ſich geräuſchlos aufthat, ein weiter Hofraum ſichtbar ward, in welchem wir mehre Diener erblickten, denen wir unſere Pferde übergaben, und alsdann von einem ſchon hochbejahrten Greiſe in ein großes, alterthümlich verziertes Gemach geleitet wurden. — Don Pedro's Benehmen ward mir ſeit dem Augenblicke unſerer Ankunft an dieſem Orte immer unerklärbarer; eine wilde Luſtigkeit hatte ſich ſeiner bemächtigt, ein geheimer, innerer Triumph malte ſich in ſeinen Zügen, ſeine Augen ſtarrten mich freudeblitzend und dennoch faſt durchbohrend an, als er mir während der ſchnell bereiteten Abendtafel den Willkommbecher reichte; auch Iſauren ſchien die ſeltſame Umwandlung ihres Oheims aufzufallen, ſie blickte bald mich, bald ihn mit ängſtlicher Erwartung an, gleichſam als fürchte ſie, die nächſte Minute werde irgend ein entſetzliches Ereigniß herbeiführen; allein die Mahlzeit ging ohne Störung zu Ende, Don Pedro erhob ſich, gebot einem Diener, mir das für mich beſtimmte Schlafgemach anzuweiſen, und rief mit jenem ſeltſamen Lächeln, das mich ſchon ſo oft im Innerſten erbeben machte: „Gute Nacht, Don Jerome! möge Euer Schlaf in dieſen Mauern ſanft, Euer Traum ſüß ſein! ich werde Sorge tragen, daß Ihr zu rechter Zeit erwacht!“ Nach dieſen Worten ergriff er Iſaurens Hand, und zog ſie ſo ſchnell mit ſich fort, daß der Hinwegeilenden nicht einmal ſo viel Zeit übrig blieb, mir noch einen letzten Blick, einen letzten freundlichen Gruß zu ſpenden.

Auf's Höchſte erregt durch Don Pedro's faſt höhniſchen Abſchied, der mir die Geliebte, bevor ich es zu hindern vermochte, entführte, folgte ich dem Diener, der mich zu meiner Verwunderung in einen ganz anderen, wie es mir ſchien, ziemlich baufälligen Theil des Gebäudes brachte; das Zimmer, welches er hier öffnete, war jedoch nicht unfreundlich, und als ich ihn nun fragte: warum man mir eine ſo weit entlegene Wohnung anweiſe? erhielt ich zur Antwort, daß dies nur für dieſe eine Nacht geſchehe, bis man am folgenden Tage Zeit finden werde, ein anderes Gemach im Hauptgebäude für mich einzurichten.

Obgleich ſehr ermüdet, fühlte ich, nachdem mich der Diener verlaſſen hatte, dennoch keine Neigung zum Schlafen; ein Heer von Gedanken durchkreuzte mein Gehirn, Don Pedro's faſt mehr als zweideutiges Betragen ſeit wir an dieſem unheimlichen Orte angekommen waren, die Prophezeiung jener räthſelhaften Jungfrau, das traurige Loos, welches allen Sprößlingen des Hauſes Vergy jenſeits der Pyrenäen zu Theil geworden, alles dies fiel mir mit einem Male ſchwer auf's Herz, ich machte mir Vorwürfe über das blinde Vertrauen, mit welchem ich dem ſtolzen Spanier gefolgt war, und nur Iſaurens Liebe leuchtete wie ein heller Stern in die Nacht meiner Zweifel, nur ſie allein gab mir den Muth, Alles, auch das Schwerſte, für ihren Beſitz zu wagen. — Feſt entſchloſſen, die Bedingung ſobald als möglich zu erforſchen, welche ich nach Don Pedro's Ausſpruch erfüllen mußte, um Iſaurens theure Hand zu erhalten, begab ich mich endlich auf mein Lager, kühlte die brennenden Lippen mit dem mir bereiteten Nachttrunk, und hoffte, daß ein kurzer Schlummer die mir ſo nöthige Ruhe wieder ſchenken werde.

Wie lange der tiefe, faſt todähnliche Schlaf, in welchen ich alsbald verſank, gedauert haben mag, kann ich nicht mit Beſtimmtheit angeben: daß er jedoch durch ein gewaltſames Mittel hervorgebracht worden, empfand ich an der dumpfen Betäubung, welche meine Sinne beim Erwachen gefeſſelt hielt, und mich erſt nach und nach wieder zu völligem Bewußtſein gelangen ließ. — Aber ach! zu welchem Bewußtſein ſollte ich zurückkehren? zu welchem namenloſen Elende ſollte ich Unglückſeliger erwachen? — Von dichter Finſterniß umgeben, auf einem harten Lager ruhend, glaubte ich anfänglich, daß ein böſer Traum mich ängſtige, bis das Raſcheln des Strohes unter mir, bis der feuchte Modergeruch, den ich athmete, mir endlich die gräßliche Ueberzeugung gewährten, daß ich erwacht, und daß der traurige Zuſtand, in welchem ich mich befand, ein wirklicher ſei.

Was ich nach dieſer Entdeckung empfand, vermögen Worte nicht zu beſchreiben! Wuth und Verzweiflung bemächtigten ſich meiner, ich würde mir in blinder Raſerei den Kopf an den feuchten Wänden meines Kerkers zerſchmettert haben, wenn nicht auch noch jetzt meine Liebe zu Iſauren, ſtärker als jedes andere Gefühl, mich dem Leben erhalten hätte! — Sie, das theure, engelreine Weſen, konnte keine Verrätherin ſein, konnte nicht Theil haben an ihres Oheims ſchändlicher Hinterliſt, mit der er mich in mein Verderben lockte, auch ſie mußte gleich mir leiden, gleich mir verzweifeln, wenn ſie mein grauſames Schickſal erfuhr, das mir gleichwohl ein unauflösliches Räthſel blieb.

Stunde an Stunde ſchwand nach meinem gräßlichen Erwachen dahin, ohne daß ein Laut die tiefe Todtenſtille um mich her unterbrochen, ein Lichtſtrahl die finſtere Nacht, in der ich Armer ſchmachtete, erhellt hätte; ſchon glaubte ich hier lebendig begraben, dem furchtbaren Hungertode geweiht zu ſein, ſchon fühlte ich mich auf's Neue verſucht, mein elendes Leben gewaltſam zu enden, als ich plötzlich den Schall menſchlicher Schritte zu vernehmen wähnte, welche auch allmälig näher kommend, mir die Hoffnung gewährten, daß ich mindeſtens noch nicht ganz vergeſſen, der troſtloſeſten Verzweiflung noch nicht völlig preisgegeben ſei.

Ich hatte mich nicht getäuſcht, denn jetzt hörte ich das Klirren der Riegel, das Knarren der Schlöſſer an der Pforte meines Gefängniſſes, ſie öffnete ſich, und ich gewahrte einen ſchon ziemlich hochbejahrten Mann, welcher in der einen Hand eine brennende Laterne, in der andern Brot und Waſſer tragend, auf mich zutrat, und Beides ſchweigend an der Seite meines Lagers niederſtellte. Jetzt ſprang ich raſch empor, beſtürmte den Alten mit Fragen, weshalb man mich hier gefangen halte, welches Verbrechens man mich beſchuldige, und welch' ein Loos mir für die Zukunft beſtimmt ſei? — Allein der Greis blieb bei allen dieſen Fragen ſtumm wie das Grab, keine Bitte erweichte, kein Flehen rührte ſein Herz, ja ſogar den Troſt, zu erfahren, was aus Iſauren geworden, und ob Don Pedro, mein grauſamer Peiniger, noch an dieſem Orte verweile, verſagte er mir hartnäckig, obgleich ich in ſeinen tief gefurchten Zügen einen Strahl des Mitleids zu gewahren glaubte, und nur zu bald befand ich mich wieder allein in meinem finſteren Kerker, dem namenloſeſten Schmerz, der heftigſten Verzweiflung über mein grauſames Schickſal überlaſſen.

Ich will dich nicht mit einer ausführlichen Beſchreibung meines elenden Kerkerlebens ermüden; Jahre vergingen, während deren Verlauf es mir zwar gelang, die Gunſt des Alten, meines einzigen Wärters, ja ſogar ſein Vertrauen, hinſichtlich der Urſache meiner Leiden, die ihm gar wohl bekannt war, zu erhalten, allein demungeachtet konnte ihn nichts dazu bewegen, mir zu meiner Befreiung behilflich zu ſein. Was ich, das unſelige Schickſal meines Stammes ſowohl, als mein eigenes beklagenswerthes Loos betreffend, nach und nach von ihm erfuhr, war Folgendes:

Unter jenen edlen Geſchlechtern, welche ſich, nachdem die unglücklichen Mauren, durch das Schwert der Chriſten vertrieben, Spanien verlaſſen mußten, in Granada niederließen, befand ſich auch das Geſchlecht der Almagro, welches ſich eben ſowohl durch Tapferkeit und ritterliche Tugenden, als durch ſeinen grenzenloſen, unantaſtbaren Stolz vor allen anderen auszeichnete. Um eben dieſes Stolzes willen wurden ſie nun zwar allerdings mehr gefürchtet als geliebt, beſaßen daher auch nur wenige Freunde, allein der König achtete, die Welt bewunderte ſie, man pries ihre Thaten, beſang ihren Ruhm, ihre Frauen waren den edelſten Familien Spaniens entſproßen, ihre Töchter wurden nur ihnen ebenbürtigen Gatten vermählt, die Reinerhaltung dieſes ſo herrlich blühenden Stammbaumes machte man jedwedem Sprößling desſelben, ſobald er den Kinderjahren entwuchs, zur heiligſten Pflicht, und ſo lebte denn auch Keiner, der eine Verunglimpfung desſelben nicht für die größte, unauslöſchlichſte Schmach gehalten, ſie nicht ſchwer und blutig gerächt haben würde.

Von allen Nachkommen dieſes edlen Geſchlechtes ſah ſich Don Ramiro Ximenes Almagro am meiſten vom Schickſal begünſtigt; drei wackere, hoffnungsvolle Söhne ſtanden als feſte Stützen ſeines herannahenden Alters ihm zur Seite, eine Tochter, deren blendende Schönheit allgemein bewundert und beſungen ward, blühte in täglich herrlicher ſich entfaltenden Reizen vor ſeinen Augen auf, die würdigſten Freier hatten ſchon um ihre Hand geworben, Spaniens edelſte Jugend um ihren Beſitz gerungen, er ſah ſich bereits auf dem Gipfel aller ihm erreichbaren Größe, und nur Iſabellens allzu zarte Jugend hielt ihn bis jetzt noch ab, ihr den Gemahl zuzuführen, den er längſt ſchon im Stillen für ſie gewählt hatte.

Eines Abends, als Don Ramiro ſich mit zweien ſeiner Söhne und der reizenden Iſabelle in dem prachtvollen Garten ſeines Palaſtes befand, um daſelbſt nach der drückenden Hitze des Tages der erquickenden Kühle zu genießen, wurde er durch die traurige Nachricht erſchreckt, daß Don Franzesko, ſein älteſter Sohn, ſo eben ſchwer verwundet, von einem jungen Fremdling nach dem Palaſte gebracht worden ſei, und bald vernahm er aus dem Munde des Leidenden, daß er von einem Nebenbuhler meuchleriſch überfallen, ſicher getödet worden wäre, wenn nicht der junge Fremdling zu ſeiner Hilfe herbeigeeilt, den elenden Meuchler zu ſchleuniger Flucht gezwungen hätte.

Glücklicher Weiſe waren Don Franzesko's Wunden nicht tödtlich, er genas ſchon nach kurzer Zeit wieder vollkommen, allein nichts glich der glühenden Dankbarkeit, mit welcher er von nun an an dem Retter ſeines Lebens hing. — Alfons von Vergy, ſo hieß der Fremde, verdiente aber auch die Neigung eines Jeden, der ihn näher kennen lernte;

eben ſo beſcheiden als tapfer, eben ſo liebenswürdig als edel, verband er alle Vorzüge des Geiſtes und Körpers in ſo hohem Grade, daß er bald auch die ſtolzeſten Herzen bezwang, und ſelbſt Don Ramiro den Jüngling, obgleich er ein Sohn Frankreichs, und ſein Geſchlecht bei weitem nicht ſo edel als das der Almagro war, mit zuvorkommender Güte behandelte.

Nur einem Weſen hatte Alfons gleich bei ſeiner erſten Erſcheinung ein unheimliches Grauen erregt, nur ein Weſen floh vor ſeinem Anblick wie vor dem eines furchtbaren Geſpenſtes, dies eine Weſen war eine alte mauriſche Dienerin, die dem Hauſe Almagro mit unwandelbarer Treue ergeben, ſchon Don Ramiro's Mutter dieſelbe unterwürfige Anhänglichkeit bewieſen hatte, die ſie ſpäterhin auch ſeiner Gattin und Tochter bewahrte. Zuleima, ſo hieß die alte Maurin, beſaß jedoch einen düſteren, verſchloſſenen Karakter, der ſie jeder vertraulichen Mittheilung zu entfremden ſchien; war ſie unbeſchäftigt, ſo ſtarrte ſie ſtundenlang, wie in tiefe Träumereien verſunken, vor ſich hin, und nur eine leiſe Bewegung der Lippen verrieth, daß ſie mit irgend einem, ihr einſt wohl theuer geweſenen Gegenſtande geheime Zwieſprache halten, daß ſie vielleicht jener glücklichen, ewig unvergeßlichen Zeit gedenken möge, in welcher ihre Glaubensbrüder Granada's blühende Fluren bewohnt, in welcher ihre Könige dasſelbe beherrſcht hatten.

Wer ſie die ihr obliegenden Geſchäfte während der Dauer des Tages mit ſchweigendem Ernſte verrichten, wer ſie dann bei hereinbrechender Nacht die dicht belaubten Gänge des weitläufigen Gartens lautlos durchwandeln ſah, der mußte ſie für einen abgeſchiedenen Geiſt halten, welcher auf die Oberwelt zurückgekehrt, dem Leben nur noch ſcheinbar angehöre, und bereits mit den Geheimniſſen des Grabes vertraut ſei. — Auch ging unter der übrigen Dienerſchaft Don Ramiro's die Sage, daß Zuleima, ſobald dem Hauſe Almagro ein ungewöhnliches Ereigniß, ſei es nun freudiger oder trauriger Art, bevorſtehe, eine untrügliche Ahnung davon habe, welche ſich zwar nicht in Worten, wohl aber in ihrem ganzen Weſen ausſpreche, das alsdann die heftigſte Unruhe verrathe, ſich in einem unverſtändlichen Gemurmel kund gebe, und die ſonſt ſo ſtarr blickenden Augen mit einem ſeltenen Glanz erfülle.

Auch an dem Tag, an welchem Don Franzesko verwundet ward, ſah man die Maurin unruhiger als jemals in den dunklen Gängen des Palaſtes umher irren, ſah ſie wie in ſtummer Verzweiflung die Hände ringen, allein Niemand wagte ſich ihr zu nähern, Niemand beſaß den Muth, ſie um die Urſache ihres Schmerzes zu fragen, eben ſo wenig getraute man ſich, den Gebieter von Zuleima's auffallendem Betragen zu unterrichten; denn Don Ramiro hatte längſt den Glauben ſeiner Diener an die Prophetengabe der Maurin als thörichten Wahn verworfen, und auf das Strengſte verboten, weder ihm noch den Seinigen ein Wort davon zu offenbaren. — Es war daher kein Wunder, daß, als Franzesko noch am Abend jenes Tages in dem bereits angeführten Zuſtande von Alfons in den väterlichen Palaſt gebracht wurde, der Glaube an Zuleima's Ahnungsvermögen, unter den Dienern, nun auf's Neue zur feſten Ueberzeugung werden mußte: da man ſie aber nach Franzesko's bald erfolgter Geneſung noch immer mit denſelben

Zeichen eines geheimen Schmerzes umher wandeln, und namentlich mit einer faſt an Abſcheu grenzenden Geberde vor Alfons von Bergy, dem Freunde, dem Retter Franzesko's, fliehen ſah, wurden die Diener wieder irre an ihr, und nur einige der Aelteren ſchüttelten noch bedenklich die Köpfe, behauptend, daß dem Hauſe Almagro ein großes Unglück bevorſtehe; allein ſie hüteten ſich wohl, dieſe ihre Meinung laut werden zu laſſen und begnügten ſich damit, das ihnen ſo verdächtig ſcheinende Thun und Treiben der alten Maurin im Stillen zu beobachten.

Es konnte wohl nicht fehlen, daß die gefährliche Nähe des ſchönen, edlen, tapferen Jünglings, der ein Freund des Hauſes Almagro geworden war, dem Alle wohlwollten, auch auf Iſabellen einen tiefen Eindruck machen, auch ihr bis jetzt noch freies Herz gewinnen mußte? Eben ſo wenig konnte der feurige Alfons Reizen widerſtehen, die auch ein kälteres Blut als das ſeinige in Flammen zu ſetzen vermocht hätten; mit der ungeduldigſten Sehnſucht wartete er daher auf eine Gelegenheit, Iſabellen ſeine glühende Leidenſchaft zu bekennen, und als dieſe nun endlich erſchien, als er zu ihren Füßen liegend den Gefühlen, die ſein Herz ſo mächtig bewegten, Worte zu geben wagte, da öffnete ſich ihm ein Himmel voll nie geahnter Seligkeit, da wurde der Wonnetrunkene durch das ſüße Geſtändniß ihrer Gegenliebe der Erde und allen ihren Leiden wie durch Zaubergewalt entrückt.

Allein nur zu bald mußte der erſte betäubende Rauſch des Entzückens einer nüchternen Wirklichkeit weichen; Alfons hatte den unbeugſamen Stolz der Almagro's zu genau kennen gelernt, als daß er jemals auf Don Ramiro's

Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit der Geliebten hätte hoffen dürfen. So ſchmerzlich dieſe Ueberzeugung nun aber auch war, ſo wenig vermochte ſie ſeinen Muth zu beugen; er fühlte die Kraft in ſich, Iſabellens Beſitz um jeden Preis zu erringen, träumte von glänzenden Thaten, durch die er ſeinen edlen Namen verherrlichen, von Macht und Anſehen, womit er ſelbſt den höchſten Forderungen Don Ramiro's zu genügen vermöge; ja auch ſogar Iſabellens ängſtliche Zweifel, auch ihre Beſorgniß für die Zukunft wußte er mit ſiegender Beredſamkeit zu verſcheuchen, und wenn er auch einſah, daß der Bund ihrer Herzen vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben müſſe, das er ſelbſt dem Freunde nicht verrathen dürfe, ſo war ihm der Schwur Iſabellens, eher dem Leben als der ihm angelobten Treue entſagen zu wollen, hinlänglich, um die kühnſten Plane, die ſtolzeſten Entwürfe darauf zu bauen, er wollte mit dieſem Schwur, dem Bürgen ſeines dereinſtigen Glückes, Granada verlaſſen, um nach vollbrachten Thaten ruhmgekrönt zurückzukehren, und als einzigen höchſten Lohn derſelben ihre theure Hand zu erhalten.

Auf dieſe Weiſe waren Tage und Wochen vergangen, ohne daß irgend ein Ereigniß die Liebenden in ihren ſüßen Träumereien geſtört hätte; allein das Geheimniß, das dem Auge der Welt, dem Stolz des Vaters, dem Argwohn der Brüder ſo glücklich verborgen blieb, ſollte dem Scharfblick der Eiferſucht endlich nicht entgehen. Don Sancho Gomez de Silva, einer der eifrigſten Bewerber um Iſabellens ſchöne Hand, hatte die freundſchaftliche Aufnahme, welche Alfons im Hauſe Almagro gefunden, längſt nicht ohne giftigen Neid bemerkt, er haßte den Fremdling, der ſich ſeiner Meinung nach liſtig darin eingeſchlichen und beobachtete ihn mit aller der Aufmerkſamkeit, welche das heiße Verlangen, ihn zu verderben, eingeflößt hatte. Wirklich gelang es ihm auch nur zu gut, das geheime Einverſtändniß zwiſchen Alfons und Iſabellen zu entdecken, ja ſogar Ort und Stunde, welche ſie zu ihren Zuſammenkünften wählten, zu erſpähen; — es war dies nämlich ein kleines, von hohen Bäumen dicht beſchattetes, am fernſten Ende des Gartens gelegenes Luſthäuschen, in welchem Iſabella gewöhnlich die Zeit der Sieſta zuzubringen pflegte und woſelbſt Alfons, von einer treuen Dienerin geleitet, die Geliebte ſeiner harrend fand.

Frohlockend über dieſe Entdeckung, die dem verwegenen Fremdling entweder den Tod oder die ſchimpflichſte Verbannung aus einem Hauſe, das er durch ſeine frevelhafte Leidenſchaft entehrte, bringen mußte, war er lange unſchlüſſig, wem und auf welche Art er ſein Geheimniß offenbaren ſollte. Endlich entſchloß er ſich, es gerade dem Freunde Alfonſens, dem wilden, heftigen Franzesko zu vertrauen, überzeugt, daß eben dieſer ſich am ſchwerſten beleidigt, am unverzeihlichſten betrogen glauben, daß eben dieſer den Verrath an ſeiner Freundſchaft am härteſten beſtrafen werde.

Der argliſtige Sancho hatte ſich nicht getäuſcht; nur mit Mühe gelang es ihm, Franzesko's Wuth gegen Alfons, in dem er jetzt nur noch einen elenden Verführer, einen Räuber ſeiner Ehre erblickte, ſo lange zu bezähmen, bis er ihn bei einer heimlichen Zuſammenkunft mit Iſabellen überraſcht und den Heuchler entlarvt haben werde.

In ſüßen Träumereien verloren, von einer glücklichen

Zukunft ſchwärmend, in welcher ſie einander auch vor den Augen der Welt angehören, ſich ungeſtört beſitzen dürften, weilten die Liebenden, von der treuen Dienerin bewacht, eines Tages abermals an dem geheimen Zufluchtsort, der ihnen ſchon ſo oft Schutz gegen die lauernden Blicke des Argwohns gewährt hatte. Schon neigte die Sonne ſich allmälig zum Untergang, ſchon mahnte Iſabella den Geliebten, daß es Zeit ſei, zu ſcheiden, da vernahmen ſie plötzlich einen lauten, durchdringenden Schrei, haſtige Schritte nahten, die Thüre des Luſthäuschens flog auf, und Franzeſko, todtenbleich, mit Zorn flammenden Augen, das bloße Schwert in der Rechten, ſtand vor dem erſchrockenen Paare, es gleichſam mit ſeinen Blicken durchbohrend.

»Vertheidige dich, elender Verführer, oder ich ſtoße dich nieder!» ſchrie er wüthend, indem er auf Alfons eindrang. Dieſer behielt kaum noch ſo viel Zeit, den Degen zu ziehen, um die Streiche ſeines Gegners von ſich abzuwehren; vergebens beſchwor er den Raſenden, ihn zu hören, umſonſt flehte Iſabella ihn an, den Freund, den Retter ſeines Lebens zu ſchonen — gerade dieſe Bitte ſchien ſeinen Zorn zu mehren; — da, von Verzweiflung ergriffen, ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig, ſtürzte ſich Iſabella zwiſchen die Kämpfenden und ſank in demſelben Moment, von einem tödtlichen Hiebe getroffen, bewußtlos zu Boden. Bis zu dieſem Augenblick hatte Alfons nichts gethan, als die Streiche ſeines Wuth ſchäumenden Gegners mit kalter Beſonnenheit von ſich abgewendet, jetzt aber, da er die Geliebte in ihrem Blute ſchwimmen, da er Franzeſko mit der Mordluſt eines Tigers auf ſich eindringen ſah, erwachte auch in ihm die wildeſte Verzweiflung; nicht mehr wie bisher dem Schwerte ſeines Gegners mit kluger Beſonnenheit ausweichend, vergalt er ihm vielmehr jetzt Hieb mit Hieb, immer hitziger ward das Gefecht, immer wüthender drangen die erbitterten Kämpfer auf einander ein — da ſtürzte endlich Franzesko von dem Stahl ſeines Gegners durchbohrt zur Erde, um in den Armen des eben eintretenden Vaters und der beiden ſchreckenbleichen Brüder ſeinen Geiſt aufzugeben.

Alfons, überzeugt, er werde der Rache ſeiner Feinde nicht entgehen, machte ſich bereit, ſein Leben mindeſtens ſo theuer als möglich zu verkaufen; allein als Franzesko's Brüder mit gezogenen Degen auf ihn zuſtürzen, den Gefallenen rächen wollten, da rief Don Ramiro ein lautes, donnerndes »Halt!« Entſetzt vor dem Anblick des greiſen Vaters, wichen die Söhne zurück, und dieſer, den wenige Minuten zu einem dem Grabe entſtiegenen Geſpenſte umgewandelt hatten, deſſen Züge die Verzerrung des Todes trugen, deſſen wild rollende, faſt wahnſinnig blickende Augen ein unwillkürliches Grauen erregten, trat jetzt zu Alfons und ſprach: »Mörder meines theuren erſtgeborenen Sohnes, Mörder meiner einzigen geliebten Tochter, du haſt meinen Fluch tauſendfach verdient und er ſoll dir folgen, wohin du dich auch wendeſt! Nicht jetzt, nicht hier ſollſt du meiner Rache fallen, das wäre eine zu geringe Strafe für deine Verbrechen, nein, — noch nach mehr als einem Jahrhundert ſoll ſie die Abkömmlinge deines Stammes ereilen, forterben ſoll ſie ſich von einer Generation zur andern, mein Fluch jage die männlichen Sprößlinge deines Geſchlechtes auf aus ihrer Ruhe, er treibe ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt hierher in dies Land, damit ein Almagro ſie finde, ihre Jugendblüte zerſtöre, ihr Lebensglück vernichte, ihre Hoffnungen morde, wie du die meinigen gemordet haſt! Erſt dann, wenn der Letzte meines Stammes in der Gruft ſeiner Ahnen ruht, ſei mein Fluch gelöſt, erſt dann habe dein Geſchlecht die Schuld ſeines Ahnherrn genug gebüßt! Und nun ziehe hin, du Mörder meiner Kinder, frei, ungekränkt, aber mit dem quälenden Bewußtſein, daß die Verwünſchungen eines verzweifelnden Greiſes dir folgen und daß das rächende Geſchick meinen Fluch nicht unerfüllt laſſen wird!"

Er ward erhört! in welchem Zuſtande der unglückliche Alfons jenen Schauplatz des Schreckens verlaſſen und ſein Vaterland wieder betreten hatte, verrieth er nie, nur ſo viel weiß man, daß er nach ſeiner Rückkehr in das Schloß ſeiner Väter daſelbſt in der tiefſten Abgeſchiedenheit lebte. Wohl erkannten die Seinigen, daß ein unheilbarer Schmerz ihn verzehre, wohl ward es ihnen klar, daß irgend ein entſetzliches Ereigniß den blühenden, thatkräftigen Jüngling in einen finſteren, ſchwermüthigen Träumer umgewandelt haben müſſe, allein jeder Verſuch, die Urſache ſeiner geheimen Leiden zu erfahren, blieb vergeblich; — was ihm in Spanien Schreckliches begegnete, ward ihnen niemals kund. Mehre Jahre waren dem unglücklichen Alfons in dumpfem Hinbrüten verſchwunden; längſt gewohnt, ihn einem abgeſchiedenen Schatten gleich, ohne alle Theilnahme an irdiſchen Dingen umherwandeln zu ſehen, ſtaunten die Seinigen um ſo mehr, als ſie ihn, bei der zufälligen Erwähnung, daß Leon von Vergy, der älteſte Sohn ſeines Bruders, von einer unbezwinglichen Sehnſucht getrieben, die Pyrenäen überſchreiten werde — ohnmächtig zu Boden ſtürzen ſahen. Nachdem er ſich wieder erholt hatte, blieb ſein Mund zwar verſchloſſen wie immer, allein die wildeſte Verzweiflung malte ſich in ſeinen entſtellten Zügen; mit Gewalt ſtieß er jede fernere Hilfsleiſtung zurück, verſchloß ſich, taub für die Bitten der Seinigen, in ſein einſames Gemach und war am folgenden Morgen für immer aus dem Schloſſe verſchwunden. Jahre vergingen, ohne daß auch nur die geringſte Kunde von dem Verſchollenen zu den Ohren ſeiner bekümmerten Familie gelangte, ob er ſich ſelbſt den Tod gegeben, ob er ihn von der Hand eines Feindes erhalten, oder in den Wellen des Meeres gefunden habe? Niemand wagte es zu entſcheiden! Endlich, nach unzähligen, vergeblichen Nachforſchungen, brachte ein aus dem Morgenlande heimkehrender Pilger die tröſtliche Nachricht: daß ein frommer Büßer alltäglich am Grabe des Erlöſers bete, daß man ihn um ſeines ſtrengen, untadelhaften Wandels willen allgemein verehre, und daß der weltliche Name dieſes heiligen Mannes, wie man mit Gewißheit erfahren, dereinſt Alfons von Bergy geweſen ſei.

Don Ramiro's Verwünſchung erbte in der That von Sohn auf Enkel fort; gleichwie die Nachkommen der Bergy, von einer unwiderſtehlichen Macht in dies Land getrieben, ihrem Verderben entgegen eilten, ſo mußten die Enkel der Almagro, durch einen glühenden, ihnen angebornen Haß gezwungen, ihre Verderber werden; welche Künſte dieſe Letzteren aufboten, ſich ihrer Opfer jedes Mal zu verſichern, wer vermöchte dies zu ergründen! — Wunderbarer Weiſe aber erbte ſich auch Zuleima's Sehergabe auf ihre weiblichen Nachkommen fort, allein dieſe hegen einen eben ſo großen Widerwillen gegen die Almagro's, als ihre Urmutter ihnen einſt ergeben war. Nachdem daher ſchon Don Ramiro's Söhne das ihnen verhaßt gewordene Granada verlaſſen und ſich nach Madrid gewendet hatten, bezogen Zuleima's Enkel eine kleine Wohnung unfern des majeſtätiſchen Alhambra, woſelbſt ihre Abkömmlinge noch bis auf unſere Zeiten hauſen. — »Auf welche Weiſe Don Pedro, mein Gebieter, Eure Anweſenheit in Granada erfahren hat, das, Don Jerome, vermag ich Euch nicht zu ſagen; ſo viel bleibt indeſſen gewiß, er wollte Euch durch Donna Iſaurens Reize an ſich locken, Euch ihm zu folgen verleiten, und ſobald Ihr Euch in ſeiner Gewalt befinden würdet, dem alten Haſſe opfern. Wie vollkommen ihm dies gelang, beweiſt Euer trauriges Loos; ob Donna Iſaura jedoch von ſeinem Plane unterrichtet war, oder ob er auch ſie wie Euch getäuſcht hat, kann ich nicht entſcheiden; doch bin ich geneigt, das Letztere zu glauben; denn was lag ihrem rachſüchtigen Oheim daran, das Herz der zarten Jungfrau zu brechen, wenn er dadurch nur ſein Ziel, Euer Verderben erreichte.»

Mit dieſen Worten endigte mein alter Wärter ſeine Mittheilungen, die mir Stoff genug zum Nachdenken gewährten, und das finſtere Räthſel, welches über unſerem Hauſe waltet, mit einem Male enthüllten. Jahre vergingen, ohne daß ſich in meinem ſchrecklichen Zuſtande das Geringſte geändert hätte! Zwar beſchwor ich den Alten faſt täglich, mir zur Flucht behilflich zu ſein, gelobte ihm heilig, nie Rache an ſeinem Gebieter nehmen zu wollen, verhieß ihm den reichſten Lohn — umſonſt! er blieb ſtandhaft bei ſeiner Weigerung. »Glaubt mir,» rief er einſt, »ich theile Eure Leiden. ich flehe allnächtlich zu Gott, daß er mir meine

Grauſamkeit gegen Euch vergebe, ich zerfleiſche ſogar mit ſcharfen Geißelhieben meinen Rücken, um ſie zu büßen — allein den meinem Gebieter geleiſteten Eid brechen, Euch die Freiheit wiedergeben, das vermag ich nicht!« —

Dieſe feſte Erklärung überzeugte mich endlich, daß nur der Tod meine Leiden enden werde, ich verſank daher von nun an in ein dumpfes Hinbrüten, aus dem nichts mich zu erwecken vermochte; die ewige Nacht, die fürchterliche Todtenſtille, die mich umgab, würde den Wahn in mir erzeugt haben, daß ich ſchon in meinem Grabe läge, wenn nicht zuweilen ein dumpfes, meinen Kerker erſchütterndes Poltern und Krachen über mir, mich daran erinnert hätte, daß ich noch auf dieſer Erde weilte. Dies dumpfe Krachen wurde, wie mein Wärter mir erzählte, durch das von Zeit zu Zeit herabſtürzende Mauerwerk eines Seitenflügels des alten Schloſſes verurſacht; ſo oft ich es dann ſpäter vernahm, flehte ich den Himmel an, er möge meinen Kerker verſchütten und mich unter ſeinen Trümmern begraben, urtheile daher von meinem Zuſtande, als ich in tiefem Schlafe liegend, plötzlich durch einen betäubenden Knall geweckt ward, als ich das Geräuſch herabfallender Steine vernahm, zu gleicher Zeit aber auch durch die aufgeſprungene Kerkerthüre einen fernen Lichtſtrahl erblickte, der mich, den lebendig Begrabenen in die Arme ſeines Retters führte, der mir Leben, Glück und Freiheit wieder gab.«

Jerome ſchwieg hier tief bewegt, nicht minder ergriffen fühlten ſich ſeine aufmerkſam lauſchenden Zuhörer; da nahm Iſaura das Wort und ſprach: »Es iſt nun an mir, mein theurer Jerome, dir das Räthſel meines Hierſeins, von dem du bis zur Stunde deiner Befreiung keine Ahnung hatteſt, zu löſen. Als Don Pedro mich am Abend unſerer Ankunft an dieſem Schreckensorte von deiner Seite riß, und mich in einem, in der Eile für mich bereiteten Gemach zur Ruhe gehen hieß, überfiel mich eine ſo furchtbare Angſt, die Ahnung eines nahen, unabwendbaren Unglücks ergriff mich ſo mächtig, daß ich mich, in Thränen zerfließend, auf meine Knie warf und den Himmel brünſtig um Abwendung des mir drohenden Unheils anflehte. Die Nacht verging im Gebet; am folgenden Morgen trat Don Pedro ernſter als gewöhnlich in mein Gemach, und befahl mir, ihm zu folgen, indem Alles zu unſerer ſchleunigen Abreiſe bereit ſei; ich gehorchte, wie groß war jedoch meine Beſtürzung, als ich dich nirgends erblickte und wir bald darauf dieſen Ort verließen, ohne daß mir auf meine ſchüchtern gewagte Frage nach dir eine genügende Antwort geworden wäre. Meine Ahnung, daß irgend ein entſetzliches Ereigniß dich von mir getrennt haben müſſe, ward mir immer mehr zur Gewißheit, denn wie hätte ich dem nichtigen Vorgeben meines Oheims, daß du plötzlich nach Frankreich zurückgekehrt, und um uns einen ſchmerzlichen Abſchied zu erſparen, heimlich geſchieden wäreſt, den geringſten Glauben ſchenken können? Ich überließ mich daher dem tiefſten Grame, beweinte dein Andenken gleich dem eines Todten, und achtete weder Don Pedro's Bitten, noch ſeine Drohungen, indem ich mich ſtandhaft weigerte, dem mir von ihm beſtimmten Gatten meine Hand zu reichen. Mehre Jahre vergingen, allein auch die Zeit vermochte nichts über meinen Schmerz; jetzt glaubte Don Pedro Gewalt brauchen zu dürfen, er gebot mir eines Tages entweder den Gemahl, den er mir noch in derſelben Stunde zuführen werde, gehorſam anzunehmen, oder meine Weigerung, nicht etwa in den ſtillen Mauern eines Kloſters, von frommen Schweſtern liebreich getröſtet, ſondern in einem öden, finſteren Kerker zu beweinen.

Ich wählte das Letztere! gerne gelobte ich, einer Welt entſagen zu wollen, die ohne den mir grauſam entriſſenen Geliebten keinen Reiz mehr für mich habe; ja noch mehr, ich ſchwur einen theuren Eid, daß, wenn Don Pedro mich zwingen wollte, einem Anderen meine Hand zu reichen, ich das plötzliche Verſchwinden Jerome's von Bergy laut verkünden, und ihn vor aller Welt als deſſen Mörder anklagen würde. Dieſer Eid verſetzte meinen Oheim in eine Wuth, vor der vielleicht jedes andere weibliche Weſen gezittert hätte; außer ſich vor Grimm, ſchrie er: »Wohlan, Unſinnige, ſo theile denn ſein Loos! ſei todt wie er und lebe wie er, zu deinem eigenen Verderben!" — Don Pedro verließ mich, wenige Stunden ſpäter befand ich mich in einem feſt verſchloſſenen Wagen, an der Seite eines alten Dieners, deſſen finſteres Schweigen mich jedoch wenig kümmerte, da die letzten, im Zorne geſprochenen Worte meines Oheims: »Sei todt wie er und lebe wie er!" mir Stoff genug zum Nachdenken boten. Der fortwährend feſt verſchloſſene Wagen machte es mir unmöglich, den Weg, auf dem man mich fortbrachte, zu erkennen; eine innere Ahnungsſtimme ſagte mir jedoch, das Ziel unſerer Reiſe könne kein anderes, als jenes halb zerfallene Maurenſchloß ſein; auch hatte ich mich nicht getäuſcht, denn als wir nach einer ziemlich langen Fahrt eines Abends in ein kleines, enges Thal gelangten, woſelbſt mich mein Begleiter endlich ausſteigen hieß, da erkannte ich die hoch auf dem Felſen liegende Burg, erkannte, am Thor derſelben angekommen, den alten Kaſtellan, dem mich der Diener nebſt einem wohlverſiegelten Schreiben übergab, und betrat mit Gefühlen, denen ich noch jetzt keine Worte zu geben vermag, einen Ort, an welchem mein geliebter Jerome vor Jahren auf eine ſo unbegreifliche Weiſe für immer verſchwand.

Der Greis, deſſen Obhut ich nunmehr vertraut war, ſchien tief erſchüttert, als er mir nach ſchnell erfolgter Entfernung meines zeitherigen Hüters den Befehl Don Pedro's verkündigte, laut welchem ich in einen unterirdiſchen Kerker gebracht und gleich einer ſchweren Verbrecherin mit äußerſter Strenge behandelt werden ſollte.

»Das,« fuhr er mit Thränen in den Augen fort, »das, theure Donna, vermag ich nicht! Ihr ſeid keine Verbrecherin, davon bin ich ſo feſt wie von meinem Leben überzeugt, und ich ſollte Euch als eine Solche behandeln? ſollte dem Grabe ſo nahe, dies greiſe Haupt noch mit der Sünde beflecken, Euer Peiniger zu werden? Nimmermehr! zwar darf ich Euch die Freiheit nicht gewähren, dies verbietet meine Pflicht, aber in dem engen Raum eines finſtern Kerkers ſollt Ihr auch nicht ſchmachten: Alles, was ich vermag, Euer Schickſal zu erleichtern, ſoll geſchehen; möge Gott dieſen Ungehorſam gegen meinen Gebieter gnädigſt vergeben und mir dereinſt ein milder Richter ſein!« — Der Greis hielt Wort, ich war zwar eine Gefangene, jedoch entbehrte ich keine Bequemlichkeit, ſah ſogar manchen kleinen Wunſch erfüllt; nur das glühende Verlangen, zu wiſſen, ob Jerome noch lebe? ob er wirklich in dieſen Mauern hauſe? blieb unbefriedigt, wie ſehr ich auch in ihn drang; darüber beobachtete der Alte ein hartnäckiges Stillſchweigen.

Eine geraume Zeit verging, ohne daß es mir gelang, meinen Vorſatz, jeden Winkel des alten Schloſſes zu unterſuchen, auszuführen; — des Alten Wachſamkeit war zu ſtreng, ſeine Vorſicht zu groß, um mir, trotz ſeiner Verehrung für mich, auch nur den kleinſten Schritt zu erlauben, der mich meinem einzigen Ziele, der Gewißheit über Jerome's Schickſal, hätte näher bringen können. Seit zwei Tagen jedoch ſchien mir der ſonſt ſo ruhige, beſonnene Greis gänzlich verwandelt; ſeine Züge verriethen eine ängſtliche Spannung, ſeine Blicke ſchweiften unſtät umher, er verweilte nur wenige Minuten, wenn er mir zur gewohnten Stunde meine Mahlzeit brachte, ſchrak bei dem kleinſten Geräuſch, das ich verurſachte, zuſammen, als fürchte er, daß mich Jemand hören möge, und verneinte gleichwohl meine Frage, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet ſei, mit einer Haſt, die mich leicht errathen ließ, daß irgend ein zufälliges Ereigniß dieſe auffallende Veränderung ſeines ganzen Weſens bewirkt haben müſſe.

Zerſtreuter als am Tage vorher, erſchien der Greis in jener Nacht, welcher ich Glück und Freiheit verdanken ſollte; unruhiger als früher verließ er mich bald wieder, ohne ſich, wie ſonſt, längere Zeit bei mir aufzuhalten, ich blieb allein mit meinen Zweifeln über das räthſelhafte Benehmen des Alten, auch mich hatte jetzt eine lebhafte Unruhe ergriffen; unfähig zu ſchlafen, wandelte ich in meinem Zimmer auf und ab, näherte mich mechaniſch der Thüre und bemerkte zu meiner höchſten Verwunderung, daß ſie offen ſei! Außer mir vor Freude über dieſe Entdeckung, beſchloß ich ſogleich, von der mir ſo unerwartet gewordenen Freiheit Gebrauch zu machen. Das Innere des alten Schloſſes war mir nicht gänzlich unbekannt, denn ich hatte zuweilen an der Seite meines Hüters mein, von dem Hauptgebäude weit entlegenes Gemach verlaſſen und mich in dem ziemlich geräumigen Hof ergehen dürfen. Glücklich war ich die Treppe hinabgekommen, war, ohne bemerkt zu werden, in einen langen, finſteren Gang gerathen, als ich in einiger Entfernung von mir meinen alten Wächter gewahrte, welcher, eine brennende Laterne in der Hand tragend, eilig vorwärts ſchritt, endlich vor einer kleinen eiſernen Pforte ſtille ſtand, dieſelbe geräuſchlos öffnete und dann ſchnell hinter ihr verſchwand. Ich war ihm leiſe gefolgt, jetzt ſtand auch ich an der verhängnißvollen Pforte, welche in einen tiefen Abgrund zu führen ſchien; von eiskaltem Schauer ergriffen, bebte ich im erſten Moment erſchrocken zurück, allein bald gewährte der Gedanke an Jerome und die Hoffnung, irgend etwas Wichtiges zu erſpähen, mir wieder neuen Muth; ich betrat die Stufen, welche das Licht des alten Wächters nothdürftig erleuchtete, ſchritt, immer kühner werdend, abwärts, und erreichte endlich gerade in demſelben Augenblick den Boden, als die hilfreiche Leuchte des Greiſes plötzlich erloſch und ich mich in die Nacht des Todes begraben glaubte.

Von neuer Furcht erfaßt, ſtand ich lange zweifelnd, was ich nun beginnen, ob weiter ſchreiten, oder auf dem Weg, den ich gekommen, wieder zurückkehren ſollte? endlich entſchloß ich mich zu Letzterem, in der Abſicht, mir Licht zu verſchaffen, und dann meine gewagte Unterſuchung anzuſtellen. Nicht ohne Mühe erklomm ich die ſteilen, halbverfallenen Stufen, öffnete die kleine eiſerne Pforte und trat voll Entſetzen zurück, als ich bei hellem Fackelſchein mehre mir unbekannte Männer gewahrte, in denen ich, von Furcht betäubt, Don Pedro's Abgeſandte, alſo wie ich wähnte, meine Verfolger zu erblicken glaubte. Wie ich in haſtiger Eile die gefährlichen Stufen wieder hinabgelangte, von welcher wunderbaren Macht geleitet, ich die unterirdiſchen Gänge durchſchritt, vermag ich nicht zu ſagen, nur eines Gedankens, nur eines heißen Strebens blieb ich mir bewußt — Jerome — ihn wollte ich ſuchen, ihn zu meiner Rettung herbeirufen; alles Uebrige iſt Euch beſſer als mir bekannt.« —

Jerome fing allmälig an, ſich unter der zärtlichen Pflege Iſaurens und Emils von ſeinen langen Leiden zu erholen, Geiſt und Körper gewannen täglich neue Kräfte, ſchon fühlte er ſich ſtark genug, dieſen Aufenthalt des Schreckens zu verlaſſen, ſchon waren alle Anſtalten zur nahen Abreiſe in die theure, ſo lange entbehrte Heimat getroffen, da vernahmen die Freunde eines Morgens, daß ein Bote angekommen ſei, welcher den alten Kaſtellan dieſes Schloſſes dringend zu ſprechen begehre. Jerome befahl, den Boten zu ihm zu führen, allein ſchon nach wenigen Minuten ließ der Greis, den man bis jetzt ſorgfältig gepflegt, jedoch ſtreng bewacht hatte, Jerome, Iſauren und die beiden Fremden zu ſich entbieten.

»Seid mir geſegnet!« rief er den Eintretenden mit faſt verklärtem Lächeln entgegen, »keine neue Prüfung wartet Eurer mehr, Don Pedro Gomez Almagro, der Letzte ſeines Stammes, wandelt nicht mehr hienieden, und mit ſeinem Tode iſt auch der auf dem edlen Geſchlechte der Vergy ruhende Fluch für immer gelöſt! — Euch, Donna Iſaura, erklärt der Sterbende in dieſem Schreiben zur Erbin ſeines ganzen Vermögens, er bittet Euch, ihm die

Härte zu verzeihen, mit der er gegen Euch verfahren, indem er ſeine Schuld einigermaßen zu ſühnen, Euch jetzt die uneingeſchränkte Erlaubniß ertheilt, Eure Hand ganz nach Willkür zu verſchenken. — So iſt denn endlich auch von mir die ſchwere Pflicht genommen, welche mich jahrelang zum Kerkermeiſter edler, ſchuldloſer Menſchen machte, meine letzten Lebenstage vergiftete, und mich, um meine willenloſe Schuld zu büßen, zwang, allnächtlich in einem der unterirdiſchen Gewölbe dieſes Schloſſes meinen Körper mit ſcharfen Geißelhieben zu zerfleiſchen. Gott hat endlich mein Flehen erhört! die unglücklichen Opfer fremden Haſſes ſind gerettet, ohne daß ich meinen Eid zu brechen brauchte, ich kann in Frieden eingehen in die Gruft meiner Väter, und wenn Ihr Alle fortan in ungeſtörter Ruhe lebt, wenn fröhliche Kinder die glücklichen Eltern umſpielen, wenn Euer irdiſches Daſein Euch ein Vorſchmack der Seligkeit des Himmels zu ſein deucht — dann gedenket zuweilen, daß auch mein Segen auf Euch ruht, daß auch ich am Throne des Allmächtigen für Euch um Gnade flehe und laſſet das Andenken an Euren willenloſen Peiniger mindeſtens kein verhaßtes ſein.“

Drei Jahre waren vergangen, da ſah man eines Abends das hohe Stammſchloß des edlen Geſchlechtes der Bergy feſtlich erleuchtet; rauſchende Muſik ſchallte weithin in die Gegend, duftende Blumenkränze ſchmückten Zimmer und Säle, reich gekleidete Diener rannten geſchäftig hin und her, denn der edle Vicomte Jerome von Bergy und ſeine holde Gemahlin Iſaura, feierten das doppelte Vermählungsfeſt ihres geliebten Neffen Emil und ſeines Freundes Robert Dorſet, welcher laut eines vor Jahren bei ihrer allerſeitigen Abreiſe aus Spanien gegebenen Verſprechens, die erwählte Braut über den Kanal nach Frankreich brachte, um ſich daſelbſt an einem und demſelben Tage mit dem theuren Freunde, der Geliebten ſeines Herzens auf ewig zu verbinden.

Ein holder Knabe wiegte ſich lächelnd auf Iſaurens Schooß, die kleinen Aermchen dem glücklichen Vater entgegen ſtreckend. Freude leuchtete in jedem Auge, Wonne ſtrahlte in jedem Antlitz; als jedoch das fröhliche Hochzeitmahl ſich zu ſeinem Ende neigte, da ſprang Emil plötzlich von ſeinem Sitz empor, hob den gefüllten Becher hoch in die Höhe und rief mit ernſter Rührung: »Friede den Todten, die längſt in kühler Erde ſchlummern, Verſöhnung den feindlichen Geſchlechtern dort oben, wohin kein Haß, keine Rache reicht! Heil und Segen aber dem neu ergrünenden Stamme unſeres edlen Hauſes! er werde zum üppig blühenden Baume, deſſen weit reichende Zweige den armen Wanderer zur Ruhe laden, ihm Zuflucht, Schutz und Beiſtand gewähren mögen bis in die fernſte, ſpäteſte Zeit!« — Alle Anweſenden riefen ein lautes feierliches »Amen!« leerten ihre Becher auf das Wohl des edlen Hauſes Vergy — und der Himmel blickte freundlich herab auf die Glücklichen, denn Emils frommer Wunſch wurde gnädig von ihm erhört.

An den Winter.

Du haſt den Thron, in Eis gehüllt, beſtiegen,
Den Vater Herbſt, der greiſe, kaum verließ,
Und alle Blätter mußten niederfliegen,
Die Flur ſich kleiden in dein ſilbern Vließ.

Zu Füßen rollten dir die freien Quellen,
In Feſſeln warf ſie deine ſchwere Hand;
Du wink'ſt, und Wüſten ſind die Raſenſtellen,
Und Nebelflor der Luft azurnes Band.

Und was du nahmſt, das ſuch'ſt du zu vergüten
Durch and're Pracht, durch and're Freuden Glanz;
Du ſtreu'ſt an's Fenſter diamant'ne Blüten,
Und ruf'ſt in's Leben den beſchwingten Tanz.

Und Mummenſchanz mit friſchen Klangesweiſen,
Das Spiel der Bühne, die das Kühnſte wagt,
Betäubt, bethört uns, daß wir dich nur preiſen,
Und nicht, was deine Herrſchaft uns verſagt.

Und draußen, auf den farbeloſen Flächen
Fliegt pfeilſchnell hin der eingelullte Troß,
Durch Schnee und Nebel ſich die Bahn zu brechen,
Mit Wagen ohne Räder, ohne Roß.

Ins Heiligthum ja ſelber des Gemüthes
Führ'ſt Jung und Alt du wunderähnlich ein,
Auf Bäumen in Gemächern ſtrahlt und blüht es,
Von ſtillen Freuden, wie dein Schnee ſo rein!

Doch kommt ein Tag, weit herrlicher beſchwinget,
Als alle deine zauberiſche Pracht;
Die erſte Blume, die der Frühling bringet,
Verlöſcht um dich den Nimbus deiner Macht!

Die ſchlichte Blum', erſtanden dir zum Hohne,
Auf grünem Feld, im warmen Sonnenſchein,
Das arme Veilchen ſtürzet dich vom Throne,
Denn jedes Herz und jedes Aug' iſt ſein!

Fitzinger

Viſion.

Jubelklänge hör' ich ſchallen,
Buntgedrängte Gäſte dort,
Und ein Brautpaar ſeh ich wallen
Nach der Liebe heil'gem Port.

Sieh dem Bräut'gam wonnetrunken
Strahlet Luſt im Angeſicht;
Doch die Braut, in ſich verſunken,
Was *ſie* fühlt — man ahnt es nicht.

Und wer iſt, an jene Säule
Angelehnt, der blaſſe Mann,
Den die Braut in flücht'ger Eile
Ueberſehen haben kann?

Bei dem feierlichen Klange
Der Begleitungsharmonie
Zuckt auf ſtarrer Leichenwange
Noch die letzte Ironie.

Als die Braut nun ſchüchtern lallet:
„Ja!“ von Lippen zitternd, roth,
Sieh! da blitzt es auf und knallet,
Und der blaſſe Mann iſt todt.

Was ſich dann noch hat begeben
Mit der Braut — ich weiß es kaum,
Denn, was ich erzählt ſo eben,
War ein ſchwerer Morgentraum.

Aber in des Traum's Gedichte,
Sah ich mit Prophetengeiſt
Meine eigene Geſchichte
Wie ſie mir die Zukunft weiſ't.

Denn, die mir im Traum erſchienen,
Braut und Gäſte hochzeitlich,
Hatten ſehr bekannte Mienen
Und der blaſſe Mann — war ich.

Eduard Paris.

An ein Mädchen.

(März 1839.)

Oft hat dein Anblick mich entzückt,
Dein freundlich' Weſen mich beglückt,
Wenn du mit ſanft beſcheid'ner Weiſe
Erſchienſt in unſ'rem kleinen Kreiſe,
Oft grüßt' ich dich in ſtiller Luſt,
Doch dir; — dir war es nie bewußt. —

Oft ſah ich dich im Mädchenkranz,
Beim heiter'n Spiele und beim Tanz,
Der Frohſinn ſtrahlt' aus deinen Blicken,
Ich ſtand verborgen voll Entzücken;
Und höher pochte mir die Bruſt,
Doch dir, — dir war es nie bewußt. —

Oft hat dein Kommen mich erquickt,
Dein Scheiden ſtets mein Herz erdrückt,
Dein Wiederſeh'n nur bracht' mir Frieden,
Doch ſelten iſt's mir nun beſchieden. —
Du kamſt und gingſt mit leichter Bruſt,
Mein Schmerz, — er war dir nie bewußt. —

Und jetzt, wo mich des Schickſals Hand
An's harte Krankenlager band,
Jetzt dacht' ich deiner oft mit Thränen
In Einſamkeit, — und ſtilles Sehnen
Beſchlich die halb erſtorb'ne Bruſt,
Doch dir, — dir war es nicht bewußt. —

Dann glänzt durch düſt'ren Flor dein Bild
Wohl öfters, lächelnd engelsmild,
Ich zähle dann die Augenblicke
Von meinem jüngſt vergang'nen Glücke;
Und Wonne fühlt dann meine Bruſt,
Dir aber bleibt es unbewußt.

D'rum wag' ich das Geſtändniß nicht,
Daß fern von dir das Herz mir bricht,
Du wirſt mein Lied wohl nie verſtehen,
Wirſt lächelnd es vielleicht verſchmähen, — —
Sie mög' erſtarren — meine Bruſt — —
Dir bleibt's ja ewig unbewußt!

Philipp v. Körber

Sturm.

(Einſt.)

Durch Eichenwipfel brauſ't der Sturm
Zum Hüttenfenſter an;
„Ja brauſe nur, du wilder Geſell,
Dir wird nicht aufgethan!“

„Was wollteſt du ſo ſpät bei mir
Im Stübchen warm und traut?
Viel ſanfter'm Bräutchen gilt es hier,
Als dir — du Windesbraut!“

„Sie küßte mich und ſprach zu mir:
„„Heut' Abend harre mein!““
Ihr ſeht doch ſelber, Meiſter Sturm,
Da dürft Ihr nicht herein!“

„Doch, wollt Ihr g'rade ſingen drauß
Zum ſüßen Rendez-vous:
So ſeid ſo gut, und wählt Euch nur
Ein leiſer Lied dazu.“

(Jetzt.)

Durch's Fenſter nickt der Fliederbuſch,
Vom Schmetterling umſcherzt,
Gar leiſe, weil in ſeinem Schooß
Sich Elf' und Sylphe herzt.

Verwandelt iſt der Blätter Grün
In blaſſen Perlenſchein,
Im Schweigen ſpäter Lüfte klingt's
Wie Flöten und Schalmei'n. —

„Still Flöte, ihre Stimme war
Wie deine, ſüß, und log,
Ihr Auge ſanft, wie dort am Blatt
Das Mondlicht — und betrog!"

„O Lüftchen, du, das ſpielend rührt
Die Glock' im Klausnerthurm,
O Lüftchen — Eins nur fleh' ich dich,
Nur Eines — — werde Sturm!!"

J. Swiback.

Ideal und Wirklichkeit.

Ich möchte ſein der Liebe reinſte Quelle,
Und in das Herz der Menſchheit überfließen,
Als Segensborn mich in die Welt ergießen,
So hell und warm wie Arethuſa's Welle;

Auf daß ſie voll der reinſten Liebe ſchwelle,
Daß Bruſt an Bruſt ſich eng zuſammen ſchließen,
Und hier ſchon laut're Seligkeit genießen
Als an des Himmels morgenlichter Schwelle.

Reicht euch, ihr Brüder! brüderlich die Hände;
Wie ſchön! wenn Zwietracht aus dem Leben ſchiede,
Und mit ihr Argliſt, Geiz und Mordluſt ſchwände.

Doch ach! ich fühl's: Phantom iſt Tugendfriede,
Des Himmels Anfang iſt des Daſeins Ende,
Er blüht im Wunſch hier nur — und nur im Liede! —

J. Meshamer.

Die Stadt im Meere.

Ein Mährlein

von

Johann Langer.

Lieber Leſer! erinnerſt du dich nicht manches Mal in deinen ſogenannten ſtillen Stunden an die ſchönen Tage deiner Kindheit? — dieſe Arabesken des Lebensgemäldes, voll goldner Zierathen und Blumen und Wundergeſtalten! — Damals glaubteſt du noch fromm an die Wunder der Feenwelt, und ſchauteſt die goldgelockten Engelsköpfchen, die ſo holdſelig und kindlich in dein junges Leben hinein lächelten, und die ſanften Genien, welche mit dir ſpielten und dich im Traume auf ihre glänzenden Schmetterlingsflügel nahmen, und dich auf roſenfarbenen Wölkchen betteten, und dich im Adlerfluge aus der Erdennacht hinübertrugen in die Welt von Tieck's wundervollen Mährchen; wo bunt gefiederte Vögelchen ſtumm auf ſmaragdenen Aeſten ſitzen, und die ſilberklingenden Kelchblumen in den lauen Abendlüften ihre ſchweren Häupter ſüßtönend wiegen. — Wie horchteſt du nicht damals hoch auf, und ſtarrteſt die gute Mutter mit weit geöffnetem Auge und Mund an, wenn ſie in der ſtillen Dämmerſtunde, welche dem Anzünden des Lichtes an langen Winternächten vorausgeht, während die Arbeit ruhte, den Kindern die lieblichen Sagen erzählte, die man ihr in ihrer Jugendzeit auch erzählt hatte! _ Dabei wurde es dunkler und dunkler im weiten Gemache, und je düſtrer die Schatten der Nacht auf den horchenden Kinderkreis herab ſanken, deſto lebhafter tauchten die Zauber des Mährleins vor dem Spiegel der aufgeregten Phantaſie empor, in den bunteſten Farben, und im goldenen Sternenlichte.

Ich ſehe noch lebhaft vor mir die altersgraue Hausmagd, wie die ehrwürdige Bocis, mit dem ſich fleißig bewegenden Spinnrade am grünen Kachelofen ſitzen; ſehe mich horchend auf dem niedern Schemel, wie ſie das unverſiegbare Schatzkäſtlein ihres Sagenvorrathes, den gefalteten, zahnloſen Mund, öffnet, um mir zu erzählen: Von dem jungen Prinzen Goldhaar, der auf einem Heupferde zur Brautſchau ritt; von der ſchönen Silberzahn, welche Perlen und Diamanten weinte; von dem liebenswürdigen Aſchenbrödelchen, mit dem niedlichen Rehfuße, und der wunderholden Prinzeſſin, die in einer Eſelshaut ſteckte, von dem böſen Zauberer Harardar, der einen Göthe'ſchen Lilipark anlegte, und die Mädchen alle in Gänſe, die Männer aber in junge Bären verwandelte, und von der närriſchen Fee Fanferlüſche, die gerne Fliegenpaſteten aß, welche ihr die gefangenen Königstöchter täglich bereiten mußten; endlich von den ſchönen Luftſchlöſſern, welche Sylphen und Gnomen in einer Nacht aus Goldſtufen und Edelſteinen erbauten. Beſonders aber gefiel mir das Mährlein von der verſunkenen Stadt, welches ich nur zu hören bekam, wenn ich beſonders artig und fleißig geweſen. Beſagte Stadt lag tief im Schoße des

Meeres begraben, und bei ruhigem, unbewegtem Waſſer erblickt man ſie deutlich im Grunde, gerade als wäre ſie nicht durch irgend einen Unfall da hinab gekommen, ſondern vielmehr nach dem Muſter der Erdenſtädte mit ihren Straßen und Plätzen, Häuſern, Paläſten, Kirchen und Thürmen von den Waſſergeiſtern und Undinen für den eigenen Gebrauch erbaut worden; denn in den verödeten Räumen bewegte ſich keine menſchliche Seele, nur der gräuliche Roche, die Meeresſpinne mit ihren tauſend Füßen, und der räuberiſche Hai hauſen in den menſchenleeren Straßen, und ſchwimmen durch offene Thore und Fenſterbogen, die Brut der Fiſche und das Seegewürme zu verfolgen, die ſich in den einſamen Gemächern verbergen, wie einſt der bittere Kummer und die bleichen, nagenden Sorgen hier die armen Menſchen verfolgten, wenn ſie ſich auch, wie die wehrloſen Fiſchlein, zurück zogen in ihre ſtillen Stuben, die Thräne des Schmerzes ungeſehen zu weinen, und das im Leid gebrochene Herz vor der kalten, theilnahmloſen Welt zu verbergen! — Und in den verödeten Hallen, da hantiert das häßliche Geſchlecht der Polypen, und das obſkure Gewürm der Tiefe, und umſchlingt mit ſeinen kalten Ringen, und umfaßt mit ſeinen unzähligen, eiſigen Armen alles Lebende, was dem unheilvollen Bereiche ſich naht; gleich wie einſtmals daſelbſt die Menſchen von den Lüſten umgarnt worden, das Heer der gewaltigen Leidenſchaften raſtlos die begehrenden Arme ausſtreckte, die ſchwachen Kinder der ſterblichen Mutter zu umfaſſen, und ſie nimmer los zu laſſen, bis Geiſt und Herz untergegangen im Meere der Verderbtheit! —

Dieſes Mährlein nun bin ich geſonnen dir, lieber

Leſer, zu erzählen, wie es der horchende Knabe vernahm, und wie es mir die Erinnerung und die Phantaſie jetzt wieder zurückruft; wenn du mir auf einige Stunden dein Ohr willig leiheſt. — Ich beginne:

In einer deutſchen Stadt, am fernen Meeresſtrande, — den Namen konnte ich von der alten Urſula nicht erfahren, aus dem einfachen Grunde, weil ſie ihn nie gewußt — in einer deutſchen Seeſtadt alſo, lebte einmal ein Jüngling, und wenn du, lieber Leſer, darnach Verlangen trägſt, ſein Aeußeres zu kennen, ſo vertraue ich dir, daß er ein blaſſes, ſchmächtiges Antlitz hatte, von blonden Locken umwallt, und ſein ſanftes, blaues Auge vom innern Strahle der Begeiſterung leuchtete. Dieſer junge Menſch beſaß etwas, das er für alle Reichthümer der Welt nicht feilgeboten hätte, und das er mehr liebte, als die Schöne den Spiegel, und der Gaſtronom die wohlbeſetzte Tafel, und da du es ſchwerlich errathen wirſt, ſo will ich dir's vertrauen, daß es — eine unſcheinbare Geige war. So gut es die Kunſt mit ihrem Lieblinge gemeint haben mochte, ſo ſchien doch die Natur, oder vielmehr das Geſchick, mit ihr im Widerſpruche zu ſein; denn dieſe launenvolle Göttin ſetzte die Wiege dieſes Kunſtjüngers in das Haus eines ehrbaren Schneiders, und gab ihm den proſaiſchſten, für nichts als die Werke ſeiner Nadel fühlenden, Handwerker zum Vater. Dieſer, der keine Ahnung von der Kunſtflamme hatte, die im Buſen des Sohnes beſcheiden glühte, ſah denſelben im Geiſte ſchon als eines der achtbarſten Glieder der edlen Biegelzunft, geſchätzt von allen Meiſtern, verehrt von allen Geſellen, angeſtaunt von allen Lehrlingen der uralten Gilde. Daher mußte Donat, ſo hieß unſer Held, frühzeitig die

Nadel ergreifen, und im ehrenwerthen Bunde mit den übrigen Befliſſenen vom Morgen bis in die Nacht ſchneidern. Es läßt ſich denken, daß der himmliſche Genius im Buſen des Knaben, wie Schiller's edler Hipogryph im Joche ſich ſträubte; aber der ſchlichte Altgeſelle, der den edlen Künſtlerzorn für faule Schlingelei hielt, gebrauchte die Elle zu ſeinen Demonſtrationen, und ſo bekam das junge Genie ſchon frühzeitig einen dunklen Begriff von der Rezenſentengeißel. Dennoch wußte die Seele ſich über das proſaiſche Treiben zu erheben, und während die Hand mechaniſch und taktmäßig einen Nadelſtich dem andern folgen ließ, flog der Geiſt auf den Schwingen der Phantaſie davon, um in ſüßen, zauberiſchen Tönen zu ſchwelgen, welche klagend und mahnend aus dem Reiche des Traumes herüberklangen, und in den Gefühlsſaiten ſeiner Bruſt freudig widerklangen. Da geſchah es aber auch oft, daß ein Beſatz verkehrt aufgenäht, oder ein Aermel von anderer Farbe eingeſetzt wurde, was dem träumeriſchen Sohne keine Lorbeern, wohl aber tüchtige Rippenſtöße brachte. War jedoch der düſtre Abend, oder der blaue Montag herbei gekommen, dann zerſtreuten ſich die luſtigen Geſellen in allen Dorfſchenken in der Nähe, wo es fröhlich zuging, um den ſauer verdienten Wochenlohn bei der Bierkanne oder auf dem Tanzboden los zu werden. Donat aber wußte ſich eine weit wohlfeilere Unterhaltung zu verſchaffen, er lief nämlich in ſeinen Mußeſtunden weit in den Wald hinein und horchte da dem Vogelgezwitſcher, oder der rieſelnden Quelle und den rauſchenden Bäumen; oder er ſchlich ſich in ſein Dachſtübchen hinauf, und die Vorübergehenden vernahmen dann gar wunderliche Töne, bald ſanft wie die Klage, bald ſtürmend wie der Nordwind und herzzerreißend wie der Todesſchrei, und in der Nachbarſchaft ging die Sage, daß der Schneiderjunge ſich mit der ſchwarzen Kunſt befaſſe, oder wohl gar Beſuche vom Bocksfuße erhalte. Unſern Donat aber focht das wenig an, was die Leute von ihm glaubten, und er fuhr nur deſto eifriger fort, die Empfindungen ſeiner Seele ſeinem theuren Inſtrumente anzuvertrauen.

Da begab es ſich nun, daß plötzlich der alte, wackere Kantor an der Metropolitankirche ſtarb. Er war ein ſehr geſchickter Geigenſpieler, und wenn er ein Solo zu ſpielen, oder mit ſeinen Tönen den frommen Chorgeſang zu begleiten hatte, da fühlte ſich die ganze andächtige Verſammlung gar wunderbar bewegt, und es floßen ſtets viele Thränen der Rührung und wehmüthigen Erbauung. Daher ſein Tod die ganze Stadt in Betrübniß ſetzte, und Jedermann ſeine Stelle für unerſetzbar hielt. Es wurde von dem wohlweiſen Rathe der Stadt deshalb ein eigener Konkurs ausgeſchrieben, und weit und breit zog Jung und Alt herbei, die gute Stelle, womit viele einträgliche Sporteln verbunden waren, zu erhalten. Die Zeit über, bis die Entſcheidung geſchehen ſollte, ging Donat ſtill, in ſich gekehrt und nachdenkend herum, als hätte er eine wichtige Sache vor, und konnte hierüber keinen rechten Entſchluß faſſen.

Als nun der anberaumte Tag anbrach, da hatte ſich der Jüngling in ſeinen Sonntagsſtaat geworfen, trat kühn vor den Vater, der ihn halb verwundert, halb zornig anſah, und bat ihn, zu erlauben, daß er um die erledigte Stelle mit konkurriren dürfe. Die ehrliche Schneiderſeele ließ entſetzt das heiße Biegeleiſen fallen und ſchlug die Hände zuſammen; er glaubte, ſein Söhnlein ſei total närriſch geworden, und wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er ſein Fleiſch und Blut durch zwei handfeſte Geſellen packen und trotz ſeines Widerſtrebens in die Dachkammer ſperren ließ, ſodann ſich wieder an ſeine Arbeit ſetzte, und ſeinem gekränkten Herzen über das ungerathne, ganz außer Art geſchlagne Kind, das nie dem Handwerke Ehre machen wird, in vielen Verwünſchungen Luft machte.

Indeß nahte die Stunde der Entſcheidung, die Glieder eines wohlwürdigen Rathes hatten ſich auf dem Stadthauſe verſammelt, und die Bewerber der beſagten Stelle begaben ſich in feierlichem Zuge, begleitet von der neugierigen, gaffenden Menge, nach dem Rathsſaale, wo die Prüfungen ihren Anfang nahmen. Indem nun Einer nach dem Andern vortrat, und ſo gut er es nur immer vermochte, in allen muſikaliſchen Tonarten und Tempo's ſich zeigte, die Schnörkel und Seiltänzerei, Rouladen und Applicaturen nicht vergeſſend, — indem ſchon damals die Kunſtbefliſſenen in dieſe Fixfingerigkeiten ihren Stolz ſetzten — nahte ſich endlich die Sache ihrem Ende. Mancher hatte mit mehr, Mancher mit weniger Beifall geſpielt, als noch eine alte, ehrwürdige Perrücke vortrat, und die Violine in der zitternden Hand, eine ſteife Menuettenreverenz vor der richtenden Verſammlung machte. Wohl ziſchelte die Jugend und die Triller ſchlagenden Prieſter Terpſichorens gar ſpöttiſch; aber wie das alternde Schlachtenroß, wenn kriegeriſcher Trompetenton in ſein taubes Ohr kracht, ſteigt und ſchäumet und ſich an den luſtigen Waffentanz erinnert: alſo hatte der alte Künſtler ſein Inſtrument kaum in der Hand gefühlt, als er wie verjüngt wurde, und zum Erſtaunen des weiſen Rathes und der ganzen Verſammlung ein Spiel entwickelte, das Alles zur Bewunderung hinriß. Nach ihm wagte es Keiner, mit dem alten Meiſter in die Schranken zu treten, und der wohlweiſe Rath war eben im Begriffe, ihn einſtimmig zum Nachfolger des Dahingeſchiedenen zu ernennen, da ſprangen plötzlich die Flügelthüren, ein lauter Ruf: »Haltet, haltet doch um des Himmels Willen!« unterbrach die erwartungsvolle Stille, und als die Räthe erzürnet, die Verſammlung aber mit Verwunderung die Urſache der Unterbrechung zu erforſchen ſuchten, da ſtürzte ein junger Menſch mit heftigem Ungeſtüm in die Mitte des Saales; ſein Geſicht war blutrünſtig, und eine Geige hielt er hoch in den Händen. Er ſtand vor dem Rathe ſtill und lehnte ſich athemlos an den Tiſch. Die Rathsherren, die in der Beſtürzung die Violine für ein Mordinſtrument hielten und den Eindringenden für einen Raſenden, der es auf ihr Leben abgeſehen hatte, ſprangen entſetzt von ihren Seſſeln empor, und die anſehnlichen Perrücken verſchoben ſich auf den zitternden Köpfen. — Durch die Menge aber lief ein lautes Murren: „Seht doch, ſeht, iſt das nicht Donat, der halb verrückte Schneidersſohn, aus der Wurſtſtraße? — was will der?“ —

Donat hatte die Thüre ſeines Dachzimmers geſprengt und war in Windeseile nach dem Rathhauſe gerannt, von einer Schar jubelnder Gaſſenjungen begleitet.

Mit ſtrengem Tone fragte ihn der Stadtſchreiber: Was er wolle? und warum er die Berathungen des weiſen Rathes ſo muthwillig ſtöre? —

»Ach, Ihr wohlwürdigen Herren, und Ihr theuren

Mitbürger! zürnet nur nicht und erlaubet, daß ich vor Euch ſpiele; ich glaube deſſen nicht unwürdig zu ſein, von ſolch' hochanſehnlicher Verſammlung gehört zu werden." — Auf dieſe Anrede brach die ganze Geſellſchaft in lautes Gelächter aus, und der Herr Bürgermeiſter rief nach dem Gerichtsdiener und befahl ihm, den vorlauten und verrückten Jungen auf drei Tage bei Waſſer und Brot in den Kerker zu ſperren, damit es ihm künftig nicht wieder in den Sinn komme, einen hohen Rath mit ſeinem kindiſchen Begehr zu moleſtiren. — Als der arme Donat dieſe Sentenz vernahm, blieb er ganz ſtarr und erſchrocken, und die hellen Thränen liefen ihm aus den ſanften, blauen Augen. Der alte Meiſter aber trat mitleidig zu ihm, ſtrich ihm die wild um die Stirne hängenden Haare aus den Augen, ſprach ihm Muth ein und erſuchte die Rathsverſammlung, den jungen Menſchen, dem es mit ſeiner Liebe für die Kunſt ernſt zu ſein ſcheine, zur Aufmunterung anzuhören. Die Kunſtrichter fügten ſich in die Laune des alten Herrn, und dem Schneidersſohne wurde bedeutet: Aus beſonderer Rückſicht, und auf die Fürſprache des neuen Herrn Stadtkantors, möge er ſich hören laſſen; jedoch ſich ſo kurz wie möglich faſſen, da die Mittagsſtunde heranrücke, und ein wohlweiſer Rath nicht geſonnen ſei, ſeiner Fiedelei willen die Suppe kalt werden zu laſſen.

Der junge Naturkünſtler verneigte ſich demuthsvoll, ſtellte ſich ſodann in Poſitur und begann ohne weitere Präludien auf ſeiner Geige in mancherlei wunderlichen Tönen herumzuhanthieren und auf den Saiten mit den behenden Fingern auf und ab zu ſpringen, als ob alle böſen Geiſter ihre quickenden, pipenden, ſchnarrenden, brüllenden und kreiſchenden Stimmen losgelaſſen hätten; ſo, daß die Zuhörer ſich faſt entſetzten und die Rathsherren finſter die großen Allongen ſchüttelten; aber allmälig ſchienen die Dämonen, welche in den hohlen Bauch des Inſtruments, wie die Winde im Schlauche des Aeolus, gebannt zu ſein ſchienen, zu entfliehen, die babyloniſche Tonverwirrung löſte ſich allmälig in ſanfte Accorde auf, die einen lieblicheren Charakter annahmen, und nun fing er an, ſeiner Geige Töne zu entlocken, die kaum geahnet wurden, daß ſie im Reiche der Melodie je ſo ſüß und ſchmeichelnd, ſo lieb und wehmüthig, verborgen lägen. Es fliſterte ſo ſanft wie der West, wenn er die Roſe küßt oder in den Blumenkelchen der Lilien ſäuſelt, und ſo wehmüthig, daß ſich unwillkürlich das Herz in der Bruſt bewegte und jedes Auge feucht wurde. Er hatte ſchon lange geendet, als noch ringsum Todtenſtille herrſchte, und noch jedes Ohr lauſchte, ob nicht wieder dieſer Himmelsgeſang beginnen werde.

Der neuernannte Kantor hatte ſich zuerſt ermannet, er ſtürzte ſich dem wackern Jünglinge ſchluchzend um den Hals, drückte ihn heftig an ſeine Bruſt und nannte ihn einen Meiſter, dem er kaum würdig wäre, die Schuhriemen aufzulöſen, da ihn der Himmel ganz beſonders vor vielen Andern begabt und ihm den Keim der unſterblichen Kunſt in die Bruſt gelegt habe, welcher trotz allen Stürmen und drückenden Lebensverhältniſſen zum Rieſenbaume erwachſen ſei, der noch immer kräftiger gedeihen werde, und deſſen Ruf einſt die Welt durchdringen wird. — Dem alten Meiſter folgten alle andern Kandidaten, ſie drückten ihm die Hand faſt entzwei, und nannten ihn ihren lieben Kollegen, indeß ſie früher den halbverrückten Schneiderjungen über die Achſel beſchauten, und hohnlächelten, als er ſeine ſchlichte Geige ergriff.

Da nun der hochweiſe Rath — ſo meinte der alte Muſiker, — wie es ſich nun zeigte, ſelbſt innerhalb ſeiner Mauern ſolch' ein Wundergenie beſitze, welches der erſte Kapellmeiſter der Welt werden könnte: lege er die ihm zugeſagte Stelle freudig zu Gunſten des jungen Talentes nieder, und hoffe, der Stadtrath werde mit beiden Händen zugreifen, ein ſolches Phänomen an ſeine Heimat zu feſſeln. Die Räthe willigten nach kurzem Berathen in den Vorſchlag des wackern Meiſters und Donat wurde feierlichſt in der vacanten Stelle beſtätiget, und ihm ſogleich durch den Stadtſchreiber das betreffende Anſtellungsdecret ausgefertigt und mit dem angehängten Pfundſiegel von dem Herrn Bürgermeiſter in pleno übergeben. Die Schreibgebühren wurden aus der Stadtkaſſe beſtritten, da es ſich ergab, daß das junge Genie vom Gelde gänzlich entblößt ſei.

Da nun Donat es vom hochweiſen Rath beſiegelt, Schwarz auf Weiß aufzeigen konnte, daß er ein geborner Muſiker wäre: ſo zweifelte nun auch Niemand mehr daran, ſelbſt ſein Vater nicht. Er ließ es geſchehen, daß der Sohn das edle Handwerk an den Nagel hing, und ſagte nur mit einem gar tiefen Seufzer: „Da es der Himmel durchaus nicht zu wollen ſcheint, daß aus meinem Sohne ein ehrenwerther Meiſter werden ſolle, ſo mag er es meinetwegen mit der Muſik verſuchen; ich habe das Meinige redlich gethan!“ —

Der junge Kantor fand ſich bald in ſein Amt, da er nun ſeiner Lieblingsneigung ungehindert nachhängen konnte.

Das Gerücht trug ſeinen Ruf in alle Gegenden, und überall ſprach man von dem wunderbaren Schneiderjungen, der mit einer Geige zur Welt gekommen ſein ſollte. Es gab kein Feſt viele Meilen in der Runde, wo er nicht geladen war, und da man in jener Zeit von Künſtlerſtolz noch nichts wußte, ſo bezeigte er ſich auch willig, alle Welt durch ſeine Göttergabe zu erfreuen. Man machte ihm Anträge von bedeutendern Städten und bot ihm reichlichen Gehalt, aber er hatte den Ort, wo ſeine Wiege ſtand, zu lieb gewonnen; er lag ihm ſo lieblich und traut, vom wogenden Meere und den rauſchenden Wäldern umfaßt, daß er ſich nicht von ſelbem zu trennen vermochte. Indeſſen hatte er auch ſeine beſonderen Stunden, wo es ihn mahnte, wie ein zürnender Geiſt; er war dann plötzlich aus dem Kreiſe der Lebenden wie verſchwunden, und es hieß allgemein: Der neue Kantor habe ſeine Mauken wieder bekommen! —

»Es iſt Jammerſchade!« klagte der Herr Bürgermeiſter kopfſchüttelnd, daß der Puder der Perrücke davon flog, »es iſt Jammerſchade, daß dieſe ſogenannten Genies und Künſtler, immer auch ſo eine Art — Narren ſind!« — »Da lobe ich mir das Geſchäftsleben,« fiel der Syndikus ein, dem Regierenden eine Priſe bietend, »man hat da keine Zeit übrig, närriſches Zeug zu erdenken und zu treiben, und wenn ich an die liederlichen Streiche gedenke, welche uns die Natur als Studenten auszuführen nöthigt, damit die Büffelzeit und die Flegeljahre ihr Recht erhalten, ſo glaube ich zu träumen.«

Bei einer ähnlichen Exklamation, im Rathskeller, wo nebſt den Staatsangelegenheiten die Hausangelegenheiten verhandelt wurden, und Donat oft das Thema der

Verhandlung war, wurde der wohlweiſe Rath durch den Rathsdiener gewaltſam geſtört, der gegen alles Herkommen athemlos hereinſtürzte, ohne ſich durch ein dreimaliges reſpektvolles Klopfen beſcheiden anzukünden. Er hielt einen großen Brief, mit großem Siegel, in aller Höhe und meldete, daß ihn ſo eben ein Eilbote zu Pferde aus der Reſidenz gebracht habe, und daß derſelbe an den regierenden Herrn Bürgermeiſter gerichtet ſei.

Alle Rathsherren fuhren auf dieſe hochwichtige Nachricht empor, ſie vermutheten nichts anders als einen Adelsbrief, vonwegen der neueingeführten Straßenbeleuchtung mittelſt einer Doppellaterne, welche in Mitte des Hauptplatzes angebracht worden. Während der Viertelſtunde — ſo lange dauerte es nämlich, bis die Papierſchere aus der Amtskanzlei anlangte, um das Couvert zu öffnen, ohne das fürſtliche Siegel zu verletzen — war die Geſellſchaft in der geſpannteſten Erwartung; als nun endlich der Umſchlag fiel, verlängerte ſich das Antlitz des bitter getäuſchten Stadtregenten um ein Anſehnliches, denn es enthielt blos die Weiſung, den neuen Stadtkantor eiligſt nach der Hauptſtadt zu entbieten, damit derſelbe durch ſein ausgezeichnetes Talent das Beilager der durchlauchtigſten Prinzeſſin verherrlichen helfe. Die Adreſſe des eingeſchloſſenen Dekrets lautete: „An den hochberühmten Künſtler Donat Elle, wohlbeſtellten Kantor an der St. Nothburgakirche zu Seeau." — Der gelehrte Herr Stadtſyndikus, der aus Erfahrung wußte, daß der Herr Bürgermeiſter ohne Brille nicht recht fertig leſen konnte, riß ihm die Depeſche aus der Hand, da er nicht glauben wollte, daß vom Hofe an den armſeligen, halbverrückten Stadtmuſikanten ein Schreiben gekommen; aber er mochte die Buchſtaben noch ſo ſcharf beſehen, er mußte die Lesart des Geſtrengen für richtig erkennen.

Am Hofe nahmen die Feſtivitäten, welche bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeſſin Melanie abgehalten werden ſollten, ihren Anfang. Eine Unzahl hoher Gäſte ſtrömte aus allen benachbarten Ländern herbei, und der Hof-Ceremonienmeiſter Cuſpinian Simpler zerbrach ſich den Kopf gewaltig, und ſann Tag und Nacht darüber nach, wie er den geladenen Gäſten ſtete Abwechslung und angenehme Ueberraſchungen bereiten könne; da verfiel er auf den Muſiker an der St. Rothburgakirche, deſſen ſonderbare Inſtallation in den abenteuerlichſten Gerüchten und mit den abgeſchmackteſten Zuſätzen bis in die Reſidenz gedrungen war; und ſogleich wurde auf ſeine Anordnung ein Eilbote nach Seeau geſendet, den kurioſen Patron nach Hofe zu entbieten, damit er ſein Möglichſtes zur Verſchönerung der Feſtivitäten beitrage.

Der Bürgermeiſter lieh dem vom Sereniſſimus ausgezeichneten Kantor ſeine eigene Kutſche, welche ſo alt und ſchwerfällig war, wie die berühmte Kutſche des Lordmajors, und ließ ihn durch die Gemeindepferde nach der Reſidenz bringen, wodurch bewirkt wurde, daß der Weg, welchen ein ſtarker Fußgänger in zwölf Stunden macht, in drei Tagen zurückgelegt ward. Durch dieſe ſchnelle Beförderung traf er nur wenige Stunden vor dem Hofkonzerte ein, und der Herr Hof-Ceremoniarius, der ihn auf der Annonce mit großen Lettern aviſirt hatte, erlitt ſchon die Todesangſt eines Verurtheilten.

Man führte den Donat, nach kurz gemachter Toilette, in den großen Konzertſaal, welcher ſo glänzend erleuchtet war, daß unſerm, des Glanzes ungewohnten Freund die Augen übergingen, als hätte er eben eine wohlgeſetzte Expensnote bezahlen müſſen. — Eine Nachtigall assoluta, deren Wiege im Stiefel der Jungfrau Europa geſtanden, ließ ihre maccaronilangen Triller wie Brandraketen ſteigen, wovon jeder mit einem Goldſtücke aufgewogen werden mußte, denn der Impreſſario ſtand hinterm Notenpulte und notirte einen um den andern, wie ein Zollviſitator eine Herde Schafe. Ein ungeheurer Applaus belohnte die welſche Lerche, und ein Rieß Papier, ganz mit Sonetten bedruckt, worin Philomele, Seele und vermähle, Töne, Schöne, Camöne und kröne ſich breit machten, fiel aus den höhern Regionen wie ein Meteor, und ſchlug einem harmloſen Zuhörer die Naſe blutig. Wie einſt die verrätheriſche Tarpeja unter der Schilderlaſt der Sabiner, wurde die Donna assoluta von der Wucht der zugeworfenen Lorbeerkränze faſt erdrückt.

Jetzt kam die Reihe an unſern Donat, den der Ceremonienmeiſter in Fortunat umgetauft hatte, um bei der erhabenen Verſammlung nicht im Voraus durch den proſaiſchen Namen ein ungünſtiges Urtheil zu erwecken. Eine Pauſe trat ein, unſer Ceremoniarius, der bereits durch die glänzende Aufnahme der Sängerin den Triumph mit gefeiert hatte, machte ſich auf einen zweiten gefaßt; denn unſer Held ſollte nun vortreten. Aber — er kam nicht! — Beſtürzt forſchte der Mann des Triumphes nach der Urſache der Verzögerung, und vernahm mit Schrecken, daß der Geiger abhanden gekommen. Es konnte ihn weder ein Krokodil noch ein Hai verſchluckt, noch ein Kaperſchiff geraubt haben, weil er noch erſt im Konzertſaale geſehen worden. Man forſchte, man lief hin und wieder, Simpler ſchwitzte vor Todesangſt, denn er fürchtete, Sereniſſimus würde ihn im gerechten Zorne wenigſtens ſpießen laſſen und ihn dann ſeines Amtes entſetzen. Um eine Henkersfriſt zu gewinnen, ließ er die nachfolgenden Nummern nachrücken, und fragte dann im ganzen Palaſte nach dem verlornen Sohn der Kunſt; endlich erfuhr er von dem Palaſtwächter, daß ein Mann, der dem beſchriebenen Muſiker ähnlich ſah, ſein Inſtrument unterm Arm tragend, vor Kurzem aus dem Thore geſchritten ſei und ganz unbefangen dem Walde zugeeilt wäre. Der unglückſelige maitre des plaisirs machte ſich ſelbſt auf den Weg, und dem Echo nacheilend, fand er den Querkopf bald am rauſchenden Bache in der ſtummen Geſellſchaft der Bäume auf einem Felsſtücke und im Schatten einer Eiche ruhend, welche ihre grünen Aeſte fliſternd zu ihm niederbeugte und ihm die Märchen der Zauberwelt zu erzählen ſchien. Der ſtupide Künſtler hatte dem Monde vorpräludirt und muſicirte hier in der Oede mit der klagenden Nachtigall und den rauſchenden Gewäſſern um die Wette. Lange ſtand der Hof-Ceremoniarius ſprachlos und mit offenem Munde da; er hatte nicht Verſtand genug, die Verrücktheit des Mannes, nicht Worte, die Albernheit desſelben auszuſprechen, der einen glänzenden Cercle voll Goldbörſen, Tabatieren, Demantringen, Lorbeerkränzen und Sonetten, welche ihm freundlich winkten, floh, um hier in der Einſamkeit mit Mond und Sternen zu dahlen! — Der Hofmann hatte zwar ſchon gehört, daß das Genie ſtets mit etwas Närriſchem ſich charakteriſire, wodurch es ſich von der gewöhnlichen, vernünftigen Menſchheit unterſcheide, aber ſo arg hatte er ſich's nicht vorgeſtellt; wenigſtens hatte noch kein Künſtler ſolche Apathie gegen die magiſche Gewalt des Goldes und Ruhmes gezeigt. Auf alle die unzähligen Fragen und ſprudelnden Verwünſchungen des Hofceremonienmeiſters wußte er nichts zu erwidern, als die Worte: »Vergebt, edler Herr, und zürnet mir nicht, denn Ihr kennet nicht die himmliſche Gewalt, die mich fortzieht aus der düſtern und laſtenden Stadt in die ſchöne Gottesnatur, und mich zwinget, mein Inſtrument ertönen zu laſſen vor lebloſen Zeugen, wie Ihr wähnet; aber glaubet dies ja nicht; wenn meine Geige klaget, da höre ich die Luft in den hohen Wipfeln der Bäume rauſchen, wie wohlgefälliges Beifallgemurmel, und die Aeſte mit ihren Zweigen und Blättern neigen ſich zu mir hernieder, damit ſie mein Spiel recht gut vernehmen möchten, die Quelle rauſcht darein, als hätte ſie Luſt, mich zu accompagniren, und die Vöglein ſingen mit, und drehen mir ihre beſiederten Köpfchen zu, und ſchauen mich mit ſo klugen und freundlichen Augen an, daß man meinen ſollte, die Melodie wäre ihnen recht tief ins Herz gedrungen, und ſie dächten darüber nach, ſie recht wohl zu behalten, um ſie in ihren ſtillen Stunden nachzupfeifen. Selbſt die alten Klatſchſchweſtern, die Sperlinge, ſchweigen ganz verdutzt; am lächerlichſten aber kommt mir der alte Wiedehopf vor, der dort auf dem verdorrten Aſt ſitzet, mit einer Perrücke, die der Euern gleicht, geehrteſter Herr, und der mit dem wackelnden Kopf ſein hohes Mißfallen über die muſikaliſche Empfänglichkeit des jungen Volkes zu erkennen gibt. Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe mich in ſolcher Umgebung ſtets ausnehmend wohl befunden; dieſe unverdorbenen Zuhörer leitet ein natürliches Gefühl, ihr Beifall macht mich ſtolz, und ich vergeſſe in ſolchen Fällen die Welt und Alles um mich her!« —

»Das ſeh' ich!« bellte hocherzürnt der Ceremoniarius, welcher den Wiedehopf auf ſich bezogen hatte, »das ſeh' ich, daß Ihr ein ſchlechtes Gedächtniß habt, und hier lieber mit unvernünftigen Thieren verkehrt, als daß Ihr inmitten eines glänzenden Hofes Euer Talent leuchten laſſet, wo Ehre und Gold Eurer warteten. Nach Eurem unhöflichen Betragen aber könnt ihr höchſtens auf einen Platz im Narrenkoter Anſpruch machen; aber ſo ſind ſie Alle, dieſe ſogenannten Genies,« fuhr er in ſeinem Eifer fort, und vom Geſchrei der Spottvögel accompagnirt, »dieſe Talent-Begabten, und ich rufe immer, wenn ich ſolch' ein Sujet vor mir ſehe: Gott ſei gedankt, daß ich nicht ſo Einer geworden bin, die mit dem Himmel verkehren und dabei mit leeren Taſchen in der Welt herumlaufen. Der Pagenmeiſter Sempronius gottſelig, ſagte immer zu mir: »Nein, das iſt ausgemacht von dem Euſchini, ein Genie iſt er nicht!« Das verdroß mich ſo ſehr, daß ich auf mein Schlafkämmerlein eilte und den lieben Herr Gott inſtändig bat, mich doch ein Genie werden zu laſſen! — Thor, der ich war! der Himmel wußte beſſer, was mir gut war, ich bin kein Genie geworden, aber ich ſitze jetzt in der Wolle, habe reeles Einkommen und Vermögen, und Sereniſſimus zeichnet mich bisweilen beſonders aus, mit ihm in Höchſteigener Perſon zu Rabuſchen, oder den Strohmann zu machen, und die kleinen Herrſchaften laſſen ſich zum öftern herab, wenn der göttliche Humor ſie befällt, auf meinem unterthänigſten Rücken zu reiten.«

»Sie haben ganz recht, wertheſter Herr!" entgegnete ihm lächelnd der Künſtler, »wer ſich mit Natur und Himmel einläßt, hat es mit dem Erdenglücke verſcherzt. Ach, noch denke ich jener Stunde — und ſie war die bitterſte meines Lebens —, als jüngſt das hübſche, blondlockige Töchterlein des Herrn Schultheiß in meiner lieben Vaterſtadt die blauen, ſehnſüchtigen Aeuglein nach mir wandte, und die Thränen der Rührung, welche ihr mein Spiel entlockte, von den ſüßen Wimpern trocknete. Lange hatte ſie mich angeſchaut, dann wandte ſie ſich ſchnell zu ihrer Jugendfreundin und ſagte mit unterdrückter Stimme, wovon mir jedoch kein Wort entging: »Ach, welch' ein herrliches Spiel iſt das! die Bruſt mit den ſüßeſten Gefühlen beglückend! es zwingt uns unwillkürlich, den Schöpfer ſolcher Klänge zu lieben, mit dem vollen, ungetheilten, von ihm beſeligten Herzen! — Aber ich verſichere dich ernſtlich, ſo ſeltſam es auch klingen mag, nimmer wohnet liebendes Gefühl in der Bruſt deſſen, den der Himmel alſo beglückend auf ſolche Höhe geſtellt. Immer nach dem Göttlichen ringend, geht er, gleich dem Nachtwandler, träumend durch's Leben, Aug' und Sinn, und das verlangende Herz immer aufwärts gewendet, das Antlitz der Ueberirdiſchen zu ſchauen; unbekümmert um das kleinliche Treiben des Lebens und die häuslichen Freuden der Erdenbewohner; unbekümmert, ob unter ſeinen Tritten Blumen knicken und Herzen brechen. Er benöthigt im Glücke kein theilnehmend Herz, im Leide keine liebende Bruſt, wohin er ſein vom Kummer beſchwertes Herz legen könne; er flieht in die offenen Arme der Götter, und hoch aus den Räumen des Aethers, wohin ihn die Begeiſterung ruft, ſchaut er hinab auf die in Nebel gehüllte Erde, und wähnt ſich ſelig, daß es ihm vergönnt iſt, ſo hoch zu ſtehen über dem irdiſchen Glücke und den Dornenkränzen des Lebens! — Ich wünſche nur,» ſetzte ſie ſeufzend hinzu, »daß niemals des Menſchen Herz in ſeiner Bruſt ſich rege, wie der Wein im Faſſe ſich regt, wenn die Traube am Stock zur Blüte kommt, und ſein Urſprung aus Staub ihm kund werde; o dann würde er ſich freilich nach irdiſchem Glücke ſehnen und nach vergänglichen Blumen verlangend ſeine Hände ausſtrecken: aber gerade dieſer Zwieſpalt der Natur, zwiſchen dem Herzen, das ihn zur Erde, und dem Geiſte, der ihn nach dem Himmel zieht; dieſer Kampf zwiſchen der überirdiſchen Muſe und der Braut des Lebens, würde ihm das Herz in der Bruſt brechen und ihn namenlos unglücklich machen; um ſo mehr, da kein Weſen gewöhnlicher Art ſein Leid verſtehen und begreifen würde!» — alſo ſprach das Mädchen im prophetiſchen Geiſte,» fuhr der Künſtler wehmüthig fort, »und, mein Herr Ceremoniarius! die Kleine hat wahr geſprochen; dieſer innere Geiſt, der mich beſeligt, erhebt und zu einem Wunder unter den proſaiſchen Menſchen ſtämpelt, hat meinem Herzen die irdiſche Liebe verſagt, und die kleinlichen Freuden, womit dieſelben an ihrer Habe, an ihrer Familie, an ihren Mitbrüdern hängen, er läßt mich zwar die Geheimniſſe einer unbekannten Welt ſchauen, wovon ſich Euer Geiſt, mein Herr Ceremoniarius, unter der Aegide dieſer hochanſehnlichen Perrücke nichts träumen läßt; aber er treibt mich auch hinweg, wenn ſeine Stunde gekommen iſt, aus dem glänzenden Zirkel, aus der freundlich bewegten Welt, in die Einſamkeit, und zwingt mich, der horchenden Kunſtwelt zu verſagen, was ich vor dieſen ungekünſtelten Bewohnern der Au mit aller Kraft meines Talentes ausführe.«

»Nun, ſo laß Er ſich,« fuhr der durch dieſen ſentimentalen Kunſtſermon wild gewordene Hof-Ceremoniarius auf, »laß Er ſich nun auch von den zwitſchernden Vögeln und den grunzenden Ebern für ſeine Fiedelei bezahlen, und fällt es ihm ein, ſich noch einmal in der Stadt blicken zu laſſen, ſo mach' er ſich darauf gefaßt, ſeinen Künſtlerrauſch im Thurme auszuſchlafen. Bei Waſſer und Brot wird dieſes capriziöſe Genie ſchon ſinken, wie ein geſtutzter Sperling!« Alſo donnerte der Cuſpinian, der ſeinem Schöpfer dafür herzlich dankte, daß er kein Talent wäre, der der vierte Kartenmann Sereniſſimi, und das Roß der kleinen Herrſchaften war, und rannte davon. Der Künſtler aber ſchaute ihm lächelnd nach, packte ſein Inſtrument zuſammen und wanderte fort und fort, immer mehr den Tiefen des Waldes zu. Allmälig wurde es düſterer, die Bäume warfen rieſige Schatten, und lange Lichtſtrahlen fielen durch die Laubengänge und rötheten die Blätter, daß es flimmerte wie eine ferne Feuersbrunſt. Als der Schimmer verloſch, und es zu dunkeln begann, öffneten ſich die Gruppen der Bäume und er ſtand am ſpiegelklaren See, über welchem des Mondes Silberſcheibe ſchwebte, der Abendwind fächelte ſeine glühenden Wangen und er fühlte die unäſthetiſche Leidenſchaft des Hungers, aber die herben Holzäpfel, welche des Waldes einzige Früchte waren, behagten ihm nicht; er ergriff ſein Inſtrument, um ſich auf den Tonſchwingen der Begeiſterung der irdiſchen Welt und ihrem ſinnlichen Begehren zu entheben. Als er ſo ſpielte und ſeine Violine wie eine klare Menſchenſtimme ſang, rauſchte es in den Gewäſſern, und ihm ſchien es, als erhebe ſich ein weibliches Luftgebild aus den Wogen, ſeinen Klängen zu horchen; er endete und trat näher ans Geſtade, fand aber nichts als mächtigen Nebel, deſſen dünne Wolken auf dem Gewäſſer forttrieben. Bald überfiel ihn ſanfter Schlummer, und eingewiegt vom Rauſchen der See und dem leiſen Geflüſter des Nachtwindes, ſchlief er ein. Da hatte er aber einen gar wunderbaren Traum, er ſah den See in heftiger Bewegung, und eine wunderliebliche Welt ſtieg aus der Tiefe empor. Schöne Meeresjungfrauen mit grünen, wallenden Haaren, gleich den hangenden Aeſten der Trauerweide, und blauen Fiſchaugen voll Sehnſucht, und kleine Männchen mit grünen Bärten, Muſchelhörner tragend, plätſcherten im Waſſer und ſchwammen ans Ufer. Sie umringten den Schlummernden und betrachteten ihn mit Neugierde. Das Gewimmel der kleinen Meermänner bemächtigte ſich ſeines Inſtrumentes, ſie verſuchten es, ihm Töne zu enlocken; da trat eine überragende Erſcheinung aus der Mitte der weiblichen Gruppe hervor, ſchön wie er noch kein ſterbliches Weſen geſehen, ſie ſchaute ihn mit feuchtem Auge an und beugte ſich dann über den Schlafenden, und ihm war's, als ob er folgende Worte, gleich dem leiſen Verhallen einer Silberglocke vernähme: »Glücklicher Sterblicher, dem die Götter eine ihrer herrlichſten Gaben verliehen, den Zauber, die Herzen zu bewegen, du haſt mich auf ewig gefeſſelt! Ich lauſchte deinen Tönen und ſie drangen tief in meine Seele ein, wo ſie unaufhörlich wiederklingen! Sie haben ein nie geahntes, ſehnſüchtiges Verlangen in mir erregt, welches ich nimmer zu ſtillen vermag, und das mich ſtets zwingt, in deine Nähe zu kommen und deinen freundlichen Klängen zu horchen. Ich gehöre jenen Weſen an, welchen von der Gottheit eine größere Gewalt gegeben wurde, als den Kindern der Natur, die ewig an ihre Mutter, die Erde, gefeſſelt bleiben müſſen, obgleich ſie raſtlos ſich bemühen, die ſchwachen Schwingen zu heben, aus dem Zauberkreiſe, der ſie umgarnt, aufzutauchen, und das Auge zu ſchärfen, die Wunder des Himmels zu entziffern und die Geheimniſſe der Schöpfung zu belauſchen. — Da das Schickſal mich gar wunderbar an dich gebunden, ſo will ich dir Alles geben, was dein dürſtendes Herz verlangt: den Ruhm und das Glück; doch ſollſt du es keinem ſterblichen Weſen zuwenden, ſondern für mich allein deine Gefühle bewahren, ſonſt werden ſich die Erdengötter des Glückes von dir kehren, und meine Liebe für dich in unauslöſchliche Rache verwandeln, welche dich unaufhörlich verfolgen wird bei Tag und Nacht, auf dem Meere und in dem fernſten Winkel der Erde!» — Alſo ſprach die Nymphe. Sie hauchte noch einen Kuß auf die Stirne des Träumenden und liſpelte dann: »Lebe wohl, der Morgen naht und zwingt mich, in mein Reich zurückzukehren.» — Hierauf entſchwand ſie ſammt ihrem Gefolge in den Tiefen. Ein roſiger Strahl aus Oſten fiel auf den Spiegel der See, als er erwachte, und unzählige Wirbel zeigten, daß er durch das Untertauchen irgend eines Gegenſtandes in zitternde Bewegung geſetzt worden. Lächelnde Bilder umgaukelten ſeine Seele, er wußte nicht, ob er noch träume, und in dieſem halbwachen Zuſtand befand er ſich plötzlich vor dem Thore der Stadt. Hier fiel ihm mit einem Male die Drohung des zürnenden Ceremoniarius bei, wie er ihn in Gewahrſam ſetzen und ihn mit Waſſer und Brot regaliren laſſen wolle. Schon wollte er umkehren, als er ſah, daß es zu ſpät und er bereits bemerkt worden ſei. Aber der Empfang war minder ungünſtig, als er gefürchtet hatte; die Leute liefen zuſammen, gafften ihn verwunderungsvoll an, zeigten mit Finger nach ihm und riefen laut: »Seht, dort geht der weltberühmte Künſtler, der uns die Ehre gibt, in unſere Stadt zu kommen!“ — Aus allen Fenſtern ſahen lächelnde und neugierige Mädchenköpfe, die mit den weißen Tüchern ihm freundlich Willkommen zuwehten und Sonette fliegen ließen, worin er eine Sonne der Kunſt, ein Stern erſter Größe, ein Komet im Gebiete der Töne, der nur alle Jahrhunderte wiederkehrt, geprieſen wurde. Viele, die keine Note von ihm gehört hatten, erzählten mit Begeiſterung den Eindruck, welchen ſein Spiel auf ihr Gefühl gemacht hatte; Andere, die ſich das Anſehen geben wollten, als wären ſie beſondere Verehrer und Beſchützer der Kunſt, rißen ſich um die Ehre, ihn zu Tiſche zu laden. Die Reſtaurateurs erfanden zu ſeiner Verherrlichung ein Violinkoch und Konzertbiscuits. Die Faſhionables trugen ihr Haar à la Fis-moll, und die Damen erſchienen auf der Promenade in Adagiohüten und in Kleidern von Terpſichorengaze. Bediente mit Einladungskarten und Billetdoux lieſen vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht die Treppe auf und nieder, und wenn unſer Gefeierter endlich von den vielen Genußleiden ermattet und erſchöpft in die Arme des Schlummers ſank, da quickte und pipte, und trompetete und paukte es ganz gewaltig unter ſeinen Fenſtern; es waren die verzückten Dilettanten und Kunſtfreunde, welche ihre Verehrung zu bezeigen, nun ihre Werke aufführten; während unſer Freund, der ſich mit lächelnder Miene am

Fenſter zeigen mußte, faſt in Verſuchung gerieth, ſein Waſchwaſſer den edlen Kunſtjüngern auf die kunſtentbrannten Schädel zu gießen. — Schon blieb ihm kein anderes Mittel, ſeinen wüthenden Anbetern zu entgehen, als was Ovid in ſeiner „Kunſt zu lieben,“ vorſchreibt, ſchnelle Flucht, und ſo geſchah es, daß er bei Nacht und Nebel davon ging, indeß ſeine Verehrer betheuerten, die Götter hätten ihn lebendigen Leibes unter die Sterne verſetzt, und da zu dieſer Zeit gerade ein neues Geſtirn entdeckt wurde, ſo gab demſelben der Hofaſtronom den Namen: Donatsruhe.

Er kam in ſeine Heimat zurück, wer in ihm nicht den großen Meiſter erkannte, hielt ihn für einen reiſenden Handwerksburſchen. Der alte Invalide, der am Thore die Abendwache hatte, mit der Brille auf der Naſe vor dem Schilderhäuschen ſaß und ſich ein Winterkamiſol ſtrickte, hatte ihn kaum erblickt, als er ihm die langen Nadeln wie ſpaniſche Reiter entgegenſtreckte, ihm ein Halt! zurief und ihm barſch die Kundſchaft abforderte.

Der Muſiker ſtand etwas verdutzt, als ihn der alte Lorenz ſo hart anließ, da zu deſſen tauben Ohren wahrſcheinlich das Gerücht ſeines ungeheuren Ruhmes noch nicht gelanget war. Da rief eine liebliche Nachtigallen-Stimme: „Ei Lorenz! iſt Euer Auge ſchon ſo ſchwach, daß Ihr Donat, des Meiſters Sohn, nicht mehr kennt?“ —

Betroffen ſah der Heimkehrende umher, zu ſchauen, woher die ſüßen Laute kamen, da ſah er aus dem nahen Hauſe des Herrn Bürgermeiſters liebliche Tochter aus dem Fenſter blicken. Es war ein gar ſchönes Engelsköpfchen mit blondem Gelocke und blauem, ſeelenvollen Auge. Als er empor ſah, und ſie im Vorübergehen freundlich grüßte, da erröthete das Mädchen und ſchlug die Augen nieder, dem jungen Virtuoſen aber hämmerte es in der Bruſt ſo ſonderbar, daß er ſich von dieſer neuen, ungewohnten Empfindung keinen Beſcheid zu geben wußte. Der Anblick des Vaterhauſes brachte die freundlichſten Bilder der Erinnerung vor ſeine Seele. Die Mutter, welche eben in der Küche beſchäftigt war, ließ vor Freude die Suppe überlaufen, und der Vater, welcher in der Mitte ſeiner Geſellen fleißig hanthirte, kam ihm mit der Schere entgegen, als wollte er ihm, nach orientaliſcher Gerechtigkeitspflege, die Ohren beſchneiden.

Als ſich nun der erſte Freudentaumel gelegt hatte, da wurde es dem jungen Genie unter den Spinnrädern und den kleinlichen Leiden und Freuden des Spießbürgerthumes zu enge, und alle Schneiderkünſte ſeines beſorgten Vaters waren nicht im Stande, die Leere ſeiner Bruſt zu wattiren. Als nun an einem langweiligen Abend bei der Bierkanne derſelbe dem Sohne in einer weitläufigen Abhandlung die Vorzüge und Annehmlichkeiten der Kleidermacherkunſt mit aller Rederpracht auseinandergeſetzt hatte, wurde er nicht wenig überraſcht, als ihm derſelbe kurz ſeinen Entſchluß anzeigte, auf ſeine Kunſt zu reiſen und die Welt zu ſehen.

»Mein Sohn!« ſagte der Meiſter endlich, als er wieder zu ſich ſelber kam, »mein lieber Sohn, was fällt dir da wieder abſcheulich Dummes ein! Siehſt du nicht ſelber, wie erbärmlich es den wandernden Muſikanten allerorten gehet? — Um ein Erkleckliches ſchlechter als dem Bettler, denn ſie müſſen für ein Stück Brot oder einen Pfennig, welche ihnen das Mitleid zuwirft, nicht nur danken, ſondern annoch ein luſtiges Stücklein aufſpielen, wenn ihnen gleich der Hunger den Magen verdreht und der Jammer das Herz zerreißt. Manchmalen erhalten ſie aber ſtatt einer Gabe ein Scheltwort und einen Krug Waſſer auf den Kopf, wenn ſie einen gelehrten Murrkopf in ſeinen Studien ſtören, oder einen reichen Praſſer um ſeinen Nachmittagsſchlummer bringen, oder gar zufälliger Weiſe vor einem Trauerhauſe Walzer aufſpielen. — Es kommt nun doch auf meine Worte; hätteſt du meinen gutgemeinten, väterlichen Rath befolgt, ſo wäreſt du jetzt ſchon ein wackerer Geſelle und hätteſt was Rechtes gelernt; du könnteſt jetzt wohlgemuth deinen Bündel ſchnüren und ein paar Jahre durch die Welt wandern, anderer Länder Sitten und Moden kennen lernen, um einſt am Gildetiſch, oder im Rathhauskeller beim Kruge davon den Stubenhockern Wunderdinge erzählen zu können. Der ehrſame Kleidermacher iſt überall zu Hauſe, denn überall brauchen die Leute eine Garderobe. Nur weit, weit übers Meer ſoll es noch Leute geben, wenn ſie anders Leute und keine Orangutangs ſind, die ſich in dem Anzuge gefallen, den ſie mit auf die Welt bringen, und ich behaupte feſt, daß dort ein Schneider erſt vollkommen ſein Glück machen könnte, und vielleicht für einen modernen Frack Land und Leute einzutauſchen bekäme. — Aber ein Muſikant! — Der gehört ſchon zu den Luxusartikeln, wie die Haarkräusler, Federnſchmücker, Seſſelträger, Poeten und derlei Völker. Haſt du ſchon einen Geiger geſehen, der wie die Schnecke ſein eigenes Haus hat? — Aber in England ſoll es Kleidermacher geben, die eine halbe Million Sperlinge beſitzen, in eignen Equipagen fahren und ſchwarze Lehrburſche hinten aufſtehen haben! — Nun, man ſchließe alſo hieraus als ein vernünftiger Menſch, dixi!« —

»Mein Vater,« erwiderte der Jüngling beſcheiden, und keineswegs von der Triftigkeit der Gründe, welche er vernahm, überzeugt, »mein Vater, Ihr redet vergebens; es gibt Dinge, die ſich ein Mann von Metier nicht träumen läßt, welche Ihr nicht begreifen würdet, wenn ich ſie Euch auch noch ſo zu Gemüthe führen möchte; die aber mich zwingen, in die weite Welt zu gehen. O mein guter Vater, es gibt etwas weit Erhabneres als die beſcheidene Elle, mit welcher Ihr die Welt meſſet; es iſt der Zauberſtab der Phantaſie und des Talentes. Lobenswerth iſt es allerdings, für die Hülle des Leibes zu ſorgen; aber weit edler als der Körper, iſt die geiſtige Seele; ihr ſchaffe ich himmliſches Vergnügen, und thränende Augen, von Luſt und Weh gebrochene Herzen ſind der Lohn, um den mich die Könige der Erde beneiden müſſen!« —

»Nun denn, ſo gehe in Guckucksnamen!« ſagte der bitter getäuſchte Vater, und ſtellte, um ſeinen Fluch gehörig zu betonen, das Biegeleiſen feſt auf die Zuſchneidetafel nieder. — Meine ſchönen Träume, dich in meine Fußſtapfen treten zu ſehen, und ehrenvoll unter Geſellen und endlich unter den Meiſtern einen neidenswerthen Platz zu behaupten, ich gebe ſie für einen Krug Braunſchweigermumme hin! — Was etwa das Reiſegeld betrifft, ſo haſt du von mir keinen rothen Heller zu erwarten, weil ich überzeugt bin, daß du über kurz oder lang als ein Bettler heimkehren wirſt. Dann aber wird es zu ſpät ſein, ich werde mein weniges Vermögen der Stadt verſchrieben haben, damit ſie dir einen lebenslänglichen Platz im Armenſpitale eſſen hält; dort magſt du dann geigen ſo viel und ſo lange, bis du dir ſelbſt zum letzten Tanze aufſpieleſt, und kannſt ein Lamentoſo in Molltönen anſtimmen, daß du ſo leichtſinnig die Ermahnungen deines Vaters in den Wind geſchlagen!" —

Donatus bedauerte ſehr, daß ſeine Geſinnungen von jenen ſeines Vaters ſo weit unterſchieden waren, aber ihn riß ſein Verhängniß in die Welt hinaus. Am früheſten Morgen verließ er das Vaterhaus und eilte dem Stadtthore zu. Als er an des Bürgermeiſters Haus vorüber kam, da ſchien es ihm, als ob die weißen Vorhänge im Schlafgemache der lieblichen Tochter ſich etwas bewegten; es waren wohl die Morgenlüfte und die Morgenträume, die ſich zu dem ſanften Kinde herniederließen und mit ihm ſpielten, alſo dachte er und ging, ihr im Gedanken einen freundſchaftlichen Abſchiedskuß zuwerfend, rüſtig von dannen. Als er aber aus der Pforte ſchritt, und er noch einmal zurückblickte, da war es ihm, als trügen ihm die liſpelnden Morgenwinde einen leiſen Seufzer zu, und deutlich ſah er das liebliche Antlitz des Mädchens ſüß verſchämt und halb verſteckt nach ihm gerichtet, und ihm kam es vor, als perlte eine Thräne im liebeſchimmernden Blicke. — War es ein ſchlichtes Abſchiedsgeſchenk, oder hatte ſie der Zufall dem ſüßen Kinde entführt? eine weiße Schleife flatterte aus dem Fenſter und die Lüfte trugen ſie gefällig zu ihm hin; doch als er ſich darnach bücken wollte, erhob ſich ein plötzlicher Windſtoß, wirbelte Staub empor, und führte das ſchlichte Liebeszeichen mit fort nach dem Ufer des Sees; ihm däuchte es, das zornige Antlitz der Nixe zu ſchauen, auftauchend aus den unruhigen Wogen. Ihn trieb es fort wie mit unſichtbarer Gewalt, und in das Stöhnen der Windsbraut miſchten ſich Wehklagen, wie das Schluchzen einer verlaſſenen Braut, welche die Lüfte von der Stadt dem Ohre des Forteilenden zutrugen.

Er eilte fort und fort, ohne Raſt, kaum ſich aufhaltend, wenn die müden Glieder der Ruhe bedurften, oder der Despot der menſchlichen Haushaltung, der Magen, ihn gebieteriſch an ſeine ſouveraine Herrſchaft erinnerte. Oft wenn er von den Höhen eines Berges die Niederung überſchaute, und die herrliche Gotteswelt wie eine in allen Farben prangende Landkarte vor ihm lag, da erklang aus weiter Ferne ein leiſer Klagelaut an ſein Ohr, und ihm war's, als ſchaute ein ſanftes, blaues Augenpaar, in welchem feuchte Perlen glänzten, halbverſchämt, hinter weißen Gardinen hervor nach ihm; bald aber überzeugte er ſich, daß er wachend geträumt habe, und es bloß der Morgenwind war, der in den Bäumen ſäuſelte, und weiße Wolkenbilder, die am blauen Himmel hinwegzogen.

Doch bald hatte er Heimat, Nixe und Jugendgeſpielin vergeſſen; er ſtand auf dem Gipfel der Alpen, und blickte in das Land, welches die Geographen mit Recht den Garten Europa's nennen, und das ſchon durch den Umſtand, daß hier des Lorbeers Heimat iſt, und Jedermann ſich, wenn es ihm beliebt, Lorbeerkränze winden, und auf Lorbeern ruhen kann, jedes poetiſche Gemüth nothwendig anſprechen muß. — Er hatte ſich oft nach dem Lande geſehnt, wo die Myrthe ſtill und der Lorbeer hoch ſteht, und wo ſich ein ewig heitrer Himmel wölbt, von dem alle lyriſchen Dichter reimen, welcher ihm in der Heimat ſtets grau vorgekommen; nach dem Lande, wo die Sprache ſo wohlklingend, ſelbſt ſchon Muſik, keine gefrorne, iſt, und die tönendſten Reime dem Dichter. gleich den gebratnen Tauben im Schlaraffenlande, in den Mund fliegen! —

Er ſtand am Ufer des Meeres und ſah den endloſen Spiegel zu ſeinen Füßen hingebreitet, eine weiße Taube ſchien ihm in der Ferne über die glatte Fläche hinzufliegen, — doch nein, ein Schwan war's, der ſeine blendend weißen Flügel entfaltete und ruhig über die ſtille Waſſerflut hingleitete. Als es näher kam, da gewahrte er, daß es eine Fiſcherbarke war, die mit gefüllten Netzen und ſchwellendem Segel heimkehrte; die freundlichen Schiffer nahmen ihn mit ſich, und er ſchaute bald die goldenen Sterne ober und unter ſich, und der Nachen glich einem Luftſchifflein, das mit ihm durch den blauen Aether zog, rings umglänzet vom Sphärentanze der funkelnden Welten. Die ſanft ſchaukelnde Bewegung ſchläferte ihn ein; er war ein glückliches Kind, das in der ſchaukelnden Wiege lag, die zugleich ſein Sarg werden konnte. — Als er erwachte, ſtieg eben die Königin des Tages, angethan mit dem weiten, flimmernden Strahlenmantel aus der Tiefe des Meeres empor; ihre blitzenden Purpurgewänder beſchämten alle Pracht der Erdenkönige. Wo ſie vorüberzog, da wallten Ströme flüßigen Goldes zu ihren Füßen, und wölbten ſich purpurne Baldachine über ihrem Scheitel. An die Wunder, die ſein ſtaunendes Auge erblickte, reihte ſich ein Neues. Eine Stadt war während ſeines Schlummers aus den Wellen emporgeſtiegen, ein unermeſſenes Babylon, das gewaltige, hundertthorige Theben. — Es iſt kein Traum, es iſt die Reſidenz Neptuns, von Najaden und Tritonen getragen. Die Straßen ſind Kanäle, die Equipagen Nachen, ähnlich dem Boote Charons, welche pfeilſchnell dahinfliegen, wie der dunkle Adler nach ſeinem Raube ſchießt. Die Schiffer ſind Sänger, und Taſſo's unſterbliche Stanzen quellen von ihren Lippen. Ein ungeheurer Platz, von Paläſten umthürmet, nimmt ihn auf, der einzige feſte Boden, welchen ſein Fuß betritt. Es ſcheint, als ob alle Bewohner der 30,000 Häuſer, die Venedig zählen ſoll, ſich hier verſammelt hätten.

Donat wußte nicht, ob er den ſtolzen Bau der himmelanſtrebenden Gebäude, oder die Späſſe des Policinello, oder jene wunderbar flammenden Augen bewundern ſollte, die ſich, wie die Planeten nach der Sonne, nach ihm richteten. — Der junge Deutſche hatte die feurigen Italienerinen elektriſirt. Sein blaues Auge und ſein blondes Haar hatten ihn als einen Sohn Teutoniens bezeichnet, und das war genug, ihn wie Cäſar kommen, ſehen und ſiegen zu laſſen.

Donat hatte Sinn für das Schöne, er liebte die Kunſt; er betrachtete mit Entzücken ſchöne Gemälde und Bildſäulen, warum ſollte er an der lebenden Schönheit nicht auch Gefallen finden? — Eine Dame, welche an der Seite eines ältlichen Mannes unter dem blauen Zelte einer der unzähligen Kaffeebuden ſaß, welche ohne Pforte ſind, auch keine benöthigen, weil ſie niemals geſchloſſen werden, und Scherbet mit kühlendem Eis genoß, nahm ſeine Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch. Ein paar Sterne, funkelnd wie Sirius und Kapella, blitzten ihn an, als ſie zufällig den Schleier, dieſes unentbehrliche Stück des venezianiſchen Kopfputzes, hob. Er hatte noch kein ſolches entflammendes Himmelsgeſtirn in ſeinem kälteren Vaterlande erſchaut, das verblüffte ihn dergeſtalt, daß er zitterte, als er das Glas Orangade zum Munde führte, und ihm ſein Handſchuh auf den Boden fiel. Die Dame hatte etwas an den Falten ihres Kleides zu ordnen, er bückte ſich, denſelben zu holen und ſah mit Verwunderung, wie ſie denſelben verſtohlen an die glutrothen Lippen drückte. — In ihm erwachte ein ſonderbares Gefühl, und er bedurfte noch einige Gläſer Eiswaſſer, um ſeinen Verſtand nicht zu verlieren. Dem Begleiter der ſchönen Frau mochte der Farbenwechſel im Antlitze des Deutſchen, den er argwöhniſch betrachtete, aufgefallen ſein, er murmelte ein Maledetto! zwiſchen den gelben Lippen, und brach eiligſt auf. Zwei Sonnenſtrahlen brachen noch durch das ſchwarze Gewölbe des Schleiers hervor, ehe die Venezianerin am Arme ihres eiligen Führers im Volksgewühle verſchwand.

Es war Mitternacht, als Donat auf den Stufen der Markuskirche, an dem Piedeſtale des verhängnißvollen Löwen der Inquiſition ſtand, und nach den Rieſenſchatten ſtarrte, welche die Kuppeln der rieſigen Baſilika auf den Platz warfen; da huſchte an ihm eine weibliche, verhüllte Geſtalt vorüber, ringsumher blickend, als ſuche ſie Jemand. Als auf ihn ihr Blick fiel, ſchien ſie ihn prüfend zu muſtern, und zeigte ihm dann ſeinen Handſchuh, den ihm jene ſchöne Dame geraubt hatte. »Signor!« lispelte ſie, »wenn ihr dieſes Zeichen kennt, ſo folget mir.« — Sie ſchwebte gleich einem vom Lufthauche getriebenen Irrlichte links und rechts durch die engen Gaſſen, und über ſchmale Brücken, und blieb endlich vor der düſtern Rückſeite eines hohen Palaſtes ſtehen, öffnete ein kleines Pförtlein, und zog den lautlos folgenden Donat eine ſchmale Treppe hinan, ihn durch mehre

Gemächer leitend. Als in der Ferne das magiſche Licht einer Lampe ihnen entgegen ſchimmerte, ſtand die ſonderbare Begleiterin ſtille, legte den Finger auf den Mund, und zeigte nach dem erleuchteten Gemache, worauf ſie durch eine Tapetenthüre verſchwand. Donat ging näher und erblickte eine weibliche Geſtalt auf einer Ottomane ruhend, es war die ſchöne Unbekannte, deren Bekanntſchaft er heute auf dem Markusplatze gemacht hatte. Sehen und lieben bedeutet in dem Liebeslexikon des heißen Landes, wo die Citronen blühen, oft Ein- und Daſſelbe, und ein liebendes Weib, wenn es Geiſt mit Schönheit verbindet, wird ſelten vergebens den Gegenſtand ihres Herzens zu feſſeln verſuchen. Donat wußte nicht wie ihm geſchah, er ging und kam, er tändelte mit den rabenſchwarzen Locken und ſah oft und gerne in die Nacht des glühenden Auges; er vergaß die Heimat, die Kunſt und die Fei; er bemerkte nicht, als er einſt von ſeinem geheimen Wege ins Freie trat, daß eine hagere Geſtalt, tief in ihren Mantel gehüllt, dicht an ihm vorüberſtreifte, plötzlich den Strahl einer Blendlaterne auf ihn fallen ließ und mit einem Maledetto! verſchwand.

Als er in folgender Nacht, von ſeinem Abenteuer zurückkommend, in ſeine Gondel ſprang, da fühlte er ſich von der wunderherrlichen Sternennacht tief ergriffen; er befahl dem Gondelführer, weit hinaus zu fahren in die ruhende See. Die heitre Nacht zog mit ihrem freundlichen Himmel in ſeine Bruſt ein; er war ſo beſeligt, daß er ſich gedrängt fand, ſeine Empfindungen in jubelnden Tönen auszuklingen; er ergriff ſein Inſtrument, welches lange geruht hatte, und entlockte den Saiten die ſeelenvollſten Accorde. Die Töne zitterten durch die liſpelnden Lüfte hin, und zogen über die Meeresfläche wie tändelnde Genien; ringsum war Alles ſtille, als horchten die Bewohner des Gewäſſers den fremden, melodiſchen Tönen; ſelbſt der Gondelführer ſtand faſt regungslos, ſein Amt vergeſſend, und ließ den Nachen ohne Führung auf der Fläche dahingleiten; jetzt wurde auch ein lautes Seufzen vernehmbar, als komme es aus dem dunkelſten Winkel der Kajüte, und plötzlich ſtürzte aus dem Hintergrunde eine wüſte Geſtalt zu ſeinen Füßen, einen blitzenden Dolch, den er in ſeiner nervigen Fauſt hielt, weit von ſich ſchleudernd. — Mit einem Schrei des Entſetzens ſtürzte Donat zurück, der Bandit umklammerte ſeine Knie, und geſtand, daß der werthe Signor Cavalcado, der Verehrer der ſchönen Signora, deren Haus Donat beſuchte, ihn für tauſend Ducati gedungen habe, das Lebenslicht dieſes maledetto Tedesco, der ihm die Liebe der Signora geraubt habe, auszublaſen; daß er das Anerbieten ohne Bedenken annahm, da er, ohne ſich zu rühmen, die ausgebreitetſte Praxis in dieſem Gewerbe beſitze, und mit einem gewöhnlichen, flachshaarigen Burſchen aus dem Nebellande zu thun zu haben glaubte, und nicht mit einem mächtigen Zauberer, der die Engel des Himmels zwingen könne, mit ihren Wundergeſängen ſeine armſelige Geige zu beſeelen! —

Der arme Muſiker fiel plötzlich aus dem Himmel ſeiner Begeiſterung; er verwünſchte ein Land, wo die Eiferſucht mit Blutgedanken verkehrt, und aus jedem finſtern Winkel ein paar Banditenaugen blitzen. Er verließ noch in der Nacht Venedig und ſeine reizenden Bewohnerinnen, um nicht auf einen andern Bravo zu ſtoßen, der mehr Kühnheit und weniger Kunſtliebe beſäße.

In Rom hatte er das Unglück, einen Enthuſiaſten auf den Fuß zu treten, als er im überfüllten Hauſe neben ihm ſtand; der Mann warf einen flammenden Zornblick auf ihn, der dem feuerſprühenden Veſuv Ehre gemacht haben würde, und als der Vorhang fiel, verfolgte ihn derſelbe bis an das Thor ſeines Gaſthauſes. Hier faßte er ſeine Hand und ſagte: »Mein Herr, ich weiß Sie nun zu finden, wir werden morgen die Ehre haben, uns die Hälſe zu brechen.« — Hierauf verſchwand er. Donat hatte über Nacht den grimmigen Signor und ſeine fatale Zumuthung, die er kaum verſtand, rein vergeſſen. Aurora ſah durch's hohe Bogenfenſter und vergoldete die Rieſenkuppel des Domes, den Engel auf dem Vatikan und die Fontainen auf dem Petersplatze, als er ſein Morgenlied in Flageolettönen in die erwachende Welt hinausjubelte. Er hörte nicht, wie Jemand heftig die Treppe heraufpolterte und ſich ſeiner Thüre nahte. Seine Seele ſchwebte auf den Aetherſchwingen der Muſik weit über das Irdiſche empor. Plötzlich ſpringen die Flügel auf, ſein Nachbar von geſtern ſtürzt mit Piſtolen und Degen unterm Arme herein, ſchleudert die Mordwerkzeuge zu ſeinen Füßen und wirft ſich ungeſtüm an die Bruſt des Künſtlers.

Orpheus — ſo lehrt die Mythe — hat durch den Klang ſeiner Leier wilde Thiere bezähmt und Steine bewegt, der Held unſrer Geſchichte hat weit mehr gethan; er hatte durch Muſik das ſteinerne Herz eines Mannes bewegt, der zu ſeinem Privatvergnügen manches junge Leben auf ſeiner Degenſpitze in die Unterwelt tanzen ließ. Er wurde der intimſte Freund Donats und ſchwur tauſendmal des Tages, er lauſche ſeines Augenwinkes, um ſeiner Freundſchaft eine Hekatombe von Menſchenleben zu opfern.

Obgleich Donat mit Gold und Ehren überſchüttet wurde, und mancher Impreſſario ihm die glänzendſten Anerbietungen machte, wie man ſie nur einer Tänzerin oder einer Aſſoluta zu machen pflegt, zog es doch ſeine Laune vor, dem Maulthiertreiber unterm freien Himmel etwas vorzuſpielen, als die ſtrahlenden Salons der Vileggiatura mit ſeinem Zauber zu beglücken. — So wallte er den liſpelnden Myrthenwäldern nach, immer mehr dem Süden zu. Es neigte ſich bereits die Sonne zum Heimgange, als er eine einſame Waldpartie in den Abruzzen erreichte. Es gefiel ihm dieſe ſchauerlich ſchöne Gegend, welche würdig war, durch den Pinſel Salvator Roſa's gefeiert zu werden. Er lagerte ſich im Schatten eines überhangenden Felſenſtückes, von wilden Weinreben und Epheu umſtrickt, und ſah in den glühenden Abendhimmel und in die tanzenden Mückenſcharen, und die blaue unendlichklare Saphirkugel, die ſich in unermeſſener Weite über ſeinem Haupte und dem in der Tiefe liegenden Lande ausſpannte. — Während er in ſeinen Betrachtungen verſunken da ſaß, rauſchte es im Gebüſche und ein feuriges Augenpaar glotzte ihn an, und bald zeigte ſich ein häßlicher, ſtruppiger Kopf, der ſich wie ein Dintenkler auf einem herrlichen Landſchaftsgemälde ausnahm. — Jetzt weckte ein derber Schlag auf die Schulter unſern Träumer und vor ihm ſteht ein rieſengroßer Kerl, der ſich nachläſſig auf ſeine Büchſe lehnte und ihn höhniſch anlächelte. Auf dem Hute wehte eine rothe Feder, im Ledergurte ſteckten zwei Piſtolen, ſo wie neben dem

Säbel ein ſchöner Roſenkranz hing, der mit dem vermuthlichen Gewerbe des Mannes im ſchneidenden Widerſpruche ſteht.

Der Klang der Abendglocke aus einem nahen Dorfe des Thales ertönt und der Mann, der ſo eben im Begriffe war, gegen das fünfte und ſiebente Gebot zu handeln, wirft ſich plötzlich auf die Erde nieder und zerſchlägt ſich die Bruſt mit der Fauſt, wie der Zöllner im Gleichniſſe. — Als jedoch der letzte Ton verhallt war, machte der verdächtige Mann einen durchdringenden Pfiff, und in Kurzem hatte ſich der Platz mit mehren deſſelben Gelichters erfüllt.

»Was willſt du mit dem armen Fiedler, iſt es der Mühe werth, ſich mit ihm abzugeben?» fragte Einer von ihnen unwillig.

»Sieh, der arme Fiedler hat ein gar feines Gewand, was Einem von uns gar nicht übel anſtehen würde, wenn er Sonntags auf dem Dorfkirmes Parade machen wollte,» erwiderte der Erſte. »Dann erblicke ich eine ſchöne Uhr,» ſagte ein Dritter, »die ich mir von dem Herrn da ausbitte, damit ich künftig den Kirchengang nicht verſäume.»

»Da ſeht einmal," lachte der Vierte, als er eine wohlgefüllte Börſe aus der Taſche des verſteinerten Virtuoſen zog, »der Burſche muß mit ſeiner Geige zu hexen verſtehen, auf unſern armſeligen Dörfern hat er die Goldfüchſe ſchwerlich geſogen; er müßte nur uns ins Handwerk pfuſchen und bisweilen den Nobiles auf ihren einſamen Schlöſſern was vorfiedeln, daß ihnen 's Hören und Sehen vergeht und dazu ſchaut mir das Milchgeſicht nicht keck genug aus.»

»Er mag uns zum Abſchied ein Liedlein fiedeln, und wir wollen ihm, wenn es uns gefällt, dann einige Quatrini als Zehrpfennig ſchenken.«

Unſerm Künſtler ſprach der Vorſchlag ſehr an. Aus ſeinem Gelde hatte er als gebornes Genie ſich nicht viel gemacht; er, der ſich weigerte, vor Sereniſſimus zu ſpielen, und den Hof-Ceremonienmeiſter dergeſtalt in Verzweiflung brachte, daß er ſich — wie Cato, als er den Untergang des Weltreiches vor ſich ſah, und ein Vatél, als die friſchen Seefiſche für die fürſtliche Tafel ausblieben — den Tod geben wollte, er, ſag' ich, bot Alles auf, die wilden Kunſtfreunde und das ſonderbarſte Auditorium von der Welt zu vergnügen. Es war ein Konzert, wie die Annalen der Kunſtgeſchichte kein zweites aufzuweiſen haben dürften. Die Räuber wurden erſchüttert, erhoben, ihre Herzen klopften, ihre Augen füllten ſich mit Thränen; ſie fielen vor ihm nieder und baten, er möge ihnen verzeihen. Dann gaben ſie ihm alles Geraubte gewiſſenhaft zurück. Wer ſo die Macht hätte, zu dem Innern der Menſchen zu ſprechen, der ſolle nie im Leben eine Unannehmlichkeit erfahren, ſprachen ſie, und geleiteten ihn ſchirmend durch die grauſen Schluchten ins Thal; und wenn auch hie und da im Gebüſche ein Hahn zu knacken ſchien, herrſchte gleich wieder tiefe Ruhe. Unten nahmen ſie mit kräftigem Handdrucke Abſchied, und vor ſich erblickte er den Eingang eines gaſtlichen Dorfes.

Bald verließ er das Land, wo er ſo vielerlei Abenteuer erlebte, die er nur durch Hilfe ſeiner Kunſt glücklich bekämpfte. — Als er auf den Kuppen die wunderbaren Töne des Kuhreigens vernahm, wie ſie von Höhe zu Höhe durch die Lüfte zitterten und von dem Echo nachgeklaget wurden, da preßte es ihm unwillkürlich die Bruſt zuſammen

Thränen traten ihm in die Augen und plötzlich ſah er, durch ein Wunder der Fata Morgana, in weiter Ferne ſein freundliches Geburtsſtädtchen am Meeresufer liegen: er ſchritt im Geiſte durch den Thorweg, in die wohlbekannte Straße hinein, und aus dem halbverhüllten Fenſter eines Hauſes ſchaute ein freundlicher Mädchenkopf mit halb lächelndem, halb thränendem Auge nach ihm. — Der Traum ſchwand mit den Morgennebeln; aber die Sehnſucht, die ihn früher raſtlos nach fremden Ländern trieb, beflügelte jetzt ſeine Schritte nach der Heimat.

Als er eines Abends einen Hügel beſtieg, da lag vor ihm des Meeres unendlicher Spiegel ausgebreitet und an den Ufern erhob ſich das Städtchen ſeiner Heimat. Auf ſtrahlender Flut ſegelten die Schiffe gleich ſtolzen Schwänen, und zogen die leichten Fiſcherbarken, eine flatternde Taubenſchar. — Der Friedhof, welcher ſich an der Mauer der Stadt wie ein blühender Garten hinzog, war vom lichten Morgenglanze umfloſſen, als wäre für die in Gott Schlummernden die Aurora der kommenden Welt im Anzuge. — Er fühlte ſich hineingezogen, und lautlos und gedankenvoll wandelte er zwiſchen den Gräbern. Jetzt erblickte er eine weibliche Geſtalt, die an einem der Gräber kniete, auf welchem ein friſcher Blumenkranz lag. Ihn ergriff dieſer Anblick tief, ohne daß er ſich hiervon Rechenſchaft abzulegen vermochte. Die Jungfrau verließ die Grabesſtelle, und als ſie ſich erhob und ihre und Donats Blicke ſich begegneten, blieben Beide verwundert ſtehen, und obgleich ihre Herzen ſich begrüßt hatten, vermochte der Mund es nicht. —

Gewiß haſt du, meine fühlende und ſcharfſinnige

Leſerin, es ſchon errathen, daß des Schultheißen Tochter es war, die am Grabe des verſtorbenen Vaters betend und Troſt ſuchend, durch die wunderbare Fügung des Schickſals hier das einzige Weſen fand, welches ihr den erlittenen Verluſt zu erſetzen vermochte? —

Donat, ſeit er wiederum in ſeiner Heimat weilte, ſuchte wieder oft die Waldeinſamkeit und die Lieblingsplätze ſeiner Jugend auf; aber, wie ihn ſonſt die Liebe zur Kunſt geleitet hatte, umſchwebte ihn jetzt eine andere Erſcheinung, und er fühlte nun klar und beſtimmt, daß der Genius allein nicht im Stande war, ſeine irdiſche Bruſt zu füllen, und daß eine Empfindung, welche ſo alt wie die Welt iſt, und welche das Recht hatte, einmal in einer jeden Menſchenbruſt einzukehren, um ihm den Vorſchmack des Himmels ahnen zu laſſen; ſich ihres Vorrechtes nicht begibt! —

Donat rang einen ſchweren Kampf. Herz und Kopf lagen, wie zwei feindliche Brüder, im Streite; das Herz zog ihn in die ſtille Heimat des Glückes, und an die verwandte, liebende Bruſt; der Verſtand wollte ihn wieder hinaus haben in der weiten Welt und zeigte ihm in der Ferne lockende Ehren und ſchimmernde Kränze; aber er hatte das bewegte Leben und die Welt genug kennen gelernt, ſie reizten ihn nicht mehr, und — die Liebe trug den Sieg davon.

In ſolch' anſpruchsloſen Orten und bei einer armen Waiſe gab es keine großen Hinderniſſe. Der Hochzeitstag wurde angeſetzt und die ganze Einwohnerſchaft war in Bewegung, denſelben mit Glanz und Freude feierlich zu begehen.

Eine ſternloſe, düſtre Nacht ging demſelben vor, und es nahte bereits die Mitternacht, als Donat das Haus der Braut verließ, einen ganzen Himmel voll Seligkeit in ſeiner Bruſt bergend. Es trieb ihn fort durch alle Straßen, und ohne es zu wiſſen, befand er ſich plötzlich am Strande. Die See war aufgeregt, die Wellen gingen hoch und ſchlugen mit einem Geräuſche, das wilden Klagetönen glich, an die Klippen. — Jetzt erhob ſich eine ſchlanke, weibliche Geſtalt aus den Wogen, als wäre ſie wie Amphitrite von dem Schaume des Meeres entſtanden; ihr langes, feuchtes Haar hing wie die Zweige einer Trauerweide von ihrem gebeugten Haupte, und ihr blaſſes, leidendes Antlitz ſah bald trauernd, bald drohend nach Donat. Da gedachte er jenes Traumes, welchen er hatte, als er aus der fürſtlichen Verſammlung in die Einſamkeit entflohen und am Meeresufer eingeſchlummert war; er gedachte der Verheißungen, die ihm von der Meeresgöttin gemacht worden, und welche ſie getreu erfüllet; aber ganz von irdiſcher Liebe durchdrungen, wollte er den geiſtigen Bund zertrennen, und rief ihr zu: »Weiche von mir, trügeriſches Weſen! ich habe dich nicht angefleht, mir deine Gaben zu verleihen; du warſt es allein, die mir die ſchimmernden, nie befriedigenden Früchte des Ruhmes, auf Koſten meines Herzens, aufgedrungen! — Zum Lohne haſt du mich um das ſtille Glück meines Lebens betrogen. Noch zeitig genug erwachten die Gefühle in meiner Bruſt; ſo nimm denn zurück, was du ſo argliſtig gegeben, um mir die Seligkeit des irdiſchen Daſeins abzumäkeln; nimm ſie hin deine gleißenden Gaben, ich habe ein liebendes Herz gefunden, und mehr bedarf es nicht, mich zum Glücklichſten unter den Sterblichen zu machen!“ — Mit dieſen Worten warf er ſein Inſtrument in das ſtürmiſche Meer, ein Klageruf ertönte aus den zerriſſenen Saiten, als es in die endloſe Tiefe verſank. Schnell eilte Donat fort, und noch in der Ferne ſchien es ihm, als hörte er den Wehruf der Feye und ihre Verwünſchungen, und als ſähe er ſie zum Rieſengebilde erwachſen, die unendlichen Arme nach ihm ausſtrecken, ihn zu umfaſſen und ihn hinabzureißen in die Tiefen ihres Reiches. Mit Schauern und Todesangſt kämpfend, kam er nach Hauſe, er hatte furchtbare Träume und erſt in der Morgenſtunde ſenkte ſich ein wohlthätiger Schlummer hernieder; — beim Erwachen hatte er die Erſcheinung der verfloſſenen Nacht rein vergeſſen.

Der Hochzeitsmorgen war angebrochen, mit allen Reizen eines heitern Tages geſchmückt.

„So ſchön und ungetrübt wie der Hochzeitstag, wird das ganze Leben des jungen Ehepaars werden!“ betheuerten die Nachbarinnen; ein alter, bedächtiger Mann ſchüttelte aber das ehrwürdige Haupt und meinte: Man müſſe den Tag nicht früher loben, bis nicht die Nacht hereingebrochen ſei. Die jungen Leute kümmerten ſich aber nicht um den Eulenruf der Bedächtigkeit; man ſchlürfte Wein und Freude in langen Zügen, und das Brautpaar hatte nur Augen für ſein Glück; es entwarf hundert Pläne für eine lange, lächelnde Zukunft, nicht ahnend, daß der arme Sterbliche oft für die Ewigkeit rechnet, ſchaffet und bauet, indeß das Schwert des Damokles unbewußt am Haare über ſeinem Haupte ſchwebt! — So floh Stunde an Stunde vorüber, unbemerkt und ungezählt von den Glücklichen, und raſch enteilend auf den Schwingen des Frohſinns.

Indeß breitet die Dämmerung ihre falben Schleier aus; die See beginnt zu wogen, als wäre ein Sturm im Anzuge. Aus den Tiefen erhebt ſich eine Frauengeſtalt. Lange ſcheint ſie in tiefen Gedanken verſunken; jetzt iſt ſie erwacht und erhebt drohend und verwünſchend ihre Arme zum Himmel, und aus der Ferne her heulet die Windsbraut in langen ſchrillernden Jammertönen, und vor ſich her treibt ſie das Heer düſtrer, eilender Wolken, die den Horizont verdunkeln und die Erde zum weiten, düſtern Grabgewölbe machen. Jetzt löſen ſich die Klagetöne in ein tiefes Geheul auf, gleich einer Herde hungernder Schneewölfe, die in weiter Ferne ihr Opfer wittern und es mit Haſt und Blutgier verfolgen. Die Fläche des weiten Sees trübet ſich und die Wellen heben ſich neugierig über den Strand; höher und höher ſich geſtaltend, ſtrecken ſie bald die langen, feuchten, triefenden Arme weit über die Geſtade nach der in ſorgloſer Ruhe ſchwelgenden Stadt.

Die Geſellſchaft ſaß luſtig und guter Dinge an der langen, glänzenden Tafel, im fröhlichen Liede ihre heitre Laune ergießend; da ſtürzte einer von den Nachtwächtern in den Saal, nach dem Bürgermeiſter und dem wohledlen Rathe forſchend, und berichtet, wie ſich gar Wunderbares am Strande zutrage, indem das Meer empört ſei, die Flut dem Ufer entſteige und die Stadt mit furchtbarem Unheil bedrohe.

»In der That,« ſagte der vom Wein heitre Ober-Aelteſte, »du haſt dir da ein gutes Mährlein erſonnen, um ehrenhalber einen Stehtrunk vom Hochzeitstiſche zu erhalten. Da trink' auf das Wohl des Brautpaares, und vermelde der ungehorſamen See, die die Zeit der Ebbe vergißt:

er habe ſich, ſeiner Ungebührlichkeiten wegen, morgen vor den Schranken eines ehrſamen Rathes zu ſtellen; indeß mag er ſogleich, bei Androhung unſrer Strafe, ſich zur Ruhe begeben!“ —

Lautes, ſchallendes Gelächter belohnte die witzige Replike des Herrn Syndikus, und da das Haus in dem Momente erbebte, ſo hielt man dafür, daß die rauſchenden Beifallsbezeigungen daran ſchuld wären; doch jetzt tönte verworrenes Hilfsgeſchrei aus der Ferne, der Bürgermeiſter hatte gerade den großen Pokal erhoben, um, da die Mitternachtsſtunde geſchlagen, das letzte Lebehoch dem Brautpaare zu bringen, als die hohe Glasthüre des Balkons zerſchellte und eine geiſterhafte Frauengeſtalt in Mitten des Zimmers ſtand.

Donat, an den ſeine Braut ſich ängſtlich anſchmiegte, erhob ſich und fragte trotzig: „Was begehrſt du noch von mir, habe ich dir deine Gaben nicht redlich zurückgeſtellt? — oder kommſt du vielleicht als Gaſt, unſer Feſt zu verherrlichen? — dann ſei mir doppelt willkommen im fröhlichen Kreiſe!“ —

Die Meeresfeye hatte ſich ſchweigend genaht; ſie warf einen langen, traurigen Blick auf das junge Paar, dann ſtreckte ſie die triefende Rechte drohend aus. In demſelben Augenblicke erbebten die Grundveſten der Stadt, die Mauern brachen zuſammen, die Waſſer drangen unaufhaltſam herein, und in wenig Minuten lag das Brautpaar in den Tiefen des Meeres gebettet und eine betriebſame Stadt mit ihren Bewohnern war nicht mehr! — — —

Wenn an einem heitern Morgen der einſame Fiſcher den kleinen Nachen auf der von keinem Lufthauche bewegten glatten Fläche treiben läßt, dann ſchauet er in den klaren Tiefen ein gar wundervolles Bild: ein zweites Pompeji liegt da unten begraben im kriſtallnen Sarge des grünen Meeres. Die mit Schilf und Schlingkraut umwebten Thürme erheben düſter ihre bemooſten Häupter, in den Straßen und Häuſern ſchweigt das bewegte menſchliche Leben, nur der Fiſche buntes Gewimmel durchzieht ſeine tief verborgenen Gemächer; ſie ziehen durch die Fenſter hin und wieder, aber kein Menſchenleben regt ſich wieder, bis einſt an den Tag der Wiedervergeltung.

In das Album eines Landſchaftsmalers.

1840.

Mir gefällt des Lebens Landſchaft,
Wenn durch heit're Thäler hin,
Blumen bunt, und Bäume grün,
Im Gefühle der Verwandtſchaft,
Mit des Himmels Sonne blüh'n.

Wenn Gebirge, tücht'gen Thaten,
Seen, ſtillen Träumen gleich,
Felſen rauh, und Wellen weich,
Wechſeln mit den gold'nen Saaten,
An Beſitz und Hoffnung reich;

Wenn in ungemeſſ'ner Ferne,
Wie in Welt- und Zeit-Geſchick,
Sich verliert der müde Blick, —
Und dann wieder doppelt gerne
Kehrt zum Vordergrund zurück:

Wo ein Bild beglückter Liebe,
Als Staffage eingewebt,
Erſt das Ganze ſchmückt und hebt:
Denn — ſelbſt die Natur, was bliebe
Sie, von Liebe nicht belebt!

Ernſt Freih. v. Feuchtersleben.

Milada's Lieder an Milorad.

Aus dem Altböhmiſchen.

1.

Lerche, ſprich, wo weilt mein Lieber?
Flogſt du nicht an ihm vorüber?
»Deinen Liebſten ſah ich nicht."

Schwalbe, du von Fern gekommen,
Haſt du nichts von ihm vernommen?
»Nichts, du blaſſes Angeſicht!"

Falk', in lichten Sonnenhöhen,
Kann dein Aug' ihn nicht erſpähen?
»Weiß nicht, was das Mädchen ſpricht."

Kannſt du Wald die Spur mir zeigen,
Lag er unter deinen Zweigen?
»Kann nicht lindern deine Pein."

Felſen, die zum Himmel ragen,
Saht ihr nicht den Kühnen jagen?
»Nein, du traurig' Mädchen, nein."

Strom, an dem die Schlacht gewüthet,
Haſt du mir ihn treu behüthet?
„Ich bewahre ſein Gebein.“

2.

Es zieht die flücht'ge Welle
Dahin im Sonnenſchein,
Es glänzt auf ihrem Grunde
Gar tief ein Edelſtein.

Es rauſcht die flücht'ge Welle,
Die Stimm' iſt Luſt und Schmerz,
Es ruht in ihrem Schooße
Ein treues Heldenherz.

D'rum zieht und rauſcht die Welle
In ferne Länder fort,
Erzählt, wohin ſie brauſet,
Von ihrem Schatz und Hort.

3.

Wie die ſtolze, rothe Roſe
Im Gebüſche lacht und thront,
Weil mit zärtlichem Gekoſe,
Milorad dort ward belohnt.

Wie die ſtille, weiße Roſe
An dem kühlen Strome weint,
Weil dort in der Schlacht Getoſe
Fallend er beſiegt den Feind.

Und es rühmt die rothe Roſe:
»Hier ward Milorad geliebt.«
Und es klagt die weiße Roſe:
»Hier ward Milada betrübt.«

Und die weiße, wie die rothe
Beide flüſtern im Verein:
»Ewig lebt der edle Todte,
Denn ein treues Herz iſt ſein.«

4.

Wenn ich durch die Saaten wandle,
Liſpeln rings um mich die Aehren,
Gold'ne Häupter traurig neigend:
»Nimmer wird zur Heimat kehren
Milorad!«

Wenn ich durch des Waldes Schatten
Still mit meinem Schmerze walle,
Rauſcht's in Blättern, Blüten, Zweigen:
»Nimmer ſieht der Väter Halle
Milorad!«

Steh' am Strom' ich, heben gaukelnd
Sich empor die Waſſerweibchen,
Singen höhnend, untertauchend:
»Nimmer kehrt zu ſeinem Täubchen
Milorad!«

Horch! da tönt's im dunklen Laube,
Und die Stimmen alle ſchweigen;
Nachtigall, die Fürſtin, flötet:
»Fürchte nichts, es bleibt dein eigen
Milorad!"

Und aus fernen, heil'gen Sternen
Säuſelt's wunderbar hernieder:
»Wer geliebt, wie er, lebt ewig,
Und dereinſt umfängt dich wieder
Milorad!"

Und das Herz, das arme, wunde
Wird geſtärkt durch ſolche Grüſſe,
Weil es fühlt die heil'ge Wahrheit,
Daß einſt wieder kommen müſſe
Milorad.

5.

Oft am Strome ſteh' ich hier,
Wolken ſchwanken über mir,
Eichen rauſchen feierlich,
Selbſt die Felſen neigen ſich;
Alles, Alles will mir ſagen:
»Ach hier ward ein Held erſchlagen,
Siegend für ſein Land und dich — minniglich."

Himmelblaues Blümchen bricht
Aus dem Gras hervor und ſpricht:
»Hier mit ungebroch'nem Muth
Hat im Tod' er ſanft geruht,

Hier hat er ſein Blut vergoſſen,
Hier bin ich hervorgeſproßen
Aus dem warmen, treuen Blut — ſei mir gut!»

Und am Abendhimmel klar
Singt ein funkelnd Sternenpaar:
»Uns, du Mädchen ſeiner Wahl,
Traf ſein Aug' zum letzten Mal,
Und des Helden Scheideblicke
Leuchten noch aus uns zurücke,
Wir bewahren ihren Strahl — dir zumal.»

Tief im Strome leuchtet's hell
Und es theilet ſich die Well',
Wellenmädchen zart und fein
Jammert weinend: »Sieh' herein,
Unten im kriſtall'nen Schreine
Ruht ein Herz, es iſt das Seine,
Aber ach, es iſt nicht mein! — Es iſt dein!»

8.

Wieder ſtand' ich an dem Strome,
Horchte ſeinem Rauſchen zu;
Und die Welle ſchien zu fliſtern:
»Gib dein armes Herz zur Ruh'!»

Von den mondbeglänzten Wogen
Hob' ich meinen Blick empor,
Und ein Weib ſtand mir zur Seite,
Eingehüllt in leichten Flor.

Zarter Liebreiz, hohe Schönheit,
Huld und Würde und Gewalt
Strahlte, wie im Zauberlichte,
Aus der herrlichen Geſtalt.

Und ſie neigte ſich zur Stelle,
Wo er fiel, der theure Mann,
Und ich ſah wie Thrän' um Thräne
Auf die heil'ge Stelle rann.

Und mit nie gefühlten Schmerzen
Zuckte mir es wild durch's Herz,
Daß mit mir die ſchöne Fremde
Theile meiner Liebe Schmerz.

Und als leſe die Gedanken
Sie in tiefſter Seele mir,
Sprach ſie, ſtolz den Blick erhebend:
»Er gehörte mir wie dir.

»Mich wie dich hielt er umſchlungen
Mit der Feſſel eines Band's,
Kennſt du nicht in mir den Schutzgeiſt
Deines heil'gen Vaterlands?!

»Ach, ſein Blut floß für uns Beide,
Und ſo fließ' auch treu vereint
Unſ're Thrän' um den Geliebten,
Der's mit Beiden treu gemeint."

Karl Mair.

O weine nicht!

O weine nicht, weg mit den Thränen!
  Mein junges Herz, o weine nicht!
Ein Kommen war's, ein Schauen, Sehen;
  Ein Scheiden iſt's, o weine nicht! —

Denk' nur, als ob dir Mildes träumte; —
  Das Leben iſt ja doch nur Traum —
Die Blüte, die in ihm entkeimte
  Ward ſelten noch zum vollen Baum.

Jetzt Thränen! wo dir Roſen blühen?
  In dieſem Strom voll Seligkeit?
Die Tage werden raſch entfliehen,
  Und nimmer kehrt die holde Zeit.

Spar' deine Thränen, deine Klagen,
  Mein junges Herz! und glaube mir,
Du brauch'ſt ſie all' in ſpätern Tagen,
  Das Leben liegt ja noch vor dir.

Schulheim

Trias.

Was iſt der Glaube? Eine alte Muhme,
Die unter Kindern ihre Schüler wählt,
Und ihnen Mährleins von der Wunderblume,
Dem Paradies, der grünen Nix erzählt.
Belächelt auch der Mann die heil'gen Sagen
Als Spukgebilde, die ein Traum beſchied;
Singt doch der Greis in ſeinen welken Tagen
Der alten Muhme halbvergeſſ'nes Lied.

Was iſt die Hoffnung? Ein Wardein der Herzen,
Der blanke Münzen aus Verſprechen ſchlägt,
Und jedes kranke Kind um ſeiner Schmerzen,
Um ſeines Grames letzten Preis befrägt.
Und ſchätzt man auch zur Zeit der reifern Jahre
Ihr falſches Gold nicht mehr bei Tauſch und Kauf,
So ſchreibt ſie Wechſel, zahlbar auf der Bahre,
Und ſetzt die gute Firma: »Himmel« d'rauf.

Was iſt die Liebe? Eine Heimatloſe,
Die ſcheu und flüchtig durch die Herzen ſtreicht,
Und beim Willkommen eine junge Roſe
Als Gaſtgeſchenk dem blöden Wirthe reicht.
Zwar ſchließt die Roſe bald ihr Blumenleben,
Was liegt daran? Das Herz fühlt ewig jung,
Denn dieſer Roſe welke Blätter geben
Am Grabe noch den Duft: Erinnerung.

Levitſchnigg.

Eine Heirath.

Gemälde aus dem Leben, mitgetheilt

von

J. F. Caſtelli.

1.

Zwei Männer ſaßen eines Morgens am Ufer der Rhone unter den prächtigen, ſchattigen Bäumen, welche Avignon umgeben. Der Fluß ſtrömte zu ihren Füßen und ſeine großen Wellen ſchienen fliehend die herrlichen Ufer zu küſſen, welche Petrarka beſang. Die Inſeln mit friſchem und dichtem Gebüſche beſetzt, badeten in den Fluten ihre raſigen Abhänge, darüber erhoben ſich die ausgezackten Wälle von Villeneuve-les-Avignon, der Himmel ſtrahlte im reinſten Azur und die Luft hauchte die Balſamdüfte des Frühlings aus.

»Wie herrlich iſt dieſes Land! und wie glücklich derjenige, der in dieſem Klima leben kann!« rief der Eine enthuſiaſtiſch aus. „Hier kann ich wahre Liebe und Seligkeit in einer Strohhütte begreifen!“

Als er dieſe Worte geſprochen hatte, fielen ſeine Blicke auf ein Weib in Lumpen gekleidet, welches zwei kleine, blaſſe und ſchmutzige Kinder nach ſich zog. Ein wenig weiter entfernt erblickte er einen Greis von noch elenderem und leidenderem Ausſehen. Dieſe armen Leute ſchnitten Weidenholz, und gingen mit nackten Füßen auf dem Sande umher. Die Mutter ſuchte die Kinder zur Ruhe zu verweiſen, als ſie um Brot ſchrien. Es war ein ſehr unpoetiſches Bild.

In dieſem Augenblicke rollte auch ein Wagen durch die Allee und flog, von zwei muthigen Pferden gezogen, vorüber. Robert pries den Mann, der darin ſaß, glücklich und bemerkte, wenn er nicht ein Dummkopf oder ein Böſewicht ſei, ſo müſſe er das Leben in einer ſo reizenden Gegend, in der herrlichſten Frühlingszeit bei ſolcher Wohlhabenheit ganz genießen.

Allein als der Wagen hielt, ſah er den Gegenſtand, den er ſich in ſeiner Einbildung ſo glücklich ausmalte, und nichts auf der Welt machte einen ſo abſchreckenden Eindruck auf ihn, als dieſer Anblick. Derjenige, deſſen Loos er beneidet hatte, war ein Mann zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren, von hoher Statur und in Trauer gekleidet. Sein Geſicht, von einer außerordentlichen Magerkeit, hatte gar keinen Ausdruck, ſeine Wangen, ſeine Lippen, das Weiße ſeiner Augen waren einfärbig grüngelblich. Der Eindruck, welchen dieſe Geſtalt machte, war ſchrecklicher, als eine Mumie in ihrem Kaſten, als ein Todter in ſeinem Leichenhemd, wenn er plötzlich ſich aufrichtete und wieder zu leben anfinge. Dieſes unheimliche Weſen machte ein Zeichen mit dem Kopfe und alſogleich ſprangen zwei Diener herbei, welche ihn aus dem Wagen hoben und auf eine Bank trugen, nicht weit entfernt von derjenigen, worauf unſere beiden Männer ſaßen.

Paul (ſo wollen wir den Einen nennen) war erſchüttert von ſeinem Anblick, er wandte die Blicke ab und beobachtete ein tiefes Stillſchweigen, Robert (der Andere) ſchien ihn fragen zu wollen, wer denn dieſer Mann ſei, er aber wartete dieſe Frage nicht ab, ſondern ſagte: »Dieſer Mann, den du ſiehſt, iſt unglücklich und ſehr zu beklagen, weil er eine Million geerbt hat.«

»Wie?« rief Robert erſtaunt.

»O, das iſt eine ſehr traurige Geſchichte!« verſetzte Paul, »wenn du hier nicht fremd wäreſt, ſo würdeſt du ſchon davon haben reden hören. Die Begebenheit iſt durchaus wahr, ich habe allen Scenen dieſes Drama's beigewohnt und hatte meinen Antheil an allen Schmerzen, welche der Tod allein in dem Herzen eines Weſens heilen wird, das mir ſehr theuer war. Ich will dir die Geſchichte mittheilen:

Als ich vor zwei Jahren hierher kam, ſchloß ich mich mit voller Freundſchaft an einen ſpaniſchen Flüchtling Fernando de Valdovino an. Er war ein Mann von beiläufig dreißig Jahren, bedächtig und ernſt, wie ein Sproſſe aus altem caſtilianiſchen Stamme, ſtolz, großmüthig und ſehr gebildet. Als der Zweig einer adeligen Familie, war er von ſeiner Geburt aus zum Militärſtande beſtimmt, und hatte durch ſchöne Waffenthaten bereits einen hohen Grad ſich erworben, übrigens liebte er den Krieg nicht, und achtete jene brutale Tapferkeit nicht ſehr, welche eigenes und fremdes Leben in die Schanze ſchlägt.

Wir ſprachen oft mit einander von ſeinem Vaterlande, von ſeiner Jugendzeit, von ſeinem Vater, der für die Unabhängigkeit Spaniens ſtarb; er liebte ſein Land mit großer Wärme, obwohl es ſeine ergebenſten Söhne von ſich ſtieß.

Valdovino lehrte mich die ſpaniſche Sprache, und mit Vergnügen hörte ich in ſeinem Munde dieſe ſchöne und klangvolle Sprache. Wir waren immer beiſammen, und bald liebte ich ihn wie einen Bruder, wie ich dich, meinen älteſten Freund, liebe.

Ich lebte ſehr zurückgezogen, und auch Baldovino hatte wenig Bekanntſchaften, nur manchmal beſuchten wir Beide das Haus einer Madame Dujabert, die uns mit vieler zuvorkommender Freundlichkeit empfing. Madame Dujabert war die Frau eines Banquiers, der im Jahre 1815 ſtarb. Sie wollte ſich nicht mehr verheirathen und wenige Frauen können ſich rühmen, einen ſo über alle Schelſucht erhabenen guten Ruf zu beſitzen, als Madame Dujabert; vielleicht lag der Grund davon aber auch in dem Umſtande, daß ſie ſehr wohlmeinend, gar nicht geiſtreich, und vor Allem ſehr häßlich war. Uebrigens verſtand ſie ihr Haus ſehr gut zu regieren und die Honneurs mit vielem Anſtande zu machen. Sie lebte ſeit ihrer Witwenſchaft mit einem Onkel ihres Mannes beiſammen. Dieſer war ein egoiſtiſcher, eigenſinniger, geſchwätziger, gichtbrüchiger alter Millionär. Madame Dujabert verwaltete dieſes Vermögen, welches ſie ſchon jetzt als das ihrige anſah, nach ihrem Gutdünken. Der Onkel war ein verhätſcheltes Menſchenkind, welchem man nachgab, es liebkoſete und ſchweigen machte, wenn es zu viel ſprach. Ich glaube den Alten noch vor mir zu ſehen, wie er zur Winterszeit am Kamine, im Sommer am Fenſter ſaß, ſeine Brille auf der Naſe und ein Journal in der Hand haltend, meiſt ohne darin zu leſen. Hinter dieſem wackelnden und gefurchten Haupte ſtanden aber gewöhnlich drei junge, friſche, blühende Mädchengeſichter. Es waren die Fräuleins Dujabert. Die lieblichen Schweſtern verließen nur ſelten ihren alten Onkel, ſie liebkoſeten und unterhielten ihn. Die Aelteſte zählte achtzehn Jahre, die andern Beiden waren kaum der Kindheit entwachſen.

Madame Dujabert ſah dreimal die Woche Geſellſchaft. Ihr Haus war ſehr angenehm, man machte Muſik, ſpielte und ſprach wohl auch mitunter von politiſchen Angelegenheiten. Valdovino war dort mit jener Theilnahme aufgenommen, welche ſich an Flüchtlinge haftet. Madame Dujabert empfing ihn mit auszeichnender Zuvorkommung und Güte, und alle Gäſte ſuchten ihn zu unterhalten und aufzuheitern, allein er behielt immer das trübſinnige Weſen eines Mannes, der ſein Vaterland und den Gram des Exiles nicht vergeſſen konnte. Uebrigens bemerkte ich doch bald, daß ſich Jemand in der Geſellſchaft befand, deſſen Wort und Lächeln hinreichten, mit einem Strahl von Glück die ernſte Stirne des Spaniers zu überziehen. Die älteſte Tochter des Hauſes, die ſchöne Laura, war eine jener reinen, lieblichen Geſtalten, welche unſern Glauben an Engel beſtärken.

Valdovino vertraute mir hierüber nie Etwas, auch fragte ich ihn nie hierüber, ich erlaubte mir nicht einmal die mindeſte Anſpielung auf ein Gefühl, welches er ſo ſorgſam zu verbergen ſuchte, aber ich diente ihm nach meinen beſten Kräften. Eine Heirath ſchien mir die natürlichſte Folge dieſer Leidenſchaft. Ich erlangte faſt die Gewißheit, daß Valdovino von Lauren wieder geliebt wurde, ihre ſichtbare Bewegung, wenn wir eintraten, der unbeſchreibliche Blick, mit dem ſie an ihm hing, wenn er ſprach, die Verlegenheit, welche ſich an ihr zeigte, wenn ſie mit ihm redete, während ihr die Worte vom Munde floßen, wenn ſie ſich zu mir oder einem Andern wandte, alles dies bewies mir die Gefühle ihres Herzens. Indeſſen konnte ihr Valdorino ſein Liebe noch nicht entdeckt haben, denn er war nie ein Minute allein mit ihr geweſen. Madame Dujabert bewachte ihre Töchter ſorgſam, ſie ließ ſie nie aus dem Auge ſelbſt nicht in dem Freundeskreiſe, der ſie umgab, und e war unmöglich, der Tochter ein Wort zuzuflüſtern, welche die Mutter nicht hören mußte.

Indeſſen war der ergebnißreiche Juli eingetreten, ma ſang auch in den Straßen von Marſeille die Pariſienne Valdovino hörte ſie mit geſenktem Haupte, er trat (wi waren eben zum Beſuche bei Madame Dujabert) zum Fenſter und ich ſah eine Thräne in ſeinem Auge. „Mein Freund," ſprach er zu mir mit bewegter Stimme, „dieſer Geſan erinnert mich an mein Vaterland."

Laura trat zu uns, und indem ſie ihn theilnehmen anblickte, ſagte ſie: »Vielleicht finden dieſe Töne bald ihre Widerhall jenſeits der Pyrenäen."

»O gewiß," antwortete Valdovino, indem er ſein Stirne auf ihre Hand ſinken ließ.

Einige Tage nachher kam Valdovino am frühen Morgen zu mir, er ſchien betrübt und bewegt wie ein Menſch, der einen Entſchluß faſſen muß, der ihm Gram verurſacht. »Freund!« redete er mich an, »du haſt gehört, wie es in Spanien ſteht. Ich muß fort, mein Vaterland und die Ehre rufen, und wenn mich ſelbſt ein ſicherer Tod dort erwartete, ich darf nicht zögern.«

Ich war ſehr beſtürzt, allein was konnte ich dem feſten Entſchluſſe eines Mannes entgegen ſtellen, der die Ehre höher achtet, als ſein Leben?

»Ich werde dieſen Abend noch zu Madame Dujabert gehen, um dort Abſchied zu nehmen,« fuhr er verlegen fort. »Wenn du willſt, ſo gehen wir heute etwas früher hin, denn ich möchte die Sache gerne abmachen, bevor ſich andere Leute dort einfinden.«

Obſchon wir bei Beginne des Abends hin kamen, waren doch bereits einige Perſonen in dem Salon zugegen. Laura ſtand bei dem Stuhle ihres alten Onkels und band einen Blumenſtrauß, ihre jüngere Schweſter kniete vor ihr auf einem Schämel, und reichte ihr die Blumen Eben ſagte ſie mit kindlicher Freude zu dem Onkel: »Sehen Sie doch nur den herrlichen Strauß, dieſe Moosroſen haben einen himmliſchen Geruch.« Sie ſchwieg dann plötzlich, als ſie Valdovino hinter ſich erblickte, ein Lächeln ſchwebte auf ihren Lippen, und ſie ſenkte das Köpfchen auf die Blumen, als ob ſie daran riechen wollte, aber eigentlich um ihre Wangen zu verbergen, welche eine glühende Röthe übergoß. Als ihre Bewegung ſich legte, und ſie ihr Haupt wieder erhob, ſtand Valdovino vor ihr, ſo blaß, ſo ernſt, daß ſie erbebte und die Blicke von ihm wandte. Madame Dujabert ſetzte ſich in dieſem Augenblicke zu dem alten Onkel, welcher über die Zeitung eingeſchlummert war. »Herr Valdovino iſt hier,« ſagte ſie zu dem Alten, »um Ihnen Lebewohl zu ſagen. Er reiſ't morgen nach Spanien ab.«

»Ja, ſo?« murmelte der Alte, die Augen aufſchlagend. »Ich wünſche ihm eine glückliche Reiſe.«

Laura ſtützte ſich auf die Stuhllehne des Onkels, ſie war blaß wie der Tod und ihre Blicke hefteten ſich fragend auf Valdovino; ſie beſorgte, daß man dieſe ſtumme und doch ſo beredte Scene bemerken möchte, und fürchtete, das arme Mädchen werde ſeine Thränen nicht zurückhalten können, allein ſie beſaß ſo viel Kraft, ihre Empfindungen zu unterdrücken. Sie verſuchte den Blumenſtrauß zu Ende zu binden, ſie lächelte zu den freudigen Ausrufungen ihrer Schweſter, dann aber verließ ſie, ganz erſchöpft, den Salon.

Als ſie wieder zurückkam, waren ihre Augen feucht, und ich glaubte Spuren von Thränen auf dem geſtickten Tuche zu bemerken, welches ſie in der Hand hielt. Sie ſetzte ſich etwas abſeitig an ein Fenſter, und ſuchte ſich im Schatten desſelben zu verbergen, allein gleich nahher rief die Mutter nach ihr, dann ſtand ſie ſchnell auf und ließ ihren Blumenſtrauß und ihr Sacktuch liegen. Valdovino trat ſogleich an den verlaſſenen Platz, rückte den Stuhl, den Laura geräumt, etwas hinter den Vorhang, nahm von demſelben das Sacktuch, drückte es dann an ſene Lippen, und verbarg es ſchnell in ſeinem Buſen, an ſeinem Herzen. Niemand außer mir hatte dies bemerkt. Als Laura wieder zum Stuhle zurücktrat, fand ſie den Blumenſtrauß allein, ſie ſuchte ihr Sacktuch nicht, ſondern blickte nur Valdovino an. Dieſer aber trat zu ihr, nahm ihr mit zitternder Hand den Blumenſtrauß ab, roch dann und ſtellte ihn dann mit einem zwiſchen die Blumen geſchobenen Briefchen zurück.

Um Mitternacht empfahlen wir uns. Valdovino küßte Madame Dujabert die Hand, und verbeugte ſich im Vorübergehen vor Laura, welche ſich ſchwankend auf ihre Schweſter ſtützte. Zwanzig Perſonen der Geſellſchaft hatten ihre Augen auf ſie geheftet, ich zitterte, aber zum Glück war alles dies in einem Augenblicke vorüber.

Ich brachte den Reſt der Nacht mit Valdovino zu, er ſprach kein Wort von Laura, aber er nahm mir das Verſprechen ab, ihm oft und genau von allen unſern Bekannten zu ſchreiben. Am andern Morgen reiſ'te er ab.

2.

Als ich wieder zu Madame Dujabert kam, erfuhr ich, daß Laura krank ſei und das Bett hüthen müſſe. Ich ſah ſie erſt in einigen Tagen wieder, ich fand ſie blaß, ſchwach und leidend. Jedermann wunderte ſich über eine ſo plötzliche Veränderung und Niemand, außer mir, errieth die Urſache. Nur ich ſah in die Tiefe dieſer leidenden Seele, nur ich begriff dieſen jetzt umflorten, ſonſt ſo heitern Blick und die Schmerzen, welche ſich unter einem bittern Lächeln verbargen.

Valdovino hatte mir erſt einmal geſchrieben, ſein Brief war voll düſterer Exaltation, er ſprach zu mir wie ein von Unruhe und Ungeduld geplagter Menſch, der dieſem quälenden Zuſtande auf jede Art zu entfliehen ſucht, wäre es ſelbſt durch den Tod. Er ſuchte noch immer der Pflicht und der Ehre Genüge zu leiſten, wäre es auch mit ſeinem Leben, aber er wünſchte nur, daß es ſchneller damit gehen möge.

»Mein Freund," ſo ſchloß der Brief, »ich ſpreche nicht von den Planen, welche man hier hat, ſie ſind mit großen Schwierigkeiten und Hinderniſſen verbunden, aber dieſe Langſamkeit bringt mich um, nur ein Ende, ein Ende! Ich hoffe, wir werden bald in Spanien eintreten, wenn mich keine Kugel trifft, ſo bin ich vielleicht recht bald wieder bei dir.«

Mehre Tage verfloßen, ohne daß ich Nachrichten von Valdovino erhielt. Ich ging fleißig zu Madame Dujabert, Laura war noch immer leidend. Man ſprach viel in ihrer Gegenwart von den Angelegenheiten in Spanien. Mehre glaubten, daß Mina's Expedition gar nicht Statt haben werde, und ſprachen davon wie von einem tollen, verzweifelnden Verſuche, den die franzöſiſche Regierung nie werde zu Stande kommen laſſen.

Eines Abends traf ich Laura im Salon allein mit ihrer Schweſter. Sie war ſehr geputzt und fröhlicher als gewöhnlich. »Mein Herr!« ſprach ſie zu mir, »Sie müſſen auch ſehr zufrieden ſein, wir haben gute Nachrichten von der Grenze. Man ſagt: die Expedition ſei auf lange Zeit verſchoben, das wird vielen Leuten das Leben retten.« — »Ich erwarte Briefe von Valdovino,« antwortete ich ihr, »möchten ſie dieſe gute Neuigkeit beſtätigen.« — »Wir gehen dieſen Abend auf einen Ball,« erwiderte Laura mit einem Seufzer, »meine Mutter will es durchaus.«

»Ah, auf den Ball zu Madame D—. Ich bin auch geladen, hoffte aber nicht, Sie dort zu ſehen.«

»Geſtern glaubten wir noch nicht hingehen zu können, denn der Onkel war unwohl, aber heute iſt er ſchon beſſer.« — »Das iſt wohl wahr,« fiel Laurens kleine Schweſter ein, »aber er iſt in ſehr übler Laune, er will nicht, daß wir ihn allein laſſen ſollen, und darum hat er auch mit der Mama gezankt.«

»Mein Gott! Ich wäre ſehr gerne zu Hauſe geblieben, allein die Mutter beſteht darauf.«

»Nun, Mädchen! ſeid ihr fertig?« rief in dieſem Augenblicke die eintretende Madame Dujabert, welcher der Arzt mit der Verſicherung folgte, daß der Onkel heute ſehr wohl ſei.

»Werther Freund,« fragte mich Madame Dujabert, »haben Sie keine Nachrichten von ihrem Freunde? Es ſcheint, Mina werde den Eintritt in Spanien nicht wagen.«

»Er geht nicht hinein, ſein Sie verſichert,« rief der Doktor, »er ſieht wohl, was ihn dort erwartet und ſein Kopf iſt ihm zu lieb.«

Laura ſah den Doktor mit dankbarer Miene an, ihre Hoffnung klammerte ſich an jede Kleinigkeit.

Die Geſellſchaft bei Madame D— war ſehr zahlreich und der Ball glänzend, doch fühlte ich mich nicht geſtimmt, das allgemeine Vergnügen zu theilen, ich weiß nicht welche düſtere Ahnung mich drückte. Ich und Laura waren die einzigen Traurigen im Saale. Wir dachten Beide an Baldovino, ich ſetzte mich neben ſie und ſprach leiſe zu ihr: »Ich erwarte von Tag zu Tag Nachrichten von Baldovino, vielleicht meldet er mir ſeine baldige Rückkunft.«

»Wahrſcheinlich,« antwortete ſie mir vertraulich, »wird er nicht lange mehr wegbleiben. Vielleicht will er Sie überraſchen.« — »Wohl möglich,« erwiderte ich, und ging in den Billardſaal. Mehre Perſonen ſtanden dort um einen Tiſch, auf welchem die eben angekommenen Journale lagen. »Schlimme Neuigkeiten,« rief ein großer Herr, welcher den Indicateur de Bordeaux in den Händen hielt. »Was gibt's?« ſchallte es von allen Seiten. »Mina,« antwortete der Herr, »iſt in Spanien eingerückt, man hat ſich geſchlagen, die Coſtitutionellen wurden in Stücke gehauen, man hat fünfzehn Offiziere fuſilirt, welche man mit den Waffen in der Hand gefangen nahm. Mina ſelbſt iſt zwar nicht in die Hände ſeiner Feinde gefallen, aber man weiß nicht, wie er ſeinen Rückzug vollführen wird.»

Ich nahm die Zeitung und las die entſetzlichen Details. Zu Ende der Soirée war die ganze Geſellſchaft davon unterrichtet. Laura hatte Alles von ihrem Tänzer während eines Contretanzes vernommen.

Das arme Mädchen ſetzte blaß, das Auge voll Thränen, maſchinenmäßig den Tanz fort. Ich näherte mich ihr, ſie hob ihre Augen auf mich und hielt eine Hand vor dieſelben als ob ſie ſich den Blicken der Uebrigen, welche ſie umgaben, entziehen wollte; ſie ſprach kein Wort zu mir, allein wir verſtanden uns dennoch. Der Glanz, der Lärmen des Feſtes war für mich eine Qual, der Anblick dieſer fröhlichen Geſichter ärgerte mich, fürchterliche Bilder drängten ſich mir auf, ich ſah Baldovino verfolgt, verwundet, todt vielleicht, mir graute bei dem Gedanken, daß ſeine Geliebte und ſein Freund ſich auf einem Ball befinden, auf einem Ball vielleicht an dem Tage, wo er zu Grabe getragen wird.

Laura wurde nach dem Contretanz von ihrem Tänzer zu ihrem Stuhl zurück geführt; ſie war ſo blaß, daß ihre Mutter darüber erſchrack; die gute Frau hatte keine Ahnung von dem, was in Laura's Seele vorging, ſie hielt es für ein Unwohlſein, erzeugt von der Hitze und dem Echauffement.

»Wir wollen nach Hauſe gehen,» ſagte ſie zu mir, „es iſt ſchon zwei Uhr und meine Tochter iſt nicht wohl.» Ich bot Madame Dujabert den Arm, Laura ſtützte ſich auf ihre

Mutter und that ſchwankend einige Schritte, hierauf aber fiel ſie ohnmächtig zur Erde. Wir mußten ſie in den Wagen tragen, in welchen Mutter und Schweſter weinend ſtiegen. So endete dieſer Abend, der leider nur der Anfang noch größerer Unglücksfälle war.

Als ich am andern Tage Erkundigung über Laura's Befinden einzog, erfuhr ich, daß der alte Onkel ſehr übel ſei. Laura hatte eine ſchlimme Nacht hingebracht, ſie befand ſich zwar beſſer, aber man empfing Niemand. Mehre Tage hindurch erhielt ich dieſelbe Auskunft. Die fürchterlichen Neuigkeiten hatten ſich beſtätigt, ich erhielt keinen Brief von der Grenze und zweifelte nicht mehr, Valdovino ſei gefallen. Endlich kamen Briefe, einen davon öffnete ich mit Herzklopfen, er enthielt nur folgende Worte:

»Mein Freund! Ich bin wieder in dem Lande angekommen, welches ich von nun an mein Vaterland nenne. Verwundet, ſterbend vor Kälte und Ermattung, ſchritt ich über die Grenze. Wenn ich unterliege, ſo werden meine Gebeine in Frankreich ruhen. Das Land, wohin eine heftige Leidenſchaft mich zieht, iſt kein fremdes Land mehr für mich. Meine Wunde iſt ſchmerzhaft, aber die Aerzte verſichern, ſie ſei nicht tödtlich. Gott gebe es. — Ich möchte noch leben! — Adieu!«

Ich begab mich auf der Stelle zu Madame Dujabert. Der Onkel war ſehr übel, doch empfing man mich. Bei dem erſten Blicke, den ich auf Laura warf, vermuthete ich, daß auch ſie Nachrichten von Valdovino erhalten haben müſſe, allein vermuthlich hatte er ihr die Gefahr, in welcher er ſchwebte, verſchwiegen; denn ſie lächelte mir vergnügt, voll Vertrauen und Hoffnung zu. Als ich ihr ſagte, daß ich am andern Morgen nach Bayonne abzureiſen gedenke, wo ich Valdovino treffen werde, rief ſie, »o, wie wird er ſich freuen, Sie zu ſehen! Sie ſind ein treuer Freund.«

Vier Tage nachher war ich in Bayonne. Ich fand Valdovino in einem ſehr traurigen Zuſtande, eine Kugel war ihm in die Bruſt gedrungen. Er war bis zu Thränen bewegt, als er mich ſah. Ich erzählte ihm von Laura und das that ihm wohl. Er vertraute mir, daß zwiſchen ihm und Laura ein Briefwechſel beſtehe, und daß er von ihr alle jene Verſprechungen und Schwüre erhalten habe, die ihn zum Glücklichſten der Menſchen machen. Valdovino wollte ſogleich abreiſen und mit mir nach Avignon zurück kehren, allein ſeine Wunde machte es ihm unmöglich, die Aerzte erklärten, daß ihm dies den Tod bringen könne.

Vierzehn Tage befand ich mich bei ihm, als wir eine traurige Nachricht erhielten. Der alte Onkel der Madame Dujabert war geſtorben, und ſein letzter Wille hatte allgemeine Beſtürzung verurſacht; dieſer Mann, der bei ſeinen Lebzeiten ſein ganzes Vermögen ſeiner Nichte überlaſſen hatte, beraubte ſie deſſen ganz nach ſeinem Tode. Da er an jenem Abende, als Madame Dujabert mit ihren Töchtern auf den Ball ging, allein geblieben war, hatte er, darüber erboßt, ſein Teſtament neu gemacht, und mit der ausdrücklichen Erklärung: er wolle ſein Vermögen nicht Leuten hinterlaſſen, welche ſich unterhalten, wenn er in den letzten Zügen liege, einen entfernteren Verwandten zu ſeinem Univerſal-Erben gemacht.

Auf Valdovino ſchien dieſe Begebenheit wenig Eindruck zu machen, im Gegentheile freute er ſich darüber, da ihm Laura's Wohlhabenheit ein Hinderniß gegen ihre Vereinigung zu ſein ſchien. Ich reiſ'te allein ab, da Baldovino noch das Bett hüthen mußte.

Man kann ſich denken, wie tief dieſer Schlag Madame Dujabert traf, allein es lag in ihrem Charakter, ihren Kummer verbergen zu wollen und zu können. Sie hatte ſelbſt an den Univerſal-Erben geſchrieben, und erwartete ihn in demſelben Hauſe, welches ſie ihm nun bald räumen ſollte. In acht Tagen kam er an. Er war noch ein junger Mann, wohlgebildet und liebenswürdig. Wenn ich es dir nicht ſagte, würdeſt du ihn an jenem Cadaver, der dort auf der Bank ſitzt, nicht wieder erkennen.»

Paul ſchwieg und betrachtete einige Augenblicke den Mann, der ſeinem Freunde ſo glücklich vorgekommen war, und fuhr dann in ſeiner Erzählung fort:

»Als ich ankam, fand ich Herrn Montant ſchon in ſeinem Hauſe, welches aber auch die Familie Dujabert noch nicht verlaſſen hatte. Jeden Abend vereinigte ſich daſelbſt ein vertrauter Kreis, zu welchem ich wie früher zugelaſſen wurde. Laura ſah mich mit vieler innerer Bewegung und Befangenheit. Baldovino hatte ihr zwar geſchrieben, daß ich in ihr ganzes Geheimniß eingeweiht ſei, aber die jungfräuliche Schamhaftigkeit hinderte ſie, mit mir ſelbſt darüber zu ſprechen, und kein Wort verrieth mir die Gefühle ihres Herzens. Das arme Mädchen war in tiefe Schwermuth verſunken, ſie litt ſichtbar.

Madame Dujabert ſchien nicht daran zu denken, das Haus des Herrn Montant zu verlaſſen. Eines Tages ſprach ſie zu Laura: »Meine Tochter! es fällt uns ein Glück vom Himmel, welches ich nicht zu hoffen wagte. Herr Montant hat um deine Hand angehalten, wir hatten geſtern eine dreiſtündige Unterredung hierüber, du kennſt unſere Lage, und ich glaube, du wirſt nichts dagegen einzuwenden haben.»

Laura fürchtete ihre Mutter, beſaß aber dennoch den Muth, dieſen Antrag von ſich zu weiſen. Madame Dujabert, hiedurch erſtaunt und erzürnt, befahl ihr, darüber nachzudenken, und ſandte ſie noch an demſelben Tage auf das Land zu einer alten Tante, welche erſucht wurde, ihr vorzupredigen. Montant wußte nichts von dieſem Widerſtand, vielleicht würde er ſo großmüthig geweſen ſein, auf ſeinen Plan Verzicht zu leiſten, wenn ihm Laura ihre Liebe für einen Andern offen entdeckt hätte, aber das arme Mädchen verſchloß ihr Geheimniß nur zu gut in ihren Buſen.

Die Tante war eine von jenen Perſonen, die geradezu an's Ziel gehen. Sie ſagte ganz einfach zu ihrer Nichte: »Da du keine Neigung für irgend einen andern Mann haſt, warum widerſetzeſt du dich einer Heirath, die das Glück deiner Familie macht?»

»Wird meine Familie glücklicher ſein,» fragte Laura weinend, »wenn mich der Gram getödtet hat?»

»Man ſtirbt nicht ſogleich aus Gram,» verſetzte die Tante ruhig, »du wirſt reich und glücklich in dem ſüßen Bewußtſein leben, deiner Familie ein Wohlleben erhalten zu haben, welches ſie ſchon auf dem Punkte ſtand, zu verlieren. Du weißt nicht, was es Entſetzliches iſt um die Armuth, es gibt kein größeres Unglück. Herr Montant iſt ein großmüthiger Mann, er hat verſprochen, deine Schweſtern auszuſtatten. Deine Mutter wird mit ihnen und mit dir auf dieſelbe behagliche Art fortleben können wie bisher, und in demſelben Hauſe, welches ſie wird verlaſſen müſſen, wenn du nicht ſeine Herrin werden willſt. Deine Weigerung verſetzt Euch alle in Armuth, und Ihr werdet Euch Euer mageres Brot mit Eurer Hände Arbeit verdienen müſſen.»

»Genug, Tante!» rief Laura ſchluchzend, „o wie unglücklich bin ich!"

»Das wird vorübergehen, liebes Kind, wenn du dich nur einmal zu dem Unvermeidlichen entſchloſſen haben wirſt.»

Die Tante ſprach noch zwei Stunden über dasſelbe Thema, dann überließ ſie Laura ihren eigenen Betrachtungen. Am nächſten Morgen kam Madame Dujabert, Mutter und Tochter ſprachen ſehr wenig, aber beim Abſchiede ſagte Laura: »Mutter! ich bin entſchloſſen, ich heirathe Herrn Montant.» Madame Dujabert umarmte ſie mit Freudenthränen, ſie hatte ſich ein ſo ſchnelles Fügen in ihren Willen nicht vermuthet.

»Ich darf alſo Montant das Jawort geben?» fragte ſie.

»Allerdings, liebe Mutter.»

»Er wünſcht die Sache bald in's Reine zu bringen.»

„Wann Sie befehlen, ich werde gehorchen.»

Am nächſten Tage holte man Laura vom Lande ab, und ihre Heirath wurde öffentlich verkündet. Ich fiel wie aus den Wolken über dieſe Nachricht, und eilte zu Madame Dujabert. Laura fand Gelegenheit, mit mir allein zu ſprechen, und erzählte mir Alles, was ich dir ſo eben ſagte. Während unſerer ganzen Unterredung kam der Name Baldovino nicht über Laura's Lippen, ſie machte nicht die geringſte Anſpielung auf ihre geheimen Gefühle, ſie ſprach kein Wort über den Beweggrund, der ſie beſtimmte, mir ihr Zutrauen zu ſchenken, nur, als ich von Mitleid durchdrungen, rief: »O, wie bedaure ich Sie, welch' ein Opfer bringen Sie da,» antwortete ſie mir mit erzwungener Kaltblütigkeit: »Ja wohl ein großes, ein grauſames Opfer, aber ich hoffe, es werde mir bald den Tod bringen.»

Die Vermählung ſollte ſchon in acht Tagen vor ſich gehen. Ich ſchrieb nicht an Baldovino, ich hielt es für beſſer, ihm ſelbſt die Schreckensnachricht zu überbringen, wenn Alles vorüber ſein wird.

In Madame Dujabert's Hauſe herrſchte allgemeine Freude, nur Laura hatte rothgeweinte Augen, und ſuchte doch allen Leuten, welche ihr Glückwünſche darbrachten, ein Lächeln zu zeigen. Ihr Schickſal erregte den Neid vieler Mädchen ohne Heirathsgut, vieler Mütter ſolcher Töchter. Montant war ganz ſelig, ſein altes Junggeſellen-Herz hatte ſich beim Anblicke ſeiner ſchönen, jungen Braut verjüngt, er fühlte ſich den glücklichſten aller Menſchen, denn er bemerkte nicht, daß Laura ihn nicht liebte, und ihr Beſitz war das höchſte Ziel ſeiner Wünſche.

8.

Der glückliche Unglückstag erſchien. Es war der erſte März. Ich erwachte, das Herz voll Bitterkeit. Ich dachte an das traurige Geſchick, welches ſich nun erfüllen ſollte, an dieſe fürchterlichen Anforderungen, welche Lage und Geld an uns ſtellen, an dieſes arme Schlachtopfer, welches Eitelkeit, Intereſſe und egoiſtiſche Selbſtliebe dahinopfern, an Baldovino's Verzweiflung.

Plötzlich vernahm ich eine mir wohlbekannte Stimme.

Bebend ſtürzte ich zum Zimmer hinaus. Baldovino war es. Er trat mir zitternd, blaß, entſtellt entgegen.

»Himmel!« rief ich, »was willſt du hier?« —

»Ich weiß Alles,« antwortete er mir, »ſie hat mir Alles geſchrieben. Ich muß ſie ſehen, noch einmal, zum letzten Male. Ich hatte ſchon früher kommen wollen, allein ich mußte auf der Straße anhalten, meine Wunde öffnete ſich.« — Und mit einem Schlage auf ſeine Bruſt ſetzte er hinzu: „O wäre ich an der Grenze geſtorben.“

Ich ſetzte mich neben ihn, verſuchte ihn zu beſänftigen, aber ich fand keinen Troſt für ſolch' eine Verzweiflung. Baldovino ſaß unbeweglich, die Hände gefaltet, ſtumm, einige Thränen rollten über ſeine entfärbten Wangen, und dieſer ſtumme Schmerz war herzzerreißender als Klagen.

»Das grauſame Schickſal wirft ſie in den Arm eines Andern,« ſprach er zu mir, »es iſt eine gräßliche Nothwendigkeit, welche ſie mir entreißt. Könnt' ich doch früher ſterben, bevor ich das mit anſehen muß.« Und jetzt ſprang er auf, ſah auf die Wanduhr und ſchrie: »Noch zehn Stunden und ſie iſt Madame Montant. — Aber ſehen, ſprechen muß ich ſie noch, und koſtet es mein Leben! Gott weiß, ich kann nicht anders, ich muß.«

»Freund!« redete ich ihm zu, »eine Zuſammenkunft iſt unmöglich, denke wie gefährlich eine ſolche für euch Beide werden kann. Unter welchem Vorwande willſt du an dieſem Tage erſcheinen, wie ſoll dich Laura, die man heute gewiß keinen Augenblick allein läßt, empfangen?« —

»Und doch muß es geſchehen. Ich habe ihr geſchrieben und erwarte ihre Antwort. — Sie liebt mich, ſie wird mein letztes Lebewohl nicht zurückweiſen — ſie kann es nicht.

Nichts iſt demjenigen unmöglich, der den Muth der Verzweiflung gewonnen hat.»

Valdovino zitterte bei jedem Tritte, den er von Außen vernahm, ſeine Bangigkeit verdoppelte ſich mit jedem Augenblicke, endlich trat mein Diener mit einem Briefe ein.

»Das iſt ihre Antwort,« ſtammelte Valdovino faſt athemlos, und riß den Brief auf, überflog ihn, und reichte mir ihn dann. Ich las folgende Worte: »Du willſt es, es ſei! Noch eine Stunde des Lebens, des Glücks, der Liebe, und dann Nacht und Verzweiflung. Die kleine Gartenthüre wird um zehn Uhr offen ſein, und Martha dich dort erwarten.»

Ich verſuchte noch einmal, Valdovino von dieſem Schritte abzuhalten, allein vergebens, Hinderniſſe, Gefahren waren nichts für ihn, er ſah nur dieſes letzte Beiſammenſein, er fühlte nur den letzten Abſchiedskuß, er beſaß den eiferſüchtigen, feſten, unwandelbaren Willen eines Menſchen, der ſeinem Nebenbuhler den geliebten Gegenſtand bis zum letzten Augenblicke abkämpft.

Es war faſt neun Uhr, als ich zu Madame Dujabert kam. Der Contrakt war ſchon Nachmittags unterzeichnet worden, der Civil-Act hatte nachher in der Mairie Statt gefunden, und gegen Mitternacht ſollte die kirchliche Ceremonie vor ſich gehen.

Madame Dujabert hatte die halbe Stadt zum Balle gebeten. Man tanzte bis zur Stunde, wo man ſich zur Kirche begeben wollte. Die Säle ſtrahlten von tauſend Lichtern und von dem Schmucke der Damen wieder. Man drängte ſich um die Braut, man ſtritt ſich um die Ehre, mit ihr zu tanzen. Ich konnte mich ihr kaum nähern, doch bemerkte ich, daß ihr Blick etwas Egarirtes habe, was mich ſchaudern machte, ihre Worte ſchienen bloß zufällig zu ſein, und Todtenbläſſe überzog ihr Geſicht. Dennoch ſah ſie mit dem weißen Kranze um die dunklen Locken reizend aus, und ich bemerkte wohl, wie Montants Blicke mit Stolz auf ihr weilten.

Es war nahe an zehn Uhr, und dieſe Stunde vermehrte meine Unruhe. Ich trat zu einem Fenſter, die Nacht war dunkel, nur ein Dutzend Lampen beleuchteten die Terraſſe, ſonſt war der Garten ganz finſter, doch war mir, als ſähe ich einen Schatten ſich längs der Mauer hinbewegen. In dieſem Augenblicke ſchlug es zehn Uhr. Laura hatte den Saal verlaſſen, und war in das Gemach ihrer Mutter gegangen, wo man ihr den weißen Brautſchleier und einen Blumenſtrauß anheftete. Madame Dujabert war ihrer Tochter gefolgt, denn ſie ſchien über die Bläſſe Laurens unruhig zu werden. Laura bat dann, man möchte ſie kurze Zeit allein laſſen, damit ſie ſich ſammeln und zur kirchlichen Ceremonie vorbereiten könne. Ihre Mutter führte ſie ſelbſt in das Gemach, welches ſie bisher bewohnt hatte, und welches ſie heute verlaſſen ſollte. Laura war ihrer kaum mehr mächtig, ſie konnte ihre Mutter und ihre Schweſtern nur durch ein Zeichen bitten, ſich zu entfernen.

Man tanzte indeſſen immer fort. Eine Stunde verfloß, und mir wurde immer banger, ich horchte, ich ſpähte, ich wartete, meine Blicke verließen Madame Dujabert nicht, welche immer fröhlich im Saale blieb.

Plötzlich vernahm man Geſchrei auf der Seite von Laurens Kammer, und faſt in demſelben Augenblicke ſtürzte auch Laurens jüngſte Schweſter, Julie, in den Saal, ſchreiend: »Zu Hilfe! zu Hilfe! Montant hat meine Schweſter ermordet!« —

Alles ſtand ſtarr vor Schrecken. — Madame Dujabert ſchrie: »Herr, im Himmel! das kann nicht ſein!« und als ſie dann Blut auf Juliens Kleid bemerkte, fiel ſie ohnmächtig zu Boden.

Während man der Mutter zu Hilfe eilte, erzählte Julie, daß ſie mit Montant zu dem Zimmer ihrer Schweſter gegangen, und da ſie die Thüre verſchloſſen gefunden, durch die kleine Thüre der Alkove eingetreten ſeien; Laura lag ſchluchzend in den Armen Valdovino's, der einen Kuß auf ihre Lippen drückte; kaum erblickte dies Montant, als er wüthend ſeinen Degen zog, mit dem er Valdovino durchbohren wollte, als ſich aber Laura ſchnell vor ihn warf, durchbohrte er ſeine Braut.

Ich eilte in Laura's Gemach; die Diener hatten ſie bereits auf das Bett gelegt, wo ſie noch im Brautſchleier und mit dem Kranze auf dem Haupte mit geſchloſſenen Augen und blutend lag.

Valdovino lehnte unbeweglich ſtumm, die ſtieren Augen auf das Opfer geheftet, an der Mauer. Montant ſuchte ſich den Armen derjenigen, welche ihn hielten, zu entringen, er ſchlug um ſich wie ein Wahnſinniger, man mußte ihn forttragen.

Ich näherte mich Valdovino. »Entferne dich!« ſprach ich leiſe zu ihm.

»Noch nicht!« antwortete er, ohne mich anzuſehen, und warf ſich, nun in Thränen ausbrechend, über Laura. Madame Dujabert drängte ſich durch die Frauen, welche ihr den Weg verſperren wollten, und warf ſich am Bette auf ihre Knie. Tiefe Stille herrſchte in dem Gemache, obſchon es voll von Menſchen war; die Ballkleider, der Schmuck, die Blumen machten einen ſeltſamen Contraſt mit den betrübten Geſichtern und der Todtenſtille.

Einige Minuten nachher trat ein Arzt ein, und Alles erwartete bebend ſeinen Ausſpruch. Er beugte ſich über Laura, er horchte auf ihren Athem, legte ſeine Hand auf ihr Herz, und ſagte dann: »Es iſt vorbei!« Da ſtieß Valdonino einen fürchterlichen Schrei aus, und fiel beſinnungslos zu Boden. Man trug ihn fort.

Zwei Monate ſchwebte der Unglückliche zwiſchen Tod und Leben, ich brachte ihn nach Nizza, allein er war noch zu nahe bei Avignon. Er beſtand darauf, Frankreich und Europa zu verlaſſen. Zu Ende des vorigen Monats hatte er ſich nach Mexico eingeſchifft. Die letzten Worte, die er zu mir ſprach, waren: »Freund! ich hoffe auf der Reiſe zu ſterben.«

Ich bin nicht mehr in Madame Dujabert's Haus gekommen, aber man ſagte mir, daß Montant täglich fürchterliche Convulſionen bekomme, die ſeinem Leben bald ein Ende machen werden.

»Und dies iſt der Mann,« ſchloß Paul ſeine Erzählung, der dort noch immer auf der Bank ſitzt, und der nie ſo grenzenlos elend geworden wäre, wenn er nicht eine Million geerbt hätte.«

Der Ritt in den Wald.

(Aus Dr. Heinr. Hüttenbrenner's literar. Nachlaß.)

Was ſtürmen die Lüfte auf finſterer Bahn?
Was ſchlagen die Seufzer an Felſen ſo an?
Wohl heulen die Lüfte mit Sturmesgebraus,
Es reitet der Tod in den Wald hinaus.

„Den Todten iſt ſchaurig, den Todten iſt kalt;
D'rum ſchaffe mir Särge, du brauſender Wald!
Im hölzernen Hauſe, da wohnt es ſich ſtill,
Und wird auch den Todten nicht immer ſo kühl.»

„„Was reiteſt du Bleicher ſchon wieder zu mir?
Wohl viele der Eichen gab zürnend ich dir.
Nicht laſſen ſich gern die Stolzen herab.
Mit Leichen zu modern im finſteren Grab.»»

„Nicht zürne der Bitte, du mächtiger Wald!
Der Todten ſind viele, und allen iſt kalt,
D'rum weiſe mir Tannen und Fichten an,
Daß ſchirmen in Särgen die Meinen ich kann.“

„Auch ſchleudern die Winde die waldige Saat
Hinüber, herüber auf lockere Statt,
D'rum findeſt du jetzo nicht Bäume daheim,
So geb' einſt mir Särge der flatternde Keim."

Da ſchauen die Bäume wohl ächzend empor,
Die reitend der Tod für die Seinen erkohr,
„Was iſt es, daß, Bäume, ſo düſter ihr ſchaut?
Ihr dient einſt zur Kammer der reizenden Braut."

Da brauſen die Stürme noch wilder daher
Und rauben den Wipfeln der Keime noch mehr,
„Friſch, Keime herab in des Mooſes Bereich!
Das nächſte Jahrhundert will ruhen in euch."

Die Frühlingsnacht.

Es war ein ſeliges Hauchen
  Heut' Nacht in Luſt und in Weh;
Die Sterne ſchienen zu tauchen
  Hinab in den ſchimmernden See.

Sie wollten daraus heben
  Den Frühling, der drinnen geruht:
Er ſchien vorüber zu ſchweben
  In lichter Sternenglut.

Es war, als ob er ſpräche
  Ein hohes Lebenswort,
Als ob er die Knospen aufbräche
  Und zöge dann jubelnd fort.

Die Nachtigallen ſangen
  Ganz leiſe, fern durch die Nacht;
Es war ein Sehnen und Bangen
  Mit ihren Liedern erwacht.

Und all' dies ſchmeichelnde Koſen,
Es machte die Bruſt ſo reich.
Da kam den knoſpenden Roſen
Ein Purpurſchimmer ſo bleich.

Das Nahe und das Ferne
War nur Ein ſel'ger Traum.
Es ſehnten ſich die Sterne
Herab in den irdiſchen Raum.

Sie hatten den Frühling geſehen,
Die zarte Lichtgeſtalt;
Sie fühlten ſein ſanftes Weben
Und ſeine Allgewalt.

Die läßt ſich nimmer ermeſſen,
Sie ſchüttert durch's ganze Sein
Und hüllet ſelbſt die Cypreſſen
In's Grün der Hoffnung ein.

Wilhelm Kilzer.

Seelenſchmerz.

„Die Unſchuld iſt dahin, ſie kehrt nicht wieder!“
So klagt' ein Mädchen, hört' ich aus der Fern'.
Da war es mir, als fiel vom Himmel nieder
Mit mattem Glanz ein kaum erblühter Stern.
Mir kam es vor, es ſei ein Schwan verſchieden,
Die Wellen fliſterten ihr ſtilles Weh;
Und weit umher läg' tiefer Grabesfrieden,
Und klagend rief es aus dem tiefen See.

O Unſchuld! Wort, aus eines Engels Munde,
Das er uns in die zarte Seele tönt,
Wenn er uns einweiht zu dem Geiſterbunde,
Wodurch er uns die Erdennacht verſchönt:
O Unſchuld, ach, die Engel müſſen weinen,
Wenn eine deiner Blüten hier zerfällt,
Wenn ſie zum Raube wird hier dem Gemeinen
Und untergehet in der Sinnenwelt!

Einſt ſah ich, wie ſo ſchön auf heit'rem Hügel
Im Abendſchimmer eine Lilie blüh'n;
Aus ihrem Kelch' hob leiſe ſeine Flügel
Ein Schmetterling, er flog im Purpurglüh'n.

Da dacht' ich, aus der Unſchuld aufgeſtiegen
Iſt die Unſterblichkeit in lichte Glut.
Wie ſie ſo ſchön nach überſtand'nen Siegen
Im Purpurglanze der Vollendung ruht!

Und wieder ſah ich einſt die Lilje, wieder,
Sie war geknickt. O, wer hat das gethan?
Das Abendroth ſah zagend auf ſie nieder,
Und klagte ſchweigend den Verbrecher an.
Kein Schmetterling umgaukelte die Holde,
Sie war geknickt, dem frühen Tod geweiht.
Nicht freu'n konnt' ich mich nun im Abendgolde
Und denken nicht an die Unſterblichkeit.

Dies Bild, das mir einſt Luſt und Schmerz gegeben,
Es trat mir wieder lebhaft vor den Sinn,
Als ich den Klageruf vernahm mit Beben:
„Die Unſchuld kehrt nicht mehr, ſie iſt dahin!“
Dahinſein iſt ein Wort voll Todesſchauer,
Wenn nicht ein Wiederkehren möglich iſt.
Dann legt ſich um die Seele tiefe Trauer,
In der ſie des Verlor'nen nie vergißt.

Wilhelm Kilzer.

Auf Mariens Auge.

Wie wenn am Morgen Silberſchleier
Von lichten Düften deckt die See'n,
Iſt ohne Glanz und ohne Feuer,
Wann Sie gleichgiltig blickt, zu ſeh'n
Ihr blaues Auge.

Doch wann Gedanken lichtgeboren
Durchziehen Ihren Geiſt ſo hell,
Da leuchtet bläulich und phoſphoren
Ein Sonnenſtrahl aus heit'rem Quell'
Ihr blaues Auge.

Wann auf dem Fittig des Geſanges
Sie uns erhebt zum höchſten Gut,
Da ſtrömet, als ein heil'ger Ganges,
Die Seele in der Töne Flut
Vom blauen Auge.

Wann die Gefühle in Ihr ſiegen,
Sie zärtlich blicket oder hehr,
Seht ihr den Himmel offen liegen,
Den blauen Himmel in dem Meer
Vom blauen Auge.

Wann aber ſchmerz- und grammumzogen
Die Seele blickt zum Himmel auf,
Da dunkeln donnerblau die Wogen,
Dem Thränenregen läßt den Lauf
Ihr blaues Auge.

Und wann der Sturm die Wolken ſtauet
Zum Ungewitter über's Meer,
Seht ihr faſt farbelos ergrauet,
Von Furcht erfüllt, von Freude leer
Ihr blaues Auge.

Vergißmeinnicht vom Thau befeuchtet
Am lieblichſten am Morgen blau't,
O Glücklicher, der ſo erleuchtet
Vom Thau der Lieb' und Sehnſucht ſchau't
Ihr blaues Auge.

Hammer-Purgſtall.

Herr, bleib' bei uns!

Ein Abendlied.

Wohl ſitzen wir beſchirmt von grünen Zweigen,
Ihr meine Lieben ſommerlich vereint,
Doch trübe Stirnen nur, die ſtill ſich neigen,
Der Sonne rother Scheideſtrahl beſcheint.
Hin iſt der heiße Tag und die Beſchwerden,
Hin iſt die Mühe, aber auch die Luſt;
Und *eine* Stimme ruft aus jeder Bruſt:
Herr, bleib' bei uns — denn es will Abend werden.

Die Harfen haben wir ſo ſchön geſchlagen! —
Was trauert ihr? jedweder Ton verhallt,
Was wir beſungen in den Jugendtagen,
Iſt mit der Jugend aus der Welt gewallt.
Die Frauenbilder, jene liebverklärten —
Sie ſind verblüht — mit ihnen mancher Mai,
Die blaue Zeit der Liebe iſt vorbei,
Herr, bleib' bei uns — denn es will Abend werden.

Hört ihr die Nachtigallen wie ſie ſingen,
Hinunterflatternd an des Himmels Rand,
Als trügen ſie auf ihren freien Schwingen
All' unſ're Lieder in ein fernes Land.

So tönet noch ihr treuen Liedgefährten,
Was wir geſungen, — in lebend'ger Pracht
Wenn unſer Auge deckt des Todes Nacht:
Herr bleib' bei uns — ſchon will es Abend werden.

Und du, o Mädchen! mit den Engelzügen,
Wie wir's gehofft, o Gott! ſo kam es nicht:
„Zwar kamſt du heim von deinen Sängerflügen,
Doch kamſt du ſpät;" dein klares Auge ſpricht,
Die Reize ſagen's, deine gramverſehrten,
Daß auch die Liebe kennet Raum und Zeit.
O ſpätes Glück — o trübe Freudigkeit! —
Herr bleib' bei uns — denn es will Abend werden.

Seht dort im Thale unſ're Gräber grünen,
Maigrüne Wieſen, bunte Blumen d'rauf, —
Bald liegen ſchön're Blumen unter ihnen,
Die raſch verwelkt im raſchen Lebenslauf;
Dann weiden über uns die frohen Heerden
Und wir vergeſſen, wie man uns vergißt,
Drum ziere, Herr, noch unſ'rer Tage Friſt
Und bleib' bei uns — denn es will Abend werden.

Alexand. Jul. Schindler.

Liebeleben in Küritz.

Phantaſieſtück

von

Alexander Jul. Schindler.

1.

Es war zu Ende Oktobers — ein kalter Wind pfiff von den Bergen herein durch die Lauben und über das Pflaſter des Stadtplatzes zu Küritz, welches Städtlein von himmelhohen Gebirgen umſchloſſen, in einem engen aber fruchtbaren Thale recht im Herzen der Alpen liegt. Der Wind war recht kalt und der Stadtplatz leer und ſtille, nur der Gaſtwirth zum goldenen Löwen trippelte vor ſeinem anſehnlichen Hauſe auf und nieder, und blies ſich fröſtelnd in die Hände. Seine Schenkſtube, die doch keinen Sonntag leer blieb, war heute ſtille und verlaſſen. Vom Glockenthurme des Rathhauſes tönten ſechs Schläge, — es begann zu dunkeln, die Nebel ſanken über die Gipfel der Berge herein, und verhüllten ſie; der alte Niklas zündete die Laternen auf, die Mägde ſchloßen die Fenſterladen in den Erdgeſchoßen, während in den obern Stockwerken nur wenige Lichter erſchienen.

»Halb ſechs,« brummte der Gaſtwirth und knöpfte die

cke zu, denn der Wind blies immer kälter, und kleine
hneeflocken begannen herab zu fallen, durch die dämmernde
ft. »Ja wo's Muſik und Tanz weiß, da rennt das junge
d das alte Volk richtig hin, zum Glück geſchieht's ſelten
ung in unſerm lieben Kuritz. Es wäre ſonſt zu ver=
eifeln für einen Gaſtwirth, der ſo guten Wein im Keller
, wie ich! — Mich nimmt's nur Wunder, alter Knabe,»
er den alten Niklas an, der eben auf ſeine Leiter ge=
gen war, um die eine der beiden Laternen, die in dunkler
cht das Thor und Schild des goldenen Löwen verherr=
ten, aufzuzünden, „mich nimmt's nur Wunder, daß du
h deinem Geſchäfte obliegeſt."

Der Alte aber klappte das Thürlein der Laterne zu
ſagte im Herabſteigen: „Herr Lämel, Gaſtwirth, wie
h Rathsbürger dieſer guten Stadt, dero Rede klingt faſt
ein Vorwurf, und ich übe ſeit einundvierzig Jahren
n Amt in aller Unterthänigkeit, pünktlich."

»Laß es nur gut ſein," verſetzte Herr Lämel begütigend,
d laſſe auch die andere Laterne unangezündet, denn
e kommt Niemand mehr zu mir. Komm herein, ich
dir ein Glas Wein geben, und mir eins, und mich zu
etzen, daß doch meine Schenkſtube nicht leer bleibt, und
dies haſt du dein Tage= oder vielmehr Abendwerk
racht, was ich aus den vollzähligen Lichtern auf dem
lbeleuchteten Stadtplatze entnehme. Komm nur herein,
ill dir einen frohen Abend machen, das kann ein
wirth leicht, der ſo viel guten Wein im Keller hat,
ich." Dann eilte er raſch durch den lichten Thorweg
öffnete die Thüre der Schenkſtube, vergnügt trippelte
eöhlte Niklas mit ſeinem Lampenkäſtlein nach.

Während aber Herr Lämel mittelmäßigen Landkrätzer aus dem Keller geholt hatte, denn zum Verſchenken war der gut genug, und trank er auch ſelbſt mit, ſo zahlte er doch auch nichts, und die Gläſer ſchwenkend hinter dem Schenktiſche ſtand, klang ein liebliches Poſthorn vom obern Ende des Platzes immer näher und näher, und endlich hielt ein raſſelnder Reiſewagen vor Herrn Lämel's Thore. Donner! wie ließ der ſo hurtig das Weinglas in das Spülwaſſer gleiten, riß die Mütze herunter und war wie der Blitz draußen am Wagenſchlage. Ein junger Mann ſtieg aus, in einen ſchönen Reiſepelz gehüllt und trat fröſtelnd neben den Bücklingen des Gaſtwirthes in die warme Schenkſtube, als er aber Pelz und Mütze ablegte und lächelnd rief: »Nu, Herr Lämel, kennen ſie mich nicht mehr, ſperren ſie Nr. 18 auf, mein Zimmer!" da ſchnellte der Gaſtwirth wie eine Feder auf voll Freude und rief: »O, ſchön willkommen Herr Ilm, oder beſſer Herr Oberlandesgerichts-Aſſeſſor allhier, welche Kunde von ihrer Anſtellung ich ſchon vernommen, und wozu ich gratulire von ganzem Herzen. Der Tauſend, Sie haben ein rechtes Glück, da Sie kaum die Studien vollendet — aber der Herr hilft ſeinen Leuten. Weiß ich gleich, daß Deroſelben nicht zu leben brauchen von denen lumpigen paar hundert Thalern, ſo können Sie doch zu Manchem nützen, und es freut Jeden, wenn er was iſt."

»Schon gut, ſchon gut," lachte Ilm, »aber ſagen Sie mir, Herr Lämel, was bedeutet denn das, daß es heute bei Ihnen ſo ſtille und leer iſt, und allenthalben, in den Häuſern wie auf den Straßen?"

»Ei was denn anders," verſetzte der Rath verdrießlich, „als einen leidigen Ball draußen auf der Schießſtätte, wo ch Jung und Alt erluſtiret, und eines Gaſthofes und eines Wirthes vergißt, der ſo viel guten Wein im Keller hat, ie ich.»

»Ja fürwahr ſcheinen das leider faſt Alle,» ſagte Niklas er neben der Thüre ſaß und ſchmerzlich auf ſein Gläslein Wein wartete, Herr Lämel aber that, als ob er ihn nicht hörte, und plauderte weiter: »Es ſoll aber gar luſtig ſein nd froh draußen zugehen.»

»Iſt mein Zimmer ſchon bereitet?» fragte Ilm.

»Zu unterthänigem Befehl,» entgegnete der Gaſtrth, ergriff das einzige Licht in der Stube, das auf Niklas' tuhle geſtanden und ſchritt, das Zimmer verfinſternd, dem rthen Gaſte die Treppe hinauf voran.

Auf Nr. 18 brannte ſchon ein luſtiges Feuerlein im fen und Herr Lämel fragte um Ilm's Befehle.

»Nichts als ein gutes Glas Wein,» war die Antwort, enn ich kleide mich um und gehe noch auf die Schießſtätte. erde ich den Forſtrath dort treffen?»

»Das glaube ich,» entgegnete der Gefragte, pfiffig helnd, »den Herrn Forſtrath und ſeine liebe Tochter;» und nſtbefliſſen rannte er zur Thüre hinaus. Schnell eilte in die Schenkſtube hinab, nahm vor Niklas' Augen den dkrätzer weg, und rannte in den Keller, bald kam er einer weingefüllten Kriſtallflaſche zurück und wollte der zur Thüre hinaus, da faßte ihn aber Niklas, der eben ſaß, an der Jacke und bat mit flehentlicher Stimme: ollen Sie doch des Tröpflein Weines nicht vergeſſen, er Herr Lämel, das Sie mir verſprochen;» der aber hte ſich los und brummte: »Geh nur nach Hauſe, ein ermal, für heute bin ich zu viel beſchäftiget, denn mein

Gaſt verlangt unaufhörlich nach dem guten Wein, von dem Niemand ſo viel im Keller hat, als ich.» Und damit entrannte er. Niklas aber rief ihm giftig nach: »Schämen ſollten Sie ſich Ihr Lebelang ob dieſes Wortbruches, der doppelt ſchnöde iſt für einen Gaſtwirth, der ſo viel guten Wein im Keller hat, wie Sie.»

Dann packte er ſeine ſieben Sachen zuſammen, und ging, gedrückt von der Laſt der Leiter und des Lampenkäſtleins, wehmüthig und mit trockenem Gaumen über den Stadtplatz hinab, in das enge Gäßchen, wo in einer dunklen Kammer ſein ärmliches Lager ſtand.

2.

Wer die Schießſtätte zu Küritz nie geſehen hat, den bedaure ich, und es wird deren nur Allzuviele geben. Im Sommer iſt's gar ein lieblicher Ort, das freundliche Gaſthaus mit grünen Jalouſien, von hohen Pappelbäumen überragt, das blumenvolle Gärtchen von einem Nebengange durchſchnitten, der zu dem Schießſtande einer großen, dichten Weinlaube führt. An Sonntagen iſt dort ein luſtiges Treiben, die Hühner und Gänſe, die ſchimmernden Pfauen und Truthühner des Gaſtwirthes nähern ſich zutraulich und ſtolziren mit ſonntäglich geputzten Herren und Frauen auf und nieder, oder um die beſetzten Tiſche, um Semmelkrumen und Kuchen aufzupicken, von jungen mitleidigen Händchen geſtreut. Dazwiſchen läuft der Wirth und ſeine Descendenten in blauen Schürzen mit Wein- und Bierflaſchen ab und zu; in der Küche aber kommandirt die dickleibige Wirthin den Mägden im Scheine des gewaltigen

Herdfeuers. Alles ſchaffet hurtig, Keines wagt ein Wort zu entgegnen, nur der Bratenwender ſchnurret und die Flammen praſſeln. Hinter dem Hauſe iſt ein zierlicher Teich, darauf ein roth und weiß bemaltes Schifflein, in dem oft ungeſchickt genug die galanten Küritzer ihre Schönen herumrudern, öfter aber im Schlamme und Schilfe am Ufer feſtſitzen, als über die reine ſpiegelflache Mitte hingleiten. So lebhaft es aber auch bis zum Schießſtande iſt, ſo iſt doch außer demſelben die Wieſe leer, denn leicht fliegt eine Kugel ſeitwärts; weiter oben ſtehen die Scheiben, die Kugelfänge, und die ſchnakiſchen bunten Zieler, dann aber ſteigt der Wald auf und aus ihm erheben ſich die hohen Felsgebirge.

Es iſt ein luſtiger Ort dieſe Schießſtätte, beſonders im Sommer, und die Küritzer pflegen mit einem ſolennen Ballfeſte, Ende Oktobers, davon Abſchied zu nehmen.

Dieſem Ballfeſte nun wandelte der Oberlandesgerichts-Aſſeſſor Ilm, in ſeinen Mantel gehüllt, aus dem Stadtthore von Küritz ſchreitend, zu. Von ferne winkte ihm ſchon freundlich die beleuchtete Fenſterreihe, näher gekommen ſah er die Schatten der tanzenden Paare vorüberſchweben beim luſtigen Klange der Inſtrumente, und als er endlich durch das grüne Gitterthor trat, erblickte er ſeinen Jugendfreund, den Forſtadjunkt Eſchen, der zum Zeitvertreib und um ſich vom Tanze abzukühlen, ſeinen Jagdhund apportiren ließ. Beide ſahen auf und eilten ſich freudig in die Arme.

„Bruder Ilm!« rief Eſchen aus, »weiß Gott, du kommſt zu einer luſtigen Zeit, heute Muſik und Tanz und feſttäglicher Frohſinn, morgen Treibjagd in den Weidengräben und die Wolken ſchauen heute ſo ſchwer aus, der Wind wird ſich legen, bald kommt der Schnee und ehe ein paar Tage in das Land gehen, fahren wir ſchon im Schlitten.»

„Du biſt ein liebenswürdiger immerfroher Menſch,“ ſagte Ilm, ihm die dargebotene Rechte drückend; »theuerer Freund, biſt du auch nicht die Hauptſache, die mich herzog ins ſtille Küritz, ſo biſt du doch auch einer von denen, die mir mein Leben verſchönern. Ich bleibe für immer bei Euch!»

„Halloh huſſa,“ rief Eſchen, während Waldmann, ſein Hund, freundlich wedelnd, den Neuangekommenen umſprang, »dageblieben, Standwild! ſo iſt's recht.“

»Du weißt, was mich herbrachte, Eſchen?»

»Die Liebe, die grüne Liebe, weiß Alles,“ verſetzte dieſer. »Die grüne Liebe, Forſtraths Philippine, die mit den braunen Locken und den Rehaugen; aber was ſollen die langweiligen Erklärungen da heraußen in dunkler Nacht. Herauf in den Saal, im Lichte anderer Sterne reden wir weiter.“

Damit faßte er den Freund unter dem Arme, pfiff ſeinem Waldmann, und alle drei ſprangen langgebeint die Stiege hinauf. Waldmann von guter Zimmerdreſſur und allenthalben wohlgelitten wie ſein Herr, folgte den Beiden ungehindert in den Tanzſaal.

Ein Walzer war aber im beſten Schwunge, die Mädchen tanzend oder athemlos auf den Stühlen, Lebhaftere füllten die Ruhezeit der Füßchen mit fröhlichem Geſpräche aus, neckten die Herren, und hatten ſie den Einen mit dem ſcharfen Stachel des Witzes verwundet, ſo entflohen ſie ſchon ſeiner Rache am Arme eines Andern. Wer den Schaden hatte, der hatte auch den Spott, rauſchendes Gelächter ward ihm von den Umſtehenden, ſtatt des Troſtes wurde ihm höchſtens von einer muthwilligen Nachbarin ironiſches Mitleid. Was war da zu thun? Um die ſchöne Spötterin unſchädlich zu machen, ergriff er ihre Hand und ſchwang ſich mit ihr in die Reihen des Tanzes.

Ilm und Eichen ſtanden in der Thüre unbemerkt, die Augen des Erſteren ſuchten ein liebes Antlitz im hellen Lichterglanze, endlich flog ſie vorüber, ich meine Forſtraths Philippine, doch nicht allzufröhlich waren ihre Züge. Sie glitt auch bald aus dem Arme ihres Tänzers und lehnte ſchweigend, die ſchönen Augen nachdenkend auf den Boden geheftet, in einem Stuhle.

»Nun gefällt's dir ſo, Bruder Ilm?« rief Eichen laut aus, ſo daß Alles bei dieſem gerngehörten Namen im Saale aufſah, zwanzig Freunde herzueilten, und eben ſo viele Freundeshände dem Genannten zum frohen Willkommen ſich boten. Da ging es an ein Drücken und Küſſen, die ganze tanzluſtige männliche Jugend war bald um Ilm verſammelt, die Mädchen ſaßen verlaſſen und der Thurnermeiſter wußte nichts Beſſeres zu thun, als den Walzer zu beenden. Während ſich nun Ilm in dem Kreiſe ſeiner Freunde fröhlich bewegte, reckten die Mädchen von ihren Stühlen die Hälſe empor, ſteckten die Köpfe wieder zuſammen, und plauderten und beſprachen Ilm's Erſcheinung.

Er war ein hübſcher Mann und wußte ſich zu kleiden und hübſch zu ſprechen, und die Mädchen halten viel auf Beides. Auch heute trug er einen netten blauen Frack, mit vergoldeten Knöpfen, die gar herrlich im Lichterglanze flimmerten, und ſein kleiner Fuß in lackirten Tanzſchuhen rief es mancher jungen Küritzerin in's Gedächtniß, wie gut der neugebackene Aſſeſſor tanze. Einen gar guten Eindruck aber machte, es, als er aus dem Kreiſe ſeiner Freunde tretend ſagte: »Ihr müßt mir's nicht übel nehmen, meine Lieben, ich komme ſchon wieder zu Euch, aber meine ſchönen Freundinnen ziehe ich Euch vor.« Und mit einer leichten Verbeugung ſich zur Nächſtſitzenden, es war Bürgermeiſters Minnchen, wendend, ſprach er: »Liebes Fräulein, ich habe viel Neues erfahren, was ſich mit Ihnen zugetragen, beſonders zur Zeit der letzten Huſaren.«

Minnchen ſah verlegen und verdrießlich darein und ſchien nicht ſehr erbaut von Ilm's Rede, die von der nächſten Nachbarin gehört und der Dritten mitgetheilt, ſo durch die ganze Mädchenreihe unter Fliſtern und Kichern herabflog. »Lieutenant Degen,« fuhr Ilm fort, »hat mir Alles ſelber erzählt, es muß ihm ſehr gefallen haben in Küritz. Er iſt jetzt beſonders vergnügt, weil er hofft, bald wieder kommen zu können, auch läßt er Sie freundlichſt grüßen, Fräulein Minnchen.«

Wie leuchteten des Bürgermeiſter-Töchterleins Augen bei den letzten ſüßen Worten, die Ilm mit dem gehörigen Nachdruck zu ſprechen wußte, daß ſie auch von der Nachbarin vernommen, den früheren leiſen Spott in ſtillen Neid wandelten.

Ilm aber trat zur Nächſten, die er gut kannte, und wußte jeder das Intereſſanteſte für Herz und Neugierde zu ſagen, bis er zur Letzten in der ganzen Reihe kam, und das war zufälliger Weiſe Forſtraths Philippine. Ohne Stellung, Geberde und Blick im mindeſten zu ändern, trat er an die eine freie Seite des Stuhles, und ſich zu ihr niederbeugend, ſprach er mit leiſer, der Nachbarin unvernehmbarer Stimme: „O ſüße Geliebte, wie glüht mein Herz, da ich heimgekommen bin zu dir, um nie wieder von dir zu gehen; wenn mir auch ſelbſt die Augen feucht ſind, ſo ſehe ich doch nur zu gut die Freudenthränen, die an deinen Wimpern hängen; biſt du jetzt glücklich und zufrieden?" Die letzten Worte ſprach er ſchon begleitet von den erſten Tönen des Walzers, der jetzt wieder begonnen; Philippine aber erhob ſich ſtatt aller Antwort und ſank dem geliebten Manne an die Bruſt, der ſie mit ſeinem rechten Arme umwand und Herz an Herz mit ihr fortflog, im fröhlichſten ſeligſten Tanze.

Während ſich nun Alles in frohen Kreiſen ergetzte, und Ilm ſeiner lieben Philippine nimmer von der Seite ging, lehnte Eſchen, den treuen Waldmann zu ſeinen Füßen, umgeben von weniger paſſionirten oder ruhenden Tänzern, an der Thüre, die von dem Speiſezimmer in den Tanzſaal führte und perorirte: »Liebe Freunde, ich' bin heute in meiner grünen Laune wegen Ilm's Rückkehr, und ich glaube, es wäre an uns, ſie erheblich zu feiern. Jetzt iſt er freilich bei ſeiner Geliebten, da kriegen wir ihn nicht weg, aber nach Mitternacht meine ich, wenn die Fräuleins ſich verlaufen, ſollen wir mit ihm froh ſein bei einigen Bouteillen Champagner, die alten Lieder ſingen, und die alten Schwänke treiben wie in vergangenen grünen Tagen."

»Ja das wollen wir," riefen Alle, »aber wo den Champagner hernehmen?" hieß es wieder.

„Da laßt nur mich machen," ſagte Eſchen, »Champagner, edles Wild, ich weiß dein Lager, beim alten Kaufmann

Pfennigfeſt iſt's im tiefen Keller, wo du von Spinnweben bedeckt und von Schimmel überwachſen ruheſt ſeit vielen Jahren.»

„Aber, geehrte Herren," unterbrach ihn ein junger Handelsbefliſſener, »Herrn Pfennigfeſt's Haus iſt jetzt wohl verſperrt und Alles ſchläft, da man ſich dort tagtäglich um neun Uhr zu Bette legt.»

„Spießhirſch!" fuhr ihn Eſchen an, „ich will ſchon lärmen und poltern an das Thor, ich will auf den Buſch klopfen, das ſie ausbrechen ſollen rechts und links, oder der Teufel fahre ihnen in ihre Federbetten." Darauf pfiff er ſeinem Waldmann, hing den Mantel um und rannte zur Thür hinaus.

»Holla, Lützow's wilde, verwegene Jagd!" riefen ihm Alle lachend nach, und begaben ſich in der fröhlichſten Stimmung zurück in den Tanzſaal.

Ilm aber war mit Philippine dem Getümmel unbemerkt entſchlüpft, und wandelte Arm in Arm mit ihr durch die, vom leichten Schneefall des Abends bedeckten Gartengänge. Der Mond ſchaute aus den zerriſſenen Silberwolken, und goß ſein zauberiſches Licht über die ſtillen, bleichen Wieſen, und die beeiſ'ten Wälderwipfel, aus denen die hohen Felsberge in ſcharfen, grandioſen Umriſſen auftauchten, wie Rieſen. Hin und wieder ſchimmerte noch ein Stern aus ſeiner Wolkenſpalte in die lautloſe Stille, die über Berg und Thal und die nicht allzufernen Dächer und Thürme von Küritz gebreitet war, ſelten unterbrochen von Waldmann's freudigem Gebelle, der mit ſeinem Herrn der Stadt zueilte.

Während ſich Eſchen um Freunde bemühte für den dämmernden Morgen, blühte Ilm's Herz in der Seligkeit wiedergefundener Liebe. Als er mit Philippine allein war, kam es lange zu keinem Worte vor lauter Küſſen und Koſen.

»Sie haben lange auf ſich warten laſſen, lieber Ilm," hieß es endlich, »ſo lange, daß ich faſt meinte, Sie kämen nimmer. Sie wiſſen, als Sie Ihre Studien noch lange nicht vollendet hatten, und von dem Reize der ſchönen Gegend angezogen, in unſer liebes Küritz kamen, dachten Sie an wenig Ernſtes, thaten kindiſch froh und übermüthig luſtig. Sie haben Ihre alte Fröhlichkeit bewahrt, auch ſeit Sie mir Ihre Liebe geſtanden, und Ihr Daſein an das meine gebunden, doch wiederhole ich Ihnen heute gerne, was ich in den erſten Stunden unſeres Einverſtändniſſes zu Ihnen ſprach: Sie ſind reich und jung, ſagte ich, die ganze Welt ſteht Ihnen offen, und Sie können leicht ein größeres Glück machen, als das größte in den Mauern von Küritz zu erlangende iſt. Was Sie von Liebe zu mir ſagen, nehme ich gerne hin, denn ich liebe Sie ſelber innig, nehmen Sie das Geſtändniß zu Ihrer Freude, doch will ich Sie nie an mich gebunden wiſſen. Ihrem Geiſte kann ein Mädchen aus größeren Kreiſen und von höherer Bildung mehr genügen, Sie finden ein ſolches leicht, haben Sie eins gefunden, ſo werden Sie mir in Ihrem Edelmuthe Ihr Wort nicht brechen wollen, und zuletzt wären wir doch Beide nicht glücklich."

»Und ich entgegnete," unterbrach ſie Ilm, »ich kenne keine größeren Kreiſe als die der hochherrlichen Natur, die Sie umgeben, und keine höhere Bildung, als die des Herzens, wie ſie von Ihnen beſeſſen wird."

»Wohl ſprachen Sie ſo," ſagte Philippine, den Arm

Ihres Geliebten leiſe drückend, und blickte ihm freundlich ins Antlitz, »und wie ich nur allzugut merke, Sie haben noch nichts gefunden, das Ihnen lieber wäre, als ich; in dem Bewußtſein, von Ihnen geliebt zu werden, bin ich ſchon glücklich. Ich heiße Sie noch immer frei. Auch wenn Sie einer Andern, Würdigern Ihre Hand ſchenken, werde ich nicht unglücklich ſein, wenn ich nur weiß, daß Sie leben.»

»Freundin,» verſetzte Ilm, »das iſt nicht wahr. Sie werden ſich zu Tode grämen, ſie lieben mich zu ſehr, und haben es ſchon lange verrathen. Gewiß, ich hätte Sie gerne noch vor dem Schluſſe des Jahres zum Altare geführt, aber Familienverhältniſſe erlauben mir erſt im nächſten Frühjahre —»

»Schweigen Sie doch,» verſetzte Philippine, »wenn ich's ſchon ſagen muß, mein Wunſch iſt nur Ihre Liebe, wie und wo gilt mir gleich. Selbſt wenn ich geſtorben bin —»

»O reden Sie nicht ſo,» unterbrach ſie Ilm, »was iſt denn Liebe ohne Leben? Ein Bild von einer ſchönen Gegend, in die ich nicht komme, die Bildſäule von einer ſchönen Göttin, die nur in der Phantaſie eines lange verſtorbenen Künſtlers lebte. Wenn Sie ſich meiner Liebe freuen wollen, ſo müſſen Sie leben, frohe, ſorgenloſe Tage, grüne Tage, wie mein Freund Eichen ſagt.»

»Ich bin ja froh,» liſpelte ſie, ihres Freundes Hand drückend, der einen Kuß auf ihre Lippen hauchte. »Wie ſehe ich heuer dem nahenden Winter ſo wonnig entgegen, wie einſt als Kind dem aufblühenden Frühlinge. Wie war immer der Herbſt die Jahre her ſo traurig, denn im Herbſte verließen Sie mich immer, und reiſ'ten auf die Univerſität; das hat's jetzt nimmer Noth, jetzt wiſſen Sie Alles —«

»Ja Alles, Alles,« lächelte Ilm, »daß Sie mein ſind, und mehr wollte ich nie wiſſen.«

»War auch der Winter,« fuhr Philippine fort, »voll Schlittenfahrten und Bälle, ſo waren doch alle für mich nutzlos. Wenn ich mich in den Schlitten ſetzte, und mich noch ſo feſt in meinen warmen Pelz hüllte, — Sie waren nicht an meiner Seite, und die kalte Einſamkeit fror mir in mein Herz hinein. Wo war Ihr Witz, der Einem ſonſt die ſchlechten Leiſtungen der elenden Komödiantentruppen, die im Winter zu uns kommen, würzte, wo Ihr Arm, an dem ich im Tanze hinflog, und wo Ihre holde Nähe, in den ſtillen Dämmerſtunden und langen Winterabenden? Alles war fern, und nur ſchmerzliche Sehnſucht bei mir geblieben. Das wird jetzt Alles anders. Mit Ihnen geht's jetzt über's Schnee- und Eisfeld unter Schellenklang und Peitſchenknall, mit Ihnen zu jeder Freude. Haben Sie mir wieder recht ſchöne Bücher mitgebracht? Die leſen Sie mir vor, und Alles erzählen Sie mir, wenn wir in der Abenddämmerung am Fenſter ſitzen, was Sie gedacht und gethan, ſeit Sie mir fern waren. Später wird's immer finſter im Zimmer, daß ich Ihre Züge kaum mehr unterſcheide, endlich kommt das Licht — und nun ſehe ich Ihr liebes Antlitz, wie das Bild zu der Geſchichte, die Sie mir eben erzählten. Weil Sie nur wieder bei mir ſind, und bei mir bleiben für immer. Weil ich nur Sie wieder habe;« und in glühender Liebe die holde jungfräuliche Scheu überwindend, küßte ſie ihren theuren Geliebten. Aber verſchämt barg ſie d'rauf ihr Köpfchen an ſeinem Buſen, und fliſterte: »Was nicht die Liebe alles mit mir thut.«

Ilm küßte ſie auf die halbgeſchloſſenen, dunklen Augen, und tröſtete ſie mit ſüßen Worten, was ihm auch bald gelang. »Aber nun iſt's Zeit,« mahnte er, »daß wir zurückkehren in den Saal.«

Philippine nickte zufrieden, und Hand in Hand durch die Gartengänge eilend, huſchten ſie in's Haus.

Eine Stunde nach Mitternacht ſchwieg die Muſik, die Tänzer und Tänzerinnen waren ermüdet, die Damen griffen nach Shawls und Mänteln, und verließen gleichgiltig, ſchmollend, ſchläfrig lachend oder mit ſeligen Blicken und Herzen den Saal, je nachdem ihnen der Ball viel Erwünſchtes gebracht hatte oder nicht. Unter den Letzten, die ſchieden, war der Forſtrath, Philippine und Ilm.

Als ſie vor die Hausthüre kamen, ſtand Eichen da und ſchüttelte den Schnee von ſeinem Mantel, während ſeine Freunde beſchäftigt waren, eine ziemliche Anzahl von Champagnerflaſchen, die er aus der Stadt mitgebracht hatte, im Schnee zu vergraben. Gerade zur rechten Zeit erſah er noch ſeinen Freund Ilm, der, Philippine am Arm, dem Gitterthore ſchon ziemlich nahe gekommen war. Blitzſchnell eilte er ihm nach, und hielt ihn auf: »Dageblieben beim letzten Trieb, fürchte dich nicht vor uns, weil wir heute wieder ſo toll ſind, es wird doch Niemanden der Hals gebrochen, als etwa einigen Flaſchen.«

»Laſſe mich,« ſagte Ilm, »ich begleite das Fräulein nach Hauſe, es iſt ſchon ſpät.«

»Leiden Sie's nicht,« bat Eichen, ſich an Philippine wendend, »wir wollen uns des Daſeins dieſes ſtörrigen

Menſchen heute recht erfreuen. Erlauben Sie ihm's gefälligſt, da er von jetzt an doch immer dableibt, und mein liebſter Freund iſt. Wir kommen nicht mehr ſo jung zuſammen, Freunde und Freundſchaft werden alt und dürre, Liebe und Geliebte bleiben ewig jung und grün."

„So bleiben Sie doch, lieber Ilm," ſagte Philippine freundlich, „eine frohe Nacht im Freundeskreiſe iſt auch viel werth, den kurzen Weg zur Stadt finde ich ſchon mit meinem Vater allein, — wenn ich Sie nur froh weiß. Nur recht fröhlich, lieber Freund, aber haben Sie auf Ihre Geſundheit wohl Acht." Und mit einem herzlichen Händedruck verließ ſie ihn. Er aber ſchaute etwas verdießlich drein, er mochte etwa auf einen Gutenachtkuß gehofft haben, um den ihn jetzt Eſchen's Anhänglichkeit gebracht hatte. Aber bald mußte ſich ſein Geſicht lachend aufheitern, bei Eſchen's tollen Sprüngen, womit er bis an die Ellbogen in den Schnee fuhr, zwei Champagnerflaſchen herauszog und ein Trinklied anſtimmend, die Treppe hinaufſprang, während er ſelber, von der Schar ſeiner jubelnden Freunde umgeben, wie im Triumphe hinten nachzog.

Der Saal war leer von Damen, Ettikete und Ränken, nur männlich freier Frohſinn tobte in ſeinem Lichterglanze. Daß man Alles, was dem Könige des Feſtes nur lieb ſein konnte, zehnfach leben ließ, Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, die allſeitige Verwandtſchaft, ſeine Geliebte und ihn ſelber, läßt ſich leicht denken; drauf begann man alte Trinklieder, die man lange nicht mehr geſungen hatte, weil man lange nicht mehr ſo fröhlich beiſammen war, uletzt ſtieg Eſchen auf den Tiſch und beſprach in einer kunſtvollen Rede: daß der Stand der Verliebten herrlicher und beneidenswerther ſei, als jener der verheiratheten Leute.

„Mir kommt das Verliebtſein,“ ſagte er am Schluſſe, „gerade ſo vor, wie das Hinaufſteigen auf einen hohen Berg, um eine ſchöne Ausſicht zu genießen, und die Zeit der Ehe gerade ſo, wie das Herabſteigen auf der andern Seite. Man ſieht immer voll Hoffnung auf Wunderdinge nach dem Gipfel, wenn man noch nicht oben iſt, mit ſtählerner Kraft überwindet man alle Hinderniſſe — Gottlob jetzt iſt man wieder ein Stück höher — da ſieht man einen Kirchthurm, den man noch nie geſehen, dort ein Thal, einen See, den man noch nicht erblickt! froh fort! Muth und Zuverſicht! immer höher und höher! immer Neueres und Schöneres bietet ſich dem Blicke, ſelig der's immer höher bringt; dem es immer ſchöner kommt! goldene Zeit der grünen Liebe, Glück auf! o du wonnige Bergfahrt. Bald iſt der Gipfel erreicht. Was taucht denn dort hinten, ſo ferne, ſo grün und blühend auf, von ſilbernen Strömen durchſchnitten — ſchmucke Dörfer und Städte, zerſtreut in grünen Wieſen und goldenen Feldern — endlich macht er auf dem Gipfel halt — o wie iſt Gottes Welt ſo weit und ſchön! Stummes Entzücken. Man freut ſich ſeines Daſeins, man danket Gott für ſein Geſchenk. Man möchte hinauffliegen in den Himmel, dem man ſo nahe iſt, um die milde, ſegenſpendende Hand zu küſſen. — Man iſt verheirathet. — Eine kurze Friſt, dann muß er wieder hinab, denn die Zeit iſt gemeſſen, und man muß zu Hauſe ſein, ehe die Nacht anbricht. Mit jedem Schritte abwärts verliert man von der ſchönen Ausſicht, der Geſichtskreis wird enger und enger. Man ſieht auch manches Neue, Kirchthürme im Abendglanze, rothglühende Felſenwände beim Sonnenuntergang; es will aber nichts mehr recht gefallen, denn dem Herzen iſt es ſo weh, weil es heim muß. Man kommt tiefer und tiefer, die Abendglocken läuten, es harret unſer ein ſtilles Haus — noch einmal, bevor man hinein geht, ſchaut man voll Wehmuth zurück nach dem Gipfel, auf dem man vor Kurzem ſo ſelig geſtanden, lieblich und hoch ragt er in's Abendklar; dann geht man hinein und legt ſich zur Ruhe, die müden Augen fallen uns zu und wir ſchlafen im grünen Thale — im grünen Grabe! Darum in grüner Liebe leben, ſo lang's geht, lieber zögern hinauf zu ſteigen, man kommt immer früh genug oben an, denn hinunter geht's ſchon von ſelbſt. Es iſt noch Keiner zu ſpät nach Hauſe gekommen, Jeder kam zu ſeiner rechten Stunde. Vielgeliebte Freunde! Ich habe das Alles nicht geſprochen, um Euch ernſt und trübe zu machen, ſondern lediglich nur unſerem Ilm das Herz zu rühren, und will ihn damit flehentlich gebeten haben, nicht allzu ſchnell ſich in den heiligen Eheſtand zu begeben, aus oben angeführten Gründen, da wir ihn kaum wiedergewonnen. Dixi."

„Du läßt ja den Kopf hangen, wie ein Kümmerer, Ilm," rief er aus, vom Tiſche ſpringend, und den Angeredeten an der Schulter faſſend, „verſtehſt du denn gar keinen Spaß mehr? Champagner! He, Burſchen!" und willfährig liefen die Freunde wieder hinunter in den Hof, und brachten im Fluge neue Bouteillen, die voll Schnee waren, wie ihre Hände. Sichen aber löſ'te mit kunſtfertiger Hand den Draht, die Korken knallten und ſprangen, das goldene Naß mouſſirte wieder in den ſchlanken Kelchen, Lachen, Jubeln, Singen, Lebehoch und Gläsergeklirr durcheinander, die Küritzer waren ihr Lebtag nicht ſo luſtig geweſen — und das machte Alles Ilms Ankunft, den Alle ſo herzlich lieb hatten, und Eſchen's immergrüner Frohſinn und Witz.

Aber die Lichter brannten immer mehr herunter, hie und da ſenkte ſich ein Haupt, ſchlaf- oder weintrunken, die Sterne am Himmel draußen wurden bläſſer, und ſtille wurde es im Saale. Bei Einigen hatte ſich das tolle Lärmen in ein ernſteres Geſpräch verwandelt, die verſöhnten ſich, die ſchloſſen neue Freundſchaft, und die zahlreiche, früher ſo laute Gemeine hatte ſich in einzelne ſtille Gruppen abgetheilt, nach den verſchiedenen Geſinnungen und Intereſſen. Nur Wenige waren mehr um Eſchen verſammelt, der nicht müde werden konnte, die tollſten Schwänke auszukramen. Ilm aber, der König des Feſtes, hatte ſich in den Garten begeben, um ungeſtört ſüßen Gedanken nachzuhängen. War es ihm doch ſelbſt in meilenweiter Ferne von Küritz die ſüßeſte Beſchäftigung, in die holde Nähe ſeiner Geliebten ſich zu denken, wie er dort froh und ſelig war in vergangenen Tagen, und froh und ſelig ſein werde in künftigen. Aber damals waren ihm die vergangenen und die künftigen Tage gleich ferne, und über die holden Bilder ſeiner Phantaſie zog die Wehmuth einen ſchwarzen Schleier. Das war jetzt anders. Mochte er ſich jetzt, durch die ſchneebedeckten Gartengänge wallend, noch ſo Süßes denken, wenn die Sonne über die Berge heraufkam, durfte er ja nur einen kurzen Gang über's Feld und durch's Stadtthor thun, um bei Philippinen zu ſein, und tauſendmal Süßeres zu erleben.

Und wie er ſo dachte, ging ihm die goldene Zeit ſeines Lieblebens, das jetzt erſt in ſeiner ſchönſten Pracht angefangen, recht lieblich im Herzen auf. Mochte er auf der
Univerſität thun, was er wollte, Philippinens Nähe ging
hm ab; — mochte er nun was immer treiben, ſie wird
hm nahe ſein. Mit Schaudern überkam ihn der Gedanke,
daß das Alles mit dem Leben einmal ein Ende nehmen müſſe.
Und wie ein lebhafter Geiſt ſich jede Idee auf's genaueſte
ausmalt, ſo ſtellte er ſich ſchon ſeinen Schmerz bei jeder
Runzel, bei der geringſten Abnahme der Schönheit ihrer
Geſtalt vor, und wünſchte ſich ein ewiges, innen und außen
leichbleibendes Liebeleben, ein nie aufhörendes Verliebt-
ein, ein Aufwärtsſteigen, wie es Eſchen in ſeiner Rede
eſchrieben, das ſchnell im roſigſten Streben und Blühen
ie Blumenduft zerfließe, und die Heirath ſchien ihm nur
in Schritt näher zum Grabe.

»Ich wünſchte,« rief er aus, »daß da unten im
Städtlein Alles ſo bleibe, wie es jetzt iſt, zwiſchen mir und
r, und zwiſchen andern Leuten, ſo, daß keines den Still-
and bemerkte. Alle wären glücklich, denn ſie merkten es
cht, daß ſie älter werden, und das bleibt doch immer
s größte Unglück in der Welt, daß man älter wird und
rbt. Aber eitle Wünſche —«

»Warum?« ſchallte ihm eine kräftige Stimme in's Ohr.

Ilm ſchaute auf, nicht wenig erſtaunt über die Er-
cheinung. Auf der Bank am Eingange der Laube, die zu
m Schießſtande führt, ſaß, die beiden Arme und das
aupt auf ſeinen Flintenlauf geſtützt, ein Jägersmann.
mochte ſchon einen guten Theil der Nacht da ge-
ſen ſein, denn ſein grauer Jagdzeug war dicht vom

friſchgefallenen Schnee bedeckt. Schnee hing in ſeinem grauen Haupt- und Barthaare, und in ſeinem, von Wind und Wetter mehr grau gewordenen, als gebräunten Geſichte.

„Der Kerl ſieht ja aus, als ob er von Gußeiſen wäre,“ dachte ſich Ilm, und ein Gleiches ſagte auch der ſelige Raimund, als er dieſen grauen Jägersmann zum erſten Male ſah.

»Was macht Ihr hier,“ redete ihn Ilm an, unwillig wie Jeder, der ſich allein glaubt und belauſcht wird.

»Nichts Böſes, lieber Weidgenoſſe,“ war die freundliche Antwort, »ich ſaß ſchon um Mitternacht da, und ſchaute vergnüglich hinauf zu den erleuchteten Saalfenſtern, und hörte mir die frohen Trink- und Jagdlieder an, die dort oben erklangen. Sagt mir, mein Guter, war nicht auch mein alter Freund und Kamerad Eichen dabei?“

»Ei freilich,“ verſetzte Ilm, dem mit einem Male recht wohl wurde, bei den freundlichen Blicken und Reden des Jägers, »ei freilich! wir lebten eine frohe Nacht.“

»Hab's gemerkt,“ ſagte der Jäger wieder, mit ſeiner wohlklingenden Stimme, »es waren noch viele Freunde oben von mir. Ich muß es frei ſagen, ich habe Euch herzlich lieb, Ihr guten Küritzer alle miteinander, da Ihr meiner nicht vergeßt, mich freundlich beſucht, im Sommer und im Winter, in ſchönen und in trüben Tagen; ich nehme Euch aber auch immer freundlich auf, und ſorge für eine gute Jagd. — So ſetzt Euch doch zu mir,“ fuhr er fort, und mit der einen Hand den Schnee von der Bank ſtreifend, zog er mit der andern den erſtaunten Ilm an ſeine Seite nieder. Da ſchüttelte er herzlich des Aſſeſſors Hand, und ſagte ihm feſt in die Augen ſchauend: »Ein Jäger, wie ich ſie liebe, ein guter Kamerad. Nicht wahr, wir wollen vergnüglich beiſammen bleiben und ſchwatzen, bis die Sonne aufgeht.»

»Recht gerne,» ſagte Ilm, »aber erlaubt mir doch einige Fragen. Wie kommt es, daß Ihr mich Euren guten Weidgenoſſen und Kameraden nennt, und ich mich doch nicht entſinne, Euch je geſehen zu haben?»

»Ei, daß dich,» lachte der Jäger, »wie oft hab' ich Euch die Gemſen heruntergejagt aus den Steinklippen, wohin Ihr nie geſtiegen wäret, und oft genug habt Ihr aus den tiefen Klüften ſie heraufgeſprengt in die eiſigen Höhen, die ich am Morgen gerne durchſtreife.»

»Wenn's ſo iſt,» ſagte Ilm, »ſo bin ich gar Euer Kamerad. Ihr ſcheint mir ein tüchtiger Weidmann, ſagt mir doch, wo Euer Forſthaus ſteht, wohl nicht allzuferne? daß ich an Euerer Thüre nicht vorübergehe, wenn ich einmal in Euere Nähe komme, denn Ihr müßt wiſſen, daß ich jetzt in Küritz bleibe mein Lebelang.»

»Bei meines alten Freundes, des Forſtraths Philippine,» ergänzte der Jäger. »Ich weiß Alles. Habe lange Eure Liebe geſehen, ſah ſie ſelber mit Liebe wachſen, und zierte ſie und half ihr, wo ich konnte. Wißt Ihr noch das kühle, liebliche Plätzchen über der Herrenwieſe, oben wo der Wald anfängt und jäh aufſteigt, da ſaßet Ihr oft unter den weißſtämmigen Birken und ſchautet in's Thal voll ſeliger Liebesluſt. Da begann einmal eine Nachtigall über Euch zu ſchlagen. Philippine war von den ſüßen Waldweiſen wunderbar bewegt, und fragte Euch, was das für ein Vogel wäre? Eine Nachtigall, ſagtet Ihr, mein

Fräulein; kennen Sie denn keine Nachtigall? — Ach, verſetzte ſie, ich habe oft in den Büchern davon geleſen, aber in unſere Thäler kommen ſie ſonſt nie. In den Gedichten und Geſchichten ſind ſie immer den Verliebten nahe. — Die da auf dem Birkenbaume aber iſt es auch, ſagtet Ihr lächelnd, und ſie neigte erröthend ihr Haupt. Ihr ſeid oft heraufgegangen unter die Birken, blos der Nachtigall wegen, die ſich immer wieder einfand? — ich aber hatte die Nachtigall aus der Ebene geholt, und Euch zu Liebe auf den Baum geſetzt. Ich bin Eurer Liebe hold, und Euren Wünſchen gerne zu Willen, d'rum wiederholt mir die Worte, die Ihr vor wenigen Augenblicken ausrieft.»

»Ach, lieber Jägersmann,« verſetzte Ilm, »es war nur einer von jenen ſchönen Wünſchen, wie ſie die Verliebten häufig haben, und von denen nie einer erfüllt wird. Ich wünſchte nämlich, daß da unten im lieben Küritz Alles ſo bliebe, wie es jetzt iſt. Es thut ſo weh, wenn man Alles um ſich immer älter werden ſieht, und dadurch, wenn man es auch ſelbſt nicht fühlte, an ſein eigenes Alter gemahnt wird. Ich wünſchte, daß ich und Philippine in ungeſchwächter Liebe fortblühten, in unſerer vollen, geiſtigen und körperlichen Kraft und Jugend, bis in der beſtimmten Stunde unſer Leben ſchnell endet. Es ſollte daher äußerlich Alles bleiben, wie es zur Stunde iſt, keine neuen Verbindungen eingegangen, keine alten aufgelöſ't werden, daß man das Vorſchreiten der Zeit nicht bemerke, und in ſtiller Jugend- und Liebesfreude ſein Leben verträume bis an den Tod.»

Der Jägersmann wiegte nachdenkend das Haupt. »Hm,« ſagte er, »das Alles läßt ſich ſchon machen, dem

Tode kann man ſich nicht entreißen, aber das Leben geſtalte Jeder nach ſeiner beſten Kraft. Freund Ilm, ich will Euer und Philippinens, und mit dem Euerem aller Küritzer Leben geſtalten nach Euerem Wunſche. Unwandelbare Jugend bis zum Tode — aber was die Liebe betrifft, und das Verbindungen Auflöſen und Knüpfen, das iſt eine Sache der Herzen, die ſich immer ſelbſt beſtimmet, und die keine Kraft zu lenken im Stande iſt.»

»Für die Herzen möchte ich ſtehen,» ſagte Ilm.

»Gut,» verſetzte der Jäger, „Euer Wunſch ſei erfüllt, wenn Ihr aber aus irgend einem Grunde den alten Gang der Dinge wieder haben wollt, ſo dürft Ihr nur wieder her an dieſe Stelle kommen, und mir mit Eurem Wachtelrufe ein Zeichen geben. Da fängt Euer Leben wieder an demſelben Punkte, wo es ſich dann befinden würde, wenn es natürlich fortgelaufen wäre, an. Aber erſt, wenn dieſer natürliche Lauf wieder anfängt, werdet Ihr merken, wer Euch abgeht, wer geſtorben iſt, während der Zeit. Was Ihr während dem Zeitraume, den das Leben, wie ich es Euch geſtalte, ausfüllt, im natürlichen Laufe gelitten hättet, das bleibt ewig für Euch ungelitten, was Ihr genoſſen hättet, ungenoſſen. Wenn Folgen kommen, deren Urſachen Ihr Euch nicht entſinnet, ſo denkt Euch nur, Ihr habt ſie in Euerer zauberiſchen Jugend und Liebesleben verträumt. Lebt wohl, die Sonne geht auf, und mit dieſer Minute beginnt Euer Wunſch ſich zu erfüllen. Ich wünſche Euch lange Dauer Eures Glückes. Weidmannsheil!» rief er nun ſcheidend, und ſchüttelte des ſtaunenden Aſſeſſors Hände, »und daß Ihr ſeht, daß ich der Rechte bin, ſo habe ich Euch einige Nachtigallen mitgebracht zum Wahrzeichen.»

Damit ſchwang er ſeinen Hut in die Lüfte, und ein Schwarm melodiſch ſingender Vöglein flog heraus.

Darauf wandte er ſich, und mit ſchnellen Schritten die beſchneiten Bergreihen hinaufeilend, verſchwand er bald im blätterloſen Gehölze.

Hinter dem Städtchen ging die Sonne auf, daß die Thürme und Dächer, wunderbar ausgezackt, wie auf Goldgrund gemalt prangten.

Ilm ging dem Stadtthore zu, und konnte ſich nicht ſatt ſchauen an der lieben Stadt, über die ſo viel Segen gekommen war durch ihn. Ueber ſeinem Haupte zogen durch den goldenen Sonnenſchein die Nachtigallen, und ſchlugen; weit hinter ihm traten aus dem Gitterthore der Schießſtätte Eſchen und ſeine Geſellen, froh jubelnd und ſingend riefen ſie ſeinen Namen, und eilten ihm nach. Dazu läuteten die Morgenglocken auf den Kirchthürmen, und wie aus hoher Luft klang ein ſilberhelles Waldhorn herab. Das war aber Ilm's treuer Freund, der graue Jäger, der auf einer noch vom Morgennebel verhüllten Felſenritze ſaß, und ſeiner lieben Küritzer gedachte.

3.

Als Ilm einige Stunden geruhet hatte, und gegen Mittag aus ſeinem Zimmer im goldenen Löwen auf den Gang heraustrat, öffnete ſich auch die Thüre des gegenüberliegenden Zimmers; ein junger Mann kam heraus, maß Ilm vom Kopf bis zu den Füßen, drehte den Schlüſſel um, zog ihn ab, und eilte dann trillernd die Stiege hinunter.

„Ein Fremder," murrte Ilm, „das iſt ja gegen die Abrede."

Kopfſchüttelnd ging er hinab in die Schenkſtube und rief Herrn Lämel.

Wie vom Winde hergeweht, ſtand der vor ihm, die grauſammtene, mit einer breiten Goldborte beſetzte Mütze devoteſt in den Händen.

„Wer iſt der Fremde auf Nr. 17?" —

„Kann unterthänigſt nicht dienen," verſetzte Herr Lämel. »Sein Bedienter ſagt, er ſei ein Doktor der Medizin."

„Aha," miſchte ſich Meiſter Bürſtenbinder, den ſein Durſt auch in der frühen Mittagsſtunde in's Weinhaus trieb, in's Geſpräch, »das wird der neue Doktor ſein, von dem man ſchon ſo lange ſpricht — er kann ein gutes Auskommen bei uns finden."

„Wird ſo viel Kranke nicht geben," lachte Ilm in ſich hinein, dann aber wandte er ſich an den Wirth. „Und wann iſt er angekommen?"

„Heute Nacht um zwölf Uhr," war die Antwort.

Ilm ſchüttelte wieder trübſelig den Kopf und ging hinaus. So kam er in ziemlich übler Laune unter die Akazien, die vor des Forſtrathes Hauſe ſtanden, aber wie er nur einen Blick auf das ſtille weiße Haus mit den grünen geſchloſſenen Jalouſien warf, das ihm ſchon in längſt vergangenen Tagen, ſo geheimnißvoll und doch wieder ſo einladend vorgekommen war, ſo gingen ihm auch die ſchönen Bilder aus jenen Tagen wieder im Innern auf. Er lehnte ſich an den Stamm einer alten Akazie — der Stadtplatz nämlich, auf dem des Forſtraths

Haus ſtand, war ganz leer, denn faſt alle Kürißer ſaßen beim Mittageſſen — und verſenkte ſich ganz in ein ſüßes Zurückdenken in die erſte Zeit ſeiner Liebe.

Er ſah Philippine wieder mit dem weißen Körbchen aus der grünen Hausthüre treten, und ihre ſchlanke Geſtalt langſam über den Platz hinaufwallen. Später kaufte ſie lebendig und freundlich friſches Obſt, Gemüſe und bunte Blumen auf dem Markte und eilte dann zurück in ihr ſtilles Haus. Gerne wendete ſie den dunklen Lockenkopf noch einmal um auf der Schwelle, und warf einen freundlichen Blick auf den jungen Mann, der ihr von ferne gefolgt war.

Ein andersmal ging derſelbe junge Mann, es war der jetzige Aſſeſſor Ilm, in einer heißen Nachmittagsſtunde vorbei. Da ſaß ſie glühend zwiſchen glühenden Päonienroſen und einer Kriſtallvaſe, drinnen flinke Goldfiſchlein ſchwammen, am Fenſter und ſtickte. Eine drückende, ſchwüle, blumenduftige Atmoſphäre umhüllte das Haus, Philippine ſenkte gleich der Roſe, von der Hitze des Tages gebeugt, wie eine Schlummernde das Haupt und ſchaute nicht auf.

Vor der Hausthüre lag in der Kühle des Akazienſchattens ihres Vaters braungefleckter Jagdhund und ſchlief, nichts ſchien wach zu ſein, als die Goldfiſchlein, die luſtig in ihrem Glaſe herumſchwammen; ſelbſt Ilm ging vorbei wie im Traume.

An lichten kühlen Sommerabenden pflegte ſie mit ihrem Vater auf dem Bänkchen vor der Hausthüre zu ſitzen, der Alte blies behaglich die blauen Rauchwölkchen von ſich, und lächelte bei ihrem frommen Geſchwätze, dann kam die Nacht, und hing der Mond und die vielen

Sterne auch über dem Stadtplatze und goß mildes Silberlicht über die friedlichen Gruppen, die ſich faſt vor jeder Hausthüre gebildet hatten. In dieſen frommen Sternenſtunden war auch in Ilm's Innerem der Gedanke erwacht: es könne gar nichts Schöneres geben, als Philippinens braune Augen und ihr Herz. Aber er fühlte es ſelbſt, viel zu überſchwenglich war ſeine Liebe, als daß er es ohne Furcht, ſich durch alberne Reden zu blamiren, hätte wagen dürfen ſie anzuſprechen. So kämpfte viele Tage ſein Verſtand mit jenem Liebeswahnſinne, jener Galanterie- und Lobpreiſungs-Manie, die immer die gefährlichſte Feindin der werdenden Liebe iſt.

Und wer riß ihn heraus aus dieſem qualvollen Zuſtande, — wer anders als der gute Eſchen, der treue Freund, deſſen alte Freundſchaft noch immer luſtig grünte. Er ſprach: „Burſche, du biſt in das Mädl verliebt, iſt's dir Ernſt damit, ſo führe ich dich hin, gefällſt du ihr, ſo niſte dich ein — mag ſie dich nicht, ſo geh' und komme nicht wieder.“ Und er ging hin an Eſchen's Hand, und er gefiel ihr und ſie mochte ihn, und er niſtete ſich ein. Freilich konnte er immer nur ein paar Monate des Jahres bei ihr ſein, aber von jetzt an konnte er immer bei ihr bleiben, und obendrein blieb noch die Jugend bei ihnen.

Aus dieſen ſüßen Träumen weckte ihn aber ein kräftiger Schlag auf die Schulter, von Eſchen's Hand geführt.

»Jetzt ſtehe ich ſchon eine Viertelſtunde hinter dir und ſchaue dir mit verbiſſenem Grimme zu, wie du vor der Schwelle deiner Geliebten, die du ſeit Jahr und Tag nicht betreten haſt, an einem Baumſtamme lehneſt und ſpintiſireſt. Geh', packe dich einmal hinein in's Haus, du Range, den man mit aller Gewalt zu ſeinem Glücke zwingen muß. Iſt der Burſche matt, wie abgebranntes Tannenholz. Iſt denn der Weltſchmerz über dich gekommen, oder ſonſt ein Borkenkäfer? Machſt du vielleicht Gedichte?»

Bei dieſen Worten hatte er den Glockenzug ergriffen, und der wohlbekannte Ton der Hausglocke ſchlug an Ilm's Ohr.

„Ei du mein lieber Gott, Herr Ilm! die Freude, daß Sie wieder da ſind,“ ſagte das Mädchen, das die Hausthüre öffnete, während des Forſtraths braungefleckter Jagdhund fröhlich bellend den werthen Hausfreund umſprang.

Eſchen ging in das Amtszimmer, das zu ebener Erde war, und ſagte zu Ilm: „Ich will den alten Herrn ſchon ein Stündchen aufhalten;» Ilm aber eilte beflügelt die Treppe hinauf.

Wer je einmal von ſeiner ſüßen Geliebten getrennt war, und nachdem er es in der Ferne in hundert Nächten geträumt hatte, endlich wirklich vor der Thüre ihres Zimmers ſtand, in einer Anwandlung von Selbſtbezähmung und Pedanterie den Finger krümmte, klopfte, dem ein klingendes „Herein» entgegenſcholl, die Thüre ſich öffnete, und nun die wahre, wirkliche Geliebte am Herzen lag, die lebendige Geliebte, die nicht wie ein Traumbild in Luft und Duft zerfloß, ſondern in lauter Lieben und Küſſen, dem brauche ich Ilm's Eintritt in Philippinens Zimmer nicht zu ſchildern — er lege nur das Buch aus der Hand, und denke zurück.

Erſt jetzt fühlte ſich der glückliche Aſſeſſor ganz in der Heimat ſeiner Liebe, als die wohlbekannten Schränke und

Tiſche, die lieben altväteriſchen Möbeln mit den goldenen Löwenfüßen, züngelnden Drachenköpfen und all' dem wunderlichen Schnitzwerk, wie es die Mode verſchollener Zeiten begehrte, ihn umgaben.

Am Fenſter, im lieblichen Halbdunkel, das durch die Jalouſien brach, ſtand noch das kleine Nähtiſchchen, dort ſaßen jetzt die Liebenden einander gegenüber, hielten ſich bei den Händen und ſchauten ſich ſtumm in die ſprechenden Augen. Es war eine wonnevolle Stille, nur die Herzen ſchlugen und die Uhren, womit das Zimmer mehr überladen als geziert war, pikten laut, — hörbar ging die Zeit vorüber.

»Gehe nur hin,« dachte Ilm, „du Räuberin der Jugend, der Schönheit, der Freundſchaft und Liebe, du vermagſt uns nichts zu rauben, als das Leben.« Und als er ſo dachte, kam ihm in den Sinn, das Werk ſeines Freundes, des grünen Jägers zu prüfen und ob Philippine ſchon dieſes holde Liebeleben ohne Zukunft, dieſe dauernde Gegenwart, die jener ihm und allen Küritzern verſprochen, lebe.

Er begann: „Liebe Freundin, nach langer Trennung und vielen überwundenen Hinderniſſen bin ich jetzt gekommen, um mich mit Ihnen auf ewig zu verbinden, und ſo den Schlußſtein auf unſer Glück zu legen.«

Aber mit wachſender Wonne im Herzen ſah er bald, wie Philippine nicht im Stande war, den Sinn ſeiner Worte zu faſſen, bald aber in holder Liebesvergeſſenheit die Falten von ihrer Stirne ſchwanden, und ſie voll Frohſinn ſein Wiederkommen pries, und wie ſelig ſie ſeine Nähe empfinde.

„Wort gehalten, wackerer Weidgeſelle,« dachte Ilm, und vertiefte wieder ſein Herz in Philippinens Liebreiz und ihre zarten Reden, die ihr ſo ſüß von den Roſenlippen quollen, dann ſchaute er wieder vergnügt hinab auf den Stadtplatz, wo die wohlgenährten Küritzer promenirten in ihrem anhaltenden Glücke.

»Ich war heute ſchon in der übelſten Laune,« ſagte er jetzt, ſich die Haare aus der Stirne ſtreichend.

„Ei, warum denn?“ fragte Philippine.

»Stellen Sie ſich vor,« erwiderte er, »als ich heute Morgens aus meinem Zimmer trat, öffnete ſich mir gegenüber eine Thüre, voraus kam ein Duft von eau de cologne, Lavendelöhl und fünfzig anderen Parfümerien, dem endlich ein ekelhaft gebiegelter und geſchniegelter Reſidenzmenſch folgte. Die engen Stiefeln vom feinſten lakirten Leder, das ſchwarze Tricotbeinkleid warf auch nicht eine einzige Falte, zierlich ſaß das weiße Piquetgilet, wohlgefältelt lag das feine Jabot und darüber die kunſtvolle Schleife der ſchwarzatlaſſenen Halsbinde, gefällig ſchmiegte ſich der braune, mit Silberknöpfen gezierte Frack um die ſchlanke Taille, und aus ſeinem dunklen Sammtkragen tauchte das arme Köpfchen mit dem nichtsſagenden, gelockten Geſichtchen, dem kaum der gekräuſelte Backenbart einen Anflug von Männlichkeit zu verleihen im Stande war. Das Herrlein war langer Statur, und trug in der einen Hand, die vom gelben Glacée-Handſchuhe und den geſtickten Manſchetten bedeckt war, den glänzenden Seidenhut, wohl nur um die duftenden Löcklein des Hauptes nicht allzufrühe zu verdrücken, und den Handſchuh für die andere, die weiß und weich, von blitzenden Ringen geziert, ein nettes Stöckchen ſchwenkte. Die gläſernen Augen ſchauten mich arrogant an, während die Mundwinkel tief herabgezogen waren, wie voll Sehnſucht nach einem Glas Zuckerwaſſer.

»Und das machte Ihnen üble Laune,« lächelte Philippine.

»Sehen Sie,« rief Ilm, »ſehen Sie, gleich nach der Beſchreibung nehmen Sie Partei für das Männlein. Darum zürne ich ja auch ihm und ſeines Gleichen, weil e uns alles kräftig Schöne verderben. Wäre es nie einem lchen Gecken eingefallen, ſich ſo frauenzimmerhaft zu hniegeln und zu biegeln, es wäre auch keinem Frauenmmer eingefallen, an uns, die wir mit ernſten Dingen ns beſchäftigen, die Forderung, ein Gleiches zu thun, ſtellen, Keine würde jenes unnatürlich weiche, lügneriſch de, ſchmeichelnde Benehmen von uns verlangen, das ur eine nothwendige Folge jenes weibiſchen Aeußern iſt. enn mir enge Schuhe den kräftigen Tritt verwehren, nd eine hohe Halsbinde die freie Haltung meines Hauptes, muß ich trippeln und mich hölzern neigen wie eine arionette; preßt mir mein Schneider die Bruſt in chnürmieder und enge Röcke, ſo wird mein Herz nothendig damit enger, ich bin beklommen, weibiſch, zaghaft d furchtſam. Die Frauen, von Natur ſchöner gebaut, auchen nicht all' das Schnüren und Preſſen, oder es ßt beſſer zu ihrem Weſen. In weiten faltigen Kleidern uſchen ſie majeſtätiſch daher, den Buſen frei, der ſchlanke ls wiegt feſſellos das ſchöne Haupt, und ſo herrſchen in holder Uebermacht über die von Mode und Eitelkeit on früher geknechteten Männer.«

»Das wäre ja zu ändern,« ſagte Philippine, »zieht Euch recht liederlich an. Warum thuen Sie es nicht ſelber?«

»Weil auch der Mann zeigen darf und ſoll, daß er Geſchmack hat,‘ gab Ilm zur Antwort. „Wer ſein Aeußeres nicht ſo bildet, daß er in jeden Kreis der Welt zu treten vermag, ohne zu ſtören, der will, kann oder mag das nicht. Die Urſachen will Keiner gern ſagen, es iſt auch immer ein übles Warum. Wenn Einer zu mir ſagt, ich gehe nicht unter Leute, ich habe an der Natur genug, ſo werde ich ihn fragen: Ziehſt du aber nicht kühle Kleider an, wenn du einen heißen Sommertag lang im Freien biſt, und hüllſt du dich nicht in Pelz und Mantel, wenn du im Winter über's Feld gehſt. Sieh', ſelbſt die Natur, in deren Geſellſchaft du dich ſo ungezwungen glaubſt, verlangt dieſe kleine Aufmerkſamkeit, warum willſt du nicht reine Kleider anziehen von gefälligem Schnitt, wie es die Leute verlangen und reine Gefühle und anſtändige gebildete Reden, und glaubſt du all' die ſtarken Männer, frohen Jünglinge, klugberedten Frauen und holden blühenden Jungfrauen, könnten deinem Herzen nicht noch mehr Freude machen, als die alten Eichen, die ſcheuen Hirſchen, die plaudernden Quellen und die lautlos blühenden Blumen? Es wird ſich aber immer am Ende zeigen, daß es einem Solchen nicht ſo ſehr an einem Kleide von gefälligem Schnitt, als an reinen Gefühlen und anſtändigen, gebildeten Reden fehle — ein Mangel, dem kein Schneider, und wenn man es einmal verſäumt hat, man auch ſelbſt nicht mehr abzuhelfen im Stande iſt.»

»Vortrefflich gepredigt, gar nichts darüber zu ſagen,» ſcherzte Philippine. »Du armer eleganter Reſidenzmenſch, der du heute Nacht im goldenen Löwen abſtiegeſt, was du für ſtrenge Urtheile über Andere und über dich ſelbſt hervorrufſt, bevor man noch mit dir ſelbſt geſprochen hat, und du im Stande warſt, deine Vorzüge geltend zu machen?"

»Vorzüge," ſagte Ilm ärgerlich, »da hat man es. Kein Frauenzimmer kann einen ſchönen Frack ſehen, ohne ſich was Vorzügliches, klügere, ohne ſich was Schönes, und noch klügere oder die klügſten wenigſtens was Gutes darunter zu denken, wenn es auch nichts Beſſeres wäre, als daß der Menſch nicht ſchlecht iſt, und man daher ohne Schaden mit ihm umgehen könne, und ſich ergetzen an ſeinen ſchönen Schmeicheleien und ſeinem ſchönen Frack."

»Sie quälen ſich mit ſolchen unnöthigen Einbildungen nur ſelbſt," unterbrach ihn Philippine ſpitzig.

»Oh!" fuhr Ilm, ohne auf ſie zu hören fort, „wenn mich dieſe Gecken nur nicht überall hin verfolgten. In der Reſidenz verleideten ſie mir durch ihr ungeſalzenes Urtheil, das ſie über jede Kunſterſcheinung von ſich gaben, Oper und Schauſpiel; was der Künſtler kühn erſchuf, das nahmen ſie ihm krumm, und nannten es derb und roh, anderswo brachen ſie wieder tief ergriffen in Thränen oder Jubel aus, wo ſich ein Stein hätte erbarmen mögen über die Jämmerlichkeit. Waren auch tüchtige Geiſter in einer Geſellſchaft, ſo konnte man doch nichts Tiefes ſprechen, denn das Volk war auch da, man mußte der Hausfrau zu Liebe auch auf ihr Vergnügen bedacht ſein und ſo verflachte ſich die ganze Unterhaltung. Sie glauben mir nicht Philippine, das Volk iſt überall wie die Juden. Eben dieſe Leute ſind es auch, die in die ſchönſten Waldgegenden und Thäler ihre langweiligen, eleganten Sommerhäuſer hinbauen, ihre Tragantgärtchen mit winzigen Springbrunnen, den bunten chineſiſchen Lusthäuſern mit Schellen und Glöcklein, die unter jeden ſchönen Baum ein ſilberfarbes Bänklein ſtellen, und daneben ein Täflein, worauf zu leſen Moritz's Mattikeit, Hertha's Langweile oder Theodor's Malheur, weil da der ſüße Geliebte ungeſchickter Weiſe in's Bächlein fiel und ſich über und über benetzte; deren fade Manieren und Prätenſionen, lakirte Kutſchen und gallonirte Tagdiebe im freien, friſchen, grünen Gebirge unſere ſtill heitere Ungezwungenheit ſtören, wie die ſchwarze Pantalon eines Pappenheimer Cüraſſiers im Wallenſtein die Illuſion

»O Italien, wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter,
Seit ich dieſen Menſchen-Kehricht
Wiederſah und dieſes Wetter."

„Wo aus, wo aus?" rief Philippine unwillig ihrem deklamirend auf- und abrennenden Liebhaber zu, »heute ſind Sie wieder recht im Zuge. Nimmt denn das Schmählen auf den armen, hübſchen Menſchen im goldenen Löwen gar kein Ende."

„Sie haben ihn noch mit keinem Auge geſehen," jammerte Ilm, »und jetzt iſt er ſchon ein hübſcher Menſch. — Alles, weil ich erzählte, daß er ſich wie eine Docke putze, und weil ich ein kluger, geſetzter und gelehrter Mann mich über ihn und ſein Gelächter ärgere. Wenn er ſchon, ohne daß Sie ihn geſehen haben, ſo in Ihrer Gunſt geſtiegen iſt, vermuthlich blos durch mein Mißfallen, das ich an ihm habe, wie wird er erſt bei Ihnen gewinnen, wenn Sie mit ihm geſprochen oder getanzt haben, wenn Sie den Roſenduft ſeiner Parfüms eingeſogen haben und den Honig ſeiner Schmeicheleien. Sie werden ihn liebenswürdig finden, und da es ihm an Eleganz und Fadeſſe Keiner von uns gleich zu thun im Stande iſt, ſo werden Sie ihn liebenswürdig finden vor Allen, alſo auch vor mir. Und wenn er Ihnen liebenswürdig ſcheint, wenn er Ihrer Liebe würdig ſcheint, ſo werden Sie ihn auch lieben."

„Pfui!" rief Philippine und ſchnell nach einem Buche greifend, ſetzte ſie ſich damit ſchmollend auf den Sopha, und warf dem Aſſeſſor weder einen Blick noch ein Wort zu. Der war aber ſchnell zur Beſinnung gekommen, daß er doch in ſeinem Zorn zu weit gegangen ſein mochte, und warf ſich, mehr ſeiner Unbeſonnenheit als Philippinen zürnend, in einen Stuhl. Aber dieſe Rede drängte ſich noch aus ſeiner Bruſt: „Wollt ihr mit den Frauen gut fahren, ſo ſchmählt nur nie die geputzten Gecken, denn ſie ſind die Schoßkinder ihrer Laune."

Darauf folgte eine lange Stille. Philippine im Sopha, Ilm auf dem Stuhle, Beide gekränkt, die erſtere von Ilm, der von ſich ſelbſt. Tiefes Schweigen im Zimmer, nur der Kanarienvogel, der im vergoldeten Bauer am Fenſter hing, ſang muthwillig laut, und die Uhren an den Wänden pikten. Da öffnete ſich die Thüre halb und Eſchen's immer heiteres Geſicht ſah herein: „Wenn ich nicht ſtöre! — der Papa kommt." Keine Antwort erfolgte.

„Warum denn ſo ſtumm," fragte Eſchen verwundert n's Zimmer tretend, „der Papa kommt, jetzt iſt nicht Zeit um Schmachten und zum Seufzen, da muß es laut und uſtig ſein. Haſt du gar keinen Converſationsſtoff bei dir, ieber Freund Ilm, gar keinen Muthwillen bei der Hand, iebe Freundin? — Kommt einmal her," fuhr er fort, indem er Philippine bei der Hand vom Sopha zog, Ilm im Vorbeigehen vom Stuhle mitnahm und Beide an's Fenſter führte. »Ihr habt Beide lang genug geſeufzt, ſeid jetzt fröhlich, da ihr beiſammen ſeid Was merke ich? — man iſt gegenſeitig verlegen, und ſchaut ſich gar nicht an, ach, man iſt böſe auf einander, da iſt nichts Anderes zu thun, als ſich gegenſeitig auszulachen? — was? man will nicht lachen? — will man ſich vielleicht gegenſeitig umarmen, und rührend verſöhnen, auch gut; und damit drängte er die beiden Widerſtrebenden lachend an einander, bis ſie herzlich in ſein Lachen einſtimmend, ſich um den Hals fielen.

»Genug!" rief jetzt Eſchen, „aus einander;" denn des Forſtraths blanke Stiefeln knarrten ſchon an der Thüre und nun trat er ſelber ein. Herzliches Grüßen zwiſchen ihm und Ilm, Fragen und Antworten für beide Theile befriedigend, „Sie bleiben jetzt bei uns," ſchloß der alte Herr, „bei mir und und meinem Pinchen." — „Ja, wir bleiben beiſammen," ſagte Ilm mit ſchwellendem Herzen.

„Und ich?" fragte Eſchen, plötzlich ernſt geworden.

„Wir bleiben beiſammen," donnerte der Alte, »und wenn Sie nicht zu uns gehören, wo gehören Sie denn hin?"

»Schon gut, ſchon gut," entgegnete Eſchen wieder heiter lächend, indem er den Forſtrath an der Hand und Philippine am Kinne faßte — „das wollte ich nur wiſſen."

Ilm aber ſchüttelte unzufrieden den Kopf und ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich glaube gar, der kümmert ſich um die Zukunft. Kein Küritzer ſoll zur Stunde von Zukunft was wiſſen oder ahnen. Hat mein grauer Freund ſein Wort ſchon gebrochen?" Die Sorgen quälten ihn. Auch Eſchen's pfiffige Blicke, die er ihm zuwarf, als wiſſe er um das ganze Geheimniß. Da eben keine beunruhigende Rede mehr vorkam, auch Alle dem Traktate gemäß, fröhlich und ſorgenlos waren, ſo verſchwand auch Ilm's Unruhe, beſonders als der Rheinwein gekommen war. Er ſah es an den Andern, wie glücklich der Menſch ſein könnte, wenn er von der Zukunft nichts wußte, keine übertriebene Freude, kein unnöthiges Leid fände Statt. Den ganzen Nachmittag kam man nicht aus der glücklichſten Stimmung, der Forſtrath und Eichen rauchten Tabak, ſprachen von Wald und Wild, lachten und zechten; Ilm und Philippine ſaßen am Fenſter, völlig verſöhnt und leiſe koſend bis zum Veſperläuten. Da fuhr Jegliches in ſeinen Mantel oder Ueberrock, denn es war die Stunde gekommen, wo die ſchöne Welt ſich auf die Promenade begab.

Da war eine lange, im Frühlinge und Sommer blüten- und ſchattenvolle Lindenallee, die außer der Stadt am Strome hinlief, deren blattloſe Zweige aber heute von Millionen Eisnadeln bedeckt waren, die wunderbar in der untergehenden Sonne funkelten. Die frohen Küritzer und ſchönen Küritzerinnen wandelten etwas raſch und tief in Pelz und Mantel gehüllt, wie es der kalte Wind, der von den ſchneebedeckten Bergen herwehte, gebot, auf und nieder. Einige huſchten ſchnell an Ilm und ſeiner holden Begleiterin vorüber, doch grüßten ſie höflich, Andere blieben eine Zeit lang ſtehen und wechſelten freundliche Worte, Andere ſchloßen ſich wieder auf eine kurze Zeit an und plauderten vergnüglich. Aber Alle waren froh und vergnügt, auf keinem Geſichte eine Spur von Sorge und Kummer. Selbſt der Kaufmann Sperber, von dem man wußte, daß er dem Bankerotte näher ſei als dem morgigen Tage, miſchte ſich wieder mit zufriedener Miene ſammt ſeiner geputzten Tochter unter die Menge.

»Der kann leicht froh ſein,« dachte ſich Ilm, »er ſteht auf dem Sprunge und geht doch ſein Lebetag nicht zu Grunde.« Zwanzig ähnliche Sachen bemerkte er, im Innern darüber lachend, und freute ſich ſtill dieſer glücklichen Leute, über welche die lächelnde Göttin Sorgloſigkeit ihr Füllhorn ausgeſchüttet hatte.

Aller Augen und Herzen um ihn glühten in neuer Lebenskraft und unverwüſtlicher Anmuth, nirgends eine Ahnung von Schmerz und Leid. Die Bruſt war ihm ſo weit, wie einem Knaben, der in bunten, duftenden Waldblumen an einem murmelnden Bache liegt, und durch die grünen Blätter kaum hinaufſchaut an den blauen, wolkenloſen Himmel. So ſah auch er kein Wölklein, ſo weit er ſchaute, wie ſchöne Waldblumen im Winde, nickten ihm ſchöne Frauen zu von allen Seiten, und in frohen Geſprächen rauſchte die Menge an ihm vorbei, freundlich, wie ein murmelnder Bach.

Philippinens weichen Arm drückte er leiſe an ſein pochendes Herz; Ihre Augen leuchteten ihn lieblich an, ihre Worte klangen ſtille in das Rauſchen des Stromes.

So wandelte er noch ſpät zwiſchen den eis- und ſchneebedeckten Linden, als ſchon der Abendſtern über den ragenden Felsbergen ſtand, und der Mond mit ſeinem ſilbernen Lichte die Dächer und Thürme von Kuritz übergoß. Endlich riefen die Glocken zur Ruhe.

4.

Zwei Jahre waren verfloſſen. Es war zu Ende Oktobers. Ein kalter Wind pfiff von den Bergen herein durch ie Lauben, und über das Pflaſter des Stadtplatzes zu üritz; es dunkelte gewaltig, der alte Niklas zündete wie or und ehe die Laternen an, und Herr Laemel der Gaſtwirth lief vor dem Thore des goldenen Löwen auf und ieder und lamentirte, denn ſeine Schenkſtube war leer. Es dauerte noch eine Stunde, dann ſchloß Herr Laemel as Thor ſeines Gaſthofes, das Licht in der Schenkſtube erſchwand, und erſchien an dem Fenſter ſeines Schlaf- immers, um bald wieder zu verlöſchen, auch Niklas atte ſein Geſchäft vollendet, und war fröſtelnd nach Hauſe elaufen in ſein warmes Kämmerlein, und außer den La- rnen und dem Schneewinde, der mit den Wetterfahnen ielte, war kein Licht und kein Laut mehr auf dem ganzen laße. Um ſo lichter und lauter war's auf der Schieß- ätte, wo der wohlbekannte Schützenball mit Freude und eiterkeit die traulichen Räume erfüllte. An der Thüre, e von den Speiſezimmern in den Tanzſaal führte, lehnte ieder der grune Eſchen, fröhlich ſchwatzend mit den um- ehenden Freunden, lautlos zu ſeinen Füßen lag Wald- ann, der treue Hund. Der ſtille, innige Frohſinn, wie ein ſorgenloſes, glückliches Leben bezeichnet, lachte aus er Bewegung, jedem Worte, jedem Blicke der Verſam- elten, und ſchien Einer weniger froh als die Anderen, ſo ar es Ihm; im Grunde der Urheber der allgemeinen eudigkeit. Verdrießlich lehnte er in der Thüre, dem hei- ren Eſchen gegenüber, und warf finſtere Blicke an das obere Ende des Saales, wo hart am Orcheſter Philippine ſaß, aber nicht wie vor zwei Jahren alleine und mit freudenvollem Herzen, des ſich nähernden Geliebten erharrend, ſondern Aug' und Ohr einem langen, eleganten Manne zugewendet, der in ſerviler Neigung des Oberleibes vor ihr ſtand, während fades Geplapper über die dummen, ſtets bewegten Lippen heraustönte. Es war dieſer Mann derſelbe junge Arzt, der vor zwei Jahren in der Nacht des Schützenballes im goldenen Löwen ankam, wegen dem und ſeines Gleichen ſich Philippine und Ilm am andern Tage zankten, den Ilm und Eſchen mit vereinter Kraft die ganze, ſeitdem verfloſſene Liebeszeit, und ſelbſt auf dem Schützenballe des vorigen Jahres ferne zu halten wußten, dem es aber heute doch gelungen war, in die Nähe der ſchönen Philippine zu kommen. Mit innerem Grolle ſah Ilm der Geliebten Aufmerkſamkeit, und die wiederholten zierlichen Neigungen ihres ſchönen Hauptes, die, wie leicht zu errathen war, immer den Schmeicheleien des Stutzers folgten. Ilm erfaßte gut genug das Qualvolle ſeiner Lage, wie lächerlich es wäre, eben jetzt Philippinen zu nahen, wie unhöflich, den Doktor auf irgend eine Art von ihrer Seite zu weiſen, und es entgingen ihm nicht die höhniſchen Blicke, die man von allen Seiten nach ihm warf.

Da blieb nichts übrig, als zu ertragen, und er ertrug es männlich. Mit kochendem Blute, aber kalter Miene ſah er die Arge in den Armen des Geputzten vorüberfliegen, es ſchien ihm, als hätte ſie nie mit ſolchem Anſtande getanzt.

Auch dieſer Ball nahm ein Ende, wie alles Leid auf dieſer Welt. Als die Muſiker das Orcheſter verlaſſen hatten, brachen die Damen auf, und Philippine war eine der Letzten, die an des Doktors Arme aus dem Saale ging. An der Thüre trat ihnen Ilm mit kalter Miene und dem gleichgiltigſten Tone, deſſen er mächtig war, entgegen, und ſagte: »Schon nach Hauſe, meine Gute? Wie haben Sie ſich unterhalten?" —

»Herrlich!" erwiderte Philippine, und ihr weißer Zeigefinger, an dem ein kleines Ringlein, Ilm's erſte Liebesgabe ſteckte, drückte ein merkliches Grübchen in den braunen Ballfrack, der den Arm ihres Nachbarn bedeckte; »aber wo waren denn Sie, Sie tanzten ja gar nicht, Ihre Handſchuhe ſind noch ganz weiß — und wie liederlich Ihre Halsbinde wieder geknüpft iſt;" ſagte ſie lächelnd, gab ihm einen leichten Schlag mit dem Fächer, und mit einem kurzen »gute Nacht!" das ſie, ſchon wieder halb zu ihrem Nachbar gewendet, ihm zuwarf, eilte ſie zur Thüre hinaus.

Ihr folgte Bürgermeiſters Minnchen, die boshaft, vielleicht des Huſarenſcherzes vor zwei Jahren gedenkend, ihm ins Ohr raunte: »Ihr Pinchen hat ſich heute gut unterhalten, mein Beſter. Ein liebenswürdiger Mann, der Doktor."

„Hol' ihn der Teufel!" platzte Ilm heraus, und eilte der Thür zu, da erwiſchte ihn aber Eſchen beim Arm und ſagte: „Wohin? willſt du deine Wirkſamkeit dem edlen Vereine entziehen, den ich am Tage deiner Ankunft heute vor zwei Jahren ſtiftete, und deſſen Aufgabe es iſt, nach jedem Schützenballe zwanzig Bouteillen Champagner zu leeren, wenn anders die Mitglieder vollzählig ſind?"

»Ei, laß mich nach Hauſe und meine Galle verſchlafen," entgegnete Ilm unwillig, „will man fröhlich durch's Leben ſchiffen, ſo nehme man nur kein Frauenzimmer an Bord. Erinnerſt du dich noch des ſchönen Spruches in der Frithiof-Sage:

Schirm' am Lande die Maid, auf dein Schiff komme
Sie nie, wär' es frei, ſie wäre voll Trug.
Denn das Grübchen der Wang' iſt die falſcheſte
Grub', und ein Netz iſt des Lockenhaars Flug."

„Was ſoll das Gewäſche," erwiderte Eſchen, „entziehe dich lieber deinen düſtern, oder vielleicht auch nur eiferſüchtigen Gedanken, als unſerm frohen Kreiſe. Wie möchte ich denn meinen neuen Verdruß alten Sprüchen ſubſumiren, und mich ſyſtematiſch quälen.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens geld'ner Baum."

„Komm' mit Fauſt, der du Geiſter riefeſt, laſſ' mich heute dein Mephiſto ſein." Pfiffig lächelnd zog er nun den Kraftloſen nach ſich, der ganz erſtaunt war über dieſe letzte Aeußerung, die ſein Geheimniß ſo ganz enthielt. Gedankenvoll nahm er das Kelchglas, das ihm ſein Freund anbot, und goß den perlenden Sillery hinunter. „Weiß der von dem ganzen Zauber oder nicht? Sorgt er ſich um ſeine Zukunft, das muß ich wiſſen? Schon zum zweiten Male machte er mich zweifeln." So dachte Ilm, und zu Eſchen gewendet, ſprach er mit trüber Miene: „Heute und wir freilich luſtig und guter Dinge, aber wie wird es in zwanzig Jahren ausſehen?" —

Eſchen aber antwortete, ohne ſeine heitere Miene zu verändern: „Immer gibt es frohe Menſchen, und ich glaube, wir ſollten dankbaren Herzens ein Glas leeren, für die glückliche Gegenwart, die uns der Himmel geſchenkt hat.“

Dadurch war nun Ilm freilich um keinen Finger breit der erwünſchten Aufklärung näher gerückt, denn auf ſeine Frage hätte jeder geiſtvolle und lebensfrohe Menſch, er mochte innerhalb oder außerhalb des Alpenkönigs Zauber ſtehen, dieſelbe Antwort gegeben wie Eſchen, doch ſprach dieſelbe kein direktes Mitwiſſen aus, und die Unwahrſcheinlichkeit eines ſolchen dazu genommen, beruhigte unſern Aſſeſſor gänzlich.

Doch als das Bild des verhaßten, eleganten Doktors in ſeiner Seele aufging, wie er Philireinen nach Hauſe begleitet, und am Hausthor von ihr ſüßen Dank, Blick und Händedruck erhalten haben konnte, und jetzt wohl ſogar in ihren Träumen wandle, blank geputzt und Schmeicheleien liſpelnd, da litt es ihn nicht mehr in dem frohen Kreiſe, geſchickt wußte er ſich hinaus zu ſtehlen, und den Mantel umgeſchlagen, eilte er, während im Oſten ſchon der Tag graute, nur mit Wehmuth der vergangenen Zeit gedenkend, der Stadt zu.

Der Reſt der Nacht verfloß ihm ſchlecht genug, und als die Sonne am Morgen, es war der des erſten Novembers, blutroth aufging, ſprang er ſchon aus dem Bette, hüllte ſich in ſeinen Schlafrock, und ging mit großen Schritten, heftig geſtikulirend und Cigarren rauchend, in ſeinem Zimmer auf und ab. Endlich kam er auf den glücklichen Einfall, ſich in Briefen, die ſie ihm nach der Reſidenz geſchrieben hatte, Troſt und Linderung ſeiner Qualen zu ſuchen. Er nahm aus einem Fache des Schreibtiſches die nett beſchriebenen Velinblätter, und vertiefte ſich ſo in die ſchönen Buchſtaben und ihren ſchöneren Sinn, daß er immer ſpärlicher, aber vergnügter, die blauen Wölkchen von ſich blies, lächelte, ſich die Haare aus dem Geſichte ſtrich, auch hie und da ein liebes Wort kußte, dann ſich ſelbſt voll Freude in dem vor ihm hängenden Spiegel beſah, als den beglückten Mann, an den all' das Zarte und Sinnige in den Briefen geſchrieben war, dann ſchaute er wieder auf die liebe Handſchrift, bis der letzte Brief durchleſen, aber auch der letzte Zweifel an Philippinens treuer Liebe verſchwunden war. „Selbſt der Gerechte fehlt ſiebenmal des Tages -- alſo — vergeben und vergeſſen.“ Schon hatte er völlig mit der Geliebten ſich verſöhnt, den erſten Brief wieder ergriffen, und war nahe daran, die holden Liebes-Urkunden der Reihe nach wieder durchzugehen, als es am Rathhausthurme die eilfte Morgenſtunde ſchlug, und die Thüre ſeinem Zimmer gegenüber ſich öffnete, wieder geſchloſſen wurde, worauf ſich leiſe Schritte unter dem heiſern Trillern einer Opernarie auf dem Gange, und weiter auf der Treppe verloren. Ilm errieth bald, daß nun ſein Nachbar, der Doktor, ſeine Toilette, ſein Haupttagewerk vollendet hatte, und ausgegangen war, um ſeine Morgenviſiten zu beginnen. Er ſelber kleidete ſich nun raſch an, denn es zog ihn heute gewaltig zu Philippinen, und ſcheinbares Zürnen und Schmollen, Bitten, Verſöhnen und Küſſen ſchwebte ihm gar lieblich vor. So fuhr er in ſeinen Ueberrock, und vergnüglich das Luſtſpiel des Morgens belächelnd, eilte er aus dem Hauſe und Philippinens Wohnung zu.

Was Luſtiges kommt jetzt aber mehr für Euch, meine freundlichen Leſer, als für den guten Ilm, der ſich ſo ſehr darauf freute.

Er flog nämlich des Forſtraths Treppe hinauf und öffnete, ohne anzuklopfen, die Thüre, aber da ſaß der Doktor Philippinen gegenüber am Nähtiſche, auf dem Stuhle, den er ſelber ſonſt einzunehmen pflegte, mit ihren weißen Fingern ſpielend, wie er es zu thun gewohnt war, während Philippinens Augen wohlgefällig auf des Doktors weibiſchem Geſichte und wohlfriſirten Locken weilten, nicht weniger freundlich als ſonſt auf Ilm's männlichem Antlitze und ſchlichten Haaren.

Philippine und der Doktor erhoben ſich und grüßten den Eintretenden freundlich genug, der aber dankte kalt und warf ſich mit den Worten: »Ich bitte, ſich nicht ſtören zu laſſen," auf den Sopha.

Das war dem Doktor eben recht, er nahm hurtig den Faden des Geſpräches wieder auf: „Wir ſprachen von dem blauen Kleide der Baroneſſe Millwitz, in dem ich ſie auf der letzten Redoute in der Reſidenz geſehen."

„Nein, nein," unterbrach ihn hier Ilm, »als ich eintrat, ſprachen Sie nicht, ſondern Sie ſpielten mit Philippinens Fingern."

„Ganz recht," entgegnete der Doktor, »weil in dem Kleide der Baroneſſe Millwitz ſilberne Lilienſtengel geſtickt waren, weiß, glänzend, weich lieblich anzufühlen."

»Schon gut," lächelte Philippine, »aber zur Sache, der Volan."

»Ah der Volan," antwortete der Doktor, »war ein Netz von Silberſchnüren, deren Enden ſich in reichen Silberfranſen verloren, die anmuthig den kleinen, atlasumhüllten Fuß bedeckten oder ſtolz an der ſeidenen Schleppe nachrauſchten."

»Superbe," ſagte Philippine, »und wie Sie das ſo gut zu beſchreiben wiſſen."

»O das Bild der Baroneſſe," ſagte der Doktor, „iſt mir in's Herz gegraben."

»Da muß ja Ihr Herz ausſehen wie die Kupferplatte eines Modenbildes," unterbrach ihn hier Ilm.

»Ei was Modenbild," fuhr der Doktor fort, „bei der Millwitz konnte von Mode gar keine Rede ſein, denn ſie erfand ſich ſelbſt, frei von allen Londoner, Pariſer und Wiener Einflüſſen, ihre bezaubernden geiſtvollen Anzüge; man konnte es ihrer Toilette anſehen, was ihr der Tag gebracht hatte, Frohes oder Trübes, man konnte daran merken, was ſie eben las. Als die Schoppenhauer auf ihrem Leſepulte lag, erſchien ſie immer einförmig in matten Farben, es war kein Gedanke in ihren Kleidern, während ſich aus Hofmann's „Serapions-Brüdern" jener incarnatrothe Turban mit der Diamantagraffe herſchrieb, von dem noch heute die ganze Reſidenz ſpricht. Ich erinnere mich nur mit Wehmuth jenes ſchwarzen Shawls, der traurig wie ein Lenau'ſcher Vers auf ihrem weißen Nacken lag, und oft ſprach Byron's ganze Zerriſſenheit aus ihrem Anzuge, beſonders wenn man ſie früh Morgens zu Hauſe überraſchte."

»Die Baroneſſe ſcheint einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht zu haben," ſagte Philippine, das Köpfchen trotzig zurückwerfend.

Ilm aber meinte: „Lieber Herr Doktor, ich an Ihrer Stelle hätte mir meine Schätze vermehrt und mein Leben verſchönert durch dieſe Schneiderausgabe der neuen Klaſſiker.«

»Wie meinen Sie das, beſter Herr Aſſeſſor?« fragte der Doktor.

»Ich wollte, Sie hätten die Millwitz geheirathet,« rief Ilm ärgerlich.

»Oh! das hab' ich hübſch bleiben laſſen, die Millwitz t herriſch, braucht viel Geld und iſt kränklich.«

»Kränklich?« fragte Ilm, »ich kenne ſie auch, aber ich weiß nicht, daß —«

»Nun, kränklich eben nicht,« verbeſſerte der Doktor, aber ſchmächtig, blaß, zart, —«

»Das iſt ja ätheriſch,« meinte Ilm.

»Gott bewahre,« rief der Doktor, »meine Frau ſoll cht ätheriſch ſein, groß und ſtark gebaut, ſchön gewachſen, er geſund, geſund das iſt die Hauptſache, friſche rothe Wangen und üppige Glieder, die nicht verbleichen und rwelken, ſelbſt wenn die Schmerzen und Sorgen einer utter kommen, daß der Mann ſich lange des ſchönen ibes erfreue, an den er ſich gebunden. Ein geſundes eib iſt ein braves Weib.«

Ilm zog wie krampfhaft den einen Fuß auf den Sopha d biß ſich in die Lippen, erzürnt über des Doktors meinen Sinn.

»Sie ſcheinen mit meiner Rede nicht zufrieden, Herr eſſor?« ſagte der Doktor, »und doch ſind ſie alle genau erlegt, klug. Wenn ich mir ein Reitpferd kaufe, nur meinem Vergnügen, ſo ſchaue ich, ob es ſchön iſt, r auch ob es dauerhaft iſt, daß es mir das vergilt, s ich daran wende. Warum ſoll ich dieſe Rückſichten außer Acht laſſen bei einer Frau, an die ich mein Leben binden, die ich ganz erhalten, die die Mutter meiner Kinder ſein ſoll."

„Donner und Wetter, Herr!" rief da Ilm, „Sie reden jetzt viel gemeiner als früher, da Sie der Baroneſſe Millwitz Anzüge beſchrieben, und Ihre Reden paſſen eben ſo wenig zu dem feinen Tuche Ihres Rockes, als zur Geſellſchaft, in der Sie ſich befinden."

Erblaſſend über Ilm's Rede prallte der Doktor an ſeine Stuhllehne zurück.

Philippine aber wandte ſich unwillig gegen Ilm und ſagte: „Thuen Sie Ihren Fuß von dem Sopha."

Ilm rührte ſich nicht und ſchwieg trotzig.

»Thun Sie Ihren Fuß von dem Sopha, Sie ruiniren die Möbel," wiederholte Philippine.

»Es gab eine Zeit," ſagte Ilm, „wo dieſe Möbel noch viel neuer waren, und ich meinen Fuß auf den Sopha legen konnte ohne Widerrede."

»Es gab eine Zeit, wo Sie artiger waren," ſagte Philippine ſpitzig.

„Es gab eine Zeit," entgegnete Ilm, »wo ich kommen konnte, und mich betragen wie ich wollte, und ich erfuhr doch keine Rüge."

„Ich habe ſchon geſagt," nahm Philippine wieder das Wort, „es gab eine Zeit, wo Sie ganz anders waren."

»Sie haben Recht, Philippine. Ich war allein von Ihnen geliebt. Sie verſtanden mich, gingen ein in mein Weſen und mein Denken. Sie haben Recht, es gab eine ſolche Zeit."

»Es gab eine Zeit," verſetzte Philippine leidenſchaftlich,

»wo Sie Niemanden Unrecht thaten, und Jeden gelten ließen in ſeiner Art.«

»Nie ließ ich aber eine ſchlechte Art gelten;« unterbrach ſie Ilm.

»Es gab eine Zeit,« nahm ſie wieder das Wort, »wo Sie nicht mißtrauiſch waren, nicht argwöhniſch, wo Sie Niemanden ſeine Freuden mißgönnten, es gab eine Zeit —«

»Sie haben Recht, Philippine,« unterbrach ſie Ilm wieder mit feſter Stimme, »Sie haben Recht, es gab eine Zeit, und die iſt dahin. Reden wir nicht mehr davon. Laſſen Sie ſich in Ihrer Unterhaltung nicht länger ſtören, mein Fräulein und auch Sie Herr Doktor — ich nehme meine übereilten Worte zurück — Sie haben Recht — man ſoll eine Frau auf dieſelbe Weiſe betrachten, und noch beſſer, als ein Reitpferd, bevor man ſie nimmt.«

Philippine warf ihm einen unwilligen Blick zu, der Doktor verneigte und färbte ſich wieder, er aber trat an das andere Fenſter und kümmerte ſich nicht weiter um die Beiden. Die beſtrebten ſich, die Fäden des Geſpräches unter ſich wieder aufzunehmen, doch wollte es nicht gelingen.

Ueber das Nähtiſchchen war ein kleiner Teppich gebreitet, auf den Philippinens kunſtvolle Hand ein hübſches Körbchen voll gelber Orangen geſtickt hatte.

»Wie natürlich dieſe Früchte ſind,« begann endlich der Doktor, »das kann nur Ihre Arbeit ſein, mein Fräulein.«

Philippine nickte.

»Wie glühend dieſe Orangen, ſie erinnern mich an die ſaftigen Früchte, die von Knaben in geflochtenen Körbchen herumgetragen werden in Trieſt. Jede Orange iſt in acht Theile getheilt, die man mit einem hölzernen Spießchen anfaßt und genießt — o Italien hat viel Schönes.»

»Mir iſt ſehr leid," ſagte Philippine, »daß ich nicht augenblicklich mit Orangen dienen kann."

»O ich danke verbindlichſt» — entgegnete der Doktor, orangenſüß lächelnd.

»Wie galant," brummte Ilm am Fenſter verdrießlich.

„Haben Sie Italien geſehen?" fragte Philippine den Doktor.

»Ich kam bis Neapel," war die Antwort.

„Ich war nie ſo glücklich und werde es wohl nie ſein," entgegnete Philippine. „Wir armen Mädchen kommen ſelten in einen andern Süden, als den Süden der Liebe und dahin nicht immer.»

»Auf dem rechten Wege kommt man ans rechte Ziel," ſchaltete Ilm hier ein, während die ſchöne Rednerin fortfuhr: »Wenn ich auch Roms Kunſtdenkmale überginge, die auf mich, ſo oft ich ſie beſchrieben oder gemalt vor Augen hatte, wenn auch im Einzelnen unverſtändlich, doch im Ganzen ſo kunſtheiter wirkten, ſo bleiben doch noch Italiens Naturſchönheiten, und ich glaube, Sarento's friſchgrüne Rebgelände und im Südwinde rauſchende Lorbeerwälder müßten das ſchmerzbewegteſte Herz in einen traumloſen Schlummer verſenken, aus dem nur der Geſang ſüdwärtsziehender Wandervögel zu neuer genußvoller Lebensheiterkeit erweckt. Nie vergeſſe ich Edgar Quinet's Schilderung des Golfes von Neapel, und als ich einmal im Julius draußen im flachen Lande war, und meine Blicke ſich auf den goldenen Wellen des Kornes wiegten, aus denen bunte Gärten voll Blumen und Vogelſtimmen hervorblühten, während im Hintergrunde die blauen Berge träumeriſch im Sonnenglanze leuchteten, da war es mir mit einem Male, als ſtände ich am Molo und ſchaute hinüber die goldenen Wellen an Siciliens blauem Uferrand und die felſige Küſte Kaprea's und all' die ſchönen Inſeln, die dort ſo ferne und blumenvoll ſind wie die tiefſten Wünſche des Herzens. Oft ſchlug der Wind wie ein Ruder in das wogende Kornfeld und der Schatten einer Wolke flog darüber wie ein Kahn.«

Ulm hatte ſich bei dieſer Rede Philippinens Stuhle genähert mit der ſeligen Freude im Antlitze, die er immer über ihr ſchönes Fühlen, das oft in ſo edler Form an den Tag drang, empfand, doch des Doktors Worte trieben ihn ſchnell wieder in ſeinen Fenſterwinkel.

»O mein ſchönſtes Fräulein,« ſagte nämlich der Dokter ſeufzend, »es geht nichts über die italieniſche Natur. Mit Wehmuth und Sehnſucht kann ich mich nur jenes wundervollen Ballet's in der Scala zu Mailand erinnern, der lieblich durchſichtigen Feenkleider von blauer Gaze und der vollendeten Formen? Wiſſen Sie, was ein Tricot iſt?« —

Philippine war verlegen.

»Das iſt ein lebendiger Wachsabdruck der Natur,« ergänzte der Doktor. »Sie haben Recht, mein Fräulein, es geht nichts über die italieniſchen Naturen, beſonders über die der Tänzerinnen. Bei voller Grazie dieſe Kraft und Elaſticität, die Lebhaftigkeit und Sicherheit ihrer Sprünge, die Beweglichkeit ihrer Ruhe, die ganze Geſtalt wogt oft wie ein Meer. Aber das muß man in Italien ſelbſt ſehen. Vor einigen Jahren waren italieniſche Tänzerinnen in der Reſidenz, aber ſie verloren bald ihre Kraft, Elaſticität, Lebhaftigkeit, den Glanz der Augen — ich glaube, die nördlichen —"

»Aber lieber Herr Doktor," unterbrach ihn jetzt Philippine, der ſelber das Geſpräch etwas zu modern ſein mochte. »Ballete habe ich noch nie geſehen und kann ſie mir daher auch nach der beſten Beſchreibung nicht gut vorſtellen. Erzählen Sie mir doch von der Oper, das wird auch meinen Freund Ilm intereſſiren, nicht wahr?" und damit wendete ſie ſich gegen das andere Fenſter, aber Freund Ilm ſtand weder dort, noch irgendwo im ganzen Zimmer.

»Wo iſt er hin?" fragte Philippine erſtaunt.

»Wenn ich nicht irre," verſetzte der Doktor, und wies mit dem Finger hinab auf den Platz, »ſo ſteht er dort drüben bei jener Dame."

Philippine ſchaute nun auch hinab und fuhr betroffen und zornroth zurück. Der Geſuchte ſtand wirklich unten und zwar bei Bürgermeiſters Minnchen. Er mochte ſie wohl, als er zornig am Fenſter ſtand, den Platz herabkommen geſehen haben, und ſchlau wie er war, die Gelegenheit zur ſüßen Rache wahrnehmend, war er aus dem Zimmer geſchlichen, und hatte ſie mit ſcherzhaften Reden aufgehalten. Jetzt ſtanden ſie Beide Philippinens Fenſter gegenüber. Ilm unerſchöpflich in Galanterien und Scherzen, Minnchen höchlichſt erfreut über das unerwartete Vergnügen. Eſchen, der das luſtige Treiben der Beiden ſchon länger aus ſeinem Kanzleifenſter beobachtet haben mochte, litt es nun auch nicht mehr länger drinnen, er kam unbedeckten Hauptes und mit der Feder hinter dem Ohre heraus und brachte ſein Päckchen Schnurren und Schwänke mit, während Philippine aber ſich unendlich ärgerte.

Mochte der Doktor nach ſeinen beſten Kräften erzählen und ſchwärmen von der göttlichen Ungher, die er in Trieſt gehört, vom ſüßflötenden Poggi, von dem leider beſtändig umflorten Tenor David und dem drolligen Frezzolini in Turin, er hatte die Aufmerkſamkeit ſeiner Nachbarin verloren, die kein Auge von jener kleinen Geſellſchaft unten am Platze verwendete. Endlich empfahl oben ſich der Doktor, unten Eſchen den beiden Andern, Ilm aber bot Minnchen ſeinen Arm und führte ſie hinauf in's Rathhaus, wo ſie wohnte.

So ereignißreich der eben beſchriebene Morgen war, ſo folgenreich war er auch für die Zukunft. Ilm war zu ſtolz, um über des Doktors Nichtigkeit ein Wort mehr gegen Philippinen zu verlieren, doch ſetzte er, ſeit er ſich Minnchen genähert hatte, den Umgang mit ihr fort, und manchen der immer länger werdenden Winterabende, den er ſonſt ſtill beglückt in Philippinens Nähe verlebt hatte, brachte er jetzt auf dem Rathhauſe zu. Philippine duldete und liebte vielleicht des Doktors Nähe um ſo mehr, je mehr die Leute auf Ilm's Zurückziehen aufmerkſam wurden und darüber ſprachen.

Keines aber ließ das Andere aus den Augen; das dauerte ſo den ganzen Carneval und noch länger, bis die milde Frühlingszeit auch die Herzen milder ſtimmte, und Jedes überzeugt war, das Andere hätte nun für ſeine Vergehungen genug gelitten. Man wollte ſich gegenſeitig nähern, aber keines mochte den erſten Schritt thun, — und ſo unterblieb er. Ilm kam zwar etwas fleißiger zu Philippinen, aber bald hinderte des Doktors langweilige Anweſenheit ein gemüthliches Mittheilen, bald, wenn er allein mit ihr war, eine gewiſſe gegenſeitige Scheu; denn nichts iſt ſchwerer anzuknüpfen, als ein zerriſſenes Liebesband. Dazu kam noch, daß Minnchen hübſch war, und die Frau Bürgermeiſterin ihre Töchterleins gern an den Mann brachte; Ilm aber, der die Sache recht natürlich machen wollte, um Philippinen in gehörige Angſt zu verſetzen, hatte ſich ſchon in unterſchiedliche Fallſtricke verwickelt, Philippinen ging es nicht beſſer, es war eine peinliche Lage.

Da ſchmolz plötzlich der Schnee in den Thälern, und der Frühling war da. Die Bergſpitzen ragten unbewölkt in die blauen Lüfte, Bäche und Flüſſe rannten entfeſſelt durch die grünen Wieſen, friſches Laub an den Bäumen, neue Singvögel in den Lüften, und neue Wonne in den Herzen.

Es war am Morgen des erſten Maitages, als Ilm in Philippinens Zimmer trat. Die Beiden grüßten ſich kalt, viel kälter als der laue Südwind, der durch das offene Fenſter wehte, und mit Philippinens Locken und ihren Roſenſtöcken ſpielte. Sie ſprachen vom Wetter, und daß der Frühling wieder da ſei, ſahen aber dabei recht herbſtlich trübe aus. Am erſten Mai war's ſonſt fröhlicher in dieſen Räumen, Ilm pflegte immer einen Blumenſtrauß zu bringen, aber lieber als die Blumen waren Philippinen doch immer ſeine Worte und Küſſe, die in halber Mai- und Liebesluſt herausblühten aus ſeinem Herzen. Und eben, daß er heute ohne Blumen, ohne Worte und Küſſe gekommen war, das ſchmerzte ihn und ſie noch mehr.

Endlich brachen ihre Klagen los: »Sie haben einmal geſagt, Ilm, an einem erſten Maitage, wo Sie mir Blumen brachten, wer an dieſem Tage ſich und ſeine Geliebte durch frühblühende Blumen nicht erinnert, daß er liebt, der denkt nicht mehr daran, und folglich liebt er auch nimmer. Sie haben an jenem Tage noch Vieles geſagt, das mich erfreute, jetzt iſt aber Alles nicht mehr wahr. Leben Sie wohl — wir müſſen aus einander.»

Damit erhob ſie ſich, das Auge von Thränen verdunkelt, um das Zimmer zu verlaſſen, und eilte der Thüre zu, doch ehe ſie ſelber noch den Drücker erfaßte, öffnet ſie ſich, und der Doktor trat herein, geputzt wie immer, und bot ihr einen wunderſchönen Strauß von künſtlichen Blumen aus Sammt, Seide, Silber und Gold mit folgenden Worten: »Nicht die geringen Kinder der Flur, des weltberühmten Paris koſtbare Erzeugniſſe lege ich Ihnen zu Füßen, mögen ſie Ihnen ein Bild ſein, wie ſehr ſich meine feingebildete Liebe unterſcheide von dem ungezügelten Aufflammen Anderer.»

Vor dem Glanze der ſilbernen Lilien, der ſammt- und goldgewirkten Tulpen, der blauſeidenen Vergißmeinnicht, waren die Thränen in Philippinens Auge verſchwunden, die Kunſtblumen ſchimmerten ſo lockend und rauſchten ſo klingend in einander, daß ſie, wie von Sirenen-Klängen bewältiget, ihr weißes Händchen nach dem koſtbaren Geſchenke ausſtreckte, und ſagte: »Mein lieber Doktor, ich hoffe von Ihnen noch viele ſchöne Frühlinge.»

»Die will ich Ihnen geben,» erwiderte er, ihre Hand feurig an ſeine Lippen preſſend.

»Schöne Frühlinge!» ſchrie jetzt Ilm darein, voll Zorns, »ſchöne Frühlinge von Sammt, Seide, Silber und Gold, voll Putz und Eitelkeit, aber ohne Blüte und Liebe. Arge Welt, die ich in ihr goldenes Zeitalter zurückverſetzen wollte, dein Paradies iſt auf immer verloren. Eva, Eva, du biſt gefallen wie die Andern! So komme denn wieder, Zeit voll Sorgen und Kummer, wo die Erde nur Dörner und Diſteln trägt, und wir im Schweiße des Angeſichtes unſer Brot eſſen. Doktor Schlange, du ſollſt von nun an im Staube kriechen, bis dir das Weib den Kopf zertritt, und dir Philippine wird es geſchehen, wie der Herr zu Eva ſprach: Ich will dir viele Schmerzen und Kummer machen; d'rum aber verzage nicht, denn ich bleibe bei dir. Bald wird der Cherub wieder vor Edens Thoren ſtehen, wir aber werden die Erde bauen, von der wir genommen ſind, und lieben und leben, wie es den Menſchen beſtimmt iſt.»

Da ſtaunten Beide ſehr, ob ſeiner Rede, er aber nahm ſeinen Hut, und rannte zur Schießſtätte hinaus.

5.

Ilm rannte, beſonders als er aus dem Stadtthore war, wie ein Knabe, der ſich um keinen Menſchen kümmert, und ſeinen Füßen freien Lauf läßt.

Es war am erſten Mai Die Pappeln vor der Schießſtätte grünten ſo herrlich, das grüne Gitterthor war von blauen Hollunderblüten halb verdeckt, die Jalouſien ſelber ſchienen grüner geworden zu ſein, mit den ſanft aufſteigenden Wieſen und den Erlen und Felberbäumen, die den gewundenen Lauf des Fluſſes im Thale bezeichneten. Ilm aber eilte in den Garten, und bei den Pfingſtnelken und den wenigen Roſen, die ſchon blühten, vorbei, zum rebenumrankten Schießſtande.

Noch einen trüben Blick warf er auf das geliebte

Küritz, das ſeine ſpitzen Thürme ſo luſtig hineinſteckte in den blauen Maihimmel, dann nahm er ſeinen Wachtelruf aus der Taſche und lockte.

Da rauſchten die Reben, und der graue, freundliche Jägersmann trat heraus.

»Die Saaten ſind noch ſo nieder,« ſagte er, »und die Wachtel ruft mich ſchon.«

»Leider, leider,« entgegnete Ilm, »der ewige Frühling iſt ſchon aus. Lieber Freund, laßt's da unten wieder den alten Lauf gehen, — was ſein ſoll — ſchickt ſich wohl.«

»S'iſt ſchon wieder alles im Gleiſe,« ſagte der Graue. »geht nach Hauſe, und grüßt mir meinen Freund, den grünen Eſchen. Ich könnte Euch jetzt lebhafte Worte geben, aber Ihr habt die guten Lehren ſchon in natura empfangen. Waidmannsheil — ich bleib' Euch hold.« Damit drückte er Ilm's Hand und war verſchwunden. Ilm aber blieb furchtſam und zagend und ſinnend im Garten ſtehen und ſchaute hinab auf die Stadt.

»Soll ich wieder hinunter oder nicht? Wie wird's da unten ausſehen? Wird mir keines fehlen, ohne dem ich nicht ſein kann? Wer weiß, was ich erlebt habe — — aber halt — es ſchlägt zwölf Uhr — Zeit zum Speiſen.« Eiligſt, als könnte ihn wer über ſein langes Ausbleiben ausſchalten, machte er ſich auf die Sohlen.

Als er zum Gitterthore kam, ſtand der Gaſtwirth mit verdrießlichem Geſichte davor, doch zog er ſchnell die Mütze und ſagte: »Guten Tag, Herr Aſſeſſor.«

»Alſo nicht avancirt,« dachte ſich Ilm und erwiderte laut: »danke, Herr Wirth. Warum denn heute ſo verdrießlich?«

»Mein Gott,« verſetzte der Gaſtwirth, »ich habe heute meinen beſten Knecht davon jagen müſſen, einen fleißigen und geſchickten Burſchen, aber der Trunk, der Trunk.»

»Müſſen Sie denn ſo ſtrenge ſein,» ſagte Ilm, »was macht jetzt der Arme ohne Unterſtand und Brot —»

»Ja!» entgegnete der Wirth achſelzuckend, „wie man ſich bettet, ſo ſchläft man.»

»Sie haben Recht, Sie haben ganz Recht,» ſagte Ilm ſchnell und eilte weiter.

Weiter unten auf der Wieſe lag ein Gymnaſiaſt und deklamirte laut aus einem Bändchen Schiller'ſcher Gedichte:

> »Etwas fürchten, hoffen und ſorgen
> Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
> Daß er die Schwere des Daſeins ertrage
> Und das ermüdende Gleichmaß der Tage.»

»Richtig,» ſagte Ilm, »ſo ein Schlaraffenleben taugt nicht für die Pflanze: Menſch. Sie wächſt aus.»

So kam er durch's Thor zurück in's Städtlein. Alles ſchien im Alten, nur vor dem Schlagbaume lehnte ſtatt des alten Zöllners ein neues Geſicht.

Von Kaufmann Sperber's Hauſe war die Firma heruntergenommen, zwei fremde Mädchengeſichter ſchauten aus dem Fenſter, — nicht übel!

»Der alte Hausherr hat fallirt,» dachte Ilm, »der neue Hausherr lebe.»

Vor dem Thore des Gaſthofes zum goldenen Löwen ſtand Herr Laemel. »Was macht der alte Niklas?» fragte ihn Ilm.

Herr Laemel war ganz verdutzt und ſagte: »Der iſt ſchon im letzten November geſtorben.»

»Ja ſo,« verſetzte Ilm, „nun weil nur Sie noch leben und geſund und froh ſind,« und eilte weiter.

Mit ellenlangem Geſichte ſtaunte ihm Herr Laemel nach.

Weiter unten am Platze rannte Ilm an ſeinen Freund, den Sekretär Florian, an deſſen Arm Bürgermeiſters Minnchen einherging.

»Entſchuldigung, theuerer Freund, wohin?« fragte unſer Held.

»Ich war dem erſten Mai zu Liebe ein wenig auf dem Walle ſpazieren. Wie dort das Gras ſchon ſo hoch und grün iſt, und die Kirſchbäume ſo ſchön blühen. Jetzt gehe ich nach Hauſe mit meiner Gemahlin.«

„Gott Lob, weil nur die einen Mann hat," brummte Ilm und rannte fort.

Aber immer ängſtlicher wurde ihm zu Muthe, je näher er des Forſtraths Hauſe kam.

Endlich trat er durch die Thüre ein. Eſchen's Waldmann und der meinen Leſern wohlbekannte braungefleckte Jagdhund ſprangen ihm entgegen. Ilm öffnete die Kanzleithür und ſteckte den Kopf hinein. Da ſaß Eſchen unter Akten vergraben und arbeitete eifrig, des Forſtraths Schreibtiſch und Lehnſtuhl aber waren beſtaubt und leer.

„Komm bald!« rief Ilm.

„Gleich," entgegnete Eſchen, »da ſchau nur die Berge von Akten, Alles Rückſtände vom ſeligen alten Herrn.«

Ilm ſchlug ſchnell die Thür wieder zu, um ſeine Thränen zu verbergen, und ſprang die Stiege hinauf mit der bangen Frage auf den Lippen. „Wird doch meine Philippine noch da ſein?«

Jetzt öffnete er die Thüre und ſtand wie angezaubert.

In dem milden Lichte, das die Maiſonne durch die grünen Fenſtervorhänge in's Zimmer ſendete, ſaß Philippine und wiegte leiſe ein ſchlafendes Kind, während ein kleiner Knabe auf ihrem Schoße ſaß, die kleinen Armchen dem Eintretenden entgegen ſtreckte, und Vater, Vater, lallte, da wußte ſich Ilm lange nicht zu faſſen, ſprachlos ſchaute er auf ſein lebendiges Glück, endlich aber eilte er auf ſeine Gattin zu, drückte Küſſe und Freudenthränen auf ihr Antlitz, und ſagte mit erſtickter Stimme: »Eva, Eva, — du biſt gefallen, wie die andern — aber verzage nicht, ich bleibe bei dir.» Und wieder ſtörte er mit Küſſen den Schlaf des Säuglings und beglückte den Knaben, der an ſeinem Halſe hing.

»Heinrich, heißt der Kleine?» fragte er ſeine ſtaunende Gattin (der Name war ihm eben in den Sinn gekommen, er wußte nicht wie), und plötzlich fielen ihm eine Menge Begebenheiten ein — — das war ſein unbewußt verlebtes Leben. »Auf das Neujahr wird es drei Jahre, daß wir verehlicht ſind?» fragte er nun

»Was aber du heute für Fragen thuſt,» entgegnete ſeine erſtaunte Gattin, »ſei doch ruhig. Die Philippine haſt du mir aufgeweckt, höre nun, wie ſie ſchreit.»

»O Vaterfreuden ohne Ende,» jubelte Ilm, fiel dem eintretenden Eſchen um den Hals und tanzte wie toll mit ihm im Zimmer herum.

»Du Freund,» ſagte er dann, »heute Abend feiere ich mein Hochzeitsfeſt.»

»Biſt du ein Narr,» rief Eſchen, „das war ja ſchon vor drei Jahren.»

»Hab' wenig davon genoſſen,» ſagte Ilm,

»hilft Alles nichts, heute wird's repetirt. Philippine, du beſorgſt die Küche, der Eſchen die Einladungen.»

„Mir iſt's recht," verſetzte der und lachte.

»Da ſchau her," begann nun Ilm wieder, »was ich für einen hübſchen Buben habe, meinen goldenen Heinrich;" und ſo ging es nun ein paar Stunden fort, bis ſich Ilm an ſeine neue Lage gewöhnen konnte, und Herr wurde ſeiner Gefühle.

Als er aber am Abende im Kreiſe ſeiner Freunde am reich beſetzten Tiſche ſaß, der kleine Heinrich und die kleine Philippine ſchliefen ſchon lange, und als der Knall der Champagner-Stöpſeln das Signal zur ungezwungenſten Fröhlichkeit gaben, da wendete er ſich zu Eſchen und ſagte: »Ich habe dir einen Gruß auszurichten von einem gewiſſen grauen Jäger.»

»Schönen Dank," ſagte Ilm pfiffig lächelnd, »den kenne ich ſchon."

„Biſt ſchon wieder ſo räthſelhaft," rief nun Ilm, „wie ein paarmal zu einer gewiſſen Zeit, die eigentlich gar nicht da war. Jetzt ſage mir, was wußteſt du von der Sache, du weißt ſchon, von welcher — — was?»

»Alles," erwiderte Eſchen lachend, »wird doch der Alpenkönig vor ſeinem beſten Freunde kein Geheimniß haben, Aber du, Ilm, kennſt du den Vers:

Der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und verlange nimmer und nimmer —»

„Höre nur auf mit den verdammten Citaten," unterbrach ihn Ilm, »und ſage mir lieber, wo iſt denn jetzt der Doktor — du weißt ſchon, welcher?»

»Aha,« redete Eſchen, »der iſt in der Reſidenz, und hat eine reiche, ſtarkgebaute, dauerhafte, rothbäckige Müllerstochter vom Lande geheirathet, ganz nach ſeinem Wunſche, nur daß ſie ihm den Daumen auf's Auge drückt.«

»Geſchieht ihm Recht,« ſagte Ilm, »er war ein hohler Kopf, voll Eigendünkel.«

„Es gibt noch Manche ſeines Gleichen,“ entgegnete Eſchen; »Pereat die ganze Race!« —

„Pereat!“ ſtimmte Ilm mit ein.

Immer lauter und froher wurde die Geſellſchaft, um Mitternacht ſtieg Eſchen nach altgewohnter Weiſe mit dem gefüllten Glaſe auf den Tiſch, und hielt folgende Anrede:

„Meine Vielgeliebten! Vor drei Jahren ſtand ich eben ſo vor Euch und pries die Verliebten, die in ſeliger Hoffnung ihre Tage dahinträumen. Während dieſen drei Jahren habe ich aber manche Erfahrung gemacht, und finde mich veranlaßt, mit einem Blicke auf meinen Freund Ilm, der ſo eben ſein holdes Weibchen umſchlinget, auszurufen: Beati possidentes!“

„Beati possidentes!“ rief's im Chore, und die Gläſer klangen.

Spät erſt gingen die Frohen aus einander. Endlich war der Letzte, der grüne Eſchen hinaus, und hinter ihm ſchloß ſich die Thüre. Stille war's im ganzen Hauſe, und die Lichter verlöſchten.

Unſer Held und ſeine Gattin verleben nun die glücklichſten Tage, durch Eſchen's immerwarme Freundſchaft verſchönert. Der Alpenkönig ſcheint ſie nicht vergeſſen zu haben, denn oft liegen am frühen Morgen Gemſen oder Auerhühner vor ihrem Hausthore und man weiß nicht, wer ſie hergebracht hat. Philippine iſt die Freude Aller, die ſie kennen, das Glück ihres Gatten, ihre Hand iſt ein reiches Feld des Wohlthuns, und ihr Mund eine Quelle des Troſtes; Ilm aber iſt durch ſein Vermögen, ſeine Stellung und Bildung im Stande, in ſeinem lieben Küritz viel Gutes zu ſtiften, und ſo kommt ohne alle Zauberei der Segen über ſeine Umgebung, der immer die Nähe eines guten Menſchen bezeichnet.

Ilm und Eſchen offenbarten nie ihr Geheimniß, aber die Nachtigallen, die an jenem Morgen dem Alpenkönige aus dem Hute flogen, ſingen noch in den Bäumen und Hecken, die in Küritz grünen, mit ſchmelzenden Stimmen von jener Zeit — und von ihnen habe ich die ganze Geſchichte.

Nächtliche Wanderung *).

Einſam zieh' ich durch die Nacht
  Auf dem trägen Haidegrunde;
Nicht ein einzig Sternlein lacht
  In der Geiſter finſt'rer Stunde.

Sorglos kann ich fürder geh'n
  Auf dem ödgedehnten Wege,
Denn ich habe Sie geſeh'n,
  Die ich treu im Herzen hege.

Rechtsab liegt Suleiman's Haus,
  Durchgenagt vom Zahn der Jahre,
Finſter dräuend, kalt und graus;
  Eines Rieſen Todtenbahre.

---

*) Es iſt für die tanzluſtigen Damen Wiens eine gewiß nicht unintereſſante Sage, daß alle Mädchen, welche zu leidenſchaftlich tanzten, und deßhalb vor ihrer Brautnacht ſtarben, zu Mitternacht auf Kreuzwegen tanzen müſſen. Man nennt ſie Willis. Der Verfaſſer obigen Gedichtes verlegte die Scenerie auf den zur Nachtzeit ganz beſonders öden Weg von Schwechat nach Wien, wo ſich rechts von der Straße das Neugebäude (von den Sarazenen 1529 erbaut) und links das vereinſamte Haus des Waſenmeiſters befindet

Meinem Weg' zur linken Hand
  Liegt, mit Haß und Schmach beladen,
Schnöd' umhegt von Dorn und Sand,
  Eines Henkers düſt'rer Gaden.

Und von beiden Orten nah'n
  Wilde Pfade ſich dem Meinen,
Die im wechſelnden Empfah'n
  Sich zu finſt'rem Kreuzweg einen.

In des Kreuzweg's Nähe ragt
  Eine Säule in die Lüfte,
Von der Stürme Wuth zernagt,
  Eingehüllt in Moderdüfte.

Horch! — Da ſchlägt es an mein Ohr
  Wie der Windsbraut grimmes Sauſen,
Wie der Hölle wilder Chor,
  Wie der Brandung gäſchend Brauſen.

Molchgekeif und Unkenſang,
  Rabenkrächzen, Ruf der Eulen,
Schlangenziſchen, Natternklang,
  Miſchen ſich mit Wolfesheulen.

Scheuer Fledermäuſe Schrei,
  Gelben Kobold's feines Schrillen,
Und des Truthahns Melodei
  Tönen zum Gezirp der Grillen.

Furchtbar höhnt die ſtille Nacht
Dieſes tobende Gebrumme;
Immer wächſt mit wild'rer Macht
Das dämoniſche Geſumme.

Und ein Irrwiſch flirrt herbei
Ueber Moor und Waſſergraben,
Sagt, daß er gekommen ſei,
Führerlohn von mir zu haben.

Ueber meine Bahn entlang
Schreit' ich fürder, kühnen Muthes,
Meiner Seele wird nicht bang,
Ahnt mein Sinn auch nimmer Gutes

Iſt's ein Traumbild, iſt es wahr?
Soll ich meinen Augen trauen?
Mit gelöſ'tem, wirrem Haar
Tanzt ein Schwarm verbleichter Frauen.

Weiße Leichentücher glüh'n
Um die ſchlankgeſchnürten Leiber,
Und die Todtenkränze ſprüh'n
In dem Lockenflug der Weiber.

Schön ſind Alle, jung und bleich,
Nur die Augen ſprühen Blitze,
Salamanderaugen gleich;
Leuchtend Feuer ohne Hitze.

Bräute ſind ſie, die dem Tanz
Unbedacht ſich hingegeben;
Und durch ihn der Myrthe Kranz
Eingebüßt mit ihrem Leben.

Die, zu ſühnen den Genuß,
Dem mit Unmaß ſie gefröhnet,
Nun zu eigenem Verdruß
Tanzen müſſen, daß es dröhnet.

Und mit ungezähmtem Lauf
In bacchantiſch wildem Springen,
Hält ihr Kreis mich grinſend auf,
Um mich ſpottend zu umringen.

Und die Schönſte aus dem Rund
Sagt, ich habe ihr gefallen,
Sehnſuchtheiß erglüh' ihr Mund
Und ich dürfe fort nicht wallen.

Tanzend ſoll in ihrem Arm,
Ungenoſſ'ne Luſt ich fühlen,
An der Bruſt, ſo lavawarm,
Heißes Drängen eilend fühlen.

Doch ich ſchleud're, zornerglüht,
Von mir weg die freche Leiche; —
Sieh' da wirbelt, tobt und ſprüht,
Was da webt vom Geiſterreiche.

Wolkenähnlich, windzerwühlt,
Gürten mich die Nebelbilder,
Und wie Wogen, ſturmdurchſpült,
Raſen ſie nur immer wilder.

Dieſe faßt mich an dem Haar'
Unter ſchwindelndem Umfliegen,
Natterähnlich ſchlingt ein Paar
Sich um mich; ich muß erliegen.

Denn es würgt die Todtenbraut
Mich mit ſtets erhöhtem Grimme. —
Da ertönt, im letzten Laut
Sie noch nennend, meine Stimme.

Und die Geiſter weichen bang,
Sind im Nu dahin geſchwunden,
Weil des Namens holdem Klang
Lieb' und Treue eng verbunden.

Und ich fühl' ein flammend Licht
Sich im Herzen mir erheben;
Wie ein Strahl aus Wolken bricht,
Welke Fluren zu beleben.

Liebe, wer dich treulich hegt,
Iſt geſchirmt in finſt'ren Nächten:
Treue, wer dich liebend pflegt,
Siegt im Kampf mit finſt'ren Mächten.

Anton Ritter von Berger.

Helfen und Heben.

Den Frauen.

Himmliſcher Mächte göttliches Walten
Rollt durch die Schöpfung, durchflutet die Welt.
Scheinen die Kräfte ſich feindlich zu ſpalten:
Wird doch im Ringen das Ganze erhalten,
Himmel und Erde — in Liebe vermählt.

Herzen und Geiſter tragen und heben,
Nach der Unſterblichen ewigem Rath,
Durch die Unendlichkeit irdiſches Leben:
Bilder des Gottes wiederzugeben
Durch die gedankenenthüllende That

Aber die Alles belebende Seele,
Die uns die Blüte der Schönheit erſchafft:
Daß ſich die Milde der Stärke vermähle,
Uns — der Unſterblichkeit Ahnung nicht fehle —
Wohnt in der liebebewahrenden Kraft.

Sie, die erzeugende Mutter der Erde,
Iſt auch die nährende, bildende Kraft!
Sie — das ewig befruchtende »Werde,"
Pfleg'rin des Lebens am häuslichen Herde
Liebende Lenkerin trotziger Kraft!

Denn, wie des Kindes zaub'riſches Walten
  Selber die rohen Herzen bezähmt:
Alſo ging längſt durch germaniſche Halden,
Als nur das Schwert und die Lanze noch galten,
  Edel die Frau, die das Leben verſchönt.

Dort, in den burgengewaltigen Gauen
  Saßen, mit keuſchem Liebesblick, —
Zarte Gefühle und frommes Vertrauen,
Holde Sitte — bewahrende Frauen,
  Freundliche Nornen am Heldengeſchick.

Alſo — aus Schönem das Schöne gebärend,
  Geht aus der Frauen ſorgenden Hand,
Himmliſche Anmuth und Liebe ernährend,
Blüte und Früchte zugleich gewährend:
  Ein Völker umſchlingendes, ſeliges Band!

Zärtliche Mutter dem jauchzenden Knaben,
  Reizende Jungfrau dem blühenden Mann,
Schenkerin wonnegewährender Gaben:
Wird er die Krone des Lebens erſt haben,
  Wenn er die liebende Gattin gewann!

Töne und Farben, ſie ſtreben und ringen,
  Eifrig zu fördern den geiſtigen Bau.
Aber, ſoll das Beſte gelingen: —
(Denn — Farben erbleichen, und Lieder verklingen)
  Helfe am Werke die bildende Frau!

J. J. Hannuſch.

Die Schweſtern.

Als Gott die Menſchen ſchuf nach ſeinem Bilde,
Sandt' er, der karg und unvollendend nie,
Zwei Engel in das werdende Gefilde,
Die Proſa er genannt und Poeſie.

Die Eine, ſtark von Wuchs, mit ſichern Händen
Betritt den Boden, feſten Tritts und ſcharf,
Des Sämanns Tuch um ihre mächt'gen Lenden,
Streut ſie den Samen jeglichem Bedarf.

Die And're, zarten Bau's und ſchmächt'ger Glieder,
Den kleinen Fuß von jedem Stein verletzt,
Trug, wie den leichten Vogel ſein Gefieder,
Ein Flugelpaar, den Schultern angeſetzt.

So wandeln ſie; die Aelt're, tüchtig,
Erkennt was dieſer Erde nützt und frommt,
ndeß die Jüng're, eine Botin flüchtig
Die Kunde bringt, die hoch von oben kommt.

Doch iſt ſie leicht vergeßlich, ſchwanker Sinne,
Sie weiß nur halb die Botſchaft jener Welt;
Des wird die ſtrenge Schweſter zürnend inne,
Der nur was ſicher und was ganz gefällt.

Und einſt zu Nacht, da ſcheinbar Beide ruhten,
  Tritt ſie, von Groll bewegt, wohl auch von Neid,
Still auf den Zehen zu der Leichtgemuthen,
  Und raubt ihr raſchen Griffs das Flügelkleid,

Und paßt ſich's an und ſchwingt ſich in die Lüfte,
  Allein der ſchweren Glieder mächt'ger Bau
Trägt ſie nicht höher als zum Felsgeklüfte,
  Das formlos ſchaut in's unbegränzte Blau.

Dem Lichte näher, doch nicht den Geſtalten,
  In denen ſich das Ew'ge ſelbſt erkennt,
Fehlt unten Raum, den ſchweren Fuß zu halten,
  Nach oben Schwungkraft, die die Lüfte trennt.

Und doch zum Werk den trotz'gen Muth verbindend,
  Hört achtlos ſie der Schweſter Jammerruf,
Die heißer Thränen ſich am Boden windend,
  Die Saat erdrückt, die weiſe Sorgfalt ſchuf.

Ja tauſchen Amt nicht neu ſie und Geberde,
  Wird machtlos was ein Gott ſo reich verlieh:
Kehr', deutſche Proſa, zurück zur ſichern Erde,
  Nimm wieder Flügel, deutſche Poeſie!

Grillparzer.

Gaſelen.

1.

Ihr kennt es, dies verworr'ne, wüſte Streben,
Dies zwiſchen Erd' und zwiſchen Himmel Schweben,
Dies kindiſche Gehaſch nach Schmetterlingen,
Dies Graben nach dem Schatz, der nicht zu heben,
Dies Fragen ohne Antwort zu erringen,
Dies Aufwärtsblicken und am Erdkloß kleben,
Dies bange Flattern in des Schickſals Schlingen,
Das Meer von Qual, das Augenblicke geben,
Den Tropfen Glückes, den Jahrzehnde bringen,
Ihr kennt es, Thoren, und ihr liebt das Leben,
Und klammert euch daran, und wünſcht nicht Schwingen
Den Tagen, die das Leichentuch euch weben.

2.

Was klagt ihr? Iſt's nicht ſchön, emporzuſtreben
Vom Staub zum Himmel, frei dahin zu ſchweben
Von Blum' zu Blume, gleich den Schmetterlingen,
Mit frohem Fleiß des Wiſſens Schatz zu heben,

Und frechen Zweifel in den Sand zu ringen;
Iſt's ſchön nicht, ob am Erdkloß auch wir kleben,
Zu brechen durch des Schickſals Netz und Schlingen?
Soll jeder Tag euch neue Wonne geben,
Und kein Jahrzehnd euch jemals Sorgen bringen?
Ihr Thoren, wünſcht ihr wechſellos das Leben,
Dann wünſcht ihr Tod, denn Ueberdruß leiht Schwingen
Den Tagen, die das Leichentuch uns weben?

Karl. Halm.

Die Koſakenbraut.

Ballade

von

Johann N. Vogl.

Die Koſaken haben erobert die Stadt,
Und werden des Wuthens, des Mordens nicht ſatt.

Sie plündern und brennen nach Feindesbrauch,
Schon züngelt die Flamme, es qualmt der Rauch.

Sieh' dort, der Koſake, wie ſtürmt er an's Thor,
Doch hemmt ſeine Wuth noch der Riegel davor.

„Und wär'ſt du verwachſen gleich mit der Wand,
So mußt du doch weichen vor meiner Hand!"

Schon trümmern die Balken, jetzt tobt er hinein,
Was ſtrahlt ihm entgegen wie Morgenſchein?

Ein Mädlein iſt es, gar lieblich und mild,
Ein wunderbarreizendes Engelsbild,

„O ſchone mein Leben, du wilder Mann!"
So fleht's auf den Knie'n den Koſaken an.

Doch dieſer: »Nicht bebe, du ſchmuckes Kind,
Wir ſind nicht den Frauen ſo ſchlimm geſinnt.«

»Ja, preiſen noch ſollſt du's, in Freuden laut,
Folgſt du mir zur Heimat als meine Braut.«

D'rauf ſchließt er ſie heiß in die Arme ſein,
Nicht Ja ſagt das Mägdlein, doch auch nicht Nein.

Da hebt er ſie raſch in den Sattel empor
Und ſprengt mit der Beute hinaus zum Thor.

Wie brauſ't nur ſein Schimmel dahin im Flug
Nicht ſchneller ein Huf noch die Erde ſchlug.

Das jaget und rennet, landaus, landein —
Nicht ferne mehr können vom Don ſie ſein.

Welch' endloſe Steppe, wie ſchaurig und leer,
So endlos und flach wie das weite Meer.

Verkümmerte Bäume und trauriges Weiß,
Doch keine Kabake, nur Schnee und Eis.

Wohl hüllt in die Schleier das Mägdlein ſich ein,
Doch dringt es gar froſtig ihr durch's Gebein.

Kalt wie eine Natter umſchlingt ihr's den Leib,
O rette vor'm tödtenden Froſt dir das Weib!

Wohl ſchlingt der Koſake um ſie den Arm,
Doch wird ihr am Bräutigamsherzen nicht warm.

Umſonſt jagt ſein Roß er zum tollſten Lauf,
Sie ſchließet ihr Auge — und ſchlägt's nimmer auf

Da hält der Koſake auf ſeiner Bahn,
„Weißröslein, du armes, um dich iſt's gethan!“

„Zu rauh ward für dich der Koſaken Land,
Nicht dacht' ich's, als ich dich im Süden fand“

D'rauf hebt er die Todte vom Pferd herab
Und gräbt ihr mit blutenden Nägeln ein Grab.

Er küßt auf die Stirn' ſie mit heißem Mund,
Und bettet ſie ſanft in den tiefen Grund.

Dann häuft er zum Hügel den kalten Schnee,
Und reitet drauf weiter, mit ſtillem Weh.

Er reitet und reitet wohl manchen Tag,
Doch nimmer ihr Bild ihm entweichen mag.

Er reitet und reitet manch' langes Jahr,
Doch ſchaut er die Bleiche noch immerdar.

Manch' heimliche Thrän' ihm die Wang' bethaut,
Nicht kann der Koſake vergeſſen die Braut.

Die Mechaniker.

Novelle

von

Franz Stelzhamer.

1.

Der finſtere Gaſt.

Es war an einem ſchwülen Sommernachmittage: Blumen und Gräſer lechzten dem drückenden Gewitter entgegen, das im Weſten langſam emporſtieg. Ich fühlte mich ebenfalls von meiner einſamen Wanderung ſo müde und erſchöpft, daß ich in der nächſtbeſten Taverne des vor mir liegenden Städtchens einzukehren beſchloß, mich zu erlaben und wo möglich das Gewitter vorübergehen zu laſſen.

Einſchreitend in das Städtchen hörte ich von nahe und fernher das Kniſtern und Pochen der Webſtühle, und das mannigfach verſchiedene Geräuſch anderer Gewerbe, wunderte mich alſo nicht im Geringſten, in der Schenkſtube des freundlichen Wirthes nur einen einzigen Gaſt zu erblicken.

»Wohin wünſchen Sie ihren Trunk geſetzt?« fragte mich der Wirth, da ich nach meiner Gewohnheit, um mählich auszukühlen, im Zimmer auf und ab ſchritt.

»Ich werde mich zu dieſem Herrn geſellen!« ſagte ich mich verneigend und den Stuhl zurecht ſetzend.

»Iſt mir nicht lieb,« murmelte Jener verdrießlich, ohne vom Glaſe aufzublicken.

»Aber Johannes, ſeid doch nicht wieder gar ſo unfreundlich!« ermahnte der Wirth und ſah mich begütigend an.

»Iſt mir nicht lieb! Hab's ſchon geſagt,« erwiderte der Mann unverrückter Stellung und in demſelben Tone.

»Nun denn,« ſprach ich, überraſcht zwar, doch ohne Groll, »nun denn Herr, ſo ſetzt mir meinen Trunk auf dieſen Tiſch!« Es war gerade dem Finſteren gegenüber.

Sitzend dann dachte ich nach, ob und wie ich wohl es Mannes Unfreundlichkeit verdient hätte; ich war och manierlich eingetreten, hatte anſtändig gegrüßt und egehrt, eben ſo wenig alberne Scheue als Windbeutelei ge eigt; ſah auch meines Erachtens nicht ſo ſinneswüſt und omödiantiſch, ſondern völlig wie ein honnetter Wandersnann aus, und zudem hatte er mich ja gar noch nicht aneſchaut; ich konnte ihn alſo unmöglich verletzt haben, es ußte ihn ein ganz Anderes, das ich aber gerne gewußt ätte, zu dieſer Unleidlichkeit, zu dieſem Menſchenhaſſe immen.

Da er ſeine gebeugte Stellung noch nicht verändert atte, ſo konnte ich ihn ungeſtört betrachten. Der Mann ar bereits ein Gutes über den männlichen Höhepunkt; ber ſein feſter Bau ſchien doch mehr durch nagenden Gram nd Mißmuth von Innen, als von Außen durch die Gewalt r Jahre erſchüttert worden zu ſein. Wenn er gegangen wäre, ſchloß ich den Wirth um einigen Aufſchluß zu fragen; aber es war mein Glas bereits zum zweiten Male voll; draußen ſchwang ſchon der Wind ſeine mächtige Geißel, daß Baum und Gebüſch darob ſchauerten und vor dem Schnauben ſeines Geſpanns fahle Staubwolken durch die Gaſſen wirbelten. — Der Mann ſaß hinverſunken in Gram und Groll, oder wie es ſchien, in eine fatale Rechnung vertieft, denn er ſchrieb und zeichnete, was ich jetzt erſt bemerkte, Ziffern und Charaktere mit der Kreide auf die Tiſchfläche; und wie er alle Berührung verabſcheute, ſo ſchien ihn auch die Natur, ob freundlich ob unwirſch, nicht mehr zu berühren.

„Unglücklicher Menſch!" ſeufzte ich, „der alſo ſich vernichten konnte, und weh' euch Argen, die etwa zu ſolcher Vernichtung beigetragen haben, weh' euch, dreimal weh'!" Recht traurig ſaß ich eine Weile in einem bangen Gefühl, wie man in ſchweren Träumen hat. Bin ich doch auch ein Menſch, daher allen Gefahren von Innen und Außen bloßgeſtellt. Wer bürgt mir, daß ich nicht nach einer Reihe von Jahren durch vereitelte Hoffnungen und unbelohntes Mühewalten eben ſo zerfallen und elend bin, wie dieſer Unglückliche. Die Sonne war allbereits vom Gewitter verhüllt; im ſtoßenden Winde erklangen Fenſter und Balken; ein heller Blitz zuckte; da regte ſich der Mann, griff nach ſeinem Glas, ſchlürfte es aus, und ging — nicht, wie ich gemeint hatte und zu Gunſten meiner geſpannten Neugierde wünſchte, ſondern ſchob eilig ſein Glas von ſich weg weit Tiſcheckwärts, welches ein allverſtändliches Schenkzeichen iſt, daß man friſch eingeſchenkt haben wolle. Durſt, noch mehr aber der heimliche Brand meiner Unruhe hatten auch mein Glas wieder leer gemacht. Was war zu thun? Gehen konnte ich nicht, es ſchlugen gerade die erſten ſchweren Wettertropfen an die Fenſter; ich pantomimiſirte alſo dasſelbe wie der Düſtere, fügte aber mit vernehmlichen Worten dem weggreifenden Wirthe bei, daß er jetzt mein Glas nur keck auf jenen Tiſch hinſetzen möge, da mir im Gewitterſchauer das Alleinſitzen mehr als alles Andere unangenehm wäre.

Ohne weitere Entſchuldigung ſetzte ich mich alſo zu meinem wieder gefüllten Glaſe neben den Finſtern, der ſeinerſeits nun auch gerade nichts mehr dagegen zu haben ſchien, ja im Gegentheile wollte es mich nach einer Weile ſogar bedünken, nachdem er einige Male ſeine Stellung verändert, aufgeſeufzt und eine Priſe genommen hatte, er ſei mit ſeinem inneren Hader zu Ende; noch mehr — aus ſeinem Räuſpern und Lippenregen meinte ich zu merken, daß ſich ein Gedanke zur wörtlichen Vernehmbarkeit gekocht hatte. Ich triumphirte darüber im Herzen, ließ aber meinen Triumph nicht laut werden, im Gegentheile ſuchte ich jetzt ſein verſunkenes Weſen nachzuahmen und bemühte mich, nur zeitweiſe durch einen fragend auf ihn gerichteten Blick den Kochprozeß ſeines Gemüthes zu befeuern. Und meine Liſt gelang mir trefflich! Einmal ſeufzte er noch, dann griff er wieder nach ſeiner Doſe.

»Beliebt!" ſagte er, die Geöffnete mir entgegenführend und mit dem Worte ſchien ſich ihm ein ſchmerzlicher Krampf gelöſ't zu haben; denn während wir ſchnupften, ſah er mich mit ſeelenguten Augen und rührungsvollem Geſichtsausdrucke an. — »Sie ſind ein guter Menſch!" ſagte er wieder nach einer kleinen Pauſe. Ich ſchwieg noch. — „Gewiß ein Gelehrter," fuhr er fort, „oder wohl gar ein Künſtler!" — Ich mußte lächeln. — „Ich habe Sie vorher beleidigt, aber Sie wiſſen nicht" — er ſeufzte. — „Haben Sie auch meine Rechnung geſehen?" — „Ja!" — »Und auch eingeſehen, erkannt?" — „Nein!" — „Nicht erkannt? Ei du lieber Gott, freilich nicht! Wer das auch verſtehen, erkennen möchte! — Der Burſche doch, der heilloſe Burſche! Ich erkenne es auch nicht? aber die Hälfte von 27 iſt doch 13½, nicht wahr?" — „Unfehlbar!" — »Und es muß doch gefehlt ſein, gefehlt muß es ſein," ſag' ich, „ganz gefehlt; denn der heilloſe Burſche beſtätigt es nicht!" — „Wer iſt der verdammte Burſche, der das negiren kann?" rief ich im mathematiſchen Ernſt. — »Ach ſachte, ſachte, Herr! dennoch kein barſches Wort über ihn, kein Rümpfen, kein ſcheeles Aug' auf ihn! Er iſt und bleibt trotz dem mein Herzensjunge, mein ſelig Erzeugter, mein Hoffnungsreicher, mein Schirm und Stab, mein Einziges und Alles! Sachte, mein Schätzbarer! Sie haben ihn noch nicht geſehen, und kein Sterbensaug' hat ihn noch geſehen, nur ich allein ſah ihn immer und allerwegen. — Ich trage ihn da und da, mitten innen — im Kopfe und im Herzen — den lieben, heilloſen Jungen!" —

»Mein lieber Herr!" ſagte ich, und wollte fragend weiter reden; aber der Mann zerſtob mit beiden Händen meine Worte und rief im kläglichen Tone: „Nichts, nichts: ich hab' mich betrogen an Ihnen, mein Junge iſt ein heilig Kleinod, und verträgt kein arges Wort; drum ſtill, nur ſtill!" — »Aber mein lieber Freund!" ſagte ich im möglichſt milden Tone, »ich meinte ja nur —"

„Weiß ſchon, weiß ſchon," unterbrach er mich, »Alle haben gemeint, und haben ſämmtlich ſchlecht gemeint, weil immer ſchlecht geweſen iſt, was ich nach ihrer Meinung gethan.“ — „Aber lieber Freund, aber,“ ſuchte ich ihm wieder in die Rede zu kommen. „Aber“ — richtig!“ rief er wild auflachend, „richtig! „Aber“ — das war das Wort, das beſtändig meiner Seligen über die Zunge lief: — „Aber Fleiß und Gewerb geht verloren!“ keifte ſie; „aber Hab und Gut geht darauf!“ klagte ſie; „Aber das Mark deines Verſtandes frißt dir der Burſche noch!“ lamentirte ſie; „Aber Ruh' und Ehre geht zu Grunde!“ weinte ſie; und noch tauſend ſolche — „Aber“ — wußte ſie, daß mir oft darüber todängſtlich und glühheiß wurde; da ſtarb ſie endlich, ich hatte aber nicht Zeit, ihr in's Grab zu weinen, weil ich gerade mit dem Burſchen beſchäftigt war — ja, — „aber“ — mein Gott! Gewerbe treiben Andere: Hab und Gut mußte ich an ihn wenden, und mein Verſtandesmark muß er auch haben, weil er in der Welt dereinſt ſich zeigen muß — vornehm und klug.“

Eine Priſe, die er nahm, ſuchte ich geſchwind als Gelegenheit zu erhaſchen, mich bei dem Manne wieder in Kredit zu bringen. „Ihr Junge ſcheint,“ — ſagte ich, und wollte auf das glimpflichſte eine fragliche Vermuthung anbringen; aber es war unmöglich, heftiger als vorher unterbrach er mich: „Mein Junge ſcheint nicht, glauben Sie, daß ich ihn nur auf den Schein ausſtaffiere, he, Gott davor! der Burſche muß was Rechtes werden, nicht wie andere Flitterpüppchen, — ja auf den Schein! da ſchlüg' ich mir ſelbſt in's Geſicht und ließe mich auf offnem Markte für einen Eſel erklären, wenn ich auf bloßen Schein ſo viel verwendet hätte.“

„Aber du mein Gott!“ rief ich dazwiſchen: „Sie verſtehen mich ja nicht, weil —" „O gut genug verſtehe ich Sie, mein Herr Studioſus! Sie meinen, ich ſei ein Dummkopf, ein leidiger Pfuſcher, und der Burſche ein alberner Fratze; doch weit geirrt, mein feiner Herr Philoſoph und Mathematikus! — mich reut keine ſchlafloſe Nacht, kein Schweißtropfen! mag dahin ſein Hab und Gut, mag meine ganze übrige Brut verderben, dem Einzigen will ich Alles opfern mit Luſt und Geduld, wie könnte ich denn ſonſt erwarten, daß er mir's wieder vergelten und hundertfach einbringen werde in den Tagen meines Alterlebens? Und er wird es thun, mir hat es jüngſt eine Stimme in der Nacht geſagt; die Stimme aber hab' ich erkannt, es — war —" da ſchimmerte die Stube jählings von blau rollendem Feuer und in demſelben Augenblicke überkrachte uns ein fürchterlicher Donnerſchlag, — Jeſu, Maria! und Aller Hände zitterten kreuzend über das Angeſicht; die Feuerglocke dröhnte und ängſtliches Getöſe durch das Beben der Thüre und Klirren der Fenſter — »Heiland, mein Burſche!" kreiſchte der Mann und ſtürzte aus dem Zimmer. Desgleichen that das Hausgeſinde. Ich warf ein erkleckliches Geldſtück als Zeche auf den Tiſch, und rannte hinten nach. — »Wer iſt denn der Mann dort?" fragte ich Einen, den er faſt überrannt hatte. »Es war der verrückte Tiſchler!" — „Und ſein Sohn?" — „Auch ein Tiſchler!" rief er im Eintreten. — »Ein Tiſchler und wieder ein Tiſchler, da wußte ich nun einen ſchönen Bettel!" —

2.

Der ſtille Geſelle.

In einem heitern Städtchen der ſegenreichen Rheingegend arbeitete in einer Tiſchlerwerkſtätte ſeit Jahr und Tag ein braver, ſittſamer Geſelle, Bernhard mit Namen. So flink, wie ihm, ging nicht Jedem die Arbeit aus der Hand: er mochte dann hacken oder ſägen, hobeln oder bohren. Deshalb liebte ihn der Meiſter, und ſchätzten ihn Mitgeſell und Lehrlinge. Nur Eines verdroß die Geſellen an Bernhard, daß er am Feierabende nicht mit ihnen zechen und luſtwandeln ging, ſondern lieber einſam in ſeiner Kammer daheim hinhockte, alfanzirliche Püppchen ſchnitt, allerlei Walzen und Rädchen drechſelte und ſeinen ſauer verdienten Wochenlohn am Sonntage für allerlei Stahl und Meſſingzeug, feine Feilen und andere nichtige, für einen Tiſchler unziemliche Inſtrumente weggab. Das verdroß die Geſellen und die ſchmucken Dirnen des Städtchens hätten auch Bernharden weit lieber gehabt, wenn er ſich für ſein Geldchen fein ſäuberlich und modiſch gekleidet hätte und Ein oder die Andere nach Burſchenbrauch zu Tanz und Faſtnachtsſpiel geführet hätte. Wer weiß es, meinten die Mädchen, was dann am Ende noch geſchehen könnte, da er, wie ſeine Kundſchaft zeugte, ein Meiſtersſohn und braver, verſtändiger Arbeiter wäre. Selbſt ſeines eigenen Meiſters Tochter, Katharina, ſagte es zuweilen und die Kameraden ſagten es in traulichen Augenblicken Bernharden wieder, aber er blieb, wie er war, ſchlicht und zurückgezogen, und ſchnitzte, und drechſelte nach der Arbeit und nach dem Gottesdienſte ſelbſt an Sonn- und Feiertagen.

Auf einmal aber wurde Bernhard unruhig und tiefſinnig; es litt ihn Abends nicht mehr bei ſeiner Lieblingsbeſchäftigung; er ſchlenderte auf einſamen Wegen durch Au und Feld; da ihm aber das auch nicht anſtand, miſchte er ſich zu ſeinen Kameraden und ſuchte ſich durch Spiel und Trunk zu zerſtreuen, zwang ſich ſogar zur koſenden Zwieſprache mit den Nachbarstöchtern und die Geſellen lobten ſämmtlich ſein Beginnen, ſtießen fröhlich an ſein Glas und ſchüttelten ihm brüderlich die Hand; die Dirnen waren bei ihrer Arbeit bald ausgelaſſen luſtig, bald nachdenklich und kopfhängend, und manche flocht ſich ſchon am Freitage den Zopf höher als gewöhnlich, ging am Samſtage mit blendend weißer Schürze zum Brunnen, gerade wenn Bernhard vorüberſpazierte, und wenn er ſie freundlich gegegrüßt hatte, plättete ſie dann ihre Sonntagskrauſe ſorgfältiger als ſonſt, und auf das Häubchen mußte ohne weiters ein neues roſenrothes Band; Katharina ſelbſt muſterte in ihrem reichen Kleiderkaſten, was ſie ſchon lange nicht mehr gethan hatte.

Des heimlichen Hoffens und emſigen Treibens der Mädchen ward erſt völlig kein Ende, als man einmal Bernharden zum Schneidermeiſter Feinſchnitt hatte gehen geſehen, als er beim Goldſchmid ein Fingerlein feilſchte und ſeine verwitterte Sackuhr ausputzen ließ.

Im Himmel können die Engel über einen reumüthigen Sünder nicht mehr fröhlichen Jubel anſtimmen, als die Mädchen thaten über Bernhards Aufleben; die Burſchen aber, ſeine Kameraden, die ihn immer geſchätzt und ſeit Kurzem ſogar geliebt hatten, fingen Viele an, ihm im Herzen Gram zu werden, weil ihre Mädchen plötzlich ſo ſpröde wurden und immer von Bernharden plauderten.

So ſind die Menſchen, leicht veränderlich, dem Wechſel und dem Scheine hold!

Wir werden gleich ſehen, daß weder die Mädchen zur Freude, noch die Burſche zum Groll Urſache hatten: denn Meiſter Feinſchnitt brachte eines Sonntags Morgens, wie er es verſprochen hatte — ich weiß nicht, hatte damals dieſe Zunft noch das Privilegium zum Lügen nicht, oder machte Meiſter Feinſchnitt davon keinen Gebrauch? — genug er brachte, wie es verſprochen war, Bernharden das Beſtellte. Bis auf die fünf Extremitäten hatte er ihn ganz neu überzogen und die Kleider hatten die höchſte Schönheit damaliger Zeiten — ſie waren proper. Ein paarmal ſtrich der Meiſter mit ſeinen feinen Händen fadenwärts zwiſchen Achſel und Hüfte, zupfte auch ein kleinwenig am Kragen und ſtellte ſich dann mit weidlichen Augen und ſüßlächelndem Munde einige Schritte davon, ſprechend: „Wohl iſt mir Alles gerathen und wohl ſteht Euch Alles, mein wackerer Bernhard, und traun! Ihr dürftet zufrieden ſein, wenn es Euer Hochzeitſtaat wäre!» Darüber mußte der Geſelle beifällig lächeln und zahlte dann um ſo lieber den Meiſter bei Pfennig und Heller.

»Schönen Dank,» ſprach dieſer, »recht ſchönen Dank, mein werther Kundmann!» und ihm die Hand ſchüttelnd, fügte er bei: »So ſeid denn glücklich in dem neuen Kleide und auf Eurer weiten Reiſe, bis Ihr Euren Vater heimgeſucht habt, den Ihr mir freundlich grüßen möget unbekannter Weiſe.»

Den Leſer, noch mehr aber die Leſerin, die dieſe Rede des traulichen Meiſters befremden muß, rufe ich hiemit beſcheidentlich an, doch gefälligſt ihre Augen von dem ſtattlichen Bernhard, der ſich ſeine Wangen zur lieblichſten Jugendfriſche aufgewärmt hatte, ein wenig wegzuwenden, und noch ein Stück, welches der Meiſter neugefertigt mitgebracht hat, anzuſehen, welches doch nichts anders ſein kann, als ein — Reiſekittel, den Bernhard nächſter Tage anziehen wird. Jetzt aber laſſen wir ihn chriſtpflichtlich in die Kirche gehen, dann ein wenig promenadiren und nach dem Mittagmahle wollen wir zuhören, was er ſeinem Meiſter in dem Prunkſtübchen offeriren wird.

—

»Du haſt mit mir in Geheim zu ſprechen,« hub der Meiſter nach eingenommenem Mahle und verrichtetem Tiſchgebete an. »Bernhard! nun denn, ſo komme!« Bernhard folgte.

»Meiſter!« ſprach er mit beklommener Rede, »Meiſter, ſeid nicht ungehalten, ich muß Euch für die Arbeit Dank ſagen. Es iſt wohl bei Euch eine vornehme Werkſtätte und Ihr wißt den Geſellen zu halten, wie ſelten ein Meiſter; Eure tugendſame Tochter Katharina iſt nicht ſchnöde und ſchnippiſch, wie viele Meiſterstöchter, aber wenn mir das auch Alles ſo wohlgefällt und noch hundertmal beſſer gefiele, ſo muß ich doch fort!« Der Meiſter ſah ihn verdutzt und fragend an, ohne jedoch ein Wort zu vermögen, und Bernhard fuhr fort: »Ja ſeht, ſchon geraume Zeit, Ihr müßt es ſelbſt mit Aerger geſpürt haben, quälet mich eine heimliche Unruhe, als wäre ein großes Unglück vorgegangen daheim mit meinem alten Vater, und aus allen Winkeln und Ecken ruft es mir unaufhörlich zu: Bernhard geh fort, Bernhard geh heim, ſonſt iſt es gefehlt! — Ich habe mich deswegen auch hübſch ausſtaffirt, daß ich nicht ausſehe, wie ein wüſter Landläufer zum Leide und Geſpötte meiner Anverwandten und Nachbarsleute, drum bitte ich Euch, guter Meiſter, daß Ihr mich willig entlaſſet und mir meine Kundſchaft fertiget!“

„Hm,“ ſagte der Meiſter, „hab' wohl gemerkt, daß dir etwas auf dem Herzen liegt und im Kopfe umgeht; allein ich habe in meiner Jugend einmal ſelbſt eine ſolche Mahnung gehabt, wie mein ſeliger Vater zum Sterben lag; iſt mir auch ſo unruhig und wunderſam geweſen, daß ich aufſagen mußte und heimreiſen, gar vom weiten Ungarland herauf. Ich kam aber doch ſchon zu ſpät und traf ſtatt meinen geliebten Vater einen friſchen Hügel und ein ſchwarzes Kreuz darauf; daher Bernhard, will ich im Andenken jenes Herzeleides auch nicht thun, was ich thun könnte — dich noch einige Tage aufhalten und dich zu arbeiten heißen; nein, ich thu' es nicht, Bernhard, ſo gern ich dich auch bei mir ſähe, ſondern heute will ich noch deine Kundſchaft ausfertigen und morgen, oder wann du willſt, meinen Segen dir auf die Reiſe mitgeben.“

Bernhard dankte für des Meiſters milde Geſinnung und begab ſich in ſeine Kammer, um ſeine Sachen in Ordnung zu bringen.

Ach, die Beiden hatten nun ein hartes Geſchäft!

Der Meiſter wollte eine ſchöne Schrift ſtellen und auch in der Wortſetzung ſeinem Concepte keine Schande anthun; er mußte vorher vielmal von der Federſpitze ein quergekommenes Fäſerchen wegzupfen und mit Nachſtudieren ſich ſeinen alten Kopf zerbrechen. Der Geſelle wollte ſeinem Felleiſen ein gutes Ausſehen geben, nichts zurücklaſſen und nichts allzuſehr verkrümmen; und doch ſollte es ſchlank und gefällig hocken, die Bürſten mußten ſimmetriſch geſteckt, die neugeſohlten Stiefel mit den blanken Eiſen und Nägelreihen grifffeſt geſchoben werden, daß ſie nicht ſchlenkern, das brauchte für ſeinen jungen, unerfahrnen Kopf viel Simuliren und Probiren. Doch ſie hatten auch Beide, ſo Meiſter als Geſell, die erkleckliche Portion Geduld und lös'ten auch Beide zu ihrer völligen Zufriedenheit ihre ſchwierige Aufgabe; war auch darüber die größere Hälfte des Nachmittags verſtrichen, was that es, der Meiſter meinte — es könnte kein muſterhafteres Concept jemals ſchöner geſchrieben worden ſein und — war glücklich; der Geſelle glaubte, es könnte kein ſchmuckeres Felleiſen jemals eines Wanderburſchen ſtattlichen Frachtbuckel gezieret haben und — empfand derohalben ſüßwonniglich in ſeinem Herzen.

O der lieben Einfalt, des unſchuldigen Dünkels einer kindlichen, ach dahingeſchwundenen Zeit!

Wie denn Alles ſo geſchehen war, lud der Meiſter Bernharden freundlich ein auf ſeinen Lieblingsſpaziergang zum »grünen Specht in der Hecke« auf einen Johannestrunk, und erlaubte ihm ausdrücklich an Katharinens grüner Seite zu wandeln, war er doch ein Meiſtersſohn und — vornehm gekleidet, dachte Jungfrau Katharin dazu und hatte nichts gegen des Vaters Erlaubniß im Herzen, geſchweige denn mit Worten.

Weiß Gott, wie die anderen Mädchen auch ſchon von Bernhards Abreiſe Kunde erhalten hatten; aber ihre melancholiſchen Geſichtchen, mit denen ſie den Vorübergehenden anſahen, verriethen es, und manches zärtliche Blumenſträußchen vor wohlbekannten Fenſtern ſetzte es gänzlich außer Zweifel. — Die armen Mädchen, ſo mußte ihnen die Freude in den Brunnen fallen! Nun, tröſtet euch, für Bernhard wird vielleicht bald ein Leonhard oder gar ein Sieghard kommen, der auch liebenswürdig und jung iſt, und dem kein geheimnißvolles Streben, kein Sonderlingsſinn eure Reize verhüllt und den kein jähes Herzeleid aus eueren wonneſeligen Hoffnungsgärtchen entrückel.

Der Johannestrunk war frohgemuth eingenommen, und Bernhard vergaß all' ſeines Leides, wurde gegen ſeine ſonſtige Art geſprächig, und wußte Katharinen ſo viel Artiges zu ſagen, daß der alte Vater ein über das andere Mal ausrief: »Da ſeh' mir ein Menſch unſern ſtillen Bernhard! O du verbannter Burſche du!« aber er ließ es ruhig geſchehen, war Bernhard doch ein Meiſtersſohn und ein braver, kunſtreicher Arbeiter dazu.

Was er aber Alles mit Katharinen geſprochen hatte, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß ihm beim endlichen Nachhauſewandeln im Mondſcheine plötzlich das Geſpräch ausgegangen war, daß er aber, ſo oft ſie aus den Schatten kamen, das hübſche Mädchen anſah, und daß Katharine ihm mehre Male die Hand drückte, und als es dann auf der Hausflur zum Scheiden gekommen war, ihm mit zitternder Stimme »glückliche Reiſe!« wünſchte, und des Vaters Wunſch, bald von ſich hören zu laſſen, bittend wiederholte.

8.

Das verödete Vaterhaus.

Eben ſchlug die Sonne den roſenrothen Morgenſchleier aus ihrem ſtrahlenden Angeſicht, da ſchritt ein ſchmucker, melancholiſcher Burſche heraus zum kleinen Stadtthore. Ein niedliches, wohlgefülltes Ränzchen ſaß auf ſeinem Rücken, und ſeine Hand war wehrhaft geziert mit dem Wanderſtabe; er wies ſeine Kundſchaft vor und paſſirte dann weiter. Bernhard war's. — Raſch ging ſein Weg weiter über Hügel und Thalgrund, nicht ſchlendernd nach anderer Burſchen Art, die des Mittags unter ſchattigen Bäumen liegen, am lecken Flauſe beſſern, und die ſpröden Socken reiben, die noch bei hohem Sonnenſtand ſich einquartieren, und beim Braunbier oder Branntweingläschen von ihrer ſchneckiſchen Bettelfahrt maulen; nein, raſch ging ſeine Reiſe herab die ſchwäbiſchen Gauen und bairiſchen Lande in großen Tagmärſchen, und nußbraun geröthet, ſah ſein jugendliches Angeſicht aus dem blonden Lockenhaare. Die wackern Meiſter der Städte und Flecken hatten an ſolch' rüſtigem Burſchen ihr inniges Wohlgefallen, und bedauerten mehre herzlich, daß er nicht bei ihnen bleiben und ſchaffen wolle.

Wie er ſo einſam durch Haid und Flur wanderte, ward er bald traurig und bald frohgemuth, je nachdem er ſeine Gedanken vor- oder rückwärts ſchickte; wenn ſie dann alle ſo eine Weile rückwärts ſchweiften, und er war, wie einer, der verkehrt im Wagen ſitzt, ward ihm immer ſo ſonderbar und beweglich, und wenn er ſich dann fragte, warum ihm alſo ſei, kam tief aus dem Herzensgrunde herauf die Antwort:

Am ſpiegelhellen Rhein,
Ganz nah', in einer kleinen Stadt,
Da iſt das Leben fein,
Morgens früh als Abends ſpat,
Dort möcht' ich ſein!

Dort möcht' ich gerne ſein,
Warum? das weiß ich ſelber kaum,
Lockt mich der Wanderſchein,
Lockt mich der weiße Wellenſchaum
Vom klaren Rhein?

Der Wellenſchaum iſt's nicht,
Der iſt zu flüchtig mir und kalt
Auch iſt das Silberlicht,
Das Nachts der ſanfte Mond umſtrahlt,
Mein Sehnen nicht!

Muß wohl das Mägdelein
In jener winzig kleinen Stadt,
Ganz nah' am klaren Rhein,
Mit Aeuglein klar und Wänglein glatt,
Mein Sehnen ſein!

Ja, ja, ſo iſt es wohl,
Und anders iſt es wahrlich kaum,
Sie hat ſo anmuthsvoll,
Mit mildbethautem Augenſaum:
Daß ich ſie hegen ſoll!

Und was natürlich ſließt,
Wird ohne große Müh' bewegt,
Und was von ſelber ſprießt,
Das wird im Gärtchen leicht gehegt,
Wie ihr wohl wißt.

Das war immer ſeine Antwort herauf, aus des Herzens Tiefe, aber Bernhard ließ ſich das darum nicht hinderlich ſein, ſondern förderte ſich wacker vorwärts, um nur baldigſt zu ſehen, wie es daheim mit ſeinem alten Vater ſtehe.

Ach, und da ſtand es übel, weit übler, als ſeine Ahnung ihm vorgeſpiegelt hatte, wie wir es bald zu unſ'rem eigenen Herzeleid vernehmen werden.

Es war ſchon dunkel, wie Bernhard mit klopfendem Herzen in ſeine Vaterſtadt einſchritt. Dies, ſo wie ſein fremdes Ausſehen im Reiſekittel machte ihn den hie und da ſpazierenden Leuten völlig unkenntlich. Ohne Aufenthalt gelangte er auf den Platz, von wo er in eine Gaſſe, und daraus wieder in ein Gäßchen einlenkte, wo ſeines Vaters Haus ſtand. Leiſe und beklemmt nahte er. — Keine Hacke ſchlug, kein Hobel rauſchte — »nu, es iſt ja bereits Feierabend,« tröſtete ſich Bernhard. Er griff an die Thür — ha, was iſt das! verſchloſſen!« — Er klinkte erſt beſcheidentlich, dann aber ſtärker und ſtärker, weil Niemand hören, Niemand öffnen wollte — »Mein Gott! noch und immer nicht. — Wenn auch der Vater — ſo müßte doch ein dienſtliches Weſen zu Hauſe ſein!« Kalter Schauer überlief ihn. Er klinkte noch einmal heftig, ungeſtüm, da trippelte ein altes Mütterlein gegen ihn heran. »Was will denn etwa der Junggeſelle dahier im Hauſe?«

»Hinein, hinein! Es iſt doch des Tiſchlermeiſters · · · Haus?»

»Wohl iſt dies des Tiſchlermeiſters Haus, aber um Einlaß klinkt der Junggeſell vergebens.»

»Gott! iſt mein alter Vater geſtorben?»

»Euer Vater, ſagt Ihr, Euer Vater!»

»Ja, ja, ſag' es nur, Mütterlein, ſag' es nur, daß Ihr ihn begraben habt, meinen alten Vater — ach!» dann ſank Bernhard nieder auf die Marmorbank; aber der kalte Stein und das eifrige Mütterchen erweckten ihn gleich wieder.

»Heilige Jungfrau, Ihr ſeid doch der Bernhard nicht, den ich auf den Armen getragen und auf meinem Schoße geſchaukelt habe.»

Ach, Chriſtine, ach ja, Bernhard bin ich; aber ſag' es nur, mein Vater iſt nicht mehr! O, meine Ahnung!» und dem Schluchzenden erwiderte weinend das Mütterlein Chriſtine: »Du unglücklicher Bernhard, wohl iſt dein unglücklicher Vater noch, ach, und doch nicht recht.»

»Wie meinſt du das, Chriſtine! er iſt und doch nicht recht, gelobt ſei Gott in alle Ewigkeit, wenn er nur iſt, mein alter Vater!» und aufſprang er, faßte das Mütterlein heftig am Arme, daß ihre Beinchen knackten wie berſtende Haſelnüſſe, begehrend, daß ſie ihn eiligſt zum Vater führen wolle.»

„Amen!» preßte die Alte durch einen Seufzer jähen Schmerzes, „Amen! aber mein — Bernhard, wo dein Vater iſt, da kannſt du nicht hinkommen, ſo wenig, wie durch dieſes Schlüſſelloch in Euer eigenes Haus. — Ach, dein unglücklicher Vater iſt — — doch komm' heut', komm', du mußt mit meinem Stübchen vorlieb nehmen, wo ich dir die Unglücksgeſchichte erzählen werde.“

„Chriſtine!“

„All' umſonſt, liebſtes, theures, unglückliches Kind, all' umſonſt, d'rum komm' heut', komm'!“ — und Bernhard wankte, einem Trunkenen gleich, dahin am Arme der Alten, verſenkt in Schmerz und düſtere Hoffnung, ohne Murren und ohne Seufzen.

Im Stübchen der Alten endlich erwarmte er wieder zu regem Leben und klarem Bewußtſein, und erfuhr, daß ſein alter Vater ungefähr ſeit einem halben Jahre ganz beſonders außerordentlich zu ſein angefangen hätte, daß er all' ſein übriges Geſchäft gänzlich vernachläſſiget und ſich dafür von früh Morgens bis ſpät hinein in die ſinkende Nacht mit einer närriſchen Puppe befaßt und abgearbeitet habe, und ſelbſt im Schlafe bald freudig, bald und öfter grauſig aufgekreiſcht und geflucht habe; daß er endlich gar im Kopfe irre zu werden anfing, nachdem er vorher einmal die Puppe im Zorne zerſchmiſſen hatte, gleich darauf aber, in einer Anwandlung von Reue, dieſelbe wieder zuſammenſetzen wollte, und nicht mehr konnte; darüber ſei der arme Mann im Kopfe irre geworden, ſo ſehr irre, daß er zeitweiſe alle ſeine Inwohnersleute für Puppen anſah, und in dieſem Raptus von ihnen heiſchte, daß ſie nach närriſchen Melodien, die er ihnen vorgrollte, hätten hüpfen und wurſteln ſollen; und wie ſie darüber lachten, und es natürlicher Weiſe nicht thaten, ſei er darüber in ſolche raſende Wuth gerathen, daß er nach ihnen ſchlug und warf, den Fliehenden mit ſchrecklichen Drohungen nachrannte über Straßen und Plätze, und wehe Demjenigen, dem dabei Klugheit und Behendigkeit mangelten. »So geſchah es, daß in letzterer Zeit,« ſchloß Chriſtine, »Euer ſonſt ſo friedlich-freundliches Haus verlaſſen wurde, wie ein Schloß, wo ein böſer Kobold hauſet.«

»Und was geſchah mit meinem Vater, Chriſtine?« —

»Ei, was geſchah! — was geſchehen mußte, Herzenskind! Man bemächtigte ſich ſeiner, ſchloß bis zu deiner Einberufung und Heimkunſt das Haus, und ſperrte ihn ins Tollhaus.«

»In's Tollhaus! den Vater in's Tollhaus! Ach, Chriſtine, laſſ' mich eilends fort, daß ich das Eiſengitter einſtampfe, daß ich den geliebten Vater ſehe, und ihn erlöſe aus Noth und ſchmählicher Haft!«

»Was befällt dich, Bernhard! Daß er dich erwürgte oder zerſchmieße, wie jene heilloſe Puppe, daß dich der Jammer ſelbſt zum Raſenden machte, und daß Ihr, losgerungen, die Stadt erſchrecktet, die friedliche, die Euch ehedem friedlich gekannt und geliebt hat!« Da iſt keine Hilfe, keine Rettung, du Unglückskind! wenn nicht Der da oben in's Mittel tritt, oder wie die Aerzte ſagen, ein kunſtreicher Mann ſich hervorthut, der die heilloſe Puppe zu Stande bringt.«

»Sagten das die Aerzte, Chriſtine? Haſt du es gehört und nicht falſch gehört?« rief der Jüngling, und ſtand, wie von einem tröſtenden Hoffnungsſtrahl durchzuckt.

»O Chriſtine, wenn das wäre! o Chriſtine! — dann — —« Und ruhig, wie ein Heißdurſtiger an der rauſchenden Quelle, ſetzte ſich Bernhard nieder, und ſprach kein lautes Wort mehr, aber ſeine Augen ſchimmerten wie Lichtmeßkerzen, und ſeine Hände hoben ſich gefaltet empor. Chriſtine kniete auf ihren Betſchämel und that desgleichen, bis ihr milder Schlummer die Augen ſchloß, und ihren greiſen Kopf zum Neigen brachte.

Bernhard's Gebet war geendigt, und der Erhörung Balſam trof thaumild in ſein wundes, kindliches Herz.

»Chriſtine!« Die ſchlummernde Alte antwortete nicht. »Schlaf, du gute Seele, mir iſt aus deinen Worten himmliſches Tageslicht aufgegangen, das mir mein Werk beleuchten ſoll!« Dann hob er die Alte mit ſanftem Griff auf ihr Lager, und er — doch es iſt Viertel auf Ein Uhr, und der Schreiber geht auch ſchlafen, desgleichen mag der gute Leſer thun, oder wenn's gerade Tag iſt, ein Weilchen innehalten.

4.

Der Automate.

Morgen war's, heller Morgen, als Chriſtine aus ihrem Schlafe auftaumelte. Sie ſah im Kämmerlein umher, und ſieh', auf dem harten hölzernen Stuhle ſaß Bernhard und ſchlummerte noch; das Licht war ausgebrannt, ſein Felleiſen geöffnet und rund um ihn auf dem Tiſche zerſtreut lagen verſchiedene Werkzeuge und Dinge, die ſie nicht kannte, dazwiſchen glänzende Rädchen, Stäbchen, Häkelchen, und feiner, feiner Feilenſtaub, ach, und in den Händen, was hält er doch in den Händen? ſieht doch Chriſtine recht? — eine Puppe! faſt dieſelbe, die ſein unglücklicher Vater erſt ſo mühſam zuſammengemacht und dann entzwei getreten hatte.

»O du!« rief Chriſtine, und ſah ſcheu forſchend auf des Schlummernden Angeſicht, ob nicht auch Raſerei ſeinen

Mund ſchon verzerrt oder Irrſinn ſeine Brauen verſchoben hätte?

Nein, nein, im Gegentheile lag freudige Rührung, mild vom Schmerze überſchattet, über ſein Antlitz gegoſſen, und als ſolcherweiſe getröſtet, Chriſtine eben ein Frühmahl ihrem theuern Gaſte zu kaufen, die aus den Angeln knarrende Thüre eröffnete, erwachte er.

»Ach ſieh'!» rief Bernhard in trauriger Ueberraſchung. »So hat doch mein müder Körper den willigen Geiſt beſiegt, entſchlafen bin ich mitten im Geſchäfte, und habe ſo durch meine Ruhe die martervolle Unruhe meines Vaters um eben ſo viel verlängert! Und wird mir's gelingen?» — er beſah ſeine Kunſtpuppe und ſann nach über Gebild und Zahlenverhältniß, — »und haben das wirklich die Heilmänner geſagt?» fragte er der wieder eintretenden Chriſtine mit einem Morgengruße entgegen, „wirklich Chriſtine, daß ein kunſtreicher Mann, der die Puppe nach des Vaters Sinn zu Stande brächte, den Armen retten könnte?»

„Schönen Dank! und wie ich dir ſagte, aber Kind! du mußt nicht allzuſehr darauf bauen, es iſt dieſe Behauptung, wie ein Strafurtheil auf 99 Jahre Gefangenſchaft, denn geht doch die Rede, ich verſtehe es nicht — daß dein Vater menſchlicher Weiſe Unmögliches ſich vorgenommen hätte, und alſo nothwendig ein Narr werden mußte, und der es wieder verſuchte —» das Fehlende drückte ſie mit einem Seufzer aus und mit einem gerührten abmeſſenden Blick auf ihn und ſein Handſpiel.

Bernhard verſtand ſie, und antwortete mit einem Lächeln, das aber die gute Alte nicht verſtehen konnte —

zu ihrem Troſt, nicht deuten — zur Verminderung ihrer Bekümmerniß.

(O Vater Lavater, wann wird deine geträumte Gefühlszeit kommen? denn der Verſtand darf hiernieden doch niemals ſo erleuchtet werden, daß er die Nebelſchrift der Mienen und Geberden ohne Anſtand lieſ't!) —

Nach einem Paar Biſſen Frühmahl ging Leonhard wieder alſogleich an ſeine Puppe und Chriſtinen bat er, daß ſie ungeſäumt zum Bürgermeiſter eile, und ihn in ſeinem Namen grüße und erſuche, daß ſelber ſein Vaterhaus ihm aufſperren wolle, damit er darin hauſe und ſchaffe heilbringend mit Gottes Hilfe für ſeinen unglücklichen Vater!

———

Gerade um dieſe Zeit war es, daß ich auf meiner Herbſtheimfahrt wieder durch das Städtchen paſſiren mußte und deſſen ich mich in der ganzen langen Zeit über mit keinem Gedanken erinnert hatte, das kam mir jählings beim Eintritte in das Städtchen lebhaft in den Sinn — jener wunderliche Tiſchler mit ſeinem heilloſen Jungen. Leicht fand ich auch jene Taverne wieder, erkannte den Schenken und ward von ihm ebenfalls wieder erkannt; erfuhr auch von demſelben auf meine Nachfrage zu Leid und Verwunderung, was der Leſer bereits weiß, und ich wollte eben, wie die Vornehmen und Gleichgiltigen bei fremdem Unglück zu thun pflegen, theilnahmslos darüber hinſehen und das Städtchen verlaſſen, als auf einmal, wie zur Strafe für mein gottloſes Vornehmen, eine heftige Anwandlung von Neugierde, des wunderlichen Mannes Sohn zu ſehen, meinen vornehmen Sinn änderte. — Meine mit Fleiß verbrochene Schatulle wußte ich meinem Beſuche als ſchicklichen Vorwand anzuflicken.

Des Wirthes Söhnchen geleitete mich den Weg dahin, ich pochte an die Thüre ein- zweimal, und als nicht geantwortet wurde, trat ich ohne weiters ein, war ich doch ein Kundmann und das ein Vornehmer mit einer zerbrochenen Schatulle, in der vielleicht ſonſt Geld, viel Geld und andere Koſtbarkeit aufbewahrt ſein konnten. — Wie blieb ich aber an der leiſe zugeklappten Thüre ſtutzig ſtehen! War ich denn jählings nach Liliput verzückt worden oder in eine Gnomenhöhle, oder war es blos Sinnentrug von einem böſen Zauberer? Die ganze Stube wimmelte von niedlichen Menſchlein in bunten Flitterſtoffgewändern, die ſich auf das Poſſirlichſte drehten und ſchwenkten; ſie winkten mir mit ihren kleinen Händen, nickten traulich mit den Köpfen und trieben unter ſich die harmloſeſte Kurzweil von der Welt; aber Eines that ſich vor allen Uebrigen hervor durch die ausgelaſſenſte Luſtigkeit und die tollſte Drollerie. Allenthalben hatte es zu thun und zu gucken, mit Jedem mußte es ein Wörtchen tauſchen und entblödete ſich nicht, auf mich ſchauderhaften Rieſen anzutrippeln und mit vielen Bücklingen, Handwedeln und wackelndem Kinne mir ſeinen Reſpekt und ſein Wohlwollen zugleich kund zu thun.

»Bravo, recht ſo, brav Käſperle, brav!« ſo hört' ich jetzt rufen, und aus der Stubenecke erhob ſich ein junger Mann, den ich bis auf dieſen Augenblick nicht beobachtet hatte, und er ſeinerſeits ließ auch nicht ſehr merken, daß er meiner ein ſtarkes Acht habe; denn er ſprach noch ein Weilchen fort mit dem kleinen humoriſtiſchen Schalk, eh' er mich eines feſten Blickes würdigte und mich dann —

freilich unter tauſend Entſchuldigungen ſeiner unziemlichen Achtloſigkeit — um mein gütiges Begehren · von ihm befragte.

»Mein Begehren!" ſagte ich, und wies ihm die zerborſtene Schatulle. »Das heißt, wenn ich nicht, wie ſchon öfter, wieder einmal fehlgegangen und Sie der Tiſchler N — ſind?"

»Nicht fehlgegangen, mein werther Herr! und ich bin's, den Sie mit Beſuch beehren, und könnte auch die Schatulle leimen gut und vortrefflich, wie irgend Einer, aber —"

»Aber?"

»Wenn es eilig iſt, ſo kann ich nicht dienen zu meinem innigen Leidweſen; denn mein Vater —"

»Iſt er wieder zu Hauſe?"

»Ach nein! aber wenn mich meine Hoffnung nicht täuſcht, ſo geht heute ſein Leidenstag zu Ende, und am Abende iſt er da. Ach, meine Hoffnung!" und nieder ſah er mit Luſt und Kummer auf die ſchwankenden Puppen am Boden. — Käſperle ſchnackte und trieb luſtiges Poſſenſpiel ohne Unterlaß, da knackte es ihm jählings im Leibe, ſeine Glieder zitterten und ſtreckten ſich, wie ausathmende Vögel thun, und er ſtand ſtill, wie vom Starrkrampf befallen.

»Nun, mein Käſperle," ſprach der junge Mann, deſſen Sinn und Herz für alles Andere todt ſchien. »Nun, mein Käſperle," ſprach er, »dein künſtlicher Lebensodem iſt lang genug, und kurzweilig genug dein Treiben, daß du einen unglücklichen Mann aus böſen Träumen aufwecken kannſt."

»Alſo meine Schatulle,« unterbrach ich ihn, „könnt Ihr mir nicht machen?«

»Heute wahrlich nicht, beſter Herr! denn Sünde wäre es, außer Gott Jemanden zu dienen, bevor ich meinen Vater erlöſet habe.«

»Wie das? erklärt Euch näher, wenn Ihr anders Willen und Zeit habt.«

»Ganz wohl, es iſt ja ſo kurz: Mein Vater iſt ein großer Künſtler, all' das kleine luſtige Völkchen, ſo der werthe Herr vor ſich kurzweilen geſehen, hat mein Vater geſchaffen, wie er aber ſo machte und ſchuf, fiel ihm fort und fort mehr ein, und er beſchloß das allerkunſtreichſte, gleichſam den Inbegriff alles Uebrigen — den Käſperle zu ſchaffen. Wäre nicht gerade die Zeit angerückt geweſen, wo ich in die Fremde ausziehen mußte, und wäre mein Vater als Künſtler und Rechenmeiſter gleich groß geweſen, ſo hätte ihn wohl ſchwerlich das Unglück getroffen, daß er wegen Anſtrengung des Sinnes und aus Kummer über ſein Mißlingen — närriſch und raſend werden mußte. Ach, es iſt geſchehen! und was dem Vater nicht gelungen, das gelang mir, der ich in der Rechenkunſt beſſer erfahren bin als er, völlig ohne große Anſtrengung, da ich dergleichen Künſtelei, wie angeerbter Weiſe, ſtets ſelbſt gerne trieb, und zu Hauſe des Vaters Puppe bis auf ein einziges Zähnchen in einem einzigen Radlein, übrigens in bewunderungswürdiger Vollkommenheit ganz fertig vorfand.

»Da nun des Vaters geliebter Käſperle nicht nur in ſeinem Sinne ganz fertig iſt, ſondern durch meine Zuthat auch noch Kinn und Augen bewegen kann, ſo will ich nun mit dem Burſchen hin zu meinem Vater, und — haben die

Aerzte wahrgeſprochen — ihn erlöſen aus Leibeshaft und Seelennoth.»

»Und wann wollt Ihr Euren Erlöſungszug antreten?»

»Heute noch, dieſe Stunde noch, jetzt gleich, wenn der werthe Herr es gütigſt nicht länger verhindern wollen, ich wollte nur früher Käſperle Probe ablegen laſſen und dann— »

»So hab' ich Euch unwiſſend aufgehalten!»

Er ſchwieg.

»Habe Euch verzögert im Genuß unnennbaren Glückes; denn wiſſet junger Mann, ich bin auch Arzt und habe mich vorzüglich in der Seelenkunde ſtark zu belehren geſucht, ich ſtimme zu dem Ausſpruche der andern Aerzte — Ihr werdet durch Euer Kunſtwerk der Heiland Eures Vaters ſein; d'rum verzeiht, daß ich Euch aufgehalten habe, und — kann es ſein, ſo erlaubet mir, daß ich Euch zu Eurem Vater begleite, da für Ein Menſchenherz dieſe Freude ohnehin zu groß wäre.»

So ſprach ich, und der Jüngling gewährte mir mit Vergnügen meine Bitte.

Ich beſchleunigte durch ein gemiethetes Fuhrwerk unſern Erlöſungszug. Schweigend ſaßen wir neben einander; denn wie ſchal und ſeicht müßte ein Gemüth ſein, das in ſolchen Augenblicken ſich ausſprechen könnte.

5.

Das Irrenhaus.

Vor einem runden Hauſe, das mit einer ziemlich hohen, ebenfalls runden Mauer umfangen war, ſtiegen wir aus. Dumpfes Gemurmel, manchmal von einem gellenden Schrei durchzuckt, dazwiſchen auch unharmoniſcher

ingſang ſcholl uns entgegen. Meines jungen Begleiters
m zitterte ſichtbar, als er die Thorglocke erfaßte, und
n Geſicht war von innerem Schauer leichenblaß.

Wir wurden eingelaſſen und ſchritten durch die Narren
ler Claſſe, die an heiteren Tagen in ungeſelliger Geſell-
aft im freien Hofraume ihr Weſen treiben. Bernhard
lte ſich ein wenig an die Schauer gewöhnen, damit er
nn um ſo ſicherer und beſonnener hanthiere; daher ant-
rtete ich auf manche exabrupte Frage der herbeieilenden
ren; verſicherte den Krämer, daß der St. Aegidi-Markt
t ausfallen werde; ſtimmte dem Theoſophiſten bei,
ß Gott Vater noch ſeinen dreigeſtückten Hut trage,
d nannte einen gemeinen Fuſelier Herr General u. ſ. w.

Aber noch weit mehr rührend komiſches Intereſſe
eckten die, welche nicht ſprechen, ſondern die verloren
ſich ſelbſt, aller Objektivität vergeſſend, ihr Unweſen
iben; dergleichen waren: ein raſcher Spaziergänger, ein
mmandirender Held, ein junger, auf dem Rücken liegen-
Burſche, der mit den Füßen an einem Baumſtamme
mmelte, ein unverwandt aufwärts ſtierender Alter,
närriſch geſtikulirendes und laut auflachendes Mädchen,
— doch der Leſer iſt wohl ſelbſt — ho! — hat wohl
ſt, wollt' ich ſagen — dergleichen Irre geſehen, und
will ihm daher nicht länger vorenthalten, was er gern
en möchte, und was ich mir ja eigentlich auch zum Vor-
f dieſes Kapitelchens gemacht habe — die Begebenheit
dem alten Meiſter.

Alſo! Der Narrenvater führte uns eine Treppe hinauf,
dann durch einen amphitheatraliſchen Gang mit vielen,
en Niſchenkubikeln. Dieſe aber waren nicht, wie in

den katholiſchen Kirchen von kanoniſirten Heiligen bewohnt, obwohl die Bewohner derſelben gewiß eben ſo viel, wie jene gelitten hatten: im Gegentheile waren die darinnen, nach der Behauptung unſers Cicerone, garſtige, böſe Menſchen, die ſtrenge Zucht und Knute jeden Augenblick verdienten. Endlich waren wir auf unſerem Kreuzwege an der geſuchten Station. — Wir traten behutſam und ſcheu durch die aufgeſperrte Eiſengitterthür und zuſammengekauert in dumpfer Verlorenheit ſaß ein alter wüſter Mann, den ich mit harter Mühe als meinen einſtigen, erſt finſter ſchweigſamen, dann heftig poltronirenden Tiſchnachbar erkannte — Bernhard's unglücklicher Vater.

Nach einem wehmüthigen Hinblick war Bernhard gefaßter, als ich es vermuthet hatte. — Mit ſtillem Ernſte kramte er in ſeinem mitgebrachten Pakettchen, und ſchraubte und uhrwerkte an ſeinen Puppen. Der Hauspatron und ich ſahen ihm gleichfalls ſtill und erwartungsvoll zu. Der Irre ſchien uns noch immer nicht bemerkt zu haben, wenigſtens enthielt er ſich noch jedes Anzeichens.

Bernhard ſetzte eine Puppe in Bewegung und rief mit leiſer, bebender Stimme: »Vater, da ſeht! Vater!« und wie die Puppe mit leiſem, verborgenem Geſchnarre ihre mathematiſchen Kunſtſchritte machte, erwachte jählings Leben in der greiſen Geſtalt, das ſich bis zum niederſten Grad der Aufmerkſamkeit ſteigerte. Eine zweite Puppe paradirte, auf deren Mütze eine helle Thräne ſchaukelte, eine Thräne aus Bernhard's Auge. Der Irre ſchien ſie zu bemerken und ihr Aether befeuchtete wohlthuend den trockenen Kern ſeines Lebens; ſeine Lippe zuckte vom heimlichen Wort bewegt, und ſein Auge wandte ſich dämmernd, wie der erſte Strahl des Tages, nach uns. — Eine dritte Puppe trottete, die mit ihren Händen und ihrem wackligen Kopfe mancherlei Poſſirlichkeit trieb. Das war dem Alten zu viel, das ſchoß ihm durch Herz und Adern, er mußte die laſſen Arme regen und den gedrückten Leib aufrichten, daß die Gliedmaßen kniſterten.

»Vater, lieber Vater!« rief Bernhard wieder, und ſeine Hände zitterten und zuckten, aber in pſychologiſchem Inſtinkt — ich kann es nicht anders nennen — ſetzte er eilig in kunſtreicher Steigerung eine Puppe nach der andern in Bewegung; und die Puppen, als wären ſie von ſeinem Eifer, von ſeiner Liebe voll, thaten und ſchafften ſo zwanglos, ſo wohlthuend und herzerfreuend, daß es zu unſerem rührenden Entzücken mächtig auf den Alten wirkte.

O, daß ich's doch nur recht ſagen könnte, was ich geſehen habe und daß ich nur Alles recht geſehen hätte! aber mir ſind dabei — was mir wohl bei den Strengwiſſenſchaftlichen einen Tadel zuziehen mag — einige Male die Augen übergegangen, daß ich nur ein wunderliches Farbenſpiel ſah, aber keine Phänomene außer mir, und was wird mir erſt nicht Alles entgangen ſein, während ich mir mit dem Tuche die Augen trocknete! — Doch es iſt geſchehen, und ich will jetzt — was ich allein thun kann — dem Leſer durch ein wahrſcheinlich wegen nöthiger Kürze ſchwach gemaltes Bild einen ſchwachen Begriff beizubringen ſuchen, alſo!

Winter iſt's und das Land liegt in ſtarrer, nächtlicher Oede, ferne Winde wimmern und verbreiten Schauer ringsum, kein lebendes Weſen wandelt und Mond und Sterne erhüllet ſtinkender Nebel. — Traurig und ſchauervoll iſt's und der Odem ziehet ängſtlich und ſchwer; da erwache im Oſten grauroth der Morgen, vermummte Geſtalte werden auf ſchmalen Pfaden ſichtbar und verſchwinde wieder; ein Tag ohne Glanz und Wärme geht vorübe und noch eine Unzahl dieſem ähnliche folgen nach: endlic aber erheitert ſich der nächtliche Himmel, flüchtige Meteor winken auf ſeinem Grund, die Winde werden friedliche und milder, und ein Frühlingstag in heller Morgenglut lach auf; wie ein ferner Orgelhall dringt vom rothen Himme nieder ein Klang auf die Erde. Vom Klange werde ſtockende Pulſe erweckt in den Brüſten der lebenden Kreaturen, der mütterlich koſenden Sonne ſtrecket das zärtlich Kind der Erde ihre tauſend Hügelköpfe entgegen, aus dem innerſten Grund heraus erregen ſich die Felſenberge, und ihre lauen Thränenbäche wühlen ſich eilig bis zur verwandten Quelle im Thal und helfen ihr hervorbrechen aus der Eiſeshülſe; überall wird Gewalt des Lebens und der Liebe ſichtbar, wo nur der bunte Frühling auftritt, bis ſich zuletzt das ganze Geſchöpf — die Erde — mit einem jauchzenden Schrei aufhebt und ihrer Wonne und ihres Lebens bewußt den Himmel mit duftendem Odem küßt und ihre Roſenwangen in ſeinen Schoß drückt, wimmernd, jauchzend und ſchluchzend.

Das hat doch wohl jedes Menſchenkind geſehen; denn wem ſollte der Frühling nicht die Augen öffnen! und nun kann ich getroſt weiter erzählen — iſt doch ein aus Betrübniß und Irrſinn erwachender Menſch nichts anders, zum wenigſten gewiß nicht weniger, als die erwachende Natur.

Wie denn eine Puppe nach der andern auftrat und wie das ganze Kämmerchen der Trauer und des Entſetzens von lauter luſtigen, harmloſen Figürchen wimmelte, wurde das Auge des Alten immer geſpannter und klarer: er konnte am Ende nimmer ſitzen bleiben, aufſtehen mußte er, hoch auf, und doch zog es ihn wieder zu ſeinen wohlbekannten kleinen Lieblingen nieder. Aufmerkſam betrachtete er endlich ein Jedes, und Manches zwang ihn zu freudigem Lächeln, aber zur hellen Freude, wo das Auge leuchtet, und Mund und Stirne ſich glätten, konnt' er ſich nicht erſchwingen; er ſuchte noch Etwas mit ängſtlicher Anſtrengung und Unruhe, und fuhr, da er es nicht fand, häufig nach ſeinem Kopfe, als ſäße es dort drinnen gefangen. Da brach Bernhard mit einem lauten Schrei: »Vater, Vater, da iſt, was du ſucheſt!« aus den lähmenden Banden, die Furcht und Hoffnung wieder um ihn geworfen hatten, und ſetzte, faſt ſchleudernd, des Vaters Herzensjungen, jene müh- und kunſtvolle Puppe auf den Boden, die ihn Alles und zuletzt ſeinen Verſtand gekoſtet hatte.

Dieſer Automate, wohl das Höchſte, was je mechaniſche Kunſt in dieſer Gattung geleiſtet hatte, that helle Wunderdinge. Mit den Händen ſtrebte er gegen den Alten auf, wie ein verlangendes Kindlein zum Vater, dann hüpfte er, wie von heimlichem Jubel gehoben, hochauf, rannte dann wieder mit zappelnden Füßchen von dannen, ſchnackte und tollte dazwiſchen, daß wir, nur in einer etwas weniger traurigen Situation, wohl ſämmtlich hätten auflachen mögen, er ſchwenkte hurtig auf einem Fuß, und jedes Gliedchen ſchien ein eigener Freudengeiſt zu beleben.

Eine Weile ſtarrte der Alte mit weit aufgeriſſenen Augen den Automaten an; dann aber faßte ihn ein heftiges Zittern am ganzen Leibe, und ſein erwachtes Leben ſank ihm jählings und ſchwer zurück auf das Herz, daß er mit dem Körper nachſinken mußte, zurück auf das Lager ſeiner Qualen.

»Vater, geliebter Vater!« kreiſchte Bernhard, überwältigt von Liebe und Schrecken, »Vater!« und mit beiden Armen umſchlang er ihn, »Vater, nur jetzt ſtirb mir nicht, nur jetzt nicht, nur jetzt nicht!«

Der Irrenvater blinzte mit den Augen, wie man es macht, wenn man ein Haar hineingewaſchen hat, und machte wunderliche Handgriffe; mich faßte ein widerlicher Krampf am ganzen Nervenſyſtem, die Puppe ſtockte und blieb ſtehen. Bernhard ſchluchzte am Halſe des regloſen Vaters — ein Augenblick allgemeinen Schmerzes war.

Wie viele Augenblicke dieſer Schmerz gedauert hat, weiß ich nicht, da entſtand plötzlich vor der Thüre draußen ein Geräuſch von eilenden Schritten, und eine ſanft liebliche Stimme haſtete die Frage heraus: »Da iſt er, da?« und der Ton klang noch, da ſtand das ſchönſte Mädchen, im Schmucke der Jugend und Anmuth, vor uns, und ſchon ſtand ſie nicht mehr — lag vor uns zwiſchen Vater und Sohn, und jammerte im vergehenden Schmerze: »Vater!«

Wie war mir denn, Gott, wie war mir doch!

Wieder weiß ich nicht, wie viele Augenblicke das geweſen mochten, da kam allmäliges, nun plötzliches Leben in die Gruppe. — Der Alte regte ſich, und Bernhard und das Mädchen ſchoßen taumelnd in die Höhe. »Gott, er lebt! — Vater, Vater!« Jetzt kam auch in mich Beſinnung. Es fiel mir ein, daß ich immer, unvorherzuſehender Unfälle wegen, Reiztropfen bei mir führe, und daß ich auch ſonſt völlig ein Doktor ſei; kurz, daß ich ſonder Mühe den

Unglücklichen ſeiner Ohnmacht, und die jammernden Kinder ihrem Jammer entreißen könne. Ich brach mich alſo gemach durch die Verſchränkungen ihrer Arme und that meine Wunder.

Der Ohnmächtige gewann ſie auch alsbald völlig, und ſchlug nach einem großen Athemzuge die Augen auf, die Kinder klammerten ſich an ſeinen Blick und ſtöhnten: »Vater!« und daß er nicht wieder hinſänke in Bewußtloſigkeit, griff mir das Mädchen das kräftige Fläſchchen aus der Hand, und — du armes, gutes Kind! — mußte heftig erſchrecken, als ihr Aug' mein fremdes Geſicht traf. Mir ſelbſt geſchah aus ihrem Blick ganz ſonderbar, und durch meine Willfährigkeit im Hinreichen und in anderweitigem Behilflichſein, wo ich mit ihren Händen in Berührung kam, verſchlimmerte ich die Sache noch um ein Gutes. Aber dieſe Verſchlimmerung war im Grunde nicht ſo ſchlimm, als etwa der Leſer fürchten möchte, denn ſie fiel nach wenigen Augenblicken ganz allein auf mich zurück, da Konradinens Herz länger nicht das kleinſte Plätzchen für Nebengefühle haben konnte, und für mich iſt bei meiner unterjochten Senſibilität wahrlich nichts zu befürchten.

Ein leiſes Murren, dann ein ſchauerliches Geſtöhne ohne wörtliche Bedeutung kündigten, bald nach der Wiedereröffnung der Augen, das wirkliche Leben des Alten an.

Da faßte ſich Bernhard, überließ den theuren Vater Konradinens ängſtlicher Liebe ganz und allein, und beebte nach weiſem Herzensrath eilig wieder das eingeſtockte Puppenvölklein.

Und wie dies geſchehen war, wie es rundum wieder tanzte und froh taumelte, zog er ſanft die Schweſter weg vom Halſe des Vaters an ſein Herz.

»Jetzt oder nimmer!« ſeufzte er, und faltete die Hände zum brünſtigſten Gebet, das je ein Kind in kindlicher Liebe verrichtet hat, und Konradine und wir Andern legten zu dem großen Schatz ſeines ſchönen Herzens unſere rothen, aus frommer Kinderzeit aufbewahrten Opferpfennige bei.

Und — was geſchah?

Eben fiel die frömmſte Thräne der Liebe aus Konradinens Aug', eben ſtieg die heißeſte des Schmerzes in Bernhard groß herauf: da — vermenſchlichte ſich mit einem Male das wüſte Geſicht des Alten, ein freundlicher Strahl des Bewußtſeins brach hinein in die lange Nacht ſeines Irrſinns, und dämmerte aus ſeinen Augen. Wie ein aus böſen Träumen Erwachender blickte er herum, und prüfte die bekannten Wirklichkeiten, um ſich ſeines Wachens zu verſichern, ſeine Lippen bebten, und mit rührendem Tone fragte er: „Wo bin ich denn?«

Noch ehe aber Bernhard die Antwort vermochte: »bei deinen Kindern, Vater, und deinen liebſten Geſchöpfen!« noch ehe Konradine ein einziges Wort aus ihrer Zerlöſtheit heben konnte, erfaßte den Alten Bewußtſein und Erkenntniß, Erinnerung, Schmerz und Freude ſo klar und gewaltig, und rüttelte ſo mächtig an all' ſeinen verſtörten und verſunkenen Elementen, daß die lang verſchüttete Thränenquelle ſich wieder aufthat, und hell hinter einem letzgedrängten »Ach!« emporſprang, hinter einem langen, großen Wehruf, der Gegenwart und Vergangenheit verſchmelz und zuſammen klang.

Da war es wieder, worüber ich ſchon früher meine

gerechte Furcht vor wiſſenſchaftlichen Forſchern äußerte,
daß mir die Augen übergingen, und treulos und täuſchend
limmerten; ja ſogar, daß mir mein überraſchter Verſtand
inabzuckte, in's immer kindiſche Herz und eine Weile mit
hm — was er ſonſt nicht gern thut — koſ'te und tändelte,
ls wär' es auf einmal des hochfahrenden Herrn ebenbür-
iges Schweſterlein.

Der närriſche Verſtand! Als er wieder zu ſinniger Ge-
ßtheit gekommen war und gravitätiſch hinaufſpazierte
f ſeinen angeſtammten Predigtſtuhl, als er nach gebühr-
cher Scham über ſeine rhapſodiſche Schwäche ſich derb
sgezankt und endlich in ſo weit beruhigt hatte, daß ich
ieder von ſeinem Talente profitiren, d. i. beobachten
nnte, ſah ich wieder nichts, als daß der Alte bereits
fgeſtanden war, und zwiſchen ſeinen Kindern enggedrückt
Thränen ſchwelgte, und kußrecht mit ihnen zuſammen hing
eine Scene, die ſich jede meiner ſchönen Leſerinnen
cht vorſtellen kann, ſelbſt wenn ſie noch nie den wehmuth-
chen und thränenſchweren Charfreitag der Trennung,
d dann wieder nach langer Betrübniß und heißer Sehn-
ht die jubelvolle Epiphanie des Einzig- und Treugeliebten
ebt hätte.

Das ſah ich, nachdem mir wahrſcheinlich während des
ernen Rendezvous meines Verſtandes mit dem Herzen
erwichtige, pſychologiſche Momente entgangen ſein
chten! — Das ſah ich, und mußte es eine gute Weile an-
en, weil des allernatürlichſten, reinbäuriſchen Herzen-
ußes kein Ende kommen wollte, aber ich geſtehe, es
rde mir die Zeit nicht lang, nicht halb ſo lang, wie
bei den wohlgeſetzteſten Phraſen der hochgebildeten

Menſchen, die ſich gegenſeitig ihr entzücktes Herz auswörtern.

Die höchſte Leidenſchaft hat keine Worte, ſie ſpricht nur durch Geberden, Mienen, Thränen, das iſt zwar längſt bekannt und geſagt, aber meine Folgerung iſt neu, wenn ich ſage — und die guten Herren Grammatiker fehlen noch immer, ſo lange ſie das Kapitel von den Interjektionen, wenn auch noch ſo klein, als einen Redetheil (pars orationis) in ihre Bücher hineinſchreiben: Es gehört dieſes Kapitel einzig und allein in eine Thierſprachlehre, die Thiere aber, unſere Verſtandesgrenznachbarn, brauchen keine, weil ſie ihnen die Natur ſchon bei der Geburt auf den Schnabel ꝛc. ſchreibt, und alſo iſt beſagtes Kapitel ganz zwecklos und überflüſſig.

Wie alſo die drei Leiden- und Freudenvollen das überflüſſige Kapitel der Sprachlehre fleißig und ganz durchgemacht hatten und ich ihnen bei all' meiner magiſterlichen Strenge die Vorzugsklaſſe angeloben mußte, ward auf einmal das ganze Kollegium ſo ruhig und ernſt, als wenn eine große, wichtige Neuigkeit kommen müßte.

Aber die große und wichtige Neuigkeit kam nicht, wenigſtens für mich nicht, der ich kein abſonderlich großer Mechaniker bin, und wenn ich alſo dergleichen herſchriebe, aus meinem Kopfe dichtete, ſo wäre es hiſtoriſch unwahr. Es war die Ruhe nur die kurze Verdauungsperiode der genoſſenen Wonnen und Bitterkeiten. Der Alte aber, wie wir bald zu unſerer allgemeinen Freude bemerken konnten, hatte ſich unter den friſchen Thränen, heißen Küſſen und warmen Umfahungen ſeiner guten Kinder ſo zur Vernünftigkeit erholt, — wie ſich zuweilen vornehme Hektiker durch beigelegte Kinder wieder Lebenskraft anſaugen — daß er nicht nur Alles um ſich deutlich erkannte, und begriff: Bernhards Ausſein und ahnungsreiche Heimkunft, ingleichen die ganz natürliche Rückkehr Konradinens, der man gefliſſentlich des Vaters traurigen Zuſtand nicht wiſſen ließ, nachdem eben die Tante in Mailand mit Tod abgegangen war, daß er nicht nur das Alles begriff, ſage ich, ſondern ſich auch jetzt mit reger Neugierde wegen Käſperle an Bernhard wandte und mit freudigem Erſtaunen ſeinen unglückſeligen Irrthum in der Zahl »27« einſah, und ſich noch nebenher recht freuen mußte, daß doch er und Niemand anders die Puppe gemacht habe.

Sollte Ein oder dem Andern meiner ſehr werthen Leſer das Ding nicht recht zuſammen gehen, ſo will ich wohl glauben, daß ich nicht ganz gut erzählt habe, aber auch, daß Selbiger nie die Ehre gehabt — ein wenig ſinnverrückt geweſen zu ſein; mir geht es ganz wohl zuſammen, und habe auch auf meinen Wanderungen durch's Leben in dieſem Genre kleinere Erfahrungen gemacht, daß Puppen verrückt und wieder geſcheit machen können. Ein junger, auch kunſtreicher Menſch grämte ſich ſieben Tage, an jedem mehr als am vorigen, und wimmerte acht Nächte, und wand ſich auf dem harten Boden, den er jetzt mit ſeinen Thränen feuchtete, dann mit heißen Seufzern und glühenden Wangen wieder trocknete — welches wohl auch nicht ganz klug ſein mag! — da kam des Morgens nach der achten Nacht ein Bote mit einem zärtlichen Briefchen von der halsſtärrigen Puppe, und ſieh! der Junge ſprang vom Boden auf und jauchzte, als wenn er ſieben Tage und acht Nächte im Himmel gelegen wäre und war von der Stunde an klüger, als er all' ſein Lebtag früher geweſen war. Das kann ich auf Ehre verbürgen, weil der *junge bethörte Menſch Sebaſtian* ſelbſt war, und — Sebaſtian bin ich.

Als Käſperle's Herz und Nieren von Vater und Sohn durchſchaut und durchforſcht waren, und darin kein Fehl gefunden war, mußte er noch einmal tanzen und herſen und dem Alten thauten die ſüßeſten Gefühle der Freude auf.

„Ei ſich da! ſich da!“ lächelte ein fein gepuderter Perrückenkopf, an dem hinten ein ewiges Zöpfchen ſchwänzelte, jetzt zur Thüre herein — „ei ſich da, Meiſter Johannes! Nun das iſt ja über alles Vermuthen charmant! Hab' ich doch immer geſagt, der Meiſter wird auf einmal ſeinen widerlichen Tiefſinn verlieren und unſer Haus verlaſſen. Ja, der liebe Gott hat freilich mehr gethan, als wir Aerzte thun können, indem er dem Meiſter mit ſolchen Kindern geſegnet hat. Ja, der Wärter da hat mir's ſchon geſagt, im Herbeiholen, Herr Bernhard, daß —“ da war der freundliche Doktor unterbrochen, denn die alte gute Chriſtine keuchte zur Thüre herein, und fiel vor freudiger Erſchütterung bald dem Alten, bald dem Wunderthäter Bernhard — wie ſie ihn nannte — um die Knie und dankte Gott für die Erhörung ihres Gebetes und weinte. Und als ſie nicht mehr reden und weinen konnte, weinte Konradine; und der Pfarrer, der auch inzwiſchen gekommen war, predigte weiter von der Allmacht und Güte Gottes.

Und ſo hätt' ich es denn gemacht, wie die guten Schauſpieldichter, die auch am Ende des Stückes das geſammte Theaterperſonal ſchön gruppirt den Zuſchauern vor die Augen führen, daß ſie durch den Pomp geblendet, im

Nachhauſegehen auf das Kritiſiren vergeſſen; und hatt' es auch großen Muſtern nachgethan — wenn ich beifüge, daß zwiſchen der Menſchengruppe des Pfarrers Mops ſich mit Käſperle ſpielte. Ich könnte und kann alſo den Vorhang über das Gemälde herabrollen, die Gardine herabfallen laſſen und warten, bis das Volk gebührlicher und manierlicher Weiſe applaudirt, bis der Vorhang wieder emporrauſcht, und ich ſelbſt mit einem tiefen Bückling in die leere Scene hervortreten muß, und nebſt dem Dank für Aufmerkſamkeit und Zufriedenheit ſage: daß Meiſter Johannes nebſt Zugehör glücklich fort und nach Hauſe gekommen, und daß wir morgen für die, ſo noch neugierig ſind, das letzte Kapitel vom Meiſter Johannes, den großen Mechaniker, aufführen werden, und daß dieſes Kapitel weit ſchöner, als alles bisher Gehörte ſein werde, daß — nein, mehr dürfte ich nicht ſagen, leicht erklärlicher Urſachen wegen, nicht, und auch was ich geſagt habe, müßte ich weit ſchöner, wohlgeſetzter, pompöſer ſagen, ſonſt könnte ich ausgelacht werden, welches mir ins Herz hinein weh' thäte.

Aus dem poetiſchen Tagebuch.

Was ich bin und was ich habe,
Ward mir nur durch Gottes Huld;
Jedes Glück iſt Himmelsgabe,
Jeder Schmerz iſt unſ're Schuld.

*

Und der Tag — er iſt vorüber;
Seine Schmerzen ſind erlitten,
Und die todesmüde Fiber
Hat ſich neuen Schlaf erſtritten.

*

Da ſitzt der Freund in ſeinem Haus,
Und geht faſt Niemand ein und aus;
Es iſt ein ewig Einerlei:
Sie ſitzt und ſtrickt — er gähnt dabei.
Sie haben Beide das Geſchick,
Sich täglich neu zu ennuyiren;
Sie nennen das: Familienglück; —
Ich mag davon nicht profitiren.

Zwecklos wandeln ſeine Gleiſe
Iſt das Beſte und das Schlimmſte:
Darum kann's der höchſte Weiſe,
Aber auch der Allerdümmſte.

*

Ja, die Sänger und die Mimen, die erhalten höchſte Ehre,
Als ob Cäſar auf der Bühne über dem im Leben wäre.

*

Dichten zeigt vom Uebermuthe, denn es meint ja der Poet,
Daß er auf dem Flügelroſſe etwas über Alle ſteht.

*

Alles ſoll ein Dichter wiſſen, und das macht mich öfter heiß,
Weil ich, wenn ich's recht bedenke, eigentlich noch gar nichts weiß.

*

Wann ich am glücklichſten geweſen?
Beim Schreiben oder Leſen.

*

Der Eine treibt's,
Der And're ſchreibt's;
Und ſo leben wir ein Jeder:
Der von der Gans, der von der Feder.

Bauernfeld

An *** am Charfreitage 1839,

als ſie die Lamentationen ſang.

> Era 'l giorno ch'al sol si scoloraro
> Per la pietà del suo fattore i rai.
>
> *Petrarca S. [illegible]*

Wenn an dem Tag, wo ſich der Sonne Strahlen
Entfärbten, ihren Schöpfer zu beklagen,
Ein Ton von Deinen himmliſchen Choralen
Hätt' an Petrarca's fühlend Ohr geſchlagen,

So hätt' er von der Töne Idealen
Der Liebe Weh' im Herzen tief getragen,
Und, ohne Laura's Schönheit auszumalen,
Sein Leiden ausgehaucht in Liebesklagen.

Geregnet hätten Sterne als Juwelen
Dich des Geſanges Königin zu krönen:
Wie Engel ſich durch Blicke nur vermählen,

So hätten ſich vermählet Beider Seelen
In des Sonett's und des Geſanges Tönen,
Zum ew'gen Bund der Liebe und des Schönen.

Hammer-Purgſtall

An eine Papillote.

1.

Das Schickſal hat geäfft mich bis zur Stunde,
Und wird's, ich merk' es, thun zu jeder Zeit;
War ſüß das Inn're, ſchob's die Außenſeit',
Und war's die Schale, mir den Kern zum Munde.

So ſprach mir jüngſt ein Freund von einem Funde,
Den treu mit mir zu theilen er bereit,
Und der, — vertraut' er mir voll Heimlichkeit, —
Ein Antheil ſei vom ſchönſten Lockenbunde.

Sein Röllchen von Papier nun aufzuwinden,
Und rings zu wenden hab ich froh begonnen,
Um eben nichts — als nur Papier zu finden.

Da ſaß ich arg enttäuſcht im Sorgenſtuhle;
Das dunkle Seidenhaar war abgeſponnen,
Und mir blieb nichts, — als ſeine leere Spule.

2.

Mit wem nun ſoll ich rechten ob dem Spotte?
Mit dir, mein Freund, der gern nach Locken ſchielt,
Der mir vielleicht die ſchönſte vorenthielt,
Und großmuthvoll mir gab die Papillote?

Mit dir, du holde Frau! die, im Komplote
Mit jenem, mir den feinen Streich geſpielt?
Nicht doch! — all' deine Grauſamkeit bezielt
Die Abwehr nur der argen Männerrotte.

Ich ſelbſt, — wenn mir ein Löckchen du beſchieden,
Wie auch gemäßigt ſcheint mein Thun und Laſſen,
Nicht hätt' ich mich damit geſtellt zufrieden.

Vom Glücke trunken hätt ich unerſchrocken
Die Arme ausgeſtreckt, — nun gar zu faſſen
Dein ſchönes Haupt mit all' den ſchönen Locken.

C. G. Ritter v. Leitner

Der Pilger am See.

Du lächelſt aus der Felſenwiege
  Geheimnißvoller Alpenſee,
Und weckſt durch deine holden Züge
  Zu neuer Qual das alte Weh.

Was ſoll dein liebeſüßes Werben
  Das mich im Wellenſchlag umrauſcht?
Ich weiß es ja, daß nur Verderben
  In deinen kühlen Armen lauſcht.

So blickten ihre lieben Augen
  So himmelſpiegelnd blau und klar!
Der Bruſt die Seele zu entſaugen,
  Die ihr nun folgt unwandelbar.

D'rum irr' ich nun von ihr geſchieden,
  Von meinem Selbſt! durch Schickſalshohn
Hier ohne Leben, ohne Frieden,
  Den Schemen gleich am Acheron.

O ſinget ſilberne Sylphiden
Im liſpelnden Sirenenchor,
Dem Sehnſuchtskranken — Lebensmüden,
Die *eigene Geſchichte* vor.

Ich kann den Schmerzenszug verſtehen,
Der bang durch euren Wohllaut bebt;
Ich habe ſelber dieſe Wehen,
Die Seligkeiten ſelbſt erlebt.

Fr. von Schober

Der höchſte Preis.

Novelle

von

C. J. Sándor.

Die Villa des kröſusreichen Banquiers von Goldau war glänzend erleuchtet. Im Schimmer der unzähligen Lampen, welche an den weißen Mauern zu leuchtenden Pyramiden, Kränzen und Arabesken geordnet flammten, vergoldete ſich das Grün der ſchwankenden Baumwipfel, die künſtlichen Felspartien des Parks traten in ihren Krümmungen gelichtet vor, und die Fluten der vorüberrieſelnden Quelle ſchienen auf eine lange Strecke, wie durch Feenhände in flüßiges Gold verwandelt, dahin zu fliehen.

Die Sänger aus Sylvanus' blühenden Konzertſälen flüchteten in's dichte, dunkle Gebüſch,; denn die zierlich geſchlängelten Gartenwege waren durch Fackeln in taghelle Spaziergänge umgewandelt, und auf einem freien, von nickenden Tannen und Fichten in Kreisform geſchloſſenen Wieſenplatze ſpottete ein rauſchendes Orcheſter der tiefen Schlummerruhe, in welche die umliegende Gegend verſunken war.

Herr von Goldau feierte als dankbarer Unterthan den Vorabend des Geburtsfeſtes ſeines Landesfürſten, deſſen für Induſtrie und Gewerbsfleiß, wie für Kunſt und Volksbildung gleich empfänglichem Sinne der Banquier ſein großes und — was noch weit mehr ſagen will — rechtlich erworbenes Vermögen zu danken hatte.

Herr von Goldau war ein loyaler, wackerer und ſehr wohlthätiger Mann; er war einer von den Wenigen, welche ihre goldgefüllte Geldkiſte für eine Filialkaſſe des Himmels halten, und gerne helfen, wo es ihnen möglich iſt, ohne ſich um weit tönende Lobreden der Zeitungsblätter zu kümmern. Er war ein liebender Gatte und Vater, ein aufopfernder Freund, ein angenehmer Geſellſchafter und voll heiterer Laune. Wenn Herr von Goldau ein Diner, einen Ball oder ſonſtige Unterhaltungen veranſtaltete, ſo wurden ſeine Einladungen gewiß von Niemanden refuſirt, denn Jedermann war verſichert, im Hauſe des Banquiers weder Zwang noch anſtößige Freiheiten, weder Pedanterie noch Medisançe, weder endloſe Theaterkritiken, noch fade oder gefährliche Kannegießerei, ſondern Vergnügen zu finden.

Gleichwohl hatte Herr von Goldau ſeine Schwächen, die bei ſeinen übrigen Vorzügen oft nur um deſto auffallender hervortraten. Leidenſchaftlicher Liebhaber der Künſte, vorzüglich aber der Malerei, fand er auch ſeinen höchſten Stolz darin, das Schönſte und Neueſte, was ſein Vaterland in dieſem Genre hervorbrachte, in ſeinem Beſitz zu wiſſen, und keine Koſten konnten ihn hindern, ein Meiſterwerk, auf deſſen Vollendung das Augenmerk der Kenner gerichtet war, ſein zu nennen, noch bevor die Blicke eines Laien daran gehaftet, oder ein anderer Gemälde-Liebhaber mit dem Künſtler über den Ankauf des Bildes geſprochen hatte. — Eine andere ſeiner Schwächen war, daß er durchaus nichts vor ſich geheim gehalten wiſſen konnte. Er war zwar gebildet genug, keinen ſeiner Freunde oder Bekannten, bei welchem er ein Geheimniß zu vermuthen hatte, geradezu um Eröffnung desſelben anzugehen, doch konnte man in ſeinen Zügen die Unruhe, die Unzufriedenheit leſen, wenn er ſich in der Nähe einer ſolchen Perſon befand, beſonders dann, wenn er dieſelbe genauer kannte, oder ſich in irgend einer Beziehung in das Geheimniß verflochten glaubte.

Seine Freunde kannten dieſe ſonderbare Idioſynkraſie, und bemühten ſich daher, ihm nie Gelegenheit zu ſolcher Verſtimmung darzubieten, für welche kleine Mühe ſie das Vergnügen, das in den Cirkeln des Banquiers den Vorſitz führte, hinlänglich entſchädigte.

Die gewohnte Fröhlichkeit herrſchte in der Geſellſchaft auch an jenem Frühlingsabende, da die Goldau'ſche Villa gleich einem feurigen Rieſen aus dem dunklen Thale hervortrat.

Frau von Goldau, eine ſehr gebildete und achtungswerthe Dame, hatte mit ihrem Gatten die Sorge getheilt, die jedem Alter oder Geſchlechte anpaſſende Unterhaltung auf die ſchicklichſte Weiſe hervorzurufen, und ihr guter Geſchmack ward durch den günſtigen Erfolg mehr als gerechtfertigt. Im Salon, deſſen geöffnete Fenſter das Aroma der duftigen Frühlingsgrüne mit dem feinen Parfum des ſchönen Theils der Gäſte verſchmelzen ließen, war für das Vergnügen der Jüngeren geſorgt, und fußbeſchwingende Tanzmuſik verkündete die Opfer, welche hier Kalliope empfing.

In anſtoßenden Gemächern wurde geſpielt, gezecht, oder geplaudert, und kleinere Gruppen, des herrlichen

Abends ſich erfreuend, wallten im traulichen Geſpräch durch die blätterumrauſchten Gänge des ſchönen Parks.

In einem dieſer Laubgänge wandelte Herr von Goldau ſelbſt an der Seite eines Jünglings, deſſen einfache Kleidung nicht ſowohl durch den Putz der übrigen Gäſte, als durch den edlen ſtolzen Anſtand, womit er ſich bewegte, durch den männlichen, vornehmen Ernſt und einen Ausdruck des Geheimnißvollen in ſeinen Mienen, auffallend und bemerkbar wurde.

Der Banquier ſchien erhitzt. Seine Hände bewegten ſich ſchnell, indem er bald die goldene Tabatiere zwiſchen den Fingern drehte, bald wieder ſtehen blieb, und dem Jüngling recht ängſtlich und angelegentlich etwas zu demonſtriren ſchien. Dieſer aber veränderte weder ſeine ernſte Miene, noch theilten ſeine Geberden die Lebhaftigkeit jener ſeines Gefährten.

»Es iſt doch, um vor Unmuth zu erſticken!« rief endlich Herr von Goldau grämlich. »Wenn ich Ihnen ſage, an dem Bilde hängt meine Reputation, der Ruf meiner Gallerie, meine, — ſo zu ſagen, meine Glückſeligkeit, und Sie ſind von Stein, bleiben von Stein, und ich habe Ihnen doch 5000 blanke Thaler dafür geboten!«

»Ich danke Ihnen weit mehr, Herr von Goldau,« erwiderte der Jüngling ruhig, »als jene Summe beträgt, deren Größe auch mit meinem Bilde nicht im Einklange ſtünde. Ich danke Ihrer edlen Aufmunterung die Vervollkommnung in meiner Kunſt, wie dem Zutritte, welchen Sie mir in Ihrem Hauſe geſtattet haben, die öffentliche Anerkennung derſelben. Ich würde das Bild, bei deſſen Vollendung Sie mich geſtern überraſchten, mit Stolz und

Freude in Ihrer Gallerie aufſtellen, wenn es nicht für einen Zweck beſtimmt wäre, der mir höher gilt, als jedes Glück, welches ich mir zu träumen vermöchte!»

»Tiraden, Herr Werlein, Tiraden — ich kenne das!» ief Goldau verdrießlich. »Und was Sie mit Ihrem hohen Zwecke meinen, weiß ich allzu gut. Es iſt nichts weiter, ls die Sehnſucht, in der außerordentlichen Preisvertheilung, velche unſer allergnädigſter Fürſt für noch unangekaufte Gemälde veranſtaltet, den höchſten davon zu tragen.»

Eine hohe Röthe flammte bei dieſen Worten des Banquiers über Werlein's Antlitz. »Mein Gott, woher viſſen Sie das?» fragte er ſtammelnd. »So viel ich mich rinnere, hab' ich doch noch nicht — »

»Davon geſprochen,» fiel ihm Goldau in's Wort, ganz recht; man muß ſich bei Ihnen auch auf's Errathen erſtehen! Uebrigens glaubte ich, Sie für den Preis, elchen das beſte Gemälde erringt, hinlänglich entſchädigen u können.»

Der Jüngling blieb vor Goldau ſtehen, und ergriff eſſen Hand. »Verkennen Sie mich nicht,» ſagte er herzch, »rechnen Sie das Beharren auf meiner Weigerung icht der Ehrſucht oder Eitelkeit zu; dieſer Verdacht ürde mich tief verletzen. — Ich harre auf einen Preis, as iſt wahr, ich harre auf den höchſten, wie Sie geſagt aben, und den kann mir nur Einer, nur der Fürſt ann mir ihn geben!»

»Sie verſtecken ſich hinter Ihre Räthſel,» brummte r Banquier. »Was kann Ihnen, dem freien, unabhängigen ünſtler, der Fürſt geben, das Sie ſich nicht durch eigene raft zu erringen im Stande wären? — Erwidern Sie nichts! Sie kränken mich durch ihr Nein nicht mehr, als Amalien, welcher ich von dem ſchönen Bilde erzählt, und meinen Wunſch, es zu beſitzen, geäußert habe. Sie erwartete nicht, daß ich eine Fehlbitte thun würde."

»Fräulein Amalie!" rief Werlein beſtürzt. »Auch ſie könnte mich verkennen? Nein! ſie wird gerecht ſein. Wenn die Preisvertheilung vor ſich gegangen iſt, wird ſie mich nicht mehr tadeln!" —

»Da werde ein Anderer klug daraus," ſeufzte Geldau. »Alſo zum letzten Male, Sie überlaſſen mir das Bild nicht?" —

»Ich kann nicht," ſagte der Jüngling feſt.

»Sie ſind ein Trotzkopf!" zürnte der Banquier; »aber ich will mich nicht ärgern!" Mit dieſen Worten begann er haſtig neben dem Jüngling fortzuſchreiten. Beide verließen den Park, und traten bald darauf in den Tanzſalon.

Brillanten und Perlen flimmerten überall, wohin man das Auge in dieſem Feenſaale wandte; der Glanz flammender Girandolen umwob die dahinſchwebenden Paare mit einem goldenen Schleier, und der erſte Frühlingsraub ſchmückte in maleriſch geſchlungenen Roſenguirlanden die duftenden Wände. Aber entzückendere Gluten, als die, welche der Demant in Bergestiefen in ſich ſog, ſtrahlten aus den Blicken der jugendlichen Tänzerinnen; die ſpülende Flut hatte den Perlen nicht ſo reinen Glanz verleihen können, als jener war, welcher hier von Stirnen und Nacken flimmerte, und die Centifolien ſchmiegten ſich, beſchämt durch das Roth dieſer blühenden Wangen, an die reichen Tapeten.

Des jungen Malers Blicke ſchweiften flüchtig durch

en Salon, und an den prangenden Geſtalten leicht vor-
hergleitend, hafteten ſie zuletzt auf einem blühenden
Mädchen von beiläufig achtzehn Jahren, deren geſchmack-
oller Anzug, feines und doch überaus ſittiges Benehmen
i einiger Betrachtung ſogleich auf höhere und mit vielem
rfolg vollendete Bildung ſchließen ließ. Es war Amalie,
as einzige Kind des reichen Banquiers.

Amaliens Blicke ſchienen gleichfalls im Saale ſuchend
nherzuſtreifen, und hatten bald ihr Ziel erreicht. Sie
at dem Jüngling, welcher ihr mit ehrerbietiger Verbeu-
ng nahte, anmuthig lächelnd entgegen, und fragte
mollend, warum er ſich der allgemeinen Freude bis jetzt
tzogen habe? Werlein erzählte offen ſeine Unterredung
it Amaliens Vater, und verhehlte nicht, daß dieſer auch
rer bei ſeinen Beweggründen erwähnt habe.

»Ja, mein räthſelhafter Herr!« ſagte Amalie ſcherzend.
h habe mich für Ihre Willfährigkeit bei meinem Vater
rbürgt, da ich ſo ſchwere Geheimniſſe nicht vermuthen
nnte.«

»O mein Fräulein!« ſagte der Jüngling bewegt,
otten Sie meiner nicht! Wüßten Sie, was an jenem
ilde hängt, könnten Sie ahnen, mit welchen Gefühlen
ſtets nach dem Pinſel greife, um es ſeiner Vollendung
zuführen, und könnten Sie die Todesangſt ſich malen,
t welcher ich dieſe Frucht vieler ſorgenvoller Stunden
m Auge des Fürſten enthüllen werde — Sie würden
r Mitleid mir nicht verſagen!« —

Amaliens Züge hatten die Miene des Muthwillens
ihrend dieſer Rede mit dem ſchönen Ausdruck des Mit-
fühls vertauſcht.

„Ich ehre Ihr Geheimniß,“ ſagte ſie mit Empfindung, „und wünſche, daß die Zukunft jene Stunden, welche Ihnen mühevolle Arbeit verbitterte, mit Jahren voll Freuden und Glück vergelten möge!“

Sie reichte dem Jüngling bei dieſen Worten die Hand, und er ſah mit flammenden Blicken in Amaliens freundliches Antlitz.

Sie hatten ſich im Geſpräche aus dem Gewühl der Menge verloren, und ſtanden nun an dem geöffneten Fenſter eines an den Saal gränzenden Kabinets, durch welches duftgeſchwängerte Lüfte ſäuſelten.

„Ja!“ rief der Jüngling mit Feuer, „ſo fromme Wünſche aus ſo reiner Bruſt muß der Himmel erhören! Ich zage nicht mehr! — Nächte habe ich durchwacht und in mir, in meinem eigenen Buſen doch keinen Troſt und keine Ruhe gefunden, — vor dem Altare bin ich auf den Knien gelegen, und habe Segen für die größte, einzige Arbeit meines Lebens erfleht, — mein Herz blieb bang und ungewiß, der Himmel entzog mir lange ſeine Tröſtungen, um mich plötzlich durch den Mund eines Engels mit Allem zu überſchütten! Dank, ſüßes, herrliches Mädchen! — Dank! — ein armes, armes Wort! — Ach, Fräulein, ich darf Ihnen ja wohl nicht mehr für Ihre Milde bieten!“

In Amaliens Augen glänzten Thränen. Sie erkannte, daß ſie zu ſchwach ſei, das tiefe Erbeben ihres Herzens vor dem Jünglinge zu verhehlen. „Wollen Sie nicht zur Geſellſchaft zurückkehren?“ fragte ſie ſchüchtern, indem ſie ihre Thränen trocknete.

„Amalie! liebe, edle Amalie!“ bat der Jüngling,

»o kürzen Sie nicht dieſe göttlichen Augenblicke, die mir vielleicht niemals wiederkehren! Ach! wer weiß, ob mir noch in einer Stunde meines Lebens ſo wohl wird, wie in dieſer! Ich war einſam, krank, unglücklich — und nun — ich bin es nicht mehr! Die Thräne des Mitgefühls ſah ich in Ihrem Auge glänzen, und ſie ſei fortan der Stern, welchem ich folge! — O Amalie! wüßten Sie, wüßten Sie, wie viel Sie mir ſind! Der Gedanke an Sie war der Stab, an welchem ich mich in trüben Stunden erhob, Ihr Schatten war es, dem ich, ſeit Sie mir erſchienen, jede kleine Luſt, jede Bewegung meiner Seele vertraute — Amalie! Sie waren meine Muſe!« —

Des Mädchens ſchöne Locken zitterten auf der hocherglühenden Stirn. Sie fühlte, daß der Boden unter ihren Füßen ſchwankte, daß ſie nicht mehr Herrin ihrer Empfindungen ſei. Ein ſeliger, nie gekannter Schauer zuckte durch ihre Glieder. Sie ſtützte ſich mit der weißen Lilienhand auf die Schulter des Jünglings.

»O Gott, was machen Sie aus mir?!« fliſterte ſie zitternd.

Werlein's Antlitz war wie verklärt. Er zog die nicht Widerſtrebende ſanft an ſeine Bruſt. »Amalie!« ſagte er feierlich: »Dir, du angebetetes Weſen, nur dir ſei es bekannt — ich bin nicht, was ich ſcheine — wenn der Himmel jahrelanges Dulden vergilt, wenn er jenen heiligen Wunſch, den deine Lippen vorhin ausſprachen, mit Erfüllung krönt, dann darf ich vor der Welt dir nahen, und — bei meiner Liebe ſei's geſchworen! — dann will ich auch!« Plötzlich hielt er inne, ein ſchmerzlicher Zweifel ſchien ihn zu durchbeben. »Ach!« rief er ſeufzend, »ich ſpreche von meiner Liebe! — hab' ich denn auch ein Recht, von ihr zu ſprechen?!»

Amalie hob zitternd das Haupt, und blickte mit Augen voll Thränen zu ihm empor.

»Ja,« rief er mit Entzücken, »ich beſitze das Recht, in dieſen himmliſchen Augen ſteht's geſchrieben, in dieſen Silberthränen leſ' ich: Du biſt mein!«

Im Saale war unterdeſſen die Muſik verſtummt, aus dem Parke klang ſie gedämpft herüber, der Maler drückte den erſten Kuß auf die jungfräulichen Lippen, trocknete Amaliens Thränen, und ſie kehrten einzeln, ohne bemerkt zu werden, in den Saal zurück.

Man hatte ſich ſchon an ſo manchem Kaffeetiſche den Kopf zerbrochen, wer denn eigentlich der Maler Werlein wohl ſei; denn daß der Pinſel nicht neben ihm in der Wiege gelegen war, hatte man bald weg. Er lebte ſeit einem Jahre in B...., ſeit einem Jahre fragte man ſich alle einander: »Warum geht der hübſche, junge Mann, der da in der abgelegenen Gärberſtraße im fünften Stocke eines baufälligen Hauſes wohnt, warum geht er nicht unter die Leute? Ein ſo wohlgeſtalteter Jüngling iſt doch wahrlich nicht verdammt, nur mit den Sperlingen auf den gegenüber liegenden Dächern zu konverſiren!« — Plötzlich traf man ihn in den Cirkeln des Banquiers von Goldau. — Dieſer hatte nämlich, theils aus wirklicher Theilnahme, theils der Sonderbarkeit wegen, durch tauſend kleine Intriguen eine Bekanntſchaft mit dem Jünglinge angeknüpft, und da ſein gutes Herz aus allen ſeinen Aeußerungen hervorleuchtete, ſo wurde es ihm nicht ſchwer, den jungen Mann zum öfteren Beſuche ſeiner glänzenden Cirkel zu bewegen. Zwar konnte man es Herrn Werlein deutlich aus den Mienen leſen, daß er ſich mit der bunten Freude jener Geſellſchaften nicht befreunden könne, und Goldau fürchtete lange, einen ſo intereſſanten Gaſt, als welchen er den Maler bereits kennen gelernt, wieder zu verlieren. Seit Werlein jedoch mit der liebreizenden Amalie zum erſten Male geſprochen, wurde die Beſorgniß des Banquiers völlig überflüſſig. Der Geiſt, die Anmuth, das tiefe Gefühl Amaliens hatten den Jüngling bereits mit unzerreißbaren Banden umſtrickt.

Am Tage vor jenem Feſte, deſſen wir erwähnten, war Herr von Goldau, ſo ſauer ihm dies wurde, eigenfüßig die fünf Stockwerke zur Wohnung des Malers emporgeklommen, um dieſen in ſeinem einſamen Stillleben zu überraſchen.

Nachdem er nun flüchtig an die Thür geklopft, öffnete er ſie raſch, und blieb mit einem lauten Ausrufe des höchſten Erſtaunens auf der Schwelle ſtehen.

Der Maler war betroffen von ſeinem Sitze aufgeſprungen, aber Herr von Goldau bekümmerte ſich nicht um ihn, ſondern ſtarrte nur mit verklärtem Antlitz nach einem großen Gemälde, welches vermög ſeinem Standpunkte auf der Staffelei dem Eintretenden im vortheilhafteſten Lichte entgegen glänzte.

„Das haben Sie gemalt?!“ rief er endlich mit Entzücken, und auf des Jünglings ruhiges „Ja,“ fiel er dieſem ohne Umſtände um den Hals.

„O du gottloſer Apelles!“ rief er, „was für Perlen ſchließeſt du in dieſe Dachkammer ein! Heraus damit! In die Welt heraus! Deine herrlichen Bilder ſollen nicht ſolche Einſiedler bleiben, wie du!" —

Mit dieſen Worten trat er wieder vor das Bild, und betrachtete es mit ſtummem Entzücken.

Es war ein Schlachtgemälde. Das blutige, ſtäubende, wirbelnde Drängen eines fürchterlichen Kampfes bot ſich mit erſchütternder Wahrheit den Blicken dar: Flucht und Verfolgung, zerriſſene Fahnen, entſtellte Leichname, brennende Wohnungen, Verwüſtung. — Den Vordergrund aber beherrſchte eine Gruppe, welche den unzerſtörbaren Fleiß und die kunſtgeübte Hand des Meiſters auf den erſten Anblick erkennen ließ. Ein junger Offizier höheren Ranges, in reicher, doch blutbefleckter Uniform, liegt bleich und leblos auf dem zerſtampften Raſen, das Verſchmachten vor Durſt und Schmerz malt ſich in ſeinem erſtarrten Antlitz; neben ihm kniet ein älterer, doch der Uniform nach, mit einem geringeren Rang bekleideter Krieger, und läßt aus dem aufgeritzten Arme labende Blutstropfen in die halbgeöffneten Lippen des Dahingeſunkenen träufeln. Nur auf die Rettung des Jünglings bedacht, ſcheint er ſich um ſein eigenes Geſchick nicht zu bekümmern. — Ein überaus edler und rührender Ausdruck liegt in den Zügen der beiden Waffenbrüder.

»Das Bild iſt mein! Ich muß es haben!" rief endlich Herr von Goldau, nachdem er ſich genugſam daran geweidet hatte. »Was wollen Sie dafür, beſter Herr Werlein? — Doch was frag' ich! Ich weiß nur allzuwohl, wie beſcheiden Sie ſind! — Alſo 5000 Thaler! Wollen Sie?"

„Verzeihung! das Bild iſt mir für jetzt um keinen Preis feil," ſagte Werlein höflich.

»Was? Was ſagen Sie?« rief Goldau, »nicht feil? Ich ſage Ihnen aber, ich muß es haben, in acht Tagen muß es in meiner Gallerie in einem goldenen Rahmen hängen, und die ganze Stadt ſich den Kopf zerbrechen, wie ich zu dem Meiſterſtücke gekommen bin.«

»Und doch —« fiel ihm der Maler in die Rede.

„Nichts da! Nichts da! Kein Aber und kein Doch! Morgen fahren wir nach meiner Villa, das Geburtsfeſt unſers gnädigſten Fürſten zu feiern, ich erwarte Sie beſtimmt unter den Gäſten, hören Sie: beſtimmt — und, wie geſagt, fünftauſend Thaler. — Keine Widerrede! Ich will indeſſen den alten Bildergeizhälſen lange Zähne machen!« Mit dieſen Worten war er ſchnell zur Thür hinaus, und Werlein ſetzte ſich, kopfſchüttelnd, wieder an die Staffelei.

Ehe noch eine Stunde verging, wußten ſchon alle Bekannten des Banquiers, welche mit der Kunſt nur irgend auf einem freundlichen Fuße ſtanden, daß dieſer in wenigen Tagen ein Gemälde beſitzen werde, wie in keiner Gallerie der Stadt — die fürſtliche etwa ausgenommen — ein gleiches zu finden ſei.

Die allgemeine Neugier war auf's Höchſte geſpannt, und als nun am nächſten Abend Herr Werlein ſeine Weigerung beſtimmt und deutlich wiederholte, wußte der Banquier nicht, was er vor Schmerz und Beſchämung beginnen ſollte. In ſeinem ganzen Leben hatte er keine Feſtlichkeit in ſeinem Hauſe mit größerem Mißmuthe zu Ende gehen ſehen.

Beinahe eine Woche war ſeit dem Geburtsfeſte des Fürſten verſtrichen, die Preisvertheilung auf den folgenden

Tag feſtgeſetzt. Da wandelte der Maler Heinrich Werlein durch die ſchattigen, von den überhängenden Baumwipfeln in grüne Hallengänge umgewandelten Alleen des fürſtlichen Parks. Es war früher Morgen. — Von leichten Lüftchen bewegt, nickten die Baumzweige einander ſäuſelnd zu, und ſchienen ſich ihrer grünen, in der Morgenſonne ſpielenden Blätter zu freuen; Eichkätzchen kletterten munter an den Stämmen auf und nieder, und ein tauſendſtimmiges Morgenlied der dankbaren Waldſänger pries den Vater, welcher ihnen ihr kleines Leben ſchenkte. Zahme Rehe blickten hier und da aus den Gebüſchen, und ließen unerſchrocken den träumenden Jüngling an ſich vorüberziehen. Es herrſchte rings eine laute, geräuſchvolle Stille, wie wohl die ſchweigende Lippe einen Buſen voll tönender Freudenlieder verſchließt.

Langſam und in ſeinem Innern mit dem Geſchick der kommenden Tage beſchäftigt, ſchritt der Maler zwiſchen den Säulengängen der Tannen und Birken hin, und gelangte endlich auf einen kreisrunden, von dichtem und hohem Gebüſch umſchatteten Raſenplatz, in deſſen Mitte, unter einem Flor der ſchönſten und gewählteſten Blumen, ein einfaches Grabmal von ſchwarzem Marmor ſich erhob, deſſen Obertheil im Schimmer der höher ſteigenden Sonne allmälig erglänzte.

In einem Basrelief, an der dem Eingange zugewendeten Seite des Steins, war ein weibliches Bruſtbild mit der Ueberſchrift: »Roſalie,« und über demſelben eine Fürſtenkrone, von einem Palmenzweige umſchlungen, zu erblicken. Zwei Stufen führten zu dem Monumente hinan, deſſen obere Fläche eine einfache Vaſe, voll der ſchönſten

Blumen, ſchmückte. Es war das Grabmal der edlen, dahingegangenen Landesfürſtin.

Der Anblick des unbeweglichen Gränzſteines, welcher unter kalter Marmordecke die Reſte eines im langen Schlummer ſtockenden Menſchenherzens birgt, träufelt in's Herz des fühlenden Beſchauers ſtets die Weihe einer ahnungsvollen Wehmuth; tiefer aber und mächtiger noch erſchütternd wird jenes Gefühl, wenn wir vor dem Raſenhügel eines edlen, durch hohes, ſegenreiches Wirken, wie durch Erdenglorie verherrlichten Schläfers weilen, und der einfache prunkloſe Name, in den Stein gegraben, uns zuruft: Das iſt Alles, was von irdiſcher Größe bleibt!

Mit dieſem Gedanken ſtand auch der Jüngling vor dem Grabmale der Fürſtin Roſalie. — Die flüſternde Stimme der Haine ergriff ihn mehr, als der erhabenſte Nekrolog; die Strahlen der Morgenſonne, durch das grüne Gitter der Zweige auf den Hügel fallend, brachen ſich an dieſem ſchöner, als der rothe Schein flammender Kerzen an den ſchwarzen Wänden eines traurigen Katafalks. — Der Maler ſetzte ſich an der unterſten Stufe des Monuments, und das Geſicht in beide Hände bergend, verſank er bald in ernſte, zu ſeiner eigenen Schwermuth ſtimmende Betrachtungen.

Da drang das Geräuſch leiſer, abgemeſſener Schritte an Werlein's Ohr, und als er das Antlitz erhob, gewahrte er einen hohen, ſchwarz gekleideten Mann, welcher mit verſchränkten Armen und niedergeſchlagenen Augen ſich dem Grabmale näherte, und den Jüngling nicht zu bemerken ſchien. Er mochte fünfzig Jahre zählen, ſein Ausſehen war edel und frei, doch lag der Schleier eines verletzten Herzens über der hohen Stirne; ſeine Kleidung war einfach und fein. Ein Solitär blitzte an ſeiner Rechten.

Der Maler erhob ſich von der Stufe, auf welcher er geſeſſen, und zog höflich grüßend den Hut. Dadurch ſchien auch der Fremde erſt an die Gegenwart einer zweiten Perſon erinnert, und ſchnell ſich faſſend, erwiderte er mit Anſtand Werlein's Gruß. Seine Blicke hafteten eine Sekunde lang auf dem ſchönen Jüngling, welcher mit einer leichten Handbewegung die reichen Locken aus der Stirne ſtrich.

»Es iſt hier ſtill und feierlich, wie in einer Kirche,« ſagte der Fremde, »man würde nicht leicht einen beſſern Tempel zur ſtillen Morgenandacht finden können.«

»Und eben ſo wenig einen Ort, wo Natur und Kunſt in einfacheren und zugleich gehaltvolleren Geſtalten uns erſchienen,« entgegnete der Maler. „Hier dieſe hohen Bäume, von der Natur mit neuer Pracht geſchmückt, und hier das einfache Werk der Kunſt als rührender Refrain zu einem längſt verklungenen Lebensliede!"

„Haben Sie die Edle gekannt, welche hier ſchlummert?" fragte der Fremde bewegt.

»Nein,« erwiderte Werlein, »ich bin erſt ſeit einem Jahre Bewohner dieſer Stadt; doch wahre Fürſtentugend lebt ja ewig fort im Herzen, wie in den Liedern eines guten Volkes, und ſo iſt der Nachruhm dieſer Schläferin auch mir nicht fremd geblieben.«

Der Unbekannte ſtand eine Zeitlang ſchweigend vor dem Maler, und betrachtete ihn mit Wohlwollen. „Was bewegt aber Sie, den Jüngling," fragte er endlich, »ſich gerade dieſen Ort zum Spaziergange zu wählen? Des Jünglings Leben gleicht ja dem Frühling, der ſo eben in reicher Fülle ſich verbreitet. — Warum ſuchen Sie ihn auf den Gräbern?" —

»Ach, auf den Gräbern dünkt er mich doppelt ſchön," ſagte Werlein mit Empfindung. »Er erſcheint mir hier wie ein edler Wohlthäter, der auch Jene noch mit Gaben überhäuft, welche ihn nicht mehr preiſen können. Wohl möchte man glauben, der Mai hätte genug zu ſchaffen, um den Lebenden in ihren tauſend Wünſchen zu willfahren und ſeinen Reichthum ſo ſchnell, als es die Ungeduld der Erdenkinder heiſcht, zu Tage zu fördern. — Aber ſiehe da! er iſt auch ein treuer Freund über das Grab hinaus, und hat die ſtillen Wohnungen derer, welche ihn nicht mehr ſchauen können, nicht vergeſſen. Ueberall duftet's auf und neben den Hügeln, überall ſproßt es bunt aus der grünen, wellenförmigen Erde, und wird noch mancher Frühling ſproſſen, bis einſt unter den Hügeln die Mine des neu erwachenden Lebens ſpringt. — Die Sonne wird vielleicht Jahrhunderte noch die Urnen dieſer und nach ihrem Verfalle die Ruheſtätten der kommenden Schläfer grüßen, und jeden Frühling werden die Kelche der Blumen über den Gräbern nicken und hinunterfliſtern: Freut euch, ihr Schläfer! Auch euch wird einſt ein großer Frühling wecken — auch ihr werdet wieder prangend eure Häupter heben, gleich uns, und das Loos unſerer Vergänglichkeit nicht mehr theilen."

»Sind Sie ein Dichter?" fragte der Fremde, in deſſen gutmüthiges Lächeln eine tiefe Rührung ſich miſchte.

»Nein," erwiderte Werlein. »Nur die Begeiſterung, welche die Natur jedem fühlenden Herzen einflößte, iſt meine Poeſie! — Aber auch mir hat der Himmel eine

Gabe verliehen, welche mich ſeinen Urbildern näher bringt, indem ich ſie, wenn auch nur im matten Widerſcheine, vervielfältige."

„Sie ſind alſo ein Maler? — Und Ihr Name, wenn ich bitten darf?" —

„Heinrich Werlein."

„Werlein? — Werlein?" ſagte der Fremde ſinnend. „Haben Sie nicht ein Bild unter dem Namen: Freundestreue gemalt?" —

„So iſt es," ſagte Werlein ſtutzend, „darf ich fragen —"

„Woher ich es kenne?" fiel ihm Jener in die Rede. „Ich habe Gelegenheit, es täglich in der Gallerie des Fürſten zu bewundern. Der Fürſt ſelbſt ſchätzt Ihr Talent ungemein, und beſonders an jenem Bilde, deſſen Gegenſtand ihm tief zum Herzen ſpricht. Denn auch er hatte einſt von der Freundſchaft ſein höchſtes Glück gehofft — und ſie iſt für ihn geſtorben!" —

„O, der Arme!" rief Werlein raſch, „wenn auch auf einem Throne!" —

„Ja, Sie haben Recht!" ſagte der Fremde, tief erſchüttert. „Wem Lieb' und Freundſchaft ſtarb, der ſollte ſich auch zum langen Schlummer legen."

Werlein ſtand betroffen vor ſeinem Begleiter. Er ſah wie tief ſeine Bemerkung jenen ergriffen, und es that ihm leid, ſelbe gemacht zu haben.

„Sie müſſen ſehr glücklich ſein!" begann der Fremde endlich wieder. „Mit Ihrem warmen Herzen umfaſſen Sie zwei göttliche Weſen: Natur und Kunſt — Freundſchaft und Liebe ſind in Beider Reich daheim! — Was kann Ihnen fehlen?" —

»Ein hohes Glück," ſagte der Jüngling mit Bedeutung, »welches mir weder aus dem Füllhorn der Natur, noch aus allen Schätzen der Kunſt werden kann; ein Glück, das nur in der Gnade des Fürſten für mich zu finden iſt. Ach, daß jenes Bild, vor welchem der Fürſt, wie Sie ſagen, gerne weilt — daß es ihn zur Gnade für den noch ungekannten Maler ſtimmen möchte!« —

Der Fremde ſah verwundert auf den Jüngling. „Gnade!“ ſagte er mit Bedeutung. »Drückt Sie ſo ſchwere Schuld, daß Sie das Herz des Fürſten erſt beſtechen zu müſſen glauben?« —

„Nein!“ ſagte Werlein mit ruhiger Stimme. »Die Gnade, welche ich von dem Fürſten erflehen will, betrifft mich nur in ſo weit, als ſie dem Theuerſten gilt, was ich auf dieſer Erde beſitze!« —

»Und wann gedenken Sie mit ihrer Bitte vor dem Fürſten zu erſcheinen?« —

»Wenn ſein Herz durch die Schöpfungen der Kunſt gerührt, zur erbarmenden Milde geſtimmt iſt. Morgen, nach der Preisvertheilung in der Gallerie!« —

„Das iſt allerdings ein geweihter Ort,“ ſagte der Fremde. »Ich wünſche ihnen Glück zu Ihrem Vorhaben. Wird auch ein Bild von Ihrem Pinſel dort zu ſehen ſein?«

»Ja, und eben dieſes Bild ſoll meine Bitte unterſtützen!« —

„Sonderbar! Aber noch einmal: ich wünſche Ihnen Glück. Auch ich werde das Vergnügen haben, bei der ſchönen Ceremonie gegenwärtig zu ſein. Bis dahin leben Sie recht wohl!“ —

Mit dieſen Worten verbeugte ſich der Fremde grüßend vor dem Jüngling, und ſchritt raſch durch einen der geſchlängelten Wege nach den freien Partien des Gartens zurück, wo er bald hinter dem blühenden Gehege verſchwand.

Auch der Jüngling verließ das Monument, und begab ſich, unter verſchiedenen Gedanken über den theilnehmenden Unbekannten, nach ſeiner Wohnung.

Der Banquier von Goldau ſetzte die japaniſche Porzellantaſſe unwillig auf den Tiſch, und ſah bitterböſe nach der reizenden Tochter hinüber, welche ſtatt zu frühſtücken, ein Thränchen nach dem andern in den Thee fallen ließ. Die Mutter aber bat Amalien ſchmeichelnd, ſich doch nicht zu grämen, der Vater habe es ja ſo böſe nicht gemeint. Aber Malchen wollte ſich durchaus nicht beruhigen laſſen.

„Potz Thränen und kein Ende!“ rief endlich Goldau ärgerlich. „Was hab' ich denn über den Herrn Sonderling ſo Abſcheuliches geſprochen, daß die Augen dir voll Waſſer laufen? Einen bockhälſigen Räthſelkrämer hab' ich ihn genannt, und das iſt Alles!“

»Wenn Heinrich — Herr Werlein wollt' ich ſagen — Geheimniſſe hat,« ſchluchzte Amalie, »ſo ſind ſie gewiß von der Art, daß ihre Enthüllung ihm nur Ehre zu bringen vermag!«

»Meinetwegen,« brummte der Banquier, »mag er in ſeiner himmelhohen Behauſung auf ein Univerſalmittel zur Weltverbeſſerung ſinnen — aber das Bild, das Bild, das vergeſſ' ich ihm in meinem Leben nicht! Fünftauſend

Thaler, und ſagt nein! Der Wahnſinn ſpringt auf den erſten Blick in die Augen!«

»Aber, lieber Vater,« bat Amalie, indem ſie ſich die Augen trocknete, »hat er Ihnen denn nicht geſagt, daß er jenes Bild für einen hohen, ja für einen heiligen Zweck beſtimmt habe!«

»Lirum! Larum!« meinte der Vater. »Das muß ich beſſer wiſſen. Nichts als Künſtler-Eigenſinn, kein Härchen drüber. Will da morgen ſich hinſtellen und zuſehen, wie Alles die Augen über ſein Genie aufſperrt und alle die gereimten und unreimten Elogen mit vollen Zügen in ſich ſchlürfen. Weiter iſt es nichts, gar nichts!«

»Ach, ich fühle, daß Heinrich viel edler iſt, als Sie ihn halten,« ſagte Amalie mit Beſtimmtheit. »Meine Achtung bleibt ihm ewig, wie räthſelhaft er auch erſcheinen mag!«

„Deine ewige Achtung klingt ziemlich feurig,“ warf Herr von Goldau ein. »Ich fürchte er dürfte vielleicht gegen dich minder räthſelhaft geblieben ſein, als gegen deinen Vater. In dieſem Falle habe ich dich nur zu erinnern, daß Herr Werlein ein ganz achtungswerther Mann, aber doch nur ein armer Maler ſei, und daß meine Tochter einſt über ein Vermögen von einigen Millionen zu gebieten habe.«

»Ach, er trägt einen Schatz in ſich, der mehr gilt, als Millionen!« ſagte Amalie ſchnell. „Aber ich danke Ihnen, beſter Vater! Sie haben ihn einen achtungswerthen Mann genannt, Sie haben ihm Recht widerfahren laſſen, und nur das war's ja, was ich wünſchte.«

„Alſo Friede!“ ſagte der Banquier lächelnd. »Und damit du ſiehſt, daß ich ihm nicht mehr gram bin, ſo magſt du mich heute begleiten, wenn ich zu ihm hinaufklettere, Verſöhnung zu ſchließen. In Geſellſchaft ſteigt ſich's ohnedies leichter. Nun? Willſt du?" —

„Vom Herzen gern!" rief Amalie freudig, und ſprang aus dem Zimmer, um ſich zu dem lieben Beſuche recht anmuthig zu kleiden.

»Was meinſt du von dieſer Empfindſamkeit, liebe Thereſe?" ſagte der Banquier zu ſeiner Gattin, als Amalie das Zimmer verlaſſen hatte. »Sie iſt nicht in der Natur des Mädchens begründet, und beinahe glaube ich, ihren Urſprung finden zu können."

„Daß Amalie für jenen Jüngling, welcher ſich Heinrich Werlein nennt, Neigung empfindet, iſt nicht zu bezweifeln," erwiderte die Mutter. »Doch dünken mich Beide zu gut, als daß ich für nöthig halten ſollte, einer gegenſeitigen Annäherung zu widerſtreben."

»Doch, doch, liebe Thereſe!" ſagte der Banquier etwas ängſtlich. »Denke nur, er iſt ja doch gar zu arm."

„Wenn er im Uebrigen Amaliens würdig iſt," entgegnete Frau von Goldau, „ſo dürfte das wohl eher ein Beweggrund, als Hinderniß einer Verbindung ſein. Das Glück eines braven Jünglings wäre dann zugleich mit jenem unſerer Tochter gegründet."

»Alles ganz gut, ganz gut," meinte der Vater, »aber — —"

Da trat Amalie angekleidet in das Zimmer. »Nun, allons! So wollen wir denn in das Himmelreich ſteigen!" rief Goldau ſcherzend, indem er nach dem Hute griff. Amalie aber küßte der Mutter die Hand, und hüpfte vor dem Banquier die Stiege hinab an den Wagen.

»Zum Maler Werlein in der Gärberſtraße!« rief Herr von Goldau dem Kutſcher zu, als er in den leichten Schwimmer ſtieg, und Amaliens Wangen rötheten ſich bei dieſem Namen vor inniger Seligkeit, und ſie ſchmiegte ſich auf ihrem Sitze recht dankbar an den Vater.

In wenigen Minuten hielt der Wagen vor des Malers Wohnung, und Amalie betrat an der Seite des Banquiers, voll fröhlicher Erwartungen, die ſteile Treppe.

Mit welch' freundlichem Lächeln wollte ſie nicht in des Geliebten kunſtgeweihte Einſamkeit treten, mit wie viel untrüglichen Zeichen der vertrauenden Liebe wollte ſie die unbilligen Vorwürfe ihres Vaters vergüten, und wie ſollte der geliebte Jüngling durch ihre frohen Blicke hundertmal ſeliger werden, als durch alle die ſchönen Worte, welche jener nur aufzubringen vermöchte! Jetzt ſollte Heinrich ihr Herz ganz erkennen, aus ihren Augen ſollte er leſen, daß ſie die Seinige für immer ſei!

Da ſtand ſie plötzlich mit dem Vater vor der geſchloſſenen Thüre, welche in Werlein's Zimmer führte.

»Leiſe, leiſe!« liſpelte der Banquier. „Wir wollen ihn überraſchen. Wer weiß, welch' anziehendes Gemälde uns dadurch im Entſtehen verrathen wird!“

Mit dieſen Worten drückte er leiſe auf die Klinke, die nicht verſperrte Thüre öffnete ſich, und Goldau trat auf den Zehen in das Zimmer. Amalie folgte zitternd, und war mit dem horchenden Weſen ihres Vaters nicht ganz zufrieden.

Das Zimmer war leer, Malergeräthſchaften lagen rings auf den Stühlen und Schränken umher, und einige unvollendete Gemälde ſtanden an den Wänden. Der

Banquier ſtieg bedächtig weiter, und gewahrte nun eine Tapetenthür, welche ihm bei ſeinem erſten Beſuche, durch ein großes Bild verdeckt, nicht bemerkbar geworden war. Dieſe Thüre war halb offen, und aus dem Kabinet, in welches ſie führte, konnte man deutlich des Malers Stimme vernehmen, welche zuweilen durch den ſanften Ton einer weiblichen unterbrochen wurde.

Goldau ſtutzte, und blickte nach Amalien, welche dicht hinter ihm ſtand, und deren Glieder das Beben einer ängſtlichen Beklommenheit überflog.

Noch einen Schritt that der Banquier vorwärts, Amalie wollte ſeine Hand faſſen, ihn zurückzuhalten, aber durch dies Beſtreben kam ſie ſelbſt in eine Stellung, welche ihr einen Blick in das Kabinet geſtattete. Sie konnte nicht widerſtehen, und ihre Augen wandten ſich unwillkürlich nach jener Gegend, woher des Malers Stimme zu vernehmen war. Aber ſchnell ſchloßen ſich dieſelben wieder, Todtenbläſſe überzog ihr Antlitz, und ſie lehnte ſich ſchwankend an den Vater, welcher ſelbſt voll höchſten Erſtaunens in jenes Gemach blickte.

Werlein ſtand neben einem ſchön gewachſenen Mädchen, den Arm um ihre ſchlanken Hüfte geſchlungen und mit der Wange auf ihrem weißen Nacken ruhend, vor einem Bette, deſſen halb zugezogene Vorhänge nichts Deutlicheres erkennen ließen.

»Nun, liebe gute Marie,« ſagte Werlein, »nun ſollſt du bald wieder glücklich ſein, und deine ſchöne Jugend nicht mehr in dieſer grabähnlichen Einſamkeit vertrauern. Wenn mich mein ahnendes Herz nicht trügt, ſo brauchen wir uns in Kurzem vor der Welt nicht mehr zu verbergen!«

»Ach, Heinrich,« ſagte das Mädchen, »wie kann ich dir jemals deinen Edelmuth und deine Liebe lohnen, mit welcher du für mich und für den Theuren, der auf dieſem Lager ſchlummert, mit Aufopferung aller deiner Freuden ſo zärtliche Sorge trägſt?«

»Sprich nicht von Opfern!« ſagte der Maler. »Leiſte ich denn mehr, als mir die Pflicht gebeut, und bietet mir deine Liebe nicht reichen Erſatz für jede —«

Ein ſchmerzerſtickter Schrei von Amaliens Lippen unterbrach die Rede des Jünglings. Sie war ohnmächtig zuſammen geſunken, und lag in den Armen ihres beſtürzten Vaters.

»Um Gotteswillen, was geht hier vor!?« ſchrie Werlein, indem er aus dem Kabinete ſtürzte und die Thür desſelben eilends hinter ſich zuwarf.

»Sie werden das nur allzu gut verſtehen!« ſagte der Banquier, indem er von Amalien mit finſterem Blicke zu dem Jüngling emporſah. »Mir aber wird in dieſem Augenblicke klar, daß mein armes Kind, das ich hier bleich und leblos in den Armen halte, durch Sie, Herr Werlein, vielleicht um das Heil ſeines Lebens betrogen wurde. Wenn dem alſo iſt, ſo möge Ihnen Gott vergeben!«

»Nein, nein! Bei Gott und meiner Seligkeit!« rief der Jüngling außer ſich, »ich bin ſchuldlos an den Leiden dieſes Engels!«

Während dieſe Worte raſch gewechſelt wurden, ſuchte man alle Mittel, welche man in der Eile nur erhaſchen konnte, hervor, um Amalien in's Leben zu rufen. Jetzt öffnete ſie die Augen, und ihre erſten Blicke fielen auf den Jüngling, welcher an ihrer Seite kniete. Tiefer Abſche malte ſich in des Mädchens Zügen. Sie erhob ſich langſam, indem ſie ſich zitternd an den Vater ſtützte. »Fort! fort von hier, daß ich nicht ſterbe!« wimmerte ſie kaum hörbar.

Werlein wollte ſie unterſtützen. »Hinweg! Verlaſſen Sie mich!« rief ſie mit ſtärkerer Stimme, der Maler ließ, wie durch einen Zauberſpruch gebannt, die Arme ſinken, und ſtarrte regungslos Amalien nach, welche, auf den Arm ihres Vaters geſtützt, langſam aus dem Zimmer ſchwankte.

»O Gott! Gott, das iſt hart!« rief der Jüngling, als Jene verſchwunden waren. »Aber Muth! der Schleier fällt, und die Hand der Vergeltung wird ja von meines Lebens Blume auch noch dieſe Dornen ſtreifen!« —

Der große Saal des Akademie-Gebäudes ſchimmerte im feſtlichem Schmuck. Purpurfarbige, mit Gold durchwirkte Draperien hingen von den Wänden nieder; die ſchlanken Säulen, welche die mit Meiſterſtücken gezierte Decke trugen, waren mit Feſtons umwunden, und grüne Kränze prangten auf den Marmorhäuptern der allegoriſchen Steinbilder. Eine Reihe von Gemälden, deren jedes durch einen weißen Schleier verdeckt war, ſtand auf einer beſonders für dieſen Zweck vorgerichteten Erhöhung, und dieſer gegenüber fand unter einem Baldachin der goldſtrotzende Sammtſeſſel, welcher für den kunſtſinnigen Landesfürſten beſtimmt war, ſeinen Platz. — An dieſen reihten ſich, zu beiden Seiten, die Sitze der ausgezeichnetſten Mitglieder der Akademie, deren Ausſpruch als Maßſtab gelten ſollte, um den Werth eines oder des andern Gemäldes zu beſtimmen.

Eine rauſchende Menge wogte im übrigen Theile des Saales hin und her, und man konnte auf allen Geſichtern die geſpannteſte Erwartung leſen.

Die jungen Künſtler, deren Genie und Fertigkeit nun bald durch das ſtrenge Urtheil der erfahrenen Richter gewürdigt werden ſollten, ſtanden ſeitwärts der oben bemerkten Erhöhung, und auf ſo mancher Stirne konnte man die bange Sorge ob der herannahenden Entſcheidung gewahren.

Auch Heinrich Werlein gehörte zu dieſer Gruppe. Sein Anzug war, wie der aller Uebrigen, ſchwarz. Sein Geſicht war noch bläſſer, als ſonſt, und oft überflog es ſeine Geſtalt wie leichtes Zittern.

Der Akademie-Direktor ſtand mit ernſter Miene vor ſeinem Stuhl, und eine Papierrolle lag in ſeiner Hand. Es war das gewichtige Blatt, auf welchem die ſchon den vorigen Tag gefällten Urtheile der Kunſtrichter und die aus jenen hervorgegangene Klaſſifikation der Gemälde unwiderruflich geſchrieben ſtand.

Plötzlich ſprangen die Flügelthüren auf. Das leiſe Fliſtern: »der Fürſt!“ wandte Aller Augen nach einem Orte. Mit edlem Anſtande betrat der Fürſt, von einigen Kammerherren gefolgt, den Saal; mit herablaſſender Freundlichkeit grüßte er die ehrerbietig ſich verneigende Schar der Meiſter, welche ihn an der Thüre empfing, und begab ſich nun, von dieſen Herren begleitet, unter den Baldachin.

Aus Werlein's Wangen war beim Eintritte des Fürſten alles Blut gewichen, denn dieſer war kein Anderer, als jener theilnehmende Fremde, mit welchem Heinrich geſtern am Grabmale der Fürſtin Roſalie ſo offenherzig geſprochen hatte. — Bei ſeiner zurückgezogenen Lebensweiſe hatte der Maler noch nie früher Gelegenheit gehabt, den Fürſten kennen zu lernen, und zwar um ſo weniger, da dieſer erſt kürzlich von einer weiten Reiſe in die Reſidenz zurückgekommen war. Werlein konnte nicht umhin, beim Anblick des Fürſten einer ſüßen Hoffnung Raum zu geben, und ſein Herz ſchlug ſehnend den nächſten Augenblicken entgegen.

Jetzt wirbelten Trompeten und Pauken aus dem Hintergrunde des Saales, und ihr Getöſe verkündete den Beginn der Ceremonie.

Der Direktor trat einige Schritte vor, entfaltete die Rolle, und während im Saale kein Laut ſich regte, las er mit lauter und deutlicher Stimme:

„Den Preis des höchſten Talentes, wie der vollendeten Kunſtfertigkeit, hat die Akademie mit Einheit der Stimmen dem jungen Maler Heinrich Werlein zuerkannt. Er trete vor!“

Rauſchende Muſik mit dem Beifallklatſchen der Menge machte den hohen Saal erdröhnen. — Der Fürſt erhob ſich von ſeinem Sitze, und winkte dem Maler freundlich lächelnd, ſich zu nahen. Dieſer aber ſchritt nach dem Gemälde hin, und mit einem raſchen Griff zog er den verhüllenden Schleier von demſelben.

„O Gott, was iſt das!“ rief der Fürſt, indem er ſchnell zu dem Bilde trat und mit flüchtigen Blicken alle Gruppen auf demſelben überflog. „Dieſe Gegend! — die Schlacht!

— Ach, und hier! Und hier! — — Ja, jetzt erkenn' ich Alles wieder! — O mein Gott! Dieſer Mann hier, welcher mit dem eigenen Blute die lechzende Lippe jenes Verwundeten netzt — — „

„O Gnade!" ſchrie der Maler, indem er zu des Herrſchers Füßen ſtürzte. „Ew. Durchlaucht! Gnade für ihn! Es iſt mein Vater!"

Der Fürſt zitterte heftig. „Wie, Sie wären — ?" fragte er endlich gefaßter.

„Ich bin der Sohn des unglücklichen Freiherrn von Eldern," rief der Jüngling, noch immer auf den Knien, „desſelben, der einſt als Mann für Ew. Durchlaucht ſein Blut verſpritzte, und der nun ſchon zwölf lange Jahre in der Verbannung weint, wodurch die Geſetze das Mißlingen einer allzu gewagten Unternehmung ſtrafen!"

Der Fürſt ſchien tief bewegt, er gab dem Jüngling ein Zeichen, ſich zu erheben. „Ihr Vater, junger Mann, war mein liebſter Freund," ſagte er mit tiefer Rührung, „Die Geſetze, wie Sie ſo eben ſelbſt erwähnten, haben ihn geſtraft. — Mein Herz war zerriſſen, als ich meinen Namen unter ſein Verdammungsurtheil ſetzen mußte!"

„O, er hat gebüßt, wie nur ein Menſch büßen kann!" rief der Jüngling, und Thränen perlten über ſeine Wangen. „Zwölf Jahre fern vom Vaterlande, das ihm theuer iſt, wie die eigene Seele, für die Erziehung ſeiner Kinder darbend, um dieſe zu nützlichen Unterthanen des Landes, das ihn verſtieß, zu bilden, hat er allen Schmerz des tiefſten Elendes kennen gelernt! — Sein Haupt iſt ſilberweiß, ſeine Denkkraft gelähmt, — ach, ſeit vielen Jahren hat er nur noch einen Wunſch — in ſeiner Heimat Schoß zu ſterben!“ —

Der Fürſt wandte ſich mit naſſen Augen zur Seite; da fielen ſeine Blicke wieder auf das gekrönte Bild. Raſch trat er zu demſelben hin, und mit der Hand nach der Geſtalt jenes edlen Kriegers weiſend, ſprach er laut und mit bewegter Stimme: „Vier Regimenter fanden in der Schlacht bei S..... durch eine allzu raſche Unternehmung des Generals Freiherrn von Eldern ihren Untergang — zwölf Jahre hat dieſer dafür in der Verbannung gebüßt; ſein Aufenthalt war mir unbekannt, ich konnte die Noth des Mannes, welchen ich meinen Freund nannte, nicht lindern — aber meine Unterthanen frage ich nun, ob jene Edelthat, welche dieſes Bild vor unſere Augen ſtellt, nicht für alle Herzen zur lauten Forderung der Vergebung und Gnade werde!?“

„Gnade!“ ſcholl's einſtimmig durch den Saal, und der Fürſt ſah mit leuchtenden Blicken nach dem freudezitternden Jüngling.

„Nun! ſo wiederhole ich denn von ganzem Herzen das Wort: Gnade!“ rief der Fürſt mit feierlicher Stimme, und der junge Freiherr ſank mit einem lauten Ruf des Entzückens zu des Edlen Füßen.

„O, darf er erſcheinen!?“ rief er flehend. „Darf er nahen, er, dem dieſes Wort das Leben wieder gibt!?“

„Ich ſehne mich, den Freund zu umarmen,“ ſagte der Fürſt.

Da erhob ſich der Jüngling ſchnell, und eilte durch eine Nebenthür aus dem Saale. Bald darauf öffnete ſich dieſe wieder und auf den Arm jenes ſchönen Mädchens geſtützt, welches wir in des Jünglings einſamer Wohnung kennen gelernt, trat ein gebückter Greis in den Saal, welcher dem Winter gleich neben jener blühenden Lenzgeſtalt einherſchwankte. Es war Vater und Tochter.

In wenigen Augenblicken lag der Greis in den Armen ſeines fürſtlichen Freundes. Stille herrſchte rings im Saale, nur der Anweſenden leiſes Schluchzen begleitete die heilige Scene. —

Wo blieb aber der Urheber derſelben, der wackere Jüngling? — Er lag im Nebengemach an der Bruſt des Herrn von Goldau, welcher, ganz in Entzücken aufgelöſ't, ihn immer wieder küßte und herzte, und ſeinen lieben geheimen Rath nannte. »Ach, daß doch Amalie hier wäre!« rief er einmal um's andere. »Solch' ein Schauſpiel würde ſie im Augenblicke heilen!"

»Um Gotteswillen! iſt Amalie krank?« fragte Heinrich bebend.

»Hat nichts zu ſagen,« meinte der Banquier, »jetzt gar nichts mehr! Hätte wohl arg werden können, aber das hat ja nun Alles ein Ende! Mein Wort darauf, in einer Stunde iſt ſie geſund, wie ein Fiſchchen, und dann — nun, Heinrich, wir ſind eben auch nicht blind geweſen — willſt du ſie?!« —

»O mein guter Vater!« rief der Jüngling, und küßte den jubelnden Alten. Dieſer aber ergriff ihn raſch am Arme, und zog ihn mit ſich in den Saal.

Die Vermählung des Freiherrn von Eldern mit Amalie von Goldau ging in wenigen Tagen vor ſich. Der Fürſt verherrlichte ſie mit ſeiner Gegenwart. »Den Preis für Ihr Gemälde,« ſagte er nach der Trauung zu dem entzückten Gatten, »haben Sie erſt heute empfangen, den höchſten Preis, wie ihn Ihr Edelmuth verdient: ein liebendes Herz!«

Inhalt.

I.

Proſa.

Seite

Beck, Louiſe. Der Fluch. Novelle 67
Caſtelli, J. F. Eine Heirath. Gemälde aus dem Leben . 209
Langer, Johann. Die Stadt im Meere. Ein Mährlein 151
Sándor, C. J. Der höchſte Preis. Novelle 367
Schindler, Alexander Jul. Liebeleben in Küritz. Phantaſieſtück 242
Stelzhammer, Franz. Die Mechaniker. Novelle 320
Straube, Emanuel. Die Wahnſinnige von Freiberg. Novelle 7

II.

Gedichte.

Bauernfeld. Aus dem poetiſchen Tagebuche 360
Feuchtersleben, Ernſt Freih. v. In das Album eines Landſchaftsmalers 200
Fitzinger. An den Winter 145
Grillparzer. Die Schweſtern 313
Halm, Friedr. Gaſelen 315
Hammer-Purgſtall. Auf Mariens Auge 238
— — An *** am Charfreitage 1839, als ſie die Lamentationen ſang 362
Hannuſch, J. J. Helfen und Heben. Den Frauen . . . 311
Hüttenbrenner, Heinr. Der Ritt in den Wald 232

Seite
Kilzer, Wilhelm. Die Frühlingsnacht 234
— — Seelenſchmerz 236
Körber, Philipp v. An ein Mädchen 149
Leitner, C. G. Ritter von. An eine Papillote ... 163
Levitſchnigg. Trias 208
Liber, Ludwig. Huldigung den Frauen 1
Moshamer, J. Ideal und Wirklichkeit....... 153
Paris, Eduard. Viſion.............. 147
Perger, Anton Ritter von. Nächtliche Wanderung 306
Rain, Karl. Milada's Lieder an Milorad. Aus dem Altböhmiſchen 201
Schindler, Alex. Jul. Herr, bleib' bei uns! Ein Abendlied 240
Schober, Fr. von. Der Pilger am See 365
Schulheim. O weine nicht! 207
Seidl, Joh. Gabr. Das hohe Paar 61
— — — Taſchenſpielerei......... 63
— — — Anwartſchaft........... 65
Swidack, J. Sturm 151
Vogl, Johann N. Die Koſakenbraut. Ballade .. 317
— — — Blumendeutung. Als Erklärung der Kupferſtiche.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

HULDIGUNG

DEN

FRAUEN.

Taschenbuch für das Jahr 1842.

Herausgegeben

von

J. F. CASTELLI.

Zwanzigster Jahrgang

mit ſechs Stahlſtichen.

WIEN.
Bei Tendler und Schaefer.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Yf [illegible]

Ihrer Majeſtät

der

durchlauchtigſten Frau Erzherzogin

Maria Ludovica

regierenden Herzogin

von Parma, Piacenza und Guaſtalla

ehrfurchtsvoll gewidmet

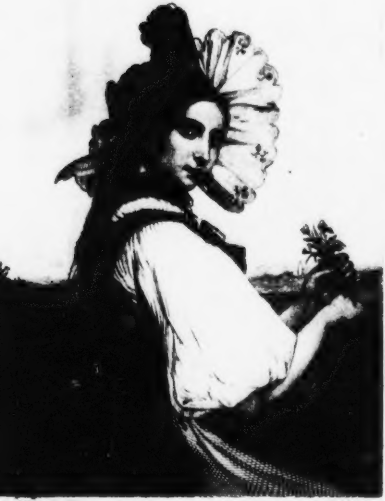
vom Herausgeber.

1.

Pia.

(Zum Titelkupfer.)

Auf dem Purpur ruht die Rechte,
Dem das Rechte frommt,
An dem Kreuze ruht die Linke,
Die vom Herzen kommt;
Hoheit auf Gewand und Stirne,
Lieb' im Herzen tief,
Wohl dem Volke, dem zur Mutter
Dich der Herr berief!
Denn aus Deinem Blicke ſtrahlt es
Fromm wie ein Gebet,
Kündend, wie zu Macht und Schönheit
Hold die Tugend ſteht!



2.

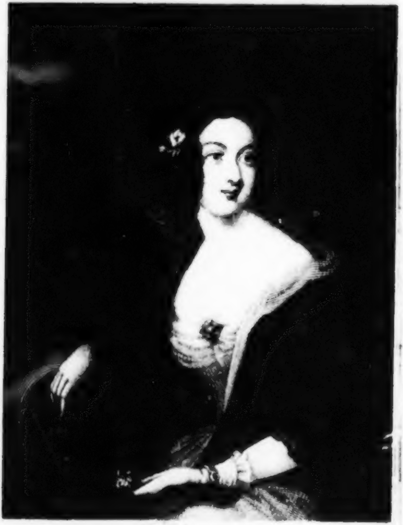
Liesli.

Im Hintergrunde die Jungfrau von Eis,
Umſchimmert vom roſigen Lichte,
Im Vordergrunde die Jungfrau, ſo weiß
Und roſig wie Jene, doch glüht es wohl heiß
Im Buſen und auf dem Geſichte. —
Im Herzen der Alpen auch iſt es ja warm,
Wie ſtarr auch und ſchneeig ſie dräuen,
So mag oft, zum Trotze dem trotzigen Blick',
Ein liebendes Herz uns erfreuen!

3.

Agathe.

Dein braunes Auge blickt in's off'ne Leben
So deutſch und frei, wie dort der Rheinſtrom fließt;
Die ungezwung'ne Haltung iſt es eben,
Die Seele, d'rin ſo manche Blume ſprießt.
Dein Aug', ein Stern am Himmel deiner Mienen,
Verkündet klar, du fuhreſt die Lorgnette,
Mit ihrem Glas dem außern Aug' zu dienen,
Und nimmermehr dem innern der Kokette!



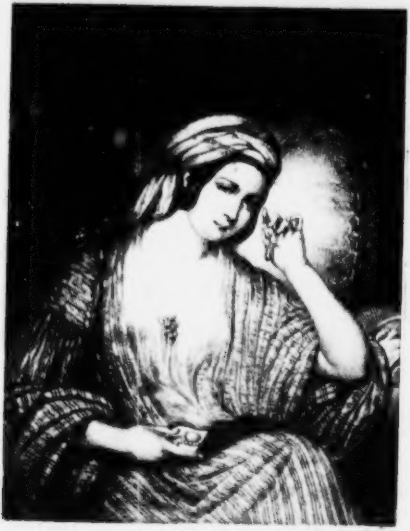
Jenny.

n holdes Mädchen blickſt wohl in den Spiegel,
nimmermehr nach Albion's Schönheitsſiegel,
rägt in tauſend Reizen der Geſtalt,
noch weit höh'ren in den edlen Zügen;
lichte Blüte ſchau'ſt du mit Vergnügen,
welche rings die Lockenfülle wallt,
enkſt wohl nicht an's eitle Weltgetriebe,
enkſt nur an die Blüte deiner Liebe!
mag ein leiſes Ahnen ferner Tage
Seufzer wecken und die ſtille Klage:
wenn dies Glück doch ewig grünen bliebe!"

5.

Eugenia.

Durch Waldesdunkel zum bemooſten Thurme
Eugenia ſchreitet einſam und bedacht,
Wo hinter Gittern, kürzlich eingefangen,
Ein zott'ger Bär im Kerkerdunkel wacht.
Wohl ſehnt er ſich hinaus zu grünen Auen,
Zu dunkler Kluft, zu der Gefährten Schar,
Doch ach, umſonſt, ihn bannt des Kerkers Grauen,
Und nimmer wird er wieder, wie er war.
Eugenia nur fühlt des Mitleid's Regung,
Und naht mit Milde heimlich ſich dem Thier,
Und reicht ihm Nahrung hin auf einer Stange —
Und brummend dankt Herr Petz durch's Gitter ihr.



6.

Fatime.

Von Smaragden grünt es auf dem Schooße,
Von Smaragden in der Hand
Dieſer holden Morgenlandesroſe;
Grün iſt Meer und grün iſt alles Land;
Aber blau iſt Himmel, roth iſt Flamme,
Die den Erdball faſſen ein;
Sollten hier von ſolchem edlen Stamme
Keine Edelſteine ſein?
Doch! — Rubine glüh'n auf ihrem Munde,
Und Saphire ſtrahlen aus dem Blick;
Dieſer eine Welt im Weltenrunde,
Jener Liebesglut und Glück!

Franz Bizinger.

Hüttl am See.

Novelle von Emanuel Straube.

Vor vielen hundert Jahren war, wenn die Sage nicht etwa trügt, über die ganze Gegend dieſſeits und jenſeits von da, wo heut zu Tage Floridsdorf, insgemein »am Spitz« genannt, liegt, ein großer See ausgegoſſen, welcher vorne bis weit über's Marchfeld, und rückwärts bis faſt an die Donau reichte; die ſogenannte »ſchwarze Lacke«, die Auen und einzelne Muſchelberge hier und da ſind noch die letzten davon übrig gebliebenen Spuren; auch ein Theil des Marchfeldes dürfte dazu gehört haben.

Am Ufer dieſes Sees nun ſtand ein Hüttchen, von Fiſcherleuten bewohnt, die zwar eine zahlreiche, blühende Familie, aber ſonſt, ſo viel ſich gewahren ließ, wenig oder gar nichts beſaßen, als ihren Kahn, ihre Reuſen und Netze, und das übrige Zubehör zu ihrem Gewerbe. Sie lebten einſam und beſchränkt, Letzteres wahrſcheinlich, weil ſie nicht die Mittel hatten, die Schranken des nöthigen Bedarfs zu überſchreiten, und einſam, weil die Gegend zu unwirthbar ſchien, um Anderen, als eben Fiſchern, die Mühe und Koſten des Anbaues zu verlohnen. Dem ſei übrigens, wie ihm wolle, geweſen; genug die Familie fand und ſuchte keinen Umgang, und das Oberhaupt derſelben, der Hausvater, galt ſogar in dem Munde jener Wenigen, die mit ihm von Zeit zu Zeit in Berührung kamen, nämlich der hier und da zerſtreut wohnenden Zunftgenoſſen, obwohl er ihnen Gefälligkeiten mancher Art erwies, für einen Sonderling, ja er war ſelbſt als ſtolz verſchrien.

In wie fern ein Fiſcher, der ſich und die Seinigen mit ſeinen Netzen und vom Ertrage ſeines Geſchäftes erhält, Urſache hat, ſtolz zu ſein, weiß ich ſo genau nicht abzumeſſen; indeſſen hatte es ſeine Richtigkeit, daß der alte Mann ein ernſtes, gemeſſenes, bisweilen ſchier hochfahrendes Weſen zeigte, und daß in ſeiner ärmlichen Hütte eine Sauberkeit, eine Gewähltheit der Einrichtungsſtücke und ein Anſtand des Betragens waltete, wie man es bei Leuten dieſes Gewerbes nimmermehr geſucht haben würde. Indeſſen, obzwar ſonderlich, galt der Fiſcher dennoch für einen Ehrenmann, und ſein Haus für eine Zuflucht der Armen und Bedrängten. Dieſem Rufe mochte wohl auch das nachbeſchriebene Abenteuer beizumeſſen ſein.

An dieſe Hütte am See, oder „Hüttl am See“, wie man es am öfteſten nennen hörte, ward nämlich einmal, ſpät in der Nacht, heftig gepocht, und dieſes Pochen erneuerte ſich in kurzen Zwiſchenräumen immer lauter, immer ungeberdiger. In der Hütte ſah man in Folge dieſer Störung den brennenden Span haſtig hin und wieder laufen; die Schatten von Geſtalten ſchwirrten ab und zu, man hörte Schränke knarren und Thüren klappern, und erſt ſpät, als der Lärm von Außen allbereits die höchſte Stufe von Dringlichkeit erreicht hatte, zeigte ſich ein Kopf, jener des alten Fiſchers, am Fenſterlein, um nach der Urſache des ſtürmiſchen Beſuches zu fragen.

„Oeffnet, um Gottes Barmherzigkeit willen, — öffnet ſchnell,“ ſchrie es von Außen mit zarter, flehender Stimme, „Leben und Tod ſtehen auf dem Spiele!“

„Eine Anrufung ſolcher Art,“ entgegnete der Fiſcher, „ſoll nicht vergeblich an mein Ohr gebracht ſein! Ich bin Chriſt und liebe meinen Nächſten wie mich ſelbſt, mag ihn alſo eben ſo wenig nach Hilfe ſchmachten laſſen, als es mir annehmlich erſcheinen würde, im Augenblicke der Noth erſt lange betteln zu müſſen! Ich komme!“

Während des ſpäteren, ſchon in die Stube hineingeſprochenen Theiles dieſer Rede knackte bereits der Riegel von Innen, die Thür öffnete ſich, und eine verhüllte Geſtalt, behend in die Hütte ſpringend, fiel odemlos auf den Eſtrich des Flurs nieder. Alsbald drängte ſich die ganze Hausgenoſſenſchaft des Fiſchers um den Fremdling; man hob ihn auf, nahm ihm die Verhüllung ab, — und entdeckte, mit nicht geringem Erſtaunen, ein Mägdlein, jung an Jahren, in feiner Tracht und von abſonderlicher Schönheit.

»Fort, fort da, ihr Burſche,« rief alsbald der Vater, ſeine beiden Söhne in die Stube weiſend, »hier habt ihr nichts zu ſchaffen; Mutter und Schweſter ſind hier am Platze. Ein unglücklich' Weib begafft kein Mann von Ehre!«

Gehorſam entfernten ſich die Jünglinge; des Fiſchers Ehewirthin aber und ſein Töchterlein machten ſich an die Bewußtloſe, welche ſie durch allerlei Mittel bald wieder zum Leben und zur Beſinnung riefen. Als ſie ſich erholt hatte vom ſchlimmſten Gebreſte, führte man ſie bedächtig in die Stube, ſetzte ſie in einen behaglichen Sorgenſtuhl, reichte ihr die beſte Herzſtärkung, ſo in der Hütte aufzutreiben war, und mühte ſich mit aller Lieb und Fürſorge um ſie.

Es war ein wunderſam holdſelig Frauenbild, mit langen Ringellocken, ſchwarz wie die Nacht, mit Augen, welche leuchteten, als ob über dem dürftigen Gemach zwei Sonnen aufgegangen wären, mit Lippen wie Purpur, mit dem Wachsthum einer Tanne, mit der Anmuth einer Gottesmutter um Stirne und Mund, und doch dabei mit der Hoheit einer Königin. Man verſenkte ſich gerne in dieſe Züge; allein es war in denſelben zugleich eine Würde, die dem Drange der Liebe einen Beiſatz von Ehrfurcht gab; kurz, man fühlte im gleichen Maße Freude und Achtung über dem Anblicke der Jungfrau.

»Wer ſeid Ihr, edle Dame?« fragte Meiſter Guntram, der Fiſcher, nach dem erſten Schweigen der Ueberraſchung, ſein Haupt ehrerbietig entblößend: »wie nennt man Euch, und was bringt Euch zu ſo ſchlimmer Stunde in dieſe Einſamkeit?«

Die Fremde brach in ein lautes, heftiges Weinen aus, und vermochte nicht zu antworten; es ſchien, als riefen des Greiſes Fragen ſie erſt recht zum Bewußtſein ihres Unglücks.

»Rechnet es mir nicht als dreiſt Vermeſſen an, vieledle Herrin!« fuhr der Alte fort, — »vermerket es mir nicht übel, daß ich ſolche Fragen an Euch richte, wie an eine Landläuferin; Eure edle Geburt und feine Sitte erkenn' ich gar wohl, allein die Zeiten ſind ſo ſchlimm, daß man wider Willen argwöhniſch wird; zudem vermag ich Euch ja nur dann zu helfen, wie es Euch offenbar Noth thut, wenn ich weiß, wem und wie ich zu dienen habe!«

„Habe Dank, wackerer Mann,“ fliſterte die Dame mit einer Stimme, die wie Glockenton durch die Räume des Hüttleins klang, „habe Dank für deine gute Geſinnung; ich bin deren, weiß es der Allmächtige, weder unbedürftig noch unwürdig. Ihr ſollt Alles wiſſen, ſobald die Gefahr vorüber iſt; allein zuvörderſt bergt mich, ſo Ihr es könnt, an eine ſichere Stätte vor meinen Verfolgern, die jeden Augenblick erſcheinen können, um mich zu fahen. Rettet mich, und mein Dank wird ewig, unverlöſchlich ſein!“

Kaum noch waren dieſe Worte vollendet, als von Außen abermals Geräuſch ſich vernehmen ließ, und kurz nachher eilfertige Schritte dem Hüttlein naheten, und raſcher Fingerſchlag die Thür alsbald erdröhnen machte, und lärmende Stimmen Einlaß begehrten.

»Sie ſind da,« liſpelte die Flüchtlingin, zur Kreide erbleichend, „ſie ſind da, und ſo Ihr mich nicht unverweilt berget, bin ich verloren! — Um des Heilandes willen, erbarmet Euch meiner Unſchuld!«

Meiſter Guntram ſchlug leiſe mit dem Finger an die Bretterwand, welche ſeiner Söhne Gelaß abſonderte; alſogleich erſchienen die beiden Jungen auf der Schwelle, der Vater zog den älteren von ihnen auf die Seite, fliſterte ihm ein paar Worte in's Ohr, der Jüngling ergriff ſchüchtern die Hand der Dame, winkte ihr, den Finger auf den Mund drückend, und nach einem forſchenden, aber ſich raſch beruhigenden Blicke in das fromme, biedere, kräftige Antlitz ihres Gefährten, entſchwand die Fremde mit ihm in's anſtoßende Gemach.

Es mochte ſeitdem etwa eine halbe Stunde in Kümmerniß und Noth vergangen ſein, während welcher Zeit die Fiſcherhütte von Waffenlärm und rauhen Stimmen erklungen war, als der Fiſcher in die Kammer der Knaben trat, ein Häuflein Reiſig, über welchem Netze ausgebreitet lagen, bei Seite ſchob, und in die darunter ſichtbar werdende Fallthür den lohen Span haltend, mit gedrückter Stimme rief: »Kommt heraus, erlauchte Gräfin, die Luft iſt rein, Ihr habt nichts mehr zu fürchten!« —

Die Geſchichte, welche die Dame unſern Fiſcherleuten erzählte, als ſie, bis ſpät gegen den Morgen hin, in ehrerbietig lauſchendem Kreiſe um ſie ſaßen, war in Kurzem folgende:

Der Erbherr des Gaues, der Graf von Kreuzenſtein, war geſtorben, und hatte, benebſt ihr, dem älteſten Kinde, noch ein Söhnlein von vier Jahren hinterlaſſen, zu welchem er den eigenen Bruder, einen ſtattlichen Ritter, als Gerhab und Hofmeiſter ernannte. Nun aber beſaß der Ohm ſelbſt der Kinder mehr, als ihm bei ſeinem kargen Beſitzthume willkommen ſchien, und ward überdies von einem herrſchſüchtigen Gemahl bewältigt, welchem des Gaugrafen Leibeserben ſtets ein Gräuel im Auge geweſen waren; denn gar zu gerne hätte ſie die ſtattliche Erbherrſchaft für ſich und ihre Sproßen behalten. Sie lag dem Ritter täglich in den Ohren, daß er ſich der unliebſamen Anwärter des Lehens entſchlagen, und das reiche Erbgut an ſich bringen ſolle; doch der Ritter hatte zu viel des edlen Blutes in ſich, oder vielmehr, zu viel Furcht vor der Strenge des gerechten Herzogs, um alſo zu freveln vor Gott und dem Gerichte des Landesherrn von Oeſterreich; immer wies er ſolch' Anmuthen mit Schärfe von ſich, und verhob es der Geſponſin ſtreng.

Wie denn aber ein ſchwaches Tröpflein den Stein aushöhlt, deſſen harte Rinde es durch Jahre berührt, alſo vermochte auch der Ritter nicht beſtändig ſeiner böſen Sieben zu widerſtehen, und leiſtete endlich Zuſage, ihrem argen Verlangen zu willfahren. Er rüſtete insgeheim, und zwar mit den eigenen Geldern des jungen Gräfleins, eine namhafte Zahl von Wappnern aus, verſtand ſich mit dem Kanzler und Geheimſchreiber des ſeligen Herrn, und als Alles bereit war, brach er in einer Nacht los, beſetzte mit ſeinen Söldnern das Stammſchloß, und erklärte ſich als ſelbſteigenen Herrn des Gaues. Da er dieſer Gewaltthat ein feines Mäntelchen umhing, indem er bekannt machte, daß er ſich nur als einen Verwalter des Erbgutes bis zur Volljährigkeit des gräflichen Knäbleins anſehe, ſo hatte auch Niemand etwas dagegen, und Ritter Ullo ſah ſich daher ohne Beſchwerde im Beſitze der oberſten Gewalt. Der junge Erbgraf verſtand nicht, was um ihn vorging, und ließ Alles willig geſchehen; ſeine Schweſter aber, damals ein Fräulein von achtzehn Jahren, durchſchaute gar wohl das Gewebe, und da ſie von der Habgier ihrer Verwandten das Schlimmſte für ſich und ihr Brüderlein befürchten zu müſſen glaubte, ſo hielt ſie es für gerathener, dem weiteren Verlaufe des Sturmes aus dem Wege zu bleiben, und entfloh in derſelben Nacht aus dem Schloſſe, gewillt, zu dem Herzoge nach Wien zu flüchten, und ſeinen Beiſtand für ihren unmündigen Bruder gegen den untreuen Gerhab zu erflehen. Ihre Entweichung ward leider unverweilt entdeckt, als ſie noch kaum aus dem Burgfrieden gelangt war, und Verfolger ſtellten ihr in der ganzen Gegend nach; unfern der Hütte Guntram's war ſie auf eine Nachhuth ihrer Feinde geſtoßen, und ihnen mit Mühe entronnen; nur dem Beiſtande des wackeren Fiſchers hatte ſie es zu danken, daß ſie nicht ergriffen und ihren Feinden ausgeliefert worden war. Sie bat nun mit rührenden Worten um ferneren Schutz und um werkthätigen Beiſtand, ihr Anliegen vor des Herzogs Richterſtuhl zu bringen, der als ein gerechter Mann viel gerühmt werde, und nicht geſtatten möchte, daß Waiſen um ihr Erbe verkürzt würden. Sollte ſie, durch ſeine Vermittlung, wieder in ihr Erbgut gelangen, ſo werde es ihr die heiligſte Pflicht ſein, Alles mit Wucher zu vergelten, was ihr in ihrer Noth Liebes geſchehen. Gleich morgenden Tages wolle ſie gen Wien ziehen, und ſich bei dem Hofgerichte melden; ſie bat nur noch um ſicheres Geleite bis dahin, damit ihre Verfolger ſie nicht etwa annoch auffangen und verhaften möchten.

Nachdem das Fräulein ihre Rede geendigt hatte, und in reichen Zähren das Herz vollends erleichterte, wiegte der alte Fiſcher bedenklich mit dem Kopfe und ſprach:

»Ihr ſeid die Herrin, hochedle Dame, und möget es halten nach Eurer beſſeren Einſicht; allein wollet mir die Bemerkung geſtatten, daß ich es für gefährlich anſehe, daß Ihr Euch ſo ſchnell in das wilde Wirrſal hinaus wagt. Es iſt wohl ſonder Zweifel, daß Euer Ohm all' ſeine Leute ausgeſandt haben wird, um Euch zu fahen, daß die Heide und der Forſt, daß Berg und Buſch mit ſeinen Spähern durchſpickt ſind, um Euch aufzulauern. Ihnen zu entgehen, bedünkt mich unmöglich, theils weil Eure edle Geſtalt zu auffallend iſt, um nicht erkannt zu werden vor Tauſenden, theils auch, weil es uns an den Mitteln fehlt, um Euch zu vermummen und zu entſtellen, endlich aber, weil wir, ſelbſt bei dem redlichſten Willen, Euch gegen die Uebermacht von Feinden zu vertheidigen außer Stande wären. Aber ſo es Eurer Gnaden genehm erſcheint, will ich ſelbſt meinen Wanderſtab zur Hand nehmen, gen Wien fahren, und ſuchen, an den Herzog zu kommen, welchem ich die Euch und Eurem Brüderlein zugefügte Unbill ſchon ſo vorzuſtellen befliſſen ſein werde, daß der erlauchte Herr ein Einſehen nimmt, und Euch wieder zu Eurem Rechte verhilft; ich kenn' den Heinrich von alten Tagen her, die er wohl längſt vergaß, und weiß ihn zu behandeln, daß er fügſam wird. Und das will ich mit dem erſten Frühſtrahle in's Werk ſetzen, und Euch, vieledle Dame, ſoll unterweilen mein Weib und meine Kinder ſchon ſo betreuen, daß Ihr die Burg Eurer Ahnen ſo wenig als möglich vermiſſen möget. Labet Euch vor der Hand mit Speiſe und Trank, und beſchlafet meinen Antrag. Ihr werdet der Ruhe bedürfen nach den Erlebniſſen dieſes Tages, und an erſtarktem Sinne klammert ſich leichter der Muth feſt, als an Ohnmacht und Zagen.»

Das Edelfräulein ſah die Klugheit dieſer Worte alsbald ein, und ließ ſich den ihm aufgetiſchten Imbiß, gedörrten Fiſch und etwas Wildpret, benebſt einem Schlucke Claret, gar wohl munden; auch das reinliche Lager, mit ſchneeigen Linnen gedeckt, ſah gar einladend aus, und bald begab ſie ſich, müde und abgeſpannt, nach der traulichen Schlummerſtätte.

Sie hatte wenig geſchlafen, als die Fiſchermaid zu ihr trat, ſie ſanft erweckte, und um Beſcheid für den Vater bat, welcher ihres Willens harre, um aufzubrechen gen Wien. Wie die Lage der Dinge ſtand, konnte die ſchöne Flüchtige nicht wohl beſſere Auskunft wählen, als im Rathe Guntrams enthalten war; ſie erneuerte ihm daher noch einmal das Gedächtniß ihrer Leiden, ſagte ihm Alles, was er dem Herzoge zu vernehmen geben ſolle, und entließ ihn dann mit ihren heißeſten Segenswünſchen.

Guntram hatte verſprochen, am Abende wieder zurück zu ſein; allein er kam nicht, kam nicht am zweiten, nicht am dritten Tage, kam nicht nach einer Woche und nicht nach einem Monate; Angſt über ſein Geſchick, und ſpäterhin ſchier Verzweiflung ward in der Hütte am See heimiſch.

Was konnte dem Alten geſchehen ſein, ihm, der ſo beſonnen, ſo lebenserfahren, ſo klug und umſichtig war, der ſich ſo gut in die Menſchen zu fügen wußte, und welchem ſich daher Jeder ſchnell befreundete? War er gefangen, todt, oder am Hoflager feſtgehalten? Und warum ſandte er dann nicht Kunde an die Lieben?

Dieſe Fragen ſtellten ſich die bekümmerten Inſaſſen der Fiſcherhütte wohl zu hundert Malen; allein die Antwort blieb aus, und der Gatte, der Vater, ward dadurch den Trauernden nicht wiedergegeben. — Da machte ſich eines Tages Waldemar, der älteſte Sohn, auf, und erbat ſich von der Mutter die Erlaubniß, gen Wien zu wandern und nach dem Geſchicke des Vaters zu forſchen. Weinend umhalſete ihn die Matrone und ſchluchzte: „O du mein herzlieber Sohn, nun ſeh' ich recht, wie lieb du deine Eltern haſt nach dem Gebote des Herrn, indem du ihnen ihr Verlangen an den Augen abſiehſt, denn du haſt wahr und wahrhaftig den Wunſch errathen, welcher längſt ſchon ſehnſüchtiglich in meiner Seele glühte. Geh' denn mit Gott, und ſeine Engelein mögen Wache halten ob Deinem Haupte! Zwar biſt du nun, da den Vater das Unglück heimgeſucht, unſer Schützer und Ernährer, allein lieber wollen wir hungern und entbehren, als unſern frommen Alten ohne Hilfe laſſen. So hart wird mich Arme ja der Herr nicht ſtrafen, daß er mir auch meinen wackerſten Knaben nimmt!»

Sie machte ihm das Zeichen des heiligen Kreuzes auf Stirne, Mund und Bruſt, küßte ihn zärtlich, auch Bruder und Schweſter drückten ihn mit heißen Zähren an ſich; dann trat er mit ehrerbietigem Gruße vor die Gräfin, und ſagte:

»Um Eures Heiles Willen, geſtrenges Fräulein, trug mein greiſer Vater ſein ehrwürdig Haupt der Gefahr, vielleicht dem Tode entgegen; für Euch weih' auch ich mich dem dunklen Geſchicke. Wappnet mich mit einem Zeichen Euerer Huld, o Herrin, damit ich mich Euren Ritter dünken möge in künftiger Fährniß; und wenn ich vielleicht nicht wiederkehren ſollte, ſo gedenket unterweilen des armen Fiſcherjünglings, welcher, zu klein, um zu Euch anders, als mit den Blicken der Ehrfurcht aufzuſchauen, ſtolz darauf war, für Euch ſterben zu können!»

Mathilde nahm ein Band, welches die Fülle ihrer prächtigen Haare über der Stirne feſthielt, herab, wand es dem Knienden um den Leib und erwiederte:

»Adelicher Sinn läßt auch einem geringen Manne gut, und dich, mein Waldemar, hat der Himmel mit einem Antlitz und einem Gemüthe begabt, welches dich den Edlen beigeſellt, wäreſt du auch in einem Verließe geboren. Sei denn mein Kämpe und Paladin, vollende deine Sendung mit Muth, bring' uns den Vater zurück, errette mir mein gutes Recht, und ich ſchwöre dir im Angeſichte des Himmels, du ſollſt fürder dein Loos in keiner Hinſicht zu beklagen haben!»

Trunken ob dieſer holdſeligen Rede, enteilte der Jüngling, und oft noch blickte er zurück über die Heide, und ſah das flatternde Tuch, mit welchem die Edeldame ihm winkte, dann ſchwand er um die Ecke der Aue, und — kehrte nicht wieder — gleich dem Vater.

Den Jammer der Zurückgebliebenen zu ſchildern, als Waldemar ebenfalls nicht heim kam, wäre troſtloſe Mühe; wie reichte auch das karge Maß des Wortes an den Abgrund des Unglückes! es genüge uns zu berichten, daß die Verzweiflung der Fiſcherfamilie alle Schranken überſchritt, und daß, als bald hernach auch der zweite Sohn, Ekbert, der Fährte der beiden Entſchwundenen folgend, der Rückkehr vergaß, das Unglück ſeine letzte Wuth entleert zu haben ſchien.

»Nun iſt es gewiß,» ſchluchzte Mathilde, daß der zürnende Himmel über Alle Verderben ſchickt, welche mir wohlwollen, und daß ſeine Zuchtruthe mir ſelber gilt! — Es iſt meine Pflicht, dieſe Strafe über mich ergehen zu laſſen, und mindeſtens die Rettung derer zu verſuchen, welche mir ihre Freiheit, ihr Blut zum Opfer brachten. So will ich denn ſelbſt an den Hof meines Herrn, des Herzogs; vielleicht gelingt es mir, eine verborgene Unthat an's Licht zu ziehen, und dir Mutter, den Geſponſen und die Söhne, und dir, Beate, den Vater und die Brüder wieder zu geben. Das Schickſal ruft, ich beuge mich unter den Willen des Herrn!“

»Das wolle Gott nicht,» fiel die Matrone der Herrin erſchrocken ein, »daß Euer koſtbar Leben um unſertwillen gefährdet werde. Nicht alſo war es gemeint mit unſeren Klagen, hochedle

Maid! Wir ſind arme Leute, die nichts wiſſen von den Satzungen und Kämpfen der Welt, nichts als die Pflicht, für unſeren Landesherrn und ſeine Verwalter, und für ſein Recht, Gut und Blut mit Freuden einzuſetzen. Nein, vielgeehrte Dame, ich und mein Töchterlein haben allbereits unſeren Entſchluß gefaßt, und gehen morgenden Tages ſelbander nach der Stadt. Dem Auge der Liebe wird das Geſchick unſerer Trauten nicht unerforſchlich bleiben, und im ſchlimmſten Falle wollen wir lieber mit ihnen ſterben, als ohne ſie ein elend Daſein hinſchleppen. — Aber ſolches Schlimmſte wird, ſo es die Fürſehung gnädiglich lenket, nicht geſchehen, Gott wird uns ſchützen, wir werden den Vater, und Waldemar und Ekbert finden, werden ſie retten und ſodann vereint mit ihnen, für Eure Sache thätig ſein! Verzaget darum nicht, vieledle Herrin, der Himmel iſt ſtets mit dem Rechte, und wird auch über uns ſeine Sorge walten laſſen!»

Es half keine Einrede; mit der erſten Frühe brachen Gertraud und Beate auf, ihre pflichtmäßige Sendung zu vollführen; die Gräfin ſah ihnen lange trauernd nach, ſah ſie in der Aue verſchwinden wie die Vorangegangenen, harrte ihrer Wiederkunft wie jener der Andern; allein gleich dieſen — kehrten ſie nicht wieder.

Ein Troß reiſiger Knechte und Söldner erſchien am Tage nachher vor der Hütte am See, und heiſchte durch lautes, anhaltendes Pochen Einlaß.

»He, holla, aufgemacht,» lärmten die Geſellen, »im Namen des Gaugrafen, öffnet die Thüre, oder wir ſchlagen ſie in Trümmer!»

Ungeachtet dieſer Drohung erfolgte keine Antwort, und kein Zeichen von Leben that ſich in dem Hüttlein kund. Weithin ſchallte das Getös über die Anger und Forſte, bis an die Klüfte des Biſamberges ſchlagend; allein die Bewohnerſchaft des Kloſets ſchien nicht davon berührt zu werden.

„Sie werden die Witterung gekriegt haben!“ ſchrie einer der Knechte, „und ſind davon; das Neſt wird leer ſein!“

„Der Teufel auch,“ polterte ein Anderer, „war mir's doch eben, als hätt' ich eine Weibermütze hinter den halboffenen Fenſterbalken geſehen. Das Lumpenpack meint nicht, daß wir Ernſt machen, und haſolirt uns. — Aufgemacht!“ donnerte er noch einmal, „oder Thür und Angel wird Euch in die Freſſe geſchlagen!“

Als auch dieſe, nicht zu mißverſtehende rauhe Drohung erfolglos blieb, rannten die Knechte, unter Anführung eines alten Mannes, welcher einer Art von Vogt gleich ſah, gegen die Pforte des Hüttleins, ſtießen mit ſchweren Steinen und Keulen darnach, und — krach, fiel das morſche Holz in den Flur. Ein leichter Angſtſchrei, wie aus weiblicher Kehle, drang aus dem Innern der Wohnung.

„Hab' ich's nicht geſagt,“ ſchrie der Knecht, welcher zuvor eine Geſtalt am Fenſter geſehen haben wollte, „hab' ich's nicht geſagt, daß ſie uns nur zu Narren haben? Wenn da nicht ein Weibſen gekreiſcht hat, ſo mag mir jeder Troßbub in's Geſicht ſagen, ich könne Gänſegeſchnatter vom Wolfsgeheul nicht unterſcheiden!“

„Bin ſelbſt der Meinung,“ bekräftigte der Anführer, „daß Jemand daheim iſt, aber nicht Luſt hat, uns Beſcheid zu geben; — alſo drauf und dran! — Der Gaugraf belohnt Euch, wenn wir das Vöglein fangen, wie ein Kaiſer!“

Die Thür der Wohnſtube war ebenfalls von Innen verriegelt, wie die äußere; allein raſch wich ſie unter den Stößen und Tritten der Stürmenden, eben ſo die andere Thüre, welche in das zweite, letzte Gelaß der kleinen Wohnung führte; jauchzend ſprang der Troß hinein. Hier aber, wo man vermeint hatte, des Bewohners ſicherlich habhaft zu werden, war nichts zu ſehen, als die nackten Wände und einiges Gerümpel von Hausrath.

Verblüfft ſtarrten ſich die Eindringlinge an.

»Es war eine Hexe,» fliſterte einer der Knechte, ſich bekreuzend, »ſie iſt durch den Schlot gefahren, oder ihr Gevatter, der Gott ſei bei uns, hat ſie in die Erde geborgen. Kommt, hier iſt nicht gut hauſen!»

Die furchtſamen Söldner wollten ſich ob ſolcher Verwarnung eilig zurückziehen, allein der Vogt rief ihnen zu:

»Schämt Euch, Ihr Memmen, gleich ſo haſenherzig zu ſein! — 's iſt ja heller, lichter Tag, und ſolch' Zaubergeſindel ſpukt nur des Nachts oder früheſtens im Zwielicht. Es muß irgendwo eine Fallthür oder ein heimlicher Ausgang zu finden ſein, durch welchen der Spuk entſchlüpfte; helft mir ſuchen, und dann wollen wir bald ſehen, ob wir mit Menſchen von Fleiſch und Bein, oder mit Hexenpack zu thun haben!»

Der Rath ſchien einleuchtend, und alsbald ward die ganze Stube von Oben bis Unten durchſtöbert; kein Aſtloch im Gebälk, kein Streifchen an der Wand blieb unbetaſtet, kein Stück Einrichtung unverſchoben, und kein Zoll lang der Dielen unberührt. Plötzlich jauchzte einer der Knechte:

»Hab's, — da iſt die Fallthür!»

Alle ſprangen auf den Entdecker zu, welcher unter Reiſig und Netzen wirklich auf die bekannte Fallthür gerathen war, und ſie nun triumphirend aufriß; augenblicks war ihm der ganze Haufe zur Seite, neubegierig in die Klappe lugend. Es war aber dahinter ſo dunkel, daß man nur wenige Stufen ausnahm, an deren Ende das Uebrige ſich in ein unterirdiſches Gewölbe zu verlieren ſchien.

„Zündet die Fackeln an,» ſchrie der Vogt, „und unverweilt in den Höllenſchlund hinein! — Jetzt ſoll uns die pfiffige Schlange nicht entgehen!»

Die Lichter brannten, der Vogt nahm eines derſelben in die Linke, ſein Weidmeſſer in die Rechte, und glitt langſam und bedächtig in den düſteren Raum hinab; die Uebrigen folgten ihm in gleicher Weiſe; nur drei Söldner blieben zum Schutz der Hütte und des Einganges zurück.

Schon eine Weile waren die Späher ihren unterirdiſchen Weg gegangen, über Geröll und Sumpfſtellen, aus denen häßlicher Qualm aufſtieg, und ekles Gewürm emporziſchte; ſie hatten von Zeit zu Zeit am Wehen der Luft verſpürt, daß ſie im Freien wandelten, und waren dann wieder unter Felsgewölbe eingetreten, als auf einmal Alle, wie durch Abrede, ſtehen blieben und — horchten.

»Was war das?« fragte der Vogt, »mich däucht, als hörte ich Schritte in geringer Entfernung.«

„Mich auch, mich auch,“ erwiederten die Knechte.

„Laßt keinen Winkel unbeleuchtet,“ fuhr Jener fort, „in dieſem vermaledeiten Mausloche kann es leicht Höhlen und Klüfte geben, in denen ſich Jemand verſteckt, ohne von uns gewahrt zu werden.“

„Horch, horch,“ unterbrach Einer, »ich höre ein Geknarr', wie das Aufziehen einer Kette oder eines Thorflügels.«

»Es iſt in der Höhe, fiel der Befehlende ein, »leuchtet aufwärts!«

Alle Lichter wurden in die Höhe gehalten, die ſich mit blendender Helle erfüllte. Mit Staunen und Ingrimm ſahen die Mannen auf einem Hügel gegenüber eine weibliche Geſtalt enteilen, deren Schleier weithin im Winde flatterte.

„Sie iſt's, ihr nach!“ brüllte der Vogt und ſprang vorwärts; — ein Schritt, ein Schrei: „Jeſus, Maria, Joſeph!“ und ein dumpfes Plätſchern, wie von einem ſchweren, in's Waſſer geſtürzten Körper, war Alles, was die Söldner wahrnahmen. Gleichſam aus mächtiger Tiefe hörten ſie dann noch einen Augenblick des Vogt's dumpfes Hilfsgeſchrei, darauf ward Alles ſtill — todtenſtill.

„Der iſt hin,“ ſagte ein alter Knecht, „ſcheint in ein unterirdiſch Bergwaſſer geſprungen zu ſein, — gnad' ihm Gott!“

Vorſichtig ſchritten nun die Söldlinge, als ſie, vom erſten Entſetzen ſich erholend, wieder ihres Auftrages gedachten, vorwärts, jede Bewegung durch vorherige genaue Unterſuchung des Bodens ſichernd; bald ſtanden ſie wirklich, wie jener Reiſige geargwohnt hatte, am Rande eines grauſen Abgrundes, in welchem die Waſſer ſchauerlich brauſeten.

»Danken wir dem Himmel,“ liſpelte der Greis andächtiglich, »ihn, den Herrn der Heerſchaaren lobpreiſet, welcher uns vor dem augenſcheinlichen Verderben bewahrt hat! Bruno, der Vogt, hat's überſtanden.«

Im ſtillen Grauſen ſchauten die Knechte in die Kluft hinab, der Gedanke an die waltende Vorſehung rieſelte ihnen durch die Gebeine.

„Seht, ſeht,« bemerkte ein junger Burſche, welcher die Augen überall hatte, »ſeht, was hängt dort oben, hoch bis an den Hügel empor?«

„Das iſt wohl die Zugbrücke,“ fiel der alte Wendelin ein, »der Steg, welcher dieſen Theil des Ufers mit jenem drüben verband. Als die Flüchtende, welcher dieſes unterirdiſche Wirrſal beſſer bekannt ſein muß, denn uns, ſie erhob, entſtand jenes Geräuſch, das Leopold zuvor ein Geknarr' hieß. Hätte der Vogt darauf Acht gehabt, er diente nicht jetzt den Waſſerottern und Fiſchen zum Fraße.«

„Ich gönn's ihm,« verſicherte Einer, »war ein harter, widerwärtiger Gauch!«

»Und,« rief ein Anderer, »hat ſo viel Wohlthaten von dem verſtorbenen Herrn genoſſen. — Dafür verfolgt er jetzt, als ein undankbarer Augendiener, blos dem neuen Gebieter zu Gefallen, die gute, ſanfte, mildthätige Gräfin!«

»Ja, ja,« ſchrien die Andern zugleich, „iſt ihm ganz recht geſchehen, dem hoffärtigen Schreibold!«

»Richtet nicht,« belehrte Wendelin, »hat Euch nicht Allen der hochſelige Herr manch' Gutes erwieſen, und ſeid Ihr nun nicht ſämmtlich hinter ſeinem Töchterlein her? — Nur wer beſſer iſt, darf den Stein gegen einen Andern erheben!«

„Und biſt du's etwa?“ höhnten die Knechte, „du ſchloßeſt dich ſogar freiwillig dem Zuge an, zu welchem man uns, kraft unſerer Söldlingsſchuldigkeit, verſendete. Biſt du beſſer?“

„Ja, ihr Kurzſichtigen, denn ich bot mich einzig in der Abſicht an, um vielleicht Gelegenheit zu finden, dem Fräulein Mittel zum Entweichen zu ſchaffen! — Hätten wir ſie gefangen, ich würde euch Alle gegen den Vogt aufgerufen, euch bei dem Andenken des Gaugrafen, bei der Unſchuld ſeiner Waiſen, beſchworen haben, mit mir der Unbill zu ſteuern, ſo viel an uns; und wär's mir nicht gelungen, ſo würde ich im Verſuche, Fräulein Mathilde zu retten, willig gefallen ſein! Und darum glaub' ich in Wahrheit beſſer zu ſein, als ihr, wie wenig ich auch vor Gott des Guten aufzuweiſen habe!“

Beſchämt umſtanden die Knechte den Alten, und fühlten ihr Unrecht gegen die Sprößlinge des ſeligen Gaugrafen. Reue, das Samenkorn der Beſſerung, ſtieg in manchem Herzen empor.

„Bei St. Severin, dem erſten Lehrer des heiligen Glaubens!“ rief endlich Leopold, „Wendelin hat Recht; ich thue fortan nichts mehr gegen die holdſelige Gräfin, und ſehe lieber Herrn Ullo's Dienſt mit dem Rücken an, wenn er mich dazu zwingen will, Unrecht zu thun vor Gott und meinem Gewiſſen!“

„Und ich eben ſo,“ betheuerten die Andern, und traten, unter Wendelin's Anführung, den Rückweg nach Schloß Kreuzenſtein an. Dem Gaugrafen berichteten ſie daheim: wie ſein Vogt in einen Abgrund geſtürzt ſei, und wie ſie von dem flüchtigen Fräulein keine Spur gefunden. Der Zwingherr ſandte wohl noch lange und weithin Geſchwader aus, der Erbin Fährte zu erkunden; doch alles Forſchen und Spüren blieb unbelohnt.

Das „Hüttl am See“ ſtand ſeitdem verödet, man erzählte ſich ſogar, daß es in der Gegend nicht geheuer ſei; denn in den nahen Hügeln wollten Wandersleute eine weiße Geſtalt zur Nachtszeit irren geſehen, und im Innern des Berges klagende Töne gehört haben; ja, ein auf der Jagd verſpäteter Knecht berichtete ſchaudernd, daß er die Erſcheinung im verfallenen Gemäuer der Hütte geſehen habe, wie ſie die Hände rang und den Boden mit Thränen benetzte. Als er in ſeinem Entſetzen aufgeſchrien, ſei ſie verſchwunden, jedoch eine ſchwarze Katze jählings vor ihm aufgeſprungen, darob er ſtracks habe entfliehen müſſen, als ſäße die Hölle ihm auf den Ferſen, und er habe Gott auf ſeinen Knien gedankt, daß er mit heiler Haut heimgekommen.

In den Dienſten des Gaugrafen Ullo von Kreuzenſtein befand ſich ſeit Kurzem ein junger Geſell, welcher bei Jung und Alt wohlgelitten war ob ſeiner abſonderlich guten Sitten, ſeines zuthätigen Weſens und einer Geſtalt, die weit eher zum Edelherrn paßte als zum Reiſigen. Das weibliche Schloßgeſinde war zumal wie verſeſſen auf ihn.

Man wußte nicht, von wannen der Fant gekommen, ja ſelbſt ſein Name war Etwas, über deſſen Echtheit ſich Zweifel erhoben; allein Waldemar, ſo hieß der Knecht, zeigte gegen männiglich ſo viel freundlichen Willen, und ſo viel wackeren Sinn, daß Jeder gern über den Stammbaum des Jünglings hinausging, und ihm von ganzer Seele nützlich zu ſein wünſchte.

Beſonderes Wohlgefallen an dem trefflichen Kumpan bezeigte Wendelin, der aus dem vorigen Abſchnitte dem Leſer erinnerliche Anhänger der vertriebenen gaugräflichen Familie. Traf er mit Waldemar auf der Wache zuſammen, ſo hielt er ſich ausſchließend an ihn; galt es ein Geſchäft, ſo ſuchte er immer mit Waldemar zu Paar zu kommen; gab es ein Mahl, ſo ſtellte er ſeinen Sitz ſtets neben jenen Waldemar's, und überhaupt, wo er des blühenden Burſchen irgend habhaft werden mochte, ließ er nicht von ihm, und ſuchte es überall ſo zu lenken, daß er mit Waldemar'n verkehren konnte. Man mochte ſchier verleitet werden, Wendelin für des Jünglings Vater zu halten.

Dieſer ſchien an dem Alten zuvörderſt wenig Behagen zu finden; nachdem er aber aus der rauhen Schale den ſüßen Kern herausgekoſtet, und überdies bemerkt hatte, in wie hohem Anſehen Wendelin bei ſämmtlichem Burggeſinde ſtand, ſchloß er ſich näher an ihn, und ſie wurden nach und nach, trotz der Verſchiedenheit ihrer Jahre und ihrer Geſinnung, recht herzliche Freunde.

Eines Abends hielten ſie zuſammen auf den Ringmauern des Schloſſes Wache, Waldemar in tiefes Nachſinnen verſenkt, ſeines Gefährten gar nicht achtend, Wendelin finſter, von Zeit zu Zeit nach dem Kameraden blickend, den Kopf ſchüttelnd, einzelne Worte in den Bart murmelnd, und, wie es ſchien, ebenfalls ziemlich verſtimmt.

Endlich dauerte dem Letzteren das Schweigen zu lange, und er hob zu reden an:

»Schau, Waldemar,« ſagte er, »du haſt was auf deinem Herzen, und hältſt damit hinter dem Berge — ich ſeh's dir an. Rede, du weißt, daß ich dir mit meinem Herzblute willig diene; — was haſt du?" —

»Nichts,« entgegnete der Gefragte raſch, »es ziehen ſo allerlei Wolken an meinem inneren Sinne vorbei, und der leiht ihnen Geſtalt und Worte und Thaten; — 's iſt eine Preßhaftigkeit der Jugend!« —

„Du biſt in Minne entbrannt für irgend ein Frauenbild," lächelte Wendelin, »ich kenne das — nun, nun, erröthe nur nicht. Biſt ein feiner Junge, wie die Weibſen ſie gerne mögen, — 's iſt wohl eine Kammermagd der Burgfrau, zu der du dein Aug' erhoben?« —

Waldemar warf die Lippen ſtolz auf und erwiederte: »Du irrſt, Alter — derlei minnigliche Gedanken kommen mir wahrlich nicht zu Sinne.«

»Nu, deſto beſſer; die Zeit iſt nicht darnach, daß man ſich mit derlei Getändel befaſſen, um eine Dirne hagerrunken oder gar den keuſchen Mond anrufen könnte, anſtatt thatkraftig an dem Wagen des Lebens mitzuziehen! — Was aber gebricht dir ſonſt, das dich träumeriſch und wie mondſcheinig macht? — Sieh Waldemar, die Knechte belauſchen dich, ſie ſagen: du zögeſt oftmals des Nachts aus dem Burgfrieden, ſtreifeſt weit ins Land hinein —»

»Um Gott, wer hat mich verrathen?»

»Niemand, weil ſie dich zu lieb haben, und Keiner ſeinem Waffenbruder ein Liebesabenteuer verderben möchte; allein es wird nicht lange dauern, ſo ſchleicht dir einer jener argen Geſellen, ſo aus dem Judasgewerbe Vortheil ſuchen, nach, ergattert dein Geheimniß —»

„Und ſtirbt von meiner Hand!» rief Waldemar. »Ich duld' es nicht, daß man ſich in meine Angelegenheiten dränge, beſonders, wenn es nicht blos die meinigen ſind.»

»Siehſt du,» kopfſchüttelte Wendelin, „ſiehſt du, wie du dich verräthſt. Ich weiß jetzt gewiß, daß du irgendwo ein Feinliebchen haſt, zu welchem du Nachts ſchleichſt —»

»Gerechter Himmel,» unterbrach ihn Waldemar, »du weißt nicht, was du fabelſt. Ich und ſie!»

»Du und ſie, das iſt's ja eben. Der Mann iſt nur ein halber, wenn ſein beſſeres Theil, ſeine Seele, an einem Weibe hängt; und das ſoll bei Dienſtmannen niemals der Fall ſein, weil ſie ganz ihrer Pflicht gehören! Zumal in Zeiten, wie die jetzigen. Da iſt unſer gnädigſter Herzog, welchen Gott erhalte. Nach harten Kämpfen kehrt er heim in ſein Land, und widmet ſich ganz dem Wohle desſelben, indem er es durch weiſe Einrichtungen regelt. Er ſetzte die Fürſtenämter ein, ordnete die Stände nach Prieſtern, Herren, Freien, Edlen, Rittern und Burgersleuten; er führt den Vorſitz bei den Hoftheidingen zu Krems, Mautern und Tuln, und fördert, wo er kann, das Wohl ſeiner Lehensleute und Saſſen. Darob iſt er angeſehen im ganzen weiten Reiche, und Kaiſer Friedrich ſelbſt hat ihn zu Wien beſucht, — ja, ja, der Kaiſer kam perſönlich gen Wien, — 's iſt unerhört, und wird darum auch das Jahr des Heiles 1166 den Wienern ſtets ein hochwichtiges bleiben. — Da ging es hoch her in der Hofburg, ſo der Herzog ſich erbauet, allein wegen des heiligen Stuhles, um welchen ſich zwei Kirchenfürſten, Alexander III. und Pascal III. ſtritten, kam es zum Zerwürfniß. — Des Herzogs Neffe Albert hatte ſich feindlich gegen den Günſtling des Kaiſers geäußert, und der Kaiſer vertrieb ihn daher von ſeinem Biſchofsſitze in Salzburg; deshalb weigerte nun auch der Herzog dem Kaiſer ſeinen Beiſtand, als dieſer einen Zug gen Welſchland unternahm; nun hat er hinwiederum die Rache des Kaiſers zu fürchten, welcher ihn darob nicht ungebüßt laſſen wird. Zwar verfeſtigte der Herzog die Gränzen ſeines Landes nach allen Seiten hin, hat ſeine Söhne in der Kirche zu den Schotten wehrhaft gemacht, und ſich durch eine Heirath die Freundſchaft des Ungarfürſten Geiſa II. geſichert; allein wer weiß, welch' ſchweres Ungewitter über unſerem Oeſterreich emporſteigt, und da iſt nicht Zeit, ſich mit Dirnen und Minnegekoſe einzulaſſen, und darum — Bruderherz, muß ich mit dir reden, und dich verwarnen, den Teufel nicht Macht über dich gewinnen zu laſſen; denn glaub' mir, die Weibſen ſind des Gott ſei bei uns, gefährlichſte Bundesgenoſſen, denen man ſich vom Leibe halten muß, ſo weit man es kann!«

»Du biſt nicht geſcheidt, Wendelin,« lachte der Jüngling, »was kümmern mich die Dirnen?«

»Je weniger, deſto beſſer. Ja, wüßte ich für dich ein Mägdlein ſchmuck, tugendſam und ehrenreich wie Fräulein Mathilde —«

„Welch' eine Mathilde?« fiel Waldemar, ſeltſamlich erglühend ein, »was für ein Fräulein meinſt du damit?«

»Des weiland Gaugrafen von Kreuzenſtein eheleibliche Tochter,« verſetzte der Alte, »die Schweſter unſeres geſtrengen Gräfleins, welchen ſie ſchier wie einen Gefangenen halten, und den ſie, wie ich beſorge, am liebſten auf ewig ungefährlich machen möchten. Haſt du niemals von ihr gehört?«

»Ei wohl — ſo obenher.«

»Dann haſt du gar nichts gehört, Geſell; denn ſo obenhin war die Herrin eben auch nur ein ſtattlich Stück Weibsvolk, roth und weiß, wohlgethan über die Maßen, und recht ſchön gleißend wie Alle; ein Sodomsapfel, auswendig Purpur und Gold, inwendig Moder und Aſche! — Inwendig mußte man Thildchen kennen, wie ſie die Armen und Preßhaften betreute, Niemanden ein Leides geſchehen ließ, ſorgte, daß Jeglicher bekam, was ihm gebührte, hier durch ein mildes Wort, dort durch eine Gabe vermittelte, und allenthalben die Sendung des Engels bewahrheitete, welche des Weibes alleinziger Beruf ſein ſollte! — Burſche, wenn du ſie gekannt hätteſt, wie ich, dem ſie in ſchwerem Gebreſt als eine Heilige beiſprang, — wenn du ſie gekannt hätteſt und nicht für ſie barfuß durch glühende Pflugſcharen liefſt, ich bräche dir heute noch den Hals!»

»Haſt's nicht nöthig, Wendelin,» ſcherzte Waldemar, »ich bin ihr, nach deiner Beſchreibung, ſo herzlich zugethan, als wenn ſie mir ſelber alles Liebe erwieſen hätte. Wenn wir in die Trinkſtube kommen, wollen wir einen Humpen auf des Fräuleins Wohl ausſtechen.»

„Topp,» gegenredete der Greis, und ſchüttelte ſeinem Gefährten die Hand, »und können wir für ſie mit Tartſch und Klinge thätig ſein, ſo wollen wir zu ihrem Gedeihen eben ſo rüſtig die Humpen aus- als die Feinde niederſtechen!»

»Möchten wir bald Gelegenheit dazu haben!» beſchloß Waldemar.

Nicht lange nachher wurden die Beiden von ihren Poſten abgerufen, und durch Andere erſetzt. Indem ſie nach der Trinkſtube gingen, erinnerte Wendelin den jungen Reiſigen leiſe an ſein Wort, und dieſer drückte ihm bedeutungsvoll die Hand.

„Wer weiß,» fliſterte der Alte, „wer weiß, wie bald die Zeit kommt, wo die Banner Mathildens flaggen, und wo eine allgemeine Schilderhebung wider den Unterdrücker das Land aufregt; dann ſei deiner Zuſage eingedenk, und vertraue auf die gute

Sache,, die ſich ſtets durch des Himmels Segen belohnt. Bis dahin aber verſprich mir, dich aller Buhlſchaft mit andern Dirnen fern zu halten. Lehenstreue ſei dein Liebchen!»

»Ich verſprech' es dir aus vollem Herzen,» gelübdete Waldemar, und ſie trennten ſich.

Nachdem Wendelin ſich ſeiner Waffenſtücke entledigt, und das leichte Hauskoller angethan hatte, begab er ſich in die Trinkſtube, wo er noch ein Stündlein mit dem Freunde verplaudern wollte; allein mit Erſtaunen vernahm er, daß Waldemar nirgends zu finden ſei. Er durchſchritt nun ſelbſt die Burg in allen Räumen; nirgendwärts war der Jüngling geſehen worden, — nur ein Thurmwart liſpelte ihm bei Seite in's Ohr, daß der ſchmucke Waldemar, bald nach der Ablöſung, rückwärts über die Ringmauer hinabgeklettert ſei, und ſich im Dunkel des Waldes verloren habe. „Der Burſche hat ein Liebchen in der Nähe des Biſamberges,» meinte der Erzähler, »und Niemand verdenkt es ihm — 's iſt ein artlicher Geſell, dem die Mägdlein gerne in die Augen ſeh'n; wir werden ihn nicht verrathen, ſind wir doch auch einmal jung geweſen!»

»Nun, verzeih' mir's Gott,» grollte Wendelin, als er die Flucht ſeines Vertrauten hörte, „wenn der Burſche nach einem ſolchen Ehrenworte lügen kann, ſo mag ich künftighin ſelbſt den Cherubim und Seraphim am Throne des Herrn nicht mehr trauen!»

Mittlerweile wanderte der Gegenſtand dieſes Aergers durch die ſtille Mondnacht hin, zuerſt den Schloßberg herab, dann rechts durch die Auen am Ufer der Donau fort, bis der Weg ſich zur Linken feldeinwärts bog, und der Strom allmählig hinter Dünen und Geſtrippen verſchwand. Von Zeit zu Zeit blieb Waldemar ſtehen, lugte fürſichtig umher, und horchte, ob Niemand ſeiner Spur folge, dann ſchritt er wieder rüſtig auf ſein Ziel los, ein Ziel übrigens, das in der lautloſen, menſchenleeren Heide nur für ihn da war.

Meine Leſer haben wohl das »Hüttl am See« noch nicht vergeſſen, welches zuerſt der Schauplatz unſerer Erzählung war, und von welchem wir uns letztlich ſchier ganz und gar entfernten. Wir kehren nun wieder zu demſelben zurück, da es der Ort war, nach welchem Waldemar wallte, er, welchen gewiß ſchon Jeder als den älteſten Sohn des Fiſchers Guntram erkannte. Es war ihm wunderlich ergangen, ſeitdem wir ihn aus dem Geſichte verloren; er war einer ſtreifenden Magyaren-Horde in die Klauen gerathen, von dieſer als Sklave weggeführt worden, nachmals ihr durch die Flucht entronnen, und dann eiligſt in die Heimatklauſe zurückgekehrt, die er verödet und mit zerfallenden Mauern wiederſah. Weder von ſeinen Angehörigen, noch von dem Grafenfräulein konnte er Kunde erhalten, und entſchloß ſich zuletzt, in des unrechtmäßigen Gaugrafen Dienſte zu treten, wo er eher Gelegenheit finden mochte, Etwas von den Angelegenheiten Derer, ſo ihm am Herzen lagen, in Erfahrung zu bringen. Einſt, des edlen Weidwerkes pflegend, war er vom Wege abgekommen, und hatte ſich unverſehens in der Nähe der väterlichen Hütte gefunden. Trübſinnig trat er ein, warf ſich in einem Winkel, demſelben, wo ſonſt ſein Lager geweſen war, auf den nackten Boden nieder, und ließ ſeinen Zähren freien Lauf; obwohl noch ſo jung, hatte er doch ſchon eine Vergangenheit zu beweinen; vielleicht ſchon Gräber hinter ſich! — Da hörte er urplötzlich leiſe Schritte die Treppe des heimlichen Gewölbes heraufſchlurfen, die Haare ſträubten ſich ihm auf dem Kopfe — er vermeinte, die Geiſter ſeiner erſchlagenen Lieben aufſteigen und die einſt ſo traute Wohnſtätte durchirren zu ſehen; odemlos lauſchte er, ſein Auge haftete wie gefeit auf der Stelle. Endlich erhob ſich die Fallthür — ein Kopf und Antlitz dämmerte empor, ein Hauptſchleier wehte in der Zugluft, — und Waldemar ſank jauchzend, weinend zu den Füßen der Erſcheinung.

Schier allnächtlich pilgerte ſeitdem der Jüngling zur Hütte am See, oder doch zu deren Umgebung, und auch heute wieder wallfahrtete er nach dem Gnadenorte ſeiner Lebenshoffnungen; hätte Wendelin gewußt, was es mit der Nachtfährte ſeines Freundes für ein Bewandtniß habe, er würde ihn nicht ſo ſtreng verdammt haben.

Waldemar ließ die Hütte zur Linken, und verſenkte ſich in eine Kette kleinerer Hügel, durch welche ſich in jenen fernen Tagen der Biſamberg abdachte. Durch Schluchten, um Felsbüge und ausgeriſſene Flußbette entlang, kam er endlich an eine ſteile Klippe, die kahl und abſchreckend aus den niederen Halden aufſtieg; vor derſelben blieb er ſtehen, klatſchte dreimal in die Hände, und ſchob dann einen mächtigen Stein bei Seite, der, wie herabgeſtürzt von dem Riff, unſcheinbar zu deſſen Füßen lag. Eine tiefe Höhle wurde ſichtbar.

»Biſt du es, Waldemar?» fragte eine holdklingende Stimme von unten.

»Bin's, edles Fräulein,» gegenredete der Jüngling, »bring' Euch Wild und ſchöne Früchte zum Imbiß und ein Fläſchlein Weines zur Stärkung.»

»Sei bedankt, mein wackerer Knab',» ſagte Gräfin Mathilde, welche nun im Eingange des Erdloches erſchien, »du ſorgſt wie ein Bruder für mich, und beraubeſt dich am Ende wohl ſelbſt deiner Atzung; wer weiß, ob ich dir's jemals zu vergelten im Stande bin!»

Waldemar heftete einen Blick auf die minnigliche Geſtalt, einen Blick, der zu ſagen ſchien, wie leicht es ihr werden könne, ihn zu lohnen über alle Fürſten und Potentaten der Welt; aber mit einem Seufzer preßte er ſein Gefühl zurück, und trat in die Höhle, deren Mündung er vorher ſorgſam wieder mit dem Felsſtücke verkleidete, das ihr ſonſt als Deckel zu dienen pflegte.

Er ſchritt hierauf der Gräfin nach, in das Innere der Kluft, welche ſich immer mehr erweiterte, und endlich eine Art von

Gemach darſtellte, mit Wänden, wie von Perlen überſäet, und in zahlloſen Tropfſteingebilden eine wunderſame Verzierung bietend, wie ſie alle Kunſt der Menſchen zu leiſten nicht vermag. Ein hölzerner Betſchämel, eine Bank und ein morſches Tiſchlein war das ganze Geräth dieſes unterirdiſchen Palaſtes, nur daß zwiſchen zwei Steinen eine Kienfackel eingeklemmt war, deren Licht ein armſelig Lager von dürrem Laub wies, auf welchem die edle Flüchtlingin des Nachts ihre zarten Glieder bettete.

Waldemar hatte dies Alles oft geſchaut; dennoch rührte es ihn immer wieder von Neuem, ein ſo edelgebornes Weſen in ſo jammervoller Entwürdigung zu ſehen, und er rief daher mit dem Ausdrucke des Schmerzes: »Wann endlich wird es mir vergönnt ſein, Euch, gnädigſte Herrin, in einer, Eurer Geburt und Holdſeligkeit würdigen Umgebung verehren zu können! Zu lang ſchon theilt Ihr mit dem Marder und dem Buſchklepper die Herberge!«

Die Dame wies lächelnd nach Oben, und verſetzte: „Murre nicht, mein Freund; die Fürſehung wacht und wird noch Alles zum Heile lenken!“

Waldemar leerte nun ſeine Weidtaſche, in welcher ſich, außer den obengenannten Vorräthen, auch mehrere Kienſpäne und andere Dinge befanden, die zur Nothdurft eines Klausners dienlich ſein mochten. Mathilde reichte ihm die Hand und ſeufzte: „Wie gut biſt du, Waldemar! O was wär' ich ohne dich!“

Der Geſell fühlte bei dieſer Berührung ein Fieber durch ſeine Gebeine rieſeln; er ſenkte den Blick zur Erde und ſtammelte: »Könnt' ich nur einmal irgend was Tüchtiges für Euch vollbringen, Herrin, mir wäre wohler zu Sinne, als bei dieſem nächtlichen Schleichdienſte, wie ihn Schnapphähne und Verräther üben. Dürft' ich doch für Euch ſterben!«

»Für mich *leben* iſt beſſer, Waldemar. — Ohne Eltern, ohne Befreundete einer wackeren Sippſchaft, nur von Feinden umſtellt, müßt' ich verderben, wenn der Himmel in ſeiner Milde mir nicht durch dich Erſatz für Alles gegeben hätte, für Alles, was die Erde an Treue mir zu gewähren vermöchte. Lebe für mich, du Treuer, ich will es dir zu lohnen ſuchen durch Vertrauen, Freundſchaft und — Dank! — Und geht mir einſt wieder ein glücklicherer Stern auf, ſo getröſte dich im Vorhinein einer Schuldnerin, die nie müde werden wird, deine Aufopferung nach ihrer beſten Kraft zu vergelten!«

»Ich bin ein Elender,« ſtöhnte Waldemar dumpf in ſich hinein, »bin ein Ruchloſer, Herrin, verzeiht mir; aber es gibt Stunden, wo ich Gott inbrünſtiglich anrufen möchte, Euch niemals, niemals wieder in eine beſſere Lage kommen zu laſſen. Ach, was hätt' ich dann noch für ein Recht auf Euch!«

Mathilde ſah dem Klagenden vorwurfsvoll in die Augen, und ſagte: »Iſt das dein Ernſt, Waldemar? Du wünſcheſt mich immer unglücklich zu ſehen?«

Waldemar's Thränen floßen. „Ja,« ſchluchzte er, »ich kann und will es nicht läugnen, daß ich mit Bangen und Abſcheu an den Augenblick denke, wo Ihr wieder in Eurer Burg einziehet, wo die Kluft ſich aufbaut, den Fiſcherknaben von der Grafentochter zu ſcheiden, wo ich Euch nicht mehr ſehen, mich nicht mehr an der Sonne Eurer Augen letzen darf! — Verzeiht mir, geſtrenges Fräulein; aber ich weiß nicht, wie ich dies Unglück überdauern ſoll, wenn es jemals geſchieht!«

»Und muß es nicht einſt, vielleicht bald geſchehen? Wie,« liſpelte die Gräfin, »wie Waldemar, wenn du in Minne erglüheſt, und dir ein Bräutlein heimführeſt!«

»Nimmermehr!« betheuerte der Jüngling, »das wird nimmermehr geſchehen!«

„Und warum nimmermehr?«

»Weil ich nur für Euch leben will, Mathilde, durch Euch!«

Das Geſpräch ſchien eine Wendung nehmen zu wollen, welche die Gräfin längſt gefürchtet hatte; denn mit jenem überlegenen Scharfblicke, welcher die Geheimniſſe des Herzens dem

Ahnungsvermögen der Frauen offen darlegt, während der Mann vor denſelben ſteht, wie vor einer unentſiegelten Pforte, hatte ſie den Zuſtand von Waldemar's Innern längſt erkannt, und dem Ausbruche ſeiner geheimen, vielleicht ſich ſelbſt unbewußten, aber mächtigen Regung entgegengezittert; allein, es war nicht Stolz auf ihre Ahnen, welcher ſie hierin leitete, es war die Furcht vor dem unabweisbaren Bundesgenoſſen, welchen des Jünglings Gefühl in ihrer eigenen Bruſt beſaß. Sie hatte des wackeren Jungen ſchöne Geſtalt, ſeine edlen Züge, ſeine beſſere Erziehung, ſeine hingebende Anhänglichkeit an ihr Intereſſe nicht wahrnehmen können, ohne ihm ihre Neigung zuzuwenden; Einſamkeit und Gewöhnung hatten das Uebrige gethan, und wenn Waldemar betheuerte, daß er die Trennung von ihr nicht werde zu überleben im Stande ſein, ſo hatte ſie ſelbſt dieſen Gedanken zu oft gehegt, als daß er nicht mit ihrem Inneren ſo zu ſagen verwachſen, und daß nicht mit ihm das Bild des Jünglings ein Kleinod ihrer Seele geworden wäre. Dies aber konnte nur zu Ueblem führen, und ſie brach daher jede Einleitung ab, welche zu nutzloſen Herzensergießungen vorbereiten mochte, was ſie denn auch heute that.

»Damit du aber, mein biederer Freund,» nahm ſie die abgebrochene Unterredung wieder auf, »damit du für mich leben könneſt, wache ſtets darob, daß du deiner Pflicht niemals fehleſt, und nicht etwa deines Gebieters Unwillen verwirkeſt! Säume nicht zu lang außerhalb der Burg, und wahre deinen Vortheil mit dem meinigen. In meinem Herzen wirſt du ewig, wirſt du unvertilgbar leben!»

Waldemar ſank zu den Füßen der Dame, dann preßte er ihre Hand heftig an ſeine Bruſt und an ſeine Lippen, und kehrte nach der Burg, langſamen Schrittes zwar, aber mit hochwogender Bruſt und mit leuchtenden Blicken zurück.

Waldemar war ſpät des Nachmittags von einem Geleitszuge fremder Kaufherren heimgekommen, da berief ihn ein Knappe alſogleich in das Gemach des Gaugrafen; ſtaunend folgte der Geſell dieſem Rufe.

Der Gebieter ſaß neben ſeiner finſteren Geſponſin in einem ledernen Armſtuhle, vor ihm ſtand ein Bauer, welchem Waldemar die vergangene Nacht in dem Schliefwalde begegnet hatte, ohne ihn zu beachten, und der ihn nun mit tückiſcher, ſchadenfroher Miene anglotzte. Unſer Held verſprach ſich von dieſem Zuſammentreffen nichts Gutes.

„Seltſame Mähr,“ begann der Zwingherr, »traun, verwunderliche Kunde vernehm' ich von dir, Geſell! — Wer iſt die Dirne, mit welcher du Nachts im Gebirge verkehrſt?«

Waldemar erſchrak ob ſolcher Rede, als wäre der Himmel vor ihm eingeſtürzt; raſch aber beſann er ſich und entgegnete: »Geſtrenger Herr, ich weiß von keiner Dirne!«

»Er läugnet, hab' ich's nicht geſagt,« kreiſchte die Hausfrau, „in die Folterkammer mit ihm, damit er mürbe wird!«

Der Gaugraf durchbohrte den Jüngling ſchier mit wilden Drohblicken; doch vollzog er den Befehl ſeiner Hälfte nicht, wendete ſich an den Bauer, und herrſchte ihm zu: »Rede du, damit der Burſche ſieht, daß wir Alles wiſſen.«

Der Bauer verbeugte ſich bis faſt an die Dielen des Gemaches und fing dann ſeinen Bericht an: »Es mochte etwa um die eilfte Stunde der Nacht ſein, als ich den Geſellen da unfern des Waldendes traf, und mich nicht wenig verwunderte, Euer Geſtrengen Farben ſo ſpät noch in ſolcher Ferne von der Burg zu ſehen. Alsbald fiel mir jedoch ein, von einem der Reiſigen auf Kreuzenſtein erzählen gehört zu haben, welcher allnächtlich, trotz Sturm und Regen, zu ſeinem Liebchen ſchleicht, das aber Keiner noch mit Augen geſehen hätte, und da ich ſelbſt dort herum was Liebes habe, ſo ſtieg mir der Verdacht auf, ob der Gauch nicht etwa mir ins Gehege gehe, ſintemalen meine lleſt ſeit Einigem mich nicht mehr mit ſo holden Augen zu betrachten ſchien, als früher. Sofort entſchloß ich mich, den Nachtſchwärmer zu belauern, und ihm nöthigenfalls das Handwerk einzuſtellen ein für alle Male; da er mich aber im Umſehen leicht gewahren konnte, wagt' ich's nicht, ihm frei auf der Fährte zu bleiben, und kroch ihm, ſo weit die Heide reicht, auf allen Vieren behende nach, als worin ich, als ein Dachsjäger, baß geübt bin, und wobei ich mit ihm unſchwer gleichen Schritt hielt, da der Geſelle langſam, wie in ſchweren Gedanken, weiter ſchlumperte, ich aber ſputenderweiſe fürſchritt. Einmal in die Berghalden gediehen, ging's ſchon beſſer von Statten; von Baum zu Baum ſchlich ich mich im Schatten hin, und verlor meinen Vormann keinen Augenblick aus dem Geſichte. Obzwar ich nun gleichwohl bald vermerkte, daß der Reiſige eine andere Bahn einſchlug, als die zu meinem Dirnlein führt, ſo wollt' ich doch den weiten Weg nicht ganz umſonſt gemacht haben, und wenigſtens meine Neubegier erſättigen, dieweil meine Eiferſucht nicht Atzung fand; — vielleicht auch, dacht' ich mir, iſt dir's vergönnt, deinem geſtrengen Herrn, dem hochgebornen Herrn Gaugrafen, ein Dienſtlein zu erweiſen, indem ich die Seitenſprünge verdächtiger Schloßmannen erſpähe; — und ſo blieb ich denn getreulich auf der Fährte des Wappners, obwohl ſie durch Dick und Dünn, bergauf und bergab, inmitten von Dorngeſtripp und Steingerölle, hinleitete, daß mir allgemach die Geduld zu ſchwinden begann. Endlich blieb der Burſche vor einem Felsblocke ſtehen, klatſchte zu dreien Malen in die Hände, und der Stein that ſich auf, und eine Stimme erſchallte aus dem Bauch des Felſens, und hernach erſchien ein Weibsbild daſelbſt, mit welchem Jener nach kurzer Zwieſprache in die Erde verſchwand. Ich nahete mich ſofort behutſam dem Stein, legte mein Ohr daran, horchte am Boden; aber ich konnte fürder nichts entdecken, und auch der Knecht kehrte nicht wieder, obſchon ich bis zum grauenden Morgen ſeiner Rückkunft harrte.“

Der Bauer hatte geendet, und knirſchend wartete unſer Freund auf den Ausſpruch ſeines Richters; im Innern verfluchte er den Verräther und verwünſchte ſeine eigene Unachtſamkeit bis zur unterſten Hölle.

»Was haſt du darauf zu erwiedern?« fuhr der Gaugraf den Harrenden an, »rede und geſteh', ſonſt weißt du, was lügneriſchen Schelmen in meiner Burg bevorſteht!«

»An die Daumſchrauben mit ihm!« ſchrie die Dame des Schloſſes, »er hat ſie vollauf verdient.«

»Rede,« donnerte der Zwingherr, »was ſchaffteſt du im Walde und wer iſt die Dirne?«

»Dem Lümmel hat geträumt,« warf Waldemar hin, da ihm keine andere Ausflucht beifiel. »Ich war gar nicht in den Halden.«

»Und dies Läpplein deiner Feldbinde,« grinſ'te der Bauer, »wie kam es denn an den Strauch der Felskluft, wo ich es zu mir ſteckte, und als Wahrzeichen mitnahm?«

Unwillkürlich griff Waldemar nach ſeiner Feldbinde, und bemerkte erſt jetzt, daß wirklich ein Stück davon herausgeriſſen war; er ſah ſich nun verloren, denn er war überführt.

»Wer war die Dirne?« wüthete der Gaugraf, »ich frage dich, mit Worten, zum letzten Male.«

»Meine Herzliebſte war's, das wißt Ihr ja jetzt ſchon, Herr,« ſtieß der Knecht trotzig heraus. »Ich halte ſie verborgen, weil ſie überaus holdſelig iſt, und ich nicht mag, daß jeder Fant ſie beſchnüffele und um ſie ſcherwenzle.«

»So führe mich Augenblicks zu ihr,« gebot der Ritter, »damit ich ſehe, daß dem ſo ſei, wie du ſagſt. — Sprachſt du die Wahrheit, ſo ſoll Keinem von Beiden ein Leides geſchehen, ihr ſollt ein Ehepaar werden, und um eine ſtattliche Mitgift laß dir nicht bangen; aber führe mich ſtracks zu ihr!«

»Verzeiht, vieledler Herr ,« warf der Jüngling ein, »heute würdet Ihr das Mägdlein nicht treffen, immaſſen es gen Wien wallfahrtet, um die neue Kirche für Schotten auf dem Steinfelde zu ſehen, welche vor nicht langer Zeit fertig geworden iſt, und deren Muttergottesbilde man wunderſame Kraft zuſchreibt. Mein Liebchen krankt an den Augen ſchwer, und verhofft ſich — —«

»Mir durch Lügen die Augen auszuwiſchen?« ſchrie der Gaugraf, »die Luſt ſoll euch verdorben werden, Geſindel! Du geleiteſt uns den Augenblick nach den Bergen, oder Meiſter Hämmerling ſoll dir Beine machen, Schurke!«

»An die Daumſchrauben mit ihm!« klang das Kehrwort der Burgfrau.

»Mit Urlaub, hochedler Herr Gaugraf,« fiel der Bauer ein, „ſo Ihr's nicht übel vermerken möchtet, ſo wär' ich der Meinung, daß die Dirne des Reiſigen da gar keine gewöhnliche Dirne iſt, ſondern daß es Fräulein Thilde, Eures weiland Herrn Bruders ſelbſteigenes Töchterlein geweſen ſein möchte, ſo ich an der Steinpforte ſah. Ich habe die junge Gräfin gar oft geſchaut, und bin mir's wohl bewußt, eine Goldammer von einem Spatzen unterſcheiden zu können. Mein Seel' zum Pfande, es war das Fräulein!«

Waldemar's Augen, wenn ſie Dolche geweſen, wären dem feilen Angeber durch Mark und Beine gefahren, mit ſo vernichtenden Blicken ſog er das Blut aus des Verräthers Adern; allein damit half er ſich zu keiner beſſeren Behandlung, und der böſen Geſchichte zu keiner günſtigen Wendung. Der Bauer hohnlächelte ihm in's Geſicht, und die Burgherrin rief nach den Folterknechten, um das Bekenntniß des Gefangenen zu erpreſſen, ſintemal es im Guten nicht kommen zu wollen ſchien.

»Ich ahnte ſolches,« bemerkte der Gaugraf, „denn um einer liederlichen Buhlſchaft meiner Knechte überheb' ich mich beileibe nicht meiner Gewalt. — Sprich,« wendete er ſich an Waldemar, »was ſpinnt die Dirne gegen mich?«

Der Jüngling, welchem man mittlerweile Ketten an Hände und Füße gelegt hatte, erwiederte nichts, ſondern ſtarrte dem Zwingherrn mit verächtlicher Geberde in's Geſicht.

„Es iſt mir,“ warf der Ritter, gegen ſeine Gemahlin redend, hin, „es iſt mir kürzlich von dem Herzoge der Auftrag zugegangen, meiner Mündel Beſtes nach Kräften zu wahren, ſintemalen er baldigſt Rechenſchaft über ihr Habe von mir heiſchen werde und wolle. — Hat die Verruchte vielleicht einen Weg gefunden, wider mich bei des Herzogs Kammergericht zu klagen? Biſt du vielleicht ihr Spürhund und Bote geweſen, nichtswürdiger Knecht?“ —

Waldemar blieb ſtumm wie zuvor.

„An die Daumſchrauben mit ihm!“ ſchäumte die Burgfrau.

„Führt ihn in's Verließ,“ gebot der Gaugraf, „und bewacht ihn ſorglichſt; wir werden morgen ſein bedürfen. Mein Vogt ſoll alsbald Anſtalt treffen, daß all' meine Mannen ſich bereit halten zur großen Jagd mit dem erſten Hahnrufe. Das ganze Gebirge, die ganze Heide, das ganze Ufer ſoll umzingelt, jeder Buſch, jeder Stein durchſtöbert werden, die Rüden ſollen frei in's Geklüft laufen, und die Spur der Flüchtigen aufſpüren, ein allgemeines Treiben ſoll ſein, ſo weit der Gau reicht, die Landleute, Frohnen und Saſſen müſſen entboten, und kein lebend Weſen in dieſem Gaue betreten werden, ohne vor mein Gericht geſtellt zu ſein; — und finden wir, die wir ſuchen, ſo muß mir dieſer heilloſe Strolch und Verräther an dem höchſten Baume hängen, der im Walde zu finden iſt! Dabei hat es zu verbleiben und ſoll's vollzogen ſein, ſo wahr ich Ullo von Kreuzenſtein heiße!“

Damit erhob ſich der Ritter.

Waldemar ward in die ſchmählichſte Keuche geworfen, ſo im Schloſſe zu haben war, ſchwere Feſſeln ſchloſſen ihn an die Wand, und ein Gewappneter hielt vor dem Loch Wache, damit dem Häftlinge kein Entweichen möglich ſei.

„Guter Gott!“ ſeufzte er in ſeinem Innern, „mußte es dahin mit mir kommen, daß nicht nur ich verloren bin, ſondern auch die unglückſelige Maid ihrer habſüchtigen Gauerben Willkür verfällt. O wäre ich geſtorben, eh' ich ſolches erleben mußte!“

Er hörte im Burghofe Waffen raſſeln und Vorkehrungen zum morgigen Zuge treffen. Verzweiflung drohte ihn zu umgarnen, indem er ſich das Entſetzen Mathildens vorſtellte, wenn ſie in ihrer Freiſtätte überfallen, dem Hohne, der Mißhandlung dieſer Böſewichte preisgegeben war. Er rannte mit dem Kopfe gegen die Wand, er riß ungeberdig an ſeinen Banden, er glaubte Simſonsſtärke zu fühlen, und mit ſeiner Fauſt die Mauern dieſes Gefängniſſes brechen zu müſſen; aber nur Beulen ſtiegen ihm am wundgeſtoßenen Kopfe auf, die Ketten drückten ihm ſeine Hände blutig, und die Mauern ſtanden, als ob ſie der Ewigkeit trotzen wollten; es umflirrte ihn wie Wahnſinn, und er hatte Mühe, die Verwirrung ſeiner Sinne hintanzuhalten. Stunde an Stunde verſtrich, der Tag graute im Oſten durch das Deckenfenſterlein des Verließes, Waldemar hoffte noch auf ein Wunder; — aber kein Retter erſchien, wilder und wilder gohr es in des Eingekerkerten Gehirn, raſender knirſchte er in ſeine Feſſeln. Da ſchlug es am Thurme vier Uhr, und die Glocke der Kapelle rief zur Morgenandacht. — Mit dem erſten Klange des heiligen Metalles war es Waldemar'n, als thaute eine Stimme von Oben Tröſtung in den Sturm ſeines Gemüthes, er ſank auf die Knie nieder, und betete andächtiglich zu dem Vater im Himmel, welcher keines ſeiner Geſchöpfe verläßt; dann rief er zu dem Sohne, deſſen Leiden für alle Leiden der Menſchen als Sühnopfer einſtand, und zu dem Geiſte, daß er Erleuchtung niederträufle in die Nacht der Trübſal. Wunderbare Stärkung kam über den Trauernden, und er beſchloß, mit Vertrauen dieſer letzten Prüfung entgegen zu gehen.

Als, kurze Friſt nachher, die Schergen des Gaugrafen in den Kerker traten, den Gefangenen zur Treibjagd abzuholen, fanden ſie die Ketten am Boden verſtreut, Waldemar aber — war entflohen.

»Sie kommen, ſie kommen,« rief Waldemar, in die Höhle des Fräuleins ſtürzend, »ſie ſind mir auf den Ferſen, und es iſt kein Entrinnen mehr!« —

Mathilde erblaßte zum Marmor, und trat dem Freunde ſchwindelnd entgegen.

»Wer kommt? Wer iſt dir auf der Ferſe, Waldemar?« fragte ſie mit bebender Stimme: »Was iſt geſchehen? was bewegt dich ſo ſehr?« —

»Ich ſaß auf Burg Kreuzenſtein gefangen,« berichtete der Athemloſe; »Wendelin, ein treuer Knecht Euerer Familie und mein Freund, gab mir die Mittel zur Flucht; aber ich dachte nicht an meine Rettung, ich eilte hierher, um Euch zu warnen, um Euch die letzten Tropfen meines Blutes zu widmen. Wir ſind verrathen, Fräulein, Wald und Gebirg ſind umſtellt, ein großes Jagen iſt angeordnet auf Euch und mich, wie auf ſchädlich Waldgethier. Der Tod iſt mir, Gefangenſchaft Euch, ohne ein Wunder, unvermeidlich! — So laßt mich denn, ehe das Lämpchen des Daſeins für immer verlöſcht, ſeine letzten Flammen aufſammeln, und am Altare Eurer Holdſeligkeit als Brandopfer darbringen. — Ja, Mathilde, ich lebte nur in dir, all' mein Sehnen und Hoffen floß in dem Wunſche deines Beſitzes zuſammen; ſo laß mich Sterbenden zum Mindeſten wiſſen, ob du mich nicht haſſeſt, und erkräftige mich zum Kampfe für dich durch ein Wörtlein der Liebe, oder tödte mich, ehe die Henker mich ereilen, durch die Offenbarung deines Haſſes!« —

»Und iſt wirklich keine Hoffnung mehr?« fragte die Gräfin, ängſtlich in den Räumen der Höhle umherlugend.

»Keine,« erwiederte Waldemar, »keine, als auf Gott, welcher annoch für uns ein Wunder thun kann! — Ich war wenige Minuten aus dem Schloſſe fort, als meine Flucht bemerkt worden ſein mußte, denn ich hörte verworrenes Schreien, Laufen und Toben, ein Hagel von Bogenſchützen ſirrte mir nach, und dann knarrte die Zugbrücke, die Gegend belebte ſich von Verfolgern, wie ein Wild hetzten ſie mich, und wenn nicht die Wege in Forſt und Geklüft mir vertrauter wären, als ihnen, ſie würden mich erreicht haben, ehe ich dir Kunde von der Gefahr zu geben im Stande geweſen wäre. Aber täuſche dich nicht mit lügneriſchen Hoffnungen, Geliebte, wir ſind umgarnt von den Netzen der Feinde, und Rettung iſt nicht, iſt nirgends zu hoffen! Darum noch einmal, darf ich ſterben für dich, und wird mein Tod dir mehr ſein, als nur das pflichtmäßige Opfer eines treuen Leibeigenen? — wirſt du mir eine Thräne der Liebe weihen?“ —

„Die Thränen der innigſten, ewigen Liebe!“ ſchluchzte Mathilde. „Ich war dir längſt in Minne zugethan, mein Waldemar; aber ich zitterte, dir meine Schwäche zu zeigen. — Jetzt, wo das Verderben über uns hereinbricht, wiſſe, daß ich ohne dich nicht leben mag, und mit dir freudig untergehen will!“ —

„So mögen ſie kommen,“ jubelte Waldemar, im Bewußtſein der erwiederten Minne gleichſam mit ſchwellender Bruſt emporwachſend zu ungekannter Größe, „ſo mögen ſie kommen, und meinen Leib hinnehmen für ihre Foltern; mein Geiſt iſt bei dir, Geliebte, und ſchwebt mit dir in die Seligkeit des Himmels hinüber!“ —

Er breitete die Arme ſehnend nach der Jungfrau aus, weinend ank ſie hinein, und im erſten Kuſſe begegneten ſich die unentweihten Lippen, die Ahnungen beider reinen, kindlichen Gemüther. Da dröhnte Hörnerklang durch die Einſamkeit, und wildes, wüſtes Geſchrei brach ſich an den Felſen.

„Sie ſind da,“ flüſterte Waldemar, „jetzt müſſen wir das Aeußerſte wagen, um ihnen zu entrinnen. Vielleicht können wir e irre führen, daß ſie glauben, wir ſeien entwichen, und hätten as Neſt leer gelaſſen. — Ich weiß aus alter Zeit durch meinen ater, welcher die ganze Anlage dieſes Erdganges vom „Hüttl m See“ bis hierher gemacht zu haben ſcheint, eine Höhlenſchichte, emlich hoch über dieſem Gewölbe, mit welchem ſie nur durch ein ages Felsgewinde in Verbindung ſteht. Folge mir dahin nach;

ſie werden uns nicht finden, werden bis zum »Hüttl am See« forſchen und ſpüren, und wieder von dannen ziehen, wenn ihre Jagd fruchtlos blieb. Komm, Mathilde, Gott iſt mit uns, weil er mit dem Rechte iſt!«

Rechts von der Seitenwand der Grotte kroch ein Schlangenpfad in das Innere des Berges und bis zu deſſen Spitze empor; man mußte ſich krümmen, mußte kriechen und ſich ſchmiegen, um hinaufwärts zu gelangen; doch lohnte oben die reinſte Bergluft und eine wunderſame Fernſicht nach dem Donaugelände die Anſtrengung; überdies war hier der Punkt unzugänglich.

Waldemar hielt unten Wache, bis das Fräulein hindurchgeſchlüpft war, und ihm leiſe zuliſpelte, daß ſie das Ziel erreicht habe; dann folgte er ihrer Spur, aber mit der Gewandtheit eines Geübten, dem ſolche Leiſtung ein Spiel iſt; binnen Kurzem ſtand er der Jungfrau zur Seite.

Kaum waren Beide in Sicherheit, als ſchon dumpfes Rollen anzeigte, daß der Außenſtein entfernt war, und als gleich hernach die Höhle von Tritten und Stimmen widerhallte.

»Nun, geſtrenger Herr,« ließ ſich die Stimme des Bauers vernehmen, »hab' ich Euch unrecht geführt? Bin ich meines Lohnes würdig oder nicht?« —

»Du ſollſt,« gegenredete der Gaugraf unten, »du ſollſt des reichſten Lohnes gewiß ſein, wenn wir ſie finden und ihrer habhaft werden. Allein, ich denke wohl, hier können ſie uns nicht mehr entgehen, und ſobald ſie in meiner Macht ſind, empfängſt du die hundert Goldgülden, ſo ich dir verhieß!« —

So viel ſich an dem Geräuſch in der Höhle entnehmen ließ, ward nun von den Feinden genaue Nachſuchung darin gepflogen, jeder Winkel durchforſcht, jeder Felsbug zerwühlt, jeder Fußtritt gemeſſen und beſchnüffelt; bald aber zeigte das Mißbehagliche in den lauten Aeußerungen, ſo wie das allmälige Verklingen der Schritte und Töne, daß der unterirdiſche Weg aus der Höhle über die Berghalde nach der Fiſcherhütte verfolgt wurde. Allmälig ward es ſtiller, immer ſtiller, und endlich verlor ſich jeder Laut bis zum todtähnlichen Schweigen.

»Sie haben uns nicht entdeckt,« ziſchelte Waldemar zu ſeiner Gefährtin, »allein ſie können wiederkehren, und unſern Fuchspfad aufſtöbern. Wie wär's, wenn wir durch die Oeffnung der Höhle hinaus zu kommen ſuchten, und unſere Rettung dem Geheimniſſe des Forſtes anvertrauten?« —

»Hier können wir doch nicht bleiben,« fliſterte die Dame zurück, »ich bin deiner Meinung, mein Trauter! — Doch wie, wenn ſie eine Wache zurückließen, wenn der Stein etwa von Reiſigen behüthet wird?« —

»Das will ich erkunden,« erwiederte der Jüngling, und beugte ſeinen Leib in die Oeffnung, und ſchlangelte den Hals abwärts, und ließ ſein Haupt behuthſam in die Höhle heruntertauchen. Aber blitzſchnell fuhr er zurück.

»Wir ſind entdeckt,« rief er, »ein ſchändlicher Spion hat uns belauſcht; meine Naſe ſtieß faſt an die ſeinige, ſeine Augen brannten in die meinigen, ſein Odem prallte an meine Wangen. Jetzt iſt verzweifelte Gegenwehr das letzte Mittel!« —

Mathilde erſchrak bei der Mittheilung ihres Freundes; allein ſie glaubte nicht, daß er recht geſehen, und ſchrieb ſeine Wahrnehmung dem Halbdunkel der Höhle und dem aufgeregten Zuſtande ſeines Innern zu. »Ich hoffe, du haſt dich getäuſcht,« fliſterte ſie. In dieſem Augenblicke ſcholl es unmittelbar unter ihrem Standpunkte, weithallend durch das Dunkel:

»Hier ſind die Flüchtlinge! Ho, halloh, hollahoh — hier, hieher!«

Waldemar riß ſein Schwert aus der Scheide, und rüſtete ſich zur Vertheidigung; hundertfältiges Echo wiederholte den Ruf des Wächters, und von Drüben zog ſich das Getümmel der Wappner wieder heran. Mathilde brach ohnmächtig an des Geliebten Seite nieder. —

In wenig Augenblicken blieb kein Zweifel mehr, wie ernſtlich die Belagerung gemeint ſei, denn die Höhle erfüllte ſich neuerdings mit Stimmen und Klängen, aus welchen das Geklirr von Waffen und das Befehlwort des Ritters Ullo von Kreuzenſtein leichtlich zu erkennen war.

»Hinauf,» gebot der Letztere, »hinauf! Wer mir ſie bringt, hat von meinem Säckelmeiſter fünfzig Goldgülden zu empfangen!»

Die Verheißung war nicht umſonſt; ein Kopf beugte ſich in die Mündung, und rückte auf bedrohliche Weiſe empor.

»Zurück,» ſchrie Waldemar, der nun nicht mehr Urſache hatte, ſein Daſein zu verheimlichen, »zurück, oder meine Klinge ſpaltet dir den Schädel!» —

Die Warnung half nichts, und ſo ließ denn unſer Held die That dem Worte folgen; blutend taumelte der Getroffene zurück; aber ſchnell erfüllte ein Zweiter die Stelle.

Ihm war kein beſſeres Loos beſchieden.

»Höll' und Teufel!» zürnte der Gaugraf, »ſoll der Fabelhans mir ungezüchtigt meine beſten Mannen zu Schanden hauen? Nimm dieſen Schild, Rüdiger, halt' ihn über dich, und dringe hinauf, ſonſt muß ich ſelber den Bütteldienſt verwalten, und an dem Lotterbuben zum Häſcher werden!» —

Die neue Vorkehrung ſchien beſſeren Erfolg zu verheißen, denn Waldemar's Stöße und Hiebe prallten machtlos von dem vorgehaltenen Eiſenſchilde zurück, jauchzend klomm Rüdiger nach der Höhe.

»Gleich hab' ich den Gauch, edler Herr!» höhnte der kühne Kletterer, »Euerer Rache wird nunmehr der Sündenbock nicht entgehen!» —

Wildes Gelächter empfing dieſen Scherz; aber ein dumpfer Schlag machte jetzt die Höhle erzittern, und im ſelben Augenblicke ſtürzte Rüdiger, Schild und Kopf zertrümmert, rücklings unter der Wucht eines Felsklumpen herab, den Waldemar auf ihn gerollt hatte. Entſetzt bebte die reiſige Schar vor dieſem Anblicke hinweg.

»Nun denn,« donnerte Ritter Ullo, »ſo will ich das Gelichter wie ein ſchädlich Gewürm mit Feuer und Schwalch aus ſeiner Höhle kitzeln. Schleppt alles Brennbare zuſammen, was ihr findet, ſchichtet es vor dem vermaledeiten Schlauchgang auf — zündet es an, und wenn die Flamme ſie nicht brät, ſo mag der Qualm ſie erſticken! Aber beim Moloch, entrinnen ſoll die Satansbrut mir nun nicht mehr!« —

Jubelnd begrüßte die rohe Schar den hölliſchen Anſchlag, und man hörte an den Bewegungen unten, daß dem Befehle alsbald die Vollziehung gegeben ward.

»Nun wär' es barer Aberwitz, länger hier zu weilen,« ſagte Waldemar leiſe zur Gräfin. »Laßt ſie ſengen und brennen, ſo viel ſie wollen; wir ſchwingen uns über die Zacke des Felſens, und klimmen jenſeits den Berg hinab. Schlimmeres als von dieſen Unholden kann uns nirgend widerfahren!« —

Und er hob das Fräulein auf die Wand des Felskeſſels, welcher ſie bisher geborgen hatte, huſchte ihr nach, und ſo raſch es der ſteile Weg geſtatten wollte, flüchteten ſie ſich auf der andern Seite der Klippe in den Wald.

Antlitz, Hals und Hände von den Dornen des Schliefwaldes gerauft, die Kleider verriſſen, die Füße von ſpitzen Steinen wund, kollerten die Flüchtlinge den Berg hinab; jedoch langten ſie gar hoffnungsvoll am Fuße desſelben an: denn vor ihnen lag die ſtattliche Fläche, ein weiter Spielraum, ſich ihren Verfolgern zu entziehen; nur das Silberbett der Donau begränzte den Flügelſchlag ihrer Hoffnungen.

»Dieweil ſie oben den Fels ſchmelzen,« lachte Waldemar, »werfen wir uns tief in die Landſchaft hinein; es wird, ſo Gott will, irgendwo eine Kluft, ein Erdloch, oder im ſchlimmſten Falle ein Grab ſein, wo wir unſern Feinden unerreichbar ſind, und gelangen wir erſt an den heimiſchen, mir ſo trauten Strom, ſo findet ſich wohl ein Nachen, der uns überführt in den jenſeitigen Gau, oder ich vertraue den befreundeten Wogen unſer Geſchick an, welchem das Element eher Erbarmen ſchenken wird, als die harten Menſchen!« —

Muthig brachen ſie aus dem Bergwäldchen hervor, gewillt, ohne Raſt fort zu laufen, bis ſie im Sicheren ſein würden, da ſprang eine Rüde bellend an ſie heran, und huſſah fuhr eine ganze Meute hervor, und alsbald erglänzte die weite Gegend von Speeren; Hörner klangen, und eine endloſe Zahl von Reiſigen und Bauern umringten das Paar.

»So walte du, großer, gnädiger Gott!« ſeufzte Waldemar, mit einem ſchmerzerfüllten Blicke zum Himmel, »ich ergebe mich in deine heilige Lenkung!« Er preßte die zitternde Geliebte feſt in ſeine Arme, riß das Eiſen zur Hand, legte ſich zur Gegenwehr aus, und rief: »Platz da, ihr Männer, dies iſt die Tochter eures rechtmäßigen Herrn, Gräfin Mathilde von Kreuzenſtein, ſo ihr ſie nicht ſelber kennet. Ritter Ullo, ihr Ohm und untreuer Verwalter, will ſie um Hab' und Leben betriegen; gedenket der Edelthaten, ſo der ſelige Herr an euch geübt, und laſſet uns fliehen!«

Es entſtand lebhaftes Gemurmel unter den Leuten, und ſie ſchienen unſchlüſſig, was ſie ob der Rede halten ſollten. Einige der Nächſten traten zurück, und man ſah an ihren Geberden, daß ſie mit ihren Nebenmännern Rath pflogen.

»Oeſterreich iſt das Land der Treue,« rief der Jüngling, durch ſeinen Erfolg ermuthigt, »ſchmähet eueren Heimatsboden nicht, indem ihr ihn durch einen Verrath beſudelt. Laſſet uns fliehen!«

»Nichts da,« eiferte ein Knappe Ullo's, welcher die Wappner befehligte, »der Gaugraf iſt unſer Herr, und kein Weibsbild hat ein Recht auf unſere Dienſte, weil es ſich für etwas Rechtſchaffenes ausgibt. — Ihm allein habt ihr Rechenſchaft zu geben von eueren Thaten und ihr wißt, daß Herr Ullo nicht mit ſich ſpaßen läßt, ob Vaſallenpflicht. — Greift die Landläufer!« —

»Wer weiß auch,» bemerkte ein Bauer, »ob dieſe Dirn' wirklich des ſeligen Herrn Töchterlein iſt; ſieht ja ſo abgeriſſen und hungerig aus, hat gar nichts Beſonderes, nichts Gräßliches an ſich!» —

Jetzt war die Reihe an Mathilden, für das Werk ihrer Rettung thätig zu ſein.

»Hört mich, liebe Landsleute und wackere Oeſterreicher,» ſprach ſie, »Ritter Ullo, mein Gerhab, hält mein Brüderlein, euern angeſtammten Erbherrn, in ſchmählicher Haft, und trachtete auch mir nach Freiheit und Leben. Biedere Fiſcherleute aus dem »Hüttl am See» bargen mich, bis ſie ſelbſt um meinetwillen verunglückten, und ſeitdem hat dieſer wackere Knab', jenes Fiſchers Sohn, mich in einer Höhle, nächſt des Biſamberges, betreut und beſchützt, daß ich nicht elendiglich verkam wie eine Bettlerinn. Aber der unverſöhnliche Grimm meines Ohms entdeckte meine Freiſtätte, und zog aus, mich zu fahen und tobte gegen mich mit tödtlichem Gewaffe, mit Feuer und Schwert. Doch wieder befreite mich des Himmels Hort und dieſes treuen Geſellen Muth aus der Gefahr; o zerſtört nun nicht der Fürſehung mildiglich Walten, indem ihr mein Entrinnen hemmt, und mich der Gewalt meiner Verderber überliefert! — Einer Waiſe Flehen durchdringt die Wolken; [illegible] uns beiſtehet, ſoll mein Gebet allſtündlich über euere Häuptern Segen herabrufen!» —

„Laßt ſie laufen,» rieth eine Stimme aus dem Haufen der Fröhner, »hängt ohnedem unſchuldig Blut genug an des Gaugrafen Hand!» —

»Laßt ſie laufen!» widertönte es im ganzen Kreiſe, und ſchon öffnete ſich, trotz des Sträubens der Söldner, eine Gaſſe, die Flüchtlinge durchzulaſſen, da ſchallten Fanfaren von der andern Seite, und — »der Gaugraf, der Gaugraf!» rief es weithin von hundert erbleichenden Lippen. Der beſſere Sinn ſchwieg alsbald vor der Drohſtimme der Furcht.

Waldemar erſpähte den Augenblick, wo Alle nach der Richtung ſtarrten, von wo der Gefürchtete heranſprengte, und Mathilde an ſich ziehend, rannte er mit der Schnelligkeit eines gejagten Hirſches davon; ein Felsabſturz, die vordere Wand eines tiefen Hohlweges bildend, hielt aber ſchon nach wenigen Momenten ſeinen Lauf auf.

»Die Hölle,« ſchäumte der Gaugraf, »die Hölle ſoll nicht ſo viel Martern haben, als ich für dieſen Belialsgeſellen ausdenken will! Packt ihn und bindet ihn an den Schweif eines Roſſes, daß er ſchneller in das Verließ zurückkehre, welchem er entwichen; die Dirne laßt aber von den Weibern heimfördern zur ſtrengen Zucht meiner Hausehre!« —

Die Wappner ſtürmten auf Waldemar ein, der ſich mit dem Rücken an einen Baum gelehnt hatte und entſchloſſen war, ſeine Haut um den theuerſten Preis zu vermarkten. Mathilde ſank neben ihn an den Boden, und bewachte die herandringenden Feinde mit ängſtlichem Blick, als wolle ſie jeden Schlag, jeden Schuß oder Stich auffangen, der auf ihren Herzliebſten gemünzt wurde.

Waldemar's Platz war zur Gegenwehre günſtig; der Jüngling ſtand hoch über den Angreifern, welche nur einzeln herauf konnten, und des ſchroffen, überaus ſchlüpfrigen Weges hinanwärts achten mußten, wobei die Sonne ihnen blendend in's Geſicht fuhr, und ſie am raſchen Anlauf hinderte. Doch konnte der Held trotzdem ſich für die Länge nicht halten, weil der Feinde zu viele waren, und er allmälig ermatten mußte, glühte ihm auch die Seele von mannhaftem Thatendurſt. Indeſſen ſtritt er wacker, ſeine Streiche hagelten wetterdicht nieder, und mehrere Reiſige bluteten ſchon aus tiefen Wunden. Da winkte der Gaugraf, ein Theil der Söldner umritt den Fels, und fing an, ſeitwärts am Hohlwege emporzuklettern, um den Widerpart im Rücken zu faſſen.

Mathilde ſah es, zitterte verzweifelnd, und ſah nun alle Hoffnung ſchwinden. »Laß uns ſterben, mein Waldemar!«

rief ſie, „der Himmel wird Erbarmen mit unſeren Sünden haben!“ —

In einem Blicke hatte der Jüngling das Rettungsloſe ſeiner Lage überſehen, er neigte ſich über die Jungfrau und ſprach trauernd: „Und iſt es dein feſter Wille, Mathilde von Kreuzenſtein, lieber mit mir zu ſterben, als die Gnade deines Ohms anzurufen?“ —

„Ich will ſterben!“ — betete die Maid.

„Es iſt dein Wille!“ jauchzte Waldemar, „er gibt mir ſchon hiernieden eine Vorahnung des Himmels!“ Mit dieſen Worten ſchlang er die Geliebte feſt an ſein Herz, warf die Waffen von ſich, rief: „Herr, ſei unſeren Seelen gnädig!“ und ſprang mit einem kühnen Satze jach in den Abgrund hinab.

Ein Schrei des Entſetzens rief das Echo der Berge ringsumher wach.

„Mein müſſen ſie dennoch werden,“ ſchrie Ritter Ullo, „wenigſtens will ich an dem Buben meine Rache kühlen!“ Damit ſetzte er ſeinem Gaule die Sporen ein, und trabte die Halde hinab, die auf den Eingang des Hohlweges auslief, vermeinend ſich mindeſtens der verſtümmelten Leichen ſeiner Opfer zu bemächtigen; — dem Böſewicht iſt ja kein Frevel zu groß! —

Waldemar aber war nicht todt, anſtatt ſich an den Geklüften zu zerſchellen, war er mit ſeiner ſüßen Laſt auf ein leeres Handpferd geſtürzt, dem Vortrabe eines mächtigen Zuges angehörend, der ſich ſo eben den Hohlweg entlang bewegte. Unbeſchädigt fiel er neben dem Thiere auf den Boden nieder. Doch der Schlachtgaul des zunächſt folgenden Ritters bäumte ſich, ob der unerwarteten Ueberraſchung erſchrocken, und drohte überzuſtürzen, daß der Reiter behende aus den Bügeln ſprang, damit ihm kein Leides zugehe.

„Dummer Knecht,“ grollte der Ritter, und ſchlug mit ſeinem Schwerte Waldemar'n zornig über den Rücken, „willſt du mir mein edles Thier verderben?“ —

Waldemar, obwohl von ſeinem Abenteuer noch ganz betaubt, verſpürte nicht ſobald den Streich, als er, entrüſtet ob ſolchen Unglimpfes, nach einem Aſte griff. und mit demſelben auf den Beleidiger losfuhr. Ein Blitz vernichtenden Grimmes leuchtete über des Fremden edle Züge, und feſten Schrittes erwartete er den Jüngling.

Im ſelben Augenblicke ſprangen viele Ritter und Herren auf Waldemar los, um ihn zu entwaffnen.

»Waldemar, mein Retter!« kreiſchte Mathilde, über der Gefahr ihres Freundes alsbald des eigenen Schmerzes vergeſſend, und warf ſich flehend vor dem Ritter auf den Weg.

»Waldemar?« rief dieſer ſich beſinnend, »und Ihr ſeid alſo Mathilde von Kreuzenſtein? Nicht ſo?«

Die Gräfin bejahte erſtaunt.

»Wenn's ſo iſt,« ſagte der Paladin, »dann kenn' ich Euer Geſchick, das mir ein greiſer Knecht, Wendelin geheißen, unterwegs erzählte, und dann muß ich wohl zu dem Schlage noch einen zweiten fügen!« Und er berührte Waldemar mit dem Schwerte kreuzweiſe auf den Rücken, und ſprach mit lauter Stimme, daß es Alle hörten:

»Beſſer Ritter, denn Knecht!

»Das dulde einmal und nicht wieder!

»Nimm dieſes Schwert, und führe es ſtets für Gott, deinem Landesherrn, für das Recht, für Witwen und Waiſen! — Alſo iſt dir geſchehen dein Recht durch mich, Heinrich, Herzog zu Oeſterreich, Ja ſo mir Gott helfe!«

Waldemar lag beſinnungslos am Boden, als dieſe außerordentliche Begebenheit geſchehen war; da er wieder zum Bewußtſein gelangte, fand er ſich — in den Armen ſeines Vaters, ſeiner Mutter und Geſchwiſter, gepflegt von Mathilden, die nicht von ſeiner Seite gewichen war. Herr Ullo von Kreuzenſtein aber und ſein Geſinde kniſchte unfern davon in ſchweren Banden.

Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, die Ereigniſſe jener Tage hiſtoriſch zu beleuchten; wir begnügen uns daher, dasjenige in Kürze zu erwähnen, was auf die Geſchichte unſerer Hauptperſonen Bezug hat, und alſo das Zweifelhafte darin in die nöthige Klarheit zu bringen vermag.

Guntram war nach Wien gerade in der Zeit gekommen, wo Herzog Heinrich abweſend war, um ſich für ſeinen ſchon früher erwähnten Neffen Albrecht bei dem Kaiſer zu verwenden. Als der Fiſcher ſich am Hoflager meldete, ward er vor den Kanzler geführt, welcher ihn alsbald als einen ehemaligen Geheimſchreiber Heinrich's erkannte, den Dieſer, wegen eines Verdachtes von Untreue, unter Androhung ſchwerer Strafe, des Landes verwieſen hatte. Während der Verborgenheit Guntram's, welcher ſich in jenem Erdgange, mit Hilfe eines ſeitdem verſtorbenen, treuen Knechtes, eine Zufluchtsſtätte angelegt hatte, war deſſen Unſchuld zufällig, oder beſſer geſagt: durch Gottes weiſe Fügung an den Tag gekommen. Der Herzog hatte bereut, und den ſehnſüchtigen Wunſch ausgeſprochen, ſein Unrecht an dem Verkannten wieder gut zu machen; dieſe Sühne lag ihm ſo ſchwer auf dem Herzen, daß er, noch im Augenblicke der Abreiſe, gebot, wenn jemals eine Spur Gutram's von Merkenſtein zu Tage käme, dieſen, deſſen Geſchäftskenntniß er in unſchätzbarem Werthe hielt, alsbald zu ihm zu fördern, damit der Fürſt fürderhin von ſeiner Einſicht und Redlichkeit Nutzen zöge. Man hatte daher unſern Freund Guntram, ſobald er erkannt war, ohne Weilen nach dem dermaligen Aufenthaltsorte Heinrich's geſendet, und als ſpäter ſeine Angehörigen, von denen nur Waldemar auf die angedeutete Weiſe verunglückt war, gen Wien kamen, und nach dem Gatten, dem Vater forſchten, hatte man ſie ſämmtlich dem Gegenſtande ihrer Wünſche nachgeſchickt. Zwar waren die Vereinten in ſchwerem Kummer um das Loos Waldemar's geweſen; doch einestheils getröſteten ſie ſich der Hoffnung, daß er ruhig wieder nach Hauſe zurückgekehrt ſein dürfte; andererſeits hielten ſie ſich an die Zuſage Herzog

Heinrich's, daß er gleich nach ſeiner Heimkunft die Unterdrückung der gräflichen Waiſen abſtellen und Waldemar's Geſchick ausforſchen wolle zu allgemeiner Befriedigung. — Wenn man bedenkt, wie ſchwer es in jenen, an Verkehrsmitteln ſo armen Tagen fiel, eine Kunde an entfernte Lieben zu bringen, ſo wird man keinen Anſtand nehmen, über das Unzuſammenhängende, anſcheinend Lückenhafte dieſer Geſchichte hinaus zu gehen.

Heinrich Jaſomirgott befand ſich jetzt eben auf einem Zuge gegen die Böhmen und Mährer, welche, auf des Kaiſers Mißhelligkeit mit dem Herzoge fußend, Gränzſtreitigkeiten erhoben hatten, während die Steirer und Ungarn ebenfalls feindliche Abſichten gegen ihn offenbarten. Auf dem Wege von Wien herwärts hatte Wendelin, der von Kreuzenſtein geflüchtet war, ſeinen Heeresbann getroffen, und dem leutſeligen Fürſten Alles berichtet, was ſich im Schloſſe des Gaugrafen zugetragen; auf die Bitte Guntram's von Merkenſtein, und aus angeſtammtem Rechtlichkeitsſinne war der Herzog alsbald nach der Richtung der Begebenheiten aufgebrochen, und eben noch zurecht gekommen, um das minnigliche Paar zu retten, und Waldemar's Heldenmuth zu belohnen. — Nun ſchien Alles geſchlichtet, und Heinrich Jaſomirgott traf nur noch die nöthigen Vorkehrungen, um ſeinem ſegensreichen Wirken auch Dauer zu gewähren.

»Ullo von Kreuzenſtein,« ſagte er, als er die dankbaren Beglückten entließ, „ſoll meinem Kammergerichte zur Sühne und Strafe anheimfallen; dem kleinen Sprößlinge weiland meines Gaugrafen aber wird bis zu ſeiner Mündigkeit Ritter Waldemar von Merkenſtein, ſein anzuhoffender Schwäher, als Gerhab und Verwalter beigegeben, von welchem ich mich wohl der biederben und untadeligen Gebahrung verſehen darf, die jener Waiſe ſo lange gebrach. Er wird ferner Mutter und Geſchwiſter betreuen, wie es einem getreuen Sohn und Bruder ziemt; den Vater muß er mir noch ein Weilchen laſſen, weil ich deſſen in meinen Geſchäften nicht entrathen kann. Ich gehe einem bitteren Kampfe entgegen — Gott nur weiß, ob ich aus demſelben wiederkehren werde; — aber laßt mein Gedächtniß in Euren Herzen ein freundliches ſein, und denket, daß auch die Fürſten dieſer Erde nicht immer Herren ihrer Thaten ſind. Lebt wohl und mög' es allen Guten wohl ergehen, Ja ſo mir Gott helfe!" —

Der Treffliche hatte recht geahnet. Ueber die Brücken des Donauſtromes zog er den Böhmen und Mährern entgegen; doch ſie waren ihm an Streitkräften zu übermächtig, und er mußte ſeine kühnen Entwürfe auf die Vertheidigung in feſten Plätzen beſchränken, wollte er anders ſeine Mannen nicht nutzlos opfern. Die Feinde ergoſſen ſich nun nach allen Seiten in's Land, Eiſen und Flammen feierten ein Würgefeſt; zumal die Gegenden am Ennsfluß, an der Fiſcha und Leytha hatten böslich zu leiden; die Böhmerſöldlinge übten Gräuel aller Art, äſcherten blühende Ortſchaften ein und wütheten gegen Kind und Greis. Zu St. Veit an der Wien zündeten ſie das Kirchlein an, nach welchem ſich bei dreihundert Perſonen geflüchtet hatten; dieſe Unglücklichen wurden ſämmtlich, da man ihnen die Wege zur Flucht verſperrte, dem gefräßigen Element zur Beute. — Zu dieſem Andrange finſteren Verhängniſſes kam das größte Unglück, welches über Oeſterreich hereinbrechen konnte: Heinrich Jaſomirgott, der Fürſt, Herr und Vater, er, welcher ſein Land mit ſo vielen Segnungen bereichert, welcher ſeinem Hauſe die Herzogswürde errungen hatte, erlag dem allgemeinen Looſe der Menſchen. Ueber ein Wäſſerlein ſetzend, deſſen Brücke baufällig war, geſchah es ihm, daß ſein Roß einen Fehltritt that, ſtürzte, und dem Herzoge ein Bein zerſchmetterte. Wenige Tage darauf, am 13. des Monats Januar im Jahre 1177, war er eine Leiche.

Wir laſſen den Vorhang fallen über die düſtere Geſchichte jener Zeit, und berichten nur noch, daß Waldemar und Mathilde ein glücklich Ehepaar wurden, und den Stamm der Merkenſteiner zu hohem Alter und großen Ehren brachten; auch Ekbert und Beate ſammt den Eltern erfreuten ſich eines abſonderlichen Wohlſtandes, während Mathildens Bruder ein wackerer Stammhalter für das Haus Kreuzenſtein wurde. Näheres hat die Chronik von ihnen nicht aufbewahrt, nur ſo viel ſei noch ſchließlich beigefügt, daß das »Hüttl am See«, mit deſſen Beſitz die Treue Wendelins belohnt worden war, ſeitdem in der Sage der Gegend viele Wichtigkeit erhielt, daß ſich nachmals Anwohner um daſſelbe häuslich niederließen, welche ſpäter ein ordentliches Dorf bildeten, dem der urſprüngliche Name bis in die ſpäteſten Zeiten geblieben iſt; nur daß radbrecheriſche Willkür daran gemodelt hat, und heut zu Tag aus dem »Hüttl am See« ein »Hüttlerſee«, oder nach der jetzt üblichen Schreibart »Zedlerſee« geworden iſt. Den braven Wienern iſt dieſer Name ein gar wohlbekannter; ihm zu Liebe werden Manche mit meiner Geſchichte Nachſicht haben.

An die Frauen.

Freudig durch alle germaniſchen Gauen,
Hoch in den Alpen und ferne am Belt,
Klang es im Jubelton: Ehret die Frauen!
Klang im Palaſt, wie im Kriegesgezelt;
Tauſend und tauſend begeiſterte Zungen
Sangen das Lied an der Donau, am Rhein,
Und von dem Strom des Geſanges bezwungen
Stimmt' ich, ein glühender Jüngling, mit ein.

Doch das Schöne darf nicht dauern!
Zeit, die alte Schnitterin,
Mäht nicht Burgen nur und Mauern,
Auch Geſänge würgt ſie hin!
Was die Männer heute ſingen,
Iſt nicht mehr das alte Wort,
Ein Orkan auf grauſen Schwingen
Riß das ſchöne Lied mit fort.

Heil dir, o Sänger, der frühe entronnen!
Schlumm're, ein lächelnder Sieger, im Sarg!
Freue des Kranzes dich, den du gewonnen,
Der, was du nimmer geahnt, dir verbarg;
Kämſt du, die Tage des Enkels zu ſchauen,
Oeffnete dir ſich Elyſiums Thor,
Zürnend dann ſängeſt du: „Ehret euch, Frauen!
Ach — und umwändeſt die Lyra mit Flor!

(1842)

Noch gebietet der Vandale,
Rohe Kraft nur gilt für Werth;
In des Rechts, des Friedens Schale
Legt er noch ſein ſtrenges Schwert.
Elemente, die ihm dienen,
Zwingt er, ſeines Siegs bewußt,
Schnürt des Eiſenbandes Schienen
Um der Erde fromme Bruſt.

Aber den Scepter der Anmuth und Milde,
Freundlich geführt von der Grazie Hand,
Trotzig zerbrach und zertritt ihn der Wilde,
Der ihn der ſchlummernden Göttin entwand.
Schmählich mißachtet, verſpottet, und enger
Zieht ſich um ihre Altäre der Kreis;
Treue nur hält ihr der trauernde Sänger,
Feiert im Liede der Himmliſchen Preis!

Beut ſie lächelnd ihre Roſen,
Abgepflückt auf Tempe's Flur, —
All' ihr Locken, all' ihr Koſen
Macht den Rohen roher nur;
Ihrer Kränze gold'ne Halme
Tauſcht er, die er frech zerſtampft,
Um das Kraut, von deſſen Qualme
Des Barbaren Lippe dampft.

Muthlos erbebt ſie; — als laſtende Bürde
Sinkt ihr der Schleier, der reine, vom Haupt;
Arm, und entgöttert der Anmuth und Würde,
Steht ſie — die Fürſtin — des Schmuckes beraubt.
Ueberall hin — auch zur Galoppade
Folgt ſie dem Flüchtling in wüthender Jagd,
Raſet im Tanze um ihn als Mänade,
Schmiegt ſich, die Herrin, als dienende Magd.

Los des Zügels, frei des Zwanges,
Uebt der Herr geword'ne Knecht,
Hart und herzlos für ihr banges,
Leiſes Fleh'n, ſein Sultansrecht.
Pſyche's zartere Getriebe,
Wie der Charis Huld ſie flicht,
Freuden edler Frauenliebe —
Dieſe Perlen kennt er nicht.

Häuflein der Treuen, — verwaiſ't und verſtoßen, —
Pflegſt du des Tempels noch? Wehrſt du dem Schutt?
Hüteſt, vom ſchamhaften Schleier umfloſſen,
Du am Altare die heilige Glut?
Blickſt du noch, Hoffnung im Aug', in die Ferne?
Oder, entfloh'n der unwürdigen Zeit,
Suchſt du, vertrauend auf ſchönere Sterne,
Heimatlich Land, das kein Frevel entweiht?

M. v. Schleifer.

Sterbende Liebe.

1.

Noch geſtern hat ſie mich geliebet,
Sie liebt mich heut nicht mehr.
Nicht das; daß Sie mich nie geliebet,
Das ſchmerzt ſo ſehr.

2.

Der Liebe höchſte Luſt
Zog ſtumm in meine Bruſt;
Du, höchſter Liebesſchmerz,
Sei ſtumm auch! Schweige, Herz.

3.

Sie hat dich geliebt,
Sie liebt dich nicht mehr!
Und warum, du Thor,
Liebſt du Sie noch ſo ſehr?
Warum löſcht ihr ſo leicht
Der Kerze Licht,
Aber das Licht
Des Sternes nicht?

4.

Wenn vom Morgen bis zum Abend
Schmerz und Kampf das Herz durchtoben,
Schwebt ein Friedensengel labend
In des Schlaf's Geſtalt von oben.

Und er küßt mich auf die Stirne,
Küßt mich auf die Augenlieder,
Und im Herzen, im Gehirne
Schweigt der Kampf ein Weilchen wieder.

Doch, auf daß er ewig ſchweige,
Send', o Schlaf, den Bruderengel,
Rauſcht ſein Fittig durch die Zweige,
Fällt die Blüte von dem Stengel.

Todte Liebe.

1.

Blüten, die im Herbſte ſtarben,
Ruft der neue Lenz an's Licht;
Meine Liebe ſtarb im Herbſte,
Doch der Lenz erweckt ſie nicht.

Sinkt die Sonn' im Abend nieder,
Ruft ſie neu der Morgen wach:
Deinem Abend, arme Liebe,
Folgte noch kein Morgen nach.

Und die Schwalbe zieht von hinnen
Und die Schwalbe kehrt zurück:
Zogſt von hinnen, Glück der Liebe,
Kehreſt nimmer, Liebesglück!

2.

Ich wandle unter Gräbern
Bei ſtiller Nacht ſo gern,
Und wende da die Blicke
Empor nach manchem Stern.

Auf einem Grabe ſitzen
Iſt oft ſo ſüßer Schmerz,
Nach einem Sterne blicken
Macht Sehnſucht himmelwärts.

3.

Wenn euch der Lieben einer
In ferne Lande zog,
Geſchah's nicht, daß noch lange
Ein ſüßer Wahn euch log:

Er ſei noch da, vom Stübchen,
Wo ſeine Leier hängt,
Käm' er, wenn ihr ihn riefet,
Weil euch's, zu plaudern, drängt.

Der Zwang der ſchweren Feſſel
Behält noch lange Kraft,
Und längſt befrei'te Hände,
Engt noch Gefühl der Haft.

Ein Funk', im Kreis geſchwungen,
Lügt einen Feuerreif,
Und, wo ein Schwan geſegelt,
Zieht lang' ein Waſſerſtreif;

Und ſo lügt oft mein Herz mir,
Es berge noch die Lieb'.
Die Lieb' iſt längſt geſtorben,
Nur die Erinn'rung blieb.

4.

Iſt nich ein Dom die Menſchenbruſt,
Durchhallt von Chorgeſängen,
D'rin ſich der Liebe Schmerz und Luſt
Harmoniſch flieh'n und mengen?

Doch meine Orgel iſt verſtummt,
Zerriſſen manche Saite,
Und mir des Domes Glocke ſummt
Als wie ein Grabgeläute.

Und des Chorales Stille bricht
Die Stimme der Poſaune. —
O ſtöre mir die Liebe nicht,
Du ſchreckliche Poſaune!

Doch mächtig tönet ſie umher
Mit grauenhaftem Schalle,
Und auf dem Chore wird es leer
Und leer wird's in der Halle.

L. L. Baltekren.

Blaue Augen.

(Gegenſatz zu dem Liede: „Schwarze Augen, ſchwarze Sonnen“.)

Blaue Augen, helle Sterne
In verklärter Sehnſuchtsferne,
Blaue Augen, Euch zu ſeh'n —:
Heißt vor Lieb' und Luſt vergeh'n!

Blaue Augen, Himmelsſonnen,
Aetherquelle ew'ger Wonnen,
Wem ihr ſtrahlet mild und ſüß,
Den umfängt ein Paradies!

Dunkle Flammen, dunkle Blitze,
Aus der Wolken finſt'rem Sitze
Wetterleuchtend wunderbar
Iſt der ſchwarzen Augen Paar.

Vor dem grellen Feuerſtrahle
Wiederglüh'nd im nächt'gen Thale
Bebt der Wand'rer ſcheu zurück,
Bebet vor dem ſchwarzen Blick;

Und er fühlt ein brennend Schäumen
In des Buſens tiefſten Räumen,
Sengend faßt ſein weiches Herz
Ein verzehrend wilder Schmerz:

Aber Ihr, ein Lichtgefilde,
Unergründlich Meer von Milde,
Gießt auf Pfade, düſtergrau,
Reinſter Sterne Schimmerthau;

Und der Pilger wagt zu hoffen —
Sieht er doch den Himmel offen!
Und ein Strom von Seligkeit
Füllt ihn mit Unſterblichkeit.

Demantfeuer muß verbleichen,
Und Rubinenglut entweichen,
Wenn des Auges Saphirlicht,
Liebe ſtrahlend zu mir ſpricht.

Mag der Sonne Glanz erblinden,
Und der Erde Pracht entſchwinden:
Nein, mich ſchrecket keine Nacht,
Wenn Dein Aug' mir Liebe lacht!

Adolf Berger.

Blitze,

einer Dame in's Album geſchleudert.

Beim Wetter zuckt dein Blick, die Fibern wanken,
Und bleiche Furcht umſchleiert deinen Geiſt;
Ich lehre denken dich beim Blitz Gedanken,
Die denke, wenn er wild durch Wolken reißt.

Ein Adler iſt der Geiſt, dem in die Fänge
Der Alten Gott ein Bündel Blitze legt:
Den Blitz der That, der Träume, der Geſänge,
Der zündend in das Herz der Erde ſchlägt.

Der Himmel ſchleudert ſeine Brandraketen,
Die rothen Blitze in die Erdennacht.
Du falte deine Hände um zu beten,
Und ſchaue gläubig in die helle Pracht.

Am Himmel fliegt ein Schiff: die Wetterwolke,
Sein banges Nothſignal, der Donner, kracht,
Geſchleudert fliegt von ſeinem Geiſtervolke
Der Blitz, ein gold'ner Anker, durch die Nacht.

Die Fenſter öffnet fromm der Iſraelite,
Wenn Donner folgt der Blitze grellem Schein,
Ihm kündet eine hoffnungsgläub'ge Mythe:
Erlöſend ziehe der Meſſias ein.

Kaum daß die Blitze durch den Himmel ziſchen,
Die Geiſter in dem finſtern Wolkenthum,
Da predigt ſchon Philiſterthum dazwiſchen,
Und donnert durch die Welt: „das iſt blitzdumm!“

Vom Himmel ſtrömt und brauſ't herab der Regen,
Der Wolken Schlachtenruf: der Donner gellt;
Es legt der Blitz, als wie zum Todesſegen
Die Flammenhände auf die weite Welt.

Ich blicke in die Wetternacht betrachtend,
Und ſeh' den Blitzen zu, die rings erwacht:
Verſtohl'ne Küſſe, ſo die Erde ſchmachtend
Dem Himmel gibt in warmer Liebesnacht.

Der Gott der Erde wandelt in den Tiefen
Der dunkelſchauerlichen Wetternacht,
Die Blitze glüh'n als gold'ne Hieroglyphen
An der geheimnißvollen Gottestracht.

Ein bischen Reibung, bischen Schwefelzunder —
(Kein Paul de Cok lehrt's, aber die Phyſik!)
Das iſt das ganze, helle, blaue Wunder,
Zeigt ſich der Wolkenirwiſch deinem Blick.

Ich ſtehe hier in friſcher Waldesmitte,
In Wolken ragt mein Haupt ſo ſtolz, ſo kühn!
Nur nicht vermodern! Höre Blitz die Bitte:
Triff raſch mein Haupt, ſo lang es jung und grün.

Der Donner kracht im Erdenhafen,
Die Erde kündet es der weiten Welt
Mit ihrer Blitze gold'nen Telegraphen,
Daß ſie das Schwefelmonopol behält!

So wie der Blitz zu ſein, das wäre Leben!
Ein kühner, göttergleicher Athemzug,
Ein Leuchten, ein Verklären, ein Verſchweben,
Ein voller Pulsſchlag Daſein und — genug!

Langweilig iſt es vor den Himmelshallen,
Sanct Peter, alt ſchon, nickt zuweilen ein,
Und läßt die gold'nen Himmelsſchlüſſel fallen,
Auf Erden leuchten ſie als Wetterſchein.

Ein finſt'rer Zweifler in den Himmelsreichen
Zieht dort die Wolke ſchweigend und allein,
Es brennt des Blitzes glühend Fragezeichen
Auf ihrer Stirn, mit wildem Höllenſchein.

Ach, ſelbſt der Blitz darf nimmer ſich bedienen
Der Freiheit, zieht gebahnte Wege hin,
Seit ihm vergoldet helle Eiſenſchienen
Auf alle Dächer hingelegt Franklin.

Ludwig Auguſt Frankl.

Mutter und Kind.

Am Bettlein ihres Kindes, krank zum Tod,
Wacht eine Mutter, die von Schmerz zerriſſen;
Wer zählt die Thränen ihrer bitt'ren Noth,
Hinrieſelnd auf das kleine Sterbekiſſen?

Das Kind, geängſtet von des Würgers Näh',
Blickt auf zu ihr, mit Augen, halb gebrochen,
Hilf, Mutter! Hilf mir! Lind're mir mein Weh!
So ſchien's, als habe dieſer Blick geſprochen.

Im höchſten Jammer ſtöhnt die Mutter auf,
Und bebend in die Knie ſinkt die Arme;
Zum Herrn des Lebens betet ſie hinauf,
Daß gnädig Er des Knäbleins ſich erbarme!

Verzweiflung fällt ſie an mit wilder Macht:
„Nimm meine Freuden hin als Opfergaben!
Nimm all' das Glück, das du mir zugedacht,
Doch laß mir, Herr, das Leben dieſes Knaben!“

Und — ſieh! der finſt're Tod verläßt das Kind; —
War an den Thron des Herrn ihr Ruf gekommen?
Doch — was iſt das! — Entſetzlich! — Es iſt — blind!
Den Augen iſt das gold'ne Licht genommen.

War's Zorn und Hohn des Dämons, als er wich?
Verübte jener Feind die ſchwarze Tücke?
Du arme Mutter! Schrecklich riß er dich
Aus deinem ſüßen, kurzen Wahn vom Glücke!

Dein Herz, das ſchon in ſel'ger Freude ſchwoll,
Wie grauſam hat es dieſes Schwert durchſchnitten!
Der Kelch des Unglücks ward dir jetzt erſt voll,
Du haſt umſonſt gewacht, umſonſt gelitten!

Erſt ſankſt du hin, des Lebens kaum bewußt,
Im Schmerzenskrampf, der keinen Laut noch findet,
Dann brach ein Schrei gewaltſam aus der Bruſt,
Der rief das fürchterliche Wort: Erblindet!

Und keines Dichters Mund erzählt es nach;
Wie du geweint in nächtlich tiefer Stille!
Und doch warſt du es, Dulderin, die ſprach:
»Vater im Himmel, es geſcheh' dein Wille!«

»Ich darf nicht murren gegen das Geſchick,
Das über mich und dieſes Kind ergangen!
Ich hab', o Herr, aus deiner Hand zurück
Den Knaben, ſeines Licht's beraubt, empfangen.

»Du gabſt, was ich in meiner Angſt erfleht,
Des Kindes Leben haſt du mir erhalten!
Nimm auch dafür das heiße Dankgebet,
Zu dem ſich jetzt dir meine Hände falten!«

— Nie ſtieg ein frömmeres Gebet empor
Aus einer Seele, blutend, wie die deine!
Und nur die Frage preßteſt du hervor:
»Allmächtiger! Iſt keine Hoffnung — keine?«

Den Knaben, der ſie mit den Händchen ſucht,
Bedeckt ſie heiß mit Lieb- und Schmerzesküſſen:
»Ich will dir deines Lebens bitt're Frucht
Durch meines Herzens Innigkeit verſüßen!

»Ich will dich pflegen mit der treu'ſten Hand,
Dir auch den todten Stern des Auges hüten!
Für das Verlorne geb' ich dir ein Pfand,
Die Mutterliebe ſoll es dir vergüten!"

Sie drückt den Knaben an die treue Bruſt,
Und läßt ihn an das warme Herz ſich ſchmiegen;
Sie fühlte nie mit Thränen höh'rer Luſt
Das theure Kind in ihren Armen liegen.

Und Gottes heilig Auge blickt herab,
Und ruht mit Wohlgefallen auf dem Bilde;
Ein Cherub ſah das Zeichen, das Er gab
In ſeines Waltens allbarmherz'ger Milde.

Die Mutter träumt — der Ahnung ſüß Geſchäft —
Da ſchwebt der Engel in der Nacht hernieder,
Hin tritt er vor das Kind, das leiſe ſchläft,
Und ſanft berührt er ſeine Augenlieder.

Still ſegnend ſpricht er: »Glück! zieh' wieder ein!"
Und als der Tag des Oſtens Rand beſäumte,
Bannt freud'ger Schreck die Mutter wie zu Stein, —
Gelobt ſei Gott! Geſcheh'n iſt, was ſie träumte!

Der Knabe ſieht, — ſein Auge blickt ſie an,
Und von dem Wunder gibt ſein Lächeln Kunde;
— Wer einen Blick in's Mutterherz gethan,
Ermißt die Seligkeit der Morgenſtunde!

Karl Adam Kaltenbrunner.

Die Viktoria.

Novelle von Louiſe Beck.

In einer kleinen Schenke, woſelbſt ſich die Matroſen der im Hafen von Amſterdam vor Anker liegenden Schiffe häufig zu beluſtigen pflegten, ſaßen eines Abends zwei Männer im finſteren Winkel des eben nicht allzu hell erleuchteten Gemaches, und ſchienen, ohne ſich um die Gegenwart der anderen noch anweſenden Gäſte zu bekümmern, in ein eben ſo ernſtes, als angelegentliches Geſpräch vertieft zu ſein. — Der Jüngere von Beiden verrieth bei genauerer Beobachtung, daß er mehr ſei, als er eben ſcheinen wollte, denn obgleich er nur die einfache Kleidung eines gemeinen Matroſen trug, bewies doch die Art und Weiſe ſeines Benehmens, daß er unſtreitig einem höheren Stande angehöre; ſein Gefährte hingegen konnte den derben Seemann nicht verläugnen, deſſen kräftige Natur ſich ſowohl in ſeinem ſtarken faſt rieſigen Körperbau, als in dem braunen ſonnverbrannten Antlitz deutlich ausſprach.

Länger als eine Stunde mochte die Unterredung der beiden Männer bereits gedauert haben, da nahm Mynheer Jahnſen, ſo hieß der Aeltere, nach einer kleinen Pauſe, abermals das Wort, und ſprach: »Ich habe mir Alles wohl überlegt, und wenn es ganz ſo iſt, wie Ihr ſagt, ſo könnt Ihr Euch auf mich verlaſſen, Ihr ſollt mit dem Kapitän der Viktoria zufrieden ſein!«

»Ich zweifle nicht daran,« erwiederte ſein Gefährte leiſe, »Ihr ſeid ein wackerer unternehmender Mann, als ſolchen kenne ich Euch längſt; doch ſagt mir vor allen Dingen, wann habt Ihr die Zeit Eurer Abreiſe beſtimmt?«

»Wenn der Wind uns günſtig bleibt, ſo werden ſchon in wenig Tagen die Anker gelichtet;» antwortete der Kapitän — »dann geht es raſch dem fernen Welttheile zu! glaubt mir,» fuhr er lachend fort, »unſere Fahrt iſt ganz dazu geeignet, auch das feurigſte Herz abzukühlen, auch die heißeſte Flamme zu löſchen, ſeid daher gewiß, meine Kur ſchlägt an, ich bringe den Kranken entweder geheilt, oder nie mehr zurück!» —

»Das Letztere wäre mir das Liebſte!» murmelte der junge Unbekannte leiſe vor ſich hin, dann fuhr er etwas lauter, zu ſeinem Gefährten gewendet, fort: »Aber ſeid nur vorſichtig, Freund, ſeid vorſichtig, damit unſer Unternehmen nicht mißlingt! wir haben es mit einem ſchlauen Gegner zu thun, der uns gar leicht überliſten könnte, und dann wäre es um die Wohlfahrt eines geachteten Hauſes, um den Frieden eines edlen, würdigen Greiſes, wie um mein eigenes Lebensglück auf immer gethan!» —

»Seid außer Sorgen, ehrenwerther Herr,» unterbrach der Kapitän den Warnenden eifrig; »ich habe Euren Auftrag einmal angenommen und werde ausführen, was ich verſprach, ſtellten ſich mir auch eben ſo viele Hinderniſſe in den Weg, als das Meer Untiefen zählt! Meine Jungen ſind mir treu, ſie werden hier am Lande ihre Sachen ſchon klug machen, auf meinem Schiffe aber bin ich Herr und König, da müßte es ja wahrlich mit dem Teufel zugehen, wenn ich Euch nicht helfen, die verdorbene Waare nicht glücklich an Bord bringen und daſelbſt ſo ſicher verwahren ſollte, daß ſie weder Euch noch jenem achtbaren Hauſe ferner den geringſten Schaden zuzufügen vermag!» —

»Nun wohl denn,» entgegnete der junge Unbekannte, tief Athem holend, als ob ſeine Bruſt von einer ſchweren Laſt befreit wäre — »ich verlaſſe mich in dieſer ſo wichtigen Angelegenheit gänzlich auf Euch! Ihr werdet mein Vertrauen nicht täuſchen, die letzten Lebenstage eines ehrwürdigen Greiſes vor tiefem Kummer bewahren, werdet der Gründer meines eigenen Glückes ſein, und ſo empfanget denn einſtweilen meinen Dank, benebſt der Fracht für die bewußte Waare, demungeachtet bin ich Euer Schuldner und werde es ewig bleiben; denn einen Dienſt, wie der, den Ihr uns leiſtet, vergißt man nie!" — Nach dieſen Worten erhob ſich der Unbekannte von ſeinem Sitze, drückte dem Kapitän eine reich gefüllte Börſe in die Hand, warf noch einen ſcheuen, faſt ängſtlichen Blick im Zimmer umher und verließ es dann raſch, indem er dem Kapitän, welcher ihm folgen zu wollen ſchien, haſtig zurück zu bleiben winkte.

Wenige Tage nach jener nächtlichen Zuſammenkunft in der Schenke herrſchte in dem Hauſe des reichen Handelsherrn Andreas Vanderdeken die geſchäftigſte Bewegung. Diener eilten ab und zu, ſchmückten die hohen Zimmer, reinigten das koſtbare japaniſche Porzellan von jedem etwa vorhandenen Stäubchen, ordneten das prachtvolle Silbergeſchirr für die morgende Tafel, und befeſtigten die goldenen Armleuchter an den Wänden, zwiſchen welchen duftende Blumenguirlanden das Auge durch ihre Farbenpracht entzücken, die Luft mit ihrem ſüßen Wohlgeruch erfüllen ſollten. Alle dieſe Anſtalten galten dem glänzenden Feſte, womit Mynheer Vanderdeken den achtzehnten Geburtstag ſeiner einzigen Tochter, der reizenden Maria, zu feiern gedachte.

Herr Andreas liebte dieſe Tochter mit aller der innigen Zärtlichkeit, deren ſein Herz nur fähig war; er hatte ſeine Gattin verloren, als die kleine Maria kaum einige Jahre zählte, demungeachtet konnte er ſich nicht entſchließen, dem ihm ſo theuren Kinde eine Stiefmutter zu geben, er nahm daher eine weitläufige Verwandte in ſein Haus, unter deren ſorgſamer Pflege Maria zur blühenden Jungfrau emporwuchs, und ſowohl durch ihre Schönheit bald eine eben ſo allgemeine Bewunderung erregte, als ihres Vaters Reichthum ſie zum Gegenſtand der heißeſten Wünſche für alle ſpekulativen Väter heirathsfähiger Söhne machte.

Dies wußte Mynheer Vanderdeken ſehr wohl, allein gerade darum war er entſchloſſen, ſich mit der Wahl ſeines künftigen Schwiegerſohnes nicht allzuſehr zu übereilen. — Zeichnete doch Maria von allen den jungen Männern, welche ſie, ſobald ſie an einem öffentlichen Orte erſchien, gleich Schmetterlingen umflatterten, auch nicht einen einzigen aus, verrieth ſie doch für keinen eine beſondere Zuneigung, ſchien ihr doch überhaupt das Leben im väterlichen Hauſe ſo über Alles theuer, der Umgang mit ihrem ehemaligen Spielgefährten, Wilhelm van Dielen, ſo durchaus genügend, daß Herr Andreas vollkommen überzeugt zu ſein glaubte, die Liebe habe ihm in der That noch keinen ſchlimmen Streich geſpielt, das Herz ſeiner Tochter ſei und bleibe frei, bis er ſelbſt ihr dermaleinſt gebieten werde, es an den von ihm gewählten Gatten geziemend zu verſchenken.

Dieſer Zeitpunkt war ſeiner Meinung nach jetzt herangekommen; ſeit ungefähr einem halben Jahre befand ſich nämlich Heinrich Kerkhuiſen, der Sohn eines kürzlich verſtorbenen, Herrn Vanderdeken an Reichthum und Anſehen faſt gleichen Kaufmannes, von weiten Reiſen als nunmehriger einziger Erbe zurückgekehrt, wieder in ſeiner Vaterſtadt Amſterdam. — Von Jedermann willkommen geheißen, in allen Häuſern auf das ſchmeichelhafteſte aufgenommen, deren manches in ihm den künftigen Schwiegerſohn zu erblicken wünſchte, hatte der junge Mann jedoch Marien kaum geſehen, als er ſich auch ſchon unter die Zahl ihrer eifrigſten Bewerber miſchte, und von Herrn Andreas mit aller der Auszeichnung behandelt ward, welche dieſer dem Erben eines ſo bedeutenden Handelshauſes ſchuldig zu ſein glaubte.

Heinrich ſäumte nicht lange, dem hoch erfreuten Vater ſeine glühende Leidenſchaft für die reizende Maria offen zu bekennen, und mit faſt ſtürmiſcher Heftigkeit um ihre Hand zu werben. Herr Andreas aber, obgleich ihm der Antrag des jungen Mannes äußerſt willkommen war, ertheilte ihm zwar ſeine väterliche

Einwilligung, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, die beſchloſſene Verbindung bis zu Mariens achtzehnten Geburtstag ſogar vor ihr ſelbſt geheim zu halten, ſich während dieſer Zeit um ihre Gunſt zu bewerben, und der Ueberraſchten erſt an dem genannten Tage an der Hand ihres Vaters als Bräutigam entgegen zu treten.

Da Herr Andreas durchaus nicht von dieſem ſeinem lange genährten Lieblingsplane abzubringen war, mußte Heinrich ſich demſelben nothgedrungen fügen, ſo ungern es auch geſchah, ſo ſehnlich er auch gewünſcht hätte, durch die öffentliche Erklärung ſeiner baldigen Verbindung mit der ſchönen Maria Vanderdeken alle jene ihm in tiefſter Seele verhaßten Nebenbuhler, welche ſie unausgeſetzt umſchwärmten, für immer zu verſcheuchen. — Eben ſo peinlich war ihm die ſteife, ehrerbietige Entfernung, in welcher Maria ihn gleich allen Andern zu halten wußte, ohne daß er die Schranken überſchreiten, ſich ihr vertraulicher nähern, ſein Recht auf ein innigeres Verhältniß geltend machen durfte. Zur glühendſten Eiferſucht geneigt, erfüllte jedes gütige Wort, jeder freundliche Blick, den ſie einem Andern ſpendete, ſein Herz mit den Qualen der Hölle, er hätte den Glücklichen ermorden können — argwöhniſch bewachte er daher alle ihre Bewegungen, erforſchte ihre Mienen, belauerte ihre unbedeutendſten Aeußerungen, feſt entſchloſſen, jedwedes Hinderniß, das ſich ſeinen Wünſchen etwa entgegenſtellen könnte, es koſte, was es wolle, aus dem Wege zu räumen.

Inzwiſchen hatte Maria von all dem auch nicht die geringſte Ahnung; zwar bemerkte ſie Heinrichs Bewerbungen wohl, ohne ſie jedoch höher als die ihrer übrigen Bewerber zu achten; ſelbſt, daß ihr Vater ihn vor allen Andern begünſtigte, indem er ihm einen freieren Zutritt in ſein Haus erlaubte, fiel ihr nicht beſonders auf, da er ſtets mit dem alten Kerkhuiſen befreundet war; — wohl aber fing das gänzlich veränderte Benehmen des jungen van Dielen, den ſie ſeit ihrer Kindheit ſchweſterlich zu lieben gewohnt war, an, ſie zu beunruhigen und alle ihre Gedanken faſt ausſchließlich zu beſchäftigen. — Sie konnte ſich die plötzliche Schwermuth, den ſtillen Ernſt, das trübe Sinnen des ſonſt ſo heiteren Jünglings nicht erklären, vergebens forſchte ſie nach der Urſache dieſer ihr völlig unbegreiflichen Verwandlung, umſonſt beſtürmte ſie ihn, ihr ſeinen Kummer zu entdecken, er wußte allen ihren Fragen ſtandhaft auszuweichen, ja noch mehr, er ſchien ihre Nähe ſogar zu fliehen, und gern würde ſie längſt ſchon zu dem geliebten Vater geeilt ſein, würde ihm ihre Wahrnehmung mitgetheilt, ihn auf Wilhelms traurige Gemüthsſtimmung aufmerkſam gemacht haben, wenn nicht eine unbekannte Macht in ihrem Innern dieſem Vorſatze ſtets widerſtrebt, ſie gegen ihren Willen von der Ausführung deſſelben abgehalten hätte.

Wilhelm van Dielen war der Sohn eines eben ſo armen als redlichen Mannes, welcher einſt als Buchhalter in Herrn Vanderbekens Dienſten ſtand. Schon in ſeinem zehnten Jahre zur hilfloſen Waiſe geworden, nahm ſich Mariens Vater großmüthig des Verlaſſenen an, gab ihn ſeiner damals kaum ſechsjährigen Tochter zum Spielgefährten, ließ ihn auf das ſorgfältigſte unterrichten, und fand den ſüßeſten Lohn für ſeine Wohlthaten in der dankbaren kindlichen Zärtlichkeit des herangewachſenen Jünglings, deſſen raſtloſer Fleiß ſowohl, als ſeine gründlichen, gediegenen Kenntniſſe ihn ſchon jetzt zu einer Hauptſtütze der ausgebreiteten Handlung ſeines edlen Pflegevaters machte.

Maria faßte ſchon als Kind die innigſte Neigung für den freundlichen Spielgefährten, der alle ihre kleinen Launen geduldig ertrug, jeden ihrer Wünſche zu errathen ſuchte, und kein größeres Glück kannte als das, ſich ihre Zufriedenheit, ihr Wohlwollen zu erwerben. Auch noch in ſpäteren Jahren gewöhnt, in ihm den brüderlichen Freund, den Theilnehmer all ihrer Freuden und Leiden zu erblicken, mußte ihr natürlicher Weiſe die Veränderung, welche ſeit kurzer Zeit in ihm vorgegangen war, im höchſten

Grade auffallend ſein; ſie fühlte ſich durch ſein hartnäckiges Stillſchweigen tief verletzt, ſie hätte ihm wegen dieſes Mangels an Vertrauen zürnen, ihn gar nicht mehr beachten mögen, wenn ſie nicht zuweilen den wehmüthig ernſten Blicken begegnet wäre, die er ſtets auf ſie gerichtet hielt, ſobald er ſich unbeobachtet glaubte. — Daß außer ihr Niemand Wilhelms Gemüthszuſtand zu beachten ſchien, benahm ihr den Muth, darüber zu ſprechen, ſie fühlte ſich nicht mehr ſo unbefangen, wie früher. Dieſe Entdeckung, von der ſie ſich keine Urſache anzugeben vermochte, ängſtigte ſie, beſchäftigte von nun an ihre Gedanken faſt ausſchließend, und ließ ſie weder ihres Vaters täglich freundlicher werdende, täglich vielſagendere Mienen, noch Heinrich Kerkhuiſens immer vertraulichere Annäherung bemerken.

Auf dieſe Weiſe vergingen mehrere Monate, als der feſtliche Tag, dem Herr Andreas Vanderdeken mit inniger Vaterfreude, Heinrich Kerkhuiſen aber mit ungeduldiger Spannung entgegen ſah, endlich erſchien. Es war der erſte ſonnenhelle Morgen nach mehreren trüben nebelvollen Tagen, an denen beſonders gegen Abend eine ſo dichte Finſterniß geherrſcht hatte, daß man kaum einen Schritt weit vor ſich ſehen und nur mit der größten Vorſicht über die Straße gehen konnte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, in einen der unzähligen, die Stadt durchſchneidenden Kanäle zu ſtürzen. Um ſo inniger freute ſich daher Herr Andreas über den heiteren Himmel, der ſeinen kaum geöffneten Augen entgegen lächelte und den er für eine günſtige Vorbedeutung hielt, die ihm das Gelingen ſeines Planes ſchon im voraus verkünden ſollte. Feſt überzeugt, das Glück ſeines einzigen Kindes durch deſſen Verbindung mit Heinrich zu gründen, begrüßte er die geliebte Tochter bei ihrem Erwachen mit einer ſo ungewöhnlichen Zärtlichkeit, mit einer ſo tiefen, früher nie an ihm bemerkten Rührung, überhäufte ſie mit ſo reichen, beinahe fürſtlichen Geſchenken, daß Maria voll dankbarer Ueberraſchung ihren Augen kaum trauen zu dürfen glaubte.

Wäre ſie weniger befangen geweſen, ſo würde ihres Vaters ſeltſame Bewegung, ſeine Unruhe, ſein geheimnißvolles Weſen ihr verrathen haben, daß heute wohl noch ganz andere Ueberraſchungen ihrer harren möchten; ſo aber wurde ſie theils durch die Beſuche glückwünſchender Freundinnen, theils durch die nöthige Anordnung ihres Putzes zu dem ihr angekündigten feſtlichen Mahle von jedem ernſteren Nachdenken abgehalten, allein trotz dieſer mannigfaltigen Zerſtreuung konnte ſie ein ſchmerzliches Gefühl nicht unterdrücken, das ihr Herz immer tiefer verwundete, und ihr alle etwaigen Freuden dieſes Tages unerbittlich zu rauben drohte.

Von ihrer zarteſten Kindheit an war ſie nämlich gewöhnt, daß Wilhelms freundliches Auge ſie am Morgen ihres Wiegenfeſtes zuerſt begrüßte, daß ſeine innigen Wünſche für ihr Wohl, denen aller Anderen zuvorkamen, daß irgend eine nur durch den Geber Werth erhaltende Kleinigkeit ihr ſeine Aufmerkſamkeit bewies — und heute hatte ſie ihn noch nicht geſehen, heute war er noch nicht gekommen, um ſie, wie ſonſt, durch ein paar herzliche Worte zu erfreuen! was ſie davon denken ſollte, blieb ihr ein um ſo unauflöslicheres Räthſel, je weniger ſie ſich irgend einer Schuld gegen ihn bewußt fühlte.

Stunde an Stunde ſchwand vorüber, ohne daß ihre leiſe gehegte Hoffnung auf Wilhelms, wenn auch verſpätete Erſcheinung in Erfüllung gegangen wäre — ſein Ausbleiben wurde ihr immer unbegreiflicher, ihr Unwille wuchs immer höher, da nahte endlich die Zeit, welche ſie zur Tafel rief, und feſt entſchloſſen, den Unartigen ſeine unverzeihliche Vernachläſſigung fühlen zu laſſen, ſchritt ſie an ihres Vaters Seite in den prachtvoll geſchmückten Speiſeſaal, woſelbſt bereits eine große Anzahl von Gäſten der Königin des heutigen Feſtes ſehnſuchtsvoll entgegen ſah. — Aber nicht die freundlichen Glückwünſche der ſie umdrängenden Verſammlung, nicht Heinrich Kerkhuiſens ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit, nicht ihres Vaters räthſelhafte Winke vermochten Mariens Aufmerkſamkeit zu feſſeln; mit einem Blicke die ganze Geſellſchaft überſchauend, gewahrte ſie bald, daß Derjenige nicht zugegen ſei, den allein ſie hier zu finden hoffte; ein unausſprechlich bitteres Gefühl erfüllte von dieſem Moment an ihre Bruſt, der Gedanke, daß er es ſogar verſchmäht habe, bei dem ihr zu Ehren angeordneten Mahle zu erſcheinen, preßte ihr heiße, nur mühſam zurückgehaltene Thränen in die ſchönen Augen, und gern hätte ſie den glänzenden Saal, gern die fröhlichen Gäſte verlaſſen, um in ihrem einſamen Zimmer ſich ungeſtört ausweinen zu dürfen.

Aber auch Herr Vanderdeken wurde während des Mahles immer unruhiger, ſo ſorgfältig er ſich auch bemühte, ſeine Verſtimmung zu verbergen. Unwillkürlich weilte ſein Auge bald auf einem leer gebliebenen Platz an der Tafel, bald auf der Thür, gleichſam als erwarte er von Minute zu Minute, daß noch Jemand eintreten werde — ſchon neigte die Tafel ſich zu Ende, ſchon erinnerte ihn Heinrich leiſe, ſein gegebenes Wort zu erfüllen, ſchon erhob ſich Herr Andreas dieſer Mahnung zufolge, und erklärte den ſtaunenden Gäſten, daß er heute an ihrem achtzehnten Geburtstage ſeine einzig geliebte Tochter mit ihrem von ihm ſelbſt gewählten künftigen Gemahl Herrn Heinrich Kerkhuiſen feierlich zu verloben Willens ſei — als ſich plötzlich, ehe die überraſchte, faſt betäubte Jungfrau das Gehörte zu faſſen vermochte, an der Thür des Saales ein lauter Lärm erhob, verwirrte Stimmen durch einander ſchallten, und man endlich in dem Getöſe die Jammertöne eines Mannes vernahm, welcher ausrief: »Laßt mich! ich muß hinein! ihr dürft mich nicht zurück halten! ſie haben ihn Alle lieb gehabt, den guten jungen Herrn, ſie müſſen ſein trauriges Schickſal erfahren!« —

Aufmerkſam gemacht durch dieſe Worte, wandten ſich nunmehr die Augen aller Anweſenden der Thüre zu; man vergaß, dem jungen Brautpaare Glück zu wünſchen, man betrachtete weder Mariens todtenbleiches Antlitz, noch Heinrichs zornentſtellte Züge, die dem unwillkommenen Störer ſchwere Ahndung drohten. — Herr Vanderdeken, halb unwillig, halb erſchrocken, wollte ſo eben fragen, was der Lärm an der Thüre bedeute, da flog dieſelbe geräuſchvoll auf, ein alter Diener, gefolgt von mehreren ſeiner Kameraden, ſtürzte heftig in den Saal, und rief mit halberſtickter Stimme, zu Herrn Andreas gewendet: »Edler Herr, zürnet mir nicht, daß ich Euer Freudenfeſt ſo grauſam ſtöre! Ihr habt mich ausgeſendet, Euren Pflegeſohn, den wir ſeit geſtern Abend vermiſſen, allenthalben aufzuſuchen — ſo wiſſet denn, er iſt nirgends zu finden. — Wohl aber hat man eben jetzt in einem der Kanäle den Leichnam eines jungen Mannes entdeckt, der während des dichten Nebels ſich verirrt haben und ein Opfer ſeiner Unvorſichtigkeit geworden ſein mag. — Daß der Todte mein unglücklicher junger Herr iſt, leidet keinen Zweifel, ich aber kann und will ihn nicht überleben, ich will gehen und mir ein Grab ſuchen, wie er es ſo frühe ſchon gefunden hat!« —

Es würde vergebens ſein, den Eindruck ſchildern zu wollen, welchen ſowohl die traurige Nachricht, als des alten Dieners Verzweiflung auf die Anweſenden hervorbrachte. Einige ſaßen regungslos in dumpfes Schweigen verſunken, als habe das ſchreckliche Ereigniß ſie völlig der Sprache beraubt; Andere ſuchten nach Worten, ihre ſchmerzliche Theilnahme auszudrücken, Herr Vanderdeken ſtarrte den Unglücksboten tief erſchüttert an, der den eben noch ſo geräuſchvollen Ort der Freude urplötzlich in einen Schauplatz der Trauer verwandelt hatte — Maria aber, die ſchöne bleiche Braut Herrn Heinrich Kerkhuiſens, ſank bei den letzten Worten des alten Dieners mit einem lauten Schrei des Entſetzens ohnmächtig zu Boden. —

Ein günſtiger Wind ſchwellte die weißen Segel der ſtolzen »Victoria«, längſt ſchon lagen Hollands Küſten weit hinter ihr, längſt ſchon flog ſie auf den Wellen des weiten unermeßlichen Meeres ihrer Beſtimmung entgegen; da rief Kapitän Jahnſen eines Abends einen alten Matroſen zu ſich auf das Vorderdeck, woſelbſt er ſich eben befand, und ſprach halblaut: »Ich denke Tom, es wird nun wohl an der Zeit ſein, die mir anvertraute Waare einmal zu lüſten? Geh, bringe ſie hierher, habe ich ſie ſelbſt doch noch nicht ordentlich betrachtet, und will daher endlich unterſuchen, ob ſie des Aufhebens werth ſei?» —

»Ganz wohl, Kapitän, Ihr müßt am beſten wiſſen, was Ihr zu thun habt,» antwortete der alte Seemann, indem er ſich anſchickte, ſeines Gebieters Befehle zu erfüllen. »Noch eins,» fuhr Mynheer Jahnſen fort, »es wäre möglich, daß die Beſichtigung nicht ſo ausfiele, wie ich wünſchte, ſorge daher dafür, daß ich von Niemanden geſtört werde!» —

»Soll geſchehen, wie Ihr begehrt, Ihr kennt mich, Herr!» erwiederte Tom gelaſſen, während er ſich langſam entfernte, nicht wenig ſtolz darauf, das Vertrauen des Kapitäns ſeiner oft erprobten Treue zu verdanken.

Mynheer Jahnſen ging indeſſen nachdenkend auf und ab; er war zwar feſt entſchloſſen, ſein gegebenes Wort im ſtrengſten Sinne genommen zu erfüllen, allein noch konnte er nicht mit ſich einig werden, auf welche Weiſe dies geſchehen ſollte. Den Rauch ſeiner Pfeife immer heftiger von ſich blaſend, war er noch nicht lange ungeduldig auf und nieder gewandert, als Tom an der Seite eines jungen Mannes erſchien, deſſen ſchlanke, edle Geſtalt, deſſen ſchöne, obgleich blaſſe Züge den Kapitän ſchon beim erſten Anblick unwillkürlich für ihn einnahmen.

Der junge Mann näherte ſich ihm, ohne den geringſten Anſchein von Furcht zu verrathen, nach einer kleinen Pauſe ſprach er mit ruhigem Ernſt: »Sie ſind der Befehlshaber dieſes Schiffes? Werde ich nun wohl endlich erfahren, was Sie zu der widerrechtlichen Handlung bewegen konnte, mich auf öffentlicher Straße überfallen, meiner Freiheit berauben, und gleich einem Verbrecher wochenlang in eine kleine Kajüte einſchließen zu laſſen?» — Der Kapitän betrachtete den Jüngling, der ihm ſo muthig gegenüber ſtand, mit immer größerer Theilnahme, es that ihm leid, daß er gerade gegen ihn mit ungewöhnlicher Härte verfahren mußte, er erwiederte daher ſo ſtreng er es vermochte: »Es iſt Pflicht, Denjenigen wenigſtens unſchädlich zu machen, der die Wohlfahrt eines angeſehenen Hauſes zu zerſtören, die letzten Lebenstage eines edlen Greiſes zu vergiften trachtet!« —

»Was ſoll das heißen?« rief der junge Mann verwundert, »ich verſtehe Sie nicht!« —

»Fragen Sie Ihr Gewiſſen,« entgegnete Jahnſen ſcharf, »es wird Ihnen die Antwort nicht ſchuldig bleiben!« —

»Hier muß ein Irrthum obwalten,« fiel der Jüngling haſtig ein, »kennen Sie mich? wiſſen Sie, wer ich bin?« —

»Ich weiß es!« verſetzte der Kapitän wie zuvor; »Sie ſind Wilhelm van Dielen, der Pflegeſohn des edlen Handelsherrn Andreas Vanderdeken, der Ihr Wohlthäter, Ihr zweiter Vater war, und dem Sie mit dem ſchwärzeſten Undank lohnen wollten, indem Sie ſich in das Herz ſeiner einzigen Tochter einzuſchleichen, ſie dem ihr beſtimmten Bräutigam abwendig zu machen, und durch ihre Hand einſt auch noch Herrn Vanderdeken's Erbe zu werden trachteten.«

»Schändlich! abſcheulich!« rief der junge Mann empört.

»Sie ſehen,« fuhr Mynheer Jahnſen ruhig fort, »daß ich Alles weiß; Ihr Undank hätte allerdings eine härtere Strafe verdient, ſo aber begnügte man ſich großmüthig, Sie blos dem Schauplatz Ihrer Thaten entrücken zu laſſen, Sie ſind daher unſer unfreiwilliger Gefährte auf dieſer Reiſe, welche Sie in jedem Falle ſo lange von der Heimat entfernt hält, daß es Ihnen nie möglich werden kann, Ihren vorgehabten Plan auszuführen.«

Wilhelms Erſtaunen über die ſchändliche Verläumdung, deren Opfer er geworden, war eben ſo groß, als ſeine Verachtung gegen den Erfinder dieſes Lügengewebes, in dem er ohne Mühe Heinrich Kerkhuiſen erkannte. — Nun konnte er ſich die feindlichen Blicke erklären, mit welchen Heinrich ihn ſtets beobachtet hatte, nun wußte er, daß Eiferſucht auf Mariens ſchweſterliche Neigung zu ihm, die Urſache ſeiner gewaltſamen

Entführung und der getäuſchte Kapitän nur ein Werkzeug der Argliſt jenes elenden Betriegers geworden ſei.

Es war natürlich, daß Wilhelm nach nunmehr erhaltener Aufklärung den glühendſten Haß, den tiefſten Abſcheu gegen den Räuber ſeiner Freiheit empfand; bald aber legte ſich der Sturm dieſer Empfindungen in ſeiner Bruſt, er wurde ruhiger und konnte ſich endlich nicht mehr verhehlen, daß dieſe gewaltſame Trennung von Marien nothwendig, ja ſogar wohlthätig für ihn ſei, da er in der That die heftigſte Leidenſchaft für ſie empfand. Von Jugend auf gewöhnt, ſie mit brüderlicher Zärtlichkeit zu lieben, ihre kleinen Sorgen zu theilen, jeden ihrer Wünſche zu erfüllen, hatte er die eigentliche Natur ſeiner Gefühle erſt in dem Augenblick erkannt, als Herr Andreas ihm im engſten Vertrauen entdeckte, daß er ſeine Tochter an ihrem achtzehnten Geburtstage mit Heinrich Kerkhuiſen, ihrem künftigen Gemahl, feierlich zu verloben geſonnen ſei. — Von dieſem Zeitpunkte an kämpften Pflicht und Liebe einen mächtigen Kampf in ſeiner Bruſt; er fühlte, daß er Marien ſeine Neigung verbergen, ihre gefährliche Nähe fliehen müſſe, und fand gleichwohl weder die Kraft noch den Vorwand zu dieſer Flucht. Ihre zärtlich beſorgten Fragen, ihre Vorwürfe über ſein zurückhaltendes Weſen, vermehrten ſeinen qualvollen Zuſtand, er ſah keinen Ausweg, keine Rettung von der Pein, die ihn folterte, ohne ſeinem Pflegevater das Geheimniß ſeiner Liebe zu verrathen, und wahrſcheinlich würde es entweder dennoch geſchehen, oder er unter der Laſt ſeines geheimen Grames endlich erlegen ſein, wenn Kerkhuiſens Eiferſucht ihn nicht auf eine ſo gewaltſame Weiſe ſeiner bisherigen Stellung entriſſen hätte.

Wilhelms männliche Faſſung, ſein edles würdevolles Betragen hatten ihm längſt ſchon die Gunſt des Kapitäns gewonnen, dieſer kam ihm ſo herzlich entgegen, daß Wilhelm nicht ſäumte, ihm ſein ganzes Vertrauen zu ſchenken, und nun ſeinerſeits nicht wenig Mühe anwenden mußte, um Mynheer

Jahnſens heftigen Zorn auf Kerkhuiſen, der ſeine Leichtgläubigkeit ſo ſchändlich mißbraucht hatte, einigermaßen zu beſänftigen.

So wüthend der Kapitän über den ihm geſpielten Betrug nun aber auch war, ſo innig er den armen Wilhelm beklagte, eben ſo wenig vermochte er das Geſchehene ungeſchehen zu machen. Das Schiff, in Dienſten der Hochmögenden Kompagnie nach Indien beſtimmt, mußte ſeinen Lauf verfolgen, Jahre konnten vergehen, bevor an eine Rückkehr zu denken war, es blieb ihm daher nichts übrig, als ſeinen jungen Freund zur Geduld zu verweiſen, obgleich er ſelber dieſe Tugend nur gezwungen übte.

Jahnſen hatte ſchon ſehr große Reiſen gemacht, hatte manches Abenteuer beſtanden, mancherlei Schickſale erfahren, und ſuchte nunmehr durch Mittheilung des Erlebten ſeinem Gefährten, dem er durch nichts Erſatz für das an ihm begangene Unrecht gewähren zu können meinte, die Zeit der langen Reiſe mindeſtens ſo gut als möglich abzukürzen.

Eines Abends ſaßen ſie, wie gewöhnlich, auf dem Verdecke beiſammen; Wilhelm war in tiefes Nachdenken verſunken, auch der Kapitän ſchien ernſter als ſonſt; Beide blickten unverwandt auf die ruhig dahin gleitenden Wellen, Beide mochten ſich der Erinnerung an die Vergangenheit überlaſſen, endlich unterbrach Jahnſen das zwiſchen ihnen herrſchende Schweigen und ſprach: »Der Menſch ſollte ſeine Gedanken nicht ſo eigenſinnig in die Vergangenheit richten, ſie gibt ihm ja doch nun und nimmermehr zurück, was er einſt Theures verloren hat! und doch vermag er ſich nicht loszureißen von den ſchmerzlich ſüßen Bildern, die ihn in eine beſſere, glücklichere Zeit verſetzen, bis das ſchreckliche, immer lebhafter erwachende Gefühl ſeines unwiederbringlichen Verluſtes ihn dann doppelt elend macht!« — Wilhelm ſeufzte tief, der Kapitän bemerkte es und fuhr fort: »Ihr, mein junger Freund, kennt den Schmerz noch nicht, den ich meine! Ihr ſeid zwar getrennt von dem Gegenſtande Eurer Liebe, Ihr werdet ihn, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auch nie beſitzen — allein das Weſen lebt, das Euch ſo über Alles theuer geworden! es wandelt noch auf dieſer Erde, athmet die milde Himmelsluft, wie Ihr, freut ſich des heiteren Sonnenlichtes, wie Ihr! Ihr könnet Euch die Möglichkeit des Wiederſehens denken, könnt ſie Euch ausmalen in tauſend freundlichen Träumen, denn Euch bleibt die Hoffnung, dieſe treue Begleiterin der Sterblichen, und zeigt Euch das geliebte Bild, ob auch in weiter Ferne, doch Eurem Streben noch erreichbar! Wenn aber ein Grab die ganze Seligkeit, das ganze Glück unſeres Lebens verſchlungen hält, wenn ein kleiner Hügel unſere Hoffnung, unſere Freuden, unſere Anſprüche auf irdiſche Wonne bedeckt — wenn die ſüße Stimme nicht mehr tönt, der wir einſt mit Entzücken lauſchten, wenn die ſchönen Augen nicht mehr freundlich lächeln, in denen wir einſt unſeren Himmel fanden, wenn das gebrochene Herz nur im Tode wieder Frieden zu finden hoffen darf — dann, mein junger Freund, dann iſt die Welt eine unermeßliche Einöde, das Leben eine ſchwer drückende Laſt, die nur der Glaube an ein höheres beſſeres Daſein uns geduldig ertragen zu laſſen vermag.« —

Wilhelm blickte den Kapitän, deſſen tiefe Erſchütterung ihm nicht entging, betroffen an, eine Frage ſchwebte auf ſeinen Lippen, allein Jahnſen kam ihm zuvor, indem er ausrief: »Ihr ſtaunt? Ihr wundert Euch, daß der rauhe Seemann eine ſolche Sprache führt? Ach! ich habe dieſe Worte einſt aus einem mir ſo theuren Munde vernommen, daß ihre Wahrheit ſich tief in meine Seele geprägt hat; auch Ihr würdet, wenn Ihr den Unglücklichen gekannt hättet, von dem ich ſie vernahm, ihm Eure innigſte Theilnahme nicht verſagen, denn wahrlich ſein Schickſal iſt ſo grauſam, daß es auch das fühlloſeſte Herz zum Mitleid bewegen muß!« —

Es konnte nicht fehlen, daß ſowohl die Worte als die ungewöhnliche Bewegung, in welcher der Kapitän ſich befand, Wilhelms Aufmerkſamkeit im höchſten Grade erregte, er drang daher in ihn, die Geſchichte jenes Unglücklichen, in ſofern ſie kein Geheimniß ſei, ihm mitzutheilen, und der Kapitän, der dieſe Einladung erwartet zu haben ſchien, begann:

»Schon zum dritten Male befinde ich mich gegenwärtig auf dem Wege nach Indien, und dennoch wird das Andenken an meine erſte Reiſe dahin mir, ſo lange ich lebe, unvergeßlich bleiben! Ich hatte eine geliebte Braut daheim zurückgelaſſen, die Trennung von ihr war mir ſchwerer geworden, als ich glaubte, der Wunſch ſie wiederzuſehen ſprach lauter in mir, als es ſich für einen Seemann ziemt, ich dankte daher dem Himmel, als mein Schiff endlich auf der Rhede von Batavia, dem Orte unſerer damaligen Beſtimmung, Anker warf! —

»Die Stadt Batavia, an einer hohen, von friſchem Grün bedeckten Bergkette hinanſtrebend, gewährt mit ihren hier und dort am Fuße der Höhen unter Baumgruppen ſich halb verbergenden niedlichen Landhäuſern ein reizendes Panorama. In nicht allzuweiter Entfernung ſieht man die vor Anker liegenden Schiffe, deren dichter Maſtenwald ſtolz empor ragt; das klare Waſſer der ſanft ſich dahin ſchlängelnden Bucht, die weißen Häuſer, welche gegen das dunkle Laub der Gärten einen um ſo angenehmeren Kontraſt bilden, alles dies bietet einen ſo freundlichen, ſo einladenden Anblick dar, daß man nur mit Widerſtreben an die ungeſunde Luſt denken mag, welche dieſen reizenden Aufenthalt vergiftet.

»Die ſchon bereit liegende Ladung, welche nur eingenommen zu werden brauchte, und deshalb eine baldige Rückfahrt verſprach, machte mir es möglich, einige Zeit am Lande zuzubringen, und es ward mir nicht ſchwer, bei einem Kaufmann, der nahe bei der Stadt eine niedliche Wohnung beſaß, freundliche Aufnahme zu finden. — Von nun an benützte ich jeden geſchäftsfreien Augenblick zu Spaziergängen in der reizenden Umgegend, die mir um ſo mehr Vergnügen gewährten, je ungeſtörter ich mich während derſelben meinen Gedanken an die theure Heimat und an die meiner harrende geliebte Braut überlaſſen durfte.

»Eines Abends hatte ich mich, in Erinnerungen vertieft, weiter als gewöhnlich von meiner Wohnung entfernt, und bemerkte plötzlich, daß ich mich in einer mir völlig unbekannten parkartigen Anlage, folglich auf fremdem Gebiete befand. Allein wie eifrig ich mich nach dieſer Entdeckung auch bemühte, mein Verſehen durch ſchleunige Entfernung möglichſt gut zu machen, war ich gleichwohl außer Stande, den Rückweg wieder zu finden. Der Pfad, den ich betreten hatte, wurde immer wilder, er führte mich immer tiefer in ein dichtes, faſt undurchdringlich ſcheinendes Gebüſch, deſſen Ausgang ich, jedoch nach langem Suchen, endlich erreichte und nun, auf's höchſte überraſcht, in einer von himmelhohen Bäumen gebildeten Rotunda ſtand, in deren Mitte ſich ein herrliches, von Künſtlerhand gebildetes Grabmal aus weißem Marmor erhob.

»Das Geräuſch meiner Schritte mußte natürlicher Weiſe die Aufmerkſamkeit eines Mannes erregen, der auf den breiten Stufen des Grabmals kniete; er ſprang empor, um dem unberufenen Eindringling entgegen zu treten, ich kam jedoch ſeinen Fragen zuvor, indem ich ihm mit wenig Worten meine Verirrung ſchilderte und für die dadurch verurſachte Störung um Vergebung bat. Der Unbekannte nahm meine Entſchuldigung ſehr freundlich auf, er drang in mich, ihm in ſeine Wohnung zu folgen, und dort, beim hellen Schein der brennenden Kerzen gelang es mir erſt, Denjenigen näher zu betrachten, der mir ſchon durch den Ort, woſelbſt ich ihn fand, ein lebhaftes Intereſſe eingeflößt hatte, und deſſen Anblick jetzt nicht wenig dazu beitrug, dieſen Eindruck bis zum höchſten Grade zu erhöhen. Es wäre eine vergebliche Bemühung, das Aeußere dieſes noch jungen Mannes mit Worten ſchildern zu wollen, weil ſelbſt der Pinſel des größten Malers es umſonſt verſucht hätte, die edle und doch gebeugte Geſtalt, die regelmäßig ſchönen und doch den tiefſten Gram verrathenden Züge treulich abzubilden. Aus ſeinem ganzen Weſen ſprach ein ſo ſchmerzliches Weh, eine ſo völlige Hoffnungsloſigkeit, eine ſo ſtille Entſagung alles Erdenglückes, daß ich mich auf das tiefſte davon ergriffen fühlte und meine Blicke lange Zeit nicht von dem traurig ſchönen Opfer eines feindlichen Schickſals abzuwenden vermochte.

»Es würde zu weit führen, wenn ich die Art und Weiſe, wie wir ſeit dem Abend unſerer erſten Zuſammenkunft uns allmälig einander näherten, ausführlich beſchreiben wollte! Genug, wir wurden Freunde, Freunde im ſchönſten Sinne des Wortes; ich hatte ihm längſt meine ganze, höchſt einfache Lebensgeſchichte mitgetheilt, und wenn er mir auch noch nicht Gleiches mit Gleichem vergolten, die Urſache ſeines ihn täglich ſichtlicher verzehrenden Grames auch noch nicht entdeckt hatte, ſo war ich doch feſt überzeugt, daß nicht Mangel an Vertrauen zu mir, ſondern ein ſchonendes Zartgefühl, das uns Beiden bittere Schmerzen erſparen wollte, ihn davon abhielt.

»Inzwiſchen ging die Zeit meines Aufenthaltes in Batavia zu Ende; das Schiff hatte ſeine Ladung eingenommen und der Tag unſerer Abfahrt war beſtimmt. — Am Vorabend dieſes Tages, als ich den mir ſo theuren Freund zum letzten Male an mein Herz zu drücken eilte, fand ich ihn nicht wie ſonſt in ſeiner Wohnung, ſondern wurde durch einen alten Diener an eben jene Stelle des weitläufigen Parkes beſchieden, an der ich ihn zum erſten Male gefunden, die ich ſeit jenem Abend nicht wieder betreten hatte, und woſelbſt er mich, nach des Dieners Ausſage, heute erwartete. Voll trüber Ahnungen folgte ich meinem Führer auf den dunklen, ſchlangenartig ſich windenden Wegen des Parkes, bis wir die Rotunda erreicht hatten und mein Freund mir ſchmerzlich lächelnd entgegen trat. Wir hielten uns lange ſchweigend umarmt, Jeder fühlte zu tief, um ſprechen zu können, endlich ließen wir uns auf den Stufen des Grabmals nieder, mein Freund reichte mir die Hand und ſagte leiſe: »Ich bin dein

Schuldner geworden, Cornelius! Du haſt meinen endloſen Gram geſehen, haſt mir deine innige Theilnahme gezeigt, ohne mich doch jemals um die Urſache meiner Leiden zu fragen! für dieſe zarte Schonung nimm meinen Dank, allein ehe wir nun auf ewig von einander ſcheiden, ſollſt du ſie kennen lernen!» — Nach einigen Minuten ſtillen Nachdenkens, die ich in der peinlichſten Erwartung verlebte, erfuhr ich Folgendes:

»Theodor Vanſtroom war der einzige Sohn eines reichen Kaufmannes in Antwerpen. Durch angeſtrengten Fleiß hatte er ſich frühe ſchon ſo gründliche Kenntniſſe erworben, daß ſein Vater ihm unbeſorgt die ſchwierigſten Geſchäfte anvertrauen durfte, ſchon war der alte Herr daher im Begriffe, ſich unter den Töchtern des Landes nach einer paſſenden Lebensgefährtin für den geliebten Sohn umzuſchauen, ſchon wollte er ihn trotz ſeiner Jugend feierlich zum Compagnon erheben, als der plötzliche Fall eines großen Handelshauſes auch den ſeinigen unrettbar nach ſich zog, und der Schrecken über dieſen ungeheuren, alle ſeine Hoffnungen zerſtörenden Schlag das Daſein des unglücklichen Greiſes endete. —

»Theodor ſtand nun verwaiſt, arm und verlaſſen in einer Welt, die noch vor wenig Tagen dem einzigen Sohne des reichen Kaufherrn Vanſtroom demüthig gehuldigt hatte. Allein ſein Muth war deshalb nicht gebeugt, ſeine Thatkraft nicht gelähmt, er fühlte ſich ſtark genug, mit gründlichen Kenntniſſen ausgerüſtet, ſein Glück auf's Neue zu verſuchen; jedoch ſollte er über ſeine Zukunft nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn kaum waren die Geſchäfte ſeines verſtorbenen Vaters beendigt, kaum deſſen Gläubiger mit dem letzten Reſte des Vermögens befriedigt, als ein Brief von ſeinem in Batavia lebenden Oheim eintraf, worin dieſer den Jüngling des ihm vom Schickſal zugefügten doppelten Verluſtes wegen zwar aufrichtig beklagte, ſich aber auch zugleich bereit erklärte, ihn nunmehr an Sohnesſtatt anzunehmen und zum Erben ſeines ganzen Vermögens einzuſetzen, wenn er ſich entſchließen wollte, zu ihm nach Batavia zu kommen, ihm die Laſt der Geſchäfte zu erleichtern und ſeiner alten Tage kindlich zu pflegen.

»Was konnte für Theodor willkommener ſein, als dieſer Antrag?! hatte er doch in ſeiner Vaterſtadt nichts mehr zu verlieren, war ihm doch nicht einmal ein treuer Freund daſelbſt geblieben, an deſſen Bruſt er Troſt und Theilnahme für ſeinen gerechten Schmerz gefunden hätte. Im Falle Theodor den Vorſchlag eingehen ſollte, hatte ſein Oheim ihm die Bedingung hinzugefügt, zuvor noch eine Reiſe nach Rußland zu unternehmen, und dort ein ſehr wichtiges Geſchäft zu beendigen, ehe er in die Arme ſeines ihn ſehnlichſt erwartenden zweiten Vaters eile. Theodor, der Antwerpen je eher, je lieber zu verlaſſen trachtete, fügte ſich dem Wunſche ſeines Oheims mit Freuden; ſchon nach wenig Tagen ſchiffte er ſich ein, hatte binnen kurzer Zeit Rußlands Ufer, und eben ſo bald auch den Ort erreicht, woſelbſt das ihm anvertraute Geſchäft ſeiner wartete.

»Dieſer Ort war die Hauptſtadt Kurſk, im Gouvernement gleichen Namens. Theodor fand ſo wenig Schwierigkeiten bei den Theilhabern des Geſchäftes, daß er ſeinen Auftrag wider Erwarten ſchnell vollzogen ſah; ſchon dachte er daher an die Abreiſe, ſchon hatte er die Zeit derſelben beſtimmt, als er erfuhr, daß der Jahrestag eines Feſtes ſich nahe, das im ganzen Lande eben ſo bekannt als berühmt ſei. Es war dies nämlich die Wallfahrt zu dem wunderthätigen Madonnenbilde zu Karenoiſe; von nah und fern eilten an jenem Tage die Andächtigen herbei, um ihr Gebet vor dem Bilde zu verrichten, und ſo beſchloß denn auch Theodor dieſem allgemeinen Feſte beizuwohnen, das ſchon durch die Mittheilung der Sage, dem es ſeinen Urſprung verdankt, wie durch die einfache Beſchreibung deſſelben für ihn einen früher nie gekannten Reiz erhielt. Die Sage von dieſem Wunderbilde iſt folgende:

»Ein frommer Mönch aus einem Kloſter zu Kursk ging oft, Kräuter ſuchend, weit in der Gegend umher und verlor ſich eines Tages in ein kleines Thal, welches zwiſchen ziemlich kahlen Hügeln ſich hinwand. Während er im hohen Graſe ruhte, blickte ihn aus demſelben Etwas wie zwei wunderhelle Augen an, und ihm wurde plötzlich ſeltſam wohl dabei. Er erhob ſich daher, ſuchte nach, woher dieſer Blick und dieſes Wohlſein kommen möge, und fand die Bruchſtücke eines herrlichen Madonnenbildes, welche zerſtreut umher lagen und ſich ihm durch die dunkle Farbe des Angeſichtes als echt morgenländiſchen Urſprunges kund gaben. Dies bewog den frommen Bruder, jene Fragmente leicht zuſammenzufügen, und ſiehe, ſchon war das Wunder geſchehen, denn wie aus **einem** Guße, ohne die geringſte ſtatt gehabte Verletzung zu verrathen, ſtand das ganze Bild jetzt vor ihm da. Entzückt über dieſen unſchätzbaren Fund, nahm der hochbeglückte Mönch das Bild unter ſein härenes Gewand und trug es eilend heim in ſeine Zelle; dort barg er es vor allen Brüdern, hing es ſorgfältig auf und weidete ſein Herz am Anblick ſeiner holden Augen. —

»Als früh die Hora den Bruder Ilia vom harten Lager weckte, ſah er noch, wie jene holden Augen faſt jede ſeiner Bewegungen begleiteten; wie gern hätte er, da er zur Kirche eilen mußte, die Thüre ſeiner Zelle verſchloſſen, damit kein fremder Blick ſein Heiligthum entweihe, bevor er ſelber ſich entſchließen würde, es zu zeigen; allein wo die Armuth hauſ't, da kennt man Schloß und Riegel nicht! So mußte er denn endlich ſcheiden, mußte ſeine Heilige ihrem eigenen Schutze überlaſſen; als er jedoch nach einer Stunde ſorgenvoll zurück kehrte, war das Bild nicht mehr vorhanden, vergebens durchſuchte er jeden Winkel ſeiner Zelle, umſonſt fragte er alle Brüder, ob ſie ihm Kunde geben könnten von ſeinem Verluſte? das Bild war und blieb verſchwunden.« —

»Tief bekümmert wandelte er noch an demſelben Tage wieder nach dem Orte, an welchem er das unſchätzbare Kleinod gefunden hatte, um ſich dort ſeinem Grame über deſſen Verluſt ungeſtört zu überlaſſen, allein wer beſchreibt ſeine Ueberraſchung, ſeine namenloſe Wonne, als er es auf derſelben Stelle, wo er es geſtern erblickte, ihm auf's Neue entgegen lächeln ſah?! — Zitternd vor Freude verſicherte er ſich ſeines köſtlichen Fundes zum zweiten Male, trug es in ſeine Zelle zurück, rief ſeine Brüder herbei, und ließ ſie es Alle mit ſtaunender Bewunderung betrachten. Das Entzücken des Wiederbeſitzes raubte dem frommen Ilia beinahe den ſo nöthigen Schlummer; ſelbſt im Traume erblickte er ſeine Heilige, auch hing das Bild, als die Hora ihn weckte, noch an ſeinem vorigen Orte, allein als er aus der Kirche wiederkehrte, war es, wie das erſte Mal, verſchwunden. Jetzt galt kein Säumen, eine innere Ahnungsſtimme trieb ihn in Begleitung zweier Brüder abermals in jenes Thal, wo er ſchon zweimal des köſtlichſten Fundes gewürdigt ward, und, o Wunder, auch jetzt befand ſich das Bild wieder an ſeiner früheren Stelle.» —

»Im Triumph ward es nunmehr nach dem Kloſter zurückgetragen, der Abt und die Brüder beſchloßen einmüthig, ihm eine eigene Kapelle zu bauen, und zwar auf dem nämlichen Platze, den es ſich ſelbſt erwählt zu haben ſchien. Von nun an verbreitete ſich der Ruhm dieſes Wunderbildes, deſſen bloßer Anblick die Kranken heile, durch die ganze Gegend; Alle eilten herbei, ſowohl durch Geld und Gut, als ihrer Hände Fleiß das heilige Gebäude errichten zu helfen, und als es nunmehr vollendet war, da trug man das Wunderbild unter frommen Gebeten dahin, um es ihm feierlich zu weihen.» —

»Später wurde es jedoch wieder nach Kursk zurückgebracht, denn auch dort verlangte man nach ſeiner Segen bringenden Nähe; alljährlich aber, und zwar zur ſchönſten Zeit, wird es mit großem kirchlichen Gepränge für einige Tage nach Karenoije geführt, woſelbſt ſich dann die Gläubigen zu Tauſenden verſammeln, um Theil zu haben an des weit berühmten Bildes heiliger Wunderkraft. Dieſe Tage, an welchen ſich eine ſo ungeheure Menſchenmenge in Karenoije verſammelt, hatte der Handelsgeiſt benützt, um ſchnell einen großen Markt an dem ſonſt ſo öden Orte zu errichten. Alles, was nur der feinſte Luxus zu erfinden, was Reichthum und Ueberfluß herbei zu zaubern vermögen, iſt dann in unzähligen Buden dort ausgeſtellt, die wichtigſten Geſchäfte werden dort verhandelt, und ſo glaubt man ſich denn plötzlich in den Bazar von Bagdad oder Damaskus verſetzt, wo wenige Stunden früher nur kahle Hügel ihre nackten Häupter nichts weniger als einladend zeigten. —

»Es war ein herrlicher Morgen, als Theodor, im leichten Wagen raſch dahinfliegend, unfern dem Eingang eines kleinen Thales, durch welches der Weg führte, ein weibliches Weſen im hohen Graſe dahingeſtreckt ſah, während die Gefährtin desſelben vergebens bemüht ſchien, der Ohnmächtigen den ſo nöthigen Beiſtand zu leiſten. Theodor gebot ſeinem Kutſcher ſogleich zu halten, ſprang aus dem Wagen und näherte ſich den beiden Frauen, um ihnen jede mögliche Hilfsleiſtung anzubieten, allein keine Sprache wäre mächtig genug, die Gefühle auszudrücken, welche ihn ergriffen, als er nun plötzlich vor einer der reizendſten Jungfrauen ſtand, die er jemals erblickt zu haben glaubte. Kaum fand er in ſeiner Verwirrung Worte, ihr die Abſicht ſeines Erſcheinens mitzutheilen, kaum wagte er es, auf einen bittenden Wink der ſchönen Unbekannten die Ohnmächtige empor zu heben, da ſchlug dieſe die Augen wieder auf, blickte den Fremden verwundert an, und wurde von ihrer Gefährtin mit einem lauten Jubelruf des Entzückens in die Arme geſchloſſen.

»Die Leidende erholte ſich ſchneller als man glaubte, es bedurfte daher nur weniger Worte, um dem ſo gütigen theilnehmenden Fremdling die Urſache des Unfalles zu erklären. Selbſt die Reichſten und Vornehmſten jedweden Standes halten es nämlich für eine unerläßliche Pflicht, ſoll ihre Andacht der Heiligen wohlgefällig ſein, den Weg bis zur Kapelle zu Fuße zurück zu legen; auf dieſe Weiſe iſt er aber, namentlich für zarte Frauen, je nach der Weite der Entfernung, oft ſehr beſchwerlich, und ſo geſchah es denn, da die beiden Frauen, Gattinn und Tochter des reichen Kaufmannes Iwan Orloff in Kursk, einem Gelübde der Mutter zu Folge, die Wallfahrt nach dem Gnadenbilde ebenfalls angetreten hatten, daß die ungewohnte Anſtrengung des Gehens die ohnehin kränkliche Mutter ſo heftig angriff, bis ſie nach gänzlicher Erſchöpfung ihrer Kräfte bewußtlos zu Boden ſank. Theodors dringende Bitten ſowohl, als das Gefühl ihrer fortdauernden allzugroßen Schwäche beſtimmten Frau Osakova Orloff endlich, von dem Wagen des hilfreichen Fremdlings Gebrauch zu machen; nach kurzer Friſt ſetzten ſie ihren Weg weiter fort, und gelangten, viel zu früh für den in ſtiller Seligkeit ſeiner reizenden Gefährtinn gegenüber ſitzenden Jüngling, nach Karenoije, woſelbſt ſie ſchon Tauſende von Menſchen verſammelt fanden. Theodor hatte ſich durch ſein eben ſo beſcheidenes als liebenswürdiges Betragen bereits die Gunſt der Mutter in zu hohem Grade erworben, als daß ſie ihm nicht gerne erlaubt hätte, auch hier, wo zwei weibliche Weſen im bunten Gewühl eben dieſer Tauſende gar wohl eines männlichen Beſchützers bedurften, ihr beſtändiger Begleiter zu ſein. — Sie kannte bereits Theodors ganze Lebensgeſchichte, mit kindlicher Offenheit hatte er ihr alle ſeine Verhältniſſe vertraut, und ſelbſt nicht verſchwiegen, daß er Europa bald verlaſſen müſſe, um ſich in Batavia eine neue Heimat zu gründen. Frau Osakowa intereſſirte ſich immer mehr für den jungen Mann, der ſo frühe ſchon des Schickſals herbe Schläge erfahren ſollte, ſie ſah ſein ſchüchternes Beſtreben, der ſchönen Alexiewna zu gefallen, nicht ungern, und als nun die wenigen Tage, welche man in Karenoije zuzubringen pflegte, verſtrichen waren, als Herr Fedor Orloff den Seinigen einen Wagen ſandte, welcher ſie in die Heimat zurück bringen ſollte, da lud ſie ihn ſogar ein, ſie in ihrer Wohnung zu Kurſk zu beſuchen, damit ſie ihren freundlichen Helfer in der Noth und ſeitherigen treuen Beſchützer auch ihrem dankbaren Gatten vorzuſtellen vermöge. —

»Daß der glückliche Theodor nicht verſäumte, dieſer Einladung bald möglichſt Folge zu leiſten, daß er auf eine Weiſe in Orloff's Hauſe aufgenommen ward, die ihn zu den kühnſten Hoffnungen berechtigte, daß er in der That bald Alexiewna's Herz gewann, und die Eltern den Bund ihrer Kinder ſegneten, bedarf keiner weitläufigeren Beſchreibung, denn es war das Ergebniß weniger Tage, da Theodor nicht länger weilen durfte, um die Zeit ſeiner Abfahrt nach Batavia nicht zu verſäumen. Allerdings dürfte es auffallend ſein, daß Alexiewna's Eltern ſo ſchnell in die Verbindung ihrer einzigen Tochter mit einem jungen Fremdling willigten, der ſie von ihnen trennen, ja ſogar in einen anderen Welttheil führen wollte; allein gerade dieſe Trennung ſollte nicht Statt finden; Fedor Orloff hatte verſchiedener Umſtände wegen gegründete Urſachen, ſich in ſeinem Vaterlande nicht lange mehr für ſicher zu halten, und daher ſchon früher im Stillen Vorkehrungen getroffen, daſſelbe mindeſtens mit dem größten Theile ſeines Vermögens zu verlaſſen. Theodors Bewerbung war ihm demnach im höchſten Grade willkommen, denn er fand dadurch ſogleich eine ſichere Freiſtätte in dem fernen Batavia, ſah ſich mit einem der bedeutendſten Handelshäuſer daſelbſt auf das Engſte verbunden, durfte unter ſo günſtigen Verhältniſſen eine heitere ſorgenloſe Zukunft erwarten, und ſo erblickten Alle in dieſem Ereigniß eine unmittelbare Fügung des Himmels, und zweifelten deshalb keinen Augenblick daran, daß auch Theodors Oheim dieſe beſondere Fügung erkennen und ihm ſeine Einwilligung nicht verſagen werde. — Inzwiſchen rückte der Tag der Abreiſe immer näher heran; ſo ſchmerzlich den Liebenden die Trennung nun auch war, ſo ängſtlich Alexiewna bei dem Gedanken erbebte, ihren Theodor allein in einen fernen Welttheil ziehen laſſen zu müſſen, ſah ſie ſich gleichwohl gezwungen, ſich in die unabänderliche Nothwendigkeit zu fügen. Ihr Vater tröſtete ſie mit dem feierlichen Verſprechen, ſeine eigenen Geſchäfte ſo ſchnell als möglich beendigen zu wollen, um ſpäteſtens in ſechs Monaten ihrem Theodor, der indeſſen ſeines Oheims Segen erflehen ſollte, nach Batavia folgen zu können.

»Ich übergehe die bittere Abſchiedsſtunde, übergehe den Zeitraum eines halben Jahres, während dem Theodor an dem Orte ſeiner Beſtimmung angekommen, ſich bald ſeines Oheims wahrhaft väterliche Liebe und in Folge deren auch ſeine Einwilligung in die ſo heiß erſehnte Verbindung mit Alexiewna erwarb. Die Leichtigkeit, womit ſich bisher Alles Theodors Wünſchen fügte, ſchien ihm eine günſtige Vorbedeutung künftigen Glückes; er wähnte die Tücke des Schickſals nun für immer beſiegt, träumte ſich bereits in die Arme ſeiner Alexiewna, und als er nun endlich auch die Nachricht erhielt, Fedor Orloff ſei im Begriff, ſeine Heimat zu verlaſſen, um ſich nach Batavia einzuſchiffen, als ſein gütiger Oheim, die Gefühle des Jünglings errathend, ihm erlaubte, den Erwarteten bis zum Cap entgegen zu eilen, da kannte ſein Entzücken keine Gränzen, da flog er wonnetrunken nach dem Hafen, woſelbſt er ohne Schwierigkeiten ein Fahrzeug fand, welches nach Holland zurückkehrend, ihn bis zum Cap mitzunehmen bereit war.

»Theodor brauchte nicht lange auf die Ankunft der theueren Reiſenden zu warten, ſchon nach wenig Tagen lief die »Concordia«, auf welcher die Familie Orloff ſich befand, im Hafen ein, um ſich, daſelbſt Anker werfend, mit friſchem Waſſer und den nöthigen Lebensmitteln zu verſehen. Wer wäre wohl im Stande, Alexiewna's Ueberraſchung, ihr namenloſes Entzücken bei dem unerwarteten Wiederſehen des Geliebten zu ſchildern? Wem gelänge es, Gefühlen Worte zu geben, die nur empfunden, nicht ausgeſprochen zu werden vermögen? Lautlos lagen die Glücklichen einander in den Armen, die Ueberzeugung, daß nun nichts mehr ſie trennen werde, erhöhte ihre Wonne, Orloff und ſeine Gattin theilten die überſchwengliche Freude ihrer Kinder, und als das Schiff nun von Neuem die Anker lichtete, um dem Orte ſeiner Beſtimmung zuzuſteuern, da befanden ſich vier ſelige Menſchen an Bord, die in freudiger Erwartung einer heiteren ſorgenloſen Zukunft, den Himmel ſchon auf Erden gefunden zu haben glaubten.

»Das herrlichſte Wetter ſchien, ſeit man das Cap verlaſſen, die Fahrt ganz beſonders zu begünſtigen; ein friſcher Wind ſchwellte die ſtolzen Segel, kein Wölkchen trübte den weiten Horizont, kein feindliches Fahrzeug ließ ſich auf dem unermeßlichen Waſſerſpiegel ſchauen, Paſſagiere und Matroſen freuten ſich dieſer troſtreichen Anzeigen, Alle prophezeiten ein nahes glückliches Ende ihrer Reiſe, auch Theodor träumte ſich ſchon in das Haus ſeines Oheims, ſtellte ihm die geliebte Braut vor, und ſah im Geiſte, wie er ihnen Beiden ſeinen Segen ertheilte. — Eines Morgens erwachte er früher als ſonſt und glaubte eine ungewöhnliche Bewegung auf dem Verdeck zu vernehmen; ſich ſchnell ankleidend, eilte er raſch hinauf, um die Urſache derſelben zu erforſchen, und fand ſowohl den Kapitän als die Matroſen in höchſter Beſtürzung, die Augen ſtarr auf den Mittelraum gerichtet, aus welchem ein ziemlich ſtarker Brandgeruch empor ſtieg.

»Was gibt es hier? Was iſt geſchehen?« rief Theodor, den eine furchtbare Ahnung erfaßte, angſtvoll aus. — »Feuer im Mittelraum!« antwortete der Kapitän halb laut, »doch laſſen Sie uns den Paſſagieren das Unglück ſo lange als möglich verbergen, damit ihr Schrecken, ihre Verwirrung nicht auch uns die ſo nöthige Beſonnenheit raubt! Thut eure Pflicht, Jungens!« fuhr er zu ſeinen Leuten gewendet fort, »was zur Rettung des Schiffes geſchehen kann, ſei aufgeboten — und nun mit Gott ans Werk!« — Der Befehl des Kapitäns wurde augenblicklich vollzogen; einige Matroſen holten den zum Glück nur kleinen Pulvervorrath aus dem Magazine, und warfen ihn über Bord; Andere begaben ſich an die Pumpen, noch Andere ſchnitten ein Loch in die Mitteldecksplanken, klemmten einen Schlauch hinein, und ſpritzten durch dieſen eine Menge Waſſer hinunter, während der Kapitän auf's ſtrengſte geboth, die Lücken feſt verſchloſſen zu halten. Allein trotz aller dieſer Bemühungen gewahrte man nur allzu deutlich, daß das Feuer, ſtatt ſich durch die angewandten Mittel zu mindern, vielmehr mit jeder Sekunde ſtärker ward. — Der Rauch fing jetzt an, mit ſolcher Heftigkeit durch die Ritzen der Verdecklücken zu dringen, daß man endlich die Unmöglichkeit einſah, der verheerenden Gewalt, mit welcher das Feuer bereits um ſich gegriffen haben mußte, zu widerſtehen. — Mittlerweile hatte ſich auch die leider ſehr große Anzahl von Paſſagieren, denen das Unglück nicht länger mehr verborgen bleiben konnte, auf dem Verdeck verſammelt. — Es war ein ſchmerzlicher Anblick, die unter denſelben befindlichen Frauen, ihre weinenden Kinder in den Armen haltend, mit ſchreckenbleichem Antlitze dem furchtbaren Flammentode entgegen bangen zu ſehen; ſelbſt den Männern gelang es kaum, ihre Standhaftigkeit zu behaupten, nur Theodor verſuchte es, den Seinigen Troſt und Muth zuzuſprechen, indem er ihnen betheuerte, daß noch nicht Alles verloren ſei, da man nunmehr unfehlbar die Böte ausſetzen und zu ihrer Rettung bereit halten werde. Allein kaum war es ihm gelungen, ſeinen verzagenden Zuhörern die Gefahr weniger ſchrecklich, die Hilfe unzweifelhaft nahe zu ſchildern, als die bis jetzt feſt verſchloſſen gehaltenen Lücken plötzlich mit lautem Krachen aufſprangen, eine ungeheure Feuerſäule ſenkrecht aus den Räumen hervorſchoß, und ſich mit Alles zerſtörender Gewalt Bahn brechend, bis hoch über den Mittelmaſt hinausſchlug.

»Jetzt erfüllte ein herzzerreißendes Jammergeſchrei der Weiber und Kinder die Luft, während ſelbſt die kühnen Matroſen, welche bisher an den Pumpen gearbeitet hatten, entſetzt vor der aufſteigenden Flamme zurückwichen — nun endlich gab der Kapitän, die Nutzloſigkeit aller ferneren Rettungsverſuche einſehend, Befehl, die Böte auszuſetzen, und weil man die Anzahl der Menſchen an Bord bei weitem zu groß fand, in Eile ein Floß zuſammen zu fügen, welches dann die Geſammtzahl der Paſſagiere zu faſſen vermögend ſei.

»Schneller als man hoffen durfte, war Alles ins Werk gerichtet, Floß und Böte waren bald gefüllt, auf Erſterem befanden ſich auch Theodor und die Familie Orloff — allein während die Unglücklichen ſich dem Flammentode nunmehr ſicher entronnen glaubten, während ſie einer neuen Lebenshoffnung Raum zu geben wagten, hatten ſie nicht bemerkt, daß der vor wenig Stunden noch ſo klare Himmel ſich plötzlich mit dunklen, gewitterſchweren Wolken bedeckte, bis ein ungeheurer Windſtoß die ſchwachen Fahrzeuge umzuſtürzen drohte, der Donner furchtbar über ihren Häuptern rollte, und die hochaufſchäumenden Wogen jeden Augenblick bereit ſchienen, ſie in ihrem Schooße zu begraben. Der immer wilder tobende Sturm ſchleuderte das Floß ſo gewaltig hin und her, daß die darauf Befindlichen ſich feſt an die Balken klammern mußten, um nicht in den Abgrund geſtürzt zu werden; allein zu ſchwach, um den empörten Elementen länger Trotz bieten zu können, geſchah es jetzt, daß ein erneuter, noch gewaltſamerer Stoß die Bindeſtricke des Floſſes zerriß und daſſelbe in zwei Theile theilte. Ein entſetzliches, Mark und Bein durchdringendes Wehgeſchrei der Unglücklichen übertönte nunmehr das Geheul des Windes; von ihren Männern getrennte Frauen hoben, um Rettung flehend, ihre Kinder hoch empor, der Gatte ſuchte die Gattin, der Liebende die Geliebte vergebens zu erreichen, um mindeſtens vereint mit ihr zu ſterben, auch Theodor war eben im Begriffe, ſich in das Meer zu ſtürzen, was ihm ſein Theuerſtes entführte; allein ſchon hatte das Unglück den höchſten Grad erreicht, noch mehrere der Verbindungstaue rißen, und ehe die Böte Hilfe zu leiſten vermochten, waren die Wellen bereits mit Balken, Bretern und umherſchwimmenden, von den Trümmern halb zerquetſchten Leichen bedeckt; nur wenige jener Unglücklichen konnten gerettet werden, unter dieſen Wenigen befand ſich auch der bejammernswerthe Theodor, Alexiewna aber und ihre beiden Eltern wurden gleich den übrigen Opfern eines grauſamen Schickſals in den Wellen begraben. —

»Monden waren vergangen, bevor der unglückliche Theodor, deſſen Geiſt die Nacht des Wahnſinns deckte, wieder zum Bewußtſein ſeines namenloſen Elendes erwachte. Ein holländiſches Schiff, gleichfalls nach Batavia beſtimmt, hatte die Mannſchaft, welche ſich in den Böten gerettet, entdeckt und aufgenommen. Theodor wurde, da der Käpitän der zu Grunde gegangenen »Concordia« ihn kannte, auf's Beſte verpflegt, und in Batavia angekommen, ſeinem tief bekümmerten Oheim übergeben. Allein, wenn es der Kunſt der Aerzte auch endlich gelang, ihn von ſeinem Wahnſinne zu heilen, ſo verſuchten ſie es doch vergebens, gegen den ſtillen Gram, gegen die gänzliche Hoffnungsloſigkeit anzukämpfen, die ſich von nun an ſeines ganzen Weſens bemächtigte, und ihn jedwedem Troſt, jedweder Freude unzugänglich machte. Nur ein Wunſch bewegte, ſeit er wieder klar zu denken vermochte, ſeine Bruſt, es war der, ſeiner geliebten Alexiewna ein Grabmal zu errichten, obwohl ihre Gebeine im tiefen Schooße des Meeres ruhten, und dort ſein noch übriges Leben in ſtiller Abgeſchiedenheit zu verträumen. Sein Oheim, der nach tauſend vergeblichen Bemühungen ſich endlich überzeugt hatte, daß ein ſo ſchmerzlich gebrochenes Herz durch kein irdiſches Mittel geheilt zu werden vermöge, glaubte durch die Erfüllung dieſes Wunſches dem Unglücklichen mindeſtens einen kleinen Troſt zu gewähren, er ſchenkte ihm daher jenes kleine Landhaus nebſt dem daran ſtoßenden Park, den er nach Gefallen umſchaffen und einen paſſenden Platz für das zu errichtende Grabmal darin wählen ſollte. — Es geſchah ſo. Theodors Gold beförderte die Arbeit, bald war Alles vollendet, und von dieſem Tage an verließ er den Ort nicht mehr, der ihm der theuerſte auf Erden geworden; ſein edler Oheim trägt den Schmerz, die gehoffte Stütze ſeines Alters dem Grabe zuwelken zu ſehen, mit frommer Ergebung, er beſucht ihn oft, allein er verſucht es nicht mehr, ihn einem Leben erhalten zu wollen, das für ihn, ſo lange er noch athmet, nur eine Quelle namenloſer Leiden bleibt. —

»Hier endigte mein unglücklicher Freund ſeine traurige

Geſchichte, die ich freilich nicht ſo tief ergreifend wieder zu geben vermochte, als ich ſie aus ſeinem eigenen Munde vernahm. Er erhob ſich nunmehr, reichte mir die Hand, und ſprach: »Jetzt laß uns ſcheiden, Cornelius! Du biſt das einzige Weſen, dem ich mein Herz aufgeſchloſſen habe, wenn dieſe Ueberzeugung Werth für dich hat, ſo bewahre mein Andenken, wie ich das deinige bewahren werde. — Lebe wohl, hier auf Erden ſehen wir uns niemals wieder, allein du ſollſt erfahren, wenn ich endlich ausgekämpft, ausgerungen, ausgelitten habe, und auf ewig mit meiner geliebten Alexiewna vereinigt bin!» — Er hat Wort gehalten,» fuhr der Kapitän nach einer kleinen Pauſe mit leiſer Stimme fort — »nach ungefähr einem halben Jahre erhielt ich ein Schreiben ſeines Oheims, in welchem der bedauernswerthe Greis mir Theodors letzte Grüße ſandte, ſein Leiden war geendet, an Alexiewna's Grabmal war er ſanft und ſelig verſchieden.» — Jahnſen ſchwieg, indem er ſich verſtohlen eine Thräne aus den Augen wiſchte, auch Wilhelm konnte ſeine Bewegung nicht verbergen; dieſer neue Beweis eines edlen gefühlvollen Herzens befeſtigte das Band der Freundſchaft zwiſchen ihm und dem wackeren Seemann, und gewährte ihm in der ſeltſamen Lage, in welche er ſich gegenwärtig verſetzt ſah, mindeſtens den Troſt, nicht gänzlich verlaſſen zu ſein. —

Der Kunſt ſchnell herbeigerufener Aerzte war es zwar gelungen, die ſchöne Maria Vanderdeken aus ihrer todähnlichen Ohnmacht zu erwecken, aber nur um alle Anzeigen eines jetzt heftig ausbrechenden hitzigen Fiebers zu erkennen, das ihr die kaum wiederkehrende Beſinnung bald auf's Neue raubte. Wochenlang ſchwebte ihr Leben in höchſter Gefahr; Monden verſtrichen, bevor ſie ihr Lager verlaſſen konnte, und als dies endlich geſchah, da erkannte Niemand mehr in ihr die früher ſo ſchöne, heitere, in üppiger Jugendfülle blühende Jungfrau. Ihre Wangen waren bleich geworden, ſtiller Ernſt ruhte auf der hohen Stirne, ein wehmüthiges Lächeln umſpielte die roſigen Lippen, kurz ihr ganzes Weſen zeigte eine ſo auffallende Veränderung, daß Jeder, der ſie näher kannte, dieſelbe bemerken mußte; man war jedoch einſtimmig der Meinung, daß ihr gegenwärtiger Zuſtand weiter nichts als eine ganz natürliche Folge der langen gefährlichen Krankheit ſei, den Zeit und rückkehrende Jugendkraft bald wieder heben werde.

Auch Herr Andreas hoffte von Tag zu Tag ſein geliebtes Kind wieder mit dem Frohſinn der Jugend geſchmückt zu ſehen, allein vergebens, ihr an Schwermuth gränzender Ernſt blieb ſich gleich, obwohl ſie ihm keine Worte lieh. Als man ihr, nach allmälig erlangter Geneſung auf ihre Frage nach Wilhelm zwar betheuerte, jener im Kanal gefundene Leichnam ſei nicht der ſeinige geweſen, jedoch auch bekennen mußte, daß er ſeit jenem Abend, trotz aller eifrigen Nachforſchungen ſpurlos verſchwunden wäre — da kam ſein Name zwar nicht mehr über ihre Lippen, aber ein tief verborgener Schmerz ſchien von dieſem Augenblicke an an ihrem Leben zu nagen, die einſt ſo herrlich blühende Roſe in eine allmälig dahin welkende Lilie zu verwandeln und ſie der Welt immer mehr zu entfremden, deren ſchönſte Zierde ſie noch vor wenig Monden zu werden verſprach. Heinrich Kerkhuiſen hatte Herrn Vanderdeken inzwiſchen oft genug an ſein gegebenes Wort gemahnt; er verlangte faſt mit Ungeſtüm, daß das unterbrochene Verlobungsfeſt noch einmal gefeiert werden ſollte; wirklich berührte Herr Andreas dieſen Gegenſtand auch öfter, indem er ſeiner Tochter Heinrichs zärtliche Neigung und den heißen Wunſch, ſie endlich die Seinige nennen zu dürfen, ſchilderte. Allein Maria äußerte dann immer einen ſo heftigen Widerwillen, eine ſo tiefe Abneigung gegen jedwede Verbindung, daß ihr Vater es bei ihrem ſchwachen Geſundheitszuſtande nicht wagte, ſtärker in ſie zu dringen, oder wohl gar ſeine väterliche Gewalt zu gebrauchen.

Kerkhuiſen wollte über Mariens Eigenſinn, wie er ihre Weigerung nannte, beinahe verzweifeln; er bot Alles auf, ſie günſtiger für ſich zu ſtimmen, ließ kein Mittel unverſucht, ihre Neigung zu gewinnen; als er ſich jedoch allmälig zu überzeugen begann, daß ſeine Bemühungen vergeblich blieben, daß ſie ihm niemals ihre Hand freiwillig reichen, ihr Vater aber ſtets zu ſchwach ſein werde, ſeine Wünſche mit Kraft und Ernſt zu unterſtützen, da beſchloß er, der vor keinem, auch noch ſo verwerflichen Mittel zurück bebte, wenn es ihn nur zum Zweck zu leiten verſprach, ein ſolches anzuwenden, das ſie mit Gewalt in ſeine Arme führen müſſe, und weidete ſich ſchon im voraus an dem Gedanken, ſie, die ihn jetzt ſo ſtolz verſchmähte, dann ſeine Hand als ihre größte Wohlthat ergreifen zu ſehen.

Während Heinrich Kerkhuiſen ſeine verderblichen Plane auszuführen eilte, Herr Vanderdeken die leidende Tochter mit väterlicher Sorgfalt bewachte, und Mari[illegible]mmer ſichtlicher dem Grabe zuzuwelken ſchien, hatte das Schiff, welches Wilhelm in einen andern Welttheil trug, den Ort ſeiner Beſtimmung endlich erreicht.

Es mag in der That kaum einen großartigeren Anblick geben, als ihn Calcutta, dieſe Rieſenſtadt mit ihren zahlloſen Paläſten, ihren Flotten von Schiffen aller Nationen, mit ihren prachtvollen Gärten und Anlagen, welche ſich meilenweit am Strome hinaufziehen, und vor Allem mit dem Gewühl ihrer ſieben Mal hundert tauſend Bewohner bietet. — Es war Abend, als Wilhelm an des Kapitäns Seite die Stadt betrat; von der See her wehte eine erquickende Luft, in den Straßen fand er Alles voller Leben und Bewegung; Europäer und Aſiaten, Kaufleute und Krieger, Vornehme in glänzenden Equipagen, Reiter auf Pferden und Büffeln, dazwiſchen nach allen Richtungen ſich kreuzende Palankine, von handfeſten Sudras getragen — er war betäubt von dem mächtigen Eindruck dieſes großartigen Schauſpiels, und fühlte ſich beinahe verſucht, an die wunderbare Märchenwelt von Tauſend und Einer Nacht zu glauben.

Mynheer Cornelius Jahnſen hatte diesmal von der Hochmögenden Kompagnie den Auftrag erhalten, mehrere bedeutende Handelsverbindungen, ſowohl in Calcutta ſelbſt, als mit einigen reichen

Pflanzern der Umgegend abzuſchließen. Da nun Wilhelm während der Reiſe Muße genug gefunden, einen Entſchluß für die Zukunft zu faſſen, ſo erklärte er dem Kapitän nach ihrer Ankunft, daß er geſonnen ſei, in einem der bedeutenden Handelshäuſer Calcutta's eine ſeinen Kenntniſſen angemeſſene Anſtellung zu ſuchen, daß er ihn bei dieſer Angelegenheit um ſein Fürwort erſuche, jedoch, um das Land und ſeine Bewohner näher kennen zu lernen, zuvor erſt die Umgegend mit ihm bereiſen, und ſich auf dieſe Weiſe zu ſeinem künftigen Geſchäfte vorbereiten wollte. — Vergebens ſuchte der Kapitän ihn von dieſem Vorſatze abzubringen, umſonſt beſchwor er ihn, wieder nach Europa zurück zu kehren, ſeinen Feind zu entlarven, ihn der verdienten Verachtung preis zu geben — Wilhelm blieb unerſchütterlich.

»Würde ich,» entgegnete er den wohlgemeinten Bitten des Freundes, »durch dieſe Rückkehr meinen edlen Pflegevater, würde ich Marien nicht gränzenlos unglücklich machen, da meine Erſcheinung ihnen die Achtung für Sohn und Gatten rauben müßte? — Könnte ich wohl in einem Hauſe, ja ſelbſt in einer Stadt mit Heinrich Kerkhuiſen leben, ohne daß Einer dem Anderen zu weichen genöthigt wäre — und dann, was müßte ich ſelbſt dabei empfinden, den Elenden als Mariens Gemahl vor mir zu ſehen? — Nein, mein einziger Freund, die Ruhe der mir theuerſten Weſen hängt davon ab, daß ich fern bleibe! Mögen ſie mich lieber gleich einem Todten beweinen, als daß die Wiederkehr des Lebenden ihr Daſein für immer vergiftet.»

Je weniger der Kapitän dieſen Gründen entgegen zu ſtellen vermochte, je mehr ärgerte er ſich wieder über ſich ſelbſt, daß er ſich einſt ſo blindlings zum Werkzeuge der Bosheit hatte brauchen laſſen; indeſſen die Sache war nun nicht mehr zu ändern; daß Wilhelm, bevor er den gefaßten Entſchluß ausführte, ihn noch auf ſeinen Geſchäftswegen begleiten wollte, gewährte ihm eine Art von Troſt, indem er auf die dadurch gewonnene Zeit hoffte; er ſuchte daher ſeine Angelegenheiten in Calcutta möglichſt zu beſchleunigen, und ſah ſich in der That bald in den Stand geſetzt, die Stadt verlaſſen und ſeinen ferneren Aufträgen Genüge leiſten zu können.

Es iſt nicht die Abſicht dieſer Erzählung, den Kapitän auf allen ſeinen Berufswegen begleiten zu wollen, obwohl Bengalens reizende Gefilde Stoff genug zu einer Schilderung derſelben darbieten, es genüge daher zu bemerken, daß Jahnſen, nachdem er den größten Theil ſeiner Obliegenheiten bereits beſeitigt hatte, ſich nebſt ſeinem Gefährten endlich auf dem Wege zu dem letzten, aber auch bedeutendſten jener unermeßlich reichen Grundbeſitzer befand, an die das Intereſſe der Hochmögenden Kompagnie ihn geſendet hatte.

Schon einige Tage waren ſie durch eine ziemlich öde Gegend gezogen, jetzt aber, indem ſie ſich dem Ufer des Ganges allmälig näherten, wurde dieſelbe mit einem Male belebter. Die beiden Reiſenden erblickten von nun an faſt allenthalben Hindutempel und zierliche Wohnungen, denn wer es nur vermag, ſiedelt ſich am Ufer des heiligen Stromes an, deſſen Nähe, nach dem Glauben der Hindu, allein ſchon Segen bringt. Reicher bebaut war das Land rings umher; ſtolze Schiffe bedeckten die ſpiegelklare Flut, und zu Jahnſens großer Freude erblickte er nun auch das Ziel ſeiner Wanderung, denn fernher leuchtete, mit ſeinen blendend weißen Mauern das ihm bezeichnete ſtattliche Wohnhaus des ehrenwerthen Mynheer Thomas Vanderſplügen.

Nachdem Beide die gaſtfreiſte Aufnahme gefunden hatten, und der Kapitän ſeine Geſchäfte einzuleiten begann, konnte Wilhelm es ſich nicht verſagen, während dieſer Zeit mehrere Ausflüge in die reizende Umgegend zu unternehmen. Eines Tages war er auf einer ſolchen Streiferei bis zum Eingange eines ziemlich bedeutenden Waldes gelangt, allein obgleich ihn ſeine Unkunde des Ortes, ſo wie die mancherlei Gerüchte von den plötzlichen Ueberfällen der furchtbaren Thugs, deren wilde Grauſamkeit keines lebenden Weſens ſchonen ſollte, dringend zur Rückkehr mahnte, war ſeine

Ermüdung doch ſo groß, daß ſie ihn zwang, hier, wenn auch nur für kurze Zeit, der Ruhe zu pflegen. — Er lagerte ſich behaglich in das üppige, ſchwellende Gras; über ihm wölbte ſich eine hochſtämmige indiſche Eiche, die ſonſt nur auf den Berghöhen wächſt, und hier in ihrer ſtolzen Kraft, wie ein Fremdling unter den breitbelaubten Gewächſen der Ebene ſtand. Tauſendarmige Schlingpflanzen rankten ſich bald hier, bald dort in die Höhe, an manchen Stellen undurchdringliche Netze ſpinnend, nicht fern von ſeinem Lager hatte der Bananen-Baum die mächtigen Zweige ſeiner Krone wieder in die Erde geſenkt, daß ſie gleichſam eine Säulenhalle bildeten, durch welche Wilhelms ſtaunendes Auge eine Fernſicht auf die unabſehbaren Gewäſſer des Ganges gewann — lange weilten ſeine Blicke auf den zauberiſchen Reizen einer Vegetation, wie ſie nur die Tropenwelt hervorzubringen vermag, allein endlich verlangte der ermüdete Körper ſeine Rechte, der Schlummer nahte, und ſchon wollte er, eingewiegt von theils ſüßen, theils ſchmerzlichen Erinnerungen, ſich ihm überlaſſen, als ein leiſes Geräuſch in ſeiner Nähe plötzlich allen Schlaf verſcheuchte, und er mit halbgeſchloſſenen Augen den Urheber deſſelben zu entdecken trachtete.

Er brauchte nicht lange zu warten, denn bald trat eine junge Indianerin aus dem dichten Buſchwerk hervor, ſah ſich allenthalben ſchüchtern um, und blieb betroffen ſtehen, als ſie den Fremdling in ſeiner ſchlafenden Stellung gewahrte. Im erſten Augenblicke ſchien ſie unſchlüßig, ob ſie bleiben oder fliehen ſollte; jetzt aber mochte ein plötzlicher Gedanke ſie ergreifen, denn ehe Wilhelm es auch nur ahnen konnte, lag ſie zu ſeinen Füßen, ſeine ausgeſtreckte Hand in ihren Thränen badend. — Ueberraſcht ſprang der Jüngling empor, allein er ſtrebte vergebens die ſchöne Unbekannte um eine Erklärung ihres Beginnens zu bitten, dieſe kam ihm jedoch zuvor, indem ſie, ſeine Knie umfaſſend, ausrief: »Wer du auch ſein magſt, Fremdling, erbarme dich einer Unglücklichen, und rette, o rette ſie von dem qualvollſten Tode!« —

Dieſe Worte waren natürlicher Weiſe nicht geeignet, Wilhelms

Beſtürzung zu mindern. Je eifriger er ſich bemühte, die Kniende zu erheben, um ſo ängſtlicher wiederholte ſie ihr Flehen, bis es ihm endlich gelang, ſie durch die Verſicherung, daß er ihr jeden nur möglichen Beiſtand leiſten wolle, einiger Maßen zu beruhigen. — Jetzt erzählte die ſchöne Unbekannte ihrem Beſchützer in ziemlich geläufigem Engliſch, daß ſie, von ihren Eltern gezwungen, ſchon in früher Jugend die Gattin eines alten, unermeßlich reichen Indianers werden mußte, obgleich ihr ganzes Herz an einem Jüngling hing, der einſt der Spielgefährte ihrer Kindheit geweſen ſei. — Nur Haß und Abſcheu gegen den ihr aufgedrungenen Gebieter erfüllte von dieſem Augenblicke an das Herz der ſchönen Gulnare, ihres Gatten Eiferſucht erwachte, er fürchtete einen Nebenbuhler, forſchte nach, und als ihm ein unbedachtſames Wort ihrer Eltern verrieth, jener Jüngling, obwohl nur ihr einſtiger Spielgefährte, dürfte, ſo ſchuldlos auch das Zuſammenſein der Kinder geweſen, doch vielleicht noch in ihrer Erinnerung leben, da fand man bald darauf ſeinen blutigen Leichnam, und die verzweifelnde Gulnare errieth nur zu leicht, wer ſein grauſamer Mörder geweſen ſei.

Mehrere Jahre mußte ſie unter dem drückenden Joche ihres Tirannen verſeufzen, oft bereit, ein Daſein zu enden, das ihr zur ſchweren Laſt geworden war. Da befreite ſie zwar endlich der Tod von ihrem Peiniger, allein auch jetzt noch übte er ſeine verderbliche Gewalt, denn nach den alten Gebräuchen der Hindu, welche glauben, daß die irdiſche Beſtimmung der Frauen mit dem Hinſcheiden des Gatten abgeſchloſſen ſei, war die Unglückliche nun dazu verurtheilt, ſich lebendig in die Flammen des Scheiterhaufens zu ſtürzen, der den Leichnam ihres Gatten verzehren ſollte.

Zwar theilte Gulnare den Fanatismus ihres abergläubigen Volkes, zwar würde ſie für den geliebten Gatten den Flammentod mit Freuden erlitten haben, allein der Gedanke, auch ihre Aſche mit der Aſche Desjenigen vereinigen zu müſſen, der ihr das theuerſte Weſen gemordet, der ihr junges Leben vergiftet, ſie namenlos elend gemacht hatte, erfüllte ſie mit einem ſo ungeheuren Entſetzen, mit einem ſo unüberwindlichen Abſcheu, daß ſie mit Hilfe einer treuen Sklavin aus der Wohnung ihres Gatten entfloh, und nun ſchon ſeit mehren Tagen in ſteter Angſt vor ihren Verfolgern, ſchutzlos mit derſelben umher irrte.

»In dir, Fremdling,« ſo endigte Gulnare ihre Erzählung, »hat mir der Himmel den Retter geſendet. Du nur kannſt mich der ſchrecklichen Pflicht entziehen, die meiner wartet! nimm mich mit dir, gleichviel wohin? nur erbarme dich meiner und laß mich nicht in Verzweiflung ſterben!« — Nach dieſen Worten ſank ſie abermals zu Wilhelms Füßen, ſeine Knie mit krampfhafter Heftigkeit umſchlingend. Wilhelm fühlte ſich tief bewegt, die Schönheit der Unglücklichen, ihr rührendes Flehen, das entſetzliche Schickſal, dem ſie beſtimmt war, alles dies erregte ſeine innigſte Theilnahme. Gleichwohl ſah er keine Möglichkeit, ſie ihren Verfolgern zu entziehen, denn wohin hätte er, der Fremdling, ſie bringen, an welchem Orte verbergen ſollen, da er es nicht wagen durfte, auf Mynheer Vanderſplügen's Beiſtand zu rechnen, weil er ſchon im Voraus wußte, daß dieſer ſich unter keiner Bedingung dazu verſtehen würde, um ſich und ſein Eigenthum nicht der Rache der erbitterten Indianer auszuſetzen.

Während er noch in peinliches Nachdenken verſunken vor der ſchönen Gulnare ſtand, die ſeine Züge ängſtlich forſchend beobachtete, trat die treue Sklavin, welche bis jetzt in beſcheidener Entfernung geweilt hatte, ihrer Gebieterin näher und ſprach: »Wenn der weiße Fremdling dich retten will, aber vielleicht erſt die nöthigen Anſtalten zu deiner Flucht treffen muß, ſo weiß ich nicht allzu weit von hier, in einer einſamen Gegend einen Ort, an dem wir uns verbergen können. Dieſer Ort iſt eine verlaſſene Pagode, welche tief verſteckt in einem dunklen Hain von Mangobäumen ſich erhebt, dort hat vor noch nicht langer Zeit ſchon einmal ein Verfolgter Schutz gefunden, dort hoff' ich, daß auch wir ihn heute ſicher finden, wenn du der Sklavin Führung dich vertrauſt?“ — Gulnare ſah den Jüngling fragend an, dieſer ergriff jedoch den Vorſchlag der Sklavin mit Freuden, da er vor der Hand keinen anderen Ausweg ſah und klar erkannte, daß, wenn ihm die Rettung der Unglücklichen möglich ſein ſollte, dieſe doch nur mit Hilfe des Kapitäns bewirkt werden könnte, und daß es mindeſtens noch nicht entſchieden ſei, ob er zu einem ſo gefährlichen Unternehmen ſich bereit erklären werde.

Gulnarens Abſchied von Wilhelm war ſchmerzlich, ſie kehrte immer wieder von Neuem zu ihm zurück, beſchwor ihn immer wieder von Neuem, ſie nicht zu verlaſſen; endlich folgte ſie den dringenden Vorſtellungen der Sklavin, ließ ſich noch einmal ſeinen Beiſtand feierlich geloben, und war dann zwiſchen den hohen Bäumen des Waldes aus ſeinen Augen verſchwunden. — Wilhelm wußte nach ihrer Entfernung nicht recht, wie ihm geſchehen war? — er würde die ganze Begebenheit vielleicht für einen Traum gehalten haben, wenn ihn ein koſtbares, reich mit Diamanten beſetztes Armband, das ihm aus dem hohen Graſe entgegen funkelte, nicht von der Wirklichkeit des Erlebten überzeugt hätte. — Seinen Fund verbergend, der auch dem Kapitän ein unverwerflicher Beweis des beſtandenen Abenteuers werden ſollte, eilte nun auch er, das ſtattliche Wohnhaus Herrn Thomas Vanderſplügen's zu erreichen, jedoch nicht ohne bange Zweifel, wie ſeine Botſchaft aufgenommen werde, ob und auf welche Weiſe die Rettung der Unglücklichen zu bewirken ſei? —

Ungefähr drei Tage nach jenem Ereigniſſe im Walde, ſah man eine kleine Karavane, nur aus zwei Männern und eben ſo vielen Frauen beſtehend, auf Abwegen die Straße nach Calcutta verfolgen. Sie ſchienen dabei eine faſt ängſtliche Vorſicht zu gebrauchen, denn ſo oft ihre Pferde etwa hundert Schritte zurückgelegt hatten, hielten ſie an, blickten ſich allenthalben ſorgfältig um, und eilten dann, nach gehaltener Unterſuchung, nur um ſo raſcher wieder vorwärts. So geräuſchlos wie möglich erreichte der Zug eine kleine Ebene, welche man durchſchneiden mußte, um jenſeits von einem anmuthigen Haine aufgenommen zu werden, der den Reiſenden einen höchſt erwünſchten Ruheplatz zu gewähren verſprach.

Bevor ſie jedoch dem erſehnten Ziele nahe waren, rief eine der beiden Frauen halblaut: »Wir ſind verloren! Seht Ihr dort in weiter Ferne die Staubwolke empor wirbeln? es ſind unſere Verfolger, deutlich erkennt mein Auge mehrere Braminen an ihrer Spitze, weh uns, wenn ſie uns erreichen.»

»Noch haben ſie uns nicht entdeckt,» unterbrach Kapitän Jahnſen den Angſtruf der Sklavin Gulnarens; »auch bleibt uns ein bedeutender Vorſprung, darum nur fort, fort, eh' es zu ſpät iſt!» — Ohne ferner einen Laut zu wagen, eilte die kleine Karavane ſo ſchnell als möglich vorwärts; Gulnare, vergebens bemüht, ihre innere Todesangſt zu verbergen, konnte ſich es nicht verſagen, die Blicke von Zeit zu Zeit in die Ferne zu richten, ja ſelbſt ihre beiden Begleiter behielten die ſich immer näher heranwälzende Staubwolke im Auge, bis es ihnen endlich gelang, den Eingang des ziemlich dichten Haines glücklich zu erreichen. —

Daß ſie hier nichts weniger als ſicher waren, wußte der Kapitän nur allzu gut, allein er wollte mindeſtens Zeit gewinnen, um ihre Lage ruhiger zu überdenken, und entweder eine Möglichkeit der Rettung finden, oder ſich zu einem ehrenvollen Tode bereiten zu können. Wilhelm machte ſich die bitterſten Vorwürfe, ſeinen Freund zur Theilnahme an dieſem ſo gefährlichen Wageſtück beredet zu haben, er nannte ſich ſeinen Mörder, flehte ihn an, ihm zu vergeben, und ſchwor, eher tauſendmal ſterben, als ihn der Rache der Indianer erliegen ſehen zu wollen. Gulnare, obgleich ſie der holländiſchen Sprache nicht mächtig war, errieth ſowohl aus Wilhelms leidenſchaftlichen Geberden, wie aus der Heftigkeit, mit welcher er den Freund umarmte, nur zu leicht, was die Urſache ſeiner Bewegung ſei; als der Kapitän ihr daher vorſchlug, ſich nebſt der Sklavin ſo tief wie möglich im Dickicht zu verbergen, während ſie Beide ihre Verfolger hier erwarten, und entweder durch eine glücklich erſonnene Liſt täuſchen, oder ihr doch wenigſtens Zeit zu weiterer Flucht erringen wollten, da warf ſie ſich zu Wilhelms Füßen, beſchwor ihn, daß er mit ſeinem Freunde fliehen, ſie ihrem Schickſale überlaſſen, und bei der Unvermeidlichkeit deſſelben, nicht auch noch den qualvollen Vorwurf auf ihr Gewiſſen laden ſolle, ihn und ſeinen Freund mit in ihr Verderben gezogen zu haben.

Während Wilhelm und der Kapitän Gulnarens Bitten ſtandhaft verwarfen, während ſie ihr vorſtellten, daß ihre Rettung noch immer möglich wäre, wenn ſie den eingeſchlagenen Weg ohne Aufſchub verfolge, der ſie binnen kurzer Zeit nach Calcutta führen müſſe, woſelbſt ſie unter dem Schutze der Engländer vor jeder Gewaltthat ſicher ſei — hatte die treue Sklavin, hinter einem rieſigen Baum verborgen, welcher ihr gleichwohl eine Ausſicht auf die freie Ebene gewährte, ihre herannahenden Verfolger aufmerkſam beobachtet. Schon konnte ihr ſcharfes Auge die Zahl derſelben erkennen, ſchon ſah ſie, daß der Zug ſich vereinzelte, wahrſcheinlich um die Verfolgung von allen Seiten zu beginnen, ſchon wollte ſie der Gebieterin dieſe Entdeckung mittheilen, als plötzlich ein eben ſo unerwartetes als ſchreckliches Schauſpiel ihre Aufmerkſamkeit auf's Neue feſſelte?

Wie aus der Erde empor gewachſen, gewahrte ſie nämlich jetzt eine Anzahl von Menſchen, die über jenen Zug herfielen, mit faſt beiſpielloſer Schnelligkeit ihre Opfer zu Boden warfen und nicht eher zu raſten ſchienen, bis keines derſelben mehr übrig war. Noch wußte ſie kaum, ob ſie ihren Augen trauen dürfe, noch wähnte ſie, daß wohl nur ein leeres Trugbild ihrer Phantaſie ſie getäuſcht habe, bald aber erkannte ſie an den jubelnden Bewegungen jener ſchrecklichen Unbekannten, die, wo möglich, noch größere Gefahr, und mit dem lauten Angſtrufe: »Die Thugs! die Thugs!« ſtürzte ſie zu Gulnarens Füßen nieder, die Knie der Gebieterin krampfhaft umfaſſend. Gulnare ſtand erſtarrt, das Zauberwort der Sklavin hatte ihre Glieder gelähmt; ſelbſt der Kapitän war ſichtlich erſchüttert, denn er wußte nur zu wohl, daß dieſer Name jene furchtbaren teufliſchen Mörder bezeichnete, die — man hatte noch nicht ergründet, ob aus Fanatismus oder Mordluſt, einen Verein bildeten, deſſen Sitz der Regierung bisher noch nicht zu entdecken möglich war, und welcher den Tod aller derjenigen bezweckte, die unglücklicher Weiſe in ihre Hände fielen, indem ſie, das Blutvergießen ſcheuend, ihren Opfern mit Blitzesſchnelle eine Schlinge um den Hals warfen, ſie zu Boden rißen und erwürgten.

Jetzt war jedwede Hoffnung zu möglicher Rettung verloren, denn die Thugs kannten keine Schonung. »Wohlan,« ſprach der Kapitän nach einer kleinen Pauſe, »ich weiß es, dieſen Ungeheuern werden wir nicht entrinnen, allein unſer Leben wollen wir ihnen mindeſtens theuer genug verkaufen, ſie ſollen uns vorbereitet finden.« Der Kapitän hieß nunmehr die beiden Frauen in ein dichtes Gebüſch treten, während er und Wilhelm ihre Waffen ordneten; ſchweigend reichten ſie hierauf einander die Hände, ihre Blicke nahmen Abſchied für dieſes Leben, allein ihre Züge verriethen jene ruhige Faſſung, die dem Tode männlich zu begegnen weiß; nur Gulnarens leiſes Schluchzen unterbrach die tiefe Grabesſtille, welche unter den Anweſenden herrſchte, nur ihre ſchmerzlich gerungenen Hände verriethen den Zuſtand ihrer Seele, und ließen die beiden Freunde, von Mitgefühl ergriffen, beinahe der eigenen Gefahr vergeſſen.

Mehrere Minuten waren auf dieſe Weiſe vergangen, mit jedem Augenblicke mußten ſie eines Ueberfalles gewärtig ſein, jedes zu Boden ſinkende Blatt, jedes leiſe Rauſchen des Windes ſchien ihnen die Nähe jener furchtbaren Mörderbande zu verkünden, es war eine Lage, die auch wohl den Kühnſten entmuthigt, den Tapferſten verzagen gelehrt haben würde — da hörten ſie mit einem Male mehrere Schüße fallen, dieſen folgte ein wildes verworrenes Geſchrei, ſchnell hatte der Kapitän einen der höchſten

Bäume erklettert, um ſich von der Urſache desſelben zu unterrichten, aber bald lag er wieder laut aufjauchzend an des Freundes Bruſt, ihm ihrer Aller Rettung mit geflügelten Worten verkündend.

Wer vermöchte es wohl, die Gefühle der vier Glücklichen zu ſchildern, welche noch vor wenigen Minuten dem ſicheren Tode entgegen ſahen, und nun unter dem Schutze tapferer engliſcher Krieger die Straße nach Calcutta ungefährdet verfolgten, denen es, von der Regierung dazu ausgeſendet, gerade im Moment der höchſten Gefahr endlich gelungen war, mindeſtens jenen Theil der ſchleichenden Mörderbande zu entdecken und auf immer zu vernichten. — Nur wer ſich jemals in ähnlicher Lage befand, kann das ſtille Entzücken begreifen, mit dem ſie dem neu geſchenkten Leben entgegen ſahen! ſtaunend vernahm der Offizier, welcher das Kommando befehligte, Gulnarens Geſchichte, er führte ſeine Geretteten wie im Triumphe Bengalens prachtvoller Hauptſtadt zu — aber erſt als Mynheer Cornelius Jahnſen ſeine Gefährten am Borde der »Victoria« willkommen hieß, erſt als Alles zur ſchnellen Rückkehr in die Heimat bereit war, kehrte auch ſeine gewohnte Heiterkeit völlig zurück, da Wilhelm ſeit der letzten Begebenheit, dem Vorſatze in Calcutta bleiben zu wollen entſagte, und dem Freunde, wenn auch nicht nach Amſterdam, ſo doch mindeſtens nach Europa folgen wollte.

In einem kleinen Dachſtübchen, auf einem ärmlichen aber reinlichen Lager ruhte Herr Andreas Vanderdeken, die thränenfeuchten Augen feſt auf ſeine Tochter Maria gerichtet, welche eben mit emſigem Fleiße bemüht war, eine kunſtreiche Stickerei zu beenden, durch deren Verkauf ſie dem kränklichen Vater manche kleine Erleichterung zu verſchaffen hoffen durfte. »So weit iſt es alſo mit mir gekommen,« rief er endlich mit ſchmerzlichem Tone, »daß mein Kind mich mit ſeiner Händearbeit erhalten muß? o das iſt hart! ſehr hart!« Maria ſprang nach dieſen Worten auf, umſchlang ihren Vater mit inniger Zärtlichkeit und beſchwor ihn, nicht als ein Opfer zu betrachten, was ihr das höchſte Glück gewähre. — »Du könnteſt im Ueberfluſſe leben, wenn meine Unvorſichtigkeit, mein Vertrauen auf einen Elenden uns nicht in's Verderben geſtürzt hätte!« entgegnete Herr Andreas ſeufzend. — »Er hat Ihr Vermögen geraubt, mein Vater, aber den ſtillen Frieden, den ein ruhiges Gewiſſen gewährt, konnte er uns nicht rauben,« antwortete Maria, indem ſie des Vaters Hand an ihre Lippen drückte. »Wie elend wäre ich an Heinrichs Seite geworden!« fuhr ſie fort, »wie theuer hätten wir Beide den Glanz des Reichthumes bezahlen müſſen; nein, mein Vater, nein! laſſen Sie uns arm, aber zufrieden bleiben, und gönnen Sie mir die Seligkeit, für Sie arbeiten zu dürfen, ſie iſt ſo groß, daß Heinrich Kerkhuiſen ſie mit all' ſeinen Schätzen vergebens aufzuwiegen ſtrebt.« — Tief gerührt legte der ehrwürdige Greis ſeine Hände ſegnend auf das Haupt der geliebten Tochter, er fühlte, welch' ein unſchätzbares Kleinod ihm in ihr geblieben ſei, und flehte in leiſem Gebete den Himmel an, daß er es ihm gnadenreich erhalten möge.

Heinrich Kerkhuiſens ſchändlicher Plan war mindeſtens zur Hälfte gelungen. Herr Vanderdeken hatte nämlich ſchon ſeit langer Zeit den größten Theil der Handelsgeſchäfte ſeinem Pflegeſohn Wilhelm übertragen. Sowohl durch das unbegreifliche Verſchwinden deſſelben, als die darauf erfolgte tödtliche Krankheit Mariens, welche ſein Vaterherz zu mächtig erſchütterte, um anderen Gedanken Raum zu laſſen, waren die Geſchäfte in einige Unordnung gerathen, er nahm daher Heinrichs Erbieten, ſich denſelben eifrigſt widmen zu wollen, um ſo unbedenklicher an, da er in ihm ja noch immer den künftigen Schwiegerſohn zu erblicken glaubte, und ihn folglich ſeines vollkommenen Vertrauens für würdig erachtete.

Heinrich wurde von nun an in alle Spekulationen, Geſchäftsverbindungen und Plane Vanderdekens eingeweiht, ſeine Bücher lagen offen vor ihm, er hatte gleichſam das Wohl und

Weh des Hauſes in ſeinen Händen, und mochte anfänglich auch wohl geneigt ſein, das in ihn geſetzte Vertrauen zu ehren. Als er jedoch ſpäter Mariens fortdauernde Abneigung gegen ſich bemerkte, als er vergebens in Herrn Andreas drang, ſeine Vaterrechte geltend zu machen, die Undankbare zu ihrem Glücke zu zwingen — da bemächtigte ſich Wuth und Rachſucht ſeiner Bruſt, da beſchloß er, um dieſe zu befriedigen, ſeine genaue Kenntniß der Vanderdek'ſchen Handelsverbindungen zu deren eigenem Verderben zu benützen.

Seine geheimen Machinationen gelangen. Bald wußte er die vortheilhafteſte Spekulation ſchlau zu vereiteln, bald den Argloſen in höchſt nachtheilige Unternehmungen zu verwickeln, bald ſeinen Kredit verdächtig zu machen, bis er den heißerſehnten Augenblick endlich nahen ſah, der die reiche, ſtolze Maria Vanderdeken zur Bettlerin umgeſtalten ſollte.

Er erſchien! Allein an Mariens feſtem Muthe, an der Standhaftigkeit, womit ſie dieſen Schlag des Unglückes ertrug, an der heitern Ruhe, den ſanften Troſtesworten, durch welche ſie ihren tiefgebeugten Vater aufzurichten wußte, ſcheiterte ſeine Abſicht, ſie das Geſchenk ſeiner Hand jetzt demüthig als eine Gnade annehmen zu ſehen. Eben ſo wenig gelang es ihm, Mariens Vater zu täuſchen; zu deutlich, obgleich leider auch zu ſpät, hatte dieſer die falſchen Rathſchläge, die trügeriſchen Vorſpiegelungen des Verräthers erkannt, als daß ihm das Planmäßige ſeines Verfahrens hätte verborgen bleiben können. Mochte Heinrich daher die Larve theilnehmender Freundſchaft noch ſo feſt zu halten ſuchen, mochte er das Schickſal noch ſo laut anklagen, ihm, ſobald er durch Mariens Hand Sohnesrechte erlangt haben werde, jedweden Erſatz geloben — Herr Vanderdeken hatte ihn durchſchaut und beſaß Muth genug, eher die Armuth zu ertragen, als ſein einziges geliebtes Kind zu einer Verbindung mit einem Manne zu zwingen, den er verachten mußte.

Als alle Gläubiger befriedigt waren, blieb ihm freilich nur eine ſehr geringe Summe noch übrig, die kaum hinreichend geweſen wäre, ſie Beide zu ernähren, allein Mariens Kunſtfertigkeit in weiblichen Arbeiten, ihr unermüdeter Fleiß, ihre ſeltene Ausdauer vermochte ſtets ſo viel zu erwerben, daß ſie mindeſtens keinen Mangel litten; ſo lebten ſie denn nun in ſtiller Abgeſchiedenheit, gedachten des auf ſo unbegreifliche Weiſe verſchwundenen Pflegeſohnes und Bruders, vermieden jedweden geſelligen Umgang, und wußten beſonders Heinrich Kerkhuiſens Verſuche, ſich in ihre Nähe zu drängen, zu deſſen größter Wuth, ſtandhaft zu vereiteln.

Die »Victoria« hatte nach glücklich geendeter Fahrt im Hafen vor Amſterdam Anker geworfen. Wie im Triumphe führte Kapitän Cornelius Jahnſen ſeine Braut, die ſchöne Gulnare, deren Herz der rüſtige, faſt noch jugendliche Witwer während der Reiſe gewonnen hatte, an das Land, das nunmehr ihre neue Heimat werden ſollte. Auch Wilhelm, obgleich feſt entſchloſſen, in tiefſter Verborgenheit zu bleiben, mußte dem liebenden Paare folgen, da der Kapitän, den ſeine Geſchäfte vor der Hand öfter von Gulnaren entfernten, dieſen Freundſchaftsdienſt ausdrücklich von ihm begehrt hatte. Er erfüllte ihn zwar, doch nur mit innerem Widerſtreben, achtete weder auf des Kapitäns freudeſtrahlende Mienen, als dieſer nach einer Abweſenheit von mehreren Stunden zu den Seinigen zurückkehrte, noch auf das ſtille Lächeln Gulnarens, das jede ſeiner Bewegungen begleitete, und war faſt ſichtlich über Jahnſens Bitte erzürnt, ihn doch bei eben einbrechender Dunkelheit zu einer kunſtreichen Stickerin zu begleiten, bei der er den Brautanzug Gulnarens vorläufig beſtellen werde. — Mit Gefühlen, für welche man vergebens Worte ſuchen würde, ſchritt Wilhelm an der Seite des Freundes durch die Straßen der Stadt, worin ſie weilte, nach der er noch nicht zu fragen gewagt, deren Namen er ſich noch nicht zu nennen erlaubt hatte. Endlich ſtand der Kapitän vor einer kleinen, ziemlich abgelegenen

Wohnung ſtill, auf ſein mehrmals wiederholtes leiſes Klopfen ward die Thür geöffnet, eine hohe ſchlanke Geſtalt, das brennende Licht in der Hand, trat ihnen entgegen, und mit dem Ausrufe: »Wilhelm! mein Wilhelm!« ſank ſie halb ohnmächtig in des tief erſchütterten Jünglings Arme.

Ungefähr einige Wochen nach jenem überraſchenden Wiederſehen ſteckte man auf der Börſe die Köpfe gewaltig zuſammen, ſich einander das Wunder erzählend, wie das vor noch nicht allzu langer Zeit gänzlich geſunkene Handelshaus, plötzlich unter der neuen Firma: »Andreas Vanderdeken und Sohn,« glänzender als früher wieder erſtanden ſei.

So gern nun wohl Mancher die ganze Sache für ein Märchen gehalten hätte, eben ſo unwiderleglich bewieſen Wilhelms gültige Wechſel, daß Alles bare klare Wahrheit ſei; man ſäumte daher nicht lange, mit einem ſo ſicheren Hauſe in Geſchäftsverbindungen zu treten, und glaubte endlich, um doch etwas zu glauben, Wilhelm ſei in einer geheimen Sendung abweſend geweſen, deren glückliches Gelingen Reichthum und Ueberfluß in das Haus Vanderdeken zurückgebracht habe. — Die Wahrheit der Sache verhielt ſich ſo: Gulnare hatte auf ihrer Flucht ihr Eigenthum, ein Käſtchen mit Juwelen gerettet, deren Werth den eines Fürſtenthumes weit überwog.

Wilhelm ſah ſich gezwungen, die Hälfte des Schatzes anzunehmen, den ihre Dankbarkeit und des Kapitäns Freundſchaft ihm faſt gewaltſam aufdrangen; mit den daraus gelöſten Summen ward es ihm leicht, ein neues Etabliſſement zu gründen, und an dem Tage, an welchem Gulnare die heilige Weihe der Taufe empfangen hatte, ſtanden zwei überglückliche Paare vor dem Altare, welche der Segen des Prieſters zu unauflöslichem Bunde vereinigte.

Heinrich Kerkhuiſen war, ſobald Wilhelms Ankunft in Amſterdam ruchbar wurde, plötzlich verſchwunden, und man hat nie mehr etwas von ſeinem Daſein gehört.

Inneres Schauen.

Wie der Reiher ſchwebet leiſe,
Wie er über'm Waſſer zieht;
Wie er, ſuchet er ſich Speiſe,
Lauſchet auch dem Wellenlied:
Alſo blickt mein Auge nieder
Von der Höhe in das Thal,
Suchet Stoff für ſeine Lieder,
Die hier keimen ohne Zahl.

Dort, wo düſt're Epheuranken
Ueberzieh'n die Felſenwand,
Schweifen nächtliche Gedanken,
Elegieen anverwandt.
Ruhe, wie im Abendliede,
Aus der Höhe weht mich an,
Und es zieht der heit're Friede
Durch des Thales Blumenbahn.

Ach, es wird dem Geiſt gegeben,
Was in ihm zum Lied erblüht!
Welch' ein reiches, heit'res Leben
Wird lebendig im Gemüth!

Dorthin in die Ferne dringen
Die Gedanken wunderbar,
Und, was ſie von Liebe ſingen,
Geht in Strahlen auf ſo klar.

Leiſe, Lied! Nicht kannſt du ſagen,
Wie den Geiſt der Geiſt erfreut;
Wie in ihm, wenn Nächte tagen,
Sich ein reicher Lenz erneut.
Ach, er hat die Braut gefunden,
Die ihn hebt, die ihn beglückt;
Und gefeſſelt ſind die Stunden,
Himmliſch iſt, was ihn entzückt!

Wilhelm Kilzer.

Das herbſte Wort.

Das herbſte Wort im ganzen Liebesbuche
Ihr Alle wähnt, es ſei: Ich lieb' dich nicht? —
Dies wär' das Wort, vor deſſen Zauberſpruche
So oft ein troſtlos Herz im Buſen bricht? —

Ihr irrt! die Roſe, die euch nie geblühet,
Füllt euch entblättert nie mit Wehmuthsdrang —
Doch wenn euch der genoſſ'ne Duft entfliehet,
Dann mißt ihr das Verlorne doppelt bang!

Ihr irrt! — Was will doch jenes Wörtchen ſagen,
Wie macht es euch das Herz ſo ſeufzerſchwer? —
Nein! ſparet eure Thränen, eure Klagen
Dem herbſten Wort: »Ich liebe dich nicht mehr!« —

Carl Edm. Langer.

Der Beſuch im Traume.

Ja, du biſt's! — In tiefem Schweigen
Stehſt du dort im Mondenſchein,
Längſt nun einem Andern eigen,
Längſt nur noch im Traume mein.

Stehſt ſo ſchüchtern dort, ſo ferne,
Wie, da ich zuerſt dich ſah,
Gleich als gingſt du näher gerne,
Doch beſorgt, ſchon ſei's zu nah'.

Scheinſt dich liebend zuzuwenden,
Dem du längſt dich abgewandt,
Faſſeſt ſanft mit weichen Händen
Die einſt oft gedrückte Hand.

Weckſt am trauten Flügel wieder
Töne, die mich einſt entzückt,
Liſpelſt leiſ' bekannte Lieder,
Die mich eh'dem hold berückt.

Ach! wozu mir dieſe Scene,
Wenn ſie gleich mich tief erweicht,
Und in's düſt're Aug' die Thräne
Mit erneu'ter Herbe ſchleicht!

Ihren ſchwer erkämpften Frieden
Gönne dieſer treuen Bruſt,
Arm an jedem Glück hienieden
Seit dem Raub, der dir bewußt.

Laß mich! laß mich! — Klar erſchienen
Iſt's mir nun ſeit langer Friſt,
Daß du trotz der Engelsmienen
Nur ein trüglich Wahnbild biſt.

Ewig wechſelnd, ewig wankend,
Selbſt als wach in Zeit und Raum,
Doppelt weſenlos nun ſchwankend,
Was hier ſuchſt du, — Traum im Traum?

Heim zum Gatten kehr' geſchwinde,
Luftgebild! daß nicht auch er
Deine ſchöne Hülle finde —
Wenn er aufwacht — ſeelenleer.

C. G. Ritter v. Leitner.

Und, ſich neigend tief am Throne,
Zieht er fort. — Doch bang bewegt
Hat der Perle bleiche Wangen
Nah' zum Herzen ſie gelegt —
Ach, da ſieht ſie, wo es ſchlägt,
Zitternd eine Thräne hangen! — —
Thräne! — der dich gab ſo trübe —
War's ein Sänger ohne Liebe?!

»Was der Sänger ohne Liebe?«
Eine Wolke, die allein,
Noch umglänzt vom letzten Schein,
Der im Weſten blaß verging,
Träumeriſch im Aether hing,
Ueber ſich des Himmels Zelt,
Das ſie nimmer kann berühren,
Unter ſich — die Blütenwelt,
Der die Lüfte ſie entführen — —
Und die Nacht entreißt ihr bald
Auch das goldene Gefieder,
Und entflügelt, irdiſch, kalt
Sinkt die ſchöne Luftgeſtalt,
Ein verwaiſter Schatten nieder,
Den der Gram zum Lethe triebe. —
Armer Sänger ohne Liebe!

Zwideck.

Epiſtel eines Dichters an ſeine Freundin.

Die Morgenſtunde
Hat Gold im Munde,
So ſagt ein altes Sprichwort ſchon;
Jedoch bei jedem armen Poeten,
Der immerdar in Sorg und Nöthen,
Da klingt es nur wie bitt'rer Hohn. —
Noch weiter geht des Wortes herbes Spiel,
Wie Kinder man mit Märchen ſieht bethören,
So muß der Dichter oft und viel
Von ſeiner gold'nen Leier ſprechen hören! — —
O armer Dichter, reich an Phantaſie,
O ſchließ' den Blick, ſchau' in das Leben nie:
Die Morgenſtunden kamen und vergingen,
Und kommen wieder, doch nur — ohne Gold, —
Die Leier tönt und wird ſo lang' erklingen,
Bis ihre Saiten all' vor Schmerz zerſpringen,
Doch fehlt des Spieles gold'ner Ehrenſold! —
Du armer Mann, ſo manche Morgenſtunden
Schon haben dich in Müh' und Schmerz gefunden,
Du biſt mit deiner Leier Kraftaccorden
Schon lang' vertraut und — alt geworden,
Doch ach, Poet, nur Armuth blieb dir hold,
Kennſt alle Töne, jede Schmerzenspein,
Doch nur allein
Kein Gold! — —

Ein trüber Morgenreigen
Die Klage der Bruſt entquoll,
Bis endlich wehmuthvoll
Die Lippen ſchweigen. —
Da plötzlich ruft der ernſte inn're Richter:
Weh dir, du böſer undankbarer Dichter,
Was murrſt du doch verblendeter Mann,
Was klageſt du über dein irdiſches Loos,
Daß nicht dein Schooß
Das eitle Gold der Erde gewann!
Laß' enden des Jammerns nichtigen Lauf,
Schau' in dich hinein, o blicke auf,
Und nimm ſie, die Klagen, ſchnell zurück
Mit freudiger Seele, mit heit'rem Blick!
Dein nennſt du im Sturme des Weltgewühls
Das ächte Gold des reinen Gefühls,
Das ewige Gold der Liebesweihe,
Das ſchöne Gold der Freundestreue,
Das köſtliche Gold der tiefen Empfindung,
Das prächtige Gold der geiſt'gen Verbindung,
Mit allem Großen, Edlen und Schönen, —
Das Gold in geweihten Lieder-Tönen,
Das Gold im ruhigen Seelenfrieden,
Und endlich das ſelt'ne Gold, das dir beſchieden
Geweſen ſonſt zu aller Zeit,
Das herrliche Gold der Genügſamkeit! —
Erkenne dich mit ungetrübtem Auge,
Es ſoll ein Jeder wiſſen, was er tauge, —
Denn wie durch Ueberſchätzung jede Kraft
Für's Höhere erſchlafft,
So kann nur Selbſtbewußtſein ſtark erheben
Für's wahre Leben! —

Nur Selbſterkenntniß gibt der Seele Macht,
Geſchärften Blickes auch hineinzudringen
In And'rer Herzen tief geheimen Schacht,
Wo Zaubertöne ſanft entgegen klingen,
Wo reinſtes Gold erglänzt in Wunderpracht! — —

Die Stimme ſchwieg, — kaum hatt' ich ſie vernommen,
So war ich wieder zu mir ſelbſt gekommen,
Kein Unmuth drückte mehr mich bang und ſchwer,
Ich ſchaute ruhig heiter um mich her;
Und ob des Tages Morgen auch ſo trübe
Wie meines Lebens Morgen mir erſchien,
So war mir doch die Kraft verlieh'n,
Daß ungetrübt das Herz mir bliebe.
Und wie ich weiter aus dem engen Haus
Nun ſpähend ſandte meinen Blick hinaus,
Mit frohem Sinne in der Freundſchaft Kreis, —
Da wallt urplötzlich freudig heiß
Und höher in den Adern mir das Blut,
Ich ſah ein Feſt der Liebe ſüß bereiten
Von biedern Menſchen brav und gut,
Und weiter nicht vermag der Blick zu gleiten,
Weil er beſeligt auf dem Bilde ruht.
O Himmelsluſt des häuslich ſchönen Glückes,
Das von der Lieb' und Treu' genährt
Sich in den Prüfungen des Mißgeſchickes
Nur ſchöner ſtets bewährt! —
Da ſchaut das Aug' mit Freudenthränen nur
Des Guten und des Edlen Segensſpur,
Da glänzt ihm aus des Herzens Schrein,
Dem heut' des Feſtes Feier gilt allein,
Das reinſte Seelengold entgegen,
Das Gold, das Tugend nur verleiht,

Das Gold in milder Sanftmuth Regen,
Das Gold der ächten Weiblichkeit,
Das Gold der Anmuth, reich entfaltet,
Das Gold der Liebe in der Bruſt,
Die nur zu And'rer Glück und Luſt
Voll ſtiller Freude waltet! —
O blühe ſtets des Friedens ſchönſte Blume
In dieſem gold'nen Heiligthume,
O dringe nie des Schmerzes Mißton wieder
In dieſe Harmonie:
Geweiht dem Glücke werde ſie
Fortan ein Echo nur für Freudenlieder! —

Und dieſer köſtlich reiche Schacht
Mit ſeines Goldes gediegener Pracht,
Den ich begeiſtert preiſe und meine,
Es iſt der Jungfrau inniges Gemüth
Das herrlicher und ſchöner ſtets erblüht,
Und dies Gemüth, es iſt — das Deine! —

Berlin. Ludwig Liber.

Lieder von Betty Paoli.

Vorbei.

Ich hoffte einſt auf ſchöne Tage
Und lauſchte mit erſchloſſ'ner Bruſt
Der märchenhaften Wunderſage
Von ewig heit'rer Liebesluſt;
In jugendfrohem Uebermuthe
Glaubt' ich von jedem Glück und Gute,
Daß es mir zugewieſen ſei —
Es iſt vorbei!

Und als der fromme Wahn entſchwunden,
Da fleht' ich, ſtolz auf meine Qual:
Bleibt ewig offen meine Wunden
Als unvergänglich Liebesmal.
Und mußten Freud' und Glück verwehen,
So ſoll mein heil'ger Schmerz beſtehen,
Daß *Eines* doch unſterblich ſei — —
Es iſt vorbei!

Hinweg.

Es bebt ein Strahl zur Erde nieder,
Vergoldet magiſch Berg und Flur,
Und kehrt dann heim zur Sonne wieder,
Und läßt auf Erden keine Spur.

Aus Blumenkelchen ſtrömen Düfte,
Doch ſchon nach kurzem Augenblick
Entſchweben ſie, ein Spiel der Lüfte,
Und laſſen keine Spur zurück.

Wenn Gluthen den Demant durchhitzen,
Löſ't er ſich ſchnell verflüchtigt auf,
Und nimmer bleibt von ſeinen Blitzen
Als Spur zurück ein Aſchenhauf.

O ſeid der ſtillen Weisheit Erben!
Wenn Lieb' aus euerm Buſen ſchwand,
So mag ſie ganz und ſpurlos ſterben
Wie Strahl und Duft und Diamant.

Sie nahm wohl ſchon zu höherm Reiche,
Euch unbewußt, den kühnen Schwung!
Zwingt nicht in's Sein zurück die Leiche —
Hinweg mit der Erinnerung!

An die Geliebte.

Wenn du weinſt ob kleiner Schmerzen,
Glaubt mein leichter froher Sinn,
Daß ich Armer deinem Herzen
Endlich einmal nahe bin.

Wenn die Berge ſanft und leiſe
Bläulich grauer Dunſt umſchleicht,
Meinen wir das Ziel der Reiſe,
Das Gebirge bald erreicht.

Und doch wünſch' ich, Stern der Sterne,
Jede Thräne fort von dir,
Will dich lieber heiter — ferne,
Als dich weinend nahe mir.

Ludw. Gottfr. Neumann.

Hundert Gulden!

Novelle von C. J. Rem,

mitgetheilt von Franz Stelzhammer.

Es war im Frühjahre 1835, als ich die jungen Fürſten von S— auf ihrer Reiſe durch die Schweiz und das ſüdliche Deutſchland begleitete. Nebſt der gewöhnlichen Wißbegierde hatten die Fürſten noch die beſondere, daß ſie alle Irrenhäuſer und Gefängniſſe beſuchten. Wir ſahen manches Merkwürdige, was des Wiedererzählens werth wäre; das Auffallendſte aber begegnete uns im Schuldarreſte zu M—.

Es wohnten daſelbſt vor der Hand nur ſechs Individuen: eine leichtſinnige Quart, die, ſtatt ſich die Haare grau zu grämen, um Bohnen ein Kartenſpiel machte, ein ältlicher Mann, dem nicht mehr zu helfen zu ſein ſchien, und ein noch völlig junger, der aufmerkſam an etwas Geſchriebenem las und zuweilen korrigirte Wie in ſeiner Beſchäftigung, ſo unterſchied er ſich auch in ſeinem Ausſehen bedeutend von ſeinen Conſorten. Sein Geſicht war nicht ſchamlos leichtſinnig, wie das der Spieler, und auch nicht tief betrübt und hoffnungslos, wie das des Alten. Er grüßte uns anſtändig mit flüchtiger Verlegenheit, dann that er wieder ſeines Geſchäftes. .

»Wer iſt denn der Emſige dort?» fragte einer meiner lebhaften Prinzen den uns begleitenden Aktuar.

»Wer er eigentlich iſt,» ſagte der Gefragte, »kann ich Ihnen nicht ſagen; aber er ließ inſtändig um Schreibmaterial bitten, meinend, es dürfte möglich ſein, ſich aus dem Arreſte zu befreien.»

»Alſo ein anderer Cervantes,« ſcherzte der Prinz, und in ſeiner lebhaften Weiſe trat er an den Mann mit der lächelnden Frage: »Iſt's erlaubt, Sie zu ſtören?« —

»Ein Freiheitberaubter kann nichts verwehren,« antwortete mit erröthendem Geſichte der Angeſprochene.

»Sie ſind wohl gar ein Schriftſteller, ein Dichter,« lächelte der Prinz, ſein Manuſcript betrachtend.

»Wenn einige Momente ſeines traurigen Lebens aufgeſchrieben, dichten heißt, ja!« antwortete mit leuchtenden Augen der Jüngling.

»Dürfte man ſich die Schrift erbitten?« —

»Wenn Sie ein Buchhändler wären, würde ſie Ihnen freundlichſt angeboten.«

»Nun ſo ſag' ich, ich bin Einer.«

Raſch erhob ſich der Jüngling, ſeine Augen leuchteten noch heller und mit ſtotternder Haſt rief er: »So hindert mich nichts, Ihren wahrſcheinlichen Spaß für Ernſt zu nehmen, und Ihnen, wenn es gleich noch der letzten Zeile bedürfte, mein Manuſcript anzubieten. Hier mein Herr, den Preis überlaß' ich Ihrer Großmuth und Einſicht!« —

»Sehr beſcheiden und artig!« lächelte der Prinz, nahm's, neigte ſich flüchtig und ging.

Des Jünglings leuchtende Augen, des Alten trübſelige Blicke und ein leiſes Kichern der Spieler folgte uns nach. Abends, weil die Fürſten vom Herumwandern müde und auch keine erheblichen Amüſements irgend waren, ward des Vorfalls gedacht, und ich gebeten, des ſeltſamen Arreſtanten Geſchichte vorzuleſen.

Ich las:

Hundert Gulden.

Drei Momente aus dem Leben eines armen Teufels.

---

1. Moment.

Mein Liebchen war mir unendlich hold;
Doch holder war ſie dem rothen Gold!

Nach langem, unſäglichen Liebesſchmerz goß auf einmal wieder das Glück ſein ganzes Füllhorn über mich aus, das erſtarrte Herz meiner Heißgeliebten erwärmte wieder, ihr lange abgewandtes Auge blickte wieder huldreich nach mir, ihr Mund jubelte Freudenrufe und tauſenderlei entzückende Worte, kurz, ich genoß vollkommen die Glückſeligkeit eines Wiedergeliebten.

Meine mich wieder Liebende war zwar Momento nicht mehr in unberührter Jungfräulichkeit, ſondern eine Witwe von 19 Jahren, ſage neunzehn Jahren, und deßwegen, oder vielmehr weil die Liebe blind iſt — gewahrte ich an ihr nicht das geringſte Deficit, im Gegentheile, ich konnte mit der mädchenhaften Witwe ein ganz anderes Lebenswort reden, als mit den girrenden Fräuleins jezumal, und der fidele Akademiker that es auch! —

Ein paar recht ſelige Wochen hatte ich bereits an ihrer Seite zugebracht, da fiel mir ein, daß ich denn doch wieder zu meinem alten Oheim zurückkehren müßte, und meine Liebſte billigte es mit ſchwer nickenden Haupte, mit traurigen, in Waſſer ſchwimmenden Augen.

Eine forcirte Tagereiſe und ich war daheim.

Ach Jammer! Oheim ſprach nicht wie ſonſt fröhlich und wohlwollend, Oheim ſprach heute ein klägliches »Sei gegrüßt!«

»Was iſt's? iſt ein Unglück geſchehen?« und mit dieſer gehaſteten Frage ſtürzte ich aus einem Himmel voll ſeligen Vergeſſens in eine Hölle voll nagenden Bewußtſeins — »Oheim ſagt, was iſt's? — Sind Briefe von G. eingelaufen?«

»Ei, ſagt dir's dein Gewiſſen ſchon! — O Julius! in welches Unglück wird dein Leichtſinn uns und dich ſelbſt noch ſtürzen! Ach!" Er reichte mir den Brief und ich las eine jämmerliche Anklage meines Leichtſinnes, dann meines meiner — meiner — einer Menge Attribute, die ich gar nicht, oder doch in dem Grade an mir hatte, und die nur ein beleidigtes Freundesherz in erſter Aufwallung mir beilegen konnte; aber der Hauptinhalt des Briefes: die Anzeige einer ſchmählich, faſt boshaft hinterlaſſenen Schuld, war wahr und ich konnte und mochte es nicht läugnen.

Stumm und ſteinern ſaß ich da, der gute Oheim ſeufzte für uns Beide. — Ich fühlte nichts mehr von meiner Müdigkeit, der früher bellende Magen ſchwieg, ich hätte hungern, arbeiten mögen, ob auch die Handnägel bluteten und der Gaumen lechzte, bis die Schuld abgetilgt wäre; aber dazu war jetzt weder Zeit noch Gelegenheit! —

Wohl eine halbe Stunde und darüber ſaß ich in dieſem vernichtenden Gefühle, ungeahndet ſtach und faſerte der Vorwurf, ungeſtraft nagte die Reue an mir, wie ein Lämmlein lag ich ſanft und geduldig unter dem Schermeſſer; aber ich war kein Lämmlein, war nur ein bis zur Lammeszahmheit geſchlagener Wolf.

Sieh' da! da ſchlug, daß ich nicht verzweifelte, ein verzweifelter Gedanke, hell und hurtig wie der Blitz in die chaotiſche Nacht meines Kopfes und ein ſüß tröſtender Hall grüßte mein jammerndes Herz. — Schön-Lili, die wohlbemittelte Witwe, fiel mir ein — und der Gedanke lautete ſo: Sie liebt dich und kann helfen! und der tröſtende Hall ſprach: und wird mit Freuden helfen, weil ſie dich liebt — ein nur flüchtig überhinſpukender Zweifel pfiff: oder ſie hilft dir nicht und liebt dich dann auch nicht! Aber ich achtete dieſes Samiels nicht. —

Der geſenkte Kopf fuhr auf wie ein Blümchen, von dem ein ſchwerer Thautropfen abglitt, auf ſprang ich, wie das auf den Rücken gelegte Schneiderkäferchen, und zum ſtaunenden Oheim rief ich: »Wiſcht euch die Thränen ab, und ſchmollet nicht ferner, was ich ſchlecht gemacht, will ich auch wieder gut machen; ja, es iſt ſchon ſo viel als gethan! Gebt mir mein Abendmahl, liebe Corona, und morgen, ehe noch der Tag graut, ermuntert mich, ich habe eine ſtarke Tagreiſe zu machen, eine Wallfahrt zu einem huldreichen Gnadenbilde, huldreich und mild wie Maria-Hilf auf dem Paſſauer-Berge, und übermorgen Abends bin ich wieder hier bei Euch!"

Alle ihre Beſorgniſſe und Zweifel, daß mich die Anſtrengung nicht aufriebe, beſchwichtige ich mit kurzen freudigen Worten; denn mein Herz, gleich voll von Liebe, Glaube und Hoffnung trieb glühende Tropfen durch all' mein Weſen.

Eine kurze, unruhige Nacht war ſchnell vorüber.

Wie der Tag graute und roſig emporſtieg, war ich ſchon auf dem Wege. Die kühlen Morgenlüfte thaten meiner glühenden Jugend wohl. Ich ſchritt raſch mit heiterem Ernſte. Ach, daß du mich hätteſt eilen geſehen, liebe Leſerin! die lange ſchaurige Waldſtraße entlang, Felder und Heiden hinüber, an Dorfſchaft und einſamen Weilern vorbei, kaum ein Stündchen Raſt mir gönnend im muntern Flecken oder Landſtädtchen — o, daß du mich geſehen hätteſt!

Solch' ernſten wichtigen Gang hatte ich noch nicht gethan, ſeit ich ging auf meinen zwei wackeren Beinen.

Ich war als Junge wohl ängſtlich heimgegangen, weil ich im Umrumoren mein Höslein zerriſſen hatte; aber da kriegt' ich höchſtens ein paar glatte Handſtreiche und einen neuen Fleck auf's Averstheil, und — Alles war wieder aus und gut. Ich war mit Kummer in die Schule gegangen, weil ich über dem Spiel mein Penſum vergeſſen hatte; aber — da ward ich vom Präceptor ein wenig geſcholten, mußte das Penſum doppelt machen, und — Alles war wieder gut und aus.

Ich hatte dann ſpäter verſchiedene Gänge thun müſſen, beſchwerliche, verdrießliche Gänge, um dies und das, zu Dieſem und Jenem; aber ich hatte höchſtens eine kleine Verlegenheit auszuhalten, eine kleine Härte zu befahren und — Alles war wieder aus. Der heutige Gang war ganz ein anderer! —

Heut' that ich einen Gang auf Leben und Tod. —

Ihre Hilfe, oder was mir gleichbedeutend war — ihre Liebe — war ja mein Leben, das Gegentheil mein Tod.

Aber ich kannte zum Glück die Menſchen damals noch weniger, und wußte noch nicht, daß Manches lieber und eher Leib und Seele, als ein Stückchen materielles Gut hindan gäbe: darum durchſchritt ich ganz munter den Tag, und gelangte, ehe es noch ganz Abend war, zur thurmreichen Stadt, wo meine Liebſte hauſte.

Schnell ward ein Bote mit einem Briefchen abgefertigt, und das Stelldichein abgemacht.

»Komme, theuere Geliebte,» ſchloß ich, »und nimm viel, viel Liebe mit, all' die ſonſt verſchenkten und ausgeborgten Herzenspartikeln ſammle heim und nimm ſie zurück, es fordert heute dein ganzes großes Herz, dein ꝛc.»

Ach! und ſie kam genau mit dem Glockenſchlage, kam angeeilt durch die ſchweigſame Dämmerung, raſch und ſchüchtern, wie das ſuchende Reh im Walde und traulich wie das angelockte Täubchen, und — eine Stunde war, ein langer Augenblick, voll inniger, wehmüthiger Ergießung und zarter, freudiger Empfängniß. Sie fand mein Vertrauen ganz natürlich, ja nothwendig, mein Kummer war der ihrige, was mich drückte, mußte ſie heben, weil es auch ſie drückte, rein und ſchuldlos mußte ich neben der Reinen und Schuldloſen daſtehen, weil ich ein Theil ihres Ichs war, und Alles war aus und gut.

Die »hundert Gulden», die ich verlangte, dünkten ſie nichts gegen meine Liebe; ſie hätte mich gern in ihr ganzes Gut eingeſetzt, aber — das ſtand ihrer Minorität wegen leider noch in fremden Händen. Auch da waren nach langem Sinnen Mittel und Wege gefunden. Wir frohlockten und jubelten dann, und liebten und lobten uns dann, ich erdrückte ſie faſt an meinem Herzen, und erſt ſpät fühlte ich die Folgen meiner Tagesſtrapaz, ſtreckte mich breitgedehnt auf's reiche Kiſſen und entſchlief in Wonne und Liebesjubel!!!

Wieder mit Tagesanbruch war ich auf den Beinen und wieder, wie die Veſperglocke vom heimatlichen Kirchlein läutete, ſaß ich in Oheims Kämmerlein, und Oheim durfte nicht mehr ſeufzen und Corona nicht mehr weinen; denn die Ehre des lockern Vetterchens war mehr als gerettet. —

Ihr macht ein freundliches Geſicht, und wollt mir Glück wünſchen, ach, thut es nicht, Ihr Guten! ich habe es auch umſonſt gethan, und nichts in meinem Leben hab' ich öfter und ſchmerzlicher bereut, als jenes ſchnöde Vergeſſen meines männlichen Selbſt's: von einem liebenden und geliebten Weibe mehr als Liebe zu verlangen, ehvor ich ſelbſt mehr gegeben hatte. —

Hört in Kürze, wie es geworden.

Ich war ſchon einige Wochen in der fernen Reſidenzſtadt, um meine Studien zu vollenden, um bald möglichſt mich und meine vielgeliebte, heiß wartende 19jährige Witwe (bürgerlich geſprochen) glücklich zu machen, als ſich zu unſerer nicht geringen Verlegenheit ergab, *daß die Wahl unſerer Mittelsperſon eine ungerathene ſei*, und alſo auf *indirektem* Wege nichts zu erwarten ſtehe.

Ich ſtand zwiſchen hart präſenter und kaum vergangener Noth wie eingezwängt, und that ſchmerzliche Seufzer, die mein Vielgeliebtes wie ein theilnehmendes Echo wiederholte. Ach, das klang entſetzlich ſchön! —

Ich weiß nicht, wie lange das würde fortgegangen ſein, wenn ich nicht einmal plötzlich mit männlicher Entrüſtung dem jämmerlichen Duett ein Ende gemacht hätte. Schon in ein paar Briefen hatte ich ihr zwiſchen ſchmerzlich-herzlichen Liebesgefaſel zu verſtehen gegeben, daß ſie, weil es ſo geworden, nun ſchon ein Uebriges thun, und mir aus eigener *direkter* Hand helfen müſſe; aber — wunderbar genug! — ſie wollte mich nicht verſtehen, die ſchrieb wohl die ſchönſten, herzergreifendſten Tröſtungen, verwies mich an Gott, den allzeit hilf- und mildreichen, ermahnte mich zu Fleiß und eingezogenem Lebenswandel, ja ſo ſchön waren ihre Epiſteln, ſo geiſtlich und erbaulich, daß ich ſie in jedem Gebetbuche könnte abdrucken laſſen, aber ich war leider damals ein Unchriſt, äußere Bedrängniß machte mich mein ganzes Seelenheil vergeſſen; denn ich war nicht ſelten, wenn eine ſolche Herzſtärkung ankam, magenſchwach, weil mir das Porto mein Mittagsmahl gekoſtet hat.

Wirklich ſeltſam mußte ich anzuſehen geweſen ſein, wenn ich dann ſo ausgenüchtert und durchhungert im dünnen ſchlottrigen Gewändchen ſo hinſchritt und promenadirte im näſſelnden Dezemberwetter oder ſpröden Januarwinde mit einem fürchterlichen Brande im Innern und mit funkelnden Augen; aber es war in der großen, vollgedrängten Hauptſtadt, wo die Augen für's Einzelne erblinden, und nur die Maſſen wahrnehmen. Bis auf ein paar Freunde, die mir nicht helfen noch rathen konnten, wußte kein Menſch mein tag- und ſtündlich wachſendes Elend.

Aber es war groß und vergrößerte ſich noch beim Anblicke des großſtädtiſchen Wohllebens und des allerwegs zur Schau geſtellten Ueberfluſſes; auch hatte ich damals noch meine ganze, große, unverkümmerte Meinung von mir, und wähnte mich berufen zur höchſten irdiſchen Glückſeligkeit.

In einem ſolchen Gefühle mußte es geweſen ſein, wo ich einmal — zum erſten Male — aller Rührung und Wehklage entäußert, im hohen ernſten Zorn entbrannte, ſo daß ich ohne alle Nebenfärbung meiner Herzgeliebten Ungerechtigkeit im grellſten Lichte ſah. Einen fürchterlich ſchönen Brief ſchrieb ich — die Feder war getaucht in das edelſte Herzblut der Liebe und in tödtendes Gift zugleich.

Ach! daß ich ihn doch geſchickt hätte, er hätte Steine erweicht und Erze geſchmolzen.

Aber ich that es nicht, er war mir noch zu gut, zu mild, zu lang und undeterminirt, ich ſchrieb einen zweiten und dritten, und jeder koſtete mich einen bürgerlichen Tag, und weiß Gott wie viel von meinem Leben! — Keiner war mir recht, erſt der vierte gefiel mir — der war kurz und trocken, ein koſtbares, kunſtreiches, ſchauderhaft kaltes Verſtandes-Kriſtalliſationsſtück. — Mein Herz ſaß ſchluchzend im Hinterſtübchen, aber mein Verſtand triumphirte, als das Ding fertig war, und fortging.

»Mit nächſter Poſt Hilfe, oder kein Wort mehr von Dir, Du treu- und pflichtvergeſſenes Weib!« war der Schluß.

Von der Erbärmlichkeit und dem innern Elende bis zur beſtimmten Friſt hat keine Menſchenſeele einen Begriff, es müßte denn noch irgendwo eine ſo Liebende und Elende geben, was der Himmel verhüte. Was geſchah?

Was Ihr und ich nicht vermuthet hätten! — Ein Brief kam. — Ein Brief, kurz und trocken, wie der meine, ein Brief leer und troſtlos wie der meine, ein Brief, trotzig und präciös wie der meine, ein Brief, ein koſtbares, kunſtreiches, erſtarrendes Verſtandes-Kriſtalliſationsſtück wie das meine — oh! und denkt Euch und ſchlaget die Hände zuſammen! denkt Euch meine Erbärmlichkeit, meine heilloſe Schwäche, meine total moraliſche Verſtimmtheit, denkt Euch, ich erwärmte mich noch an dieſem fürchterlichen Eisklumpen — ſo ſchwach war ich dazumal, daß meine ganze innere Conſiſtenz zerfloß und daß ich das entſetzliche Papier gar mit einer Art verdorbenen Freudenthränen benetzte, und nach einigen Tagen im Stande war, ihr, der Herzenswerthen, dafür zu danken.

Aber in mein Leben machte es einen tiefen, tiefen Einſchnitt, der auf ewig Vergangenheit und Zukunft trennte, mein ganzes Weſen ward erſchüttert, meine Kraft zerbrochen, und mein Herz bekam eine Lähmung wahrſcheinlich auch für die Ewigkeit — ich war und bin von dem Tage an ein — Anderer. Verlaſſen hat mich die Sorge für das Einzelne, ſogar für mich, und gänzlich dahin iſt die Begier nach Einem, ich leb' und lieb' im Allgemeinen und vergehe im Unbeſtimmten. — —

In dieſem gebrochenen Zuſtande überraſchte mich der Frühling, der Alles belebende. Ich ſaß im Freien in ſeinem erſten Wärmeſtrahl, mein ganzer Körper war ein ſaugender Bienenmund, und ſog gierig den Honig des Lebens aus der neu aufbrechenden Himmelsſonnenblume, und ſieh', ich fühlte plötzlich unwiderſtehliche Lebensluſt, ein klingender Kraftſpruch durchtönte das verſtimmte Saitenſpiel, daß ich aufſpringen mußte von meinem Wonneſitz, und raſch, wie in den Tagen der ungeſchwächten Hoffnung, meine Arme auswarf, und das ſtörriſche Glück an mein Herz zog. Ein heiterer Wahnwitz bemächtigte ſich meiner, und ich ſchwor bei der aufwachenden Natur, daß ich nicht untergehen wolle.

Wie die Schlange zwiſchen Steinritzen ihre alte Haut abſtreift, und der Hirſch am harten Buchenſtamme ſein Geweih losſtößt: ſo wollte ich mein altes Leben, mein erduldetes Elend ausziehen und hinter mich werfen; mit neuen Menſchen beſchloß ich einen neuen Bund zu ſchließen, und vor Allem mich ſelbſt zum Freunde und Erlöſer meiner Selbſt erwählen.

Es war ſeit lange wieder zum erſten Male, daß ich ein prüfendes Auge auf meinen äußern Menſchen warf, und er mißfiel mir. Vieles ließ ſich ohne bedeutende Koſten und Mühe ſchlichten. Mein wucherndes Haar beſchloß ich zu reuten, und auf daß ſich die beſcheidenen Worte nicht ſpießen und zerfaſern, mußte mein trotzender Lippenbart verſchwinden.

Es geſchah auch noch Alles an demſelben Tage, und froh, als wäre mir ſchon geholfen, ſpazierte ich Abends durch die friſch blätternde Lindenallee; aber was iſt denn das — was rieſeln mir denn für Schauder über den Rücken, und wie iſt mir denn überhaupt ſo ſonderbar und unbehaglich? — Ich will nur geradezu und ungeſäumt nach Hauſe gehen, ein warmes Süpplein ſchlürfen und mich zu Bette legen, daß ich morgen friſch und kräftig mich umtrollen kann! — Ach das Süpplein ſchmeckte mir nicht, und das Bett gab mir keine Ruhe. — Morgens fühlte ich keine Luſt zum Aufſtehen — ich ſandte nach meinen Freunden, und als mich die Guten beſucht und geſehen hatten, ſchüttelten ſie traurig die Häupter und — ſandten heimlich nach dem Arzte — ich war krank mit allen Symptomen des beginnenden Nervenfiebers. — —

»Alſo krank bin ich!» rief ich mit herzzerſchneidendem Wehlaut meinen Freunden entgegen, als der Doktor fort war, »krank, ach, das auch noch!» dann ſank es wie eine ſchwarze, heiße Gewitterwolke auf mich herab und verdunkelte meinen ganzen Lebenshorizont — Blitze zuckten auf mich herunter, wovon mich einer tödtete, der andere wieder belebte. — Eine holde Mädchengeſtalt — ich ſaß eben voll poetiſcher Begeiſterung in meinem Kabinete — lag mir inſtändig an, ihr zu folgen. »Gleich, gleich,» rief ich, »laß mir noch die paar Verſe ausſchreiben!»

»Ach, ſo komm'!»

»Laß mir nur erſt die Zeile vollenden!»

»So komm'! ſag' ich.»

»Gleich, nur das Wort laß mir» — da packte es mich rücklings mit ſtarkem, unſanftem Griff, ich blickte erſchreckt um — ach gerechter Gott! die holde Geſtalt war häßlich und lang überragend, hatte ein kreideweißes, ſprödüberkalchtes Geſicht, und grinſ'te: »Fort, hier bin ich zu Hauſe!»

Das iſt der — Tod! durchfuhr mich ein Schauder, aber im Vergehen rief ich:

»Weiche — weiche — noch bin ich hier Herr, das Kämmerchen iſt mein Lebensumfang, den darfſt du mir nicht verengen!» — Dann rang ich mit dem keckem, häßlichen Ungethüm, und beſiegte es nach heißem Kampfe; aber darüber hatte ich den Schlußreim vergeſſen, was mich lange unendlich quälte.

Wieder und bald darauf lauerte ein feindſeliges Weſen, dem Ameiſenlöwen ähnlich, nicht wie mir ſchien, auf meine geiſtige, ſondern auf meine thieriſche Seele; aber meine Seele war klug und ſchlau, täuſchte und neckte den wandelbaren Feind durch tauſenderlei Verwandlungen, bis ſie zuletzt in Geſtalt einer winzigen Grille in einen engen Erdtrichter verſteckt, doch unrettbar verloren ſchien, da that ich, oder vielmehr mein geiſtiger Menſch, einen achzenden Aufſchrei, und erwachte, wie mir vorkam, zu einem andern neuen Leben. — Unfern von mir ächzte es und rang mit Armen und Beinen, und andere Arme wollten das Ringen verwehren — ein kleines Lichtchen erhellte und zeigte mir die Gruppe, und eine düſtere, melancholiſche Sonnenampel flinkerte aus einem aſchfarbenen Himmelsgewölbe und ſtach mit unzähligen Strahlenſpitzen über ein höckeriges Feld hin. Ich hatte die Gegend nie geſehen, aber ſie war ſchauerlich und voll Unheimlichkeit.

Wieder ſchrie mein Menſch ächzend und kläglich wie vorher, und ich ward auf den Ruf ermuntert zu einem neuen Zuſtand — die herbeieilende Wärterin ſagte mir, ich läge im allgemeinen Hoſpital — das höckerige Feld ſei der Saal Nro. 48, und die ringende Geſtalt — ein unſanft Entſchlafender; ich ſelbſt wäre ſeit einigen Tagen gelegen im Todesſchlummer und ſie müſſe mein Erwachen ſogleich dem Doktor melden.

Dieſe Botſchaft war entſetzlich! Ich hätte vor Entſetzen mich ſogleich mögen legen in den Tod und ſterben vor Wehmuth meiner Erinnerung und meines Bewußtſeins; aber es ſollte nicht geſchehen, denn ein jubelnder Lebensgeiſt, dann wieder einer, dann mehrere, dann eine ganze Schaar — ach! 's iſt doch wunderbar mit dem Wurme und mit dem Menſchen! — kurz, ich mußte wieder aufleben, meine Schwäche Kraft werden, eine neue Liebe ſtemmte ſich wie ein Krückenſtab unter mein gelähmtes Herz; ja, was wollt ihr! ich lernte ſogar wieder lachen und thun wie die andern Leute, und überdies einſehen, daß es, wie ich bin, tauſend und abermals tauſend Erdenkinder gäbe, und daß ſolches in's liebe Menſchenleben vom Uranfang her einverwebt ſei; aber was half das Alles — ich war, wie ich zur Stunde bin — ziemlich heillos und gänzlich ziellos.

II. Moment.

Ei, Jedermann das alte Sprichwort weiß:
„Der Eſel geht nur einmal auf das Eis;“
Doch ich erzähl’ Euch hier den Fall,
Wo er ging d’rauf zum andern Mal.

Es war nach dieſem traurigen Ereigniß bereits zu Ende der eiten Olympiade meines Wettrennlebens, wo ich inzwiſchen eine klägliche Herzensgeſchichte in luſtige Lieder gebracht und einen theuerſten Verluſt ſo ziemlich verſchmerzt hatte; als ich rch meine Unkümmerniß und Beſtimmungsloſigkeit wieder auf m Punkte war, daß mich allein hundert bare Gulden ehren- t erhalten und retten konnten.

Mit dieſen »Hundert“ glaubte ich gar viel und vielerlei aus- chten zu können: einer ſchnöden Stadt hätte ich triumphirend ne ſchmächliche Meinung von mir umgeſtoßen; meinem Leibe tte ich ein paar ſchimmernde Lappen aufgeheftet; meine Schrif- n hätte ich von einem Kopiſten mundiren und dann durch die oſt in ferne ſtaunende Lande ausführen laſſen, und ich ſelbſt itte eine Art Kunſtfahrt unternommen, und — und — und - kurz und gut, ich hätte mich zu einem gemachten Manne emacht.

Weil es ſo wichtig war, ging ich auch recht mit mir in’s achdenken, und hört und ſtaunt, was ich ausheckte!

Es befand ſich mitten in der ſchnöden Stadt eine ſtille, ſanft- üthige Dame, wieder eine junge, liebenswürdige Witwe — und uf dieſe fiel mein Vertrauen.

Der Grund, worin mein grünes Hoffnungsbäumchen mit inen Wurzeln ſtak, war ein ſaftiges Stück aus der Ver- angenheit.

Dieſelbe ſtille, ſanftmüthige Dame nämlich war troß ihrer rühen Witwenſchaft dennoch eine Art Glückskind, ſie war durch en Tod ihres Gemahls plötzlich in den freien Beſitz eines ſehr bedeutenden Vermögens gekommen. Dieſes Vermögen und die unumſchränkte Dispoſition mußte der ſanftmüthigen Dame um ſo angenehmer ſein, da ſie ſelbſt, die ganze ſchnöde Stadt und ich wußte, daß es vor nicht langer Zeit anders geweſen, ganz anders, ganz, daß ſie keine Dame geweſen und auch kein Fräulein; wohl aber ein — armes, armſeliges Dienſtmädchen.

Des armen Dienſtmädchens aber erinnerte ich mich auf eine rührende Weiſe: es hatte dasſelbe hochrothe Wänglein gehabt, auf die zwei beſcheidene, innige, kirſchbraune Aeuglein niederſahen, und war überhaupt in Allem jugendlich wohlgethan — wie ſie aber das geweſen und auf beſchriebene Weiſe ausgeſehen, hatte ich auch Gelegenheit gehabt, ſie von Seite des Herzens kennen zu lernen und zu bewundern.

Ich hatte mir im jugendlichen Uebermuthe eine bedenkliche, langwierige Kehlkrankheit zugezogen, und ſchmachtete in großer Angſt und Betrübniß in meinem über alle Maßen beſcheidenen Logisment am ebenfalls beſcheidenen Weſtende der benannten ſchnöden Stadt. — Es war Sonntag. Der Himmel, lieblich heiter, hatte alle meine Freunde in die luſtige Freie verlockt, und keiner kam, das leibliche Werk der Barmherzigkeit durch Beſuch und Tröſtung an mir armen Verlaſſenen zu verrichten. Ich lag ſo hin und hatte ein wunderbares phantaſtiſches Geſicht; ich ſah die Zeit, wie ſie Minuten und Sekunden gebar, und ihr gegenüber meinen eigenen Geiſt, wie er kleine, winzige Gedänkelchen brütete; die Zeitkindlein aber und die meines Geiſtes traten wieder und allzugleich, je zwei zuſammen und zeugten ſieche, jämmerliche Kreatürchen, die ich unweigerlich in meine beiden Herzkammern aufnehmen und zu lauter ſchmerzlichen Gefühlen und peinlichen Empfindungen ziehen und heranbilden mußte — und ich that es mit qualvollem Eifer — da vernahm ich von Außen plötzlich eine Stimme und mußte horchen — — »Ja!« ſagte auf eine Frage antwortend Barthelmä, mein Krankenwärter, »ja, ganz recht, meine liebe Jungfer, der wohnt hier und — liegt dort!« und als er ſo geantwortet, vernahm ich mit zartkniſternden Sohlen auf mich zuſchreiten. — Ich erhob mein leidvolles Geſicht und erblickte zu meinem Erſtaunen faſt eine verſchollene alte Bekanntſchaft — die ſentimentale Schwärmerin Roſalie, die ſich ſofort auch alſogleich mit wohlgeſetzter Rede an mich wandte, mich grüßte, bedauerte, tröſtete, ihre Freiheit (wie ſie ihr liebliches an mir verübtes Werk nannte) entſchuldigte und — und — und — und nach einer angenehmen Weile wieder ging.

Die Weile war mir wirklich angenehm vergangen, nicht wegen der redſeligen Schwärmerin Roſalie — ſondern wegen einer faſt ſtummen Begleiterin, die ſie mit ſich gehabt.

Dieſelbe, wie ich ſage, war völlig ſtumm geweſen, aber nur mit dem niedlichen korallenrothen Munde, mit ihren innigen kirſchbraunen Augen aber ſprach ſie unaufhörlich, und das ſo deutlich als freundlich, daß mir's in der mitkranken Seele wohl that! —

Beide Mädchen, die zerfließende Blondine und die an ſich haltende Brunette verſprachen, mich über acht Tage wieder zu beſuchen; aber als die traurige, ewig lange Oktave um war, kam nur Eine; und welche — glaubt Ihr? Ach! wie es faſt immer im Leben geht — es kam, die nur genickt hatte mit den innigen braunen Augen, und die blaublickende, blondſchillernde Verſicherungsreiche blieb aus! —

Und weil ſie heute allein war, mußte ſie ihre innigen Blicke auch mit Worten begleiten, ach — und das melodirte, wie weiland Franz Schubert's Töne zu den Goethe'ſchen Liedern!! Nicht genug: das arme Mädchen hatte auch von ihrem kargen Wochengelde ein kleines Packetchen Magenlabung eingekauft, das es mir mit der holdeſten Verſchämtheit aushändigte.

Gen ein wonniges, herzerhebendes Stündchen verging mir, und als es um war, mußte Barthelmä die Hände zuſammenſchlagen über mein munteres Weſen, ſo daß er faſt irre geworden wäre an meinem Leiden.

Und nun wer war das arme Mädchen mit den innigen kirſchbraunen Augen, den lieblichen Worten und der milden Gabe? —

Richtig! die ſinnige Leſerin hat es errathen — die zu Eingang dieſes Momentes erwähnte reiche Witwe iſt es geweſen — ja, ja, die und keine Andere! und dieſes Ereigniß iſt auch das ſaftige Stück Vergangenheit, worin mein jetziges Hoffnungsbäumchen mit ſeinen Wurzeln ſtak. —

Zwei Gattungen Leute erwecken mir immer ein trauriges Gefühl, das ſind: die einen alten ausgedienten Rock mit ängſtlicher Sorgfalt geflickt haben, und die täglich und viel und nur von ſchöner Vergangenheit reden. — Ach, mit dieſen iſt's aus! Sie haben an glücklicher Zukunft verzweifelt, das Schnullen am Süßholz vergangener Freuden ſtumpft die Zähne und verödet den Magen, und das geduldige Kauen am ſpröden, zackigen Diſtelkopf Gegenwart iſt nur den Eſeln eigen und gedeihlich. Die Riſſe an den Gewändern ſind die Stapfen, die die Räuberin (Königin) Zeit zurückgelaſſen hat, damit man ihr auf die Spur gerathe und ſie gefänglich einhole. — Wer die Spuren verwiſcht, iſt ein — Hehler und mit der Diebin einverſtanden.

Ich kann dieſe beiden Sätze nicht recht in die Geſchichte fügen, aber der kluge Leſer wird ſchon doch herausfinden, warum ſie daſtehen, und wird, wenn er mich zufällig mit ein paar Klaffwunden am Kleide treffen ſollte, wiſſen, was er zu denken habe; darum genug und höret kurz, wie ich es anfing und wie es abgegangen: Wie ich alſo ſo aus der verſtrickten Gegenwart in die verpfählte Zukunft hinaus ſah, bebte ich unwillkürlich in die beſſere Vergangenheit zurück, und gedachte des eben erzählten Vorfalles mit aller Luſt ſüßer Erinnerung.

Hat dir das arme gute Mädchen jene Liebe und zärtliche Menſchenfreundlichkeit erwieſen, ſchloß ich, ſo wird dir die reiche Witwe auch ein gläubiges Darlehen von hundert Gulden nicht verſagen! Und erfreut war ich über die Maßen — durch die grüne

Frühlingshalle ging ich jubelnd nach der ſchnöden Stadt zurück, vertröſtete die Guthaber auf die kürzeſte Friſt, und das mit ſolcher Zuverſicht und Beſtimmtheit, daß alle mit freudigen Komplimenten von dannen gingen, und ich einige ruhige Tage hatte, wie zu Zeiten des vollen Sackels und noch ungeſchwächten Glaubens.

Durch einen geeigneten Mittelsmann ließ ich der ſtillen, ſanftmüthigen Witwe mein ſchmeichelhaftes Anſinnen wiſſen, mit dem ganzen (wie mir ſchien) noch ſchmeichelhaftern Zuſatz meiner rührenden Gedenkung und — denkt euch! die Dame ließ mir meine Erinnerung, meine Rührung und mein kindiſches Dankgefühl unangetaſtet, ſie aber hatte, wie alle großen Herzen, ihrer milden That vergeſſen und bedauerte, daß ich nicht jetzt einer Zuckerdütte, die ſie mir wohl geben wollte, ſondern hundert Gulden bedürfe, die ſie mir bei den ohnehin ſchweren Zeiten nicht geben könne, und — Alles war aus und gut. —

Ich machte darauf im Dunkel der Nacht eine geiſtreiche Phantaſie über das Wort »Verlaſſen« und vertiefte mich ſo in dieſe Spekulation, daß ich mich ungewöhnlich weit von der ſchnöden Stadt entfernte, und man ſympathetiſch behauptete, ich hätte heimlich die Stadt — verlaſſen.

Die hundert Gulden wurden darauf meinem alten Oheim und Coronen abgezwackt, die, wenn ſie nur ein Aederchen von meiner holdſeligen Geliebten gehabt hätten, mich hätten verſtoßen und haſſen müſſen; weil ſie das aber durchaus nicht kannten, ſo übernahmen einſtweilen ein Schwarm fernerer Anverwandter die ſchwere Pflicht des Haſſes und das ſüße Geſchäft der Rache über meine theuren Blutsfreunde, als die nächſten Anſpruchhaber von Rechts und Gewiſſens wegen.

III. Moment.

Mit'n Beſenſtiel hab i'n auſſig'rennt,
Mit da Heuzang hab i'n einibrennt
Und da dumme Teufel hab's nöt kennt.
Volkslied.

Es war bereits wieder Jahr und Tag, ich hatte inzwiſchen in einer ausländiſchen Hauptſtadt mein Glück geſucht. Eingedenk des ermuthigenden Sprüchleins vom Pfennig erwartete ich: es würden ſich die Buchhändler und Verleger nichts weniger als raufen um die neuen Groten des geiſtreichen Fremdlings.

Geirrt! ſie rauften ſich nicht, aber einer ſchickte mich zum andern, daß ich vor innigem Verdruß und gerechter Galle hätte mit ihnen zanken und raufen können, und es wäre auch geſchehen, wenn ich bei Jedem meine ſtillen Gedanken hätte laut werden laſſen; denn ich mußte Jeden für ein anderes Thier erkennen.

Je nachdem es nun die Natur eines Jeden zuließ, ſo waren ſie theils galant oder diplomatiſch, achſelzuckend kurz oder zerrinnend breit, ehe ſie mich mit meinem Manuſcripte zur Thüre hinaus komplimentirten. Einer aber übertraf ſie alle an Humanität; derſelbe erlaubte mir gar, daß ich meine Schrift bei ihm dürfte liegen laſſen bis — zum jüngſten Tag, oder wie er es umſchrieb, bis — er Zeit haben würde, ſie durchzuleſen.

Doch was verweil' ich mich und ſchreibe längſt Geſchriebenes, wenn es nicht etwa nothwendig war, um dieſen letzten Moment zu motiviren und den Ausgang der Geſchichte einzuleiten, wie ich nämlich bei ſolchen Verſuchen und zwiſchen vergeblichem Hoffen und Harren mich wieder, und aber ſo in Schulden vermucht, daß mir einzig hundert Gulden den verrammelten Abzugspaß öffnen konnten.

Wieder, wie jedes Mal, ſtieg ich aus meinem poetiſchen Friedensreich nieder in's tobende Schlachtfeld der Wirklichkeit, zog mein ſtumpfes eingeroſtetes Schwert und ſtieß und hieb um mich, wie ein Wahnſinniger; aber ſchnell ward ich von der Menge übermannt, desarmirt und gefangen.

»Jetzt ſpazierſt du in's Hundeloch, du pochendes Wichtlein!« ſprach der feindliche Rottmeiſter, der dicke Garkoch, aus der —gaſſe, »und betreibſt, wenn es dir darin nicht gefallen ſollte,« ſprachen die zwei Flügelmänner: ein Schuſter und ein Schneiderlein, »deine Ranzionirung:« »denn wahrlich,« klapperte die Miethfrau, »uns iſt ein ſchellendes Beutelchen lieber und angenehmer, als dein winſelndes Fleiſch und dein klapperndes Knochengebäude.« »Wohl geſprochen!« raſſelten die feindlichen Männer und beſtimmten mir die Friſt. — —

Geht, thut mir den Gefallen, lacht mich trotz meines neuen Elendes recht aus, nennt mich einen Narren und Schwärmer; denn denkt euch und hört das Unerhörte! ich wandte mich in dieſer neuen und (der Himmel gebe es) letzten Noth wieder an ein Weib, wieder an eine reiche, noch in guten Jahren ſtehende liebenswürdige Frau und — Witwe.

Das iſt doch eine wahre Beſeſſenheit von mir, dieſe Verſeſſenheit auf die Weiber, und darunter wieder auf die — Witwen, jetzt, wo ich mir die Momente zuſammendränge, merk' ich es, und ſchäme mich.

Dennoch aber, ich kann es nicht verhehlen, und auch Ihr werdet es bei einiger Unterſuchung eingeſtehen müſſen, liegt in dieſen Verirrungen viel gemüthliche Poeſie und Romantik!

Einen bedrängten Muſenſohn, einen begeiſterten Jüngling hilft ein Weib aus leiblicher Haft und Bedrängniß!

Konnte ein Weib das materielle Opfer bringen, ohne nicht einen guten Theil oder gar das ganze Herz mitzugeben? —

Und dann eine ſolche Hilfe — welche Fundgrube, welcher unerſchöpfliche Schatz von Liedern und Romanzen; ja ein ganzes romantiſches Heldengedicht lag darin! Ha, das war ſchlau, das war groß und genial! — O Spiegelberg, ich kenne dich!

Der ich jetzt ſchrieb, einen langen, Glaube wimmelnden, Vertrauen ſtrotzenden, Liebe ſprudelnden, ſchönen Brief, worin ich nebſt andern Artigkeiten auch nicht vergaß, ihr zu Gemüthe zu führen, wie überaus artig und erhaben es wäre, daß einer vom Weib ruinirten Jammerſeele gerade vor dem Verenden wieder vom Weibe geholfen würde — dieſelbe, ſage ich, mochte bei meiner Briefempfängniß, vielleicht eben in ihren weitläufigen Hopfengärten oder Erdäpfelgefilden luſtwandelnd und erfüllt von dieſen derberen Gerüchen, vom feinern Aroma meiner Epiſtel nicht genugſam ergriffen und durchdrungen worden ſein; denn ſie vergaß — nicht etwa mir das erbetene Centum, ſondern auch nur eine abſchlägige Antwort zu ſchicken.

Das beirrte mich aber nichts. Ich war einerſeits zu voll von meiner romantiſchen Idee, anderſeits aber von meiner Noth zu ernſtlich bedrängt, als daß ich nicht eine zweite noch beweglichere Epiſtel nachgeſendet hätte, worin ich neben dem kläglichen Ernſt auch ſpaßhaft und launig wurde, und ſie erinnerte, wie ich im verfloſſenen Carneval nicht nur mein Herz, ſondern auch meine zwei Beine für ſie in Bewegung geſetzt und der ſtraffen Landdame die leicht fibrirende ſtädtiſche Galopade bei der ſchnarrenden Schulmeiſterfidel beigebracht; ingleichen ließ ich ihr phantasmagoriſch meine hoffnungsreiche Jugend vorüberſpazieren, wo ich ein kleines rothes Käppchen, lange blonde Haare und ein Hochnaschen getragen u. dgl. Witze mehr; ja und ſo wußte ich dem Briefe ein liebliches Grinſen zu geben, daß er ausſehen mußte wie ein lachender Affe.

Aber trotz dieſes Aufwandes that er keine beſſere Wirkung, als ſein Vorgänger. —

Die feſtgeſetzte Friſt war um — die gläubigen Männer wurden ungläubig, ſie verſicherten ſich in Ermanglung (wie ſie ſich ſchimpflich ausdrückten) alles Beſſern, meiner Perſon, und wollen, daß ich meine Schuld abarbeite. Da ich aber nichts kann, als ein klein wenig Flachs ſpinnen und ſchreiben, ſo verſprach ich den

Ehrenmännern allwöchentlich eine Strähne Garn oder eine Geſchichte, wovon das die erſte iſt.

Reflex.

Ich habe das Frauen-Kleeblatt lächerlich und ſchimpflich machen wollen, weil ich bis auf die heutige Stunde meinte, ſie hätten groß Unrecht an mir gehandelt, ach nein, ich bin es, und Unrecht that ich.

Ich fürchte, daß es mehr ſolche Menſchen gibt, wie ich, und für die iſt zunächſt und eigentlich das Geſchichtchen.

Mit Frauen und in der Liebe kann man nicht zart genug ſein. Den Unzarten erwartet Leid und Einſamkeit.

Was iſt der endliche Lohn des Spötters? —
Zwei häßliche Falten um den Mund.

Ich habe ein gutes, zärtliches Herz mit in die Welt genommen, ich wußte nicht, daß es ein Schatz ſei, und — hab' es leicht und leichtſinnig verſchenkt. Darauf fühlte ich meine Armuth und wollte mit den Trümmerchen noch Alles ausrichten.

Ich gefiel mir im wilden Park der rhapſodiſchen Herzensweisheit, die wohl in der Urzeit gelten mochte, verlachte die graue Erfahrung und die ſpitzbartige Tagsklugheit; auf das ſchlichte, lichte Ackerland der Verſtändigkeit ging ich nur Morgens zur neckenden Kurzweil und die duftigen Rebenhöhen der Spekulation maß ich nur von ferne mit dem klingen Triangel — ach, und nun rief ich nicht: aus!! — —

»Finis!« rief ich, und ſah vom Hefte weg die Fürſten an. Sie nickten beifällig lächelnd, und Prinz Caſimir, der das Manuſcript auf bewußte Weiſe an ſich gebracht, erſuchte mich, ein Billet zu ſchreiben, das ſo lautete:

»Mein Herr!

»Wir haben Ihr artiges Geſchichtchen geleſen und ſagen: handhaben Sie nur in Zukunft die Feder, ſtatt der Spindel! Hätten Sie ſtatt den kläglichen Bittſchriften lieber ein ſolches launiges Hiſtörchen geſchrieben; ſo hätten Sie längſt — was Sie hier nicht verſchmähen werden — hundert Gulden und meine Hochachtung

»Caſimir.«

Als ich Tags darauf Geld und Billet dem Arreſtanten aushändigte, hatt' ich ein rührendes Schauſpiel! Seine Augen ſchwammen in Freudenthränen, mit kindiſchem Jubel ſchwang er das Geld in den Händen und rief zum wiederholten Male: »Ach, mein Oheim, meine gute alte Corone!!« Und dann lobte er ſein Geſchick, daß ihm endlich doch, wenn auch auf die indirekteſte Weiſe, die Frauen geholfen hätten! —

Die Prinzen überließen mir die Verfügung über das Manuſcript, und ich übergebe es Ihrer Frauenhuldigung als eine eigenthümliche bizarre Art Frauenlob.

Leben und Tod.

Soll ein Gedicht recht unheilvoll ſich enden,
So heißt's von ſeinem Helden meiſt: — er ſtarb.
Iſt denn der Tod der einz'ge Leichenbitter,
Der bei dem Auge je um Thränen warb!

Iſt nicht die Todtenblume oft die Blüthe,
Die einz'ge, die den armen Pilger grüßt,
Dem dann zum erſten Mal die Erde leicht wird,
Wenn ſie als Hügel ſeinen Sarg umſchließt!

Iſt nicht das Leben oft ein Todgerippe,
Das ſeine Senſe bricht mit bittern Hohn,
Weil jedes Hälmchen Freude ſchon verblichen,
Auf ausgedorrter Haid' kein Mäherlohn?

Wird es nicht oft noch ſchauriger erklingen,
Wenn von dem Menſchen, den der Dichter ſang,
Im letzten Schlag der florbehang'nen Leier
Es jammernd tönt: — er lebte dann noch lang!

Ein Jüngling trug ein Ideal im Herzen,
Nach welchem er mit heißem Sehnen rang,
Er ward enttäuſcht — ſieht ſich verhöhnt — betrogen —
Er weinte, litt und lebte — lebte lang.

Es hat ein Mann gar gräßlich ſchwer geſündigt,
Als ihn ſein böſer Dämon einſt bezwang,
Es jagen ihn der Eumeniden Geißeln,
Er ſtöhnt im Schmerz und lebte — doch noch lang.

Ein And'rer hat ein edles Ziel gefunden,
Zu dem er mit den beſten Kräften drang,
Und mitten d'rin wirft ihn Kabale nieder,
Er unterliegt und lebte — dann noch lang.

Die Mutter wacht bei ihrem kranken Kinde,
Sie betet, weint — das Kind — es athmet bang —
Die Mutter folgt dem ſchwarzen Trauerzuge,
Begießt ein Blüthengrab — und lebt noch lang.

Stünd' doch der Tod an dieſer Lebensſtelle,
Hoſianna tönte als Erlöſungsruf —
Solch' Leben mag wohl herb're Thränen wecken,
Als je der Tod im Menſchenauge ſchuf.

D'rum frevelt nicht an Gottes lieben Tode,
Daß ihr ihn nur zum Schreckensbilde dingt,
Er iſt der Engel oft, auf deſſen Flügen
Der Arme ſich zum ſchönen Himmel ſchwingt.

Gotthard Freiherr von Buſchmann.

Der Spaziergang.

Der Abend war ſo duftig warm,
Ich ging hinaus in's Freie;
Süß Liebchen hing an meinem Arm,
Und ſprach von nichts als Treue,
Von Liebe, die kein Ende nimmt,
Von göttlichem Entzücken! —
Mein Herz, heut' doppelt froh geſtimmt,
Lag ganz vor ihren Blicken.

Sie ſchaute zwar kein Schloß darin,
Und auch nicht Millionen;
Doch guter Wille, froher Sinn
Mocht' nirgend reicher wohnen.
D'rauf ſprach ſie von der Penſion,
Im Fall ich ſterben ſollte —
Ein Dutzend Jahre ſind's wohl ſchon,
Daß ich ſie freien wollte.

Schreier

Aus Joh. Mayrhofers Nachlaſſe.

Cypariſſus.

Siehſt du den traurig ſchönen Baum
Cypreſſe, der in Schwermuth grünt,
Und deine Seele düſter ſtimmt:
So höre, was uns jenes Volk,
Das allen Weſen Leben lieh,
Und ſie in's blumige Gewand
Der Dichtung liebend eingehüllt,
Vom Knaben Cypariſſus ſang:
Apollo's Liebling ſollte früh
Die ſtygiſchen Geſtade ſchau'n —
So wollt' es, eiſern, das Geſchick.
Doch rafft' es nicht mit Sturmgewalt
Ihn aus der Heimat Fluren weg, —
Sein Liebſtes aber raubt' es ihm,
Das riß den Jüngling mit in Tod.
Ihm war, mit äſtigem Geweih',
Und hellem, treuem Aug', ein Hirſch.
Den hatte er an ſich gewöhnt;
Er wich von ſeinem Herren nicht,
Und lieh des Jünglings Spielen ſich.
Der Jüngling pflegte einſt der Jagd,
Im nacht- und duftumſtrömten Forſt.

Ein ſtolzer Hirſch — der ſeine war's —
Reizt ſeinen Pfeil, der raſch entſchwirrt,
Und, wie der Blitz, den Liebling trifft;
Im Blute erſt erkennt er ihn.
Bald hatten Reue ihn und Schmerz
Den bleichen Schatten zugeſellt.
Da ließ Apoll auf ſeinem Grab'
Den ſchönen, traur'gen Baum entſteh'n.

An Echo.

Echo, die in Klüften wohnet,
Gib der erſten Liebe Glück,
Einen Klang der Melodie zurück,
Die im Abgrund dieſer Bruſt gethronet!

Sieh'! ich ſuche rings zu bilden,
Laſſe Manches auf mich ſtürmen,
Strebe ſorgſam Baugeräth zu thürmen,
Streife raſtlos irrend in Gefilden!

Mancher Ton dringt an die Ohren, —
Einer wär' es, der beglückte,
Einer nur vereinte das Zerſtückte —
Aber ach, ich habe ihn verloren!

Die erſtarrte Amſel.

Fand am Wege eine Amſel,
Ganz erſtarrt auf Schnee gebettet:
Vogel! hatteſt ſchön geſungen, —
Und nun wirſt du nimmer ſingen!
Laue Lüfte werden wehen,
Bäume werden ſich belauben,
Klare Bächlein munter ſprudeln,
Und die Roſen ſich entfalten;
Alle Vögel werden zwitſchern, —
Doch die Amſel iſt verſtummet.
War ihr Leben kurz bemeſſen,
Hatt' es dennoch manche Freude:
Klang ſich aus in hellen Tönen,
Eh' der Grimm des Winters nahte.
Gleiches Schickſal wünſcht der Dichter:
Liederfülle, raſches Ende.

An die Frühlingswinde.

Kommt, ſanfte Frühlingswinde,
Haucht von Gebirg und Flur
Des Eiſes ſtarre Rinde,
Des Schnees bleiche Spur.

Laßt grüne Saaten ſprießen,
Lockt zartes Laub hervor,
Und ſchmeichelt auf den Wieſen
Die Blümlein all' empor.

Schwellt koſend meinen Buſen
Mit friſcher Jugendluſt;
Weckt alle heit'ren Muſen
In meiner tiefſten Bruſt.

Dann will ich Lieder ſingen,
Und in der Freude Glanz
Sie meinem Liebchen bringen
Mit Strauß und Blumenkranz.

Adolf Ruhe.

Vergeſſen.

Es iſt wohl ſchwer, zu ziehen
Von denen, die uns lieb,
Und die ein heilig Fühlen
In unſ're Seele ſchrieb;
Doch iſt ob allen Häuptern
Ein gleiches Blau geſpannt,
Und eine gleiche Sonne
Wärmt auch das fernſte Land. —

Es iſt wohl ſchwer zu ſcheiden
Auf immer von der Welt,
Von Allem, was ſie Theures
Für unſer Herz enthält;
Doch öffnet einſt *ein* Himmel
Sein golden ſtrahlend' Thor,
Und ruft verwandte Seelen
Vereinigend empor.

Doch bitt'rer noch und ſchwerer,
Als ſelbſt des Todes Pein,
Iſt lieben und *vergeſſen*
Von der Geliebten ſein;
Das ganze Maß des Schmerzens
Ruht in dem *einen* Wort,
Man ſtirbt und lebt doch ſterbend
In tauſend Qualen fort.

Hyazinth von Schalheim.

Zephir's Rache.

Ein Mägdlein, lieblich anzuſeh'n,
Stieg auf zur luftigen Höh',
Ließ ihre Lämmer vor ſich geh'n,
Die Lämmer, ſo weiß wie Schnee.

Sie ſetzte ſich an des Berges Rand
Und blickte hinab in's Thal',
Und pflückte ſich Blumen mit zarter Han
Und ſang im Morgenſtrahl.

Es gaukelte Zephir im nahen Hain,
Der ſanftaufſäuſelnde Wind,
Der hörte die Stimme, ſo hell und rein,
Und ſah das reizende Kind.

Und ſein Herz in liebender Sehnſucht ſchwoll;
Er verließ den dunklen Wald,
Trat hin vor die Dirne anmuthvoll,
In der holden Göttergeſtalt.

Gar bald mit mächtiger Wunderhand
Vereinte Eros das Paar;
Es koſ'te zärtlich am Bergesrand,
Bis daß es Abend war.

Jetzt mußte die ſchöne Schäferin fort;
Doch früh am nächſten Tag,
Da trafen ſie wieder zuſammen dort,
Als ſilbern der Thau noch lag.

Und täglich, wenn glühend des Morgens Strahl
Umglänzte die luftige Höh',
Zog munter das Mägdlein empor vom Thal
Mit den Lämmern, ſo weiß wie Schnee.

So koſ'ten die Beiden am Bergesrand,
Auf der Wieſe weichem Grün,
Bis endlich den Bäumen das Laub entſchwand,
Und der rauhe Winter erſchien.

Da rief der ſanftaufſäuſelnde Wind:
— Gar ſchmerzlich erklang ſein Wort —
»Leb' wohl, leb' wohl, mein theures Kind,
Leb' wohl, es treibt mich fort!«

»Ich muß von hinnen, muß ſchlafen geh'n;
Mein Gebieter befiehlt es mir;
Doch, wenn des Frühlings Düfte weh'n,
Komm' eilend ich wieder zu Dir!«

Er rief's und drückte der weinenden Dirn',
Umfaſſend die ſchlanke Geſtalt,
Ein Küßlein auf die zarte Stirn'
Und entſchwebte zum dunklen Wald.

Als aber der Lenz die Fluren umwob,
Entfeſſelt rauſchte der Bach,
Das Veilchen ſein blaues Haupt erhob,
Ward Zephir wieder wach.

Er eilte freudig zum Bergesrand,
Sah ſitzen das Mägdelein;
Doch ein junger Schäfer bei ihr ſtand,
Der umfaßte die Traute ſein.

Das drang dem Lauſchenden tief in's Herz;
Er blieb, wie verſteinert, zurück;
Er ſah ihr Koſen mit wildem Schmerz,
Mit thränenſchwerem Blick;

Und fleht', auf die Wieſe ſich knieend ſacht:
»O du Gott, der uns Winden gebeut,
Verleihe mir gnädig des Nordwind's Macht
Nur auf kurze, kurze Zeit!«

Da durchfuhr ihn gewährend des Gottes Strahl,
Und er ſtürzte das koſende Paar,
Gewaltig ſtürmend, hinunter in's Thal
Sammt der ſchimmernden Lämmerſchaar;

Und ſchwebte mit grauſem Todtengeheul
Hoch über des Thales Gruft,
Und entwirbelte d'rauf in düſt'rer Eil'
Durch die zitternde Frühlingsluft.

Carlopago.

Schwert, Feder und Gold.

Erzählung von F. X. Told.

1.

Mein Vater, Gott habe den Gutherzigen ſelig, hatte ungefähr ein Vermögen von hunderttauſend Gulden in Gold und engliſchen Papieren, als ihn die Luſt anwandelte, ſeine Geburtsſtätte Wien mit Paris zu vertauſchen. »Ich habe kein Glück im Vaterlande,« ſagte er zu mir mit wehmüthigem Lächeln, als er mein Staunen über ſeinen ſeltſamen Entſchluß gewahrte, »und will es daher auf fremden Grund und Boden verſuchen, der launenhaften Glücksgöttin ein Lächeln abzugewinnen.« Ich wollte ihm begreiflich machen, daß es ſchwer ſei, inmitten eines fremden Volkes bei diverſen Sitten und Gebräuchen ſein Geld zu vermehren, allein er ließ mich nicht zu Worte kommen, und fuhr fort: »Ich weiß, was du ſagen willſt, mein lieber Richard; doch erſpare dir die Mühe. Mein Entſchluß iſt feſt wie carariſcher Marmor, heute über acht Tage ſitzen wir in dem bequemen Reiſewagen, und treffen uns nicht beſondere Unbilden des Schickſals, ſo feiern wir den Tag meiner Geburt in der Hauptſtadt der Franzoſen. Paris, dieſer Ameiſenhaufen der Glücksritter, dieſe Gebärmutter der Erfindungen, dieſes Treibhaus des Luxus und der Mode, dieſe Pflanzſchule der Helden, dieſe Wiege der Könige, die heute das Scepter ſchwingen und morgen den Wanderſtab ergreifen, dieſes Univerſum des Zufalls und der Unbeſtändigkeit — es ſoll mich entweder zur Unabhängigkeit erheben, oder mir das Grab anweiſen, wo ich, unbekrittelt von meinen Landsleuten, das Haupt des Bettlers zur Ruhe legen kann.«

Der gute theure Vater hatte den Urtheilsſpruch über ſich ſelber ausgeſprochen. Schon nach zwei Jahren war jenes düſtere, ahnungsſchwere Wort erfüllt. Er ſtarb, jeder glücklichen Hoffnung, jeder glücklichen Ausſicht beraubt, als Bettler. Falſche Spekulationen und eine gänzliche Unbekanntſchaft mit dem Charakter jener Börſehyänen, die ſich mit aalglatten Geſichtern und erheuchelter Theilnahme an den leichtgläubigen Deutſchen anſchmiegten, hatten den allzu Vertrauungsvollen um den letzten Reſt ſeines Vermögens, den er dem gänzlich verſchuldeten Eigenthümer einer Kupfermine darlieh, gebracht, und ſeinen nahen Tod herbeigeführt. Mir ſelbſt blieb kein anderer Nachlaß, als ein Name, den Niemand kannte, und höchſtens die Ausbeute meiner Studienjahre, Kenntniſſe und Bildung. Was aber ſollte ich mit dieſem geringfügigen Erbe in einer Stadt, wo unzählige Talentvollere als ich, faſt nutzlos herumirrten, und keine anderen Freunde hatten, als den Himmel und die Erde.

Ich war der Verzweiflung nahe, und nur die Leiche meines Vaters hielt mich zurück, alles Weh des Augenblickes in der rauſchenden Seine zu begraben. Sie lag in der kleinſten Stube unſerer Wohnung — die harten Gläubiger, von denen ich kaum eine Ahnung gehabt, hatten ihr dieſe kümmerliche Stätte angewieſen, während ſie ſelbſt in den größeren Zimmern ſich um unſere letzte Habe ſtritten.

Ich konnte nicht Zeuge dieſer herzzerreißenden Scene ſein. Ich wollte fort — weit fort, allein die heilige Pflicht, der letzte Dienſt, den ich dem Andenken meines Vaters ſchuldig war, hielt mich zurück. Weit entfernt, meine eigene unglückſelige Lage zu bejammern, fühlte ich nichts Anderes in meiner Bruſt, als den Schmerz der Kindesliebe. — Ich kniete am Fuße der theuren Leiche nieder, und betete für den dahingeſchiedenen Geiſt, der jetzt aller Feſſeln enthoben, in dem Reiche der Klarheit weilte. Meine Andacht hatte mich geſtärkt, und mir die Faſſung gegeben, die ich für das, was noch kommen ſollte, dringend bedurfte. Den

Augenblick, als die Träger eintraten, und die alles Schmuckes beraubte Leiche meines Vaters mit allen Zeichen der Geringſchätzung in die elende Truhe warfen, und polternd nach dem unten harrenden Gratiswagen ſchleppten, werde ich nie vergeſſen.

Mir war es, als ſei die Welt geſtorben und Niemand auf der Erde mehr, als ich — und der Tod! Erſt nach einer Stunde konnte ich mich aus meinem Schmerz erheben, ich rannte fort, und forſchte, wohin man den theuren Todten gebracht. Niemand wußte Beſcheid. Der Eine wies mich zu dieſer, der Andere zu jener Kirche. Faſt bis zum ſpäten Abend lief ich herum, aber vergeblich, den Gegenſtand meiner ſchmerzlichen Sehnſucht fand ich nirgends. Endlich hatte ich die Kirche St. Sulpice erreicht. Ein ſtarkes Gedränge ſagte mir, daß hier ein Feſt begangen werde. Ich fragte und erfuhr, daß man einen der reichſten Kaufherren von Paris beerdige. Mit großer Mühe gelangte ich in den inneren Raum. Hunderte von Lichtern brannten an den Altären, um das Andenken eines Mannes zu ehren, der vielleicht kein anderes Verdienſt hatte, als daß er mit ſeinem Gelde glücklich ſpekulirt hatte. Man trug den ebenhölzernen Schrein unter Pſalmen und Gott preiſenden Liedern durch alle Gänge der Kirche, und ſtellte ihn endlich an den Stufen des Hochaltars, umgeben von Prieſtern, Sängern und Fackelträgern, nieder. Der feierliche Geſang, der ſich jetzt in die Klänge der Orgel miſchte, die kirchliche Ceremonie und die ſchluchzenden Leidträger des Geſchiedenen wirkten ſo wunderbar auf mich, daß ich faſt unwillkürlich der Leiche des fremden Mannes immer näher und näher rückte, und endlich an der letzten Behauſung dieſes irdiſchen Lebens niederſank und mein Herz im lauten inbrünſtigem Gebete ergoß. Alles ſtaunte über den unbekannten Beter. Man fragte, forſchte — aber Niemand kannte mich.

Von der Phantaſie des Schmerzes überwältiget, betete ich an der Leiche eines Kröſus für einen Bettler, der mein Vater war. — Wie ich endlich aus der Kirche zurückgekehrt, weiß ich nicht mehr; nur ſo viel iſt mir noch erinnerlich, daß ſich beim Ausgange in dem Gedränge eine junge, ſchwarz gekleidete Dame in meinen Schutz begab, die mich dringend bat, ſie zu ihrem Wagen zu geleiten. Ich erfüllte faſt gedankenlos ihren Wunſch, und vernahm kaum den Dank ihres geängſtigten Vaters. Erſt als ſich die Menſchenmenge um mich her verlor, fand ich mich in mir ſelbſt wieder, indem ich an einem Seitenportale der Kirche lehnte. Wie ein Träumender, eins mit meinem Grame, durchſchlich ich einige minder belebte Straßen. An's Nachhauſegehen dachte ich nicht. Was ſollte ich auch dort. Ich hatte daheim nichts mehr zu ſuchen. Die Verzweiflung, das einzige unangetaſtete Erbe, trug ich ja bei mir.

Mit dieſem finſteren Bewußtſein durchſtreifte ich Paris in allen Richtungen und warf mich endlich, als Mitternacht ſchon lange vorüber war, am Boulevard auf eine Steinbank, daſelbſt den Morgen abzuwarten. — Meine Augen ſchloßen ſich bald, um mir den Vorhang des Erlebten zu lüften. Es war eine düſtere Vergangenheit — aber ſie lag dahinter. Nur die Zukunft drohte als eine ſchauervolle Nacht und nirgends leuchtete über ihrem wolkenumlagerten Haupte ein milder, verſöhnender Stern. Mit dem neuen Tage kamen neue drückende Sorgen! O, warum gab es für mich nicht eine ewige Nacht!

Es mußte ſchon hoch am Morgen ſein, als ich erwachte. Ueberall, wo ich hinblickte, gewahrte ich Thätigkeit und Leben. Beſchämt ſprang ich auf, allein es that nicht noth. In Paris findet man ja, wenn der Tag erwacht, vielleicht Tauſende von Schläfern, die am Abend vorher nicht wußten, wo ſie ihr Haupt hinlegen ſollten.

Nachdem ich mich im nächſten Kaffeehauſe wenigſtens körperlich ein wenig erholt, begann ich erſt über meine gegenwärtige äußere Lage nachzudenken. Meine ganze Barſchaft mochte ſich auf zwanzig Franken belaufen. Auf die Bekanntſchaft meines verarmten Vaters durfte ich nicht rechnen, für meine Fähigkeiten gab es nicht gleich einen Platz, und an die Rückkehr in's deutſche Vaterland konnte ich unter den obwaltenden Umſtänden am allerwenigſten denken. — Tauſenderlei Pläne durchkreuzten meinen Kopf, doch was ich mich auch bemühte, nirgends fand ich einen Ausweg aus der beengenden finſteren Gegenwart. Endlich, als ich ſchon mit jeder Hoffnung zerfallen, durchzuckte mich ein Gedanke wie ein elektriſcher Funke! — Der Dichter Börne, den mein Vater öfters beſuchte, und welcher ſich auch mir ſehr freundlich erwieſen, ſollte der Anker ſein, an den ich den letzten Faden meiner Hoffnungen knüpfte. Vielleicht konnte er, der zwar grämliche aber gutherzige Alte helfen. Raſchen Schrittes eilte ich nach ſeiner Wohnung. Meine Seele lechzte nach Mittheilung. Ich wollte meinen Gram in ein deutſches Herz ſchütten, und das — das hatte Börne gewiß!

Ein dumpfes »Herein!« brachte mich in die Stube des vielberühmten Gelehrten. Er mußte eben einen glücklichen Gedanken in der Feder haben, denn ohne aufzublicken blieb er an ſeinem Pulte.

Endlich, nachdem er ſinnend noch einige Zeilen niedergeſchrieben, ſchob er das Blatt zurück, und wandte ſich zu mir. Sein erſter Blick benahm mir meinen Muth. Mit finſterem Antlitze ſaß er in dem eleganten Sorgenſtuhl und muſterte mich, als wollte er ſich meine Geſtalt in's Gedächtniß rufen. Ich mußte mich in den letzten Tagen ſehr verändert haben, ſonſt hatte mich Börne, obwohl ich nicht häufig zu kommen pflegte, noch immer ſogleich erkannt. Auch ihn ſchien ſeine Krankheit einmal wieder recht heftig angefallen zu haben, er litt an Gichtſchmerzen; denn alle ſeine Züge und der große Pelz, in den er gehüllt war, verriethen deutlich den leidenden Zuſtand ſeines Körpers.

Nachdem er mich noch einmal, die Hand über die Augen gleich einer Blende haltend, betrachtet hatte, fuhr er heraus: »Ei, jetzt kenne ich Sie erſt!« und mir den zunächſtſtehenden Stuhl näher rückend, lud er mich ein, Platz zu nehmen.

»Parbleu!» rief er jetzt, indem er ſeinen Pelz etwas lüftete, und die wüſt herumhängenden wenigen Haare auf der Stirne ordnete: »Wie ſehen Sie aus! — Kein Wunder, daß ich Sie nicht gleich erkannte. Entweder ſpielt Ihnen die Liebe ſo arg mit, oder es hat Sie ein wirkliches Leid getroffen, wovon ich in meiner Dachshöhle gar keine Ahnung habe.»

»Wohl haben Sie davon keine Ahnung,» verſetzte ich, mit ſchwer verhaltenen Thränen, und erzählte ihm das Unglück meines Vaters und ſeinen unlängſt erfolgten Tod.

»Alſo todt iſt der brave Deutſche?» wiederholte Börne mit faſt klangloſer Stimme und ſchnell das Lederkäppchen auf den unverwahrten Scheitel pflanzend, wandte er ſich ſeitwärts, um eine Thräne zu zerdrücken.

Nach einer langen Pauſe erholte ſich der Bewegte, und mit überaus herzlichem Tone ſagte er halbleiſe vor ſich hin: »Nach dem, was vorgefallen, war für ihn der Tod ein willkommener Freund — überwinden Sie Ihren Schmerz, junger Mann, der Zurückgebliebene iſt allein der Beklagenswerthe, das Leben aber, die Thätigkeit der Jugend, muß Sie über Ihren Verluſt erheben, das iſt die reinſte Dankbarkeit, die Sie dem Abgeſchiedenen erweiſen können. Blicken Sie um ſich; erwägen Sie Ihre Fähigkeiten, und Sie finden vielleicht da, wo Ihr Vater ſich das Leichenbett bereitete, den goldenen Schlüſſel für Ihre Zukunft. Mir iſt Paris, obgleich der Zirkus aller menſchlichen Laſter, dennoch lieber als jene hochgeprieſenen Länder, wo der Gedanke nicht ohne Zoll die Grenze paſſiren darf, der kühne Geiſt mit Knütteln erſchlagen wird, und die hungrigen Literaten nur da zu ſein ſcheinen, um die Käſekrämer mit Makulatur zu verſehen.»

Börne war im Zuge. Der Tod meines Vaters hatte ihn angegriffen, und den grollenden Genius in ihm, der nur ſelten ſchlummerte, emporgerüttelt, daß er ſeinen Zorn, wie glühende Lava, über all die menſchlichen Verhältniſſe ergoß, die ſelbſt den kräftigeren Geiſt oft in müßigem Kampfe darnieder beugen.

Diesmal war zu meinem Troſte dieſe aufgeregte Stimmung bald beſänftiget, und als ich ihn wegen meiner nächſten Exiſtenz um Rath und Hilfe bat, da ſchien ſeine Empfindung weicher, als ich ſie je gefunden hatte. Man ſah es jedem Zuge ſeines Antlitzes an, daß aufrichtiges Mitleid in ſeiner Bruſt wohne, daß er freudig zu helfen bereit ſei, und nur das Wie wollte ihm noch nicht recht klar werden.

Ich lenkte daher ſelber ein, und meinte, ob er mir nicht auf irgend einem Comptoir ein Plätzchen verſchaffen könnte. »Der Feder alſo,« entgegnete er faſt unwillig, »möchten Sie Ihre Zukunft vertrauen?« — und haſtig den Stuhl hin- und herrückend, fuhr er mit blitzenden Augen fort: »Nein, lieber die Schiebkarre, als die Feder — lieber den Straßenkoth, als die Tinte! Sehen Sie,« hier raffte er das Blatt, auf das er bei meinem Eintritte in das Zimmer geſchrieben, auf, und zeigte es mir; es war ein Gekritzel, zwanzigmal durchſtrichen und darüber geſchrieben, daß keines Menſchen Auge auf den erſten Blick auch nur ein Jota zu entziffern vermochte. »Sehen Sie,« ſprach er, wie erbittert weiter, indem er mit den gichtkrummen Fingern das Blatt zerknitterte; »ich ſchreibe die Geſchichte unſerer Tage mit meinem Blute, und was iſt mein Lohn? — Neid, Erbitterung gegen mich, wo ich nur hinblicke, ein verlornes Vaterland und ein ſiecher Körper, der noch den letzten Reſt ſeines Frohſinns, worin ſich die Menſchheit freundlicher zurückſpiegeln könnte, zu Tode martert. Die Mitwelt kümmert ſich wenig darum, wie Börne ſchreibt, und die Nachwelt gibt mir gerade ſo viel, als eine Priſe Robiliard — denn ſie iſt die Vernichterin des Vergangenen, und ein Thor iſt es, der ihr, vielleicht des künftigen Ruhmes willen, ſeine Gegenwart aufopfert. Darum kein Wort mehr von der Feder. Erlaubten es meine phyſiſchen Kräfte, bei Gott, noch heute würde ich ein Holzknecht, und verlachte in meiner Niedrigkeit die hochgeborne Welt, mit all' ihrem glänzenden Firlefanz, der, wenn es hoch kommt, nichts iſt, als eine Beute hungriger Motten. Ich kenne nur einen Stand,» ſprach er, meine Hand mit innerer Begeiſterung erfaſſend, weiter, »dem ich als ein Mann von Ihrer Jugend und Kraft angehören möchte.» Ich forſchte darnach und Börne fuhr mit Extaſe heraus: »Es iſt der Stand des Kriegers! Mit dem Schwerte in der Fauſt, da ſteht der Mann in ſeiner ganzen Würde. Der Säbel iſt die gewaltige Feder, die die Geſchicke der Völker in die Annalen der Geſchichte einzeichnet. Napoleon hat's bewieſen, und die Tinte, von Blut gekocht, iſt köſtlicher als die ſchwarze Lauge, die für Verleumdung und Aberwitz aus Vitriol und Galläpfel gebraut wird. Sie ſind gebildet, reden deutſch, franzöſiſch und italieniſch. Die Fremdenlegion, welche nach Algier beſtimmt iſt, nimmt kräftige junge Leute aus allen Ständen auf. Ich gebe Ihnen ein Empfehlungsſchreiben an den Kriegsminiſter, und hol' mich der Geier,» hier ballte er die knöchernen Finger, »Sie kommen als Offizier an. Algier, das Land der Tauſend und Einen Nacht, wird vielleicht für Sie zum Märchen des Glücks.»

Börne's Eifer und Liebe zum Soldatenſtande theilte ſich mir, von ſeiner Beredſamkeit überwältigt, elektriſch mit. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, das Räthſel meines Lebens fand in dem Worte: Schlacht und Tod ſeine Auflöſung. —

Mein Empfehlungsſchreiben war bald vollendet. Börne verſprach mir überdies, noch Abends im Theater mit dem Kriegsminiſter zu ſprechen, und er hielt redlich Wort.

Ich ward freundlich aufgenommen, und ſchon nach acht Tagen hatte ich ein Unterlieutenants-Patent in der Taſche. Börne freute ſich wie ein Kind darüber. Ich mußte ihm mit Hand und Mund verſprechen, mit jedem von Algier kommenden Kurier zu ſchreiben.

Als ich mit meiner Legion abmarſchirte, begleitete er mich eine gute Strecke, und als wir uns trennten, und ich an ſeiner Bruſt wie von meinem Vater Abſchied nahm, da ſchüttelte er meine Hand und ſagte freundlich: ich möchte die literariſchen

Abſchnitzel nicht verſchmähen, die er mir für das Lebewohl zugedacht habe. Ich nahm das Dargebotene ſtillſchweigend an, riß mich von dem Edlen los, und folgte, von ſeinem Segen begleitet, freundlichen Herzens dem Rufe meiner neuen Beſtimmung. Börne ſtand noch lange auf einem Hügel und blickte mir nach. Mir war es, als erkenn' ich noch ſeine Züge, in denen der Abglanz eines großen Herzens ſich jetzt mir unumwölkt zu erkennen gab, endlich entſchwand er meinen zurückſpähenden Blicken, aber nicht dem inneren Auge der Dankbarkeit, in welchem keine Wohlthat durch Zeit und Ferne verliſcht. Als ich jetzt das von ihm erhaltene Papier öffnete, fand ich zu meinem Erſtaunen ſtatt der literariſchen Abſchnitzel 20 Napoleond'or.

Ohne große Schwierigkeiten ſegelte unſere Flotte nach mehreren Wochen von Toulon nach Algier ab. Was ich dort als Soldat erlebt, welche Drangſale ich und meine Kriegsgefährten auf nordafrikaniſchem Boden erduldet, und wie der ſchlaue Franzoſe die Fremdenlegion, die blos für die gefährlichſten Punkte beſtimmt zu ſein ſchien, behandelte, gehört nicht in den Rahmen dieſer Novelle. Uebrigens gedenke ich noch, trotz der Gefahren und Beſchwerden, die ich beſtehen mußte, mit Vergnügen jener Epoche, in der es mir vergönnt war, mit dem Schwerte in der Fauſt den kühnen Raubſtaat bekämpfen zu helfen. Es iſt ein himmliſches Land, von deſſen zaubervoller Schönheit der Europäer keine Begriffe hat. Die Gegend von Algier, Titeri und Conſtantine gleicht einem Garten, der von den herrlichſten Blumen und Kräutern lieblich duftet, und deſſen unzählige Silberſtröme bei der oft drückenden Sonnenhitze dem Wanderer Labſal und Kühlung bringen. Ich habe viel überduldet, und mir in zwei Schlachten gegen die tapfern Mauren und Beduinen Wunden geholt, die mich vielleicht noch in ſpäteren Jahren erinnern werden, daß ich in Algier gefochten; doch deshalb kann ich dieſes Land mit ſeinen feenhaften Naturwundern, dem mächtigen Atlas, deſſen höchſte Gipfel in den ſchimmernden Mantel ewigen Schnees gehüllt ſind, nie vergeſſen, und jetzt noch, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe, möchte ich fort, um gegen Abd-El-Kader die Waffen zu führen.

Zwei volle Jahre hatte ich bereits in dem Heere der Franzoſen unter fortwährenden Gefechten und Belagerungen der verſchiedenen feſten Plätze verlebt. Sowohl meine Legion als das übrige Befreiungsheer wurde von Woche zu Woche ſchwächer; die Feinde jedoch, die ſich nach und nach in den Wüſten ſammelten, mit jedem Tage kühner, ſo, daß dem Marſchall des Heeres nichts erübrigte, als die franzöſiſche Regierung um Verſtärkung zu bitten. Mir ward der Auftrag, dieſe Depeſche als Kurier nach Paris zu bringen. Mir bebte über dieſe Verfügung das Herz vor Freude. Jetzt, nach ſo manchen beſtandenen Gefahren, als Held und Mann, der mit Stolz auf ſeine goldenen Epaulets blicken konnte, und die Spuren, daß er dem Feinde kühn in's Auge geſchaut, auf der Stirne trug, nach der völkerwimmelnden Stadt zurückzukehren, die ich arm und verwaiſt verlaſſen, war ein zu ſchöner Gedanke, als daß ihn der jugendliche Sinn nicht mit allen Reizen der Phantaſie verherrlicht hätte. So ſchnell als gelte es eine Flucht, hatte ich die nöthigen Effekten gepackt, und ſchon des anderen Tages, ehe noch die Sonne die Thürme und Giebel von Algier übergoldete, befand ich mich mit meiner Sendung auf dem Wege.

Mit ganz anderen Gefühlen betrat ich jetzt Paris, als ich es damals verließ. Die ſtillen Hoffnungen meiner Zukunft, die ehedem keimend in meinem Herzen ruhten, hatten ſich jetzt lieblich entfaltet, um neue Blüthen zu treiben, und ſich noch ſchöner zu kleiden. Und eben ſo ſchien jetzt die Außenwelt mit meinem Innern im Einverſtändniß zu ſein. Ueberall, wo ich hinkam, ward ich freundlich und mit Zuvorkommenheit aufgenommen. Selbſt König Philipp unterhielt ſich mit mir über die afrikaniſchen Angelegenheiten, über eine halbe Stunde, und zwar auf eine ſo herablaſſende, liebliche Weiſe, daß es mir nicht anders vorkam, als hätte ich mit meines Gleichen zu thun.

Ich hatte vom Kriegsminiſter die Bewilligung erhalten, mich in Paris ſo lange aufzuhalten, bis die beabſichtigte Verſtärkung für Algier zuſammengeſtellt ſei.

Mir, der ich jetzt in beſſerem Vernehmen mit meiner Kaſſa ſtand, als ehedem, denn ich hatte ſo manches heidniſche Goldſtück zu meinem Glauben bekehrt, war dieſe Vergünſtigung gerade recht. Es war die Zeit des Carnevals, wo halb Paris von Erluſtigung zu Erluſtigung raſ'te, um im eigentlichſten Sinne den fröhlichen Zweck des Daſeins zu erfüllen. Nachdem ich ſämmtliche Theater beſucht, die berühmte, nach meinen und überhaupt nach deutſchen Begriffen überſchätzte jüdiſche Künſtlerin Rachel geſehen, Meyerbeer's monſtröſe »Hugenotten« angeſtaunt, und die leichtgläubige Phantaſie der Franzoſen, vermöge welcher ſie eine 66jährige Matrone Dlle. Mars in heiliger Künſtlerehrfurcht noch für ein junges Mädchen hielten, ſattſam bewundert hatte, beſchloß ich auch einmal den tanzſchöpferiſchen Muſard, den Rivalen des Wiener Strauß auf einen ſeiner beliebteſten Plätze zu beſuchen. Ich fand des Herrlichen und Schönen viel; allein die herzliche Luſt, die wahrhaft ungeſuchte Fröhlichkeit der Wiener, die bei ihrem Sperl freudeberauſcht Rang und Stand überflügeln, den eigentlichen unverkennbaren Impuls tanzſeliger Fröhlichkeit — den fand ich nicht. Muſard komponirt treffliche Quadrillen, Cotillons und ſonſtige Konverſationstänze, allein den einfachen, echten deutſchen Walzer, der Geiſt und Herz erfriſcht, und den Tänzer, ſei er gewandt oder nicht, wie durch einen Zauber beherrſcht, verſteht er nicht zu bringen, und wenn es ihm wirklich einmal gelang, ſo ſteckte gewiß ein kleiner Diebſtahl an einem Wiener Komponiſten dahinter. Doch noch weiter als Muſard's Kompoſitionen, blieben die leichtfüßigen Pariſerinnen gegen die deutſchen zurück. Sie jagten ſich, daß allen der Schweiß auf der Stirne perlte, aber das hinreißende Schweben einer Wiener Tänzerin, in welchem ſich die melodiſchen Takte flüchtig zu verkörpern ſcheinen, mußte ein vergleichendes Auge überall vermiſſen. Allein gerade deshalb, weil

eſ nicht konnten, wollte Alles walzen. Es war ſeit Taglioni's
llet: »Die Tochter der Donau,« Mode, ja faſt Manie gewor-
, auf allen öffentlichen Tanzplätzen und in allen geſellſchaft-
en Zirkeln den Zauber dieſes noch ſo ungeübten Tanzes zu
roben. Ich konnte dieſes ungelenke Abmühen der Walzerlu-
en kaum noch mit anſehen, und um die Ehre meiner Vater-
t zu retten, ſpekulirte ich ſchon auf ein hübſches, leichtbeflü-
es Mädchen; denn in Wien galt ich für einen der beſten Tän-
Ich ſchlich daher im ganzen Saale herum, muſterte die Jün-
nnen Terpſichorens, und wollte mich eben zu einer Wahl ent-
iden, als mir auf der entgegengeſetzten Seite ein Mädchen-
litz in's Auge fiel, das mich ganz ſtutzig machte. Mir war's,
ob ich der lieblichen Erſcheinung ſchon irgendwo begegnet ſei,
n ich vermochte damit, ſo ſehr ich auch mein Gedächtniß an-
ngte, keine nähere Bezeichnung zu verbinden. Ohne mich lange
eſinnen, trat ich der Holdſeligen näher, und ſchon die nächſte
r fand mich inmitten der Tänzer. War das ein Staunen!
Ueberall bewundernde Blicke, die ſich an unſere enteilenden
ritte hefteten. Ich war eitel genug, dieſes im Fluge bemer-
zu können. Aber in der Wahrheit, Strauß und Lanner hät-
mir den Preis auf die Stirne geküßt, denn jetzt wußte Paris
einmal, wie man in Oeſterreich walzt. Die Bewunderung
ſo weit, daß mir Alles Platz machte, und daß die Männer,
n Mitten des Saales als Zuſchauer ſtanden, gegen Ende
Tanzes unmäßig applaudirten und mich, ſammt meiner
lſchönen Tänzerin, wie auf dem Theater gleichſam von
em in die Schranken riefen. Meine Verlegenheit und noch
r die des holden Mädchens ſtieg von Sekunde zu Se-
e, und erſt als Muſard vom Orcheſter herab ein Dacapo
ndigte, legte ſich der Sturm, um einem wo möglich noch
eregteren Antheil Platz zu machen. Wir waren aber auch,
ruhmredig zu ſein, ein Pärchen zum Entzücken. Ich ſelbſt
ein Mann, wie ihn — ich ſpreche es mit aller nur

erdenklichen Beſcheidenheit aus — ein Mädchenauge ſich nur wünſchen kann.

Mein Wuchs war ſchlank und kräftig zugleich; denn trotz der breiten und erhöhten Bruſt hatte ich eine Taille, die ſich mancher Schönen als Nebenbuhlerin der ihrigen ankündigen durfte. Mein Fuß war unter ſeines Gleichen ein Muſterbild, und der ſchwarzgekräuſelte Kopf mit dem etwas von der afrikaniſchen Sonne verbrannten römiſchen Antlitze, dem kühnen, feurigen Soldatenauge, und den milderen Zügen, die ein deutſches Herz verbürgten, machten mich — jetzt platzt die Bombe meiner Verſchämtheit — zu einem männlichen Ideale. Daß meine Tänzerin im Verhaltniſſe noch dreimal liebenswürdiger war, als ich, verſteht ſich von ſelbſt. Mit dem beliebten Worte »Engel« glaube ich ohnehin ſchon Alles ausgedrückt zu haben, was Schönheit und Frauenanmuth zu bezeichnen vermag. Daß ſie in der Konverſation ſtatt zu reden, flötete, daß ſie in allen Formen des Körpers Adel und Liebereiz entwickelte, daß ſie blonde Locken hatte, die mit wirklichen Goldfäden rivaliſiren könnten, daß ſie Hände beſaß, die mit ihren Roſenfingern wie neidiſch zu den ebenbürtigen Füßchen herabblickten, daß ſie ſich ſo geſchmackvoll zu kleiden wußte, wie keine der anweſenden Huldinnen, und in ihren lieben, ſeelenvollen Augen ſich ein ganzer Himmel ſüßer Weiblichkeit abſpiegelte, welcher zugleich durch den Geiſt ihrer Unterhaltung noch mehr geſchmückt wurde; dieſes Alles ſind Nebendinge, welche im Grunde der Begriff eines »Engels« ganz ausſchließt, und von mir nur aus beſonderer Aufmerkſamkeit für das ſchöne Geſchlecht, welches dieſe Schilderung sub rosa auch auf ſich beziehen kann, hier erörtert werden. Lange konnte ich aus dem lieblichen Mädchen, welches mir ungewöhnlich vertrauungsvoll begegnete, nicht recht klug werden. Sie ſprach herrlich franzöſiſch, und dennoch glaubte ich in ihr nicht die Pariſerin ſuchen zu dürfen, denn alle deutſchen Namen, die, wie natürlich, beim Deutſchwalzen recht oft vorkamen, ſprach ſie ſo gut und mundgerecht aus, daß ich ſie endlich fragte, ob ſie vielleicht deutſch verſtehe? Sie war darüber erſtaunt, denn ſie vermuthete in mir, dem Offizier des Landes, nichts anders als einen echten Franzoſen, und antwortete ganz luſtig in meiner Vaterlandsſprache: »Ei freilich verſtehe ich es, denn ich bin eine Deutſche!» — Daß ich jetzt die liebliche Tochter Germaniens nicht urplötzlich in meine Arme ſchloß, und als begeiſterter Landsmann herzte und küßte, das begreife ich bis heute noch nicht. Nun alſo wurde mir ihre Geſchicklichkeit im Walzen, die mich zunächſt für ſie eingenommen, mit einem Male erklärlich, und gewann jetzt noch ein erhöhteres Intereſſe. Doch mit der Landsmannſchaft war noch nicht Alles gethan, ich ſollte noch mehr überraſcht, und meines ſchlechten Gedächtniſſes halber beſchämt werden; denn ehe fünf Minuten vergingen, erklärte mir meine holde Tänzerin, daß ſie mich heute nicht zum erſten Male ſehe. »Ich bin Ihnen ſogar zu innigem Danke verpflichtet,» ergänzte ſie ihre Bemerkung mit zur Erde geſenktem Blicke, indem ſie, gleichſam um mich zur Beſinnung kommen zu laſſen, mit ihrem Fächer ſpielte. Ich mußte in dieſem Augenblicke ungefähr wie Bileams Eſel ausgeſehen haben, denn mir fiel das Wo und Wie noch immer nicht ein, obwohl ich das Bewußtſein, ihr ſchon früher begegnet zu ſein, nicht hinwegläugnen konnte. Es that übrigens nichts zur Sache. Ich forſchte auf eine verſtohlene Manier, mit welcher ich die Schwäche meines Erinnerungsvermögens bemäntelte, und erfuhr dann, daß meine, jetzt in aller Heiterkeit erglänzende Schöne die ſchwarz gekleidete Dame geweſen ſei, welche ich am Begräbnißtage meines Vaters bei dem Leichenbegängniſſe eines ihrer Verwandten aus der Kirche geleitete, und vom Erdrücken rettete. Jetzt wäre alſo wieder eine Urſache zärtlicher Annähernng vorhanden geweſen, nämlich von ihrer Seite, allein ſie ſchien im Laufe des Geſpräches darauf zu vergeſſen, und ich war beſcheiden genug, ſie nicht daran zu erinnern.

Was ich jetzt Alles erfuhr, war rein zum närriſch werden. Daß ich aber demungeachtet geſcheidt blieb, hatte ich lediglich meiner Charge zu danken. So oft nämlich mein Verſtand zum Durchbruch kommen wollte, dachte ich an meine Epaulets und die Heldenthaten, die ich bei meiner Jugend noch zu vollbringen willens war, und jedesmal trat ein erwünſchter Waffenſtillſtand in meinem Hirnkäſtlein ein. Charlotte, ſo hieß nämlich das Wunderkind, erzählte mir in ihrer herzbeſiegenden Plauderhaftigkeit, daß meine leidende Geſtalt lange nicht aus ihrem Gedächtniſſe ſchwinden wollte, und daß ſie, in der Hoffnung mich wieder zu ſehen, die Kirche St. Sulpice, welche nicht ihr gewöhnliches Bethaus war, noch öfters beſuchte — allein vergebens! — das reizende Mädchen ſuchte mich und ich hatte keine Ahnung davon. Sie trug mich in der ſtillen Behauſung ihrer Gedanken herum, während ich in todter Unkenntniß meines Glückes Araber- und Beduinenköpfe niedermähte, und nur ſelten beim Anblick einer intereſſanten Afrikanerin zum Mitleid bewegt wurde.

Daß ich jetzt in dieſen kurzen Abendſtunden die lang verſäumte und dennoch nie geträumte Begünſtigung eines weiblichen Gedächtniſſes wieder einzubringen ſuchte, das läßt ſich wohl ohne weitere Verſicherung glauben. Ich tanzte jetzt nur, um in dem Eliſium ihrer Blicke zu ſchwelgen, ich ſprach nur, um ihre liebliche Stimme zu vernehmen, in der ſich aller Zauber einer reinen Seele verkündete, ich wagte es ſogar, durch leiſe Händedrücke anzudeuten, daß, wenn auch eine noch leiſere Erwiederung, von mir verſtanden werden ſollte. Allein mit einem ſolchen Einverſtändniß ſchien das ſittſame Mädchen doch nicht ganz einverſtanden zu ſein. Denn, ſo oft ich in meiner Extaſe dieſes Manover verſuchsweiſe wiederholte, ſo oft auch ſchlug mein deutſches Mädchen den Blick zu Boden — ein kleiner Groll zuckte um die ſchönen Lippen, und das vertrauliche Wort kehrte auf Minuten in das Reich des Schweigens zurück.

Zu meinem unbeſchreiblichen Leidweſen nahte endlich die Stunde der Trennung. Charlottens Vater, ein geborner Rheinländer und angeſehener Kaufmann in Paris, war zuvorkommend und herzlich gegen mich, und als mich ſein Töchterchen als jenen Fremden aufführte, der ſie einſt aus dem Gedränge gerettet, ermangelte er nicht, den Offizier der Fremdenlegion, der ſich wohl nicht lange in Paris aufhalten konnte, für den folgenden Tag zu Tiſche zu laden. Daß ich dieſes Anerbieten mit Freuden annahm, und der glücklichſte aller Tänzer in ganz Paris war, kann ich meinen freundlichen Leſerinnen auf Offiziers-Parole verſichern.

Ich konnte den Mittag kaum erwarten, und war der geſtrigen Einladung mindeſtens um eine Stunde vorausgeeilt. Charlotte hatte mich wie einen alten Bekannten, oder beſſer, wie einen Jugendfreund aufgenommen. Auch ihr Vater, der fortwährend mit Goldmünzen und Bankaktien ſich beſchäftigte, und in allen Verhältniſſen des Lebens den Mann des Handels durchblicken ließ, bewillkommte mich herzlich, und war endlos in ſeinen Nachforſchungen über die Geldverhältniſſe in Algier. So lieb mir anfänglich dieſe Konverſation war, denn ſie führte mich äußerſt ſchnell bei der Familie ein, ſo wurde ſie mir doch ſpäter in ſo fern läſtig, als ſie mich abhielt, mit Charlotte, auf die all' mein Denken und Trachten gerichtet war, die bei weitem ſüßeren Intereſſen des Herzens auszutauſchen. Bei der Tafel ſelbſt wurde ich freilich auf das reichlichſte ſchadlos gehalten, denn meine liebliche Cythere, die alle Göttinnen der alten und neuen Welt vergeſſen machte, ſaß an meiner Seite und kredenzte mir den Becher ihrer Huld mit ſolcher Freigebigkeit, daß der Genius meiner Liebe mir ſchon freudig ein »Glück auf!« zulächelte. Erſt ſpät am Abend ſchied ich von meiner lieben Gaſtfreundin, und ſchon drei Tage ſpäter hatte ſie Väterchen beredet, mit ihr einen Ball zu beſuchen, den der Tanzheros Muſard zum Beſten eines Armenſpitals veranſtaltet hatte. Daß ich bei dieſer ſchönen Gelegenheit abermals nicht fehlte, und mich im Tanzen für die liebe Armuth faſt aufopferte, läßt ſich leicht erklären, wenn man weiß, daß Charlotte der Magnet war, der alle tanzluſtigen Geiſter in mir in Bewegung ſetzte, denen nicht Muſard, ſondern der freudetrunkene Kapellmeiſter zärtlicher Empfindungen, Amor, aufſpielte. Ich war ſchon einige Male in meinem Leben verliebt, aber ſo, wie dieſe kleine, überirdiſche Fee, hatte mich noch keine bezaubert. Und dennoch hatte ich nicht den Muth, ihr dieſes in aller Form zu geſtehen. Ich ſchlug alſo abermals den Weg der Pantomime ein, und machte Blicke und Händedrücke zu Dolmetſchern meiner Gefühle, die wohl verſtanden wurden, aber von der Schüchternheit eines weiblichen Herzens überwacht, nicht ſo leicht erwiedert werden konnten. Allerdings erhaſchte ich zuweilen einen Blick aus ihrem wundervollen Auge, aus dem ſich ein leiſer Wiederſchein der meinigen rückſpiegelte, allein es war dieſer ſo flüchtig, ſo ſchnell vorüber blitzend, daß ich ihn eben ſo gut für eine Täuſchung meiner Phantaſie halten konnte. Ich mußte daher, wohl oder übel, auch die Lippe zum Bundesgenoſſen der Augenſprache machen, wollte ich den heutigen Abend nicht ſpurlos für meine ſtillen Hoffnungen vorüber gehen laſſen. Erſt begann ich mit ſchüchternen Worten ganz aus der Ferne zu manövriren, — dann rückte ich ſchon etwas verwegener immer näher und näher, bis ich endlich den ganzen Apparat aller ſchwärmeriſchen Ausdrücke, die nur irgend ein Mädchenherz zu erſtürmen vermögen, in Anwendung brachte. Und wirklich hatte dies ſeine Wirkung nicht verfehlt. Charlotte wurde ſinnend, nachdenkend, ſchlug die Blicke, ihrer noch unausgeſprochenen Nachgiebigkeit bewußt, zu Boden, ſchlug ſie dann, um ſich nur ja nicht zu verrathen, wieder auf, und ſuchte ihr eigentliches Gefühl mit lieblicher Zerſtreutheit zu verbergen, ſo daß es mir ganz wohl und wehe dabei zu Muthe wurde. Gegen Morgen hin bemächtigte ſich ihres Weſens eine faſt melancholiſche Schweigſamkeit, und auf dieſen Punkt hatte ich es bringen wollen. Iſt nur erſt das Herz ein bischen wehmüthig geſtimmt, dann ſind ſchon die Empfindungen ſorgloſe Wächter, und laſſen die Worte der Liebe vertrauungsvoll einziehen, um den endlichen Sieg vorzubereiten. Und ſo war es auch in der gegenwärtigen Situation. Charlotte wurde immer milder geſtimmt, und hatte ſchon gegen kühnere Worte die Waffen verloren, ſich zu vertheidigen. Wenn ich ihre zarten Roſenfinger recht zärtlich in die meinen fügte, blickte ſie mir regelmäßig in's Auge, und es lag in dieſem Blicke ein ſo inniger Ausdruck, ſo ernſt und doch ſo lieb, daß ich oft um den Blick oder das Wort verlegen war, ihr paſſend zu erwiedern. Ein Glück für uns Beide, daß der Ball ſeinem Ende nahte. Wir gelangten dadurch wenigſtens wieder zu unſerem verlornen Bewußtſein, und verabredeten für den kommenden Tag eine abermalige Zuſammenkunft in dem Hauſe des Vaters.

Ich kam, ward gut aufgenommen, und noch beſſer entlaſſen; ich kam wieder, und wurde noch beſſer empfangen und noch freundlicher entlaſſen. Mit einem Worte, Charlotte vermochte es nicht, ſo ſehr ſie ſich auch bemühte, ihre gütige Geſinnung, inſofern ſie mir eben wünſchenswerth war, zu verbergen. Sie war ſehnſüchtig, zart, ſeelenvoll, ſo mädchenhaft innig, aber dennoch verſchloſſen. Die Sprache der Liebe lehnte ſie oft mit Stillſchweigen ab, und ſchien ſelbſt ihre Blicke ängſtlicher zu überwachen, als vorher. Das ärgerte mich ein wenig. Ich nahm deshalb zu einer Liſt meine Zuflucht. Ich lenkte nämlich eines Tages, wie zufällig, das Geſpräch auf den afrikaniſchen Krieg, und erwähnte im Vorbeigehen, daß die Verſtärkung, die ich nach Algier führen ſollte, höchſtens in acht Tagen beiſammen ſein werde, und mehr dergleichen. Charlotte erbleichte bis an die Lippen. Die acht Tage brannten in ihrer Seele, und zerriſſen endlich den Schleier, der ſo rückſichtslos mein höchſtes Glück verbarg. Der Gedanke einer ſo nahen Trennung hatte mit magiſcher Kraft auf das liebliche Starrköpfchen gewirkt, und die Schranken falſcher Scham überſpringend und nur der inneren Stimme folgend, ſank ſie mit abgewandtem Antlitz in einen Armſtuhl, um ungeſehen die plötzlich hervorquillenden Thränen zu überwältigen. In dieſem Augenblicke vergaß ich Afrika, Algier und alle Beduinen, die ich bereits erlegt hatte, oder noch zu erlegen Willens war. Mein ganzes Weſen ſchien von dem Manna der Liebe gewürzt und gemildert. Ich ſank auf die Knie — zum Glücke waren wir allein — und Charlottens Hand ergreifend, fragte ich ſie in dem ſeelenvollſten Tone von der Welt: »Wem gelten dieſe Thränen?«

Ein Seufzer, und die Antwort, von einem Blicke begleitet, in dem ſich alles Glück des Lebens offenbaret, war: »Ihrem nahen Scheiden!« —

»Meinem Scheiden?« wiederholte ich, und hob ihr das liebliche Lockenhaupt empor, — dann forſchte ich, von zärtlicher Zuverſicht ſchon im Voraus beſeliget, weiter: »Und geht es Ihnen wirklich ſo nahe?« — Abermals ein leiſes »Ach!« — ich drang von Neuem in ſie, und ehe die Minute gewechſelt war, wußte ich Alles! — Charlotte liebte mich mit der ganzen Innigkeit eines reinen weiblichen Herzens, und geſtand es mir jetzt frei, daß der Tag meines Scheidens zugleich der Todestag ihres Glückes ſei. Trotz dieſer melancholiſchen Erklärung küßte ich die hingebend Widerſträubende hoffnungsreich auf die Stirne — und, von meiner eigenen Kühnheit begeiſtert, wagte ich es endlich, zu den Lippen herab zu gleiten, und mit dem erſten Kuſſe das Glaubensbekenntniß meines Herzens abzulegen.

Jeder andere, weniger beſcheidene Novelliſt würde jetzt die tauſend und abermal tauſend Erquickungen zärtlicher Gemüther, das erſte Du, die unzähligen Skrupel über Gegenwart und Zukunft mit hinreißender Suada ſchildern, ich aber verzichte darauf, und ſage nur ſo viel, daß wir uns unſeres Glückes ſelig bewußt waren, und nicht in die Ferne ſpähten, ſondern uns harmlos mit den flüchtigen Roſen des Augenblickes ſchmückten, die um ſo ſchöner erblühen, je unbefangener unſer Blick auf ihnen verweilt. Erſt nach acht Tagen blickte die Zukunft etwas verdüſternd aus dem Freudenhimmel unſerer Liebe, und da noch nicht düſter genug, als daß nicht die Sonne unſeres Glückes die drohenden Wolken freundlich überglänzt hatte.

Wir begegneten in unſeren Wünſchen keinem Hinderniſſe — wenigſtens bemerkten wir es nicht, indeß doch der Vater Charlottens, der Alles nach dem Börſenzettel nahm, gewiß in der Herzensangelegenheit meines Liebchens auch ein Wörtchen zu reden hatte, und meine Offizierscharge gerade nicht die erbaulichſte Zukunft hoffen ließ. An dergleichen Dinge dachten wir vor der

Hand noch gar nicht. Und diesmal waren ſie wirklich gegen das, was kam, geringfügig, und was uns nicht minder überraſchte, als ein Donnerſchlag an einem heiteren Frühlingsmorgen. Einem hochragenden Britten war es nämlich vorbehalten, das Luftſchloß unſerer erträumten ſchönen Zukunft mit ein paar Worten in Trümmer zu ſtürzen, und zwar in einer Zeit, wo wir ſchon die beſten Hoffnungen hegten; denn Charlottens Vater ſchien unſer Verhältniß, das er doch leicht durchſchaut haben mochte, eben nicht zu mißbilligen.

Beſagter Britte war Niemand anderer, als Lord William, den ganz Paris ſeines ſeltenen Koſtümes und ſeiner ſchönen Pferde wegen kannte. Er war ein langer, etwas magerer und nicht ganz unſchöner Mann, der höchſtens vierzig Jahre zählen mochte. Durch ſein abſtoßendes Benehmen aber präſentirte er ſich viel älter, als er wirklich war. Im Sommer trug er nichts Anderes, als eine Reitjacke von Nankin, und derlei Beinkleider, die vom Knie angefangen, Kamaſchen von ſeegrünem Leder Platz machten. Auf dem Kopfe ſaß ein niederer grauer Hut von dem feinſten, langhaarigen Filz, mit ungewöhnlich breiter Krempe. Den Hals umſchlang eine blendend weiße Binde und in der Hand führte er beſtändig eine kurze Jagdpeitſche, an deren oberem Ende ſich eine Pfeiſe befand, mit der er nicht ſelten auf eine durchdringende Weiſe ſeinen großen Hühnerhund rief, wenn dieſer zurück blieb. Wenn er ritt, ſo hing er ſo nachläſſig auf dem ſchönen, engliſchen Vollbluthengſte, daß man nichts Anderes glaubte, als er müße bei der geringſten Bewegung zur Erde fallen. Und dennoch machte er in dem nächſten Augenblicke, wo man dies zu glauben ſich verſucht fühlte, über dieſe oder jene Barierre, über Gräben und dergleichen, ſolche gewagte Sprünge mit ſeinem Pferde, daß man ſich plötzlich von der Zuverläſſigkeit ſeiner Haltung, ſo gefährlich dieſe auch ſchien, überzeugte. Im Winter trug er ſich in derſelben Weiſe, nur mit dem Unterſchiede, daß ſeine Kleiderſtoffe von Trapp waren, und der graue Hut einem ſchwarzen Platz machte. Ganz Paris kannte den Sonderling, dernach ſeiner Wohnung und ſeiner Dienerſchaft zu urtheilen, ungemein reich ſein mußte; und doch konnten ſich Wenige rühmen, von ihm mehr als ein paar gewöhnliche Worte gehört zu haben. Demungeachtet war er in allen Theatern, auf allen Ballſalons und bei allen Spektakeln. Er ſuchte Niemand, und wer ihn ſuchte, konnte ſich ſchwerlich rühmen, ihn gefunden zu haben, denn er ließ alle Welt mitten im Geſpräche ſtehen, und gefiel ſich am beſten in Geſellſchaft ſeiner Pferde und Hunde. Für die Armen hingegen war er zugänglich und großmüthig, und ſtand gewiß auf Subſcriptionsliſten für wohlthätige Zwecke mit den freigebigſten Beiträgen. Und dieſes Gemiſch von burlesker Seltenheit und Großmuth, dieſes Sublimat aller barocken Engländer, mußte mir in die Beine kommen. Er hatte nämlich ein Auge auf Charlotte geworfen, und das war genug, um mich durch und durch unglücklich zu machen. Schon als ich das erſte Mal mit meiner Huldin walzte, bemerkte ich den langen Telegraphen inmitten des Saales, wie er mit wohlgefälligem Lächeln den Bewegungen meiner ſchönen Tänzerin folgte. Damals fand ich darin nichts Arges, und ſchrieb dieſe Aufmerkſamkeit unſerer beiderſeitigen Kunſtfertigkeit zu. Jetzt aber, wo er Charlotte, obgleich als ein ſtummer Verehrer auf jeden Schritt und Tritt verfolgte, des Tages zwanzigmal vorbeiritt und fuhr, und ſich am Ende gar ihrer Wohnung gegenüber auf die Steinbank eines Bäckers pflanzte, und fortwährend ſeine Lorgnette nach ihrem Fenſter lenkte, — da bekam ich freilich einen ganz anderen Begriff von dieſer ſonderbaren Huldigung, und war überzeugt, daß nicht nur die Tänzerin von damals, ſondern das liebliche Mädchen überhaupt auf ihn Eindruck gemacht habe. Ich ärgerte mich, ohne mir es ſelbſt recht zu geſtehen. Oft ſaß er ſtundenlang auf jener Bank und ließ ſich ſelbſt durch eintretendes Regenwetter nicht in ſeiner ſchweigſamen Spähſucht beirren. Er ſpannte dann ganz phlegmatiſch ſein Parapluie, das er in ſeinem Stocke hatte, auf, und blieb in der unbeweglichen Stellung mit dem Anſcheine von Behaglichkeit, ſelbſt wenn der Himmel eine zweite Sündfluth über die Erde auszuſchütten drohte. Lord William und ſein großer Hund, der ihm regelmäßig zu Füßen lag, waren oft wie aus Marmor gehauen.

Die ganze Nachbarſchaft war bereits auf den ſteinernen Liebhaber aufmerkſam, wer vorüberging, lächelte und ſah auf Charlottens Fenſter. Doch dies genirte unſeren Britten nicht im Mindeſten. Selbſt dann, als Charlotte die ganze Ausſicht mit Blumen aller Art verdeckte, und ſich den lauſchenden Blicken von drüben ganz unzugänglich machte, blieb es beim Alten. Freund William trennte ſich weder von der Bank, noch ſeine Lorgnette vom Fenſter, nicht anders, als ob ihm von dort aus die zärtlichſten Gegenblicke geſendet würden. Ich ſelbſt ging oft an ihm vorüber, räuſperte und huſtete, und ſuchte mit ihm anzubinden. Ich ſtolperte ſogar einmal recht gefliſſentlich tölpiſch über ſeine Füße, doch Alles umſonſt! — Ich war für den liebeerglühten Britten gar nicht auf der Welt. Mit einem Worte, alle Mühe, ihn wegzubringen, war verloren. Im Gegentheile: war er früher nur zwei oder drei Stunden auf der Bank geſeſſen, ſo ſaß er jetzt, uns recht zum Trotze, oft fünf und ſechs Stunden dort.

Allmälig genirte er uns auch nicht ſonderlich mehr. Wir bemerkten es kaum noch, und wenn dies geſchah, knüpften wir an ſeine Erſcheinung die heiterſten Scherze. Doch der närriſche Engländer rächte ſich an unſerer Sorgloſigkeit; denn eines Abends, als ich ſchon das Geſtändniß meiner Neigung für Charlotte und die Bitte um ihre Hand dem Vater zu vertrauen im Begriffe war, trat der belächelte Sonderling als ein böſer Dämon unſeres Glückes in das Familienzimmer, und fragte nach dem Herrn des Hauſes. Mir ahnete nichts Gutes, auch Charlotten mochte ſich ein ähnliches Gefühl bemeiſtert haben, denn ſie zitterte am ganzen Körper und erwartete mit ſichtbarer Bangigkeit die Ankunft ihres augenblicklich abweſenden Vaters.

Der Lord hingegen war nicht im Geringſten verlegen. Er betrachtete Charlotte jetzt eben ſo im Zimmer, als er ſie ſonſt von der Steinbank aus zu betrachten pflegte. Es war eine unleidliche

Situation, und wir waren froh, als ihr der Eintritt des Erwarteten ein Ende machte. Nach den üblichen Komplimenten forſchte Charlottens Vater nach der Urſache des ſo unerwarteten Beſuches, worauf der Lord ganz einfach verſetzte: »Ich bin gekommen, um Ihre Tochter zu heirathen.«

Wir mußten alle drei, von dem Augenblicke beherrſcht, unwillkürlich über dieſe Anrede lachen; doch der Engländer kam dadurch nicht außer Faſſung. Er griff in die Taſche, und ſagte, indem er dem Alten verſchiedene Papiere überreichte: »Ich bin Lord William, habe jährlich 30,000 Pfund Sterling zu meiner Dispoſition, wie Sie aus dieſen Papieren erſehen können, und ſomit habe ich mir vorgenommen, Ihre Tochter glücklich zu machen.«

Charlotte und ich ſtanden regungslos, nur der Vater, der gleich ein paar hundert Geldgeſchäfte mit dem reichen Herrn Schwiegerſohne im Geiſte abſchloß, lächelte, nachdem er die Papiere geprüft, und meinte, die Sache käme denn doch etwas zu ſchnell; zu einer ehelichen Verbindung gehöre vor Allem gegenſeitige Neigung, die ſich unmöglich dem augenblicklichen Entſchluſſe fügen könne, und mehr dergleichen.« — »Das wird ſich finden,« verſetzte der Engländer mit einem zärtlichen Blick auf Charlotte, die vor Angſt und Schreck in einen zunächſt ſtehenden Stuhl geſunken war, und nicht den Muth hatte, hier ein entſcheidendes Wort zu reden. Ich verſuchte es ſelbſt, vermittelnd aufzutreten. Den Lord aber beirrte das nicht, er ſchob mich ganz gemüthlich auf die Seite, zog ein Flacon aus der Taſche und entgegnete mir, indem er es Charlotte unter die Naſe hielt: »Ich will das Mädchen, und nicht Sie heirathen!« Hierauf wandte er ſich zum Vater, mit den Worten: »Ich gehe jetzt! morgen frage ich wieder zu, und iſt's Ihnen genehm, ſo feiere ich in acht Tagen meine Hochzeit. Ich will mit meiner Gattin ſo bald als möglich nach England zurück.« Ohne noch eine Antwort abzuwarten, legte er ſeine Papiere auf den Tiſch, machte eine Verbeugung und ging.

Mit ſeinem Weggehen wurde mir es nicht viel leichter um's

Herz. Ein Blick auf den Vater Charlottens, der, ſtatt ſich mit der halbohnmächtigen Tochter zu beſchäftigen, jetzt nichts Eiligeres zu thun hatte, als die zurückgelaſſenen Papiere zu prüfen, konnte mir wenig Hoffnung geben. Es hatten dieſe ſein Intereſſe in ſolchem Grade gefeſſelt, daß er ſie mit auf die Wechſelſtube nahm, und endlich, nachdem er alle ſeine Geſchäftsfreunde von dieſem Vorfalle auf das Angelegentlichſte unterrichtet hatte, noch ſpät in Charlottens Zimmer trat, und ihr ankündigte, daß eine Verbindung mit dem Lord ein großes Glück ſei, weshalb er von ſeiner gehorſamen Tochter gegen ſeinen wohlerwogenen Willen keine Einwendung erwarte. »Mein Haus,« fügte er hinzu, »erhält dadurch einen neuen Glanz, meine Geſchäfte einen kräftigeren Aufſchwung, ſo daß ich nach einigen Jahren mit den erſten Handelshäuſern Europa's concurriren kann.« —

Charlotte weinte und klagte; allein ihre Thränen erſtarrten an dem kalten Gold, an das ſich die Hoffnungen des Vaters knüpften. Für ihn gab es kein anderes Glück als Reichthum, und jedes weichere Gefühl mußte ſich dem Geiſte der Spekulation unterwerfen. Was blieb alſo dem armen Mädchen übrig? — Ein Rettungsmittel — das letzte. — Sie geſtand dem Vater ihre Neigung zu mir, die zu überwinden nur mit ihrem Tode möglich ſei.

Bis zu dieſem Geſtändniſſe war der Kaufmann nur feſt und unerbittlich; jetzt aber verläugnete er alles natürliche Gefühl und ließ in den demüthigendſten Worten ſeinen Zorn vernehmen. »Du heiratheſt den Lord,« beſchloß er ſeine Rede, »oder du biſt von mir verſtoßen.« — Dies geſagt, ſtürzte er auf ſein Arbeitszimmer, um an mich folgenden Brief zu ſchreiben, der mich am nächſten Morgen noch im Bette überraſchte:

»Mein Herr! — Als Sie vor einiger Zeit mit meiner Tochter tanzten, und ich einer früheren Gefälligkeit, die Sie uns erwieſen, gedachte, hielt ich es für Artigkeit, Sie zu mir einzuladen. Als ich Sie ſpäter mein Haus faſt täglich beſuchen ſah, tolerirte ich es, weil ich den Wolf nicht im Schafspelze vermuthete, und von ihrer

Redlichkeit nichts Arges zu befürchten glaubte. Nun aber, da mich meine Tochter von einem gegenſeitigen Verhältniſſe in Kenntniß geſetzt, bleibt mir als Vater, der ſein Kind liebt, und deſſen Zukunft im Auge haben muß, nichts übrig, als Sie zu bitten, von heute an mein Haus nicht mehr zu betreten. Bis jetzt war ich Weltmenſch, jetzt bin ich Vater, der ſeine Stellung kennt, und es gewiß nicht gleichgiltig nehmen wird, wenn Sie den Umgang mit ſeiner Tochter nicht augenblicklich abbrechen. So viel kann ich mit Recht von Ihnen als Mann fordern. Ich erwarte Alles von ihrer Bildung und der Charge, die Sie begleiten.

»Conrad Stylten.«

Nun war es entſchieden. Das Schickſal ſtellte ſich meinen heiligſten Wünſchen argliſtig entgegen, nachdem es mich in meinen Hoffnungen ſo ſicher gemacht hatte. Welchen Nutzen brachten mir jetzt die Epaulets des Königs, was half mir der Degen, der an meiner Seite prangte, was die Charge, die ich bekleidete, und endlich das Bewußtſein, daß ich ein Ehrenmann ſei, wenn mir jeder dünkelvolle Gewürzkrämer ungeſtraft ſein Haus verbiethen konnte. O, wie klein, wie armſelig erſchien mir damals der conventionelle Menſch, dem eine Maſſe Goldes das Glück zweier Liebenden aufzuwiegen vermochte, wie beſtechlich das Herz des Vaters für die Einfliſterungen des Mammons, deſſen Gunſt ſich höchſtens bis an die Pforten des Grabes erſtreckt, wo aller Flitter der Zeit hinwegfällt, und nur die Erinnerung an edle Thaten dem fliehenden Geiſte die letzte Ausſicht auf das Diesſeits verſchönt.

Unter ſolchen Gedanken hatte ich den erſten Ingrimm über den erhaltenen Brief überwunden. Jetzt durchkreuzten meinen Kopf tauſenderlei Pläne, allein der rechte, von welchem Hilfe kommen ſollte, leuchtete mir noch immer nicht ein. Charlotte verlieren — die Möglichkeit dieſes Gedankens vermochte ich kaum zu denken. Eher hätte ich den langen Britten erſchoſſen, den goldſüchtigen Vater erſtochen, und mich ſelber erſäuft, als die ſüße Beherrſcherin meines Herzens aufgegeben. Vor der Hand aber ſpürte ich nach milderen Auskunftsmitteln. Es galt, zunächſt die Gelegenheit abzuwarten, die mich unbemerkt in Charlottens Nähe bringen könne. Ein kleiner Rath mit dem ſanften leidenden Engel ſollte mir Troſt und Beruhigung geben. Und wirklich durften wir mit gegenſeitiger Berathung nicht lange ſäumen, denn der Britte wollte ja ſchon in acht Tagen Hochzeit machen, und gleich darauf nach London reiſen. Es war zum verzweifeln! Kommt da ein nankinbekleideter Lord, den Niemand weiter kennt, als das ſchauluſtige Volk, in das Terrain meiner Herzensangelegenheiten — ſetzt ſich erſt 14 Tage auf einen Stein, und geht und brütet über den Entſchluß, Charlotten zu lieben — und da ihm dieſes auf ſolche Weiſe zu langweilig wird, tritt er mit brittiſcher Zuverſicht in Styltens Zimmer, weiſ't ſein Vermögen auf, begehrt ſie zur Frau, und der goldſüchtige Egoismus ſagt geſchmeichelt: »Ja!«

Ich konnte die hereindämmernde Nacht, die verſchwiegene Gelegenheitsmacherin der Liebenden, kaum erwarten. Früher hatte ich den Engländer verlacht, wenn er gleich einer Steinfigur auf der Ruhebank am Bäckerladen regungslos hingepflanzt ſaß, und jetzt hätte er mich deshalb verſpotten können, denn ich nahm dieſelbe Poſition, Charlottens Fenſter gegenüber ein, und zählte mit verlangendem Blicke die Blumenknoſpen, die durch das geſchloſſene Glas wie ironiſch zu mir herniederlächelten. Schon manövrirte der Eiferſuchts-Dämon in meinem Innern, und wollte mich glauben machen, Charlotte habe den Vorſpiegelungen des Vaters, die ihr eine goldene Zukunft erblicken ließen, Gehör gegeben, und ſich das verhängnißvolle Jawort entlocken, oder von der väterlichen Strenge abtrotzen laſſen, als ſich mit einem Male die Hausthür gegenüber öffnete, und Väterchen Goldſpatz mit Seiner brittiſchen Herrlichkeit im eifrigen Geſpräch begriffen, aus derſelben heraustrat. Das Dunkel des Abends verſchleierte meine Geſtalt, und unbeachtet von ihnen, ſah ich ſie in der nächſten Seitenſtraße verſchwinden.

Die nächſte Minute ſah mich, dem Sehnſucht und Angſt die Schritte beflügelten, in Charlottens Zimmer. Ich fand das arme

Mädchen in Thränen, die ſie an meinem Herzen ausweinte. Dann aber gelobte ſie mir mit dem ganzen Ernſte der Liebe, indem ſie die zierliche Hand wie zum Eide erhob, nie das Weib eines Anderen zu werden.

So ſchön dieſes Gelöbniß war, konnte ich doch nicht umhin, ihr beſcheiden einzuwerfen: »Dein Vater wird dich zwingen, die goldſtrotzende Lordſchaft zum Gemahl zu nehmen, und als minderjähriges Kind wird dir nichts Anderes übrig bleiben, als dich dieſem Machtgebot geduldig zu fügen. Ich wüßte nur ein Mittel —« »Welches?« fiel ſie mir mit ſichtbarer Haſt und freudeſtrahlendem Antlitze in die Rede.

»Wenn ich den Lord forderte, und im Zweikampfe erlegte,« war die determinirte Antwort. Charlotte verhüllte ſich die Augen und fragte weinend: »Und wenn du im Duelle bleibſt?« — »Dann wäre die Geſchichte aus,« entgegnete ich mit unwillkürlicher Bitterkeit, »und du durch nichts mehr verhindert, britanniſche Anſiedlerin zu werden.«

Dieſe Worte gingen dem theuren Mädchen zu Herzen; das erkannte ich in der ſchmerzlichen Aufgeregtheit ihres ganzen Weſens und dem mühſam unterdrückten Weh, welches ſie in den Thränen, die unbewußt ihrem ſchönen Auge entperlten, zu verſchließen ſtrebte. Nachdem ſie ſich endlich ein wenig gefaßt, ſchmiegte ſie ſich leiſe an mich, und ſprach: »Ein ſolches Mittel, edler Freund, iſt zu gefährlich. Wir müſſen auf eine andere Weiſe unſer Schickſal zu bekämpfen ſuchen. Der Lord läßt nicht von mir. Daß ich dich liebe, genirt ihn gar nicht. Er heirathet mich, und das iſt nach ſeiner Anſicht vor der Hand genug. Denke alſo auf ein anderes, weniger gefährliches Auskunftsmittel, die Liebe iſt ja erfindſam, und in dieſem Falle hat der Mann das Vorrecht, ſeinen Scharfſinn in Anwendung zu bringen.« Charlotte ſtachelte mit dieſer Anmuthung meinen Ehrgeiz mächtig auf, allein mein Scharfſinn ſchwankte in tauſenderlei ſchönen Redensarten wie auf ſchaukelnder Fluth hin und wieder, ohne einen geeigneten Landungsplatz zu finden. Doch endlich, als ich in nutzloſem Phantaſiren ganz zufällig auf den Satz kam: »das liebende Weib verläßt Vater und Mutter, und folgt ihrem Gatten über Land und Meer,« da wurde es auf einmal licht in der Nacht unſerer Zweifel. Charlotte zitterte, denn das Wort Flucht! ſchwebte bangend auf ihren Lippen, aber ihr Herz jauchzte ihm Beifall zu. »Ja,« rief ſie endlich nach einer langen Pauſe, »nur ſo iſt uns zu helfen!« Und indem ſie mich mit ihren Lilienarmen umſchlang, und mir die braune Wange mit heißen Küſſen bedeckte, ſprach ſie in zärtlicher Begeiſterung, die mich ſelbſt erglühen machte, weiter: »Gehe, wohin du willſt, ſei es zum Tempel des Glückes oder zur Stätte des Elends, ich folge dir!« — »Es ſei!« rief ich jetzt, und drückte ſie feſter an meine Bruſt. »Du haſt unſer künftiges Loos ausgeſprochen. Mit dir theile ich meine Zukunft, in Luſt und Leid.« Und jetzt ging es erſt recht an's Berathen, um den raſchen Entſchluß nach allen ſeinen Beziehungen näher zu erörtern. Anfangs wollte mir Charlotte nach Algier folgen; das aber war zu gewagt. Erſtens konnten wir dort leicht verrathen und eingeholt werden, und zweitens widerſtrebte mein Herz, das liebliche Mädchen in's Land der Barbarei zu führen. »Du gehſt mit mir nach Deutſchland!« ſprach ich, von dem eigenen Gedanken freudig überraſcht. »Ich lege dem König der Franzoſen mein Schwert zu Füßen, und ſobald ich frei geworden, begebe ich mich in deine Feſſeln. In der Stille der Nacht erwarte ich dich an dem Thore deines Hauſes, und, begleitet von dem Segen des Himmels, der wahrhaft Liebende in ſeinen Schutz nimmt, verlaſſen wir Paris, um im ſtammverwandten Lande das Glück zu finden, das wir hier durch einen tollen Britten und die Goldſucht eines hartherzigen Vaters, der ſein Kind wie eine Waare behandelt, verlieren ſollen.« Ein inniger Abſchiedskuß, und wir trennten uns.

Schon am anderen Tage hatte ich beim Kriegsminiſter, meine Bleſſuren als Motiv benutzend, um meine Entlaſſung bis auf eine beſſere Zeit nachgeſucht und auch erhalten. Der Nachmittag wurde mir zur Ewigkeit, und glücklich nannte ich am Abende die Stunde, in der Charlottens Vater das Haus verließ, um mit einigen Geſchäftsfreunden den Freuden der Geſellſchaft nachzuhängen. Charlotte jubelte, als ſie meinen Austritt aus der Fremdenlegion erfuhr, und ſuchte mich durch Schwüre und neue Liebesbetheuerungen über jede Beſorgniß zu erheben. Nachdem ich ſie zum tauſendſten Male geküßt, und von unſerer Zukunft wie von einem goldenen Zauberlande geſprochen hatte, — denn Verliebte ſehen nichts Anderes, als wohlthätige Feen, ſchützende Genien, hängende Gärten, Perlen und Juwelen — ſuchten wir uns über die Stunde unſerer Flucht, die in der nächſten Nacht in allen Ehren erfolgen ſollte, zu einigen. Charlotte wollte vor, ich nach Mitternacht, und faſt hätte uns der Herr Papa bei unſeren Berathungen überraſcht, wenn ich ſie nicht noch zur rechten Minute abgebrochen hätte. Als ich aber aus dem Hauſe geſchlichen, ſah ich ihn um die Ecke der erſten Straße biegen.

Alles, was ich nicht brauchte, und unſere Reiſe nur erſchweren konnte, wurde zu Geld gemacht; denn das iſt das Nothwendigſte zu einer Entführung. Ehe noch die nächſte Stunde nach Mitternacht ſchlug, — ich hatte nämlich meine Meinung durchgeſetzt — lag Charlotte zitternd und bebend an meiner mächtig ſchlagenden Bruſt. Das Schwert des Krieges, das ich zu des Königs Füßen niedergelegt, hatte ich nun mit einem Engel des Friedens vertauſcht; und voll der ſeligſten Hoffnungen, vertrauend auf eine glückliche Zukunft, geleitete ich das wankende Mädchen, das noch einmal mit thränenſchwerem Blick nach dem Hauſe des Vaters zurück ſpähte, von dannen, um in der Straße St. Antoine den Wagen, der uns ſo ſchnell als möglich fortbringen ſollte, aufzuſuchen. Alles war ſtill, nichts regte ſich, als unſer Gewiſſen, und die wachſamen Hunde, die hie und da über unſere Tritte klaffend anſchlugen. Charlotte war auf der Folter. Schon verſagten ihr vor Angſt die Füße ihre Dienſte, doch das Bewußtſein des Unvermeidlichen erhielt ſie aufrecht. »Iſt es noch weit,« fragte ſie endlich, ganz ermattet, »bis zum Wagen?« — »Dort ſteht er ſchon," entgegnete ich tröſtend, und verdoppelte, ſie feſter ſtützend, die Schritte.

Der Wagen war erreicht, doch wer beſchreibt meinen, wer Charlottens Schreck, als wir uns dem harrenden Fuhrwerke nähern, und den Leichenwagen dieſes Stadtbezirkes erblickten. Der Führer war eingeſchlafen, und die Pferde hatten bei einer Barriere, an der die hintere Achſe des Wagens hängen blieb, ruhig Halt gemacht.

Charlotte war erſtarrt. Dieſer verwünſchte Zufall, aus dem ſich das ganze Reich des Aberglaubens entfaltete, hatte ihren Muth ganz und gar vernichtet. Sie konnte ſich kaum noch aufrecht erhalten, und nur mit Mühe gelang es mir, ſie weiter zu geleiten. Nur wenige Schritte vorwärts ſtand der Wagen, der uns von dannen bringen ſollte.

Charlotte hatte ihn, von mir unterſtützt, ihre letzte Kraft zuſammen nehmend, beſtiegen, und ehe ſie ſich noch recht vollkommen erholte, hatten wir die Stadt, in der ich ſo viel verloren, und doch wieder ſo viel gewonnen, im Rücken. Das Erlebte war mit dem Auftauchen des neuen Tages vergeſſen, und ermuthigt von dem lachenden Morgen und den freundlichen Bildern der nahenden Zukunft, fuhren wir getröſteten Herzens dem deutſchen Vaterlande entgegen.

8.

Nach der Logik der Liebenden liegt im Inbegriff ihrer Gefühle das höchſte Lebensglück. Alle Wünſche, die ſonſt von den äußeren Verhältniſſen beherrſcht werden, ſchmiegen ſich, nur das Herz als die große Lotterie erkennend, von der ihnen Heil erwachſen kann, an die Goldfäden eitler Träume, die jede vernünftigere Anſicht umſchleiern oder vernichten. Die Glücklichen bauen ſich, ſo lange ſie nicht von dem ſchimmernden Wahn enttäuſcht werden, lachende Feenſchlöſſer ohne Stein und Mörtel, ohne Grund und Boden, und ſchwelgen in dem Aroma der vorübergaukelnden Luftbilder.

Die Liebe nennt man »die Poeſie des Lebens«, aber im geſteigerten Verhältniß wird ſie der Aberwitz desſelben. Mit einer Ruhe, die man lächerlich nennen könnte, wenn ſich die trügeriſche Bedeutung nicht zu ſehr in den Vordergrund drängte, geht oft der Verblendete dem Ziele ſeines Elendes entgegen; er lächelt mitleidig, wenn ihn Stimmen der Vernunft warnend zurückrufen wollen, und mit der letzten Ausſicht auf die Friſtung des materiellen Daſeins, opfert er Gegenwart und Zukunft einem erträumten Liebesglück. Ja — wenn nur der ſchöne Wahn ſelbſt in den Kümmerniſſen treu bliebe — aber er entflieht, wie ein feiger Söldner, der nur die goldenen Tage ſeines Herrn feiert, und deſſen Abtrünnigkeit nun als der fürchterlichſte Hohn erſcheint. Wo ſind dann die roſigen Hoffnungen, die lieblichen Genien des Herzens geblieben? ſie kauern als Zerrbilder der Verzweiflung vor dem offenen Grabe der einſtigen — Liebe!

So ging es — nein, ſo ging es mir nicht. Ich habe nur die ungefähre Lage andeuten wollen, in der ich mich befand, und die mich dicht vor einem düſteren Abgrunde dahinleitete. Als ich Charlotte in Paris kennen lernte, und ſie ſpäter, liebetrunken, zu einer Flucht nach Deutſchland beredete — damals hing freilich der Himmel voll Geigen und die lieblichen Melodien des Herzens lenkten das Gefühl von den düſteren, aber faſt unvernehmlichen Klängen des inneren Vorwurfes hinweg. Ich dachte nur an die Entführung, wie ich aber das edle, aus glücklichen Verhältniſſen hinweggelockte Mädchen mit ihrem künftigen Schickſale befreunden könne, das kam mir nicht zu Sinne! —

Nachdem ich den vaterländiſchen Boden berührt, und in der Reſidenzſtadt, die ich zu meinem künftigen Aufenthalt erwählte, angekommen war, kam ich freilich etwas zur Erkenntniß, daß von der Liebe der Menſch allein nicht leben könne; indeß, ich war noch von dem Glücke eines ſo zarten Verhältniſſes, in dem ſich Beſitz und Entſagung gegenüberſtanden, zu berauſcht, als daß ich nicht gefliſſentlich faſt jede Aengſtlichkeit verbannt hätte. Ich

tte noch einen kleinen Reſt von jenen Goldſtücken, die meine
pferkeit den ſtarrſinnigen Beduinen abgezwungen, und Char-
te beſaß einiges Geſchmeide, das mir als Hinterhalt dienen
nnte, bis ich eine Erwerbsquelle aufgefunden haben würde.

Die erſten Wochen wohnten wir in einem Gaſthauſe. Ob-
ohl in einer abgelegenen Straße, ſo wurden wir deshalb nicht
nder in der Vergütung unſerer täglichen Bedürfniſſe hoch ge-
llt, und der Stolz der Liebe ſchämte ſich, zu kargen. Die ge-
nwärtige Kriſis meiner finanziellen Angelegenheiten machte alſo
vörderſt ein Privatlogis nothwendig. Ich wählte das nächſte
ſte. Charlotte hatte ihr eigenes nett möblirtes Stübchen, und
Kammer, die ich in anſtändiger Abſonderung von ihr be-
ohnte, war mindeſtens freundlich. Zu unſerem Glücke fehlte
o nichts, als eine ſichere Erwerbsquelle. Hatte ich dieſe einmal
funden, ſo war das Ziel meiner reinſten und innigſten Wünſche,
ch mit Charlotte ehelich verbinden zu können, erreicht. Allein
dieſer Beziehung war mein Spekulationsgeiſt durchaus nicht
n günſtigem Erfolge begleitet.

Ich ſuchte zunächſt in einem der Wechſelhäuſer der großen
d luxuriöſen Stadt unterzukommen, doch das entſprechende
ch meines Wirkungskreiſes war überall, wo ich nachfragte, be-
ſt. Zu einem andern Geſchäfte konnte ich mich nicht beſtimmen.
eine ganze Wiſſenſchaft beſtand in der doppelten Buchhaltung,
n Wechſelrechte und der Waaren-Manipulation. Selbſt die
nntniß der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache, der ich im
chreiben und Sprechen vollkommen mächtig war, öffnete mir
ht die erwünſchte Bahn, denn überall, wo ich hinblickte, gab es
prachlehrer, mit oder ohne Talent, die ſich durch längeres Ver-
ilen in derſelben Stadt Bekanntſchaften erworben hatten,
lche mir durchaus abgingen. Das allmälig drückende Verhält-
ß meiner Exiſtenz erſchwerte es mir noch mehr, ſolche abzuwar-
oder flüchtig anzuknüpfen. Charlotte, die von dem Beſtande
einer Kaſſe zur Zeit noch nicht unterrichtet war, und bei der

eben nicht knauſeriſchen Lebensweiſe mich viel beſſer dotirt glauben mußte, als es der Fall war, hatte von der Angſt, mit der ich ein Goldſtück um das andere wechſelte, keine Ahnung. Ich zitterte vor dem Augenblick, in dem ich den glücklichen Schleier von ihrem Bewußtſein hinwegnehmen mußte, und dennoch war dieſes nun unvermeidlich. Sie vernahm endlich das mühſame Geſtändniß von meinen zärtlichen Lippen und zwar mit einer Faſſung, die mich ſtaunen machte. Dabei ſtellte ſie Alles, was ſie entbehren konnte, zu meiner Dispoſition. Nicht ein Laut des Unmuthes entſchlüpfte ihrem Munde, ihr Auge lächelte nur um ſo freundlicher, und die ſanften Worte des Troſtes, aus denen ich auch nicht den leiſeſten Vorwurf ergrübeln konnte, richteten meinen geſunkenen Muth wieder empor, und erſtarkten den Willen, dem Schickſale, welches über uns verhängt war, mit beſonnener Kühnheit entgegen zu treten. Charlotte übernahm von dieſem Augenblick an alle häuslichen Arbeiten ſelbſt. In dieſer zarten Aufopferung, dem Verläugnen früherer Gewohnheiten, erſchien ſie mir in der ganzen Lieblichkeit weiblicher Würde, welch' letztere Eigenſchaft nur unter ſolchen Umſtänden von dem Geliebten bemerkt zu werden pflegt, ſich aber deſto innigere Werthſchätzung erwirbt. Mein ſüßes Liebchen erſchien mir, mit der geringfügigen Häuslichkeit beſchäftiget, in dem ſtillen Walten gewöhnlicher Angelegenheiten ſo unendlich reizend und huldvoll, daß ihr jetzt mein Herz wo möglich noch zärtlicher entgegen ſchlug.

Ich ſah in ihrem ganzen Weſen ſchon die künftige Hausfrau, und hatte Phantaſie genug, die Noth des Augenblickes mit heiteren Bildern zu überkleiden.

Nach mancherlei vergeblichen Verſuchen, einen geeigneten Erwerb zu gewinnen, erhielt ich endlich von einer Kopiatur-Anſtalt einige Manuſcripte zu mundiren. Ich war der ſchlechten Bezahlung unerachtet froh, dieſe einſtweilige Beihilfe gefunden zu haben, und brachte doch, wenn ich fleißig war, einige Gulden die Woche zuſammen. Und wie war ich fleißig, wenn eine Pauſe der

Ruhe mir den Blick in das ſeelenvolle Auge Charlottens vergönnte, durch welchen ich neue Kraft und neue Luſt gewann. Dieſe glückliche Arbeitſamkeit währte indeß nicht lange. Mein Fleiß hatte den Vorrath der Arbeiten bald beſeitigt, und ich fiel abermals einer unfreiwilligen Geſchäftsloſigkeit anheim. Ich benutzte dieſe, um mit mir ſelbſt, nach allen Richtungen der Spekulation Rath zu pflegen. Lange blieben es nur fruchtloſe Verſuche, unergründliche Hypotheſen. Doch endlich ſchien ſich das Dunkel meiner Leiden allmälig aufzuhellen. Die Kopien, die ich zu ſo vielen erbärmlichen Dichtungen machte, brachten mich auf die barocke Idee, ſelbſt ein Jünger der Muſen zu werden. Ich faßte nach einer kleinen Muſterung meiner geiſtigen Mitgift der Mutter Natur, die Ueberzeugung, daß es gewiß keine Hexerei ſei, ähnliche Arbeiten, als ich bis jetzt abgeſchrieben, und die mein Geſchmack oft als das erbärmlichſte Zeug verurtheilen mußte, anzufertigen, und gleichen Gewinn davon erringen zu können, als meine miſerablen Vorgänger, gegen die ich mich oft recht groß dünkte. Bald war dieſer Entſchluß feſtgeſtellt. Ohne langer Wahl wendete ich meinen Genius einem philoſophiſchen Entwurfe »über den Werth des Menſchen« zu, und hatte bald genug ein mäßiges Werkchen vollendet. Mit freudiger Zuverſicht nahm ich das Manuſcript, wohl verwahrt, zu mir, und hoffte bei dem nächſten beſten Buchhändler der kunſtſinnigen Reſidenz mit einem ſplendiden »Willkommen« empfangen zu werden. Doch ach, da kam ich ſchön an! — Der Empfang war allerdings recht freundlich und zuvorkommend, doch als ich von einem »erſten Werke« etwas verlauten ließ, da verfinſterten ſich die Züge des Manuſcriptenkäufers auf eine verhängnißvolle Weiſe, und als ich gar im Bewußtſein meines Verdienſtes den Titel: »über Menſchenwerth,« zur Schau ſtellte, trat eine förmliche Finſterniß in ſeinem Antlitz ein, dem nur noch der Donner und Blitz fehlte. Nach dieſen Beobachtungen hätte ich leicht die voreilige Ueberzeugung faſſen können:

„Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt,
Wenn der Buchhändler nicht mehr daran glaubt.“

Schon hatte ich faſt allen Muth verloren. Ich las meine Schrift zu wiederholten Malen durch, und fand, die Dichtereitelkeit mit eingerechnet, die in der gegenwärtigen Lage um Vieles herabgeſtimmt war, daß es wirklich recht gut ſei.

Nachdem mir in der ganzen Stadt bei allen Buchhändlern Variationen zu dem bereits gegebenen Thema vorgeführt wurden, blieb mir nur noch ein einziger übrig. Mit ſchlechter Zuverſicht ging ich in ſeine Wohnung, und traf ihn gerade, als er mit ſeiner Familie, einem mageren, lebergelben Profeſſor der Aeſthetik und dem Redakteur eines beliebten Tagsjournales zur Tafel ging. Der Buchhändler war ein kleiner feiſter Mann, mit hochrothem glänzenden Angeſicht, dem man es auf den erſten Blick abmerkte, daß die Literatur der Kochkunſt bei ihm alle Schöpfungen literariſchen Strebens bei weitem überwiege. Er empfing mich überaus herablaſſend und zuvorkommend, und ehe er noch den Titel meines Manuſcriptes las, mit deſſen Kundmachung ich ſchon vorſichtiger zu Werke ging, lud er mich zu Mittag ein, und zwar auf eine ſo joviale Weiſe, daß ich, dem eine gute Tafel jetzt ohnehin ein halbes Märchen dünkte, unmöglich nein ſagen konnte. Als er im Laufe des Geſpräches ſich näher nach meiner Abhandlung erkundigte, und den ominöſen Titel: »vom Werthe des Menſchen“, las, da fiel denn doch das Thermometer ſeiner Freundlichkeit um ein Bedeutendes; allein die Suppe war bereits aufgetragen, und ich blieb ſein Gaſt. Dieſes Mittagsmahl wird mir immer merkwürdig bleiben. Die Hausfrau, eine überaus freundliche Dame von 24 bis 26 Jahren, ließ mich recht eigentlich die Seligkeit eines glücklichen Eheſtandes erkennen. Sie lauſchte auf jeden Wunſch ihres Mannes, und erfüllte ihn, ehe er ihn noch ausgeſprochen hatte. Zwei liebliche Kinder, deren ganzes Weſen von trefflicher Erziehung zeigte, knüpfte das innere Band der Herzen noch feſter, und man ſah es den Eltern an, daß in der Liebe zu den holden

Geſchöpfen ſich alle ihre Wünſche und Hoffnungen auf das innigſte vereinigen. So ſehr mich das Idilliſche dieſes Verhältniſſes anzog, um ſo mehr genirte mich der ſchmarotzende Profeſſor, der ſeine ganze demoſtheniſche Beredſamkeit auf das Lob der Gaſtfreundſchaft verſchwendete, indem er jede Speiſe, die aufgetragen wurde, mit ſchönen Phraſen über deren Vortrefflichkeit ſo überaus würzte, daß ſie faſt ungenießbar wurde. Dabei gab er ſich alle erdenkliche Mühe, mein Manuſcript in die langen, greifartigen Finger zu bringen, welches ich, ich weiß nicht, aus welchem geheimen Antrieb, immer zu verhindern ſuchte. Der Journaliſt war im Grunde der aimabelſte von Allen. Er aß ſeinen Partikel trotz Einem, machte aber deßhalb nicht viel Aufhebens und ſagte dem Buchhändler, wenn dieſer manchmal recht in's Blaue hineinplauderte, ſo unverholen ſeine Meinung, als ob dieſes der Zweck ſei, weßhalb er zu Tiſche geladen worden. Was er ſprach, war in der Vernunft begründet, und Niemand bedauerte den Verfall der Literatur mehr, als er. Der Profeſſor, der immer ſeine Meinung auszuſprechen für unbedingt nothwendig hielt, verlor ſich in ſeinen Erörterungen und Definitionen oft in ein ſolches Labyrinth von philoſophiſcher Unverſtändlichkeit, daß er ſich meiſtentheils ſelbſt nicht mehr zurecht fand, und nur durch das Auftragen eines neuen Gerichts wieder zur Vernunft kam. Bis jetzt war ich bei den literariſchen Verhandlungen ziemlich theilnahmlos geblieben. Nun aber, nachdem der Buchhändler einen unvergleichlich ſchönen Schweinskopf zerlegt hatte, kam die Reihe auch an mich. Das gute feiſte Männlein ſprang, wie zufällig, auf ſeine Verlagsartikel über, und meinte, je werthvoller die Auflagen, deſto ſchlechter ſei ihr Abſatz. Was die Geringſchätzung der Kritik empfunden, oder von dieſer gar nicht gewürdigt wurde, ſei ſeinem Geſchäfte jederzeit erſprießlicher geweſen, als die Ausbeute der Klaſſicität. »Ich gedenke noch mit Vergnügen der Zeit,« verſetzte er auf einen leichten Einwurf von meiner Seite, indem er ein Schnittchen von dem Schweinsſchädel mit großer Behaglichkeit in den Mund führte, »wo die Ritterromane und Spukgeſchichten im Zuge waren, die Popularität derſelben hat meinen Wohlſtand begründet. Das Volk kauft dergleichen Schriften, unbekümmert, ob Spieß oder Delaroſa dieſelben geſchrieben. Jetzt aber, wo man in jeder Novelle eine Weltgeſchichte abgehandelt wiſſen will, nach nichts, als nach Briefen von Verſtorbenen fragt, und die wirklich Lebenden als Verſtorbene betrachtet, wo überall Leſezirkel exiſtiren und ſelbſt dem Aermſten die neueſte Literatur des In- und Auslandes geboten wird, wo ganze Leihbibliotheken hauſiren gehen, und ein aus dem Buchhandel gewonnenes Buch Tauſende von Leſern erhält — da freilich iſt es um die Buchhändlergilde ſchlecht beſtellt; wir müſſen uns den Biſſen vom Munde abdarben, indeß unſere glücklicheren Vorgänger in Ueberfluß ſchwelgten.» Bei dieſen Worten führte der Nothleidende den delikateſten Biſſen des Schweinskopfes zu dem darbenden Munde, deſſen phyſiognomiſcher Ausdruck, in ſüßer Geſchmacksbehaglichkeit die früheren Klagen unmittelbar Lügen ſtrafte. Ich konnte ein flüchtiges Lachen nicht unterdrücken. »Zweifeln Sie etwa an der Wahrheit meiner Behauptung?» ſprach der Redſelige weiter, nachdem er ſein Glas mit Liebfrauenmilch gefüllt, »ich rede nicht ſo obenhin; die Erfahrung iſt die Führerin meiner Spekulationen. Hätten Sie ſtatt ihrer Abhandlung: »über den Werth des Menſchen» ein Buch »über die Induſtrie der Schnecken geſchrieben, oder das Leben einer bekannten Sängerin oder Tänzerin geſchildert, oder noch beſſer, eine Schrift über die ruſſiſchen Schwitzbäder nach den neueſten Erfahrungen zuſammengewürfelt — bei Gott, ich zahlte Ihnen heute noch die Hälfte des bedungenen Honorars. Für Ihre Abhandlung aber — allen Reſpekt vor Ihrem vielleicht vorhandenen Talent — riskire ich nicht zehn Gulden, denn ich nehme nicht ſo viele Groſchen dafür ein. Folgen Sie meinem Rath, junger Mann,» hier rückte er mir mit beſonderer Vertraulichkeit näher, »ich mache Ihnen einen Vorſchlag. Schreiben Sie ein Buch über die

Umgebungen unſerer Stadt, und ich werde mit Vergnügen Ihr Verleger.»

»Das kann ich nicht!» war meine eben ſo beſtimmte als verdrießliche Antwort. »Ich bin ſeit meinem Hierſein kaum vor die Thore derſelben gekommen und kenne weder die Merkwürdigkeiten innerhalb, noch die entfernteren Ausflüge.»

»Das thut nichts zur Sache, Freundchen. Ein junger Literat muß nicht ſo ängſtlich zu Werke gehen,» erwiderte der Sonderbare und ſtocherte ſich phlegmatiſch die Zähne, »es wird ja Unzähliges geſchildert, wovon die Autoren nicht das Mindeſte mit eigenen Augen geſehen haben. Ein recht bekannter Dichter ſchrieb unlängſt Memoiren über Deutſchland, Italien und Frankreich, und iſt nicht aus ſeinem Zimmer gekommen. Wenn Sie ſich meinem Auftrag unterziehen wollen, ſo haben Sie morgen die nöthigen Hilfsmittel in ihrem Logis. Es ſind dies ältere Auflagen über unſere Umgebungen. Moderniſiren Sie den Styl; ſchildern Sie das Vorhandene mit friſchen Farben, knüpfen Sie an einen Spaziergang kleine Abenteuer, an eine Burg ein Stück von einer Sage — mit einem Wort verſchmelzen Sie Wahrheit und Dichtung in einem zierlichen Concepte, das iſt genug, um den Leſer zu feſſeln. Wenn hier und da auch ein Fußreiſender, nach den Angaben Ihres Buches, wie der Wanderer in der Wüſte herumirrt, daß thut nichts zur Sache. Eine kleine Täuſchung, die recht gut als eine zufällige Irrung gelten kann, läßt ſich leicht verſchmerzen. Ein nettes Bild zu einer gefälligen Unwahrheit macht Alles wieder gut — und im ſchlimmſten Falle haben Sie doch die Lacher auf Ihrer Seite, worunter Ihr Verleger der erſte iſt, wenn die Auflage vergriffen ſein wird. Alſo ſchlagen Sie ein. In acht Tagen erwarte ich das Buch, unter dem Titel: »Menſchenſprunge in das lachende Gebiet der Natur,» oder: »Freskomalereien über die nahen und fernen Umgebungen unſerer Reſidenz, nebſt eingeflochtenen Sagen, Abenteuern und intereſſanten Scenerien. Ein Handbuch für Jene, welche das fröhliche Landleben der beengenden Stadtatmoſphäre vorziehen, und ſich den humoriſtiſchen Ausflügen eines erfahrnen Wegweiſers überlaſſen wollen.» Ich wußte mich über dieſen Auftrag kaum zu faſſen, und machte Einwendungen aller Art. Zunächſt verſuchte ich es noch einmal, meinem »Menſchenwerth» das Wort zu reden, und verſicherte, daß dieſes Buch, wenn nicht mit einem Male, doch ſicher einmal ſich in der literariſchen Welt accreditiren würde — allein, es blieben meine Worte in den Wind geſprochen. Der Buchhändler impfte mir allmälig ſeine Anſichten mit unwiderſtehlicher Suada dermaßen ein, daß ich mich endlich zu dem Verſprechen verſtand, ein nach obigem Recepte verfaßtes Buch ſeinem Verlage zu übergeben, was mir, wie er ſich ausdrückte, ein weites fruchtbares Feld ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit eröffnen würde. Was konnte ich im Grunde thun? Ich wollte leben, wollte die ängſtliche Sorge, die mich Charlottens willen ruhelos umhertrieb, mildern — und das war genug, um meine ſtrengeren Grundſätze in literariſcher Beziehung zu der eiſernen Nothwendigkeit herabzuſtimmen. Ich gab alſo mein Wort, und ſchied, von der gaſtfreundlichen Familie auf das Wohlwollendſte entlaſſen. Die Frau des Hauſes prakticirte mir noch im Weggehen eine ganze Düte Zuckerwerk, trotz meines Sträubens, in die Taſche, und der Redakteur verſicherte, daß es ihm freue, meine Bekanntſchaft gemacht zu haben. Der hektiſche Profeſſor bemühte ſich, mir noch ein paar Fingerzeige auf dem Felde der Literatur zu geben, und war ſchon im Begriffe, den Strom ſeiner Beredſamkeit in's Breitere ergießen zu laſſen, als ich, um nicht davon ergriffen zu werden, raſch entſchlüpfte. Beflügelten Schrittes eilte ich nach Hauſe, um Charlotte über mein längeres Ausbleiben zu beruhigen, da ſie von meiner Einladung nichts gewußt. Das gute Geſchöpf war herzlich erfreut, als ich ihr die Hoffnung auf einen beſcheidenen Verdienſt ankündigte, und um ihr dieſe ſo ſüß als möglich zu machen, die Zuckerdüte einhändigte. Armes Mädchen! — Vor wenigen Monaten ſchenkte ſie noch ſolche Düten von der gut ſervirten Tafel ihres Vaters weg, und jetzt — ich kann gar nicht an dieſe

ugenblicke denken, ſie zerreißen mein Herz, und netzen mir das
uge mit Thränen. Charlotte war und blieb ein Engel.

Mit einem Eifer, als gelte es Tauſende zu verdienen, ging
h an meine Arbeit. Die Feder tanzte unter meinen erglühenden
ingern und die Gedanken, aus zwanzig Vorrathsmagazinen ent-
ommen, vereinigten ſich, wie auf einem Weberſtuhle,

„Wo die Schifflein herüber, hinüber ſchießen,
Die Fäden ungeſehen fließen,
Ein Tritt tauſend Verbindungen regt“ —

einem freundlichen, wohlgefälligen Gebilde, und ehe ich es
och ſelber glaubte, war die beſtellte Arbeit fertig und das Buch
Druck gelegt.

Ich kann es Ihnen, meine ſchönen Leſerinnen, gar nicht be-
hreiben, welches Gefühl einen jungen Autor durchdringt, wenn
ſich zum erſten Male auf dem Titelblatte ſeines Geiſtesproduk-
s gedruckt ſieht. Es iſt vielleicht der Empfindung verwandt, mit
elcher Sie ein erſtes ſchriftliches Liebesgeſtändniß, wenn dieſes
hrem Herzen entſpricht, leſen, und dann mit tauſenderlei zarten
eenverbindungen das todte Wort beleben und ausſchmücken.
as Auge verweilt müßig an den Buchſtaben, die Seele aber macht
n zum Thema der ſüßeſten Variationen. Nicht anders erging es
ir. Columbus konnte, als er die neue Welt entdeckte, nicht ſtol-
 geweſen ſein, als ich, indem ich mein unſterbliches Werk in dem
uslagkaſten der Buchhandlung erblickte. Ich mußte mich ordent-
h zwingen, bei Betrachtung meines glorreichen Namens die Phy-
gnomie der Gleichgiltigkeit anzunehmen, um mich dem eigenen
atyr, der irgendwo in meiner Seele im Hinterhalte lag, nicht
eiszugeben. Aber es mochte mir nicht ſonderlich gelingen.
ein ganzes Weſen war vom Schriftſteller-Egoismus eingenom-
en, und alle meine Gedanken ſpreitzten ſich im ſelbſtgefälligen
inkel. — Mit ganz anderer Zuverſicht als damals, als ich den
Renſchenwerth“ als Manuſcript in der Taſche trug, ging ich jetzt
n Buchhändler, um ihm die Gunſt angedeihen zu laſſen, mir

das Honorar für mein Werklein ſelbſt zu behändigen. Aber ach, mein Egoismus, der lediglich in meinem Verdienſte, wie ich wähnte, begründet war, ſollte gar bald ſtützlos in ſich ſelbſt verſinken. Das Antlitz meines Buchhändlers, in dem ſonſt eine ſo freundliche Faunen-Gutmüthigkeit ausgeprägt war, verflachte ſich, als ich die Abſicht meines Kommens ausſprach, zu einer langweiligen Geſchäftsmiene, in welcher auch kein Zug des Wohlwollens zurückblieb. Und als er nun endlich zwölf Gratisexemplare zuſammengefügt, und dieſen mit ſchmerzlichem Ausdruck zwanzig Thaler als ein Opfer ſeiner »Menſchenfreundlichkeit» beigeſellt hatte, da freilich welkte ein Blatt um das andere aus meinem erträumten Lorbeerkranze, und endlich fühlte ich nichts mehr, als den Dornenſtich meines Verhängniſſes.

Ich verwünſchte die Buchmachergeſchichte, und wäre in dieſem Augenblicke lieber Schuſter, als Literat geweſen. Das Geſchehene aber ließ ſich nicht ungeſchehen machen. Ich mußte meinen Aerger über den Taglöhnerſold für mein ſchriftſtelleriſches Bemühen überwinden, wollte ich nicht zum Stichblatt meines eigenen üblen Humors werden, der mich ſchon über meine Thorheit und Leichtgläubigkeit zu verhöhnen anfing. Als ein einziger geringfügiger Troſt war mir noch übrig geblieben, daß ich jetzt mich an zwölf Titelblättern meines Werkes zugleich ergötzen konnte, und daß Charlotte, wenn ſie in dem Buche hie und da meinem Eigenthum in irgend einem ſchönen Gedanken begegnete, meinem Talente Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Als ich trübſeligen Sinnes noch am ſelbigen Tage durch eine der minder belebten Straßen ſchlenderte, trat mir der Redakteur, der ehedem beim Buchhändler mein Tiſchgenoſſe war, entgegen, und redete mich freundlich an. Er mochte meinen Mißmuth mir an der Stirne leſen, und forſchte theilnahmweiſe nach der Urſache desſelben. Als ich meine Bekümmerniſſe in ſein Herz ausgeſchüttet, ſuchte er mich zu tröſten, und wünſchte mir auch thatkräftig ſeine gütige Geſinnung beweiſen zu können. Hiedurch ermuthiget, wagte ich, wenn gleich mit einiger Ueberwindung, die Frage: ob er nicht für ſein Blatt literariſche Arbeiten bedürfe.

»In welchem Fache wünſchten Sie beſchäftiget zu ſein?» entgegnete er, und in der Milde ſeines Ausdruckes ſprach ſich die Geneigtheit aus, mir nützlich ſein zu können. Ich erklärte mich für hiſtoriſche Novellen, Zeitnotizen u. dgl., zu welcher Sphäre ich durch frühere Verſuche nicht ganz unvorbereitet ſei. Hier rümpfte der Gutmüthige etwas die Naſe, und ſagte: »Dies iſt nun freilich nicht das Feld, welches bei mir brach liegt. Erzählungen laſſe ich aus fremden Sprachen übertragen; kleinere Novellen muß ich, inſoferne ſie nicht ganz werthlos ſind, rückſichtshalber aufnehmen, und Zeitnotizen ſammle ich aus anderen Journalen.»

»Wünſchen Sie vielleicht Gedichte?» fuhr ich etwas unbedacht heraus, »auch dazu fühle ich in mir Befähigung. Ich bin noch in dem Alter, dem die lyriſche Muſe vorzugsweiſe hold iſt.» Durch dieſe Frage mußte ich für das Ohr des Redakteurs eine durchaus mißtönende Saite angeſchlagen haben, denn er zuckte, höchſt unſanft berührt, zuſammen, als wenn ihn ein äußerlicher Schmerz getroffen, und entgegnete faſt unwirſch: »Mich mit Gedichten zu verſchonen, iſt das Motto meiner langjährigen Correſpondenz, und doch werde ich noch immer mit ſolchen Zuſendungen überhäuſt, daß ich mit dieſen Mondſcheinelegien und Blüthenſtaub-Sonetten auf 50 Jahre verſehen ſein könnte. Um alſo kurz zu ſein: Ich brauche einen tüchtigen Theaterkritiker, der parteilos und doch nicht allzu ſtrenge das Recenſentenſchwert führt. Fühlen Sie Beruf für dieſes Richteramt, ſo verſuchen Sie ſich. Ich engagire Sie, fällt anders die Probe günſtig aus, mit einer monatlichen Gage für mein Blatt.»

Der Fingerzeig des Schickſals, Theaterkritiker zu werden, öffnete mir nach meiner Ueberzeugung keine elyſäiſchen Gefilde. Recenſent — mir lief es eiſig kalt über den Rücken — Recenſent zu ſein in einer Zeit, wo ſich der Eigendünkel als Vertheidiger künſtleriſcher Erbärmlichkeit auflehnt, und der letzte Dorfkomödiant durch milden Tadel zum Ingrimm gereizt wird, wo die Journale, mit wenigen Ausnahmen, ſich zum Tummelplatz des Egoismus hergeben, und aus tauſenderlei Kleinlichkeiten und verächtlichen Rückſichten dem Aftertalent, wenn es ſich nur genugſam zu preiſen, und in die Bruſt zu werfen verſteht, das Wort reden; wo der Kritiker, und wäre er ſo gerecht und weiſe, als weiland Salomo, Inſolenzen und Prügel zu erwarten hat, bei ſolchen ſpekulativen Umtrieben des Journalismus das Steuerruder der Kritik auf dem fluthenden Meere des dramatiſchen Lebens zu regieren, und nicht zu ſcheitern, dazu fühlte ich meine Kraft nicht erprobt, meine Willensbefähigung nicht ſtark genug. Ich ſprach meine Skrupel unumwunden aus; allein gerade dadurch gewann ich das Vertrauen des Redakteurs in noch höherem Grade. Er merkte mir es ab, daß ich von der ernſteren Bedeutſamkeit der Kritik durchdrungen ſei. Er bot demnach, um mich für ſein Intereſſe zu gewinnen, ſeine ganze Beredſamkeit auf, bekämpfte meine Zweifel ſo gut als möglich, und ſuchte mich namentlich auf die ſtrengere Tendenz ſeines Blattes, die meine vorigen Ausfälle auf den heutigen Journalismus widerlege, aufmerkſam zu machen, ſo daß ich endlich in Berückſichtigung der dargethanen Gründe, der ehrenvollen Stellung, die denn doch für die Folge meinem literariſchen Wirken erſprießlich ſein konnte, und der augenblicklichen Milderung meiner äußeren drückenden Verhältniſſe, obgleich mit etwas beklommenem Herzen, zuſagte, und ſchon nach acht Tagen das erſte Referat über ein neues Drama lieferte.

Mein kritiſches Urtheil hatte den vollkommenſten Beifall meiner Gönner, deren Anzahl freilich noch ſehr gering war, und fand ſelbſt vor dem ſtrengen Blicke des Redakteurs Anerkennung. Es blieb ihm in dieſer Beziehung nichts zu wünſchen übrig, als daß ich etwas behutſamer im Tadel, und weniger abſprechend in meinem Urtheile ſein möchte, ſelbſt da, wo es in meiner Ueberzeugung begründet wäre. Einem milden Richter vertraut man inniger, als dem ſtrengen unerbittlichen, und ein verletzender Tadel verliert ſtets den Glauben.

Der Gehalt, den ich bezog, war freilich auf die Beſcheidenheit meiner Bedürfniſſe berechnet, allein ich freute mich deſſelben, und war um ſo unverdroſſener in meinen Arbeiten, je mehr ich die Zufriedenheit meines wackeren Mentors errang. Es liegt in der Anerkennung des Verdienſtes von Seiten eines Mannes, deſſen Urtheil wir als ein begründetes erkennen, in Bezug auf die erſten literariſchen Erzeugniſſe eines jungen Mannes, ein unbeſchreiblicher Reiz. Um ſo vorſichtiger aber müſſen dieſe Richter mit ihren Lobesſpenden zu Werke gehen, da ſich ein aufſtrebendes Talent in ſolcher Anerkennung leicht überſchätzt und endlich gar ſich dem Urtheile der gebildeteren Erfahrung entwachſen dünkt.

Von meiner Parteiloſigkeit und Gerechtigkeitsliebe erntete ich freilich nicht immer die ſüßeſten Früchte. Ich fand nicht nur in den, durch mein Urtheil Verletzten, oft bösartige Widerſacher, ſondern begegnete ſelbſt in anderen Zeitſchriften bitteren Anfeindungen, die durch oberflächliche Gründe das Publikum in Bezug auf meine Referate zu beirren ſuchten.

Alles forſchte nach dem geſtrengen Kritiker, welcher der unbedingte Gegenſatz ſeines Vorfahren war, der ſeine Urtheile nach Art jener Zimmermaler fabricirte, die ihre Deſſins durch die Patrone machen, und ſuchte mich in meiner Kritik umzuſtimmen, wenn dieſe dem Einen oder dem Andern mißfällig war. Man buhlte allenthalben um meine Freundſchaft und empfahl ſich meinem Schutze. Die Jünger der Kunſt luden mich an ihre Tafel, doch ich, der Koloß von Rhodus, blieb wie ich war, gerecht und ſtrenge.

Ich gedenke noch mit Lachen einer Scene, die ich mit einem Künſtler der Reſidenz erlebte.

Eines Tages — ich hatte kurz zuvor die Unnatur in deſſen Spielweiſe gerügt, und ihn aufgefordert, bei ſeinen reichen Mitteln, die wie eine Goldmine von Schlacken aller Art bedeckt ſeien, durch Fleiß und Beharrlichkeit das geläuterte Metall echter Kunſt zu Tage zu fördern, und nicht den Beifall der Menge, die ſich durch den Glanz des Flitters beſtechen läßt, als prüfungsfähig anzuerkennen — eines Tages alſo trat, nach einem kräftigen Pochen an meiner Thür, ein Mann von ungefähr 36 Jahren in mein Zimmer. Ich kannte ſogleich an dem ſchönen und wirklich geiſtreich ſcheinenden Kopfe des Eingetretenen den Heldenſpieler N. N. Er war überaus elegant gekleidet, trug Sporen an den Stiefeln und einen tüchtigen Ziegenhainer in der feſtgeſchloſſenen Fauſt. Seine Augen funkelten, ſein Antlitz glühte, von einer ſonderbaren Begeiſterung übergoſſen, und ohne weitere Verbeugungen trat er zu mir, und ſprach in ſo vollendetem Heldenpathos, daß ich, trotz meiner Ueberraſchung, das Lachen kaum zu bezwingen vermochte: »Ich bin der Schauſpieler N. N., und komme über Ihren ſchonungsloſen Aufſatz in dem vorgeſtrigen Blatte Genugthuung zu fordern.«

»Ich werde ſie Ihnen geben,« antwortete ich gelaſſen, »wenn Sie mich meines Unrechtes überwieſen haben,« und präſentirte ihm ganz artig einen Stuhl, den er heftig zurückſtieß. »Ueberweiſen ſoll ich Sie?« donnerte er mir entgegen. »Ich appellire an das Urtheil der ganzen Reſidenz, die mich auszeichnet und vergöttert; vox populi, vox dei, das iſt genug, um Ihre Kritik zu Schanden zu machen. Ich bin beliebt, gefeiert, und der Henker müßte mir im Nacken ſitzen, wenn jeder müßige Scribler ungeſtraft das ſiegreiche Talent befehden dürfte.« In ſolchen Redensarten, die einen minder Unbefangenen, als ich, verblüfft haben würden, perorirte der Gewaltige noch ein gutes Weilchen fort, daß ich endlich, um die Scene zu verkürzen, ihn erſuchte, auf den Schluß ſeiner Angelegenheit zu kommen, da meine Zeit gemeſſen ſei.

»Das ſoll geſchehen!« rief er jetzt, und ſchwang ſeinen Knüttel, indem er mich verſicherte, daß dies ſeine Feder ſei, mit der er mir ein Sonett ſchreiben wolle, welches mich nach Jahr und Tag noch an ſeinen Beſuch erinnern ſollte.

»Wie's gefällig iſt,« ſagte ich kurz und trocken, und trat dem wüthenden Heldenſpieler unverwandten Antlitzes näher. »Ich bin nicht ſchüchtern genug, um das, was ich ſchriftlich über Ihre Leiſtungen geſprochen, jetzt nicht mündlich bekräftigen zu können. Die Natur hat für Ihre Aeußerlichkeit verſchwenderiſch geſorgt, aber ſie ſteht nicht im Einklange mit der geiſtigen Auffaſſung, der Sie nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit zuwenden.»

»Der Teufel hole Ihr abgedroſchenes Geſchwätz!» ſchrie der Entſetzliche, und ſchlug dabei ſo furchtbar mit ſeinem Knüttel auf meinen Tiſch, daß die Tinte herum ſpritzte. »Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen!» —

»Auch dazu bin ich erbötig,» entgegnete ich noch immer gelaſſen, »doch nicht mit Knütteln, will ich hoffen!» — »Nein,» antwortete er. »Ich will Ihnen mindeſtens zeigen, daß ich Sie nicht ganz verachte, und mich Piſtole gegen Piſtole mit Ihnen ſchlagen.» Mit dieſen Worten zog er ein kleines Terzerol aus der Taſche, und hielt es mir dicht vor die Naſe. Ich ſchlug es aus der Richtung, griff nach der Wand, und nahm eine meiner engliſchen Piſtolen herab. »Ich ſtehe zu Dienſten,» war meine Antwort; ſtellte mich in Poſitur, und ſchlug auf ihn an. Jetzt aber war's mit der Heldenſchaft meines Gegners mit einem Male aus. Der Geiſt Karl Moor's entfloh von der erblaſſenden Lippe, und Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel ſtand, gleich einem ſchüchternen Mädchen, vor mir, und lenkte, das donnernde Wort zum Schmeichelton Flodoardo's herabſtimmend, gar kläglich ein, »daß er mir Bedenkzeit geſtatten wolle — unſere Gemüther wären zu aufgeregt, um ſogleich zu entſcheiden ꝛc.» — Doch ich verſchmähte den Waffenſtillſtand, und rief, indem ich meinen Gegner als Held gewiſſermaſſen kopirte: »Stellen Sie ſich, oder nennen Sie mein Urtheil über Sie gerecht.» Zu dieſer Erniedrigung wollte er ſich anfangs nicht verſtehen. Als ich ihm aber mit einem Antlitze, auf dem ein Todesurtheil ſtand, verſicherte, daß ich keinen Spaß verſtehe, und unſere Affaire im Verweigerungsfalle nur blutig enden werde, da verſuchte er es, mich zu beſänftigen, und erklärte endlich, weil ich darauf beſtand, mündlich und ſchriftlich meine Recenſion als gerecht und belehrend.

— Mehr wollte ich nicht. Wir ſchieden zwar nicht als Freunde, doch auch nicht feindſelig von einander. Das gegen mich gerichtete Terzerol hatte der Prahler in der Uebereilung ſeines Abganges auf meinem Tiſch liegen laſſen. — Ich unterſuchte es, und jetzt erſt erkannte ich die Gefahr, in die mich mein kritiſches Urtheil verwickelt hatte, in ihrer ganzen ſchauerlichen Größe — das Rohr war ungeladen! —

Seit dieſem tragiſchen Moment hatte ich Ruhe von allen eingebildeten Künſtlern. Es kam keiner mehr, um mit mir zu rechten. Die engliſche Piſtole hatte der deutſchen Feder Anſehen und Friede gebracht. Ich erhielt nicht einmal mehr Briefe, in denen mich verletzte Schauſpieler zu verſöhnen oder zu beleidigen ſuchten, und konnte unangefochten die kritiſche Wahrheit vertreten. Der beſchämte Bramarbas hatte die ominöſe Zimmerkonverſation in einer ſchwachen Stunde einem intimen Freunde vertraut, letzterer entdeckte ſie wieder einem intimen Freunde, von deſſen Verſchwiegenheit er überzeugt war, und ſomit wanderte das unſelige Geheimniß im Verborgenen immer weiter, bis aus der flüchtigen Sage eine öffentliche Wahrheit wurde. Doch ſo ruhig blies der Wind nicht, als ich dachte. Ein unterirdiſcher Vulkan ſammelte ſich in den gelbſchwarzen Schichten der Bosheit und des Neides, und die Gelegenheit, dieſe Kupplerin aller Komplotte, lauerte nur auf einen günſtigen Augenblick, um den verhaltenen Grimm mit unwiderſtehlicher Gewalt losbrechen zu laſſen.

Bis jetzt hatte ich von den literariſchen Kränzchen, deren es mehrere auf hieſigem Territorium gab, aus leicht begreiflichen Gründen, noch keines näher betrachtet. Einige Dramatiker, die mich öfters ohne Knüttel und Piſtole beſuchten, luden mich indeß zu wiederholten Malen ein, ſie in Ihrer Abendgeſellſchaft mit meinem Beſuche zu beehren, und nahmen dadurch unmerkbar meine Eitelkeit gefangen, ſo daß ich endlich ihrem Wunſche nachgab, und wenigſtens einmal in der Woche daſelbſt zu erſcheinen beſchloß. Ich traf dort viele wirklich geiſtreiche Männer, die durch gegenſeitigen

Austauſch ihrer Meinungen in äſthetiſcher und artiſtiſcher Beziehung ihrem Geſchmacke eine feſte Richtung zu geben ſuchten; unter dieſen aber auch mehrere Flachköpfe, die, ohne alle Urtheilsfähigkeit über die Intereſſen der Kunſt und Literatur ſo kurzweg abſprachen, als ob ihre Meinung durch wirklich erworbene Verdienſte begründet wäre. Namentlich ärgerte mich im Kreiſe dieſer ſchöngeiſtigen Genoſſenſchaft ein junger Menſch, der ſeinen Selbſtdünkel mit einer gewiſſen heuchleriſchen Zudringlichkeit zu bemänteln ſuchte, indem er ganz demüthig und beſcheiden über dieſen oder jenen Gegenſtand die Meinung Anderer hervorzulocken wußte, um dann — verſteht ſich ohne alle Anmaßung — die ſeinige als die allein giltige anzuerkennen. Er hatte, wie ich hörte, in einer früheren Periode ſchon alle Recenſenten, die ſeine Stücke nicht mit Lob überſchütteten, gerichtlich belangt, und tauſenderlei Thorheiten begangen, die ſeine lächerliche Eitelkeit beinahe ſprichwörtlich gemacht hatten. Abgeſehen von dieſem läſtigſten aller Schriftſteller hatte ich in dieſem geſellſchaftlichen Vereine recht angenehme Stunden verlebt. Wenn mich etwas geniren konnte, ſo waren es die ewigen Aufforderungen, mich doch ſelbſt einmal auf dem dramatiſchen Felde zu verſuchen. Die Tonangeber des Vereins wollten durchaus in mir ein vorherrſchendes Talent für das feinere Luſtſpiel entdeckt haben, und meinten, daß ich, nach meinen geiſtreichen und witzigen Referaten zu urtheilen, in dieſer Sphäre Ausgezeichnetes leiſten würde. Ich ſtellte dieſer Meinung zwar allerlei Zweifel entgegen, konnte aber der Verſuchung doch nicht ganz widerſtehen, und entwarf, um mich entweder ſelbſt zu widerlegen, oder das gute Vorurtheil zu bekräftigen, einige Scenen, die ich mit aller Aufmerkſamkeit dialogiſirte, und bei Gelegenheit auf vielfaches Andringen unſeres literariſchen Vereins zum Beſten gab. Nach dieſer Vorleſung galt mein Beruf zum Theaterdichter als entſchieden, und wirklich verblendete mich der Beifall, den mir die voreiligen Enthuſiaſten ſpendeten, in ſolchem Grade, daß ich mich ſchon des anderen Tages an den Entwurf eines Luſtſpiels machte, das ich auch wirklich nach unzähligen Mühſeligkeiten, die ich von meinem Talente kaum erwartet, in einem Zeitraume von ſechs Wochen unter freudig-ängſtlichem Herzklopfen beendigte.

Viele, denen ich das nett geſchriebene Manuſcript zum Leſen vorlegte, erhoben dieſes erſte dramatiſche Produkt bis an die Sterne, nannten meinen Witz einen echt Jean Paul'ſchen, und prophezeiten mir den glänzendſten Erfolg. Ich hatte alſo nichts Eiligeres zu thun, als das Stück, von einem de- und wehmüthigen Empfehlungsbrief begleitet, der Direktion, für die ich es beſtimmt hatte, zu überſenden.

Ich ſah ſchon im Geiſte die Lorbeeren, die mir dieſe jüngſte Arbeit um die Schläfe winden ſollte; allein nach der langen Verzögerung des Beſcheides über Annahme oder Zurückgabe des eingeſendeten Manuſkripts zu urtheilen, ruhte der Lorbeerbaum, an dem die Blätter zu meinem Siegeskranze gepflückt werden ſollten, noch tief in ſeinen Wurzeln. — Drei Monate waren bereits an dem Spiegelbilde meiner Hoffnungen und Träume vorübergeſchlichen, ohne daß mir auch nur die geringſte Erörterung in Betreff meiner dramatiſchen Arbeit zu Theil würde. Drei Monate! — Eine Ewigkeit für einen Theaterdichter, der mit Vorliebe ſeiner Schöpfung gedenkt, und noch dazu in dem Wahne lebt, daß aus ihr eine neue Aera in dem dramatiſchen Leben erſtehen werde. Ich übte mich noch vierzehn Tage in der Geduld; doch als während dieſer qualvollen Zeit noch immer nichts erfolgte, ſtürmte ich ſchwarzbefrackt, wie es ſich von ſelbſt verſteht, in das Direktionsbureau, um dort die endliche Entſcheidung meines Geſchickes zu vernehmen. Es ging aber damit nicht ſo ſchnell, als ich wähnte. Einen Tag war der Direktor nicht zugegen, den andern befand er ſich auf der Probe, den dritten hatte er Sitzung, und am vierten war er mit einer wichtigen Angelegenheit beſchäftigt, und ließ um Entſchuldigung bitten. Zuletzt ſtand ich auf dem Kulminationspunkt meines Aergers, und erklärte einem der überaus freundlichen Schreiber, daß ich warten werde. Ich pflanzte mich in das zunächſt ſtehende

Sofa, und grollte mit der eigenen Ungeduld. Ungefähr nach einer Stunde öffnete ſich die verhängnißvolle Direktionspforte, und eine Dame, die, wie ihre erglühten Wangen bezeugten, ſich über irgend einen Gegenſtand ihrer künſtleriſchen Intereſſen recht ereifert haben mußte, hüpfte heraus, grüßte mich und die Herren von der Feder ganz nachläſſig, und verließ im Gefühle ihres Triumphes den Vorſaal auf eine Art, die mich etwas an Don Ranudo de Collibrados erinnerte.

Nach geſchehener Meldung des gefälligen Kanzelliſten erhielt ich den Vortritt. Der Herr Direktor, ein Mann von feinen Sitten, die zuweilen etwas an Charlatanerie grenzten, empfing mich wie einen alten Bekannten, und erſchöpfte ſich völlig in Lobeserhebungen über mein Stück; doch als ich nach der ungefähren Aufführung forſchte, da runzelte ſich ſeine bewegliche Stirnhaut ein wenig, und nach langem unnützen Hin- und Herreden erfuhr ich ſo viel, wie nichts. Er erbat ſich meinen Beſuch für die kommende Woche, und entließ mich mit der Verſicherung, daß er mir bis dahin ſchon Beſtimmteres werde ſagen können. Daß ich auf dieſe Zuſage mit den ſchönſten Hoffnungen ſchied, wird Niemand bezweifeln; allein dieſe Hoffnungen dehnten ihre Grenzen gar weit aus. Es dauerte nicht weniger als vier Wochen, bis ich den aalglatten Theaterchef wieder erwiſchen konnte. War er bei unſerer früheren Unterredung in ſeinen Erklärungen unbeſtimmt, ſo verletzte mich diesmal die Zerſtreutheit und Unſicherheit, mit welcher er jetzt über mein Stück verhandelte. Aus einigen nicht genug überwachten Ausdrücken entnahm ich ſogar, daß er mein Manuſcript vielleicht noch keines Blickes gewürdiget habe.

Dieſer fatale Zweifel beſtimmte mich, dem Schlauen eine Falle zu legen. Ich fragte ihn nämlich, ob der vierte Akt meines Luſtſpiels — es hatte deren nur drei — für den günſtigen Erfolg den Ausſchlag geben würde, und ob die Scene mit dem Miniſter und der reichen Engländerin — mein Stück war ganz bürgerlichen Inhaltes — den erwünſchten Effekt nicht verfehlen würde? — Wer war froher, als der Direktor, eine Gelegenheit gefunden zu haben, mir etwas Schmeichelhaftes ſagen zu können, das ſich in meiner Dichtereitelkeit nur beſtätigen mußte. Der Gütige war über dieſe fraglichen Gegenſtände ganz außer ſich vor Entzücken, und verſicherte mich mit rührender Treuherzigkeit, daß, wenn der vierte Akt meines Stückes und die beſagte Scene das Publikum nicht enthuſiasmiren würde — er ſeinen Kopf daran ſetzen wolle.

Ich war über dieſe Antwort erſtarrt. Es bedurfte meiner ganzen Geiſtesgegenwart, meinen Ingrimm nicht augenblicklich zur Exploſion kommen zu laſſen. Ich nahm ſo ſchnell als möglich die Gelegenheit wahr, abzubrechen, und entfernte mich, ſchrecklicher Gedanken voll. — Schon auf dem Wege nach Hauſe diktirte ich mir im Geiſte folgenden Brief, der in der nächſten Stunde an den Direktor abgeſendet wurde:

»Mein Herr! Unſer heutiges Geſpräch über den vierten Akt meines Stückes, und die Scene zwiſchen dem Miniſter und der Engländerin, welche Theile Ihnen ſo außerordentlich gefallen haben, — überzeugte mich auf eine indignirende Weiſe, daß Sie von meinem Luſtſpiele nicht einmal den Perſonalſtand geleſen haben. Vor der Hand entſchuldige ich Sie mit den vielen Geſchäften mit Künſtlern und Künſtlerinnen, erkläre aber, daß, wenn mein Stück nicht binnen vier Wochen zur Aufführung gelangt, ich der Stadt eine Geſchichte erzählen werde, die Ihnen, mein verehrter Herr Direktor, nicht allzuſehr zum Vortheile gereichen wird.«

Dieſer Brief that ſeine Wirkung. Schon nach vierzehn Tagen ward ich unter einem Schwall nichtiger Entſchuldigungen über das damalige Mißverſtändniß — der Herr Direktor habe nämlich ein ganz anderes Stück im Kopfe gehabt — zur Leſeprobe geladen.

Lieber Leſer! haſt du wohl in deinem Leben ſchon der Leſeprobe eines Theaterſtückes beigewohnt? — Nein! — nun gut, ich will dir einen kleinen Begriff davon geben, wie es dabei zugeht.

Der Regiſſeur, ein finſterer, mürriſcher, als darſtellender
ünſtler nicht ſonderlich beliebter Mann, empfing mich in dem
ſezimmer mit ſteifer Artigkeit. Er ſprach mit mir, weil noch einige
chauſpieler fehlten, von den Beſchwerniſſen ſeines Standes, und
llte mich endlich, als ihm nichts Beſſeres mehr einfiel, den Damen
r, welche in einer Fenſterniſche ſaßen, und dort, den Strick-
umpf in der Hand, von den gleichgiltigſten Dingen ſprachen,
s mich, der ich mir eine Leſeprobe viel feierlicher vorgeſtellt hatte,
ht ſonderlich angenehm berührte. Dieſe Kunſtjüngerinnen waren
ht artig, doch hielten ſie mit ihrer Freundlichkeit etwas zurück,
ſie in mir den Recenſenten ihres Theaters erkannten, der ſchon
n Oeftern gewagt, ihnen freundliche Rathſchläge, und, wenn
ſe unbeachtet blieben, kleine Rügen zu geben.

Endlich — eine kleine Stunde ſpäter, als es mir angeſagt wor-
— reihte ſich die Geſellſchaft um die grüne Tafel — und meine
al begann. All' die Sünden, die ich vielleicht als Recenſent und
eltbürger wiſſend oder unwiſſend begangen, mußte ich in dem
chtigen Zeitraume dieſer Leſeprobe abbüßen. Der eine Schau-
eler blätterte fortwährend in den mitgebrachten Heften verſchie-
ner ausländiſcher Journale, und ſteckte, wie natürlich, auch
ige ſeiner Nachbarn an. Der andere erklärte ganz gelegentlich,
ne Rolle ſei zu unbedeutend, um effektuiren zu können. Eine
rtie ohne Abgänge könne nie etwas machen. Dem Dritten
r ſeine Rolle wieder zu lang. Der Regiſſeur, den ich darüber
ürnt wähnte, ſtimmte ihm bei, und ſtrich unbarmherzig eine der
h meiner Ueberzeugung gelungenſten Stellen, als zu breit, hin-
. Vorzüglich hatte er eine Antipathie gegen die »Zwiſchenſätze«,
er ſie nannte, und meinte, daß ſie, wenn hier ein paar Zeilen,
t ein paar Zeilen herausgemärzt würden, das Ganze doch um
paar Bogen verringerten, was jedenfalls heilſam wäre. Der
endliche Liebhaber des Stückes fand überall Stellen, die er ſich
undrecht» machen müſſe, und noch ein anderer Schauſpieler, der
rgirte Rollen darſtellte, accentuirte ſeinen Part ſtatt deutſch,

franzöſiſch, was mich bis in's Innerſte verletzte. Die Primadonna verſicherte mich, daß die Schlußrede des Stückes durchaus ein paar Alexandriner nothwendig mache. Dieſe verfehlten bei einem Luſtſpiele, als gänzliches Ende, nie ihre Wirkung. Kurzum, jeder wollte das Entgegengeſetzte von dem, was die Scene bedingte. Die Hälfte von den Leſenden ging weg, da ihre Partie zu Ende war, unbekümmert um den Gang der Handlung, durch welchen die Charakterzeichnung jeder einzelnen Partie erſt vollkommen ermittelt werden ſollte. Man beſchäftigte ſich mit Nebendingen durchweg mehr, als mit der Rolle, und gerade diejenigen, welche am wenigſten aufmerkſam waren, prophezeiten meinem Stücke den glücklichſten Ausgang.

Ich ſchlich, wie mit ſiedendem Oel begoſſen, nach Hauſe. Bis jetzt hatte ich noch gar keinen Begriff von den Qualen eines dramatiſchen Dichters gehabt, und muß geſtehen, daß ich, ſeitdem ich in der Leſeprobe einen Vorſchmack davon bekommen, viel milder in meinen Urtheilen über theatraliſche Erzeugniſſe verfuhr, denn ich ließ jetzt da, wo ich ehedem die Feder in die ätzende Tinte der Zernichtung tauchte, Schonung und Milde walten.

Endlich nahte, unter den Fauſtſchlägen der marterndſten Angſt, der Tag der Aufführung. Ich zitterte, als ich den erſten Theaterzettel erblickte, konnte aber nicht umhin, mich ein bischen unter das leſende Publikum zu miſchen. Ach Gott, was mußte ich da ſchon Alles erfahren! An jeder Straße vernahm ich ein anderes Urtheil. Dem Einen war der Titel meines Stückes nicht recht; der Andere meinte: »Drei Akte! das iſt wieder vor neun Uhr aus.» Der Dritte erwartete das Schlechteſte, weil kein Autor auf dem Zettel ſtand. Ein Vierter moquirte ſich über den Ausdruck »Originalluſtſpiel» — »denn die Originalluſtſpiele hießen alle nichts.» Ein Fünfter wollte aus dem Perſonale eine Ueberſetzung, die nur geheim gehalten würde, herausfinden, und ein Sechſter erklärte unumwunden, das Stück werde ausgeziſcht, weil es einen biſſigen Recenſenten zum Verfaſſer habe. Dergleichen Beurtheilungen wiederholten ſich in verſchiedenen Beziehungen, ſo daß ich es ſchon gar nicht mehr wagte, an einer Straßenecke ſtehen zu bleiben, wo ein verhängnißvoller Theaterzettel mir entgegendrohte.

Unter fortwährendem Fieberfröſteln nahte der Abend. Ich hatte zu Mittag nichts genoſſen, als ein wenig Suppe; der Gedanke an das Schickſal meines Stückes hatte mich des Appetites gänzlich beraubt. Den ganzen Tag über ſchlenderte ich in den abgelegenſten Straßen umher, und hatte nicht einmal den Muth, in irgend ein Kaffeehaus zu gehen, um mich den vorſchnellen Urtheilen jener Privatkritiker nicht abermals preis zu geben, die ordentlich einen Werth darein ſetzen, über jedes ungeſehene, ungekannte Stück ſchon im Vorhinein den Stab zu brechen. Ich konnte jedoch weder hier noch dort, weder innerhalb der Stadtmauern, noch in der Abgeſchiedenheit außer denſelben zur erwünſchten Ruhe gelangen. Jedem Menſchen, der mir zufällig begegnete, entfloh ich, wie ein ängſtliches Reh, das ſelbſt in dem freundlichſten Wanderer einen Todfeind erblickt. Mein ganzes Selbſtvertrauen war dahin — erſtickt von der entſetzlichſten Erwartung.

Die Nacht ſenkte ſich ſchon über Flur und Feld. Ich eilte nach Hauſe, um Charlotte, die an mein dramatiſches Kindlein große Hoffnungen knüpfte, in's Theater abzuholen. Sie hatte einen Sperrſitz. Mich ſelbſt trieb die Angſt bis zu den höchſten Regionen empor. Dort war meine Ruhe von Seite des Publikums nicht gefährdet. Wer ſich in meiner Nähe befand, erwartete nur Gutes und Schönes; denn dieſe einfachen, lebensluſtigen Menſchen gaben ihr Geld nicht aus, um ſich ſelbſt, ehe noch der Vorhang aufrauſchte, mit ihren Vorurtheilen zu quälen. Sie gingen in's Theater, um ſich zu vergnügen. Dieſer nächſte Zweck ſchlug ihnen nur deshalb ſeltener fehl, weil ſie die gute Meinung mit ſich brachten, und ſich nicht vorſätzlich langweilen wollten, wie hundert Andere, die gewöhnlich um einige Etagen tiefer ſitzen, oder im Parterre in richterlicher Majeſtät auf Dichter und Darſteller losziehen. Mir that es in dieſer Umgebung ordentlich wohl; meine Bangigkeit war um

Vieles gemildert, und in geſpannter Erwartung harrte ich nun der Dinge, die da kommen ſollten. Der erſte Akt ließ kalt und unbefriedigt — natürlich, er war ja blos Einleitung für den folgenden. — Der zweite Akt griff auch nicht recht durch, weil er möglicher Weiſe nur der vorbereitende der Schlußkataſtrophe ſein konnte — denn der Anlage meines Stückes nach mußte man aus dem letzten Akte erſt die Bedeutſamkeit der vorhergegangenen erkennen. Dieſer erſchien endlich, und mit ihm ein totales Fiasko. Mein Stück — fiel durch — denn man hatte mich nicht verſtanden!

Wie ich die nächſte Nacht wachend, träumend und verzehrt zugebracht habe — davon ein Bild zu entwerfen, wäre mir jetzt noch eine ſchreckliche Aufgabe. Ein Glück für mich, daß ich am nächſten Morgen Faſſung und mit ihr die nöthige Kraft über mich ſelbſt gewann. Schon nach dem Frühſtück bat ich brieflich meinen Redakteur, mich meiner bisherigen Verbindlichkeit zu entlaſſen, da ich mich nach dem Vorgefallenen nicht mehr für würdig erachten konne, das Ehrenſchwert eines Kritikers tragen zu dürfen. Meine literariſche Laufbahn war zu Ende, und nachdem ich es mir im Stillen zugeſchworen hatte, nie das Flügelpferd zu beſteigen, ſetzte ich meiner umgeſtürzten Regierung folgende Grabſchrift:

„Soll dein kritiſch' Wort gedeih'n,
Mußt du ſelbſt erſt Meiſter ſein;
And're höhnen und verlachen,
Heißt noch nicht — es beſſer machen!“

3.

Mit meiner literariſchen Feder hatte ich auch das letzte Mittel zu meinem ohnehin nothdürftigen Broterwerb zum Fenſter hinaus geworfen. Der Miethzins war der erſte böſe Gaſt, der mich jetzt in's Gedränge brachte. Der Hauseigenthümer mahnte bereits mit jedem Tage dringender, und da ich ſeinen Anforderungen nicht alſobald entſprechen wollte, ſchickte er mir die gerichtliche Aufkündigung. Ich war der Verzweiflung nahe. Mit der endlichen

Berichtigung des Zinsgeldes — dem letzten Reſt des unglücklichen Honorars für mein noch unglücklicheres Luſtſpiel — war meine Kaſſe bis auf ein paar Gulden erſchöpft, mir blieb nichts übrig, als eine ſchreckliche Zukunft und — Charlottens Liebe.

Dieſe ſtieg in demſelben Grade, als der Thermometer meiner Hoffnungen fiel. Wenn ich verzagte, ſprach die Edle mir Troſt zu; wenn die Sorge meinen Geiſt gefangen hielt, entfeſſelte ſie ihn durch Frohſinn und Laune; wenn mein Auge die bangen Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, da war ſie es, welche dieſe ſchmerzlichen Zeugen des inneren Zerwürfniſſes zur Heiterkeit bekehrte — kurzum, Charlotte war der Engel des Troſtes und der Verſöhnung, der mich aufrecht erhielt, und mir den Muth gab, mein verdientes Schickſal zu ertragen. Ja, wenn es mit dem Muthe, mit dem ſtarken Willen nur gethan wäre!

Allein die bittere Noth, die ſich an das äußere Bedürfniß klammert, verhöhnt die Selbſtſtändigkeit unſerer Willensfreiheit, der Hunger iſt ein gieriger Wolf, der unſere ſtarken Grundſätze gleich flüchtigen Lämmern ſchonungslos zerreißt, und dem Philoſophen nichts übrig läßt, als eine blutige Spur, die an die Abgründe des Schreckens, oder im glücklichſten Falle ihn an die Stätte gänzlichen Schweigens führt. Ich allein hätte mich in dieſem troſtloſen Zuſtande noch aufrecht zu erhalten gewußt; doch das Mitleid, welches mir die Seele Charlottens willen durchſchnitt, war ein peinigendes, furchtbares Weh, das meine Standhaftigkeit untergraben mußte. Sie, die ſonſt in Seide gekleidet war und Diamanten in den Locken trug, ſchlich jetzt im armſeligen Linnenkleide, ein Bild ſchüchterner Armuth, an meinem Blick vorüber. Jedes Lächeln ihres Auges war ja nur ein verſtellter Vorwurf, jedes Troſtwort, mir gellend, eine unterdrückte Wehklage ihres Herzens. Ich ſann oft Tage und Nächte hindurch, wodurch ich dieſe ſchreckliche Lage ändern könne; allein die Angſt meiner Seele ſtumpfte allen Scharfſinn des Verſtandes ab; ich ſtieß überall auf Unmöglichkeiten; nirgends zeigte ſich der Lichtpunkt einer rettenden Wahrſcheinlichkeit. So viel war gewiß, daß ich eine Wohnung, die wenig oder gar nichts koſtete, aufſuchen mußte, um wenigſtens mit meinem Trübſal unter Dach und Fach zu ſein. Ich lief ein paar Tage in der Stadt herum, ohne zum Ziele zu gelangen. Theils waren die Forderungen der Vermiether zu übertrieben, theils paßte die Wohnung nicht, oder man verlangte aus Mißtrauen den Zins im Vorhinein, den ich, um die äußerſte Noth ſo lang als möglich von mir abzuwehren, für jetzt nicht leiſten konnte.

Ganz entmuthigt, mit allen Hoffnungen zerfallen, kehrte ich, als der Abend ſchon dämmerte, zurück. Ich weiß nicht mehr, welche Schreckniſſe meine Seele brütete, und wie weit es mit mir gekommen wäre, hätte mir der Himmel nicht in der Geſtalt eines ganz einfachen ſchlichten Menſchen einen Schutzgeiſt geſendet, der die finſteren Gedanken in ihre dämoniſche Urſtätte zurückzuweiſen vermochte. — Profan geſprochen, war dieſer spiritus familiaris Niemand anders als der Schneidermeiſter Hirzel, eine ehrliche gute Haut, in deſſen Contobüchern ſo mancher dramatiſche Künſtler, der längſt vergeſſen, ſich das Andenken wenigſtens eines Menſchen geſichert hatte; eines Menſchen, der zum Frohndienſte des Lebens beſtimmt, ſich dennoch ein heiteres Gemüth bewahrt, und mit ſeinem menſchenfreundlichen Herzen ſchon manche Noth im Stillen gemildert hatte. Je proſaiſcher ſein Beruf in der Werkſtätte, um ſo veredelter zeigte ſich Meiſter Hirzel in ſeinen Lieblingsneigungen außer derſelben. Er liebte die ſchönen Künſte, wie und in welcher Form ſie ihm immer begegneten; und ſeine Leidenſchaft, mit den Jüngern der Muſen, namentlich aber mit Schauſpielern, in näherer oder entfernterer Beziehung zu ſtehen, blieb ihm ſelbſt durch manchen Nachtheil, der daraus erwuchs, unverkümmert. Sein Handwerk war das vermittelnde Princip zwiſchen ihm und der Künſtlerwelt. Wer ihm nur einigermaßen von einer alten artiſtiſchen Kundſchaft — gleichviel ob dieſe ſelbſt mit ihm in Rechnung ſtand — empfohlen wurde, den bekleidete er mit aller Sorgfalt, und ohne die mindeſte Bedenklichkeit, ob ſein Vertrauen auch wohl angebracht ſei. Er nahm keine Rückſicht auf florirende Fächer; ihm galt der zweite Liebhaber ſo viel als der erſte, und der zärtliche Vater erfreute ſich derſelben Gunſt, als der finſtere, Bosheit brütende Intriguant. Und nun gar ein Komiker! — Das Herz ging dem gutmüthigen Hirzel auf, wenn ein ſolcher in ſeine Werkſtätte trat und einen Spaß losließ; nicht nur, daß er dieſen durch ein wahrhaft klaſſiſches Gelächter in ſeiner ganzen Bedeutſamkeit würdigte, er ſtimmte zugleich ſein Gemüth ſo wunderbar weichherzig, daß er es rein vergaß, wie viel der heitere Sohn des Jokus ihm noch ſchuldig ſei. Fröhlichen Herzens ſchlang er das Papiermaß um deſſen zarte oder feiſte Lenden, und der fragliche Gegenſtand wurde zur Minute abgeliefert, obgleich die Minute des Zahlens noch tief in dem Schooße einer ungewiſſen Zukunft ruhte. Doch Meiſter Hirzel hatte bei dergleichen Bereitwilligkeiten auch ſein apartes Intereſſe. Die Herren Künſtler erkannten den Werth ihres Bekleidungslieferanten, und ſo geſchah es denn auch, daß ihr Günſtling Jahr ein, Jahr aus ſeine Freikarte zum Theater hatte, und endlich gar, in Folge ſeines beifallſpendenden Talents, von der Direktion eines Vorſtadttheaters als ſtabiler Claqueur gewonnen wurde.

Dieſer Deus ex machina, dieſe Zierde ſeines Handwerkes, an dem ſich ſo mancher allzuharte Zunftgenoſſe ein Beiſpiel nehmen konnte, war auch mir, der ich ja vor Kurzem ſo halb und halb zu einem Kunſtverein gehörte, herzlich zugethan, und trotz meines durchgefallenen Stückes hatte er noch immer eine gewiſſe Pietät für meinen ſchriftſtelleriſchen Genius. Seine erſte Frage war, wie es mir gehe und ob ich mich durch den kleinen Unfall, den ich unlängſt erlebt — er ſpielte auf mein trauriges Luſtſpiel an — ſo ſehr verſchüchtern laſſen wolle, gar nichts mehr zu ſchreiben? das meinte er, wäre eine Verſündigung gegen den inneren Beruf und eine Thorheit, in ſofern ich ein reiches Bergwerk aus dem Grunde verſchütten wollte, weil es mir nicht gleich gediegenes Gold geliefert. — Ich wußte indeß das freundliche Vorurtheil des guten Schneidermeiſters leicht zu widerlegen, und es that mir wohl, ihn auch einen Blick in meine ſonſtigen Verhältniſſe thun zu laſſen, in denen ich jetzt überall der äußerſten Noth und der Verzweiflung begegnete. Ich erwartete nichts Anderes von ihm, als die gewöhnliche aufrichtige Theilnahme eines ehrlichen Menſchen; um ſo mehr aber war ich erſtaunt, als mir Meiſter Hirzel nach kurzem Ueberlegen mit verdoppelter Freundlichkeit ſeine Hilfe antrug, und unter einem warmen Händedruck die Verſicherung gab, daß ich um ein Logis nicht länger mehr verlegen ſein dürfe.

»Bei mir iſt eben geſtern ein recht nett möblirtes Zimmerchen leer geworden,« erörterte er weiter, und rieb ſich dabei, wie ſelbſtgefällig die Hände, »das könnte Ihre Freundin —« hier ſtockte er, und ſchielte an mir hinauf, gleichſam als wolle er erſt das Feld ſondiren, das, vielleicht etwas zu voreilig, ſeine Zunge berührte; doch als er ſah, wie ſich mein Antlitz allmälig aufheiterte, wiederholte er um ſo zuverſichtlicher: »alſo das Stübchen kann Ihre Freundin beziehen, und Sie nehmen einſtweilen mit einem reinlichen Bett auf meinem Zimmer vorlieb. Ich wohne freilich im fünften Stock, aber für junge Füße iſt das kein Anſtand, und dem Himmel etwas näher zu logiren als andere Leute iſt gerade auch nicht ſchlecht.«

Ich war vor Freuden außer mir, und rannte, nachdem ich dem ehrlichen Schneider auf öffentlicher Straße ein- über das anderemal embraſſirte, wie närriſch nach Hauſe. Charlotte konnte ſich meine heitere Stimmung nicht erklären; ſie mußte glauben, daß ich eine Terne in der Lotterie gemacht, oder gar einen Schatz gefunden habe. Ich konnte ihr nicht lange den glücklichen Zufall verſchweigen, der ihr, gleich mir, die verlorene Hoffnung wieder gab, und unſere Seelen mit Heiterkeit und Frohſinn erfüllte.

Nach vierzehn Tagen hielt ich mit dem Schatz meines Herzens und der geringen Habe, die uns noch übrig geblieben war, bei Meiſter Hirzel meinen Einzug. Der gute Menſch empfing mich und Charlotte mit der freundlichſten Zuvorkommenheit, und gab uns auf keinerlei Weiſe Urſache, unſere Ueberſiedlung zu bereuen. Ich war in der Umgebung dieſer ſo herzlichen Leute wie neugeboren, denn unſer Hausherr ſuchte unſere drückende Lage, ſo viel es in ſeinen Kräften ſtand, auf jede nur mögliche Weiſe zu erleichtern, und es geſchah dies mit ſo zarter Rückſicht, daß ich den einfachen Mann im Stillen deshalb bewundern mußte. Der richtige Takt, Gutes zu thun, beſtimmt ja eigentlich erſt den Werth einer Wohlthat, und oft verfehlt ihn ſelbſt der Gebildetere. Im gleichen Grade war Hirzel's Gattin (eine recht gutmüthige Frau, die Alles tolerirte, was ihr Gebieter unternahm) bemüht, uns das Leben angenehm zu machen. Ihre ganze Neigung concentrirte ſich namentlich auf Charlotte, die ſie mit jener gleichſam unbewußten Ergebenheit behandelte, welche das Verhältniß der Geringeren gegen Leute vornehmeren Standes beſtimmt und abgränzt, ohne deshalb ihrer angeborenen Herzlichkeit Eintrag zu thun. Wir hatten für eine Summe, die kaum der Erwähnung bedarf, den Mittagstiſch bei unſeren Miethleuten, und Nachmittag hatte Charlotte jedesmal ihre Taſſe Kaffee unentgeltlich. Unſere Lage war vor der Hand recht behaglich; es hing ſich wenigſtens nicht an jede Lebensſtunde das Bleigewicht der Sorge um Nahrung und Obdach, unter welcher zugleich das Ehrgefühl ſo furchtbar gepeiniget wird. Der Bedenklichkeit, ob ich ſchon nach Ablauf des erſten Mogats meine Verbindlichkeiten, Koſt und Zins betreffend, erledigen könne, überhob mich Meiſter Hirzel durch die Erklärung, daß er bis auf einen günſtigeren Zeitpunkt ſich gern gedulde. »Sie dürfen indeß ſchon mit mir berathſchlagen,« ſprach er weiter, »wodurch Ihnen eine Erwerbsquelle geöffnet werden kann; unſereins hat ſeine Gedanken mit hunderterlei Dingen, die ganz nahe liegen, und die man in ihrer Lage entweder aus Verſchämtheit oder Unkenntniß überſieht. Verbleiben Sie bei

Ihrem Entſchluß, nichts mehr zu ſchreiben, ſo mögen Sie Ihre Gründe dazu haben, und ich will meine Einwendungen unterdrücken. Für einen ſo gebildeten Mann als Sie, gibt es indeß zu einem ehrenden Erwerb noch mancherlei Auskunftsmittel. Sie dürfen z. B. einige Lektionen in Sprachen geben, Sie brauchen deshalb kein Schulmeiſter zu ſein, und müſſen der Sache einen noblen Anſtrich geben. Ein bischen Geduld, ein redlicher Wille und das frohe Bewußtſein erleichtert ſelbſt das Schwerſte. Iſt Ihnen dieſer Vorſchlag recht, ſo bekümmere ich mich darum, Ihnen Zöglinge zu verſchaffen. Und auch für Fräulein Charlotte,« hier machte er eine unwillkürliche Verbeugung, »wüßte ich eine kleine, nützliche Beſchäftigung. Ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß ſie ſehr ſchön und zierlich näht — wenn ſie meiner Frau bei den feineren Arbeiten ein wenig zur Hand gehen wollte, — nun wir verſtehen uns ja. In früherer Zeit haben, wie ich in einer alten Hiſtorie geleſen, Königstöchter geſponnen und gewebt, und haben eine ordentliche Ehre darin geſucht — warum ſoll ſich alſo ein wohlgebildetes Mädchen in unſerer Zeit einer feinen Handarbeit ſchämen, die ſich recht wohl mit der guten Erziehung und mit Anſtand und Sitten verträgt.«

Dieſen vernünftigen Vorſtellungen konnte ich wirklich nichts entgegenſetzen, und Meiſter Hirzel hatte nur meiner eigenen Ueberzeugung das Wort geredet. Verdienen mußte und wollte ich etwas, gleichviel, ob die Quelle trübe oder klar ſei, aus der ich ſchöpfen ſollte. Ich ſchlug alſo freudig ein, und ſchon des anderen Tages ſaß Charlotte in Geſellſchaft der Madame Hirzel, und nähte, daß es eine Freude war. Es lag in ihren Zügen ein ſtolzes und zugleich freundliches Selbſtbewußtſein; es mußte ihrem Gefühle wohl thun, das Gute, welches ſie in dem Hauſe unſeres Miethgebers genoß, mindeſtens mit ihrer Willfährigkeit vergelten zu können. Ich ſelbſt hatte bald durch die Verwendung des biederen Meiſters eine, meinem Wunſche entſprechende Beſchäftigung erhalten. Ich bereitete nämlich zwei Knaben, die

Söhne eines bemittelten Bürgers, in den höheren Studien für die lateiniſche Schule vor. Anfangs glaubte ich die Stunden, die ich zu geben hatte, kaum beendigen zu können; nach und nach aber gewöhnte ſich mein ungeduldiger Geiſt auch an das mechaniſche Formenweſen, und in kurzer Zeit gab ich in verſchiedenen Häuſern täglich vier Stunden mit minderer Unverdroſſenheit, als vorher nur eine. Das Wohlthätige dieſer Bemühungen ſtellte ſich bald genug heraus; denn ſchon am Ende des erſten Monats, als ich die erhaltenen Lektionsbillete bei den Eltern meiner Eleven gegen bare Münze auswechſelte, gewann ich die frohe Ueberzeugung, daß mein kleiner Erwerb für unſere beſcheidenen Bedürfniſſe hinreichend ſei. Doch noch glücklicher als jetzt, wurde ich einige Monate ſpäter. Mein Hauswirth, der unermüdet für meine und Charlottens Wohlfahrt beſorgt war, trieb für mich noch eine andere Verdienſtesquelle durch einen ſeiner Kunden auf. Ich erhielt nämlich mehrere tauſend Looſe für eine Güterlotterie von einem Handlungshauſe zu beſchreiben und auszufertigen, und verdiente dabei ſo viel, daß ich im Stande war, an Charlottens Geburtstag ſie mit dem Stoff zu einem einfachen Kleide und einer niedlichen Schürze zu erfreuen.

So arm die Gabe, ſo erkannte das treue Mädchen doch die innige Geſinnung, mit welcher ſie geboten wurde, und weinte Freudenthränen. Madame Hirzel ſekundirte und der ehrliche Meiſter hielt eine obligate Rede, die ſo viel des Lobes über mein gutes Herz und meinen Arbeitsfleiß enthielt, daß ich nicht umhin konnte, in gerührter Beſchämung das »Allzuviel« ſeines guten Vorurtheiles, als unverdient, erröthend abzulehnen. Auf dieſe Feierlichkeit der Konverſation folgten die Genüſſe einer wohlbeſtellten Tafel: die guten Hausleute ließen es ſich nicht nehmen, den Tag, der Charlotte das Leben gab, nach ihrer Weiſe zu verherrlichen. Meiſter Hirzel hatte ſich bei dieſer Gelegenheit ſelbſt übertroffen. Er kredenzte uns mit aller Courtoiſie, deren ein Schneidermeiſter fähig iſt, Wein von einer wahrhaft edlen Sorte, und unterließ es nicht, vielfache Toaſte auszubringen, wovon der letzte: »Auf eine glückliche Zukunft!« den größten Anklang fand, und mich und Charlotte zu ſtillen, aber ungetrübten Betrachtungen ſtimmte. Das edle, mir herzlich ergebene Mädchen blickte vertrauungsvoll in die Ferne unſeres Geſchickes, und wenn ihr auch dort noch keine Sterne aufgingen, ſo trug ſie doch in ihrem eigenen Herzen das ſüße, verklärende Licht der Hoffnung, welches einem reinen Gemüthe ſelbſt im Sturme des äußeren Lebens nie erlöſcht.

Drei Monate mochten ungefähr ſeit dieſem kleinen Familienfeſte dahin geſchwunden ſein, ohne daß ſich in unſeren Verhältniſſen das Geringſte geändert hatte. Wir waren mit unſerem Schickſale zufrieden. Allein auch das Glück dieſer beſcheidenen Genügſamkeit ward uns nicht vergönnt. Als ich nämlich eines Tages von einer Lehrſtunde, die ich im erſten Stockwerke des nämlichen Hauſes gab, worin ich wohnte, zurückkehrte, ſtürzte mir Meiſter Hirzel athemlos auf der Treppe mit den haſtig ausgeſtoßenen Worten entgegen: »Gut, daß Sie da ſind, ſo eben wollte ich Sie holen.«

»Was iſt geſchehen?« forſchte ich, von einer bangen Ahnung ergriffen. »Bis jetzt noch nichts,« verſetzte nach Faſſung ringend der arme Meiſter, »aber Sie müſſen eilen, um das Schlimmſte zu verhüthen. Uebrigens verlaſſe ich mich auf meine Frau und meine beiden Geſellen, die laſſen ſich eher in Stücke reißen, als daß ſie Charlotte hergeben.«

»Charlotte!« rief ich noch ängſtlicher, als zuvor, »reden Sie, was will man von ihr?« Ohne noch die Antwort abzuwarten, ſtrebte ich mechaniſch aufwärts; doch Hirzel hielt mich zurück. »Nur einen Augenblick!« ſprach er, »ich muß Sie von Allem unterrichten. Vor einer halben Stunde erſchienen zwei fremde Männer in unſerem Logis, über deren Anblick Charlotte in Ohnmacht fiel. Sie wollten ſie ohneweiters mit ſich nehmen, ſprachen von Entführung, Beſtrafung und mehr dergleichen, und legten ſchon

Hand an das arme Mädchen, das ſich noch nicht erholt hatte. Jetzt aber ſtellte ich meinen Mann. »Zurück!« ſchrie ich, und warf den Längeren bei Seite, der ſie eben ergreifen wollte. »Hier bin ich Herr im Hauſe, dieſe Mamſell iſt ein mir anvertrautes Gut, und verläßt nur an der Hand ihres Freundes, der ſie mir übergeben, meine Wohnung!« —

»Das wirkte. Der Lange ſetzte ſich ganz gemüthlich nieder, der Aeltere aber rief außer ſich vor Zorn: »Ich habe die Vollmacht von den hieſigen Behörden, dieſe Perſon, die von einem —« hier brach Hirzel plötzlich ab, denn der Name, den ich vielleicht nicht unverdient erhielt, getraute ſich nicht über die Lippen des Gutherzigen; er nahm indeß, nachdem er ſich in etwas geſammelt, das Wort wieder auf und ſprach: »Ich ließ aber das arme Mädchen trotz der beſagten Vollmachten nicht fort, und berief mich wiederholt auf Sie. »Nun gut,« entgegnete der Aeltere auf dieſe beſtimmte Erklärung, »ſo holen Sie Denjenigen, dem es zuſteht, über dieſes Frauenzimmer zu entſcheiden.« Ich winkte meiner Frau und den beiden Geſellen, die ſich zu meiner Unterſtützung bereit hielten, daß ſie in keinem Falle Charlotte ausfolgen dürften, und eilte hinweg, um Sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen.«

Dieſe Schilderung gab mir über Alles, was ich zu fürchten hatte, ein ſchreckliches Licht. Ich war außer Faſſung, ganz entnervt. Meine Knie zitterten, meine Seele bebte und ſelbſt in meinem beſſeren Bewußtſein, das mein Verhältniß zu Charlotte beſtimmte, konnte ich keine Ermuthigung gewinnen. Nur das war ich mir, obgleich rathlos, bewußt, daß es hier das Aeußerſte gelte. Trennung von Charlotte war Tod. Von der fürchterlichſten Angſt gefoltert, ſtürzte ich endlich aufwärts, um dem Verhängniſſe, wie grauenvoll es mir auch entgegentrete, das Kleinod meines Herzens abzugewinnen.

Ich öffnete die Thür, und was ich ahnete, war geſchehen. Charlottens Vater und Lord William begegneten meinem erſten

Blick. Der Erſtere ſtand am Bette, auf welchem ſein Kind noch halb ohnmächtig lag, und erwartete mit ſehnſüchtigem Auge, daß es ſich erhole. Der Letztere ſaß mit bedecktem Kopfe bequem in einem Stuhle, und ſpielte mit ſeinem Rohr ſo anſcheinlos und gleichgiltig, als ſäße er im Schauſpielhauſe, um den Anfang einer Komödie zu erwarten.

Kaum hatte Charlottens Vater meinen Eintritt wahrgenommen, als ſich auch, wie von einem böſen Zauber berührt, ſein ganzes Weſen, welches beim Anblick der Tochter vom Mitleide beſänftigt war, in glühenden Zorn ergoß. Er warf Charlottens Hand, welche er ſanft in der ſeinigen gehalten, heftig zurück, ſtürzte auf mich zu und packte mich mit den Worten bei der Bruſt: »Elender, gib mir mein Kind zurück!« —

Ich konnte nicht antworten. Schreck und Gefühl der Schuld, meinem Richter gegenüber, feſſelten meine Zunge. Halb bewußtlos brauchte ich nur die Kraft meines Armes, um den Erzürnten von mir abzuwehren, welcher hierdurch noch mehr ergrimmt, nur um ſo heftiger auf mich einſtürmte. Seine donnernden Worte, die laut ausgeſtoßenen Flüche, wodurch er ſeinen Zorn gegen mich entlud, rüttelten Charlotte aus ihrer Bewußtloſigkeit empor. Ihr ermatteter Blick traf mich mit ihrem Vater ringend. Augenblicklich ließ ich in ehrerbietiger Scheu von dem Wüthenden ab, um die Leidende von ihrem Lager empor zu richten; doch der Zorn des Vaters ließ es nicht zu. Er ſchleuderte mich mit gewaltiger Hand zurück, zog, als wenn er ſein Kind vor meinem Anblick ſchützen wollte, Charlotte eng, aber unſanft an ſeine Bruſt, und ſprach mit bebender Stimme, in welcher der Zorn mit der väterlichen Milde einen Augenblick zu ringen ſchien: »Sträube dich nicht länger, Ungerathene! — Laß dich nicht durch die Gewalt der Gerichte, ſondern durch das Wort deines Vaters zurückführen. Komm', komm' hinweg von hier, wo dich der Hauch deines Verführers berührt — er macht dich wahnſinnig und läßt dich den Vater vergeſſen!« —

Mit dieſen Worten drängte er die Widerſtrebende nach der Thüre. Charlotte klammerte ſich endlich an einen Pfeiler feſt, und ſank wie zum Tode ermattet, in die Knie. »Vater!» ſtammelte ſie mit der letzten Anſtrengung, »ich habe ſchwer an dir gefrevelt, meine Kindesliebe war ſchnöder Undank — aber jetzt iſt es zu ſpät zur Rückkehr. Ich habe auch Pflichten gegen mein eigenes Herz, und eher will ich ſterben, als Richard, der mir mit der reinſten Liebe zugethan, verlaſſen!» —

Die letzten Worte erſtarben ihr auf den Lippen. Der Zorn des Vaters flammte von Neuem auf, und dem Engländer ingrimmig gegenüber tretend, der bei der ganzen Scene ganz indifferent. geblieben, rief er dieſem zu: »So helfen Sie mir doch zu meinem väterlichen Rechte, wenn Sie mein Kind als Ihre Braut erkennen!» —

»Was kümmert mich Ihr väterliches Recht,» antwortete der Lord gelaſſen, »als Bräutigam habe ich durchaus nichts zu thun, als das Mädchen zu heirathen,» — und ſomit lehnte er ſich in ſeinem Stuhle wieder rückwärts, und ſpielte wie vorhin mit dem Stock.

Es blieb dem beleidigten Vater alſo nichts übrig, als mit eigener Gewalt Charlotte hinweg zu führen. Hier galt es, jede Rückſicht um der Liebe willen zu vergeſſen. Schon ſchickte ich mich an, die Geliebte der Macht des Alten zu entreißen; mein redlicher Wirth aber kam mir zuvor. Zornglühend, wie ein kalekutiſcher Hahn, die männliche Rechte mit der eiſernen Elle bewaffnet, trat er auf den Schauplatz.

»Herr!» ſchrie er mit kreiſchender Stimme, indem er die ſtumpfe Lanze ſchwang, »ſeien Sie wer Sie wollen, in meinem Hauſe haben Sie kein Recht, den Tirannen zu ſpielen. Dies Mädchen» — hier drängte er Charlotte ſeiner Gattin, die auch kampfgerüſtet ſtand, entgegen — »bleibt da, und wird nicht eher an Sie ausgeliefert, bis ſie Ihnen freiwillig folgt. Gewalt wird in meinem Hauſe mit Gewalt vertrieben, und ich war noch nie in Verlegenheit, ungebetene Gäſte aus der Thüre werfen zu laſſen.»

Charlotte war auf der Folter. Ich begriff den Schmerz ihres kindlichen Herzens, den ſolche Worte gegen ihren Vater aufſtacheln mußten, und litt, in ihre eigene Seele mich hineindenkend. Auch die ſchüchterne, flehende Bitte, welche die Geängſtigte noch an das Vaterherz wagte, wurde mit gleicher, unerbittlicher Strenge zurückgewieſen. Als letzten Verſuch wandte ſie ſich endlich an den Lord, und bat ihn um ſeine Vermittlung, da ja von ihm und ſeiner unerwarteten Neigung ſich das ganze Unheil herſchrieb.

Der kaltherzige Britte lehnte jedoch das Amt eines Vermittlers gleichgiltig ab, indem er erwiderte: »Folgen Sie Ihrem Vater nach Paris, ſo heirathe ich Sie — folgen Sie ihm nicht, ſo reiſe ich nach England zurück, und bleibe vor der Hand ein Hageſtolz. Einen Mittelweg gibt es hier nicht, folglich auch keine Vermittlung.»

„Was kann Ihnen meine Hand frommen?» verſetzte Charlotte unter Thränen, »ich liebe Sie ja nicht.»

»Das weiß ich; aber deshalb heirathe ich Sie doch,» entgegnete leicht hingeworfen der Lord, »meine Vermählung iſt zur Ehrenſache geworden, und in Ehrenſachen habe ich meinen Kopf.»

Um Alles gethan zu haben, ſuchte ich ſelbſt gegen den Vater ein Wort der Verſöhnung auszuſprechen. Ich erklärte ihm, daß ich das Geſchehene bereue, und ſchilderte ihm mit bebendem Munde, wie wir durch tauſend Opfer und Entbehrungen unſer Vergehen, wozu uns nur die innigſte Liebe und die Ueberzeugung, daß eine Trennung unſerer Herzen nicht möglich ſei, verleitet, abgebüßt ſei, um jetzt ſeiner Verzeihung oder wenigſtens der väterlichen Milde werth zu ſein. Allein ich ſprach dies Alles zu einem ſteinernen Herzen. Die troſtloſe Erwiderung auf unſere beiderſeitigen Bitten war: „Wohlan, ich will kein Wort mehr an ein ungerathenes Kind, noch weniger an ſeinen Verführer verſchwenden, — es kann mich nur entehren. Du magſt bleiben, Charlotte, und dich zum letzten Male in der Umarmung eines Bettlers erquicken. Ich gehe zu den Gerichten, um durch ſie meine Rechte geltend zu machen.» Mit dieſen Worten nahm er, ſich zum Weggehen anſchickend, Hut und Stock, und wandte ſich an ſeinen Begleiter: »Sie, Herr Lord! bleiben indeß da, bis ich wiederkehre, um meine unwürdige Tochter unter dem Schutze der Behörden abzuholen.» — Er ging. — Und nun erſt begann der herzzerreißende Jammer. Charlotte verging faſt in Thränen. Der Schneidermeiſter perorirte wie ein tragiſcher Held, und fuchtelte mit ſeiner Elle ſo rückſichtslos im Zimmer herum, daß man jede Sekunde riskirte, ein Auge zu verlieren. Er ſprach von Entehrung ſeines Hauſes und meinte: »Einem Ehrenmanne, der bei der Bürgermiliz Unteroffizier ſei, begegnete man nicht ungeſtraft auf ſolche Manier, und nur aus Rückſicht für das liebe Mädchen, das ſchon halb des Todes geweſen ſei, habe er es nicht zum Aeußerſten kommen laſſen. Jetzt aber ſollen ſie nur anrücken,» ſprach er weiter, indem er Charlotte auf ſeine Heldenthaten vorzubereiten ſuchte, »jetzt iſt es mit meiner Geduld am Ende — haben Sie mich verſtanden, Herr Lord! Sie würden wohl thun, ich ſag's Ihnen im Guten, wenn Sie ſich zum Teufel packten!» —

Lord William fand dieſes ganz natürlich. »Es iſt auch wahr,» ſprach er, mit ungemeiner Leichtigkeit in die Ideen des raſenden Rollands von der Schere eingehend, »warum ſoll ich denn der Narr ſein, und das Töchterchen bewachen. — Als Bräutigam liegt das gar nicht in meiner Verpflichtung.»

Dieſes ſagend, erhob er ſich und ſetzte ſich, Charlotte gleichgiltig grüßend, von der fuchtelnden Elle Meiſter Hirzels, die ihm um den Kopf ſauſte, nicht die geringſte Notiz nehmend, langſam in Bewegung. Ich hielt ihn faſt unwillkürlich zurück. Ich hatte jetzt Alles zu gewinnen, oder Alles zu verlieren. Wie ein Blitzſtrahl durchzuckte es meine Seele. Tod oder Rache! — Ohne mir ſelbſt noch von meinem Gedanken eigentliche Rechenſchaft zu geben, ſchrieb ich, indem ich den Lord zum Verweilen nöthigte, mit Bleiſtift auf einen Zettel folgende Worte: »Herr Lord! Wenn Sie der Ehrenmann ſind, für den ich Sie halte, und nicht ein Schänder Ihrer großherzigen Nation werden wollen, ſo ſchlagen Sie ſich mit mir nach Verlauf einer Stunde in meinem Zimmer auf Piſtolen.

»Richard.»

Er las, lächelte und ſprach: »Ich komme!»

Als der Lord das Zimmer verlaſſen hatte, bedurfte ich meiner ganzen männlichen Kraft, um mich in dem Andrang der eigenen Gefühle zu behaupten, und die Faſſung zu gewinnen, mit Beſonnenheit den gefährlichen Standpunkt, auf den mich mein böſes Schickſal verwies, überblicken zu können. Meiſter Hirzel und ſeine ihm ſtets gleichgeſtimmte Ehehälfte ſahen für mich keinen anderen Rettungsweg, als Flucht, und trugen mir Alles an, was dieſe befördern und erleichtern konnte. Charlotte ſelbſt ſtimmte dieſer Meinung bei, und bat mich dringend, nachzugeben. »Man wird kommen, und mich mit Gewalt von deiner Seite reißen, und das überlebe ich nicht,» ſprach ſie und ſchmiegte ſich weinend an meine Bruſt. Meiſter Hirzel brachte eine kleine Summe Geldes, die uns für die nächſte Zeit wenigſtens ſicher ſtellen könne, und dann, meinte er, würde der Himmel ſchon weiter helfen. »Es ſoll mir ordentlich ein Stolz ſein, wenn ich von Ihren Nachſtellern ein Bißchen in die Enge getrieben werde, und wenn ich zufällig ein paar Tage in den Carcer wandern muß, was unter den obwaltenden Umſtänden ſich doch leicht ereignen könnte, ſo kann mir das um Ihretwillen nur zur Ehre gereichen.»

So dringend auch die allſeitigen Vorſtellungen waren, mit Charlotte zu fliehen, ſo ſehr widerrieth mir ein ſolches Verfahren die Vernunft. Ein Blick in die nächſte Zukunft — und überall begegnete mir die dringendſte Noth, die ich Charlottens willen nicht zum zweiten Male herbei beſchwören wollte. Ich bot demnach alle Ueberredungsmittel auf, um die Geliebte zu überzeugen, daß wir nicht willkürlich in unſer ferneres Schickſal eingreifen dürften, und tröſtete ſie, ſo gut es ein liebendes Wort vermag. Unter dem Vorwande, mit mir ſelbſt im Stillen einige Augenblicke Rath zu pflegen, verließ ich mit bangendem Herzen Charlotte, und ging auf mein Zimmer.

Nach kurzem Verweilen erſchien der Lord. Er war ſo ruhig und gelaſſen, als vorher. Zwei Diener brachten eine Chatoulle, die ziemlich ſchwer zu ſein ſchien, ſtellten ſie auf einen Tiſch, und entfernten ſich auf den Wink ihres Herrn.

»Ich bin hier,» ſprach der Lord, »um Ihrer Ausforderung Genüge zu leiſten.»

Hier öffnete er den Deckel der Chatoulle, nahm zwei überaus ſchöne Piſtolen heraus und legte ſie auf den Tiſch.

»Ich bin bereit!» entgegnete ich, nicht ohne innere Aufregung, und langte nach einer der Piſtolen. Der Lord verhinderte mich daran. »Noch einen Augenblick,» ſprach er. »Haben Sie Ihre Ausforderung auch überlegt?»

»Ich habe es!» war meine Antwort. »Mir bleibt keine Wahl; einer von uns iſt jedenfalls zuviel, wenn es ſich um den Beſitz Charlottens handelt.»

»Lieben Sie denn das Mädchen wirklich ſo unbegränzt, als Sie es zeigen?» forſchte nach flüchtiger Ueberlegung der Lord.

»Ich liebe ſie ſo,» entgegnete ich, von der Wahrheit meiner Empfindung durchdrungen, »daß mir ohne ſie das Leben weniger als ein Sandkorn gilt.»

»Und wird dieſe Liebe von Charlotte eben ſo innig und treu erwiedert?» fragte der Britte weiter, indem ſein Auge ein lebhafter Glanz beſeelte.

»Können Sie fragen?» entgegnete ich mit der Stimme des Schmerzes. »Betrachten Sie unſere traurige Lage, und die Reſignation, mit der Charlotte alle Schläge des Schickſals bisher ertrug, und Sie werden die Ueberzeugung gewinnen, daß ihre Liebe aufopfernderer, folglich größer iſt, als die meine. Wozu aber jetzt dieſer Erörterungen. Laſſen Sie uns unſeren Vorſatz erfüllen.»

»Und iſt Ihr Muth noch nicht herabgeſtimmt?» forſchte der Lord mit leiſem Hohn.

»Die That ſoll das beweiſen,» antwortete ich erglühend, »mit Worten prahlen kann auch der Feigling.»

»Mein Zweifel ſollte keine Beleidigung ſein,» beſänftigte der Britte. »Ich hielt Ihre Ausforderung für das Werk eines verzweifelten Momentes, und ich ehre Ihren Muth um ſo mehr, wenn er Stand hält. Hören Sie mich an. Sie erklärten, daß Ihnen das Leben ohne Charlottens Beſitz nichts gilt — ich will es glauben. Nach den Grundſätzen ihres Vaters, der ſeine Tochter nur einem reichen Manne vermählen will, können Sie, was ich Ihnen nicht zu verſichern brauche, das Mädchen nie beſitzen. Nun vernehmen Sie einen Vorſchlag. Sie wiſſen, wir Engländer haben mitunter unſere eigenen Kaprizen. Hier ſind zwei Piſtolen, die eine davon iſt geladen, die andere nicht. Wählen Sie, und ſetzen Sie ſodann die Mündung des gewählten Rohres an Ihre Stirne. Auf mein Commando: Drei! drücken Sie los. Haben Sie die geladene Piſtole erwählt, ſo hat die Geſchichte ein Ende, und ich führe Charlotte als Braut nach Hauſe. War es die ungeladene, ſo gehören dieſe 100,000 Gulden in Goldſtücken, die hier in der Chatoulle liegen, Ihnen, und ich reiſe nach England zurück, um Ihnen meine Braut, die der alte Stylten dem reichen Manne nicht verweigern wird, zu überlaſſen. — Hier ſind die Piſtolen, hier das Gold!»

Dieſen Antrag hatte ein Teufel für die Seele eines Bettlers erfunden. In einem Rohre Tod, in dem andern Glück! — Ich zwang mich, den Scheideweg mit den Gedanken überflügelnd, zur Ueberlegung. Mein Gemüth aber ſträubte ſich wider dieſes hölliſche Glücksſpiel. »Herr Lord!» ſprach ich voll der innerſten Erbitterung, »laſſen Sie dieſen Faſtnachtsſchwank, und ſtellen Sie ſich, ich habe Sie gefordert.»

»Ich weiß es,» entgegnete der Britte kalt. »Jeder Andere läge ſchon zerſchmettert an dem Boden. Jetzt beſtimmt mich eine andere Anſicht.» Hier breitete er das Gold vor meinen Blicken aus, und ſprach weiter: »Ich will mit meinem Antrage einestheils Ihre kühne Ausforderung ſtrafen, anderntheils, wann der Zufall Ihnen wohl will, Sie für die Zukunft zufrieden ſtellen. Es beliebt mir einmal, das Schickſal vorzuſtellen, ich will dies nur durch die dritte Perſon und durch Ihre eigene. So ſonderbar der Vorſchlag ſcheint, ſo iſt er doch um kein Haar vernunftloſer, als des Menſchen Schickſal in ſeiner Launenhaftigkeit, und klüger handeln Sie jetzt durch die blinde That, als wenn Sie mit eitlen Hoffnungen und Plänen Ihre Zukunft überſtürzen, wie es Tauſende der Erdenkinder thun. Alſo raſch gewählt! — Verluſt und Gewinn — wo liegt Beides ſo nahe, als hier in dieſen Doppelröhren?» —

Ich vermochte zwar nicht, dem Ideengange des Engländers zu folgen, aber ein ruhiger Ueberblick meiner Lage lief auf dasſelbe Reſultat hinaus. Schoß ich mich mit dem Lord, wie ich es wollte, ſo war die Schlußfolge immer ein gewiſſes Verlieren; denn bleibt mein Gegner auf dem Platze, ſo mußte ich fliehen, und Charlottens Verluſt war unwiderruflich. Blieb ich auf dem Platze, ſo geſchah mir nichts mehr und nichts weniger, als wenn ich das Todesloos in blinder Wahl ergriffen hätte. Die Rückſicht auf Charlottens Zukunft war ohnehin jetzt von meiner Eigenliebe getrennt. Ich mußte es, ſtatt ſie an meiner Seite in Noth und Elend verkümmern zu ſehen, um ihretwillen faſt wünſchen, daß ſie ihre Neigung zu mir verſchmerze, um ſich an der Hand des reichen Britten endlich an ein nach Außen hin glücklicheres Leben zu gewöhnen. Nur war es mir unmöglich, das theure Kleinod ohne Kampf und in ſogenannter edler Reſignation dem Nebenbuhler zu überlaſſen und das Feld zu räumen. Der Vorſchlag des Britten war alſo, genau genommen, nur die Erfüllung meines Wunſches in veränderter Form und einer viel günſtigeren Konſtellation. Dieſes erwägend, war mein Entſchluß bald gefaßt. Raſch wandte ich mich jetzt zu dem Lord und ſprach: »Herr! Ihre Grauſamkeit iſt zugleich ein Akt der Großmuth; ich habe meine Gegenwart mit der Zukunft verglichen, und gefunden, daß ich Ihrem Vorſchlage Genüge leiſten muß. Ehe ich jedoch zu dieſer ſo folgereichen That ſchreite, fordere ich Sie auf, mich bei Ihrem Ehrenworte zu verſichern, daß nur eine von den beiden Piſtolen geladen ſei, und das Gold wirklich mein Eigenthum wird, wenn ich reuſſire.»

Bis jetzt war in den Geſichtszügen des Britten die unveränderte kalte Ruhe ausgeprägt geweſen, die überhaupt ſein ganzes Weſen charakteriſirte; doch dieſe meine ausgeſprochenen Zweifel jagten das Blut in ſeine matten Wangen, und ergoßen in das ernſte, düſtere Auge die Flamme des äußerſten Zornes; ſeine Muskeln zuckten, und der innere Pulsſchlag flackerte konvulſiviſch über die äußeren Formen ſeines Auges und der erbleichenden Lippe. »Ha!» ſprach er, den Ton ſeines Organs gefliſſentlich dämpfend. »Sie kennen mich ſchlecht.» Ohne ein Wort weiter zu verlieren, warf er den Ladſtock in das eine Rohr, daß der Boden klirrte, und mich überzeugte, es ſei ungeladen. In dem anderen Rohr ſtand der Ladſtock um einen Zoll höher aus der Mündung, und der dumpfe Klang beſtätigte die Ladung. Nach dieſer Muſterung nahm er beide Piſtolen, legte ſie unter ſein Sacktuch und verwechſelte ſie, daß ich es hören und ſehen konnte, mit außerordentlicher Schnelligkeit zehn- bis zwölfmal. Als dies geſchehen, nahm er das Sacktuch zu ſich, und ſchob mir die Chatoulle mit folgenden Worten zu: »Nehmen Sie das Gold in Verwahrung; was Lord William verſpricht, iſt ihm ſo heilig, wie das letzte Wort eines Sterbenden.»

Ich hatte es mit einem exaltirten Sonderling, doch jedenfalls mit einem Manne von Ehre zu thun. Ein langes Beſinnen war hier überflüßig. Daß der Engländer von ſeiner wettartigen Forderung nicht abſtehen werde, erkannte ich aus jedem ſeiner Geſichtszüge. Die Zeit war gemeſſen; denn, kehrte der erzürnte Vater früher zurück, als mein oder des Britten Schickſal entſchieden war, ſo hatte ich ſchon unbedingt Alles verloren. Wie im Fluge jagten ſich die Vorſtellungen in meinem Kopfe. Unwillkürlich zuckte die Hand nach einer der Piſtolen. Es galt! — Ich hielt das Rohr meines Verhängniſſes ſchon in der Rechten.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke, wo der Würfel über Leben und Tod ſchon unſichtbar gefallen, öffnete ſich raſch die Thür, und Vater Stylten trat mit einem Beamten der Behörde und zwei Gerichtsdienern in das Zimmer. Charlotte wankte an ſeinem Arm; der Gerichtsbeamte hatte ihr bereits angekündigt, daß ſie folgen müſſe, und auch den ehrlichen Schneidermeiſter, der anfangs ſein Hausrecht nicht verletzt wiſſen wollte, zur Ruhe gebracht.

»Herr Lord, folgen Sie uns,» rief ihm Stylten beim Eintritt entgegen; »Ihre Braut wird uns nicht mehr entſchlüpfen.» — »Nur einen Augenblick,» entgegnete der Britte, und legte den Finger an den Mund, gleichſam Schweigen gebietend. »Ich habe zuvor noch eine kleine Ehrenſache zu ſchlichten,» und mir mit den Augen winkend, rief er kaum hörbar: »Drei!»

Ohne umzublicken führte ich die Piſtole, von den Uebrigen abgewendet, nach meinem Munde, und drückte los. Die Kapſel krachte, doch ich blieb am Leben; denn der Zufall hatte mich das ungeladene Rohr ergreifen laſſen. Ein Freudenſchrei entſchlüpfte meinen Lippen. Schon blickte ich wieder zweifelnd nach dem Britten.

Dieſer aber, ohne das mindeſte Zeichen einer Veränderung, ergriff ſeinen Hut, und ſagte zu mir nur noch die Worte: »Ich gratulire!» dann ging er, wie ein ſtiller Geiſt des Schickſals, durch die erſtaunten Anweſenden aus dem Zimmer und die Treppe hinab.

Niemand wußte ſich das Geſchehene zu erklären. Der Gerichtsbeamte bat mich endlich um die nöthigen Aufſchlüſſe, und ich erzählte ihm im Uebermaße meiner freudigen Gefühle — Alles, Alles! —

Charlotte, von der Seligkeit des Augenblickes überwältiget, ſtürzte, die Gegenwart des ſtrengen Vaters vergeſſend, freudetrunken an mein Herz, und flehte dann mit ſüßen Schmeichelworten den väterlichen Richter an um Verſöhnung und Verzeihung.

Die Worte des holden Lieblings, von der goldenen Sprache der Chatoulle unterſtützt, wieſen jeden Einſpruch zurück. Der berechnende Kaufherr wurde bezwungen. Er nannte den Herrn Engländer einen Narren, die Schneiderfamilie, die uns rührend unterſtützte, unwiderſtehliche Bittſteller, und uns ſeine ungerathenen, aber durch unſere Liebe und ſeine Verzeihung entſühnten Kinder.

Daß ich jetzt, in dem ungefährdeten Beſitze Charlottens, von kleinen, hoffnungsvollen Lieblingen umſpielt, der glücklichſte Gatte und Vater bin, bedarf wohl keines verſichernden Wortes.

Ich ſchließe daher meine Novelle mit Thekla's Rede aus Wallenſtein:

„Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an,
Wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt;
Und froher kehr' ich, wenn ich es gemuſtert,
Zu meinem ſchönen Eigenthum zurück!“

Milada's Lieder an Milorad.

Aus dem Altböhmiſchen.

Fortſetzung.

Siehe den Jahrgang 1841 dieſes Taſchenbuches, Seite 201.

7.

Ich ſteh' vor meines Vaters Haus
Und blick' in's weite Land hinaus,
Der Tag verliſcht im Grau der Nacht
Und dumpf verhallt die ferne Schlacht.

Es ſteigt der Stern, zu dem ich ſchwor,
Als ich den Liebſten mir erkor;
O Stern, den ich zum Zeugen nahm!
Sag an, was macht mein Bräutigam?

Der kalte Stern ſtreut bleiches Licht
Auf mich herab und hört mich nicht,
Der Stern, der meinem Schwur geblinkt,
Hört meine Frage nicht und — ſinkt.

Der Morgen glüht, ein weißer Schwan
Zieht hoch und ſtill die frühe Bahn,
O Schwan! du kommſt vom Feld der Schlacht?
O ſag' mir, was mein Liebſter macht?

Und wie der Segler näher zieht
Schwillt ſeiner Schwingen Schlag zum Lied' —
Doch bebt das Lied die Lüft' entlang
Wie tiefes Leid, wie Todtenſang.

Ein Reiter naht — ſein Aug' iſt naß —
Sein Mund iſt ſtumm — ſein Antlitz blaß —
O rede nicht! Ich weiß genug —
Noch weint des weißen Wand'rers Flug.

8.

Seht! des Waldes Fürſtenkinder
Stehen rechts und links am Fluſſe;
Eich' und Tanne neigen freundlich
Hohe Wipfel wie zum Gruße.

Prächtig blickt ein ſtolzer Falke
Aus der Eiche hellem Laube,
Sanft auf dunklem Reis der Tanne
Wiegt ſich eine fromme Taube.

Falke ſpricht: Ich bin entſendet
Aus dem hohen Hauſ' der Götter,
Weil ein Mann hier liegt begraben
Seines Volk's und Landes Retter.

Taube ſpricht: Der Liebe Göttin
Sandte mich zu dieſer Stätte,
Weil der Held der treu'ſten Liebe
Schlummert in des Stromes Bette.

Falke ſpricht: An deinem Grabe,
Weil' ich gern, ein treuer Wächter,
Held! du Zierde deiner Tage!
Stolz der künftigen Geſchlechter!

Taube ſpricht: Von dieſer Stelle
Will ich nie den Fittig wenden,
Wo dich Liebe ſiegreich kämpfen —
Liebe ſiegreich ließ vollenden.

Falke ſpricht: Du reiſ'ger Pilgrim!
Raſt' am Fuße meiner Eiche,
Kraft und Muth wird dich durchſtrömen
An dem Grab' der Heldenleiche.

Taube ſpricht: Du wandernd Mädchen!
Halt' und flehe hier um Segen,
Zieh'ſt an Lieb' und Treue reicher
Dann dem Bräutigam entgegen.

Falke ſpricht: Wenn einſt der Tapf're
Wird aus ſeiner Gruft ſich heben:
Will ich ihm auf kühner Schwinge
Stolz voran zur Heimat ſchweben.

Taube ſpricht: Wenn der Getreue
Wird aus ſeinem Grabe ſteigen:
Wird den Weg mein kleiner Fittig
Ihm zu der Geliebten zeigen.

9.

Schweſterchen will mich belehren,
Schmiegt ſich zärtlich an mich an:
»Trockne deines Auges Zähren,
Banne deiner Schmerzen Wahn.«

»»Bannen ſoll ich meine Schmerzen?!
Schweſterchen! Mit meinem Leid
Zög' auch fort aus meinem Herzen
Seine ganze Seligkeit.

»»Hüthen muß ich meine Schmerzen,
Pflegen wie ein krankes Kind,
Weil ſie dieſem wunden Herzen
Einz'ger Troſt und Balſam ſind.

»»Steh' nicht wie im Traum verloren,
Schüttle nicht das Lockenhaar,
Wenn du, was du liebſt, verloren,
Wird mein Räthſelwort dir klar.»»

10.

Vater zu der Schweſter ſpricht
Mild und freundlich: „Kennſt du Kindespflicht?“
Und die munt're Schweſter ſchweiget
Und das Lockenhaupt gehorſam neiget.
Vater winkt, mit raſchen Tritten
Kommt der Bräutigam geſchritten,
Und die Schweſter eilt ihm froh entgegen
Und begrüßt ihn als Gemahl.
Leicht erwirbt ſich Vaters Segen,
Wenn ſein Wille Herzenswahl.

D'rauf zu mir der Vater ſpricht
Ernſt und finſter: „Kennſt du Kindespflicht?“
Und mein Herz erbebt — ich neige
Vor dem ſtrengen Greis mein Haupt und ſchweige.
Vater winkt, herangegangen
Kommt ein Mann — will mich umfangen —

Und ich ruf' in Jammer und Bedrängniß:
„Ich gehöre Milorad!"
D'rauf der Vater: „Durch's Gefängniß
Führt zum Todten dich der Pfad."

Durch die Nacht klingt Sang und Lied,
Schall von Hörnern nah' und näher zieht,
Und durch meines Kerkers Ritzen
Seh' ich zahllos Fackellichter blitzen;
Rings Bewegung, Jubeln, Schwirren,
Schilde dröhnen, Waffen klirren,
Und ich frage zagend um die Deutung,
Und ſie jauchzen draußen frei,
Daß dies Alles Vorbereitung
Zu der Schweſter Brautzug ſei.

Nachtigall erhebt ihr Lied
Einer Seele gleich, die heimwärts zieht,
Und durch meines Kerkers Ritzen
Seh' ich nie geſchaute Klarheit blitzen;
Rauſchen hör' ich gold'ne Schwingen,
Nie vernomm'ne Stimmen klingen,
Und ich frage zagend um die Deutung,
Und es liſpelt ſanft und treu,
Daß dies Alles Vorbereitung
Nur zu meinem Brautzug ſei.

11.

Eines, ſpricht die rothe Roſe,
Ein's entzückt mich immerdar,
Meine Mutter ſaß als Knoſpe
In des Helden braunem Haar';

Als Geſchenk der Vielgeliebten
Nahm er ſie zum Morgengruß,
Und aus ihrem warmen Dufte
Sog er ſüßer Liebe Kuß.

Eines, ſpricht die weiße Roſe,
Bleibt mir ſchmerzlich' ſüße Luſt,
Meine Tochter ziert als Knoſpe
Seines bleichen Mädchens Bruſt.

Und aus ihrem zarten Dufte
Haucht die Kunde ſchöner Zeit,
Haucht der Troſt getreuer Liebe,
Haucht der Zukunft Seligkeit.

13.

Von dem unbekannten Lande
Träum' ich, wo du magſt verweilen,
Und der Traum zerſprengt die Bande,
Die mich hindern hinzueilen.

Wolken, leichte Himmelskähne
Senken ſich zu meinen Füßen,
Tönend ſchwingen weiße Schwäne
Ihr Gefieder, mich zu grüßen.

Aufwärts geht es — Sternenpfade
Schwinden auf dem raſchen Zuge,
Und an ſeligem Geſtade
Raſt' ich von dem Zauberfluge.

Sonnenklarheit nah' und ferne!
Was ſich zeigt im weiten Runde
Gibt von einem ſchönern Sterne,
Einem beſſern Daſein Kunde.

Horch! das ſind bekannte Tritte!
Milorad! du kommſt gezogen,
Kommſt in deiner Streiter Mitte,
Kränze ſchmücken Schwert und Bogen;

Kränze hängen an den Speeren,
Doch der ſchönſte hängt an deinem,
Sang ertönet, euch zu ehren,
Doch wie dir ertönt er Keinem.

Aber deine Hände drücken
Schmerzlich feſt die linke Seite,
Und du ſchweifſt mit irren Blicken
Suchend durch die ſel'ge Weite.

Und du nimmſt der Zithern eine,
Wie ſie dort an Wunderbäumen
Hangen, und dein Lied, das reine,
Schallet in des Himmels Räumen:

»Herrlich folgt auf meinen Wegen
Mir des Namens ew'ge Dauer,
Götterhuld und Menſchenſegen
Und des treuen Volkes Trauer.

»Aber nimmer kann die Wonnen
Ich empfinden und genießen,
Fruchtlos muß der klare Bronnen
Wandelloſer Luſt mir fließen.

»Auf der Erde Nebellande
Iſt mein Herz zurückgeblieben,
Hangt mit unlösbarem Bande,
Treue Braut, an deinem drüben.

»D'rum, daß ich mein Herz gewinne,
Sende Milada mir deines,
Weil dein Herz voll treuer Minne
Ew'ge Heimat bleibt für meines.»

13.

Bergmännlein kam zu mir im Traum'
Und führt' mich mit ſich fort
Tief in der Erde dunklen Raum
Und zeigt' mir Schätze dort.

Ringsum erglänzt gediegen Gold
Im unterird'ſchen Dom,
Und über unſer'n Häuptern rollt
Der alte heil'ge Strom.

„Hier tobt' einſt über mir die Schlacht,
Dein Held — er ſchlug ſie gut,
Es rieſelt' tief in meinen Schacht
Zu mir herab ſein Blut.

„Und wo das treue drang hinein,
Da quoll's vom Golde hell,
Es wandelt' ſich in Edelſtein'
Mein ſchlecht Gerölle ſchnell.

„D'rum nimm von dieſen Schätzen dir,
Was immer dir gefällt,
Das Beſt' iſt dein, es gab ſie mir
Mit ſeinem Blut dein Held.»

»»Behalte was ein Tropfen Blut's
Dir gab an edlem Erz.
Ich bin die Herrin reicher'n Gut's
Denn mir gehört ſein Herz.»»

14.

Mondnacht leuchtet klar und duftig,
Sternenlichter glüh'n und blitzen,
An dem feuchten Heldengrabe
Zwei Geſtalten trauernd ſitzen.

Beide weinen, Beider Thränen
Blinken in den blaſſen Mienen,
Die der Einen werden Perlen,
Die der Andern zu Rubinen.

Und ſie rollen in die Wellen,
Bis zum Grund' ſind ſie gedrungen,
Haben wechſelnd ſich zum Kranze
Um des Todten Haupt geſchlungen.

Und die nächſte Nacht vereinet
An dem Strom' die Beiden wieder,
Beide blicken wieder traurig
In die klaren Wogen nieder.

Während blaß die Eine ſtarret,
Kläret ſich der Andern Miene,
Denn des Helden Haupt umſchlingen
Keine Perlen — nur Rubine.

(1842)

Und für immer ſcheidend ſchluchzet
Jammervoll die Waſſerfeie:
»Weh! Er ſondert kalte Thränen
Von den Thränen warmer Treue!«

15.

Allnächtlich heben ſeine Streiter
Aus ihren Gräbern ſich empor,
Und Lanzenträger, ſtolze Reiter
Verſammeln ſich im weiten Chor.

Sie blicken in die Woge nieder,
Die ſtill vor ihnen ſinkt und ſteigt,
Sie hoffen, daß ſich endlich wieder
Der vielgeliebte Führer zeigt.

Sie harren lange, tief beklommen,
Verſchwinden dann mit Seufzerlaut:
»Auch heute wird der Herr nicht kommen,
Er träumt auch heut' von ſeiner Braut.«

16.

Laßt mir mein Leid, mein ſchmerzlich ſüßes Sehnen,
Laßt meine Klagen mir und meine Thränen,
Laßt mir mein träum'riſch' Ruh'n im Hag' und Flieder,
Laßt meine Liebe mir und meine Lieder.

Von ſeinen Thaten ſprechen ſpäte Tage,
Von ſeiner Liebe ſpricht nur meine Klage,
Doch will auch ſie zu ſpäten Tagen dringen —
Ein Herold ſeiner Lieb' im Lied' erklingen.

Aus Heldenſängen wird der Lorbeer ſteigen
Und ſich als Kranz um ſeine Stirne neigen,
Aus meinen Liedern wird die Myrthe ſprießen
Und zart ſich an den ſtolzen Lorbeer ſchließen.

Dann wird der heil'ge Doppelkranz den Helden
Von ſeinen Schlachten, ſeinen Siegen melden,
Dann wird der heil'ge Doppelkranz den Frauen
Die Kunde ſeiner Lieb' und Treu' vertrauen.

Karl Rain.

Frauenblätter.

Von J. F. Caſtelli.

1. Frauenmacht.

Wenn wir uns noch wie Kinder geberden,
So machen die Frau'n, daß wir Männer werden,
Und wenn wir Männer geworden ſind,
So machen die Frauen uns wieder zum Kind.

2. An Illa.

Als ich zum erſten Mal dich ſah,
Warſt du mein erſtes Vergnügen mir,
Als ich zum letzten Mal dich ſah,
Trugſt du mein letztes Vergnügen mit dir.

3. Als ich ſie öfters vergebens beſuchte.

Schon viermal kam ich; — deine Diener ſprachen:
Du ſeiſt nicht da, man ließ mich nicht hinein;
Mein Kind, um eine Göttin mir zu ſein,
Brauchſt du dich ja nicht unſichtbar zu machen.

4. An eine ſchöne Müllerstochter.

Du brauchſt zu deiner Mühle keinen Wind,
Du biſt ja gar ſo ſchön, mein liebes Kind,
Daß Seufzer, welche deine Reiz' erregen,
Hinreichen, deine Mühle zu bewegen

5. An die flatterhafte Alma.

Daß du mich liebſt, o ſäume nicht,
An jedem Tage neu es mir zu ſchwören,
Zwar glaub' ich deinen Schwüren nicht,
Doch thut es mir ſo wohl, ſie anzuhören.

6. Einäugige Mutter und einäugiger Sohn.

Gib, wunderſchöner Knabe klein,
Dein eines Auge der Mutter dein,
Dann wird ſie Venus, du Amor ſein.

7. Theodore.

Ein Jeder, der ſich nähert Theodoren,
Empfindet alſogleich: er hab' ein Herz,
Doch Jeder, der von ihr geht, fühlt auch Schmerz
Darüber, daß er dieſes Herz verloren.

8. Galanterie.

Eine ſchöne Frau.

„Ich habe immer gelebt in dem Wahn,
Daß mich ein Mann nicht gehörig achtet,
Der keck mich ſieht mit dem Fernglas an.“

Ein galanter Mann.

„Ich habe die Sterne nie anders betrachtet.“

9. Böſe Heilung.

Es pflegte, da ich krank jüngſt war,
Sorgfältig mich ein ſchönes Frauenzimmer.
So bin ich jetzt geneſen zwar,
Und doch befind' ich mich bei weitem ſchlimmer.

10. An einen Ehemann.

Kann deiner Gattin Schönheit, Jugend,
Auch viele Männer eiferſüchtig machen,
Du Glücklicher kannſt d'rüber lachen,
Nicht deine Ruhe kann's gefährden,
Denn überzeugt von ihrer Tugend,
Kannſt du es niemals ſelber werden.

11. Exaltation.

Gott ließ die Sonne nur darum entſtehen,
Damit deine Schönheit beleuchtet ſei,
Und wenn wir andere Sachen noch ſehen,
So iſt das ein Zufall ſo nebenbei.

12. An zwei Schweſtern.

Für Euch muß wohl Jeder in Liebe entbrennen,
Doch iſt Eure Anzahl zu groß und zu klein,
Um Eine mehr würde man Grazien Euch nennen,
Um Eine wen'ger würd's Venus ſein.

13. Bitte.

Verargt den Frauen doch nicht jeden kleinen Scherz,
Sie haben gegen ſich Natur und Lieb' und Herz.

14. An einen Maler, der das Porträt einer ſchönen Frau malte.

Dein Standpunkt, Maler, iſt nicht leicht,
Du darfſt nichts geben und nichts rauben,
Und doch, je mehr dein Bild dem Urbild gleicht,
Je mehr wird man's geſchmeichelt glauben.

15. Das: Je ne sais quoi.

Ein junges Mädchen beſitzt eine Macht,
An die ſie bisher noch gar nicht gedacht,
Und die ſich doch von ihr entfernet,
Sobald ſie ſelbe kennen lernet.

16. Aufſchrift auf ein Badehaus.

Hier zündet die Sehnſucht mehr Feuer an,
Als all' dieſes Waſſer löſchen kann.

17. An ein ſchönes Mädchen, das in einem Körbchen Blumen trug.

Wenn ich eine Biene wär',
Hätt' ich nach Blumen groß' Verlangen,
Doch es würde die Wahl mir ſchwer,
Setz' ich mich wohl auf die Blumen her,
Die da in deinem Körbchen prangen,
Oder auf jene auf deinen Wangen?

18. Als ich bei einer ſchönen Frau ſpeiſte.

Du willſt mich immer zum Eſſen zwingen,
Ich weiß nicht, wie ich's zu Stande bringe.
Wie ſoll ich denn noch was And'res verſchlingen,
Wenn ich immer dich mit den Augen verſchlinge.

19. Stelle aus einem Liebesbriefe.

»Geliebte! ich ſchreibe dir
Mit Federn aus Amors Flügeln,
Den Schmetterling wußt' ich zu zügeln,
Er kann nicht mehr fliehen von mir!«

20. Bitte.

Eine ſchöne Frau.

„Um einen Platz für meinen Mann
Bitt' ich Sie, edler Freund, ſich zu verwenden.“

Der Herr.

„Thun will ich, was ich nicht verweigern kann,
Fleht man uns mit ſo vielen Reizen an,
So bittet man mit Waffen in den Händen.“

21. Der galante Trunkenbold.

Die Frau.

„Schon wieder betrunken? Mann! glaube mir,
Du wirſt mich zwingen von dir zu gehen.“

Der Mann.

„Ich betrinke mich blos aus Liebe zu dir,
Weil ich im Rauſch dich kann doppelt ſehen.“

22. Warnung für junge Mädchen.

Vergeudet im Frühling Ihr all' Eure Blüthen,
So mag vor dem Herbſt Euch der Himmel behüthen!

23. Männerliebe und Frauenliebe.

Im Mannesleben
Wird Liebe nur Epiſoden geben,
Im Frauenleben
Wird Liebe ſich zur Geſchichte erheben.

24. Klagen einer Frau.

Die Männer ſind ſehr ungerecht
Gen unſer ſchwächliches Geſchlecht,
Sie machen uns die Tugend zum Verbrechen,
Und doch verzeih'n ſie uns nicht unſ're Schwächen.

25. Damengeſchenk.

Die Börſe hat Camilla mir geſtickt,
Und mir erlaubt, ſie öffentlich zu zeigen,
Doch hätte das Gebot mich mehr beglückt,
Die Börſe zu verbergen und zu ſchweigen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8

CASTELLI,I.V.F. FN. 10948/019

Das Liebes-Echo.

Wenn ich oft das Auge ſehnend
Wende nach der Berge Blau,
Ach, da netzt es ſich ſo thränend,
Mit der Liebe Schmerzensthau.

Könnt' ich mit den Schwalben ziehen,
Schwingen mich von Land zu Land,
Möchte wohl zum Liebchen fliehen,
Nach der Berge lichtem Rand!

Herb und ſchmerzlich iſt das Scheiden,
Und die Trennung thut ſo weh,
Soll das Herz ſein Liebſtes meiden,
Glücklich nur in deſſen Näh'!

Ob ſie meiner Treu' noch denket,
In der Ferne Nebelreich, —
Ob ſich gleicher Schmerz wohl ſenket
In ihr Herz, — ſo mild — ſo weich!

Will das ferne Echo fragen,
  Ob mein Lieb' noch treu mich liebt,
Wird mir wohl die Antwort ſagen,
  Wenn's der Hall mir wiedergibt.

Denkt ſie meiner, ſie — mein Leben!
  Sprich, mein Echo, denkt ſie mein?
Und das Echo rufet: — »Eben!«
  »— Eben, — eben!« denkt ſie dein!

Auguſt Schilling

Der grüne Student.

Ein Märchen in zwei Büchern,

geſchrieben von

Alexander Julius Schindler.

Erſtes Buch.

Es war im Jahre 1735, am Abende des Sonntages, an dem man das Evangelium lieſt: „Niemand kann zweien Herren dienen,“ als eine Geſellſchaft von Bürgern von dem Schießhauſe zu Hirſchberg fröhlich und guter Dinge war. Sie hatten ein paar Fremde unter ſich, die nach Italien reiſend, hier in dieſem freundlichen Städtchen an den länderſcheidenden Alpen einen Raſttag hielten, der vergnügter ausfiel, als einer auf ihren weiten Wegen. Schon oft waren die Gläſer geleert und gefüllt worden, und die Glut des Rebenſaftes hatte die Geſellſchaft vermocht, die reichen Treſſenröcke rings an die Lindenäſte zu hängen. Aus den weit geöffneten Brocatweſten quollen die Spitzentücher und die feinen Hemden, wenig achtete man mehr der großartig gefalteten Manſchetten, die allmälig durch allzu vieles Händedrücken und Umarmen ihrem Ruin entgegen gingen, ja ſelbſt koſtbare feiertägliche Allonge-Perrücken wurden neckiſch mißhandelt, und der Senator Ulterius hatte die ſeinige über einen Roſenſtock geſtülpt und fuhr mit dem kahlen weinrothen Köpfchen von einem Munde zum andern, denn der Kleine war ſehr neugierig — aber leider — eben ſo taub.

Einer der Fremden, ein junger Maler, hatte ſich etwas ferne vor dem Getümmel an das Geländer von Birkenſtämmen gelehnt, das den Raſenplatz vor dem Gebäude einfing, die ſchöne Landſchaft feſſelte ſeine Seele. Unter ihm wallte grüner Raſen hinab bis an den klaren Fluß, und am andern Ufer hoben ſich wieder Häuſer und Aecker, Wieſen und Wälder in breiter buſchigter Fülle, bis ſich zuletzt der ganze Gottesſegen an ſpitzen Felſenpiramiden in der blauen Luft verlor.

Etwas tief aus dem Tannendunkel des andern Ufers glänzten die Thurmknöpfe und Dächer eines ſtattlichen Gebäudes. Das Auge grüßte gern dieſe Zeichen menſchlichen Waltens in der tiefen Waldung, ſo zärtlich, wie es weit aus den Kreiſen der gewohnten Heimat einem unverhofften Freund entgegenlacht.

Unſer junger Künſtler träumte ſich erſt das ungeſehene Haus unter dem ſichtbaren Dache voll Glück und Frieden, ehe er einen der allzeit geſprächigen Hirſchberger befragte.

Er wollte ſich lieber früher denken, wie ſchön es da drüben ſein könnte, ehe er vielleicht erfuhr, wie unſchön es da drüben ſei!

Das iſt ein alter ſchöner Künſtlerbrauch!

Endlich wandte er ſich um, und ein neues heiteres Bild ſtrahlte ihm im bunten Farbenglanze entgegen. Die Staffage bildeten die fröhlich ſchwatzenden und trinkenden Bürger; die Landſchaft: die in der Septemberluft ſtill verblühenden Blumenbeete, die Aepfel- und Birnbäume, die außer ihren rothbäckigen und ſaftigen Früchten auch ſchimmernde Treſſenröcke von allen Farben und Schnitten im Winde wiegten, und zuletzt das ſtattliche Schießhaus mit den blanken Fenſtern, dem hohen Dache und den vielendigen Hirſchgeweihen.

Jetzt winkte er dem Senator, der eben verdrießlich ſeitwärts ſtand, da er Vieles nicht gehört und ſo den Faden des Geſpräches verloren hatte, zu ſich. Das redſelige Männlein war hurtig bei der Hand.

»Sagt mir doch, werther Herr!« fragte der Maler, »wer dort drüben in jenem Schlößchen wohnen mag?«

»Ja, ein ſchöner Sonntag,« verſetzte Ulterius, »und wir benützen ihn auch gut.«

Der junge Mann wiederholte, des Naturfehlers ſeines Nachbars eingedenk, mit lauterer Stimme ſeine Frage. Da wiegte der Kleine gar geheimnißvoll das Köpfchen, ſpitzte lüſtern den Mund und warf ein Kußhändchen hinüber gegen das ſonnenbeglänzte Dach, dann bog er ſeinen Oberleib weit über das Geländer, ſtützte die Ellbogen auf, und begann, die Augen feſt auf die hellen Thurmknöpfe gerichtet, mit wehmüthiger Stimme:

»Wenn wir die Woche über in einem ehrſamen und nahrhaften Berufe arbeiten, in einem bequemen Hauſe in der Stadt unten wohnen, an Sonn- und Feiertagen aber mit luſtiger Laune uns im frohen Kreiſe bewegen, ſo meinen wir Alles zu haben, was zu einem glücklichen Leben gehört. O, mein Beſter, wer einmal unter jenem Dache war, durch die hohen venetianiſchen Spiegelfenſter in die duftenden Gärten voll der ſeltſamſten Blumen und Vögel hinabſchaute, wer wie trunken herumgetaumelt iſt unter den melodiſch rauſchenden Springbrunnen, die aus rothen Roſenpiramiden aufſteigen, und der erſchöpft auf den Seiden-Diwan eines Kiosk niederſank, an deſſen chineſiſchem Dache die ſilbernen Glöcklein im Winde läuteten, — o ich vergeſſe nie jenen ſchönen Tag! — Die ſchöne Aloiſia trat zu mir und präſentirte mir koſtbaren Kaffee in einer japaniſchen Taſſe, in der andern Hand trug ſie einen Teller mit Zuckerbrot, und der Wind warf ihr die ſchwarzen Locken über die lichte Stirne; ich war ſo frei, ſie zurückzuſtreichen. Da ſchaute die fröhliche Veronika herein und fragte: »Wie gefällt es Ihnen bei uns, Herr Ulterius?« Aus ihrem kaſtanienbraunen Haargeflechte blitzte mir ein feuriger Amethiſt in's Herz. Als ſie wieder von der Thür war, ſah ich die ſanfte Eleonora durch einen fernen Blumengang wandeln. Ihre blonden Locken leuchteten wie Sonnenſtrahlen durch die ſchwankenden Roſen zu mir herüber. O, da drüben blüht ſo Vieles, wovon wir kaum eine Idee haben. Ich beneide den alten

Schloßherrn nicht um ſeine getäfelten Zimmer, ſeine Tapeten und Teppiche, ſeine Spiegel, Luſter, Vaſen, Uhren, Statuen und Bilder, ſeine Schätze von den fernſten und reichſten Küſten, ſeine Erfahrungen und ſeinen Verſtand, ſeine Macht und Kraft, die man ihm zuſchreibt, ſeine Ehrenketten von hohen Händen; wohl aber um den ruhigen Frohſinn, in dem er ſeinen Reichthum genießt. Jenes Dach wölbt ſich über keinen Seufzer und keine Klage, ja über keine unerfüllten Wünſche; die Roſenhecke, welche die weiten Gärten umfängt, ſchließt eine glückliche Welt ab, eine Feenwelt, von der wir nur träumen. Dort klingen Harfen und Lauten, und ſingen ſchöne Stimmen, dort perlt der Rheinwein in der Hand des ſeligen Trinkers und der Glanz der ſchönſten Augen ſpiegelt ſich in dem goldenen Naß. O irdiſches Paradies!« — Hier verſtummte der Redner im ſeligſten Anſchauen und breitete ſeine Arme ſehnſüchtig aus nach dem zaubervollen Tannenwald.

Während dieſer Rede hatten ſich mehrere junge Leute um den Maler und ſeinen Cicerone verſammelt.

»Ach,« rief der Eine, »der Herr Senator ſchwärmt wieder von den drei ſtolzen Pfauen dort drüben!« —

»Von den abſonderlichen Grazien,« fügte der Andere hinzu, »die mit offenen Haaren herumlaufen wie Judenmädchen, ſtatt eine hohe, anſtändige, wohlgepuderte Friſur zu tragen voll Bänder und Blumen.«

»Von den hochmüthigen Einſiedlerinnen,« ſagte ein Dritter, »die ſich beſſer dünken, als alle andern Leute.«

»Von dem alten Gelddrachen,« ein Vierter.

»Von dem Hamſter,« ein Fünfter.

So ſprachen ſie höhniſch und naſerümpfend, und trollten ſich ſpottend von dannen, der Senator aber ſagte zu ſeinem Nachbar: »Dummes, junges Bubenvolk, Verehrter, lavendelduftige Gecken. Wie jene Mädchen lieb und gut ſind. Was kümmert die ungewöhnliche Außenſeite eines ſchönen Herzens ein ſchönes Herz.

Viele Strahlen des Wohlthuns verbreiten ſie in dieſem Thale, und hat nicht der Alte das prächtige Schulhaus und das reiche Spital gebaut und gegründet in unſerer guten Stadt?« —

»Wie heißt denn jener Alte?« fragte inzwiſchen der Maler.

»Gottlieb Guttenhof, mein Verehrter!« antwortete der Senator. »Er etablirte ſich etwa vor 30 Jahren als ein vermöglicher Kaufmann in unſerer Stadt, die guten Handel und Wandel treibt. Es muß Gottes Segen bei ſeinem Pfunde geweſen ſein, denn es wucherte unendlich. Er beſaß Schiffe auf allen Meeren, und machte ſelber jährlich weite Seereiſen; vor fünf Jahren aber hat er ſeine Firma eingezogen und ſich in den Ruheſtand begeben. Er wohnte anfänglich in dem Hauſe mit der großen Altane auf dem Platze, aber eine Menge Verdruſſes, die ihm bald der Neid bereitete, bald die Böswilligkeit jener Leute, die um die goldenen Hände ſeiner Töchter gefreit hatten, und von ihnen abgewieſen wurden, verleideten ihm dieſen Aufenthalt, und er baute ſich zu tiefſt in jenem Tannenwalde, der bei uns ſeit undenklichen Zeiten das ſtille Holz heißt, jenes Schloß, deſſen Giebel dort aus den grünen Wipfeln hervorragen. Er gab ihm den Namen »Herzensfreund«, da es Alles umſchließt, was ſeinem Herzen lieb und theuer iſt.«

»Und kommen die Mädchen oft in die Stadt?« fragte der Maler.

»An Sonn- und Feiertagen fahren ſie in einer grün lakirten und mit vergoldeten Nägeln beſchlagenen Kutſche zur Kirche. Statt freundlichem Gruße empfangt ſie ein mißgünſtiges Ziſcheln, ſie nehmen aber mit ihrem Vater den Ehrenſtuhl ein, beten, fahren wieder nach Hauſe, und kümmern ſich nicht um das dumme, boshafte Volk.«

»Und warum haßt ſie der Plebs?« brauſ'te der Künſtler auf.

»Wohl nur aus purem Neide,« meinte der Senator, »und aus gekränktem Stolz, denn es gibt keine Familie in Hirſchberg, aus der nicht ein werthes männliches Glied ein Körbchen erhalten hatte von den lieben Händen. O ich ſelbſt, ich Narr! (hier verhüllte er ſich das Geſicht). Wir waren Alle närriſch. Wenn Hundert ihren Korb hatten, ſo ging der Hunderterſte hin und holte ſich auch den ſeinen. Ja, noch mehr; die meiſten, nachdem ſie erfolglos um Aloiſia und Viktoria geworben, gaben ſich auch die fruchtloſe Mühe um die ſanfte Eleonora. Ich begreife gar nicht, wie das kam, denn es waren gute Partien dabei. Aber gut! ſie wollten einmal nicht. Kann man denn gar nicht mit ſchönen Damen leben, ohne in ſie verliebt zu ſein, oder ſie zu heirathen? Daß ſich kein Mann ihnen anſpruchslos näherte, hatte den armen Schweſtern das Leben bei uns verbittert. — Ihr als Fremder könntet Euch leicht das Vergnügen machen, ſie zu beſuchen; gaſtfrei iſt das Thor Jedem geöffnet.»

»Nein, nein,» ſagte der Künſtler, zog ein Medaillon, in dem blonde Haare lagen, aus dem Buſen, und drückte es wie ein Amulet an die Lippen — »wer ſich in die Gefahr begibt, kommt in der Gefahr um.»

»Nun,» ſchmunzelte Ulterius, »ſo laßt Euch doch ein Tänzchen belieben in unſerem Schützenſaale. Schon ſtimmt man die Geigen, und ſchon ſtolziren meine lieben Landsmänninnen die Stiege hinauf. Ich hoffe, daß ſie Euch weniger gefährlich ſein werden mit ihren hochaufgebundenen geſchniegelten Friſuren und feſtgeſchnürten Buſen, als die offenen Locken und Herzen dort drüben im ſtillen Holze.»

Der junge Künſtler ließ ſich willig, doch immer rückwärts ſchauend, von ſeinem älteren Freunde in den Tanzſaal führen, und miſchte ſich bald in die fröhlichen Reihen; doch als die letzten Sonnenſtrahlen in den ferne rauſchenden Tannenwald verſanken, lehnte er ſich weit aus dem geöffneten Fenſter, und ſagte zu ſich ſelbſt: »Ach, meine ferne Geliebte wird es mir gerne verzeihen, daß ich einen freundlichen Abendgruß jenen verlaſſenen Schönen im Walde ſende. Er kommt ja nur aus dem dankbaren Gemüthe des Künſtlers, in deſſen Seele die Kunde von ihrem Leben viel wunderſchönere Bilder von Frauenſchönheiten ſeltener Waldeinſamkeit hervorgezaubert hat.

* * *

Während in dem Schützenſaale die Sonne des Frohſinnes immer heller aufging, und das goldene Geſtirn des Tages ſich immer mehr in die Berge ſenkte, ſaßen die drei laut geprieſenen Schweſtern verſtummt in dem Dämmerlicht, ihres Gemaches zu Herzensfreund, und immer tiefer ſanken die ſchönen Häupter auf die unruhig wallenden Buſen in ſchweigender Wehmuth hinab.

Was für ein Sturm hatte hereingeweht in dieſes Aſyl der Herzensruhe und des Friedens? Was für eine Schlange ſich in dieſe Roſenbüſche gewunden?

Der greiſe Schloßherr ſaß in ſeinem Zimmer vor einem großen Tiſche, den See- und Länderkarten, Welt- und Himmelskugeln, Buſſolen und Quadranten, Zirkel und Nonius bedeckten, und maß ſich weite Wege durch das blaue Meer, von einer Küſte zur andern, mit ſteigender Wanderluſt im unruhigen Herzen. Das wußten ſeine drei Töchter, und darum trauerten ſie.

»O weh,« ſeufzte Aloiſia, »ſobald er den Mund öffnet, fürchte ich die Worte zu vernehmen — ich will euch verlaſſen.«

»Was mag ihn doch aus unſerer Mitte treiben,« jammerte Viktoria. „Walten wir denn nicht wie die Göttinnen des Ueberfluſſes in Küche, Keller und Garten, bleibt denn einer ſeiner Wünſche unerfüllt in dieſem Hauſe? Haben wir denn nicht Jedem, der darum warb, unſere Hand abgeſchlagen, und haben wir uns nicht damit beſchieden, in unvergänglicher Zufriedenheit den fröhlichen Reigen um ſein greiſes Haupt zu ſchlingen?« —

»Längſt ſehne ich mich nicht mehr nach dem Girren und Geizen der Männer um Gunſt und Gold,« ſagte die blonde Eleonora, »obwohl ſie mir werth und lieb bleiben, wenn ſie werth und lieb ſind. Was kann ich mehr hoffen von einem Guten, als daß er immer um mich iſt, für mich ſorgt und mich ſchützt, was ich ihm zu Liebe thue, anerkennt und fröhlich genießt, und keinen lieberen Gedanken hat, als mich und mein Glück. Ich glaube nicht, einen Beſſern zu finden, und das Alles gewährt mir meines Vaters Liebe auch. Und was ſie dann ſprechen von Küſſen und Luſt, das haben mir längſt die Roſen auf meine Stirne gehaucht, und die tauſend Blumen zu meinen Füßen, das habt ihr längſt auf mich herabgeſtrahlt, ihr vom Nachtigallenſchlag durchklungenen Sommernächte, das haſt du mir längſt gekündet, mein ernſter Winterhimmel mit deinen Millionen Sternen. Ich habe mich am goldenen Korne, an den rothen Aepfeln, den Birnen und den ſüßen Trauben der Rebe, die ich groß gezogen, erfreut, wie die Mutter an ihren Kindern; ich bin in der Stille des grünen Waldes gelegen, wie in den Armen eines Geliebten, er hat mir ſüße Reden und Lieder in das Herz gerauſcht. Alle dieſe Wonnen verlaſſen mich nie. Unfehlbar bringt jeder ſchöne Tag ſeine ſchöne Nacht; meine Kinder prangen bis zu meinem Ende an meiner Seite, und die immergrüne Liebe meines geliebten Waldes verſchönt noch mein Grab in ſeinem Herzen. Und dann hab ich noch meine Laute und meinen Geſang;» da ließ ſie ihre weiße Hand durch die Saiten rauſchen und ſeufzte wehmüthig während des verhallenden Getönes: »Warum willſt du mich verlaſſen, mein guter Vater!»

Der ſaß noch immer in ſeinem Zimmer, hatte ſich ſeine Lampe angezündet, und ſprach, das glühende Auge auf die Karten gerichtet: »O Sumatras, reiche, blumenvolle Küſte! durch das dunkle Grün deiner Palmenwälder glänzt des Elephanten elfenbeinener Zahn; Pfeffer und Ingwer blühen duftend, der balſamiſche Hauch deiner Gewürze durchſtrömt die Luft, und über den Baumwollenfeldern fliegt im Winde der koſtbare Flocke. Noch einmal ſoll mein Kiel den blauen Weg zu deinen Zaubergärten durchſchneiden, noch einmal ſoll mein Schiff durch die Straße Sonda ſegeln, noch einmal mein Auge die ferne Küſte Java's, die grünen Geſtade von Lorano und Celebes ſchauen, ehe die weißen Finger meiner lieben Kinder ſie ſchließen. Noch einmal ſoll mein Haupt auf euren Roſenpfühlen ruhen, ehe es auf dem weichen Buſen meiner Töchter entſchlummert. Ich muß ja noch einmal den Boden küſſen, der wie eine volle Hand aus dem Meeresgrunde auftauchte, und des Reichthums unerſchöpfliches Füllhorn in meinen Schooß ausſchüttete. Mich drängt es, noch einmal mit den Wogen zu eilen, mit dem Winde zu fliegen, noch einmal will ich hoffnungsvoll von der Heimat ſcheiden fröhlich die ferne Küſte grüßen, und froh ſein, bei den Meinen wieder zu landen. Ich höre das Tauwerk krachen, die Schiffsjungen klettern an den Raaen, es ſetzen ſich Küſtenvögel auf die Maſten, die Buſſole zittert — im Oſten taucht eine dunkle Maſſe aus den Wogen, der Matroſe im Maſtkorbe jubelt: Land! und in aller Herzen wiederhallt es: Land — Land!» ſo rief der Greis und ſchloß wie ein Träumender die Augen. — Die ausgeſtopften Seevögel, die von der Decke herabhingen, ſchienen mit den Flügeln zu ſchlagen, der Papagei am Fenſter erhob ſein durchdringendes Geſchrei — da ſchlug die Glocke der Thurmuhr ruhig und ernſt ihre Stunde, als mahnte ſie den Greis an die verronnene Zeit und an ſeine weißen Haare.

* * * *

»Und er wird uns doch verlaſſen,» ſagte Aloiſia; als Eleonora mit feuchten Augen ſchwieg, »ſeine häufigen Briefe nach Venedig, ſein Brüten über Landkarten und Globen, ſein verändertes Weſen und viele ſeiner dunklen Reden laſſen mich das Betrübendſte ahnen.»

Da hörte auch ſie den Schlag der Schloßuhr.

»Es iſt Zeit, daß wir des Abendeſſens gedenken,» ſprach jetzt die häusliche Viktoria, und die Schweſtern gingen trüben Muthes an ihre Beſchäftigung. Aloiſia eilte in die Küche, ſich um Speiſe und Trank zu bekümmern; Viktoria rief die Mägde in das Tafelzimmer, um den Tiſch zu decken, gab die blanken Gläſer und Flaſchen, den reichen Service und die feine Wäſche aus dem

Schranke; denn ihr war die Sorge des Hauſes anvertraut. Die blonde Eleonora, die ſonſt in Feldern und Garten waltete, half ihr dabei, da jetzt die einbrechende Nacht ihre Reiche bedeckte, mit geſchmackvoller Thätigkeit.

Bald prangte der geordnete Tiſch, und mitten dampfte der goldgeränderte Suppentopf. Unten in der Halle hatte die Glocke auch die Hausleute zuſammengerufen, und ihr eintöniges Tiſchgebet ſchallte herauf, während die Schweſtern des Vaters harrend, unruhig nach der Thür ſahen.

Endlich öffnete ſie ſich, und der Alte trat mit niedergeſchlagenen Augen ein, ſetzte ſich, aß und trank, ſah nicht auf, und ſprach auch keine Silbe. Die Uhr ſchlug eine Viertelſtunde um die andere; es gelang Keinem ein Wort.

Der Mond ging auf, es hob ſich ein Wind und begann die wenigen welken Blätter an die Fenſterſcheiben zu werfen. Das rührte die ſanfte Eleonora ſehr, weil das jährliche groſe Sterben begann in ihren Reichen, ein trüber Gedanke hob den andern — ſie konnte die Thränen in den blauen Augen nicht mehr zurückhalten. Sie faßte die Hand des Alten, und ſagte: »Vater, warum wollt Ihr — — —» aber Thränen erſtickten ihre Stimme.

»Ich muß, ich muß!» verſetzte ihr Vater, und Kindesliebe und Wanderluſt kämpften in ſeinem mächtig aufgeregten Herzen. »Es iſt die höchſte Zeit, daß ich es ſage, denn — ehe — noch der Morgen graut, ſteige ich in den Reiſewagen.»

»Vater!» riefen die drei Mädchen, und ſtürzten auf ihn zu, umklammerten ſeine Knie und faßten ſeine Hände. »O trauriger Abend — o böſer Morgen! O lieber, lieber Vater! was ſind wir ohne dir?»

»Ruhig,» ſagte der Alte, ſich faſſend; »im nächſten Herbſte bin ich wieder bei euch.»

»O nein!» jammerte Eleonora, und erſchrak ſelbſt über dieſe Rede.

»Mein liebes Goldköpfchen wird mir doch nicht Schiffbruch und einen naſſen Tod prophezeien,» meinte Guttenhof.

»Ueber See willſt du noch einmal in deinen ſpäten Tagen,» ſagte die waſſerfeindliche Keller- und Küchenmeiſterin Aloiſia. »Haſt du denn nicht ſanft geruht in unſern Armen, biſt du nicht fröhlichſcher geweſen in dieſen Mauern, daß du dein Haupt willſt auf wiegende Wellen legen, und deinen Leib dem gebrechlichen Schiffe anvertrauen, das gleichweit vom Himmel und Erde keine Stütze als die weichende Fluth und das zerbrechliche Glück hat.»

»Laßt mich noch diesmal gehen, liebe Kinder,» bat der Alte; »der Storch, der ſo früh ſein Neſt auf meinen Thüren verließ, und die anderen Wandervögel, die dort über den Wald hinauszogen, haben mir's angethan. Ich will euch die ſeltenſten Schätze mitbringen. Für dich, meine liebe Viktoria, Purpurtauben, einen Argus-Faſan, einen Paradiesvogel und Colibris, die du an deinen Ohrringen tragen kannſt wie koſtbare Steine, und Teppiche von Benares. Dir Aloiſia indiſche Vogelneſter, Caperwein, Kokusnüſſe, Palmenwein, koſtbare Geſchirre, und meiner Eleonora das Nelumbium speciosum mit ſeinen großen roſenrothen Blumen. O! ſchon ſieht ſie mein Auge auf den klaren Fluthen ſchwimmen wie untergehende Sonnen — laßt mich, Kinder, ich komme wieder und bleibe!» —

»Wenn du wieder kommſt,» ſagte Viktoria, »ſo wollen wir uns zufrieden geben, und uns denken, es kann nicht anders ſein. Wir gönnen dir gern dieſen Zug — aber du kannſt glauben, im Herbſte wieder zu kommen, während der Wind dein Schiff auf eine wüſte Inſel verſchlägt, und du erſt nach Jahren zurückkehrſt, und ſtatt deinen blühenden Töchtern verblühte Jungfrauen finden wirſt, die nicht mehr den drei ſchönſten Sternen des Himmels gleichen, wie du oft zu uns ſagteſt.»

»Das ſei eure geringſte Sorge,» verſetzte der Vater, »mir ſeid ihr ewig jung und ſchön, doch läge euch ſelbſt daran, ſo will ich den Himmel bitten, daß er euch die Schönheit und Friſche eures

Geiſtes, wie ihr ſie in dieſer Minute beſitzt, unverſehrt erhalte, bis ich wieder zu euch zurück komme. Der Vater oben, der ſeine Kinder ſo lieb hat, wie ich euch, wird mir dieſe Bitte nicht verſagen.» — Da rollte ein Wagen ins Schloß.

»Der Reiſewagen,» ſagte der Vater, und die durch das Geſpräch, dieſen Balſam alles Schmerzes, heiterer gewordenen Mädchen blickten wieder trübe auf den Scheidenden. Da umſchlang und küßte er ſie, eilte die Treppe hinab in den Wagen, und war ſchon aus dem Thore, ehe ſie glaubten, geſchieden zu ſein, nur die Worte rief er zurück: »Ihr werdet ſo ſchön ſein, wie jetzt, wenn ich wieder komme.»

Die Schweſtern liefen auf die Brücke hinaus, und ſchauten, wie aus einem ſchweren Traume erwacht, der Kutſche nach, bis die Laternenlichter nach und nach in dem grünen Tannengezweig verſchwanden. Endlich vermiſchte ſich auch das ferne Rollen der Räder mit dem dumpfen Rauſchen des Waldes, und es blieb keine Spur von dem Geſchiedenen, als die Geleiſe ſeines Wagens im Sande. Auch die verwehte noch der Wind in derſelben Nacht, während der ſehnſüchtige Schmerz der Mädchen und ihre Herzen zu großen rothen dornenvollen Roſen ausblühten, die — *noch immer nicht verwelkt ſind.*

* * *

In der Friſche des nächſten Morgens ſchritten der junge Maler und ſein Reiſegefährte aus dem Thore von Hirſchberg. Sie verfolgten lange den lichten Zug der Landſtraße, die ſich zwiſchen fetten Wieſen hinzog. Es hatte in der vergangenen Nacht geregnet, in den Vertiefungen lagen kleine Waſſerflächen, in denen ſich der blaue Himmel mit ſeinen Lämmerwolken und Frühſonnenſtrahlen ſpiegelte. Wo aber rechts von der Straße ein guter Waldweg durch das ſtille Holz zum Schloſſe Herzensfreund führte, ſtanden Beide ſtille, und der Eine faßte des Malers Hand mit den Worten: »Heinrich, traue nicht, der gerade Weg iſt der beſte; laß uns der

Landſtraße folgen; ſtatt dieſen, wie man ſagt, kürzeren Weg durch den Wald zu nehmen, der dich zu allerlei jetzt noch immer ferneren Leid führen könnte.«

»Fürchte nichts, lieber Herrmann,« verſetzte der Angeredete, »ich will mir dies Zauberſchloß, und wenn es das Glück will, auch ſeine Feen von der Ferne betrachten. Du nimmſt deine Uhr in die Hand, und wenn ich 10 Minuten geſtaunt habe, ſo ziehſt du mich mit Gewalt, wenn ich nicht gerne gehen will, von dem verfeiten Orte, und kehrſt dich nicht an meinen Jammer und Flehen, Toben und Schreien. Du ſiehſt, ich imitire nur den Ulyſſes, der an der Sirenenküſte vorbeiſegelte; ſtatt an den Maſtbaum binde ich mich an dich, du ſtarker Freund, der, durch ſeine Kurzſichtigkeit bewahrt, allen Reizen der Ferne widerſteht.«

»So ſei es denn gewagt!« rief Herrmann lachend, und die Freunde bogen in den grünen Waldweg. Lichte Sonnenſtrahlen wanden ſich durch die dunklen Blätterkronen wie goldene Saiten; wie ihr ſüßer Klang ſchallten die Lieder der Vögel. Die bethauten Kräuter dufteten, und wilde Roſen nickten grüßend aus den Büſchen. Die Zwei verfolgten ihren Weg, bis ſie auf einer abhängigen Wieſe ſtanden, und wie mit einem Zauberſchlage das Schloß in ſeiner ſtillen Herrlichkeit vor ihnen lag. Von den rothen Ziegeldächern flatterten weiße Tauben auf, und ſenkten ſich auf die friſch geackerten Felder, wo ſie dem Säemann in den Furchen nachfolgten. Von weißen Ochſen gezogene Pflüge durchwühlten die Erde; die Stille unterbrach ſelten ein Zuruf oder ein Peitſchenknall. Am Gartenthor lehnte die blonde Eleonora und ſah den arbeitenden Knechten zu, Aloiſia fütterte im Hofe pie Gänſe und Enten, die ſich in bunten, lärmenden Scharen zu dem goldenen Regen von Weitzenkörnern drängten, der aus ihren weißen Händen niederfloß. Viktoria begoß aus einer grünen Gießkanne die bleichende Leinwand am Bache.

Heinrich hatte ſich lange nicht ſatt geſehen an dem ſchönen Bilde, als Herrmann ſeine Uhr einſteckte und ihn unaufhaltſam mit ſich fortzog. »Nur eine Minute laß mich noch ſtehen, Herzensbruder,« bat er, „laſſe mich nur eines der ſchönen Geſichter in meine Mappe zeichnen. Laß mich hinab, nur eine Roſe will ich vom Gartenzaune brechen! ſo laſſe doch aus, wir verſäumen ja nichts. Ja, dich feſſelt freilich nichts, du kalter Kurzſichtiger — laſſe aus, wer weiß, wenn wir wieder herkommen. O! wer da unten weilen könnte, der ſo glücklich wäre, wie jene Pappel, die dort am Thore ſteht, und den lieben Schweſtern nachſehen kann in die Gärten und Felder, ja mit grünem Finger an die Scheiben ihrer Fenſter klopfen, oder gar hineinſchauen in ihr Zimmer. Laſſe mich aus — wird's, — was kümmert's dich, wenn ich mich verliebe, wenn ich vielleicht das erringe, wornach Hunderte fruchtlos geſtrebt haben. Ja, für dich ſind dieſe Schätze nicht.« - -

Herrmann zog ihn unaufhaltſam fort, und gab keine Antwort.

Milder begann Heinrich wieder: »Komm ſelbſt mit hinab, mein Lieber, und erwerbe dir ein Herz. Theile mit mir das Glück dieſer lieblichen Waldeinſamkeit. Laſſe mich aus, laß mich meinem Willen folgen, — des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Bin ich denn dein Sklave, bin ich denn dein Knecht, laſſe mich los,« — und hier ſuchte er mit Gewalt ſeine Hand zu befreien, aber der ſtarke Herrmann ließ ihn nicht los, und zog ihn mit einem mächtigen Ruck unter die erſten Bäume des wieder beginnenden Waldes und immer tiefer in's Dickicht hinein, bis Schloß und Thal gänzlich verſchwunden waren.

Lange jammerte noch der Entführte, als er ſchon wieder an ſeines Bezwingers Seite, der noch immer ſeine Hand nicht los ließ, auf der Landſtraße zog; und erſt als er mehrere Berge überſtiegen und in der Nachtherberge ſaß, gewann er mühſam ſeine alte Ruhe wieder, und ſagte: »Ich danke dir, mein treuer Ekart, aber ich gehe dem Venusberge doch nimmer in die Nähe. Ich hoffe, du wirſt zu ſchweigen wiſſen, wenn wir wieder heim kommen.« Er ſelbſt ſprach auch die folgenden Tage nicht mehr von den geſchehenen Wunderdingen; doch wenn er lange darnach oft im Abendrothe am blauen Golfe zu Neapel wandelte, ſo glaubte der Freund an ſeiner Seite zu erkennen, daß die ſehnſüchtigen Blicke ſeiner Augen und die leiſen Seufzer ſeines Buſens mehr als einem ſchönen Herzen jenſeits der Alpen galten.

* * *

Die ſchönen Mädchen, um die man ſich ſo ſehr in weit entfernten Ländern kümmerte, blieben auch in ihrer Heimat nicht unbeachtet, und meiſtens waren es ungebetene Gäſte, die ſich in ihre Nähe drängten und wenig Freuden mitbrachten. Man hatte ſie zwar im erſten Winter, Lenz, Sommer und Herbſte in Ruhe gelaſſen, da man die baldige Rückkehr ihres Vaters und daher keine Aenderung ihrer Geſinnung verhoffen durfte; als aber mit Ende Oktober die Wälder blätterlos den kalten Winden ſich beugten, und der Schloßherr noch immer nicht heimkam, während von allen Häfen und Küſten nur traurige Nachrichten von Stürmen und geſcheiterten Schiffen einliefen, ſtutzten die guten Hirſchberger und ſchauten wieder öfter und mit milderen Gedanken als ſonſt auf die Giebel des Schloſſes Herzensfreund hinüber. Oefter auch wendeten ſich die ſpekulirenden Köpfe hin, als lichter Schnee jene Dächer deckte, und als er nach und nach in klaren Tropfen herabrann, der heimgekehrte Storch wieder auf der Thurmſpitze klapperte, ein grüner Schimmer auf Wieſen und Feldern glänzte, und die Morgenröthe des anbrechenden Frühlings — ich meine Pfirſich- und Aepfelblüthe — um die vollen Wipfel ſpielte: da begann Einer um den Andern in's ſtille Holz zu wandeln, weil es, wie ſie ſagten, da drüben gar ſo angenehm ſei. —

Die Mädchen ließen ſich von all' denen Operationen nichts träumen, hofften auf ihres Vaters Rückkehr und lebten in fröhlicher Thätigkeit und Erwartung von einem Tage zum andern.

Es überraſchte daher die blonde Eleonora nicht wenig, als eines Morgens ein Hirſchberger Patrizier-Söhnchen um das andere an der Roſenhecke ihres Gartens vorüberging, und ihr einen guten Morgen herüberwarf, mit der Frage: „Wann kommt denn wohl Ihr vortrefflicher Papa wieder nach Hauſe?" —

»Er hat verſprochen, gewiß wieder zu kommen,« verſetzte ſie betroffen, »doch wiſſen wir nicht den Tag und nicht die Stunde."

Pfiffig lächelnd zogen dann die Herrchen weiter.

Als ſie Mittags das Geſchehene mittheilte, erzählte Aloiſia verwundert: auch ihr habe man durch das grüne Gitter des Hühnerhofes dieſes Sprüchlein zugegackert, und auch zu Viktoria ſeien junge Männer auf die Bleiche gekommen, und haben ſie um dasſelbe gefragt.

»Ach Gott, wenn nur dieſe Leute von uns ließen!« ſprachen alle Drei wie aus einem Munde.

Dieſe Leute ließen aber nicht von ihnen, und kamen nur häufiger als je, traten dreiſt in den Garten und bewunderten die ſchönen Anlagen, gingen in's Haus durch die Zimmer, Höfe und Stallungen, weideten ſich an der Pracht und dem Reichthum, ergriffen die Hände der ſchönen Mädchen, Einer warb nach dem Andern dreiſt um ihre Gunſt, endlich erſchienen ſie in prächtigen Feierkleidern und freiten um die Lieblichen.

Die Schweſtern entgegneten: es ſei, ſo lange ihr Vater lebe, an eine Heirath ihrerſeits gar nicht zu denken.

Darauf die Freier: ihr Herr Vater und ſein Schiff ſeien vermuthlich in den Aequinoctialſtürmen des vorigen Herbſtes zu Grunde gegangen; eine Vermuthung, die ſein allzulanges Außenbleiben nur beſtätige.

Die Schweſtern blieben bei ihrer Verneinung, und die Amanten zogen ärgerlich ab.

Wenige Tage darnach ſaßen die drei Schönen in ihrem Garten und freuten ſich des herrlichen Abends. Die Roſen, Tulpen und Hiacinthen waren in ihrer ſchönſten Flor; das Laub und Nadelholz, das die Anhöhen ringsum bedeckte, prangte in ſeinem fetteſten Grün; die Singvögel waren jetzt alle wieder heim von ihren ſüdlichen Flügen und ſangen und jubilirten. Unvermuthet früh war eine große Hitze eingetreten, der Schnee ſchmolz in den Bergen, und die davon feucht gewordene Luft war blau und durchſichtig wie nach einem Wetterregen im Hochſommer. Jedes Tannenbäumchen, jede Staude erkannte das ſcharfe Auge der Mädchen an den ſenkrechten Felswänden, die ſich unmittelbar hinter den letzten Bäumen der angränzenden Wälder erhoben. Jeder Sprung der Gemſen, die gern in ſtillen Abenden thalwärts kamen, beobachteten ſie mit jener kindlichen Freude, mit der ihre Herzen alle Geſchöpfe begrüßten, die mit ihnen die liebliche Waldeinſamkeit theilten. Im Hintergrunde thürmten ſich über den dunklen Felſen und tiefgrünen Forſten die Eismaſſen der Gletſcher auf, jede einzelne Zacke trat ſilbern hervor aus der Bläue des Himmels. Aus der Eisklüfte brauſ'ten angeſchwollene Bäche und bahnten ſich durch Fels und Wald einen Weg in's Thal; bald donnerten ſie von den kahlen Höhen; bald ſah in weiter Ferne das Auge ein Silberband geräuſchlos hinter grünen Tannen herabrollen. Das Hochwaſſer richtete aber im Thale vielen Schaden an, und man befürchtete manch großes Unglück, denn die Berge hatten Klüfte und Sprünge bekommen, wie es gern vor einem Bergſturze zu geſchehen pflegt.

Zu den Mädchen war noch keine Kunde von dieſen Beſorgniſſen gekommen, und ſie unterhielten ſich harmlos von einem Ballfeſte, das die Hirſchberger in ihrem Schießhauſe am heutigen Tage abhielten. Der Saal im obern Stockwerke war für die Nobleſſe, und die Gelaße zu ebener Erde für das Landvolk zu frohen Tänzen beſtimmt. Es war nämlich das Kirchweihfeſt der Stadt, und man wollte ſich dieſen frohen Tag durch die Elementar-Ereigniſſe nicht trüben laſſen, die um ſo leichter verſchmerzt waren, weil die Bevölkerung des Thales mehr vom Handel und Frachtfuhrwerk, als vom Feldbau und Viehzucht lebte. Auch die ſämmtliche Dienerſchaft des Schloſſes war hinübergezogen, bis auf einen Burſchen, der als Thorwart zurückgeblieben war. Die Schweſtern freuten ſich ſchon im Voraus auf die Nachrichten, die ihnen ihre Dienſtmägde bringen würden, da ſie das Treiben der Städter nicht mit ſo feindſeligen Augen beobachteten, wie dieſe ihres, und weil ſie nicht aus Menſchenſcheu in ihrem Schloſſe blieben, ſondern nur, da ſie wußten, daß man ſie drüben haſſe und ihnen bei jeder Gelegenheit Verdruß bereiten würde. Während ihren fröhlichen Geſprächen war der Mond hoch heraufgezogen.

»Es iſt Zeit ſchlafen zu gehen,» mahnte Aloiſia, und Alle erhoben ſich einſtimmend, um in's Schloß zurückzukehren.

Unter der Einfahrt rief Viktoria: »Hans, ſperre das Thor!» Keine Antwort.

Sie rief wieder und noch einmal und lauter, aber kein Hans war zu ſehen und zu hören.

»Vielleicht iſt er ſonſt wo in der Nähe?» —

Man ging und rief wieder. Er war nirgends zu finden. »Er wird doch nicht ausgegangen ſein!» Die Schweſter ſetzte ſich auf die ſteinerne Bank, und wartete wohl eine Stunde, er kam aber nicht zurück. „Den hat wohl auch die Geige in's Thal hinabgelockt. Was bleibt uns übrig — als ſelbſt das Thor zu ſchließen und dem Burſchen morgen weidlich den Kopf zu waſchen. Oder fürchtet ihr euch vielleicht allein im Schloſſe zu ſchlafen, ſo bleiben wir dieſe Nacht im Freien.»

»Ich kenne keine Furcht,» ſagte Aloiſia, und Eleonora nickte bejahend, »lange genug deckt uns Gottes Schutz und wird uns auch dieſe Nacht vor allem Uebel bewahren.»

»Er wird ſeinen Schild über unſer Lager halten,» ſprach Eleonora, »und immer bei uns ſein.»

»So wollen wir denn in Gottes Namen das Thor ſchließen,» mit dieſen Worten drehte Viktoria, von ihren Schweſtern unterſtützt, die ſchweren Flügel um die Angeln, bis ſie dröhnend zufielen. »Lebewohl, du laute Welt da draußen!» ſagte ſie dann. »Lebewohl!» wiederholten die beiden Andern und huſchten mit ihr die Stiege hinauf und in's Bett.

Als bald darauf ein heftiger warmer Südwind ſchwarze

Wolken herausſtrich, die die lichte Mondesſcheibe verfinſterten, hatte ſie ſchon lange ein ſorgen- und traumloſer Schlaf in ſeine Arme genommen.

Lauter als herüben im Schloſſe war es drüben im Schießhauſe. Tanz, Muſik, Gläſergeklirre, Gelächter und Geſchwätz vollauf.

Drei junge Männer ſchlichen ſich aus dem lauten Treiben in den Garten hinaus. »Wo doch Hans bleibt?« fragte der Erſte. »Bald muß er kommen,« verſetzte der Zweite, und da trat der Hans auch ſchon in den Garten.

»Wie geht's?« redete ihn der Erſte an.

„Alles in Ordnung,« war die Antwort des entwichenen Thorhüters, „ich lauſchte im Hollunderbuſch unter der Brücke, bis die Fräuleins das Thor zugeworfen hatten, und die Lichter in ihren Fenſtern verlöſchten.«

»Alſo Glück auf!« jubelte der Erſte, »friſch an's Werk. Habt ihr das weiße Leinentuch und den falſchen Bart, daß ich den Geiſt des Herrn Guttenhof gehörig vorſtelle, der ſeinen Töchtern die Erlaubniß gibt, uns zu heirathen, ha, ha, ha!«

„Alles haben wir,« verſetzte der Dritte, »doch jetzt gehen wir noch einmal durch den Saal, daß uns Niemand vermißt.«

Die Andern waren es zufrieden, und das ſaubere Trifolium miſchte ſich wieder unter die Tanzenden. Da geſchah es aber, daß der Eine wider ſeinen Willen mit einem angeſehenen Mann in ein wichtiges Geſpräch verwickelt wurde, welches er trotz der ungeduldigen Winke ſeiner beiden Freunde nicht abbrechen konnte.

»Donnert es?« — fragte plötzlich dieſer Mann innehaltend.

Der Gefragte horchte auf, und ein fernes dumpfes Rollen drang an ſein Ohr. Es wurde immer heftiger. Eine tiefe Stille im ganzen Saale.

»Schon wieder!« riefen einige erſchreckte Damen. Es rollte und brauſ'te draußen furchtbar.

»Was iſt das?« ſchrien ſelbſt die entſchloſſenſten Männer laut auf.

Da krachte und donnerte es mit einem Mal in's Thal wie fallende Felsblöcke, und ſauſ'te und rauſchte daher wie entfeſſelte Waſſerſtröme; Sturmglocken heulten von allen Seiten. »Ein Bergſturz!« jammerten hundert Stimmen und entſetzt zerſtob die Verſammlung.

Die Sonne des nächſten Morgens beſtätigte dieſen Schreckensruf und beleuchtete unſägliches Elend. Alle Wieſen und Felder bedeckte die Schlammfluth, ein Theil des Thales war wie ein großer See von Waſſer überfüllt. Von vielen Häuſern waren nur mehr die Dächer ſichtbar, auf denen hilferufend die Bewohner ſaßen, über tiefer gelegenen glänzte der glatte Waſſerſpiegel. Den furchtbarſten Anblick aber gewährte das ſogenannte ſtille Holz, das in ſchöneren Tagen das Schlößchen Herzensfreund umfing — von beiden war keine Spur mehr vorhanden. Dort war die Hauptmaſſe des geborſtenen Berges niedergegangen; eine Wildniß voll ungeheuerer Felſenpiramiden lag dort auf zerſchmetterten Tannenwäldern — auf all' der ſtillen Pracht.

»Lebewohl, du laute Welt da draußen!« —

Noch mehrere Jahrzehend hatte ſich das Thal von dieſem Schlage nicht erholt — nur langſam vernarbten die Wunden.

Kein Menſch beſuchte die Wildniß, die, einſt ein grüner Hain, von Vielen ſo ſehnſüchtig beſchritten wurde; noch lange fielen dort geborſtene Steine von der Höhe herab, und obwohl hie und da wieder ein junges Tannenbäumchen hervorwuchs, ſcheute doch ſelbſt des Jägers Fuß dieſen von Waſſerſtrömen zerriſſenen und in Wind und Regen verwitterten Boden.

Zweites Buch.

(1835.)

Der rauhe Spätherbſt hatte die Städter wieder in die Mauern der Reſidenz zuſammengetrieben, die in den heißen Sommertagen leerer gewordenen Straßen füllten ſich wieder mit geputzten Fußgängern, und beſonders angenehm war es im Scheine der Gaslampen, die in den Abendſtunden ihre magiſchen Streiflichter auf manches liebe Geſicht herabſandten, ſich zu ergehen.

Auf dem Trottoir der belebteſten Paſſage wandelte unter Rollen der Wägen und dem Geſchwätz und Gelärm der Menge auch Hubert Wildruf, Arm in Arm mit ſeinem Freunde Joſeph Beer, und ſprach mit ihm von dem geſtrigen Abende.

»Nicht genug kann ich dich über deine Manier ausſchelten, in der du durch mich deine liebe Geſellſchaft langweilen ließeſt, und mich ſelber zum Freudenverderber — als Vorleſer preßteſt. Ich muß ein jammervoller Anblick geweſen ſein — ich fühle es nur zu gut. Der ſchöne Halbzirkel von Damen wie ein prangendes Blumenbeet und ich huldigte vor ihnen aus der »Huldigung den Frauen« meine Novelle heraus voll der tiefſinnigſten Reflexionen, in die Niemand einzugehen geneigt ſchien. Joſeph, warum haſt du mir das gethan? — Ich wünſchte mich weit weg, ich hätte in jener Stunde, jener langen Stunde gern für die Exiſtenz des unbeachtetſten Figuranten der Geſellſchaft mein Schriftſtellerſein mit Freuden hingegeben, und höhniſch lachten mich die Kamaſchen deines Bedienten an der Thüre an, in ihrer weißgewaſchenen Unſchuld. Du haſt zwar auch deiner Geſellſchaft ein Concert auf deiner Amati vorgeſpielt — das konnteſt du thun, du warſt der Hausherr — aber ich —«

»Sei nicht kindiſch,« unterbrach ihn Freund Beer, »wir haben uns doch köſtlich amuſirt.«

»Ja freilich,» verſetzte Hubert, »als ich nicht mehr las, und man den großen grünen Tiſch hereingebracht hatte, um zu ſpielen. O meine armen lichten Silbermünzen und ihr — ſchwer vermißten Banknoten. Der Tiſch war wie eine grüne Wieſe und mitten glänzte ein heller Silbergeldſchimmer wie ein See. Du kannteſt nur allzu gut den unwiderſtehlichen Reiz, den die grüne Farbe für meine Augen hat — ich war gefeſſelt — rings um den wieſengrünen Thalgrund hoben ſich die weißen Hälſe und Buſen der Damen wie ſchimmernde Gletſcher, höher aber leuchteten die hellen Augen wie Sterne, oder die goldenen Locken wallten wie Sonnenſtrahlen nieder.»

»Was kann denn ich,» lachte der Andere, »für deine Schwärmerei, in der du ganz den Gang und die Raiſon des Spieles überſahſt, und immer auf die Karte jener Dame ſetzteſt, um deren oft ungeduldig geſchüttelten Lockenkopf, um deinem eigenen Bilde treu zu bleiben, die ſchwarzen Haare wie Wetterwolken flogen.»

»Ja das Wetter machte mir ſchwül,» ſagte Hubert, »und ich hoffte immer auf den Augenblick, wo ein milder Regen von lieben Worten auf mich niederſchauern ſollte.»

»Alſo,» folgerte Beer, »ſind ich und der grüne Tiſch unſchuldig.»

»Warum nicht gar,» ereiferte ſich Hubert, »wäre der nicht geweſen, ich hätte mich zum Flügel geſetzt, oder wäre heimgegangen. Ja, ſo ſind ſie immer eure vielgeprieſenen und allerwärts erſehnten Reſidenzvergnügungen. Aber Gott ſei Lob und Dank, heute über ein Jahr bin ich längſt in einem grünen Lande, das nicht täuſcht und trügt, und ſtatt ſchmerzlichen Verluſtes mir täglich reinen und freudigen Gewinn bringen wird.»

»Still,» rief Beer, »weil du nur wieder auf deinem alten Thema biſt, das du ſo unendlich zu variren verſtehſt. Erlaſſe mir jetzt deine ſehnſüchtig-wehmüthig-überſchwenglichen Acclamationen — ich wollte, du wärſt ſchon über alle Berge in deinem erwünſchten Provinzialneſt! — Geh', geh', es kräht kein Hahn nach dir.“

Und ob auch kein Hahn nach ihm krähte, ſo ſaß doch Hubert im nächſten Frühlinge ſchon feſt und ſicher in Hirſchberg.

* * *

„Sage mir doch, Chriſtine, warum du ſeit Langem ſchon ſo mißmuthig biſt. Warum du am Morgen ſo verdroſſen von einem Fenſter zum andern ſchleichſt, am Abende dich gähnend von einem Seſſel in den andern wirfſt? — Du magſt nicht leſen, nicht ſpielen, ja kaum ſprechen. Dein Flügel ſteht ſtumm, du meideſt alle Geſellſchaft.“ So ſprach eines Abends die Frau Bürgermeiſterin in Hirſchberg zu ihrer Tochter, die die ſchönen Hände in den Schoß gelegt, in verdrießlicher Unthätigkeit am Fenſter lehnte.

„So arg, als Sie es ſchildern, iſt es nicht, meine liebe Mutter,“ verſetzte Chriſtine, »ich langweile mich blos, und das iſt nichts Neues in unſerer guten Stadt! Iſt es denn nicht, als ob ein böſer Zauberer über uns den Spruch gethan hätte: Ihr hübſchen Leute, die ihr da beiſammen wohnt, ſollt euch ewig beneiden, zanken und meiden, ſollt einander auf die albernſte Weiſe alles Vergnügen ſtören, und Jeder, der in das Weichbild eurer Stadt tritt, ſoll, es möge noch ſo ein vielverſprechender Ruf ſeinem geſelligen Talente vorangegangen ſein, zu leben anfangen wie ein Troglodyte.“

»Das iſt aber ein altes Uebel,“ verſetzte die Mutter, »das hat ſich ſeit Jahren nicht geändert.“

„Ich aber habe mich geändert,“ eiferte Chriſtine mit einem Blick in den Spiegel, »ich habe mich ſehr geändert. Ich war jung, unerfahren, ſelbſt die kleine Welt in unſerer Stadt war mir neu, beſonders als nach und nach viel Ungeahntes in den in ihr gemiſchten Kreiſen ſich mir offenbarte; mehr Verhältniſſe der Menſchen zu einander mir klar wurden, deren nie gekannte Reize mich unwiderſtehlich anlockten, und mit dieſem und jenem in die unvergeßlichſten Beziehungen brachten. O du ſchöne Zeit des erſten Stammbuchblattes, das ein ziegelrothes, pfeildurchbohrtes Herz auf ſeiner lichten Fläche zeigte und weinerlich ſüße Adorationsverſe. Ihr Tage der Vergißmeinnichte und Roſenſtöcke, und ihr gar, die ihr mir goldene Ringlein an die Finger ſtecktet und Liebesbriefchen über die Gartenmauer warft. Wie angenehm ſaß es ſich im Ballſaale, wenn im Nebenzimmer die Männer ſich um meine Touren zankten.« —

»Das Alles lebt auf deinen Wink wieder um dich auf,« unterbrach ſie die Bürgermeiſterin, die mit vielem Behagen ſich der zahlreichen Huldigungen erinnerte, die ihrer aufblühenden Tochter geworden waren.

»Ja freilich,« verſetzte die Tochter, „aber jetzt mag ich nicht einmal mehr winken. Ich habe mir die Leute alle in der Nähe betrachtet, und keinen nach meinem Geſchmacke gefunden. Das bewegt ſich Alles ſo engherzig in den engſten Kreiſen, kennt nur ſich, ſein Haus und die liebwerthe Verwandtſchaft — kümmert ſich um jedes Wort, das die Welt über jeden Schritt ſpricht. Was kommt zuletzt heraus —: Ein treuer Gatte, eine gute Wirthſchaft, ein fades Leben.« —

»Du haſt Recht,« ſagte die Bürgermeiſterin, »bei deiner Bildung und deinem Vermögen, das du einem Gatten mitbringſt, kannſt du ſchon höhere Anſprüche machen, als alle Hirſchberger dir zu realiſiren im Stande ſind. Es iſt gut, daß du es geſagt haſt — wir wollen Rath ſchaffen —«

„Ja,« ſeufzte Chriſtine, »da ſteckt's eben. Brechen wir lieber ab,« maulte ſie und ſchwieg verdroſſen.

Das ſonderbare Weſen der Tochter, deren Laune das Haus beherrſchte, beunruhigte die Mama ſehr. Ihr aufgeregter Geiſt hielt eine förmliche Freiersjagd und ſtöberte in allen Kreiſen junger Männer. Selbſt den Staatsſchematismus blätterte ſie durch, um hier und dort einen Bekannten auf einer guten Stelle zu ertappen, aber in den Bureaux der Reſidenz wollte ſich nichts finden, und dorthin ſtand Chriſtinens Sinn vor Allem.

Während die Mutter ſich ſo zerquälte, lamentirte die Tochter durch's Fenſter ſchauend: »Fürwahr alterthümlich und pittoresk iſt unſer Stadtplatz. Wie ſchön brechen ſich die Strahlen der untergehenden Sonne an den ausgezackten Giebeln ſeiner Häuſer und in den plätſchernden Becken ſeiner Brunnen, — in der wundervollſten Beleuchtung prangt er. In ſeiner mittelalterlichen Glorie ſehnt ſich das Herz nach einer anmuthigen Blume längſtverblühter Courtoiſie! Aber auf und ab tönt kein Hufſchlag, klirrt kein Sporn und kein Schwert, es ſchleicht ſich kein holder Knabe, die Laute unter dem ſammtenen Mantel, vor mein Haus, ja nicht einmal ein blankgewichster Stiefel knarrt auf den Quadern, nicht einmal eine Hand im lichten Glacéhandſchuh zieht den feinen Filzhut ab — oder greift ſalutirend an den Czako. Dort bringen ein paar Knechte und vier Ochſen zwei Pflüge heim und da freßen die Gänſe das Gras, das zwiſchen den Pflaſterſteinen hervorwuchert! Und hier ſoll ſich eine Seele verlieben? — Sagen Sie mir doch, liebe Mutter, was das mit dem jungen Rechtspraktikanten iſt, der vor einem Monate hier ankam, und ſeit der Zeit in Papa's Bureau arbeitet. Bevor er kam, hieß es allenthalben, der junge Mann bewegte ſich in den erſten Kreiſen der Reſidenz, iſt aus einer recht guten, wohlhabenden Familie, feingebildet, heiter — eine wahre Geſellſchaftsperle — die Lebensluſt ſelbſt — und jetzt — ach Gott, was führt er für ein Leben. Unſers Stubenmädchens Bruder — iſt ſein Bedienter, und der hat es ihr und ſie hat es mir wieder geſagt. Um 4 Uhr ſteht er ſchon auf — und läßt der Kaffee nur ein wenig auf ſich warten, ſo ruft er ſchon: »Georg, ſiehſt du denn nicht, wie die Sonne ſchon ſcheint und die Vögel ſingen ſchon ſo laut — ich bitte dich, halte mich nicht auf — ich muß hinaus.« Dann leert er ſeine Taſſe, ſteckt ein Buch ein und fliegt fort. Er muß in das tiefſte Waldesdunkel laufen, denn auf unſern gewöhnlichen Spaziergängen hat man ihn noch nie geſehen. Um 8 Uhr kommt er nach Hauſe, zieht ſeine thaubefeuchteten Stiefel und Kleider aus, friſche an und eilt auf's Rathhaus. Um 2 Uhr Mittags verläßt er es, rennt nach Hauſe, ſpeiſ't in Haſt — läuft wieder fort in die Wildniß und kommt ſpät in der Nacht nach Hauſe und legt ſich ſchlafen. Ich bitte Sie, Mama, was ſagen Sie zu dieſer Geſellſchaftsperle. Iſt das nicht gerade ſo, als ob ich von einem Stummen ſagen würde, der Menſch ſchwätzt den ganzen Tag. Georg, der unendlich neugierig iſt, nun das iſt ein Familienzug, ſeine Schweſter iſt's nicht minder, fragte ihn einmal: Was er denn draußen den ganzen Tag mache? — »Studiren,« war die Antwort. Das muß ein ſauberes Studium ſein. Und dieſem jungen Manne iſt jener vortheilhafte Ruf vorausgegangen. Man ſagt aber: Wo kein Feuer iſt, geht kein Rauch auf, und folglich ſteckt hinter dem Menſchen immer was Beſonderes, das mich reizt, ihn näher kennen zu lernen. Man ſpricht oft ſo viel von dem Glücke der ſtillen Liebe, wo die Herzen ſich gegenſeitig in ihre Schätze theilen und in ſich ſelbſt ihr Glück finden. Ich möchte faſt den Verſuch wagen, mich in dieſen Waldſtudenten recht tiefſtill zu verlieben, denn in ſeinem Innern muß ein reiches Leben wogen, da ich aus der Erfahrung nur zu gut weiß, was für ein Fond von Phantaſie und Gedanken, Erinnerungen und Hoffnungen dazu gehört, ein einſames Leben zu finden, zu ertragen.«

»Ich will ihn zu uns einladen,« ſagte die Bürgermeiſterin.

»Das geht nicht, liebe Mutter, das geht nicht wegen der Welt. Wir müſſen ein zufällig ſcheinendes Zuſammentreffen herbeizuführen ſuchen, und ihn dann für uns einnehmen, daß wir uns Beide auf halbem Wege entgegenkommen. Am beſten iſt es, wir ſuchen ſeine täglichen Streifwege zu erfahren, und treten ihm an einem ſchönen Abende dort entgegen.«

Das war nun die Mutter zufrieden, und das Stubenmädchen mußte nun an den Georg, und der an ſeinen Herrn, um ihn auszuforſchen.

* * *

Es war im Mai, wenige Tage vor Pfingſten, als die Bürgermeiſterin und ihre Tochter an dem Ufer des Fluſſes, der das Thal von Hirſchberg durchſtrömt, dem Laufe ſeiner Wellen entgegen wandelten. Die Sonne, die ſich erſt wenig den weſtlichen Bergen zugewandt hatte, fiel der wohlbeleibten Frau nicht wenig läſtig, und weckte ihre Sehnſucht nach dem kühlen Waldſchatten; Chriſtine ſelbſt war ſehr vergnügt, als ſie das Ufer des Fluſſes verlaſſen und eine anmuthige Wieſe durchſchritten hatten, und nun die erſten Buchenzweige des Auerwaldes, den man als Hubert's täglichen Gang bezeichnet hatte, über ihrem Haupte rauſchten. Dieſer Wald verbreitet ſich, von fetten Wieſen durchſchnitten, über einen anmuthigen Thalgrund und einen angränzenden, nicht allzu hohen Bergrücken, und bot, von Rehen und Hirſchen belebt, von Vogelliedern durchklungen, und von klaren Quellen und Bächen durchrieſelt und erfriſcht, dem weltbetäubten Herzen das lieblichſte Aſyl.

Als die beiden Wallerinnen nach einem Herzen eben aus einer grünen Buchenwand auf eine ſonnenlichte Raſenfläche traten, ſagte die Aeltere: »Ich bin ſo erhitzt und ermattet, daß ich keinen Schritt mehr weiter kann, und hier bei dieſer Quelle raſten und mich erfriſchen will. Ich bin das Gehen doch gar nicht gewohnt.« Unmittelbar nach dieſen Worten ſaß ſie auch ſchon ſo breit und bequem im hohen Gräſe, daß auf ein Wiederaufſtehen ſo bald nicht zu denken war.

Chriſtine hielt die Hand vor die Augen und ſchaute ſehnſüchtig in der Gegend umher. Es ließ ſich weitum nichts ſehen und hören. Die Vögel ſaßen ſchweigend unter dem Blätterdache, das ſie vor der Sonne ſchützte, und das Rothwild lag im kühlen Dickicht. Endlich erblickte ſie auf der Höhe des Bergrückens eine Geſtalt, die, in einem Buche leſend, vorüberging und bald wieder in den Bäumen verſchwand. Sie wollte nun hinauf — aber abgeſehen von den Weigerungen der Mama, ſah ſie ſelbſt bald ein, daß ihr der Weg ſehr ſchwer fallen dürfte, und ſie beſchloß nun ein

Stündchen Raſt zu halten, um ſo mehr, da der Erſehnte, wenn er ſelbſt früher als ſonſt heimkehren möchte, dieſe Stelle, über die der betretenſte Weg aus dem Auerwalde zur Stadt führte, nicht vermeiden konnte. Ueber Mama Bürgermeiſterin war im Schatten eines Haſelbuſches ein ſanftes Schläfchen gekommen und auch Chriſtine ſuchte ſich ein weiches Plätzchen, um dort einige Zeit im Kühlen zu raſten. Das Geſuchte fand ſich bald, ein moosbedecktes Felsſtück, von dichtem Schlehdorn und Hagebuttengeſträuche umgeben, aus dem ſich eine ſilberſtämmige Hängebirke emporhob, während unter den Wurzeln ein kleiner Quell hervorſprang und luſtig plaudernd in die ſtille Wieſe fortlief. Vorſichtig wand Chriſtine ihren grünen Schleier um ihr heißes Haupt und band ihn zierlich unter dem Kinne, dann ſetzte ſie ſich auf die Moosbank, und ihrer liebſten Wünſche gedenkend, lauſchte ſie dem Geflüſter des Windes in den Zweigen und dem Rauſchen der Wellen; die aber rauſchten und flüſterten ſie wider ihren Willen in den Schlaf. Als ſie wieder aufwachte, ſchien ihr die ganze Gegend verändert. Die Bäume waren ſo dunkelgrün und voll Geräuſch und Leben, die Wieſen voll der herrlichſten Blumen, tauſend Vogelkehlen waren wach geworden und trillerten und jubilirten, im Langholz hackten die Spechte, neugierige Rehe guckten aus den Büſchen, und aus dem niedern Waldanfluge hob der Hirſch ſein Prachtgeweih.

»Warum iſt es denn jetzt mit einem Male ſo bunt und feſttäglich prächtig,« fragte ſich Chriſtine, »woher die außerordentliche Waldgalla? Sollte die Sonne ſchon untergehen, oder iſt das Alles wegen des jungen Mannes dort im grünen Rocke, der über die Wieſe her auf mich zukommt?« —

Und wirklich ging Herr Hubert Wildruf, die Augen auf ſeinen blumenvollen Pfad geheftet, den bezeichneten Weg. Er trug in der Linken einen reichen Strauß von wilden Roſen, hatte ſeine Mütze in die Taſche geſteckt und der Abendwind ſpielte mit der reichen Lockenfülle ſeines Hauptes.

Als er zur Quelle gekommen war, an der lautlos die ſchöne

Chriſtine ſaß, kniete er nieder, zog einen Jagdbecher hervor und füllte ihn in der friſchen Flut, während ſeine Linke den Roſenſtrauß, wie nach alter Gewohnheit, auf den Stein legen wollte, und ihn diesmal aber in Chriſtinens Schoß fallen ließ. Wie betäubender Weihrauch zog der Duft dieſes Blumenopfers um ihr Haupt empor; da griff der junge Mann wieder nach ſeinen Roſen und ſchlug die Augen auf — aber Leib und Seele erſtarrten ihm wie bezaubert. Solche Blumen hatte er noch nie im Walde gefunden, was ſage ich, Blumen, ſolche Waldwunder waren ihm noch nie aufgegangen, denn er glaubte nichts Anderes, als die Nixe des Brunnens rege ſich leibhaftig vor ihm.

Ihm fehlten lange die Worte, ſie war freilich die Gefaßtere und ſprach: »Wollen Sie Ihre Blumen wieder, Herr Wildruf.»

»Nie, nie wieder, nimm ſie mit dir hinab in deine kriſtallene Heimat, laß ab von mir, und locke mich nicht in eine trügeriſchſchimmernde Pracht; ich liebe den feſten Boden unter meinen Füßen, grüne Wände und das blaue Himmelsdach!» ſo rief der Träumer.

Chriſtine lachte: „Wachen Sie doch auf, Herr Wildruf, ich bin ja nur eines Bürgermeiſters Tochter aus Hirſchberg.»

»Entſchuldigen Sie, mein Fräulein,“ verſetzte Hubert, dem es jetzt mälig klarer vor den Augen wurde, »wenn ich aus dem Walde komme, iſt es mir gerade ſo wie Einem, der eifrig in einem alten Buche geleſen hat, z. B. in einer reichsſtädtiſchen Chronik. Im erſten Augenblicke glaubt man lauter flachshaarige minnigliche Patrizierstöchter vor ſich zu haben, oder kleinäugige Lautenſpieler und wehrhafte Knappen, bis er ſich wieder hineinfindet in die unerquicklichen Figuren dieſer reizloſen Zeit. So ſehe auch ich lange noch das grüne Leben und ſeine fabelhaften Wunder und Geſtalten vor mir, wenn mich ſchon längſt wieder —» hier ſtockte er verlegen.

»Mein Herr, Sie ſind eben nicht galant,“ ſchalt Chriſtine, doch milder fuhr ſie fort: „Entſchuldigen Sie, wenn mich heute ein Zufall in ihre Zauberkreiſe führte. Mißgönnen Sie mir dieſen Schritt in die Vorhallen Ihres Allerheiligſten nicht.« —

„Mißgönnen?« unterbrach ſie Hubert raſch, »habe ich ein Alleinrecht auf dieſen Tempel? Stehen nicht ringsum ſeine grünen Pforten offen? Klingt nicht von ſeinen grünen Eichenthürmen ein tauſendſtimmiges Geläute von Vogelzungen an jedes Ohr? Es iſt nicht halb ſo lieb einſam, als zu zweien im tiefen Forſte.«

„Ich glaube es gerne,« verſetzte Chriſtine, »aber ich komme ſo wenig aus. Mama iſt ſchlecht zu Fuße — Papa detto; ich müßte höchſtens das Stubenmädchen mitnehmen.« —

„Kommen Sie allein,« ſagte Hubert, der vor Waldluſt die Rede auf alle Nebenrückſichten vergaß, »kommen Sie allein, da iſt's am ſchönſten.«

»Warum nicht gar,« lachte Chriſtine, mehr aber aus innerer Freude, als über die Naivetät des Antrages. Sie hatte Urſache dazu, denn Hubert war von ihrer impoſanten Erſcheinung, die ihm ſo ganz nach ſeinem Sinne und in ſeinem liebſten Ideenkreiſe aufgegangen war, unendlich bezaubert. Wie Schmetterlinge flogen ſeine Blicke zwiſchen den Roſen, die ſie in der mit reichen Goldreifen gezierten Lilienhand trug, und den dunklen Augen, die ſie darauf niederſenkte.

Plötzlich ſtieß ſein Fuß an einen weichen Körper, darauf erſchreckte ihn ein Schrei und eine mühſam ſich vom Boden erhebende Geſtalt: die Bürgermeiſterin. »Ach, biſt du da, Chriſtine! Endlich haſt du —« da ſtockte ſie verlegen. »Guten Abend, Herr Wildruf! Kommen Sie, es iſt ſpät. Wir haben Pfingſtſonntags große Tafel. Sie müſſen kommen, ich lade Sie ein. Kommen Sie überhaupt öfters, wir ſehen Sie gern bei uns. Leben Sie nicht ſo eingezogen. Sie werden melancholiſch. Kommen Sie nur fleißig zu uns.« Jetzt ſchwieg ſie plötzlich und verſchnaufte, höchſt zufrieden mit ihrer Rede, in der ſie Chriſtinens Inſtruktionen auf die zweckmäßigſte Weiſe genug gethan zu haben glaubte.

Ihre Tochter war aber nicht dieſer Meinung und wußte für den Augenblick keine beſſere Entſchuldigung, als: »Meine Mutter iſt unendlich gaſtfreundlich und gutherzig — aber ſchlaftrunken.«

Sie erſchrak ſelbſt über dieſe Rede, die doppelſinnig und eben nicht zum Vernünftigſten ausgefallen war, und den guten Hubert in eine peinliche Lage verſetzte, da er nicht wiſſen konnte, ob die Damen ihn zum Beſten hatten oder verehrten. Nun folgte ein ſchwüles Schweigen, das erſt, als man von dem Walde auf die Straße gekommen war, von einem komiſchen Vorfalle unterbrochen wurde.

Es zogen zwei Ochſen einen mit Gras beladenen Wagen vorbei. Die todesmüde Bürgermeiſterin gebot dem Bauer zu halten, und erklärte, ſie wolle auf dieſem Fuhrwerk ſich bis in die Nähe der Stadt ziehen laſſen, denn die Füße verſagten ihr den Dienſt. Chriſtine zornroth und voll Widerſprüchen, wurde zum Schweigen gebracht, im Hintertheile des Wagens ein Sitz gebaut, die Bürgermeiſterin hinaufgehoben, ſo daß die unpraktikablen Füße baumelnd herabhingen, und die mütterlichen Augen wachſam zurückſchauen konnten auf das nachwallende Paar. Die mütterlichen Augen der müden Mutter fielen aber bald wieder in ſüßem Schlummer zu.

Die zwei jungen Leute waren aber noch immer nicht im rechten Zuge.

»Wollen Sie vielleicht Tabak rauchen, Beſter?« ſagte jetzt Chriſtine, mit jener eigenthümlich wohlthuenden Galanterie der Kleinſtädterinnen, welche die kleinen Bedürfniſſe und Vergnügungen der Männer beſſer kennen, als die übermüthig herrſchenden Reſidenzdamen.

Der Angeredete ſtopfte ſich mit dankbarer Behaglichkeit ſeine Pfeife, zündete ſie an und blies träumeriſch die blauen Wolken vor ſich hin.

»Rauchen Sie gerne?« fragte ſeine Nachbarin.

»Sehr — ſehr gerne, Verehrte! Aber wenn ich ſo recht im tiefſten Walde hin, faſt in Diana's Schlafkabinete (das iſt nur ſo ein Ausdruck von mir), pflege ich es zu unterlaſſen. Ich denke mir, den zarten Blumen und Singvögeln, die da duften und tönen, könnte es nicht angenehm ſein, und vielleicht gar die ſchöne Göttin, wenn ſie ſpät nach Hauſe kommt, geniren. Es wäre mir nicht lieb, wenn ſie des Nachts zum bleichen Endymion ſagte: Was muß denn da für ein ungalanter Patron durchgekommen ſein. Es wäre mir um ſo mehr unlieb, da ich die Damen, und gar die ſchönen Damen, unendlich ſchätze, und mein Herz immer bei ihnen iſt. Bei den ſchönen Frauen hatte ich aber von jeher wenig Glück. Sie eiferten immer mit der ſchönen Natur, die ich ſo ſehr verehre, und der ich ſo viele Stunden weihe, und meinten, es gezieme ſich, immer nur an ihrem Glanze zu hängen, um ihre Gunſt zu buhlen, keine Freude zu kennen ohne ſie, und nichts fade oder unerträglich zu finden mit ihnen. Sehen Sie, das geht mir nicht ein. — Feld und Wald haben ja auch ihre Rechte. Aber, um auf mein Thema zu kommen, im tiefen Walde rauche ich nicht, wenn ich aber auf eine freie, kahle Felsſpitze hinauskomme, verdampfe ich meinen Knaſter mit den fröhlichſten Gedanken. Mein Herz fliegt dann muthig mit dem Adler in die blaue Luft hinaus, und ſchwebt über den tiefen Aeckern, Wieſen, Wäldern, Flüſſen, Dörfern und Städten, ſinnend, wo es ſich niederlaſſen ſoll. Bald glaubt es dort, bald da winke ihm der goldene Finger des Glückes. Sehr fühlt es ſich oft zu ſtillen Häuſern hinabgezogen, aus deſſen offenen Fenſtern bunte Blumen und ein ſchöner Mädchenkopf im Lichte des Friedens hervorblühen.»

»Wie gefällt Ihnen denn unſer Haus?» fragte Chriſtine. »Ich ziehe viele ſchöne Blumen an meinem Fenſter.»

»Wunderbar gut,» gab Hubert zur Antwort, »und ich werde morgen ſchon hinkommen und ſie beſuchen.»

»Morgen ſchon! — das iſt herrlich!» rief Chriſtine, ſich ſelbſt vergeſſend.

Der entzückte Hubert wußte nichts Beſſeres zu thun, als ihr ſchnell die Hand zu küſſen, wobei ſie die ſeine drückte. Es war die wunderſchöne Scene des erſten Verſtändniſſes, welche aber leider nur allzufrüh von der aufgewachten Mama Bürgermeiſterin geſtört wurde, die den Bauer halten ließ, vom niedern Wagen hopſte, die Falte des Kleides ausſtrich, und den Strohhut accommodirte.

Man war nämlich beim Stadtthore angekommen, und nach wenigen Minuten wandelte man ſchon auf dem Pflaſter und über den Stadtplatz, die Bürgermeiſterin gegrüßt und dankend, Chriſtine und Hubert liebend und geliebt.

Ja, meine lieben Leſer, ſo was geht in jungen Tagen unendlich ſchnell.

* * *

Hubert kam richtig ſchon am andern Tage in des Bürgermeiſters Haus, und wurde dort mit vieler Freundſchaft und Liebe empfangen. Doch war der Ton zwiſchen ihm und der ſchönen Tochter des Hauſes in den erſten Beſuchen lange nicht ſo innig, als bei dem erſten Zuſammentreffen im Auerwalde, es war, als müßte ſich die im Freien erwachſene Blume erſt an die Zimmerluft gewöhnen.

Endlich brach der Morgen des hohen Pfingſtſonntages an, des alten Laubhüttenfeſtes, wo die Nachtigallen und die Liebenden in grünen Lauben ſich finden, und Roſen, Liebe und Geſang aller Orten blühen. Der Widerſchein des Schimmers in Feld und Wald strahlte an den goldbeſonnten Giebeln und Thürmen von Hirſchberg, die in ruhiger Pracht in die blauen Lüfte ragten, über dem lauten und geputzten Treiben der wohlhabenden Städter, die neu angeſchafften Kleiderprunk aus der Nähe oder Ferne zur Schau trugen. Ganz ungewöhnlich herrlich ſah es aber auch in den Häuſern aus; allenthalben wehten friſch gewaſchene, wo nicht gar neue Draperien und Vorhänge aus den offenen Fenſtern, der tauſend üppig duftenden Hortenſien und Roſenſtöcke gar nicht zu gedenken, und ſelbſt die Küchen und die angränzenden Appartements trugen appetitliche feſttägliche Phyſiognomien. Die Kupfer- und Zinngefäße prangten im

Glanze der Morgenſonne. Die neugewaſchenen Mägde ſchafften lachend und ſcherzend, und nur ſelten klang aus dem frohen Geſchwätze der letzte Sterbelaut eines jugendlichen Back- oder Brathühnchens. Am reichlichſten aber quoll der Rauch aus des Bürgermeiſters Schlote, und nirgends duftete das Vorhaus ſo angenehm, als bei ihm; ja ſchon unter dem Hausthore begrüßte den Eintretenden das Aroma der feinſten Cotelets und Paſteten.

Ich übergehe den Zug der geputzten Honoratioren, der ſich um die Mittagsſtunde nach dieſem vielverſprechenden Hauſe begab, auch wie er ſich um den Consul regens und deſſen Ehehälfte um die geſchmückte Tafel rangirte, und anfangs ſchweigend der Suppe, den Aſſietten u. ſ. w. zuſprach, zuletzt aber mit immer redſeligerer Zunge den lieblichen Rheinwein genoß. Der Bürgermeiſter verſäumte heute eben ſo wenig wie im verfloſſenen Jahre von Hirſchbergs altem Flore zu ſprechen; wie zwar ein veränderter Zug der Handelsſtraße aus Süden jenen Zeiten ein Ende gemacht habe, wo Rathsherren und Bürger ſegelnde Schiffe auf hoher See beſaßen, jenen Zeiten, in denen der verſchollene reiche Kaufmann Guttenhof das Hoſpital und die Schule ſtiftete, deren ſegenreicher Beſtand noch immer ſeinen Namen glänzend erhalte, wie aber noch immer ein guter Stern über dem fleißigen Treiben der Stadt leuchte, den die mildwaltende Hand Gottes noch lange nicht auslöſchen möge am hohen Himmelsbogen. Den älteren Leuten gab dieſe Rede Anlaß zu unzähligen Toaſten. Für die jungen Leute war das nicht. Chriſtine war ſchon bei den erſten Schüſſeln des Nachtiſches verſchwunden. — Hubert, der ſie bald vermißte, ging, ſie zu ſuchen.

Wer ſucht, der findet, und auch er fand! Sie ſaß auf dem Sofa eines vom Speiſezimmer entfernten Gemaches, das ſchöne Haupt ruhte in ihrer weißen Hand, die goldenen Bracelets waren, ſo weit es die Fülle des bloßen Armes geſtattete, zurückgefallen, das grünſeidene Kleid floß in reicher Pracht über die ſchönen verdeckten Glieder hinab, und nur das eine der allerliebſten Füßchen war durch eine launige Faltenbrechung bis zu der letzten

Schleife des [illegible] frei. Er ſetzte ſich unbefangen neben ſie und [illegible] Hand, die nach einer kurzen Bewegung, mehr [illegible] als Befreiungsverſuch, in ſeiner blieb.

»[illegible] ſind Sie heute ſtiller als ſonſt, meine Liebe?« —

»Sie kennen meinen Geſchmack, beſter Freund! Erſt jetzt fängt die Freude meines Pfingſtfeſtes an, da ich traulich mit Ihnen mich beſprechen kann über wichtige Dinge. Es würde mir ſchwer fallen, Ihnen zu verhehlen, daß ich Ihnen gut bin, und daher theile ich die [illegible] Unzufriedenheit des ganzen ſchönen Geſchlechtes mit ihrer Maxime, nach der Sie glauben, Ihr Herz zwiſchen einem Frauenherzen, das ſie liebt, und dem grünen Walde theilen zu dürfen. Hören Sie, bevor Sie mich unterbrechen, wie ich jetzt lieben würde, wenn man mir's entgegnete. Ueber alle unzeitige Sprödigkeit bin ich hinaus. Ich habe auch dieſe Schule durchgemacht. Ich habe Rendezvous gegeben und kam nicht, ich habe meine Locken, meine Ringe und meine Küſſe Flehenden ſtandhaft verwehrt, ſchmeichelte dem Einen und weinte dem Andern. — Sie kennen dieſe Verhältniſſe. Nichts mehr davon! Ich liebe entweder — oder ich liebe nicht. Liebe ich aber, ſo laſſe ich alles Weigern, Zürnen, Zanken und unnützes Plaudern, und ich glaube, dann iſt es meine und die Pflicht meines Geliebten, den Stunden der ſchönen Tage ſo viel Luſt abzugewinnen, als nur immer möglich. Habe ich Recht?« —

Hubert nickte träumeriſch mit dem Kopfe.

»Da muß aber Eines wie das Andere wohl Acht haben, daß keine Sekunde verloren gehe oder verdorben werde. Ich ſinke dann eines Morgens an das Herz meines Geliebten, und dort müßte er mich hegen und halten, bis ich meine Augen ſchließe, um ſie nie wieder zu öffnen. Still muß das Glück ſein, wenn man es allein genießen will, ſtill, mein lieber Hubert. Es wäre traurig, wenn mein Herz nach ſeinem Geliebten verlangte, und ich möchte fragen: Wo iſt er? Und ich erhielte die Antwort: Im Walde, im einſamen Walde.«

»Wie ſoll ich es denn machen?« fragte Hubert.

»Wenn Sie mich lieben wollen, ſo bleiben Sie immer und immer in meiner Nähe — wo ich bin, iſt Ihr Glück, wenn Liebe für Sie ein Glück iſt. Glauben Sie, ich meide die Reize unſerer Gegend? es können die Bäume und Quellen in unſerem Thale von meinen ſeligen Tagen erzählen.»

Sie redete noch lange in dieſem Tone — ich kann nicht Alles wiederholen. Die Brunnen plätſcherten, die Abendſonne ſchaute herein. Als Hubert ſie mit kühnerem Arme an ſein Herz gepreßt und an ihren Lippen geſchwelgt hatte, ſah er gut ein, daß ſie Recht habe.

Sie ſprach ſo ſchön — wer konnte daran denken, ob ſie auch das halte. Die nächſten Tage war er immer bei ihr und ſelig. Die Fröhlichkeit, der Scherz, das tiefe Fühlen, die Küſſe — das bildet ſich Alles erſt recht aus — und die Spaziergänge — was hatte der Wald für neue Reize, für ein friſches Grün, für herrliche Blumen.

»Sie ſind mein ſchönſtes Glück,» ſagte Hubert.

„Und Sie mein höchſtes,» gab ſie zur Antwort.

Die Tage gingen voll ſtiller Liebesſeligkeit in's Land!

* * *

O weh! der rothe Mohn und die blauen Kornblumen lachten aus den goldenen Kornfeldern, und Schmetterlinge und friedliche Tauben ſchwangen ſich ſchweigend durch die klare Luft des ſchönen Juliusmorgens. Die Morgenglocken in der Stadt unten waren verklungen, nur die Bienen ſummten in den Blumengärten an den halbverfallenen Stadtmauern, auf dem Lindenbaume unter dem Thore ſchlug eine Nachtigall, aber draußen im Felde rauſchten kaum die Aehren im Winde — es war ſtille — ganz ſtille. —

O weh!

Da klang auf einmal ein luſtiges Trompetenſtückchen, eine Staubwolke wirbelte auf, mitten drinnen trottirte eine Eskadron Huſaren, die Säbel, Sporen, Bügel und Dolmans flimmerten, die Federbüſche wehten, bis endlich das dunkle Thor den lärmenden Zug aufnahm und die Straße wieder leer war.

Die Nachtigall begann bald darauf wieder in der Lindenkrone ihr Lied — die Mohn- und Kornblumen ſchüttelten den Staub von ihren lieben Blättern, die Tauben flogen, die Bienen ſummten und der alte Friede breitete ſich in der Landſchaft aus.

O weh! Wie wird es deinem Frieden ergehen, mein gutes Hirſchberg, ich meine dem Frieden deiner Herzen! Ich ſehe manches Luftſchloß, an dem Liebende ſeit vielen Jahren bauten und ſchmückten, ſchon bei den erſten Hufſchlägen der Huſarenpferde auf dem Stadtpflaſter zittern und wanken, aus allen Fenſtern nicken und blühen die ſchönſten Lockenköpfchen heraus, und lächeln freundlich auf die glänzenden Männer nieder; mißvergnügt und mit ſcheelen Blicken gehen die jungen Hirſchberger über den Platz. Lebt wohl, ihr Caſinofreuden und ihr friedlichen Bälle im Schießhauſe; Säbelgeklirr und kecke Schmeicheleien werden dort die ſüßen, gemüthlichen Reden der beſcheidenen Civiliſten zum Schweigen bringen. Und ihr muſikaliſchen Abendkränzchen! wie viel Liebesbande werdet ihr im künftigen Winter zerreißen, die ihr im vergangenen ſo ſchön um glückliche Herzen geſchlungen habt. Und du grüner, gern beſchrittener Spazierweg unter den Linden am Fluſſe, wo die unſchuldigſten Scherze fröhlich belacht wurden, wo man die neue Garderobe producirte, und ſich beſtellte und traf in allen Ehren und vor aller Leute Augen! Du wirſt verlaſſen und öde ſein von ſorgenloſen Eltern und Herzen, die ſich ſuchen und finden.

* * *

Die Männer ſaßen mißvergnügt zu Hauſe, aber die Damen waren fröhlicher als je! Wo nur ein junges Frauenherz ſchlug, dort waren auch die Offiziere zu finden und gut aufgenommen. Die ganze Eskadron machte ihr Glück nach dem Range, und der kommandirende Rittmeiſter ſaß in des Bürgermeiſters Hauſe feſt.

Chriſtine war dort der Stern, um den ſich Alles drehte. Schon in den erſten Tagen der Huſaren waren die längſt vernachläſſigten Freundinnen wieder zu ihr berufen worden, um Kundſchaft über die Ankömmlinge und Operationspläne mitzutheilen. Die Offiziere fanden ſich nach und nach Alle ein, und jetzt begann das bunte Luſtſpiel. Der Rittmeiſter ließ es dem ſchönen Mädchen nicht an Aufmerkſamkeit fehlen, und die vergalt ihm ihrerſeits ſo reichlich, daß für den guten Hubert gar nichts übrig blieb. Chriſtine ſah ihn zwar täglich, — doch hatte ſie ihn ſchon halb vergeſſen, und erſchrak nicht wenig, als er eines Tages nach dem Mittageſſen plötzlich in ihr Zimmer trat, ſich mit der Hand über die bewölkte Stirne fuhr, und ſeine glühenden Augen fragend in ihr Herz bohrte.

Sie erſchrak ſichtbarlich.

»Wer bin ich?» fragte nun Hubert dumpf.

»Mein Geliebter, Hubert!» entgegnete gefaßt Chriſtine.

»Sie lügen,» verſetzte er mit verbiſſenem Grimm, »ich bin ihre Spielpuppe — ihr Narr. Mein Fräulein, ſchweigen Sie doch, Sie haben mich blos betrogen und ſich ſelbſt getäuſcht. Sie haben geglaubt, ich und meine treue, reine Liebe ſeien Ihr letztes Glück, Sie glaubten, mit mir in Friede und Freuden Ihre Tage beſchließen zu können, während dem eröffnete ſich Ihnen am Arme des Rittmeiſters eine neue Ausſicht auf eine Laufbahn, in der Sie noch viel, recht viel Glück zu erleben im Stande ſind, und da haben Sie mich unterdeſſen bei Seite geſetzt, außer Dienſt mit Beibehaltung meiner Charge, damit ich, wenn Sie jene Laufbahn durchlaufen haben, noch immer als letztes Glück wieder eintreten kann. Meine ſchöne Herzenskönigin, ich danke Ihnen aber für dieſe Ehre. Haben Sie mich darum in Ihre Nähe gebannt, und mich meinen lieben grünen Bäumen entriſſen, bei denen ich ſo viel galt, und mich ſo groß fühlte, um mich wie einen todten, behauenen, unnützen Pfahl unter dieſe Menſchen zu ſtellen? Leben Sie wohl, mein Fräulein, ich gebe Ihnen ihr Wort zurück.»

Er wandte ſich zum Gehen.

»Mein Gott,» rief Chriſtine, und hielt ihn zurück, »wie Sie mich verkennen! Ich ſollte Sie nicht lieben? — Müſſen Sie denn mit meinen Schwächen ſo grauſam ſein?» —

»Schöne Schwächen,« lachte Hubert.

„Was ſage ich ſelbſt,« verbeſſerte ſich Chriſtine, »Schwächen, bin ich denn dem Rittmeiſter gut. Glauben Sie mir, ich bin nur höflich und freundlich mit ihm, da er ein Gaſt unſeres Hauſes iſt, und mit meinem Vater in vielfacher Berührung ſteht, und man ihn in guter Laune erhalten muß, daß er in Amtsſachen nicht gehäſſig werde. Können Sie mir mehr nachſagen, als daß ich ihn aufmerkſam behandle?« —

»Ich bin Ihren Wegen nie nachgegangen, Sie wußten mich auch immer zu entfernen. Es iſt überhaupt ſchon ſchlimm, wenn ich die Treue meiner Geliebten aus einzelnen Beiſpielen erkennen ſoll, oder gar aus einem negativen Verhalten. Reine Liebe iſt ein reiner, makelloſer Diamant, ein Blick in ſeinen ungetrübten Glanz, und man glaubt an ſeinen Werth.«

»Was Sie da ſagen, lieber Hubert,« ſprach Chriſtine, ihren Arm ſchmeichelnd um ihn ſchlingend, »fühle ich ganz in meinem Innern, aber mir fehlt die Macht der Worte, die ſie beherrſchen. Die luſtigen Gäſte verlaſſen uns im Oktober —«

„Und bis dahin ſoll ich Ihre Liebe entbehren?« —

»Aber Hubert, ſind Sie doch heiter! Sie ſelbſt haben ſich am meiſten zurückgezogen, als die Huſaren in unſer Haus kamen.«

»Weil die Leute ſich vorlaut an Sie drängten, Ihre Denk-, Handlungs- und Sprachweiſe mir mißfielen.«

»Ich konnte ja doch nicht immer Alle hintanſetzen, und mich nur Ihnen weihen, das iſt den Liebenden nur in einſamen Stunden gegönnt. Ich habe Sie gebeten, mit mir in dem Kreiſe des Lebens ſich zu bewegen, hätten Sie es gethan, Sie hätten in jeder Stunde ein Glück erlebt. Als aber dieſer laute Strom hereinbrach, ließen Sie mich los, und mit mir ſpielten die Wirbel und Wogen.«

Da öffnete ſich die Thüre und der Rittmeiſter trat ein. »Noch nicht fertig? Mein Wagen wird gleich vorfahren, Fräulein!« ſagte er ſcherzend, ohne weiter zu grüßen.

»Gleich,« entgegnete Chriſtine. »Sind Sie nur ruhig,« flüſterte ſie ihrem Geliebten zu, und eilte aus dem Zimmer. Als ſie fort war, ſchritt der Rittmeiſter einige Male, ohne Hubert eines Wortes und eines Blickes zu würdigen, pfeifend im Zimmer auf und nieder, dann lehnte er ſich aus dem Fenſter, bis der Wagen vor das Thor rollte. Dann ſprang er mit den Worten: »das verdammte putzſüchtige Weibervolk,« auf, öffnete die Thür, und rief: »Fräulein Chriſtine, der Wagen!«

Gleich darauf kam ſie, der Offizier bot ihr den Arm, und ſo ging es die Stiege hinab, Mama Bürgermeiſterin als Ehrenhüterin ſchob ſich nach. Chriſtine ſchien den anweſenden Hubert ſchon wieder vergeſſen zu haben, der ihr in der zornigſten Aufregung folgte, und als ſie ſchon in dem Wagen ſaß, trat er an den Schlag, um ſeinen Spruch: »ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück,« zu wiederholen. — Ehe er aber noch den Mund öffnen konnte, flüſterte ſie ihm ſchon wieder zu: »Sind Sie nur ruhig, es geht ſchon nicht anders im geſelligen Leben —« Der fortrollende Wagen entriß ihm den Reſt ihrer Rede.

* * *

Er ſtand noch lange auf dieſer Stelle, neugierig von den Vorübergehenden betrachtet, bis mit dem letzten Geräuſche der enteilenden Räder auch die letzten Zauberfeſſeln von ſeinen erſchreckten Gliedern fielen, und er in der entgegengeſetzten Richtung durch die Gaſſen fortſtürmte, zum Thore hinaus über die Brücke, und ohne ſonſt auf Weg und Steg zu achten, dem grünen Walde zulief.

Man flüchtet vor dem Verrathe des neuen Freundes zu dem Troſte des alten, und iſt der alte noch obendrein ein Wald, der gekränkten Stolz nicht kennt, ſo iſt man vor Allem liebevoll aufgenommen. So ſtreckten ſich unſerem Helden auch tauſend Arme aus der grünen Tannenreihe freundlich entgegen, und nur die älteſten und höchſten Bäume ſchüttelten leiſe das Haupt — es konnte aber auch ein Spiel des Windes ſein. Unſerem Wanderer war ſo wohl, fröhlich rauſchte ſein Fuß, der immer tiefer ins unwirthbarſte Dickicht drang, durch das duftige Kräutermeer; die Eichhörnchen hüpften ihm zur Seite, und ſchauten ihn an mit den kleinen, treuherzigen Aeuglein. Da huſchte plötzlich zu ſeinen Füßen eine Natter vorüber, und ihr geräuſchvolles Weitergleiten klang in ſein Ohr wie der flüſternde Ton einer bekannten Stimme: »Es geht ſchon nicht anders im geſelligen Leben.»

Der ganze Schmerz der jüngſtvergangenen Stunde wachte von Neuem in ſeiner Seele auf. »Und wenn es nicht anders geht und gehen kann, was mache ich denn in jenem Leben voll Unnatur, Trug und Hohn. Was bleibt mir da zu wünſchen übrig, als nie in jene Kreiſe getreten zu ſein, und jetzt, da ich ſie kennen und haſſen gelernt habe, eine Zuflucht zu finden im tiefſten Forſte.»

Und immer weiter drang er in die Tannenwaldung, ohne lange zu bedenken, wo er war und wo er hinkam, von ſeinem Unmuth und ſeiner alten, neuerwachten Waldluſt getrieben. Doch ſeine Bahn wurde immer rauher und rauher, ſtatt des weichen Mooſes füllte rauhes Steingerölle die Räume zwiſchen den Stämmen, der früher ſanft aufſteigende Boden hob und ſenkte ſich jäh und unerwartet, ungeheure Felsſtücke lagen halb verſenkt im vermoderten Holze, dazwiſchen ſchlangen ſich bald leere, bald wogendurchbrauſte Betten von Waldbächen; öfter noch war der Boden bis in die dunkelſten Tiefen geborſten, und endlich verlor ſich der letzte grüne Moos- oder Raſenplatz ganz und gar, und nur wüſtes Geſtein, das wenige Kiefern trug, erfüllten dieſe Wildniß. Hubert klomm unverdroſſen ohne Zweck und Ziel auf den gefährlichſten Steigen, und freute ſich, daß der Wald auch ſeine wunden Stellen habe, wie ſein zerriſſenes Herz. Endlich dachte der Boden jähe ab, die Felswände rückten enger zuſammen, ſo daß unſerem Wanderer zuletzt kein anderer Ausweg blieb, als entweder umzukehren, oder im ſteinigten Bette eines Baches mit den wenigen Wellen hinabzuwandeln. Er zog Letzteres vor. Bald bot ſich ihm ein erwünſchter Seitenweg durch's Gebüſch, und nach einer jähen Krümmung ſtand er in freiem Lichte, der blaue Himmel lachte ihn an. Dicht hinter ſeinem Rücken ſtieg die Felswand auf, ober ſeinem Haupte ſprang der Bach vom glatten Rande und wallte wie ein Schleier vor ihm ins Thal.

Ein zauberiſch-ſchönes Bild lachte aus der Tiefe herauf. Rings von ſenkrechter Granitmauer begränzt, lagen unten goldene Weitgefilde, wallte vom Winde bewegt das röthliche Heidekorn und der blaue Hanf, blühende Gärten trugen in ihrem Blumenſchooße einen ſpiegelhellen Teich, der ſeine Kanäle ausſandte, die wie ſilberne Arme ein ſtilles, hohes Schloß umfingen, auf deſſen dunklem Ziegeldache ſich die Wetterfahnen ruhig drehten. Ein ſchlanker Thurm hob ſein goldenes Kreuz in die blaue Luft. Hubert erinnerte ſich nun plötzlich, in Hirſchberg von einer Gegend des Gebirges reden gehört zu haben, die man das ſtille Holz nennt, die aber jetzt von keinem menſchlichen Fuße mehr betreten wird, da der Boden dort nur ein Labyrinth von offenen und verdeckten Schluchten und Erdriſſen ſei, ſeit einem Bergſturze, der ſich dort vor hundert Jahren ereignet, und Wälder und Auen, ja ſogar das ſchöne Luſtſchloß eines reichen Wechſelherrn unter ſeinen Felstrümmern und Erdlaſten zertrümmert und begraben habe! Es war kein Zweifel mehr in ihm, daß er in eben dieſe Gegend gerathen ſei, wie aber das herrliche Schloß noch ſo unverſehrt ſtehen und, wie die gut gepflegten Gärten und Felder ringsum verriethen, auch bewohnt ſein konnte, begriff er nicht. Er ſuchte ſich mühſam über Steingerölle und Felszacken einen Weg, und ſtieg ſo, während der Waſſerſchleier immer vor ſeinem Auge wallte und ihm die Gegenſtände im Thale nur von farbigen Lichtſäumen begränzt zeigte, hinab.

Noch ein Sprung, und die grünen Grashalme einer weichen Wieſe ſchmiegten ſich unter ſeinen Füßen, das Bächlein rann wieder ruhig an ſeiner Seite, bis unſern Wanderer, in ein ſchönes Kornfeld tretend, der treue Begleiter verließ, um auf kürzerem Wege zum räthſelhaften Schloſſe zu gelangen. Aber noch viel früher traf er drei wunderſchöne Mädchen, die breite Strohhüte trugen und mit blanken Sicheln das Korn ſchnitten. Als er aus den Halmen rauſchte, hoben ſich zwei ſchwarze, zwei braune und zwei blaue Augen ſcheu und neugierig auf. Das Aeußere dieſer Mädchen war ſeltſam, ſie trugen Mieder von Sammt mit goldenen Schnüren, und Röcke von ſo reichen Seidenſtoffen tragen auch ſonſt die Schnitterinnen im Felde ſelten. Mehr aber noch fiel Hubert der veraltete Schnitt dieſer Kleidung auf, die, obwohl mit kluger Mäßigung, die Façon der precioſen Roccoco-Zeit nicht verläugnete. Die Mädchen gewährten einen bunten, glänzenden Anblick, und mahnten ſehr an jene Gruppen von netten Porzellan-Figuren mit den feinen, lieblich glänzenden Geſichtern und den anmuthigen Gliedmaßen.

Hubert bot einen guten Abend, die Andern aber vergaßen vor Erſtaunen auf's Danken, muſterten anfänglich ſchweigend den Ankömmling, dann flüſterten ſie ſich in die Ohren, wieſen mit dem Finger auf ſeinen Hut und ſeine Kleider, und konnten oft ein herzliches Lachen nicht unterdrücken.

Der aber, dem es galt, war nicht wenig über dieſen Empfang betroffen, und ſagte endlich ſpitzig: »Ja, meine Damen, oder wer Sie ſonſt ſind, — haben Sie denn ſo lange keinen Menſchen mehr geſehen?» —

»Es werden bald hundert Jahre ſein,» gab die Schwarzäugige zur Antwort.

So lächerlich dieſe Antwort vielleicht meinen Leſern klingt, ſo ernſt erſchien ſie unſerm Hubert, der ſich am Eingange einer Wunderwelt fühlte. Aber je mehr er auf die lieblichen Frauengeſtalten ſchaute, deſto höher ſchlug ſein Herz, und er wagte nicht zu ſprechen, — wie es vielleicht Mehreren von uns ſchon in einem ſchönen Traume erging.

»Da Sie aber ſeit dieſer Zeit unſer erſter Gaſt ſind,» ſprach die mit den braunen Augen, „ſo kommen Sie mit in unſer Schloß, ruhen Sie aus und ſtärken Sie ſich, denn mühſam genug mag Ihr Weg in dieſes Thal geweſen ſein, den ſeit hundert Jahren kein menſchlicher Fuß betrat. Aber Eleonora, was weinſt du?»

»Es kommt eine ſtille Freude über mich,» ſagte die Blondlockichte, »weil ich wieder einen Menſchen ſehe. O, der Menſch iſt das ſchönſte Geſchöpf. Würde der Blick der Meiſten an ihrem Nächſten nicht immer nur die Spuren ſeines Ranges, ſeines Wiſſens und ſeines Beſitzes, oder ſeine Brauchbarkeit zu vorgeſteckten Zwecken ſuchen, was fände er für einen reinen Genuß in dem Glanze des ſeelenvollen Auges und der wallenden Haare, in der ſchönen Stellung des ausdrucksvollen Hauptes, an der kräftig gehobenen Bruſt, den kunſtgewandten Händen, an dem ſtolzen Schritte des ſichern Fußes und an dem Klange der göttlichen Rede! Ich bin ſeit hundert Jahren mit meinen Schweſtern allein, und ich hatte früher nie ſo genau ihr rein menſchliches Sein beobachtet, das anmuthige Leben des Körpers hat für mich jetzt die höchſten Reize. Ich erkannte, daß der Menſch das Bild iſt und die Welt der Rahmen. In der lauten Welt dort hinter dieſen Wänden kann man das nie erkennen; dort drängen ſie ſich zu Freuden, während ſie durch ihre Satzungen längſt die Luſt an den Laſtkarren, den ſie mühſam ziehen, gebunden haben; dort ſtreben ſie nach reiner Liebe, die von Wolluſt und Gewinnſucht, von Eigennutz, Haß und Tücke verſcheucht, längſt ſchon wieder heimgeflogen iſt in ihre hohen Himmelsräume, aus denen ſie in goldenen Zeiten herabſtieg, und die jetzt ſelten mehr in lichten Mondnächten im tiefſten Walde niederſinkt, ſich in den Blumenkelchen und auf den Wogen des klaren Weihers ſchaukelt, mit den Nachtigallen ſingt, und mit den ſtillen, tauſendjährigen Eichen von vergangenen Zeiten träumt. Ich habe ſie, ſeit wir in unſerer Waldeinſamkeit leben, oft gefunden, und ich lernte von ihr menſchlich lieben, mit gutem, treuen Herzen glücklich ſein, und der falſchen Luſt entbehren.»

»Unſer Gaſt wird traurig,» ſagte die Braungelockte, und führte ihn über die gefallenen Aehren hinüber in den duftenden Schloßgarten. Als er mit den Schweſtern durch die Roſengänge wandelte, fragten ſie wieder: »Was drückt Sie?» — Da erzählte er nun ſeine ganze Geſchichte, auch die ſeiner letzten Liebe und Täuſchung, und ſchloß: „Wolltet Ihr doch, liebe Schweſtern, mir bei Euch zu bleiben vergönnen. Seit meinen früheſten Tagen ſtrebe ich nach einem Leben wie Eueres, wo ich nur die Felder pflegen darf für ihre Frucht und nur dem Himmel danken für ſeinen Segen. Ganz muß man ſich ſeinem Willen weihen können, um glücklich zu ſein. Entweder der Welt oder ſich ſelbſt leben, es gibt kein Mittelding!" —

»Sie haben Recht,« verſetzte die ſchwarzäugige Aloiſia, »aber wagen Sie ſich wieder hinaus, Sie würden zu viel bei uns vermiſſen. Wir tragen unſere lange Abgeſchiedenheit leicht, denn Haß und Neid unſerer Mitmenſchen hatten uns mit unſerem guten Vater ſchon manches Jahr wie verbannt in dieſem Schloſſe gehalten, wir hatten Niemand, der uns draußen freundlich oder mit reiner Liebe begegnet wäre, und hatten von der Welt nichts Gutes zu hoffen. Als unſer Vater ſchied, hatten wir nun uns ſelber — ja Sie wollen fragen, wie es kommt, daß wir nach ſo langer Zeit noch leben und jung ſind — das iſt eine Gnade des Himmels, den unſer Vater bat, uns ſo jung und ſchön zu erhalten, bis er von einer großen Reiſe, die er in jener Zeit antrat, zurückkomme. — Und er iſt noch immer nicht zurückgekommen. — Wir blühen und harren noch immer auf ſeine Rückkehr! Das that die milde Hand des Herrn, die auch in jener Schreckensnacht, als das Gebirge in's Thal ſtürzte, ſeinen Schild über unſere Häupter hielt, daß ſich ringsum die Maſſen wie Mauern thürmten, die unſer Thal von liſtigen Eindringlingen ſchützten, ſo wie von kühlen Winden, ſo daß unſere Felder und Gärten alle Jahre voll des reichſten Segens ſind! Wenn nur der Vater wiederkäme und ſähe, wie ſein Haus ſo herrlich behütet war!« —

„Nur einen Raum unter dieſem Dache und ein Grab unter dieſen Roſen!" flehte Hubert.

„Sie werden zu viel bei uns vermiſſen," ſagte Aloiſia wieder, „Sie haben gewiß Freunde — und wenn Einer Sie täuſchte — kann ein Anderer Sie beglücken. Vielleicht iſt ſelbſt Ihre Geliebte eben auf einem Irrwege, den ſie bald verläßt. Wir konnten uns leicht der Welt entziehen, wir hatten es keinem Herzen verſprochen, es glücklich zu machen. Sie haben das, und dürfen jenes Herz nicht früher verlaſſen, bis es Ihnen ihr Wort zurückgibt oder einem Andern ſich ſchenkt. Sollte es ſo kommen und kein heiliges Band mehr Sie halten, dann, ja dann kommen Sie zu uns. Der Wind wird die Halme unſeres Feldes aus einander biegen, Ihnen den Weg zu der Blumenluſt unſerer Gärten zu zeigen. Es werden die Thore unſeres friedlichen Hauſes Ihnen offen ſtehen und unſere Herzen Sie freudig begrüßen.»

»Doch jetzt, lieber Gaſt,» ſagte die vorſichtige Viktoria, »geht ſchon der Mond auf, und Sie müſſen eilen, ſonſt leuchtet er Ihnen nicht über die Felswand hinauf und durch die Klüfte und Schluchten, die Ihrer noch harren, denn heute wird er ſchon früh untergehen.»

»Leben Sie wohl,» ſagte Eleonora, ihm die Hand reichend, »ich wünſche Ihnen glückliche Tage, kommen aber troſtlos trübe, ſo denken Sie an ihre Zuflucht — bei uns.» —

Hubert klimmte mit ſchwerem Herzen die Steinwand hinan. Als er wieder aber vom Schleier des Waſſerfalles bedeckt ſtand, ſchaute er zurück in das paradieſiſche Thal. Auf dem Gartenteiche fuhren die drei Schweſtern in ihren Kähnen und ruderten mit weißen mondbeleuchteten Schwänen auf und ab; die eine ſchlug die Laute und die beiden andern ſangen, während am Ufer Purpurroſen glühten, Pfauen ihre bunten Räder entfalteten und Carmoiſintauben ihre Fittige prüften. Mit feuchtem Auge beſchritt er ſeinen Heimweg und vertiefte ſich in den wilden Wald. Ja, als er ſchon wieder durch das Stadtthor von Hirſchberg ging, um ein Glück zu ſuchen, nach dem ſich ſeine Seele nicht einmal mehr ſehnte, wiegten ſich die Schweſtern noch immer in ihrem Kahne auf dem Teiche und träumten von künftigen ſchönen Tagen.

* * *

Es war am Morgen des Sonntages, an dem man das Evangelium lieſt: »Niemand kann zweien Herren dienen,» als Hubert in der Stadtpfarrkirche zu Hirſchberg gegenüber der Kanzel an einer Säule lehnte, und genau auf die Predigt Acht gab, die ihm heute geiſtvoller und bedeutender ſchien, als je. Die Glocken über ihm in den Thürmen ſandten noch immer ihren ſchönen Ruf zur heiligen Schwelle, in die ſonntäglichſtillen Thäler hinaus, durch die Stoppelfelder und über die Wieſen zogen noch immer fromme Scharen und die, welche das Haus behütheten, ſah man unter der Thüre ſtehen und mit frommer Sehnſucht nach dem vergoldeten Kirchthurmkreuze ſchauen.

Während ſich das Schiff des Gotteshauſes immer mehr füllte und auch oben in dem Oratorium ein ſchönes Geſicht um das andere ſich aus dem Fenſter neigte, nahm der Pfarrer auf der Kanzel das Buch und las: »Niemand kann zweien Herren dienen, denn entweder wird er den einen haſſen und den andern lieben, oder er wird einen für gut halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen.»

Dieſe Worte fuhren wie ein Feuerſchein durch Hubert's Seele. »Was ſind Rang und Würde, Anſehen und Gewicht, was ſind die künſtlichen Ringe, die wir uns ziehen, was ſind die Looſe, die wir, von Andern beneidet, erreichen, und die uns dann mit ihrer ſchweren goldenen Wucht niederdrücken? Was ſind die Pläne, die uns Schlaf und Frohſinn rauben, was die Poſaunenſtöße des Ruhmes, deren ferne fremde Menſchen mit Staunen horchen — das iſt der Mammon! was reizt er? — Was iſt der Wald, jener ſtille grüne Wald, aus deſſen Herzen die Quellen und die Hirſchen ſpringen und die Adler zur Sonne fliegen? Was iſt die Ruhe, mit der ich im Grünen wandle, jedes Grashalmes denkend mich erfreue, und des Himmels Segen und Sonnenſtrahlen einſauge in meiner Bruſt. Was iſt der Hauch der ewigen Jugend, der durch die ſtille Landſchaft weht — das iſt der Gott! — Ich kann nicht Gott und dem Mammon dienen.»

Der Pfarrer las noch immer: »Sehet an die Vögel unter dem Himmel, ſie ſäen und ernten nicht, ſie ſammeln auch nicht in die Scheunen und euer himmliſcher Vater ernähret ſie doch! Seid ihr denn nicht viel mehr denn ſie!«

(Da dachte Hubert an das Schloß Herzensfreund und ſeine vollen Ställe und Speicher und der fruchtbaren Felder und Gärten, die es umfangen.)

»Schauet an die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen! Sie arbeiten nicht, ſie ſpinnen auch nicht. Doch ſage ich euch, daß auch Salomon in all' ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen iſt, wie derſelbigen eine!«

Hubert glaubte, er ſehe die Lilien in jenem Thale vor ſich prangen, über die der Herr mit milder Hand ſeit einem Jahrhundert ſeinen Schild hielt. Ich kann nicht zweien Herren dienen, rief es in ſeinem Innern und er wollte durch die Kirchenthüre in den Wald hinaus. Eben aber grüßte ihn Mama Bürgermeiſterin aus ihrem Oratorium herunter, und rief ſo das Töchterlein Chriſtine in ſein Gedächtniß zurück, die er glücklich zu machen verſprochen, und die weder ſein Wort ihm zurückgegeben noch ihr Herz officiel einem Andern geſchenkt hatte. Der Rittmeiſter kam zwar noch immer zu ihr und wurde fêtirt, aber — — ſtand nicht ſeine Abreiſe bevor?

Das Volk strömte aus der Kirche und bildete kleine Gruppen auf dem Friedhofe, der auf dem höchſten Punkte der Stadt gelegen, ein Panorama des ganzen Thales dem entzückten Auge bot. Hubert betrachtete ſich voll Wehmuth die dunklen Tannenwipfel des ſtillen Holzes, und hatte wenig Glauben, ein anderes Glück zu finden, als das dort drüben. Da hörte er neben ſich eine bekannte Stimme und die Bürgermeiſterin rauſchte ſeidenbekleidet im tiefſten Geſpräche mit der Frau Steuereinnehmerin, ohne ihn zu begrüßen, vorbei. Er eilte ſchnell nach, um ſeine Reverenz zu machen, um die Damen durch die Berggaſſe hinunter und über den Stadtplatz nach Hauſe zu begleiten. Als er ihnen aber nahe genug war, ſchlugen die Worte des nicht allzu leiſe geführten Geſpräches an ſein Ohr, und machten ihn zum behutſamſten Lauſcher. »So iſt's, Frau Gevatterin!« ſagte die Bürgermeiſterin, »und meine Chriſtine macht ein ſtrahlendes Glück. Er iſt von Adel, reich und Rittmeiſter — ſie hat — nun Sie wiſſen, Frau Gevatterin, ſie hat ſo zu ſagen, ein Vermögen — er kann zufrieden ſein. Sie hat ihn vom Anfange an ſo lieb gehabt und geſchätzt, und er wollte lange, lange ſich nicht erklären. Anfangs ſchien er mit dem Praktikanten Wildruf zu eifern, den hatten wir auch unſerer Chriſtine beſtimmt, und ſie war ihm auch gut — aber Sie ſehen ein: Adel, Rittmeiſter und die große Welt, in die er ſie einführen wird, das ſind Sachen, die Alles ändern. Chriſtine hat ſelbſt geſagt: Wildruf hatte ihr gezeigt, wie glücklich ein gebildeter, feinfühlender Menſch ein Mädchen machen könne, der Rittmeiſter aber, Sie wiſſen, er iſt Baron, wie er in der Welt glänzt — das geht über Alles.«

»Sie haben Recht, liebe Freundin,« ſagte die Steuereinnehmerin, »doch wann hat ſich der Rittmeiſter beſtimmt erklärt?« —

»Er hat es ſo eigentlich gegen uns mit dürren Worten noch nicht gethan,« war die Antwort, „doch geſtern hat er im Caſino zu meinem Manne geſagt, er reiſe heute Abend in die Reſidenz ab, wo er wegen ſeiner beabſichtigten Heirath viele Geſchäfte habe, komme aber noch früher zu uns, um das letzte Wort mit uns zu reden. Verſtehen Sie, Frau Gevatterin, das letzte Wort.« —

„Ich verſtehe,“ ſagte die, „und Herr Wildruf?“

„Chriſtine hat ihm heute Morgens einen höflichen Abſagebrief geſchrieben, wodurch ſie ihm ihr Wort zurückgibt, und ihre neue Liaiſon anzeigt. Wenn er aus der Kirche nach Hauſe kommt, wird er ihn ſchon finden.«

»O, ich verlange ihn gar nicht zu ſehen!« dachte der, drehte ſich auf dem Abſatze um, und lief ſpornſtreichs durch's Thor über Wieſe und Feld in den Wald.

Als er unter der erſten Tanne des ſtillen Holzes, der grünen Pforte ſeines Friedentempels, ſtand, wandte er ſich noch einmal um, und rief, ſeine Hand gegen Hirſchberg ausſtreckend: »Lebe wohl, du laute Welt da unten, ich ſegne dich. Mögeſt du dich bald vom Mammon zu deinem Gotte bekehren, zu dem ich jetzt gehe, um ihm zu dienen, bis er mich ruft.« —

Bald darauf verſchwand er im Waldesdunkel, ging wieder die bekannten Stege durch die Wildniß und klimmte bald darauf, von dem Silberſchleier des Waſſerfalles überwallt, in das verborgene Thal hinab.

Als die Schweſtern ihn von weitem kommen ſahen, flochten ſie Kränze und zogen ihm mit Lilien in den Händen wie Engel entgegen.

* * *

Am Abende desſelben Tages ſaßen in dem Prunkzimmer des bürgermeiſterlichen Hauſes der Rittmeiſter, Chriſtine und ihre Eltern, um den mit dem ſchönſten Wiener Porzellan-Service beſetzten Kaffeetiſch. Ein ſchwüles Schweigen lag über dem Vereine. Der Offizier war mit einer unvermutheten Feierlichkeit bewillkommt worden. Man hatte ſonderbare Fragen an ihn gethan, wie an einen in ein Geheimniß Wohleingeweihten, die er zur gänzlichen Unzufriedenheit der Andern beantwortete, ſo daß man allerſeits in einem gewaltigen Irrthume befangen ſchien.

»Zur Sommerszeit,« begann der Rittmeiſter, um nur etwas zu ſprechen, »werde ich mich mit meiner Gemahlin auf meinen Gütern in Ungarn aufhalten. Wenn Sie, meine Verehrten, vielleicht einmal in die Gegend von Raab kommen, ſo beſuchen Sie mich.«

»Das dürfte ſich recht oft ereignen,« ſagte die Mama, pfiffig lächelnd.

»Wie ſo?« fragte der Rittmeiſter verwundert.

»Ihre Frau beſuchen,« lächelte die Mama wieder.

»Kennen Sie denn die Baroneſſe Sternberg?« rief der Baron, aus begreiflichen Gründen erſchrocken.

»Die Baroneſſe Sternberg,« jammerte Mama, aus ihren ſchönſten Träumen aufgeſchreckt. »Chriſtine falle in Ohnmacht, dieſe Beſchimpfung —«

Chriſtine ſank um und wechſelte die Farbe.

»Was ſoll das heißen?« rief der Offizier aus.

»Warum haben Sie unſerem Hauſe dies gethan,« ſo klangen die Schmerzensrufe der Mutter. „Sie Wolf im Schafspelze — Sie Intrigant!« —

»Ja hätte ich denn das Fräulein Tochter ehelichen ſollen?« fragte der alſo Titulirte, indem ſich ſein Geſicht zu einem ſarkaſtiſchen Lächeln verzog.

„Haben Sie nicht geſtern,« ereiferte die Mutter, »zu meinem Manne geſagt, Sie reiſen nach der Reſidenz wegen ihrer Heirath und kommen heute zu uns, um das letzte Wort mit uns zu reden.«

»Das letzte Wort,« platzte der Rittmeiſter heraus, »ſchön! herrlich! Adieu! wollte ich nur ſagen, und das werde ich auch. Ich danke dieſem Hauſe für die gaſtfreundliche Aufnahme, und mir iſt leid, daß man vergaß, daß ich unter meinen Rang und Stand mich nicht verehelichen kann. Und jetzt das letzte Wort — Adieu, Chriſtine — ha, ha, ha, ha!« Mit dieſem ſchallenden Gelächter eilte er aus dem Zimmer, die Stiege hinab, ſtieg in den Reiſewagen, der unten ſeiner harrte, und fuhr auf und davon.

Bei den Verlaſſenen war guter Rath theuer. Zuerſt faßte ſich die Mama. »Chriſtine, mein Kind, ſteh' auf, kleide dich ballmäßig und wir fahren auf die Schießſtätte, heute iſt Maria Namensfeſt, und draußen Ball, wie es in unſerm guten Hirſchberg Sitte iſt ſeit undenklichen Zeiten. Der Rittmeiſter iſt fort, kein Menſch war Zeuge des Geſchehenen. Sei draußen recht heiter und freundlich, ſuche den lieben, allerliebſten Herrn Wildruf wieder für dich zu gewinnen, den angenehmen Mann! Aber — o weh! — — der leidige Abſagebrief.«

»Sind Sie außer Sorgen,« ſagte Chriſtine, tief aufathmend, »ich habe ihn in meiner Herzensfreude heute früh zu ſchreiben vergeſſen.« —

»O Wink des Schickſals! — o glücklicher Zufall!« jubelte das Elternpaar. Die Familie warf ſich in ihren Staat und fuhr nach der Schießſtätte. Die ſchöne Chriſtine rauſchte in den Tanzſaal, grüßte mit lächelnder Miene rechts und links, und ſuchte dabei emſig mit ihren großen funkelnden Augen den angenehmen Herrn Wildruf — fand ihn aber nicht. Die ganze Nacht mußte ſie ſeine gewünſchte Erſcheinung entbehren. Am andern Tage war ſein unbegreifliches Verſchwinden offenkundig. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen, ſchrieb und forſchte nach allen Seiten — keine Kunde.

Natürlich, er ſaß froh und glücklich am Ziele ſeiner Wünſche, in ſeiner verborgenen, waldumrauſchten Zuflucht — man hat ihn nie wieder geſehen.

Ich ſchrieb ſeine Schickſale auf zum Troſte bedrängter Seelen, die daraus den Glauben ſchöpfen mögen, daß jeder Menſch in ſeinen Nöthen eine Zuflucht finde, wenn ſie auch nicht immer ein reiches Schloß, wie das waldumhüllte, gärtenumfangene Herzensfreund oder ein Werk von Menſchenhänden iſt. Unbenommen bleibt es ja zuletzt Jedem, in die Tiefe ſeines Herzens hinabzuſteigen und dort einſam und friedlich mit der reichen Welt zu verkehren, die voll prachtvollen Wäldern, zauberiſchen Gärten und herrlich geſchmückten Hallen drinnen leuchtet und prangt, und von welcher in meinen übrigen Werken an vielen Orten ein Mehreres geſchrieben ſteht.

Das Händebad.

(Altdeutſcher Schwank.)

Ein Bürger hatte drei Töchterlein,
Ein Kleeblatt voll Luſt und voll Sorgen;
Sie blickten munter in's Leben hinein, —
Doch keine war noch geborgen.

Die Aelteſte that gar vornehm und klug,
Die Mittlere wollt' ihr nicht weichen;
Im kindlichen Buſen der Jüngſten ſchlug
Ein Herzchen, dem Flaum zu vergleichen.

Oft ſah der Vater das Kleebalt an,
Für das ihm ſchon ernſtlich bangte,
Und dachte: »Soll' ich wählen als Mann,
Ich wüßte, nach welcher ich langte!«

Und da ein Mann wie der andere denkt,
So dachten's die Freier nicht minder:
Der Jüngſten ward mancher Blick geſchenkt, —
Allein ſie betrug ſich, wie Kinder.

Sie hüpfte, ſie lachte, ſie ſcherzte, ſie ſchalt,
Ließ Keinen zu Worte kommen; —
Ich denke Manche, der es nicht galt,
Die hätt' es ernſter genommen!

Doch Einen der Freier, den ſchreckt das nicht,
Er denkt, das gibt ſich im Leben;
Treuherzig tritt er zum Vater und ſpricht:
»Herr, wollt' Ihr die Jüngſte mir geben?«

»»Die Jüngſte? — Ei! ei! Gevatter, — man ſoll
In Allem die Ordnung bewahren!
So etwas erweckt im Hauſe nur Groll, —
Ich ſchlichtet' es gern nach den Jahren!««

Allein dem Freier will's nicht zu Sinn,
Er ſagt kurz: »Die, — oder keine!«
Da ſinnt der Vater wohl her und hin:
Was thun, daß es billig erſcheine? —

Er fürchtet die Schweſtern d'rob zu entzwei'n,
Den Zwang mißräth ihm die Liebe,
Und ließ er die freie Wahl den Drei'n,
So weiß er wohl, welche ihm bliebe.

D'rum ruft er einmal die Töchter herbei,
Und ſpricht: »Geliebteſte Kinder!
Ich hab' euch, ihr wiſſ't es, alle Drei
Gleich lieb, kein's mehr oder minder.

»Nun aber, Mädchen, bedünkt es mich ſchier,
Iſt's Zeit, an die Ehe zu denken!
Ein Freier hat ſich gemeldet bei mir,
Und Einer nur kann ich ihn ſchenken!«

»Mir!« — »»Mir!«« ſo platzen die ältern heraus,
Die Jüngſte kichert verſtohlen,
Der Vater zieht die Stirne kraus,
Der Freier ſteht wie auf Kohlen.

»Gut,« fährt der Vater nun fort, »ſo ſoll
Statt meiner der Zufall entſcheiden,
Damit nicht der Schweſter der Schweſtern Groll,
Ihr Eheglück möge verleiden.

»Geht! — Bringt ein Becken mit Waſſer herein!« —
Sie thun es mit lächelndem Staunen. —
»Jetzt tauchet Alle die Hände d'rein!« —
Ei — Väterchen hat heute Launen.

»Jetzt wieder heraus mit den Händchen!« — Im Nu
Entplätſcherten Alle dem Bade. —
»Jetzt hört mir wohlbedächtig zu,
Und bittet den Himmel um Gnade!

»Die — ohne ſie abzuwiſchen, — zunächſt
»Mag trocken die Hände erhalten,
»Die iſt es, welcher das Glück erwächſt,«
»Als Frau dieſes Mannes zu ſchalten!«

Da ſtrecken die ältern die Hände hindann,
Krebsſcheeren gleich in die Lüfte,
Daß ja das perlende Waſſer d'ran,
So ſchnell als möglich verdüfte.

Zwei Nioben ſteh'n ſie und athmen kaum,
Um ja nicht den Puls zu verringern,
Daß alles Blut aus des Körpers Raum
Zuſtröme den triefenden Fingern.

Allein die Jüngſte kehrt ſich nicht d'ran,
Und möcht' es, wie immer, enden;
Sie ruft: »Nein, nein, nein! ich will keinen Mann!«
Und ficht und ſchnellt mit den Händen.

Und eben weil ſie ſo ſchnellt und ficht,
Und hüpft und ſich weigert erſchrocken,
So ſind — ſie merkt es ſelber nicht —
Die Hände zuerſt ihr trocken. —

Der Vater hat ſeine Töchter gekannt;
Er ruft: »Nun iſt es entſchieden!
Nimm, Eidam, dein Weib hier aus meiner Hand,
Ihr, Schweſtern, lebet in Frieden!«

Wohl ſperrt ſich das kindiſche Töchterlein,
Allein — was iſt da zu machen:
Der Freier iſt jung, der Freier iſt fein,
Bald wird ihr Aerger zum Lachen.

Nach Jahren fragt ihr Gatte ſie einſt:
„Geh', mache kein Federleſen,
Und ſag mir g'radheraus, was du meinſt:
Wie iſt's mit den Händen geweſen?

»War's damals Ziererei, oder — Liſt?« —
Sie ſpricht: »»Ich bin ſelbſt nicht im Klaren;
Der Himmel weiß es, — aber es iſt
Mir juſt ſo in die Finger gefahren!

»»Bei wem das Glück zu wohnen begehrt,
Dem hilft kein Sträuben und Sinnen:
Ich hab' mich mit beiden Händen gewehrt,
Und konnt' ihm doch nicht entrinnen!««

Johann Gabriel Seidl.

Ghaſel.

Aus dem Perſiſchen.

Gereiſet bin ich viel, durch Städte viel gekommen,
So ſchön und gut wie Du iſt mir Nichts vorgekommen.
Von meiner Wanderung bin ich zurückgekommen,
Bin noch ein zweites Mal zu dieſem Glück gekommen.
So lang' ich war getrennt von Deiner Schönheit Garten,
Hab' ich von Früchten Nichts, von Roſen Nichts genommen,
So lang mein böſes Glück von Dir mich hielt getrennet,
Iſt tauſendfaches Unglück über mich gekommen.
Es fehlten ohne Dich des Lebens Hauch und Kräfte,
Durch Dich iſt es in mir von Neuem erſt entglommen,
Iſt's nicht ein Wunder, daß ich wieder Dich geſehen,
Daß ich aus Deinem Mund ein Lebenswort vernommen,
Erlaube, daß ich Dir ſo Händ' als Füße küſſe,
Gib mir ein Feſtgeſchenk, mein Feſt iſt heut gekommen,
Mein Jusuf aus Aegypten! ſieh' zum Feſtgeſchenke
Sei dieſes klare Herz als Spiegel Dir willkommen.
Wenn Du darin Dein Antlitz ſchauſt, wirſt Du auch wiſſen,
Warum ich Dich als Herzensabgott angenommen.
O ſchweige, ſchweige ſtill! und gib mir gute Lehren,
Durch Deinen guten Rath bin ich emporgekommen.

Hammer-Purgſtall.

La mia stella.

Aus dem Italieniſchen Giulio Carcano's.

Dich allein in dem Felde, dem lichten, dem blauen,
Dich allein mein Geſtirne Dich will ich nur ſchauen,
  Wie ich auf der Erde ſo wandelnd alleine
Von Niemand begleitet, von Lieb' nicht und Glück,
Doch kehret bei Deinem ſo freundlichen Scheine
  Die Hoffnung, die holde, ins Herz mir zurück.

Dein Strahl, Dein jungfräulicher, tröſtet das Leben,
Und ſcheinet ein Rath, von dem Freunde gegeben,
  Er liebt mich gewiß! — biſt ein Engel der Meinen,
Der Schöpfer vertraute mein Leben Dir ganz,
Biſt die Seele, die liebe, von Einem der Meinen,
  Gekleidet nunmehro in ewigen Glanz.

O zieh mich zu Dir, um im Schooße dem Deinen,
Vor'm Herrn im Gebete voll Sehnſucht zu weinen,
  Denn wein' ich auf Erden, ſo ſteh'n ſie mir ferne,
Nicht fragend um Herzen, die heimlich zermürbt,
O ſteige herunter mein Genius vom Sterne,
  Empfange die Jungfrau, die hoffet und ſtirbt!

Hammer-Purgſtall.

Indiſches Zigeunerlied.

Töne Lieder meiner Waina *)
Gleich Ghandarvatönen hell und laut,
Von der Schönheit meiner ſüßen Daina,
Meiner auserwählten Herzensbraut,

Auf der Stirne ſcheiteln ſich die Haare,
Schwarz und finſter wie die Mitternacht,
Aehnlich einem ſchwarzen Schlangenpaare,
Welches einen Silberhort bewacht,

Ringeln ſich herab zum Buſenſchatze,
Welcher in zwei Silberkuppeln ruht,
Und doch ruhig nie auf ſeinem Platze,
Wogt wie weißen Meeres Ebb' und Fluth.

Ihre Haare fallen ihr zu Füßen,
Und die Brau'n ſich zu den Ohren zieh'n,
Ihre Mitte kann die Spann' umſchließen,
Ihre Arme reichen zu den Knie'n.

Ihre Ohren eine Wohlduftsdüte,
Voll vom Saft der Colocaſia,
Ihre Naſe eine Seſamblüthe,
Ihrer Lippen Roth Momordica.

---

*) Die indiſche Laute.

Ihre Augen ein Paar Zwillingsſterne,
Von der Nacht der Wimpern eingefaßt,
Ihre Zähne ſind Granatenkerne,
Feucht und glänzend, halb durchſichtig faſt.

Ihre Schenkel Silberſäulen laufen
Wie Platanenſtämme mählich zu,
Mag ſie ſtehen, ſitzen, laufen,
Schön in der Bewegung, in der Ruh'.

Hammer-Purgſtall.

Sternengruß.

Einſam liegt das ſchöne Thal,
Das kein Wand'rer mehr belebet —
Das nur ſanfter Mondenſtrahl
Wie ein Geiſterhauch durchbebet: —
Stille weht der Hauch der Luft,
Dunkle Schatten ſinken nieder,
Hüllen gleich der weiten Gruft
Alles in ihr Nachtgefieder.

Und im feuergleichen Gold
Sterne ihre Strahlen ſenden,
Um den Gruß, ſo warm, ſo hold
An die Blumenwelt zu ſpenden: —
Denn ſie ſind ſich ja verwandt,
Wenn getrennt auch durch die Ferne —
Blumen ſchmücken unſer Land
Wie das himmliſche die Sterne!

Und dem ſanften Sternengruß
Oeffnet ſich manch' zarte Blüte,
Gibt zurück den Liebeskuß,
Der im Strahle warm erglühte, —

Lohnend ihn mit reichem Duft: —
Und ſo währt dies ſtumme Leben
Bis der Morgen wieder ruft,
Und die Sterne bleich entſchweben! —

Carl Edm. Langer.

Meiner lieben Braut.

(Einige Tage vor meiner Vermählung.)

In dem jungen, ſchönen Leben
Jagt' ich einem Traume nach,
Durch mein Sehnen, durch mein Streben
Ward das Traumbild endlich wach.

Und dem Dinge wuchſen Flügel,
Voll von Gold und Purpur an,
Ueber Thal und über Hügel
Ging der raſche Flug ſodann.

Um den Schmetterling zu fangen,
Zog ich durch die Fluren hin;
Manchmal glaubt' ich ihn zu langen,
Doch es war nur eitler Sinn.

Keine Blume, noch ſo blühend,
Schien ihm jung und ſchön genug —
Immer weiter, weiter ziehend,
Folgt' ich ſeinem raſchen Flug.

Endlich, endlich eine Roſe
Feſſelte den Schmetterling,
Und ich ſchaute, wie der Loſe
An der Götterblume hing.

Zauberhaft auf ihren Wangen
Saß der Schwärmer nun mit Luſt —
Und mir zog mit ſüßem Bangen
Neues Sehnen durch die Bruſt:

»Könnt ich dieſe Roſe haben,
Dieſe Roſe nur allein!
Dann Natur, von deinen Gaben
Nenn' die herrlichſte ich mein.»

Und vergeſſen war das Ziehen,
Aus dem Sinn der Schmetterling,
Denn die Roſe ohne Mühen
Hielt mich ſtets in ihrem Ring.

Dank, o Dank! in wenig Wochen,
Welche Wonne, welche Luſt!
Blüht die Roſ', von mir gebrochen,
Duftend an des Mannes Bruſt.

Und an ihr klebt auch der loſe
Schmetterling mit feſtem Blick,
Du, Pauline, biſt die Roſe,
Und der Schmetterling das Glück.

Schulheim.

Vier Nächte.

Der Abend graut — und wie die Maienroſe
Am üpp'gen Strauch auf bunter Blütenau
Den Kelch verſchließt mit Duft und Perlenthau,
So ſchläft das Kind im weichen Mutterſchoße —

Und nimmt hinüber in den ſanften Schlummer
Des Tages Spiele und des Tages Luſt,
Und lebt im ſüßen Traum an zarter Bruſt
Den Tag noch einmal ſonder Schmerz und Kummer.

Der Abend graut — der Jüngling hat dem Tage
Zu wenig Luſt und Freuden abgejagt,
Denn viel ward ihm vereitelt, viel verſagt,
Und manch' ein Dienſt der Pflicht zur ſchweren Plage.

Er ſucht Erſatz; der Tag ward ihm zu enge,
D'rum lichtet er zum Tag die finſt're Nacht,
Trotzt der Natur, und weidet ſich an Pracht,
An Spiel und Tanz in Prunk und Feſtgepränge. —

Der Abend graut — der Mann legt Netz und Bogen
Mit müder Hand, mit ſchwerem Seufzer hin,
Denn ach! zu ſpärlich war heut ſein Gewinn,
Den aus dem Lebensſtrom ſein Netz gezogen.

Er muß noch wachen, muß mit Ahl' und Hammer
Erraffen noch den rückgeblieb'nen Preis,
Daß morgen nicht der Seinen weiter Kreis
Ihm Ohr und Herz zerriß' in Noth und Jammer.

Der Abend graut — der Greis — er ruft vergebens
Als ſüßes Labſal Ruh und Schlaf herbei,
»Der grüne Halm,« ſeufzt er, »iſt dürres Heu,
Und hat erreicht die Marken ſeines Lebens.

»Was aber war dies Pilgern hier auf Erden —
Was all' das Mühſal unter Zeit und Raum?
Iſt nicht das Wachen ſelbſt ein bunter Traum —
Und ward ich hier, um endlich erſt zu werden!?« —

Schon glaubt er's zu ergründen, zu erſinnen,
In Nacht zu ſchau'n der Wahrheit höh'res Licht,
Schon will er's ſagen — — doch das Auge bricht,
Der Mund verſtummt, die Seele fleugt von hinnen! —

Joſ. A. Moshamer.

Minnerecht.

Wenn der Lenz die lieben Blumenkinder
  All' zuſammenruft zum Minnefeſt,
Sieh, wie Millionen friſche Knoſpen
  Mutter Erde ihrer Haft entläßt.
Alle blühen — ſuchen ſich und lieben,
  Liebeleben waltet wonniglich!
Brünnlein plaudern — Blätter ſäuſeln — koſen,
  Wölkchen ſtürzen in einander ſich.

Kein Geſetz aus kaltem Richtermunde
  Wehrt dem Liebesfeſt auf bunter Flur,
Gleich liebt alle ihre frohen Kinder
  Brünſtig die beglückende Natur.
Was ſich in den Blumenherzen reget,
  Tödtet nicht ein finſteres Gebot;
Und die Sehnſucht, die er ſelbſt gegeben,
  Ungekränkt erfüllet ſie der Gott.

Frag' das Vöglein in der Mainacht Lauben,
  Wenn ſein kleines Herz vor Liebe ſchwillt,
Ob es an des Lieblings warmen Herzen
  Nur mit Zittern ſeine Gluten kühlt?
Frag' die Blumen, wenn die duft'gen Stäubchen
  Sich verſenken in das Schweſterherz
Ob ſie lieben und für Liebesfreuden
  Zahlen müſſen mit Gewiſſensſchmerz?

Frag' das Bächlein, das zum Bächlein eilet,
  Unter Küßen ſich darin verliert,
Ob's mit Bangen ſeine klaren Wellen
  In des Schweſterbronnens Arme führt?
Frag' das Ephen, das die Liebesarme
  Brünſtig um die ſtolze Ulme ſchlingt,
Ob es ſich mit Scheu und ſchuldverkümmert
  An das Herz des lieben Baumes ringt?

Und du willſt — wenn meiner Liebe Blume,
  Biſt du nah', die glüh'nde Knoſpe ſprengt —
Weinen — weinen über deinen Sänger,
  Weil ihn ſo der Sturm der Liebe drängt?
Nein — du kannſt — du darfſt nicht fürder ſagen,
  Was dein Herz im Stillen widerſpricht,
Fliehen kannſt du meiner Liebe Gluten,
  Aber ſie verdammen — ſollſt du nicht! —

Otto Prechtler.

Die Fürſtin Maria Montenegro.

Erzählung von Karl Raimund Fruhauf.

Freund Antonio ſagte: Hören Sie Einiges aus dem Leben der Fürſtin Maria Montenegro, die ſo oft Ihre Aufmerkſamkeit erregt hat.

Im vorzüglichſten Salon einer Hauptſtadt wurde das Lied der Lieder geſungen: Adelaide von Beethoven. Zehn Kronleuchter warfen ihre Flammenkränze in die ſaalhohen Prachtſpiegel, die Alles, was ſie empfingen, verſchönert zurückgaben, vergleichbar der reinen Seele der Jungfrau in der heiligen Zeit der erſten Liebe. Nahte ſich der Spiegelfläche eine graziöſe Frauengeſtalt, eine glühende Roſe im Schnee des Buſens oder in der Nacht der Locken, ſo ſchien ſie, wie gerufen von den zauberiſchen Tönen, aus der reinſten und ruhevollſten Silberwellentiefe heraufzukommen.

Ich ſtand mit meinem Freunde auf der Gallerie. Dieſer Mann war ein ſehr geſchickter Arzt, und zugleich einer der ausgezeichnetſten Pſychologen ſeines Jahrhunderts. Er hatte Reiſen gemacht durch Frankreich, Italien, Griechenland und Spanien, und ſich durch ein aufmerkſames Leſen in dem ſturmdurchwehten Rieſenbuche des Lebens einen unermeßlichen Schatz von Kenntniſſen geſammelt. Er lag, obwohl er die längſte Zeit ſeines Daſeins in Hauptſtädten zubrachte, mit treuer und innig ſchwelgender Kindesſeele am Buſen der Natur, und davon hatte ſein innerer Menſch jene holde, poetiſche Jugendröthe, die ihm kein Hauch der gemeinen Wirklichkeit rauben konnte. Er ſprach gern über den Magnetismus, über die Geheimniſſe der Nerven, über die wunderbaren

Erſcheinungen des Menſchengeiſtes in mancher Krankheit, über die unbeſchreibliche Schönheit der Schöpfung, über die entzückenden Beiſpiele einer todeskühnen Frauenliebe, und trug mich nicht ſelten in den nachtvollen Abgrund der Natur hinunter, wo mich ſüße Schauer überliefen. Er war einer der beſten Menſchen, voll Chriſtusſanftheit und Kindeseinfachheit. Er hatte ein wie aus Erz gegoſſenes Geſicht, ein keuſches, tiefes, ſtarkes Herz. Ach, ich verzweifelte an den Männern unſerer Zeit, weil ich ſie alle angeſteckt fand von dem Peſthauch des Egoismus, des Phariſäer- und Lügengeiſtes, weil ich zu viel Spiegelfechterei mit Worten ſah. Darum that mir die Erſcheinung eines ſolchen Mannes unendlich wohl.

Mein Begleiter fragte mich: »Sehen Sie dort am runden Tiſche, auf dem ein Aufſatz mit ſilbernen Löwen ſteht, die Dame, die eben ein Champagnerglas an die Lippen ſetzt?«

»Ich ſehe ſie,« antwortete ich. »Iſt es nicht die berühmte und zugleich berüchtigte Fürſtin Montenegro?«

»Sie iſt's.«

Ich nahm meine Lorgnette, und betrachtete mit Aufmerkſamkeit das Frauenzimmer. Sie hatte etwas ganz Eigenthümliches. Sie war vortrefflich gebaut, groß und ſchlank gewachſen, gegürtet wie eine Juno. Noch nie hatte ich ein ſo einfaches und klares Frauenantlitz geſehen. Ein ſchmachtender Trauerhimmel ſah mich daraus an! Es war gerade nicht regelmäßig ſchön, aber ſeelenvoll, überaus ſeelenvoll, und höchſt angenehm beſchattet. Sie mußte ſich fühlen, ſie mußte wiſſen, daß ſie ein verirrtes, aber kein gemeines Weib ſei, ſie war ein ſtolzer Trauerengel. Wenn das Lächeln aus ihrem Antlitze verſchwand, und man ihre Stirne anblickte, ſo war es da ſo ernſt und groß, und doch zugleich ſo weiblich mild und ſchwärmeriſch lieblich, als ſähe man in's melancholiſch-ſchöne Angeſicht einer Juninacht, wenn der klarſte Vollmond über prächtige Alpen ſchwimmt, und ein fernes Waldhorn das weiche Schlummerlied der Natur ſingt. Das Haar war ſchwärzer als Ebenholz, Rabenflügel und Kohle, die glänzenden ſchweren Lockenſchlangen berührten die feinen Lilien der Wangen. Sie ſchien eine beſondere Freundin von der Muſik und eine Verehrerinn Beethovens zu ſein; unter dem Liede Adelaide warf aus ihren ſchwimmenden Augen eine ſchmachtende Gewitterſeele düſter ſchöne Blitze, es ſprach aus ihnen eine unter tauſend Frauenzimmern hervorleuchtende Natur, und ich glaubte die gruftſehnende Schwermuth und zugleich die kindliche Freude am ſüßen, bitteren Leben zu ſehen. Mir entgingen auch die zwei Thränen nicht, die ſich von dieſen beſeelten, von langen Seidenwimpern überſchatteten Wunderjuwelen losrangen; ſie verſchönerten das Angeſicht, und weilten lange darauf, als hätten ſie zu Perlen verſteinert werden wollen. O Gott, wie unvergeßlich ſeelenvoll war ſie unter Muſik! Welche Hoheit, und doch welche Lieblichkeit und welch' wehmüthig ſüßes Schmachten! Nein, unmöglich, das war keine Koketterie! Einen ſehr angenehmen Eindruck machte das Kinngrübchen, das der ganzen Phiſiognomie viel reizende Jugend und Güte verlieh. Wenn ſie lächelte, hätte ich mich fragen mögen: Iſt es möglich, ſolch' ein Geſchöpf zu mißhandeln? Eigenthümlich war die Verſchwiſterung von Ernſt und Freude, Schwermuth und Verſöhnung — denken Sie ſich einen Regenbogen, geſpannt über einen morgenländiſchen, cypreſſenvollen Gottesacker im roſenrothen Frühlingsabend. Sie war in weißen Atlas gekleidet, und hatte einen rothſammtenen Ueberwurf. Auf dem Buſen ſpielte ein goldenes Kreuz.

»Wer iſt der neben ihr ſitzende Herr, mit dem ſie ſpricht?» fragte ich meinen Begleiter.

»Der Graf Mantoni,» erwiederte er.

»Nicht wahr, die Fürſtin Montenegro iſt zweimal in ein Kloſter gegangen, und hat es zweimal vor der Profeß verlaſſen?»

»So iſt's.»

»Dieſer Schritt hat ihrem Namen ſehr geſchadet. Man wirft ihr vor, daß ſie ein unverzeihliches Spiel, ein ziel- und zweckloſes Spiel mit den beſten Jahren des Daſeins getrieben, und gleichſam wie ein ſpielendes Kind unſchätzbare Diamanten in's bodenloſe Meer geworfen habe. So etwas, ſpricht man, zeuge von der größten Uneinigkeit mit ſich ſelbſt.»

»Ich kenne dieſes Urtheil,» ſagte mein Freund, »und weiß auch, was ich davon zu halten habe.»

»Man ſagt auch, ſie lebe mit ihrer Mutter in der traurigſten Disharmonie. Sie ſoll ſogar in der Aufwallung geſprochen haben: auf dem Todtenbette wolle ſie, falls die Mutter käme, das Geſicht zur Wand wenden, und ohne Verſöhnung in die Ewigkeit hinübergehen. Iſt das nicht düſter?» —

»Sehr düſter! Höchſt düſter!» entgegnete mein Begleiter.

»Darum,» fuhr ich in meiner Rede fort, »nährt man ein tiefes Mißtrauen gegen ſie. Was iſt, ſpricht man, von einem Frauenzimmer, das mit der eigenen Mutter in Feindſchaft lebt, in allen anderen Verhältniſſen des Lebens zu erwarten? Kann ſie eine edle Freundin, eine edle Geliebte, eine edle Gattin, eine edle Mutter werden? Nimmermehr!» —

»Ich weiß es,» ſagte mein Freund.

»Auch ſoll ſie ihren beſten Freundinnen durch ein iſolirtes, aus einer eingebildeten Höhe mit Verachtung herabſehendes Weſen von ſich abgeſtoßen, und den Urtheilen erfahrungsreicher Männer, die es gut mit ihr meinten, kein Ohr geliehen haben. Hält ſie ſich denn für das Meteor des Jahrhunderts, oder für das Licht, auf das die Völker gewartet haben? Ich las einſt Verſe von ihr. Sind dieſe wirklich von ihrer Feder, dann iſt ihre Phantaſie eine Cleopatra-Meſſalina mit der Maske einer Lukretia.»

Da erwiederte mein Begleiter aus einem finſter-wehmüthigen und ingrimmſchweren Herzen: »Ja, ja, man ſagt ſehr Vieles, Wahres und Unwahres! Man entſtellt Alles ſchändlich. Gegen ſolch' ein Gerede muß man ſich mit Selbſtbewußtſein und Verachtung der Welt rüſten. Doch ich bitte Sie ſehr, beſter Freund, lenken wir das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand.»

Drei Tage nach dieſer Rede tönte auf dem Thurme der Metropolitankirche die Todtenglocke. Fürſtin Montenegro war todt.

Tief unter den prächtig donnernden Klangwellen des Geläutes ging ich, die Vergänglichkeit ſtand rieſengroß vor mir, und das Geraſſel der Wagen und das Gewoge der Menſchen erſchien mir wie in einem leichten Morgenſchlummer. Die Glocke tönte mit ihrem gewaltigen Metallbaß eine majeſtätiſche Wehmuth in mein Herz.

Kurze Zeit darauf führte mich mein Begleiter zu einer neuen Gruft. »Hier ruht die Fürſtin Maria Montenegro,» ſagte er. »Leſen Sie, was eine unbekannte Hand unter die kreisbildende Schlange, die auf dem Marmorſteine golden blinkt, geſchrieben.» Ich las folgende, mit der Bleifeder geſchriebene Worte: »Dieſe Schlange, o Leſer, iſt kein Sinnbild der Ewigkeit, ſondern des Herzens, das hier ruht!» —

Ich löſchte ſogleich die liebloſe Grabſchrift aus, und ſprach: »Verlieren wir kein Wort darüber. Solch' eine Entweihung der heiligen Gruft iſt zu feige, gemein und ſchändlich; leider, daß es ſolche Menſchen gibt!» —

Mein Begleiter blieb lange ſtumm. Endlich brach er in dieſen Monolog aus: »Iſt es möglich? Kann ich's glauben? Vor wenig Tagen ſtandeſt du vor mir, Maria, mit deiner herrlichen Jugend, mit deinem Gemüthe, reich wie Gottes Univerſum, mit deiner großartigen, verzehrenden Phantaſie, mit deinem Herzen voll Kindlichkeit, Mitleid und Güte gegen jeden Wurm und jedes Würmchen in der unermeßlichen Schöpfung! Und nun todt! Todt! Geſchloſſen von der Hand des Todes das himmliſche Auge! Geſchloſſen von der Hand des Todes der feingeſchnittene Purpurmund! Das edle Antlitz, die königlichen Formen Beute der Verweſung! O, könnt' ich mit dir hier ſchlafen den heiligen Todesſchlaf! O könnt' ich ruhen mit dir in der Nacht der Nächte! Im Reiche des ewigen Friedens, wo unſere beweinten Lieben ſchlafen, zu ruhen, iſt Wonne, iſt namenloſes Glück! —

»Ich ſende dir, Fürſtin Maria Montenegro, meinen innigſten Dank noch in die Gruft nach. O, gegen mich biſt du unendlich gütig geweſen! Und wie rein, wie tadellos war die Triebfeder, ob auch die Welt anders urtheilte! Ich war der Glückliche, der den reichſten und innigſten Segen der Frauenbildung und der Frauengüte erfahren hat. Ich war unter Millionen der zerriſſenſte und von dem Wege der Natur am weiteſten abgeirrte Jüngling — ich war furchtbar elend, furchtbar phantaſiekrank — nun iſt mein inneres Weſen angenehme Harmonie, Geſundheit und nur ſanfte Melancholie. Ich habe es einer bildenden Frauenhand, ich habe es deiner Hand, du edle, unglückliche und unbegriffene Fürſtin Maria Montenegro, zu verdanken!

»Friede deiner Aſche! Früh biſt du heimgegangen; aber die Alten ſagten: den die Götter lieben, nehmen ſie früh zu ſich!

„Ich habe alle deine Briefe und dein ganzes Tagebuch geleſen, ich habe dein ganzes Leben ergründet, mir war es gegönnt, einen tiefen Blick in deine ſchöne, große Seele zu werfen, und mag dich eine Welt verdammen, in mir wirſt du rein leben, ich werde dich achten, ich werde dich lieben in Ewigkeit! Du warſt mir Mutter und Freundin zugleich. Ich folge dem innigſten Rufe meines Herzens. Du warſt kein alltägliches Weib. Ich habe Gelegenheit gehabt, das blendende Brillantfeuerwerk der Frauenzimmer zu ſehen, ich war getäuſcht, ich war entzückt, berauſcht, aber ich wurde früh nüchtern, und rief: Es geht nichts über die ſchöne, tiefe, natürliche Kindlichkeit! Du warſt eine außerordentlich zarte Blüte, die ſich unter einem heimiſchen Himmel noch herrlicher hätte entfalten können. Aber du ſtandeſt in einer rauhen Wüſtenei. Der wilde Nord ſpielte grauſam mit dir, der zu lange Regen bog deine Krone zur Erde, und Thiere benagten dich. Die gütigen Hände, die endlich dich liebend aufrichten wollten, kamen zu ſpät. Ich weiß von einem Herrſcher im Alterthume, der im heiligen Sterben lag. Ein Sklave trat zu ihm, um die verblutende Wunde zu verbinden. Der ſterbende Herrſcher wies ihn zurück, und ſprach: Zu ſpät!“ —

Er ſchwieg voll Wehmuth.

Dann ſagte er zu mir: »Sehen Sie dort auf dem Gipfel des Berges das rieſengroße, altergraue Gebäude? Das war vor dreihundert Jahren ein Kloſter, und wurde nach dem Tode des letzten Mönchs einem Montenegro, wegen Auszeichnung im Kriege, von dem König geſchenkt. Dort hat ſie gewohnt. Laſſen Sie uns, mein Freund, den Berg erſteigen und in die Gemächer der Verblichenen treten.«

Wir ſtiegen den Berg hinan.

Ja, ich habe die Wohnung der Fürſtin Maria Montenegro geſehen, geſehen das graue, öde, ausgeſtorbene Rieſengebäude. Noch ſteht es vor meinen Augen, unvergeßlich, ſchwermüthig, königlich, wie aus der Tiefe einer heiligen Vergangenheit heraufredend, wie eine Burg Salomons, der vom goldenen Throne der Frauenliebe in die kalte Gruft ſteigen mußte, und wirft ſeinen Rieſenſchatten weit hin über meine Phantaſie und mein Leben. Ich ſah es von Außen, und es ſchien, als hätte des Schickſals geheimnißvolle Hand einen Trauerflor darüber geworfen. Ich wandelte in ſeinen Räumen, und Alles war geiſtreiche Einſamkeit, melancholiſche Pracht, großartige Wüſtheit, Ruhe der Vollendung. Es herrſchte eine gewitterſchwere Sabbathsſtille; eine düſtere Meeresruhe, wenn die Wogen eine Armada verſchlungen haben; eine Kloſtereinſamkeit, wenn die Todtenglocke und die Todtenorgel, der Leichengeſang und die Leichenpoſaunen für den letzten Mönch verhallt ſind; eine heilig melancholiſche, gedankenſchwere Meditationsruhe der ganzen Natur über einem Gottesacker. Es war, als ob die alten Quadern eine tiefe Klage erzählen wollten — als ob hier ein wunderbar ſchöner Frauenſchmerz verſteinert worden wäre — als ob der edle Trauergenius eines wunden Frauenlebens durch die Räume ginge — als ob durch die grauen Gänge noch leiſe nachzitterte, noch leiſe nachweinte eine tiefſinnige Elegie, die Muſik einer überwältigend ſchönen Frauenwehmuth über ein verlornes Paradies! Erſt nach dem letzten Schlage des Herzens, das hier gewohnt, ſchien ſich dieſe ergreifende Ruhe auf alle Gegenſtände geſenkt zu haben.

Als wir uns im Raume des Hofes, der ein großes Viereck bildete, befanden, ſahen wir Folgendes. Zwiſchen zwei weit von einander entfernten Thürmen hatte eine Künſtlerhand eine koloſſale Windharfe mit ſtarken Metallſaiten ausgeſpannt. In des Hofes Mitte ſtürzte der Springbrunnen nicht mehr ſeine rauſchende Waſſerſäule herab in das bleierne Becken, nimmer ſtieg ſie hinan, bog ſich nimmer unter dem Gekoſe der Sommerluft und unter dem Sonnenkuß, wie ein kriſtallheller Baum mit zwanzigtauſend irisfarbigen Perlenzweigen. Daneben ruhte eine Sphinx; an ſie lehnte eine herrliche Frauengeſtalt aus Marmor das Haupt. Da begann es in den Zweigen der Cypreſſe, welche die zwei Gebilde überſchattete, zu ſäuſeln, als wollte ſie ein verklungenes Frauenleben erzählen, als wollte ſie träumeriſch liſpeln: Hier ruht die ſchöne Fürſtin Montenegro verſteinert! Verſteinert iſt die letzte Thräne im Auge, verſteinert der melancholiſch lächelnde, ſchickſalbefragende Zug um den lieblichen Mund, verſteinert das müde Herz im Buſen. Ward nicht Niobe im Schmerz verſteinert? Sieh, ſo ruht auch die Fürſtin Maria Montenegro, und lehnt ewig ſchweigend das ewig bleiche Angeſicht an die ewig ſchweigende Sphinx!

Wir waren in hochgewölbte, tief hinunterlaufende Hallen gekommen. Ein mächtiger Stoß in's Horn hätte ſich hier furchtbar und wie eine düſtere Zaubermähr ausgenommen. Er hätte geklungen, als wollte er die Mönche, über deren Staub wir wandelten, aus ihrer tauſendjährigen Ruhe wach rufen und heraufbeſchwören. Durch gothiſche Fenſter ſah der Tag herein. Eine braune Flügelthür führte uns in ein großes, ödes Zimmer, aus dem wir in eine gerade fortlaufende Reihe von Gemächern kamen.

Endlich gelangten wir zu einer Thür, mit der Ueberſchrift: »Thränenzimmer.« Dieſe Aufſchrift reizte unſere forſchende Seele. Wir gingen hinein. Wir fanden ein beſonders freundliches, blaßgrün gemaltes Zimmer. Was unſere Aufmerkſamkeit erregte, waren zwei verſchleierte Bilder, die einander gegenüber hingen, dann ein Pianoforte, ganz Perlenmutter und Gold, und ein an die Wand gerücktes Ruhebett, vor dem ein runder Marmortiſch mit einer Phiole, die eine braune Flüßigkeit enthielt, ſtand. Gleich daneben erblickten wir ein weiches, reines, ſeelenvolles Marmorgebilde, die Göttin Hygiäa, würdig, unter dem Meißel eines Canova hervorgegangen zu ſein.

»Thränenzimmer?« fragte ich. »Wie paßt dieſe Aufſchrift für ſolch' ein zierliches Zimmer, das man eher ein Gemach der Freundſchaft und Liebe nennen ſollte? Hier wird Einem ſo wohl, man fühlt ſich gleich ſo heimiſch, ſo traulich! Hier wünſchte ich mit einer Geliebten zu wohnen. Und hier ſollten Thränen gefloſſen ſein?« —

Da nahm mein Freund den Schleier von den zwei Gemälden herab. Ich erblickte auf dem einen mit Bewegung eine Dame, und auf dem andern ein Frauenkloſter am abendbeleuchteten Meer. Kaum ſah ich die Dame, ſo rief ich ſchon: »Die Mutter der Fürſtin Maria Montenegro!« —

»Sie iſt es,« erwiederte mein Begleiter.

Er ergriff nun meine Hand, und fuhr fort: »Beſter Freund, es gibt Verhältniſſe, in die wir die Augen der Welt nicht dürfen hineinblicken laſſen. Ich meine die häuslichen. Dieſer heilige Schleier kann nur dem Buſenfreunde und der Geliebten gelüftet werden. Glauben Sie aber mir, unter dieſem Schleier können unheilbare Wunden geſchlagen werden, kann das fluchwürdige Gift, das immerfort durch ein ganzes Leben frißt, verborgen liegen. Die Welt vernimmt nur Weniges, dieſes Wenige entſtellt, Wirkung ohne Urſache, und bricht den Stab. Sagen Sie mir, beſter Freund, was iſt ſchwerer, als wenn einem tief und zartfühlenden Kinde unmöglich gemacht wird, ſeine Mutter oder ſeinen Vater zu lieben? Iſt dieſer Schmerz kein religiöſer, und durchdringt er nicht das innerſte Mark des Lebens? Wird hier nicht ein heiliges Naturband ſchmerzlich, ach wie unausſprechlich ſchmerzlich zerriſſen? Wird hier nicht die Jugendblüte ſchon im Keime vergiftet? Wenn dann das Kind, bei der zerſtörten Ordnung der Natur und in der Verworrenheit des tiefſten Schmerzes, Schritte macht, die kein Heil nach ſich ziehen, und die es im naturgetreuen Verhältniſſe gewiß nicht gethan hätte, wer wagt es, den erſten Stein aufzuheben und ihn auf das unſelige Geſchöpf zu ſchleudern? Das Kind muß ſchweigen. Die Welt ſieht nicht in das Heiligthum der Verhältniſſe hinein, und verdammt doch. Wie? ſpricht ſie. Ein Kind gegen ſeine Mutter? Ein Kind gegen ſeinen Vater? Hier verliert immer das Kind. Das Kind verliert ſelbſt den Muth zur Klage, es wird müde, und wirft ſich verworren, gegen ſich und die Welt wüthend, in Nacht und Hölle! O ſüßes, ſüßes Glück, einen edlen, tieffühlenden Vater zu haben! O ſüßes, namenloſes Glück, eine erhabene Mutter zu haben! Weh, dreimal weh über euch, ihr Eltern, die ihr eurem edel denkenden Kinde das holde Naturglück raubt, euch lieben zu können! Ihr werfet die Schlange der Verzweiflung an der Menſchheit in die Bruſt eures Kindes! Ihr macht es hadern mit der Welt, und mit ſich ſelbſt und mit dem Schöpfer! Wird es endlich ſchlecht, ſo klagt nur euch ſelbſt an! Ja, klagt ganz allein euch ſelbſt an über das geheime, ungeheure Elend, das ihr geſtiftet! O du unnatürliche Mutter, oder du unnatürlicher Vater, du kannſt es nie, nie verantworten! Auf dem Todtenbette wirſt du die Hand nach deinem verlornen Kinde ausſtrecken, das vielleicht nur dein unſeliger Geiz namenlos elend gemacht hat, aber du wirſt einſam hinſterben, oder ein gebrochenes Herz wird an deiner Bruſt liegen, ein Herz, dem all' deine hinterlaſſenen Schätze nimmer geben können, was du ihm geraubt haſt!«

Und nun wandte ſich mein Freund zu mir, und ſprach: »Sehen Sie ſich dieſe Dame und jenes Frauenkloſter an. Ich werde beide Bilder wieder verſchleiern.« Während er den Schleier über die Dame warf, ſagte er: »Der Krebs an Maria Montenegro's Jugend hieß: Verzweiflung am Mutterherzen! Und —« hier verſchleierte er das andere Bild, »und in dieſem Frauenkloſter hat Maria, das erſte Mal durch Mutterhand, das zweite Mal durch Krankheit und Elend gezwungen, die beſten Jahre ihres Daſeins verweint!«

Mein Freund führte mich nun zum Ruhebett, und ſagte: »Könnte dieſes Marmorgebilde reden, es würde ſo ſprechen:

»Thoren! Da klagen und dichten ſie ewig über verſchmähte Liebeleien, über gebrochene Paraſiten-Freundſchaften und über hundert Jämmerlichkeiten. Da klagen ſie über verlorne Paradieſe. Wiſſet, ein echtes, verlornes, wahrhaft beweinenswerthes Paradies iſt — die verlorne Geſundheit!

»Hier auf dieſem Ruhebett lag die Fürſtin Maria Montenegro, und, während aus dem Thale durch die Nacht eine militäriſche Feſtmuſik von hundert Metallinſtrumenten herausſchmetterte, wand ſich eine leidende Götterform, wie ein Wurm, in der Hölle des phyſiſchen Schmerzes. Der Gedanke, ſchon ſo viele Mittel fruchtlos angewendet zu haben und vielleicht nimmer geneſen zu können, machte dieſe Hölle noch heißer. Dann erhob ſich etwas die weibliche Geſtalt, der Gottheit Meiſterwerk, ſah mit gefalteten Händen zum Sternengewölbe hinaus, und betete: O Vater, ich bin dein Kind! Die Weiſen der Erde ſagen, daß du biſt, und daß dein Name unermeßliche Barmherzigkeit iſt. Erkläre mir, der ſchwachen Sterblichen, das Räthſel: die menſchliche Barmherzigkeit einer Mutter kann ihr Kind nicht ſo leiden ſehen, wie iſt es alſo deiner göttlichen Barmherzigkeit möglich? Doch vergib, vergib! Wie will ich mit Maulwurfsaugen den Plan des Univerſums durchſchauen! Aber Vater, der du mich aus Staub gebildet haſt und mich wieder in Staub verwandeln wirſt, Vater, ich bitte dich, gib mir den Tod! Ich kann in meiner Qual nicht beſſer beten. Ich kann nichts ſagen, als: Vater, ich bin dein Kind, o dein Kind, dein Kind, dein Kind! Und ſo ſei es! Ich kann nicht anders, ich weiß es nicht anders. Dann ruhte die Leidengeſtalt eine Weile, und zitterte. — Dann pries ſie die Wilden ſelig, die das Gift unſerer Kochkunſt und die Peſtluft unſerer Hauptſtädte nicht kennen, die ein paradieſiſches Waſſer trinken, eine köſtliche Luft athmen, und von Früchten, Baumwurzeln, Milch und Eiern leben. — Dann drückte ſie die heiße, feuchte Götterſtirn an die kalte Mauer — dann rief ſie ſchwärmeriſch: O Wort Geſundheit! Harfenklang! Klang von Hourikarfen! Lieblicher als du klingt ſelbſt nicht das Wort Unſterblichkeit! — Dann faßte ſie mit bebender Hand die aufquellende Roſe im Glaſe auf dem Marmortiſche, zerriß ſie, und ſprach: Sanfte Schönheit, du ſollſt wüſt ausſehen wie mein Schmerz! und ließ die Blätter auf die Erde fallen. Das zauberiſch ſanfte Weib war fort, ſie ballte die Fauſt, und eilte wildſchön, wie ein gefallener Seraph, durch die Masken und Larven ihres Lebens, bis hinunter in's Vergißmeinnicht-Gärtchen der Kindheit, und ſuchte eine Geſtalt, um ihr fluchen zu können. Denn ſolch' ein Fluch war ihr ja Wonne im Wahnſinn des Schmerzes, war ja Wolluſt dem ſchönen, edlen Wurme, der ſich in einem Feuermeere wand. Dann ſank ſie zurück. Sie ruhte unbewegt, mit geſchloſſenen Augen, geiſterblaß, ſchwach und himmliſch ſchön, lächelnd, wie ſelig todt, wie unter Muſik geſtorben, mondbeleuchtet, ganz Ergebung, ganz Friede, ganz engelartige Geduld! — Endlich fiel der erſte Morgenſtrahl auf die Entſchlummerte, und das Feuerleiden war für einige Tage erſtorben. — Sie erwachte. Sie ſah die zerriſſene Roſe auf dem Boden, eine verhungerte Nachtigall im Silberkäfig beim Fenſter, und ſprach: Bin ich ein Frauenzimmer? Bin ich auch geſchaffen wie die andern Menſchen? Oder bin ich eine Verirrung der Natur? O Gott, ich werde nie das heimlich Seligſte für ein Frauengemüth erreichen, ich werde nie ein edles Männerherz beglücken! Da weinte ihr verkohlen wollendes Auge ſo herzlich und kindlich, und der goldene Thränenbach floß ſo unaufhaltſam und warm und wollüſtig, daß ihr ſelbſt ihr Todfeind verzeihen und ſie lieben hätte müſſen! Ihre Hand aber ſchrieb mit einer Bleifeder an die Mauer das einzige

Wort: Geſundheit! Ein Tauſendfüßler lief darüber. Jetzt kamen ihre Freundinnen. Auch die Freunde dieſer Mädchen kamen, mit ihren Fechtdegen, Terzerolen, Reitgerten, Pferden und Jagdhunden. Die Pferde hielten vor dem Thor. Sie wollte die Geſellſchaft mit Freundlichkeit und Scherz grüßen. Aber ihre Freundlichkeit war erkünſtelt, fad und öde ihr Scherz. Auch in ihren freundlichen Worten lag etwas, das Befremden erregte. Sie war von einem großen, tiefen Schickſal gezeichnet. Ach, ſie ſah nicht krank aus, aber ihre Geſtalt war von den Cypreſſen des Lebens beſchattet, das Freudenſiegel war ihr von der Stirn genommen, und dafür das großartige Abadonna-Siegel der Melancholie aufgeprägt, das für Viele ein Räthſel blieb; ſie ſelbſt fühlte recht gut und ſchmerzlich, daß ſie eine gewiſſe kindliche Natürlichkeit verloren, und dafür ein unbehagliches Selbſtbewußtſein, ein fremdartiges, kaltes Ueberwachen des eigenen Lächelns und der eigenen Rede bekommen habe, als wäre ihr Weſen in zwei Theile geſondert, als wäre ſie ein Doppelmenſch. Das wirkte ganz eigenthümlich. Die Freundinnen ſprachen: Warum ſo einſam, ſo verſchloſſen, ſo unnatürlich? Warum nimmſt du an den Freuden der menſchlichen Geſellſchaft keinen Antheil? Auf deiner Stirn, in deinen Augen liegt etwas, das wir uns nicht erklären können, es iſt faſt, als drücke ein heimliches Verbrechen deine Seele. Oder haſt du an uns keine Freude? Haben wir für dich zu wenig Geiſt und Phantaſie? Verzeihe, genial kann nicht jeder Menſch ſein. Wir wollen dich nicht länger beläſtigen, Schweſter. Sie gingen fort. Draußen auf dem Gange ſprachen ſie: Addio, geniales Weib! Ueber die melancholiſche Närrin! Ueber den Affen der George Sand! Der Himmel bewahre uns vor genialen Weibern! Das Gebell der ſchöngefleckten Jagdhunde lärmte, und in die tiefen Gänge hinunter, über den Grüften der ſtaubgewordenen Mönche, donnerten die abgefeuerten Terzerole der jungen, übermüthigen Kavaliere. Ein Jünglings- und Frauengelächter — ein dumpfes Gepolter — ein verlornes Hundegebell — Alle jagten auf ihren

Pferden den Berg hinunter. Sie ſtand einſam. Eine feine Ironie umlächelte ihren Roſenmund, ſie ſang ſpielend und in leiſen Molltönen: Waldeinſamkeit! Grabeinſamkeit! Sie ſetzte ſich mit einem Buche auf den Sofa, und kalt und ruhig war ihr himmliſches Antlitz, als wäre nichts geſchehen. —

Mein Freund führte mich zu dem prächtigen Pianoforte, an deſſen Pult ſich ein muſikaliſches Blatt lehnte. Bevor wir dieſes Gebäude verlaſſen, ſagte er, muß ich Ihnen noch eine Kompoſition der Verſtorbenen ſpielen. Wie Mozart ſein Requiem, hat auch ſie dieſe Tondichtung wenig Tage vor ihrem Sterben geſchrieben. Sie liebte Mozart und Beethoven. Mein Freund ſetzte ſich, und machte einige Griffe als Präludium. Er war ein vortrefflicher Klavierſpieler, er hatte von einem der erſten Meiſter ſeiner Zeit Unterricht bekommen. Ich fand das Zimmer ſehr akuſtiſch gebaut, die gewaltigen Akkorde rollten hinunter in die Tiefe der kloſterlich einſamen Hallen.

Er begann.

Ich werde dieſe Kompoſition und dieſes Spiel nicht vergeſſen, ſo lange ich athme. In dieſes Zimmer hätte ich die Freunde der Tonkunſt führen und zu ihnen ſprechen mögen: Hört, das iſt wieder einmal Muſik! Mir war, als hörte ich die Lieblingsſchülerin Beethoven's. Der Meiſter ſchien ihr mit einem Weihekuß den Schlüſſel zum innerſten Heiligthume der Tonkunſt gegeben zu haben. Das Ganze war nicht etwa das bloße Erzeugniß einer muſikaliſchen Phantaſie, noch weniger die täuſchende Leiſtung einer tüchtigen Routine, die bei vielen Dichtern und Künſtlern das Herz zu erſetzen ſucht, auch waren es nicht die Thränen der Tondichterin, nein! ſondern unendlich mehr, es waren die zu Tonperlen gewordenen Thränen des Weibes! es war, ſo zu ſagen, ein an den Buſen des Muſikgenius gelegtes, zauberiſch verblutendes Frauendaſein! ein durch Leiden zur Dichtung geſteigertes Leben! es war Alles echtes, goldreines Gefühl, Geiſt, Herz, Seele! Ich ward erſchüttert. Ich verſtand die Verſtorbene. Ich ſah in den tiefſten Himmel und in die tiefſte Hölle eines Frauengemüthes hinein. Alles, was einſt die leidende Meiſterin dem Inſtrumente anvertraut hatte, Alles wurde nun von den Tönen erzählt. Denn da war in dieſer Muſik ein Schmachten und ein Sehnen, und ein Groll und ein Weinen, und ein wehmuthſchweres Lächeln und eine weibliche Verzweiflung. Denn da klang es in der Baßtiefe der Molltöne bald wie wirbelnde Feuertrommeln in der Sturmnacht, bald wie die unterirdiſche Todtenglocke der Natur, bald wie das Schweizer Alpenhorn voll Heimatweh, bald wie des Schwanes Sterbe-Flötenmuſik über einſamen Waſſern — einfach, wie der Kindheit Wiegenlied; wollüſtig prächtig, wie ein Strom Harfenklänge, entflutend blüthenweißen Hourihänden; feierlich, wie des Murſins Gebetruf auf den Minareten in der Abendruhe; o ſchön und ſanft und wild, wie der hoffnungsloſen Liebe Abſchiedsklagen in den Ländern, wo die glühende Roſe die Braut der Nachtigall heißt! Was man in den Phantaſien der größten Dichter Ergreifendes leſen kann, was die Natur göttlich Durchſchauerndes hat, das Höchſte, das Tiefſte, was ein Menſchenherz zu ſprechen, zu ſtammeln, zu ſeufzen, zu denken, zu fühlen, zu ahnen vermag, brechend, ſcheidend, weinend, betend, grollend und tollend, der Tod und das Leben, Wiege und Sarg, die erſte Thräne und das letzte Lächeln, die krankhafte Verirrung der menſchlichen Natur, der Drang, den Schleier des Weltgeheimniſſes zu lüften, das Geheimniß der Menſchenſeele, lag in dieſen ſonderbaren Tönen! Jetzt begann aus dem ſchauerlich ſchönen Nachtſturme der Akkorde ein Wiegenlied in Molltönen zu weinen, ich verſtand die tiefe Klage, ich verſtand die Klänge, welche zu rufen ſchienen: Maria hat keine Mutter gehabt! Und die Töne nahmen einen ganz eigenthümlichen Ernſt an — wie Harfenklänge in der Kloſterzelle einer ſchönen, bleichen Nonne; draußen vor dem Fenſter wiegt ſich eine Thränenweide oder eine Zitterpappel im Abendwinde, als wollte ſie fliſtern: Maria hat keine Jugend gehabt! Und endlich nahmen die Akkorde einen heroiſchen Aufſchwung, es war der Triumphgeſang des Geiſtes nach überſtiegenen Alpen, es war ſchöne Verklärung im Tode, flammende Verſöhnungs-Morgenröthe über den Grüften des Lebens!

Das Spiel ſchwieg.

Offen ſtehende Thüren ließen meine Augen noch durch eine lange Reihe von großen, öden Zimmern fliegen. Ich ging in keines mehr hinein. Ich ſehnte mich aus dieſer Einſamkeit fort, hinaus in's Freie, an das große Herz der Natur.

Wir verließen das graue, wüſte, ausgeſtorbene Rieſengebäude. Wie ich durch die Hallen ging, ſchien mir jeder Quaderſtein zuzurufen: Fremdling, ſie hatte keine Mutter! Und wie ich im Hofe ging, lehnte noch immer die marmorne Frauengeſtalt ihr ewig blaſſes Angeſicht ewig ſchweigend an die ewig ſchweigende Sphinx, und es ſäuſelte und fliſterte und rauſchte aus allen Zweigen der überſchattenden Cypreſſe, als wollte ſie ſprechen: Fremdling, ſie hatte keine Geſundheit! Und bevor ich zur Thorwölbung kam, ſchlug der Flügel eines erwachenden Abendſturmes in die Rieſenharfe zwiſchen den Thürmen, da donnerte ſie prachtvoll melodiſch alle Metallſaiten hinunter, da jammerte ſie ſchauerlich ſchön, daß die Bruſt ein dunkles Gedankenchaos durchfuhr von Vergänglichkeit und unglücklicher Liebe und verblühter Pracht, und in den lang nachwogenden, melancholieſchweren Akkorden wimmerte und verwimmerte die Klage: Fremdling, ſie hatte keine Jugend! Und als ich in die Schöpfung hinausging, lag ſchon die Sonne, in ihrem Purpurblut badend, auf der herrlichſten Alpe, ſie zeigte alle Farben des tödtlich durchbohrten Delphins, konnte aber nicht ſterben, ohne noch einen majeſtätiſchen Doppelregenbogen auf den tiefſchwarzen Grund des Himmels zu malen, und aus der unheimlichen Abendſchöne der ganzen Natur kam mir ein Beben und ein Weinen entgegen, und aus allen Abgründen ſchienen mir hundert Stimmen zu rufen: O Paradies der Mutterliebe! Paradies der Geſundheit! O Paradies der Jugend! gute Nacht, auf ewig gute Nacht! —

Nachdem ich vom Berge niedergeſtiegen war, beſuchte ich wieder jene merkwürdige Frauengruft. Meine Thräne fiel. Ich weihe dir, o Todte, dachte ich, eine ſehr werthvolle Grabſchrift: eine Thräne, geweint aus einem Herzen, das der Natur treu geblieben iſt, und das höchſte Gut, die Kindlichkeit, noch nicht verloren hat. Ich weihe dir eine noch werthvollere Grabſchrift: den ernſtlichen Vorſatz, ein Menſchenleben zu ſchätzen, mit den Schlacken nicht zugleich das Gold zu verwerfen, höchſt vorſichtig zu ſein mit dem Stabbrechen, und an ein einſames, über die Alltäglichkeit erhabenes Daſein keinen gewöhnlichen Maßſtab zu legen. Ungewöhnliche Schönheiten haben ungewöhnliche Verirrungen zur Seite. Thorheit, o Thorheit! Wie will man einen ganz eigenthümlichen Menſchen beurtheilen, wenn man nicht die Totalität ſeines innern und äußern Lebens, ſeine Erziehung, ſeine Schickſale, ſeine ſchwere Schule, ſeine geheimſten Verhältniſſe, ſeine Gefühle und Geſinnungen ergründet hat? Was will hier ein Krämergeiſt, ein Philiſtergeiſt? Dazu wird ein ſcharf und tief dringendes, durchbohrendes Auge, ein verwandter Geiſt, oder eine ähnliche Schule erfordert. Fürſtin Maria Montenegro, du warſt kein Engel, und ich ſelbſt bin ſo voll Fehler, daß mir bei einem Engel kaum wohl wäre! Deine Fehler kamen nicht aus einem unedlen Gemüthe, ſondern aus deiner großen, flammenden, verzehrenden Phantaſie, aus deiner zerrütteten Geſundheit, aus dem ſchweren Kampfe mit Hinderniſſen, welche ſo gern die Welt dem beſten Willen entgegenſtellt, und, ich glaube nicht zu irren, aus der ſchönen, ruhloſen Sehnſucht: herzinnig zu lieben und herzinnig geliebt zu werden! Gütiger Gott, wie ſchwer iſt ſchon die Schule der verlornen Geſundheit und des phyſiſchen Schmerzes! Wer dieſe Schule zehn oder zwölf Jahre durchgemacht, dem wird das Eiſenherz gewiß weich, und wenn das dicke Eis in der Bruſt endlich aufthaut, ſo wird es, am Buſen des Freundes, oder der Geliebten, oder der Tonkunſt, oder der Poeſie, ein glühender, überfluthender Strom von Gefühlen und Thränen und Wohlwollen und Liebe! Ich ſelber habe das gefühlt. So ruhe denn wohl, Maria! Köſtlich iſt der Schlaf der Todten! Ruhe wohl, Fürſtin Maria Montenegro!

Ich entfernte mich. Die Natur war ſchauerlich und krankhaft ſchön, der Himmel ſpielte in herbſtblattrothen, falben, ſchwarzen, goldenen Gewitterfarben. Es war Alles wie herrliche Krankheit im Buſen, wo ein göttlich einſamer Genius wohnt, im Buſen, aus dem einſt ein Don Juan oder Fauſt hervorgehen muß. Ich trug noch immer das prächtige Nachtönen jener Rieſenharfe in der Seele.

Ich wandelte ſinnend, mit Trauergeberde,
Bei Abendgewitter und Abendroth;
Was iſt das höchſte Glück auf der Erde?
Es rief mir im Herzen: Liebe und Tod!

Der tolle Muſikant.

Wer iſt es, der am Wege hier
In Lumpen eingehüllt
So klagend in ſein Waldhorn ſtößt? —
Wer iſt das Jammerbild? —

Im Winde flattert wild das Haar,
Die Wangen leichenblaß,
Die Füße wund zerritzt vom Dorn,
Die Augen trüb und naß.

Es iſt der tolle Muſikant,
So nennt ihn Jung und Alt,
Am Tage weilt er hier im Thal,
Nachts ſchläft er in dem Wald.

Um Gaben flehend ſitzt er nicht
Am Weg auf ſeinem Stein,
Er ſchaut nur hin auf's Förſterhaus
Dort d'rüben über'm Rhein.

Denn vor dem Hauſe ſteht die Bank,
Auf der er mit ihr ſaß
Und ihre Lieb', ſein höchſtes Glück
Aus ihren Augen las.

Auf jener Bank, da blies er oft
Im roſ'gen Abendſchein
Das Lieblingslied der holden Maid
So ſeelenvoll, ſo rein.

Vor jenem Hauſe ſteht der Baum,
In deſſen Rinde er
Des Mädchens lieben Namen ſchnitt
Mit einem Kranz umher.

An ihrem Kammerfenſter dort,
Da blüh'n noch weiß und roth
Die duft'gen Roſen, die er zog
Für's Liebchen — das nun todt.

Ja todt iſt ſie — ſie welkte hin,
Des Vaters harter Spruch
Zerſchnitt der Sel'gen Liebesbund
Mit rauhem Athemzug.

Das Mädchen deckt ein Häuflein Erd',
Das ihr der Gram beſchied,
Der Burſche ſtarrt im Wahnſinn hier
Und bläſ't ſein traurig Lied.

Und über'm Rhein des Hornes Ton
Der rauhe Vater hört,
Tief dringt er in ſein hartes Herz
Wie Gift und Dolch und Schwert.

Gern nähm' er nun zurück das Wort,
Das Liebe brach und Treu',
Doch ſchläft ſein Töchterlein ſo ſüß,
Zu ſpät kommt Schmerz und Reu'

Und fort des Burſchen Horn ihm tönt
Wie ſchwerer Himmelsfluch,
Wild ſchreit er auf in Schmerz und Qual:
»Laß ab, es iſt genug!“

Des Vaters Jammerruf, er drang
Zur Tochter in das Grab,
Und ſanft nahm ſie des Liebſten Hand,
Zog ihn zu ſich hinab.

Ludwig Löwe

Die letzte Roſe.

Seſtine an Maria.

Nimm hin, lieb' Aug! den letzten Kranz der Liebe,
Das fromme Zeichen unſichtbarer Roſen,
Die mir erblüh'n im lieberfüllten Herzen.
Es will die Muſe meiner Liebe ſcheiden,
Inmitten ſel'ger Klarheit ihrer Töne,
Bekränzt mit Perlen — deiner Liebe Thränen.

Laß fließen nur die Heiligſten der Thränen
Beim letzten Nachklang meiner Liedertöne,
Die nun vom Liebeleben wollen ſcheiden.
Sie ſargen ein ſich fürder tief im Herzen,
Und blühen dort als ſtillverborg'ne Roſen,
Die heimlich wartet meines Mädchens Liebe.

Ein dunkles Meer durchſchiffte meine Liebe,
Und ſeine Welle brandete am Herzen,
Und trieb in's Aug' der Qual und Wolluſt Thränen.
In bangen Stürmen blühten wilde Roſen,
In ſüßen Nächten klangen milde Töne,
Du ſiehſt die Töne nun — die Roſen ſcheiden.

Das Theure wird uns theurer noch im Scheiden,
Wenn ſich's in voller Liebe löſ't vom Herzen,
Und in der Blüte bricht man ja die Roſen.
Die alten Lieder weiht des Mädchens Liebe
Mit der Erinn'rung göttlich ſchönen Thränen
Kein ernſtes Lied beſchämt die ſüßen Töne.

Aus meiner Seele klangen dir die Töne,
Aus Küſſen, Wunden blühten meine Roſen,
Die du bethaut mit deiner Sehnſucht Thränen.
Die Göttin trat in's kleine Haus der Liebe,
Kam Einmal nur — um ewig dann zu ſcheiden —
So bleibt ſie ewig Göttin unſern Herzen.

Erinnerung ſei Lied um deinem Herzen!
Die gold'ne Zeit voll trauter Liedestöne,
Du ſiehſt ſie nun mit dieſem Liede ſcheiden.
Dein Sänger weint! — es weint des Mädchens Liebe!
O heil'ge Perlen! deines Auges Thränen —
Die niederrieſeln auf — die letzte Roſe! —

Otto Prechtler.

Dämmerung der Liebe.

Eine Sylfe kam geflogen,
Strahlend in der Flügel Pracht;
Und als hätt' aus fernen Auen
Sie mir Grüſſe zu vertrauen,
Hatt' ich ihres Fluges Acht.
Und ſie wiegte — und ſie ſchmiegte
Neckend ſich in meine Hand;
Doch, eh's Aug' und Hand empfunden,
War die Sylfe ſchon verſchwunden,
In's geheimnißvolle Land.

Eine Quelle hört' ich klingen
In verſchwieg'ner Waldesnacht;
Und ihr Rauſchen und ihr Eilen,
Ihr Verſtummen und Verweilen
Hat das Herz mir weich gemacht.
Und ſie hallte — und ſie wallte,
Plauderte ſo rein und ſüß;
Doch, wie ich's begann zu faſſen,
Hat ſie plötzlich mich verlaſſen,
Stürzend in die Schlucht hinein.

Eine Roſe, kaum erſchloſſen,
Starrt' ich an mit ſel'gem Blick,
Und dies Bangen und dies Drängen,
Ihre Hütte aufzuſprengen,
Spiegelte mein Herz zurück.

Und ſie blühte — und ſie glühte,
  Weinte Perlen — ſtarb im Schmerz;
Und mein Herz rang mit dem Sehnen,
Weinte Perlen — klare Thränen,
  Wie die Roſe ſtarb mein Herz.

Harmonien — fromme Lieder
  Klangen in die Seele mir;
In die Flut der Töne ſanken
Seligſterbend die Gedanken,
  Und die Pſyche flog zu dir,
Und ſie klangen — und ſie ſchlangen
  Brünſtig liebend ſich um's Herz;
Doch, wie's nun den Ton gefunden,
Der's der Sehnſucht ſüß entbunden,
  Starb er hin — mir blieb der Schmerz.

Otto Prechtler.

Das wirkſame Gegenmittel.

Novelle von Ulrich Rosheim.

Garc. — — Was gilt die Wette?
Elvire. Verlier' ich ſie, bin ich geſtraft genug.
Altes Luſtſpiel.

„Geſtehe es nur aufrichtig,“ ſagte Ottilie, indem ſie, ohne ihr Köpfchen vom Stickrahmen wegzuwenden, mit heimlichem Lächeln ſeitwärts nach Eduard hinüberſah, der etwas verdrießlich ihr zur Seite ſaß — „geſtehe es nur, lieber Eduard, du biſt etwas eiferſüchtig!“ —

„Was fällt dir ein, Ottilie!“ erwiederte ſchnell der junge Ehemann, und die Haſt, womit er den Verdacht der Eiferſucht von ſich abzuwenden ſuchte, machte eben denſelben nur noch gegründeter. „Ottilie, ich eiferſüchtig?“ wiederholte er langſam und verſuchte mit einigem Erfolge zu lachen.

Ottilie ließ ihre Hände in den Schoß ſinken und wandte ſich zu Eduard, indem ſie ſcherzend fortfuhr: „Und wenn das nicht iſt, warum habe ich denn jetzt wieder dieſe lange Predigt anhören müſſen? bald wird dies, bald das gerügt, heute habe ich den Herrn von X. zu lange angeſehen, geſtern mit Herrn von Y. zu lange geſprochen, vorgeſtern dem Herrn von Z. zu artig gedankt und was dergleichen Vorwürfe eine Menge ſind. Ich kann ja doch nicht immer auf die Uhr ſehen,“ — ſchloß ſie langſam, indem ſie Eduards Arm ergriff — „wenn ich mit Jemand ſpreche oder Jemand anſehe. Schau, mein Alter, das mußt du dir abgewöhnen.»

Der 26jährige Alte fühlte wohl, daß in Ottiliens Worten etwas Wahres läge, und doch ſagte ihm eine innere Unbehaglichkeit, daß die bisherige Freiheit in ihrem Betragen ſich mit ſeinem gänzlichen Glücke kaum vereinigen laſſe. Er antwortete daher: »Aber, mein Herz (denn Eduard war gegen ſeine Gemahlin viel galanter, als ſie gegen ihn, er nannte ſie nie „meine Alte»), aber, mein Herz, das verlangt ja Niemand; ich ſage ja nur, daß mich, ſo gewiß ich auch davon überzeugt bin, daß dein Herz mir allein gehört, doch immer ſo ein ſonderbares Gefühl überſchleicht — aber Eiferſucht iſt es gewiß nicht — wenn ich ſo ſehen muß, wie die Männer, alt und jung, als thäten ſie es abſichtlich nur um mich zu ärgern, ſich in Ellipſen und Kreiſen um dich herum drehen, dir Artigkeiten und Schönheiten ſagen, die du dann ſo ganz beifällig hinnimmſt, vielleicht hinnehmen mußt.»

„Dabei bleibt es aber auch," ſagte Ottilie, ihr Lächeln mühſam hinter einem erkünſtelten Ernſt zu verbergen ſuchend, »und dieſes muß ſich ja jeder vernünftige Mann gefallen laſſen.»

„Bitte ſehr um Vergebung," fiel Eduard raſch ein, halb froh über den gefundenen Gegengrund, halb gekränkt durch die ganze Verhandlung, »wann laufen der Frau von Gersdorf ſo viele Männer nach, oder hat der Baron Puff jemals Veranlaſſung zu einer ähnlichen Beſchwerde?» —

„Du wirſt doch hoffentlich," entgegnete Ottilie etwas verletzt, „zwiſchen triefäugigen und blödſinnigen Weibern und einer jungen, wie du mich wenigſtens oft verſichert haſt, liebenswürdigen Frau einigen Unterſchied zugeben?» —

„Das freilich," entgegnete Eduard, über Ottiliens ganz unwillkürlich enthüllte Eitelkeit lächelnd, »aber warum bleibſt du denn nicht für mich allein liebenswürdig?» —

„Das geht ja nicht an," ſagte Ottilie lachend, wie etwa eine Mutter über eine naive Frage einer den Kinderſchuhen entwachſenen Tochter lachen würde, »die Welt würde entweder mich für dumm, oder dich für eiferſüchtig halten; in beiden Fällen ruht der Schatten auf dir.«

„Aber ſieh' einmal, Herzchen," ſagte der junge Ehemann, dem Ottiliens Argumentation ungeachtet aller Spitzfindigkeit nicht bündig genug vorkam, »warum geht's denn bei mir? überall habe ich nur für dich ein Auge, andere Frauen kümmern mich gar nicht, mit genauer Noth, daß ich ohne auffallende Unart mit ihnen ſpreche.«

»Dafür biſt du aber auch,« entgegnete Ottilie ſchmeichelnd, „mein lieber, lieber Alter.«

»Nicht wahr,« fing Eduard wieder an, »es würde dich ganz gewiß kränken, wenn ich, um den Ruf eines guten Geſellſchafters zu gewinnen, meine Aufmerkſamkeit theilte?« —

Ottilie, die jetzt den Uebergang auf das urſprüngliche Thema, und wenn ſie die Frage mit »ja« beantwortete, ihre Niederlage vorausſah, erwiderte mit ſcheinbarer Aufrichtigkeit, und in der Ueberzeugung, Eduard werde die Sache nicht weiter treiben: »Mich kränken? warum nicht gar! Wenn eine gute Freundin zu mir ſagt: Madame, votre mari est bien aimable, il m'a tout-a-fait captivé — oder ſonſt eine ähnliche Galanterie — ich ſehe gar nicht ein, warum mich das ärgern ſoll? das hieße ja gar dir alle Liebenswürdigkeit beneiden!«

»Ottilie, iſt das dein Ernſt?« fragte Eduard halb ſpottend, halb überraſcht; ja Ottiliens Aeußerung hatte ihn faſt lachen gemacht.

Ottilie wußte nicht, was ſie ſagen ſollte. Eduards Frage erregte in ihrem Innern das Bewußtſein, daß ſie doch nicht die völlige Wahrheit geſagt habe; denn tout-a-fait captivé — bei allen Heiligen, das war denn doch eine ſehr vieldeutige Phraſe, und im Deutſchen ſchon gar: ganz eingenommen, ganz hingeriſſen! um zu einer ſolchen Aeußerung Grund zu haben, mußte die Liebenswürdigkeit eines Mannes bereits einen Grad erreicht haben, die ihm ſelbſt die freiſinnigſte Gemahlin nicht ohne Beſorgniß gegen eine Fremde erlauben konnte. Sie war überzeugt, daß ein ſolches Geſtändniß, wie das vorher erwähnte, obwohl ſie früher das Gegentheil behauptet hatte, dennoch kränken würde. Indeſſen hatte ſie das Geſagte nicht wörtlich gemeint, ſie wollte ſich nur ganz im Allgemeinen dahin geäußert haben, daß ſie gar nichts dagegen einzuwenden haben würde, wenn auch andere Frauen ihren Gemahl liebenswürdig fänden. Ihre frühere Aeußerung nun in dieſem Sinne genommen, konnte ſie, ohne Eduarden auch nur im mindeſten zu einer Untreue Erlaubniß zu geben, mit gutem Gewiſſen ihre frühere Antwort wiederholen: »Warum ſollte es denn nicht mein Ernſt ſein? glaubſt du denn, meine Ruhe hänge von einem oder zwei freundlichen Worten ab, die du einer fremden Dame ſagſt?« —

»Ottilie — Ottilie!« drohte Eduard lachend mit dem Zeigefinger, »ich möchte die bitterſaure, verdrießliche Miene eben nicht gerne ſehen, die du machen würdeſt, wenn ich mein Betragen nach deiner Erlaubniß einrichten möchte.«

Ottilie merkte, daß Eduard Zweifel in die Wahrheit ihrer Aeußerung ſetzte, und ſie dadurch ſelbſt der Eiferſucht nicht unzweideutig beſchuldigte. Um nun einem derartigen Verdachte jeden Grund zu benehmen, ſagte ſie lachend, um eine ärgerliche Unruhe zu unterdrücken: »Es kommt ja nur auf die Probe an, ob eine leere Förmlichkeit meine Miene ſo bitterſauer machen würde, wie du dir einbildeſt.«

Ottilie hatte dieſe Worte in keiner Abſicht weniger geſagt, als in der, um Eduarden zu einer wirklichen Probe aufzufordern, blos weil ihre Eitelkeit ein wenig gekränkt war, und nur um ihm, ſo zu ſagen, nicht das letzte Wort zu laſſen, hatte ſie das Geſagte vorgebracht. Sie erſchrak daher nicht wenig, als Eduard ſie beim Worte nahm, und ſagte: »Nun wohlan, wenn es nur auf die Probe ankommt, ſo laß uns dieſe machen. Heute Abends iſt bei Gersdorf Soirée, wir fahren hin, ich werde nur einige

Stunden thun, was du bisher gethan haſt, und wir wollen ſehen, wie du zufrieden biſt.»

Ottilie war bei der Verwandlung des bisherigen Scherzes in einen Ernſt nichts weniger als zufrieden, ſie war etwas verlegt, obwohl ſie eigentlich nicht recht wußte, warum, und ſagte daher ganz im Tone ihrer inneren Stimme: »So ſind die Männer! einbilderiſch im höchſten Grade, glauben ſie, unſer Glück hänge von ihren Launen ab; bien mon cher! geben Sie ein artiges Pröbchen Ihrer Galanterie.»

»Abends — Abends — ma chère!» — entgegnete Eduard mit leichter Ironie — „aber Ottilie, du biſt ja gar böſe?» —

»Nicht im mindeſten,» ſagte dieſe, indem ſie eine Thräne mit den Augen zerdrückte, aus dem Zimmer hüpfte und Eduarden lächelnd ein Kußhändchen zuwarf.

Der Abend kam; Eduard und Ottilie ſtiegen in den Wagen und fuhren zu Gersdorf in die Soirée. Ueber den bewußten Gegenſtand war zwiſchen ihnen nichts mehr verhandelt worden, und Beide hüteten ſich, auf dem Wege auch nur mit einem Worte davon Erwähnung zu machen.

Ottilie hatte ihre guten Gründe, die Sache, wenn ſie bereits vergeſſen wäre, in Vergeſſenheit zu laſſen. Eduard liebte ſie, davon war ſie vollkommen überzeugt, und wenn er daher auch nur vermuthen kann, daß ihr eine derartige Probe, wie die vorgeſchlagene war, auch nur Eine unangenehme Stunde verurſachen könne, ſo würde er ganz gewiß aus Liebe für ſie die Sache beim leichten Scherze bewenden laſſen.

Und dennoch — wer kann es denn wiſſen? — die Männer haben mitunter wunderlichere Einfälle, als die Frauen, — wenn er nun doch die Probe machen und ihr damit den Abend verbittern würde? (denn für ſich hatte Ottilie gar keinen Hehl, daß die gedachte Probe ſie in der That kränken würde.) Jetzt wäre Alles gut; ſcheinbar wenigſtens hatte ſie gegen Eduard recht, daß er eiferſüchtig ſei, und ſich über Sachen kränke, die ein vernünftiger Mann nicht beachten ſollte, das kleine Unrecht, was hingegen ſie möglicher Weiſe von der ganzen Sache treffen konnte, wollte ſie, wenn Eduard vom Ganzen weiter keine Notiz nähme, ſchon freiwillig auf eine andere Art ausgleichen. Würde ſie hingegen Eduard wirklich auf die Probe ſtellen, ſo könnten doch bei aller gegenſeitigen Liebe und Aufrichtigkeit kleine Reibungen und Kränkungen entſtehen, die den gewinnenden wie den verlierenden Theil gleich empfindlich treffen müßten.

Zwar glaubte ſie gar keinen Grund zu haben, zu zweifeln, daß Eduard bei ſeinem bekannten Takte, dieſes alles ſo gut, wie ſie vorausſehen werde, und da die Vermeidung aller unangenehmen Folgen ſo gut in ſeinem wie in ihrem Intereſſe läge, die ganze Sache fallen laſſen dürfte. Deſſen ungeachtet ſagte ihr eine heimlich ängſtigende Stimme, daß Eduard vielleicht gerade dieſes Mal dieſen feinen Takt nicht haben, auf alle dieſe natürlichen Gedanken nicht kommen, und demnach die verhängnißvolle Probe wirklich vornehmen könnte. Denn bei Gott! gerade Sachen, die ihnen am nächſten liegen, überſehen die Männer am öfteſten.

Wenn ihn nur Jemand darauf aufmerkſam machte! Sie ſelbſt konnte es nicht füglich thun, denn jedes Wort, das nur im entfernteſten darauf hindeute, würde er als Geſtändniß ihres Unrechtes anſehen, und Unrecht? — Unrecht hatte ſie ganz gewiß nicht, und wollte es auch durchaus nicht haben. Sie hätte etwas darum gegeben, wenn ſie gewiß gewußt hätte, ob Eduard die Probe machen werde oder nicht; er ſelbſt verrieth ſich auch mit keinem Worte, ja ganz unliebenswürdig, wie er nie war, lehnte er in der Wagenecke von der Adler- bis in die Johannisgaſſe, ganz in ſeinen Mantel eingeſchlagen, als ob der März, der die lieben Veilchen aus ihrem Verſtecke lockt, ſeinem feſten Körperbaue weiß Gott was anhaben könnte.

Eduard merkte gar wohl, daß Ottilie unruhig ſei, und die Urſache davon war in der That leicht gefunden. Allein gerade in ihrer Unruhe fand er den vorzüglichſten Grund, die Probe, mit der er Ottilien gedroht hatte, wirklich zu verſuchen. Würde ſich Ottilie nichts daraus machen, nun — dann hat er höchſtens eine ganz kleine Mühe verloren, und hat dann, ſo unangenehm es ihm auch ſein möchte, die feſte Ueberzeugung, daß er ſich wegen Dingen kränke, wegen welchen er es nicht ſollte. Würde hingegen Ottilie getroffen, — und das war aus ihrem ganzen Benehmen nach zu ſchließen — ſo hatte er, um die Sache mehr treffend, als zart auszudrücken, zwei Fliegen mit Einem Schlage getroffen. Einmal nämlich wird Ottilie das Beunruhigende und zur Eiferſucht Veranlaſſung Gebende in ihrem Benehmen einſehen, und aus Beſorgniß der Widervergeltung für die Zukunft ſorgfältig vermeiden; dann hat er heute Abends an der liebenswürdigen Sünderin eine Gelegenheit zu einer ganz vortrefflichen Rache. Je mehr er nun alles dieſes überdachte, um ſo feſter nahm er ſich vor, den Verſuch zu machen.

So langte nun das junge Ehepaar ſtumm und ſchweigend in der Johannisgaſſe an. Als Ottilie neben Eduard die Treppe in die erſte Etage hinaufſtieg, war ſie ungewöhnlich unruhig, ſah ihren Gemahl öfters, als wollte ſie ihm etwas ſagen, an, ohne jedoch zum Sprechen zu kommen. Die Lakeien hatten die Mäntel bereits in Empfang genommen, und durch die hohen Flügelthüren waren die Angekommenen bereits angekündigt, da ſchien es, als ob nun Ottilie nicht länger mehr an ſich halten könne. „Eduard!“ rief ſie faſt weinerlich nach ihrem Gemahle.

»Was denn?« fragte dieſer mit gewöhnlicher ruhiger Gutmüthigkeit.

Nein — ſie konnte es nicht ſagen, auch nicht einmal ſcheinbar durfte ſie Unrecht haben. Um nun doch etwas zu ſagen, bemerkte ſie, wenn ſie bedeutend im Spiele verlöre, ſo würde ſie Schulden machen müſſen.

»Schicke nur zu mir!« ſcherzte Eduard und führte ſie in den Saal.

Wie es ſonſt gewöhnlich der Fall, verſammelte ſich auch heute ſogleich ein Schwarm von Männern, um Ottilien in Empfang zu nehmen. Wenn ſie es nur heute hätte verhindern können, um

Eduarden wenigſtens keine neue Veranlaſſung zu geben, eine Sache, die er allem Anſcheine nach ſchon vergeſſen hatte, wieder aufzunehmen. Doch hierin ließ ſich nichts ändern; ſie mußte ſich heute alle Schönheiten, Schmeicheleien, feine und derbe Komplimente zu ihrem Verdruße ſagen laſſen, die ſie ſonſt mit befriedigter Eitelkeit anzuhören gewohnt war.

Aber wo nur auch Eduard heute ſein mag? ſonſt war er beſtändig in ihrer Nähe, ſie mit Argus-Augen bewachend, und heute war er wie verſchwunden. Ja, dort in einer Fenſterbrüſtung ſtand er mit mehreren Frauen und Mädchen in einem Geſpräche.

Es iſt eine alte Wahrheit, daß Einem eine Sache erſt dann recht ſchön und werth vorkommt, wenn man in Gefahr iſt, ſie zu verlieren, oder ſie bereits verloren hat. Die Beſtätigung dieſer Wahrheit ſollte Ottilie heute zum erſten Male in großem Umfange erfahren. Daß Eduard ein hübſcher Mann ſei, das hatte ſie wohl längſt gewußt, allein ſo ſchön, ja eigentlich ſo ganz ſchön war er ihr gar nie vorgekommen, als jetzt; ſo ſchlank und dennoch die vollkommenſte Muskelrundung, groß ohne auffallend zu ſein, ja der Geiſt, die Liebenswürdigkeit, die aus ſeinen ſprechenden, männlichen Zügen, und aus ſeinem lebhaften Auge hervorleuchteten, — nein, ſo hatte ſie Eduarden früher gar nie geſehen. Auch kam es ihr vor, als hätte die Toilette heute mehr als gewöhnliche Dienſte geleiſtet; allein unbeſtreitbar war es, daß ſein heutiges Benehmen durch Takt und Feinheit eben ſo ausgezeichnet, wie früher durch Unruhe, und — ſie geſtand es ſich geradezu offenherzig — durch Eiferſucht befangen war.

»Wenn nur um's Himmels willen,« fuhr Ottilie in ihrem ſtillen Selbſtgeſpräche fort, »heute nicht viele und keine hübſchen Damen hier wären!« Sie ſah, um ſich über dieſen Punkt Gewißheit zu verſchaffen, rechts und links im Saale herum, und da war es denn, als ob irgend ein böſer Geiſt zu ihrem Verdruße alle ſchönen Mädchen und Frauen in den Gersdorf'ſchen Salon zuſammengetragen hätte. Reizende Blondinen mit kurzen Locken, feurige Brünetten mit Scheitelfriſur, ſchmachtende Madonnen, und darunter meiſt jugendliche Züge, mit langen Locken, kurz eine Auswahl der intereſſanteſten Schönheiten ſchwebten wie Tiedge's Huldinnen durch den Gersdorf'ſchen Salon und die anſtoßenden Nebengemächer.

Den liebenswürdigen Gemahl nun und die Huldinnen einer-, dann die Möglichkeit, nein die Wirklichkeit einer Probe (denn, großer Gott, Eduard hatte gerade dort in der Fenſterbrüſtung der Majorin von Ritt mit einer Zärtlichkeit die Hand geküßt, die unverzeihlich war, und, weiß Gott, wodurch veranlaßt worden iſt), wie geſagt, die Wirklichkeit einer Probe andererſeits, ängſtigten Ottilien in einem ſolchen Grade, daß ſie ihre Faſſung faſt gänzlich verlor.

Jemand, der noch nie einen Salon geſehen hat, könnte ſich höchlich wundern, wie Ottilie, umgeben von einem bedeutenden Trabantenſchwarme, Zeit und Ruhe genug hatte, ſo viele Wahrnehmungen und Reflexionen zu machen; allein bei Sachverſtändigen unterliegt die Sache wohl keinem gegründeten Zweifel, weil ſie wiſſen, daß man in den Salons nur körperlich, keineswegs jedoch nothwendiger Weiſe geiſtig anweſend ſein muß.

Als Ottilie den verhängnißvollen Handkuß wahrnahm, konnte ſie ſich nicht länger mehr halten, ergriff, ohne ihre Augen von der Fenſterbrüſtung zu wenden, den Arm eines neben ihr ſtehenden Herrn, und ſtellte ſich mit dieſem gerade vor die Fenſtergruppe, daß jede ihrer Bewegungen geſehen, faſt jedes ihrer Worte gehört werden konnte. Und nun wurde der alte General, deſſen Arm Ottilie zufälliger Weiſe ergriffen hatte, mit Artigkeiten und Liebenswürdigkeiten ſo zuvorkommend überhäuft, daß der alte Herr gar nicht wußte, wie ihm ward, und die Jahre zurück wünſchte, wo — er Lieutenant war.

Gerade als nun Ottilie den Zenith ihrer, gewiß ſehr aufrichtigen Liebenswürdigkeit, und der General den ſeiner Wonne erreicht hatten, trat eine Freundin Ottiliens hinzu, und ſagte lächelnd, indem ſie Letzterer mit dem Finger drohte: »Ottilie, Ottilie! du glaubſt doch nicht, daß Seine Excellenz nicht mehr Feuer fangen könne.»

»Freilich,» antwortete dieſe, ſich zu einem ſchelmiſchen Lächeln zwingend, und benützte die höchſt willkommene Gelegenheit, mit ihrer Freundin der Fenſtergruppe zuzueilen, die ſchon lange der Gegenſtand ihrer eifrigen Beaufſichtigung geweſen war.

»Nein, gewiß, Baron,» ſagte die Majorin zu Eduard mit dem freundlichſten Lächeln, gerade als Ottilie ſich näherte, »gewiß Baron, Sie ſind der galanteſte Mann in der ganzen Reſidenz.»

Ottilie hätte, weiß Gott was Alles darum gegeben, wenn ſie hätte erfahren können, was zu dieſen Worten Veranlaſſung gegeben haben mochte; eine liebenswürdige Schelmerei ganz gewiß — o deren hatte ja Eduard eine unerſchöpfliche Menge.

Kaum hatte die Majorin Ottiliens Anſchließen an die Gruppe bemerkt, ſo wandte ſie ſich mit einer faſt ausgelaſſenen Heiterkeit — traurig war ſie nie — an ſie, und ſagte recht verbindlich: »Madame, votre mari est bien aimable, il m'a tout-à-fait captivé.»

Nein, das war zu viel; und wenn ſie auf Eduards Treue Berge hätte bauen können, ja, wenn auch ſie ſelbſt zu einer Eiferſucht nicht die mindeſte Anlage gehabt hätte (und das hatte ſie ihrer Meinung nach gar nicht), eine ſolche Aeußerung aus dem Munde einer jungen Witwe, die gerade erſt ſo lange verheirathet war, um den Weg durchs Leben an der Seite eines Mannes nur angenehm zu finden, ſage: einer Witwe, die die Schranken eines Mädchens nicht mehr einengten, und doch auch die ehelichen Bande nicht mehr beſchränkten, aus einem ſolchen Munde mit aller Lebhaftigkeit einer gefühlten Wahrheit das »tout-à fait captivé» hören zu müſſen, das hätte eine himmliſche Geduld erfordert, um dabei gelaſſen zu bleiben; und dennoch mußte ſich Ottilie bei der ſchönen Verführerin für das ſchmeichelhafte Kompliment ganz artig bedanken.

Doch dafür ſollte auch Eduard büßen. Kaum bemerkte Ottilie, daß die Majorin mit jemand Drittem ſpreche, nahm ſie haſtig Eduards Arm, und indem ſie mit ihm von der Fenſtergruppe wegging, ſagte ſie, nicht im Stande das Gefühl ihrer Kränkung zu unterdrücken: »Du ſcheinſt dich heute recht gut zu amüſiren?« —

»Nicht übel,« entgegnete der Angeredete, indem er ſich ſtellte, als wüßte er nicht, wohin Ottilie mit ihrer Bemerkung ziele.

»Du ſcheinſt,« bemerkte Ottilie etwas bewegter als früher, »der Majorin nicht übel zu gefallen?« —

»Wirklich?« fragte Eduard in einem Tone, der halb und halb Intereſſe für dieſes Lob merken ließ.

»Sie iſt ganz hingeriſſen, überwunden,« ſagte Ottilje, nicht mehr im Stande, ihrem Gefühle Einhalt zu thun, und in einem Tone, der Zorn und Kränkung vereint andeutete.

Eduard ſah auf Ottilien, und ſchien zu zweifeln, ob er ihre Worte in dieſem Tone als Scherz oder Ernſt nehmen ſollte, und ſagte halb lachend: »Ottilie, du biſt ja eiferſüchtig?« —

So wie nur immer ein tüchtiger Regenſchauer den heißeſten Liebhaber von ſeinen Träumen auf die Erde zurückrufen könnte, ſo brachte dieſe Frage Ottilie auf einmal wieder zur Beſinnung. Mit einer Haſt, als handelte es ſich um die größte Wichtigkeit, wendete ſie ſich halb ſatyriſch, halb ernſthaft zu Eduard und ſagte: »Gott bewahre mich vor einer ſolchen Thorheit, ich wollte dir nur Glück wünſchen zu einer ſo ſchönen Eroberung.«

Mit dieſen Worten verließ ſie Eduarden, und ging an der Hand des Herrn vom Hauſe, der ſie aufgeſucht hatte, zum Spieltiſche, wo nebſt dem alten General auch noch die Mutter der Majorin auf ſie wartete. Ottilie konnte nicht unterlaſſen, im Weggehen noch einige Blicke auf Eduard zurück zu werfen, Blicke, in denen Liebe und Beſorgniß nicht undeutlich zu leſen waren. Eduard ſchien aber davon nichts zu bemerken, denn er ſtand ganz ruhig da, und erweiterte ſich mit dem Daumen und Zeigefinger ſeiner rechten Hand die Cravate à la Wellington, die er ſich etwas feſt gebunden hatte.

Deſſen ungeachtet ſchöpfte Ottilie aus den wenigen Worten, die ſie mit Eduard hier im Salon gewechſelt hatte, einige Hoffnung, daß er einſehen werde, ſein Benehmen ſei ihr unangenehm, und daß er es demnach bei dem Vorgefallenen werde bewenden laſſen. Allein wie kurz war dieſe Hoffnung! wie bald im Keime zerſtört! Denn konnte ſie da noch irgend eine derartige Hoffnung nähren, als ſie ſah, wie die Majorin am nächſten Spieltiſche Platz nahm und ihren Gemahl zum Partner hatte? Nein, auf der ganzen Welt kann es kein ſo unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden geben. Und nun, um das Maß ihres Unglückes voll zu machen, ſaßen Ottilie und die Majorin mit dem Geſichte ſich gerade gegenüber, während Eduard mit dem Rücken gegen ſeine Gemahlin gewendet war. Hätte ſie nur Eduarden ins Geſicht ſehen, ihn beobachten können, hätte er gemerkt, daß ihr Auge über ihn wache, gewiß, er würde die Gränzen der Beſcheidenheit nie überſchritten haben. Aber nun war Alles zu fürchten. Ottiliens Augen waren daher mehr auf dem Tiſche ihrer Nachbarn, als auf ihrem eigenen, und jedes »piqué und coeur« zog ihre Aufmerkſamkeit hinüber.

»Aber was denn auch die unglückſelige Schwätzerin in einem fort mit ihm zu plaudern haben mag? — und wie unſchicklich ſie ſich über den Tiſch bog — und das ſo tief ausgeſchnittene Kleid, nein, das iſt gegen allen Anſtand. — Und das einfältige Lachen, der Herr Gemahl muß heute par excellence witzig oder die Frau Majorin in dem Grade Gänschen ſein, um jedes ſeiner Worte witzig zu finden. — Und die Affektation im Ausgeben der Karte, aber unausſtehlich — und dieſer Blick — nein bei Gott, der ſchien mehr ſchenken zu wollen, als Eduarden anzunehmen erlaubt war. — Wenn ich doch Eduarden nur im Geſichte ſehen könnte, ob er ſie anſieht, ihre Blicke erwiedert, ob überhaupt — wenn doch einmal der robber ein Ende nähme, daß man zum Platzwechſel käme!«

Mit dieſen und ähnlichen Gedanken ſaß Ottilie beim Spiele; kein Wunder, daß ſie ſehr zerſtreut und mitunter ſehr falſch ſpielte. Gerade hatte ihr gegenüber die Majorin mit einem ſehr artigen

Komplimente gedankt, wofür ſie gewiß durch ein ebenfalls artiges wo nicht gar zartes Kompliment aufgefordert wurde, und Ottilie hatte, da ihre Blicke und Gedanken auf dem Nachbartiſche beſchäftigt waren, ganz in Zerſtreuung dem alten General, ihrem Partner, einen Buben überſtochen. Frühere, kleinere Verſehen hatte der General ohne Rüge hingehen laſſen, allein dieſer Verſtoß verdarb ihm die treak's, und demnach fuhr er nach ſeiner Gewohnheit ſoldatiſch mit einem: »mort bleu Madame, le valet est à moi!« gegen die Sünderin los, daß dieſe ganz erſchreckt zuſammenfuhr.

Als der General ihren Schreck bemerkte, bat er freilich auf der Stelle auf die ſchmeichelhafteſte Art um Verzeihung, die ihm auch gnädig zugeſichert wurde; allein das hatte Ottilien noch gefehlt! Beim Spiele ſollte ſie ihre Aufmerkſamkeit haben, die Majorin und Eduard ſollte ſie bewachen, — nein, das war zu viel verlangt; Eines mußte unterbleiben. Wenn nur der verwünſchte Abend ſchon zu Ende wäre, wenn ſie nur gar nicht hier wäre! ſie verwünſchte Alles, ganz vorzüglich aber die Majorin als Hauptquelle aller ihrer Unruhe; wäre dieſe nicht hier, Eduard hätte ſich ganz gewiß anders benommen!

Eben wurde auf Eduards Tiſche die coeur geſpielt; die Majorin hatte zuletzt zu ſpielen, und hatte ſie keine coeur, ſo war der lever, mit dem lever waren die treak's, und mit den treak's die Partie und mit der Partie der robber verloren. Da nun von dem Umſtande, ob die Majorin eine coeur habe, ſo viel abhing, und dieſe ihre Karte abzugeben zauderte, ſo fragte Eduard: »Madame vous n'avez pas du coeur?«

Recht eigentlich, als ob Alles nur darauf angelegt wäre, Ottilien zu ärgern, konnte ſie die Veranlaſſung dieſer Frage nicht wiſſen, hörte ſie aber doch, und das Blut lief ihr von Wange und Lippe ab, und drängte ſich zuſammen in das Herz, das vor Eiferſucht und Bitterkeit zu ſpringen drohte. Als aber die Majorin mit aller ſchelmiſchen Leichtigkeit, die nur eine Dame ohne Verletzung des

Anſtandes äußern darf, dem Fragenden erwiederte: »mais oui Monsieur, pour vous toujours,« und das Blatt offen mit zehn brennend rothen Herzchen hinlegte — da war es rein nicht mehr auszuhalten. Ottilie fühlte, daß für den Abend ihre ganze Faſſung verloren ſei; an ein Vergnügen war gar nicht zu denken, ja ihre Hoffnungsloſigkeit mußte von Minute zu Minute ſteigen, wer weiß denn, wie weit die beiden Leutchen in ihrer Unbeſonnenheit, in ihrem Leichtſinne noch gehen würden, vielleicht gar zum öffentlichen Skandale — nein, das konnte ſie nicht dulden. Eduarden und der Majorin das Spiel zu verderben, war in der That nur eine ganz kleine Rache für das, was ſie wegen ihnen binnen einer halben Stunde im Gersdorf'ſchen Salon hatte ausſtehen müſſen. Um ihnen aber die Störung recht empfindlich zu machen, ſtand ſie mitten im Spiele auf, ſchützte eine plötzliche Unpäßlichkeit vor, und verlangte Eduards Arm, um ſie zum Wagen zu führen.

Eduard war ernſtlich erſchrocken, und die innige Theilnahme der Majorin zeigte auch von keinem böswilligen Herzen. Ottilie hingegen ſah darin etwas ganz Anderes. Bei Eduarden waren es die Qualen des erwachenden Gewiſſens, und die Majorin — o, die war eine ausgelernte Heuchlerin!

Der Wagen war bereit, Eduard und Ottilie ſtiegen ein und fuhren nach Hauſe; er fragte unter Weges über Verſchiedenes, über die eigentliche Art ihres Uebels, die zuletzt genoſſene Speiſe, etwaige Erkältung »und dergleichen Zeug«. Nur mit Mühe antwortete ihm Ottilie und dieſes höchſt lakoniſch.

Als ſie zu Hauſe angekommen waren, proteſtirte Ottilie ernſtlich gegen jeden ärztlichen Beiſtand, ließ ſich halb auskleiden, und lehnte ſich leidend auf den Sopha zurück. Eduard ſetzte ſich zu ihr, nahm ihre Hand, ſah ihr recht theilnehmend ins Geſicht und ſagte mit einem Tone, deſſen Innigkeit nicht leicht zu verkennen war: »Ottilie, fühlſt du dich noch nicht beſſer?« —

»Es wird bald vorüber ſein,« antwortete Ottilie, ſich etwas empor richtend, und mit der Hand, nur um ſie Eduarden nehmen zu können, an die Stirne fühlend. — »Mir iſt nur leid,« fuhr ſie fort, »daß ich dich in einem Vergnügen geſtört habe.«

»In einem Vergnügen?« fragte Eduard ablehnend, »du weißt ja, daß ich nur nothgedrungen eine Karte berühre.«

»Die liebe Unſchuld,« erwiederte Ottilie mit einem ſatyriſchen Lächeln, und gegen ihren Willen äußerte ſie in ihren Worten und in ihrem ganzen Weſen alle Bitterkeit, die ſich den ganzen Abend in ihr angeſammelt hatte. »Die Majorin hat ſich gewiß auch gelangweilt?« —

Nun war Eduard im Reinen; alſo die Majorin hatte die plötzliche Unpäßlichkeit veranlaßt. Er konnte kaum das Lachen unterdrücken, da er die Heftigkeit bemerkte, mit der Ottilie ihrer Eiferſucht die Zügel ſchießen ließ, und ſagte mit einem leichten Anfluge von Spott: »Ottilie, geſtehe es nur, du biſt etwas eiferſüchtig?« —

»Ich wüßte wahrlich nicht, warum,« entgegnete Ottilie ſchnell, »ich eiferſüchtig?« und dabei verſuchte ſie mit einigem Erfolge zu lachen.

»Und wenn das nicht iſt, liebe Ottilie,« fragte Eduard, indem er einigen Ernſt in ſeine Mienen zu legen ſuchte, »was hat dir denn dann die Majorin, was habe ich dir gethan?« —

»Mir? mir habt ihr gar nichts gethan;« entgegnete Ottilie, nur mühſam ihren Aerger hinter einem erkünſtelten Ernſt verbergend, »wir haben ja faſt gar nichts zuſammen geredet; wenn ihr gegenſeitig keine Klage habt — — —«

»Nicht die mindeſte,« verſicherte Eduard lächelnd.

»Die Verhandlungen waren freilich, ſo weit ich ſie bemerkt habe, ganz friedlich;« fuhr Ottilie ſpöttelnd fort, »wenn auch etwas lange.«

»Aber, liebes Herz,« entgegnete Eduard und ergriff ihre Hand, »ich kann ja doch nicht immer auf die Uhr ſehen, wenn ich mit Jemand ſpreche; das mußt du dir abgewöhnen.«

Ottilie hätte weinen mögen vor Zorn und Aerger, da Eduard mit ſo ruhiger Laune die Worte, die ſie heute Vormittag an ihn gerichtet hatte, jetzt gegen ſie anführte. Sie hätte ſo gerne mit ihm gezankt, ſich ſo gerne über die Majorin gegen ihn ausgelaſſen, wenn ſie, ohne eiferſüchtig zu ſein, es hätte thun können. Sie antwortete daher in ihrem frühern Tone: „Gott bewahre, auf die Uhr ſehen! nicht etwa gar die Temperatur der Komplimente am Thermometer abmeſſen? obwohl» — ſie konnte ſich nicht halten, ſie mußte es hinzuſetzen — »die heutige Temperatur für den März etwas hoch geweſen ſein dürfte.»

»Ganz gewöhnlich,» meinte Eduard; »anſtändige Converſation.»

»Wirklich?» fragte Ottilie, und ihre Eiferſucht überwand ihre Rechthaberei, »und doch war die Majorin von deiner Liebenswürdigkeit faſt außer ſich, tu l'a tout-à-fait captivé, ganz hingeriſſen, ganz — ganz weg.»

»Aber um's Himmels willen, Ottilie,» ſagte Eduard, »das zu ſagen haſt du ja heute allen Damen die Erlaubniß gegeben.»

„O ja,» entgegnete Ottilie mit einer Miſchung von Zorn und Ernſt, aber mit Anſtand. »Wenn eine Dame langſam, halb lächelnd, und ſo gewiß auf eine Art, daß man das Kompliment nicht verkennen kann, ſagt: votre mari m'a tout-à-fait captivé, ſo iſt dieſes gewiß kein Grund zu einer zu mißbilligenden Bemerkung. Aber, in der Stimmung, wie die Majorin war, von deiner Liebenswürdigkeit in der That entzückt, die verrätheriſche Röthe auf den Wangen, das verlangende Feuer im Auge, und nur mühſam den Brand in ihrer Bruſt verbergend, und dann: tout-à-fait captivé — tout-à-fait — wie geſagt, es fehlte nur, daß ſie ſich vor meinen Augen in deine Arme warf.»

»Ottilie!» ſagte Eduard, dem die Heftigkeit ſeiner Gemahlin unangenehm war, und dem die ernſthafte Wendung, die die ganze Sache nahm, mißfiel, »Ottilie, du haſt ſehr viel geſehen, was ich nicht bemerkt habe.»

»Freilich,» entgegnete Ottilie ſpöttelnd, »ſo blöden Männern, wie du biſt, muß man den Weg genau bezeichnen. Du wirſt doch das Lächeln während des Spieles und die zärtlichen Blicke verſtanden haben, und zuletzt hat man dir ja das überwundene Herz ganz offen hingelegt.«

Eduard ſchwieg eine Zeit lang und ließ ſein Auge forſchend auf Ottilien ruhen, dann ſagte er mit Ernſt und Nachdruck: »Ottilie, du wäreſt viel liebenswürdiger, wenn du gerecht ſein könnteſt!« —

Ottilie konnte jetzt, ſo ſehr ſie ſich auch beſtrebte, ihre Thränen nicht mehr verbergen, und halb weinend, halb zornig ſagte ſie: »O, an meinem Betragen wurde jeder Schatten gerügt, aber du — freilich die Männer haben das Vorrecht — du biſt über alle Pflicht hinaus; o ja, ich ſoll am Ende zu Allem ſchweigen!« —

»Ottilie,« ſagte Eduard, »du lachteſt vor wenigen Stunden über mich und nannteſt mich eiferſüchtig, und jetzt habe ich, nur deine Erlaubniß benützend, mit einer Dame, die du ſonſt Freundin genannt haſt, einige freundliche Worte gewechſelt, und nun machſt du mich zum Verbrecher. In deinem jetzigen Gefühle ſollteſt du mein früheres würdigen lernen.«

»O, es hätte dieſes Alles nicht gebraucht,« ſagte Ottilie, ihre Thränen trocknend, »wenn du mehr aufrichtig geweſen wäreſt.«

»Ottilie, keinen ungerechten Vorwurf!« warnte Eduard, durch dieſe Worte gekränkt.

»Nein, das iſt zu hart! o ich Unglückliche!« rief Ottilie, in lautes Weinen ausbrechend, hielt ſich beide Hände vor das Geſicht, und lehnte ſich am Sopha zurück.

Eduard antwortete auf dieſen Ausruf gar nichts, und wartete eine Zeit lang, bis ſich Ottilie gefaßt hätte; da aber des Schluchzens gar kein Ende war, ſtand er auf, ſagte ganz ernſt: »gute Nacht, Madame!« und verließ das Zimmer.

Eduards Kälte und ſein plötzliches Weggehen brachten Ottilien auf einmal zurück. »Gute Nacht, Madame!« konnte der harte ſagen, und vier Monate, ſeit ſie verheirathet ſind, ging er nie fort, ohne ſeiner Ottilie unter Küſſen der Liebe: »Schlaf gut, mein Herz!« geſagt zu haben. — »Gute Nacht, Madame!« hu! in dieſen Worten liegt eine Kälte, ein Trotz, und wie ſie Eduards Charakter kannte, faſt eine ewige Unverſöhnlichkeit. — Sie wollte ihn ja gar nicht beleidigen; wenn er nur eine Minute länger geblieben wäre, ſo hätte ſie ihm ſchon durch Schmeicheln und Bitten das Verſprechen abgewonnen, ihr künftig keine Unruhe mehr zu machen. Er muß ja doch die Frauen kennen, daß ſie ihren Schmerz ausweinen müſſen.

Dieſes waren beiläufig Ottiliens Gedanken nach Eduards Entfernung. Eiferſucht, Liebe, Reue, Schmerz, Alles kämpfte und wogte in ihrem Innern auf und ab, und ließ ſie lange zu keinem Entſchluſſe kommen. Endlich fielen ihr die Worte ihrer Erzieherin bei, die dieſe bei ihrem Abſchiede aus dem Vaterhauſe an ſie richtete: »Liebe Ottilie, laſſen Sie ja keine Bitterkeit über Nacht in ihrem und ihres Gatten Herzen!« — Sie kämpfte lange und hart mit ihrer Eitelkeit, die ihr den erſten Schritt zur Verſöhnung verbot; und doch — endlich erkämpfte ſie den ſchönſten Sieg des Weibes — ſie überwand ihre Eitelkeit. Was ſind alle Lorbern der Helden gegen einen ſolchen Sieg!

Beruhigt und gefaßt warf ſie einen Nachtmantel um, und ging auf Eduards Zimmer.

Eduard war noch ganz angekleidet, und ſtand in Gedanken vertieft mit verſchränkten Armen vor Ottiliens Bilde. Als dieſe eingetreten war, wandte er ſich ganz überraſcht um, und fragte mit einem Tone, der, wenn man das Geſagte nicht auf das früher Vorgefallene bezog, nicht ſatyriſch geklungen hätte: »Ottilie! deine Unpäßlichkeit hat doch keinen bedenklichen Charakter angenommen.«

Ottilie war durch dieſe Worte gekränkt, doch hatte ſie die Verſöhnung durch ihr Eintreten bereits eingeleitet, und konnte daher, ohne die Kluft nicht noch mehr zu erweitern, jetzt ihrer

Eitelkeit kein Gehör geben. Sie antwortete daher etwas gedrückt: »Im Gegentheile, ſie hat ſich gebeſſert.»

»Und da biſt du gekommen,» fuhr Eduard im vorigen Tone fort, »es mir ſelbſt und heute noch zu ſagen?»

Ein kaum hörbares »Ja!» war Ottiliens Antwort.

»Das iſt ſehr ſchön,» ſagte Eduard mit froſtiger Herzlichkeit.

Nun entſtand eine kleine Pauſe. Ottilie ſchlug ihre Augen zu Boden, und wartete jetzt, da ſie ihre verſöhnliche Geſinnung durch den gethanen Schritt bereits hinlänglich an den Tag gelegt zu haben glaubte, daß Eduard ihr auf halbem Wege entgegen kommen würde. Vielleicht war ſie zu einer ſolchen Vermuthung berechtigt. Allein Eduard blieb ſtumm, langweilig und verdrießlich, eine Hand auf den Tiſch geſtützt, ſtehen, und rechtfertigte ihre Vermuthungen nicht; vielleicht mit Unrecht.

Da das Stillſchweigen peinlich zu werden anfing, ſagte Ottilie mit warmer, bewegter Stimme: »Eduard, du verließeſt mich früher ſehr verſtimmt.»

Eduard war etwas betroffen, und antwortete nicht ohne Verlegenheit: »Verſtimmt? das eben nicht — es war nur ſo — eine Kleinigkeit.»

»Und wegen einer Kleinigkeit?» fragte Ottilie mit liebevollem Vorwurfe, »wegen einer Kleinigkeit konnteſt du deine Ottilie ſo unherzlich, ſo kalt verlaſſen?»

Eduard konnte ſeine Verlegenheit nur hinter dem Spotte verbergen, und er antwortete demnach: »Du hatteſt ja meinen Abſchied ohnehin nicht bemerkt, und wenn er zärtlicher geweſen wäre, als Romeo's und Juliens. Du warſt gerade vertieft — beſchäftigt — ich glaube gar, du haſt geweint!»

»So muß ich dich reden hören,» ſagte Ottilie mit gekränkter Würde, »und hätte dann keine Urſache zum Weinen?» —

»Meine Worte,» verſetzte Eduard etwas gereizt, »ſind es doch gewiß nicht, die dir die Thränen erpreſſen? Was kümmerſt du dich um mein Gerede? und was liegt denn am Ende auch wirklich daran, ob ich ſo oder ſo rede? Du richteſt dein Betragen nach den Anſichten der Welt ein, und thuſt klug daran; ich bürge dir dafür, du findeſt deßhalb eher hundert Vertheidiger, als Einen Ankläger. Ich,» ſchloß er langſamer und gelaſſener, »werde es wenigſtens thun; man iſt am Ende doch nur der, der man den Leuten ſcheint.»

»Und die frühere Herzlichkeit, das gegenſeitige Vertrauen?» fragte Ottilie, und Thränen liefen über ihre Wangen.

»War ein Traum,» unterbrach ſie Eduard, »der ſo lange gedauert hat, als ich an ihn glaubte. Sei aufrichtig, Ottilie! ich komme dir jetzt auf halbem Wege entgegen. Anfangs war ich freilich mit einer Gattung Blindheit geſchlagen, daß ich das Ganze nicht gleich wahrnahm. Ich finde es aber jetzt im Grunde ganz natürlich, daß man von ſeinem Ueberfluſſe auch Andern mittheilen möchte, wenn man den Gemahl mit Zärtlichkeiten zu verſehen hat. Ohne Tadel, es gibt ſo viele unſchuldige Kleinigkeiten, die Einen beliebt, ja vergöttert machen können, ohne daß man nur im mindeſten den Anſtand zu verletzen braucht; und das kann doch nur ein ſehr beſchränkter Gemahl ſein, der ſo etwas krumm nähme — nur, verſteht ſich, thut er dasſelbe.»

Es iſt ſehr ſchwer zu entſcheiden, ob Ottilien mehr die Worte, oder der Ton, in dem ſie geſprochen wurden, verletzten, denn letzterer war ſo gelaſſen, ſo zuverſichtlich, daß wir bei der wenigen Kenntniß des weiblichen Herzens annehmen möchten, daß ſie nichts tiefer verwunden könne, als ein ſolcher Ton; und noch dazu die geſprochenen Worte! Und dennoch antwortete Ottilie (freilich war der Kampf groß) mit würdevoller Nachgiebigkeit: »Wenigſtens wirſt du nicht durch mein Betragen zu ſolchen Anſichten gekommen ſein.»

»Es wäre durchaus,» fuhr Eduard fort, »keine Mißbilligung deines Betragens, wenn ich „ja» ſagte.»

»Doch, doch,» ſagte Ottilie, „ich würde mir Vorwürfe darüber machen, und dich innig bitten, dem Herzen keine Thorheit anzurechnen, die der Leichtſinn begangen hat.»

»In meinem Munde,» betonte Eduard, »war jede derartige Beſorgniß Gegenſtand deines liebenswürdigen Spottes; oder war es vielleicht nur Spiel — Scherz?»

Ottilie ſagte gedrückt: »Ich fühle die Vergeltung.»

„Und daß ich's vergolten habe,» fuhr Eduard heimlich triumphirend fort, »iſt etwa das ein Verbrechen?» —

Ottilie ſchwieg eine Zeit lang, dann erhob ſie ihre Augen, ſie waren thränennaß, und mit einer warmen, und ſo liebevollen Stimme, daß ſie hätte »Felſenadern Pulſe leih'n» mögen, ſagte ſie: »Eduard, du deuteſt meine Worte zu ſtrenge. Aufgeregt, durch Umſtände verſtimmt, mit meiner aufrichtigen Liebe, wenn auch ohne Grund, mich verletzt glaubend, und in dieſer Stimmung das eine oder andere ungerechte Wort geſprochen, — Eduard, darfſt du mir denn das ſo hoch anrechnen? Nur die Liebe war's, die gefehlt hat, und für die Liebe haſt du keine Nachſicht, keine Verzeihung?» —

Ottilie hielt inne; Eduard war bewegt, Thränen hingen in ſeinen Augen.

Nun fuhr Ottilie liebender, inniger fort: »Und wenn ſie dir verſpräche, nie mehr voreilig, nie mehr ungerecht zu ſein, das gegenſeitige Vertrauen wie das heiligſte Kleinod in ihrem Herzen zu bewahren, und nie und nimmer es zu verläugnen; Eduard, auch dann — auch dann nicht, Eduard?»

Eduard ſtand ernſt und gerührt vor Ottilien, durch Thränen ſah er auf das geliebte Weib, das ſich ihm ſchüchtern nahte, und ihr thränenſchweres Auge liebend, bittend zu ihm aufgeſchlagen, das Köpfchen ſanft an ſeine Bruſt legte. Liebend, wie am Tage ſeiner Erhörung drückte er ſein liebes, liebes Herz an ſeine Bruſt, küßte Ottiliens ſchwellende Lippen, und »meine Ottilie, ja du biſt's allein mein Leben,» waren die einzigen Worte, die er vorbringen konnte. —

Tags darauf befand ſich das verſöhnte Paar auf dem Wege nach ſeinen Gütern, wahrſcheinlich vermöge einer Verſöhnungsbedingung Ottiliens, die jetzt an Eduard's Seite das Andenken ihrer Erzieherin ſegnete, und der verwünſchten Majorin ein Schnippchen ſchlug.

Täuſchung.

Liebchen, im Buchenhain
Wart' ich heut' Abend dein;
Hörſt du es kuk! kuk! ſchrei'n,
Werd' ich verſteckt dort ſein.

Beim letzten Sonnenſchein
Schleicht ſich das Mägdelein
Leiſ' aus dem Kämmerlein,
Leiſ' in den Buchenhain.

Geht wohl aus, geht wohl ein,
Lauſcht genau, horchet fein,
Hört doch nicht kuk! kuk! ſchrei'n.
Holder, wo magſt du ſein.

Harrt ſo ein Stündelein,
Bricht ſchon die Nacht herein,
Fängt ihr an bang zu ſein.
Falſcher! vergaßeſt mein.

Thränen im Aeugelein,
Heim will das Mägdelein,
Horch! aus dem dunklen Hain
Kuk! kuk! und kuk! kuk! ſchrei'n.

Böſer! ſo lang zu ſein.
Alſo huſch! in den Hain
Flüchtigen Sprung's hinein.
Fand d'rin — den Kukuk ſchrei'n.

Franz (von Braunau).

Sonette von C. A. Kaltenbrunner.

I.

Entwicklung.

Zwei Menſchenpflanzen, zarte, lieblich kleine,
Entgrünten frei und friſch demſelben Grunde;
Sie ſchienen bald zu frohem Jugendbunde
Verzweigt zu ſein in kindlichem Vereine.

Nun ſchoß als Tanne hoch empor die Eine,
Ein Strauch noch iſt die Andere zur Stunde;
Von niedriger Beſtimmung gibt ſie Kunde,
Denn haften bleibt am Boden das Gemeine.

Doch Neid und Ingrimm ſcheint ſie jetzt zu ſpornen,
Den einſtigen Genoſſen zu erreichen, —
Und aufwärts ranken will ſie ihre Dornen.

So will das Niedere ſtets dem Hohen gleichen,
Und nie begreift es, um ſich ſtill zu ſagen:
Was kriechen ſoll, kann nun und nimmer ragen.

II.

Meteore.

Hin durch den nächtlich dunklen Himmel ſchießen
Oft Feuerballen, die ſich jäh entzünden;
Ein ſeltſam Ungewöhnliches verkünden
Die Leuchten, die ihr blendend Licht ergießen.

Man ſtarrt ſie an, und Alles iſt befliſſen,
Der Phönomene Weſen zu ergründen;
Doch, während ihr verwundert ſteht, verſchwinden
Die feur'gen Gäſte in den Finſterniſſen.

So iſt das helle, plötzliche Erſcheinen
Der großen Geiſter, der gewalt'gen Denker
Inmitten ihrer Zeit, der grübelnd kleinen.

Des künft'gen Geiſterthum's vorſeh'nde Lenker,
Sie werden angeſtaunt, doch nicht verſtanden,
Und erſt begriffen, wenn ſie längſt verſchwanden.

III.

Das Land der Verheißung.

In das verheiß'ne gold'ne Land des Glückes
Sah Moſes einſt von eines Berges Zinnen;
Er ſah es liegen mit entzückten Sinnen,
Und glühend ſprach die Sehnſucht ſeines Blickes.

Mit dem Beſitze eines kleinen Stückes,
Wie glaubt' er alle Himmel zu gewinnen!
Doch ach, es blühte ihm kein Plätzchen drinnen, —
Ihn bannt die Schwere düſteren Geſchickes.

So auf der Ahnung Höhen blickt die Seele,
Wie der Prophet gedrückt von Schuld und Fehle,
Hinüber in das Land, das uns verheißen.

Sie iſt gefeſſelt, mit dem Leib im Bunde,
Doch gläubig hoffend harret ſie der Stunde,
Wo einſt entzwei des Kerkers Bande reißen.

Des Räubers Liebe.

Ballade.

Es wandelt ein Räuber im Wald dahin,
Mit glühendem Auge, mit finſt'rem Sinn;
Wie rauſchen die Bäume ſo ſchaurig d'rein,
Als riefen ſie warnend: »Halt ein! Halt ein!«

Der Räuber ſich aber daran nicht kehrt,
Nach Beute allein nur ſein Herz begehrt,
So geht er, am Dolchgriff die nervige Hand,
Da blinkt durch die Zweige ein weißes Gewand.

Und ſieh da, ein Mägdlein, auf ödem Pfad,
In argloſer Unſchuld dem Blut'gen naht,
Ein liebliches Kindchen gar friſch und jung,
Das Antlitz ſo lachend, die Glieder voll Schwung.

Wohl bebt es zurück vor dem fremden Mann,
Doch der faßt's mit feurigen Armen an,
»Jung Mägdlein, du nahteſt zu rechter Zeit,
Du haſt mir gefehlt in der Einſamkeit.«

»O ſchont meines Lebens!« ſo flehet das Kind,
»O ſchont um der Mutter, die krank und blind,«
„Was ſchert mich die Alte!« ſo lacht er laut,
»Biſt du nur die blühende Räuberbraut!«

Und heißer das liebliche Kind er umſchlingt,
Doch dieſes mit kräftigen Armen ringt,
Da regt ſich der Zorn in des Mannes Bruſt,
Da ſchleudert er's nieder, faſt unbewußt.

»Und willſt du nicht werden des Räubers Weib,
So geb' ich den Tod deinem jungen Leib!« —
»»Viel lieber im Grab, als in deinem Arm!«« —
Da färbt ſchon den Raſen ihr Blut ſo warm.

Betäubt blickt der Räuber die Leiche an,
»Und hab' ich denn wirklich ein Leid's dir gethan?«
So frägt er ſich ſelber, den Stahl in der Fauſt,
Von flammendem Groll noch die Bruſt durchbrauſ't.

So ſtarrt er auf ſie, auf das Blut am Strauch,
»Was mußteſt du trotzen dem Räuber auch!?
Was mußteſt du trotzen!?« — ſo grollt er wild,
»Und ſchienſt doch ſo ſanft und ſo lieb und mild!«

D'rauf gräbt er im Walde ein einſam Grab,
Legt ſchweigend das liebliche Mägdlein hinab,
Und wölbt einen Hügel darüber auf,
Und ſchnitzt noch ein Kreuzlein und ſetzt es d'rauf.

Dann ſchreitet er wieder durch Wald und Nacht,
Nicht merkt er's, wie wüthend der Sturm erwacht,
Die Aermſte nur ſieht er im letzten Hauch,
Und zürnet: »Was mußteſt du trotzen auch!»

So ſchreitet er hin, wo nicht Pfad noch Steig,
Es ſchlägt an die Stirn ihm manch knorrig Gezweig,
Es ritzet ihn blutig manch dorniger Strauch,
Er aber, er grollt nur: »Was trotzeſt du auch!?»

Und Tage und Nächte in ſteter Flucht,
Sich ſelbſt zu entrinnen der Räuber ſucht,
Doch nimmer entflieht er, wie groß ſein Grimm,
Dem Sehnen, das plötzlich erwacht in ihm.

Dem Sehnen nach ihr, deren junges Blut
Zu raſch er vergoſſen in Zorneswuth,
Dem Sehnen, das ewig in ihm nun quillt,
Dem Sehnen, das nichts auf der Erde ſtillt.

So irrt er umher, ohne Wehr und Stab,
Bis wieder er ſteht an des Mägdleins Grab,
Da löſ't ſich's vom Herzen mit einem Mal,
Da fühlt er der Reue, der Liebe Qual.

Da wirft er ſich hin zu Gras und Strauch,
Und ſchluchzet: „Was mußteſt du trotzen auch,
Du Mägdlein, nach dem dieſes Herz begehrt,
Das Reue zerfleiſchet und Sehnſucht verzehrt!»

Da ſchluchzt er und wimmert durch Nacht und Wind,
Und rauft ſich die Haare und weint ſich blind,
Und wühlt in der Erde, im tiefſten Schmerz,
Doch wühlt er heraus ſich kein liebend Herz.

So ſchluchzt er und wimmert, daß ſchaurig weit
Sein Jammer durchſchallet die Einſamkeit,
Und ſcheu von dem Platz, wo ſie ſonſt geruht,
Die Wölfin ſich flüchtet mit ihrer Brut.

Nach Wochen erſt fanden mit Blut befleckt,
Den Räuber ſie dort auf das Grab geſtreckt,
Doch ſchien es, als ſeufzte ſein letzter Hauch:
»Was mußteſt du trotzen dem Räuber auch!«

Johann N. Vogl.

Allein.

Ich bin ſo gern allein,
Im Wald auf grüner Heide,
In Trauer und in Freude,
Bei Nacht und Sonnenſchein.

Ich bin ſo gern allein,
In freien Bergeslüften,
In dunklen Ahnengrüften,
Mit moderndem Gebein.

Ich bin ſo gern allein,
Der Abgeſchied'nen denkend,
In Träume mich verſenkend
Von dem, was einſtens mein.

Ich bin ſo gern allein,
In fernen Weiten ſchwebend,
In künft'gen Tagen lebend
Und glücklicher'm Verein.

Ich bin ſo gern allein,
Zu ihm das Aug gerichtet,
Der Alles lenkt und ſchlichtet,
Und fühle keine Pein.

Ich bin ſo gern allein,
Dem Treiben fern, dem bunten,
D'rum denk' ich, wird mir drunten
Im Grab am wohlſten ſein.

Johann N. Vogl.

— — — —

Inhalt.

I.
Proſa.

Seite

Beck, Louiſe. Die Viktoria. Novelle 64
Frühauf, Karl Raimund. Die Fürſtin Maria Montenegro. Erzählung 321
Kosheim, Ulrich. Das wirkſame Gegenmittel. Novelle . . 346
Rem, C. J. Hundert Gulden! Novelle, mitgetheilt von Franz Stelzhammer 125
Schindler, Julius Alexander. Der grüne Student. Märchen 252
Straube, Emanuel. Hüttl am See. Novelle 1
Told, F. X. Schwert, Feder und Gold. Erzählung 158

II.
Gedichte.

Valtekron, L. L. Sterbende Liebe 52
— — — Todte Liebe 53
Berger, Adolf. Blaue Augen 56
Braunau, Franz von. Täuſchung 368
Bube, Adolf. An die Frühlingswinde 153
Buſchmann, Gotthard Freiherr von. Leben und Tod 117
Carlopago. Zephir's Rache 155
Caſtelli, J. F. Frauenblätter 244
Fitzinger, Franz. 1. Pia. 2. Liesli. 3. Agathe. 4. Jenny. 5. Eugenia. 6. Fatime. Als Erklärung der Stahlſtiche.
Frankl, Ludwig Auguſt. Blitze, einer Dame in's Album geſchleudert 58
Hammer-Purgſtall. Ghaſel. Aus dem Perſiſchen 309
— — — La mia stella. Aus dem Italieniſchen . . 310
— — — Indiſches Zigeunerlied 311

Seite

Kaltenbrunner, Karl Adam. Mutter und Kind 61
— — — Sonette 370
Kilzer, Wilhelm. Inneres Schauen 111
Langer, Karl Edm. Das herbſte Wort 113
— — — Sternengruß 313
Leitner, C. G. Ritter von. Der Beſuch im Traume 114
Liber, Ludw. Epiſtel eines Dichters an ſeine Freundin 118
Löwe, Ludwig. Der tolle Muſikant 339
Mayrhofer, Joh. Aus deſſen Nachlaſſe 150
Moshamer, Jof. A. Vier Nächte 317
Neumann, Ludw. Gottfr. An die Geliebte 124
Paoli, Betty. Lieder 122
Prechtler, Otto. Minnerecht 319
— — — Die letzte Roſe 342
— — — Dämmerung der Liebe 344
Rain, Karl. Milada's Lieder an Milorad. Aus dem Alt-böhmischen. (Fortſetzung vom Jahre 1841.) 233
Scheerer. Der Spaziergang 149
Schilling, Auguſt. Das Liebes-Echo 250
Schleifer, M. L. An die Frauen 49
Schulheim, Hiazinth. Vergeſſen 151
— — — Meiner lieben Braut 315
Seidl, Johann Gabriel. Das Händebad. Altdeutſcher Schwank 304
Swidock. Ohne Liebe 116
Vogl, Joh. Nep. Des Räubers Liebe. Ballade 373
— — — Allein 377

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Deutsche
[illegible]
20

N12<102954249010

Bei Lendler & Schaefer.

HULDIGUNG

den

FRAUEN.

* * *

Taſchenbuch für das Jahr 1843.

Herausgegeben

von

J. F. CASTELLI.

Einundzwanzigſter Jahrgang mit Stahlſtichen

WIEN.
Bei Tendler & Schaefer.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Yt [illegible]
[illegible]

Frauen-Anmuth,

zur

Erläuterung der Stahlſtiche,

von

J. N. Vogl.

Frauen-Anmuth.

Woher mag Frauen-Anmuth kommen?
Wer kann mir ſagen: Was ſie iſt?
Sie ſchwebt um alle Töchter Evens,
Doch ach, nur oft zu kurze Friſt.

Ein Abglanz ſcheint ſie ſchön'rer Welten,
Ein Strahl, der durch's Gewölke blickt,
Daß an dem Lieblichſten der Erde
Des Mannes Auge ſich entzückt.

1.

Im Winterſchmucke ſiehſt du prangen,
Im Hermeline hier ein Weib.
Will mit den Perlen in den Händen
Sie ſchmücken ſich den jungen Leib?

Wozu? — Der Schmuck, der dich bekleidet,
Iſt Perle nicht, noch Hermelin,
Es iſt allein die Frauen-Anmuth,
Die gütig dir Natur verlieh'n.

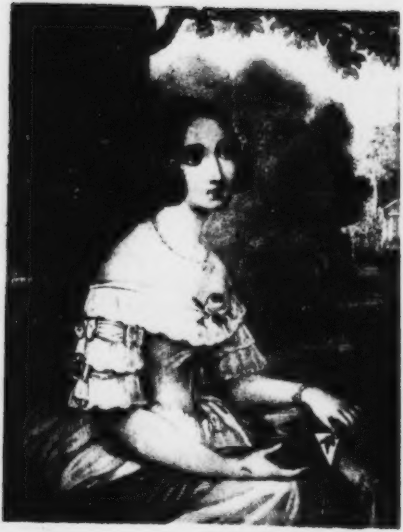
A
D
D
S

R
R
U
S

2

Auf Polſtern liegt ſie hingegoſſen,
Den Falken auf der weißen Hand,
Die Haare läſſig um den Nacken,
Scheint Schmuck und Perle ihr nur Tand.

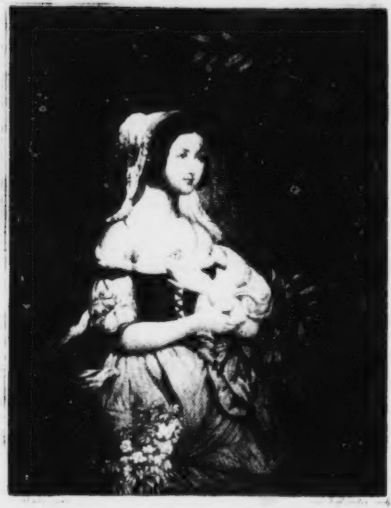
Nicht ſucht ihr Blick den Blick zu feſſeln,
Nicht fordert ſie euch kühn heraus,
Und dennoch breitet holde Anmuth
Sich über all' ihr Weſen aus.



3.

Sie weilt im düſtern Ahornſchatten,
Wer weiß, wohin ihr Geiſt ſie lenkt,
Ein Buch in ihren roſ'gen Fingern
Und träumeriſch den Blick geſenkt.

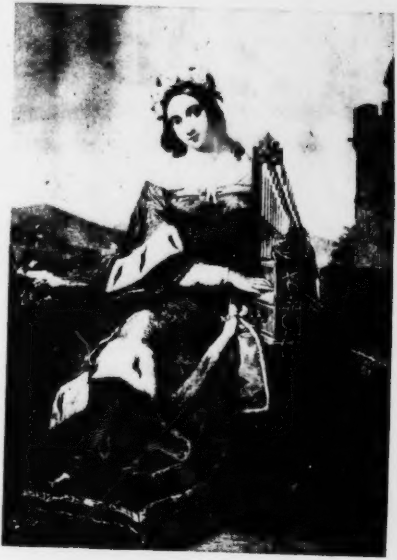
Doch ahnt ſie's nicht in ihrem Sinnen,
Daß ſie, die nur im Innern lebt,
Der ſchönſte Genius der Erde:
Der Frauen Anmuth jetzt umſchwebt.



1.

Im Walde ſchreitet unbefangen
Sie hin, ein Zögling der Natur,
Doch folgt, als wär's der Kleinen Schatten,
Die Anmuth ihrer Tritte Spur!

Sie ſpielt ihr um die klaren Augen,
Sie flattert um den friſchen Mund,
So gibt ſich Frauen-Anmuth ſelber
Auch in der Waldeswüſte kund!



5.

Sie ſitzt auf hohem Schloßbalkone
Und lockt hervor der Orgel Ton,
Wie in Erinnerung verſunken
Scheint ſie der Gegenwart entfloh'n.

Und doch liegt Anmuth ausgegoſſen
Auch über ſie, woher das kam?
Liegt Anmuth denn nicht in der Freude,
Liegt ſie in Wehmuth auch und Gram?

für
Anſt
Fran
Geſi
müde
gefun

es m
halte

trübt
am

dieſe
Antw
welche

Zügen
und
eine
Wenn
Mitlei
liche
184

Das Geſellſchaftsfräulein.

Eine einfache Erzählung aus dem Leben, von J. F. Caſtelli.

I.

»Du haſt Recht, Theodore! das iſt wahrhaftig ein Glück für uns!« Dieſe Worte ertönten mit ſchwacher Stimme und mit Anſtrengung aus einer, von peinlichem Gefühle gedrückten Bruſt. Frau von Sillern trocknete, alſo ſprechend, und indem ſie ihr Geſicht wegwendend, um nicht bemerkt zu werden, von ihren ermüdeten Augen Thränen, welche über blaſſe und vom Schmerz gefurchte Wangen herabrollten.

»Weißt Du, Mama!« antwortete eine andere Stimme, »daß es uns jetzt zum erſten Male ſeit ſieben Jahren geglückt iſt, zu erhalten, was wir wünſchen.«

Die Augen der Frau von Sillern hefteten ſich dann betrübt auf ein junges Mädchen, welches bei einem kleinen Spiegel am Fenſter ſeine Toilette vollendete.

»Ja, es iſt wohl recht gut ſo,« antwortete ſie dann, aber dieſe Worte ertönten nur ganz maſchinenmäßig und nur, um eine Antwort zu geben. Dann folgte Schweigen von beiden Seiten, welches nur manchmal durch einen Seufzer unterbrochen wurde.

Frau von Sillern war eine Frau von Fünfzig, in deren Zügen, bei aller Ärmlichkeit in ihrem Anzuge, ſich doch Würde und Sanftmuth abſpiegelte, ſo daß man beim erſten Anblicke auf ine glücklichere Vergangenheit in ihrem Leben ſchließen konnte. Wenn man aber im Zimmer umherblickte, ergriff den Beſchauer Mitleid bei dem auffallenden Elende, welches ſich durch alle mögche Sorgfalt und Reinlichkeit nicht verdecken ließ. Eine Dachkammer im fünften Stockwerk und eine daranſtoßende kleine Küche war die ganze Wohnung; zwei ärmliche, mit wollenen Decken verſehene Betten, einige Strohſtühle, ein Kaſten und ein Tiſch von weichem Holze die ganze Einrichtung.

Indeſſen ſchien doch ein kleiner Luxus ſich in dieſem traurigen Aufenthalte bemerkbar machen zu wollen, um die Ärmlichkeit noch auffallender zu machen; denn ein hübſches Pianoforte nahm den einzigen noch übrigen Platz im Zimmer ein, und zwei Bilder in vergoldeten Rahmen hingen an der weißen Wand. Sie waren Theodorens Arbeit. Wer würde ſich nicht gewundert haben, in dieſer Dachſtube Muſik und Malerei, dieſen Luxus der Glücklichen, zu finden, während Frau von Sillern aus einer Schublade des Kaſtens, welcher vor ihr offen ſtand, mehrere Stücke Linnenzeug, eins nach dem andern, herausnahm, deren Durchſichtigkeit und hin und wieder auch ſorgſame Stoppereien den langen Gebrauch derſelben beurkundeten.

Sie ſah alle Stücke genau an, und wenn ein Hemd oder ein Sacktuch ihr doch noch etwas weißer und weniger fadenſcheinig als die übrigen ſchien, ſo legte ſie es mit mehr Zufriedenheit auf den Tiſch. Die meiſten Stücke aber legte ſie mit einem Kopfſchütteln, von einem Seufzer begleitet, wieder in den Kaſten zurück.

»Nicht wahr, Mama!« fragte endlich Theodore, »mein Kleid hab' ich doch recht hübſch gemacht?« und ſie drehte ſich vor ihrer Mutter herum, und zeigte ihr das grünſeidene Kleid, welches ihr vortrefflich an den Körper paßte. Die elegante Haltung, der ſchöne Wuchs Theodorens, ihre ſeidenen lockigen Haare, und ihr himmliſches Auge kontraſtirten ſehr mit der armſeligen Wohnung, in welcher ſie eben ihre Toilette vollendete. Theodore zählte 25 Jahre. Ihre Züge waren fein und regelmäßig, aber die Friſche der erſten Jugend war ſchon verſchwunden. Dieſe Geſtalt, jetzt blaß und leidend, war früher voll und rund, von friſchen Farben und freudigem Ausdrucke belebt, ja ſie glich einem jener Fantaſieköpfe eines Malers, welcher das Ideal der Schönheit ſucht. Wenige Jahre waren verfloſſen, und die Wangen Mädchens hatten ſich etwas gefurcht, die Augen, einſt ſo leb blitzten nur manchmal, meiſtens aber ſtahlen ſich traurige B aus den halb geöffneten Augenliedern; die Lippen, blaßroth, neten ſich nur ſelten zur Freude, und das Lächeln, welches darü hinzuckte, wenn ihre Blicke jenen ihrer Mutter begegneten, h etwas Wehmüthiges an ſich. Es war nicht ſchwer, dieſem Geſi in der Idee die Anmuth der Jugend wieder aufzudrücken, all man fühlte Schmerz dabei. Welche Hand, noch mächtiger als j der Zeit, hatte denn dieſe Reize verwiſcht? Wer ſich dieſe Fr ſtellte, dem kam, ungeachtet der etwas verdächtigen Vereinigu des Luxus mit der Armuth, doch gewiß kein böſer Gedanke in d Sinn; wenn er die beiden Frauen aufmerkſam betrachtete. Es l ſo viel Reinheit und Unſchuld in der Geſtalt der Tochter, ſo vi Hingebung in jener der Mutter, daß man ſah, ſie ſeyen n unglücklich. Das, was vor dem Alter die Friſche der Jugend ve wiſcht, Entmuthigung in die Tage der Selbſttäuſchung geworfe hatte — es war jenes Übel, welches Alles welk macht, welche das Talent unterdrückt, die Schönheit zerſtört, den Muth bricht die Seele krank macht, es war die Armuth. Sie hatten gearbeitet geduldet, geweint; denn ſie waren arm. Des jungen Mädchen Jugend war verfloſſen ohne Freude, ohne Liebe, ohne Ehe; denn ſie war arm. Die muthige, tugendhafte Frau fand jetzt in ihrem Alter keine Achtung, keine Freunde, keine Ruhe; denn ſie war arm.

Frau von Sillern hatte einen Beamten geheirathet. Alles, was die Beſoldung nach dem beſcheidenen Nothwendigen übrig ließ, war auf Theodorens Erziehung verwendet worden. »Das iſt ein Vermögen,« ſagte die Mutter oft, »das ihr Niemand nehmen kann.« Die Eltern machten jeden Tag Pläne für die Zukunft des jungen Mädchens, deſſen Anmuth ſich von Jahr zu Jahr mehr entfaltete. Schon dachte man an eine Heirath. Manchen Abend hatten Vater und Mutter ſich darüber vertraulich beſprochen, und am andern Morgen, wenn ihre Blicke auf Theodoren fielen, lag in dieſen etwas Prüfendes und zugleich ein ſelbſtgefälliges Gefühl, das immer neue höhere Hoffnungen erweckte, und ihnen eine unbeſtimmte Vorempfindung des künftigen Glückes ihres Kindes gab. Das Mädchen aber freute ſich nur der Freude ihrer Eltern, und dachte nicht an ſich ſelbſt.

Allein ein neuer Präſident wünſchte den Platz, welchem Sillern durch ſechzehn Jahre treu und fleißig vorſtand, für ſeinen Neffen; Sillern konnte nun nichts mehr recht machen, und wurde endlich gar, aus Gnade, mit zwei Drittheilen ſeines Gehaltes, in Ruhe geſetzt. Seine Klagen und ſein Unglück betrübten auch ſeine Familie. Er wurde krank; einige Zeit nachher fallirte auch der Banquier, bei dem er einige Tauſend Gulden niedergelegt hatte, und dieſer Streich verſetzte ihm den Todesſtoß. Seine Frau und Tochter verloren mit ihrer mäßigen Habe nun auch ihren Beſchützer. Theodore war damals 18 Jahre alt.

Lange Zeit nährten ſie die Hoffnung, daß dieſes große und unverdiente Unglück nicht ohne Troſt bleiben werde, daß der Banquier, der nach einer kurzen Reiſe ins Ausland nun wieder im Überfluſſe ſchwelgte, Mitleid mit ihrem Elende haben, und daß auch einige reiche Verwandte etwas für ſie thun würden. Allein alle dieſe Hoffnungen verſchwanden bald. Was konnten ſie in einer Zeit erwarten, wo edle Geſinnungen und großmüthige Handlungen als Thorheiten bekrittelt werden, wo man die Menſchen nicht nach dem ſchätzt, was ſie werth ſind, ſondern nach dem, was ſie haben. Das Elend allein ſuchte und fand ſie. Sie beſchloſſen endlich, nichts mehr zu erwarten, als was ihnen ihrer Hände Arbeit einbrachte, und ihre einzige Sorge ging dahin, nur immer Arbeit zu bekommen.

Sieben Jahre vergingen in dieſem Kampfe mit der Armuth. Theodore hatte Unterricht im Pianoforteſpiel gegeben, junge Mädchen ſtricken und ſticken gelehrt und Kupferſtiche illuminirt. Allein alle dieſe Talente, die man bei einem reichen Mädchen bis in den Himmel erhoben hätte, wurden bekrittelt und gering geſchätzt, wenn die Rede davon war, ſie zu bezahlen, und oft wa es unmöglich, ſie auszuüben. Dann wurde das Sticken, dieſe beſcheidene Quelle weiblichen Verdienſtes, ihre Beſchäftigung, und ſie mußte ſo viel arbeiten, um wenig zu gewinnen, daß, wenn eine Krankheit kam, oder etwas bedeutendere Ausgaben für größere Bedürfniſſe gemacht werden mußten, man ſich immer gezwungen ſah, jene Gegenſtände zu verkaufen, die man für am wenigſten nothwendig hielt, und ſo beſaßen ſie von alle dem, was ihre frühere Behaglichkeit anzeigte, nur mehr das Pianoforte.

Allein der Gram und Schmerz, der aus der Seele Theodorens auf ihr Geſicht trat, war doch nicht mit jenen Gefühlen zu vergleichen, die ſich ihrer Mutter bemeiſterten, als ſie Anmuth, Jugend und Fröhlichkeit von ihrer Tochter weichen ſah. Wie oft, wenn Beide Abends mit ihrer Arbeit beſchäftiget waren, ſuchte Eine der Anderen die trübſeligen Ideen in ihrem Innern zu verbergen und ein gleichgiltiges Geſpräch anzuknüpfen, um nur das Stillſchweigen zu brechen.

An einem der Wintertage, wo der Himmel, mit dichten Wolken bedeckt, nur durch einen feinen Eisregen ein ungleiches fahles Licht fallen läßt, an welchen Tagen die Glücklichen eine Schwermuth ohne Grund fühlen, die Seele der Unglücklichen aber von dem tiefſten Grame erſchüttert wird, arbeiteten Theodore und ihre Mutter, ein Frauenkleid, mit färbiger Seide und Gold geſtickt, zu vollenden; denn es war die Zeit des Karnevals, und dieſes Kleid, welches eine ſchöne und reiche Dame ſchmücken ſollte, mußte am folgenden Tage fertig ſeyn. Sie hatten den ganzen Tag gearbeitet, mußten aber auch noch die Nacht zu Hilfe nehmen. Der Abend war ſo lang, daß bereits alle Gegenſtände des Geſpräches erſchöpft waren, und ſeit einer Stunde hatte man in der kleinen Bodenſtube kein Wort mehr gehört; nur das ſchwache Rauſchen der Seide zwiſchen dem Kleide und dem darunter liegenden Papier unterbrach die Todtenſtille. Die Mutter hatte die Arbeit verlaſſen, oder vielmehr, ſie war ihr unbewußt entfallen, ſo ſehr hatte ſie ſich in Gedanken vertieft. Auf dem nahen Kirchenthurme ſchlug es elf. Das Wagengeraſſel in den Straßen war verſtummt, und die Ruhe wurde von außen nur durch die Muſiktöne eines nahen Balls unterbrochen. Schon lange hatten die beiden Frauen diese Töne der Freude vernommen, aber dieſe hatten ſo traurige Gefühle bei ihnen erweckt, daß ſie es unterließen, davon zu ſprechen. Zweimal war Theodore — indem ſie glaubte, ihre Mutter ſähe es nicht — zu dem kleinen Fenſter getreten, und hatte hinüber geſchaut und durch die Vorhänge von geſticktem Mouſſelin die prächtige Beleuchtung und die Figuren junger, geſchmückter und fröhlicher Frauen geſehen. Einen Seufzer unterdrückend, hatte ſie ſich dann wieder mit verdoppeltem Eifer zur Arbeit geſetzt, und ihre Stickerei ſorgſam geprüft, um dadurch andere Gedanken, welche in ihrem Innern aufgetaucht waren, zum Schweigen zu bringen. Allein die Mutter hatte Alles geſehen, Alles mitgefühlt, das Unglück, durch das vorhergegangene Glück vergrößert, und das Elend, welches ihnen alle Freuden des Lebens verſagte. Sie ließ im Geiſte die verfloſſenen Tage vor ſich vorübergehen und berechnete die künftigen; kein Strahl des Glückes ſeit ſieben Jahren, und keiner für die Jahre, welche kommen ſollten! — Und auch die Gegenwart ſo traurig. Ihre Tochter, welche hinwelkte, ohne zu klagen. Sie blickte auf die abgemagerten Formen, auf die von der Arbeit gerötheten Augen, auf die kleinen unermüdeten Hände, welche die ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen ſchienen. Aber plötzlich ruhte die Hand mit der Nadel, eine brennende Thräne war aus dem matten Auge des armen Mädchens gefallen, und noch andere Zähren folgten nach, welche ſie fruchtlos zurückzuhalten ſuchte, und die ſie hinderten, die Blumen ihrer Stickerei zu unterſcheiden, ſie mußte dieſe unterbrechen. Eine Bewegung der Mutter zog die naſſen Blicke der Tochter auf ſie. Was nun in den Blicken lag, welche Beide tauſchten, wer vermag es zu beſchreiben? Sieben Jahre des Kummers, des Duldens und der unterdrückten

Verzweiflung ſprechen daraus. Jede fühlte, daß dieſe Sprache der Andern ſagen werde, was ſie zu verbergen ſuchte, daß ſie jetzt keinen Grund mehr habe, ſich zu verſtellen, und ſo brach Theodore in lautes Schluchzen aus; langſamer, aber noch bitterer floſſen die Thränen über die Wangen der Mutter, und, wohl fühlend, daß ſie ihren einzigen Troſt noch von ihrer wechſelſeitigen Zärtlichkeit zu erwarten hätten, warfen ſie ſich einander in die Arme, ohne ein Wort zu ſprechen, und dennoch war Alles geſagt.

Sie weinten lange; es liegt ſo viel Süßigkeit in einer wahren Empfindung und in der Gewißheit, daß dieſelbe von einem geliebten Weſen getheilt werde, daß die beiden Frauen, obſchon ſo unglücklich, doch in ihren Thränen Troſt und ſelbſt etwas mehr Ruhe fanden.

Einige Monate waren ſeitdem verfloſſen und man bemerkte, daß ein wichtiges Ereigniß in dieſem engen Stübchen einige Veränderung hervorgebracht haben müſſe; denn zur ſonſt gewöhnlichen Arbeitsſtunde ruhte jetzt die Nadel. Theodore machte eine ſorgältige Toilette, ihr ſeidenes Kleid war neu, ſo wie ihre Halsrauſe; ein einfacher, aber gewählter Hut lag neben ihr, ihre Haare waren in Locken gekräuſelt, kurz, Alles zeigte an, daß hier twas Wichtiges vorgehen ſollte.

Plötzlich wurde an der Thüre gepocht. — »Er iſt's!« ſagte Theodore zitternd, und eine unerklärliche Miſchung von Unruhe nd Hoffnung malte ſich in ihrem ganzen Weſen, dann blieb ſie nbeweglich. In den entſcheidenden Augenblicken des Lebens, welhe einen großen Einfluß auf uns haben, erwachen ſo verſchiedene nd zahlreiche Ideen in uns, die Eindrücke ſind ſo lebhaft und iderſprechend, die innere Aufregung ſo überwiegend und mächtig, aß das äußere Leben zu ſtocken ſcheint. Theodore hatte nicht e Kraft, gegen die Thüre zu gehen, und einige Minuten veroſſen, bevor es ihr möglich wurde, ſich zu bewegen. Frau von illern hatte ſich geſchwinde gebückt gegen die vor ihr offen ſtende Schublade, um noch ein letztes Stück daraus zu nehmen, eigentlich aber, um zwei große Thränen abzuwiſchen, welche ihr über die Wangen liefen, um ſodann jener Perſon, welcher ſie öffnete, ein vergnügtes Geſicht zeigen zu können. Dies geſchah auch wirklich, und der Doktor K— trat in das kleine Zimmer.

Der Doktor K— war einer jener berühmten Männer der Hauptſtadt, welche nebſt ihrem eigenen Verdienſte auch der Ungerechtigkeit ihrer Kollegen viel zu verdanken haben. In den Jahren, wo man nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt iſt, zeigte ſein Geſicht alle Lebhaftigkeit der Jugend, verbunden mit alle dem, was Erfahrung, Arbeit, Gewohnheit und Beobachtung an Ausdruck beifügen. Wenn die Lächerlichkeiten, welche unmöglich an ihm vorübergehen konnten, ohne die Aufmerkſamkeit ſeines lebhaften Geiſtes in Anſpruch zu nehmen, ſeinen Zügen ein ſatyriſches Lächeln einprägten, ſo ließ doch der Anblick ſo vieler Leiden, die er zu mildern berufen war, darauf noch Platz für einen Ausdruck des Mitgefühls. Sein Ruf hatte ihn vertrauter mit den Palläſten der Reichen als mit den Hütten der Armen gemacht, dennoch bemerkte man auf ſeinem Geſichte weder Überraſchung noch Geringſchätzung, als er in die elende Kammer der beiden Frauen trat. Er grüßte ſie eben ſo höflich und freundlich, als ob er ſie in der belle-etage ihres eigenthümlichen Hotels getroffen hätte; er fühlte, daß ſich das Schickſal geirrt habe, indem es ihnen dieſe armſelige Wohnung anwies, und überhaupt — er hatte die Großen zu oft in der Nähe betrachtet, um die Kleinen zu verachten.

Frau von Sillern both ihm einen Stuhl, der Doktor aber ſah auf ſeine Uhr und ſprach: »Es iſt Zeit; wenn Sie bereit ſind, ſo wollen wir gehen.« Theodore nahm ihren Hut, und die Mutter legte ihr das Umhängtuch zurecht, man ſchwieg. Frau von Sillern faßte die Hand des Doktors mit einem Ausdrucke von Dankbarkeit. »Es wird ihr gut gehen,« ſagte der Doktor, »ſehr gut!« Ein Blick dankte ihm für dieſen Troſt, und man ſchickte ſich an, zu gehen. Theodore warf ihre Blicke noch einmal auf alle Gegenſtände der kleinen Stube, und ſchöpfte daraus neuen Muth.

Die Hoffnung belebte durch ein Lächeln ihr betrübtes Geſicht. Der Glaube, daß auch noch ein Glück in dieſer Welt für ſie blühen könne, erwachte, und ein unbeſtimmtes Gefühl ſagte ihr, daß ihr Antheil an den Leiden dieſer Erde ſo groß war, daß ſie auch einen Anſpruch auf ihre Freuden habe.

Der Doktor weckte ſie aus dieſen Betrachtungen; ſie nahm das kleine für ſie zurechtgelegte Päckchen, ein Fiaker ſtand am Thore. Die Thorſchließerin ſah mit großen Augen die beiden Frauen mit dem Doktor in den Wagen ſteigen, welcher dem Kutſcher zurief: »Auf den großen Markt Nr. 43.«

II.

Auf dem großen Markte, dem beſuchteſten Hauptplatze der Stadt, befindet ſich ein anſehnliches Prachtgebäude und im erſten Stockwerke darin ein zierlich eingerichtetes Boudoir, deſſen rothſeidene Vorhänge mit Goldfranſen zugleich Reichthum und Geſchmack verrathen. Bevor man in dasſelbe gelangt, muß man durch zwei Säle ſchreiten, welche zu Feierlichkeiten beſtimmt ſind. In den Vorzimmern befinden ſich mehrere Diener in rothen Livreen mit Borden, welche die verſchiedenen Farben des Wapens der Herrſchaft tragen. Ein großer Hof und ein daranſtoßender großer Garten, eine Menge anderer Gemächer, Ställe, Remiſen u. ſ. w. — Alles zuſammen bildet ein Palais, deſſen ſorgfältige Unterhaltung ein Vermögen ankündigt, welches den Ausgaben entſpricht, die man macht. Die Beſitzerin iſt die Tochter des Grafen von L—, Witwe ſeit fünfzehn Monaten, und nennt ſich Honorine von Mallborn.

Die Gräfin befindet ſich in ihrem Boudoir, auf dem Divan ſitzend. Der alte Baron M—, die unausweichliche Geißel einer Modedame, wiederholt ihr eine jener veralteten Galanterien, welche er vor vierzig Jahren manchmal mit Glück anwendete. Er verſuchte es wohl, ſich zu verjüngen, indem er neue Moden und neue Ideen annahm; allein die einen paßten eben ſo ſchlecht zu den alten Vorurtheilen ſeines Geiſtes, als die andern zu den Runzeln ſeines Geſichtes. Die Gräfin langweilt ſich in ſeiner Geſellſchaft. Ihr ſchöner Arm ruht auf einem geſtickten Polſter, und die kleine, weiße, weiche, parfümirte Hand unterſtützt ihr Haupt. Ihr Geſicht iſt nicht regelmäßig, aber ſein Ausdruck iſt lebhaft und anmuthig, und Alles, was die Schönheit Pikantes und die Toilettenkunſt Reizendes hat, vereinigt ſich, um Honorinen zu einer der liebenswürdigſten Frauen zu machen. Honorine iſt bald 25 Jahre alt, doch ſind ihre Geſichtsfarben ſo friſch, ihre Formen ſo üppig, daß ſie kaum 20 Jahre zu zählen ſcheint. Nie hatten Thränen dieſen Glanz der Augen verdunkelt, nie eine Empfindung von Kummer oder Beſorgniß dieſe herrlichen Züge zuſammengezogen. Sie war ja ſehr reich. Die Ungerechtigkeit hatte ſich nie an dieſe glückliche Frau gewagt; ſie ſah nur immer Leute, welche ſie liebten und bewunderten, ihre Jugend verfloß unter Vergnügungen und Feſten aller Art, ſie hatte nur Worte der Schmeichelei gehört, ſie hielt alle Menſchen für gut und glücklich. Sie war ja ſo reich! Für das größte Unglück hielt Honorine die lange Weile, und wenn ſie den Beſuch eines Überläſtigen ohne Gähnen ertrug, ſo nannte ſie das Heroismus. Eben jetzt war ſie ſchon eine halbe Stunde hindurch ſtolz auf dieſen Heroismus, als der Baron, der nun alle galanten Gemeinplätze erſchöpft hatte, ſie fragte: »Wer iſt denn der junge Mann, ſchöne Gräfin, den man ſeit Ihrer Zurückkunft von Ihrer Reiſe jetzt ſo oft bei Ihnen ſieht, und den Niemand kennt?« Die Gräfin hatte eine unruhige Bewegung gemacht, und ihr Sacktuch war ihr entfallen, welches der Baron ſchnell aufhob, und ſie antwortete: »Es iſt Herr Emanuel von Hallenburg.«

»Ganz recht, aber wer iſt der Herr Emanuel von Hallenburg, und welches Vergnügen kann eine Frau von Ihrer

Geiſtesbildung an der Konverſation eines Menſchen finden, der den Ideen und den Gewohnheiten der großen Welt ganz fremd iſt?«

Dieſe Frage wurde ſo nachdrücklich geſtellt, daß wohl eine Antwort darauf erfolgen mußte. Die Gräfin zögerte ein wenig, und ſprach dann, indem ein geringſchätzendes Lächeln über ihre Lippen gleitete: »Ich lernte Herrn von Hallenburg bei meiner Mutter kennen, als ich ſie vor fünfzehn Monaten auf ihrem Landgute beſuchte; Sie wiſſen ja, ich brachte meine Trauerzeit daſelbſt zu. Ein langer Aufenthalt auf einem einſamen Schloſſe mußte wohl ein freundſchaftlicheres Verhältniß anknüpfen.«

»»Ach! alſo ein Protegé der Frau Marquiſe? Vermuthlich ihr Sekretär, ihr Factotum?««

Die Gräfin antwortete nicht, aber ſie erröthete. Sie hatte ſich zwar gebückt, ſich anſtellend, als wolle ſie an ihrem Kleide etwas ordnen; auch hatte ſie um ein Glas Waſſer geſchellt, vermuthlich um anzudeuten, als ſey ihr eine plötzliche Hitze in die Wangen geſtiegen; allein der Baron bemerkte ihr Erröthen dennoch, und fragte weiter:

»Der junge Mann trägt ja auch Trauer?«

»»Ich glaube ja.««

»Beſitzt er Vermögen?«

»»O gewiß!««

»Vermuthlich eine Erbſchaft?«

Hierauf erhielt der Baron keine Antwort, und indem er jetzt alle Grundſätze von Humanität und Herablaſſung vergaß, womit er ſonſt zu prunken pflegte, wenn es ihm Nutzen brachte, ließ er ſich nun in eine lange Auseinanderſetzung ein, wie es den Bürgerlichen, auch ſelbſt, wenn ſie Geiſt und Vermögen beſitzen, doch immer unmöglich bleibe, ſich jenes liebenswürdige, freie und edle Benehmen anzueignen, wodurch ſich die höhern Klaſſen auszeichnen. Die Gräfin zerriß während dieſes Monologes die Spitze, welche ihr Sacktuch einſäumte, öffnete zweimal die Lippen, hielt aber immer die Worte wieder zurück, welche ſich herausdrängen wollten. Einen Augenblick röthete ſogar eine Aufwallung von Zorn ihr Geſicht, man bemerkte, daß ſie durch die Worte des Barons aufs Äußerſte gebracht war und ein Mittel ſuchte, ihn dafür zu beſtrafen. Wirklich — in dem Augenblicke, als der Redner ſich mit der größten Selbſtbewunderung ſprechen hörte, und von der Wichtigkeit ſeiner Gründe ſelbſt durchdrungen zu ſeyn ſchien, gähnte die boshafte Gräfin laut, und der Baron verſtummte. Die Thüre öffnete ſich und ein Diener meldete Herrn von Hallenburg.

Die Gräfin lächelte, rief »Willkommen«, und empfing den Eintretenden mit zuvorkommender Artigkeit.

Der Baron und Hallenburg grüßten ſich. Dieſe beiden Männer mißfielen ſich wechſelſeitig. Es lag ein halbes Jahrhundert zwiſchen ihren Ideen. Seit einem Monate trafen ſie ſich faſt täglich, und ihr Mißfallen war zum Haſſe geworden; allein die Höflichkeit übertünchte alles dies, kein Wort verrieth die Gedanken, und doch wußte Jeder, was er bei dem Andern galt.

»Die Frau Marquiſe fühlte ſich dieſen Morgen nicht ganz wohl,« ſagte Hallenburg, »ich komme ſo eben von ihr.«

»Alſo wird ſie wohl auch nicht bei mir ſpeiſen?« erwiederte die Gräfin.

»»Ich glaube kaum.««

»Und Sie werden alſo ganz allein ſeyn, verehrte Gräfin! denn auch Mlle. Durand iſt nicht mehr bei Ihnen, wie ich bemerke,« fiel der Baron ein.

»Ja, die Durand mußte zu ihrer kranken Tante ſchon vor acht Tagen, und ich vermiſſe ſie nicht ſehr. Dieſe Geſellſchaftsfräulein mit ihrer kalten, theilnahmloſen Artigkeit kommen mir vor, wie die perſonifizirte Langweile. Übrigens konnte ſich auch Suſanne, mein Kammermädchen, welche ſo gut zu coiffiren verſteht, und deren Augen dem Baron ſo gefallen, mit ihr nicht vertragen. Indeſſen habe ich doch dem Doktor K— den Auftrag gegeben, mir wieder ein Geſellſchaftsfräulein zu ſchaffen; denn es iſt doch bequem, Jemanden um ſich zu haben, mit dem man ſpricht, wenn man will und ſchweigt, wenn man eben nicht bei Laune iſt. Noch heute wird er mir ein Mädchen vorſtellen. Ich habe nur eine Bedingung zu ihrer Aufnahme geſetzt, daß ſie nämlich kein ſo betrübtes Geſicht mache, wie Mlle. Durand.

Hallenburg warf in dieſem Augenblicke einen faſt mitleidigen Blick auf die Gräfin, der Baron einen Blick der Bewunderung. Alſogleich aber nahm die Neugierde die Stelle dieſer Gefühle ein, als ein Bedienter eintrat, und Herrn Doktor K— mit Frau und Fräulein Sillern anmeldete.

»Hier, Frau Gräfin,« ſagte der Doktor, »habe ich die Ehre, Ihnen Fräulein Theodore von Sillern vorzuſtellen.«

Und nun ſtanden ſich die beiden jungen Frauen von gleichem Alter, deren Erziehung wenig verſchieden war, gegenüber. Ihre Blicke trafen ſich, Theodore ſo arm, Honorine ſo reich! Theodore zitternd und wohl fühlend, daß ihre Zukunft von dieſer Minute abhänge; Honorine ruhig, unbekümmert, die Arme kaum anblickend und bei ſich denkend: wenn ſie mir lange Weile macht, kann ich ſie ja wieder fortſchicken. Die Eine wußte wohl, daß Alles, was ſich ihr nahte, von ihr abhänge; die Andere hatte ihre Armuth gelehrt, daß ſie von Allem, was ſie umgab, abhängig ſey.

Frau von Sillern erbat ſich die Nachſicht und gütige Behandlung der Gräfin für ihre Tochter, ihre Stimme war dabei ehr bewegt. Die Gräfin antwortete artig und fragte, ob Frau von Sillern immer in der Reſidenz wohne. Theodorens Mutter ögerte und ſprach dann etwas unruhig: »Ja, gnädige Frau, alein ich wohne in einem ſo entlegenen Viertel, und bin ſo ſehr mit rbeit beſchäftigt, daß ich meine Tochter nur ſehr ſelten werde ſeen können.« Die arme Frau ſah wohl ein, daß dieſe Frage, dem nſcheine nach durch Theilnahme veranlaßt, eigentlich aus Beſorgß, ſie möchte durch Beſuche überläſtig werden, geſtellt wurde; fühlte, daß es nicht genug ſey, die Freude und den Troſt ihres ummervollen Lebens verloren zu haben, ſondern, daß ihr auch noch das ſchwere Opfer aufgelegt werden würde, ihre mütterliche Zärtlichkeit wenigſtens in ſo ferne zu verläugnen, daß ſie der Gräfin nicht unerträglich würde. Die gute Mutter brachte nun das letzte Opfer und beſorgend, die Geſtalt einer arm und ſchlecht gekleideten Frau könnte die Blicke der glänzenden Modedame beleidigen, gab ſie ſich ſelbſt in dieſem Augenblicke das Verſprechen, ſo ſelten als möglich hieher zu kommen.

Ein Blick, auf Theodoren geworfen, ſagte dieſer Alles, was in dem Herzen der geliebten Mutter vorging. Eine Thräne wollte ſich aus dem Auge des Mädchens ſchleichen, und doch verſuchte ſie zu lächeln, da fragte ſie die Gräfin: »Waren Sie ſchon in irgend einem Hauſe als Geſellſchafterin, meine Liebe?«

»Ich habe bisher meine Mutter noch nicht verlaſſen,« antwortete Theodore.

Die zerſtreute Gräfin hatte aber ihre Frage ſchon wieder vergeſſen. Nun wurden einige Reden hin und her gewechſelt, allein die einen waren zu gleichgiltig und die andern zu gefühlvoll, als daß die Konverſation ſich hätte fortſetzen können.

Der Doktor lobte Theodorens Talente, und ſuchte, indem er ſeine Worte bald an die beiden Herren, bald an die beiden Frauen wendete, und die Verdienſte des jungen Mädchens zugleich mit der Herzensgüte der Gräfin pries, ein neues Geſpräch anzuknüpfen, allein es war vergebens. Das Glück hatte zwiſchen Beiden eine Kluft gezogen, welche nichts ausfüllen konnte. Man fühlte beiderſeits die Nothwendigkeit, ſich zu entfernen. Frau von Sillern ſtand auf und die Gräfin ſchellte, ein Bedienter trat ein. »Führe Er Fräulein Sillern in das Zimmer, worin Mlle. Durand wohnte. Es wird von nun an das ihrige ſeyn.« Der Bediente ſah Theodoren vom Kopfe bis zu den Füßen auf die gewöhnliche inſolente Art dieſer Leute an, und bewegte ſich gegen die Thüre. Frau von Sillern ſtotterte einige Worte des Dankes und der Anempfehlung, und entfernte ſich dann mit ihrer Tochter.

Der Bediente zeigte ihnen am andern Ende des Ganges ein großes, düſteres Schlaf- und daneben ein Toilettzimmer mit verbrauchten Meubeln, welche aber die beiden Bewohnerinen einer Dachſtube prächtig fanden. »Dort, Mademoiſelle,« ſagte der Bediente, »liegt das Päckchen, welches der Herr Doktor mitgebracht hat. Jene beiden Chiffoniere, dieſer Kleiderſchrank und die zwei Kommoden ſtehen ganz zu Ihren Dienſten, und die Frau Mama kann Ihre Wäſche und Kleider gleich nachſenden.«

Theodore erröthete, die Armuth hat leider auch eine Scham, die eigentlich nur das Laſter haben ſollte. Der Bediente verließ das Zimmer, und Theodore warf ſich laut ſchluchzend in die Arme ihrer Mutter. Zu dem Schmerze der Trennung miſchte ſich eine ihnen bisher unbekannte Bitterkeit. Ihre Herzen waren gepreßt, wie von einem unerwarteten Unglück, und nie waren die Wände ihrer Dachſtube Zeuge einer ſo tiefen innerlichen Bewegung. Nicht als ob die Berührung mit dem Reichthume ihre Armuth in ein grelleres Licht geſtellt hätte, nicht als ob die Menge unnöthiger Dinge ihnen erſt gezeigt hätte, wie viel des Nöthigen ſie entbehren mußten, nein! die grauſamſte Folge des Elends ſind nicht die materiellen Entbehrungen. Sie fühlten, ſeitdem ſie in dieſes glänzende Hotel eingetreten waren, daß ſie hier immer fremd bleiben würden, daß Theodore hier keine Freunde, keine Theilnehmer, keine gleichgeſtimmten Seelen finden werde. Theodore wird Zeuge ſeyn, wie die reiche Gräfin ſich Alles deſſen erfreut, was jeder Menſch wünſcht, und wozu Theodore doch nie gelangen kann. Sie wird alle ihre Lieblingswünſche erfüllen, alle ihre Gedanken laut werden laſſen, umgeben von Freunden und Anbetern, reden oder ſchweigen, kurz ſich ganz geben können, wie ſie iſt oder ſeyn will. Der armen Theodore aber wird es vorbehalten ſeyn, den Geſchmack und die Launen einer Anderen zu ſtudiren und ſich darnach zu fügen; ſie wird ihre Freuden und ihren Kummer in ſich verſchließen und immer ſo ſeyn müſſen, wie die Gräfin zu fordern berechtigt iſt, daß ſie ſey. Die Armuth hatte ihr bis in ihr fünf und zwanzigſtes Jahr ſchon ſo viel geraubt, die Fröhlichkeit der Jugend, ihre weibliche Beſtimmung: Liebe und Ehe, alle Freuden, ja ſelbſt oft eine warme Stube und eine gute Nahrung, und doch fand die Armuth jetzt noch etwas an ihr zu rauben. Sie mußte das letzte Glück hinopfern, das ſie kannte, mit ihrer Mutter zu weinen. Hatte ihr das grauſame Geſchick früher alles Äußerliche genommen, ſo griff es jetzt mit grauſamen Händen in ihr Inneres, und herrſchte unbarmherzig über ihre Bewegungen, Worte, Geberden, ja ſelbſt über den Ausdruck ihres Geſichtes; dieſes unerbittliche Geſchick, welches ſchon die anmuthigen Formen ihres Körpers zerſtört hatte, begehrte nun auch noch einen Theil ihrer Seele.

Theodorens Muth wankte in dieſem Augenblicke, es wandelte ſie der Gedanke an, ihrer Mutter zu folgen; allein ſchon waren drei Monate ihres künftigen Lohnes vorausbezahlt, und hatten in den letzten Tagen Brot und auch einige Wäſche für Theodoren verſchafft. Es war alſo nicht möglich, dieſen Gedanken ins Werk zu ſetzen.

Endlich waffnete ſich Frau von Sillern mit Muth und ging. Theodore begleitete ſie bis in das Vorzimmer, wo ſie die Bedienten neugierig betrachteten. Noch einmal trafen ſich ihre Blicke, noch einmal berührten ſich ihre Hände und ſie trennten ſich. Bei edlen Seelen hat auch der Schmerz ſeine Schamhaftigkeit. —

III.

»Aber, wo dachte der Doktor hin, als er Ihnen, gnädige Gräfin! ein ſolches Geſellſchaftsfräulein empfahl?« — Alſo ſprach Suſanne, als ſie eines Morgens die Gräfin friſirte, und machte dabei eine ſolche Grimaſſe, daß dieſe, ſie im Spiegel gewahr werdend, ſich des Lachens nicht erwehren konnte. Das Kammermädchen, erfreut über dieſe gute Aufnahme, vergaß einen Augenblick ihre Beſchäftigung; die ſchönen ſchwarzen Haare der Gräfin wallten unberührt auf den vollen Buſen herab, und der Schildkrötenkamm ſchwebte in den Händen Suſannens gleich einem Dolche darüber. Dieſe fuhr fort: »Theodore iſt nun ſchon über einen Monat hier, und hätte alſo wohl Zeit gehabt, ihre Effekten herbringen zu laſſen. Nun, es wird wohl nicht viel mehr da ſeyn, als das armſelige Kleidchen von Kattun, das ſie täglich am Leibe hat, und ich ſchämte mich wahrlich ſtatt ihr, als ſie geſtern zu Ihro gräflichen Gnaden in den Wagen ſtieg. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie man ſo keck ſeyn kann, in ein ſo nobles Haus einzutreten, wenn man deſſen ſo unwürdig iſt.« Bei dieſen Worten that das Kammermädchen einen wohlgefälligen Blick auf ihre eigene Toilette, deren Eleganz von der Großmuth der Gebieterin zeigte.

Honorine lachte über die Wichtigkeit, womit Suſanne dies vorbrachte, und wer die Leute lachen zu machen weiß, welche durch die Verhältniſſe gewöhnlich zur Langweile verdammt ſind, der hat es bei ihnen gewonnen. Allein das Reſultat dieſes Lachens war doch ein ganz anderes, als Suſanne hoffte; denn ſchon am andern Morgen nahm die Nähterin der Gräfin Theodoren das Maß zu zwei neuen, einfachen aber modernen Kleidern, und die Putzhändlerin brachte ihr einen hübſchen Hut.

Theodore, hatte ſeit der Zeit, als ſie hier im Hauſe war, in keinem Geſichte auch nur die geringſte Theilnahme für ſich bemerkt. Sie war alſo über dieſes Geſchenk nicht nur erſtaunt, ſondern ſogar dadurch gerührt. Sogleich eilte ſie zur Gräfin und ſtammelte, tief bewegt, mit Thränen Worte des Dankes. Honorine fühlte ſich dadurch geſchmeichelt, und ſich an dieſer großen Wirkung ihrer kleinen Wohlthaten erfreuend, fügt ſie noch einige andere kleine Geſchenke: Bänder, Häubchen u. dgl. bei. Theodore kehrte damit in ihr Gemach zurück, aber in das Vergnügen, welches jedes Mädchen über einen neuen Schmuck empfindet, miſchte ſich doch ein Seufzer über das Gefühl der Abhängigkeit.

Drei Monate verfloſſen. Theodore ertrug von Suſannen und den Domeſtiken viele Unhöflichkeiten, die ſie tief empfand, worüber ſie ſich aber nicht beklagen, ſie nicht erzählen wollte, da ſie es ſich auch zum Geſetze gemacht hatte, ihrer Mutter Alles zu verbergen, was ſie betrüben konnte. Die Gräfin fand, ungeachtet mancher hämiſchen Bemerkungen ihres Kammermädchens, an der Schüchternheit und dem beſcheidenen Benehmen Theodorens Gefallen. Ihre Talente gewährten ihr öfters Unterhaltung, ein Lied von Schubert, mit ausdrucksvoller Stimme geſungen und auf dem Pianoforte begleitet, gefiel Honorinen in einſamen Stunden. Theodore malte auch und war im Stande, eine Kopie, welche die Gräfin angefangen hatte und deren Fortſetzung ihr zu ſchwer oder zu langweilig geworden war, zu vollenden; ſie war auch in weiblichen Arbeiten ſehr geſchickt, ſtickte Börſen und verfertigte viele kleine Geſchenke, welche dann die Gräfin als ihre eigenen Arbeiten an Freunde verſchenkte. Alles dieſes ſchmeichelte der Eitelkeit Honorinens.

Theodore fand ſich in der Gräfin Zimmer nur dann ein, wenn ſie es wünſchte; da ſaß ſie gewöhnlich am Fenſter, und arbeitete in einiger Entfernung von den Perſonen, welche eben gegenwärtig waren; ſie miſchte ſich nicht in das Geſpräch und antwortete nur dann, wenn man ſie fragte. Oft überſah man Stunden lange, daß ſie da war; oft ſprach man in ihrer Gegenwart mit Erniedrigung von dem Armen, mit Geringſchätzung von dem, der arbeitete, und pries Dinge als nothwendig, welche Theodore zu erlangen nie hoffen durfte. Sie hörte, wie man der Gräfin jene ſüßen Worte ſagte, welche das Herz der Frauen anregen und erfreuen; jeder Reiz der Gräfin wurde erhöht, bewundert, geprieſen, und Niemand ſah auf ſie. Indeſſen konnten ſich die blonden Seidenlocken Theodorens wohl mit den glänzend ſchwarzen aber ſpröden Haarſtrömen der Gräfin meſſen, und die zarten und regelmäßigen Geſichtszüge der Erſteren würden vor den etwas alltäglichen Honorinens den Vorzug verdient haben, wenn

Kummer und Empfindung nicht den Glanz davon abgeſtreift hätten. Allein dieſe etwas leidende Geſtalt war eben der rechte Gegenſatz für eine Kokette, und dieſes arme blos vegetirende Weſen ſtellte das freudenvolle Leben, welches aus Honorinens Blicken ſtrahlte, noch in ein glänzenderes Licht.

Dieſe beiden Frauen bothen dem Beobachter ein ſeltenes Schauſpiel dar. Ihr Geſchick ſtand im auffallendſten Gegenſatze. Ihr Alter, ihre Erziehung, ihre Ideen waren gleich, ihr moraliſcher Werth, ihre phyſiſchen Vergnügungen waren wenig verſchieden, und doch ſtanden ſie in unermeßlicher Ferne von einander. Manchmal ſtützte ſich dieſes blaſſe, leidende, faſt unbelebte Köpfchen auf die kleine Hand, weil das Gewicht der Ideen, welche es durchkreuzten, ihm zu ſchwer wurde, weil im Herzen des jungen Mädchens ſich bittere Gedanken der Sehnſucht und der Muthloſigkeit erhoben, weil ſie das »Warum« der ungleichen Vertheilung des Guten und übeln ſuchte, und keine Antwort darauf fand.

Honorine, welche kein trüber oder auch nur ernſter Gedanke in dem Wirbel der Zerſtreuungen überraſchte, kannte nur zwei entgegengeſetzte Zuſtände: Vergnügen und Langeweile; und alle ihre Sorgfalt beſchränkte ſich darauf, das Erſte zu ſuchen und die zweite zu vermeiden. Ohne eben eine beſondere Zuneigung für Theodoren zu fühlen, ließ ſie dieſe doch manchmal ihre Vergnügungen theilen, ſie nahm ſie mit ſich in die Bildergallerie u. ſ. w. Wenn die Gräfin Bälle gab, ſo gefiel es ihr, wenn Theodore, einfach aber geſchmackvoll gekleidet, an einem Seitentiſche den Thee bereitete. Alle dieſe Beſchäftigungen machten das ſchüchterne Mädchen mit den Gewohnheiten der groſen Welt vertraut, und entriſſen ſie zugleich mancher trüben Stunde des Nachdenkens. Theodore war zufrieden. Die drei erſten Monate vergingen ihr unangenehm, die folgenden waren beſſer. Sie fand keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen, und die Gewohnheiten dieſes reichen Hauſes gaben ihr eine Beſchäftigung, ein Behagen, eine Ruhe, ein körperliches Wohlſeyn, deren ſie lange Zeit beraubt war; dieſes junge Leben, welches ſchon zu ermatten drohte, erfriſchte ſich wieder, das Geſicht Theodorens rundete ſich wieder, und Röthe trat auf die ſonſt ſo bleichen Wangen. In dieſem Alter ſind ja Traurigkeit und Leiden ſo ganz gegen die Natur, daß wenige ruhige Tage hinreichen, um ihre Spuren zu verwiſchen. Frau von Sillern, welche ihre Tochter von Zeit zu Zeit beſuchte, freute ſich ſehr über dieſe Veränderung, und wünſchte ſich Glück zu dem großen Opfer, welches ſie gebracht hatte.

Sechs Monate hatte Theodore in dem Hauſe der Gräfin zugebracht, und der Karneval kam. Er war bewegter und glänzender als jemals. Eines Morgens war Honorine ſpäter aufgeſtanden, denn der Ball hatte lange gedauert. Ein Bad, welches ſie gleich beim Aufſtehen nahm, hatte die Ermüdung der Nacht verſcheucht und zu neuer geſtärkt. In ein reizendes Morgenneglige gehüllt, lag die Dame auf einer jener maſſiven alterthümlichen Ottomanen, welche die reizenden Formen einer jungen Frau noch reizender geſtalten. Sie überließ ſich einer vagen Träumerei, denn wirklich war Honorine ſeit einiger Zeit ſehr verändert. Es gab Augenblicke, wo ſie die Einſamkeit ſuchte, wo ſie dann nachdenkend und ſchweigſam wurde. In andern Augenblicken wurde eine unruhige Reizbarkeit in allen ihren Bewegungen ſichtbar, plötzlich belebte ein Gefühl von Stolz ihr Geſicht, ſie ſchritt lebhaft hin und wieder, als wollte ſie ſich eines Gedankens erwehren, der ſie mit Allgewalt zu ergreifen ſchien. Dann ſuchte ſie Zerſtreuung, ging früh aus, beſuchte die berühmteſten Waarenmagazine, und kaufte eine Menge Kleinigkeiten, welche ſie dann in einen Kaſten warf und keines Blickes mehr würdigte; ſie ſtieg zu Pferde und galopirte mit einer Kühnheit vor das Thor, die man ſonſt nicht an ihr gewohnt war; ſie beſuchte eine Menge Leute, um die ſie ſich vorher nie bekümmert hatte, machte Bälle und Geſellſchaften mit, bis ſie, ermüdet von allen dieſen Aufregungen, ſich dann wieder Tage lang in ihr Zimmer einſchloß und für Niemanden ſichtbar war.

Augenſcheinlich war ſie die Beute eines inneren Zwieſpaltes. Aber welche Urſache hatte dieſer und was wird ſein Reſultat ſeyn?

Honorine, auf der Ottomane hingeſtreckt, vernahm ein Geräuſch in dem Gemache, welches ſich vor ihrem Boudoir befand, ſie erinnerte ſich, daß ſie vergeſſen habe, den Eintritt zu unterſagen. Es war zu ſpät. Man meldete Frau von Blant.

»Du biſt es, liebe Sophie?« rief ihr Honorine freudig entgegen, und dieſe Worte waren diesmal nicht blos eine Formel der Höflichkeit, ſie kamen aus dem Herzen. Sophie war eine Verwandte und Jugendfreundin Honorinens und mit ihr von gleichem Alter. Sophie, gut, ſanft, wenig kokett, bewunderte Honorinen, liebte ſie mit ganzer Seele und Hingebung, daher auch dieſe ihr das vollſte Vertrauen ſchenkte.

»O wie freu' ich mich, Dich zu ſehen!« rief die Gräfin, »wie viel hab' ich Dir zu ſagen!«

Man ſetzte ſich zum Kamin, legte ſich weiche Polſter auf die Stuhllehnen, Sophie legte ihren Hut ab; kurz, man bereitete ſich zu einer langen Unterredung. Es war dem Anſcheine nach eine ſehr wichtige Angelegenheit, welche man bereden wollte; wie kam es denn, daß Sophie mit Theilnahme lange warten mußte, bis Honorine begann, und daß dieſe ihr Sacktuch zerknitterte, ihre Handſchuhe aus- und anzog, huſtete, Bonbons nahm und kein Wort herausbrachte?

»Nun, was haſt Du mir denn zu ſagen?« fragte endlich Frau von Blant, worauf Honorine ſie um das Befinden ihres Mannes und ihrer Kinder befragte.

»Ei, ei!« verſetzte Sophie, »ich ſehe, Du willſt nicht heraus mit der Sprache. Ich will Dir aber die Schamröthe erſparen. Ich errathe wohl, was Du mir zu vertrauen haſt.«

»»Nun, und das wäre?««

»Du willſt Dich wieder verheirathen!«

»»Da haſt Du ſchlecht gerathen. Ich denke nicht daran.««

Honorine ſagte dies mit einer ſo natürlichen Unbefangenheit, daß man in ihre Worte keinen Zweifel ſetzen konnte. Sophie ſchien darüber etwas betroffen, ihr Scharfſinn war dadurch verdächtig gemacht, doch war es dies nicht allein, was ſie betrübte. Die gute Sophie, einfach wie ſie war, kannte nur Ein Glück, einen geliebten und liebenden Gatten zu beſitzen. Sie wünſchte auch ihrer Freundin dieſes höchſte Glück und ſah es ungern, daß Honorine ſo lange nicht an eine neue Ehe dachte, ja ſogar darüber ſpottete. So ſind die Freunde, ſie wollen uns ein Glück aufladen, das ſie ſelbſt genieſſen, als wenn das, was den Einen glücklich macht, auch den Andern glücklich machen könnte.

Sophie erſchöpfte ſich in Fragen, Rathſchlägen und Muthmaßungen, und glaubte endlich, ſie habe ſich geirrt; doch erlaubte ſie ſich noch zu fragen: »Liebe Freundin, fühlt vielleicht Dein Herz eine Neigung, die Du verbergen müßteſt? Liebteſt Du etwa einen Mann, der nicht mehr frei iſt?« Allein als ihr die Gräfin über dieſe Frage recht herzlich ins Geſicht lachte, ſetzte ſie hinzu: »Nun ich ſehe wohl nur ein Hinderniß, welches Dich abhalten könnte, einen Mann zu heirathen, den Du liebteſt; wenn er nämlich ſchon verheirathet wäre« — und mit großer Geſchäftigkeit zählte ſie nun alle jungen Männer her, welche in der Geſellſchaft glänzten; aber bei jedem Namen brach Honorine in ein lautes Lachen aus oder machte ſpöttiſche Bemerkungen, welche bewieſen, wie wenigen Antheil ſie an den Genannten nahm. So ging es unter Lachen und Scherzen fort, bis endlich Sophie die Reihe der Kandidaten damit ſchloß, daß ſie ſprach: »Nun, liebe Freundin! haben wir das ganze Regiſter vollendet, wenn wir nicht etwa noch den Lehrer Deines Neffen und den Sekretär Deiner Mutter dazu rechnen wollen.«

»Emanuel Hallenburg!« rief Honorine und lachte wieder; dieſes Lachen war aber ein ganz anderes als das frühere, und machte ſchnell dem tiefſten Ernſte Platz.

»Hallenburg iſt ein braver junger Mann,« fuhr Sophie fort, »ein wenig originell, aber herzensgut. Ich erinnere mich eben, daß ich über ihn mit Dir reden wollte. Er hat geerbt, und ſcheint jetzt in guten Umſtänden zu ſeyn.«

Honorinens Augen wurden belebter. »Meine Mutter iſt ihm ſehr gut,« ſprach ſie, »er kommt täglich und gehört einer achtbaren Familie an.«

»Von Provinzbeamten« — ſetzte Sophie hinzu.

»»Sein Vater wollte ihn auch in jener Stadt fixiren, wo er lebt, durch — eine Heirath — mit einer — Couſine, glaub' ich, aber ſeine lebhafte Einbildungskraft, ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften und Künſten, die er ſelbſt mit Erfolg ausübt, beſtimmten ihn, nach der Hauptſtadt zu gehen. Er hing ganz von ſeinem Vater ab, der ihm alle Unterſtützung entzog, um ihn zu zwingen, zurückzukehren. So kam es, daß er bei meiner Mutter als Sekretär eintrat. Jetzt hat ihn der Tod ſeines Vaters unabhängig gemacht.««

»Ich finde ihn ſehr angenehm, und er hat etwas Gutmüthiges, das mir gefällt. Beſitzt er aber auch Feſtigkeit des Charakters Du kennſt ihn beſſer, gib mir doch einige Aufklärung über ihn, ſie ſind mir nothwendig.«

Honorine ſah Sophien etwas betroffen an, dann ſprach ſie langſam und mit ſichtbarem Vergnügen über ihre eigenen Worte: »Emanuel iſt ſanft, geiſtreich und von einnehmender Art, nie zeigt ſich bei ihm auch nur ein Schatten jener Affektation, welche leider bei den meiſten unſerer jungen Leute bemerkbar wird; er ſagt die pikanteſten Dinge mit jener Natürlichkeit, welche in ihnen wohnt; unſere Jugend hingegen ſagt die gemeinſten Dinge immer mit einer Art Anmaßung. Er hat von allen neuen Ideen das aufgefaßt, was ſie Edles und Erhabenes biethen. Wenn Geſpräche ohne Leben von Leuten ohne Gedanken ſich in meine Geſellſchaftskreiſe einſchleichen, ſo darf Emanuel nur in den Saal treten, und Alles erwärmt ſich wieder an dem Feuer ſeiner Einbildungskraft, ſein Geiſt belebt die Gleichgültigſten. Man wirft ihm zwar vor, er kenne die Welt und ihre Gewohnheiten zu wenig, aber wenn er nicht redet und handelt wie Andere, ſo thut er Beides beſſer. Man findet bei ihm faſt die Naivetät der Kindheit. Es wäre zu wünſchen, daß ihm unſere junge Männerwelt in Allem gliche.«

Honorine hatte ſich bei dieſer Darſtellung ſehr ereifert und ſprach mit großer Wärme.

»Ich kenne Dich, meine Liebe!« erwiederte Sophie, »Alles, was ſich auszeichnet, flößt Dir Enthuſiasmus ein, ſo wie Dich jedes Unrecht aufbringt. Wie gut Du doch biſt! mit welcher Großmuth Du Deine Schützlinge vertheidigeſt! Vielleicht wäre es klüger von ihm, von dieſen Geſellſchaften, wo man ſeinen Werth nicht genug zu ſchätzen weiß, ſich ganz zurückzuziehen. Dieſen Wunſch hat auch gegen mich ein braver Mann ausgeſprochen, der ihn ſeit ſeiner Jugend liebt, und der mir geſtern die Plane mittheilte, die er mit ihm hat.«

»»So? Was ſagte er?««

»Er ſagte, daß ſeine Weigerung gegen jene Heirath, welche früher ſein Vater projektirte, nur auf der Beſorgniß gegründet war, in der Provinz leben zu müſſen; daß dieſe Beſorgniß aber jetzt ungegründet ſey, da die Familie jenes Mädchens ſich in der Hauptſtadt feſtgeſetzt habe. Es iſt eine gute Parthie, ich kenne die brave Familie. Der Mann, der mit mir darüber ſprach, iſt der Vater des Mädchens ſelbſt, Herr Marten, einſt Direktor der Güter meines Vaters, und ich kenne ſeine Tochter noch als Kind. Seit mehren Jahren hat Herr Marten bedeutende Geſchäfte gemacht und ſich ein Vermögen geſammelt, welches jenem Hallenburg's gleich kommt. Ich werde mich, nach dem Guten, was Du mir von Emanuel ſagſt, für die Verbindung ernſthaft intereſſiren.«

»Nein, nein, das geht nicht,« fiel Honorine lebhaft ein, »das kann nicht gehen.«

»Warum nicht?«

»»Emanuel liebt das Mädchen nicht.««

»Liebt er etwa eine Andere?«

Honorine antwortete nicht.

»Sprich aufrichtig, hat er Dir etwas entdeckt oder ahneſt Du etwas dergleichen?«

»»Ei, was bekümmere ich mich, was gehen mich Emanuel's Liebſchaften an!«« Honorine ſtand auf und machte Miene, ein Ding mit Aufmerkſamkeit zu ſuchen, das ſie nicht fand. Sophie fuhr fort:

»Er kommt doch nur hieher zu Dir und in Geſellſchaften, welche auch Du beſuchſt. Hm! hm! vielleicht nährt er eben hier bei Dir Hoffnungen; aber das wäre eine Thorheit.«

Honorine ließ einen Flacon fallen, den ſie maſchinenmäßig genommen hatte.

»Das junge Mädchen hat ja gar nichts Einnehmendes.«

»»Welches junge Mädchen?«« fragte Honorine.

»Nun, Deine Geſellſchafterin, — Theodore, glaub' ich, heißt ſie. Sie iſt nicht übel, aber man hört ja kein Wort aus ihrem Munde, und ein ſolches Gänschen kann doch einem ſo ausgezeichneten jungen Mann keine Liebe einflößen. Zudem beſitzt ſie gar kein Vermögen.«

Honorine ſetzte ſich beruhigt wieder nieder. Sie antwortete Sophien nicht geradezu auf ihre Muthmaßung, aber ſie ſprach mit Theilnahme von Theodoren, ſchob jede Meinung zurück, ſich in derlei Angelegenheiten miſchen zu wollen, ſo daß Sophie endlich ſich für überzeugt hielt, Honorine ſey Theodoren ſo wohl gewogen, daß ſie es wünſchte, wie Emanuels Liebe ihren Schützling glücklich machen möge; und ſo nahm das Geſpräch einen andern Lauf, als man den alten Baron M— und wenige Minuten nachher Herrn Hallenburg meldete.

Man ſprach nun vom Theater und neuen Werken, die gewöhnlichen Gegenſtände jener Leute, welche nichts denken, oder nicht ſagen wollen, was ſie denken. Honorine war in Nachdenken verſunken und nahm keinen Antheil an dem Geſpräche. Auch die übrigen drei Perſonen unterhielten mit Mühe die Konverſation, welche unter dreien immer die wenigſt angenehme iſt, da ſie weder die Vertraulichkeit eines Tête-à-Tête, noch die glänzende Lebhaftigkeit einer großen Geſellſchaft darbietet.

Endlich ſtand Sophie auf, indem ſie vorgab, noch einen Beſuch machen zu müſſen; Honorine fühlte nicht den Wunſch, ſie zurück zu halten. Es ſchien ihr jetzt, als verdiene Sophie ihre Freundſchaft nicht, da ſie ihre Ideen gar nicht begreifen könne. Als Frau von Blant ſich erhob, ſchien Honorine mit Aufmerkſamkeit auf einen Beweisgrund zu horchen, den der Baron zu Gunſten der Feinheit und des Scharfſinnes der Leute aus der großen Welt führte, die, wie er behauptete, beim erſten Blicke, und ſelbſt auch bei dem tiefſten Stillſchweigen Anderer, Alles errathen, was in ihrem Herzen vorgehe. Da Hallenburg der geſchworene Widerſacher des Barons war, ſo entſpann ſich zwiſchen Beiden ein lebhafter Wortwechſel und der Baron ſagte: »Sehen Sie, lieber Herr Sekretär, ich will Ihnen ein Beiſpiel von meiner Behauptung geben. Ich war, es iſt noch nicht lange her, ſo ungeſchickt, das vertraute Geſpräch zweier Damen zu unterbrechen. Beide ſchwiegen, aber ich errieth doch den Gegenſtand ihrer Unterredung ſowohl, als auch das Intereſſe, welches dieſer Gegenſtand für die Eine der beiden Damen gehabt hatte, und wenn mir noch ein Zweifel geblieben wäre, ſo hätte mir das Erröthen ihrer Wangen, als man einen zweiten Beſuch meldete, klar geſagt, was ſie mir verbergen wollte. Als dann die Freundin ſich anſchickte, aufzubrechen, fühlte ich wohl, daß es auch von meiner Seite unbeſcheiden wäre, noch länger zu bleiben; ich bot alſo der Gehenden meinen Arm und empfahl mich ehrfurchtsvoll der Frau vom Hauſe, welche, über meinen Scharfſinn etwas betroffen, die Augen niederſchlug.«

Als der Baron dieſe Worte geſprochen hatte, bot er Sophien ſeinen Arm, welche, mit Aufſetzen ihres Hutes beſchäftigt, auf ſeine Worte und den darin verborgenen Sinn nicht geachtet hatte, und beide gingen, Honorinen in einer großen Verwirrung und Beſchämung zurück laſſend.

Emanuel, unbeweglich und ſeine feſten Blicke mit unbeſchreiblichem Entzücken auf die Gräfin geheftet, betrachtete die lebhaften Farben, welche ihr Antlitz bis an die Stirne überzogen, gleich nachher aber mit Todesbläſſe wechſelten, das ſichere aber unwillkürliche Zeichen deſſen, was in ihrer Seele vorging.

Emanuel, der Honorinen ſeit zwei Jahren auf das Zärtlichſte und Innigſte, aber ohne Hoffnung liebte, Emanuel, den die Gräfin in ihren Launen manchmal ſtolz und rückſichtslos behandelte, ſah ſich nun geliebt. Welches Glück erfüllte in dieſem Augenblicke dieſes leidenſchaftliche Herz? Er ſprach nicht, denn Worte konnten ja ſeine Gefühle nicht ausdrücken. Aber unwillkürlich fiel er auf ſeine Knie vor Honorinen; es war Dankbarkeit, fromme Ehrfurcht gegen diejenige, welche die Macht beſaß, ſolche Empfindungen in ſeiner Seele zu wecken. Vielleicht würde er ſpäter Worte gefunden haben, ihr zu danken, allein er bemerkte ſo viele Aengſtlichkeit auf dem Geſichte der Geliebten, daß er nur mit dem Ausdrucke der größten Zärtlichkeit die Worte ſtammeln konnte: »Honorine, verzeihen Sie mir!« Dabei berührten ſeine Lippen die Hand der Gräfin, welche ſich plötzlich erhob. Eine ſchnelle Empörung hatte ſie ganz umgewandelt. Eine Thräne, welche nicht die Liebe fließen machte, trat aus ihren Augen, und ein Lächeln, ein höhniſches Lächeln ſpielte um ihre Lippen. Sie näherte ſich dem Kamine, ſchellte, und ſprach mit einer anfangs etwas bewegten, aber dann in ein ſchallendes Gelächter ausbrechenden Stimme: »Herr Hallenburg, ſind Sie wahnſinnig geworden? Was ſoll ich Ihnen denn verzeihen?«

Emanuel antwortete nicht. Er wußte wohl, daß er einen mächtigen Gegner habe, deſſen Stimme oft lauter ſprach, als die Seinige, den Stolz. Er hoffte nicht, über ihn zu ſiegen; ſeine Beſcheidenheit erlaubte ihm auch nicht, dieſen Sieg zu verſuchen. Ohne

Hoffnung, ohne Plan liebte er, mußte er lieben, wie er athmete, weil dieſe Liebe ſein Leben war. Ein Blitzſtrahl hatte ſeine Augen geblendet, jetzt war es wieder dunkel geworden.

IV.

Vierzehn Tage nach dieſer Szene ſtieg Theodore freudig die ſchmale hölzerne Treppe zur ärmlichen Dachſtube ihrer Mutter hinan. »Mutter, Mutter!« rief ſie, bevor noch die Thür geöffnet war, »Mutter! ich bin's, ich bin frei für den ganzen Tag und kann ihn bei Dir zubringen.«

Frau von Sillern umarmte ihre Tochter; Theodore war ſo vergnügt und ſo geſchwind gelaufen, ihr Geſicht war daher ſo belebt, daß die Mutter mit Freude ſie betrachtete, und ſprach: »Nicht wahr, mein liebes Kind, wir hatten ſehr Unrecht, für Deinen Eintritt bei der Gräfin beſorgt zu ſeyn? Sie iſt wohl recht gütig gegen Dich, die junge Dame? Du ſiehſt ja ſo friſch und vergnügt aus, wie ich Dich noch nie geſehen. Wir ſind ihr und dem guten Doktor großen Dank ſchuldig.«

»Ja, Du haſt ganz recht, Mutter!« antwortete Theodore. »Ich befinde mich in dem Hauſe der Gräfin jetzt recht wohl. Ich ſtehe nicht mehr allein; man ſpricht mit mir, wie mit den andern Damen, welche im Salon ſind, man hört mich gern ſingen, man hat mich neulich ſogar zum Tanze aufgefordert. Ja, ich bin glücklich, und wenn Du bei mir wäreſt, Mutter! bliebe mir nichts zu wünſchen übrig.

Während Theodore ſo ſprach, zog ſie aus ihrem Buſen ein Beutelchen mit Geld. »Das iſt für dich, liebe Mutter!« ſprach ſie, »ich habe auch noch mehr, als mir nöthig iſt; denn ich habe Kleider bekommen und Tücher, ſieh nur einmal den ſchönen Shawl und den geſchmackvollen Hut; du ſollſt dir auch was Schönes kaufen, ſonſt möchte auch ich das Alles nicht mehr tragen.« Der Mutter traten Thränen über die kindliche Liebe ihrer Tochter in die

Augen. »Du wirſt alſo jetzt recht gut von der Gräfin behandelt?« fragte ſie. »Nun, es hat doch hübſch lange gedauert, bis ſie dir Gerechtigkeit widerfahren ließ.«

»Ich muß Dir Alles erzählen, liebe Mutter!« erwiederte Theodore, indem ſich Beide ſetzten. »Es iſt jetzt ſchon vierzehn Tage, daß wir uns nicht geſehen haben, und dieſe vierzehn Tage haben große Veränderungen herbeigeführt. Stelle Dir vor Allem vor, daß die Gräfin ſelbſt ſich ganz geändert hat. Du weißt, daß ſie immer ſo fröhlich und lebensluſtig war, und nur auf Unterhaltungen und Zerſtreuungen dachte; ſeit einem Monat aber iſt ſie traurig und oft übler Laune, ſie wird ungeduldig ſelbſt gegen mich, die ich doch allen ihren Wünſchen zuvor zu kommen ſuche. Ich konnte die Urſache von alle dem noch nicht ergründen. Vor vierzehn Tagen ließ ſie mich rufen, eben als Herr von Hallenburg ſie verließ. Sie war ärgerlich, zornig, und ich glaube wahrhaftig, ſie hat ſich über den Herrn zu beklagen, was mich freilich ſehr wundert; denn Hallenburg iſt ein ſanfter und liebenswürdiger Herr und der Gräfin ganz ergeben. Als ſie mich über drei oder vier Dinge ausgeſcholten hatte, woran ich wirklich nicht Schuld war, ſetzte ſie ſich in eine Ecke des Zimmers, als wollte ſie leſen; ich bemerkte aber, daß ſie weinte. Ich konnte mein Gefühl dabei nicht bemeiſtern, ich eilte zu ihr und ſprach: Gnädige Gräfin, haben Sie Kummer? Sie blickte mich erſtaunt an, und fragte: Warum frägſt du? — Weil ich mit Ihnen leide, antwortete ich. Ich danke Ihnen Alles, ich liebe Sie von ganzer Seele, glauben Sie, daß ich Sie weinen ſehen kann? — Und was ich ſprach, liebe Mutter, ich fühlte es auch. Da lächelte die Gräfin. »Ich bin eine Närrin!« rief ſie, indem ſie aufſtand und mit der Hand die letzten Thränen wegwiſchte, »eine Närrin, die über nichts weint. Setze dich zum Pianoforte, Theodore, und ſinge mir ein luſtiges Liedchen, das wird mich erheitern.« — Ich gehorchte und ihr Trübſinn verſchwand.«

»Denſelben Abend nahm ſie mich mit in die Oper, worüber ich ſehr erfreut war; denn dies bewies mir, daß ihr meine Aufrichtigkeit nicht mißfallen habe. Seit dieſer Zeit mußte ich ſie öfters begleiten. Frau von Blant, welche öfters zu uns kommt, ſpricht ſehr theilnehmend mit mir, und Herr von Hallenburg zeigt mir ſo viele Freundſchaft, daß er mir bei Spaziergängen ſogar den Arm biethet, denn die Damen haben immer eine Menge großer Herren um ſich. Neulich rühmte Frau von Blant meine Stimme und meinen Ausdruck im Geſange; da äußerte Hallenburg den Wunſch, mich ſingen zu hören; ich mußte mich wohl fügen, obwohl ich zitterte, denn ich hatte bisher nur allein vor der Gräfin geſungen. Allein es ging doch und ich bemerkte, daß er mir mit Vergnügen zuhörte. Bei der letzten Soirée hat er mich zum Tanzen aufgefordert, und ich glaube, auf den Wunſch der Gräfin. Er ſchien auch überraſcht, als er ſah, daß ich den Contretanz ohne Fehler mitmachte. Die reichen Leute glauben immer, wir Armen wären gar nicht im Stande, zu handeln und zu fühlen wie ſie. — Siehſt Du, liebe Mutter! wenn wir Beide öfters beiſammen ſeyn könnten, und wenn ich Zeit hätte, Dir Alles zu erzählen, was ich ſehe und höre, und wenn ich Dich nur in eine beſſere Wohnung verſetzen und Dir ein angenehmeres Leben bereiten könnte, ſo wäre ich ganz glücklich.«

Die arme Mutter nahm weinend Alles, was ihr die gute Tochter brachte. »Es iſt aber doch ſonderbar,« fuhr Theodore fort, »daß die Gräfin, ſeitdem ſie mich ſo gut behandelt, gegen Herrn von Hallenburg eben ſo hart und ungerecht iſt, als ſie früher wohlwollend gegen ihn war. Sie muß eine Abneigung gegen ihn gefaßt haben, und doch iſt er der beſte und geiſtreichſte von allen Männern, die unſer Haus beſuchen. Aber jetzt ſcheint ſeine Geduld ermüdet und er iſt mißvergnügt. Geſtern beſchuldigte er die Gräfin in meiner Gegenwart der Launen. Ich übernahm ihre Vertheidigung, ich zählte alle die Wohlthaten her, die ſie uns ſchon erwieſen hatte. Meine Darſtellung unſerer Armuth und unſeres Unglückes ſchien tiefen Eindruck auf ihn zu machen, und ich halte mich überzeugt, daß ich ihm Alles anvertrauen kann, was mir Freude und was mir Kummer macht.«

Theodore brachte einen ſehr vergnügten Tag bei ihrer Mutter zu, und ihre Fröhlichkeit theilte ſich auch dieſer mit.

Abends um ſieben Uhr kehrte Theodore in das Hotel zurück und war ſehr überraſcht, als ſie vernahm, die Gräfin ſey noch zum Dinér nach Hauſe gekommen. Honorine hatte in einer der ihr ſo gewöhnlichen Launen ihren Plan geändert. Um 11 Uhr war ſie in den Wagen geſtiegen, um auf ein nahes Dorf zu einer ihrer Freundinnen zu fahren, bei derſelben zu ſpeiſen und erſt Abends wieder zurückzukehren. Kaum aber außer dem Thore der Stadt angelangt, ſchien es ihr, der Tag werde ihr ſehr langweilig verfließen; ſie befahl dem Kutſcher umzukehren, und nachdem ſie einige Viſiten gemacht hatte, kam ſie um 3 Uhr wieder nach Hauſe.

Sie hatte ganz allein das Mittagmal eingenommen, und als Theodore um 7 Uhr erſchien, war ſie ſehr erfreut, Jemanden zu haben, mit dem ſie ſprechen konnte. Theodore hatte Erlaubniß, bis 10 Uhr auszubleiben, und die Gräfin wußte es ihr Dank, daß ſie früher gekommen war. Bald nachher kam auch Hallenburg, und der Abend fand dieſe drei Perſonen allein. Man lachte, ſcherzte, las, ſang, der Geiſt Emanuel's, die natürliche Fröhlichkeit Honorinens und die zarte Gemüthlichkeit Theodorens glänzten ohne Rückhalt. Jedes von ihnen war glücklich und liebenswürdig, und als es Mitternacht ſchlug, riefen alle drei, wie aus Einem Munde: »Schon?« Die Gräfin fügte hinzu: »Wie herrlich wäre es, ſein ganzes Leben ſo zubringen zu können!« — die Nacht verfloß in ſanftem Schlummer, und der Morgen fand ſie geſtärkt und zufrieden.

Aber die Welt verlangt auch ihr Recht; der Titel einer Frau nach der Mode legt Pflichten auf und die Eitelkeit will Befriedigung. Wer hätte wohl Honorinen um die Zuneigung einer armen Geſellſchafterin und um die Liebe eines beſcheidenen Sekretärs beneidet! Daher kam es, daß Emanuel, als ihn am folgenden Tage ſein Herz früher als gewöhnlich nach dem Hotel zog, nicht mehr die gute Honorine, ſondern die kokette Dame fand, von der er keinen freundlichen Blick erhalten konnte, und die allein ihre Aufmerkſamkeit den Lieblingen der Mode ſchenkte, mochten ſie auch ſo geiſtlos und lächerlich ſeyn, als ſie wollten. Sie war nicht einmal ſo artig, den Arm anzunehmen, der ſich ihr anboth, um ſie an den Wagen zu führen, und hatte heute kein Wort, keinen Blick für den Mann, den ſie geſtern ſo gerne ſah und hörte.

Endlich fühlte Emanuel ſeinen Stolz und ſeine Würde verletzt, ſein Herz litt lange, er fühlte nun, es ſey zu lange, und beſchloß, das Götzenbild von dem Altare herabzureißen, worauf er es ſelbſt gehoben hatte; allein das ging nicht ſo leicht, als er wähnte, es folgte manche ſchlafloſe Nacht; dieſe Liebe, welche ſein Leben erfüllt hatte, ließ eine ſchmerzliche Leere in ſeiner Seele zurück, und ſein ganzes Weſen nahm einen Ausdruck des Leidens an, der von Theodoren ſogleich bemerkt wurde, als Emanuel am folgenden Tage in das Hotel der Gräfin kam.

Sie war allein im Salon. »Mein Gott! was iſt Ihnen begegnet?« rief das Mädchen ſehr bewegt; allein ſie begriff bald, daß dies Übel eines derjenigen ſey, worüber man zu tröſten, ſtatt es kennen zu lernen ſuchen muß, und Alles, was Geiſt und Herz Balſamartiges für eine Wunde haben, both ſich ihr ſogleich dar. Das arme Kind hatte ja ſelbſt ſo viel gelitten, daß ſie die tröſtendſten Worte für einen ihr unbekannten Schmerz fand. Emanuel ſprach zu ihr: »Reden Sie mit mir von Ihnen, von Ihrer Mutter, von Ihren Gedanken und Plänen. Iſt es wahr, daß nie ein Geſtändniß der Liebe zu Ihrem Herzen drang?«

Theodore lächelte durch Thränen. »Wer hätte außer meiner Mutter mich lieben ſollen?« antwortete ſie erröthend; denn zum erſten Male hatte ein ſchöner junger Mann das Wort Liebe zu ihr ausgeſprochen.

Die Gräfin bemerkte wenige Tage nachher, daß Hallenburg ſich von ihr entfernte, ja ihr aus dem Wege ging; ſie ergriff jede Gelegenheit, um ihn in ihren Geſellſchaftskreis zurückzurufen, der ohne ihn traurig und langweilig war; wenn aber durch ihn der beſſere, fröhliche Ton in der Geſellſchaft angeſchlagen war, dann fand ſie Mittel, Emanuel und Theodoren einander zu nähern, indem ſie vor der Welt über Beide ihre ſchützenden Arme breitete.

Eines Tages war der Morgen mit Beſichtigung der Gemäldeausſtellung vergangen. Honorine wußte, wie gewöhnlich, Emanuel an Theodorens Seite feſtzuhalten, indem ſie ſelbſt am Arme eines Mannes durch die Säle ging, der ihr durch ſeinen Rang mehr Glanz verlieh; ſie genoß dabei doch das Vergnügen, Emanuel's feine und geiſtreiche Bemerkungen zu hören, der an ihrer Seite ging und Theodoren den Arm both. Indeſſen fand Emanuel, wenn ihn die Menge von der Gräfin entfernte, Vergnügen daran, Theodoren um ihre Meinung über dieſes oder jenes Gemälde zu befragen, und freute ſich über ihre Bemerkungen, welche von ihrem richtigen Geſchmack zeigten.

Man begegnete Frau von Blant, welche ſich zu ihnen geſellte, und da ſie die Ausſtellung verließen und die Gräfin noch einen Beſuch zu machen hatte, ſo erboth ſich Frau von Blant, Theodoren nach Hauſe zu begleiten. Im Wagen ganz allein, drückte Sophie ihre ganze Theilnahme für Hallenburg aus, und rief endlich unwillkürlich aus: »Ich dachte ihn zu verheirathen!« — Und da Theodore, darüber erſtaunt, nicht wußte, was ſie damit ſagen wollte, fügte ſie hinzu: »Hat Ihnen Honorine nichts davon geſagt? Obſchon ich ihm eine gute Parthie zudachte, wo ihm ein groſes Vermögen zugegangen wäre, ſo können es ihm diejenigen, die Theil an ſeinem Glücke nehmen, doch nicht verargen. Ihre Sanftmuth, Ihre Talente, Ihre vortreffliche Erziehung ſind auch eine ſchöne Mitgift, und Hallenburg wird glücklich ſeyn, ich bin überzeugt davon.«

Wenn es möglich wäre, daß zwei Frauen, die ſich in die Tiefe des Wagens gedrückt haben und deren Hüte mit Schleiern bedeckt ſind, ſich wechſelſeitig ins Geſicht ſehen könnten, ſo würde Frau von Blank, ungeachtet ihres geringen Scharfſinnes, über den unbeſchreiblichen Ausdruck erſtaunt geweſen ſeyn, der bei dieſen Worten das Antlitz Theodorens belebte. Die lebhaften Empfindungen ihrer Seele malten ſich mit unglaublicher Schnelligkeit in ihren ſchönen Zügen. Überraſchung, Freude, Beſorgniß falſch verſtanden zu haben, ja ſelbſt Ängſtlichkeit ergriffen Theodoren wechſelweiſe, bis ihr endlich Sophie erklärte, daß ſie mit voller Gewißheit wiſſe, daß Emanuel's Wahl auf ſie gefallen ſey, und daß auch die Gräfin wünſche, dieſe Verbindung recht bald geſchloſſen zu ſehen.

Sie hätte lange fortreden können, das glückliche Mädchen würde ſie nicht unterbrochen haben; Freude und Dankbarkeit nahmen ihre ganze Seele ein. Als ſie am Thore des Hotels aus dem Wagen ſteigen mußte, zitterte ſie heftig. Sich kaum aufrecht zu erhalten im Stande, faßte ſie nur die Hand Sophiens und drückte ſie an ihre Lippen. In ihren Augen aber war deutlich zu leſen: »Ihnen dank' ich das höchſte Glück meines Lebens!«

Was weiter in dem Herzen des Mädchens vorging, wer vermag es zu beſchreiben? Glücklicher Weiſe war ſie allein. Die Gräfin ſpeiſte bei einer Freundin. Allein unter alle Gefühle, die ſich ihrer bemächtigten, miſchte ſich doch kein Schatten von Eitelkeit, Alles war nur Liebe und Dankbarkeit.

Am andern Tage hatte eine ſchon längſt beſtimmte aber immer wieder verſchobene Landparthie Statt. Theodore blieb zu Hauſe. Sie ließ ihre Mutter zu ſich bitten, um mit dieſer ihre Freude zu theilen. Sie erwartete dieſe, als Emanuel in das Zimmer trat. Theodorens Kopf blieb gebeugt gegen eine Blume, welche ſie eben zeichnete, und ihr ganzes Antlitz überzog ſich mit Purpurröthe. Der Silberſtift entfiel ihren Händen, und der ſanfte Ausdruck ihrer Blicke, als ſie ſich endlich auf Emanuel zu erheben wagten, hatte etwas ſo Rührendes, daß das Herz des 25jährigen Jünglings heftiger pochte.

»Ich erwarte meine Mutter,« fing Theodore endlich zu ſprechen an, indem ſie ihre innere Bewegung zu verbergen ſuchte; »ich erwarte dieſe und die Frau Gräfin iſt nicht zu Hauſe. Emanuel antwortete, er freue ſich, Frau von Sillern perſönlich kennen zu lernen; die zärtliche Liebe der Tochter habe ihm eine hohe Meinung von der Mutter beigebracht, und dieſe Wendung des Geſpräches gab Theodoren die Kraft, ſich wieder zu ſammeln.

Frau von Sillern trat ein, der Blick der Mutter drang ſogleich in das Geheimniß dieſer beiden Herzen, und ſie erſchrak darüber. Theodore bemerkte in ihrer Freude die Empfindungen der Mutter nicht. Hallenburg machte ihr eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, ſprach von ſeiner Sehnſucht, ihre Bekanntſchaft zu machen, und legte ſo viel ungezwungene Freimüthigkeit und Achtung in ſeine Worte, daß Frau von Sillern ruhiger wurde, und als Emanuel ſich empfahl, und Theodore ihre Mutter voll Entzücken in ihre Arme drückte, ſprach dieſe: »Sey aufrichtig, mein Kind, und erzähle mir Alles, — Alles!«

V.

Honorine war ernſthaft geworden, ſie überließ ſich öfters einem tiefen Nachdenken. Der Zwang, den ihr die große Welt auflegte, ermüdete ſie, und die Zurückgezogenheit ſchien ihr zu gefallen. Mehre Abende verfloſſen ihr in Emanuel's und Theodorens Geſellſchaft, und ſie gefiel ſich dabei. Honorine ſprach zu ſich ſelbſt: »Alles ſteht mir zu Gebothe, glänzende Feſte, beneidete Huldigungen, und nichts amüſirt mich, und doch ſchlägt dieſes Herz manchmal ſo heftig; und dieſer Geiſt, der ſich bei lärmenden Vergnügungen langweilt, nimmt lebhaften Antheil an einem einfachen Geſpräche! Alle die eleganten jungen Herren, die Pflegeſöhne der Mode, wundern ſich mich ſo unempfindlich für

Alles zu finden; o! wenn ſie wüßten — —« Und bei dieſen Gedanken drückte **Honorinens** Geſicht Schrecken aus, als ob ſie einen tiefen Abgrund vor ihren Füßen erblickte. Dann beruhigte ſie ſich wieder mit den Worten: »Nein, ich will mehr zurückgezogen leben, ein zartes, inniges Verhältniß ſoll mein Glück, die Welt nur meine Pflicht ſeyn! Was mangelt mir, wenn Er in meiner Nähe iſt? Drehen ſich nicht alle ſeine Gedanken nach mir, bin ich nicht der Gegenſtand aller ſeiner Empfindungen? Wohlan! ſeine Liebe ſoll belohnt werden.«

Die Vernunft berechnet und entwirft Pläne, denen nichts mangelt, die nicht fehlen können, allein ſie vergißt dabei etwas, das Alles wieder zerſtört — die Leidenſchaft. Eine Krankheit der Seele, die wie jene des Körpers, das einzige Niveau iſt, nach welchem die Menſchen ganz gleichgeſtellt erſcheinen, die Leidenſchaft erpreßt Thränen in dem prachtvollen Pallaſte, wie in der ärmlichen Hütte, und alle Berechnung der Vernunft vermag nicht, dieſe vorauszuſehen oder zu verhindern.

Honorine führte nun viele Gelegenheit herbei, um in jenem innigen Verhältniſſe manche angenehme Stunden zu verleben. **Emanuel** blieb dem Vorſatze, den ihm Vernunft und gerechter männlicher Stolz vorgeſchrieben hatten, getreu; er war ruhig. Da er keine Hoffnung für ſeine Liebe zur Gräfin fand, ſo war er entſchloſſen, dieſe Liebe zu ihr auch zu verbergen, und zu verſuchen, ſie zu überwinden; er hoffte, die Zeit werde ihn heilen. Er wollte auch das Haus der Gräfin gänzlich meiden, aber es gibt zwiſchen der Vernunft und dem Herzen gewiſſe Verſtändniſſe, die das einfachſte Vornehmen zu nichte machen, und — er blieb. Oft wenn er einen Abend dort zugebracht hatte und nach Hauſe ging, ſagte er zu ſich ſelbſt: »Ach wie ſanft, gut und ſchön iſt doch die arme **Theodore**! Ihre Theilnahme für jeden Schmerz, ihre Vergangenheit voll von Unglück geben ihr volle Anſprüche auf eine glückliche Zukunft. Ich fühle, daß mein Herz in eben dem Maße, als es ſich von **Honorinen** abwendet, ſich **Theodoren** nähert.

Ja, in dieſe zarten Hände will ich mein Glück niederlegen; was kümmert mich der Glanz, der Reichthum und die Welt! Ich beſitze das Nothwendige, und dieſes wird für Theodoren ſchon Wohlhabenheit ſeyn. Sie wird mich lieben — lieben — o wohlthuendes Gefühl, wenn man nur Gleichgiltigkeit in den Augen derjenigen ſah, die man anbethete.«

Dann blieb er ſtehen, dachte nach, und es drangen ſich ſeinem Gedächtniſſe einzelne Worte auf, welche der Gräfin entſchlüpften, und denen ſie ſchnell eine andere Wendung zu geben ſuchte; er ſah manchmal ihre Blicke auf ihn geheftet, wenn ſie unbemerkt zu ſeyn glaubte, er erinnerte ſich an ihr unwillkürliches Erröthen, wenn er eintrat, und jetzt fühlte er ſein Herz wieder heftiger ſchlagen, ſeine Ideen und Pläne ſchwankten, er mußte ſeinen ganzen Stolz zu Hülfe rufen, um das nächſte Mal in ihrer Gegenwart ſeine Ruhe beizubehalten.

Die Gräfin hatte die anſcheinende Kaltblütigkeit des jungen Mannes wohl bemerkt, und ſich auch in der Urſache derſelben nicht geirrt, dieſer Stolz gefiel ihr. Welches Weib weiß einem Manne, den ſie liebt, nicht Dank dafür, wenn er ihr eine neue Tugend an ihm zu bewundern gibt? Aber welches Weib hält ſich nicht auch davon überzeugt, daß der Liebe, welche ſie einzuflößen im Stande iſt, Alles weichen müſſe? Honorine war Anfangs erſtaunt, endlich aber faſt erbittert über den Widerſtand, den Emanuel's Stolz ihrem Willen entgegenſetzte, denn umſonſt ließ ſie größere Theilnahme für ihn bemerken, umſonſt ſich Worte entſchlüpfen, welche, im Schleier verhüllt, verrathen, was man nicht offen ſagen will; auch ihre Blicke ſuchten vergebens in denen Emanuel's jenen leidenſchaftlichen Ausdruck, den ſie ſeit zwei Jahren zu ſehen gewohnt war. Er blieb ruhig und kalt.

Eines Tages machte ihr Frau von Blant einen Beſuch. Seit einiger Zeit war dieſe Frau Honorinen unerträglich geworden, allein da ſie keinen Grund angeben konnte, das Verhältniß zu löſen, ſo duldete ſie es.

Die erſten Tage des Frühlings waren ſchön und lau, die Natur lachte freundlich nach ihrem Winterſchlafe, die Sonne glänzte an einem wolkenloſen Himmel. Sophie ſchlug Honorinen vor, eine Landparthie zu einer Freundin zu machen, die ſie ſich ſchon lange vorgenommen hatten; dabei hatte ſie ſich dem Fenſter genähert, und rief jetzt lächelnd: »Komm' doch einmal her, Honorine, und ſieh' einmal die beiden idylliſchen Weſen. Es iſt wirklich rührend!« Honorine näherte ſich, und erblickte im Garten Theodoren, welche am Arme Emanuel's mit anmuthiger ·Selbſtvergeſſenheit, gemiſcht mit Schüchternheit und Freude, ſpazieren ging.

»Der ſieht man das Glück von Weitem an,« ſprach Sophie.

»Glücklich? Wer iſt glücklich? und worüber?« fragte die Gräfin.

»Nun, das wird doch eine gute Parthie für Theodoren ſeyn, will ich hoffen?« verſetzte Sophie, »ein ſchöner Mann, ein geiſtreicher Mann, und der ſein Auskommen hat. Aber Theodore iſt auch recht hübſch. Sie hat außerordentlich gewonnen, ſeitdem ſie bei Dir iſt. Seit ich ſie näher kenne, kann ich es begreifen, daß Emanuel eine Neigung für ſie gefaßt hat.«

Honorine ſtand unbeweglich. Die Eiferſucht ſtach wie ein ſpitziges Eiſen in ihr Herz. Er ſie lieben? — dachte ſie — nein, ſo ſchnell ändert ein Menſch ſeine Neigung nicht! — und Liebe, Furcht, beleidigter Stolz und Hoffnung beſtürmten mit einem Male ihre Seele.

Das iſt unmöglich! war ihre erſte Idee. — Wir wollen ſehen! ihre zweite. Allein in ihrem Geſichte malten ſich die Empfindungen ihres Herzens ſo auffallend, daß Theodore und Emanuel erſchraken, als ſie eintraten. Aber der Stolz gab Honorinen eine unerwartete Kraft, denn ungeachtet der Marter in ihrem Innern, wurde ihr Antlitz plötzlich ruhig und lächelnd, und ſie gab Befehl zum Aufbruche.

Der Baron M— machte die Parthie mit, und Honorine fürchtete ſeine hämiſchen Bemerkungen; ſie konnte daher auch nichts dagegen haben, als Theodore und Emanuel mit einander in einem eigenen Wagen fuhren. Während des Spazierganges hatte Theodore ebenfalls Emanuels Arm angenommen, der mit Vergnügen auf jedes ihrer Worte zu horchen ſchien. Honorinen entging kein Blick, keine Bewegung, und es war ihr, als ob ſie jetzt zum erſten Male bemerkte, daß Theodore ein Weib ſey, ein junges, ein ſchönes Weib, und mit dieſem Lichte, das ſich über Theodorens Geſtalt verbreitete, ſchien ihr der eigene Glanz zu verlöſchen! — »Es iſt meine eigene Schuld,« ſprach ſie zu ſich ſelbſt, »er liebte mich, zwei Jahre diente er mir, und hoffte, und ich lohnte ihn mit Geringſchätzung. Aber« — fiel ihr dann plötzlich ein, »bin ich nicht eine Närrin, daß ich ſo leide, er liebt mich noch, und nur um ſich zu zerſtreuen, beſchäftigt er ſich mit dem Mädchen.« Dieſer Tag, dem Vergnügen gewidmet, war einer der qualvollſten und längſten, welche die Gräfin erlebt hatte.

Emanuel hatte noch kein Wort von Liebe gegen Theodoren geſprochen, aber von der Idee, welche ihr Frau von Blant eröffnete, ſah das Mädchen in den geringſten Zeichen der Theilnahme einen Beweis der Zärtlichkeit; alle Keime der Empfindung, welche das Unglück nur darum ſo lange unterdrückt hatte, um ſie kräftiger zu machen, entfalteten ſich jetzt mit einem Male in ihrer Seele, in welcher die innigſte, heftigſte Leidenſchaft aufloderte.

Man fuhr nach Hauſe zurück. Honorine war unwohl und Alles entfernte ſich ſchnell, ſie war wirklich ſo blaß und zitterte ſo heftig, als ſie aus dem Wagen ſtieg, daß Emanuel erſchrak. Gezwungen, mit den übrigen das Hotel zu verlaſſen, führte ihn ſeine Unruhe aber bald wieder zurück.

Honorine hatte diesmal unmuthig die eifrige Sorgfalt Theodorens zurückgewieſen, und dieſe war auf ihren Befehl in ihr Zimmer gegangen. Als ſie nun allein war, fühlte ſie ganz den tiefen, bittern Schmerz, und ihre Thränen floſſen in Strömen, allein ſie konnte ſich noch keine Rechenſchaft über ihren Schmerz und ihre Hoffnung geben. Unentſchieden ſaß ſie da, als man Herrn von Hallenburg meldete. Ihre Thränen verſiegten und an ihre Stelle trat ein triumphirendes Lächeln, und unwillkürlich entſchlüpften ihren Lippen die Worte: »Ich wußte es ja!«

Emanuel trat ein. Er hatte ſeit den zwei Jahren ſeines Beſuches in dem Hauſe der Gräfin ihren Charakter und ihre kleinſten Launen ſo ſtudirt, daß ein auf ſie geworfener Blick ihm ſogleich die ganze Bewegung in ihrem Innern, ihren Schmerz und ihre Freuden verrieth. Es ſchien ihm ſeiner unwürdig, als unterthäniger Sklave vor ihr zu erſcheinen; er zeigte alſo nur eine artige Theilnahme, womit er ſich um die Geſundheit Honorinens erkundigte, entſchuldigte ſich, ſo ſpät wieder gekommen zu ſeyn, und ſtand ſogleich wieder im Begriffe, ſich zu entfernen, als die Gräfin ihn bath, noch zu bleiben.

Umſonſt wurden nun alle Gemeinplätze eines Geſpräches hervorgeſucht, um die Konverſation zu unterhalten, aber alle die unbedeutenden Phraſen bedeckten ſchlecht jene Gedanken und Empfindungen, welche Eines dem Andern verbergen wollte. Niemand ſprach, was er dachte, und alle Verſuche Honorinens vermochten nicht, Emanuel auf jenen Gegenſtand zu bringen, der ſie allein intereſſirte. Der Gleichgiltigkeit folgte üble Laune, und brennende Thränen ſammelten ſich in den ſchönen Augen der Gräfin. Dieſe Frau, an allgemeine Anbethung gewöhnt, ſah denjenigen kalt und ruhig vor ſich, der in dieſem Augenblicke allein ihre Seele ausfüllte. Sie erkannte hier einen Willen, der nicht dem ihrigen wich, eine Kraft, die nicht an ihren Wünſchen erlahmte. Emanuel hatte ſich über ſie erhoben, er war ihr Herr geworden.

»Ach!« nahm endlich Honorine außer ſich das Wort — »ach! wer kann mehr an wahre Liebe glauben? wer auf trügeriſche

Schwüre dauern? wenn man ſieht, wie die Unbeſtändigkeit Gefühle vernichtet, welche ewig dauern ſollten. Ach wie ſehr iſt jene Arme zu bedauern, die ſo unglücklich war, ſie zu erwiedern!«

»Geſtehen Sie aber auch, verehrte Gräfin,« antwortete Emanuel mit eben ſo großer Ruhe, als Honorine mit Heftigkeit geſprochen hatte, »geſtehen Sie, daß eine Frau in der größten Unterwürfigkeit eines Mannes und in dem Opfer ſeines Lebens nur eine ſchwache Befriedigung ihrer Eitelkeit findet. Sie iſt für den Mann Alles, der Mann für ſie nur ein Spielzeug, welches ſie unterhält, ohne ihr Herz zu beſchäftigen, und welches ſie bei nächſter Gelegenheit wegwirft. Ach! wie ſehr iſt jener Arme zu bedauern, der ſeine ganze Liebe einer ſolchen Frau geſchenkt hätte!«

»Sprechen Sie nicht ſo,« verſetzte Honorine, »wenn unſer Stolz ſich auch augenblicklich empört, einen Herrn zu erkennen, ſo trägt unſer Herz endlich doch den Sieg davon, und die Liebe —«

»Die Liebe« — rief Emanuel tief bewegt — »ach! wenn es wahr wäre, daß das Herz eines Weibes ſich ganz hingeben könnte, wenn eine ſolche Liebe wirklich exiſtirt, ſo kann dies nur in einem Herzen ſeyn, in welchem die Eitelkeit keinen Platz hat, worin das Vergnügen nicht herrſcht, und das nichts Theureres kennt, als die Zärtlichkeit des Geliebten.«

»Und ſolche Liebe gibt es noch!« rief Honorine, außer ſich ſeine Hand faſſend und drückend. Aller Stolz, alle Rückſichten für die Welt verſchwanden in dieſem Augenblicke, Honorine war nur ein liebendes Weib. Die Liebe hatte geſiegt, ihr mußten alle übrigen Gefühle weichen. Emanuel, der Mann, den ihr Herz gewählt hatte, ſchien ihr in dieſem Augenblicke ein höheres Weſen. Trunken vor Luſt und Liebe ſank ſie an ſeine Bruſt, ſchlug die Lilienarme um ſeinen Nacken und ſprach: »Emanuel! ich liebe Dich, mein Herz, meine Hand ſind Dein!«

Am folgenden Morgen ſtand die Gräfin ſehr früh auf und begegnete Theodoren, als ſie eben aus dem Hauſe gehen wollte. »Theodore,« ſprach ſie, »ich habe eine Menge Einkäufe zu machen. Ich reiſe in der nächſten Woche nach meinem Landgute. Sie können wieder zu Ihrer Mutter zurückkehren; denn ich bedarf keiner Geſellſchafterin mehr. Ich werde künftig die angenehmſte Geſellſchaft an einem geliebten Manne haben. Ich heirathe Herrn von Hallenburg. Ihren Gehalt haben Sie noch durch ein volles Jahr zu beziehen, und wenn Sie Empfehlungen an andere Häuſer wünſchen, ſo will ich Sie Ihnen mit Vergnügen geben.«

Nachdem ſie dieſe Worte im zutraulichen Tone geſprochen hatte, wodurch ſie ihrem Gewiſſen genug gethan zu haben und Theodoren bis ans Ende eine großmüthige Beſchützerin geweſen zu ſeyn wähnte, ging ſie von dannen, ohne mehr einen Blick auf Theodoren zu werfen; ohne zu denken, daß auch in dieſem Herzen Wünſche, Gefühle, Leidenſchaften erwacht ſeyn konnten; ohne zu errathen, daß dieſes junge Mädchen, in Armuth erzogen und an beſcheidene Wünſche gewohnt, in ihrem Hauſe gelernt habe, daß es Freuden, Vergnügungen, Bedürfniſſe gebe, welche ſie früher nicht gekannt hatte, daß ſie jetzt wiſſe, was der Reichthum für eine Macht beſitze und die Liebe für ein Glück bereite, und daß ſie aus dem glänzenden Pallaſte jetzt nur Elend und Verzweiflung in ihre ärmliche Wohnung zurückbringen könne. Weil es eines Tages der Eitelkeit einer reichen Gräfin gefiel, auf das arme Mädchen einen Verdacht zu werfen, der ihren Stolz beleidigte; ſo mußte die Ruhe der Unglücklichen, das einzige Gut, welches ſie noch beſaß, dieſer Laune zum Opfer gebracht werden. Sie war hierin, wie in allem Andern, nur das Mittel, welches dazu diente, die Genüſſe einer Andern zu vermehren; ſie exiſtirte für ſich ſelbſt nur um zu leiden.

Nichts von alle dem dachte die Gräfin, und auch Niemand aus ihrem geſellſchaftlichen Kreiſe machte eine ſolche Bemerkung.

Das Schickſal dieſer beiden Frauen, wenn auch Jemand darüber nachgedacht hätte, würde nur die Idee eines Unglücks erweckt haben, welches in der geſellſchaftlichen Ordnung nicht zu vermeiden iſt, zu häufig, um dagegen ein Mittel zu finden, zu alltäglich, um ſich darüber zu betrüben.

Eine Stunde nachher hörte Frau von Sillern in ihrer Dachkammer ſchnelle Schritte auf der hölzernen Treppe, die Thüre öffnete ſich und Theodore, blaß, mit ſtieren Blicken, das Geſicht in Thränen gebadet, ſchwankte mit Mühe herein und fiel beſinnungslos zu den Füßen ihrer Mutter. Als die Sorgfalt derſelben ſie wieder ins Leben zurückrief, hatte ein hitziges Fieber ſie ergriffen; ſie wurde zu Bette gebracht, und lag viele Tage ohne Bewußtſeyn. Die Mutter weinte an ihrem Lager, und nur manchmal hörte man die Leidende rufen: »Sie hat er geliebt! — ſie hat er geheirathet!« —

Frühlingsregen.

Laue Tropfen — warme Tropfen
Streut die Wolke erdenwärts! —
Wie ſie mir an's Fenſter klopfen,
Kommend — fliehend, wie im Scherz!

Gleich als wären's liebe Gäſte,
Fordern Einlaß ſie von mir: —
»Sänger! auf zu frohem Feſte!
»Frühling bringen wir ja Dir!«

»Blumen, Blumen ſollen keimen,
»Laue Lüfte Dich umweh'n —
»Und aus tauſend Blüthenträumen
»Tauſend Lieder Dir erſteh'n.«

»Lerchen, Lerchen werden kommen
»Und auf Saaten, duftig grün,
»Ihre träumeriſchen, frommen
»Alten Weiſen niederſprüh'n.«

»Quellen, Quellen werden brechen
»Aus des Eiſes ſtarrer Macht,
»Und mit frohen Stimmen ſprechen:
»Frühling, Frühling iſt erwacht!«

Laue Küſſe, warme Küſſe
Spendet mir Dein holder Mund —
Gibt durch ihre Zauberſüße
Meiner Seele Frühling kund! —

Wie ſie an mein Herz mir klingen,
Gleich als wären's Melodien,
Die auf duftumhauchten Schwingen
Lenzverkündend niederzieh'n!

Lerchen — Blumen — bunte Lieder
Sind's, was mir ihr Hauch verheißt: —
Ja! mein Herz verjüngt ſich wieder
Und auf's Neue grünt mein Geiſt! —

Karl Edm Langer.

Das Bekenntniß des Lorenzo de' Medici.

Ihr Frau'n und Jungfrau'n, frei will ich bekennen
All' meine Sünden und mich ſchuldig nennen.

Vor allem Andern reut es mich vom Herzen:
Wie leicht es mir geworden, ohne Schmerzen
Oft ſüße Luſt mit Gleichmuth zu verſcherzen,
Und dieſe Schuld will ich zuerſt bekennen.

Ich trug ſchon lange Zeit ein ſtill' Verlangen,
Zu ſeh'n die Schöne, aber ſtumm, mit Bangen
Stand ich vor ihr, wenn holde Worte klangen;
Auch deſſen muß ich ſchuldig mich bekennen.

Ein and'res Mal ſchien ich zum Glück erkoren,
Fortuna ſelbſt begünſtigte den Thoren;
Ich zögerte und Alles war verloren;
Wohl muß ich dieſe meine Schuld bekennen.

Wie oft nicht peiniget mich, ach, die Reue!
Einmal verſprach zum voraus ich die Treue,
Und doch betrogen war ich auf das Neue!
Ich will zu dieſer Schuld mich gern bekennen.

Ach, leider! denk' ich noch viel and'rer Sünden,
Oft ließ ich mich durch's Wort der Freunde binden,
Und gar viel ſüße Freuden mir entſchwinden;
Auch dies zu ſchulden, muß ich frei bekennen.

Es thut mir leid, daß viele ſchöne Stunden
Der friſchen Jugend unbenützt entſchwunden,
Bis nun das matte Alter mich gebunden;
Auch dieſe Schuld, ach! muß ich wohl bekennen.

Ach, ich bekenn', mit wahrer Reu' und Schmerzen,
Die Schuld der Furcht und Trägheit, ohne Scherzen,
Bewußt und unbewußt, aus tiefſtem Herzen,
Muß liebesſchuldig überhaupt mich nennen.

Und bitt' euch All', ihr möget nicht verachten
Dies mein Bekenntniß, ſolcher Sünden achten;
Ach, möchte nie die Reue euch umnachten,
Und ihr vergebens nie die Schuld bekennen!

J. J. Hannuſch.

Geſchichte zweier Vettern.

Novelle von L. Kruſe.

Eines Mittags fragte mich in Paris ein Landsmann, mit dem ich oft zuſammen traf, während wir bei einem Reſtaurateur auf dem Boulevard aßen, ob ich über meinen Abend beſtimmt hätte. Als ich es verneinte, ſchlug er mir vor, im Theater la Gaité ein neues Stück, Dolores, zu ſehen, das zu der Zeit dort ſehr häufig geſpielt wurde. Ich ging darauf ein, und als das Stück kaum zu Ende war, fragte er mich mit einer Art Heftigkeit um meine Meinung. Ich theilte ihm dieſe mit, und zwar nicht ohne Verwunderung ob ſeiner großen Theilnahme dafür, welche das Stück in dem Grade, den er verrieth, nicht zu rechtfertigen ſchien.

»Es kömmt daher,« erwiederte er, »weil es mich auf eine ganz beſondere Weiſe bis zum Erſtaunen angeregt hat; denn es hat, zwar nicht hinſichtlich der Charaktere, ſondern der Kataſtrophe und der Motive eine ſo ſchlagende Ähnlichkeit mit einer Geſchichte, die ich ſelbſt erlebt habe, daß man glauben ſollte, es fände mehr als eine zufällige Übereinſtimmung dabei Statt. Ich will Ihnen, eben Ihres Urtheiles willen über das Stück, dieſe nicht vorenthalten. Machen wir morgen bei dieſem ſchönen Wetter eine Fahrt nach St. Cloud. In dem Schatten wehender Bäume der hohen Teraſſe, bei der Ausſicht über die große Stadt, öffnen ſich der Seele theure Erinnerungen beſſer, als in der Mitte derſelben.

Dabei blieb es, und dort erzählte er mir Folgendes:

Mein Vater beſaß außer mir nur einen Sohn, der zwei Jahre jünger als ich war. Von mir, der ich in die Begebenheiten, die ich zu erzählen im Begriffe bin, nur wenig eingreiſe, Nichts! Ich gehöre, wie Sie wiſſen, zu den geſetzten paſſiven Leuten, die mehr beobachten, als von ſich zu ſprechen haben. — Das war nun der Fall des Bruders, wenigſtens in ſeinen jüngern Jahren, nicht. Ich werde nicht ſagen können, ob er die wenigen Tugenden, deren ich mich rühmen könnte, doppelt beſaß; allein es iſt gewiß, daß er eines nicht geringen Theils meiner Fehler mehr als doppelt ſich ſchuldig machte. Fehler ſage ich, keiner Laſter; denn ich glaube ihn davon frei ſprechen zu können, wie ſchwer ſie auch zuweilen von dieſen zu unterſcheiden ſind; und an dem allen war ein Uebermaß von Leichtſinn Schuld, der mir ſchon in unſern Kinderjahren viel Anlaß zum Verdruß und Betrübniß gab; denn ich, wie die ganze Welt, hatte ihn lieb, obgleich es uns vielleicht Allen ſchwer gefallen ſeyn würde, hätten wir erklären ſollen, weßhalb; hatten wir uns doch Alle über ſeine Unarten zu beklagen; allein er wußte dieſe auf eine ſo allerliebſte einſchmeichelnde Weiſe zu bereuen, daß man ihm nicht gram ſeyn konnte; ach, warum mußte dieſe Gunſt der Natur ſo ganz an der ſtrengen Denkungsweiſe eines faſt gleichjährigen Vetters ſcheitern.

Mein Vater hatte zwei Brüder, die von ſeinem Wohnorte, Kopenhagen, entfernt lebten, wodurch unſer ſchon bei dem frühen Tode meiner Mutter verödetes Haus noch einſamer ward, und uns, welche die vielen Geſchäfte des Vaters, mehr als gut war, vor ſeinen Blicken entzogen, von unſern Kinderjahren an der Gefahr eines eben nicht ſehr gewählten Umganges bloßſtellte. Der eine dieſer Brüder, einige Jahre jünger als er, und den wir gern nur den reichen Oheim nannten, verbrachte den größern Theil ſeines Lebens auf Reiſen; jedoch verweilte er beſonders im nördlichen Deutſchland oder England, und beſuchte uns wenigſtens alle zwei Jahre auf einige Wochen. Seine Wohlhabenheit — denn meine Großältern ließen nur ein ſehr maßiges Vermögen nach, hatte er wahrſcheinlich glücklichen Handelsſpekulationen, die er zum Theil allein, und immer auf Reiſen trieb, ſowohl, als der Schnelligkeit derſelben zu verdanken. Wir hatten ihn recht lieb, denn er beſchenkte gern ſeine Neffen reichlich, wiewohl er ſich wenig mit uns abgab, auch war für uns Kinder etwas Zauberhaftes in ſeiner Erſcheinung, denn er verſchwand oft eben ſo unerwartet als er gekommen war, ohne andern Abſchied, als einige flüchtige an den Vater gerichtete Zeilen.

Den zweiten weit älteren Bruder meines Vaters, den der reiche Oheim auch zuweilen beſuchte, kannten wir gar nicht. Er war im Holſteiniſchen angeſtellt, und hatte mehrere Kinder; das war Alles, was wir von ihm wußten. Eben den Tag, als ich mein ſechzehntes Jahr erreichte, lief die Nachricht von ſeinem Tode, und kurz darauf ein Brief von dem jüngern Oheim ein. Noch denſelben Abend ſagte der Vater, der in den Augenblicken, die ihm ſeine vielen Geſchäfte ließen, immer ſehr freundlich mit uns war, zu uns: »Wir werden, und diesmal zwar ihr beſonders, einen Beſuch erhalten. Dein Onkel Pathe, Leopold,« wandte er ſich an meinen Bruder, »wird hier bald mit eurem Vetter, dem jüngſten Sohn meines verſtorbenen Bruders eintreffen, und ihn einige Zeit bei uns laſſen, denn — doch ihr ſeyd ja keine Kinder mehr,« unterbrach er ſich ſelbſt, »da leſet nur, damit ihr wißt, wie ihr ihn zu nehmen habt. Dir, Leopold, empfehle ich mehr Beſcheidenheit als gewöhnlich, um ihn nicht abzuſtoßen, ich denke, daß ein recht freundliches Verhältniß euch beiden frommen möge; denn es ſcheint, als habe er faſt zu viel bon etwas, von dem du gar zu wenig beſitzeſt.«

Damit übergab er uns den Brief und verließ uns.

Der Inhalt desſelben iſt, wenn auch nicht die Worte ſelbſt, mir gegenwärtig geblieben. Der Oheim berichtete, daß eine ihm zugekommene Nachricht von der Krankheit ſeines ältern Bruders ihn beſtimmt hatte, hinzureiſen. Er war aber erſt kurz nach deſſen Tode angekommen, und hatte die ganze Familie verſammelt gefunden. Zwei verheirathete Töchter mit ihren Männern, zwei verheirathete Söhne mit ihren Frauen, alle in wünſchenswerthen, wenn auch nicht reichen Verhältniſſen; nur der jüngſte ſiebzehnjährige Sohn war doch unverſorgt, ſo wie ſeine Beſtimmung noch unentſchieden. Der Nachlaß des Vaters war ſo unbedeutend, daß ſein Antheil nur einen geringen Einfluß auf ſeine Zukunft haben könne; auch ſchienen die Geſchwiſter geneigt, theils der Hälfte, theils dem Ganzen des Ihrigen zu ſeinen Gunſten zu entſagen; allein vielleicht eben dieſe kleine Differenz, die unzart genug in ſeiner Gegenwart diskutirt worden war, hatte ihn beſtimmt, laut zu erklären, daß er nichts mehr als was ihm geſetzlich zufiele, annehmen würde, und mit einer einfachen Geradheit, die eben ihrer Einfachheit wegen dem Stolze ähnlich ſah, hinzu zu fügen, daß er ſchon früher den Vater, der, aus Beſorgniß für ſeine Zukunft, willens geweſen wäre, ſeinen Kindern eine ähnliche Zumuthung zu thun, erſucht hatte, eine ſolche zu unterlaſſen. Dieſe Offenbarung des väterlichen Willens fand nun eine allgemeine Beiſtimmung, denn Niemand zweifelte an den Worten des Bruders, obgleich einige Glieder der Familie in ſeiner Weigerung nur eine ſchlaue Verſtellung ſehen wollten; als aber Adam, ſo hieß er, feſt auf dieſem beſtand, fühlten ſich alle dadurch um ſo mehr faſt verletzt, als es dem Menſchen eigen iſt, in den erſten Augenblicken der Trauer den Wunſch eines lieben Hingeſchiedenen gern erfüllen zu wollen; übrigens ſchien auch ein anderer Umſtand die Familie von ihm zu entfernen. Der Vater, der vielleicht früher in der Wahl der Erzieher für ſeine Kinder nicht glücklich geweſen, hatte ſchon einige Jahre vorher einem Jugendfreunde, der geiſtlicher Vorſteher einer herrnhutiſchen Brüdergemeinde in Chriſtiansfeld war, ſeine Erziehung anvertraut, und nur der nahende Tod des Vaters ihn mit den andern Geſchwiſtern zuſammengeführt. — Die ſtille eingezogene Lebensweiſe dieſes chriſtlichen Vereines, die ſich, wie bekannt, dem Äußern ſeiner Mitglieder ſo ſichtbar einprägt, hatte freilich dem jungen Manne etwas fremdartiges, wenn auch nicht linkiſches, doch ſchroffes mitgetheilt; am öfterſten waren, wenn andere lächelten, ſeine Züge unbeweglich geblieben, und wenn jene laut auflachten, lächelte er höchſtens. Auch hatte er — behauptete die Familie — Meinungen angenommen, die bei ihm mehr durch eingeſchärfte Gewohnheit als durch eigene Überzeugung feſtgewurzelt waren. Mit dieſen Klagen war die Familie dem Oheim entgegengekommen, mit der Zumuthung, den jungen Mann zur Annahme eines ſolchen Nachlaſſes zu bewegen, deſſen Werth er eben ſo wenig wie ihr Liebesopfer anzuerkennen ſchien. Der Oheim hatte auch deßhalb mit ihm geſprochen; Adam aber erklärte, daß er in keinem Falle ein Opfer annehmen würde, das ihn einſt dem Vorwurf blos ſtellen könne, Anlaß gegeben zu haben zum Hader zwiſchen Eheleuten, und den Rechten ihrer Kinder zu nahe getreten zu ſeyn. — Dies hatte er mit einer ſo einfachen und empfundenen Wahrheit ausgeſprochen, daß es den Oheim tief bewegt hatte.«

»In dieſem ſchlichten und ſtolzen Rechtlichkeitsgefühl« — ſchrieb er — »ſpiegelt ſich der ganze Charakter des Jungen ab, und ich, der ich nicht verheirathet bin und nie heirathen werde, aber gern ein liebendes Weſen oder eines, das wenigſtens meine Liebe verdiente, um mich haben mag, ſagte zu ihm: »Wohlan! glaubſt Du Dich auch ſchon fähig, für Dich ſelbſt zu ſorgen, und lieber eine Sorge als reiche Zukunft wählſt, weil Dir die erſte rechtlicher ſcheint, ſo kannſt Du doch immer einen guten Rathgeber — und eine volle Börſe, die Dein Gewiſſen nicht drückt, brauchen. Ich habe keine Kinder, und nur ſolche, die meine Liebe wählt, werden meine Erben ſeyn. Sey denn mein Sohn! und empfange mit dieſem Namen alle Rechte eines ſolchen; ich verlange nur Liebe, kindliche Folgſamkeit und Dein Glück!«

»Adam ſah mich einen Augenblick groß an; dann glänzte auf einmal eine Thräne in ſeinen Augen; er ergriff ſchnell meine Hand, drückte ſie an ſeine Lippen und ſagte mir: »Mein Vater! ich habe denn einen Vater wieder!« Ich umarmte ihn und unſer Bund war geſchloſſen.«

»Adam hat ein ſchärferes Auge und mehr Recht, als ich dachte,« ſchrieb der Oheim weiter; — »denn dieſer von mir mitgetheilte Entſchluß ſchien die Familie kälter gegen uns Beide zu machen. Adam mag freilich ſeine unvollendeten Lehrſtunden bei dem geiſtlichen Vorſteher ungern aufgeben; ich denke aber, daß er ſchon in den Jahren iſt, wo er um ſo mehr die Welt kennen lernen muß, als er derſelben vielleicht ſchon zu ſehr entzogen geweſen iſt; erſt nach ſeiner Bekanntſchaft damit mag er über ſeine Zukunft und ſeine Studien entſcheiden, ihn aber in die große Welt hineinzuwerfen, finde ich doch zu früh. Du haſt ja gut geartete, wohlerzogene Söhne, die ſchon ſo zu ſagen in der Welt leben; ihre Bekanntſchaft und Freundſchaft mögen ihm anfangs genügen, und eine allmälige Entwicklung ſeinem Gemüthe heilſamer als ein ſchroffer Übergang ſeyn. Möge er denn für's erſte ihre Beſchäftigungen und Erfahrungen theilen.«

Wir waren nicht wenig neugierig, den uns ſolcherweiſe angekündigten Vetter zu ſehen, der uns wegen ſeiner muthigen Entſchloſſenheit Achtung einflößte, und wegen ſeiner herrnhutiſchen Erziehung Spaß verſprach. Er kam bald darauf an. Sein Äußeres betreffend, hatten wir uns ſehr getäuſcht. Wir hatten uns einen langen, blaſſen, unbeholfenen Jungen vorgeſtellt, und ein rüſtiger, rothbackiger, ungezwungener Burſche trat uns entgegen, dem wir nichts Linkiſches anſehen konnten, weil der Oheim ſogleich darauf bedacht geweſen war, ſeinen Chriſtiansfelder Anzug mit einem ſtädtiſchen umzutauſchen. Sein Weſen fanden wir, wenn nicht eigentlich ſchroff, doch ungewöhnlich; mehr Beſonnenheit war darin, als wir deren gewohnt waren, ſo wie eine Beharrlichkeit auf ſeine Meinungen, die Leopold faſt unartig fand. Mit dem beſten Willen, ſo wie der Vater ihm empfohlen hatte, recht beſcheiden zu ſeyn, um die Freundſchaft des Vetters zu gewinnen, war es ihm doch unmöglich, ſeinen Leichtſinn im Zaum zu halten. So wie er gewohnt war, uns alle zu necken und auszulachen, ſo trieb er es auch mit dem Vetter, und dieſer, einer ſolchen Erſcheinung durchaus ungewohnt, fühlte ſich, wo wir höchſtens eine leichte Ungeduld zeigten, tief gekränkt, und ſo entſtand bei ihm eine Abneigung gegen Leopold, die ſich mittelſt ſeiner ſogleich verletzten Empfindlichkeit und daraus hervorgehenden Bitterkeit auch dem Bruder mittheilte, der alsdann, um ihn zu reizen, manchmal Geſinnungen ausſprach, die er ſelbſt verwarf, und mich, an den Adam ſich ſogleich brüderlich angeſchloſſen hatte, in die unglückliche Lage ſtellte, ein ewiger und unfähiger Vermittler zwiſchen Beiden zu ſeyn. Vergebens rief dann Leopold nach einer immer kühler gewordenen Verſöhnung aus: »Ach, Adam! warum mußt Du denn ein ſo ganz neuer Adam ſeyn, der Alles und Alle nach ſeiner Weiſe modeln will, ſtatt viel bequemer der alte Adam zu bleiben, der uns verſtehet, ſo wie wir ihn verſtehen und lieb haben.«

Leider wußte der gute Adam gar nicht, was Leichtſinn war, ſah in jeder neckiſchen Äußerung Leopold's ſchlechte Geſinnung und in ſeinen Unbeſonnenheiten ein verdorbenes Herz; Leopold beurtheilte ſeine ernſte Natur zwar milder, aber nicht richtiger, und ich verſtand es nicht, Beide gegen einander ſchonender zu machen. Aus tauſend Beiſpielen von Leopold's Leichtſinn und Adam's voreiliger Erbitterung will ich nur eines anführen, weil es in dieſe Geſchichte ſelbſt mächtig eingreift.

Bei einem der häufigen Spaziergänge, die wir Drei gern zuſammen machten, wie ſehr und oft auch unſer Geſpräch Anlaß zu bittern Discuſſionen unter den beiden Vettern gab, führte unſer Weg über eine hölzerne, lange Brücke, die gern von Unglücklichen gewählt wurde, um von derſelben herab ihrem Elende in der Welt ein Ziel zu ſetzen. Leopold beſaß ein ſehr ſcharfes Geſicht, das ſelbſt ſiegend durch das Zwielicht drang. Dies hatte ſo eben begonnen, als wir die Brücke betraten. Plötzlich eilte der Bruder ſchnell voraus — ich meinte, um eine bittere Antwort Adam's nicht zurückgeben zu wollen, als ich bemerkte, daß er wieder leiſer, faſt wie lauernd, fortſchlich und zuletzt ſtillſtand. »Was mag er vorhaben?« ſagte ich zu Adam.

Indem wir ihn faſt wieder erreicht hatten, bemerkten wir plötzlich in einiger Entfernung von ihm etwas ins Waſſer herabſtürzen und mit Geräuſch untertauchen.

»Was war das?« rief ich beſtürzt.

»Ein Menſch,« ſchrie Adam entſetzt auf, »ich habe es deutlich geſehen, und Du ſtehſt ruhig, als wäreſt Du ein Theil der hölzernen Brücke da, und ſiehſt zu!«

»Nun, nun!« erwiederte Leopold gelaſſen. »Ereifere Dich nicht und laß einem jeden ſeinen Willen. Er hat ſich ſelbſt recht mit Bedacht hineingeſtürzt.«

»Elender!« ſagte Adam verächtlich; allein noch bevor Leopold hochglühend vor ihn hintreten und ich mich zwiſchen Beide werfen konnte, hatte Adam den Rock ausgezogen und war ins Waſſer geſprungen. Wir eilten Beide ſchnell über das letzte Drittheil der Brücke hin, und kamen eben früh genug, um uns an ein Paar Matroſen anzuſchließen, die ſchnell ein Boot losgemacht hatten.

Es gelang uns bei der bewährten Übung der Ruderer, Adam bald zu erreichen, der, mit dem erhaſchten Hinabgeſprungenen in den Armen, mühſam gegen den Strom ankämpfte, und Beide in das Boot hinaufzuziehen. Der Gerettete hatte ſchon das Bewußtſeyn verloren, und war ſichtbar ärztlicher Hülfe bedürftig.

»Wo bringen wir ihn hin?« fragten die Matroſen, als wir ans Land ſtiegen. Glücklicher Weiſe fuhr zufällig eine leere Miethkutſche vorüber, ich rief ſie an. »Hin zum Rettungshauſe für Ertrunkene!« ſagte indeſſen Adam.

»Warum nicht gar!« rief Leopold, dem es zuweilen nicht an Beſonnenheit fehlte, »lieber nach ſeiner Wohnung!«

»Du kennſt ihn alſo?« — ſagte ich beſtürzt, den Betäubten durch das ſinkende Dunkel anſtarrend.

Ja! Sieh ihn nur recht an, es iſt ja der Engländer, der uns in ſeiner Sprache Unterricht gibt; ich habe ihn ſchon, bevor er hineinſprang, erkannt.«

»Und dennoch —?« verſetzte Adam.

»Dennoch!« wiederholte Leopold mit ſeltenem Ernſte. — Es iſt ja immer beſſer, freiwillig zu ertrinken, als gezwungen aufgeknüpft zu werden; denn ſo etwas ſteht an ſeiner Stirne geſchrieben.«

Wirklich beſaß dieſer Mann bei dem häufigen Spleen, mit dem er behaftet war, eine wahre Spitzbuben-Phyſiognomie; vielleicht war es dieſer Umſtand, der Adam die Zunge band, denn er gab keine Antwort; allein, nachdem der Betäubte nach meiner Weiſung, um einer Fortſetzung der begonnenen That vorzubeuven, nach dem Hoſpital gebracht worden war, und wir uns wieder zu Hauſe befanden, trat Leopold halb ernſt, halb ſcherzend mit der Frage vor Adam hin: »Du haſt mich einen Elenden geheißen, denkſt Du noch immer ſo?«

»Elend« — gab Adam zögernd zur Antwort — »iſt es doch immer, eine ſchlechte That vor ſeinen Augen vorgehen zu ſehen, ohne ſie zu verhindern, wenn man es kann! Wärſt Du ihm zuvorgekommen, hätten wir vielleicht ſein Unglück erfahren und abhelfen können, ohne ſeine Schande, was durch Deine Schuld geſchehen iſt, der Öffentlichkeit preis zu geben.«

»Hätteſt Du ihn ruhig ertrinken laſſen,« entgegnete Leopold, »ſo wäre jetzt ſeinem Unglücke abgeholfen, und das was, Du Schande nennſt, hätte ihn nicht gerührt.«

»Ich ſchaudere,« rief Adam höchſt erregt, »ich ſchaudere, einen Menſchen von einem Verbrechen ſo reden zu hören! ihn ertrinken laſſen, das heißt ſein Verbrechen theilen, ſein Mitſchuldiger werden! und das ſpricht er mit einer Selbſtzufriedenheit aus, als hätte er etwas ſehr Schönes gethan!«

»So ſpricht zwar das ſchwerfällige Geſetz, das aber haben Menſchen geſchrieben, und die verſtehen oft kaum in dem eigenen

Innern zu leſen; daher erkenne ich es für Pflicht, nicht in den freien Willen eines Andern einzugreifen.««

»Sage, eines Wahnſinnigen; denn wer gegen das eigne Leben wüthet, iſt gemüthskrank.«

»»Warum nicht gar eines Feigen, da wir doch mit Gemeinplätzen fechten?««

»Auch das zuweilen, immer eines Verbrechers!«

»»Gegen die Geſellſchaft, nicht wahr? Daher muß ja noch in gewiſſen Ländern der bei einem Selbſtmorde ertappte Soldat Spitzruthen laufen, weil er den König um einen Mann hat betrügen wollen.««

»Nein, gegen ſich ſelbſt — denn —« und nun ſprach Adam alle Gründe gegen den Selbſtmord, die nicht blos die frommen Anſichten der Gemeinde, unter der er erzogen war, ſondern auch ſeine ſchlichte Philoſophie ſeinem jugendlichen Unwillen einflößten, mit ſo glühender Heftigkeit und ſo ſtolzer Verachtung gegen Leopold aus, daß eben dieſe Überſpannung den ſonſt heftigen Bruder beſonnen machte; denn als der Vetter rief: »Nein, was auch aus ihm werden ſoll, werde ich nicht bereuen, ihn gerettet zu haben: wenn es auf eine raſche That ankömmt, darf man nicht an die Folgen denken! —«

»Siehſt Du!« — fiel Leopold dann ein: »das iſt es ja, was Du mir immer vorwirfſt, und nun, da ich zum erſten Male in Deiner Gegenwart beſonnen handle und an die Folgen denke —«

»Die Folgen,« wiederholte Adam bitter, »wären vielleicht, inſofern der Gerettete alle Umſtände kennte, daß er in Dir ſeinen Mörder erkennen möchte. — Wer einen Mord nicht verhindert, wenn er es kann, iſt ein Mörder.«

»Darin magſt Du Recht haben! in dieſem Falle aber nenne mich lieber ſeinen Sekundanten, der bei ſeinem Zweikampfe mit den Wellen nur gethan hat, was dieſer thun ſollte, ſich nämlich ruhig zu verhalten. Du haſt Dich, wie ein ungelegener Dritter, zwiſchen Beide geworfen, und deßwegen hatte ſein Sekundant ſogar Recht, Dich herauszufordern, wenn wir nicht leibliche Vettern wären, und Väter hatten, die Brüder ſind.«

»Gott behüte!« erwiederte Adam, dem es immer gegeben war, dem Scherze eine ernſte Wendung zu geben: »daß ich je einem Menſchen mit tödtenden Waffen gegenübertreten ſollte, und am allerwenigſten einem Verwandten; ich kann mir keinen ſolchen Fall denken.«

»Hm! ſage das nicht, ich weiß Buſenfreunde, die ſich geſchlagen haben, weil die Ehre — —«

»Die Ehre!« — wiederholte Adam — »Niemand kann meine Ehre verletzen, als nur ich ſelbſt, und beſitze ich dieſe in mir, ſo habe ich auch Muth, die Verachtung von außen zu ertragen.«

Ich erinnere mich nicht, wie dieſer noch kindiſche Streit endete, der erſt ſpäter Bedeutung für mich gewinnen ſollte, und bemerke blos, daß der Ertränkungs-Verſuch des Engländers allerdings Aufſehen erregte und den Vater bewog, uns dem ferneren Unterricht dieſes Fremden zu entziehen, ein freilich nicht dazu geeignetes Mittel, einem zweiten Verſuche der Art vorzubeugen. Kurz darauf verließ Adam nach einem faſt jährigen Aufenthalte daſelbſt unſer Haus, zufolge Übereinkunft mit dem Onkel, der uns um dieſe Zeit auf's Neue beſuchte, und reiſte mit demſelben nach Kiel, um dort in einem angeſehenen Hauſe, an welchem der Onkel wahrſcheinlich Antheil hatte, ſich dem Handel zu widmen. Ob er dieſem Ort den Vorzug gab, um ſeinen ihm noch ſtets theuren Erzieher ſehen zu können, oder wie ich faſt glaube, ſich von dem Bruder zu trennen, kann ich nicht entſcheiden; indeſſen geſtand er mir damals ehrlich, daß er Leopold geringſchätzte, und meinte trotz meinem Verſuche, ihm beſſere Gedanken von ihm beizubringen, daß jener nur ſeiner Umgebung Unheil bringen könne; von mir aber nahm er einen ſehr herzlichen Abſchied.

Leider ſchien es bald nach ſeiner Abreiſe, daß dieſe Weisſagung in Erfüllung gehen würde. Von einem die Strenge des Vaters mißbilligenden Gefühl getrieben, hatte er ſeine Stunden in der engliſchen Sprache bei ſeinem vorigen Lehrer, trotz dem, daß er ihn nicht leiden mochte, und zwar in deſſen Hauſe, fortgeſetzt; ich wußte es freilich, denn ich gehörte unter die Menſchen, denen die Vertrauten-Rollen immer zufallen, wollte aber keinen Antheil daran nehmen, und rieth ihm davon ab, ohne jedoch mein Schärflein zu einer kleinen Summe zu verſagen, die ſeine Schüler, um ſeine Rückkehr nach ſeinem Vaterlande zu erleichtern, zuſammenbrachten, wohin er nach einiger Zeit ſich zurückbegab; Leopold hatte jedoch in deſſen Wohnung unter ſeinen Mitſchülern Bekanntſchaften gemacht, die ihn, wenn auch nicht zu einem lockeren Leben verleiteten, ihn doch in merklich gefährliche Verhältniſſe zogen. Sein ungeregeltes Betragen blieb dem Vater nicht verborgen; allein, wenig zur Strenge geneigt, war er nur darauf bedacht, ſeinem Leben eine andere Richtung zu geben. Die Bekanntſchaften des Bruders waren nicht die meinigen; unſere Freunde waren wie unſere Geſchäfte verſchieden. Ich war Student, er hatte ſich dem Handel gewidmet; ohne den eigentlichen Grund anzugeben, ſchrieb der Vater insgeheim an ſeinen Bruder, der ja überall Verbindungen hatte, ſeinem jüngern Sohne eine Anſtellung in einem auswärtigen Hauſe zu verſchaffen. Auf Leopold's beſſeres Gemüth und ſein gutes Naturell bauend, hoffte er, daß er nur ſeiner damaligen Umgebung entriſſen zu werden brauchte, um deren Schlechtigkeit einzuſehen und eine beſſere zu ſuchen; allein noch bevor die Antwort eintraf, brach ein Ungewitter los, das auch auf mein Geſchick Einfluß haben ſollte.

Seit einiger Zeit hatten in der Reſidenz mehrere Myſtifikationen Statt gefunden, die um ſo mehr Aufſehen erregten, als verſchiedene derſelben mehr auf Betrug als auf bloße Neckerei abgeſehen ſchienen. Ein paar junge Leute waren plötzlich von der Polizei verhaftet worden. — Verhöre wurden gehalten, von ſtrengen Unterſuchungen und Entdeckungen viel gefabelt. Eines Morgens wurde mir in meinem Kollegium die am vorigen Tage vorgefallene Verhaftung eines jungen Mannes erzählt, der ein Freund Leopold's war. Ich erſchrak, ohne recht zu wiſſen, warum. Als ich nach Hauſe kam, fand ich dies in großer Bewegung. Kein Menſch dort hatte Leopold den ganzen Tag über erblickt, und obgleich Alle ſich erinnerten, ihn den Abend vorher in ſeinem Schlafzimmer geſehen zu haben, fand man doch ſein Bett unberührt. Dies deutete nicht auf eine Verhaftung, ſondern auf eine Flucht, und beunruhigte uns nicht wenig; allein noch denſelben Abend wurde mir das Räthſel gelöst. Obgleich nicht zum Arbeiten geſtimmt, ſchlug ich ein Buch auf, deſſen ich mich, wie Leopold wußte, gern alle Tage am Abend bediente, und ein verſiegeltes Blatt, mit der Aufſchrift an mich, fiel mir in die Hand.

Des Bruders Handſchrift gleich erkennend, öffnete ich es ſchnell, und fand ungefähr Folgendes:

»R — iſt vor ein paar Stunden verhaftet worden; ich brauche Dir, Bruder, der du mich kennſt, nicht zu verſichern, daß ich mir perſönlich nichts eigentlich Schlechten bewußt bin; allein ich weiß und beſonders hinſichtlich R —'s um etwas, das wohl keinen beſſern Namen verdient. Es wäre aber noch ſchlechter, eine zu offenherzige Freundſchaft, obgleich ſie, trotz ihrer Verſprechungen, meine Warnungen verſchmähet hat, zu verrathen. Ich fürchte, daß er, auf meine Freundſchaft bauend, ſich auf mein Zeugniß berufen wird. Mein Gewiſſen erlaubt mir ein ſolches, wie er es wünſchen möchte, nicht. Ich benütze daher eine Gelegenheit, die mir wie ein Fingerzeig vom Himmel kömmt, mich etwas in der Welt umzuſehen, um nicht zum Reden aufgefordert zu werden. Mein Vergehen beſteht in einem unfreiwilligen Halbwiſſen. Verſichere dies dem Vater; ſo wahr wie Du mich kennſt, Du darfſt es thun, und ſeyd dann Beide meinetwegen unbeſorgt. Ach! warum ließ der Vetter nicht den Sprachmeiſter ertrinken, da er doch darauf ſo erpicht war! — Dein Leopold.«

Dieſer Schluß blieb, ſo wie der Zuſammenhang, mir ein Räthſel; allein da mehrere Tage vergingen, ohne von dem Bruder zu hören, da ſein Name weder im Publikum noch in der Sache ſelbſt genannt wurde, und dieſe damit endete, daß nach der polizeilichen Unterſuchung ein paar der verhafteten jungen Leute die Hauptſtadt vermeiden mußten, und die Übrigen mit einem derben Verweis wegkamen, ſahen wir ein, daß gewiß nur eine unnöthige aber ehrenwerthe Beſorgniß ihn fortgetrieben hatte; indeſſen erſchien er nicht wieder, und wir waren noch deßhalb in großer Unruhe, als die Antwort auf den Brief des Vaters von dem Oheim eintraf. Er hatte dem Bruder eine vortheilhafte Anſtellung in einem amerikaniſchen Hauſe verſchafft, und fügte hinzu, daß deſſen ſchleunige Abreiſe nach Hamburg, wo ein Schiff dieſes Hauſes ſegelfertig lag, unerläßlich ſey, weil die Freunde, die ſich ihm ſo willfährig gezeigt hatten, ſchlechterdings nicht hingehalten ſeyn dürften. Der Vater gerieth jedoch in große Verlegenheit. Er kannte die kaufmänniſche Pünktlichkeit ſeines Bruders und deſſen Empfindlichkeit, ſich ſeinen Handelsfreunden gegenüber kompromittirt zu glauben. Da ich nun durch die Beihilfe, die ich faſt täglich dem nachläſſigen Leopold hatte leiſten müſſen, Handelsgeſchäfte faſt eben ſo gut wie er kannte, und außerdem mit meiner augenblicklichen Stellung nicht zufrieden war, ſchlug ich dem Vater vor, Leopold's Stelle vertreten zu dürfen. Er nahm nach einigem Bedenken mein Anerbieten an, und zwei Tage darauf befand ich mich auf dem Wege nach Hamburg; natürlicherweiſe beſuchte ich meinen lieben Adam in Kiel. Er hatte ſeit dem Augenblicke, wo ich ihn zum erſten Male ſah, einen weit freieren Anſtand gewonnen, und ſchien, ungeachtet des fortdauernden Ernſtes ſeines Weſens, heiterer als in Kopenhagen. Als er nach allen Bekannten dort, nur nicht nach Leopold fragte, konnte ich nicht umhin, deſſelben mit klopfendem Herzen zu erwähnen.

Zu meiner Verwunderung erfuhr ich, daß Adam ihn geſehen, ja daß Leopold auf ſeiner Flucht ihn beſucht hatte. — »Er iſt,« fügte er plötzlich düſter hinzu, »inſofern ich weiß, nach England gegangen. Er wollte von mir wiſſen, ob der Oheim ſich dort und dann wo aufhielt, ich konnte ihm aber keine Antwort darauf geben.«

»Du konnteſt nicht?« fragte ich verwundert.

»Ich wußte, daß der Oheim nicht gern ſeine Verhältniſſe jedem Fragenden preisgibt; freilich machen ſeine Verwandten eine Ausnahme, und wäreſt Du es geweſen, ich würde nicht, was ich wußte, Dir verſchwiegen haben, aber ihm, dem Ausreißer —«

»Und eben darum meine ich — Du biſt gar zu ungerecht gegen Leopold.«

»Nein, nein!« gab er raſch zur Antwort, »habe ich es Dir nicht vorausgeſagt, daß er euch Angſt und Gram bereiten werde, und ihm, dem böſen Dämon ſeines Hauſes, der nur Unheil um ſich verbreitet, ſollte ich ſelbſt Anlaß geben, die liebe Nähe des guten Oheims zu verpeſten? Ich habe ſeit der Stunde nichts von ihm gehört, und verlange es auch nicht.«

Kurz darauf verließ ich Adam; und hiermit iſt die Einleitung zu meiner kleinen Geſchichte beendet. In einer Reihe von Jahren, die ich in Amerika zubrachte, wollte ein ſonderbares Verhängniß, daß ich faſt nichts von Europa und gar nichts von meiner Familie. als den Tod meines Oheims und die fortdauernde Ungewißheit über Leopold's Geſchick erfahren ſollte. Häufige Reiſen, zum Theil im Innern des Landes, kein beſtimmter Aufenthalt, der Fall des Hauſes, in dem ich angeſtellt war, Kriege, Krankheiten, Unglücksfälle, die, ohne mich ſelbſt zu berühren, um mich vorfielen, machen mir die lange Unwiſſenheit, Alles, was mir theuer war, betreffend, freilich erklärlich; indeſſen arbeitete ich rüſtig fort, und nach einer durch Umſtände halb gezwungenen Reiſe nach Oſtindien, die jedoch mit Glück gekrönt wurde, ſtieg ich endlich an einer europäiſchen Küſte wieder und zwar in Hamburg ans Land.

Mein erſtes Vorhaben war, ſo bald als möglich in die Heimath zu eilen. Früher als dort wollte ich nichts von meiner Familie erfragen, noch wiſſen. Der aus Hoffnung und Furcht zuſammengemiſchte Schwindel, der ſich jedes nach einer langen Abweſenheit Heimkehrenden bemächtigt, hatte auch mich ergriffen; es war mir, als müßte und wollte ich erſt an Ort und Stelle den Becher der Freude koſten oder den Schlag, der mich zu Boden ſtrecken ſollte, empfangen. Indeſſen konnte ich mich eines Gaſtmales, das mir mein Handelsfreund dort den Tag nach meiner Ankunft gab, nicht erwehren; allein ich beharrte darauf, gleich nach Tiſche abreiſen zu wollen. — Ganz natürlich wurde mein Name während der Malzeit genannt.

»Um Vergebung,« fragte plötzlich mein Nachbar gegenüber — »ſind Sie vielleicht ein Verwandter des Herrn Leopold D—?«

Dieſe Sylben ergriffen mich, mein Herz klopfte ungeſtüm, ich vermochte kaum Antwort zu geben. Mußte denn der Erſte, der einen theuren aber zweideutigen Namen nannte, ſogleich ein Unglücksbote ſeyn! Was werde ich erfahren? Durfte ich etwas Gutes hoffen!

»Ich habe einen Bruder gehabt, der ſo hieß,« erwiederte ich, — »aber ſchon lange vor meiner Abreiſe hörte ich nichts von ihm, und nachher ſeit acht Jahren habe ich gar nichts von meiner Familie gehört.«

»Der, den ich meine, wohnt eben nicht ſehr weit von hier auf ſeinem hübſchen Landgute unweit der ſchönen Propſtei, im Beſitze einer niedlichen Frau und zwei allerliebſter Kinder.«

Mein freudig geſpanntes Geſicht wurde wieder trübe, das konnte ja unmöglich Leopold ſeyn. »Irren Sie ſich nicht?« — fragte ich — »iſt ſein Taufname nicht Adam?«

»Nein, nein! Leopold! mein ſanfter, ſtiller Freund, aus dem die Natur ſeines lieblichen Gutes widerſtrahlt. Von ſeiner Familie weiß ich nur, daß er einen todtgeglaubten Bruder, Sie vielleicht, beſitze, den er ſehr lieb habe, und einen Vater, der noch in Kopenhagen lebt. — Legen Sie doch den Weg über ſein Gut zurück, Sie fahren bald hin.«

Ich wagte keine Frage mehr, denn alles kam mir wie ein Traum vor, aus dem ich geriſſen zu werden zitterte; ich entſchlüpfte aber ſo bald als möglich, und der Sorgfalt meines Handelsfreundes das mit dem größten Theile meines Vermögens beladene Schiff empfehlend, ſetzte ich mich in den Wagen, den ich eine veränderte Richtung, der Küſte näher, nehmen ließ. Nach einer lauen Nacht beleuchtete die Sonne mit ihren belebenden Frühlingsſtrahlen die lieblichſte Gegend, aus dem ein großes weißes Gebäude, mehr einer italieniſchen Villa, als einem nordiſchen Edelgute ähnlich, ſich erhob. Ich langte um die Frühſtückszeit an, ließ den Wagen unfern der Einfahrt ſtill halten, warf meinen Mantel ab, und eilte den Perron hinauf. In der Vorhalle fragte mich ein Diener, wen er anmelden ſolle.

»Niemand! Ich will den Gutsherrn überraſchen! Wo iſt er?«

»»Beim Frühſtück.««

»Führe mich hin!«

In dieſen Gegenden kennt man wenig die Etikette und gar nicht das Mißtrauen. Er öffnete mir die Thüre des Gartenſalons. Im Sofa erblickte ich einen jungen Mann, eine noch jüngere Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Schooße, neben ihr ſtand ein größeres und vor Allen der Frühſtückstiſch. Beide waren noch im Morgenkleide.

Der junge Mann ſprang bei meinem plötzlichen Eintritte mit einem halb unwilligen Ausdruck auf. Ja, es war Leopold! Es waren unverkennbar ſeine Züge, aber reiner, edler ausgebildet. Seine ſonſt blaſſen Wangen waren noch bläſſer geworden, der heitere Muthwille, der früher aus ſeinen Augen ſprühete oder um ſeine Lippen lächelte, war verſchwunden, und hatte in allen ſeinen Zügen einem milden Ernſte Platz gemacht. Aus ſeinem männlichen Antlitze war der inſipide Ausdruck ſeiner Jugend ſo ganz verwiſcht, daß ich, ſo wie er mir entgegenſchritt, wieder unſicher zurücktrat. Er hatte mich aber beſſer erkannt.

»Mein Bruder!« rief er, mir um den Hals fallend. »Mein Bruder, Marie!« — fuhr er fort, mich zu der Frau hinführend. Sie reichte mir die Hand.

»Ich kenne Sie recht gut,« — ſagte ſie, »wir ſprechen oft von Ihnen.«

»Und mir,« erwiederte ich, »der ich Euch gar nicht kenne, iſt noch Alles wie ein Traum! In der That, Leopold! Dich als Gutsherrn, Ehemann, Vater wieder zu ſehen —«

»Ich verſtehe Dich,« fiel er ſchnell erröthend und ſchmerzlich ein, als nehme er meine Verwunderung für einen Vorwurf — »aber Du kennſt mich wirklich auch nicht mehr; ich bin ein Anderer geworden und wahrlich kein Schlechterer. Ich bin aus der Knabenſchule in die Welt hineingelaufen! Es hat mich ſchweres Lehrgeld gekoſtet!«

»Denke nicht an die Vergangenheit, wo die Gegenwart ſo ſchön iſt!« unterbrach ihn ſeine niedliche Frau. — »Kommen Sie, lieber Friedrich! Sie ſehen, daß ich mein Schweſterrecht ſogleich geltend mache. Setzen Sie ſich hin und nehmen Sie vorlieb. Sie ſind die ganze Nacht durch gereiſt.«

»Nur Eine Frage geſtatten Sie meinem beſorgten Herzen — der Vater —«

»Lebt und iſt geſund!« ſagte die Frau.

»Ach, der Oheim hat uns verlaſſen — der Vetter Adam aber, den ich, als ich von einem Gutsherrn hörte, hier zu finden wähnte —«

»Du findeſt ihn auch hier,« unterbrach mich Leopold mit verſagender Stimme und einem unbeſchreiblichen Blick. »Hier ihn ſelbſt!« fuhr er, auf ein über dem Sofa hängendes Bild zeigend, dann auf den Garten deutend, fort — »und dort ſein Grab.«

Seine Frau hatte die Augen niedergeſchlagen. Seine Blicke ruheten, wie eines ſchweren Geheimniſſes voll, durchdringend auf den meinigen, die ſich, den ſeinen ſich entziehend, auf das Bild erhoben, das mir die bekannten ernſten, aber freundlichen Züge darſtellte. »Später davon,« ſagte er nach einem kurzen Schweigen. »Jetzt, lieber Bruder! keine Frage mehr.« »Nie davon!« ſchien es mir, ſeine Frau ihm leiſe zuflüſtern zu hören.

Noch im Laufe deſſelben Morgens fragte mich Leopold, ob ich ſein Gut und vor Allem ſeinen Garten ſehen möchte. Ich folgte ihm gern; wie viel hatte ich doch unter vier Augen von ihm zu erfragen! Es war aber, als hörte er zerſtreut, mit andern Gedanken beſchäftigt, meine Fragen an, und bei jedem Schritte wurde er wortkarger. — Der hintere Theil des Gartens wurde von einem beinahe ſenkrecht durchgeſchnittenen Berge begränzt, vor dem ſich ein breiter Bach hinſchlängelte; hinter dieſem war im Berge eine Grotte gebildet, deren Eingang von einer über den Bach hinabhängenden Trauerweide beſchattet war, und neben dieſer erhob ſich auf einem marmornen Fußgeſtelle eine bronzene Urne, in welcher, vielleicht weil die Anfangsbuchſtaben des Schlummernden dadurch bezeichnet wurden, ein griechiſches Alpha und Omega — ſo unter einem Gemeinplatz eine tiefere Bedeutung verbergend — eingegraben waren.

»Dort ruhet er,« ſagte Leopold bewegt, »mein einziger Feind und mein größter Wohlthäter, wenn auch nicht meinetwegen, und ganz anders, als ich es mochte.«

»Wie, Adam?« rief ich erſchrocken — »wie verſtehe ich das?«

»Du ſollſt nun — denn ich fühle mich gedrängt, mich der unerträglichen Laſt des Schweigens zu entledigen,« — erwiederte Leopold — »Du ſollſt nun, und nach Dir Niemand mehr, aus meinem Munde Alles erfahren: ſeinen kurzen Traum von Glück, ſein längeres, bitteres Leiden, den doppelten Irrthum, deſſen Laſt er unterlag, und die ich über ihn verhängt hatte. Ach! es war, hoffe ich noch immer, mehr ein dunkles Vorgefühl, mehr eine geiſtige Ahnung, als Haß und Feindſchaft, die ihn von mir verſcheuchten. Er war mein Feind, ja! aber er haßte mich nicht, wir ſchieden im Frieden.«

Er ſchwieg; meine Blicke ruheten fragend auf ihm, allein ich wagte nicht das Schweigen zu brechen, das mich jede Minute mit größerem Grauen erfüllte; da fiel mir auf einmal mein letztes Geſprach mit Adam ein, und ich fragte unwillkürlich: »Haſt Du Dich dem Oheim in England genaht?«

»Nein!« erwiederte er — »das hätte vielleicht viel Übles verhütet, wie ich ſpäter eingeſehen, aber ſo war es Gottes und des Vetters Wille nicht. — Ich kann Dir Alles haarklein erzählen, denn des armen Adam's vertrauter Freund iſt auch der meinige geworden, ſein Tagebuch nämlich, das er mir mit allem Übrigen nachgelaſſen; aus dem will ich Dir daher jetzt nur mittheilen, was zur Aufklärung meines Vortrages nöthig iſt, und ſo muß ich Alles, was in der Welt ſich feindlich gegenüberſtand: unſer Leben, unſere Irrthümer, unſere Anſichten, vor Dir nach ſeinem Tode in einem Bilde vereinen.«

Ich berichte nun, nur kürzer gefaßt, und ſo viel als möglich mit ſeinen Worten, was er mir in jener Stunde vertraute.

Du weißt, Bruder! daß ich wahrlich nur aus Mitleid, obgleich Adam mir kein mitfühlendes Herz zugeſtehen wollte, jenen geretteten Engländer, der mir früher gleichgiltig oder vielmehr widerlich war, auch vielleicht ein wenig von des Vetters Reden gerührt, nur in der Abſicht: ihm nützlich zu ſeyn, beſuchte. Er nahm mein gutmüthiges Anerbieten mit faſt unhöflicher Barſchheit auf; das verdroß mich, und um ihn zu ärgern, erklärte ich ihm geradezu, daß er, wäre es auf mich angekommen, noch jetzt ein Raub der Wellen wäre.

»Wirklich!« rief er, mir die Hand mit einem plötzlich freundlicher gewordenen Geſichte hinreichend, »ich habe auch immer gedacht, daß Ihr nicht unter den gewöhnlichen Schlag Menſchen gehörtet, die erſt zu Hilfe eilen, wenn dieſe ungelegen kommt. Seyd mir denn auf's Herzlichſte willkommen!«

Dieſe unerwartete Wendung, die mir Spaß machte, bewirkte eine genauere Bekanntſchaft, und daß ich meine engliſchen Stunden bei ihm fortſetzte, ja, er kam mir von dem Augenblicke an wie ein ganz anderer Menſch vor; der giftige Witz ſeiner finſteren Launen, ſeine abſtoßenden Manieren, der Geiſt, der aus ſeinen ſpitzbübiſchen Blicken ſprach, ſelbſt ſein Cynismus zogen mich an und ergötzten mich; und dennoch blieb er mir zuwider. Es war, als ob er wie die Klapperſchlange meine Blicke feſſelte und meinen Willen bezwang, ſo daß ich ihm ganz eigen wurde. Und ſo wie mir ging es mehreren jungen Leuten. Er hatte eine Art geheimen Orden gebildet, deſſen Sitzungen bei ihm gehalten, und in welchen die von uns angeworbenen Freunde mit vielen ernſt ſcheinenden, aber ſpaßhaften Ceremonien aufgenommen wurden. Die Zuſammenkünfte wurden ſehr vorſichtig zu einer nicht ſo ſpäten Tagesſtunde gehalten, daß die Familien ihre abweſenden Söhne deren Geſchäfte beendigt zu haben glauben konnten, und hörten ſo früh auf, daß man die etwas ſpäte Rückkehr derſelben noch ſo ziemlich in Ordnung fand; daher lief Alles lange ohne Verdacht ab. Zu meinem Glücke war ich noch nicht unter die Wiſſenden gelaſſen; indeſſen wußte ich genug, um von einer lebhaften Angſt ergriffen zu werden, als der Sohn einer vornehmen holſteiniſchen Familie mich eines Morgens beſuchte, mir die Verhaftung eines gemeinſamen Freundes mittheilte, und zu gleicher Zeit mir vertraute, daß er es am räthlichſten fände, ohne Zögerung nach ſeiner Heimat zurückzukehren. Da er mich, von ſeiner Angſt angeſteckt, erbleichen ſah, erbot er ſich, vielleicht ahnend, daß ich zu viel wußte, mich heimlich mit ſich zu nehmen. Ich habe Dir damals in einem Briefe den Grund, warum ich darauf einging, mitgetheilt. Kaum hatten wir ſeinen heimatlichen Boden betreten, als ſeine Theilnahme für mich mit ſeiner Furcht aufzuhören ſchien; allein es wurde ihm nicht ſchwer, die meine zu erhöhen, obgleich ich, weniger um der Sache willen, als meiner übereilten Flucht mich ſchämend, mich nicht entſchließen konnte, zurückzukehren. Er beſtärkte mich in dieſer Anſicht und rieth mir, nach England zu gehen, doch ohne mich mit Mitteln dazu auszurüſten. Plötzlich ergriff mich der Gedanke, mich an den reichen Oheim zu wenden, der ſich dort aufhalten ſollte, ihm Alles zu geſtehen und ſeine Vermittlung anzurufen.

Um ſeine Adreſſe zu erfahren, begab ich mich zu dem Vetter, den ich bisher vermieden hatte; Adam verweigerte mir jene durchaus; allein meine Noth erfahrend, ſäumte er nicht, freilich auf ſeine eben nicht liebenswürdige Weiſe, mit ſeiner durch die Freigebigkeit des Oheims und bei ſeinem eingezogenen Leben ganz vollen Börſe nicht blos meinem Mangel abzuhelfen, ſondern demſelben auch auf eine lange Zeit vorzubeugen. Sein Betragen hatte mein Gemüth zu gleicher Zeit verletzt und ermuthigt, und ich erklärte ihm daher, daß ich meinen Entſchluß, nach England zu gehen, nicht allein nicht aufgeben wolle, ſondern daß weder er, noch meine Familie mehr von mir hören ſolle, inſofern es mir nicht gelingen würde, dieſen Jugendſtreich durch ein beſſeres Betragen auszugleichen.

Feſt in dem Entſchluſſe, nach England zu gehen, jedoch ohne ſelbſt zu wiſſen, was ich da ergreifen wollte, — vielleicht weil die Sprache dieſes Landes die einzige fremde war, die ich erträglich ſprach, — betrat ich in Hamburg das Packetboot, und noch bevor die Mündung der Elbe erreicht war, glaubte ich mit kindiſcher Freude in meiner Beharrlichkeit einen Wink der Vorſehung zu erblicken; denn plötzlich hörte ich hinter mir, der ich, noch in traurige Gedanken vertieft, mich kaum umzuſehen wagte, auf einmal den Namen Whatſon nennen; ich kehrte mich ſchnell um, als würde ich ſelbſt gerufen, und gewahrte wirklich auf dem Verdecke, zwei Schritte von mir entfernt, den, welchen unter den Tauſenden, die dieſen Namen tragen, ich allein kannte — unſern Engländer. Er lächelte mir entgegen. Faſt in demſelben Augenblicke wurde er mir auf einmal lieb und theuer — ich glaubte, meine Vorſehung in ihm zu erblicken.

Ohne im mindeſten beunruhigt oder ſelbſt verdächtigt geweſen zu ſeyn — denn durch eine beſondere Treue war er von keinem der Verhafteten genannt worden — hatte er ſich dennoch entſchloſſen, unſere Vaterſtadt zu verlaſſen, während er es ohne Verdacht thun könnte, zumal da er plötzlich eine namhafte Summe Geldes aus ſeiner Heimat erhalten hatte, welche er ſich gar nicht erwartete, und die, früher eingetroffen, vielleicht ſeinem Anfalle von Lebensüberdruß vorgebeugt hätte. Auch ſchien es, daß er weniger eines kärglichen Einkommens halber, das ihm doch nicht genügte, als um Bekanntſchaften, die ſeiner Laune zuſagten, zu machen, Unterricht ertheilt hatte. — Er drückte mir mit Herzlichkeit die Hand, verſprach, in London ſich meiner anzunehmen, läugnete aber nicht, daß er daſelbſt etwas leiſe auftreten müßte, weil er ſich früher gezwungen geſehen hatte, dieſe Stadt zu vermeiden, welchen Umſtand er mir durch eine Geſchichte erklärte, die ich um ſo weniger wiederhole, weil ſie ohne Zweifel unwahr geweſen iſt. So viel iſt indeſſen gewiß, daß er ein jüngerer Sohn einer angeſehenen Familie war, deren Haupt ihn mit Erbitterung verläugnete, während einige untergeordnete Glieder derſelben ihn insgeheim unterſtützten. Auch legte er in ſeiner Heimat den in der Fremde angenommenen Namen nicht ab, und weil er ſich nur mit vieler Vorſicht öffentlich zeigte, und jeden Anlaß, Aufſehen zu erregen, vermied, ſo gelang es mir wirklich, ihm ſolche Dienſte zu leiſten, wodurch der, den er mir verſprach, mehr als Vergeltung denn als Wohlthat gerechnet werden konnte; den eigentlichen Zweck ſeines geſchäftigen Treibens ließ er mich nicht durchſchauen; auch verlangte ich es nicht; es war, als fürchtete ich mich, etwas zu entdecken, das meine mir unerläßliche Verbindung mit ihm mir ſelbſt bedenklich machen könnte.

Er hielt indeſſen Wort und verſchaffte durch dritte Hand mir unter dem Namen, auf den mein holſteiniſcher Baron mir einen Paß hatte zukommen laſſen, in welchem ſogar mein Taufname in Alfred verwandelt war, eine Anſtellung in einem Handelshauſe, um dort die däniſche Korreſpondenz zu beſorgen. Ach! dies Geſchäft verlieh mir oft eine wehmüthige Freude. Es war mir, als würde jedes Blatt, das ich an mein Vaterland ſchrieb, einen unſichtbaren Gruß an Euch bringen, und mehr als einmal rollte eine Thräne auf ein Dokument herab, von dem ich wußte, daß es in dem Bureau, deſſen Chef mein Vater war, vorgezeigt werden müſſe; ich wünſchte, daß ſein Herz die Handſchrift ſeines Sohnes wieder erkennen möchte, und zitterte doch, daß ſeine Augen es thun ſollten.

So vergingen mehr als drei Jahre. Ich ſah Whatſon immer ſeltener, und vermißte ihn immer weniger; er hatte aber mich, und zwar aus guten Gründen, nicht aus dem Geſichte verloren. Eines Tages erſchien er plötzlich in ſehr guter Laune bei mir, berichtend, daß er jetzt mit ſeiner Familie ausgeſöhnt ſey, auch noch hoffe, die Hartnäckigkeit des Oheims zu beſiegen, und ließ es ſich ſehr angelegen ſeyn — ich glaubte damals, um mein Zutrauen zu ihm zu vermehren — mich bei einem verſöhnten Verwandten einzuführen, in deſſen Hauſe ich ſogar die liebenswürdige Tochter des ſtrengen Familienhauptes ſehen würde. Ich begleitete ihn noch denſelben Abend dahin, jede neue engliſche Bekanntſchaft für einen Gewinn haltend. Er ſtellte mich dort unter meinem halb angenommenen, halb wahren Namen als Alfred D** vor, worüber ich ſehr beſtürzt wurde, und ihm deshalb Vorwürfe machte. Er meinte, daß ich nun, da mir der Zutritt in angeſehene Häuſer geöffnet werden würde, um ſo mehr dort unter meinem wahren Namen auftreten müſſe, als es dieſem zum Vortheil und zur Ehre gereichen möchte, während ich in meinem Handelshauſe als beſcheidener Commis den angenommenen immer behalten könne.

Bei dieſem Verwandten, der nach engliſcher Weiſe den Namen des Familienhauptes, obgleich dieſem nahe angehörend, nicht trug, ſchien Whatſon auch eine Art Ueberlegenheit zu behaupten, jedoch nicht eben ſo dem mir angekündigten jungen Mädchen gegenüber, das mit einer faſt inſolenten Superiorität dort auftrat. Sie war ſehr hübſch, und der junge Fremde ſchien ihr zu gefallen. Ich hielt ihre Manier, durch einen orginellen Eigenſinn die Leute zu gewinnen und zu beherrſchen, für eine Familienähnlichkeit mit ihrem Oheim; auch ſchien ſie mit ihrem Vater nicht auf dem freundlichſten Fuße zu ſtehen, und Whatſon mehr als billig ſie in ihrem Unwillen zu beſtärken.

Laß mich bei einem Zeitpunkte meines Lebens, den ich vor allen zu vergeſſen wünſche, kurz ſeyn. Es war mir eine ſo ganz neue Lage in der Welt, von einer hübſchen, vornehmen, ſtolzen Engländerin geliebt zu werden, daß ich mit dem ganzen Feuer meiner Fantaſie mich auch recht bald in ſie verliebte. Die Liebe, oder vielmehr der verliebte Thor iſt blind, ſonſt würden ihre Unbeſonnenheit, ihre Gefühlloſigkeit gegen Alles, was nicht ſie ſelbſt betraf, ihre Herrſchſucht, mir die Augen über ihren Charakter bald geöffnet haben; da ſie aber dieſe Unarten mir gegenüber nie ſchroff, oder auch nur zu meinen Gunſten ausſprach, verwandelten ſie ſich im Widerſchein meiner Leidenſchaft faſt in Tugenden; dazu kam die rege Dienſtfertigkeit Whatſons, der ſowohl als die Geliebte Allem, was mir meine Vernunft gegen eine Flucht, eine ſchnelle Trauung, die Erbitterung des Vaters und die unheilvollen Folgen für die Tochter aufdrang, meine Unbekanntſchaft mit der Freiheit der Kinder und der beſchränkten Gewalt der Väter in England entgegen ſtellten, und ſo leichter, als ſie ſelbſt vermuthet hatten, den Simpel in die Falle lockten.

Da nur die Geliebte und die ihr ferne Familie, bei der ſie mich kennen gelernt hatte, mich unter meinem wahren Namen kannten, nahm ich, damit durch mein Verſchwinden kein möglicher Verdacht auf meinen falſchen Namen fallen möchte, unter einem ſchicklichen Vorwande Urlaub von meinem Handelshauſe, um eine kurze Reiſe in die Heimat zu machen, fügte an dem auf dieſen Namen genommenen Paß nur die Worte: »mit Frau« hinzu, und glaubte ſo unſere Flucht nach dem Kontinent völlig geſichert zu haben, weil die Geliebte es ſo einrichten wollte, daß man ihr und dem unbekannten Entführer auf dem Wege nach Gretna-green nachſetzte. Ich hatte in einem Gaſthofe unfern dem Abgangsorte der Diligence ein Zimmer gemiethet, von dem wir erſt den zweiten

Tag nach dem Verſchwinden meiner Braut abreiſen wollten; ſelbſt in dieſer Verſpätung, von der aber Whatſon nichts wußte, eine Vorſicht beobachtend, weil die auf dieſen Tag lautenden Wagenliſten ſchwerlich eine Unterſuchung zu befürchten haben würden.

Alles ging glücklich; am beſtimmten Ort und an dunklem Abend übergab mir Whatſon meine Braut, die ich mit innerem Triumphe nach dem Gaſthofe führte, wo ich ſchon früher am Tage meinen Koffer hatte öffentlich hinbringen laſſen, und ſo wurde dies kleine Zimmer der Tempel meines Liebesrauſches, beſtimmt, ſeine Wonne nur kurz, ja nicht mehr als den folgenden ihm geweihten Tag zu überleben; denn als ich ziemlich hoch an dem darauf folgenden Morgen offen und fröhlich nach dem Wagen-Bureau eilte, um Plätze zu nehmen, und eben im Begriffe ſtand, in das Haus zu treten, fühlte ich mich plötzlich und unſanft am Arme gefaßt.

»Sieh', du Schurke! Und du wagſt noch, in den Straßen von London dich zu zeigen!« klang es in vaterländiſchen Tönen in mein Ohr.

Ich ſah beſtürzt auf. Adam ſtand vor mir.

»Wie ſo?« erwiederte ich kurz.

»Wie ſo?« verſetzte er: »Du, der Entführer der Metze des Lords G—s, der Dieb ſeiner Banknoten und meines ehrlichen Namens.«

Ich würde, im Gefühl der Schande, die dieſe Worte ausſprachen, verſtummt ſeyn, hätte ich dieſen Anſchuldigungen gegenüber mich nicht faſt unſchuldig gefühlt.

»Ich weiß von keinem Diebſtahl,« entgegnete ich, ihn feſt anſehend, »habe Deinen Namen nie geführt, und meine Geliebte iſt nicht die Metze Lords G—s, ſondern ſeine Tochter.«

Er ſah ſich beſonnen um, als wollte er ſich verſichern, daß uns Niemand bemerkte. Dann zog er aus ſeiner Brieftaſche ein Zeitungsblatt von demſelben Morgen, das er, mit dem Finger auf eine Stelle zeigend, mir hinreichte; ich las mit ſteigendem Erſtaunen halb laut:

»Geſtern Abend hat die junge Haushälterin des alten Lord »G — s mit einem Juwelſchrein und 80,000 Pfund Sterling in Banknoten, Beides ihm gehörend, ſich unſichtbar gemacht. Da »ſeit heute Mittag das unbegreifliche Gerücht ſich pfeilſchnell verbreitet hat, als ſey die einzige Tochter ſeiner Herrlichkeit die »Verſchwundene, eilen wir hinzu zu fügen, daß dieſe, das väterliche Haus aus vielen Gründen vermeidend, bereits ſeit längerer »Zeit bei der Schweſter ihrer verſtorbenen Mutter lebt. Der Begleiter der Entflohenen iſt zwar noch unbekannt, doch will man »behaupten, daß der Name eines in der Handelswelt bekannten »Fremden, auf eine dieſem ſehr unangenehme Weiſe, dabei genannt »wird.«

»Und zwar hierdurch,« verſetzte Adam, der indeſſen einige Blätter aus ſeiner Brieftaſche genommen hatte, mir dieſelben vor die Augen haltend. Es war meine Handſchrift, einige Liebesbillete von mir, mit A. D. unterſchrieben. »Läugne, wenn Du kannſt,« fuhr er fort. »Die Dirne hat dieſe Blätter in der freudigen Eile des Zuſammenpackens in ihrer halbgeleerten Chiffoniere vergeſſen, wahrſcheinlich ſind ſie aus einem größeren, mitgenommenen Packete herausgefallen. Wo iſt ſie?«

Der Anblick meiner Briefe in Adam's Hand, das Zeitungsblatt, der Diebſtahl, Alles vereinigte ſich, einen plötzlichen faſt tödtenden Lichtſtrahl in meine Seele zu werfen; der Zauber war auf einmal gelöst. »O Whatſon! Teufel! Teufel!« rief ich, mich vor die Stirne ſchlagend.

»Whatſon« wiederholte Adam aufhorchend — »Jener Engländer, iſt der hier?«

»Ich weiß von keinem Diebſtahl,« fuhr ich faſt tonlos fort. »Oh, ich bin fürchterlich geprellt! Hin zu ihm! Er allein kann das Räthſel löſen. Folge mir.«

Whatſon ſollte freilich, der Abrede gemäß, in London bleiben, und uns von dem Stande der Sachen dort Nachricht geben; allein höchſt wahrſcheinlich hatte er ſich mit dem entwendeten Gelde ſogleich gerettet; allein dieſer Vorſtellung mir kaum bewußt, und von einer ungeheuren Angſt getrieben, ſtürzte ich nach ſeiner nicht ſehr entfernten Wohnung hin, wo die Hausleute, ohne meinen Namen zu wiſſen, mich als ſeinen oft geſehenen Freund kannten; ich fragte dort das die Hausthür öffnende Mädchen nach ihm. »Ja, noch iſt er da,« gab ſie zur Antwort, »aber, Sie werden wohl wiſſen, daß er in zwei Stunden verreiſen wird. Er packt ſeinen Koffer.«

Dieſe Worte gaben mir plötzlich Beſonnenheit, ja faſt eine Art von Ruhe wieder, »ich habe denn Zeit und werde wieder kommen,« ſagte ich zurücktretend, und kaum konnte ich das Zuſchließen der Hausthür abwarten, als ich in ein lautes Gottlob ausbrach.

»Du kehrſt wieder um?« fragte Adam, mich am Arme feſthaltend, mit einem durchdringenden Blick. Es ſchien indeſſen, als verliehe mein erheitertes Geſicht ihm eine Art Vertrauen.

»Freilich,« ſagte ich, »um ihn gewiß zu haben.« Durch meinen langen Aufenthalt in London mit den polizeilichen Formen bekannt, führte ich Adam zu dem Sherif, und nachdem jene erfüllt waren, kehrten wir, mit Wache verſehen, nach Whatſons Wohnung zurück. Ich hatte unterdeſſen Gelegenheit gefunden, Adam von dem Aufenthalte der angeblichen reichen Erbin zu unterrichten, ſie wieder zu ſehen, beſonders in dieſem Augenblicke ſchien meine Kräfte zu überſteigen. Scham, Erbitterung, wo nicht der Mißmuth getäuſchter Liebe, ergriffen mich bei dem Gedanken an ſie, aber ich brannte, meine Wuth an Whatſon zu kühlen. — Allein an der Thüre ſeiner Wohnung angelangt, und ſeiner Gegenwart verſichert, hielt Adam, während die Wache eintrat, mich zurück.

»Ich habe nicht ohne Abſicht bei dem Sherif das Wort geführt,« flüſterte er mir zu. »Ich will unſeren ehrlichen Namen wo möglich retten. Begib Dich nach meinem Boordingshauſe, da iſt die Adreſſe; frage nach mir und harre meiner in dem Parlour. Du kannſt mir entfliehen, wenn Du willſt; bedenke aber, daß Du unwiederbringlich verloren biſt, wenn Du dem Einzigen, der auf Deine Rettung bedacht iſt, entlaufeſt.«

Der Wache in's Haus folgend, drängte er mich zurück. Ich ſtand einen Augenblick vor der verſchloſſenen Thüre ſtill; dann ſtürmte ich fort — aber wohin? — in den Tod? Wie gern hätte ich mich dieſem geweiht, allein woher in dieſem Augenblick eine Piſtole haben, oder in dem volkreichen London eine einſame Stelle finden, von der ich mich in die Themſe ſtürzen konnte, und ſo entſchloß ich mich, trotz meiner tiefen Beſchämung, dem zu vertrauen, deſſen rückſichtsloſe Erbitterung mich zwar tief kränkte, allein mich auch zu meiner Rechtfertigung aufforderte; die peinlichſten Stunden meines Lebens verbrachte ich, ſeiner harrend, im Parlour ſeines Boordingshauſes.

Endlich erſchien er, düſter, aber beſonnen. »Beide ſind verhaftet,« waren ſeine erſten Worte. »Bei ihm ſind die Banknoten, bei ihr die Diamanten gefunden, in dem kleinen Koffer ihres verſchwundenen Begleiters, nichts Verdächtiges. Du ſcheinſt, — Du kannſt ſcheinen, nichts von dem Diebſtahle zu wiſſen, Du mußt aber augenblicklich fort — weniger deinetwegen, ich will ehrlich gegen Dich ſeyn, Leopold, als unſeres Namens, Deines Vaters wegen, der auch mein guter Oheim iſt, und deſſen Segen ich verdienen will. Du haſt einen Paß?«

»Ja,« ſtammelte ich, ihm dieſen reichend, »und zwar auf den unverdächtigen Namen, den ich in England getragen, bis —«

»Bis Du wieder den unſrigen, meinen, zu einem ſchlechten Streich genommen,« verſetzte er, jenen eröffnend. »Mit Frau« las er mit Bitterkeit laut, indem er, eine Feder ergreifend, dieſe Worte durchſtrich, und mir ihn zurückgebend fragte: »Haſt Du Geld?«

»Allerdings! Ehrlich in meinem Handelshauſe erworbenes Geld!« erwiederte ich, während ſeine Hand eine dem Anſehen nach nicht unbedeutende Banknote mir hinhielt.

»So nimm auch dies, um nicht durch Mangel zu einem unehrlichen Verdienſt verleitet zu werden. Lebe wohl! und möchte ich Dich nie wiederſehen!«

Geld von ihm anzunehmen — ? Nein! Ich ſchob ſeine Hand zurück und ſtürzte aus dem Zimmer, er folgte mir nicht. Ich eilte gerade nach dem Hafen. Ohne das Vorgefallene zu ahnen, hatte ich Alles, was mein war, im Gelde bei mir, und meine wenigen Papiere in mein Taſchenbuch geſteckt. Das Packetboot nach Hamburg war eben im Begriffe abzugehen. Niemand fragte nach meiner Habe, und nur mit einem alten Mantel verſehen, den ich nahe am Strande gekauft hatte, beſtieg ich das Schiff.

Als ich die Küſte Englands aus dem Geſichte verlor, athmete ich leichter auf, die Bleiſchwere, welche auf meinem Gemüth ruhete, verzog ſich allmälich, doch war es mir, wie dem aus einem Schiffbruche Geretteten, der noch alle Glieder wie zerſchlagen und von Kälte wie gelähmt fühlt. Kurz darauf redeten mich zwei junge Deutſche an, deren Bekanntſchaft ich in dem Hauſe meines Prinzipals in London gemacht hatte; die Nothwendigkeit fühlend, meine alte Rolle wieder zu ſpielen, nahm ich mich zuſammen. Es gelang mir beſſer, als ich gedacht hatte; und als ich in Hamburg an's Land ſtieg, fand ich mich, wiewohl reicher an Erfahrung, zum Theil den Alten wieder. Mein Lebensmuth war zurückgekehrt, es war mir, als wäre ich aus einem böſen Traume erwacht, und ich blieb meinem früheren Entſchluſſe treu, nicht wie ein verlorener Sohn nach meiner Vaterſtadt zurückkehren zu wollen, durfte ich doch jetzt auf meine Kenntniſſe bauen. Eins aber war mir vor Allem ein Bedürfniß: Adam durfte mich nicht verachten; ich hatte wie ein junger Thor, der ich war, nicht wie ein ſchlechter Menſch gehandelt, und ich empfand mich im Innern erniedrigt, beſchämt, bis es mir gelingen möchte, mich in ſeiner Meinung zu erheben. Es lag mir am Herzen, daß er ſeinen Wunſch, mich nie wieder zu ſehen, zurücknehmen ſolle; ich wollte, ſo bald als möglich, wieder mit ihm zuſammentreffen — aber wie und wo? Nur bei ſeinem alten Lehrer in Christiansfeld konnte mir darüber Auskunft werden. Ich eilte dahin, und mein bloßer Name, den ich ſchon in Hamburg, alles falſchen Spieles ſatt, wieder angenommen hatte, eröffnete mir nicht blos ſein Haus, ſondern in demſelben Augenblicke auch ſeinen Familienkreis, weil ich, von einem neuen Dienſtboten angemeldet, für den Vetter genommen und ſogleich in das Wohnzimmer gelaſſen wurde. Die Verwunderung der Familie über die ſchnelle Rückkehr des Freundes — denn er hatte ſie erſt vor Kurzem verlaſſen — wurde zur Beſtürzung, ging aber ſogleich in freundliche Höflichkeit über, als ich mich als einen nahen Anverwandten desſelben ankündigte, dem es angelegen war, Auskunft von ſeiner Rückkehr zu erhalten. Der Geiſtliche erzählte mir nun, daß jener in London ſey, worüber ich mich natürlich unwiſſend ſtellte, und daß er ſeit ſeiner Ankunft dort noch nichts von ihm gehört habe, daher täglich Nachricht von ihm erwarte, und hoffe, mir ſolche mündlich mittheilen zu können, inſofern ich noch einige Tage an ihrem Orte verweilen würde, wozu er mich freundlich einlud. Ich hatte ja ohnehin keine Beſtimmung, und ich, der ich, durch die erlittene Täuſchung beſchämt und zerſchmettert, noch vor einer Stunde mein Leben darauf geſetzt haben würde, daß kein weiblicher Blick auf mich Eindruck machen könne, ich vermochte ſchon nicht mehr den meinen von der lieblichen Erſcheinung abzuwenden, die vor dem Theetiſch, um den die Familie ſaß, die Hebe machte; ihr einfacher Anzug, obgleich nicht ganz ſo, wie die weibliche Jugend der Brüdergemeinde ihn trägt, verrieth doch eine nahe Berührung mit dieſer, und aus ihren feinen, ſchönen Zügen verlor ſich allmälich ein roſiger Anflug ſo ganz, daß ich faſt glauben möchte, ſie ſey bei meinem Eintritte erröthet. Mit einem Worte, ſtelle Dir die Mutter, die Du ſo eben geſehen haſt, als Jungfrau vor. Sie war, wie ich bald erfuhr, keine Tochter vom Hauſe, ſondern die Nichte einer Vorſteherin des Schweſterhauſes, und dieſem, zufolge dem Gutdünken ihrer fernen Familie, entzogen, um ſich einigen Talenten und Fähigkeiten zu widmen, die nicht darin entwickelt werden durften. Ihre Tante lernte ich auch alsbald kennen, und es war mir gar nicht unangenehm, inne zu werden, daß der Name D—, des Vetters wegen, auch in ihrem Ohr einen guten Klang hatte.

Bald liefen auch Nachrichten von Adam ein; eine verdrießliche Geſchichte — ſchrieb er — hatte ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch genommen und die ſchon ſchwache Geſundheit des Oheims gefährdet, von deſſen Befinden ſeine Rückkehr abhängig ſeyn würde. Dieſe Unbeſtimmtheit würde meine ſchnelle Rückreiſe zur Folge gehabt haben, wenn nicht zu gleicher Zeit die Witwe eines vor Kurzem verſtorbenen Gutsbeſitzers in der Nachbarſchaft, die auch zur Gemeinde gehörte, dem geiſtlichen Vorſteher aufgetragen hätte, ihr einen jungen Mann zu empfehlen, der es übernehmen möchte, die Bibliothek ihres verſtorbenen Mannes in Ordnung zu bringen. Der Vorſteher, der bemerkt hatte, daß ich nicht ganz ohne literariſche Kenntniſſe war, ſchlug mir dieſe Beſchäftigung vor, die ich ſogleich mit heimlicher Freude unter der Bedingung, die mir eben ſehr am Herzen lag, übernahm: dem Vetter, wenn er ihm ſchrieb, meinen Aufenthalt in ihrem Orte, unter dem Vorwande, daß ich ihn überraſchen wollte, zu verſchweigen.

Brauche ich Dir zu ſagen, daß ich in Marien ſchon heftig entbrannt war? Dem tollen Liebesfieber, das mein Gehirn verrückt, meine Vernunft getödtet, alle Seelenkräfte gelähmt und mich dem Verderben nahe gebracht hatte, entriſſen, und wieder der Beſonnenheit und der Vernunft zurückgegeben, befand ich mich in dem Zuſtande eines Geneſenden, deſſen Nerven jeden Eindruck doppelt fühlen, dem die Sonne ſchöner leuchtet, und deſſen Herz, inſofern es leidet, jeden freundlichen, jetzt tiefer gefühlten Troſt, wo dieſer ihm winkt, mit allen Sinnen ergreift. Ich mußte lieben, um eine getäuſchte Liebe zu vergeſſen. Es war gar nichts an Marien, was an die Engländerin erinnerte, aber die heißen Umarmungen, die bei dieſer meine Täuſchung vermehrten, hatten eine Sehnſucht, einen Ungeſtüm in meinem Gemüth erregt, die meine Liebesſeufzer eindringlicher, meine Überredungen glühender machten, denen die arme, unerfahrne Marie, die nicht die Welt, noch deren Verſuchungen kannte, welche aber die Natur lieben lehrte, trotz ihrer eingezogenen und verſchüchternden Erziehung, nicht zu widerſtehen vermochte.

Warum mußte ich der Kontraſt von Adam ſeyn, warum wollte ſein Geſchick, daß er Alle, das kältere Alter ausgenommen, durch ſeinen ſchroffen Ernſt abſtoßen, und das meine, daß ich Alle, auch ſie, durch einſchmeichelnde Freundlichkeit anziehen mußte, die bei mir nur Natur war, und womit ich, ohne beſondere Abſicht, ſo wie ohne Heuchelei, die Zuneigung eines Jeden, den Heiterkeit und Wohlwollen anſprachen, gewann; war doch faſt früher, als ſelbſt Mariens Gunſt, mir die ihrer Tante, des geiſtlichen Vorſtehers und ſeiner Frau zu Theil geworden; ſie huldigten in mir zwar nur dem ihnen werthen Adam, glaubten ſie; ich aber erntete den Nutzen davon, ja es ſchien ſogar, als waltete ein Geheimniß, uns betreffend, zwiſchen der Tante und dem Geiſtlichen ob. Sie lächelten einander faſt ſchlau zu, wenn ich des Vetters Rückkehr erwähnte, und Marie erhielt keinen Verweis, wenn ſie mitunter ein paar Minuten hindurch, von den Andern entfernt, in dem Garten an meiner Seite verweilte. Niemand von unſerer Umgebung hatte wohl je erfahren, wie erfinderiſch die Liebe iſt, und wie verlorne Roſenblätter bald Stunden, ſo wie eine hingeworfene Lindenblüte bald einen Ort des Zuſammentreffens bedeuten könnten. Sie nahmen kein Arges davon, daß ihr Garten dicht an das Holz des Gutes, wo ich mich jetzt aufhielt, ſtieß, und wenn Marie zuweilen allein vom ganzen Hauſe die abendlichen Betſtunden in den Verſammlungen der Gemeinde verſäumte, war die Veranlaſſung immer ſo unverdächtig. Sie ſprach dann oft unumwunden ihre Seele gegen mich aus; ſie ſchätzte Adam hoch, er hatte ſie einſt muthig aus einer ſchlimmen Lage geriſſen, weßhalb ſie ihm ſtets dankbar war, aber ſie liebte ihn nicht; ſein wortkarger Ernſt hatte ihre vielleicht ſchon hervorbrechenden Gefühle zurückgeſcheucht; die nur durch fromme Gewohnheit gedämpfte Heiterkeit ihres Gemüths war von der eiſigen Rinde ſeines warmen Herzens zurückgeprallt — ich war der Erſte, der zu ihr in einem Tone geſprochen hatte, der in ihrem Innern ſchnell Wiederklang fand; kurz, wir liebten uns und ſchienen von unſerer Umgebung dazu ermuntert; indeſſen rückte die Zeit immer näher, wo wir Adam's Rückkehr erwarten konnten. Ich zitterte, warum? das wußte ich nicht, denn es war mir, als hätte meine Annäherung an ein ſo reines Weſen mich geläutert; jedoch verſchob die immer größere Kränklichkeit des Oheims ſtets länger ſeine Zurückkunft, und ich fürchtete ſchon, die Vollendung meines Auftrages nicht mehr hinziehen zu können, als die Zumuthung der Gutsbeſitzerin, die Durchſicht mehrerer weitläufigen Rechnungen zu übernehmen, mir noch eine unbeſtimmte Friſt verlieh. Dennoch dachte ich mit Unruhe an Adam's Wiederſehen; ich fühlte, daß es mir mehr als je Noth that um meine Rechtfertigung und ſeine Mitwirkung. Marie lebte dagegen immer ſorgloſer, weil ich ihr meine Beſorgniſſe verbarg, in der ihr neuen, beglückenden Gegenwart.

Laß mich bei dieſer kurzen Windſtille Dich bis zu dem Zeitpunkt zurückführen, wo ich unweit dieſer Gegenden Adam vor Jahren beſucht hatte.

Während meines Aufenthaltes in England war er in dem Hauſe in Kiel, in welchem er angeſtellt war, einige kurze Reiſen in beſonderen Aufträgen des Oheims ausgenommen, thätig geweſen, auch hatte er mehrere freie Tage, ja ſelbſt Wochen, bei dem Lehrer ſeiner früheren Jugend zugebracht. Die Tante Mariens, die dort, als eine vertraute Freundin der Hausfrau, faſt täglich in der Familie erſchien, war ihm immer, allein beſonders in der ſpäteren Zeit, mit einer, Andern, wie es ſchien, verborgen gehaltenen, jedoch ſo mütterlichen Zuneigung entgegengekommen, daß er darüber die ihm ſogar auffallende, ſtarre Einſeitigkeit ihrer Anſichten von der Welt überſah. Oft erwähnte ſie in ſeiner Gegenwart einer Nichte, die ſie doch nur das Kind nannte, und deren

Erziehung ſie gewiß mit treuer Sorgfalt leitete, jedoch — was ihm einſt ſein Lehrer zufällig und nicht ohne Tadel mittheilte — dem jungen Mädchen weniger liebevolle Nachſicht, als ihm, dem fremden Jünglinge, erwies, wiewohl ihre warmen Lobreden über ſie, wenn ſie nicht zugegen war, und ſogar an Adam ſelbſt, was dieſer ſtill für ſich bemerkte, ihre Liebe zu ihr verriethen.

Es gelang indeſſen ſeiner dadurch erregten Neugierde nie, die Nichte in der Nähe zu ſehen oder von den andern Schülerinnen im Schweſterhauſe unterſcheiden zu können; denn im Bethauſe waren; wie bekannt, ihre Plätze von denen der männlichen Jugend weit entfernt, und ſelbſt bei ihrem ſeltenen Spazierengehen gelang es ihm nicht, ihr zu begegnen; wenigſtens hatte kein Mädchen ſeiner Vorſtellung von ihr oder dem idealiſchen Bilde entſprochen, das dem dunklen Verlangen ſeiner reiferen Jugend in immer deutlicheren Umriſſen vorzuſchweben begann.

Zu der Zeit, einige Monate vor ſeiner Reiſe nach London, fiel in Kiel ein kleines Ereigniß vor, in welchem der Vetter eine Rolle ſpielte, die in der kleinen Stadt allerdings Aufſehen erregte.

Eines ſchönen Nachmittags im Herbſte gingen durch eine Straße, nahe am Schloſſe, zwei Mädchen aus der ſogenannten Mittelklaſſe Arm in Arm, von welchen das eine mehr als gewöhnlich die Aufmerkſamkeit der Begegnenden anzog, und beſonders die Jüngeren, unter denen auch Adam ſich befand, bewog, ſtille zu ſtehen und ihr nachzuſehen. Sie war augenſcheinlich fremd, denn ſowohl ihre heiteren Augen ſchienen eine ſchüchterne Neugierde zu verrathen, als ihr einfacher, jedoch modiſcher Anzug etwas Fremdartiges an ſich hatte, das die erfahrenen Blicke ſogleich an die Brüdergemeinde erinnerte, und dennoch von dem ihrigen ſo verſchieden war, daß vielleicht nur dieſe Ähnlichkeit in ihrer ſittigen Haltung ſtattfand; außerdem war das Mädchen ſehr hübſch, hatte einen ſo kleinen Fuß, einen ſo leichten Gang und war von einer ſo zarten, faſt blendenden Weiße, die nur ein feiner Anflug von

Röthe belebte, daß ſie bei ihrer kleinen Geſtalt, troz der Zierlichkeit ihres Anzuges, wie eine in plumpen Gewändern verhüllte Sylphide erſchien; die ſich mit einer Art von Furcht vor der irdiſchen Umgebung an ihre Begleiterin klammerte. Plötzlich ſtand dieſe ſtill, erinnerte ſich an einen vergeſſenen Auftrag, bat ihre Freundin, die kurze Strecke allein nach Hauſe zu gehen, zeigte ihr indeſſen mit dem Finger den kaum zu verfehlenden Weg, und hüpfte in das Haus, bei dem ſie ſtehen geblieben war, hinein. Das verwirrte Mädchen, das vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben ſich allein auf der Straße einer Stadt befand, und ſich wie ganz verlaſſen in der großen Welt ſah, verfehlte dennoch den Weg; denn nachdem ſie ſich ſchnell umgeſehen hatte, ſchlug ſie die Augen nieder, ſetzte, ohne aufzuſehen, ihren Weg gerade nach der verkehrten Seite fort, und als ſie endlich wieder aufſah, befand ſie ſich im Schloßgarten. Ihre Angſt war unbeſchreiblich; umkehren durfte ſie nicht, denn zu der Seite, woher ſie gekommen war, kannte ſie den Weg gar nicht, wenn ſie aber das Schloß, das ſie durch die Bäume ſchimmern ſah, erſt erreicht hatte, hoffte ſie den Weg nicht verfehlen zu können. Sie faßte ſich alſo ein Herz und ſchritt vorwärts; da vernahm ſie plötzlich, ſo wie ſie in die dahin führende Allee einbog, laut lärmende Stimmen, und, von neuer Angſt ergriffen, ſchlug ſie, um die wilden Leute zu vermeiden, einen Seitenpfad ein, der in die Gebüſche führte, wo aber eben die, welchen ſie hatte entfliehen wollen, ihr gerade entgegenſchritten. Beſtürzt kehrte ſie eilig um; die etwas leicht berauſchten Studenten, die ſo eben von dem Geleite eines abziehenden Freundes zurückkamen, bemerkten dieſe Bewegung. Einige, vielleicht eine Einladung darin zu ſehen wähnend, oder eine Bekannte vermuthend, oder auch nur von etwas rückſichtsloſer Neugierde dazu getrieben, ſtürzten ihr eilig nach. Da ergriff ſie ein heftiger Schrecken, und unfähig, einen Laut hervorzubringen, halb fiel, halb warf ſie ſich in Adam's Arme, der, von ihrer Erſcheinung ergriffen, ihr die ganze Zeit hindurch in der Entfernung gefolgt war, ſo wie die luſtigen Studenten, die es auf keine Beleidigung angelegt hatten und ihren Irrthum bald gewahrten, vielleicht in ihren Entſchuldigungen etwas unbeholfen, ihr naheten.

Adam aber, ſo wie wir ihn kennen gelernt, mit ſeinem ſchwerfälligen Ernſte und wohl auch im Innern empört, war nicht geſtimmt, einen ſolchen Scherz für Scherz zu nehmen; er ſah nur eine verfolgte Tugend, zu deren Rettung er aufgefordert wurde, und trat dem zuerſt nahenden Studenten, noch bevor er den Mund öffnen konnte, mit einem Verweiſe entgegen, den er mit dem Zurückſtoßen ſeines rüſtigen Armes begleitete. Der verblüffte Gegner ſprach einen »dummen Jungen« aus, welches den dabei ruhig bleibenden Adam dem Spotte der Übrigen blosſtellte, von welchen Einige, die ihn kannten, und bei denen er, ſeines Ernſtes und ſeiner ſtrengen Grundſätze wegen, ſo wie bei allen Andern, die ihn nach dem äußern Scheine beurtheilten, nicht beliebt war, dieſe Gelegenheit, ſich an ihm zu reiben, nicht vorübergehen laſſend, ihm den Tuſch ihres Gefährten wiederholten, der ihm ſeine Adreſſe hinhaltend hinzufügte: daß er hoffe, wenn Adam die Dame, die ſich in ſeinen Schutz begeben, und die man nicht hatte beleidigen wollen, nach ihrem Hauſe gebracht habe, von ihm zu hören.

»Geben Sie die Hoffnung auf,« erwiederte dieſer ruhig, die Adreſſe zerreißend. »Ich bin der Thor nicht, der Geſundheit, Zukunft und Leben blosſtellt, weil ich von einem Betrunkenen ein dummer Junge geſcholten wurde.«

Der Andere wollte dieſe Antwort mit einer Ohrfeige erwiedern; der beſonnene Adam aber ergriff den erhobenen Arm; die übrigen drängten ſich der Dame wegen zwiſchen Beide, und zogen, jedoch nicht ohne beleidigende und herausfordernde Ausdrücke, den höchſt aufgeregten Burſchen mit ſich fort. Das zitternde Mädchen hatte ſich indeſſen erholt, klammerte ſich aber an den ſchützenden Arm, deſſen Eigenthümer in demſelben Augenblicke durch dieſe nahe warme Berührung des vorhergehenden Auftrittes faſt froh war, und nach wenigen gewechſelten Worten, in welchen das Mädchen, in dem er an Haltung und Redensarten ſogleich ein Mitglied der ſtillen Gemeinde erkannte, ihm den Hergang dieſes Abenteuers, ſo wie er es beinahe ſchon wußte, mittheilte, erreichten ſie die Wohnung. Sie dankte ihm mit faſt ärmlichen Worten, aber mit einem reichen Blick, und eilte ſchnell in das Haus. Zum erſten Male in ſeinem Leben kehrte er wie im Traume heim, und ſaß den ganzen Abend, ſchon lange nach der gewöhnlichen Ruhezeit, immer wie träumend in ſeinem Zimmer. Es war ihm, als ſchwelle ſein Herz und zerſprenge die eiſige Rinde, die es vorher umgeben hatte, als wäre Alles um ihn heller, ja die Nacht ſelbſt Licht geworden; darin täuſchte er ſich auch nicht, denn bald riß die Sturmglocke ihn aus ſeinem ſtillen Rauſche. Ein heftiges Feuer war in ſeiner Nachbarſchaft ausgebrochen, und er eilte unverzüglich zur Hilfe hin. Spritzen waren noch nicht da, aber die Flammen ſchlugen aus dem mittleren Stockwerke; die Bewohner hatten ſich halbnackt aus dem Hauſe gerettet; Alle bejammerten eine alte, taube Frau, die in dem brennenden Stockwerke wohnte, und zeigten auf ihr noch dunkles Zimmer. Niemand wagte ſich hinein, obgleich die Treppe noch nicht angegriffen war; allein eine dicke Rauchſäule machte ſie kaum ſichtbar; beſonders ſchien ein junger Mann im Hemde der Verzweiflung nahe zu ſeyn. Vielleicht hatte er ſich das Unglück vorzuwerfen; der Schrecken hatte alle ſeine Glieder gelähmt. Adam hatte kaum die Umſtände erfahren, als er ſein Tuch ins Waſſer tauchte, es vor den Mund brachte, und dann die Treppe hinauftappte. Alle erſtaunten in banger Erwartung. Ein paar Minuten darauf erſchien er, mit der Frau in ſeinen Armen, auf der Treppe. Die Rauchſäule war verſchwunden, aber eine flammende Feuerzunge ſchien bei jedem Schritte, den er machte, ihn ereilen zu wollen. Endlich erreichte er die Straße, der junge Mann entriß ihm ſeine Laſt und umarmte dieſe — es war ſeine Mutter; dann ſtürzte er zu

Adam's Füßen, die Arme zitternd gegen ihn ausgeſtreckt. Dieſer erkannte in ihm ſeinen Gegner.

»Sie ſehen nun, hoffe ich,« ſagte er ruhig, »daß ich nicht aus Mangel an Muth mich nicht mit Ihnen ſchlagen will.« Dann, als hätte er nun ſeinen Beruf erfüllt, kehrte er gleichmüthig nach Hauſe zurück.

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich dieſer Vorfall in der Stadt. Vom Duell war keine Rede mehr, aber früher feindſelige Geſichter begrüßten jetzt freundlich den Vetter. Den zweiten Tag darauf erhielt er im Namen der Familie, zu der er das Mädchen gebracht hatte, eine Einladung. Wäre ſie nicht ein ſo mächtiger Magnet geweſen, ſo wäre er nicht hingegangen; denn es war, als empfände er mit Bitterkeit, daß nicht er, ſondern der glückliche Vorfall beim Feuer, das ihm vielleicht eine allgemeine Verkennung erſpart hatte, die Veranlaſſung dazu ſey. Mächtig gezogen und doch mit einem unangenehmen Gefühle betrat er das Haus; es verſchwand aber ſchnell, als die mütterliche, wohlbekannte Freundin von Chriſtiansfeld ihm entgegenkam. So hatte er alſo die Bekanntſchaft gemacht, nach der er ſich ſo lange im Stillen geſehnt hatte, und Marie zum erſten Male in einem Augenblicke geſehen, wo Angſt und Verwirrung die Statuenruhe verbannt hatte, die faſt jedes Mädchen aus der Brüdergemeinde bei dem Anblicke eines jugendlichen Fremden wie verſteinert, und ſo mußte ihr Erröthen, die lieblichſte Verwirrung, ſelbſt ein trauliches Lächeln den auf ihn gemachten Eindruck in einem Grade vermehren, den eine gewöhnliche Vorſtellung ſchwerlich hervorgebracht haben würde.

Die Tante, welcher, ſo wie auch der Nichte, der Vorfall beim Feuer erſt ſeinen Namen genannt hatte, dankte ihm nun mit vielen frommen Worten, mehr faſt, ſchien es ihm, weil er es ſey, der den Dank empfing, als wegen der Sache ſelbſt; auch konnte ſie ſeine männliche Verweigerung eines Duelles nicht genug loben. Sie meinte, daß das erſte Ereigniß kaum eingetroffen wäre, wenn ihr Amt im Schweſterhauſe ſie nicht genöthigt hätte, Marien eine

Zeit lang allein zu laſſen, weil ein naher Verwandter derſelben, von dem ihre Zukunft abhing, ausdrücklich verlangt hatte, daß ſie einige Zeit außerhalb der Brüdergemeinde, in der Welt verbringen ſolle. Dieſer Vorfall aber war ein warnendes Zeichen; ſie hatte auch ſogleich an den Verwandten geſchrieben, und erwartete nur deſſen Beiſtimmung, um mit der Nichte zurückzukehren. Die Welt wäre ihr ja ſchon drohend entgegengetreten. Die Tante geſtattete es nicht allein, ſondern ſie lud Adam ſogar ein, während ihres noch kurzen Aufenthaltes in Kiel ſie oft zu beſuchen. Er verſäumte es auch nicht; denn er liebte zum erſten Male, und ſo wie Alle ſeines Charakters, mit tiefer, jedoch verborgener Leidenſchaft. Es ſchien ihm, als ſähe ſie ihn gern; allein er wagte keine Erklärung. Er fühlte, daß er zuerſt den Oheim zu ſeinem Vertrauten machen müſſe; einſt hieß es, daß die Ehen in der Brüdergemeinde durch das Loos beſtimmt würden, und da man auch zugleich wiſſen wollte, daß der Wille der Eltern viel Einfluß darauf habe, war es ihm um ſo wichtiger, Marien ſeine Liebe nicht früher zu äußern, als bis er, zu gleicher Zeit die Tante um ihre Beiſtimmung bittend, ihr die ſeines Oheims vorlegen könne; vielleicht gab auch die innere Überzeugung von ihrem Wohlwollen ihm Kraft, ſich einer Verſchwiegenheit zu unterwerfen, die ihm um ſo weniger Gefahr brachte, als er zu merken glaubte, daß ſie ſelbſt ihm insgeheim bei der Nichte das Wort redete.

Da — zu gleicher Zeit mit der erſehnten Antwort, die ihre ſchnelle Rückreiſe herbeiführte — erhielt Adam einen Brief von dem Oheim, der ihn ganz unerwartet nach England zu ſich berief, und mit ſchneller klopfendem Herzen, als ſonſt, gehorchte er dieſem Rufe.

Er langte bald in London an. Von Ungeduld, ſelbſt vielleicht von einer dunklen Ahnung getrieben, ließ er in dem Diligence-Bureau faſt alle ſeine Sachen, während er ein Boordingshaus ſuchte, das er auch in der Nähe fand, und gerade von demſelben ließ er, nachdem er ſein Äußeres etwas aufgefriſcht hatte, ſich nach der Wohnung des Oheims führen. Obgleich deſſen engliſcher Diener Adam berichtete, daß ſein Herr ſich etwas unwohl befände, wurde er doch augenblicklich angenommen.

Der Oheim, an ſeinen Lehnſtuhl gefeſſelt, empfing den Eintretenden gegen Gewohnheit etwas trocken und mit einem durchdringenden Blick. »Hilf mir,« ſagte er, »die Löſung dieſes hölliſchen Räthſels zu finden — ich kann Dich nicht ſchuldig glauben — ſeit fünf Minuten beſonders und jetzt vollends nicht, da ich Dich vor mir ſehe. Ich habe Dich eigentlich gar nicht ſchuldig geglaubt, das beweiſt ja, daß ich Dir ſo eben geſchrieben habe,« — fuhr er (einen an ihn gerichteten, vollendeten, mit der Aufſchrift verſehenen, doch noch unverſiegelten Brief ihm hinreichend) fort: »Daraus magſt Du die Beſchuldigungen entnehmen, deren Gegenſtand Du biſt; dieſen nach mußteſt Du Dich ſchon einige Zeit heimlich in London aufgehalten haben, und vor einigen Augenblicken ſind mir Briefe zugeſtellt worden, unter welchen Dein Name, und zwar nicht nach engliſcher Sitte mit dem ganzen Vornamen, ſondern nach der unſrigen mit der Anfangsſylbe desſelben und dem Familiennamen ſteht; allein die Briefe ſind nicht von Deiner Hand. Lord S—'s Geſchäftsführer hat ſie mir ſo eben in vollem Zutrauen zu meinem guten Rufe nebſt dieſem Zeitungsblatte zugeſtellt, durch das ich ſchon kompromittirt bin, und ſich meine Mitwirkung zur Entdeckung des Bubenſtückes erbeten. Sage mir, was Du davon hältſt?«

Ob dieſes ſonderbaren Empfanges beſtürzt, ergriff Adam, nachdem er das Schreiben durchflogen hatte, die Briefe und erkannte ſogleich meine Hand; allein beſonnen, wie immer, verſchwieg er eine Entdeckung, deren Bewährung ihm eben ſo unmöglich war, als den Zuſammenhang einzuſehen. Er zeigte nur dem Oheim die Poſt- und Wagenſcheine, die ſeine augenblickliche Ankunft bewieſen, und bat ihn um Genehmigung, ſeine Sachen ſogleich von dem Bureau abzuholen, damit er ſich der Entdeckung des wahren Zuſammenhanges ununterbrochen weihen könne. Auf dem ziemlich langen Rückwege ſann er vergebens auf Mittel, die Spuren von mir aufzufinden, welches ihm in London immer ſchwer fallen würde; aber nun, da ich dieſer Stadt entflohen war, faſt unmöglich ſchien; als die unbekannte Kraft, die wir Zufall nennen, und die oft eine wichtigere Rolle, als wir vermuthen, im Leben ſpielt, ihn mir in dem Diligencen-Hofe plötzlich begegnen ließ.

Was zwiſchen uns erfolgt, iſt ſchon vorgetragen. Whatſon hatte in der Ueberzeugung, daß, wenn auch die in die Falle gelockten Opfer ſeiner Ränke unterweges ſeine Spitzbüberei entdeckten, ſie doch nicht wagen würden, zurück zu kehren, oder auch nicht gefunden und verhört werden könnten, bevor er ſchon längſt in Sicherheit war, ſich Zeit gegeben, ſeine Abreiſe bequem und unverdächtig einzurichten.

Obgleich völlig überraſcht, ließ er ſich nicht verblüffen. Die Identität der Banknoten konnte nicht klar erwieſen werden. Auch läugnete er, ſowohl Lord G—s, als ſeine ſogenannte Haushälterin zu kennen. Sie wollte eben ſo wenig von ihm wiſſen, behauptete, daß die bei ihr gefundenen Diamanten ein Geſchenk Seiner Herrlichkeit ſeyen, und daß kein Geſetz ihr verwehren könne, der Tyrannei alter Liebesthorheit zu entfliehen. — Allein auch in Whatſon's Koffer wurde ein Juwelenkäſtchen gefunden, und es ergab ſich, daß dies das vermißte des Lord G—'s war, welches er mit den bei dem Mädchen gefundenen und bei der genauern Unterſuchung als falſch erkannten Steinen umgetauſcht hatte. Dieſe doppelte Spitzbüberei ihres Gehilfen, und zwar gegen ſie ſelbſt, empörte ſie und löſte ihr die Zunge. Jetzt konnte keine Lüge dieſen mehr retten. Zu ſtolz, ſeinen wirklichen Namen preisgeben zu wollen, und jetzt von ſeiner ganzen Familie verläugnet, wurde er unter ſeinem angenommenen Namen zum Galgen verurtheilt. Uebrigens hatte er bei ſeiner Verhaftung Adam nicht wieder erkannt, oder ihn wenigſtens nicht kennen wollen, und bei der Wegnahme der Banknoten eine große Faſſung gezeigt, nur als Adam, der ſeine gierigen Blicke darnach bemerkte, ihm die leere Brieftaſche, in welcher jene ſich befanden, und deren er ſich wieder bemächtigt hatte, wieder entriß und dieſelbe, nachdem er die Papiere auf's Neue hineinlegte, dem Sherif übergab, erbleichte Whatſon. — Später, als Adam, mit Lord G—s Vollmacht verſehen, die gewichtige Brieftaſche als deſſen Eigenthum vom Gerichte wieder empfing, unterſuchte er, dem jener Umſtand erſt nachher aufgefallen war, ſie genau, und entdeckte an der innern Seite derſelben eine kleine Erhöhung von einer gewiſſen Dicke; durch einen Riß mit einem Federmeſſer ergab es ſich, daß eine winzig kleine Phiole darin verborgen war, die ſeiner Vermuthung nach Gift, wiewohl nur wenige Tropfen, enthielt. Er hob ſie aus Neugierde auf, und erfuhr nachher, daß ſie Blauſäure, alſo die letzte Zuflucht Whatſon's im Falle des Mißlingens, aufbewahrte; und ſo hatte er zum zweiten Male ſeinem Selbſtmord vorgebeugt; das Mädchen wurde freigeſprochen, und da gegen den dritten, verſchwundenen Theil dieſes Kleeblattes ſich nicht einmal eine erhebliche Klage erhob, fiel es Adam leicht, ſeiner weitern Erwähnung vorzubeugen; dieſem aber wurde, als die Sache beendigt war, von dem Lord ein Ring mit einem koſtbaren Solitär aufgedrungen, den er, der Meinung des Oheims nach, nicht ausſchlagen dürfe; allein er trug ihn nie und zeigte ihn Niemanden.

Unterdeſſen war der Geſundheitszuſtand des Oheims immer bedenklicher geworden, jedoch genoß er zuweilen erträgliche Stunden, und in einer ſolchen verlangte er mit Adam allein zu ſeyn.

»Eben dieſer Unterredung willen habe ich Dich kommen laſſen,« begann er, »ich habe ſchon längſt mein Teſtament gemacht. Du biſt mein Univerſalerbe. Unterbrich mich nicht, ich kenne Dein Herz und gewahre wohl, daß Du Dich dazu ſchickſt, Dich weigern zu wollen, es auf Koſten Deiner Familie zu ſeyn. Beruhige Dich aber, Du wirſt dazu ein vollgiltiges Recht haben, in ſo fern Du eine Bedingung erfüllen kannſt und willſt; doch warum daran zweifeln, Dein Herz und Deine Hand ſind ja frei. — So wiſſe denn, ich habe, obgleich nicht verheirathet, eine Tochter, ein liebliches Mädchen, deſſen Mutter noch lebt, und ſie des ſchönſten Glückes würdig erzogen hat. Unſer Fehltritt iſt bisher der Welt verborgen geblieben; aber in den Verhältniſſen, in welchen ſie lebt und erzogen iſt, würde noch die ſpäteſte Entdeckung ſie mit Schmach bedecken, ja ſie ſelbſt widerſetzt ſich mit der ganzen Kraft ihrer Seele dem kleinſten Schritte, der noch den geringſten Argwohn erregen könnte; daher iſt es mir ausdrücklich unterſagt, nicht allein meine Tochter zur Erbin einzuſetzen, ſondern ſelbſt in meinem Namen ihr ein Legat nachzulaſſen. Als mein Erbe jedoch vermagſt Du ihren geheimen Rechten zu genügen und ihr eben den Namen, der ihr zukommt und den ſie nie früher hat tragen dürfen, zu verleihen. Willſt Du, mein Adam! Du, den ich einſt, ich läugne es nicht, mit geheimer Hoffnung zu meinem Sohn erkohr, dieſer mir doppelt ſeyn, und ſo die durch meine ungeregelte Leidenſchaft entſtandene Verwirrung wieder ausgleichen?«

Adam zitterte; das mit Liebe hoffende Herz in ſeinem Buſen fühlte das Blut in ihm ſich empören, aber von jeher an Beſonnenheit gewohnt und zur Selbſtbeherrſchung erzogen, war es dem, der um alle Schätze der Welt ſeine junge Liebe nicht hingegeben haben würde, doch nicht zweifelhaft, daß er die Entſagung derſelben dem Wohlthäter ſeines ganzen Lebens ſchuldig ſey.

»Ob ich es will?« ſagte er, ſchnell jedoch, als einen Aufſchub ſuchend, hinzufügend — »und kommt es denn auf mich allein an?«

»Auf Dich allein; denn das Mädchen kennt keinen andern jungen Mann, als Dich. Verwundere dich nicht, von dieſem Augenblick an magſt Du ſelbſt mein geheimſtes Geheimniß theilen; erſtlich denn — Marie iſt meine Tochter.«

»O mein Vater!« rief Adam, ſich in ſeine Arme werfend, »ſo wiſſen Sie denn auch, was ich keinem Menſchen anvertraut habe, was ich vor wenigen Augenblicken glaubte, nie ausſprechen zu dürfen — ich liebe ſie.«

»Ich habe es wohl vermuthet,« verſetzte lächelnd der Oheim, und eben das macht mir noch wünſchenswerther die Erfüllung eines

Wunſches, die nicht allein mich über ihr Schickſal beruhigen, ſondern auch ihrer armen Mutter den Gewiſſensfrieden wieder bringen wird, den ihr das Verhältniß, in dem ſie lebt, ſeit der Geburt des Mädchens geraubt hat. So höre denn zweitens, was außer dir Niemand, ſelbſt Marie, die ihre Mutter todt glaubt, nicht ahnen darf, ihre Mutter iſt — die Tante, die durch ihre beſchränkte, faſt ängſtliche Anhänglichkeit an die Gemeinde und ihre ſtrengen Formen, noch täglich dem Himmel die fortdauernde Verſchwiegenheit dieſes Geheimniſſes abzukaufen ſucht, welche ſie doch nur meiner Vorſicht zu verdanken hat; denn ich zweifelte nicht, daß mitten unter dieſen Frommen, wo der äußere Anſtand ſelbſt auf Koſten innerer Tugend beobachtet werden muß, der lautbare Fehltritt der Tochter den Eltern einen tödtenden Kummer und allgemeine Geringſchätzung gebracht hätte; ja ſelbſt ſpäter würde, in ſo fern ich unter die Leute gehört hätte, die einen ſchlechten Streich durch einen dummen auszugleichen meinen, die Mutter Mariens, aus Beſorgniß wegen ihres untadelhaften Rufes, meine Hand ausgeſchlagen haben; und noch heut zu Tage, nachdem es ihr durch meinen geheimen Beiſtand gelungen iſt, ihr Kind als die Tochter ihrer in der Fremde geſtorbenen Schweſter um ſich zu haben, ängſtigt ſie ſich noch immer fort, daß ihr möglicher Tod, bevor das Loos Mariens ſicher geſtellt iſt, eine Entdeckung herbeiführen könne, die dem Rufe Beider verderblich ſeyn möchte.«

»Aber,« fragte Adam, mitten in ſeiner Freude von dem Zweifel ſchüchterner Liebe ergriffen, »wenn ſie mich nun nicht liebt, wenn ſchon ein Anderer —«

Der Oheim ſchüttelte den Kopf. »Sollte auch,« unterbrach er ihn, »was ich nicht hoffe, ein gefälliges Aeußere, eine flüchtige Bekanntſchaft ihrer Fantaſie ſich bemeiſtert haben, wird es Deiner ernſten Liebe, ſo wie ich ſie beurtheile, mit Muth, männlicher Kraft und Beharrlichkeit im Bunde, wohl gelingen, ſie zu enttäuſchen; faſt hat deine Frage mich unruhig gemacht, denn in dieſer Stunde, da — warum es Dir läugnen —? da ich meiner baldigen Auflöſung entgegen ſehe, iſt der Gedanke: Dir meine Tochter und ihr durch Dich mein Vermögen nebſt meinem Namen zu hinterlaſſen, und ihrer Mutter den Lebensfrieden zurück zu geben, den mein Leichtſinn ihr durch eine ſo lange Reihe von Jahren geraubt hat, eine gar ſüße Beruhigung. Bedenke das, mein Sohn, und laß den letzten Willen deines Vaters dir immer gegenwärtig ſeyn!«

Adam hielt nun in einem Briefe an die deſſen gewiß mit Sehnſucht lange gewärtige Mutter um die Hand ihrer angeblichen Tochter an; kaum aber war die beiſtimmende Antwort, die nichts von Mariens Geſinnung erwähnte, nur die Sehnſucht nach des Vetters Rückkehr ausſprach, eingelaufen, als der verſchlimmerte Zuſtand des Oheims die erwünſchte Rückkehr immer wieder verſchob.

Gewiß war es nur die in der Brüdergemeinde herrſchende Sitte, die ſtets die Neigung der Kinder dem Willen der Eltern durchaus unterordnet, und jenen dieſen als eine Beſtimmung des Himmels ankündigt, welche die Mutter bewog, der Tochter das vorzuenthalten, was ſie ſogleich freudig der befreundeten Familie mittheilte; oder ſie wollte in dem Wahne, daß Marie ihre Vorliebe für Adam theile, dem Mädchen vielleicht eine frohe Ueberraſchung bereiten.

Da trat eines Abends, durchaus unerwartet, Adam in tiefer Trauer in das Wohnzimmer des geiſtlichen Vorſtehers ein, wo ich, ſo wie auch die Tante und Marie uns befanden; ich war noch nicht in dieſem Hauſe Zeuge eines ſo belebten Augenblickes geweſen. Dem Hausherrn entſchlüpfte ein freudiger Ausruf. Adam ſtürzte zur Tante hin, die mit einem freudigen Blick, der jede Strenge augenblicklich aus ihren Zügen verwiſchte, ihm die Hand reichte, die er mit größerer Heftigkeit, als die dortige Sitte gewährt, an ſeine Lippen drückte; dann wandte er ſich zu Marien, die ihn wirklich freudig erregt anlächelte, allein mich an ihrer Seite plötzlich erkennend, trat er erblaſſend zurück.

»Du hier?« fragte er höchſt beſtürzt in einem Tone, vor dem ich unwillkürlich zitterte; ich ſuchte eine Antwort, als in demſelben Augenblick ſein Trauerkleid mir auffiel.

»Der Onkel iſt denn todt?« rief ich wahrlich erſchrocken bei dem Gefühl, vielleicht dazu beigetragen zu haben. Die Wirkung des Anrufs lenkte die Aufmerkſamkeit von uns ſelbſt ab. Adam erhielt Zeit, ſich zu faſſen. Er ſah mich nicht einmal mehr an. Als wir aber zu gleicher Zeit das Haus verließen, blieb er, ſobald wir unſern demſelben in eine einſame Allee getreten waren, ſtehen, und fragte mit ſichtbarer Bewegung, was ich hier thäte.

Als ich ihm nun erklärt hatte, daß ich, bevor ich über meine Zukunft beſtimmte, eine Unterredung mit ihm für nothwendig erachtet habe, berichtete er mir, kurz freilich, aber genügend, den Ausgang der Rechtsſache und fügte, wie er ſich ausdrückte, zu meiner Beruhigung hinzu: daß es ihm gelungen wäre, mich in des Oheims Augen reiner zu waſchen, als ich vor ſeinem Gewiſſen ſtand. Allein es kam mir ja eben, und mehr als früher, darauf an, jetzt vor dieſem reiner zu ſtehen. Er ſchüttelte aber bei dieſer Aeußerung von mir den Kopf.

»Was kannſt Du mir ſagen, was ich nicht ſchon mir ſelbſt geſagt?« gab er mir zur Antwort. »Meine Anſichten können Worte doch nicht verändern. Laß uns ohne dieſe ſcheiden! Reiſe glücklich, und« fügte er ſanfter hinzu: »brauchſt Du Geld, wende Dich an mich.«

»Du haſt geſehen,« entgegnete ich, immer mehr von meinen Erwartungen zurückkommend — »daß ich dies Anerbieten in einem bedrohenderen Augenblick ausgeſchlagen habe. — Abreiſen kann ich auch nicht; ich habe hier Geſchäfte, und außerdem thut es mir Noth, daß Du mich beſſer kennen lernſt.«

»Und mir, es nicht zu thun,« erwiederte er. »Deine Geſchäfte aber werde ich übernehmen, in ſo fern —« er brach ab und fügte etwas zögernd hinzu: »ſie ſich mit meinen Grundſätzen vertragen.«

»Siehſt Du,« ſagte ich mit hervorbrechendem Unwillen, »jetzt will ich, daß Du mich kennſt, und bleibe, Dir es überlaſſend, in wie fern Du das Wohlwollen deiner Freunde für mich nach deinem Gewiſſen modeln willſt.«

Ich verließ ihn, mehr muthlos, als erbittert, ſchnell. Zu ſpät ſah ich ein, wie ſehr mein leichter Sinn mich wieder irre geführt! Meine erſte Abſicht bei einer Unterredung mit Adam hatte ich nur halb erreicht, und dennoch war dieſe im Laufe der Zeit eine andere, weit wichtigere geworden; mir wurde es nur zu deutlich, daß ich ſtatt Beiſtimmung nur Abneigung erwerben konnte; ich durfte ihm nicht einmal mein Herz eröffnen.

Als ich mit ängſtlicher Beklommenheit das Haus ſeiner Freunde wieder betrat, fand ich ſie alle gegen mich unverändert; Adam war kalt, doch nicht unfreundlich. Wir wechſelten in dem allgemeinen Geſpräche nur einige Worte. Dies Benehmen fiel bei dem ſtillen Weſen der Gemeinde nicht auf; doch ſchien mir die Tante ein wenig verſtimmt. Marie ſah von ihrer Arbeit gar nicht auf; der Ausdruck von Glück, der geſtern in Adam's Auge gefunkelt hatte, war verſchwunden.

Ich blieb kürzer, als gewöhnlich. Eine heimliche Unterredung mit Marien, die, ohne aufzuſehen, mir ein nur mir verſtändliches Zeichen gab, belehrte mich aber bald, ſo wie ſpäter Adams Tagebuch, was vorgefallen war.

Mein Anblick hatte Adam tief ergriffen. Immer die Gegenwart eines Unheils in mir wähnend, zweifelte er nicht, daß ich nicht ſchon feindlich zwiſchen ihm und ſeinem theuerſten Wunſche daſtand, und unſre zu beiderſeitiger Unzufriedenheit ausgefallene Unterredung mußte noch ſeine Vermuthung beſtärken. Jedoch nicht blos ſeine Liebe, ſondern der heilige Wille des Vaters, die geheime Beſtimmung ſeines Nachlaſſes, die Gewiſſensruhe einer verehrten Frau, dies Alles forderte ihn zu einem Kampfe auf, in welchem er, wäre es auch auf Koſten der Thränen Mariens, auf Koſten ſeines für ihr Glück zur Entſagung willigen Herzens, ſiegen müſſe. »Freilich«, ſagte er bei ſich ſelbſt, »haben wohl ſchon des Vetters gefällige Züge, ſein geſchmeidiges Weſen, der Zauber ſeines Aeußern Eindruck auf ſie gemacht, aber der Erfahrung des Oheims vertrauend, iſt es um ſo mehr meine Pflicht, beharrlich zu ſeyn, als ſie nie mit dieſem Menſchen, deſſen Leichtſinn ihn ſelbſt Verbrechen bloßſtellte, glücklich werden kann, und ich mir bewußt bin, Alles zu dieſem Zwecke aufbieten zu wollen; wähnt ſie ihn auch zu lieben, iſt ja doch die, nicht auf Achtung, nicht auf Uebereinſtimmung der Seelen gegründete Zuneigung keine Liebe des Herzens, nur eine Täuſchung der Fantaſie, die früh oder ſpät verdünſtet. — Ach, ich weiß wohl, daß ich nicht liebenswürdig bin, allein ich bin der Liebe würdig; und vermag auch vor der Hand ihr geblendetes Auge nicht die meine zu ſchätzen, wird ihre reine Seele mit der Zeit ſie es gewiß lehren. — Aber ſchnell, ſchnell, wie der Rauſch gekommen iſt, müſſen Vernunft und Wahrheit ihn zu vertreiben ſuchen; auch kann ja eine Neigung, die bei den Sitten der Brüdergemeinde durch keine vertrauliche Annäherung ſich geltend machen konnte, keine tiefe Wurzel gefaßt haben.«

Noch an demſelben Abend fand er ſich nach der Betſtunde in der Wohnung der Tante ein. Ohne ſeine Furcht vor meiner Perſönlichkeit und meinem Charakter erblicken zu laſſen, welches ihm eines Mannes unwürdig ſchien, begnügte er ſich damit, ihr mitzutheilen, daß ſeine Verbindung mit Marien dem Oheim ſo ſehr am Herzen gelegen hatte, daß ſelbſt ſeine Trauer um ihn ſie nicht verſchieben dürfe, und daß er ſelbſt ſchon in England ſein eigenes Teſtament, in welchem ſeiner Braut unter der Benennung ſeiner Gattin ſein ganzes geerbtes Vermögen anheimfiel, bis auf die Unterſchrift ausgefertigt hatte. — Sein Dringen, das ſo ſehr mit dem Verlangen ihres eigenen Innern übereinſtimmte, bewog die ſonſt bedenkliche Frau, obgleich den Sitten des Ortes nicht völlig angemeſſen, ihn ſchon den nächſten Morgen bei Marien einzuführen.

Früher, als gewöhnlich, hatte ſich die Tante an dieſem Tage zu ihr begeben, und ihr mit Freudenthränen verkündet, daß die Zeit da wäre, wo das Glück ihres Zöglings ihre mütterlichen Sorgen belohnen würde; was ſeit lange im Himmel beſchloſſen war, dürfte ſie nun ausſprechen, und bald, wenn an der Thürklingel gezogen würde, würde der irdiſche Bräutigam in's Haus treten; bis dahin wollten ſie zuſammen beten.«

Alsbald klingelte es an der Thüre. Mariens Buſen klopfte ſtärker; auch ſie hatte das Wohlwollen ihrer Umgebung für den Geliebten bemerkt, glaubte zu ahnen, daß nur das Ausbleiben des Vetters das Lautwerden deſſen, was Alle insgeheim wünſchten, verſchoben hatte, und meiner nur harrend, erblaßte ſie, als Adam hereintrat, und die Tante mit den Worten: »Reden Sie nun ſelbſt mit dem Kinde, ich habe ſie vorbereitet,« das Zimmer verließ.

Adam nahte, zog ſie auf einen Stuhl nieder, ſetzte ſich traulich neben ihr, faßte zitternd ihre Hände, und bat ſie mit brennenden, beredten Blicken, aber trockenen, ernſten Worten um ihre Hand. — Das arme Kind war ſo beſtürzt, ſo wehrlos, ſo heftig erſchüttert, daß ſie ſtumm, blaß wie eine Bildſäule, mit ſtarren Blicken da ſaß; er hätte ſie für eine Leiche halten müſſen, hätten nicht die Thränen, die über ihre Wangen hinabliefen, und ihr ängſtliches Herzklopfen das Leben verrathen. Ach! er merkte nur zu gut, daß es keine Freudenthränen, kein Herzklopfen beglückter Liebe ſey.

Dieſe lange Unbeweglichkeit erſchreckte ihn. Er erhob ſich mit einer Bewegung, als wollte er um Hilfe rufen; da kehrte plötzlich Seele in den ſtarren Leichnam zurück. Sie ſprang ſchnell auf, und die Hände angſtvoll gegen ihn ausſtreckend, rief ſie: »Um Gottes Willen! rufen Sie die Tante nicht, gönnen Sie mir Zeit.«

Er hielt dieſe Worte der Angſt für ein Streben ihrer Vernunft, ob der, wie er ſchon gewahr geworden, verführten Fantaſie zu ſiegen, und ihre Hand faſſend, drückte er dieſe in dieſem Augenblicke bald beruhigt an ſeine Lippen, mit den Worten: »Bleiben Sie ſich ſelbſt würdig, ich werde es Ihnen bleiben.«

Die Tante erſchien in der Thür. »Nun,« ſagte ſie freudig, »Ihr ſeyd denn einig, Kinder — meine Kinder, darf ich wohl ſagen! Aber um des Erlöſers Willen, Mariechen! warum denn dieſe Bläſſe, dies Zittern? Ich hatte Dich ja vorbereitet!«

»Gönnen wir ihr Zeit, theure Frau! gewiß — ich hoffe es — wird ſie unſeren Wünſchen günſtig entſcheiden;« mit dieſen Worten eilte er aus dem Zimmer, als fürchtete er, daß der Ausdruck ſeiner Züge jene Worte Lüge ſtrafen ſollte.

Die Tante ſah ihm beſtürzt nach und dann Maria an. Des heftigen Zuſammenfahrens des Mädchens bei Adam's Eintritt, neben ihrem jungfräulichen Erröthen bei der Ankündigung des Bräutigams, das jetzt in beinahe grauenhafte Bläſſe verwandelt war, eingedenk, entſtand plötzlich ein Argwohn der Wahrheit in ihrer Seele. Sollte denn die herzliche Zuneigung, welche ſie ſelbſt um Adam's willen ſeinem Vetter gewährt hatte, ſie für Mariens noch größere blind gemacht haben? In dem Falle mußte ſie eilen, dieſen unzuläſſigen Eindruck wieder zu vertilgen. Sie ſchauderte vor dem Gedanken, die ſpäte Gewiſſensruhe ihres Alters, die nahe Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches: die in der Sünde geborene Tochter, die ſie ja nie anerkennen durfte, doch endlich, als ein Zeichen göttlicher Verzeihung, reich, glücklich, von der Welt geehrt, den ihr gebührenden Namen tragend, an ihr Herz zu drücken, durch eigene Unvorſichtigkeit vereitelt und ſo ihre lange Reue vom Himmel verworfen zu ſehen. Dieſe Furcht, die Erbitterung ob des eigenen Verſehens, kehrten ihr jüngſt ſo mild geſtimmtes Gemüth zur Härte um, und riefen den Entſchluß in ihrer Seele hervor, ihr Ziel, wenn auch durch Täuſchung und Strenge, zu erreichen; wußte ſie doch, daß das Geſchehene uns eine faſt tröſtende Kraft verleiht, das Unabänderliche zu ertragen, dann ſpäter Beruhigung und endlich Erſatz gewährt; und den durchdringenden Blick noch immer auf die Tochter heftend, ſagte ſie:

»Zeit? Weßhalb? Würdeſt Du die auch vor Adam's Fortreiſe gebraucht haben? Doch — ſeine Trauer geſtattet wohl keine baldige Hochzeit; allein wir dürfen den Freund nicht mit leeren Worten hinhalten. Nichts ſteht einer vorläufigen Verlobung im Wege, damit Du durch einen traulicheren Umgang mit ihm inne werden mögeſt, daß ein ernſtes Gemüth wohl ein lächelndes Geſicht aufwiegt.«

Nicht dieſe ihre geheimen, mir erſt ſpäter kund gewordenen Gedanken, nur die ausgeſprochenen Worte, deren Anſpielung auf mich Marien völlig die Zunge band, konnte dieſe mir berichten, als endlich die Stunde ſchlug, die ihr geſtattete, ſich auf kurze Augenblicke nach unſerem bisher unbelauſchten Zuſammentreffens-Ort, im Holze unweit des Gartens, zu ſchleichen.

Ich erſchrak vor dieſem ganz unerwarteten Schlage. Jedes ihrer Worte entriß ſtückweiſe die Blumen, womit meine argloſe Fantaſie den Abgrund zu unſern Füßen bedeckt hatte. Allein ihre Verzweiflung hielt meine Faſſung aufrecht; ich ergriff das Wort Verlobung wie einen Anker der Hoffnung, und beſchwor ſie, darauf einzugehen, wenn es mir nicht vorher gelingen ſollte, einen Ausweg zu finden; allein bei dem Gedanken, Jemanden, und beſonders Adam zu täuſchen, brach ſie mit ſolcher Verzweiflung in Thränen aus, daß ich ſie kaum zu beruhigen vermochte; ich ſank zu ihren Füßen, küßte ihre Hände, und verſprach ihr eine Rettung, die ich ſelbſt nirgends ſah, wenn ſie nur meiner Weiſung folgen wollte.

So wie ich mich wieder erhob, gewahrte ich Adam, der, in einiger Entfernung, mit verſchlungenen Armen hinter uns daſtand. Er warf mir einen durchdringenden Blick zu, und entfernte ſich langſam. Ich verbarg meine Beſtürzung Marien, die jedoch, muthiger geworden, zurückkehrte. Ach! ich war nun ihre einzige Hoffnung, und ich hatte keine — keine, als in Adam's Großmuth. Dieſer Entſchluß war in mir gereift in dem Augenblicke, wo ich ihn im Walde erblickt hatte; allein wie ihn bewegen, mich nur anzuhören? — Ich vertiefte mich ſinnend und ihn ſuchend im Holze.

Als er Mariens Wohnung verließ, hatte auch er dort die Einſamkeit geſucht. — Seine ſchon in England geäußerte Beſorgniß war alſo Wirklichkeit geworden. — Sie liebte ihn nicht, dieſe Überzeugung beſtürmte mit Bitterkeit ſein Herz. Ach! mußte er dies Unheil dem eigenen Mangel an Liebenswürdigkeit, oder meinem verführeriſchen Äußern, meinem einſchmeichelnden Weſen beilegen? Was konnte er dagegen thun? Durfte er ſie dem ernſtlichen Dringen der Mutter preisgeben, er ſelbſt ſich den beſorgten Vorſtellungen des Verſtorbenen fügen? Er rang mit Gründen gegen Gründe, und konnte zu keinem Entſchluſſe kommen.

Unter ſolchen peinlichen Erwägungen waren mehrere Stunden vergangen, als das Verhängniß ihn in unſere Nähe führte; zu entfernt, um unſere Worte zu hören, aber nahe genug, den Ausdruck unſerer Züge erſpähen zu können, nahm er Mariens Thränen für Widerſtand meines liebkoſenden Flehens, für einen Kampf zwiſchen Pflichtgefühl und Verführung. Es koſtete ihm Mühe, es bei dem drohenden Blicke, den er mir zuſchickte, bewenden zu laſſen; aber er ſah mit Schrecken ein, daß das Verhältniß weiter gediehen war, als er geahnt hatte, und daher auch die Nothwendigkeit, ſie meiner Einwirkung ſchnell zu entziehen, ſich ein Recht zu verſchaffen, mich insgeheim zu entfernen; ja, forderte nicht ſelbſt der Auftritt, wovon er ſo eben Zeuge geweſen, und der ihm die Gefahr zeigte, welcher ein gewiß unſchuldiges Weſen blosgeſtellt war, ihn zur Eile und Thätigkeit auf?

Faſt ohne es ſich bewußt zu ſeyn, ſtand er ſchon vor der Wohnung der Tante und in wenigen Augenblicken ihr gegenüber. Sein unerwartetes, aber willkommenes Eintreten vertilgte die letzten Zweifel in ihrer Bruſt. Beide ſahen ſich einen Augenblick ſchweigend an; ihre Blicke aber ſprachen Worte aus, die Beiden verſtändlich waren. Sie begegneten ſich in Einem Gedanken.

»Nicht wahr, ſie liebt mich nicht?« ſagte Adam ſeufzend, ſeinen tiefſten Gram unwillkürlich ausſprechend.

»»Sie wird Sie lieben. Sie iſt ein armes Kind, das den geſunden Kern wegen der glänzenden Schale neben demſelben überſieht. — Entfernen Sie den Vetter!«« — fügte ſie, mit einem ſcharfen Blicke auf ihn, raſch hinzu.

Adam zuckte die Achſeln. »Würde ſeine Abreiſe, indem von Mariens baldiger Verbindung die Rede iſt, nicht eine unwürdige Eiferſucht verrathen?«

»»So entfernen Sie ſich mit Marien! Sie ſind ja wie ein großer Herr angekommen; was hindert Sie, Ihren Reiſewagen vorſpannen zu laſſen, und mit Ihrer jungen Frau, wie es die Mode jetzt will, eine zerſtreuende Reiſe in die Welt zu machen?««

Adam's Wangen färbten ſich plötzlich. »Iſt ſie es denn? Wird ſie es werden?«

»»Morgen ſchon, wenn Sie wollen, kann die Trauung vor ſich gehen. Unſere Sitten dulden keinen langen Brautſtand. Ihre Papiere ſind ja alle in Ordnung — ich brauche nur mit dem geiſtlichen Vorſteher noch dieſen Abend zu reden.««

»Und Marie! Marie —?«

»»Sie wird ſich meinem Willen nicht widerſetzen.««

»Alſo nicht gern? Alſo gezwungen?« rief Adam erſchrocken.

»»Zwang kennen wir hier nicht; dennoch tragen wir kein Bedenken, einem kranken Kinde ein bitteres Heilmittel hineinzuſchwatzen. Überlaſſen Sie ruhig Alles mir.««

Er ſah ſie durchdringend an, aber er fragte nicht mehr. Sie begann nun ruhig und thätig das Nähere zu beſprechen, und er verließ ſie leichter zu Muthe, als er gekommen war, jedoch noch immer beklommen. Es war etwas in ihrem Benehmen, in ihrem Ton, das ihm nicht deutlich war, und das er zu deuten ſich ſcheuete. Es ſchien, als fürchtete er, bei aller Rechtlichkeit ſeiner Abſicht, daß ein gar zu klares Durchſchauen ihn an der Erfüllung ſeines theuerſten Verſprechens hindern möchte.

Erſt den nächſten Morgen verkündigte die Tante Marien mit ſanften Worten, daß ſie zu der vorläufigen Verlobung ſich ſogleich anzuziehen habe; dann fügte ſie mit gen Himmel gehobenen Händen hinzu, daß ſie nun ruhig ſterben könne, und küßte ſie gerührt auf die Stirne — eine ſo ſeltene Liebkoſung, daß dieſe nebſt den Worten der Tante faſt mehr, als mein Flehen, ihr den Mund verſchloß; allein ihre Thränen floſſen ſtill hin; ſie warf ſich Täuſchung gegen Adam und Argliſt gegen das Weſen vor, das immer aus ängſtlicher Strenge ihre Liebe zurückgeſtoßen hatte, und noch jetzt auf eine größere Argliſt gegen ſie ſann.

Bald darauf begleitete ſie die Tante in das mit ſchneeweißen Gardinen und Blumen feſtlich geſchmückte Zimmer, in welchen ſich mehrere Vorſteher und die Familie vom Hauſe befanden, und ſtellte ſie an Adam's Seite. Die Abweſenheit aller Ceremonien bei den religiöſen Akten der Brüdergemeinde, Mariens Unbekanntſchaft mit dem Hergang bei einer Verlobung, die dort nur ſelten ſtattfindet, und blos in einem Segen des geiſtlichen Vorſtehers zu einem chriſtlichen Vorhaben beſtehet, ja ſelbſt Mariens ſich kaum bewußte Seele hinderte ſie, den mütterlichen Betrug zu ahnen. Zwar durchbebte ſie eine jähe Angſt bei den Fragen des Geiſtlichen an Adam, der dieſe laut und raſch beantwortete, während ſie jetzt doppelt zitternd die an ſie gerichteten ſtumm anhörte; indeſſen mag doch wohl der argloſe Geiſtliche das ängſtliche Aufſchlagen ihres Auges, deſſen Starrheit er nicht bemerkte, oder das Beben ihrer Lippen für eine Beiſtimmung genommen haben; aber ihr Mißtrauen war erweckt und ihre Aufmerkſamkeit geſpannt, und als ſie nun den Redenden ſie Beide für chriſtliche Eheleute erklären hörte, ſchwankte ſie und ſank ohnmächtig in Adam's ſie aufgreifende Arme. Der Geiſtliche, ſchon am Schluſſe, beſchleunigte dieſen. Marie wurde von der Tante und der Frau vom Hauſe nach ihrem Zimmer geführt; der vorwerfende Blick, den ſie im Hinſinken auf Adam geworfen hatte, erklärte ihm völlig den Betrug und ſetzte ihn in die ſchrecklichſte Unruhe. Der kleinen Verſammlung, die einem zu großen Nervenreiz Mariens dieſen Verfall zuſchrieb, ſo gut es ihm gelingen mochte, entſchlüpfend, eilte er in der heftigſten Bewegung in den Garten hinab. Unruhig ob Mariens Zuſtand, beſchämt über dieſen plumpen Betrug, den er nicht hatte durchſchauen wollen, erbittert gegen ſich ſelbſt und nach menſchlicher Weiſe noch mehr gegen den, deſſen unzartes Verfahren ihn zu einem zweideutigen verleitet, hatte er das Gleichgewicht verloren, das ihn ſonſt nicht verließ. An das Ende des Gartens gelangt, war er ſchon im Begriffe umzukehren, als er die in's Holz führende hintere Thür ſich öffnen und mich ſich entgegentreten ſah. Ich hatte ihn den Abend vorher ziemlich ſpät in ſeiner Wohnung geſucht, ihn nicht gefunden, wenigſtens wurde ſeine Rückkehr geläugnet, und als ich auch dieſen Morgen abgewieſen wurde, und ſeinen Reiſewagen, im Begriffe gepackt zu werden, im Hofe erblickte, ergriff mich eine ſonderbare Beklemmung und, wiewohl zu ungewöhnlicher Stunde, eilte ich, von dieſer getrieben, nach Mariens Wohnung.

Adam erblaßte, trat, ſeiner erregten Stimmung gemäß, in welcher eben mein Anblick, als des Urhebers ſeines Unglückes und ſeiner Schuld, dieſe noch mehr ſpannen mußte, drohend vor mich hin, und ſagte mit tonloſer Stimme: »Zurück!«

»Mit welchem Rechte?« fragte ich, mehr beſtürzt, als erbittert.

»Mit dem Rechte,« war die lautere Antwort, »das jeder Mann beſitzt, die Seinigen vor dem Anhauche einer giftigen Schlange zu hüten! Du ſollſt nicht mehr Mariens reine Nähe verpeſten, Du, der Geliebte einer feilen Metze und der Freund eines gehenkten Diebes!«

Die Wahrheit dieſer Worte, die alle bitteren Erinnerungen meines Lebens hervorriefen, klang mir aus dieſem Munde und in dieſem Augenblicke wie der Spott eines Teufels. »Oh!« — rief ich unwillkürlich, »hätteſt Du ihm damals ſeinen Willen gelaſſen, hätteſt Du nicht gebraucht, ihn an den Galgen zu bringen, und wir wären uns nie ſo gegenüber geſtanden.«

»Es iſt zum letzten Male, hoffe ich,« ſagte er düſterer, aber leiſer, wie von der hervorgerufenen Erinnerung getroffen, »denn ich ſah Dich ja geſtern zu den Füßen derjenigen, die ſeit einer Viertelſtunde meine Frau iſt!«

»Deine Frau? Du lügſt!« — Ich kann mich jenes Augenblickes nicht klar beſinnen; das muß ich aber geſagt haben, denn:

»Haſt Du mich je einer Lüge zeihen können?« entgegnete er ſtolz.

Da ſtrömte mir das halb erſtarrte Blut, wie alle Adern zerſprengend, wieder warm nach dem Herzen. Mariens Verzweiflung und die Falle, in welche ſie zu locken ich ſelbſt geholfen hatte, ſtellte ſich klar vor mich hin. Es war mir, als fühlte ich mich jetzt aller Schuld ledig gegen ihn, deſſen ſtrenge Rechtlichkeit entlarvt vor mir daſtand.

»Aber jetzt doch eines hölliſchen Betruges oder eines rechtloſen Zwanges, Heuchler!« rief ich außer mir. »Nur mit meinem Leben ſollſt Du ſie mir entreißen. Sie darf nicht das Eigenthum desjenigen ſeyn, den ſie verachten muß, ſo lange ich lebe. Erheuchelſt Du Dir nicht auch Deinen Muth, ſo erwarte mich morgen früh, wo Du uns geſtern geſehen; nimm aber Waffen mit, damit ich Dich nicht wehrlos niederſtoße, oder auch Gerichtsdiener, um Deine innere Ehre zu ſchützen.«

»Heuchler?« wiederholte er, mit den Zähnen knirſchend. »Ich werde kommen und allein!«

So ſchieden wir.

Es war, als machte eben das Gefühl ſeines Unrechts ihn unfähig, einen Zweikampf auszuſchlagen, den das Bewußtſeyn ſeiner Rechtlichkeit verſchmäht haben würde; ja ſein Unrecht gegen Marien kam ihm bei dem Gedanken an Blut weniger drückend vor, es war ihm, als müſſe eine tüchtige Ausleerung desſelben ſein zum erſten Male ſchweres Gewiſſen leichter machen. Ohne einer klaren Beſonnenheit ſich zu erfreuen, fühlte er ſich doch ſonderbar beruhigt. Allein was er thun wollte, war er ſich noch nicht bewußt. Er kehrte aber langſam in's Haus zurück.

Die Tante trat ihm entgegen. Sie berichtete ihm, daß Marie zu ſich ſelbſt gekommen war, daß ſie nach Ruhe, vor Allem aber mit ihm zu reden verlangt habe. Die Tante ſagte ihm dies Alles, ohne ihn anzuſehen. — Es war, als könnte ſie, ſeitdem der erſte aufgeſchlagene Blick der Tochter dem ihrigen begegnet war, die Augen nicht mehr erheben.

»Was haben wir gethan?« ſagte er beklommen.

»Unſere Pflicht,« ſagte ſie ruhig, doch mit unſicherer Stimme. »Gewiß, ſie wird uns einſt danken.«

»Gott gebe es!«

Er trat allein zu Marien ein. Mitten in ihrer tiefſten Verzweiflung hatte doch ein Inſtinkt in ihrer Seele dieſes harte Verfahren, ſo nannte ſie nur den Betrug, der Tante allein beigelegt, und erblickte in Adam's von ihr nicht verkannter offener Rechtlichkeit, wenn auch keine Veränderung ihres Geſchicks, ſo doch den Troſt, den die völlige Enthüllung des Herzens in ſich faßt. Sie fühlte ſich ihm näher gezogen, ſo wie der Tante mehr entfremdet, und einen ſonderbaren Trieb, ja ſelbſt Muth, in ſein jetzt an das ihre geſchmiedetes Herz ihre Verzweiflung, die ſie ſonſt vor der ganzen Welt verbergen möchte, zu ergießen. — Warum, warum, o mein Gott! erkannten nicht Beide — oder wenigſtens er — in der, der Verzweiflung ähnlichen Hingebung dieſes Augenblicks, in dieſem ſich ſelbſt unbewußten Zutrauen, den erſten Funken künftiger Liebe!

Als ſie ihn aber erblickte, ſchauderte ſie; ihre Faſſung war wieder dahin, der Krampf der Verzweiflung durchzuckte ſie auf's Neue. »Iſt es wahr,« rief ſie ihm ängſtlich entgegen, »bin ich wirklich Ihre Frau? — Sagen Sie Nein — denn ich habe ja keine Sylbe ausgeſprochen; ich war nur ergebend und vertrauend — ich ahnete nicht, daß man mich ſo zur Schlachtbank führen würde.«

Jedes Wort war ein Dolchſtoß in Adam's Herz.

»Wir ſind getrennt,« erwiederte er, ſich mit Mühe faſſend. »Ich werde immer ehrlich gegen Sie ſeyn. Ich läugne nicht, daß ich keinem Mittel abgeneigt geweſen bin, das mir Ihr Herz und Ihre Hand verleihen konnte, aber ich ſchmeichelte mir mit Ihrer wohlbewußten, wenn auch nicht eben freudigen Einwilligung, als wir vor den Geiſtlichen traten. Haſſen Sie mich denn ſo ſehr?«

»Nein, aber ich liebe Ihren Vetter — ich darf es Ihnen — ich darf Ihnen nichts mehr verhehlen!« ſagte ſie langſam und leiſe, mit der Ruhe aufgegebener Hoffnung.

»Ich weiß es!« ſagte Adam bitter. — »Warum mußte er herkommen!«

»Ja,« fuhr Marie lebhafter und unſchuldig fort, — »ich liebte ihn ſchon ſeit Jahren. Ein Bild, mit undeutlichen Zügen zwar, aus dem aber ſein Geiſt und ſeine Milde leuchteten, hat noch lange, bevor ich Sie kannte, mir vorgeſchwebt, und als ich Leopold hier im Hauſe erblickte, ſprachen ſeine Züge mich bekannt und freundlich an, denn er trägt nicht blos ihren Namen, er ſieht Ihnen auch ähnlich — Ihr edles Gemüth erkannte ich ſogleich wieder in ſeinen Augen.«

Durch Adam's Herz zuckte ein ſehr bitteres Gefühl, das ſich in dieſem Augenblicke ganz auf mich bezog.

»Hätte denn Gott gegeben, daß Sie von meinem Gemüth keine ſo gute Meinung gehegt hätten,« ſagte er raſch, — »denn ich muß — es iſt jetzt Pflicht — die Ihrige von Ihm enttäuſchen. Ja, Marie, nicht blos um meiner Liebe willen mußte ich um Ihre Hand mit ihm ringen, ſondern um Sie der Gefahr zu entreißen, die Sie in ſeiner Nähe bedrohet. Glauben Sie mir, er iſt Ihrer ganz unwürdig. Schlechte Geſellſchaft, eigner Leichtſinn hat von jeher ſein Leben befleckt, Ihre reine Seele ahnet nicht, daß die Lippen, die er geſtern an ihre weißen Hände drückte, noch von den Küſſen einer feilen Dirne brennen, mit welcher er, mit demſelben heitern Blick, womit er vor Sie trat, im Begriffe zu entflohen war, als er in die ſchlechte That eines Spitzbuben, ſeines Freundes, verwickelt, ohne meine Dazwiſchenkunft, die ihn rettete, der Rache des gefährdeten Namens und Vermögens einer vornehmen engliſchen Familie bloßgeſtellt worden wäre. Ich kenne wohl,« fuhr Adam, Mariens wirrem Blicke feſt begegnend, mit ſchwer erkämpfter Stärke fort, »die zerrüttende Gewalt meiner Worte, aber Ihr reines Gemüth, die jugendliche Kraft Ihrer unſchuldigen Seele, der Gedanke an die Gefahr, die Ihnen drohte, wird Sie aufrecht erhalten, wie ſchonungslos auch der Freund verfahren muß. So wiſſen Sie denn auch, Leopold iſt ſeiner Familie ſeit Jahren entflohen, und Marie durfte nicht das Opfer eines verlornen Sohnes werden, der, während er als ein Vagabund herumirrt, ſich in ſeinem Leichtſinn nicht entblödet, die Gaſtfreiheit einer argloſen Familie zu mißbrauchen, um ein unerfahrnes Mädchen in's Verderben zu ſtürzen.«

»Gott im Himmel!« ſtammelte Marie, vor ſich hinſtarrend, »was iſt das? — Um Ihrer Seligkeit willen!« fügte ſie, plötzlich aufſpringend und ſeine Hand ergreifend, hinzu, »reden Sie auch wahr?«

»Es gab eine kurze Zeit, wo Marie ſchien, ein völliges Zutrauen zu mir zu haben!« erwiederte Adam ſchmerzlich, — »iſt auch die hin?«

»Nun, ſo tödten Sie mich denn!« rief ſie, mit gefalteten Händen vor ihm niederſinkend, — »tödten Sie mich ſchnell; denn ſelbſt meine tiefſte Reue würde zu ſpät kommen — noch bevor man Sie zu meinem Bräutigame wählte, war er mein Gatte vor Gott!«

Ein jäher Schrei entſchlürfte Adam's Munde, er ſchlug heftig beide Hände vor die Augen und verſtummte. Unglücklicher Weiſe hatten ſein ſpäteres Leben in der großen Welt und die ſich ihm aufgedrungenen Erfahrungen ihn dem engen Kreis der ſtrengen Sittenbegriffe der Gemeinde, unter welcher Marie lebte, ſo ſehr entfremdet, daß er in ihren Worten eine ſinnliche Bedeutung fand, die Mariens Seele durchaus fremd war, die ihren Begriffen nach ſich mit dem Manne ſchon getraut wähnte, und mit ihm ſich unauflöslich verbunden glaubte, dem ſie ſchwach genug geweſen war, den erſten Kuß der Liebe zu weihen. Ohne dieſe innere Überzeugung würde ſie ſich ſelbſt neben das verächtliche Mädchen, deſſen Adam ſo eben erwähnt hatte, geſtellt haben. Beide, Adam, weil dieſer Schlag ihn völlig darniederbeugte, ſie wegen ihrer Argloſigkeit, waren einer näheren Aufklärung durchaus unfähig.

»Armes, armes Mädchen!« rief er endlich dumpf, einen Schritt gegen die Thüre machend.

»Erbarmen!« ſtammelte Marie in der größten Angſt. — »Ach! es wird die Tante tödten!«

»Nein!« ſagte er, zu ihr hintretend und ſie erhebend, »Ihr Vertrauen in mich ſoll nicht getäuſcht werden; aber auch deßhalb — Ruhe und Verſchwiegenheit.«

Er eilte, ohne mit Jemanden zu ſprechen, in den Wald hinein. Es war Nacht in ſeiner Seele geworden, und gelang es auch allmälich ſeiner ſiegenden Beſonnenheit, den Nebel darin zu verbannen, — ein heller, klarer Tag ſchien ihm nicht mehr auf der Erde!

O meine blinde Vermeſſenheit, die in das Rad des Verhängniſſes einzugreifen ſich anmaßte! Nein, das iſt nicht die Täuſchung eines Kindes, kein flüchtiger Traum der Fantaſie, den die Zeit und die Vernunft bald vertreiben müſſen. — Jedes ihrer Worte beweiſt, daß ſein Bild, dem ſeine Liebenswürdigkeit die in ihrer Seele ſchlummernden Züge verlieh, während es die meine erſt liebenswürdig machte, ganz ihre Seele füllt, und dieſe Liebe ſollte wie eine lockere Flamme vergehen, jetzt vergehen können, da ſie vielleicht Mutter iſt — da das heiligſte Band der Natur ſie vereinigt? — O über den Verführer! Kann er ſie denn glücklich machen, er, deſſen ſchlechter Leichtſinn — — und iſt er denn wirklich ſo ſchlecht, als meine rückſichtsloſe Strenge, vielleicht auch, weil er mich aus ihrem Herzen verdrängt hat, ihn meinen Blicken zeigt, während alle Anderen, ſeine Jugendfreunde, ſie, dieſe ſtrengſittlichen Leute ſelbſt, ſich von ihm angezogen fühlen! Wodurch hat er denn eigentlich ein ſchlechtes Herz offenbart? — Weil er ſie liebt, weil er ſchwach genug geweſen, eine Liebe nicht zu unterdrücken, die meines Herzens, das ich ſo ſtark wähnte, ſich ſo ganz bemächtigt hat, daß es in den Bund mit Gewalt und Betrug trat? Von unſern beiden Gemüthern iſt ja nur das meine mit Haß erfüllt geweſen. — Könnte ſie, ſie ihn denn ſo ſehr lieben, wenn er in der That ſo ſchlecht iſt, und wenn auch, muß denn nicht die Liebe einer ſo reinen Seele die ſeine läutern und beſſer machen? Und in dem Augenblicke, da ich ſelbſt ſchlecht gehandelt habe, jetzt, wo ſeine Worte mich mit gutem Fug zwangen, die Augen niederzuſchlagen, ſollte ich das eigene Unrecht mörderiſch rächen an ihm, weil ich nicht mehr ſtolz auf ihn niederſehen darf, auf ihn, den Gatten des Weibes, deſſen Glück ich ja nur will! — Ihr Glück! — Wehe mir! — Sie iſt ja mit mir durch Formen und Worte getraut, die unter unſerer frommen Umgebung unauflöslich ſind, wo der kleinſte Einſpruch einen Skandal herbeiführen würde, der das Herz der Mutter brechen könnte. Ach! ihre, unſere Klugheit ſtellte eine Falle auf, in die ich am ſchwerſten fiel, weil — ja ich ſehe es, weil nur mein Tod mich herausziehen kann, — denn er allein kann das Glück ihres Lebens herſtellen. — Ihr Glück? Jetzt, da ſie ihn verachtet, da ihre Liebe durch meinen vorſchnellen Eifer im Begriffe iſt, ſich in Haß zu verwandeln, der alles Gute und Edle ihres Gemüthes abſtumpfen und herabwürdigen wird? — Nein! das darf nicht geſchehen!

Dies war der Gang der Ideen, die er in ſein Taſchenbuch niedergeſchrieben hatte, als er noch ſpät am Abende desſelben Tages einen Brief von mir erhielt.

Die Heftigkeit meiner Wuth war zwar verraucht, allein mit ihr nicht mein Entſchluß. An dem Tage vorher, wo ich beſchloſſen, Adam's Großmuth zu vertrauen, hatte ich, wenn auch nicht eine

Rechtfertigung meiner Vergangenheit, ſo doch, an ihn gerichtet, Alles niedergeſchrieben, was dieſe für mich ſelbſt entſchuldigte. Ich wollte noch in dieſem Augenblicke, wo ich wähnte, meinen Leichtſinn höher als ſeine Tücke ſtellen zu dürfen, daß er dieſe Erörterung leſen ſolle; ich würde, inſofern ich unterläge, ein Andenken nachlaſſen, das ihm zeigen möchte, daß meine Verirrungen zum Theil von ſeiner heuchleriſchen Strenge ausgegangen waren. Dies überſchickte ich ihm, die Zumuthung hinzufügend, einige Zeilen bei ſich zu führen, ſo wie ich bei mir es thun würde, die den Nachlebenden für die Folgen des Geſchehenen ſicher ſtellen, und **Mariens** Ruf, wenn auch nicht ihr Glück — ungefährdet erhalten möchten.

Nicht zu meiner Rechtfertigung, ſondern zum Beweiſe der nachſichtigen Geſinnung, der während dieſer harten Prüfungsſtunden ſich ſeine Seele geöffnet hatte, darf ich ſagen, daß er jetzt faſt freudig auf jede Anſicht einging, die er früher vielleicht ſtreng zurückgewieſen haben würde. Meine Worte beruhigten ihn ſonderbar; bis ſpät in die Nacht unternahm er, ſeine Papiere in Ordnung zu bringen, nahm dann ſeine Piſtolen zur Hand, betrachtete ſie lange ſchweigend, legte ſie dann ſchnell weg, und ſchrieb folgenden Brief an mich, den ich am nächſten Morgen ſtatt ſeiner an der beſtimmten Stelle fand:

»Kehre um, **Leopold**! denn Du würdeſt mich vergebens er-
»warten. Als Du mein Glück durchkreuzteſt, wie Du ſo oft mein
»Leben durchkreuzt haſt, ging ich in einem ſchlimmen Augenblicke
»auf Deine Einladung ein; aber nicht um meinet-, ſondern um
»Deinet- oder vielmehr um ihretwillen, die wir Beide lieben, ſchla-
»gen wir uns nicht. Was könnte ich durch Deinen Tod gewin-
»nen? Nichts — ſondern ich würde den letzten Funken von Ruhe
»und Freude in dem Herzen, das an Dir hängt, und deſſen Glück
»mein Ziel und Beruf iſt, zernichten! — Was Du durch den mei-
»nigen? Dürfteſt Du der Witwe des Getödteten nahen? Willſt
»Du ſelbſt diejenige, ob deren Glück auch Du beſorgt biſt, durch

»eine blutige That auf immer von Dir trennen, nachdem Du durch »die verbrecheriſche Gewalt der Sinne ſie Dir eigen gemacht haſt? »Verhalte Dich ruhig, mir kommt das Handeln zu. Ich ſehe es »ein, ich habe in meiner Seele Dir Unrecht gethan. Du ſollſt glück»lich werden, inſofern Dein Glück darin beſteht, das Mariens zu »machen. Nur Eines fordere ich von Dir zum Lohne deſ»ſen, was ich thue: ein ewiges Schweigen, und für mein geopfer»tes Lebensheil — ihr Glück!«

Dieſe mir durchaus, beſonders durch die freilich zweideutige Anſpielung auf ein Verhältniß, das ich mir nicht vorzuwerfen hatte, unbegreiflichen Zeilen ſetzten mich in große Beſtürzung und wegen ſeines Vorhabens in peinliche Unruhe; allein was konnte ich anders thun, als ruhig harren — hatte er doch auf's Neue mir zu imponiren gewußt!

Während ich den Brief durchlas, hatte er ſich am frühen Morgen zu Marien begeben. Die Thüren öffneten ſich ohne Bedenken dem Ehemann. Sie hatte ſchon das Bett verlaſſen, oder vielmehr ſich gar nicht niedergelegt, aber viel geweint; er ſchien es nicht zu bemerken. Sie ſaß vor einem kleinen Tiſche, neben dem Bette, blaß, im Morgenkleide. — Er blieb ſchweigend vor ihr ſtehen.

Ohne ihn anzuſehen, ſagte ſie leiſe: »Gottlob! daß Sie wieder da ſind. Die ſchreckliche Angſt meines Herzens haben zwar Ihre ſanften Worte vertrieben; dennoch fühle ich, Sie würde doppelt wiedergekehrt ſeyn, wären Sie noch länger ausgeblieben. Was ſoll aus mir werden? — Sie verachten gewiß das leichtſinnige und eigenmächtige Kind!«

Adam ſchwieg noch immer. Es fiel ihm ſchwer, die erſte Lüge ſeines Lebens auszuſprechen.

»Verachten!« ſagte er endlich. »Nein! Mögen Sie nur mir, der ich Verachtung verdiene, verzeihen können. Wir haben Beide — Sie durch hingebende Schwäche, ich durch die Gewalt der Liebe — geſtrauchelt. Um Leopold aus Ihrem Herzen zu reißen, um den an Ihrem Willen verübten Betrug zu rechtfertigen, habe ich verleumdet. Er iſt nicht der Vertraute eines Spitzbuben geweſen, er hat nie daran gedacht, mit einem leichtfertigen Mädchen entlaufen und ſie heirathen zu wollen. Er hat keine Niederträchtigkeit begangen. Achten und lieben Sie ihn ruhig wieder. Ich habe,« endete er mit verſagender Stimme, — »ich habe gelogen!« —

»Sie?!« rief Marie erſchrocken. — »O! Sie geben mir das Leben wieder! Doch nein, nein! Das haben Sie nicht thun können! Sie, der ſtreng rechtliche Mann! Sie wollen mich nur in meinem Unglücke tröſten, mein Vergehen ſo geringer machen. O, wäre es möglich?!«

»Marie!« fuhr Adam düſter fort, »Sie berufen ſich auf meine ſtrenge Rechtlichkeit, ich berufe mich auf ihre ſtrenge Sittlichkeit; die Leidenſchaft hat uns Beide verblendet — Sie ſo — mich, den ſtärkeren Mann, hat ſie weit unwürdiger hingeriſſen.«

»Ich bin mir keiner Unſittlichkeit bewußt!« entgegnete Marie, flüchtig erröthend, aber ihren unſchuldigen Blick ſo ruhig auf ihn heftend, daß der Gedanke von einem Irrthume ihn durchfuhr — »und halte Sie keiner Lüge, keiner Verleumdung fähig. Und noch dazu Ihr Edelmuth, wo Alle hier, das beweiſen mir nur zu deutlich ihre Worte, mich verdammen würden — Sie ſtehen vor mir, wie ein Gott! Ich habe Ihre Worte ohne Beweis geglaubt; ich brauche Beweis, ſie für falſch zu halten.«

»Es ſey denn!« ſagte Adam mit doppelter Bitterkeit, ſowohl gegen ſich ſelbſt ob ſeines wohl ungerechten Verdachtes, als im Gefühle des nun von ihm ſelbſt geförderten Verluſtes: »So zwingen Sie mich denn, Ihnen kund zu machen, was Ihre Unſchuld Ihnen verborgen gehalten, daß eitel Schein den Menſchen von der Wiege bis an das Grab umſtrickt, und daß auch ich von dem Makel der Welt mich nicht unbefleckt bewahrt habe. So wiſſen Sie denn: ich habe Ihnen meine Geſchichte erzählt; ſo wie ich den Vetter vom Verderben gerettet haben wollte, ſo hat er mich gerettet. Leſen Sie,« fuhr er, ſein zu dieſem befürchteten Gebrauch mitgenommenes Taſchenbuch hervorziehend, fort — »Dies Zeitungsblatt — Sie verſtehen ja engliſch — hören Sie dieſe Briefe,« (er theilte ihr die einſt mir vorgelegten flüchtig mit), »an ein Frauenzimmer gerichtet, und, wie Sie ſehen, mit A. D. unterſchrieben, und nun vollends dieſen Brief.« (Er las ihr das an ihn gerichtete, aber nicht abgeſandte Schreiben des Oheims vor.) »Hat Leopold wohl geäußert, als er von London kam, daß er meiner hier harrete, um mir mittheilen zu können, wie es ihm gelungen war, mir nicht blos die Ehre und den Namen, ſondern ſelbſt die gute Meinung des Oheims und des engliſchen Herrn zu bewahren, der ihm einen koſtbaren Juwel aufdrang, von dem er Ihnen gewiß nichts geſagt hat.«

Die Kraft, womit er ſprach, die Eile ſeiner Worte, ſelbſt das Erſchrecken ob einer ſolchen Entdeckung, verſenkte Marie in eine Betäubung, die ſie für Überzeugung nahm.

»Sehen Sie,« fuhr er gelaſſener fort, »ſo tief war ich gefallen, als das Geſtändniß Ihrer Liebe zu ihm mich von meiner Liebesthorheit heilte und mir Kraft verlieh, Ihnen dieſes, das Sie gewiß nicht mißbrauchen werden, zu machen. Wollen Sie mir verzeihen, wenn es mir gelingt, recht bald und ohne daß ein verletzendes Wort ſie berühre, dieſe Verwirrung zu löſen?« —

Sie reichte ihm ſchweigend, ohne ihn anzuſehen, die Hand. Seine Worte hatten ſie völlig betäubt, und ſie vernahm kaum, daß er ihre Hand lange an ſeine Lippen, an ſeine Bruſt feſt drückte, und dann ſchnell das Zimmer verließ.

»Wo willſt Du hin?« fragte ihn der Prediger, an dem er im Hausgange vorüberſchritt. »Du ſiehſt blaß und verſtört aus.«

»Ich befinde mich auch nicht wohl und werde zur Ruhe gehen,« gab er zur Antwort; »ich weiß nicht, warum mir in der letzten Zeit ſo viele ſchnelle Todesfälle in's Gedächtniß kommen.«

Er ging ſchnell nach Hauſe, dort ſchrieb er noch zwei Briefe: einen an mich, in deſſen Umſchlag ſeine nicht verbrannten Papiere und eine Ringkapſel eingeſchloſſen waren, folgenden Inhalts:

»In der voreiligen Meinung Deines vollen Unwerthes habe
»ich, um Marien Deiner Verführung zu entreißen, ihr mit
»trockenen Worten den Vorfall in London mitgetheilt. Sey aber
»unbeſorgt, Du biſt wieder gerechtfertigt; ich habe Dich rein und
»mich ehrlos gemacht. So mußte es ſeyn. Sie muß Dich ehren,
»um glücklich zu werden, Mitleid ohne Achtung für mich hegen,
»um bei meinem ſchnellen Fortgange ruhig bleiben zu können.
»Trage beiliegenden Ring in der Stunde Eurer Trauung, und
»widerſprich nie dem, was Marie über ihn und mich Dir ver-
»trauen wird. Noch einmal: laß mich ihr — Euer Glück gekauft
»haben! Liebe ſie, wo möglich, wie ich es thue, und opfere Dei-
»nen Leichtſinn dem Andenken desjenigen, der durch ſeine freiwilli-
»ge Strafe dieſen büßt. Mich findeſt Du im Walde dort.«

Der andere Brief war an die Tante. Der Inhalt desſelben iſt mir nie bekannt geworden, allein die nächſte Zeit ließ mich dieſen zum Theil vermuthen. Beide Briefe ſchickte er zu gleicher Zeit ab.

Die Wahrheit ahnend, ſtürzte ich nach dem Walde. Nicht daß ich ihm zuvorzukommen dachte; ich wußte wohl, daß er ſeine Maßregel nur zu gut genommen haben würde, aber das heftige Klopfen meines Herzens trieb mich fort. Es war mir, als gäbe es noch ein Geheimniß, für das ich Sorge tragen müſſe. Adam lag wie ſchlummernd neben der Bank, an dem bewußten Orte; mein ſcharfer, ſpähender Blick entdeckte neben ihm im Graſe eine winzig kleine Phiole, gewiß dieſelbe, die er einſt Whatſon abgenommen hatte.

Kaum war ſein Tod bekannt geworden, als ich zu der Tante beſchieden wurde. Sie war bläſſer, als gewöhnlich, ein innerer Sturm war trotz des doppelt ruhigen Äußeren ſichtbar. Sie legte einen Finger auf den Mund, und reichte mir mit der andern Hand Adam's ihr zugeſtelltes Teſtament, zu welchem eine mit noch kaum trockener Tinte geſchriebene Klauſel hinzugefügt war, die Mariens Verbindung mit mir zur Bedingung der Erbſchaft machte. Es war, als hätte **Adam's** ſchneller Tod — der zwar viel Aufſehen, aber durch meine und des Geiſtlichen Umſicht, vielleicht in **Mariens** Herzen ausgenommen, nur bei Wenigen Verdacht, Gewißheit aber bei Keinem hervorbrachte — alle Hinderniſſe, ja ſelbſt Einwendungen beſeitigt; doch ſtörte keine voreilige Verbindung unſeren gerechten Schmerz. Sechs Monate, nachdem ich — um jedem bedenklichen Gerede aus dem Wege zu gehen — ſeine Leiche nach dieſem Gute, längſt dem Eigenthume des Oheims, dann **Adam's** und jetzt dem unſern, geführt hatte, wurde es wieder dem Leben und einem jungen Glücke geweiht; denn es verlangte **Mariens** zur Stille gewohntes Gemüth und meine ernſt gewordene Seele nach einer thätigen Einſamkeit, und ſtatt **Adam's** Grab zu fliehen, fühlte ich mich dahin gezogen; es war mir, als müſſe ich ihn zum Zeugen machen, daß ich die mir von ihm aufgelegte Verpflichtung halte.

Marie, die bei unſerer ſtillen Trauung den Ring an meinem Finger gewahrte, faßte in dem erſten einſamen Augenblicke meine Hand und betrachtete ihn ſchweigend, bis ſie ihn vor Thränen nicht mehr ſehen konnte. Ich fragte ſie um die Urſache

»Ach!« erwiederte ſie, »ich hegte noch immer ein wenig Mißtrauen zu Dir, das von des Vetters ſtrengen Anſichten herrührte. Er hatte eine Sünde gegen Dich auf dem Herzen, ach! laß dies, das einzige Geheimniß zwiſchen uns, ungeſtört in ſeinem Grabe und in meinem Herzen. Er hat ſein, vielleicht einziges Vergehen edel, wenn auch nicht chriſtlich, abgebüßt!«

Brauche ich Dir zu ſagen, wie viel Wermuth die Weiſe, auf welche ich glücklich geworden bin, in mein Glück miſcht? Ich fühle nur gar zu tief, wie wenig ich es verdient habe; zu tief meinen völligen Unwerth, **Adam's** Großmuth gegenüber. Wäre er ein Anderer geweſen, als der er war, hätte er vielleicht noch gelebt, und wir uns mit der Zeit weniger unglücklich in das Geſchehene gefügt; ja **Marie** wäre wohl ſogar, was man eine glückliche Frau nennt, geworden; allein weil er **Adam** war, war das ihm nicht genug — deßhalb mußte er einen Abenteurer retten, um ihn zum Galgen zu bringen, und — um meiner nicht zu erwähnen — er, der den Selbſtmord verdammte, eben dieſen zweideutigen Hafen ſuchen, nicht weil er mit ſeinem Glücke zerfallen war, ſondern um der, deren Glück er höher als Alles ſchätzte, dies ſicher zu ſtellen; mußte er nicht blos das eigene Leben uneigennützig zum Opfer bringen, ſondern ſelbſt ſein Andenken der Geringſchätzung der Geliebten blosſtellen, weil er nicht ihr Glück reuevollen Vorwürfen preisgeben wollte! Darf aber ich, undankbar und heuchleriſch, durch mein Stillſchweigen ſeine Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt beſiegeln? — Ich glaube es nicht. — Ich harre der Zeit, wo Mariens Überzeugung von meinem rechtlichen Wandel und meiner unwandelbaren Liebe ſo feſt begründet, und ihre Welt- und Menſchenkenntniß ſo weit gediehen ſeyn werden, daß ich es wagen darf, ihr ein Geſtändniß zu machen, das ich, wenn es ihrem und unſerem gemeinſchaftlichen Glücke ungefährdet geſchehen kann, ſeinem Andenken ſchuldig bin; allein woran werde ich die rechte Zeit erkennen, und wie werde ich es dann thun können?

Aus dem Engliſchen.

Mein Freund! oft klageſt Du im dunklen Hain
Von Julien uns Deine Liebespein;
Warum, fragſt Du, verſchmäht ſie meine Triebe?
O weh, mein Freund! zu heiß iſt Deine Liebe.

Der heiße Seufzer und des Buſens Glut,
Des Odems Stöhnen und die Thränenflut
Bringt ſchwer der Frauen Schönſte zum Entſchluſſe,
So tief, wie Du, zu trinken vom Genuſſe.

Zum Liebesäugeln mach' den Flammenblick,
Der Seufzer kehre halb erſtickt zurück,
Wiſch' ab die Thränen, die ſo heftig fließen,
Und Julie wird leichter ſich entſchließen.

Du wende ab den Blick, dann wirſt Du ſehen,
Wie ſich nach Deinem wird ihr Auge drehen,
Dann wirſt Du ſeh'n den Seufzer, halb erſtickt,
Von Deines Liebchens Buſen ausgedrückt.

Hammer-Purgſtall.

Auf die Waſſerkunſt zu Hellbrunn bei Salzburg, die auf einem Waſſerſtrahle eine Krone emporhebt.

Auf dem Steine in der Grotte
Ruht die Königskron' aus Gold,
Und die Inſchrift ſagt, der Todte
Habe Großes nur gewollt.

Hat der Wanderer geleſen
Aus der Inſchrift von dem Stein,
Wer der Gründer ſey geweſen
Von dem weiten Springbrunnhain: —

So erhebet ſich die Krone
Auf des Springquells Silberſtrahl,
Zu der Grotte höchſter Zone
Von des alten Biſchofs Maal.

Von dem Reif der Krone fallen
Silberbänder rings herab,
Lange Silberſchleier wallen
Ringsher um den Silberſtab.

Hoher, ſchlanker Silberſtengel,
Mit der Krone auf dem Haupt,
Biſt du Blume, die ein Engel
Aus dem Paradies geraubt?

Blume aus des Himmels Zone,
Blühend auf im Waſſerſtrahl,
Schüttelnd aus des Kelches Krone
Silberblätter auf das Maal?

Biſt du Silberſchaft des Speeres,
Den Arktur am Himmel trägt,
Und damit die Kraft des Heeres
Der Dämonen niederſchlägt,

Die geſchlagen dann entrinnen
Von des Himmels hohem Thor,
Niederſtürzend von den Zinnen
Als ein flammend' Meteor?

Oder biſt du der Najade
Aufgeſteckter Kronenſchmuck,
Die erluſtigt ſich im Bade
An der Waſſer kaltem Druck?

Silberſcepter trägt die Krone
Als die Sternenkron' empor,
Und in Bändern wallt die Zone
Und in Schleiern wallt der Flor.

Kron' und Scepter ſind ſichtbare
Zeichen von der Herrſchaft nur,
Deren Geiſt, der waſſerklare,
Waltet über Hellbrunn's Flur.

Kron' und Scepter ſind Symbole
Von der Herrſchaft insgemein,
Während ſich dem Menſchenwohle
Geiſt und Herz befruchtend weih'n.

Hammer-Purgſtall

Waldruhe.

So manches ſchöne Ruheplätzchen
  Zeigt ſich für uns am Waldesrand.
Komm', ſetze Dich zu mir, mein Schätzchen!
  Leg' Deine Hand in meine Hand.
Laß uns von hier die Welt betrachten;
  O ſieh in's grüne, lichte Thal!
Dann aber auch mit ſtillem Schmachten
  Begrüß' mich Deines Auges Strahl!

Wie dort im redlichen Bemühen
  Das Landvolk treu und emſig ſchafft;
Wie's bei der Sonne heißem Glühen
  Geſchäftig iſt in reger Kraft!
Und wieder dort am Bach, dem klaren,
  Da ſpielen Kinder ſorgenfrei;
Sie ſcheinen uns zu offenbaren:
  Wie ſchön doch Gottes Erde ſey!

Das Paradies iſt noch auf Erden,
  Wohnt auch die Sorge nebenan;
Komm', laß uns wie die Kinder werden,
  Dann iſt es uns auch aufgethan.
Ja, laß uns ſpielen, laß uns ſcherzen!
  Wir wiſſen, was erregt die Luſt;
Sie iſt in einem reinen Herzen
  Des höhern Urſprungs ſich bewußt.

Wilhelm Kilzer.

Treiben der Männer.

(Nach Schiller's „Würde der Frauen.")

Traut nicht den Männern, ihr lieblichen Schönen!
Seht, wie die himmliſche Liebe ſie höhnen,
  Seht, ſie entweihen das heilige Band,
Achten nicht eurer Thränen und Schmerzen,
Spielen mit euerem zärtlichen Herzen,
  Reichen bald Dieſer, bald Jener die Hand.

Ahnend, nach dem Land der Liebe
  Sehnt des Weibes Herz ſich hin,
Und — die ſüßen Göttertriebe
  In der reinen Bruſt erglüh'n.
Schmachtend blickt das Aug' in's Ferne
  Nach dem hellen Traumgebild,
Und es fragt der Blick die Sterne:
  Wird die Sehnſucht nie geſtillt?

Sehet, da naht der erröthenden Schönen
Schelmiſch der Jüngling mit Seufzen und Stöhnen,
  Schwöret ihr Liebe, um Liebe er fleht.
Und — ſie vertrauet dem heuchelnden Munde,
Und — es erſcheint die verſuchende Stunde,
  Die ſeine glühenden Schwüre verweht.

Doch das Schwärmen nicht genüget,
Wirklichkeit das Leben heiſcht;
D'rum das Mädchen gern ſich füget,
Wenn's der Freier nicht getäuſcht.
Und es reicht am Traualtare
Liebevoll die Hand ihm hin,
Schwört ihm Treue bis zur Bahre
Mit entſchloſſ'nem, frommen Sinn.

Kaum ſind die erſten Jahre verfloſſen,
Wird ſchon die Liebe kärger genoſſen,
Wird der Gemal oft launiſch und kalt.
Und — es erkennt's die Gattin mit Schmerzen,
Daß in des Gatten froſtigem Herzen
Matter ſich äußert der Liebe Gewalt.

Liebreich iſt des Weibes Streben,
Immer reg' iſt ihre Kraft,
Ihr bewegtes häuslich Leben
Für den Gatten ſorgt und ſchafft.
Mancher Kranz wird ihm gewunden
Von der lieben, treuen Hand,
Die in ſchweren Kummerſtunden
Manche Wunde ihm verband.

Aber ihr treues, liebendes Walten
Kann ihr des Gatten Herz nicht erhalten,
Nimmer erfreut ihn der häusliche Kreis;
Möge ſein Weib ſich kümmern und plagen,
Luſtig verpraßt er bei Spiel und Gelagen,
Was ſie geſammelt mit emſigem Fleiß.

Tief die arme Frau es kränket,
Daß der Mann ſie nicht verſteht,
Ihr ſo laue Blicke ſchenket
Und ſo lieblos von ihr geht.
Doch der Gattin ſchmerzlich Stöhnen
Nimmer ihm zum Herzen dringt,
Seht! er koſ't mit andern Schönen,
Fremdes Gut er frech umſchlingt.

Nun, meine Lieben! was wollt ihr beſchließen?
Soll euer Leben in Sehnſucht verfließen?
Einſam die Blume der Jugend verblüh'n?
Macht jeder Mann nur Kummer und Schmerzen?
Kennt ihr denn keinen mit redlichem Herzen,
Wärt ihr ſo grauſam, Alle zu flieh'n?

Teleki.

Der Lebensfrohe.

Sie ſagen, weil ich heiter bin,
Mir fehl' des Lebens Weihe,
Da doch bei feſtem, edlem Sinn
Das Gute nur gedeihe.

Glaubt ihr, weil mich der Quell ſo ſehr,
Der munt're, oft beglücket,
Daß mich das ſtille, ſtumme Meer
Nicht mächtig d'rum entzücket?

Denkt ihr, weil ich durch Blumen bald
Froh wand're meine Straße,
Daß mich der ernſte, dunkle Wald
Mit Andacht nicht erfaſſe?

Beſeelt mich oft in ſtiller Nacht
Der Sterne Luſtgeflimmer,
Kenn' ich doch auch des Donners Macht,
Des Sturmes Klaggewimmer.

Weil mich oft munt'rer Mädchen Scherz
Und kindlich Spiel ergetzet,
Meint ihr, hätt' noch des Lebens Schmerz
Mir nie den Blick genetzet?

Glaubt mir, das Aug', das Thränen lacht,
Es kann auch Thränen weinen,
Wie Sonnenglanz und Wolkennacht
Aus einem Himmel ſcheinen.

Alexander Baumann.

Todesſtimmen.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit, von H. Meynert.

Im Hauſe des Hofrathes C. in Dresden hatte ſich eine kleine Abendgeſellſchaft gebildet, welche, nachdem man die Whiſt- und Boſtontiſche verlaſſen hatte, ſich um den mit dem Nachtmale beſetzten Tiſch reihte.

Das Geſpräch wurde lebhaft, denn man hatte einen Gegenſtand zur Sprache gebracht, der, eben ſo düſter als intereſſant, ganz geeignet war, jenes unheimlich-behagliche Gefühl, jene bange Wißbegierde zu erwecken, welche der menſchlichen Natur eigen iſt.

In Frankreich fanden gerade damals jene Diskuſſionen über die Todesſtrafe Statt, welche wegen ihrer oft auf die ſchärfſte Spitze geſtellten, aber wenigſtens geiſtvollen Sophiſmen und Hypotheſen, auch in Deutſchland Intereſſe erregten. Namentlich wurde die dort übliche Form der Todesſtrafe durch Enthauptung heftig angegriffen, dabei der Schatz ärztlicher Wahrnehmungen geplündert und in Streitmateriale verwandelt. Man wollte bekanntlich aus den vergleichenden Experimenten ſachkundiger Männer, wie Mojon, Guillotin, Aldini, Fontenelle u. A. beweiſen, daß das Leben keineswegs in demſelben Augenblicke erlöſche, in welchem der Kopf vom Rumpfe getrennt werde. Die angeblichen Thatſachen, daß während fünfzehn Minuten nach der Enthauptung bei einem, dem Sonnenlichte ausgeſetzten Kopfe die aufwärts gezogenen Augenlider ſich ſogleich wieder ſchließen; daß die Zunge eines abgeſchlagenen Hauptes, wenn man ſie mit einer Nadel berührt, ſich zurückziehe, und das Geſicht dabei eine ſchmerzliche Empfindung ausdrücke; daß nicht weniger der Sinn des Gehörs noch eine Weile fortwirke, indem der Kopf des enthaupteten Tilliers die Augen nach jener Seite hingedreht haben ſoll, von welcher man ſeinen Namen rief u. ſ. w., wurden auch bei dieſen Erörterungen angezogen. Selbſt die eigentliche Denkkraft und die Gewohnheit des Urtheilens ſollen, nach der Behauptung Einiger in der Geſellſchaft, noch längere Zeit ihre Kraft ausüben; denn das abgeſchlagene Haupt der unglücklichen Charlotte Corday, der Mörderin des Ungeheuers Marat, ſoll bekanntlich, als es vom Henker auf rohe Weiſe angefaßt wurde, in ſeinen Zügen Zorn und Abſcheu verrathen haben. Die alte Volksſage vom Dresdener Scharfrichter Melchior Wahl, der einem durch ihn Enthaupteten ein Stück friſch ausgeſtochenen Raſen auf den Hals gelegt, und ihn ſo an der Hand noch über dreißig Äcker geführt haben, auch für dieſes merkwürdige Experiment vom Kurfürſten Johann Georg I. in den Adelſtand, mit dem Beinamen eines Herrn von Dreißigacker, erhoben worden ſeyn ſoll, — wurde bei Aufzählung der Argumente nicht vergeſſen.

Man ſchauderte ein wenig, wenn man ſich dieſe grauenvolle Promenade eines Menſchen mit abgeſchnittenem Kopfe dachte, aber man gefiel ſich in dieſem Schauder, und horchte begierig auf neue Beiträge.

Ein ältlicher Herr mit ſpärlichen Haaren und geiſtvollen Zügen, welcher der Geſellſchaft als ein Doktor W. aufgeführt worden war, hatte bisher wenig Theil an der Unterhaltung genommen. Endlich aber fiel es einem Herrn ein, ihn um ſeine Meinung zu fragen, welche, als die des einzigen anweſenden Arztes, hier von einem überwiegenden Gewichte ſeyn mußte.

»Sie fordern zu viel von mir,« entgegnete der Arzt, »wenn Sie eine Meinung von mir verlangen. Welchem Sterblichen wäre es bis jetzt gelungen, den geheimnißvollen Zuſammenhang zwiſchen Körper und Seele zu entdecken, der in tauſend unendlichen Verſchlingungen jedem Forſcherblicke ein undurchdringliches Labyrinth aufſchließt! Wer mag es wiſſen, an welchen leichten Fäden die erſchreckte Pſyche ſich noch eine Weile feſthält, wenn der Todesſtreich ihr jede Verbindung mit der ſterblichen Hülle in einem Nu abzuſchneiden wähnte. Fordern Sie keine Meinung von mir! Aber eine Thatſache will ich Ihnen erzählen, wenn Sie es wünſchen, und dann mögen Sie ſelbſt urtheilen.«

Alles rückte neugierig dem Doktor näher, und dieſer begann ſeine kleine Erzählung:

»Es war im Jahre 1807, als ich die Univerſität Leipzig verließ, um mich in meiner Vaterſtadt Dresden zum praktiſchen Arzte zu bilden. Mit Begierde faßte ich alle Erſcheinungen auf, welche am wiſſenſchaftlichen Horizonte emporſtiegen. Ich ſuchte den Umgang älterer und jüngerer Ärzte: bei jenen zog mich ihre Erfahrung an, während ihre Skeptik meine jugendliche Leichtgläubigkeit abſtieß; dieſe gewannen mich durch ihre feurige Jagd nach Neuheit, obſchon auf der andern Seite mich ihr Mangel an Kritik und Prüfung oft einſchüchterte und befremdete.«

»Unter andern machte ich damals die Bekanntſchaft eines jungen Italieners. Er war gebürtig aus Turin, und hieß, wenn Sie den ganzen Namen wiſſen wollen, Johann Franz Maria Rolando. Sein Vater, der ihn als Knabe auf einer Geſchäftsreiſe mit ſich genommen hatte, war in Dresden nach kurzem Aufenthalte geſtorben. Er ſelbſt war noch zu jung, um allein die Rückreiſe nach der Heimat antreten zu können, und ſpäter durch Gewohnheit, zuletzt aber noch durch andere Bande, die ihm verhängnißvoll werden ſollten, in Dresden zurückgehalten worden.«

»Rolando war ein ſchöner Jüngling; ſeine Geſichtsfarbe war blaß, jedoch ohne krankhaften Ausdruck; ſeine dunklen Augen ſtrömten ein zärtliches Feuer aus, und ſchwarze Locken krönten dieſes Antlitz mit einem eigenthümlich anziehenden Ausdrucke. Wirklich war es dieſes edle, gefühlvolle Äußere, was mich für ihn intereſſirte, denn ſeine Geiſtesgaben verſtiegen ſich nicht über das

Gewöhnliche. Er war gutmüthig und heftig, leidenſchaftlich und tändelnd, wie ein Kind. Es fehlte ihm faſt gänzlich an männlichem Nachdruck; der arme Knabe war ſchwach und wehrlos, und ſeine Seele war einer gewiſſen herben, zuſammenziehenden Kraft mächtig, die gegen äußere Anfechtungen bei ihr die Stelle des eigentlichen inneren Widerſtandes vertrat. Die Fantaſie war bei ihm vorherrſchend; er hatte die Gabe, ſich die Außendinge ſo erſcheinen zu laſſen, wie er ſie wünſchte, oder wie er ſie glaubte; ſeine Wahrnehmung war nie eine klare.«

»Als ich ihn kennen lernte, beſchäftigte ihn eine heftige Leidenſchaft für ein junges Mädchen. Da er, wie ſchon geſagt, die Dinge in dasjenige Licht zu kleiden wußte, welches ihm am meiſten gefiel, ſo kann man ſich denken, daß er alle ſeine Ideale auf den Gegenſtand ſeiner Liebe lenkte, dieſen mit dem ganzen Nimbus ſeiner jugendlichen Einbildungskraft umgab, und ſo in ſeiner Auguſte vielleicht ein noch ganz anderes Weſen liebte, als ſie war. Ich erinnere mich, nur einmal ſie geſehen zu haben; faſt hatte ſie eine gewiſſe wunderbare Ähnlichkeit mit ihm, die nicht eben nur darauf ſich beſchränkte, daß Auguſte ebenfalls jene bleiche, durchſichtige, perlende Geſichtsfarbe der ſüdlichen Zone trug, und, gleich ihm, ſchwarzes Haar hatte; nein, die Übereinſtimmung war tiefer, geiſtiger, ſie lag in einer gewiſſen Unabgeſchloſſenheit des Ausdrucks, in einer jugendlichen Unbeſtimmtheit, welche, da Beide ſchön waren, einem lieblichen Räthſel glich.«

»Rolando liebte mit einer tiefen, unergründlichen Leidenſchaft; er ſprach wenig von ſeiner Liebe, aber ſein Zuſtand war fortwährend träumeriſch. Seine Seele war in immerwährender Erregung; ſie ſchien bald zu ſeufzen, bald zu jauchzen. Es ließ ſich nicht viel mit ihm ſprechen, man ſah nur die Wellen, die ſein Gemüth warf, ohne den Anlaß wahrzunehmen, wenn man denſelben nicht durch Zufall kannte.«

»In Folge einer kleinen Geſchäftsreiſe, welche ich unternommen, hatte ich ihn einige Wochen nicht geſehen, aber ich erſchrak über die Veränderung, welche während dieſer kurzen Zeit mit ihm vorgegangen. Er war noch viel bleicher, als gewöhnlich, aber man ſah deutlich, daß in den Schmelz der angebornen blaſſen Farbe die Leidenſchaft oder der Gram ihren aſchigen Anflug gemengt hatten. Er ſprach jetzt mehr, als früher, aber zerſtreut und unzuſammenhängend; bisweilen fuhr er wie aus dem Schlafe empor, und dann ſtarrte ſein ſo ſanftes Auge die Gegenſtände mit unheimlicher Schärfe an.«

»Es war nicht ſchwer zu errathen, was in der Seele des Jünglings vorging: — Rolando war eiferſüchtig.«

»Er that mir leid, doch nahm ich die Sache nicht ſehr ernſt. Ich wußte, daß bei Liebenden der Glaube ein zäheres Leben hat, als das Mißtrauen, und hielt ſeine Eiferſucht nur für die Illuſion einer böſen Stunde. Entweder war ihm das Mädchen treu, und er that ihr mit ſeiner Eiferſucht Unrecht; in dieſem Falle mußte er, der ſo ſchwärmeriſch liebte, ſehr bald von ihrer Unſchuld überzeugt werden; oder ſie hatte ihn wirklich betrogen, und es kam dann nur auf eine längere oder kürzere Zeit an, welche er bedurfte, um die Falſche, wie ſie es dann verdiente, zu vergeſſen.«

»Abermals trat eine kleine Unterbrechung ein, ehe ich ihn wieder ſah. Ich hatte gehofft, daß der Streit ſeiner Gefühle ſich unterdeſſen ausgeglichen haben werde; aber ich fand ihn jetzt in einem Zuſtande, den ich unmöglich mehr leicht nehmen konnte, der mir vielmehr Beſorgniß einflößte. Er erſchien mir weniger bleich, als vorher; ja ſeine Wangen zeigten ſogar jene ſcharf abgegränzte, lügenhafte Röthe, die, weit entfernt, die Ausgeburt der Geſundheit zu ſeyn, vielmehr gern einen tief liegenden Keim des Todes verräth, und als Vorbote ſchwerer innerer Kämpfe der Lebenskräfte dient. Sein ganzes Weſen war in einer widernatürlichen Verfaſſung. Seiner Gewohnheit zuwider ſprach er jetzt viel; er redete, wenn er einmal die Lippen öffnete, mechaniſch weiter, und ſchien dann über ſich ſelbſt zu erſchrecken, daß er keinen Ausgangspunkt ſeines Geſpräches abſehen konnte. Dann lachte er bisweilen überlaut bei den geringſten Anläſſen, während dafür manches wahrhaft komiſche Zuſammentreffen ihm nicht das leiſeſte Lächeln abzulocken vermochte, und er, inmitten der Lacher, ſtarr, fühllos, mit einem an Wildheit gränzenden Ausdrucke da ſaß.«

»Ich wollte gleich am folgenden Tage zu ihm gehen, ihn nachdrücklich über ſeinen Zuſtand befragen, ihn zu tröſten, zu ermannen ſuchen. Ich fühlte, daß Etwas für ihn geſchehen müſſe, oder daß ihm eine fürchterliche Äußerung drohe.«

»Studien, Geſchäfte, einige Kuren, die für den angehenden Arzt, neben ihrer bleibenden Wichtigkeit, noch den großen Reiz der Neuheit haben, hielten mich, trotz meines Vornehmens, auch in den nächſten Tagen ab, Rolando zu beſuchen, und als es endlich geſchehen ſollte, war es leider zu ſpät. Er war durch die That meinem Beſuche zuvorgekommen.«

»Rolando hatte Auguſten ermordet.«

»Folgendermaßen war der Verlauf des blutigen Vorgangs:«

»Rolando hatte die Spur bekommen, daß Auguſte zu wiederholten Malen an ſolchen Tageszeiten, wo ſie mit Beſtimmtheit darauf rechnen konnte, daß er nicht zu ihr kommen werde, Beſuche von einer fremden Mannsperſon angenommen habe, welche Niemand kennen wollte. Ein Funke Eiferſucht iſt hinreichend, den ganzen Menſchen mit allen ſeinen Gedanken, Grundſätzen und Begriffen in lauter Feuermateriale zu verwandeln. Dabei läßt dieſe Leidenſchaft in der Regel eine große Selbſtbeherrſchung zu, ſie macht die leichtfertigſten Menſchen beſonnen und energiſch, die offenherzigſten verſteckt und lauernd, die oberflächlichſten ſchlau und heimtückiſch. Rolando, der harmloſe, hingebende Knabe, hatte, einmal eiferſüchtig, ſich in der Gewalt, wie ein Politiker; er wußte Unbefangenheit zu heucheln, während die Hölle mit all' ihren Qualen in ſeiner Bruſt tobte. Er hoffte und erwartete ihr Geſtändniß; er ſpielte einige Male darauf an, daß er einen Fehltritt würde verzeihen können, wenn er mit Offenheit bekannt werde. Auguſte ging ſcherzend darüber hinweg, und verſchmähte den

Rettungsweg, den ihr Mörder ihr zeigte. Dabei konnte ſie in manchen Augenblicken eine gewiſſe Unruhe und Verlegenheit nicht bemeiſtern. Rolando hatte ihr einen werthvollen Ring geſchenkt, er vermißte ihn eines Tages an ihrem Finger. Als er ſie darum befragte, ſtockte ſie und gab dann vor, ſie habe ihn bei einer Freundin liegen gelaſſen, welche jetzt verreiſet ſey, und müſſe nun deren Rückkehr erwarten, ehe ſie ihn wieder bekommen könne. Seinen Nachſpürungen blieb es nicht verborgen, daß der Ring im Leihhauſe war. Noth konnte ſie nicht dazu bewogen haben; denn Auguſte war zwar arm, bezog jedoch eine Penſion, welche hinreichend war, ihre Bedürfniſſe zu decken, wenn ihr auch nichts für beſondere Auslagen übrig bleiben konnte. Was war alſo gewiſſer, als daß Auguſte ihren heimlichen Liebhaber, deſſen Kleidung ohnedies auf Dürftigkeit ſchließen ließ, mit dem für den Ring erhaltenen Betrag unterſtützt habe? Als ſie eines Tages vor ſeinen Augen in einer Schublade etwas ſuchte, ward er einen Brief anſichtig, der ihm verdächtig ſchien. Zwar ſteckte derſelbe in dem Kouverte eines Briefes, den er ſelbſt einmal an Auguſten geſchrieben hatte; aber zufällig ragte der Brief um einige Linien aus dem Kouverte heraus, und Rolando erkannte mit einem ſchnellen Blicke, daß der Inhalt von einer fremden Hand geſchrieben war. Sie hatte alſo den Brief gefliſſentlich in ein von Rolando's Hand geſchriebenes Kouvert geſteckt, damit er um ſo ſicherer vor Unterſuchung ſey. Als er am andern Tage wieder zu ihr kam, unterließ er nicht, während ſie auf einige Minuten das Zimmer verlaſſen hatte, jene Schublade zu unterſuchen; aber der Brief war verſchwunden.«

»So nährte ſich ſeine Eiferſucht von tauſend Muthmaßungen und kleinen Merkmalen, wüthend hungrig nach ihrer bitteren Nahrung ſchnappend. Er verfolgte Auguſten in immer neuen Verkleidungen, die Wuth machte ihn ſcharfſinnig, ſie machte ihn zum Künſtler; er war ihr auf allen ihren Schritten nahe, ohne daß ſie es wußte und ahnete; ſein Rachegeſpenſt ging lächelnd, gleichgiltig, in allerlei Masken ihr zur Seite — wenn ſie frevelte — oder zu freveln ſchien. Er ſah ſie bei frühem Tagesanbruche ſehr oft mit jenem fremden Manne an entlegenen Plätzen zuſammentreffen, ihm vertraulich ihren Arm reichen, und unter angelegentlichen, meiſt ſehr leiſe geführten Geſprächen — deren Inhalt zu vernehmen, er immer zu entfernt bleiben mußte — mit ihm herumſpazieren. Gewöhnlich trennten ſie ſich mit einem herzlichen Kuſſe.«

»Rolando hatte, aus Vorſicht gegen ſich ſelbſt, jederzeit ſorgfältig vermieden, ein Meſſer oder eine ſonſtige Waffe auch nur zufällig zu ſich zu ſtecken, ſo oft er Auguſten zu belauſchen ging. Aber er gab dafür ſeiner Seele tauſend Meſſer in die Hände; er ſtachelte von allen Seiten mit Selbſtmartern ſeine Leidenſchaft auf, gleichwie man einen Kreis feuriger Kohlen um einen Skorpion häuft, welcher, nach vergeblichen Verſuchen, dem ihm immer näher rückenden glühenden Gefängniſſe zu entrinnen, in thieriſch tollem Wahnſinne zuletzt mit Selbſtmord endet.«

»Als Rolando jedoch zum letzten Male die Fährte der Treuloſen verfolgte, ſteckte er allerdings eine Waffe zu ſich, einen ſpitzigen, glatten Dolch von hinreichender Länge. Er hatte ihn erſt Tags vorher eigens bei einem Meſſerſchmiede ausgeſucht und gekauft.«

»Diesmal traf er Auguſten mit ihrem vermeintlichen Liebhaber in einer engen und dunklen Durchgaſſe.«

»Es war kurz nach Sonnenaufgang. Ein kalter Dezembermorgen ſtieg herauf, Schneegefächel verdüſterte die Luft. Die Frieſengaſſe, in welcher Auguſte wohnte, eine ſchmale Durchgaſſe, war doppelt finſter und menſchenleer. Nur ein Bäckerladen öffnete ſich. Rolando, in ſeinen Mantel gehüllt, klemmte ſich in die halbgeöffnete Thüre des Bäckerhauſes; konvulſiviſch tupfte er mit dem Finger auf die Spitze ſeines Dolches. Ihm beinahe gerade gegenüber ſtand Auguſte mit dem Fremden. Der verglimmende Docht einer Straßenlaterne klärte die Scene zu einem unheimlichen Helldunkel auf. Er ſah deutlich, wie die Beiden ſich küßten, einander zu wiederholten Malen in die Arme ſanken. Es ſchien ein Abſchied auf längere Zeit zu ſeyn, der Mann trug eine Reiſetaſche auf dem Rücken.«

»Endlich trennten ſie ſich. Der Fremde entfernte ſich mit ſchweren, hallenden Tritten. Auguſte ſtreckte ihm die Arme nach und horchte, bis man ihn nicht mehr gehen hörte. Dann bedeckte ſie ihr Geſicht mit den Händen. Rolando hörte ſie deutlich ſchluchzen. Der Ton zerriß ihm das Herz. So hatte ſie geſchluchzt, als er in einem verliebten Streite ihr einmal gedroht hatte, fortzureiſen und nicht wieder zu kommen. Aber dann ergriff ihn wieder eine ungemeſſene Wuth, wenn er bedachte, daß Auguſte bei dem Scheiden eines andern Mannes eben ſo ſchluchzen könne, wie damals bei ihm.«

»Es muß ſeyn!« murmelte er mit hohler Stimme, die gar nicht wie ſeine eigene klang.«

»Und er trat hervor und ſtieß Auguſten den Dolch in's Herz.«

»Der Dolch war, wie ſchon geſagt, gut und ſcharf. Auguſte ſank todt zu Boden, faſt ohne einen Laut von ſich zu geben. Rolando hörte ſie nur noch recht aus tiefer Bruſt ſeufzen. Dann war Alles ſtill.«

»Rolando ging ruhig hinweg, geraden Weges nach dem Altſtädter Rathhauſe hin. Das Thor war noch geſchloſſen, er lehnte ſich ruhig an eine der Angeln, und wartete geduldig, bis einige der Herren zur Sitzung kamen. Ihnen ſtellte er ſich als den Mörder Auguſtens dar. Faſt hatte er Mühe, Glauben zu finden, bis er zum beſſeren Beweiſe ſeinen blutigen Dolch vorzeigte. Man legte ihn in Feſſeln und brachte ihn zur Haft.«

»Die Unterſuchung machte wenig Schwierigkeiten, da Rolando nicht nur weit entfernt war, den geringſten Umſtand zu läugnen oder zu verſchweigen, ſondern ſeine Richter ſelbſt auf das den Gang der Unterſuchung Fördernde brachte. Sein ſtilles, ergebenes und beſcheidenes Weſen nahm für ihn ein. Auf ſeine Bitte ließ man ihm ein Medaillon ſeines verſtorbenen Vaters, dem er, wie man wußte, im Leben mit großer Zärtlichkeit angehangen hatte, und an deſſen Andenken er auch jetzt noch mit rührender Innigkeit feſthielt.«

»Eine Woche lang zeigte ſich Rolando plötzlich weniger gefaßt. Er forderte ein neues Verhör, und gab in demſelben an: daß er Auguſten nach der Ermordung einen werthvollen Ring vom Finger gezogen und, ehe er ſich dem Gerichte geſtellt, Gelegenheit gefunden habe, denſelben zu vergraben.«

»Dieſe neue Eröffnung, wie geſucht und unwahr ſie auch klang, gab dennoch dem Prozeſſe eine Wendung und einen ganz veränderten Geſichtspunkt: der Mord aus Eiferſucht ſank zu einem Raubmorde herab.«

»Man fragte ihn natürlich, wo er den angeblich entwendeten Ring hin vergraben habe?«

»Rolando ſtockte, wurde roth und ſagte dann aus, er habe den Ring auf dem St. Annenkirchhofe, und zwar unter einer Erdſcholle an dem Grabe ſeines dort beerdigten Vaters, verſcharrt.«

»Dieſe Ausſage ſchien ſehr unglaublich, da bei der ziemlich weiten Entfernung von der Frieſengaſſe bis zu jenem Kirchhofe, und von dort bis zu dem Rathhauſe, der Inquiſit kaum Zeit gehabt hätte, jene Gänge zu machen. Auch iſt jener Kirchhof mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben und durch eine eiſerne Gitterthüre verſchloſſen, welche nur auf geſchehenes Anläuten vom Todtengräber geöffnet wird. Rolando, als man ihm dies einwarf und ihm zugleich bemerkte, daß, laut eingezogener Erkundigungen, an jenem Morgen Niemand zu ſo früher Zeit eingelaſſen worden ſey, behauptete, über die Mauer geklettert zu ſeyn, was die Unwahrſcheinlichkeit der Erzählung nur vermehrte.«

»Man ſuchte an dem von ihm bezeichneten Orte nach, und fand nichts. — Da er gleichwohl in ſeiner Ausſage beharrte, ſo blieb kein anderes Mittel, als ihn ſelbſt unter Begleitung von Gerichtsperſonen nach dem Kirchhofe zu bringen.«

»Dies geſchah. Rolando näherte ſich zitternd dem Grabe ſeines Vaters, das der Schnee mit ſeinem weißen Leichentuche bedeckte, unter welchem graugrünes Geſtripp, Gerippe abgeblühter Blumen hervorragten, verdorrte Liebeszeichen, welche Rolando ſelbſt hieher gepflanzt hatte, ehe er ein Mörder wurde. Er warf, wie außer ſich, über das Grab ſich hinweg, ſeufzte, weinte wie ein Kind, und rief den unter ihm modernden Vater voll Schmerz und heißer Angſt beim Namen. Er küßte das Grab und riß eine Handvoll verwelkter Blumen aus dieſer heiligen Erde. Jede dieſer Blumen drückte er an ſein Herz.«

»Die Gerichtsperſonen ſtanden ſtumm und gerührt; ſie dienten ſchweigend dieſem heiligen Opfer der Liebe, welches ein Verbrecher leitete. Endlich erinnerten ſie an den Zweck, der ihn und ſie hierher geführt.«

»Da bekannte er, daß die unbezwingliche Sehnſucht, vor ſeinem nahen Ende das Grab ſeines Vaters noch einmal zu ſehen, einige Blumen von dem theuren Hügel ſich für ſeinen letzten, ſchwerſten Gang aufzubewahren, ihn verleitet habe, eine Lüge auszuſprechen. Er habe keinen Ring von Auguſtens Finger gezogen, noch hier oder irgendwo verſcharrt; es bleibe in Allem bei ſeiner früheren Ausſage. Und ſo, nicht anders, war es; dies bewieſen alle Umſtände.«

»Merkwürdig war es, daß von jenem unbekannten Nebenbuhler Rolando's auch nicht die geringſte Spur entdeckt werden konnte.«

»Die Unterſuchung wurde geſchloſſen, die Akten, nach damals üblicher Weiſe, zur Begutachtung an die Leipziger Juriſten-Fakultät verſendet. Das Urtheil lautete, wie es nicht anders zu erwarten geweſen: es erkannte Rolando die Strafe des Todes zu.«

»Dieſer hatte ſich auf keinen andern Spruch gefaßt gemacht; im Gegentheil, jeder andere Spruch würde ihn erſchreckt haben, denn er ſah nur vom Schaffote aus die Möglichkeit einer Ausgleichung ſeines Verbrechens, einer Wiederausſöhnung mit dem Schatten Auguſtens, die, nach ſeiner Meinung, ihm, und er ihr, ſo viel zu verzeihen hatte. Die Tage, welche nach der Eröffnung des Endurtheils ihm noch zu leben vergönnt waren, bereitete er ſich auf alle mögliche Weiſe zu dem nahen ſchaurigen Gange vor, den er nicht zu fürchten ſchien. Meiſt unterhielt er ſich ſtill und lächelnd mit den welken Blumen vom Grabeshügel ſeines Vaters, und die Freude über dieſen ihm unſchätzbaren Gewinn ſprach ſich in allen ſeinen Zügen aus.«

»Ein Mörder aus Liebe hat an der öffentlichen Meinung ſelten eine Feindin: ſie rangirt ihn in die Reihe der poetiſchen Nachtſtücke, und hat gewöhnlich einen eigenen Nimbus für ihn bereit, der ſelbſt ſeine übrigen Flecken zudeckt. Der ſchöne, leidenſchaftliche Jüngling wurde beſprochen, bedauert, erhoben; ſchöne Augen füllten ſich für ihn mit Thränen; junge, ſentimentale Liebhaber entſchuldigten ihn und ſchwuren mit unbärtiger Stimme hoch und theuer, daß ſie es an ſeiner Stelle eben ſo, wie er, gemacht haben würden, und ſelbſt der tiefe Baß alter Eheherren, denen vor Decennien die Gefallſucht ihrer jetzigen runzeligen Lebensgefährtinnen Galle gemacht hatte, nahm ihn in Schutz.«

»Nur Eine ſchreckliche Feindin, blutdürſtiger, beharrlicher und unverſöhnlicher, als Alle, lauerte noch auf den armen Rolando: — die Wiſſenſchaft. Der Proſektor der anatomiſchen Lehranſtalt zu Dresden freute ſich nicht wenig auf den ſchönen Leichnam, der ſo bald ſchon ſeinem gelehrten Meſſer überantwortet werden ſollte. Aber ihn leitete diesmal ein ganz beſonderes Intereſſe; ſein Gönner, der leſende Profeſſor, ſtand im Begriffe, vor den Augen ſeiner Zuhörer einige galvaniſche Verſuche im Großen anzuſtellen, und namentlich die Empfänglichkeit des menſchlichen Körpers für galvaniſche Reize praktiſch zu erläutern. Hierzu war ihm ein möglichſt friſcher Leichnam vonnöthen, der weder, wie der eines Selbſtmörders, unter dem langwierigen Prozeſſe einer gerichtlichen

Aufhebung, noch auf dem Bette des Lazareths ausgekühlt war, ſondern noch mit einigen Reſten von Lebenswärme, unerſtarrt, mit der Spur des eben erſt geſchiedenen Daſeyns in ſeine Hände käme.«

»Der Proſektor mußte alſo bei Zeiten ſeine Maßregeln treffen, um den Körper des unglücklichen Rolando in der beſchriebenen Weiſe dem Scharfſinne galvaniſch-anatomiſcher Forſchung zu überliefern.«

»Der Tag der Hinrichtung näherte ſich mit ſchnellen Schritten. Rolando ſah ihm mit jener träumeriſchen Ruhe entgegen, die ihm immer eigen geweſen. Religiös, wie er war, trug er einen unverkürzten Reichthum an Troſt und Zuverſicht in ſich; er freute ſich, bald wieder mit ſeinem Vater und auch mit Auguſten vereinigt zu werden, und betrachtete den letzten kurzen Reſt irdiſcher Zeit als einen unangenehmen Aufenthalt, der weſentlich zu dem Werke ſeiner Buße und Prüfung gehöre. Nur Eines beunruhigte ihn häufig; es war der Gedanke, daß, wie ich ſchon gemeldet, von jenem unbekannten Nebenbuhler, um deſſentwillen Auguſte hatte bluten müſſen, auch nicht die entfernteſte Spur aufzufinden geweſen war, trotz der eifrigen Bemühungen der Gerichte. Dieſer Fremde, und ſomit auch ſein eigentliches Verhältniß zu Auguſten, blieb in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und Rolando fühlte durch die räthſelhafte Stille, in welcher ſich Auguſtens Schuld und das Motiv ſeiner eigenen Sache verlor, ſich nicht ſelten beängſtigt; er wußte nicht, wie ſchwer oder wie leicht ſie gefehlt, nicht, ob ſie noch größere Anklage — oder Entſchuldigung verdient habe.«

»Dieſe Skrupel konnten den Hauptgang des blutigen Drama's nicht aufhalten. Der fürchterliche Tag — es war der 25. Auguſt 1809, denn die Unterſuchung hatte ſich über achtzehn Monate hingezogen — brach an; Rolando hatte nur noch Stunden zu leben.«

»Der Rabenſtein, ein wüſtes, halbzerfallenes Gemäuer, welches, in einem damals ziemlich öden Theile der Wilsdruffer Vorſtadt gelegen, in jener Zeit noch als ſtehendes Schaffot diente, um die zur Enthauptung verurtheilten Verbrecher aufzunehmen, war bereits ausgebeſſert und neu angeſtrichen worden, und prangte bereits in ſeinem ſchaurigen Feſtgewande, welches wieder durch Menſchenblut befleckt werden ſollte. Auch der Proſektor hatte keine der nöthigen Vorkehrungen verabſäumt. Mehrere Stücke ausgeſtochener Raſen waren zur Hand, um nach dem Todesſtreiche Kopf und Rumpf ſogleich zu bedecken, und dem ſchnellen Verbluten zu wehren. Unter dem Rabenſteine hielt, mit einem flinken Pferde beſpannt, der zweiräderige, ſogenannte anatomiſche Kaſten, beſtimmt, den Körper des Hingerichteten im ſchnellſten Trabe nach dem chirurgiſchen Lehrſaale, im ſogenannten Klinikum, hinzubringen.«

»Der Zufall fügte es, daß ſeit einigen Tagen der Proſektor erkrankt war, und ſich nicht in das Freie wagen durfte. Ich brauche nicht erſt zu ſagen, wie unangenehm ihm, deſſen Wißbegierde ſich ſo ſehr auf dieſen intereſſanten Fall gefreut hatte, dieſe Abhaltung war. Ich hatte in ähnlichen Fällen ſchon einige Male ſeine Stelle an der anatomiſchen Tafel vertreten, und der Profeſſor, unbekannt mit meinem, jedenfalls oberflächlichen, bekanntſchaftlichen Verhältniſſe zum Delinquenten, forderte mich auf, auch dieſes Mal, wie ſchon früher, den Dienſt des Proſektors zu verſehen.«

»Einige Augenblicke ſtand ich bei dieſem Antrage in ſtarkem Zweifel, ob ich ihn annehmen ſollte oder nicht. Indeſſen, es iſt bekannt, daß man im Präparirſaale, am anatomiſchen Tiſche, nicht minder abgehärtet wird, als auf dem Schlachtfelde. Meine Wißbegierde ſiegte über mein menſchliches Gefühl; überdies drängte es mich, dem Jüngling, den ich ſeinem herben Looſe ja doch nicht entziehen konnte, wenigſtens im Tode noch eine Freundeshand zu reichen, und mit Scheingründen, an denen es der Jugend und der Neugierde nie fehlt, redete ich mir ein, es ſey doch würdiger, daß eine bekannte Hand, als die eines Fremden, ſeinen Leichnam und deſſen Gefäße durchwühle.«

»Ich will Ihnen und mir die gräßlichen Präliminarien erſparen. Rolando verlor keinen Augenblick ſeine Faſſung. Er war nur nachdenklich und ernſt; ſein träumeriſches Auge blickte etwas umflorter, als gewöhnlich, aus dem ſchönen, bleichen Geſichte. Ich hatte mich, als er den Rabenſtein beſtieg, auf den äußerſten Rand des Gemäuers, und mit dem Rücken nach ihm hin geſtellt, ſo daß er mich nicht erkennen konnte.«

»Im Begriffe, ſich auf den Schämel zu ſetzen, von welchem er ſich nicht wieder als Lebender erheben ſollte, hörte ich ihn die ihn begleitende Gerichtsperſon fragen:«

»»Noch immer keine Spur?««

»Er meinte den Fremden, ſeinen Nebenbuhler, den mittelbaren Mörder Auguſtens.«

»»Keine!«« klang die Antwort zurück.«

»Rolando ſeufzte und ſetzte ſich.«

»Da er mit dem Rücken mir zugekehrt ſaß, ſo durfte ich jetzt nicht mehr befürchten, von ihm geſehen zu werden. Ich blickte hin und ſah, wie er die Blumen, die er auf dem Grabe ſeines Vaters ausgeriſſen, noch einmal an die Lippen führte, und dann mit beiden Händen ſo krampfhaft feſthielt, als reiche ihm in dieſen Blumen ſein verklärter Vater aus einer andern Welt die Hand herüber, damit der unglückliche Sohn im letzten, angſtvollſten Augenblicke ſich daran klammern könne.«

»Der Scharfrichter trat vor und verband ihm die Augen. Ich wendete mich ab, und eine Sekunde ſpäter hörte ich hinter mir ein ziſchendes Geräuſch, wie wenn man mit einem Stabe durch einen vollen und dichten Waſſerſtrahl hauet. Der Todesſtreich hatte ſein Opfer gefällt.«

»Ehe ich es vermuthete, ſtand Rolando's abgeſchlagenes Haupt vor mir auf einem Raſenſtücke. Das Tuch, mit welchem man ihm die Augen verbunden hatte, hüllte den größten Theil des Geſichts ein. Ich ſah nur, wie die Lippen des Enthaupteten konvulſiviſch zuckten.«

»In dieſem Moment entſtand am Fuße des Rabenſteins ein Tumult, und plötzlich kam ein fremder Mann, athemlos, mit im Gedränge zerriſſenen Kleidern, die ſchmale Treppe, welche zum Plateau des Steines führte, in wilden Sätzen heraufgeſchoſſen.«

»Als er den blutenden Rumpf auf dem Schämel ſitzen ſah, ſchrie er laut vor Entſetzen. »Alſo ſchon geſchehen!« ſchrie er. »Schon todt! — Sey es, ſo entledige ich mich meines Auftrages wenigſtens an den Todten!«

»Und ehe ich es hindern konnte, hob er den Kopf ſammt dem Raſenſtücke in die Höhe, riß ihm das Tuch herab, und rief ihm mit ſtarker Stimme in die Ohren: »Rolando! Auguſte war unſchuldig. Ich bin ihr Bruder!«

»Die Augen des Kopfes waren geſchloſſen. Auf dieſe ihm in's Ohr gedonnerten Worte aber öffneten ſie ſich langſam und geiſterhaft — man ſah, dieſer Blick wurde ſchon mühſam dem bleiernen Schlummer des Todes abgerungen — beide Augen ſtarrten den Sprecher an, ſchienen ihn wieder zu erkennen, und dann — nein, ich täuſchte mich nicht, ich ſah es und Andere ſahen es mit mir — dann lächelte der Mund ſardoniſch, als habe er die tröſtende Nachricht vernommen; allmälich aber wurde der lebendige Ausdruck der Augen ſchläfriger und todter, und zuletzt ſchloſſen ſie ſich wieder, der Mund hörte auf zu lächeln, und er nahm ein leichenhaftes Gepräge an — der letzte Funke des noch einmal unnatürlich aufgeſchreckten Daſeyns war erloſchen. Die Hände des Enthaupteten hielten die Blumen auch im Tode feſt; zwei Gedanken hatten den Unglücklichen hinüber begleitet in das geheimnißvolle andere Reich der Dinge: der Gedanke an die Geliebte und an den Vater; ſie hatten ſelbſt den Todeskampf der menſchlichen Natur überdauert.«

Staunen feſſelte, als der Doktor ſeine Erzählung endigte, die Geſellſchaft.

»Und der Fremde mit ſeinem Auftrage an den Todten, war er wirklich Auguſtens Bruder?« — fragte nach einer Weile ein Herr.

»Er war es, war, wegen eines ſchweren Subordinationsvergehens, Deſerteur und vom Geſetze verfolgt. Auguſte hatte ihn in der Stadt verborgen und traf ihn nur an entlegenen Orten. Mit dem Ertrage des verſetzten Ringes half ſie ihm zur weiteren Flucht. Zu ihrem Unglücke war ſie gewiſſenhaft genug geweſen, ſelbſt ihrem Geliebten ein Geheimniß daraus zu machen, der in dem brüderlichen Schützlinge einen Nebenbuhler erblickte. Als den weithin entflohenen Bruder ſpät genug die Schreckenskunde einholte, eilte er, ohne Rückſicht auf ſeine perſönliche Gefahr, zurück. Er kam zu ſpät, oder wenn Sie wollen, doch noch zur rechten Zeit!«

Vivat!

(Steiermärk'ſche Sage.)

Im ſchönen Steirerlande liegt ein Feld,
Das Leibnitzfeld genannt von aller Welt,
Das viele grābergleiche Hügel hat,
Worein verſcharrt iſt eine Römerſtadt.

Einſt zog ein Burſche dieſes Feld entlang,
Dem war um's Herz gar wunderlich und bang,
Kam eben heimwärts aus der Türkenſchlacht,
Hat manchen Moslem um den Kopf gebracht.

Doch mit ſich ſelbſt auch kämpft der arme Tropf,
Und nicht zu feſt ſteht ihm der eig'ne Kopf;
Er liebt, ſein Herz iſt voll, der Säckel leer,
Und Schwäher fragen um den Säckel mehr.

Er iſt geliebt von ſeinem Liebchen heiß,
Doch auf dem Brautkranz ſteht ein hoher Preis;
Da wirft er ſich auf einen Hügel hin,
Und denkt an dies und das in ſeinem Sinn —

An's Wiederſehen, an ſeine Lieb', an's Geld,
An Alles, was er hat und was ihm fehlt;
Und denkend — ſinnend — nickt er, ſchlummert ein,
Und dünkt im Traume ſich daheim zu ſeyn.

Da klopft ihn Etwas auf die Schulter leiſ',
Er fährt empor und vor ihm ſteht ein Greis
In unbekanntem, wallendem Gewand,
Ernſt, aber mild, ihm winkend mit der Hand.

Aufſpringt der Burſch' und folgt in heil'ger Scheu,
An runden Hügeln ſchreiten ſie vorbei,
Und einer öffnet ſich gleich einem Grab,
Und Greis und Jüngling ſteigen ſtill hinab.

Und weiter wird die Kluft, noch erſt ſo ſchmal,
Zur hohen Wölbung, zum Gemach, zum Saal,
Vom bunten Äſtrich ſteigt zur Deck' empor
Geſäule, ſtark wie Eichen, ſchlank wie Rohr.

Und ſeltſam fällt ein wunderbarer Strahl
Halb blendend, halb wie dämmernd in den Saal,
Auf weichem Pfühle lagert mitten drin
Ein Männerkreis an langer Tafel hin.

Geſichter ſind's, wie man ſie nimmer kennt,
Und Trachten, die man längſt verſchollen nennt;
Sie blicken auf, ſie winken ihn herbei,
Durch milden Ton ihm bannend jede Scheu.

Es iſt, als freute ſie's, daß ſie ihn ſeh'n,
Sie eifern faſt, ihm freundlich nah' zu ſteh'n,
Und ſprechen ihn mit fremden Worten an,
Die er wohl hört, doch nicht verſtehen kann.

Es klingt beinah', wie's in der Kirche klingt,
Wenn laut der Prieſter ſeine Meſſe ſingt;
Sie ſchütten ihm aus faltigem Gewand
Gar manches Goldſtück in die off'ne Hand.

Sie deuten ihm, er ſoll nicht blöde ſeyn,
Und ſchieben ihm's in alle Taſchen ein,
Und Einer füllt den gold'nen Becher gar,
Und reicht zum Gaſttrunk ihn dem Burſchen dar.

Der aber faßt ihn, kirr geworden bald,
Und »Vivat!« ruft er, daß die Wölbung ſchallt;
Und »Vivat! Vivat!« tönt's mit einem Mal,
Und »Vivat!« ſtürmt es durch den weiten Saal.

Und Aller Augen funkeln bei dem Wort,
Und »Vivat! Vivat!« ſchallt es fort und fort,
Und unabſehbar drängt es ſich heran,
Nachwachſend, Kopf an Kopf und Mann an Mann.

Ein Jubel iſt's, wie dort, wo Jahre lang
Verbannten nicht die Mutterſprache klang;
Ein Jubel iſt's, wie wenn nach langem Fluch
Verdammten ſchölle der Erlöſungsſpruch.

Der Burſche denkt: »Das müſſen Römer ſeyn!«
Doch ach! das »Vivat« iſt ſein ganz Latein;
Entfahren war's ihm arglos, unbewußt,
Und macht den guten Alten ſo viel Luſt.

Er ſteht gerührt, er jubelt mit im Chor,
Da rüttelt's ihn, da fährt er raſch empor; —
Und wieder liegt er an des Hügels Saum,
Was er geſeh'n, gehört, es war — ein Traum.

Doch nein! nicht Alles war ein Traum! Welch Glück!
Das Gold in ſeinen Taſchen blieb zurück,
Viel ſelt'ne Münzen, alte Bilder d'rauf,
Sie wiegen reichlich jeden Brautkranz auf.

Frohlockend eilt er heim zu ſeiner Braut,
Bei munt'rer Hochzeit ſchallt das »Vivat« laut; —
Das that der Römergeiſter Dankbarkeit
Für einen einz'gen Klang aus ihrer Zeit!

Johann Gabriel Seidl.

Heloiſe.

Abbild erſter Dichterträume,
Urbild ſelbſt aus gold'ner Zeit,
Blüte ſüßer Liederkeime, —
Dieſer Gruß ſey Dir geweiht!
Was durch Deines Anblicks Walten
In des Dichters regem Sinn
Sich zum Bilde wollt' entfalten,
Heloiſe, nimm es hin!
Ja, der Zauber Deiner Nähe
Formt zum Liede raſch das Wort;
Ob's verklinge — ob's verwehe: —
Einmal flügge, ſchwebt es fort.

Gleichſt dem Sterne, Heloiſe,
Den man Stern der Liebe nennt,
Der im blauen Nachtverließe
Still, wie Veſta's Feuer, brennt;
Jenem Sterne, deſſen Schimmer
Tauſend Herzen lieblich grüßt,
Selbſt auf ihres Glückes Trümmer
Noch der Hoffnung Licht ergießt.
In der Unſchuld heil'gem Schleier
Dämmert Deiner Augen Licht:
Lieblich wärmt ihr ſtilles Feuer —!
Doch Du weißt — Du ahnſt es nicht!

Gleichſt der Lilie, die mit Bangen
Ihr Geheimniß erſt erſchloß;
Süße Kindeszähren hangen
Noch an ihres Kelches Schooß.
Und als bät' es ſtumm um Hilfe,
Zittert noch das junge Laub,
Es gelang noch keiner Sylphe
Eines ſtillen Kuſſes Raub.
Blühe — blühe, keuſche Blume!
Luft und Sonne, habet Acht!
Über dieſem Heiligthume
Wach' Dein Auge, heil'ge Nacht!

Gleichſt dem See, im Alpenſchooße
Schlummernd, wie ein lieblich Kind;
Seine Welle, träumend-loſe,
Schreckt und quält kein rauher Wind;
Friede außen — Ruh' im Innern —
Sanft von Lüften eingewiegt!
Kaum daß Hoffnung und Erinnern
Flüchtig durch den Spiegel fliegt.
Keine dunklen, böſen Wetter
Läßt der Geiſt der Alpen los;
Nein! ein ewig blauer Äther
Spiegelt ſich in ſeinem Schooß.

Gleichſt der Elfe, die verborgen
Blum' und Baum und Vogel pflegt.
Selber ſtaunt der junge Morgen,
Wer zum Leben ihn geweckt.
Gleichſt der Elfe, deren Nahen
Wie mit Zaubern den umſpinnt,

Deſſen Augen ſie nur ſahen,
Der dann nimmermehr entrinnt.
Gleichſt der Elfe, die den Reigen
Nächtlich ſchlingt im Mondenſchein,
Wenn des Tages Stimmen ſchweigen,
Und das Märchen kehret ein.

Aber lieber als dem Sterne,
Als dem See, der Blume Bild,
Als der Elf' — vergleich' ich gerne
Dich dem Engel, hold und mild,
Jenem Engel, der des Kindes
Erſten heil'gen Schlaf bewacht,
Seinem Köpfchen ſtill ein lindes,
Blumenweiches Kiſſen macht;
Jenem Engel, der in Träumen
Lieblich zu dem Schläfer ſpricht,
Von des Denkens erſten Keimen
Tief geheim die Hülſe bricht.

Otto Prechtler.

Frauenliebe und Geiſterleben.

Eine Novelle von Alexander Julius Schindler.

Es war am Vorabende des Pfingſtfeſtes. Tauſende von Vögeln ſangen an den heiteren Ufern der Etſch, wo ſie zwiſchen Trient und Roveredo dem ſchönen Italien zueilt. Dort liegt der Flecken Calliano am Fuße des Leſini'ſchen Gebirges, und über ihm, auf einem mäßigen Vorhügel der benannten Alpenkette, das alte Schloß gleichen Namens — ein ſtattliches Gebäude aus den düſteren Tagen des 17. Jahrhunderts, aber noch wohl erhalten und bewohnt. Vor der langen Façade breitet ſich ein herrlicher Garten aus, von deſſen Blumenbeeten und Roſenhecken man eine herrliche Ausſicht über das reizende Etſchthal genießt.

Es war am Vorabende des Pfingſtſonntages, und man konnte es der ganzen Gegend anſehen, daß morgen ein großes Feſt ſey. Die Etſch wälzte ihre Wogen ſo zögernd durch die grünen Felder und an den hübſchen Häuſern vorbei, die man für die Feier des nächſten Tages ſcheuerte und fegte, als wäre es ihr leid, nicht auch einen Raſttag zu haben zur heiligen Zeit, und die Abend- und Herdeglocken klangen wehmüthig in ihr trübes Rauſchen.

Im Gehölze am Ufer ſchlugen zwei rüſtige Männer einen Baum um. Bei jedem Axtſchlage, der ſeinen Stamm verwundete, rauſchte es wie ein Klageruf hoch oben in ſeiner Krone, die ein Schwarm erſchrockener Singvögel ſchreiend verließ. Er ſtreckte ſeine grünen Blätterarme wie bittend zum azurnen Abendhimmel hinauf; er hätte ſein Haupt gar ſo gerne noch in der ſonnigen Klarheit des rothen Pfingſtmorgens erhoben. Aber die tödtenden Pendelſchläge der Art drangen immer tiefer in ſein Mark, bis ſeine letzte Sekunde geſchlagen hatte, und er dröhnend in's hohe Gras fiel. Dumpf rauſchten ſeine Nachbarn, und neigten trauernd ihre Wipfel ſeinem Falle nach.

In derſelben Minute ſagte der Studioſus Franz Roſenhain aus Roſtock, der mit der Tochter des Amtmannes eben im Schloßgarten ſaß, zu ſeiner ſchönen Nachbarin: »Laſſen Sie ſich nicht berücken, meine liebe Albertine, von dem Glanze und der Pracht dieſes himmliſchen Thales, das Ihre Wiege und folglich auch die Wiege, ja mehr noch, die Mutter Ihrer Gedanken, Ihrer Hoffnungen und Vorſtellungen, ja ſogar Ihres Glaubens war. Sie ſehen nichts um ſich, was tiefere Gedanken über Seyn und Nichtſeyn in Ihnen wecken, und Sie ſo meiner Meinung näher bringen könnte. Nur Ein Beiſpiel erlauben Sie mir aus vielen: bei Ihnen iſt der Winter zu kurz. Kaum daß ein kalter Wind die Bäume ſchnell entlaubt, abgeſehen von den vielen, die immer grünen — kaum daß ein leichter Schnee die Fluren deckt, ſo ſind die Blumen und die Blätter, die geſtern ſtarben, heute, vom ſtarken Strahle der Sonne gerufen, wieder ergrünt und erblüht, und am alten Orte und an der alten Stelle. Überraſcht, entzückt, glauben Sie, das ſey derſelbe Frühling, der Sie ſchon vor einem Jahre erfreute, und die Blätter und Blumen ſeyen auch dieſelben, wie in den Tagen Ihrer Kindheit, einige wenige ausgenommen, die Sie etwa abgepflückt und in den Fluß geworfen. Sie glauben, die ganze Welt, das ganze Leben beſtehe in einem immerwährenden Kreislaufe, in welchem immer nur das wiederkehre, was ſchon da war, und eben da irrt auch Ihr Glaube. Sie haben mir erzählt, daß der würdige Pater Anſelm, der ſilbergelockte Greis, der dort mit Ihrem Vater durch die Blumengänge wandelt, Ihr Jugendlehrer geweſen ſey, und Ihnen oft geſagt habe: daß der Winter an das Ende des Lebens mahne, und daß der Menſch, wenn ſeine Zeit kommt, wie der Frühling unter die Decke des Schnees, hinunter müſſe unter die Hülle des Raſens. Daß aber eben ſo, wie nach kurzer

Friſt der Frühling wieder in neuer Schönheit erwacht, auch der Menſch bald wieder ein neues, ſchönes Leben beginne — meine liebe Albertine! — das iſt die Religion des Südens, wo die langen Sommer und die kurzen Winter ſind. Bei uns im Norden denkt man anders. Wenn ich zu Roſtock an kühlen September-Abenden in meiner Stube ſaß, und die Blätter der Linde vor meinem Hauſe immer weniger und welker wurden, und endlich zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche die kalten Nordſtürme von der See und über die grauen Fluten der Warnow herein durch die Gaſſen der Stadt bliesen, die letzten gelben Blätter von den Äſten ſtreiften und vor ſich her trieben in die kalte Nacht hinaus; wenn's dann immer kühler und wilder wurde, einſamer und trauriger in der Stadt — da begann auch ich darüber nachzudenken, daß der Winter das Ende alles Lebens bedeute. Mein Reſultat fiel aber ganz anders aus, als das des guten Pater Anſelmus. Ich hatte es nur zu gut geſehen, wie der Sturm im Herbſte die Blätter alle weit fortgetragen hatte, ſah ſie auch im Mai, wo es bei uns oben erſt allmälich anfängt, Frühling zu werden, nicht etwa zurückkehren, wie die Wandervögel — die Bäume grünten wohl wieder, aber das waren andere, neue Blätter, das war ein anderer, ein neuer Frühling; der vom vorigen Jahre war unwiederbringlich mit ſeinen Freuden und Blüten dahin, und ich habe es nie erlebt, daß eine wiedergekommen wäre. Daraus ſchloß ich ſo: Wenn ein Leben hinwelkt, ſo erneut es ſich nimmer, und kein vergangenes kann mit einem gegenwärtigen etwas gemein haben. Glauben Sie mir, im langen Winter kann man es gut erkennen. Wären Sie ſo in der Welt geweſen, wie ich, ſo würden Sie eingeſehen haben, daß Alles im Leben von dem Menſchen nur gethan wird, um im Augenblicke zu genießen, oder im nächſten Augenblicke genießen zu können. Selbſt an Ihrer Regenerations-Meinung hält Sie nur Ihr Egoismus ſo feſt; denn Sie wären troſtlos, wenn Sie die Ausſicht auf das Fortblühen eines ſo ſchönen Lebens, wie Ihr jetziges iſt, verlören. Sie wären es aber mit Unrecht; denn ſelbſt mit meinem Glauben kann man auf der Erde glücklich ſeyn, freilich nur wie ein Menſch — aber der Menſch ſoll, darf und kann kein Gott ſeyn!« —

Hier hielt er inne. Albertine warf einen langen Blick auf ſeine blaſſen Züge, die ein tiefes Seelenleiden ausſprachen, und fragte dann, wie ungläubig den Kopf ſchüttelnd: »Wie, würden denn Sie glücklich mit Ihrem Glauben?«

»Von mir nachher,« erwiederte Franz, ſich mit der Hand durch die dunklen Haare fahrend; »zuerſt kommt immer die Regel, dann kommen die Beiſpiele, dann — die Ausnahmen. Aber zur Sache. An den Glauben an den unerſetzbaren Verluſt des Lebens knüpft ſich die Überzeugung von ſeinem großen Werthe. Anders reitet der, deſſen Weg kurz iſt, und der weiß, daß ſein Pferd für lange Zeit im Stalle ſtehen bleiben kann; anders der, der ſeinen Gaul auch morgen oder übermorgen braucht, und vielleicht noch viele Wochen lang, bis er an's Ziel kommt. So weiß auch ich meinen Weg kurz und jage, galoppire, ſetze über Zäune und Gräben. Ich ergreife, was ſich mir darſtellt, und genieße es, wozu wäre es denn da? Finde ich ein Herz, das ſich zu mir in Liebe neigt, ſo nehme ich gern die Geſchenke, die es mir reicht; fühle ich auch gleich im Innern, daß meine Neigung keinen Beſtand haben kann und wird, oder rufen mich auch die nächſten Stunden und Tage wieder von ſeiner Seite. Das Leben wäre um dieſe Zeit auch kürzer geworden, nur mit dem Unterſchiede, daß nichts Liebes und Frohes geſchehen wäre; und wer eine Stunde des Lebens ſich oder einem Andern verſchönert, der hat ein gutes Werk gethan.«

»Sie reden nur immer von den Thaten und nicht von den Wirkungen, welche dieſe hervorbringen,« unterbrach ihn Albertine. »Wenn ich nun Ihr Beiſpiel weiter ausführen will, was thut das arme Herz, nachdem Sie es verlaſſen? Es klagt und weint, verliert alle Hoffnung und den Glauben an Gott und Welt, die ſieben frohen Stunden freſſen ihm ſieben ſchöne Jahre auf, wie die ſieben mageren Kühe Pharaonis die fetten. Freilich, wenn Sie fortſtürmen zu neuer Luſt, ſo ſehen Sie nicht den Gram der Armen, die Sie betrogen haben; Sie glauben, Blumen und grünes Gras wachſe dort über ihrem Gedächtniſſe, wo Diſteln und Dornen einen ungeſegneten Boden überwuchern.«

»Und glauben Sie mir,« ſetzte Pater Anſelmus, der mit ſeinem Begleiter näher getreten war, hinzu, »der Arm der Vergeltung reicht weiter, als das Denken des Menſchen.«

»Liebe Freunde!« entgegnete Franz, »das beweist nur, daß der Menſch ſein Schickſal nicht lenken kann, und daß er ſich hintreiben laſſen ſoll, an düſterem oder hellem Ufer, wie es eben kommt. Es pflanzt Einer einen Baum vor ſeinem Hauſe zum Schatten ſeiner Kinder und zu ſeiner eigenen Freude, ſeine Knaben werden Jünglinge, ſeine Mädchen Jungfrauen, und der Baum wächſt mit, und der ihn gepflanzt hat, ſtirbt. Was geſchieht? — Der Baum zieht in ſeinem Schatten die Schande der Töchter groß in lauen, mondhellen Mainächten, der Sohn aber verpraßt Haus und Hof, Ehre und guten Namen, und erhängt ſich an dem unterſten Zweig. Hat der Vater, als er dies Reislein in die Erde ſteckte, auch dieſen Jammer mitgepflanzt? Wem ſiele ein, das zu behaupten? Und ſo will auch ich immer nur Freude machen und Gutes thun, wenn ich mich wem in froher oder ſüßer Stunde geſelle.«

»Mein junger Freund!« ſagte Anſelmus, »es iſt etwas Anderes, ob man ein Reis in die Erde oder die Liebe in die Bruſt eines Mädchens gepflanzt hat. Die Seele der Liebenden oder Geliebten neigt ſich treu ergeben für alle Zeiten dem Manne zu, und fleht um Schutz und Schirm. Sie hat ſich aller Hoffnungen und aller Welt begeben, um einzukehren in die Stille des geliebten Herzens, das ihr nun alle Welt erſetzen ſoll. Dies allein bleibt ihr Glaube, ihre Hoffnung und ihre Liebe. Wenn der Baum Böſes beſchattet, oder Unheilvolles in ſeinen Zweigen geſchieht, ſo hat er es nicht gethan; was aber einem verlaſſenen Herzen widerſuhr, hat der zu tragen, der es verließ und täuſchte.«

»Sie haben Recht, Herr Pfarrer!« verſetzte Franz, »wenn es wahr iſt, daß ein Mädchen, das ſich in Liebe zu einem Manne neigt, in ihm nur den Inbegriff ihres Glückes und ſein Glück als den einzigen Zweck ihrer Beſtimmung erkennt. So iſt es aber nicht. Was zieht die Leute denn an einander? Gold, Rang, Stellung, Schönheit, Einſamkeit, Überſättigung; — immer iſt es ein ſinnlich wahrnehmbares Motiv. Wie — oder haben Sie ſchon einmal gehört (es muß aber auch wahr geweſen ſeyn), daß ein Jüngling eine Matrone liebte, oder daß ein Mädchen angefangen habe, einen Mann zu lieben, als ihn der Schlagfluß getroffen hatte, als er ſchon auf dem Krankenbette ohne Hoffnung, es je wieder zu verlaſſen, lag, und ſie ihm überdies früher abhold war? Denken Sie mich in dieſer Lage, Albertine, — Sie ſind mir auch nicht gut —, würden Sie wohl die Luſt bekommen, ſich mir zu weihen, wenn ich mich dann vielleicht nach Ihrem Sinne bekehrte?«

»Sie haben Recht, ich mag Sie nicht,« ſagte Albertine, »weil Sie Alles zur niedrigſten Sinnlichkeit herabziehen.«

»Gibt es denn aber auch etwas Überſinnliches?« fragte Franz. »Hat unſer Wiſſen denn nicht, ſo weit das Auge reicht, Alles erklärt? Wir kennen die Kraft, die die Geſtirne hält und die Bahnen, die ſie ihnen weiſet, und nichts iſt von der Sonnenferne des letzten Sternes bis zur allertiefſten Tiefe der Erde, das wir nicht auf natürlichem Wege zu erklären wüßten. Es brauchte eine ungeheure Kraft, hie und da etwas Überſinnliches einzuzwängen, und in der neueren Zeit iſt gar viel Wunderbares und Unbegreifliches der lieben Erde abhanden gekommen, wie die Pfauenfedern der Krähe. Daß Sie aber die Sinnlichkeit für ein Niedriges erkennen, daran thun Sie ihr Unrecht. Sie iſt ein ſchätzenswerthes Gut des Menſchen, wie ſein Verſtand, und was wir ſehen und genießen, hat ſie hervorgebracht. Ohne ſie (Schrift und Sprache ſind nur durch ſie) iſt die klarſte Vernunft fruchtlos und wie todt, und man thut Unrecht, dieſer ein höheres Recht über jene anzuweiſen, da Beide doch nur durch einander und für einander ſind. Warum ſtellt ihr den Menſchen höher, als den Vogel? Weil dieſer ein größeres Neſt baut, als jener? Weil er ſpricht, ſchreibt, dichtet und lügt? Freilich kann das der Vogel nicht. Was aber der Menſch thut, nützt doch nur ihm und ſeinem Geſchlechte; und wer weiß, was des Vogels Flug, den ihr ihm mit all eurer Vernunft und eurem Verſtande nicht nachzuahmen im Stande waret, für ihn und ſein Geſchlecht zu bedeuten hat. Schönere Dinge, als in unſern, gehen vielleicht in den Hirnſchalen der Thiere vor und in den bunten Kelchen der Blumen, und ſind auch nur die Geſänge die Werke der Vögel und die Düfte die Werke der Blumen, ſo haben ſie tauſendmal mehr für uns gethan, als wir Alle für ſie. Es iſt die Sinnlichkeit ſo ſehr zu achten, wie der Geiſt, und wo ſie fehlen, ſind ſie Beide ſchlecht. Ich glaube, daß die Welt da iſt zu unſerer Luſt, und wir als Theile, die zum Ganzen gehören. Was die ganze Welt für einen Zweck hat, konnte ich nie ergründen, daß aber meiner kein anderer ſeyn kann, als ihrer, ſah ich bald ein. Ich betrage mich alſo auf dem Platze, wohin ich geſtellt bin, wie es mir am beſten dünkt, das heißt, wie mich die Verhältniſſe beſtimmen. Wenn ich ſo die guten Leute um mich anſehe und die ſchöne Welt, ſo denke ich mir: ſorgenlos und froh ſey das Beſte, und das ſtrebe ich zu ſeyn.«

»Iſt es Ihnen ſchon ganz gelungen?« fragte der Pfarrer.

»Ich ſage aufrichtig, nein,« war des jungen Mannes Antwort.

»Und macht Sie das in Ihrem Glauben nicht wankend?«

»Mit nichten, Herr Pfarrer. Geht mir nicht Alles nach dem Sinne, ſo lege ich die Urſache daren in den mir unklaren Weltzweck.«

»Sie geben ſich alſo da willenlos den nothwendigen Wirkungen einer Maſchine hin,« ſagte Anſelm, »ich und die gute Albertine aber einem heiligen Glauben und Hoffen und der mild waltenden Hand eines vorſehenden Gottes, der das höchſte Idol der allumfaſſenden Liebe iſt.«

»Warum ſtreiten wir alſo?« entgegnete Franz, »wir haben Beide etwas, das wir nicht wiſſen. Sie haben ſich dafür vorläufig eine recht hübſche Hypotheſe gemacht, die Sie glauben, nebſt vielem Unmöglichen und Unwahrſcheinlichen, das darin vorkommt, — ich habe die ganze Sache ad interim bei Seite gelegt. In einem, und zwar dem Hauptpunkte, treffen wir doch Alle zuſammen: Wir freuen uns des ſchönen Lebens, und ſcheiden ungern von ſeiner ſüßen Gewohnheit. Ich habe nur noch zwei Sätze zu ſagen; den erſten: Das Wiſſen hat von je her mehr Sorgen gebracht, als das Glauben; und den zweiten: Gibt es ein anderes Leben, als das der Wälder und Fluren; als das, was wir ſehen, hören und fühlen, warum langt es nicht mit ſtarker Hand in meine Tage hinein, und gibt ſich mir kund?«

Ein tiefes Schweigen folgte dieſer Rede, das bald das Gebetläuten vom Kirchthurme in Calliano unterbrach. Pater Anſelm nahm ſeine Mütze herab und faltete die Hände, ein Gleiches that Albertinens Vater. Sie ſelber ſchaute mit lichten Augen in das Thal hinab, das von ſtundenlangen Rebengängen, ſilberhellen Wegen und grünen Saatfeldern durchſchnitten, ſo ſinnlich ſüß und verlockend rauſchte, wie die Grundſätze des Studenten aus Roſtock. Der aber wiegte ſich auf ſeinem Stuhle, und ließ den blauen Stein auf ſeinem Fingerringe in den letzten Strahlen der ſinkenden Sonne ſpielen, daß er aufglänzte, wie das liebevolle Auge einer Jungfrau, und während der letzte Ton der Abendglocke verhallte, ſeufzte er aus tiefſter Bruſt: »O ſchöne Helena von Malchin.«

Der Amtmann hatte ſein Käppchen wieder aufgeſetzt, den ſtattlichen Ulmerkopf mit friſchem Knaſter gefüllt, und vergnüglich begonnen, die blauen Rauchwölkchen den munteren Abendwinden zum Spiele hinzuhauchen, als es ihn bei dem letzten Ausrufe ſeines jungen Gaſtes wie ein leiſer Schauer überkam. Seine Blicke befremdend auf das Antlitz des Studenten richtend, fragte er: »Die ſchöne Helena von Malchin haben Sie gerufen — was wiſſen Sie von ihr?«

»Viel, viel,« antwortete Franz, den ſüße und ſchmerzliche Erinnerungen beſtürmten, »nur zu viel für meine Ruhe und noch immer viel zu wenig für meine Beſorgniß. »Helene,« ſeufzte er wieder, den blauen Stein gegen die ſinkende Sonne drehend, »wo erloſch dein blauer Liebesblick?«

Eine ängſtliche Bläſſe hatte bei dieſer Rede ſowohl Albertinens, als auch der beiden Alten Züge überflogen, wie zu ſcheuen Fragen zuckte jede Lippe. Als hätte ein unvorſichtiger Mund das Geſpenſt des Hauſes genannt, irrten die Augen furchtſam in der nächſten Umgebung herum, ob es nicht ſchon eintrete in ſeiner grauenhaften Geſtalt, und Albertinen's zager Blick hing an dem halbverfallenen Thurme am andern Ende des Schloſſes, über den der wachſende Mond wie ein ſmaragdenes Schiffchen auf den blauen Wogen der Abendluft hielt und eben ſeinen erſten Strahl wie einen Anker in's grüne Thal warf.

Gar wunderbar dünkte unſerem Helden die raſche Veränderung, ja faſt Beſtürzung ſeiner früher ſo harmloſen Geſellſchaft, und er ſagte erſtaunt: »Es ſcheint Sie, meine Verehrten, ein Name, der mir ſo unvergeßlich und unendlich lieb iſt, auf beunruhigende Weiſe zu berühren, ein Name, von dem ich gar nicht begreife, wie er von den Ufern der Warnow, wo ihn ein Kreis froher Jünglinge gerne im Munde führte, in die ſüdlich-ſchönen Thäler der Etſch herabgeklungen ſeyn kann!«

Der Amtmann ſchien ſichtbar um eine Antwort verlegen, und der Pfarrer zeigte eben ſo wenig, als Albertine, die mindeſte Luſt, in dieſer Sache für ihn zu reden. Unſchlüſſig lüftete er ſein Käppchen, und fuhr ſich durch die dünnen Silberhaare, endlich ergriff er ein Glas feurigen Terlaner-Wein, das vor ihm ſtand, goß es als ein gutes Ermuthigungsmittel hinab, und begann dann mit feſter Stimme: »So ſehr wir alle zu Calliano und vorzüglich hier im Schloſſe uns ſcheuen, den Namen, über den wir eben reden, auszuſprechen, eben ſo ſehr erfordert es auch meine Pflicht, Sie, mein lieber Gaſt, freundlichſt zu erſuchen, mir über jene ſchöne Helena von Malchin mitzutheilen, was Sie wiſſen. Vielleicht gelingt es uns dadurch, einiges Licht auf eine räthſelhafte Erſcheinung zu werfen, die noch heutzutage der Umgegend und beſonders den Bewohnern dieſes Schloſſes auf eine umheimliche Weiſe läſtig fällt.«

»Herr Amtmann, hätten Sie mein Herz nicht mit der bangſten Erwartung erfüllt,« erwiederte der Student, »ſo würde ich mich ſchwerlich haben bewegen laſſen, hier von einem Verhältniſſe zu reden, deſſen froher Beſtand zwar in meiner Vaterſtadt offenkundig, deſſen Knüpfung und Auflöſung aber bis jetzt in ein, nur für wenige Eingeweihte zugängliches Dunkel gehüllt war. Hören Sie mich alſo freundlich an, und werfen Sie nicht eher den erſten Stein auf mich, bevor Sie bedacht haben, daß der nie ſchlecht handelt, der ſeiner beſſern Ueberzeugung folgt. Ich trieb auf der Univerſität Roſtock die Philoſophie in all ihren Zweigen mit dem größten Eifer, und freute mich anfangs nicht wenig daran, wie ſich das bunte Leben, das mich ſonſt in regelloſer Aufeinanderfolge umwogte, nach und nach in gut begränzte Schichten ablagerte, und ich mir vergnüglich bald dieſes Streben, bald jenes Fühlen herauslangen und für ſich betrachten konnte, wie etwa ein Buch aus meinem Schranke, oder beſſer, wie irgend eine Species aus meinem Herbarium. Es war mir früher nicht gelungen, von den Einwirkungen aller Weſen auf jedes Einzelne ſo zu abſtrahiren; der Grund, obwohl ich ihn damals nicht kannte, war kein anderer, als daß ich mich ſchon beim Anfang meiner Studien aus dem Leben gänzlich zurückgezogen hatte, und nur unter Hochgelehrten lebend, bald alle andern Beziehungen der Welt aus den Augen verler, außer, wie ſich Alles unter meine Syſteme ſubſumiren laſſe. Ich hörte als Nebenfächer Phyſik und Chemie, und Beide in der haarſpaltenden Weiſe, wie ſie jetzt an der Tagesordnung iſt, vorgetragen, wirkten mit dem Vereine meiner übrigen Studien gut zuſammen, mir die ganze Welt als eine langweilige Maſchine zu verleiden. Ich beſchloß, mich wieder dem harmloſen Leben, das mich in meinen früheren Zeiten gewiegt hatte, in die Arme zu werfen, klappte meine Bücher zu, floh die Profeſſoren und Kollegien, und reiſte nach Dobberan in's Bad. Es war dort eine hübſche Geſellſchaft, und der Frühling blühte eben auf; aber aus Allem, was die Blumen und Leute untereinander trieben, grüßten mich die Skelete meiner Syſteme an, wie den Ascetiker aus Roſenwangen und runden Gliedern Todtenſchädel und bleiches Gebein. Ich packte wieder zuſammen, und fuhr heim nach Roſtock. Mein Anblick mochte nicht erfreulich ſeyn, denn kopfſchüttelnd öffnete mir mein Famulus Wagner das Thor. Dieſer Menſch war ein Bettelſtudent, als ich ihn in's Haus nahm; wir Beide bewohnten allein das weitläufige Gebäude, denn ſeit langen Jahren betrauerte ich den Verluſt meiner Eltern. Dieſer Wagner iſt ein ſeltſamer Kauz. Schon über dreißig Jahre alt, hat er alle Kollegien mit dem beſten Erfolge frequentirt, und immer geſteht er Jedem, der ihm Stand hält, mit naſſen Augen, daß er wenig oder gar nichts wiſſe. Ich mahnte ihn oft, ſich um ein beſſeres Brot zu kümmern, als das meines Dieners iſt, aber immer bat er mich inſtändig, ihm nur noch auf kurze Zeit Dach und Fach zu geben, bis er am Ziele ſey. Ich bin feſt überzeugt, daß er eben jetzt, während wir hier im klaren Mondlicht ſitzen, und in Roſtock die Studenten unter den grünen Pappeln am Stadtwalle wandeln, oder zu Warnemünde am Hafen kneipen, in dem Thorſtübchen meines Hauſes unter Büchern vergraben ſitzt. Mein Leben war, nach meiner Zurückkunft aus dem Bade, nicht viel von ſeinem verſchieden, nur daß ich den ganzen Tag über, ſtatt in dem dunkelſten Winkel meines Zimmers, am hellen Fenſter ſaß, und, ſtatt in vergelbte Bücherblätter, in die grünen Blätter der Linden vor meinem Hauſe ſah. Ich bin feſt überzeugt, daß in dieſen von dem großen Wiſſen, nach dem ich und mein Famulus unruhig ſtrebten, und das auch wirklich an keiner Univerſität tradirt wird, mehr enthalten war, als in den Büchern, die ſtoßweiſe mein Thorſtübchen verdunkelten; nur meine Augen konnten es nicht recht erkennen, obwohl es mir vorkam, als ſeyen die Lieder, welche die Vögel in den Zweigen ſangen, gar wunderliebliche Bruchſtücke des Ganzen. Einmal ſaß ich denn wieder hinter den blanken Scheiben, und bemerkte den frohen Muth, mit welchem die Vöglein aufflatterten, und recht luſtig über die abendrothen Dächer der Stadt in's Freie hinauszogen. Als die Letzten fort waren, nahm ich, als ob's ſo ſeyn müßte, meinen Hut, und ging ihnen nach. Als ich außer das Stadtthor kam, durch welches die Straße landeinwärts nach Güſtrow führt, jubelten mir die frohen Flüchtlinge aus den grünen Pappelwipfeln ſchon entgegen, flatterten, wie zum frohen Willkomm, auf die niedrigſten Zweige, und hüpften meinem ſinnenden Gange nach von Aſt zu Aſt. Da fiel mir ſchon von weitem ein hübſches Haus in die Augen, deſſen blumenreichen Vorgarten ein grünes Gitter begränzte, während über ſein Dach hohe Bäume herüberrauſchten, und ſeitwärts bunte Blumenkronen aus den geöffneten Fenſtern eines ſtattlichen Treibhauſes herausnickten. Am Gitterthore aber lehnte ein Mann, und rauchte behaglich ſeine Abendpfeife. Ein eigener Ausdruck von froher Ruhe bezeichnete die ganze Anlage, es war der Wiederſchein einer ſchönen Empfindung darüber gebreitet, die mir lange ſchon fremd war. Mit einem ſcheuen Blicke wollte ich an dem geöffneten Gitterthore vorüberſtreichen, aus dem ein ſeltſames Duften und Singen herausſtrömte, als der Mann, der davor lehnte, auf mich zutrat, und mich freundlich bei der Hand nahm.

»Freundlichen guten Abend, Herr Roſenhein,« redete er mich an, »wie hat das Seebad angeſchlagen?«

Ich blickte verwundert auf, und merkte erſt jetzt, daß der Zuvorkommende niemand Anderer ſey, als der mir wohl bekannte Profeſſor Aſael, der Phyſik und Chemie tradirte an der Univerſität.

»Ich danke für die gütige Theilnahme,« erwiederte ich verbindlichſt, »aber das Bad hat mir nicht angeſchlagen, und mein Zuſtand iſt faſt unerträglich.«

»Oho,« rief der Profeſſor, »wie iſt denn das gekommen, Wertheſter?«

»Es kam langſam genug,« verſetzte ich, »und ich hätte es früh genug merken können, daß ich auf üblen Wegen ſey.«

»Wie, auf üblen Wegen?« lachte er: »Daß ich nicht wüßte. Sie gingen doch nur in's Kollegium und wieder heim.«

»O,« ſeufzte ich, »da wäre Vieles darüber zu reden.«

»Je mehr, deſto beſſer,« unterbrach mich Herr Aſael »und wollen Sie in meinen Garten eintreten auf eine Flaſche Rheinwein, und das Viele vom Stapel laufen laſſen, ſo dürfte der Abend erträglich genug vergehen.«

Der Antrag ſchien mir ziemlich plauſibel, denn die Baumgänge waren leer und ſtille geworden, obwohl die Thurmuhr des Jungfrauenkloſters zum heiligen Kreuz erſt die ſiebente Stunde geſchlagen hatte. Wir traten ein, und der Profeſſor warf das Gitterthor hinter ſich zu, daß es in das Schloß fiel. Darauf führte er mich durch den Vorgarten und den Thorweg des Hauſes in den eigentlichen Garten, der in üppiger Blumenfülle ſich bis an die Stadtmauer ausdehnte. Betäubend war der Duft, den die Unzahl von Blumen ausſtrömte, wie das Geſchrei von Tauſenden von Vögeln, die in den Aeſten ſaßen, als gäbe es für ſie keine andere Unterkunft auf zehn Meilen in der Runde; dazu kam das ununterbrochene Plätſchern eines ſtattlichen Springbrunnens und das Säuſeln des Abendwindes in den Blättern. Der Profeſſor ſchlug ſchweigend den Weg nach dem Treibhauſe ein, und wir traten in das luftige Gebäude. Die Augen vergingen mir faſt vor den grellen Farben der exotiſchen Blüten, die es mit den intenſivſten Wohlgerüchen anfüllten, während eine Menge ausländiſcher Vögel, von denen ich nur den blauen Würger (lanius bicolor) und den Pompadour-Seidenſchwanz (ampelis pampadora) erkannte, ſingend und ſchreiend wie gefiederte Blumen mich umſchwirrten. Ich ließ mein Haupt immer tiefer auf die Bruſt ſinken, die, von den ſtreitendſten Gefühlen gehoben, unruhig wogte, bis mir in der Mitte des Treibhauſes die Knie brachen, und ich todesmatt mit dieſen Worten auf den nächſten Divan ſank: »Genug, genug, Herr Aſael, ich glaube es Ihnen ja, die Welt iſt ſchön, und das Schöne und ſein Genuß ſind die Hauptſache und das Beſte am Leben. Es kommt dem Menſchen nicht zu, ſich um ſein Entſtehen und Vergehen zu bekümmern, oder wohl gar um das, was außer dieſen Gränzen liegt: er ſoll ſeyn wie eine Blume, und man wird ihn lieben, er ſoll ſeyn wie ein ſchöner Maitag, und man wird nach ihm ſich ſehnen, er ſoll feſt halten am Genuſſe, das iſt der Glaube und die Hoffnung, die ihm zukommen, und er ſoll vom Vergehenden mit ungetrübter Freude ſich zum Erblühenden wenden, das iſt die allumfaſſende Liebe, die ihm geboten iſt. Aſael, Aſael, jagen Sie die Schatten von meiner Seele.«

»Der aber rückte ein kleines, mit einem weißen Tuche bedecktes Tiſchchen herzu, auf dem eine Flaſche Hochheimer, grüne Gläſer von bekannter Form, und eine Paſtete von rothen Rebhühnern in anmuthiger Ordnung prangten, und ſagte lächelnd: »Von dem Allem iſt jetzt gar nicht die Rede. Erzählen Sie mir lieber, wie Sie auf die üblen Wege gekommen, und kümmern Sie ſich nicht weiter um meine Blumen, die ſich bald zur Ruhe begeben werden.«

»Er reichte mir darauf ein volles Glas, das ich leerte, worauf es mir heiter im Kopfe wurde; mit freier Bruſt betrachtete ich nun meine nächſte Umgebung, ungeſtört von meinem Nachbar, der ſich angelegentlich mit der Paſtete beſchäftigte. Die erſten Strahlen des Mondes drangen durch die Scheiben, und die Blumen hatten wirklich ihre Kelche geſchloſſen, und ſchienen mit geſenkten Häuptern zu ſchlummern. Die Vögel waren verſchwunden.«

»Wie begab ſich die Sache?« fragte mich der Profeſſor neuerdings mit vollen Backen, indem er einladend auf die tüchtige Breſche wies, die er gebrochen. Ich erzählte ihm nun ausführlich, was ich Ihnen, meine Verehrten, ſchon am Anfange meiner Erzählung mittheilte, nämlich meine philoſophiſchen Irrfahrten, Leiden und Freuden, und ſtellte ihm den Zuſtand meines Gemüthes eben ſo grell dar, als er mich wirklich quälte.«.

»Mein Nachbar ſchenkte aber die leeren Gläſer wieder voll, und ſagte: »Eſſen und trinken Sie doch, Beſter, während ich jetzt ſpreche. Ihnen fehlt nichts, als die genügende Löſung der Fragen: Was iſt das Leben und was ſoll der Menſch?«

»Und nun begann er eine lange Rede, geſchmückt von der lieblichen Friſche feſter Ueberzeugung und voll der liebenswürdigſten Grundſätze und Wahrheiten, die ſich in nie gekannter Schönheit vor mir ausbreiteten, wie im vorigen Lenze die Fluren Ober-Italiens, als ich in die Bäder nach Lucca reiſte. Es waren jene Grundſätze, die jetzt die einzige Richtſchnur meines Lebens ausmachen, die ich häufig vor Ihnen ausgeſprochen habe, die Ihnen zwar nicht zuſagen, die mich aber viel glücklicher und froher machten, als ich in der Zeit meiner reinſten Forſchungen (wie man ſonſt jenes Brüten zu nennen pflegt) nur je war. Mit Wonne erinnere ich mich noch der Stunden, wo ich an Aſael's Seite im ſtillen Treibhauſe ſaß, er nicht müde wurde zu reden, ich nicht müde zu hören. Sein heiteres Auge, ſeine ruhigen Züge, ſeine kräftige Geſtalt, ſeine wohltönende Stimme, obwohl ſich ſchon graue Streifen durch ſein dunkles Haupthaar zogen, waren mir die untrüglichſten Belege für das Haltbare ſeiner Lehren, und ich und ganz Roſtock wußten, daß der Profeſſor Aſael in ungetrübter Heiterkeit und ungeſtörtem Glücke lebe, ſeit man ſich ſeiner erinnerte.«

»Und die ſchöne Helena von Malchin?« ſagte jetzt Albertine, aus weiblicher Neugierde, wie es ſchien, die Scheu vor dieſem Namen überwindend.

»Geduld, meine liebe Freundin,« entgegnete Franz, »ich fahre in meiner Erzählung fort. Auf dem Kirchthurme des nahen

Jungfrauenkloſters ſchlug es vier Uhr; das Morgenroth ſäumte die zackigen Thürme und Giebel der Stadt, und die Sonne ſtieg wie an Roſenketten am Himmel empor. Ihre erſten Strahlen, die durch die hohen Fenſter des Treibhauſes drangen, weckten auch die ſchlummernden Blumen und Vögel wieder, und das alte Schimmern, Duften, Schreien und Singen vom vorigen Abende begann auf's Neue. Fern aber von jeder Betäubung ging ich an den Blumen wieder auf und nieder, und wählte mir endlich ein Blatt aus dem ſchimmernden Kelche einer Amarillis formosissima, das ich, wie ein Ordensband, in's Knopfloch legte. Der Profeſſor betrachtete beifällig lächelnd mein Treiben, nahm mich zuletzt unter den Arm, und führte mich in den Garten hinaus. Es war mir, als neigten ſich alle Blumenkelche und Baumwipfel mir zu; die Welt, zu meiner Freude geſchaffen, ſchaute ich nur mehr mit den Augen des Genuſſes, und die dämmernde Häuſermaſſe der Stadt, aus der das erſte Geräuſch des Tages herübertönte, ſchien mir ein Hort der Freude. Wir ſtiegen einen Roſenhügel hinan, und ſchauten hinüber in das thauglänzende Blumenparterre des Nachbargartens. Himmel, welch ein Anblick! Auf einem Sofa, von einer dichten Jasminlaube überblüht, lag in holder Morgenruhe eine engelſchöne Jungfrau. Im Morgenwinde wehten die leichten Falten ihres Kleides über ihre vollen Glieder, und von dem lieblichen Antlitze ihres ſchönen Hauptes waren die blonden Locken zurückgefallen über den weißen Arm, der es ſtützte. Durch die Blätter fielen die warmen Strahlen der Sonne auf ihre zarten Augenlider, bis die Schöne, aus den letzten Morgenträumen ſich loswindend, die blauen Augen öffnete, ſich halb erhob, und verwundert um ſich ſchaute.

»Wann ich auch mein Auge wende
Zu dem Hauſe drüben hin,
Allezeit erſchau ich blühend
Meine ſchöne Nachbarin,«

rief der Profeſſor galant hinunter, und mit unendlichem Liebreiz hob jetzt das Mädchen den blauen Blick auf, und fragte verwundert: »Sagen Sie mir, beſter Herr Nachbar, wie komm' ich in ſo früher Stunde daher?«

»Wenn Ihr vom Thau durchnäßtes Kleidchen nicht trügt,« verſetzte der, »und die volle Gießkanne, die noch zu Ihren Füßen ſteht, ſo hat Sie wohl im Abenddufte, als Sie die Blumen gießen wollten, der Schlaf übereilt, und ſo haben Sie die Nacht im Freien zugebracht.«

Jetzt erſt ſchien ſie mich an des Profeſſors Seite zu erblicken; verſchämt ordnete ſie ihren Anzug, ſchlang das Tuch um den Hals, das ihr entfallen war, und rief in der peinlichſten Verwirrung: »Ich einfältiges Kind, was wird mein guter Onkel ſagen,« und lief, ohne uns weiter zu beachten, den Gang hinab, gegen das Haus.

»Ein herrliches Weſen,« ſagte ich, mit trunkenen Blicken ihren Lauf verfolgend. Ich dachte weder an Schlaf, noch an Heimkehr, und wir brachten den Reſt des Morgens mit glimmenden Cigarren im Vorgarten bei einer Taſſe Thee und fröhlichen Geſprächen zu, während draußen am Gitter die Landleute vorüberzogen, und Gemüſe und Früchte nach der Stadt trugen. Die Sonne ſtieg immer höher, die Glocken von dem Thurme verkündeten den Frühgottesdienſt, und endlich ging auch die Blonde aus dem Nachbargarten, mit dem Gebetbuche in der Hand, am Gitter vorbei. Sie grüßte ſchalkhaft lächelnd; eben ſo wurde gedankt.

»Wer iſt denn die Kleine?« fragte ich den Profeſſor.

»Eine Waiſe,« redete er, »die Nichte meines Nachbars, des Kaufmanns Lindow. Schon ſeit einem Jahre, ſo lange iſt nämlich ihr Vater, der ein reicher Tuchweber in Malchin war, geſtorben, lebt ſie im Hauſe ihres Onkels. Ich glaube gehört zu haben, daß ſie einen jungen Tuchweber-Adonis aus ihrer Vaterſtadt heirathen ſoll — noch in dieſem Sommer.«

Wir tauſchten nun ziemlich unumwunden unſere Meinungen über das Mädchen aus, bis der Profeſſor endlich aufbrach, da ihn ſeine Kollegien auf die Univerſität riefen. Ich begleitete ihn in die Stadt, und vor der Marienkirche ſchieden wir. Dort ſitzen in langen bunten Reihen die Landmädchen und haben Berge von grünem Gemüſe feil, mitunter auch wenige Blumen und Früchte. Grünes Gemüſe ſcheint gerade nicht poetiſch, aber grün bleibt grün, und grün iſt das Leben. Und mein Leben war damals grüner, als je! Es war eben hervorgebrochen aus dem grünen Stamme, wie die jungen Blätter an den Linden, die vor dem Portale der Marienkirche ſtanden, und durch die ein feiner Geſang und ein heller Orgelton heraus auf den Marktplatz zogen. Vor wenigen Stunden hätte mich das Alles nicht gerührt, aber jetzt ging ich ihm in die Kirche nach, — weil es ſchön klang. Ich war kaum eine Minute an einen Pfeiler gelehnt, als der Gottesdienſt endigte — und die Menge Mädchenköpfe ſich erhoben, wie Blumen im Frühſonnenſchein auf einer Wieſe, und in artigen Gruppen und Sträußchen zur Thüre hinauswallten. Ich hatte mich unter ſie gemiſcht, und als ich aufſah, ging ich neben der ſchönen Nachbarin meines Profeſſors. Wir grüßten uns — ich bot meinen Arm, der lächelnd angenommen wurde, und ſo zogen wir durch die Gaſſen der Stadt zum Thore hinaus, ſprachen von der Ueberraſchung des heutigen Morgens — ein lauer Wind wehte ihr die blonden Locken vom Geſichte und meine ſüßen Reden in's Herz. Wir waren ſo vertieft, daß ich, ohne darauf zu achten, in Aſael's Garten eintrat, und Helena achtlos mit mir ging, bis mich am Springbrunnen das Plätſchern aufſchreckte, und ich ſie bat, mir meine Unachtſamkeit zu vergeben. »Ei was thut's,« war die Antwort, »ich kann ſchon noch ein Viertelſtündchen mit Ihnen da plaudern, ich rede mich mit Ihnen unendlich leicht. Es iſt was Herrliches um ſtudirte Leute. Ein Tuchweber redet vom Tuch, ein Kaufmann von Wechſeln und Kourſen. Sie reden eigentlich von gar nichts und doch von Allem. Erlauben Sie,« ſagte ſie, indem ſie mich beim Kinn faßte und mein Geſicht gegen die Sonne wandte, »Sie ſehen jetzt viel beſſer aus, als vor wenigen Wochen in Dobberan.«

»Sahen Sie mich dort?« — fragte ich. — »Ja wohl,« verſetzte ſie, »ich war mit meinem Bräutigam dort, dem langen Peter Teterow aus Malchin, haben Sie ihn nicht geſehen?« — Ich verſicherte »Nein!« — »Ach!« lachte die Blonde, »er trägt Sommer und Winter grautuchene Kleider mit entſetzlich breiten Taſchen, und arbeitet den ganzen Tag.« — »Haben Sie ihn denn lieb?« fragte ich. — »Ich muß ihn ja heirathen,« verſetzte ſie. — »Müſſen Sie ihn heirathen?« — »Ja, glauben Sie nicht, daß ich muß?« fragte ſie ſchnell. — »Ich weiß zwar nicht, wie Ihre Verhältniſſe ſind,« gab ich zur Antwort, »aber in der Regel kann man Niemand zu einer Heirath zwingen.« — »Ach, dann heirathe ich ihn nicht,« ſagte ſie trocken. — »Sie haben alſo keine Neigung zu ihm?« — »Nein, mein Lieber! gar keine. Es iſt gut, daß er heute ankommt, ſo nimmt die Sache ein Ende.« — »Aber, mein Fräulein!« wendete ich ein, »wie voreilig Sie ſind! Sie hofften doch von ihm Ihr Glück!« — »Ja wohl,« antwortete ſie, »ich hoffte mit ihm ein redliches, reiches Haus zu gründen, ſtille und friedlich, voll Segen auf und auf, hübſche, brave Kinder und ein fröhliches Alter, wie meine ſeligen Eltern.« — »Meine Liebe!« ſagte ich ernſt, »das können Sie nicht mit einem Jeden.« — »Sie glauben nicht,« erwiederte ſie, »was da für Mühe und Sorge dazu gehört, wenn man auch reich iſt. Ich habe es in meiner Vaterſtadt ſchon geſehen. Was uns unſer Wohlſtand vielleicht erlaubte, das verwehren alte Gebräuche und Sitten. Geſchäftsleute ſind ſtrenge Sklaven ihres Geſchäftes; was nützt ein großes Vermögen, wenn es in Waaren, Guthaben und Schulden gefeſſelt liegt, als hätte es der Himmel, wie Loth's Weib im Umſchauen nach Gomorrha, verſteinert. Ich weiß noch recht gut, wie ich und mein längſt verſtorbener Bruder, als wir noch Kinder waren und Wolle abhaſpelten, die Sperlinge beneideten, die vor unſerm Hauſe flatterten und ſchrien! Wir durften nicht hinaus. Ich ſehe es Ihren Augen, Ihren muntern Zügen an, daß man viel beſſer leben kann, als ein Tuchweber, ohne gerade ein Tagdieb zu ſeyn, —

aber ſchade, ſchade — wir armen Mädchen können nicht ſtudiren, und kommen daher nie auf das Wahre. Doch jetzt muß ich fort, meine Stunde hat geſchlagen, beſuchen Sie uns doch recht bald mit Herrn Aſael, der oft zu uns hinüberkommt.« Damit drückte ſie mir lächelnd die Hand, und hüpfte durch die Gartengänge und das Gitterthor hinaus. — Und am andern Abende führte mich mein Profeſſor, dem ich mein Zuſammentreffen mitgetheilt hatte, richtig hinüber in das ſchmucke Haus des Kaufmannes Lindow.«

»Es war ein ſchmuckes Haus — an jenem Abende aber auch — ein ſtilles; nur die Amſel, die vor dem Fenſter hing, war laut, und der Wind draußen in den Bäumen und Büſchen, der einem nahen Gewitter vorausging. Nach dem freundlichen Empfange ſaß Herr Lindow ſtumm vor einer Flaſche Rheinwein, aus welcher er ſich ein Glas voll geſchenkt hatte, das aber noch unberührt vor ihm ſtand. Seinem Geſichte fehlte es aber nicht an Spuren, die der Zumuthung, als ſey das ſeine Gewohnheit, glühend widerſprachen. Herr Aſael redete monoton alltägliches Zeug, ich wiegte mich auf meinem Stuhle, Helena ſaß am Fenſter und ſtickte. Über ihr hing die Amſel, die ſo freudig ſang, trotz des Ungewitters, das ſich über unſern Häuptern zuſammenzog. Vom langen Peter Teterow aus Malchin gab's keine Spur — und doch wußte ich, daß er geſtern wirklich angekommen war. Endlich wendete ſich Helena gegen mich, und fragte mit einem bedeutenden Blick: »Wollen Sie mit mir in den Garten gehen, Herr Roſenhain?« — »Mit Vergnügen!« antwortete ich, bot ihr meinen Arm, und wir gingen hinaus. Sie führte mich ſtumm durch blumenreiche Hecken und Alleen, voll Duft und Farbenglanz, der dunkle Himmel hing ſo tief herunter, ich hatte nicht den Muth zu reden. Endlich ſtanden wir am Rande eines kleinen Teiches — Helena ſetzte ſich auf die ſteinerne Einfaſſung des Beckens, ein einzelner Schwan zog herbei, und legte ſeinen Hals ſchmeichelnd in ihren Schooß;

ſie aber zeigte ihm mit einem leichten Achſelzucken ihre leeren Hände, worauf er gar trübe durch die grünen Wogen wieder fortſchwamm. — »Ich habe den langen Peter Teterow heimgeſchickt,« ſagte ſie, »was gedenken Sie jetzt zu thun?« — »Ich?« fragte ich, und ſchlang ſtatt aller Antwort meinen Arm um ihren blendend weißen Nacken. Ich verſichere Sie, meine lieben Zuhörer! Helena von Malchin war ſehr ſchön. Ich ſah ſie in dieſem Augenblicke doppelt; einmal ſaß ſie, in meinen Arm zurückgelehnt, auf dem Steine, und das zweite Mal ſchaute ſie mit ihren feuchten blauen Augen aus dem Waſſer herauf, von meinem Arm umſchlungen — es war, als ſänken wir Beide hinab.«

»Der Onkel iſt traurig, der lange Peter iſt traurig, und — ich ſelber bin recht betrübt — mein lieber Herr Roſenhain — jetzt müſſen Sie mich lieben, Sie müſſen mich lieben, froh und innig; denn ich weiß nur zu gut — man iſt um der Freude willen auf der Welt,« ſprach die Schöne. So floß Aſael's Lehre von den unwiderſtehlichſten Lippen. — »Wohl iſt der Menſch der Freude willen auf der Welt,« gab ich zur Antwort, »nur der Augenblick iſt ſein, und den muß man genießen; doch hoffe ich, daß an die Freuden unſerer nächſten Augenblicke ſich eine lange frohe Zukunft knüpfe.« Der Wind war ſtärker geworden, er entblätterte welke und jung aufgeblühte Roſen, wie's eben kam. »Wenn Sie mich lieben,« fuhr ich fort, »ſo ſchaffen Sie mir einen Mai, und Sie ſollen eine Freude haben an meinem Blühen.« — »Das freut mich, das freut mich,« jauchzte Helena, »und ich hoffte es auch von Ihnen. Sie haben es mir überdies auch ſchon geſtern geſagt, als wir aus der Marienkirche heimgingen. Hätten Sie nicht ſo geredet, ich hätte den langen Peter geheirathet, und hätte nichts erfahren von dem leichten Glücke der freien Geiſter, und meinen dunklen Ahnungen nicht vertraut. Es war gut, daß wir zuſammenkamen.« Sie trug in jener Stunde zwei ganz gleiche Ringe, jeden mit einem blauen Steine, am Finger; davon nahm ſie einen, — denſelben, den ich da trage — ſteckte ihn mir an, und fragte: »Glauben Sie, daß wir uns je gleichgiltig werden könnten?« — »Ein glücklicher Augenblick hat uns zuſammengeführt, ein unglücklicher kann uns trennen. Es hängt Alles vom Augenblicke ab. — Ich will aufrichtig ſeyn: unſer Bündniß iſt ein Bündniß der Freude und der Luſt — es kann uns einſt Etwas beſſer gefallen, und dann vielleicht dieſes . . .« — »Halten Sie ein,« rief ſie erſchrocken auffahrend, »das müßte unſer Tod ſeyn!« — »Närrchen!« ſagte ich, ſie wieder niederziehend, »lieben wir uns nimmer, ſo gehen wir leicht und froh aus einander; lieben wir uns immer, ſo bleiben wir auch bei einander. Die Liebe hängt am ſterblichen Theile, Reize und Verhältniſſe beſtimmen ſie — wie bei uns. Jetzt aber ſind wir noch jung und ſchön, und das Leben hält uns enge zuſammen. Alle Jahre wird es Frühling und Winter, was man ſich auch härmt und freut, und — können Sie ſich glücklicher denken, als Sie jetzt ſind?« So redete ich noch viel Süßes, ſie nickte dazu mit dem blonden Lockenkopfe, lehnte ihre Stirne an meine, und küßte mich lächelnd.«

»Das war eigentlich die einzige ungetrübte Stunde bei dieſer ganzen Liebe, vielleicht gelang es mir nicht, ihren unnennbaren Reiz zu ſchildern, doch trage ich ſeinen ſüßen Eindruck noch immer in meinem Herzen. — Wir gingen in's Haus zurück, und trafen Herrn Lindow und den Profeſſor im lebhaften und heiteren Geſpräche; der Kaufmann näherte ſich mir wohlwollend — ich merkte, daß Herr Aſael zu meinem Lobe geſprochen hatte — und bat mich, recht oft und bald wieder zu kommen, und jene unbefangene Fröhlichkeit mitzubringen, deren die ſchuldloſe Jugend mächtig iſt; dazu ſang die Amſel, rauſchten die Bäume und dufteten die Blumen im Garten, dazu flüſterte mir Helena die ſüßeſten Dinge in die Ohren, drückte mir die Hand, und ließ ſo munter die blauen Augen glänzen, daß mir das ganze Haus nicht mehr ſo ſchwül und drückend vorkam, wie beim Eintritte, ſondern recht heiter und erquickend; nur Eine Perſon ging mir zur allgemeinen Freude ab, und die war niemand Anderer, als der lange Peter Teterow.«

Albertine ſchien tief ergriffen von der Herzensgüte, die aus dieſer Äußerung des Studenten hervorleuchtete, und wie uns oft eine ſchöne Stelle in einem Buche, ohne daß ſie trauert oder klagt, die hellen Thränen in's Auge ruft, ſo glänzten auch jetzt im ſilbernen Mondlichte zitternde Tropfen an ihren Wimpern. Der Student aber fuhr nach einer kleinen Pauſe wieder fort: »Darauf empfahlen wir uns — vom Profeſſor ſchied ich an ſeinem Gartenthore; zu Hauſe ſetzte ich mich an's Gitterfenſter hinter die grüne Linde, ließ mir von meinem Famulus Rheinwein und Pfeife bringen, und wollte mit Gewalt die Neige Wermuth, die mir der Gedanke an den langen Peter in meinen Freudenkelch gegoſſen hatte, wegtreiben — aber es ging nicht. Meine Fantaſie war geſchäftiger, als je, ich ſah mit hellen Augen in das Haus des armen Heimgeſchickten in Malchin hinein, und obwohl ich ihn nie geſehen hatte, ſtand er doch leibhaftig vor meiner Seele, der lange Peter Teterow, der den ganzen Tag arbeitet. Auch jetzt, ſo traurig er ſelbſt und ſo ſpät es auch am Tage, war er beſchäftigt. Er legte nämlich ſeine Stück ſchwarzen Tuches, das er ſich zum Bräutigamskleide auserleſen hatte, wehmüthig in das Fach zu anderer verkäuflicher Waare, ſchlug dann die großen Bücher auf und wollte rechnen — es ging aber nicht — endlich ging er in ſeine Schlafkammer, legte ſich zu Bette und löſchte das Licht aus. Da hörte ich ihn im Dunklen ſchmerzlich ſchluchzen, daß ich, um des trüben Traumes los zu werden, laut anfing, ein luſtig Stücklein zu pfeifen — — aber — das Schluchzen dauerte fort. Als ich mich erſtaunt umſah, gewahrte ich, daß es von meinem Famulus herrühre, der auf einem Stuhl neben der Thüre kauerte, und ſein durchfurchtes Geſicht mit den welken Händen bedeckte. »Wagner, was fehlt Dir?« rief ich ihm zu. — »Mein Herr, nichts als das Glück!« gab er mir zur Antwort. »Verzeihen Sie mir, aber ich war gewiß von jeher ein fleißigerer Student, als Sie, mein beſter Maecenas, und — halten zu Gnaden — zwanzigmal mehr Bücher habe ich durchgearbeitet, als Sie, und ich Armer, ich konnte das rechte nicht finden, wo es darin geſtanden wäre, wie man es anzuſchicken hat, um heiter und glücklich zu ſeyn; und Sie, Herr Roſenhain, haben es in den wenigen, die Sie durchflogen, ſchon gefunden.«

»Warum glaubſt Du das?« fragte ich. — »Ei, mein Beſter!« verſetzte er pfiffig lächelnd, »wie würden Sie denn ſonſt eine Flaſche Hochheimer ſo haſtig leeren, ſo behaglich den Knaſter verdampfen und ſo luſtige Weiſen pfeifen, und Sie waren doch ſonſt auch ein kopfhängeriſcher Gauch wie ich.« — »Jſt's ſonſt nichts —« lachte ich — »dann haſt Du Dich getäuſcht. Nicht Alles iſt Gold, was glänzt.« Da fiel der Burſche vor mir nieder, umſchlang meine Knie und flehte: »Mein Lehrer, mein Meiſter! ich weiß, Sie übertreffen mein Wiſſen in dieſem Augenblicke jetzt ja zu tauſend Malen. Sie haben eine ganze Nacht mit dem Profeſſor Aſael in ſeinem Glashauſe geſeſſen — ich weiß, der Profeſſor beſitzt den Schatz des Wiſſens, den Talisman, das Buch der Bücher, deſſen Namen ich nicht einmal kenne. Sie waren ſo glücklich — Jhnen hat er es mitgetheilt — freilich, wie hätte er mich alten Bücherwurm eines ſo köſtlichen Geſchenkes werth halten können, aber glauben Sie mir —« und bei dieſen Worten erhob er ſich voll jugendlicher Kraft und ſein Auge leuchtete — »noch kann ich die Welt genießen, deren Reichthum ich ahne — noch kann ich glücklich ſeyn und glücklich machen.« Mich überraſchte es angenehm, und beſtärkte mich zugleich in meiner Überzeugung, daß ich ſchon zwei Menſchen: Helena und meinen Famulus, gefunden hatte, mit derſelben, obwohl unentwickelten Ahnung des allein wahren Satzes: »Der Zweck des Lebens iſt die Freude.« Jch machte ihn darauf aufmerkſam, und leitete ihm mit vieler Bereitwilligkeit die Folgeſätze ab, die die Grundzüge meines Lebens bilden, und die Sie ſchon kennen, meine lieben Zuhörer.«

»Wagner erhob ſich während meiner Rede, nickte zufrieden mit dem Kopfe, griff ſich an das Kinn, ja blickte ſogar in den langen Pfeilerſpiegel, und ſtrich ſich die wenigen braunen Haare über die merkliche Glatze. — »Alſo die Liebe und die Luſt,« ſagte er, »dann aber die Liebe zuerſt, die Liebe über Alles. Ich will wieder Wein trinken, mir eine neue Pfeife und einen neuen Rock kaufen, beim Einbruche der Nacht, wenn ſie die Laternen auf den Schiffen anzünden, am rechten Ufer des Fluſſes hinausgehen an die See, wo zwiſchen zwei Linden und zwei kleinen Gärten des alten Holger Fiſcherhütte ſteht. Dort hängen die Netze und trocknen, die blonde Margareta beſſert die ſchadhaften aus und ſingt ein altes Lied, während der Seewind ihr die langen Locken aus dem Geſichte ſtreicht, die Wogen zu ihren Liedern rauſchen, die Kähne am Strande ungeduldig an den Ketten zerren, wie rauh gefeſſelte Herzen, und ferne weiße Segel vorüberfliegen, wie ihre Wünſche für die Zukunft.« Der Menſch war zufrieden, ich hatte meine Freude daran, kümmerte mich aber nicht viel um ihn, denn mich zog es mit Gewalt in Helena's liebe Nähe, aus der mit den Tagen alles ernſte Denken entfloh! Der alte Lindow ſchien aufzuleben in unſerer jugendlichen Heiterkeit, immer mehr vergaß er, ſeinen ſonſt ſo hoch gehaltenen Rheinwein zu ſchonen; zuletzt freute ihn das Glas ſchon nicht mehr, wenn es nicht in lauten Reihen kreiſte, es kamen Dejeuners, Diners und Soupers bis ſpät in die Nacht, ja zuletzt üppige Feſte. — Aſael war da an ſeinem Platze, es war, als hätte der Mann die Freude an der Kette, wie die heilige Jungfrau Juliana den Gott ſey bei uns. Ein Wort, ein Lied, ein Schwank von ihm — und man hätte berſten mögen vor Lachen, oder alle Welt vergeſſen vor gemüthlicher Behaglichkeit. Da ſtürzte Keiner über den Andern her, im Vertrauen auf die Gaſtfreundlichkeit des Hauſes, ihn zu überſchreien mit faden und fremdartigen Ideen — es fand ſich immer das Rechte ſo gut zuſammen, Lindow und ein Paar alte Börſeherren ſpielten, junge Leute tanzten oder ſangen und muſizirten. — Helena und ich ſaßen weit hinten in einer grünen Laube, der ferne Jubel drang durch Mondſtrahlen, Blumendüfte und über Waſſerflächen, die ihn verſchönten, zu uns herüber — man vermißte uns nicht — man ſuchte uns nicht — und kehrten wir wieder zurück, ſo fragte uns Niemand, wo wir geweſen.«

»Endlich wurden aber die Geſellſchaften immer größer, daß uns das ſtille Beiſammenſeyn nicht recht gelingen wollte. Bald war Der, bald Jener, dem man beſondere Aufmerkſamkeit aus beſonderen Rückſichten zu ſchenken hatte, — es waren meiſtens recht hübſche Männer, und wenig einzuwenden; ich vertrieb mir die Zeit, ſo gut es gehen wollte. Meine früheren Studienfreunde ſammelten ſich um mich — wir tranken und tollten oft noch, wenn die Damen ſchon lange aufgebrochen und auch Helena ſchlafen gegangen war. Ich merkte wohl, daß ich ihr nicht mehr zum Bedürfniſſe ſey, wie früher, aber eben um dieſe peinigenden Gedanken zu erdrücken, war ich ausgelaſſener, als die Übrigen — und eben eine ſolche Stimmung veranlaßte uns einſt, bis an den lichten Morgen zu zechen — ſo daß die meiſten in einem ſinnloſen Zuſtande nach Hauſe geſchafft werden mußten. Auch dem alten Lindow, der, wie es das Alter liebt, den Stärkſten unter den Jungen ſpielen wollte, war es nicht anders ergangen.«

»Es war am Nachmittage nach dieſem Morgen, als ich in meinem dunklen, verhängten Zimmer, das die ſchwülſte Luft erfüllte, aufwachte. An meinem Bette ſaß mein Famulus und ſpielte lächelnd mit einem Kränzchen von Seegras.«

»Wie geht's?« rief ich ihn an. — »Gott ſey Dank!« erwiederte er, wie aus einem Traume auffahrend, »daß Sie noch leben — wir fürchteten ſchon Alle, es werde Ihnen ergehen, wie dem alten Lindow.« — »Menſch!« rief ich entſetzt, »was iſt's mit dem?« — »Nichts iſt's mehr« — ſagte der Burſche gleichgiltig; »kein Lieben, keine Luſt — kein Glück mehr. Er iſt noch heute Morgens geſtorben. Es ſoll ein leichter Tod geweſen ſeyn — ein Schlagfluß — er ſchloß die Augen, wie ein roſenbekränzter Zecher.« Ich ſtarrte ſchweigend vor mich hin. »Und Helena?« — »Die iſt auf und davon.« — »Was redeſt Du?« ſchrie ich auf. — »Es iſt, wie ich geſagt habe,« fuhr der Burſche fort. »Man will ſie heute nach Mitternacht im Mondlichte auf der Warnow zum Hafen fahrend geſehen haben. Sie ſaß in einem kleinen Kahne, ein junger Mann neben ihr, ein Schiffer vorne, einer hinten. Heute früh ſtach ein Schooner in die See, der wird wohl Beide mitgenommen haben. Dieſen Brief fand ich heute früh in unſerem Garten, er muß über die Mauer geworfen worden ſeyn.« Ich griff haſtig nach dem Schreiben, das er mir hinhielt, und brach es auf — es waren die wenigen Zeilen:

»Mein lieber Franz!

»Ich danke Dir für die vielen Freuden, die Du in mir erweckt haſt — jetzt gefällt mir ein Anderer beſſer, als Du — auch wollte ich ſchon lange in die Welt — der geht hinaus und nimmt mich mit. Sey froh — Du biſt mir jetzt gleichgiltig — warum ſollte Dir leid ſeyn um mich? Geh' auch in die Welt, vielleicht finden wir uns irgendwo zuſammen, und es wachen die alten Flammen wieder auf. Lebe wohl! Helena.«

»Dies war der beiläufige Inhalt jenes Briefes. Ich hielt ihn noch zitternd in den Händen, als Aſael in's Zimmer trat. »Das iſt eine ſchöne Beſcherung!« rief er. »Aber jetzt zeigen Sie ſich als von meinen Grundſätzen durchdrungen; das iſt ihr Vorzug, daß ſie vergeſſen und dem Mißgeſchicke trotzen lehren, indem man ein ſolches gar nicht anerkennt. Was haben Sie verloren? — Ein Mädchen, das Sie nicht mehr liebte — Facit: nichts. — Was haben Sie gewonnen? Ihre Freiheit — eine beſſere Wahl. Fort! Hinaus! Reiſen Sie!« und ſo übertäubte er meinen Schmerz — ich richtete mich auf, befahl zu packen und Poſtpferde für den nächſten Morgen zu beſtellen. Der Profeſſor verließ mich nimmer, ſchilderte mir mit den glühendſten Farben die neuen Freuden, die mir winken, mein junges Herz glühte dem roſigen Morgen entgegen, der uns beim vollen Glaſe überraſchte. Bald darauf Peitſchenknall und Poſthornklang, und der Reiſewagen raſſelte in den Hof. Während der Profeſſor ſich mit meinem Gepäcke beſchäftigte, ging ich noch einmal in den kleinen Garten hinter meinem Hauſe, den Schauplatz meiner frohen Kinderſpiele, und tauchte mit voller Bruſt in die Wogen der Erinnerung, die aus Büſchen und Blumenbeeten hervorrauſchten. Es ſagte mir eine Ahnung, ich käme nie wieder in dieſe ſtillen Räume — — und ſo wird es wohl auch geſchehen. In einer Laube fand ich meinen Famulus, er hatte das Kränzlein von Seegras wieder in der Hand, und lächelte heiter darauf nieder. »Guten Morgen, Wagner!« ſagte ich, »was iſt das für ein Kranz?« — »Ach!« verſetzte er aufblickend, »Sie wiſſen noch gar nichts von der Geſchichte. Am Abende, als Sie zu dem Feſte gingen, an dem der alte Lindow ſtarb, ging ich hinaus in die einſame Fiſcherhütte des alten Holger, und traf die blonde Margareta, Netze ſtrickend und ſingend, im Seegraſe am Strande ſitzen. Ich trat zu ihr, bot ihr einen guten Abend, und ſchaute ſie lange an, die ſchöne, blauäugige Blonde, die Blühende — die Junge. Sie ſah auf mich, den Welken — mir ſtanden die Thränen in den Augen, wie einem Kinde, das vor ſeinem Chriſtbaume ſteht, das Mädchen ſchwieg — endlich ſagte ich: — »Jungfrau, ich bin da, Dich zu lieben!« — »Ach! Ihr ſeyd ja ſchon alt,« redete ſie. — »Dreißig Jahre,« ſagte ich, »ich ſehe nur ſo alt aus, weil ich noch nie geliebt habe.« — Da ſchaute mich das Kind recht ernſt an und ſprach: »Da hättet Ihr Euch nicht in mich verlieben ſollen, bei unſerem Hauſe iſt kein Glück. Ich hatte drei Schweſtern, ſie ſind alle ertrunken, ſobald ſich ein Mann in ſie verliebte — die Nachbarn ſagen, wir hätten unſere Bräutigame in der See. Geht, Ihr habt mir den Tod gebracht, aber ich will Euch nicht zürnen. Ich habe mich immer gefürchtet, ſterben zu müſſen, ohne geliebt werden zu ſeyn. Jetzt habe ich Beides, Liebe und den Tod. Ich will Euch noch vom Seegraſe, in dem ich ſitze, ein Kränzlein flechten zum Andenken — — dann geht —!« —

»Sie begann nun die traurige Arbeit. Während ſie flocht, flogen weiße Möwen im weiten Kreiſe über unſere Häupter — als tauchten grünhaarige, bleiche Meergötter aus den Fluten, und ſängen und rieſen, ſo ſchäumten und rauſchten die Wellen — da war das Kränzlein fertig, ſie gab mir's und ſagte: »Ich danke Euch für Euere Liebe!« — darauf ſprang ſie in einen Kahn, und ruderte dem Schifflein ihres Vaters entgegen, der eben heimkehrte. Kaum war ſie aber etwa 100 Faden vom Lande, ſo fuhr ein lauter Windſtoß in die See, ich ſah, wie weiße Arme in ihr Fahrzeug griffen und ſie hinabzogen in die Flut. Sie hatte ihre blauen Augen zu mir gewandt, und ſtreckte ihre Arme nach mir aus, als ſie verſank. — Das iſt der Kranz — ich habe meine Freude daran. Ja, Sie hatten Recht, mein Beſter! ohne Liebe iſt das Leben leer.« Ich drückte ihm die Hand und ging. Wenige Minuten ſpäter rollte ich aus den Thoren von Roſtock.«

Der Erzähler ſchwieg jetzt tief ergriffen, und die Zuhörer mochten ihn daher nicht zur ſchnelleren Rede mahnen, ſo ſehr ſich auch dieſes dunkle Gewebe von Begebenheiten in jenem ſchwarzen Faden zu entwirren ſchien, der ſich durch die heiteren Tage der Schloßbewohner von Calliano geſchlungen hatte. Endlich nahm Franz wieder das Wort: »Nichts von meinen Flügen durch Deutſchland — jede Freude, die ich genoß, mußte ich kaufen; ich trachtete, meiner Maxime nach, immer fröhlich zu ſeyn, und wurde eben unter dieſen Verhältniſſen, wie es immer zu gehen pflegt, ſtatt eines frohen Menſchen ein flacher. Könnte ich euch jetzt wieder ſehen, ihr lieben Thürme und Erker von Nürnberg, ihr blauaugigen Mädchenköpfe mit den blonden Heiligenſcheinen! Da aber, wie ich meine, nur im augenblicklichen rapiden Genuſſe die Seligkeit des Lebens beſteht, und um dieſe frommen Herzen ein frommes Dienen im Dome der Liebe ziemt, ſo flog ich bald, vielleicht nur allzubald, aus den Thoren der alten Reichsſtadt, und ſchaute wenig zurück auf den ſchönen Sebaldusthurm und die hohen rothen Ziegeldächer. Ich hätte vielleicht in Nürnberg bleiben ſollen und dienen, wie ſo Viele. Ich ſäße vielleicht jetzt mit einer ſchönen Frau am ſpiegelhellen Fenſter, und ſchaute auf die Menge hinab, die in den Straßen wallt, und mancher freundliche Gruß tönte herauf aus dem rauſchenden Strome, ſtatt hier an dem Ufer der fremden Etſch und bei Ihnen, meine lieben Gaſtfreunde, die vielleicht den Stab über mein Herz brechen. Ich will von Wien reden, dem großen, ſteinernen Wien, der Stadt des leeren Genuſſes, die längſt die liebliche Form des Alterthums abgeſtreift hat, und nur im Wechſel der Tage Alles nachahmt, das gute Wien! Es war in der Oper, als ich in der Loge neben mir eine bekannte Stimme hörte. Da ich mich umwandte, blickte ich in das Antlitz der ſchönen Helena von Malchin. Sie hatte viel gelebt — an ihrer Seite ſaß ein junger Mann, wohl lange nicht mehr derſelbe, der auf jenem Schooner mit ihr von Roſtock ſegelte. Sie erkannte mich gleich und fragte: »Wie geht es, mein Lieber?« — »Gut,« antwortete ich, »und wie unterhalten Sie ſich?« — »Beſſer als je,« war die Antwort, »Dank Ihren luſtigen Lehren! Was gibt es Neues in der Heimat?« — »Darum muß ich Sie fragen!« — »Wenig,« ſagte ſie: »der lange Peter Teterow hat ſeinen grauen Rock ausgezogen, und iſt in den Malchiner See geſprungen.« — Ich wendete mich ſchaudernd ab. — »Wohin geht Ihre Reiſe?« fragte ſie mich wieder. — »Nach Italien,« war meine Antwort. — »Und ich gehe morgen nach Salzburg. Auf Wiederſehen!« — Eben fiel der Vorhang, und ſie ſtand auf und verließ das Haus. Am andern Tage reiſte ich ab. Ich ſah und hörte nichts mehr von ihr, als erſt aus Ihrem Munde, Herr Amtmann! — Jetzt iſt die Reihe, zu erzählen, an Ihnen!«

Der Gefragte ſah nun mit dem bedenklichſten Geſichte vor ſich hin, dann warf er einen ſcheuen, faſt bittenden Blick auf den alten Thurm hinüber, und begann endlich mit zitternder Stimme: »Es war am 8. März dieſes Jahres, als der Landgerichtsdiener in mein Zimmer trat und mir die Anzeige machte, daß zwei Gensd'armes eine paßloſe Perſon eingebracht hätten, die an der Etſch händeringend auf und nieder ging. Ich ließ ſie vor mich bringen, und erſtaunte ſehr über die ſeltſame Erſcheinung. Eine feine, niedliche Geſtalt; offene, goldene Haare fielen über ein edles, aber gramzerſtörtes Antlitz herab; ſie trug ein ſchwarzes Kleid vom ſchwerſten Seidenſtoffe, aber Füße und Hände waren blos, nur an der Rechten trug ſie einen Ring mit einem blauen Edelſteine, ganz wie der, der an Ihrem Finger glänzt, Herr Roſenhain. Ich mochte ſie fragen, um was ich wollte, ſo bekam ich keine andere Auskunft, als: ſie ſey die ſchöne Helena von Malchin, und ſuche den nächſten Weg nach Roſtock. Sie verlangte ſchleunigſt wieder losgelaſſen zu werden, und als ich ihr bedeutete, daß ſie ſo lange in unſeren Händen bleiben müſſe, bis man Beſtimmtes über ihre Perſon ermittelt habe, und ſie noch einmal fragte, wer ſie ſey und wie ſie heiße, ſo gab ſie mir heftig zur Antwort: »Ich heiße und bin die ſchöne Helena von Malchin; fragen Sie nach, im halben Mecklenburg bin ich bekannt. Wenn ich aber hier noch länger aufgehalten werde, ſo nehmen Sie dieſe kleine Brieftaſche, und ſchicken dieſelbe an die Mutter des jetzt verſtorbenen langen Peter, der den tollen Sprung in den See gemacht hat.« Sie übergab mir mit dieſen Worten ein Portefeuille, in dem ſich die Summe von 60,000 Franken in Wechſeln, auf die beſten Häuſer in Genua lautend, befand. Ich ſchloß daraus und aus der Zartheit ihres Körpers, ſo wie aus der feinen Weiſe, ſich zu benehmen, daß ſie einer beſſeren Herkunft ſey, und ihr ſchwerlich ein Verbrechen zur Laſt fallen dürfte, obwohl noch immer das räthſelhafteſte Dunkel über ihrer Perſon ſchwebte. Ich ſchrieb nun an die Behörden zu Genua und zu Malchin, wies ihr ein beſſeres Zimmer an, dort nämlich im obern Stockwerke jenes Thurmes, in deſſen Erdgeſchoſſe die Arreſte des Landgerichtes ſich befinden, ließ ſie täglich von einem Arzte beſuchen, und verpflegte ſie auf's Beſte. Es war augenſcheinlich, daß ſtiller Wahnſinn ihren Geiſt zerrüttet hatte; ſie ſaß den ganzen Tag ſchweigend am Fenſter, kämmte ihre langen goldenen Locken, und faßte Jeden, der zu ihr in's Zimmer trat, freundlich bei der Hand und ſagte: »Nicht wahr, es iſt nicht zu verkennen, ich bin die ſchöne Helena von Malchin?«

Als gegen Ende März heitere, warme Tage kamen, geſtattete ich ihr, ſich hier im Schloßgarten zu ergehen, wobei ſie die Frau des Gerichtsdieners begleitete. Eines Tages aber ſchwang ſie ſich, wie der Blitz, über die Mauer, kletterte hinab und lief in den längſt verwilderten Park, der hinter dem Schloſſe ſich ausdehnt. Das Weib machte Lärmen, ich ſchickte Leute nach allen Richtungen aus und hoffte, man werde ſie bald wieder finden. Man fand ſie aber nicht mehr. Wenige Tage waren nach dieſem Ereigniß verfloſſen — Sie, Herr Roſenhain, kamen eben zu uns — als am frühen Morgen der Gerichtsdiener leichenblaß mit der Botſchaft in mein Zimmer ſtürzte: heute Nachts um 12 Uhr ſey die ſchöne Helena wieder in ihrem Zimmer geweſen. Als er die Runde um den Thurm machte, habe er ſie im Mondlichte am Fenſter geſehen. Sie kämmte ihre goldenen Haare und weinte dabei. Er könne auf ſeine Seligkeit verſichern — er habe am Abende alle Thüren mit eigener Hand verſperrt. Sie ſoll jetzt allnächtlich ihre Beſuche wiederholen. Bedächtige Männer haben ſich von der Wahrheit der Sache überzeugt; ich ſelbſt habe mich nie hingewagt, da ich den Schrecken fürchte. Die Arreſtanten ſagen uns, ſie hören immer um die Mitternachtsſtunde Thüren auf- und zuſchlagen, dann ſchleppt es mit ſchweren Schritten an ihren Thüren vorbei und die Stiege hinauf mit leiſem Gewimmer — die Hunde heulen —«

»Ich muß nach Hauſe!« ſchrie hier der Student entſetzt auf, nahm ſeinen Hut und rannte aus dem Garten. Alle ſchauten ihm verwundert nach, die Schloßuhr ſchlug halb eilf. Auch Pater Anſelm empfahl ſich, und der Vater und Albertine begaben ſich ängſtlich ſchweigend in's Schloß zurück.

Als aber der Geiſtliche unten im Dorfe an der Thüre ſeines ſtillen Pfarrhauſes ſtand, wandte er ſich noch einmal um gegen das Schloß, das majeſtätiſch hineinragte in die mondlichte Luft. Er ſchlug das Zeichen des heiligen Kreuzes gegen das ſtattliche Gebäude und ſprach: »Laſſe, o Herr! den Segen des Himmels über Deine Diener hereinbrechen mit dem heiligen Pfingſtmorgen, und vergib in Deiner unausſprechlichen Milde denen, die Dich nicht erkennen!«

Albertinens und des Amtmanns Lichter waren kaum verloſchen, ſo pochte es an der Thür des Gerichtsdieners, der im Erdgeſchoſſe des alten Thurmes zu Calliano wohnte. Beſtürzt fuhr er und ſein Eheweib vom Schlafe empor. »Die ſchöne **Helena**!« rief die Frau und bekreuzte ſich. — »Es iſt noch nicht ihre Stunde,« verſetzte ihr Gatte, ſeine innere Scheu bemeiſternd, und ſprang aus dem Bette; da pochte es wieder. »Wer iſt draußen?« ſchrie der Gerichtsdiener. — »Macht auf, **Leonhard**!« tönte es zurück, »der Studioſus **Roſenhain** aus Roſtock iſt draußen.« — »Gleich, gleich, verehrter Herr!« verſetzte **Leonhard**, der die Stimme und den Namen wohl kannte, gedämpft und dienſtfertig, brachte ein Licht zu Stande, und eilte mit den Schlüſſeln zur Thurmpforte. Als er aber den Flügel geöffnet hatte, hing ſein Auge gebannt an einem furchtbaren Anblick. Um die weſtlichen Bergeshöhen zog ſich ein gelbrother Lichtſchein, den helle Blitze durchſchnitten und auszackten; tief im Hintergrunde rollte der Donner, und in den nahen Felshörnern pfiff der Sturm. Aber immer näher und näher rauſchte ſein Fittig, mit ihm zog der rothe Feuerſchein über den ganzen Horizont; die dunklen Bäume ſchwankten im Winde hin und wieder, und Gras und Blumen lagen von der ſchwülen Hitze zu Boden gedrückt. So lehnte auch der Studioſus, gebeugt und mit flatternden Haaren, an dem ſteinernen Thürpfoſten. Der Regen, der eben zu ſtrömen begann, ſchlug ihm in in das bleiche Geſicht, und ſo netzten die Thränen des Himmels ſeine Wangen.

»Was befehlen Sie, lieber Herr **Roſenhain**, noch ſo ſpät in der Nacht?« fragte jetzt **Leonhard**, den Studenten leiſe auf die Achſel klopfend.

»Ach!« verſetzte der »ſchon da, guter Freund? Was ich wünſche? Ein Nachtlager da im Thurme. Ihr wißt, ich habe eine gute

Stunde zu meiner Wohnung, und ich mag den Weg bei dieſem Unwetter nicht wagen. — »Mein Gott!« entgegnete Leonhard, »in meinem Zimmer finden Sie weder Raum, noch Bequemlichkeit.« — »Davon iſt auch gar nicht die Rede,« unterbrach ihn Franz. — »Ach! und die Arreſte ſind alle voll!« entſchuldigte der Andere ſich verlegen. — »Alle?« fragte Franz. »Gut! Aber im obern Stockwerke ſcheint es ja recht wohnliche Zimmer zu geben.« — »Nur eines,« antwortete Leonhard ſchnell. — »Führt mich hin und zaudert nicht länger,« eiferte der Student und trat, die Alte auf die Seite ſchiebend, in den Gang. »Oder glaubt ihr, ich ſoll da in Wind und Wetter kampiren, oder in finſtern Hohlwegen mir den Hals brechen? Wie mögt ihr doch ſo ungaſtlich ſeyn!« — »Um Gottes willen, lieber Herr!« ſtammelte Leonhard in der größten Angſt, den Forteilenden beim Arme faſſend, »lieber lege ich mich mit meinem Weibe unter die Dachtraufe, und räume unſer Bett, ehe ich Ihnen geſtatte, in jenem Zimmer zu übernachten, wo der leidige Gott ſey bei uns! ſein ruchloſes Spiel treibt.« Der Student hatte bei dieſen Worten dem Alten die Laterne aus der Hand geriſſen, und eilte in den finſteren Gang hinein. Links und rechts waren die Gefangenen von dem ungewohnten Lärmen wach geworden, und raſſelten mit ihren Feſſeln — jetzt erſah Franz die Stiege, ſprang hinauf, und trat in die einzige Thüre des obern Geſchoſſes. Unten ſchlug der Gerichtsdiener ſeine Thüre zu — die nahe Mitternachtsſtunde hatte ihm allen Muth genommen, dem kühnen Eindringling zu folgen. Der hatte ſeine Laterne auf den Tiſch des mit einem Handſtreiche gewonnenen Zimmers geſtellt, und maß nun mit langen Schritten die letzte Wohnung ſeiner erſten Geliebten. Es ſah hier recht aus, wie an einem Ort, von dem der Menſch ſeine pflegende Hand abzieht. Zerriſſene Tapeten, gebrochene Stühle, beſtaubte Käſten — ein kaltes Bett — man konnte nicht daran denken, hier zu bleiben. Unter der ſteinernen Fenſterbrüſtung wogten Reben und Baumwipfeln, die grünend heraufreichten, vom Winde gepeitſcht, wie ſturmbewegte Wellen auf und nieder, und der gelbe Feuerſtreifen, der oft darüber hinzuckte, ſchien unſerm Studenten die letzte Lichte der ſchnell zu Grabe geſunkenen Sonne ſeines Glückes. »Es war auch am ſteinernen Rande grüner Wellen,« ſagte er zu ſich ſelbſt, »da Du, Helena, an meiner Bruſt lagſt und zu mir von Deiner Liebe redeteſt. Wieder am Rande grüner Wogen hoffe ich Dich heute zu ſehen, Du wirſt doch kommen, wenn Dein Geliebter Deiner harrt?—« Nun verſank er in dumpfes Sinnen, plötzlich aber ſchlug er ſich vor die Stirne und lachte hell auf. »Wie konnte mich das Geſchwätz eines befangenen Greiſes und eines leichtgläubigen Mädchens ſo aus meinem frohen Geleiſe bringen? — Aſael, Aſael, du haſt einen ſchwachen, aber treuen Schüler gezogen. Hat meine Liebe in jenen ſchönen Tagen die ſchöne Helena nicht gehegt und gepflegt, wie eine Mutter ihr liebſtes Kind — und habe ich ihr nicht die beſten Wünſche nachgeſendet, als ſie mich verlaſſen — wo iſt, mein Herz, deine Sünde? Konnte ich ihre Wege behüten? Lebt ſie und kommt ſie dieſe Nacht wieder — o ſo ſoll ſie den alten Liebesfrühling in meinen Armen wieder finden — denn es drängt mich wieder an ihr Herz! — Lebt ſie nimmer — dann kommt ſie auch nimmer, kann nicht wieder kommen.« Mit dieſen Worten warf ſich Franz in einen Seſſel, der am Fenſter ſtand, und ſchaute in das Thal hinab. Das Gewitter war wie weggezaubert; die mild gewordenen Winde trugen, ſtatt Regen und Donnerſchall, nur Orangen- und Blumendüfte zu ihm herauf, die grünen Reben und Baumwipfel vor dem Fenſter fluteten leiſe, leiſe durcheinander, und der ſilberne Mond ſchwamm auf ihnen, wie jener Schwan auf dem grünen Teiche im Garten des verſtorbenen Kaufmanns Lindow zu Roſtock. »Ich habe wohl auch meine Sünden,« dachte Franz — der Blick in's Freie hatte ſeine Seele erweicht — »und ich möchte ſie büßen. Sie wird nicht ausbleiben, die Zeit meiner Leiden, doch wo — wo bleibt dann, Helena, Dein blauer Blick, der mich tröſtet?«

Wie er nun ſein Auge niederſchlug, lag Helena's Ring auf dem Fenſter, und der blaue Stein leuchtete ihm zu. Ja, es war ihr Ring — denn ſeinen gleichen trug er noch am Finger. — »Helena!« rief er, und der Liebe Glut durchdrang den Ton ſeiner Stimme. »Franz!« hauchte hinter ihm ein geiſterhafter Laut. Er hob ſein Haupt — da rollten Helena's goldene Locken leiſe herab über ſeine Stirne, ihre blauen Augen ſchwebten ſchimmernd nieder, und ihre Lippen ſanken auf ſeinen Mund. Es rieſelte kalter Todesſchauer durch ſeine Gebeine. — »Lebſt Du?« — rief er zitternd. Da legte ſie den Finger auf den Mund, nahm ihren Geliebten bei der Hand, und führte ihn zur Thüre hinaus — es hemmten ihre Schritte weder Thüren, noch Thore — ſchlich mit ihm durch die Pappelallee, durch Blumen, Diſteln und Geſträuch um's Schloß herum, bahnte mit ihrer zarten Hand einen Weg durch's Dickicht, bis ſie an einem kleinen Teiche des verwilderten Schloßparkes ſtanden. Dort blickte ſie ſtarr in die Flut, bis ihre klaren Augen übergingen, dann ſetzte ſie ſich auf die ſteinerne Einfaſſung und weinte bitterlich. Ein einſamer Schwan kam hinzugerudert, und legte ſchmeichelnd ſeinen ſanft gebogenen Hals in ihren Schooß. »Was weinſt Du, meine Geliebte?« fragte Franz. Da trocknete ſie ſich die blauen Augen mit den blonden Locken, und lächelte ihn an. —

Bald aber ſprach ſie wehmüthig: »Es zieht und treibt mich hin, wo ein tiefes Waſſer im Mondſchein glänzt. Es neigt und beugt mich nieder, bis ich hineinſchaue in die Wellen, und immer liegt unten am Grunde der lange Peter Teterow, und regt und ſtreckt ſeine Arme nach mir herauf. Oft bin ich hinunter geſprungen, immer aber trug er mich wieder herauf, und ſetzte mich an's Ufer und ſprach: »Bringe Deinen Buhlen mit, daß du glücklich ſeyſt; ich wollte Dich auch glücklich machen im Leben, aber Du glaubteſt mir nicht. Bringe ihn mit, wir wollen dann friedlich beiſammen ruhen.« Siehſt Du, Franz! dort ſitzt er wieder unten bei den Lotoswurzeln, in ſeinem grauen Rocke, und hebt die Arme. — Komm mit mir, Franz, zur Ruhe!« —

»Ich will gerne mit Dir gehen, aus dem Traume dieſes Lebens, eine traumloſe Nacht zu verſchlafen; es ſehnt ſich mein Herz nach der Ruhe da unten. Aber Eines, Eines mußt Du mir ſagen. Werth iſt dem Menſchen ſeine Hoffnung, denn ſie gebärt ihm ſeine Pläne, werth iſt dem Menſchen ſeine Liebe, denn ſie ziert ihm ſeine Tage; — aber werther — werther noch iſt ihm ſein Glaube, denn er iſt ſeine Kraft. Wohl dem, der glaubt und nicht irrt. Schlinge Deine Arme um mich, tritt mit mir an den Rand des Waſſers, ſchon hebt ſich mein Fuß zum Sprunge; jetzt ſage mir nur das Eine: Lebſt Du noch, die ich da im Arme halte?« —

Da ſchüttelte die ſchöne Helena von Malchin ihr bleiches Haupt, und ein lauter Weheruf gellte von dem Munde ihres Geliebten.

Der Morgen des erſten Pfingſttages war angebrochen. — Wer zählte die neu aufgeblühten Blumen und Herzen, die ihn begrüßten, wer mochte die Stimmen ſeines Lieblingsſängers aus dem Chor erkennen, den tauſend und aber tauſend Kehlen im grünen Walde und im leichten, windbewegten Geſträuch an der Etſch anſtimmten! Alles duftete ſchöner, und glänzte und klang heller, ſelbſt die fernen Berge ſchienen in dunklerer Bläue näher heran zu rücken, begünſtigt von der durchſichtigen Luft, in der noch die Waſſerdünſte des nächtlichen Wetterregens ſchwammen. Die Gemeinde von Calliano hatte ſich in der alten, mit Blumenkränzen frühlingsprächtig geſchmückten Kirche verſammelt, und Pater Anſelmus ſegnete, im Feſtgewande und das roſengezierte Venerabile in den Händen, ihre frommen Herzen; aber mit Befremden vermißten die guten Landleute im Oratorium oder dem Hochaltare den alten Amtmann und die allverehrte Albertine. Auch der Pfarrer hatte nach geendetem Gottesdienſte nichts Eiligeres zu thun, als in's Schloß hinauf zu gehen, um den Grund des unterbliebenen Kirchenbeſuches zu erfahren. Als er den Schloßberg hinanſtieg, ſprengte ihm der Wundarzt auf ſeinem Rößlein in haſtigſter Eile vor, ohne rechts und links zu ſchauen, und vermehrte nur ſeine bange Neugierde. Er verdoppelte nun ſeine Schritte, flog die Stiege hinauf, und trat durch das Vorgemach in die Wohnung des Amtmanns, aber ſchon im erſten Zimmer erſchaute er das gefürchtete Unglück. Auf dem Bette lag regungslos Franz Roſenhain. Es war aber ſchwer zu unterſcheiden, ob es ein todter Jüngling oder ein ſchlafender Geiſt ſey; die eingefallenen Wangen, die gealterten Züge und die von matten Athemzügen nur ſchwach gehobene Bruſt glichen eher dem zweiten Bilde.

Der Wundarzt war mit Wiederbelebungsverſuchen des Unglücklichen beſchäftigt, von Schmerz und Schrecken gelähmt ſtand der alte Amtmann an ſeiner Seite.

»Er lebt und bald wird er die Augen aufſchlagen,« ſagte der Arzt, und ehe er noch geendet, hoben ſich die Augendeckel des Kranken. Ohne Ausdruck ſtarrte er vor ſich hin. Albertine, die eben in's Zimmer trat, ſchauderte vor dieſem Blicke zuſammen; ihr war es, als ſchauten jene furchtbaren Augen die Qualen einer ewig verhüllten Welt; und ſo blieb der Student regungslos, an allen Gliedern gelähmt, liegen durch viele Tage; nur wenig Kraftbrühe, die man ihm einflößte, friſtete ſein Leben, oder ſein Schweben zwiſchen Seyn und Nichtſeyn. Sein Leiden lag wie eine Gewitterwolke auf den ſtillen Tagen des Amtmannes und der guten Albertine, die von des Unglücklichen Seite nicht wich. In jenem ſchrecklichen Zuſtande, in dem ihn Pater Anſelmus traf, hatten ihn Landleute, die zur Kirche gingen, am Ufer jenes Teiches im alten Schloßgarten gefunden. Er lag mit dem Geſichte am Boden, von Regen und Thau durchnäßt. —

Es war ſchon gegen Ende des Julius, als ſich ſein Zuſtand beſſerte, das wilde Feuer ſeiner Augen verlöſchten unaufhaltſam hervorbrechende Thränen, langſam ſchwand die Lähmung ſeiner Glieder, auch zogen oft leiſe Worte von ſeinen Lippen; doch leider waren ſeine Reden nur Ausgeburten eines ſtillen Wahnſinnes: »Wie ſüß iſt es, hinunter zu ſinken in den Armen der Liebe durch die Fluten des Todes.« Dieſen Satz wiederholte er am öfteſten. Oft aber ſchrie er wild auf: »Aſael, Aſael, warum haſt du mir meinen rechten Glauben geraubt, mein gutes Herz, meine Nächſtenliebe, meine Seligkeit; um eine rothe Rephuhnpaſtete und einige Gläſer Hochheimer habe ich mein Herz verhandelt, die ſchöne Helena gab ich mit in den Kauf. Elendes Leben ohne ewige Liebe! Mephiſto! Mephiſto!«

Es war ſchon wieder eine lange Zeit vergangen, und des Studenten Qualen noch immer nicht milder, als an einem trüben Septemberabend die gute Albertine ganz allein an ſeinem Bette ſaß, und er wieder ausrief: »Wer gibt mir meinen rechten Glauben, mein gutes Herz und meine Nächſtenliebe wieder!« Da verſetzte ſie, bewegt von ſeinem Jammer: »Ich, mein guter Franz.«

»Du?« ſagte er, und richtete ſeine Augen feſt auf ſie. Sie ſtrahlten in milderem Glanze, wie noch nie ſeit dem letzten Frühlinge. »Du?« fragte er wieder, und hob ſeine Hand, die er doch ſonſt kaum zu bewegen vermochte, und faßte damit des Mädchens Rechte. Albertine wußte nicht, wie ihr geſchah; der Student wandte ſein mild gewordenes Auge nicht mehr von ihr ab, bis es ihm in ſpäter Nacht im Schlummer zufiel. Aber mit der nächſten Morgenſonne ging es wieder auf, und ſuchte und fand wieder ſie, die ihm ſo Großes verſprochen. — Was alle Arzeneien nicht vermochten, ſchienen jene Balſamtropfen aus einem ſchönen Herzen raſch zu erzielen. Wie das Oel die Wogen des Sturmes glättet, ſo ſchwand allmälig der Wahnſinn von dem Kranken. Er ſprach oft ſchon zuſammenhängende Sätze mit gutem Sinne, der freie Gebrauch ſeiner Glieder kehrte nach und nach zurück, und endlich war er wieder ein Weſen, das fühlte und dachte.

Am Weihnachtstage hatte man ihn zum erſten Male in einem

Lehnſtuhle an's Fenſter gerückt; mit ſchwacher Kraft hob er ſein Haupt und ſchaute hinaus. Es glänzte das ſchneebedeckte Thal, von ſchwachen Sonnenſtrahlen und dem Klange der Mittagsglocke durchzogen. Der Student fuhr ſich mit der abgemagerten Hand durch die grau gewordenen Haare und ſeufzte: »Albertine, es iſt Winter geworden. Wo iſt meine gute Jahreszeit hingekommen, vielgeliebte Freundin?«

»Aber Franz,« verſetzte dieſe, ſelbſt zu Thränen bewegt, und doch bemüht ihn zu erheitern; »laſſen Sie ſich durch die Sorge um Vergangenheit und Zukunft nicht Ihre erträglichen Augenblicke trüben, denken Sie an Ihre eigenen Lehren.«

»Halt,« unterbrach ſie dann Franz, und ließ ſein Haupt auf die Bruſt ſinken, »nichts mehr davon — meine Lehren ſind falſch und ſündig. O, es gibt eine Zukunft, deren Glück man ſich erobern muß, wie den Genuß des Augenblickes; Albertine, ich habe einen Blick in jene Welt gethan! Es hängt Wort an Wort, That an That, Leben an Tod und die ewige Seligkeit an Allem. Sie glauben, und Sie glauben recht. Wie hätten Sie ſonſt ausharren können bei mir, da ſie mich nicht liebten, da Sie mich nicht einmal achten konnten. Wie Sie ſo ſchön vor mir ſtehen! Kindiſch genug fallen mir jetzt die Chriſtbäume meiner Kindheit ein, voll Lichter und Freuden. Niederknien möcht ich unter den grünen Tannenreiſern und dem heiligen Kindlein danken für die ſchönen Gaben — aber ach! längſt weiß ich kein Gebet mehr; — ſprechen Sie mir eins vor. Und ſie ſprach ihm eines vor, und er betete mit. Es war bald zu Ende. — Er ſagte: »Ach! am Beten allein liegt's auch nicht, es liegt am Herzen und an der Liebe!«

Es lag ein großer Schatz von Wiſſen und Weisheit in ſeiner Seele. In den ſtillen Winterabendſtunden hob Albertinens reine Hand goldene Barren aus ihrer Tiefe. Auch las ſie ihm gerne vor, denn ſchöne Bücher liebte er innig. Oft winkte er ihr nach einer ſchönen Stelle mit der Hand — dann ſchwieg ſie, und er träumte ſich in die Wunderwelt des Dichters hinein. Obwol er ſchon ein ſchwacher, hinſchwindender Menſch war, mahnte doch Albertinen in jenem Augenblicke ſein Anblick an ſeine guten Zeiten, wo er noch blühend am Gartenteiche des Kaufmannes Lindow mit der ſchönen Helena von Malchin ſaß. Wenn er dann ihre Hand mit leiſem Drucke faßte, da war es ihr, als ſey ſie ſelbſt jene unglückliche Blondine, und es ſchwimme der weiße Schwan hinzu, und lege ſchmeichelnd ſeinen weichen Hals in ihren Schooß.

Der Kranke erlebte auch den nächſten Frühling — als man ihn das erſte Mal in ſeinem Lehnſtuhle in den Garten trug, und in der Nähe eines vollen Roſenbeetes auf den grünen Raſen ſetzte, war ein ſchöner Maitag. Es war eben Mittag vorüber, und das Thal voll warmer Luft und heiliger Stille. Selten hob ſich ein Nachtigallenſchlag aus dem Walde, oder ein Schmetterling aus den Roſen. Der halb verfallene Gefängnißthurm war von Epheu bedeckt.

Franz ſchaute auf das bekannte Fenſter hinüber, wo die goldenen Sonnenſtrahlen im grünen Laube wie blonde Haare glänzten. »Ich komme bald!« hauchte er mit leiſer Stimme hinüber, und wandte ſich zu ſeiner ſchönen Pflegerin: »Leſen Sie doch weiter, wo Sie geſtern ſtehen blieben, meine Treue.« Albertine las weiter aus Rückert's Gedichten:

»Gott leitet, wen er will, und läſſet irre geh'n,
Und ſelbſt für ſeinen Weg muß Jeder Rede ſteh'n.«

»Was alſo bleibt dir, als um Rettung ihn zu bitten:
Herr! überlaß mich nicht den eig'nen irren Tritten!«

»Ja wohl! Mein Rath allein kann irre gehn, nicht Deiner;
D'rum ſoll Dein Rath allein an mir ergehen, nicht meiner.«

»Genug!« unterbrach ſie hier Franz, »das ſey die letzte gute Lehre aus Ihrem ſchönen Munde, die ich auf dieſer Erde anhöre. Es dürfte kein paſſenderer Schluß für mein bewegtes Leben zu finden ſeyn, als dieſe Verſe, die ſich eben ſo gut in meine erſten Tage als Motto, und in meine letzten als Moral ſchicken. Ja — mich ließ er irre gehen — und bald werde ich Rede ſtehen für meinen Weg. Ich hatte ſchöne Tage in meinem Leben, und meine Bahn war reich — bei Gott! — wenn ich zurückdenke, ich hatte einen ſchönen Fehler, der war an allen meinen Leiden ſchuld. Ich liebte ſo ſehr die ſchönen Menſchen, leider war mein Auge zu ſchwach, die wahre Schönheit — das Dauernde im Wechſel — zu erkennen, denn ich unterließ, um ſeine Leitung ihn zu bitten. Siehe, ich muß über mich ausrufen, wie der Prophet Baruch *) über ſein Volk: »Woher kommt es, Iſrael! daß du in deiner Feinde Land, »biſt? In einem fremden Lande biſt du veraltet und unter die »Todten geworfen. Du biſt verglichen denen, die in die Hölle hinabfahren. Daher kommt es, daß du den Brunnen der Weisheit »verlaſſen haſt; denn hätteſt du auf der Straße Gottes gewandelt, ſo wäreſt du fröhlich ſicher im Lande. So lerne, wo Vorſichtigkeit ſey, wo da ſey Tugend und Verſtand, daß du wiſſeſt, »woher das lange Leben und Nahrung, das Licht der Augen und »Friede herkommen.«

»O das ſchöne Licht der Augen!« fuhr der Student fort, indem er Albertinens Hand aus der ſeinen ließ, und Alles um ſich vergeſſend, die ſchwachen Arme ausbreitete gegen den ſonnenhellen Himmel — »o das ſchöne Licht der Augen, das Wald und Feld und ihre Farben ſpiegelt! o das ſchöne Licht, das aus ſchönen Augen ſeinen Sternenſchein in unſer Herz ſenkt! Tauchſt du ſchon wieder in meiner Seele auf, du alte Stadt Nürnberg mit deinen tauſend blauen Augen; mich trug ein Sturm aus euerem Lichte. — Und Du, Helena — unſere Augen haben uns ge-

---

*) III. K. 10. — 15. V.

täuſcht, aber bald werden wir uns wieder erkennen. Es thut ſo wehe, verkannt zu ſeyn, wo man geliebt ſeyn möchte! — Ich kann — keine Liebe mehr verlangen, weil ich ein krankes, ſterbendes Weſen bin, das ſie jetzt und nimmer zu vergelten im Stande iſt. Und doch iſt reine Frauenliebe das ſchönſte Glück, und nur einer ihrer Strahlen, den ein ſchönes Auge auf mich niederſenken würde in meinen letzten Stunden, nur eines ihrer Worte, das ein theurer Mund niederhauchen würde auf mein ſterbendes Haupt, die könnten mich verſichern, daß es ein reines Leben des Geiſtes gibt, das ſo lange währt, als der Gedanke, und deſſen höchſter Genuß in einem ſeligen Wiſſen und Erinnern beſteht.«

So ſprach der Student. Seine Stimme war ſchwächer geworden, er ſenkte ſein Haupt und ſchloß die Augen.

Albertine ſtützte ihre Arme auf die Lehne ſeines Stuhles — ſie neigte ſich über ihn, daß ihre braunen Locken auf ſeine bleiche Stirn niederwallten, und ſprach: »Du ſchöner Geiſt, im Feuer des Schmerzes geläutert, Tag für Tag erſtrahlſt Du in ſchönerer Klarheit! Ja, mit Freuden folge ich dem Fluge Deiner Gedanken, und mit inbrünſtiger Liebe hänge ich an Deinem verglühenden Herzen. Ja, es gibt eine ſchöne Ewigkeit, wie ich ſie träumte; ich trage einen Lenz in meinem Herzen, der nie verwelkt, denn ich muß Dich lieben!« — Die letzten Worte weckten den Schlummernden, er hörte ſie noch und ward ihrer froh. »Du?« ſagte er, wie an jenem Abende. *Albertinens* Augen ſtrahlten durch die braunen Locken auf ihn nieder, wie die erſehnten Sterne der Liebe. Es tranken ſeine Augen ihre Strahlen, und fielen wieder zu. Da trat der Arzt in den Garten. »Fräulein, die Schatten werden ſchon länger, und von den Bergen weht eine kühle Luft. Es iſt Zeit, daß wir den Kranken zur Ruhe bringen.« Das Fräulein ſuchte nun den Schlummernden zu wecken, es gelang ihr aber nicht mehr. — Zwei Tage darauf brachte man ihn dennoch im Kirchhofe zur Ruhe.

Seit dieſem Tage iſt manches Jahr verfloſſen. Der alte Amtmann und der fromme Pater Anſelmus liegen an der Seite des Studenten von Roſtock, und ſchlafen. Von der ſchönen Helena von Malchin ſah und hörte man nichts mehr. — Die gute Albertine aber iſt zu entfernten Verwandten gezogen, doch weiß ich nicht, wohin? — Wo ſich aber immer der Himmel über ſie wölbe, da träufle er Segen auf ihr Haupt, hülle ihr Herz in den Blumentraum der Liebe, und halte den goldenen Fittig ſeines Friedens ſchützend über ihre Tage.

Die beſten Wünſche meines Herzens folgen ihr in die unbekannte Ferne nach.

Ständchen.

Hatte wohl von fern und nah'
Heut' im Hauſe Gäſte,
Und bewirthet hätt' ich ſie
Alle gern auf's Beſte.

An Konfekt und ſüßem Wein
Ließ ich es nicht fehlen,
Dankend aber forderten
Mehr die guten Seelen.

»Soll der Wein aus Deinem Glas
»Recht erquicklich fließen,
»Muß uns auch aus Deinem Mund
»Heit'rer Scherz begrüßen!«

Sollte nun der arme Mund
Witz auf Witze ſprudeln,
Mit Genie die halbe Stadt
Zauſen und zerhudeln.

Schier begannen Stühl' und Gäſt'
Um mich her zu wanken,
Denn mir waren fortgerannt
Längſt ſchon die Gedanken.

Einen halben hatt' ich noch,
Eilig mußt' er wandern,
Abzuholen flink und ſchnell
Die entwiſchten andern.

Mancher Gaſt ſchon richtet ſich
  Gähnend die Perücke,
Weh, o weh! — der Bote ſelbſt
  Kommt auch nicht zurücke.

Da ergriff mich Angſt und Graus,
  Meinte Blut zu ſchwitzen,
Rannte endlich aus dem Saal,
  Ließ die Gäſte ſitzen.

Hier vor Deinem Fenſterlein
  Steh' ich nun mit Schmollen,
Weil mir die Gedanken nicht
  Wiederkehren wollen.

Hinter glatten Scheiben ſah
  Deutlich ich die Loſen
Deinen braunen Lockenkopf
  Keck und frei umkoſen.

Gib mir, ſchöne Siegerin!
  Gib mir, böſes Kindchen!
Die Gefangenen zurück
  Auf ein halbes Stündchen.

Hältſt Du länger ſie in Haft,
  Sey es — meinethalben:
Doch — der Gäſte willen gib,
  Liebchen! nur die halben.

Karl Rain.

Des Verliebten Königreich.

Fragte mich Einer:
»Wärſt Du ein König,
»Würde Dein Liebchen
»Königin ſeyn?«

Thörichte Frage!
Bin ich nicht König?!
Muß nicht mein Liebchen
Königin ſeyn?!

Prangt ja der Treue
Siegende Krone
Mir auf dem Haupte
Golden und klar;

Dient mir ja allwärts
Schimmernder Sterne,
Duftiger Blumen
Willige Schar.

Singende Vöglein,
Wolken und Wellen
Halt' ich als treue
Boten im Sold.

Meines Palaſtes
Ragender Giebel
Iſt junger Dämm'rung
Glühendes Gold.

Wem nun muß meine
  Dienerſchaft dienen,
Blumen und Sterne,
  Wolken und Well'?

Wem nun muß rauſchen
  Friſch aus des Buſens
Tiefen der Lieder
  Preiſender Quell'?

Ihr nur, der hohen,
  Herrlichen, holden
Herrin des Herzens,
  Ihr nur allein!

Wie? — Und ſie ſollte —
  Thörichte Frage! —
Nicht ihres Königs
  Königin ſeyn?

Karl Main.

* * *

Die Garimpeiros.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung, von F. Menk-Dittmarſch.

> Motto: Poco á poco hila la vieja el copo.
> (Muth und Ausdauer überwindet alle Beſchwerden.)
>
> Altſpaniſches Sprichwort.

Braſilien! — Du großes, erhabenes Land, Eden der neuen Welt! Vor Deiner Hoheit beugen all' Deine Schweſtern die Knie, und lauſchen Deiner Stimme; denn Du biſt ihre Königin! Ja, der Schöpfer hat alle Gaben aus ſeinem Füllhorn über Dich ausgeſchüttet: er verlieh Dir Majeſtät, den ganzen Blütenſchmuck der Natur; aber er vergaß vor Entzücken über ſein ſchönes Werk — des Menſchen, und pflanzte eine Mißgeburt in Deine herrlichen Gauen.

Jahrtauſende trieben dieſe Horden wilder Halbmenſchen in dieſem ſchönſten Lande der Erde ihr gräuliches Weſen; da ſchleuderte der Zufall zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts den kühnen Cabral an die Küſte Braſiliens, und Europa's gebildete Barbaren zogen in die prächtigen Urwälder ein. Ein neues Leben begann, im Streite um den Beſitz zerfleiſchten ſich die Eroberer. Während man ſich in Europa mit den fantaſtiſchſten Träumen über das neu entdeckte Eldorado trug, verhungerten die Koloniſten in dem ungeheuren Lande, oder unterlagen den Angriffen der Eingebornen. Jene Unglücklichen hielt nur der Gedanke an die ungeheuren Schätze von Gold und edlem Geſteine, welche, nach ihrer Meinung, im Schooße der Wälder und Gebirge lagen, von dem Schritte der Verzweiflung zurück.

Zwei Jahrhunderte waren indeß verſtrichen, und immer noch waren dieſe Gold- und Diamanten-Diſtrikte nicht aufgefunden. An der Küſte landeten alljährlich Scharen von Abenteurern, die von den märchenhaften Berichten unkundiger Seefahrer angelockt worden waren. Das Schickſal der meiſten dieſer Waghalſe war bejammernswerth. Entgingen ſie den Klauen des Jaguars, ſo zerſchmetterte ſie der Tacap der Indianer, oder das ungewohnte Klima ſchwang ſeine verderbliche Geißel und rieb ſie auf. Die Meiſten ſahen die Küſte von Porto Allegro nicht mehr. Dennoch ward durch ſolche Unglücksfälle der Muth der Nachfolgenden nicht gebeugt. So oft drei oder vier ſolcher Abenteurer beiſammen ſaßen, begannen die wunderbar klingenden Märchen und Erzählungen von dem Muthe der Garimpeiros *), von ihrem Glücke, den Schätzen, die ſie gefunden, und mit denen ſie ſo geheimnißvoll verſchwanden.

Am Abende des dia de difuntos ſaßen unter dem Parapet einer Fazienda vor Villa de Rio grande drei junge Männer in traulichem Geſpräche. Die Sonne war eben im Untergehen, und warf auf die Wellen des dos Patos-Sees ihren letzten Scheidegruß. Es war ein herrlicher Anblick. Im Vordergrund jenes ungeheure Baſſin, in welches fünf große Flüſſe münden, die Rhede mit Schiffen aller Nationen bedeckt. Zur Rechten das ungeheure Weltmeer, das nur eine ſchmale Landzunge von dem See ſcheidet. Nach Weſten zu die majeſtätiſche Sierra grande, und vor der Stadt jener fruchtbare Vargem, eine Ebene, bedeckt mit den reizendſten Pflanzungen: Quintas, Eſtancias und Caraccas. Denkt man ſich dabe den Himmel Italiens, und die Hitze gemildert von einem ſanften Oſtwind, den erquickend der Ozean ſendet, ſo bekommt man immer noch nur einen ſchwachen Begriff von den Reizen dieſer tropiſchen Länder.

Die drei jungen Männer ſaßen indeſſen unter dem Parapet, ſtarrten gleichgiltig auf die Wunder der Natur, und ſchlürften ihre

---

*) Garimpeiros, eigentlich Kletterer, im Allgemeinen für Diamantenſucher gleichbedeutend.

Taſſe Maté, indem ſie den Rauch ihrer Cigarrito's in großen Wolken von ſich ſtießen. Irgend ein großer Gedanke mußte ſie beſchäftigen, daß ſie ſo ganz in Stillſchweigen verſunken waren. Das Negermädchen, welches aus dem Hauſe trat und friſchen Maté brachte, unterbrach zuerſt die Stille. »Senhores,« ſprach ſie geheimnißvoll, »von der Ciudad her naht eilenden Schrittes der Neffe Seiner Eſſellenza, des Governatore.«

Da ſprang funkelnden Auges der Eine von den Dreien auf. »Der Majadero mag kommen,« rief er ergrimmt. »Er trifft mich gerade in der Laune, ihm zum Lohne, daß er uns auf allen Wegen nachgeht, den Kopf einzuſchlagen.«

»Maſſa, Maſſa!« warnte die Negerdirne, »Senhor Ribeiro kann über viel bewaffnete Männer gebieten!«

»Schweig, Dirne!« herrſchte ihr der junge Mann zu. »Ich werde dieſes Männchen von Porzellan nicht zerbrechen, aber rütteln will ich es, daß ihm die ſchmächtigen Glieder wackeln ſollen.«

Seine beiden Geſellſchafter nickten ihm Beifall zu, und im ſelben Augenblicke kam der junge Mann, von dem eben die Rede geweſen, den Hügel, auf welchem die Fazienda lag, heraufgeſchritten. Er war einer von den jungen Leuten, die in thörichtem Übermuthe Portugal verließen, um in der neuen Welt mit einem Titel und Herkommen zu prunken, das in Europa nichts galt. Sein Onkel war Gouverneur in der Kapitanerie San Pedro. Des Neffen ganzes Wiſſen beſtand in dem Bewußtſeyn, der Oheim ſey der angeſehenſte Mann in der ganzen Provinz.

»Ei, Senhores,« rief er mit ſpöttiſchem Lächeln, als er die drei jungen Männer unter dem Parapet mit ſo betrübten Mienen ſitzen ſah,— »Ihr macht ja verteufelt grämliche Geſichter. Ärgert Euch nicht, Caballerito's, und denket, was der Spanier ſagt: Mas vale buena fama que cama dorada, ein guter Name iſt immer beſſer, denn Reichthum, und iſt's Eure Schuld, daß dieſer immer nicht zu Euch kommen will?«

So viel Hohn auch in dieſen Worten lag, ſo bezwangen ſich die Drei doch, und ſchluckten die Pille hinunter. Nur der Eine ſtand auf, und trat dicht vor den ſtutzerhaft gekleideten Portugieſen.

»Ihr liebt es ſehr, mit Sprichwörtern um Euch zu werfen,« ſprach er derb. »Nun, ich war eine Zeit lang in Montevideo, wo man gut ſpaniſch ſpricht; da hörte ich denn oft, daß man zu Leuten, die ſich immer nur um Andere bekümmern, und ſie durch die Hechel ziehen, ſagte: Quien se hace miel mos cas se le comen: ich glaube, Ihr verſteht das, iſt es Euch aber doch nicht ganz klar, ſo will ich Euch bedeuten, daß es ſo viel heißt, als: »Wer ſich unter die Träber mengt, den freſſen die Säue.«

Die beiden Andern lachten ob dieſes maſſiven Gleichniſſes, daß ſie ſich die Seiten halten mußten; der Neffe Seiner Excellenz ſetzte ſich indeß ziemlich verblüfft auf eine Bank, und muſterte ſeine Geſellſchafter mit ſtechenden Blicken. Dieſe nahmen weiter keine Notiz von ihm, forderten Orangenwaſſer, und begannen leiſe mit einander zu ſprechen.

»Wenn ich Euch ſage,« nahm der Jüngſte von ihnen das Wort, »der beſte Weg iſt über die Campos da Vacaria nach dem Parana, von dort über die Gebirge der Naticuegas-Indianer nach Nova Coimbra. Dann iſt der größte Weg überſtanden, wir ſchließen uns einer Aldea Barbados-Indianer an, und — bei der Santa Virgen von San Paulo! wir müſſen einmal an unſer Ziel kommen.«

Dieſe Worte, wenn gleich halblaut geſprochen, entgingen doch dem lauſchenden Ohre des jungen Ribeiro nicht. Laut lachend ſprang er auf. »Komme ich endlich dahinter, was Ihr im Schilde führt!« ſchrie er, vor die drei jungen Leute tretend. »En hora buena — das muß ich ſagen, an Plänen fehlt es Euch nicht, Ihr ſeyd nun ſchon ſechs Monate in Rio grande, und zehrt von Eures Vetters Schweiß; aber die Früchte Eurer Thaten hat noch Niemand geſehen. Als ich Euch vor meinen Onkel, den Gouverneur, führte, da hattet ihr groß Geſchrei von den Schätzen, die Ihr aufſuchen wolltet, nun — wo ſtecken denn dieſe? Geht, geht, Ihr Herren, Ihr ſeyd mir übel berathen!« . . .

Die Drei hatten mit wachſendem Grimme der ſpöttiſchen Rede zugehört, aber jetzt hielten ſie ſich nicht mehr. Auf einmal erhoben ſie ſich, umringten den vorlauten Schwätzer, und von allen Seiten regneten Stöße und Püffe auf ihn herab, daß der zärtliche Stutzer nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte. Ganz außer ſich retirirte er ſich endlich hinter den Tiſch, und begann von dort aus ein gräuliches Schimpfen. Wer je Gelegenheit hatte, Zeuge bei den Ausbrüchen des Zornes jener ſüdlichen Naturen zu ſeyn, vermag ſich auch am beſten dieſe Scene zu verſinnlichen. Auf der einen Seite die ganze rohe Kraft des Mannes, auf der andern ein verzärtelter Knabe, der zu früh der väterlichen Zuchtruthe entſprungen.

»Seht da die Majadero's, die Tantaro's!« ſchrie er, vor Ingrimm mit den Zähnen knirſchend. »Sie wollen mich beleidigen, die Räuber, die hergelaufenen Spitzbuben! O ich werde Euch meinem Oheim überliefern, der ſoll Euch zum pero betero ſpediren, wo Ihr hin gehört.«

»Haſt Du gehört, Antonio,« fragte einer von den Dreien, die Beiden mit dem Blick eines gereizten Tigers meſſend, »Majadero's, hergelaufene Spitzbuben nennt uns der Zigeuner. Rinnt denn kein portugieſiſches Blut in Euren Adern, daß Ihr dieſe Beſchimpfung anders, als mit dem Schwerte rächen wollt? He, frecher Knabe, zieh' Deine ſchwindſüchtige Klinge, ich will prüfen, ob ſie ſo ſpitz, wie Deine Zunge iſt.«

»Ich ſoll mit Euch fechten?« antwortete der Neffe des Gouverneurs. »O, lieber Senhor, geht und ſchlaft Euren Rauſch aus. Ich heiße Joſe Felix Gomez Vincente da Pinzon de Ribeiro, und meine Ahnen fochten ſchon für die portugieſiſche Krone in Braſilien, als die Eurigen in der Calle de Olivenca noch die Schuhe meines Großvaters flickten.«

Das waren ſeine letzten Worte. Länger hielt ſich der Beſchimpfte nicht mehr. Mit Blitzesſchnelle fuhr ſein Eiſen aus der Scheide, und ehe die beiden Andern dazwiſchen ſpringen konnten, ſaß der kalte Stahl bereits in der Gurgel des vorlauten Schwätzers. Mit einem entſetzlichen Schrei ſtürzte der Getroffene zuſammen, und das Negermädchen, durch den Tumult herbeigelockt, rannte laut ſchreiend von dannen. Lange dauerte es, ehe einer von den Dreien Worte fand, dieſe That des Schreckens zu bejammern. »Was iſt zu thun?« ſprach endlich der Älteſte, ſich den Angſtſchweiß von der Stirne wiſchend. »Der hat zum letzten Male des Himmels Blau geſehen, und wir können das Weite ſuchen. Wenn uns der Alguaide mit ſeinen Schergen hier findet, ſo wird ein kurzer Prozeß mit uns gemacht. Antonio, wecke den Gomez aus ſeinem Schrecken auf — hier iſt kein Verweilen.«

»Aber der Vetter —,« wandte dieſer ein, ſich mit einigen Geräthſchaften beladend, »ohne ihm gedankt zu haben — nein, wir können nicht fort!«

Dennoch drängte der Ältere zur Thüre, da trat plötzlich der Beſitzer der Fazienda herein. »Um Gottes willen, liebe Vettern!« rief er mit dem Tone des Entſetzens, »was hat ſich ereignet? Ich hörte Schreien und einen dumpfen Fall . . .«

Statt aller Antwort wies Antonio auf den Todten. Der gaſtfreundliche Vetter raufte ſich das Haar bei dieſem Anblicke des Schreckens. »Ich bin ein verlorner Mann!« ſchrie er, ſich neben den Leichnam werfend. »Ach — bei der Santa Virgen! — kein Leben mehr, und in meiner Fazienda der Sohn Seiner Eſſellenza emordet. Ihr unheilbringenden Raufbolde, warum ſeyd Ihr gekommen, mich unglücklich zu machen!«

So klagte der arme Vetter, und die drei jungen Männer ſtanden niedergeſchlagen da. »Vetter!« nahm endlich der Älteſte von ihnen das Wort, »Ihr ſeht uns betrübt ob der That, die Gomez vollbracht, aber, beim heiligen Georg! dieſer elende Schwätzer verdiente ſein Schickſal. Ihr ſeht, unſeres Bleibens kann hier nicht länger ſeyn. Wir müſſen fort — unverzüglich fort, und nie mehr wollen wir Euch vor das Angeſicht kommen. Aber ſchafft Rath und Hilfe — wohin in dem ungeheuren Land?«

Der arme Vetter athmete tief auf. »Ach, welch' Glück iſt's,« rief er mit tragikomiſchem Pathos, »wenn man mit vernünftigen Leuten zu thun hat! Das iſt ein ganz geſcheidter Gedanke — ja — fort wollt Ihr — fort müßt Ihr. Über's Meer, oder nach Weſten — mir Alles gleich; Gott! ich ſehe ſchon den Alguaide mit ſeinen Trabanten, wie er Euch fortſchleppt. Nun, ich meine, Ihr ſetzt über den Jacuy nach den Bergen der Campos da Vacaria. Seyd Ihr einmal da, ſo ſeyd Ihr aus der Provinz Rio grande, und kein Teufel kann Euch etwas anhaben. Geld, Waffen — Ihr könnt Euch mit Allem verſehen, aber nur fort!« . . .

Unaufhörlich drängte er nach der Thür, und faſt willenlos folgten die Drei dem gutmüthigen Vetter nach der Vorrathskammer. Nach fünf Minuten ſchon ſchaukelte auf dem unabſehbaren Baſſin des Mirim-Sees ein leichter Nachen, den eine friſche Kühlte vom Lande trieb, und als eine halbe Stunde darnach der Alguaide mit ſeinen Häſchern in die Fazienda des Senhor Pedralvarez Nunez trat, da wies dieſer achſelzuckend auf die weite Fläche des Sees, auf deſſen Spiegel ſich in weiter Ferne, kaum ſichtbar, ein Nachen ſchaukelte. Die hochweiſe Magiſtratsperſon zog mit einer langen Naſe ab, und der Neffe Seiner Excellenza ward mit allem herkömmlichen Pomp eingeſargt.

Das Innere Braſiliens! — Die Provinzen, die jenſeits des Parana lagen! Fürwahr, dieſe Worte waren von inhaltſchwerer Bedeutung, und wer jetzt die Karte zur Hand nimmt, und mit flüchtigem Blick dieſe Länder überſchaut, der denkt wohl nicht, daß es weit leichter für den Europäer iſt, eine Reiſe von der äußerſten Südſpitze Italiens bis zu den mit ewigem Schnee bedeckten Regionen Norwegens anzutreten. Unſere drei Abenteurer ſchritten indeß rüſtig ihres Weges fürbaß. Sie wußten, um was es ſich handelte, und ſäumten nicht, aus der Provinz Rio grande do Sul zu kommen. Denken wir uns in die Lage dieſer jungen Leute, ſo wiſſen wir in der That nicht, ob wir ſie tollkühn oder muthig nennen ſollen. Wir ſehen dieſe drei Brüder, deren Namen die Geſchichte aufbewahrt: Antonio de Souza, Joſe Felix Gomez und Thomas de Souza, ihr Vaterland fliehen. Wir finden ſie bei ihrem gutmüthigen Vetter Pedralvarez Nunez wieder, noch immer beſeelt von dem Thatendurſt, der ſie angetrieben, Europa zu verlaſſen. All' die grauſenhaften Berichte, mit denen man ſich über das Innere Braſiliens trug, vermochten in nichts, ihren Vorſatz wankend zu machen. Sie harrten geduldig der Gelegenheit, bis ſie ſich einem Zuge in das Innere anſchließen konnten. Da ereignete ſich die ſchreckliche That mit dem Neffen des Gouverneurs, und nun galt kein Säumen mehr. Auf raſcher Flucht durcheilten ſie Tag und Nacht die Provinz Rio grande, und erſt, als ſie den Fuß auf die Campos da Vacaria ſetzten, athmeten ſie frei und thaten feierlich das Gelübde, der heiligen Jungfrau eine Wachskerze, ſo ſchwer, als drei Männer ſie heben könnten, widmen zu wollen. Dann knieten ſie, nach der frommen Sitte der damaligen Zeit, nieder, und erflehten den Beiſtand des Himmels zu ihrem gefahrvollen Unternehmen.

Es war am 10. September des Jahres 1785, als die drei Brüder über einen Arm des Uruguay ſetzten; dieſſeits waren noch Spuren menſchlicher Kultur, einzelne Eſtancias blickten zuweilen durch das Grün der Bäume, und wenn die drei jungen Leute manchmal einen halben Tag durch das dichte Gebüſch gelaufen waren, ſo hörten ſie von fern das dumpfe Pochen einer Zuckermühle. Da lebten ſie denn immer wieder neu auf, ſuchten und fanden die Plantage, wo ſie immer hoffen konnten, gut aufgenommen zu werden; denn der Pflanzer in dieſer Einöde begrüßt jedes weiße Geſicht mit Frohlocken, und feiert den Tag des Wiederſehens mit unbegränztem Jubel.

Wie ganz anders jenſeits des ungeheuren Stromes, der grollend ſeine Fluten durch die wild romantiſche Landſchaft wälzt! Da iſt Alles verworren und in tauſendjährigem Schaffen begriffen. Nirgends zeigt ſich die Natur größer, nirgends aber auch in ſo wunderlicher Laune, als in dieſem Südamerika. Neben ſo vielen Reichthümern hat ſie die ſchrecklichſten Spiele ihrer launenhaften Fruchtbarkeit, die unermeßlichen Flüſſe, die Katarakte, die Abgründe, die gränzenloſen Wüſten, die rieſigen Pflanzen, die Gifte, die ſchädlichen Thiere und die Horden von Menſchenfreſſern geſchaffen. All' dieſe Schreckniſſe der Wildniß ſtanden den kühnen Abenteurern vor Augen, aber ſie entſetzten ſich nicht davor. Auf einem armſeligen Floß, zu deſſen Zimmerung ſie acht Tage anwandten, ſchifften ſie über den reißenden Strom. Und drüben empfingen ſie jene ungeheuren, tauſendjährigen Urwälder, vor denen der Menſch in Grauen vor der unendlichen Verwirrung der Natur verſinkt. Das Auge wagt kaum, zu jenen unverwüſtlichen Stämmen aufzublicken, die in Hoheit und Kraft zugleich dem zu Pygmäen zuſammengeſchrumpften Menſchengeſchlechte das Weiterdringen verſperren. Dennoch aber würde dieſes Geſchlecht, welches ſich die Herrſchaft über die Welt erſtritten, den Sieg über die eigenſinnige Laune der Natur davontragen, wenn dieſe jene Wälder mit milder Hand geſegnet hätte, wenn ſie jene undurchdringlichen Schlingpflanzen mit genießbaren Früchten, jene gigantiſchen Bäume mit nährenden Produkten beſetzt hätte. Von all dieſem iſt indeß keine Spur vorhanden, die Wüſte iſt todt und leer. Wer nicht für ſeines Leibes Nahrung geſorgt hat, fällt dem unbarmherzigen Hungertode in die Klauen.

In dieſer Wildniß, umgeben von der prächtigſten, üppigſten Vegetation, irrten die drei Brüder bereits Wochen lang umher, ohne einen Ausweg zu finden. Wenn ein Geräuſch im Walde ertönt, ſo müſſen ſie zittern; denn mehr, als alle Schreckniſſe der Wüſte, fürchten ſie die Herren derſelben — den gewaltigen Charruas, den blutdürſtigen Armor, oder den Naticuega, deſſen vergiftete Egaravatana nimmer fehlt und augenblicklichen Tod bringt. Ihre Nahrungsmittel, mit denen ſie ſich beladen, waren längſt zu Ende gegangen. Grünliche Eier — die Frucht der Succurin — verſchlangen ſie in wüthendem Hunger, um die Früchte des Waldes, die das wilde Thier verſchmäht, ſtritten ſie ſich, das Regenwaſſer, der Thautropfen, der auf dem ungeheuren Blatt der Helikonie glänzte, ward begierig aufgeleckt. Jeder Tag, den ſie in dieſem elenden Leben gefriſtet, hinterließ Spuren, aber er war überſtanden, und was waren ſeine Schreckniſſe gegen die der Nacht! Wenn die Beherrſcherin der Finſterniß ihre dunklen Schleier entfaltete, dann war für die drei Brüder keines Bleibens mehr auf der alten Mutter Erde. Sie mußten hinaufklettern zu den tauſendjährigen Stämmen, ſich durch das Gewinde undurchdringlicher Schlingpflanzen arbeiten, und ſelbſt dann durften ſie ſich nur einem ſchwachen Schlummer hingeben. Denn der blutdürſtige amerikaniſche Tiger, der hungrige Jaguar, durchſtrich die Wälder, vor Hunger brüllend, oder unzählige Muskito's bedeckten die Sträuche, und verletzten den unten Ruhenden mit zahlloſen giftigen Stichen. Oft tönte auch durch die grauenvolle Stille das Jammergeſchrei eines Thieres ſo erſchütternd, daß ſelbſt die wilden Beſtien von dannen flohen. Das war der große Affe Beelzebub, deſſen rothglühende Augen durch die Finſterniß funkelten.

Wenn aber der erſte Strahl des ewigen Lichtes in den Urwald drang, wenn ſich die Berge der fernen Sierra dos Ygua in Feuer hüllten, und die Gipfel der Bäume ſich zu röthen begannen, wenn der tauſendſtimmige Geſang der bunt befiederten Vögelwelt erſchallte, und die reißenden Thiere vor dem wohlthuenden Lichte ſcheu in ihre Höhlen krochen — das war ein Schauſpiel, vor welchem Götter anbetend niederſinken konnten.

Eines Tages endlich lichtete ſich der Wald. Die drei Brüder ſanken, den gütigen Schöpfer preiſend, daß er ſie aus tauſendfacher Gefahr errettet, auf ihre Knie; hinter ihnen lag drohend und finſter die grüne Wildniß, und ihnen dünkte, als ſeyen ſie dem

Schlunde der Hölle entflohen. Vor ihnen wälzte in ruhiger, erhabener Majeſtät der Parana ſeine dunklen Fluten nach dem fernen Paraguay. Auf ſeinem jenſeitigen Ufer ragten die Gebirge der Naticuegas-Indianer in die Wolken. Es war eine erhaben ſchöne Landſchaft. Mit welcher Inbrunſt fielen die drei Brüder vor dem ſtolzen Strome nieder, tauchten ſich in ſeine Wellen, und erfriſchten die abgezehrten Glieder. Neues Leben erwachte in ihnen — hier wünſchten ſie Hütten bauen zu können, aber ſie durften nicht verweilen; der Parana ſchloß nicht die Schätze in ſich, nach denen ſie geizten. An ſeinen Ufern fanden ſich wohl Muſcheln und Steine, es gediehen in unbeſchreiblicher Pracht die unzähligen Arten von Palmen, aber von Gold und edlen Steinen war keine Spur. Raſch fällten die Brüder einige Stämme des Mangue-Brave, und fügten ſie zu einem einfachen, aber ſichern Floß zuſammen. Der Wald hallte wieder von den Schlägen ihrer Ärte und ihrem muntern Geſang. Vergeſſen waren die Gefahren der Wüſte, vergeſſen die erlittenen Beſchwerlichkeiten eines Monate langen Wanderns. Hinter ihnen lag die Gefahr, vor ihnen winkte die Hoffnung mit der grünen Siegespalme. Der treue Floß, der ſie ſicher über den gewaltigen Strom getragen hatte, und ruhig von den Fluten hinabgewälzt wurde, ſchien den letzten Reſt ihrer Zweifel mit ſich zu nehmen. Bis hierher waren ſie gedrungen, und jenſeits des Gebirges, das ſeine rieſigen Häupter zum blauen Himmelsdom emporſtreckte, mußten ſie finden, was ihre Fantaſie mit ſo lockenden Farben ausmalte. Mit Zuverſicht glaubten ſie ſich unter dem beſondern Schutz der Santa Virgen; denn hatten ſie nicht mit Gefahren gekämpft, die vor ihnen Niemand gekannt, da vielleicht ſeit Jahrtauſenden, außer dem flüchtigen Naticuega-Indianer, kein menſchlicher Fuß dieſe Wildniß betreten? Hatten ſie nicht reißende Ströme, endlos tiefe Sümpfe, gewaltige Gebirge überſchritten, und die Furcht mit ihrem bleichen Gefolge war fern von ihnen geblieben?

In der majeſtätiſchen Landſchaft am Fuße des Raticuega-Gebirges machten ſie Halt. Ihre Kleider hatten die ſtachligen Schlingpflanzen der Urſtämme zerriſſen, und die wenigen Fetzen, die an ihren ausgemergelten Körpern herunterhingen, waren von den feuchten Dünſten der braſilianiſchen Nächte in Moder begriffen. Bald tönte der nahe gelegene Wald von den Schlägen ihrer Äxte, und das Wild, die gefiederten Bewohner der Baumkronen flohen aufgeſcheucht vor den nie geſehenen, ſeltenen Fremdlingen. Antonio, der Älteſte, wachte ſorgend für das Wohl der kleinen Kolonie, ihm gehorchten willig die beiden jüngeren Brüder. Während des Tages wurde im Walde Holz geſchlagen, und bald erhob ſich eine jener leichten, aber ſichern Hütten, welche man noch jetzt ſo häufig auf den Pampas und bei den wilden ſpaniſchen Hirten — den Sertanejos — findet. Vier ſtarke, nur ſchlecht behauene Stämme werden tief in's Erdreich getrieben, und nicht unmittelbar auf dem Boden, erſt 14—20 Fuß über demſelben erhebt ſich die luftige Wohnung, welche ſo gegen den Tieger Südamerika's, den gefürchteten Jaguar und die noch mehr gefährlichen Muskito's ſchützt, die nie in der Höhe ſchwärmen. — In wenig Wochen durfte man die gefürchtete Regenzeit mit ihren Güſſen, angeſchwollenen Waldbächen und übertretenden Strömen, jene gefürchtete Jahreszeit, die Braſilien zu einem zweiten Ägypten macht, wenn der Nil ſeine ſchlammigen Fluten auf die hungrige, dürſtende Erde wälzt, erwarten. Gomez, der Jüngere, durchſtreifte während deſſen die Wildniß, bewaffnet mit Pfeil und Bogen, und nur zur Schutzwehr ruhte auf der Achſel das ſchwere Feuergewehr, denn das Pulver war ein koſtbarer Artikel, und wurde für die Angriffe wilder Indianer verſpart. Wenn dann die Sonne zu ſinken begann, kehrte er wieder, beladen mit dem getödteten Wilde, und die Brüder freuten ſich gemeinſchaftlich ob des ſorgenfreien Lebens, und ſaßen lange unter dem ſchützenden Parapet, und ſprachen von ihren Hoffnungen, Plänen und Entwürfen.

So verſtrich die Regenzeit. Die Wolken theilten ſich, und in lieblichem Blau ſtrahlte der Himmel. Die Natur erwachte mit neuem Leben, und entfaltete ihren ganzen, unendlich reichen Blütenſchmuck. Die Vögel des Waldes kehrten wieder, und begrüßten jauchzend die wieder auflebende Schöpfung. Da mahnte es auch die Brüder, weiter zu ziehen. Wohl warnte Thomas vor den Gefahren des innern Landes, und rieth zu bleiben; aber die beiden Brüder verwarfen ungeſtüm jeden Vorſchlag der Beſonnenheit. Thränenden Blicks verließen ſie die trauliche Stätte, die ihnen ſo lange ſicheres Obdach gewährt; ſie war ihnen lieb geworden, als Zeuge ihrer Gefahren, aber ihres Bleibens durfte nicht länger ſeyn. Jeder ſcheidende Tag ſchien ihnen die erſchlaffende Unthätigkeit vorzuwerfen, und endlich, als für alle Bedürfniſſe des Lebens in der ſteinigen Felſenwüſte, welche ſie jetzt durchpilgern mußten, geſorgt war, da brachen ſie auf. Die Karavane hatte ſich um zwei lebende Weſen vermehrt, denn wenige Tage vor dem Aufbruch hatte Gomez mit jener ſicher treffenden Schlinge, der unentbehrlichen Waffe der Gauchos und Sertanejos, mit dem Laço, zwei wilde Pferde gefangen, die in unzählbaren Herden die ungeheuern Ebenen Südamerika's beleben. Die edlen Thiere knirſchten unter der ungewohnten Laſt, die man ihrem Rücken aufgebürdet, aber gegen die heimtückiſche Übermacht des Menſchen vermochten ſie nichts.

Nach ſechs Tagen erreichten ſie das eigentliche Felſengebirge der Naticuegas, und wenn ſie bisher auf ihrer Monate langen Wanderung mit Mühſeligkeiten und Gefahren zu kämpfen gehabt, ſo waren dieſe doch nicht mit denen zu vergleichen, die ihrer jetzt harrten. Das friſche Grün der Bäume ſchwand, je tiefer man in die Felſenklüfte drang. Wenn im Urwald oder auf der Ebene der Baqueiro — der ſüdamerikaniſche Strauß — aufgeſcheucht vor unſeren Abenteurern floh, ſo erhob ſich jetzt mit markdurchdringendem Gekrächze der Urugu-rey, der Königsgeier, von ſeinem Neſte, und folgte in weiter Höhe den Schritten der drei Wanderer, gleich dem gefräßigen Hai auf eine Beute lauernd.

Statt jenen unzähligen Palmenarten und Schlingpflanzen, welche auf der Ebene wucherten, ſtarrt auf dem Gipfel unerſteiglicher Felſen der kahle Baumrieſe Barrigudo, das Phänomen der Wälder, ein achtzig Fuß hoher Stamm ohne Blätter und Zweige. Da, wo ſich das Erdreich ergiebiger geſtaltet, ragt zuweilen ein ſtolzer Airi-Aſſu gen Himmel, und breitet ſein ſchützendes Laubdach über eine große Fläche. Wenn aber der müde Wanderer Schatten unter ihm ſucht, ſo raſchelt es in der hohen Krone, und heißhungrig ſtürzt die buntgefleckte Succurriu — die Boa Conſtrictor Südamerika's — herab, umſchlingt mit furchtbarer Kraft den Argloſen, und zermalmt ſeine Glieder in ihrer vernichtenden Umarmung. Auch die Nacht ſchafft dem Wanderer in dieſer Steinwüſte keine Ruhe. Wenn die Sonne hinter den Felſen hinabgeſunken iſt, und ſich dunkle Schleier ausbreiten, dann ſpeien die Klüfte und unterirdiſchen Höhlen ihre wilden Bewohner aus. Heulend durchirrt der braſilianiſche Tiger, der Jaguar, gefolgt von zahlloſen Schaaren Guarinini's (ſüdamerikaniſche Wölfe) die Wüſte, und im gewaltigen Sprunge überfällt er den ſchlummernden Wanderer, ihm Blut und Leben ausſaugend.

So drohten Gefahren bei Nacht und bei Tag, und die Brüder ſeufzten; aber die Sage, daß das Gebirge der Naticuegas die reichſten Goldgruben in ſich ſchlöße, daß ſeine Bäche zahlloſe Edelſteine in ihren Betten führten, hielt ſie gleich dem verſchmachtenden Pilger, deſſen einzige Hoffnung auf der verborgenen Quelle beruht, aufrecht.

Wochen waren bereits verſtrichen, ſie hatten planlos dieſe Felſen überklettert, mit Lebensgefahr die Höhlen durchſucht, die Bäche durchwatet, immer ſuchend nach jener rothen Erde, welche ſicher das Daſeyn einer Goldmine verräth. Wie oft hatten ſie ſich getäuſcht, und wanderten dann niedergeſchlagen weiter, ihre Körper der furchtbarſten, unerträglichen Sonnenhitze preisgebend. Entbehrungen aller Art hatten ſie ausgemergelt, ſie glichen wandelnden Geſpenſtern, an denen erbärmliche Fetzen früherer Bekleidungsſtücke herunterhingen.

Am Abend eines jener herrlichen Tage, die man in ſo unvergleichlicher Schönheit nur in jenen Tropenländern ſindet, machten ſie, gänzlich erſchöpft, in einem kleinen, von Felſen rings umgebenen Thale Halt.

»Antonio,« rief Gomez, ſich gänzlich ermattet unter dem einzigen Baume, der in dem Felſenthale grünte, einem herrlichen Cajueiro, niederwerfend; »genug für heute, genug für immer. Ich kann nicht mehr, macht, was Ihr wollt. Sucht Gold, Diamanten, ſindet el dorado ſelbſt, das vorhandene Leben iſt mir immer lieber, als das künftige, wovon ich nichts weiß.«

Der ältere Bruder warf ihm einen Blick tiefſter Verachtung hin. »Der Unmuth ſpricht aus Dir,« antwortete er endlich ruhiger, während Thomas mit ſtummer Verzweiflung vor ſich hinſtarrte; »ich verzeihe Deiner Schwäche. Indeß bedünkt es mich, hatteſt Du mehr Muth, dem Neffen des Governators Deine Klinge durch den Leib zu rennen, als in der Wildniß einen Kampf mit einem Naticuegas-Indianer zu wagen.«

Gomez ſchwieg betroffen, aber Thomas erhob ſich ernſten Blickes. »Antonio,« ſprach er, finſter vor den Bruder tretend, »hier iſt nicht Zeit zu Vorwürfen, viel eher dürften wir dich anklagen. Du warſt es, der uns aus dem Vaterlande lockte, Du warſt es, der uns goldene Berge in Braſilien vorſpiegelte. Gomez that, was er nicht laſſen durfte; der feige Schänder unſerer Ehre — durch meine Fauſt wäre er gefallen, und danken ſollten wir dem Bruder, daß er uns gerächt. Wohin willſt Du uns aber fernerhin führen? Wir haben Dir vertraut, denn Du biſt der Ältere, und nicht vergeſſen ſind die Worte des ſterbenden Vaters, als er uns ermahnte, Dir zu gehorchen. Aber ſieh' uns an, unſere Augen ſind hohl und düſter von ſorgendurchwachten Nächten. Die Haut iſt eingetrocknet von der braſilianiſchen Sonne, nur Gerippe ſind wir mehr, und wenig Monde werden verſtreichen, und unſere Gebeine bleicht die verzehrende Himmelsleuchte, die dort hinter den Felſen verſinkt.«

Antonio warf ergeben den Blick gen Himmel. »Wandle ich denn auf Roſen?« fragte er, nach einer langen Pauſe, mit ſtillem Vorwurf. »O meine Brüder, was beklage ich Euch! So lange wir einig waren, ſo lange war mein Leben mit den ſchönſten Hoffnungen erfüllt, aber ich ſehe ſicheres Verderben voraus, wenn Zwietracht ihre Brandfackel in unſere Herzen ſchleudert. Geht, kehret um, handelt, wie es Euch die innere Stimme eingibt, ich habe nichts mehr zu rathen. Eilet, wenn Ihr dem Beile des Henkers entrinnt, nach Portugal, laßt Euch verhöhnen, und rühmt Euch, wie Ihr den Bruder einſam in Braſiliens ungeheurer Wüſte verlaſſen habt.«

Er wandte ſich tief ergriffen um, auch die beiden Brüder ſtanden bewegt, Gomez riß ſich zuerſt aus ſeinem Nachdenken. Er eilte auf den Gekränkten zu, umſchloß ihn mit ſeinen Armen, und rief mit dem Tone inniger Liebe: »Nicht alſo, Antonio; wende Dich nicht ab von uns, [illegible] des Zweifels bange Sorgen uns umfangen. Hier, nimm die [illegible], in Noth und Tod — ich verlaſſe Dich nicht, und Du, Thomas?« —

Der Gefragte reichte ſtumm die Rechte dar, und Antonio umſchloß die Brüder, während eine Thräne in ſeinem Auge perlte. »O santa virgen!« rief er fromm, »ſieh' gnädig auf uns herab, findeſt Du uns nicht reinen Herzens, und hat unſer Beginnen nicht Wohlgefallen vor deinem Auge gefunden, ſo verdirb uns bald, nimm uns noch dieſe Nacht zu dir, aber laſſ' uns nicht verſchmachten in der Steinwüſte ohne Beichte und Abſolution.«

Und gleichſam als ob ihr Flehen Gehör gefunden, ſo zertheilte in dieſem Augenblick der Mond die leichten Wolken, die ihn ſeither verhüllt, und in vollem ſtrahlenden Glanze ergoß ſich ſein mildes Licht auf die Gruppe.

Die Brüder warfen ſich endlich ermüdet unter dem Baum nieder, und ſuchten den Schlummer, der ſich erſt ſpät auf ſie herabſenkte.

Todtenſtille herrſchte ringsum in dem kleinen Thale, das von allen Seiten mit unerſteiglich ſcheinenden Felſen umgeben war. Eine einzige ſchmale Schlucht, durch die ſie eingedrungen, bildete den Eingang. Faſt zur Tageshelle beleuchtete des Mondes volle Scheibe die Umgegend, welche in tiefem Schlummer lag, nur zuweilen tönte das Gebrüll eines hungrigen Jaguars, dem gleich hundertfaches Geheul jener häßlichen Guarinini's folgte, der ſüdamerikaniſchen Wölfe, die den europäiſchen an Gier und Blutdurſt nichts nachgeben.

Thomas erwachte plötzlich. Auf ſeine Augen hatte ſich nur ein ſchwacher Schlummer gelagert, und die Aufregung der jüngſt verfloſſenen Scene ließ ihn nicht länger ruhen, obgleich ſeine Glieder ihm faſt den Dienſt verſagten. Er richtete ſich auf, und ſah die Brüder ſo ruhig ſchlafen, als lägen ſie daheim auf der ſichern Hängematte. Dieſer Friede inmitten drohender Gefahren hatte etwas ungemein Rührendes; aber Thomas blickte kalt auf die Schlafenden, er ſah in dem Einen nur den Verführer, der ihn weggelockt von dem heimiſchen Herde, in dem Andern den Verführten. Er haßte Antonio, ohne zu wiſſen warum, er haßte ihn, weil das Gefühl in ihm erwachte, jener ſey ihm an Muth und Seelengröße überlegen. Die Charaktere der drei Brüder ſtanden ſich überhaupt ſehr ſchroff einander gegenüber. In allen Dreien waltete das ſtolze Bewußtſeyn einer edlen Geburt, aber in Thomas war es nicht mehr der reine Adel, der ſein Herz zu edlern Regungen beſtimmte, es war nicht der Trieb in ihm, die That der Ehre wegen zu vollbringen, er hatte habſüchtige Zwecke im Auge. Als ihr Vater auf dem Todtenbette lag, und die Brüder ihm die Augen zugedrückt, da wandte ſich Antonio an ſeine Schutzbefohlenen: »Er iſt todt, der uns gezeuget, der uns einen Namen hinterlaſſen, der einſt in Portugals Geſchichte verzeichnet war,« ſo ſprach er ernſt. »Was denkt Ihr zu beginnen? Denkt Ihr langer ein Leben zu vollbringen ohne Ruhm, in Knechtſchaft? Denkt Ihr länger den Fluch der Unthätigkeit auf unſerem Adel ruhen zu laſſen?« Und er ſprach zu ihnen, denn er war älter und erfahrener, und noch geboren, wo der Vater geehrt war vom König. Und ſie horchten ſeiner Rede und folgten ihm. Antonio war eine jener erhabenen Naturen, die Leben und Lebensglück für eine große Sache opfern könnten. Gomez, der Jüngſte, ſtand ihm am nächſten, aber die Kraft ſeines Willens glich nicht der des älteſten Bruders. Thomas hatte mit Beiden nichts gemein, oft wollte es ſcheinen, als ſey er nicht desſelben Blutes, und ſelbſt im Äußern unterſchied er ſich auffallend.

Eine Zeit lang hatte Thomas empfindungslos in die ſternenhelle Nacht geſtarrt; ſo oft er auch den Kopf zurückwarf, um den entflohenen Traumgott wieder aufzuſuchen — der Schlaf blieb ihm immer fern. Da ſtand er endlich ganz auf, und im ſelben Augenblicke wollte es ihn bedünken, als tönten in weiter, weiter Ferne, dort drüben über den Felſen — Stimmen, menſchliche Stimmen. Er lauſchte mit vorgebeugtem Kopfe; die Vorahnung irgend eines ſeltſamen Ereigniſſes griff mit preſſender Gewalt in ſeine Seele. Nein, das war nicht das Gekrächze eines hungrigen Aasgeyers, der ſich von ſeinem Neſte verirrt. Thomas ſtand unentſchloſſen, ſollte er die Brüder wecken, und ihnen dann, wenn er ſich getäuſcht, zum Spotte dienen? Aber da tönten die Stimmen wieder. Aus der Tiefe ſchienen ſie zu kommen; bald ſchallte es wie Jubelgeſchrei, ähnlich den Geſängen der Indianer, bald konnte er deutlich den Angſtruf eines Gepeinigten unterſcheiden. Eine Ahnung zuckte durch Thomas Seele. Sie waren ſeit acht Tagen in faſt unmerklichem, aber ſtets anhaltendem Aufſteigen geblieben, und nicht mit Unrecht ſchloß er, daß ſie jetzt am Rande eines Hochlandes ſtehen mochten. In dieſem wunderbaren Braſilien ſpielt die Natur oft in ſeltſamer Laune. Da finden ſich jene ungeheuren Hochebenen, 14,000 Fuß über der Meeresfläche, welche plötzlich ſchroff ſich zur Tiefe neigen. Dort oben in jener Höhe kühlen ſanfte Winde die Glut der tropiſchen Sonne, und das ſchönſte Klima herrſcht in dieſen Regionen.

Da hinauf waren die Brüder, ohne es zu wiſſen, gelangt, und der Blick in die furchtbare Tiefe ward nur durch die rings emporſtarrenden Felſen gehemmt. Noch ſtand Thomas unentſchloſſen, da erwachte Antonio, den des Bruders Umherſchreiten geweckt zu haben ſchien. »Du wachſt?« fragte er erſtaunt.

»Die Sorge für Euer Wohl verſcheuchte meinen Schlaf,« antwortete Thomas finſter. »Eine ſeltſame Unruhe erregt mein Blut.«

Der ältere Bruder wollte Worte des Troſtes ſprechen, aber in dieſem Augenblick drang lauter und deutlicher das Geſchrei zu ihnen herauf.

»Um Gott!« rief Antonio, nach der Büchſe greifend, »hier droht Gefahr; ich kenne dieſe Laute, welche ſo durchdringend die Nacht durchzittern, das iſt der Kriegsgeſang der rothen Männer, wenn ſie ſich zum Kampf bereiten. Auf, auf, Gomez! Jetzt iſt nicht Zeit zu ſchlafen, wohl mag der Tacap ſchon geſchwungen ſeyn, der unſere Häupter zerſchmettern ſoll. Aber theuer werden wir ihnen unſer Leben verkaufen.«

Raſch waren die Waffen in Stand geſetzt, Büchſen und Piſtolen mit gehacktem Blei geladen, und ſchußfertig ſtanden die drei Männer.

Da ſtellte plötzlich Thomas lachend das Gewehr weg. »Ei, ſind wir alle Drei doch wahre Thoren!« rief er. »Wenn die Indianer unſere Spur entdeckt hätten und uns überfallen wollten, fürwahr, ſie würden dabei nicht ſchreien und toben wie die Zahnbrecher.«

Gomez war gleich bereit, dieſe Anſicht zu theilen, aber Antonio ſchüttelte den Kopf. »Wie gut wäre es, wenn Du recht hätteſt,« ſprach er bedenklich; »aber dieſes Volk greift nie an, ohne ſich durch ſeinen Schlachtgeſang ermuthigt zu haben. Indeß, Gewißheit müſſen wir haben. Dieſe Höhen, die uns ſo drohend umgeben, fürchte ich mehr, als die Keulen der Naticuega's. Von dort herab können ſie uns mit ihren giftigen Pfeilen und Esgaravatanen in drei Minuten zu Leichen machen. Deßhalb darf unſeres Bleibens hier nicht ſeyn, und den Rückweg werden uns dieſe rothhäutigen Teufel wohl ſchon längſt abgeſchnitten haben.«

Das Wort war kaum ausgeſprochen, ſo griff Jeder nach ſeiner Laſt, denn die wilden Pferde, welche ſie eingefangen, waren längſt dem Mangel erlegen, und mit großer Anſtrengung ſuchten ſie die Felſen zu erklettern. Eitles Bemühen! Unerſteiglich waren dieſe Felsmaſſen. An dem ſpärlich wuchernden Geſtrüppe riſſen ſie ſich Geſicht und Hände wund, und kraftlos ſanken ſie zurück. Da warf ſich zuerſt Thomas verzweifelnd nieder, und raufte ſich das Haar. »Keine Rettung!« ſtöhnte er, und zerſchlug ſich in ohnmächtiger Wuth die Stirn. »Gefangen, abgeſchnitten von jeder menſchlichen Rettung, und das Alles durch Dich, langer Unhold, verfluchter Antonio! Ja, ſchon meine Großmutter, Gott hab' ſie ſelig! warnte mich immer vor Dir; o hätte ſie geahnet, daß Du einſt unſer Geſchlecht ausrotten würdeſt, ſie wäre nicht geſtorben, ohne Dir ihren Fluch gegeben zu haben.«

Ruhig und unerſchütterlich, gleich dem Pharus, den die Wellen, neidiſch ob ſeines Glanzes, zu zerſchmettern drohen, ſtand der Geſchmähte. »Du biſt der Antwort unwerth, wahnſinniger Feigling!« ſprach er ſtolz; »aber Du biſt mein Bruder, das Blut meiner Eltern fließt auch in Deinen Adern, ich darf Dich nicht verachten.«

Ein Freudenſchrei unterbrach den Wortwechſel; athemlos kam Gomez herbeigerannt. »Eilt, eilt,« ſprach er keuchend, »während Ihr hier die Zeit unnütz vergeudet, glaube ich einen Ausweg gefunden zu haben.«

Der geſunkene Muth des Verzweifelnden war dadurch blitzesſchnell wieder gehoben. Beide Brüder ſtürzten dem voraneilenden Gomez nach, und in wenigen Augenblicken hatten ſie den Eingang einer engen, finſtern Schlucht erreicht, die bergabwärts ging. Der Entſchluß der drei Männer ſtand feſt. So ungewiß auch ihr Schickſal war, ſo wenig ſie wußten, ob dieſe Höhle der Wohnſitz eines Jaguars war, oder gerade nach den Wohnplätzen der Indianer führte — dennoch waren ſie entſchloſſen, den dunkeln Pfad zu betreten. Kühn ſchritt Antonio voran, zagend folgte Thomas, und Gomez, als der Jüngſte, machte den Beſchluß.

So eng die Schlucht auch Anfangs ſchien, ſo erweiterte ſie ſich doch nach und nach, auch drang zuweilen ein ſchmaler Lichtſtreif durch die geborſtenen Felſen, und im Hintergrunde flammte es oft rothglühend, wie vom Wiederſchein eines entfernten Feuers. Das Geſchrei und Geheul, welches ihnen ſo viel Entſetzen eingeflößt, ſchien immer näher zu kommen, und wenn gleich die beiden jüngeren Brüder vom weitern Vordringen abriethen, ſo konnte ſich Antonio doch nicht entſchließen, auf halbem Wege umzukehren.

Endlich war der Ausgang erreicht, in athemloſer Haſt bog Antonio um den letzten Felſen, der ihm noch neidiſch die Fernſicht verſchloß. Allmächtiger, erhabener Gott — welch ein Anblick! — Unwillkürlich ſank der junge Mann in die Knie, und auch die Andern entblößten ergriffen ihre Häupter.

Wohl anderthalb tauſend Fuß unter ihnen lag unüberſehbar eine Ebene, deren letzter Saum mit dem Horizont zu verſchmelzen ſchien. Ein breiter Strom wälzte ſich in ſchlangenartigen Windungen durch ſie. Grüne Hügel wechſelten mit kahlen Felſen, anmuthige Wälder mit ungeheuren Prairien ab. Und über dem ganzen Landſchaftsbilde hing traulich romantiſch die runde, goldene Scheibe des Vollmondes. Es war ein herrlicher Anblick — aber nur einen Moment ſtreiften ihre Augen darüber, drohend lag vor ihnen der Gefahren gefürchtetſte.

In einem weiten Felſenthale glühte ein großes, gewaltiges Feuer, und im Kreiſe darum tanzten in wunderlichen Sprüngen rothhäutige Menſchen, und aus den rauhen Kehlen ſchallten kreiſchende Töne wilder Luſt. Vierzehn Männer zählten die Brüder, aber im bunten Gemiſche lagerten um das Feuer auch Weiber und Kinder, und begleiteten mit unartikulirten Lauten den haarſträubenden Geſang der Männer. Antonio wandte ſich an die Brüder, welche, Entſetzen in den Zügen, da ſtanden. »Das iſt der Kriegstanz der Naticuegas,« ſprach er, Gelaſſenheit erzwingend, aber der Angſtſchweiß auf ſeinem Geſichte ſtrafte ihn Lügen. »Blickt hinab, dieſe verzerrten Körper, dieſer Geſang — ich habe oft in den Schriften des P. Anchieta geleſen, welche Bedeutung er hat.«

»Gerechter Gott!« unterbrach ihn in dieſem Augenblicke Thomas mit dem Ausdruck eines unbeſchreiblichen Entſetzens, und deutete bebend in die Tiefe. Ein Schauder erregendes Schauſpiel bot ſich ihren Blicken dar. Unweit des Feuers waren zwei hohe Pfähle aufgerichtet, und bluttriefend hingen die Überreſte zweier menſchlichen Körper daran. Dieſer Anblick war gräßlich, und der Schein des Feuers erhellte den Brüdern unbarmherzig die traurige Gewißheit, daß die Indianer ſo eben einige Gefangene geſchlachtet. »Fürwahr, eine glänzende Beſtimmung unſeres Schickſals!« nahm endlich Gomez das Wort. »Ich lebe der Überzeugung, die Wilden werden, da ſie das Fleiſch von ihres Gleichen nicht verſchmähen, nicht die geringſten Umſtände machen, uns mit demſelben Appetit zu verſpeiſen, wenn ſie uns in ihre Gewalt bekommen.«

»Und früher oder ſpäter wird dies doch der Fall ſeyn,« ſetzte Thomas raſch hinzu.

Antonio aber antwortete nicht, ſein Blick haftete noch immer mit Entſetzen in der Tiefe. Plötzlich richtete er ſich auf, ergriff Gomez beim Arm, und deutete ſchweigend hinab. »Siehſt Du nichts?« fragte er endlich, als dieſer ſeine Sehkraft vergebens anſtrengte. »Siehſt Du nicht dort ſeitwärts von dem Haufen zwei Menſchen auf dem Boden liegen? Sie ſcheinen gebunden und von den Kannibalen beſtimmt zu ſeyn, die beiden Pfähle in kürzeſter Zeit einzunehmen.«

Jetzt trat auch Thomas hinzu. »Ich ſehe zwei Menſchen,« ſprach er nach einer Pauſe. »Der Eine ſcheint gebunden, der Andere nicht.«

»O daß ich das Auge eines Urugu-rey hätte!« rief Antonio. »Mir ahnet Entſetzliches — wenn dieſe beiden Schlachtopfer Europäer, wenn es Unglückliche gleich uns wären! Brüder — Gomez, Thomas, laßt uns unſerer ſelbſt vergeſſen, ich muß Gewißheit haben, um die Beklagenswerthen retten zu können.«

»Retten zu können?« fragte Thomas mit dem Ausdruck des Entſetzens. »Wir jene rothhäutigen Beſtien retten? Wir ausgemergelten Schwächlinge gegen dieſe Rieſen mit ihren furchtbaren Tacapé, mit ihren giftigen Esgaravatanen kämpfen? Menſch, Du raſeſt!«

»Nicht alſo, Thomas,« unterbrach ihn Gomez, der dem Bruder nicht an Edelmuth nachſtehen wollte. »Ich begleite Antonio — willſt Du zurückbleiben, wir hindern Dich nicht daran.«

»Mein Blut komme über Euch, Ihr Wahnwitzigen!« ſchrie Thomas ergrimmt. »Glaubt Ihr, ich würde feiern, wenn Ihr Eure Haut zu Markte tragt? Wohlan denn, vorwärts! Laßt Euch todtſchlagen, mir bleibt nichts übrig, als Euch zu folgen.«

Die großen Büchſen, welche ſie mit ſich führten, waren mit gehacktem Blei geladen; Jeder unterſuchte ſeine Piſtolen, und vorſichtig ſtiegen ſie durch die Schluchten hinab. Antonio theilte unterdeß den Brüdern ſeinen Angriffsplan mit. Erſt wollten ſie ſich hinter einem Felſen verborgen überzeugen, ob die beiden Schlachtopfer wirklich Europäer ſeyen, in dieſem Fall ſollten die Flinten und Piſtolen unter den dichtgedrängten Haufen der Wilden abgeſchoſſen, und während der Verwirrung die Gefangenen befreit werden.

Sie mochten wohl während dieſes Geſprächs bis zur Hälfte den Berg herabgeſtiegen ſeyn, und überſahen eben noch einmal das unten liegende Felſenthal, da erſchallte plötzlich ein furchtbares Geſchrei, der Haufen der Tanzenden zerſtob nach verſchiedenen Seiten, und der Platz, wo die beiden Gefangenen gelegen, war leer.

Einen Augenblick ſtanden die Wilden rathlos; wie es ſchien, hatten die beiden Schlachtopfer unbemerkt die Flucht ergriffen, und die Henker wußten nicht, welche Richtung ſie eingeſchlagen hatten. Da aber erſchien in athemloſem Laufe, Allen ſichtbar, auf der Höhe des Felſenkeſſels, die nach der Hochebene, welche unſere Bekannten ſo eben verlaſſen, hinaufſtrebte, ein Mann. Sein Haar flog wild im Abendwinde, und die Fetzen ſeines ſchlechten Gewandes peitſchten die Luft. Einen Moment ſtand er ſtill und ſchöpfte tief Athem, ſcheu warf er den Blick zurück, und begann dann von Neuem die Flucht; ſeitwärts von dem Standpunkte, welchen die Brüder eingenommen, wandte er ſich nach dem Gebirge zu. Faſt unmittelbar auf ſeinen Ferſen folgte das zweite Schlachtopfer; zum größten Erſtaunen der drei Brüder aber folgte er nicht Jenem, ſondern floh in gerader Richtung in die Schluchten, welche nach dem Plateau des Hochlandes führten. Antonio ſah bald, daß die Kräfte des Zweiten denen des Erſten nicht gleich waren; zwar flog jener gleich dem geſcheuchten Rehe unaufhaltſam fort, aber ſeine Schritte waren kürzer, und oft mußte er ſtehen bleiben, Athem zu ſchöpfen. Jeden Augenblick konnten indeß die Indianer ihren Aufenthalt verlaſſen, und erſchienen ſie einmal auf der Höhe ihres Felſenkeſſels, ſo mußten ſie im Mondſchein ihre Flüchtlinge gewahren. Immer näher tönte ihr Geſchrei, immer wilder, und jetzt hatten ſie die gefürchtete Höhe erreicht, Einer nach dem Andern kletterte die Felſen herauf — endlich zählte Antonio zwölf Männer. Ihre Augen, denen des wilden Geiers an Schärfe nicht nachſtehend, hatten bald ausgeſpäht, wohin ſich ihre Schlachtopfer gewandt. In tollen Sprüngen tanzten ſie einen Augenblick im Kreiſe herum, heulten, daß die Felſen dröhnten, und theilten ſich endlich in zwei Haufen. Wie der Pfeil, wenn er von der Sehne fliegt, jagten ſie über Felſen und Wieſen, und immer geringer ward die Entfernung zwiſchen ihnen und den Flüchtlingen. Die eine Partei war den Blicken der Brüder längſt entſchwunden, als die andere noch immer die Verfolgung fortſetzte. Wohl verſchwand manchmal der Entflohene hinter Felſen oder in Schluchten, aber immer kam er wieder zum Vorſchein, und graßlich tönte das Geheul der Indianer durch die ſtille Abendluft, wenn ſie wieder die Spur ihres Flüchtlings entdeckt.

Antonio wandte ſich in dieſem Augenblicke an ſeine Brüder. »Ihr ſeht, was es gilt!« ſprach er leiſe, aber mit feſtem Ausdruck. »Die Indianer werden uns,ſo wie ſo finden und morden, der Entflohene nimmt die Richtung auf uns zu, und ſollen wir die Hand zurückziehen, welche ihm und uns ſelbſt Rettung bringen kann und muß? Daß dieſe einem Weißen gilt, zeigt mir jeder Schritt, den der Flüchtling thut, denn der Indianer hat andere Sitte im Lauf.« Die beiden Andern verſprachen Gehorſam. Da rückte Antonio mit ihnen in der Schlucht, welche ſie jetzt noch den Blicken der Indianer entzog, raſch vorwärts; wo dieſe ausmündete, nahm jeder ſeine Stellung hinter einem Felſen, und war, die treue Büchſe im Anſchlag, der kommenden Dinge gewärtig. Nicht lange währte es, und der Flüchtling kam keuchend herbeigeeilt, ſcheue Blicke zuweilen auf ſeine Verfolger werfend, deren Geheul dicht hinter ihm ertönte. Vor der Felſenſchlucht, welche die drei Brüder barg, hielt er einen Moment ſtill, und gönnte ſich, Athem zu ſchöpfen; dann durchflog er mit erneuter Kraft, ſeine Retter nicht gewahrend, den finſtern Hohlweg. Der entſcheidende Augenblick nahte, in vollem Laufe ſtürzten die Wilden heran, gräßlich war ihr Geſchrei, noch gräßlicher ihr Anſehen. Triefend von Blut und Schweiß raſteten ſie vor dem Verſteck der Brüder; es waren ihrer fünf. — Nachdem ſie eine Zeitlang in ihrer Sprache berathſchlagt zu haben ſchienen, begannen ſie die Verfolgung von Neuem, aber das Verderben lauerte im Hinterhalt. Antonio hatte wohlweislich befohlen, nicht eher abzudrücken, als bis die rothhäutigen Beſtien faſt unmittelbar vor den Mündungen ihrer Gewehre ſtänden. Da krachten auf ſeinen Wink plötzlich die zwei Schüſſe aus Gomez's und Thomas's Büchſen. Die beiden Brüder hatten gut gezielt, drei der Indianer wälzten ſich in ihrem Blute, und die beiden Andern hatte das Entſetzen mit eherner Gewalt gefeſſelt, ſie ſtanden wie eingewurzelt, und der Eine ſank, von

Antonio's Kugel getroffen; aber auch der Letzte entrann nicht. Thomas ſchmetterte ihn mit ſeiner Art zu Boden, und jetzt erſt, nachdem keiner der Verfolger mehr athmete, dachten die Brüder an ihren Geretteten. Antonio war der Erſte, der ihn fand. Unweit der blutigen Stätte, kaum zweihundert Schritte aufwärts, lag eine menſchliche Geſtalt, die der plötzliche Schrecken oder gänzliche Erſchöpfung des Bewußtſeyns beraubt zu haben ſchien. Die Brüder richteten ſie auf und legten ſie auf einen weichen Raſenplatz, Gomez war eifrig bemüht, dem Ohnmächtigen Luft zu verſchaffen, er riß das Gewand am Hals auf, aber — welch' Erſtaunen bemächtigte ſich der drei Männer — ein weiblicher Buſen wogte ihnen entgegen. Die Brüder ſahen ſich einander mit einem Gemiſch von Schrecken und Überraſchung an. Da ſchlug das Mädchen die Augen auf; als ſie ſich unter weißen Männern ſah, ahnete ſie gar bald den Zuſammenhang der Dinge. »Bin ich gerettet?« fragte ſie, noch immer zweifelnd, in franzöſiſcher Sprache, und verhüllte erröthend die entblößte Bruſt. Ihr Blick fiel auf die fünf getödteten Indianer, ſie ſank von Neuem in ihre Knie, und ein heißes Dankgebet entſtrömte ihren Lippen. »Aber unſeres Bleibens darf hier nicht ſeyn,« ſprach ſie endlich, »und immer iſt meine Rettung keine vollendete zu nennen, ehe mein Leidensgefährte nicht ſeinen Verfolgern entronnen. Doch« — fuhr ſie ſchüchtern fort, und warf ihre Blicke auf unſere Bekannten — »wird es mir vergönnt ſeyn, zu wiſſen, ob ich Engeln vom Himmel oder Menſchen meine wunderbare Rettung verdanke?«

»Wir ſind portugieſiſche Abenteurer,« nahm Antonio in gebrochenem Franzöſiſch das Wort, »und danken Gott und der heiligen Jungfrau, daß ſie uns in dem verhängnißvollen Moment hierher geführt. Doch hier iſt unſeres Bleibens nicht, wir müſſen zurück in's Gebirge, um zu vollenden, was wir begonnen.«

»Fürchtet nichts,« antwortete das Mädchen. »Mir ſind alle Wege und Schlupfwinkel hier ſeit Jahren bekannt, und auf dem

Plateau des Hochlandes, welches die Indianer Piquiri nennen, ſind wir vor allen Verfolgungen ſicher.«

Sie eilte voran, und bergauf ging der Weg über Felſen und durch Thäler, Schluchten und Höhlen. Die ganze Nacht wanderten ſie fort, und gönnten ſich keine Raſt. Als der Schimmer des Mondes erbleichte, hatten ſie das gefürchtete Hochland hinter ſich, und beim Aufgehen der Sonne fanden ſie ſich am Ufer eines unbekannten Stromes, der ſeine Fluten in ſtiller Majeſtät durch eine herrliche Ebene wälzte. Da warf ſich die Franzöſin nieder und gebot Halt. Bald ſchloß ein erquickender Schlummer die Augen unſerer Abenteurer, nur Antonio fand keine Ruhe. Die wunderbaren Wechſelfälle der verfloſſenen Nacht bewegten allzu lebhaft ſeine Seele; er ſtand auf und warf den Blick auf die Schlafenden, unwillkürlich blieb ſein Auge auf dem Mädchen haften. Aimée — den Namen hatte es den Brüdern genannt — war ſchön, wenn gleich ein zerriſſenes Gewand die ſchlanken Glieder umhüllte; ſie war ſchön, wenn gleich die braſilianiſche Sonne ihr Geſicht gebräunt. Rabenſchwarzes Haar bedeckte in natürlichen Locken den zartgeformten Kopf, Hand und Fuß waren zum Entzücken klein, und in des jungen Mannes Bruſt regten ſich Gefühle, die ihm bisher fremd geblieben waren. Noch lag die Zukunft in dunkle Schleier gehüllt vor ihm, aber ihm ahnete, Aimée ſey beſtimmt, einen großen Einfluß auf ſein Schickſal zu üben. —

Die Sonne ſtand bereits im Mittag, ehe ſich unſere Bekannten den Feſſeln des Schlafes zu entwinden vermochten. Alle waren geſtärkt und heiter, nur Aimée's Augen umſchleierte eine trübe Erinnerung. Die Brüder überboten ſich faſt gegenſeitig in Aufmerkſamkeiten für ihren weiblichen Schützling. Ein neues, freudenreiches Leben ſchien ihnen aufgegangen zu ſeyn. Die Allgewalt jungfräulicher Reize, die fromme, ehrerbietige Scheu, welche die Gegenwart eines ſchönen Weibes auch einem rohen Menſchen einflößt, verfehlten nicht, ihre hinreißenden Wirkungen zu äußern. Jeder geizte nach einem Lächeln von dem Munde des Mädchens:

Gomez, der junge Feuerkopf mit ſeinem Herzen voll Liebe; Antonio, der ernſte, ſichere Mann, und ſelbſt Thomas, der finſtere, verſchloſſene Geſell, bannte ſein trübes Geſicht und bemühte ſich, in ihrer Gegenwart heiter zu ſeyn, wenn es auch oft in ſeinem Innern tobte.

Die Ebene, in welche ſie von dem Gebirge herab geflohen waren, dehnte rieſengroß ihre weiten Arme in die unabſehbarſte Ferne. Aimée war überall bekannt. Die Thiere, welche kamen und verſchwanden, Bäume, Sträuche und Kräuter — ſie wußte von allen Namen und Abſtammung, ſie erzählte von ihren Anwendungen, von der Heilſamkeit oder dem Verderben, welche ſie beſaßen. Mit ihren kleinen Händen ſchnitzte ſie aus dem Holze des Diticica Bogen und Pfeile, und erlegte gewandt und ſicher den liſtigen Aguti, deſſen Fleiſch ſie köſtlich herzurichten verſtand. Geſchickt entlockte ſie dem Sapucaja (lecythis ollaria) ſeine herrlichen Früchte, indem ſie die Affenſcharen, welche ſich auf ſeinen Zweigen wiegten, mit Steinen warf, und dieſe, rachſüchtig und erboſt, den Angriff mit Herabreißen der harten, großen Nüſſe erwiederten.

So ſchön aber auch das fruchtbare Land war, ſo durfte dennoch ihres Bleibens hier nicht ſeyn. Oft erſpähte des Mädchens ſcharfes Auge von einem Hügel herab in weiter Ferne ein Gewühl von Menſchen, noch öfter unterſchied ſie friſche Spuren von dem Aufenthalt der gefürchteten Herren der Ebene, von den rothhäutigen Indianern. Deßhalb trieb ſie zur raſchen Flucht in das Gebirge; aber nicht nach Weſten — nach Nordoſt beſtimmte ſie die Richtung. Die Brüder hatten ſeit dem Erſcheinen des Mädchens keinen Willen mehr — die Zaubergewalt ihrer Worte unterdrückte jede Regung des Ungehorſams, und ſelbſt die Uneinigkeit, welche ſeither ihren kühnen Muth befleckt, war verbannt, und Jeder kannte nur den Eifer, ihr zu dienen.

Aimée weilte ſchon drei Tage unter den Brüdern, und noch wußten dieſe nicht, welches traurige Schickſal die zarte Blume in die Wüſte, in die Urwälder des ungeheuren Braſiliens, unter das Schreckniß des gebildeten Europäers geſchleudert hatte. Wohl hatten ſie dem Mädchen mitgetheilt, auf welche wunderbare Weiſe ſie ſeine Rettung vollbracht, aber ein unnennbarer Schmerz ſchien der Jungfrau den Mund zu verſchließen. Erröthend ſchlug ſie die Augen nieder, ſo oft Antonio ſchonend ihr Leid zu erforſchen ſuchte, immer ſtand ſie dann ſchmerzbewegt auf, und kein Laut drang über ihre Lippen. —

Über die Ebene hinweg, beladen mit Früchten und anderem Lebensbedarf, waren ſie geſchritten, und das Gebirge der Barbados-Indianer, wie es Aimée nannte, breitete ſeine felſigen, kahlen Höhen vor ihnen aus. Das iſt die größte Steinwüſte des innern Braſiliens. Viele Tagreiſen hindurch gewahrt der unglückliche Wanderer, deſſen Fuß ſich in dieſe Einöde verirrt, keinen Baum, keinen Strauch — das friſche, lebendige Grün der Ebene iſt verſchwunden, ſpärliches, von der glühenden Sonne, welche mit verſengender Glut dieſe Steinmaſſen zu zerſchmelzen droht, verbranntes Geſtrüppe wuchert aus den Felſenritzen. In den tiefer liegenden Gegenden hauchen ſtehende Gewäſſer Peſt und Tod aus, und in ihren Tiefen ſchlummert träge gräuliches Gewürm — der furchtbare Kaiman, Jacaré genannt, das häßlichſte aller Thiere — die gehörnte Kröte. Manchmal erſchreckt auch ein Gebrüll, welches furchtbar durch Mark und Bein tönt — aber die Angſt des Wanderers war vergebens — einem harmloſen Thiere gehören die gräßlichen Laute — dem Brüllfroſch. So wird in dieſem ungeheuren Lande Alles, ſelbſt das Gefahrloſe, zum Schreckniß.

Unſere Abenteurer lauſchten nachdenkend der Erzählung des Mädchens, welches ihnen keine der drohenden Gefahren verbarg. Aber in dieſen Gebirgen, welche Aimée genau kannte, ruhte in verborgenen Steinklüften zahlloſes Edelgeſtein in ſeiner Naturform. Die kleinen, wilden Waldbäche führten Goldſand in ihren Betten; und reiche Erzgänge durften ſie in der Tiefe des Gebirges vermuthen. So berichtete Aimée, und der Muth der drei Brüder ſtieg zur Verwegenheit. Ueber Berg und Thal, Felſen und Abgründe hinweg ſchritt ihr Fuß, ihnen voran das Mädchen. Der Anblick war ſo ſeltſam, als überraſchend. Die Brüder erinnerten in nichts mehr an ihre europäiſche Abkunft; die Geſichter, bis zur Mulattenfarbe von der braſilianiſchen Sonne gebräunt, verriethen allein durch Form und Ausdruck den Portugieſen. Ihre Kleider, ſchlecht und recht nach dem Muſter derer geſchnitten, die ſie vor Jahr und Tag aus San Pedro mitgenommen, waren theils aus den zarten, leichten Fellen des Tamandua Cavallo oder des zierlichen Sahui und anderer Affenarten, theils aus den bunten Lappen ihrer ehemaligen Mäntel zuſammengeſtückelt. Aimée hingegen war halb Indianerin, halb Franzöſin. Die niedlichen Füße bedeckten ein Paar Sandalen, aus dem Felle des Tajaſſu geſchnitten, und die Bänder, hochroth gefärbt, reichten bis an das Knie. Ein Röckchen, aus zarten Lianen geflochten, reichte von den Hüften über dieſelben, und ein buntes Leibchen, unſtreitig franzöſiſchen Urſprungs, bedeckte den keuſchen Buſen und die Oberarme. Ihre Erſcheinung war ſo idealiſch, als reizend, und man mag ſich die Empfindungen der drei Brüder leicht verſinnlichen, wenn das Mädchen luftig und gewandt, wie die flüchtige Gazelle, vor ihnen über Felſen und Höhen eilte, einer Amazone gleich, mit Bogen und Köcher auf dem Rücken, das lange, ſchwarze Lockenhaar in reizender Verwirrung im Winde fliegend, den ſchönen Kopf umwogt von einer Krone bunter, emporſtrebender Federn, welche ſie dem ſüdamerikaniſchen Strauß, dem Tuju, abgejagt.

Es mochten drei Wochen verfloſſen ſeyn, ſeit die Abenteurer den Fuß in das Felſengebirge des los Barbados geſetzt hatten. Aimée eröffnete ihnen eines Tages, daß ſie nach genauer Berechnung nicht all zu weit mehr von den Anſitzen der Pauliſten, welche ſich vor wenig Jahren in der Provinz Goyaz niedergelaſſen hatten, entfernt ſeyn könnten, aber je mehr das Mädchen anfänglich wieder in die

Kreiſe der Civiliſation zurückzukehren trachtete, um ſo niedergeſchlagener wurden die Brüder.

Der Tag neigte ſich zu Ende. Thomas und Gomez waren auf der Jagd, denn die Lebensmittel mußten in dieſer Steinwüſte mühſam errungen werden. Antonio war mit dem Mädchen allein zurückgeblieben; ſein Inneres war ſeit dem Bewußtſeyn der bevorſtehenden Trennung von unſäglichen Schmerzen zerriſſen. Er ſaß ihr in dieſem Augenblicke allein gegenüber, und ſo voll auch ſeine Seele war, ſo fand er doch lange keine Worte, ſeine Empfindungen auszudrücken. Aimée ſaß gedankenvoll auf einem Felsblock, und flocht aus Lianen eine Jagdtaſche; es wollte dem jungen Manne bedünken, als zerdrücke ſie zuweilen eine ſtille Thräne in dem ſanften Auge; er ſtand bewegt auf. »Ihr weint, Aimée?« ſprach er, des Mädchens Hand mit Innigkeit ergreifend. »Wird nie der Augenblick erſcheinen, wo der Kummer, der Eure Seele belaſtet, ſeinen Vertrauten findet? Werdet Ihr nie der Stimme der Freundſchaft Gehör ſchenken?«

»Ja, der Freundſchaft!« rief das Mädchen mit Wärme. »Ach Antonio, welch ein edler Mann ſeyd Ihr! Daß Ihr mir das Leben gerettet, danke ich Euch weniger, als Eure Freundſchaft. Bleibt mir immer, was Ihr mir jetzt ſeyd!«

Antonio ließ ſeinen Blick voll Liebe auf ihr ruhen. »Verlangt Ihr nicht, daß ich Euch mehr ſeyn ſoll? Gebietet, und ich ſage mich los von der Menſchheit; an den Ufern des Piquiri erbaue ich meine Hütte, und lebe mit Euch — für Euch.«

Das Mädchen wandte bebend den Kopf ab, und zog ihre Hand aus der ſeinigen. »Ihr begehrt Unmögliches,« hauchte ſie kaum hörbar. »Antonio, ich beſchwör' Euch, laßt nicht Hoffnungen in Eurer Bruſt keimen, die ich nie entſprießen ſehen werde.«

»Und wie?« entgegnete der junge Mann faſt zürnend, »Ihr ſagt ſelbſt, Ihr ehret mich, Ihr achtet mich, und dennoch bin ich Euch zu ſchlecht für Euer Vertrauen!«

Aimée ſank, aufgelöſt vor Schmerz, zu Boden, ſie weinte laut, und Antonio bereute bitter ſeine harte Rede. Endlich fand ſie wieder Worte.

»Antonio!« nahm ſie mit hohem Ernſte das Wort — »nicht weil ich Euch zu ſchlecht für mein Vertrauen erachte, ſondern weil ich Euern edlen Sinn nicht mit Geſtändniſſen einer vielleicht in Euren Augen Unwürdigen beflecken wollte — deßhalb ſchwieg ich bis jetzt. Aber die Schranke mag ſchwinden, und ich wälze auf Euch die Schuld, wenn Ihr mich nicht mehr zu achten vermögt. Ich heiße Aimée Antoinette de Placaze, und bin einer adeligen franzöſiſchen Familie aus der Bretagne entſproſſen. Meine Eltern verlor ich früh, und ward der Obhut des Bruders meiner Mutter anvertraut. Nicht all zu lang währte dieſe Aufſicht; meines Oheims unruhiger Geiſt trieb ihn nach Braſilien, wo er neue Reichthümer zu erringen hoffte. Jahre verſtrichen, ich vernahm nichts von ihm, da ſandte er plötzlich einen Boten, und ließ mich mit ſchmeichleriſchen Worten auffordern, zu ihm zu kommen mit Hab und Gut. Leichtgläubig folgte ich, die kaum Achtzehnjährige, den Lockungen, raffte mein Vermögen zuſammen, und ſchiffte nach der Provinz St. Catharina, wo meines Oheims Beſitzungen liegen ſollten. Er empfing mich mit gleißneriſcher Freundlichkeit, aber ſchon in den erſten Tagen gewahrte ich mit Entſetzen, daß ich betrogen ſey. Der alte Sünder beabſichtigte nichts Anderes, als meine Hand und mein Vermögen zu erpreſſen; ich gab ihm willig das Letztere, aber auch dieſes Opfer ſchützte mich nicht vor ſeinen verhaßten Anträgen. Ein Daſeyn des Jammers und des Elends verlebte ich ſeitdem. Der graue Böſewicht hielt mich, meine Anklage fürchtend, wie eine Gefangene, mißhandelte mich, nachdem er mir Alles genommen, und ich hatte Niemand, dem ich mein Leid klagen konnte. In dieſer Verzweiflung erſchien mir ein Mann, wie vom Himmel geſandt. Auf der Plantage meines Oheims verſah ein Mulatte den Dienſt eines Oberaufſehers der Schwarzen. Noch ehe mich der Bruder meiner Mutter gewaltſam auf meinem Zimmer eingeſchloſſen hielt, glaubte ich zuweilen bemerkt zu haben, daß der Blick dieſes Menſchen mitleidig auf mir ruhte. Zu ſpäter Stunde hörte ich auch oft die ſanften Klänge einer Guitarra, und manchmal ſang eine ſchöne männliche Stimme irgend ein franzöſiſches oder portugieſiſches Cantocito. Sah ich dann hinab, ſo gewahrte ich ſtets die kräftige Geſtalt des Mulatten. Dieſes Mitgefühl that mir unendlich wohl, es fehlte mir zuletzt Etwas, wenn nicht jeden Abend François mit ſeiner Guitarra vor meinem Fenſter hielt. Noch hatten wir keine Sylbe mit einander gewechſelt, da flog eines Abends um dieſelbe Stunde, wo François ſein Cantocito zu ſingen pflegte, ein beſchriebenes Blatt Papier, um einen Schlüſſel gewickelt, durch mein Fenſter. Ich las, und ein ſeltſames Gefühl durchwogte mein Inneres. Mit der ganzen Glut der Begeiſterung hatte der Mulatte ſeine Empfindungen für mich auf das Papier geworfen. Ich wußte nicht, wie mir war, aber der Gedanke: es lebt noch ein Menſch auf dieſer Erde, der ein fühlendes Herz für Dich im Buſen trägt, übertönte alle Stimmen der Überlegung und Vernunft. Der Gedanke ferner, mein Leben dürfte unter dem Schutze eines ſolchen Oheims nicht ſicher ſeyn, und ein Blick in die Zukunft — entſchieden. Mit aller Kraft der Verzweiflung klammerte ich mich an die rettende Hand. Wir wollten fliehen, ſo ſchrieb ich dem Mulatten, und den andern Abend hatte ich ſeine Antwort. »Alles, was Du begehrſt, Licht meiner Augen,« flüſterte er mir zu, und wir verſtändigten uns.«

Das Mädchen hielt hier bewegt inne, ihre Stimme wurde immer ſchwächer, leiſe fuhr ſie fort: »Den andern Tag trat mein Oheim zu mir herein, ſein Antlitz war düſter, wie die Nacht. »Aimée,« ſprach er wild, mit der Hand in den ſtruppigen Haaren wühlend, »ich habe Unglück gehabt. Ich bin unerhört betrogen worden, im Spiel betrogen worden. Morbleu! der verdammte Hiſpanier! Mir bleiben nur zwei Rettungswege übrig, und von Dir hängt es ab, mich als Banquerotteur von Haus und Hof vertrieben zu ſehen. Entweder verkaufſt Du Deine liegenden Güter in der Bretagne, und überlieferſt mir den Ertrag, oder — Du heirateſt mich.« Mit Abſcheu ſtieß ich ihn von mir. »Nimmermehr!« rief ich mit Entſetzen; »geh' hin, Schurke, und ernte den Lohn Deiner Thaten!« Da aber trat er mit der Miene des Verzweifelnden zu mir. »Du willigſt alſo nicht ein, Mädchen?« ſprach er knirſchend. »Weißt Du, daß es mich nur einen Stoß meines Armes, einen Druck meines Fingers koſtet, um Deine Hinterlaſſenſchaft als einziger Verwandter in Beſitz zu nehmen?!« Ich ſchauderte, und meine Sinne begannen mich zu verlaſſen; das Ungeheuer hatte, um ſeine Drohung zu verſinnlichen, einen Dolch gezückt, und hielt ihn mit finſterer Entſchloſſenheit über mein Haupt. In dieſem Augenblicke öffnete François leiſe die Thür, ich ſtieß einen markdurchdringenden Schrei aus, und flüchtete in ſeine Arme. Der Oheim ſtürzte dem Eintretenden mit hoch geſchwungenem Stahl entgegen, und hätte einen von uns Beiden unfehlbar durchſtoßen, wenn nicht der Mulatte mit ſtarker Hand den gezückten Arm entwaffnet hätte. Mein Oheim ſchäumte, aber der erſte Ruf, den er that, um ſeine Leute herbeizulocken, war auch ſein letzter; François erwürgte ihn mit dem Strang ſeiner Peitſche. Mich verließen meine Sinne. Als ich wieder zu mir kam, war der Körper meines Oheims verſchwunden, und François bemühte ſich ängſtlich, mich wieder in's Leben zu rufen. Meine erſte Frage galt meinem Oheim. »Fraget nicht nach ihm,« antwortete der Mulatte mit furchtbarem Ernſte, »er wird unſerer Flucht, die heute vor Abend erfolgen muß, nicht im Wege ſtehen. Wenn die Sklaven die erſte Sieſte halten, werde ich wieder bei Euch ſeyn; rafft zuſammen, was Ihr beſitzt, jede Minute iſt koſtbar.« Ich that, wie er geheißen, und des Abends entflohen wir in das Gebirge. François hatte geglaubt, ich würde Schätze mitnehmen können, und er gedachte mich durch dieſes Hilfsmittel weiter hinauf nach Vittoria oder Rio de Janeiro zu bringen, von wo aus ich mich nach Frankreich einſchiffen ſollte. So ſtreiften wir nun ſechs Monate herum, bis wir eines Tages von den Eingebornen überfallen und in das

Innere des Landes geſchleppt wurden. Unerhört waren unſere Leiden, und jetzt lernte ich den Mann, der Alles für mich gewagt, der Alles mit mir duldete, jetzt lernte ich ihn lieben. Ein ganzes Jahr lang wurden wir umhergeſchleppt, von einer Aldea zur andern. Alle Verſuche zur Flucht vereitelten dieſe Barbaren, und mehr als einmal ſchwebten wir in der Gefahr, zu einem Feſte feierlichſt geſchlachtet zu werden. Endlich wurde dieſer Tag beſtimmt, eine Abtheilung der Indianer-Aldea, die ſich von dem Hauptſtamme getrennt, konnte ſich nicht länger zügeln. Schon war uns ein gefangener Indianer vorangegangen, und wir lagen, etwas entfernt, gebunden auf der Erde, da faßte François den Entſchluß, mit den Zähnen meine Bande zu löſen, es gelang uns, einen Vorſprung zu gewinnen, und wir trennten uns, um auch die Indianer zu theilen. In der großen Piquiri-Ebene wollten wir uns wieder treffen, aber ich fand ihn nicht und bin gerettet, während er ſein Leben für mich laſſen mußte!«

Und wieder verhüllte das Mädchen weinend ihr Angeſicht. Antonio ſtand in tiefes Sinnen verloren; er wußte nicht, wie ihm geſchehen war, aber ſein Schmerz, das bittere Gefühl einer verkannten Liebe, tobte nicht mehr mit der verzehrenden Glut in ſeinem Innern. Aimée liebte, aber jene Liebe, durch das Gefühl der Dankbarkeit hervorgerufen, glich nur halb der ſanften Himmelstochter, welche unſere Herzen mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt einnimmt. Die Liebe iſt ein Götterfunke, nicht irdiſchen Urſprungs, wir kommen durch ſie der Gottheit am nächſten; denn wenn ſie wahr iſt, wirkt ſie ſtets veredelnd. Wird ſie aber durch Konvenienzen oder Umſtände bedingt, oder ſoll ſie durch ſolche bedingt werden, ſo mag man ſicher rechnen, geht ihr edelſter Beſtandtheil verloren, denn die erhabenſte aller Empfindungen duldet keinen Zwang; frei muß der Wille, frei das Herz ſeyn! —

Antonio hatte dem Mädchen viel zu ſagen, ſein Herz war ſo voll, aber in dem Augenblicke, als er den Mund öffnete, erſchienen die beiden Brüder finſter, grollend. Sie hatten den ganzen Tag das Gebirge durchſtreift, und einige magere Affen waren die ganze Beute geweſen. Aimée bereitete die kärgliche Speiſe, und manche Thräne entrollte den ſchönen Augen. — Der Abend verſtrich ungewöhnlich ſtill. Die Gemüther Aller waren bewegt, den Einen plagte Liebesleid, den Anderen Geiz und Habſucht, und Gomez empfand von Beiden Etwas.

Die Brüder ſchliefen noch, als am andern Morgen, vor Sonnenaufgang, Aimée ihr luftiges Lager verließ, nach Bogen und Pfeil griff, und hinaus über Felſen und Höhen kletterte. Die herrliche Himmelsleuchte, welche ſo eben in unvergleichlicher Pracht den entfernteſten Himmelsſaum zu vergolden begann, und endlich in voller Glorie ein Meer von Feuer auf den jungen Tag ausſchüttete, das Erwachen der Natur, der tauſendſtimmige Geſang der Vögel, alles das machte einen ſchwer zu beſchreibenden Eindruck auf das kummerbelaſtete Herz des Mädchens. Sie ſtand auf dem Gipfel einer grünen Anhöhe, der einzigen, welche, gleich einer Oaſe, aus der Steinwüſte hervorragte. Da unten aber herrſchte ein düſteres Chaos; gewaltige Felsblöcke lagen ohne Symmetrie zerſtreut. Sümpfe wechſelten mit kleinen Bächen ab, nur ſelten erquickte ſich das Auge an einer majeſtätiſchen Pitanga, die mit ihrem hochrothen Laubwerk ein fruchtbares Plätzchen beſchattete. Aus den ſtehenden Gewäſſern ſtreckte zuweilen ein träger Kaiman den beſchuppten, ſpitzen Kopf, und wenn er den ſcheußlichen Rachen öffnete und zuſchlug, ſo ſchallte es weithin, als wenn der Wald von den Schlägen einer Axt erdröhnte. Zuweilen raſchelte es auch in dem Laubwerk eines rieſigen Baumes, eine buntgefleckte Boa Giboya wand ſich den Stamm hinab, den Durſt an der nahen Quelle zu ſtillen. Dann flohen zu beiden Seiten die kleineren Thiere, die Scharen von Affen, die ſich auf den Zweigen wiegten, retteten ſich pfeifend in die Krone des Blätterwerks, und das Reptil ſonnte ſich, im Bewußtſeyn ſeiner Macht, ſorglos im Sande, zum Knäuel geballt. — Aimée ſah mit Grauen auf das ſchlafende Ungethüm, das ſich in tauſend Windungen und Krümmungen dehnte und reckte, und plötzlich, den Kopf wie lauſchend in die Höhe ſtreckend, pfeilgeſchwind nach ſeinem Baume zurückkehrte. Kaum eine Minute war verſtrichen, als hinter einem Felſen ſorglos ein ſchwarzgefleckter Jaguarete, der amerikaniſche Tiger, hervortrat. Nach derſelben Quelle, wo die Schlange ſo eben ihren Durſt geſtillt, richtete das ſchöne Thier ſeinen Lauf, und trank in langen Zügen das erquickende Waſſer. Aber das Verderben lauerte auf ihn, wieder raſchelte es im Gebüſch und — nicht denken kann man die Schnelligkeit, mit welcher das Reptil ſeine Beute erreicht hatte. Wie die Flamme, wenn ſie mit verzehrender Lohe beim Schiffsbrand an den Maſten emporſteigt und züngelnd das Tauwerk umſchlingt, ſo reckte in erſtickenden Windungen die Boa den geſchmeidigen Körper um das erſchrockene Raubthier. Weithin erſchallte das furchtbare Gebrüll, daß zitternd die Thiere des Gebirges in ihre Höhlen krochen. Dahin — dorthin wandte ſich der geängſtete Tiger, und trachtete vergebens, die erdrückende Laſt von ſich zu ſchleudern — umſonſt! zu ſicher und feſt hatte die Schlange ihre Beute erfaßt. Allmälig ward das Gebrüll ſchwächer, und ſchon begann das Reptil in engeren Windungen die Knochen des überliſteten Thieres zu zerbrechen, als dieſes mit letzter Anſtrengung ſeiner Kräfte an den Rand eines Abhanges kroch, und ſich und ſeinen Feind hinabwälzte.

Aimée hatte mit Entſetzen dem furchtbaren Schauſpiel zugeſehen, eben wollte ſie zu den Brüdern zurückeilen, als Antonio die Anhöhe heraufklimmte. Er hatte das Gebrüll des Tigers gehört, und Schlimmes ahnend war er aufgebrochen. Das Mädchen entwarf ihm mit lebendigen Farben eine Schilderung des grauenvollen Kampfes, und der junge Mann, begierig, den Ausgang zu ſchauen, rannte haſtig in das Felſenthal. Aimée eilte ihm nach, und ſie erreichten den Abgrund, in welchen ſich die kämpfenden Ungeheuer geſtürzt hatten. Dort unten aber war Alles ſtill, und der Franzöſin ſcharfes Auge erkannte einen blutigen

Knäuel, der nur manchmal zuckend ſich aus einander wand. Der Tiger hatte wahrſcheinlich bei dem ungeheuren Sturz auf das ſpitzige Geſtein die Tatzen frei bekommen, und die Schlange im Todeskrampfe zerfleiſcht.

»Was wollen wir thun?« fragte Aimée. »Sollen wir das ſchöne Fell des Jaguarete, das köſtliche Fleiſch der Boa, das uns ſechs Tage lang nähren kann, verfaulen laſſen? Nicht geſäumt! denn wenige Minuten nur werden vergehen, und Hunderte von Aasvögeln ſteigen herab, und wir müſſen zuletzt noch mit dem großen Urugu-rey kämpfen, daß er uns die Beute überläßt.«

Und ſchon hatte ſie einen Pfad entdeckt, der in die Tiefe führte, und ehe Antonio ſie zurückhalten konnte, kletterte ſie hinab, und war bereits unten, als er ſich anſchickte, ihr zu folgen. Eifrig war ſie mit den todten Körpern beſchäftigt, und der junge Mann, erfreut, daß ihr das Wageſtück keine Gefahr gebracht, bemühte ſich, ihr hilfreiche Hand zu leiſten. Da brach das Mädchen plötzlich in ein Freudengeſchrei aus. Antonio, eben beſchäftigt, dem Tiger das Fell abzuſtreifen, ſprang ſchnell herbei. Aimée hielt einen Stein in ihrer Hand, den ſie im Glanze der Frühſonne ſpiegeln ließ. »Antonio, Antonio!« rief ſie faſt außer ſich, und der junge Mann glaubte im erſten Augenblicke, ſie ſey von der großen Buſchſpinne gebiſſen, da ſie wie wahnſinnig hüpfte und ſprang. Endlich legte ſich der erſte Freudenrauſch, und Antonio gewann Zeit, den Stein zu betrachten. Er war von wunderbar ſchönem Glanze, und als ihn der junge Mann gegen die Sonne hielt, wurde er von dem zauberiſchen Farbenſpiele ſo geblendet, daß er die Augen ſchließen mußte. Aber dennoch — die ungeheure Größe, die Schwere — der Stein wog faſt eine Unze — er wagte es nicht, trügeriſche Hoffnungen in ſich auftauchen zu laſſen, die ihn doch wieder in den Abgrund des Elends reißen mußten.

»O Ihr ſeltſamer Menſch!« rief das Mädchen freudetrunken, »und Ihr bleibt kalt, kein Laut des Entzückens dringt über Eure Lippen? Alles, Alles wird ſich jetzt in Freude verwandeln; Euch und den Brüdern wird vergeben werden, und hättet Ihr den Gouverneur der Provinz St. Catharina erſchlagen! Und mir und François — Alles, Alles ſoll glücklich werden!«

»Ich bitte Euch, Aimée,« warnte Antonio, »laßt Euch nicht von Eurem Freudenrauſch hinreißen, das Erwachen iſt um ſo ſchmerzlicher.«

»Wie, Ihr zweifelt?« fragte das Mädchen. »Glaubt Ihr, mir wäre die Kenntniß edler Steine unbekannt? Unter den Indianern lernte ich, beſſer als ein europäiſcher Juwelenhändler, die Schätze der Tiefe kennen; doch kommt, wir ſuchen die Brüder auf, und Thomas mag entſcheiden, ob wir nicht für dieſen Stein dem König von Portugal ſeine reichſte Provinz abkaufen können.«

Antonio, noch immer von Zweifeln erfüllt, ſtieg den Abgrund hinauf, und das Mädchen folgte. Unterwegs erzählte Aimée, wo ſie den ungeheuren Stein gefunden. Er hatte gerade unter dem Leibe der Boa gelegen, und wie es den Anſchein hatte, ſo war der Tiger mit ſeiner Feindin in das Bett eines ausgetrockneten Flüßchens geſtürzt. Auf ſolchen Plätzen findet ſich aber noch heut zu Tage der koſtbarſte aller Edelſteine, und man leitet ſogar Flüſſe auf einige Zeit ab, um in dem trockenen Sande nach Diamanten zu ſuchen.

Die beiden Brüder waren eben im Begriff, auf die Jagd zu gehen, als ihnen Aimée mit gränzenloſem Jubel entgegenhüpfte. Gomez ſtand wie vom Blitz getroffen, aber des geizigen Thomas Entzücken zu ſchildern, iſt meine Feder nicht vermögend. Jetzt erſt begriff auch Antonio die ganze Größe des gefundenen Schatzes; auf's Tiefſte gerührt, ſank er vor dem Mädchen in ſeine Knie, und die beiden Brüder ahmten, innig bewegt, ſein Beiſpiel nach. Ihre Lippen ſtrömten über von heißen Dankgefühlen, und Aimée wußte ſich kaum zu ſchützen vor den erdrückenden Beweiſen ihrer Liebe. Endlich riß ſie ſich los, ihr Herz war zu voll, ihr Gemüth war zu erregt — ſie mußte hinaus in die Einſamkeit, ihren Freuden- und Leidenthränen freien Lauf zu gönnen. Die Brüder ſaßen unterdeß zuſammen, und der wunderbare Stein ging von Hand zu Hand. Noch immer konnten ſie ihr Glück nicht ganz faſſen, noch immer wähnten ſie, ein holdes Traumgebilde ihrer ſtets erregten Fantaſie breite vor ihnen das grüne, fruchtbare Feld der Hoffnungen aus. Wirft man einen Blick in die Seele der drei jungen Männer, ruft man ſich in's Gedächtniß zurück, welche unausſprechlichen Leiden in einem Zeitraume von zwei Jahren ſie erduldet, und das Alles für die Ehre ihres Namens, um die Entdeckung einer Goldmine oder eines koſtbaren Steines — ruft man ſich dies in's Gedächtniß zurück und bedenkt jetzt, daß ſie ſich plötzlich am Ziele, am ſieggekrönten Ziele ihres Strebens ſahen, ſo wird man ſich die Bewegungen ihres Innern verſinnlichen können.

Wenn ſie bis jetzt ängſtlich jedes Zuſammentreffen mit Menſchen vermieden hatten, ſo drängte es ſie von nun an mit unwiderſtehlicher Haſt, die nächſtgelegene Stadt zu erreichen. Aimée kannte jeden Pfad im Felſengebirge. Ehe ſie ſich anſchickten, den nächſten Weg, der ſie nach der Provinz Goyaz führte, anzutreten, kehrten ſie nach dem Abgrunde zurück, der ihnen ſo freigebig den größten aller Schätze geſpendet hatte, aber vergeblich wühlten ſie ganze Tage lang im Sande, gruben und ſiebten, auch nicht der kleinſte Edelſtein kam mehr zum Vorſchein. Da warfen ſie endlich die Handwerkszeuge hin, und rüſteten ſich zum Abzug.

Nach acht Tagen des unaufhörlichen, mühſeligen Wanderns erblickten ſie endlich zu ihren Füßen die lachende, fruchtbare Ebene, welche die Provinz Goyaz ankündigte. Jetzt hatten ſie noch vier Tagereiſen nach Villa Boa, wie Aimée berechnete.

An einem der ſchönſten Junimorgen ſtiegen ſie in die Ebene hinab, und mit dem erſten Schritte, welchen Antonio auf das herrliche Land that, ſank er ergriffen zu Boden, und ein heißes Dankgebet drang hinauf zu dem Allgütigen, der dort oben über dem blauen Himmelsdom waltet. Alle lagen tief gerührt auf ihren Knien, und ſelten wurden wohl ſo tief gefühlte Gebete zu dem Schöpfer aller Dinge geſandt. Jetzt hatten ſie nichts mehr zu befürchten, außer dem Bereich jener gefahrdrohenden Steinwüſte, wo ſie dem Tacap des Indianers, dem Zahn des Jaguarete, wie den Umarmungen einer hungrigen Boa Giboya glücklich entgangen waren, umfing ſie jetzt Gottes reiche Schöpfung in ihrer ganzen, unvergleichlichen Üppigkeit. Ihre Herzen waren voll Freudigkeit, und wohl zehnmal im Tage mußte Antonio das Täſchchen, das Aimée aus der Haut der Schlange gefertigt, von ſeinem Halſe nehmen, und die Brüder weideten ſich an dem prächtigen Glanze des Steines, und immer ſtiegen neue Pläne in ihrer Seele auf.

Während die Brüder aber in Freude ſchwelgten, zog in des Mädchens Herz Kummer und Schwermuth. Oft ſtand ſie, wenn die Sonne im Scheiden begriffen, auf einem Hügel, und ließ ihre Blicke über die Ebene ſchweifen; dann drang eine Thräne in ihr ſchönes Auge, und Antonio, der ſie oft belauſchte, hörte immer den Namen »Françoiſe« von ihren Lippen tönen.

Eines Abends ſaßen die drei Brüder unter einer Pitanga, und ſchauten ſehnſüchtig in das angezündete Feuer, über dem Gomez an einem hölzernen Bratſpieße einen halben Aguti zum Abendſchmauſe briet. Das Mädchen war nicht zugegen, es ſtreifte, wie gewöhnlich, auf den nächſtgelegenen Höhen herum. Zu ſolchen Stunden war es dann gewöhnlich, daß die Brüder von ihren Abenteuern und Gefahren ſprachen. Heute aber würzte Frohſinn und Scherz das frugale Mal.

»Sieh' nur den Antonio!« rief Thomas lachend. »Er ſitzt mit ſeiner ernſten Miene ſo würdevoll da, als ſey er ſchon Alcaide-mor in Liſſabon. Ponga su cabeza, hier iſt Alles fröhlich, und zu dem fetten Wildſchwein da, das uns Gomez ſo köſtlich zubereitet hat, fehlt nur ein Glas echter Valdepennas.«

»Laß ihn grübeln,« nahm Gomez das Wort, indem er den Aguti mit ſeinem Dolche tranchirte. »Ich weiß, was dem armen Teufel das Herz bricht, und, bei der Santa Virgen von Belem! 's iſt mir eine Zeit lang auch ſo gegangen. Ich hab's mir aber aus dem Sinn geſchlagen, und jetzt ſteht uns ja die ganze Welt offen. Gib Dich zufrieden, Antonio, und beherzige, was der Spanier ſagt: Poco à poco hila la vieja el copo; laß uns nur erſt in dem glücklichen Europa ſeyn, und lege Dich ihr dann zu Füßen. Sie müßte ja kein Herz im Buſen haben, wenn ſie Dich liegen laſſen wollte!«

Aber Antonio hörte nicht auf das Geſchwätz. Er ſtand plötzlich auf. »Aimée bleibt heute ungewöhnlich lang,« ſprach er ernſt. »Ich werde gehen, ſie zu ſuchen.« Er lenkte ſeine Schritte nach dem Gebüſche zu, das ſich ſeitwärts von dem Ruheplatz eine kleine Strecke über die Ebene hinzog. Die Brüder ſahen ihm lächelnd nach, und Gomez machte ſich eben wieder über ſeinen Wildbraten, als ſie der Ruf Antonio's aufſchreckte. Schlimmes ahnend, griffen ſie zu den Waffen, und eilten dem Rufe nach. Aber nicht im Kampfe mit einem Raubthiere des Landes fanden ſie den Bruder. Auf dem Boden ſahen ſie ihn knien und eifrig beſchäftigt mit einem lebloſen Körper. Ein faſt halb nackter Mann, ein haarſträubendes Bild des Jammers und Elends, lag vor ihren Blicken. Das Geſicht des Unglücklichen war kaum von dem eines Affen zu unterſcheiden, Narbe an Narbe, manche kaum geheilt, Hals und Bruſt bedeckt mit Beulen und Brandblaſen. Es war ein Anblick, der auch dem roheſten Menſchen das Blut in den Adern erſtarren machen mußte. Dennoch ſchien aber ein Funke von Leben in dem erſtarrten Körper zu walten, Antonio fühlte ein ſchwaches Klopfen der Bruſt, und zuweilen zuckte es krampfhaft in den halb erloſchenen Zügen, die Trotz und Härte ausſprachen. — Die Brüder wandten alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel an, den Bewußtloſen in's Leben zurückzurufen. Alles war vergeblich, und Antonio ſah ein, daß hier nur Aimée rathen und helfen könnte. Eben machte ſich einer der Brüder auf, das Mädchen herbeizurufen, als dieſes eine Anhöhe herunterſtieg und ſeine Schritte beſchleunigte, ſobald es die Gruppe von fern erblickte.

Die Sonne ſandte eben ihre letzten Strahlen über das Felſengebirge de los Barbados, und beleuchtete blutroth die ganze

Scene. Aimée war ſo raſch gelaufen, daß ihr der Athem ausgegangen war. »Um Gottes willen, was geht hier vor? Ich ſehe Euch beſtürzt!« fragte ſie angſterfüllt.

»Helft, Aimée, helft einem Verſcheidenden!« rief Gomez und richtete ſanft den Kopf des Unbekannten in die Höhe, daß des Mädchens Blick gerade auf das Geſicht des Ohnmächtigen fiel. Kaum hatte dieſes aber in die halb erloſchenen Züge geblickt, als es mit dem markdurchdringenden Schrei: »Mächte des Himmels, François!« neben dem Sterbenden zuſammenſank.

»O meine Ahnung!« rief ſchmerzlich Antonio, und kniete neben den Beiden nieder.

Der Klang dieſer Stimme, welche ſo oft ſchon tröſtend ſeine Leiden gemildert hatte, wirkte mächtiger, als alle Mittel, auf den Ohnmächtigen. Er ſchlug matt die Augen auf, und ſein erſter Blick fiel auf das Mädchen, welches über ihm zuſammengeſunken war. Einen Moment ſchaute er beſtürzt umher, als er ſich unter Menſchen ſah; er ſchien zu erſchöpft, um ſprechen zu können, und ſchloß von Neuem die Augen. Jetzt riefen auch die Bemühungen der Brüder das Mädchen wieder in's Leben zurück. Gränzenlos war ihr Jammer um den Geliebten, und die Brüder ſtanden rathlos, jeden Augenblick wähnend, ſie würden bald zwei Todte zu beweinen haben. Endlich raffte ſie ſich auf, und obgleich die Sonne ſchon hinabgeſunken war, ſo beſchäftigte ſich das Mädchen doch eifrig mit Einſammeln von Blättern und Kräutern, deren Heilkraft nur ihr allein bekannt war.

Während deß gaben die Bemühungen der Brüder den Mulatten dem Leben zurück. Er vermochte einzelne Laute zu ſtammeln und nach Aimée zu fragen. Des Mädchens Trank, den ſie ſorgend dem Kranken bereitet, ſchien Zauberkräfte zu üben, und die Nacht ging ohne Unfall und Gefahr vorüber.

Auf Antonio's Augenlider aber vermochte ſich kein Schlaf zu ſenken. Er irrte die ganze Nacht umher, und weder das Geheul des Schakals, noch das des Jaguarete vermochte ihn zu ſchrecken.

Tauſend Sorgen und Gedanken durchwogten ſeine Seele, und erfüllten ſein Inneres mit Pein.

»Und dieſes Scheuſal von Menſchen liebt ſie, ihm opfert ſie willig Leben und Liebe!« ſo rief er in die ſtille Nacht. Aber dieſen Gedanken konnte er nicht aufnehmen in ſein Inneres, und ein unſäglicher Schmerz zerfleiſchte ihm das liebende Herz. In den Zügen dieſes Mulatten hatte er ſich vergebens bemüht, eine Spur von Gefühl und Adel der Seele zu entdecken. Den Trotz, den harten Stolz, der auf jener hohen Stirne lag, ſchienen ſelbſt die furchtbaren Leiden, denen er beinahe erlegen, nicht beugen zu können. Antonio würde ſich nie ſo unglücklich gefühlt haben, wenn die Heißgeliebte einen ihrer würdigen Mann mit ihrer Liebe beſchenkt hätte; aber das Bewußtſeyn, daß die Angebetete nie glücklich ſeyn würde unter der Knechtſchaft eines ſolchen Mannes, drohte ihn wahnſinnig zu machen.

Zu rechter Zeit traf Gomez den Umherwandelnden. Der Bruder faßte innig bewegt die Hand des armen Liebenden. Die Nacht war ſo ſchön und hell, und die Sterne blickten ſo traulich herab, daß ſich Beide recht wehmüthig bewegt fühlten. Antonio richtete das bethränte Auge gen Himmel, und fragte leiſe nach Aimée. Gomez ſchloß ergriffen den Bruder in ſeine Arme. »Gib Dich zufrieden und ſey ein Mann,« ſprach er ernſt. »Es wird, es muß ſich noch Alles zum Guten wenden, denn nun und nimmermehr kann das holde Kind dies braune Ungethüm lieben. Im übrigen,« fügte er leiſe hinzu, »ſchlage ich dem Kerl den Schädel bei der erſten beſten Gelegenheit ein, wenn er die arme Dirne noch einmal ſo mit Worten kränkt, wie vor wenig Minuten. Ich glaube es und ſterbe darauf, der braune Spitzbube mit dem Satansgeſichte hat's früher einmal dem Mädchen angethan — ein Liebestränkchen oder ſonſt etwas — Santa Virgen, was erlebt man nicht Alles auf Gottes weiter Erde!«

Antonio war in der Mitte dieſer Rede zornig emporgefahren, aber das abergläubige Geſchwätz beruhigte ihn wieder.

»Für mich waltet nur noch Hoffnung dort über den Sternen,« ſprach er ſchwärmeriſch, und preßte krampfhaft des Bruders Hand in die ſeine. »Mein Entſchluß iſt gefaßt; bei der erſten rauhen Begegnung dieſes verruchten Mulatten, an den die beklagenswerthe Aimée nur durch Feſſeln der Dankbarkeit gebunden iſt, erwürge ich das Ungethüm, und fliehe dann vor Welt und Menſchen in eine Einöde.«

»Ja, ja, ſo ſprechen alle verliebten Leute!« entgegnete dumpf vor ſich hin lachend der jüngere Bruder. »Doch laſſ' uns ſorgen, die holde franzöſiſche Blume ſoll nur für Dich gewachſen ſeyn, und carajo! der Henker müßte d'rin ſitzen, wenn ſich das Mädchen, das Dich gewiß liebt, an das gelbe Scheuſal ketten wollte.«

So ſprechend kehrten ſie zum Lagerplatz zurück, der Eine voll Vertrauen, der Andere muthlos, aber ergeben.

Auf Aimée's erſchöpften Körper hatte ſich eben ein leichter Schlummer geſenkt; ſie lag neben dem Mulatten, der feſt ſchlief und regelmäßig Athem ſchöpfte. Thomas hatte ſich neben den Beiden hingekauert, und ſtarrte finſter vor ſich hin. Antonio's Blick ruhte ſchmerzlich auf den Schlafenden, da ſtand Thomas auf, und zog den Bruder auf die Seite. »Ich habe ſchlimme Entdeckungen gemacht,« ſprach er ernſt und leiſe. »In jenes braunen Teufels Haut möchte ich nicht ſtecken, und wenn mir alle Schätze Braſiliens geboten würden. Entſetzliche Dinge mußte ich vernehmen. Verwandtenmord, Raub, Flucht — ich konnte nicht Alles belauſchen! . . .«

»Beruhige Dich,« unterbrach ihn gelaſſen Antonio. »Ich beſitze Aimée's Vertrauen. Sie dankt dem Mulatten Freiheit und Leben.«

»O daß Du Zeuge geweſen, wie er die Arme behandelt,« fiel raſch Thomas ein. Mein rauhes Gemüth hat ſich darob empört, und mich wandelte die Verſuchung an, dem Unmenſchen den Kopf zu zerſchmettern.«

»Frevle nicht,« ſagte der Ältere, ſich zum Gleichmuth zwingend, wenn es auch in ſeinem Innern tobte. »Ohne ihn würden wir Aimée nie gefunden, und auch nie unſern Schatz erlangt haben. Wir müſſen die Vorſehung preiſen, daß ſie mich beſtimmte, an dem Lebensretter des Mädchens die Pflicht der Dankbarkeit üben zu können.«

Thomas wollte noch mehr ſprechen, aber der Mulatte wachte auf, und er mußte eilen, ſein Wärteramt zu verſehen.

Die Nacht verſtrich, der Morgen dämmerte golden herauf, aber er brachte keinen Frohſinn für unſere Reiſenden. Aimée erſchöpfte ſich faſt in liebevoller Sorgfalt um den Kranken, aber ſie konnte ihm kein Lächeln des Dankes abgewinnen; finſtere, eiferſüchtige Blicke heftete er auf die Brüder, und kaum gewann er es über ſich, der Geliebten zu erzählen, welche unſäglich jammervollen Tage ihm das Schickſal ſeit ihrer Trennung bereitet. Die Indianer hatten ihn, wie ein Wild, über Felſen und Höhen in unaufhaltſamem Lauf gejagt, und ſchon empfahl er ſeine Seele dem Allmächtigen, als die Gewehrſalve der drei Brüder die Wilden ſtutzen machte. Den Vorſprung benützend, war er bald dem Untergang und der Verfolgung entronnen. So rannte er denn fort und fort durch Wüſten und Wälder, und wußte zuletzt die Piratininga-Ebene nicht mehr zu finden. Mangel an Nahrung, der Genuß ſchädlicher Früchte, die glühenden Sonnenſtrahlen trockneten ſeinen Körper beinahe zur Mumie aus, und ſelbſt das Entzücken, als er endlich die Niederung von Goyaz erblickte, wirkte nachtheilig auf ihn. Ein voreilig genoſſenes Bad zog ihm ein Fieber zu, und ſo fand ihn Antonio.

Die Brüder waren am andern Tag auf die Jagd gezogen, und das Mädchen blieb allein bei dem Kranken, in den bereits die alte Kraft zurückzukehren begann. Sie ſaß nachdenkend unter dem ſchlechten Gezelt, welches die Brüder in Eile zum Schutze des Mulatten aufgeſchlagen. François ſchien zu ſchlafen, und das Mädchen benützte dieſen Augenblick, um die herrliche Morgenluft in vollen Zügen einzuathmen. Ein herriſches Wort des Erwachenden rief ſie zurück. »Du läſſeſt mich allein,« fragte er ſchneidend, »um den drei Portugieſen nachzueilen?« . . .

»Ich bitte Dich, François,« antwortete das Mädchen ſanft, »bewege Dein Gemüth nicht mit ſolchen thörichten Vorſtellungen.«

»Nicht thöricht!« fuhr der Mulatte heftig auf. »Glaubſt Du, es ſey mir entgangen, wie dieſer Antonio Dich auf allen Wegen und Stegen verfolgt, wie er neidiſch jeden Deiner Blicke belauſcht, und mich immer ſo finſter, als wolle er mich durchbohren, anſchaut?«

»Unwürdiger Verdacht!« unterbrach ihn erzürnt Aimée. »*Antonio iſt ein edler Mann, ich verdanke ihm Leben und* Freiheit!« . . .

»Mir verdankſt Du es!« ſchrie wüthend der Mulatte, und die ſüdliche Natur öffnete alle Schranken der Heftigkeit, des Ingrimms. »Wie oft mußte ich es ſchon hören, daß jener ſchwarzlockige Portugieſe Dich gerettet! Wo wärſt Du aber ohne mich? Wer ſetzte Gut und Blut, Ehre und das eigene Leben daran, um Dich zu retten? Hätten jene drei Prahlhänſe jemals den Muth gehabt, für Dich einen Mord zu begehen?«

»Um Gottes willen, François!« flehte das Mädchen rührend, »rege nicht gewaltſam Deine kaum erwachenden Lebensgeiſter auf. Peinige mich nicht mit Vorwürfen, die mit vernichtender Laſt auf Dich ſelbſt zurückfallen.«

»Ich höre Dich nicht!« fuhr der Mulatte mit ſteigendem Zorne fort, »ich höre Deine Stimme nicht. Dir iſt kein Wille, keine Kraft gegeben; jedes Athmen Deiner Bruſt iſt mein, der Schlag Deines Herzens iſt mein Eigenthum. Ich habe Dich theuer, ich habe Dich mit Blut erkauft, und Blut bindet ewig!«

»Allmächtiger Schöpfer! höre mich — er wird ſich tödten durch ſeine Heftigkeit!« rief Aimée, verzweiflungsvoll die Hände ringend.

»Was nützt das Leben?« fragte François mit der Gleichgiltigkeit eines Wahnſinnigen. »Ja, ich will ſterben, aber ich nehme mein Eigenthum mit, nichts hinterlaſſe ich lachenden Erben. Dieſe Portugieſen ſollen wenig Freude erleben.«

»Was ſinnſt Du?« forſchte, ihn nicht verſtehend, das Mädchen.

»Ich nehme es mit, mein Eigenthum,« ſprach der Mulatte leiſe vor ſich hin. »Ich gönne ſie ihnen nicht, die zarte Blume. Ha! welcher Triumph für dieſen Antonio, wenn ich jetzt ſtürbe, und ſie bliebe ihm! Aimée,« fuhr er laut fort, »komm, laſſ' uns fliehen, ich kann nicht länger weilen unter dieſen Brüdern.«

»François, ſchone Dich!« tröſtete ihn liebevoll die Franzöſin, Alles ſeinem krankhaften Zuſtande zuſchreibend. »Die Brüder ſind edel und gut, und ſo nahe am Ziele können wir uns nicht von ihnen trennen. Ich habe die Gefahren mit ihnen getheilt, und wir Beide wollen nun auch die Früchte genießen.«

»Die Früchte? Ha! ich kenne ſie, dieſe Frucht; ſie iſt roth, blutigroth, auf dem Schaffot wird ſie gebrochen und unter der Erde genoſſen,« ſo fantaſirte der Mulatte, wie in der Raſerei des Fiebers.

»O wie bitter und grauſam zerſtörſt Du unſere ſchönſten Hoffnungen!« ſagte Aimée. »Nur einmal, mein Freund! gib der Stimme der Vernunft Gehör. Ich habe einen Talisman gefunden, und Antonio bewahrt ihn wie ſein Herzblut; der ſchützt uns vor Verfolgungen, und hätteſt Du des Königs beſten Freund erſchlagen — der Arm der ſtrafenden Gerechtigkeit würde Dich nimmer erreichen; vor einem einzigen Worte, das ich ausſpreche, würde er erlahmen.«

François hatte mit ſtierem Blick jedes ihrer Worte gezählt. Jetzt richtete er ſich gewaltſam auf. »Wie? Täuſcht mich meine Ahnung nicht, ſo hätteſt Du . . .?« fragte er, freudeglänzenden Angeſichts, in abgebrochenen Sätzen.

»Ich habe den größten Diamant gefunden, den die Welt je erblickt!« rief das Mädchen, und ſtürzte dem Mulatten in die Arme. —

Eine Pauſe entſtand. Was in des Mulatten Bruſt vorging, vermag keine Feder zu beſchreiben. Endlich fand er Worte. »Du haſt ihn gefunden?« fragte er beklommen, und ſeine Züge verzerrten ſich vor Geiz und Gier zur Fratze. »O mein ſüßes Kind, wie unendlich glücklich machſt Du Dich und mich! Doch zeig' her das Kleinod, meine Augen lechzen darnach, ſich zu weiden an der goldenen Zukunft, welche unſer wartet.«

»Hörteſt Du nicht, mein Freund!« ſagte unbefangen das Mädchen, »ich habe den Diamant nicht; Antonio hütet ihn, gleich ſeinem Herzblut, auf der Bruſt.«

Der Mulatte zuckte, wie von einer Schlange gebiſſen, aber gewaltſam zwang er ſich zum Lächeln. »Du treibſt grauſamen Scherz mit mir,« ſprach er mit unſicherer Stimme. »Nimmer werde ich glauben, daß Du ſo Thörichtes beginnen konnteſt!«

»Ich ſchwöre es Dir bei der heiligen Jungfrau, daß Antonio den Diamant beſitzt!« entgegnete Aimée feierlich. »Wo wäre er auch beſſer bewahrt, als bei dieſem edlen, vortrefflichen Menſchen? Was wir haben, iſt gemeinſchaftlich; Gefahren und Mühen theilten wir, auch das Glück wollen wir zuſammen genießen, und Du, mein François, ſollſt die Krone deſſelben ſeyn!«

Freundlich nahte ſie ihm, aber der Unmenſch ſtieß ſie mit aller Kraft, die ihm noch zu Gebote ſtand, zurück. »Mein iſt der Diamant!« ſchrie er, und der Zorn erſtickte beinahe ſeine Stimme. »Schaff' ihn mir zur Stelle; dieſe portugieſiſchen Hunde dürfen ihn nicht beſitzen; was Du gefunden, gehört keinem Andern. Nichts haſt Du zu vergeben. Schaffe den Diamant, oder ich morde Dich und ſie!«

Erſchöpft ſank er auf ſein Lager zurück. Das Mädchen rang verzweiflungsvoll die Hände, und in dieſem Augenblicke trat Antonio in das Zelt. Er ſchien die letzten Worte des Mulatten noch gehört zu haben, ſah das Entſetzen der Franzöſin, und ahnte bald den Zuſammenhang der Dinge. Da faßte er krampfhaft des geliebten Mädchens Hand, und drückte ſie feierlich an ſein Herz. »Beruhigt Euch,« ſprach er mit furchtbarem Ernſt, »von dieſem Ungeheuer ſollt Ihr nichts zu befürchten haben; ich ſchütze Euch, und ſollte ich darob meinen letzten Blutstropfen verſpritzen!«

Wenn man heut zu Tage ſich von Weſten der Hauptſtadt der Provinz Goyaz — Villaboa — naht, ſo gewahrt man in dem Umkreis einer Tagreiſe überall blühende Eſtancias, fruchtbare Zuckerrohrfelder, freundliche Plantagen, anmuthig hinter einem Guyavenwäldchen verſteckt. Die ganze Umgegend iſt zum Entzücken ſchön. Vor hundert Jahren war das Alles noch im Werden. Hier und da ragten aus der Ebene die ſchlichten Gebäude einer Pflanzung, oder einige Baumhütten der Vaqueiros (Hirten) unterbrachen die Einförmigkeit. Die ganze Provinz war ſeit kaum zehn Jahren von den Portugieſen einer näheren Würdigung werth geachtet worden.

An einem Nebenfluſſe des Araguay lag, beſchattet von hochrothen Pitangen und Mangaven, die Fazienda des Senhor Paulo Joao Ferreira. Es war um die Zeit der Sieſta, und der geſtrenge Herr ſaß unter dem Parapet ſeines Hauſes, eine Taſſe Maté ſchlürfend. Da rief plötzlich die kleine Mulattin, welche ſeitwärts von ihm ſaß, und einen Korb voll Sapucajasnüſſe zu öffnen beſchäftigt war: »Maſſa, Maſſa! Eine Staubwolke ſteigt auf, vom Gebirge her kommen Menſchen.«

Senhor Ferreira ſtand auf, und nahm das Cigarrito aus dem Munde. »Wohl ſehe ich eine Staubwolke,« murmelte er vor ſich hin, »wer mag es ſeyn? Pauliſten, die nach Villaboa wandern? Was kümmert's mich!«

Er lehnte ſich wieder in ſeinen Stuhl und rief nach friſchem Maté, die kleine Mulattin eilte fort. In dieſem Augenblicke hatten die herannahenden Gäſte die Eſtancia erreicht. Es waren vier Fußgänger und ein Reiter, der eines jener wilden Pferde der Pampas beſtiegen hatte. Vor einer Negerhütte, deren ſich fünf oder ſechs im Halbkreis um die Pflanzung zogen, machte die kleine Karavane Halt. Senhor Ferreira gewahrte dies Alles recht wohl, aber er ſtand nicht auf, die Fremden zu empfangen; dem aufmerkſamen Beobachter hätte es eher ſcheinen dürfen, als bedeckten Mienen des Unwillens über das Erſcheinen der ungebetenen Gäſte das Geſicht des Pflanzerherrn. Eben ſtiegen die Fremden die Stufen herauf und der Senhor ſprang erſchrocken aus ſeinem Lehnſeſſel, als er einen Blick auf die verwilderten Geſtalten, welche ihm in dieſem Augenblicke entgegentraten, geworfen hatte. Die drei Männer, eingehüllt in Thierfelle, deren Schnitt kaum europäiſche Abſtammung verrieth, glichen eher Barbados-Indianern, als Portugieſen. Eine lieblichere Erſcheinung bot das junge Mädchen, welches die drei Männer begleitete. Meine Leſer werden ahnen, wer die Fremden ſind, deßhalb kann ich alle umſtändlichern Erklärungen ſparen. Antonio führte das Wort. In bündiger Kürze hatte er geſchildert, wo ſie herkämen, was ſie wünſchten und wohin ſie zu ziehen gedachten. Er bat eindringlich, aber mit Stolz, um Kleider und Pferde, damit ſie mit Ehren in Villaboa auftreten könnten. Ferreira ſtand noch immer beſtürzt und fand nicht Worte, ſein Erſtaunen zu erkennen zu geben, er wollte ſprechen, fragen, aber in dieſem Moment erſchien der Fünfte von der kleinen Karavane auf der Schwelle. Es war der Mulatte. Der Pflanzerherr warf einen forſchenden Blick auf den Eintretenden; irgend eine Erinnerung ſchien in dieſem Augenblicke in ihm aufzutauchen, aber es war keine erfreuliche, denn finſterer Ernſt umſchattete ſeine Stirne. François faßte ſich ſogleich, er ſchritt keck und ſicher heran, und ſtreckte ſchon von weitem ſeine Rechte dem Portugieſen entgegen. »Wir ſollten uns kennen, Senhor!«

fragte er mit gedämpfter Stimme, »es mag freilich ſchon eine geraume Zeit ſeyn, aber: aa car fuerza de flaqueza — ich meine, der alte Spruch dürfte Eurem Gedächtniſſe nicht entſchwunden ſeyn.«

Ferreira erwachte plötzlich wie aus einem bangen Traume; wenn es ihm gleich wenig um's Scherzen zu thun zu ſeyn ſchien, ſo mußten es doch Umſtände erheiſchen, hier eine gute Miene zum böſen Spiel zu machen. »Diable!« rief er, ein freudiges Erſtaunen affektirend. »François Legout, mein alter Freund und Mitbruder, mit großer Freude ſchüttle ich Deine Hand! Was begehrſt Du? Meine ganze Eſtancia liegt zu Deinen Füßen.«

»Wie ich ſehe, haſt Du für Dein Theil geſorgt,« erwiederte der Mulatte, ſich ohne Zwang in einen Seſſel werfend. »Ja, ja, es iſt kein wahreres Wort: El que primero llega ese se la calza! Du biſt reich — ich bin geblieben, was ich war. Aber« — rief er aufſpringend, und ſeine feurigen Augen im Kreiſe herumwerfend, »ein guter Mann iſt beſſer, denn Reichthum; vielleicht erſcheint in zwei, drei oder vier Tagen Dein armer Freund und fragt: »Wie hoch ſchätzeſt Du Deine Beſitzung?«

Der Portugieſe machte große Augen, er möchte gern eindringen in dies Geheimniß, aber in dieſem Augenblicke erinnerte er ſich, daß noch mehr Gäſte ſeiner warteten. Wirklich ſtanden die Brüder, beſonders aber Aimée, ſo erſtaunt über dieſe Erkennungsſcene, daß Keiner Worte fand. Senhor Ferreira riß endlich wie wahnſinnig an der Schelle, mehrere Schwarze ſtürzten herein, — da war des Befehlens und Anordnens kein Ende. Man muß Zeuge geweſen ſeyn beim Empfang, den der braſilianiſche Pflanzer weißen Gäſten, die er gerne ſieht, bereitet. In dieſem ungeheuren Lande, wo jeder Nachbar vom andern Tagreiſen entfernt iſt, kennt man keine jener läſtigen Konvenienz-Soiréen, wo die Langeweile ſich das jus radicatum erworben hat. Ein Feſttag iſt es, wenn Weiße erſcheinen; da wird das ganze Haus geſäubert und geputzt, man ſchlachtet alle Arten von Hausthieren, die Neger werden auf die Jagd und den Fiſchfang geſchickt, die koſtbarſten

Leckerbiſſen, die lange der Erlöſung geharrt, herbeibeſchworen — kurz, das Unterſte zu oberſt gekehrt, und das Alles unter hundert und tauſend Entſchuldigungen und Bitten, die ſchlechte Einrichtung zu verzeihen und vorlieb zu nehmen.

Senhor Ferreira ſchien durch die Worte des Mulatten wie umgewandelt, er erſchöpfte ſich in Freundſchaftsverſicherungen, lief ſelbſt die Treppe hinauf, um ſich von dem guten Zuſtande der Zimmer zu überzeugen, und athmete erſt freier, als ſeine Gäſte ſich auf dieſelben begeben hatten. Nur François blieb zurück, der Portugieſe ließ friſchen Maté und neue Cigarrito's kommen, und bald ſaßen die beiden Männer in angelegentlichem Geſpräch ſich einander gegenüber.

Am Abende desſelben Tages hatte ſich Aimée aus ihrem Zimmer in den Park hinter dem Wohngebäude der Plantage geflüchtet. Eine Unruhe, der ſie ſich nicht zu bemeiſtern vermochte, raubte ihr den Schlaf, den ſie nach ſo langen, qualvoll durchwachten Nächten ſehnlichſt herbeigewünſcht. Ermattet warf ſie ſich unter einen Mangavenbaum, und ließ die Begebenheiten der letztverfloſſenen Tage an ihrer Seele vorüberziehen. Thränen füllten ihre ſchönen Augen, wenn ſie der rauhen Behandlung François's gedachte, und vergebens ſuchte ſie Gründe der Entſchuldigung hervor, ſie vermochte nicht die Erinnerung an jenen grauenvollen Morgen, an welchem ſie ihm die Eröffnung vom Funde des Diamantes gemacht, und wo der Wüthende ihr Leben bedrohte — ſie vermochte ſie nicht aus ihrem Herzen zu bannen. Tauſend Vorfälle, auf welche ſie früher den Schleier des Vergeſſens geworfen, tauchten jetzt wieder in ihrer Erinnerung auf. Das frühere Leben des Mulatten, der enge Freundſchaftsbund, welchen er ehedem mit ihrem Onkel geſchloſſen — Alles das trat vor ihre Seele, und peinigte ſie furchtbar. Vergebens ſuchte ſie ſich zu überreden, daß es Liebe oder Mitleid geweſen, welches ihn an ihr Schickſal gekettet; ach! ſie mußte es mit Schmerzen einſehen, daß Antonio nicht falſch geurtheilt habe: nur Dankbarkeit kettete ſie an jenes braune Ungethüm. — Wie erhaben ſtand dagegen Antonio in ſeinem Schmerze, in ſeiner Entſagung da! Die Dankbarkeit, welche ſeine heldenmüthige That erheiſchte, war weit überwiegender. François hatte meuchelmörderiſch einen wehrloſen Greis getödtet; die Brüder ſchlugen das eigene Leben in die Schanze, um zwei ihnen gänzlich unbekannte Menſchen vom Untergange zu retten. Und dennoch pries ſie die Vorſehung, welche ſie den Mulatten wieder finden ließ, denn ſie hatte ihm jetzt das Leben gerettet, und abgetragen war ihre Schuld.

Ein lautes Lachen, welches vom Wohngebäude her ſchallte, weckte ſie in dieſem Augenblick aus ihren Träumen. Sie ſah auf und gewahrte die kleine Mulattin, wie ſie eilenden Schrittes herbeigelaufen kam; auf dem Fuße folgte ihr Gomez, deſſen Haltung jedoch auf einer etwas ſchwankenden Baſis zu ruhen ſchien. »Chiquita, mi corazoncito, ei ſo warte doch, Du kleine Hexe!« rief der junge Mann faſt athemlos. »Nur ein Wörtchen, ein kleines Wörtchen habe ich Dir zu ſagen, alma de mi vida!«

»Nun wohl, Senhor,« ſagte das Mädchen. »Viviane wird Euch hören, ſie würde ſchon früher Euren Worten gelauſcht haben, aber im Hauſe darin weht eine böſe Luft, und Viviane fürchtet den Feitor.«

»Laß die darinnen treiben, was ſie wollen,« ſtammelte Gomez, auf den der feurige Maté ſeine berauſchenden Wirkungen zu äußern begann. »Komm her zu mir, mia salada, und laſſ Dir im Vertrauen ſagen, daß Du eine kleine, hübſche Hexe biſt.«

Er zog die Dirne gewaltſam an ſich, und mühte ſich vergeblich, ihr einen Kuß auf die hochrothen, wulſtigen Lippen zu drücken. Mit kräftiger Hand wehrte ihm aber dieſe die Kühnheit. »Maſſa, Maſſa!« rief ſie ängſtlich, »Viviane kann Euch jetzt nicht anhören, ſie hat Euch etwas ganz Wichtiges zu ſagen . . .«

»Für mich iſt das Wichtigſte, Dir einen Kuß zu geben,« unterbrach ſie der Trunkene. »Alsdann kannſt Du mir Deine Neuigkeit melden.«

»Ach, Maſſa,« entgegnete die Dirne in klagenden Tönen »es wird Euch ſehr gereuen, mich nicht hören zu wollen. Viviane hat Euch von Herzen lieb, und will Euch hundert Küſſe geben, nur laſt Euch ſagen, daß ihr nicht ſicher ſeyd auf Senhor Ferreira's Eſtancia.«

Sie ſprach dieſe Worte ſo leiſe, daß kaum Aimée, welche dicht neben ihnen durch einen Strauch ihren Blicken verborgen blieb, den Zuſammenhang ahnen konnte.

Gomez ſchien wenig von der flüchtig hingeworfenen Warnung vernommen zu haben, er umſchlang die Dirne mit ſeinem Arm, aber dieſe weinte bitterlich und ſprach: »Maſſa, Maſſa! hört mich an, und eſſet heute Abends nichts von dem, was Euch vorgeſetzt wird . . .« Sie wollte noch weiter ſprechen, aber in dieſem Augenblick erſcholl der Ruf des Herrn, und pfeilgeſchwind eilte das Mädchen von dannen. Der junge Mann folgte ihr ſchwankenden Schrittes.

Aimée's Herz ſchlug faſt hörbar; ihr war kein Laut entgangen. Leiſe ſtahl ſie ſich hinter dem Baume hervor, und eilte zitternd in das Haus zurück. Tauſend Ahnungen tauchten in ihr auf. Wenn François — ſie konnte das Entſetzliche nicht faſſen! — wenn ihn Geiz und Habſucht ſo verblendet hätte, daß er den Brüdern den Diamant gewaltſam entreißen, und den Gewinn mit jenem Portugieſen, in dem er einen alten Freund erkannt, theilen wollte? Nein — ſo Gräßliches konnte ſie nicht glauben; ſie ſuchte ſich zu überreden, daß ſie das Mädchen ſelbſt falſch verſtanden; aber ihr ſcharfes Gehör — hatte es ſie jemals betrogen? Zu lebhaft ſtand die ganze Scene vor ihren Augen; ſie eilte zu Antonio, ihm vertrauend, was ihr Inneres bewegte. Der junge Mann hörte ſie ſchweigend an, und drückte endlich ihre Hand. Seine Miene verrieth weder Furcht, noch Entſetzen, aber düſtere Entſchloſſenheit ſprach ſich in ſeinen Zügen aus. »Sie ſollen uns nicht ungerüſtet finden,« murmelte er endlich. »O Aimée! wenn ich ſterbe, darf ich die Gewißheit mit mir nehmen, daß Ihr dies Ungeheuer verabſcheut?«

»Ihr hattet Recht,« erwiederte das Mädchen leiſe. »Nur Dankbarkeit feſſelte mich an den Habgierigen, aber die Bande ſind geſprengt, und meine Schuld iſt bezahlt.«

Antonio vergaß ſich bei dieſem Geſtändniß; im Übermaße ſeiner Wonne riß er das Mädchen an ſeine Bruſt, und drückte den erſten Kuß der heißeſten Liebe auf ihren Mund. Zürnend wand ſich Aimée aus ſeinen Armen.

Der Mond ſtieg bereits herauf und warf ſein falbes Licht durch die Bäume des Parkes, in dem noch immer in angelegentlichem Geſpräche François und der Portugieſe luſtwandelten.

»Und Du biſt ſicher,« fragte der Letztere mit gierigem Blick, »Du biſt ſicher, daß der Stein echt iſt?«

»Dummes Geſchwätz,« erwiederte der Andere erzürnt. »Glaubſt Du, ich habe die Kunſt verlernt? Wie mancher geſtohlene Stein ging durch meine, Deine und Mr. Placaze's Hände! O ich vergeſſe den Handel im Leben nicht, wenn er mir gleich ſchlechte Früchte getragen.«

»Ich möchte es von mir kaum ſagen,« ſagte der Portugieſe, ſich ſchadenfroh die Hände reibend. »Der ſchurkiſche Placaze hat Dich betrogen, ich machte mich bei Zeiten davon, als ich mein Schäfchen geſchoren. Para, para. Du warſt ein Narr; aber der jetzige Kapitalſtreich wird Alles gut machen.«

François ſchwieg nachdenkend. »Die Sache führt zu viel Gefahr mit ſich,« ſprach er endlich. »Der Verräther könnte im Hinterhalte lauern, und es iſt immer beſſer, ich begnüge mich mit dem Antheile, den mir der Stein durch Aimée's Fürſprache abwirft, als ich beflecke mich mit dem Blute dreier Menſchen, oder vielleicht auch von vier!« ſetzte er dumpf hinzu.

»Carujo!« fluchte der Portugieſe wild. »Die Peſt in Dein Gebein, verruchter Gauch! Und ich gehe leer aus? He? Doch ſey ruhig, Freundchen!« fügte er ſchnell hinzu, »ich glaube, Du ſcherzeſt; ja, ja, Du warſt von jeher ein Freund davon. Haſt Du denn vergeſſen, daß Du und Deine Freunde in **meiner** Fazienda ſind? Daß es mich nur einen Wink koſtet, und fünfzig rüſtige Schwarze fallen über Euch her und vollziehen mein Gebot?!«

Der Mulatte maß den Tobenden mit einem Blicke gränzenloſer Verachtung. »Kleiner Teufel!« knirſchte er, »ich ſehe ſchon, daß ich mich in Deine Hände geben muß; aber ich ſchwöre es Dir, Du haſt von mir keine Hilfe zu erwarten, wenn der Streich mißlingt.«

»Armſeliger Spötter!« höhnte der Andere. »Wie ſoll der Streich mißlingen? Die Verabredung ſteht feſt, ich würze Deinen Freunden dieſen Abend ein Gericht, an dem ſie ſich für immer ſatt eſſen mögen.«

Hier hatte das Geſpräch ein Ende. Die beiden Männer verſchwanden im Innern des Hauſes. — —

Im obern Zimmer des Wohngebäudes ſaßen während deß die Brüder und **Aimée** hinter der dampfenden Matékanne, aber nicht zu Scherzen ſtimmte ſie der feurige Trank, ſelbſt **Gomez's** ausgelaſſene Fröhlichkeit hatte einem finſtern Hinbrüten Platz gemacht.

Da ging die Thüre auf, und Senhor **Ferreira**, an der Spitze von fünf oder ſechs Schwarzen, gefolgt von dem Mulatten, trat herein.

»Adelante, Senhores, Adelante!« rief er munter, »hinweg mit der langweiligen Matékanne! Hier iſt Valdepennas, echter Porto, hier Karwein und auch Champagner. Ich muß beweiſen, wie werth mir ſolche Gäſte ſind. He Du, **Juanito**, **Joamo**, tragt auf, daß die Tiſche brechen.«

Und im Augenblicke war des geſtrengen Herrn Gebot erfüllt. Da erſchienen Koſtbarkeiten und Leckerbiſſen, ſo fremd dem Auge wie dem Gaumen des Europäers. Des Tajaſſu plumpe Geſtalt, jenes köſtliche ſüdamerikaniſche Schwarzwild, erſchien neben den frikaſſirten Schenkeln des Tatu, deſſen Fleiſch unſtreitig eine der größten Delikateſſen iſt. Auch gedörrte Ameiſen fehlten nicht. Die Gemüſe, Salate und Konfituren waren Legion, ich will ihrer mit Namen gar nicht gedenken.

Aimée heuchelte eine ausgelaſſene Munterkeit, und warf den Brüdern verſtohlene Winke zu, um ſie auf die mißtrauiſchen Blicke des Mulatten aufmerkſam zu machen. Antonio ließ ſich deßhalb von der allgemein herrſchenden Fröhlichkeit fortreißen, und auch die beiden andern Brüder ſtimmten endlich mit ein, obgleich Thomas's ſtieres Auge oft mit Entſetzen auf des Portugieſen Zügen weilte. Die Franzöſin ließ es ſich trefflich ſchmecken, da ſie ſah, wie François von dieſem und jenem zulangte. Die Andern folgten ihrem Beiſpiele, nur vom Weine, ſo einladend er auch in den eleganten Gefäßen blinkte, tranken ſie mit Maß. Man vergaß über der belebten Konverſation zuletzt beinahe Eſſen und Trinken; denn abwechſelnd erzählten bald der Portugieſe, bald der Mulatte, dann wieder die Brüder ihre Reiſeabenteuer. Da klatſchte endlich der Erſtere in die Hände, und rief munter: »Nicht das Beſte zu vergeſſen, die Krone unſerer Tafel fehlte bis jetzt noch. Viviane, die kleine Mulattin, hat uns mit kunſtfertiger Hand eine Paſtete aus Sapucajasnüſſen, jungen Mangaveblättern und Pecariſchnauze bereitet; Senhores! auf dem ganzen europäiſchen Kontinente wird kein ähnliches Gericht gefunden. He da, Viviane, bring' herein!« . . .

Da ging die Thür auf, und die kleine Mulattin erſchien auf der Schwelle. Eine mächtige Schüſſel hielt ſie in den Händen, aber das Mädchen zitterte ſichtbar, und kaum ſchien ſie ſich aufrecht halten zu können. So ſchritt ſie zur Tafel, und heftete ihr dunkles Auge mit ängſtlichem Ausdruck auf die Franzöſin. Dieſe ahnete das Verderben, welches die gerühmte Speiſe in ſich trug, und ſprang in demſelben Augenblicke auf, wo die Schüſſel niedergeſetzt werden ſollte. Abſichtlich ſtieß ſie an die Mulattin an, und im nächſten Moment lag die Paſtete auf dem Boden. Senhor Ferreira ſtieß einen gräßlichen Fluch aus, und erhob zu einem furchtbaren Schlage den Arm, aber Antonio ſtand auf und rief ernſt: »Baſta *), Senhor, baſta! Wir verzichten bereitwillig auf die koſtbare Speiſe, und ich hoffe, Ihr werdet meine Fürſprache gelten laſſen, und der Dirne die Strafe ſchenken.«

Der Portugieſe bebte noch immer vor Wuth, aber gegen den Machtſpruch ſeines Gaſtes konnte er nichts ausrichten. »Aus meinen Augen, nichtswürdige Dirne!« herrſchte er der zitternd Daſtehenden zu. »Fürchte den Feitor, Du ſollſt noch ſchwer büßen, was Du heut' gethan.«

Die Mulattin verließ eilend das Zimmer, aber die Fröhlichkeit der Geſellſchaft ſchien verſchwunden; finſter brütend ſaßen Ferreira und François hinter dem Tiſche. Als man aufbrach, ſchlug der Hausherr vor, die Brüder möchten ſich in die Schlafzimmer begeben, welche er ihnen anweiſen wolle. Ernſt, aber beſcheiden, lehnte Antonio den Vorſchlag ab, und nachdem ſich Aimée und die beiden Männer entfernt hatten, begannen die drei Brüder das Zimmer zu unterſuchen und ihre Waffen in Stand zu ſetzen, die ſie nicht verlaſſen hatten.

Antonio verhehlte den Brüdern die Gefahr nicht, in der ſie ſchwebten; er verſchwieg ihnen keine Sylbe von dem, was Aimée ihm anvertraut hatte, und Alle ſchwuren, ihr Leben theuer verkaufen zu wollen. Kein Schlaf erquickte ihre ermatteten Glieder, und jedes Geräuſch im Hauſe machte ihre Aufmerkſamkeit rege.

Der größte Theil der Nacht war bereits verſtrichen, und noch war durch nichts die herrſchende Stille unterbrochen, da ließ ſich plötzlich unter ihrem Fenſter ein halblautes Händeklatſchen verneh-

---

*) Zur Erklärung dieſer Worte füge ich bei, daß noch heute faſt in ganz Braſilien der Zuruf eines Weißen die Züchtigung der Negerſklaven unterbrechen kann.

men. Gomez und Thomas ſprangen erſchreckt auf, aber Antonio gebot Ruhe. Vorſichtig öffnete er das Fenſter, und warf einen Blick in die mondhelle Nacht. In dieſem Augenblicke dünkte es ihm, als huſche ein Schatten am Hauſe vorüber — indeß Alles blieb wieder ſtill. Schon wollte er das Fenſter wieder ſchließen, als eine Geſtalt unter dem Parapet hervortrat. Der junge Mann erkannte ſogleich die kleine Mulattin und athmete freier. Das Mädchen gewahrte ihn alsbald, und ſtreckte zum Zeichen, daß ſie ihn erblickt, die eine Hand in die Höhe; dann legte ſie den Finger auf den Mund und flüſterte ſo leiſe, als nur möglich: »Maſſa Antonio, Senhor Ferreira iſt mit dem braunen Mann in der Hütte des Feitor. Viviane hat gelauſcht und vernommen, daß ſie Euch im Schlafe tödten und in den Fluß werfen wollen. Viviane will das aber nicht leiden, und wird ihre ſchwarzen Freunde herbeiholen. Sie geht jetzt, um der ſchönen weißen Frau, die mit Euch gekommen iſt, das zu ſagen.«

Die Dirne verſchwand in das Haus, und bald herrſchte die frühere Stille. Antonio ſchloß das Fenſter, und verkündete den Brüdern, was er vernommen. Gomez ſtampfte erzürnt mit dem Fuße ob des unerhörten Bubenſtücks, aber zum Glück hatten Alle auf ihrer Reiſe gelernt, dem Tode furchtlos in's Auge zu ſchauen. Keiner verlor den Muth, und wem Furcht das Herz bewegte, hütete ſich wenigſtens, es zu geſtehen. Noch einmal unterſuchte Antonio die Feſtigkeit des Thürſchloſſes, lud ſeine Piſtolen, und auch die Andern verſicherten ſich der Unfehlbarkeit ihrer Feuergewehre. Dann beobachteten Alle eine lautloſe Stille.

Keine Viertelſtunde war vergangen, als vorſichtige, leiſe Schritte auf der Treppe hörbar wurden. Deutlich unterſchieden die Brüder mehrere Kommende; dennoch blieb Alles ſtill, nur ein unmerkliches Geflüſter ließ ſich zuweilen vernehmen. Die Brüder harrten mit zurückgehaltenem Athem in ihrer Stellung hinter dem großen Tiſche, welcher mitten im Zimmer ſtand. Die Gewehre lagen im Anſchlag auf die Thür gerichtet, und mußten unfehlbar die Eintretenden niederſchmettern. Dennoch verſtrich eine entſetzlich bange Viertelſtunde in peinlicher Erwartung. Die feigen Mörder ſchienen ſich zu berathſchlagen; denn deutlich vernahmen die im Zimmer ihr Geflüſter. Da drückte eine Hand auf die Klinke des Thürſchloſſes, dieſe aber war wohl verriegelt. Den draußen Stehenden ſchien dies ſehr ungelegen, denn ihre Berathungen wurden belebter, und genau unterſchied Antonio das »Carajo!« des Senhor Ferreira. Endlich ſchlich Einer fort und kehrte erſt nach geraumer Zeit wieder.

Jetzt nahte der entſcheidende Moment. Ferreira, der zweifelsohne mit dem Zuſtande der Thür bekannt ſeyn mußte, öffnete ſie mit einem Inſtrumente von außen, und knarrend drehte ſich die Pforte in ihren Angeln. Der Portugieſe erſchien zuerſt auf der Schwelle, und ſteckte den Kopf in das Zimmer. Er vermochte die Brüder, die ſich hinter dem Tiſche verborgen hatten, bei dem falben, ungewiſſen Scheine des Mondes nicht zu entdecken, und glaubte nicht anders, als daß ſie in den beiden Hangematten, die im Hintergrunde der Stube von der Decke herabhingen, friedlich ſchliefen. Da winkte er, und zuerſt ſchritt François, ein blinkendes Stilet mit der Rechten faſſend, herein; dann folgte ein rieſiger Neger, der ein mächtiges Beil auf der Achſel trug, die Brüder erkannten in ihm den Feitor (Oberaufſeher der Negerſklaven). Den Beſchluß machte ein Schwarzer. Ohne Säumen rückte die Mörderbande auf ihren Zehen einige Schritte vorwärts; aber ſchon ſchwang Nemeſis das Schwert der Rache und Vergeltung. Sie empfingen den Tod von denen, welchen ſie ihn mit verruchten Händen hatten ſpenden wollen.

Es knallten die Schüſſe der drei Brüder, und niederſtürzten der Mulatte und der Feitor. Die beiden Andern aber jagte ein paniſcher Schrecken von dannen. In dieſem Augenblick aber ward es lebendig im Hauſe, gewaltige Schläge erſchütterten das große Thor, endlich ſtürzte dieſes, und unter markdurchdringendem Geſchrei ſtürzten 20 bis 30 Schwarze die Treppe hinauf. Es war ein furchtbares Schauſpiel, dieſe rohen Menſchen mit den Geſichtern voll Blutdurſt und Rache zu erblicken. Die kleine Mulattin eilte Allen voran, ſchon von ferne rief ſie: »Haltet den Senhor, den Senhor, ſonſt wird er getödtet!« Wirklich ſchien dieſe Fürſorge nicht vergeblich, denn das Wuthgeſchrei der Schwarzen forderte ihren Peiniger. Unterdeß fielen ſie über den Feitor her, und zerriſſen ihn im eigentlichſten Sinne des Wortes. Entſetzt wandten die Brüder ihre Augen von dieſer Scene der Gräuel ab; die Mulattin kniete, nachdem die erſten Ausbrüche der Freude über die gelungene Rettung vorüber waren, neben François nieder, klatſchte freudig in die Hände und rief: »Er iſt todt, ganz todt! Der pero betero hat ihn genommen; ſeht, Maſſa, mitten durch's Herz geſchoſſen!« In ihren Jubelruf miſchte ſich das Geheul der Schwarzen, das ihre Freude bezeugen ſollte; ſie tanzten in wunderlichen Sprüngen durch das Zimmer, und Antonio konnte trotz aller Befehle nicht durch die Menge dringen.

Da ſtürzte plötzlich Aimée, geiſterbleich, mit aufgelöſten Haaren, herein; einen Freudenſchrei ſtieß ſie aus, als ſie die Brüder unverletzt in der Mitte der Schwarzen ſah; aber im andern Moment fiel ihr Auge auf den Mulatten, und ihre Sinne ſchwanden. Antonio fing ſie in ſeinen Armen auf, und gab Befehl, die Leichen fortzuſchaffen. Das Mädchen ward aber bald durch das Geſchrei der Schwarzen in's Leben zurückgerufen; eben ſchleppte man den Senhor Ferreira herbei. Der Elende bot ein Bild der größten Erbärmlichkeit dar. Bald verſuchte er ſeine ehemalige Gewalt geltend zu machen, bald legte er ſich auf Bitten und Verſprechungen. Jedes ſeiner Worte beantworteten die Sklaven mit Hohngebrüll. Um ihn vor weiteren Mißhandlungen zu ſchützen, riſſen ihn die Brüder endlich aus der Mitte der Schwarzen, und banden ihn an einen Pfoſten.

Endlich dämmerte, zum Heil für Alle, der junge Morgen heran, und erhellte dieſe gräßliche Nacht, die mit blutigen Lettern in dem Buche der Erinnerung unſerer Brüder verzeichnet ſtand. Antonio bedeutete den Schwarzen, ſie möchten ſich jetzt in ihre Hütten zurückziehen und ruhig der Dinge harren, die kommen würden. Zwar traten Einige vor und begehrten trotzig di Freiheit, und leicht hätte der Funke der Empörung zur hellen Flamme angefacht werden können, aber Viviane's gütlichen Vorſtellungen fügten ſich Alle. Es war auffallend, welche Gewalt die Dirne über dieſe rohen Menſchen ausübte — der Sturm, de auszubrechen drohte, legte ſich gänzlich.

Kaum war die Sonne in voller Pracht emporgeſtiegen, al die Schwarzen zwei jener plumpen Karren herbeiſchleppten, di man noch heut' zu Tage auf den Plantagen findet. Vier muntere Stiere wurden vor jeden geſpannt, auch zwei feurige Hengſte au den Ställen gezogen, und raſch ging die Reiſe nach Villaboa vorwärts. Auf den erſten Karren hatte Antonio die Leichen werfen laſſen, Senhor Ferreira und ſein ſchwarzer Helfershelfer leiſteten Geſellſchaft; auf dem andern ſaß Aimée, in traurige Betrachtungen verloren, die ſich Antonio vergebens zu verſcheuchen bemühte. Gomez erbot ſich zurückzubleiben, um ausbrechende Exzeſſe der Schwarzen auf der Plantage zu verhindern, die Mulattendirne durfte ſich gleichfalls nicht entfernen, denn ſie allein vermochte dieſe rohen Menſchen im Zaume zu halten. Antoni drückte dem Bruder mit einem bedeutſamen Lächeln die Hand, al er ſchied; es war ihm nicht entgangen, daß weniger die Beſorgniß um die Neger, als Viviane, ihn an die Plantage feſſelte. Indeß ehrte er des Bruders Gefühle, denn ohne das Mädche würden ſie wahrſcheinlich bereits den Fiſchen im Araguay zur willkommenen Speiſe dienen.

Die Sonne ſtand noch nicht im Mittag, als unſere klein Kavalkade die Stadt erreicht hatte. Alle ergriff ein unbeſchreibliches Gefühl des Entzückens, als ſie endlich das Ziel erreicht hatten, nach dem ſie ſo lange geſtrebt. Wenig fehlte, und die Brüde wären von den Pferden geſtiegen und hätten den Boden geküßt der europäiſche Kultur erblickt. Auch Aimée vergaß in dieſe ſeligen Augenblicke ihres Schmerzes, und breitete ſehnſüchtig die Arme nach der freundlichen Pflanzſtadt aus.

Indeß durften ſie es nicht wagen, ſogleich ihren Einzug zu halten. Antonio ritt allein in die Stadt, und begab ſich geraden Weges nach dem Palaſte des Alcaide-mor. Er brauchte nicht lange auf Gehör zu warten, und eröffnete ohne weitläufige Einleitung dem geſtrengen Herrn ſein Geheimniß. Zwar legte ſich das Geſicht des ernſten Mannes im Anfang der Erzählung in gewaltige Falten; als er aber von dem Diamant hörte, mußte ihm der junge Mann wohl drei- oder viermal ſeinen Fund beſtätigen, und von dem hohen Seſſel drohte der würdige Oberrichter zu fallen, als er den koſtbaren Stein mit höchſteigenen Augen erblickte. Ja, er vergaß ſeiner hohen Würde in dieſem ſeligen Moment, und umarmte unſern Freund zu wiederholten Malen. Endlich erholte er ſich von ſeinem Entzücken, zog die Glocke, und ließ alsbald eine Kommiſſion zuſammenberufen; vor allem Andern aber erbat ſich Antonio eine ſchriftliche Beſcheinigung, und eilte dann, um den ängſtlich vor der Stadt Harrenden den glücklichen Ausgang zu melden.

Im Triumph zogen dieſe ein, der Alcaide erſchöpfte ſich in Freundſchaftsbezeugungen, räumte in ſeinem eigenen Hauſe den Ermüdeten Wohnungen ein, und Eilboten flogen nach Rio Janeiro, um der oberſten Behörde die freudige Anzeige von dem koſtbaren Funde zu machen.

Während deß entſchied die Kommiſſion: der Diamant ſey das reichſte Geſchenk, welches Braſilien je der Krone Portugal gemacht. In der That beſaß auch der Stein unermeßlichen Werth. Er wurde ſpäter von kundigen Juwelieren auf die ungeheure Summe von 7 Milliarden und 500 Millionen Franks geſchätzt *). Das

---

*) König Johann VI., der ein großer Liebhaber von Edelſteinen war, ließ dieſen Diamant, da er wegen ſeiner Größe weder gefaßt, noch

nächſte Schiff, welches nach Liſſabon ſegelte, barg den koſtbare
Schatz in ſich; dort erregte der Stein noch weit größeres Aufſe
hen, als in der Provinz Goyaz. Dem Verlangen Antonio'
ward ſchleunig genügt; der alte, bewährte Adel der de Souza'
ward mit allen Ehren wieder hergeſtellt. Es wurde den Brüder
die Wahl gelaſſen, in Staatsdienſte zu treten, oder bedeutend
Leibrenten aus der Schatulle des Königs zu beziehen. Nach ſech
Monaten empfingen die Brüder dieſe frohe Botſchaft. Antoni
entſchloß ſich ſogleich zu dem Erſtern, ſein hochherziger Sinn ſcheut
ein Leben der Unthätigkeit; er wollte dem Staate nützen, er trach
tete darnach, ſich der Gnade, die ihm der König ertheilt — ſeine
Ahnen — würdig zu zeigen. Freudig willigte Aimée ein, ih
zu folgen. Ihre Herzen hatten ſich längſt verſtanden, und noch eh
das Schiff erſchien, das ſie aus Rio Janeiro's Hafen nach de
fernen Europa tragen ſollte, vereinigte ſie der Prieſter am Alta
durch das heilige Band der Ehe. Aber noch eine zweite fröhlic
Hochzeit wurde gefeiert: Gomez führte Viviane, die klei
Mulattin, als ſein liebendes Weib auf die Plantage des Senh
Ferreira, welche ihm vom Gubernatorium zugeſprochen wurd
Thomas hingegen ließ ſich zum General-Intendanten der könig
lichen Junta des Diamantendiſtrikts in der Provinz Goyaz erne
nen, und ſo fanden Alle reichen Lohn für die zweijährige freiwi
lige Verbannung in das Innere Braſiliens, wo ſie ſo oft de
Tode in's Auge ſchauen mußten.

Noch habe ich zu berichten, welches Schickſal des heimtück
ſchen Senhor Ferreira wartete. Eine lange Reihe von Schan
thaten kam durch dieſen Prozeß an den Tag. François, d
Mulatte, und jener ſaubere Portugieſe waren ehedem Aufſeh

---

zu einem Prachtkoſtüm benützt werden konnte, durchbohren, und tr
ihn bei feierlichen Gelegenheiten um den Hals. Wir vermögen ni
anzugeben, ob er ſich noch in der Schatzkammer zu Liſſabon befind

auf der Plantage des Onkels unſerer Franzöſin, jetzt der glücklichen Gattin Antonio's. Mr. Placaze, deſſen Vermögensumſtände durch ein wüſtes, ſchwelgeriſches Leben faſt gänzlich zerrüttet waren, konnte ſich nur durch unerlaubte Mittel vom Bankerotte erhalten. Im Vereine mit jenen ſaubern Helfershelfern unterhielt er ein Einverſtändniß mit den berüchtigtſten Contrabandiſta's, welche ihm die rohen Diamanten, die die Neger geſtohlen, verkauften. So bedeutend auch der Gewinn war, den dies Geſchäft abwarf, ſo war die Habſucht der drei Verbündeten doch noch größer. Damals vermißten viele Plantagenbeſitzer ihre Neger, welche ſie in die Diamantenwäſchereien ſandten; nach den Ausſagen Ferreira's durfte man jetzt nicht mehr zweifeln, daß dieſe armen Teufel, nachdem ſie ihre Diamanten verkauft, von jenen drei europäiſchen Ungeheuern erſchlagen wurden. Reichte ſchon dieſes hin, um den ſchurkiſchen Portugieſen zu lebenslänglicher Bergwerksarbeit in die Eiſengruben von Sorocaba zu verdammen, ſo entſpann ſich doch noch ein größeres Gewebe von Schandthaten. Vor mehreren Jahren wurde in der Provinz Katharina ein Transport Diamanten angefallen, und die Bedeckung aus einem Hinterhalte niedergeſchoſſen. Die ganze Provinz war damals voll Schrecken ob des unerhörten Bubenſtücks, aber vergeblich blieben alle Nachforſchungen. Man zweifelte jetzt nicht mehr, die Thäter in jenen drei Scheuſalen entdeckt zu haben. Ferreira geſtand, daß er nach jener That heimlich nach Goyaz geflohen, und ſich dort von dem Blutgelde ſeine Plantage gekauft habe. Er bereue es nicht, das gethan zu haben, denn Mr. Placaze habe ſpäter den Mulatten um ſeinen Antheil betrogen, dieſer habe indeß Rache genommen, und ſey dann mit der ſchönen Nichte ſeines Herrn entflohen, weil er geglaubt, ſie beſäße große Schätze.

Ferreira fand ſeinen Lohn, und büßte die Gräuel, die er verüben geholfen, in den Minen von Sorocaba.

Eine freundliche Zukunft lächelte aber hinfort unſeren drei Brüdern. Antonio wurde in Liſſabon mit Ehren überhäuft, und ſchwang ſich zu den höchſten Staatsämtern empor, auch Thomas und der heitere Gomez waren glücklich, und ſo wollen wir unſere Erzählung mit dem altſpaniſchen Sprichwort: »Fedo se sabe hasta lo de la callejuela,« ſchließen. Der Kühne möge nie verzagen; denn den Übermüthigen überwacht die vergeltende Nemeſis, die ihn früher oder ſpäter trifft!

Der Hageſtolz und die Bettler.

Ein Hageſtolz auf ſeinen Wegen
Kam einem Bettlerpaar entgegen,
Die Frau war krumm, der Mann war blind,
Wie nun einmal die Bettler ſind!
Das Paar will dem Geſell nicht taugen,
Doch macht die Frau ſo liebe Augen —
Weich wird des Hageſtolzen Sinn:
Er wirft ihr eine Gabe hin.
Und freundlich ſagt das Weib: »Vergelt's!«
Der Mann befühlt das Geld, ſie hält's;
Beifällig nickt der Blinde, heiter,
Die beiden Bettler ſchreiten weiter.
»Halt,« ruft der Hageſtolz, »Ihr Beiden!
»Ihr thätet beſſer, Euch zu ſcheiden;
»Ihr alten Leute, lahm und blind,
»Ihr habt nicht Kegel und nicht Kind;
»Sie kann nicht geh'n und er nicht ſehen:
»Was ſind das für verfluchte Ehen!« —

»Ei, lieber Herr!« verſetzt die Alte,
»Die Armuth treu zuſammenhalte;
»Wir haben gute Zeit genoſſen,
»Das Unglück find't uns unverdroſſen,
»Wir lieben uns ſchon manches Jahr.« —
Und »Amen«, ſagt der Alt', »'s iſt wahr.«

Und d'rauf das Weib mit frommem Blicke:
»Ich bin ſein Aug', er meine Krücke.« —
So humpeln ſie davon. Da ſchüttelt
Den Kopf, der bitter erſt bekrittelt
Der Ehe mildes Inſtitut:
»Allein zu ſeyn iſt doch nicht gut!« —
Die Sage kündet, daß zu Haus
Ihm heute Alles war ein Graus;
Er ſchalt und brummt', rumort' herum,
Das nahm ſein alter Diener krumm,
Und zog davon zur ſelben Stunde.
Doch ſagt uns weiter nicht die Kunde,
Ob Hageſtolz noch lernte lieben,
Ob er ein Hageſtolz geblieben.

Bauernfeld.

Spekulation.

Die Spinne ſah den Schmetterling
Aus ſeiner Puppe fliegen:
»Wie,« rief ſie, »iſt das eitle Ding
»Aus ſeinem Grab geſtiegen?«

»Ich thu's ihm nach. Hinaus! Hinaus!
»Und über Thal und Hügel!
»Ich ſpinne mir im ſtillen Haus
»Wohl auch ſo ſchöne Flügel.«

Sie ſprach's und ſpann, und ſpann, und ſpann
Nach innerſtem Geſetze,
Wie man's nicht beſſer ſpinnen kann,
Ein wunderbares Netze.

Und manche Mücke fängt ſich d'rein,
Doch mehr will nicht gelingen:
Die Netze, noch ſo zart und fein,
Sie werden nicht zu Schwingen.

Bauernfeld.

Der Lumpenſammler.

Novelle.

In der Schenke eines kleinen, zu dem Schloſſe D — gehörigen Dörfchens ſaßen eines Abends mehrere Gäſte in friedlicher Eintracht beiſammen, welche unter mancherlei ziemlich lebhaften Geſprächen ihre vor ſich ſtehenden Bierkrüge fleißig leerten, und ſie dann dem geſchäftigen Wirthe eben ſo haſtig hinreichten, als dieſer ſie mit wahrhaft unermüdlichem Eifer auch immer ſchnell wieder zu füllen eilte. — Es war ſchon ſpät; laut heulend tobte draußen der Sturm, ein eiskalter Regen ſtürzte in Strömen herab — die ganze Natur ſchien in Aufruhr — ſelbſt der Muthigſte konnte ſich eines leiſen Schauers nicht erwehren, indem er den Kampf der wild empörten Elemente anhörte — und ſo warfen denn auch die fleißigen Trinker zuweilen ſcheue Blicke nach dem Fenſter hinüber, wenn eben wieder ein mächtiger Stoß das Häuschen bis in ſeine Grundfeſten zu erſchüttern drohte. Plötzlich vernahm man mitten durch das fortwährende Getöſe ein lautes, anhaltendes Pochen an der feſt verſchloſſenen Pforte — verwundert, wer wohl bei ſo ſchrecklichem Wetter noch Einlaß begehre, eilte der Wirth, ſie zu öffnen — und erblickte einen jungen Wanderer, deſſen gänzlich durchnäßte Kleidung, ſo wie ſein verworren über die Stirne herabfallendes Haar, zur Genüge bewieſen, daß er wohl ſchon lange mit Sturm und Regen habe kämpfen müſſen, bevor es ihm gelungen ſey, das ſchützende Obdach zu erreichen.

Der Fremde, welcher bei ſeinem Eintritte von den Anweſenden neugierig betrachtet wurde, zog ſich beſcheiden in einen Winkel des Zimmers zurück, legte ſeinen naſſen Rock ab, ließ ſich ein frugales Abendbrot geben, und verhielt ſich ſo ſtille, daß die übrigen Gäſte ſeiner bald gänzlich vergaßen, und ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern, in ihren durch ſeine Ankunft geſtörten Geſprächen fortfuhren.

»Fürwahr!« rief einer von ihnen, ein ſchon ziemlich bejahrter Landmann, »es iſt wohl kein Wunder, wenn draußen die Natur ſich empört; geht es uns armen Menſchenkindern doch auch nicht beſſer — mir wenigſtens dreht ſich das Herz im Leibe um, denke ich daran, daß uns unſere edle Herrin verlaſſen und auf ein weit entfernt liegendes kleines Gütchen ziehen will! Sagt ſelbſt, Nachbar Klaus, habe ich nicht Recht?« —

»Sie thut es um ihres Pflegeſohnes willen« — antwortete dieſer gutmüthig — »Du weißt ja, wie ſehr ſie ihn liebt!« — »Der arme junge Mann!« fiel ein Dritter lebhaft ein, »es iſt wahrlich keine Kleinigkeit, ſo um ſeine ſchönſten Hoffnungen betrogen zu werden! Ich, zum mindeſten, wüßte nicht, was ich an ſeiner Stelle thäte? Hole der Henker den Fremden, der da, als wäre er aus den Wolken gefallen, plötzlich hier ankommt, und ſich wie der Kuckuck in das warme, behagliche Neſt ſetzt!« — »Er iſt kein Fremder!« nahm ein Anderer haſtig das Wort — »da ſteckt ja eben der Knoten! Sonſt würde ſie wohl nicht mit dem Junker auf und davon gehen — ſie muß ihn ſehr lieb haben, recht wie eine wirkliche Mutter; denn es gehört viel dazu, ſein ſchönes Schloß ſo mit dem Rücken anzuſehen!« — »Sie ſollte nicht fortziehen, ſie ſollte bei uns bleiben!« rief der Erſte unwillig aus — »ſind wir doch auch ihre Kinder, ſtehen wir ihr als treue Unterthanen doch eigentlich noch weit näher, als Junker Albert, den ſie, Gott weiß wo, gefunden haben mag, und dem ſie nun ſo große Opfer bringt!« — »Du ſprichſt, wie Du es verſtehſt!« unterbrach Klaus den eifrigen Redner. »Junker Albert muß ihr wohl mehr gelten, als wir Alle in unſerer Einfalt begreifen können; denn ohne ihn wäre ſie vielleicht längſt nicht mehr am Leben, das hat mir Veit, der alte Kammerdiener der Gräfin, einſt erzählt.«

»Wie?« riefen Alle, faſt ſtarr vor Verwunderung, aus: »Nicht mehr am Leben?« — »Nun ja,« fuhr Klaus fort, »ich weiß freilich ſonſt nichts, als daß unſer Herr, der edle Graf von D—, wie Ihr Euch noch recht gut entſinnen werdet, vor mehr als zwanzig Jahren, da der böſe Krieg Deutſchlands geſegnete Fluren noch grauſam verheerte, ſein Schloß einſt mitten in der Nacht plötzlich verließ, ohne jemals wieder zurückzukehren. Warum dies geſchah und was aus ihm geworden iſt, habe ich niemals in Erfahrung bringen können. Kurze Zeit, nachdem unſer Herr verſchwunden war, reiſte auch die Gräfin in Begleitung ihres nun ſchon längſt verſtorbenen Oheims ab, kam jedoch ſchon nach einigen Wochen mit dem damals ungefähr ein Jahr alten Knaben, dem Junker Albert, zurück, lebte von jenem Zeitpunkt an in tiefer Einſamkeit, und erhielt — wie man ſich insgeheim einander zuflüſterte — ihre Tage nur aus Liebe zu dem Kinde, das ſie auf eine wunderbare Weiſe — Gott mag wiſſen, wo — gefunden haben ſoll. Ihr ſeht daher, daß die Gräfin wohl Urſache haben mag, ihrem Pflegeſohne ganz beſonders zugethan zu ſeyn, daß es ſehr unrecht von uns wäre, dieſe Liebe tadeln zu wollen, da wir armen Landleute das Thun und Treiben der Herrſchaft ja doch nicht zu beurtheilen verſtehen, und daß wir daher am klügſten handeln, wenn wir uns ganz und gar nicht darum bekümmern!«

»Hat man denn nie wieder etwas von unſerem Herrn erfahren?« fragte, nach einem ziemlich langen Stillſchweigen, einer der Anweſenden. — »Nie!« antwortete Niklas achſelzuckend; »zwar habe ich mich einmal in aller Demuth unterfangen, den alten Kammerdiener Veit, der mir ſonſt immer gar wohl wollte, nach ihm zu fragen, der aber wies mich ſo kurz und bündig ab, ſeine Stirne zog ſich in ſo düſtere, zornige Falten, daß ich ſchnell merkte, es müſſe mit dem Herrn nicht recht richtig ſeyn, mich ohne weiters aus dem Staube machte, und mir ſeitdem nie wieder in den Sinn kommen ließ, eine ähnliche Frage zu wagen.« — Nachdem die Landleute noch mancherlei über dieſen Gegenſtand geſprochen, ſich noch lebhaft über ihre verſchiedenen Meinungen geſtritten hatten, fanden ſie, daß es nun wohl endlich Zeit ſey, die Schenke zu verlaſſen; — auch das Wetter war inzwiſchen wieder günſtiger geworden, freundlich blickte der Mond durch die zerriſſenen Wolkenſchleier, und goß ſein Silberlicht auf die jetzt friedlich ſchlummernde Natur. Abſchied nehmend drückten die Nachbarn einander die Hände, wünſchten ſich eine ſanfte Ruhe, und bald herrſchte ſtatt des früheren lauten Geräuſches die tiefſte Todtenſtille, verkündend, daß nunmehr die Nacht wieder in ihre gewohnten Rechte getreten ſey.

Auch der junge Wanderer, welcher, ohne daß die Landleute es bemerkten, ihnen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört und keine Sylbe von ihrer Unterredung verloren hatte, legte ſich jetzt auf ſein einfaches Strohlager; allein der Schlaf, dieſer ſonſt ſo treue Freund der Müden, floh für diesmal ſeine Augen, er war zu heftig bewegt, ſein Inneres zu mächtig ergriffen, als daß der Schlummer ihm hätte nahen können. Angſt, Freude, Zuverſicht und Zweifel beſtürmten in raſchem Wechſel ſeine Bruſt, erſt gegen Morgen war es ihm möglich, ſeine Augen zu ſchließen. Allein kaum wurde es wieder lebendig in der Schenke, kaum vernahm er die laut tönende Stimme des Wirthes ſeinen Leuten Befehle ertheilen, als er ihn ſchnell herbei rief, ſich zur größten Verwunderung deſſelben den Weg nach dem Schloſſe D— beſchreiben ließ, und ohne ſich erſt die Zeit zu einem guten Frühſtück genommen zu haben, die Wanderung dahin antrat. — —

Das uralte Stammſchloß der Grafen von D— lag in einer der reizendſten Gegenden des ſchönen Sachſenlandes. Die Beſitzerin deſſelben, Gräfin Amalie von D—, durch ein ſchreckliches Ereigniß ſchon in ihrem zwanzigſten Jahre zur Witwe geworden, lebte ſeit jener Zeit nur dem Wohle ihrer Unterthanen und der Erziehung ihres Pflegeſohnes, den ſie mit faſt noch mehr als mütterlicher Zärtlichkeit liebte. — Zwar boten ihre Nachbarn im Anfang Alles auf, die ſchöne, reiche Witwe geſelliger zu machen, zwar verſuchten ſie alle jene tauſend kleinen Künſte, durch welche man gewöhnliche Frauen ſo leicht zu gewinnen vermag; an Amalien aber ſcheiterte jedwede Bemühung dieſer Art — ſie wies ſie, obgleich mit der ihr angebornen unnachahmlichen Anmuth, jedoch ſo entſchieden zurück, daß man ſie endlich ihrer Einſamkeit ungeſtört überließ, und nur bedauerte, daß eine ſo ſchöne und reiche Frau der großen Welt für immer verloren ſey.

Jahre ſchwanden dahin, ihr Pflegeſohn Albert, zum blühenden Jüngling gereift, hatte während derſelben die Hochſchule zu Leipzig beſucht, und war dann wieder, an Geiſt und Körper gebildet, in die Arme ſeiner mütterlichen Freundin zurückgekehrt; nun erſt entſchloß ſie ſich, um ſeinetwillen ihrer bisherigen Einſamkeit zu entſagen, ſie fühlte die Nothwendigkeit, den Jüngling mit der großen Welt zu befreunden, ihn, der durch ſeinen Aufenthalt in Leipzig an geſelligen Umgang gewöhnt war, demſelben nicht zu entziehen, und ihm daher, wenn auch gegen ihre Neigung, das Opfer ihrer lang bewahrten ſtillen Ruhe zu bringen. In dieſer Abſicht forderte ſie ſelbſt ihn nach ſeiner kaum erfolgten Ankunft auf, Beſuche in der Nachbarſchaft mit ihr abzuſtatten, deren ſchnelle Erwiederung bald einen lebensfrohen, gebildeten Kreis auf dem Schloſſe O— verſammelte. In dieſem Kreiſe befand ſich unter Anderen auch der Graf von Monheim mit ſeiner über alle Beſchreibung reizenden Tochter Helene, der die Herzen der Männer, wo ſie auch immer erſcheinen mochte, um ſo unaufhaltſamer entgegen flogen, je weniger ſie ſelbſt ſich der Allmacht ihrer Schönheit bewußt zu ſeyn ſchien.

Es konnte nicht fehlen, daß auch Albert bald von dem Zauber beſiegt ward, deſſen Gewalt ſo Viele gleich ihm empfinden mußten; allein glücklicher, als alle ſeine Nebenbuhler, durfte er ſich ſchmeicheln, daß ihn Helene vor allen Anderen auszeichne, daß ſie ihr ſchönes Auge erröthend zu Boden ſenke, wenn ſein Flammenblick ihr begegnete, daß ſie ſichtlich gern in ſeiner Nähe verweilte, und jede zarte Huldigung, die er ihr darzubringen wagte, mit unverkennbarem Wohlwollen aufnahm. Unter dieſen Umſtänden war es wohl leicht vorauszuſehen, daß Albert's zärtliche Neigung für Helenen nicht lange unerwiedert blieb — auch erriethen Graf Monheim ſowohl, als Albert's Pflegemutter, die Gefühle ihrer Kinder ohne Mühe, und gern hätte Amalie den Bitten des theuren Sohnes, der ihr ſein ganzes Herz offenbarte, nachgegeben — gerne hätte ſie, deren eigenes Lebensglück einſt ſo grauſam zerſtört wurde, das ſeinige ſo ſchnell als möglich gegründet; allein Graf Monheim, dem ſie Albert's heiße Wünſche vortrug, entgegnete ihr, daß er, ſo ſehr er ſich dem Jüngling auch geneigt fühle, dennoch nicht eher in eine Verbindung desſelben mit ſeiner Tochter willigen werde, bis die von ihr beabſichtigte Adoption von der höchſten Behörde feierlich beſtätigt, und er als Erbe ihres Namens und ihrer Güter öffentlich erklärt ſey. —

Dieſer Bedingung, gegen deren Billigkeit nichts einzuwenden war, mußten ſich ſowohl Amalie, als die Liebenden, fügen; Erſtere betrieb nun zwar ihre Angelegenheit zu Gunſten Albert's mit verdoppeltem Eifer, allein es war deſſen ungeachtet vorauszuſehen, daß bei der damaligen Lage der Dinge die Beendigung derſelben nicht ſo bald zu erwarten ſey. Während Albert der Zukunft mit ungeduldiger Sehnſucht entgegen ſah, und die kalte Ruhe verwünſchte, welche Graf Monheim ſeinen ſtürmiſchen Klagen entgegen ſetzte — während die reizende Helena den Kummer des Geliebten theilte, ihm tauſend Verſicherungen ihrer unwandelbaren Treue gab, ſeine edle Pflegemutter aber ihn zur Geduld und Ausdauer ermahnte — wurde dieſer eines Tages die Ankunft eines Fremden gemeldet, welcher, aller Fragen ungeachtet, durchaus nur ihr ſelbſt ſeinen Namen nennen wolle, und ſie dringend, jedoch allein, zu ſprechen verlange.

Verwundert über die geheimnißvolle Art, mit welcher der Unbekannte Zutritt verlangte, gab ſie, einen Hilfebedürftigen in ihm vermuthend, Befehl, ihn eintreten zu laſſen. Es war ein junger Mann von nicht unangenehmen Äußeren, ſeine Züge verriethen die heftigſte innere Bewegung, er nahte ſich ihr ehrfurchtsvoll und ſprach, ihr ein Schreiben überreichend, nach einer kleinen Pauſe halblaut: »Möge der Inhalt dieſes Blattes Euch den Namen Desjenigen offenbaren, der, verwaiſt und einſam auf dieſer Welt, hierher gekommen iſt, Euch um Eure mütterliche Güte anzuflehen. Zwar iſt Euch vielleicht mein Daſeyn nicht einmal bekannt, denn eine lange Reihe von Jahren, der verderbliche Krieg, welcher Deutſchland Jahre lang verheerte, und eine ſehr weite Entfernung hielten die Urheber meiner Tage getrennt von Euch und dem geliebten Vaterlande; allein die Beweiſe meiner Geburt werden Euch überzeugen, daß ich Euch näher angehöre, als Ihr glaubt, und mich in Euch, edle Frau, die lang entbehrte zweite Mutter finden laſſen!« —

Gräfin Amalie hatte dem jungen Manne mit ſchweigendem Erſtaunen zugehört, ſie wußte nicht, was ſie denken, was ſie ſagen ſollte, tauſend Fragen drängten ſich auf ihre Lippen, die ſie gleichwohl nicht auszuſprechen wagte. Endlich entſchloß ſie ſich, das verhängnißvolle Schreiben zu öffnen, und wer wäre wohl fähig, ihre Gefühle zu ſchildern, als ſie, den eigenen Augen kaum trauend, folgende Zeilen las:

»Der theuren Gemalin meines unglücklichen Bruders, wenn
»Gott mein heißes Gebet erhört hat, und ſie noch auf
»dieſer Erde wandelt.«

»Mehr als zwanzig Jahre ſind entſchwunden, ſeit ich nothgedrungen
»von der lieben Heimat ſcheiden mußte. Ihr habt den
»Bruder Eures Gatten vielleicht längſt vergeſſen, gleichwohl gedenkt
»er Eurer mit der innigſten Liebe, gleichwohl ſeyd Ihr ſeine
»letzte Hoffnung, ſeine einzige Zuflucht, gleichwohl wendet er ſich,
»dem Tode nahe, an Euch, und fleht Euch an, ſeinem armen,
»bald ganz verwaiſten Sohne, Theodor von D—, eine zweite
»gütige Mutter zu ſeyn. Es iſt Euch nur allzu wohl bekannt, daß

politiſche Gründe mich zwangen, mein Vaterland zu verlaſſen; hätte ich damals ahnen können, daß mein armer Bruder an meiner Statt das Opfer werden ſollte, ich würde mich nie von D— entfernt haben. Zu ſpät erfuhr ich ſein Schickſal, und daß es nur der thätigen Verwendung Eures mächtigen Oheims gelang, Euch die Güter des ſchuldlos Gefallenen zu retten. Was ich ſeit jener ſchrecklichen Zeit gelitten habe, vermag ich Euch nicht zu beſchreiben! Der Rückkehr in mein theures Vaterland während des immer fortdauernden blutigen Krieges zu entſagen gezwungen, verlebte ich die kummervollſten, oft ſogar von Nahrungsſorgen getrübten Tage, welche mir nur durch die Alles aufopfernde Zärtlichkeit einer geliebten, nun auch ſchon heimgegangenen Gattin einigermaßen erheitert und vor dem Wunſche, ſie je eher, je lieber zu endigen, bewahrt wurden. Der Himmel ſchenkte uns ein Pfand unſerer gegenſeitigen Neigung, jedoch konnte ich meinen Theodor nie ohne die tiefſte Bewegung anſehen, wenn ich ſeiner Zukunft gedachte, wenn ich bei der mir immer fühlbarer werdenden Abnahme meiner Kräfte ihn mir vorſtellte, wie er, der letzte Sprößling eines edlen, berühmten Stammes, fern von der väterlichen Heimat, arm und verwaiſt, ein freudenloſes Leben dahinſchwinden ſehen, wie er es, gleich ſeinem unglücklichen Vater, dereinſt kummervoll werde enden müſſen!«

»Doch die Gnade des Ewigen ſey geprieſen, die mir, bevor ich von hinnen ſcheide, noch einen Strahl der Hoffnung und des Troſtes ſendet! Der ſchreckliche dreißigjährige Krieg iſt geendet, mit ihm meines Sohnes Verbannung! Er darf wieder zurückkehren nach Deutſchland, darf Euch, edle Frau, aufſuchen, darf um Eure mütterliche Huld bitten, und den edlen Namen der Grafen von D— mit neuem Glanze verherrlichen. Sobald er hier ſeine letzte Pflicht erfüllt, ſobald er mir die müden Augen zum ewigen Schlummer zugedrückt hat, wird er den Weg in die Heimat antreten. Empfangt ihn gütig, laßt ihn, da Eure Ehe mit meinem Bruder kinderlos blieb — wie ich weiß — Euren

»Sohn, den einzig rechtmäßigen Erben Eurer Güter ſeyn, und ſeyd überzeugt, daß ſeine kindliche Liebe, ſeine dankbare Verehrung Euch die großmüthige Aufnahme des armen Verwaiſten dereinſt reich belohnen wird. Seine Papiere enthalten die unwiderlegbaren Beweiſe ſeiner Geburt; er wird ſie ſowohl Euch, als der Regierung ſeines Vaterlandes vorzeigen — ſie werden jeden etwaigen Zweifel an der Identität ſeiner Perſon heben, und ſeinen Anſprüchen die unbeſtreitbare, rechtsgiltige Gewalt verleihen.«

»Jetzt, edle Frau, habe ich mein letztes Geſchäft auf dieſer Welt vollbracht, bald werde ich mit meinem theuren, vorangegangenen Bruder wieder vereinigt ſeyn, bald werden wir Beide ſegnend herabblicken auf unſere zurückgelaſſenen Lieben — wenn mein Theodor in Euch eine Mutter, Ihr in ihm einen Sohn gefunden, und ein neues Band die ſo lang getrennt geweſenen Glieder einer edeln Familie wieder auf das innigſte vereinigt haben wird. — So lebt denn wohl, theure Schweſter, ſo darf ich Euch ja nennen? — Lebt glücklich! Möge die Welt Euch ihre ſchönſten Freuden bieten, und Euer Daſeyn bis zum letzten Hauche eben ſo ungetrübt dahinfließen, als das meinige eine lange Kette von Leiden war! — Seyd meinem Theodor, was ich ihm nicht mehr zu ſeyn vermag; erſetzt ihm die heimgegangenen Eltern! Mit dieſer feſten Hoffnung — mit dieſem ſchönen Glauben an Euer edles Herz ſcheidet ruhig von dieſer Erde

»Euer unglücklicher Bruder

»Wolfgang Heribert Graf von D—.«

Nur wer ſich jemals in einer ähnlichen Lage befunden hat, kann die Gefühle begreifen, welche das Herz der Gräfin abwechſelnd beſtürmten, nachdem ſie dieſe inhaltſchweren Zeilen geleſen hatte! Ein ihr nahe verwandtes Weſen, deſſen wohlbekannte Züge die Erinnerung an ihren geliebten Gatten mächtig in ihr hervorriefen, von deſſen Exiſtenz ſie bisher keine Ahnung gehabt, ſtand plötzlich vor ihren Augen — flehte durch den Mund zweier theuren

Todten um freundliche Aufnahme — machte die lang entbehrten Rechte auf ihre Liebe — aber — ſie konnte es ſich nicht verhehlen — auch auf ihr Erbe geltend, und Albert, der arme Albert war um die ſchönſte Hoffnung ſeines Lebens, um Rang, Namen und Güter betrogen. Obwohl dieſer Gedanke Amalien tief erſchütterte, beſaß ſie dennoch Faſſung genug, ihren Neffen freundlich willkommen zu heißen. Kein Zweifel, daß er der wirklich ſey, konnte in ihr aufſteigen, da — ungeachtet ſie ſeit mehr als zwanzig Jahren nichts von dem Bruder ihres Gatten gehört hatte — die Familienähnlichkeit des jungen Mannes ſo unverkennbar war, daß er mindeſtens für ſie keiner anderen Beweiſe der Identität ſeiner Perſon bedurfte.

Es konnte nicht fehlen, daß ſowohl die inneren als äußeren Verhältniſſe der Gräfin eine ganz andere, wenn auch für manchen der Betheiligten eben nicht erfreuliche Wendung nehmen mußten. Amalie ſah ſich genöthigt, ihren Neffen, den Sohn ihres verſtorbenen Schwagers, nach erfolgter Legitimation öffentlich vorzuſtellen. Die plötzliche Erſcheinung dieſes rechtmäßigen Erben der Grafen von D— erregte ein eben ſo allgemeines Erſtaunen, als jeder einigermaßen Unterrichtete dadurch die Überzeugung erhielt, daß Albert nunmehr in die Dunkelheit zurücktreten mußte, aus welcher ihn die Liebe ſeiner Pflegemutter zu ziehen Willens geweſen war. Graf Monheim, natürlicher Weiſe keiner der Letzten, dem die nothwendige Umgeſtaltung aller früheren Plane Amaliens einleuchten mußte, zögerte auch nicht lange mit der Erklärung, daß er unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ſein Wort gänzlich zurücknehme, indem ſeine Tochter einem armen, namenloſen Findlinge nimmer ihre Hand reichen dürfe.

Albert, der ſeit Theodor's Ankunft dieſe Wendung ſeines Schickſals erwartet hatte, ſah dem Untergang ſeines Glückes zwar mit männlicher Faſſung entgegen; allein er fühlte auch die Nothwendigkeit, einen Ort zu verlaſſen, an dem er jetzt eine ſo beſchämende, demüthige Rolle zu ſpielen gezwungen war. Zu edel, um denjenigen zu haſſen, der ihm Alles raubte, was er ſein genannt, worauf er gehofft, was er geliebt hatte — vermochte er gleichwohl die Nähe deſſelben nicht zu ertragen; auch verbot ihm ſein Stolz, jetzt noch irgend eine Wohlthat oder Gunſtbezeugung von ſeiner Pflegemutter anzunehmen, die jener als ihm entzogen betrachten könnte. Daß die Trennung von Helenen ſein Herz am tiefſten verwundete, daß der Gedanke, ihr ewig entſagen zu müſſen, ihm beinahe alle ſeine Kraft, allen ſeinen Muth zu rauben drohte, wird jeder wahrhaft Liebende ohne Betheuerung glauben, aber konnte er ihren Vater um ſeiner Strenge willen anklagen? Durfte dieſer in eine Verbindung willigen, die unter den gegenwärtigen Umſtänden den Hohn der Welt, ja ſogar ſelbſt den Tadel der Mildergeſinnten erregen mußte? — Helenens heiße Thränen, ihr Schmerz, ihre Verzweiflung, als ſie den ſtrengen Ausſpruch des Vaters vernahm, der Zuſtand, in welchem Albert ſie bei ihrer letzten traurigen Zuſammenkunft erblickte, erhöhten ſein inneres namenloſes Leiden, befeſtigten jedoch ſeinen Entſchluß, Schloß D— zu verlaſſen, immer mehr; nur wie er ſeiner edlen Pflegemutter denſelben mittheilen ſollte, ohne ſie tief zu verletzen, das war die Frage, deren Beantwortung ihn fortwährend beſchäftigte, die er durchaus nicht genügend zu löſen wußte, und die daher der Ausführung ſeines Entſchluſſes hemmend entgegentrat.

In der That litt Gräfin Amalie unter allen bei dieſer unerwarteten Kataſtrophe Betheiligten am meiſten. Sie mußte ihren Albert, den ſie in dem ſchmerzlichſten Augenblicke ihres Lebens gefunden hatte, der ihr damals ein Engel des Troſtes geworden war, einem grauſamen Geſchick erliegen, mußte ihn, den ſie für ein glänzendes Leben erzogen, zum Erben eines glorreichen Namens beſtimmt hatte, alles deſſen beraubt ſehen, ohne ihm auch nur den kleinſten Erſatz für ſeine ſtolzen Hoffnungen, die geringſte Entſchädigung für ſein verlornes Erdenglück gewähren zu können. Der tiefſte Kummer um den Armen, ſo bitter Getäuſchten erfüllte

re Bruſt, ſie marterte ſich ſelbſt mit den peinlichſten Vorwür-
n, Wünſche erweckt, Anſprüche genährt zu haben, die ſie nun
icht zu befriedigen vermochte; — denn ſo unterwürfig ihr Neffe
h ihr gegenüber auch zeigte, ſo gehorſam er ihrem Willen al-
nthalben entgegenzukommen ſchien — war es ihr gleichwohl nicht
ntgangen, daß er ſich ſeiner Rechte gar wohl bewußt, daß Selbſt-
cht ein Hauptzug ſeines Charakters, und eine Handlung der Groß-
uth daher durchaus nicht von ihm zu erwarten ſey. Wie hätte
e nach dieſer Überzeugung es über ſich gewinnen können, ihm ir-
end einen Vorſchlag zu Gunſten Albert's zu thun? Mußte ſie
icht befürchten, eine Antwort von ihm zu erhalten, die ihr ohne-
in ſchmerzlich verletztes Gemüth noch tiefer zu verwunden drohte?
atte er doch ſeit ſeiner Ankunft auf dem Schloſſe des kindlichen
erhältniſſes, in welchem Albert zu ihr ſtand, der Abſichten,
ie ſie mit ihm gehegt, und die ihm nicht verborgen geblieben ſeyn
onnten, auch noch mit keiner Sylbe erwähnt — war er doch,
de nähere Erklärung gefliſſentlich vermeidend, ſichtlich bemüht,
lbert's Anweſenheit nur wie die eines gern geſehenen Gaſtes
behandeln, der durch ſein öfteres Erſcheinen zwar gleichſam
ls Mitglied der Familie betrachtet wird, der aber deſſen ungeachtet
urchaus keine anderen Anſprüche, als eben nur die des Gaſtrech-
es, zu machen befugt iſt. — Auf dieſe Art hatte er ſich gleich im
nfange ſchon wortlos über die Stellung ausgeſprochen, die er
em armen Albert anzuweiſen für gut fand; die Gräfin aber
ar von ſeiner unerwarteten Erſcheinung zu überraſcht, ſie fühlte
h zu befangen, als daß ſie im Stande geweſen wäre, ihren
flegeſohn dem Neffen auf eine Weiſe gegenüber zu ſtellen, welche
etzterem mindeſtens Albert's Rechte auf ihr Herz gezeigt hätte
– das einmal Verſäumte ſpäter wieder nachzuholen, fehlte es ihr
n Muth, und ſo verlebte ſie denn ihre Tage in der peinlichſten
Spannung, in dem quälendſten Schmerze, von Zweifeln und Sor-
en gemartert, die ſie weder zu enden, noch zu heben wußte.

Wochen waren auf dieſe Weiſe vergangen, Albert's Lage wurde immer unerträglicher, das Bewußtſeyn ſeiner untergeordneten Stellung immer demüthigender für ihn — da entſchloß er ſich eines Tages, der geliebten Pflegemutter ſein ganzes Herz zu öffnen, ihr keine ſeiner Empfindungen zu verſchweigen, und ihr die Nothwendigkeit, das Schloß unter den gegenwärtigen Umſtänden zu verlaſſen, klar vor Augen zu ſtellen. Gräfin Amalie wurde durch dieſe Unterredung tief erſchüttert, ſie wollte durchaus nichts von der vorgeſchlagenen Trennung hören; da ſie ihn aber feſt entſchloſſen fand, da ihr eigenes Herz ihr ſagte, daß dem ehrliebenden Jüngling keine andere Wahl bleibe, flößte ihr der Gedanke, den zu verlieren, den ſie mit mütterlicher Zärtlichkeit liebte, der ihr gleichſam ein Geſchenk des Himmels war, mit einem Male den Muth ein, handelnd für ihn aufzutreten. Sie erklärte dem theuren Pflegeſohn daher, daß ſie ſelbſt das Schloß D— verlaſſen, ſich auf ein kleines, von ihren verſtorbenen Eltern ererbtes Gut zurückziehen, daſelbſt in ſtiller Verborgenheit an ſeiner Seite leben, und ihm ſo dereinſt, wenn auch kein glänzendes, doch mindeſtens ein beſcheidenes, ſorgenfreies Loos ſichern wolle. Vergebens ſtellte Albert ihr vor, welche Folgen die Ausführung dieſes Entſchluſſes nach ſich ziehen könnte; umſonſt beſchwor er ſie, ihm kein ſo großes Opfer zu bringen, ihre treuen Unterthanen nicht vor der Zeit zu verlaſſen, das Schickſal ſo Vieler nicht von fremder Willkür abhängig zu machen, um einen Einzigen zu beglücken — die Gräfin blieb unerſchütterlich — ſchon wenige Tage nach jener ſtattgefundenen Unterredung wurde ihr Entſchluß öffentlich bekannt gemacht, und die Zeit ihrer Abreiſe von dem Schloſſe D— vorläufig beſtimmt.

Es war nach einer ſtürmiſchen Gewitternacht, als in dem kleinen, anmuthigen Wäldchen, welches ſich in gerader Richtung von dem Schloſſe bis nahe an das zu demſelben gehörige Dörfchen erſtreckte, zwei dicht in ihre Mäntel gehüllte Männer erſchienen, die, ſich nach allen Seiten umſchauend, endlich auf einem runden, von üppigem Buſchwerk umſchloſſenen Platze ſtill ſtanden, und den e umgebenden Raum achtſam mit den Augen zu meſſen ſchienen. Nachdem Beide ihre Beobachtungen eine Zeit lang ſchweigend fort- eſetzt hatten, nahm Einer von ihnen das Wort und ſprach: »Graf heodor von D—, ich bin Euch hierher gefolgt, wie Ihr es erlangtet; Niemand weiß, nach Eurem Wunſche, um unſer Hierſeyn — es gefalle Euch demnach, mir endlich die Urſache dieſer geheimen Zuſammenkunft zu offenbaren; denn fürwahr! ich wüßte nicht, was wir Beide mit einander abzumachen haben können, das nicht Jedermann hören, dem nicht alle Bewohner dieſer anzen Gegend als Zeugen beiwohnen dürften?« —

»Meint Ihr, Junker Albert? — So nennt man Euch ja?« — entgegnete Graf Theodor mit halb ſpottendem, halb zürnendem Tone. — »Nun, ſo wiſſet denn, daß Ihr Euch diesmal n Eurer Vorausſetzung gewaltig irrt, daß ich wohl etwas mit Euch abzumachen habe, wobei wir der Zeugen nicht bedürfen; ies Etwas aber iſt die Genugthuung, die ich für meine gekränkte Ehre von Euch fordere, und die Ihr mir gewähren müßt, ollte auch Einer von uns Beiden den Platz nicht lebendig mehr erlaſſen!« — Nach dieſen Worten ſchlug er ſeinen Mantel zurück, eichte ſeinem Gegner zwei ganz gleiche Schwerter, und rief mit umpfer Stimme: »Wählt!«

Albert trat faſt unwillkürlich einen Schritt zurück. »Was oll das?« fragte er ſtaunend. »Warum wollt Ihr Euch mit mir ſchlagen? Was that ich Euch, dem Glücklichen, den ſein günſtiges Geſchick Alles in reichem Maße finden ließ, was ein Sterblicher ſich nur zu wünſchen vermag — der ſeine Hand nur ausſtrecken durfte, um das Horn des Überfluſſes zu ergreifen — was wollt Ihr mehr? Was kann ich Euch noch geben?«

»Das Herz der Gräfin von D—, ihre mütterliche Liebe, ie mir, ihrem nächſten Verwandten, nicht Euch, dem Fremden, gehört!« — antwortete Theodor heftig. — »Ihr ſcherzt, Herr Graf!« entgegnete Albert, indem er ſich ſtolz von ihm abwandte. — »Nein, beim Himmel, nein!« rief dieſer in ſteigender Bewegung. »Meint Ihr, ich würde es ſo ruhig geſchehen laſſen, daß ſie dies Schloß verläßt, daß ſie Glanz, Anſehen und den gewohnten Überfluß aufgibt, um mit Euch auf ihrem kleinen elterlichen Erbe zu leben? Glaubt Ihr, ich würde es ſo gelaſſen dulden, daß ſie mich dadurch in den Augen ihrer eigenen Unterthanen, in den Augen der Welt erniedrigt? Was ſoll man von mir denken, wenn ſie mich, den ſie als ihren Neffen anerkannte, zwar in den Beſitz der reichen Stammgüter ſetzt, aber nur, um mich in demſelben Augenblicke gleich einem Räuber zu fliehen? Würde dieſe Flucht nicht in den Augen aller Menſchen ein Beweis ihres Haſſes, ihrer Verachtung gegen mich ſeyn? Würde ſie mich nicht als ein Ungeheuer darſtellen, dem man willig Habe und Vermögen opfert, um damit ſein Leben zu erkaufen? Nimmermehr! Die Gräfin ſoll nicht fort, darf nicht fort! Es gilt meine Ehre, und die zu retten, iſt mir kein Preis zu hoch!«

»Kann ich meine Pflegemutter zurückhalten, wenn Gründe ſie dieſen Ort zu verlaſſen zwingen?« — entgegnete Albert kalt, faſt tonlos.

»Ihr ſeyd der Grund ihres Scheidens!« ſchrie Theodor, immer heftiger werdend, — »um Euretwillen will ſie denjenigen meiden, deſſen angeborne Rechte den Sieg über die eigenmächtig ertheilten davon trugen. Aber es ſoll nicht ſeyn! Sie bleibt, ſie muß bleiben, wäre es auch mit Gewalt!« —

»Wer kann die Gräfin zwingen, wider ihren Willen zu handeln?« unterbrach Albert den Zürnenden mit ruhiger Würde.

»Ich! Durch Euch!« rief Theodor triumphirend aus, indem er ſeinem Gegner abermals die beiden Schwerter zur Wahl hinreichte. »Nur Einer von uns Beiden kommt lebendig von dieſer Stelle!« fuhr er fort. »Falle ich, — nun ſo mag ſie dem geliebten Pflegeſohne das früher zugedachte Erbe unverkümmert hinterlaſſen; ſeyd aber Ihr das Opfer — nun, ſo wird ſich auf dem Schloſſe D— ja wohl noch ein einſames Plätzchen finden, woſelbſt ſie Euren unerſetzlichen Verluſt ungeſtört beweinen kann!« —

»Graf Theodor!« rief Albert mit kaum unterdrücktem Zorne, »mißbraucht die Geduld nicht, mit der ich Eure beleidi- enden Worte bis jetzt angehört habe! Ihr wollt mich zu Eurem Mörder machen, oder der meinige werden? Ihr wollt meine Wohl- häterin, meine zweite Mutter — unſer Kampf ende, wie er wolle — in Verzweiflung ſtürzen? Nimmermehr! So gleichgiltig mir uch das Leben iſt, ſo gerne ich es hingeben möchte, eben ſo hei- ig ſind mir die Pflichten, welche Dankbarkeit und kindliche Ver- hrung für Amalien von D—, Eure edle Tante, mir auferle- gen — ich ſchlage mich nicht!« —

»Nicht?« rief Theodor, laut auflachend; »Ihr ſchlagt Euch nicht? Alſo auch feige iſt der Heuchler, der, während er mit edel- nüthiger Entſagung den Schauplatz der großen Welt verlaſſen will, meine Ehre in ſeine Einſamkeit mitzunehmen gedenkt? — Nun, ſo muß ich ihn denn zwingen, ſich ſeiner Haut zu wehren, wenn ch ihn nicht, wie den niedrigſten Sklaven, mit der flachen Klinge züchtigen ſoll!« — Nach dieſen Worten warf er eines der beiden Schwerter zu Albert's Füßen, indem er das andere drohend erhob, und auf ſeinen Gegner einzudringen begann.

Albert, außer ſich vor Zorn, ergriff die ihm auf eine ſo beleidigende Art dargebotene Waffe, und rief mit halb erſtickter Stimme: »Das iſt zu viel! Vergib mir, theure, geliebte Mutter, wenn ich meine heiligſte Pflicht verletzen, wenn ich Dein edles Herz brechen muß; der Ewige iſt mein Zeuge, ich kann nicht anders, eine ſolche Beſchimpfung tilgt nur Blut!« — Schon im nächſten Augenblick hatten die beiden Kampfer ihre Stellung eingenommen; von gleicher Wuth entflammt, drangen ſie auf einander ein, Hieb fiel auf Hieb, weithin ſchallte das Klirren ihrer Schwerter — die befiederten Waldbewohner, aufgeſcheucht aus ihrer friedlichen Stille, erhoben ſich erſchrocken in die Luft — immer hitziger wurde das Gefecht, immer dichter fielen die Streiche der erbitterten Kämpfer; ſchon blutete Theodor aus einer tiefen Armwunde, ſchon fühlte er ſeine Kräfte allmälich ſchwinden — da ſammelte er ſie noch einmal zu einem gewaltigen Hiebe, welcher Albert's linke Schulter traf, und war eben im Begriff, den Zurücktaumelnden niederzuſtoßen, als er plötzlich ein lautes, donnerndes »Halt!« rufen hörte, und einen ſchlanken, hoch gewachſenen Jüngling erblickte, der ſich mit kühnem Muthe zwiſchen die beiden zornglühenden Kämpfer warf.

Es blieb dem Grafen Theodor keine Zeit, den Unbekannten zu fragen, was ihn zu dieſer unberufenen Einmiſchung in fremde Angelegenheiten berechtige; denn er fing ſogleich den halb ohnmächtigen Albert in ſeinen Armen auf, legte ihn ſanft auf den Raſen nieder, kniete neben ihn hin, riß ihm das Oberkleid von der Schulter, und bemühte ſich, die tiefe Wunde mit einigen Streifen weißen Linnens, die er aus ſeiner Reiſetaſche nahm, zu verbinden. Während er in dieſer Abſicht Albert's Hals und Nacken entblößte, Graf Theodor aber ſeinem Beginnen verwundert zuſah, erreichte das Staunen des Grafen den höchſten Grad, als der fremde Jüngling plötzlich aufſprang, laut jubelnd ausrief: »Er iſt's, er iſt's! Dank Dir, Allmächtiger! Er iſt's!« dann auf's Neue neben Albert auf die Knie ſank, deſſen entblößte Schulter küßte, und ihn hierauf mit allen Zeichen der tiefſten Unterwerfung demüthig anflehte, künftig über ihn, als ſeinen treueſten Sklaven, zu gebieten.

Albert wußte ſich dieſen Vorgang eben ſo wenig zu erklären, als ſein Gegner; das Benehmen des jungen Fremden war ihm gleich räthſelhaft — er dankte ihm daher zuvörderſt für ſeine thätige Hilfeleiſtung, bat ihn, dem Grafen einen ähnlichen Dienſt zu erweiſen, und fragte ihn alsdann, was ihn beſtimme, ſeinem eigenen Ausſpruche nach, der Sklave eines Mannes werden zu wollen, den er nicht kenne, nie geſehen habe, deſſen Daſeyn ihm fremd ſeyn müſſe, und der daher unmöglich irgend einen Anſpruch, irgend ein Recht auf ſeine Perſon geltend machen könnte.

Der Unbekannte erwiederte hierauf mit feierlichem Ernſte: »Wohl habt Ihr ein Recht auf meine Perſon, wohl bin ich Euer Diener, Euer Sklave! Schaut mich nicht ſo bedenklich an, mein Gebieter; wähnt nicht, ein Wahnſinniger ſtehe vor Euch, deſſen verwirrte Reden Euer Ohr zu betäuben drohten — Ihr werdet ſtaunen über das, was ich Euch zu offenbaren habe, Ihr werdet Gottes unerforſchliche Allmacht bewundern, und mir dann folgen zu Denen, die Eurer mit Angſt und Sehnſucht harren. Doch hier iſt nicht der Ort zu meinen Mittheilungen; laßt uns in das Schloß zurückkehren — führt mich zu Eurer edlen Pflegemutter — dort iſt mein Platz, dort will ich Alles, was Euch jetzt noch räthſelhaft erſcheint, genügend löſen.« —

Die beiden Gegner hatten dem Unbekannten ſtaunend zugehört; die ganze Begebenheit erſchien ihnen beinahe wie ein wunderbarer Traum, zweifelnd blickten ſie bald den Fremdling, bald ſich ſelbſt einander an. — War ihr Streit geendigt? Hatten ſie den Geſetzen der Ehre genügt? Durften ſie Beide in jene Hallen zurückkehren, die nur Einer von ihnen lebendig wieder betreten ſollte? — Sie wußten es nicht! Der Fremde, ihre Zweifel errathend, warf ſich noch einmal vor Albert nieder, und rief in flehendem Tone: »Mein Herr, mein Gebieter! Ihr mißtraut meinen Worten, ſcheint ihrer nicht zu achten, und blickt Euren Gegner noch immer kampfluſtig an — allein, was auch die Urſache Eures Streites ſeyn mag — er iſt geendigt — er muß es ſeyn, ſobald Ihr mich gehört habt! Euer Leben iſt nicht mehr Euer alleiniges Eigenthum, es gehört einem reuigen Büßer, es gehört dem Wohle guter Menſchen, daher ſchonet ſein, und waget nicht muthwillig als Jüngling, was Gott Euch als Kind nur durch ein Wunder erhielt!« —

Beſtürzt über dieſe Worte, die ihm den Beweis gaben, daß der junge Fremdling eine ſehr genaue Kenntniß ſeines Schickſals haben müſſe, wandte ſich Albert an den Grafen Theodor und ſprach: »Herr Graf, unſer Beider Blut iſt gefloſſen; ob wir unſern Streit dadurch als beendigt anſehen dürfen, will ich zwar nicht entſcheiden; jedoch erſuche ich Euch, ihn ruhen zu laſſen, bis ich vernommen habe, was dieſer Jüngling mir entdecken will, bis ich weiß, in welcher Beziehung er zu mir ſteht, und ob hier kein Irrthum der Perſon obwaltet, der ihn und uns gegen ſeinen Willen getäuſcht hat. Iſt das ſeltſame Räthſel gelöſt, ſind die Wunden geheilt, die wir uns gegenſeitig ſchlugen — dann, Herr Graf, ſtehe ich Euch noch einmal zu Dienſten, und hoffe, daß kein unberufener Störer uns dann hindern wird, den ernſten Kampf auf Tod und Leben auszukämpfen.« — Graf Theodor neigte ſich einwilligend; ſo heftig er auch ſeinen Gegner haſſen zu müſſen glaubte, eben ſo klar ſah er ein, daß er dieſen Haß mindeſtens in dem jetzigen Augenblicke nicht weiter treiben dürfe. Alle Drei begaben ſich daher auf den Weg nach dem Schloſſe, jeder mit ſich ſelbſt beſchäftigt, jeder ſo ſehr in Gedanken vertieft, daß ſie daſelbſt ankamen, ohne bis dahin auch nur des kleinſten Lautes mächtig geworden zu ſeyn. — —

Während dieſer Vorgänge auf dem Schloſſe D— verlebte die unglückliche Helene ſehr traurige Tage. Ihr Vater hatte bald nach Theodor's Erſcheinung ſein benachbartes Landgut verlaſſen und ſich nach D— gewendet, theils um jede fernere Berührung mit Albert zu vermeiden, theils auch, um durch den Glanz des Hofes, durch die mancherlei Zerſtreuungen, welche die große Welt in ſo reichem Maße gewährt, das Herz ſeiner Tochter von einer thörichten, durchaus nicht mehr ſtatthaften Neigung zu heilen. — Graf Monheim war feſt überzeugt, Helene werde hier, von einem Schwarm von Anbetern umgeben, einen jungen Mann gar leicht vergeſſen lernen, der in ſeinen Augen allen Denjenigen, die ſie jetzt um ſich ſah, weit nachſtehen mußte. Er nahm ſich vor, ihr unter der Zahl ihrer gegenwärtigen Verehrer einen Gatten zu wählen, dem ſie ohne Weigerung ihre Hand reichen ſollte; denn nicht zum zweiten Male wollte er das Herz eines jungen Mädchens in einer ſo ernſten Angelegenheit walten laſſen, bei der noch ganz andere Rückſichten, als lediglich die der Neigung, beobachtet werden mußten. Helene war zu reizend, der Graf zu reich, als daß er lange auf einen ernſtlichen Bewerber hätte warten dürfen; im Gegentheil, die Wahl unter ſo vielen gleich achtbaren, gleich angeſehenen Freiern ward ihm ſchwer, er konnte zu keinem Entſchluſſe kommen, und dieſem Umſtande allein verdankte es Helene, daß ſich zu dem Gram über den Verluſt des Geliebten nicht auch noch der um ihre verlorne Freiheit geſellte.

Zwar kannte ſie ihren Vater zu gut, als daß ſie der leiſeſten Hoffnung, ihren Albert jemals beſitzen zu dürfen, Raum gegeben hätte; aber ſie fühlte, daß ſie ihn nie vergeſſen könne, daß ſein Bild unauslöſchlich in ihrem Herzen ruhe, daß ſie das ganze Glück ihres Lebens mit ihm verloren habe, und nun einer freudenleeren Zukunft entgegen zu ſehen gezwungen ſey. Die glänzenden Feſte, welchen ſie nothgedrungen beiwohnen mußte — die mancherlei Zerſtreuungen, von denen hr Vater einen wohlthätigen Einfluß auf ihr Gemüth hoffte, bewirkten gerade das Gegentheil — ſie fühlte ſich nie einſamer, als m Gewühl der großen Welt, nie verlaſſener, als indem ein Schwarm von Anbetern ſie umringte; ſie hätte nie ſchmerzlicher weinen mögen, als da, wo die lauteſte Luſt ſie umtönte. Nur in hrem kleinen, freundlichen Gemache war ihr wohl, hier konnte ſie ungeſtört an den Geliebten denken — hier floſſen, unbemerkt von en Augen fremder Menſchen, ihre heißen Thränen um ihn — hier rief ſie ſich alle die ſeligen Stunden einer glücklichen Vergangenheit zurück, und flehte den Himmel an, ſie eher den Tod erleiden, als eines Andern Gattin werden zu laſſen.

Eines Tages hatte Helene, nur von ihrer treuen Dienerin, er einzigen Vertrauten ihres Kummers, begleitet, einen Spaziergang in der reizenden Umgegend von D— gemacht; ſie waren, hne es zu bemerken, ziemlich weit von der Stadt auf den Weg nach T— gerathen, und ſahen ſich plötzlich von ſanft aufſteigenden Bergen umgeben, die, mit dichtem Laubholz und üppigem Grün bedeckt, dem Auge einen herrlichen Anblick gewährten. Zu jeder ndern Zeit würde Helene, deren Seele für die Schönheiten er Natur ſo empfänglich war, das lebhafteſte Entzücken geäußert er auf das weinende Mädchen, dann zum Himmel, und ſprach leiſe, faſt tonlos: »Ich danke Euch! Nur der dort oben kann uns helfen!« — Die fromme Ergebung, mit welcher der Greis dieſe wenigen Worte ſprach, erſchütterte Helenens Herz, das ja ſelbſt mit dem Kummer vertraut war, ſo ſehr, daß ſie ſich der Thränen nicht erwehren konnte. Kaum wurde der Alte jedoch ihre Rührung gewahr, als eine lebhafte Veränderung in ihm vorzugehen ſchien. »Ihr weint, ſchöne Jungfrau?« rief er mit faſt heftiger Bewegung aus: — »Ihr weint über unſer Elend? Ihr habt Thränen für fremdes Leid? — Die erſten, die einzigen Thränen, die um uns fließen, ſeit wir heimatlos von Land zu Lande wandern! O ſeyd geſegnet dafür, und wollt Ihr Euer Ohr der Klage leihen, wollt Ihr Antheil nehmen an dem ſchrecklichen Schickſal jener Unglücklichen — ſo ſollt Ihr die Urſache ihres Jammers hören, ſollt erfahren, welch' ſchwere Laſt uns niederbeugt, und ich bin gewiß, Ihr werdet uns dann Eure Theilnahme, Euer Mitleid nicht verſagen.«

Helene erklärte ſich bereit, die Leidensgeſchichte des armen Opfers anzuhören, das noch immer regungslos auf den Knien der Alten ruhte, die, ohne ſich im Geringſten um die Gegenwart der Fremden zu bekümmern, einzig und allein damit beſchäftigt war, das ſchwarze, lockige Haar des armen Mädchens von der hohen, marmorbleichen Stirne zu ſtreichen.

Der Greis, noch einen ſchmerzlichen Blick auf die beiden ihm ſo theuren Weſen werfend, erzählte hierauf Folgendes: »Ich war ein wohlhabender Landmann, und ſtand in meinem Geburtsorte, einem kleinen Dörfchen an der ſchleſiſchen Gränze, bei Alt und Jung in gutem Anſehen; denn ich half, wo ich konnte, ſchlichtete jeden Streit, gab Rath oder Troſt, und kam Jedem mit freundlicher Bereitwilligkeit entgegen, der meiner Dienſte zu bedürfen ſchien. Der furchtbare, beinahe endloſe Krieg hatte auch bei uns großes Elend verbreitet, mein einziger Sohn war ein Opfer desſelben geworden; gleichwohl hinterließ er uns noch einen Troſt in ſeiner Tochter, unſerer geliebten Enkelin, die unter Noth und

Trübſal heranwuchs, ſich immer herrlicher entfaltete, und die einzige Freude, die einzige Stütze unſerer alten Tage zu werden verſprach. Marie, ſo heißt die Unglückliche, die Ihr hier vor Euch ſeht, wurde ſowohl durch ihre Schönheit, als durch ihr freundliches, anmuthiges Weſen, bald die Zierde unſeres Dörfchens — es fanden ſich, wie Ihr leicht denken könnt, Freier genug, die ſie heimführen wollten; allein ihr Herz hatte ſchon gewählt, ſie liebte einen jungen Mann, der als Jäger in Dienſten unſerer Gutsherrſchaft ſtand, deſſen redliche Abſichten wir Großeltern mit Freuden billigten, und der nach nun endlich erfolgtem Frieden ihre Hand erhalten ſollte, ſobald nämlich unſere ſeither geflüchtet geweſene Herrſchaft auf dem Gute wieder angekommen wäre.«

»Der ſehnlich erwartete Tag, welcher uns den lang entbehrten Gebieter zurückbringen ſollte, erſchien endlich — Alles freute ſich, Alles jubelte ihm entgegen; am glücklichſten aber waren Robert und Marie, denn nun hatte ja ihre Prüfungszeit ein Ende, nun ſollten ſie ja bald das Ziel ihrer heißeſten Wünſche erreichen! — Laßt mich über die wonnevollen Tage ihres Brautſtandes raſch hinweg eilen, laßt mich des ſchnell entſchwundenen Paradieſes jener Unglücklichen nur mit wenigen Worten gedenken — laſtet doch der gegenwärtige Kummer nie ſchwerer auf dem Herzen des armen Sterblichen, als wenn er ſich vergangener Freuden erinnert! — Genug, Robert und Marie verlebten, durch ihre gegenſeitige Liebe beglückt, die ſeligſten Stunden; jeder dienſtfreie Augenblick, jede koſtbare Minute, die er erübrigen konnte, fand den wonnetrunkenen Bräutigam bei der theuren, angebeteten Braut — ſchon hatte unſer edler Gebieter ſeine Einwilligung gegeben, ſchon war der Hochzeitstag beſtimmt, ſchon bereiteten ſich die jungen Leute des Dorfes, ihn feſtlich zu feiern — als ſich mit einem Male die Nachricht verbreitete, es habe ſich jenſeits der Gränze — wahrſcheinlich aus zuſammengelaufenem Geſindel, dem der Friede die willkommene Gelegenheit des Stehlens und Plünderns genommen — eine Räuberbande gebildet, welche die ganze Gegend rings herum in Schrecken verſetze, und nächſtens auch unſer armes Dörfchen zu überfallen drohe.«

»Natürlicher Weiſe wurden ſogleich die ſorgfältigſten Maßregeln zu unſerer Sicherheit getroffen; Robert, an der Spitze mehrerer Jäger und einer ziemlichen Anzahl Bauern, mußte die ganze Gegend durchſtreifen; jeder Verdächtige, den ſie auf ihren Wegen fanden, wurde ohne Umſtände feſtgenommen, und ſo ge-ang es ihm denn, nicht nur die Räuber von uns abzuhalten, ſon-ern auch einen großen Theil derſelben durch Liſt zu fangen und em Gerichte zu überliefern. Aber leider hatte er ſich durch ſeine Tapferkeit und Klugheit den Haß jener ſchändlichen Bande zuge-ogen, ſie wußten recht gut, daß er allein es ſey, dem ſie das Mißlingen aller ihrer Plane, den Verluſt ihrer Gefährten, den nglücklichen Ausgang eines jeden Gefechtes zuzuſchreiben hatten, nd ſchworen ihm deßhalb die fürchterlichſte Rache.«

»Mariens Angſt um den geliebten Bräutigam vermögen Werte nicht zu ſchildern. Täglich mußte ſie ihn neuen Gefahren ntgegen gehen, täglich ſein theures Leben wagen ſehen, ohne ihn urückhalten, ohne dem Muthigen, der ja auch für ihre Ruhe, ür ihre Sicherheit wachte, das Verſprechen, ſich zu ſchonen, ab-ehmen zu dürfen; — nichts glich daher ihrem Schmerze, ſo oft r von ihr ſchied, nichts ihrer Verzweiflung in jenen qualvoll urchwachten Nächten, deren jede ihr den Geliebten ja auf immer auben konnte. — Robert ſelbſt war ruhig, ja ſogar freudig im Bewußtſeyn, der Schutzgeiſt ſeiner Mitbrüder, der treue Beſchirer ihrer Habe und ihres Lebens zu ſeyn; — er tröſtete Ma-ien mit milden Worten, verwies ſie auf den Beiſtand des Him-els, der ihn nicht verlaſſen werde, und kümmerte ſich wenig um e Drohungen der Räuber, die er weder achtete, noch fürchtete.«

»Meine Hütte lag am äußerſten Ende unſeres Dörfchens, und ar durch einen ziemlich weitläufigen Garten von dem Hauſe mei-es Nachbars geſchieden. Eines Morgens befand ſich Marie al-in in unſerer Wohnung, während mich und mein gutes Weib

Geſchäfte entfernt hielten. Da trat plötzlich ein ſchon hoch bejahrter Mann bei ihr ein, bat ſie, ſich ſchüchtern umblickend, ohne Furcht zu ſeyn, und ihm einige Minuten Gehör zu ſchenken, indem er ihr etwas ſehr Wichtiges zu vertrauen habe. Die Züge des Alten, obgleich nichts weniger als einnehmend, hatten doch auch nichts beſonders Abſtoßendes oder Furchterregendes, auch ſchien er ſelbſt viel zu ängſtlich, als daß etwas von ihm zu beſorgen geweſen wäre. Marie, obgleich verwundert über ſeine unerwartete Erſcheinung, erklärte ſich daher ſogleich bereit, ihn anzuhören, und der Greis, nachdem er ſich nochmals überzeugt hatte, daß er unbelauſcht ſey, berichtete ihr: er wäre ein armer Landmann aus einem Dörfchen jenſeits der Gränze; dort treibe, wie ſie gar wohl wiſſen werde, eine furchtbare Räuberbande ihr Weſen, die ſchon manche Gräuelthat verübt, und ohne den eben ſo klugen als tapferen Robert auch hier auf ſchleſiſchem Gebiete ſchon übel genug gehauſt haben würde, wenn ihre Anſchläge nicht ſtets durch ſeine Wachſamkeit vereitelt worden wären. Dieſer Jäger Robert ſchwebe jedoch in der größten Gefahr, ein Opfer ihrer Rache zu werden; er ſelbſt habe in vergangener Nacht durch einen ſonderbaren Zufall, der aber ſicher ein Wink des Himmels geweſen ſey, das Geſpräch mehrerer Räuber belauſcht, die ſich verſchworen hätten, ihn heute, ſobald er ſeinen nächtlichen Streifzug beginne, durch einen ſeiner eigenen, von ihnen beſtochenen Leute in einen Hinterhalt locken zu laſſen, um ſich alsdann ſeiner, todt oder lebendig, zu bemächtigen. Der Ort, wo der Überfall geſchehen, ſo wie die Perſon des Verräthers, der ihn dahin führen ſollte, ſeyen ihm, dem Greiſe, zwar wohl bekannt; doch dürfte er Beides nur dem Jäger Robert ſelbſt entdecken — da er aber befürchten müßte, von jenem treuloſen Böſewichte, der leider Robert's ganzes Vertrauen beſitze, als ein jenſeitiger Gränzbewohner erkannt zu werden, ſobald er ſich am Tage im Dorfe blicken laſſe, da ſeine Erſcheinung leicht den Verdacht jenes Verräthers erwecken, und ihm ſelbſt dann die Rache der Räuber zuziehen könnte: ſo möge ſie ihn in irgend einem Winkel des Hauſes bis zum Abend verbergen, ihren Bräutigam ruhig erwarten, und ihn alsdann herbeiholen, damit er ihn vor der drohenden Gefahr zu warnen und zu retten vermöge.«

»Kaum hatte der Alte ſeinen Bericht geendet, als Marie, von Angſt und Entſetzen ergriffen, ihn beſchwor, ihren Robert ſogleich aufzuſuchen, ihn von dem Vorhaben der Räuber zu unterrichten, und das ſchreckliche Unheil von ihm abzuwenden — allein der Greis wiederholte ihr noch einmal, daß er dies um ſeiner eigenen Sicherheit willen nicht dürfe — daß ſie, wenn ihr Robert's Leben theuer ſey, ſeine Anweſenheit vor Jedermann, ſelbſt vor ihren eigenen Eltern, verbergen müſſe — daß die Räuber, nach dem Geſpräche, das er erlauſcht, allenthalben ihre Spione vertheilt hätten, und nur die tiefſte Verſchwiegenheit, bis der rechte Augenblick gekommen ſey, ihren Geliebten retten könne. — Das arme, geängſtigte Mädchen ſtand noch immer unſchlüßig, tauſend bange Zweifel, tauſend quälende Beſorgniſſe beſtürmten ihre Bruſt. Sollte ſie dem Alten trauen? Durfte ſie ſeine Anweſenheit verſchweigen? Kam die Warnung nicht zu ſpät, wenn ſie ſeine Vorſchrift befolgte? Oder wagte ſie im Unterlaſſungsfalle wirklich ihres Robert's Leben? Wer konnte dieſe peinlichen Fragen beantworten — wer ihr hier Rath und Beiſtand ertheilen?«

»Der Greis bemerkte ihr Zögern, er ſchien beleidigt, daß ſie ihm mißtraue; nach einer ziemlich langen Pauſe, während welcher er ſie ſcharf beobachtet hatte, erhob er ſich von ſeinem Sitze, und ſagte: es ſey keineswegs ſeine Abſicht, ſich ihr aufzudringen, er habe aus guter Meinung den jungen Jäger retten wollen; da ſie aber Zweifel in ſeine Redlichkeit hege, ſo wolle er ſich mindeſtens nicht der Gefahr ausſetzen, mit Undank belohnt zu werden — ſeine Pflicht als Menſch ſey hiermit erfüllt, und nun ſcheide er wieder, wie er gekommen, die Folgen ihres ungerechten Mißtrauens ihr ſelber überlaſſend. — Nach dieſen Worten ſchritt der Alte zur Thür, Marie aber, von namenloſer Angſt erfaßt, hielt ihn zurück, beſchwor ihn, zu bleiben, ihr zu vergeben, wenn ſie einen Augenblick unſchlüßig geweſen ſey, verhieß, ihn an einem ſichern Orte bis zum Abende zu verbergen, und führte ihn, nach endlich erfolgter Verſöhnung, auch wirklich in eine Bodenkammer, woſelbſt ſie ihn reichlich mit Nahrungsmitteln verſorgte, und dann nach ſeinem ausdrücklichen Begehren ſchnell verließ.«

»Bei unſerer Heimkunft bemerkten wir zwar Mariens Unruhe, ihr ſcheues, ängſtliches Weſen, ihr Erſchrecken bei jedem leiſen Geräuſche; — allein gewohnt, ſie ſeit jenem unſeligen Räuberkriege faſt immer in einem ähnlichen Zuſtande zu ſehen, achteten wir weiter nicht darauf, ließen ſie gewähren, und beſeufzten nur im Stillen dieſe neue Plage, die der Armen die Freuden des Brautſtandes ſo grauſam vergällte, und unſeren kaum errungenen Frieden ſtörte.«

»Der Abend jenes verhängnißvollen Tages war endlich angebrochen. Robert kam wie gewöhnlich, bevor er ſeinen nächtlichen Streifzug begann, die geliebte Braut noch ein Stündchen heimzuſuchen — ſchon ſchlug die Glocke auf dem Kirchthurm des Dorfes zehn Uhr, ſchon wollte ſich der rüſtige Jäger entfernen, als Marie ihn nur noch wenige Minuten zu warten bat, und hierauf das Zimmer zu unſerer größten Verwunderung haſtig verließ.«

»Noch ſahen wir einander ob ihrem Beginnen zweifelhaft an, noch konnten wir uns nicht erklären, was ſie vorhabe, da trat ſie plötzlich an der Seite eines Unbekannten wieder ein, erzählte, wie er am Morgen zu ihr gekommen ſey, und daß ſie ihn bis jetzt verborgen gehalten, weil er ihrem Robert wichtige Entdeckungen zu machen habe. — Die Sache ſchien uns bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ſo natürlich, Robert hatte ſchon ſo oft geheime Botſchaften erhalten, daß wir auch diesmal nichts Arges ahneten. Als daher der Unbekannte auf ihn zutrat, war ich eben im Begriff, mich mit den Meinigen zu entfernen, da hörten wir auf einmal einen durchdringenden Schrei, von einem dumpfen Fall begleitet, ſahen uns erſchrocken um, und erblickten den unglücklichen Robert, in ſeinem Blute ſchwimmend, am Boden liegen.«

»Hohnlachend bog der Unbekannte ſich über ihn, und rief mit fürchterlicher Stimme: »Haſt Du endlich Deinen Lohn, tapferer Jäger? Du wirſt uns nicht mehr ſchaden, keinen meiner Gefährten mehr dem Strange überliefern! Diesmal haben wir Dich überliſtet, Du ſchläfſt jetzt ruhig, während wir wachen — und Dein eigen fein Liebchen war es, das mich ſorgfältig vor Deinen Späherblicken verbarg, um Dich meiner Rache preis zu geben! Glückauf, ſie iſt gelungen! — Mein Werk iſt vollbracht! Schlaf' wohl, ſchöne Braut, ſchau' nur hin, der Bräutigam lacht!« — Nach dieſen Worten richtete der Böſewicht ſich auf, ſtürzte, bevor ich es zu hindern vermochte, zur Thüre hinaus, und war im tiefen Dunkel der Nacht bald ſpurlos verſchwunden.«

»Starr vor Entſetzen, keines Lautes mächtig, ſtanden wir vor Robert's blutigem Leichnam, während die unglückliche Marie ſich ſelbſt in den herzzerreißendſten Tönen als ſeine Mörderin anklagte. Nur allzu leicht erriethen wir den Zuſammenhang dieſer ſchrecklichen Begebenheit, die der Mörder, auf die Unerfahrenheit der Jugend, auf die Angſt der Liebe bauend, herbeigeführt hatte, um uns in gränzenloſes Elend zu ſtürzen. — Doch, edles Fräulein, ich will Euch nicht alle Foltergrade unſeres namenloſen Leidens mit empfinden laſſen, ich will Euch Mariens gräßlichen Zuſtand, bei der Überzeugung, daß ſie, nur ſie allein Robert's Tod verſchuldet habe, nicht ſchildern — vernehmt daher nur noch, daß ſie an dem Tage, an welchem der arme Robert feierlich zur Erde beſtattet ward, in ein hitziges Fieber verfiel, von dem nach mondenlangen Leiden ihr Körper zwar allmälich wieder genas — ihr Geiſt aber, der, ſo mild und heiter waltend, die Tage ihrer alten Großeltern einſt verſchönerte, für immer umnachtet blieb — ſie iſt wahnſinnig!« —

Helene ſtand tief erſchüttert — auch der Greis ſchwieg, ſeine thränenvollen Augen auf die Unglückliche geheftet, deren Stellung noch immer unverändert dieſelbe blieb. Nach einer kleinen Pauſe nahm er endlich wieder das Wort und ſprach: »Das Unglück war noch nicht müde, uns zu verfolgen — Mariens lange Krankheit und ihr nachmaliger Zuſtand, der eine ſtete Aufmerkſamkeit erforderte, verhinderten uns, die gewohnte Arbeit zu verrichten; was daher der Krieg noch übrig gelaſſen, das verſchlang die Noth unſerer bedrängten Lage. Ich gerieth, trotz aller Anſtrengungen, bald in ſo tiefe Schulden, daß ich mich genöthigt ſah, alle meine Habe den Gläubigern zu überlaſſen, und mit meinem armen Weibe und meinem unglücklichen Kinde den Wanderſtab zu ergreifen. Der feſte Glaube, daß ein wohlhabender Vetter, der hier in Sachſen lebt, uns mitleidig bei ſich aufnehmen werde, und die leiſe Hoffnung, eine gänzliche Veränderung der Gegenſtände dürfte mit der Zeit vielleicht wohlthätig auf Mariens kranken Geiſt wirken, erleichterte uns die ſchmerzliche Nothwendigkeit, unſere Heimat als Bettler verlaſſen zu müſſen; — ſo kamen wir allmälich bis hierher, und denken bald das Ziel unſerer langen, mühſeligen Wanderung, zu erreichen — ob aber jener Vetter noch lebt, ob er uns wirklich bei ſich aufnehmen wird, das weiß nur Gott allein, der unſer Aller Schickſal lenkt, und der uns dann ja wohl in der Erde ein Ruheplätzchen gönnen wird, wenn man es uns auf derſelben grauſam verſagen ſollte!« — Der Greis blickte nach dieſen Worten ſtumm vor ſich nieder, auch Helene vermochte nicht länger ihre heftige Bewegung zu verbergen, die verſchiedenartigſten Gefühle beſtürmten ihre Bruſt — das gränzenloſe Elend jener Unglücklichen, deren Leichtgläubigkeit den Geliebten getödtet hatte, ließ ſie den eigenen Schmerz nicht mehr als eine unerträgliche Laſt empfinden — ihr Albert lebte ja, ſie durfte ſeiner ohne Vorwurf gedenken — dieſe zufällige Begegnung erſchien ihr daher als eine mahnende Stimme des Himmels, das ihr geſandte Leid mit frommer Demuth zu tragen; ſie warf noch einen Blick des innigſten Mitleids auf die arme Wahnſinnige, drückte dann dem bejammernswürdigen Greiſe eine volle Börſe in die Hand, winkte ihrer Begleiterin, und war, eh' er ihr noch ſeinen Dank zu ſtammeln vermochte, ſchnell aus ſeinen Augen verſchwunden. — —

Als der junge Fremdling mit Albert und dem Grafen Theodor im Schloſſe O— ankam, fanden ſie daſelbſt Alles in größter Beſtürzung; man hatte die beiden Kämpfer bereits vermißt, Theodor's Kammerdiener hatte auf die dringenden Fragen der Gräfin geſtanden, daß ſein Herr und Junker Albert nach dem Wäldchen gegangen wären, Erſterer aber zwei Schwerter unter ſeinem Mantel verborgen mitgenommen hätte. Von quälender Angſt ergriffen, wollte Amalie ihnen ſo eben die ganze Dienerſchaft nachſenden, als ſie ſelbſt erſchienen und dadurch zwar die Beſorgniſſe der Gräfin endigten, jedoch ihren ſanften Vorwürfen beim Anblicke der gegenſeitig erhaltenen Wunden keineswegs entgingen. — Der junge Fremdling hatte ſich ihr inzwiſchen genähert, warf ſich zu ihren Füßen, drückte den Saum ihres Gewandes an ſeine Lippen und rief: »Zürnet nicht, edle Pflegemutter meines Herrn und Gebieters, wenn ich, ein armer, unbedeutender Jüngling, Euch anflehe, mir ein gnädiges Gehör zu ſchenken! Der Himmel ſelbſt hat meine Schritte hierher gelenkt, damit ich Denjenigen finden ſollte, den Eure Milde einſt vom Tode gerettet — er wurde Euch im ſchwerſten Augenblicke Eures Lebens ein tröſtender Engel — Ihr nahmt ihn auf als Euren Sohn, wolltet ihm einſt Euren edlen Namen vererben — allein, wenn auch nicht ein Anderer gegründetere Anſprüche darauf hätte, ſo müßte Graf Jaroslav von P—l ihm dennoch entſagen, weil er berufen iſt, den Stamm ſeines eigenen edlen Geſchlechtes in blühenden Nachkommen fortzupflanzen!« —

Es würde vergebens ſeyn, das Staunen der Anweſenden nach dieſen Worten des jungen Fremdlings ſchildern zu wollen. Sie glaubten zu träumen, ſahen bald ſich ſelbſt, bald den jungen Unbekannten zweifelnd an — da zog dieſer ein mit mehreren Siegeln verſehenes Schreiben hervor, Albert erbrach es auf ſeine Bitte, und las Folgendes:

»Ich Endesunterzeichneter erkläre hiermit feierlich, daß ich »Denjenigen, der mir dieſe meine eigene Handſchrift bringen, oder

»dieſelbe, nach meinem vielleicht ſchon erfolgten Tode, dem königli»chen Gerichte in Prag vorzeigen wird — als den, ſeit ſeiner frü»heſten Kindheit vermißten Grafen Jaroslav von P—l aner»kenne, und bin bereit, demſelben alle ſeine ſeither von mir ver»walteten Güter nach Pflicht und Gewiſſen zurückzugeben.«

»Andreas Graf von P—l.«

Die Überraſchung der Zuhörer ſtieg immer höher, dies Schreiben war kein Traum, keine Täuſchung, es war Wirklichkeit, obgleich ihnen das Ganze noch immer wie ein wunderbares Räthſel erſchien — Albert hielt die inhaltſchwere Schrift ſchweigend in ſeinen Händen — Theodor und die Gräfin hefteten fragende Blicke auf den Unbekannten; dieſer bemerkte es, bat um die Gunſt, ihnen zur Aufklärung des ganzen, ſo wichtigen Vorganges, wie zur Kenntniß ſeiner eigenen Perſon, die Geſchichte vergangener Jahre mittheilen zu dürfen, und erzählte nach gern ertheilter Erlaubniß Folgendes:

»Während der unſelige dreißigjährige Krieg Städte und Länder verwüſtete, lebte Graf Ignaz von P—l in ſtiller Zurückgezogenheit auf ſeinem am Fuße des Rieſengebirges gelegenen Schloſſe P—; er hatte ſich, obgleich ſchon ein hoher Fünfziger, ohne ſich im mindeſten an die ſtürmiſche Zeit zu kehren, mit der jungen Gräfin Kunigunde von T— vermält, deren arme Eltern er zu verſorgen verſprach, und die ihm dafür aus Dankbarkeit willig ihre Hand reichte. — Graf Ignaz von P—l war der letzte Sprößling der älteren Linie der Grafen von P—l, ſeine Güter fielen daher, wenn er ohne Leibeserben ſtarb, einer Seitenlinie zu, deren damaliges Oberhaupt, Andreas von P—l, ſich, ob zwar nicht gerade unbemittelt, dennoch nichts weniger als in glänzenden Umſtänden befand.«

»Die von früher Jugend an gezeigte Abneigung des Grafen Ignaz, ſich dereinſt ſtandesmäßig zu vermälen, ſeine bis in ſein ſo bedeutendes Alter hartnäckig behauptete Eheloſigkeit, verbunden mit mancher ihm günſtig ſcheinenden Äußerung, hatten den Grafen

Andreas mit der feſten Hoffnung erfüllt, ſeinen Vetter dereinſt zu beerben. Er ſah ſich ſchon im Geiſte im Beſitze der reichen Güter, freute ſich ſchon im voraus des Glanzes, der ihn dann umgeben werde, traf ſchon insgeheim Verfügungen über die zu erwartenden Schätze — wie groß war daher ſein Schrecken, wie hoch ſtieg ſeine Entrüſtung, als er die eben ſo unerwartete, als unerwünſchte Vermälung des Grafen, von der er auch nicht die allerentfernteſte Ahnung gehabt hatte, erfuhr.«

»Keine Feder iſt im Stande, die Wuth des in ſeinen ſtolzen Hoffnungen ſo bitter Getäuſchten zu ſchildern; der fürchterlichſte Haß gegen den Grafen Ignaz und deſſen unſchuldige Gemalin trat nun an die Stelle ſeiner früheren Ergebenheit für den ihm ſo wichtigen Vetter! Beſonders aber ſtieg ſein Grimm gegen Kunigunden, in der er eine ſchamloſe Verführerin des bejahrten Grafen, in der er die Räuberin ſeines künftigen, ihm rechtmäßig zukommenden Eigenthumes erblickte, immer höher; Tag und Nacht ſann er jetzt auf nichts weiter, als auf die Mittel, ſich an den beiden ihm ſo verhaßten Weſen zu rächen, ihr Glück zu zerſtören, und das ihm entzogene Erbe mit Liſt oder Gewalt wieder an ſich zu reißen.«

»Es konnte nicht fehlen, daß Andreas binnen kurzer Zeit einen Verbündeten für ſeine Plane gewann; er fand ihn unter ſeinen eigenen Dienern, und faßte bald ein ſo großes Vertrauen zu demſelben, daß er ſich den ſchlauen Rathſchlägen desſelben faſt gänzlich überließ. — Niklas Ratold war auch allerdings der Mann, den Andreas zur Ausführung ſeines Vorhabens brauchte; ſeinem Herrn mit blinder Ergebenheit zugethan, heiligte in ſeinen Augen der Zweck die Mittel — eben ſo liſtig als klug, eben ſo beſonnen als unternehmend, wußte er dem Grafen die Nothwendigkeit der Verſtellung gegen das verhaßte Paar vor allen Dingen einleuchtend zu machen; er bewies ihm, daß ein offenbar feindliches Betragen die Aufmerkſamkeit des Grafen Ignaz erregen, ihn die Urſache desſelben leicht errathen laſſen und zu Maßregeln führen könnte, welche die Ausführung des entworfenen Racheplanes, wo nicht unmöglich machen, ſo doch ſehr erſchweren würden. Dem zufolge rieth er ſeinem Herrn, ſich vor der Hand ganz ruhig zu verhalten, ja ſogar dem Grafen zu ſeiner plötzlichen Vermälung Glück zu wünſchen, und, nach wie vor, die uneigennützigſte Ergebenheit zu heucheln. Bliebe der Graf kinderlos, dann ſey für Andreas ohnehin nichts verloren, da ihm, als nächſtem Anverwandten, die reichen Stammgüter zufallen müßten; ſollte ihm jedoch wider Vermuthen ein Erbe geboren werden, dann wäre es noch immer Zeit, denſelben auf eine geſchickte Art aus dem Wege zu räumen, was um ſo leichter geſchehen könnte, je unbedingter er ſich durch ſein großmüthiges Betragen das Vertrauen des Grafen Ignaz erwerben werde. — So glühend der Durſt nach Rache auch in ihm brannte, eben ſo klar ſah Graf Andreas ein, daß ſein Diener Recht habe; er fügte ſich daher in die nothwendige Verſtellung, eilte nach dem Schloſſe P—, und es gelang ihm in der That nur allzu bald, ſowohl ſeinen argloſen Vetter, als deſſen ſanfte, anſpruchsloſe Gemalin, völlig von ſeiner innigſten Ergebenheit zu überzeugen.«

»Je ſtürmiſcher es inzwiſchen von außen herging, je beunruhigender die Nachrichten von dem mit immer zerſtörenderer Wuth fortdauernden Kriege erklangen, deſto zurückgezogener lebte Graf Ignaz mit ſeiner reizenden Gattin, die, um ſein Glück vollſtändig zu machen, ihm einen geſunden, wohlgebildeten Knaben geboren hatte. Nichts glich von nun an dem Entzücken des überſeligen Vaters, nichts der ſtolzen Freude, mit der er Mutter und Kind betrachtete — er fühlte ſich verjüngt, ſein Ebenbild lächelte ihm aus den Zügen des holden Kleinen entgegen, die Zukunft erſchien ihm in dem roſigſten Lichte; er ſah den Knaben emporblühen, zum Jünglinge, zum Manne reifen, und den alten Ruhm ſeines Hauſes durch kühne Heldenthaten glanzvoll erneuern. — Während dem war das Werk der Finſterniß ſeiner Ausführung ſchon nahe — Ratold, der dem Drängen ſeines Gebieters nicht länger Widerſtand leiſten konnte, hatte eine kleine Schar herumſtreifenden Geſindels angeworben, als deren Anführer er unter dem Deckmantel des Krieges das einſam gelegene Schloß P — überfallen, in der Verwirrung Mutter und Kind tödten, den Grafen aber gefangen nehmen, und erſt nach einem bedeutenden Löſegelde mit ſeiner Beute wieder abziehen wollte.«

»Es war in einer finſteren, ſtürmiſchen Nacht, als die ruhig ſchlummernden Bewohner des Schloſſes P — durch wildes Kriegsgeſchrei aus dem Schlafe aufgeſcheucht wurden. Das wohl verwahrte Thor wurde ſchnell aufgebrochen, gleich einem reißenden Strome ſtürzte ſich die eindringende Menſchenmaſſe in den Hof; jeder Widerſtand der erſchrockenen Dienerſchaft blieb vergebens — Ratold ſelbſt eilte nach den oberen Gemächern, wo er die zitternde Gräfin an der Wiege ihres Sohnes fand, den ſie mit mütterlicher Angſt vor der drohenden Gefahr zu ſchützen ſuchte. Ein nur allzu ſicher geführter Dolchſtoß Ratold's ſtreckte die Unglückliche zu Boden, ein zweiter ſollte auch dem Leben des Kindes ein Ende machen; allein plötzlich fühlte er ſeine Fauſt gelähmt, der Anblick des kleinen, ſchuldloſen Weſens, dem er ſo eben in blinder Wuth die Mutter geraubt hatte, wirkte mit zauberiſcher Allgewalt auf ihn — es ward ihm unmöglich, daſſelbe zu tödten. Ohne daher das laute Jammergeſchrei der herbei eilenden Dienerinnen zu beachten, ohne ſich an ihren Hilferuf zu kehren, riß er den Knaben von ſeinem Lager empor, nahm ihn in ſeine Arme, und verließ, wie von einem unſichtbaren Feinde fortgetrieben, in ſtürmiſcher Eile das Gemach.«

»Während dieſer Zeit hatten Ratold's Gefährten ſich, nach deſſen Befehl, des Grafen bemächtigt; mit frecher Stirne vor den Gefangenen tretend, verlangten ſie ein beträchtliches Löſegeld, widrigenfalls ſie das ganze Schloß plündern und in Brand ſtecken wollten. Graf Ignaz, obgleich ſchäumend vor Wuth, mußte ſich in die Nothwendigkeit fügen — ſeine Gattin, ſeinen Sohn aus der Gewalt dieſer Unmenſchen zu befreien, galt ihm mehr, als Habe nnd Gut; er gab Alles hin, was er an barem Gelde beſaß. Zufrieden mit der gemachten Beute, zog die Rotte noch vor Tagesanbruch ab, und mit erleichtertem Herzen eilte der Befreite, die ihm über Alles theuern Seinen wieder zu umarmen. Allein welches Entſetzen ergriff ihn, als er mit faſt jugendlicher Haſtigkeit Kunigundens Schlafgemach betrat, und die Unglückliche in ihrem Blute ſchwimmend erblickte! Ihre Dienerinnen waren unter lautem Wehklagen bemüht, ſie in das Leben zurückzurufen — betäubt, halb ſinnlos ſtand er an dem Lager der Gemordeten, das Entſetzen war ſo groß, die Verwirrung ſo allgemein, daß man des Kindes nicht eher gedachte, bis man die ſchreckliche Überzeugung erhielt, daß es ſeiner Mutter auf immer beraubt ſey. Nun erſt gab die Größe ſeines Unglücks dem Grafen Worte, ſich nach dem Hergange dieſer gräßlichen Begebenheit zu erkundigen, nun erſt fragte er die zitternden Frauen, welches Ungeheuer hier gewüthet habe — nun erſt eilte er an die Wiege ſeines Kindes, und entdeckte deſſen Verluſt. Es würde vergebens ſeyn, den Schmerz des bejammernswürdigen Vaters ſchildern zu wollen, der — nach den verworrenen, ſich widerſprechenden Nachrichten der Frauen, die den Knaben bald als geraubt, bald als gemordet angaben — in wilder Verzweiflung das ganze Schloß durchirrte, von Allen, die ihm begegneten, ſein Kind zurück verlangte, die kleine Leiche in jedem Winkel ſuchte, und endlich, der Laſt ſeines namenloſen Elends erliegend, als die Reſte der geliebten Gattin kaum in der Gruft ſeiner Ahnen ruhten, auf das Krankenlager ſank.«

»Indeſſen hatte Ratold die von ihm gedungene Rotte reichlich belohnt entlaſſen; er ſelbſt kehrte nach dem kleinen Edelſitze ſeines Herrn zurück, um ihm von dem Ausgange ſeines Unternehmens Rechenſchaft abzulegen. Graf Andreas empfing den Bericht ſeines mit Ungeduld erwarteten Dieners mit unverhehlter Freude, auch ſollte er ſich bald am Ziele aller ſeiner Wünſche ſehen; denn ſchon nach kurzer Zeit erhielt er die Nachricht von dem Tode ſeines Vetters, deſſen Güter er nunmehr als nächſter Erbe in Beſitz nahm. Ratold's Dienſte wurden von ſeinem dankbaren

Gebieter nicht vergeſſen; der Graf ſetzte ihn in den Stand, eine arme Waiſe, die er längſt ſchon leidenſchaftlich liebte, zu heiraten, und wirklich ſchien auch er den Gipfel ſeines Glückes erreicht zu haben, als ſein Herr ihm noch überdies eine Förſterſtelle verlieh, und er mit dem geliebten Weibe die geräumige Wohnung bezog, deren verborgene Lage im tiefſten Dickicht des Waldes ihm den ſicherſten Schutz vor allen Gefahren des verheerenden Krieges gewährte.«

»In völliger Vergeſſenheit der That, der er ſein gegenwärtiges beneidenswerthes Loos verdankte, lebte er nur für ſein junges, reizendes Weib, für die er ſtets eine gleich heftige Neigung empfand. Der wilde Tiger war zum Lamme geworden, er pries ſein Glück, und ſah dem Augenblicke mit heißer Sehnſucht entgegen, der ſeine Wünſche krönen, der den zärtlich liebenden Gatten zum ſeligſten der Väter machen ſollte. Der verhängnißvolle Augenblick erſchien endlich — mit namenloſem Entzücken legte die unter Thränen lächelnde Mutter einen holden Knaben in ſeine Arme, jubelnd empfing er ihn — allein wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als ſie ihn plötzlich voll Entſetzen zurückſchaudern, das Kind ſchnell von ſich entfernen, und dann ſein Geſicht mit beiden Händen bedecken ſah?«

»Vergebens fragte Marie ihren Gatten nach der Urſache ſeiner Abneigung gegen den Säugling, umſonſt beſchwor ſie ihn, ihr zu entdecken, was ſein Vaterherz dem ſchuldloſen Sohne ſo grauſam entfremde. Ratold ſchwieg, allein ſeit der Geburt des Knaben war ſein ganzes zeitheriges Glück für immer dahin. Einſam im tiefſten Dunkel des Waldes umher irrend, blieb er oft Tage lang von ſeiner Wohnung fern, er mied die Gegenwart der einſt ſo geliebten Gattin, er haßte den Anblick des heiß erſehnten Sohnes, ohne der unglücklichen Marie, deren Jugendblüte der Gram um ihn zu zerſtören drohte, das Räthſel dieſer traurigen Veränderung ſeines ganzen Weſens zu löſen. — Jahre vergingen, Marie gewöhnte ſich allmälich an das ſeltſame Betragen ihres Gatten, der kleine Stephan war ihr einziger Troſt, mit mütterlicher Freude ſah ſie ſein kräftiges Heranblühen, öffnete, ungeſtört von dem halb verwilderten Vater, ſein Herz den ſanften Empfindungen der Menſchlichkeit und Duldung, lehrte ihn Gott den Allerhöchſten verehren, die Tugend lieben, und erweckte den feſten Vorſatz in ſeiner jungen Bruſt, ihr treu zu bleiben, wäre auch dereinſt ſein ganzes irdiſches Glück dafür der Preis. Marie ſtrebte um ſo emſiger, dieſe Gefühle in des Knaben Herz zu pflanzen, je unläugbarer ſich ihr nach und nach die traurige Gewißheit aufdrang, daß irgend ein Vergehen ihren Gatten belaſte. Zwar zeigte er, während Stephan heranwuchs, weit weniger Widerwillen gegen ihn, ja, es gab jetzt ſogar Tage, an denen er ruhig in ſeiner Wohnung verweilte, dem Treiben der Seinigen ſchweigend zuſah, und ſichtlich mit dem Verlangen kämpfte, den Knaben in ſeine väterlichen Arme zu ſchließen; allein ſtets ſchien eine verborgene Macht ihn gewaltſam davon abzuhalten, er bebte erſchrocken vor ihm zurück, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, der tiefſte Schmerz ſprach aus ſeinen Zügen, er bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und ſtürzte, ohne Mariens ängſtlichen Zuruf zu hören, mit ſtürmiſcher Heftigkeit in den Wald.«

»Dreißig Jahre waren vorüber, der furchtbare Krieg hatte ausgetobt, die ſorgſam bebauten Felder des fleißigen Landmanns reiften wieder ruhig der Sichel entgegen, kein Schwerthieb mähte das üppig wallende Korn, kein Roſſeshuf zertrat die goldenen Ähren, allenthalben herrſchte der Segen des ſo lange entbehrten Friedens. Stephan, bereits zum Jünglinge gereift, verſah den Dienſt ſeines Vaters mit pünktlichem Eifer; da erſchien eines Tages ein Bote in der einſamen Waldwohnung, welcher den alten Förſter Niklas Ratold dringend nach dem Schloſſe, zu dem tödtlich erkrankten Grafen Andreas von P—l, beſchied.«

»Ratold, ſo ungern es auch geſchah, mußte natürlicher Weiſe gehorchen; eine baldige Rückkehr verheißend, verließ er die Seinigen — allein es vergingen Tage und Wochen, bevor er, noch finſterer, noch menſchenſcheuer, aber auch noch unruhiger, als früher, in der Heimat ankam. Daß während ſeiner Abweſenheit etwas Beſonderes mit ihm vorgegangen ſeyn müſſe, daß irgend ein neuer, ſchwerer Kummer ihn beugte, konnte man leicht errathen; die Urſache desſelben ließ ſich jedoch trotz allem Denken und Grübeln durchaus nicht ergründen. Raſtlos hin und her getrieben, ſchien er, ſeit ſeiner Wiederkehr, bald Anſtalten zu einer weiten, großen Reiſe machen zu wollen, bald dieſe Anſtalten, kaum halb vollendet, mit verzweifelnder Geberde wieder aufzugeben. Tiefe Seufzer entſtiegen während dieſer Beſchäftigungen ſeiner gepreßten Bruſt, mit ſchmerzlicher Wehmuth haftete ſein Auge auf Stephan, der das unſtäte Treiben ſeines unglücklichen Vaters mit ſcheuem Mitleid beobachtete; allein trotz alle dem brach er ſein geheimnißvolles Schweigen noch immer nicht, und abermals vergingen mehrere Tage, ohne daß ſich in dem wahrhaft peinlichen Zuſtande der Familie das Geringſte geändert hätte.«

»Es war an einem finſteren, gewitterſchwülen Abend, der Sturm brauſte in den Wipfeln der uralten Bäume, und bog ihre Zweige krachend zur Erde, die drei Bewohner des einſamen Forſthauſes ſaßen lautlos am Herde, ein Jeder ſeinen eigenen trüben Gedanken nachhängend — da unterbrach Ratold plötzlich die tiefe Stille, indem er ſich mit folgenden Worten an ſeine beiden Gefährten wandte: »Es wird endlich Zeit, daß ich Dir, mein geliebtes Weib, die Du Jahre lang Geduld mit einem Unglücklichen hatteſt, nun einmal die Urſache meines geheimen Grames enthülle. Auch Du, mein Sohn, ſollſt ihn kennen lernen, und muß ich auch befürchten, daß Du mir alsdann einen Theil Deiner kindlichen Ehrfurcht entziehſt, ſo will ich es als eine gerechte Strafe meiner Vergehungen betrachten, und dieſelbe ohne Murren ertragen.«

»Ratold ſchwieg. Stephan und Marie, obwohl von dieſem unerwarteten Entſchluß im höchſten Grade überraſcht, ſahen ihn mit geſpannter Erwartung an — nach einer kleinen Pauſe fuhr er fort: »Ich war in meiner Jugend ein wilder, roher Menſch, der nur nach ſinnlichen Genüſſen trachtete, kein größeres Glück, keine höhere Seligkeit kannte, als ein freies, unabhängiges Leben führen, und mich allen meinen Launen und Neigungen ungeſtört überlaſſen zu können.«

»Unglücklicher Weiſe aber ward ich gerade in einem Stande geboren, der mich zu dienen zwang — ich mußte gehorchen lernen, wenn ich mein Daſeyn friſten wollte, und ich lernte es endlich, jedoch mit innerem Groll gegen mein Schickſal und mit dem feſten Vorſatze, kein Mittel zu ſcheuen, das fähig wäre, mich dem drückenden Joche der Knechtſchaft zu entreißen. Mein Streben blieb lange Zeit vergebens, nirgends bot ſich mir eine Gelegenheit dar, mich dem Looſe niedriger Knechtſchaft zu entziehen, als ein unſeliges Verhängniß mich zu meinem Verderben in die Dienſte des Grafen Andreas von P—l führte. Kaum waren nämlich einige Wochen verfloſſen, als ich auch ſchon die blindeſte Ergebenheit für meinen nunmehrigen Gebieter empfand; die Ähnlichkeit unſeres Strebens — denn auch er, obgleich von hohem Stande, fühlte ſich gedrückt durch ſeine beſchränkten Vermögensumſtände, auch er hatte erſt kürzlich ſeine ſchönſten Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft verloren — dieſe mir ſo vollkommen ſcheinende Ähnlichkeit feſſelte mich an ihn, ich wünſchte ihm zu helfen, ſuchte mich ihm bemerkbar zu machen, und gewann in der That ſein Vertrauen endlich in ſo hohem Grade, daß er mich in alle ſeine Geheimniſſe einweihte, und mich zuletzt ſogar aufforderte, ihm ein Mittel erſinnen zu helfen, das ihn an ſeinem treuloſen Vetter zu rächen geeignet ſey.«

»Gerade zu jener Zeit hatte ich Dich, meine theure Marie, kennen und mit aller Glut meines wilden, ungeſtümen Charakters lieben gelernt! Du ſollteſt mein Weib werden, aber nicht das Weib eines armen, verachteten Dieners — nein, die treue Gefährtin eines freien Mannes, der Dir mit ſeiner Hand auch ein heiteres, ſorgenfreies Leben bieten könnte — ſo hatte ich es mir gelobt, und konnte, wenn ich meinem Herrn das ihm entriſſene Vermögen ſeines Vetters wieder verſchaffte, durch den mir dafür verſprochenen reichen Lohn Wort halten.«

»Von Liebe und Ehrgeiz zwiefach angetrieben, kein Mittel verſchmähend, wenn es nur zu dem erſehnten Zweck führte, entwarf ich bald einen Plan gegen den unglücklichen Grafen Ignaz, deſſen Ausführung mir nur allzu wohl gelang!« — Hier erzählte Ratold den ſchon bekannten nächtlichen Überfall des Schloſſes P—, und fuhr alsdann fort: »Die Dankbarkeit meines Gebieters verlieh mir in der That meinen noch jetzigen Dienſt — ich ſah mich in den Stand geſetzt, Dich, Du theures Weib, zu ehlichen; am Ziele aller meiner Wünſche, im betaubenden Taumel eines Glückes, das ich kaum zu träumen wagte, ſchwanden von nun an meine Tage bis zu dem heiß erſehnten Augenblicke, der mich zum ſeligſten der Väter machen ſollte — allein gerade jenen Augenblick hatte ſich eine höhere Macht erleſen, mein ſchlummerndes Gewiſſen zu erwecken, und den ſchweren Sünder laut an ſein begangenes Verbrechen zu mahnen. Kaum legteſt Du, Marie, mir nämlich den neu geborenen Säugling in die zitternden Arme, kaum warf ich einen Blick auf das theure Pfand unſerer Liebe, da erkannte ich mit Entſetzen in ſeinem Antlitz die Züge jenes holden, unglücklichen Kindes, deſſen Mutter ich gemordet, dem ich Vater, Namen und Vermögen geraubt, das ich vielleicht dem ſchrecklichſten Tode als Beute überlaſſen hatte!«

»Die Poſaune des jüngſten Gerichtes hätte mein Ohr nicht furchtbarer erſchüttern können, als mein Gewiſſen durch den Anblick dieſer wunderbaren Ähnlichkeit erſchüttert ward! Klar ſtand in dieſem ſchrecklichen Moment das Verbrechen vor meinen Augen, mit dem ich mein Glück erkauft hatte — ich ſah die unglückliche Gräfin Kunigunde, von meinem Dolch getroffen, zu Boden ſinken, ſah ihr Blut in Strömen dahinfließen — der Weheruf ihres ſterbenden Gemals ſchlug an mein Ohr — das lächelnde Haupt meines Kindes verwandelte ſich in einen grinſenden Todtenſchädel

— in ſeinem Lallen vernahm ich das Wort »Mörder!«, und ſtürzte, von namenloſem Entſetzen ergriffen, die ganze Hölle in der Bruſt, hinaus in den öden, mich und mein das Licht des Tages ſcheuendes Auge in ſeinen finſtern Schatten begrabenden Wald.«

»Was ich ſeit jener Zeit gelitten, wenn ich das Pfand meiner Liebe bald mit väterlicher Zärtlichkeit an meine Bruſt drücken wollte, bald mich ſchaudernd von dem raſtloſen Ankläger meiner geheimen Schuld abwenden mußte — wie ich, von den ſtreitendſten Gefühlen gefoltert, die ſtille Wohnung, in der ich ſonſt mein Paradies gefunden, bald mit innerem Grauen zu fliehen, bald von heißer, unendlicher Sehnſucht getrieben, ſie wieder aufzuſuchen gezwungen war — Worte vermögen es nicht, Euch dieſen furchtbaren Kampf zu beſchreiben! Genug davon — Ihr habt meine Leiden geſehen bis zu jenem Tage, an dem mein Gebieter, Graf Andreas von P—l, mich an ſein Krankenlager rufen ließ.«

»Kaum in dem Schloſſe, das ich ſeit meiner Heirat nicht mehr betreten hatte, angekommen, wurde ich ſogleich zu dem Grafen geführt; ich fand ihn in der That in einem ſehr traurigen Zuſtande; wie ſehr vermehrte ſich jedoch meine Beſtürzung, als mich der Kranke, ſobald er meiner anſichtig geworden, mit den heftigſten Vorwürfen überhäufte, meiner ihm einſt ertheilten Rathſchläge fluchte, und mich beſchuldigte, ihn zu dem Verbrechen, welches er an ſeinem Vetter begangen, verleitet zu haben. Er nannte mich, ohne meine Erſchütterung zu beachten, ſeinen böſen Dämon, ſeinen Verführer, den Stifter ſeines jetzigen Elends; verlangte im Wahnſinne der Verzweiflung, daß ich die Todten erwecken, ſie dem Leben wiedergeben ſolle, und endete nicht eher, bis ich, durch ſeine ſchonungsloſe Anklage ſelbſt dem Wahnſinne nahe gebracht, ihm entdeckte, daß ich den Sohn des Grafen Ignaz nicht, wie er glaubte, getödtet, ſondern ihn im Gebirge ausgeſetzt hätte, woſelbſt er zwar hilflos verſchmachtet, aber möglicher Weiſe auch von einem des Weges ziehenden Wanderer gefunden und gerettet worden ſeyn könnte. — Meine Entdeckung war ein tröſtender Balſam für den Grafen, er ſchien plötzlich wie neu belebt. »Wohl mir!« rief er aus, »daß nicht auch dieſer Mord auf meiner Seele laſtet! Der Himmel wird das Gebet des reuigen Sünders erhören, er wird mich geneſen laſſen, damit ich von Stadt zu Stadt, von Land zu Land pilgere, damit ich allenthalben nachforſchen kann, ob nicht ein edler Menſchenfreund den Knaben gefunden, ſich ſeiner erbarmt und ihn gerettet hat. In dieſem Falle ſoll der Beraubte ſeinen Namen und ſeine Güter wieder erhalten, Alles ſoll ihm erſtattet werden, was ihm rechtmäßig gebührt, und habe ich dieſe meine heiligſte Pflicht erfüllt, dann will ich mein Vergehen in den ſtillen Mauern eines Kloſters büßen, damit ich dereinſt am Throne des Ewigen Vergebung erflehen darf für meine ſchwere Schuld!«

»Als ich dem Grafen hierauf ſchüchtern bemerkte, daß es, ſelbſt wenn der Knabe wirklich noch am Leben wäre, doch wohl unmöglich ſeyn dürfte, ihn aufzufinden, oder die Gewißheit zu erlangen, daß er der Rechte ſey — erwiederte er mir, dies könne um ſo leichter geſchehen, als jeder Sprößling der Familie P—l ein untrügliches, ihm angebornes Zeichen an ſich trage, welches in einem kleinen, auf der rechten Schulter befindlichen, rothen Kreuze beſtehe, das ſich ſeit Jahrhunderten erblich fortgepflanzt habe, und die Abkömmlinge des Hauſes P—l unter Tauſenden erkennen laſſe. Freundlicher, als ich es nach ſeinem ſtürmiſchen Empfang hoffen durfte, entließ mich der Graf; ich kehrte zu Euch zurück — allein ſein Vorſatz, den vielleicht noch lebenden Sohn ſeines Vetters von Land zu Land zu ſuchen, erregte einen neuen Kampf in meiner Bruſt. Soll ich müßig hier ruhen, während er ſein Vergehen gut zu machen eilt? Soll ich mich einer unthätigen Reue überlaſſen, während er nicht Mühe, nicht Beſchwerden ſcheuen will, ſeine Schuld zu ſühnen? Nein, nein! ich fühle es, auch ich muß fort — ich muß ihn ſuchen helfen, den der Himmel vielleicht wunderbar erhielt, um mein Verbrechen zu vermindern — und hat der

Gram auch das Mark meines Lebens verzehrt, erliege ich auch der raſtloſen Anſtrengung einer endloſen Wanderung: ſo büße ich hierdurch einen kleinen Theil meiner Schuld, und darf mindeſtens hoffen, daß der Allmächtige, der einſt jene unſelige That geſehen, nun auch meine bittere Reue ſieht, und ſich meiner in meiner letzten Stunde gnädig erbarmt!« —

»Hier ſchwieg Ratold, ſichtlich erſchöpft von dem erſchütternden Inhalte ſeiner langen Erzählung. Lautlos ſtarrten Stephan und Marie vor ſich nieder, Beide vermochten es noch nicht, ſich zu faſſen, das eben Gehörte als wahr, als wirklich geſchehen zu betrachten, und im Gatten, im Vater denjenigen zu erkennen, der ſich eben ſelbſt ſo ſchwerer Vergehen anklagte! Endlich, nach einer langen Pauſe, trat Stephan vor ihn hin und ſprach: »Mein Vater, Ihr dürft Euch in Euren Jahren einer ſo beſchwerlichen Wanderung nicht unterziehen, Ihr habt einen Sohn, deſſen heiligſte Pflicht es ſeyn wird, dieſelbe ſtatt Eurer zu unternehmen. Gab mir die Natur bei meiner Geburt wirklich jene wunderbare Ähnlichkeit, die Euch ſo ſehr erſchreckte, ſo hat mich der Himmel auch zum Werkzeuge ſeines Willens auserſehen, ſo bin ich auch in dieſe ſeltſame Begebenheit verflochten und beſtimmt, nach meinen beſten Kräften handelnd in ihr aufzutreten. Erlaubt mir daher, mein Vater, daß ich die Pilgerfahrt ſo bald als möglich beginne; meiner ungeſchwächten Jugendkraft wird es ein Leichtes ſeyn, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zu wandern, in Palaſt und Hütte nachzuforſchen, ob einſt die Menſchenliebe ſich des armen Findlings erbarmte — und, hat es Gott alſo verhängt, ihn an dem rothen Kreuzchen als den Rechten zu erkennen!«

»Nur mit vieler Mühe gelang es dem Jüngling, die Erlaubniß ſeines Vaters zu der abenteuerlichen Wanderung zu erhalten; nachdem Ratold ſeine Einwilligung jedoch endlich ertheilt hatte, begab ſich Stephan unverzüglich zu dem Grafen Andreas, um ihm ſeinen Entſchluß mitzutheilen. Nichts hätte dieſem willkommener ſeyn können, als ein ſolcher Stellvertreter; er überhäufte ihn mit Lobſprüchen, verhieß ihm reichen Lohn bei ſeiner Wiederkehr, gab ihm jenes Beglaubigungsſchreiben für den Fall einer glücklichen Entdeckung mit, und gelobte ihm, ſich indeſſen ſeiner Eltern freundlich annehmen und ihnen das Opfer des Sohnes redlich vergelten zu wollen. Von den heißen Segenswünſchen ſeines Vaters, von dem innigen Gebet ſeiner frommen Mutter begleitet, ſchied Stephan in dem einfachen Gewande eines armen Lumpenſammlers, das ihm, wie er hoffte, Zutritt in Palaſt und Hütte verſchaffen ſollte, eines Morgens aus dem elterlichen Hauſe, um ſeine ſeltſame Entdeckungsreiſe anzutreten.«

»Er wandte ſich ſogleich nach der Gränze, bald nahm das Rieſengebirge den muthigen Jüngling auf; der Anblick, welcher ſich ihm hier darbot, die Mannigfaltigkeit der herrlichen Ausſichten, die er bald da, bald dort gewann, das Rauſchen der Bäche, der würzige Duft der Kräuter, alles dies wirkte faſt betäubend auf ſeine Sinne — er, der das flache Land noch nie verlaſſen, kaum die Gränze ſeines heimatlichen Waldes überſchritten hatte, er ſah nun hier auf einmal die Natur in ihrer herrlichſten, großartigſten Geſtalt, und blickte mit anbetender Verehrung zu Dem empor, der dieſe Wunderwerke ſeiner Allmacht ſchuf. Ermüdet von einem ziemlich weiten Wege, ſetzte er ſich bei ſchon einbrechender Dämmerung auf einem abgehauenen Baumſtrunk nieder — daß er die Nacht unter freiem Himmel zubringen müſſe, da hier nirgend ein Obdach zu finden ſey, ſchien ihm ſehr natürlich, er machte es ſich daher ſo bequem als möglich, verzehrte ſein karges Abendbrot, ſuchte ſich dann eine paſſende Stelle zum Schlafen, und binnen kurzer Zeit weilten ſeine Gedanken bald daheim bei den geliebten Eltern, bald trugen ſie ihn weit, weit in die Vergangenheit zurück, und zeigten ihm den unglücklichen Knaben, der, hier vor zwanzig Jahren hilflos ausgeſetzt, nur durch ein Wunder vom Tode gerettet werden konnte.«

»Dies Wunder aber glaubte Stephan um ſo gewiſſer vorausſetzen zu dürfen, je feſter er — nach dem Aberglauben ſeiner

Zeit — von der übernatürlichen Gewalt des mächtigen Berggeiſtes überzeugt war. Er gedachte der vielen Sagen, die ihm ſeine Mutter an langen Winterabenden erzählt hatte, nach denen er bald neckend, bald hilfreich erſcheinen ſollte — ſah ihn im Geiſte entweder in Geſtalt eines rieſigen Köhlers, mit dem gewaltigen Schürbaum in der Hand, vor dem weinenden Knaben ſtehen — oder als friedlichen Landmann das Kind in eine ſchnell hervor gezauberte Hütte tragen — ſchon fingen dieſe Bilder allmälich an, ſich zu verwirren, ſchon ſenkte ſich der Schlummer immer tiefer auf die müden Augenlieder — da zuckte plötzlich eine helle Flamme vor den halb geöffneten Augen auf, er fuhr empor und bemerkte jetzt erſt zu ſeiner größten Verwunderung eine von ſeinem gegenwärtigen Standpunkt etwas abwärts gelegene Höhle, in welcher, wie er deutlich erkennen konnte, ein mächtiges Feuer brannte.

Unſchlüſſig, ob er ſich jenem Feuer nähern, die Gaſtfreundſchaft des Höhlenbewohners für dieſe Nacht in Anſpruch nehmen oder lieber bleiben ſollte, wo er war, ſah er ein Weib ſich haſtig hin und her bewegen, das emſig bemüht ſchien, die Flamme zu nähren und endlich einen großen Topf an dieſelbe hin zu ſchieben, in dem es ſich wahrſcheinlich ſein Nachteſſen bereiten mochte. Der Gedanke, daß das Weib ihm, dem völlig Unkundigen, den Weg über das Gebirge näher zu bezeichnen, auch vielleicht noch manche andere, ihm nützliche Nachricht zu ertheilen vermöge, beſtimmte ihn endlich, zu ihr hinabzuſteigen, ſich ihr als einen armen Wanderer vorzuſtellen, und um freundliche Zurechtweiſung auf ſeiner beſchwerlichen Pilgerfahrt zu bitten. Stephan hatte die Höhle bald erreicht, er wäre jedoch beinahe erſchrocken umgekehrt, als ihm ihre Bewohnerin, vom Schein der Flamme grell beleuchtet, entgegen trat; denn noch nie war ihm ein Antlitz vorgekommen, in welches das Alter ſo tiefe Furchen eingeprägt, das ſo mumienhaft, ſo kaum dem Leben mehr angehörig geſchienen hätte. Nur ſparſam bedeckten wenige ſilberweiße Haare den faſt kahlen Scheitel, die eingeſunkenen Augen lagen tief in ihren Höhlen, der beinahe lippenloſe Mund ſchien kaum fähig, einen Laut hervorzuſtammeln, und nicht ohne Mühe gelang es ihr, den von der Laſt der Jahre gebeugten Rücken aufzurichten, um den jungen Fremdling, der ihr ſo unerwartet nahte, zu betrachten. Ehe der beſtürzte Stephan indeſſen noch Worte fand, ſeine plötzliche Erſcheinung zu entſchuldigen, rief ihm die Greiſin ſchon ein herzliches »Willkommen!« entgegen, reichte ihm die welke Hand zum Gruße, lud ihn ein, es ſich bequem zu machen, und bat ihn, ihr kleines Nachtmal mit ihr zu theilen.

Mutter Ilſe, ſo nannte ſich die Alte, gerieth bald mit Stephan in das eifrigſte Geſpräch; ſie erzählte ihm, daß ſie bereits faſt hundert Jahre zähle, ſeit ihrer früheſten Jugend als Kräuterſammlerin beinahe mehr auf dem Gebirge unter freiem Himmel, als unter dem Dache ihrer kleinen Hütte zugebracht habe, und ſelbſt noch jetzt Kräfte genug beſitze, ihre frühere Beſchäftigung fort zu treiben. Nur das Steigen, fügte ſie hinzu, ſey ihr nachgerade etwas beſchwerlich geworden, ſie bleibe daher während der ſchönen Jahreszeit beſtändig hier oben im Gebirge, habe ſich die Höhle ausgeſucht, darin zu übernachten, und werde, ſo lange ſie hier verweile, von ihren Enkeln mit den nöthigen Nahrungsmitteln verſorgt, wodurch ſie ſich in den Stand geſetzt ſehe, ihren Überfluß mit manchem, ihr begegnenden, armen Wanderer gaſtfreundlich zu theilen. Mutter Ilſe wurde während ihres einfachen Males immer vertrauter mit dem aufmerkſam lauſchenden Jünglinge, der nicht müde ward, ihr zuzuhören — ſie wußte ihm gar vielerlei merkwürdige Begebenheiten aus den traurigen Zeiten des nun geendigten zerſtörenden Krieges mitzutheilen; denn manch wildes Volk, mancher arme Flüchtling hatte das Gebirge durchzogen, hatte, ſich und ſein Bischen Habe ängſtlich verbergend, die dunkelſten Höhlen, die tiefſten Schluchten erſpäht, und Mutter Ilſen mehr als Ein Mal zur unfreiwilligen Zeugin trauriger Ereigniſſe gemacht.

»Eines Tages,« fuhr die geſchwätzige Alte in ihren Erzählungen fort, »mußte ich einen Auftritt hier erleben, den ich noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, nicht vergeſſen kann! Ich befand mich nämlich eben wieder, Kräuter ſuchend, auf einer Stelle des Gebirges, von wo aus man die Gegend ziemlich weit überſehen kann; da gewahrte ich plötzlich in nicht allzu großer Entfernung einen Menſchen, welcher in haſtiger Eile die Höhe zu erklimmen ſtrebte.«

»Meine Augen waren damals noch ſcharf genug, um mich an der Art und Weiſe des Fremdlings, an ſeinem ängſtlichen Umſchauen, an ſeinen flügelſchnellen Schritten einen Flüchtling erkennen zu laſſen — leider hatte ich mich auch nicht getäuſcht, denn bald ward ich gewahr, daß eine kleine Anzahl ſchwediſcher Soldaten jenem in derſelben Richtung folgte. Der Lauf des armen Fliehenden wurde immer langſamer, ſeine Kräfte ſchwanden immer mehr und mehr — vergebens ſtrebte er mit dem Muthe der Verzweiflung, vorwärts zu dringen, umſonſt wandte er ſich bald rechts, bald links, um ſeinen Verfolgern zu entrinnen — die keuchende Bruſt hatte keinen Athem mehr, die matten Füße verſagten ihm ihren Dienſt — die Soldaten, ſich nach allen Seiten theilend, erreichten ihr Opfer nur allzu bald, und bemächtigten ſich des Unglücklichen gerade in demſelben Augenblicke, als er Willens ſchien, ſich durch einen gewagten Sprung ihren Händen zu entziehen.«

»Im Gebüſch verborgen, konnte ich den ganzen Vorgang genau beobachten, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Der Gefangene war ein junger Mann, deſſen Züge, obgleich von Todesangſt entſtellt, immer noch ſchön genannt werden durften; die Soldaten umringten ihn augenblicklich — ihr Anführer rief ihm mit drohender Stimme zu: daß er entdeckt ſey, daß man wiſſe, er ſtehe in geheimen Verbindungen mit dem Feinde, wolle Verrath und Aufruhr ſtiften, ſogar das Landvolk wider die Schweden bewaffnen, und ſie Alle dem Mordſtahle überliefern — dieſe bereits unumſtößlich erwieſenen Verbrechen hätten ſeine Richter beſtimmt, ihn ohne fernere Unterſuchung des Lebens für verluſtig zu erklären: er möge ſich daher ſchnell zum Tode bereiten, denn der ſtrenge Befehl ſeiner Oberen laute dahin, den flüchtig gewordenen Verbrecher auf der Stelle, wo er ergriffen werde, alſogleich zu tödten.«

»Leichenbläſſe deckte bei dieſer Rede des ſchwediſchen Offiziers das Antlitz des unglücklichen jungen Mannes, ſtarr blickte ſein faſt erſtorbenes Auge zu Boden, nur ein leiſes Zucken des Mundes, ein krampfhaftes Zittern ſeiner Glieder verrieth, daß er noch lebe — endlich rang ſich ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt, der Name »Amalie!« entfloh ſeinen bebenden Lippen — plötzlich aber ſchrie er in wilder Verzweiflung auf: »Laßt mich! Laßt mich! Ich kann nicht ſterben! Ich darf nicht ſterben! Ich muß ſie erſt noch einmal ſehen, muß ihr Lebewohl ſagen! Tödtet mich nicht, ihr mordet einen Unſchuldigen!« — Nach dieſen Worten machte er eine raſche Bewegung zur Flucht, wurde jedoch von den Soldaten feſtgehalten, deren einen er mit einem ſchnell hervorgezogenen Dolche verwundete — raſend vor Wuth fielen hierauf die übrigen gleich wilden Tigern über ihn her, der Offizier vermochte ihnen nicht zu wehren, und bald lag der arme Unglückſelige, von unzähligen Hieben bedeckt, todt am Boden.«

»Der ganze Vorfall begab ſich in ſo unglaublich kurzer Zeit, er war ſo ſchnell vorüber, daß ich ihn für einen fürchterlichen Traum gehalten haben würde, hätte mich der verſtümmelte, in ſeinem Blute ſchwimmende Leichnam nicht von der traurigen Wirklichkeit des Geſchehenen überzeugt. Die Soldaten nebſt ihrem Anführer hatten dieſen Schauplatz des Schreckens ſchon längſt wieder verlaſſen, bevor ich mich aus meinem bisherigen Verſteck hervorwagte. Der Anblick des Gefallenen, den ich jetzt genauer zu betrachten mir nicht verſagen konnte, erfüllte mich mit dem tiefſten Mitleid — ob er ſchuldig oder unſchuldig geweſen, galt mir gleich; war er doch einer meiner Mitbrüder, ließ er doch entweder eine geliebte Gattin, oder eine theure Braut auf dieſer Erde zurück, deren heiße Thränen bei der Nachricht ſeines ſchrecklichen Endes gewiß jede von ihm begangene Schuld verlöſchen mußten; mein erſter Gedanke, als ich mich von meinem Entſetzen einigermaßen erholt hatte, war daher der, ihn mindeſtens ehrlich zu begraben. Mit Hilfe meiner wackeren Söhne wurde es mir nicht ſchwer, dieſen Vorſatz auszuführen — noch am Abende desſelben Tages wölbte ſich ein kleiner Hügel über den ſchlummernden Gebeinen des Unglücklichen, wir baten Gott in ſtillen Gebeten um die Ruhe ſeiner Seele, und kehrten dann, nach vollbrachter trauriger Pflicht, in unſere friedliche Wohnung zurück.«

»Ungefähr eine Woche nach jener ſchrecklichen Begebenheit erſchien eines Morgens eine ſchwarz gekleidete Dame hier oben im Gebirge, deren weit älterer Begleiter ſichtlich bemüht war, die Schritte der armen Wankenden zu unterſtützen. Ich bemerkte bald, daß ſie ſich allenthalben ſchüchtern umſahen, wie Jemand, der einen Gegenſtand emſig ſucht, nach dem er gleichwohl nicht zu fragen wagt. Als ſie in meine Nähe kamen, hörte ich den Alten ſagen: »Laſſ' uns umkehren, Amalie, Deine Kräfte ſind erſchöpft, Du vermagſt es nicht, Deinen Vorſatz auszuführen! Warum willſt Du Deinen Schmerz vermehren? Warum den bitteren Kelch der Leiden bis auf die Hefe leeren?« — »Habe ich ihn denn nicht ſchon geleert?« antwortete die Fremde mit leiſer, bebender Stimme: »Weiß ich nicht, daß er hier, ein ſchuldloſes Opfer ſeiner Bruderliebe, fiel? Jener ward gerettet, während er für ihn bluten mußte — gönnt mir daher immerhin den traurigen Troſt, auf dem unheilvollen Boden wandeln zu dürfen, den er zuletzt betrat — gönnt mir die ſchmerzliche Wohlthat, auf ſeinem Grabe zu weinen.« — »Wo willſt Du es finden? Weißt Du, wo ſeine Gebeine ruhen? Kannſt Du, darfſt Du Dich darnach erkundigen?« fragte der greiſe Begleiter die Unglückliche mit ernſtem Tone. — »Ich werde meine Augen an den Boden heften, die Spuren ſeines Blutes ſuchen, ihnen folgen, und endlich den Ort entdecken, der ſeine ſchöne, bleiche Hülle birgt — vielleicht endigt der Allmächtige dort meine Leiden, vielleicht ſendet er mir dort, an dieſer heiligen Stätte, den Engel des Troſtes, den heiß erflehten Tod!« —

»Nach dieſen Worten ſank die Fremde ihrem Begleiter halb ohnmächtig in die Arme; ich eilte ſogleich, der Leidenden, in der ich längſt die Gattin oder Geliebte jenes armen Flüchtlings erkannte, meine Hilfe anzubieten, und da ich ſtets einen ſtärkenden Balſam bei mir trage, ſo gelang es mir binnen kurzer Zeit, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Ich entdeckte ihr hierauf, daß ich, ohne es zu wollen, ihr Geſpräch mit angehört, daß der Zufall ſie in mir gerade diejenige Perſon hätte finden laſſen, die ſie ſuche, und daß ich leider nur allzu wohl im Stande ſey, den Wunſch, der ſie hierher geführt, zu erfüllen.«

»Welchen Eindruck meine nun folgende Erzählung jenes unſeligen Ereigniſſes auf die beiden Fremden machte, vermag ich nicht zu beſchreiben! Die beklagenswerthe Gattin des Unglücklichen, denn das war ſie ſeit wenigen Monden, verlor abermals das Bewußtſeyn; ihr Begleiter, den eigenen Schmerz nur mühſam bekämpfend, ſtand mir bei, ſie wieder in das Leben zurückzurufen, und kaum war uns dies gelungen, als ſie mit ungeſtümer Heftigkeit darauf beharrte, das Grab ihres ſo grauſam hingeopferten Gemahles zu beſuchen. Vergebens ſtellte der Fremde, den ſie Oheim nannte, ihr vor, daß ſie in dieſem Augenblicke allzu tief erſchüttert ſey, um den Schmerz, den der Anblick des Grabes in ihr erregen werde, ertragen zu können; umſonſt beſchwor er ſie, ſich erſt zu faſſen, den folgenden Tag zu ihrem traurigen Gange zu wählen, und durch einen, wenn auch nur kurzen Schlummer neue Kräfte zu ihrem Vorhaben zu ſammeln — ſie blieb feſt bei ihrem Entſchluſſe, wies alle Bitten des Oheims ſtandhaft zurück, und ſo erbot ich mich denn endlich, ihr auf dieſer traurigen Wanderung als Führerin zu dienen.«

»Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, bevor wir den Hügel erreichten, der die Gebeine jenes unglücklichen Flüchtlings bedeckte. Als ich der troſtloſen Gattin ſchon aus der Ferne die Stelle zeigte, die ihr Theuerſtes umſchloß, eilte ſie händeringend auf das Grab zu, und ſchien eben im Begriff, ſich auf daſſelbe nieder zu werfen, da ſahen wir, daß ſie plötzlich mit einem Ausdrucke der höchſten Überraſchung zurücktrat, und ihre Augen ſtarr auf einem uns noch unbekannten Gegenſtande haften ließ. Neugierig, was die Aufmerkſamkeit Amaliens gerade hier erregt haben mochte, traten nun auch wir näher — allein wer beſchreibt unſer Erſtaunen, als wir zur Seite des Hügels im hohen, üppig empor geſchoſſenen Graſe ein ruhig ſchlafendes Kind liegen ſahen, das allem Anſchein nach kaum mehr, als ein Jahr ſeines Lebens zählen konnte.«

»Die Kleidung des Kindes war viel zu reich, als daß es denkbar geweſen wäre, es gehöre einem Bewohner unſeres am Fuße des Gebirges gelegenen Dörfchens; gleichwohl konnten wir nicht begreifen, wie es hierher gekommen ſeyn mochte, da wir weit und breit keine Spur eines menſchlichen Weſens entdeckten. Das Kind, ein holder, lieblicher Knabe, war inzwiſchen erwacht, es ſtreckte ſeine kleinen Arme freundlich lächelnd nach Amalien aus, gleichſam als wolle es ſie bitten, es liebend aufzunehmen. Dieſem Anblick konnte das Herz der ſchönen Unglücklichen nicht widerſtehen, ſie hob den Knaben empor, drückte ihn feſt an ihre Bruſt, und ſogar ein ſchwacher Strahl von Freude ſchien ihre leichenblaſſen Wangen zu röthen, als das Kind ſich liebkoſend an ſie anſchmiegte, als ſeine zarten Händchen mit ihren dunklen Locken ſpielten, und der kleine Mund kaum vernehmbar den ſüßen Mutternamen ſtammelte. Wir beſchloſſen zu warten, ob denn Niemand erſcheinen werde, um den Knaben abzuholen; ich durchſpähte von Neuem die ganze Umgebung der Stelle, auf welcher wir uns befanden, blickte in jedes Gebüſch — lauſchte auf jedes Geräuſch — allein Alles blieb einſam — als daher Stunde an Stunde verſtrichen, als der Abend nicht mehr ferne war, da überzeugten wir uns endlich, der arme Knabe müſſe von irgend einem Unmenſchen hier ausgeſetzt und ſeinem Schickſale überlaſſen werden ſeyn.«

»Des Kindes wunderbare Zärtlichkeit, ſein inniges, rührendes Anſchmiegen hatten den wohlthätigſten Einfluß auf Amalien; zwar weinte ſie heiße Thränen am Grabe ihres unglücklichen Gatten, allein ſie war nicht mehr ausſchließlich mit ihrem Schmerze beſchäftigt, ihre unwillkürliche Theilnahme für das arme, verlaſſene Weſen zerſtreute ſie, ſie konnte dem Gedanken an ihren Verluſt nicht mehr einzig und allein Raum geben — der Knabe war nur dann freundlich, wenn ſie ihn in ihren Armen hielt, er lächelte nur dann, wenn ſie mit ihm tändelte — dieſe ſichtliche Anhänglichkeit gewann ihm ihr Herz, und ſchlang gerade in dem Augenblicke wieder ein feſtes Band um daſſelbe, in dem ſie jedes irdiſche für immer zerriſſen zu haben glaubte. Ihr Oheim, dem der wohlthätige Einfluß des Kindes keineswegs entging, dankte dem Himmel, der es gerade hier in ihre Nähe geführt hatte — da ſich nun auch glücklicher Weiſe durchaus Niemand fand, der Anſpruch auf das arme kleine Weſen gemacht hätte, ſo ſchlug er ihr vor, Mutterſtelle bei ihm zu vertreten, und in ſeiner kindlichen Liebe, wenn auch nicht Troſt, doch Linderung ihres namenloſen Schmerzes zu finden. Amalie willigte mit Freuden in dieſen ihr höchſt willkommenen Antrag; den Findling auf den Armen, der gar nicht von ihr laſſen wollte, kehrte ſie nach dem Dörfchen zurück, und da auch hier, wie ich es wohl gedacht hatte, kein Menſch ſich fand, der der ſchönen Fremden den Beſitz des Kindes ſtreitig gemacht hätte, ſo nahm ſie es als ein Geſchenk des Himmels an, und ſchied, von unſeren heißen Segenswünſchen begleitet, von hinnen, um in der Heimat den neuen Pflichten, die ſie nunmehr an das Leben feſſelten, ihre noch übrigen Tage zu weihen.« —

Stephan hatte dieſer langen Erzählung mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört, ſein Entzücken kannte keine Gränzen über dieſe wichtige, ſchon beim Beginne ſeiner Wanderung ihm gewordene Entdeckung — Zeit, Ort und das Alter des Kindes trafen zu genau zuſammen, alle Umſtände fügten ſich zu glücklich, als daß er einen Augenblick hätte zweifeln können, daß jener im

Gebirge gefundene Knabe kein Anderer, als der von ihm Geſuchte ſey. Freilich wurde die Freude gar ſehr vermindert, als die Alte ihm auf ſeine Frage nach Namen und Wohnort der fremden Dame erwiederte, daß ſie Beides nicht wiſſe — er ſah ſich dadurch wieder weit, weit von dem ſchon ſo nahe geträumten Ziele entfernt; allein die unerwartete, unſchätzbare Kunde von des Knaben Leben, die ihm hier geworden, ſchien ihm eine günſtige Vorbedeutung, der feſte Glaube, daß der Himmel ſelbſt ſein Vorhaben billige, ſtählte ſeinen Muth, und ſo verließ er denn mit dem Anbruch des folgenden Morgens die freundliche Alte, die ihm, ohne es zu wiſſen, einen ſo großen Dienſt geleiſtet hatte, feſt überzeugt, daß der Ewige ſeine Schritte auch ferner leiten, und ihn über kurz oder lang das Ziel ſeiner heißeſten Wünſche erreichen laſſen werde.

Wochen und Monden waren vergangen, Stephan hatte bereits einen großen Theil Schleſiens erfolglos durchwandert, denn obgleich der junge Lumpenſammler in Palaſt und Hütte einſprach, und ſeiner Freundlichkeit, ſeines zuvorkommenden, treuherzigen Weſens wegen allenthalben eine günſtige Aufnahme fand, ſah er ſich, wie ſehr er auch forſchte und fragte, doch ſtets in ſeinen Hoffnungen getäuſcht; er beſchloß daher endlich, ſich nach dem ſchönen Sachſenlande zu wenden, das er auch ſchon nach verſchiedenen Richtungen durchzogen hatte, als er in der bereits erwähnten ſtürmiſchen Nacht in dem kleinen, zu dem Schloſſe D — gehörigen Dörfchen ankam, das Geſpräch der in der Schenke verſammelten Landleute anhörte, und, im höchſten Grade aufmerkſam gemacht, ſogleich entſchloſſen war, der ihm hier ertheilten Spur ſo genau, als es ihm möglich ſeyn werde, zu folgen. Sobald der Morgen graute, begab er ſich auf den Weg nach dem Schloſſe; ſchon von weitem tönte ihm in dem dahin führenden Wäldchen Schwertgeklirre in die Ohren, er flog herbei, fand die beiden Kämpfenden — entdeckte, indem er Albert's Schulterwunde verband, das rothe Kreuzchen — war nun vollkommen überzeugt, in ihm den jungen Grafen Jaroslav von P — l gefunden zu haben, und drang daher darauf, in Begleitung der beiden Gegner nach dem Schloſſe zurückzukehren, um der Gräfin ſeine wichtige Entdeckung mitzutheilen, und den rechtmäßigen Erben großer Güter wieder in ſein geraubtes Eigenthum einzuſetzen. — —

Welche Wirkung Stephan's nunmehr geendigte Erzählung auf ſeine Zuhörer machte, vermögen Worte nicht zu beſchreiben, — wie durch einen Zauberſchlag war die Lage der Dinge verändert, Theodor und Albert ſanken einander verſöhnt in die Arme — Gräfin Amalie ſegnete den theuren Pflegeſohn, deſſen Glück auf eine ſo wunderbare Weiſe gegründet ward — am ſeligſten von Allen aber fühlte ſich Stephan, dem das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht, dem die Überzeugung, ſeinem unglücklichen Vater mindeſtens einen Theil ſeiner verlornen Ruhe wieder geben zu können, den ſchönſten und reichſten Lohn gewährte.

Ungefähr ein halbes Jahr mochte vorübergegangen ſeyn, da feierte Graf Albert Jaroslav von P—l ſeine Vermälung mit Helenen von Monheim. Fröhlicher Jubel durchdrang jetzt die nämlichen Hallen, aus denen der wonnetrunkene Bräutigam vor mehr als zwanzig Jahren geraubt worden war — feſtliche Geſänge erklangen in den nämlichen Sälen, die damals von wildem Mordgeſchrei und bangen Klagelauten wiedertönten! Graf Andreas hatte noch den Troſt erlebt, dem rechtmäßigen Erben ſeine Güter zurückgeben zu können, und deſſen Verzeihung zu erhalten, ehe er eine Welt verließ, für deren Freuden er einſt die Ruhe ſeines Gewiſſens thöricht opferte. Auch Stephan's Vater ſollte Denjenigen noch ſchauen, dem er die Mutter gemordet, dem er die koſtbarſten Güter der Erde geraubt hatte — auch er ſollte das Wort der Vergebung von ſeinen Lippen hören — dann, gleichſam, als habe er nur noch dieſe letzte Wohlthat erwartet, ſchlummerte er hinüber in jene beſſere Welt, voll Hoffnung, daß ſeine bittere, namenloſe Reue, ſeine ſtrenge, langjährige Buße am Throne des Ewigen Gnade finden werde. —

Gräfin **Amalie**, die jetzt endlich den Lohn für ſo manches herbe Leiden finden ſollte, lebte von nun an abwechſelnd bald bei ihrem geliebten Pflegeſohn, bald auf ihren Gütern in Sachſen. — **Theodor's** tadelloſes Betragen hatte ihm allmälich die Zuneigung ſeiner edlen Tante erworben, bald ſah auch er ſich im Beſitze einer liebenswürdigen Gattin — und ſo wurde denn der heitere Lebensabend einer edlen, tugendhaften Frau, die beglückend und beglückt in zwei ihr theuren Familien waltete, durch kein Wölkchen mehr getrübt. —

Stephan, der wackere Stifter alles dieſes Heiles, blieb ſeinem nunmehrigen Herrn mit unverbrüchlicher Treue ergeben; das Geſchlecht der Grafen von P—l pflanzte ſich, immer herrlicher aufblühend, von Zweig zu Zweig bis zu den neueſten Zeiten fort; allein noch die ſpäteſten Enkel erzählten die Geſchichte **Stephan's**, des Lumpenſammlers, mit dankbarer Rührung, und gedachten ſeiner ſtets ſo liebevoll, wie man das Andenken eines treuen, redlichen Freundes hiernieden bewahrt. —

Luiſe **Beck.**

* * *

Ein Schloß in Böhmen.

In Böhmens Bergen hoch einſam liegt
In Trümmern eine Veſte,
Der Epheu ſich ſtatt des Mörtels ſchmiegt,
D'rin Geier die ſchmauſenden Gäſte;
Der Feind zerbrach einſt Wall und Thurm,
Gebälk und Getäfel zerfraß der Wurm,
Die Zeit zerrieb die Reſte.

»O Wunderblick in's Thal hinein
»Und über die Berg' und Lande!
»Raff' auf die Knochen, dein morſch' Geſtein,
»Steig' auf im alten Gewande,
»Du Leiche jetzt, o Vaterſchloß,
»Erſteh' zum Leben neu und groß,
»Ein Schmuck und Stolz dem Lande!«

Der junge Ritter ſprach's und gebot;
Die Felſen im Bruch zerknallen,
Im Flammengewölb' der Kalkſtein loht,
Die Rieſen des Forſtes fallen,
Und ſtämmige Stiere keuchen bergan
Mit Sparren, Quadern, mit Sims und Altan,
Mit Balken und Säulen der Hallen.

Hei! an den Bau griff Hand an Hand,
Ein Tagwerk gab's auf's Beſte:
Der neue Wall zwier mannshoch ſtand
Schon über dem Trümmerreſte!
Doch weh', was der Tag zu Werk' gebracht,
Zerfallen iſt's wieder über Nacht,
Im Schutt liegt Morgens die Veſte!

»O ſchlechter Mörtel, ſchlecht're Hand!
»Gebt Kraft ihm mit ſtarkem Weine,
»Und zwingt mit eiſerner Klammern Band
»Die ungehorſamen Steine!«
Und ſo geſchah's. Doch über Nacht
Zerfiel, was der Tag in's Werk gebracht,
Nur Trümmer im Morgenſcheine!

Zum Ritter tritt ein Werkmann alt:
»Sieh' hin und uns nicht fluche,
»Das Rüſtholz liegt, wo ſie's fällten, im Wald,
»Die Quadern unten im Bruche!
»In ſolcher Art kein Bau zerfällt,
»Den hat mit Gewalt ein Feind zerſchellt;
»Laſſ' Wächter ſteh'n dem Beſuche.«

Die Wächter lehnen bei Nacht am Wall,
Da fächeln ſo lau die Weſte,
Der Mond beſtreut ihr Aug' mit Metall,
In Träumen flüſtern die Äſte;
Da ſchlummern ſie leiſe, leiſe ein. —
Man fand ſie am Morgen unter'm Geſtein,
In Trümmern lag die Veſte.

Der Ritter ſpricht: »Nur Muth bewahrt!
»An's Werk und laſſ't das Trauern!«
Das geht nicht zu in rechter Art,
Denkt er bei ſich mit Schauern.
Gen Kloſter Kukus trabt er dann:
»Herr Abt, o ſchließt des Segens Bann —
»Ihr könnt's — um meine Mauern!«

Zur Nacht umwallten des Tages Bau
Der Abt und ſeine Genoſſen;
Der Weihrauch wirbelt in's nächt'ge Blau,
Vom Glanz der Fackeln umfloſſen.
Sie trugen ihm Kreuz und Weihbrunn vor,
Der Mönche Lieder in ernſtem Chor
Sich durch die Nacht ergoſſen.

Seht dort, behelmt, langbärtig, am Wall
Von rieſigem Leib drei Recken!
Seht ſie, im Harniſch von dunklem Metall,
Drei Äxte hochauf ſtrecken!
»Im Namen des Herrn, der dem All gebeut,
»Ihr Söhne der Nacht, ſteht Rede heut'!«
Der Abt rief's faſt mit Schrecken.

D'rauf ſo die Drei: »Ihm Preis und Ehr'!
»Wir flieh'n nicht vor ſeinem Namen.
»Hier iſt kein Haus für Lebend'ge mehr!
»Hier reift des Todes Samen.
»Der Herr ſprach: Tödtet nicht, was da lebt!
»Doch auch in's Leben zu wecken bebt,
»Was dem Tode verfallen! Amen.«

*

»Nie blüht der Baum, den gefällt dein Beil,
»Nie glimmt der Stern, der verlodert,
»Nie graſ't der Hirſch, den erlegt dein Pfeil:
»Was des Todes, nicht heim mehr fodert!
»Nie mehr wird blond dein Schneehaupt, Greis,
»Nie weckt den todten Leib dein Geheiß,
»Noch minder den Geiſt, der modert!«

So ſprachen ſie; abſchütteln dabei
Ihr dürres Laub die Äſte.
Die blanken Äxte ſchwingen die Drei,
Da bekreuzen ſich fromm die Gäſte:
Ein mächtiger Schlag, ein donnernder Knall,
Ein Staubgewölk, ein dröhnender Fall —
In Trümmern liegt die Veſte.

Anaſtaſius Grün.

Huldigung dem Liebchen.

1. Mein Liebchen.

Wo iſt ein Mädchen in der Welt,
Von Kopf zu Fuß ſo ſchön beſtellt,
Daß es das Herz ſo hoch mir ſchwellt,
Als wie mein ſüßes Liebchen?

Nicht Eine hat ſo friſchen Mund,
So glatte Händchen, zierlich rund,
Und gibt ſo holde Blicke kund,
Als wie mein ſüßes Liebchen!

D'rum lodert auch für Keine ſo
Mein Herz in Liebe lichterloh,
D'rum macht auch Keine mich ſo froh,
Als wie mein ſüßes Liebchen!

2. Meine Tageszeiten.

Wenn Grüße von Dir kommen,
Alsbald in meiner Bruſt
Iſt heller Tag erglommen
Mit ſüßer Morgenluſt.

Wenn ich Dich einſam ſehe,
So tritt der Mittag ein;
Da ſtrahlet aus der Höhe
Der Sonne Licht allein.

Und biſt Du mir im Kranze
Von Deinen Lieben nah',
Mit Mond und Sternenglanze
Iſt dann der Abend da.

Und wenn Du mir entſchwunden,
Dann iſt es für mich Nacht,
Dann werden meine Stunden
In Träumen hingebracht.

8. Der Stern der Liebe.

Wohl hatt' ich ſchon bis Mitternacht,
Durch's Fenſter ſpähend, bang gewacht;
Es gingen tauſend Sterne auf,
Doch Tina kam noch nicht herauf.

Was hilft der Sterne gold'ne Pracht,
Wenn nicht der Stern der Liebe lacht!
Da ſah ich Tina's Angeſicht,
Und Erd' und Himmel ſchwamm in Licht.

Adolf Bube.

* * *

Süß.

Süß iſt's, von einem treuen Freund geleitet,
Durchträumen dieſes kurze, ird'ſche Seyn,
Wenn in den Lebenstrank, von Trug bereitet,
Des Freundes ſorgſam Auge ſchaut hinein,
Wenn an ſo manch' verrätheriſchen Riffen
Wir an des Freundes Hand vorüberſchiffen,
Der glücklich iſt, ein Retter uns zu ſeyn.

Süß, um die Gunſt zu buhlen ſchöner Frauen,
Wenn Dich ihr Blick mit Zauberfeſſeln hält,
Die Augen glühend nach den Reizen ſchauen,
Genug, um zu verderben eine Welt;
Wenn ihre Lippen ſüße Gifte bringen,
Wild um die Herrſchaft Geiſt und Körper ringen,
Und Einem Sinn zum Opfer Alles fällt.

Süß, als Dein Kind zum erſten Male baute
Die Brücke nach der Sprache Zauberreich,
Nach Worten haſcht' im weiten Meer der Laute,
Das »Vater« fand, um's Dir zu ſtammeln weich,
Und ſo als Brennpunkt zweier Sonnen ſtehet,
Von ſeiner Eltern Liebe ſanft umwehet,
Ach! nicht nur ſüß, das iſt dem Himmel gleich!

Süß iſt's, für's Vaterland, das Dich geboren,
Zu ſterben auf dem Heldenbett der Schlacht;
Süß auch, wer von der Gottheit iſt erkoren,
Daß ihm des ew'gen Ruhmes Glorie lacht,
Wenn aus dem früh verblühten Lebenskranze
Dir eine Lorbeerkron' erſteht im Glanze,
Wie aus der Aſche »Phönix« neu erwacht.

Süß, wenn Du biſt ein glücklich kühner Sieger,
Die ganze Welt im Staub — Dein Blick ſie beugt,
Ein Weltthron Dein, durch Dich ein Spiel der Krieger,
Ein Gott Du, der die Macht der Erde zeigt; —
Süß auch das einz'ge königliche Wiſſen:
»Und werd' ich ſchwindelnd von der Höh' geriſſen,
So fallen Reiche, die mein Wort gezeugt!«

Doch Süßeres ward Dir noch nie gegeben,
Als in der erſten Liebe Blütenmai,
Wenn eine Seel' erwacht zum höhern Leben,
Und eine and're weckt zur Feuerweih',
Wenn Beide, in ein Glutenmeer getauchet,
Im Glauben, daß ein Gott die Liebe ſey,
Nicht denken, ach! wie bald der Traum verrauchet.

Georg Edler v. Stratimirowich.

Die Wunderfrau.

Es ſitzt ein Weib, uralt und grau,
Am flatternden Rocken und ſpinnt,
Das grüßt ein Jüngling: »Liebſte Frau!«
Die aber ſchweiget und ſpinnt.

Da fleht er traurig: »O gib Beſcheid;
»Du haſt es Andern gethan.
»Ich hab' erlitten gar großes Leid,
»Und fleh' um Hilfe Dich an.«

»Mein Aug' iſt roth, die Wange bleich,
»Das Herz zum Tode krank.
»Hol' Deine Kräuter, und brau' und reich'
»Mir einen ſtärkenden Trank.«

Die Alte ſpricht: »Mein lieber Sohn!
»Ich hab' in beſter Kraft
»Gereicht von Stunde zu Stunde ſchon
»Dir meinen Balſamſaft.«

Da fährt er empor; »Das lügſt Du nur!
»Sonſt wär' ich heil und geſund;
»Gib, gib mir Deine Wundertinktur,
»Sonſt muß ich verzweifeln zur Stund'!«

Da ſchaut ihm ruhig in's Angeſicht
Kopfſchüttelnd die weiſe Frau:
»Du wilder Junge, das mußt Du nicht,
»Auf meine Mutter vertrau'!«

»Du weiſ'ſt mich an Deiner Mutter Gnad'?« —
Erwiedert der Bleiche mit Hohn, —
»Und treibſt Dein ſauſendes Rieſenrad
»Ja ſelbſt Jahrtauſende ſchon?«

»Gemach!« ermahnt ihn die Graue gelind,
»Du weiſt, ich bin die Zeit,
»Und meine Mutter, geliebtes Kind!
»Das iſt die Ewigkeit.«

Karl Gottfr. v. Leitner.

Auf der Brücke.

Ich ſtarre von der Brücke
In's Dunkelblau der Flut,
Und aus den Augen ſtürzet
Der wunden Seele Blut.

Die Wellen thun ſo traulich,
Und flüſtern dort und hie,
Und äugeln ſtill bezaubernd
Mir zu, wie eh'dem — ſie.

Des Ufers Weiden hangen
Verhüllend d'rüber her,
Und rings im weiten Thale
Iſt's ſtill und menſchenleer.

Ich neig' vom Seitengitter
Mich ſehnend waſſerwärts,
Und ſchier hinab mich ziehet
Das überſchwere Herz.

Wohl fänd' in dieſen Tiefen
Ich längſt erſehnte Ruh';
Doch wo noch fändeſt Frieden
Auf weiter Erde — Du!

Karl Gottfr. v. Leitner.

Vetter Benjamin.

Erzählung von Emanuel Straube.

Ein ungewöhnlicher Lärm bewegte das ſonſt über die Maßen friedliche und ſtille Städtchen, überall gab es Gruppen, die unter einander redeten und geſtikulirten. »Vetter Benjamin,« hieß es, »ſey zurückgekehrt aus der Fremde, und ſehe ſo ſtattlich und Ehrfurcht gebietend aus, daß man ihn kaum wieder erkannt hätte. Der Thorſchreiber habe mit abgezogenem Käppchen am Schlage des prächtigen Wagens, in welchem jener angefahren kam, geſtanden, als der Reiſende auf die demüthige Frage nach Stand und Namen geantwortet: »Ei, kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin ja Vetter Benjamin!« — da habe der Zöllner Mund und Augen weit aufgeriſſen und vermeint, der Narr ſeiner eigenen Ohren zu ſeyn, und habe gar nicht Worte gefunden, ſeine Verwunderung und Betretenheit gehörig zu erklären. Vetter Benjamin aber habe ſeinerſeits gar keinen Stolz blicken laſſen, und ganz mit der alten Gutmüthigkeit nach des Schreibers Frau und Kindern, nach ſeiner vormaligen Koſtfrau, nach Madame Wallner und ihrem Pinchen, und nach hundert anderen Dingen gefragt, welche darthaten, daß er nichts vergeſſen habe, und noch mit voller Liebe an dem Städtchen hänge. Das Gerücht habe ſich alſogleich, wie ein Lauffeuer, verbreitet, und in allen Gaſſen und Häuſern höre man von nichts Anderem reden, als daß Vetter Benjamin wieder da ſey, der gute, herzliebe, freundſelige, vortreffliche Vetter Benjamin!«

Um den Allarm, welchen der Fremde in das Landſtädtchen gebracht hatte, auch Jenen begreiflich zu machen, welche weder ihn, noch den Thorſchreiber Knill ſammt Familie, noch ſeine Koſtfrau oder Madame Wallner und ihr Philippinchen, noch überhaupt die Chronik unſeres Krähwinkels kennen, muß hier in Kürze Einiges eingeſchaltet werden, was zum Verſtändniſſe nothwendig iſt. Da aber das Rückleben oder Zurückerzählen keineswegs zu den Schönheiten einer Erzählung gehört, ſo wollen wir uns deßfalls ſo kurz als möglich faſſen, und in wenigen Zügen die erforderliche Skizze herzuſtellen ſuchen.

Es mochten ungefähr acht Jahre verfloſſen ſeyn, als ſich zu Anfang des Studienjahres ein hübſcher junger Menſch, blondköpfig, ſchön gebaut und mit beſonders gutmüthigen, einnehmenden Blauaugen in ſeinem blühenden Geſichte, für den philoſophiſchen Lehrkurs am Gemeinde-Lyceum einſchreiben ließ, und noch am ſelben Tage, mit dringenden Empfehlungen der Vorſteher verſehen, in einigen Honoratioren-Häuſern vorſprach, mit beſcheidener Anmuth, aber ohne alle Spur jener hündiſchen Kriecherei, welche den, der arm iſt, auch als armſelig zeigt, bittend, daß ihm einmal in der Woche ein Freitiſch im Hauſe zugeſtanden werden möchte, wofür er ſich zum Kinderlehren, Abſchreiben, Rechnungführen und zu ſonſtigen allenfallſigen Dienſtleiſtungen höflichſt erbot.

Der hübſche Blondkopf war nämlich nicht mehr und nicht weniger, als ein Bettelſtudent.

Die freundliche Bitte fand eine freundliche Aufnahme, und des Studenten Tage waren bald ſo reichlich beſetzt, daß er ohne weiters an jedem Tage mehrere Auflagen ſeines Appetits hätte machen müſſen, um allen den Wohlmeinenden zu entſprechen, welche ihn an einem Gerichte Gerngeſehen wollten Theil nehmen laſſen.

Auch reute gar bald keinen dieſer Gönner die kleine Mehrauslage oder Ungelegenheit, welche er ſich zu Gunſten des Studioſus auferlegte; denn **Benjamin**, ſo hieß der Jüngling, hatte ein ſo muſterhaftes Betragen, daß Jedermann Freude an ihm hegen mußte. Zur anberaumten Stunde trat er mit herzlichem Gruß in das Zimmer, legte ſeine Bücher und Skripturen bei Seite, warf einen Blick auf ſeine Umgebung, und hatte im Umſehen weg, wo eine erbötige, anſtellige Hand Noth that. Dem ungeübten neuen Dienſtmädchen half er den Tiſch decken, der ſchwerfälligen Hausfrau hob er den entfallenen Knäuel auf, oder bot ſeinen Arm als Winde beim Abhaſpeln des Zwirns oder der Wolle, dem Kranken wußte er mit der weichſten Hand die Kiſſen zu rücken, oder mit den überzeugendſten Worten die bittere Arznei einzureden, der heranwachſenden Tochter zählte er die Tupfen am Stickmuſter haargenau ab, und ergänzte die Nuancen der Schattirung — überall wußte er Rath, überall war er zu dienen bereit, vollendete hier eine angefangene Rechnung, ſtellte dort ſich an den leeren Platz in einer Tanzfigur; hier übernahm er eine fehlende Quartettſtimme, und dort beſorgte er einen eiligen Gang — und Alles das mit ſo gutwilliger Miene und ſo innigem Weſen, daß man nicht zweifeln konnte an der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung. Und vollends mit den Kindern wußte er umzuſpringen! Sein Erſcheinen gab ſtets ein Feſt in dem Hauſe, wo ſolche kleine, angehende Herren der Schöpfung waren. Im Nu ſaß er unter den Flachsköpfchen, ließ ſich ihre Angelegenheiten erzählen, und hörte mit jener Aufmerkſamkeit zu, welche Kinder am leichteſten gewinnt, ließ ſie an ſich hinaufklettern, ſeine Locken zauſen, balgte ſich mit ihnen, nahm an ihren Spielen Theil, ſchlichtete ihre Streitigkeiten auf harmloſe, meiſt für die Kinder ſehr fruchtbringende Weiſe, und gewährte mit ihnen, wie mit ſeinesgleichen, ſo daß man ihm nicht ohne Lächeln zuſehen konnte, wie er ſich ganz in die Kindeswelt hineinlebte, und die Spiele der Kleinen mit einer Ernſthaftigkeit betrieb, als wären es die wichtigſten Angelegenheiten.

Einer Scene dieſer Art hatte er auch ſeinen Beinamen »Vetter Benjamin« zu danken, unter welchem ihn das ganze Städtchen kannte und nannte, weil ſein Familienname, ſlaviſcher Abkunft, für die guten, plattdeutſchen Schildbürger in der That ein unausſprechlicher war.

Benjamin's erſte Gratismalzeit traf nämlich ein Haus, in welchem ein kleiner, verhätſchelter Einziger das Regiment führte, und ſeine affenzärtlichen Verwandten tüchtig in Athem hielt. Der Student, ein geſchworner Kinderfreund, wie er ſagte, machte ſich ſogleich an den Deſpoten in herbis, trat zu deſſen Stühlchen, tätſchelte ihm die Wange und fragte:

»Wie heißeſt Du, mein Kleiner?«

Der Knabe ſtieß trotzig ſeine Hand bei Seite, und wendete das Geſicht ab. Mutter und Schweſtern entſchuldigten, daß das Kind — ſehr ſcheu ſey.

»Das verſchlägt mir nichts,« lächelte Benjamin, »ich will ihn wohl zutraulich machen.«

Er neigte ſich nun über den Seſſel hinaus, ſo daß er dem Kleinen von jenſeits herüber in's Geſicht ſah, und fragte:

»Biſt Du böſe, mein Kleiner?«

Anſtatt einer Antwort ſchlug ihn der wilde Bube in's Geſicht.

Die werthen Angehörigen thaten nun wohl, als ob ſie den kleinen Bengel züchtigen wollten; allein Benjamin wehrte ihnen, neigte ſich abermals zu dem Knaben, und fragte:

»Willſt Du mir wohl zuhören, wenn ich Dir ein Geſchichtchen erzähle?«

Der Ungezogene ſah den unerſchütterlichen Fremdling mit großen Augen an, dann nickte er mit dem Kopfe, und flüſterte, wie inſtinktmäßig ſchamhaft über ſeine Unart:

»Ich möchte wohl.«

»Nun gut,« begann der Studioſus, »ſo gib wohl Acht; es iſt eine gute Geſchichte, die Du Dir wohl zu Gemüthe führen magſt. — Es war einmal ein Knabe, der ging in den Wald, Erdbeeren zu ſuchen. Unter Weges begegnete ihm ein alter Mann, der bat ihn um ein Almoſen. »Ich habe nichts,« ſchrie der Knabe zornig, daß der Greis ihn aufhalte. »Gut; aber das hätteſt Du mir wohl freundlicher ſagen können,« erwiederte der Greis. »Höflichkeit läßt ſchmuck und fein an allen Menſchen, groß und klein.« Darauf verſchwand der Alte, und der Knabe ging weiter in den Wald. Auf einmal kam ein großer Wolf auf ihn los. Der Knabe ſchrie voll Entſetzen auf, und wollte davon laufen; allein der Wolf that ihm nichts zu Leide, er ſtellte ſich blos neben ihn und ſah ihn an, aber gar nicht grimmig oder blutgierig, ſondern recht ſanft und gemüthlich, ſo daß der Knabe ſich ein Herz faßte, und ſein Geſchäft, Erdbeeren zu ſuchen, ganz beherzt anfing. Aber ſobald er ein Beerchen gefunden hatte, und ſich über ſein roſiges Ausſehen, ſeinen würzigen Duft recht erfreute, wips! haſchte es ihm der Wolf, ehe er es noch pflücken konnte, ſo zu ſagen vor dem Munde weg, und ließ es in ſeinem Rachen verſchwinden, wie ein Tröpfchen Waſſer in einem Brunnen verſinkt. Endlich wurde der Spaß dem Kleinen zu arg, und eben, als ihm der Iſegrimm wieder ein recht appetitliches Waldrubinchen wegſchnappte, ſchlug der Knabe ihn in ſeinem Verdruſſe recht derb auf das zutäppiſche Maul, daß es klatſchte, wie zuvor Dein Händchen auf meiner Backe. Was meinſt Du wohl, mein herziger Freund, hatte der Knabe Recht, das zu thun?«

»Freilich,« lächelte der beſchämte Hörer, ſeiner unartigen Begrüßung eingedenk, »ich hätt' es auch gethan.«

»Bei Leibe nicht,« belehrte der Erzähler ernſt. »Gegen einen Stärkeren muß man ſich nie übernehmen, denn es iſt nicht immer nur ſein guter Wille, wenn er ſich von einem Schwächeren etwas gefallen läßt. Auch wäre es dem Knaben, von dem ich Dir erzähle, ſicher nicht gut gegangen; denn auf einmal richtete ſich der Wolf in die Höhe, ſtieß ein fürchterliches Geheul aus, und erhob ſeine wilden Tatzen; da kam glücklicher Weiſe eben derſelbe Bettelmann, welchen das Kind früher ſo angefahren hatte, durch den Wald, und verjagte den Wolf. Der Knabe dankte dem Alten nun recht innig, und bat ihn um Verzeihung, worauf der Bettler ihm ebenfalls die gute Lehre ertheilte, freundlich gegen Jedermann zu ſeyn, wenn er auch fremd und arm ſey, und ihn nach Hauſe führte zu ſeinen Eltern. Hat Dir die Geſchichte gefallen, Ferdinand?«

»Nein!«

»Und warum nicht?«

»Weil der garſtige Wolf nicht erſchlagen worden iſt.«

»Ei, der Wolf war nicht garſtig, mein Kind; denn er, ein blutgieriges Raubthier, that dem Kinde nichts zu Leide, und erſt, als es ihn ſchlug, ward er ungeberdig. Er wollte vielleicht ſeinen Durſt löſchen mit den Beeren, wie der Bettler ſeinen Hunger mit der erbetenen Gabe, und das iſt ja nichts Übles; wohl aber war das Kind garſtig, welches den Bettler anſchnaubte und den Wolf gar ſchlug, ohne daß ſie ihm etwas Leides gethan hatten. Merke Dir das, Ferdinand, und ſey Du lieber ein artiger, folgſamer Knabe zur Freude Deiner Eltern!«

Ferdinand kaute an den Lippen, und ſah den freundlichen Warner von der Seite ziemlich verdrießlich an; dann kehrte er das Geſicht gegen Benjamin, und ſagte:

»Wer biſt Du denn, daß Du ſo keck ſeyn darfſt, mich unartig zu ſchelten, was Vater und Mutter nicht thun?«

»Ich bin der Bettler,« erwiederte der Student ernſt, und fuhr in flehendem Tone fort: »ein armer, elternloſer Student, welcher um eine milde Gabe bittet um Gottes willen; und bin wieder der Wolf,« rief er, das Geheul dieſes Thieres auf komiſche Weiſe nachahmend, »und will Deine Erdbeeren naſchen. Hau, hau, hau!«

Der Kleine lachte über dieſen Schwank, und war von dieſem Augenblicke an Benjamin's guter Freund. Da die Eltern, um das Zartgefühl des Fremden zu ſchonen, dem Kinde geſagt hatten, er ſey ein Vetter von ihnen, ſo nannte ihn Ferdinand ſeitdem ſtets den »Vetter Benjamin,« und erzählte noch am ſelben Abende ſeinen Spielgenoſſen ſo viel von dem luſtigen Geſchichten-Erzähler, Vetter Benjamin, daß die geſammte Sprößlingſchaft des Städtchens bald von ihm wußte, ihn lieb gewann, und ihn zum »Vetter Benjamin« des ganzen Städtchens machte.

Benjamin unterließ nichts, um ſich dieſe ſeine Beliebtheit zu erhalten; auch ſeinen Lehrern wußte er ſich durch Fleiß und Sittlichkeit, wie ſeinen Kollegen durch Gefälligkeiten aller Art angenehm zu zeigen, und gab alſo das ſeltene Beiſpiel eines Menſchen, welcher gar keinen Feind hat. Es verſteht ſich dem gemäß von ſelbſt, daß man ihm mit Einladungen weidlich zuſetzte, und er nicht nur in den Häuſern ſeiner Koſtgeber, ſondern auch in den meiſten honorigen Familien gleichſam heimiſch war; doch ließ es ſich nicht verkennen, daß er ſich am meiſten im Hauſe der Witwe Wallner gefiel, und die geſelligen Talente, denen er ſeine große Popularität verdankte, am liebſten daſelbſt übte.

Was mochte wohl unſern Vetter Benjamin gar ſo ſehr an das beſcheidene Häuschen feſſeln?

Madame Wallner war die Witwe eines landesfürſtlichen Subaltern-Beamten, und lebte theils von einer ſchmalen Penſion, theils von dem Ertrage eines kleinen Grundſtückes, deſſen Bearbeitung großentheils ihre eigene Aufgabe war. Wäre die gute Frau jung oder lebensluſtig geweſen, ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daß die böſe Welt für Benjamin's Vorliebe einen gar argen Vorwand genommen hätte; allein Madame Wallner gab ſelbſt dem ſchlimmſten Läſtermaule keine Blöße, da ſich ihr Wandel eben ſowohl durch Gottesfurcht, als durch die ſtrengſte Eingezogenheit auszeichnete. Große Wohlthaten über den wackeren Studioſen auszugießen, geſtatteten die beſchränkten Vermögensumſtände der Witwe nicht, und zum Überfluſſe war ihre Geiſtesbildung von ſo untergeordneter Beſchaffenheit, daß für intellektuelle Unterhaltung wenig oder gar keine Reſſource aus ihrem Umgange zu ſchöpfen ſchien. Zwar hatte Madame Wallner ein allerliebſtes, viel verſprechendes Kind; allein es war eben nur ein Kind, zehn oder höchſtens eilf Jahre alt, und in Bezug auf Entwickelung ihrer höheren Gaben noch um einige Jährchen jünger. Es iſt wahr, das Mädchen hing mit einer faſt leidenſchaftlichen Liebe an dem jungen Menſchen, ſaugte, ſo zu ſagen, die Honigworte der Belehrung von ſeinen Lippen, und zeigte ſich überall, wo Vetter Benjamin fehlte, linkiſch und mißlaunig, während ſie in ſeinem Beiſeyn von Heiterkeit und Witz überfloß; allein wem mochte es einfallen, ein Liebesverhältniß zwiſchen einem Kinde und einem knabenhaften Jüngling vorauszuſetzen? Es war alſo von Pinchen's Seite gewiß nur Dankbarkeit für die Bemühung ihres freundlichen Präceptors, und von Seite Benjamin's Freude an ſeiner hoffnungsvollen Schülerin; dieſer letztere Grund wurde auch allgemein als Rechtfertigung der Vorliebe Benjamin's für das Wallner'ſche Haus zugelaſſen.

Übrigens konnte man nicht leicht etwas Hübſcheres ſehen, als die Gruppe von Lehrer und Schülerin, wenn ſie im einfachen Stübchen der Mutter Stunde hielten. Das reizende Köpfchen Philippinens, blaß, edel geſchnitten, nur im Eifer des Studierens von einem roſigen Thaue überhaucht, mit einem Munde, aus Korallen geſchnitten und mit zwei Reihen von Perlen garnirt, welchem die rabenſchwarzen Ringellocken gleichſam als Hintergrund dienten, belebt durch ein Paar ſeelenvolle, dunkelbraune Augen, eine Hebe in Miniatur — dagegen die goldene Fülle von Benjamin's Coiffure, unter welcher der Azur ſeiner Blicke lieblich flimmerte, gleich einem Abſchnitte des Himmels, welcher durch ſonnenbeglänztes Laubwerk ſtrahlt, ſein gutmüthiges, ſeelenvolles Antlitz, ſein beredter Mund und die ſchöne Adlernaſe, unter welcher ſich blühende Lippen anmuthig krümmten, um ſüßen, gediegenen Worten Raum zu gönnen, deren Reife den Frühling Lügen zu ſtrafen ſchien, welcher ſich in dem roſigen Geſichte des Jünglings abſpiegelte. Das Bild ward durch die Mutter vollendet, welche, ein Muſter der Häuslichkeit und Beſcheidenheit, im einfachen Kattun-Überrocke, in ſchneeweißer Wäſche und ſorglich gefälteltem Häubchen daneben ſaß, behaglich lächelte über den Eifer des Meiſters und der Lernenden, und im Innern den Himmel pries, der ihr in dem fremden, lieben Jünglinge einen Freund erweckt habe, um ihrer Einzigen jenen Antheil an dem Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes zu gewähren, welchen die Mutter ihr aus eigenen Mitteln zu verſchaffen außer Stand geweſen wäre.

Eines Abends fühlte ſich die Witwe durch den beſonderen Eifer, welchen Benjamin an den Tag legte, veranlaßt, ihm ihre dankbare Geſinnung namentlich auszuſprechen, und ergriff daher, als er nach beendigter Stunde aufſtand, ſeine Rechte, drückte ſie herzlich und ſagte:

»Wie werde ich Ihnen jemals vergelten können, Benjamin? Dieſe Uneigennützigkeit, dieſes Intereſſe an meinem armen Kinde?«

»Uneigennützig, Madame?« entgegnete der Student, »und doch Intereſſe, wie reimt ſich das zuſammen? Halten wir uns an das Letztere, verehrte Frau, es gibt keine Uneigennützigkeit!«

Die Witwe erſchrak; denn ſie ſah im Geiſte ſchon das ellenlange Laus Deo, welches ihr der Inſtruktor nachträglich präſentirte: täglich eine Stunde à ſo und ſo viel, macht in — Jahren — Monaten — Tagen die runde Summe von ſo und ſo viel. »Herr Je,« ſtammelte ſie, »haben Sie mir nicht geſagt, Sie thäten es gern, Sie verlangten ſich kein Geld?«

»Geld?« lächelte Benjamin, »was iſt Geld? Es ſteht dem Armen übel an, wenn er Verachtung des Geldes affektirt: auch halte ich ſehr viel auf das Geld, weil es das Mittel iſt, für die Menſchheit am ſchnellſten und ſicherſten zu wirken. Mir aber iſt das Geld kein Metall, kein Organ des geſchäftlichen Verkehrs,

in Geltungſchöpfer in den Angelegenheiten des Daſeyns, nicht
s Produkt eines raffinirenden Spekulationsgeiſtes, welchem die
arantie gleich klingend in die Hand gegeben ſeyn muß, wenn er
zum Vertrauen herbeilaſſen ſoll; — ich ſchätze es blos als
kürzeſte Brücke über alle Klüfte und Gießbäche des Lebens,
d verlange es nicht eher für mich, als bis ich durch Sprungfer-
keit und rüſtiges Schwimmen jenen Hemmniſſen nicht mehr zu
nügen im Stande bin. Daher ſeyn Sie ganz ruhig, Madame!
e haben keine Berechnung von mir zu fürchten, und Ihre
rſe ſoll unverkürzt von meiner Seite bleiben. Dennoch bin ich
hts weniger, als uneigennützig!«

Die Matrone zuckte die Achſeln, und blickte rathlos von dem
udenten auf ihre Tochter. Da fuhr ihr ein Gedanke durch
Kopf:

»Ja ſo,« ſchmunzelte ſie, »wenn Sie etwa darauf rechnen,
Pinchen einmal eine reiche Partie macht und Ihnen vergilt,
wünſche ich von ganzem Herzen, daß Sie ſich nicht verrechnen;
r ſie iſt arm, und wo fände ſich heut' zu Tage ein Mädchen,
re es auch noch ſo brav und ſchön, das blos durch ihre Vorzüge
Glück machte? Nein, nein; es wäre Unrecht, Sie in dieſem
uben zu laſſen und um Ihre Zeit zu bringen, welche Sie viel-
ht nutzbringender zu beſchäftigen wüßten.«

Eine dunkle Röthe war bei den erſten Andeutungen der Wit-
über Benjamin's Stirn und Züge geflogen, hatte ſich aber
er ſchnell wieder verwiſcht. Am Ende der ihm unbehaglichen
e drückte er die Kleine, als fürchtete er, daß ſie ihm entriſſen
rde, haſtig an ſich, ſpielte koſend mit ihren Locken, und ſtrei-
te ihr die Wangen, während ſie wieder die Arme um ſeine
e ſchlang, und ihr Köpfchen ängſtlich an denſelben verbarg.

»So war es nicht gemeint,« lächelte er dann, »in Ihrem
ne handle ich wirklich ohne Eigennutz. Vielleicht aber,« fuhr
ernſthaft werdend, fort, »vielleicht verſtehen Sie mich beſſer,
n ich Ihnen eine kleine Geſchichte erzähle:«

»Es war einmal ein Gärtner, der fand in einem Winkelchen eine ſchöne, aber ſehr verwahrloſete Blume. Er kannte die Gattung und wußte, daß ſie ſich zu wunderherrlicher Blüte und Frucht aufziehen laſſe, wenn ſie in die rechten Hände gelange. Der Garten aber, in welchem das Blümchen ſtand, gehörte einem Dritten, ohne deſſen Einwilligung jene Kultur nicht eingeleitet werden durfte, und unſer Freund bot ſich daher dem Dritten dazu an, ward auch freundlich aufgenommen, und begann ſein Gewerbe. Die Blume gedieh wunderbar: ſchon nach kurzer Zeit ſetzten ſich reizende Blütenknoſpen an, und ſie verſprach, eine Zierde jedes Gartens zu werden. Da fiel es eines Tages dem Dritten ein, jenen braven Pfleger nach dem Preiſe ſeiner Bemühung zu fragen. »Hm!« erwiederte dieſer, »ich that es aus gutem Herzen, aus Freude an den Blumen, aus Theilnahme zumal an dieſem Blümchen, welches der liebe Herrgott recht eigentlich in meinen Weg geſetzt zu haben ſchien, damit ich es zu Ehren brächte.« — »Aber doch,« nahm der Dritte wieder das Wort, »hoffeſt Du vielleicht, daß ein Käufer ſich finden, und Dir etwa eine Belohnung, ein Gratiale oder Trinkgeld zuwenden werde?« — »Ich hoffe gar nichts,« antwortete der Gärtner verdrießlich, »und bitte Dich nur, daß Du mich an dem reizenden Anblicke *Deiner*, *meiner* Blume Theil haben läſſeſt. Findet ſich dereinſt ein Abnehmer für Dein Wunderhold, ſo werde ich Dir nicht in den Weg treten, ich müßte denn ſelbſt den Preis bezahlen können. So lange will ich Dich durch keinerlei Eigennutz beirren, und blos das Bewußtſeyn unverkümmert erhalten, daß ohne mich die Blume entweder nur halb, oder gar nicht zu ihrer angebornen Blütenpracht gelangt wäre!« — Was halten Sie von dem Gärtner, Madame?«

»Daß er ein wackerer Mann war, und ſein Eigennutz ein ſehr achtungswerther.«

Sie drückte dem Studenten, welchen ſie freilich nur zum Theile verſtanden haben mochte, die Hand, und es war unter ihnen von einer Vergütung der Lehrſtunden nicht wieder die Rede.—

Es würde uns zu weit führen, wenn wir den Entwickelungsgang Philippinens oder die Studienlaufbahn unſeres Freundes Benjamin Schritt für Schritt verfolgen wollten; Beide ſchlugen nach Wunſch aus, und als nach zwei Jahren Benjamin, deſſen philoſophiſche Studien vollendet waren, an die Univerſität abging, um ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen, war Pinchen in ihrer Bildung ſo weit vorgerückt, daß ſie des Meiſters entbehren mochte, und der Student trat mit ſo glänzenden Zeugniſſen in die neue Bahn, daß an ſeinen weiteren Erfolgen rückſichtlich der Befähigung nicht gezweifelt werden konnte. Er ſchied aus dem Städtchen, wie aus einer Familie von Freunden: ſein Bündelchen, einſt mit zwei dünnen Hemden und einigen fadenſcheinigen Kleidungsſtücken verſehen, war zu einem dickbauchigen Koffer angeſchwollen, welchen freundliche Herzen bräutigamlich ausgeſtattet hatten, und in ſeiner Bruſttaſche blähte ſich ein geſticktes Portefeuille, mit manchem geldaufwägenden Papierchen gefüttert, und ſein ſchwindſüchtiges Lederbeutelchen hatte einer ſchönen Perlenbörſe Platz gemacht, durch deren Netz es wacker ſchimmerte und glänzte; die Freunde im Städtchen erkannten erſt beim Scheiden recht klar, welch' ein herziger, ſeelenguter, lammfrommer und zuthätiger Junge Vetter Benjamin war, und ließen die Scheidethränen zum Segensthau werden, der in des braven Jünglings Koffer, Börſe und Brieftaſche als fruchtbarer Segen niederging. So äußert ſich wahre Zuneigung immer im Wohlthun.

Von Philippinen und ihrer Mutter war die Trennung die bitterſte; Erſtere konnte nicht reden, und die alte Frau kam aus lauter Betheuerungen ihrer Dankbarkeit gar nicht heraus, ſo daß ſich der junge Wandersmann in ſeiner heiligen Stimmung völlig verſtört fand.

»Mutter,« ſagte er endlich, und führte die Hand der Matrone an ſeine Lippen, »erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Geſchichte erzähle:«

»Es war einmal ein Knabe, der ſollte in die Welt gehen. Als es zum Scheiden kam von Denen, die ihn geliebt hatten, da äußerte der Eine ſeinen Schmerz in ſtillen Thränen, der Andere in wildem, ungeberdigem Geſchrei, der Dritte durch eine ſtumme, ſprachloſe, krampfhafte Umarmung; der Eine drückte dem fahrenden Jünger eine Gabe des Bedürfniſſes in die Hand, der Zweite heulte über den Schmerz, nichts für den Freund thun zu können, der Letzte endlich wendete den umflorten Blick ab, und ſchob dem Enteilenden ein Vergißmeinnicht in die Bruſt. — Jahre vergingen, der Pilger kam wieder heim zur trauten Stätte, und begrüßte die Freunde von ehemals. Der ſtill weinende Gabenſpender empfing ihn, wie einen werthen Bekannten, der Schreier kannte ihn nicht wieder; aber der Dritte ſank ihm an die Bruſt, und fragte nach ſeinem Vergißmeinnicht — und als der Freund dies aus ſeinem Buſen zog und ihm darreichte, ſprang der lang verhaltene Quell der Thränen, und die beiden Herzen gehörten ſich auf ewig! — Haben Sie mich verſtanden, Mama?«

»Wohl hab' ich Sie verſtanden, Benjamin,« meinte die Matrone, »und es thut mir wahrhaftig ſehr weh', daß ich zu arm bin, Sie mit einem nützlichen Geſchenke auszuſtatten; allein — —«

»Sie haben mich nicht verſtanden,« ſeufzte Benjamin, und wendete ſich bei Seite, um ſeine überſtrömenden Augen zu verbergen — da ſtand Philippine vor ihm, blickte ihn mit umflorten, ſchmerzverſchleierten Augen an, preßte die Rechte heftig vor die Bruſt, und hielt ihm mit der Linken ein Blümchen entgegen und liſpelte: »Vergiß mein nicht!«

Der Entſtürzende ſah nicht mehr, wie das Mädchen ohnmächtig von der Mutter in's Haus getragen wurde.

Benjamin's erſter Gang, nachdem er Wagen und Pferde in den beſten Gaſthof des Ortes hatte einſtellen laſſen, war nach der Wohnung der Witwe Wallner. Der Ruf war ihm bereits vorausgeeilt, und er kam alſo um die Freude der Überraſchung, eine der ſchönſten und ſeltenſten Blumen im Treibhauſe des Lebens.

Als er die Thür öffnete, trat ihm die Witwe, mit ihrem beſten Putze angethan, in mehr feierlicher, als herzlicher Weiſe entgegen, freute ſich in langer, ſorgfältig geſetzter Rede über die Ehre und die Auszeichnung, und über die Rarität, daß alte Freunde im Glücke nicht vergeſſen werden, und hieß ihn herzlich willkommen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ihm dabei der Sitzplatz mit gebührendem Ceremoniell angeboten und zugeſchoben wurde.

Mittlerweile ſtand Philippine, zur holdſeligſten Jungfräulichkeit erblüht, ſchüchtern und geſenkten Blickes neben der Mutter, wechſelte die Farbe, und hatte noch immer kein Wort der Begrüßung gefunden, als die Mutter bereits ſchwieg und verlegen Platz machte, um dem Töchterchen nun auch Raum zu der üblichen Bekomplimentirung zu gönnen.

Benjamin ſchien nur Sinn zu haben für die wunderſüße Erſcheinung. Was die Mutter von verbindlichen Redensarten vorbrachte, all' ihre höflichen Mienen und Geberden ſchienen für ihn nicht da zu ſeyn; ſein Auge ſchwelgte in der Holdſeligkeit der Jungfrau, ſein Ohr vernahm die Zauberklänge, welche auf dieſen Lippen ſchlummern mußten, ſeine Bruſt ſog den Odem der Anmuth ein, von welchem das traute Gemach duftete, ſeine Seele ſchwamm auf den Wogen des reinſten Glückes.

Endlich ſammelte er ſich einigermaßen, reichte der Jungfrau die Hand, und rief mit jenem Tone, welchen das Verſtändniß der Liebe zur himmliſcheſten Muſik umwandelt:

»Philippine!«

Philippine erblich bis in die Lippen, und zitterte am gan-en Leibe; man ſah, daß ſie krampfhaft nach Worten rang. Nach iner Weile jedoch erhob ſie die Augen vom Boden, riß Benjamin's Rechte krampfhaft an ſich — der zwiſchen Jauchzen und Weinen getheilte Schrei:

»Benjamin!«

drang aus ihrem Munde, und ſie lag an der Bruſt des Freundes.

»Kennſt Du dieſes Blümchen?« fragte Benjamin nach einer ſprachloſen Pauſe des Entzückens, und zog ein welkes Vergißmeinnicht aus ſeiner Bruſt.

»Ich kenne es!« ſchluchzte Philippine, und lächelte durch Thränen, und ihr Buſen wogte unter der Laſt der Freude. Der Geliebte preßte ſie innig an ſein Herz, und ſchlug die Augen dankbar auf zum Himmel.

Madame Wallner drohte ſchalkhaft mit dem Finger.

»Ei, ei,« ſagte ſie, »ich erlebe da Wunderdinge. Ein Liebesverhältniß, von welchem ich gar nichts ahnete. Iſt das recht gethan, Kinder?«

Philippine und Benjamin erhoben gleichzeitig die Hände, wie zur Beſchwörung.

»So wahr Gott über uns iſt, Mama,« begann der Letztere dann, »das Wort, welches Sie eben ſagten, iſt nie über unſere Lippen gekommen. Es war ein gemeinſames Geheimniß, das im Tiefinnerſten unſerer Herzen wohnte — erſt dieſer Augenblick hat uns zum Verſtändniſſe geholfen — er iſt der Schlag, welcher die Quelle herausſchlug aus ihrer und meiner Bruſt!«

Die Matrone ſchüttelte ungläubig den Kopf und ſagte:

»Das werdet ihr mich nimmermehr glauben machen, Kinderchen. In einem Romanenbuche mag ſich das ganz gut ausnehmen, allein im Leben geht ſo was nicht ohne einleitendes Wort.«

»Mutter,« fiel Benjamin ein, »— ich hoffe, Sie werden mir dieſen ſüßen Namen gewähren — womit hab' ich es verſchuldet, daß Sie mich eines diebiſchen Einſchleichens in das Heiligthum dieſes jungfräulichen Herzens beſchuldigen mögen? Haben Sie mich jemals einer ſo ſchlimmen Leichtfertigkeit zeihen können, als es die wäre, in das Herz eines Kindes Gefühle einzuſchmuggeln, die nur Gift für ſeine Fantaſie, für ſeine Seelenſtimmung werden könnten? Noch einmal ſchwöre ich Ihnen: Ihre Tochter und ich blieben rein in Gedanken und Worten.«

»Gewiß,« betheuerte die Witwe, »gewiß ging Alles auf das Ehrenhafteſte zu; aber dennoch — —«

»Erlauben Sie,« fiel Benjamin ein, »erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Geſchichte erzähle.«

Madame Wallner hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, als ſie bemerkte, daß des Freundes alte Schwachheit noch immer Gewalt über ihn habe; jener aber ergriff das Wort und ſprach:

»Es war einmal ein König, der eine wunderſchöne Tochter hatte, um welche ſich wohl Freier die Hülle und Fülle meldeten, von denen ſie jedoch keinen annahm, und alle mit einem feinen Körbchen hinwegſchickte. Der König, ihr Vater, fragte ſie eines Tages, was ſie denn gegen alle dieſe liebenswürdigen jungen Prinzen habe? Allein ſie erklärte ihm, daß ſie ſich noch für zu jung halte, um ſich auf ewig zu binden. Später wurde der Vater dringender, und da geſtand ſie ihm denn, wie ſie einſt in der Nacht von einem Traume heimgeſucht worden ſey, der ſie gar nicht habe ruhen laſſen, und ihr ſeitdem ſtets in Sinn und Gedanken liege. »Ich ſah mich,« erzählte ſie, »als Kind auf einem Raſenbeete ſchlafen, und rings um mich her ſtieg Unkraut und Dorngeſtrüpp auf, und ſtieg zuſehends höher, und drohte mich zu überwuchern. Da trat aus einem Gebüſche ein Knabe hervor, und ſetzte ſich neben mich, und bog die Dornen bei Seite, und riß das Unkraut aus, und lockerte den Boden ringsher auf, und ſtreute Sämerei hinein, daß alsbald ſchöne, duftige Blumen und Früchte aus der Erde ſchoſſen, und mir ihre Kelche, ihre Goldwangen zuneigten; das Plätzchen ward ſo zum Paradieſe für mich. In meiner Bruſt drängte und gohr es, und wollte zu Tage, um dem freundlichen Knaben Dank zu bezeigen; allein dem kindiſchen Munde fehlten die Worte, und ich fühlte nur, daß ſein Bild aus allen Blumendelden mich anlächelte, im Kerne all' dieſer Früchte mir entgegenſprang. Als ich erwachte, ſuchte ich in allen Winkeln des Hauſes nach dem Fremdlinge, deſſen Bild mir mit dem Traume entrückt war; allein ich fand ihn nur in meinem Herzen wieder, das ihn ſeitdem unbewußt in ſeinem Heiligthume bewahrt, und ahnt, daß es ihn einſt wiederfinden werde. Bis dieſer Augenblick erſcheint, laſſ' mich unbeirrt meine Wege gehen, Vater; ich habe den Knaben zum Herrn meines Schickſals gemacht, und wie er mit mir beſtimmen wird, ſo ſoll mein Erdenloos ſeyn!« — Der König forderte die träumeriſche Tochter ſeitdem nicht wieder auf, über eine Herzenswahl zu entſcheiden, und hoffte, die Zeit werde das Wahnbild aus dem Buſen der Prinzeſſin drängen. Darüber vergingen wohl Monden und Jahre; da hielt einſt ein ſchlanker Reitersmann vor der Pforte, meldete ſich bei dem Könige, und trat vor ihn in glänzender Audienz, welcher auch die Königstochter beiwohnte. Als aber dieſe des Fremdlings anſichtig ward, da ging es ihr in der Seele auf, wie tauſend Sonnen, und ſie rief: »Dies iſt der Mann meiner Träume, und nun weiß ich, was meinem Herzen fehlte; nun ſteht es klar vor mir, daß ich ihm und er mir gehörte vom erſten Augenblicke an, und ſo bin ich ſein, ob nun Meere zwiſchen uns liegen, oder Herz am Herzen überwallt. Die Liebe iſt eine Offenbarung, die vom Himmel fällt, und in zwei Herzen, die vom Anbeginne für einander beſtimmt waren, im nämlichen Momente ihre Orakelſtimmen austönt.« — Und der König gab dem Fremdlinge ſeine Tochter zum ehelichen Gemal, und ſie wurden ſehr glücklich mit einander. — Haben Sie mich verſtanden, Mütterchen?«

»Nicht ſo ganz,« entgegnete die Witwe, »allein ich ſehe gar wohl ein, daß ich einfache Frau für die Seltſamkeiten der jetzigen Welt nicht paſſe. — Was wird nur,« wendete ſie ſich an ihre Tochter, »was wird Herr Bachmaier dazu ſagen?«

Philippine erröthete bis in die Schläfe, Benjamin aber fragte raſch:

»Wer iſt dieſer Herr **Bachmaier**?«

»I nu,« ſchmunzelte die Matrone, »es iſt ſo eine Art von Hausfreund von uns, der uns oft beſucht, und dem man allgemein reelle Abſichten auf meine Tochter zuſchreibt; mit Unrecht, wie ich Grund zu glauben habe. Mich wundert nur, daß er noch nicht da iſt, er hält ſonſt ſeine Stunde ſehr genau.

Benjamin ſah ſein Liebchen fragend an; verlegen zupfte ſie an ihrer Schürze, und lächelte ſchalkhaft in ſich hinein, der Mutter mit dem Finger drohend.

Indem pochte es leiſe an der Thüre, und auf das »Herein« der Hausfrau erſchien ein Mann auf der Schwelle, welcher, nach ſeiner Unbefangenheit und dem zutraulichen Gruße der Witwe zu ſchließen, niemand Anderer ſeyn konnte, als eben der Herr **Bachmaier**, von welchem kürzlichſt die Rede geweſen war.

Benjamin muſterte den Eintretenden mit dem ſcharfen Blicke der Eiferſucht, und ſo ſehr er ſich auch geſtehen mußte, daß **Bachmaier** bezüglich des Alters ein nichts weniger als ebenbür- iger Freier war, ſo konnte er ſich doch eben ſo wenig verhehlen, aß in der Geſtalt und dem ganzen Weſen desſelben ſehr viel Ge- innendes und Annehmliches hervortrat, ganz geeignet, das Wohl- efallen eines Frauenzimmers von ſoliden Grundſätzen hervor zu ru- en und zu feſſeln.

Der Ankömmling mochte in den Vierzigen ziemlich vorgerückt yn, hatte ſich aber ausnehmend konſervirt, und ſein rundes, be- agliches, wohlwollendes Geſicht verbreitete den Eindruck eines Nach- ühlings, welcher den erſteren Lenz nicht ſelten an Lieblichkeit ertrifft, weil er vor jenem den Glauben an ſeine Statigkeit raus hat. Dieſe offene Miene, dieſes vergnügte Auge flößten ertrauen ein, während das Männliche, faſt Chevallereske der altung dem Vertrauen Achtung zugeſellte, und die auserleſen inliche, wohlhäbige Tracht über die ganze Erſcheinung jene ſo- e Beleuchtung warf, welche uns durch die einnehmende Äußer- keit auch ein wackeres Innere wahrnehmen läßt. Man glaubte, wenn man in das Antlitz dieſes Mannes ſchaute, in einen Spiegel zu ſehen, aus welchem uns ein Freundesantlitz entgegen tritt.

Eine gleiche Muſterung, wie ſie Benjamin mit dem Fremden vorgenommen hatte, hatte er mittlerweile ſelbſt bei jenem paſſiren müſſen, und auch dieſem ſchien ſie zur Befriedigung ausgefallen zu ſeyn; denn er verneigte ſich recht achtungsvoll gegen unſeren Freund, hielt ihm die Rechte entgegen, und ſagte:

»Wenn ich mit den Schilderungen meines Pinchens nicht ganz auf den Holzweg gerathen bin, ſo ſehe ich einen Freund vor mir, einen Freund durch die gleiche Geſinnung für dieſe brave Familie. Die ganze Stadt faſelt von der Wiederkehr ihres »Vetter Benjamin«, — ich darf wohl nicht zweifeln, in Ihnen ſeine Bekanntſchaft zu machen?!«

Benjamin erwiederte den Handſchlag, und ſprach:

»So bin denn auch ich verſichert, Herrn Bachmaier in Ihnen zu begrüßen!«

Dies wurde bejaht, man ſetzte ſich, und ein belebtes Geſpräch war bald in vollem Zuge.

Aus Bachmaier's Rede ging hervor, daß er vor nicht langer Zeit durch eine im Städtchen gemachte Erbſchaft hierher geführt worden ſey, und ſo viel Gefallen an dem Orte gefunden habe, daß er ihn wenigſtens vorläufig zu ſeinem bleibenden Wohnſitze erkoren. Geſchäftlicher Verkehr hatte ihn in das Haus der Witwe gebracht, und der Umgang der beiden Frauenzimmer wurde für ihn ein neues Bindungsmittel. Man erwies ſich kleine Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten, man ging in Geſellſchaft ſpazieren, oder half ſich die langen Winterabende verkürzen; man gewöhnte ſich an einander, man gewann ſich lieb, man zog ſich vor — was Wunder alſo, wenn die klatſchluſtigen Kleinſtädter allerlei Kombinationen darauf bauten, und am Ende in Herrn Bachmaier einen Bräutigam proklamirten; Mütter aber ſehen in jedem Manne einen Bewerber um ihre heiratsmäßige Tochter! Nach gar nicht langer Zeit hatte ſich Benjamin's klarer Verſtand ungefragt dieſe Auskunft gegeben, und glaubte darin um ſo weniger zu irren, als auch nicht die leiſeſte Spur auftauchte, wodurch das Verhältniß der Familie Wallner zu dem Hageſtolz als ein innigeres qualifizirt worden wäre. Es iſt ein eigenes Gehabe und Benehmen unter Leuten, zwiſchen denen ein Verſtändniß obwaltet; ein ruhiges Auge erkennt ſie, wie die Geſellen eines heimlichen Bundes, an Zeichen und Symptomen, die nur ihnen eigen ſind — Benjamin aber fand in Philippinen nur das Gepräge des Seelenfriedens und in Bachmaier das Intereſſe einer lauteren, väterlichen Zuneigung. Bisweilen nur ſchien es unſerem Forſcher, als tauche eine Art von Befangenheit auf, die man gerne dem Beiſeyn eines Fremden beimißt.

Als die Reihe an unſeren Freund Benjamin kam, um auch ſeine Erlebniſſe mitzutheilen, that er dies auf die einfachſte, natürlichſte Weiſe, ohne Prüderie und falſche Scham. Er berichtete, wie er ſeine juridiſchen Studien im Kampfe mit Noth und Entbehrung vollendet, und durch ſyſtematiſche Sparſamkeit ſo viel erübrigt habe, um die Koſten ſeiner Graduirung zu beſtreiten, welche er ſich von einem Mäcenaten zu erbetteln um keinen Preis hätte entſchließen können. Bei der akademiſchen Funktion war ihm eine Aufgabe geworden, deren Löſung ihm ſo ausgezeichnet gelang, daß man ihn zur Drucklegung derſelben aufforderte. Zufällig kam ein Exemplar der hiernach entſtandenen Broſchüre in die Hände des Miniſters, welcher den Verfaſſer kennen zu lernen wünſchte, und ihn, als ſeine Perſönlichkeit den guten Eindruck der Schrift feſtſtellte, zuerſt in ſeinem Bureau verwendete, nach einiger Zeit aber ſogar zu ſeinem Sekretär ernannte. In dieſer Eigenſchaft nun lebte Benjamin auf eben ſo ehrenvolle, als durch die Gunſt des Miniſters angenehme Weiſe, indem der hohe Staatsmann ihn ſeines unbedingten Vertrauens würdigte, und ihn mit Beweiſen von Wohlwollen überhäufte. So z. B. hatte der Präſident, als er von ſeines Lieblings Abſicht hörte, eine Reiſe auf Freiersfüßen zu unternehmen, ihm eine ſeiner eigenen Equipagen zur Dispoſition geſtellt, und ſich vorbehalten, die Ausſtattung der Braut, ſo wie die Koſten des Hochzeitsfeſtes beſtreiten zu dürfen. Der junge Mann hatte ſolchergeſtalt eine glänzende Zukunft vor ſich; allein ſeine Wünſche ſchränkten ſich im Kreiſe einer glücklichen Häuslichkeit ab, und dieſe zu gewinnen, war vor der Hand ſein theuerſtes, höchſtes Ziel.

»Daran haben Sie ſehr Recht, mein junger Freund,« ſchaltete Herr Bachmaier, als Benjamin zum Schluſſe gediehen war, ein, »es gibt nichts Schöneres im Leben, als das Glück der Häuslichkeit. Leider, daß es mir nie ſo gut geworden iſt, mir ſelbſt einen eigenen Herd aufzubauen! Der Mann im Kreiſe ſeiner Familie kommt mir vor, wie ein Patriarch; er iſt Herr, Geſetzgeber und Geſetzvollſtrecker, Lehrer und Freund in ſeinem Hauſe; — es gibt keine ehrwürdige und heilige Stellung, die er in ſeinem Wirken nicht zu repräſentiren hätte! Wem dieſes Glück verſagt blieb, der hat in der That über den Verluſt der beſſeren Hälfte ſeiner Erdenſeligkeit zu klagen!«

Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, als wolle er unbehagliche Anflüge hinwegwiſchen; allein raſch ging er wieder in einen heiteren, ſcherzhaften Ton über:

»So ein alter Junggeſelle, wie ich,« lächelte er, »iſt wahr und wahrhaftig, wie eine Vogelſcheuche, im Garten des Lebens hingepflanzt als ein Pasquill auf die Menſchengeſtalt. Wir ſcheuchen die Sperlinge von den Kirſchen, d. h. wir ſchrecken ſie von der ſüßen Frucht ab, die wir ſelbſt nicht zu genießen kriegen.«

»Was nicht iſt, kann noch werden,« ſchäckerte die Hausfrau, unſer rüſtiger Freund thut ja wahrhaftig, als ob er ſchon Methuſalem's Jahre hätte!«

Ein Blick, welcher jenem geſchmeichelter Eitelkeit ziemlich ähnlich ſah, dankte der Witwe, dann replicirte der Freund:

»Methuſalem's Jahre würden heut' zu Tage wohl eine Rarität ſeyn; allein deſto häufiger ſind greiſe Gecken, die ihrem Winter gerne Schmetterlingsflügel aufkünſteln möchten, um in das verlorne Jugendland zurück zu gaukeln. Ich bin zu viel Praktikus, um mich auslachen zu laſſen! Ein Heiratsluſtiger in meinem Alter iſt wie ein Diplomat, welcher ſich auch immer — außerhalb ſeiner Heimat bewegt.«

Die Geſellſchaft lachte über den Spaß, es ward dann ein kleines Abendbrot ſervirt, und man ſchied ziemlich ſpät, aber in fröhlichſter Laune. Benjamin glaubte über Bachmaier's Beziehung zu ſeiner Erkorenen ruhig ſeyn zu dürfen.

Benjamin hatte den folgenden Vormittag zu Viſiten bei ſeinen ehemaligen Wohlthätern und Freunden beſtimmt, und begab ſich ſo früh, als möglich, an dieſes eben nicht reizende Tagewerk. Kaum auf die Gaſſe getreten, fand er ſchon Gelegenheit, ich von der Lebendigkeit des Andenkens zu überzeugen, welches er hinterlaſſen hatte, indem ein Paar Kinder ganz gemüthlich auf hn los kamen, und ein kleiner Krauskopf ihn ohne weiters mit der Bitte anredete, ihm doch gleich eine von den hübſchen Geſchichten u erzählen, von denen ihm ſeine älteren Geſchwiſter, als Über- ieferungen vom Vetter Benjamin, geſagt hätten.

Der Sekretär lachte recht herzlich und verhieß dem Kleinen, aß er ihn eigens beſuchen und dann ſeinen Wunſch erfüllen wolle; ßt habe er nur keine Zeit dazu.

Nicht lange hernach ſtieß unſer Freund auf einen Trupp jun- r Leute, welche bei ſeinem Anblicke zu wiſpern und ſich Winke geben anfingen, wobei er den Namen »Vetter Benjamin« utlich und wiederholt hörte. Endlich liefen ihm ſogar ein Paar uthwillige Jungen nach, und riefen ſcherzend:

»Es war einmal ein Mann! Es war einmal ein Mann!«

In den Häuſern, wohin unſer Benjamin kam, wurde er f das Schmeichelhafteſte empfangen, wozu wohl, nebſt ſeinem jeder Beziehung glänzenden Auftreten, weſentlich der ſchnell d gewordene Umſtand ſeines Verhältniſſes zu dem Miniſter beitrug. Übrigens wußte der junge Mann das Geſpräch mit ſo viel Freimuth und Wärme auf die ihm von den Städtern erzeigten Gutthaten hinzulenken, welche er als die Grundlage ſeines jetzigen Glücksſtandes pries, daß er ſich dadurch nicht nur nichts vergab, ſondern in Aller Augen gewann. Dankbare Erinnerung an uns erwieſene Verbindlichkeiten iſt ein ſicherer Schlüſſel zu den Herzen.

Gegen Mittag fand ſich Benjamin verabredetermaßen bei Madame Wallner ein, wo er mit Herrn Bachmaier als Gaſt gebeten war. Er traf die Witwe, mit dem eben Genannten im Garten auf und nieder wandelnd, anſcheinend in ein ſehr ernſtes Geſpräch vertieft, welches ſie, ſobald ſie ſeiner anſichtig wurden, abbrachen, um ihn herzlich willkommen zu heißen. Philippine war, wie man ihm ſagte, in der Küche, und konnte ſich für den Augenblick von der Bereitung des Prachtſtückes der Tafel, eines ſehr complicirten Gerichtes, nicht abmüßigen. Auch die Mutter ward bald abgerufen, und ſo ſahen ſich die beiden Männer einander allein gegenüber.

»Wie haben Sie unſere Geſellſchaft gefunden?« eröffnete Bachmaier das Geſpräch, »wohl ſehr langweilig und ſehr ordinär? Ich kann mir das auch ganz gut denken; denn von der großartigen Umgangs-Manier einer Hauptſtadt zu den knapp ſchließenden Gebräuchen eines Provinzortes überzugehen, bringt ungefähr eine Wirkung hervor, wie ſie derjenige verſpüren mag, welcher aus einer Staatskaroſſe in einen Tragſeſſel ſteigt, oder aus einem wallenden Sammtmantel in eine ſpaniſche Jacke geſchnürt wird.«

»Das mag ſeyn,« entgegnete Benjamin; »allein ich ſelbſt bin ein ganz obſkurer Dorfteufel, und von Jugend auf an Beſchränkung gewöhnt. In der Reſidenz und im kleinſten Erdenwinkel ſuche ich nur Eines: den Menſchen nämlich, und der dürfte immerhin in kleineren Städten leichter zu finden ſeyn, als in den Steinhaufen, die wir Großſtädte nennen, die aber im Grunde nichts Anderes ſind, als ein Meer, in welchem das Tröpflein

»Menſch« verſchwimmt, wie eine Seifenblaſe im Strome der Atmoſphäre. Ich liebe die kleinen Städte, weil meiſtens gute Menſchen darin ſind.«

»Wo viel Licht iſt, iſt viel Schatten,« bejahte Herr Bachmaier; »kleine Städte haben wenigſtens das Gute, auch nur kleine Laſter in ihre Mauern zu ſchließen; allein ich zweifle dennoch, daß Sie ſich für die Länge in unſerm Krähwinkel gefallen dürften. Für die Thatkraft eines ſtarken Geiſtes bietet ein Landſtädtchen allzu wenig Spielraum!«

»Die heutige Geſellſchaft,« fiel der Sekretär ein, »iſt das willkürlichſte Tribunal, welches jemals exiſtirt hat. Wer nicht über Millionen gemünzten Metalls, über Hunderttauſende von Bajonetten verfügen kann, gilt ihr nichts, während der Hausvater, der einzelne Bürger ſelbſt, in ſeiner beſcheidenen Umzirkung hundertmal nützlichere Effekte hervorbringen kann, als jene Machthaber. Die Schlachten, die in unſerm Inneren geſchlagen werden, ſind wichtiger und ſolche Siege erfolgreicher, als jene, die mit großen Strömen Blutes errungen werden. Es iſt eine ſchreiende Ungerechtigkeit, die Thätigkeit eines Menſchen nach den Dimenſionen ſeiner Umgebung zu bemeſſen!«

»Wollten wir aber,« warf Bachmaier ein, »den Erfolg als Maßſtab annehmen, ſo würde nicht ſelten das Verdienſt des Zufalls das überwiegende ſeyn.«

»Erlauben Sie mir,« eiferte Benjamin, »daß ich Ihnen diesfalls eine kleine Geſchichte erzähle.«

Der Hageſtolz, der ihm ſchon bekannten Schwachheit des jungen Freundes eingedenk, biß ſich auf die Lippen, und blickte in's Gebüſch, nickte aber dabei zuſtimmend, und jener begann alſo:

»Es war einmal ein Vater, der ſchickte ſeine beiden Söhne aus auf den Bergbau, indem er ihnen befahl, ſich nicht eher, als nach Ablauf eines Jahres, wieder vor ſeinem Antlitze ſehen zu laſſen, wo er hoffe, daß ſie etwas Rechtes gefördert haben würden.

Das Schickſal fügte es, daß der Eine der beiden Jünglinge in einem großen Grubenwerke Beſchäftigung fand, während der Andere nur an einem unbeträchtlichen Baue mitarbeiten konnte; doch waren ſie Beide gleich fleißig und wacker. In Jahr und Tag ſtellten ſie ſich verabredetermaßen in der Hütte des Vaters wieder ein, und der Ältere begann: »Ich habe geſchürft auf der Höhe eines Urgebirges, und gearbeitet durch mächtige Lager, Schichten und Gänge, deren manche von ſo gewaltigem Umfange waren, daß ich glaubte, wir hatten nun die Rippen des großen Weltkörpers aufgegraben. Schwerſpath, Quarz, Glimmer, Fluß- und Feldſpath durchbrach ich mit dem raſtloſen Fäuſtel, und ich drang ſo tief vor, daß ich nun wohl gewiß ſeyn darf, es müſſe der König der Metalle mir ſein Reich aufgethan haben, und eheſtens eine ergiebige Ader mir entgegen leuchten. Möchte es eine Goldader ſeyn!« Nun war die Reihe an dem Jüngeren, welcher ſeine Bemühungen in Folgendem darlegte: »Mein Gewerbe war nur in einem kleinen Flötzgebirge, einſt aus der Tiefe des Ozeans empor gebildet. Ich brach mir unter wackerem Bergmannsſegen Fahrten durch mannigfache wagerechte Lagen, und förderte manche Verſteinerung zu Tage: Thiere und Pflanzen, wie ſie das Leben nimmermehr darbietet, aber erſt ſpät leuchtete mir durch die Gnade des Herrn der Glanz des Erzes entgegen; eine reiche Silbermine war unſer Lohn. Glückauf!« — Als die Söhne geendet hatten, blickte der Vater den Älteren mißbilligend an, reichte dem Zweitgebornen die Hand und ſagte: »An Gottes Segen iſt Alles gelegen! Nicht, weil Dir in einem Bergesrieſen zu arbeiten vergönnt war, brauchſt Du Dich Deines Wirkens zu überheben, ſelbſt wenn Ihr wirklich auf Gold ſchlüget, nach Deinem Wunſche; denn der Herr, vor deſſen Angeſicht die Berge einſchrumpfen zu Maulwurfshügeln, kann das böſe Wetter über Euch ſchicken, und über Eure Häupter die Gänge ſchmetternd niederſtürzen, ſo Ihr in das Eingeweide ſeiner Erde gebohrt! Aber auch Deinen Bruder lobe ich nicht darum, weil er wirklich dem Geſtein edles Erz abgewonnen hat;

ich preiſe ihn darum, weil er ſeine Sach' auf Gott geſtellt hat und ſein Werk mit ihm begann, wie er es auch vollendete und mit echtem Knappenſpruch uns erzählte. All' unſer Thun muß auf den Himmel zurückgeführt ſeyn, wenn es Gedeihen haben will, gleichviel, ob es nun zu irdiſchen Schätzen führt, oder zu Schätzen für die Menſchheit!«

Benjamin hatte eben ſeine Parabel vollendet, als ein gellendes Geſchrei aus dem Hauſe herüber drang, und die beiden Männer in Schrecken ſetzte; ſpornſtreichs liefen ſie dem Eingange zu.

Die Urſache des Angſtrufes ward ihnen auf den erſten Blick, Entſetzen erregend, offenbar; denn eine dicke Rauchſäule drang aus der Gegend der Küche hervor, von Zeit zu Zeit von einer Röthe durchzuckt, die bald als mächtige Flamme erkennbar wurde.

»Feuer! Feuer!« ſchrien Beide, wie aus Einem Munde, und blickten in namenloſer Angſt umher nach Mitteln zur Rettung, verſteht ſich, zuerſt der Frauen. Doch war es ſchwer, einen feſten, den letzteren Zweck direkt fördernden Beſchluß zu faſſen, indem der Rauch bereits die zum Häuschen führende Thür verlegt hatte, und ihre Richtung nicht mehr erkennen ließ.

Wie von einem gleichmäßigen Inſtinkte getrieben, ſtürzten die Freunde nach dem Brunnen, füllten, was ſie an Waſſergefäßen vorfanden, an, und liefen wie mit beflügelten Füßen nach der Brandſtätte, das Waſſer in die Brunſt ſchleudernd auf Gerathewohl, und wieder zurück eilend um neuen Vorrath, und ihn eben ſo verwendend.

Das Angſtgeſchrei im Hauſe dauerte mittlerweile nicht nur fort, ſondern wurde mit jedem Augenblicke durchdringender. Benjamin's Kopf brannte von den gräßlichen Bildern, die ſich ihm hinter dieſem Chaos von Schwalch und Glut malten; er hörte die Stimme der Geliebten, er glaubte ihr Wimmern, das Abnehmen des Athems zu unterſcheiden, und wurde faſt wahnwitzig vor

Angſt. In einem Momente war es ihm, als tauche ein letzter Verzweiflungsruf **Philippinens** gräßlich aus dem Wirrniß auf, und da eben ſein Waſſerſtrahl das Küchenfenſter blos legte, warf er ſeine Löſchgeräthſchaften von ſich, ſprang auf die Mauer und von da blindlings in die Küche hinein.

Kaum feſten Boden unter ſich faſſend, fühlte der Sekretar plötzlich eine eiskalte Flut in mehr als genügender Maſſe auf ſich eindringen, wich dem Strome aus, pruhſtete, ſprudelte, griff nach allen Seiten haſtig umher, fand aber nicht eher eine Erklärung für die unverhoffte Überſchwemmung inmitten der Feuerwogen, als bis er, ſattſam abgekühlt, ſo viel Beſinnung bekam, um aus dem Giſchen des Waſſers, welches ſich dem Feuer vermälte, aus der ſich immer mehr verringernden Hitze und dem aufqualmenden und dann allmälich nach der entgegengeſetzten Richtung abziehenden Rauche ſich orientiren zu können, worauf ihm endlich Geſicht und Gehör wiederkehrten, und er ſich gegenüber einem auf die Gaſſe hinausgehenden Fenſter erkannte, vor welchem die Spritzen des Städtchens in voller Thätigkeit operirten, ſo daß er deren vollem Sprühregen ſeit dem Moment ſeines Eindringens ausgeſetzt geweſen war.

Die Brunſt war jetzt vollkommen gelöſcht, und **Benjamin** raffte ſich zuſammen, um aus der Küche zu eilen und dem Geſchicke der ihm befreundeten Familie nachzuforſchen. Ohne recht zu wiſſen, was er thue, trat er an das Gaſſenfenſter vor, und fragte, was aus den Bewohnern des Häuschens geworden ſey.

Ein unauslöſchliches Gelächter empfing ihn hier; denn, tropfnaß vom Wirbel bis zur Zehe, von Rauch geſchwärzt, an den Haaren und Kleidern verſengt, und mit der verwirrten Miene, welche ſein Geſicht darlegte, ſah der junge Mann in der That komiſch genug aus, um Anderen, als den von dem Brande Heimgeſuchten, zu einem Gegenſtande des Scherzes zu werden.

»Vetter **Benjamin**! Vetter **Benjamin**!« lachte ein Spaßvogel.

»Jetzt wird er gleich eine kleine Geſchichte erzählen,« rief ein Zweiter; und:

»Es war einmal eine getaufte Maus,« ſtimmte ein Dritter an.

Letzteres war ein Schlagwort zu neuem Spaß, bis endlich ein geſetzter Bürgersmann vortrat, und den Betroffenen mit der Nachricht beruhigte: Madame Wallner und ihre Tochter ſeyen wohl geborgen, Letztere von Herrn Bachmaier mit Lebensgefahr aus dem Feuer gerettet worden, aber kein Haar an ihr verſehrt.

Mit einer Anwandlung von Neid, von welcher unter gewiſſen Umſtänden auch der beſte Menſch nicht frei iſt, hörte Benjamin dieſe Mittheilung, und trat durch die halb verkohlte Küchenthür hinaus, ſich weiter nach ſeinen Freunden umzuſehen.

Philippine, geiſterhaft verſtört, ſtürzte ihm entgegen; ihr folgten Madame Wallner und Bachmaier.

»Gott ſey gelobt!« rief die Jungfrau, »er lebt! — Er iſt unbeſchädigt!«

Schluchzend lag ſie an ſeinem Halſe.

Anſtatt des behaglichen Mittagsmales mit dem Schaugerichte von Philippinens Hand ward, nachdem man einigermaßen Ordnung hergeſtellt und unſeren Sekretär mit friſchen Kleidern verſorgt hatte, ein ziemlich mittelmäßiges Eſſen ſervirt, deſſen Ingredienzien das benachbarte, eben nicht glänzend beſtellte Gaſthaus lieferte. Die Unterhaltung war einſylbig und verſtimmt, und ſelbſt eine von Herrn Bachmaier aus dem eigenen Keller ſpendirte Bouteille Extrawein vermochte den trüben Geiſt nicht zu bannen, welcher über der kleinen Geſellſchaft waltete.

Später fand ſich zahlreicher Beſuch ein: alle Vettern, Baſen und ſonſtigen Verwandten oder auch nur Bekannten der Familie erſchienen, ihr Beileid zu bezeigen, oder vielleicht zumeiſt, um ihre Neugierde über den Anlaß des Brandes zu befriedigen; bei Vielen mochte wohl auch der Miniſterialſekretär einen Hauptgrund ihrer Höflichkeit abgegeben haben, indem ſie entweder Bekanntſchaft mit einer gewichtigen Perſon ſchließen, oder ſelbe wenigſtens erneuern wollten.

Benjamin fühlte ſich unbehaglich in dieſem Kreiſe, welcher ihn mit einer ſo auffallenden Verziehung behandelte, daß er gleichſam der Brennpunkt aller Blicke und Reden ſchien; einem gebildeten Gemüthe thut es immer weh, wenn es ſich auf Koſten Anderer ausgezeichnet ſieht. Er erkannte unter den Beſuchern die Familie des kleinen Ferdinand, jenes ungeberdigen Knaben, welcher einſt die Bekanntſchaft ſeiner Backen früher geſucht hatte, als die ſeinige, und vertiefte ſich mit der älteſten Tochter, einem recht angenehmen, gebildeten Mädchen, in ein Geſpräch, von welchem er hoffte, daß es ihm wenigſtens für eine Weile Ruhe vor den zudringlichen Freunden verſchaffen würde. Unter Anderem kam er mit Leonoren, ſo hieß Ferdinand's Schweſter, auf Bachmaier zu ſprechen.

»Sie kennen ihn alſo ſchon?« fragte die junge Vertraute. »Doch,« fuhr ſie fort, »das verſteht ſich ja wohl bei einem ſo ausgezeichneten Hausfreunde von ſelbſt. — Ein ſehr intereſſanter Mann; nur ein Bischen — geheimnißvoll.«

»Geheimnißvoll?« fragte nun ſeinerſeits der Sekretär; »wie iſt das zu verſtehen?«

»Je nu, weil ſo recht eigentlich Niemand über ſeine Verhältniſſe klar ſieht. Es heißt: eine Erbſchafts-Angelegenheit habe ihn hierher geführt, und allerdings hat er, wie man ſagt, eine alte Verwandte in unſerer Stadt beerbt, doch die ganze Hinterlaſſenſchaft verlohnte die Mühe der Reiſe nicht. Überdies wird man aus den vielen fremden Leuten, die ihn von Zeit zu Zeit, meiſtens in der Nacht, beſuchen, nicht recht klug.«

»Alſo verkehrt Herr Bachmaier mit Perſonen, die nicht hieſiger Abkunft ſind?«

»So ſcheint es; ich zwar habe dergleichen nie geſehen; allein man verſichert es allgemein.«

»Vielleicht Gerüchte, von Böswilligen ausgeſprengt.«

»Kaum, — da Herr Bachmaier kein Gewerbe treibt, durch welches er einem Andern im Wege ſtehen könnte, im Gegentheile ſich Jedem gefällig und dienſtlich erzeigt.«

»Und weiß Madame Wallner um dieſe myſteriöſen Verbindungen?«

»Ich hoffe: nein, weil ſie ſonſt übel berathen wäre, ſich mit einem, im beſten Falle zweideutigen Manne in ein ſo inniges Verhältniß einzulaſſen.«

»Aber dann wäre es ja Pflicht, ſie aufmerkſam zu machen, zu warnen.«

Leonore zuckte die Achſeln.

»Das iſt eine harte Sache,« bemerkte ſie dann. »Es läßt ſich Herrn Bachmaier nichts Beſtimmtes nachweiſen, um direkt eine Anklage gegen ihn zu führen, und wer verfeindet ſich gern mit einem ſonſt artigen, verbindlichen und ſehr weltklugen Manne, der vielleicht die Macht hat, ſehr großen Schaden zu thun? Das Denunciantengeſchäft iſt eines der fatalſten; oft thut man demjenigen nicht einmal einen Gefallen, welchem man die Augen zu öffnen vermeint.«

Benjamin brach das Geſpräch ab, nahm ſich aber heilig vor, ſo bald als möglich mit der anzuhoffenden Schwiegermutter aus der Sache zu ſprechen. Wenn nicht um ihretwillen, ſo mußte es doch zu Gunſten des Rufes ſeiner Braut geſchehen, welche leicht in wer weiß welchen argen Handel verwickelt werden konnte. Eben ſo nahm er ſich vor, den verdächtigen Mann während ſeines Aufenthaltes ſorgſam zu beobachten, und vor Allem dem ihn wider Willen heimſuchenden Zweifel über Philippinens Zuneigung ſo bald, als möglich, ein Ende zu machen.

Dazu ergab ſich die Gelegenheit kurz nach obiger Unterredung, indem Philippine dicht in ſeiner Nähe einer jungen Freundin eine aufgegangene Schleife befeſtigen half, dadurch in ein Dreigeſpräch verflochten ward, und zuletzt, als jene Freundin abgerufen ward, mit unſerem Freunde allein blieb.

Benjamin warf einen flüchtigen Blick über die Anweſenden, und da er gewahrte, daß für dieſen Augenblick die Aufmerkſamkeit anderweitig betheiligt ſey, ergriff er die Hand der Geliebten, und flüſterte ihr zu:

»Philippine, ſage mir um Gottes willen, was iſt es mit Bachmaier?«

Die Jungfrau erblaßte bis in die Lippen, ward dann über und über roth, und ſtammelte:

»Nichts, mein Freund! nichts, das Dich bekümmern dürfte; gewiß nicht!«

»Aber er hat Geheimniſſe, er empfängt Fremde in der Nacht.«

Philippinens Bläſſe ſtieg bis zum Geiſterhaften; ſie zitterte und ſchien ſprachlos geworden. Dennoch that ſie ſich, wie krampfhaft, Gewalt an, und lallte:

»Wer ſagt das? Woher weiß man — ?«

Benjamin erhob warnend den Finger, und ſagte: »Es iſt nicht Alles, wie es ſeyn ſollte. Philippine, ich beſchwöre Dich, ſey offen: Was iſt Dir Bachmaier?«

Die Jungfrau warf dem Freunde einen großen Blick zu, einen jener Blicke, welche ſicherer jede Anſchuldigung zurückweiſen, als Schwüre und Betheuerungen; dann drückte ſie die Rechte an ihren Buſen, und ſagte ernſt:

»Nichts iſt er mir, weniger als nichts in dem Sinne, welchen die Welt einem Verkehre zwiſchen Mann und Frauenzimmer unterzulegen pflegt; gar nichts, ſo wahr mir Gott gnädig ſeyn wolle!«

»Aber was haſt Du ſonſt mit ihm zu ſchaffen? Wer ſind die Fremden? Warum kommen ſie im Dunkel des Geheimniſſes? Warum weiſ't Deine Mutter den verdächtigen Menſchen nicht von ſich?«

Philippine lächelte bitter und erwiederte:

»Richtet nicht, auf daß nicht über Euch das Gericht komme! Daß doch ſelbſt der beſte Menſch nicht frei iſt von jenem vorſchnellen Urtheile, welches aus dem Scheine Folgerungen zieht über Werth und Unwerth! Nicht nur das Böſe ſucht die Finſterniß; es gibt auch einen lichtſcheuen Flüchtling edlerer Gattung: das Unglück, welchem die Sterne Noth thun, die nur aus dem Mantel der Nacht empor tauchen. — Du thuſt mir weh, Benjamin, wenn Du dieſe Saite berührſt! Sey edel — ſchone ſie — ich darf Dir nicht Licht geben in dieſer Nacht!«

Damit enteilte ſie und ließ den Bekümmerten allein; wunderſame Gedanken kreuzten ſich in ſeinem Gehirne.

Daß Bachmaier kein ſchlechter Menſch ſeyn könne, dafür bürgte das inſtinktmäßige Wohlwollen, womit der erſte Anblick des Fremden ihn für dieſen erfüllt hatte; auch genügte ein Blick in ſeine biederen, offenen, edlen Züge, um dieſen Glauben zur Gewißheit zu machen; allein was war es ſonſt mit ihm? Welch ein Unglück konnte ihn zum Verbündeten nächtlicher Schleicher machen, ihm und der Geliebten das gehäſſige Heimlichthun aufnöthigen? Oder war der geheimnißvolle Freund dennoch ein Betrüger, ein geſchickter Komödiant, welcher die harmloſe Familie zu ſeinen Zwecken ausbeutete, und ſie vielleicht in unabſehbares Elend ſtürzte?

Vielleicht — er wies den Gedanken mit Abſcheu zurück — vielleicht war Philippine, wie ſie eine Mitwiſſerin dieſer Geheimniſſe ſchien, ſogar auch eine Theilnehmerin gefährlicher Plane? Vielleicht war ſie ſogar durch ihr Herz an den gefeſſelt, deſſen Vertretung ihr Mund ſo bereitwillig übernommen hatte?

Benjamin ſah ſich von einer wilden Zweifelsjagd verfolgt, die ſeiner Ruhe verderblich werden mußte; ſeiner offenherzigen, hinterhaltloſen Natur widerſtrebte dieſer Zuſtand, und er kam zu dem feſten Entſchluſſe, heute noch Bachmaier's Wohnung zu beſuchen, und ihn perſönlich um Löſung dieſer Räthſelqual anzugehen. Ja, das wollte, das mußte er!

Einmal zu ſolcher Einigkeit mit ſich ſelbſt gediehen, ward er wieder ruhiger und genießbarer, ſchloß ſich der allgemeinen Konverſation an, und trug durch muntere Laune ſein redliches Schärflein dazu bei. Iſt der Gährungsprozeß unſeres Innern beſtanden, ſo klären ſich die Gefühlselemente ſtets zu einer entſchiedenen Empfindung ab; nämlich zum Selbſtvertrauen.

Beim Abſchiednehmen trat wieder das Übergewicht hervor, welches von allen Seiten auf den Sekretär des Miniſters gelegt wurde: ihm galten die erſten Komplimente, ihm wurde das auserleſenſte Ceremoniell gewidmet, ihm ſtrömten die plumpſten Schmeicheleien, die ſüßeſten Freundſchaftsverſicherungen zu. Dieſe Krähwinkler-Etikette ward ihm endlich läſtig, und er rief:

»Meine Herren und Damen! Ihre Güte beſchämt mich nicht nur, ſie wird mir in der That drückend. Wenn Sie mir noch einen Augenblick ſchenken wollen, ſo will ich Ihnen geſchwind eine kleine Geſchichte erzählen:«

»Es war einmal ein Löwe, der ſchickte ſeinen Hofhund, einen recht wackeren Köter, auf Reiſen. Wohin nun der Hund kam, hofirte man ihm als einem Sendling des Königs, und überſchüttete ihn beinahe mit guten Biſſen und ſaftigen Knochen, und hoffte dadurch ſeine Gunſt zu gewinnen, durch dieſe aber bei dem König Löwen eine Gnadenſtaffel zu erklimmen. Der Hund hatte gut ſagen, daß er nur darum bei dem Herrſcher etwas gelte, weil er ſich niemals in deſſen Angelegenheiten miſche, und ihn mit keiner, gar keiner Bitte behellige; es war umſonſt, die Knochenbeſtechung dauerte fort, wie früher, ſo daß der arme Hund einen Magen für Zehn hätte haben müſſen, um Alles zu verdauen, was man ihm zuwendete; ja, es ward ihm jeder Fraß durch Überſättigung ſchier zum Ekel. Da verfiel er auf eine Liſt, ſich die allzu gütigen Spenden vom Halſe zu ſchaffen. »Meine Freunde,« ſagte er geheimnißvoll und mit ernſter Miene, ›mich ſchmerzt es, daß Ihr mich mit Bezeigungen Eures Wohlwollens gleichſam martert, obwohl es mir andererſeits die größte Freude gewährt, von Euch ſo günſtig aufgenommen worden zu ſeyn; denn — ich bin keineswegs gekommen, der Verkünder der Gnaden meines Herrn zu ſeyn, ſondern meine Miſſion geht dahin, einen Verrehmten, einen dem Könige angezeigten Verbrecher, aus Eurer Mitte herauszuholen, und der Strafe zu überliefern! Wer ſich unter Euch nicht heil fühlt in ſeinem Gewiſſen, wen auch nur im mindeſten der Alp des Schuldbewußtſeyns drückt, der weiche von mir; denn meine Zähne werden ihn plötzlich erfaſſen und zerreißen!« — Kaum hatte der Köter dies geſagt, ſo wich Alles ſcheu vor ihm, und barg ſich vor ſeinen Blicken, denn Jeder fürchtete, die Verleumdung könnte ihn ſelbſt betroffen haben, und ſein Tod verzeichnet ſeyn im Schuldbuche des königlichen Schergen. Und von dieſem Augenblicke an hatte der reiſende Hund Ruhe, ungeſtörte Ruhe! — Sie ſehen mich betroffen an, meine Herren und Damen; Sie wiſſen nicht, wo hinaus meine Rede ziele? Wie nun, wenn ich Ihnen ſagte, daß meine Sendung in der That eine ſolche ſey, wie jene des Köters in der Fabel?«

Die Geſichter im Saale waren während dieſes Vortrages immer länger geworden.

»Ja, meine Freunde,« rief der Sekretär mit ſcherzhaft erhobener Stimme: »ein Verrehmter iſt unter uns; ich bin geſandt, ihn zu fahen und dem Gerichte zu überantworten. Wehe! Wehe!«

Ein ziemlich erzwungenes Lachen ertönte im Kreiſe, verſtummte aber ſchnell, als man Bachmaiern mit vorgehaltenem Sacktuche plötzlich enteilen, und Philippinen ihm in auffallender Verſtörtheit folgen ſah.

Es war ziemlich ſpät in der Nacht, als Benjamin ſich aufmachte, um, ſeinem Vorſatze gemäß, die Forſchung nach Bachmaier's geheimnißvollem Treiben zu beginnen. Da die Entfernungen im Städtchen nur von geringem Maße waren, ſo gelangte er bald in die Nähe der bedenklichen Wohnung, und ſtellte ſich hinter einem breiten Laternpfahle, deſſen ſpärliches Licht in einem mächtigen Schatten-Rayon verſchwamm, auf die Lauer.

Aufpaſſen und Nachſpüren war ihm zwar aus tiefſter Seele verhaßt; allein er beſchwichtigte die Entrüſtung über ſein Spionenthun durch den Gedanken, daß es als ein Opfer gelte für die Geliebte, und daß es Pflicht eines jeden Redlichen ſey, zur Aufdeckung des Laſters nach Kräften mitzuwirken. Freilich rief die Hindeutung Philippinens auf ein ehrwürdiges Unglück Skrupel in ſeiner Seele hervor; doch ſie ließen ſich durch die, von Benjamin ſich ſelbſt gegebene Verſicherung in Schlaf lullen, dieſem Mißgeſchicke eine helfende Freundeshand zu bieten, wenn es ein unverdientes ſey, im entgegengeſetzten Falle aber die Larve des Heuchlers abzureißen, und Philippinen über den an ihr verübten Betrug zu enttäuſchen.

Im Hauſe war und blieb Alles ſtill, ungeachtet unſer Freund ſchon nahe an eine Stunde auf ſeinem Poſten harrte; mit dem Schlage der eilften Stunde jedoch flammte plötzlich in einem Erkerzimmer des erſten Stockes Licht auf, röthlich ſchimmernd, hell und heller aufleuchtend und dann plötzlich wieder verlöſchend. Unmittelbar darauf, gleichſam als hätte ſie nur dieſes Signals gewartet, trat aus einem dunklen Winkel eines gegenüber ſtehenden Hauſes eine Geſtalt hervor, ſorgfältig in einen Mantel geſchlagen bis an die Augen, und, wie auf Fuchspfoten, der Pforte von Bachmaler's Wohnung zueilend; ſie kam hierbei an dem Schutzpfeiler Benjamin's vorüber, ein Windſtoß lüftete die Kapuze, und unſer Lauſcher erkannte mit Entſetzen — Philippinen.

Wie von einem Blitzſtrahle betäubt, fühlte Benjamin ſeine Beſinnung ſchwinden, ſeine Zunge gelähmt; — als er ſich aus dieſer geiſtigen Aſphyrie emporraffte, war die Erſcheinung längſt in dem verdächtigen Hauſe aufgenommen worden.

Benjamin, ſich deſſen, was er geſehen, erinnernd, ſchlug ſich vor die Stirne, und ſein gellendes Lachen erweckte das Echo der tauben Straße.

»Gut gewählt, Freund Sekretar,« grollte er gegen ſich ſelbſt, »vortrefflich gewählt! — Das dolce attacamento eines Spitzbuben haſt du dir zur Braut erkieſet! Vetter Benjamin! Vetter Benjamin! erkennſt du nun, daß du von jeher mit Recht das animal foppabile all' Derer geweſen biſt, du Allerweltsvetter, mit denen du im Leben zu thun hatteſt, denen du gut warſt? — Aber ich will die Lammshaut abſtreifen, wie ein Theater-Zugkleid, und den Löwen herauskehren! Ich will Euch zeigen, daß ich nöthigen Falls ein Teufelsvetter ſeyn kann!«

Damit rannte er, wie ein Mauerbrecher, an die Thüre von Bachmaier's Wohnung, welche aber feſt verſchloſſen war und ſeinen Eintritt verhinderte. Der heftige Anprall hatte aber das Gute, unſeren Freund, mittelſt des Schmerzes einer auf ſeiner Stirn hervorkeimenden Beule, der Beſinnung wieder zu geben. Schnell ſprang er von der beſtürmten Feſtung zurück, und war bereits wieder in der Dämmerung ſeines alten Poſtens geborgen, als das Fenſter des beleuchteten Zimmers ſich aufthat, um die Nachtmütze Bachmaier's zu zeigen, welcher ſich über die Brüſtung bog, und aufmerkſam in die Straße herabſchaute.

»Es iſt nichts, mein Kind,« flüſterte er in das Zimmer hinein, »irgend ein Trunkenbold . . .«

Der Schluß blieb unverſtändlich, da das Fenſter bereits wieder zugeklappt war.

»Der Pfiffikus hat ſich geirrt,« lachte Benjamin, »kein Trunkenbold ſtörte das ſüße tête à tête, ſondern ein ſehr Nüchterner, ein von dickem Weinnebel völlig Entnüchterter! Aber ich muß doch ſehen, was ſie da oben ſtiften, wie ſie ſich unterhalten, die zärtlichen Turteltauben!«

Suchend blickte er um ſich her, und entdeckte eine Feuerleiter, unter dem vorſpringenden Dache eines Schoppens aufgemacht, welcher zur Unterbringung der Löſchgeräthſchaften beſtimmt war. Mit nicht geringer Anſtrengung ſchleppte er das Requiſit zum Hauſe, lehnte es an die Mauer, probirte deſſen Haltbarkeit, und huſchte dann ſchnell, aber leiſe, die Sproſſen empor, bis er die Höhe des ominöſen Fenſters erreicht hatte.

Dasſelbe war nur einfach, und der Lauſcher vermochte daher nicht nur Alles zu ſehen, was im Gemache vorging; auch der volle Inhalt des Geſpräches gedieh mit allen ſeinen Nuancen an das durch Eiferſucht und Haß geſchärfte Ohr.

»Mein Kind,« ſagte der ehrſame Junggeſell eben, »ich erwarte täglich die definitive Schlußfaſſung; bis dahin laſſ' uns das Beſte hoffen! Das Glück ſchmeckt doppelt ſüß, wenn ſeine Frucht von Thränen befeuchtet und genährt, von der Flamme der Sehnſucht gereift wurde.«

Philippine ſchlang ihre Arme um den Hals des Redners; es ſchien unſerem Benjamin, der ſich jetzt recht eigentlich als ein Schmerzensſohn fühlte, als ſchwämme ihr Auge in Thränen.

»Was wird Dein Freund Benjamin zu dieſer unerwarteten Wendung der Dinge ſagen?« begann Bachmaier auf's Neue. »Er wird aus den Wolken fallen!«

»Er iſt es ſchon,« dachte der Lauernde.

Philippine erhob ihr Antlitz von der Schulter des ſie Umſchlingenden.

»Wie er ſich verwundern wird,« lächelte ſie; »aber gewiß wird er mir mein Glück nicht mißgönnen, ſondern ſich herzlich darüber freuen!«

In dem Augenblicke, wo die Schöne dies ſagte, platzte ein von Benjamin längſt mühſam bekämpfter Drang zum Nieſen heftig los, und eine dröhnende Salve entlud ſich aus ſeinen Nüſtern, daß die ſtille Straße ſchier davon erbebte.

»Was war das?« hörte der unberufene Zeuge dieſer Scene Bachmaier'n rufen, und ein Schrei des Entſetzens bewies, daß auch **Philippine** von dem unverhofften Intermezzo aufgeſchreckt worden ſey.

Benjamin war betäubt; er wußte nicht, ob er bleiben oder ſchleunigſt von der Leiter hinabkollern ſolle; eben entſchloß er ſich zu dem Letzteren, als das Fenſter raſch aufgeriſſen wurde, und eine derbe Fauſt ihn am Kragen ſchüttelte.

»Nichtswürdiger!« brüllte **Bachmaier's** Stimme, »was ſoll dieſe Infamie? Biſt Du ein Dieb, welcher mich um meine Habe beſtehlen, oder ein Feind, der meine Hoffnungen rauben wollte? Bekenne, oder ich ſtoße Dich von der Leiter hinab, und breche Dir das Genick!«

Der Sekretär langte mit der frei gelaſſenen Rechten nach ſeinem Kopfe, zog den Hut, und ſagte ganz kleinlaut und demüthig:

»Ich bin es, Herr Vetter **Bachmaier**! Geſtatten Sie, daß ich Ihnen eine kleine Geſchichte erzähle.«

Bachmaier prallte, als er dieſe Stimme hörte, erſchrocken zurück, leuchtete mit der Kerze über das Geſicht ſeines Gefangenen, und erſchrak ſichtbarlich noch mehr, als er ſah, daß er ſich in ſeiner Erkennung des nächtlichen Störers nicht getäuſcht habe.

»Um Gottes willen, Herr Sekretär,« ſtotterte er, »was fällt Ihnen ein, daß Sie die Ruhe eines friedlichen Bürgers auf ſo unanſtändige Weiſe ſtören? Ich hätte Ihnen wahrhaftig einen ſolchen Knabenſtreich nicht zugetraut!«

»Knabenſtreiche ſind immer noch ehrenhaft gegenüber von Schurkenſtreichen,« polterte **Benjamin**, deſſen ganzer Zorn mit ſeiner Beſinnung wiederkehrte. »Oder iſt das etwa eine Edelthat, wenn ein grauer Sünder einem guten Menſchen, der ſein Glück, ſeinen Glauben, ſein Streben, ſein Herzblut, ſein Alles an ein geliebtes Mädchen ſetzte, dieſes Weſen vor ſeiner Naſe bethört und in den Pfuhl der Verworfenheit zerrt? Holla, mein Herr Weiberfeind, was für eine Raupe läuft Ihnen denn da über das Geſicht, daß es auf einmal ganz blaß und düſter wird? Ich habe Ihren Beſuch, als er an mir vorüber zu Ihnen ſchlich, gar wohl geſehen und erkannt, und ſage Ihnen glattweg in den Bart, daß dies allerdings kein Knabenſtreich, ſondern ein Bubenſtück, ein Lotterbubenſtück iſt! Haben Sie mich verſtanden?«

Bachmaier warf einen verſtohlenen Blick hinter ſich, und da er ſich allein ſah, faßte er wieder Muth, und ſagte mit ziemlicher Faſſung:

»Sie träumen, mein Beſter! Meine Haushälterin ſaß bei mir, und ſchloß die Rechnung mit mir ab; weiter keine Sterbensſeele!«

Benjamin warf ihm einen verächtlichen Blick zu, und verſetzte, halb in ſich hinein murmelnd:

»Es geſchieht ihr Recht, daß ſie an einen Judas gerathen iſt, der ſie in ihrer Schande noch obendrein verläugnet! — Und nun, mein Herr, ſind wir in dieſer Angelegenheit mit einander fertig; nur mache ich Sie aufmerkſam, daß ich ein Beamter des Miniſteriums und als ſolcher verpflichtet bin, gewiſſen Umtrieben, welche mit der Ruhe der Nationen und deren edelſten Heiligthümern ein freches Scherzſpiel treiben, obachtſamſt die Fährte abzugewinnen. Sie werden mir morgen Ihre Papiere vorlegen, und mir Rechenſchaft geben über die anderweitigen nächtlichen Viſiten, deren Sammelplatz Ihr Haus iſt, und dann werde ich Ihnen eine Geſchichte erzählen, die Ihnen vielleicht nicht gefallen wird; denn ſie wird weder kurz ſeyn, noch werde ich mir Ihr geneigtes Ohr dazu erbitten! — Adieu, ich eile, dieſen verdächtigen Schlupfwinkel ſogleich beſetzen zu laſſen!«

Er wollte von der Leiter; allein Bachmaier hielt ihn am Arme feſt.

»Um des Himmels willen,« flüſterte er, »begehen Sie keine Thorheit! Ich werde mich rechtfertigen, ich werde Alles aufklären; aber kommen Sie herein, beruhigen Sie ſich — ich kann ja nicht am offenen Fenſter meine Geheimniſſe ausſchreien! — Kommen Sie, ich öffne Ihnen das Thor!«

Er ſchloß das Fenſter, und mechaniſch ſtieg Benjamin von der Leiter.

Als er am Fuße derſelben angelangt war, fuhren ihm plötzlich ein Paar koloſſale Fäuſte an den Hals und an die Bruſt.

»Hab' ich Dich, Spitzbube,« lallte eine, hinter einem dicken Bierqualm nachkeuchende Stimme, »hab' ich Dich? — Paßte lang auf Dich, Bruder Fingerfix — dachte auch den Andern zu erwiſchen! Höll' und Tod, wo haſt Du Deinen Kumpan, Satansbraten?«

Benjamin erkannte den alten, betrunkenen Nachtwächter des Städtchens, eine Ruine aus der Zeit ſeines Studententhums, und hätte beinahe gelacht über das Mißverſtändniß, wären ihm die Knochen des Tölpels an Hals und Bruſt nicht gar ſo unbequem geweſen. Er ſuchte ſich derſelben durch Rütteln und Gegenwehr zu entledigen; allein der Trabant hing an ihm, wie ein Bär. Es ſchien ihm daher das Klügſte, es mit Güte zu verſuchen.

»Höre, Jakob,« ſagte er, »Du biſt nicht klug. Kennſt Du denn Deinen alten Freund, Vetter Benjamin, nicht mehr? Ich bin geſtern hier angekommen, und mache mir eben Vorwürfe, daß ich meine Schuldigkeit gegen einen Ehrenmann und guten Bekannten, wie Du, ſo ſchnöd verabſäumte! Laſſ' mich los, Jakob; ich hatte einen Spaß mit Herrn Bachmaier vor, ſo einen, wie Du uns Studenten ſo oft ausführen halfeſt, Du Schalk! — Komm' mit mir, ich habe ein Glas Wein für Dich in Bereitſchaft!«

»Papperlapapp,« widerlegte der Betrunkene, »was Jakob, was Bachmaier, was Studenten und Kreuzdonnerwetter! — Wäreſt Du der fidele Vetter Benjamin, ſo hätteſt Du längſt angefangen: »Ich will Ihnen eine kleine Geſchichte erzählen.«

»Eben wollt' ich's,« fiel Benjamin ein, ſich das Lachen auf den Lippen verbeißend: »Es war einmal ein Mann. . .«

Der noch kaum begonnene Vortrag wurde aber alsbald unterbrochen, indem von allen Seiten, durch die ſeltene Störung aufgejagt, ſich die Fenſter und Hausthore öffneten, Perſonen zeigend, welche theils neugierig, theils ängſtlich nach dem nächtlichen Exzeſſe forſchten.

»Was gibt's, Jakob? Was gibt's?« rief man von allen Seiten.

»Ein Dieb! Eine ganze Räuberbande!« ſchrie der Nachtwächter, »da ſteht der Hauptmann!«

Alles drängte ſich um den Sekretär, welcher ſich das Geſicht verhüllte und in die Erde ſinken zu müſſen glaubte; da trat Herr Bachmaier mit einer Blendlaterne in den Kreis, und ſagte:

»Meiſter Jakob hat wieder einmal doppelte Beleuchtung im Kopfe! Da, mein Freund, der Herr Miniſterial-Sekretär, ging eben von mir; als ich mit ihm vor die Thür trat, fanden wir dieſe Leiter an der Wand, und da meinte Herr Benjamin, es möchte vielleicht irgend ein ſchlechter Spaßvogel am Fenſter Knallerbſen oder ſonſt einen Schabernack hingelegt haben, um mir einen Schreck zu machen, und ſtieg, gutmüthig wie er iſt, hinauf, um nachzuſehen. Er fand zwar nichts dergleichen; allein da er herabſtieg, ließ das Doppellicht unſeres wohlberathenen Herrn Sicherheits-Kurators ihn in dem Herrn Sekretarius einen Dieb oder vielleicht gar einen Mörder wittern, und ſo entſtand der unvernünftige Spektakel. Iſt's nicht ſo, Herr Vetter Benjamin?«

»Vetter Benjamin! Es iſt Vetter Benjamin!« lachte man von allen Seiten, und der Nachtwächter ward von dem Hohngeziſch der jüngeren Zuſchauer unter einem förmlichen Charivari davon getrieben. Ein Paar der Honorigeren erbaten ſich die Ehre, den Herrn Sekretär nach Hauſe geleiten zu dürfen.

Benjamin entfernte ſich mit ſchwerem Herzen, da er ohne Aufſchluß über das Rendezvous geblieben, und ihm durch Bachmaier's ſchlaues Märchen gleichſam die Waffe gegen ihn aus der Hand gewunden worden war; denn wenn er ſich nicht vor dem ganzen Städtchen blamiren wollte, mußte er ſchweigen über die ganze fatale Geſchichte.

»Es iſt ein Erzböſewicht,« dachte er in ſeinem Innern; »aber in der That ein feiner Böſewicht!«

Benjamin hatte eine ſorgenſchwere, ſchlafloſe Nacht überſtanden, und ſaß ohne Appetit bei ſeinem Frühſtücke, als ſein Bedienter eintrat und ihm den Bürgermeiſter des Städtchens meldete, welcher den Herrn Sekretarius dringend zu ſprechen begehrte. Dieſer ſtand ſogleich auf, öffnete ſelbſt die Thür, und trat dem Stadtoberhaupte entgegen.

»Sie werden ſich verwundern über den frühzeitigen Beſuch,« begann der Bürgermeiſter; »allein ich komme in officiosis, und da wiſſen Sie wohl, daß man mit Komplimenten nicht viel Zeit verlieren darf.«

»Ohne Einleitung, wenn's gefällig iſt,« bat der Sekretär, welchem nichts Gutes ahnte, »womit kann ich Ihnen zu Dienſten ſeyn?«

»Vermuthlich wiſſen Sie ſchon, daß Bachmaier plötzlich unſichtbar geworden iſt?«

»Heiliger Gott,« ſchrie Benjamin, iſt das Ihr Ernſt?«

»Mein voller Ernſt. Da der Herr Sekretär aber, wie man mir erzählt, noch ſpät Abends mit ihm zuſammen waren, ſo wollte ich blos von Ihnen hören, ob Sie etwas Näheres diesfalls von ihm vernommen, oder vielleicht Anſtalten zur Flucht bemerkt hätten?«

»Nicht im Entfernteſten. Leider aber muß ich geſtehen, daß wahrſcheinlich die Schuld der ſo plötzlichen Entweichung auf mich fällt. Ich hatte Winke erhalten, daß es mit den Verhältniſſen dieſes Bachmaier nicht recht geheuer zu ſeyn ſcheine, und ihm erklärt, daß er mir diesfalls heute würde Rede zu ſtehen haben; vermuthlich ſagte ihm ſein Gewiſſen, daß er nicht am beſten beſtehen werde, und er drückte ſich. Im Ärger über den dummen Lärm des Nachtwächters vergaß ich komplett, von Ihnen, Herr Bürgermeiſter, Aſſiſtenz zur Bewachung des Suſpekten zu erbitten; ſo geſchah es, daß er ohne Anſtand hinauskam.«

Der Konſul rümpfte höhniſch die Naſe, und ſagte: »In der That, ſehr unbeſonnen gehandelt von einem miniſteriellen Geſchäftsmann. — Ich erhalte ſo eben den Auftrag von Seite des Obergerichtshofes, den hierorts ſeßhaften Georg Bachmaier in Sachen des berüchtigten Gerhard'ſchen Prozeſſes zu Protokoll zu vernehmen — —«

»In dem Gerhard'ſchen Prozeſſe?« rief Benjamin erſtarrend. »Gerechter Himmel, wie hängt Bachmaier mit dieſer Unglücksgeſchichte zuſammen?«

»Kann nicht dienen,« verſetzte der Bürgermeiſter, die Achſel zuckend; »vielmehr hoffte ich diesfalls von Ihnen Auskunft zu erhalten, ſintemalen es in meinem Dekrete heißt, ich hätte hierbei im Einvernehmen mit Hochdenſelben vorzugehen.«

»Wie, mit mir?«

»Aufzuwarten, und ich geſtehe, daß ich über die Maßen betreten bin, Hochſelbe in einem — wie ſoll ich ſagen — gleichſam zweideutigen Lichte zu erblicken.«

»Zweideutig?« brauste der Präſidialmann auf. »Herr, legen Sie Ihre Worte beſſer auf die Wage, wenn ich bitten darf.«

»Bedaure von Grund des Herzens; allein bedenken Sie ſelbſt! Sie haben noch ſpät in der Nacht mit dem Verdächtigen ein Kolloquium, citiren ihn unter bedenklichen Inzichten vor Dero Richterſtuhl — vergeſſen aber, ihm die Mittel zur Flucht abzuſchneiden, und heute — iſt er durch die Lappen! Das ſieht doch in der That wie ein — Einverſtändniß oder doch wie eine ſträfliche Vernachläſſigung aus. — Bitte übrigens, mich zu exkulpiren!«

Benjamin fühlte die ganze Schwere der ihn belaſtenden Anſchuldigungsgründe und ſah ein, daß der Bürgermeiſter im ſtrengſten Sinne des Wortes ſeine Schuldigkeit thue. Er wußte durchaus nichts zu ſeiner Rechtfertigung anzubringen, und kaute an den Nägeln, einen möglichen Zuſammenhang dieſer außerordentlichen Begegniſſe zu errathen. Endlich wendete er ſich wieder an den Machthaber:

»Und was iſt nun Ihre Abſicht?«

»Vorläufig,« katzenbuckelte der Gefragte, »Wohldieſelben zu bitten, ſich's innerhalb dieſer Mauern ſo bequem, als möglich, zu machen; aber ſelbe nicht zu verlaſſen!«

»Sie unterſtehen ſich, Herr,« glühte Benjamin, »Sie wagen es, mich zu verhaften?«

»Bewahre mich Gott vor ſolchem Frevel,« grinste der Bürgermeiſter, »es geſchieht nur aus pflichtmäßiger Vorſicht zu meinem und Dero Beſten! Und ſomit wünſche ich beſte Unterhaltung, und gehe meiner Wege, immaßen nunmehro die Witwe Wallner vor den Riß ſtehen muß, als welche mit dem Entwichenen einer ſehr bedenklichen Freundſchaft pflog.«

Benjamin ſah ſich allein; aber eine beim Aufgehen der Thür ſichtbar gewordene Wache ließ ihm keinen Zweifel, daß er als ein Gefangener betrachtet werde. Obwohl er ſich ſeiner Reinheit bewußt war, folterte ihn doch die Betrachtung der möglichen Konſequenzen aus dem gegen ihn erhobenen Verdachte, vor Allem aber der Gedanke an das Loos, welches die Witwe und ihre Tochter treffen könne, ſchutzloſe Frauen, die nicht im Stande waren, die Formen einer gerichtlichen Unterſuchung im rechten Lichte aufzufaſſen, und den kaſuiſtiſchen Spitzfindigkeiten eines vielleicht böswilligen Inquirenten zu begegnen.

Der Gerhard'ſche Prozeß lag ihm ſchwer auf der Seele; wenn Bachmaier in dieſen wirklich implizirt war, mochten Wallner's einen harten Stand haben, und jedenfalls langwierigen

Plackereien entgegen ſehen. Er dachte trübſinnig an die Möglichkeiten, welche aus einer Verwickelung ſolcher Art hervorgehen mußten, und ſann ſodann dem Anlaſſe der Freundſchaft zwiſchen Wallner's und Bachmaier nach. Plötzlich fuhr es ihm wie ein zweiſchneidiges Schwert durch die Bruſt.

»Es iſt kein Zweifel,« ſagte er zu ſich ſelbſt, alle Daten in ſeinen Gedanken zuſammenhaltend, »wo hatte ich nur meine Augen, daß ich ihn nicht ſogleich erkannte, ich, der ſein Signalement ſo oft geleſen, ſeinetwegen ſo oft mit dem Miniſterium ſeines Landes korreſpondirt hatte! Er ſelbſt iſt Gerhard, oder ich bin nicht ich!«

Er überflog nun im Geiſte Alles, was er in ſeiner Dienſtesſphäre von dem viel beſprochenen Prozeſſe erfahren hatte, und ſtellte ſeine Überzeugung immer feſter. Vor ungefähr einem Jahre war das Erſuchen von Seite der Regierung eines Nachbarſtaates geſtellt worden, das Verſteck eines ſicheren Sigmund Gerhard ausfindig machen zu helfen, welcher in ein politiſches Verbrechen verwickelt geweſen, aber aus dem Kerker, ehe die Schuld völlig konſtatirt werden konnte, entwiſcht und unſichtbar geworden ſey. Man hatte ihn in contumaciam zum Tode verurtheilt, und intereſſirte alle befreundeten Staaten, ihn gefänglich einzubringen, da er als ein höchſt gefährlicher Verführer, Aufwiegler und Demagog den allgemeinen Frieden nur allzu leicht kompromittiren möchte. Sein Äußeres war übrigens als ſehr vortheilhaft, und ſeine Geldmittel wurden als bedeutend geſchildert; anderntheils aber vor ſeiner außerordentlichen Verſchmitztheit und Umgangsroutine gewarnt, mittelſt welcher er ſich die Miene der unbefangenſten Biederkeit zu geben wiſſe. Man hatte triftige Verdachtsgründe, ihn als einen Schmuggler, Falſchmünzer, ja ſelbſt als einen Raubmörder zu verdächtigen.

»Allgerechter!« ſeufzte Benjamin, ſich dieſe Umſtände in das Gedächtniß zurückrufend, »und Du konnteſt zugeben, daß ein Mädchen, wie Philippine, geſchaffen zur Seligkeit eines

Deiner treueſten Diener, einem ſo ruchloſen Böſewichte zur Beute wurde? — Ja, ich habe ſie verloren, ſie iſt ihm ganz verfallen, die Unglückſelige! Sagte ſie nicht: Unglück zwinge ihn, den Schleier der Nacht über ſein Thun zu decken, und ſah ich ſie nicht in ſeinen Armen? — Er hat ſie unrettbar beſtrickt — Philippine iſt todt für mich!«

»Und dennoch,« begann er nach einer Pauſe wieder, »und dennoch widerſtrebt meine Seele, an ihre Schuld zu glauben! Ach, das Herz iſt hartnäckiger in ſeinen Zweifeln, als der Verſtand — es will nicht laſſen von dem geliebten Gegenſtande. Philippine — o meine Philippine, wenn Du jetzt da wäreſt an meiner Seite, ich wollte Dich aufrütteln aus Deiner Verzauberung, aus den Schlingen, die ein böſes Auge Dir übergeworfen! Ich würde mich an Dich klammern, wie ein Verſinkender im Meere an die letzte, morſche Planke, und würde Dir eine Geſchichte erzählen, die Dich gewiß heilen würde, wenn noch Heilung möglich iſt!«

Und gleichſam die Geliebte vor ſich ſehend und mit ihr koſend, begann er:

»Es war einmal ein Zauberer, zu dem kamen zwei Liebesleute, ein Jüngling und ein Mägdlein. Sie baten ihn, er möchte ihre Herzen, wie ſie es im Geiſte bereits ſeyen, auch im Fleiſche zu Einem machen, auf daß Jegliches verſichert ſey, das Andere könne nimmermehr ohne ihn leben, und Eins müſſe ſterben mit dem Andern. Der Zauberer that, wie ſie geheiſcht hatten, und die Beiden lebten nun immerdar Eines im Andern, Eines durch das Andere. Da ereignete es ſich, daß der Jüngling weit fort mußte von der Jungfrau, und ſie ſich Jahre lang nicht mehr ſehen konnten; allein keines von ihnen hatte Bangen darum, ſie fühlten das gemeinſame Herz in der Bruſt, und bedurften keiner Boten und Briefe, um Eins zu ſeyn, Eins zu bleiben. Zu dem Mägdlein aber trat eines Tages ein Fremder, und bat es, ihm ihr Herz zu ſchenken; ſie lächelte und entgegnete: »Wie kann ich etwas zum Geſchenke geben, deß ich nur Miteigener bin — mein Freund in der fernen Stadt iſt es, welcher darum wiſſen muß, und er wird mein Herz, welches das ſeinige iſt, eben ſo wenig miſſen wollen, als ich das ſeinige, welches ja ebenfalls das meinige iſt.« — Da ſprach der Fremde einen Bannſpruch über die Jungfrau, daß ihr das Herz von einem Schleier überzogen ward, und das Bild des Freundes zu einem Schatten hinſchwand, und es krank machte, gleichwie die Auſter krank liegt in der Schale, und ihres inneren Schatzes nicht bewußt iſt. Und ſeitdem glaubte die Unglückliche, den Fremdling zu lieben, und hing an ſeinem Halſe, und ließ ſich von ihm gangeln, als eine Willenloſe. Da kam der Freund aus der Ferne, und ſie erkannte ihn, und das gemeinſame Herz überflutete Beiden, und ſie weinte und liebte ihn, konnte aber von dem Zauberfremdlinge nicht laſſen. Und der Freund verzehrte ſich im Grame, und kam zu ſterben, und ſeine brechende Herzenshälfte kehrte heim zur Geliebten, und ihr eigenes Herz, in ſeiner Ganzheit aufſchwellend, zerriß den Schleier, und ſie erkannte, daß jener Fremdling ein Betrüger, ein Heiligthumsräuber, ein Mörder an ihrem Glücke ſey, und ſtieß ihn von ſich, und eilte zu dem Freunde hin — der an ihrer Bruſt wieder geſundete! — O, meine Philippine, ſchließ' die Augen auf über den Verräther, und rette Dich vor Verzweiflung!«

»Wo iſt er? Wo?« tönte es in dieſem Momente auf der Gaſſe vor dem Hauſe. — Benjamin erkannte Philippinens Stimme, eilte an's Fenſter, und ſah ſie, wie geiſtesverwirrt, im leichten Morgenkleide, mit fliegenden Haaren und verſtörten Zügen heranſtürzen.

»Benjamin!« rief ſie, »mein Benjamin! Ich bin unſchuldig! Sündige nicht an meiner Treue, an meinem Leben!«

Außer ſich eilte der Sekretär an die Thür; da vertrat ihm der Wachpoſten den Weg; ſturmgleich hörte er die Geliebte die Treppe heraufeilen.

Jetzt erſchien ſie auf der oberſten Stufe.

»Benjamin!« keuchte ſie aus der athemloſen Bruſt, »ſie ſagen, Du hätteſt Dich von mir losgeſagt, mich verſtoßen?! Das darfſt Du nicht, Benjamin — Du haſt kein Recht, mich zu tödten!«

Ehe der Scherge es hindern konnte, lag ſie an Benjamin's Bruſt, und brach in ein krampfhaftes, herzzerreißendes Schluchzen aus.

»Acht Jahre,« weinte ſie, »acht Jahre hab' ich Dich im Innerſten meines Herzens gehegt, wie das Kleinod meiner Hoffnungen, und habe gelebt in dem Vertrauen an Dich, und habe ein Paradies durchgeträumt, deſſen Seele Du warſt, und habe jeden Tag zu einem Senfkörnlein gemacht, aus welchem der einſtige Baum unſeres Glückes emporwachſen ſollte. Mit jedem Frühlinge brachen ſchönere Knospen meiner Empfindung für Dich zu Tage, mit jedem Herbſte ſtreute ich reichere Saaten in die Hoffnungsfurche — durch ein Wunder Gottes iſt plötzlich der Sommer da, über Nacht ſind die Keime zu Blüten, zu Früchten geworden, und der Lebensbaum ſteht fertig vor meinen Blicken. Und nun willſt Du ihn zerſchlagen, ihn in's Feuer werfen, da er doch mir eben ſo gehört, wie Dir, durch meine Wünſche, Gebete, Hoffnungen und Thränen? Nein, das wirſt Du, das darfſt Du nicht!«

Sie preßte ihr ſchwimmendes Antlitz heftig an ſeine Schulter, und ſchien aufgelöst in Schmerz.

Eben trat der Bürgermeiſter mit einem Aktuar und zwei Beiſitzern in das Zimmer.

»Die Mutter,« ſagte er, »iſt unwiſſend, wie ein neugebornes Kind; das Töchterchen entläuft, wenn es inquirirt werden ſoll, — hilft aber nichts, ſie muß beichten. Herr Sekretär, bieten Sie Ihren Einfluß auf die Mamſell auf, daß ſie nicht viel Lirumlarum macht! — Wo iſt Bachmaier?«

Die Frage mußte erneuert werden, ehe Philippine einſah, daß ſie die Antwort zu erſtatten habe.

»Ich weiß es nicht,« antwortete ſie dann.

»Keine Renitenz!« polterte der Konſul. »Wo iſt Bachmaier?«

»Wie ſoll ich das wiſſen?« fragte nun die Jungfrau ihrerſeits; allein, wie es ſchien, nicht ohne Verlegenheit.

Benjamin bat ſie leiſe, ihre Stellung nicht durch Läugnen zu verſchlimmern und das Übel ärger zu machen. Philippine ſah ihn ſchmerzlich an, und blickte dann vorwurfsvoll gegen Himmel.

»Soll ich dem Jüngferchen ſagen,« eiferte der Bürgermeiſter, »daß man nicht blind geweſen iſt für die salva venia recht dicke Vertraulichkeit mit dem Entwichenen? Daß gewiſſe nächtliche Schliche nicht vor aller Welt verborgen geblieben ſind?«

Benjamin und Philippine erblichen bei dieſer indiskreten Äußerung gleichzeitig wie Kreide; der Inquirent aber fuhr fort:

»Alſo, wo iſt Bachmaier?«

»Ich weiß es nicht,« erwiederte Philippine mit Feſtigkeit, »er hat mir keine Kunde hinterlaſſen.«

»So?« belferte der Richter, »und dieſes Briefchen, das man unter dem Bette des Jüngferchens gefunden? He!«

Er brachte ein Zettelchen hervor und las:

»Liebes Kind! Ich muß fort — ein Gewitter droht über mei-
»nem Haupte zu platzen. B. weiß nichts Beſtimmtes — er hat nur
»Vermuthungen — alſo ſtandhaft. Du weißt, wo und wann Du
»mich treffen kannſt. S.«

»Nun, was hat man darauf zu antworten?«

»Nichts und ewig nichts; denn ich weiß nichts, kann und will und werde nichts ſagen, und wenn Sie mich auf die Folter ſpannen!«

Benjamin war erſtaunt über die Charakterfeſtigkeit des Mädchens, das er ſo nie gekannt hatte; zugleich empörte ihn aber die Halsſtarrigkeit, mit der ſie ihren Buhlen vertrat, und wenn er dieſe mit den ſo eben gegen ihn geäußerten zarten, innigen Gefühlen verglich, erſtarrte er über die vollendete Heuchlerin. Der Ausdruck ſeiner Indignation mochte ihm in den Zügen hervortreten; denn Philippine ſtreckte bittend die Hände nach ihm aus, und rief:

»Verzweifle nicht an mir, Benjamin! Gott wird meine Schuld wegblaſen, wie Wolken vor dem Winde! Glaube an mich, an meine Treue!«

Hämiſches Lachen ziſchelte durch den Kreis der Anweſenden; auf's Tiefſte erbittert wendete Benjamin der Beklagten den Rücken zu, und knirſchte: »Ich verachte Dich, Lügnerin an Dir ſelbſt!«

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und — Bachmaier ſtand auf der Schwelle.

Ein Ausruf des Erſtaunens löſte ſich von allen Zungen; der Delinquent aber trat in die Mitte, und blickte mit der Hoheit eines Imperators auf die Verblüfften.

»Ich hörte das Wort der Verachtung von Ihren Lippen tönen, Herr Sekretär,« wendete er ſich an dieſen; »ich will nicht hoffen, daß es dieſem Engel des Lichtes, dieſer Seraphsreinheit — meiner Tochter — gegolten habe?»

Benjamin zuckte bei dieſen Worten wie elektriſirt empor. Ungläubig ſah er bald auf Philippinen, bald auf den Angeklagten.

»Ja, meine Tochter iſt dies treffliche Kind,« fuhr Bachmaier fort; »ihre Mutter war eine Schweſter der Madame Wallner, welche meine Einzige nach dem frühzeitigen Tode jener zu ſich nahm, und gleich ihrer eigenen Tochter erzog, was man freilich hier, wohin meine Schwägerin nach ihres Gatten Tod überſiedelte, nicht wiſſen konnte, da mein Kind — es ſelbſt nicht wußte, weil ich es für zweckmäßiger gehalten hatte, die Autorität der Ziehmutter nicht durch jene eines Vaters zu beirren, welchen ſein Schickſal ruhelos über die Erde peitſchte. Seit der unſelige Prozeß gegen mich eingeleitet worden, floh ich hierher, ſeitdem kennt Philippine ihren Vater. Wenn aber eine fromme Tochter ihren Vater, wäre er auch ein Geächteter und Verfolgter, des Nachts beſucht, ſo wird doch wohl Niemand ein Arges darin finden!«

Benjamin ſtand beſchämt; bittend ſah er nach Philippinen hinüber, welche weinend an der Bruſt ihres Vaters lag.

»Gratulire, gratulire vom Herzen!« ließ ſich der Bürgermeiſter plötzlich vernehmen; »allein mich will bedünken, daß wir hier nicht mit Rührſcenen und Erkennungen zu thun haben. Inquiſit trete vor und werde zu Protokoll vernommen, hüte ſich aber wohl vor Winkelzügen und falſchen Angaben, widrigenfalls man criminaliter gegen ihn vorgehen wird.«

»Wie, mein Herr Bürgermeiſter,« fragte Bachmaier betreten, »lautet Ihr Inſinuat, mich zu verhaften? Sehen Sie wohl auf den Inhalt der Depeſche, damit ich nicht hinterdrein über Mißbrauch Ihrer Amtsgewalt zu klagen genöthigt ſey! Sind Sie beauftragt, mich gefänglich einzubringen?«

Der Konſul öffnete etwas verdutzt ſeine Inſtruktion. »Das eben nicht gerade —« ſtotterte er; »allein da es heißt, ich hätte Sie in dem Gerhard'ſchen Prozeſſe zu vernehmen, ſo . . .«

»So glaubten Sie,« fiel der Beklagte ein, »etwas weiter gehen und feſte Hand an mich legen zu dürfen? — Ich ſelbſt bin Gerhard, und — was ich ſeit Jahren anſtrebte mit den glühendſten Wünſchen — iſt erreicht: ich bin in allen Punkten als unſchuldig erkannt!« —

Das Erſtaunen der Hörer zu ſchildern, wäre ein eitler Verſuch; nur ſo viel ſey bemerkt, daß Philippine, weinend und jauchzend, in Benjamin's Armen das Wort der Vergebung lallte, und Bachmaier-Gerhard mit gefalteten Händen ſeitwärts ſtand, ſeine freudige Trunkenheit in ſüßen Thränen zum Himmel hinauf ſendend, welchen keine Botſchaft ſo ſchnell erfliegt, als die Jahre unverſchuldeten Leidens. Der Bürgermeiſter beſah die Dokumente des Gerechtfertigten, beglückwünſchte ihn und — verſchwand mit ſeinem Anhange, ohne von den drei Glücklichen bemerkt und — vermißt zu werden.

Wenige Worte genügten zum völligen Verſtändniſſe. Gerhard hatte insgeheim an der Wiederherſtellung ſeiner Ehre gearbeitet, und diesfalls häufig von ſeinen Agenten, jedoch nur zur Nachtszeit, Beſuche erhalten, um nicht ſich und ſein Aſyl zu verrathen. Eben ſo hatten Wallner's Alles gethan, um jede Art von Verdacht fern zu halten. — Manches beſtärkte daher nachträglich den Argwohn gegen die Frauen. Bachmaier's Plan wollte lange nicht gelingen, und noch geſtern Abend hatte er, weil er ohne Kenntniß von dem Stande ſeiner Angelegenheiten war, es für räthlicher gehalten, zu einem Köhler im Gebirge zu flüchten, welcher ihm als Mittelsmann gedient hatte. Dort hatte er aber ſeinen thätigſten Geſchäftsführer mit dem Gnaden-Erkenntniſſe angetroffen, und war ſogleich wieder zurückgekehrt, den möglichen Folgen des Mißverſtändniſſes von Seite Benjamin's vorzubeugen. Die ganze Auseinanderſetzung, wie kurz ſie auch ausfiel, war von der Art, daß auch nicht für den unverſchämteſten Zweifel ein Schlupfloch übrig blieb.

Benjamin fühlte ſich ſo beſchämt, daß er die Augen kaum aufzuſchlagen vermochte; allein Liebe hat für die Schuld der Liebe einen unerſchöpflichen Born der Huld.

»Ich bin dieſes Engels nicht würdig, Vater,« klagte der Liebende, an Gerhard appellirend, »ſtrafen Sie mich nach Verdienſt!«

»Das will ich!« deklamirte der Vater, und legte ſeine Tochter an des Reuigen Bruſt. »Möge ſie der Racheengel werden für den argen Skeptiker und Qualgeiſt!«

Als die Glücklichen auf die Gaſſe traten, um der Mutter Wallner die Freudenbotſchaft zu bringen, ſahen ſie den ganzen Platz mit Neugierigen oder Theilnehmenden beſetzt, welche ihnen freundliche Grüße zuriefen und Glück wünſchten. Beſonders drängte ſich Alles um den alten Liebling des Städtchens, und ein junger Burſche brachte ein gellendes Lebehoch aus für Vetter Benjamin.

Dieſer dankte ſehr herzlich und ſagte: »Wenn Sie erlauben, meine Herren und Damen, ſo will ich ihnen geſchwind eine kleine Geſchichte erzählen:«

»Es war einmal ein großer Streit um den Beſitz der lieben Erde, auf welcher wir Alle leben: ein ſchöner, lichter Engel und eine ſchwarze, giftige Kröte machten ſich die Herrſchaft darüber ſtreitig. Lange ſchwankte der Kampf. »Mein ſey Alles,« rief der Engel mit ſüßer Flötenſtimme, »Alles, was Gott nach ſeinem Bilde erſchaffen hat und ſeiner Gnade theilhaftig werden läßt!« — »Mein ſey die Erde und jede Kreatur!« quackte das Sumpfthier, und ſo bekriegten ſie ſich fort und fort, und kampfen noch bis auf den heutigen Tag: ob wir zinsbar ſeyn ſollen dem Guten oder dem Böſen. Der Sieg blieb aber darum unentſchieden, weil der höchſte Herr im Himmel nicht will, daß der Menſch ein Werkzeug werde in der Hand weſſen es auch ſey, weder eines Cherubs, noch eines Satans, ſondern wirken ſoll nach ſeiner eigenen Erkenntniß. Aber er gab uns einen Bundesgenoſſen und Berather: das Gewiſſen, und ſo lange wir dieſem folgen, wird der giftige Molch immer im Nachtheile bleiben, und wir werden Liebe gewinnen von Jung und Alt. So hab' ich es gehalten, ich, Vetter Benjamin, und empfehle Jedem ein Gleiches!«

»Vivat Vetter Benjamin!« riefen die Zuhörer, und ſchwangen ihre Mützen in die Luft.

Leonore.

Durch's offne Fenſter gießt der Mondenſchein
Sein mildes Licht in ein Gemach herein,
An deſſen Wänden Gold und Seide prangen;
Mit magiſch geiſterhaftem Glanz umſpielt
Sein Strahl ein ſchmerzlich ſchönes Frauenbild
Mit blaſſen, thränenüberſtrömten Wangen.

Auf ihrer Stirne liegt des Kummers Flor,
Es richtet ſich ihr dunkles Aug' empor,
Als gälte es, den Himmel zu befragen.
Das tiefe Weh, das ſie beim lauten Feſt
In ihren Buſen ſtill zurückgepreßt,
Es bricht nun aus in ſeelenbangen Klagen:

»O Taſſo! Taſſo! ſey mir ſchmerzgegrüßt!
»Jetzt, wo mich Nacht und Einſamkeit umfließt,
»Darf ich den allzu theuern Namen nennen!
»Ob ſie Dich auch aus meiner Näh' verbannt,
»Mein Lieben flammt in um ſo heißerm Brand,
»Je tief're Qualen in der Bruſt mir brennen.«

»Wenn Sternenſchein mit Blumenduft ſich paart,
»Enteilt mein Geiſt der öden Gegenwart,
»In die Vergangenheit ſich zu verſenken;
»Ein kühner Taucher, reich an Todesmuth,
»Stürzt er hinein und holt aus ihrer Flut
»Als Perle ſich ein ſüßes Deingedenken.«

»Des Tages denk' ich, wo, als werther Gaſt,
»Hier in Ferrara's ſchimmerndem Palaſt
»Du meinen Blicken Dich zuerſt gezeiget!
»Ich ſehe Dich in vollem Jugendglanz,
»Die Stirn beſchattet von dem heil'gen Kranz,
»Vor dem ſich jedes Haupt verehrend neiget.«

»Ich ſehe Dich bald träumeriſch und mild,
»Bald wieder ſtolz, verachtend, ſtürmiſch, wild,
»Bewundert und geſchmaht durch's Leben ſchreiten,
»Und mitten durch der Andern Lob und Hohn
»Hör' ich den ſüßen, zauberiſchen Ton,
»Mit dem Du Lieder ſangſt zum Klang der Saiten!«

»Und wieder wandle ich im Geiſt mit Dir
»Durch dieſer Gärten blühendes Revier,
»Wo Blumen glüh'n und Marmorbilder blinken,
»Ich lauſche Deinem Wort mit Luſt und Qual,
»Bis, raſch entzundet von dem lohen Strahl,
»Des Lebens Güter rettungslos verſunken.«

»Es iſt vorbei. Ein abgeſchied'ner Geiſt,
»Der ruhlos den verſunk'nen Schatz umkreiſt,
»Umwall' ich meiner Freuden Grabesſtätte.
»Mit bleicher Stirn taucht mir Dein Bild empor,
»Und überall dringt mahnend an mein Ohr
»Das grauſe Klirren Deiner Eiſenkette!«

»O Schweres trägſt Du, mein Torquato! doch
»Mein Loos iſt härter als das Deine noch,
»Denn eig'ne Qual nur lodert Dir im Herzen;
»Mein tiefes Elend iſt Dir nicht bewußt,
»Du ahneſt nicht die Wunden meiner Bruſt —
»Ich aber fühle Dein' und meine Schmerzen

»Dir ward die Macht, das Weh, das Dein Gemüth
»Mit Samumshauch erſchüttert und durchglüht,
»In ew'gen Liedern ſieghaft auszutönen,
»Und Deinem Geiſt wird ſelbſt der Gram zur Zier;
»Ich aber kann den wilden Sturm in mir
»Durch Thränen nur und durch Gebet verſöhnen!«

»Doch wenn ich weinend, betend ſie durchwacht,
»Da ſchimmert hell durch meine trübe Nacht
»Ein Ahnungsſchein von einſtigem Geneſen.
»Es ſchwand die Wonne, ſchwinden wird das Leid —
»Du bleibſt die Hoffnung meiner Ewigkeit,
»Der Du mein ſüßes Erdenglück geweſen.«

Betty Paoli.

◆

Der Liebe Macht.

In das große, weite Meer
Fließen Ströme täglich, ſtündlich,
Und das Meer nimmt alle auf;
Denn ſein Reich iſt unergründlich.

Neue Sterne ſchießen auf,
Viel' Kometen unvergeßlich,
Und der Himmel faßt ſie all';
Denn ſein Plan iſt unermeßlich.

Neue Pflanzen treibt Natur,
Tauſend Blumen, buntgeſtaltig,
Und die Erd' ernährt ſie all';
Denn ihr Schooß iſt allgewaltig.

Neuer Lichtſtrahl fällt in's Aug',
Farb' und Schimmer, nie erblaſſend,
Und das Aug' wird doch nicht ſatt;
Denn ſein Kreis iſt allumfaſſend.

Neue Welten ſchimmern auf
In dem Geiſte, lichtumfloſſen,
Und der Geiſt belebt ſie all';
Denn ſein Hauch iſt Gott entſproſſen.

So ſtrömt neue Lieb' zu Lieb',
  In das Meer von meinem Triebe;
So auch tauchen Sterne auf
  An dem Himmel meiner Liebe.

So treibt neue Blumenwelt
  Aus dem Grund von meinem Herzen,
So fällt neuer Lichtſtrahl ſtets
  In den Kreis von meinen Schmerzen.

So ringt ſich aus meinem Geiſt
  Welt und Welt von Liebesklagen,
Doch hat Lieb' nie Lieb' genug,
  Um genug von Lieb' zu ſagen.

Joſeph v. Bathy.

Der Liebesring.

Einen Ring trägt ſie im Auge,
  Einen Ring auch an der Hand, —
In dem erſten ſeh' ich ſelber
  Mich verklärt und feſtgebannt,

Und den andern möcht' ich ziehen
  Von dem Roſenfinger ihr,
Möcht' ihr gar zu gerne geben
  Einen andern Ring dafür.

In dem erſten Ringe lieget
  Mir der Himmel aufgethan,
An dem zweiten Ringe knüpfet
  Sich mein Erdenhimmel an.

Süßes Auge, ſüßer Finger,
  Habt ihr keinen Ring für mich?
Ei, ſo lehrt, wie man den Ringen
  Unverlezt entringe ſich.

Joſeph v. Waſhon.

Zahme Xenien.

»Wer Andern eine Grube gräbt
Dies Wort mag trefflich ſeyn;
Doch — wer ſie aus der Grube hebt,
Auch der fällt meiſt hinein.

»Recht« iſt in dieſer lieben Welt,
Was, wer's nicht hat, zuletzt behält.

Hänschen muß dieſelbe Bahn,
Wie Jeannot vollenden:
Als Gefoppter fängt er an,
Um als Schelm zu enden.

Hündchen, wachſam, wie du biſt,
Wenn dein Herr ſein Ohr verſchließt,
Frommt ihm da dein Bellen?
Und wem nicht zu rathen iſt,
Dem iſt nicht zu helfen.

»Wie Du nur heut' verdrießlich biſt!«
Bedenk', daß Du mich durch Dein Auge ſiehſt!

Zum Aberwitze mußt Du lachen,
Stets freundliche Geſichter machen, —
Du biſt der bravſte Herr vom Haus!
Geht endlich die Geduld Dir aus,
Und runzelſt Du die Braunen —
»Ei pfui doch, Du haſt Launen!«

Dir zu weinen
Mag ſie ſcheinen, —
Aber nieſen will ſie nur.
Eitle Dünſte!
Solche Künſte
Treibt oft ſelber die Natur.

Wünſchen Zwei blos Recht zu haben,
Werden ſie ſich nie verbinden;
Wollen ſie das Rechte haben,
Werden ſie ſich ſicher finden.

Jugend iſt ein ſchönes Ding;
Aber Sehnſucht wird mich nie gefährden
Nach den Pfaden, die ich einmal ging:
Möchte denn der Schmetterling
Jemals wieder Raupe werden?

Wie der Epheu feſter ſeine Ranken
Stets um morſche Säulen klammert —
So erfaßt der Menſch mit den Gedanken
Inniger — was er bejammert.

Es verrollen Stund' auf Stunden,
Es verklinget Jahr auf Jahr;
Was vergeh'n kann, ſey entſchwunden!
Keiner hat das Glück gefunden —
Aber was das Herz empfunden,
Wahr empfunden,
Bleibet ewig, bleibet wahr.

Verſuch' es, And're zu verſteh'n,
Wirſt bald auch Dich verſtanden ſeh'n!

Und doch, wo Herzen ſich verſtehen,
Wo Seele ſich zu Seele neigt,
Da wird die Welt Geſpenſter ſehen —
Weil ihr der Geiſter Stimme ſchweigt.

Das Schönſte muß verſchwiegen bleiben,
Nie blüht den Menſchen die Erkenntniß:
Es iſt ihr ganzes Erdentreiben
Ein einz'ges, großes Mißverſtändniß.

Wer ſpricht es aus, das Wort des Lebens?
Wem ward ſein tief' Geheimniß kund?
Es ringt des Mannes Kraft vergebens
Sich an des Abgrunds Pforte wund:

Und ſieh'! der Frauen zart Gemüthe
Pflückt, ſpielend an der Tiefe Rand,
Das Räthſel ab, wie eine Blüte —
Denn Alles löſ't der Liebe Hand.

Ernſt Freiherr v. Feuchtersleben.

Selbſtſegnung.

Ein ſchönes Kind mit rothen Wangen,
Mit ſchön gelockten, ſchwarzen Haaren,
Mit dunkler Augen hellem Prangen,
So ſah ich Dich vor vielen Jahren.

Du ſpielteſt froh mit andern Kleinen,
Ich mußte, wie Du warſt, Dich ſegnen,
Und pries im Herzen ſtill den Einen,
Dem Du in Liebe wirſt begegnen.

Nicht ahnt' ich, daß ich ſelbſt mich preiſe,
Daß ich geſegnet mir zum Segen:
Des Buſens Knoſpen reiften leiſe
Zu weißen Roſen mir entgegen.

Ich ahnte nicht, daß mir die Augen
Die ſtillen Gluten vorbereiten,
Bis Lippen ſich in Lippen ſaugen
Für athemloſe Ewigkeiten.

Mein biſt Du ganz: die rothen Wangen,
Die weißen Roſen und der Mund,
Mein ſind die ſchwarzen Lockenſchlangen,
Du mein bis in der Seele Grund.

Ludwig Auguſt Frankl.

Ihr Gebet.

Du ließeſt, Herr! mich ſchön und blühend werden,
Aus meinem Spiegel glänzt ein ſchlankes Weib,
Du ſchmückteſt mich mit lieblichen Geberden,
Mit ſchwellend ſüßem Reiz den jungen Leib.

Du gabſt das Finſt're Deiner Nacht den Haaren,
Der Nacht in meinem Blick der Sterne Glanz,
Des Buſens weißen Roſen zu bewahren
Gabſt Du der Liebe Duft und Leuchten ganz.

Aus heißem Schnee haſt Du den Arm gerundet,
Geſchwellt mit rother Glut die Lippen mir,
Haſt in dem Leibe Geiſt mir angezündet;
Du gabſt ſo viel, o Herr! Ich danke Dir.

Ich danke Dir, daß ich mit ſtolzem Geize
Des heißen Leibes Schönheit keuſch bewahrt,
Bis daß der kühne Herr kam meiner Reize,
Der, wie ein König, frei damit gebahrt.

Ich danke Dir für dieſen Schnee der Glieder,
Für dieſes Auges und der Lippen Pracht,
Für all' die Gluten, wogend auf und nieder —
Ich danke Dir, weil's ihn ſo glücklich macht.

Ludwig August Frankl.

Frühlingslied.

Ach! wenn die Blumen ſingen könnten
Mit ihrem kleinen Roſenmund,
Sie thäten allen Elementen
Des Frühlings Wonnen ſingend kund:
Durch Hain und Fluren würd' erglühen
Ein Feuermeer der Melodie! —
Doch Blumen können nichts, als blühen,
Und ſingen muß der Menſch für ſie.

So ſing', o Menſch! Denn horch', es ſingen
Die lieben Vöglein lieb und laut;
Der Erde ſoll's zum Herzen dringen,
Sie ſey des blauen Himmels Braut.
Im grünen Kleide prangt die Schöne,
Geſang mag ihr Entzücken weih'n! —
Doch Vögel haben nichts, als Töne,
Und Worte hat der Menſch allein.

Wenn Wort' und Töne froh ſich finden,
Wie Eines mit dem Andern zieht,
Da werden ſie ſich gern verbinden,
Da bilden ſie vereint das Lied.
Der Vogel preiſ' in Schall und Klange,
Die Blum' in Duft des Lenzes Luſt! —
Der Menſch begrüß' ihn im Geſange,
Im Lied' aus tiefer Menſchenbruſt.

Die Blume bleibt am Boden hangen,
  Der Vogel ſchwingt ſich flatternd auf,
Und Beide ſtreben und verlangen
  Wild — ahnend nach dem Licht' hinauf.
Der arme Menſch ſteht zwiſchen Beiden:
  Wie Licht ihn lockt, wie Erd' ihn hält! —
Doch Menſchenfreuden, Menſchenleiden
  Verkündet er im Lied' der Welt.

Karl v. Holtei.

Die Poſt.

Horch auf! Horch auf! Das Poſthorn ſchallt!
Ha, wie mir's Blut zum Herzen wallt!

Was zittert mir nur Hand und Fuß?
Iſt doch das Horn ein holder Gruß.

Es ſagt: Ich bring' mit hellem Klang,
Was Du erſehnt ſo ſchmerzlich bang.

Darum nur raſch zum Poſthaus fort,
Vielleicht iſt heut' ein Briefchen dort.

Ein Briefchen, das mein fernes Lieb
Mit ihrem weißen Händchen ſchrieb,

Von ſüßen Worten überdeckt,
Die juſt nicht alle ganz korrekt;

Ein Briefchen, d'raus man's klar erkennt,
Daß uns nicht Berg, noch Waſſer trennt.

J. N. Vogl.

Ruhelos.

Ach! wie haſſ' ich dieſes Treiben,
Das ſich, wie des Pendels Schlag,
Ewig muß daſſelbe bleiben,
Ewig gleich, wie Nacht und Tag.

Immerfort dieſelben Bahnen,
Tags die Sonne, Nachts der Mond,
Muß an's Einerlei ſtets mahnen:
Daß man auf der Erde wohnt!

Mächt'ge Flügel möcht' ich haben,
Schwäng' mich auf zum Himmelszelt,
Wollt' mich an den Gluten laben,
Die beſtrahlen unſ're Welt.

Laßt im Lenze Reben reifen,
Und im Winter Blumen blüh'n,
Landmann ſoll zum Samen greifen,
Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n.

Städte ſollen dort, wo Waſſer,
Waſſer dort, wo Städte, ſeyn.
Nicht mehr ſollen Bettlern Praſſer,
Nein, die Bettler Praſſern leih'n.

Will mich nicht dagegen ſetzen,
Wenn oft Unheil auf mich quillt,
Glückes Werth weiß nie zu ſchätzen,
Wer das Unglück nie gefühlt.

Ach, könnt' ich ein Fangball werden,
Der, geworfen in die Höh'n,
Weit entfernt von dieſer Erden,
Schön're Lande kann erſpäh'n,

Wiſſend nicht, wohin er falle,
Ob in blauer Fluten Schooß,
Oft er fällt auf Grabes Halle,
Öfter doch in weiches Moos.

Könnt' ich mich zum Schifflein wandeln,
Dem, von Fluten-Zorn gejagt,
Unbewußt des eig'nen Handeln,
Nirgends Ruh' und Friede tagt.

Jetzt am Berg, jetzt in der Hölle,
Iſt's des Schickſals leichtes Spiel,
Einſtens trägt's ſchon eine Welle
An des Hafens ſich'res Ziel.

Möchten mich die Lüfte tragen
Als ein Tröpflein Waſſers fort,
Das bald ſchwebt im Reich der Sagen,
Wieder bald auf ird'ſchem Ort;

Jetzt auf holder Roſe Blättern,
Jetzt auf Felſen ohne Moos,
Aber bald, geführt von Wettern,
Ruht im grünen Meeresſchooß.

Gleich dem Balle, Tropfen, Schiffen
Soll von nun mein Leben ſeyn,
Bald in Wolken, bald auf Riffen,
Will ich tragen jede Pein.

Will nicht pendelartig bleiben!
Wie das Schickſal mir beſtimmt,
Soll's mich durch die Welten treiben,
Bis ein Gott mich heimwärts nimmt.

Camillo Hell.

Inhalt.

I.

Proſa.

Seite

Beck, Luiſe. Der Lumpenſammler. Novelle . . . 266
Caſtelli, J. F. Das Geſellſchaftsfräulein. Erzählung aus dem Leben 1
Kruſe, L. Geſchichte zweier Vettern. Novelle . . 48
Menk-Dittmarſch, F. Die Garimpeiros. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung 196
Meynert, H. Todesſtimmen. Erzählung nach einer wahren Begebenheit 125
Schindler, Julius Alexander. Frauenliebe und Geiſterleben. Novelle 148
Straube, Emanuel. Vetter Benjamin. Erzählung . . 338

II.

Gedichte.

Báſthy, Joſeph v. Der Liebe Macht 388
— — — Der Liebesring 390
Bauernfeld. Der Hageſtolz und die Bettler . . . 263
— — Spekulation 265
Baumann, Alexander. Der Lebensfrohe 124
Bube, Adolf. Huldigung dem Liebchen 325
Feuchtersleben, Ernſt Freiherr von. Zahme Xenien . 391
Frankl, Ludwig Auguſt. Selbſtſegnung 394
— — — — Ihr Gebet 395
Grün, Anaſtaſius. Ein Schloß in Böhmen . . . 331
Hammer-Purgſtall. Aus dem Engliſchen 117
— — — Auf die Waſſerkunſt zu Hellbrunn bei Salzburg, die auf einem Waſſerſtrahle eine Krone emporhebt 118

Seite
Hannuſch, J. J. Das Bekenntniß des Lorenzo de' Medici 46
Heß, Camillo. Ruhelos 399
Holtei, Karl v. Frühlingslied 396
Kilzer, Wilhelm. Waldruhe 180
Langer, Karl Edmund. Frühlingsregen 44
Leitner, Karl Gottfr. v. Die Wunderfrau . . . 329
— — — — Auf der Brücke 331
Pauli, Betty. Leonore 385
Prechtler, Otto. Heloiſe 145
Rain, Karl. Ständchen 192
— — Des Verliebten Königreich 194
Seidl, Joh. Gabr. Vivat! 143
Stratimirowich, Georg Edler v. Süß 327
Saleski. Treiben der Männer 121
Vogl, Johann N. Die Poſt 398
— — Frauen-Anmuth. Zur Erläuterung der Stahlſtiche.

Druck von Karl Ueberreuter.

[illegible] [illegible]

[illegible]

HULDIGUNG

den

FRAUEN.

◆

Taſchenbuch für das Jahr 1844.

Herausgegeben

von

J. F. CASTELLI.

Zweiundzwanzigſter Jahrgang. Mit Stahlſtichen.

◆

WIEN.
Bei Tendler & Schaefer.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Yf 500-21
1

Frauen-Blumen.

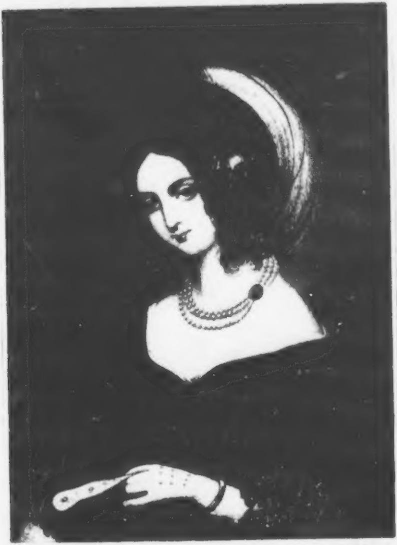
Kupfererklärung von Joh. N. Vogl.

Roſa.

Roſa, Roſa, ſchönſte Blüte,
Unter Blumen, unter Frauen,
Keine, die noch holder glühte,
Die noch lieblicher zu ſchauen.

Sprich, wo iſt dein Stachel, Roſe?
Roſe, wo ſind deine Waffen?
Oder biſt du, Dornenloſe,
Nur aus Licht und Duft geſchaffen?

Nein, wo Roſendüfte wallen,
Fehlt auch nicht der Dorn, der drücket,
Und der ſchärfſte Dorn von allen
Iſt die Schönheit, die dich ſchmücket.



Lila.

Lila, reine Himmelsblume
Mit der makelloſen Seele,
Blühend zu der Schweſtern Ruhm:
Ohne Tadel, ohne Fehle.

Wie nur ſchwinden all' die kleinen
Liebesſchmerzen, Liebeszähren,
Vor ſolch' himmliſchem Erſcheinen,
Vor ſo ſeligem Verklären.

Ja, des Himmels ſchönſter Segen,
Fremd für immer der Gemeinheit,
Den nur Unentweihte pflegen,
Iſt der Frauenſeele Reinheit.

Ihrer Majeſtät

der durchlauchtigſten Frau

Eliſabeth Ludovike,

Königin von Preußen,

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

von dem Herausgeber

J. F. Caſtelli.

Widmung.

Die Dichtkunſt bindet ſich an keine Gränze,
Ihr Vaterland iſt dieſe weite Welt,
Ihr Reich iſt überall, wo ſie gefällt,
Wo Huld ihr winkt, dort blühen ihre Lenze.

D'rum zürne nicht, daß zu der Zahl der Kränze,
Die Preußens Huld'gung Dir entgegen hält,
Sich einer von der Donau Strand geſellt,
Daß er die Dichter-Blumenkett' ergänze.

Empfange gnädig dieſe Blütenſpende,
Der erſt der Zauber Deiner Blick' und Hände
Bedeutungsvoll'ren Sinn und Werth verleiht.

Wohl mag ſie jetzt mit kühnerem Vertrauen
Sich nennen laſſen: »Huldigung den Frauen,
Wenn ſie ſo hohe Frauenhuld geweiht.

Wien, im Mai 184[illegible].

J. F. Caſtelli.

Jazintha.

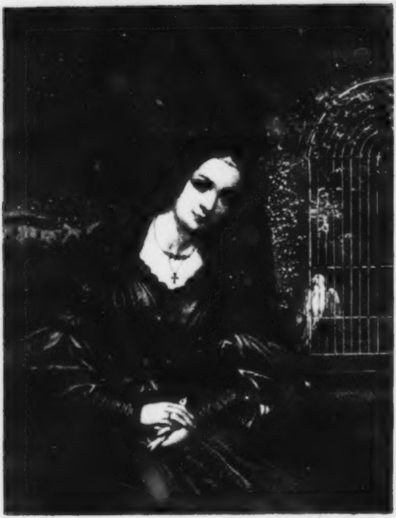
Hyazintha, junge Schöne,
Die den Frühling uns verkündet,
Die die erſten Lerchentöne
Schon zu neuem Sein entzündet.

Scheinſt noch immerdar zu wanken,
Ob du auch den Lenz ſelbſt bringen,
Fort mit zagenden Gedanken,
Hörſt du nicht die Lerchlein ſingen?

Folge raſch dem Gott der Liebe,
Der dein mahnender Gefährte,
Sprich ſie aus, des Herzens Triebe,
Daß es Frühling, Frühling werde.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10949/020

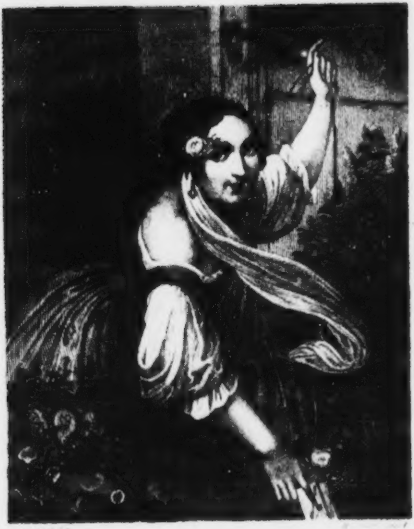


Viola.

Ei, Viola, wie umhüllet
Biſt du doch von dunklen Flören,
Soll, was dir das Herz erfüllet,
Nächt'gem Schweigen nur gehören?

Nachtviolen wohl erſchließen
Nur den Kelch allein im Dunkel,
Wollen nichts vom Tage wiſſen,
Blühen nur bei Sterngefunkel.

Doch umſonſt, daß du dir ſchmeichelſt
Dein Geheimniß zu verhehlen,
Denn das Vöglein, das du ſtreichelſt,
Wird es aller Welt erzählen.



Daphne.

Leiſe, leiſe, loſes Mädchen,
Daß Euch Keiner überraſche,
Wie Dein Liebſter von dem Fädchen
Liebeswort und Roſe haſche.

Weißt Du, Deine Schweſtern blühen *),
Daphne, nur in rauhen Tagen,
Wenn die Schwalben heimwärts ziehen
Sieht man erſt ſie Blüten tragen.

Mögſt du doch den Blumen gleichen,
Die nicht Froſt noch Stürme ſcheuen,
Und noch ſpät ſein Herz mit reichen
Liebesſpenden mild erfreuen.

---

*) Die Lorbeer-Daphne, Daphne Laureola, blüht in der rauhen Jahreszeit in Gebirgswäldern.

Huldigung den Frauen!

„A Dieu mon âme,
Ma vie au Roy,
Mon coeur aux Dames,
L'honneur pour moi!“
Altfranzöſiſcher Spruch

Die lebende Seele, mein himmliſches Theil,
Sie muß ich dem Gotte einſt geben;
Und für des theuren Vaterland's Heil
Geb' ich gern das freudige Leben;
Mein Herz — den Frauen, zu aller Friſt!
Doch die Ehre, die Ehre — mein eigen iſt.

Das Weib, die Träg'rin von Schmerz und Luſt,
Es waltet heilig auf Erden!
Tief durchglüht dies Gefühl die innerſte Bruſt,
Es ſpricht aus Blick und Geberden;
Die Väter ſchon hielten, neben Schwert und Gott,
Das Weib über Alles, und der Sitte Gebot!

Kannſt das Schönſte du ſchmäh'n, was die Erde beſitzt,
Und doch das Auge erheben
Zu Dem, der über den Sternen ſitzt
Und dir ſchenkte Athem und Leben? —
Wenn das milde Szepter der Sitte fehlt:
Stirbt — entgöttert an Glauben und Liebe — die Welt!

Was durch Schönheit herrſcht, und durch Milde gebeut:
In des Weibes Macht iſt's gegeben!
Wenn holde Anmuth das Auge erfreut:
Mag die Kraft nur — tragen und heben.
Was einſt dem Ritter die Bruſt durchglüht,
Unſterblich lebt es — im Minnelied!

Welcher ein Gott den Zauber der Huld verlieh,
Und Schönheit, das Aug' zu entzücken:
Ihr neigt ſich die Stirne und beugt ſich das Knie!
Sie muß — veredelnd — beglücken.
Die durch Schönheit und Milde den Mann erfreut:
Ihr iſt ſein Herz und — dies Lied geweiht!

J. J. Hannuſch.

Point d'honneur.

Novelle von Karl Rain

Geräuſchlos zog ſich die lange Zeile des Regiments in enger Thalſchlucht durch den tiefen Schnee. Mitternacht war lange vorüber, aber noch funkelten die Sterne in ungeſchwächtem Glanze, noch brach der Mondſtrahl freundlich durch die Öffnungen des ſeltſamen Gewölbes, welches die breiten, ſchneebedeckten Äſte der an beiden Seiten der Bergſtraße ſtehenden Rieſentannen über den Häuptern der Krieger gebildet hatten. Das Bewußtſein der nächſten Nähe eines feindlichen, unwirthlichen Landes, deſſen wilder Charakter die rohe, barbariſche Tapferkeit ſeiner Bewohner kräftig unterſtützte, die Möglichkeit einer mit jedem Augenblicke einbrechenden Gefahr trugen faſt noch mehr, als der Befehl des Oberſten, dazu bei, den Marſch mit jener Vorſicht fortzuſetzen, welche ein ſo verdächtiges Terrain gebot. Wer ferne genug geſtanden wäre, um das Kniſtern der feſt gefrornen Schneekruſte unter den leicht dahingleitenden Tritten der Soldaten nicht zu hören, hätte glauben müſſen, die Schatten gefallener Streiter ſchwebten an ihm vorüber, um die Schlachten eines vielbewegten Lebens in grauenvollem Geiſterkampfe zu wiederholen. Aber während die Lippe ruhte, drang der Blick ſcharf in das unheimliche Helldunkel der eiſigen Waldnacht, lauſchte das Ohr mit erhöhter Thätigkeit, ob ſich zwiſchen dem zeitweiſen Gekrache der unter ihren Schneelaſten zuſammenbrechenden Äſte, dem untröſtlichen Rufe des Bergkauzes und dem widerlichen Geheule fern umher ſtreifender Wölfe, nicht noch bedenklichere Laute vernehmen ließen.

Endlich war das Plateau des Berges erreicht, die Straße wurde weiter, zur Linken zog ſich der Wald gleich einer weißgetünchten Mauer in unabſehbarer Weite hin; zur Rechten begegnete dem Auge in ſanfter Erhebung ein, theilweiſe mit niedrigem Geſtrippe bedecktes, ſteiniges Heideland, an deſſen öſtlichem Horizonte ſich in den erſten Strahlen der Morgenſonne die Contouren der Bergfeſtung klar und ſcharf emporhoben.

»Dort liegt unſer Ziel,« ſprach der Oberſt, mit tiefem Athemzuge ein mehrſtündiges Stillſchweigen unterbrechend, zu ſeinem neben ihm reitenden Adjutanten; zugleich ließ er ſich von dem Reitknecht die geliebte wohlgeſtopfte Pfeife reichen, dichte Rauchwolken vor ſich herwirbelnd, deren leichter Schatten ſchnell auf der glänzenden Schneefläche hinglitt.

»Wollte Gott,« erwiederte der angeredete junge Mann mit gepreßter Stimme, »dieſes Ziel wäre ſchon von Allen erreicht, die Ihnen theuer ſind auf dieſer Welt, mein Oberſt.«

»Ich danke Ihnen wiederholt für die warme Theilnahme an meiner Frau und Tochter, lieber Alfred; vertraue aber auch der Vorſehung und dem bewährten Muthe der wackeren Männer, unter deren Schutze die Werthen ihre Reiſe fortſetzen und ſich hoffentlich auch recht bald in unſerer Mitte befinden werden. Übrigens würde ich Ihre Bitte, das Geleite zu führen, recht gerne gewährt haben, wenn die Dienſtpflicht Ihre Gegenwart in meiner Nähe nicht gefordert hätte.«

Dieſe gütigen Worte waren jedoch wenig geeignet, die Beklommenheit des Adjutanten zu beſeitigen, der an der Tochter ſeines Oberſten einen weit wärmeren Antheil zu nehmen ſchien, als das Verhältniß eines Untergebenen, ja ſelbſt eines Freundes des Hauſes, erfordern mochte. Der ſchöne Schimmel, den Alfred ritt, mußte es ſich gefallen laſſen, einen leidenden Zeugen des Unmuthes ſeines Gebieters abzugeben, wofür er ſich mit manchem wilden Sprunge rächte, der indeſſen blos dazu beitrug, die vollkommene Reitkunſt des übel gelaunten Jünglings noch mehr hervorzuheben.

Das erſte Wort, welches dem Munde des Oberſten entſchlüpft war, galt zugleich als Signal, die tiefe Schweigſamkeit des Heerzuges in ein immer ſtärkeres Gemurmel aufzulöſen, welches ſich endlich zu einem lauten Vivatrufe ſteigerte, als die ſchärfſten Augen das Wehen der vaterländiſchen Fahne auf einer Baſtion der Feſtung gewahrten. Bald aber konnte, troß dem, daß man immer näher kam, weder Feſtung noch Fahne mehr geſehen werden, denn die Strahlen der höher geſtiegenen Sonne brachen ſich auf der weiten Schneefläche mit ſolcher Gewalt, daß dieſe in ein Meer flüſſigen Silbers verwandelt ſchien, vor deſſen Glanze ſich ſelbſt ein Falkenblick hatte ſenken müſſen. Erſt als der Rauch der Kanonen, welche zum Gruße von den Wällen herabdonnerten, zwiſchen die Sonne und die Heranziehenden trat, konnte man das kühne, feſt gefügte Bauwerk bewundern, das mit dem Felſen, auf welchem es ruhte, Eins zu ſein ſchien, und ſich, von einer mächtigen Citadelle gekrönt, als den Beherrſcher dieſer öden Gegend kund gab.

Noch vor den Förmlichkeiten der Übergabe behändigte der einziehende Oberſt ſeinem abgelöſten Waffenbruder im Namen des Monarchen das Generalspatent, welches, ſeit langen Jahren, in der Regel den glücklichen Vertheidigern dieſes wichtigen Gränzpoſtens als Anerkennung ihres ſchwierigen Dienſtes zu Theil wurde. Der alte Held drückte in ſeinem Danke vorzüglich den Wunſch aus, ſein Nachfolger möge die gefährliche Garniſonsperiode rühmlich überleben, um ſich ſodann einer gleichen Auszeichnung erfreuen zu können.

Der Tag verlief ſchnell in den Geſchäften des Dienſtes. Am nächſten Morgen führte der neue General den Oberſten in Begleitung mehrerer alten und neuen Stabsoffiziere auf eine Baſtion der Citadelle.

»Von hier aus, Herr Bruder,« ſprach er, »können Sie ſich am ſchnellſten orientiren. Blicken Sie gegen Aufgang. Dieſe dichten Waldermaſſen, dieſe endloſen Steppen und Moore, auf welchen Ihr Auge ſtaunend umherſchweift, bis es unbefriedigt an dem dunklen, unklaren Streifen haften bleibt, wo ſie mit dem Horizonte zuſammenſchmelzen, ſind die Wohnſitze jener kühnen, gefährlichen Jäger- und Nomadenſtämme, welche der Feind bisher ſo erfolgreich zur Beunruhigung unſerer Gränzen zu verwenden wußte, daß dieſes an ſich unbedeutende Fort ein weit wichtigerer militäriſcher Punkt geworden iſt, als Mancher glauben möchte. Ohne ſeinen Schutz ſind die Bewohner dieſer Provinz keinen Augenblick vor den, mit ſchrecklichen Mißhandlungen verbundenen Räubereien jener Barbaren ſicher. Die Verfolgung des Geſindels in ſeinen eigenen Schlupfwinkeln hat bisher viel Blut gekoſtet, aber wenig gefruchtet. Ein günſtiges Terrain gewinnt die halbe Schlacht. Dieſen Vortheil beſitzen ſie in demſelben hohen Grade, in welchem ſie ihn zu benützen wiſſen. Wer mit ihnen auf ihrem Boden kämpft, hat alle Beſchwerden zu erwarten, die dem disciplinirten Soldaten in einem wüthenden Guerillasſtreite drohen, hier aber durch die eigenthümlichen Waffen dieſer Diebsſtämme, ſo wie durch ihre kaum glaubliche Abhärtung und Verwegenheit, noch bedeutend vermehrt werden. Obwohl Feuerwaffen unter ihnen nicht ungebräuchlich ſind, ſo antwortet doch gewöhnlich dem Pfeifen unſerer Kugeln das Ziſchen eines nicht ſelten vergifteten Pfeils, und der Lancier hat alle Urſache, ſich vor einem fernhin treffenden, ſicheren Speerwurfe zu hüten. Das Beſte, worauf ſich daher der Commandant dieſer Feſtung nach meiner Erfahrung beſchränken ſoll, iſt eine eben ſo kaltblütig-beſonnene als tapfere Vertheidigung und ſtrenge Sperrung des vortrefflichen Engpaſſes, der ſich oſtwärts von dem Fort Stunden lang nach den Steppen zieht. Einzelne Ausfälle zur rechten Zeit ſind oft von der beſten Wirkung, dürfen ſich jedoch nie zu einer weiteren Verfolgung ausdehnen, zu welcher der ſchlaue Feind nur allzu häufige Anlaſſe gibt.«

Der Oberſt, welcher das Richtige dieſer freundlichen Bemerkungen wohl begriff, dankte dafür in den verbindlichſten Ausdrücken dem General, welcher munter fortfuhr: »Nun wenden Sie Ihr Auge gegen Mittag. Dort auf jenem waldumſäumten Felſen, deſſen öſtliche Wand ſich in eine grauenvolle Tiefe hinabſenkt, wohnt ein Mann, der Ihre Aufmerkſamkeit eben ſo in Anſpruch nehmen wird, wie er die meine gefeſſelt hat. Jener Mann iſt der unbeſchränkte Gebieter einer Horde, aus welcher er jeden Augenblick ungefähr dreihundert löwenkühne Männer herausheben kann, die ſich in der Führung unſerer Waffen eben ſo auszeichnen, als ſie mit der Handhabung der feindlichen vertraut ſind.«

»Ah, ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben. Iſt er nicht ein ſtereotyper Freund der hieſigen Garniſon?«

»Der beſte, den Sie ſich wünſchen können. Von ſeinen Leuten wird er »der Herr der Steinwand« genannt; die Garniſon hat ihm den Namen »Hauptmann Peter« gegeben. Doch halt! Iſt mir's doch, als hätte ich in der Richtung, woher Sie geſtern gekommen ſind, Oberſt, ſchon einige Male ſchießen gehört.« —

»Auch mir kommt es ſo vor,« bemerkte im tiefſten Baſſe ein Major der alten Garniſon.

»Seltſam!« erwiederte der General. »Sie ſagten doch, Oberſt, daß Sie keine Spur vom Feinde auf Ihrem Marſche gefunden haben.«

»Keine einzige,« beſtätigte der Oberſt.

»Und doch will Hauptmann Peter noch geſtern ſichere Anzeichen feindlicher Nähe auf jener Marſchroute bemerkt haben.«

»Dann hat ſich Hauptmann Peter dennoch geirrt,« erwiederte der Oberſt.

»Hauptmann Peter irrt ſich nie,« brummte der Major.

In dieſem Augenblicke donnerte, Allen vernehmlich, fernes, wohl unterhaltenes Gewehrfeuer aus der bezeichneten Richtung durch die klare Morgenluft.

»Hoho, da haben wir's,« jubelte der Major, »der Hauptmann Peter hat ſich nicht geirrt, wohl aber Terrain für Peloton-Dechargen gefunden. Beim heiligen Reitersmann Georg! Ein famöſes Exercierfeuer, wie man ſich's auf dem Paradeplatze nicht beſſer wünſchen kann. Wackere Burſche, die von der Steinwand!«

»Mein Oberſt,« rief der Adjutant beſtürzt, »jene Gegend müſſen die Gräfinnen paſſiren; jetzt können ſie ſelbe ſchon erreicht haben.«

»Wer?« fragte der General.

»Meine Frau, meine Tochter,« erwiederte, nicht ohne Bewegung, der Oberſt.

»Nun, dann können Sie Gott danken,« tröſtete den Betroffenen der General, »denn droht den werthen Damen wirklich Gefahr, ſo könnte ihnen der Himmel auch keinen beſſeren Retter ſenden, als den Herrn von der Steinwand.«

»Bei Allem, was Ihnen heilig iſt, mein Oberſt,« rief Alfred in höchſter Seelenangſt und ſeiner ſelbſt nicht mehr Meiſter, »ich beſchwöre Sie um eine tapfere Schar und um die Erlaubniß, mich an die Spitze derſelben zu werfen.«

Der General, welcher mit ſcharfem Kennerblicke den Grund der heftigen Aufregung des jungen Mannes zu errathen ſchien, ſprach, bevor der Oberſt noch ein Wort erwiedern konnte, begütigend zu Alfred: »Und was wollen Sie mit Ihrer Schar, Herr Lieutenant? Was können Sie wollen? Entweder einen müßigen Zuſchauer nach geſchehener That abgeben, oder ſich und Ihre Leute nutzlos opfern. Hat Hauptmann Peter geſiegt, dann iſt unſer Einſchreiten überflüſſig; hat er verloren, dann kommt auch unſere Hilfe zu ſpät. Sie kennen unſere Feinde noch nicht.«

Dieſe beſonnenen, ruhigen Worte gaben dem Oberſten ſeine Faſſung wieder. Mit dem kalten Ernſte eines vielgeprüften Militärs befahl er dem Lieutenant, ſich den Anordnungen des Generals zu fügen, welcher inzwiſchen einige leiſe Worte mit dem Major gewechſelt hatte. Bald darauf ſah man eine ſtarke Streifpatrouille die Feſtung verlaſſen und ihren Weg in jener Richtung einſchlagen, woher das noch immer lebhafte Gewehrfeuer kam.

»Horch, Horch!« rief der Major, »die Pelotons hören auf, die Burſche fangen zu knattern und zu ſchnattern an, wie die Kriechenten. Bei meiner armen Seele! der Hauptmann Peter macht es kurz, und wenn er den Feind nicht ſchon verfolgt, ſo will ich kein Obriſtwachtmeiſter mehr ſein.«

»Die Angriffe unſerer Feinde ſind eben ſo wüthend, als ſie kurz ſind,« bemerkte der General, »übrigens theile ich die Anſicht des Majors, daß Hauptmann Peter den Sieg wirklich ſchon errungen habe.«

»Das gebe Gott,« flüſterte der Adjutant in ſich hinein, welchen das eiſerne Gewicht der Dienſtpflicht noch nie ſo ſchwer niedergedrückt hatte, wie heute.

»Und wer iſt denn dieſer wunderliche Hauptmann Peter eigentlich, mein General?« fragte der Oberſt.

»Ich habe ihn als ein unaufgelöſtes Räthſel von meinem Vorgänger übernommen und muß ihn Ihnen, mein Herr Nachfolger, als ſolches mit dem Wunſche übergeben, daß es Ihnen gelingen möge, die Auflöſung dazu zu finden. Der Sage nach, kam er vor ungefähr zwanzig Jahren in dieſe Gegend. Sein Muth, ſeine Einſicht, ſeine Gefälligkeit gewannen ihm anfänglich das Wohlwollen, bald darauf die Liebe und Achtung der Mannſchaft und der Offiziere. Mit ſtrategiſchem Scharfblicke wählte er die erwähnte Steinwand zu ſeinem Wohnſitze, wo er bald eine kühne Genoſſenſchaft verſammelt hatte, mit welcher er jede Operation der Feſtung kräftig unterſtützte und überhaupt Alles that, was der Garniſon irgend förderlich und nützlich ſein konnte. Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen Folgendes berichten: Seine im Verlauf der Jahre zahlreich gewordene Colonie, die ich öfter ſelbſt beſuchte, iſt eine Art Port Jackſon, wo er menſchliche Verirrungen vieler Grade mit weit beſſerem Erfolge zu kuriren ſcheint, als es die Engländer in ihren Verbrecher-Colonien thun. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß die approbirteſten Taugenichtſe durch ihn in brauchbare Menſchen verwandelt wurden. Er genießt ein patriarchaliſches Anſehen, ſeine Macht iſt unbeſchränkt, aber keineswegs eine Uſurpation; man muß ſie vielmehr als eine natürliche, ich möchte ſagen, nothwendige Folge ſeiner ſeltenen Kunſt, die Gemüther zu beherrſchen, betrachten. Seine Untergebenen gehorchen ihm nur darum, weil ſie in dieſem Gehorſam ihr höchſtes Glück finden. Eine Hauptſtütze ſeines Regiments iſt ſeine Religioſität. Er beginnt und beſchließt jeden Tag mit einem öffentlichen Gebete, auch hält er in Mußeſtunden gottesdienſtliche Vorträge von wunderbarer Wirkung. Mein Vorfahrer hielt ihn deshalb für einen unſchuldigen Schwärmer, den er wegen ſeiner übrigen Brauchbarkeit hochachtete. Ich theilte anfänglich dieſe Meinung, bin aber gegenwärtig eines Beſſeren belehrt. Ein alter orthodoxer Kaplan der Feſtung, der ſchon lange unter die eifrigſten Bewunderer des Herrn von der Steinwand gehört hatte, enthuſiasmirte ſich endlich dermaßen für ihn, daß er mit meiner Erlaubniß die Feſtung verließ und ſeinen Wohnſitz in der Colonie aufſchlug. Die Berichte dieſes würdigen Mannes ſpannten meine Theilnahme für den ſeltenen Sonderling auf das Höchſte. Der Pater betheuerte, daß Peter's religiöſe Anſichten nicht nur von jeder Überſpannung frei ſind, ſondern vielmehr, im reinſten Einklange mit der allgemeinen Lehre, das klare Gepräge jenes tiefſittlichen Charakters tragen, der, im Vereine mit verſtändigem, beſonnenen Wollen und ſtarkmüthigem Glauben, der Religion den höchſten praktiſchen Werth durch die That verleiht. Dies beſtimmte mich, den Herrn von der Steinwand in dem Weichbilde ſeines eigenen Bereiches aufzuſuchen. Der erſte, flüchtige Blick auf ſein, mit geringen Mitteln außerordentlich befeſtigtes Lager überzeugte mich, daß ich es mit einem in der Kriegskunſt hocherfahrenen Manne zu thun habe. Ich kam gerade zu einer ſehr ernſten Scene. Der Hauptmann hielt über einen Unverbeſſerlichen Gericht. Der Unglückliche wurde, nachdem er reumüthig die Tröſtungen der Religion empfangen hatte, von jener fürchterlichen Felſenwand hinabgeſtürzt, welche Sie von hier aus gewahren können. Das entſetzliche Verzeichniß ſeiner Miſſethaten überzeugte mich von der Gerechtigkeit des ſchrecklichen Urtheils, welches einſtimmig von der ganzen Colonie gefällt worden war. Die Verfaſſung der Gemeinde erregte meine volle Bewunderung. Der Fleiß des weiblichen Geſchlechtes, von den höchſten Altersſtufen bis zu der zarteſten hinab, ſorgte nicht nur für die Bedürfniſſe der Genoſſenſame, ſondern mußte auch großen Theiles die Mittel zur Herbeiſchaffung des Kriegsbedarfes beſtreiten. Was vom männlichen Geſchlechte irgend ſtreitfähig war, wurde für die Waffen erzogen, und ich konnte nicht umhin, in dieſer Hinſicht beſonders der Diſciplin der eingebornen Jünglinge der Colonie meinen unbedingten Beifall zu zollen. Erwägen Sie nun, Herr Bruder, daß dieſe Jünglinge meiſtens Söhne höchſt verdächtiger, mit ſich und der Welt zerfallener Subjekte ſind, welche Peter erſt in neue, nützliche Menſchen umwandeln mußte; erwägen Sie, daß er dies Alles einzig und allein zur Unterſtützung und Erhaltung des wichtigen Gränzpoſtens that, deſſen Commandant Sie gegenwärtig ſind; erwägen Sie, ſage ich, dieſes Verdienſt um unſer Vaterland, und bemeſſen Sie darnach ſeinen Werth. Meine mündliche Unterredung mit dem ſeltſamen Menſchen war karg und kurz, verrieth aber nichts deſto weniger den Mann, deſſen früheres Leben ſich unfehlbar in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft vielfach bewegt haben mußte. Ich geſtehe offen, daß ich nicht den Muth hatte, ihn über ſeine Schickſale zu befragen. Ich ſchied mit hoher Achtung von ihm, und machte der Regierung einen pflichtgemäßen Bericht, welche meinen Vorſchlag, ihn ungeſtört walten zu laſſen, genehmigte und blos für den Fall ſeines Ablebens einige nöthige Vorſichtsmaßregeln anordnete, von welchen Sie noch heute in amtliche Kenntniß geſetzt werden ſollen. Seit beinahe zehn Jahren hat uns der Herr von der Steinwand bei feindlichen Angriffen auf die Feſtung, bei Ausfallen und hundert anderen Gelegenheiten die wichtigſten und erſprießlichſten Dienſte erwieſen. Es gibt Wenige von uns, die ihm nicht verpflichtet waren. Der gemeine Soldat hält ihn für einen Schutzgeiſt, der Feind für einen unbeſiegbaren Zauberer. Alle Orden des Staates ſollten längſt ſeine tapfere Bruſt zieren, wenn er irgend zu bewegen geweſen wäre, in einen regelmäßigen Dienſt zu treten und derlei Auszeichnungen anzunehmen. Auf alle Antrage dieſer Art antwortete er ſtets: »Ich ehre und befolge die Geſetze meines Vaterlandes; ich unterſtütze ihre Aufrechthaltung nach den, mir von der Vorſehung verliehenen Kraften; ich diene meinem Volke; aber ich wünſche und bitte, auf dem Wege fortwandeln zu dürfen, welchen ich eingeſchlagen habe.« Somit, Herr Bruder, habe ich Ihnen das Bild eines Mannes entworfen, mit welchem auch Sie ohne Zweifel in vielfache Berührung kommen und ſich dabei von der Wahrheit meines flüchtigen Abriſſes überzeugen werden.«

Ergriffen von ſeines edlen Waffenbruders intereſſanter Mittheilung, welche ſelbſt die Aufmerkſamkeit des vielbewegten Adjutanten gefeſſelt hatte, fragte der Oberſt: »Wer mag der außerordentliche Menſch ſein, und was kann ihn zu dieſer ſeltſamen Lebensweiſe bewogen haben?

»Darüber,« entgegnete der General, »mögen Sie ſich aus eigener Erfahrung Ihre Anſicht bilden, ſo wie ich gezwungen war, mir die meine ſelbſt heraus zu grübeln. Die klar ausgeſprochene, beſtimmte Ruhe ſeines ganzen Weſens, ſeine ernſte Beſonnenheit, ſeine wohlerwogene, blitzſchnelle Handlungsweiſe hat mir die Überzeugung aufgedrungen, daß er kein Verbrecher, kein Büßender ſei, der ſich mit dem menſchlichen Geſchlechte wieder ausſöhnen will. Alles übrige iſt und bleibt für mich ein undurchdringliches Geheimniß, deſſen Lüftung einem Anderen vorbehalten bleibt. Mögen Sie es ſein, Oberſt, und dann in dankbarer Erinnerung meiner heutigen offenen Mittheilungen mir Ihre weitere Entdeckung freundlich zukommen laſſen.«

Lange noch ſpann ſich der Faden des Geſpräches um den nämlichen Gegenſtand. Der General erzählte, wie der Herr der Steinwand durch ſeine wohlgewählte Poſition im Stande ſei, jede bedeutende Bewegung des Feindes zu beobachten, wie er durch die getreueſten ſeiner Leute mit der Feſtung in einem ununterbrochenen Verkehr ſtehe, perſönlich jedoch nur äußerſt ſelten und nur bei den wichtigſten Anläſſen erſcheine. Er konnte ſeine ſcharfſinnige, kaltblütige Berechnung eines Angriffs, ſeine Bravour in der Action ſelbſt nicht genug rühmen. Der Oberſt erkannte, daß die Erſcheinung dieſes außerordentlichen Mannes unter die größten Wohlthaten für eine Gegend gehöre, die jenſeits der Gränzen der Civiliſation

und wo zur Aufrechthaltung der Geſetze wenig gelindere Mittel
ebote ſtanden, als Gewalt und Waffenmacht.

Während ſich die Commandanten noch beſprachen, das Ant-
er wunderlichen Behauſung des Gegenſtandes ihrer Unter-
ng zugewendet, fiel auf einer weſtlichen Baſtion ein Kanonen-
. Schnell flogen alle Blicke gegen Abend, die Fernrohre wur-
ervorgeholt, und bald konnte man auch ohne dieſe eine Schar
Fußvolk und Reiterei gewahren, an deren Spitze ſich ein
en fortbewegte. Dem Zuge weit voran flog auf einem kleinen
elpferde, deſſen lange weißgelbliche Mahne wie eine Parla-
arsfahne im Winde ſpielte, eine ſeltſame Reitergeſtalt. Ein
per, kaum an die Knie reichender Überrock, von weißem, am
atlichen Herde gewebten Tuche, eine weite Hoſe von gleichem
ffe hob des Reiters gedrungene Geſtalt nicht unvortheilhaft
or. Am ſchwarzen Wehrgehänge blitzte in ſtahlerner Scheide
gewaltiger Krummſabel, im breiten Ledergurte ſtak ein Piſto-
aar in der Nachbarſchaft zweier Dolche von verſchiedener
ge, am Sattelknopfe hing ein kurzes Doppelrohr, und über dem
igen Antlitze des Reiters thronte eine wunderlich geformte
enmütze. Eine über die Schulter laufende Feldbinde von blauem
lzeuge ſchien einen beſonderen militäriſchen Grad anzudeuten.

»Sie kommen! Sie kommen!« jubelte der, bei dieſem An-
e von grimmer Folterqual befreite Alfred.

»Gott wolle, daß ſie geſund und glücklich kommen!« fügte
tiefem Seufzer der Oberſt hinzu.

»Iſt das nicht der Hauptmann Peter, der dort als guter
te voranfliegt?« fragte ein Offizier. »Der Wind ſcheint ihn zu
gen und ſein Pudel von einem Pferde die Flügel der Schwalbe
orgt zu haben.«

»Meine Herren,« bemerkte der Major, »der Hauptmann
ter pflegt uns die Ehre ſeiner Gegenwart nur ſelten zu ſchen-
. Auch fehlt das ausſchließlich von ihm getragene Abzeichen,
Adlerfedern auf der Barenmütze. Es iſt Paul, ſein Lieu-
ant.«

Der Genannte hatte die Feſtung bald erreicht, in welche er mit Freuden eingelaſſen wurde. Mit militäriſchem Anſtande begrüßte er die Offiziere und ſprach zu dem Oberſten: »Mein Commandant! Der Herr von der Steinwand ſendet Ihnen unverſehrt Ihre Frau und Ihre Tochter wieder mit allen jenen Mitgliedern des Schutzgeleites, welche er lebendig und geſund dem Feinde entriß. Er wird Ihre Todten begraben, Ihre Verwundeten pflegen und die Geneſenen treulich zurückſtellen. Er grüßt Sie ehrfurchtsvoll und bittet um gute und getreue Freundſchaft.«

»Er hat ſich das heiligſte Recht erworben, ſie zu fordern,« rief der hocherfreute Oberſt. »Bringen Sie ihm den warmen Dank des Commandanten, des Gatten und Vaters. Aber wie konnte der Feind, von welchem wir auf unſerem Marſche keine Spur gewahrten, den Nachzug in unſerem Rücken überfallen?«

»Der Herr von der Steinwand ſtand mit ſeinen Leuten zwiſchen Ihnen und dem Feinde. Hätte dieſer unſere Stellung inne gehabt, ſo würden Wenige von Ihnen die Feſtung erblickt haben. Wir ſahen Sie alle in knapper Büchſenſchußweite an uns vorüberziehen.«

Die Offiziere, beſonders jene aus der neuen Garniſon, blickten ſich mit ſtummem Erſtaunen an.

»Der Hauptmann Peter irrt ſich nicht,« brummte triumphirend der alte Major dazwiſchen.

»Von dem Nachzuge und Schutzgeleite,« fuhr Paul fort, »wußte der Herr von der Steinwand anfänglich ſelbſt nichts, aber ſeine Kundſchafter fangen ſcharfen Wind, und ſo fügte es ſich, daß wir der, ſchon hart bedrängten Nachhut noch zur rechten Zeit Hilfe bringen konnten.«

»Warum verſchmäht Ihr edler Führer, meinen perſönlichen Dank zu empfangen?« fragte der tiefgerührte Oberſt.

»Er hat noch ein ehrliches Stück Tagewerk vor ſich und liebt halbe Arbeit nicht« war die kurze Antwort. Zu dem General ſich wendend, fuhr Paul fort: »Ihnen, mein Commandant, ſoll ich melden, daß Sie wohl thun werden, Ihren Rückmarſch mit dem

Einbruche der nächſten Mitternacht anzutreten. Sie werden meinen Herrn auf ihrem Wege treffen, er wird Abſchied von Ihnen nehmen.

»Ich werde ſeinen Rath treulich befolgen,« erwiederte der General, »und ihm in ſeinen Armen für ſeine treue, mir ewig unvergeßliche Bundesgenoſſenſchaft danken.«

»Gott erhalte Sie, meine Herren!« ſprach Paul und empfahl ſich raſch, wie er gekommen. Die Offiziere wollten kaum ihren Augen trauen, als ſie ihn auf ſeinem Zwergroſſe, an dem inzwiſchen naher gekommenen Zuge vorüber, ſeinen Rückflug beginnen ſahen.

Bald ſank der Oberſt aus den Armen ſeiner würdigen Gattin in jene ſeiner ſchönen Tochter Iſidora, auf deren reizender Amazonengeſtalt Alfred's dunkles Auge mit der tiefen, innigen Glut der erſten Liebe haftete.

Der Abend vereinigte die bedeutendſten Offiziere zum Scheidemahle. Mit dem letzten Schlage der Mitternachtsglocke, verließ der General, des erhaltenen Rathes eingedenk, mit ſeinem Regimente die Feſtung, um ſich in der fernen Reſidenz mit dem wohlverdienten Ruhme eines tapferen Gränzhüters ſeines Vaterlandes für die Mühen eines zehnjährigen, gefahrvollen Lebens zu entſchädigen.

Die Mittheilungen der Gräfinnen über die Einzelnheiten ihrer Rettung aus ſo fürchterlicher Feindeshand erhöhten das Intereſſe des Oberſten und ſeines Adjutanten für den räthſelhaften Hauptmann Peter, obwohl ſie ganz entgegengeſetzte Empfindungen in Beiden erzeugten. »Schon war,« berichtete Gräfin Iſidora, »unſere Eskorte, trotz der verzweifeltſten Gegenwehr der Unzahl jenes gräulichen Steppengeſindels erlegen, ſchon hatten zwei ekelhafte Geſtalten ſich meiner und meiner armen, ohnmächtigen Mutter bemächtigt und uns geknebelt, als ſich plötzlich ein ungeheures Gebrülle unter der ganzen Barbarenhorde erhob. Bald wurde mir klar, daß unſere Dränger ſelbſt hart bedrängt wurden, Die Regelmaßigkeit der auf ſie fallenden Salven, ſo wie alle übrigen Anzeichen eines taktiſchen Angriffes verleiteten mich zu dem freudigen Glauben, daß unſer Regiment zu unſerer Befreiung herbeigeeilt ſei. Wie erſtaunte ich daher, als die Feinde nach kurzem Widerſtande mit großem Verluſte die Flucht ergriffen, in unſeren Rettern ganz unbekannte Menſchen zu finden. Der Tochter eines edlen Vaterlandsvertheidigers entging es zu ihrem Troſte nicht, daß ſie in der fremden, romantiſchen Männerſchar tüchtige Zöglinge einer eigenthümlichen Kriegsſchule vor ſich habe, deren Benehmen keine Gefahr befürchten ließ. Ein hoher Mann, der ſich vor den Übrigen in der Tracht blos durch eine blaue Feldbinde und drei hohe Adlerfedern auf ſeiner Bärenmütze auszeichnete, ſich aber in ſeinem ganzen Weſen entſchieden als den Anführer zu erkennen gab, ſtürzte raſch auf mich zu, zerſchnitt mit einem ſcharfen Dolche meine Bande, befreite meine noch immer bewußtloſe Mutter, und legte ſie mit der zarteſten Schonung in meine Arme, während er mir zugleich Labemittel für ſie reichte. Ich wollte danken, blickte empor zu unſerem Retter und — — verſtummte. Aus dieſer hohen, patriarchaliſchen Geſtalt, aus dieſen edelgeformten Zügen, auf welchen ſich das Feuer kriegeriſcher Tapferkeit mit dem milden Strahle der reinſten Menſchenliebe wunderbar vermälte, ſprach die Geſchichte eines großen, erhabenen, reichen Lebens. Nie imponirte mir ein Menſch, durch ſeine bloße Erſcheinung, ſo, wie dieſer, nie wird mir wieder einer ſo imponiren. Ich wollte reden, aber ich konnte nicht. Auch er betrachtete mich lange mit wachſender Theilnahme, die nicht blos dem Augenblicke gehörte, ſondern, wie mir vorkam, mit der Vergangenheit zuſammenhing. Endlich hob er den klaren Blick empor, welcher eine ernſte Frage an die Mächte des Geſchickes zu enthalten ſchien, dann trat er auf mich zu, ergriff ſanft meine Rechte und drückte einen Kuß auf meine Stirne. Ich ließ es geſchehen, weil ich es geſchehen laſſen mußte, glaube aber von dieſem Augenblicke an, daß es Menſchen gibt, welchen eine unbedingte Macht über uns verliehen iſt. Meine erwachende Mutter nahm in dieſem Moment meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Als ſie ſich erholt hatte, war der Retter fort, wir ſahen uns dem Schutze ſeines Lieutenants übergeben.«

In der Seele des Commandanten hatte die Erzählung ſeiner Tochter einen tiefen, ſtillen Ernſt erzeugt, ſeine Gedanken ſchienen in der Vergangenheit umherzuſchweifen; eine ganz andere Wirkung brachte aber das Gehörte in dem raſchen Gemüthe des feurigen, liebenden Alfred hervor. Obwohl er noch keineswegs zu jenen beglückteren Anbetern gehörte, deren treue Huldigungen durch der Gegenliebe ſüßes Eingeſtändniß belohnt werden ſind, konnte er doch, als Iſidora des Kuſſes erwähnte, ſeines Unmuthes nicht Meiſter werden. »Dieſe eben ſo unzarte, als unritterliche Freiheit, meine ſchöne Gräfin,« ſprach er, »dürfte doch ein dunkler Fleck in dem Strahlenkranze bleiben, mit welchem Sie das Haupt Ihres Helden ſo verſchwenderiſch ſchmücken.

Blitzſchnell bohrte ſich Iſidora's Falkenblick zornglühend in Alfred's mit hoher Röthe übergoſſenes Antlitz. Aber ehe ſie noch ſprach, hatte das muthige, offene Mädchen, welches dem Adjutanten in der That nicht abgeneigt war, mit weiblicher Schlauheit den wahren Grund ſeiner Aufregung errathen.

»Wenn das ein Anfall von Eiferſucht war, mein galanter Ritter,« erwiederte ſie, »ſo muß man ihm barmherzig Verzeihung angedeihen laſſen, denn Eiferſucht iſt eben ſo blind, als ſie ſcharfſichtig zu ſein wähnt. Übrigens verbiete ich mir, wenn Sie mit mir auf friedlichem, freundlichem Fuße leben wollen, jeden Tadel meines Helden, der zugleich die größte Beleidigung für mich ſein würde. Seine Liebe hat nichts, gar nichts mit jener Liebe gemein, welche ich die gewöhnliche, armſelige dieſes platten Erdenlebens nennen möchte. Sie fließt aus einer edleren Quelle, iſt rein gewaſchen vom Staube der Leidenſchaft, erhaben über Begierde und Furcht, und verleiht der Seele, welche ſie beſitzt, das Bürgerrecht einer höheren Geiſterordnung. Ich hatte von dem Adjutanten meines Vaters, von dem Freunde unſeres Hauſes, von dem Jüngling, der mich glauben machen will, ich ſei ſeiner Wünſche höchſtes Ziel, für den Retter meines Lebens und meiner Ehre einen beſſern Dank erwartet, als er ihm leider zu Theil geworden iſt.«

Die bittere Wahrheit dieſer letzten Bemerkung mit tiefem Schmerze empfindend, zog ſich Alfred mit einigen unzuſammenhängenden Entſchuldigungen unmuthig zurück. Dieſer an ſich edle, wackere Jüngling war der Einzige in der Garniſon, in deſſen Bruſt die Leidenſchaft einen bleibenden Bodenſatz der Abneigung gegen jenes räthſelhafte Weſen abgelagert hatte, welches ſich bald zum Idole aller Übrigen erhob. In Kurzem hatten die meiſten Offiziere aller Grade, wie auch die Gemeinen, Gelegenheit, ſich von der Wahrheit der Überlieferungen ihrer heimgekehrten Kameraden zu überzeugen. Die Zahl Derjenigen, die ſich dem Hauptmanne Peter in Folge der von ihm genoſſenen Hilfe und Unterſtützung verpflichtet fühlten und den hohen Werth derſelben bei der Ausübung ihrer ſchwierigen, eigenthümlichen Dienſtpflicht, in welcher ſie noch Neulinge waren, nur zu gut einſahen, wuchs mit jedem Tage, obwohl ſich nur Wenige rühmen konnten, ihren ſeltſamen Bundesgenoſſen geſehen zu haben. Selbſt der Commandant hatte in dieſer Abſicht einige vergebliche Beſuche in Peter's Lager abgeſtattet. Stets mit hoher Achtung empfangen, hatte er Gelegenheit, die treffliche militäriſche Disciplin, die bürgerliche und moraliſche Verfaſſung dieſer eigenthümlichen Gemeinde zu bewundern; aber ſein höchſter Wunſch, den Schöpfer dieſer originellen Civiliſation an den Gränzen der Barbarei von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, blieb unerfüllt, und es erübrigte nichts Anderes, als die Erfüllung deſſelben discret auf jene Zeit zu verſchieben, wo es dem Herrn von der Steinwand ſelbſt gefallen würde, ſich zu zeigen.

Endlich befreite der kraftig gewordene Strahl der Sonne die Gegend von dem Gewande des Winters. Der Frühling entfaltete in jenem fernen, unkultivirten Gränzlande, welches beinahe noch ſo roh dalag, wie es aus dem Schooße der Schöpfung geſtiegen war, ſein thätiges Regiment. In friſcher, wilder Schönheit, in infach erhabener Färbung, ſtiegen die Gebirge empor, prangten ie Wälder, dehnten ſich die unermeßlichen Steppen und Moore aus.

Da ſtieg der alte Pater Amilian, deſſen der General in ſeinen Mittheilungen erwähnt hatte, der enthuſiaſmirte Bewunderer des Herrn der Steinwand, öfter aus Peter's Lager hernieder, um ſeine Freunde in der Feſtung zu beſuchen. In kurzer Zeit ward der würdige Geiſtliche Iſidora's vertrauteſter Liebling, denn was er zu erzählen nicht müde wurde, das wurde ſie nicht müde, anzuhören. Hauptmann Peter war der erſte und letzte Gegenſtand ihrer Unterhaltungen. Amilian's hohes Lob befeſtigte Iſidora's Vorſatz, in dem Herrn von der Steinwand das Ideal männlicher und menſchlicher Würde zu verehren. Über die früheren Lebensverhältniſſe Peter's konnte aber der gute Pater eben ſo wenig mittheilen, als irgend ein Anderer.

»Eines iſt gewiß,« pflegte er oft begeiſtert auszurufen, »die gegenwärtige Lebensweiſe dieſes ſeltenen Mannes, die eigentlich eine ununterbrochene Aufopferung für die höchſten Intereſſen unſeres Vaterlandes genannt werden muß, iſt kein Verſuch, begangenes Unrecht gut zu machen, kein Sühnungsakt einer nach Vergebung der beleidigten Menſchheit ſtrebenden Natur; nein, ſie iſt vielmehr die edelſte Rache, welche ein durch und durch tüchtiges, reines Gemüth an einer, ihm wahrſcheinlich feindlich geſinnten Welt nimmt, indem es ihren Undank mit Hilfe, ihren Haß mit Liebe vergilt, ihre Verfolgung mit geduldigem, unbeugſamen Muthe erträgt. Davon, Gräfin, bin ich überzeugt. Man hat ihn einen Schwärmer genannt. Blödes Urtheil einer verflachten, verbildeten Zeit! Sollten wir ſchon ſo weit gekommen ſein, daß das Feſthalten an einer wahrhaft großen, erhabenen Idee, das freudige Leben, das muthige Streben für ſie, in unſeren kalten, nüchternen Selbſtlingsaugen zur Schwärmerei geworden? Ja, dann war der edle Niklas Zriny, als er ſeinen Heldentod auf dem Schutte von Szigeth ſtarb, auch ein Schwärmer; dann war es auch der biedere Sandwirth von Tirol, der in den Engpäſſen ſeines Vaterlandes der feindlichen Überzahl muthig trotzte, obwohl er dabei ſein blutiges Ende leicht voraus berechnen konnte; dann waren es auch die Heroen aller Völker und Zeiten, die ſich dem Heil ihrer Fürſten, dem Wohl ihres Landes mit freudigem Stolze opferten — und dann iſt es auch mein ritterlicher Hauptmann auf der Steinwand droben. So lange aber Schwärmerei nur in der Herrſchaft einer krankhaften Einbildungskraft über einen unterdrückten, verſtörten Geiſt beſteht, der unter der Geißel ſeiner Tyrannin den Irrthum als Wahrheit anbetet, ſo lange iſt mein Held kein Schwärmer. Sein Geiſt iſt tief, klar und ruhig, wie der Bergſee, der ſich an ſeinem Lager hinzieht. Nie ſah ich einen Mann das Beſtehende mehr ehren, Sitte, Ordnung und Geſetz beſſer achten, einſichtsvoller und beſonnener handeln, als ihn. Aber alle dieſe ſchönen Eigenſchaften wurzeln feſt, wie eine tauſendjährige Eiche, auf dem Felſengrunde der Religion. Ihm iſt Gott kein Spielzeug, mit dem man tändelt und es wegwirft nach Belieben, kein Geſchöpf der Fantaſie, das man ſich hervorruft in der Stunde des Drangſales, um ihm vorzuheucheln und es nachher wieder zu vergeſſen. Ihm, meine ſchöne Gräfin, iſt Gott ein Gott der Wahrheit, und er ſein treuer, demüthiger Diener, der die ihm auferlegten Prüfungen ſtark und treu beſteht. Darum iſt auch ſein Gebet eine ſchöne That, und darum ſind ſeine Thaten ein unausgeſetztes ſchönes Gebet.«

Die Begeiſterung des Alten war anſteckend. Nicht nur Iſidora fühlte ſich von ſolchen Schilderungen mächtig ergriffen, ſondern auch Alfred, der, ſo oft es ſein Dienſt erlaubte, den Unterredungen mit dem Pater Ämilian beiwohnte, wurde davon gefeſſelt. Sein ungerechter, ſelbſtſüchtiger Widerwille gegen den geprieſenen Hauptmann wich allmälich einer Bewunderung, welche einzugeſtehen er keinen Anſtand nahm. Gerade dadurch aber erwies er ſich ſelbſt den größten Dienſt bei Iſidoren, welcher er keineswegs gleichgiltig war. Lange ſchon hatte die hochſinnige, muthige Jungfrau den wackeren Jüngling aus edlem Hauſe, an welchem ſie ein reiches Erbe ähnlicher Eigenſchaften bemerkte, im Stillen vor allen übrigen jungen Männern bevorzugt, ohne jedoch den Temperamentsfehler ſeiner Familie, einen leicht reizbaren, in ſeinen höheren Graden kaum zu bezähmenden, oft gefährlichen Jähzorn zu überſehen, welchem ſie ſelbſt erſt kürzlich auf eine entſchiedene Weiſe begegnen mußte, um deſſen weiteren Ausbruch zu verhindern. Seine gegenwärtige, unumwunden ausgeſprochene Bewunderung des Herrn von der Steinwand brachte ihn Iſidoren näher als jemals, weil ſie erkannte, daß dieſe Sinnesänderung bei dem, jeder Heuchelei unfähigen Manne, als ein Ergebniß ruhiger Prüfung und gerechter Anerkennung fremden Verdienſtes, um ſo rühmlicher ſei, als ſie nicht ohne Selbſtverleugnung und Aufopferung der eigenen Sympathien erfolgen konnte. Alfred, durch Iſidora's liebevolles Begegnen auf den Gipfel ſeines Glückes erhoben, ſtreifte muthig den letzten Reſt falſcher Scham von ſich.

»Ja,« rief er, »ich war ein lächerlicher Narr, der in unbegreiflicher Verblendung dem edlen Manne grollte, dem er ſeines Lebens höchſtes Gut verdankt; ein Thor, der es wagte, an dem Ruhme eines Helden zu mäkeln, durch deſſen bloße gerechte Anerkennung mir nun eine wonnereiche Zukunft ihre goldenen Thore öffnet.«

»Die Hand auf's Herz, Graf — und ehrliche, männliche Antwort,« ſprach Iſidora, den Jüngling ſcharf betrachtend, »würde ſich Ihr gegenwärtiges Urtheil über mein verkörpertes Heldenideal nicht ändern, wenn Sie mich und den außerordentlichen Mann jemals wieder in einer ähnlichen Lage erblickten, wie jene war, die Ihren Unmuth ſo ſehr erregt hat?«

»Schonen Sie mich, ſchöne Iſidora,« bat Alfred flehend. »Ich darf, ich kann weder Sie, noch Ihren Helden beleidigen, und darum kann und darf ich Ihnen auch dieſe Frage nicht beantworten.«

Iſidora war zu ſcharfſinnig, um nicht die Offenheit eines edlen Charakters — und zu viel Weib, um nicht das zarte Compliment treuer Liebe zu erkennen, welche für ſie in dieſer Weigerung lag.

Alfred wurde endlich mit dem Geſtändniſſe ihrer Gegenliebe beglückt. Der Oberſt, welcher von beiden Liebenden mit beſcheidenem Freimuthe in das Geheimniß eingeweiht worden war, hatte weder gegen die Herkunft, noch den Charakter, wohl aber gegen den gegenwärtigen Rang ſeines Schwiegerſohnes eine Einwendung. »Ich habe nichts dawider,« ſprach er, »daß der Lieutenant der Verlobte meiner Tochter iſt, aber erſt der Hauptmann wird ſie als Gemalin heimführen.« Man kannte des Alten eiſernen Willen, und fand es daher, trotz der augenblicklichen Zuſtimmung der Mutter Iſidora's, räthlich, ſich ihm geduldig zu fügen.

Die Bewegungen der feindlichen Horden machten häufige Streifzüge an den Gränzen erforderlich. Bei keinem dieſer Anläſſe fehlte Hauptmann Peter's erfolgreicher Beiſtand, bei keinem wurde ſein heilſamer Rath entbehrt. Jetzt erſt zeigte ſich der neuen Garniſon im vollſten Lichte der Werth eines Mannes, welcher es meiſterlich verſtand, ein Volk zu bekämpfen, mit deſſen Sitten, Gebräuchen und heimtückiſch-barbariſchen Liſten man noch viel zu wenig bekannt war, um ihm immer ſiegreich die Spitze bieten zu können. Kaum zeigten ſich die Feinde, dieſe rohen, wilden, aber eben ſo ſchlauen, als bösartigen Kinder der Steppen und des Gebirgs, ſo waren ſie auch ſchon verſchwunden; glaubte man ſie längſt auf ferner Flucht, ſo hatte man ſie unverſehens wieder im Rücken, was gewöhnlich immer in einer Gegend geſchah, deren Ortlichkeit für ſie eben ſo vortheilhaft, als ihren Gegnern nachtheilig war. Trefflich verſtanden ſie die Kunſt, den Soldaten weit mehr durch ihre ewigen Neckereien, als durch wirklichen Angriff zu ermüden, und dadurch ſeine Kraft dort zu vergeuden, wo er ſie am nöthigſten hatte. Lieutenant Alfred hatte, wiewohl in untergeordneter Stellung, ſchon mehrere ſolche Streifzüge als Freiwilliger mitgemacht, deren Commando der Oberſt in der Regel den Hauptleuten der Garniſon anzuvertrauen pflegte. Sein ſehnlichſter Wunſch war, bei einem ähnlichen Anlaſſe einmal ſelbſt commandiren zu dürfen, welche Bitte ihm der Oberſt endlich bewilligte.

Gräfin **Iſidora** nahm von dem Geliebten mit der treuen, zärtlichen Liebe einer Braut, aber auch mit der ſtarken Seele einer Thusnelda, Abſchied. »Zieh' hin und ſei glücklich,« ſprach ſie, »Gott und mein Held werden Dich ſchützen.« Kaum hatte **Alfred** die Feſtung mit ſeinen Leuten verlaſſen, ſo geſellte ſich auch ſchon Lieutenant **Paul** mit einer kleinen, erleſenen Schar aus dem Lager an der Steinwand zu ihm. So erfreulich indeſſen dieſer Beiſtand dem gemeinen Soldaten war, der, in Gemeinſchaft mit ſeinen erprobten Bundesgenoſſen, jeder Gefahr mit einem eigenen Gefühle von Sicherheit entgegen ging, eben ſo unerwünſcht kam er dem Führer, deſſen kühner Waglingsmuth lieber die größten Gefahren allein beſtanden hatte, um auch den Ruhm des Sieges für ſich allein behalten zu können. Nichts deſto weniger erkannte er vollkommen die Wichtigkeit einer Hilfe, durch deren Abweiſung er ſeine Leute gefährlich entmuthigt haben würde. Der Feind, welcher ſich bald zeigte, wurde angegriffen und zurückgedrängt. Man kam in eine Gegend, wo man ſich trennen mußte. Da ſprach Lieutenant **Paul** in ſeiner determinirten Weiſe:

»Der Feind hat ſich getheilt, die Bergwölfe haben ſich von den Steppenhunden geſchieden. Wenn es Ihnen gefällig iſt, mein Offizier, ſo verfolgen Sie den Horniſſenſchwarm der Wüſte, während ich es mit dem Geſindel der Felſenſchluchten aufnehmen will. Wagen Sie ſich aber ja nicht weiter, als bis an die entgegengeſetzte Seite des Waldes, der vor Ihnen liegt. Sobald Ihnen niedriges Gebüſch und Heidekraut das Bereich der Steppe ankündigt, in welcher jene Hummeln das ſind, was der Fiſch im Waſſer, dann kehren Sie um und ſorgen zugleich dafür, daß Ihre Schar abwechſelnd durch Leute, welche in dem Ihnen von mir ſehr oft empfohlenen Rückwärtsſchreiten geübt ſind, nach allen Richtungen gedeckt werde, damit Sie die Hälfte Ihrer Kraft der plötzlich bedrohten Seite zuwenden können.«

»Feige Vorſicht, welcher nie des Ruhmes heiliger Lorbeerkranz erblüht!« dachte der übermüthige, thatendurſtige Jüngling, ſeine Leute, dem ertheilten Rathe gemäß, in das Dunkel des ſich vor ihm ausbreitenden Waldes führend. In kurzer Zeit war die feindliche Kette aufgeſtöbert, in noch kürzerer trieb ſie ſich in wilder Flucht vor der verfolgenden Compagnie durch das Labyrinth der rieſigen Bäume hin. Schon lichtete ſich die Waldnacht, ſchon zeigte ſich Gebüſch und Heidekraut, ſchon kündigte ſich das aufflatternde Feldhuhn als Vedette der Steppe an, aber das Geſindel floh noch immer und zerſtäubte, als der Wald ein Ende nahm, nach allen Strichen der Windroſe. Uneingedenk des treuen Rathes Paul's rief der ſiegestrunkene Alfred: »Drauf und dran, meine Braven, und Jeder erwerbe einen feindlichen Kopf!« Und Alle ſtürmten vorwärts, und Alfred, auf ſeinem ſchäumenden Schimmel, weit voran, bis er ſich in einem ſchüttern, aber endloſen Geſträuche von ſeinen Leuten getrennt ſah. Eben war er bemüht, ſich wieder zurückzufinden, als er plötzlich eine Schlinge um ſeinen Hals geworfen, und ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt vom Roſſe nieder gezogen fühlte. Zu ſeinem größten Glücke war ſein rechter Arm mit in die Schlinge gerathen, ſonſt würde ihn ſein entſetzlicher Feind, der ihn, auf einem kleinen, zottigen Pferde dahinfliegend, am langen Riemen nach ſich zog, unfehlbar erwürgt haben. Kein Widerſtand, keine Gegenwehr war in einer ſo entſetzlichen Lage möglich — da krachte plötzlich ein Schuß — den hörte der arme Jüngling noch — und verlor dann ſein Bewußtſein.

Lange mochte er in jenem hilfloſen Zuſtande gelegen haben, in welchem der Schlaf der Ohnmacht die erfaßte Beute nicht ſelten ſeinem ſtärkeren Bruder, dem Tode, abtritt; denn als er matt die Augen aufſchlug, als er es fühlte, daß er noch dem Leben angehöre, gewahrte er rings um ſich die feierliche Stille eines klaren Sommerabends. Die tief geſunkene Sonne ſpann lange Strahlen über die ruhige Fläche, die Gipfel der Wälderſäume glühten in ihrem Golde, kein Lüftchen regte ſich. Vor ihm ſaß, in geringer Entfernung, ein Mann in der Kriegertracht des Lagers auf der Steinwand.

Es hatte nicht der drei Adlerfedern bedurft, die ſtolz aus der Bärenmütze emporſtiegen, um dem Jünglinge zu ſagen, daß er den allbewunderten Hauptmann vor ſich habe. Aus dieſer Stirne, aus dieſem Auge, aus dem ganzen Antlitz leuchtete eine Hoheit, eine Kraft, eine Milde, ein unerklärliches Etwas, wodurch man ſich unwiderſtehlich zur Bewunderung hingeriſſen fühlte. Alfred fing, der Mittheilungen Iſidora's eingedenk, zu begreifen an, daß man von einer ſolchen Erſcheinung gefeſſelt werden könne. Obwohl der ſeltene Mann die Hälfte ſeines Lebensherbſtes hinter ſich hatte, gab ſich doch ſeine ganze Geſtalt jünger, als ſie war. Das dunkle Auge ſtrahlte in ungeſchwächtem Glanze, kein weißes Härchen ſchlich ſich durch den reichen braunen Bart, der die Oberlippe beſchattete und von dem Kinn in dichten Wellen auf eine breitgewölbte Athletenbruſt herabfloß.

Mehrere Male hatte Alfred vergeblich verſucht, den hohen Mann anzureden, der ſtumm, wie ein marmornes Heldenbild, vor ihm ſaß. Seine Zunge war wie gelähmt, er ſelbſt wie mit Zauberbanden umſtrickt. Endlich ſtammelte er: »Es iſt wohl kein Zweifel, daß ich in Ihnen meinen Retter und zugleich den edlen Hauptmann des Gebirges begrüße, in deſſen Schuldbuche das Vaterland und der Familienkreis des Garniſonsoberſten als große Schuldner oben an ſtehen. Allein ich fühle in dieſem Augenblicke die ganze Nichtigkeit jedes mir möglichen Dankes zu ſehr, um« — —

»Laſſen wir das,« unterbrach ihn der Hauptmann mit gedämpfter Stimme. Genießen Sie dieſe Labung und verſuchen Sie, mir nach meinem Lager zu folgen, welchem wir uns weit näher befinden, als der Feſtung. Glauben Sie jedoch, mir einigen Dank zu ſchulden, ſo bitte ich Sie, mir ihn dadurch zu beweiſen, daß Sie in Hinkunft den Rath meines treuen Paul beſſer befolgen, als es diesmal der Fall war, denn nicht immer dürfte ich zur rechten Zeit kommen, um Sie einem ſo ſchmählichen Tode zu entreißen, wie der war, in deſſen Rachen Sie ſich bereits befanden.«

Erröthend ſchlug Alfred ſeine Augen nieder, den Stachel dieſes gerechten, obgleich ſehr zarten Vorwurfs in tiefſter Bruſt empfindend.

»Nur eine Frage,« ſprach er, »erlauben Sie mir, Herr: was iſt aus meinen Leuten geworden?«

»Es gelang mir, eine überwiegende Mehrzahl derſelben zu retten, welche bereits in der Feſtung angelangt ſein und dort die Nachricht überbracht haben wird, daß Sie ſich ohne Gefahr in meiner Obhut befinden.«

Ein dankender Blick war Alles, was der tiefgerührte Alfred auf dieſe Mittheilung erwiedern konnte. Nachdem er die ihm dargereichte Stärkung zu ſich genommen hatte, folgte er ſchweigſam ſeinem edlen Führer, welcher ihm die Vermeidung jedes auch noch ſo leiſen Geräuſches in dieſen gefährlichen Regionen dringend anempfahl.

Schon waren die letzten, matten Tinten der Abendröthe am Horizonte verſchwunden, und der Mond hatte ſeinen vollen Glanz über die Gegend ausgegoſſen, als die beiden Wanderer das Lager auf der Steinwand erreichten, deſſen rührige Thätigkeit ſich ihnen ſelbſt in dieſen, der Ruhe gewidmeten Stunden ſchon von ferne kund gab. »Für die Hämmer unſerer luſtigen Schmiede iſt es noch nicht Nacht geworden,« ſprach Hauptmann Peter zu ſeinem Gaſte; »auch pflegen wir vor dem Abendgebete nicht Feierabend zu machen.« Der Einlaß in das Lager fand unter ſtrengen militäriſchen Vorſichten Statt. Dem ſtaunenden Alfred wurde hinlängliche Gelegenheit zu Theil, die hier gemachten Erfahrungen des vorigen und gegenwärtigen Feſtungscommandanten beſtätigt zu finden. Der ſchöne Abend hatte Viele, deren Arbeit es zuläſſig machte, mit derſelben in's Freie gelockt. Nirgends begegnete ſeinem Auge der Müßiggang, allwärts regte ſich ordnungsvolle, zweckmäßige Thätigkeit in allen Altersſtufen beider Geſchlechter. Emſig flog die Nadel in den Händen zarter Mädchen, während die Erwachſenen den Spinnrocken oder den kleinen, einfachen Webſtuhl bedienten. Der aus den Kaminen emporwirbelnde Rauch verkündigte, daß die Mütter bemüht ſeien, dem Hausvater ein einfaches, kräftiges Mahl zu bereiten. Greiſe ſpannten die abgeſtreiften Häute erlegter Wildthiere aus, um ſie zur ferneren Bearbeitung vorzubereiten, und aus dem Inneren der beſcheidenen, freundlichen Wohnungen gab ſich mehr oder minder geräuſchvoll der Fleiß der verſchiedenen Handwerker kund, denen es oblag, die Bedürfniſſe des Lagers zu befriedigen. Unter freundlichen, beſcheidenen Grüßen, aus welchen hohe Achtung für die Vorüberſchreitenden ſprach, hatte man das Ende der Hauptgaſſe erreicht, welche in einen ebenen, offenen Platz auslief, in deſſen Hintergrunde ſich auf einer Anhöhe, alle übrigen Gebäude des Lagers überragend, einſam das mit einer kleinen Warte verſehene Haus des Hauptmannes erhob, neben welchem ſich eine kleinere, offenbar erſt ſpäter hinzugekommene Wohnung befand, aus deren Thüre den beiden Ankömmlingen Pater Amilian's ehrwürdige Geſtalt mit einem herzlichen Willkommen entgegen kam. Freundlich dankend ſchritt der Herr der Steinwand in ſein Haus, aus welchem er bald mit einem gewaltigen Heerhorne zurückkehrte, deſſen langgehaltener mächtiger Ton dreimal weit über das Lager hin durch die ruhige Abendluft hallte. Auf dieſes Signal verſtummte augenblicklich auch der leiſeſte Laut im Lager. Dem lebendigen Geräuſche folgte die feierlichſte Stille, welche um ſo ergreifender war, als man bald darauf Scharen von Männern und Weibern, Jünglingen und Jungfrauen, Greiſen und Kindern in ehrerbietigem Schweigen den Platz füllen und ſich nach ihrem Alter und Geſchlechte in Reihen abtheilen ſah. Pater Amilian trat auf die kleine, gemauerte Terraſſe, welche ſich rings um das Haus des Hauptmanns zog, ſegnete die Verſammlung und verrichtete mit lauter, klarer Stimme ein inniges, kurzes Abendgebet, nach deſſen Beendigung beide Geſchlechter abwechſelnd ein Danklied erhoben, welches mit einem allgemeinen Chore ſchloß, der, in wunderbarem Einklange mit der erhabenen nächtlichen Scenerie, von der ergreifendſten Wirkung war.

Alfred und **Ämilian** nahmen an des Hauptmanns Tiſche ein frugales Abendmahl ein, nach welchem der, von den ſeltſamen Erlebniſſen dieſes inhaltreichen Tages mächtig aufgeregte Jüngling um die Erlaubniß bat, auf die Terraſſe hinausgehen zu dürfen, um noch Einmal den entzückenden Anblick der prachtvollen Mondlandſchaft zu genießen.

»Dieſer Genuß,« bemerkte der Hauptmann, »wird Ihnen auf meiner Warte in noch höherem Grade zu Theile, weil dort Ihr Auge ungehindert nach allen Gegenden umherſchweifen kann. Ich und mein geiſtlicher Freund wollen Sie zu Ihrer beſſeren Orientirung begleiten.«

Mit dieſen Worten öffnete er eine geheime Thüre des Speiſeſaales, hinter welcher ſich eine Wendeltreppe erhob, die unmittelbar nach der Zinne der Warte führte.

»Nehmen Sie Platz,« ſprach er zu **Alfred** und **Ämilian**, ſich ſelbſt auf einen ſteinernen Ruheſitz niederlaſſend; »blicken Sie gegen Abend, woher Sie gekommen ſind mit Ihrem Regimente. Dort hinter jenen fernen Bergen, deren dunkle Maſſen wie lange Wolkenſchatten im Mondlichte ſchwanken, liegen die weit gedehnten glücklichen Gefilde Ihres und meines Vaterlandes. Wenn Sie Ihr Auge nach Norden gleiten laſſen, ſo gewahren Sie den Schauplatz der Ihnen angewieſenen Thatigkeit, die Feſtung mit ihrem romantiſchen Hintergrunde. Betrachten Sie jene undurchdringliche ſchwarze Waldwand, welche uns jetzt wie Eine gerade Rieſenmauer in den Himmel zu ſteigen ſcheint, während ſie eigentlich, auf weiten, kühn vorgeſchobenen, ſich ſtufenweiſe erhebenden Bergplateaus, immer tiefer zurücktritt, je höher ſie ſteigt, und endlich aus ihrem dunklen Schooße die gigantiſchen nackten Felſenkuppen emporſendet, deren Häupter gar oft auf ſchauerliche Gewitter herab blicken. Der weite Oſten zeigt Ihnen in unabſehbaren Räumen die flache Heimat unſerer Feinde, über welcher der volle Mond eben in ſeiner ganzen Pracht ſchwimmt. Mit den nahen wilden, mehr kahlen als waldbedeckten Felſenpartien des Südens ſchließt ſich das erhabene Rundgemälde.«

Lange ſchwelgte Alfred ſtumm in dem unbeſchreiblichen Anblicke. Jede Seite dieſes großartigen Panoramas weckte ihm andere Erinnerungen, rief andere Empfindungen in ſeiner Seele hervor. Als ſein Auge auf dem, mit einer leichten, durchſichtigen Nebeldecke überzogenem Wüſtenmeere haften blieb, an deſſen Rande ihn der Tod erſt vor wenigen Stunden in ſeiner ſcheußlichſten Geſtalt angegähnt hatte, da ergriff er, tief gerührt, des Hauptmanns Hand, auf welche eine heiße Thräne niederrollte. Sein edler Retter erwiederte, in vollkommener Würdigung des treu gemeinten ſtummen Dankes, denſelben mit einem biederen Handdrucke.

»Sie haben,« begann Alfred, in Ihren gütigen Mittheilungen über dieſen landſchaftlichen Prachtkreis nur der Fernen gedacht; die nicht minder intereſſanten Partien der nächſten Nähe ließen Sie gänzlich unberührt. Die ſchmale öſtliche Terraſſe Ihres Hauſes reicht an den Rand eines Felſens, deſſen beinahe lothrechte Wand in eine ſo ungeheure Tiefe hinabſchießt, daß nur ein ſehr kühnes Auge dieſen grauenvollen Abgrund ruhig zu meſſen vermag.«

»Dieſe Wand,« erwiederte der Hauptmann, »welche mir und meinem Lager den Namen gegeben hat, den ich hier für Freund und Feind führe, iſt von einer noch nicht genugſam gewürdigten ſtrategiſchen Wichtigkeit. Ich wünſche, daß dieſelbe von der Regierung meines Vaterlandes anerkannt würde, wenn ich einſt die Bedingung erfüllen muß, unter welcher mir das Leben verliehen ward. Bemerken Sie die unvergleichliche Poſition. Von Abend her, wo mein Lager am zugänglichſten iſt, hat es am wenigſten zu befürchten; die Nordſeite deſſelben wird theils noch durch die Steinwand geſchützt, theils iſt ſie durch muthige, einſichtsvoll geleitete Männer leicht zu vertheidigen. Ein Angriff von Oſten her iſt unmöglich; an dieſem, von der Natur gegründeten Rieſenwalle würde ſich ſelbſt die Kraft des raffinirteſten europäiſchen Zerſtörungsgeſchützes erfolglos verſuchen; auf der Südſeite endlich verhindert jener tiefe Bergſee und einige Wachſamkeit jeden gefährlichen Überfall.«

»Ja,« ſprach Alfred, bei welchem jetzt der Krieger dem Bewunderer der Naturſchönheit weichen mußte, »auch jenes herrlichen See's haben Sie früher nicht gedacht, deſſen weiter Spiegel in dieſer magiſchen Mondbeleuchtung der Gegend einen ſeltenen Reiz verleiht. Ungefähr in ſeiner Mitte ſchiebt ſich eine Erdzunge in ſeinen klaren Buſen, auf welcher ich mehrere leuchtende Punkte zu bemerken glaube.«

»Ganz recht; jene Erdzunge iſt der Friedhof des Lagers, und die leuchtenden Punkte ſind weiße Kreuze, welche die Ruheſtätten der Tapferen bezeichnen, die für ihren Fürſten und ihr Vaterland gefochten und geblutet haben. Auf den Gräbern der Weiber und jener Männer, welche keine Kämpfer waren, ſtehen braune Kreuze. Auf den Schlummerbettchen der Kinder blühen Bergneikenbeete in Rahmen von Kreuzesform.«

»Und dies Alles,« rief der begeiſterte Alfred, »dieſes unbezwingliche Bollwerk, welches Ihre Liebe zum Vaterlande gleich einem ſchirmenden Genius an die äußerſten Gränzen hingepflanzt hat; dieſe treue, verſtändige Sorge für die Lebendigen, welcher das Auge begegnet, wohin es blickt, und jener zarte Beweis hoher Achtung für die treuen Todten — dies Alles, edler Mann, iſt Ihre Schöpfung, welche den Beſchauer mit der höchſten Achtung für Sie erfüllt.«

»Ja, es iſt meine Schöpfung — die gebrechliche Schöpfung einer armen Menſchenhand,« ſprach mit einem beinahe trüben Ernſte der Hauptmann. »Der anerkannten Nützlichkeit derſelben wird ſelten der Beifall verweigert, aber es geht mir damit, wie ſo vielen Künſtlern mit ihren Werken. Man bewundert ſie, man nimmt ſie zufrieden hin als ein Vorhandenes, Gelungenes, aber Keiner gedenkt ihres langſamen, mühevollen Entſtehens, Keiner fragt, welche Opfer, welchen Schmerz ſie ihrem Vater gekoſtet.«

»Nur der hochbegabte Geiſt vermag Großes zu ſchaffen,« erwiederte Alfred, »ſein höchſter Lohn liegt in dem Werthe ſeiner Schöpfung, jeden höheren ſucht er vergebens; müßte ich jedoch nicht befürchten unbeſcheiden zu ſein, ſo würde ich mir eine Vermuthung erlauben.«

»Und die wäre?« — fragte der Herr von der Steinwand.

»Daß die erſte Idee zur Gründung dieſes kühnen Werkes,« erwiederte Alfred nach einigem Zögern, »durch höchſt ſchmerzliche, tiefbetrübende Erlebniſſe in Ihnen hervorgerufen worden ſein mag.«

Dieſe Bemerkung Alfred's weckte einen jener ſeltſamen Momente, in welchen die überwallende Empfindung eines tiefen Leides des Hauptmanns ſtarke Seele zu bewältigen drohte.

»Begreifſt Du es, junger Mann,« rief er, »begreifſt Du es wirklich, daß Außerordentliches dazu gehört habe, einen befähigten Geiſt zu beſtimmen, die glänzenden Kreiſe der Geſellſchaft, den Schauplatz ehrenvoller Wirkſamkeit, den Herd des Glückes, die Bahn des Ruhmes zu verlaſſen, um jenſeits der Gränzen aller Bildung aus der zertrümmerten Welt des eigenen Wohles eine neue für fremdes zu ſchaffen, und aus den ſtahlharten Gemüthern von Menſchen, die entweder ſchlechter oder nicht viel beſſer waren, als das Gethier ihrer Klüfte, den Funken der Civiliſation zu ſchlagen.«

»Aber welchen erhabenen Lohn führt eine ſolche That mit ſich!« ſprach mit Begeiſterung der leicht erregbare Alfred.

»Den des Bewußtſeins,« — erwiederte der Hauptmann.

»Und den einer ſicheren Anwartſchaft ewiger glorreicher Vergeltung,« fiel Pater Amilian ein, »welche uns, wenn wir feſt von ihr überzeugt ſind, die Führerin zu ſolchen Thaten wird.«

»Den des Bewußtſeins, ſage ich« — wiederholte der Herr von der Steinwand — »und es gehört eine ſtarke Seele dazu, ſich mit dieſem Lohne abzufinden. Was die Vergeltung des Jenſeits betrifft, mein guter Pater, ſo bin ich der Meinung, daß wir ihr gläubig vertrauen, ſie demüthig erwarten ſollen; aber als Sporn meiner Thaten möchte ich ſie nicht gerne gelten laſſen. Das Rechte, das Gute, das Große ſoll gethan werden, weil es recht, weil es gut, weil es groß iſt; aber wir ſollen bei unſeren Handlungen mit der Vorſehung nicht mäkeln um den Lohn, der ohnehin, ſo wie die Strafe, als nothwendige Folge ſich aus Allem entwickelt, was wir thun.«

»So habe ich Dich noch nicht reden hören, mein Sohn,« rief nicht ohne Beſtürzung Pater Ämilian. Stets war ja unſer heiliger Glaube das Panier, unter deſſen Schutze Du ſiegreich vorwärts drangſt auf der dornenvollen Bahn Deines Lebens.«

»Sei unbeſorgt, mein Vater,« ſprach lächelnd der Hauptmann, »ſei unbeſorgt und überzeugt, daß ich treu aushalten werde bei dieſem heiligen Panier, und daß ich mit ihm einzuziehen gedenke in die Garniſon einer beſſeren Zukunft. Aber es war ja nur von dem Beweggrunde unſerer Handlungen die Rede, und dieſer ſoll, wie ich wiederholt behaupte, nur in dem klar aufgefaßten Begriffe des Rechten und Wahren liegen. Sagt uns nicht unſere eigene Vernunft, wenn wir ſie nur ernſtlich befragen wollen, beſtätigen es nicht die heiligen Überlieferungen unſerer Religion, daß dieſes Leben nur ein Übergang von einem uns fremden Anfange zu einem eben ſo unbekannten Ziele ſei — eine Pilgerſchaft, auf welcher Gottes Gnade uns den ſtarken-Stab des Glaubens als leitende Stütze in die Hand drückte? Iſt es aber nicht eben ſo klar, daß jeder Wanderer vorwärts ſchreiten muß, um ſeiner Reiſe Endpunkt zu erreichen, und daß jeder Rückſchritt ihn von demſelben entfernt? Ja, mein Vater! Wie für den phyſiſchen Pilgrim, ſo bleibt auch für den moraliſchen, für den Erdenwaller das Vorwärts eine unerläßliche Bedingung, aus deren Erfüllung ſein Lohn, aus deren Vernachläſſigung ſeine Strafe als nothwendige Frucht der ſelbſtgeſtreuten Saat keimt. Wer dies begreifen und alles Übrige gläubig dem unerforſchlichen Willen ſeines Schöpfers anheim zu ſtellen gelernt hat, dem liegt am Ende an der Art und Weiſe, wie er vorwärts ſchreiten muß, wenig, wenn es nur das wahre, das rechte Vorwärts iſt. Aber ach, mein Vater! Mir ward, wie Du ſelbſt ſagteſt, eine dornenvolle Bahn, ein rauher Pfad der Schmerzen und der Entſagung.«

»Deſto glorreicher, deſto herrlicher,« jubelte der nun zufrieden geſtellte Greis, »wird Dein Einzug in das Reich des Friedens ſein, und Du wirſt glänzen vor Vielen, denn der Herr ſagt: Im Hauſe meines Vaters ſind viele Wohnungen.«

Alfred fühlte ſich bei dieſer Unterredung in ſeinem Innerſten durch und durch erſchüttert. Das geräuſchvolle nichtige Leben in der Reſidenz hatte ihm wenigen Anlaß zu ſo ernſten, erhabenen Betrachtungen geboten, wie er ſie hier aus dem Munde eines vielgeprüften, außerordentlichen Mannes vernahm. Sein Herz glühte, ſeine Seele hob ſich wie auf Flügeln. Alle Rückſichten gewöhnlicher Convenienz vergeſſend, ſtürzte er in die Arme des Hauptmanns und drückte ihm in abgeriſſenen Sätzen ſeine Liebe und Bewunderung aus. Sanft entwand ſich der Hauptmann, welcher wieder ſeine volle, ruhige, ernſte Faſſung gewonnen hatte, der leidenſchaftlichen Umarmung des Jünglings.

»Ihre freundliche Geſinnung,« ſprach er, »freut mich herzlich. Möge ſie dauernd ſein!«

»Zweifeln Sie daran?« rief beſtürzt der Lieutenant.

»Das nicht,« erwiederte der Herr von der Steinwand. »Ich weiß, daß Sie den **Willen** haben, mir gut zu ſein, aber werden Sie ihn auch unter allen Verhältniſſen bewahren können? Unbeugſame Willenskraft, mein junger Freund, iſt eine ſeltene, ſchwer erreichbare Alpenblume, die der Wanderer nur nach vielen Gefahren auf ſteinigen Wegen bricht.«

»Nichts wird, nichts kann meine Geſinnung gegen Sie ändern,« betheuerte **Alfred**, »denn ich bin nun in tiefſter Seele überzeugt, daß es keine **Schuld** war, welche Sie Ihrem großen, wunderbaren Berufe entgegen trieb.«

»Nein — Schuld war es wahrlich nicht,« entgegnete der Hauptmann mit der ganzen Offenheit ſeines edlen, großen Charakters. Nach einigem Beſinnen fuhr er fort: »Ich will Ihnen die Hyder nennen, die mich umſchlang mit ihren gewaltigen Ringen und mich weit hinaus ſchleuderte aus dem Schooße der Geſittung auf dieſen öden Stein, wo ich über den Verluſt meiner glücklichen Exiſtenz hätte raſend werden müſſen, wenn ich es nicht verſtanden hätte, mir eine neue zu bilden.«

Auf's Höchſte geſpannt, horchten Alfred und Amilian den Worten des Hauptmanns, welcher einen Gegenſtand berührte, über welchen er ſich nie zuvor geäußert hatte.

»Mögen Sie,« fuhr er, zu dem Lieutenant gewendet, fort, »dieſem Ungeheuer nie begegnen, welches in dem Gewühle der Städte, wie auf der ländlichen Flur, in den Paläſten der Großen, wie unter den Dächern der Kleinen, gleich furchtbar hauſet; welches meiſtens nur den Schuldloſen mit ſeinem Giftzahne annagt, und welches auch fortherrſchen wird nach Jahrhunderten, weil ſich an dem ſcheußlichen Giganten Recht und Vernunft und ſelbſt die Macht der Geſetze fruchtlos brechen. Iſt es nicht traurig, Herr, vom Schickſale zum Bekämpfer eines Ungethüms erkoren zu ſein, welchem erliegen zu müſſen man im voraus einſieht? Indeſſen — bei einem jeden großen guten Werke muß ein Anfang ſein — und wer kann berechnen, welche Früchte die Vorſehung aus einem kleinen, unbedeutenden Samen hervorruft?«

»Du ſprichſt in Räthſeln, mein Sohn,« ſagte Ämilian, »nenne uns Deinen Feind, Du ſiehſt, unſere Seele liegt in unſern Ohren.«

»Er heißt — Vorurtheil,« ſprach der Hauptmann mit einem tiefen Seufzer und gab das Zeichen zum Aufbruche. Verwundert ſahen ſich der Prieſter und der Lieutenant an, doch wagte Keiner mehr ein Wort zu erwiedern, denn auf der Stirne des Hauptmanns thronte ein hoher, ruhiger Ernſt, welcher mit Entſchiedenheit jede weitere Frage abwies. Ämilian begab ſich in ſeine Hütte; Alfred erhielt eine einfache, aber bequeme Ruheſtätte in einem abgeſonderten Gemache. Tauſend Ideen durchkreuzten ſeine tiefbewegte Seele, tauſend Bilder trieb die aufgeregte Fantaſie an ihm vorüber. Ohne Schlaf war ihm die kurze Nacht entflohen. Mit dem erſten Strahle der Morgenſonne ſah er den Herrn von der Steinwand an ſeinem Lager ſtehen.

»Zwei meiner vertrauteſten Leute,« ſprach dieſer, »werden Sie auf dem kürzeſten, ſicherſten Wege zur Feſtung geleiten.

»Faſt muß ich furchten, mein edler Held,« erwiederte der, ſich ſchnell zum Aufbruch in Bereitſchaft ſetzende Alfred, »Ihnen mit der Wiederholung meines Dankes laſtig zu ſein. Aber eine einzige Frage ſei noch dem Scheidenden erlaubt: darf mein Oberſt nie der Hoffnung Raum geben, ſeinen ſehnlichſten Wunſch erfüllt zu ſehen, den werthen Mann perſönlich zu begrüßen, welchem er ſich ſchon ſo hoch verpflichtet fuhlt?«

»Das hangt von Dem ab, der über uns Allen waltet,« ſprach der Hauptmann mit ungewöhnlichem Ernſte; »bringen Sie dem Commandanten meinen freundlichen Gruß, und ſagen Sie ſeiner ſchönen Tochter Iſidora, daß die mir gelungene Rettung ihrer Ehre und ihres Lebens unter meine ſchönſten Erinnerungen gehöre; ſagen Sie ihr, daß ihre liebliche Erſcheinung unter den wenigen Sternen glanze, die meinen dunklen Lebenshorizont troſtend erhellen.«

Zu Alfred's Glucke wurde der Herr von der Steinwand in dem namlichen Augenblicke, wo er ſeine Rede beendet hatte, abgerufen, ſonſt hätte ihm die hohe Glut auffallen müſſen, welche bei den letzten Worten des jungen Mannes Antlitz übergoß. Mit der furchtbarſten Gewalt loderte in ſeinem leidenſchaftlichen Gemüthe die kaum gedämpfte Flamme der Eiferſucht empor, keine ruhige Prüfung, keine beſonnene Überlegung geſtattend. Nur zweier Gedanken war er ſich bewußt, deren wechſelſeitige Beziehung ihm zu einer unausſprechlichen Seelenfolter wurde. »Weh' mir!« rief er, »der Mann, der mir Iſidora's Leben erhielt, der mir mein eigenes rettete, macht mich zum Liebesboten an meine Braut, die ihn vergöttert.« Verwirrt ſchlug er das freundliche Anerbieten eines Morgenimbiſſes ab, und trat mit ſeinen Begleitern ſchleunig den Ruckweg zur Feſtung an.

Alfred war viel zu ehrlich, um dem Oberſten, trotz des zu befurchtenden Verweiſes, auch nur den geringſten Umſtand ſeines Abenteuers zu verſchweigen; viel zu offen, um Iſidoren auch nur eine Sylbe von des Hauptmanns Botſchaft vorzuenthalten.

die ſich, zu ſeiner Qual, ſeinem Gedächtniſſe Wort für Wort mit Flammenzügen eingeprägt hatte.

Obwohl ihm die hohe, aber reine, leidenſchaftsloſe Freude, welche Iſidora äußerte, als ſie des Hauptmanns Gruß vernahm, zum großen Troſte gereichte; obwohl ſich in ihrem Betragen gegen ihn gar keine Änderung merken ließ; obwohl er ſich ſelbſt die undankbarſte aller Creaturen ſchalt, wenn ſeine Bruſt des freſſenden, eiferſüchtigen Neides gegen den edlen Helden, dem er ſo viel ſchuldete, nicht los werden konnte: ſo war es ihm doch nicht möglich, an den Herrn von der Steinwand ohne Beimiſchung jenes widerlichen Gefühles zu denken, das ſich des Menſchen unwillkürlich bemeiſtert, wenn ſeinem Gedächtniſſe ein gefürchteter Nebenbuhler vorgeführt wird, und die Strahlen eines feindſeligen Geſtirnes ſchoſſen mit doppelter Gewalt zwiſchen Alfred und ſeinem Lebensretter herab.

Die Gegend gewann mit einem Male ein friedliches Anſehen. Die Plackereien des Feindes ließen plötzlich nach; er ſchien verſchwunden. Bald beſtätigten die Boten des Lagers von der Steinwand dieſe Vermuthung durch die Nachricht, daß ſich die feindlichen Horden ſämmtlich in das Innere ihres weiten Gebietes zurückgezogen hätten. Ungefährdet konnten die Anſiedler des Gebirges, ohne Bedeckung, die Garniſon mit den nöthigen Bedürfniſſen verſorgen, ja ſelbſt die Bewohner der Feſtung durften ohne Scheu zu ihrer Erholung manchen Ausflug in die Umgegend machen.

Da erſchien eines Tages der Lieutenant Paul vor dem Commandanten und ſprach: »Mein Herr entbietet Ihnen ſeinen ehrfurchtsvollen Gruß und befahl mir, Ihnen zu ſagen, daß das Zurückziehen des Feindes nur darum erfolgt ſei, um ſich in furchtbaren Maſſen concentriren zu können, und daß wir noch vor dem Ausgange des Herbſtes ſicher einen Angriff zu beſtehen haben werden, zu deſſen Abwehrung das äußerſte Aufgebot unſerer vereinten Kräfte erforderlich ſein wird. Mein Herr ertheilt Ihnen daher den wohlgemeinten, dringenden Rath, die Feſtung mit Allem zu verſorgen, was die gewiſſe Ausſicht auf eine lange, ſchwere Belagerung zweckdienlich und nothwendig macht.«

Der Oberſt, gewohnt, jeden Rath ſeines unbekannten Bundesgenoſſen gehörig zu würdigen, leitete unverzüglich das Proviantgeſchäft ein, welches mit allem Eifer betrieben werden mußte.

In dieſer friedlichen Epiſode des, von einem ſtets feindlichen Charakter begleiteten Garniſonlebens, erfuhr Iſidora durch einen Bergbewohner, daß in einem nicht fernen Walde, unter dem Lager auf der Steinwand, mehrere gewaltige Bären ihr Unweſen trieben, bisher aber noch nicht erlegt werden konnten, obwohl ſie den Herden des Lagers und der Feſtung ſchon bedeutenden Schaden zugefügt hatten.

Die kühne Jungfrau, welche eine geübte, mit dem Waidwerke wohl vertraute Reiterin war, lag ihrem Vater ſo lange an, bis er ihr geſtattete, unter Alfred's Schutze und einer hinlänglichen Bedeckung geübter Schützen, an dem Vergnügen dieſer gefährlichen Jagd Theil zu nehmen. Ein alter, in der Garniſon grau gewordener Waidmann rieth der Gräfin und ihrem Bräutigame, ſich der dauerhaften, kleinen Zottelpferde der Gegend zu bedienen, für welche der Anblick eines Bären nichts Entſetzendes habe. Leider aber wollte das ſchöne Paar dieſe günſtige Gelegenheit nicht verſäumen, ſich auf den prächtigen, ſo lange unbenützten Jagdpferden zu zeigen, welche man in der Hoffnung, ſich der Jagdluſt nach Belieben ergeben zu können, aus der fernen Reſidenz mitgebracht hatte.

Mit dem erſten Dämmerlichte eines heiteren Herbſtmorgens ſetzte ſich der ſtattliche Zug, unter welchem ſich auch einige muthige Frauen aus der Garniſon als Iſidora's Begleiterinnen befanden, in Bewegung. Früher, als man es hoffen durfte, war man ſo glücklich, mehrere friſche, jedoch nach verſchiedenen Richtungen führende Fährten der geſuchten Raubthiere anzutreffen. Abermals warnte der alte Waidmann vor einer gefährlichen Vereinzelung der Jagdgeſellſchaft, und abermals ward ſein wohlgemeinter Rath nicht beachtet. Bald ſahen ſich Iſidora und Alfred, in der Verfolgung eines gewaltigen Bären begriffen, von den übrigen Genoſſen getrennt. Schon erblickte die Gräfin das Unthier von ferne — einem Falken gleich trieb ſie ihren edlen Renner durch die Schatten des Waldes — plötzlich ſtand das wohlgeſchulte Thier auf das Geheiß ſeiner Herrin regungslos ſtill — die Büchſe knallte, und die Bewegungen des Bären bewieſen offenbar, daß er getroffen ſei. Alle Gefahr verachtend, jagte die waghalſige Jägerin, welche überdies ihren Beſchützer noch immer in ihrer Nähe glaubte, dem fliehenden Ungethüm nach. Aber in demſelben Augenblicke war Alfred's Roß geſtürzt und hatte im Sturze ſich und ſeinen Reiter ſo beſchädigt, daß es unmöglich wurde, der unbeſonnenen Jungfrau ſogleich zu folgen. Vergeblich ließ der Adjutant mit der ganzen Kraft ſeiner Lunge ſeinen Warnungsruf durch die Öde des Waldes erſchallen — ſchon war Iſidora ſeinen Augen entſchwunden und Niemand in der Nähe, der ihn von der Laſt des auf ſeinem linken Fuße liegenden Pferdes befreit hätte.

Bald hatte die Gräfin volle Urſache, ihre Tollkühnheit zu bereuen. Der Bär, das Entweichen ſeiner Kräfte ſpürend und dadurch wüthend gemacht, konnte oder wollte vor ſeiner beharrlichen Reiterin nicht mehr fliehen. Er ließ ſie daher nahe an ſich herankommen und hob ſich, plötzlich gegen ſie gewendet, auf ſeinen Hintertatzen mit furchtbarem Gebrülle hoch empor. Roß und Reiterin, auf eine ſolche Scene nicht gefaßt, entſetzten ſich Beide, und der Rappe, des leitenden Zügels entbehrend, that einen wilden Seitenſprung, ſeine ſchöne Bürde weit von ſich weg ſchleudernd. Unbekümmert um das fliehende Pferd, dachte das erboßte, verwundete Ungeheuer ſeine gräuliche, vergeltende Umarmung ſofort der armen Iſidora zu. Schon hatte es ſie mit ſeinen Tatzen beinahe berührt, als es, von einem ziſchenden Pfeile tief in die linke Seite getroffen, zu Boden ſtürzte. Iſidora raffte ſich empor und erblickte in einiger Entfernung — den Herrn von der Steinwand, welcher, ebenfalls im Waidwerke begriffen, die Stelle des gehörten Schuſſes aufſuchen wollte, diesmal aber die Waffen ſeiner Feinde trug, in deren Gebrauch er ſich bei ähnlichen Anläſſen gerne zu üben pflegte, denn ſtatt des Feuerrohrs führte er Bogen und Köcher, und an dem breiten Ledergurte hing, neben dem Krummſabel und Dolche, ein langer, auf beſondere Weiſe zuſammengerollter Lederriemen. Schnell flog er herbei, dem röchelnden Bären mit gewaltigem, ſicherem Dolchſtoße den Reſt gebend. Hierauf hob er die am Boden liegende Iſidora auf ſtarken Armen empor, und ließ ſich mit ihr auf einem nahen, bemooſten Steine nieder.

Die ſtolze Amazone, die ſelbſt in dem Augenblicke der höchſten Gefahr ihr Bewußtſein nicht verloren und Kraft genug behalten hatte, ihrem gräßlichen Ende entgegen zu ſchauen, war in den Armen des Helden plötzlich zu einem willenloſen Lamme umgewandelt. Mit ſtummen, bewundernden Blicken hing ſie an ſeinen edlen Zügen, welche eine magiſche Gewalt über ſie auszüben ſchienen; aber kein Laut kam über ihre Lippen, ihr ganzes Weſen war in ein wonnevolles Staunen aufgelöſt. Lange betrachtete der Hauptmann des Gebirges das ſchöne Mädchen mit ſeinem klaren, ſinnenden Adlerblicke.

»Ja,« ſprach er endlich, »jetzt, wie das erſte Mal, als Du mir begegneteſt, liebliche Erſcheinung, gewahre ich, daß mich aus Deinem holden Antlitze die Züge meiner Iſabella begrüßen; aber die Glut Deines Auges haftet mit warmer Liebe auf dieſer ſchönen Erde, während der milde, ewige Strahl ihrer Blicke zum Himmel emporſtieg, ſich mit dem Lichtmeere vermalend, aus welchem er niedergefloſſen war. Gottes Segen ruhe auf Dir und Deinem Hauſe!«

Mit dieſen Worten drückte er einen Kuß auf der Jungfrau Stirne, welche es, ohne ſich zu regen, geſchehen ließ.

In dem nämlichen Momente war Alfred, ſein nachkeuchendes Gefolge, worunter auch zwei Frauen waren, weit hinter ſich laſſend — auf fremdem Roſſe herbeigeeilt und Zeuge der letzten Scene geworden.

»Verfluchter Zauberer!« ſchrie er mit erſtickter Stimme, ſeiner Sinne kaum mächtig.

»Faſſen Sie ſich,« entgegnete mit kräftiger Beſonnenheit der Hauptmann, indem er auf die Nahenden zeigte, und, ſich erhebend, Iſidoren ſanft niederließ, welche ihm, unbekümmert um Alfred's Erſcheinen, ja denſelben gar nicht gewahrend, mit ihren ſtummen, entzückten Blicken folgte.

Der Adjutant bedurfte aller Kraft, um dieſer nicht zu überſehenden Warnung Gehör zu geben und auf wenige Augenblicke den Anſchein einer nothwendigen Ruhe zu gewinnen.

»Darf ich Sie bitten, meine Damen,« ſprach er zu den heranſprengenden Frauen mit mühſam erzwungener Faſſung, »für die Gräfin, welche hier aus einer ſchrecklichen Gefahr glücklich befreit worden, Sorge zu tragen, und darf ich auch Sie erſuchen, meine Herren,« fuhr er zu den Männern gewendet fort, »die Frauen zu begleiten und mich auf dem Platze zu erwarten, wo wir uns trennten? Ich werde nachfolgen, ſobald ich dieſem Herrn den ihm gebührenden Dank dargebracht haben werde.«

Iſidora regte ſich noch immer nicht. Sie ſchien keinen der Anweſenden zu gewahren, unverwandt hing ihr Auge an ihrem Retter, welcher ſich zu ihr herabbeugte und ihr die Worte in's Ohr flüſterte: »Geh' mit Gott, meine Iſidora.«

Da erhob ſich die Jungfrau, dem Gebote gehorſam, ohne Beihilfe und wurde von den Frauen empfangen. Willenlos ließ ſie Alles mit ſich geſchehen. Der erhaltenen Weiſung zufolge entfernte ſich das Geleite mit ſtiller Verwunderung. Kaum war der Zug in dem Dunkel des Waldes verſchwunden, ſo ſchrie Alfred mit verdoppelter Wuth:

»Nun wähle die Waffen, verfluchter Zauberer, welche zwiſchen Dir und mir blutig entſcheiden ſollen.«

»Kann der gebildete Offizier,« erwiederte der Herr des Lagers mit ruhiger Würde, »mir mit ſeinem wiederholten Schmähworte Kräfte beimeſſen, deren Exiſtenz nur in dem rohen Hirne des Steppenſohnes ſpukt?!«

»Ja, ich wiederhole es,« rief der raſende Jüngling, deſſen tolle Leidenſchaftlichkeit den höchſten Grad erreicht hatte, »ja, Du biſt ein verfluchter Dämon des Abgrundes; denn wie hatteſt Du ohne hölliſches Blendwerk den klaren, muthigen Geiſt jener verſtändigen Jungfrau in Deine teufliſchen Bande zu ſchlagen vermocht?!«

»Dies alſo iſt,« fuhr der Hauptmann mit unerſchütterlicher Ruhe fort, »dies alſo iſt Ihr Dank? Dies die ewige Dauer der Geſinnungen, welche Sie mir auf der Warte meines Hauſes zuſicherten?«

»Wir ſind jedes Dankes quitt gegen Dich, heuchleriſches Scheuſal,« tobte der Lieutenant. »Wer mir die Ehre raubt, dem danke ich nicht für mein Leben, und wenn er mir es zehn Mal erhielte. Auch das ihre haſt Du nur gerettet, um ſie zu —«

»Sprich nicht aus, Unglücklicher« — donnerte einfallend in hoher Zornesglut der Hauptmann, und ſchon ſchwang die gewaltige Heldenfauſt den im Hui entblößten Krummſäbel in leuchtenden Kreiſen über dem eigenen Haupte. Plötzlich aber warf er die Klinge weit von ſich weg und ſprach: »Ich ſchlage mich nicht mit Ihnen.«

»So!« ſchrie der durch dieſe Weigerung vollends toll gewordene Adjutant: »So! Füge auch noch die Feigheit zu Deiner Schande, Ungeheuer! Aber Du mußt Dich ſchlagen, hörſt Du? Du mußt!«

Mit dieſen Worten drang Alfred wüthend, blos mit ſeinem Hirſchfänger bewaffnet, auf den Herrn von der Steinwand ein, welcher ſich jedoch durch einen gewaltigen Rückſprung aus dem Bereiche ſeines Gegners ſetzte, indem er zugleich den vorhin erwähnten, langen, in eine Schlinge auslaufenden Riemen blitzſchnell von dem Gurte löſ'te. Auf den erſten, ſicheren Wurf der gefährlichen Schlinge lag Alfred am Boden, in wenigen Augenblicken ſah er ſich durch die Rieſenkraft des Hauptmanns geknebelt; — blos der Gebrauch ſeines linken Armes war ihm in ſo weit vergönnt worden, um mittelſt eines neben ihm gelegten Jagdhornes eine Hilfe zu ſeiner Befreiung herbeirufen zu können. Mit den Zähnen knirſchend, mußte er in ohnmächtiger Wuth zuſehen, wie der

Herr der Steinwand langſamen, gemeſſenen Schrittes in dem Dunkel der Tannen verſchwand.

In dem Hauſe des Commandanten war kurz nach der ſo eben geſchilderten Kataſtrophe eine auffallende Änderung der bisherigen Verhältniſſe des edlen Familienkreiſes eingetreten. Von Alfred's Gemüthszuſtande vermöchte wohl ſelbſt die gewandteſte Feder kaum eine genügende Schilderung zu entwerfen. Bald von dem Selbſtvorwurfe der thörichteſten Übereilung gefoltert und in bitterer Reue zerfließend, bald von ſeines Feindes ſataniſcher Argliſt vollkommen überzeugt — und ſich dem Wahne hingebend, daß er zur Herſtellung ſeiner grauſam verletzten Ehre viel zu wenig gethan habe — drohte der leidenſchaftliche Jüngling, dem Wahnſinne als unrettbares Opfer zu verfallen. Aber ſo grundehrlich war ſein tüchtiger, offener Charakter, ſo groß war ſeine Selbſtüberwindung, daß er keinen Anſtand nahm, ſowohl Iſidoren, als auch ihrem Vater, ſein letztes, wahrhaft entſetzliches Abenteuer mit geſchichtlicher Treue, ohne alle Schonung ſeiner ſelbſt, einzugeſtehen und ſelbſt die ihm widerfahrene Schmach der Knebelung und nachherigen Befreiung durch einen Garniſonsveteran, welcher der Bärenjagd beigewohnt hatte, nicht zu verſchweigen. Während er aber dadurch bei dem Oberſten, deſſen reiche Erfahrung Alles mit kaltblütiger Beſonnenheit zu prüfen und auf die richtige Wage zu legen gewohnt war, nach Empfang eines ſcharfen Tadels, dennoch das Lob eines ehrenhaften, ſelbſt ſeine Fehler freimüthig eingeſtehenden Mannes gewann: fand er bei Iſidoren, ſtatt der gehofften Vergebung, den ſchärfſten, bitterſten Tadel.

»Menſch!« ſprach die entrüſtete Jungfrau, »ich habe Dir die geheimſten Falten meines Herzens aufgerollt; ich habe Dir offen meine Verehrung für den Helden geſtanden, dem das Schickſal eine unbedingte Macht über mich verliehen hat; ich habe es Dir geſagt, daß dieſe Verehrung nichts mit irdiſcher Liebe, nichts mit der Neigung gemeiner Alltäglichkeit zu ſchaffen habe -

und doch konnteſt Du in unſinniger Verblendung, trotz der nie zu vergeltenden Wohlthaten, die er mir und Dir erwieſen hat, den Erhabenen mit rohen Schmähworten überhäufen, ohne zu bedenken, daß Du auch mich dadurch gröblich verunglimpfeſt.«

Flammende Blitze fuhren bei dieſen Worten aus den Augen der heldenmüthigen Jungfrau. Dann trat eine lange ſtumme Pauſe ein, nach welcher ſie mit feſter Stimme, während heiße Thränen über ihre Wangen floſſen, fortfuhr: »Ich habe mehr als zureichenden Grund, meine Zukunft einem Manne nicht mehr anzuvertrauen, deſſen ungezähmte Gemüthsart mich das Äußerſte befürchten läßt. Ich entledige Sie hiemit, Herr Graf, Ihrer Verpflichtungen gegen mich, und erwarte, daß auch Sie mich der meinigen gegen Sie entheben werden.«

Bevor Alfred noch ein Wort erwiedern konnte, war die zürnende Jungfrau verſchwunden.

Der Adjutant war der Verzweiflung nahe, und der ſchrecklichſte Tod wäre ihm willkommener geweſen, als das Leben, welches ſich jetzt in öder, finſterer Troſtloſigkeit vor ihm ausbreitete.

Einen ganz anderen Eindruck machte inzwiſchen dieſes unangenehme Ereigniß auf den Commandanten. Wenn ihm ſchon die Mittheilungen ſeiner Tochter über ihr erſtes Zuſammentreffen mit dem wunderlichen Manne, der es bisher ſo ſorgfältig vermieden, ihm perſönlich zu begegnen, ernſte Gedanken erweckt hatten, die mit den Erlebniſſen einer früheren Zeit zuſammen zu hängen ſchienen: ſo übte die Nachricht von der zweiten, unter ähnlichen Verhältniſſen Statt gehabten, von ähnlichen Erſcheinungen begleiteten Zuſammenkunft, einen um ſo größeren, unverkennbaren, ja beinahe ausſchließlichen Einfluß auf ſeine Seele aus. Der ſtarke, ſchnell entſchloſſene Mann, der Alles, was ihm ſonſt begegnete, mit der kaltblütigen Faſſung eines erprobten Kriegers hinnahm, zeigte jetzt in ſeinem ganzen Weſen eine Unruhe, eine Unſicherheit, die Jedem in ſeiner Umgebung ſogleich befremdlich auffallen mußte. Am meiſten beſchäftigte ihn die, auf eine ſo ſonderbare, entſchiedene Weiſe an den Tag gelegte Weigerung des Hauptmanns, den ihm unter den heftigſten Schmähungen angebotenen Zweikampf anzunehmen. Unzählige Male mußte ihm Alfred die kleinſten, unbedeutendſten Einzelnheiten dieſer Scene wiederholen. Nie genügend konnte ihm Iſidora die Geſtalt und Miene des räthſelhaften Helden beſchreiben, von welchem ſich ſeine Fantaſie ein Bild auszuprägen bemüht war, um es offenbar mit einer aus der Vergangenheit emportauchenden, ihn beunruhigenden Erſcheinung zu vergleichen. Tage lang brütete er über einem Entſchluſſe, den er endlich nach einer langen, geheimen Unterredung mit ſeiner Gemalin gefaßt zu haben ſchien; denn Iſidora und Alfred wurden eines Abends mit dem Bedeuten, daß ſie eine wichtige Mittheilung zu gewärtigen hätten, in das Boudoir der Gräfin beſchieden, wo ſie auch den Oberſten fanden.

Alfred ſah ſeine zürnende Braut, ſeit der für ihn ſo ſchrecklichen Erklärung derſelben, zum erſten Male wieder; aber bevor er ihr noch irgend ein Zeichen ſeines gränzenloſen Schmerzes, ſeiner tiefen Reue, ſeiner unveränderten Liebe geben konnte, hatte ihm ſchon der Oberſt einen Platz angewieſen und das Wort genommen.

»Trotz der zwiſchen Ihnen, lieber Alfred, und meiner Tochter eingetretenen Spannung — der Folge Ihres, von mir oft väterlich gerügten, leidenſchaftlichen Weſens — gebe ich doch die Hoffnung auf eine verſöhnende Ausgleichung dieſer Differenz nicht verloren und werde Sie jedenfalls ſtets als einen treuen, erprobten Freund meines Hauſes betrachten. Überzeugt von Ihrer Theilnahme an Allem, was unſern Familienkreis betrifft, habe ich Sie und Iſidoren herbeſchieden, damit Ihr Beide aus dem Munde meiner edlen Leontine, Eurer mütterlichen Freundin, eine ſeltſame Geſchichte längſt verrauſchter Tage vernehmet, deren Mittheilung vielleicht im Stande ſein wird, den dichten Schleier zu lüften, welcher uns noch immer den geheimnißvollen Mann umhüllt, zu welchem Euch das Schickſal in ſo ungewöhnliche, außerordentliche Beziehungen geſetzt hat. »Beginne,« fuhr er zu ſeiner Gemalin gewendet fort, »beginne, meine Leontine, die ſeltſame Erzählung, deren Faden ich zu rechter Zeit fortſpinnen werde.

»Meine Lieben!« begann Gräfin Leontine, »als meine Schweſter Iſabella ſtarb, war ich noch unvermält, und Sie, Freund Alfred, ein kaum der Wiege entwachſenes Kind. Ich vermag Euch keine würdige Schilderung zu geben von dieſer ſchönen Seele in dem zarteſten Körper, der mir jemals vorkam, von dieſer lieblichen, gleich einem holden, kurzen Traume vorüberſchwebenden Erſcheinung, die in unſerem väterlichen Hauſe nur unter dem Namen »der Genius« bekannt war. Dein Antlitz, meine Iſidora, hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem ihren, aber es iſt — irdiſcher, möchte ich ſagen, es blickt eine andere Seele aus den verwandten Zügen hervor. Vielleicht wird Euch dieſer Brief in den Stand ſetzen, Euch eine Idee von der Hingeſchiedenen auszubilden. Ich habe ihn kurz nach ihrem Tode von einem alten, würdigen Stabsarzte, welchem ſie mit beſonderem Wohlwollen anhing, erhalten und als eine heilige Reliquie aufbewahrt, deren Inhalt mich in jener Zeit wunderbar tröſtete. Der werthe Mann ſchreibt: »Sie ſagen, meine beſte Gräfin, daß Ihre verklärte Schweſter einem Engel ähnlich geweſen iſt, ich aber ſage Ihnen, daß ſie ein wirklicher Engel war, weil ſie einer ſein mußte, denn es gibt verſchiedene Grade unter den Engeln, wie es verſchiedene unter den Menſchen gibt. Hören Sie mich, ſchöne Leontine: Es verirren ſich manchmal Weſen auf unſern Planeten, die ſich, trotz ihrer äußerlichen Ähnlichkeit, von uns übrigem Erdenthone gewaltig unterſcheiden. Sie ſind ſelten, aber zu verſchiedenen Zeiten tauchen ſie da und dort auf, wie herrliche Meteore aus einem großen Sumpfe. Man erkennt ſie an einem gewiſſen Mißverhältniſſe zwiſchen Geiſt und Körper. Jener präponderirt auffallend, denn obgleich dieſer gewöhnlich höchſt wohlgebildet, ja meiſtens von wunderbarer Schönheit iſt, ſo ſcheint es doch, daß ihn das vorwiegende Element ſeines ätheriſchen Genoſſen hindere, jene Stufe phyſiſcher Kraft zu erreichen, welche die unerläßliche Bedingung eines längeren Erdenlebens iſt. Daher iſt ihre Erſcheinung gewöhnlich kurz, vorübergehend, obgleich ſie ſicherlich auch ihren wichtigen Zweck hat. Man könnte ſie füglich mit exotiſchen Gewächſen vergleichen, welche in ihrem Vaterlande ſtaunenswerthe Größe mit wunderbarer Farbenpracht entfalten, aber, in unſer Klima verpflanzt, als ſchwache Abbilder deſſen verkümmern müſſen, was ſie in ihrem mütterlichen Boden geworden wären. Dieſe lieblichen Gäſte aus fremden, beſſeren Regionen können nicht böſe ſein, meine werthe Gräfin, denn obwohl ihr Körper dem unſeren gleicht, ſo iſt doch ihr Geiſt weit gottähnlicher, als der unſere. Darum finden ſie ſich auch nie ganz behaglich auf unſerer maſſiven Erde, dieſem alten Turnplatze zwiſchen Bös und Gut, Neigung und Pflicht, Wunſch und Entſagung. Wir Menſchen ſind Kämpfer, wie der Dichter ſagt; Kampf iſt die Tendenz unſeres Lebens. Ihnen aber iſt dieſe Tendenz fremd, und darum können ſie auch das Leben weder mit unſerer Liebe umfaſſen, noch mit unſerem Haſſe abſtoßen. Sie ſterben auch nicht; aber wir ſterben, wir, die wir nicht wiſſen, wohin uns des Todes Hand führt, während ihr Abſchied von der Erde nur eine freudige Rückkehr in die ſchönere, wohlbekannte Heimat iſt. Ein ſolches Weſen hat Ihnen das Geſchick zur Schweſter gegeben. Leontine! Können Sie trauern darüber, daß es ſich entzückt dorthin emporhob, woher es zu uns niedergeſtiegen war, um ſeine von uns nicht begriffene Sendung zu erfüllen?« —

»Hundertfältigen Troſt haben mir dieſe Zeilen des werthen Mannes in jenen längſt verrauſchten Tagen gebracht, und ſelbſt jetzt noch ſtrömen ſie ein wohlthätiges Gefühl heiliger Ruhe über mein Gemüth aus, wenn ich ſie in trüben Stunden zur Hand nehme. Mögen ſie hinreichen, Euch ein Gemälde meiner unvergeßlichen Iſabella zu entwerfen. — Ungefähr ein Jahr vor ihrem unerwarteten Tode wurde die achtzehnjährige Jungfrau, kraft eines wichtigen Familienvertrages, von deſſen Erfüllung große Vortheile für unſer Geſchlecht abhingen, mit dem Major, Grafen Demetrius ***, verlobt. Sie, die ihren Eltern immer gehorſam war, fügte ſich auch in dieſem Falle mit heiterer Ruhe dem ihr beſtimmten Looſe, mit welchem ſie unzufrieden zu ſein übrigens auch keine Urſache hatte, denn die wahrhaft vorzüglichen Eigenſchaften, welche Graf Demetrius als Menſch, Offizier und Cavalier in ſeiner Perſon vereinigte, machten den reichen, ſchönen, jungen Mann in der That zu einer der beneidenswertheſten Partien der weiten Reſidenz. Dazu kam noch ſeine enthuſiaſtiſche Verehrung, ja beinahe abgöttiſche Anbetung für eine Braut, welche man kennen mußte, um einzuſehen, daß ſie eben ſo geeignet ſei, ihren Liebling mit dem Hochgenuſſe reiner Geiſterliebe zu beglücken, als unfähig, dem Pochen eines warmen, leidenſchaftlichen Herzens mit gleicher Glut zu begegnen. Um die Zeit ihrer Verlobung wurde die zarte Himmelsblume von einem harten Schlage getroffen. Ihr Zwillingsbruder Iſidor, Dein Onkel, zu deſſen Gedächtniß Du Deinen Namen trägſt, mein Mädchen — der edle, ſchöne Jüngling, der Liebling ihrer Seele, deſſen Daſein eine Bedingung des ihrigen zu ſein ſchien, verlor ſein Leben in einem, ohne ſeine Schuld, unter dem nichtigſten, lächerlichſten Vorwande herbeigeführten Duelle. Iſabella, eine abgeſagte Feindin des Tanzes, ſchlug nämlich auf einem Balle eine ihr angetragene Tour ab, wofür ſich der zwar vornehme, aber doch ſehr gemeine Abgewieſene nicht anders, als durch eine gröbliche Beleidigung Iſidor's zu entſchädigen wußte. Von dieſem Augenblicke an war ſie der Erde verloren. Ohne Klage, ohne beſtimmte Krankheit ging ſie allmälich, aber unaufhaltſam einer Auflöſung entgegen, welche ich eine ſtufenweiſe Verklärung nennen möchte, deren Akme das war, was bei anderen Menſchen Tod genannt wird. Mit ſchmerzlichem Staunen verfolgten wir die wunderbare Erſcheinung. Jeder Verluſt des Körpers war ein Gewinn für den Geiſt, deſſen Ruhe, Klarheit und Sicherheit ſich von Tag zu Tage ſteigerte. Bedauernd zuckten die herbeigeholten Ärzte die Achſel. — »Kann hier keine Reiſe nach Italiens mildem Himmel helfen?« fragte mein troſtloſer Vater. »Nein,« erwiederte mit trübem Lächeln der alte würdige Stabsarzt, — »nein, eine Reiſe nach dem Walſchlande hilft hier nichts, wohl aber eine Reiſe nach dem Engellande« — und damit meinte er das Land der Engel. Graf Demetrius wollte verzweifeln, er wich kaum mehr von der Seite ſeiner Braut, er harrte treu bei ihr aus bis zum Ende. Später bezeichnete er ſelbſt ſeinen Gemüthszuſtand in jener Zeit als die wonnevollſte Qual. »Während ich,« ſagte er, mir ſelbſt, »vor Schmerz zu vergehen dachte über das hoffnungsloſe Schwinden des zarten Körpers, vernahm ich zugleich entzückt das von Tag zu Tage immer kühnere Rauſchen der ſtolzen Siegesfittige, auf welcher ſich eine große, ſchöne Seele langſam emporhob.« Nach Jahresfriſt hatte, an Iſidor's Todestage, genau um dieſelbe Stunde und Minute, auch Iſabella vollendet. Für dieſen traurigen, in dem erwähnten Familienvertrage vorhergeſehenen Fall war dem Grafen Demetrius meine Hand beſtimmt. Der edle Mann, dem Glücke abgeſtorben und nur noch der Pflicht lebend, war nach dem Verlaufe des Trauerjahres bereit, ſie anzunehmen.«

Hier wurde Leontinens Stimme unſicher, ihr bisher fließender Vortrag ſtockend.

»Nun iſt's an mir, den Faden der Erzählung aufzunehmen,« ſprach der Commandant. »Ich will es kurz und gut thun, meine Kinder, wie ein ehrlicher Soldat. Ich liebte Leontinen und ward von ihr geliebt — ich, der blutarme Lieutenant, deſſen guter Ruf und edle Herkunft Alles war, was er auf dieſer Welt ſein nennen konnte. In Iſabella's Tode glaubte ich meinen eigenen zu ſehen. Eine ſolche Lage kann wohl die Reizbarkeit eines unglücklichen jugendlichen Tollkopfes auf das Höchſte treiben. In einer abſichtslos hingeworfenen Äußerung des Grafen Demetrius wähnte ich eine ungeheure Beleidigung, eine entſetzliche Verhöhnung meines Mißgeſchickes zu erblicken. Ich forderte ihn. Der edle Mann gab ſich alle mit dem Charakter eines Cavaliers und Offiziers vereinbare Mühe, mich von meiner Thorheit zu überzeugen. Umſonſt, ich beharrte auf meinem Entſchluſſe. Der Tag, die Stunde des Duelles kam — ich harrte mit meinem Sekundanten vom Morgen bis zum Mittage — aber mein Gegner kam nicht. Als ich zu Hauſe anlangte, überreichte mir mein Diener

en Brief des Graſen, welcher nichts als die Worte enthielt:
ch ſchlage mich mit Ihnen nicht.« Schaumend vor Wuth und
dieſer Weigerung nur einen neuen Schimpf erblickend, rannte
zu einem Kameraden, der mich mit der Nachricht überraſchte,
ß Demetrius inzwiſchen abgedankt, ſein großes unbeweg-
bes Vermögen, die Urſache jenes Familienvertrages, mittelſt
ner förmlichen Schenkungsurkunde an die Gräfin Leontine
getreten habe — und bereits verſchwunden ſei. Lange wollte es
e Reſidenz nicht glauben, aber es war doch ſo; lange wurden
e höheren und niederen Kreiſe der Geſellſchaft durch nichts ſo
hr beſchäftigt, als durch dieſes Ereigniß. Wer den hohen Muth
s Graſen, wer ſeine ausgezeichnete, geprüfte Tapferkeit kannte,
agte es nicht, dem Verdachte einer Feigheit Raum zu geben. Man
ug ſich, wie gewöhnlich, wenn man über auffallende Begeben-
eiten gar nichts Gewiſſes weiß, mit ſeltſamen, abenteuerlichen
erüchten, mit wunderlichen Fictionen herum, die gewöhnlich
ir weit nachtheiliger waren, als meinem entflohenen Gegner,
nd mir viele bittere, ſchwere Stunden bereiteten. In einiger
eit brachte einer von den zwei Dienern, die mit dem Graſen
erſchwunden waren, der Reſidenz die Kunde, daß ſein Herr
ei einem Schiffbruche an den Küſten des ſchwarzen Meeres
en Tod gefunden habe. Sorgfältige Nachforſchungen beſtä-
igten dieſe Nachricht. Das war aber auch Alles, was man je-
als mehr von dem Graſen Demetrius erfahren hat. Über
en Grund ſeiner Flucht konnte der Diener nicht den gering-
en Aufſchluß geben. Es gehört nicht mehr zur Sache, Euch
etzt mitzutheilen, wie es dem wandelbaren Glücke gefiel, mir
lötzlich ſein Antlitz zu zuwenden und meine Wünſche mit dem
Beſitze Leontinens zu krönen. — Nun ſagt ſelbſt, meine
Kinder, ob ich trotz, jener beglaubigten Todesbotſchaft, der ſchon
ange in mir ſchlummernden, jetzt aber mächtig erwachten Ver-
muthung nicht Raum geben müſſe, daß unſer Held auf der
Steinwand, daß der geliebte und gefürchtete Hauptmann des
Gebirgs kein Anderer, als der todtgeglaubte Demetrius

ſei? Wird dieſe Vermuthung nicht gerechtfertigt durch ſeine außerordentliche Theilnahme an Dir, Iſidora, deren Grund ich in Deiner Ähnlichkeit mit Iſabellen ſuche; wird ſie nicht gerechtfertigt durch ſein beharrliches Vermeiden eines perſönlichen Zuſammentreffens mit mir? Wird ſie nicht gerechtfertigt durch ſeine, die Erinnerungen alter Tage erweckende, unerklärliche Weigerung, ſich mit Alfred zu ſchlagen? Und wird ſie endlich nicht am meiſten gerechtfertigt durch die Größe ſeines Charakters und ſeiner Thaten, welche mich unwiderſtehlich an den edlen Grafen mahnen?!«

Mit einer Theilnahme, die bald in Bewunderung überging, hatten Iſidora und Alfred dieſen unerwarteten, überraſchenden Mittheilungen zugehört. Eben wollte, nach langer Pauſe, des Oberſten tief bewegte Tochter ſprechen, als ein Diener ſeinen Eintritt in das Boudoir mit der dringenden Bitte des Lieutenants Paul entſchuldigte, augenblicklich vor den Commandanten gelaſſen zu werden.

»Herein mit ihm,« rief dieſer, »er iſt im Namen ſeines Herrn ſtets willkommen.«

Der Lieutenant trat ein; der gewohnte Gleichmuth ſeiner Mienen war einem trüben, unheilverkündenden Ernſte gewichen, welcher ſich befremdend auf dem kühnen, gefahrtrotzenden Antlitze gelagert hatte.

»Die Prophezeiung meines Herrn erfüllt ſich,« ſprach er, »die Stunde ſchwerer Prüfung hat geſchlagen. In den Steppen wimmelt es von zahlloſen Horden, welche lange, ſeltſam geſtaltete Feuerſchlünde mitſchleppen, die zwar keinen Vergleich mit unſerem Geſchütz aushalten, aber doch ſchaden werden. In wenigen Tagen wird die Feſtung einem furchtbaren Angriffe ausgeſetzt ſein. Mein Herr ſchickt Ihnen dieſes Papier, welches ſeine Rathſchläge für vorkommende Fälle bei der Vertheidigung enthält. Die Schrift iſt mein, haben Sie Nachſicht mit dem Gekritzel; meine des Säbels gewohnte Hand hat ſchon lange den geläufigen Umgang mit der Feder verlernt. Leben Sie wohl und zählen Sie auf den Beiſtand

n Mannern, die ihr Blut als ein Eigenthum ihres Vaterlandes
trachten.

Dieſe Nachricht machte allen andern Betrachtungen ein ſchnelles
nde. Die Thätigkeit des tapferen, einſichtsvollen Commandanten
twickelte ſich in ihrem ſchönſten Lichte. Bevor ſich noch eine
pur des Feindes zeigte, waren alle Anſtalten zu ſeinem Empfang
troffen. Mehrere Tage zogen ſich dumpf und ſchwül, wie eine
ewitterſtille, in geſpannter Erwartung hin. Plötzlich regte und
hrte es ſich in den Klüften und Schluchten, die Steppe ſelbſt
ien lebendig geworden zu ſein, und ungezählte Schwärme
iderlicher Geſtalten ſtürmten mit entſetzlichem Geheule zum wü-
enden Angriffe heran. Der Soldat, mit dem Anblick ſeiner
egner ſchon vertraut, mit allen Bedürfniſſen verſehen, that
endig ſeine Schuldigkeit und wehrte Sturm auf Sturm tapfer ab.

Die wilden Kinder der Wüſte, welche nicht gewohnt waren,
re Leichen zu zahlen, begannen endlich doch einzuſehen, daß
mit ihren raſenden Anfallen gegen die kaltblütige, beſonnene
ertheidigung einer ausgebildeten Kriegskunſt nicht viel ausrichten
ürden, und ſannen daher auf andere Mittel zur Erreichung
res Zweckes. Mit der, dem Barbaren eigenthümlichen Hartnä-
igkeit, mit dem beharrlichen, unermüdlichen Eifer zerſtörender
nſekten, gruben ſie ſich in dem Dunkel der Nachte tief in die
rde, ja arbeiteten ſich ſogar in hartes Geſtein, wobei ihnen eine
he Kenntniß im Gebrauche des Schießpulvers trefflich zu Statten
am. Ob bei dem Sprengen ihrer plumpen Minen Hunderte ihres
genen Blutes zu Grunde gingen, das kümmerte ſie wenig, wenn
e dadurch nur ihrem Ziele näher rücken und dem Gegner Abbruch
un konnten. So gelang es ihnen nach unglaublichen Anſtren-
ungen, der Feſtung den größten, beſten Theil ihres Waſſers abzu-
hneiden. Sobald ſie merkten, daß ihre Abſicht erreicht war, war-
ten ſie mit teufliſcher Ruhe den Erfolg ab, denn ſie wußten, daß
e ſich nun einen mächtigen Bundesgenoſſen in der Feſtung erwor-
en hatten, den Durſt, welcher den Soldaten bald ſeiner beſten
Waffe, nämlich ſeiner Kraft berauben würde. Und ſo war es

auch in der That. Die wackeren Vertheidiger der Feſtung, welche, bei einer immerwährenden Anſtrengung ihrer Kräfte, den plagenden Durſt niemals auch nur zur Hälfte befriedigen konnten, blickten bald zagend und ermattend zu dem blauen, wolkenloſen Himmel empor, der keinen Tropfen für ſie hatte.

Der Commandant, nicht nur durch dieſe Bedrängniß von dem Vorzuge belehrt, welchen das Lager auf der Steinwand als ſtrategiſcher Punkt behauptete, ſondern auch von anderen örtlichen Nachtheilen des Fort's überzeugt, welche er durch Hauptmann Peter's ſchriftliche Mittheilungen im Verlaufe der Belagerung genau kennen gelernt hatte, fing an ernſtliche Beſorgniſſe zu hegen, von denen jedoch der heldenmüthige Mann ſeine Untergebenen nicht das Geringſte merken ließ. Er feuerte an, munterte auf, wo er konnte, und pflegte die Zagenden mit dem, im Augenblicke der höchſten Gefahr, gewiß eintretenden Beiſtande des Hauptmanns Peter zu tröſten, welches Mittel gewöhnlich den beſten Erfolg hatte.

Endlich rührte ſich der Feind von Neuem. Mit dem ganzen Aufgebote ſeiner Kraft griff er die Feſtung auf ihrer ſchwächſten Seite an. Drei Tage und zwei Nächte dauerte ununterbrochen der verzweiflungsvolle Kampf. Am Morgen des dritten Tages lehnte ſich ein Berg von Feindesleichen, als neuer ſchauerlicher Wall, an das Bollwerk der Feſtung an. Raſend über den gräßlichen Verluſt, entbrannten die Barbaren in unbeſchreiblicher Wuth und kletterten, mehr hölliſchen Dämonen, als menſchlichen Weſen gleich, mit der tollkühnſten Todesverachtung an den Sturmleitern empor. Schon hatten die Soldaten gethan, was im Bereiche menſchlicher Kraft lag, ſchon ſann der Commandant darüber nach, ob er dem Hauptmanne der Mineurs einen fürchterlichen Befehl geben ſolle, da wurden plötzlich viele Sturmleitern vom Feinde verlaſſen, unter deſſen Haufen ſich eine auffallende Verwirrung kund gab. Bald war es außer Zweifel, daß er im Rücken angegriffen worden ſei. Auf dem Walle erſcholl der Jubelruf: »Der Hauptmann Peter! der Hauptmann Peter!« und was das Manna den

Kindern Iſraels in der Wüſte, das war dieſes bloße Wort den todtmüden Soldaten, welche neue Kraft, neuer Muth durchſtrömte, als ſie ihren Schutzgeiſt mit ſeiner Schaar in den feindlichen Reihen blutig wirthſchaften ſahen. Beſtürzt fingen die Barbaren an, ſich in öſtlicher Richtung zurückzuziehen, aber dem Commandanten entging es nicht, daß ihnen eine Abtheilung ſeiner tapferen Bundesgenoſſen unter Lieutenant Paul's Anführung auf dieſem Wege zuvorgekommen war. In dieſem Momente bemerkte der Oberſt, daß mehrere ſeiner Leute von einer Sturmleiter zurückwichen. Befremdet ſtürzte er mit dem Ausrufe: »Was iſt das, meine Braven?« gezückten Degens ſelbſt auf jene Stelle zu, ſich über die Bruſtwehr beugend. Da erblickte er, ungefähr auf der Hälfte der Leiter, den Helden von der Steinwand in wilder Schönheit, wie den Würgengel der Schlacht, und hörte laut die Worte zu ſich empor ſchallen: »Jetzt mit allen entbehrlichen Männern einen Ausfall aus dem öſtlichen Thore nach dem Engpaſſe zu — und der Sieg iſt unſer!«

»Du biſt Demetrius!« ſchrie der Commandant, aber ſchon war der Held wieder verſchwunden und drängte den Feind nach dem Engpaſſe zu.

Der, einem Befehl gleich geachtete Rath wurde mit freudiger Schnelligkeit befolgt. Als man ausfiel, ſah man ſchon die Horden in wilder Flucht ſich in den Engpaß ſtürzen, wo ſie von Lieutenant Paul's auserleſener Heldenſchaar empfangen wurden. Als ſie ſich nun vollends auch im Rücken bedrängt ſahen, ververwandelte ſich ihr Tollmuth in die jämmerlichſte Feigheit, wozu ihr Glaube an des gefürchteten Hauptmanns unbezwingbare Zauberkräfte nicht wenig beitragen mochte. Wehrlos ließen ſich die Meiſten in dem bis zum Abende fortdauernden Gemetzel hinwürgen. Die Sonne dieſes Tages ſchied von einem eben ſo vollſtändigen, als blutigen Siege.

»Wo iſt der Held des Tages? Wo iſt Hauptmann Peter? Wo iſt unſer Retter?« ſchrien die dankbaren Soldaten.

»Er iſt ſchon voraus nach der Steinwand,« erwiederte ein alter, bärtiger Krieger des Lagers, welcher einen ſeltſamen Zug anführte. Jeder ſeiner Kameraden hatte einen verwundeten oder todten Bruder auf den Rücken eines dem Feinde abgenommenen Pferdes feſtgebunden, und geleitete die theure Laſt mit der zarteſten Sorge, die auch Jenen erwieſen wurde, die ihrer nicht mehr bedurften, nach dem heimatlichen Lager.

Mit tiefer Rührung ſahen die Offiziere und die Gemeinen dem ergreifenden feierlichen Schauſpiele zu, welches von den Strahlen der Abendröthe ſanft beleuchtet wurde.

Kaum hatte ſich die Garniſon die unentbehrlichſte Ruhe und Stärkung vergönnt, kaum für die Bedeckung der nothwendigſten Bedürfniſſe des Augenblicks geſorgt, ſo wurde ſie durch Lieutenant Paul's Erſcheinen zu neuer Thätigkeit angeſpornt. Diesmal aber kam der wackere Mann nicht allein. Von einem langen Zuge von Weibern, Greiſen und Kindern des Lagers begleitet, an deren Spitze ſich Pater Ämilian befand, erſchien er in der Feſtung. Verwundert empfing der Commandant dieſe Gäſte. Mit einem noch ernſteren, bedenklicheren Geſichte, als das vorige Mal, begann der tapfere Mann ſich ſeines Auftrags zu entledigen.

»Das Geſinde der Steppen,« ſprach er, »gleicht den Mückenſchwärmen im Sommer, es erzeugt ſich aus dem Schlamme ſeiner Moore. Ein neuer Heerzug, der faſt eben ſo zahlreich, wie der geſchlagene, zugleich aber auch, wie wir mit Beſtimmtheit wiſſen, für lange Zeit der letzte iſt, hat ſich in Bewegung geſetzt, um ſeine Brüder zu unterſtützen oder zu rächen. Wir müſſen mit jedem Tage auf ihn gefaßt ſein, denn die Wüſtenſöhne haben Flügel auf ihren Märſchen. Weil jedoch die Feſtung, welche nicht einmal Zeit gewann, ihre Waſſerleitungen herzuſtellen, eine zweite, ſich in die Länge ziehende Belagerung unmöglich aushalten kann, ſo hat mein Herr beſchloſſen, Sie mit der Aufopferung ſeiner ganzen Macht zu unterſtützen, wodurch er gezwungen iſt, ſein eigenes Lager bloß zu ſtellen. Er bittet Sie daher um freundliche Aufnahme für ſeine unbeſchützten Greiſe, Weiber und Kinder. Sein Plan iſt dieſer: da es unthunlich iſt, ſich in der Feſtung zu behaupten, ſo ſoll alles mobile Geſchütz derſelben auf denjenigen weſtlichen Punkten des Engpaſſes aufgeſtellt werden, die ich näher bezeichnen werde. Mit Ausnahme der, zur Bewachung der Feſtung unumgänglich nothwendigen Mannſchaft ſind Sie dann bereit, den Feind, ſobald wir ihn in den ſtundenlangen Engpaß gelockt und ihm den Rückweg abgeſchnitten haben werden, mit ihrer ganzen Streitmacht anzugreifen.«

»Aber wenn es Ihnen nicht gelingt, den Feind in das Defilé zu locken — wie dann?« entgegnete der Oberſt.

»Daran iſt kaum zu zweifeln,« beſchwichtigte ihn Paul. »Die nahenden Horden ſind Fremdlinge auf dieſem Boden, ſie ziehen aus dem fernen Schooße ihrer Heimat heran. Sollten ſich auch Überreſte des vernichteten Heeres zu ihnen geſellt haben, ſo werden ſich ſelbſt dieſe dem, in ihren Augen wahnſinnigen Glauben nie hingeben, daß eine Handvoll Männer es wagen könne, ihrer Unzahl die Spitze im Freien zu bieten. Wo die erforderliche Kraft in Zweifel ſteht, muß ſie von dem Alles verachtenden Muthe, von dem kühnen Wagniß unterſtützt werden. Auch kennen wir Sitte und Gebrauch unſerer Gegner zu gut, um nicht auf einen günſtigen Erfolg rechnen zu dürfen.«

»Und wenn Ihr verlaſſenes Lager, der wichtigſte Punkt der ganzen Gegend, vom Feinde beſetzt würde?« — wendete der Oberſt ein. —

»Siegen wir,« erwiederte Paul ruhig, »ſo werden ſich unſere Gegner dieſe Beſetzung vergeben laſſen, — verlieren wir, dann kann es uns ſo ziemlich gleichgültig ſein, denn die rohen Nomaden wiſſen weder die Wichtigkeit feſter Plätze zu würdigen, noch verſtehen ſie die Kunſt, ſich darin gegen geregelte Angriffe zu vertheidigen!«

»Wohl,« fuhr der Oberſt fort, »ich will zugeben, daß ich mit meinen Feuerſchlünden und mit meiner Macht, die doch an Zahl die Ihres Herrn weit überwiegt, dem Feinde werde Stand halten können, ich will ſogar zugeben, daß es mir gelingt, ihn in die Flucht zu jagen — was wird aber Ihr Häuflein gegen ſeine Unzahl vermögen?

»Wir werden ihm durch unſern Untergang den ſeinen bereiten« — ſprach Paul mit ſeltenem Gleichmuthe, »auch das wiſſen wir, und darum haben wir auch Abſchied genommen von den Unſern, die wir Ihrer Obhut anvertrauten.«

Dem Oberſten entſchlüpfte unwillkürlich ein, lange mit Mühe zurückgehaltener Ruf der Bewunderung über einen Mann, welcher das Leben wie den Tod ſeiner Leute in gleich unbedingter Gewalt hatte.

»Denn, wenn wir die Flucht des Feindes nicht hinderten,« fuhr Paul ruhig fort, ſo würde Ihnen Ihr Sieg wenig nützen. Die Barbaren würden ſich auf den Steppen wieder ſammeln und zurückkehren.«

Der ſachkundige, verſtändige Commandant ſah die Trefflichkeit dieſes Planes nur zu gut ein — allein ein Hinderniß beſonderer Art ſtand hier noch im Wege.

»Der Plan iſt gut,« ſprach er, »ich zweifle nicht an ſeinem Gelingen, allein meine Dienſtinſtructionen erlauben mir wohl einzelne nothwendige Ausfälle, verbieten mir aber geradezu, dem Feinde mit meiner ganzen Macht die Spitze im Freien zu bieten.«

»Dann bleibt Ihnen,« erwiederte Paul, »ſelbſt bei der kühnſten Vertheidigung von Ihrer, bei dem kräftigſten Beiſtande von unſerer Seite nichts übrig, als in den unhaltbaren Mauern fruchtlos zu Grunde zu gehen und noch in den Tod den Schmerz hinübertragen zu müſſen, daß die Feſtung ſich in der Gewalt der Feinde befinde.«

»Mein Oberſt,« ſprach der alte Pater Ämilian, welcher dem Geſpräche bisher aufmerkſam zugehört hatte, »hören Sie den Rath eines Greiſes, dem ſeine Pflicht ſtets heilig geweſen. Folgen Sie meinem gotterleuchteten Helden und halten Sie ſich überzeugt, daß dieſe blos ſcheinbare Verletzung Ihrer Dienſtpflicht durch Nothwendigkeit und Erfolg glänzend gerechtfertigt, und daß Ihnen die Anerkennung des gütigen Monarchen, der Dank des Vaterlandes nicht entgehen wird.«

»Ja,« rief der Oberſt, »Nothwendigkeit und Erfolg, darauf kommt es an! Es ſei! Gelingt es, ſo habe ich meinem Vaterlande einen großen Dienſt erwieſen — mißlingt es, ſo habe ich ihm doch keinen Nachtheil zugefügt und will die Verantwortung allein tragen. Kommen Sie, Herr Lieutenant; laſſen Sie uns unverzüglich an's Werk gehen.«

»Noch Eines,« ſprach Paul. »Hier iſt ein Schreiben meines Herrn, welches Sie, wenn er in dem bevorſtehenden Kampfe fällt, eröffnen, wenn er aber am Leben bleibt, ihm uneröffnet wieder zurückſenden ſollen. Darauf nimmt er in vorhinein Ihr Ehrenwort.«

Sinnend betrachtete der Oberſt den Brief, welcher das Ziel ſeiner ſehnlichſten Wünſche, die Löſung eines alten, geheimnißreichen Räthſels zu enthalten ſchien.

»Gott bewahre mich,« ſagte er, »vor der Eröffnung dieſes Briefes, deſſen Inhalt ich aus dem Munde Ihres edlen Herrn zu vernehmen hoffe. Wackerer Paul, beantworten Sie mir, wenn Sie können und wollen, einige kurze Fragen.«

»Ich bin bereit.«

»Iſt Ihr Herr — Graf Demetrius ***?«

»Er iſt's.«

»Er ſoll aber in einem Sturme auf dem ſchwarzen Meere zu Grunde gegangen ſein?«

»Der Diener, den wir vorausgeſendet hatten, ſah uns ſcheitern, konnte aber eben ſo wenig, als irgend ein Anderer, jemals etwas von unſerer wunderbaren Rettung erfahren.«

»So waren Sie ſchon damals in der Geſellſchaft Ihres Herrn?«

»Ja — ich bin einer der zwei Diener, die er mitnahm.«

»Sie haben alſo Ihr Geſchick an das ſeine gekettet?«

»Unzertrennlich! Bis zum Tode — und wie ich hoffe darüber hinaus.«

»Edler Mann! Iſt es Ihnen bekannt, warum der Graf damals auf eine ſo auffallende Weiſe verſchwand?«

»Das wird Ihnen dieſer Brief — vielleicht einſt er ſelbſt ſagen.«

Damit hatte das Geſpräch ein Ende.

Der Feind ließ nicht lange auf ſich warten, unbeſorgt ging er in die ihm geſtellte Falle. Es iſt hier nicht die Abſicht, einen Kampf zu beſchreiben, der an Wuth und Erbitterung den erſten weit übertraf. Zehn Mal wichen die feindlichen Horden vor dem tapferen, von ſeinem alten Oberſten ſelbſt angeführten Regimente zurück, aber zehnmal mußten ſie ſich wieder auf dasſelbe zurückwerfen, wenn ſie an des Hauptmanns undurchdringlicher Heldenmauer abgeprallt waren. Vier und zwanzig Stunden wogte der fürchterliche Kampf in den Schluchten des langen Defilé's hin und her. Die Barbaren hatten ſchon weit mehr als die Hälfte ihrer Leute verloren, und ſtündlich wuchs der ungeheure Verluſt nicht nur durch die Tapferkeit ihrer Dränger, ſondern auch durch die vergeblichen Verſuche, ſich durch das Emporklimmen an den ſchroffen Felſenwänden des Platzes zu retten, von welchen Tauſende hinabſtürzten. Schon war der Feind in dichten Maſſen auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zuſammen gedrängt. Das Regiment hatte eben wieder einen ſeiner verzweiflungsvollen Verſuche, durchzudringen, muthig abgewieſen und erwartete ihn von Neuem. Da wurden allmälig Hauptmann Peter's luſtige Gewehrſalven, welche bisher weithin durch die Schluchten des Platzes gehallt hatten, ſchwächer und ſchwächer und hörten endlich ganz auf. Behutſam näherte ſich das Regiment dem öſtlichen Ausgange des Engpaſſes; je näher man demſelben kam, deſto mehr häuften ſich die Leichen, von welchen man endlich einen hohen Wall zu überſchreiten hatte. Alfred ſtand der Erſte auf dem Gipfel dieſer gräulichen Schanze und rief, auf die entgegengeſetzte Seite deutend, tief gerührt dem nachfolgenden Oberſten zu: »Da liegt der neue Leonidas auf ſeinen Spartanern in der Mitte furchtbarer Trophäen!«

Und ſo war es. Aus dem ruhigen, edlen Heldenantlitze leuchtete noch im Tode der Triumph des Sieges. Neben ihm lag ſein treuer Paul, die ſtarre Rechte, welche den Säbel feſthielt, wie zum Schutze über den geliebten Herrn ausgeſtreckt. Da lagen ſie

Alle, die treuen Kämpfer des Lagers, aber keiner von ihnen konnte mehr Nachricht bringen von dem Siege, welchen ſie errungen.

Der Commandant und Alfred knieten an des Hauptmanns Heldenleiche, auf welche ihre vereinten heißen Reuethränen herabfloſſen. Beide hatten ihm viel abzubitten. Tief ergriffen ſah das Regiment dieſer Scene zu.

Die Soldaten ſtritten ſich um die Ehre, die Leichen des Hauptmanns und ſeines Lieutenants tragen zu dürfen. Auch die Leichname von zwölf der berühmteſten Streiter des Lagers wurden mitgenommen, um ihrem Herrn auch im Tode als Ehrenwache zu dienen.

In der Feſtung angekommen, verſchloß ſich der Oberſt mit Leontinen, Iſidoren und Alfred in dem kleinen Boudoir der Gräfin, erbrach den Brief des Helden und las mit oft von Thränen erſtickter Stimme:

»Ja, ich bin Demetrius! — — — Laßt mich kurz ſein, denn meine Stunden ſind gezählt. — — Du, Leontine, und Dein Gemal — Ihr kanntet Iſabellen. Der Engel wußte nicht, wie hoch er über den übrigen Menſchen ſtehe, und war daher gewohnt, menſchliche Kräfte mit dem Maßſtabe ſeiner Seelengröße, ſeiner Geiſterhöhe zu meſſen. Einen Tag vor ihrem Tode forderte ſie mich auf, ihr die Erfüllung einer Bitte mit meiner Ehre zu verbürgen. Wer kann zweifeln, ob ich es that! »Gut,« ſprach ſie, »ſo verſprich mir, nie zu einem Zweikampfe aufzufordern, nie einen anzunehmen, deſſen Zweck es iſt, eine vermeintliche oder wirkliche Beleidigung mit des Gegners Tode zu rächen.« Beſtürzt über dieſen Antrag, erwiederte ich ihr, daß durch dieſes Verlangen meine Exiſtenz, mein Stand, mein Rang jede Minute gefährdet, ich ſelbſt dem Verdachte erbärmlicher Feigheit ausgeſetzt und dem vernichtenden Hohne aller Menſchen preisgegeben ſei. »Ich kenne den ganzen Umfang, das ganze, volle, ſchwere Gewicht meiner Bitte,« erwiederte ſie, »aber ich weiß auch, an wen ich ſie richte. Ich, das ſchwache, ſterbende Weib, kann nur wollen, was Dir, dem thatkräftigen Manne, zu vollbringen möglich iſt. Dem Vorurtheile ſollſt Du die Heldenſtirne bieten, eine Krankheit des menſchlichen Geiſtes ſollſt Du bekämpfen, die, einem giftigen Molche gleich, ſich durch alle Zeiten windend, ihr tauſendjähriges Daſein mit dem edelſten Blute der Nationen friſtet. Die Ehre iſt kein Eigenthum einzelner Stände, ſie iſt der Menſchheit höchſtes, allgemeines Gut. Welch' eine Aufgabe, den entſtellenden Nebelſchleier des Wahnes von ihrem Antlitze weg zu reißen, es hinzuſtellen vor die Völker im Glanze der Wahrheit! Aber dies wird freilich nicht durch feiges Zurückziehen, durch träges Verdumpfen in thatenloſer Einſamkeit vollbracht. Wenn Dich Dein Geſchick auf dieſen ſchweren Kampfplatz fordert, Demetrius, laß dann unbekümmert den Bau Deines äußeren Glückes zuſammenſtürzen, um einen höheren, ſtolzeren aufzurichten; ſtirb in den bisherigen Formen, um in anderen fortzuleben, aber laß die neue Ära Deiner Tage eine Reihe der edelſten und ſeltenſten Thaten zum Ruhme Deines Vaterlandes, zum Frommen Deiner Mitbürger ſein. Wird endlich Dein Werth anerkannt, ſo gib, wenn Dir der Tod naht, der Welt Deinen alten, vom Hohn angenagten, vom Wahne beſudelten Namen zurück, und er wird ſich, ein Phönix, makellos aus ſeiner Aſche heben, und der Ehre reines, fleckenloſes Bild wird aus ihr wiederſtrahlen, wie der göttliche Bilderkreis vom Schilde des Peliden. Dies ſei Deine Aufgabe. Verſprich mir, ſie zu löſen, wenn es die Vorſehung von Dir verlangt, — verſprich mir, zur Veredlung des menſchlichen Geſchlechtes den Verſuch zu wagen, einen dornenvollen Weg zu ebnen, welchen noch Keiner vor Dir betrat. Meine Seele wird Dir nahe ſein, Demetrius, und Dich freundlich begrüßen am Ende Deiner Siegerbahn.«

»So ſprach Iſabella. Durchglüht von des hohen Weſens himmliſcher Begeiſterung, ſchwor ich ihr Gewährung zu. Alles Übrige iſt Euch bekannt, oder leicht erklärlich. Meine Aufgabe iſt gelöst. Möget Ihr, möge die Welt der Löſung ein mildes Urtheil ſchenken! Lebet wohl!«

Demetrius.

Sprachlos ſank der Oberſt in Leontinens Arme, ſprachlos reichte Iſidora dem Adjutanten ihre Hand. — —

Aus dem Lager auf der Steinwand iſt ſeitdem ein mächtiges, die Operationen der Feſtung unterſtützendes Fort geworden, deſſen Commandant Alfred iſt.

Man ſieht ihn oft mit ſeiner Gattin Iſidora in Geſellſchaft des Greiſes Ämilian auf die Erdzunge hinaus wandeln, die ſich in den Bergſee ſchiebt. Dort ruht Demetrius unter ſeinen Treuen, dort hat ihm die Anerkennung ſeines edlen Monarchen ein würdiges Monument errichtet, deſſen treuer Wächter der alte Pater iſt. In reicher Vergoldung prangt auf der einen Seite eines rieſigen ſchwarzen Würfels eine Dornenkrone in einem Lorbeerkranze, auf der anderen ein Palmenzweig; die dritte, weſtliche Seite trägt die Inſchrift: »Dem Andenken des Grafen Detrius ***, des großen Kriegers, des größeren Menſchen, des größten Ankämpfers gegen Vorurtheil und Wahn.« Auf der öſtlichen Seite, welche den Strahlen der aufſteigenden Sonne gegenüber liegt, ſteht das Wort: »Point d'honneur.«

Der Gräberſklave.

So plötzlich todt! Vor Tagen glühte
In friſcher Jugend noch ihr Blut,
Und was in ihrem Herzen blühte,
Es ſprach aus ihrer Augen Glut.

So jung! und ſchwarze Schollen wälzen
Erbarmungslos ſie auf ihr Grab,
Die, ihres Buſens Schnee zu ſchmelzen,
Erlaubniß meinen Gluten gab.

Mit Schwüren nicht und nicht mit Worten,
Sie nannte mein ſich mit dem Blick;
Birgt plötzlich hinter Todespforten
Sich vor dem ſeligen Geſchick.

Den Kuß iſt ſchuldig ſie geblieben,
Den mir ihr rother Mund verſprach;
Die Fantaſie eilt fortgetrieben
Ihr in die Gräberwelt jetzt nach,

Schmiegt an die marmorkalten Wangen
Sich wie Pygmalion einſt an,
Und meint, ihr glühendes Verlangen
Belebe ſie, in ihrem Wahn.

Sie aber ruht, im Angeſichte
Des Todes kalte Majeſtät,
Und antheilslos macht ſie zu nichte,
Was heiß und irdiſch mich durchweht.

Ich weiß, wenn ich ſie auch beſeſſen,
Ein wilder Dämon wohnt in mir,
Ich hatte wieder ſie vergeſſen,
Wie manche And're ſchon vor ihr.

Doch weil ſie todt, folgt ihr gefangen
Noch in die Gruft mein flücht'ger Geiſt,
Und Schmerz und Zorn färbt mir die Wangen,
Daß mich's zu ihr hinunter reißt.

Weh mir! Den keine Lebensröthe
Für lang zu feſſeln noch verſtand,
Jetzt hält mich wehrlos eine Todte
Mit ihrer weißen Gräberhand!

Ludwig August Frankl.

Ein Wunſch.

Was willſt Du, Weib, mit Deinen bleichen Mienen
Und heſteſt an die Zerſen mir den Schritt?
Witwe der Freude! hat es Dir geſchienen,
Ich fühle kundig Deine Leiden mit?

Weil ſich mein Auge forſchend in das Deine
Verſenkt, und ſchwer und lange auf Dir ruht,
Weil mir das Antlitz glänzt im Wehmuthsſcheine,
Ahnſt Du in mir verwandte Nacht und Glut?

Ich aß, wie Du, von jener Frucht — die Sage
Läßt ſie erglüh'n in purpurgold'nem Duft;
Doch dem Genießenden zur ew'gen Klage
Birgt Aſche ſie und Vorgeſchmack der Gruft.

Du kennſt den Reiz der unglückſel'gen Wonne,
Die ſüße Raſerei zur Seele flößt,
Und weißt, daß mit dem Wechſel einer Sonne
Ein Seelenbund, der ewig ſchien, ſich löſ't.

Und Rettung vor den eigenen Gedanken,
Und Ruhe haſt Du krank bei mir geſucht;
Ich bin nicht Eiche, Du kannſt Dich nur ranken,
So war's nur eine Raſt zu neuer Flucht.

Geh' hin — ich ſpreche nach Dir einen Segen:
Das Beſte, das Natur dem Weibe gibt —
Sie möge an das Herz ein Kind Dir legen,
Du haſt umſonſt auf Erden ſonſt geliebt.

Knie' an der Wiege Deines Kindes nieder,
Ein glückliches Erinnern kommt Dir dann
An längſt vergeſſ'ne Seligkeiten wieder,
Wie Menſchenantlitz weint und lächeln kann.

Ludwig August Frankl

Der tolle Tambour.

Es ſchallen Trommelwirbel in Bedlams Irrenhaus,
Der tolle Tambour ſchreitet aus ſeiner Zelle heraus.

Die Trommel umgehangen, die Wirbel kunſtgewandt,
Schlägt er mit loderndem Auge, mit der entfleiſchten Hand.

Er ſchreitet durch die Gänge, er geht von Thür zu Thür,
Er trommelt aus allen Wänden die Wahnſinnsbrüder herfür.

Das Lied des alten Tambours lockt ſie in Menge herbei,
Er ſinget immer daſſelbe, doch ihnen ſcheint's immer neu,

Sie ſtehen in ſteinernen Gruppen, die Augen weit aufgethan:
»Tambour, du Bedlamsſänger, fang' nun dein Liedchen an!«

Der hebt zum Wirbel die Schlägel: »Man hat mir in der Welt,
»Ich möchte ſie gerne vergeſſen, drei Märchen vorerzählt:

»Ich möchte ſie gerne vergeſſen, verjagen wie ein Mann,
»D'rum rühre dich, brave Trommel, und fang' zu wirbeln an!

»Wer ſprach mir von Lieb' und Treu'? Wo iſt der Lügenmund?
»Die ſchöne, gleißende Lüge will ich trommeln in den Grund!«

Und einen Wirbel ſchlägt er — es geht durch Mark und Bein,
Es löſ't ſich an den Wänden der Mörtel vom Geſtein.

»Den Glauben an die Menſchheit, den übertromml' ich laut,
»Daß auf die Sandeswelle kein Sterblicher mehr baut!«

Und einen Wirbel ſchlägt er — es geht durch Mark und Bein.
Es löſ't ſich an den Mauern der Mörtel vom Geſtein.

»Jetzt, Trommel, gilt's! Jetzt ſchreitet die größte Lüge herbei,
Die Lüge, daß da drüben ein Gott und Vergeltung ſei!«

Und einen Wirbel ſchlägt er — doch plötzlich ſtille ſteht
Des Wahnſinns Rad — er weinet — und trommelt zum Gebet!

Kat. Gelbing

* * *

Frau Römhild.

Nachtſtück nach einer Volksſage von Hermann Meynert.

1.

Wer unter all den ſelig geſtorbenen und begrabenen Einwohnern, die vor ungefähr hundert Jahren oder auch früher das Städtchen S. bewohnten, hätte nicht Frau Römhild gekannt? Frau Römhild war die einzige Wehmutter des Städtchens. Man hatte der geſchickten Frau die ausſchließende Conceſſion im Orte ertheilt, und ſo übte ſie, ohne Eingriffe und Colliſionen beſorgen zu dürfen, emſig und unverdroſſen ihr Geſchäft.

Letzteres hat in den verſchiedenartigen Sprachen Europa's verſchiedenartige Bezeichnungen; die betriebſamen und philoſophiſchen Deutſchen, an Ärger und Plackerei des Lebens gewöhnt, haben für die Repräſentantin jenes myſteriöſen Acts, der uns aus dem ſanften Schooße der Mutter in die rauhe, ſtickluftſchwangere Atmoſphäre des Erdenlebens zwingt, den melancholiſchen Namen: »Wehmutter« erfunden. Und ach, in der That, es geſchieht manchem Menſchen ſehr weh' dadurch, daß er zur Welt gebracht wird, und wäre man in jenem Augenblicke des Geborenwerdens nicht gar zu ſtaatsbürgerlich-unmündig, man würde gut daran thun, die Rechtswohlthat des Appellirens zu ergreifen, und die erſte, weichſte Wiege unſeres Daſeins, den Mutterſchooß, auch zu ſeinem Sarge zu machen. Aber leider ſteht das nicht bei uns. Der Menſch wird überall zu wenig gefragt, ob er mit dem zufrieden, was mit ihm vorgenommen werden ſoll; er wird nicht einmal gefragt, ob er zur Welt kommen wolle, oder nicht, und das iſt ein großes Unrecht, denn man geräth in große Verlegenheiten, oft blos, weil man auf der Welt iſt, und andere Leute nehmen es Einem noch dazu übel. Darum iſt ſchlafend zur Welt kommen nichts Anderes, als ein Meuchelmord, den man ſchlafend erleidet; wir werden auf dieſe Weiſe vom Schickſale in die Welt hinein, wie aus der Welt heraus gemeuchelmordet, ohne daß wir es wiſſen, erwarten und wollen. Man ſollte, wie jene Secte einſt auf eine Wiedertaufe drang, eine Art phyſiſcher Wiedergeburt einführen; das heißt, in einem gewiſſen mündigen Alter ſollte jedes Individuum auf officiellem Wege gefragt werden: ob es mit ſeiner Bewilligung geboren worden, oder nicht, und wer dann Urſache hatte, ſich verneinend zu erklären, den ließe man freiwillig austreten. Doch derlei Reflexionen bringen uns von unſerer Erzählung ab.

Frau Römhild war alſo die einzige Wehmutter im Orte. Es konnte keine geſchicktere und unermüdetere Frau in ihrem Berufe geben, als ſie; ſie übte ihn ſchon ſeit länger als zwanzig Jahren, und alle Sachverſtändigen lobten ihre Kunſt und Erfahrenheit. Dennoch hatte ſie ein eigenes Unglück. Faſt alle Kinder, die ſie brachte, kamen ſchwach und ſiech zur Welt, dergeſtalt, daß man an ihrem Weiterleben zweifeln mußte. Da drang dann Frau Römhild, als gute Chriſtin, immer alſogleich auf die Nothtaufe, und ehe noch die erſchöpfte, halb beſinnungsloſe Wöchnerin Einwendungen machen konnte, nahm die gute, beſorgte Frau Römhild das matte neugeborene Kind in die Nebenſtube, und trat nach einer Weile mit einem recht zufriedenen Geſichte wieder heraus, nachdem ſie, wie ſie ſagte, dem armen Würmlein eine recht kräftige Nothtaufe gegeben, und, auch im Falle ſchnellen Sterbens, ſeine Seele beſtens verſorgt habe. Viele dieſer Kinder erholten ſich nachher auffallend, und wurden in recht kurzer Zeit groß und ſtark. Aber leider hatte die Nothtaufe an den Meiſten nicht den Keim der an der ganzen armen Menſchheit haftenden Sünde hinwegnehmen können; ſie wurden böſes, freches Geſindel und zwei derſelben, Söhne gottesfürchtiger Eltern — man ſprach nicht gern davon — hatten, als Straßenräuber, mit dem Strange gebüßt.

Dergleichen Dinge mochten es auch wohl ſein, die der Frau Römhild böſe Stunden machten, darum — wenigſtens glaubten die Leute an dieſen Grund — gleitete, trotz ihrer ſanften Reden und möglichſt frommen Mienen, bisweilen ein häßlicher, entſtellender Zug verſchloſſener Wuth über ihr Geſicht; darum ſah ſie oft ſo bleich und angſtvoll aus, und rollte die tiefliegenden, etwas röthlichen Augen nicht ſelten auf eine unheimliche Weiſe, ſo daß ſie, wenn ſie ſich deſſen bewußt ward, ſelbſt darob erſchrak und den ſchlimmen Eindruck dieſes Blickes durch eine unnatürliche, grinſende Freundlichkeit zu verwiſchen ſuchte. Man verzieh ihr das Alles gern, und achtete ſie darum nur um ſo mehr, weil man meinte, daß ſie die Kinder, die ſie bringe und ihnen die Nothtaufe gebe, doch über alle Begriffe lieben müſſe, da deren Mißgeſchick ihr ſelbſt ſo heftigen Schmerz verurſache.

Zwar ſtemmten ſich einige Eltern ſehr gegen eine ſolche Nothtaufe, und wollten lieber in aller Eile nach dem Paſtor ſchicken, um die chriſtliche Handlung durch geiſtliche Hände vollziehen zu laſſen; in ſolchen Fällen aber gerieth die ſonſt ſo ſanfte Frau Römhild in einen ungemeſſenen Zorn; ſie zeterte, daß das arme Kind gar leicht die Ankunft des Paſtors nicht erleben könne, und dann ungetauft und ohne Anſpruch auf die Seligkeit aus der Welt gehen müſſe. Wirklich war es einige Male vorgekommen, daß Kinder vor der Ankunft des Seelenhirten geſtorben, und ſomit ungetauft geblieben waren, und die erſchreckten Eltern ließen ſeitdem gern die Wehmutter gewähren, wo dieſe die Nothtaufe für erforderlich erklärte; denn ſie fürchteten den böſen Unkenteich mit ſeinen Irrlichtern. Dieſer Teich aber war ein häßlicher, ſtinkender Sumpf in einer verrufenen Gegend, wo auch das Hochgericht ſtand. In dem Sumpfe ertränkte man die Kindesmörderinnen, eingeſackt mit einer Katze und einem Haushahne. Darum floh man mit Entſetzen den unheilvollen Sumpf, und ſchon am Tage gewährte ſein ſtehendes, unbewegliches Waſſer, das dick, trüb und mit Binſen überwachſen, dem muthwilligen Winde nie eine Welle entgegenkräuſelte, einen traurigen, öden Anblick. Aber erſt zur Nachtzeit war es dort recht ſchaurig und unwirſch; denn eine zahlloſe Schar von Irrlichtern hielt dort wüſte, luſtige Tänze, ſeltſam durcheinander huſchend, und bald erlöſchend, bald in vielfachen fahlen Flämmchen wieder auflebend. Die Bewohner des Städtchens aber, wie der Umgegend, glaubten, daß dieſe geſpenſtiſchen Lichter die armen Seelen der ungetauft verſtorbenen Kinder wären; alle Ammen und alten Hirten beſtätigten dieſen Glauben mit unwiderlegbaren Gründen, und um ſo mehr mußte Alle die ſchlimme Beobachtung erſchrecken, daß, obſchon — Dank der Beſorgniß der guten Frau Römhild — kein neugeborenes Kind mehr wenigſtens der Nothtaufe entging, doch die Zahl dieſer Flämmchen ſich fortwährend vermehrte.

Manchmal mußte ſie das mit anhören, aber gewöhnlich nahm ſie es übel, ſprach von abergläubiſchem Gefaſel und dergleichen mehr, und ſo ließ man die Sache auf ſich beruhen.

Wer konnte es auch wiſſen, ob die Irrlichter, die des Nachts ſo trübſelig auf dem Unkenteiche herumirrten, blos Seelen der Kinder von S**, nicht auch der Umgegend und anderer Orte ſeien? Auch vermied man es überhaupt nach Kräften, mit Frau Römhild von Dingen zu ſprechen, die ihr unangenehm zu ſein ſchienen; denn mit den Jahren vermehrten ſich auch ihre böſen, oft menſchenfeindlichen Launen; ihre Nachbarn hörten ſie häufig geräuſchvoll in ihrer Wohnung hantiren, hörten ſie bisweilen heulen und wimmern, wie eine Verzweifelte, und wenn ſie dann plötzlich heraustrat, ſah ſie wahrhaft furchterregend aus, und die Nachwehen einer geheimen, aber wahrhaft übermenſchlichen Qual malten ſich deutlich auf ihrem Geſichte. Befremdend, obſchon gewiſſermaßen erklärlich war es, daß Frau Römhild durchaus nichts vom Tode ſprechen hören wollte. Sie, die gleichſam die Pförtnerin des Erdenlebens war, mochte nicht gern an ſeinen dunklen Ausgang denken; ja ſie gerieth in eine Art von Wuth bei ſolchen Geſprächen, was man ihr, der alternden Frau, als eine Seltſamkeit nicht weiter übel zu deuten pflegte. Bei ihrer frommen Geſinnung, die ſie, wie ſchon gemeldet, beſonders durch ſchnellmöglichſte

Vollziehung der Nothtaufe bewährte, mußte es Wunder nehmen, daß ſie in mancher Beziehung von einer gewiſſen Art Freigeiſterei nicht frei zu ſprechen war. Sie ließ bei gereizter Stimmung bisweilen Worte des Zweifels, ja faſt der Frevelei und Läſterung fallen, vor denen chriſtliche Ohren, zumal in jener gläubigeren Zeit, nothwendig erſchraken. Allein man wußte, daß Frau Römhild in ihren jungen Jahren ſchwere Schmerzen erfahren, deren fortnagenden Zahn die Zeit vergebens abzuſtumpfen geſucht hatte, und ſo wie man es ſelbſt dem frommen Krieger nicht übel nimmt, wenn er im hitzigen Gefechte flucht, ſo entſchuldigte man auch das finſtere Weib, das, im Kampfe mit einem böſen Schickſale, der Frömmigkeit vergaß, und wider Gott und Welt haderte. — Mochte ſie die Kirche immerhin ſelten, und auch dann nur mit allen Anzeichen eines inneren Widerwillens beſuchen — ſie war und blieb doch die gute, ſorgſame, kunſterfahrene Frau Römhild, die rettende Helferin gebärender Mütter in jenem angſtvollen Augenblicke, wo zwei Leben, ein zeugendes und ein entſtehendes, ſchmerzlich mit einander ringen; und ſo blieb ſie geachtet, geliebt, trotz ihrer Sonderbarkeiten, wie man ſchonend jene Eigenſchaften nannte.

Der Fluch kleiner Städte, das heißt der Mangel intereſſanter Vorfälle, der dafür in kleinlichen Klätſchereien und einem fabelhaften Herausputzen allgewöhnlicher Begebenheiten ſeine Surrogate findet, laſtete ſeit Jahren ſchwer auf dem Orte. Die Langeweile ſpannte ihr farbloſes Banner über das Städtchen, und ein allgemeines, fortgeſetztes Gähnen war das nie unterbrochene Lebenszeichen der ganzen Bevölkerung vom Viertelmeiſter herab bis zum Stubenheizer. O, es iſt eine ſchlimme Krankheit, wenn das Gähnen irgend wo epidemiſch wird — es nimmt den Kopf narkotiſch ein, raubt Thatkraft und Bewußtſein. Namentlich in einer kleinen Stadt wird die Langeweile zu einem Gifte, das nur überkräftigen Naturen gelegentlich wieder auszuſchwitzen gelingt. Jeder ſieht den Andern mit ſchläfrig-wäſſerigen Augen an, gähnt und bringt den Andern zum Gähnen, und dieſe Wirkung der

Alltäglichkeit taumelt ſchweren Hauptes von Haus zu Haus, und ſteckt endlich Alle an, und paſſirt dann etwas Außerordentliches, ſo fahren ſie erſchrocken in die Höhe, und weit entfernt, den geſchichtlichen Sinn des Ereigniſſes zu begreifen, glotzen ſie ſchlaftrunken und mürriſch den Vorfall an, und ſchimpfen auf den Zeitgeiſt, daß er nicht immer in Socken auftritt und ehrliche Leute aus dem Schlafe ſtört. Dies iſt das Bild unſerer deutſchen Kleinſtädter, und ganz dem ähnlich ging es auch in S. zu.

Es war ein froher Tag für das ganze Städtchen, als Kleiſter, der Zettelträger, die erſte Affiche der neu angekommenen Gaukler und Seiltänzergeſellſchaft an die Mauern des Rathhauſes klebte; denn ein ſchläfriger Sinn ſpielt gern mit bedeutungsloſen Abwechslungen, die ihn aus ſeinem tauben Zuſtande bringen. Die Schauvorſtellungen begannen, und fanden ungeheuern Beifall. Alles, was Gauklerkunſt vermag, wurde hier geboten. Während einige ſchwarzäugige Dirnen mit ihren kecken Seiltanzen und ihrem verführeriſchen Gliederſpiele die männliche Welt zu gieriger Betrachtung hinzogen, machte ein ſchöner, etwa vier und zwanzigjähriger Jüngling — Monſieur Victorin nannte ihn der Zettel — durch ſeine verwegenen Sprünge die Herzen der Damen beben.

Victorin gab immer neue Proben einer noch nie geſehenen, faſt übermenſchlichen Körperfertigkeit. Er ſchien Gelenke zu haben, wo die Natur keine angebracht hat; er legte ſeinen Körper wie ein Gewand kunſtreich zuſammen, ließ ihn dann aufſchnellen wie einen ſtraffen Bogen, kurz, er höhnte auf eine graziöſe Weiſe alle phyſiſchen Geſetze. Und wenn dieſer tauſendfaltig eingeknickte, zuſammengebeugte und in Falten gelegte Körper ſich plötzlich erhob, den ſchönen Gliedern ihre natürliche Stellung und Bewegung gönnend, ſo war der Proteus in einen Apoll verwandelt, das herrlichſte männliche Ebenmaß umfloß die ganze Geſtalt, die ſtraffe Faſer ſeiner Muskelkraft beugte ſich mit Leichtigkeit nach der Regel der Schönheit, und der dunkle treffende Blick, der üppig ſchöne Mund des Jünglings lächelte ſtolz und etwas ſpöttiſch über das ſeltſame, anmuthige Verirſpiel, das er mit ſeinen Gliedern getrieben.

Monſieur Victorin richtete unter den Herzen der geſammten weiblichen Bevölkerung S**s eine beiſpielloſe Verheerung an; er warf, ohne es zu wollen, tauſend zarte weibliche Gefühle und Gefühlchen im tollſten Wirrwarr durch einander. Wenn er erſchien, der junge Sieger, in ſeiner abenteuerlichen, blitzenden Kleidung, wie feierten da zahlloſe Seufzer die Ankunft des ſchönen Gebieters über die Herzen, wie bezeichnete mancher unterdrückte Schrei jeden ſeiner Saltomortales, und welcher Triumph malte ſich in jedem weiblichen Blicke bei dem effektvollen Gelingen ſeiner halsbrecheriſchen Wagſtücke!

Aber Eines konnte man nicht genug bewundern, daß mitten in der ſchmachtenden, jungen Damenwelt auch die alte, mürriſche Frau Römhild ihren ſtehenden Platz hatte. Jeder Abend fand ſie vor der Schaubühne, aber ſie ſchien offenbar an der Kunſt weit weniger Geſchmack zu finden, als an der Perſon. So lange die weiblichen Tänzer ihre Künſte trieben, ſah ſie ärgerlich, offenbar gelangweilt, der Sache zu. Nicht einmal die zierliche Tänzerin Marion, Victorin's Gattin — die ſchönſte unter ihren Genoſſinnen, die mit einer eigenthümlichen, ſchwermüthigen Grazie, einem ſanften, melancholiſchen Adel ihre Attituden ausführte, und ihre Kunſt mehr wie ein auferlegtes Verhängniß, als aus eigenem Antriebe, zu üben ſchien — konnte ſie mit einigem Intereſſe erfüllen. Trat aber Victorin auf, ſo wurde die Alte plötzlich lebendig; ſie ſtarrte mit unerſättlichem Auge hin, ſie verſchlang die ſchöne männliche Geſtalt mit ihren Blicken, und man wußte nicht, war es thörichte Leidenſchaft, Wehmuth oder ſonſt eine Empfindung, was ihre Mundwinkel ſo ſeltſam zuſammenzucken ließ. Spötter unterließen nicht, ſie einige Male damit aufzuziehen und Gloſſen ob ihres noch ſo jugendlichen Herzens zu machen; dann ſeufzte ſie recht beweglich und gab keine Antwort. Man wollte bemerkt haben, wie ſie, als eines Abends Victorin auftrat und ſeine Vorſtellung begann, ein kleines Bild aus ihrem Buſen nahm und bald dieſes, bald Victorin aufmerkſam und mit heftiger innerer Bewegung betrachtete. Wie verſtohlen ſie das auch anzufangen meinte, ſo war ein neugieriger Nachbar doch geſchickt genug, durch eine ihr unvermuthete Bewegung einen Blick auf das Bild zu werfen, von welchem er, da ſie es auf der Stelle verſteckte, nicht mehr ſehen konnte, als daß der männliche Kopf, den es darſtellte, eine auffallende Ähnlichkeit mit Victorin hatte. Ob auch die Tracht und ſonſtige Zubehör des Bildes mit Victorin's Erſcheinung übereingeſtimmt oder nicht, war bei ſo flüchtigem Beſehen nicht zu unterſcheiden geweſen. Seit dem flüſterte man ſich bedauernd zu, wie die bejahrte Frau noch ſo thörichtes Gefallen an dem ſchönen Jüngling finden könne; aber man hütete ſich wohl, dergleichen vor ihr laut werden zu laſſen, denn man wußte nur zu gut, daß Frau Römhild trotz ihres gewiſſenhaften Dienſteifers auch boshaft und rachgierig ſein konnte, und Niemand mochte den Zorn einer Perſon auf ſich laden, von deren Händen das Wohl und Wehe ſeiner Gattin und ſeines künftigen Sprößlings abhängen konnte.

Es mochten mancherlei Umſtände zuſammentreffen um der reizbaren Frau die Laune zu verderben. Unter Anderem ſollte ihr, wie Einige behaupteten, auch der ſeit, wenigen Wochen aus der Reſidenz nach S** überſetzte, neue Polizei-Director viele Galle machen. Über Letzteren herrſchten in dem Stadtchen ſehr verſchiedenartige Meinungen. Die Jüngeren maßen ihm die Weisheit eines Minos bei, die Älteren ſchüttelten die Köpfe über vielfache Neuerungen, die er ſich geſtatte; das fett gewordene Perſonale ſeiner Behörde aber, das unter ſeinen Vorgängern ſich eines langen, gemüthlich-faulen Feierabends erfreut hatte, ſchrie geradewegs Zeter über ihn, der ihm allerlei Plackereien und neue Arbeiten zumuthete. Die Gauklergeſellſchaft ſah er nicht mit den freundlichſten Blicken an, und äußerte ganz unverhohlen, daß die üppigen Tänze und wollüſtigen Gruppirungen, die es dort gebe, auf Sittenverſchlechterung hinarbeiteten. Er beſchied eines Tages den Principal der Truppe vor ſich. Dieſer aber, ein bornirter, wortverlegener Menſch, ließ ſich mit heftigen Zahnſchmerzen entſchuldigen und ſchickte an ſeiner Statt den gewandten Victorin.

dem es, wie bekannt auch ſeine wüſten und tollen Streiche waren, dennoch gelang, den geſtrengen Richter milder zu ſtimmen. — Hätte man es glauben ſollen, ſelbſt die häufigen Nothtaufen der Frau Römhild waren dem Polizei-Director ein Ärgerniß; wenigſtens drang er darauf, daß die Wehmutter dieſe Nothtaufen künftig nicht, wie bisher geſchehen, in einem Nebenzimmer und ohne Gegenwart einer anderen Perſon, ſondern jederzeit im Beiſein von wenigſtens zwei Zeugen vollziehen ſolle. Frau Römhild weigerte ſich deſſen nach Kräften; ſie ſchützte vor, daß die Nähe einer anderen Perſon ihr die Andacht raube, und ſie nur, wenn ſie ganz allein ſei, jene heilige Handlung mit der gebührenden Hingebung verrichten könne. Der Director kehrte ſich nicht an dieſe Ausflüchte, wie er ſolche Gründe nannte, und gab ihr die gemeſſenſte Weiſung, nicht um ein Haar von ſeiner Vorſchrift abzugehen. Alles Proteſtiren half nichts, Frau Römhild mußte Gehorſam verſprechen. Aber Verſprechen und Worthalten ſind zweierlei Dinge. Die Wehmutter behauptete in dem Orte ein ſolches Anſehen, daß man ihren Capricen ſorglicher nachkam, als den Verordnungen des Polizei-Directors, und ſie, nach erzwungenem Einverſtändniß der Eltern, ihre Nothtaufen faſt ohne Ausnahme in der bisherigen Form fortſetzte. Gelangte dies nicht zur Kunde des Directors, oder wollte er vor der Hand nichts davon wiſſen, darüber ließ ſich nicht ſtreiten.

Eines Nachts kehrte Frau Römhild von einer Entbindung zurück. Sie hatte nach ihrer Weiſe die Nothtaufe damit verbunden, und eilte jetzt ihr Haus zu erreichen, denn die Nacht war unfreundlich und finſter, es fielen von Zeit zu Zeit einzelne Tropfen und ließen einen ernſthaften Regen befürchten. Matten Blickes buhlte das Licht ihrer Hornlaterne mit der Finſterniß, und das bange, unheimliche Schweigen der Nacht laſtete auf der Erde. Streifende Schatten, von vorüberjagenden Gewölken erzeugt, zuckten haſtig vorbei, als wollten ſie nicht geſehen werden; die Nachtluft wiſpelte geheimnißvoll, und Alles deutete dem Menſchen die Herrſchaft einer fremdartigen, dem Leben feindlichen, der Vernichtung befreundeten Macht an, welche die Abweſenheit des ſchönen, erwärmenden Lichtes benutzt, um ihren vergänglichen, geſpenſtiſchen Thron aufzuſchlagen.

Frau Römhild ſchien etwas aufgeregt durch dieſe wüſten Erſcheinungen der Nacht, welche ihren Heimweg belauſchten. Sie murmelte unverſtändliche Worte in ſich hinein, aber es mußten theilweis recht luſtige Dinge ſein, an die ſie dachte, denn bisweilen kicherte ſie, zwar etwas heiſer und unterdrückt, aber doch ganz vernehmlich. Dagegen klang es zuweilen auch wieder nicht anders, als ob ſie ſchluchze und heimlich wimmere, was ſie dann gewöhnlich durch ein lautes, gellendes Gelächter unterbrach.

Eben näherte ſie ſich ihrem Hauſe, als eine, in einen dunklen Mantel gehüllte Geſtalt ihr entgegentrat. Unerſchrocken, wie Frau Römhild war, erhob ſie beſonnen ihre Hornlaterne und beleuchtete das Geſicht des Unbekannten. Dieſes ſchien etwas Fürchterliches für ſie zu haben, denn ſie trat zitternd und mit einem unterdrückten Schrei zurück, ſammelte ſich aber ſogleich wieder, und erwartete eine Anrede.

»Was erſchrickſt Du vor mir, alte Hexe?« fragte der Fremde mit Ungeduld und lüftete ſeinen Mantel. Es war Victorin. »Seit zwei Stunden,« fuhr er fort, »warte ich auf Deine Rückkehr. Haſt Du ſo lange mit dem Teufel, Deinem Schutzpatron, zu verkehren gehabt, daß man ſich hier um Deinetwillen die Füße wund ſteht? Mach' Dich fertig, Du mußt gleich mit mir gehen!«

Frau Römhild war in der Regel keine Freundin derartiger Begrüßungen, ſo daß ſie für ſolche Fälle eine nicht minder wirkſame Gegenſalve zu geben verſtand. Diesmal aber war ſie wieder alles Erwarten ſanftmüthig.

»Ei, ei, mein ſchöner, junger Herr, Ihr ſeid gewaltig ungeduldig!« erwiederte ſie. »Und doch werdet Ihr noch ein hübſches Weilchen warten müſſen, denn ich bin ſterbensmüde und ausgefroren — hu, hu, es iſt kalt, mein ſchöner Victorin, ſehr kalt!«

Und bei dieſen Worten drängte und preßte ſie ſich an ihn, und ſah ihm mit ſeltſam begehrlichen Blicken in's Geſicht.

Victorin aber ſtreckte die Hand abwehrend von ſich, um zwiſchen ihr und ſich einen wohlgemeſſenen Zwiſchenraum zu erhalten.

»Ei, ei, mein Jungchen, ſo ſpröde!« grinzte die Alte und erhaſchte die abwehrende Hand des Jünglings, auf welche, ehe jener es ſich verſehen konnte, ihre welken Lippen einen Kuß drückten.

»Fürchteſt Du Dich vor mir, mein ſchöner Victorin? — Ei, ei, ich hätte größere Urſache, mich vor Deinem Geſichte zu ſcheuen, und doch, wenn ich Dich ſehe, ſo vergeſſe ich, daß ich alt bin; Zeiten gehen mir wieder auf, die ich begraben ſah, und ich meine, mit ihnen wieder auferſtanden zu ſein aus dem kalten Grabe des Alters, glaube wieder jung zu ſein! Ach, Victorin, ich liebe Dich ſehr!«

»Daß der Blocksberg Dich verſchütte, auf welchen Du hingehörſt, verdammte Hexe!« knirſchte Victorin, ſie mit Abſcheu von ſich ſtoßend. »Spute Dich und laſſ' Dein widerwärtiges Geſchwätz!«

»Ach, Victorin!« wimmerte die Alte: »Du biſt grauſam gegen mich, wie Einer, dem Du ähnlich ſiehſt. Ich bin ja nicht wahnſinnig, obſchon ich es hätte werden können; ich liebe ja nicht Dich, nur meine Jugend, meine ſchöne, ſchmerzvolle Jugend könnte ich in Dir lieben, denn Du biſt das Abbild jenes Idols, das ſie beſeligte, und« — murrte ſie — »auf ewig vergiftete!«

»Spare Deine ſchmachtenden Klagen für aufmerkſamere Ohren!« unterbrach ſie Victorin. »Jetzt aber begleite mich, Hexe! Die Zeit drängt — ich habe ſchon zu lange auf Dich gewartet!«

»Hart, fühllos wie Jener!« ſagte die Wehmutter ſinnend zu ſich ſelbſt. Dann nahm ſie eine kältere Miene an. »Ich werde Euch folgen,« ſprach ſie, zu Victorin gewendet. »Aber erſt laßt mich wiſſen, wie ſich Euer Vater nannte, oder ich weiche keinen Schritt von dieſer Stelle!«

»Was kann Dir der Name meines Vaters frommen?« fragte Victorin verdüſtert. »Ich nenne ihn ungern, da mein jetziges Gewerbe demſelben ſchlecht entſpricht.«

»Aber ich muß ihn wiſſen, oder nichts in der Welt ſoll mich bewegen, Euch zu begleiten!« betheuerte die Alte mit trotziger Feſtigkeit.

»Es iſt kein ſchlechter Name!« ſagte Victorin mit einigem Stolze. »Mein Vaterland nannte ihn zu ſeiner Zeit mit Achtung, und nur verworrene Verhaltniſſe und mein angeborner toller Sinn konnten mich ſo ſehr jener Sphäre entfremden, auf welche die Geburt mir Anſprüche verlieh. Der General Marquis Rochelier war mein Vater!«

Die Alte ſtieß einen dumpfen Laut aus, die Hornlaterne entfiel ihrer Hand, und ſie ſelbſt wäre umgeſunken, hätte Victorin nicht ſie derb gepackt und aufrecht erhalten. Er riß ihr beſonnen die hohe, mit Schleifen überladene Haube vom Kopfe, und richtete dieſen ſo, daß der kalte Nachtregen, der in ſpärlichen, aber großen Tropfen ſich ankündigte, ihr gerade in's Geſicht ſchlug.

Das einfache Mittel that ſchnell ſeine Wirkung; die kalten, ſchwer auffallenden Regentropfen brachten die Alte zur Beſinnung, ſie bückte ſich nach ihrer Laterne, aber dieſe war durch das Herabfallen ausgelöſcht, und tiefe Finſterniß umgab die Beiden.

»Laßt mich erſt Licht holen!« begann die Wehmutter. »Ihr werdet als Fremdling in dieſer Stadt des Weges ſchwerlich ſo kundig ſein, und mich ſchmerzen meine Augen. Wir bedürfen der Leuchte.«

»Nicht eine Secunde Zeit mag ich mehr durch Deine verdammte Langſamkeit verlieren, vermaledeites Gerippe!« polterte Victorin, ſie tüchtig ſchüttelnd. »Jetzt geh', mit mir, oder ich mache der Hölle, die ſich nach Dir ſehnt, eine Freude der Überraſchung, indem ich Dich erdroſſ'le!«

»War't Ihr des Marquis einziger Sohn?« fragte ſie, ſcheinbar gleichgiltig, und ſchickte ſich zum Gehen an.

»Ja doch, ja! Mein Vater hat nie einen Sohn außer mir gehabt,« erwiederte Victorin, und drängte zu ſchnellerem Schritte.

Die Alte folgte ihm geduldig, und murmelte nur heftig in ſich hinein. Victorin kümmerte ſich wenig darum, er unterſchied nur einzelne Worte in ihrem halblauten Selbſtgeſpräche, Namen, unter ihnen auch den ſeines Vaters und ſeinen eigenen, und war nur froh, die ſtörriſche Alte endlich in Gang gebracht zu haben. Endlich hatte er mit ihr das Haus erreicht, das er ſuchte.

»Steh', Satan!« ſagte er, »unſer Weg iſt zu Ende. Geh' jetzt mit Eifer und Beſonnenheit an Dein Amt, laſſ' Deine abſchreckenden Manieren, oder es ſoll Dir übel bekommen. Thuſt Du aber Deine Schuldigkeit, ſo wirſt Du auch mit dem Lohne zufrieden ſein.«

»Ei, mein Söhnchen,« kicherte die Alte, in ihren vorigen Ton verfallend, und aus ihren Augen blitzte eine triumphirende, ingrimmige Freude. »Ich werde mir ſchon ſelbſt den Lohn hier holen, gute, giltige Münze, die ſelbſt in der Hölle mit Dank angenommen wird, mein Victorinchen!«

»So tritt denn ein, alter Lindwurm!« gebot Victorin, und öffnete, ohne ihr verwirrtes Gerede zu beobachten, die Hausthüre. »Geh' und benimm Dich geſcheidt, oder fürchte meine Rache!«

»Nicht doch, mein Söhnchen!« kicherte ſie noch heiſerer. »Ich muß Dich warm halten, denn wir ſtehen einander recht nah', und ich hab' noch eine kleine Anweiſung an Dich und all die Deinigen von langen Zeiten her. Die muß ich erſt einkaſſiren, eh' ich Dich losgebe.«

Sie traten in ein einfach, aber anſtändig eingerichtetes Zimmer, in welchem der Schein des Krankenlämpchens ein gedämpftes, ſchläfriges Licht verbreitete. In einer Ecke ſtand ein friſch überzogenes Bett, und in dieſem lag ein ſchönes, bleiches Weib, deſſen Mienen Körperſchmerz und Seelenleiden verriethen.

»Kommſt Du endlich, Victorin!« ſagte die Kranke mit matter Stimme. »Ach! ich fürchtete zu ſterben! Wo bliebſt Du ſo lange?«

»Danke es dieſer Alten, die mich mit tollem Geſchwätz ſo lange aufgehalten hat!« erwiederte Victorin, auf die Wehmutter zeigend. Dabei trat er an das Bett, küßte zärtlich die dargebotene Hand der ſchönen Leidenden, und herzte ſie, wie ein weinendes Kind, bis ſie mitten in ihren Schmerzen lächelte und ſeine Liebkoſungen erwiederte.

Dann wendete er ſich zu Frau Römhild, und während er vor ihren Augen ein Piſtol lud, verſicherte er ſie mit kalter Gelaſſenheit, daß er bei dem geringſten Verſehen das eben geladene Piſtol auf ihrer Stirn erproben werde.

Dieſe energiſche Erklärung war wirkſam. Die erſchreckte Alte nahm ein möglichſt ſanftes Geſicht an, und näherte ſich dem Bette, während Victorin die Thüre abſchloß und dann, das Piſtol in der Hand, ſich in ein Nebenzimmer begab, um die Wehmutter ungeſtört walten zu laſſen.

Alles wurde ſchnell und glücklich beendigt. Ein Knäblein begrüßte die Welt.

Wen die widerwärtigen Angewohnheiten der Frau Römhild noch ſo ſehr gegen ſie eingenommen hatten, in ſolchen Augenblicken konnte er ihr ſeine Bewunderung ſchwer verſagen. Mit jugendlicher Behendigkeit ordnete und vollbrachte ſie jeden Theil ihres Werkes. Theilnehmend tröſtete ſie die Gebärende in dem verhängnißvollen Augenblicke, und mit zärtlicher Sorgfalt nahm ſie ſich im nächſten Momente des Neugeborenen an, und erleichterte ihm den ſtumpfen, träumeriſchen Gruß an das beginnende Leben.

Auf ihren Ruf durfte nun auch Victorin wieder in das Zimmer kommen. Der Angſtſchweiß ſtand auf ſeiner Stirne; er ging mit verhaltenem Athem auf das Bett zu. Als er aber Marion zwar erſchöpft, jedoch bei vollkommenem Bewußtſein, ja lächelnd fand, und ſie beruhigend ſeine Hand drückte, da konnte er vor Freude kaum ſich faſſen, er warf ſich vor dem Lager nieder und bedeckte Marion's Hand mit Küſſen. —

Dann ſprang er auf. »Wo iſt mein Kind?« rief er fröhlich. »Laßt mich es ſehen!«

Aber Frau Römhild, die vorher ſo ſanft und heiter ausgeſehen, machte bei dieſen Worten plötzlich ein recht bedenkliches Geſicht. »Das Kind iſt leider ſehr ſchwach!« ſagte ſie, das ſpitze Kinn beſorglich auf dem dünnen Halſe wiegend — »dürfte ſchwerlich die nächſte Stunde erleben. Nach meinem chriſtlichen Gewiſſen muß ich dringend auf eine Nothtaufe antragen.«

»Daß Dich die Hölle verſchlinge!« fluchte der jähzornige Viktorin. »Mußt Du hinter jeder Lebenshoffnung gleich Deine ſchwarze Todesprophezeihung bringen? Und aus der Nothtaufe wird Nichts!«

»Wollt Ihr die ewige Seligkeit des armen Würmleins um eitler Grille willen auf's Spiel ſetzen?« fragte die Alte trotzig. »Wegen der Nothtaufe ſtirbt das Kind nicht, es kann ſich erholen; wir aber haben unſere Schuldigkeit gethan. Was ſagen Sie dazu, Mamſell Marion?«

Victorin wollte entgegnen, aber in dem nämlichen Augenblicke klopfte es ziemlich heftig an das Hausthor, und er eilte hinaus, den unwillkommenen Störer abzuweiſen. Wie ſehr aber war er überraſcht, als er draußen den Polizei-Director, begleitet von zwei Soldaten, fand. Doch dieſer grüßte ihn freundlich und gab ihm gleich vorläufig die Verſicherung, daß der nächtliche Beſuch nicht ihm gelte. Dann nahm er ihn auf die Seite, und es entſpann ſich zwiſchen ihnen ein leiſes, aber lebhaftes Zwiegeſpräch, bei welchem Victorin immer geſpannter aufhorchte, immer leidenſchaftlicher flüſterte. Endlich ſchienen ſie ſich zu einem Entſchluſſe vereinigt zu haben. Der Director ſowohl, als ſeine Begleiter ſchlichen ſich ſo geräuſchlos, wie möglich, in das Haus, das Thor wurde geſchloſſen, und Victorin kehrte, nachdem er die drei Gäſte an den gehörigen Ort poſtirt hatte, mit ſcheinbar gleichgiltiger Miene in das Zimmer zurück.

Hier hatte unterdeſſen Frau Römhild die erſchöpfte Marion mit allen Künſten der Beredſamkeit bearbeitet und ihr die Unumgänglichkeit der Nothtaufe an's Herz gelegt. Der Zuſtand des Kindes unterſtützte allerdings ihre Beweiſe; denn dieſes wurde von Minute zu Minute ſchwächer, und die geängſtigte, von den überſtandenen Schmerzen halb beſinnungsloſe Mutter war ſchon im Begriffe, ihre Zuſtimmung zu geben, als Victorin zurückkehrte.

Frau Römhild erneute, mit Hindeutung auf das bedrohte Leben des Neugeborenen, ihre Forderung; Marion's Bitten unterſtützten ſie; Victorin ſchien zu ſchwanken, man drang noch angelegentlicher in ihn, und endlich gab er, ſcheinbar überſtimmt, nach.

»Nun, wenn es denn ſein muß, ſo habe Deinen Willen, Alte,« ſagte er. »Ich und die Aufwarterin können als Zeugen gelten. Es kann gleich hier in dieſem Zimmer geſchehen.«

»Nicht doch, mein ſchöner Herr!« bat die Alte mit kriechender Freundlichkeit. »Ihr müßt mir alten, gebrechlichen Frau ſchon eine Sonderbarkeit zu Gute halten. Von jeher hat jede Geſellſchaft meine Gedanken zerſtreut, und es iſt mir noch in dieſem Augenblicke nicht möglich, mich zu der nöthigen Andacht zu erheben, ſobald ich mich nicht allein, ja mich auch nur belauſcht weiß.«

»Eine unbequeme Eigenheit!« ſagte Victorin froſtig. »Was iſt da zu thun? Draußen im Nebenzimmer verſteht man jede Sylbe, welche in dieſer Stube hier noch ſo leiſe geſprochen wird, und ſo auch umgekehrt. Ich müßte Dir geradewegs zumuthen, Dich auf einige Minuten in das erſte Stockwerk hinauf zu bemühen, wo eigentlich mein College Gerard wohnt, der aber in den Angelegenheiten unſerer Geſellſchaft auf einige Wochen verreiſ't iſt, und mir einſtweilen ſein Zimmer zur Benützung überlaſſen hat.«

»Ei, ſo thun wir das doch auf der Stelle, mein ſchöner Herr Victorin!« fiel ihm Frau Römhild mit ungeduldiger Freude in's Wort. In drei Minuten iſt Alles vorüber, und das liebe, arme Kind« — ſie küßte es mit ihrem zahnloſen Munde auf die Stirn — »für jeden Fall geſichert.

Victorin faßte die Alte in's Auge, was ſie jedoch nicht bemerkte, nahm dann ein Licht und ſagte kurz und barſch: »So komm'!« — Die Alte folgte ihm, mit dem Kinde auf den Armen.

Victorin führte ſie in ein geräumiges, mit Schränken und anderen Effecten reichlich ausgeſtattetes Zimmer des erſten Stockwerkes, brachte ihr ein Gefäß mit Waſſer, und ließ ſie dann allein, nachdem er ihr aufgetragen, ſchnellmöglich zurück zu kommen.

Bis dahin hatte die Alte das Kind mit unaufhörlichen Liebkoſungen und zärtlichen Namen überhäuft. Aber kaum wußte ſie ſich allein, als ihr ganzes Weſen ſich veränderte. Sie ſchaute mit einem Auge, das von Gier und Grauſamkeit funkelte, auf den Säugling herab, ſo daß ſie wie ein lebendiges Molochsbild ausſah, in deſſen glühenden Armen das wimmernde Kind zu Staub brennen ſollte.

»Habe ich Dich endlich?« knirſchte ſie mit entſetzlicher Wildheit, indem ſie ihren Kopf dicht zu dem des Kindes herab beugte, mit einem raubthierartigen Blicke ihm in das irre, noch halb umſchleierte Säuglingsauge ſah, und ihre Hände krallenartig in das Bett kniff, welches das unbewehrte, beſinnungsloſe Kind einhüllte. — »Iſt endlich wieder ein Augenblick gekommen, der mich rächen ſoll für die Marter einer getäuſchten Jugend, eines vergifteten Lebens und für die Verdammniß hier und jenſeits! So gelingt es mir alſo jetzt, den hölliſchen Fluch zu erneuen, mit dem ich einſt Deinen Erzeuger belaſtete! — Haha! der Racheteufel hält Wort! Komm', mein Würmlein, komm' zur Taufe, zur feierlichen Taufe! Steigt herauf, ihr ärgſten Geiſter der Hölle, die ihr mir dieſen Triumph in die Hände ſpieltet, ſteigt herauf aus Euren glühenden Sümpfen, ſeid Zeugen meiner Taufe; Ihr ſeid zu Gevattern geladen!«

Und ſeltſam pfiff und ziſchelte es im Zimmer, als hätten die angerufenen unſichtbaren Taufzeugen ſich eingefunden. Das Kind aber, durch die heftigen Bewegungen geweckt, welche das fürchterliche Weib mit ihm vornahm, erwachte aus ſeinem Halbſchlummer, ſtreckte der ſcheußlichen Wärterin, wie bittend, die Händchen entgegen und weinte.

»Weinſt Du, mein Schätzchen? Hihi!« hohnlachte die Hexe. »Nun wart', die Taufe wird Dich beruhigen. Komm, mein Püppchen! Ich taufe Dich im Namen des T———«

Sie konnte den Namen nicht vollenden; denn der Knabe ſträubte ſich unruhig in ſeinem Bettchen, und eine Kinderſtimme, welche aus dem Munde des Täuflings zu kommen ſchien, ſagte: »Schweige! Ich will nicht von Dir getauft ſein im Namen des Böſen!«

Die Sprache erſtarrte auf der Lippe der Alten bei dieſem Wunder, und ſie ſelbſt ſtand einer Bildſäule ähnlich. Wenig fehlte, ſo hätte ſie in ihrer Betäubung das Kind vom Arme fallen laſſen; aber Victorin, der in dieſem Augenblicke aus einer vorher nicht bemerkten Tapetenthüre ſprang, entriß ihr den bedrohten Knaben, und ſicherte ihn liebkoſend vor dem gräulichen Weibe.

Einige Momente währte die Erſtarrung der Römhild; dann ſchwanden ihre Sinne, und ſie ſtürzte ſchwerfällig zu Boden, während zwei Wandſchränke ſich öffneten, aus denen der Polizei-Director mit den zwei Soldaten heraustrat. Er winkte den Letzteren, welche die ruchloſe, keines Widerſtandes fähige Römhild knebelten.

Die erbitterten Männer zogen die Stricke ſo feſt an, daß der Schmerz die Ohnmächtige erweckte. Sie ſah mit einem irren Blicke um ſich, und als ſie das Kind gerettet in den Armen des Vaters gewahrte, fletſchte ſie tückiſch die Zähne. — »Ich bin verloren!« ächzte ſie: »die Hölle hat ihre treueſte Jüngerin verrathen! Es iſt aus mit meinen ſchönen Taufen! Zündet den Scheiterhaufen an! Ich will Euch feigem Mannsvolke zeigen, wie ein Weib Martern zu ertragen und zu ſterben weiß!«

2.

Es ſtand übel um den Prozeß der Frau Römhild. In der erſten Wuth, ſich verrathen und gefangen zu ſehen, hatte ſie ſelbſt unter wildem Spotte geſtanden, daß ſie, in Folge eines ſchrecklichen Gelübdes, alle jene Kinder, deren Nothtaufe man ihr geſtattet, im Namen des Böſen und der Hölle getauft habe, um dem Himmel, mit welchem ſie längſt ſchon zerfallen, jene Seelen zu entreißen, und die Hölle, die ihr lieb geworden, zu bereichern.

Schon ſeit länger hatte man ſich über die Nothtaufen der Frau Römhild Manches in die Ohren geflüſtert. Doch bevor man im Publicum darüber im Klaren war, hatte der Polizei-Director — nachdem er ſein früher ſchon ausgeſprochenes Verbot durch die Hartnäckigkeit der Römhild und den Credit, den ſie in den meiſten Häuſern genoß, wirkungslos gemacht ſah — der Sache durch ſeine Vertrauten eifrig nachſpüren laſſen, und dieſe geheimen Forſchungen hatten ihm endlich das nöthige Licht gegeben. Da er jeden Schritt der Römhild ſeitdem auf das Genaueſte bewachen ließ, und ſchon früher von dem Zuſtande der Gattin Victorin's unterrichtet war, ſo erfuhr er auch ſogleich, daß die Wehmutter im Begriff ſtehe, bei Letzterer ihr Amt zu verrichten. Wie ſchon erzählt, hatte er einige Mal mit Victorin zu verkehren gehabt, kannte dieſen ſo ziemlich, eilte daher mitten in der Nacht zu ihm, und fand ihn, der ohnedies einen ſeltſamen Widerwillen gegen die Römhild nährte, ſogleich geneigt, zur Entlarvung des verbrecheriſchen Weibes beizutragen. Victorin hatte, bei ſeinem allgemeinen Talente zu Gauklerkünſten jeder Art, auch die ſogenannte Bauchrednerei ſich in ſeltener Vollkommenheit eigen gemacht; er vermochte das Ohr auf die wunderbarſte Art zu täuſchen, und konnte die Stimme nicht nur dem Klange nach willkürlich ändern, ſondern auch ihr jede ſcheinbare Richtung geben, ſo daß man ſie bald aus der Höhe, bald aus der Tiefe, bald in der Nähe, bald von fernher, ja ſelbſt aus lebloſen Gegenſtänden heraus zu vernehmen glaubte. Die Bauart und

Einrichtung des Zimmers, in welchem Frau Rombild, nach Victorin's Vorſchlag, die Nothtaufe ſeines Kindes vollziehen ſollte, war ſehr geeignet, Horcher ungeſehen aufzunehmen; er verbarg den Polizei-Director und ſeine dienſtbaren Geiſter in die dort vorhandenen Wandſchranke; ſich ſelbſt aber poſtirte er, nachdem er die Wehmutter mit dem Kinde in jenes obere Zimmer eingeladen hatte, hinter einer äußerſt dünnen, jedoch ſehr wenig bemerkbaren Tapetenthüre, die aus einem, unter beſonderem Verſchluſſe ſtehenden Seitenkabinete in das Zimmer geleitete. Hinter dieſer dünnen Scheidewand konnte er nicht nur jedes noch ſo leiſe Wort, welches drinnen geſprochen wurde, deutlich vernehmen, ja durch eine Spalte ſogar den größeren Theil des Zimmers überſehen, ſondern auch ſich ſelbſt nach Belieben vernehmbar machen. Und ſo gelang es ihm, als Bauchredner die entſetzte Frevlerin dergeſtalt zu täuſchen, daß ſie nichts Anderes glaubte, als das Kind, welches ſie gottläſternd taufen wollte, gewinne durch ein plötzliches Wunder Vernunft und Sprache, und lehne, vom Himmel erleuchtet, ſich gegen die teufliſche Feierlichkeit auf, zu deren Opfer es beſtimmt war.

Erfüllt von tiefem Grauen ob des übernatürlichen Strafgerichtes und nichts ahnend von dem Betruge, den man ihr geſpielt und welchen die unterſuchenden Richter ihr aufzuhellen ſich hüteten, um durch ihr erſchrecktes Gewiſſen ſchneller zum Ziele zu gelangen, hatte die Rombild Anfangs ziemlich deutliche Eröffnungen über ihre Taufen gemacht. Aber ſei es, daß ſie allmälig den wirklichen Zuſammenhang errieth und ſich ihrer Überliſtung ſchämte, oder daß der Aberglaube, der ihr jene Frevel eingegeben, ſie zugleich auch mit der Hoffnung ſtärkte: die Hölle, welcher ſie ſo treulich gedient, ihr ſo viele Opfer zugeführt, werde, wenn auch nicht gegen die Wunder des Himmels, ſie doch gegen menſchliche und richterliche Gewalt ſchützen können; genug, ſie wurde verſtockt, läugnete rundweg Alles, was ſie bekannt oder doch klar angedeutet, und ſetzte dem Schweiße und den Zweifeln der Richter einen kalten, verwegenen Trotz entgegen.

Der Amtmann, der ſie vorläufig zu vernehmen hatte, ein kleiner, feiſter Mann mit einem zerzausten Haarwuchſe, in welchen er, ſo oft die Verſtocktheit der Inquiſitin ihm zu ſchaffen machte, jederzeit mit allen zehn Fingern hineinfuhr, lief einige Mal Gefahr, über der Unbeugſamkeit der Römhild — die ihm wie unangreifbar mitten durch ſeine Kreuz- und Querfragen hindurchlief, und dann, wenn ſie alle Fechterſtreiche ſeines richterlichen Scharfſinnes kaltblütig ausparirt hatte, ihm recht ſataniſch-höhniſch in's Geſicht grinſ'te — den Verſtand zu verlieren. Er wurde roth wie Pöckelfleiſch im ganzen Geſichte, der Seſſel unter ihm ſchien zu brennen, er ſprang auf und mußte ſich ſelbſt zurückhalten, um nicht auf die eiſenfeſte Sünderin loszugehen und ihr die höhnenden Augen auszukratzen. — »Es iſt nicht auszuhalten!« ſchrie er, während ſeine kurzen Beine in langen, geſpreizten Schritten durch den Gerichtsſaal irrten. Er fuhr mit den Händen durch die Haare, daß dieſe ſich, gleich den Cedern auf Libanon, emporbäumten. Dann wurde er plötzlich matt und abgeſpannt. »Es iſt nicht auszuhalten!« jammerte er, halb ingrimmig, halb flehend auf das unerſchütterliche Weib blickend.

Sein Schreiber, welcher unterdeſſen eine ellenlange Feder bis zum Kiele herab zerkaute, ſah mit ſcheuem Entſetzen dem Zorne ſeines Gebieters zu. In Ermanglung nöthiger Troſtworte reichte er demſelben eine ungeheure buchsbaumene Tabaksdoſe hin, in welche dieſer in ſeiner Zerſtreuung bis an den Ellenbogen hineinfuhr, und dann eine fürchterliche dreimalige Nieſe aufſchlug, deren Gewalt ihn beinahe zu Boden geworfen hätte. Doch ſchien dieſe Erſchütterung zugleich wieder belebend auf ſein herabgeſtimmtes Nervenſyſtem einzuwirken, und er inquirirte ſcharf weiter.

Aber vergebens bot er die raffinirteſten und verwickeltſten Fragen auf. Seine ſauere Mühe förderte die Unterſuchung nicht um Haarbreite. Schon wiſchten ſeine Finger wiederum alle Tinte, welche die zu tief eingetauchte Feder ihnen freigebig mitgetheilt hatte, in ſein wergähnlich zuſammengewirktes Haar — da kam ihm plötzlich ein großer Gedanke. Er lief nach einem großen

Foliobande, welcher die Statuten der Stadt, auf Sachſenſpiegel und Weichbild fußend, enthielt, ſchlug ihn auf, blätterte mühſam und lange, bis er endlich mit einem unterdrückten Siegesrufe den krummen Zeigefinger auf die glücklich gefundene Stelle ſtützte und ſie mit ſeinem kurzſichtigen Auge emſig durchforſchte.

»Da hab' ich's!« ſagte er triumphirend und wendete ſich mit aufgeblaſener Zuverſicht zu der Inquiſitin. »Jetzt wirſt Du wohl mürbe werden, Hexe! Ich laſſe Dich foltern, und das auf der Stelle, wenn Du nicht geſtehſt; denn hier in dieſem Buche iſt es geſchrieben, ich habe das Recht dazu!«

Frau Römhild entfärbte ſich merklich, aber ſie ſchwieg verſtockt wie immer.

»Alſo keine Antwort?« fragte der Amtmann mit einem Blicke, der halb grauſam, halb albern ausſah, und langte wiederum mit der ganzen Fauſt in die von ſeinem Schreiber dargebotene Doſe, der mit offenem Munde dieſer neuen Wendung der Dinge zuſah.

Die Römhild ſchwieg. Der Amtmann ſchüttelte ſich im hohen Bewußtſein der bevorſtehenden wichtigen Amtshandlung. Dann ſchellte er. Zwei Büttel traten mit faulen, nachläſſigen Geberden herein, und harrten, an den Nägeln kauend, des hohen Befehls.

»In die ſchwarze Kammer mit dieſem Weibe!« gebot der Amtmann, immer heftiger ſchnupfend.

Die beiden Büttel blickten ſtumpf und verdroſſen auf das mit ſo Gräßlichem bedrohte Weib, und ſchienen zu fragen, ob die Verbrecherin ſich gutwillig oder nicht abführen laſſen werde; da aber Letztere durchaus keine Miene zu einem Widerſtande machte, ſo faßten ſie dieſelbe leicht an den Handen und führten ſie hinaus. Es ging mehrere Treppen tief hinab. Im Bauche der Erde hatte man verſteckt, was der Tigerwitz einer barbariſchen Juſtiz erſonnen. Da der Amtmann mit den nöthigen zwei Beiſitzern ſich nicht ſehr beeilte nachzukommen, ſo hatte Frau Römhild Zeit, die Marterkammer mit ihrer fürchterlichen Maſchinerie zu muſtern. Seltſame, unbekannte Inſtrumente von entſetzlich abenteuerlicher Form blickten wie lauernde Raubthiere von den Wänden herab; krumme, ſpitze, eiſerne Haken, mit Blut und Menſchenfett zuſammengeroſtet, ſtreckten ſich wie Teufelsklauen aus dem Breterwerke heraus, und angelten mit gräßlicher Lüſternheit nach menſchlichen Nerven und Empfindungswerkzeugen. Der mittlerweile herbei geholte Scharfrichter oder Angſtmann, der in dieſer ſeiner ſchaurigen Werkſtätte ſich dergeſtallt heimiſch fühlte, daß er mit einer gewiſſen vergnüglichen Accurateſſe dieſes und jenes ſeiner Inſtrumente prüfte und beſah, ob auch Alles daran in gehöriger Ordnung ſei, war, kraft ſeines Amtes, ſo gefällig, der bleichen Frau Römhild einige der Folterwerkzeuge und, vermittelſt geſchickter Handgriffe, zugleich deren Gebrauch und Anwendung zu zeigen. Da knirſchte der Daumenſtock, da ließen die Beinſtiefeln ihre ſcheußliche Fütterung ſehen, da zog die Leine ihre hölliſch-kunſtreiche Schlinge zuſammen, da ſchnappten die Federn der beweglichen Leiter, und wie das verfluchte Arſenal des Schmerzes ſonſt heißen mochte. Schon ihr Anblick erfüllte mit ſtarrem Wahnſinn. Auch die Augen der Römhild verglaste das Enſetzen, und die Reſte ihrer Zähne klapperten krampfig zuſammen.

Endlich kam auch der Amtmann mit ſeinen beiden Beiſitzern an. Er hatte ſich zu dem bevorſtehenden glorreichen Acte der Gerechtigkeit ſein Feierkleid angelegt, und betrachtete, ohne daß das Knarren der Marterwerkzeuge oder der mündliche Commentar des in ſeinen Erklärungen fortfahrenden Scharfrichters im Mindeſten ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, von Zeit zu Zeit wohlgefällig ſeine, mit blauen Zwickeln verſehenen, rothſeidenen Strümpfe.

Der Vorſchrift gemäß nahm er jetzt ein nochmaliges, gütliches Verhör mit der Angeſchuldigten vor, das er jedoch, die wirkſamere Frage der Marter im Auge, ſehr oberflächlich und bequem einrichtete, und durchaus nicht mehr in Zorn gerieth, als jene im Läugnen beharrte, ſondern, mit ſchnippenden Fingern nach der

Tabaksdoſe ſeines Schreibers langend, dem Angſtmanne befahl, zur Folter zu ſchreiten.

Phlegmatiſch, als gälte es etwa einen Zahn auszunehmen, packten die Büttel ihr Opfer, und banden es an die entſetzliche Leiter, während der Amtmann, in den Zähnen ſtochernd, zuſah, und in allgemeinen hergebrachten Ausdrücken, mit gleichgiltigem Tone, zum Geſtändniß vermahnte. Frau Römhild ächzte heftig, denn die feſt angezogenen Stricke ſchnitten dergeſtalt in das Fleiſch ein, daß, noch ehe die eigentliche Marter begann, der Schmerz ſchon unerträglich war. Sie athmete gewaltſam, biß die Lippen zuſammen und ſchwieg.

Ein ſtummer Wink des Amtmannes ſagte dem Angſtmanne, daß er jetzt nicht weiter Anſtand nehmen möge. Schon war die Unglückliche feſt an das Marterholz geknebelt, ſchon rührten ſich die eiſernen Federn, um in einem Augenblicke die Spannleiter um eine Handbreite zu verlängern, und die Muskeln und Gelenke des Opfers aus ihrer natürlichen Lage zu reißen — da donnerte es von außen mächtig an die eiſenbeſchlagene Thür der Marterkammer. Überraſcht blickten die Peiniger auf und ließen die Hände los, ehe noch die Federn ihren ſchrecklichen Zweck erfüllt hatten. Der Schreiber lief zur Thür hin und fragte, ſein Ohr an das Schlüſſelloch legend, was es gebe und wer klopfe.

»Öffnet, im Namen des Polizei-Directors!« ließ ſich draußen eine keuchende, athemloſe Stimme vernehmen. — Der Schreiber blickte fragend zu dem Amtmann hin. Dieſer ſchnitt ein verdrießliches Geſicht, und gebot dann, die Thüre zu öffnen.

Bleich, mit allen Spuren des höchſten Entſetzens, ſtürzte Victorin herein. Sein erſter Blick war auf die Römhild, und da er aus ihren zwar angſtvollen und aufgeregten, aber doch noch nicht von der Qual verzerrten Zügen entnahm, daß die Tortur noch nicht begonnen hatte, ſchöpfte er tief Athem und ſchien beruhigter. Er warf dem Amtmann ein kurzes Schreiben hin, das auf vorläufigen Aufſchub der Tortur antrug.

Der Amtmann durchflog das Schreiben, und nahm eine halb unzufriedene, halb aufgeblaſene Miene an. — »Eigentlich hätte hier Niemand Etwas d'rein zu reden,« ſagte er wichtig, »doch da der Herr Director ſeinen Antrag in geziemender Art, d. h. bittweiſe geſtellt, und zugleich angemerkt hat, daß Sie, junger Herr (hier wendete er ſich zu Victorin), Aufſchlüſſe zu geben vermögen, welche die Inquiſitin auch ohne peinliche Frage zum Geſtändniß zu bringen verſprechen, ſo will ich ihm gern gefällig ſein. — Bind' er das Weib los!« herrſchte er dem Angſtmann zu.

Die Römhild hatte, als Victorin zu ihr trat, ſich heftig bewegt und dann die Augen geſchloſſen. Sie befand ſich im Zuſtande der Ohnmacht. Man eilte ſie loszubinden, legte ſie auf ein für ſolche Fälle bereit gehaltenes Lager, und rieb ihr die Bruſt und die Schläfe, während man zugleich auf ihre von den Knebeln aufgeſchwollenen Gelenke eine kühlende Salbe ſtrich. Das Martergewölbe hatte ſich, um die ängſtlichen Contraſte zu vervollſtändigen, binnen wenigen Augenblicken gleichſam in eine barmherzige Anſtalt verwandelt.

Victorin, deſſen Augen ſtarr und bewegungslos auf den Zügen der Ohnmächtigen ruhten, ließ in ſeinen Zügen den heftigſten und ſeltſamſten Seelenkampf wahrnehmen. Er ſchien mit einer Miſchung von Abſcheu, Mitleid und einem gezwungenen Gefühl der Liebe die Unglückliche zu betrachten, und ſuchte von Zeit zu Zeit ſich wie beſorgt und liebevoll zu ihr hinab zu beugen, während gleich im nächſten Moment ein innerer Ekel ihn von ihr zurückriß. Der Angſtſchweiß ſtand ihm auf der Stirn, und ſein ganzes Weſen drückte einen unnatürlichen inneren Zwieſpalt aus.

Die angewandten Reibungen und die ſtärkenden Eſſenzen brachten endlich die Alte in das Leben zurück. Ihre angeſtammte, zähe, widerſtandfähige Natur errang ſehr bald ihre volle Kraft wieder, und ihr Bewußtſein erwachte allmälig zur vollkommenen Klarheit. Ihr erſter Blick fiel auf Victorin, den ſie bald mit dem Ausdrucke furchterregender Wildheit, bald ſchmerzlicher Theilnahme betrachtete. Dann ſah ſie den Amtmann an, und ihre Lippen zuckten etwas ſpöttiſch. — »Nun, was ſoll jetzt geſchehen?« fragte ſie kurz und trotzig.

Der Amtmann nahm eine Priſe, und holte dann zu einer imponirenden Antwort aus; aber Victorin ſah ihn bittend an, und ſo hielt er gern eine Antwort zurück, welche zu finden er ohnedies in Verlegenheit war.

Victorin trat jetzt zu der Römhild hin, und da aus ihren Mienen vollſtändige Beſinnung ſprach, ſo fragte er ſie ernſt: »Chriſtine Wartner, fühlſt Du Dich fähig, mir mit Überlegung auf meine Fragen zu antworten?«

Sie ſah ihn mit großen, verwunderten Augen an; ſchon ſchwebte eine Antwort auf ihren Lippen, als dieſe der Trotz wieder verſchloß. — »Chriſtine Wartner?« wiederholte ſie murrend. »Was ſoll dieſe Anrede? Ich heiße nicht ſo, kenne Niemand, der ſo heißt?«

Die Verſtocktheit des Weibes ſchien Victorin mehr zu erſchüttern, als zu erzürnen; er hatte Mühe weiter zu ſprechen, und mit unſicherer Stimme fuhr er fort: »Weshalb laugneſt Du Deinen wahren Namen? Er gereicht Dir wahrlich weniger zur Unehre, als Dein ſpäteres Leben. Auch iſt Dein Laugnen unnütz; denn als Du in meinem Hauſe plötzlich verhaftet wurdeſt, blieb Dir nicht Zeit, ein Päckchen Briefe aufzuheben, die Dir, von uns, auch vielleicht von Dir, unbemerkt entfielen, und die erſt heute der Zufall mich finden ließ.«

Die Alte fuhr heftig auf. »Alſo auch ſeine Briefe, das einzige Andenken jener Zeit, verloren!« murmelte ſie. »Mich verläßt Alles!« Dann wendete ſie ſich erbittert zu Victorin. »Und was ſollen jene Briefe beweiſen?« fragte ſie hartnäckig. »Sie ſind nicht an mich gerichtet; jene Chriſtine Wartner bin nicht ich; eine Jugendfreundin von mir nannte ſich ſo. Sterbend vertraute ſie mir jene Briefe an, als Documente, die vielleicht dereinſt ihren hilfsbedürftigen Anverwandten von Nutzen ſein könnten. Gebt mir die Briefe zurück, ſie helfen Euch nichts!«

»Thörichte Ausflüchte, die mich nur martern und Deine Leiden verlängern, ohne Dich zu retten!« rief Victorin ſchmerzlich. »Mitten unter den Briefen, welche der Marquis Rochelier an Dich geſchrieben, und die in unſeren Händen ſind, befinden ſich auch einige von Deiner Hand und mit Deiner Unterſchrift. Der Marquis ſendete ſie, willens, jedes Verhältniß mit Dir abzubrechen, Dir uneröffnet zurück. Sie ſind von uns mit Deiner Handſchrift verglichen und mit derſelben vollkommen übereinſtimmend gefunden worden.«

»Daß Deine Zunge verdorre!« knirſchte die Römhild. »Was haſt Du Dich in meine Geheimniſſe zu drängen? — Doch ich durfte es von Dir nicht anders erwarten!« lachte ſie bitter. »Du trägſt die Züge Deines Vaters. Er hat mich an Leib und Seele zur Verbrecherin gemacht. Fluch ihm hier und jenſeit! Tödtet mich! Ich ſehne mich zur Hölle hinab, um dort, wo ich ihn wieder zu finden hoffe, ſein Teufel zu werden. Du biſt ſein ächter Sohn, denn Du vollendeſt mein Verderben, das Dein Vater pflanzte. Jetzt laſſ' mich; ich antworte Dir auf nichts mehr!«

Eine unbeſchreibliche Wildheit blitzte aus den Augen des grimmigen Weibes. Victorin ſtand wie vernichtet vor ihr, und bedurfte einer ziemlichen Weile, um ſich zu faſſen. Bange, erwartungsvolle Stille herrſchte in dem Gemache, nur von dem Gequitſche des Deckels der Tabatiere unterbrochen, welche der Schreiber in den kürzeſten Pauſen dem Amtmanne präſentirte.

»Du willſt mir nicht mehr antworten,« begann endlich Victorin von Neuem. »Wohl, ſo laſſ' mich Dir eine Geſchichte erzählen, in welcher Du ſelbſt die Hauptrolle ſpielteſt, und die Du gleichwohl, wie es ſcheint, bisher noch nicht genau kannteſt.«

Die Alte wurde aufmerkſam. Dann aber nahm ſie wieder ihr bitter-ungläubiges Lächeln an. »Ich ſollte meine Geſchichte nicht kennen?« ſeufzte ſie: »O, nur zu genau!«

»Es gilt den Verſuch!« fuhr Victorin ernſt und ruhig fort. »Bin doch ich ſelbſt erſt ſeit wenigen Stunden über die heiligſten Intereſſen meines Daſeins, meiner Herkunft belehrt. Höre mich an: Du zählteſt 24 Jahre, warſt ſchön, von nicht gemeiner Geburt. Man hatte Dich ſtreng erzogen, und erſt der Tod Deiner Eltern machte Dich frei. Heißen Blutes, leidenſchaftlich und liebebedürftig, tratſt Du ſpät genug in die Welt, ſtandeſt ihr doppelt wehrlos gegenüber, je weniger Du die Feindin kannteſt. Um dieſelbe Zeit führte der Krieg, aus dem entfernten Frankreich heraus, meinen Vater, den Marquis Rochelier, damals noch Capitän, in Deinen damaligen Wohnort. Der Zufall fügte es, daß er in Deinem Hauſe einquartirt wurde. Er war ein ſchöner, feuriger Mann, um wenige Jahre älter, als Du. Ihr ſahet Euch oft, Ihr lerntet Euch lieben, Ihr wurdet heimlich vermält — — iſt es nicht ſo?«

Die Alte horchte ſtill und geſpannt Victorin's Worten. Ihr Antlitz war ruhig, faſt andächtig, ſie war verſunken in der Erinnerung einſtiger Träume, und ihr greiſes, haßerfülltes Herz wurde wieder jung und ſanft, als die Blumengefilde einer ſelig qualvollen Vergangenheit vor ihrem geiſtigen Auge aufſtiegen. Sie nickte nur ſchweigend, als Victorin ſie fragte, ob er recht erzählt, und jener ſprach fort:

»Der Marquis war feurig, aber flatterhaft, wie alle jungen Männer, wie alle Soldaten.«

Die Römhild wurde unruhig und ihr Geſicht verfinſterte ſich.

»Seine Familie war ſtolz. Er ſah zu ſeinem Mißbehagen, daß er zu weit gegangen, daß er ſich in eine Verbindung eingelaſſen, welche die Verhältniſſe ihm auszuführen verſagten. Reue und Verlegenheit machten ihn grauſam gegen ein Weſen, deſſen Ruf, deſſen Ehre er gemordet hatte — Du fühlteſt Dich Mutter.«

Finſter und finſterer wurden die Züge der Alten.

»Der Marquis wurde immer kälter gegen Dich, er wünſchte um jeden Preis die Verbindung mit Dir zu löſen, da in dieſem Falle ihm, als Proteſtanten, eine zweite Heirath zu ſchließen unverwehrt war. Jung und unbeſonnen, bediente er ſich einer Lüge, die ihn in das abſcheulichſte Licht ſtellte, er gab vor, bereits vermält geweſen zu ſein.

»»Es war keine Lüge,«« fuhr die Alte grimmig auf. »»Der Schändliche war vermält.««

»Er war es nicht. Das Weib, welches er Dir als ſeine vergebliche Gattin zeigte, war ſeine leibliche Schweſter, deren ſchwärmeriſche Liebe für den Bruder ſie veranlaßt hatte, ihm nach Deutſchland zu folgen.«

»»Es iſt nicht wahr, ich glaube es nicht,«« murrte die Alte, wieder aufmerkſamer werdend.

»Und doch iſt es ſo. Aber höre weiter. Nicht ohne Bangen bemerkte der Marquis, wie jene Lüge, ſtatt Dich gleichgiltig und reſignirt zu ſtimmen, ihm Dein heftiges, faſt wildes Gemüth in einem wahrhaft fürchterlichen Lichte zeigte. Du geberdeteſt Dich gleich einer Raſenden, drohteſt ihm Rache und Verderben, und ſchwureſt, das Kind, das Du unter deinem Herzen trugeſt, gleich nach ſeiner Geburt umzubringen, das Blut der Unſchuld über ihn kommen zu laſſen —«

»»Ja, und ich hätte Wort gehalten, hätte mein Kind umgebracht, und die Blutſchuld auf das Haupt des Verruchten geladen, wäre es lebend zur Welt gekommen!«« heulte das empörte Weib. »»O nur einen Athemzug hätte ich von ihm ſehen mögen, ich hätte es nicht den zweiten thun laſſen, und ſelbſt wenn ich gewußt hätte, daß ſein Daſein auch ohne Mord nur auf zwei Athemzüge beſchränkt ſein ſollte. Ich ſehnte mich nach dieſem Morde, um meinen Verführer zu ſtrafen!««

Victorin erblaßte über dieſen Ausbruch unbegränzter Wuth. Er faßte ſich und erzählte weiter:

»Der Marquis wagte ſeit jenem Auftritte ſich nicht mehr in Deine Nähe. Durch verſöhnende Briefe ſuchte er Deinen Grimm zu beſchwören. Vergebens. Deine brieflichen Antworten athmeten nur Zorn und Rachedurſt. Deine Drohungen gegen das Leben des Kindes, deſſen Geburt immer näher rückte, wiederholteſt Du unter gräßlichen Schwüren in jeder Zeile; Deine letzten Briefe las er nicht mehr, weil ſie ihn mit Enſetzen erfüllten; er ſendete ſie Dir unerbrochen zurück.«

»Das ganze Beſtreben des Marquis war jezt darauf gerichtet, den gräßlichen Kindesmord zu verhüten. Er eilte, alle möglichen Vorkehrungen zu treffen, und der Himmel ließ es gelingen.« —

»»Weil das Kind todt zur Welt kam!«« fuhr die Alte den Erzähler an. —

»Die Hebamme und all' Deine Umgebungen ſtanden, ohne daß Du es ahnteſt, im Solde des Marquis. Deine ſchwere, lebensgefährliche Entbindung begünſtigte die Täuſchung, ſie raubte Dir die Beſinnung und ließ Dich nichts von Allem gewahren, was um Dich vorging.« —

Die Alte machte große Augen, und ſtarrte vorgebeugten Hauptes dem Erzähler in's Geſicht. —

»Der Zufall fügte, daß einige Stunden vor Dir eine arme Frau in Deiner Nachbarſchaft von einem todten Kinde entbunden wurde. Man beſtach ſie mit Geld und zog ſie in das Geheimniß. Bewußtlos, wie Du warſt, konnteſt Du den Betrug, den man Dir ſpielte, nicht bemerken. Der Knabe, den Du gebarſt, wurde ſogleich entfernt, und als Du aus Deiner Betäubung erwachteſt, zeigte man Dir jenes todte Kind, das Du für die Frucht Deines Leibes hielteſt, ſeinen Tod nur bedauernd, weil er Dir den Mord verſagte.« —

»»Ich glaube es nicht!«« ſagte die Römhild erſchüttert. »»Und mein Knabe lebte, meinſt Du?««

»Er lebte, lebt vielleicht noch.« —

»»O Herr des Himmels!«« ſchrie die Alte mit greller Stimme.

»Du glaubteſt die Lüge. Dein vermeintes Kind ſahſt Du begraben, und Deine ungeſättigte Rache mußte ſich eine neue Bahn brechen. Mit feindſeliger Vorſicht umſpürteſt Du unaufhörlich die Nähe des Marquis, den die Kriegsbegebenheiten gegen ſeinen Willen noch immer im Orte feſthielten. Wie geheim derſelbe auch die weiteren Vorgänge in ſeinem Hauſe zu halten ſuchte, ſo erfuhrſt Du dennoch durch fortwährende Nachforſchungen, daß ſich ein neugeborenes Kind dort befinde, und daß man bereits mit den Verkehrungen zur Taufe umgehe. Welcher Glaube konnte Dir alſo näher liegen, als daß die vermeintliche Gemalin des Marquis entbunden habe? Es gelang Dir oder Deinen Helfershelfern, Dich heimlich in das Haus des Marquis zu ſchleichen, und das Kind zu ſtehlen.« —

»»Ja, es gelang,«« fiel ihm die Alte ſchadenfroh in die Rede, und richtete mit einer Art rauher Hoheit ſich auf ihrem Lager empor. »»Es gelang. Und noch mehr. Zwar blieb ich kaum eine Stunde lang im Beſitze meines Raubes, denn der Marquis ſetzte auf der Stelle alle Hebel in Bewegung, um meinen Aufenthalt zu entdecken, er fand mich und entriß mir ſein Kind, thöricht triumphirend. Aber mein Rachewerk war gelungen, ohne daß er es ahnte. Ich hatte dem Kinde angethan, was nicht mehr zu ändern ſteht, und wenn Du auch ſelbſt dieſes Kind wäreſt—««

»Um's Himmels willen, ſprich! Was nahmſt Du mit dem Kinde vor?« fragte Victorin entſetzt.

Die Alte lachte höhniſch. »»Nun was war's!«« ſagte ſie. »»Ich that ihm, um die ganze Nachkommenſchaft meines Feindes der Hölle zu verbrüdern, was ich auch Deinem Kinde thun wollte, ich taufte es im Namen des Böſen, und — —««

»Unglückliche!« ſchrie Victorin außer ſich. »Es war Dein eigenes Kind, die Frucht Deines Leibes, die man Deiner Mordſucht entriſſen — — ich war es, ich bin Dein Sohn!«

Seine Sinne verließen ihn, er brach ohnmächtig neben dem Lager zuſammen.

Auch die Alte ſank, wie vom Donner gerührt, zurück, und die Hand des Amtmannes, die eben nach einer neuen Priſe angelte, fiel ebenfalls herab.

Nach einer Weile richtete ſich die Römhild wieder auf. Sie rieb ſich die Augen, und als ſie Victorin noch immer bewußtlos ſah, ſtieß ſie einen Schrei aus. »Ja,« heulte ſie »es iſt kein Zweifel, Du biſt mein Kind! Ich Wahnſinnige entführte mein eigenes Kind und weihte es der Hölle. Victorin! erwache!« ſchrie ſie angſtvoll. »Laſſ' mich nicht auch Deinen Leib gemordet haben, wie ich Deine Seele opferte! Erwache, und laſſ' mich nicht verzweifeln! Ich bin ja Deine Mutter, wenn auch ein Ungeheuer, wie die Erde keines noch trug!«

Man hatte mittlerweile dem ohnmächtigen Victorin alle mögliche Hilfe geleiſtet, und brachte ihn allmälig in's Leben zurück. Die Alte lauſchte jedem ſeiner Athemzüge, und als er die Augen wieder aufſchlug, ſtieß ſie ſeltſame, faſt thieriſche Töne der Freude aus.

Der herbeigerufene Arzt, in der Eile von dem Vorgange unterrichtet, beſtand darauf, daß Victorin augenblicklich den Ort verlaſſen müſſe, deſſen dumpfe Luft und ſchauriges Gepräge, vermehrt durch die ſchrecklichen Aufſchlüſſe, die er hier erfahren, höchſt nachtheilig auf ihn wirken mußten.

Die Alte ſank heulend in die Knie. »Mein Kind,« wimmerte ſie, »willſt Du mich verlaſſen, ohne mir verziehen zu haben? Du wirſt mich weder hier, noch jenſeits wieder finden. Hier wartet mein der Henker, drüben die Hölle!«

Victorin verhüllte ſein Geſicht. Der Arzt drängte ihn nach der Thür.

Die Alte rutſchte ihm auf den Knien nach, und erhaſchte einen Zipfel ſeines Gewandes, an welchem ſie ihn krampfhaft feſthielt. »Mein Kind!« kreiſchte ſie. »Ich laſſe Dich nicht, ehe Du mir verziehen. Die Hölle, der ich Dich einſt weihte, iſt befriedigt. Deine Mutter ſteigt, durch Dich entlarvt, auf den Scheiterhaufen; ſchuldlos boteſt Du die Hand zum Verderben Deiner Mutter, und Du biſt jetzt quitt mit der Hölle. Mich faßt ſie, und freudig gönne ich mich ihr zum Opfer, da ich jetzt Dich frei weiß. Aber Deine Verzeihung muß ich haben, mein Sohn; ſie wird mich ſelbſt die ewige Verdammniß muthig ertragen laſſen!«

Schaudernd, mit abgewendetem Geſichte, reichte ihr Victorin die Hand. »»Ich verzeihe Dir, Mutter!«« rief er mit brechender Stimme. »»Gott ſei Dir barmherzig!««

Verzweifelnd ſtürzte er aus der Folterkammer, während die Alte ſeit langen Jahren zum erſten Male die Hände faltete, und ſtumm die Verſöhnung mit ihrem Kinde feierte.

3.

Nur wenig bleibt dem Erzähler noch nachzutragen übrig.

Victorin reiſ'te am andern Morgen ſchon nach Frankreich zurück, wohin ihn der Befehl ſeines ſterbenden Vaters rief, den es drängte, ſich auf dem Sterbelager mit dem einzigen Sohne auszuſöhnen, nachdem Letzterer durch ſeine ſtürmiſche Lebensweiſe ſeinen Zorn auf ſich geladen, ſeiner Unterſtützung verluſtig geworden war. Derſelbe Brief, welcher Victorin die Verzeihung ſeines Vaters ankündigte, eröffnete ihm zugleich die bisher geheim gehaltenen Umſtände ſeiner Geburt — denn Victorin hatte bisher die frühzeitig verſtorbene zweite Gemalin des Marquis für ſeine Mutter gehalten — und trug ihm dabei auf, dem Aufenthalte der Chriſtine Wartner eifrig nachſpüren zu laſſen, um dereinſt ſie ſchadlos zu halten für die Schuld, welche ſein Vater gegen die Arme auf ſich geladen. So hatte denn jener Brief, durch die genauen Angaben, welche er enthielt, Victorin die ſchreckliche Gewißheit gegeben, daß dieſes Weib, deſſen langjährige Frevel er aufgedeckt und der Strafe überantwortet hatte, ſeine Mutter ſei. Was ihm noch dunkel blieb, klärten die in ſeinem Zimmer gefundenen Briefe auf, deren ſchon gedacht worden iſt. Er ſah ſeine Mutter nicht wieder. Seine Gattin Marion folgte ihm in einigen Tagen mit dem Kinde. Sie traf den Vater ihres Gatten noch lebend an, der, gebeugt von Reue und Leiden, ſie als ſeine Tochter ſegnete. Eine Woche ſpäter lebte der Marquis nicht mehr. Victorin trat, als rechtmäßiger Sohn und Erbe, in alle ſeine Rechte, und die Liebe Marion's und aller ſeiner Kinder verwiſchte nach und nach die tiefe Nacht des Schmerzes und Entſetzens, die auf ſeiner Jugend laſtete.

Die Römhild war ſeit jenem Vorfalle wie umgewandelt. Stumpf, thränenlos verſenkte ſie ſich in ihren Mutterſchmerz und in hoffnungsloſe Reue. Ihre Hartnäckigkeit war dahin, ſie läugnete keines ihrer Verbrechen, und geſtand, daß ſie, vom tollen Rachedurſt gegen die Menſchheit verwirrt, verſucht habe, ſich der Hölle in die Arme zu werfen. Abergläubiſch hatte ſie die Säuglinge im Namen des Böſen getauft, meinend, dieſem dadurch ein ewiges Anrecht an ihre Seelen zu begründen, und den Himmel, mit welchem ſie zerfallen war, zu entvölkern.

Sanft, ergeben und aufrichtig benahm ſie ſich in den Verhören, ſo daß ſelbſt der Amtmann von ſeiner Erbitterung zurückkam, und ſie mit Menſchlichkeit behandeln ließ.

Nur einmal drohten Verzweiflung und Zagen ſie zu überwältigen; es war in dem Momente, als zum erſten Male ein Prieſter in ihr Gefängniß trat. Heulend winkte ſie ihm, ferne von ihr zu bleiben, denn ihre Sünde ſei zu groß, die Hölle ihres Opfers zu gewiß, als daß ſie nicht vor Allem ſich entſetzen müſſe, was an den unwiederbringlich ihr verlorenen Himmel ſie erinnere.

Der Prieſter ſah ernſt und mitleidvoll auf die Unſelige. »Nicht alſo, meine Tochter!« ſagte er mild. Verzweifle nicht; Du ſtehſt dem Heile näher, als Du glaubſt. Erkenntniß der Schuld iſt der Anfang ihrer Tilgung. Die Gnade der Kirche ſteht allen Kindern offen, die gläubig und reuerfüllt ihr nahen; die Gottheit kennt keine Schuld, die nicht abzubüßen wäre. Öffne Dein verzweifelndes Herz dem Lichte der Gnade, auch Du biſt berufen zum Heile, und die Kirche bietet Dir durch mich, ihren Diener, die ſtarke Hand, Dich aufzurichten.«

Da warf ſich das unglückliche Weib zerknirſcht nieder vor dem milden Verkünder der Gnade, und es war, als müſſe ſie ſich auflöſen in Jammer und Reue; ihre Thränen erſtickten faſt die Worte ihrer Beichte, und als ſie damit zu Ende war, blieb ſie ſtumm und ſcheu am Boden liegen, als fürchte ſie den Ausſpruch, daß ſolche Sünde nicht zu vergeben, und erwarte den Blitzſtrahl der Verdammniß.

Aber der Prieſter beugte ſich erſchüttert zu ihr nieder. »Groß iſt Deine Schuld, meine Tochter!« ſagte er, »aber auch unermeßlich das Erbarmen der Gottheit. Jammer und Verzweiflung über erlittenes Unrecht ſtachelte Dich auf, thöricht dem Himmel den Kampf anzubieten, die heiligen Weihworte des Chriſtenbundes ſchaurig zu entſtellen zum Bündniſſe mit der Hölle. Doch tröſte

Dich: die Worte einer Raſenden geben der Hölle kein Recht auf Seelen; Du täuſchteſt Dich und die Hölle, wenn Du auf Erfüllung Deiner frevelvollen Taufen rechneteſt, und dem Himmel wurde nichts entzogen. Dein Wahn, der Dich freveln hieß, war ſelbſt ein Theil Deiner Strafe. Ertrage in Demuth den anderen Theil, den der weltliche Richter über Dich verhängt. Er wird Deinen Leib brechen; aber entſündigt wird die unſterbliche Seele ſich aufſchwingen zur Pforte der Gnaden. Gott iſt mit Dir, geh' ein in Frieden!«

Er verließ ſie; aber die Worte der Gnade ſchienen ihr aus jedem Steine ihres Kerkers zurück zu tönen. Die ſo unerwartete Gewißheit, daß ihre Seele doch nicht verloren, trotz Sünde und herauf beſchworener Hölle, machte ſie einer Entzückten gleich. Gefaßt, freudig vernahm ſie ihr Urtheil. Streng, furchtbar lautete der Spruch. Den Feuertod erkannte er der Verbrecherin zu.

Es war ein rauher, wilder Tag, als man die Verurtheilte zum Tode führte. Die Sage knüpft noch eine wunderbare Begebenheit an dieſe Hinrichtung.

Die Hölle ſchien noch einen letzten Verſuch zu machen, die einſtige Bundesgenoſſin zu retten und dadurch das alte Bündniß zu erneuern. Kaum hatte die Römhild muthig und ergeben den Scheiterhaufen beſtiegen, als, ohne alle vorherigen Anzeichen, aus wolkenloſem Himmel ein fürchterlicher Platzregen herabſtürzte, und dichte Finſterniß, deren Urſache ſich nicht auf natürlichem Wege erklären ließ, die Gegend einhüllte. Die Flammen konnten, durch den Regen gedämpft, ſeltſam genug, nichts weiter erreichen, als die Stricke, mit welchen die Verbrecherin an den Pfahl feſtgebunden war. Dann verlöſchte das Feuer, und ihrer Stricke ledig ſtand die Römhild da; ſie hätte leicht in der Dunkelheit entfliehen können. Statt deſſen erhob ſie die Arme zum Himmel und flehte mit lauter Stimme, daß die Gottheit die Liſt der Hölle zu Schanden machen, ihr ſelbſt aber erlauben möge, durch die Qualen des Flammentodes ihre Sünden abzubüßen.

Und der Himmel hörte ihr Flehen. Der nahe Unkenteich bedeckte ſich mit zahlloſen Irrlichtern, immer unruhiger huſchten dieſe durch einander, als hätten die Seelen der ungetauften Kinder, welche der Aberglaube in jenen Flämmchen erblickte, heute viel zu thun, und plötzlich ſchoſſen ſie leuchtend in der Luft empor, und kamen zu dem Scheiterhaufen hin geflogen, den ſie nach allen Seiten hin entzündeten. Hoch loderten die Flammen empor, die Gebeine der Sünderin zu Aſche brennend.

Auf dem Unkenteiche ließ ſich ſeit jenem Tage kein Irrlicht mehr ſehen.

Verſöhnung.

Der Tag iſt nicht mehr ferne,
Wo dieſem Wandelſterne
Enteilen wird mein Geiſt;
Und erſt an meiner Bahre
Will Gott, daß ich erfahre,
Was Glück und Leben heißt.

Spät iſt die Kund' gekommen,
Zu ſpät, um mir zu frommen,
Allein ich klage nicht!
Was lang mir blieb verwehret,
Es gießt nun, reich verkläret,
Auf meinen Sarg ſein Licht.

Kein ängſtlich Rückwärtsſchauen,
Kein Zagen und kein Grauen
Hemmt meiner Seele Lauf!
Von Deiner Lieb' getragen,
Fahr' auf dem Flammenwagen
Ich raſch gen Himmel auf!

Betty Paoli.

Ghaſel.

Nur eine Heldenthat will ich vollbringen — und dann vergeh'n!
In einer That mein ganzes Sein erſchwingen und dann vergeh'n!
Nicht ſei mein Lebensbaum vom Herbſt entblättert in langer Qual!
Nicht will ich lebend — nur nach Leben ringen — und dann vergeh'n!
Wie eine Roſe welkt am ſchönſten Buſen im duft'gen Kuß,
Soll heiß mein Leben den Genuß umſchlingen und dann vergeh'n!
Iſt nicht des Schwans beſeligt Wonneſterben ſein erſtes Lied?
So will mein erſtes, letztes Lied ich ſingen und dann vergeh'n!
Den Blumenglanz verſchmähend, ſtirbt der Falter im Flammenglanz —
So ſoll mein Herz durch Wonneflammen dringen und dann vergeh'n!
Wie Sterne im Begegnen ſich vernichten, ſo mag mein Geiſt
Mit einem ſtolzen Geiſt zuſammenklingen und dann vergeh'n!
Was mich als Schmerz durchwühlt, als Luſt beſeligt, in einem Laut
Soll's mächtig auszutönen mir gelingen, und dann vergeh'n!
Mein Daſein mag nur eines Traumes Glanzen, gleich einem Stern,
Aus ſeines Unglücks tiefer Nacht erzwingen und dann vergeh'n!

Die Seelen nur vom Erdendunkel flammen zum Himmel auf,
Bis aller Wahrheit Sonnen ſie umfingen, und dann vergeh'n!
Der Menſchheit ganzes Leiden ſei vereinigt in meiner Bruſt, —
Als ein Geſang empor zu Gott ſoll's ſpringen, — und dann vergeh'n!
In eines Auges Gluten liegt vereinigt der Menſchheit Glück,
Ich will mein Herz in dieſe Gluten ſchwingen und dann vergeh'n!
Der Menſchheit Glück vernichtungstrunken fühlen, wenn dieſes Aug',
Wenn ſeine Gluten mir am Auge hingen — und dann vergeh'n!

Heinrich Landesmann.

Lebensproſa.

Ein Albumſcherz.

Gern ſank' ich Dir zu Füßen voll Entzücken —
Allein ich muß mich kalt und höflich bücken;
  Gern rief ich wonnetrunken: »Liebſt Du mich?« —
  Ich ſpreche: »Fräulein, Sie befinden ſich?«

Vielleicht geh' ich gebroch'nen Herzens ſchlafen,
Und fragt man mich, was mich für Leiden trafen,
  Warum ich ſtarb, von blut'ger Qual durchwühlt,
  Sagſt Du pflichtſchuldigſt: »Er hat ſich verkühlt!« —

Heinrich Landesmann.

Die Schauſpieler.

Ein Mann, der ſchon vor mehren Jahren
Zu Schiffe weg vom Land gefahren,
Und den, weil man nicht Kund' erhielt,
Man längſt ſchon für verunglückt hielt,
Der kommt urplötzlich, wohlerhalten
Durch wunderbaren Schickſals Walten,
Gar reich beſchenkt mit Geld vom Glück,
In ſeine Vaterſtadt zurück.

Zwei Söhne hat er hinterlaſſen,
Die ſich, da ſie Talent beſaßen,
Der Kunſt Thaliens früh geweiht. —
Der Vater kommt zur Abendzeit
An in der lang verlaſſ'nen Stadt,
Erfährt, was ſich begeben hat,
Und hört zugleich, daß eben heute
Man auf ein neues Stück ſich freute,
Das Meiſterſpiel von ſeinen Söhnen,
Es ſoll das Dichterwerk verſchönen. —

Drauf eilt er ſchnell in's Schauſpielhaus,
Und wählet einen Sitz ſich aus
Ganz nahe am Proſcenium. —
Vor zitternder Erwartung ſtumm,

Harrt er, bis ſich der Vorhang hebt,
Sein ſehnſuchtsvolles Herz erbebt,
So oft nur auf der Breterwelt
Hervortritt ein geſchminkter Held:
Denn wie die Mask' und Lampenhelle
Des Menſchen Antlitz auch entſtelle,
Und wie Entfernung ſie mag trennen —
Sein Herz wird doch den Sohn erkennen.

Jetzt — ſieh! — ſein Sohn — der ält're — tritt
Hervor in abgemeſſ'nem Schritt;
Sein Aug' durchſchweift den weiten Kreis
Und fällt gar bald auch auf den Greis —
Nur raſch — im erſten Augenblick
Scheint er verwirrt — er fährt zurück —
Verſtummt — doch ſeine Meiſterſchaft
Tritt bald hervor in voller Kraft —
Vom *Künſtler* iſt der *Menſch* bezwungen,
Und herrlich — fehlerlos — gelungen,
Nicht falſch betonend nur Ein Wort,
Spielt er die ſchwere Rolle fort,
Und als die lange Scene aus,
Erſchallt vom Beifallsruf das Haus!

Sogleich d'rauf ſpringt ſein Bruder vor,
Denn eine Rolle, heiter, voll Humor,
Voll Regſamkeit und friſchem Leben,
Iſt heut' in ſeine Hand gegeben.
Durch Händ'geklatſch im Vorhinein
Will ihn das Publikum erfreu'n. —
Er neigt ſich dankend rings herum;
Doch ſiehe da — mit einmal ſtumm
Und ſtarr — ſo wie vom Schlag gerührt,
Sein Aug' nach einem Punkte ſtiert.

Es wankt ſein Fuß — die Red' verſagt,
Und an das Herz, das hörbar ſchlagt,
Preßt er gewaltig an die Hand,
Und: »Vater!« — nur der Ruf entwand
Im Ausdruck überſel'ger Luſt
Sich ſeiner freud'beklomm'nen Bruſt.
Ein Thränenſtrom dem Aug' entquillt —
Nicht möglich iſt's, daß er noch ſpielt —
Er ſtürzet von der Bühne ab —
Der Verhang rollt d'rauf ſchnell herab —
Nichts hilft der Menge wildes Pochen,
Die Vorſtellung war unterbrochen!

Der Vater eilt hinauf ſodann,
Und ſpricht den Ältern alſo an:
»Ein großer Künſtler in der That
Biſt Du; des Ruhmes Lorbeerblatt,
Es wird um Deine Stirne grün
Als Preis ſo manchen Sieges blüh'n,
Wie ſich das Leben mag geſtalten,
Dich wird die Kunſt ſtets reich erhalten.—
Doch Du« — ſprach er zum jüngern Sohn,
»Dir ward nicht ſelten Beifalls Lohn,
D'rum ſei der Stand auch aufgegeben;
Als Sohn nur ſollſt Du bei mir leben,
Und was ich hab' — mein übergroß' Vermögen —
Sei fortan Dein mit meinem reichſten Segen!«

Friedrich Kaiſer.

Sydonio Lama.

Von M. Enk

In Venedig lebte gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein junger Edelmann, Namens Sydonio Lama, deſſen Familie weder zu den bemittelteſten, noch zu den vornehmſten dieſes reichen Freiſtaates gehörte. Deſſen ungeachtet beſaß er Vermögen genug, um, als einige bei der Eroberung von Cefalonia erhaltene Wunden ihn zwangen, das früh ergriffene Handwerk der Waffen ſchon im dreißigſten Jahre aufzugeben, in ſeiner Vaterſtadt ſich ſelbſt und dem Vergnügen zu leben. Er ſuchte dieſes daher Anfangs an allen Orten auf, wo er es anzutreffen glaubte; allein er war, bei einer glücklichen Naturanlage, an Verſtand, wie an Jahren, bereits zu weit gereift, als daß er an der Wüſtheit, der ſich die jungen Männer in Venedig damals mehr, als in irgend einer anderen Stadt Europa's hingaben, lange Geſchmack zu finden. Er gab daher den Lebensplan, welchen er, von der Thorheit einiger ſeiner Kriegsgenoſſen verleitet, Anfangs gefaßt hatte, bald wieder auf; und da er jetzt entſchiedenen Zug zu einer häuslichen Lebensweiſe in ſich gewahr wurde, ſo fing er an, ſich nach einer Gattin umzuſehen, die ihm die Befriedigung, welche er in dieſer Hinſicht ſich wünſchte, zu gewähren vermöchte. Das Glück erwies ſich ihm dabei äußerſt günſtig; wie es den vernünftigen Entſchlüſſen ſeine Gunſt überhaupt weit öfter und weit lieber ſchenkt, als die Thoren es zugeben wollen. Auf einer ſeiner Fahrten nach den Venedig umgebenden Inſeln lernte er nämlich die Tochter eines armen Fiſchers kennen, die ihm, trotz ihrer niedrigen Herkunft, wohl werth ſchien, ſeine Gattin zu werden. Und ſie war es auch, denn bei einer ſeltenen Schönheit beſaß ſie eine edle Gemüthsart und eine ſolche Reinheit der Seele, daß man ſie mit vollem Recht mit einer im Verborgenen, darum aber nicht minder hold blühenden Lilie vergleichen konnte.

Sydonio fand in der Liebe ſeiner Gattin, die mit der innigſten Zärtlichkeit an ihm hing, und in den einfachen Freuden ſtiller Häuslichkeit eine ſo vollkommene Befriedigung, daß er, beſonders da Lucinetta ihn gleich im erſten Jahre mit einer Tochter beſchenkte, die ſchon früh das Ebenbild ihrer reizenden Mutter zu werden verſprach, ſich keinen Zuwachs ſeines Glückes weiter denken konnte, ſondern den Himmel einzig darum bat, daß er es ihm unverkümmert erhalten möchte. Auch ſchien der Himmel geneigt, dieſen Wunſch zu erfüllen. Schon volle zehn Jahre hatte Sydonio's Glück ununterbrochen fortgedauert, als das eilfte es plötzlich trübte, und, wie es das Anſehen hatte, für immer zerſtören zu wollen ſchien.

Früher nämlich, als Sydonio, hatte ein anderer Bewerber, Fabricio G —, Lucinettens im Stillen blühende Schönheit entdeckt, und die köſtliche Blume nicht, wie jener, rechtmäßig zu beſitzen, ſondern frevelnd zu brechen geſucht. Er war ohne Vergleich der zügelloſeſte und entſchloſſenſte Wüſtling Venedigs, da der natürliche Ungeſtüm ſeines Charakters durch den Reichthum und das Anſehen ſeiner Familie bei jeder Gelegenheit zum entſchloſſenſten Übermuth geſteigert wurde. Mit dieſem Übermuth hatte er auch, trotz der Sorgfalt ihres Vaters, Lucinetten verfolgt, die, gleich der ſchüchternen Taube vor dem Habicht, vor ſeinen Bewerbungen zurückbebte. Ein glücklicher Zufall hatte ſie endlich von denſelben befreit, indem Fabricio um dieſe Zeit im Gefolge einer Geſandtſchaft nach Cypern geſchickt wurde. Erſt nach langem Schwanken, und nur auf die dringendſten Bitten ſeines Vaters, hatte er ſich entſchloſſen, Venedig zu verlaſſen, und noch am letzten Abend vor ſeiner Abreiſe hatte er Lucinetten mit einem fürchterlichen Schwure verſichert, daß ſie bei ſeiner Zurückkehr um jeden Preis ſeine Beute werden müſſe. Er hoffte nämlich, ſchon nach einigen Monaten Cypern wieder verlaſſen zu können; allein die gemeſſenſten Befehle des Senates hatten ihn dort länger, als zehn Jahre, zurückgehalten. Lucinetta, die im erſten Jahre ihrer Vermälung, ſeiner Rückkehr wegen, in großen Sorgen geweſen war, glaubte ſpäterhin nichts weiter von ſeiner Verwegenheit befürchten zu dürfen, und wurde zuletzt ſo ruhig, daß ſie gar nicht mehr, oder nur ſehr ſelten, an ihn zurückdachte.

Deſto größer war ihr Schrecken und ihre Überraſchung, als ſie eines Tages in der Kirche von S. Polo, wo ſie der hohen Meſſe beigewohnt hatte, ihren Verfolger, an einen Pfeiler gelehnt und das geſpannte Auge feſt auf ſie geheftet, ganz unerwartet wieder zu Geſicht bekam. Zwar wagte er, als ſie ſich enfernte, es nicht, ihr im Gedränge zu folgen; allein ſein lüſterner Blick und das höhniſche Lächeln, das um ſeinen Mund ſpielte, hatten ihr deutlich genug verrathen, daß er ſeine Abſichten auf ſie nicht aufgegeben habe. Bald genug wurde ſie darüber außer allen Zweifel geſetzt. Denn ſie vermochte ſeit jenem Tage keinen Fuß mehr über die Schwelle zu ſetzen, ohne auf ihn ſelbſt, oder irgend Einen von ſeinen Unterhändlern zu treffen. Bitten, Verſprechungen und Drohungen, um ſie zu einer heimlichen Zuſammenkunft zu bewegen, wurden nur immer raſtloſer und heftiger erneuert, je entſchiedener ſie die einen wie die anderen zurückwies. Lucinetta wußte in dieſer Bedrängniß ihrem Kummer kein Ende zu finden. Sie wagte es kaum mehr aus dem Hauſe zu gehen, und zitterte für Sydonio's wie für ihrer Tochter Leben, da Fabricio ihr mehr als einmal gedroht hatte, an einem von dieſen Beiden Rache zu nehmen, wenn ſie ſeine Liebe, die, wie er ſagte, ihn faſt dem Wahnſinne nahe bringe, und ſeinen gewiſſen Tod herbeiführen werde, ſo hartnäckig, wie ſie es bisher gethan habe, zu verwerfen fortfahre.

Eines Morgens entdeckte man ihr, daß ein armer Fiſcher von Murano im Hauſe erſchienen ſei, und ſie zu ſprechen verlange. Sie begab ſich alſo aus den oberen Gemächern in eine neben der

Pforte gelegene Kammer, in welche man denſelben gewieſen hatte. Kaum aber hatte ſie die Thür geöffnet, als ſie in dem Harrenden **Fineo**, den keckſten und zudringlichſten von **Fabricio's** Unterhändlern, erkannte. Entrüſtet über die Frechheit, mit welcher ſie ſich bis in ihr Haus verfolgt ſah, warf ſie ihm ſtrenge ſeine Unverſchämtheit vor, und drohte ihm mit dem Zorn ihres Gemales. »Bezähmt Euern Unwillen, Madonna,« entgegnete der Geſcholtene, »obwohl ich gerne geſtehe, ihn bis jetzt im vollſten Maße verdient zu haben. Denn nur allzuwillig hab' ich mich bisher zum Diener der Lüſte meines Herrn hingegeben, wenn gleich mein Gewiſſen nicht aufgehört hat, mir darüber Vorwürfe zu machen. Und wie hat er mir dieſe Treue gelohnt! Eines ganz unbedeutenden Vergehens wegen hat er mich geſtern mit einer ſo viehiſchen Wuth mißhandelt, daß ich die Zeichen davon noch lange an meinem Leibe tragen werde.« Hier ſchlug er den Mantel zurück, und zeigte ſeinen ganz mit blutigen Striemen bedeckten Rücken. »Hätten,« fuhr er fort, »meine Genoſſen mich nicht ſeiner unmenſchlichen Wuth entriſſen, ſo iſt kein Zweifel, daß ich unter ſeinen Händen meinen Geiſt aufgegeben haben würde. Und ſo groß iſt ſein Stolz, und die hohe Meinung, die er von ſich ſelbſt, und die verächtliche, die er von Anderen hat, daß er mich, ungeachtet einer ſolchen Behandlung, heute Morgens vor ſich rufen ließ, und mir befahl, in dieſer Verkleidung mich zu Euch zu begeben, um Euch zu überreden, ihm Abends hinter der Kirche S. Maria Glorioſa eine Zuſammenkunft zu bewilligen. Geſteht ſie ihm zu. Obwohl der Platz des Abends ziemlich menſchenleer iſt, ſo kann bei einer Zuſammenkunft auf offener Straße Eurer Ehre doch auf keine Weiſe Gefahr drohen, wohl aber kann eine Weigerung die Veranlaſſung des entſetzlichſten Unglückes für Euch werden. Denn wiſſet, Madonna, daß mein raſender Herr entſchloſſen iſt, was er Euch ſchon öfters gedroht hat, in's Werk zu ſetzen, und Euren Gemal ermorden zu laſſen, und daß er zu dieſem Ende zwei türkiſche Sklaven gedungen hat, die bereits alle Zugänge zu Eurem Hauſe und alle Ausgänge Eures Gatten ausgeſpäht haben. Zwar werden dieſe in zwei Tagen eingeſchifft, und da ihr jetzt gewarnt ſeid, werdet ihr leicht einen Vorwand finden, Euren Gatten nicht aus dem Hauſe zu laſſen; allein ihr wißt. wie leicht es meinem Herrn ſein wird. ſtatt der ihrigen andere Hände zu finden, wenn es Euch nicht gelingt, ihn entweder durch Eure Bitten von ſeinem Vorhaben abwendig zu machen, oder durch den Schein, als ob ihr künftig ſeinen Wünſchen ein geneigteres Gehör ſchenken wolltet, Zeit zu gewinnen und, durch welche Mittel es immer ſei, Euren Gemal und Euch ſelbſt von ſeinen Nachſtellungen zu befreien.«

Ein Strom von Thränen quoll bei dieſer Rede Fineo's aus Lucinettens Augen. Zwar fiel es ihr bei, daß Alles ein argliſtig angelegter Plan ſein könne, um ſie in Fabricio's Schlingen zu locken; allein Fineo wußte ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen, und ihre Angſt ſo geſchickt zu ſteigern, daß ſie ihren Gatten im Geiſte ſchon blutend vor ſich liegen zu ſehen glaubte, und endlich Alles zu thun verſprach, was jener ihr angerathen hatte. In der Beängſtigung ihres Herzens überredete ſie ſich, da ihr keine andere Hoffnung übrig zu ſein ſchien, durch die Bitten und Vorſtellungen, mit welchen ſie ihren Verfolger beſtürmen wollte, dieſen dahin bringen zu können, von ihr abzulaſſen und ihr die feierliche Verſicherung zu geben, nichts gegen Sydonio's Leben unternehmen zu wollen.

Ihre nächſte Sorge war nun, von ihrem Gatten ein Verſprechen zu erhalten, weder an dieſem, noch an den beiden folgenden Tagen ſein Haus zu verlaſſen, was ihr, unter dem Vorgeben, daß ein lebhafter Traum ſie gewarnt habe, wie ſein Leben in dieſen Tagen von einer großen Gefahr bedroht ſei, um ſo leichter gelang, da Sydonio gewohnt war, jeden möglichen Wunſch ſeiner Gattin zu erfüllen, ſelbſt wenn er ihn für eine bloße Grille gehalten hätte, und da ihr verſtändiger Sinn eine ſolche Nachſicht ſonſt noch nie in Anſpruch genommen hatte. Als er ſie aber gegen Abend nach ihrem Schleier greifen, und nachdem ſie ſich eine halbe Stunde in ihre Kammer eingeſchloſſen, wo ſie inbrünſtig gebetet hatte, in ſichtbarer Aufregung ſich entfernen ſah, ſo beſchloß er ihr zu folgen; nicht daß auch nur die leiſeſte Regung von Eiferſucht ihn angewandelt hätte, er liebte ſie aufrichtig und war ihrer Liebe zu ſicher, als daß eine ſolche in ſeiner Bruſt Raum gefunden hätte: ſondern weil er glaubte, daß die aus ihrem Traum entſtandene Einbildung ſie zu irgend einem gefährlichen Schritte veranlaſſen könnte. Als er nun ſah, daß ſie ihren Weg nach der Kirche S. Maria Glorioſa zu nahm, ſo wollte er ſchon umkehren; doch konnte er in der Dunkelheit noch gewahr werden, daß die Pforte bereits geſchloſſen war. Auch ſah er, daß Lucinetta, neben der Kirche weg, auf einen hinter derſelben befindlichen, von Häuſern eingeſchloſſenen Platz zuging. Er ſtellte ſich alſo hinter einen Pfeiler, um ſie aus der Ferne noch weiter beobachten zu können. Lucinetta war auf jenem Platze kaum angekommen, als aus einem der nächſten Häuſer ein junger Mann auf ſie zutrat, und ſogleich ein lebhaftes Geſpräch mit ihr anfing. Sydonio ſah, daß der Gegenſtand deſſelben für Lucinetten ein tief erſchütternder ſein mußte; denn ſie weinte, und hob mehrmals flehend die Hände zum Himmel, während der junge Mann ihr bald zu ſchmeicheln, bald heftig auf ſie einzureden ſchien. Plötzlich aber, als die Dämmerung bereits ſtärker eingebrochen war, faßte Fabricio Lucinetten in ſeine Arme, um ſie in das Haus zu ſchleppen, aus welchem er gekommen war, während Fineo zu gleicher Zeit aus demſelben hervorſprang, um ihr mit einem Tuche, das er zu dieſem Zwecke geballt in der Hand trug, den Mund zu verſtopfen. Doch im nämlichen Augenblicke flog, von Sydonio's Schwert getroffen, ſeine Hand zur Erde, der jetzt wüthend auf Fabricio eindrang, und dieſen nach einem Gefechte von wenig Secunden todt zu Boden ſtreckte.

Angſt und Verzweiflung, die oft bei dem Stärkſten alle Entſchloſſenheit vernichten, geben ſie nicht ſelten dem ſchwächeren Geſchlechte, wenn ein ſtarkes Gefühl der dringenden Nothwendigkeit eines ſchnellen Entſchluſſes zu Hilfe kommt. Mit raſcher

Geiſtesgegenwart riß **Lucinetta** ihren Gatten von der Stelle des Gefechtes, noch ehe auf den von **Fineo** ausgeſtoßenen Schrei und das Geklirr der Waffen Leute herbei kamen, in eine Seitengaſſe, und gelangte, da der ſtarke Blutverluſt **Fineo** eine Zeitlang hinderte, den Herbeigekommenen irgend eine Auskunft zu geben, glücklich nach Hauſe, wo ſie ſich mit der höchſten Aufregung der Angſt ihm zu Füßen warf und ihn beſchwor, zu fliehen, ſo lange Flucht noch möglich ſei. **Sydonio** hatte Beſonnenheit genug, die dringende Nothwendigkeit der Flucht einzuſehen; er ſteckte Geld und andere Koſtbarkeiten zu ſich, umarmte mit gepreßtem Herzen Gattin und Tochter, und erreichte unter dem Schutze der Nacht glücklich Burano, und von da aus die Terra ferma.

Wenn das tragiſche Ende **Fabricio's** an ſich ſelbſt ſchon geeignet war, Rachbegierde bei ſeiner Familie und Entrüſtung bei dem Senat zu erregen, ſo wurden Beide noch heftiger durch die Bosheit **Fineo's** aufgereizt, welcher den Tod **Fabricio's** als einen argliſtig angelegten Plan, und ſeine Beſtrafung als einen abſichtlichen Meuchelmord darſtellte. Der Senat erließ daher ſchon am zweiten Tage nach **Sydonio's** Flucht einen Aufruf, daß Derjenige, welcher dieſen ihm lebendig überliefere, zweitauſend, wer ihn aber tödten würde, tauſend Goldſtücke, und wenn er ſeinerſeits ſelbſt ein Verwieſener wäre, die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten ſollte. Zugleich wurde **Sydonio's** ſämmtliches Vermögen eingezogen, **Lucinetten** aber verboten, die Stadt zu verlaſſen, und Jeder mit der ſtrengſten Ahndung bedroht, der ihre Entweichung auf was immer für eine Weiſe befördern oder verſchweigen würde.

Sydonio hatte ſich nach Ferrara begeben, deſſen Herzog er perſönlich bekannt war, und der ihm ſeinen Schutz verſprach. Das ſicherte ihn, wenn auch nicht vor heimlichem Verrath, doch gegen einen gewaltthätigen Angriff; allein er ertrug darum ſeine Verbannung kaum weniger ſchwer, als er Kerker und den Tod ſelbſt ertragen hätte. Von ſeiner ihm ſo theuren Gattin, von ſeiner ſo zärtlich geliebten Tochter geſchieden zu ſein, war für ihn das herbſte Loos, welches ihn treffen konnte. Zwar hatte er es im erſten Jahre ſeiner Flucht zweimal gewagt, ſich verkleidet in Venedig einzuſchleichen; allein bei dem zweiten Verſuche war er den Sbirren nur mit Mühe entgangen, und Lucinetta hatte ihn mit Thränen beſchworen, künftig keinen dritten zu wagen. So blieb denn aller Zuſammenhang zwiſchen ihm und den Seinigen auf die Briefe und Botſchaften beſchränkt, welche ein alter Diener, Namens Gherardo, zwiſchen ihnen hin und wieder trug.

Jetzt verſank Sydonio in eine tiefe Schwermuth, die immer mehr zunahm, je trauriger die Nachrichten wurden, die ihm von der Noth und von den Kränkungen zukamen, denen die Seinigen ſich preisgegeben ſahen. Schon vier Jahre hatte ſeine Verbannung gedauert, und ſein Kummer war mit jedem Jahre drückender, ſein Schmerz ſtechender geworden. Als aber zu Anfang des fünften Jahres alle ſeine Hilfsquellen erſchöpft waren, und er erfuhr, wie vieler Schmach durch ihre Armuth ſeine Gattin, wie vielen entehrenden Angriffen ſeine, zu der vollen Schönheit ihrer Mutter aufgeblühte Tochter ausgeſetzt ſei, und wie Beide nichts ſehnlicher wünſchten, als Venedig zu verlaſſen, und in der Stille eines andern Aufenthaltes ſich verbergen zu können: da vermochte er die Laſt ſeines Grames nicht länger zu ertragen, und faßte einen Entſchluß, wie nur die Verzweiflung ihn ihm eingeben konnte. Er beſchloß nämlich, ſich dem Senate ſelbſt auszuliefern, weil es dann wenigſtens ſeiner Gattin und Tochter freiſtehen mußte, die Stadt zu verlaſſen, und ſich in der Einſamkeit eben ſo allen Nachſtellungen, wie allen ferneren Kränkungen zu entziehen.

Sydonio hatte das Glück gehabt, in Ferrara einen Freund zu gewinnen, der, obgleich bedeutend jünger, als er ſelbſt, ſich dennoch mit einer ſo entſchiedenen Beharrlichkeit an ihn anſchloß, wie ſie ſonſt nur die Gleichheit des Alters und eine vollkommene Übereinſtimmung der Geſinnungen zu erzeugen pflegt. Dieſer Freund hieß Antonio Donatelli, ſtammte aus einem edlen piſaniſchen

Geſchlechte, und war eben ſo mittellos, wie Sydonio es jetzt ſelbſt war. Wenn jedoch das Glück ſich ſtiefmütterlich gegen ihn gezeigt hatte, ſo hatte die Natur ſich ihm um ſo günſtiger erwieſen, indem ſie ihm alle Anlagen zu einem Charakter von ſeltener Zuverläſſigkeit gegeben, Erziehung und die Erfahrungen eines bewegten Lebens aber dieſe Anlagen früher, als gewöhnlich, gereift hatten. Er war ernſt, über ſeine Jahre, beſonnen und bedächtig, ſo daß er auf den erſten Blick kalt und wohl auch träge erſcheinen konnte; dabei aber beſaß er Muth, Entſchloſſenheit und Beharrlichkeit in einem Grade, der jede Probe aushielt, wenn er über das, was, ſeiner Überzeugung nach, Pflicht und Recht von ihm forderten, mit ſich ſelbſt einig geworden war.

Als Sydonio ſeinem Freunde den Entſchluß, welchen er gefaßt hatte, mittheilte, fragte ihn dieſer, als ſeine erſte Überraſchung vorüber war, ob kein anderer Ausweg, die Seinigen aus ihrer Bedrängniß zu ziehen, übrig ſei, und überließ ſich, als Sydonio dieſes verneint, die Lage der Dinge im Einzelnen ihm vorgelegt hatte, eine Zeitlang einem ſchweigenden Nachdenken. »Ihr ſeid alſo feſt entſchloſſen, Euch ſelbſt der Rache Eurer Verfolger auszuliefern?« fragte er ihn dann noch einmal.

Sydonio bejahte es.

»Wenn dieſes,« fuhr Antonio fort, »ſo wäre es wohl beſſer, wenn ein Anderer Euch der Signoria überlieferte, und den dafür ausgeſetzten Preis den Eurigen zuwendete.«

»Ich habe wohl daran gedacht,« entgegnete Sydonio, »und bin ſchon mehrmals auf dem Punkte geweſen, meinem Diener Gherardo daſſelbe vorzuſchlagen. Ich weiß, daß er es thun, und daß er den erhaltenen Preis bis auf den letzten Pfennig in Lucinettens Hände legen würde. Aber nie habe ich es vermocht das Wort über meine Zunge zu laſſen. Soll ich einem alten Diener, der in jeder Gefahr bei mir ausgehalten, und jede Entbehrung mit mir ertragen hat, zuletzt noch zumuthen, ſein ergrautes Haupt, mit der unverdienten Schande des Verrathes belaſtet, in die Grube zu legen?«

»Ihr dürft das nicht. Wohl denn! ſo will ich ſelbſt es ſein, der Euch der Signoria ausliefert.«

»Ihr?« ſagte Sydonio überraſcht. »Und den Freund ſoll die Schmach treffen, die ich dem Diener erſparen zu müſſen glaubte?«

»Wird ſie mich denn treffen? Und werde ich denn ein Verräther ſein, wenn ſie mich das nennen? Überdieß ſtehe ich auf dem Punkte, Italien zu verlaſſen und in einem fernen Lande Kriegsdienſte zu ſuchen. Wendet nichts weiter ein; es ſei, wie ich geſagt habe. Nur das verlange ich von Euch, daß die Ausführung noch zehn oder zwölf Tage hinausgeſchoben werde.«

Sydonio kannte die Entſchloſſenheit ſeines Freundes zu gut, als daß er hätte erwarten dürfen, ihn von ſeinem Vorhaben abzuwenden. Schon des folgenden Tages reiſ'te Antonio nach Venedig. Dort angelangt, begab er ſich ohne Verzug in den Palaſt G—, zu Marco, Fabricio's Vater, von dem er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Vier Jahre hatten die Erbitterung des rachſüchtigen Greiſes ſo wenig gemildert, daß er Antonio's Antrag mit lauter Freude aufnahm, und ſogleich ſeinen Enkel und Fineo herbeirief, um ihnen denſelben, wie das glücklichſte Familienereigniß, mitzutheilen. Auch ging er bereitwillig auf Antonio's Verlangen ein, ihn bei einigen der vornehmſten Häupter der Signoria aufzuführen, und ihm von ihnen die Verſicherung zu verſchaffen, ſowohl daß der ausgeſetzte Preis ihm ſogleich nach Auslieferung des Schuldigen ausgezahlt werden, als daß es ihm erlaubt ſein ſollte, mit demſelben zugleich vor der erlauchten Signoria zu erſcheinen, weil er Entdeckungen mitzutheilen habe, die er jetzt noch zurückhalten müſſe. Ohne Anſtand erhielt er auf Marco G—'s Verwendung die verlangten Zuſicherungen, und nachdem er den Tag und die Art und Weiſe der Auslieferung beſtimmt hatte, verließ er Venedig.

Acht Tage darauf glitt gegen Mitternacht eine Gondel den Canal grande herab, und landete am Rivoalto. Aus ihr ſtiegen zwei Männer, tief in ihre Mäntel gehüllt, und ſchienen ihre Schritte nach dem Campo di S. Polo hinlenken zu wollen. Da ließ der Eine von ihnen ein helles Pfeifen vernehmen, und ſogleich ſprangen von zwei Seiten bewaffnete Gerichtsdiener hervor, um ſich Beider zu bemächtigen, und den Einen derſelben in Ketten zu legen.

Am folgenden Tage führte man Beide vor die Signoria. Als ſie in dem weiten, düſteren Saale ihren Richtern gegenüber ſtanden, deren ſtrenge und unbewegliche Züge jede Hoffnung auf Schonung und Milde zurückſchreckten, heftete Sydonio ſein Auge ſtumm an den Boden, nur mit dem Gedanken an ſeinen Tod beſchäftigt und an den Schmerz, welchen die Seinigen darüber empfinden würden. Auch aus Antonio's Bruſt war in dieſem Augenblick die Hoffnung auf eine günſtige Wendung des Schickſals ſeines Freundes verſchwunden. Dennoch ſammelte er auf's Neue ſeinen Muth, und nachdem er die Verſammlung mit einem Blicke ernſter Trauer überflogen hatte, ſprach er mit feſter, ſicherer Stimme:

»Der Mann, welcher hier an meiner Seite ſteht, iſt Sydonio Lama, einem unbemittelten, aber edlen Geſchlechte entſproſſen, das unter den Fahnen der Republik oft, und immer mit rühmlicher Auszeichnung, gekämpft hat. Das hat auch er ſelbſt gethan, und ehrenvolle Wunden als Zeugen davon aufzuweiſen. Als dieſe es ihm nicht weiter erlaubten, für ſeine Mutterſtadt die Waffen zu führen, kehrte er in dieſe zurück, und verband ſich mit einer Gattin, von niedriger Herkunft, aber von ſeltener Schönheit und von der unbeſcholtenſten Tugend. Zehn Jahre hatte er mit ihr in der glücklichſten Ehe gelebt, von allen ſeinen Mitbürgern geliebt und geachtet, als er ſich durch ein unheilvolles Ereigniß gezwungen ſah, aus dem Gebiete der Republik zu fliehen, und Ihr für Denjenigen einen hohen Preis ausſetztet, der ihn, lebendig oder todt, Euern Händen wieder überliefern würde. Den Ausſagen des einzigen Zeugen zufolge, welcher bei dem Vorfalle, der Sydonio's Verbannung veranlaßte, zugegen geweſen, war jenes Urtheil ein vollkommen gerechtes. Allein ganz anders iſt mir die Sache von dem Beſchuldigten ſelbſt dargeſtellt worden.«

Er erzählte hierauf Alles ſo, wie es dem Leſer erzählt worden iſt; er ſchilderte die Bedrängniß, in welche ſich ſowohl der Verbannte, als ſeine Familie geſetzt, und welchen Nachſtellungen die Letztere ſich preisgegeben geſehen, und welchen Entſchluß Sydonio, um den Seinigen ihre Freiheit zu verſchaffen, gefaßt hatte. Dann fuhr er fort:

»Als mein Freund mir ſeinen Entſchluß mittheilte, der ihn ſelbſt einem ſchmachvollen Tode entgegen führte, ſeine Gattin und Tochter aber ſich vor den Augen der Welt zu verbergen zwang, weil dieſer Tod ſie ebenfalls mit Schmach und unauslöſchlichem Kummer belud: da erwog ich, daß ich in den vorigen Jahren, in welchen ich mit Sydonio zuſammengelebt, auch nicht das Geringſte geſehen oder gehört hatte, was mir Veranlaſſung gegeben hätte, an ſeiner Wahrhaftigkeit und ſeinem durchaus ehrenwerthen Charakter zu zweifeln. Ich ſchlug ihm daher vor, daß ich ſelbſt es ſein wolle, der ihn Euren Händen überlieferte, und reiſ'te hierher, um ſowohl ſeine Familie kennen zu lernen, als auch bei glaubwürdigen Perſonen mich nach ſeinem früheren Wandel und nach dem Charakter ſeines Anklägers zu erkundigen, wobei ich von jenem eben ſo viel Gutes hörte, als man ſeinen Ankläger allgemein der Argliſt, verwegner Frechheit und tückiſcher Bosheit beſchuldigte. So habe ich denn meinen Freund hierher geführt und Euren Händen überliefert; nicht um an ihm ein Blutgeld zu verdienen: ſondern damit er, was bei der Aufregung der Gemüther allzu gewagt geweſen wäre, bei Eurer Weisheit und Gerechtigkeitsliebe, durch welche Ihr Eure Republik zur höchſten Stufe der Macht und des Ruhmes erhoben habt, und durch die allein Ihr ſie darauf erhalten könnt, eine neue Unterſuchung ſeiner Sache anſpreche. Iſt Alles ſo, wie er vorgibt, ſo hat er bei einem argliſtigen und gewaltſamen Angriff auf die Ehre ſeiner Gattin, einer eingebornen und unbeſcholtenen Bürgerin dieſer Stadt, nichts gethan, als was die Pflicht des Gatten und ſeine eigene Ehre ihm vorſchrieb; und, da ſein Gegner ebenfalls das Schwert gegen ihn zog, nichts, als was das Recht der Selbſtvertheidigung zuläſſig, die Noth unvermeidlich machte; und dann werdet Ihr, erlauchte Herren, ihn gewiß und ohne Zögerung dem Elende entreißen, dem er ſich mit den Seinigen ſchon Jahre lang durch fremde Schuld und Euren Irrthum preisgegeben ſah. War aber, wie ſein Ankläger behauptet, ein hinterliſtig angelegter Plan von Seite Sydonio's die Veranlaſſung jenes unglücklichen Ereigniſſes; ſo werdet Ihr die Strafe über ihn verhängen, welcher er in dieſem Falle ſich dann ſchon viel zu lange entzogen hätte. Der Kläger, wie der Beklagte, ſind in Euren Händen. Eure Weisheit wird die Schuld zu ermeſſen wiſſen, und Eure Gerechtigkeit wird nicht zaudern, ſie zu ſtrafen.«

Antonio Donatelli ſchwieg, und blickte auf ſeinen Gefährten, in der Erwartung, daß dieſer jetzt das Wort nehmen werde; allein Sydonio, von langem Gram niedergebeugt, und von der bangen Erwartung der Entſcheidung ſeines Schickſals heftig erſchüttert, ſank zu Boden, als er kaum einige unverſtändliche Worte geſtammelt hatte.

Man brachte Beide hinweg. Marco G— ſprach jetzt mit leidenſchaftlicher Heftigkeit zu Gunſten Fineo's, und es fehlte ihm nicht an Freunden, die ſeinen Antrag, die frühere Entſcheidung ohne weitere Unterſuchung in Vollzug zu ſetzen, eifrig unterſtützten. Deſſenungeachtet wurde die Unterſuchung beſchloſſen, und Fineo noch am nämlichen Tage vor die Signoria gebracht. Wohlgemuth trat er vor ſie hin, in der Meinung, daß es nichts weiter gelte, als ihn ſeine frühere Ausſage wiederholen zu laſſen; bald jedoch erkannte er ſeinen Irrthum, und als man ihm die Corda gab, bekannte er die volle Wahrheit.

Merkwürdig iſt es, daß trotz dieſes Bekenntniſſes die Aufhebung der Verbannung Sydonio's und die Zurückgabe ſeines Vermögens nur durch eine Mehrheit von zwei Stimmen entſchieden wurde.

Sydonio lebte noch lange in erneuertem Genuſſe ſeines häuslichen Glückes. Sein Freund und Retter vermälte ſich mit ſeiner Tochter, und trat ſpäter in die Dienſte der Republik; Sydonio ſelbſt aber erzeugte noch einen Sohn, den Großvater jener Giulia Lama, die zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts für eine Zierde ihrer Vaterſtadt gehalten wurde, und deren Gemälden der Kenner in den Kirchen von San Vitale und Santa Maria dei Miracoli, ſo wie in mehreren Paläſten Venedigs, noch heut zu Tage mit Vergnügen begegnen mag.

Das Grübchen am Ellbogen.

Nach dem Perſiſchen.

Finſt'rer Blick vom Liebchen
Widerſpricht den Grübchen,
Die trotz Ernſtes Drachen
Unwillkürlich lachen.

In den Wangen Grübchen
Hat gar manches Liebchen,
Aber mein's hat eines,
Dem gleich and'res keines.

Schaut an meinem Liebchen
Ihres Armes Grübchen,
Wie's beim Tanze lachet
Und ſich dann verflachet.

Roſen lacht mein Liebchen
Aus den Wangengrübchen,
Rothe wie die Wangen,
Volle voll Verlangen.

Roſen lacht mein Liebchen
Aus der Arme Grübchen,
Weiße wie die Arme,
Volle, weiche, warme.

Zauberbrunn iſt's Grübchen
An dem Kinn vom Liebchen,
Zauberbrunn von Babel
Aus der alten Fabel.

Doch das Zaubergrübchen
An dem Arm vom Liebchen
Brunn, in den vor Allen
Juſſuf mußte fallen.

Hammer-Purgſtall.

Die drei Tropfen im Februar.

Nach einem türkiſchen Kalender gedichtet.

1.

Im Februar, wo auf dem Feuerherde
Der Magier opferte der Mutter Erde,
Regt ſich die Zeugungskraft in ihrem Schooße
Zur Zeitigung der neuen Frühlingsroſe.
Drei Lebenstropfen fallen von dem Himmel
Hinab in's Staub- und Luft- und Meergewimmel.
Der erſt' am ſiebenten erregt die Kräfte
Der ſchlummernden Natur, die neuen Säfte
Beginnen in den Stamm des Baums zu ſteigen
Zu dem botaniſchen Derwiſchenreigen,
Und aus des halb geſchmolz'nen Schneees Flocken
Erheben ſich die erſten Blütenglocken,
Um, eh' er noch erſcheinet, ſchon von weiten
Des Frühlings frohe Ankunft einzuläuten.

2.

Der zweite Tropfe fällt im halben Monde
In's Luftmeer als des Frühlings erſte Sonde,
Am zweimal ſiebenten des Februares,
Als ſich'res Unterpfand fruchtbaren Jahres;
Es iſt der Tag, an dem in Waldesgründen

Die Vögel liebend ſich zuſammenfinden;
Es iſt der Tag, an welchem ſich vereinen,
Die gegenſeitig Liebes ſich vermeinen.
Und weil die Perſer Talismane ſchrieben
An dieſem Tag, iſt's Schreiben noch geblieben
Von Briefchen, die mit goldbeglänzten Schwingen
Den Freundinnen der Freunde Grüße bringen *),
Der Freundſchaft und der Liebe Sprachorgane
Sind Briefe, mächtigſte der Talismane.

3.

Am dreimal ſiebenten des Februares,
Da fällt der dritte Tropfe, als ein klares
Geſchenk des Himmels an die Mutter Erde,
Daß ſie, die Bräutliche, auch Mutter werde;
Der Tropfe ſinket in des Meeres Wogen,
Die Fiſch' und Muſcheln ſpielen Regenbogen,
Es dringen aus der lock'ren Erde Ritzen
Der Gräſer und der Halme zarte Spitzen,
Gewoben wird der Stoff aus grüner Seide
Für die Natur zu ihrem Frühlingskleide;
Ein Monat ſpäter hat ſie's angezogen,
Dann ebnen ſich des Meeres wilde Wogen,
Und aus dem Schaume tritt hervor die Liebe,
Zur Lehre, daß ſie wie der Schaum zerſtiebe.

Hammer-Purgſtall

---

*) Das Briefſchreiben am Valentinstage in England.

Der erſte Menſch und der Hund.

Rabbiniſche Legende.

Gefallen war der Menſch! Sein Loos entſchieden.
Dem Fluch verfallen, den er ſelbſt erzeugt,
Von dem Gewichte ſchwerer Schuld gebeugt,
Vom Herrn verſtoßen aus des Edens Frieden
Zog er hinweg aus jenen heil'gen Fluren
In fremde Welt auf unbetretnen Spuren.

Er und das Weib ſo ihm der Herr geſchaffen
Sie ſchreiten hin, im Schmerze bang und ſchwer;
Und hinter ihnen ſchwebt ein Cherub her
Sie treibend mit dem flammenden Gewaffen
Hin zu den Pforten jener heil'gen Auen,
Die ſie, die Sünd'gen, — nie mehr ſollten ſchauen.

Doch nochmahl heben auf den Blick die Beiden,
Und Adam ſpricht: »Leb' wohl mein Eden ſüß;
»Du nie genug beweintes Paradies,
»Auf ewig muß der Sünder von Dir ſcheiden;
»Ich hab's verwirkt! nicht darf ich mich beklagen,
»Was wir verſchuldeten, wir müſſen's tragen!«

»Doch von den Freuden, die uns hier umgaben,
»Möcht ich mir ein Erinn'rungszeichen nur
»Mitnehmen, nach der freudenleeren Flur,
»Mich d'ran, als einer Himmelsfrucht zu laben.
»Es ſollt' ein Stern in jener Nacht mir werden
»Die mich fortan umgeben wird auf Erden!«

Der Cherubin blickt wieder auf den Armen
Im Sternenauge glänzt des Mitleid's Licht
Und ſeine milde Roſenlippe ſpricht:
»Nicht zu ermeſſen iſt des Herrn Erbarmen!
»Die letzte Bitte, ſie ſei Dir gewähret,
»Nimm mit das Zeichen, das Dein Herz begehret.

»Was wünſcheſt Du?« da ſeufzet Adam »Ach!
»Sieh, ſcharenweis zieh'n uns die Thiere nach,
»Die Weſen alle, die des Herren Ruf
»Zu freudigen Geſpielen uns erſchuf;
»Wenn eines nur mit mir gegangen wäre
»In meines Bannes freudenloſe Leere;
»Doch nimmer iſt's wie eh', wo Leu und Aar
»Und jeglich Thier froh meiner Nähe war,
»Seit ich die Sünde und den Tod geweckt
»Sind ſie verſcheucht, verſchüchtert und erſchreckt!
»Sie haſſen mich, denn ich war ihr Verderben,
»Um meinetwillen müſſen ſie auch ſterben! —
»Scheu blicken ſie hervor aus Strauch und Wald
»Flieh'n die verhaßte menſchliche Geſtalt,
»Zu der ſie einſt ſich hingezogen fühlten,
»In deren Näh' ſie froh und freudig ſpielten
»In unſrer Unſchuld Blütenzeit.
»Sieh — keines naht! — Sie ſtehen alle weit,
»Wild blicken ſie auf den Gefall'nen hin
»Und alle fluchen ihm und fliehen ihn! —

Da ſenket er die naſſen Augenlieder,
Den thränenſchweren Blick zur Erde nieder
Und ſieh — es liegt ein Hündlein vor ihm da,
Das zu ihm auf mit frommen Augen ſah,
Als wollt es ſprechen: Mich nimm mit! Ich bin
Dir noch ergeben, ich will mit dir zieh'n.

Was du uns auch geraubt, ich bleib' Dir treu
Wie immer auch, o Herr Dein Schickſal ſei!
Will Dich bewachen, und Dein Haus auf Erden,
Will mit Dir theilen Armuth und Beſchwerden
Und Dich und Deine Kinder treu bewahren
Vor meiner Brüder haßerfüllten Scharen!
So blickt der Hund zu Adam klug empor,
Folgt ſeinem Blicke nach, und ſpitzt das Ohr,
Schmiegt ſich an ihn und küſſet ſeine Hände
Als früge er, ob ihn der Menſch verſtände.
Ergriffen ſchauet Adam auf das Thier
Und ruft mit Thränen: »Ja! komm Du mit mir
»Du treues Weſen, Dich hat Gottes Huld
»Mir zugeſandt in meiner Nacht von Schuld.«
Da ſpringt das Hündlein luſtig vor ihm her,
Als ob's nun jeder Sorge ledig wär'! —

Der Cherub aber kehrt den Blick nach oben
Und ſeine Lippe ſpricht: »Der Herr iſt groß!
»Nimm hin den Hund — er ſei Dein Hausgenoß! —
»Er wird Dir ſeine Lieb' und Treu erproben,
»Da er allein, aus aller Thiere Scharen
»Dir ſeine Neigung alſo wollt' bewahren.«

Drum ſehe nimmer man den Hund auf Erden
Ohn' zu gedenken, daß nur er in Lieb'
Auch den gefall'nen Menſchen treu noch blieb;
Und ob Jahrtauſende auch ſchwinden werden,
Nie wird das Recht der Liebe ſich verjähren,
Das dieſes Thier vom Menſchen kann begehren!

F. C. Weidmann.

Heil durch Schmerz.

Novelle von William Fitz-Werth.

Das Thal lag in ein ſchauerlich düſteres Dunkel gehüllt, welches kaum durch einigen Lichtſtrahl des bleichen und überdies noch umwölkten Mondes in Etwas gemildert wurde; gigantiſche Felſenmaſſen ſchloſſen es ein, und eben dieſe, mit dem alten, ſchwarzen Tannengehölze reich überwachſen, waren es, welche der Gegend ſolchen Anſtrich von Düſterheit und ſchauerlich Grauen erregendem Anſehen gaben. In dieſem Thale ging es bunt zu; viele Geſtalten bewegten ſich da auf und nieder, aber dieſe waren keine lieblichen. Erdfahle Geſichter blickten aus weitfaltigen Sterbehemden hervor, zwar lauter bekannte, und ſonſt wohl, friſch roſig auf Lilienweiße gemalen, mit Korallenlippen und blitzenden Augen, die Zierden und Prunkblumen auf den Bällen und Promenaden, doch wie ſie da erſchienen, ſchaudererregend und unheimlich anzuſchauen. Auch Mathilde war da, doch wo der Glanz ihres ſonſt zu natürlichen Locken geringelten kaſtanienbraunen Haares? — aufgelöſ't, glanz- und ringellos umflatterte dieſes die blaſſe Stirn, hing es über Wange, Hals und Nacken; — wo waren Liebesglut und Liebesſchmelz, die ſich ſonſt ſonderbar in ihrem dunklen Auge vereinenden Gegenſätze, hingekommen? — ſtarr und glaſig umflort blickte es vor ſich hin; und verſchwunden waren roſige Friſche und blendende Weiße, elaſtiſche Weiche und gefällige Rundung: — erdfahl und fiebertrocken war die Haut, über die ſtarkhervorragenden Joch- und Kieferbeine, über Augengruben und hohle Wangen ausgeſpannt. Ein fürchterlicher Anblick und ihr ähnlich waren die andern alle, die Louiſen und Klärchen, die Sophien und Minchen anzuſchauen, — ſchreckliche Geſtalten, immer noch kennbar in ihrer Zerſtörung, und daher um ſo fürchterlicher in dieſer Zerſtörung. — Da gab es aber auch männliche Geſtalten, gute Bekannte, Advokaten und Prediger, Bürgerſöhne und luſtige Studenten — hu! wie blickten auch dieſe ſo grauſig aus ihren Sterbehemden hervor; dieſe ſchienen jedoch nicht Gefallen zu finden an ſolch trübſeligem Herumſchleichen im ſchauerlich düſteren Thale, ſie wollten es heiter und fröhlich haben, wie und wo es auch ſei. Sie winkten mit den dürren Händen, und ſogleich wurde es in den Spalten und Ritzen der Felſen lebendig: hohläugige Muſiker, ebenfalls mit fiebergelben Geſichtern und in weiten Sterbehemden, wurden da regſam, und arbeiteten nun mit Händen und Füßen, mit Lippen und Lungen wacker darauf los; eine tolle Muſik wurde da vernehmlich, in fremden Melodien, und auch wieder in ſchreienden Diſſonanzen und in buntwirrem Chaos von Tönen, wie es nur immer von einer nicht zuſammengeübten Kapelle, wo Jeder nach ſeiner Weiſe muſicirt, zu erwarten iſt. Die Tanzluſtigen kehrten ſich aber nicht an ſolch wüſten Lärmen, ſondern wankten auf die Louiſen, Klärchen und Minchen zu, und wollten ſie mit den dürren Armen umſchlingen, wie ſie es wohl immer gethan hatten auf dem Caſinoballe, oder auf der Schützenwieſe, oder ſonſt wo; doch die unſchönen Schönen wieſen deren Anträge ſpröde zurück, ſo gerne ſie es wohl ſonſt immer geſehen haben mochten, wenn ſie durch ſolche von dem unheimlichen »Zuſehen« befreit worden waren, — ſie wieſen die Söhne der Stadt ſpröde ab, und wandten ſich ganz andern, — fremden Tänzern zu, die es ſich denn nun auch wacker angelegen ſein ließen, ihren Mann zu ſtellen; und fröhlich und tollluſtig walzten die Paare im Thale über die Grashügel hin, die hier in ſonderbarer Ordnung aufgereihet waren, ſprangen ſie über die Kreuze und Blumenbeetchen, die faſt bei jedem dieſer Grashügel zu bemerken waren, und benahmen ſich dabei ſo munter, wie man es den dürren Geſtalten mit den erdfahlen Geſichtern und glanzloſen Augen gar nicht zugetraut hätte. Bei dieſem tollen Drehen geſchah es aber, daß die Sterbhemden der Tänzer aufflatterten, und da war es zu bemerken, wie dieſe unter ſonderbarem Überwurfe reich mit Gold und Silber geſtickte Uniformen trugen. Dieſe waren aber nicht die der Armee des Landes, ſondern bezeichneten die Träger als Ausländer, Fremdlinge — Feinde. Nun aber erzürnten die zurückgewieſenen Söhne der Stadt, vielleicht weniger über die Zurückweiſung, als mehr der Urſache wegen; — es erhob ſich ein Tumult, — es kam zu einer allgemeinen Schlägerei, wie es ſich ſo eigentlich bei einem honetten Balle nicht zu ereignen pflegt, — faſt ſchien es, als würden die Einheimiſchen den Sieg davon tragen, — doch da läutete eine Glocke, — ſtark, kräftig gezogen, — wiederholt — und — Hermann erwachte.

Er blickte um ſich. Er fand ſich in den Kleidern auf ſein Bett hingeſtreckt, wie er es gethan, als er in der Dämmerung heimgekehrt war und ein ſeltenes Unwohlſein verſpürt hatte. Jetzt ſchien der Mond freundlich in das Zimmer, und die große Thurmuhr der nahen Stadtpfarrkirche ſchlug eilf Mal. Er blickte ſtaunend um ſich. »Ach, das war ein ſchwerer Traum!« ſeufzte er, — »Gott gebe es, kein bedeutſamer.«

Das düſtere Thal mit den gigantiſchen Felſenmaſſen und dem Muſikchore, mit den blumenbekränzten Hügeln und den Kreuzen darauf, die Ballgeſellſchaft in den Sterbehemden, die wohlbekannten Tänzerinnen und Tänzer, ſammt den reich uniformirten Fremdlingen, — Alles war demnach verſchwunden; aber ein ſchneidender Froſt, der ihm die Bruſt bedrängte und den Athem beklomm, war zurückgeblieben. Hermann griff mit dem geübten Zeigefinger der Rechten nach dem Pulſe der Linken. Hu! wie hüpfte es da in geflügelter Eile; er dürfte gerade ſelbſt den tollen Tanz über die Grabeshügel mitgemacht haben. — »Alſo ein Fieberbild!« dachte Hermann ſchaudernd, unter Zähneklappern, — »alſo auch ich eine Beute der Kriegspeſt, der furchtbaren Seuche? alſo auch mich, ihren bisher ſo kühnen Gegner, wagt ſie anzugreifen, und meine Seele ſchuf vielleicht, im Vorgefühle des Ausganges, dieſe deutſamen Bilder, um das lebensluſtige Herz mit dem unabwendbaren Geſchicke vertraut zu machen! Wie Gott will!« — Eben wollte er wieder in jenes fieberiſche Hinbrüten verſinken, welches aus dem Zwieſpalte überreizter Lebenskräfte hervorzugehen pflegt und dann thätig genug iſt in der Zeugung peinlicher Schreck- und Wirrbilder: da läutete das Glöcklein am Fenſter, deſſen Drahtzug unten am Thore befeſtigt war, abermals, wie ſolches ihn ſo eben aus fieberiſchen Träumen erweckt hatte. Hermann ermunterte ſich; er kannte den Ruf dieſer Glocke allzu wohl, als daß er über deſſen Deutung lange in Zweifel geblieben wäre. Aber was war zu thun; lag er ja doch ſelbſt krank, — ſo krank, daß er vielleicht nie wieder genas.

Hermann war nebſtdem, daß er ein tüchtiger Arzt war, auch noch ein recht guter Menſch. Er war ſich ſelbſt nie der Erſte, auch nicht der Zweite, ſondern immer der Allerletzte. Er erhob prüfend das Haupt, — eiſige Schauer rieſelten durch ſeine Gebeine, aber der Kopf war frei; — er erhob prüfend den rechten, den linken Fuß, — es ging, — da läutete die Glocke noch einmal, ſtärker, wie in ängſtlicher Haſt gezogen, — und mit Einem Satze war er vom Bette weg, am Fenſter. Der Flügel wurde geöffnet, unter Zähneklappern rief er die Frage hinab: wer ſeiner in ſpäter Nacht noch bedürfe?

»Ach, Herr Doctor, kommen Sie, eilen Sie!« rief eine Stimme unten, welche einer, mit großer Laterne bewaffneten Geſtalt angehörte, — »bei Behrend's bedarf man Ihrer nöthigſt!«

»Nein, nein! zu Herrn Gerichtsrath Durmann werden Sie ſo ſchnell als möglich zu kommen gebeten!« rief eine andere Stimme, deren Eigner ſo eben, die Straße herab, eilends gekommen war.

»Ich war die Erſte,« meinte Jene.

»Und meine Sache iſt dringender,« meinte Jener.

»Der Herr Doctor werden wohl den Namen Behrend reſpectiren,« pochte Jene.

»Und wenn ich ſage, der Herr Gerichtsrath liegt im Sterben, ſo wird ſelbes wohl den Ausſchlag geben,« erwiederte Dieſer.

Aber Doctor Hermann hatte dem ſo fortgeführten Wortſtreit der beiden treuen Diener ihrer Herren ſchon lange nicht mehr Gehör geſchenkt, ſondern hatte ſeinen, ungeachtet der ſchönen warmen Sommernacht, in heftigen Fieber erzitternden Körper in einen weiten Mantel gehüllt, war über die zwei Stiegen hinabgewankt, und hatte mit großer Mühe den Riegel an der Hausthüre zurückgeſchoben.

»Ich gehe für's Erſte zu Behrend's«, ſagte er, — »da von dorther zuerſt das Verlangen nach mir kam; aber, will es Gott, ſo bin ich in einer Viertelſtunde auch in der Wohnung des Herrn Gerichtsrathes.«

Flüchtig eilte das Mädchen mit der Laterne voraus, aber nur mühſam ſchleppte ſich der Doctor ihr nach.

Es war keineswegs ſo nächtlich ſtill und ruhig in den Straßen, durch welche ſie ſchritten, wie es ſonſt wohl in ſo ſpäter Stunde in dem Städtchen zu ſein pflegte; es war ſogar recht lebhaft bewegt, aber es war kein heiteres und fröhliches Leben, was ſich da regte. Einzelne Truppenmaſſen marſchirten ohne Feldmuſik und Trommelſchlag, in kaum halbwegs hergehaltener Ordnung durch die Straßen hin, einzelne Reiter oder kleine Abtheilungen von Berittenen folgten nach, und mehrere Fuhrwerke begegneten ihnen, — mit Stroh gefüllte Leiterwägen, — auf denen Bleſſirte lagen und ächzten; — durch all' dieſes Gedränge hin ſprengten auch wieder einzelne Reiter, welche mit lauter Stimme und unter allen möglichen Scheltworten und Verwünſchungen, an denen die galliſche Nation einen ſo ziemlichen Reichthum beſitzet, Ordnung zu machen bemüht waren, befahlen, anwieſen, Gegenbefehle ertheilten.

Es war heute Morgen auf der etwa zwei Stunden vom Städtchen entfernten Ebene zu einem ernſthaften, den ganzen Tag hindurch andauernden Gefechte, aber zu keiner eigentlichen Entſcheidung gekommen. Die ſich gegenüber ſtehenden Truppen hatten ſich bei einbrechender Nacht wieder in ihre alten Standquartiere zurückgezogen, und ſo marſchirten die Fremdlinge eben auch da wieder ein, wo ſie am Morgen von dem frohen, Gott dafür dankenden Nachblicke der Bewohner begleitet, ausgezogen waren. Die Bewillkommungsblicke mochten nun wohl eben keine herzlichen ſein; aber man hütete ſich wohl, ſolche den fremden Machthabern, unter deren Gewaltherrſchaft man immer noch ſeufzte, zu zeigen, und nur im verborgenen Gemache, nur am Altare ſeiner Laren wagte man es, ſein patriotiſches Gemüth in Worten zu ergießen, und um baldige Erlöſung von dem Übel zu beten.

Hermann wand ſich mühſam durch all' das Gedränge hindurch, ſeiner laternetragenden Zofe folgend. Endlich gelangte ſie an das Haus, wo **Mathilde** wohnte. Ein Grenadier mit mächtiger Bärenmütze, im glücklichen Leichtſinne ſeine »Sentinelle« vor ſich hin trällernd, paradirte am Portale. »Qui vit?« rief er denen zu, die hier geradezu eintreten wollten. »Der Herr Doctor« meinte die ehrliche deutſche Zofe; aber »le médecin« verbeſſerte **Hermann**, und »Passez! rief der Bretagner.

Unſer **Hermann** ſtand im Vorzimmer. Es lag ihm recht drückend ſchwer auf dem Herzen. Er hatte es wohl bemerkt, wie der junge, ſchöne Oberſte, der Tochter und der Mutter, unter deren Dache er wohnte, zu gefallen bemüht geweſen war; er hatte es bemerkt, wie ſolche Bemühung keine vergebliche geweſen war: dieſes konnte ihm aber nicht lieb geweſen ſein. **Mathilde** war ſeine Verlobte, ſchon ſeit jener Zeit, wo noch ihre Väter gelebt hatten, wo er die Univerſität bezogen, ſie aber eben die Puppe weggeworfen hatte, um den erſten Ball zu beſuchen. Die beiden jungen Leutchen hatten es ſich damals verſprochen, einſtens Mann und Frau zu werden, und ſolches wurde von den Vätern und Müttern, von den Onkeln und Tanten als eine beſtimmte

Sache angenommen, — ſolches wurde von der ganzen Stadt — und ſolches wurde auch von den beiden jungen Leutchen für alt Bekanntes gehalten. Hermann war von der Univerſität mit dem Doctorhute, von ſeinen Reiſen als ein feingebildeter junger Mann heimgekommen; er wurde da mit offenen Armen empfangen, von Alt und Jung wegen ſeinen feinen Manieren, wegen ſeinem Welttone, bald aber auch wegen ſeiner Geſchicklichkeit, wegen ſeiner Herzensgüte gegen den Armen wie gegen den Reichen geprieſen, und Mathilde ſtimmte mit ein in das allgemeine Lob; und als dann die ganze Stadt ſagte: »dies wird ein ſchönes, ein glückliches Paar« — da hatte Mathilde nichts dagegen einzuwenden, und auch Hermann nicht, der ſeine Braut, die er als nettes, ſchnell in die Höhe gewachſenes, kindiſches Dingelchen verlaſſen hatte, nun als reizende, wohlgebildete und wohlunterrichtete Jungfrau wiederfand.

So ſtanden die Angelegenheiten, als der Corſe ſeine Armeen in dieſe Gegend führte. Schlachtgetümmel, — Geſchrei der Verwundeten, — Jammerklage der Gebrandſchatzten und Geplünderten erfüllten Stadt und Umgebung; wer durfte in ſolchem Drange der Zeit an ein fröhliches Feſt, wie ſolches doch eine eheliche Vereinigung des Jünglings und der Jungfrau mit ſich bringt, denken? Es wurde die Hochzeit auf eine ruhigere und mit dem Willen Gottes beſſere Zeit verſchoben. Da kam der franzöſiſche Oberſt zu Madame Behrend in's Quartier, und mit ihm zog der Feind der Ruhe für die beiden Verlobten ein. Hermann hatte es wohl ſchon einige Male verſucht, das verkühlende, ſich dem Fremden ſichtlich zuneigende Herz ſeiner Freundin durch ſanfte Warnungen und durch die Stimme der gekränkten, innigen Liebe zu rühren, und neu an ſein treues Herz zu feſſeln; aber war es ihm auch gelungen zu rühren, ſo doch nicht zu feſſeln; — wenigſtens hielt er dieſes ſchon für ein vergebliches Bemühen, wenn ihn anders nicht der böſe Feind des Mißtrauens täuſchte.

Er ſtand nun im Vorzimmer, welches durch mehrere brennende Wachskerzen hell erleuchtet war. Es öffnete ſich eine

Seitenthüre, Mathilde trat heraus. Sie erblich, als ſie ihn erblickte, — ſie wankte einem Stuhle zu; eben als Hermann dieſen ihr reichen wollte, da warf ſie ſich laut ſchluchzend an ſeine Bruſt und ſchlang die ſchönen Arme um ſeinen Nacken.

»Mathilde,« ſagte der Doctor, während er ſich der Umarmung zu entziehen verſuchte — »Mathilde, nähere Dich mir nicht; glaube ich doch die erſten Symptome des ſchrecklichen Fiebers an mir ſelbſt bemerkt zu haben, trage ich doch vielleicht ſelbſt ſchon den Tod in meinem Buſen, und mich zu berühren würde in dieſem Falle auch Dein Leben gefährden. Darum bleibe entfernt.«

»Du biſt krank?« rief Mathilde, indem ſie in der That erſchrocken einige Schritte zurückwich, »und was bewog Dich denn zu dem nächtlichen Beſuche?«

»Rief mich doch Dein Mädchen,« erwiederte Hermann, »und trieb ſie mich doch ängſtlich zur Eile an. Mußte ich da nicht vermuthen, daß Du oder die Mutter, ſchwer erkrankt, meines ärztlichen Beiſtandes bedürfe?

»O, Du Guter,« ſagte Mathilde, und die Rührung der Seele brach ihr beinahe die Stimme, »und da vergaßeſt Du auf eigene Krankheit, um uns beizuſtehen? — Du biſt ein ſeltener Menſch!«

»Alſo rief mich ein Irrthum hierher?« fragte Hermann erſtaunt — »Du und die Mutter, ihr Beide ſeid wohl?«

»Ja, ja, — ein Irrthum« betheuerte Mathilde, bemüht eine große Verlegenheit zu verbergen, »ein böſer Irrthum, der Dich aus der Nachtruhe aufſchreckte, die Dir, Deinem Ausſehen nach, wirklich ſo nothwendig ſcheint. Der Oberſt hat heute die Vorpoſten befehliget, und man brachte ihn, ſchwer verwundet, vor Kurzem nach Hauſe. Der Tapfere hatte in der Hitze des Gefechtes darauf nicht geachtet, daß eine Kugel ihm in die linke Achſel gedrungen war, bis ihn Blutverluſt und Wundfieber vom Pferde ſinken machten. Da wurde er auf einem Rüſtwagen gebettet, und nur langſam konnte man mit ihm fahren, indem er öfters ohnmächtig wurde. So kam er hier an. Man rief nach dem Arzte, nach dem chirurgien-major, — meine Liſette hatte wahrſcheinlich falſch verſtanden, und war nach Deiner Wohnung geeilet.«

»Der auf den Tod Verwundete liegt wohl in jenem Zimmer, — es iſt das Deinige, aber das nächſte am Vorzimmer, und da vergißt die Menſchlichkeit, die Theilnahme für den leidenden Nebenmenſchen wohl auf kleinſtädtiſche Spitzfindigkeiten?«

Mathilde erblaßte abermals, — die Thränen traten wieder auf's Neue in die vom vielen Weinen ohnedem ſchon hochgerötheten Augen, — ſie hielt ſich an die Lehne des Stuhles, aber Hermann fuhr fort:

»Und die Thränen, die Du vorerſt an meinem Herzen weinen wollteſt, galten wohl ihm? — Mathilde, das war lieblos! Glaube nicht, daß die buntgefleckte Schlange unter dem Kraute mir unbemerkt geblieben war. Ich ſah ſie wohl züngeln, ich bemerkte es wohl, wie, als der Fremdling in dieſes Haus einzog, aus Deinem Herzen die Treue und Anhänglichkeit, die mein Leben verſchönte, auswanderte. Du fandeſt nicht mehr, wie ſonſt ſüße Ruhe in dieſen Armen; Du ſchwureſt falſche Eide, wenn ich warnte; Du wurdeſt aufbrauſend, eine Eigenſchaft, die ich ſonſt nie an Dir bemerkt hatte, wenn ich Beweiſe gegen Deinen Widerſpruch anführte; Du ſchalteſt mich halb im Scherze einen Othello der Komödie, einen Don Guttiere, der Schattengeſtalten verfolgt, Du ſchalteſt mich in vollem Ernſte lieblos, wenn ich Dich aufmerkſam machte, wie die Flamme des Bewußtſeins hell in Deinem Geſichte aufſchlug. Aber ich hoffte immer noch; doch jetzt, wo ich fühle, wie das Fieber, auch ein Attribut der Anweſenheit dieſer unheimlichen Gäſte, in meinem Körper wühlt, wo ich vielleicht zum letzten Male Dich ſehe, jetzt beſchwöre ich Dich, ſage die Wahrheit, da ich nicht Verachtung ſtatt der heißen, redlichen Liebe für Dich in die Ewigkeit mitnehmen möchte.«

Mathilde weinte heftiger, — ſie hielt ſich nicht länger, — ſie warf ſich an Hermanns Hals.

Schon viel ſanfter als eben noch, wollte ſich dieſer ſelch ſüßen Banden entwinden. Er ſagte: »Laß mich, ich könnte auch Dir den Tod bringen.«

»Ich ſterbe gern!« ſprach ſie.

»Um meinet- oder um ſeinetwillen?«

»Frage nicht« rief ſie erſchüttert — »laß mich ſterben!«

»Sprich Wahrheit — heilige Wahrheit,« ſagte Hermann mit ſchauerlich dumpfem Tone, liebſt Du ihn? — Soll ich Dich bemitleiden, oder — verachten?«

Es drang ergreifend zu Mathildens Herz, war es doch, als tönten die fürchterlich ernſt geſprochenen Worte ihr bereits aus dem Grabgewölbe. Sie konnte nicht lügen, — jetzt nicht, — war es doch, als ſtünde ſie bereits vor dem Stuhle des ewigen Richters. Krampfhaft umklammerte ſie ſeinen Nacken, und mit gebrochener Stimme ſtotterte ſie flehend zu dem, der einſt ihr Alles war: »Nein, nicht Verachtung, — Mitleid verdiene ich, — ich, die Unglücklichſte! Eine furchtbare Leidenſchaft zieht mich zu dem Manne hin, den ich doch als Deinen Feind, als den Feind des Vaterlandes hätte haſſen, fliehen ſollen. Ich konnte ihn nicht haſſen, nicht fliehen. O, habe Mitleid, habe Nachſicht, wie der Vater im Himmel, zu dem ich täglich auf den Knien für Dich, — aber auch für ihn, — für mich Verlorene bete, die nur der Tod erretten kann.«

Hermann war erſchüttert, — er war ein Mann, ein ſeelenkräftiger Mann, doch ſolchem Angriffe zu widerſtehen, war er nicht kräftig genug. Schon wollte er die Reuige umfangen, ſie an ſein Herz drücken, ſie und ſich tröſten, daß das Erkennen der Sünde der erſte Schritt zur Beſſerung ſei; da erblickte er an dem Tuche, mit dem ſie jetzt, lautweinend, ihr Geſicht verhüllte, Blutflecken, — es war das Blut des Räubers ſeiner Seligkeit. — Es war vorüber. Er löſte die Arme, welche ſeinen Nacken umſchlangen, er trat einen Schritt zurück, und feierlich-ernſt ſprach er:

»Mathilde, lebe wohl; ich bin überzeugt, daß mich bald der Tod als rettender Genius umfangen wird. Er kann geweſen, Du vielleicht in ſeinen Armen glücklich ſein, und dann trübe nicht dieſes Glück auch nur Ein Gedanke, daß Du an meinem Tode Schuld ſeieſt. Ich war bereits todtkrank, als Du mir dieſen Becher reichteſt.«

Mathilde warf ſich jetzt, im Ausbruche einer namenloſen Wehmuth zu ſeinen Füßen, ſie umſchlang ſeine bebenden Knie, ſie flehte, ſie beſchwor ihn, — — da wurde es unruhig im Hauſe, Ordonnanzoffiziere, Ärzte, Wundärzte, Diener des Hauſes und des Verwundeten eilten die Stiege herauf, die Thüre öffnete ſich, viel Volk drängte ſich herein. — **Hermann** warf ihr noch Einen — einen ſchmerzlichen Blick zu und verſchwand.

Mathilde wankte dem Gemache zu, in welchem der Schwerverwundete auf dem ihr eigenen Bette lag.

Hermann wankte durch die noch immer lebhaft bewegten Straßen hin. Das Schwinden ſeiner Kräfte, das immer deutlicher werdende Gefühl von Unwohlſein mahnte ihn, ſich in ſeine Wohnung zu begeben, — aber ſcheuete ſich der hier ganz Einſame doch beinahe, dahin ſeine Schritte zu wenden.

Bei **Durmann** benöthigte man ſeiner. So hatte jener Mann geſprochen. Sonderbar! Erinnerte ſich doch **Hermann**, ſchon im Verlaufe dieſer Tage gehört zu haben, daß der Herr Gerichtsrath ſchwer an der gefährlichen Seuche erkrankt und daß da ſein College, der alte Doctor **Brummer**, behandelnder Arzt ſei. Es hatte ſolche Nachricht unſern mildfreundlichen **Hermann** wohl ſchmerzlich berührt, nicht im Erwachen eines ſchmählichen Brodneides, — dieſer war dem edlen Manne ein völlig fremdes Gefühl; aber er hatte ſich erinnert, wie er vor einiger Zeit die kleine **Elsbeth**, das einzige vierjährige Töchterlein, an der häutigen Bräune behandelt, und durch ſeine Tag und Nacht nicht ſchlummernde Sorgfalt errettet hatte, und wie die Mutter zu ihm geſprochen, daß ſie es nie vergeſſen werde, was er für ihren kleinen Liebling gethan. **Hermann** war erſt kurze Zeit in's praktiſche Leben des Arztes eingetreten, er hatte bisher nur immer noch die Lichtſeiten ſeines Standes vor Augen gehabt, hatte ſich von den vielen und mancherlei Schattenſeiten desſelben nichts träumen laſſen, und als ſich da eine um die andere mehr deutlich in den Vordergrund drängte, da hatte er ſich damit getröſtet, daß es wohl keinen Stand gäbe, der nicht ſein Unangenehmes mit ſich bringe; am empfindlichſten jedoch traf ihn der Undank des Publikums, dem er ſein Leben, ſeine Geſundheit, ſeine Tag- und Nachtruhe mit voller Seele weihte, und eben, um ſich über ſolchen hinauszuſetzen, war er noch zu viel Neuling in dieſen Erfahrungen, wie ſie das praktiſche Leben in Mehrzahl mit ſich bringt. Recht empfindlich traf es ihn daher auch, als er vernahm, wie die in jenem Hauſe ſeinerſeits geleiſtete ärztliche Hilfe, ſeine Bemühungen und deren überaus glücklicher Erfolg ſchnell vergeſſen und bei wieder ſich ergebender Erkrankung ein anderer Arzt vorgezogen worden war. Jeder Stand hat ſeine eigenthümlichen, beſonders empfindlichen Stellen; dieſe iſt es im Stande des Arztes; nur ein ſolcher wird aber auch das zu würdigen verſtehen, was unſern Doctor Hermann berührte, als er nun den Ruf erhielt, ſich in dem Hauſe des Gerichtsrathes einzufinden.

Er war da angekommen. An der Hausthüre ſtand ein Mädchen mit einer Leuchte, augenſcheinlich ſeiner harrend.

»Ach weil Sie nur kommen,« ſeufzte dieſe, und eilte voran, die Stiege hinan. Hermann folgte ihr.

Er trat in der gemeinſchaftlichen Wohnſtube ein. Eine ſchöne junge Frau, — ſelbſt noch mit der eiſigen Bläſſe über die edlen Züge ausgegeſſen, mit dem verſtörten Blicke des dunkelblauen Auges, ſchön — kam ihm entgegen. Es war des Gerichtsrathes Gattin. Sie ergriff ſeine beiden Hände, ſie drückte dieſe krampfhaft, ſie ſah ihn mit dem Blicke der Verzweiflung an; aber ſie brachte nur einzelne, kaum verſtändliche Worte hervor. Unter heftigem Schluchzen wies ſie auf das Nebenzimmer; mehr durch Zeichen als durch Worte bat ſie den Doctor, ihr zu folgen.

Hier, in ſeinem Bette, lag der Gerichtsrath, — ihm zur Seite ſtand die alte treue Magd, welche in dem traurigen Geſchäfte begriffen war, dem ſo eben Verſtorbenen die Augen zuzudrücken. In der andern Ecke des Gemaches, im kleinen Bettchen lag Elsbeth, das holdſelige, einzige Kind, welches dem Vater nachfolgen zu ſollen ſchien.

Nach jenem hin wies die bekümmerte Gattin, zu dieſer hin ſtürzte die troſtloſe Mutter. Da ward es unſerm Hermann wohl ſchnell erklärlich, warum er gerufen worden war, als er dem Bettchen näher trat und das Kind ſah; der myſtiſche Geiſt der Zerſtörung ſprach aus dieſen Farben des Todes, aus dieſen in ſich ſelbſt zerfallenden Zügen, aus dieſen erlöſchenden, himmelanrollenden Augen. Er näherte ſich der Kleinen.

»Bleiben Sie entfernt,« rief die Mutter, »warum ſollen Sie ſich der Gefahr der Anſteckung ausſetzen? Sie ſind berufen, noch Mehreren Hilfe zu bringen, und daher verpflichtet ſich zu erhalten. Sie können wohl auch aus einiger Entfernung mir Troſt und Rath bieten.«

»Laſſen Sie mich,« bat er, und neigte ſich ſchmeichelnd über die kleine Kranke, »ich und Elsbeth gehen, hoffentlich, denſelben Weg.«

Elsbeth war eben bei ſich. »Pſt!« befahl ſie ganz ernſt auf das ſchneeweiß angekleidete Püppchen neben ſich zeigend; — »Lieschen liegt im Sterben. Sie ſtirbt mit mir! Darum ſeid hübſch ſtille. Der Papa iſt geſtorben. Du Doctor, bleibe bei der Mutter, — ich und Lieschen müſſen mitſammen ſterben.« Sie verſank wieder in die wilden Fantaſien des Fiebers; die Mutter ſchluchzte laut, ein Strom von Thränen ergoß ſich, und es trat einige Erleichterung des ſchwer gepreßten Herzens ein. Sie ſagte weinend zu Hermann: »Meine Elsbeth iſt glücklicher als ich. Sie nimmt im kindlichen Wahne den Liebling mit ſich; ich muß den meinen ſcheiden ſehen! O, könnte mir doch die Gewißheit werden, daß mich der himmliſche Vater den Beiden bald nachfolgen ließe!«

Hermann verſuchte zu tröſten, aber ſolches gelingt da wohl nie, wo der Schmerz ein ſo neuer iſt. Er verſprach das Mögliche zu verſuchen; er ſetzte ſich an den Schreibtiſch; er ergriff die Feder; die zitternde Hand kritzelte die dem Apotheker verſtändlichen Zeichen nieder; jetzt folgte die Unterſchrift; und jetzt — ſank **Hermann** ohnmächtig vom Stuhle.

* * *

Die innere Welt des Fieberkranken, von wilden Fantaſien durchwebt, zu einem Tummelplatze gräulicher Gebilde gemacht, ſtellte im wirren Durcheinander **Hermann** an ſein eigenes Bett: er griff ſich ſelbſt nach dem Puls, er forſchte in ſeinen eigenen Zügen nach den Spuren der Zerſtörung, nach den Farben des Todes; er ſprach ſich ſelbſt das Urtheil, daß er von der ſchrecklichen Kriegspeſt im höchſten Grade befallen, unrettbar verloren ſei; — er ſah ſich ſelbſt ſterben, er fühlte, wie man ihn in den Sarg legte, — er hörte, wie er von dem Kaplane eingeſegnet, wie der Sarg zuſammengenagelt wurde. Da ſah er dann ferner, wie dieſen die Träger auf die Schulter nahmen, und wie ſich der Leichenzug langſam und feierlich durch die Straßen hinbewegte. Es hatten ſich da viele Leidtragende angeſchloſſen, und er hörte es, wie die Mitziehenden den Todten lobten, ſeine freundliche Milde, ſeine ſtets fertige Bereitwilligkeit zu tröſten und zu helfen prieſen, ſeine Geſchicklichkeit als Arzt bis an die Sterne erhoben. Ganz vorne im Zuge ging **Marianne**. Sie war in tiefer Trauer, ſie ſchluchzte und weinte, — glaubte er doch zu wiſſen, daß dieſe Trauer, dieſes Schluchzen und Weinen ihm gelte. Er ſchloß ſich ſeinem eigenen Leichenzuge an. Da bemerkte er einen Nebenmann. Es war der Gerichtsrath **Durmann**, die große, kräftige Mannsgeſtalt, mit den ernſten, faſt finſtern Zügen, die ſich der ſtrenge Gerichtsbeamte durch ein wohl dreißigjähriges Verkehren mit Mördern, Dieben und Brandlegern angeeignet hatte. **Durmann** war ein ſtreng rechtlicher Mann, ein ausgezeichneter Inquiſitor, aber kein zärtlicher Gatte, dieſes wußte die ganze

Stadt. Hermann hätte ſich nie zu ihm gezogen gefühlt, damals ſelbſt widerlich abgeſtoßen durch unfreundliches Entgegenkommen, als er ſein Kind an der häutigen Bräune behandelte; er wollte ihm auch jetzt wieder ausweichen, aber Durmann ergriff ſeinen Arm, und wie die Beiden ſo die letzten im Leichenzuge waren, da ſagte der Gerichtsrath recht freundlich zu ſeinem Nebenmanne:

»Hört, Doctorchen, es iſt ſehr Schade, daß Ihr auch geſtorben ſeid; Ihr wäret der rechte Mann für meine Marianne geweſen; ich war für ſie zu grämlich, zu unzart, zu kalt, — zu alt. Mich verdroß es zwar damals, als ſie Euch für einen vom Himmel Gefallenen erklärte, wie Ihr gleich ſelbſt dem Elsbethchen die Blutwürmer an den Hals ſetztet, gleich ſelbſt die Umſchläge auf der Kohlenpfanne erwärmtet, und wie das Kind genas, — ich geſtehe es, ich war damals auf Euch eiferſüchtig, — ich hätte Euch nie mehr zu ärztlichem Beiſtande in mein Haus rufen laſſen; aber ich war ja damals ein ſchwacher Menſch; jetzt iſt es ein Anderes: jetzt bin ich ein Geiſt! da fühlt und denkt man ganz anders, ich ſage es noch ein Mal, es iſt recht Schade, daß Ihr geſtorben ſeid. Seht nur hin, Marianne iſt recht hübſch, und gut, engelsgut iſt ſie, dies kann ich bezeugen, — war ſie ja doch mein Weib; wie hatte ſie da Nachſicht mit meinen Fehlern, wie verbarg ſie vor der Welt der Tanten und Muhmen und Klatſchſchweſtern mein oft unzartes, ſelbſt rohes Benehmen — — hört, Doctorchen, Euch hätte ich ſie vergönnt — —«

Hermann erhob ſich ein paar Schuhe hoch über die Erde, damit er bequemer, über den langen Zug hin, der vorderſten Reihe zublicken konnte, wo Marianne dicht dem Sarge folgte, in welchem er eingeſarget war. Sie war ſchön, bildſchön; — und wie er ſo hinblickte, da ſah er an ihrer Hand einen kleinen roſenrothen Engel wandeln, der der lieben Elsbeth glich. Er fühlte einen inneren, heftigen Drang, ſich den beiden lieben Geſtalten zu nähern, er wand ſich vom Arme ſeines freundlichen Nebenmannes los, — er trachtete dem langen Zuge vorzueilen — — er ſchlug begeiſtert die Augen auf; — eben hatte ſich die

Krankheit gebrochen, der Genius des Lebens ihn dem Würger abgerungen; Leichenzug, Sargträger, Caplan und Nebenmann waren verſchwunden, nur die blühende Elsbeth weilte noch. Sie ſpielte, geneſen und fröhlich, mit dem wunderſchön geſchmückten Lieschen mitten im Zimmer, in welches ſo eben die Mutter trat.

»Marianne!« ſeufzte der aus wirren Fantaſien Erwachte.

»Wie iſt Ihnen, lieber Doctor?« fragte theilnehmend die holde Frau.

»Wie einem Seligen!« erwiederte Hermann. Sein Lächeln, der Triumph des ſiegenden Lebens in dem friſch erflammenden Auge, der Ausdruck einer beruhigten Seele in den Zügen dankten der Pflegerin in langer, böſer Krankheit für Menſchenfreundlichkeit und Nächſtenliebe, entzückten dieſe, den Retter ihres Kindes gerettet zu ſehen.

Der brave alte Brummer erſchien und beſtätigte, freudig überraſcht, die Hoffnung der liebenswürdigen Pflegerin.

»Marianne,« ſprach der Geneſende nach einigen Wochen, während des erſten Luſtwandelns im Garten, — Marianne, eine Frage: — ſtarb der Oberſte?«

Marianne bückte ſich betroffen zu einem im Sturme abgeknickten Roſenſtocke, und ſagte leiſe: »Ja, am Fieber.«

»Und Mathilde?«

Eine Thräne im Auge eines ſanftfühlenden Weibes iſt eine lesbare Schrift dem, der die zarten Zeichen des weiblichen Herzens zu deuten verſteht. Hermann verſtand dieſe Thräne zu deuten. Er ſchwieg. Da kam eben Elsbethchen angeſtürmt. Er fing den kleinen Wildfang auf, er hob ihn zu ſich empor, und fragte ſchmeichelnd:

»Willſt Du mein Kind ſein?«

Mit Eifer rief Elsbeth: »Wenn Du auch die Lieſe zum Kinde annimmſt — —?«

»Marianne,« ſagte Hermann, »ich will Ihnen meinen letzten Fiebertraum erzählen.« Er erzählte und ſchloß mit den Worten: »Marianne, es iſt an Dir zu beſtimmen, ob ich zu einer ſchönen Wirklichkeit erwacht ſein ſoll? —«

Marianne ſchwieg betroffen; Elsbeth aber, durch die Erzählung gelangweilet, benützte die Pauſe, und rief: »Nun, Doctor, ſollen ich und Lieſe Deine Kinder ſein?« Da barg Marianne die gewährenden Augen und das ſtrahlende Antlitz an der Bruſt des braven Mannes. Er drückte den Kuß der Verlobung auf die ſchöne Stirne, und Mutter und Kind an ſein reues Herz.

Der Dichter und die Welt.

Ein Jüngling, edel an Geſtalt,
Dem Glut und Geiſt vom Auge ſtrahlt,
Das erſte Werk in ſeiner Hand,
Vor einer Menge Volkes ſtand.
»Ihr Leute nehmt, hier iſt mein Buch,
Nicht fürcht' ich Euren Urtheilsſpruch;
Was ich geſtrebt, gefühlt, gedacht:
In Lieder hab ich's hier gebracht.
Was in der Bruſt der Menſchen lebt,
Den Geiſt beſchwingt, die Seele hebt, —
Was innerſt im Gemüth ſich regt,
Was Euch in Luſt und Leid bewegt,
Was über uns und in uns blüht,
Wie Euch das Herz in Liebe glüht: —
Was Fantaſie in Bildern baut,
Des Dichters inn'res Auge ſchaut. —
Was uns von einer höh'ren Welt
Des Sehers feur'ger Mund erzählt, —
Der Tugend Preis, der Sünde Fluch —
Dies Alles ſagt und ſingt mein Buch.
— Dem ſchönen Stoffe ſchöne Form,
Das iſt bei uns die heil'ge Norm.
Vernehmt der Verſe Harmonie,
Den Rhythmenklang der Poeſie!«

Die Menge gafft und glotzt ihn an:
Was will der närr'ſche junge Mann?
Was er ſo warm, ſo edel ſpricht,
Ach, ſie verſteh'n — ſie rührt es nicht.
»Was ſteht Ihr kalt? Ei ſchenkt mir Gunſt
Und freut Euch an der ſchönen Kunſt!«

— Nun drängt ſich vor ein feiſt' Geſicht
Und gähnt: »Man ißt die Verſe nicht.«

»Von Stoffen ſprecht Ihr?« ruft ein Fant,
»Man hat die neu'ſten mir geſandt.«

Ein Schreiber, gar ein ernſter Wicht:
»Mit Jamben regiſtrir' ich nicht.«

Vom Stadthaus fragt ein grauer Rath:
»Iſt's was zum Nutzen unſ'rer Stadt?«

Ein Mann im dunklen Kleide ſpricht:
»Ihr ehret meine Heil'gen nicht.«

So ein Juriſt: »Mein Herr Poet!
Für mich gilt das nur, was beſteht.«

Ein Mann mit Sporn und Degen meint:
»Mit Reimen ſpießt man nicht den Feind!«

Da kommt nun auch ein Weib herbei
Und fragt: »ob es ein Kochbuch ſei?«

Und eine Dame der haute volée
Will nur Franzöſiſches — per se!

»Ich ſteh' auf keinem Verſefuß,«
Erklärt ein Metaphyſikus.

Vornehm verſetzt ein Cavalier:
Von *Pferden* ſchreibt und dichtet mir!

Nun noch ein Mann der Induſtrie:
Verlegt Euch auf *Maſchinerie*!

Zuletzt ein Männlein ſtolz gar ſehr:
Er ſagt uns ja nichts Neues mehr!«

Den Dichter, der mit einem Mal
Die Welt erkennt und ſeine Qual,
Verwundet tief des Schmerzes Dorn;
Vom Auge ſprüht ihm edler Zorn,
Er wirft den Blick verächtlich ſtumm,
Auf das Gemeine rings herum,
Und weit von ihnen will er flieh'n;
Da tritt ein Mädchen jetzt vor ihn
Den Weg verſperrend, den er ſucht:
»Halt ein, mein Freund! auf feiger Flucht!«

Der Jüngling ſteht und ſieht verwirrt,
Was ihn ſo gäh, ſo ſüß beirrt?
Ein Mädchen iſt's wie hold, wie ſchön!
Als ſtammte ſie von Himmelshöh'n.
Und ſieh! auf ihrem Scheitel brennt
Ein Doppelſtern, den er erkennt —
»Nur *Jugend* glüht und glänzt ſo froh,
Nur *Liebe* flammt und leuchtet ſo!«
Die Arme ſtreckt ſie nach ihm hin:
»Du weißt, daß ich die Deine bin,
Ich ewig ſchön und ewig jung,
Du kennſt mich — die *Begeiſterung*!
— Biſt Du mir treu in reiner Glut,
So dringſt Du durch — *es ſiegt was gut*.

Wen meines Odems Hauch beſeelt,
Der geht, ein Sieger, durch die Welt!«
— Sie küßt den Jüngling, und enteilt
Nach höh'ren Sphären, wo ſie weilt.

O dieſes Augenblick's Genuß!
Und ſeit ſie gab den ſüßen Kuß,
Und ſeit ſie ſprach das liebe Wort
Sang ſtillbeglückt der Dichter fort.

Karl M. Kaltenbrunner.

Tempora mutantur.

Es iſt vollbracht! Wir ſchieden ohne Klage,
Kaltblütig, ſpurlos, wie der Undank flieht,
Zur Sommerzeit an einem düſtern Tage
Ein Wolkenſchatten über Wieſen zieht.

Dein dunkles Auge ſtreifte mich verſtohlen —
Ein Jugendfreund, der kalt vorüberſchritt,
Und längſt vergaß, daß einſt das Gottbefohlen
Von meinen Lippen ihm das Herz durchſchnitt.

D'rauf gaben wir die Hände uns gelaſſen
Wie Leute, die ein Zufall hat gepaart,
Die ſich nicht lieben, aber auch nicht haſſen
Gelernt auf einer kurzen Reiſefahrt.

Dann ging es fort, als hätte nie die Ahnung,
Daß wir uns lieben könnten, Dich durchbebt;
Ich ſelber fühle wachend keine Mahnung,
Wie ſchön es ſich in Deiner Nähe lebt.

Im Traum nur will's mich oftmals überkommen,
Als ſchlage noch an meiner Bruſt Dein Herz,
Wie man an Gliedern, jüngſt erſt abgenommen,
Durch Nerventäuſchung fühlt den alten Schmerz.

Levitſchnigg.

Der Lootſe von Helgoland.

Novelle von Louiſe Beck.

Finſter und in ſich gekehrt, ſaß der reiche Kaufmann, Herr **Friedrich Braun**, in ſeinem Arbeitszimmer vor dem mit wichtigen Briefen und Papieren ganz bedeckten Schreibtiſch; er hatte die ſorgenſchwere Stirne in die Hand geſtützt, ihm lächelte der ſchöne, freundliche Sonntagsmorgen vergebens, der Tauſenden heute Erholung und Ruhe nach angeſtrengter Arbeit verſprach, denn in tiefes Nachdenken verſunken, ſchien ſein Geiſt mit Gegenſtänden beſchäftigt, deren hohe Wichtigkeit ihn Alles um ſich her vergeſſen ließen. — Unbeweglich vor ſich hin ſtarrend, bemerkte er den eben erfolgten Eintritt ſeiner Gattin — einer ſchlanken, edlen Geſtalt, deren etwas bleiche Züge noch immer die Spuren ehemaliger ausgezeichneter Schönheit verriethen — nicht eher, bis ſie ihn leiſe bei ſeinem Namen rief, und mit faſt ſchüchtern klingendem Tone die Frage hinzufügte: ob er denn an dem heutigen Morgen nicht mit ihr zu frühſtücken geneigt ſei? — »Nein! laſſ' mich in Frieden!« entgegnete der Angeredete rauh, — »Du weißt, daß ich unzeitige Störungen haſſe, und dennoch ſollen ſie mir nicht erſpart werden? Muß ſich denn Alles vereinigen, mich zu quälen?« — »Vergib mir, Friedrich,« erwiederte die zarte Frau mit leiſem Erröthen, — »Du ſollſt nicht mehr beläſtigt werden, wenigſtens von mir nicht,« — betheuerte ſie ſeufzend und wollte ſich ſchnell entfernen; ihr Gatte aber, den ſein unfreundlicher Empfang nun doch wohl reuen mochte, rief ſie zurück, ſah ihr einige Minuten ſtarr in's Antlitz, und ſprach dann in halb begütigendem, halb vorwerfendem

Tone: »Wieder Thränen, Amalie? ich hätte Dich nachſichtsvoller geglaubt! Du kennſt die unheilvolle Zeit, in welcher wir gegenwärtig leben, weißt, welch ſchwere Laſt auf meinen Schultern ruht — und dennoch Thränen, weil mein Unmuth mich zuweilen heftig macht? weil die Zeit mir koſtbar iſt, weil ich ſie nicht wegtändeln, nicht wegſcherzen kann, wie ehedem?« — »Tändeln? ſcherzen? Du nennſt da zwei Worte, deren Bedeutung ich längſt nicht mehr kenne,« — verſetzte Amalie ſanft — »der Ernſt des Lebens hat mich ſie vergeſſen gelehrt — ſie liegen mit dem Frieden meines Herzens in einem tiefen, feuchten Grabe, und ſchon ſeit Jahren wälzen ſich die Fluten der Nordſee majeſtätiſch rauſchend über ſie hin!« — »Amalie!« rief Braun, heftig auffahrend — »kannſt Du denn nie vergeſſen?« »Niemals!« erwiederte ſie ſchmerzlich, indem ſie ſich raſch von ihrem Gatten abwandte. In dieſem Augenblicke hörte man ein leiſes Pochen an der Thüre, ſie wurde geräuſchlos geöffnet, und Braun's alter Buchhalter trat in Begleitung eines jungen Mannes ein, den er ſeinem verehrten Prinzipal unter tiefen Verbeugungen als Denjenigen vorſtellte, der ihm zu dem vorhabenden Geſchäft von Allen am tauglichſten erſchienen ſei. —

Braun betrachtete den Jüngling, deſſen Äußeres allerdings eben ſo auffallend als anziehend war, nicht ohne ſichtliches Wohlgefallen, auch war er eben im Begriff, einige Fragen an ihn zu richten, als ſein Blick zufällig auf Amalien fiel, die regungslos, ihre Augen feſt auf den jungen Fremdling gerichtet, da ſtand, und gleichſam in ſeinem Anſchauen verloren zu ſein ſchien. — Verwundert über dies ſeltſame, ihm unbegreifliche Benehmen ſeiner Gattin, auch wohl noch verletzt über ihre früher gethanen Äußerungen, gebot er ihr jetzt ziemlich unſanft, ſich zu entfernen, worauf ſie plötzlich zuſammenſchrak, wie aus einem tiefen Traume zu erwachen ſchien, und das Zimmer in heftiger Bewegung verließ. — Ohne dieſen Vorgang weiter zu beachten, wandte ſich der Handelsherr nunmehr an den jungen Fremdling, hieß ihn freundlich willkommen, und fragte ihn gütig nach Namen und Vaterland.

»Ich heiße Erich Anderſen« — erwiederte der Jüngling mit beſcheidenem Freimuth — »mein Geburtsort iſt die ſchöne Nordſeeinſel Helgoland, und dies metallene Lootſenzeichen hier möge Euch, edler Herr, von meinem Stande unterrichten!« — »Wie?« rief Braun erſtaunt, »wär's möglich, Du ſchon Lootſe? in Deinen Jahren?« — »Kehrt Euch nicht an meine Jugend, Herr,« entgegnete Erich lächelnd, — »ich bin ein Seemann, mit den Wellen vertraut, die mich lieben, weil ich auf ihnen meine Heimat finde; ich habe die Erfahrung meines Vaters und den Muth meiner Landsleute geerbt, regiere meine Schaluppe trotz Sturmgeheul und Wogengebrauſe; ſchon manches ſtolze, aus fernen Landen kommende Schiff wurde glücklich durch mich in den ſicheren Hafen geleitet, und gilt es eine raſche, kühne That, wird Erich Anderſen gewiß dabei nicht fehlen!« — »Ja, mein hochverehrter Herr Prinzipal,« nahm Hilbert, ſo hieß der alte Buchhalter, jetzt das Wort, — »ich kenne dieſen jungen Mann, er wird unſer Vertrauen nicht täuſchen, wird meiner Empfehlung Ehre machen, und das wichtige Geſchäft, das wir ihm aufzutragen gedenken, zu unſerer Zufriedenheit ausführen.« — »Meinen Sie, Hilbert?« fragte der Handelsherr, den Jüngling immer aufmerkſamer betrachtend. »Ich bin deſſen gewiß!« betheuerte Dieſer mit ungewöhnlicher Zuverſicht. — »Nun denn, unſer Geſchäft hat Eile!« rief Braun jetzt plötzlich entſchloſſen — »Erich Anderſen, morgen Abend um zehn Uhr erwarte ich Dich wieder hier in dieſem Kabinet, dann ſollſt Du mehr erfahren.« — »Ich werde pünktlich erſcheinen, edler Herr,« entgegnete Erich mit freundlicher Ruhe, — »glaubt mir, was mein Bischen Verſtand begreifen und ein kühner Muth ausführen kann, das will ich vollbringen; traut meinem Worte und lebt wohl!« — Der Jüngling neigte ſich ehrerbietig und verließ hierauf, von Hilbert begleitet, das Gemach; Braun ſah ihm noch eine Zeit lang gedankenvoll nach, dann erhob er ſich raſch von ſeinem Sitze, ging einige Male mit ſchnellen Schritten im Zimmer auf und ab, und eilte endlich, wie von einem plötzlichen Einfalle überraſcht, zur Thüre hinaus, die er jedoch mit der größten Sorgfalt hinter ſich verſchloß.

Friedrich Braun war der einzige Sohn eines, wenn auch eben nicht reichen, doch ziemlich wohlhabenden Kaufmannes in der alten, weltberühmten Hanſeſtadt Hamburg. Friedrich hatte ſich in ſeiner Jugend ſo gründliche Kenntniſſe erworben, er beſaß ſo viel Spekulationsgeiſt, mit einem unermüdeten Fleiß verbunden, daß er mit vollem Rechte hoffen durfte, es werde ihm, wenn das Glück ſeine Unternehmungen nur einigermaßen begünſtige, mit der Zeit gelingen, ſeines Vaters Handlung nicht nur weiter auszubreiten, ſondern ſie ſogar denjenigen der reichſten Kaufleute ſeiner Vaterſtadt gleich zu ſtellen. Der Ehrgeiz, ſich emporzuſchwingen und eine bedeutende Stellung in der Handelswelt zu erlangen, welcher ſchon den Knaben beſeelte, erhielt einen noch weit mächtigeren Sporn, als die Liebe in dem Herzen des Jünglings erwachte. Amalia Werner, die Tochter des an Glücksgütern reich geſegneten Kaufmannes Andreas Werner, eine der reizendſten Jungfrauen Hamburg's, war es, welche die glühendſte Leidenſchaft in Friedrichs Bruſt entflammt hatte. Er ſah, er dachte nur ſie, ihr Beſitz ſchien ihm das wünſchenswertheſte Gut, ihn zu erringen, das höchſte, würdigſte Ziel ſeines raſtloſen Strebens zu ſein. Auch Amalie war dem ſchönen, geiſtreichen, gebildeten Jünglinge nicht abhold, auch ſie hatte ihn gerne zu ihrem künftigen Gatten gewählt; allein ſie kannte die Geſinnungen ihres Vaters nur allzugut, wußte, daß er nimmermehr in eine Verbindung mit dem, in ſeinen Augen unbedeutenden Krämer willigen werde, daß ſein Stolz durch den leiſeſten Antrag der Art auf's Höchſte beleidigt ſein würde, und daß folglich für die Erfüllung ihrer Wünſche durchaus keine Hoffnung vorhanden ſei. Amalie verhehlte dieſe ihre innere Überzeugung dem Geliebten keineswegs, ſie ſchilderte ihm den Charakter ihres Vaters, beſchwor ihn, keinen Schritt zu thun, der nur den Zorn desſelben erregen, ihnen Beiden jedoch durchaus keinen Vortheil bringen würde; allein Friedrich ließ darum den Muth noch nicht ſinken, er theilte Amalien ſeine Plane, ſich empor zu ſchwingen, mit, und bald gelang es ſeiner ſiegenden Überredungskunſt, auch in ihrer Bruſt den Glauben an eine heitere, beglückende Zukunft zu erwecken.

Aber freilich lag dieſe Zukunft noch in weiter Ferne, freilich mußte die launenhafte Göttin Fortuna Friedrichs glänzende Entwürfe erſt ausführen helfen, mußte ſeine Unternehmungen begünſtigen, ſein Streben belohnen, bevor er das Ziel, an das ſeine jugendliche Fantaſie ihn wie auf leichten Flügeln trug, auch wirklich erreichte. Während die beiden Liebenden ſich den beſeligendſten Träumen überließen, und Friedrich ſeine Amalie, die er zuweilen bei einer vertrauten Freundin der Letzteren ſprechen durfte, ſtets mit neuen Hoffnungen erfüllte, ereignete ſich plötzlich eine Gelegenheit, welche dieſe Hoffnungen in der That auf eine höchſt unerwartete Weiſe krönen zu wollen ſchien.

Friedrichs Vater erhielt nämlich durch einen ſeiner Korreſpondenten den erfreulichen Antrag zu einer höchſt vortheilhaften Handelsverbindung mit einem ſehr bedeutenden Hauſe in New-York, wenn er ſich entſchließen könnte, das vorhabende Geſchäft entweder perſönlich oder durch einen ſachkundigen Stellvertreter leiten zu laſſen. Nichts konnte für Friedrich willkommener ſein, als dieſer Antrag, in dem er den erſten Schritt zum fernen Ziele, den erſten Grundſtein zu dem Gebäude ſeines künftigen Glückes zu erkennen glaubte; zwar ſchmerzte ihn der Gedanke an die lange Trennung von Amalien tief; allein er war, trotz ſeiner Leidenſchaft für ſie, zu wenig Schwärmer, um, was auch ſein Herz dabei empfinden mochte, den Zweck ſeines Lebens auch nur einen Moment aus den Augen zu verlieren. Binnen kurzer Zeit waren alle Angelegenheiten gehörig geordnet, alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe bereits getroffen; Abſchied nehmend trat er zum letzten Male vor Amalien, gelobte ihr ewige, unwandelbare Treue, beſchwor ſie, ſeiner Liebe feſt zu vertrauen, und ihm ihre Hand ſo lange zu bewahren, bis er, ihrer würdig, wiederkehren und dieſelbe von ihrem Vater erbitten werde. Gerne verſprach die ſechzehnjährige Jungfrau dem Geliebten, ſeiner geduldig zu harren gerne wiederholte ſie die oft gegebene Verſicherung, keinem Anderen, als ihm, dereinſt ihre Hand zu reichen, gerne gelobte ſie ihm unter heißen Thränen, den Himmel täglich um Schutz für ihn anzuflehen; — beruhigt durch dieſe Verſicherungen und voll Hoffnung auf ein glückliches Wiederſehen, ſchied Friedrich bald nachher von der theuren Heimat, um in einem fernen Welttheile die Schätze zu erwerben, deren er bedurfte, ſich dereinſt das höchſte Kleinod ſeines Lebens, Amaliens Hand, damit zu erkaufen.

Jahre waren allmälig dahin geſchwunden, während denen Amalie durch jene bereits erwähnte Freundin zuweilen Nachrichten von Friedrich erhielt, die ihr den glücklichen Fortgang ſeiner Geſchäfte mittheilten und ihr die frohe Ausſicht zeigten, daß er ſein Ziel ganz gewiß dereinſt erreichen werde. Inzwiſchen war es der nunmehr in üppiger Jugendfülle blühenden Jungfrau ſtets gelungen, ſich den häufigen Bewerbungen um ihre Hand unter mancherlei Vorwänden zu entziehen, die ihr Vater auch immer gelten ließ, weil er ſelbſt jene Freier glücklicher Weiſe nicht nach ſeinem Sinne fand; bald aber ſollte die Lage der Dinge ſich ändern, bald ſollte die arme Amalie erfahren, daß es noch weit ſchmerzlichere Leiden gibt, als die der Trennung von dem Geliebten, daß das unerbittliche Schickſal gar häufig Opfer verlangt, welche man bringen zu können für unmöglich hält, bis die unabänderliche Nothwendigkeit uns mit eiſerner Gewalt dazu zwingt, ob auch das Herz darüber verbluten, der ſchöne Traum von Glück und Frieden auf ewig von uns ſcheiden muß. Was ſich ſchon ſo häufig ereignet, ſo Manchen, der eben noch im Überfluß zu ſchwelgen glaubte, in das tiefſte Elend geſtürzt hat, das ereignete ſich auch jetzt wieder — nämlich eines der größten Handlungshäuſer in London brach plötzlich, und riß Amaliens Vater, welcher in nur allzu genauer Verbindung mit demſelben ſtand, unaufhaltſam mit ſich in ſeinen Fall.

Kaum war die ſchreckliche, nicht zu verbergende Nachricht allgemein bekannt worden, kaum hatte der alte Werner ſich von dem erſten, betäubenden Schmerz über den entſetzlichen Schlag, der ihn zum Bettler machte, einigermaßen erholt, als Sir Eduard Haſtings, ein reicher Engländer in ziemlich vorgerückten Jahren, der ſein Haus ſchon früher zuweilen beſucht hatte, ihn dringend zu ſprechen begehrte. So wenig Werner in ſeiner gegenwärtigen Lage geeignet war, Beſuche zu empfangen, fühlte er gleichwohl, daß er dem ſtolzen Britten, den er überdies als einen Ehrenmann kannte, den Zutritt nicht verweigern dürfe; wie groß war jedoch ſein Erſtaunen, wie unausſprechlich ſein Entzücken, als er, der beinahe zu träumen glaubte, den ihm völlig unerwarteten Antrag deſſelben hörte. Sir Haſtings bot ihm nämlich einen Theil ſeines ungeheuren Vermögens an, ſich damit vor dem Bankerotte zu retten und alle ſeine Zahlungen zu leiſten, wenn Herr Werner ihn dafür als Sohn annehmen, ihm ſeine reizende Tochter zur Gattin geben, oder vielmehr, wenn Amalie ſich entſchließen wollte, ihm ihre ſchöne Hand am Altare zu reichen.

Werner's Freude war jetzt eben ſo gränzenlos, als ſeine frühere Verzweiflung; er konnte dem Engländer ſeine Verwunderung über dieſen großmüthigen Antrag um ſo weniger verbergen, als dieſer nie eine beſondere Zuneigung für Amalien gezeigt, ſich ihr niemals auffallender zu nähern verſucht hatte, als dies im geſelligen Leben unter gebildeten Menſchen gewöhnlich der Fall iſt. Sir Eduard Haſtings entgegnete jedoch auf dieſe Bemerkung, daß er allerdings ſchon ſeit langer Zeit die zärtlichſte Neigung für Amalien gehegt, es gleichwohl aber nicht gewagt habe, in ſeinen Jahren der reichen Erbin eines der geachtetſten Handelsherren dieſelbe blicken zu laſſen; nun aber, da ſeine Hand ihr den theuren Vater vom Untergang zu retten, ſie ſelbſt der Armuth, dem Mangel zu entreißen im Stande ſei — nun habe er den Muth gefaßt, ſie ihr anzubieten, überzeugt, daß ſie die Ungleichheit der Jahre dem Manne vergeben werde der die Ihrigen wieder mit allen Genüſſen des Lebens, mit allen Freuden des Überfluſſes freundlich zu ſchmücken bereit ſei.

Wie hätte Herr Werner in ſeinem Entzücken nur einen Augenblick an der Einwilligung ſeiner Tochter zweifeln, wie den geringſten Widerſtand von ihrer Seite befürchten können, da ſie ja in Sir Haſtings den Retter, den Wohlthäter ihrer Aller verehren mußte, ihr Herz auch überdies, ſeiner Meinung nach, noch völlig frei war? Er ertheilte daher dem künftigen Schwiegerſohne ſchon im voraus die beſten Hoffnungen, verſprach, alſobald mit ſeiner Tochter zu reden, und war nicht wenig erſtaunt, als er ſie nach Sir Haſtings Entfernung bei der Nachricht des ihr bevorſtehenden Glückes plötzlich erbleichen und mit dem unverkennbaren Ausdruck des tödtlichſten Entſetzens zuſammen ſinken ſah.

Amalie hatte in dieſem ſchmerzlich überraſchenden Augenblicke zwar nicht die Kraft, dem erſchrockenen Vater die Urſache ihres traurigen Zuſtandes zu verbergen, allein ſie war eine zu gute Tochter, um das Glück ihres Herzens ſeiner Rettung nicht willig zu opfern; kaum hatte ſie ſich daher einigermaßen erholt, als ſie ſich bereit erklärte, ihrer Liebe zu entſagen, und Sir Eduard Haſtings die Hand zu reichen. — Was Amalie empfand, als ihr nunmehriger Bräutigam nach erhaltenem Jawort die Anſtalten zur Hochzeit mit faſt jugendlichem Feuer betrieb, läßt ſich nur fühlen, nicht ausſprechen; gleichwohl beſaß ſie Seelenſtärke genug, ihren namenloſen Schmerz vor Vater und Bräutigam zu verbergen, ihn tief in ihre gequälte Bruſt zu verſchließen, und in der ſchönen Überzeugung erfüllter Kindespflicht Troſt und Muth zum ferneren Leben zu ſuchen. — Das ſchwerſte, martervollſte Geſchäft für die arme Leidende war ihr letzter Brief an Friedrich; heiße Thränen verlöſchten die bitteren Abſchiedsworte, in denen ſie dem Geliebten ihr zerriſſenes Herz, aber auch die unvermeidliche Nothwendigkeit ihres großen Opfers enthüllte — ihm den ſie einſt ſo hoch beglückenden Schwur ſeiner unwandelbaren Treue feierlich zurückgab, und ihn beſchwor, ſie mindeſtens nicht zu haſſen, weil ſie, nur dem Gebote der Pflicht gehorchend, der Liebe auf ewig entſagt, alle ſeine Hoffnungen grauſam vernichtet und ihr beiderſeitiges Daſein von nun an freudenarm gemacht habe. — Noch war dieſem Briefe die Bitte hinzugefügt, daß er ihr vergeben, jedoch nach Empfang desſelben keine Zeile mehr an ſie richten möge, da ſie, als Gattin eines Andern, in keiner, ſelbſt der ſchuldloſeſten Verbindung mehr mit ihm ſtehen dürfe. Die heißeſten Wünſche für ſein Wohlergehen, die rührendſten Betheuerungen, daß ſein theures Bild nie, niemals in ihrem Herzen erlöſchen werde, waren die letzten, kaum lesbaren Worte dieſes Schreibens, das, nachdem ſie es vollendet hatte, ihr nun ſelbſt als das Todesurtheil ihres ganzen irdiſchen Glückes erſchien. — Während Amalie, deren Hochzeitfeſt bald nachher auf das Glänzendſte gefeiert ward, an Haſtings Seite der ſtrengſten Pflichterfüllung lebte, hatte Friedrich jenen Scheidebrief zugleich mit einem Schreiben ſeines Vaters erhalten, der ihm unter mehreren anderen Neuigkeiten auch die bereits vollzogene Verbindung Amalien's mittheilte, ohne zu ahnen, wie tief er ſeinen unglücklichen Sohn mit dieſer Nachricht verwundete. — Friedrich's Schmerz gränzte beinahe an Verzweiflung; Amalien's Beſitz war der Inbegriff aller ſeiner Wünſche, das Ziel ſeines ſeitherigen raſtloſen Strebens, der Lohn für faſt übermenſchliche Anſtrengung und Arbeit. Seine Leidenſchaft für ſie ſtieg, wo möglich, noch bei der Gewißheit ihres Verluſtes; er war nicht geeignet, einen großen Schmerz männlich zu tragen — dem Wahnſinnigen gleich, der gegen ſeine Ketten tobt, würde auch er in blinder Wuth die Feſſeln ſeines Daſeins vielleicht zerſprengt haben, wenn ihn ein treuer Freund nicht gewaltſam davon abgehalten, ihm das Sträfliche ſeines Beginnens gezeigt, und ihn endlich zu einer gefaßteren, ruhigeren Anſchauung des Geſchehenen gebracht hätte.

Wenn nun Friedrich, durch die Bemühungen ſeines Freundes auf Amalien's ſchreckliche Lage, welche ihr nur die Wahl zwiſchen Pflicht und Liebe ließ, aufmerkſam gemacht, allmälig anfing, ſie zu entſchuldigen; wenn er ſie endlich ſogar als

Märtyrin der Kindestreue, als bejammernswerthes Opfer fremden Eigennutzes betrachtete: ſo mehrte ſich dagegen ſein glühender Haß gegen ihren Gatten auch von Tag zu Tag; er allein ſchien ihm der Schuldige, in ihm allein erblickte er ſeinen bitterſten Feind, den Rauber ſeines Glückes, den argliſtigen Heuchler, der, Werner's trauriges Geſchick ſchlau benützend, Amalien's Beſitz mit ſeinem Golde erkauft habe, um ihr ein glanzendes Elend zu bereiten. Tauſenderlei Plane, nach Europa zurück zu kehren, ſich an Sir Haſtings zu rächen, auf Tod und Leben mit ihm zu kämpfen, Amalien's Ketten zu löſen, durchkreuzten ſein Gehirn; allein auch über dieſe leidenſchaftlichen Aufwallungen des Haſſes ſiegte nach und nach die Beredſamkeit ſeines treuen Freundes; er ſah endlich ein, daß Alles, was er unternehmen könnte, Amalien's traurige Lage verſchlimmern, daß er ſich daher in ſein Schickſal ergeben, und ihr entſagen müſſe. Zuletzt gewann er ſogar die Kraft wieder, ſich aus dem Zuſtande troſtloſer Unthatigkeit empor zu reißen, ſich ſeinen Geſchaften, die ihm bald ein erwünſchtes Ende verhießen, auf's Neue zu weihen, und in angeſtrengter Arbeit, wenn auch nicht Linderung, doch mindeſtens Betäubung für den Schmerz, der ihn verzehrte, zu erringen.

Mehrere Jahre waren vergangen, Amalie, die ihren würdigen Gatten inzwiſchen täglich höher ſchätzen, täglich inniger verehren gelernt, wiegte bereits einen holden Knaben auf ihrem Schooße, als **Sir Eduard Haſtings** plötzlich erkrankte und trotz aller arztlichen Bemühungen, trotz der ſorgfaltigſten Pflege, ſchon nach wenig Tagen in ihren Armen verſchied. Amalie betrauerte ſeinen Verluſt tief; hatte auch, von ihrer Seite wenigſtens, nicht Liebe das Band zwiſchen ihnen geſchlungen, ſo feſſelten Achtung und Dankbarkeit ſie darum nicht minder feſt an den edlen Mann, der ihren Vater von Schmach und Elend gerettet, ihr ſelbſt durch die zarteſte Aufmerkſamkeit, durch das liebevollſte Zuvorkommen ihrer leiſeſten Wünſche ein beneidenswerthes Loos bereitet hatte.

Das Teſtament, welches Sir Eduard Haſting unmittelbar nach ſeiner Vermälung gerichtlich niederlegte, gab bei Eröffnung deſſelben einen neuen, unwiderleglichen Beweis ſeiner zärtlichen Neigung für die geliebte Gattin; er hatte ſie darin, ohne alle Einſchränkung, zur Univerſalerbin ſeines ganzen Vermögens, ſelbſt wenn ihre Ehe kinderlos bleiben ſollte, ernannt; hatte ihr, auch in dem Falle, daß er ſich eines Leibeserben erfreuen dürfe, volle Gewalt über ſeinen Nachlaß zugeſichert, ſo zwar, daß das Kind, welcherlei Geſchlechtes es auch immer ſei, durchaus nicht eher Anſpruch auf ſein väterliches Erbe haben ſollte, als nach Amalien's Tode, es wäre denn, daß dieſe ſelbſt ſchon früher Verfügungen zu deſſen Gunſten zu treffen ſich geneigt und willig erkläre.

Dieſes Teſtament erregte natürlicher Weiſe allgemeines Aufſehen; man beneidete die Glückliche, die in der Blüte ihrer Jahre, frei von jeder läſtigen Feſſel, im Beſitz eines ungeheuren Vermögens, ſich von nun an alle Freuden, alle Genüſſe des Lebens in verſchwenderiſcher Fülle bereiten konnte. Von allen Seiten wurden jetzt Plane gemacht, ihr den Witwenſchleier ſobald als möglich wieder zu entreißen; jeder ſpeculative Vater beſtimmte ihr ſeinen hoffnungsvollen Sohn, jeder heirathsfähige Mann bemühte ſich, ihr den Verlornen zu erſetzen; allein ſie wies dieſe zudringlichen Bewerber alle mit ernſter Würde zurück, ſah nur einen kleinen Zirkel ihrer vertrauteſten Freunde bei ſich, und lebte einzig und allein für ihren holden, kaum zweijährigen Knaben William, den ſie mit der innigſten, mütterlichſten Zärtlichkeit pflegte, und in deſſen Daſein ſie ihre höchſte Freude, ihr ganzes Glück zu finden ſchien.

Ungefähr ein halbes Jahr nach Sir Eduard Haſtings Tode, kehrte Friedrich Braun nach Europa und in ſeine Vaterſtadt Hamburg zurück. Er hatte durch die brieflichen Mittheilungen ſeines Vaters bereits erfahren, daß Amalie Witwe geworden ſei. Dieſe Nachricht entflammte die längſt erloſchene Hoffnung auf ihren Beſitz auf's Neue in ſeiner Bruſt; er beſchleunigte daher ſeine Abreiſe von New-York, durchſchnitt die Wellen des Meeres mit ungeduldiger Sehnſucht, und fühlte, nun endlich auf heimatlicher Erde angelangt, ſein Herz von bangen Zweifeln, von ängſtlicher Sorge zerriſſen, ob nicht abermals ein ſchöner Traum ihn getäuſcht, ob ſie ſeiner während der langen Trennung auch noch gedacht habe, ob ſie die früher gehegte Neigung wohl noch jetzt für ihn empfinde, und dem Manne die Schwüre der Treue halten werde, die der Jüngling vor Jahren von ihren Lippen empfing? — Friedrich war nicht der Mann, welcher dieſe Ungewißheit lange zu ertragen vermochte, er verlangte eine ſchnelle Entſcheidung ſeines Schickſals, wollte wiſſen, was er zu hoffen, was zu fürchten habe? Ohne daher Amalien vorher von ſeiner Ankunft unterrichten zu laſſen, überraſchte er ſie eines Morgens in ihrer Wohnung, überzeugt, daß der Eindruck, den ſeine unerwartete Erſcheinung auf ſie machen werde, ihm ihre Gefühle am deutlichſten zu verrathen vermöchte. — Das heiß erſehnte Wiederſehen der ſo lange Getrennten entſprach in der That Friedrich's kühnſten Erwartungen. Amalie hatte den Geliebten, dem ſie einſt mit blutendem Herzen entſagen mußte, nicht vergeſſen; ſein Bild ruhte tief in ihrer Bruſt, obgleich ſie ihre Pflichten als Gattin und Mutter im ſtrengſten Sinne des Wortes erfüllte; jetzt, nachdem der Tod das Band, das ſie an einen Andern feſſelte, gelöst hatte, jetzt, nachdem ſie ſich ihren Gefühlen ohne Vorwurf überlaſſen durfte, war ſie auch weit entfernt, dieſelben ſowohl vor dem Gegenſtande ihrer Zärtlichkeit, als vor den Augen der Welt verbergen zu wollen. Von den Armen des reizenden Weibes umſchlungen, vergaß Friedrich bald die Leiden jahrelanger, ſchmerzlicher Entſagung, nur wie eines bangen Traumes erinnerte er ſich jetzt noch jener qualvoll verlebten Tage, jener ſchlaflos durchwachten Nächte, in denen er ſo oft den Tod als willkommenen Retter herbeirief. Die trübe Vergangenheit trat immer weiter in den Hintergrund ſeiner Seele zurück, immer freundlicher lächelte ihm das Bild einer glücklichen Zukunft entgegen, und ſo kannte er denn nun keinen andern Wunſch, kein anderes Verlangen mehr, als daß der heiß erſehnte Tag endlich erſcheinen möge, an dem es ihm vergönnt ſein werde, Amalien auf ewig die Seinige zu nennen.

Wirklich ſtand nach verfloſſenem Trauerjahre ihrer Verbindung auch nichts mehr im Wege; ihre beiderſeitigen Vermögensumſtände waren ſich ſo ziemlich gleich, die Herzen einig, ihre Väter vollkommen zufrieden mit dieſem Bündniß, und Amalie würde ſich demnach für die Glücklichſte ihres Geſchlechtes gehalten haben, wenn nicht ein Umſtand ihre Bruſt mit einer leiſen Sorge erfüllt und einen Tropfen bitterer Wehmuth in den ſüßen Kelch ihrer Freuden geträufelt hätte. Dieſer Umſtand war nämlich der: ſo glühend Friedrich Amalien liebte, eben ſo heftig, eben ſo unüberwindlich war ſeine Abneigung gegen ihren armen Knaben, den unſchuldigen William. Vergebens ſuchte er dies Gefühl mit allen Waffen der Vernunft zu bekämpfen, umſonſt ſtrebte er, es mindeſtens den Augen der Mutter zu verbergen. Wenn er das Kind auf ihrem Schooße erblickte, wenn ſie es mit zärtlicher Rührung betrachtete und mit ſeliger Freude an ihre Bruſt drückte, dann ward dieſe Abneigung ſtärker, als ſeine feſteſten Vorſätze, dann beſtürmten Empfindungen ſeine Bruſt, die er eben ſo wenig zu verhehlen als zu beherrſchen vermochte. Haß gegen den, obwohl längſt dahin geſchiedenen Vater des Knaben, Eiferſucht auf William, der ihm, wie er wähnte, einen Theil von Amalien's Liebe raubte, Erbitterung, daß dies Kind nicht ſein Kind ſei, und heimlicher Unwille auf Amalien, die gleichwohl das ihm fremde, verhaßte Weſen mit der innigſten Zärtlichkeit liebte, zerriſſen in ſolchen Augenblicken wechſelweiſe ſein Inneres; er fühlte ſich beklemmt, zerſtört, in tiefſter Seele verletzt, und nur, wenn Amalie das Kind ſeiner Wärterin übergab, wenn der Gegenſtand ſeiner Abneigung entfernt wurde, dann erſt kehrte der Friede, das Bewußtſein ſeines Glückes und die ſelige Überzeugung, daß Amalie ihn eben ſo innig liebe, als ſie von ihm geliebt werde, in ſein Herz zurück. Wohl konnte der künftigen Gattin, der Mutter, dieſe Entdeckung nicht gleichgültig ſein, allein ſie hoffte, daß die Zeit Friedrich's Abneigung gegen den Knaben mildern, ja endlich wohl gänzlich heben werde; ſie baute auf ſeinen Edelmuth, auf ſeine Gerechtigkeitsliebe, die ihn bei ſich ſelbſt anklagen mußte, ſie traute ſich Macht genug zu, den finſtern Dämon nach und nach zu verbannen, den ſchneidenden Mißton blinder Eiferſucht in die reine Harmonie der Liebe aufzulöſen, und ſo des vollen, ungetrübten Glückes wirklich theilhaft zu werden, das ihre geſchäftige Fantaſie ihr ſo zauberiſch malte.

Was Amalie gehofft, gewünſcht, geträumt hatte, ging leider nicht in Erfüllung! Friedrich war zwar der zärtlichſte Gatte, der aufmerkſamſte, zuvorkommendſte Freund — allein ſein Widerwille gegen Sir Haſtings Sohn blieb ſich gleich. Er konnte des Knaben Nähe nicht ertragen, die unſchuldigſte Liebkoſung ſeiner Mutter nicht ſehen, den kleinſten Beweis ihrer Zuneigung nicht dulden, ohne ſeinen innern Groll zu verrathen. Daß Amalie ſich unter dieſen Umſtänden nicht glücklich fühlen konnte, war natürlich; zwar entſchlüpfte ihr kein Vorwurf gegen ihren Gatten, zwar verbarg ſie ihren geheimen Kummer ſorgfältig vor ſeinen Blicken; deſſen ungeachtet konnte ihm die unnatürliche Spannung, in welcher ſie fortwährend lebte, die ängſtliche Scheu, mit welcher ſie den kleinen William in ſeiner Gegenwart von ſich entfernt hielt, nicht entgehen. Er fühlte ſein Unrecht, wünſchte die qualvolle Lage, in welcher ſie ſich beiderſeits befanden, um jeden Preis zu endigen und fand gleichwohl kein Mittel, das fähig geweſen wäre, ſie derſelben auf eine befriedigende Weiſe zu entheben.

Ungefähr ein Jahr war in dieſem eben ſo ſeltſamen als peinlichen Zuſtande vergangen, da nahte der Zeitpunkt endlich heran, an welchem Friedrich's lang genährte Hoffnungen erfüllt, ſeine heißeſten Wünſche gekrönt werden ſollten. Die Geburt eines holden Knaben, welcher dem freudetrunkenen Vater freundlich entgegen lächelte, erhob dieſen auf den Gipfel des Glückes. Er fand keine Worte, ſein Entzücken auszuſprechen; ſchon jetzt glaubte er in den Zügen des Kindes ſein Ebenbild zu erblicken, ſchon jetzt ſah er es im Geiſte zum kräftigen Jüngling heranblühen, ſchon jezt malte ihm ſeine Fantaſie die Zukunft des geliebten Sohnes mit den glänzendſten Farben. Auch Amalie fühlte ſich, durch ihres Gatten Wonne, zweifach beſeligt, und hoffte, er werde den armen William von nun an mit günſtigeren Augen betrachten. Allein leider hatte ſie ſich auch diesmal bitter getäuſcht, denn eiferſüchtiger als jemals beobachtete er ihre Bewegungen, belauſchte er ihre Mienen, und ließ den kleinen William die geringſte Äußerung ihres Wohlwollens, die er für einen Raub an ſeinem eigenen Sohne hielt, durch verdoppelte Härte büßen.

Das Schickſal ſchien endlich das zwiſchen den beiden Gatten obwaltende, ſtörende Verhältniß enden zu wollen. Sir Eduard Haſtings hinterließ nämlich noch eine jüngere Schweſter, welche in ſeiner Vaterſtadt London lebte, eben ſo reich als er, längſt ſchon Witwe und kinderlos war. Von dieſer Schweſter erhielt Friedrich eines Tages ein Schreiben, welches ihn im höchſten Grade überraſchte, indem es die dringende Bitte enthielt, ſeine Gattin um jeden Preis dahin zu vermögen, daß ſie ihr den Sohn ihres theuren verſtorbenen Bruders zur Erziehung überlaſſe, damit er der Troſt ihrer einſamen und freudenleeren Tage, die Stütze ihres Alters und einſt ihr Erbe ſei. Sie geſtand zwar in eben demſelben Schreiben die Größe der Forderung, daß eine Mutter ſich ihres Kindes zu Gunſten einer Freundin entäußern ſolle, ein; allein ſie gab auch dabei zu bedenken, daß dies ja vielleicht nur für die Dauer weniger Jahre geſchehe, daß Amalie im Beſitze eines geliebten Gatten, eines zweiten holden Kindes, reich genug ſei, um einen Theil ihres Überfluſſes der armen Darbenden mitzutheilen, und ſchloß endlich mit der wiederholten flehentlichen Bitte, ihr die baldige Gewährung ihres einzigen und lezten Wunſches auf dieſer Erde nicht grauſam zu verſagen.

Was konnte wohl für Friedrich willkommener ſein, als dieſe Aufforderung, die ihn auf einmal von dem Gegenſtande ſeiner Abneigung befreite? — Freilich ward es ihm nicht ſo leicht, Amalien den erhaltenen Antrag mitzutheilen, freilich koſtete es ihm nicht wenig Mühe, ihre Einwilligung endlich zu erringen: — allein was blieb ihr bei Braun's unüberwindlichem Haſſe gegen das Kind am Ende übrig, als ſich in ihr Schickſal zu ergeben, ja ſogar in dem Begehren der Schweſter ihres verſtorbenen Gatten einen Wink des Himmels zu erblicken, der ſie aus ihrer drückenden Lage erlöſen, den armen William, dem ſie ja nur verſtohlen Mutter ſein durfte, den ihm ſchon ſo frühe drohenden Dornen des Lebens entziehen, und in die weichen Arme der Liebe legen wollte. — Wohl zerriß der Gedanke ihr Herz, daß eine Fremde die ſüßen Pflichten erfüllen ſollte, die ihr oblagen, — wohl vergoß ſie heiße Thränen, wenn der Knabe ſchmeichelnd ſeine Händchen nach ihr ausſtreckte, wenn er die Arme liebevoll um ihren Nacken ſchlang, in kindiſcher Fröhlichkeit mit ihren Locken ſpielte, und ſie nun der nahen, ſchmerzlichen Trennung gedachte. — Mehr als einmal war ſie in ſolchen Augenblicken im Begriff, ihr gegebenes Wort zurück zu nehmen, mehr als einmal faßte ſie den feſten Entſchluß, ſich ihr Kind um keinen Preis der Welt entreißen zu laſſen; aber dann ſtand William's Zukunft plötzlich vor den Augen ihres Geiſtes; noch war er viel zu ſehr Kind, um Friedrich's Widerwillen zu empfinden, noch kannte er nicht einmal inſtinktmäßig den Unterſchied zwiſchen Liebe und Haß; wenn aber ſeine Begriffe ſich nun allmälig entwickelten, wenn er die unverſchuldete Abneigung, die ſchmachvolle Zurückſetzung ſeines Stiefvaters erſt ſchmerzlich fühlen lernte, womit ſollte ſie ihn dann entſchädigen? Wodurch ihn tröſten? Wie ſein Herz vor bitteren, gehäſſigen Empfindungen bewahren? Mußte ſie dann nicht das Ärgſte befürchten? Nicht mit zerriſſenem Herzen zwiſchen Sohn und Gatten ſtehen? Nicht einem Daſein voll endloſer Qualen entgegen ſehen? — So ſiegte denn endlich die Überzeugung der Nothwendigkeit über Amalien's Muttergefühl; ſie machte ſich mit dem Gedanken der Trennung immer vertrauter, ſah den gefürchteten Zeitpunkt immer gefaßter herannahen, und als nun endlich Miſtreß Tromber, ſo hieß Sir Eduard Hastings Schweſter, einen alten treuen Diener ſandte, der den kleinen William abholen und zu ihr nach London bringen ſollte, da bot ſie alle ihre Kräfte auf, um den tiefen Schmerz, der ſie in der ſchweren Stunde des Abſchiedes ergriff, muthig zu ertragen, und in der Überzeugung, durch dies Opfer des Knaben Wohl befördert zu haben, Troſt und Beruhigung zu finden. —

Der qualvolle Augenblick war vorüber, von tauſend heiſſen Segenswünſchen begleitet, hatte der alte Tom mit dem Knaben das Schiff beſtiegen, das ſie an den Ort ihrer Beſtimmung führen ſollte. Amalien's Thränen floſſen im Stillen, während Friedrich, wie von einer ihn ſchwer drückenden Laſt befreit, leichter athmete; doch hatte Tom auch ihm auf das Heiligſte geloben müſſen, das Kind wie ſeinen Augapfel zu bewahren, und ihm von ihrer beiderſeitigen glücklichen Ankunft in London augenblicklich Nachricht zu geben. Von nun an harrte Amalie von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag auf dieſe heiß erſehnte Nachricht; allein der Termin, in welchem dieſelbe erfolgen mußte, war längſt vorüber, ohne daß auch nur eine Zeile erſchienen wäre, die ihr Kunde von William gebracht hätte. Friedrich, dem ſie ihre Angſt nicht mehr verbergen konnte, verſuchte es zwar, ihr tauſend Möglichkeiten, wodurch eine briefliche Mittheilung verzögert werden, oder wohl gar verloren gehen konnte, vorzuſtellen; allein er ſelbſt war nicht ſo ruhig, als er es zu ſein ſchien, weil ſich ein bis jetzt zwar noch unverbürgtes Gerücht verbreitet hatte, daß ein Schiff, man wußte nicht aus welcher Urſache, auf offener See in Brand gerathen, nicht allzu ferne von der Inſel Helgoland verſunken, und keine einzige von den darauf befindlich geweſenen Perſonen gerettet worden ſei. —

So ſorgfältig Braun im Anfange bemüht war, ſeiner Gattin dies ſchreckliche Gerücht zu verbergen, ſo wenig vermochte er ihren immer dringender werdenden Fragen endlich mehr auszuweichen; ja, als die ſonſt ſo ſanfte, faſt ſchüchterne Amalie zuletzt mit ungewöhnlicher Feſtigkeit erklärte, daß nichts ſie abhalten werde, ſelbſt nach London zu reiſen, Miſtreß Tromber aufzuſuchen und zu hören, was aus ihrem armen William geworden ſei; — da ſah er ſich in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, ihr mindeſtens zu geſtehen, daß, einem kürzlich erhaltenen Schreiben der Miſtreß Tromber zu Folge, weder der alte Tom noch William zu der beſtimmten Zeit in London angekommen wären, daß demnach irgend ein Unfall ſie betroffen haben müßte, von dem ſich die traurige Gewißheit zu verſchaffen, von nun an ihre einzige und höchſte Sorge ſei. Welche Feder wäre mächtig genug, Amalien's Schmerz nach dieſer entſetzlichen Kunde zu ſchildern? Sie gab ſich keine Mühe; ihn vor ihrem Gatten zu verbergen, überhäufte ſich ſelbſt mit den bitterſten Vorwürfen, ihr Kind fremden Händen anvertraut, es verſtoßen, dem Tode geweiht zu haben. Friedrich, welcher ihr die reine Wahrheit nun nicht länger mehr verbergen konnte, mußte Alles aufbieten, die unglückliche Mutter vor Verzweiflung zu bewahren; er mußte ſie an ihre Pflichten gegen den neugebornen Sohn erinnern, mußte ihr vorſtellen, daß ihr Leben ihm und dem unmündigen Kinde gehöre, daß ſie ſich für ſie Beide zu erhalten habe, und daher verbunden ſei, ein Daſein nicht durch rückſichtslos genährten Gram zu zerſtören, an das zwei ihr gleich theure Weſen die gegründetſten, von Gott und und der Natur geheiligteſten Rechte hätten. —

Was ſeinen unausgeſetzten Bemühungen mit einem nur ſehr geringen Erfolge gelang, das bewirkte endlich die Alles lindernde Zeit. Amalien's tiefer, verzehrender Gram nahm nach und nach zwar einen milderen Charakter an, allein ihre frühere Heiterkeit war für immer verſchwunden. Möglich, daß der Anblick ihres Trübſinnes ihrem Gatten ein fortwährender ſtummer Vorwurf bleiben mochte, möglich, daß ſeine Eiferſucht auf den armen William in dieſem Trübſinn ſelbſt nach deſſen Tode noch neue Nahrung fand — genug, auch in ſeinem Innern ging allmälig eine bedeutende Veränderung vor: er wurde finſter, unmuthig, mißtrauiſch; eine gewiſſe Bitterkeit trat an die Stelle ſeines früheren Vertrauens, ſeiner zärtlichen Hingebung, und wenn er auch Amalien noch immer innig liebte, ſo ſchien gleichwohl eine feindliche Stimme in ſeiner Bruſt ſich gegen dieſe Liebe zu erheben und ihn, in ewigem Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, von jeder herzlicheren Annäherung an ſie zurück zu halten. — Jahre waren vergangen. **Robert**, ſo hieß **Friedrich's** und **Amalien's** einziger Sohn, bereits zum Jüngling gereift, befand ſich gerade zu der Zeit, in welcher dieſe Erzählung beginnt, in London, um ſich in einem der größten Handelshäuſer daſelbſt für ſeinen künftigen Beruf, den von ihm ſelbſt gewählten Kaufmannsſtand, auszubilden. — Leider aber war eben dieſe Zeit höchſt ungünſtig für die geſammte Handelswelt, da der ſtets fortdauernde Krieg jedweden Verkehr mit dem Auslande entweder gänzlich gehemmt, oder doch ſo ſehr erſchwert hatte, daß nur durch kühne, ja ſogar oft gefahrvolle Unternehmungen die nothwendigen Verbindungen mit demſelben erhalten werden konnten. — Der Wohlſtand von manchen Familien hing größtentheils von ſolchen Wageſtücken ab, auch **Braun's** Kredit beruhte gegenwärtig auf einer wichtigen Spekulation, deren Gelingen jedoch nur dann möglich ward, wenn ein vertrauter, muthiger Mann es wagen wollte, darauf Bezug habende Briefe nach der holländiſchen Küſte zu bringen, und mit den dort erhaltenen ſchriftlichen Nachrichten unentdeckt wieder nach Hamburg zurück zu kehren. — Einen ſolchen Mann glaubte **Braun**, wie bereits am Eingang dieſer Geſchichte berichtet worden, in **Erich Anderſen**, dem jungen Lootſen von Helgeland, gefunden zu haben, da er zu der kühnen Schaar Derjenigen gehörte, die ihren Mitbrüdern nicht nur mit Gefahr des eigenen Lebens zu Hilfe eilen, ſondern ſich auch ſtets eben ſo ſchlau als muthig bewährt und oft das unmöglich Scheinende glücklich vollbracht hatte. Als der junge Lootſe am folgenden Morgen abermals in Herrn **Friedrich Braun's** Arbeitszimmer erſchien, um, wie ihm befohlen worden, die Aufträge desſelben in Empfang zu nehmen, wurde er bei ſeiner Rückkehr von einer alten Dienerin aufgehalten, welche ihn noch einen Augenblick zu verweilen und ihr in das Gemach ihrer Gebieterin zu folgen bat. Verwundert über dieſe höchſt unerwartete Einladung, die er ſich allerdings nicht zu erklären vermochte, zeigte der Jüngling ſich jedoch nichts deſto weniger bereit, derſelben alsbald zu gehorchen. Die Dienerin führte ihn hierauf durch mehrere reich geſchmückte Zimmer, deren früher nie geſehene Pracht ihn mit Bewunderung erfüllte, obgleich er es kaum wagte, den ſpiegelblanken Boden im Weiterſchreiten mit ſeinen Fußſpitzen zu berühren; endlich, nachdem er ſchon eine ziemliche Reihe durchwandert hatte, trat er in ein kleines, einfach eingerichtetes Gemach, woſelbſt ihm eine immer noch ſchöne Frau entgegen kam, deren milde, ausdrucksvolle Züge jedoch die unverkennbaren Spuren tiefer, lang genährter Leiden trugen.

Erich erkannte ohne Mühe in ihr die Gattin des Handelsherrn, für den er jetzt eben ſo wichtige Geſchäfte übernommen hatte, er fragte daher ehrerbietig nach ihren Befehlen. Amalie aber, deren Blicke voll ernſter Wehmuth auf ihm ruhten, bat ihn mit unwiderſtehlicher Freundlichkeit, ihr ſofort ohne Scheu von ſeinen Eltern, ſeiner Erziehung, ſeinem Leben zu erzählen, was er wiſſe, weil ſein gefahrvolles Gewerbe, für das er nicht geboren zu ſein ſcheine, bei ſo großer Jugend ihre innigſte Theilnahme erregt habe. Erich's Erſtaunen nach dieſer ihm unerklärbaren Aufforderung ſtieg immer höher, jedoch geſchmeichelt von der herablaſſenden Güte einer ſo weit über ihm ſtehenden Frau, erzählte er ihr mit unbefangener Offenherzigkeit, daß ſein Vater Jacob Anderſen heiße, und einer der geſchickteſten Lootſen auf Helgoland ſei. Schon ſeit ſeiner zarteſten Kindheit habe ihn ſein Vater zu ſeinem nunmehrigen Berufe gebildet, er ſei gleichſam auf dem Meere erzogen, kenne keine höhere Glückſeligkeit, als mit ſeiner Schaluppe die Wellen zu durchſchneiden, und entweder mit einer reichen Ladung köſtlicher Fiſche die benachbarten Städte des Feſtlandes zu beſuchen, oder in Geſchäften ernſterer Art bald dieſe bald jene Küſte zu betreten; am allerglücklichſten aber fühle er ſich dann, wenn es ihm und ſeinen muthigen Gefährten gelinge, ein Schiff trotz Sturm und Wogengebrauſe vom Untergang zu retten, oder doch mindeſtens die Mannſchaft deſſelben dem Tode in den Wellen zu entreißen. »Glaubt mir, edle Frau,« ſchloß Erich ſeinen einfachen, ungekünſtelten Bericht, »ich möchte wahrlich keine andere Lebensart ergreifen, und böte man mir auch alle Schätze der Erde! Was ſollte ich wohl damit? Was könnten ſie mir mehr gewähren, als ich ſchon beſitze, oder doch durch eine mir werth gewordene Arbeit verdiene? Ich bin ein treuer Sohn des Meeres, mit ihm bekannt, vertraut; es war, möcht' ich faſt ſagen, meine Wiege, es ſei, wenn Gott es will, auch einſtens mein Grab.« —

Amalie hatte dem Jüngling mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit zugehört, tief ſeufzend wandte ſie ſich nun von ihm ab und fragte kaum hörbar: »So habt Ihr keine Erinnerung aus Eurer früheſten Jugend, die Euch beſonders wichtig wäre? Keine Begebenheit, die Eurer Fantaſie noch jetzt gleich einem Traum vorüberſchwebte?« — »Keine,« antwortete Erich verwundert. — »So lebt denn wohl,« flüſterte Herrn Braun's Gemalin nach einer kleinen Pauſe, indem ſie dem jungen Lootſen freundlich die Hand reichte; »vergeſſet, was ich Euch fragte,« fuhr ſie fort, »ſolltet Ihr aber einmal in Noth gerathen, ſolltet Ihr in irgend einer Lage des Lebens der Hilfe bedürfen, dann gedenket meiner, dann tretet getroſt vor mich hin und fordert meinen Beiſtand, er ſoll Euch werden; für jetzt aber geht, mein Sohn, und Gott ſei mit Euch.« Nach dieſen Worten neigte ſich der Jüngling tief vor der edlen Frau, die ſich ſo mild und gütig gegen ihn gezeigt, er fühlte die höchſte Achtung, die innigſte Verehrung für ſie, obgleich er ihre ungewöhnliche Theilnahme an ſeinem Schickſal durchaus nicht begreifen konnte. Amalie aber warf ſich nach Erich's Entfernung in heftiger Bewegung auf ihr Ruhebett, verbarg die thränenfeuchten Augen tief in den weichen Kiſſen deſſelben, und die herbeieilende Dienerin, erſchrocken über den Zuſtand der geliebten Herrin, hörte, ſich ſorgſam über ſie beugend, zu ihrem größten Befremden, den unter leiſem Schluchzen halb erſtickten Namen William ihren bebenden Lippen entfliehen.

Ein wunderbar geſtalteter, gleichſam dem tiefen Schooße des Meeres entſtiegener Felſen, deſſen Gipfel eben ſo ſtolz von freundlichen Wohnungen umgürtet iſt, wie ſie ſeinen Fuß traulich zu umſchließen ſcheinen, bezeichnet dem neugierigen Reiſenden, den ſein Weg hier vorüber führt, die wohl bekannte Nordſeeinſel Helgoland. Ihre biederen Bewohner ſind größtentheils Fiſcher, die von dem Ertrag ihres Fanges, der an das Feſtland ausgeführt wird, leben; allein außerdem beſteht das vorzüglichſte Geſchäft der Helgolander noch darin, den Schiffen, welche in die Elbe, Weſer, Eider und Jade einlaufen wollen, als Lootſen zu dienen, und ſie in dieſe Ströme zu leiten. Der hohe Leuchtthurm der Inſel erſcheint den ſich nahenden Fahrzeugen als ein freundlicher, hell ſchimmernder Stern, der ſie vor Klippen und Untiefen warnt und dem ſichern Hafen hilfreich zuführt; einfache Sitten, rege Thätigkeit und kühner Muth ſind die vorherrſchenden Tugenden der Helgolander, die, zufrieden mit ihrem Looſe, das Feſtland wohl gern beſuchen, bei ihrer Heimkehr den heimatlichen Felſen jedoch laut jubelnd begrüßen und ſich kein höheres Glück wünſchen, als das, was die geliebte Inſel ihren genügſamen Herzen gewährt.

An der hölzernen Bruſtwehr, welche die Nordſeite der Inſel theilweiſe umgibt, ſtand eines Tages ein ſchöner und kräftiger Jüngling, deſſen edle, ausdrucksvolle Züge eine gleich ſchöne Seele verriethen; in den großen, dunklen Augen ſtrahlte ein Feuer, welches die Regſamkeit eines lebendigen Geiſtes, den kühnen Muth eines für alles Große, Erhabene, heiß erglühenden Herzens kund gab. Seine Haltung, ſein ganzes Weſen flößten Achtung und Vertrauen ein, obgleich ſeine Kleidung keine andere, als die gewöhnliche Fiſchertracht aller Inſelbewohner, ſein Benehmen eben ſo einfach und anſpruchslos, als das ſeiner Mitbrüder war. Ihm zur Seite, von ſeinem Arm umſchlungen, ſtand eine hohe Jungfrau, deren Anmuth und Liebreiz nicht minder anziehend, als der ihres Gefährten wirkte. Beide richteten ihre Augen eine geraume Zeit lang ſchweigend auf das tief unter ihnen liegende Vorland des Felſens, und ſchienen dem geſchäftigen Treiben, welches daſelbſt herrſchte, achtſam zuzuſchauen.

In der That war das Schauſpiel, das ſich ihren Blicken darbot, auch eben ſo mannigfaltig als angenehm. Hier gewahrte man eine Gruppe von Männern, die, in tiefem Geſpräch mit einander begriffen, ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach von ihren Thaten oder einſt unternommenen Meeresfahrten unterhalten mochten, dort lehnten einige Lootſen an ihren Schaluppen und prüften mit ihren Fernröhren den weiten Horizont. Unfern von dieſen war eine Anzahl von Frauen und Mädchen emſig beſchäftigt, die erbeuteten Fiſche in ihre Körbe zu ſammeln und ſie zur ferneren Zubereitung hinauf nach dem Oberlande zu tragen, während wieder andere die ausgeſpannten Segel ausbeſſerten, oder Netze und Angeln zum täglichen Gebrauche ordneten; überall, wohin das Auge traf, herrſchte das regſte Leben, die raſtloſeſte Thätigkeit, und gewährte dem ſinnigen Beſchauer ein treues Bild patriarchaliſcher Einfachheit, unverdorbener Sitten und ausdauernden Fleißes, der den ſtarken, thatkräftigen Söhnen des Nordens vor allen Anderen eigen iſt.

Endlich unterbrach die reizende Jungfrau, welche, an der Seite ihres Gefährten, das bunte, wogende Gewühl zu ihren Füßen lange ernſt betrachtet hatte, das ſeither zwiſchen Beiden ſtattgefundene Schweigen, indem ſie ihre ſchönen, dunkelblauen Augen zu dem Jüngling empor hob und leiſe ſeufzend fragte: »Es iſt alſo wahr, Erich, meine bangen Ahnungen haben mich nicht getäuſcht, Du willſt Deinen Vorſatz, trotz Allem, was ich dagegen eingewendet habe, dennoch ausführen? Willſt mich wirklich verlaſſen, die gefährliche Fahrt nach der holländiſchen Küſte wagen, und mich daheim in namenloſer Angſt für Dein theures Leben zagen laſſen?«

»Nicht doch, meine Anna,« antwortete der Jüngling mit freundlicher Zuverſicht, »warum Dich mich trüben Ahnungen quälen, die der geliebten Braut eines kühnen Seemanns nicht ziemen! Fürchte nichts für mich, der Lootſe von Helgoland kennt keine Gefahr, oder weiß mindeſtens einer jeden muthig zu begegnen; glaube mir, wer ſich ſelbſt vertraut, wer Kopf und Arm zur rechten Zeit zu brauchen verſteht, dem ſind Glück und Zufall ſtets gewogen.« — »Du redeſt wohl zu kühn, Erich,« erwiederte Anna warnend, »wenn ich auch des wilden Sturmes nicht gedenke, der Tod drohenden Wellen nicht erwähne, die, ich weiß es, den muthigen Schiffer auf weiter Meeresfahrt nicht ſchrecken, ſo muß ich doch vor dem Wageſtück zittern, das Du jetzt zu unternehmen entſchloſſen biſt!«

»Welch' Wageſtück wäre wohl zu groß für Deinen Beſitz?« unterbrach ſie Erich lebhaft. »Du weißt,« fuhr er fort, »wir ſind Beide arm, ich kann Dir noch kein Deiner würdiges Loos bieten, kann Dich noch nicht einführen in die eigene, freundlich geſchmückte Wohnung; gelingt aber mein Unternehmen, bringe ich die mir anvertrauten wichtigen Papiere glücklich an Ort und Stelle, dann wartet meiner bei der Rückkehr ein überreicher Lohn, dann führt dies eine kühne Wageſtück mich an ein Ziel, nach dem ich ſonſt noch Jahre lang vergebens ſtreben könnte.« — »Und wenn es Dir nun mißlingt?« fragte die holde Jungfrau leiſe, indem ſie den Geliebten anſah, »wenn Du in die Hände der feindlichen Soldaten fällſt? Wenn ſie Dich als Spion betrachten? Dich in's Gefängniß werfen? Dich tödten?« — »Das werden ſie nicht!« fiel Erich haſtig ein, »wie magſt Du Dich doch nur mit ſolchen Schreckensbildern quälen?! Ich kenne Weg und Steg genau, jeder Schlupfwinkel iſt mir hinreichend bekannt; vertraue meiner Schlauheit, meinem Muthe, meiner Vorſicht, und vor Allem der Allmacht der Liebe, die mich ſchützen, meine Schritte leiten, und mich glücklich wieder in Deine Arme zurückführen wird. Sprich ſelbſt, meine Anna,« fuhr er ſchmeichelnd fort, »kann es wohl eine größere Wonne geben, wie die, Dich endlich als mein theures Weib in die kleine, friedliche Hütte einzuführen? Iſt es nicht erlaubt, iſt es nicht Pflicht, den höchſten Preis für ſolche Seligkeit zu wagen? Darum ſei getroſt, fürchte nichts für mich, und denke ſtets mit frommer Zuverſicht: Dein Erich ſteht in Gottes und treuer Liebe Schutz!« —

»Ich weiß es wohl,« entgegnete die Jungfrau nach einer kleinen Pauſe ſanft, »meine Bitten werden Deinen Entſchluß nicht ändern, meine Thränen Dich von dem einmal gefaßten Vorſatz nicht abbringen; ſo verſprich mir denn mindeſtens um meiner Ruhe, um unſerer Liebe willen, daß Du Dein theures Leben nicht nutzlos wagen, daß Du Dein gefährliches Unternehmen aufgeben willſt, ſobald Du ſeine Unausführbarkeit ſelber erkennſt! Mag der reiche Handelsherr in Hamburg dann immerhin einen Anderen wählen, der ſich für die Vermehrung ſeiner Schätze in den Tod ſtürzt, mag er ihn mit Gold und Gütern überreich belohnen; Du, Erich, erhalte mir ein Daſein, an welches das meinige unauflöslich gefeſſelt iſt; laſſ' uns lieber noch Jahre lang geduldig harren, bis wir unſer Ziel erreichen, bis der Segen des Prieſters den Bund unſerer Herzen heiligt, und bedenke, daß ich troſtlos in Verzweiflung enden müßte, würde mir ſtatt des fröhlichen Wiederſehens die ſchreckliche Nachricht Deines Todes zu Theil.«

Nach dieſen Worten brach Anna plötzlich in lautes, lange verhaltenes Schluchzen aus, und verbarg das holde, thränenfeuchte Antlitz an des heiß Geliebten Bruſt. Erich ſchloß ſie tief gerührt in ſeine Arme; Alles, was die zärtlichſte Liebe nur zu erſinnen vermag, bot er auf, um ſie zu beruhigen; er gelobte ihr feierlich, ſein Leben nicht nutzlos zu wagen, verhieß ihr die höchſte Vorſicht, die größte Behutſamkeit, und beſchwor ſie nun, ihrerſeits ſich nicht ſelbſt vergebens zu quälen, keiner allzu bangen Sorge in ihrem Herzen Raum zu geben und feſt an den glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens zu glauben. — Der ſiegenden Beredſamkeit der Liebe, die ja gar oft ſchon Wunder zu bewirken vermochte, gelang es endlich, die reizende Jungfrau zu beruhigen; gefaßt folgte ſie dem jungen Lootſen, als er nunmehr durch das große Thor, die lange Treppe hinab, an den Strand ging, um daſelbſt noch Manches in ſeiner Schaluppe für die nahe Abreiſe zu ordnen. Hier ſagten ſie ſich ein herzliches Lebewohl, Anna geſellte ſich zu den am Ufer beſchäftigten Frauen und kehrte ſpäter mit dieſen in die Wohnung ihrer Eltern zurück. Während Erich ſein Fiſchergeräth in der Schaluppe zurecht legte, das Segel unterſuchte und noch mehrere andere Kleinigkeiten beſorgte, trat plötzlich ein Mann an ihn heran, den er früher nie auf der Inſel geſehen zu haben ſich erinnerte. Dieſer Mann mochte ungefähr einige vierzig Jahre zahlen; ſeine Züge hatten, ohne entſchieden häßlich zu ſein, etwas abſtoßend Widriges, die kleinen, tief liegenden Augen blitzten tückiſch unter ein Paar wilden, buſchigen Augenbraunen hervor, ein höhniſches Lächeln umſpielte den zuſammengekniffenen, faſt lippenloſen Mund; die kahle, von tiefen Falten durchfurchte Stirne, ſo wie ein öfter wiederkehrendes, krampfhaftes Zucken der Geſichtsmuskeln, verrieth zur Genüge die heftigen Kämpfe ungebändigter Leidenſchaften in ſeiner Bruſt; — kurz, der Eindruck, den ſein Anblick hervorbrachte, war ſo abſchreckend, daß Erich Mühe hatte, ſeinen Widerwillen zu verbergen, und den freundlichen Gruß des Unbekannten mindeſtens nicht unhöflich zu erwiedern.

»Scheint es doch, als ob Ihr im Begriff wäret, Euch zu einer weiten Reiſe zu rüſten, mein junger Freund?« fragte der Fremde nach einer kleinen Pauſe mit zutraulichem Tone, indem er dem Jüngling näher trat; »ſagt mir doch, hab' ich es errathen?« — »Jeder Fiſchfang iſt eine Reiſe, wenn Ihr ſo wollt, Herr,« antwortete Erich ausweichend, »denn welcher Fiſcher kann bei der Abfahrt wiſſen, ob ihn nicht ein Sturm ereilt, der ihn oft weit, weit vom heimatlichen Ufer treibt? Da iſt's denn wohl gethan, ſein Fahrzeug ſtets im guten Stande zu erhalten.«

»Das mein' ich auch!« verſetzte der Fremde bedeutend; »gleichwohl,« fuhr er fort, »muß Euer Leben ein ſehr angenehmes ſein; Ihr landet an mancher fremden Küſte, lernet Länder und Menſchen kennen, und kehret endlich, an Erfahrung reich, mit wohlerworbenem Gewinn in Eure Heimat zurück; iſt's nicht ſo?« — »Jeder Stand hat ſeine Freuden, wenn man ihn mit Liebe ergreift, mit ganzer Seele dabei iſt und die Pflichten desſelben redlich erfüllt,« antwortete Erich, dem dies Geſpräch läſtig zu werden begann, nicht ohne einigen Unmuth. — »Ihr habt Recht,« nahm der Unbekannte, der dies nicht zu bemerken ſchien, abermals das Wort; »doch ſagt mir, junger Mann, Ihr kommt, wie ich durch Zufall hörte, vor Kurzem erſt von der weitberühmten Hanſeſtadt Hamburg, ſo ſeid Ihr ohne Zweifel dorten wohl bekannt. Iſt Robert Braun, der Sohn des reichen Handelsherrn Friedrich Braun, von London aus in's väterliche Haus zurück gekehrt?« Erich ſah den Fremden verwundert an, dann entgegnete er ruhig: »Da fragt Ihr mich zu viel, Herr! wie ſollte ich das wiſſen? Kenn' ich doch das Haus kaum, das Ihr da nennt!« — »Ihr kennt es nicht?« unterbrach ihn der Unbekannte raſch, indem er ihn durchdringend anſah — »Ihr kennt es wirklich nicht?« wiederholte er höhniſch. Erich, den der ſeltſame Ton dieſes Mannes verdroß, war eben im Begriff, ihm eine etwas derbe Antwort zu ertheilen, als ein Menſch, welcher das Anſehen eines Dieners hatte, zu dem Unbekannten trat, ihm einen kleinen Zettel überreichte, den dieſer flüchtig überlas, und ſich dann mit einer leichten Kopfbewegung ſchnell entfernte.

Erich ſah dem Hinwegeilenden verwundert nach, die ganze Art und Weiſe des Unbekannten befremdete ihn im höchſten Grade. Die Frage: wer er wohl ſein, was er hier wollen könnte? fing an, ihn zu beſchäftigen, — da wurde er einen alten Fiſcher gewahr, der nicht weit von ihm am Strande ſaß und gemächlich ſein Pfeifchen rauchte; er trat zu ihm, knüpfte ein Geſpräch mit ihm an und erfuhr nunmehr, daß jener Fremde ſich ſchon ſeit mehreren Wochen auf der Inſel befinde, woſelbſt ihn Krankheit zurückgehalten habe; daß er ſich jedoch ſeit einigen Tagen pünktlich hier am Strande zeige, die in den Hafen einlaufenden Schiffe aufmerkſam zu beobachten ſcheine, übrigens aber Niemanden Etwas in den Weg lege, immer ſtill für ſich bleibe, und folglich für einen jener engliſchen Sonderlinge gehalten werde, den Laune oder Zufall in unſer deutſches Vaterland geführt habe, um daſelbſt ſeinen Grillen nachzuleben. —

Von dumpf rollenden, raſch auf einander folgenden Donnerſchlägen, welche den Ausbruch eines furchtbaren Gewitters verkündeten, geweckt, ſprang Erich noch in derſelben Nacht von ſeinem Lager empor; der heulende Sturm ſchien die Grundfeſten der Erde erſchüttern zu wollen, der Regen ſtürzte in Strömen herab, von allen Seiten ſich kreuzende Blitze durchzuckten den mit ſchweren Wolken bedeckten Himmel. Deſſen ungeachtet eilte der junge Lootſe, ſo ſchnell er es vermochte, hinab an's Ufer, und kaum war er daſelbſt angekommen, als er auch, trotz dem Aufruhr der empörten

Elemente, trotz dem wilden Toben der Wellen, die deutlichen Nothſignale irgend eines dem ſicheren Untergange nahen Schiffes zu vernehmen glaubte. — Wirklich waren auch ſchon mehrere ſeiner Kameraden am Strande verſammelt, welche gleich ihm den dumpfen Wiederhall einiger Kanonenſchüſſe unterſchieden hatten; gleichwohl behaupteten Alle einſtimmig die Unmöglichkeit, den Nothleidenden zu Hilfe zu eilen, da eben jetzt die Gefahr am höchſten wäre, der Sturm eben jetzt am fürchterlichſten raſe, und der Tod Denjenigen, die es verwegen genug wagen wollten, ihm Trotz zu bieten, unvermeidlich ſei.

Obgleich Erich die unabläugbare Gefahr eines Rettungsverſuches nur allzu wohl einſah, konnte er dem Drange ſeines edlen, menſchenfreundlichen Herzens, das ihn dazu antrieb, deſſen ungeachtet nicht widerſtehen; er wandte daher ſeine ganze Beredſamkeit an, bot Alles auf, was Menſchenliebe und Nächſtenpflicht ihm eingaben, ſeine Gefährten zu dem kühnen Wageſtück zu bewegen; als er jedoch gewahrte, daß ſeine dringenden Bitten umſonſt, ſeine lebhaften Vorſtellungen fruchtlos blieben, — da betheuerte er endlich, den Rettungsverſuch allein unternehmen zu wollen, eilte, die warnenden Worte der Umſtehenden nicht beachtend, nach ſeiner Schaluppe, und würde ohne fremden Beiſtand den Kampf mit den wild empörten Elementen wirklich gewagt haben, wenn ſeine Gefährten, beſiegt von der Todesverachtung des edlen, muthigen Jünglings, ſich ihrer Zaghaftigkeit nicht geſchämt und ſein Beiſpiel ſchnell befolgt hätten.

Während dieſer Zeit hatten ſich mehr als die Hälfte der Inſelbewohner am Strande verſammelt; mit Schrecken, Bewunderung und den lauten Ausrufungen ängſtlicher Theilnahme ſahen ſie die Schaluppe vom Ufer abſtoßen, ſahen, wie die kühnen Schiffer die rieſig emporſteigenden Wellen mit kräftigen Armen theilten, — jetzt verſchwand das leichte Fahrzeug aus ihren Augen, eine ungeheure, faſt thurmhohe Woge hatte es in ihren Schooß begraben. Halb ohnmächtig lag Anna in den Armen ihrer jammernden Mutter, ein Schrei des Entſetzens entrang ſich jeder Bruſt — da tauchte es plötzlich wieder empor — ja, man konnte bei dem Leuchten der Blitze ſogar erkennen, daß es dem Schiffe, deſſen Nothſignale immer ſchwächer und ſchwächer wurden, allmälig näher kam; — endlich gelang es den unglaublichen, faſt übermenſchlichen Anſtrengungen Erich's und ſeiner wackeren Gefährten, das Schiff zu erreichen; der Himmel ſelbſt ſchien das edle Rettungswerk zu begünſtigen, denn gerade in dieſem verhängnißvollen Augenblicke fing das gewaltige Toben des wilden Sturmes nach und nach an, ſich zu legen; zwar ſtürzte der Regen noch immer in Strömen herab, zwar ſtiegen die Wellen noch immer bergehoch in die Höhe — allein die größte Gefahr war doch nun überſtanden; von neuer Lebenshoffnung beſeelt, warf ſich die faſt ſchon dem Tode geweihte Mannſchaft des verunglückten Schiffes in die geöffneten Arme ihrer edlen Retter, und kaum hatten dieſe ſich mit ihrer koſtbaren Ladung von dem Wrack entfernt, als es, beinahe vor ihren Augen, in die bodenloſe Tiefe verſank. Es würde vergebens ſein, den lauten Jubel beſchreiben zu wollen, mit welchem die am Strande verſammelte Menge die Ankommenden empfing! Thränen der Rührung, des Entzückens, der Dankbarkeit, floſſen von allen Seiten — man beſtrebte ſich, den armen Schiffbrüchigen Schutz und Obdach anzubieten; Jeder wollte wenigſtens einen kleinen Theil an dem ſchönen, von ſeinen Mitbrüdern ausgeübten Werke der Menſchenliebe haben, Jeder beeiferte ſich, es dem Andern zuvorzuthun; — vor Allen aber erregte ein junger, ſchöner Mann, den Schrecken und Todesangſt in die traurigſte Lage verſetzt hatten, das Mitleid der Umſtehenden; Erich ließ ihn daher ſogleich in die Wohnung ſeines Vaters bringen, um ihm daſelbſt die treueſte und ſorgfältigſte Pflege zu weihen. Unter den Zuſchauern, die das furchtbare, ſich ſo glücklich endigende Schauſpiel an das Ufer gelockt hatte, befand ſich auch jener Fremde, welcher ſich ſeit kurzer Zeit auf der Inſel aufhielt. — Er ſchien während des ganzen Vorganges, der die Gemüther aller Anweſenden mit der höchſten Theilnahme erfüllte, gleichfalls in der heftigſten Bewegung; — unruhig ſchweifte ſein Auge über die ſturmbewegte See; — allein ſeine

Blicke waren mehr auf das kämpfende Schiff, als auf die demſelben nahenden Retter gerichtet. »Es kann ſeinem Verderben nicht entrinnen! Die Gefahr iſt zu groß! Es wird, es muß untergehen!« hörte man ihn leiſe murmeln, ſo oft ein zuckender Blitzſtrahl den Schauplatz des Todes ſchauerlich erhellte. Kaum athmend, als ob der nächſte Moment ihn ſelbſt zu vernichten drohe, lauſchte er auf den lauten Angſtruf der Menge, der ihm das unvermeidlich Scheinende als wirklich geſchehen beſtätigen ſollte; als aber die kaum glaubliche Rettung nun glücklich vollbracht war, als die dem Tode entriſſenen Opfer, am ſicheren Ufer angekommen, ſich des neu geſchenkten Daſeins freuten — da verbarg er ſich ſcheu, beinahe ängſtlich, unter der Menge, folgte den Männern von weitem nach, die den leidenden Jüngling in Erich's Wohnung trugen, und entfernte ſich dann eilig, weil ein heller Schimmer an dem nun wieder wolkenloſen Firmament das Grauen des werdenden Tages verkündigte.

Robert Braun — denn kein Anderer, als er, war jener fremde, hilfsbedürftige junge Mann — welcher ſich, wie bereits erwähnt, ſchon ſeit mehreren Jahren in London befand, um daſelbſt die Handlung gründlich zu erlernen, ſchien die Hoffnungen ſeiner Eltern auch in der That vollkommen rechtfertigen zu wollen, indem er ſich ſowohl durch körperliche als geiſtige Bildung vor den meiſten jungen Leuten ſeines Standes vortheilhaft auszeichnete. Er hatte ſich ſchon binnen kurzer Zeit die beſondere Gewogenheit ſeines Prinzipals, wie die Achtung aller ſeiner Mitgenoſſen erworben. Wenn ihm aber auf dem Comptoir Keiner gleich kam, wenn er dort der fleißigſte, ſchnellſte und pünktlichſte Arbeiter war, ſo überließ er ſich hingegen in den Stunden der Muße ganz der ihm angebornen Fröhlichkeit und Lebensluſt, die, ohne in bacchantiſche Wildheit auszuarten, ihn jedes erlaubte Vergnügen begierig ergreifen hieß, und da ſeine reichlich gefüllte Börſe ihm jederlei Aufwand geſtattete, ſo wurde der Sohn des reichen Hamburger Kaufherrn auch allenthalben als eine willkommene Erſcheinung betrachtet, und in den beſten Zirkeln gerne und freudig aufgenommen.

Es konnte nicht fehlen, daß mancher ſchlau berechnende Vater, manche zärtlich bedachte Mutter den jungen Deutſchen gerne zum Schwiegerſohne gehabt hätte; auch gebrach es keineswegs an Lockungen der verſchiedenſten Art; allein Robert's Herz hatte ſchon gewählt, und wenn er auch ſeine Empfindungen vor der Hand noch verbarg, ſo geſchah dies aus jener, der erſten Liebe ſtets eigenen Schüchternheit, die es nicht wagt, Gefühlen Worte zu geben, welche im tiefſten, innerſten Heiligthume des Buſens verborgen ruhen, bis ein glücklicher Zufall ihm endlich das lange verſchloſſene Geheimniß entreißt. Miß Fanny Warncliff, die einzige Tochter eines berühmten Portraitmalers, war der Gegenſtand ſeiner zärtlichen Neigung; ein öfter geäußerter Wunſch ſeiner ihm über Alles theuren Mutter, mindeſtens das wohlgetroffene Bild des geliebten Sohnes zu beſitzen, da ſie ihn ſelbſt ſo lange entbehren mußte, hatte ihn zu Sir Warncliff geführt, welcher ſich auch alsbald bereit finden ließ, die beſtellte Arbeit zu übernehmen. Da Robert nunmehr der Sitzungen wegen das Haus des Malers wiederholt beſuchen mußte, ſo lernte er die reizende Fanny, deren Gegenwart dem Vater unentbehrlich war, bald kennen und auf das zärtlichſte lieben. Jede Stunde, die er von nun an in ihrer Nähe verlebte, überzeugte ihn immer mehr von den trefflichen Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens; er fühlte ſich immer inniger an ſie gezogen, lernte ihren Werth immer höher ſchätzen, und geſtand ſich endlich, daß das Glück ſeines Lebens hinfort einzig und allein von ihrem Beſitze abhängig ſei.

Aber auch Sir Warncliff, welcher ſich ſonſt nicht ſo leicht einnehmen ließ, auch die ſchöne Fanny, hatten nach genauerer Bekanntſchaft den edlen Jüngling ihrer Achtung würdig gefunden; — daß allmälig ein wärmeres Gefühl für ihn in Fanny's Buſen erwachte, daß ſie ihn, der mit der glühendſten Verehrung, mit der hingebendſten Leidenſchaft an ihr hing, endlich mit ihrer Gegenliebe beglückte, war wohl eben ſo natürlich, als daß Robert ſich von dieſem Augenblick an für den ſeligſten aller

Sterblichen hielt. An ein Hinderniß ſeiner Verbindung mit der reizenden Engländerin dachte er um ſo weniger, je gewiſſer er von der Liebe ſeiner Eltern überzeugt zu ſein glaubte, die, das wußte er, ſeinem Herzen weder Zwang auferlegen, noch eine kaufmänniſche Spekulation damit treiben würden. Überdies war Miß Fanny Warncliff, ohne gerade Schätze zu beſitzen, doch auch nichts weniger als arm; ſie übertraf an Anmuth und Liebenswürdigkeit die meiſten ihrer Mitſchweſtern, war die Tochter eines allgemein geachteten Künſtlers und folglich vollkommen würdig, die Zierde eines Hauſes zu werden, deſſen Reichthum nicht auf Koſten des Glückes ſeines dereinſtigen Erben vermehrt zu werden brauchte.

Während Robert, welcher ſeinen Eltern ein offenes Geſtändniß ſeiner glühenden, unwandelbaren Leidenſchaft für Fanny abgelegt, und ſie um ihre Einwilligung, um ihren Segen zu ſeiner Verbindung mit ihr gebeten hatte, der Antwort mit froher Erwartung entgegenſah — geſchah es, daß ſich bereits an mehreren öffentlichen Orten, die Robert, obgleich er ſeit ſeiner Liebe zu Fanny ſehr zurückgezogen lebte, der Kameraden wegen denn doch dann und wann beſuchen mußte, ein Menſch in ſeine Nähe drängte, deſſen Phyſiognomie ſowohl, wie ſein ganzes Weſen, durchaus nichts weniger als anziehend war. Daß der Unbekannte irgend eine geheime Abſicht bei ſeiner faſt gewaltſamen Annäherung haben mußte, daß ſeine lauernden Blicke, ſeine liſtig forſchenden Mienen nicht ohne Bedeutung ſein konnten, würde Roberten zu jeder anderen Zeit gewiß nicht entgangen ſein; jetzt aber hatte er nur Sinn für ſeine Liebe, nur Gedanken an die Zukunft, und ſchenkte daher allen anderen Gegenſtänden ſo wenig Aufmerkſamkeit, daß er, was auch immer um ihn vorging, kaum beachtete.

Eines Abends mußte Robert abermals, ſo ungern es auch geſchah, an einem kleinen Feſte Theil nehmen, welches einer ſeiner Kameraden zur Feier ſeines Geburtstages gab. Auch jener Fremde, welcher ſich John Kingſtone nannte, befand ſich, man wußte eigentlich nicht, auf welche Art, ebenfalls wieder unter den Gäſten. Das Geſpräch hatte ſchon mancherlei Gegenſtände berührt, da wußte

Kingſtone es endlich mit vieler Gewandtheit auf die Erinnerungen zu leiten, welche jedem Menſchen, mehr oder weniger deutlich, aus ſeiner früheſten Jugendzeit haften blieben, und wandte ſich dann plötzlich mit der Frage an Robert: ob er ſich denn nicht auch der näheren Umſtände, welche bei dem Tode ſeines Stiefbruders, des kleinen William Haſtings, obgewaltet hätten, noch recht lebhaft entſinne? Oder ob er vielleicht nie genauer von dieſer traurigen Begebenheit unterrichtet worden ſei? —

Robert konnte ſein Erſtaunen über dieſe ihn wahrhaft überraſchende Frage nicht verbergen. Wie kam der Fremde dazu? Was wußte er von ihm und ſeiner Familie? Mit welchem Rechte berührte er die ſchmerzlichſte Wunde, welche das Schickſal den Seinigen ſchlug? — Noch unſchlüſſig über die Antwort, welche er dem Unbekannten geben, ob ſie gleichgiltig ausweichend oder ernſt abweiſend ſein ſollte, gewahrte er deſſen lauernde Mienen, ſah die feſt auf ihn gerichteten Blicke ſeiner Gefährten, und erwiederte endlich nach einer kleinen Pauſe: »Ich war kaum geboren, als mein armer Bruder auf ſeiner Reiſe nach England durch ein unglückliches Ereigniß den Tod in den Wellen fand, — das iſt Alles, was ich weiß! Wäre mir aber auch wirklich mehr bekannt worden, ſo bezweifle ich doch ſehr, daß ich der Neugierde eines Fremden die wunde Stelle aufdecken würde, die des Himmels unerforſchliche Fügung einſt mir und den Meinigen ſchlug.« —

Robert's Gefährten ſahen ſich einander betroffen an, John Kingſtone aber, um deſſen Mund ein höhniſches Lächeln ſpielte, antwortete gelaſſen: »Ihr ſeid ein wenig kurz angebunden, Sir Robert Braun; doch muß man der Jugend ſchon Etwas zu Gute halten, weil ſie meiſtens vorſchnell urtheilt und die Gründe nicht unterſucht, welche ältere Perſonen zu dieſer oder jener Handlung bewegen. Wie, wenn es nun mehr als Neugierde geweſen wäre, was mich zu der eben gethanen Frage veranlaßte? Wenn noch ein Weſen hier auf Erden lebte, das allenfalls ein Recht hätte, ſich genau nach den näheren Umſtänden von dem Tode des kleinen William Haſtings zu erkundigen? Wenn dieſer Tod jenem Weſen eine ſeither noch nicht geahnte Wichtigkeit ertheilte? Sprecht, werther Sir Robert, ſprecht ungeſcheut: was würdet Ihr in einem ſolchen Falle wohl ſagen?«

Robert ſchien einen Augenblick von dieſen halb ſcherzhaft geſprochenen Worten des Unbekannten betreten — dann entgegnete er gefaßt: »Miſtreß Tromber, Sir Eduard Haſtings' Schweſter, ſtarb wenige Monden nach erhaltener trauriger Nachricht von dem Tode meines unglücklichen Stiefbruders; ſie war meines Wiſſens die einzige Verwandte Sir Eduard Haſtings, wenigſtens habe ich nie gehört, daß er deren noch mehrere beſeſſen hätte — wer könnte denn alſo jene Perſon ſein, der William's Tod ſo viele nie geahnte Wichtigkeit verleihen ſollte?«

»Ihr vergeßt, Sir Robert,« unterbrach Kingſtone den Jüngling, »daß ich hier nur einen Fall ſetzte, um Euch darauf aufmerkſam zu machen, wie leicht die Jugend ſich irren und für bloße Neugierde halten kann, was einen bedeutenden Zweck beabſichtigt! Werdet mir darum nicht ernſthaft! Ihr ſeid ein Glückskind, ſeid zum Überfluß geboren, und müßt deßhalb ſtets heiter ſein, wie es Fortunens Auserkorenen gebührt! — O, über die blinde, launenhafte Göttin!« fuhr er, höhniſch lachend, fort; — »man könnte ſich über ſie ärgern, wenn — ſie nicht ein Weib wäre!« — »Wie meint Ihr das?« fragte Robert verwundert. — »Wie ich das meine?« rief Jener mit ſchlecht verhehlter Bitterkeit; — »doch« — fügte er, innehaltend, nach einer kleinen Pauſe hinzu, — »brechen wir dies Geſpräch ab; wie geſagt, Fortuna iſt ein Weib, die ohne Verdienſt beglückt, und ihre ſchönſten Gaben achtlos an ihre Günſtlinge verſchleudert; allein man hat bisweilen Beiſpiele, daß ein muthiger Mann ſie gerecht zu ſein zwingt, wäre es auch erſt nach langen, mühevollen Kämpfen, und ein ſolcher Sieg iſt es dann, der uns arme Sterbliche mit dem Schickſal verſöhnt.« — Nach dieſen Worten erhob ſich Kingſtone plötzlich, ſah Robert noch einmal mit ſeinen ſcharfen, durchdringenden Augen an, und verließ hierauf das Zimmer, ohne von den Anweſenden Abſchied zu nehmen. Dieſe blickten ihm betroffen nach, der ganze Vorgang war ihnen räthſelhaft; Einer ſuchte in den Mienen des Andern die Auflöſung desſelben zu leſen, Robert aber fühlte ein unheimliches Grauen vor dieſem Menſchen, der ihm wie ein böſer Dämon in ſeinen heitern Lebensweg zu treten ſchien, und den er von nun an alles Ernſtes von ſich zu bannen beſchloß.

Mehrere Wochen waren ſeit jenem Abend vorübergegangen, ohne daß der Unbekannte ſich wieder in Robert's Nähe gezeigt hätte, aber auch die ſo ſehnlich erwartete Antwort ſeiner Eltern blieb aus, und verſetzte ihn dadurch in die größte, peinlichſte Unruhe. Er wußte nicht mehr, womit er dies unbegreifliche Stillſchweigen entſchuldigen, nicht mehr, was er ſeiner geliebten Fanny ſagen, wie er ihres Vaters allmälig entſtehendes Mißtrauen verſcheuchen ſollte, deſſen Künſtlerſtolz ſich bei dem Gedanken zu empören begann, Robert's Eltern möchten die Verbindung ihres Sohnes mit ſeiner Tochter nicht für würdig genug erachten, und der daher ſchon mehr als einmal im Begriff war, dem Jüngling, bis zum Eintreffen der entſcheidenden Antwort, ſein Haus zu verbieten, hätten deſſen feierliche Betheuerungen, nie einer Anderen, als Fanny, ſeine Hand reichen zu wollen, deſſen flehentliche Bitten um Geduld und Nachſicht, ihn nicht immer wieder, mindeſtens für kurze Zeit, beſänftigt.

Es war an einem finſteren, ſtürmiſchen Abend, als Robert nach einem Beſuch bei ſeiner geliebten Fanny, woſelbſt er ſtets neuen Muth und neue Lebenshoffnung fand, Sir Warncliff's Wohnung verließ, um in ſeine eigene zurückzukehren. Der Weg, welchen er einſchlagen mußte, war des ungünſtigen Wetters wegen völlig menſchenleer; eben wollte er raſchen Schrittes um eine Ecke biegen, da traten ihm plötzlich zwei Männer entgegen, fielen gleich gereizten Tigern über ihn her, verſtopften ihm den Mund mit einem Tuch, und riſſen den Wehrloſen dann in haſtiger Eile mit ſich fort. Immer weiter und weiter entfernten ſie ſich aus bekannten, von rechtlichen Menſchen bewohnten Gegenden, immer öder und öder wurden die Straßen; endlich, nach Verlauf von mehr als einer Stunde, ſtanden ſie vor einem kleinen, halb verfallenen

Hauſe ſtill, klopften dreimal an die feſt verſchloſſene Pforte, und ſtießen, als dieſe hierauf leiſe geöffnet ward, ihr Opfer hinein.

Robert wußte, während dieſes Alles mit ihm vorging, weder, wie ihm geſchehen war, noch wo er eigentlich ſei? Die rings um ihn herrſchende Dunkelheit ließ ihn ſeine Entführer eben ſo wenig erkennen, als er ſich die Abſicht ihres Verfahrens zu erklären vermochte. Er war ſich keines Feindes bewußt, der es verſucht hätte, ihn auf dieſe Art in ſeine Gewalt zu bringen; — gleichwohl durfte er in der ganzen Sache auch keinen gewöhnlichen Raubanſchlag vermuthen, da man ihm in dieſem Falle ſeine Börſe wohl auf der Straße abgefordert haben würde, ohne ſich die Mühe zu nehmen, ihn deßhalb an einen ſo weit entlegenen Ort zu ſchleppen, woſelbſt ſeine Gegenwart den Räubern keinen ihm denkbaren Vortheil bringen konnte. Mehrere peinvolle Minuten verſtrichen dem armen Robert in ſeiner zweifelhaften Lage, endlich trat ein altes, abſchreckend häßliches, in wenige ſchmutzige Lumpen gehülltes Weib mit einer brennenden Lampe in das niedrige Gemach, in welchem er ſich befand. Ihr matter Schein ließ ihn die Gegenſtände um ſich her nach und nach etwas deutlicher unterſcheiden; zu gleicher Zeit wurde ihm von dem einen ſeiner Entführer das Tuch aus dem Munde genommen, und ſchon wollte er von ſeiner wieder erlangten Freiheit zu ſprechen Gebrauch machen, ſchon wollte er fragen, was man hier mit ihm vorhabe; — allein, auf's Neue ſprachlos vor Erſtaunen, taumelte er mehrere Schritte zurück, als er in dem zweiten ſeiner Räuber Sir John Kingſtone, jenen Fremden, deſſen Nähe er ſchon ſeit Wochen ſorgfältig gemieden hatte, erkannte.

Noch verſuchte Robert vergebens, ſeine Faſſung wieder zu gewinnen, noch herrſchte die tiefſte Stille an dieſem ſchauerlichen, kaum einer menſchlichen Wohnung ähnlichen Aufenthalte; — endlich unterbrach der Unbekannte das lautloſe Schweigen, und ſprach mit dem ihm eigenen, kalt-höhniſchen Lächeln um den breiten, faſt lippenloſen Mund: »Verzeiht, Sir Robert Braun, daß ich Euch auf eine etwas unhöfliche Art hierher bemühte; allein da

Ihr es mir durch Euer gefliſſentliches Ausweichen unmöglich machtet, Euch zu beſuchen, ſo mußte ich darauf denken, mir Eure angenehme Gegenwart in meiner Wohnung zu verſchaffen, da ich ein wichtiges Geſchäft mit Euch abzumachen habe, das zwar in kurzer Zeit vollendet ſein wird, jedoch keinen längeren Aufſchub leidet, und mir daher die Ehre Eurer perſönlichen Anweſenheit unumgänglich nothwendig macht.«

Nach dieſen Worten gab er ſeinem Gefährten einen Wink, worauf dieſer in den Hintergrund des Gemaches zurücktrat, und fuhr alsdann, zu dem, ihn immer noch ſprachlos anſtaunenden Robert gewendet, ruhig fort: »Da Ihr Eure früheren Familienverhältniſſe nicht genauer zu kenneſt vorgebt, oder vielmehr mir nicht darüber Rede ſtehen wollt, ſo erfahret hiermit durch mich, daß Sir Eduard Haſtings, der erſte Gemal Eurer Mutter, der ſie aus übergroßer Zärtlichkeit zur Univerſalerbin ſeines Vermögens einſetzte, ſelbſt wenn ihre Ehe kinderlos bleiben ſollte, und von dem man glaubte, daß er außer ſeiner Schweſter, der ebenfalls längſt verſtorbenen Miſtreß Tromber, keine Verwandten mehr hinterlaſſen habe, deren wirklich noch mehrere hier in England beſitzt, und daß namentlich ich ſelbſt einer dieſer widerrechtlich enterbten, der Armuth und dem Mangel preisgegebenen Vettern jenes kröſusreichen Mannes bin. Nun weiß ich zwar ſehr wohl, daß ich, ſo lange Eure Mutter lebt, durchaus keinen Anſpruch auf Sir Haſtings Vermögen zu machen berechtigt bin, ich habe mir die vollgiltigſten Beweiſe von der Unumſtößlichkeit des Teſtamentes zu verſchaffen gewußt; allein, da William, ihr einziger Sohn aus jener Ehe, und folglich ihr rechtmäßiger Erbe, todt iſt, da Ihr, Sir Robert, keinen Anſpruch auf das Vermögen eines Fremden machen könnt, ſo bin ich feſt entſchloſſen, alsdann zurück zu fordern, was mir und den Meinigen gehört. Unterſchreibt daher dieſe Urkunde, die ich Euch hier vorlege, worin Ihr feierlich gelobt, Sir Eduard Haſtings Vermögen, nach dem Ableben Eurer Mutter, den Verwandten unweigerlich auszuliefern, Euch jedweder Anforderung auf daſſelbe für immer begeben und dieſes Euer ſchriftliches Gelöbniß ſelbſt in dem Falle unverbrüchlich halten zu wollen, daß Eure Mutter, wie allerdings zu erwarten ſteht, Euch vor ihrem Ende zum Erben des ihr zugefallenen Vermögens einſetzen, und ihren letzten Willen in rechtsgiltiger Form gerichtlich niederlegen laſſen ſollte.«

Hier ſchwieg **Kingſtone**, den Jüngling ſcharf beobachtend, indem er nach einer kleinen Pauſe die Entſagungsacte auf dem neben ihm ſtehenden Tiſche auszubreiten begann. Während dem trat ſein Gefährte wieder näher; Beider Mienen waren mit einem finſteren, faſt drohenden Ausdruck auf **Robert** gerichtet, Beide ſchienen ſeinem Entſchluß mit geſpannter Erwartung entgegen zu ſehen. Dieſer aber, ohne das geringſte Zeichen von Unruhe, die kleinſte Spur von Furcht zu verrathen, entgegnete nunmehr mit feſtem, ernſtem Tone: »Hier iſt weder die Zeit, noch der Ort, um gründlich zu unterſuchen, ob Ihr, der Ihr Euch **John Kingſtone** nennt, wirklich ein Verwandter des verſtorbenen Gatten meiner Mutter ſeid. Wäre dies aber auch der Fall, könntet Ihr in der That beweiſen, was Ihr ſagt, ſo würde ich mir die von Euch begehrte förmliche Entſagung ſeines Vermögens wahrlich nicht auf dieſe ſchmähliche Weiſe abzwingen laſſen, obgleich niedriger Eigennutz meinem Gemüthe eben ſo fremd iſt, als Euch das Gefühl von Rechtlichkeit und Ehre! Gebt Euch daher keine vergebliche Mühe, meine Unterſchrift ertrotzen zu wollen, Ihr werdet ſie nie erhalten, ſelbſt dann nicht, wenn Ihr frevelhaft genug wäret, Eure Gewalt über mich zu mißbrauchen, und mir nur die Wahl ließet zwiſchen Unterſchrift oder Tod!«

»Thörichter Jüngling!« unterbrach ihn **Kingſtone**, vor Zorn glühend, »der Tod kann Dir werden, wenn Du es wagſt, Dich meinem Willen zu widerſetzen! Glaubſt Du, ich hätte Dich umſonſt hierher gebracht? Wähnſt Du, ich würde mich wie ein Knabe abweiſen, Dich ruhig ziehen laſſen, und meinen mißlungenen Anſchlag ſchamroth beklagen? Nimmermehr!« — »Thut, was Ihr vor Gott verantworten zu können meint, meinen Entſchluß habt Ihr gehört,« verſetzte **Robert** wie zuvor. »Du unterſchreibſt [illegible] Urkunde,« ſchrie **Kingſtone** wüthend, »oder kommſt nicht lebendig aus unſeren Händen. Dein Tod ſichert mir Sir **Haſtings** Vermögen noch weit gewiſſer, als dies Blatt. Großmuth iſt es, wenn ich Dir das Leben ſchenke, wähle daher; aber wähle ſchnell, denn beim Himmel ſei es geſchworen, der nächſte Augenblick entſcheidet Dein Geſchick!« Nach dieſen Worten trat der Böſewicht nebſt ſeinem ſchändlichen Helfershelfer mit gezückten Dolchen vor den unglücklichen **Robert**, Mordluſt flammte aus ihren Augen, Blutdurſt malte ſich in ihren verzerrten Zügen; er ſah die blitzenden, auf ſeine Bruſt gerichteten Waffen, erkannte, daß er ſich rettungslos in der Gewalt dieſer beiden Ungeheuer befinde, daß er verloren ſei, wenn Gott ihn nicht durch ein Wunder befreie; Hilfe ſuchend ſchweiften ſeine Blicke noch einige Secunden in dem Gemache umher, plötzlich ermannte er ſich, ſchritt raſch auf den Tiſch zu, auf welchem das Document ausgebreitet lag, warf die daſelbſt brennende Lampe um, daß ſie verloſch, ſtieß eben ſo ſchnell ein dicht daneben befindliches Fenſter ein, und war mit einem gewaltigen Sprung auf der Straße, ehe die Zurückbleibenden ſich von ihrer Beſtürzung erholen, ehe ſie bei der nun herrſchenden Finſterniß den Ausgang erreichen und dem Entflohenen folgen konnten. —

So glücklich **Robert's** kühnes Wagniß aber auch gelungen war, ſo beſeligend das Gefühl der entgangenen Gefahr auch in den erſten Augenblicken der wieder erlangten Freiheit für ihn ſein mochte, würde er vermöge der gänzlichen Entlegenheit dieſes Ortes, ſo wie vermöge ſeiner völligen Unkunde der Gegend, in welcher er ſich befand, gleichwohl nur allzu bald wieder in die Hände ſeiner Verfolger gerathen ſein, wenn der Himmel ſelbſt ihm nicht Hilfe geſendet hätte, indem ſo eben mehrere Scharwächter des Weges kamen, welche im Begriffe waren, einen Betrunkenen auf die Wache zu führen. — **Robert** ſäumte nicht, dieſen günſtigen Zufall zu benützen, er ſchloß ſich den Männern, die ihm gleich rettenden Engeln erſchienen, unverweilt an, bat ſie unter dem Vorwande, ſich verirrt zu haben, ihn gegen eine reiche Belohnung nach ſeiner Wohnung zu geleiten, und bald befand er ſich wieder innerhalb ihrer ſchützenden Mauern, bald ſah er ſich völlig aus einer Gefahr befreit, an die er nicht ohne Schaudern denken, deren ganze Größe er erſt jetzt, bei kälterem Blute, deutlich erkennen konnte.

Dieſe Begebenheit, ſo wenig ſie im Stande war, den kühnen Jüngling zu entmuthigen, oder ihm ſeinen ferneren Aufenthalt in London zu verleiden, beſchleunigte gleichwohl die Ausführung ſeines längſt gefaßten Vorſatzes, ſelbſt in die Heimat zu reiſen und ſeine Eltern perſönlich um ihre Einwilligung zu der ſo heiß erſehnten Verbindung mit ſeiner geliebten Fanny anzuflehen. — Sein Principal, dem er ſich vertraut hatte, ertheilte ihm ohne alle Schwierigkeiten die Erlaubniß zu dieſer Reiſe, er ſelbſt fand es am gerathenſten, daß Robert ſeine Angelegenheiten mündlich betreibe, auch Sir Warncliff und Fanny theilten dieſe Meinung, obgleich Letztere bei dem Gedanken an die lange Trennung von dem Geliebten heiße Thränen vergoß. So war denn die bange Scheideſtunde endlich heran genaht, das Schiff, welches ihn in die theure, lang entbehrte Heimat führen ſollte, lichtete die Anker, und bald flog es mit ihm dem Orte ſeiner Beſtimmung entgegen. —

Schon glaubte Robert ſich bereits dem Ziele ſeiner Reiſe nahe, ſchon berechnete er Tag und Stunde, wann er, im elterlichen Hauſe angekommen, dem geliebten Vater, der theuren Mutter in die geöffneten Arme ſinken werde — ſeine Ungeduld hätte dem Schiffe Flügel verleihen, ſeine Sehnſucht es auf die Fittige des Windes erheben mögen — aber ach! wie oft ſieht der arme Sterbliche, der ſein Ziel beinahe ſchon erreicht zu haben glaubte, ſich weit davon hinweg geſchleudert, wie oft vereitelt ein einziger Augenblick alle ſeine ſtolzen, lang genährten Hoffnungen, und zeigt ihm die Nichtigkeit ſeines eitlen Strebens, gegen den unerforſchlichen Willen einer höheren, Alles lenkenden Macht. — Auch Robert ſollte dieſe Wahrheit erfahren; ungefähr einige Seemeilen von Helgoland entfernt, überfiel die Reiſenden ein fürchterliſcher Sturm, das unglückliche Schiff kämpfte lange Zeit mit bewunderungswürdiger Ausdauer gegen die Wuth der empörten Elemente, unaufhaltſam fortgeſchleudert, bald hoch empor gehoben, bald von den rieſigen Wellen in die bodenloſe Tiefe geriſſen, ſah die bejammernswürdige Mannſchaft in jeder nächſten Minute dem gewiſſen Tode entgegen, dem ſie auch ohne den kühnen Muth Erich's und ſeiner wackeren Gefährten ſicher nicht entgangen wäre.

Während die Geretteten, von den Bewohnern Helgoland's gaſtfreundlich aufgenommen, ſich allmälig von den überſtandenen Gefahren zu erholen begannen, lag der arme Robert, von dem heftigſten Fieber ergriffen, ohne Beſinnung in Erich's Wohnung, woſelbſt er die ſorgfältigſte Pflege fand. — Sowohl Erich's Eltern, als Anna, ſeine geliebte Braut, leiſteten dem jungen Fremdling, deſſen Namen ſie nicht einmal kannten, jede nur mögliche Hilfe. Als Erich den Kranken nun auf dieſe Weiſe geborgen, als er ihn der treuen Obhut der Seinigen überlaſſen ſah, da ſäumte er nicht länger, den ihm anvertrauten wichtigen Auftrag auszurichten, empfahl den Leidenden noch einmal der Fürſorge aller ſeiner Lieben, und ſchied endlich mit der frohen Hoffnung einer baldigen, glücklichen Wiederkehr.

Mehrere Wochen waren allmälig vergangen, Robert konnte ſein Krankenlager bereits verlaſſen, konnte, auf den Arm ſeines gutmüthigen Wirthes, des alten Jacob Anderſen geſtützt, zuweilen kleine Spaziergänge am Strande unternehmen; allein noch fühlte er ſich viel zu ſchwach, um die Inſel zu verlaſſen, auch wollte er das nicht, ohne ſeinen Retter, den er kaum geſehen zu haben ſich erinnerte, und deſſen Ankunft nunmehr mit jedem Tage erwartet wurde, mindeſtens für die Erhaltung ſeines Lebens innig gedankt zu haben. Es konnte nicht fehlen, daß Robert, als er ſeine biederen Wirthe nach und nach näher kennen lernte, als er immer heimiſcher, immer vertrauter in der kleinen Familie ward, dieſelbe bald eben ſo achtens- als liebenswerth fand. Ihre einfachen Sitten, ihre ſtrengen Grundſätze von Recht und Pflicht, die heitere Genügſamkeit, mit welcher ſie ihre beſchränkten Glücksumſtände ertrugen, machten ſie ihm ehrwürdig. Erich's Braut, die reizende Anna, welche theils aus eigenem Antriebe, theils um den Wunſch ihres Geliebten zu erfüllen, Robert's Pflege mit den künftigen Schwiegereltern theilte, ward ihm bald ſo theuer wie eine leibliche Schweſter; er konnte ſich Tage lang mit ihr von ſeinem Retter unterhalten, ließ ſich ſein Äußeres auf das Genaueſte von ihr beſchreiben, tauſend kleine Charakterzüge von ihm ſchildern, und beſchloß, da er leicht errieth, daß nur Armuth die Vereinigung der beiden Liebenden bis jetzt verhindert habe, dieſelben, ſobald er erſt im elterlichen Hauſe angelangt ſein werde, reichlich auszuſtatten, indem er von der Freigebigkeit ſeines Vaters gegen den Retter des einzigen geliebten Sohnes ſchon im voraus überzeugt war.

Eines Abends wandelte Robert, weil Geſchäfte den alten Fiſcher abhielten, nur von Anna begleitet, den Strand entlang, auf einem gerade um dieſe Zeit ziemlich einſamen Fußpfade. Sie hatten ſich ſo ſehr in ihr Geſpräch vertieft, daß ſie die zunehmende Dunkelheit nicht eher bemerkten, bis der in ſilberheller Klarheit aufſteigende Mond ſeine freundlichen Strahlen auf die leiſe bewegten Wellen des See's warf, und Anna jetzt plötzlich an eine ſchleunige Rückkehr mahnte.

So ſchnell es die Kräfte des kaum Geneſenen erlaubten, eilten ſie, des alten Fiſchers gaſtliche Wohnung zu erreichen, beſorgt, man möge ſie daſelbſt ſchon vermiſſen und ſich wegen ihres Ausbleibens ängſtigen. Anna überhäufte ſich ſelbſt mit den bitterſten Vorwürfen, ſo lange gezögert, den Freund der kühlen Nachtluft ſo unvorſichtig ausgeſetzt zu haben; eben bemühte ſich dieſer, ſie zu beruhigen, eben betheuerte er ihr, daß er ſich noch nie ſo wohl gefühlt, ſich der Wiederkehr ſeiner Geſundheit noch nie ſo froh bewußt worden ſei, als plötzlich ein Mann, welcher ſich bis jetzt hinter einem kleinen, auf dem Strande liegenden Fahrzeuge verborgen haben mochte, ſchnell hervortrat, haſtig auf Robert zuſtürzte und ihn mit einem Dolchſtoße zu Boden ſtreckte.

Anna's lautes Angſtgeſchrei durchdrang die Luft, der Mörder, aufgeſcheucht von ihrem Hilferuf, wollte entfliehen, allein Robert hatte ſich im Fallen ſo feſt an ſeinen Rock geklammert, daß es ihm unmöglich ward, ihn aus den beiden krampfhaft geſchloſſenen Händen zu löſen. Während er noch vergeblich mit ſeinem unglücklichen Opfer rang, während Anna's Klagen das Echo der Felſen erweckten, war, ungeſehen von Allen, eine kleine Schaluppe gelandet. Mit der Schnelligkeit des Blitzes flog ihr Führer, der das gräßliche Schauſpiel erblickte, herbei, riß den Böſewicht, welcher ſeinen Arm ſo eben erhoben hatte, um ſich durch einen zweiten, tödtlichen Stoß aus Robert's Händen zu befreien, mit Rieſenkraft zu Boden, entwand ihm den Dolch, und hielt ihn, auf ſeiner Bruſt knieend, ſo lange feſt, bis es ihm mit Anna's Hilfe gelang, ihn an Händen und Füßen zu binden.

Während dieſer Zeit waren mehrere Fiſcher herbei gekommen, welche das Geſchehene mit ſtaunendem Entſetzen gewahrten; nun erſt erkannte Anna, welche bis jetzt, vom Schrecken betäubt, in halber Bewußtloſigkeit den Anforderungen des ſo wunderbar erſchienenen Retters Folge geleiſtet hatte, in ihm ihren Erich. Nun erſt wich das namenloſe Grauen, das ihre Sinne gefeſſelt hielt, dem beſeligenden Gefühl des Wiederſehens, der Sicherheit im Arm des Geliebten, aber ach! nicht lange durfte ſie ſich dieſen Empfindungen überlaſſen, Robert's Zuſtand erforderte die ſchleunigſte Hilfe, und ſo wurde er, auf ihr Geheiß, von den anweſenden Fiſchern ſo vorſichtig als möglich aufgehoben, und wieder auf dasſelbe Schmerzenslager gebracht, das er erſt vor ſo kurzer Zeit und mit ſo dankbarer Freude verlaſſen hatte.

Den Mörder, in welchem Erich bei genauerer Betrachtung jenen ihm ſchon früher verdächtig gewordenen Fremden erkannte, ſandte man vor der Hand in ſichere Verwahrung; Erich ſelbſt eilte, nachdem dies Geſchäft unter ſeiner Aufſicht vollbracht werden, mit ſehr verſchiedenen Empfindungen ſeiner väterlichen Wohnung zu, da die Freude des Wiederſehens dem Schmerze über den traurigen Zuſtand des jungen Fremdlings, an dem er den innigſten

Antheil nahm, beinahe weichen mußte. – Als er aber ſpäter, in der erſten Stunde dieſer verhängnißvollen Nacht, von ſeinen Eltern erfuhr, wer Robert eigentlich ſei, als er ſich überzeugte, daß er durch ſeine gefahrvolle Reiſe eben dem reichen Manne wahrſcheinlich Schätze gerettet habe, deſſen einziger Sohn indeſſen vielleicht das Opfer eines feigen, ſchändlichen Meuchelmörders werden mußte: da ſchlang er tief erſchüttert ſeine Arme um Vater und Mutter, da zog er die geliebte Braut feſt an ſeine Bruſt, und flehte den Himmel an, ſein Herz vor ähnlichen Leiden gnädig zu bewahren, ihm von allen Schätzen, von allen Erdengütern, wie köſtlich ſie auch immer ſein möchten, das höchſte, theuerſte — das Leben der Seinigen, ſchützend zu erhalten.

Schäumend vor ohnmächtiger Wuth lag John Kingſtone, denn kein Anderer, als er, hatte den teufliſchen Mordverſuch gewagt, indeſſen auf einem elenden Strohlager, ſein widriges Schickſal verwünſchend, das ihm die verübte That nur halb gelingen ließ, indem er dabei überraſcht und ſeiner Freiheit beraubt ward. Zum dritten Male ſchwebte der Todesengel über des unglücklichen Robert's Haupt, diesmal, ſo hoffte der Böſewicht, ſollte ihm ſein Opfer nicht entgehen — allein was ſollte es ihm nützen, wenn Kerkermauern ihn umſchloſſen, wenn die wohlverdiente Strafe dem Verbrechen folgen ſollte? Bald riß er verzweiflungsvoll an ſeinen Banden, bald wälzte er ſich, einem Raſenden gleich, auf ſeinem Lager, daß das Stroh ſich kniſternd unter ihm zuſammenbog; die gräßlichſten Flüche, die furchtbarſten Verwünſchungen entſtrömten ſeinen Lippen, bis die erſchöpfte Natur dem wilden Toben endlich erlag, und eine todähnliche Ermattung den lauten Ausbrüchen ſeines Wahnſinns folgte.

John Kingſtone war in der That ein weitläufiger Verwandter des Sir Eduard Haſtings; ſein Vater ſtarb leider, als er kaum geboren war, hinterließ jedoch ein ſo bedeutendes Vermögen, daß die Zukunft der Seinigen nicht nur vollkommen geſichert wurde, ſondern daß ſie dem zum Manne gereiften Kinde dereinſt eine, ſeinen kühnſten Wünſchen genügende bürgerliche

Stellung im Leben verhieß. Allein John verrieth ſchon in ſeiner früheſten Jugend alle Anlagen zu den größten Laſtern; er war falſch, tückiſch, boshaft; mit wahrhaft teufliſcher Luſt konnte er irgend ein zahmes Thier, das ihm unglücklicher Weiſe in den Weg kam, zu Tode martern, konnte ſich ſeiner krampfhaften Zuckungen, ſeines kläglichen Geſchreies erfreuen. Eben ſo furchtbar wußte er ſich ſchon in dem zarteſten Alter den Dienern des Hauſes zu machen, die er auf eine kaum glaubliche Weiſe quälte, ihren gerechten Klagen jedoch bei der ſchwachen Mutter ſtets zuvorzukommen verſtand, indem er ſie mit frecher Stirne verleumdete, jede Schuld auf ſie ſelbſt zurück ſchob, und nicht eher ruhte, bis ſie für ein nicht begangenes Vergehen von ihrer verblendeten Gebieterin beſtraft wurden.

Zwar erhielt John, als er den erſten Kinderjahren entwachſen war, Lehrer, welche ihm alle ihm dereinſt nothwendigen Kenntniſſe beibringen, ihn ſowohl geiſtig als körperlich ausbilden ſollten, allein ſein unüberwindlicher Widerwille vor jeder ernſten Beſchäftigung, ſeine Trägheit, wenn es zu lernen galt, verbunden mit den boshaften Streichen, die er ihnen, ſich für ihre dann und wann angewandte Strenge zu rächen, ſpielte, veranlaßte die Meiſten, den kaum begonnenen Unterricht ſchnell wieder aufzugeben, und nur einige der Ärmſten, durch Miſtreß Kingſtone's reiche Bezahlung feſtgehalten, vermochten es über ſich, zu bleiben, ſich den zahlloſen Launen des tückiſchen, von der thörichten Mutter verzärtelten Knaben zu unterwerfen, und die wilde, jeder verſchwenderten Pflege gewaltſam widerſtrebende Pflanze aufwachſen zu laſſen, wie ſie wollte, ohne ihr eine mehr als ſcheinbare, oberflächliche Sorgfalt zu weihen.

Was unter dieſen Umſtänden aus dem allmälig zum Jünglinge heranreifenden Knaben werden mußte, läßt ſich leicht denken. Er überließ ſich von nun an den zügelloſeſten Leidenſchaften, den verderblichſten Ausſchweifungen um ſo rückſichtsloſer, als er ſich für ſelbſtſtändig genug hielt, Niemanden von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft geben zu müſſen. Von Genüſſen zu Genüſſen eilend, berauſchte er ſich Tag für Tag in einem Meere von Luſt, feierte mit mehreren ihm gleich geſinnten Jünglingen die wildeſten Orgien, verſchwendete, ohne der Zukunft zu gedenken, ungeheuere Summen, und ſah ſich ſchon nach wenig Jahren dahin gebracht, wohin ſeine Lebensart ihn nothwendiger Weiſe führen mußte, nämlich an den Bettelſtab.

Vergebens hatte ſeine unglückliche Mutter, die ihre thörichte Verblendung, ihre unverzeihliche Nachgiebigkeit gegen den ausgearteten Sohn jetzt zu ſpät bereute, ihm Vorſtellungen über ſeine maßloſe Verſchwendung zu machen gewagt, umſonſt ihm den Abgrund gezeigt, dem er bei fortgeſetztem Aufwande unaufhaltſam entgegen eile. — Er hatte ihre Bitten nie gehört, ihre Ermahnungen nie beachtet, ſie war ihm von jeher viel zu gleichgiltig geweſen, als daß ihre Worte Eingang bei ihm gefunden, als daß ſie Glauben erhalten hätten; um ſo ſchrecklicher war daher ſein Erwachen, als er eines Tages, nachdem er ſie abermals dringend um Geld beſtürmt hatte, zwar eine kleine, für ihn kaum nennenswerthe Summe, jedoch mit der Anzeige von ihr erhielt, daß dies der letzte Reſt ſeines ganzen Vermögens wäre, daß von dem einſt ſo großen Reichthum ſeines Vaters nichts mehr übrig, ſie ſelbſt nunmehr eine Bettlerin geworden ſei.

Nicht Reue über ſeine heilloſe Verſchwendung, nicht Vorwürfe über das traurige Loos, das er ſeiner unglücklichen Mutter in ihrem Alter bereitet hatte, ergriffen bei dieſer troſtloſen Nachricht ſein Herz; er fühlte nur die tiefſte Erbitterung, die ohnmächtige Wuth des feigen Schwelgers, der ſich ſeiner gewohnten Genüſſe mit einem Male beraubt ſieht, und nun ſein Schickſal anklagt, das ihn, wie er wähnt, in neckender Laune, die Freuden des Lebens nur habe koſten laſſen wollen, um ſie ihm in der Blüte der Jahre ſchnell wieder zu entreißen.

Was nun zu thun ſei, fragte ſich der Wüſtling lange Zeit vergebens; zwar gerieth er wohl zuweilen auf den Gedanken, bei Sir Eduard Haſtings Hilfe zu ſuchen — allein erſtens hatte er ſich früher nie um ihn bekümmert, weil er den edlen, biederen, ſtreng rechtlichen Mann ſcheute; zweitens wußte er nur allzu gut daß Sir Haſtings ſtets mit Verachtung von ſeiner Lebensweiſe geſprochen, ihn ſtets als einen Unwürdigen bezeichnet hatte: es ward ihm daher klar, daß von dieſem nichts für ihn zu hoffen ſei; gleichwohl konnte er unter den gegenwärtigen Umſtänden durchaus nicht in London bleiben, woſelbſt er, von ſeinen bisherigen Gefährten verlaſſen, von allen rechtlichen Menſchen gemieden, der traurigſten Zukunft entgegen ſah. — Ein Reſt von Schamgefühl hinderte ihn, ſich unter die Klaſſe jener verworfenen Bettler zu miſchen, die, eine Peſtbeule Londons, in alle Arten des Laſters verſunken, die Menſchheit entehren; eben ſo wenig fühlte er ſich geneigt, irgend einen Erwerbszweig zu ergreifen, der ihm auf eine ehrliche, wenn auch mühſame Weiſe den kargen Unterhalt gewährt hätte; ſo blieb ihm denn endlich nichts übrig, als Europa, das ihm ſeiner Meinung nach keine Hilfsmittel mehr bot, zu verlaſſen und in der neuen Welt ein neues, dauerndes Glück zu ſuchen.

Während er auf einem nach Amerika beſtimmten Schiffe ſeinem Vaterlande enteilte, nahm Sir Eduard Haſtings ſich ſeiner unglücklichen Mutter mit dem menſchenfreundlichſten Eifer an; zwar wußte er gar wohl, daß ihre blinde Zärtlichkeit, ihre unverzeihliche Nachſicht, ihre kaum glaubliche Verblendung gegen die Fehler des Sohnes, einen großen Theil der Schuld ſeiner ſpäteren gänzlichen Entartung trug — allein er wußte auch, daß ſie dieſe Schuld auf das Grauſamſte gebüßt, daß der Gram um den verlornen, noch immer geliebten Sohn ſie bereits an den Rand des Grabes gebracht hatte, und hielt es deßhalb für Pflicht, ihre letzten Tage mindeſtens vor Mangel zu ſchützen. — Nur kurze Zeit genoß Miſtreß Kingſtone die großmüthige Unterſtützung ihres edlen Wohlthäters; zu tief hatte der Kummer längſt in ihrem Innern genagt, zu gewaltſam alle ihre Lebenskräfte verzehrt, als daß auch die ſorgfältigſte Pflege ſie einem Daſein hätte erhalten können, das ihr ſelbſt zur ſchweren, unerträglichen Laſt geworden war; wenige Wochen nach John's Abreiſe ſchied ſie, ihren Wohlthäter ſegnend, von dieſer Erde, empfahl den entarteten Sohn der

Gnade des Himmels, und ſchloß die müde geweinten Augen hienieden zum ewigen Schlafe.

Zwanzig Jahre waren vorübergegangen, als der längſt verſchollene, todtgeglaubte John Kingſtone plötzlich wieder in ſeiner Vaterſtadt London erſchien. Er hatte die ganze Zeit ſeiner Abweſenheit in Amerika verlebt, ohne jedoch ſeine Träume von den daſelbſt zu gewinnenden Schätzen in Erfüllung gehen zu ſehen. Nach mancherlei traurigen Erfahrungen, nach unzähligen Verſuchen, ſich bald auf dieſe, bald auf jene Art ſeinen Unterhalt zu erwerben, beſchloß er endlich, des vergebenen Ringens und Strebens überdrüſſig, nach Europa zurück zu kehren, mit der mäßigen Summe, welche er in den letzten Jahren, freilich nicht auf die edelſte Weiſe, erbeutet hatte, daſelbſt als Spieler ſein Glück zu verſuchen, und die leichtgläubige Menge, die jeder fremden Erſcheinung ſo gerne huldigt, nach Möglichkeit zu täuſchen.

In London angekommen, erkundigte er ſich natürlicher Weiſe unter der Hand ſogleich nach dem, was ihn am meiſten intereſſirte, nämlich nach ſeinem reichen Verwandten, Sir Eduard Haſtings. Seinen eifrigen Forſchungen zu Folge erfuhr er Alles, was bereits erzählt worden, nämlich Sir Haſtings Heirath, ſein zu Gunſten der geliebten Gattin niedergelegtes Teſtament, ſowohl ſeinen als des kleinen William's frühen Tod, gleichwie das bald darauf erfolgte Ableben der Miſtreß Tromber, die nach William's Verluſt ihr ganzes ungeheures Beſitzthum den Armen ihrer Vaterſtadt vermacht hatte. — Dieſe Nachrichten erweckten auf ein Mal einen Gedanken in dem begierig lauſchenden Abenteurer, den er ſogleich mit allen Kräften ſeiner Seele feſthielt. — Er wollte ſich nämlich nach Amalien's Tode den Beſitz des, ihr von ihrem erſten Gemal hinterlaſſenen, großen Vermögens, das ihm, als ſeinem rechtmäßigen Erben, gebühre, verſchaffen. Zu dem Ende mußte Amalien's Sohn Robert, deſſen Anweſenheit in London er ebenfalls in Erfahrung gebracht hatte, entweder zu einer ſchriftlichen Entſagung ſeines mütterlichen Erbes gezwungen, oder, ſei es auf welche Art es wolle, aus dem Wege geräumt werden.

In dieſer Abſicht galt es nun zuerſt, Robert's nähere Verbindungen, ſo wie ſein ganzes Thun und Treiben auszuforſchen, dann verſuchte er es, ſich in ſeine Nähe zu drängen; da Robert ihm aber ſtets ſorgfältig auswich, ſo gelang ihm dies nicht ſo leicht, wie er gedacht und gehofft hatte; endlich beſchloß er, ſeine Beſuche bei Miß Fanny Warncliff zu belauern, ſchlich ihm faſt jeden Abend mit einem gedungenen Helfershelfer nach, und ſchleppte ihn in der bereits erwähnten Nacht an jenen entlegenen Ort, um ihm daſelbſt entweder die ſchriftliche Entſagungsacte abzuzwingen, oder ihn zu tödten.

Das Mißlingen dieſes wohl angelegten Planes verſetzte ihn in die fürchterlichſte Wuth, allein weit entfernt, ſich ſein Opfer deßhalb entgehen zu laſſen, beobachtete er von nun an Robert's Unternehmungen nur noch ſorgfältiger, umſtellte ihn nur noch enger mit Spionen aller Art. Auf dieſe Weiſe wurde es ihm leicht, ſein Vorhaben, nach der Heimat zu reiſen, in Erfahrung zu bringen. Da er nun feſt überzeugt war, daß Robert, durch jenen erſten Überfall gewarnt, ſo lange er ſich noch in London aufhalte, nicht ohne die größte Vorſicht die ihm nothwendigen Wege betreten werde, folglich für ihn ſo bald keine Gelegenheit, ſein ſchändliches Vorhaben auszuführen, hier zu hoffen ſei; ſo beſchloß er ſeinem Opfer noch zuvor zu kommen, London ſogar früher als Robert zu verlaſſen, und in Hamburg, woſelbſt jener ſich gewiß ganz ſicher glaubte, das angefangene Bubenſtück zu vollenden.

Das Schiff, welches die Reiſenden, unter denen ſich John Kingſtone befand, nach dem Orte ihrer Beſtimmung bringen ſollte, lief eines Tages glücklich in dem Hafen der Nordſeeinſel Helgoland ein, woſelbſt es ſich vor Anker legte. — Hier, dem Ziele ſeiner Reiſe ſo nahe, wurde Kingſtone plötzlich von den heftigſten Gichtſchmerzen überfallen, die ihn mehrere Wochen das Lager zu hüten zwangen, ohne daß es ihm weder möglich geweſen wäre, an eine Fortſetzung ſeines Weges zu denken, noch auch zu erfahren, ob Robert indeſſen ſchon in Hamburg angekommen ſei? — Kaum geneſen, war er ſchon im Begriff, die

Inſel zu verlaſſen, als Robert's in jener unglücklichen Sturmnacht erfolgte Ankunft ſeinem Vorſatz änderte; hatte er doch ſein Opfer jetzt nahe genug, um es ſorgfältig bewachen zu können. Anfänglich nährte er die Hoffnung, daß Robert's Krankheit ihn von dem verhaßten Erben befreien werde; als er ſich aber hierin getäuſcht ſah, kehrte er zu ſeinem früheren Entſchluſſe, ſich ſeiner auf gewaltſame Weiſe zu entledigen, zurück, und hielt ſich in dieſer Abſicht Tage lang in der Nähe von Erich's Hütte verborgen, um hier die Gelegenheit zur Ausführung ſeines teufliſchen Vorſatzes zu erlauern. — So lange Erich's Vater den allmälig Geneſenden auf ſeinen abendlichen Spaziergängen begleitete, wagte es Kingſtone nicht, ſich ihm zu nahen; es verging daher eine ziemlich geraume Zeit, die er in vergeblichem Harren und unter heimlichen Verwünſchungen zubrachte. Endlich erſchien Robert mit Annen allein. Die Einſamkeit des Weges, die hereinbrechende Nacht, Alles begünſtigte ſein verbrecheriſches Vorhaben, das ihm auch, wie bereits erwähnt worden, ohne Erich's Dazwiſchenkunft vollkommen gelungen ſein würde.

Tage und Wochen waren vergangen, ohne daß Fanny Warncliff die kleinſte Nachricht von Robert erhalten hatte; ſie konnte ſich dies unbegreifliche Stillſchweigen um ſo weniger erklären, als er ihres Vaters Mißtrauen nur allzu wohl kannte, der, längſt ſchon an der Einwilligung ſeiner Eltern zweifelnd, nur durch die dringendſten Bitten von dem ſtrengen Gebot, ihm auf ewig zu entſagen, abzuhalten geweſen war. Sir Warncliff fand in dem gänzlichen Verſtummen des Abweſenden eine Beſtätigung ſeiner Vermuthungen; es ſchien ihm ausgemacht, daß Robert ſich ſcheue, ihnen die abſchlägliche Antwort der Seinigen mitzutheilen, daß er ſich fürchte, ein Band mit klar ausgeſprochenen Worten zu löſen, in dem er einſt das Glück ſeines Lebens gefunden zu haben betheuerte. Er drang daher in ſeine Tochter, nun auch ihrerſeits jeden Gedanken an Robert aufzugeben; gebot ihr, eine Neigung aus ihrem Herzen zu verbannen, die er geduldet zu haben ſich jetzt auf das Heftigſte vorwarf, und durch die Wahl eines andern Freiers dem jungen Deutſchen zu zeigen, daß er eben ſo leicht als ſchnell vergeſſen ſei. Allein alle dieſe ernſten Vorſtellungen, alle dieſe ſtrengen Befehle ihres Vaters ſcheiterten an Fanny's unwandelbarer Liebe zu Robert, an ihrem unerſchütterlichen Glauben an ſeine Treue, und an dem feſten Vorſatze, dieſer Treue zu vertrauen, wie ſehr der Schein in dieſem Augenblicke auch gegen ihn ſei.

Es konnte nicht fehlen, daß von nun an ein etwas geſpanntes Verhältniß zwiſchen Vater und Tochter eintreten mußte, das beſonders auf Erſteren nachtheilig wirkte. Zu gutmüthig, um ſein Kind zu zwingen, ihre Hand gegen ihre Neigung zu verſchenken, verletzte ihn gleichwohl Fanny's Weigerung, ſo wie ihr blinder Glaube an Robert, im höchſten Grade. Sein Stolz empörte ſich bei dem Gedanken, die verlaſſene Geliebte eines Ausländers in ihr ſehen zu müſſen, der, in die Heimat zurückgekehrt, nun vielleicht lange ſchon ihrer Leichtgläubigkeit ſpottete; ſein Ehrgeiz machte ihm ihre baldige Vermälung zur unerläßlichſten Pflicht, wenn er dem jungen Deutſchen den Triumph, ſie betrogen zu haben, rauben wollte, und doch blieb ihm, um dieſen Zweck zu erreichen, kein anderes Mittel übrig, als Gewalt, die ſeinem Vaterherzen allzu ſchmerzlich war! — Auf dieſe Weiſe mit ſich ſelbſt im Streit, fand Warncliff ſogar in Ausübung ſeiner Kunſt keinen Troſt, keine Freude mehr; trübe, in ſich gekehrt, dem Zureden ſeiner Freunde, den zärtlichen Liebkoſungen ſeiner Tochter unzugänglich, wuchs ſeine finſtere Laune von Tag zu Tag, bis die Ärzte endlich erklärten, er müſſe London, dieſe düſtere Nebelſtadt mit ihren Paläſten und Hütten, mit ihrem Überfluß und Elend, verlaſſen, um durch eine Reiſe auf dem feſten Lande Zerſtreuung, und ſomit auch Heilung ſeines Übels zu finden. Sir Warncliff willigte nicht nur in dieſen Vorſchlag, ſondern er betrieb die Ausführung desſelben ſogar mit dem größten Eifer; der gegebene Rath ſchien ihm eine Stimme des Himmels, um ſeine Tochter von ihrem thörichten Wahne zu heilen. Er wollte mit ihr nach Hamburg reiſen, ſie ſollte ſich daſelbſt von Robert's Untreue überzeugen, und dann, mit ſtolzer Verachtung gegen den ſchamloſen

Betrüger, einem Anderen, Würdigeren ſchnell ihre Hand reichen. Dieſer Gedanke, der bald zur fixen Idee in ihm ward, gab ihm ſchon jetzt einen Theil ſeiner verlornen Heiterkeit wieder; auch die ſchöne Fanny freute ſich, freilich von ganz entgegengeſetzten Hoffnungen erfüllt, über ihres Vaters Entſchluß, und ſchon nach kurzer Zeit eilten Beide dem Ziele ihrer Wünſche mit ungeduldiger Sehnſucht entgegen.

Es war an einem heiteren, ſonnenhellen Morgen, als der arme Robert, den ein heftiges Wundfieber ſeit Wochen ſeiner Sinne beraubt hatte, zum erſten Male wieder zu vollem Bewußtſein erwachte. Das freudeſtrahlende, faſt verklarte Antlitz ſeiner geliebten Mutter lachelte dem Staunenden entgegen, des theuren Vaters Arme ſtreckten ſich aus, den dem Leben neu geſchenkten Sohn ſanft zu umſchließen; mit inniger Theilnahme blickte Erich auf die Glücklichen, die nun erſt nach angſtvoll durchwachten Nächten, nach Tagen des tiefſten Jammers, der quälendſten Sorge, das ſchöne Feſt des Wiederſehens feiern durften. — Erich hatte es nämlich für Pflicht gehalten, Robert's Eltern von dem gefährlichen Zuſtande ihres Sohnes zu unterrichten; Beide waren dem jungen Lootſen ſogleich nach ſeiner heimatlichen Inſel gefolgt, wichen, daſelbſt angekommen, keinen Augenblick von dem Schmerzenslager des geliebten Sohnes, bis der mitgebrachte Wundarzt ihn endlich außer Gefahr, und ſeine baldige Geneſung als unzweifelhaft erklärte. Gerade in der Zeit, in welcher man am meiſten für Robert's Leben beſorgt war, verbreitete ſich die Nachricht auf der Inſel, daß ſein Mörder entflohen ſei; er mußte ſich, wie man behauptete, mit Hilfe ſeines Dieners befreit, mußte ſich auf einem leichten Kahn den Wellen anvertraut haben, und auf dieſe Weiſe dem Arme der ſtrafenden Gerechtigkeit entkommen ſein. Hatte die Flucht des Böſewichtes damals nur wenig Eindruck auf die Herzen der tiefgebeugten Eltern gemacht, ſo gedachten ſie jetzt, wo der theure Sohn wieder lebend und blühend vor ihnen ſtand, ſeiner kaum mehr; deſto glühender aber war ihre Dankbarkeit für Erich, deſto eifriger bemühten ſie ſich, ihm [illegible] zu beweiſen, deſto heftiger beſtürmten ſie ihn, einen Lohn zu nennen, der dem zwiefachen Retter ihres Sohnes angemeſſen ſei.

Eines Abends ſaßen beide Familien in traulicher Eintracht beiſammen, Robert, welcher ſeinen Eltern längſt die Geſchichte ſeiner Liebe vertraut, ihre Einwilligung erhalten, und einen ausführlichen Bericht über die letzten Begebenheiten an ſeine geliebte Fanny geſendet hatte, ſchilderte ſo eben Kingſtone's nächtlichen Überfall und ſeine wunderähnliche Rettung aus den Händen des Böſewichtes, als ſeine Mutter, welche ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört hatte, plötzlich in heiße Thränen ausbrach, und ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckte. Die Anweſenden erſchraken, Robert ſuchte ſie zu beruhigen, allein ihrer tiefen Erſchütterung nicht mächtig, rief ſie ſchluchzend: »Laſſ' mich, mein Sohn! Du weißt nicht, welch' ein Schmerz mich verzehrt! Ich dürfte nicht murren, wenn der Himmel auch Dich mir geraubt hätte, unfern von dieſer Inſel war es ja, wo mein Kind, mein ſüßes Kind, das ich grauſam von mir ſtieß, auf einem in Brand gerathenen Schiffe den Tod fand! — Jahre ſind ſeitdem vergangen, aber den Gram der Mutter tilgt keine Zeit. William! mein William! ach, nicht einmal Deine Leiche durfte ich noch ein Mal umarmen, ſie fand tief in den Wellen ihr Grab.«

Thränen erſtickten nach dieſen Worten die Stimme der unglücklichen Mutter, ſie verbarg ihr Haupt an Robert's Bruſt, während der alte Fiſcher, Erich's Vater, plötzlich erblaſſend, den Namen William mit bebenden Lippen wiederholte. Braun, der dieſe Scene gerne geendet hätte, verſuchte es nun ſeinerſeits, ſeine Gattin zu tröſten. Dieſe erwiederte ihm jedoch, daß er ihr Nachſicht ſchenken, ihren tiefen Kummer ehren möge, indem ſie ſich als eine ſchwere Sünderin betrachte, die nur im Tode den Frieden wieder zu finden hoffen dürfe, der ihr im Leben auf immer geraubt ſei. Der Ausdruck troſtloſen Jammers in den Zügen der unglücklichen Frau, die heißen Thränen, welche ihren Augen unaufhaltſam entſtürzten, erſchütterten die Zeugen dieſes traurigen Auftrittes ſo tief, daß ſie ſich der innigſten Theilnahme nicht erwehren konnten. Beſonders ſchien Erich's Vater im heftigſten Kampfe mit ſich ſelbſt begriffen, bald einen Entſchluß zu faſſen, bald ihn wieder zu verwerfen — endlich rief er, wie von einer unſichtbaren Macht getrieben, faſt gegen ſeinen Willen aus: »Alſo William hieß der Knabe, den Ihr, edle Frau, nicht allzu fern von dieſer Inſel, einſt verloren?« — »So iſt's!« erwiederte Amalie beinahe tonlos. — »Und wie alt war er zu jener Zeit?« fragte der Greis mit bebender Stimme weiter, indem er ſich den Schweiß von der gefurchten Stirne trocknete. — »Drei Jahre!« fiel Braun, faſt unwillig abwehrend, ein — »doch« — fuhr er fort — »wozu dies unnütze Forſchen nach Dingen, die beſſer nie mehr berührt werden ſollten; laßt uns die Wunde nicht noch weiter aufreißen, damit ſie nicht verblute!« — »Auch dann nicht, wenn ich ſie vielleicht zu heilen vermöchte?« ſprach der Greis mit ernſtem, feierlichem Tone. Dieſe Worte wirkten wie mit Zaubergewalt auf die Umſtehenden, Aller Augen waren feſt auf den alten Fiſcher gerichtet; Überraſchung, Erſtaunen und die geſpannteſte Erwartung malte ſich in Aller Zügen — die tiefſte Stille herrſchte rings umher — endlich, nach einer kleinen Pauſe, in welcher der Greis ſich völlig gefaßt zu haben ſchien, wandte er ſich an ſeine Gäſte und ſprach: »Hört mich an! Es mögen nun ungefähr zwanzig Jahre her ſein, als ich eines Abends, dem Jammer meines armen Weibes zu entfliehen, meine Schaluppe beſtieg, um weit in die See hinaus auf den Fiſchfang zu fahren, denn gerade an dem Tage war uns ein holder, etwa dreijähriger Knabe geſtorben, und ich konnte, den eigenen Schmerz nur mühſam verbergend, die Klagen der verzweifelnden Mutter nicht länger mehr anhören, ohne ſelbſt zu verzweifeln. Mit nichts weniger als meiner Arbeit beſchäftigt, den lange unterdrückten Thränen über den Verluſt meines Kindes freien Lauf laſſend und in Gedanken ſtets daheim, achtete ich nicht darauf, daß ich mich ſchon viel weiter von unſerer Inſel entfernt hatte, als dies gewöhnlich beim Fiſchfang der Fall war. Die Nacht ſank immer tiefer herab, freundlich lächelnd blickten die hell glänzenden Sterne auf mich nieder, und mahnten mich zur Heimkehr; ſchon war ich im Begriff, mein Fahrzeug zu wenden, da wurde ich plötzlich in der Entfernung einen groſsen, feurigen Punkt gewahr, der mitten auf den Wellen zu ſchweben ſchien.«

»Neugierig, was das ſein könnte, fing ich an, mich dem Punkte ſo ſchnell, als möglich, zu nähern, auch währte es nicht allzu lange, da entdeckte ich zu meinem höchſten Entſetzen, daſs der Gegenſtand meiner Unterſuchung ein brennendes Schiff ſei, an deſſen Maſten und Segeln die Flammen ſchon hoch emporſchlugen, und das bereits im Sinken begriffen war. Ob die Mannſchaft desſelben das Unglück zu ſpät gewahrte, um ſich retten zu können, oder ob ihr Verſuch miſslang, vermag ich nicht zu ſagen. Wohl entdeckte ich mehrere Fäſſer und Kiſten, welche auf den Wellen ſchwammen, aber keinen einzigen lebendigen Menſchen; eben ſank das Schiff ziſchend in die Fluten, eben wollte ich mich ſchaudernd von dieſem Schauplatze des Schreckens entfernen, da ſah ich mit einem Male ein Bret gerade auf mein Fahrzeug zu treiben, auf welchem ich bei genauerer Betrachtung einen ungefähr dreijährigen Knaben feſt gebunden fand.«

»Nichts glich meinem Staunen bei dieſem überraſchenden Anblicke, nichts dem haſtigen Eifer, mit dem ich das Bret auffing, den Knaben losband und unterſuchte, ob noch Leben in ihm zu finden ſei. Der Ewige hatte ihn wunderbar erhalten; ſchon nach meinen erſten, in gegenwärtiger Lage höchſt unvollkommenen Hilfsleiſtungen bemerkte ich, daſs er wieder anfing, ſich leiſe zu bewegen. Jetzt ſtrengte ich alle meine Kräfte an, die heimatliche Inſel ſo ſchnell als möglich zu erreichen, den mir vom Himmel ſelbſt an der Stelle des Heimgegangenen verliehenen Knaben in die Arme einer liebenden Mutter zu legen, und ſein gerettetes Daſein ihrer Pflege zu vertrauen. Wohl ſtarrte meine Gertrude mich mit groſsen Augen an, als ich das eben geborgene Kleinod in unſere Hütte brachte, wohl konnte ſie ſich noch nicht ſo ſchnell darein finden, in dem fremden Kinde Erſatz für das eigene verlorene erblicken zu ſollen; allein ſchon nach kurzer Zeit wurde ihr der Knabe lieb, ja unentbehrlich; ſchon nach kurzer Zeit dankte ſie dem

Himmel für dies Geſchenk ſeiner Gnade, das ihr Troſt, Glück und Zufriedenheit gewährte.«

»Daß der Knabe noch Eltern haben könne, fiel uns niemals ein, hatte ich ja doch das Schiff verſinken ſehen, ohne ein lebendes Weſen zu erblicken, auch erzählte er auf unſere Fragen immer nur von einem alten Manne, der ihn ſeinen kleinen William genannt, ſtets auf den Armen getragen und reichlich mit Zuckerwerk beſchenkt habe; dann aber müſſe der alte Mann böſe auf ihn geworden ſein, weil er ihn in einer Nacht aus ſeinem Bettchen geriſſen, auf ein hartes Holz gebunden und, trotz ſeines Schreiens, in's Waſſer geworfen hätte. Alle übrigen Angaben des Kindes waren ſo verworren, ſo durchaus unverſtändlich, daß es uns unmöglich ward, einen Zuſammenhang darin zu finden. Den erwähnten alten Mann hielten wir demnach für des Knaben Vater oder Großvater, der den Kleinen durch jenen verzweifelten Entſchluß retten wollte, ſelbſt aber wahrſcheinlicher Weiſe, gleich den Übrigen, ſeinen Tod in den Wellen gefunden haben mochte; wir begnügten uns daher mit dieſer Überzeugung, ohne weitere Nachforſchungen anzuſtellen. Wenige Tage nach der für uns ſo wichtigen Begebenheit führten mich dringende Geſchäfte an die holländiſche Küſte, wodurch es mir vollends unmöglich gemacht ward, mich, wenn ich auch wirklich gewollt hätte, nach den Eltern meines kleinen Findlings näher zu erkundigen, und als mir nun bei meiner nach mehreren Monden erfolgten Rückkehr der kleine Erich — dieſen Namen meines theuren verſtorbenen Sohnes hatten wir auf ihn übertragen freudig entgegen ſprang, als er mich auf Gertrudens Geheiß mit dem ſüßen Vaternamen begrüßte, da würde ich ihn um keinen Preis mehr hingegeben haben, hätte mir ihn auch Jemand, was Gottlob nicht geſchah, entreißen wollen. Er war bis jetzt die Stütze meines Alters, mein Stolz, meine Hoffnung, mein Glück! Er würde nie erfahren haben, daß er nicht mein Sohn iſt, hätte der Himmel Euch, edle Frau, nicht hierher geführt, und ſagte mir nicht mein eigenes Gefühl, daß ich den heiligeren Rechten einer Mutter weichen muß.«

Hier ſchwieg der alte Fiſcher; allein keine Feder iſt mächtig genug, den Eindruck zu ſchildern, den ſeine Worte auf die Umſtehenden hervorbrachten; Staunen, Freude, Entzücken und Schmerz malte ſich auf ihren Zügen, mit namenloſer Wonne drückte Amalie den todt geglaubten, ſo heiß beweinten Sohn an ihre Bruſt, keines Lautes fähig lag dieſer in ihren Armen, das Wunder nicht begreifend, das ſo plötzlich mit ihm vorgegangen war; Robert freute ſich innig, in dem Retter ſeines Lebens den eigenen Bruder lieben zu dürfen, und auch Braun, der während dieſer langen Reihe von Jahren nie ohne einen geheimen Vorwurf ſeines Widerwillens gegen den armen William gedenken konnte, theilte ſeiner Gattin Glück! — Nur Anna, die arme Anna verbarg ihre thränenfeuchten Augen an Gertrudens Bruſt; ihr war es ſeit dieſer Entdeckung, als habe ſie nun ihren Erich auf immer verloren, als ſei er, der Sohn einer reichen und angeſehenen Familie, dem das Schickſal jetzt ein ganz anderes Loos bereitet hatte, ihr für immer entrückt.

Es bedurfte mehrerer Tage, bevor der Freudenrauſch, in welchem die ſo wunderbar Vereinigten befangen waren, ſich einigermaßen legte. Erich hatte indeſſen, trotz des Taumels, in dem er ſich befand, die heißen Thränen ſeiner Anna, den ſtillen Kummer ſeiner wackeren Pflegeeltern nur allzu wohl bemerkt; als daher endlich von der nahen Abreiſe nach Hamburg, von der Zukunft, die nunmehr des wieder gefundenen Sohnes warte, geſprochen wurde, da wagte es Erich, den gütigen Vater, die theure Mutter dringend anzuflehen, ihn ſeinem ſelbſtgewählten Stande auch fortan zu überlaſſen, ihn nicht von der Geliebten, nicht von dem Schauplatze ſeiner Jugendfreuden, nicht von den gewohnten Beſchäftigungen ſeines Lebens zu trennen. Er ſtellte ihnen vor, daß weder er, noch ſeine Anna, für die Welt, in die ſie ihn führen wollten, paſſend wären, daß das Meer ſeine eigentliche Heimat ſei, daß er ſich nie in die Lebensweiſe der ruhigen Landbewohner finden, nie heimiſch unter ihnen werden, und daß er ſich ſeines Daſeins nur dann erfreuen könne, wenn es ihm erlaubt ſei, daſſelbe, wie bisher, der Liebe für die Seinigen und einer nützlichen Thätigkeit zu weihen.

Braun ſah nach kurzer Überlegung ein, daß Erich Recht hatte; auch ſeine Gattin müßte ſich den angeführten Gründen endlich, wiewohl ungern, fügen. Anna's Entzücken überſtieg jedoch alle Gränzen, als Erich's Eltern, welche den Bund zweier Herzen weder trennen konnten noch wollten, jetzt ſelbſt die Hand des wieder gefundenen Sohnes in die ihrige legten, als ſie nun feſt überzeugt war, daß ihr der Geliebte nicht geraubt, daß er die theure heimatliche Inſel nie verlaſſen werde! Auch Jakob und Gertrude, ſeine redlichen Pflegeeltern, die den Verluſt des geliebten Jünglings nicht ertragen haben würden, dankten dem Himmel mit lauter Stimme, daß er ihre letzten Lebenstage vor ſo tiefem Gram bewahrt, die Herzen der Fremden gütig gelenkt, und ihnen den Sohn erhalten habe. Bevor Braun mit den Seinigen die nun nicht mehr zu verſchiebende Rückfahrt nach Hamburg endlich antrat, wurde beſtimmt, daß die beiden Brüder ihre Hochzeiten an einem und demſelben Tage, und zwar auf Helgoland, feiern ſollten. — Braun legte zu dem Ende eine bedeutende Summe in Erich's Hände, um einſtweilen den künftigen Haushalt einzurichten, ſeine Mutter ließ ſich das Verſprechen tauſendmal wiederholen, daß er ſie ſo oft als möglich beſuchen wolle, und als der Tag der Abreiſe nun wirklich erſchien, als die gefürchtete Stunde der Trennung nun unerbittlich ſchlug, da ſchloß Amalie den theuren Sohn noch einmal feſt in ihre Arme und rief: »Ich habe den Knaben leichtſinnig verſtoßen, habe ihn lieblos fremden Händen anvertraut, er wurde mir zur Strafe gänzlich entriſſen, und nun fühle ich wohl, ich bin des wiedergeſchenkten Jünglings, des reifenden Mannes, nicht werth! — Das Herz, das ich aufgab, die Liebe, die ich von mir ſtieß, gehört jetzt anderen, fremden Menſchen ich darf nicht darüber zürnen, darf nicht darüber klagen. So lebe denn wohl, denke wenigſtens meiner, und laſſ' mich zuweilen durch Deine Gegenwart das Glück genießen, deſſen ich mich einſt ſelbſt im thörichten Wahne beraubte!« — Nach dieſen Worten riß ſie ſich ſchluchzend von ihm los, die ſegelfertige Schaluppe ſtieß vom Lande, glitt pfeilſchnell über die Wellen, und war bald aus den Augen der am Ufer Zurückbleibenden verſchwunden.

Ungefähr ein halbes Jahr mochte vorüber gegangen ſein, als das doppelte Hochzeitfeſt der beiden glücklichen Brautpaare auf Helgoland gefeiert ward. Der reiche Kaufherr Friedrich Braun hatte nichts geſpart, den Ehrentag ſeiner Söhne ſo glänzend als möglich zu begehen. Alle Freunde und Gefährten des jungen Lootſen nahmen daran Theil, ſein Entſchluß, unter ihnen zu bleiben, mit ihnen zu leben, wurde laut geprieſen; die innigſte Freude, die harmloſeſte Luſt herrſchte allgemein, und ſelbſt Sir Warncliff, der, in Hamburg angekommen, ſich längſt mit Robert verſöhnt, ja gleichſam ſich ſchon in deſſen Vaterſtadt eingebürgert hatte, mußte bekennen, noch nie ſo innig heiter, ſo wahrhaft fröhlich geweſen zu ſein. Am glücklichſten von Allen aber fühlte ſich Amalie! Die ſchwere Laſt des Kummers war nun gehoben, der ewig nagende Vorwurf, den Tod ihres Kindes verſchuldet zu haben, von ihr genommen — eine ſchöne, freudenreiche Zukunft lächelte ihr nun freundlich entgegen, bis ſie einſt, am Ziele ihrer Wallfahrt, liebend und geliebt hinüberſchlummern dürfte in jene ſchönere, beſſere Welt. —

Wirklich wurde die Zufriedenheit beider Familien von nun an durch nichts mehr getrübt; Robert ſowohl, als Erich — dieſen ihm liebgewordenen Namen hatte Letzterer, aus Dankbarkeit für ſeine Pflegeeltern, beibehalten — benützten ihren Reichthum, indem ſie Jeder in ſeinem ihm angewieſenen Wirkungskreiſe allenthalben den Segen des Wohlthuns verbreiteten. Eine herrlich gebaute, glänzend geſchmückte Schaluppe, der Stolz aller Helgolander, führte die beiden Familien bei ihren oft wiederholten Beſuchen einander gegenſeitig zu. Dankbar prieſen ſie den Himmel für ihr beneidenswerthes Loos, und nur noch einmal trat die Erinnerung ſtörend in den Kreis ihrer Freuden; an eben dem Tage nämlich, an dem die ſchöne Fanny ihrem Robert den erſten Sohn geboren hatte, erhielt der überglückliche Vater einen Brief aus London, worin ihm von ſeinem Correſpondenten unter anderen Neuigkeiten gemeldet ward, daß man vor wenig Tagen einen Menſchen, welcher der abſcheulichſten Verbrechen überwieſen worden war, öffentlich hingerichtet habe. Der Name dieſes Verbrechers war — John Kingſtone!

Huldigung den Frauen!

Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando?

Es iſt des Büchleins Widmung und Zweck ſeit langer Zeit,
Zu huldigen den Frauen und ihrer Lieblichkeit —
Doch ſagte noch kein Lied uns, erläuternd, drinnen an:
Wer, Was und Wo, Womit auch, Warum und Wie
und Wann!

Erlaubet d'rum, Ihr Frauen (ich ſchrieb faſt: »jung und alt,«
Doch »ewig blüht euch Jugend!« das fiel mir ein gar bald!)
Erlaubt, Ihr ewig Jungen, daß Deutung ich gewagt,
Und daß zuerſt der Sänger das Wer vertritt und ſagt!

Der zeiget auch das Was Euch: das Wort iſt's, der Geſang,
Die Huldigung, ich weiß es, behagt — iſt ſie nicht lang;
Jedoch im Blick und Handdruck, im — Liebeskuß zuletzt,
Da werden keine Schranken dem Maß der Zeit geſetzt!

Wo huldigen wir ſollen, beſtimmt ſich nicht ſo leicht,
Wenn Wort und Blick und Kuß auch Euch überall erreicht!
Ich klopft' in Saal und Küche und Kinderſtube an,
Doch ward im Taſchenbuche allein mir aufgethan!

Und Verſe das Womit denn? — Das klange wohl verbraucht;
Doch iſt es Euch nicht lieber, als wenn man Tabak ſchmaucht,
Bequem ſich freut des Sitzes, wenn Frauen vor uns ſteh'n,
Wie als der Huldigungen modernſte iſt zu ſeh'n?

Euch anders zu verehren, gebietet das Warum
Und Wort und Blick und Küſſe, ſie huldigen Euch drum
Weil, Frauen! Ihr die Sterne in unſers Daſeins Nacht
(Mitunter ſelbſt die Sonne, die uns erblinden macht!)

Wie huldigt man den Sternen? Wenn man nach ihnen ſpäht,
Wenn man voraus berechnet, wie wandelt ein Planet?
Für Huldigung den Frauen ſei das ſtets unſer Bild,
Durch zartes Vorherwiſſen, ob ſie uns hold und mild!

Drum mögen And're ſchildern der Huldigungen Wann?
Nur wenn ihm hold die Frauen, fleht fruchtlos nicht der Mann,
Und bringt er ſelbſt nur ein Mal im Jahr ſein Scherzgedicht
Iſt das zu viel, genehmigt es Frauen-Zartſinn nicht!

Benno Philemar.

Der blaſſe junge Mann.

Erzählung aus dem Leben von J. F. Caſtelli.

1.

»Schon bald 10 Uhr und noch nicht angekleidet! Aber Hannchen, ſo beeile Dich doch!«

Alſo ſprach Marie, die junge und reizende Tochter des reichen Kaufmannes Felling, zu ihrem Stubenmädchen, und drehte dabei voll Ungeduld das Armband mit der Brillanten-Agraffe zurecht. Wer hätte dieſe Ungeduld des ſechzehnjährigen Mädchens nicht ganz der Begierde nach dem glänzenden Balle zugeſchrieben, den ſie zu beſuchen im Begriffe ſtand? Wer hätte in dieſem klaren Auge, welches ſo ſanft in den Spiegel hinein lächelte, etwas Anderes geſehen, als eine naive Koketterie? Wer hätte geglaubt, daß dieſes Köpfchen noch etwas Anderes beſchweren könne, als die friſchen Camellien, welche in ſeinen Locken prangten? Und doch war es ſo. Es exiſtirte ein junger Mann, wie ihre Freundinnen behaupteten, der einen tiefen Eindruck auf dieſes junge Herz gemacht hatte. In der verfloſſenen Nacht, auf dem Ball des — ſchen Legationsrathes, hatten dieſe Freundinnen einander geheime ſpottiſche Zeichen gegeben, und unter einander leiſe geziſchelt.

»Seht nur,« ſagte die Eine, »ſie tanzt nur mit ihm!«

—»Aber wer iſt er denn?«

»Ein Journaliſt, glaub' ich.«

—»Nun, einem ſolchen Menſchen wird doch das reiche Fräulein Felling nicht ihre Liebe ſchenken?«

»Hm! ſie hat oft gar exaltirte Ideen; erſt vor einigen Tagen hörte ich ſie ſagen, es; ſei endlich einmal Zeit, daß das Talent mehr gelte, als Geburt und Reichthum.«

— »Eine wahre Journalphraſe!«

Und die Freundinnen lachten und ſchüttelten die Lockenköpfchen. Alles, was ſie übrigens geſagt hatten, war wirklich ſo. Fräulein Felling liebte Arthur Rellheim. In einem Penſionate erzogen, von ihrer Familie entfernt, hatte Marien's Geiſt in ſeinen Träumen und durch Lectüre eine Überſpannung erhalten, die ſie zwar auf einer Seite vor gemeinen Verirrungen bewahrte, ſie aber auf der anderen zu gefährlichen Thorheiten verleiten konnte. Indem ſie das menſchliche Glück vielleicht zu hoch ſtellte, war es ihr nicht möglich, ſich in ein Leben zu fügen, in welchem der morgige Tag eben ſo verfließt, wie der heutige, wo alle Epochen nur mit Zahlen bezeichnet werden, und wo die Eindrücke keine Erinnerung zurücklaſſen. Zwar berührte es ſie oft ſchmerzlich, wenn ſie bemerkte, wie kalt und theilnahmlos ihr Aufſtreben nach dem Höheren von ihren Geſpielinnen betrachtet wurde, allein ſie konnte ſich doch nicht dazu herbeilaſſen, die ſchalen Vergnügungen derſelben zu theilen, vertrauend folgte ſie ihren Träumereien, bedauerte Diejenigen, welche ſich in Gleichgiltigkeit wie in einen Mantel gegen den Schmerz hüllen, und welche es vorziehen, lieber nie von einem Sonnenſtrahle beleuchtet zu werden, als ſich einem Tropflein Schweiß auszuſetzen.

Für Diejenigen, welchen die Welt nie den frommen Kinderglauben geraubt hat, bietet ſie noch allenthalben Bewunderungswerthes dar, nicht als ob ſie das wahre Schöne von dem falſchen Flitter nicht zu unterſcheiden wüßten, ſondern darum, weil die geiſtige Schönheit ihrer Seele ſich in Allem ſpiegelt, ſo wie ein Sonnenſtrahl dem Glaſe einen Diamantglanz verleiht. O Zeit voll ſüßen Zaubers, wo wir bei der Darſtellung eines ſchlechten Drama's noch im Innerſten ergriffen werden; wo wir glauben, ein Roman, den wir leſen, entlocke uns bittere Thränen, indeſſen dieſe Thränen nur Demjenigen fließen, was in unſerm eigenen Herzen geſchrieben iſt. In dieſem Alter lehnt ſich das Mädchen an das Fenſter, und lauſcht der Harmonie, welche ſie in ſäuſelnden Abendlüften vernimmt; in dieſem Alter träumt ſie von Demjenigen, den ſie mit aller

Liebe ihres Herzens umfaßt, am nächſten Tage blickt ſie dann in der Menge herum, und ſucht Denjenigen, der ihr im Traume erſchienen iſt, und wenn ihr auf dem Wege eine Geſtalt begegnet, die der geträumten auch nur entfernt ähnlich iſt, ſo pocht ihr Herz, und ihr Schickſal iſt entſchieden.

So erging es auch Marien. Nachdem ſie von einem Engel geträumt hatte, ſah ſie Arthur mit ſeinem blaſſen Geſicht, ſeinen großen Augen und ſeiner ſanften Stimme, und fühlte ſich im Innerſten ergriffen. Von dieſem Augenblicke an waren ihre Blicke auf den jungen Mann geheftet, ſie beobachtete alle ſeine Bewegungen. Sie hatte bemerkt, daß er immer in einer Art Zerſtreuung umher ging, und daraus ſchloß ſie, daß ſein Geiſt in höheren Regionen ſchwebe; ſie ſah ihn auch aus dem Tanzſaale gehen, ſich im Nebenzimmer in eine Fenſterbrüſtung ſetzen, und mit den Fingern auf ſeinem Hute trommeln — ein Beweis, daß ihn die lärmende Unterhaltung langweile. Er war arm, und man hatte Marien verſichert, daß daran nicht ſeine Kenntniſſe die Schuld tragen, ſondern daß ihm nur Mittel fehlten, ſich empor zu ſchwingen. Natürlich, daß ſie in Arthur ein Genie erblickte, das, von ſeinem Jahrhunderte verkannt, den Weltſchmerz in ſeinem Buſen trug. Sie malte ſich aus, wie ſüß es für eine Frau ſein müßte, dieſen gedankenſchweren Kopf auf ihren Schultern ruhen zu laſſen, und ſie wünſchte dieſe Frau zu ſein. Wie konnte es auch anders ſein? Sie war ſechzehn Jahre alt, und die Erfahrung hatte noch kein Samenkorn des Zweifels in ihre Seele geſtreut.

Daher, wenn Arthur's ſchwarzes Auge weniger trübe und ſanfter auf ſie blickte, war ihr zu Muthe, als ob ihr vom Himmel nichts mehr zu erbitten übrig bliebe.

Der junge Mann bemerkte das wohl, und Beide verſtanden ſich. Marie ſah ihn nun täglich, und liebte ihn immer mehr. Auch dieſen Abend ſollte er auf den Ball kommen, für welchen ſie ſich geſchmückt hatte, er hatte es ihr geſtern verſprochen. Und jetzt wirſt Du begreifen, mein lieber Leſer, warum Marie ſo ungeduldig war, und ihr Mädchen auszankte.

2.

Es war neun Uhr, die zum Ball beſtimmte Stunde, aber der gute Ton verlangt es in neuerer Zeit, daß man lieber etwas ſpäter kommt. Arthur ſaß an ſeinem Kamin mit jener ungeduldigen Zerſtreuung eines Mannes, der etwas Wichtigeres erwartet, als die Ballſtunde. Raimund Wilker trat ein.

Arthur und Raimund hatten ſich Beide zur ſelben Zeit der Literatur gewidmet. Beide unbekannt, Beide ohne Protection, wohl fühlend, daß ſie nur auf ihren wechſelſeitigen Beiſtand rechnen durften, hatten ſie ſich einander genähert, und die Gleichheit ihrer Lage hatte das feſteſte Band der Freundſchaft um ſie geſchlungen. Raimund Wilker war einer von jenen Menſchen, welche, ſtatt gegen die moraliſche Erniedrigung zu kämpfen, zu welcher ſie von dem Schickſale gezogen werden, ſich behaglich und breit in ihre Lage hineinſetzen. Er wußte jedes Gefühl in ſeinem Innern hintan zu halten oder zu unterdrücken, das ihn manchmal beſchleichen wollte. Arthur, ohne eben eine erhabene Seele zu beſitzen, war doch weniger frei im Ausdrucke ſeiner Wünſche; die Verbindung mit Raimund brachte ihn daher auch manchmal in Verlegenheit. Er ſchämte ſich immer, wenn Raimund mit kecker Offenheit, und ohne ihn beleidigen zu wollen, ihm irgend einen niedrigen Gedanken klar machte, der unbewußt und verborgen in ſeiner Seele ſchlummerte. Er fühlte ſich beſchimpft durch jene Nachſicht, welche zwiſchen ihnen eine Gleichheit herſtellte, die er ſich nicht zu geſtehen wagte, und erröthete über dieſe Verbindung zweier Seelen, die nur in ihren Fehlern einen Berührungspunkt hatten. Übrigens hatte Raimund die Kälte Arthur's nicht bemerkt, und war mit ihm ſtets im gleichen familiären Verhältniſſe geblieben. Kaum war er eingetreten, ſo hatte er ſich auf den Divan geworfen, ſchmeichelte ſeinem blonden Schnurbärtchen und that einige müßige Fragen. Endlich ſagte er plötzlich: »Freund, Du biſt ein aufgelegter Menſch, Dein Ruf iſt im Sinken, und Dein Journal ſtirbt an der Auszehrung. Übrigens kannſt Du Dich tröſten, Du haſt jetzt eine beſſere Ausſicht.

—»Wie das?«

Raimund ſchlug höhniſch lächelnd die Füße über einander und antwortete: »Nun, haſt Du nicht dieſen Abend auf dem Balle ein Rendezvous mit Fräulein Felling?«

Arthur wurde verlegen. Wenn ein Anderer plötzlich unſere Gedanken erräth und ausſpricht, ſo iſt die Empfindung einem Stoße nicht ganz unähnlich. »Was willſt Du damit ſagen?« fragte Arthur. Allein Raimund fuhr, ohne hierauf zu antworten fort: »Ein Heirathsgut von zehntauſend Gulden lohnt ſchon der Mühe, die Kunſt zu ſeufzen zu erlernen.«

Arthur antwortete mit jener übertriebenen Würde, welche ſtets ein Beweis iſt, daß die wahre Würde mangelt. »Es gibt Beſchuldigungen, worauf es überflüſſig wäre zu antworten. Ich weiß nicht, was auf die Vermuthung führen kann, daß ich Abſichten auf Fräulein Felling habe.«

»Ah, das iſt etwas ſtark!« rief der Journaliſt laut auflachend. »Glaubſt Du denn, wir haben keine Augen, um zu ſehen, daß die Deinigen ſeit drei Monaten nach den Caſſetruhen des reichen Bankiers ſchielen? Es gibt nur ein vernünftiges Ziel, und alle Wege ſind gut, auf welchen man dahin gelangt: Geld, Geld, Geld! das iſt das Leben, das iſt das Jahrhundert, das iſt Alles. Ich will Geld, und ich ſchreibe nur um Geld. Ich bin freilich gezwungen, mir beim Aufheben des Straßenkothes, den ich auf Andere werfe, die Hände zu beſchmutzen, aber was thut das? Meine Artikel werden gut bezahlt; man glaubt mir nicht, aber man lieſ't mich. Deine Hoffnungen, auf dieſem Wege weiter zu kommen, verſchwinden, und Du ſchlägſt einen andern ein, das iſt klug. Eine Heirath iſt beſſer, als die Schriftſtellerei, und die Revenüen, die man von ſeinem Geiſte zieht, ſind nicht ſo ſicher, als jene von Häuſern und Obligationen. Ein Luſtſpiel in einem Act ſchreiben koſtet mehr Mühe, als für 100,000 Gulden Coupons herabſchneiden. Ich ſage Dir, Deine Aufmerkſamkeit für Fräulein Felling iſt nichts Anderes, als eine gute Actie auf eine einträgliche Speculation. Seufze immerhin zu, mein Freund!«

»Es gibt Leute, welche Alles herabziehen,« antwortete Arthur etwas bitter. »Zugegeben, daß ich Fräulein Felling wirklich den Hof mache, was berechtigt Dich, an der Aufrichtigkeit meiner Gefühle zu zweifeln? Freilich, ein Menſch, der Geld für das Höchſte halt, kann nicht begreifen, daß Herzen ſich verſtehen können, ohne daß die Augen nach dem Geldſacke ſchielen.«

»Das kennt man,« verſetzte Raimund mit einer gemeinen Geberde; »Du biſt einer von Denen, die bei einem Madchen, das ſie wählen, nichts als eine Engelsſeele begehren, ſo wie ich nur Geld begehre. Du geſtehſt doch übrigens ſelbſt, daß Du Abſichten auf Marien habeſt.«

— »Nein, ich erblickte in Marien wirklich einen Engel, den man verehren muß, und ich liebte ſie, ohne daß ich mich fragte, wohin dieſe Neigung führen ſollte.«

»Wohin anders, als zur Ehe!«

— »Das iſt ein grauſamer Scherz. Du weißt nicht, welche großen Hinderniſſe Vorurtheile zwiſchen ihr und mir aufthürmen.«

»Hm! Ich weiß keinen Mann auf der Welt, der eben geeigneter ware, als Du, ſie dieſe Vorurtheile vergeſſen zu machen. Wenn ein Auge, wie das Deinige, in einem Meere von Gefühl ſchwimmet; wenn ein Körper, wie der Deinige ſo viel Geſchmeidigkeit hat, daß er nach Gefallen jene Attituden annehmen kann, die die Wirkung einer, unter dem Gewichte von Ideen niedergebeugten Seele zu ſein ſcheinen — welches Weib könnte da widerſtehen? Und dann — Du biſt blaß, dieſes Wort allein ſchließt alles Siegreiche in ſich. Unſere Poeten haben die Blaſſe auf einen Punkt empor gehoben, daß man jetzt darüber im Reinen iſt, die Blaſſe ſei das Siegel und der Typus einer empfindſamen Seele. Blaß ſein iſt ein Geſchenk des Himmels, ein Mittel zu einer eigenen Stellung in der Geſellſchaft, ein eigenes Metier möchte ich ſagen. Man muß nur verſtehen, Nutzen daraus zu ziehen.«

— »Du biſt ein Narr, und ein boshafter Narr.«

»Ich bin nur ein Hellſeher, und Du geſtehſt es nicht, weißt es aber recht gut, daß Deine poetiſche Figur großen Dienſt bei

Marien geleiſtet hat. Das arme Kind macht ſich für den blaſſen jungen Mann täglich lächerlicher.«

—»Genug, Raimund! Schieße Deine giftigen Pfeile, wenn Du willſt, auf mich los, aber ſchone wenigſtens ſie. Wenn es wahr wäre, daß Fräulein Felling meine Liebe mit Gegenliebe lohnte, ſo wäre dies ein Unglück mehr, denn ihre Familie würde nie in unſere Verbindung willigen.«

Dieſe Einwendung Arthur's ſchien Raimund etwas nachdenklich zu machen, dann aber rief er: »Das, was Du da ſagſt, iſt nicht ohne Grund, aber wage einen verzweifelnden Streich!«

— »Wie meinſt Du das?«

»Suche Marien zu einem entſcheidenden Schritte zu bewegen, zu einer Entführung zum Beiſpiel.«

—»Ach!« erwiederte Arthur, »das iſt ein probates Mittel im Theater, aber im wirklichen Leben —«

»Das wirkliche Leben iſt nicht für ſo ausgezeichnete Leute, wie Ihr Beide ſeid.«

—»Ihre Familie würde uns fluchen.«

»Das wäre wenig, aber enterben, das wäre viel. Doch iſt dies nicht zu fürchten, Marie iſt die einzige Tochter, und man wird ihr verzeihen. Mein Himmel, wenn ein Scandal einmal gemacht iſt, ſo muß man ihn gut zu machen, nicht zu vergrößern ſuchen, und daß die Geſchichte Aufſehen erregen ſoll, darin kannſt Du Dich auf mich verlaſſen. Ich werde in meinem Journal erzählen, daß ein junges Mädchen aus edlem Stamme, einfach, natürlich, von dem Peſthauch der großen Welt nicht berührt, nur allein die Stimme ihres Herzens gehört, alle Vorurtheile von ſich geſtoßen, und mit einem jungen Manne ohne Geburt und Vermögen, aber von dem Schickſale zu den höchſten Ehren berufen, wozu das Genie berechtigt, entflohen iſt; ich werde die Perſonen ſo bezeichnen, daß kein Zweifel möglich iſt, und Felling wird ſich überglücklich ſchätzen, Alles durch eine Heirath nieder zu ſchlagen.«

Arthur's Stirne überzog ſich mit einer zweideutigen Röthe, welche entweder der Ausdruck einer erniedrigenden Beiſtimmung im

Innern, oder eines verachtenden Unwillens iſt; er ſchwieg einen Augenblick, dann ſtand er auf, nahm ſeinen Hut, und ſprach: »Genug des thörichten Geſchwätzes, es iſt Zeit zu gehen.«

3.

Der Salon hallte von Muſik und Tanz wieder. Das fröhliche Gekicher der jungen Mädchen, die artigen Ausrufungen junger Herren und das dumpfe Gemurmel der Zuſeher bildeten ein betäubendes Ganzes.

Ein Ball bietet ſo viele Abwechslung dar und ſo viele Freuden! Die Stirne verliert ihre Runzeln, die von Wohlgerüchen geſchwängerte Luft ſtreicht über feuchte Augen hin, wie eine weiche geliebte Hand, die Tänzer vergeſſen Alles über der Bewegung ihrer Füße, und ſelbſt der Unglückliche findet ſich durch den Strom der allgemeinen Luſt mit fortgeriſſen.

Unter allen dieſen fröhlichen Figuren war aber eine die freudeſtrahlendſte. Es war Marie. Einzig mit Arthur beſchäftigt, blieb ſie unbeweglich in Mitte dieſer allgemeinen Rührigkeit, ihr Blick ſchweifte über die Menge hin, ohne ſie zu ſehen; die ganze Welt war aus ihrer Seele gewichen, um nur allein dem Gedanken an ihn Platz zu machen. Um den ſich immer wiederholenden Aufforderungen zum Tanze zu entgehen, ging ſie zu einem Fenſter, öffnete die ſeidenen Vorhänge desſelben, und trat auf den Balkon.

Es war eine ſchöne Märznacht, zwar noch kühl, aber doch ſchon vom Athem des Frühlings durchhaucht, die aufbrechenden Knoſpen und die jungen Veilchen ſandten ihre Wohlgerüche empor. Marie fühlte ſich ſehr erfriſcht, ſie lehnte ſich über den Balcon, und betrachtete die ſternenfunkelnde Nacht lange; dann von einem Gefühle der Frömmigkeit angeregt, faltete ſie die Hände, wie zum Gebet.

Plötzlich vernahm ſie das Rauſchen eines Fenſtervorhanges und einen leiſen Schritt. Arthur ſtand neben ihr.

Verzeihung,« ſprach er, »ich habe einen Engel in ſeinen frommen Betrachtungen geſtört.«

Das Mädchen erröthete. »Der Abend iſt ſo herrlich,« ſagte ſie, »daß ich mich eines andächtigen Gefühles nicht erwehren konnte. Spotten Sie über dieſe Schwäche nicht.«

—»Ich ſpotten? Glauben Sie, ich ſei auch ohne Glauben, weil ich ohne Hoffnung bin!«

»Und warum ohne Hoffnung?« fragte Marie etwas leiſer.

—»So fragen Sie, Marie? Kennen ſie mein Herz nicht? Wollen auch Sie ſich in jene Verſtellung hüllen, welche gewöhnlichen Frauen eigen iſt?«

»Nein!« rief das Mädchen heftig, — »ich habe Sie verſtanden. Aber Sie, Arthur?«

—»Ich? Ich weiß, daß meine Liebe Ihr Herz getroffen hat, aber ſo viele Hinderniſſe thürmen ſich gegen uns auf. Sie werden es müde werden, Marie, für einen Unglücklichen zu kämpfen, der Ihre Opfer nur durch neue Schmerzen bezahlen kann.«

»Sie ſprechen von Opfern — ich habe daran nie gedacht, ich kenne nur das Glück, von Ihnen geliebt zu werden.«

—»O meine Marie! Dies Geſtändniß öffnet mir einen Himmel — Sie lieben alſo? Sie lieben mich? — O wiederholen Sie mir dieſes Wort, in dem meine ganze Seligkeit liegt.«

Erröthend antwortete das Mädchen: »Ja ich liebe Sie, und nie wird dies Herz für einen Andern ſchlagen, das ſchwör' ich Ihnen!«

Ein Blitz des Triumphes flammte nach dieſer Verſicherung aus Arthur's Augen. Das junge Mädchen lächelte wie ein Engel. Beide ſchwiegen einen Augenblick, während welchem Marien's Hand in jener Arthur's, und ihr Köpfchen auf ſeinen Schultern ruhte.

Plötzlich deutete Arthur auf einen Stern, der am Horizonte dahin flog und in der Nacht erſtarb. »Siehſt Du,« ſagte er, »er leuchtete nur einen Augenblick, er durchlief die Bahn in einer Sekunde, wozu ſeine Brüder eine Ewigkeit brauchen; ſo wird vielleicht auch mein Schickſal ſein. Wer weiß, ob ich nicht in dieſem Augenblicke alles Glück erſchöpfte, welches für mich aufbehalten iſt.«

—»Sei nicht ſchwach, Arthur, und laſſ' Dich nicht von einem Mädchen beſchämen, das auf Gott und Dich vertraut.«

In dieſem Augenblicke gab die Muſik, welche bisher geſchwiegen hatte, auf's Neue das Zeichen zum Tanze. »Laſſ' uns zur Geſellſchaft zurück kehren,« ſprach Arthur, »eine längere Abweſenheit könnte bemerkt werden.«

Er ging der Erſte, das Mädchen folgte ihm. Als ſie an einer Gruppe von Frauen vorüber ging, welche nahe am Fenſter ſtanden, vernahm ſie ein ſchlecht verhehltes Kichern, dann eine Stimme, welche ſpöttiſch bemerkte: »Sie haben Beide friſche Luft geſchöpft!«

Marie hörte dieſe Worte, wie die Seligen das Getöſe der Erde hören; ſie trug in ihrer Seele zu große Luſt, als daß ein Scherz ſie hätte betrüben können.

4.

Arthur an Marie.

Alle haben es mir geſagt Marie! Haben ſie gelogen, oder haſt Du mich hintergangen? Gelogen? Und warum ſollten ſie? Was kann ihnen daran liegen, ob Du die Gattin des reichen Grafen von Winnenſtein, oder des armen Künſtlers Arthur Rellheim biſt? — Und doch, ſie haben es geſagt, weil es ſo iſt, und Du haſt geſchwiegen, weil Du mir verſprochen haſt, ewig die Meinige zu ſein. Ich ſehe es wohl ein, Du wollteſt meine Hoffnungen nicht mit einem Male vernichten. Und doch hätte es ein einfaches Mittel gegeben, mir mit wenig Worten Alles zu entdecken, ohne zu erröthen. Du hätteſt nur zu ſagen gebraucht: »Ich heirathe einen reichen Grafen,« und ich hätte Alles begriffen. Denn außer Deinem kindlichen Gehorſam, weiß ich auch, daß es Titel und Würden gibt, denen man nicht widerſtehen kann.

Lebe wohl, und ſei glücklich!

Arthur.

Marie an Arthur.

Wenn es auch in meinem Leben Etwas gab, was ich Dir verſchwieg, ſo verdiene ich doch Deine Vorwürfe nicht. Ich wollte Dir nur einen Schmerz erſparen, der in unſerer Lage nichts geändert hätte. Wenn ich Dich ruhig ſah, ſo beſaß ich nicht die Kraft, dieſe Ruhe zu ſtören.

Du biſt immer voll Zweifel und Verdacht, ich nähre die vertrauenvolle Überzeugung Deiner Liebe. Sage mir, was gibt Dir das Recht, an meinem Willen, an meiner Kraft zu zweifeln? Hab' ich nicht für Dich allen Hohn und Spott ertragen? Hab' ich Dir nicht geſchworen, daß ich nie aufhören werde, Dich zu lieben? Hab' ich nicht gewagt, Dir zur ſchreiben? Und alles Dieſes verſchwindet in Deinem Gedächtniſſe bei den hingeworfenen Worten: Sie heirathet! Ihnen haſt Du geglaubt, und von mir ſagſt Du, ich belüge Dich.

Nein, Arthur, ich war aufrichtig und meiner ſelbſt gewiß, als ich Dir ſagte: ich werde die Deinige, und dies war nicht einer jener Entſchlüſſe, den der nächſte Hauch verweht. Weißt Du auch, was das für ein Menſch iſt, an den man mich feſſeln will? Hätt' ich Dich auch nicht gekannt, ich würde ihn ausgeſchlagen haben. Ich bringe kein halbes Opfer — ich habe Dir verſprochen, und verſpreche Dir noch: ich bin die Deinige.

Marie.

Arthur an Marie.

Du biſt großmüthig, Marie, willſt Dein Opfer vollenden, und die Meinige ſein! Ich danke Dir; aber ich träumte, eine Frau glücklich, nicht zu meinem Opfer zu machen. Ich müßte verzweifeln, ſahe ich Dich in meinen Armen die Vergangenheit beweinen. Du haſt Dich ſchon der großen Verlegenheit ausgeſetzt, mit mir zu ſprechen, und einem armen Künſtler zu ſchreiben, welchen Hohn und Spott müßteſt Du noch erdulden, wenn Du ſeinen Namen trügeſt.

Nein, Marie! Du, ſchön, reich und von Allen beneidet, kannſt nicht mein Weib werden. Gott hat ſeine Sterne nicht für ſtürmiſche Nächte erſchaffen. Du darfſt Deinen Antheil an den Freuden der Welt nicht hinopfern. Dein ſchöner, weißer Nacken darf nur mit einem ächten Shawl bedeckt ſein, und Deine zarten Füßchen dürfen nur auf weichen Teppichen wandeln. Die Natur hat Dich zur Gattin eines Mannes beſtimmt, der auf den Höhen der Geſellſchaft ſteht, warum willſt Du Dich dieſer ſchönen Beſtimmung widerſetzen? Du liebſt jenen Mann nicht? Was liegt daran? Du ſiehſt wohl, daß Liebe nicht zum Glück führt.

Und dann — haſt Du nicht der Beiſpiele genug, daß man mit der Hochzeit beginnt und mit der Liebe endet? Was hat denn der Mann Abſchreckendes? Seine Hände ſind weiß und immer mit reinen Glacéhandſchuhen geziert, ſeine Wangen friſch, ſein Mund lächelnd. Er iſt ein vollkommener Mann, und Du wirſt eine glückliche Gattin.

Auf der anderen Seite, welch einem traurigen Daſein entgehſt Du! Du weißt nicht, welche Entbehrungen das Leben eines Künſtlers auferlegt. Was könnte ich Dir bieten? Ein Paar Zimmerchen im oberſten Stockwerke, mit weißen Gardinen und einfachen Möbeln, höchſtens ein Roſenſtöckchen und ein Vergißmeinnicht vor dem Fenſter, oder Blumen in einem Glaſe, die ich ſelbſt gepflückt habe. Ein Rohrſopha, nur für uns Beide breit genug. Ich würde Dich da mit meinen Armen umſchließen müſſen, damit wir Beide bequemer ſäßen, Du würdeſt nur meine Stimme hören, nur meinen Mund Dir zulächeln ſehen.

Im Winter würdeſt Du Dich mit etwas Lectüre begnügen und die eigenen Erzeugniſſe meiner Muſe von mir anhören müſſen. Du würdeſt keine Beſuche empfangen, und langſam und langweilig würden Dir die Stunden verfließen, mit mir allein.

den Du ſchon ganz kennſt, deſſen Herz Du in ſeinen tiefſten Tiefen erforſcht haſt, und der Dir Deine Aufopferung nur mit einem zärtlichen Blick oder mit einem Händedruck belohnen könnte. Nein, nein! Du würdeſt zu viel verlieren. Bleibe an Deinem Platze, **Marie**, und lebe wohl!

Arthur.

Marie an Arthur.

Was hab' ich Dir gethan, Grauſamer, daß Du mich ſo betrübſt? Ich habe Dir meinen Schwur freiwillig gegeben, und hätte ich es nicht, ich würde ihn noch leiſten. O nein, nein! ich bringe Dir kein Opfer, mein Freund, denn ich kann nur in Dir und mit Dir leben. An Deiner Seite wandelt ſich mir Alles zu Freuden um, und die bezahlten Freuden der Welt ekeln mich an.

Du haſt ſpottend mir das Bild meines künftigen Lebens mit Dir entworfen, und für mich war es das angenehmſte Gemälde.

O wie freue ich mich auf die Paar Zimmerchen im oberſten Stockwerke, wenn ich ſie mit Dir bewohnen kann! Ich werde nicht hinauf ſchleichen, ſondern hinauf ſpringen; die Blumen, welche Du gepflückt haſt, ſollen meine einzige Zierde ſein. Du wirſt ſchon ſehen, ob mich Gott für die große Welt beſtimmt, und ob ich mein kleines Hausweſen nicht zu führen verſtehe. Nein, ich bin nur für die reinen, heiligen, Freuden der Häuslichkeit geſchaffen. Meine Wangen werden nicht erblaſſen, ſondern neu erröthen, und mein Buſen ſich unter einem leinenen Tuche höher und freudiger heben.

Dein Brief hat mir nur durch den Gedanken Schmerzen verurſacht, daß Du ſelbſt leideſt. Lebe wohl, und liebe mich, es iſt jetzt Deine Pflicht.

Marie.

Arthur an Marie.

Verzeihung, Verzeihung, **Marie**, daß ich Dein treues Herz verwundete. Aber Du weißt nicht, was ich leide, wenn ich bedenke, daß meine ganze Erdenſeligkeit mit einem Male vernichtet ſein kann.

Vergleiche unſere beiden Lagen nicht. — Du biſt der Engel, an welchen jeder Menſch ſein Erdenſchickſal knüpfen möchte, ich bin ein Paria, von Allen zurückgeſtoßen. Kann es unter den Vielen, die um Deine Liebe buhlen, nicht Einen geben, welcher Dir mehr Liebe verſpricht, als Du von mir hoffen kannſt?

Bedenke wohl! Du mußt nicht nur mit einem Vorurtheile, nicht nur mit der Welt, ſondern mit Deiner ganzen Familie brechen, wenn Du mir angehören willſt. Glaubſt Du denn, ich allein werde Dir Alles erſetzen können, was Du von Dir wirfſt? Ich fühle die Kraft nicht in mir, Dich ganz glücklich zu machen, wirſt Du genug Kraft beſitzen, es zu ſein? Hoffeſt Du vielleicht, Deine Familie werde endlich nachgeben? Du irrſt! Sie würden Dich eben ſo gut einem Galeerenſklaven, als mir, zum Weibe geben. Auch ich bin ein Galeerenſklave Eures Geldadels. Auf meiner Stirn habt Ihr die Worte: »Arm und bürgerlich« eingebrannt, und in dieſen Worten allein iſt alle Schmach vereinigt. Bedenke, Marie, welche Kraft dazu nöthig iſt, gegen alle eingewurzelten Vorurtheile der Welt zu kämpfen, und komme nicht zu mir, wenn Du Deiner nicht ſicher biſt, denn ich würde Deine Reue nicht überleben.

Ich habe nun meine Pflichten erfüllt, Dir Alles vorgeſtellt, nun wähle zwiſchen Deiner Familie und Deinem

Arthur.

Marie an Arthur.

Ich wähle Dich, Dich, Arthur! Kannſt Du noch zweifeln? Aber warum deßwegen mit meiner Familie brechen? Ich würde Vater und Mutter tödten, wenn ich ſie verließe. Können wir nicht warten? Ich bin ihr einziges, ihr geliebtes Kind, ſie werden endlich nachgeben, ich darf es Dir verſichern, denn ſie werden mich ohne Dich unglücklich ſehen — dann werden ſie Dich ihren Sohn nennen.

Ich wiederhole Dir noch einmal, ich liebe Dich mehr, als alles Andere, was ich liebe, aber dieſe Liebe darf nicht das

Leichentuch ſein, welches ich über die ganze andere Welt werfe. Du biſt ein guter, edler Menſch, und dieſer Edelmuth iſt es eben, der mich an Dich zog und an Dir feſthält. Warum wollteſt Du nicht einige Monate unſers Glückes für die Ruhe meiner Eltern opfern? Laſſ' uns harren und hoffen!

Marie.

Arthur an Marie.

Ich habe Dir bereits geſagt, Marie, der Muth eines Kindes, welches die Augen zudrückt, um den Gegenſtand ſeines Schreckens nicht zu ſehen, und ſo blind auf ihn zugeht, genügt hier nicht. Laſſ' uns harren und hoffen! ſagſt Du, und zu welchem Zwecke? Je mehr Dich Deine Eltern lieben, deſto unerbittlicher werden ſie ſich zeigen, Dir ein beſcheidenes Glück zu gönnen, da ſie Dir ein außerordentliches beſtimmt haben. Rang und Vermögen ſind die himmliſchen Gefilde, in welche ſie Dich verſetzen wollen, ihre Meinung iſt gut, und auch Du wirſt wohl daran thun, ihnen als gehorſame Tochter zu folgen.

Nein, Marie, ich will nicht angſtvolle Jahre in der Erwartung deſſen, was nie kommen wird, dahinleben. Vielleicht hoffſt Du auf jene Zeit, wo Du allein auf der Erde ſtehen wirſt; allein wer weiß, ob dann, wenn Du um Dich nur Gräber erblicken wirſt, nicht auch das einzige Herz, welches für Dich ſchlägt, ſchon gebrochen iſt.

Wenn Du aber durchaus ſo willſt, ſo laſſ' uns harren, damit Du zwiſchen zwei Särgen Deinen Brautkranz aufhängen kannſt.

Arthur.

3.

Die Heirath Mariens mit dem Grafen von Winnenſtein, früher als bloſe Möglichkeit, dann als Plan beſprochen, wurde jetzt als Beſtimmtheit verkündet. Vergebens hatte das Mädchen gefleht, die Knie ihrer Mutter umfaßt — dieſe hatte ſie mit Sanftmuth getröſtet, aber ihren Bitten nicht nachgegeben. Sie war eine jener Frauen, die einen eiſernen Arm unter einem ſammtnen Handſchuh haben.

Marie wollte, als alle Hoffnung verſchwand, geſtehen, daß Liebe zu einem Andern ihr Herz erfülle, aber bei den erſten vertraulichen Worten gebot ihr die Mutter Stillſchweigen. Sie zog die Tochter lächelnd in ihre Arme, drückte ſie an ihre Bruſt, und erklärte ihr mit ruhigem, aber gebietendem Tone, daß keine Gründe ihren Entſchluß wankend machen können.

Marie war außer ſich, ihr ganzer Muth gebrochen, ſie beſaß nur mehr die Kraft zu weinen, und die Hoffnung zu ſterben.

Indeſſen war ihre Liebe dadurch nur noch gewachſen. Ihre romantiſchen Ideen hatten ſich bei den Hinderniſſen, welche ſich ihren Wünſchen entgegen ſtellten, nur noch mehr exaltirt. Auch die Briefe Arthur's trugen täglich dazu bei, ihre Leidenſchaft immer mehr anzufachen, und je unüberſteiglicher die Schwierigkeiten ſich zeigten, je größer die Opfer waren, welche gebracht werden mußten, je mehr fing ſie an, ihre unglückliche Lage lieb zu gewinnen, und ſie klammerte ſich an einen Traum, den ihr der Gedanke an gänzliche Ergebung vergoldete.

Indeſſen wurde Arthur's Flehen immer dringender, und eines Tages erhielt Marie ein Billet, welches nur die Worte enthielt: »Entſcheide! Entſcheide! Was es auch immer ſei, aber nur eine Entſcheidung! Wenn Du mir dieſe verweigerſt, ſo hörſt Du nichts mehr von mir!«

Marie antwortete, und verſprach Alles, bat aber noch um Zeit; ſie hoffte noch auf Alles, worauf der Menſch noch hofft, wenn ihm die Vernunft ſagt, daß er keine Hoffnung mehr habe. Arthur antwortete nicht. Zwei Tage verfloſſen, ſein Schweigen dauerte fort. Marie bebte. Bald wurde ihre Ahnung Verdacht, ihr Verdacht Gewißheit. Sie ſchrieb dreimal an Arthur, ohne eine Antwort zu erhalten. Drei Nächte durchwachte ſie, zum

Himmel flehend, er möchte ihr ein Zeichen geben, was ſie beginnen ſolle. — Vergebens!

Der Tag erſchien, wo ſie ihn in einer Geſellſchaft gewöhnlich ſah. Sie betrat den Saal in dem Augenblick, wo man ihn erhellte. Sie wartete. Die Gäſte kamen nach und nach an, nur Einer kam nicht. In jedem Augenblicke, wo die Bedienten die Thüre öffneten, um einen neuen Ankömmling anzumelden, zitterte Marie, allein es ſchlug zehn Uhr, und der erſehnte Name ward noch nicht genannt. Eine düſtere Muthloſigkeit bemächtigte ſich des armen Mädchens.

Endlich öffnete ſich die Thür nochmal, Marie erhob ſich, der Bediente meldete: »Herr Raimund Wilker!« Marie ſank wieder auf ihren Stuhl zurück.

Raimund, nachdem er ein Paar Mal im Salon auf und nieder gegangen war, und ſeine Artigkeiten links und rechts ausgeſpendet hatte, erblickte Fräulein Felling, trat auf ſie zu, und ſprach: »Ich hoffte kaum das Glück zu haben, Sie dieſen Abend zu treffen, mein Fräulein, Sie werden ſo ſelten.«

»Ich gehe wenig aus,« liſpelte Marie, »auch war ich leidend.«

—»Das erfuhr ich durch Arthur.«

Bei dem Namen Arthur erhob Marie lebhaft die Augen, als ob ſie erſt jetzt vernehme, daß Raimund Arthur'n kenne.

»Haben ſie ihn erſt kürzlich geſehen?« fragte ſie ihn leiſe, aber heftig.

—»Ich komme von ihm.«

»War er wohl?«

—»Ja, hm! ſo ſo.«

»Und warum kam er nicht?«

—»Ich weiß es nicht, — er wollte nicht, er iſt ſehr traurig.

Alle dieſe Antworten wurden mit ſichtbarer Verlegenheit ertheilt, und Raimund's Geſicht wurde dabei plötzlich ſo ernſt, daß ſich Marie von einer Eiſeskälte durchſchauert fühlte.

»Mein Gott,« rief ſie, »iſt Herrn **Rellheim** vielleicht etwas Unangenehmes begegnet?«

—»Ich weiß es nicht, aber ſeine Lage beunruhigt mich; er gibt ſich einem ſtummen Brüten hin, ich kenne die Urſache nicht, aber ich fürchte die Folgen.«

»Was ſagen Sie?«

—»Ich wollte dieſen Abend bei ihm bleiben, allein er verweigerte es, und zwang mich, ihn zu verlaſſen, mit einer Art von Ungeſtüm, die ich mir nicht erklären kann, und als ich ihn verließ, drückte er mir die Hand mit ſeltener innerer Bewegung, und ich glaubte eine Thräne in ſeinem Auge zu ſehen. Mir ſcheint, er iſt des Lebens überdrüßig.«

Marie hörte nichts weiter, ſie ſtieß einen lauten Schrei aus, und wurde ohnmächtig.

In der darauf folgenden Nacht ſtieg ſie blaß, zitternd und geheimnißvoll in den Garten hinab. Die Nacht war dunkel, und eben ſchlug es zwölf Uhr. Die Arme ſetzte ſich in eine Laube, und Thränen entſtrömten ihren Augen. Nach wenigen Augenblicken ließ ſich ein Geräuſch vernehmen, die Gartenthüre öffnete ſich, und **Arthur's** Arme umfaßten ſie.

6.

Drei Jahre nachher gingen mehrere elegante Damen und junge Herren in der Allee ſpazieren. Eine offene Caleſche fuhr auf dem daneben liegenden Fahrwege neben ihnen langſam daher.

»Iſt das nicht **Arthur Rellheim**?« fragte eine Dame einen Herrn, der ſie am Arme führte.

»Allerdings iſt er's« antwortete dieſer.

—»Aber warum in Trauerkleidern?«

»Sein Schwiegervater iſt geſtorben. Dieſe Trauer trägt ihm eine jährliche Rente von wenigſtens 40,000 fl. ein.«

—»Aber die Dame, die neben ihm ſitzt trägt keine Trauer?«

»Iſt auch nicht ſeine Frau. Iſt die Tänzerin Belloni, mit der er ein Liebesverhältniß hat.«

In dieſem Augenblicke grüßte Arthur den jungen Mann, der geſprochen hatte.

—»Kennen Sie ihn?«

»Sehr gut,« antwortete Raimund lächelnd, »ich habe ihn ja eigentlich verheirathet.«

—»Aber es ſoll ja eine Heirath aus Liebe geweſen ſein, und eine Entführung ſogar Statt gehabt haben?«

»Allerdings. Die Eltern wollten nicht darein willigen, und da mußte das Mädchen durch verſchiedene Komödiantenkniffe dahin gebracht werden, mit ihm zu entfliehen. Dazu trugen ich und die Bläſſe Arthur's am meiſten bei.«

»Ich habe letzthin ſeine Frau geſehen, ſie ſieht ſehr leidend aus,« fiel ein junger Herr ein.

»Sie iſt krank, und welkt hin,« antwortete Raimund.

»Ja, das kommt von den überſpannten Romanenideen,« ſagte die Dame achſelzuckend.

»Die wird am Ende noch im Narrenhauſe enden, wenn ſie nicht bald hinüber geht,« ziſchelte ein dicker Herr. »Ich habe meiner Tochter verboten, mit ihr umzugehen.«

»Ganz recht,« riefen Alle, und ſetzten ihren Spaziergang fort.

Deutſcher Sinn.

Ballade.

Wild tobt die Schlacht in Wodan's Hain!
  Schon ſiegen die Adler von Rom!
Die Söhne Teut's verſchlingt der Rhein,
  Es farbt ihr Blut den Strom. —

Sich' aus dem Knaul der toſenden Schlacht
  Los ringt ſich ein Kampferpaar;
Sie faſſen ſich ſcharf, von Wuth entfacht,
  Schon aller Beſinnung baar.

Des Deutſchen Antlitz — es verbleicht!
  Ihn hält nur Todesmuth;
Schon wird die deutſche Erde feucht
  Von ihres Sohnes Blut.

Des Römers Schwert, zum Hieb bereit,
  Blitzt ob des Feindes Haupt,
Dem nun der lange, blut'ge Streit
  Die letzte Kraft geraubt.

„Steh auf! das Leben ſchenk' ich Dir!
  Mein Sklave nun biſt Du!“
So ruft der Römer, höhnend ſchier, —
  Der Deutſche drauf: „Hau' zu!“ —

Es zuckt der Streich! der Deutſche ſinkt
In ſeiner Mutter Schooß;
Doch lange grollend, zaudernd ringt
Sich ſeine Seele los!

Der Römer ſchleppt ſich, kampfesmüd',
Zur nahen Quelle hin;
Von Durſtesqual die Lippe glüht,
Die Augen Funken ſprüh'n. —

Der Deutſche aber, ſterbend ſchon,
Schaut ſtarr, was jener ſchafft — —
Wild rafft ſich auf der Hertha Sohn
Mit ſeiner letzten Kraft — —

»Trink nicht!! Die Quelle dort führt Gift!!
So rufend ſinkt er hin; —
Der Römer lieſ't in blut'ger Schrift:
»Das war — war deutſcher Sinn!

Otto Prechtler

Sonderbar!

Hab' 'ne garſtige Gewohnheit:
Treff' ich wo was Schönes an,
Ruf' ich ſtatt der guten Geiſter
Immer nur den Böſen an:

»Schön! der Teufel ſoll mich holen!
Teufel! das iſt königlich!
Ah, der Poſtzug, alle Teufel!
Und ſo fort — 's iſt ärgerlich!

Sonderbar, da ſah nun heute
Mira dort zum Fenſter 'raus —
»Teufel!« wollt' ich wieder rufen,
Aber, »Engel!« wurde d'raus.

[illegible]

Verſtand und Herz.

Novelle von Mathilde Weldern-Rolf.

Zawiſch. Und ſchön iſt ſie, beim wunderbaren Gott!
Ein ad'lich, wildes, reiterſcheues Füllen,
Den Zaum anſchnaubend, der es bänd'gen ſoll.

Grillparzer (Ottokar, II Aufzug, 1. Scene)

1.

»Ich wette links, Mylord!«

—»Ich wette rechts, Sir Arthur.«

»Zehn Guineen.«

—»Angenommen.«

So riefen ſich zwei echte John-Bull's-Geſtalten von ihren Pferden herüber und hinüber zu. — Es handelte ſich hier um nichts Geringeres, als daß ſie Beide den Weg nach Wood-Hall reiten wollten; — da ſich die Chauſſée aber plötzlich theilte, ſie nicht wußten, ob ſie die Straße links oder rechts einſchlagen ſollten. — Nach dieſem kurzen Zweigeſpräch, den erſten Worten, welche ſie ſeit zurückgelegten 14 engliſchen Meilen zuſammen wechſelten, wand der Ältere ſeinen Goldfuchs rechts, der Jüngere ſeinen Braunen links, und fort ging es, die Reiter mit weit vorgeſtreckten Hälſen, die Pferde ventre à terre im ſauſenden Galopp, daß Kies und Funken ſtoben. Ein grünmattiger, jung bewaldeter Hügel ſchied die beiden Straßen, nur wenige Augenblicke hörten gegenſeitig noch die Reiter den Hufſchlag ihrer Roſſe. — Der Hügel erhob ſich zu einen Berge, der leichte Baumanflug wurde zum

Walde, und immer mehr und mehr erfreuten ſich die Beiden, und jagten dahin, als gälte es ein großes Rennen zu Newmarket. Laſſen wir Sir Arthur links ſauſen, wir werden ihm ſpäter wieder begegnen, und folgen wir ſeiner Herrlichkeit, dem Lord Edward Clifford.

Der ſehr ehrenwerthe Lord flog auf ſeinem Agravatter ungefähr eine halbe engliſche Meile weit dahin, ohne nur ein lebendes Weſen, außer einem großen, weißen Ziegenbock, der bei ſeinem Anblick waldeinwärts ſprang, begegnet zu haben. — Die Chauſſée wand ſich, gleich breit, gleich vortrefflich gehalten, gleich zu beiden Seiten mit Ulmen beſetzt und gleich ſtaubig, durch das Thal, und Mylord ſandte ſeine Blicke vergebens links und rechts, kein Haus, keinen Pachthof und kein Schloß konnte er erſpähen. — Nun wand ſich die Straße um eine Bergecke, er war feſt überzeugt, daß nach dieſer Biegung ein prachtvolles Schloß auf weitem Raſengrund ihm entgegen blicken werde. — Agravatter mußte die Gerte fühlen, der Renner ſchoß vor, — und ſiehe da — eine waldumſäumte, von einem Bach durchſchlängelte Wieſe lag vor ihm, über den Bach führte eine kleine Brücke, und ſeitwärts hinauf ein ſchmaler Pfad in den Wald, doch nicht eine in der Abendſonne blinkende Fenſterreihe, noch das zierliche rothe Dach eines Pachthofes gab ihm Hoffnung, weder zu einen gaſtlichen Empfang, noch auf den Gewinn ſeiner Wette. Mylord hielt ſein Pferd an, und blickte unſchlüſſig ringsum, als er plötzlich, rechts den Waldpfad herab, eine Dame zu Pferde kommen ſah. Er hielt das ſeine an, und ſchien entſchieden, die Reiterin an ſich herankommen zu laſſen; doch dieſe ihrerſeits ſchien nicht Willens, ſeinen Wünſchen zu entſprechen, ſondern ritt längs des Baches langſam hinab, ſetzte weit unterhalb der Brücke an, und ſprang mit einer Leichtigkeit über den Bach, die Mylord's Bewunderung für Roß und Reiterin erregte. — Edward Clifford ſah ſich gezwungen, ſein Pferd umzulenken, jagte zurück, ſetzte, als gäbe es eine Steeple-chaſe, über eine Barriere der Chauſſée, dann über einen Graben, und ſchnitt der Dame dadurch den Weg ab.

»Entſchuldigen Sie, Miß,« ſprach ſeine Lordſchaft, und zog den Hut ab, »ich bin ein Fremder, und bitte Sie, mir gefälligſt den Weg nach Wood-Hall zu ſagen.«

Die Dame wand den Kopf ihres Pferdes etwas links, um an Sr. Herrlichkeit ohne Aufenthalt vorüberreiten zu können, dann erhob ſie die Gerte, wies damit über die Achſel nach der Chauſſée zurück, öffnete die Lippen, ſchloß ſie wieder. und ritt, ohne den Staunenden eines Blickes zu würdigen, weiter.

Mylord ſtarrte ihr eine Weile nach, dann murmelte er ein »God dam!« warf ſein Pferd herüber, ſetzte Agravatter die Spornen in die Seite, und bog wieder auf die Chauſſée ein. Unwillkürlich wandte er ſich noch einige Mal zurück, doch jede Spur der wortkargen Dame war verſchwunden, wahrſcheinlich hatte ſie wieder einen Waldpfad eingeſchlagen. Edward dachte nun auch an den Zweck ſeines Rittes — ſeine Tante, Lady Jane Clifford, deren Erbe er war, wünſchte ſehnlichſt, zwiſchen ihm und der Tochter des ſehr ehrenwerthen John Ducannon eine Verbindung. Gleiches Ziel hatte Sir Arthur Moriſon's Reiſe, deſſen Vater ein Jugendfreund des Sir John Parker war. — Nicht ohne geheime Schadenfreude dachte Lord Edward nun an Sir Arthur's zweckloſen Ritt auf der Straße links und an die gewonnene Wette, — als unerwartet, nach einer abermaligen Wendung der Straße, Wood-Hall im vollſten Glanze der ſinkenden Sonne vor ihm lag. — Er ritt in den Hof, die Diener kamen ihm entgegen geeilt, er übergab ihnen ſein Pferd, nannte dem Haushofmeiſter ſeinen Namen, und wenige Augenblicke ſpäter folgte er ihm über die breite Treppe nach dem bereit gehaltenen eleganten Gaſtzimmer. Mylord traf alldort ſchon ſeinen Sportmann, welchen er nach ächt engliſcher Sitte vorausgeſandt hatte, Alles lag ſchon zu ſeiner Toilette bereit, und als er ſo eben den dienſtfertigen, ſorgſamen, alten Haushofmeiſter fragen wollte, ob Sir John Parker zu ſprechen ſei; öffnete ein Kammerdiener die hohen, etwas knarrenden Flügelthüren, und der Herr des Hauſes trat ein.

Sir Parker war ein kleines, dickes Männlein, mit einer geſtutzten O'Connell'ſchen Perrücke, einem nicht minder liſtigen Geſicht und einem eben ſo verſchmitzten Lächeln; er hörte gerne, wenn man ihm von der Ähnlichkeit mit dem großen Irländer ſprach, obſchon er weder Daniel's Geſinnungen theilte, noch ſeinen Verſtand oder deſſen Rednertalent beſaß. — Im Gegentheil war Letzteres ſeine ſchwache Seite; ſprach Sir John mit Jemand, der ſeiner Meinung nach angeſehener war, als er, und gegen welchen er ſehr artig und zuvorkommend ſein wollte, ſo vermiſchte er gewöhnlich auf höchſt lächerliche Weiſe die üblichen Redeformeln der Höflichkeit mit den prahleriſchen Floskeln eines geldſtolzen Bewohners der City; er verwickelte ſich ſtets mehr, ſeine Rede wurde immer ſtockender, und er endete alsdann damit, daß er ſich auf den Zehenſpitzen ſchaukelte, bald größer, bald kleiner wurde, die Hände in die Taſchen ſteckte, und darin mit den Guineen klimperte. Unterhielt er ſich jedoch mit Untergebenen, ſo pflegte er meiſtens irgend ein Ereigniß, einen Zufall, eine Begebenheit breit und umſtändlich zu erzählen, wobei er nichts vergaß, als nur, gleich weiland Devereux — die Pointe.

Sir Parker war einer jener ſchwankenden Charaktere, welche — wetterwendiſch, gleich einer Thurmfahne — willenlos ſich dahin wenden, wohin ſie der Wind weht. — Er war heftig, wenn man ihm widerſprach, lenkſam, wenn man ſeine ſchwachen Seiten kannte, willenlos, weil er lieber Andere für ſich denken ließ, als ſich ſelbſt damit zu plagen. Er hielt ſich ſelbſt für ſehr verſchmitzt, und hatte die feſte Überzeugung, daß er eben ſo reich an Verſtand, an Kenntniß der Welt, des guten Tones und feinen Geſchmackes, — als an Guineen ſei. Seine Gemalin hatte er früh verloren, ſeine Tochter beherrſchte ihn vollkommen, und da er ſich wenig um ihre Erziehung gekümmert, hatte ſie ſich, ſo zu ſagen, ſelbſt erzogen. Eine natürliche Folge war, daß ihr Charakter eigenwillig, eigenſinnig, ſtolz und heftig wurde, und daß dieſes tollköpfige Geſchöpf mit ſeinen wunderlichen Launen und ſeltſamen Einfällen oft das ganze Haus in Verwirrung ſetzte. — Obſchon Sir Parker eigentlich zur Geldariſtokratie der City gehörte, ſo ſuchte er doch ſo viel als möglich die vornehmen Sitten und Gebräuche der Bewohner von Weſtende nachzuahmen; da er aber ſchon bereits fünfzehn Jahre die Altſtadt verlaſſen, ſein Handelsgeſchäft und ſeine Firma ſeinem Neffen Robert übergeben und ſich auf Wood Hall zurück gezogen hatte, — geſchah es, daß ſowohl in der Haushaltung, als durch den Hausherrn, zuweilen lächerliche Verſtöße dawider begangen wurden.

Dem Lord gegenüber ſchien Sir John ſeiner Rolle nicht ganz ſicher; er wurde nach ſeiner Gewohnheit bald größer, bald kleiner, lächelte verlegen, ſchüttelte Seiner Herrlichkeit die Hand, klapperte mit den Goldſtücken, ſprach Einiges, doch nur kurze, abgebrochene Sätze; in ſeinem ganzen Weſen gab ſich eine gewiſſe Unbehaglichkeit zu erkennen, und es war nicht ſchwer zu errathen, daß Sir John nicht wußte, ſollte er Lord Edward ungenirt als Eidam, oder ceremoniös als Neffen der alten Lady Clifford empfangen.

Das Geſpräch drehte ſich einige Zeit um höchſt gleichgiltige Dinge herum, man ſprach vom Vergnügen ſich gegenſeitig kennen zu lernen, vom Wetter, von der Reiſe, von dem Wege; endlich rief lachend der Lord:

»Sir Arthur reitet die Straße links!«

—»So? Ei! Ritt auch einmal 9½ Meile irre; ich hatte mich — ich entſinne mich nicht mehr, aus welcher Urſache — zu Birmingham verſpätet.«

»Eine Dame war meine Wegweiſerin, eine kühne Reiterin.«

—»Wirklich? So!«

»Sir John können mir vielleicht über dieſelbe Aufſchluß geben?«

—»Hm, vielleicht!«

»Wer iſt ſie?«

—»Ritt ſie einen Falben?«

»Ja.«

—»Schwarzes Sammtreitkleid, grauen Seidenhut?«

»Ja, ja!«

— »Hm, ei! Zufall, Mylord, Zufall; erinnert mich an einen ähnlichen; werde Ihnen ſpäter davon erzählen. Beeilen Sie nun Ihre Toilette, kommen Sie hinab in den Speiſeſaal. Auf baldiges Wiederſehen, Mylord. — Stephens, daß nichts fehle, Alles bereit ſei. — Auf Wiederſehen! Willkommen, Mylord, auf Wood-Hall, willkommen!«

Lord Edward folgte dem Sir John bis in den Vorſaal, kehrte ſodann zurück, und frug Stephens, welcher ſeine Befehle erwartete:

»Miß Anna iſt ſehr ſchön, hat dunkle Augen, iſt ſchlank gebaut, nicht wahr? Ich zweifle alſo nicht, daß die Dame, die mir begegnete — —«

— »Möglich, Ew. Lordſchaft.«

»Als ich vom Pferde ſtieg, war mir, als ſehe ich das ihre in den Stall führen; es iſt mir zwar unbegreiflich, daß Miß Anna vor mir hier eintraf — — Miß Anna ſcheint ſehr ſtolz zu ſein.«

— »Ja, Mylord, die Miß iſt ſehr ſtolz.

»Würdigte mich keines Wortes, doch ich hoffe, das wird ſich geben.« Stephens zuckte die Achſeln. — »Nun, was wollt Ihr damit ſagen, Alter?«

— »Nichts, Ew. Herrlichkeit.«

»Und vielleicht doch Etwas, Maſter Stephens. — William, den braunen Frack. — Miß Anna antwortete wahrſcheinlich nicht, weil ſie meine Frage für eine Beleidigung nahm; jedoch, des Weges unkundig, gab es nur ein Mittel —«

— »Mylord wiſſen alſo noch nicht?«

»Was?«

— »Daß Miß Anna — ſtumm.«

Lord Clifford prallte zwei Schritte zurück, dann aber ſchlug er die Hände vor die Augen, und blieb einige Secunden in dieſer Stellung. Stephens ſchien darüber nicht wenig verlegen, er räuſperte ſich, ſcharrte mit den Füßen, und verſuchte zweimal zu ſprechen, doch jedesmal erſtarb, aus ſchuldigem Reſpect, das Wort auf ſeinen Lippen. — Die groſse Speiſeglocke rettete den alten Haushofmeiſter aus ſeiner Verlegenheit.

»Mylord, die zweite Glocke,« ſprach er, und ſah mit Wohlgefallen, daſs Clifford, zu ſich kommend, Hut und Handſchuhe aus William's Händen nahm, ihm, dem Haushofmeiſter, ſchweigend einen Wink gab, herauszugehen und ihm den Weg zu zeigen. Über Gänge und Corridors, eine breite Treppe hinab, dann wieder durch einen Vorſaal ſchreitend, gelangten endlich Beide an eine hohe Saalthür, deren Flügel die Bedienten weit aufriſſen, und auf deren Schwelle ſich Stephens tief verneigte. Nachdem Lord Edward ſie überſchritten hatte, befand er ſich in einem eleganten Salon.

8.

Sir John trat ihm freundlich entgegen; gegenüber, leicht auf das Geſimſe des Kamins geſtützt, lehnte die ſchlanke Reiterin, nun in der geſchmackvollſten Pariſer Toilette. »Meine Tochter Anna,« ſprach Sir Parker, und indem er Lord Edward's Hand erfaſste, flüſterte er verlegen: »Sie ſind doch von Allem unterrichtet?«

Lord Clifford antwortete nicht, ſondern nickte nur kaum merklich, und nahte ſich der ſchönen Britin.

»Miſs Parker werden entſchuldigen, daſs ich Sie um Weiſung des Weges bat, jedoch, da ſich eine halbe Meile früher die Straſse theilte, wuſste ich nicht, welch' ein Weg einzuſchlagen ſei.« — Ohne dem Anſchein nach eine Antwort abzuwarten, ging Lord Edward ſchnell darauf über, daſs er ſich freue, ſie als kühne Reiterin bewundern zu können, und wuſste mit Gewandtheit die Converſation ſtets ſo zu drehen, daſs ein leichtes Nicken des Köpfchens, ein Lächeln oder irgend eine kleine Bewegung Miſs Anna's eben ſo gut als Antwort galt, als hätte ſie ein kurzes Ja oder Nein geſprochen. Der alte Sir John ſchien darüber, ſo wie über den raſchen Fortgang des Geſpräches, entzückt, und er war eben daran, eine Anekdote des Königs Georg zu erzählen, als Pferdegetrappel und Geſchrei ſich unter dem Fenſter vernehmen ließ. — Sir Parker ſprang auf, Edward blieb aber ruhig gegenüber von Miß Anna ſitzen. Sie hatte das Morning-Chronicle zur Hand genommen, um darin auf Befehl ihres Vaters eine Rede des Lord John Ruſſel nachzuſuchen, und Lord Edward hatte, während Anna Parker ihre Augen auf das Blatt heftete, Zeit, die ſeinen auf ihr ruhen zu laſſen.

Er bemerkte mit Vergnügen eine geiſtreiche Phyſiognomie, einen blühenden Mund, eine reizende Geſtalt, einen zierlichen Fuß und kleine, ſchmale Hände. — Mylord ſchien mit ſeinen Beobachtungen zufrieden, denn ein wohlgefälliges Lächeln umſpielte ſeine Lippen, ja er war in dem Anſchauen der anmuthigen Erſcheinung ſo verſunken, daß er es gar nicht bemerkte, daß Miß Parker ſchon ſeit einigen Secunden die Augen aufgeſchlagen, und eben ſo forſchend ihn beobachtete; plötzlich erhob ſich die Engländerin raſch, warf auf ihn einen jener ernſten, kalten Blicke, welche den ſtolzen Inſulanerinnen ſo eigenthümlich, ſtreifte leicht an dem Lord vorbei, und trat an das nächſte Fenſter.

»Sir Arthur!« rief Parker ſeiner Tochter zu. »Ha, ha! noch immer derſelbe, wie ich ihn vor vier Jahren im Hauſe ſeines Vaters ſah: ein Lion erſter Klaſſe, ganz Faſhion. — Ach, laſſen Sie mich nicht vergeſſen, Lord Edward, Ihnen bei Gelegenheit einen ſeiner witzigſten Streiche zu erzählen. — Willkommen, willkommen in Wood-Hall!« ſchrie er dem Eintretenden entgegen, und ſchüttelte ihm derb die Rechte.

Sir Arthur, durch dieſen Empfang ermuthigt, ſchien ſich augenblicklich als ein Glied der Familie zu betrachten. — Unter vielen Poſſen und Scherzen erzählte er ſeinen Ritt, ſeine verlorene Wette, die ihm zugeſtoßenen Begebenheiten. Doch in Mitte ſeiner Geſchwätzigkeit blitzte einige Mal ein Anflug von Staunen hindurch, wenn Miß Anna alle an ſie gerichteten Reden oder Fragen nur durch eine artige Neigung des Köpfchens, oder ein ſchnell wieder entſchwindendes Lächeln beantwortete.

Sir Parker wurde ſtets verlegener, ja, ſeine Unbehaglichkeit hatte den höchſten Grad erreicht, als zu ſeiner Freude der Haushofmeiſter an der Saalthür erſchien; raſch ſtand er auf, gab ſeiner Tochter einen Wink, den Arm Lord Edward's anzunehmen, machte dem Paar ein Zeichen, vorauszuſchreiten, und hielt Sir Arthur krampfhaft zurück. Nach zwei Minuten folgten die beiden Herren. Lord Edward bemerkte augenblicklich, daß Arthur das Geheimniß nun erfahren habe, denn des jungen Mannes Laune war verſchwunden, ſchweigend nahm er Miß Anna gegenüber Platz. — Die Tiſchgeſellſchaft hatte ſich um ein Individuum vermehrt, es war Mr. Benjamin Troubridge, der Hausfreund, ein Mann nahe den Sechzigen, groß und hager; ſeine Miene war ernſt, beinahe mürriſch; er entfaltete langſam ſeine Serviette, goß Waſſer in ſein Glas, nahm einen Zahnſtocher aus ſeiner linken Weſtetaſche, und warf einen forſchenden Blick auf die Angekommenen; dann ſpielte ein ſpöttiſches Lächeln um ſeinen Mund, er verneigte ſich gegen die Tiſchgeſellſchaft, und begann bedächtig ſeine Mockturtle-Suppe abzukühlen. Das Tiſchgeſpräch war ziemlich einſylbig, trotz der Bemühung und Gewandtheit des Lord Clifford kam es nicht mehr in den Gang, und fröhliches Geplauder, heiteres Lachen iſt doch die Würze eines Diners. Außer einigen kurzen, abgebrochenen Sätzen, welche gewechſelt wurden, vernahm man im Saale nichts, als das beinahe geräuſchloſe Gehen und Kommen der Diener, oder das Klirren mit Porzellan, Gläſern oder Silber bei dem Serviren.

Das Diner ging zu Ende. Sir Parker nahm von einem vor ihm ſtehenden Aufſatz eine Roſe von Zucker, legte ſie auf ſeinen Teller, und überſchickte ſie durch ſeinen Kammerdiener ſeiner Tochter, dieſe dankte lächelnd, las die Deviſe, erröthete flüchtig, und rollte das Zettelchen zwiſchen ihren ſchönen, ſchmalen Fingern zuſammen. — Nach einigen Minuten erhob ſich Miß Anna, und verbeugte ſich leicht gegen die Herren. Lord Edward bot ihr raſch ſeinen Arm, und geleitete ſie bis an die Thür. An derſelben angelangt, machte Miß Anna eine graziöſe Handbewegung als Zeichen, Mylord möchte ſich nicht weiter bemühen, grüßte anmuthig noch einmal in den Speiſeſaal zurück, und verſchwand in die Nebenzimmer.

Lord Edward Clifford nahm an dem Tiſche wieder Platz. Claret und Sherry wurden gebracht, jedoch die Zungen löſ'ten ſich nicht. Wie Blei lag es den beiden jungen Leuten im Gehirn, es ſchien ihnen, Lord John Parker beſorge eine Frage, Beide fühlten, daß ſie ihrem freundlichen Wirth doch einiges Verbindliche über ſeine Tochter ſagen ſollten, und doch war es eben dieſes, welches die beiden Fremden in die qualvollſte Lage verſetzte; denn wie war es möglich, von Miß Anna zu ſprechen, ohne bei dieſer Gelegenheit Sir Parker's Vaterherz ſchmerzlich zu berühren. Nur Mr. Troubridge ſchien frei von dieſer Verlegenheit, er nippte einige Tropfen des Sherry, goß ſich ſodann das Glas voll, leerte es auf einen Zug, und ſchob die Bouteille weiter.

»Miß Anna iſt von ausgezeichneter Schönheit,« ſprach nach einer ziemlichen Pauſe Sir Arthur. — Sir John rückte verlegen auf ſeinem Stuhle hin und her, ohne zu antworten.

»Ihre Geſtalt iſt eben ſo würdevoll, als anmuthig,« fügte Edward ſchnell hinzu. »Bei Gott, man vermißt bei ſo ausdrucksvollen Zügen und ſo herrlichen Augen nicht die Sprache« — und raſch aufſtehend trat er an die Thüre des Balkons. »Welch ein herrlicher Anblick, Sir John,« rief er entzückt, »die Sonne geht purpurroth unter, ſcheint es doch faſt, als ſanke ſie glühend in den See hinab.«

Alles erhob ſich, und man bewunderte das majeſtätiſche Schauſpiel, bis am Horizont die letzte Feuerſäule verglomm, und veilchenfarbene Nachtnebel ſich über See und Berge lagerte. — Sir Arthur begann von ſeinem väterlichen Hauſe, Edward von ſeiner Tante zu erzählen; war es Folge, daß Sir Parker nun keine läſtige Frage mehr beſorgte, oder Folge des Clarets, Sir John kam plötzlich in die vortrefflichſte Laune, und er erzählte in einem Zuge eine längſt bekannte Anekdote, ein Geſchichtchen aus ſeiner Jugendzeit und einen Jagdunfall. Das Geſpräch wurde allgemein, ja ſelbſt der ſchweigſame Troubridge ſtreute hie und da einige Worte ein, und die Herren trennten ſich nicht früher, als bis jeder derſelben ſich in ſein Zimmer zurückzog.

3.

»Wie lange wirſt Du noch dieſes tollköpfige Poſſenſpiel treiben?« frug eines Abends, nachdem ſich die Herren entfernt hatten, Sir John ſeine Tochter. »Bei Gott, beglückteſt Du nicht Dein Kammermädchen Eliza an der Toilette und den vortrefflichen Doctor Troubridge bei ſeinen Morgenbeſuchen täglich mit einigen Worten, ich würde am Ende ſelbſt glauben, daß Du ſtumm ſeieſt.«

Miß Anna legte den Blumenſtrauß, welchen ſie von Lord Edward erhalten hatte und tändelnd noch in der Hand hielt, auf das Geſimſe des Kamines, lehnte ſich gähnend in den Armſtuhl zurück, und erwiederte:

»Sie wiſſen, beſter Vater, daß ich zu dieſem Schweigen meine wohl überdachten Gründe habe. Zu meinem Unglück ſind Sie reich, Sir John, und zu meinem noch größeren Unglück bin ich Ihre einzige Tochter und Erbin. Gott erhalte Sie lange, Vater, aber mir iſt der Gedanke qualvoll, daß man mich Ihres Geldes wegen zur Frau nehmen könnte; ich bin wahrlich nicht gelaunt, mich mit dem alten Sweetheart gleich zu ſtellen.«

—»Sweetheart, wer iſt das?«

»Die alte, blinde Dogge des Oheims Reginald, welche Frau Mab unten im Dorfe in die Koſt nahm, weil der verſtorbene Oheim in ſeinem Teſtament, zur Erhaltung des Lieblings, jährlich zwölf Pfund beſtimmte.«

—»Du biſt eine Närrin.«

»Möglich; ich werde aber ſo lange ſtumm bleiben, bis ich erprobte, welcher meiner Freier ſich um mein Herz, und nicht um Ihr Vermögen bewarb.«

—»Und dies willſt Du ergründen?«

»Habe ich es Ihnen nicht ſchon geſagt?«

—»Ich dachte, Du habeſt Dich von der Thorheit Deines Planes überzeugt, und Dich eines Beſſeren beſonnen.«

»Weder das Eine, noch das Andere.«

—»Du willſt alſo Jenen wählen, der wegen Deiner angeblichen Gebrechen zurücktritt?« rief lachend Sir Parker.

Über Anna's ſchöne Stirne glitt ein Schatten, ihre Lippen umſpielte ein Zug des Trotzes, und den Kopf leicht zurückwerfend entgegnete ſie:

»Ja, mein Vater, weil dieſer Mann ſodann das Geld nicht höher ſchätzet, als die Frau. — Ich würde mich für lahm ausgegeben haben, doch durch drei Wochen zu hinken, wäre zu läſtig; ich hätte mir den Anſchein gegeben, blind zu ſein, doch Lady Clifford beſitzt von mir Briefe; ich hätte mich taub geſtellt, jedoch ich beſorgte, dadurch Manches zu hören, das mir eben nicht angenehm; ſtumm zu ſein, koſtet mich wahrlich kein großes Opfer.«

—»Doch bedenke, Kind, welch einen läſtigen Zwang Du mir dadurch aufgebürdet haſt.«

»Das ſehe ich vollkommen ein, Sir John,« rief aufſtehend das Mädchen und reichte ihrem Vater die Hand, »doch rechnete ich hier auf Ihre Güte, ſo wie auch auf Ihr mir gegebenes Wort, meinen Plan nicht zu durchkreuzen oder zu verrathen.«

—»Wer bürgt Dir aber für die Verſchwiegenheit der Dienerſchaft?«

»Dieſer hier,« ſprach Miß Anna, und legte ihre Hand auf die Schulter des alten Stephens, der ſo eben eintrat. »Er hat den Auftrag, doppelten Lohn auszuzahlen, wenn mein Wille erfüllt wird; augenblicklich Denjenigen aus dem Hauſe zu jagen, der durch ſeine Geſchwätzigkeit gegen meinen Befehl handelt.

Miß Anne Parker wandte ſich nach dieſen Worten um, nahm in die eine Hand den Strauß, in die andere ihren Handleuchter, und verließ langſam das Zimmer.

Sir Parker ſah ihr nach, blickte dann lächelnd in das ſich ſtets gleich bleibende ruhige Antlitz ſeines ergrauten Dieners, und rief: »God dam, alter Stephens, meine Tochter iſt doch das tollköpfigſte Geſchöpf in ganz Altengland. Geſegnete Malzeit dem, der ſie einmal als Frau heimführt! — Komm, alter Junge, leuchte mir in mein Zimmer.«

4.

Es war an einem jener grauen Herbſtmorgen, die zu Jagden und Landausflügen ſo herrlich, einem jener Morgen, an welchen man ſich ſo gern auf das Pferd ſchwingt, und hinausfliegt in die Ebene. Draußen findet man bald frohen Muth und leichten Sinn, denn wenn die üppige Wieſe ſich vor unſeren Blicken friſchthauig ausbreitet, und die mit dem mannigfaltigſten Grün bewaldeten Berge uns umgeben, von der Fernſicht nach und nach ſich die Nebelſchleier heben, da wird es uns ja meiſtens ſo leicht um das Herz, als könnten wir auch weit, weit hinter uns Sorgen und Kummer zurücklaſſen, und durch die ſich allmälig hebenden Schleier einer lachenden Zukunft entgegen blicken.

Dieſer Morgen war einer der herrlichſten und nebelfreieſten, welcher je über Altengland heraufzog. In Wood-Hall war vom Haushofmeiſter bis zum Stalljungen herab, ſchon ſeit mehreren Stunden Alles in der größten Thätigkeit. Aus einem der Seitengebäude fuhr ein wohl gepackter Wagen, Lebensmittel aller Art enthaltend, und vorne in dem Cabriolet ſaß Monſieur Rojé, der franzöſiſche Koch, mit einer ſo wichtigen Miene, als gälte es die Bereitung eines berühmten diner diplomatique. Vor dem Schloß ſtanden geſattelte Pferde, und Grooms und Jokey's hatten daran noch dort und da Etwas zu putzen, zu ſchnallen, zu zäumen.' Die Bedienten liefen auf und ab, trugen Speiſegeräth, Mäntel, Shawls, Makintoſhe, Kappen. Jäger waren mit Hunden und Gewehren beſchäftigt, und alle Zubereitungen bewieſen, daß es einem jener Ausflüge galt, welche man von Wood-Hall ſo oft nach dem nahe gelegenen See unternahm.

Im erſten Stockwerke, an der Fenſterreihe des Salons, ſtanden Herren in Jagdröcken und Damen in Reitkleidern; das Geſpräch ſchien ſehr lebhaft, und aus den hübſchen Augen von ein Paar jungen Mädchen leuchtete die Sehnſucht hervor, bald zu Pferde zu ſitzen und den Genüſſen entgegen zu eilen, ſo wie aus den von Zeit zu Zeit nach der Thüre gerichteten Blicken zu entnehmen war, daß man nur noch das Erſcheinen einer Perſon erwartete, um ſodann ſich fröhlich und ſcherzend zu Pferde zu ſetzen.

Zur ſelben Zeit ſtand Anna vor ihrer Toilette und las gleichgiltig die letzte Seite eines Romans, während ihre Kammerjungfer Eliza an dem einen der Ärmel die Knöpfchen des Reitkleides ſchloß; nach einigen Augenblicken reichte Eliza lachend und mit einem ſchelmiſchen Knix ihrer Gebieterin die Handſchuhe und die zierliche Reitgerte. — Dieſes Lächeln war aber ſo ausdrucksvoll, dieſer Knix ſo vielſagend, daß Miß Anna unwillkürlich gegenüber in den Spiegel blickte.

»Du haſt Recht, Eliza, der Hut ſteht recht hübſch,« ſprach ſelbſtzufrieden die Dame, »doch findeſt Du nicht, daß neben der kleinen grauen Feder ein Büſchel der rothen Beeren einer Ebreſche ſehr gut ließe?«

—»Allerdings, Miß, und ich will ſie augenblicklich holen.«

»Laſſe es gut ſein, Eliza, ich werde ſelbſt in den Park gehen; über die kleine Treppe vom Nebenzimmer hinab, bin ich in zwei Minuten dort an dem Strauch. — Schicke Du einſtweilen Jemand in den Stall, und laſſe meinem kleinen James ſagen, er ſolle dem Hektor den Sattelgurt feſter ſchnallen; — das Thier bläht ſich ſtets bei dem Satteln abſcheulich auf, und es fehlte geſtern nicht viel, ſo wäre ich in den Sand gefallen.«

—»Ja, ich hörte es von den Leuten, Lord Clifford ſprang ſchnell hinzu und —«

»Nun ja, ja! — Es war, beim Himmel, keine Heldenthat. — Gehe nur, gehe; ich kann nicht leiden, wenn noch geſchnallt und gezäumt wird, wenn ich ſchon bereit ſtehe, um aufzuſitzen.«

Miß Anna öffnete die Thür des Nebenzimmers und eilte die kleine Wendeltreppe hinab, während Eliza flog, die Befehle ihrer Gebieterin zu erfüllen. — Anna ſchlang die Schleppe ihres Kleides über den Arm, und wollte eben raſchen Laufes über die Wieſe eilen, als ſie hinter einem Bosquet an der Mauer eine ſehr bekannte Stimme vernahm; ſie blieb ſtehen und horchte, denn ſie glaubte ihren Namen vernommen zu haben; nun erkannte ſie augenblicklich Sir Arthur Moriſon, welcher mit ſeinem Groom flüſterte.

»Du haſt alſo die Schiffer gewonnen, Francis?«

—»Ja, Sir, jeden mit drei Guineen. Die Kerls ließen keinen Pence herunter knickern, ſie ſagten, ſie verlören ohnehin dadurch die Kundſchaft des Sir Parker, denn man werde ſich wohl hüten, in Zukunft mit ihnen auf dem See zu fahren, nachdem —«

»Verdammt!« murmelte Arthur, »zehn Guineen an dieſen langweiligen Clifford verſpielt, nun wieder ſechs an dieſe Schlingels! — Doch, doch! — Das ſoll mir Alles Zinſen tragen, es iſt nur ein Kapital, welches ich bei Papa Parker anlege. — Prr! das Bad wird der ſchönen Miß etwas kalt machen. — Du bürgſt mir doch für die Verſchwiegenheit der Leute?«

—»Sir, laſſen Sie mich am Neujahrstag zehnmal in die Themſe tauchen, wenn eine Sylbe davon über die Lippe dieſer Burſche kommt.«

»Gut, gut! Mach' fort! Packe Dich!«

Beide verſchwanden; Miß Anna blieb noch einige Augenblicke ſtehen, ſtemmte den einen Arm in die Seite, und kaute gedankenvoll an dem zierlichen Elfenbeinknopf ihrer Reitgerte, hieb endlich in einem Ausbruch von Unmuth auf ein Paar blühende

Dahlien, daß die Köpfe weit hin flogen, und kehrte in das Haus zurück.

Es war ein heiterer Anblick, die fröhliche Schaar zu Pferde ſteigen und durch die breite Ulmenallee des Parkes entlang dahin ſprengen zu ſehen. Ha! wie das flog, galoppirte und courbettirte! Wie luſtig die Pferde dahin tanzten, wie anmuthig die Damen die Zügel lenkten, die Herren bald links, bald rechts, bald vor, bald zurück ritten, und die Damen ſcherzten und lachten! — Alle? Nein, nur die beiden blühenden ſiebzehn- und achtzehnjährigen Nichten des Sir Parker, Hariet und Mary, und ihre Erzieherin, Miſtreß Temple, eine höchſt liebenswürdige und achtbare Frau, deren Züge Geiſt, deren Benehmen feinen Ton verrieth, weshalb Sir John ſie auch unwillkürlich achtungsvoller behandelte, und ſich gegen Miſtreß Temple artiger benahm, als er ſich in ſeinem ihm noch aus der City anklebenden Stolze gewöhnlich gegen untergebene Perſonen, wozu er allerdings eine Erzieherin rechnete, zu benehmen pflegte. Wie geſagt, Mary, Hariet und ſelbſt die ſonſt etwas ſtrenge Miſtreß Temple überließen ſich der ungezwungenſten Heiterkeit; nur ſie, die Königin des Feſtes, Anna Parker, ſah mit ſtarrem Ernſt vor ſich hin, und nur zuweilen glitten aus ihren dunklen Augen mißtrauiſche Blicke über Sir Arthur. Sir John fuhr in einem bequemen Wagen dem fröhlichen Zuge nach.

»He Du, kleine Hariet! Oder Du, blauäugige Mary!« rief er ſeinen Nichten nach einer Stunde Weges zu, als eben der Wagen über eine Wieſe rollte, und die Mädchen an den Schlag ritten, »will Keine von Euch dem alten Onkel im Wagen Geſellſchaft leiſten? Oder vielleicht Sie, Miſtreß Temple? Ermüdet Sie nicht der Ritt?«

—»Meine Pflicht gebietet, den beiden jungen Damen zur Seite zu bleiben.«

»Und wir, Onkelchen, ſind zu glücklich, uns einmal wieder auf den Rennern zu fühlen; zu Hauſe, in Montgomery, haben wir leider keine Pferde.«

»O!« rief fröhlich die kleine Hariet, »ich habe ſchon mit unſerer guten Couſine Anna geſprochen, ihr Hektor iſt ihr viel lieber, als dieſe beiden Pferde, welche wir reiten, die ſind ihr viel zu zahm, ſagte ſie mir, und wenn Onkel John erlaubt, ſo verſicherte ſie mich, daß — —«

»Geben Sie auf die Schleppe Ihres Kleides Acht, Miß Hariet, Sie reiten zu nahe an dem Wagen,« — unterbrach raſch und etwas ſtrenge Miſtreß Temple die Sprechende.

Das junge Mädchen erröthete bis an die Stirne, blickte ſchnell ringsum, legte ſodann halb betroffen, halb lächelnd den Finger an den Mund, und ſprengte vor.

Mary aber lenkte ihr Pferd an die Seite ihrer Erzieherin, und flüſterte, die blauen Augen aufſchlagend: »Liebe Miſtreß, ich habe mich noch nicht ein Mal verrathen, aber nicht wahr, wenn wir übermorgen nach Montgomery heimkehren, ſo ſagen Sie mir, warum eigentlich —«

»Schweigen Sie, mein Kind, Lord Clifford oder Sir Moriſon könnten uns hören. Theile ich auch nicht Miß Parker's Anſichten, ſondern bin ich ſogar der Meinung, daß« — die achtbare Frau hielt hier plötzlich inne, als glaubte ſie zu viel geſagt zu haben, und ſetzte nach einer kleinen Pauſe bedeutungsvoll hinzu — »Ihre Couſine Miß Anna, die Sie ſo zärtlich lieben, wünſchet es ſo, und dieſes ſei Ihnen, liebe Mary, genug.«

Nach dieſen Worten gab Miſtreß Temple ihrem Schimmel einen leichten Hieb, und galoppirte hinvor, um ſich an die Übrigen anzuſchließen.

Sir Arthur hielt ſich ſtets in der Nähe der Miß Anna Parker, ſuchte in den Augen der ſchönen Reiterin auf alle mögliche Weiſe liebenswürdig zu erſcheinen, doch eben, wäre dieſes Streben minder ſichtlich geweſen, vielleicht hätte der Eindruck günſtiger ausfallen können. Sir Moriſon that ſich offenbar auf ſeinen ſchlanken Wuchs, ſeine vortreffliche Haltung, ſeine modiſche Kleidung und ſeine Zierlichkeit viel zu Gute; ſeinen Worten hörte man es an, daß ſie ihm ſelbſt ganz vortrefflich gefielen, und in ſeinen Mienen drückte ſich das Bewußtſein aus, daß er ſich ganz unwiderſtehlich hübſch finde. Sprach er, ſo war es gewöhnlich von ſich ſelbſt, und war er ſtumm, ſo konnte man ſich überzeugt halten, daß er an ſeinen Pariſer Frack, an ſeine ſpaniſche Mütze, oder an ſeine irländiſchen Strümpfe dachte. Sir Arthur Moriſon ſah ſtets aus, als ſei er ſo eben den ſchöpferiſchen Händen eines Kleiderkünſtlers entſchlüpft, und würde man jemals ein Buch in ſeinen Händen bemerkt haben, ſo hätte es kein anderes ſein können, als »der vollkommene Gentleman, wie er ſein ſoll.«

Sir Arthur ritt im kurzen Galopp neben Anna, und ſuchte ſie in ſeiner Art ſeit einer halben Stunde auf das Beſtmöglichſte zu unterhalten; die junge Miß ſchien ihrerſeits zwar keinen großen Gefallen daran zu finden, und wäre der ehrenwerthe Sir ein eben ſo großer Phyſiognom, als Dandy, geweſen, ſo hätte er leicht das ſarkaſtiſche Zucken ihrer Mundwinkel richtig deuten können.

Lord Edward hatte ſich zurückgezogen; zu ſtolz, um mit dem geiſtloſen Schwätzer in die Schranken zu treten, zu eitel, um ſich der Miß Parker aufzudringen, deren Benehmen ſtets gleich kalt, gleich förmlich blieb, knüpfte er ein ernſteres Geſpräch mit Miſtreß Temple an, und vertiefte ſich darin ſo ſehr, daß er kaum bemerkte, daß Miß Anna plötzlich ihren Hektor anhielt. Sie ließ ihr Pferd ein Paar zierliche Courbetten machen, klopfte das ſchöne Thier auf den ſchlanken Hals, und ſtrich leicht mit der Gerte über die glänzenden Mähnen. Das edle Thier war augenblicklich wie verändert, es ſtreckte den Hals hinvor, legte die Ohren zurück, blieb mit ſteifen Füßen ſtehen, und ſchien nur ein leiſes Zeichen abzuwarten, um wie ein Pfeil vorzuſchießen. Anna wies nach einer fern ſtehenden, ihre Schatten ſpendenden Zweige weit ausſtreckenden Eiche, warf boshaft lächelnd dem Sir Arthur einen höhnenden, übermüthigen Blick zu, forderte ihn durch einen Wink ihres Köpfchens auf, ihr zu folgen, drückte das im Bügel ſtehende Füßchen dem Hektor leicht in die Weichen, und ließ einen leiſen Ziſchlaut vernehmen, worauf augenblicklich Hektor verſchoß und über die Wieſe hinflog, daß, wer nicht den Hufſchlag vernahm, Roß und Reiterin am hellen Tage für ein geſpenſtiſches Weſen hätte halten können. Arthur folgte, Mary, Hariet, ſelbſt Troubridge, die Jokays, und hinter d'rein eine bellende Meute. Es gab ein tolles Rennen; Anfangs erſcholl ein lautes Gelächter, endlich aber, den Athem verlierend, im raſchen Reiten ungeübt, blieben die jungen Mädchen zurück, auch der beſonnene Troubridge. Miſtreß Temple kam langſam mit Lord Clifford heran, und man ſah von ferne dem Wettritt zu. Anna hatte einen gewaltigen Vorſprung, Sir Arthur's Pferd ſcheute ſich an einem Baumſtrunk, prallte zur Seite, warf ſeinen Reiter ab, und bevor er wieder im Sattel ſaß, hatte Anna ſchon die Eiche erreicht, und winkte als Siegerin mit ihrem flatternden Taſchentuche.

Aber ſo, wie der Spieler, mit einem kleinen Gewinn nicht zufrieden, ſpornte dieſer Triumph ihre Tollkühnheit auf's Neue; den langſam reitenden Edward gewahrend, deutete ſie auf einen ziemlich tiefen Graben, ließ ihr Pferd einige Mal am Rande auf und ab gehen, ritt dann zurück, wand es um, und ſetzte mit einem kühnen Sprung hinüber. Clifford's Agravatter beſtand die Probe drei-, viermal. Alle Kunſtſtücke, die das übermüthige Mädchen vorſchlug, führte der Lord mit Ruhe und Sicherheit aus. — Anna ſchien dem geübten Reiter mehr zu ſchmollen, als ihn zu bewundern; Alles ſaß ab, und lagerte ſich in dem Schatten der alten Eiche. Jetzt gebot Lord Clifford zwei Jokays die Trenſen ihrer beiden Pferde zuſammen zu knüpfen, jedem, eines der Enden zu faſſen und in gleicher Höhe angeſpannt zu halten. Er ſelbſt ſchlang ſeinen Zügel in einen leichten Knoten, ließ ihn auf Agravatters Hals fallen, zog eine Taſchenpiſtole hervor, und während er ſo, ſeinem Pferde vertrauend, über die geſpannte Trenſe ſprang, warf er mit der linken Hand ſein Taſchentuch in die Luft, und ſchoß mit der Rechten darnach. Das Tuch fiel durchlöchert zu Boden. Ein Ausruf des Staunens erſcholl, ſelbſt Anna nickte beifällig, und reichte dem Lord ſcherzend einen kleinen, dürren Eichenlaubzweig, welcher, vom Winde abgebrochen, im Graſe lag. Nach einer Viertelſtunde ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung, man hatte nur mehr eine halbe engliſche Meile bis an das Ufer des See's vor ſich. — Anna jagte wieder voraus; doch plötzlich ſtürzte ihr Roß — ein einſtimmiger Schrei entfloh Allen; zu weit, um augenblickliche Hilfe leiſten zu können, ſtarrte Alles entſetzt in die Ferne, und im nächſten Augenblicke erſcholl ein freudiges Jauchzen, als man ſah, daß Anna ſchnell empor ſprang; doch Hektor blieb regungslos liegen. Troubridge, welcher zufällig der Nächſte war, flog hinzu und ſaß ab. Die Anderen waren noch ferne.

»Sind Sie beſchädigt, Miß?«

— »Unnütze Frage! Sie ſehen ja, daß ich ſtehe; doch laſſen Sie ſich herab, Doctor, einen Blick auf meinen Liebling zu werfen. Armer Hektor!«

Troubridge beugte ſich zu Boden. »God dam! der linke Vorderfuß iſt gebrochen.«

— »Alſo wirklich? O, ich dachte es gleich. Verwünſchte Grube! Armes, armes Thier!«

Die Geſellſchaft kam hinzu; die Herren ſaßen ab, Anna ſtand ſtumm mit verſchränkten Armen neben ihrem Pferde. Alles beklagte den Unfall und das ſchöne Thier.

»Da iſt Alles vergebens,« ſprach Troubridge und ſtand auf; »da nützet nichts mehr, der arme Hektor hat ſeinen letzten Lauf gethan.« — Anna blickte fragend auf den Doctor. Thränen flimmerten in ihren Augen.

»Ja, ja, theuere Miß,« wiederholte Maſter Benjamin, »und laſſen Sie alle Thierärzte aus Warwick und Shropſhire zuſammenkommen, mit dem guten Hektor iſt's vorbei.«

Miß Anna bog ſich zu ihrem Liebling hinab, das Thier ſtreckte den Kopf empor, und es ſchien beinahe, als blicke es ſchmerzlich auf ſeine Herrin. Anna ſtreichelte ſeinen ſchlanken Hals, erhob ſich dann raſch, wandte ſich gegen Lord Clifford, und deutete auf ſeine Rocktaſche, aus welcher ſeine beiden Piſtolen blickten; verwundert reichte er ihr dieſelben, ſie beſah beide prüfend, reichte die abgebrannte ihm zurück, und trat zu dem Pferde, welches ſchmerzlich ſtöhnte und noch einmal verſuchte, den Kopf zu heben. Anna ſetzte die Mündung des Piſtols hinter das rechte Ohr des Lieblings, wandte das Geſicht ab und — drückte los.

»Gut getroffen,« rief Troubridge, »das war Hektors leichteſter Tod.«

Anna wandte ſich nicht um, ſondern gab Edward das Piſtol zurück, ergriff den Arm ihres Vaters und ſchritt, ohne ſich nur ein einziges Mal zurück zu wenden, dem See zu, welcher ſich in entzückender Schönheit vor den Augen der Geſellſchaft ausbreitete.

5.

Die Kähne ſtanden bereit; Sir Parker gab noch einige Befehle, die Jokay's blieben mit den Pferden zurück. Die Damen ſchickten ſich an, die Schiffchen zu beſteigen; als Anna an das Ufer trat, blieb ſie einen Augenblick zögernd ſtehen, bevor ſie über das Bret ſchritt; Lord Clifford hinter ſich bemerkend, nahm ſie ſeine dargereichte Hand an, und ſchritt über die ſchwankende Brücke in den Kahn. Windesſchnell flogen die beiden kleinen Boote über den ſpiegelglatten See nach der Inſel. Edward und Troubridge waren in dem Kahn mit Miß Anna. Erſterer ſtand mit verſchränkten Armen vor Miß Parker und ſah ſtumm, gleich der Dame ihm gegenüber, in die Tiefe des See's hinab. Troubridge hatte ein Ruder ergriffen, und Mary ſaß neben Anna und umſchlang ſie zärtlich mit den Armen. Es gab ein ſchönes Bild, wie die goldlockige, kleine Mary ſich freundlich lächelnd an die weit größere Anna ſchmiegte, deren Züge Ernſt und Stolz ausſprachen, und wie, während Mary ihre Couſine liebevoll anblickte, dieſe, die Kleine kaum beachtend, kühn und gebieteriſch über die Wellen hinſchaute, als geböte ſie auch über dieſes trügeriſche Element, als müßten ihr auch die kräuſelnden Wogen gehorchen, wie alle Herzen, die ihr nahten.—

Sir **John**, Miſtreß **Temple**, **Hariet** und Sir **Arthur** folgten in dem zweiten Boote, und die fröhliche **Hariet** ſang ein irländiſches Liedchen in den Wind.

Man landete. **Anna** ſprang die Erſte an das Ufer, Alles folgte, und bald zerſtreute ſich die Geſellſchaft auf dem winzigen Eilande, das eine ſchlichte Fiſcherfamilie bewohnte. Eine Hütte, ein Stall für zwei Kühe und einige Schafe, ein Obſtgarten, ein Stückchen Weide, ein ſchattenreiches Buchenwäldchen, das war die ganze, kleine, glückliche Welt, der Reichthum dieſes Fleckchens Erde, welches ſo friedlich in dem See ſchwamm.

Hohe Perſonen miſchen ſich zuweilen in den Kreis der Anſpruchsloſen; Reiche gefallen ſich zuweilen in der Hütte der Armuth. Suchen ſie dort Nahrung für ihren Stolz, für ihre Eitelkeit? Fühlen ſie dort reiner, edler? Erheben ſie dort ihr geiſtiges Auge mehr zu Gott empor, oder ſinken ſie mehr zum Erdenſtaub hinab, indem ſie ſich erhoben glauben?

Sir **Parker** gefiel ſich beſonders wohl auf der Inſel; mochte es ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln, daß man ihm auf dem Eilande, als einem der reichſten Grundeigenthümer in der Nachbarſchaft, gleich einem kleinen Regenten huldigte? Denn wer bedurfte in ſeiner Küche ſo viele und ſo koſtſpielige Fiſche, als der ehrenwerthe Sir? Mag es ſein, daß das friedliche, einfache Treiben der Fiſcherfamilie ihn beſonders anzog, Sir **Parker** fuhr faſt jede Woche einmal nach der Inſel, und es war ein ſonderbarer Anblick, die faſhionablen Herren und Damen auf den kaum glatt gehobelten Bänken und dreibeinigen Stühlen ſitzen zu ſehen. Der plumpe Tiſch wurde mit Silber bedeckt, und auf dem Herde der kleinen Küche brieten, ſotten, dünſteten und dämpften ſich die koſtſpieligſten Leckerbiſſen. Unter die galonirten Bedienten miſchten ſich in zerriſſenen Jacken die Kinder des Fiſchers, und während ſchüchtern und neugierig die Bewohner der Hütte ſich bei der Dienerſchaft erkundigten, zu welchem Gebrauche dieſes oder jenes Gefäß, dieſes oder jenes Geräth gehöre, und darüber ſtaunten, daß man ſo Vieles brauche, blickten die Gäſte, mitleidig lächelnd, in der ärmlichen Stube ringsum, und bewunderten, wie man denn, gänzlich aller Bequemlichkeit entblößt, leben könne. Die Damen ließen ſich von den Kindern in der Hütte und auf der Inſel herumführen, betraten auf den Zehenſpitzen den Kuhſtall und gaben den Tauben Futter. Die Herren ließen ſich von Tom, dem armen Fiſcher, die im letzten Sturme ausgeſtandene Gefahr erzählen, ſchoſſen nach Repphühnern und verſuchten an den noch unvollendeten Netzen zu arbeiten. Endlich wurde zur Tafel gegangen. Kaum ſaß man an dem Tiſche, als aus dem nächſten Gebüſch ſich heiſere, ſchnarrende Töne vernehmen ließen.

»Ein ſchottiſcher Piper,« rief erfreut Doctor Troubridge, und legte Meſſer und Gabel aus der Hand. Anna ſtieß einen Ton, beinahe wie einen unterdrückten Freudenſchrei, aus, warf einen bittenden Blick im Kreiſe herum, welcher Schweigen zu fordern ſchien, und horchte aufmerkſam zu. Die übrigen Damen, ja ſelbſt Sir John Parker und Sir Arthur, ſchienen auf die Muſik und den Geſang Acht zu geben, nur Lord Clifford ſchnitt und aß, ohne, dem Anſcheine nach, darauf zu hören.

Der alte, blinde Mann hatte einige Zeit ſeine Bockspfeiſe gedrückt und dem fabelhaften Inſtrumente ſeltſam quickende Mißtöne entlockt, allmälig aber entwickelte ſich aus dem ſchnurrenden Geſumme eine jener wehmuthsvollen hochländiſchen Volksweiſen, welche dem Bergſchotten, vernimmt er ſie in der Fremde, Sehnſuchtsthränen entlocken, gleich dem Schweizer, hört er den Kuhreigen ferne von der Heimat ertönen. Seine Führerin, ein Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren, mit bleichem, kummervollem Antlitz, in ärmliche Kleidung gehüllt, ſang zu der ſeltſamen Muſik auf eine höchſt einfache, jedoch ganz eigenthümlich rührende Weiſe das Lied vom armen Robin, und Beide ahnten wohl kaum, welch' einen tiefen Eindruck die ſeltſame Tiſchmuſik auf die Geſellſchaft hervorbrachte. Alle waren bewegt, ergriffen, nicht nur die Damen, ſondern ſelbſt die Herren. Lord Clifford allein beherrſchte ſich vollkommen, blickte ernſt, ja beinahe kalt auf die Gruppe, und wandte ſich ruhig gegen Anna, als ſie raſch aufſtand und in heftiger Aufregung den Tiſch verließ. Alles erhob ſich, man beſtürmte den alten Hochländer mit Fragen, und vernahm nun in wenigen Worten, daß der Alte Macleod heiße, aus Avemore ſei, und mit ſeiner Enkelin Effie ſo lange herumziehen wolle, bis er ſeinen Enkel Mathews loskaufen könne, der zu einem Regiment der Bergſchotten als Pfeifer genommen wurde.

»Ach, Ladys und Gentlemans,« ſchloß der alte blinde Mann ſeine Rede, »der Junge ernährte mich ſeit dem Tode ſeines Vaters, meines einzigen Sohnes. Als Gregory ſtarb, war der Burſche erſt ſechzehn und dieſe da zehn Jahre alt, doch nahmen die Kinder die Sorge für ihren blinden Großvater auf ſich, und ich ging keinen Tag hungernd zu Bette. Nun aber iſt's freilich anders, ſeitdem der arme Mathews fort mußte, und ich nahm in der Noth meinen guten, alten Bock vom Geſimſe herab, und ſpiele nun, ſo gut es geht. Ach, Gentlemans und Ladys, der Weg von Avemore bis hierher wurde mir oft gar ſauer, und die Pence und die Schillinge, wenn wir noch ſo ſparen, wollen ſich gar langſam vermehren!«

Die blühende Hariet nahm raſch einen Teller von der Tafel, wandte ſich an ihren Oheim, und ſprach ſchelmiſch im Bettlertone: »Ach, ganz vortrefflichſter, ehrenwertheſter Sir John Parker, leihen Sie mir gefälligſt fünf Schillinge. Ew. Herrlichkeit Großmuth will ich nicht beſchränken,« und raſch flog ſie im Kreiſe herum, und in wenigen Minuten hatte ſie ein Häuflein Silberſtücke geſammelt. Edward hatte eine Krone, Sir Arthur eine Guinee auf den Teller gelegt. Miß Parker erröthete flüchtig, warf ihre Gabe dem alten Macleod in die Mütze, ergriff eine Flinte, und ſchoß nach einem aufſteigenden Waſſerhuhn.

Eine Stunde ſpäter beſtieg die Geſellſchaft die Kähne, abermals zögerte Anna; Sir Arthur eilte hinzu. Anna nahm Platz, Arthur ſprang nach, Troubridge half der kleinen Mary. Der Kahn ſtieß vom Lande. In einem zweiten fuhr Sir Parker, Miſtreß Temple, Hariet und Edward, die Dienerſchaft folgte in einem dritten. Rüſtig arbeiteten die Schiffer, die Sonne ſank, die Wellen ſchienen flammendes Gold; pfeilſchnell holte ein kleiner Nachen die Schiffenden ein, flog an ihnen vorüber, und ſchwamm an der Spitze des Zuges dem Ufer zu, es war der Fiſcher, welcher den alten Macleod und Effie überſchiffte. Ein hochländiſches Lied tönte über den See herüber, und Hariet und Mary ſtimmten wechſelweiſe in den bekannten Geſang ein. — Es war ein zaubervoller Abend; man war dem Ufer ſchon ziemlich nahe. Anna ſah träumeriſch in die Wellen; jetzt bekam der Kahn einen Stoß, — ein Schrei — Miß Anna war verſchwunden. Arthur ſprang nach, Mary ſank in Ohnmacht. Troubridge warf zornglühend den einen der Schiffer zu Boden. Auf dem zweiten Kahn herrſchte allgemeine Verwirrung; Sir John Parker rang die Hände und bot Tauſende für die Rettung ſeines Kindes. Jetzt erſchien Anna an der Oberfläche; ihr Reithut ſchwamm ferne ab. Die kühne Engländerin bewährte ſich als gute Schwimmerin; an ihrer Seite bemerkte man Lord Clifford, welcher mit Arthur zugleich ſich in den See geſtürzt hatte, doch Letzterer wurde durch den Hut irre geführt, und ſchwamm dieſem nach. Anna und Edward erreichten im ſelben Augenblick das Ufer, Arthur wenige Augenblicke ſpäter. Er nahte ſich Miß Anna, dieſe aber ſchleuderte ihm einen zornfunkelnden Blick zu, hüllte ſich in den Mantel, welchen Lord Edward ihr aus dem Wagen gebracht, ſtieg ein, gab dem Kutſcher einen Wink, und der Wagen rollte mit Blitzesſchnelle den, wenn auch ſchlechteren, doch nächſten Weg gegen Wood-Hall dahin.

Als die Übrigen landeten, an das Ufer ſtiegen, ſich beſorgt erkundigten, ſahen ſie nichts mehr, als die Staubwolke, welche hinter Miß Anna's Wagen emporwirbelte. Sir Moriſon triefte am ganzen Körper, und ſah ſo verblüfft aus — um ſprichwörtlich ſich auszudrücken — als ſei er aus den Wolken gefallen. Mr. Troubridge eilte beſorgt zu Lord Clifford, der ſeinen leichten Rock abwarf, in einen Makintoſh fuhr, die Kappe eines Jägers nahm, und ſich flink auf ſeinen Agravatter ſchwang.

»Mylord, bedenken Sie die Abendluft! Sie werden ſich verkühlen!« ſchrie der Doctor; Lord Edward jagte ſtatt aller Antwort ſein Pferd im Kreiſe herum, grüßte und ſprengte davon. Alles drängte ſich in die bereit ſtehenden Wägen, die Damen weinten und klagten, die Herren trieben zur Eile, und die Abfahrt der vor kurzer Zeit noch ſo fröhlichen Geſellſchaft glich mehr einer haſtigen Flucht, als der Heimkehr von einem heiteren Feſte.

6.

»Nun, wiſſen Sie, Miß Anna, warum Sie geſtern ein kaltes Bad wider Willen nehmen mußten?« rief, eintretend, Mr. Benjamin Troubridge der ſchönen Miß Anna Ducannon zu, die im reizendſten Morgenkleide am Kamin ſaß, — »der ehrenwerthe Sir Arthur geſtand es mir ſo eben, er glaubte, Ihnen durch einen gähen Schreck die Sprache wieder zu geben. — Das muß ich geſtehen, daß ich Ihre Standhaftigkeit bewundere; nicht nur, daß Sie ſchwammen gleich einem Aal, kein Laut kam über ihre Lippen.«

—»Sagen Sie lieber, Sie ſtaunen über meinen Trotz, meinen Eigenſinn — ich ſehe ohnehin, daß Sie das Wort nur mit Mühe zurückdrängen.«

»Vielleicht, ſchöne Miß, vielleicht. Doch zuerſt: wie war die Nacht? Wie geht es Ihnen heute? Wie fühlen Sie ſich? — Dann ſollen Sie die Neuigkeiten von Wood-Hall erfahren.«

—»Ich fühle mich ziemlich wohl, und außer einem leichten Huſten ſpüre ich keine üblen Folgen.«

»Gut denn, ich bin zufrieden.«

—»Nun ſprechen Sie, Mr. Troubridge. Sie wiſſen, ich liebe in Allem die Kürze.«

»Ganz recht. — Sir Arthur reiſet heute noch ab, und verläßt Wood-Hall für immer.«

—»Ich wünſche ihm zu Waſſer und zu Lande die glücklichſte Reiſe.«

»Miſtreß Temple hat mittelſt eines Eilboten ein Schreiben aus Montgomery erhalten, worin ihr befohlen wird, heute noch, ja ſo ſchnell als möglich, mit ihren beiden Zöglingen zurückzukehren, da die gnädigſte Tante Beſuche erwartet.«

—»Nur ungern werde ich meine Couſinen vermiſſen, Beide ſind liebe Kinder.«

»Lord Clifford —«

—»Reiſet auch dieſer?« fragte raſch Anna; ein kurzer Huſten unterbrach ſie, und nach einigen Augenblicken, während welchen der Arzt ſie forſchend beobachtete, ſprach ſie heftig: »In Wahrheit, Mr. Troubridge, wenn Sie noch fünf Minuten im Berichten fortfahren, ſo ſchließen wir die Fenſterbalken, und legen die Schlöſſer an die Thüren, denn Wood-Hall wird bald leer und verödet daſtehen. — Während ich es bin, die über den Unfall von geſtern zürnen ſollte, flieht Alles, als ob —«

»Entſchuldigen Sie, Miß! Seine Lordſchaft haben meines Wiſſens nicht die Abſicht, zu reiſen, ich wollte von ihm nur erzählen, daß, als ich heute in den Park hinab ging, mir die kleine Effie begegnete.«

—»Effie! Die kleine Hochländerin? Hm!«

»Ja. Sie trieb ſich unter der Dienerſchaft herum und zeigte eine Börſe mit Gold. Lord Edward hatte dieſelbe geſtern dem alten Macleod unbemerkt in die Hand gedrückt. Der Alte wußte natürlich nicht, daß es Gold ſei; erſt als die Kähne vom Lande ſtießen, bemerkte es Effie, darum die Eile des Fiſchers; Macleod iſt nun glücklich, er wollte ſich Mylord dankbar zu Füßen werfen, doch Ihr Unfall verhinderte ſein Vorhaben.«

—»Darum gab er alſo nur eine Krone?« murmelte Anna, nachſinnend.

»Deßhalb, theure Miß. Man beurtheile die Leute nicht nach dem Scheine. Sie wollen, Ihrem eigenen Ausſpruch zufolge, jenen der beiden Bewerber wählen, welcher zurücktritt — wohlan! Sir Arthur reiſet ab, — Lord Clifford bleibt.«

Miß Anna biß ſich in die Lippen. »Ich wähle weder dieſen, noch jenen, Mr. Troubridge; die Komödie langweilt mich — ſagen Sie den beiden Herren, daß ich entſchloſſen ſei, niemals zu heirathen; ſagen Sie, da ich ſtumm ſei, wolle ich kein Gebrechen als Brautſchatz mit in das Haus bringen, — ſagen Sie, erfinden, lügen Sie, was Sie wollen, ganz vortrefflichſter Doctor, nur befreien Sie mich!« —

Miß Anna ſtand auf und verließ raſch das Zimmer, eine Gewohnheit, der ſie ſtets treu blieb, wenn ſie einer weiteren Frage entgehen wollte. Sir Troubridge ſah ihr nach, ſchlug ein Schnippchen in die Luft und ſprach zu ſich ſelbſt:

»God dam! ich verwette doch meinen Oxforder Doctorhut gegen eine irländiſche Schlafmütze, Miß Anna und Lord Edward müſſen noch ein Paar werden. Es kommt jetzt nur darauf an, ihr zu beweiſen, daß Mylord ſie und nicht die Schätze ihres Vaters liebt.«

Im Vorſaal begegnete der Arzt dem Lord. »Wohin, Ew. Herrlichkeit?« fragte Troubridge.

— »Ich ließ mich ſo eben bei Miß Anna melden. Sie iſt doch wohl?«

»Vollkommen.«

— »Eine neue Art Bewerbung um die Gunſt eines Mädchens, das Verfahren des ehrenwerthen Sir Moriſon!«

»Gut, wir ſind auf dem Wege,« dachte der Arzt, nahm augenblicklich eine wichtige, geheimnißvolle Miene an, und flüſterte: »Hm, hm! Im Vertrauen, Mylord, Miß Parker wird ſich, ſo viel ich weiß, niemals verehelichen; denn, ſehen Ew. Herrlichkeit, da ſie ſtumm iſt, will ſie kein Gebrechen ihrem künftigen Gemale als Brautſchatz mit in das Haus bringen, das ſind ihre eigenen Worte — das heißt: ihre ſchriftlichen. Aufrichtig Ihnen, Mylord, geſtanden, die übrigen Schätze des ſehr achtbaren Sir Parker werden eben nicht bedeutend ſein, — durch den Sturz eines Handlungshauſes zu Mancheſter und ein zweites Falliment zu — zu New-York hat er beinahe ſein ganzes Vermögen verloren.«

»Wie!« rief Lord Edward, und blieb einige Augenblicke ſchweigend ſtehen.

»Eure Lordſchaft ſind willkommen!« ſprach ein Bedienter, aus Miß Anna Parker's Zimmerreihe zurückkehrend, und öffnete die Flügelthüren. Lord Edward blieb noch einige Augenblicke, in tiefes Nachdenken verſunken, ſtehen; plötzlich, als habe er einen feſten Entſchluß gefaßt, reichte er dem Arzte die Hand und ſprach:

»Mr. Troubridge, ich bitte Sie, in einer Stunde gefälligſt zu mir zu kommen; ich habe Sie um Rath und Hilfe zu erſuchen.«

»Ich werde erſcheinen,« entgegnete der Arzt, und der Lord ging raſch gegen Miß Anna's Zimmer.

»Ich komme, theure Miß, um Abſchied zu nehmen,« ſprach Clifford. »Geſchäfte rufen mich ſo ſchnell, als möglich, nach London zurück, doch wollte ich mich früher auch perſönlich überzeugen, daß der unangenehme Vorfall von geſtern für Sie keine üblen Folgen hatte.«

Anna blickte ſtarr nach dem Sprecher, ihre Lippen zuckten krampfhaft.

»Auch müßte ich beſorgen, läſtig zu fallen, da die beiden Miß Hariet und Mary mit ihrer Erzieherin, ſo wie auch Sir Arthur Moriſon, Wood-Hall verlaſſen. Sir Arthur iſt ein vortrefflicher Geſellſchafter, er hat den Beifall aller Damen, ich zweifle daher nicht, daß er auch ſo glücklich ſein wird, Sie, Miß Parker —«

Anna zog ihre dunklen Augenbraunen zürnend zuſammen, langte nach einem Buche, in welchem ſie ſo eben geleſen hatte, und ſchlug eine Stelle auf. Es waren in Shakſpeare's »Kaufmann von Venedig,« 1. Aufzug, 2. Scene, die Worte:

„**Neriſſa.** Was meint Ihr ferner zu Faulconbridge, dem jungen engliſchen Baron?“

„**Porzia.** Du weißt, ich ſage gar nichts zu ihm, denn er verſteht mich nicht; er kann weder Lateiniſch, noch Franzöſiſch, noch Italieniſch, und Du kannſt vor Gericht beſchwören, daß mein Engliſch keinen Häller werth iſt. — Er iſt das Bildniß eines hübſchen Mannes. Aber ach! — wer kann mit einem ſtummen Gemälde ſich unterhalten? Wie auffallend iſt ſein Äußeres! Ich glaube, ſein Kollet kauft er in Italien, ſeine Pluderhoſen in Frankreich, ſeine Mütze in Deutſchland und ſein Benehmen aller Orten.“

Lord Edward gab lächelnd das Buch zurück, verweilte noch einige Minuten, indem er von gleichgiltigen Dingen ſprach, und entfernte ſich ſodann mit einer tiefen Verbeugung.

Als Miß Anna allein war, blieb ſie einige Augenblicke mit geſenktem Blicke ſtehen, dann zog ſie die Klingel und rief der eintretenden Eliza entgegen:

»James ſoll Grimalkin ſatteln!«

—»Ach, theuerſte, gnädigſte Miß! reiten Sie doch nicht dieſes wilde Thier! Wollen Sie nicht lieber Phöbe, den zierlichen, kleinen Schimmel, nehmen?«

»Biſt Du toll? — Ich ſah, wie geſtern die kleine Stute mit meiner Couſine Mary ging; wahrlich, ſie kroch nicht viel ſchneller, als eine Schildkröte! — Ich habe heute nicht Luſt, auf einem Pferde zu ſitzen, das fromm iſt wie ein Lamm aus dem Horſielder Schafſtall. Armer Hektor! — Nu, wird es? frage ich. Was ſtehſt Du da? Mein dunkelgrünes Reitkleid, den grauen Hut — nein, ein ſchwarzer iſt mir lieber — die kleine Gerte mit dem Amethyſtknopf — geſchwind, geſchwind!«

—»Bedenken Sie doch, Miß Anna, der Arzt befahl, daß Sie heute nicht ausgehen und —«

»Was kümmere ich mich um Mr. Troubridge! Geſtern nahm ich ſeine Pulver, heute folge ich meinem Sinn. Ich weiß, was mir zuträglich iſt, er — er weiß nicht einmal, was im Hauſe geſchieht. — Die andere, ſagte ich!« rief Anna, und ſchleuderte die Gerte ihrem Kammermädchen vor die Füße, — »bei St. Dunſtan! Du biſt taub wie eine Thurmglocke. — Flink, flink! ſage ich, — Herr des Himmels! Ihr ſeid Alle langweilige Geſchöpfe!«

In zehn Minuten ſaß Anna zu Pferde, und ſprengte wie toll aus dem Park. — »Sie bricht ſich doch noch einmal Arm und Bein!« ſeufzte Eliza, indem ſie ihrer Herrin durch das Fenſter nachblickte.

Erſt nach drei Stunden, als alle Gäſte ſchon abgereiſt waren, kam Miß Anna langſam und ſtaubbedeckt von der entgegengeſetzten Seite nach Wood-Hall zurück.

7.

Sir John ſaß mit ſeiner Tochter und dem ehrenwerthen Benjamin Troubridge beim Frühſtück, der Regen ſchlug an die Fenſter, und man vernahm keinen Laut, als das Sieden des Waſſers im Theekeſſel und das Rauſchen des Papiers, wenn Sir John die Blätter des Morning-Advertiſer umwand. Miß Anna lehnte ſo ſtumm in den Kiſſen des Divans, als ſpiele ſie noch ihre angenommene Rolle fort, und zupfte gedankenvoll an den Spitzen ihres Taſchentuches, ſchob die zierlichen Ringe an ihren Fingern auf und nieder, und ſah gerade ſo aus, wie Jemand, der zu träge iſt, um ſich zu beſchäftigen, zu übel gelaunt, um zu plaudern, zu verſtimmt, um auf Andere zu horchen; — mit einem Worte, ſie war im ſchönſten Zuge pour sentir du plaisir en soi-même.

Sir Troubridge ſchlürfte langſam ſeinen Thee, aß Schinken, auf Butterſchnitten gelegt, und gab Boatswain, dem großen Neufoundländer des Sir Parker, Muffins zu kauen; von Zeit zu Zeit ſtand er auf, ging an ein Fenſter, ſah dem Anſchein nach hinauf in die grauen, ſchnellſegelnden Regenwolken, ſchielte jedoch ſtets verſtohlen durch die Bäume hindurch nach der Chauſſee.

»Schlechtes Wetter! keine Hoffnung, daß der Tag heute noch ſchön werde,« brummte Troubridge und kehrte an den Tiſch zurück.

»Kaum,« antwortete Miß Anna kurz, und drehte die Seidenquaſte ihres Gürtels im Kreiſe.

—»Miß werden heute keinen Ritt in's Freie unternehmen können, ſollte ſelbſt der Regen nachlaſſen; die Luft iſt feucht, die Wege ſind verdorben.«

»Leider.«

—»Lord Edward hat eine ſchlechte Reiſe; die Chaiſe iſt zwar gut geſchloſſen, jedoch —«

»Seine Herrlichkeit ſcheinen ſich der beſten Geſundheit zu erfreuen,« ſprach ſpöttiſch Anna, und die Quaſte flog ſchneller im Kreiſe,— »ich denke, etwas Nord-Nordweſt-Wind und 9 Grad Wärme werden Mylord höchſtens einen leichten Schnupfen zuziehen.«

»Ich wollte, Lord Edward wäre noch einige Tage geblieben,« ſprach Sir John und legte das Journal zur Seite. »Mein verſtorbener Bruder Robert fuhr auch einmal bei einem ähnlichen Wetter von — von Stockport nach —«

»Es war Lord Clifford's freier Wille,« unterbrach Anna ihren Vater, und jagte mit ihrem Tuche unmuthig Boatswain davon, der ſeine weiß beblaßte Naſe und kothigen Pfoten mit ihrem Morgenanzug in zu nahe Berührung brachte.

—»Wiſſen Sie ſchon, Miß Anna, daß der alte Piper Macleod mit ſeiner Enkelin Effie übermorgen nach Aremore heimkehrt? Lord Clifford ſelbſt beſorgt die Auslöſung des jungen Mathews. Der Alte bat mich, daß ich ihm bei Ihnen die Gnade auswirke, heute noch einmal vor Ihnen ſpielen zu dürfen, er erzählte mir, daß Sie geſtern —«

»Was will er? Was wollen Sie ſagen?«

—»Hm! er weiß, Sie lieben das Volkslied vom armen Robin, er wünſchet nun, es Ihnen noch einmal —«

»Man wird dieſe Leute nicht los!« rief unwillig Miß Anna, biß ſich in die Lippen, und ſuchte es zu verbergen, daß in ihren Augen Thränen glänzten.

—»Lord Edward hat ein vortreffliches Gemüth; ich geſtehe Dir, Anna, es hätte mich beglückt, ihn meinen Eidam zu nennen; denn nicht nur, daß er aus einer der edelſten Familien ſtammt, er iſt auch — ja, ich entſinne mich —«

»Ich bitte Sie, Vater — wer weiß, ob Se. Lordſchaft ſo großmüthig geweſen wäre, hätte die kleine Effie minder hübſche Augen, und hätte er nicht gewußt, daß wir die ganze rührende Geſchichte erfahren werden.«

Troubridge machte eine ungeduldige Bewegung, Sir John aber ſprang heftig empor und ſchrie:

»God dam! Du gehörſt nach Bedlam in's Tollhaus mit Deinen verrückten Anſichten. Du kommſt mir damit gerade ſo vor, als wie ich unlängſt las, daß —«

In dieſem Augenblick ſchlug Boatswain hell an, und lief gegen die Thüre, — Troubridge eilte an das Fenſter und rief haſtig:

»Ein Wagen kommt die Allee herauf! — Es iſt die Kaleſche des Lord Edward Clifford!«

»Lord Edward's?« rief Miß Anna erröthend und erhob ſich raſch, ſank aber nach einigen Augenblicken langſam wieder zurück und ſprach kalt: »Sie täuſchen ſich wahrſcheinlich, theuerſter Doctor Troubridge. Lord Edward fährt jetzt gewiß ſehr bequem die Straße nach Warwick.«

»Beim Teufel! er iſt's!« ſprach beunruhigt Sir John. — »Es iſt ihm doch kein Unfall begegnet? Der Wagen fährt Schritt für Schritt. Gerade ſo langſam fuhr auch der Wagen des vortrefflichen Herzogs von Rutherford, als er verwundet nach — nach der Abtei in — ach, wie heißt ſie doch, die große, alte Abtei in Hampſhire? — gebracht wurde.«

Der Arzt eilte zur Thüre hinaus, die Kaleſche rollte langſam in den Hof. Miß Anna verſuchte abermals aufzuſtehen, doch zitterte ſie ſo heftig, daß ſie ſich an den Tiſch halten mußte. Wenige Augenblicke ſpäter trat Lord Edward, einen Arm in der Schlinge, gefolgt von Tronbridge und dem Haushofmeiſter, in das Zimmer.

»Sir Parker werden mich entſchuldigen, daß ich Ihre Gaſtfreundſchaft ſo ſchnell wieder in Anſpruch nehme,« begann mit unſicherer Stimme, und ohne auf die erbleichende Miß Anna einen Blick zu werfen, Edward Clifford, — »jedoch unweit Bewdley wurden die Pferde ſcheu, meine leichte Chaiſe warf um, und ich hatte das Unglück, mir den linken Arm zu brechen.«

»Großer Gott!« ſchrie Miß Anna, und machte eine raſche Bewegung, als wolle ſie vorſtürzen — doch plötzlich ſich beſinnend, blieb ſie hoch erröthend, auf einen Stuhl gelehnt, mit pochendem Herzen ſtehen.

»Anna!« rief Lord Clifford, ſchleuderte den Arzt und den Haushofmeiſter aus dem Wege, eilte zur Zitternden, und warf ſich ihr zu Füßen. »Anna, Anna! ein Ton Deiner Stimme! O! ſie iſt ſüß und harmoniſch — ja, ſo dachte ich mir, daß ſie ſein müſſe. Du haſt die Sprache wieder, Anna, nun iſt Dein Trotz gebrochen, nun iſt kein Hinderniß mehr zu unſerem Glücke. Siehe, ich werfe die falſche Bandage von mir, ich wollte mein ganzes Leben hindurch Dir ein Krüppel ſcheinen, um Deine Hand zu erhalten — o ſprich! ſprich — daß Du mein ſein willſt!«

»Mylord,« unterbrach Sir John hier tief bewegt den Glühenden, als ehrlicher Mann muß ich Ihnen nun geſtehen, daß —«

»Daß Sie durch den Sturz eines Hauſes in Mancheſter und eines zweiten in New-York ihr Vermögen verloren? Ich weiß es. O! was liegt daran, Sir Parker! Ihre Tochter Anna hat durch einen Zufall die Sprache wieder erhalten, und dieſes Glück wiegt allen Verluſt auf.«

»Wie?!« ſchrie Parker, und prallte drei Schritte zurück, doch der Doctor erfaßte raſch Sir John's Hand, und flüſterte ihm in's Ohr: »Das habe ich erzählt, beruhigen Sie ſich.«

»Sir, das iſt ein ſchlechter Spaß! Im Gegentheil, ich bin reicher, ich ſtehe ſo gut und feſt, als irgend Einer in der City,« rief Parker entrüſtet; plötzlich aber umſchwebte ein zufriedenes Lächeln Sir John's Lippen, er ſchaukelte ſich hin und her, und klimperte dazu wohlgefällig mit den Guineen, indem er murmelte:

»Sie ſind in Wahrheit ein Schalk, Mr. Benjamin! Ha, ha! vortrefflich, nun verſtehe ich Alles. Das erinnert mich an eine beinahe ganz ähnliche Geſchichte, eine Liſt, die —«

»Warum verhüllen Sie Ihr liebes Antlitz?« bat Edward, und bemächtigte ſich ſchmeichelnd Miß Anna's Hände. »O, Sie lieben mich, läugnen Sie es ja nicht, theuerſte Miß! Würde ſonſt die Macht des Entſetzens ſo groß geweſen ſein, Ihnen die Sprache wieder zu geben? Erhielten Sie dieſelbe in dem Augenblick, als ihr Leben in Gefahr war?«

»Edward,« ſprach Anna, und Thränen erſtickten ihre Stimme, »ich bin Ihrer unwürdig. Ich habe Sie getäuſcht. Sie wollten mich aus Edelmuth täuſchen; ich — O, erſparen Sie mir die Beſchämung eines Geſtändniſſes. Mylord, vergeſſen Sie mich.«

Clifford ſprang empor, ſeine Stirne verdüſterte ſich, und ſeine Blicke ſchweiften fragend auf den Anweſenden hin und her.

»Mylord,« begann Sir Parker, der, obſchon es ihm ſchwer ankam, doch fühlte, daß die Reihe an ihm ſei, »meine Tochter iſt ein eigenſinniges, tollköpfiges Geſchöpf, und ich könnte darüber Geſchichten erzählen, die an's Fabelhafte gränzen, jedoch dazu iſt jetzt nicht Zeit; doch müſſen Sie erfahren, daß Anna es ſich in den Kopf ſetzte, ſtumm zu ſcheinen, um — —«

»Und konnte ſo lange, ſo vollkommen mich täuſchen? O, ſchweigen Sie, Sir Parker! Miß Anna beſitzt dann alle Vorzüge eines weiblichen Weſens, nur — —«

Troubridge hatte bis hierher in banger Erwartung Anna und Edward beobachtet; jetzt öffnete er leiſe die Thür des Nebenzimmers. Der blinde Piper Macleod ſtand auf der Schwelle. Der Arzt gab ein Zeichen, und der Alte begann ſeinem

Inſtrumente die bekannten, ſchnarrenden, wehmuthsvollen Töne zu entlocken, und Effie ſang mit ihrer hellen Kinderſtimme:

„Arm' Robin fühlt, daß das Herz ihm bricht,
Doch was es fühlt, das ſagt er nicht.
Und ſie, die er liebt, in Thränen ſchwimmt,
Weil Robin für immer nun Abſchied nimmt.
Im Kopf' iſt's ihm wüſt, im Herzen ſo heiß,
Alice ſchluchzet laut, er ſeufzet leiſ':
Nur noch einen Kuß, einen Druck Deiner Hand,
Dann ſtößt ja arm' Robin ſein Schifflein vom Land!
Da breitet er aus voll Sehnſucht den Arm,
Und ſie ſinkt an's Herz ihm liebeswarm; —
Es heulet der Sturm, hoch geht die See,
Die Herzen durchzucket ein mahnendes Weh;
Er reißet ſich los, — er ſpringt in den Kahn,
Sie klammert ſich ſchwankend an die Felſen an,
Und hinſterbend in dem Sturm es erſcholl:
Du mein ſüßes Lieb' — lebe wohl!“

Lord Clifford wandte ſich um, Miß Anna wollte, tief ergriffen, raſch das Zimmer verlaſſen, da erfaßte Sir John Beider Hände und ſprach:

»Soll ich Euch eine Geſchichte von gebrochenen Herzen erzählen? — Kinder! Kinder! Ihr werdet doch nicht Euer Glück einer Thorheit opfern? Seid Ihr toll? — Bedenkt — überlegt —«

— »Ich habe überlegt, Sir John, ich liebe Miß Anna bis zum Wahnſinne, und doch — ich entſage ihr. Das Weib muß den Mann achten, der Mann dem geliebten Weibe vertrauen können. Mein Vertrauen iſt dahin. Würde mein Glück auch den höchſten Gipfel erreichen, wer bürgt mir dafür, daß nicht ein Dämon mir in's Ohr flüſtert: Deines Weibes Liebe iſt Täuſchung, ihr Lächeln Trug, ihre Thränen Heuchelei. Dieſer Wermuthstropfen würde mir den Becher der ſchäumendſten, ſüßeſten Freude vergällen; ich genöſſe das Glück nicht ohne Furcht, das Entzücken nicht ohne Mißtrauen. Vertrauen, Vertrauen iſt das Band, welches die Freudenblumen des häuslichen Glückes zum ſchönen

Kranze verbindet; iſt dieſes gelöſ't, ſo verwelken ſie ſchnell.« – Edward nahte ſich der Miß Parker. »Anna!« rief er leiſe und ſchmerzlich, »erkennen Sie die Größe meines Opfers: ich entſage Ihnen, um Sie durch Mißtrauen nicht unglücklich zu machen.« Er küßte ſie; regungslos ließ ſie es geſchehen. Wenige Augenblicke ſpäter rollte Lord Clifford's Wagen durch die Schloßallee dahin, und Anna Parker ſank bewußtlos in die Arme ihres Vaters.

Drei Minnelieder.

1.

Dein Minnen iſt all ſo ſuße,
O wie iſt mir geſchehen!
Ich ſinke vor Deine Fuße,
So, ſo laſſ' mich vergehen!

Dein Minnen iſt all ſo ſuße!
Da ich es noch genoſſen,
Da war ich im Paradieſe,
Nun bin ich herausgeſtoßen.

Dein Minnen iſt all ſo ſuße!
Und hab' ich es nun verloren,
Und iſt es Schuld, die ich buße:
Ward mir zu Bitt'res erkoren.

Dein Minnen iſt all ſo ſuße!
Und ſo bitter kein Leide,
Daß ſich's nicht wandeln ließe
Durch Dein Minnen in Freude.

2.

Viel' Waſſer müſſen verrinnen,
Viel' Winde müſſen verwehen,
Eh' ich Dich ſoll wiederſehen,
Soll wieder Dein Minnen
Gewinnen.

Dein Minnen hab' ich gewonnen,
Was will ich weiter auf Erden?
Kann mir nichts Süß'res werden;
Darin ſind mir alle Wonnen
Zerronnen.

Und laſſ' mein Leben zerrinnen!
Kann ich nur wieder Dich ſehen
Dort, wo wir nimmer vergehen,
Kann dort auch Dein Minnen
Gewinnen!

3.

Dein Minnen beherrſcht mein Herz,
Es iſt doch nur ſüßer Schmerz;
Er hält mich enge gefangen,
Und ich mag keine Freiheit erlangen.

Dein Minnen trübt meinen Sinn,
Blöd' ſieht er nach Allem hin,
Ich mag auch nichts hell erkennen,
Als ob ich Dich mein ſoll nennen.

Dein Minnen iſt meine Schuld,
Drum dünkt ſie mich gut wie Huld;
Ich kann es nimmer bereuen,
Ich möcht' es nur ewig erneuen.

Dein Minnen iſt meine Noth,
Dein Minnen wird noch mein Tod;
Doch möcht' ich keinen erwerben,
Als an Deinem Minnen zu ſterben.

Franz v. Braunau

Des Volkes Stimme — Gottes Stimme.

Novelle von Ferdinand Kürnberger.

1.

Raſch und ungeduldig wurde einige Male an die Thüre des Malers Ceſto gepocht. Die Magd öffnete, und der Einlaß fordernde junge Mann draußen mußte ein altgewohnter Vertrauter des Hauſes ſein, denn ſie gab ihm nur die lakoniſche Weiſung: »Er iſt auf ſeinem gewöhnlichen Spaziergang am Arno,« worauf dieſer ſogleich mit einer behenden Schwenkung davonflog, während hinter ihm ſorgfältig die Thüre wieder verriegelt wurde.

In buntem Gewühle bewegten ſich die Bewohner von Florenz in der erquickenden Friſche der Abendſtunde an den Ufern ihres reizenden Arno, und athmeten unter den Blüten der Orangen- und Citronenhaine, der Lorbeer- und Myrtengebüſche, die des Stromes demantne Wellenbahn mit prangender Faſſung umſäumten, in behaglichem Müßiggange die ambroſiſche Würze der tauſendduftigen Frühlingsluft ein. Lothario's Blicke durchblätterten vergebens das fröhliche Buch des Lebens, das ſich ſo glänzend und mannigfaltig ihnen zur Schau bot. Gern hätte er vielleicht ſein Tröpfchen in den allgemeinen Strom ergoſſen, gern ſich der ſcrupel- und ſorgenfreien Philoſophie der Menſchenſchau hingegeben, deren ambulante Stegreifs-Materien ſo reichhaltig ſich in dem Kreiſe ſeiner Beobachtung verſammelten, und die breiträndigen Strohhüte ſeiner ſchönen Landsmänninnen hätten als neidiſche Blätter gewiß vergebens ſeinem Scharfblicke die ſüßeſten Früchte ſeiner Studien verſteckt: wäre es nicht Ceſto, ſein theurer

Ceſto, ſein Buſenfreund, ſein halbes Ich, ſein Bedürfniß und ſeine gewohnte Würze des Tages geweſen, den er auch an dieſem Abende zu ſehen und zu genießen eilte. Aber indem er unter den Blüten des Arno-Gartens vergebens den blühendſten Sohn der Arno-Stadt ſuchte, verirrte er ſich weit in ein abgelegenes Wäldchen, aus deſſen menſchenöder Einſamkeit er mit Verdruß ſchon wieder zurücklenken wollte, als er unter einem weitſchattigen Maulbeerbaume, der die Nacht unter ſeine Zweige verſammelte, da noch die Abendglut mit den hüpfenden Wellen des Arno ſpielte, den ſehnlich Geſuchten fand. Haſtig flog er auf ihn zu, aber wie erſchrak er, als er in die vom Abend- und Baumdunkel umſchatteten Mienen des Freundes blickte, und die ſchwärzeſte Sonnenfinſterniß der ſo hellen und herrlichen Seele darin las.

»Ceſto, wie find' ich Dich?« rief Lothario beſtürzt, und ſah mit zärtlich dringendem Blicke in das wilde, verſtörte Angeſicht des jungen Malers und in die ſchreckliche Gewitternacht, die in den dicht zuſammengezogenen Augenbraunen dumpf brütete, und zornblitzend wetterleuchtete über das ſchöne, aber entſtellte Antlitz des jugendlichen Künſtlers. »Wie find' ich Dich, Ceſto? Sprich um Himmelswillen, vertraue mir Dein Unglück, wenn ich ein Recht habe, ſeine Leiden zu theilen!«

»Der Marcheſe Gambiatti, der geſtern aus der Campagna angekommen, wird um Julie werben,« antwortete kurz und trocken Ceſto.

»So wirb auch Du!« verſetzte Lothario eben ſo kurz und ruhig darauf. »Was hindert Dich daran? Es iſt wahr, der Marcheſe Bellano hat einen hohen Begriff von den Vorzügen ſeiner Geburt und von der Würde des Adels; aber eben ſo groß iſt ſeine Achtung und Liebe für die Kunſt, und welcher Auszeichnung ſich ihre Prieſter von ihm erfreuen, rühmt die ganze Stadt. Es käme nur auf einen Verſuch an, ob Du dem römiſchen Marcheſe gegenüber nicht mehr Gewicht bei Juliens Vater behaupteſt, als Du glaubſt; wenigſtens iſt Deine Niederlage bei weitem ſo entſchieden nicht, als Du annimmſt, und wenn —

»Genug, genug,« unterbrach ihn Ceſto ſchnell, »willſt Du mich verhöhnen? Dazu haſt Du den Augenblick ſchlecht gewählt, — meinſt Du Ernſt, ſo hätteſt Du wenigſtens um die Hälfte vernünftiger reden können. Ich um Julien bei dem Marcheſe werden? Weißt Du nicht, daß die Vornehmen mit ihrer Liebe zur Kunſt Niemanden, als ſich ſelbſt und ihrer Eitelkeit, ſchmeicheln? Daß ihnen die Kunſt ein Paradepferd iſt, auf dem ſie ihre Reichthümer, ihre Pracht und ihren Stolz im Triumph zur Schau tragen? Daß ſie die Künſtler ſuchen, weil ein Hof ohne Hofſtaat kein Hof iſt, und weil man Schutzergebene haben muß, um ein Beſchützer zu ſein? Zähle die Stunden, die ein Großer in ſeiner Gallerie verlebt, und die ihm bei der Falkenbeize und den Würfeln geflügelt dahin eilen, und Du wirſt beſſer urtheilen. Und ſelbſt die Wenigen unter ihnen, denen Kunſt ein wahres und wirkliches Bedürfniß ihres Lebens iſt, lieben ſie nimmer ſo begeiſtert, daß ſie für den geiſtigen Genuß ein irdiſches Gut hingäben; eines ſolchen Opfers iſt nur der Künſtler allein fähig, und es iſt gewiß, Raphael ſelbſt hätte für ſeine gemalte Tochter Cäcilia keine wirkliche eines Marcheſe bekommen. Und dann — was hab' ich gethan, mich ſo hoch zu ſtellen, um die Kühnheit ſolcher Anſprüche zu rechtfertigen? Kennt mich Italien, kennt mich die Stadt? Sie nennt meinen Namen, aber ſie kennt mich nicht; der größte Schatz meines Werthes ſteht ungeſehen in meinem Atelier, und was ich ſo lange, in gerechter Verachtung des entarteten Kunſtgeiſtes unſerer Zeit, den unwürdigen Augen der Menge entzogen, ſoll ich plötzlich enthüllen, und über die reinen Heiligthümer meiner Begeiſterung Juden und Mäkler herbeirufen, die mich ſchätzen und wägen, und mich in die Schale legen mit unſeren neueſten Tageshelden, die nicht werth ſind, mir die Farben zu reiben? O dieſes Florenz! Wenn ich unter dieſen heutigen Bildnern, dieſen Waſſerblaſen der Kunſtſündflut, herumwandle, dann ſtehe ich betäubt und frage mich, wie aus einem Traume erwacht: Iſt es wahr, daß ich all dies Verderben erlebe in der Stadt, die den Buonarotti geboren? Die neue Manier hat Werke hervorgerufen, von denen ſich ein gebildetes Gemüth mit Ekel oder Grauſen abwendet; ihre Zartheit iſt Schwindſucht, ihre Kraft markloſe Ohnmacht, ihre Liebe Buhlerei, ihre Leidenſchaft Verzerrung, ihr Gottesdienſt iſt ſchwammige Herzloſigkeit, und ihr Naturdienſt thränenfeuchte Empfindelei; ihre Farbe iſt ein Nebel, in dem ihre Geſtalten zu nichts zerrinnen, ihr Licht iſt ein greller Schrei, daß Einem die Augen gellen, und ihr Schatten ein bodenloſer Höllenſchlund, in dem verbrecheriſche Bosheit über ihren Sünden brütet; im Lieblichen ſind ſie Kranke, die von lauer Brühe leben, und im Schrecklichen wahnſinnige Teufel, die ſich in Feuer- und Pechſtrömen berauſchen, und die ſchwarz dampfende Fackel des Weltuntergangs über die mißhandelte Natur ſchwingen. Das Maß, der einzig leitende Kompaß, der den ſchöpferiſchen Künſtler auf dem unendlichen Oceane der Fantaſie, zwiſchen dem verdorrten Süd und dem ſtarren Nord, mitten in die blühende Zone des ſchönen Menſchenlebens führt, iſt ihnen gänzlich verloren gegangen; darum fangen ſie dort an, wo ſie aufhören ſollten, und hören dort auf, wo für Geiſt und Herz nicht mehr Lebensluſt iſt; darum zerren ſie an der Natur, die ihnen zu einfach iſt, ſo lange, bis ein über- oder unterirdiſches Geſpenſt aus ihr geworden; denn ſie lieben nicht ihren Gegenſtand, ſondern ſich ſelbſt, nicht das Schöne, ſondern das Auffallende, nicht das Reizende, ſondern das Gezierte; ſie greifen mit räuberiſchen Händen weit über die Gränzen und den Beruf der Kunſt nach allen Höhen und Tiefen hinaus, und bringen bald eine Sternſchnuppe vom Himmel herab, bald einen Mamuthsknochen aus der Erde herauf, und die ſchönen grünen Wieſen des wahren Erdengenuſſes, mit ihrem Sonnenſcheine, mit ihren Quellen und Blumen, bleiben verachtet dazwiſchen liegen, werden, weil ſie die Oberfläche der Erde ſind, für oberflächlich gehalten, zertreten, und verwildern zur rauhen, unfruchtbaren Steppe. Dieſe Henker der Kunſt ſind meine Brüder nicht, und das Volk, von ihnen verführt, konnte nimmer mich zu würdigen verſtehen. Iſt nicht ganz Florenz trunken von Bewunderung ſeiner beiden großen Schulen Onufrio und Signorelli? Gelten ſie nicht, vom Herzog bis zum Feigenhändler, für Apoſtel der Kunſt, deren heiligem Anſehen ſich nichts entgegenſetzen ließe? Onufrio mit ſeinen ſcheußlichen Peſtgemälden und Irrenhausſcenen, ſeinen wüthenden Hunden und Selbſtmördern, der geborne Herodes, der die unſchuldigen Menſchenherzen mordet, um das Göttliche unter ihnen zu vertilgen; Signorelli mit ſeiner Nähnadel-Natur, ſeinen ſchalkiſchen Kindern und ſpielenden Kätzchen, ſeinen Windeln und Wiegen und Seifenblaſen; jener mit doppeltem und dreifachem Schatten ſeinen ewig ſchnarrenden Baß, dieſer mit falſchen Lichtern ſeine ewig verſtimmte Geige ſpielend — hier hat man nur die Wahl, ob man ein Teufel oder eine Amme werden will; aber wahrhaftig noch lieber an des Erſten kranker Kraft umkommen, als an des Letzteren kranker Schwäche. Ich ſagt' es ihm einmal deutlich: »Eure Kinder haben Waſſerköpfe; geht zu Correggio in die Schule und ſtudiert;« ſeitdem iſt er bitter erboſt auf mich, und ſeine Kinder ſehen um nichts beſſer aus. Fort, fort, fort mit dem Volke, und ich werde nie unter ihm ſtehen!«

Lothario hatte ſeinen Freund nicht unterbrochen, denn er wußte, daß ihm eine ſolche Herzensergießung, ſo heftig ſie ſein Innerſtes aufregte und erſchütterte, doch ein Bedürfniß war, deſſen Befriedigung ihm Linderung ſeines Schmerzes brachte, indem er ihn ganz genoß und erſchöpfte. Ceſto gehörte zu jenen Geiſtern, in denen die erſchöpfte und in ſich abgeſchloſſene Periode eines vergangenen goldenen Zeitalters ſich zuweilen im Einzelnen reproducirt, da ſie im Ganzen, dem allgemeinen Geſetz der Vergänglichkeit folgend, nicht mehr zurückkehren darf. Solche Spätfrüchte der Zeit, ſolche in den Herbſt hinüber gewehte Frühlingsblumen beſtehen eigentlich nur durch ſich allein, denn ſie wurzeln nicht in der Gegenwart, deren plaſtiſcher Widerſpruch ſie ſind; daher der erſte Schritt, den ſie aus ſich heraus in die Zeit machen, ihr ſicherer und unbedingter Untergang; im Conflicte der Vergangenheit mit der Gegenwart muß Letztere in ihren Repräſentanten nothwendig unterliegen, in ſo fern ſich dieſe nicht duldend, ſondern ankämpfend und reformirend verhalten wollen. Sein gutes Glück hatte

Ceſto bewahrt, gegen die ihm kontraſtirende Zeit die Offenſive zu ergreifen, und dies war die Bedingung ſeines Beſtehens. Hätte er mit derſelben den äußeren, thätlichen Kampf der Kraft verſucht, ſo wäre er unterlegen; da aber nun ſein Streit mit ſeiner Zeit nur in der Idee ſeines factiſchen Daſeins lag, ohne in handelnde Wirklichkeit zu treten, ſo konnte die rohe Kraftewelt der unſichtbaren, geiſtigen Feindin nichts anhaben, und ruhig und blühend gedieh ſein Genius mit ſelbſtiſchem Urleben in dem fremden Boden, der keine Nahrung für ihn hatte. Häufig ergoß ſich zwar, wie heute, Ceſto's Schmerz über ſein heimatloſes Daſein in die Bruſt ſeines Freundes, aber nie ging er weiter, und Lothario hütete ſich wohl, vermittelnd die Hand zu bieten, denn er verſtand die Natur des Freundes zu wohl, als daß er nicht deſſen ganze Feindſchaft mit der Zeit für nothwendiger und heilſamer gehalten hätte, als eine halbe Verſöhnung.

Ohne ihm daher von dem vollen Strome ſeiner Klage, in der er offenbar zu weit ging, das Geringſte abzumäkeln, kehrte er vielmehr von dieſer Wendung des Geſpräches zu deſſen Quelle zurück, und da der unumſchriebene, äußerſte Stand der Sache eigentlich weder des Troſtes noch Rathes fähig war; ſo blieb ihm, um nicht neutral zu ſein, nichts Anderes übrig, als daß er den gordiſchen Knoten mit einem Gewaltſtreich zerhieb, welche Behandlungsweiſe bei dem heftigen, präcipitanten Charakter ſeines Freundes ohnedies nicht anders, als conſequent war. »Entweder,« ſprach er, »Du kannſt Julien entſagen, und dann mußt Du's, oder Du kannſt es nicht, und dann iſt es Pflicht Deiner Selbſterhaltung, ſie um jeden Preis zu gewinnen.«

»Du verſtandeſt mich nicht,« antwortete Ceſto. »Wenn ich ſage: der Marcheſe Gambiatti wirbt um Julien, ſo liegt der Nachdruck nicht auf dem Worte »werben«, ſondern auf dem Namen »Marcheſe Gambiatti.« Nicht, daß um Julien geworben wird, martert mich; möchte ſie doch die Gattin des würdigſten Mannes in Italien werden, und wahrlich, nicht ich verſtehe mich unter dieſem. Strebt' ich nach ihrem Beſitz, ich hätte doch gewiß vorerſt um ihr Herz geworben, ehe von der Hand die Rede iſt; und Du weißt, ich ſprach ſie nur einmal in meinem Leben — und das war in großer Geſellſchaft, wo man zu Jedem ungefähr daſſelbe ſagt oder ſagen könnte. Julie iſt mir ein Ideal, und ich kann mir außer der Kunſt — ich kann mir im Leben kein Ringen nach einem Ideal denken. Dort ſuche ich es zu bilden, wenn es aber ſchon gebildet iſt, was will ich weiter an ihm?«

»Nun bei Gott, ich frage Dich ſelbſt ſo,« ſagte Lothario.

»Ich will — ich will —« antwortete Ceſto, und knirſchte die Lippen zuſammen, und ballte mit einer raſchen Bewegung die Fauſt; — ſein Auge ſchoß einen furchtbaren, grimmigen Blick, er machte einige heftige Schritte, dann ſtellte er ſich plötzlich hart vor ſeinen Freund hin. — »Denke Dir,« ſprach er, »die Farneſiſche Gallerie ſteht in Flammen, der Vatikan brennt, Apollo und Laokoon ſtürzen in einem Erdbeben zuſammen, was wirſt Du fühlen? Du kannſt keine Ahnung haben von der ungeheuren Empörung, in die Dich gegen das verbrecheriſche Spiel einer frevelhaft-willkürlichen Weltregierung dieſer Anblick bringen müßte. Und doch wäre es das freie, reine Element, die große Natur wäre es geweſen, von welcher die große Kunſt zerſtört ward, — ein würdiger Feind. Denke Dir nun aber die ſchmutzigſte Straße Italiens mit Raphael's Werken als Teppichen bedeckt, und Herden von Schweinen und Ochſen darüber hin getrieben — —« hier riß ihn das Feuer der Darſtellung und ſeine innere Wuth hin, bewußtlos ballte er die Fauſt und ſchlug gegen den nächſten Baumſtamm, daß ſie blutete.

»Ceſto! Ceſto!« rief erſchrocken Lothario, und fiel ſeinem Freunde in die Arme.

»Ach, was iſt alles das,« fuhr Ceſto wild und heftig fort, was iſt alles das? Welchen Werth hat am Ende Raphael's ganze Bilderwelt gegen die Natur? Welchen Werth hat die ſchönſte Nachahmung des Lebens gegen das ſchöne Leben ſelbſt?«

»Iſt es nicht etwas Zauberhaftes, etwas Übernatürliches um die Erſcheinung hoher, weiblicher Jungfräulichkeit auf Erden? Wir haben die edelſten Männer unſerer Zeit geſehen, und in der zweiten Stunde waren wir vertraut mit ihnen; — was iſt es, das uns die edle Jungfrau ewig fremd, ewig überirdiſch macht, daß ſie in dem Verkehre der Menſchen wie ein höherer Gaſt erſcheint, daß ſie wie eine göttliche Muſe außer dem Geſchäfte unſers Lebens ſteht, und durch ſich ſelbſt höheren Werth hat, als der beſte Mann durch ſeinen verdienſtvollſten Antheil daran, durch ſeine größten und wohlthätigſten Thaten? Wenn Julie vor mich hintritt in der ganzen Weihe ihres Daſeins, dann erſchrecke ich, ihr gegenüber, als wäre ich der unreinſten Sünden ſchuldig; dann möcht' ich wie eine Puppe mich ſelber ablegen und verklären können; ſcheue Verehrung und ſtumme Huldigung gebietet jedem meiner Gedanken; ſie ſteht da, wie ein Weſen einer herrlicheren, ſchöneren Welt, zu dem das Auge eines Menſchen nimmer mit Verlangen blicken dürfe. Und dieſer Marcheſe Gambiatti, dieſer Schandbube, der in ſeinem Glanze nur die Mittel hat, ein Vieh zu ſein, kommt aus den geilen Betten, aus den Banditenſchenken der ruchloſen Campagna, befleckt und überſättigt von den ekelſten Laſtern, zu denen zügelloſe Frechheit und Üppigkeit ihre elenden Opfer dahinreißen — er kommt und ſtreckt ſeine Hand nach dem ungeheuren Werthe dieſes Weibes aus, wie nach einer ſchlechten Olive, die er ohne Umſtände in ſeinen unreinen Mund hineinſchlingen dürfe, dieſen Hafen der Niederträchtigkeit, in dem die äußerſten Gränzen der Menſchheit ſpurlos aufhören, dieſes Gefäß voll peſtiger Ausdünſtung — —«

»Halt, hier bin ich ſelbſt!« rief Marcheſe Gambiatti, indem er wie ein reißendes Thier aus dem Gebüſche hervorbrach. »Was ſpricht hier ein Schuft von mir?«

»Schuft ſelbſt! Mit dem Degen ſollteſt Du ſo fragen, Memme!« antwortete der Maler, ſtammelnd und zitternd vor Wuth bei dem plötzlichen Anblicke des Verhaßten.

»Heraus mit der Fuchtel!« ſchrie Gambiatti außer ſich; in demſelben Augenblicke waren die Klingen blos, und im nächſten taumelte der Marcheſe ſtöhnend zu Boden, und fuhr mit der Hand nach der linken Bruſt, indem das Blut ſtrömend zwiſchen ſeinen Fingern hervorbrach.

»Ceſto, was haſt Du gethan?« rief **Lothario** ſtarr vor Schrecken und Betäubung ob der plötzlichen Mordſcene, »Unglücklicher, wie retteſt Du Dich?«

»Ich gehe ruhig nach meiner Wohnung in Florenz,« antwortete **Ceſto**; »das Leben iſt mir keine Nußſchale werth, und — wollte Gott! ich dürfte es für ſeine ſchönſte That, für dieſen Kampf, für **Julien** dahingeben!«

Beſinnungslos folgte **Lothario** ſeinem Freunde, der in der heftigſten Bewegung den Kampfplatz verließ.

V.

Des andern Morgens verbreitete ſich das Gerücht in der Stadt, der Marcheſe **Gambiatti** ſei in einem einſamen Gehölz am Arno von einem Meuchelmörder angefallen worden, den man wahrſcheinlich für einen gedungenen Bravo irgend eines geheimen Anbeters der ſchönen **Julie** zu halten habe, der ſich auf dieſem Wege ſeines gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen geſucht hätte. Die beiden Freunde begriffen auch ſehr wohl, daß dem Marcheſe darum zu thun ſein müſſe, den wahren Vorgang der Sache mit dieſem Märchen zu verſchleiern, und daß er ſich ſelbſt empfindlicher an ſeiner Ritterehre, als ſeinem Beſieger ſchadete, wenn er öffentlich gegen dieſen aufträte.

Sie ſaßen, einige Morgen nach dieſem blutigen Abenteuer in vertrautem Geſpräch beiſammen, als die Hausmagd von dem Marcheſe **Bellano** an den Maler **Ceſto** eine zwar höfliche, doch ſehr dringende Einladung für den folgenden Tag den beiden Freunden in's Atelier brachte. **Lothario** war beſtürzt, **Ceſto** überraſcht, aber ruhig. **Lothario**, in zärtlicher Sorge für den Freund, ſuchte dieſen zum Mißtrauen aufzuregen, und verrieth nicht undeutlich, daß er es über den Gränzen des Muthes halte, einer Gefahr, gegen die man wehrlos ſei, entgegen zu gehen, und daß er ein unerſchrockenes Herz nicht für geſchändet achte, wenn es den verborgenen Fallſtricken, in denen boshafte Tücke, im feigen Hinterhalte lauernd, ihres argloſen Opfers habhaft zu werden ſuchte, mit Wachſamkeit aus dem Wege ginge. Aber Ceſto wies gleich Anfangs dieſen Ton ſeines Freundes auf das Nachdrücklichſte zurück, und ſo oft dieſer im Verlaufe deſſelben Tages (denn ſie blieben beiſammen) ſeinen nimmer ruhenden Sorgen Luft machen wollte, ſchlug er mit einem kurzen: »Ich werde gehen« jede Hoffnung Lothario's nieder, ihn dafür zu ſtimmen, dem verdächtigen Rufe nicht zu folgen. Ja, der Maler verſicherte, daß er mit Sehnſucht der Stunde dieſes Abenteuers entgegen harre, daß er mit Ungeduld die Länge des Tages verweilen ſehe, und ſein ganzes Sein und Leben an dieſem Tage zeigte nur zu deutlich, wie ungeheuchelt dieſe Sorgloſigkeit ſei, und daß ſeine Erwartungen des kommenden Morgens eher freudiger, als unheimlicher Art waren. Lothario errieth endlich die Quelle dieſes ſcheinbaren Widerſpruches, und ſchonte ſeines Freundes in einer Sache, in der fremder Einfluß ſtets unwirkſam bleiben wird.

Der bedeutende Tag erſchien. Um die beſtimmte Stunde ſtand Ceſto vor dem Palaſte Bellano, und ward dem edlen Beſitzer deſſelben angekündigt. Der Marcheſe empfing den Künſtler mit Auszeichnung, entſchuldigte ſich in den feinſten und gewählteſten Ausdrücken, daß er ſeine werthvolle Muße in Anſpruch nahme, und eröffnete ihm, indem er ihm viel Schmeichelhaftes über ſeine ſeltene Kunſtbildung und über ſeinen klaſſiſchen Geſchmack ſagte, daß er ſich in einer bedeutenden Kunſtangelegenheit ſeines Urtheils und ſeiner kundigen Sachkenntniß bedienen wolle. Es wären ihm nämlich einige der größten Meiſterwerke aus der römiſchen Schule zum Kaufe geboten worden, über deren Achtheit ihm aber hieſige Kenner Zweifel erregt hätten. Da Ceſto nun im Rufe der vertrauteſten Bekanntſchaft mit dem goldenen Zeitalter der italieniſchen Malerei ſtehe, ſo unterwerfe er mit ſicherſter Zuverſicht die Entſcheidung der Sache ſeinem Ausſpruche, und erbitte ſich ſein Urtheil über die fraglichen Gegenſtände. Ceſto war auf das Angenehmſte überraſcht, ſich von Juliens Vater alſo gehuldigt zu ſehen. Warum gerade die Aufmerkſamkeit dieſes Optimaten höheren Werth für ihn hatte, als die jedes anderen; warum der größte Nachdruck ſeiner Freude beſonders in dem Umſtande lag, daß es Julien's Vater ſei, mit dem er ſich ſo erfreulich geſtellt ſah: das wollen wir ihm nicht am ſtrengſten nachweiſen, da er es ſich ſelber nicht geſtand und bewußt war; nur ahnen dürfen wir, daß ihm Julie bei weitem nicht das abſtracte Ideal war, dem er ſo künſtleriſch frei und beſonnen gegenüber ſtand, als er ſelbſt glaubte.

Indem ſie noch ſprachen, bemerkte Ceſto, daß ſich der Saal nach und nach mit einer bedeutenden Anzahl von Beſuchenden gefüllt hatte, größtentheils Edlen und Künſtlern, welches ihm zwar nicht auffiel, da das Haus Bellano als ein täglicher Sammelplatz von Gäſten ſolcher Art bekannt war, aber ihn doch in dem glücklichen Genuſſe des gegenwärtigen Augenblickes ſtörte. Endlich ſah er auch den Maler Signorelli eintreten. Da wandte er ſich zu dem Marcheſe und wünſchte den Zweck ſeines Hierſeins ohne Verzug erfüllen zu dürfen. Bellano bat ihn aber mit der geſchäftigſten Güte und Artigkeit, noch einige Augenblicke vorübergehen zu laſſen, es wäre noch etwas zu frühe, die Stunde ſei noch nicht da, in der die Gallerie des vortheilhafteſten Lichtes genöſſe; er möge ſich der Geſellſchaft indeß nicht entziehen; und indem er ihn mit der gefälligſten Vertraulichkeit am Arme nahm, führte er ihn in die eben ſo zahlreiche, als glänzende Verſammlung, die inzwiſchen durch neue Ankömmlinge vermehrt worden war, ein. Nun war er einem Strome hingegeben, aus dem er ſich nicht mehr, ohne die Geſetze der Höflichkeit und des Anſtandes rückſichtslos zu verletzen, zurückziehen konnte. Bald ſah er ſich zum Gegenſtande der allgemeinen Theilnahme und Aufmerkſamkeit gemacht, die ganze Geſellſchaft war um ihn, als ihre Hauptfigur, gruppirt, er war unbemerkt zu ihren Mittelpunkte geworden. Dieſes auffallende Intereſſe ward ihm natürlich jetzt um ſo mehr zu Theil, um ſo mehr er ſonſt ſich demſelben entzog. Er war, ſo abgeſchloſſen und verſchwiegen er lebte und handelte, als die Oppoſition des geſammten Kunſtweſens ſeiner Zeit bekannt; um ſo begieriger war man, die Stimme dieſes koſtbaren Phönix in der Einöde einmal laut und entſchieden zu hören; man erlebte die günſtige Gelegenheit, ihm in öffentlichen Kreiſen zu begegnen, ſo leicht nicht wieder, um ſo weniger ließ man die gegenwärtige ungenützt aus den Händen. In der pyramidaliſchen Stellung der Geſellſchaft ſtand ihm zunächſt Signorelli, der allbeliebte Tagesheld des Naiven, von dem es nicht unbekannt geblieben war, wie noch naiver ihn einſt Ceſto an Correggio gewieſen hatte, und die Spannung auf die Art des Zuſammentreffens dieſer beiden Künſtler war allgemein im ganzen Saale nicht undeutlich wahrzunehmen. Um ſo weniger ward verſaumt, die Unterhaltung ſo bald als möglich auf die Kunſt und ihren gegenwärtigen Zuſtand in Florenz zu bringen. Ceſto begriff, daß er hier mit ſeiner gewohnten Maxime, zu ſchweigen und Indifferentismus zu heucheln, ſich nicht aus dem Spiele ziehen könne und dürfe; er unterhielt alſo das Geſpräch wo möglich theoretiſch allgemein, abſtract reflectirend. Bald machte ſich indeß ein ſo deutliches Streben erkennbar, den Gegenſtand mehr in's Specielle auf Zeit- und Localverhältniſſe zurück zu führen, daß Ceſto ſich Schritt für Schritt auf den Punkt hingedrückt ſah, wo man ihn haben wollte, und die Secunden zählen konnte, da man ihn zum offenen Kampfe für oder gegen das Vaterland herausfordern würde. Am thätigſten hiebei zeigte ſich Signorelli, deſſen Stimme er am wenigſten zu hören ſchien. Da trat plötzlich Julie, an der Seite ihres Vaters, der ſich auf Augenblicke entfernt hatte, in den Kreis der Gäſte, begleitet von ihrem Bräutigam, dem Marcheſe Gambiatti, der, die linke Seite noch im ärztlichen Verbande, auf den Arm eines Dieners geſtützt, als Cavaliere servente der Erwählten folgte. Huldigungen von der einen, Condolenzen von der anderen Seite, ſchienen mit einem Male den Fluß des Geſpräches, das eben ſeinen Höhenpunkt erreicht hatte, in ein ganz neues Bett zu leiten. Aber Gambiatti war der

Erſte, der es wieder in ſeine vorige Bahn zurückführte, ihm folgte der kunſtſinnige Herr des Hauſes mit Freuden, und ſelbſt Julie erklärte die Belehrung und Bildung, die ſie aus geiſtreichen Unterredungen über ſolche Gegenſtände ſchöpfe, für den beſten Gewinn und Genuß der Geſelligkeit. Nun ſegelte die Künſtler-Polemik mit vollerem Strome, als je. Aber für Ceſto war Juliens Erſcheinung von verhängnißvollem Einfluſſe. Der Gedanke, über eine der ſchönſten und größten Angelegenheiten der Menſchheit vor ihr zu ſprechen, vor das Tribunal des edelſten Weibes ſeine innerſten und zarteſten Empfindungen für das Göttliche und Schöne hinzuſtellen, ſein geheimſtes Leben, die ſtummſten Tiefen ſeines heilig glühenden, unverſtandenen Herzens vor einem Blicke zu entfalten, der es allein, aus ſich ſelbſt zu würdigen und zu begreifen im Stande war — dieſer Gedanke hatte etwas Begeiſterndes für ihn, er ſteigerte ſein geſammtes Sein zur extremſten Höhe, neben dem Gefühle der Wichtigkeit dieſer Stunde verſchwand jede andere Rückſicht, er redete wie ein gottgeſandter Prophet, wie ein inſpirirtes Orakel, ſein Lob war Apotheoſe, ſein Tadel war Fluch und Verdammniß. Mit Bewunderung lauſchte der ganze Saal, als er eben einen begeiſterten Panegyricus auf Raphael vollendet, und aus ſeinem Muſter der Kunſt und den Künſtlern ihre ewige unveränderliche Norm und Nachfolge zeigte. Triumphirend bemerkte Signorelli, daß dieſe ganze Rede eigentlich ſchon nichts, als eine Invective gegen die gegenwärtige florentiniſche Schule ſei, und daß ſie auch von Vielen der anweſenden Künſtler als ſolche genommen werde; aber ſie war es nur negativ. Das genügte nun ſeinem Zwecke noch bei weitem nicht, und ſinnreich war es, wie er dieſen verfolgte. Er ſtimmte mit Wärme der Begeiſterung Ceſto's bei, ja er überbot ihn, und brachte einige überraſchend geiſtreiche Bemerkungen über Raphael zu Tage, die Ceſto plötzlich auf den Verachteten aufmerkſam machten, und ſeine Erwiederung ihm gewannen. Von Raphael ward es dem Schlauen nicht ſchwer, unbemerkt auf ſeinen Meiſter Michael Angelo zu lenken, blind folgte ihm der Enthuſiasmus ſeines glühenden Gegenparts, ohne zu bemerken, auf welch' gefährlichem Terrain er agire; von Angelo führte er ihn zu ſeinen Landsleuten, den alten Florentinern, ſogar Maſaccio mit ſeinen zwei Apoſteln, Petrus und Paulus, in der Kirche del Carmine, ward nicht vergeſſen, um nur Ceſto, den dieſe Bekanntſchaft mit den älteſten Meiſtern zu einer Zeit, da ſelbſt angeſehene Künſtler ſie kaum dem Namen nach kannten, überraſchen mußte, Vertrauen abzugewinnen, und ihn deſto ſicherer im Geſpräche feſtzuhalten. Aber es brauchte nicht einmal ſo vieler Kunſtgriffe. Denn kaum hatte Signorelli mit einer hingeworfenen Parallele zwiſchen Alt und Neu den ſchleichenden Schritt in die Gegenwart geſetzt, als Ceſto kurz und rauh mit den Worten abbrach: »Wir wollen hier nicht von Nichts reden.« Nun war das Loos gefallen. Faſt allgemein ward auf Erörterung dieſer gewaltthätigen Sentenz angetragen. Ceſto war keineswegs verlegen damit. Es gibt Stunden, heilige, göttliche Stunden im Leben, in denen die Wahrheit, die ſich ſo oft verläugnet, die ſo oft verſtummt und ſchläft, gleichſam von ihrem Gewiſſen aufgeweckt wird, für einen großen und erhabenen Gegenſtand mit einem Male aus allen Feſſeln der Convenienz ſich emancipirt, und wie ein Kind — aber ein furchtbares — mitten in dem gekünſtelten Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft ſchauderhaft naiv wird. Eine ſolche Stunde war für Ceſto gekommen. Nicht von der wild lodernden feindlichen Fackel des Fanatismus geblendet, von der hellen Himmelsglut der Begeiſterung entzündet, beſonnen, mit bewußtem Wollen, ſtand er auf, und bewies ſeiner Zeit und den verſammelten Repräſentanten derſelben ihre gänzliche Unwürdigkeit, ihren tiefen Verfall, ihr ungeheures Verderben. Schrankenlos war ſeine Rede, und ohne Schonung ſeine Züchtigung. Signorelli war außer ſich vor Freude. Er wechſelte mit Gambiatti bedeutende Blicke. Freundſchaftlich, als wäre nichts Beſonderes geſchehen, entgegnete er dem Maler: »Ihr habt gut reden, Meiſter; Ihr, im Hiſtoriſchen, kennet Euch zehnmal eher von dem Verderben der heutigen Manier frei halten, dem wir, im Portrait, aus tauſend Gründen nicht entrinnen.« — »Eure Ausflucht iſt erbärmlich,« war Ceſto's verächtliche Antwort, »mit einem Schritt zertret' ich Euer ganzes Gebiet ſammt all ſeinem Unkraut.« — »Wie verſteht Ihr das?« fragte Signorelli. — »Laßt mich Ein Portrait malen,« erwiederte Ceſto, »und Florenz urtheile, ob im Mann, oder im Fach die Schuld liegt.« — »Es käme auf eine Probe an,« antwortete Signorelli lauernd. — »Ja wohl,« ſagte Ceſto ſtolz, »ich bin in jedem Augenblicke zu ihr erbötig.« — »Schade, daß ich morgen ſchon nach Verona abgehe,« entgegnete Signorelli. — »Meine Herren,« nahm plötzlich Marcheſe Gambiatti das Wort, »ich denke, der Streit ließe ſich in Kürze, gleich an dem Orte und der Stunde ſeiner Geburt entſcheiden. Die erforderlichen Bedürfniſſe zum Malen ſind im Augenblicke herbeigeſchafft, und ich bin überzeugt, die verehrte anweſende Geſellſchaft wird ſich nicht minder interreſſirt fühlen, dieſes für die Kunſtgeſchichte unſers Zeitalters ſo merkwürdigen Kampfes Zeuge zu ſein, als wenn wir die Pflicht, ſie zu vergnügen, auf andere Weiſe erfüllten.« — Dieſer ſeltſame Vorſchlag ward faſt einſtimmig, von Seite der Künſtler mit lebhaftem Beifalle aufgenommen. Ceſto war etwas befremdet von dieſem gewaltſamen Umſchwung der Dinge. — »Sind auch Sie es zufrieden, meine Herren?« wendete ſich Gambiatti an die beiden controverſirenden Künſtler. — »Vollkommen,« antwortete Signorelli. — »Über meine Muße in dieſem Hauſe gebietet der edle Marcheſe Bellano,« entgegnete Ceſto, »und nur von ihm wird es abhängen—«

»O, unſere Sache hat Zeit!« beſcheidete Bellano. »Ich raube Euch, verehrteſter Meiſter, die Gelegenheit nicht, in einem ſo würdigen Kampfe für eine Sache zu fechten, die uns Allen heilig iſt.« Ceſto's Verwunderung wuchs, als er dieſe Worte hörte. Er wußte nicht, was er von dieſer ſeltſamen Übereinſtimmung mit einer, doch ſo kühn improviſirten Idee denken ſollte, oder vielmehr, er wagte nicht zu denken, was ihn dunkel und dämmernd in halbbewußter Ahnung beſchlich. — »Und welchen Stoff wählen wir?« fragte er gleichgiltig. Da näherte ſich mit aller Grazie der feinſten und ſtudierteſten Galanterie ſeiner Zeit Signorelli Julien, der jungen Marcheſe, der Tochter des Hauſes, die zwiſchen Vater und Bräutigam ſaß, faßte zart die Fingerſpitzen ihrer Hand, küßte ſie, und liſpelte mit der weichſten Modulation ſeiner Stimme: »Darf ich bitten, verehrungswürdiges Fräulein? Der Gegenſtand, den die Natur ſelbſt zum Ideal aufgeſtellt hat, wie dürfte ſich der der Kunſt entziehen, deren höchſter Beruf es iſt, die ſchöne Natur nachzuahmen?« Ceſto ſtand wie vom Donner gerührt. Einige moderne Herren vereinigten ſogleich ihre Schmeicheleien mit der Signorelli's, einige alte, etiquette, beſchworen, daß der Tochter des Hauſes durchaus dieſer Vorzug gebühre. Julie äußerte mit Beſcheidenheit, ſie erkenne den Vorzug nicht, das Werkzeug und die Waffe zweier ſtreitender Perſönlichkeiten zu ſein; aber ſie wurde von ihrem Vater widerlegt, der ihr bewies, es werde hier nicht im beſonderen Intereſſe von Kunſtfertigkeit, ſondern im allgemeinen von Kunſt gehandelt; die beiden Gegner wären nicht als zwei feindliche Perſonen, die ſich trennen wollen, ſondern als die zwei geſpalteten Hälften der geſammten Kunſt zu betrachten, die ſich zu vereinigen ſuchten. Sie glichen zwei Kriegern, ſetzte Gambiatti hinzu, die ſich zwar perſönlich Wunden ſchlügen, aber nicht für ihren eigenen, kleinen Vortheil, ſondern für irgend eine große, wichtige, welthiſtoriſche Sache. Dieſen Interpretationen war nichts entgegen zu ſetzen. Julie fühlte das Verletzende eines ferneren Widerſtandes für den, bei der Sache behelligten Theil der Geſellſchaft, und fügte ſich. Auf einen Wink ſtanden die Malergeräthe geordnet zum Gebrauche der Künſtler bereit. Julie hatte ſich, nach Signorelli's Anordnung, in das erforderliche Licht geſetzt. Halb ſcherzend bemerkte Gambiatti, es ware zu bedenken, daß in dieſem einzigen Vorwurf der Kunſtfertigkeit der beiden Künſtler zu wenig freier Spielraum gegeben ſei; die größere Stärke des Einen oder des Andern könne gerade in der Behandlung des Entgegengeſetzten liegen; es ſei wenigſtens billig, für dieſen möglichen Fall zu ſorgen, darum wolle er — und wäre es auch nur des künſtleriſchen Contraſtes wegen, ſchaltete er lachelnd ein — an der Seite ſeiner ſchönen Braut Platz nehmen. Und ſomit ſetzte er ſich, ohne weitere Präliminarien, unumſtößlich neben ſie hin. Jetzt fiel Ceſto eine Binde vom Auge. Dieſe Gruppe war Sambiatti's Rache. Was an jenem verzweiflungsvollen Abende am Arno, ſchon in der bloßen Vorſtellung, ſeine wüthende Fauſt gegen den todten Baumſtamm geballt, ſein raſendes Schwert gegen die lebendige Bruſt eines Menſchen gezückt, das ſollte er jetzt in plaſtiſcher Wirklichkeit vor ſich ſehen, und beſonnen bleiben; ein heftigerer Schlag ſeines Pulſes ſollte ſein ganzes Leben zertrümmern, eine zitternde Linie ſeiner Hand ſein Todesurtheil zeichnen, ein unbewachter Augenblick über eine unſterbliche Ewigkeit richten. Da raffte er ſich zuſammen; eine große Rache begeiſterte ihn. Dieſen Sieg zu erringen, dieſen Triumph zu feiern, mit ein Paar Strichen die teufliſchen Berechnungen ſeines Peinigers zu vernichten — ein göttlicher Rauſch ſchwindelte ihm zu Kopfe. Raſch ergriff er den Griffel, einen herzhaften Blick hob er zu der Gruppe auf, und — er hatte ſich verkannt, er hatte ſeinen Willen nicht mit ſeiner Kraft gemeſſen. Der höhnende Sünder, der unreine, verpeſtete Buhle des Laſters, mit dem Stämpel des Verbrechens und der Schande auf der Stirn — und die heilige, reine, engelkeuſche, unverdorbene Blüte und Jugend einer göttlich aufſproſſenden Menſchenſeele, in dem hehren Tempel eines unentweihten, ſeraphiſchen Leibes, den Unſchuld und Jungfräulichkeit mit den Lilien und Roſen ihres Paradieſes umkränzen — das Abſcheuliche und das Göttliche in unmittelbarer Nähe, im empörenden Verhältniſſe der Gleichheit neben einander — das war mehr, als die ganze Summe ſeiner Kraft zu tragen vermochte. Der Gedanke dieſes ungeheuren Mißverhältniſſes in der Welt zerrüttete ihn, das Gefühl der gränzenloſen Bosheit, die ihn in dieſen Zuſtand ausgeſuchter Qual gebracht und unüberwindlich darin feſt hielt, goß zitternde Wuth durch ſein ganzes Nervengewebe, zuckend hüpfte der Griffel in ſeiner bewußtloſen Hand und klapperte hörbar an dem Holze der Staffelei, krampfhaft hielt er ihn in geballter Fauſt gepreßt, und wäre es ein Mordwerkzeug geweſen, der Teufel dieſer Stunde lag entſeelt zu ſeinen Füßen. Jetzt warf er einen Blick auf das Papier, es war eine ſinnloſe Skizze, wie das Spiel eines kleinen Kindes. Er zerriß das Blatt, warf ſich auf den Tiſch, bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht, und überließ ſich den Erſchütterungen ſeiner inneren Stürme. — »Darf ich bitten, den Blick gegen jenes Gemälde, Fräulein, wie zuvor,« hörte er Signorelli neben ſich. Da raffte er ſich empor aus dem Stumpfſinne ſeiner Verzweiflung. Troſtlos blickte er in dem Saale herum, und ſchauderte im Bewußtſein ſeiner Lage. Dieſes prächtige Gewölbe, ſtrotzend von allen Zierden einer ſchwelgeriſchen Architektur, dieſe hohen, adelig-ſtolzen Bogenfenſter — ach, zu welchen kahlen Kerkerwänden, zu welchem ſpinnenverwebten Eiſengitter hätte er unglücklicher emporgeblickt! Und da ſaßen ſie ringsum, die Männer, die Frauen, in banger, lautloſer Stille, erwartungsvoll die offenen, unerbittlichen Augen auf ihn gerichtet; ach, vom Chore der Eumeniden umlagert, wäre ihm wohler geweſen. Mechaniſch griff er nach dem zweiten Blatte; aber er wagte keinen Blick zu ihr zu erheben, er zitterte, wie vor der ſchwerſten Miſſethat. Lange kampfte er, lange rang er, es ſchnürte ihm das Herz zuſammen, unter einer Zentnerlaſt athmete die gepreßte Bruſt; endlich ſprang ein entſchloſſener Blick aus ſeinem Auge, und ſtellte ſich in gewappneter Rüſtung dem unausſprechlichen Bilde der himmliſchen Jungfrau gegenüber; Gambiatti ſah es, und tändelte unbefangen mit ihren Locken, und koſete dabei Etwas von maleriſcher Ordnung, da zerriß Ceſto wüthend das Papier, knüllte es ingrimmig in der Fauſt zuſammen und ſchleuderte es heftig von ſich. Ein bedeutendes Geflüſter in der Geſellſchaft umſchwirrte ſein Ohr. Hoch loderte die Scham in ſeinen Wagen empor, das Blut wallte ihm ſiedend zu Kopfe, — er wagte nicht zu athmen, er wagte nicht auf ſeinem Stuhle zu rücken, er wagte nicht die Hand zu regen. Es ward ihm dunkel zu Sinnen, ſeine Gedanken verwirrten ſich fieberhaft, ſein Bewußtſein verdämmerte ſich, ſeine ganz erſchöpften Gefühle löſten ſich in ein dumpfes, weſenloſes Nichts auf, er ſchien zu vergehen. Wie lange er in dieſem verworrenen, lebensextremen Zuſtande verharrte, wußte er nicht; da hörte er einen Stuhl neben ſich rücken, de hörte er Tritte, da hörte er Signorelli's höhniſche Piccoloſtimme: »Nun, mein Bildchen wäre fertig —« da hörte er Kleider rauſchen, die Geſellſchaft in Bewegung — und wahnſinnig ſtürzte er zum Saale hinaus.

3.

Es war eine wilde, regenſtürmiſche Nacht; jagende Wolken tanzten ihren gigantiſchen Reigen am dunklen Himmel; die Wipfel der Pappeln ſchwankten, wie die Spitzen der Grashalme, flatternd und unſtät auf und nieder, und unruhiger rauſchte und trüber quoll der ſilberne Arno, an deſſen menſchenleerem Ufer ein Mann, einſam und in haſtiger Eile, ſtromaufwärts der Stadt zueilte. Es war Lothario. Verſtört hatte er ſich den ganzen Tag über in und außer der Stadt raſtlos umhergetrieben, und Stunde für Stunde an Ceſto's ewig verſchloſſener Thüre gepocht — umſonſt. Jetzt überraſchten ihn Nacht und Gewitter ferne von der Stadt in öder Stromgegend, und beſtürzt flüchtete er zurück, und verdoppelte die Eile ſeiner Schritte mit dem Ungemach des Weges und des Himmels, denn noch einmal, vor dem gänzlichen Einbruche der tiefen Nacht, wollte er den ſo oft gemachten Verſuch des Tages erneuern, ſeinen Freund zu ſehen und zu ſprechen. Als er in die Stadt und vor Ceſto's Haus gekommen war, blickte ihm Licht aus deſſen Atelier entgegen. Ein geflügelter Strahl der Freude durchzuckte ihn, raſch flog er die Treppe hinan, über die offene Gallerie an ſeinen Fenſtern vorüber, der Thüre zu. Die Vorhänge waren nur nachläſſig herabgeworfen, ein zufälliger Blick fiel im Vorbeifliehen hinein, und wie ein Blitz durchbebte ihn ein Anblick des Schreckens — entſetzt fuhr er zurück, und unbeweglich wurzelte ſein fliehender Fuß an der Stelle feſt. Im Mittelgrunde des Zimmers, in der vortheilhafteſten Beleuchtung des Kronleuchters, ſtand auf der Staffelei ein großes, unvollendetes Gemälde: die Vermälung des Herkules mit der Hebe. Ihm, in der Entfernung einiger Schritte, gegenüber, in ſeiner Stellung gegen das Bild gerichtet, lehnte, mit verſchränkten Armen und zurückgeneigtem Haupte, der Meiſter des Werkes, in dem Lothario kaum mit Mühe noch ſeinen Freund Ceſto erkannte. Leichenbläſſe bedeckte ſein Geſicht, es hatte einen ſeltſam fremden und unheimlichen Ausdruck gewonnen, ſeine Züge waren härter, ſchärfer und tiefer gegraben, neue hatten ſich entſtellend gefurcht und widrig in die alten Linien geſchlungen, eine eiſerne Ruhe lag, wie eine gehämmerte Larve, über dem verzerrten Antlitz, und nur zu gewiſſen Momenten zuckte ein kurzer, matter Blitz, gleichſam das verſchwebende Wetterleuchten eines in die Nacht hinüberkühlenden Sommertages, oder die letzte organiſche Bewegung eines petrificirenden Lebens, durch ſeine krampfhaft verzogenen Mundwinkel. Wie zwei grüne, blühende Oaſen in der ſtarren, ſonnegebleichten Sandwüſte, oder wie zwei übrig gebliebene, noch friſche Spatblüten an dem todten Gerippe des verdorrten Baumes, ſo leuchtete und blühte noch ſelbſtbewußtes, empfindendes Leben allein in den Augen, dieſen an die äußerſte Oberfläche des harten Schattenlebens hervorgeſtreckten Fühlhörnern der Seele, die mit dem Ausdruck der ſchmerzlichſten Liebe und Sehnſucht, des innigſten aber hilfloſen Erbarmens in ſtiller Glut auf das Gemälde hinbrannten, und es gleichſam mit fanatiſcher Genußbegierde ausſaugten. — Außer ſich ſtand Lothario bei dieſem Anblicke, vernichtet und aufgehoben in dem Kreiſe gewohnter Seelenthätigkeit, gleich unfähig, in Gedanken oder Gemüth dieſe ſchreckliche Darſtellung zu faſſen, willenlos und unthätig dem fürchterlichen Zauber der neuen, unvorbereiteten, entſetzlichen Erſcheinung folgend. Aber früher thaute der ſteinerne Schrecken ſeiner Seele, als das ſteinerne Bild vor ſeinem Auge, auf. Unbeweglich, in plaſtiſcher Ruhe ſtand die Geſtalt des abgeſchiedenen Freundes vor ihm. Eine lange, todesbange Pauſe ruhte erdrückend auf Lothario's ſchlagloſem Herzen. Endlich ſah er die erſte Bewegung in das eingehärtete Leben des Erſtarrten zurückkehren. Ceſto richtete ſich auf, ging mit offenen Armen auf ſein Bild zu, küßte es mit Heftigkeit, dann — verſchwand er. Bald aber erſchien er wieder in dem Geſichtsraum des lauſchenden Freundes. Er trat vor den Tiſch, ſetzte eine Schale darauf, öffnete ein kleines, wohlverſiegeltes Fläſchchen, das er in der anderen Hand hielt, und goß deſſen Inhalt darein. Jetzt ergriff er die Schale, ſetzte ſie wieder ab, und warf noch einmal einen Blick auf ſein Bild zurück. Plötzlich ſtürzte er mit Haſt auf die Staffelei zu, löſte die Leinwand in raſender Eile ab, rollte ſie zuſammen — ein wahnſinniger Entſchluß blickte aus ſeinen Augen — und indem er ſie mit der einen Hand über die Flamme des Lichtes empor hielt, riß er mit der anderen die tödtliche Schale zum Munde. Da fuhr Lothario's Fauſt wie ein Blitz in die Glasſcheibe des Fenſters, krachend und klingend zertrümmerte ſie; aufgeſchreckt von dem augenblicklichen Lärm, hielt Ceſto inne — und war gerettet.

»Unglücklicher, was beginnſt Du?« rief Lothario, indem er in Todesangſt in das Zimmer und in die Arme des Freundes ſtürzte.

Ceſto blickte dem Überraſchenden eine lange Pauſe ſtarr in's Geſicht, dann wandte er ſich kalt und gleichgiltig von ihm, und ſagte tonlos: »Warum hinderſt Du es, Lothario? Was ſo ein Freund nicht Alles glaubt thun zu dürfen! Es muß!« —

Lothario ſah ſeinem Freunde tief und feſt in's Auge — nein, nicht Wahnſinn lag in dieſem Blicke, er erkannte noch den lebendigen, ſchönen Funken des Lebens darin, unter der todten, farbloſen Aſche, und er erkannte den einzigen Weg, ihn anzufachen in einem Herzen, wie Ceſto's, zur helleren Flamme.

»Wunderbar,« ſprach Lothario, indem er die Vermälung des Herkules mit der Hebe vom Boden aufhob und betrachtete, »ein und derſelbe Tag ſollte Wiedergeburt und Tod ſein, Aufgang und Untergang zweier ſo heller Sterne am Himmel der Kunſt, und für den aus dem Grabe eines Jahrhundertes ſo herrlich Aufgeſtandenen ſollte dieſe jüngſte Geburt der Gegenwart noch in ihrer Wiege ſterben, den alten Coreggio theuer genug mit der Blüte des neuen Ceſto bezahlend.«

»Was ſoll das?« fragte Ceſto aufmerkſam.

»Wie? und Du wüßteſt nicht, was ſeit einer Stunde das ganze kunſtübende und liebende Florenz mit feſtlicher Freude füllt, und bald ganz Italien mit ſeiner frohen Botſchaft durchflogen haben wird? Doch wie hätteſt Du es wiſſen und das Leben in einem ſo glücklichen Augenblicke verlaſſen können! Ein **Coreggio** ward entdeckt unter den ausgemuſterten Stücken einer barbariſchen Privatgallerie zu Parma. Das Bild ſtellt **Apollo** und **Hyacinthus**, den Discus werfend, vor, und iſt von dem alten **Maratti**, der den Bericht nach Florenz erſtattet, und ſeinem Kunſtkreiſe als unbezweifelt ächt erkannt worden!«

Ceſto war erwacht. Sein Auge glühte, ſeine Mienen ſchmolzen, er ging mit Feuer auf und ab. »Ich danke Dir, Freund,« ſagte er zu **Lothario**; »mit dieſer Perle ſchmückeſt du mich noch, o Erde, dieſen Genuß nehme ich noch von hinnen!«

Lothario hatte ſeine Abſicht erreicht. In dieſem Augenblicke der erregten Lebensthätigkeit **Ceſto's** durfte er die Erklärung des furchtbaren Räthſels hoffen, das ihn ſo ſchrecklich überraſcht hatte, durfte um die Geſchichte des verhängnißvollen Tages fragen. Und **Ceſto** gab ſie. **Lothario** unterdrückte jede äußere Regung des heftigen Eindruckes, den ihm dieſe Erzählung mittheilte, denn ſein auf die tiefſte Kenntniß der Natur ſeines Freundes gegründeter Plan, wie er dieſen allein heilbringend und rettend in dieſem Falle zu behandeln habe, ſchrieb ihm gerade den entgegengeſetzten Schein deſſen vor, was er wirklich empfand und fühlte. »Lebe wohl,« ſagte **Lothario** eiſig kalt, als jener geendet hatte, »lebe wohl! In Dir habe ich mich getäuſcht; trinke Dein Gift in Gottes Namen, Du biſt eine gemeine Seele.«

Ceſto hielt ihn zurück, und ſah ihn mit äußerſtem Erſtaunen an.

»Wie anders?« fuhr jener fort. »Siehe, ich glaubte, Dir wäre das Bild mißlungen, das ich Dich zuvor zugleich mit Deinem Leben dem Tode weihen ſah. Ich glaubte, **Ceſto** müſſe nur ſterben, wenn ihm ſein Genius, nicht aber wenn ihm die Welt Schmach angethan hätte. Das glaubt' ich.«

Lothario hielt inne, überzeugt, daß jede fernere Rede die Wirkung dieſer Worte vermindern würde. Ceſto ſchien aus ſeiner ungeheuren Fantaſie zu erwachen. Wenn es, wie ich kühn zu behaupten wage, noch keinen Selbſtmörder gegeben hat, der es durch die erſte und einfache Vorſtellung ſeines individuellen Unglücks geworden wäre, ſondern dadurch, daß er dieſes in ſeinem furchtbaren Wahne von Grad zu Grad immer höher potenzirte, und gleichſam idealiſirte, ſo daß er zuletzt in ſeinem eigenen Schiffbruche den Ruin und die vorſichtsloſe Zerrüttung der ganzen Weltordnung ſah: ſo hatte Lothario, indem er durch den Contraſt von Genius und Welt jene Potenz auf ſeine urſprüngliche kleine Summe zurückzuführen verſtand, den einzig richtigen Weg gefunden, auf dem allein Heilung ſolcher fürchterlichen Überſpannungen möglich iſt. Aus dem Gegenſatze des wirklich Kleinen mit dem eingebildeten Großen muß das Lächerliche hervorgehen, aus dieſem die Scham, deren ätzendes Salz die Seele von dem letzten Brandmal ihrer fanatiſchen Krankheit reiniget. »Genius und Welt,« fuhr Lothario fort, ſeinen Sieg verfolgend, »wie oft hörte ich Dich ſelbſt ſagen, ſie verhalten ſich wie das ewig unruhige, veränderliche Meer zu dem ewig ruhenden, unwandelbaren, getreuen Kompaß? Untergeht und unterzugehen verdient, wer ſich der flüchtigen Welle vertraut, und um des tanzenden Schaumes Gunſt buhlt — das thateſt Du heute. Warum forderteſt Du Signorelli zum Kampfe heraus? Blicke umher in dem Raume Deines Ateliers! So viele Bilder, ſo viele Siege über ihn. Als Du aber anfingſt, Deinen Genius zu Deinem Schneider zu machen, der Dich vor dem Blicke der Geliebten vortheilhaft kleiden ſollte, da verdienteſt Du, dem Erbärmlichen zu unterliegen, denn da warſt Du noch erbärmlicher.«

Ceſto ging glühend auf und nieder. »Deine Strafode iſt gerecht, aber zu erhaben; ſie iſt übermenſchlich; ich Menſch bin kein Genius, aber mein Genius iſt ein Menſch, er kann das Göttliche in mich hineinbringen, aber das Irdiſche nicht heraus, und iſt ihm mein kleines Herz mit ſeinen Leidenſchaften, Lüſten, Begierden und Schwächen zu gemein, ſo ziehe er aus und beſeele die Hülle eines abſtracten Engels.«

Lothario triumphirte. Es war ihm keineswegs mit jener unnatürlichen ſtrengen Transfiguration der Menſchlichkeit Ernſt, und er fühlte, daß es jetzt am Orte ſei, dieſer ihre Rechte eben ſo willig wieder einzuräumen, oder ihr wenigſtens einen Theil davon zuzugeſtehen, als es zuerſt nothwendig war, mit unerbittlicher Härte ſie gänzlich zu verläugnen.

»Ich gebe Dir zu,« daß ein Augenblick ſtolzen Selbſtgefühls Dich ſo dahinriß, daß Du an jenem unwürdigen Gegner zum Ritter werden wollteſt; ich gebe zu, daß Du glaubteſt für die Kunſt zu kämpfen, da Du es für Deine Eitelkeit thateſt; ich fühle es, daß Du eine tödtliche Wunde im Mittelpunkt und im Herzen Deines Lebens erlitten haſt, und gleich Dir hatte ich den Tod meiner Künſtlerehre nicht überleben wollen und dürfen. Aber tilgteſt Du Deine Schmach, indem Du ſie verdoppelteſt, und mit dem Palaſte Bellano, dem Schauplatze Deiner Niederlage, zugleich das Leben verließeſt? Hätte nicht —«

»Genug, genug und mehr als genug!« unterbrach ihn plötzlich Ceſto, und ſein Auge beleuchtete die Begeiſterung eines großen, ruhmvollen Entſchluſſes. »Fort, Freund! Fort von hinnen. Ich brauche Raum! Augenblicklich muß es ausgeführt ſein! Fort, fort! Lebe wohl! Ein andermal wieder! Verlaſſ' mich!«

Lothario ſah ihm bang und forſchend in's Auge.

»Fürchteſt Du noch?« ſagte Ceſto lächelnd, und die Sonnenglut eines neuen Lebens überſtrahlte ihn verherrlichend, »da, nimm die Phiole mit, bewahre ſie zum Angedenken, daß Du Deinem Freunde ſein Leben gerettet; aber jetzt fort, nun fort, theurer Lothario! Ich halte mich keinen Augenblick länger! Übermorgen komme wieder, und Du ſollſt mit mir zufrieden ſein.« Und ſomit ſchob er den Erſtaunten dringend und zitternd zur Thür hinaus.

4.

Am folgenden Tage war für Lothario kein ruhiger Augenblick in ſeinem ſtillen Hauſe. Er rang vergebens nach Faſſung, nach Beſonnenheit und Geduld, aber der plötzliche, räthſelhafte Umſchwung in Ceſto's Seelenverfaſſung von geſtern, die auf's Äußerſte geſpannte Erwartung deſſen, was ihm morgen zu hoffen ſei, und die Erklärung jener meteoriſchen Erſcheinung vom vorigen Abend geben würde: das Alles beſchäftigte und bedrängte ihn ſo lebhaft, daß er auf keine Weiſe ſeiner Aufregung Meiſter zu werden, und das Ungeſtüm ſeines Zuſtandes zu beſchwichtigen vermochte. Unſtät und flüchtig durchſchweifte er ſeine Vaterſtadt von einem Ende zum andern, entſchloſſen, in Beſchauung und Bewunderung ihrer unermeßlichen Pracht und Herrlichkeit ſich zu feſſeln, und doch ewig ungefeſſelt. Was den fernländiſchen Wanderer, der zuerſt eintritt in die Mitte der königlichen Gebieterin des Arno — dieſes Muſeums der Welt, dieſer Stadt, von deren Boden jeder Zoll ein Kapitel der Kunſtgeſchichte — iſt mit der unendlichen Fülle ſeiner Schätze wie ein bodenloſes Zaubermeer umflutet, in dem Monate wie Tage, und Tage wie Augenblicke untergehen in Staunen und Entzücken und in einem ewig begeiſterten Taumel überſchwenglicher Genüſſe, das war ihm angeboren, das war ihm längſt vertraut und gewohnt, und ſtand in klarer Ordnung vor ſeiner Seele. Und ſo waren es weder die klaſſiſchen Antiken und Gemalde des großherzoglichen Palaſtes Pitti, die ihn heute lange feſt hielten, noch die Kirche Sta. Croce mit ihren Denkmälern alter und neuerer Kunſt und den Mauſoleen von Michael Angelo, Machiavelli und Gallilei; noch die Kirchen St. Marco und Sta. Annunciata, in deren Kreuzgängen ſich ſo Vieles von Andrea del Sarto findet; noch die Kirche Sta. Maria Novella, welche die herrlichſten Werke von Cimabue und den älteſten Florentinern aus der byzantiniſchen Periode enthält; noch die Kirchen St. Spirito und Sta. Trinita, die eben ſo würdige Tempel der Andacht, als Muſeen der Kunſt ſind, und einen ſo vorzüglichen Reichthum der ſchätzbarſten Frescogemälde alter Meiſter aufweiſen; noch die Kirche del Carmine wo Maſaccio in ſeinen unſterblichen Werken ſelbſt für einen Leonardo da Vinci, Michael Angelo und Raphael eine Quelle des Kunſtſtudiums eröffnete; noch die Palaſte Corſini und Gerini mit ihren herrlichen Gallerien; noch die Kirche St. Lorenzo mit jenen weltberühmten Statuen des Tages, der Nacht, der Dammerung und der Morgenröthe von Buonarotti's heroiſchem Meißel; noch die nie genug bewunderte Brücke Sta. Trinita, ein Werk eben dieſes gigantiſchen Kunſtgenies; noch die Metropolitana, an deren Rieſenbau ſich Brunelleschi, Giotto, Ghiberti und Andrea Piſano verewigt haben — doch wer zählte die Sterne am Himmel, und wer die Kunſtdenkmäler der etruskiſchen Hauptſtadt, deren flüchtigſte Schau den längſten italieniſchen Tag wie eine Minute dahinhaucht? Abends ſtürzte er ſich in das bunte Gewühl der Caſcine, einer der beſuchteſten und reizendſten Promenaden in der Nähe der Stadt, beſuchte beim Monde den Poggio Cemeggi, Pratellino und Bajomo, und brachte die kurze italieniſch-kryſtallene Zaubernacht ganz im Freien zu.

Kaum war der Morgen angebrochen, ſo eilte Lothario nach der Stadt, und jetzt erſt bemerkte er mit Verdruß, wie ſehr er von derſelben ſich entfernt und den Rückweg verlängert habe. Darum war es ſchon hoch am Tage, als er auf dem Platze der Kirche del Carmine ſtand, von dem zuerſt Ceſto's hochragendes, ritterlich-alterthümliches Haus in der tiefen Zeile der Straße ſichtbar ward. Er flog hinab; aber vor dem Palaſte des Grafen Aquilino war das Gedränge der Volksmenge ſo groß, daß es ihm faſt den Weg ſperrte. Jener florentiniſche Nobile war, wetteifernd mit dem Marcheſe Bellano, als einer der eifrigſten Anbeter und Beförderer der Künſte ſeiner Vaterſtadt bekannt, und es war eine alte Sitte, daß Maler und Bildhauer an ſeinem Palaſte ihre Werke öffentlich ausſtellten, wie es die griechiſchen Künſtler vor ihren eigenen Häuſern thaten. Ohne daß daher dieſe Erſcheinung ſeine Aufmerkſamkeit erregt, noch vielmehr aber die neue, hier ſo zahlreich gehuldigte Kunſt-Ephemere ihm nur Einen Blick abgewonnen hätte, brach er ſich ſchonungslos Bahn durch den verachteten Haufen der Gaffer, mit Händen und Füßen, mitten durch die Maſſe der Dränger, ſeinem unverrückten Ziele kräftigſt zuſtrebend. Da hörte er im Gedränge neben ſich die Worte ſagen: »Das wird der Marcheſe Gambiatti mit Tonnen Goldes bezahlen.« Der Name machte ihn aufmerkſam, unwillkürlich blickte er auf, nach der Richtung aller Augen hin, und wer beſchreibt ſeine Überraſchung, es war Julien's Bild mit Ceſto's Monogramm, das hier das halbe Florenz in Bewunderung und Entzücken verſammelt hatte. Lothario war außer ſich. Raphael's Idealität, Guido's ſchmelzende Formenweichheit, Correggio's Farbenſüße und zauberiſches Lichtſpiel, alle goldenen Sonnenſtrahlen, welche die göttliche Muſe der Kunſt aus ihren lichtumfloſſenen Himmelshöhen reichſtrömend ausgießt über die weit verbreiteten Staffeleien ihrer irdiſchen Prieſter, waren hier in einen einzigen Brennpunkt zuſammengefaßt; es war kein Werk der Kunſt, es war die Kunſt ſelbſt, die nach dem ganzen Umfang ihrer Vollkommenheit ſich in dem engen Rahmen dieſes Gemäldes repräſentirt hatte. Es war nicht Julien's Porträt, es war ein Bild des höchſten weiblichen Ideals, das Julien's Züge trug. Die unausſprechlich erhaben gedachte Schönheit der Seele ſchien über die ganze Fülle der irdiſchen Reize ſich ſiegreich auszugießen, und doch war es wieder der tauſendfältige Schmuck des Körpers, der in jedem ſeiner einzelnen ſchönen Theile den Geiſt allein gefeſſelt zu haben und auszudrücken ſchien. Wie ein Stern in Millionen Thautropfen ſich ſpiegelt, und ein Ton mit gleicher Gewalt durch tauſendfach verſchieden geſtimmte Herzen zieht; ſo hatte ſich die glühende Idee des Künſtlers über die ganze menſchliche Form zerſchmolzen, und jedes Glied und jede Muskel war unter den dithyrambiſchen Fingern des gottbegeiſterten Sehers ein nothwendiger Accord zu dem Tongemälde des Ganzen geworden, deſſen überirdiſche Harmonie mit wolluſtvollem Schauer durch alle Herzen klang und zitterte.

Lothario ſtand wie in einem Traume. Er traute ſeinen Sinnen nicht, und doch — ſo oft er von Neuem aufblickte, das Wirkliche zu begreifen, ward es ihm von Neuem unbegreiflich. Solche Meiſterſchaft hatte er ſeinem Freunde, deſſen ganze Bedeutung und Tiefe er erkannt zu haben glaubte, nimmer zugetraut. Dieſe gänzliche Freiheit von der Manier der modernen florentiniſchen, und dieſer reine, volle Typus der alten römiſchen Schule hatte faſt etwas Unheimliches für ihn. Ceſto hatte nicht nur ſeine Zeit, die ihn geboren und geſäugt, verläugnet, nein, er ſchien völlig das Bewußtſein der Gegenwart verloren, und ſich mit einer unbegreiflichen Objectivität mit dem Alterthume indentificirt zu haben; er glich einem jenſeitigen Geiſte, der ſchrankenlos in den Zeiten auf und ab wandeln dürfe, und ſich in jedem Augenblicke ein beliebiges Jahrhundert zu ſeiner Gegenwart wählen könne. Sein Märchen von dem wieder gebornen Correggio hatte ſich wunderbar erfüllt.

Seine Bewegung war ungeheuer. Kaum vermochte er ſich zu halten, ein ungeduldiges Feuer der Freude durchzitterte ihn, das einen Ableiter ſeiner Electricität ſuchte, und doch wußte er nicht, ſollte er hinſtürzen und den Herrlichen mit einer Umarmung beſtürmen, wie es ſein Herz verlangte, oder dürfe er ihm fortan nur mit ſcheuer Ehrfurcht nahen. Der Drang ſeiner Begeiſterung ſiegte. Sein Wonnerauſch riß ihn auf Blitzesflügeln dahin; im nächſten Augenblicke ſtand er vor Ceſto's Thüre. Er ſelbſt war nicht zu Hauſe. Die Magd berichtete: er ſei beim Großherzog. Lothario ſtaunte ſie betroffen an. Er glaubte, nicht recht verſtanden zu haben, und ließ es ſich wiederholen. Da erzählte ſie: vor ungefähr einer Stunde wäre der großherzogliche Staatswagen von dem Platze der Kirche del Carmine die Straße herab gefahren gekommen, ſie habe von einem Gange des Hauſes deutlich geſehen, wie er mitten unter einem großen Gedränge vor dem Palaſte Aquilino lange ſtill geſtanden, obwohl ihm die ehrerbietige Volksmenge zu beiden Seiten augenblicklich Raum gegeben, endlich wäre er die Straße weiter gefahren, aber vor dem Hauſe hätte er abermal gehalten, ein großherzoglicher Diener wäre die Treppe heraufgekeucht gekommen, und habe Ceſto eilig mit ſich genommen, den ſie darauf von der offenen Arkaden-Gallerie vor dem Hauſe in die Kutſche ſteigen und an der Seite des Großherzogs fortfahren geſehen habe.

Lothario war in einem Himmel. Es fehlte wenig, daß er der alten, ehrlichen Magd an den Hals gefallen und ſie geküßt hätte. Siegestrunken ging er auf und ab, ſeine Fantaſie baute ſeinem angebeteten Freunde die glänzendſte und ruhmvollſte Zukunft. Ach, wie ſüß iſt es, ſo zu ſchwärmen! Lothario überließ ſich ganz den ſchönen und kühnen Zaubereien der Einbildungskraft. Alles lebte und glühte, Alles dichtete und entzückte ſich in ihm. Er ſah ſeinen Freund auf dem Wendepunkte ſeines Lebens ſtehen: die alte, dunkle, nur ſich ſelbſt genügende Vergangenheit wich dem triumphirenden Glanze einer hell ſtrahlenden, in Himmelsblau und Sonnengold nahenden Zukunft; ein neues Leben begann, voll hochtragendem Göttergenuß, voll Herrlichkeit, voll Strahlen und Lorbeern, voll Kronen und Kränze, voll Ruhm und Liebe, voll glücklicher Befriedigung jedes Wunſches eines reichen, weiten, vielbegehrenden Herzens — ach, wer vermöchte dem dithyrambiſchen Fluge der Fantaſie in einer ſolchen Stunde zu folgen! Selig die Augenblicke, in denen das Herz mit allen ſeinen tauſend Sauggefäßen an dieſe goldenen Himmelsquellen ſich legt und vollberauſcht über der Dürre der Erde.

Lothario wußte ſelbſt nicht, wie lange er ſeines entzückten Taumels genoſſen hatte, als er den Wagen des Marcheſe Bellano vor dem Hauſe halten, ihn ſelbſt daraus ſpringen und in dem nächſten Augenblicke in's Zimmer treten ſah. Neues Überraſchen. Der Marcheſe fragte nach dem Maler. Lothario gab ihm die nöthige Antwort, und als er ſah, daß ſie mit einigem Befremden gehört wurde und bei weitem noch unbefriedigt ließ, erzählte er kurz, was er ſelbſt zuvor vernommen hatte.

»Ich bin des Todes!« rief der Marcheſe erſchrocken, »der Großherzog wird doch das Bild nicht haben wollen?! In keiner anderen Abſicht bin ich hier, als mich in den Beſitz dieſes unſchätzbaren Werkes um jeden Preis, um jedes Opfer zu ſetzen.«

Lothario erſtaunte ſehr. Er wußte nicht, was er aus dem Manne machen ſollte. Nach Ceſto's Erzählung mußte er ihn des Einverſtändniſſes mit jener ſchändlichen Verrätherei, die dieſer vor drei Tagen in ſeinem Hauſe erfahren hatte, nothwendig für ſchuldig halten; ſchlecht verglich ſich aber damit nicht nur die unbefangene Art ſeines gegenwärtigen Auftretens, ſondern deſſen Abſicht überhaupt; zudem ſchien ihm das ganze Außere des Marcheſe das Gepräge eines ſo edlen und würdigen Charakters, daß er das Urtheil über einen Mann, der gleich in dem erſten Augenblicke ſeiner Erſcheinung einen vortheilhaften Eindruck auf ihn gemacht hatte, unmöglich ſo tief herabſtimmen konnte. Darüber mußte er in's Klare kommen.

»Wie, Herr Marcheſe,« ſprach Lothario mit erkünſtelter Verwunderung, »wie erkläre ich mir, daß Ihr ſo eifrig um das Bild der ſchönen Marcheſe, Eurer Tochter, werbt, da Ihr es doch, ſo viel mir bewußt iſt, von der Hand eines unſerer beliebteſten Maler beſitzt, der ſogar über meinen Freund vor ungefähr drei Tagen, wenn ich mich recht entſinne, in Eurem eigenen Hauſe einen Sieg, den man ihm zwar durch gewiſſe Vorbereitungen und Künſte zu erleichtern beabſichtigt haben ſoll, aber denn doch immerhin einen Sieg davon getragen hat.« Mit forſchenden Blicken hatte er bei dieſen Worten den Marcheſe belauert, allein er las in ſeinen Mienen nichts, was einem Verdachte Raum gegeben hätte. Im Gegentheile nahm Bellano ſelbſt das Bedeutſame dieſer Rede auf, und fragte betreten:

»Verſteh' ich Euch recht, Signor? Von welchem Siege ſprecht Ihr, den ich durch gewiſſe Vorbereitungen und Künſte dem Maler Signorelli erleichtert haben ſoll?«

»Ihr, Marcheſe, Ihr?« entgegnete Lothario. »Ich wußte nicht, daß ich namentlich auf Eure Perſon eine Vermuthung ausgeſprochen hätte, und eben ſo wenig hat es mein Freund gethan.

Welche Folgerung wäre es auch, anzunehmen, daß Alles, was in Eurem Hauſe veranſtaltet wird, von Euch ausgehen müſſe!«

»Aber was ſoll denn veranſtaltet worden ſein in meinem Hauſe?« fragte Bellano. »Ich wüßte nicht mehr, als daß ein unſeliger Zufall die Situation herbeiführte, in der Ceſto, ein Künſtler, für den ich die höchſte Verehrung hege, gewiß zu meiner eigenen bitterſten Kränkung, eine ſo beiſpiellos unglückliche Kataſtrophe erlebte. Daß ich ihn auf Anrathen des Marcheſe Gambiatti in einer Kunſtangelegenheit zu mir bitten ließ, iſt Alles, was hier mit Wahl und Abſicht geſchah. Ihr aber ſprecht nicht undeutlich einen Verdacht aus, als wäre das tragiſche Erlebniß des herrlichen Meiſters, Eures Freundes, das mich mit meinem ganzen Hauſe empört hat, ſo ſehr das Werk des Zufalls nicht, als Ihr mich glauben ſeht?«

»Allerdings,« erwiederte Lothario.

»Unmöglich!« rief der Marcheſe mit entſchiedenem Abſcheu aus, »unmöglich! Welche zweckloſe und alſo rein teufliſche Bosheit müßte es ſein, einen Mann, der mit der ganzen Welt in Frieden lebt, und die Liebe und Verehrung der ganzen Welt verdient, ſo empfindlich, ja ſo wahrhaft tödtlich kränken zu wollen! Weſſen Wunſch könnte dies ſein, und wer wäre niederträchtig genug, einen ſolchen Wunſch auszuführen? Das einzige Motiv, das ſich zu dieſer Abſcheulichkeit denken ließe, Neid von Seite ſeiner Kunſtgenoſſen, war hier gewiß nicht thätig, denn Ceſto beeinträchtigte ſie nie, und kein Künſtler kann weniger Ruhm und Erwerb ſuchen, als eben er, der jenen zu verachten, dieſen nicht zu bedürfen ſcheint. Und wen, Signor, trifft nun Euer Verdacht, jene unverdiente Schmach des preiswürdigen Meiſters beabſichtigt zu haben? Ihr habt zwar ſchon meine Perſon davon freigeſprochen, aber er ruht noch immer über meinem Hauſe, und nichts könnte mir trauriger ſein, als ein Mißverſtändniß mit einem Manne in einem Augenblicke, da ich ihn eben nach der ganzen Größe ſeines Werthes zu verehren, und eine nähere Verbindung mit ihm innigſt zu wünſchen angefangen habe. Ich bitte, ja ich beſchwöre Euch daher, Signor, erklärt Euch näher, erklärt Euch ganz über Eure nur dunklen und unbeſtimmten Andeutungen, damit ich dem theuren Manne, wenn er in der That Grund haben ſollte, ſei es nun von mir oder meinen Hausgenoſſen, ſich für gekränkt zu halten, die befriedigendſte Genugthuung erſtatte, und durch die That beweiſe, wie ſehr ich das beſte Einvernehmen mit ihm wünſche, und für die Früchte ſeiner Freundſchaft und, will Gott! ſeines Genie's zu jedem Opfer bereit bin.“

Lothario erkannte die Wichtigkeit dieſes Augenblickes in ihrem ganzen Umfange. Von der Antwort, die er dem Marcheſe auf ſeine Aufforderung gab, hing vielleicht Ceſto's ganzes Lebensglück ab. Und wenn dieſen wahrſcheinlich auch die Größe eines ſolchen Preiſes noch nicht vermocht hätte, ſein heilig-zartes Verhältniß zu Julien vor ihrem Vater, ja, was ihm mehr war, vor dem Ariſtokraten zu enthüllen, da es denn doch wie eine Art indirecter Werbung ſich nehmen mußte, ſo hielt es dagegen Lothario für die heiligſte Pflicht der Freundſchaft, einen ſo unermeßlichen Vortheil, den er von dieſer Gelegenheit für ſeinen Freund erhalten konnte, nach ſeiner möglichſten Größe zu gewinnen. Er erzählte demnach dem Marcheſe die ganze Geſchichte dieſer drei Tage, von jenem Abende im Olivenwäldchen am Arno bis auf die gegenwärtige Stunde.

Nicht leicht ward ein Menſch in einem Augenblicke von ſo verſchiedenartigen Empfindungen bewegt, als der Marcheſe Bellano durch dieſe Mittheilungen Lothario's. „Ich danke Euch, edler Signor,“ begann er endlich nach einer ziemlichen Weile, in der er ſich geſammelt und geordnet zu haben ſchien, „ich danke Euch ſehr für die ſo wichtige Darſtellung dieſer Umſtände, die Ihr mir hier vertraut habt. Ihr nehmt mir eine Binde vom Auge, und ich ſehe in dem Zuſammenhange der Umſtände, den Ihr mir dargelegt, in der That Vieles, was mir früher unbeachtet entgangen iſt. So glaube ich mich zu erinnern, daß Gambiatti ſchon in Rom mit dem Maler Signorelli Umgang gepflogen habe, wovon er nun in Florenz ſo ſchändlichen Gebrauch machen konnte, auch werden mir jetzt manche Reden und Winke deutlich, die nach Ceſto's Abgange an jenem Tage zwiſchen den Beiden vorgefallen ſind. Beſonders auffallend —«

Hier trat Ceſto haſtig, mit friſcher, raſcher Heiterkeit, plötzlich in ſein Zimmer, und unterbrach das Geſpräch. — »Hat der Herzog das Bild?« ſtürmte ihm der Marcheſe entgegen. Bei ſeinem Anblicke verfinſterten ſich ſchnell die Mienen des Malers, und alle Bitterkeit kehrte in ſein Herz zurück, die dieſe Begegnung für ihn nothwendig mit ſich führen mußte. »Der Herzog hat das Bild nicht,« antwortete er kurz und unwillig. »Nun, Dank dem Himmel und ſeinen Heiligen!« jubelte der Marcheſe, »jetzt will ich den Mann in Italien ſehen, der dieſes Werk meiner Gallerie ſtreitig macht!«

»Ihr? Ihr?« fragte Ceſto verächtlich. »Ihr, der Ihr das Original an den ſchlechteſten Schandbuben in Italien vergeudet, Ihr wollt den Mann ſehen, der Euch die Copie ſtreitig macht? Ein Feigenhändler, ein Käſemacher, einer Eurer Stallbuben kann es ſein; wenn ich den unterſten Mann aus dem Pöbel aufgreife, ſo iſt es noch kein Marcheſe Gambiatti, Herr Marcheſe.«

Bellano's Blicke ruhten mit ſtiller Luſt auf dem ſchönen jungen Manne, den ſeine edle Entrüſtung noch ſchöner machte. Das Bewußtſein, mit einem einzigen Worte, wie mit einem Zauberſchlage, ihn plötzlich aus dieſem unholden Zuſtande in die hellſte Freude hinüberheben zu können, machte ihm dieſe Situation ſehr behaglich.

»Und warum — Ihr erlaubt die Frage,« begann er, »warum ward ſelbſt unſer Herzog, dieſer würdige Greis und erſte aller Kunſtkenner und Schätzer in Florenz, Eures Gemäldes nicht theilhaftig?«

»Weil ich es nicht verkaufe,« antwortete Ceſto mit Stolz.

»Das will wohl nur ſagen, daß ſich noch nicht der rechte Preis dazu gefunden hat,« entgegnete der Marcheſe.

»Ihr habt Recht,« erwiederte Ceſto, »ein Paar Landgüter, die mir der Herzog geboten, ſind der Preis nicht, für den ich dieſes Bild laſſe. Und wenn er mich, ungeachtet meiner Unzugänglichkeit, mit wahrhaft väterlicher Wärme ſeines wohlwollendſten Antheils an meiner Perſönlichkeit verſicherte, ſo iſt dies eine Gnade, die ich ihm mit meiner Dankbarkeit und Liebe, mit meinem ganzen Atelier, nur nicht mit dieſem Bilde bezahle.«

»Ich werde ihn alſo noch überbieten müſſen,« ſagte der Marcheſe.

»Ich merke, Gott iſt geſtorben und hat Euch die Welt vermacht, Herr Marcheſe,« erwiederte Ceſto. »Laßt mich doch Wunders halber Euren Preis hören.«

»Ich geb' Euch den Marcheſe Gambiatti,« antwortete Bellano.

Ceſto ward aufmerkſam. Seine ironiſch-bittere Laune war im Augenblicke verſchwunden. »Wie verſteht Ihr das?« fragte er etwas verwirrt.

»Ich meine, ich ſchicke ihn in die Campagna zurück, woher er gekommen,« entgegnete der Marcheſe.

Ceſto blickte bald ſeinen Freund, bald den Marcheſe verwundert an, und wußte ſich nicht zu faſſen. Da trat Bellano zu ihm, faßte bewegt ſeine Hand und ſprach: »Verehrungswürdiger Meiſter, verwundert Euch nicht, wenn ich die Verbindung mit jenem Unwürdigen Euch aufopfere, die mir nur ſo lange glänzend und vortheilhaft erſcheinen konnte, als ich ihren wahren Schimpf und Nachtheil nicht kennen gelernt hatte. Nicht einmal rein iſt dieſes Opfer, denn obwohl ich dadurch den gerechteſten Wunſch Eurer edlen Seele erfülle, ſo iſt doch der größte Gewinn davon auf meiner Seite. Nicht gedenke ich daher, den unſchätzbaren Werth Eures Meiſterwerkes damit zu bezahlen — ich bin es ſchon jener ſchmerzlichen Stunde ſchuldig, die ich Euch unbewußt in meinem Hauſe bereitet habe. Um jenen Kunſtſchatz wollen wir, wenn es Euch gefällt, in meinem eigenen Hauſe uns zu vereinigen ſuchen, und ich gebe Euch im voraus die Verſicherung, Ihr ſollet mich zu jedem Preiſe, und wäre es der höchſte, den Ihr fordern könntet, mit Freuden bereit finden.« — So ſprach der Marcheſe.

und war, ehe Ceſto von ſeinem Erſtaunen zurückkam, aus dem Saale verſchwunden, die beiden Freunde ſich ſelbſt überlaſſend.

Lothario hörte tauſend blitzſchnelle Fragen in Ceſto's Blicken, und erzählte den ganzen Hergang mit dem Marcheſe. Wer beſchreibt die Freude, wer malt die Glückſeligkeit dieſes Augenblickes! Trunken ſtürzte Ceſto in Lothario's Arme; »Dir, Freund,« rief er in Begeiſterung, »Dir danke ich Alles! Mir ſchwindelt, wenn ich mein gränzenloſes Glück überblicke; ein Augenblick hat plötzlich meinen Himmel aufgebaut und Freuden zu Freuden gehäuft, zu denen ich nie meine Wünſche erhoben, und Alles, Alles iſt Dein Werk und Deine Schöpfung, Du Treuer!«

»Du ſchwärmſt, Beſter!« ſagte Lothario, mit ſeliger Ruhe in die Glut des Freundes blickend, die ihn ſo ſchön umwallte. »Haſt nicht Du es vollendet vom Anfange bis zum Ende, und hat nicht Dein Schmerz und Deine Begeiſterung Dir Gift und Nektar gereicht in den wechſelnden Stunden? War es nicht Dein Genius allein, der ſiegte und durchbrach durch das ſchwarze Verhängniß zu dem reinen Sonnenſtrahle, der Dich verklärt? Warum vergötterſt Du mich? Warum erhebſt Du mich über mein Verdienſt, und ſchenkſt der Freundſchaft einen Triumph, den nicht der Freund dem Freunde, den der Künſtler der Kunſt verdankt? Ich bin nicht zufrieden mit dem zärtlichen Tauſche, denn Du biſt undankbar gegen Dich, gegen den Genius, der in Dir iſt, und der allein das Gute vollbracht hat. So warſt Du immer, und Du haſt immer geirrt. Das Vertrauen zu dem Göttlichen im Menſchen lebte in Dir nicht ſtark genug; darum und nur darum bedurfteſt Du meiner gemeinen irdiſchen Hand. Warum trateſt Du nicht längſt hinaus in das Leben, und ſtreuteſt den Samen des Schönen vertrauend aus in den Herzen der Menſchen? So ſtändeſt Du längſt auf der Höhe, die Dich jetzt trunken macht; ſo hätteſt Du längſt die Männer Dir huldigen geſehen, deren Freundſchaft Dich heute beglückt, und der ſchwarze Leidensbecher, den Du getrunken, wäre an Dir vorüber gegangen. Vom Herzoge bis zum Feigenhändler ſei dieſes Volk verdorben, zürnteſt Du vor drei

Tagen am Arno. Und ein Herzog hat Dich heute erkannt und gewürdigt, und das gemeine Volk ſtand nie ſo zahlreich vor dem Palaſte Manilino, als heute. So wäre es längſt geweſen. Sie ſind dem Verkehrten offen, es iſt wahr, aber ſie ſind dem Wahren nicht verſchloſſen; ſie folgen dem falſchen Propheten, aber ſo tief iſt die Wahrheit nicht geſunken und wird es nie, daß ſie den Genius nicht erkennete und anbetete, wenn er ſich zeigt in ſeiner Herrlichkeit auf Erden. Das Gefühl des Schönen iſt des Menſchen Erbe, es wird eingeſchlummert, aber nicht aufgehoben. Weißt Du, wovon die Flamme unrein wird? Von der Nahrung, von der ſie zehrt. Nähre ſie mit Reinem, und ſie brennt rein, denn die Flamme kommt vom Himmel.«

Ceſte drückte ſeinen Freund ſeelenvoll in die Arme, und ſprach: »Ich ſehe, es iſt der wahrſte Glaubensſatz in der Religion eines Künſtlers, wie es der ſchönſte iſt: Des Volkes Stimme Gottes Stimme.«

* * *

Das Leiblied des Königs.

Auf ſeinem Söller, am wogenden Meer,
Im heiteren Frühſonnenſchein,
Da ſitzet der König und rings um ihn her
Die Edlen des Reiches in Reih'n;
Und vor den Edlen, beim König vorn,
Da ſitzen Tochter und Sohn,
Ihm bringend zum Abſchied mit Harfe und Horn
Sein Leiblied in tröſtendem Ton.

Und als die Töne verklungen ſind,
Der König zu Beiden dann ſpricht:
»Die Abſchiedsſtunde, ſie nahte geſchwind,
Zieht hin denn, wie's fordert die Pflicht.
Du, Tochter, mit ſtarkem und heiterem Sinn
Erfaſſe das eh'liche Glück;
Du, Sohn, bring' ſie ſicher zum Gatten mir hin,
Dann kehre zum Vater zurück.«

D'rauf gibt er den Segen dem liebreichen Paar,
Küßt Beide auf Stirn und Mund,
Grüßt freundlich die ſie begleitende Schaar
Und ſcheidet zur nämlichen Stund' —

Zum ſtolz bewimpelten Schiffe am Strand
Sieht er ſie, vom Söller aus, zieh'n, —
Da breitet zum Segen er nochmals die Hand,
Eh' ſie ſeinen Blicken entflieh'n.

Nun hebt ſich zum Himmel ſein Flehen ſo warm,
Sein Auge in Thränen getränkt:
»Ihr Götter, bewahrt mir mit ſchützendem Arm,
Was Ihr mir zum Glücke geſchenkt!
Tragt, trüg'riſche Wogen, mir Tochter und Sohn
Hinüber zum ſicheren Port,
Sprecht, Stürme, dem bittenden Vater nicht Hohn,
Erhöret mein flehendes Wort!«

Und wie er ſo fleht, da tönet das Lied
Auf's Neu' — doch ſo fröhlich nicht mehr;
Vom Schiffe es klagend herüber zieht,
Und murmelnd begleitet's das Meer:
Das Echo mit dumpfem und höhnendem Klang
Am felſigen Strande tönt's fort,
Und leiſer und leiſer, wie Sphärengeſang,
Verhallt es im trüben Accord.

Auf ſeinem Söller am wogenden Meer,
Da ſitzet der König allein;
Sein ſtarres Auge blickt nimmer umher,
Blickt nur in die Wogen hinein;
Doch wie ſie auch ſchwanken, ſich heben und flieh'n,
Sein Blick wird's nimmer gewahr,
Zum Abgrund des Meeres nur ſcheint er zu zieh'n,
Hin durch die toſende Schaar.

Was ſucht denn der König da d'runten wohl
Im weiten Waſſergefild'?
Was blickt denn ſein Auge ſo ſtarr und ſo hohl,
Als ſei er ein ſteinernes Bild?
Er ſucht ſeine Kinder, ſucht Tochter und Sohn,
Sein Einz'ges, ſein Alles, ſein Glück!
Allein die Wellen, ſie ſprechen ihm Hohn
Und geben ſie nimmer zurück. —

Verſchlungen hat ihm die treuloſe See,
Was er ihr vertrauungsvoll lieh;
D'rum wühlt in der Seele unendliches Weh,
D'rum ächzet ſie: »Leben, entflieh!«
Denn was ihm am nächſten in ſeinem Reich,
Was Selbſtſucht ihm nimmer verband:
Ein inniges Lieben, dem ſeinigen gleich,
Kehrt nimmer zum ſonnigen Strand,

Eilt nimmer mit ſtürmiſcher Jugendluſt
An ſeinen Buſen ſo warm,
Ruht nimmer beglückt an des Vaters Bruſt,
Schlingt nimmer um ihn ſeinen Arm,
Läßt nimmer ertönen den fröhlichen Klang,
Den er beim Abſchied vernahm,
Küßt nimmer, wie früher, mit tröſtendem Sang
Von ſeiner Stirne den Gram.

D'rum ſaß auf dem Söller am wogenden Meer
Der König ſo blaß und allein,
Das Auge, getrübet von Thränen ſo ſchwer,
Sah nur in die Wogen hinein; —

Doch plötzlich erglüht es, wie wenn nach der Nacht
Die Sonne am Himmel erglüht,
Verkündend des kommenden Tages Pracht,
Dem Dunkel und Bangen entflieht.

Denn aus den Fluten mit fächelndem Hauch
Da tauchet ein Wimpel hervor,
Es folget der Maſt und dieſem der Bauch,
Es ringt ſich ein Fahrzeug empor;
Es naht ſich dem Strande mit flüchtigem Lauf,
Herrauſchend durch Wellen und Riff,
Die Seele des trauernden Königs wacht auf,
Die Kinder erblickt er im Schiff.

Er ſieht ſeine Tochter, er ſieht ſeinen Sohn,
Sie lächeln freundlich ihm zu:
„Es harrt Deinen Leiden ein herrlicher Lohn,
Komm', müder Vater, zur Ruh'!“
Da ſchließt er die Augen, doch liſpelt er leiſ':
„Das Lied, ach, das Lied ſingt mir doch!
Ich hab' d'rauf geharret mit Sehnſucht ſo heiß, —
Dann folg' ich Euch freudiger noch!“

Und wie er fleht, ertönet das Lied
Nun wieder ſo leiſ' und ſo hehr,
Doch nimmer vom Schiffe herüber es zieht,
Und nimmer begleitet's das Meer! —
Kein Echo tönt's wieder mit höhnendem Klang,
Die ſcheidende Seele nur ſingt's:
Und leiſer und leiſer, wie Schwanengeſang,
Mit ſeinem Entſchlafen verklingt's.

Ludwig [illegible]

Mailied, Maileid.

We poets in our youth begin in gladness,
But thereof comes in the end despondency
and madness.
Wordsworth.

Das ſind die alten Mond- und Frühlingsnächte,
Die laue Luft, das Grün und Weiß der Bäume!
O wer mit ihnen mir auch wieder brächte
Die lauen Liedlein, die vielgrünen Träume,
Den inn'ren Duft, womit in and'ren Zeiten
Ein erſtes Veilchen meine Bruſt durchdrang,
Den leichten Flügel, der in Himmelsweiten
Sich mit der Schweſterlerche jubelnd ſchwang!

Bin ich denn alt, alt über Nacht geworden,
Und kann mein Puls kein volles Glück mehr klopfen?
In mir kein Echo jenen Lenzaccorden,
Und von des Jahres Flut mir nicht ein Tropfen?
Ach, oder wäre dieſer Mai kein wahrer,
Weil ihn die deutſche Nachtigall nicht grüßte,
Und ſchien der Mond mir damals wirklich klarer,
Als ich ſein Bild in blauen Augen küßte?

Sieh' doch: durch dieſer Brücken ſtolze Schwingung
Von Kuppeln und Palaſten eingefaßt,
Zieht hell und raſch in ſchimmernder Verſchlingung
Der Strom hinunter ſonder Ruh' und Raſt,
In ſeine Wellen fallen weiße Lichter,
Aus ſeinen Wellen lallen leiſe Klänge, —
Sieh' doch und horche, werde wieder Dichter,
Und wecke die entſchlafenen Geſänge!

Ob es nun Seine heißt, ob Rhein, ob Elbe,
Das Waſſer drunten: rauſchen ſie nicht alle,
Der fremde wie der deutſche Fluß, dieſelbe,
Die eine Sprache, in gleich mildem Falle?
Die Wolke, welche ſonſt nur Liebe träumte,
Sie ballt ſich jetzo blitzgedankenſchwanger,
Und jene Ferne, einſt die lichtgeſäumte,
Da liegt ſie, fahl und ſchal, ein Todtenanger!

O wehe, wenn Du von des Frühlings Blättern
Den Schmelz der gold'nen Kindlichkeit entfernſt,
Wenn Du das Leben erſt aus fremden Lettern,
Statt aus den Zügen Deines Mädchens lernſt;
Du ſollſt, ein Blinder, blinde Wege gehen,
Und der Natur geheimnißreichen Schleier,
Zerreiß' ihn nie, laß' fromm ihn niederwehen
Um Deines Glaubens ſabbathſtille Feier!

Zerſtört' ich ſelbſt des Heiligthumes Wände,
Wohin ich eh'mals opfern ging und beten,
Und legt' ich tempelſchänderiſche Hände
An den Altar begeiſterter Poeten? —

Nein, dreimal nein! — Ich wälze dieſe Sünde
Weit weg von mir, es fühlt mein Herz ſich rein;
Wenn And're anders wären — o, ich ſtünde
Auch anders hier, nicht wie ein Maal von Stein!

Geſtrebt hab' ich, ſo heiß ein Jüngling ſtrebte,
So warm geliebt, wie nur der Dichter kann,
Und wenn es Traum war, Irrthum, was ich lebte
Bei Gott, ich lebt' es als ein ganzer Mann;
Und nun auf meiner Tage Mittagshöhe,
Nun ich den Stab bald müde niederlege,
Wie kommt es, daß ich arm und einſam ſtehe,
An keinem Ziel, faſt — wahrlich! — ohne Wege?

Der Frühling ſtirbt, und ſeine Blüten werden
Für alle Welt zu Früchten oder Garben;
Es zählt der Bauer Felder durch und Herden,
Der Krämer Gold, der Krieger ſtolze Narben;
Der Dichter aber, wenn ſein Herbſt gekommen,
Wenn er nicht ernten möchte, nein, nur ruh'n,
An fremder Thür dann hört er ſchaambeklommen
Das alte Wort: Einſt ſangſt Du, tanze nun!

Aus ſolcher Seele Frühlingsliedchen ſchreiben,
Für ſolche Ohren einen warmen Reim — ? —
Pfui doch! — Ich wollt', es dürfte Winter bleiben,
Der Mai im Himmel, der Poet daheim!
Fort an's Kamin! Wir taugen nicht zuſammen,
Mit mir iſt's und dem »Wonnemond« vorbei;
Bei todten Kohlen oder rothen Flammen
Träum' ich vielleicht von einem Dichtermai!

Franz Dingelſtedt.

Die beiden Lucretien.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung, von F. Menk-Dittmarſch.

> „Löſ't mir das Räthſel dieſer Liebe!
> Löſ't mir das Räthſel dieſes Haſſes!
> Wo Beide innig ſich verbinden,
> Kann da wohl Lieb' Erwied'rung finden?“
>
> Ein alter ital. Dichter

1.

Über die Lagunen hatte die Nacht ihren dunklen Schleier gedeckt. Venedigs geängſtete Bewohner lagen zum größten Theil in den Armen der Ruhe, und durch die engen Gaſſen, über die kleinen Plätze ſtrich nur ſelten mehr ein nächtlicher Wanderer; zuweilen auch klirrten die beſpornten Tritte der Sbirren, welche die Nachtwache hatten, über die Quadern. Unter den einſamſten Piazzetta's iſt wohl die einſamſte diejenige, welche ſich hinter der Chieſa San Giovanni-Paolo ausdehnt. Die hohen, altersgrauen Mauern des prachtvollen, aber düſteren Gottestempels warfen melancholiſche Schatten im Lichte des Mondes, und verliehen dem ganzen Nachtbilde etwas Geſpenſtiges, Grauenhaftes. Hier und dort huſchten männliche, wie es ſchien, bis an die Zähne bewaffnete Geſtalten aus den Winkeln hervor, flüſterten ſo leiſe mit einander, als fürchteten ſie, von den alten Steinbildern belauſcht zu werden, und verſchwanden bei dem leiſeſten, verdächtigen Geräuſche. Manche Stunde hatten ſie bereits vergeblich geharrt, und des Mondes Licht begann allmälig bläſſer zu werden, da eilte mit raſchen Schritten ein Weib über die Piazetta. Der dunkle Schleier flog ungehindert im Nachtwinde, und mit dem flatternden Gewande ſpielten die kühlen Lüfte. Da, wo ſich die Quadern des Platzes nach dem Kanal hinabſenken, ſtand die nächtliche Wandlerin ſtill, ſah prüfend um ſich, und klatſchte dann dreimal in die Hände. Hinter dem Periſtyl der Kirche begann es ſich jetzt zu regen, und aus dem Schatten traten zwei Männer, dicht gehüllt in ihre Mäntel. Mit abgezogenen Hüten nahten ſie ehrerbietig der Dame.

»Die Nacht iſt kalt, Signora, und in der Kirche ſcheint's nicht geheuer,« begann der Eine, fröſtelnd, in ſchlechtem Italieniſch. »Thut ein Werk der Barmherzigkeit, laßt uns nicht erfrieren, und ſchenkt dem armen Teufel, auf den wir ſchon ſeit drei Stunden warten, die Überraſchung.«

»Schicke den Aleſſandro nach Hauſe,« ſprach kalt und höhniſch die Signora zu dem Zweiten, der ſich ehrerbietig neigte, ich dulde keinen Feigling in meinen Dienſten. Ruft die Anderen, der Zweck Eures Hierſeins ſoll Euch kein Geheimniß mehr bleiben.«

Aus den Bogengängen der Kirche traten in dieſem Augenblicke noch drei Männer, mit gezogenen Degen, hervor.

»Ich bin beleidigt, beſchimpft von einem Manne,« nahm die Dame das Wort, »fragt nicht, von wem, handelt, wie ich Euch befehle. Der Mond wird noch am Himmel ſtehen, ſo wird eine Gondel dort anlegen, es wird ein ſtattlicher Mann herausſteigen und ſeine Schritte nach der Kirche lenken. Ihr Beide laßt ihn ziehen, und verſperrt ihm den Weg, Ihr aber brecht hervor und ſtoßt ihn nieder; fällt er nicht auf den erſten Stoß, ſo ſchont Eure Schwerter nicht. Bei Eurem Leben! Jener darf dieſen Platz nicht mehr verlaſſen.«

Die Dame winkte, die Männer entfernten ſich. »Zwiſchen Wille und That dehnt ſich nur eine kleine Kluft,« fuhr die Signora, leiſe mit ſich ſelbſt ſprechend, fort. »Ich habe Dir den Untergang geſchworen, Gabriello, und dem Himmel ſei Dank, daß ich Macht genug beſitze, Dich zu verderben. Mein Bruder Ceſaro wird eines

Feindes, ich eines falſchen, verrätheriſchen Anbeters quitt — wo Beide gewinnen, kann der Dank nicht ausbleiben.«

Sie ſchwieg einen Augenblick, und legte dann die weiße, zarte Hand auf die Bruſt. »Und klopfeſt Du nicht, mein ſtarkes Herz?« ſprach ſie dann mit einem unbeſchreiblichen Lächeln. »Wirſt Du ſtets in Deinem ruhigen Kreislauf wallen, eiſiges Blut? Wie oft ſchon glaubte ich, nur auf eine Umwälzung rechnen zu dürfen, wähnte, der Sieg müſſe endlich errungen werden. Eitles Hoffen! Das Ideal meiner Fantaſie wird ſtets ein Nebelbild anderer Sphären bleiben. Dieſer Gabriello — war er anders, wie ſie Alle? Eitel in dem Wahne, mich zu beherrſchen, ſtolz in dem Gedanken, mein Geliebter zu heißen, und dennoch hat er es nicht begriffen, was mein Herz von dem Manne meiner Liebe begehrt.«

Sie ſchwieg wiederum, und ſchritt langſam nach der Treppe hin, die zum Kanal führte. »Bin ich denn nur ein Weib, ein armes, ſchwaches Weib, der Spielball eines launenhaften Mannes?« ſetzte ſie ihr Selbſtgeſpräch beinahe erzürnt fort, denn das dunkle Auge blitzte, und ungeduldig ſtampfte ſie mit dem Fuß auf den Boden. »Ihr armen, beklagenswerthen Geſchöpfe, deren Ideenkreis kümmerlich in trauriger Alltäglichkeit ſich bewegt, ſoll ich verdammt ſein, Euch anzugehören? — Nimmermehr! Auch im Weibe liegt das Streben nach eigener Thatkraft, nicht ſklaviſch ſollen Alle dem Manne, der ſich eitel den Herrn der Schöpfung nennt, gehorchen. Die Natur hat die Ausnahmen nicht vergeſſen, ich will, daß man mich unter dieſe Ausnahmen zähle, ja, ich will! ....

In dieſem Augenblick ſchallten die Ruderſchläge einer Gondel den Kanal herauf. Die Dame trat von der Treppe zurück in den Schatten der Kirche. »Nicht leben ohne meine Liebe würde er können, ſprach er nicht oft ſo zu mir?« flüſterte ſie: »Nun wohl, Dein Wunſch wird erfüllt werden, Gabriello, meine Liebe habe ich Dir geraubt, Dein Leben folgt meiner Liebe.«

Die Gondel landete, ein ſtattlicher junger Mann ſprang auf den Kai und verabſchiedete den Gondoliere. Der Mond, der bisher ſein falbes Licht kümmerlich genug auf die Stadt herabgeſandt hatte, trat in dieſem Augenblick hinter dunkle Wolken — es herrſchte vollkommene Finſterniß. Der Neuangekommene ſchien ſeine Blicke auf die Gebäude, die jenſeits des Kanals ſtanden, zu heften, vielleicht auch der mehr und mehr ſich entfernenden Gondel nachzuſenden. Schwächer und immer ſchwächer ſchallten die Ruderſchläge über das Waſſer; als ſie endlich ganz verhallt waren, wandte ſich der junge Mann nach der Kirche zu. In dieſem Moment fiel Etwas klirrend zu Boden, der Fremdling ſtutzte, doch ſchien ſein Inneres keine Furcht zu kennen — er ging ſeinem Verhängniß entgegen. Die Kirche San Giovanni ſtößt links an eine Häuſerreihe an, rechts bleibt ein geräumiger Platz frei — über dieſen ſchritt der junge Mann, dicht an dem Säulengange vorbei. Huſchte da nicht ein Schatten an dem alten Monument vorüber? Es ſchien beinahe ſo, denn auch unſer nächtlicher Wanderer hemmte ſeine Schritte, und zog nach kurzem Bedenken den Degen aus der Scheide.

»Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit!« ſprach er vor ſich hin. »In dieſem Italien muß man hinter jedem Stein einen Meuchelmörder vermuthen.«

Dieſe Worte waren kaum gedacht, kaum ausgeſprochen, ſo ſtürzten aus dem Säulengange, der ſich um die Kirche zieht, zwei verlarvte Männer hervor, die den nächtlichen Wanderer ungeſtüm anfielen. Die Schwerter klirrten in heftigem Anprall an einander; aber ſchwer und gewichtig fielen die Hiebe, welche der Fremde austheilte, und den ſchwächlichen Meuchelmördern drohte Verderben, wenn nicht, durch das Dunkel der Nacht begünſtigt, die anderen Drei Gelegenheit gefunden hätten, den Angegriffenen rücklings zu überfallen. In dem Augenblick, wo der Mond ſich durch die verhüllenden Nachtwolken gewaltſam Bahn brach, ſank der Fremdling, faſt auf den Tod getroffen, zu Boden. In ſcheuer Haſt flohen die Mörder von dannen, den Unglücklichen ſeinem Schickſal überlaſſend, der mit ſeinem Blute die Erde röthete. Kaum war indeß ſo viel Zeit verſtrichen, um von Eins bis Hundert zählen zu können, ſo eilte haſtigen Schrittes jenes weibliche Weſen, das wir bereits in ſeinen Selbſtgeſprächen belauſcht, über die Piazetta. Erſt bei dem Schwerverwundeten, der ſich in unſäglichen Schmerzen auf dem kalten Steinboden wand, hemmte ſie ihre Schritte.

»Gabrielle, ich bin es,« ſprach ſie mit dem Ausdruck eines unbeſchreiblichen Hohnes, indem ſie ſich auf ein Knie niederließ, und das Haupt des mit dem Tode Ringenden empor richtete. Der Unglückliche öffnete matt das halbgebrochene Auge und rang nach Worten. Mit einem Schrei der Verzweiflung, der gräßlichſten Seelenangſt, ſprang die Signora empor, als ſie dieſer Blick getroffen.

»Mächte des Himmels, das iſt nicht Gabriello!« kreiſchte ſie im höchſten Affect. »Aleſſandro! Beppo! Um Chriſti Wunden willen, eilt herbei! Rettet! Das iſt nicht Gabriello!«

Da kehrten die Meuchelmörder raſch wieder aus der Gondel zurück, die ſie beſtiegen, und wenige Minuten darauf war der Verwundete ſicher in dem kleinen Schifflein auf weichen Kiſſen gebettet. Die Schläge der Ruder ſchallten gleichförmig herüber, pfeilſchnell durchſchnitt der Kahn die Wellen, bog in die nächſten Kanäle ein und verſchwand. Bald war auch der letzte Ton verklungen, und der Mond beleuchtete ruhig und majeſtätiſch den Schauplatz jener Gräuelſcene, die wir eben geſchaut.

2.

Aus dem Palaſte Grimani war ſeit acht Tagen alles fröhliche Treiben gewichen. Das Heer der täglichen Gäſte und Schmarotzer blieb fern, die feſtlichen Klänge verſtummten, und die ganze Ariſtocratie Venedigs zerbrach ſich die Köpfe, was wohl die Bewohner des Palaſtes zu ſo plötzlicher Zurückgezogenheit bewege. Dort drinnen in dem mächtigen Gebäude ſchien der finſtere Geiſt des Haſſes ſeine Wohnung aufgeſchloſſen zu haben. Jeder fröhliche Laut war gebannt, die Dienerſchaft ſchlich auf den Zehen, und alle Thüren waren ſorgfältig vor heftigem Zuſchlagen verwahrt. Der einzige Gaſt, der oft ganze Tage lang einſprach, war ein deutſcher Arzt, und dennoch war keine bedeutende Perſon im Hauſe krank, dennoch ward Niemand vermißt. Das Räthſel zu löſen, war ſelbſt der Dienerſchaft nicht möglich, denn nur zwei vertrauteren, erprobten Männern war die Pflege des Kranken anvertraut. Verſchwiegen wie das Grab waren dieſe, und die Beſtechungen der neugierigen Nobili's blieben alle fruchtlos.

Der achte Tag neigte ſich bereits zu Ende, ſeitdem dieſer unerwartete Wechſel der Verhältniſſe im Palaſte Grimani eingetreten war. Aus dem Corridor, der zu den Hofgebäuden des Palaſtes führte, trat heute Abend der würdige Arzt mit ungewöhnlich heiterem Geſichte; ihm entgegen eilte eine junge Dame von bewunderungswürdiger Schönheit. Es war eine jener Frauengeſtalten, wie ſie in ſo charakteriſtiſcher, auffallender Geſichtsbildung und Grazie jeder Bewegung nur Italien kennt. Groß und ſchlank war der Wuchs, doch nicht über das natürliche Geſetz, das der wahren Weiblichkeit vorgeſchrieben iſt, hinaus. In dieſem dunklen Auge, voll Feuer und Leben, lag ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Hoheit und Majeſtät, der in dieſem Moment durch eine gewiſſe Sanftmuth, eine ungewöhnliche Zartheit gemildert ward. Die Formen waren ein vollendetes Meiſterſtück der Natur, die hier faſt allzu verſchwenderiſch mit ihren Gaben war, um ſie Anderen deſto kärglicher zuzumeſſen. Es lag in dieſer Schönheit ein gewiſſes Etwas, das unwillkürlich feſſelte, ja hinriß; man konnte den Blick nicht abwenden. Das Märchen von der Circe wurde glaublich, wenn man ſich dieſe Zauberin als die Bewohnerin des Palaſtes Grimani, welche in dieſem Augenblick vor uns ſtand, dachte.

»Eure Kunſt trügt Euch, Signor Aleſſandro!« ſprach die junge Dame zweifelnd, »doch wehe Euch, wenn Ihr auch mich täuſchen wolltet!«

»Die Kunſt trügt nur, wenn man ihrer Geſetze unkundig iſt,« ſprach der Meiſter ernſt. »In meine Augen iſt ſeit acht Nächten kein Schlaf gekommen, und heute ſagten mir die Sterne, der Verwundete wird leben. Mein Leben um das ſeinige.«

»Der Himmel ſegne Eure Bemühungen!« entgegnete die Signora freudig. »Wollte ich Euch auch all' meine Schätze opfern, Ihr würdet noch nicht erkennen, wie heiß ich Euch danke. Doch ſprecht, lieber Herr, iſt der Kranke ſeiner Fieberfantaſien ledig, wird er die Worte ſeiner Freundin vernehmen, wird er ſie verſtehen?«

»Das Fieber iſt gewichen,« nahm der Arzt das Wort. »Die Sinne des Kranken ſind klar, wie der Quell, der ungetrübt aus dem Felſen quillt. Er wird Euch kennen, Signora, und meine Heilung wird durch Eure Nähe eine vollendete werden. Oft ſprach er zu mir, die Ungewißheit ſeines Aufenthaltes, ſeines Schickſals peinige ihn mehr, als die Wunde, die ihm jene Meuchelmörder ſchlugen.«

Die junge Dame verſank in tiefes Nachdenken. »Das Räthſel... ſoll und darf es ihm gelöſ't werden?« ſprach ſie halblaut, in Gedanken verſunken, vor ſich hin. »Wird ihm dieſe Löſung keine Wunde ſchlagen, unheilbarer, als eine meuchelmörderiſche, wird ſie nicht den Nerv ſeines Lebens zerſtören? O Gott, dringt denn kein Licht in dieſe Nacht des Zweifels! — Ihr noch hier, Signor?« fuhr ſie nach einer Pauſe aus ihren Selbſtbetrachtungen auf. »Ihr ſeid entlaſſen, doch verſäumt nicht, vor Einbruch der Nacht wiederzukehren. Wenn ich die Kunſt, welche Ihr an Eurem Verwundeten geübt, mit Gold lohnen kann,« fügte ſie faſt in Verlegenheit hinzu, »ſo laßt Euch von meinem Schatzmeiſter zahlen, was ihr wollt. Doch,« ſetzte ſie mit erhobenem Tone, im höchſten, furchtbarſten Ernſte bei, »keine geringere Summe werdet Ihr für Eure Verſchwiegenheit empfangen. Reißet deßhalb nicht unvorſichtig ein, was Ihr ſeit acht Tagen ſo mühevoll erbaut. Ein Wort der Unbedachtſamkeit, und — Ihr ſagtet es vorhin ſelbſt — Euer Leben um das Seinige!«

Raſch wandte ſie ſich um, und verſchwand in dem Corridor, der zu den Gemächern des Hofgebäudes führte.

In einem der prachtvollſten Gemächer des Palaſtes Grimani lag auf einem Ruhbett ein junger Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren. Krank, wie es ſchien, an Körper und Geiſt, war er eben in einen erquickenden Schlummer geſunken, als leiſe und vorſichtig die Thüre aufging. Die junge Dame vom Hauſe trat allein in das Gemach. Einen Augenblick ſtand ſie unentſchloſſen auf der Schwelle; ſie ſchien mit einem großen Entſchluſſe zu kämpfen.

»Alea jacta est,« ſagte ſie endlich, indem ſie die Thüre zudrückte. »Nicht länger will ich mich auf die Folter der Selbſtpeinigung ſpannen. Er wird mich ſehen, und mein Schickſal iſt entſchieden, wenn er mich nicht kennt. Habe ich je vor einem Gedanken gezittert, ſo iſt es vor dieſem. Und warum ſchlägt dieſes Herz in raſcheren Pulſationen?« fuhr ſie nach einer Pauſe nachdenkend fort; »habe ich mich ſchon darum gefragt? Seit acht Nächten netze ich mein Lager mit meinen Thränen, — die dahin fließen, ohne daß ich weiß, weßhalb. Ängſtige mich, härme meine Wangen bleich, und das Alles wegen — eines Mannes. Unerhört! Und ich kann ſein Bild nicht aus meiner Seele bannen — nein, gewiß ich täuſche mich; nicht Liebe iſt es, Mitleid allein bewegt mein Inneres....«

In dieſem Augenblick bewegte ſich Etwas im Zimmer, der junge Mann war erwacht; die Dame ſtand regungslos mit geſenktem Blick, ſie zitterte heftig. »Seid Ihr es, Freund Doctor?« fragte der Kranke in deutſcher Sprache; indem er ſich aber umwandte, erkannte er die junge Dame. Das Erſtaunen feſſelte ſeine Zunge.

»Iſt es ein Traum?« ſprach er endlich in gebrochenem Italieniſch. »Seid Ihr jene gütige Fee, die mich vom Verderben rettete, mich ſeit ſo langer Zeit verpflegen laßt? Wie aus weiter, weiter Ferne tritt jetzt wieder Euer Bild vor meine Seele. Ja, verhehlt es mir nicht, ich ſah Euch ſchon öfters, ich ſah Euch,« ſetzte er mit erhobenem Tone hinzu, »vor zwei oder drei Monaten in der Chieſa dei Frari.«

»Laßt die Vergangenheit ruhen,« nahm die Donna das Wort, indem ſie ſich dem Ruhebette nahte. »Dankt dem Zufall, der mich vor acht Tagen mit meiner Dienerſchaft nach S. Giovanni und Paolo führte. Ich preiſe das Geſchick, das mich eine Gräuelthat verhindern ließ, die leider bereits Euer Blut gekoſtet hat. Doch dürft Ihr jetzt außer Sorgen ſein, der deutſche Doctor, der Euch beinahe Tag und Nacht nicht verließ, erklärt Euch außer aller Gefahr.«

»Ich fühle keinen Schmerz meiner Wunde, würde ſelbſt das Herannahen meiner letzten Stunde nicht fühlen, wenn ich Euch ſprechen höre,« erwiederte der junge Mann, wie es ſchien, in Bewunderung verſunken. »Wunderbares, göttergleiches Weſen! Wie ein ſtrahlender Stern ſteht Ihr ſeit Monden in der Nacht meines Leidens vor meiner Seele. O, weicht nicht der Frage aus,« fuhr er in bittendem Tone fort, als er bemerkte, daß die Signora ängſtlich verlegen ſich abwandte, »Ihr ſeid es, die ich in der Kirche dei Frari ſah, der ich bis nach dem Canal grande folgte, und die mir dort aus den Augen ſchwand. Ihr habt mich wohl bemerkt — —«

»Und erfuhrt Ihr nie, forſchtet Ihr nie, wer ich ſei?—« unterbrach ihn die Donna mit einer auffallenden Heftigkeit.

»Mein Geſchick rief mich wenige Tage darnach nach Verona und Padua,« antwortete der Verwundete traurig, »all mein Forſchen war vergeblich; erſt drei Tage vor jener verhängnißvollen Nacht kehrte ich nach Venedig zurück.«

»Dem Ewigen ſei Dank,« ſagte die Dame leiſe, doch fügte ſie ſogleich laut hinzu: »Ich zürne Euch nicht ob jener Kühnheit, denn Ihr ſcheint kein Italiener, ſeid ein Fremder, und gegen Fremde üben wir größere Nachſicht. Wie aber ſoll ich mir dies Räthſel löſen: Ihr ſeid fremd in Venedig, ſeid von Niemand gekannt, und dennoch ſuchten Euch die Dolche jener Meuchelmörder?«

»Ich kämpfe nicht minder mit Zweifeln, wie Ihr, ſchöne Donna,« entgegnete der junge Mann. »Ob die Meuchelmörder einen Andern ſtatt meiner treffen ſollten, ob es auf meine Barſchaft abgeſehen war — mir iſt Eines, wie das Andere, unbegreiflich.

Und dennoch preiſe ich das Geſchick, und hatte das Zuſammentreffen mit Euch nicht allzu theuer durch mein eigenes Blut erkauft.«

»Ihr habt geheime, mächtige Feinde,« fiel ihm raſch die junge Dame in's Wort. »In dieſem Lande der Banditen und eiferſüchtigen Narren iſt es ein unbedachtſames Wort, das den Haß gleich einem glimmenden Funken zur Flamme anfachen kann. Ihr müßt Venedig verlaſſen,« ſetzte ſie mit ſteigendem Affect hinzu. »Einmal gerettet, werden Euch die Dolche Eurer Feinde zum zweiten Mal ſicherer zu treffen wiſſen.« Sie hielt inne und forſchte prüfend in den Zügen des jungen Mannes. In tiefes Nachdenken verſunken, ſtarrte dieſer vor ſich hin. »Venedig verlaſſen,« ſprach er endlich halblaut, »und ohne mein Wort gelöst zu haben! Welche Nachricht, welchen Troſt ſoll ich der trauernden Mutter in das Vaterland ſenden?«

»Ihr überlegt noch, wo Ihr freudig einwilligen ſollt?« fragte die Signora, Unwillen heuchelnd, während die innere, geheime Angſt ihr faſt die Sprache benahm. »Noch breitet der Palaſt Grimani ſchützend ſeine Arme über Euch aus, noch weiß in Venedig, außer mir und zweien meiner vertrauteſten Diener, keine ſterbliche Seele, wer Euch den Dolchen jener Bravi's entriſſen. Vielleicht ſchleichen jetzt die Mörder mit gezückten Dolchen in allen Straßen umher, ihre entriſſene Beute zu ſuchen; vielleicht ſtehen ſie in dieſem Augenblick vor meinem Palaſt; vielleicht, o Entſetzen! iſt es die geheime Staatsinquiſition ſelbſt, die Euer theures Leben gefährdet! . . .«

Erſchreckt vor ihren eigenen Worten, vor der Leidenſchaftlichkeit, mit welcher ſie geſprochen, hielt ſie inne, und ſenkte beſchämt den Blick zu Boden. Mit leuchtenden Augen ruhten des Jünglings Blicke auf ihr. »Göttergleiches Weſen!« rief er endlich, hingeriſſen von höchſter Bewunderung, indem er ſeine Arme nach ihr ausſtreckte; »es iſt der glücklichſte Tag meines Lebens, an welchem ich erfahre, daß mein Schickſal Euch nicht gleichgültig iſt. Hört es denn, was ich beſchloſſen. Ständen auch die Mörder mit gezückten Dolchen vor Eurem Palaſt, um mich beim erſten Schritt, den ich über Eure Schwelle mache, niederzuſtoßen; ſtände die Inquiſition mit allen ihren Schergen auf der Piazza San Marco, und wartete nur darauf, mir das Todesurtheil zu ſprechen — dennoch würde ich Venedig nicht verlaſſen, mir würde jede andere Stadt, in welcher ich Euch nicht weiß, zur Hölle werden.«

»Ungeſtümer Mann!« rief die junge Dame. »Wer ſagt Euch, daß Ihr Venedig allein verlaſſen ſollt. Eure Retterin wird Euch folgen, bis Ihr jeder Gefahr entronnen.«

Da brachen auch die letzten Bande, welche noch des Jünglings Liebe feſſelten; nicht achtend ſeiner Wunde, richtete er ſich heftig auf, und preßte beide Hände der Signora an ſeine Lippen. Sich herabbeugend küßte die junge Dame ſeine Stirne. Doch nur einen Moment währte dieſe Hingabe. Stolz richtete die Dame ſich empor. »Meine Freundſchaft macht Euch kühn,« ſprach ſie ſcharf betonend. »Ihr habt nichts, als Euer Schickſal, das Euch mir werth macht; Lucretia Ughelli fordert mehr, als dies, für ihre Liebe.«

»Ihr dürft dem Drange des Herzens nicht zürnen, edle Frau,« entgegnete der junge Mann mit ritterlichem Anſtande. »Der Deutſche weiß nicht ſeinen Worten glattzüngige Deutung zu geben. Ich verehre Euch, wie ich noch kein Weib verehrte, ich betete Euch an, als ich Euch zum erſten Mal ſah. Mein Herz hat bis jetzt noch nichts von Liebe gewußt, ungerührt von weiblicher Schönheit, ſtürzte ich mich wild und unbändig in den Strudel des Lebens hinein. Verſchmäht dieſe Liebe nicht, Signora, vielleicht wird Euch nie wieder ein ſo treues Herz geboten.«

Gerührt von der Einfachheit dieſer Worte, reichte ihm Lucretia ihre Hand. »Ich achte Eure ritterliche Geſinnung,« ſagte ſie, »obwohl ich die Kühnheit tadeln muß, mit welcher Ihr, der Fremdling, zu einer edlen Italienerin zu ſprechen wagt.«

»Des deutſchen Ritters ſchönſte Tugend iſt Freimüthigkeit, Signora,« unterbrach ſie faſt ungeſtüm der Verwundete, indem er heftig den Arm ausſtreckte. »Wenn Eure Ahnen auch den Fürſtenhut getragen hatten, Ihr brauchtet Euch meiner Liebe nicht zu ſchämen. Aus dem edlen fränkiſchen Grafengeſchlechte der Erbache ſtamme ich, und bis zu Karl dem Großen ſelbſt führe ich meine Ahnen hinauf. Nicht große Reichthümer, aber ein glänzender, unbefleckter Name iſt mein Erbtheil!«

»Erbach? Gibt es der Erbache viele in Eurem kalten Deutſchland?« fragte die Dame mit einer ängſtlichen Haſt. »Dieſen Namen, dies Geſchlecht hörte ich ſchon öfters nennen,« ſetzte ſie unbefangen hinzu, als ſie des Jünglings Erſtaunen bemerkte.

»Das Grafengeſchlecht der Erbache theilt ſich in viele Zweige,« nahm der Jüngling wieder das Wort. »Doch, glaube ich, iſt der Zweig, den Ihr kennt, derjenige, dem ich entſproſſen. Ich will Euch,« fügte er mit düſterem Tone, nach einer kurzen Pauſe, hinzu, »eine zweite Geſchichte italieniſcher Falſchheit und Meuchelmörderei erzählen. Erſt ſeit einem Jahre habe ich mein ſchönes Heimatland verlaſſen. Ich war ſo glücklich dort auf unſerm Waldſchloß bei der greiſen Mutter, doch noch glücklicher war ich, als Bodo, mein älterer Stiefbruder, in unſerer Mitte weilte. Ihr hättet ihn kennen ſollen, den Edlen, dies treue Herz voll Güte und Freundlichkeit. Wir Beide kannten keine andere Liebe, als die brüderliche, und in dieſer waren wir die glücklichſten Menſchen. Verhältniſſe, deren Schilderung Ihr mir erlaſſen wollt, riefen den Bruder vor zwei Jahren nach Verona. Er ſchrieb uns oft, und der Tag, der einen Brief von dem Theuren brachte, wurde feſtlich begangen. Zuletzt kamen ſeine Schreiben ſpärlicher, eine gewiſſe Unruhe ſprach ſich in jedem aus — ich drang in ihn, und meine brüderliche Liebe entrang ihm endlich das Geheimniß. Er liebte eine Italienerin aus den höchſten Ständen, und ſchien Erhörung gefunden zu haben, doch durfte Niemand dies Einverſtändniß ahnen. Den letzten Brief des Unglücklichen empfing ich aus Rom, wohin er dem Gegenſtande ſeiner Verehrung gefolgt war — ſeitdem waren alle Nachforſchungen vergeblich; jede Spur war verloren. Meine Mutter ſiechte dahin — o, es waren fürchterliche Tage des Jammers! Ich konnte die Qual der Ungewißheit nicht länger tragen, verpfändete Schloß und Güter, und reiſte ohne Begleitung nach Verona. Weder hier, noch in ganz Ober-Italien, entdeckte ich eine Spur von dem Verſchwundenen. Das Gold, der Gott der Italiener, um deſſentwillen der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn verkauft — dieſer Mammon that endlich ſeine Wirkung. Ich ließ in den größeren italieniſchen Städten öffentliche Nachforſchungen anſtellen, und bot Demjenigen, der mir ſichere Nachricht von dem Verſchwundenen bringen würde, eine bedeutende Summe. Dies wirkte. Eines Tages trat ein Fremder in meine Oſteria, und brachte mir ſichere Kunde von dem Schickſal meines Bruders, brachte mir den Siegelring, das Schwert des Theuern.«

Die Dame hatte während dieſer Erzählung mehr als einmal auffallend die Farbe gewechſelt. In großer Aufregung ſuchte ſie zuweilen den Jüngling zu unterbrechen, jetzt hielt ſie ſich nicht länger. »Und Ihr vertrautet den Worten dieſes Elenden?!« rief ſie, ſcheinbar erzürnt, und es dünkte beinahe, als wolle ſie unter dieſem Zorn ihre innere Aufregung verbergen. Der Jüngling ſah ſie erſtaunt an. »Wie ſollte ich nicht?« fragte er dann verwundert. »Ring und Schwert galten mir als die unlaugbarſten Zeugen. Doch hört das Weitere,« fuhr er fort, und ſeine Stimme nahm den Ausdruck eines unbeſchreiblichen innern Grimmes an. »Der Fremde hatte einſt in den Dienſten einer edlen Italienerin vom höchſten Adel geſtanden, und eben dieſe Signora hatte meinen Bruder geliebt. Der Unglückliche konnte keine unſeligere Wahl treffen! Der Schandfleck des weiblichen Geſchlechtes war der Gegenſtand ſeiner Verehrung; zu der Entartetſten von Allen hatte er ſich vertrauungsvoll gewendet. Einer Tiegerin liebkoſte er, die ihn zerriß, als ſie ſatt ihres Spielzeuges war. Fluch, dreifacher Fluch auf das Haupt des blutdürſtigen Ungeheuers! Dieſer Fluch ſoll ihr folgen in den Armen der Wolluſt, wie am Altar, ſoll ſie in's Grab begleiten, und trifft ſie mein rächender Arm nicht auf Erden, ſo lade ich ſie vor den Stuhl des ewigen Richters, lade ſie . . .«

»Um der Wunden Chriſti willen, haltet ein, Frevler an Gott und Menſchheit!« rief entſetzt die Signora im höchſten Affect. »Ihr ſchleudert den Fluch der Verdammung, der gräßlichſten Verdammung auf ein unglückliches Weib, deſſen Vertheidigung Ihr nie gehört.«

»Hört ihn, den Namen der Meuchelmörderin, vor der ganz Italien zittert, die mit allen Waffen der Hinterliſt, des Betruges kämpft, der Gift und Dolch alltägliche Werkzeuge ſind!« unterbrach ſie der Jüngling mit größter Heftigkeit. »Hört ihn, und Ihr werdet keine zweite Vertheidigung dieſes Ungeheuers verſuchen. Aus Spanien ſtammt dieſes Weib, der Herzog von Romagna iſt ihr Bruder, Lucretia Borgia ihr Name!« — Der Jüngling ſank erſchöpft auf das Ruhebett; die Signora ſtand wie vernichtet, ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckend.

Der deutſche Arzt trat in dieſem Augenblick in's Gemach. Bedenklich ſah er bald auf die Donna, bald auf ſeinen Patienten. »Der Puls des Kranken ſchlägt heftig, ein glühend Feuer tobt in ſeinen Adern,« ſagte er beunruhigt. »Signora, Eure Heilmittel wirkten nicht wohlthätig.«

Aber die junge Dame hörte nichts, gleich einem ſchönen Steinbilde ſtand ſie, an ein Tabouret gelehnt, die Linke vor das Geſicht gepreßt, mit der Rechten ſich krampfhaft aufrecht erhaltend. Einige Minuten der drückendſten Angſt verſtrichen; endlich kam die Signora zu ſich. Die Hand fiel von dem Geſichte matt herab, und man erkannte einen unnennbaren Schmerz in den ſchönen Zügen, einen Schmerz, der keine Thränen hat, weil er allzu furchtbar den Nerv des innern Lebens ergriff. Unſägliches ſchien ſie in dieſen Momenten gelitten zu haben, aber allzu gewaltig war die Stärke ihres Charakters. »Ich empfehle Eurer erneuten Obhut meinen Schützling,« ſprach ſie endlich, zum Doctor gewendet. »Die innere Aufregung wird vorübergehen, und Alles ſich zum Guten wenden.« Sie ergriff die Hand des Jünglings, den eine leichte Ohnmacht angewandelt zu haben ſchien, ſah ihm lange, in tiefes Nachdenken verſunken, in das bleiche Angeſicht, und entfernte ſich dann mit feſten Schritten aus dem Gemache.

3.

Auf der Riva de Schiavone ſchritten am Abende des heiligen Egidiustages noch ſpät zwei Männer, dicht in ihre Mantel gehüllt. »Wie freue ich mich,« ſagte der Eine in deutſcher Sprache, indem er dem Andern herzlich die Hand drückte, »daß ich Euch, Herr Graf, hier ſo unverhofft wiederſehe. Ich glaubte Euch in der That in der Lombardie, ja eher noch in Rom, als hier in Venedig.«

»Ihr waret doch auf Schloß Breuberg, ehe Ihr Deutſchland verließet?« fragte der Graf; »ſahet Ihr meine Mutter? Wie lebt die würdige Frau? Wird ſie ſorgſam von den Verwandten gepflegt?«

»Darüber könnt Ihr außer Sorgen ſein,« nahm der Gefragte das Wort, »aber, Herr Graf, verzeiht dem Freunde die unbeſcheidene Bemerkung: um Euer Hab' und Gut iſt es ſchlecht beſtellt. Die Pfandſchaft geht zu Ende, und der Biſchof von Würzburg ſchlüge Eure Burg ſammt dem Rechte und Territorium gar zu gern zu ſeinem Biſthum. Ich bitte Euch, ſteht ab von Euren weiteren Planen in Italien. Wohin ſoll's auch noch führen? Dieſe Rachegedanken koſten Euch Eure ſchönen Ländereien, und Eure Mutter will Euch bald ſehen, damit Ihr ihr den letzten Liebesdienſt erweiſen ſollt. Seit einem halben Jahre ſeid Ihr, trotz Gold und Verſprechungen, keinen Fuß breit weiter vorgerückt.«

»Darin irrt Ihr, Herr von Orsbeck,« ſprach der Graf, durch dieſe Bemerkung plötzlich aus ſeinen Träumen erweckt. »Niemals war ich meinem Ziele näher, als jetzt. Vor wenig Wochen ward mir in Verona ſichere Kunde von der Mörderin meines geliebten Bruders.«

»Mörderin? War's möglich, Herr von Erbach?« rief entſetzt der Ritter.

»Nicht anders,« fuhr unſer junger Freund aufgeregt fort. »Da Ihr aus Rom kommt, ſo iſt es Euch wahrſcheinlich nicht vorenthalten worden, dieſen weiblichen Teufel in Menſchengeſtalt kennen gelernt zu haben. Ihre Schönheit, ihr Anſtand ſoll eben ſo groß, wie ihre Bosheit und Hinterliſt ſein; doch, wenn Ihr es nicht bereits errathen habt, will ich Euch den Namen dieſer Donna nicht länger vorenthalten: es iſt die allgefürchtete Lucretia Borgia!«

Der Herr von Orsbeck ſchlug im höchſten Entſetzen die Hände über dem Kopf zuſammen. »Ich bitte Euch, Herr Graf,« ſprach er dann zweifelnd, »ſagt, daß ich falſch gehört — Lucretia Borgia! Nein, es iſt nicht möglich! Wäre es ſo, Ihr könntet ja nicht mehr lebend vor mir ſtehen. Und gegen dieſe Allgewaltige, vor der Fürſten und Könige fürchtend die Kniee beugen, vor deren Macht und Namen ſelbſt die Republik Venedig zittert — gegen dieſes Weib wollt Ihr Euren Rächerarm erheben? Nein, Erbach, Euer Beginnen iſt Wahnwitz, Euer Thun Verzweiflung — ich verlaſſe Euch nicht eher, bis Ihr Venedig, die Stadt, die Euch ſicheres Verderben droht, verlaſſen habt.«

»Mein Eid iſt mir heilig,« entgegnete ruhig und beſtimmt der junge Mann. »Ich habe es der Mutter geſchworen, nicht eher zurückzukehren, bis ich den Mörder ihres Sohnes beſtraft. Ich habe die Hoſtie darauf genommen, — mein Gelöbniß läßt keine Deutung zu.«

»Die Mutter erläßt Euch den Eid!« fiel ihm raſch Orsbeck in's Wort. »Sie will nicht auch den zweiten Sohn um den erſten verlieren.«

»Und mein Schwur, den ich mir ſelbſt geſchworen? Meine Gelübde, die nur ich allein zu löſen vermag?« fragte mit hohem Ernſte der Graf . . .

Der Ritter ſchwieg und ſeufzte tief. »Der Starrſinn iſt das Erbtheil aller Erbache,« ſagte er dann betrübt. »Ich bin kein Demoſthenes, und ſtünde der große Redner ſelbſt auf, er vermöchte doch nicht Euren Sinn zu beugen. Ich kehre zu den Euren zurück, um zu berichten, wie ich Euch gefunden. Lebt wohl, Erbach, morgen fahre ich über die Lagunen nach Fuſina, in drei Wochen ſitze ich auf meiner Vater Burg!« ... Er reichte dem Freunde traurig die Hand, und wandte ſein Geſicht ab; denn ſein Auge war mit Thränen gefüllt.

»Ich kann Euch ſo nicht ſcheiden ſehen, Orsbeck,« nahm der Graf, nach einer Pauſe, mit bewegter Stimme das Wort. »Ihr werdet meiner Mutter Kummer vermehren, Ihr werdet nur von meinem Unglück ſprechen, ohne auch meines — — Glückes zu gedenken. Ja, Orsbeck, ich bin ſeit Kurzem auch glücklich, das Schickſal ſcheint mich in Italien, wenn nicht feſthalten, doch für all' die Tage des Jammers entſchädigen zu wollen. Ich liebe, mein Freund, liebe zum erſten Mal, das ſchönſte aller weiblichen Weſen, das je mein Auge erblickt. Sie war die Retterin meines Lebens, als auf den Quadern vor der Kirche S. Giovanni und Paolo mein Blut ſtrömte; ſie hat mich gepflegt, wie ihren Bruder; ihr wird es auch gelingen, mir Rache an der fürſtlichen Mörderin meines Bruders zu verſchaffen.«

»Und ihr Name, ihr Stand?« forſchte der Freund.

»Fordert nicht das Unmögliche,« wendete mit ſichtbarer Verlegenheit unſer Freund ein, »Verhältniſſe — wenn Ihr wollt, mein Wort — binden meine Zunge. Noch muß dieſe Liebe der Welt ein Geheimniß bleiben ...«

Orsbeck ſchwieg lange, und forſchte prüfend in des Grafen Zügen. »Das iſt die Geſchichte Eures Stiefbruders, des älteren Grafen Bodo von Erbach,« ſprach er dann eintönig mit einem zermalmenden Ernſte. »Werner von Erbach! denkt ſtets in den Armen Eurer Italienerin an dieſe Geſchichte, denkt an meine Warnung: dieſe Borgia wird den Stamm der Erbache vernichten.« Er drückte dem Freunde in großer Aufregung die Hand, und wandte ſich zum Gehen. Beſtürzt ſah ihm der Graf nach, doch kehrte Orsbeck ſchon nach wenig Schritten wieder. »Der Freund iſt dem Freunde Rath und Dienſte ſchuldig,« nahm er von Neuem das Wort. »Da Ihr von Euren Rachegedanken nun einmal nicht abzugehen geneigt ſcheint, ſo muß ich Euch die Nachricht mittheilen, daß Ihr Signora Lucretia Borgia nicht etwa in Rom, ſondern hier in Venedig finden könnt. Ich bringe Euch dieſe Botſchaft aus Rom mit, und Ihr dürft an deren Wahrheit eben ſo wenig, als dort oben an dem Lichte des Mondes zweifeln.«

In ſprachloſem Erſtaunen ſtand der Graf. »In Venedig Lucretia! In Venedig das Weib, das ich ärger als die Sünde haſſe!« ſtieß er endlich in größter Aufregung hervor, als ſein Grimm Worte fand. »Orsbeck, für dieſe Nachricht meinen Dank bis in den Tod. Und ich athme mit dieſem Weibe eine Luft, und das Gift meines Zornes tödtet ſie nicht?« fuhr er mit ſteigendem Affect fort, und ſtreckte drohend ſeine Rechte empor. »Orsbeck, Ihr werdet mir noch mehr ſagen können, Ihr müßt mir noch mehr ſagen.«

»Man ſpricht davon, daß ſie nach dem Wunſche ihres Bruders, des Herzog von Romagna, in Venedig unter fremdem Namen reſidire,« nahm der Ritter von Neuem das Wort. »Doch, mein Freund, haltet durch dieſe Nachricht Euren Plan um kein Jota weiter vorgerückt. Dieſes Weib muß mit dem Teufel im Bunde ſtehen; wenn ſie will, wird ſie Niemand in dieſer Waſſerſtadt weder aufzufinden, noch zu erkennen vermögen.«

»Und wenn ſie ſich unter den Lagunen einen Palaſt erbaute,« rief Werner heftig, »wenn ſie die Pozzi's in der Dogeria zum Wohnſitz erwählte — ich würde ſie finden. Ha, nun iſt Alles gewonnen! Orsbeck, Ihr habt mich zum Glücklichſten aller Menſchen gemacht! Lebt wohl, mein Freund. Der geliebten Mutter, meinen Freunden, dem ſchönen Heimatlande meine Grüße! Bald ſeht Ihr mich als einen andern, einen neugebornen Menſchen wieder.« Er drückte den Ritter mit Wärme an die Bruſt, und eilte dann nach der Piazza San Marco; Orsbeck ließ ſich nach kurzem Bedenken nach Giudecca überſetzen.

Herr Werner von Erbach trat mit ungeſtümer Haſt in das Gemach der Signora Ughelli, in daſſelbe Gemach, in welchem er noch vor wenig Wochen auf den Tod verwundet lag. Die Donna ſaß, den Kopf auf die ſchöne Hand geſtützt, in reizender Stellung am Fenſter, und ſchaute in die ſternenhelle Nacht hinaus. Werner hatte in dieſem Moment keine Blicke für ſie. Mit großen Schritten maß er das Zimmer, zuweilen einzelne Worte mit Heftigkeit hervorſtoßend.

»Was bewegt Euch, Werner?« fragte endlich die Dame, ihre Hand auf ſeine Schulter legend, indem ſie ihm liebevoll in die Augen ſah.

Der Graf ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme. »Laßt es Euch nicht kümmern, geliebte Lucretia,« entgegnete er beruhigend. »Es iſt keine traurige Botſchaft, die mich ſo aufregt. Aus Rom ward mir ſo eben durch einen Freund ſichere Kunde, die Meuchelmörderin, welche ich verfolge, lebe unter fremdem Namen in Venedig. Aber ich habe geſchworen, ſie an das Licht des Tages zu reißen, und ſollte ich dabei untergehen!«

In ſeiner Heftigkeit hatte der Graf nicht bemerkt, daß die Dame bei dieſen Worten bleich und immer bleicher wurde. »Ihr ſtürzt Euch in's Verderben durch dieſen unſeligen Schwur!« rief ſie endlich erzürnt. »Wenn auch die Borgia in Venedig weilte, glaubt Ihr, Eure und meine Macht ſei hinreichend, der Gefürchteten auch nur ein Haar zu krümmen!«

»Was Gewalt nicht vermag,« nahm der Jüngling das Wort, »ſoll der Liſt, dem Betrug oder Verrath gelingen. Als ich nach Italien kam, ſchwelgte ich in dem Gedanken, die Mörderin auf offenem Markte, in Mitte ihrer Schergen, niederſtoßen und dann ſterben zu können. Ich bin ſeitdem anderen Sinnes geworden; allzu ſchlecht iſt mir dieſes Weib, daß ich ihr mein Leben opfern, ihr den Triumph der Rache gonnen ſollte!«

Der Signora Augen ſprühten Feuer bei dieſen Worten. »Euer Verſprechen bindet Euch,« ſtieß ſie endlich mit zornbebender Stimme hervor. »Ihr verſpracht, mir nach dem ſüdlichen

Italien zu folgen. Es iſt mein Wille, daß wir ſchon morgen die Stadt verlaſſen.«

»Ich folge Euch nach!« entgegnete der Jüngling entſchloſſen. »Ich weile keine Stunde länger in Venedig, wenn mein Zweck erreicht iſt.«

»Ich höre Euch nicht!« rief die Dame außer ſich, und all' ihre Nerven zuckten krampfhaft. »Ich werde Venedig nicht verlaſſen ohne Euch. Iſt das Eure Liebe, Undankbarer?« ſetzte ſie ſchmerzlich hinzu, indem ſie ſich weinend auf ein Tabouret warf. »Stark iſt Eure Liebe bis auf die Probe — o, ich haſſe Euch, ich verachte Euch!«

Der Graf richtete ſich ſtolz empor, das Gefühl der Männlichkeit verdrängte in dieſem Augenblicke alle anderen. »Ich verzeihe Eurem Schmerze dieſe harten Worte, Lucretia,« ſprach er mit hohem Ernſt, »aber wagt es nicht zum zweiten Mal, dem deutſchen Manne gegenüber, Euch ſo zu vergeſſen. Meine Liebe iſt nicht größer, als es das Gefühl meiner männlichen Würde iſt. Dies mögt Ihr ſtets bedenken!«

Der Eindruck, den dieſe Worte auf die junge Dame machten, ſchien ein ungeheurer zu ſein. Der innere Seelenſchmerz, der ſie auf Momente über des Geliebten Starrſinn ergriffen, machte den Regungen des beleidigten weiblichen Stolzes Platz. Sie ſenkte den Blick nicht mehr zu Boden, aber in den glänzend ſchwarzen Augen lag der Ausdruck eines unbeſchreiblichen Haſſes. Sie richtete ſich entſchloſſen empor, und ſchleuderte dem Grafen einen dieſer Zornesblitze entgegen. »Mir das!« ſtieß ſie endlich mühſam hervor, als ſie lange genug nach Worten gerungen hatte. »Wißt Ihr, Herr von Erbach, daß Ihr eine edle Italienerin beleidigt habt? Zittert Ihr nicht vor der Rache eines Weibes?!«

Der Graf entgegnete keine Sylbe, aber in dem Blicke, den er der gereizten Geliebten wiedergab, lag die verſtändlichſte Antwort. So ſtanden ſich die Beiden eine kurze Zeit gegenüber, die Donna im höchſten Affect, der junge Mann ernſt und entſchloſſen. Lucretia konnte dieſen Blick des Geliebten bald nicht mehr länger ertragen; allmälig ſchien es, als ob die Liebe in ihren ſanfteren Empfindungen die Oberhand gewänne, eine Thräne entrang ſich ihrem ſchönen Auge — der Sieg war ihr entriſſen. Beſchämt umſchloß ſie den Jüngling, hauchte den Kuß der Verſöhnung auf ſeine Wangen, und riß ſich dann los. »Lucretia! Theuere Lucretia,« rief der Graf, und ſuchte die Enteilende feſtzuhalten, doch vergeblich, ſie war bereits verſchwunden.

4.

Auf dem Belvedere des Palaſtes Grimani ſaß an demſelben Abende Donna Lucretia in tiefes Nachdenken verſunken. In dieſe Einſamkeit voll Pracht und Majeſtät, die ſtolze Venetia mit all' ihren Thürmen und Palaſten zu ihren Füßen, hatte ſie ſich mit ihrem Schmerze geflüchtet. Große Seelen bedürfen großartiger Umgebungen, um ihren Kummer ausweinen zu können. Lucretia's innere Zerriſſenheit konnte keines Menſchen Bruſt faſſen; der Nacht, mit all' ihren Sternen, ihrer ganzen milden, wohlthätigen Stille; dem majeſtätiſchen Venedig; dem weiten Meere, das grollend in der Ferne an die Murazzi's donnerte — vor dieſen Zeugen weinte ſie ihren Schmerz aus. Und wohl war er ungeheuer, dieſer Schmerz! Der ganze ſtolze Bau ihres Willens, ihrer Thatkraft, die männliche Kraft ihres Charakters lag in Trümmern vor ihr. Und welche Bilder tauchten in dieſem Augenblick aus dieſen Trümmern vor ihr auf? Troſtlos ſchaute ſie in dies Chaos von Zerwürfniſſen, und hoffte vergebens auf den Lichtſtrahl, der ihr den Weg beſtimmten Handelns erhellen ſollte. Die Stunde war gekommen, in welcher ſie zum erſten Mal fühlte, daß ſie nur ein Weib, ein ſchwaches Weib ſei. Noch vor wenig Monden würde einer Lucretia dieſer Gedanke unerträglich geweſen ſein, und jetzt — oh, ſie fühlte, daß ſie nur ein ſchwaches Weib ſei — jetzt hielt ſie ihn feſt, dieſen Gedanken; ſie weidete ſich an dem eigenen Schmerze.

»Und Alles dies war ihm möglich!« rief ſie endlich aufſpringend; denn die Fülle von Gedanken, die auf ſie einſtürmte, brach ſich in lauten Worten Bahn. »Träume ich denn? Bin ich noch Lucretia, die ſich noch nie von einem Manne beſiegt ſah? Kann ich jetzt der Beleidigungen unerhörteſte erdulden, wo ich früher den leiſeſten Vorwurf blutig rächte? O, Lucretia, wo ſind Deine Träume, wo iſt Deine Stärke?« ſetzte ſie ſchmerzlich hinzu, indem ſie in ein faſt kindiſches Weinen ausbrach. »Jetzt erduldeſt Du Alles, und würdeſt wohl auch noch Größeres erdulden!«

»Vortrefflich, Fürſtin, vortrefflich!« unterbrach ſie eine unangenehme männliche Stimme. Lucretia ſah ſich erſchrocken um. Ein Mann, in den Jahren, wo man Keinen weder für alt, noch für jung ausgeben kann, ſehr elegant, ja beinahe prachtvoll in die Tracht der venetianiſchen Nobili's gekleidet, mit einer widerlichen Phyſiognomie, die auffallend genug aus all' dem Gold und Silber, mit welchem ſie ſich behängt hatte, hervorſah, ſtand vor ihr.

»Ihr, Don Silva, in Venedig?« fragte erſtaunt die junge Dame, als ſie ſich von ihrer erſten Überraſchung erholt hatte.

»Wie Ihr ſeht, ſchönſte Frau, es iſt der alte, unerträgliche Spanier, der ſich wieder einmal in Eurer Nähe einzuniſten gedenkt;« nahm gelaſſen, aber mit einem frivolen Lächeln der Fremde das Wort, indem er ſich mit der Ungezwungenheit eines alten Bekannten auf einen der Armſtühle warf, die auf dem platten Dache umherſtanden.

»Ihr ſeid von meinem Bruder hierher geſandt?« knüpfte nach einer kleinen Pauſe die Dame das Geſpräch wieder an.

»Hergeſandt oder aus eigenem Antrieb gekommen, Signora, Beides iſt gleichgiltig,« antwortete mit einem ſüßlichen Lächeln der Spanier. »Wenn Ihr wollt, ſo nehmet an, daß mich die lange Trennung nicht mehr in Rom gelitten. Seit vier Monaten ſtreife ich beſchäftigungs- und thatenlos umher. Es gibt keine Intriguen anzuſpinnen, keine ungetreuen Liebhaber unſchädlich zu machen, keine Nebenbuhlerinnen aus dem Wege zu räumen. Signora, dies Leben ohne Beſchäftigung iſt mir eine Qual; ich bin da, braucht mich, verfügt über meine Dienſte, nur ſchickt mich nicht mehr fort,« fügte er gähnend hinzu.

»Ihr ſeid ein Heuchler, ein gefährlicher Spion, Silva,« ſagte die Dame liſtig. »Ich durchſchaue Euch: Ihr ſeid mir von meinem Bruder zum Aufſeher geſtellt; aber hört, und dann geht hin und ſaget wieder, was ihr vernommen. Müde bin ich es, langer der Spielball der Launen meines Bruders zu ſein; müde bin ich es, in Venedig zum Werkzeug ſeiner Plane gegen die Republik zu dienen. Ich bin eine freie italieniſche Fürſtin, und ſeine Macht reicht nicht weiter, wie die meinige. Hört ferner meine Worte: Mit meinem inneren Weſen iſt eine Veränderung vorgegangen. Des Lebens voll Haß und Rache bin ich müde; friedlichere Geſinnungen ſind in mein Herz gedrungen. Ich umhülle mit dem Schleier der Vergeſſenheit die Vergangenheit; denn die Zukunft darf nicht ſehen, was rückwarts liegt. Ihr ſeht, Silva,« ſetzte ſie endlich gütig hinzu, »für dieſe Lucretia ſeid Ihr kein Begleiter.«

Der Spanier hatte mit einem Gemiſch von Laune, Schadenfreude und Hohn dieſe Worte angehört. »Geht in ein Kloſter, werdet Äbtiſſin bei den sorellas della misericordia!« rief er endlich, laut lachend. »Schönſte aller Frauen, reizende Fürſtin, das graue Gewand müßte Euch vortrefflich kleiden. O, Signora, Ihr wißt nicht, wie gut Euch dieſer Eifer ſteht — zwölf Jahre meines Lebens habe ich bereits Euren und den Dienſten Eures Hauſes gewidmet, aber noch nie ſeid Ihr mir liebenswürdiger als jetzt erſchienen.«

Lucretia warf dem kühnen Spötter einen Blick tiefſter Verachtung zu, und wandte ſich entrüſtet ab. Der Spanier ließ ſich nicht irre machen. »Die Zwiſtigkeiten mit Eurem Bruder kümmern mich wenig,« fuhr er in etwas ernſterem Tone fort. »Euer eigenes Wohl trieb mich von Rom fort. Wähnt nicht, daß ich nur einen Augenblick Eurer vergeſſen; Ihr habt während drei Monaten keinen Schritt gethan, der mir nicht bekannt geworden wäre; habt Euch in keine Intrigue verwickelt, deren Löſung mir nicht mitgetheilt wurde. Euer jetziges Verhältniß beunruhigt mich. Ihr habt einen jungen Mann in Euren Palaſt aufgenommen, einen plumpen, rohen Deutſchen — was ſoll das? Ich haſſe die Deutſchen, denn wir verſtehen weder ſie, noch ſie uns. Denkt Ihr noch an den Grafen Bodo von Erbach? Wie lange währte es, und Ihr waret ſeiner überdrüſſig.«

»Menſch, Du raſeſt!« unterbrach in Lucretia mit größter Heftigkeit. »Zähme Deine Zunge; ich fürchte jeden Zeugen, fürchte die Sterne am Himmel, ſie möchten mich verrathen, fürchte ſelbſt die Nacht, die uns umgibt. Man kennt mich in Venedig nur als die Tochter des neapolitaniſchen Marcheſe Ughelli; ſelbſt jener Deutſche, der unten in meinen Gemächern gebietet, weiß es nicht anders. Silva, ich fürchte nicht, daß Ihr mich ihm verrathet,« fuhr ſie fort, und ihre Stimme nahm einen ſanfteren Ausdruck an. »An das Schickſal dieſes Mannes iſt das meinige mit ehernen Banden gekettet; er lernte mich lieben, ihm verdanke ich die beſſere, edlere Umwandlung meines Sein's. Ich will, daß man ihm gehorche, wie ich ihm gehorche.«

»Soll ich meinen Ohren trauen, oder äfft mich ein neckiſcher Traum?« rief jetzt der Spanier aufſpringend. »Iſt es Donna Lucretia, die ſo zu mir ſpricht? Iſt es das ſtolzeſte Weib Italiens, das in den unwürdigen Feſſeln eines Fremdlings ſchmachtet? Nein, Signora, Alles iſt möglich, nur das Eine nicht.«

»Und dennoch hat es das Schickſal nicht anders gefügt,« entgegnete die junge Dame mit Würde. »Jenes Verhältniß, welches Ihr eine unwürdige Feſſel nennt, iſt keine ſolche für mich; gern opfere ich die Macht meines Willens einem Manne, den ich liebe, den ich anbete, wie einen Gott. Silva, ich habe Beleidigungen, unerhörte Beleidigungen von dieſem Manne vernommen, und habe ſie geduldet. Das Gefühl der Rache ſank mit meinem Stolz in Trümmer; meine Liebe läßt mich vergeſſen, was ich war; ich kenne nur mehr das Streben nach Veredlung. O, Silva, wie glücklich bin ich in dieſem Chaos widerſtreitender Gefühle!«

Der ſpaniſche Don bekreuzte ſich erſchrecken. »Bei der santa virgen del pilar! dieſer deutſche Graf iſt ein Biſſen für die Inquiſition,« rief er, »Donna, Ihr ſeid verzaubert, behext. Ich werde in Rom hundert Meſſen für Euer Seelenheil leſen und den Teufelsbann, der auf Euch ruht, beſprechen laſſen.«

»Albernes Geſchwätz!« unterbrach ihn erzürnt die Dame. »Weder Plan, noch Abſicht hat den Grafen in meine Nähe gebracht. Vor ungefähr zwei Monaten fiel mir in der Chieſa dei frari ein Mann von bewunderungswürdiger Schönheit und dem edelſten Anſtande auf. Mit geheimer Freude bemerkte ich es, daß er mir folgte, als der Strom der Beter ſich aus der Kirche wälzte. In der Nähe des Canale grande verlor ich ihn aus den Augen, und einen ganzen Monat lang ließ ich vergeblich Nachforſchungen wegen des ſchönen Fremdlings anſtellen. Ich hatte um dieſe Zeit dem Conte Gabriello Alberizzi geſtattet, mich zuweilen in meinem Palaſte beſuchen zu dürfen. Der Menſch wurde mir bald durch die Kühnheit ſeiner Wünſche unerträglich, zudem konnte er mir mit ſeiner Eiferſucht gefährlich werden. Es war ein Schritt der Nothwendigkeit, mich ſeiner zu entledigen. Ich kann es Euch ſchwören, Silva, ich habe lange mit mir gekämpft, aber endlich beſchied ich den Conte zu einem nächtlichen Rendezvous an die Chieſa S. Giovanni e Paolo. Fünf meiner vertrauteſten Diener waren dorthin beſtellt, Gabriello konnte ſeinem Schickſal nicht entgehen. Um dieſelbe Stunde, als wir ihn erwarteten, landete eine Gondel, ein Mann ſtieg aus, meine Leute warfen ſich auf ihn — er fiel. Mein Anblick ſollte dem Sterbenden ſeine Schuld in's Gedächtniß zurückrufen. Silva — der Moment war der gräßlichſte meines Lebens, als ich in dem Verwundeten nicht Gabriello wieder erkannte, ſondern jenen Fremdling. Doch hatte es der Himmel beſchloſſen, mich nicht zu vernichten. Der Verwundete ward gerettet — es war Werner von Erbach.«

Die Signora hielt erſchöpft inne. In des Spaniers Innerem ſchienen allerlei Pläne und Entwürfe zu gähren. »Eine ſeltſame Geſchichte, eine bedenkliche Sache!« nahm er endlich kopfſchüttelnd das Wort. »Fürſtin, Umſtände beſtimmen den Menſchen, ich ſehe wohl ein, wider dieſen Strom vermag ich nicht zu ſchwimmen. Hört mich an: Ihr wißt, daß ich Eurem Hauſe ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren zugethan bin; es wird Euch auch nicht unbekannt geblieben ſein, daß ich gerade Euch ſtets am liebſten mit Rath und That zu unterſtützen bereit war. Eures Bruders Plane durchkreuzt dieſer Graf gewaltig, er wird auf ſeinen Sturz bedacht ſein. Dann Wehe Euch! Ihr werdet dieſen Mann nicht zu ſchützen vermögen — nur ich kann es, ich, der ich mit allen Gedanken, den geheimſten Entwürfen Eures Bruders vertraut bin; nur mir, dem die Löſung der verwickeltſten Intriguen möglich war, mir, vor dem Italiens Adel zittert, wird dies möglich ſein.

Lucretia bedachte ſich keinen Augenblick; ſie reichte dem Spanier entſchloſſen die Hand, welche dieſer ehrerbietig an ſeine Lippen drückte, und dann eifrig fortfuhr: »Aber fort müßt Ihr von Venedig, lieber in dieſem Augenblicke, wie im nächſten; lieber noch in der Nacht, als beim Anbruch des Tages. Gabriello Alberizzi hat Euch verrathen; er war es auch, der den Grafen Erbach, welchen er in Verona kennen gelernt hatte, nach San Giovanni ſchickte. Selbſt die Staatsinquiſition hat eine Ahnung davon, daß Ihr Euch in Venedig aufhaltet.«

»Fluch ihm!« rief Lucretia in leidenſchaftlichem Zorne. »Ihr werdet mich rächen an dieſem Elenden, Ihr werdet mir dieſen Beweis Eurer Treue geben: Aber wird mir der Tod dieſes Elenden den Weg aus Venedig bahnen? Ihr wißt nicht, Silva, wie unglücklich ich bin, in dieſe Stadt gebannt zu ſein. Werner hat von einem aus Rom kommenden Fremden Gewißheit erlangt, daß jene Lucretia Borgia, die Mörderin ſeines Bruders, in Venedig unter fremdem Namen lebe. Er hat geſchworen, die Stadt nicht eher zu verlaſſen, bis er ſich gerächt. Vergebens war mein Flehen — dieſen deutſchen Starrſinn vermochte ich nicht zu beugen. Ich zittere vor dem Augenblick, wo er entdeckt, wen er in ſeiner angebeteten Lucretia Ughelli liebt.«

»Nun fürwahr,« nahm der Spanier laut lachend das Wort, das iſt der wunderbarſte Roman, der je geſpielt worden iſt. Arme ürſtin! Da wird Euch wohl nichts Anderes übrig bleiben, als Schutz bei der Inquiſition zu ſuchen.«

»Bei der Inquiſition?« fragte Lucretia im höchſten Grad erraſcht. »Menſch, Ihr raſet. Bei der Inquiſition Venedigs? Wißt Ihr nicht, daß mich die Republik verfolgt, daß vielleicht die Sbirren ſchon ſeit drei Tagen die ganze Stadt durchſtreifen, um ihre Kunde meines Aufenthaltes zu erlangen?«

»Wen ich verfolge, den fürchte ich auch,« entgegnete liſtig der ſchlaue Rathgeber. »Kommt herab in Euer Kabinet. Hier oben iſt's verteufelt kalt, und ich mag mir nicht den Schnupfen holen. Wenn Euer Graf Venedig verlaſſen ſoll, ſo wird ihn nur die Inquiſition vertreiben können.«

Zweifelnd folgte die Dame dem Spanier.

3.

Unter den Procuratorien auf der Piazza San Marco ging es, zu dem Tage nach jenem Abende, in der Verſammlung junger Nobili's Venedigs ſehr lebhaft her. Das Geſpräch ſchien ſich um einen Vermißten zu drehen, man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen, und der Name: Gabriello Alberizzi wurde ſehr oft genannt.

»Wer kann hier beſtimmen, wo unſer Freund weilt!« rief der junge Gaetano Tealdo. »Ehe nicht unſer Vetter Frezzolini da iſt, wollen wir nichts von der Sache ſprechen.«

»Muthmaßungen brechen die Bahn zur Gewißheit,« nahm ein etwas älterer Nobile das Wort. »Wir ahnen ſeltſame Dinge. Gabriello hatte ein Verhältniß mit einer neapolitaniſchen Dame, die ſeit drei Monaten unter uns lebt. Wer kennt dieſe Signora Ughelli? Wer macht es ihr möglich, ſolchen Aufwand zu beſtreiten? Wer liefert uns die Beweiſe ihrer adeligen Abſtammung?«

Da trat raſch ein junger Mann aus dem Haufen heraus; die Umſtehenden ſahen hoch auf, es war Giuſeppe Gradenigo, der Neffe des Dogen. »Kein Wort wider die Ehre der Dame!« rief er, heftig aufbrauſend. »Ihr Adel iſt eben ſo tadellos, wie es ihre Schönheit iſt. Ich habe die Briefe an meine Familie geleſen, in welchen ſie empfohlen ward. Wir wiſſen, daß Alberizzi ſich die Gnade erſchlichen hatte, die ſchöne Neapolitanerin in ihrem Palaſte beſuchen zu dürfen, wir wiſſen aber auch, daß ſich Signor Gabriello unwürdig gegen die Dame benahm. Mein Verdacht fällt auf eine ganz andere Perſon. Don Ranudo, edler Caballero, erzeigt mir die Freundſchaft und ſpricht ſtatt meiner.« Er faßte mit dieſen Worten die Hand eines ältlichen kleinen Herrn, in dem wir denſelben Spanier, der die vorige Nacht ſo wichtige Beſprechung mit unſerer Lucretia gehalten hatte, wieder erkennen.

»Todo se sabe hasta lo de callejuela!« ſprach er endlich leiſe mit heiſerer, veränderter Stimme. »Der Tag wird kommen, der die Verbrechen enthüllt. Edle Herren, ich kann nur berichten, was dieſe Augen geſehen. Als ich geſtern aus der Geſellſchaft des verehrten Signor Gradenigo heimkehrte, verlief ich mich von meinem Diener in der ungeheuren Stadt. Trotz vieler Nachfragen fand ich mich nicht zurecht, und gerieth endlich in einen mir unbekannten, entlegenen Stadttheil. Rathlos ſtand ich, und wollte eben an eine der nächſten Thüren anklopfen, als ich die Tritte Kommender hörte. Schnell verbarg ich mich hinter den Pfeilern des nächſten Hauſes. Zwei Männer erſchienen, einer trug einen gewaltigen Sack, am Geländer des Kanals ſtanden ſie ſtill. Sie ſprachen leiſe mit einander, doch verſtand ich einzelne ihrer Worte. »»Der da drinnen ſchadet nicht mehr,«« ſprach der Eine, indem er auf den Sack klopfte. »»Der Signor Allemanno zahlt gut, aber hier der Schmuck und der ganze Kram, mit dem der edle Herr ſich behängt hat, ſoll uns auch nicht verloren gehen. Wir ſind hier ſo ſicher, wie in Abrahams Schooß. Giacomo,«« fuhr das Ungeheuer gelaſſen fort, als er bemerkte, daß ſich ſein Gefährte ſchon

miah, »in den Häuſern dieſſeits wohnen lauter gute, bekannte
ute, darum friſch an die Arbeit.« Damit ſtülpte dieſer fürch-
liche Menſch den Sack um, und auf die Quadern fiel die Leiche
nes, wie es ſchien, reich gekleideten Mannes. Signores, edle Caval-
ires, es war einer der ſchrecklichſten Momente meines Lebens,
Zeuge einer unerhörten Gräuelthat ſein zu müſſen. Doch, damit
h meine Erzählung kurz mache, der Leichnam des Unglücklichen
urde entkleidet, beraubt, und dann ein dumpfer Fall, ein Rauſchen
n Kanal, und die Wellen hatten ein Verbrechen mehr begraben.
Die Übelthäter verſchwanden mit ihrer Beute. Ich aber nahte, mich
euzigend, dem Orte des Schreckens, und betete ein Ave für die
me Seele des Beklagenswerthen. Als ich mich zum Gehen wandte,
ieß mein Fuß klirrend an einen Gegenſtand, ich bückte mich und
nd dieſen Dolch.«

Mit dieſen Worten zog er die koſtbar mit Gold und Silber
ngelegte Waffe aus dem Gürtel.

»Entſetzen! Ermordet von Bravi's!« riefen die Nobili's unter-
nander, als ſie das Wappen auf dem Dolche für jenes der Albe-
rizzi's erkannt hatten. Der Neffe des Dogen nahm zuerſt wieder
as Wort. »Und jener Deutſche, der die Mörder gedungen?«
agte er. »Wer wird den Nichtswürdigen vor den Richterſtuhl
r Gerechtigkeit ſchleppen? Wer wird die Gründe jener Gräuelthat
ntrathſeln? Laßt uns,« fuhr er mit einer Art Begeiſterung fort,
s Alle die Achſeln zuckten, »laßt uns Alle für Einen handeln, es
ürde ein Schandfleck für Venedigs Ariſtocratie ſein, wenn der
Mörder eines ihrer edelſten Glieder unentdeckt bliebe.« Er ſtreckte
ide Hände aus, und keiner der Nobili's ſchied, ohne dieſelben gedrückt
u haben. Der Spanier blieb noch eine Zeitlang auf dem Platze,
nd ſah den Gehenden ſchadenfroh nach. »Dieſes Verdachtes wären
r ledig,« ſprach er leiſe und vor ſich hinlächelnd. »Signora Lu-
cretia wird es mir Dank wiſſen, daß ich ſie ſo ſchnell von einem
errather befreite. Sie wird mir ihr Vertrauen nicht mehr ver-
gen können, und von Don Ceſar kann mithin der Lohn nicht

ausbleiben.« Er ging bedächtigen Schrittes durch die Procuratorien und verlor ſich in dem Labyrinth enger Gäßchen.

6.

Seit jenem erſten Ausgange, wo er den Ritter Orsbeck getroffen, hatte Graf Werner den Palaſt Grimani nicht mehr verlaſſen. Obgleich er ſich wohl fühlte, ſo hatte ihm doch ſein Arzt jede freiere Bewegung unterſagt, und beinahe wollte es ſcheinen, als ob dieſem ſtrengen Verbote nicht allein Rückſichten für den Geſundheitszuſtand des Kranken unterlägen. Lucretia verſtand es indeß, durch Zärtlichkeit und Liebkoſungen dem jungen Manne den Aufenthalt in ihrem Palaſte zu einem wahren Eden umzugeſtalten. Zwar war es ein Glück ohne Zeugen; denn ſeit Werner's Anweſenheit blieben die Schaaren fröhlicher Gäſte fern; aber trotzdem wußte die Dame vom Hauſe jedem Tage neue, ſchönere Freuden abzugewinnen. Der Graf war indeß zu ſehr Mann, um auch nur einen Augenblick zu vergeſſen, daß der Gegenſtand ſeiner Rache mit ihm in einer Stadt weilte. Lucretia hatte ihm den Spanier vorgeſtellt, und der ſcharfe Blick unſeres jungen Freundes erkannte gleich, daß wohl Niemand tauglicher ſein dürfte, ſeine Plane zu unterſtützen, als gerade dieſer Silva. Er verachtete den kriechenden Heuchler, wußte aber zugleich den ſcharfen Verſtand, die Schlangenklugheit des Spaniers zu würdigen. Er ſchenkte ihm ſein Vertrauen, ſo weit er es mit ſeinen Entwürfen vereinbar hielt, und Silva belohnte ihn dafür mit einigen Nachrichten, die das Gepräge der größten Wahrheit trugen. Der liſtige Spanier umſtrickte den argloſen Deutſchen mit Intriguen und verwickelten Verſchlägen, denen Werner um ſo geneigteres Ohr ſchenkte, als er die Unmöglichkeit einſah, auf andere Weiſe der Gefürchteten nahen zu können. Beide beſchloſſen, Donna Lucretia nicht zur Mitwiſſerin ihrer Plane zu machen.

Noch ehe dieſe Entwürfe einige Reife erlangt hatten, den
iten Tag nach Silva's Erſcheinen im Palaſte Grimani, trat
Ereigniß ein, das alle Verhältniſſe umzugeſtalten drohte. Wer-
ſtand, von der Hitze des Tages aus ſeinen Gemächern getrie-
an dem kleinen Seitenkanal, der den Palaſt Grimani zu
r Inſel macht. Da fuhr pfeilſchnell eine Gondel vor ihm vor-
, eine Maske ſtand am Schnabel des kleinen Schiffleins, und
f ein verſiegeltes Papier zu den Füßen unſeres Freundes nie-
Ehe ſich Werner beſonnen und das Billet aufgehoben
e, war ihm die Gondel ſchon längſt aus dem Geſichte. Mit
geringer Spannung entfaltete der Graf das Papier: »Die
ndin des Menſchengeſchlechtes, die Mörderin Eures Bruders,
in unſere, in Eure Hand gegeben. Heute Nacht noch wird der
reich geführt. Donna Borgia kehrt, begleitet von wenig
nern, nach der Giudecca, ihrem verborgenen Wohnſitze, zurück.
det Euch mit zwei Vertrauten, ſobald die Dämmerung einge-
en iſt, hinter San Giorgio maggiore ein. Uns vereinigt gleiche
ich: mit Euch.«

Nachdenkend legte der Graf das geheimnißvolle Schreiben zu-
men; ein leichter Schlag auf ſeine Schulter weckte ihn erſt
r aus ſeinen Träumen, er blickte um, und ſah dem Spanier
Geſicht.

»Ich ſuchte Euch im Palaſte,« ſprach Silva. »Eine nicht
chtige Nachricht iſt mir zugekommen. Die Borgia —«

Der Graf ließ ihn ſeine Rede nicht beendigen, und reichte
chweigend das erhaltene Papier. Der Spanier überflog es
erwunderten Blicken. »War's möglich!« rief er mit einem
fflich affectirten Erſtaunen. »Ja, wenn Ihr dem Ziele ſo
ſeid,« fuhr er lächelnd fort, indem er das Papier zurückgab,
bedürft Ihr meiner ſchwachen Beihilfe, meines Rathes
mehr.«

Niemals bedurfte ich deſſelben mehr, als jetzt,« unterbrach
Werner. »Wer ſind dieſe Mitverbündeten, welche Abſicht
ſie mit mir? In dieſem Lande des Haſſes und der Hinter-

liſt kann man das Gemüth mit ſeinem Vertrauen nicht walten laſſen. Muß ich Euch an dieſen verrätheriſchen Alberizzi erinnern? Der Schurke wußte mich mit ſeinen Geheimniſſen ſo zu umſtricken, daß ich ſtatt ſeiner nach San Giovanni-Paolo ging, und wohl jetzt, ohne Signora Ughelli's Hilfe, längſt im Kanal vermodert wäre.«

Silva ging, anſcheinend in tiefes Nachdenken verſunken, am Kanal auf und ab. »Ein ſchlimmer Caſus, eine bedenkliche Sache,« murmelte er zu wiederholten Malen. An San Giorgio maggiore alſo? Hm! Wenn die Dämmerung angebrochen iſt?! Ziemlich einſam dort bei Abend. — Signor, gewagt muß es werden,« rief er endlich entſchloſſen. »Zwei erprobte Leute nehmt Euch mit, ich halte mit ein Paar Dutzend handfeſten Männern unweit der Kirche in einer Barke. Droht Euch Gefahr, ſo ruft dreimal den Namen Lucretia, dann eile ich herbei.«

Mit einem derben Handſchlage ward das Vorhaben beſiegelt.

Silva lenkte ſeine Schritte nach der Marcus-Kirche, wo er Donna Lucretia zu finden hoffte. Er ſuchte und fand die Dame vor einem der Altäre, gekleidet in ein ſchwarzes Gewand, in einen großen Schleier von gleicher Farbe gehüllt. Sie erhob ſich vom Gebet, und ließ ſich von dem Spanier nach der Dogeria geleiten. Es mochte ungefähr um die achtzehnte Stunde des Tages ſein.

»Der Rath der Zehn hält in dieſem Augenblick Sitzung,« flüſterte Silva unterwegs. »Entſchließt Euch raſch, Fürſtin, ehe es zu ſpät wird.«

»Die innere Angſt droht mich zu überwältigen!« entgegnete Lucretia beklommen. »Es iſt mir, als ginge ich in meinen Tod.«

»Und vor wem zittert Ihr? Vor jenen Zehnmännern?« fragte der Spanier nicht ohne Hohn. »Glaubt Ihr, ſie würden es wagen, die Schweſter des Herzogs von Romagna zu gefährden? Ich kenne ſie, dieſe Männer des Schreckens, die nur ſtrafen, wo keine Rache zu fürchten iſt; deren Dolche nur für unſchädliche Verbrecher geſchliffen ſind. O, daß ich mit dem Willen auch zugleich die Macht beſäße, ſie ſollten vor mir zittern lernen!«

»Es ſei, ich folge Eurem Rathe,« ſprach endlich nach kurzem Bedenken die Dame entſchloſſen; denn der Muth des Spaniers ſchien ſie einigermaßen zu beſchämen. »Auf Euer Haupt fallen die die Folgen zurück.«

Sie eilte mit feſtem Tritte die verhängnißvolle goldene Treppe hinauf.

Der Rath der Zehn, ſeit 1310 nach Tiepolo's Verſchwörung geſtiftet, ſtand zwar damals, gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, in ſeiner höchſten Macht; doch griff das Sittenverderbniß der Zeit auch hier mit ſeinem Gifte um ſich. Die Würde dieſes entſetzlichen, geheimnißvollen Gerichtes war nur mehr ein Wahn; unter dem Deckmantel des Wohles der Republik häuften ſich die Gräuel einer elenden Privatrache einzelner Mitglieder. Beſtechlichkeit, Trug und Falſchheit, kurz, all' die Laſter, von denen die Geſchichtsbücher des fünfzehnten Jahrhunderts voll ſind, waren auch in den ſonſt geheiligten Kreis dieſes Areopags gedrungen. Als Lucretia auf die Audienz wartete, rief ſie ſich das Alles in's Gedächtniß zurück, und die Verworfenheit ihrer Zeit flößte ihr Verachtung der Gefahr ein. Der ungewöhnliche Umſtand, daß ein Weib Gehör von dem Rathe verlangte, verzögerte die Berufung. Endlich trat der Secretär in das Gemach. »Dem Rathe iſt Euer ſeltſames Verlangen vorgetragen worden,« nahm er mit verlegener Miene das Wort, »aber, Madonna, wißt Ihr nicht, daß jedes Anliegen ſchriftlich vorgebracht werden muß?«

»Hier iſt keine Zeit zu ſchriftlichen Verhandlungen!« entgegnete Lucretia, ſich ſtolz erhebend. »Ich verlange vor den Rath geführt zu werden. Geht hin, und ſagt Euren Zehnmännern, ein Weib wage ihnen zu drohen, wenn ſie der Stimme der bedrückten, verfolgten Unſchuld kein geneigtes Ohr ſchenken wollten!«

Der Secretär wußte nicht, wie ihm geſchah, ſo hatte noch Niemand mit ihm zu ſprechen gewagt; ſeine Amtsunverſchämtheit verließ ihn in dieſem Augenblicke gänzlich. Ohne ein Wort zu ſagen, eilte er zur Thüre hinaus, zu berichten, was er vernommen. Schon nach kurzem Verweilen kehrte er zurück, und führte die Dame ſchweigend durch eine lange Reihe von Corridoren und Gemächern in den Sitzungsſaal. Eine tiefe Stille herrſchte bei ihrem Eintritte; es war jene Ruhe, die an dieſer Stätte ſchon ſo manchen Schuldigen oder Unſchuldigen mit Grauen erfüllt hatte, nur Lucretia zitterte nicht. Kühn trat ſie vor den Tiſch und harrte der Anrede.

»Ihr habt Euch mit nicht geringem Muthe in dieſe Verſammlung gedrängt!« nahm der Älteſte der Richter das Wort. »Iſt Euer Begehren ſo dringend, Eure Anklage ſo wichtig, daß Ihr die vorgeſchriebenen Formen umzuſtoßen wagtet?«

»Freiheit, vielleicht ſelbſt das Leben hängt davon ab,« entgegnete die Dame heftig, doch ohne den Schleier zurück zu ſchlagen. »Männer des Zehngerichts, ich klage vor Euch an den deutſchen Grafen Werner von Erbach. Klage ihn an der Argliſt, des Betruges und Verrathes. Klage ihn an des Verſuches eines Mordes. Mir, der Unſchuldigen, die ihn nie beleidigte, ſtellt er nach mit Gift oder Dolch, mit gedungenen Meuchelmördern und allen Waffen der Hinterliſt. Ich klage ihn an, und die Klage iſt wahr, bei der heiligen Dreieinigkeit und meiner Schutzpatronin.«

»Hat ſich der Angeſchuldigte vergangen wider die Republik Venedig und ihre Häupter?« fragte einer der Richter, und es ſchien beinahe, als ob man der Klage wider den Grafen wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt habe.

»Ich klage wider keinen Staatsverbrecher,« entgegnete die junge Dame, empört ob der Kälte, mit welcher man ſie angehört. »Ich verlange Schutz von der Republik Venedig, denn ſie hat mir ſolchen verheißen.«

Da erhoben ſich die Richter mit großem Geräuſch von ihren Sitzen. Entrüſtung und Erſtaunen ſprachen ſich in ihren Zügen aus. »Und wer biſt Du, Weib?« nahm endlich der Älteſte das Wort, indem er heftig den Arm ausſtreckte. »Wer biſt Du, daß Du es wagen darfſt, ſolche Sprache zu führen?«

Die Donna ſchlug ſtolz den Schleier zurück. »*Lucretia Borgia*, Herzogin von *Spoleto*, iſt mein Name,« ſprach ſie mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke von Hohn. »*Ceſar Borgia*, Herzog von *Romagna*, iſt mein Bruder.«

Die Richter ſahen ſich beſtürzt an. »Die Sache wird wohl geprüft werden,« nahm nach langer Pauſe Einer von ihnen mit nicht geringer Unterwürfigkeit das Wort. »Aber wer wird uns auf die Spur des Verbrechers leiten?«

»Ich!« fiel ihm die Dame ſogleich in's Wort. »Zwar wäre es mir ein Leichtes, den Verbrecher unſchädlich zu machen, aber Italien ſoll nicht ſagen: *Lucretia Borgia* habe in Venedig dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit vorgegriffen. Nur Eins verlange ich: Auslieferung dieſes deutſchen Grafen. Wehe dem, der ihm ein Haar krümmt! Mein ſei der Verbrecher, mein ſei auch ſeine Beſtrafung. Und jetzt gebt mir eine Barke mit ſechs Sbirren. Das Übrige bleibe mir überlaſſen.«

Die Donna grüßte ſtolz und wandte ſich dann, den Saal zu verlaſſen. Als ſie aus der Dogeria trat, warf die Sonne bereits längere Schatten über die Lagunen. Kaum war die Dämmerung vollſtändig eingebrochen, ſo fuhr unter dem Ponte de Schiavone eine verdeckte Barke hindurch, und nahm die Richtung über den Kanal Giudecca jenſeits der Kirche San Giorgio maggiore.

7.

Werner hatte in Begleitung des Spaniers den Palaſt Grimani verlaſſen. Noch war zwar die Dämmerung nicht angebrochen, aber während ſie durch das ungeheure Labyrinth der Gäßchen Venedigs eilten, um das Ufer des Giudecca-Kanals zu erreichen, wurde es dunkel und immer dunkler. Endlich hatten die beiden Männer das Ziel ihrer Wanderung erreicht. Eine Gondel und eine bedeckte Barke warteten ihrer; in der Erſteren ſtanden zwei Diener aus dem Palaſte Grimani, die Andere war angefüllt mit bewaffneten Männern. Alle waren verlarvt.

»So lebt wohl, Silva,« ſprach der Graf mit gedämpfter Stimme, indem er die Maske vor's Geſicht deckte. »Wir gehen einen ernſten Gang, der Himmel beſchütze uns!«

»Der Himmel beſchütze uns!« wiederholte der Spanier mit ungewöhnlichem Ernſte. Er drückte dem Grafen die Hand, und ſprang dann in die Barke; Werner beſtieg die Gondel. Die Ruderer legten aus — in wenig Augenblicken war die Stätte verödet.

An San Giorgio maggiore herrſchte Todtenſtille. Während diesſeits des Kanals, Venedig gegenüber, die großen Handelsſchiffe der vornehmſten Nobili hielten, wiegte ſich hier keine Barke auf den Wellen. Die Nacht war völlig hereingebrochen, nach und nach verlöſchten faſt alle Lichter, welche in der Häuſerreihe, die auf die Lagunen hinausging, brannten. Es war ungefähr zwei Stunden vor Mitternacht, als in der Ferne die Ruderſchläge zweier Fahrzeuge ertönten. Das erſte, eine unſcheinbare Gondel, hielt ungefähr einen Büchſenſchuß entfernt vom Ufer, der Kirche gerade gegenüber, an. Das andere, eine nicht unbedeutende Barke, barg ſich, ziemlich entfernt von Erſterer, hinter den Vorſprung, den eine Häuſerreihe bildete. Nicht lange warteten die Fahrzeuge, als plötzlich pfeilſchnell um die weſtliche Spitze der Giudecca-Inſel eine Gondel von der größeren Gattung bog. Die Ruder tauchten erſt dann langſamer und gemeſſener in die Flut, als das Boot der Kirche ziemlich gegenüber ſtand. In dieſem Augenblicke ſetzte ſich die Gondel, welche bereits früher angekommen war, in Bewegung; ſie ſtrebte eilig, das eben herannahende Fahrzeug zu erreichen. Eins ſchien das Andere zu ſuchen, und Beide erreichten ſich bald. »Im Namen des Rathes der Zehn!« tönte eine rauhe Stimme aus der größeren Gondel.

»Baſta Rath, baſta Zehnmänner!« antwortete eine jugendliche männliche Stimme aus dem kleineren Fahrzeuge. »Jeppo, wirf die Haken aus, leg' das Bret über. Heraus, Donna Lucretia!«

Aber keine Dame trat heraus, die Thüre der Gondel öffnete ſich geräuſchlos, ein hoher, majeſtätiſcher Mann ſchritt an die Spitze des Schiffleins. In der Rechten trug er einen blanken Degen, in der Linken eine Blendlaterne. Fünf Männer, in ſcharlachrothe Mäntel gehüllt, folgten ihm; in der Fauſt eines Jeden blinkte ein Degen. Es lag etwas Grauenerregendes in dieſer Scene — der grelle Schein der Blendlaterne, die ſechs Männer mit rothen Mänteln, die blanken Schwerter —

»So ſeid Ihr Freunde, Mitverbündete?« fragte haſtig der in der anderen Gondel, doch der Ton ſeiner Stimme war nicht ganz frei von Furcht.

Das Auge des großen Mannes ruhte feſt auf dem Sprechenden. »Seid Ihr der deutſche Graf Werner von Erbach?« tönte wiederum jene rauhe Stimme.

»Ihr nennt meinen Namen,« entgegnete mit größerer Zuverſicht unſer Freund.

Da winkte der Mann im Mantel, und im nächſten Augenblicke ſprangen zwei der Fremdlinge in das kleine Boot. »Ergebt Euch dieſen Männern, Monſignore!« rief er ernſt. »Hier iſt jeder Widerſtand Tollkühnheit.«

Aber Werner war nicht gemeint, ſich ſogleich aller Vertheidigung zu begeben. Mit kraftigen Hieben parirte er ſeinen Angreifern, und dreimal tönte ſein Ruf: »Lucretia!« durch die Stille der Nacht. Kaum war die letzte Sylbe verklungen, ſo hielt jene große Barke an der Gondel der fremden Ankömmlinge. Wiederum rief eine Stimme: »Im Namen des Rathes der Zehn!« und wirklich ſenkten ſich die Schwerter.

»Laßt Euch nicht tauſchen, Caballero!« ſchrie endlich außer ſich der Graf: »Laßt Euch nicht täuſchen von dieſen Betrügern. Schleudert die Buben in's Meer, ehe die Hafenwache herbeieilt.«

Aber weder in der Barke, noch in der Gondel hob ſich ein Schwert zur Vertheidigung. Der Mann, der an der Spitze des Bootes ſtand, ſchlug ſeinen Mantel aus einander, und auf dem ſchwarzſammtenen Wamms erſchienen in Silber geſtickt die drei Buchſtaben C. D. X. Die beiden Diener des Grafen ſanken vor dieſem Zeichen lautlos in die Kniee, aus der Barke aber riefen mehrere Stimmen: »Die Diener der Inquiſition!« und in der nächſten Minute ſuchte die Barke das Weite. Der Graf ward zu Boden geriſſen und gebunden in die andere Gondel geſchleppt. Das Fahrzeug bog wieder um die Ecke der Giudecca-Inſel, und lenkte in den Kanal Orfano ein.

An der Chieſa San Giorgio maggiore herrſchte Todtenſtille wie zuvor.

Der Graf war gefangen, verrathen, darüber konnte kein Zweifel obwalten. Man hatte ſeine Augen verbunden, Feſſeln an ſeine Hände gelegt; als die Binde abgenommen wurde, ſah er ſich in einem ſchwach erleuchteten, kleinen Gemache. Ein Ruhebett ſtand in der Ecke, ein Tiſch, ein Stuhl dabei, ſelbſt ein kleiner Betſtuhl fehlte nicht. Waren das die Piambi, die Pozzi, von denen er ſo Gräßliches hatte reden hören? Nein, das war nicht möglich; nur die eiſernen Stäbe vor dem Fenſter erinnerten ihn daran, daß er ſich in einem Gefängniſſe befand. Der Graf wußte ſich dies Räthſel nicht zu deuten. Welch' Verbrechen konnte ihn den Armen der Inquiſition überliefert haben? Hatte er beleidigende Reden gegen die Signoria geführt? Hatte er den Dogen geſchmäht? Nein; ſeit einem Monat und drüber war er ja nur ein einziges Mal aus dem Palaſte Grimani getreten. Die Borgia allein konnte er in dieſe Intrigue verwickelt denken, und ſein Haß erhielt nicht geringe Nahrung durch dieſen Gedanken. Und ſie, die unglückliche Geliebte, ſeine Lucretia, welchen Schrecken war ſie durch dies unerwartete Ereigniß, durch dieſen ſchändlichen Verrath ausgeſetzt! Fürwahr, der Gedanke daran war ihm in dieſem Augenblicke furchtbarer, als ſein eigenes Geſchick.

Heftig ſchritt er in dem Gemache auf und ab, einzelne Worte zuweilen hervorſtoßend. Da ging die Thüre auf, Fackelſchein erhellte das Gemach, drei verlarvte Männer traten herein. Sie bedeuteten dem Grafen, daß er ihnen zu folgen habe, und über endlos ſcheinende Gänge, Treppen und Säle ging der Weg. Endlich machten die Führer Halt. Einer von ihnen trennte ſich von den Anderen, und trat mit entblößtem Haupte durch eine kleine Thüre in einen matt erleuchteten Saal. Nach kurzem Verweilen winkte er den Übrigen; man entledigte den Grafen ſeiner Bande, und führte ihn vor den verſammelten Rath der Zehn.

Werner's Miene verrieth weder Furcht, noch Entſetzen, als er vor dieſer geheimnißvollen Verſammlung ſtand. Die Richter ließen ihn wohl zehn Minuten auf eine Anrede harren.

»Seid Ihr der deutſche Graf Werner von Erbach?« fragte endlich eine Stimme, aber man wußte nicht, woher ſie kam.

»Ihr nanntet meinen Namen,« antwortete der Graf entſchloſſen. Wiederum trat eine Pauſe ein, leiſe öffnete ſich eine Seitenthüre, und aus dem Halbdunkel trat eine tief verſchleierte, ſchwarz [illegible]ete Dame heraus. Mit ſchwankenden Schritten näherte ſi[illegible]em Tiſche, nicht ohne zagende Blicke auf den Grafen zu werfen.

»Erkennt Ihr in dieſem Manne den Angeklagten?« unterbrach einer der Richter die Todtenſtille.

Die Verſchleierte neigte ſchweigend das Haupt, und wandte ſich dann ſogleich wieder, den Saal zu verlaſſen. Die Richter flüſterten lange heimlich mit einander.

»Und weßhalb ſtehe ich hier?« fragte endlich trotzig der Graf, denn er wollte nicht länger die Qual der Ungewißheit ertragen. »Von wem bin ich angeklagt?«

»Der Rath der Zehn nennt nie einen Kläger,« entgegnete eine Stimme. »Junger Mann, Dein Gewiſſen ſpricht Dich nicht frei von jeder Schuld. Was war Deine Abſicht heute Abend an der Kirche San Giorgio maggiore? Auf wen warteteſt Du dort mit zwei Bewaffneten?«

»Habe ich die Signoria geläſtert? Habe ich den Dogen beleidigt?« fragte heftig der Graf. »Steht in Venedig der Fremde unter ſo genauer Aufſicht, daß er von jeder Gondelfahrt Rechenſchaft geben muß?«

»Spricht Dich Dein Gewiſſen frei von jeder Schuld?« rief wiederum dieſe Stimme, doch lag ein ernſterer Ausdruck darin.

Der junge Mann ſchwieg einen Augenblick betreten. »Vermögt Ihr denn des Menſchen geheimſte Gedanken zu errathen, Ihr Väter?!« nahm er dann endlich mit einer Art von Verzweiflung das Wort. »Ich bin kein Venetianer, richtet Eure Italiener, nur mich laßt frei; ich lebe nicht allein für mich, ich lebe für meine Rache.«

»Und eben dieſe Rache iſt's, die Euch dem Tode überliefert!« ſprach eintönig einer der Richter. »Ihr verfolgt ſeit beinahe einem Jahre eine edle italieniſche Fürſtin. Habt geſchworen, ſie mit Gift oder Dolch und allen Waffen der Hinterliſt zu fahen. Die gefährdete Dame hat ſich in den Schutz der Republik Venedig begeben. Wünſcht Ihr noch mehr zu erfahren, deutſcher Graf?«

»Ich weiß genug,« entgegnete Werner reſignirt. »Macht mit mir, was Ihr wollt, nur laßt mich den Anblick dieſer grauenvollen Borgia meiden. O Lucretia! Lucretia!«

Die Richter flüſterten wieder lange geheimnißvoll mit einander. Endlich ertönte die Klingel; die beiden Flügelthüren des Saales wurden weit aufgeriſſen, und herein ſchwankten vier Männer, auf ihren Achſeln einen Sarg tragend. Schweigend ſtellten ſie ihn nieder, und entfernten ſich lautlos.

»Graf Werner von Erbach!« rief eine Stimme vom Tiſche der Zehn. »Hebt den Schleier von dem Leichnam.«

Der Graf fuhr entſetzt empor, doch hier half kein Weigern. Mit ſchlotternden Knieen nahte er dem Sarge, und hob das ſchwarze Tuch von dem Haupte des Todten empor. Ein vom Schmerze des Todes entſtelltes männliches Geſicht, die dunklen Locken verwirrt und durchnaßt um den Kopf hangend, ſtarrte ihm entgegen. Es war ein grauenvoller Anblick. Im erſten Augenblicke glaubte Werner dies Geſicht zu kennen; doch tauchten nur wie aus weiter Ferne dieſe Züge in ihm auf.

»Und Ihr kanntet dieſen Mann nicht?« fragte wieder einer der Richter.

Der Graf dachte einen Augenblick nach. »So ſehr ich auch ſinne, mir will der Name dieſes Mannes nicht beifallen, und doch glaube ich ihm im Leben ſchon irgendwo begegnet zu ſein.«

»Dieſer Mann iſt von Euch oder Euren Meuchelmördern erſchlagen worden,« tönte der Ruf des Klägers. »Der Kanal Orfano ſollte das Verbrechen verhüllen, aber das Meer hat die Gräuelthat nicht bedecken wollen. Dieſer Todte iſt der edle und geachtete Marcheſe Gabriello Alberizzi.«

»Alberizzi!« ſchrie der Graf, der mit Entſetzen der furchtbaren Anklage zugehört. »Gabriello von mir erſchlagen? Welch' unerhörte Schandthat! Wer erſann dies Bubenſtück, um mich zu verderben? Wo ſind meine Kläger?«

»Der Rath der Zehn nennt nie einen Kläger!« ſchallte es dumpf vom Tiſche der Richter herüber.

Werner ſchlug wie vernichtet die Hände vor's Geſicht. »O Lucretia! Lucretia!« ſtöhnte er endlich gepreßt und im Ausdrucke des höchſten Schmerzes. »Hätte ich Deiner Warnung gefolgt, wäre ich mit Dir aus dieſem unheilvollen Venedig entflohen!«

»Was entgegnet Ihr auf dieſe Anklage?« fragte nach langem Stillſchweigen Einer der Zehn.

»Was ich entgegne? Daß es ein unerhörtes Bubenſtück iſt, mir den Mord des Unglücklichen anzuſinnen!« rief in leidenſchaftlichem Grimme der Graf. »Seht her, Ihr Herren, dieſe Wunden, kaum ſind ſie verharſcht, aus dieſen Wunden blutete ich für den Marcheſe, den ich in Verona kennen lernte. Für ihn ging ich der Gefahr entgegen, ohne mich läge vielleicht dieſer da ſchon ſeit länger als anderthalb Monden in den Armen des Todes. Ich bin unſchuldig an dieſem Morde, unſchuldiger kann Venedigs Doge nicht daran ſein!«

»Und was bewog Euch, für den Marcheſe der Gefahr entgegen zu gehen?«

Der Graf ſah eine Zeit lang unmuthig zu Boden. »Die Rache und immer die Rache!« ſprach er dann mit faſt unhörbarer Stimme. »Der Marcheſe hatte mich betrogen, wie Derjenige, der mir heute Nachmittag jenes Schreiben ſandte. An der Chieſa Giovanni-Paolo ſollte ich die Borgia finden, ſtatt deſſen hatte mich beinahe der Tod überraſcht.«

»Wenn Euch ein Verbrechen vom Tode errettet, liefert Euch das andere unter das Beil des Henkers!« nahm einer der Richter das Wort. »Man führe ihn in die Pozzi!«

Die Zehn erhoben ſich mit großem Geräuſch. Der Graf wurde mit verbundenen Augen fortgeführt.

5.

Die Pozzi! Wer hat die Geſchichte der Republik geleſen und kennt ſie nicht, dieſe furchtbaren Kerker? Wer malt ſich bei der Nennung dieſer grauenvollen Verbannungsorte nicht die gräßlichſten Schrecken? Wer träumt nicht von ſumpfigen, mit Molchen und Schlangen gefüllten Löchern, wo jeder Athemzug Tod, jeder Hauch Gift iſt? — Die Geſchichte hat einen dunklen Schleier auf dieſe Vergangenheit geworfen, es ſind nur einzelne Ahnungen, die ſich dieſem Chaos von Geheimniſſen entringen. Aber ſollten dieſe Ahnungen nichts als allzu grelle Schreckbilder jener unglücklichen Verurtheilten ſein? Hat ihnen die Fantaſie jenen Aufenthalt des Schreckens denn in eine Hölle ſelbſt umgewandelt! Wir wagen darüber nicht zu entſcheiden. Noch ſteht die Dogeria mit all' ihren Sälen, ihren Reichthümern; noch lebt faſt jeder Gegenſtand, an dem irgend ein großes geſchichtliches Ereigniß haftet; noch ſtehen die Pozzi und der Bleidächer allzu kenntliche Spuren. Aber ſind es die Pozzi von 1500? Bergen nicht dieſe Mauern, worauf unſer Fuß ſteht, noch andere, viel grauenvollere Kerker? Wir können es nur ahnen; vielleicht hat die Gegenwart mit ihrer milderen, menſchlicheren Erſcheinung die ſchrecklichſten Geheimniſſe begraben, damit ſie ewig Geheimniß bleiben möchten. O, könnten ſie reden, dieſe altersgrauen Steine, könnten ſie die Jammertöne der Gepeinigten, welche ſie ſo manche Jahrhunderte hindurch in ihre kalte, verſchloſſene Bruſt aufnahmen, wiederholen, vermöchten ſie nur einen kleinen Theil dieſes Elendes zu erzählen!

Sie führten unſern Werner hinab in jene Nacht des Grauens, die weder von einem Lichtſtrahl des Tages, noch der Barmherzigkeit erhellt wird. Drei Stockwerke tief ging es hinab unter die Erde. Rings um die kleinen Gefängniſſe, die am beſten mit engen Käſtchen, vier Schritte lang, zwei breit, verglichen werden können, zog ſich ein ſchmaler Gang, in den ein kaum ſpärlich zu nennendes Tageslicht fiel. Aber auch ſelbſt von dieſem waren die Gefangenen neidiſch abgeſperrt. Zu beiden Seiten der niedrigen, ſchmalen Thüre jedes einzelnen Kerkers waren zwei Löcher in den Stein gehauen, die ſchauten, wie die hohlen Augen eines Todtenkopfes, in das enge, finſtere Behältniß. Und dieſen Löchern gegenüber, in einer Niſche der Wand, ſtand eine düſter brennende Lampe. Der matte Schimmer, der von hier aus in den Kerker drang, war das einzige Licht, welches dem Gefangenen ſeine traurige Umgebung in ſchwachen Umriſſen zeigte *).

Man hatte dem Grafen ſeine Binde abgenommen, um ihn mit den Schrecken ſeines neuen Aufenthaltes vertraut zu machen. Aber nicht im oberen Geſchoſſe ſollte ihm ſeine Wohnung angewieſen werden, noch zwei Stockwerke tiefer hinab geleiteten ihn ſeine Führer. Zuweilen vernahm Werner, an den kleinen Gefängniſſen vorüber ſchreitend, ein gepreßtes Seufzen, unterdrückte Laute der Klage, ein unheimliches Klirren von Ketten — dann drängte

---

*) Ich beſchreibe die Pozzi, wie ich ſie bei meiner letzten Anweſenheit in Venedig ſah. Es ſollen dieſelben von 1496 ſein.

er haſtiger vorwärts, denn das Entſetzen ſträubte ihm das Haar empor. Das unterſte Stockwerk war erreicht, die Führer hießen ihren Gefangenen ſeitwärts in eine Ecke treten, bis ſie das Gefängniß aufgeſchloſſen. Werner's Fuß trat auf eine Fallthüre, der Boden ſchien ſchlüpfrig; durch das kleine Fenſter ſah er auf den Waſſerſpiegel, und über den Kanal ſpannte die verhängnißvolle Seufzerbrücke ihren kühnen Bogen. »Wohin führt dieſe Thüre?« fragte endlich der Graf, indem er mit dem Fuß auf die Bohlen ſtampfte, daß es dumpf hinab dröhnte.

Die Wärter ſahen ſich unter einander mit ſeltſamen Blicken an, ſie ſchwiegen eine Zeit lang. »Dahin,« unterbrach endlich einer höhniſch die Stille, »dahin, wo wir Alle einmal hin gelangen, um nie wiederzukehren, daß wir anſagen könnten, wie es dort unten oder dort oben ausſieht!«

»Zum Tode?« ſchaltete der Graf fragend ein.

Einer der Sbirren machte eine Pantomime des Erwürgens, und deutete dann auf den Kanal; während dem war die Kerkerthüre eröffnet worden; Werner trat mit ziemlicher Faſſung in das enge Gemach. Der Schließer wandte ſich zum Gehen. »Und Ihr feſſelt mich nicht an jene Ketten?« ſagte der Graf.

Der Italiener zuckte die Achſel. »Iſt wahrhaftig nicht nöthig, Signor!« entgegnete er mit einer Art von Gutmüthigkeit, »von hier aus entwiſcht Niemand mehr. Felice notte!« Damit warf er die ſchwere Thüre in's Schloß — noch einiges Flüſtern auf dem Gange — die Tritte der Enteilenden — dann herrſchte Todtenſtille ringsum. Der Graf warf ſich erſchöpft auf das feuchte Stroh, das in einem Winkel lag, dachte an Lucretia, an den Wechſel des Geſchickes, und ein milder Schlummer ſenkte ſich auf ſeine müden Augenlieder herab.

Die Nacht verſtrich unter unruhigen Träumen, der junge Tag brach heran, doch warf er in dieſen Schreckensort keinen ſeiner erquickenden Strahlen, hier unten blieb Alles öde und ſtill.

wie zuvor. Zuweilen ſchallte ein Tritt herüber, ein Wärter goß Öhl auf die düſter brennenden Lampen, irgend ein Kerker ward aufgeſchloſſen, übrigens blieb Alles todtenſtill. Der Graf ſaß ſtill und in ſich gekehrt auf dem niedrigen Bretergeſtell, das ihm zum Lager gedient. Er klagte nicht, denn hier klang jede Klage wie Hohn, ſelbſt die Furcht blieb ſeinem Innern fremd — er war zu viel Mann, um ſich von dem Eindrucke des erſten Schreckens hinreißen zu laſſen. Und wenn auch ſein Leben auf dem Spiele ſtand, was verlor er Anderes, als das, was er ſchon ſeit länger, als einem Jahre, täglich zu opfern bereit war? Er hatte es gewagt — entweder mußte Segen oder Fluch, Gelingen oder Verderben aus ſeinem Wagniß entſprießen. Er hatte ſein Leben wie eine Münze zum Unterpfand eingeſetzt; die Würfel fielen ungünſtig, das Spiel war verloren.

Die Freunde, die er zurückließ, die greiſe Mutter, deren mildes Antlitz er nicht mehr ſehen ſollte, all' die Lieben, die um ſein Schickſal weinten, beklagte er mehr, als ſich ſelbſt. Und Lucretia, das Mädchen ſeiner Wahl, die Engelreine, die ihn vom Tode zu einem Leben voll unausſprechlicher Wonne gerettet hatte, die ſeine Liebe höher ſchätzte, als das eigne Sein! — Um eine Zeile ihrer Hand, um drei Worte der Nachricht ſeines Looſes hätte er zehn Leben geopfert. Der Gedanke an ſeine Liebe machte ihn ſehr unglücklich; tief bewegt ſtützte er das Haupt auf die Hand — da erſchien der Kopf eines Mannes an der einen Fenſteröffnung. Der Graf hielt ihn für einen Gefangenwärter und blieb auf ſeinem Lager ſitzen. »Monſignore,« flüſterte endlich mit großer Vorſicht der Menſch vor der Thüre, »Ihr dürft mir vertrauen. Hört nur drei Worte: ich bin Euer Gefangenwärter.«

Werner erhob ſich und lauſchte mit vorgebeugtem Ohre an der kleinen Öffnung. »Eure Lucretia ſendet mich,« fuhr der Wärter weiter fort, »Ihr möget nicht verzagen, noch ſei nicht alle Hoffnung verloren.

Damit eilte er raſch wieder von dannen, und überließ den jungen Mann ſeinem Erſtaunen. Sollte ſie, die Theure, Mittel und Wege zu ſeiner Befreiung gefunden haben? — Dies war ſein erſter Gedanke. Aber wie war dies möglich? Welcher Sterbliche hatte es je vermocht, dem Rathe der Zehnmänner, der Staatsinquiſition Venedigs ein Opfer zu entreißen? Nein, nein, er wollte ſich nicht trügeriſchen Hoffnungen hingeben, es konnte ja nicht ſein. —

So verſtrich der Tag unter ſtetem Wechſel der Empfindungen. Ein anderer, fremder Wärter brachte ihm nothdürftige Nahrung, und entfernte ſich ſchweigend, wie er gekommen war. Unmuthig lag der Graf Abends auf ſeinem Lager, als plötzlich jener Mann, der ſich für einen Gefangnißwarter ausgab, wieder an der kleinen Fenſteröffnung erſchien. »Hört meine Worte!« rief er eben ſo leiſe wieder in den Kerker hinein. »Ich habe nochmals Donna Ughelli geſprochen! Laſſet Euch weder vom Schlafe, noch von der Furcht heute Nacht übermannen. Eure Befreiung iſt naher, als Ihr vielleicht zu hoffen wahnt.«

»Halt, Menſch!« entgegnete jetzt der Graf entſchloſſen, doch mit gedampfter Stimme. »Diesmal entrinnſt Du mir nicht ſo ſchnell. Das Unmögliche für möglich zu halten, will mir nicht in den Sinn. Seit wann laſſen die Pozzi, ſeit wann der Rath der Zehnmänner ein Opfer frei? Du biſt gekommen, um mich mit Trug und Falſchheit zu täuſchen. Sprich, welch' Zeugniß bringſt Du von Donna Ughelli?«

Der Wärter antwortete nicht, ſondern entfernte ſich; doch kehrte er ſogleich wieder. »Ein Zeichen verlangt Ihr, Signor?« ſprach er dann mit einer Art von gutmüthigem Spotte. »Seht her!« Bei dieſen Worten ließ er im ſchwachen Lichte der gegenüber ſtehenden Lampe ein glänzendes, mit Steinen reich beſetztes Medaillon blitzen, mit dem Werner oft in vertraulichen Stunden, an der Geliebten Seite weilend, geſpielt hatte. »Werdet Ihr mir nun glauben?« fuhr er lebhaft wieder fort, indem er das Kleinod im Buſen barg. »Wohl habt Ihr Recht, aus den Pozzi's entrann noch Niemand, als um das ewige Leben zu gewinnen. Doch, Monſignore, habt Ihr das Sprichwort vergeſſen: einem Italiener mit einem Dolch, einer Italienerin mit einem Herzen voll Liebe, iſt kein Ding unmöglich. Gehabt Euch wohl, und ſeid wach vor und nach Mitternacht.

Mit dieſen Worten verſchwand er, und ließ ſeinen Gefangenen mit all' den Empfindungen der Freude und Überraſchung allein. Werner ſtand einige Minuten wie im Traume. Die Wirklichkeit in ihrer freudenvollen Erſcheinung hatte ihn allzu unvorbereitet ergriffen. Es war ihm, als blitze ein blendender Strahl in die Nacht ſeines Kerkers herein, und beraube ihn gleichſam durch den allzu gewaltigen Glanz ſeiner Beſinnung und Sehkraft. Waren denn mit einem Male tauſend Stimmen zugleich in ihm wach geworden? Hier hörte er das trauliche Flüſtern zärtlicher Liebe — hier umfing ihn die Allgewalt der Liebe zum Leben — hier vernahm er die ſanfte Stimme ſeiner greiſen Mutter, die ihn an das Herz ſchloß; ihm dünkte, daß er ſich für ſie erhalten habe. Die Binde fiel von ſeinen Augen, jetzt, wo er den einen Fuß beinahe ſchon vor die Thüre ſeines Kerkers geſetzt hatte, jetzt erkannte er, aß das Leben noch unendliche Reize für ihn beſitze; daß er leben müſſe. Starke Seelen laſſen erſt dann den Gedanken an Furcht n ſich emporkeimen, wenn ſie der Gefahr kühn und muthig getrotzt. So Werner. Das Leben wurde ihm erſt wieder lieb, als er ſich ihm rhalten ſah. Unter Plänen und Entwürfen für die Zukunft ver rich der Abend, und mit klopfendem Herzen ſah der Graf der mitternächtlichen Stunde entgegen.

Von der Campanile San Marco war die erſte Stunde des euen Tages noch nicht verkündet worden, ſo wurde es draußen uf dem engen Gange laut. Fackelſchein drang in den Kerker ſeres Freundes, die Tritte mehrerer Männer wurden hör r, verworrene Stimmen ſchallten herüber. Werner ſprang ſtürzt von ſeinem Lager auf. Sollten das ſeine Befreier in? Sollte Lucretia das ungeheure Wageſtück unternom en haben, ihn mit Gewalt aus den Pozzi's befreien zu wol n? Er ſtand und lauſchte mit vorgebeugtem Ohre. Mehr und ehr näherten ſich die Tritte, endlich klirrten Schlüſſel — weit rang die Thüre auf. Werner ſtand hoch aufgerichtet, und ſah gefaßt den kommenden Dingen entgegen. Drei Männer, verlarvt, breitrandige Hüte auf den Köpfen, gehüllt in dunkle, weite Mäntel, traten ſchweigend in das enge Gemach. Der letzt Eintretende wechſelte einige Worte mit dem Schließer, und trat dann raſch auf den Grafen hin. »Ihr werdet mir folgen, Signor,« ſprach er ernſt und feſt. »Bedenkt, daß Euer Leben von Eurem Gehorſam abhängt. Euer Trotz, Euer Stolz findet hier keine Geltung; wir beſitzen Mittel, ihn zu beugen.«

Bei dieſen Worten ſchlugen er und ſeine Begleiter wie zufällig die Mäntel zurück, und blinkende Schwerter wurden darunter ſichtbar.

Werner warf reſignirt einen Blick gen Himmel. Er überſah, gleich dem verirrten Wanderer in der Saharah, die Größe ſeines Unglücks, und fügte ſich der eiſernen Gewalt des Schickſals; der kurze Freiheitstraum war nur eine flüchtige Fata morgana geweſen, eine flüchtige, aber um deſto ſchönere. Ohne ein Wort der Erwiederung auf die kränkende Rede ſchritt der Graf ſtolz nach der Thüre zu. Draußen auf dem engen Gange ſuchten und fanden ſeine Blicke den Gefängnißwärter, der ihm die Worte des Troſtes von Lucretia gebracht hatte. Mit geſenktem Haupte, theilnahmlos, ohne ein Zeichen einer Bewegung, ſtand der Mann da. Als indeß der Graf nochmals den Kopf nach ihm zurück wandte, und ſeine Begleiter zwei oder drei Schritte voraus waren, da zuckte es kaum merklich, aber bedeutſam, in den Zügen dieſes Menſchen. Werner hatte genug geſehen, um den kaum erloſchenen Funken der Hoffnung in ſeinem Innern wieder aufglimmen zu laſſen. Die drei Vermummten führten ihren Gefangenen indeß die drei kleinen Treppen hinauf, über den langen Corridor, in den Ciſternenhof hinab. Hier hielt man ſo lange, bis das kleine Pförtchen nach der Riva de Schiavone geöffnet war, dann ging es weiter über den Kanal Orfano, an dem Ponte dei ſoſpiri vorbei, den Hafen hinauf bis an die äußerſte Spitze deſſelben, wo wegen der Untiefen kein Schiff mehr ankert. Dort hielt man wohl eine

halbe Stunde. Keiner erlaubte ſich, auch nur eine Sylbe über die
Lippen zu bringen.

Die Nacht war hell, und ein friſcher Oſtwind ſtrich, vom
driatiſchen Meere her, kühl und erquickend durch die Lagunenſtadt.
Der Horizont war beſäet mit zahlloſen Sternen, doch wurde des
Mondes Scheibe noch nicht ſichtbar. Ringsum herrſchte feierliche
Stille, nur vom Hafen her tönte verworrenes Geräuſch, und in
eiter Ferne donnerte, dumpf grollend, die See an die Murazzi. Da
ſchallten Ruderſchläge vom Lido her, matter Fackelglanz ſpiegelte
ſich in den Fluten, und pfeilſchnell wand ſich ein Fahrzeug durch
die Lagunen. »Das ſind ſie!« unterbrach jetzt einer der Vermumm-
en, gleichſam wie mit ſich ſelbſt ſprechend, die Stille. Er ſteckte
ei dieſen Worten das noch immer entblößte Schwert in die
Scheide, und ſeine Begleiter thaten desgleichen. Werner hatte
er ganzen Scene mit ſtummem Erſtaunen beigewohnt, er konnte
nicht ahnen, wie dieſes Räthſel ſich löſen würde. Führte man ihn
um Tode? Wollte man ihn, entfernt von Venedig, in's offene
Meer ſtürzen, damit ſelbſt die Lagunen das Verbrechen nicht zu
nthüllen vermöchten? Sein Schickſal ergriff ihn weniger, als die
Ungewißheit, in der er ſich ſeit dieſem Tage befand. »Wohin wer-
et Ihr mich weiter führen?« fragte er endlich einen der Ver-
arvten. »Ich zittere nicht vor dem Tode, aber dies geheimnißvolle
Weſen peinigt mich.«

Der Angeredete ſchien im erſten Augenblicke die Frage überhören zu wollen, denn er ſtarrte gleichgültig in die Nacht hinein,
ährend die Barke ſich immer mehr und mehr dem Ufer näherte.
ndlich deutete er mit ausgeſtrecktem Arme nach dem dahereilen-
en Fahrzeuge. »Fragt die Wellen dort, fragt die Fiſche im Grunde
s Meeres, fragt die Leute in jener Barke,« ſprach er endlich
Ich weiß es nicht. Wir ſind willen- und wohl auch gedanken-
ſe Geſchöpfe. Was meine rechte Hand beginnt, darf meine linke
cht wiſſen. Wir ſind Maſchinen, die der Rath der Zehn in Be-
gung ſetzt, wann und wie es ihm beliebt. Wir denken, wir em-
nden nichts dabei — wir handeln nur. Heute geleiten wir Euch

morgen einen Andern; ob zum Tode oder zum Leben, zur Freiheit oder ewigen Gefangenſchaft — uns iſt's gleichgiltig. Ich würde Euch, wenn es mir befohlen worden wäre, eben ſo gleichgiltig in die See ſchleudern laſſen, wie ich Euch jetzt dieſen Männern übergeben werde.«

»Dieſen Männern dort!« unterbrach ihn heftig der Graf. »Und wer ſind dieſe Männer?«

Der Sbirre ſah ihn gleichgiltig an. »Wenn ich's wüßte, dürfte ich's Euch nicht ſagen, und da ich's nicht weiß, kann ich's Euch nicht ſagen!« erwiederte er endlich, mit einer Art von guter Laune. »Tröſtet Euch indeß, Signor, lange währt es nicht mehr, und Ihr wißt, woran Ihr ſeid.«

Eben in dieſem Augenblicke landete die Barke. Außer den zwei Ruderern ſtanden noch drei in Mäntel gehüllte Männer in dem Fahrzeuge. Einer trug eine Fackel. Die drei Vermummten näherten ſich ſofort mehr und mehr dem Strande, und bewillkommten die Ausſteigenden. »Im Namen des Rathes der Zehn!« nahm einer der Erſteren das Wort: »Gebt die Loſung.«

»San Chriſtophoro!« entgegneten die Anderen. »Wo iſt der Mann, den wir über See führen ſollen?« fuhr dann Einer von ihnen fort. »Hier ſind die Documente.«

»Und hier iſt der Mann,« erwiederte der Sbirre, auf Werner deutend. »Wir haben unſere Pflicht gethan.«

»Ihr habt ſie gethan!« ſprachen die Neuangekommenen, während ſich die Sbirren des Rathes ohne Gruß wieder zurück nach der Stadt wandten.

Mit Anſtand, ja mit Unterwürfigkeit nöthigte einer der fremden Männer den Grafen, in die Barke zu ſteigen, die ſogleich wieder vom Lande abſtieß. Ein Anderer der Männer überreichte ihm ſofort Schwert, Dolch und Barett. Werner glaubte von einem neckiſchen Traume umfangen zu ſein. Er biß ſich zu wiederholten Malen in die Lippen — nein, er täuſchte ſich nicht. Da lag Venedig, dort huſchten die Schatten der drei Sbirren über die Brücke, und hier ſtand er, in einem ſtattlichen Fahrzeuge, umgeben von Männern ie nur ſeiner Befehle gewärtig zu ſein ſchienen. War er gefangen? Nein; denn in ſeiner Rechten ſchwang er ja ſeine gute, deutſche Klinge. »Freund, vermögt Ihr mir das Räthſel zu löſen?« wandte r ſich endlich an den ihm zunächſt ſtehenden Unbekannten. »Ich erde vor den Rath der Zehn geſchleppt, man droht mir mit dem Tode, wirft mich in die Pozzi — und jetzt ſagt mir dieſer Degen, aß ich frei bin?«

»Frei, Monſignore?« wandte der Gefragte ein, und unter er Halbmaske ſchien er zu lächeln. »Faſt möchte ich behaupten, Ihr wäret während Eures Aufenthaltes in Venedig nie ganz von eſſeln befreit geweſen. Was Eurer harrt, iſt mir nicht vergönnt, uch mittheilen zu dürfen, doch ſchwöre ich es Euch bei jenen Sternen, weder Tod, noch Verderben wartet Euer.«

Er machte dem Grafen eine leichte Verbeugung, und kehrte ch dann zu den Ruderern, ſie zu größerer Eile antreibend. Werner ſah ihm erſtaunt nach. Was ſollte dieſer ſeltſame, feierliche Ton bedeuten? Trieb man Spott mit ihm? Sollte ſelbſt das gefürchtetſte Gericht, vor dem halb Europa zitterte, ſich zu einem iebesabenteuer mißbrauchen laſſen? Auf eine Planke gelehnt, gab ch der Graf dieſen Betrachtungen hin. Das Boot drängte ſich deß durch den Hafen, und ſegelte dann vorſichtig an den gefährlichen Lagunen vorbei. In einer Stunde war das alte Malamocco reicht. Einige Büchſenſchüſſe weit vom Ufer lag eine ſtattliche rigg vor Anker. Der Wind blies friſch und kühlend vom Lande r, der Mond ſtand in ſchönſter Glorie am beſternten Himmel — war eine herrliche, fantaſiereiche Nacht. Auf der Brigg herrſchte emliche Lebendigkeit. Im Maſt- und Takelwerk kletterten behende atroſen auf und nieder, Fackelglanz erleuchtete das Verdeck, an bereitete ſich ſchon, die Ankerketten aufzuwinden. Werner andte, in Nachdenken verſunken, ſeine Blicke nach dem Schiffe. reimal Glücklicher, dachte er, dem es vergönnt iſt, auch im entfernteſten Winkel dieſes Schiffes dem falſchen Venedig zu entrinnen! Er bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen, und in dieſem oment machte das Boot eine Seitenwendung, und hielt an

Backbord der Brigg. Alsbald erſchienen mehrere Männer, mit Fackeln verſehen, und Einer rief um das Loſungswort. »San Chriſtophoro!« entgegnete Einer von den Dreien im Boote, und ſogleich fiel auch die Strickleiter herab. Man lud mit großer Zuvorkommenheit den Grafen zuerſt ein, das Schiff zu erſteigen, und war ängſtlich bemüht, ihm ſo behilflich, wie nur möglich, zu ſein. In wenig kühnen Sätzen ſtand der Erſtaunte oben, und warf ſeine Blicke fragend umher. Da gewahrte er, unweit des großen Maſtes, ein bekanntes Geſicht — ja, er täuſchte ſich nicht, es war Peppo, der ehrliche Peppo ſein liebſter Diener im Palaſte Grimani. Beim Anblick dieſes Menſchen kannte die Freude ſeines Innern keine Gränzen mehr. Er ſtürzte auf den Diener zu, umarmte, küßte ihn, nannte ihn ſeinen liebſten, treueſten Freund, ſo daß der Arme gar nicht zu Worte kommen konnte. Mit hundert Fragen beſtürmte er den Beſtürzten auf einmal, und hatte noch kaum eine Antwort erhalten, als ſich die Scene änderte. Aus der Cajüte ſchritt in der größten Eile eine verſchleierte Dame. Die Umſtehenden machten ihr ehrerbietig Platz; ſie ſchlug, dicht hinter dem Grafen ſtehend, der ihr den Rücken wandte, den Schleier zurück, und rief mit zärtlichem Ausdruck der Stimme: »Werner!«

Der Gerufene wandte erſtaunt den Kopf, aber ſeine Blicke verwirrten ſich, die Überraſchung durchdrang wie ein elektriſcher Schlag ſeine Glieder, und raubte ihm die Sprache. Langſam hob er die Arme, wankte ein Paar Schritte vorwärts, und ſtand dann, mit weit geöffneten Augen das ſchöne Frauenbild anſtarrend. Die Dame war Lucretia Ughelli! — —

9.

Wir laſſen beinahe anderthalb Monate über dieſe Ereigniſſe verſtreichen. Das Glück blendete unſern Werner, er ſah nichts, als ſeine angebetete Lucretia, hatte keinen Gedanken, als ſeine Liebe zu dem wunderſchönen Weibe. Die Geliebte hatte ihm in den erſten Stunden des Wiederſehens mitgetheilt, wie es ihr gelungen, ſeine Befreiung aus den Kerkern der Inquiſition zu erlangen. Die gefürchtete Borgia war es geweſen, die vom Rathe der Zehn einen Verhaftsbefehl ausgewirkt hatte. Werner war in die Falle gegangen, die man ihm geſtellt, und wäre unrettbar verloren geweſen, wenn nicht Lucretia von der Fürſtin ſelbſt die Befreiung des Geliebten erbeten hätte. Weniger Mitgefühl, als politiſche Rückſichten, hatten die Grauſame bewogen, der Menſchlichkeit ihr kaltes Herz zu erſchließen. Der Graf knirſchte, als er erfuhr, daß ſeine angebetete, engelreine Lucretia die Kniee dieſes abſcheulichen, verhaßten Weibes umfaßt hatte, und dennoch bewunderte er den Muth der Geliebten. Zu ihrer Belohnung entrang ihm dieſe dagegen das Verſprechen, ſich nicht zum zweiten Male ſelbſt in eine ſo drohende Gefahr ſtürzen zu wollen. Durfte er dem ſchönen Weibe eine ſo gerechte Forderung verweigern?!

Nach der ſüdlichſten Spitze Italiens in der Nähe von Neapel hatten ſich die beiden Liebenden geflüchtet. Dort lebten ſie in größter, faſt ängſtlicher Zurückgezogenheit auf einer ſtattlichen Villa, die zu den Beſitzungen des verſtorbenen Marcheſe Ughelli gehörte. Dieſes ſtille Aſyl war reizend genug, um den Grafen die große Welt mit ihren Ränken und Schandthaten vergeſſen zu laſſen. Er hatte begonnen, die Menſchen zu haſſen, und die Vorfälle der jüngſt verfloſſenen Zeit waren wahrlich nicht geeignet, ihn zu milderen Anſichten zu ſtimmen. Liebend umfaßte er allein ſeine Lucretia; aber auch ſie entwickelte eine Leidenſchaft, die für ein ruhigeres Temperament etwas Furchtbares gehabt haben würde. Die ſüdliche Glut Italiens, die exaltirte Aufgeregtheit jeder Empfindung ſteigerte ſich bei ihr zur förmlichen Manie. Des Grafen männliche, ernſte Ruhe hielt allein dieſe Gefühle im Gleichgewichte. Lucretia liebte und fürchtete ihn allzu ſehr, um ſich in ſeiner Gegenwart zu vergeſſen; aber in einſamen Stunden litt ſie unendlich. Man ſah ſie oft mit verweinten Augen; doch gelang es ſelbſt dem Grafen nur ungenügend, die Urſache ſolcher ſtillen

Thränen zu erforſchen. Der Charakter des ſchönen Weibes war in ſeiner leidenſchaftlichen und doch wieder ſanften Erſcheinung ein Räthſel für Jedermann. Man war oft verſucht zu glauben, es begänne ſich im Augenblick eine gänzliche Umwälzung ihrer Lebensanſchauungen und Anſichten vorzubereiten. Der Graf ſah dies Alles, nur erkannte er die Quelle nicht, aus welcher dieſe Motive entſprangen. Es lag für ihn eine Art von Genugthuung in dem Gedanken, die ſtolze Italienerin unter die Kraft ſeines Willens gebeugt zu haben. Lucretia hatte auch dieſen Kampf ausgekämpft, ſie fand ſich glücklich in ihrer ſtillen Unterwürfigkeit; unerträglich war ihr faſt ſelbſt allein jene peinigende Eiferſucht, die ihr Blut bei jeder, auch der kleinſten Veranlaſſung auf den Siedepunkt trieb. Man mußte lieben wie ſie, um auf ſolche Weiſe von den Qualen der Eiferſucht gefoltert zu werden. Stark war ſie, wie kein zweites Weib, aber dieſer einen Schwachheit erlag ſie. Jeder liebevolle Blick Werner's, der nicht ihr galt, machte ſie erblaſſen. Sie haßte ihre Diener und Dienerinnen, weil der Geliebte oft freundliche Worte an ſie richtete. Sie hätte ſich in die tiefſte Einſamkeit vergraben mögen, weil ſie dort den Geliebten allein beſeſſen haben würde. Sie haßte die Blumen des Feldes, die Bäume des Waldes, ſie haßte die ganze Natur in ihrer reizenden Erſcheinung, weil Werner oft in ihrer Anſchauung ſchwelgte. Wenn jemals das Wort Liebe über ſeine Lippen drang, und Lucretia hörte, daß es nicht ihr galt, ſo erblaßte ſie; es war allein die fromme Scheu vor des Geliebten Zorn, die ſie vor lauten Ausbrüchen ihres Schmerzes zurückhielt. Der Graf hatte keine Ahnung von dem verzehrenden Feuer, das der Geliebten Bruſt durchtobte. Manchmal ſcherzte er harmlos mit ihr über dieſen Punkt, dann zwang ſie ſich mit unerhörter Gewalt, den Sturm ihrer Gefühle zu verbergen; aber ſie benutzte die erſte Gelegenheit, um ſich zu entfernen. Im entfernteſten, verborgenſten ihrer Gemächer machte ſie dann dem gepreßten Herzen Luft, und litt unausſprechlich.

Der Graf hatte in Neapel einen perſiſchen Hund der ſelten
en Race gekauft. Das ſchöne Thier hing mit großer Liebe an
inem Herrn, der manche Stunde ſeiner Einſamkeit mit ihm
rtändelte. Manchmal hatte Lucretia dem Hunde die Stunden
neidet, die der Graf mit ihm verbrachte, die ihr geraubt wur
en. Eines Tages ward das arme Thier todt in ſeiner Hütte
funden. — —

Ein arabiſcher Hengſt, den Lucretia ihrem Freunde ge
henkt hatte, war Werner's einzige Freude. Ganze Tage ſtreifte
auf dem Rücken des edlen Roſſes in der Umgegend umher.
uf die Jagd, auf jedem Ausfluge begleitete ihn das ſchöne Thier;
hr Lucretia aus, ſo galloppirte er neben ihrem Wagen
r, und während er der Geliebten ſeine Geſellſchaft entzog,
götzte er ſich an den ſtolzen, kühnen Sätzen und Wendungen
ines Hafir. Die Donna blieb eines Tages ihres Zornes nicht
ehr mächtig, ſie machte dem Grafen ſanfte Vorwürfe, daß er ſie
egen eines Pferdes vernachläſſige; ſie ſprach ihren ganzen Schmerz
bewegten Worten aus. Der Graf erſtaunte. Von der furchtba
n Leidenſchaft ſeiner Geliebten ward ihm jetzt erſt eine Ahnung.
war nicht gewohnt, vor einem Weibe, und wenn er es mehr als
s eigene Leben liebte, als ein beſchämter Knabe zu flehen. Lu
retia hörte Worte, die ihr das Herz durchſchnitten, aber es
ar Werner, der dieſe Worte ſprach, und ſie ertrug ſie mit
rgebung. Wenige Tage nach dieſem Vorfalle, als der Graf nach
nem Hafir verlangte, trat der Stallmeiſter zitternd vor ihn, be
htend, das Roß habe auf unbegreifliche Weiſe eine gewaltſame
rletzung an dem Vorderhufe erhalten. Der arme Hafir blieb zu
nerem Gebrauche untauglich. — —

Ein junger Maler aus dem Norden Italiens ſprach eines
ges, auf einer Fußwanderung begriffen, in der Villa ein. Man
hm ihn freundlich auf; denn in dieſer Einſamkeit war jede
genehme Störung willkommen. Der Künſtler ſollte die ſchöne
irthin malen, und mit Vorliebe, ja mit Enthuſiasmus ging
an die Arbeit. Das Voranſchreiten des Gemäldes, die hohe

Meiſterſchaft, die aus jedem Pinſelſtriche hervorging, entzückte den Grafen ungemein. Ganze Tage brachte er in dem Atelier zu und immer mehr und mehr webte ein Band inniger Freundſchaft ſeinen geheimnißvollen Faden um die beiden Männer. Lucretia ſah dieſe gegenſeitige Neigung mit ſteigender Eiferſucht wachſen, aber ſie wagte nicht wieder, ein Wort des Vorwurfs laut werden zu laſſen. Werner war indeß ſtets da, wo ſich Angelo befand: auf Ausflügen in die Umgegend, auf die Jagd, überall begleitete er den Freund. Das Gemalde naherte ſich indeß immer mehr und mehr ſeiner Vollendung. Es war ein wundervolles Bild; der Künſtler hatte ſeinen Pinſel in das Leben ſelbſt getaucht, denn das, was auf der Staffelei ſtand, war keine bloße Farbenbildung. Dieſer Angelo ſchien der Natur ihre tiefſten Geheimniſſe abgelauſcht zu haben. Seine Behandlung des Fleiſches war ſo tauſchend, der Faltenwurf der Gewänder ſo köſtlich drappirt, Licht und Schatten meiſterhaft berechnet — konnte man dem Grafen zürnen, wenn er, hingeriſſen von dieſem Werke der Kunſt, dem Schöpfer deſſelben um den Hals fiel, ihn ſeinen beſten, einzigen Freund nannte, ihn mit zärtlichen Worten und Liebkoſungen überhäufte. — Eines Tages war Angelo verſchwunden, Niemand wußte, wohin er ſich gewendet, Niemand hatte ihn ſcheiden ſehen. Das herrliche Gemalde war durch häßliche Pinſelſtriche verunſtaltet. Der Graf wuthete, er tobte acht Tage lang, und wollte Niemand ſehen. Lucretia erduldete dies mit ungewohnter Gelaſſenheit, denn ſie wußte, Werner werde bald an ihrem Herzen Troſt ſuchen. Und es geſchah, wie ſie vorausgeſehen. Die Wunde verharſchte, wie manche andere; ſelbſt der verhangnißvollen Borgia dachte er ſeltener.

Am Vorabende des Allerſeelentages fuhr ein verdeckter Wagen in den Hof der Villa. Der Graf ſtand am Fenſter und ſah verwundert einen kleinen, etwas verwachſenen Mann ausſteigen. Dieſe Figur war ihm bekannt, jetzt ſah der Fremde auf, es war der

Spanier **Silva**. **Lucretia** hatte den beklagenswerthen Ritter, der in jener verhängnißvollen Nacht an San Giorgio maggiore eine ſo unrühmliche Rolle geſpielt, vertheidigt. **Silva** und ſeine zehn Männer waren gewaffnet gegen jede Gefahr, nur gegen die Sbirren der Inquiſition hielten ſie es für unmöglich, anzukämpfen. Paniſcher Schrecken überfiel die Leute, als ihnen die verhängnißvollen Buchſtaben: **C. D. X.** durch die Nacht entgegenblitzten. Trotz ſeiner Unſchuld glaubte es der Spanier doch nicht wagen zu dürfen, dem Grafen unter das Angeſicht zu treten. **Werner** hatte den kleinen Mann mit ſeinem überhöflichen Weſen, ſeinem Hang zu Intriguen, beinahe ganz wieder vergeſſen; er hatte ihm keinen Augenblick gezürnt, ja er kam ihm jetzt beinahe ſogar willkommen, denn er erwartete von dem welt- und menſchenkundigen Spanier Nachrichten über den Stand der Dinge in dem übrigen Italien. Nach einer halben Stunde wurde **Silva** angemeldet. Der Graf ging ihm freundlich entgegen, und bewillkommte ihn von ganzem Herzen. »Beinahe habe ich die Hoffnung aufgegeben, von Euch, Monſignore, freundlichen Empfanges gewürdiget zu werden,« ſo nahm er entſchuldigend das Wort. »Mein Betragen verdient es nicht — aber wer kann wider das Schickſal kämpfen? Die Sbirren der Inquiſition waren in jener verhängnißvollen Nacht das Schickſal. Ohne das Einmiſchen des Rathes der Zehn, hättet Ihr Euch vielleicht durch Eure Racheplane aufgerieben, und Donna **Ughelli** — doch wir wollen davon ſchweigen. Ihr zürnt mir nicht — was will ich mehr? Eure Freundſchaft,« ſetzte er mit ächt ſpaniſcher Emphaſe hinzu, »iſt wie der Löwe in der Wüſte. Ihr ſeid zu groß, um an eine überſtandene Gefahr zu denken.«

Als er den Grafen lächeln ſah, begann er ſein Schatzkäſtlein ader und intereſſanter Neuigkeiten auszukramen. Das Geſpräch dauerte bis zur Tafel fort, und auch **Lucretia** nahm lebhaften Antheil daran. **Silva** überredete die Dame, den Winter in dem ſchönen Florenz zuzubringen, und **Werner** gab gern ſeine Zuſtimmung dazu. Als ſich die Donna in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, blieben die Männer noch eine geraume Zeit ſitzen und plauderten. Spät nach Mitternacht trennten ſie ſich erſt. Während den Grafen ſein Schlafgemach aufnahm, wartete Silva mit unerſchütterlicher Geduld im Speiſeſaale, bis man ihn abrufen würde. Endlich erſchien ein Diener der Signora, und führte ihn in ein entlegenes Gemach des Hintergebäudes. Lucretia empfing ihn dort, wie es ſchien, in großer Aufregung.

»Ihr habt meinen Bruder geſehen und geſprochen?« redete ſie den Spanier mit einer Haſt an, die nur allzu deutlich verrieth, welch' großen Werth ſie auf dieſe Nachrichten legte. »Was ſagt er zu meiner Lebensweiſe? Was ſprechen die Römer von mir? Wie ſteht es mit meiner Herrſchaft Spoleto?«

»»Drei Fragen für eine! — Festina lente, Signora,«« entgegnete Silva in ſeinem gewöhnlichen Tone, dem keine geringe Doſis von Hohn beigemiſcht war. »»Euer Herr Bruder iſt vom König Ludwig VII. von Frankreich, den Gott ſegnen möge, mit dem Herzogthum Valentinois belehnt worden. In Folge deſſen wird er wahrſcheinlich nach und nach den größten Theil von Italien an ſich bringen. Er ſcheint große Plane mit Euch vorzuhaben, aber, Ihr dürft mir es danken, ich habe ſie ihm vorläufig ausgeredet. Weder er, noch Euer Vater, wird Euch in Eurer Einſamkeit ſtören. Der Herr Herzog läßt Euch für die Nachrichten aus Venedig danken; aber das Eine konnte ſowohl er, wie ich, nicht begreifen, wie es gekommen iſt, daß die guten Venetianer Euch nicht wieder erkannt haben.««

»Habt Ihr meinen zweijährigen Aufenthalt in Spanien vergeſſen?« ſagte die Dame, zufrieden lächelnd: »Habt Ihr das vortreffliche Mittel des Dottore Braquino vergeſſen? Dieſem verdankte ich die Umgeſtaltung meiner Geſichtszüge; doch,« ſetzte ſie, ernſter werdend, hinzu, »Ihr werdet nicht unwichtiger Dinge wegen zu mir gekommen ſein. Seid aufrichtig, Silva; ich bedarf Eurer Klugheit, Eurer Verſchwiegenheit.«

»»Das habe ich ſchon oft gehört, Signora,«« antwortete der Spanier mit einer unverſchämten Gleichgiltigkeit. »»Silva hin, Silva her — und was bleibt mir zuletzt? — Doch was Ihr heute begehrt, ahne ich. Ihr ſeid des Grafen müde, Ihr ſehnt Euch nach Freiheit, ſehnt Euch nach Rom, in den Strudel der Vergnügungen und Intriguen zurück. Nun, wir haben das vorausgeſehen.«

Die Dame erblaßte und zitterte heftig, ſie rang nach Worten, und ergriff endlich krampfhaft die Hand des Spaniers: »Menſch, Ungeheuer! Verbrecheriſches Ungeheuer, mit Blut geſäugt, in Blut erzogen!« ſtammelte ſie endlich: »Bedenke, daß Du in meine Gewalt gegeben biſt! Es koſtet mich nur einen Wink, und Du haſt aufgehört zu athmen. O Gott, mein Gott!« rief ſie im Ausbruche des höchſten Schmerzes, und warf ſich, wie vernichtet, auf eine Ottomane: »Bin ich denn ſo verworfen, daß man aus meinem Munde nichts, wie Todesurtheile, zu vernehmen gewohnt iſt?«

Der kleine Mann ſtand in peinlicher Verlegenheit, das hatte er nicht erwartet. Mit erheucheltem Schmerze haſchte er nach der Hand der Signora. »»Fürſtin! Hoheit!«« liſpelte er endlich ſcheinheilig, indem er die ſchöne Hand ehrerbietig an ſeine Lippen drückte: »»Verzeiht mir die Übereilung, das Mißverſtändniß, aber wie konnte ich ahnen —««

Da erhob ſich Lucretia reſignirt. »Ich darf nicht klagen,« ſprach ſie zerknirſcht. »Ich war allzu verworfen, als daß ich Schonung ſelbſt von den Creaturen meiner Verbrechen erwarten dürfte. Deßhalb will ich auch Euch verzeihen. Mein Vater und mein Bruder ſind von argem Irrthum befangen, wenn ſie der Zeit vertrauen, daß dieſe meine Leidenſchaft tilgen ſoll; doch wir laſſen ſie in dieſem Wahne. Hört mich, Silva. In Venedig ſtand ich an der Pforte eines neuen Lebens, jetzt bin ich in dieſen ſchönen Tempel eingetreten, und Werner harrt meiner. Ich werde nie mehr zu den Verbrechen zurückkehren, die mich ſchaudern machen, wenn ich zurückblicke. Italien kann mithin das Land nicht ſein, das mein Glück ſchauen wird; Werner wird mich in ſeine ſchöne Heimat führen, wo nicht Mord und Trug herrſchen. Dort ſoll ſeine Mutter den Bund unſerer Herzen ſegnen, und Gott wird als ein gnädiger Richter auf meine Beſſerung herabſehen.«

In des Spaniers Antlitz blitzte ein Zug von Schadenfreude auf, aber er unterdrückte die höhniſche Bemerkung, die ihm auf den Lippen ſchwebte. »»Italien wird unglücklich ſein,«« ſeufzte er beklommen, »»aber iſt die Flamme zu tilgen, die in Eurem Innern tobt? Ah, Signora, hätte ich je geglaubt, daß ein Mann Euren Stolz, Euer kaltes Herz ſo bezwingen könnte?!««

»Ich habe es geahnet, daß es einmal ſo kommen würde,« entgegnete die Dame, ſich angenehmen Erinnerungen hingebend. »O, Silva, wer ſollte ihn auch nicht lieben, den hohen, herrlichen Mann, aus dem ich einen König machen würde, wenn ich nicht italieniſches Gift für ihn fürchtete. Wie oft habe ich geſpottet über treue Liebe, Silva, und wie hat ſich dieſe Allgewalt der Empfindungen gerächt! Mein ganzes Weſen, jeder Gedankenkeim in mir geſtaltet ſich in Liebe für ihn um, und nur das Eine iſt mir furchtbar: daß es ein Etwas geben könnte, das er wie mich, oder mehr, als mich, lieben könnte. Silva, ich habe auf dieſer Villa enſetzlich gelitten und gekämpft. Alle Qualen der Eiferſucht zerriſſen mein Inneres, obgleich mir auch nicht die geringſte Veranlaſſung ward. Ich habe einen Hund tödten laſſen, weil Werner ihn oft liebkoſ'te; den ſtolzen Haſir, das ſchöne Roß, mußte der Stallmeiſter verletzen, weil mir manche Stunden entzogen worden waren. Den Freund, an den ſich der Geliebte geſchloſſen, entfernte ich — ja, Silva, ich ward eiferſüchtig auf mein eigenes Bild. O, dieſe Eiferſucht iſt meine härteſte Strafe! Mir wäre ſelbſt der Tod unerträglich, wenn ich Werner lebend zurücklaſſen müßte. Es ſtünde ihm ja dann frei, wieder eine Andere zu lieben.«

Der Spanier warf einen vielſagenden Blick in die Höhe, und ſchlug die Hände bedächtig zuſammen. »»Wir haben ein gutes Sprichwort in Spanien drüben,«« nahm er endlich das Wort, »»und das will ich Euch ſagen, Signora, denn es paßt trefflich auf Euern Zuſtand: »Donde fuego se hace fumo sale« heißt es. »Wo Feuer iſt, da iſt auch Rauch.« Die Eiferſucht, das iſt der Rauch.

Eurer Liebe — per dio! er beißt mir gewaltig in die Augen, Hoheit; ich fürchte zu erblinden. Gute Nacht! Gute Nacht!«

Er verließ haſtig das Zimmer, denn er hatte ſeinen Ärger nicht länger verbergen können. In die Nacht rannte er hinaus, und ſchrie den Winden ſeinen Grimm entgegen. »Carajo demonio,« fluchte er wild. »Bin ich denn noch Silva, des Herzogs von Valentinois rechte Hand? Iſt es nicht eine Schande für Italiens Jugend, daß dieſer hergelaufene nordiſche Bär die ſchönſte, edelſte Blume Hesperiens davon trägt? Iſt es nicht eine Schande für mich, der ich dieſe zarte Blüte gehegt, daß ſie jetzt ſo ausartet? Mit welchem Geſicht ſoll ich vor Se. Heiligkeit, ſoll ich vor den Herzog treten, wenn ich es geſtatte, daß ein ſimples Gräflein die köſtlichſte Beute in ſeinen rauhen Norden trägt? Gemach, gemach, Dämchen! Gemach, ſtolzer Graf! Euer Exempel iſt falſch, das Facit wird anders lauten!«

Er kehrte in die Villa, aber nicht auf ſein Zimmer zurück. Über dem Hofe, in einer Seitenkammer, ſchlief Haſſan, der Mohr, das verſchmitzteſte Negergeſicht, das je Italiens blauen Himmel geſehen. Dieſen hatte der Spanier aus Rom mitgebracht; er ging, ihn zu holen. Der Schwarze war beim erſten Laute wach, und horchte begierig auf die Worte, die zu ihm geſprochen wurden. »Was ich Dir zu ſagen habe, Haſſan, vernimm wohl,« begann Silva mit vieler Salbung. »Ich kann es nicht dem Papier anvertrauen, denn es gibt Räuber und Betrüger, die Dir es ſtehlen könnten. Ich werde es nur Deinem Kopfe, Deiner Verſchwiegenheit mittheilen. Merk' auf, Du haſt noch keine wichtigere Nachricht getragen. Morgen zu guter Stunde, je früher deſto beſſer, wirſt Du mit der Kammerdame der Fürſtin Bekanntſchaft anknüpfen; ſie muß Dir eine Phiole, welche die Signora öfters auf dem Buſen getragen, jetzt aber in ihrer geheimen Schatulle verborgen hat, verſchaffen. Dieſe Phiole bringſt Du mir ſofort. Frage mich nicht nach dem Wie und Warum; Du weißt beſſer, wie ich, wie eine ſolche Sache anzufangen iſt. Ich werde morgen nicht ſo viel Gelegenheit haben, mit Dir zu ſprechen, deshalb höre heute, was Du ferner zu thun haſt. Du wirſt morgen, noch vor der Sieſta, auf dem beſten meiner Pferde nach Rom zurückkehren. Der Herzog von Valentinois wird Dich ſogleich vor ſich laſſen, wenn Du ſagſt, Du kameſt von mir. Erzahle ihm Wort für Wort, was Du von mir vernommen. Sage ihm, ich habe Donna Lucretia in einer Liebeswuth getroffen, die alle Beſchreibung überſteigt. Sage ihm, der deutſche Graf wolle ſeine Geliebte nach Deutſchland führen. All' unſere Plane ſeien durchkreuzt, all' unſere Hoffnungen zerſtört, deßhalb habe ich zum letzten Mittel gegriffen — zu dem der Vernichtung. Händige ihm die Phiole ein, und er wird erkennen, daß dieſe Vernichtung eine ſichere ſein wird. Du haſt mich verſtanden?«

Der Mohr nickte gleichgiltig mit dem Kopfe. Silva wandte ſich zum Gehen, doch auf halbem Wege kehrte er wieder um. »Noch Eins!« bemerkte er. »Präge der Kammerfrau wohl ein, daß ſie Dir nicht das Fläſchchen mit dem gelben Schildchen, ſondern das mit dem blauen verſchafft.«

Der Schwarze nickte wieder — die beiden Männer trennten ſich.

10.

Der andere Morgen traf unſern Spanier in eifrigem Geſpräch mit dem Leibpagen des Grafen. Der junge Menſch ſah ziemlich beſtürzt aus, Silva fixirte ihn mit giftigen Blicken. »Ich hoffe nicht, daß Euer Weigern Ernſt iſt,« ſprach er mit ſchneidendem Tone. »Bedenket die Folgen, und fürchtet des Herzogs Zorn.«

»»Der Graf iſt mein Wohlthater, er iſt mir nicht Herr, ſondern Freund,«« entgegnete zagend und ſchwankend der junge Mann. »»Ich kann nichts gegen ihn unternehmen.««

Der Spanier lachte. »Hat man je einen größeren Schwachkopf, als Euch, geſehen?« unterbrach ihn höhniſch der Verführer. »Wer ſpricht in unſeren Zeiten von Dank? Dem iſt man Gegendienſte ſchuldig, der unſer Glück begründet. Was hat dieſer armſelige Graf für Euch gethan? Was könnte er überhaupt für Euch thun? Euer Schickſal liegt in den Händen des Herzogs von Valentinois, deſſen Unterthan Ihr ſeid; er wird Euch mit Geſchenken überhäufen, ſelbſt der Ritterſchlag kann Euch nicht ausbleiben. Weigert Ihr Euch, ſo wird ſich ein Anderer finden, der ſeine Hand zu unſerem Vorhaben bietet. Was dann Eurer wartet, will ich Euch nicht ausmalen; aber der Zorn des Herzogs pflegt in der Regel erſt dann aufzuhören, wenn Derjenige, der ihn erregte, nicht mehr athmet. Das merkt Euch. Ihr habt jetzt die Wahl. Seid Ihr es nicht, ſo iſt es ein Anderer; mir gilt's gleich. Ihr Alle ſeid nichts, als willenloſe Werkzeuge in der Hand des Hohen. Auf ſie fällt die That und ihre Verantwortlichkeit — mir wächſt kein graues Haar darob.«

Der junge Menſch ſchien noch einen Augenblick nachzudenken, ſchwankte — und fiel. »Ich kann nicht ankämpfen wider das Geſchick,« ſagte er endlich halblaut, indem er die Augen nicht empor zu heben wagte. »Gebt das Fläſchchen her, und gedenket meiner beim Herzog.«

Er ſtreckte die Hand aus — Silva drückte ihm ein Fläſchchen hinein, und bemerkte leiſe und bedeutungsvoll: »Alſo heute um Frühſtück!« dann ſchritt er mit vergnügtem Angeſicht, eine ſpaniſche Canzonette vor ſich hin trällernd, in den Garten.

Werner hatte eine unruhige Nacht verbracht, ſein Kopf war wüſt und angegriffen, als er erwachte; er fühlte ein Etwas in ſich, das ihn peinigte. Es war jene unheimliche Beklommenheit, die uns zuweilen überfällt, wir wiſſen nicht, woher ſie kommt, durch was ſie hervorgerufen wird. Iſt es das Schickſal, das in ſolchen Momenten durch eine geheime Stimme zu uns ſpricht? Iſt es eine Geiſterſtimme aus jenen Regionen, die Keiner von uns geſehen, und aus denen wir doch ſtammen ſollen? Wer wird dieſen Schleier jemals lüften? Auch den Grafen beſchäftigten dieſe Gedanken. Er vertiefte ſich immer mehr in jenen Ideenkreis, in den wir uns ſo gern verlieren, und der doch nichts Anderes, als weite, leere Flächen bietet, auf denen unſere Blicke troſtlos umher irren. Die hochſtehende Sonne erinnerte ihn endlich daran, daß **Lucretia** ſeiner im Geſellſchaftszimmer harren würde. Er warf ſich raſch in ſeine Kleider, und eilte dahin. Signora war noch nicht zugegen, endlich erſchien ſie. Ihr ganzes Weſen ſchien ſich in Zärtlichkeit umzuwandeln, als ſie des Grafen düſtere Miene gewahrte. »Ich bringe meinem Geliebten einen Troſt, der ihn ſicher erheitern wird,« ſprach ſie liebevoll, indem ſie den ſchönen Arm um ſeinen Nacken ſchlang. »Wir werden den Winter nicht in Florenz zubringen, wir wollen in Dein rauhes, aber biederes und treues Heimatland zurückkehren. Der Boden brennt mir unter den Füßen; mir iſt, als ſtänden wir auf dem Krater des Ätna, und müßten jeden Augenblick den vernichtenden Ausbruch befürchten. **Werner**,« fuhr ſie verlegen werdend fort, »ich bin nicht ſo frei, als Du glaubſt. Der Spanier hat mir Nachricht von meinen Verwandten in Rom und Mailand gebracht. Meine Liebe zu Dir hat ihre hochfliegenden Plane zerſtört, ſie werden Dich mit Gift und Dolch verfolgen, und ich, mein Geliebter, werde Dich nicht zu ſchützen vermögen.«

Sie ſank thränenden Auges an ſeine Bruſt. Der Graf preßte ſie zärtlich an ſich. »»Beruhige Dich, mein einziges Leben,«« ſagte er mit furchtloſer Stimme. »»Ich fürchte nichts für mich, aber dieſer Haß könnte auch Dich treffen. Darum danke ich Dir für Deinen Entſchluß. In meinem Heimatlande ſind wir ſicher vor Nachſtellungen; auf meiner Väter Schloß, in den Armen meiner ehrwürdigen Mutter und bei den Meinigen, da erſt wird uns ein neues, ſchöneres Leben aufgehen.««

Sie wurden in ihrem Geſpräch geſtört, die Thüre öffnete ſich, der Leibpage des Grafen trat herein, und ſetzte das Frühſtück vor ſeinem Herrn nieder. Er warf einige beſorgte Blicke auf die Donna, und blieb an der Thüre ſtehen, als erwarte er noch Befehle.

»»Ich werde heute nicht frühſtücken, **Leonardo**,«« bemerkte der Graf dem jungen Manne gütig. »»Ich fühle mich nicht ganz wohl.««

er Page ſprang eilig hinzu, um das Service wieder mitzu
doch Lucretia befahl ihm zu gehen. Zögernd und
e Blicke zurückwerfend, entfernte ſich der junge Menſch.
ch werde heute ſtatt Deiner frühſtücken, mein Freund,«
ie Dame ſcherzend, indem ſie ſich bediente, »und in Deiner
art ſoll es mir köſtlich munden.«

r Graf ſchloß ſie innig in ſeine Arme, und küßte ſie herz
ann wurde noch Manches beſprochen und manches Liebes-
ngetauſcht. Eine kleine halbe Stunde verfloß raſch, da
erauſch und Pferdegetrappel unten im Hofe die Unterhal-
r beiden Liebenden. Lucretia trat an's Fenſter; eben
ſich Silva auf's Roß, und ſprengte im eiligſten Gallopp,
r einmal zurück zu blicken, durch das Thor. Befremdet
Dame ihren Geliebten an. »Was ſoll das bedeuten?«
e endlich, indem ſie die Farbe wechſelte; »was ſoll dies
ommen, dies eilige Gehen? Werner, mir ahnet nichts

Graf ergriff der Geliebten beide Hände, und ſah ihr
s Auge. »Lucretia,« ſprach er endlich mit der Sicher-
s Mannes, der vor keiner Gefahr bebt: »Sagteſt Du
r ſtünden auf einem Krater, unter unſern Füßen das gäh-
ment? Dieſer Spanier erſcheint mir wie das Verbrechen in
rkörperung, doch darfſt Du ruhig ſein, Dich wird man
gefährden wagen; was haſt Du, Engelreine, auch ver-
Aber gegen mich, der ich als Fremdling gehaßt bin, wer-
re Schergen ausſenden; doch zittere nicht, ich bin ein
h werde wie ein Mann zu kämpfen wiſſen.«

ſchöne Weib warf ſich, wie aufgelöſ't vor Schmerz, an
ſt: »O Werner,« ſeufzte ſie, »Du weißt nicht, was Du
u kennſt dies Italien mit ſeinen Giftmiſchern und Meu-
n nicht. Der Diener, der Dich ankleidet, den Du mit
n überhäufeſt, hüllt Deinen Körper in ein vergiftetes
Der Mundkoch, den Du theuer wie Geld hältſt, miſcht
Speiſe ein langſam tödtendes Gift; der Page kredenzt

Dir den Tod im Becher Wein. Du gehſt zehn Schritte vor der Villa, ein Dutzend Männer überfallen Dich, ſtoßen Dich nieder und verſchwinden. Niemand weiß, wo ſie hergekommen, Niemand, wo ſie hingegangen ſind. Und haſt Du je gehört von der Staatsinquiſition, den Zehnmännern Venedigs? Haſt Du ſo ſchnell vergeſſen, wie fein dieſe ihre Netze um Dich zog? Du kannſt Dich zehn Jahre in Sicherheit wähnen, auf einmal ſieht die Inquiſition, daß Du reif biſt, der günſtige Moment iſt da — ein raſcher Griff, und Du biſt verloren. Haſt Du endlich der Borgia mit ihrer nie ruhenden Rache gedacht?«

Sie hielt erſchöpft inne und warf ſich, gepeinigt von innerer Seelenangſt, auf eine Ottomane nieder. Der Graf ſuchte ſie vergebens zu tröſten, und rief endlich ihre Frauen herbei, als er der Geliebten ſteigende Aufgeregtheit bemerkte.

In der Villa herrſchte an dieſem Tage eine bange Schwüle; die Dienerſchaft ſtrich in den weiten Gängen ängſtlich und ſcheu umher, hier und da blieb Einer ſtehen, fragte mit verſtörter Miene den Andern Etwas, und man trennte ſich wieder kopfſchüttelnd. So ging es vom Haushofmeiſter an bis zum Stallbedienten herab. Der Mohr des Spaniers, der finſtere Haſſan, war ſchon am frühen Morgen in aller Stille aufgebrochen, und Silva folgte ihm ungefähr fünf Stunden ſpäter, nachdem er eine kurze Unterredung mit Leonardo, dem Leibpagen des Grafen, gehabt hatte. Der junge Menſch wurde ſeitdem vermißt; endlich, um die Mittagsſtunde, erſchien er wieder, mit verſtörtem Angeſicht und allen Zeichen einer geheimen Seelenangſt. Er forſchte ängſtlich nach dem Befinden der Signora und dem des Grafen, und als er vernahm, daß Erſtere unpäßlich ſei, ließ er ſich nicht mehr zurückhalten, und eilte geraden Laufes nach den Gemächern der Herrin. Sie lag, umgeben von ihren Frauen, auf einer Ottomane, als der Page hereintrat und die Kammerfrau bedeutete, er müßte mit der Donna in Geheim ſprechen. Dann ließ er ſich in tiefſter Zerknirſchung auf ein Knie nieder, und rang unter Thränen die Hände. Lucretia hatte der ganzen Scene mit großer Verwunderung zugeſehen, endlich ſprach ſie gütig zu dem jungen Menſchen einige Worte der Beruhigung.

»Oh Principessa!« rief dieſer im Ausbruch der furchtbarſten Verzweiflung. »Es iſt ein unerhörtes Verbrechen begangen wor-
en. Der Teufel des Ehrgeizes hat mich verblendet, ich ließ mich erlocken; Silva, der Spanier und der Herr Herzog von Va-
entinois haben mich überredet —«

Er vermochte nicht weiter zu ſprechen; aber Lucretia rhob ſich mit dem Ausdruck des höchſten Entſetzens. »Unglückli-
her,« rief ſie, »Alles ſoll Dir verziehen werden, nur kein Verbre-
hen an dem Grafen.«

Der junge Menſch ſenkte wie vernichtet den Blick zu Boden. ies Stillſchweigen ſagte der Dame genug, ſie ſtieß einen Schrei us, und ſank, mit den Händen das Geſicht bedeckend, auf einen rmſtuhl nieder. Eine lange Pauſe trat ein, endlich erhob ſich e Donna mit nicht geringer Faſſung, wie es ſchien. »Deine eue, Leonardo,« ſprach ſie mit Güte und Herablaſſung, »Deine Entdeckung des Verbrechens läßt mich hoffen, daß noch orkehrungen getroffen werden können. Geſtehe mir Alles, ver-
weige mir nichts, und Deine Schuld wird von mir ein mildes theil treffen.«

»Eure Güte vernichtet mich, Signora,« ſtammelte der Page. Noch iſt Rettung möglich, denn das Verbrechen iſt erſt wenige tunden alt. Heute früh gab mir Silva ein Fläſchchen, deſſen halt ich in das Frühſtück des Grafen goß.«

»Jn das Frühſtück des Grafen?« unterbrach ihn haſtig Lu-
etia: »Jn das Frühſtück, welches Du heute Morgen in das mmer brachteſt? Ha, nun iſt das Bubenſtück mißlungen!« fuhr mit einer Art von Triumph fort. »Leonardo, Du wirſt veigen, und keine Sylbe von dem verrathen, was ich Dir mit-
le. Das Frühſtück hat durch einen Zufall, für den ich dem All-
htigen auf den Knieen danke, nicht der Graf, ſondern ich ge-
mmen. Zittere nicht, ich werde dem Gifte der Borgia's t unterliegen; meine Schatulle verwahrt eine Phiole des

wirkſamſten Gegengiftes. Nur Se. Heiligkeit und der jetzige Herzog von Valentinois beſitzen, außer mir, noch dieſes Mittel. Doch, Leonardo, nochmals ſage ich es Dir, übe Verſchwiegenheit, nur dieſe kann Dich retten.«

Der Page gelobte mit heiligen Eiden, gehorſam zu ſein, und die Donna klingelte nach ihrer erſten Kammerdame.

»Eſtrella!« redete Lucretia die Eintretende an, »in meinem Ankleidegemach wirſt Du eine Schatulle finden. In dieſer Schatulle, zu der Du den Schlüſſel beſitzeſt, befinden ſich mehrere Fläſchchen, worunter auch eins mit einem blauen Schildchen. Dieſes bringe mir, ohne die anderen auch nur zu berühren, ſogleich hierher, und verſchließe Alles wieder ſorgfältig.«

Die Kammerdame vernahm dieſen Befehl mit einem geheimen Entſetzen, ſie wollte reden und vermochte es nicht. Als die Herrin ſie erſtaunt anſah, wankte ſie endlich der Thüre zu, doch wäre ſie zuſammengeſunken, wenn ſie nicht das Schloß erreicht, und ſich daran feſtgeklammert hätte. »Um Gotteswillen!« rief Lucretia erbleichend, indem furchtbare Ahnungen in ihr aufſtiegen. »Was werde ich an dieſem verhängnißvollen Tage Alles erfahren müſſen!«

Da warf ſich Eſtrella weinend zu den Füßen der Gebieterin nieder. »Es iſt kein Verbrechen, hohe Frau, das ich begangen,« klagte ſie unter Thränen, »aber daß Ihr gerade heute das Fläſchchen verlangt, läßt mich einen ſchändlichen Betrug ahnen. Ich will durch ein offenes Bekenntniß jedweder Schandthat vorzubeugen ſuchen. Heute Morgen kam Haſſan, der Mohr des Don Silva, zu früher Stunde heulend vor meine Thüre, und klagte, die Zahnſchmerzen hätten ihn nun ſchon die ganze Nacht nicht ſchlafen laſſen. Er ſchrie mir zu, ich könnte ihm helfen, wenn ich nur wollte; ſein Herr habe früher einmal davon geſprochen: Donna Lucretia beſäße ein wirkſames Mittel dafür, das ſie wohl in einer Schatulle verwahre. Wenn ich ihm das Fläſchchen auf wenige Augenblicke verſchaffe, ſo wollte er mir ein herrliches mauriſches Korallenband ſchenken. Nichts Böſes ahnend, gab ich ihm das Fläſchchen mit dem blauen Schildchen, welches er mir ſo wohl bezeichnet hatte. Ich habe den Schwarzen ſeitdem nicht wieder geſehen.«

Mit ſteigendem Entſetzen hatte Lucretia dieſer Erzählung gelauſcht; ſie warf einen vernichtenden Blick gen Himmel, als die Kammerfrau geendet hatte. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie winkte Eſtrella zu, ſich zu entfernen, und ſank dann ſchluchzend in die Kiſſen einer Ottomane. Dort lag ſie eine geraume Zeit, und vernahm nichts um ſich her, endlich erhob ſie ſich. Ihre Thränen waren getrocknet, ein tiefer Schmerz lag in den ſchönen Zügen, doch verrieth ihr Äußeres Hoffnung und Ruhe.

»Das Gift wird noch in dieſer Nacht wirken,« ſprach ſie mit großer Gelaſſenheit, »ich kenne ihn, dieſen Trank der Bor- ia's — ich werde ſterben. Sterben, wo ich das Leben zu lieben eginne, wo es der Reize ſo unendlich viele für mich entfaltete. Gott, Du ſtrafſt gerecht, aber hart! Wo ich hinblicke, nichts nde ich, das mich zu tröſten vermöchte, ſelbſt der Gedanke vermag nicht, daß ich für ihn ſterbe, den ich allein meiner Liebe wür- gen konnte. Er wird leben, er wird erfahren, wen er in ſeiner ucretia geliebt,« fuhr ſie mit ſteigendem Affect fort, »er wird einem Andenken fluchen. Er wird in den Armen einer Anderen einer vergeſſen!« Dieſe letzteren Worte ſtieß ſie mit einer Art n Verzweiflung aus. Dann ſchien ſie ſich wieder zu beruhigen. e durchſchritt einige Male das Zimmer, und ihre Klingel rief den gen des Grafen wieder herein.

»Deiner Dienſte, junger Menſch,« begann ſie, »bedarf ich jetzt n letzten Mal; Du magſt dann, mit Gütern überhäuft, dem Glücke hjagen, das Du Dir erſehnt. Laß' Dir von Eſtrella aus mei- Schatulle jene Phiole mit einer gelben Vignette geben, und ge mir dieſe. Die Limonade, die Du nach einer Viertelſtunde meinen Händen erhalten wirſt, bringſt Du zum Grafen, und t ihm: ich habe ſie ihm zur Kühlung zubereitet, und er wird rinken. Dann meide mein Angeſicht, verlaß' dieſe Villa unver- ich, und wage es nicht, hinter Dich zu blicken.«

Während der Page die Phiole holte, miſchte **Lucretia** die Limonade. Der Graf empfing dieſe, ließ der Geliebten danken und trank. —

Die Sonne war im Sinken, als **Lucretia** in das Gemach des Grafen trat. Ein ungewöhnlicher Ernſt lag in ihren Zügen, ſie trat vor den Geliebten, ſie ergriff ſeine beiden Hände, und ſah ihm lange in's Geſicht. »Ich bin gekommen,« unterbrach ſie endlich die Stille, »ich bin gekommen, Dich zu fragen, mein Freund, ob Du mich liebſt, auch recht von Herzen liebſt?«

Werner ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme. »»Was bewegt Dich, ſüßes Leben?«« fragte er mit einiger Beſorgniß. »»Was geht überhaupt in der Villa vor? Die Leute gehen ängſtlich und ſcheu an mir vorüber, man ſteht mir nirgends Rede. **Silva** und ſein Mohr ſind verſchwunden, aus welcher Abſicht, will Niemand wiſſen. Welch' ein unheilvolles Geheimniß ſchleicht durch die Räume dieſes Hauſes?««

»Du biſt darüber erſtaunt, mein Geliebter?« ſagte unbefangen **Lucretia**. »In unſeren Zeiten, in dem Lande, in welchem wir wohnen, müſſen wir auf Alles gefaßt ſein. Wir ſtehen auf Lavaboden, tief unter uns gährt das glühende Element, noch einen Augenblick — und die Eruption erfolgt.«

»»Du erſchreckſt mich, Geliebte,«« ſagte **Werner**. »»Was wir heute Morgen beſchloſſen haben, ſteht es nicht mehr feſt? Soll es uns nicht in wenig Tagen dieſem treuloſen Italien entführen?««

»Die Flucht wird nicht mehr retten, wenn uns der Flammenſtern vernichtend auf der Ferſe folgt,« ſprach eintönig die Dame, krampfhaft die Rechte des Grafen preſſend. »Ich ſehe, wo ich hinblicke, nichts als Tod und Vernichtung um mich her.«

»»**Lucretia**!«« rief der Graf beinahe erzürnt; »»Ende dies Gaukelſpiel, ich fürchte nichts, als die Ungewißheit!««

Da knickte die Donna zuſammen, wie eine Blume, die der Hauch des Sturmes allzu hart getroffen. Es trat eine peinliche

Stille ein; nach mehreren Minuten erſt erhob ſich Lucretia, und ſah dem Grafen mit ihren thränenden Augen in's Angeſicht: »Worte ſind hier nicht von Nöthen, mein Freund,« nahm ſie das Wort. »Frage Dein Inneres, frage das Feuer, das in Deinen Adern tobt. Frage den verzehrenden Schmerz, der in wenig Momenten Deine Eingeweide zerreißen wird.«

Der Graf entfärbte ſich, er legte die Rechte auf die Bruſt, und rang nach Luft. »Du ſprichſt in Räthſeln, meine Lucretia!« ſagte er dann, ſich faſſend. »Dieſes zehrende Feuer, das in meinem Innern tobt — nicht zum erſten Mal empfinde ich es.«

»O, Du biſt glücklich, dreimal glücklich in Deinem Wahne!« rief die junge Dame mit zärtlichem Ausdruck der Stimme, und ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt. »Nicht mit allen Schätzen der Erde iſt dieſer Wahn für mich zu erkaufen. Werner, nimm dieſe Wahrheit, die einzige Wahrheit mit Dir: Lucretia hat nur Dich, allein Dich geliebt. Das Trauerſpiel geht zu Ende, Zuſchauer und Figuranten werden der längeren Täuſchung müde. Glücklich die, welche wiſſen, daß hinter der ernſten Täuſchung eine harmloſe Wahrheit verborgen liegt. Mir iſt eine ſolche Freude nicht beſchieden. Werner, Du biſt ein Mann, Du biſt Herr Deines Willens, Deiner Kraft; ich habe Dich geliebt, nur einen Mann konnte ich lieben. Du haſt über mich geherrſcht, und ich habe Deinen Befehlen gelauſcht, obgleich Fürſten zu den Füßen dieſer Sklavin vergebens um Erhörung flehten. Mein Freund, Du wirſt mit der Stärke eines Mannes hören, was ich Dir ſage: Du haſt Gift. — Lucretia hat es Dir gegeben.«

»Gift — Lucretia!« ſchrie der Graf entſetzt, und ſank in ie Kniee. »Gerechter Gott, meine Ahnung!« Er ſchlug die Hände er's Geſicht und weinte; denn er dachte an ſeine Mutter.

Was Lucretia empfand, ſtrebt die Feder des Dichters vergebens zu beſchreiben. Es gibt einen Schmerz, der keine Thränen, s gibt eine Wonne, die keine Worte hat — es gibt aber auch ne Stärke der Empfindungen, für die der Dichter keine Phraſen nnt.

»»Orsbeck, Orsbeck, Du hatteſt Recht, als Du auf der Riva Schiavone ſagteſt: die Borgia würde den Stamm der Erbache vernichten!«« fuhr nach langer Pauſe der Graf wieder leiſe fort. »»Ah, dieſer Teufel hat gut gerechnet; jetzt, wo mir das Leben wieder neue Reize zu erſchließen beginnt, wo mich Deine Liebe der Menſchheit wieder gab, jetzt greift das Ungeheuer vernichtend in mein Daſein ein. O, Lucretia, warum trägſt Du den Namen dieſes unſeligen Weibes!««

»Ich will Dich durch einen Troſt aufrichten, mein Freund,« ſprach die Dame, indem ſie dem Geliebten zärtlich in das verſtörte Angeſicht ſchaute. »Du wirſt nicht allein ſterben. Ich würde den Gedanken nicht ertragen haben, Dich lebend zurück zu laſſen, und ſo wirſt auch Du denken. Wir waren Eins im Leben, wir werden Eins im Tode ſein.«

»»Alſo auch Dich, meine Geliebte!«« rief Werner entſetzt, »»auch Dich trifft die Rache dieſes Ungeheuers? O mein Gott, warum mußteſt Du mich lieben, mich, der ich beſtimmt war, nur Verderben um mich zu verbreiten! Lucretia, wirſt Du mir verzeihen, daß ich Dich mit hinabreiße in dieſen Abgrund? Aber,«« fuhr er plötzlich gefaßter fort, und ein Strahl leuchtete in ſeinem Angeſichte, »»iſt denn keine Rettung möglich? Hat denn das verbrecheriſche Italien keine Gegengifte?««

»Keines,« entgegnete die Geliebte troſtlos. »An dem Gifte der Borgia's ſcheitern alle Künſte der Ärzte, und das Gegengift beſitzt allein der Papſt und der Herzog von Valentinois.«

Der Graf erhob ſich gefaßt, und ſchloß die Leidensgefährtin in ſeine Arme. »»Ich will nicht klagen,«« ſprach er mit einem Anfluge von Heiterkeit. »»Ich habe mehr des Glückes genoſſen, als ich in Italien zu finden hoffte. Meine Beſtimmung iſt erfüllt, wenn auch der Zweck nicht erreicht wurde. Ein Spiel iſt verſpielt, das andere ward gewonnen. Lucretia, Deine Hand — wir werden uns wiederſehen.««

Er richtete das todtenbleiche, zerknirſchte Weib auf, und küßte es. Lucretia ſchien in eine Art Apathie verſunken. Als ſie die Augen aufſchlug, war der Graf verſchwunden, ſie hörte das Schloß ſeines Schlafgemaches klirrend in den Riegel fallen, und ein entſetzlicher Schrei entriß ſich ihren Lippen. »Werner, Werner, Du kannſt nicht ſterben, Du haſt Deiner Lucretia nicht verziehen. Du nimmſt den Fluch mit in's Grab! Höre mich! Verzeihe Deiner Mörderin: ich habe Deinen Bruder aus Haß, Dich aus Liebe vergiftet. Ich bin Lucretia Borgia!«

Sie brach an der Thüre ohnmächtig zuſammen, aber da drinnen im Kabinet ließ ſich kein Laut vernehmen. —

Unten im Hofraume ward es lebendig; drei Reiter auf ſchweißbedeckten Roſſen ſprengten zum Gitterthor herein. Der Page Leonardo ſtürzte ihnen entgegen. »Don Silva!« ſchrie r mit furchtbarer Stimme: »Fluch auf Euer Haupt! Ihr habt as Gegengift ſtehlen laſſen, und der Tod iſt in dieſe Räume einezogen.«

Der Spanier ſah nach dem Stande der Sonne, und antwortete icht, dann wandte er ſich, vom Pferde abſpringend, zu dem Mohren, er ihm gefolgt war, und empfing aus deſſen Händen die Phiole it dem blauen Zeichen.

»Wir kommen nicht zu ſpät, zu guter Stunde habe ich den ohren wieder eingeholt!« ſprach er mit Beſtimmtheit, indem er iumphirend die klare Flüſſigkeit im Glanze der Abendſonne ſpie- ln ließ. »Die Fürſtin kann erſt nach Sonnenuntergang dem ifte erliegen. Signor Aleſſandro,« fuhr er zu jenem deutſchen rzte gewendet fort, »Euren Händen übergebe ich dies Arcanum. hr haftet mit Eurem Kopfe Sr. Heiligkeit und dem Herzog von alentinois für das Leben der Donna Lucretia Borgia.«

Der Arzt neigte ſchweigend das Haupt, und ſchritt die Treppe an. Im Zimmer des Grafen fand man die Signora noch immer mnächtig an der Thürſchwelle liegend. Niemand, als Leonardo, mmerte ſich um Werner; als die Donna in ihre Gemächer ragen worden war, ließ er die Thüre ſprengen. Der Graf lag ſeinem Ruhebette, ſeine Züge verriethen eine ſanfte Wehmuth Seele, doch lag kein häßlich entſtellender Schmerz in ihnen. —

Er war todt. Der Page beugte ſich über die Hand, die ihm im Leben ſo oft Gutes gethan, und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Hier war keine Hilfe mehr von Nöthen, der kalte Tod ſpottete aller Gifte und Gegengifte. — —

Lucretia ſtarb nicht. In dem Zuſtande von Beſinnungsloſigkeit, in welchem ſie ſich befand, gelang es dem weiſen Arzte, ihr das Gegengift einzuflößen. Wochenlang lag ſie in einer Apathie, die ſie unfähig zum Denken machte. Nach und nach erholte ſie ſich; allmälig tauchte die Vergangenheit in ihrer blutigen Erſcheinung wieder in ihr auf. Aber ſie verzweifelte nicht; ſie erkannte, daß ſie leben müſſe, um ſich zu rächen. Sie ward wieder Lucretia Borgia. Sie kehrte nach Rom zurück, die Leiche des Geliebten mit ſich führend, und Italien zitterte. Silva und Leonardo waren die erſten Opfer, die fielen; Ceſar Borgia, der Herzog von Valentinois, floh vor dem Zorne ſeiner Schweſter nach Frankreich. — Doch es iſt nicht unſer Zweck, das Leben der gefürchteten und gehaßten Herzogin von Spoleto zu beſchreiben. Die Geſchichte hat über ſie gerichtet!

In der Chieſa dei Scalzi zu Rom erhebt ſich der Sarkophag, welcher die irdiſchen Überreſte des deutſchen Grafen Werner von Erbach deckt. Unter dieſen Steinen ruht der Mann, den Lucretia Borgia allein ihrer Liebe würdig hielt.

Wir haben die Geſchichte dieſer Liebe erzählt.

Hamlet.

Es geht ein Königsſohn im kalten Norden,
Dem man des Lebens Urquell dort erſchlug;
Den Thron beſitzen, die den Vater morden,
Die Mutter theilt des Mörders Luſt und Trug.

Es muß Hyperion dem Satyr weichen,
Der Lumpenkönig iſt zu ſchaden klug.
In all' den angeſtammten weiten Reichen
Kaum noch ein Ort, der zum Aſyl genug.

Und Roſenkranz und Güldenſtern, Gervinus —
Polonius wollt' ich ſagen, wie ich muß —
Sie ſpreiten aus ihr langgedehntes Minus,
Die Zunge, ſteilrecht, bildet es zum Plus.

Auch an Ophelien wird es nimmer fehlen,
Das Herz, zumal bei Weibern, hat nicht Raſt,
Im Sturme, wie der Schiffe, ſo der Seelen,
Mehrt ſelbſt die reichſte Ladung nur die Laſt.

Da mahnt denn alle Welt zum Wirken, Handeln;
Allein der Hebel braucht doch Ort und Statt,
Der ſtärkſte Sinn muß ſich in Mißmuth wandeln,
Fehlt erſt der Raum zum Anlauf und zur That. —

Grillparzer

Zur goldenen Hochzeit.

Golden, ſilbern, eiſern, ehern
Nennt die Alter man der Welt,
Und zum mindern von dem höhern
Schreitet fort ſie, wird erzählt.

Doch der Menſch in unſern Tagen
Sieht die Alter ſich verkehrt:
Jugend, die ſchon Sorgen klagen,
Zeigt nur eiſern ihren Werth.

Erzgewappnet geht das Leben,
Selbſt die Liebe wird zum Streit,
Und dem ſtets erneuten Streben
Liegt der Ruhe Glück ſo weit.

Erſt nach durchgekämpften Jahren
Lacht das Schickſal wieder hold,
Und mit Silber in den Haaren
Wird die Zeit, die Ehe — Gold.

Grillparzer

Von einer Zwiebel.

Harlem's glückſeligſter Bürger iſt
Van Hork, der göttliche Blumiſt.
Dort ſteht er, die Zwiebel in der Hand, —
O ſeht, wie ſein Aug' in Wonne ſchwand!
Nie hat er vor Jahren die ſchmucke Braut
So zärtlich, ſo herzlich angeſchaut;
Scharf blast der Wind von den Dünen.

»O Semper Auguſtus, Tulpenfürſt!
O Wonne, wann Dein Incognito birſt,
Du aufſteigſt in Deiner Herrlichkeit,
Im Silberbrocat, im Scharlachkleid,
Im Goldturban, d'ran der Reiher ſprießt,
Dein Haupt in Anmuth königlich grüßt
Im Lächeln der Frühlingsſonne!«

»Um Dich beut der Britte tauſend Mark,
Und böt' auch der Doge die goldene Bark',
Ihr findet den Semper Auguſtus nicht mehr!
O Glück! Mir liegt's in der Hand, was ihr ſucht
Von Peking bis wo in Harlem's Bucht
Der Wind ſcharf blaest von den Dünen.«

»O Blumenmonarch, Dein Vaſall bin ich!
Dein erſter Gnadenblick fallt auf mich.
Und künd' ich, Dein Herold, der Huldigung Zeit,
Nah'n Alle vereinigt, wie zaubergefeit.
Noch iſt's nicht Zeit, doch Geduld, Geduld!
Bald ſchimmert der Tag voll Glanz und Huld
Im Lächeln der Frühlingsſonne.«

Er bettet die Zwiebel an's Fenſter lind,
Als wär's ihm ein lieb, ein kränkelnd Kind.
Er faßt ſie ſo zart, ſo ehrfurchtſcheu,
Als ob's der Prinz von Oranje ſei;
Nun muß er fort zum Hafen in Haſt.
Ein Blick noch! Dann Pelz und Muff erfaßt!
Scharf blast der Wind von den Dünen.

»Van Hork nicht daheim?« ein Seemann fragt.
»»Doch kehrt er bald,«« antwortet die Magd,
»»Weisbrot ein Stück, ein Kännlein Bier
Verkürze Mynherrn das Warten hier.««
Er denkt: »Das kommt zur rechten Zeit,
Solch' Trank erwärmt troß wollenem Kleid.
Scharf bläst der Wind von den Dünen.«

»Nur Eins fehlt, Preis dem Seemanns-Sinn,
Du Zwiebel, duftende Negerin,
Braunhäutige wie die Hindumaid,
Durchſichtige wie des Kaffern Kleid;
Zu Thränen zwingſt Du mein alt' Geſicht,
Als säh's noch der Liebſten in's Augenlicht
Beim Lächeln der Frühlingsſonne.

»Hoiho, da liegſt Du am Fenſterrand,
Verlaſſen, wie Seemanns Witwe am Strand;

Willkommen, Du Holde, Dein Herzblut her!«
Da gibt's keinen Semper Auguſtus mehr!
Verſchlungen! Doch flau des Mörders Blick,
Der erſt noch gejubelt, geleuchtet vor Glück,
Wie Lächeln der Frühlingsſonne!

»Ade, Du Magd! Grüß' Deinen Herrn,
Den wackeren Mann, der Blumiſten Stern;
Doch Zwiebelzucht verſteht er kaum,
Gewächs iſt das für Mädchengaum!
Kein ſcharfer Duft in das Auge beizt
Und Seemanns Herz und Zunge reizt,
Weht ſcharf der Wind von den Dünen.«

Euch, Kinder der Sonne, o Tulpen ihr,
Euch ſang ich dies Lied im Lenzrevier,
Wie Ahnenlieder man Kindern ſingt
Und That und Gefahr der Vorzeit jüngt;
Der Rieſe iſt todt, der die Kindlein frißt,
Drum fürchtet euch nicht und gaukelt und ſprießt
Im Lächeln der Frühlingsſonne!

Anaſtaſius Grün

Ihre Schöpfung.

Im Saphirdom der Luft,
Im Sternenreich dort oben,
Hat Dich aus Ätherduft
Der Sylphen Schaar gewoben;
D'rum iſt Dein Weſen auch,
Wie zarter Geiſterhauch,
Entſtammt aus beſſ'rer Ferne,
Ein Heimatkind der Sterne.

Ein Geiſt, der Luft Vaſall,
Trug dich in einen Garten,
Wo ſchon die Blumen all'
Dich ſehnſuchtsvoll erwarten.
Ihr Völkchen drängte ſich
Neugierig rings um Dich,
Und alle Knoſpen ſprangen,
Von ſüßer Luſt befangen.

Die Roſe kommt und ſpricht:
»Ich will auf Deinen Wangen,
Gleich wie Aurorens Licht,
Im Purpurſchimmer prangen.«
Still und beſcheidentlich
Senkte die Lilie ſich
Mit ſchneeigem Gefieder
Auf Deine zarten Glieder.

Des Veilchens Blau, vermählt
Mit holdem Sternenſchimmer,
Hat ſich Dein Aug' erwählt
Zum Heimatland für immer.
Der Purpurnelke Glut
Setzt ſich mit keckem Muth
Auf Deinen Mund, will nippen
Von Deinen ſüßen Lippen.

Dem Felſenbächlein hell
Entſteigen die Undinen,
Und bringen aus dem Quell
Mit froh verklärten Mienen
Des gold'nen Haares Zier,
Und eilen hin zu Dir,
Mit ſeligem Entzücken
Dich bräutlich auszuſchmücken.

Von Eros' Götterthron
Schwebt Pſyche endlich nieder,
Wie Aeolsharfenton
Erklingen tauſend Lieder;
Sie küßt die Schläferin —
Die bangen Feſſeln fliehn —
Es iſt dem Erdenleben
Das ſchönſte Bild gegeben.

Julius Ritter von Schröckinger-Neudenberg.

Die Töchter der Sonne.

Wendiſches Idyll.

Vor ſeiner Hütte lehnt ein Bauersmann,
Und ſieht beſorgt das Weingebirg ſich an;
Denn vom Kroatenland aus Oſten zieht
Ein Heer von Wölkchen, roſig angeglüht,
In immer ſchnell'rem Flug dem Weſten zu,
Wo ſich die Sonne langſam ſenkt zur Ruh'.

Des Bauers Söhnlein ſitzt am Rand
Des Abhang's, ſeine Fibel in der Hand,
Und blickt ſo über's Buch hinaus in's Blaue,
Als ob es ſich ſein Theil herunterſchaue.

»He! — Micha — lieſeſt Du im Himmel — Du!« —
Der Alte ruft's, und rüttelt ihn dazu.

»»Ich wollt', ich könnt's!«« verſetzt der Knabe klug,
»»Dann wüßt' ich meiner Meinung nach genug,
Mehr, als der Lehrer ſelbſt und mehr, als Ihr!
Je mehr ich ſchau', je mehr gefällt er mir.
An jedem Abend blick' ich ſo empor,
Und jedesmal kommt er mir anders vor.
Seht nur die Wolken einmal an im Flug,
Ob ſie nicht ausſeh'n, wie ein langer Zug

Von Bäuerinnen, die zur Frühmeſſ' eilen,
Mit rother Schürz' und weißem Tuch am Kopf! —
Seht, jene drängen vor, — und jene weilen —«

»Geh', Micha, geh! Du biſt ein arger Tropf!«

»›Nein, Vater Jure, nein! Ich ſeh' es ſo,
Und anders nicht. — Und dort, wie lichterloh
Die Sonne noch einmal herüberzuckt,
Und dann auf einmal ſich hinunterduckt,
Als ob ſie in den Bergen ſich ihr Bett
Zum Schlafengehen ſchon bereitet hätt'.
Gut' Nacht! — Ja, — oft ſchon dacht' ich mir, als Kind,
Daß Sonne, Mond und Sterne, Wolk' und Wind,
Und Schnee und Regen, und ſo Alles hier
Sein Tagwerk hätte, als wie Ihr im Feld,
Ich in der Schul', und Jeder in der Welt!‹«

»Ei, das, verſetzt der Alte — iſt auch wahr,
Das haben ſie, darüber iſt man klar.
Die Sonn' iſt, — wie Dein Urgroßvater ſprach —
Gar eine gute Frau. Vor Tag ſchon wach,
Geht ſie von Gottes Gnade Morgens aus,
Und macht die Runde durch das Himmelshaus.
Da hat ſie viel zu thun und zu verrichten:
Sie muß die Nacht verſcheuchen, Nebel lichten,
Erwärmen und befruchten. Alle Wälder
Begehren ihres Anblick's, alle Felder
Verlangen ſie, der Weinſtock ſeufzt nach ihr,
Die Blumen ſchau'n ſie an um Farb' und Zier;
Der Weizen ſchmachtet ihrem Strahl entgegen,
Und Mais und Haidekorn braucht ihren Segen;
Die Thiere ſehnen ſich nach ihrem Schein,
Die Menſchen bitten ſie: Vergiß nicht mein! —

In dieſen fernen Winkel ſoll ſie blicken,
In jedes Thal ein freundlich Lächeln ſchicken:
Denn wo ſie zuſpricht, da iſt Luſt und Scherz,
Und wo ſie ausbleibt, friert das arme Herz.
Und hat ſie Allen Alles mild gewährt,
So tritt ſie ihren Heimweg an, und kehrt,
Obwohl ſie Morgens ausging voll von Glück,
Zu Gottes Gnad' am Abend leer zurück. —
Und wenn ſie ſo nach Kräften that und gab,
Und Keinen ſchmachten ließ und Keinen faſten,
So legt ſie ſich, wie heute, um zu raſten,
Auf Tage, wohl auf Wochen auch in's Grab.

»Doch viele Töchter hat die gute Frau;
Das ſind die Wolken, Micha! Ja, und ſchau!
Die haben ihre eigne Arbeit wieder,
Die ſchickt ſie aus, wenn ſie ſich legte nieder.

»Und dieſe Töchter haben ſie gar gern;
Denn ſieh'! ſo bald ſie merken nur von fern,
Daß ihre gute Mutter Miene macht,
In's Grab zu ſteigen, da — ja, gib nur Acht! —
Da halten ſie ſich auch nicht länger mehr,
Gleich eilen ſie in langen Zügen her. —
Ja, ja, mein Sohn, ſo iſt's; ich wüßte nie,
Daß man ſie lang umſonſt erwartet habe,
In ſtiller Dämmerung begraben ſie
Die gute Mutter, wachen Nachts am Grabe,
Und kehren langſam, mit betrübtem Blick,
Am nächſten Morgen weinend dann zurück.«

»Sieh', Micha, ſieh'! Dort vom Kroatenland,
Dort kommen ſie, die guten Töchter, eben,
Weil ſie bemerkt, wie ſich, am Bergesrand
Von Krain, die Mutter hat in's Grab begeben!

Was gilt's, bald kehren ſie, von ihr geſegnet,
Doch weinend, heim! Wir ſagen dann: Es regnet!« —

»›Was? Morgen?‹ ſagt der Knab' erſtaunt. ›Da ſchau! —
Sie weinen heut' ſchon um die gute Frau:
Juſt fiel mir eine Thrän' auf meine Fibel!‹«

»So?« — murmelt Jure. — »Wirklich! — Das iſt übel!
Der Weinſtock blüht; die Mutter that' ihm Noth,
Der Töchter Thränen werden leicht ſein Tod!«

Johann Gabriel Seidl.

* * *

Das Kind geboren, die Mutter todt.

Die ſchöne, holde Göttin Mutterliebe,
Die einzige, die ewig wacht auf Erden,
Und wenn auch ſonſt kein Gott hienieden bliebe,
Auf irrer Weide hütend ſeine Heerden, —
Sie hat in froher Haſt dem Erdenleben
Ein Opfer hier, ein blühend Kind gegeben;
Doch als ſie weihend will den Segen ſprechen,
In ihres Herzens heißem Überwall,
Ließ ihre Hand, vor Freude zitternd, fallen
Den Mutterleib, die Opferſchale brechen.

Nicolaus Lenau.

Welke Roſe.

In einem Buche blätternd, fand
Ich eine Roſe, welk, zerdrückt,
Und weiß auch nicht mehr, weſſen Hand
Sie einſt für mich gepflückt.

Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinn'rung; bald zerſtiebt
Mein Erdenlos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.

Nicolaus Lenau.

Inhalt.

Widmung, von J. F. Caſtelli.
Frauenblumen, Kupfererklärung von Joh. Nep. Vogl.

I.

Proſa.

Seite.
Beck, Louiſe. Der Lootſe von Helgoland. Novelle. 154
Caſtelli, J. F. Der blaſſe junge Mann. Erzählung aus dem Leben. 216
Enk, M. Sydonio Lama. 112
elbern-Rolſ, Mathilde. Verſtand und Herz. Novelle. . 238
iz-Verth, William. Heil durch Schmerz. Novelle. . 132
hürnberger, Ferdinand. Des Volkes Stimme — Gottes Stimme. Novelle. 278
Renk-Dittmarſch, F. Die beiden Lucretien. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung. 321
Rennert, Hermann. Frau Römhild. Nachtſtück nach einer Volksſage. 68
lain, Karl. Point d'honneur. Novelle. . . . 3

II.

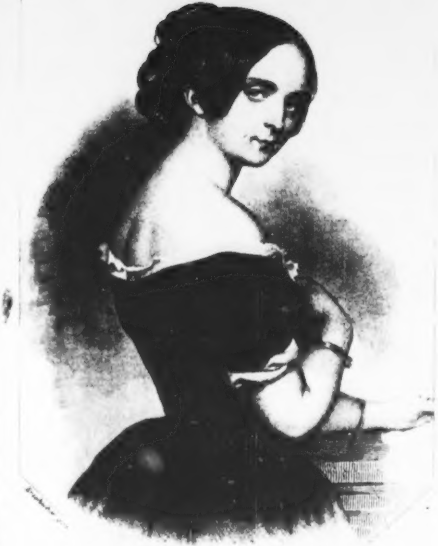
Gedichte.

raunau, Franz v. Drei Minnelieder. 275
ingelſtedt, Franz. Mailied, Maileid. 318
rankl, Ludwig Auguſt. Der Gräberſklave. . 62
— — — Ein Wunſch. 64

Seite.

Grillparzer. Hamlet. 395
— Zur goldenen Hochzeit. 396
Grün Anaſtaſius. Von einer Zwiebel. 397
Hammer-Purgſtall. Das Grübchen am Elbogen. Nach dem Perſiſchen. 125
— — Die drei Tropfen im Februar. Nach einem türkiſchen Kalender gedichtet. 127
Hannuſch, J. J. Huldigung den Frauen 1
Helbling, Ferdinand. Der tolle Tambour . . . 66
Kaiſer, Friedrich. Die Schauſpieler 108
Kaltenbrunner, Karl Ad. Der Dichter und die Welt. 149
Landesmann, Heinrich. Ghaſel. 105
— — Lebensproſa 107
Lenau, Nicolaus. Das Kind geboren, die Mutter todt. 406
— — Welke Roſe. 406
Levitſchnigg. Tempora mutantur. 153
Löwe, Ludwig. Das Leiblied des Königs. . . . 314
Paoli, Betty. Verſöhnung. 104
Phiſemar, Benno. Huldigung den Frauen. . . . 214
Prechtler, Otto. Deutſcher Sinn. Ballade. . . . 235
Schröckinger-Neudenberg, Julius Ritter von. Ihre Schöpfung. 400
Seidl, Johann Gabriel. Die Töchter der Sonne. Wendiſches Idyll. 402
Swidack. Sonderbar! 237
Weidmann, F. C. Der erſte Menſch und der Hund. Rabbiniſche Legende. 129

Druck von Karl Ueberreuter.



Adele

HULDIGUNG

den

FRAUEN.

◆

Taſchenbuch für das Jahr 1845.

Herausgegeben

von

J. F. CASTELLI.

Dreiundzwanzigſter Jahrgang. Mit Stahlſtichen.

◆

Wien.
Verlag von Franz Tendler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Yf 500 - 2
184

Ihrer Majeſtät,

der durchlauchtigſten Frau

Marie Anna Leopoldine,

Königin von Sachſen,

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

von dem Herausgeber

J. F. Caſtelli.

Widmung.

Die beſſern Gärtner in dem deutſchen Lande,
Sie haben freundlich ſich mit mir verbunden,
So haben wir denn dieſen Strauß gewunden,
Der Deinen hohen Namen trägt am Bande.

Nimm gnädig auf, was wir aus Oeſt'reich ſenden,
Die Blumen alle duften nur und blühen,
Wenn Strahlen ſie von oben her durchglühen,
Darum ſich unſ're auch zur Sonne wenden.

Wien, im Juli 1844.

J. F. Caſtelli

I.

Adele.

Gewiegt von dieſes Lebens klarſten Wellen,
Von Allem, was beglückt und was gefällt,
Scheint um Ihr Bild ein Zauber aufzuſchwellen,
Ihr Feuerblick, er ſpricht: „Mein iſt die Welt!“

Der Schönheit, die ein Brautgeſchenk aus Eden,
Hat hier der Anmuth Reichthum ſich geſellt,
Und die ein Netz aus ſolcher Reize Faden
Gewebt, ſie ruft mit Recht: „Mein iſt die Welt!“

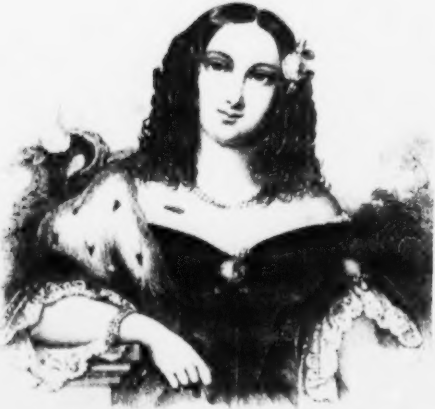
Schön iſt die Welt und göttlich hinzuſinken
Auf ihren Thron, von Roſen reich umſtellt:
Ein ſchönes Weib, es mag die Düfte trinken,
Und denke ſtill entzückt: „Mein iſt die Welt!“

So Sie — im Aug' des Geiſtes helle Blitze,
Die Bruſt von des Bewußtſeins Stolz geſchwellt,
Ob Sie voll hohem Ernſt, voll heit'rem Witze
Erſcheint, Sie fühlt es ſtets: „Mein iſt die Welt!“

Sie denkt: So Vieles ſie mir hat zu bieten,
Ich biet' ihr mehr im reichlichen Entgelt;
Mit reinem Herzen zahl' ich ihre Blüten,
Und ſage d'rum mit Recht: »Mein iſt die Welt!«

Und wer dies Herz mit ſeinem aufgewogen,
Und mit der Liebe Flamme ſüß erhellt,
Dem iſt des Glückes Göttin zugeflogen,
Und ihm gebührt das Wort: »Mein iſt die Welt!«

Dräxler-Manfred.



2.

Und weißt Du, welchem Frauenreiz vor Allem
Das Herz des Mannes huldiget und frohnt?
In Deinem Weſen ſelbſt iſt's ausgeſprochen,
Die Sanftmuth iſt's, die jedes Weib verſchönt.

Mag üppiger auch manche And're prangen
Gleich einer Tulpe, die das Veilchen höhnt,
Nur blöde Augen wird die Stolze täuſchen,
Die Sanftmuth iſt's, die jedes Weib verſchönt.

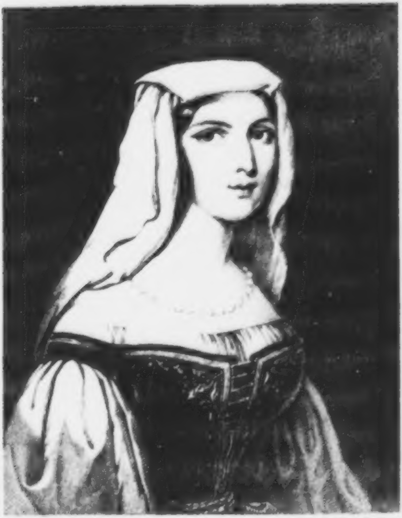
O, mögeſt Du des Schmuckes nie entbehren,
Der würdig nur allein die Schönheit krönt,
Denn, was auch Frauen ſchmücken mag und zieren,
Die Sanftmuth iſt's, die jedes Weib verſchönt.

3.

Wer könnte nicht in dieſen Augen leſen,
Auf dieſer Wang', von Jugendroth geſchmückt,
Auf dieſer Stirne nie getrübtem Bogen:
Die Liebe iſt's, die einzig nur beglückt.

Wer fände nicht in ſolcher Engelsnähe
Dem rohen, ird'ſchen Treiben ſich entrückt,
Wem kläng' es nicht wie Aeolsharfenklänge:
Die Liebe iſt's, die einzig nur beglückt.

Du Glücklicher, dem in ſolch' ſchöner Hülle
Ein ſchönes Herz zu finden iſt geglückt,
Wohl kannſt Du aus der tiefſten Seele rufen:
Die Liebe iſt's, die einzig nur beglückt.



G
S
S
D

I
In
Un
D

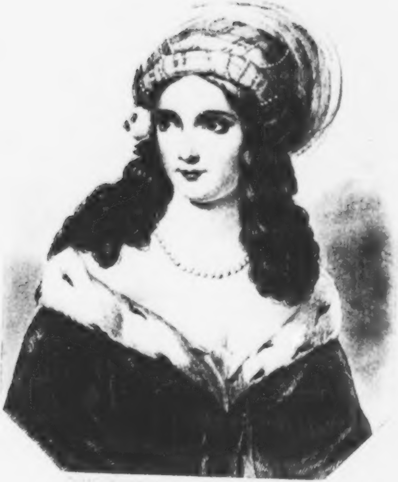
S
S
D
D

4.

Erſcheinſt Du gleich von mildem Ernſt beſchattet,
So kalt und ſtolz, gleichwie gehüllt in Erz,
So dünkt mich's doch, als dächteſt Du im Stillen:
Der Frauenſchönheit huldigt jedes Herz.

Iſt auch Dein Blick beſeelt von keinen Gluten,
Im Wangengrübchen lauert doch der Scherz,
Und ſagt trotz all' der äuß'ren Zucht und Ruhe:
Der Frauenſchönheit huldigt jedes Herz.

So thut ſich ſelber, wider Deinen Willen,
Es kund, was wir erkennen allerwärts,
Denn Auge, Mund und Stirn zuſammen ſprechen:
Der Frauenſchönheit huldigt jedes Herz.



5.

Wie fremd Dir noch der Leidenſchaften Glut,
Des Herzens wilde, ungeſtüme Triebe,
Wie ohne Regung jetzt noch wallt Dein Blut,
So wirſt Du huld'gen doch dem Gott der Liebe.

Es iſt, als ob in Deinen ſüßen Blick
Der kleine Schelm es ſelber neckend ſchriebe,
Und iſt Dir jetzt auch fremd noch Dein Geſchick,
So wirſt Du huld'gen doch dem Gott der Liebe.

Wo wär' die Blume, die zu voller Pracht
Sich nicht erſchlöſſe, ewig Knoſpe bliebe!
D'rum trotze Du auch nicht der höhern Macht,
Denn huld'gen mußt Du doch dem Gott der Liebe.

Den Geberinnen der ſieben Seligkeiten.

Nach Lorenzo de Medici.

Ihr reinen Jünglinge, ihr holden Schönen,
Euch will ich (hab't ihr Luſt, mich zu vernehmen)
Der Liebe ſieben Seligkeiten nennen.
Ihr lächelt d'rob? Gern laß' ich mich beſchämen;
Doch, werdet ihr die Wahrheit einſt erkennen.
Von ſüßer Liebe — ferne iſt das Grämen;
Denn ſie gewähr't, zu vielen kleinen Leiden,
Gar klug vertheilt, auch ſieben Seligkeiten!

Die erſte Seligkeit iſt: anzuſchauen
Mit unverwandtem Blick — zwei Augenſterne,
Aus denen Hoffnung leuchtet, und Vertrauen.
Der Lippe Lächeln wohnt dabei ſo gerne!
Die Hand, der Arm, der Nacken ſchöner Frauen;
Ihr Geh'n und Kommen, nahe oder ferne:
Ein Zauber iſt's, der alle Herzen rühret,
Und an des Paradieſes Schwelle führet!

Die zweite Seligkeit, die — 'Liebe ſchenket,
Iſt: wenn du leiſe darfſt die Hand berühren;
'Beim raſchen Tanz' ſich Aug' in Auge ſenket;
'Das Spiel erlaubt, am Arme ſie zu führen;
Wenn — im Geſpräch' — ein Ungefähr es lenket,
Daß Wort und Blicke magiſch ſich berühren;
Wenn — an des Kleides Saum auch nur zu ſtreifen:
Dir die Gedanken plötzlich irre ſchweifen!

Die dritte Seligkeit wirſt du empfinden,
Wenn ihre Hand von dir ein Blatt empfangen;
Zwei Worte dann — dir ſelbſt dein Glück verkünden,
'Entzückte Blicke an den Zeilen hangen;
Du kaum vermagſt, dich in dies Glück zu finden,
Und deine Augen hundertmal verlangen,
Die Schrift zu ſchau'n, um wiederholt zu leſen:
Daß du ſeit lange ſchon ihr Freund geweſen!

Zum Vierten, wird es ſeliger dich machen:
Darfſt du vielleicht von Mund zu Mund es wagen,
Wenn keine neid'ſchen Augen euch bewachen,
Was du gedacht, gefühlt, ihr auch — zu ſagen!
Wenn deine Wünſche feuriger erwachen,
Ausdruck gewinnen — deine Herzensklagen,
Und du nun ſinnreich ſucheſt auszuſpähen:
Das theure Weſen jeden Tag zu ſehen!

Haſt du die fünfte Seligkeit empfunden:
So haſt du auch der Liebe Werth verſtanden!
Dir iſt die Zeit, der Raum, die Welt — entſchwunden,
Wenn Mund an Mund ſich erſt zuſammenfanden;
'Dein Kuß — den Arm, den Nacken hat gefunden,
'Die ſchönen Formen ſich dir nicht entwanden,
Ja, lange noch — die ſüßen Maale tragen
Des glüh'nden Eifers, den du durfteſt wagen.

Muß ich die ſechste Seligkeit dir nennen? —
Die Sehnſucht wird zuletzt — 'Erfüllung krönen'
Weil Jeder lieb't, lernt Jeder auch ſie kennen.
Mit heit'rem Glück wird ſie dein Leid verſöhnen!
Wer ſie empfand, er wird es gern bekennen;
Es kam das Allerſchönſte zu dem Schönen,
Wenn unbeſtritten wir das Glück genießen,
'Was wir geliebt, nun in den Arm zu ſchließen.

Die letzte folgt nunmehr — der Seligkeiten,
Womit allein — die Liebe kann beglücken.
Dich wird zu ihr der Anmuth Spiel geleiten,
Mit Händedruck, mit Seufzern, Worten, Blicken,
Ein Füllhorn iſt's von tauſend Köſtlichkeiten,
Ein unausſprechlich' wonniges Entzücken!
Nicht Griffel, noch Palette dürfen wagen,
Vom höchſten Glück' — das Höchſte auszuſagen!

Dies ſind die Freuden, o ihr holden Frauen,
Die — Liebe ſchenket dem, der ihr ergeben,
Wenn Jugend blüht, und Schönheit iſt zu ſchauen,
Und Scherz und Luſt durch munt're Pulſe beben.
Ihr mög't der Zeit, der flüchtigen, mißtrauen!
Aus Augenblicken ſpinnt ſich nur das Leben.
Wer je der »Liebe Freuden,« hat empfunden:
Deß' Auge iſt — zum ew'gen Licht' entbunden!

J. J. Hannuſch

Der Liebe Dornenkrone.

Hiſtoriſche Novelle aus der Zeit der ſchwediſchen Invaſion in Oeſterreich, von Carl Auguſt Schimmer.

Erſte Abtheilung.

Der Schweden-Einfall in Oeſterreich.

In der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges, ſah es in den Kreiſen und Gegenden Oeſterreichs am linken Donauufer trübſelig aus. Was nicht ſchon durch die früheren Einfälle der mißvergnügten Böhmen unter dem Grafen Thurn und durch die Streifzüge der Schweden nach der unheilvollen Schlacht bei Jankau (6. März 1645) zerſtört war, ſah jetzt bei dem Anzuge des großen Schwedenheeres, unter dem ſiegreichen Feldherrn Torſtenſon, dieſem traurigen Schickſale entgegen. Er hatte den Rieſenplan gefaßt, dem Kaiſer Ferdinand III. in dem eroberten Wien ſelbſt den Frieden vorzuſchreiben, und nur in Folge dieſes ſtolzen Vorhabens wurde Prag gerettet, da er unaufhaltſam ſeinen Weg verfolgte, und acht Tage nach der Schlacht ſchon an der Donau ſtand. Den 16. März erſturmte das Schwedenheer die damals feſte Stadt Stein, den 19. ergab ſich Krems auf Kapitulation, und von da verfolgte es ſeinen raſchen Siegeslauf abwärts gegen Wien zu, während von der andern Seite der ihnen verbündete Fürſt von Siebenbürgen, Georg Rakoczy, mit 22,000 Mann Preßburg beſetzte und gegen die öſterreichiſche Grenze vorrückte. Durch dieſe drohende Gefahr verbreitete ſich die äußerſte Beſtürzung in der Reſidenz. Die kaiſerliche Familie, die Schatzkammer und die Archive wurden nach Gratz geflüchtet, nur der Kaiſer entſchloß ſich, in Wien zu bleiben und daſelbſt das Aeußerſte abzuwarten. Viele adelige und Bürgerfamilien aber verließen in verzweiflungsvoller Eile die Stadt und begaben ſich mit ihrer beſten Habe nach Steiermark, ja ſelbſt bis nach Italien. Blinder, paniſcher Schrecken, durch Religionshaß und Wuth zum Theile gerechtfertigt und geſteigert, ging dem ſchwediſchen Heere voran, und kaum war die allgemeine Furcht vor dem damals ausſchließend alſo genannten Erbfeinde, den Türken, ſo gewaltig, wie vor den Schweden. Auch fehlte es wohl nicht an Beiſpielen roher Grauſamkeit, wie ſie der damaligen Zeit und dem Parteihaſſe angemeſſen waren. Die Schweden hatten den Tod ihres großen Königs zu rächen und als eigentliche Verfechter des Proteſtantismus mochten ſie ſich wohl auch berufen glauben, das Schreckenswalten Tilly's in Magdeburg vergelten zu müſſen, obwohl Manches in den Ueberlieferungen der Zeitgenoſſen übertrieben ſein mag. Genug, die Schrecken der Schwedenzeit hallten noch lange im Munde des Volkes wieder, und man erzählte ſich noch nach hundert und mehr Jahren die gräuelvollſten Thatſachen von Zerſtörung der Klöſter und Kirchen, grauſamer Ermordung von Mönchen und Nonnen, Mißhandlung von Frauen und Jungfrauen, und beſonders wurde der gräuelvolle Umſtand herausgehoben, deſſen Nachhall bis in unſere Zeiten reicht, daß ſie alte Mönche und andere würdige Männer, an Händen und Füßen banden, ihre langen Bärte mit breiten Nägeln an einen Tiſch befeſtigten und ſie in dieſem Zuſtande qualvoll umkommen ließen. Beſonders waren es die gefürchteten Parteigänger unter ihrem berühmten General Stahlhantſch, die ſolche Unthaten verübten, und es fanden ſich im ſchwediſchen Heere auch Krieger, die ihrem großen König an Edelmuth und Rechtlichkeit nacheiferten.

In dieſer verhängnißvollen und wildbewegten Zeit, lebte auf einem einſamen Edelſitze zwiſchen Korneuburg und Langenzersdorf die Familie Wallrich. Der gegenwärtige Beſitzer, aus der Lauſitz gebürtig, war früher in churpfälziſchen Dienſten geſtanden, hatte dieſelben jedoch ſchon im Beginne des dreißigjährigen Krieges verlaſſen und, müde der unheilvollen Parteikämpfe, ſich daſelbſt mit ſeiner Gattin und ſeiner einzigen Tochter Thereſe niedergelaſſen. Seine beiden Söhne, Adalbert und Ferdinand, hatte er zum Danke gegen das neue Vaterland, wo er wieder ſeines Lebens froh geworden war, den kaiſerlichen Dienſten gewidmet. Erſterer ſtand bei der Heeresabtheilung des Generals, Grafen Hazfeld, welcher bei Jankau die verderbliche Niederlage erlitten hatte, und die beſorgte Familie war ungewiß, ob er mit dieſem das Loos der Gefangenſchaft getheilt, ob er ſich mit den Trümmern des Heeres gerettet habe, oder ob er ſich vielleicht gar unter den Opfern dieſes blutigen Tages befand. Ferdinand aber ſtand bei den kaiſerlichen Truppen in und um Wien, an deren Spitze Erzherzog Leopold Wilhelm mit dem feſten Entſchluß getreten war, die Hauptſtadt bis auf das Aeußerſte zu vertheidigen. Beſorgt um das Schickſal ſeines älteren Sohnes, von dem er jeden Augenblick Nachricht erwartete, verſäumte Wallrich mit ſeiner Gattin und Tochter zu rechter Zeit einen ſicheren Zufluchtsort zu ſuchen, und als er endlich ernſtlich daran dachte, waren bereits alle Auswege durch den reißend ſich daherwälzenden Strom der Feinde verſperrt. Den 29. März überrumpelten die Schweden Korneuburg, woſelbſt ſie reiche Beute machten, erſtreckten ihre Vorpoſten längs dem Biſamberge bis Eipeltau und von da an die Donau und umzingelten ſo die ganze Gegend. In der Nacht vom 29. auf den 30. beunruhigte nahes Schießen die Einwohner des Hofes, und ſchon den

30. Morgens verkündeten ihnen die ringsum auflodernden Wachfeuer den ganzen Umfang ihrer ſchreckensvollen Lage. Dem ungeachtet blieben ſie den ganzen Tag durch unangefochten, kein Schwede nahte ſich dem Hauſe, obwohl man von den Fenſtern des obern Geſchoſſes in ziemlicher Entfernung hin- und hereilende Marſchſäulen und einzelne Reiterhaufen erblickte, die ſich durch ihre gelbe Kleidung als ſchwediſche Truppen kund gaben. Der Schrecken bei dem Annahen des Feindes war übrigens ſo groß geweſen, daß ſich die meiſten Bewohner der Umgegend entfernt, oder in die Auen und buſchreichen Ufer der Donau verborgen hatten, um von da die erſte Gelegenheit zu benützen, über den Strom zu kommen. Bei Wallrich war nur ein einziger Diener, der alte Ludwig, geblieben, allein dieſer brachte von einem Streifzuge, den er am Vormittage in der Gegend umher gewagt hatte, ſo furchtbare Nachrichten von dem Schreckenswalten des ſchwediſchen Vortrabs zurück, daß Wallrich und ſeine Familie auf alle Gefahr hin die Flucht nach dem Donauufer zu wagen wollten, und nur den Anbruch des Abends erwarteten, um ihr Unternehmen ausführen zu können. Aber die Gewalten der Natur ſelbſt widerſetzten ſich ihrem Vornehmen. Ein furchtbares Gewitter, deren es, laut den Annalen in dem Jahre 1645 im Beginne des Frühjahres mehre gab, brach mit dem Untergang der Sonne aus. Schon den ganzen Nachmittag hatten die düſtern Wetterwolken, tief herabhängend, die Atmoſphäre gedrückt und unheimliches Dunkel über die ganze Gegend verbreitet. Durch die eigene beängſtigende Stille der Luft, die einem ſchweren Gewitter vorzugehen pflegt und die nur von Zeit zu Zeit durch fernes Murren des Donners unterbrochen ward, ſchallten unheimlich einzelne ferne und nahe Schüſſe, welche die Annäherung des furchtbaren Feindes verkündeten und die Gemüther noch bei weitem mehr beängſtigten, als der bevorſtehende Aufruhr der Natur. Lautlos, die Hände im ſtummen Gebet gefaltet, die

Augen ſtarr auf die Fenſter gerichtet, ſaßen Mutter und Tochter da, als müßten ſie etwas Grauſenvollem, Fürchterlichem entgegenſehen. Der Vater ſelbſt ging mit großen, unruhigen Schritten auf und nieder, während der alte Diener ängſtlich von dem Giebel des Hauſes um irgend einen Ausweg zur Rettung umherblickte. Mit Eins erhob ſich von der nordweſtlichen Seite des Horizontes ein fernes Sauſen in der Luft, das ſich näher und näher wälzte und ſich endlich in einen raſenden Wirbelwind verwandelte, der Thüren erbeben, Fenſter klirren machte und dichte Staubwolken vom Boden emporwirbelte. Auf einmal fuhren die Frauen entſetzt zurück, ein Blitz, ein Schlag durchzuckte und durchpraſſelte die weite Gegend mit einer Gewalt, als wollte ſich das Weltall entzünden, als wollte es krachend aus ſeinen Fugen ſtürzen. Zündend hatte der Blitz ein etwa zweihundert Schritte entferntes Gebäude getroffen, das in hellen Flammen aufloderte, deren Fortſchritt die raſende Windsbraut zur ungezügelten Wuth beſchleunigte, ohne daß für den Augenblick den ſchwarzen Wolken auch nur ein Tropfen entfiel, der Flamme zu ſteuern. Von nun an folgten flammende Blitze und krachende Schläge in den kürzeſten Zwiſchenräumen. Bald ſchien die ganze Gegend in Feuer zu ſtehen, bald erfüllte ſie wieder rabenſchwarze Nacht, die nur durch das Toſen des Sturmes und durch den weithin grollenden Nachhall der ſchmetternden Donnerſchläge belebt wurde. Doch endlich ſtürzte ein heftiger Regenguß von den bisher ängſtlich verſchloſſenen Wolken in gewaltigen Maſſen, der praſſelnd, mit Hagel vermiſcht, an die Fenſter ſchlug und ſo ſehr dadurch wenigſtens die drückende Schwere der Luft vermindert, doch auch jeder Gedanke an Flucht und Rettung vernichtet wurde.

Auf einmal, mitten unter dem tobendſten Unwetter, ſtürmte es heftig und ſchnell wiederholt an der Hausglocke. Die Frauen ergriff unnennbares Entſetzen, ängſtlich baten ſie nicht zu öffnen. Wallrich aber beſchwichtigte ſie und gab ihnen ſchnell zu bedenken, daß nur zwei Fälle möglich wären, entweder wären es Hilfsbedürftige oder Feinde. Den Erſteren wollte er ſeine Thüre nicht verſchließen, bei den Zweiten war jede Zögerung unnütz und konnte gefährlich werden. Deßhalb wurde der Diener abgeſchickt, da ſich die Ungeduld der vor der Thüre Befindlichen durch heftige und ungeſtüme Schläge an die Hausthüre offenbarte. Die Frauen ergriff neues Entſetzen, als ſchwere Schritte die Stiege heraufpolterten und zwei Männer in weiten triefenden Ueberröcken eintraten. Doch bei dem erſten Tone ihrer Stimme fiel ihnen eine Zentnerlaſt von den Herzen, ſie erkannten ihren theuren Adalbert und ſeinen Waffengefährten, Wolfmar von Ellersheim, der Kinder Jugendfreund, Thereſens Geliebter und beſtimmter Bräutigam. Ihr Erſcheinen jedoch zu ſolcher Zeit und ihr Ausſehen mäßigte die Freude des unvermutheten Wiederſehens bedeutend. Ihre Geſichter waren blaß und entſtellt, ihre Kleidung trug Spuren von übereilter Flucht auf ungebahnten Wegen, durch Wald und Dickicht, Schlamm und Moraſt. Starke, ſchwarzrothe Blutflecken zeigten ſich an den zerfetzten Röcken. Der Vater, welcher ihre, zu anderer Zeit hochwillkommene Erſcheinung mit unruhigen Blicken betrachtete, wollte ſie mit Fragen beſtürmen, die Frauen ſprachen von Ruhe und Erfriſchungen; Adalbert aber rief ſchnell: Wir haben keinen Augenblick Zeit zu verlieren, die Schweden ſind uns auf den Ferſen und nur dem hölliſchen Unwetter haben wir einen kleinen Vorſprung zu danken. Gebet uns nur einige Biſſen Brot, das wir mitnehmen wollen, um nicht gänzlicher Erſchöpfung zu unterliegen. Während der Vater ihnen haſtig ihren Entſchluß zu entfliehen mittheilte und Thereſe in zagender Angſt an ihrem Verlobten hing, war die Mutter mit faſt unbegreiflicher Schnelle geſchäftig geweſen, und hatte Brot, kaltes Fleiſch und einige Flaſchen Wein herbeigebracht. Jeder machte in der Eile einen tüchtigen Zug, die Lebensmittel wurden in die weiten Säcke gepackt. Adalbert erzählte noch kurz, daß er und ſein Freund ſich aus der Schlacht bei Jankau gerettet haben, daß ſie ſich nach Tabor werfen wollten, unterwegs aber nebſt mehren ihrer Waffengefährten von einer feindlichen Streifpartei abgeſchnitten wurden. In einzelnen Abtheilungen ſuchte die Truppe nun ihr Heil in ſchneller Flucht nach allen Seiten zu. Die Freunde retteten ſich durch Wälder, Flüſſe und Moräſte unter ſteter Verfolgung und tauſend Todesgefahren bis hierher, von wo ſie nun unter Begünſtigung der Nacht, und des grauſen Unwetters die Wolfsbrücken-Schanze zu erreichen und ſo nach Wien zu gelangen trachteten. Die Freunde waren in Verzweiflung über die Unmöglichkeit, für den Augenblick die Rettung der Familie bewerkſtelligen zu können. Unmöglich waren die Frauen im Stande, die Eile ihrer Flucht, zumal in ſolchem Unwetter zu theilen, und der geringſte Aufenthalt, die geringſte Zögerung konnte bei weitem gefährlichere Folgen nach ſich ziehen, als wenn ſie alle zurück blieben, in welchem Falle zu hoffen wäre, daß ſelbſt die erbittertſten Feinde gegen wehrloſe und friedliche Perſonen keine unnützen Gewaltthätigkeiten ausüben würden. Uebrigens verſprachen ſie ſobald als möglich, vielleicht noch in der folgenden Nacht einen Streich zu ihrer Rettung auszuführen, wozu ſie von dem kaiſerlichen Befehlshaber gewiß alle Unterſtützung erhalten würden. Dieſe Verhandlungen und Erwägungen waren nur das Werk einiger Minuten, und ſie wurden nicht ſobald gewahr, daß der Regen nachließ, die Blitze bleicher zuckten und der Donner ferner grollte, ſo entriſſen ſich die Jünglinge den Armen ihrer Lieben; der Vater gebot dem Diener, die Hinterpforte aufzuſchließen, ſie zu entlaſſen und hinter ihnen wieder ſorgfältig abzuſperren. Er ſelbſt aber blieb bei den jammernden Frauen im Zimmer und gebot ihnen, für alle Fälle gefaßt zu ſein, um nicht durch ihre eigene Erregung bei wahrſcheinlicher Ankunft der Feinde ſich ſelbſt zu verrathen. Ein dämmernder Lichtſchein von der Seite von Korneuburg her und bald darauf hörbares Pferdegetrappel, das ſich mit reißender Schnelligkeit näherte, ließ keinen Zweifel mehr über die Annäherung einer feindlichen Truppe zu. Im Augenblicke der drohenden Gefahr, faßte Wallrich den ſchnellen Entſchluß, die Hinterpforte auf alle Fälle zu öffnen und den zögernden Diener zum Beiſtande herbei zu holen. Er ſprach daher den zagenden Frauen wiederholt Troſt und Faſſung zu und entfernte ſich. Schon umkreiſte der grelle Lichtſchein des Hauſes düſteren Körper wie eine Glorie der Hölle, und verworrenes Geſchrei ließ ſich in ziemlicher Nähe vernehmen, als Wallrich ſein Geſchäft vollendet hatte, und dem Diener rief, der ihm vom oberſten Theile des Hauſes antwortete, von wo er wahrſcheinlich den Zug der Feinde betrachtete. Ohne ſich Zeit zu nehmen, ſeine Ankunft zu erwarten, da der wilde Schwarm ſchon vor dem Thore angekommen war und ungeſtüm daran ſchlug, eilte Wallrich haſtig zurück. Noch hatte er aber das Gemach nicht erreicht, als mehre Schüſſe vor dem Hauſe fielen, ein Fenſter klirrend zerſprang und ein gellender Schrei aus dem Wohngemache erſchallte. Mit furchtbarer Todesangſt riß Wallrich die Thüre auf und erblickte entſetzt ſeine Gattin im Blute liegen und Thereſen auf ihr ohnmächtig hingeſtreckt. Die Schüſſe währten fort, und waren beſonders gegen die Fenſter gerichtet. Mit der Kraft der Verzweiflung nahm Wallrich ſeine blutende Gattin in die Arme, und trug ſie in die anſtoßende Kammer, die wenigſtens durch dichte eiſerne Gitter in etwas geſchützt war. Thereſen ſchleppte er dann ebenfalls dahin, ſuchte ſie durch ſchnell angewendete Mittel zu ſich zu bringen und empfahl ihr einſtweilen für die Mutter zu ſorgen. Die Todesgefahr hatte ihr bald den Gebrauch ihrer Sinne wieder gegeben, und indem ſie die Wunde der Mutter, die ſich in der rechten Bruſt befand, wuſch und das häufig entſtrömende Blut zu ſtillen ſuchte, ergriff der Vater eine lange Stange, band ein weißes Tuch daran, ſtieß es ſchnell zum

Zeichen der Ergebung zum Gitter hinaus und eilte zum Thore, um es aufzuſchließen. Von außen aber erſcholl bei dem Anblicke dieſes Nothzeichens nur wildes Gelächter und tobendes Geſchrei und ehe er noch zum Thore gelangen konnte, war dieſes durch wüthende Hiebe mit den breiten Schwertern entzwei geſpalten, niedergeriſſen und der furchtbare Hauſe ſtürmte unaufhaltſam herein. Wallrich, der nun den gewiſſen Tod vor Augen ſah, kreuzte die Hände über die Bruſt und erwartete in ruhiger Ergebung den tödtlichen Streich. Einer der Hereinſtürmenden aber ergriff ihn mit Rieſenkraft bei der Bruſt und ſchleuderte ihn in eine Ecke, um den Weg frei zu machen. Mehre Kolben waren auf ihn gerichtet, als er ſich, obwohl an allen Gliedern gelähmt, wieder aufzurichten verſuchte; Einer aus dem Haufen rief jedoch: »Halt, tödtet den alten Hund nicht, erſt ſoll er uns die Schätze des Hauſes zeigen und Auskunft über die Flüchtlinge geben, dann hängt ihn an den nächſtbeſten Baum.« Sogleich wurden Wallrich Hände und Füße gebunden, ſie ſchleppten ihn mit in das Gemach, jede flehende Geberde, jeder Laut, den er von ſich gab, wurde durch Mißhandlungen beantwortet und vergebens blickte er troſtlos und verzweifelnd in dem wilden Haufen umher, um auch nur Einen Zug des Mitleids oder der Menſchlichkeit in ihren rauhen Geſichtern aufzufinden. Nachdem ſie ihre rohe Wuth zuerſt an allen Einrichtungsſtücken des Zimmers ausgelaſſen, die Spiegel und Fenſter zerſchlagen, alles Geräthe zertrümmert hatten, ſtieß dem Anſcheine nach der Vornehmſte unter ihnen, ein großer, breitſchulteriger Mann, durch unterdrückte Jammertöne aufmerkſam gemacht, die Thüre zur Kammer auf und ſchleppte bald die halb ohnmächtige Jungfrau, die ſich wie ein wehrloſes Lamm unter Geierskrallen ſträubte, bei den Haaren heraus. Ein brüllendes Geſchrei empfing das arme Opfer, auf das Alle zuſtürzten, welches jedoch der Befehlshaber mit donnernder Stimme als ſeinen ausſchließenden Antheil an der

Beute erklärte. Ein wilder Zwiſt ſchien ſich unter ihnen erheben zu wollen, als ſich plötzlich das Schmettern von Hörnern vor dem Hauſe hören ließ. Alle eilten zu den Fenſtern, um der neuen Erſcheinung entgegen zu ſehen. Das geängſtigte Mädchen gewann dadurch etwas Luft und warf ihre todtmatten Blicke auf den Vater, der mit einer ſchnellen Bewegung, ſo viel es ſeine Bande zuließen, auf ſeine Taſche zeigte. Sie flog ſchnell zu ihm, ergriff das darin befindliche Meſſer und küßte ihren Vater zum ewigen Abſchied, als die Thüre aufflog und ein junger Mann in reicher ſchwediſcher Kriegertracht, dem mehre Offiziere folgten, hereintrat. Sein Ausſehen war männlich und edel, feuriger Muth, keine Spur von wilder Grauſamkeit ſtrahlte aus ſeinen großen blauen Augen. Reiche blonde Locken drängten ſich unter ſeinem Federhute hervor, den eine, von edlen Steinen glänzende goldene Agraffe ſchmückte. Eine blaue ſilbergeſtickte Schärpe umgab das knappe gelbe Wams, das Kreuz des ritterlichen Schwertordens zierte ſeine Bruſt, deſſen breites gelbes Band von ſeiner Schulter herabfloß. Er ſah ſich erſtaunt in dieſem Chaos von Zerſtörung um und warf ſeine Blicke voll Verwunderung und einem ſichtlich erregten Gefühl auf den unglücklichen Vater und die geängſtigte Jungfrau, die durch ſein Erſcheinen wieder einen Schein von Troſt und Hoffnung erhielten. Thereſe warf ſich ihm zu Füßen, erhob flehend die Hände und rief im Tone der Verzweiflung, ohne in der Angſt des Augenblickes zu bedenken, ob er auch der deutſchen Sprache kundig ſei: »Hilfe, Rettung, gnädiger Herr, erbarmen Sie ſich über uns, erbarmen Sie ſich meiner unglücklichen Mutter, die auf den Tod verwundet, hilflos darnieder liegt.« Wider Vermuthen antwortete er aber im reinſten Deutſch, indem er ſie ſanft aufhob: »»Beruhige dich, liebes Mädchen, euch ſoll weiter kein Leid geſchehen, begib dich zu deiner Mutter und Sie Guildholm,«« indem er ſich zu einem ſeiner Begleiter wendete, »»gehen Sie mit ihr und üben Sie Ihre Kunſt aus. Ihr aber« fuhr er fort, indem er ſich an die wilde Rotte wendete, »verlaßt das Zimmer, ich habe mit Hauptmann Gyllenſtröm allein zu ſprechen.« Murrend gehorchten dieſe, und auch Wallrich wurde ſeiner Bande entledigt und begab ſich mit Thereſen und Guildholm in das Krankengemach. Der Fremde trat nun zu dem Hauptmanne, der mit gerunzelter Stirne die buſchigen Augenbraunen finſter zuſammen gezogen daſtand, und ſagte:

»Was ſoll dies barbariſche Beginnen, Hauptmann, ehrt Ihr ſo den Willen unſeres verklärten Königs, der vor Allem Menſchlichkeit befahl, ja den Befehl meines Oheims, dem nichts verhaßter, als rohe Grauſamkeit iſt.«

— »Ihr thätet wohl, Oberſt Lynhurſt,« erwiederte der Hauptmann in trotzigem Tone, »Euch vorerſt nach den Umſtänden zu erkundigen, ehe Ihr den Parteigängern des wackeren Generals Stahlhantſch Geſetze vorſchreiben wollt und Euch durch jedes milchfarbige Jungferngeſicht zu weibiſchen Geſinnungen hinreißen laßt.« Mit glühender Röthe im Geſicht antwortete der Oberſt:

»Keine Verhältniſſe gebieten blinde Grauſamkeit. In der Schlacht bei Jankau habe ich meine Geſinnungen wohl erprobt und Ihr werdet bei jeder Gelegenheit wieder Zeuge meines Muthes ſein, wo er hin gehört. Gegen Weiber aber und ſchwache Greiſe trägt der Schwede ſeine Waffen nicht.«

— »Auch dann nicht,« erwiederte der Hauptmann tückiſch, wenn durch deren Verrätherei ſchwediſch Blut ungerochen zum Himmel ſchreit? Auch dann nicht, wenn eben dieſe Weiber das Entkommen von Flüchtlingen begünſtigten, denen wir ſchon lange nachſtellten und die, wie ich gewiß weiß, ihren Weg hierher genommen haben und von da weiter befördert wurden. Seht Euch wohl vor, Oberſt, wie Ihr Euer unberufenes Dazwiſchentreten vor dem großen Torſtenſon, Euern Oheim, verantworten wollt. Es iſt, wie Ihr vergeſſen zu haben ſcheint, die Pflicht der Parteigänger, zerſtreute feindliche Flüchtlinge zu verfolgen.«

»Nicht an Euch iſt es, Hauptmann, mich an das, was ſich gebührt, zu erinnern,« erwiederte der Oberſt zornſprühend, »wohl aber mag ich Euch in's Gedächtniß rufen, daß ſich die Pflicht des Parteigängers nicht auf nutzloſe Zerſtörung und grauſame Mißhandlung erſtrecke. Gebet Euch keine Mühe, mich mit Euren Blicken durchbohren zu wollen, ich fürchte ſie ſo wenig als Eure Worte und prahlenden Drohungen.«

—»Ich werde,« ſagte der Hauptmann mit ſchlecht verhehltem Grimme, »dem Feldherrn über dieſen Vorfall getreue Relation erſtatten und ihm ſelbſt meine Rechtfertigung überlaſſen.«

»Das mögt Ihr,« entgegnete Lyndhurſt ſtolz, »und ich will Euch ſelbſt bis dahin Bürgſchaft für Jene leiſten, die Ihr ſo ritterlich gefangen genommen habt. Ich bin ohnedies beauftragt, hier für meinen Oheim Quartier zu bereiten, was bei dem jetzigen Zuſtande des Hauſes,« fuhr er mit einem bitteren Ausdrucke fort, »ohnehin etwas umſtändlich ſein wird. Euch aber überbringe ich Ordre, ſogleich zu General Stahlhantſch zu ſtoßen und während des bevorſtehenden Sturmes auf die Donauſchanze die oberen Ufer des Fluſſes zu bewachen, um einen etwaigen Uebergang zu verhindern.« Gyllenſtröm wagte es nicht, ſich dem geachteten Neffen ſeines Feldherrn zu widerſetzen. Mit einem mürriſchen und finſtern Blick verbeugte er ſich, nahm kurzen Abſchied und entfernte ſich mit dem geheimen Schwure, die heut erlebte Demüthigung bei nächſt günſtiger Gelegenheit zu rächen. Bald darauf ertönten die Hörner und die wilde Schar flog auf dem Wege gegen die obere Donau im ſtürmiſchen Galoppe davon.

Zweite Abtheilung.

Das Opfer der Treue.

Einen umwölkten Blick warf der Oberſt der abziehenden Rotte nach, eine Abtheilung jener Streifpartei, die ſich in Oeſterreich ſo furchtbar gemacht hatte, und trat dann leiſe und vorſichtig in das Krankengemach. Hier bot ſich ihm ein ergreifendes Schauſpiel dar. Stöhnend und faſt dahinſcheidend lag die edle Frau auf ihrem Schmerzenslager, die ſchwere Verwundung hatte aller angewandten Kunſt des Arztes getrotzt, Todesbläſſe umzog bereits ihr Geſicht, in Jammer und Thränen aufgelöſt knieten Vater und Tochter vor ihrem Lager und hielten, gefühllos für alles um ſie her Vorgehende, die Hände der Sterbenden, deren erlöſchende Blicke noch mit dem Ausdrucke der innigſten Liebe an ihnen hing. Der Arzt ſelbſt war von dieſem traurigen Anblicke tief ergriffen und beantwortete den ängſtlich fragenden Blick des Oberſten nur mit einem troſtloſen Achſelzucken. Der Oberſt entfernte ſich bald wieder, vertheilte ſeine Mannſchaft auf dem Gute und ertheilte Befehle zur ſchnellen Herſtellung der Beſchädigungen, auf daß dem Feldherrn nicht gleich im erſten-Augenblicke die traurigen Wirkungen des ſchonungsloſen Wüthens jener Zügelloſen in die Augen fielen. Des anderen Tages, Vormittags gegen eilf Uhr, hatte die edle Frau von **Wallrich** endlich ihren letzten Kampf ausgekämpft und entſchlummerte zu einem beſſeren Leben, nachdem ſie noch mit brechender Stimme als echte Chriſtin ihren Mördern verziehen und ihre gegenwärtigen und abweſenden Lieben geſegnet hatte. Der Oberſt ertheilte ſogleich Befehl zur würdigen Aufbahrung der Leiche und unternahm es ſelbſt, dem verzweifelnden Vater und der jammernden Tochter Troſt und Beruhigung, ſowohl ihres Verluſtes als auch ihres ferneren

Schickſales wegen, einzuflößen. Er gab ihnen ſeine Kriegerehre zum Pfande, daß ſie fürder nichts mehr zu befürchten hätten und bei den menſchlichen und erhabenen Geſinnungen ſeines Oheims nicht nur für ihre Sicherheit unbeſorgt ſein dürften, ſondern auch gewiß auf den vollen Erſatz des ihnen zugefügten Schadens zu rechnen hätten. Nur erbat er ſich von ihnen das Verſprechen, ſich nicht vor Ankunft ſeines Oheims vom Hauſe entfernen zu wollen, indem dies das einzige Mittel wäre, ſowohl jede Gefahr von ihnen ſelbſt fern zu halten, als auch ſein eigenes Verfahren außer aller Verantwortlichkeit zu ſtellen, in welche ihn ſonſt die Böswilligkeit und der Rachedurſt des Hauptmanns Gyllenſtröm bringen könnte. Gerührt durch die edelmüthige Behandlung des Oberſten gaben der Vater und Thereſe um ſo williger ihr heiliges Wort, als ſie, bei allen verſchwundenen Hoffnungen, nach Wien gelangen zu können, keine größere Sicherheit hoffen konnten, als in der Nähe des Feldherrn ſelbſt. Der Oberſt erließ das ſtrenge Gebot, ſie in ihrer heiligen Trauer ganz ungeſtört zu laſſen, und als der Abend heranrückte, beſchloſſen ſie, abwechſelnd die Nacht durch bei dem geliebten Leichname zu wachen. Von dem Diener war nichts mehr zu hören, noch zu ſehen; wahrſcheinlich mußte er, erſchreckt bei dem erſten Tumulte, durch die offene Hinterpforte entflohen ſein, die nun, wie das neu hergeſtellte Thor, wieder verſchloſſen und mit ſchwediſchen Wachen beſetzt wurde. Als es jedoch bereits dunkel geworden war, wurde von dieſen ein an erſterer herumſpähender Mann aufgefangen und vor den Oberſten geführt und ſagte aus, er ſei ein Diener des Hauſes, habe ſich ſeit dem Ueberfalle in einem Gebüſche verborgen gehalten und hätte ſich nun, da Alles ruhig geworden ſei, von dem Schickſale ſeiner Herrſchaft überzeugen wollen, welches er bitte, theilen zu dürfen. Der Oberſt konnte ihn jedoch ohne vorherige Entgegenſtellung und Anerkennung von Seite Wallrich's nicht auf dieſen Fuß ſtellen und dachte zu edel und zartfühlend, um jetzt zur Nachtzeit die Familie in ihrer Trauer zu ſtören und die formelle Procedur vorzunehmen. Er vertröſtete ihn demnach gütig bis zum nächſten Morgen und gebot, ihn die Nacht durch in leichtem Gewahrſam zu halten, ſo flehend und dringend auch der Diener bat, ſogleich zu ſeiner Herrſchaft gebracht zu werden. Bei ſeinen Wächtern waren ſeine ängſtlichen Bitten, ihn nur einmal mit derſelben ſprechen zu laſſen, noch viel vergeblicher und bald hätte ihm der Verſuch einer Beſtechung böſe Folgen zugezogen. So blieben denn Vater und Tochter vom Einbruche der Nacht an gänzlich ungeſtört ihrer traurigen Pflicht überlaſſen. Um 11 Uhr begab ſich Wallrich, den dringenden Bitten Thereſens nachgebend, ein wenig zur Ruhe; letztere aber wachte bei dem theuren Leichname, nachdem ſie hatte verſprechen müſſen, den Vater nach Verlauf von zwei Stunden zu wecken. Den Kopf auf die Bahre gelehnt, welche die geliebten Reſte enthielt, ſaß ſie ſanft weinend da, als ſie nach einer Weile auf einmal durch ein leiſes Geräuſch vor dem Fenſter, das nach der Donau zu in einen ziemlich tiefen Graben ging, aufgeſchreckt wurde. Nach einer Weile, nachdem ſie auf das aufmerkſamſte gehorcht hatte und Alles wieder ruhig blieb, glaubte ſie ſich getäuſcht zu haben. Plötzlich aber hörte ſie einen kleinen Stein gegen das Fenſter anprallen. Erſchreckt ſprang ſie auf und näherte ſich demſelben, als ein zweiter gegen daſſelbe anflog. Nun öffnete ſie es vorſichtig, ſogleich tönte eine leiſe Stimme herauf: »Ludwig, biſt du es? Iſt Alles bereit?« Halb freudig, halb ängſtlich erſtaunt rief ſie mit einem gedämpften Schrei: »Wolmar!« Der Untenſtehende erkannte in der tiefen Stille der Nacht ihre Stimme und antwortete verwundert:

»Du biſt hier Thereſe? Freue dich, eure Rettung iſt nahe. Ludwig iſt doch hier bei euch? Sage ihm, daß die

Stunde da iſt.« Schrecken durchbebte Thereſens Glieder, mit faſt gelähmter Stimme rief ſie ihm zu:

»Um Gotteswillen entferne dich Wolſmar, Ludwig iſt nicht hier, die Mutter liegt todt in dieſem Zimmer, ſorge nicht um uns, der Oberſt —« Ungeduldig fiel Ellersheim ein:

»Verliere nicht ſo viel Zeit, ſonſt möchte es uns zu ſpät werden, und noch mehr Blut koſten, haltet euch ruhig und ſeid gefaßt.« Nach dieſen Worten ſchien er ſich zu entfernen. In Todesangſt verließ Thereſe das Fenſter und vergebens würde es ſein, den Sturm ihrer Empfindungen in dieſem Augenblicke ſchildern zu wollen. Das war ihr klar, ein Anſchlag, gewagt und gefährlich, ſollte dieſe Nacht auf das Haus gemacht werden; ihr Jugendfreund, ihr Geliebter, ihr erklärter Bräutigam ſtand an der Spitze deſſelben und wagte ſein Leben freudig für ihre Rettung. Und doch, ſollte ſie das Vertrauen des edlen Oberſten täuſchen, ſollte ſie zum Lohne für ſeine edelmüthige That ſeine Ehre, ja vielleicht ſein Leben auf das Spiel ſetzen, ſollte ſie ihr feierlich gegebenes Wort brechen? Die Hälfte ihres Lebens hätte ſie willig dahin gegeben, wäre es möglich geweſen, Wolſmar Alles mittheilen zu können, ja, wäre nur das Fenſter unvergittert geweſen, um ſich mit ihm beſſer verſtändigen zu können. Mehrmals rief ſie noch leiſe, aber verzweifelnd ſeinen Namen in die ſtille Nacht hinaus, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten; nur glaubte ſie mit aller Anſtrengung ihrer Gehörsorgane unterbrochene leiſe Schritte zu hören, die ſich gleichſam ruckweiſe dem Hauſe näherten, jedoch ſo unbeſtimmt, daß es wohl auch nur das Säuſeln der Nachtluft ſein konnte. Ihre Lage war fürchterlich, kalter Schweiß drang ihr aus allen Poren, konvulſiviſch bebten ihr alle Glieder, endlich warf ſie ſich an dem Leichnam auf die Erde, in unerhörter Angſt die Hände ringend und rief mit ſchreiendem, verzweiflungsvollen Tone: »Gott der Barmherzigkeit, erhöre mich und rette mich, rette mich du, allmächtiger Gott, aus dieſer fürchterlichen Lage. Sende einen Strahl deines himmliſchen Lichtes in meine Seele. Verwirrt ſprang ſie auf, als ein wachſendes Geräuſch vor dem Hauſe die bereits rege gewordene Aufmerkſamkeit der ſchwediſchen Wachen verkündigte; ſie weckte ſchnell ihren Vater, theilte ihm kurz und athemlos das Vorgefallene mit, in dem Augenblicke aber erſchallte der Knall einer Piſtole, das tiefe Nachtdunkel erhellte ſich durch flammenden Fackelſchein und von außen erklang Waffengeräuſch und lärmendes Getöſe. Auch im Inneren des Hauſes wurde es laut, Thüren flogen auf und zu und aus dem Fenſter des Gemaches, welches der Oberſt bewohnte, ertönte der laute und ſchrille Ton des ſchwediſchen Hornes und ſchnell nach einander erſchallten mehre Piſtolenſchüſſe, wie ängſtliche Allarmzeichen. In dem verzagenden Gemüthe Thereſens kam in dieſem Augenblicke nur ein Gefühl zur Klarheit: Möchte ihre Liebe, ihr ganzes Erdenglück, ja ſie ſelbſt zu Grunde gehen; Treue, Glauben und Vertrauen durften nicht getäuſcht werden. Der Vater beſchwor ſie, im Gemache zurückzubleiben, er ſelbſt wolle ſich vom Stand der Sache überzeugen, und Alles aufbieten, um Unheil zu verhüten; wie aber hätte es ihr bis zur höchſten Spannung aufgeregtes Gemüth vermocht, in dieſem Augenblicke ruhig den jedenfalls furchtbaren Ausgang zu erwarten? Mit Gewalt drängte ſie ſich an ſeine Seite und ſie verließen das Gemach in demſelben Augenblicke, als, nach Ueberwältigung der ſchwediſchen Wache vor dem Hauſe, das ohnehin nur in der Eile zuſammengeſchlagene Thor praſſelnd niederſtürzte und die deutſchen Krieger über die Stiege ungeachtet des ſie empfangenden Kugelregens heraufſtürmten, während eine Abtheilung derſelben noch mit den Wachen an der hinteren Pforte kämpfte. Der Oberſt ſtand inmitten ſeiner Offiziere und der wenigen Mannſchaft, die ſich noch im Hauſe befand, entſchloſſen, den tapferſten Widerſtand zu leiſten, bis die durch Signale und einen ſchnell abgegangenen Reiter von der Wache an der Hinterſeite des Hauſes herbeigerufene Hilfe ankommen würde, und eher ſein Leben, als die Ehre der ſchwediſchen Waffen zu opfern. Schon aber waren einige ſeiner Offiziere unter den Schwertſtreichen der wüthenden Deutſchen gefallen, ſchon war er ſelbſt mit dem Anführer derſelben im wüthenden Handgemenge begriffen, als Thereſe wie eine gottbegeiſterte Verzückte mit fliegenden Haaren herbeiſtürzte und mit dem lauten, ſchmerzdurchdrungenen Ausruf: »Wolfmar, Wolfmar! deſſen Augen auf ſich lenkte. Dieſer ergriff ſie ſchnell bei der Hand und ſuchte ſie nach ſich zu ziehen, während der Oberſt dadurch Zeit gewann, etwas zu Athem zu kommen und ſeinen Kampf mit erneuerten Kräften fortzuſetzen. Thereſe aber ſchrie in wilder Verzweiflung: »Haltet ein, haltet ein, eher ſollen eure Schwerter meinen Buſen durchbohren, ehe ſie dem Leben meines edlen Retters Gefahr drohen ſollen. Wolfmar, Adalbert flieht, flieht, ich kann euch nicht folgen.« Auch Wallrich bat und beſchwor die Deutſchen den Kampf einzuſtellen und ſchleuderte Ludwig, der den Tumult benutzt hatte und ſich mit einer ſchnell aufgerafften Waffe von hinten auf den Oberſt ſtürzen wollte, mit Rieſenkraft in eine Ecke zurück. Sowohl Schweden als Deutſche waren bei dieſem unerwarteten Anblicke wie verſteinert und ſenkten die Waffen, Thereſe aber riß ſich mit der höchſten Anſtrengung aus den Armen Wolfmar's, der vor Wuth und Beſtürzung wie außer ſich war, warf ſich zwiſchen ihn und den Oberſt auf die Knie und rief in lautem Jammergeſchrei: »Bei dem ewigen Gott, bei dem Leben und der Ehre meiner Familie, bei der Leiche meiner Mutter beſchwöre ich dich, entferne dich, vertraue auf mich, ich kann dir nicht folgen, meinen Leichnam könnt ihr, nicht aber mich lebend von hier fortbringen.«

»Auf,« ſchrie Wolfmar mit Donnerſtimme, »hört die Verrückte, die Verblendete nicht, ſchleppt ſie fort, ſollen wir unſer Blut umſonſt vergoſſen haben?« Und von Neuem

prang er auf ſie los, ſowohl der Vater als der Oberſt aber
hielten ſie in ſtarken Armen und als Ellersheim wüthend zu
en Seinigen ſprach: »Haut ein, ohne Rückſicht haut ein.« er-
önte Hörnerſchall und ſich nahendes Pferdegetrappel von außen.

»Haltet euch Freunde,« rief der Oberſt, »Hilfe naht.«

»Die Schweden kommen, wir ſind verloren,« riefen die
Deutſchen, beeilten ſich, den ſchnellen Rückzug anzutreten und
ogen ihren Anführer nach ſich. Wolfmar aber warf noch
uthende Blicke auf Thereſe und ihren Vater, und ſchrie ih-
en zu: So bleibt denn, und ewige Verdammniß treffe euch,
Verräther, vor Allen dich, verächtliche Buhlerin.«

»Barmherzigkeit, Erbarmen« ſchrie Thereſe, ſich zu dem
Oberſt wendend. Dieſer rief ihnen ebenfalls zu: »Rettet euch
und laſſet dieſen Engel nicht, um deſſentwillen möchte ich un-
erne euer Blut vergießen.« Wolfmar aber, in deſſen Seele
in furchtbares Licht aufzudämmern begann, ſchoß noch in
linder Wuth eine Piſtole ab, welche hart an Thereſens
Seite vorbeiflog, in die Bruſt des unglücklichen Dieners
uhr, der ächzend niederſank, und wurde dann von ſeinen
Gefährten faſt mit Gewalt fortgezogen. Bald verſchwand der
ezte Nachhall des raſenden Galoppes, mit welchem ſie davon
rengten; Thereſe aber ſank, von der furchtbaren Anſtren-
ung ihrer körperlichen und Seelenkräfte überwältigt, in dem-
elben Augenblicke beſinnungslos zu Boden. Nur wenige Mi-
uten nach dem Abzuge der Deutſchen langte die ſchwediſche
btheilung an, die von der nächſten Station zu Hilfe geeilt
ar. Thereſe lag noch immer in den Armen ihres jammern-
en Vaters, der Oberſt kniete ihr zur Seite, ängſtliche Hilfe
itend, und obſchon die Offiziere bereits die Treppe heraufge-
ommen waren, und die ſeltſame Gruppe auf dem Schauplatze
es Todes und der Zerſtörung mit Erſtaunen anſahen, ſo ver-
ieß er doch ſeinen Platz nicht eher, bis Thereſe wieder
ie Augen aufgeſchlagen hatte und im Stande war, ſich mit

ihrem Vater zu entfernen. Nun erſt machte er ihnen die Mittheilung des nächtlichen Ueberfalles kund und befahl, den Flüchtigen nachzuſetzen, die wahrſcheinlich die Richtung gegen die Wolfsſchanze genommen hatten; doch gebot er, die Verfolgung im Nachtdunkel nicht zu weit fortzuſetzen und legte ihnen im Falle des Einholens mit beſonderem Nachdrucke Schonung an das Herz, da ihm und dem Feldherrn nur daran gelegen ſein könne, Einige dieſer kühnen Abenteuerer gefangen zu bekommen. Sein Befehl wurde vollzogen und etwa 30 Reiter ſtürmten durch die Nacht gegen die Donau zu. Die Uebrigen blieben zu mehrer Sicherheit im Hauſe, beſetzten alle Eingänge, pflegten die hilflos ächzenden Verwundeten und ſchafften die Todten zur Seite. Zehn ſchwediſche Soldaten, zwei Offiziere von den deutſchen Kriegern waren das Opfer des Ueberfalles geworden. Auch den treuen Ludwig hatte ſein Geſchick ereilt; durch Freundeshand, vielleicht ein Opfer für Thereſen, war er gefallen, für welche wahrſcheinlich der Schuß des getäuſchten Wolfmar beſtimmt geweſen war. Nachdem einigermaßen die Ordnung wieder hergeſtellt, und das Haus ſo viel möglich von den auffallendſten Spuren des gräuelvollen nächtlichen Kampfes gereinigt war, begab ſich der Obriſt zu Wallrich und Thereſen, an denen er nach dem letzten Vorgange um ſo innigeren Antheil nahm. Beide hatten ſich erſchöpft in das Todtengemach zurückgezogen, das nach allen in dieſer Nacht erlebten ſchaudervollen Vorfällen einen eigenen unheimlichen Anblick gewährte. Unverändert, mit bleichen Zügen, ſtillen Frieden und dem Anfluge einer ſchmerzhaften Miene, die ſelbſt die Hand des Todes nicht aus ihrem Geſichte verwiſchen konnte, lag die Leiche da, und nur die tief herabgebrannten Dochte, deren ſchwarze Säulen weit über das trübe Licht emporragten, gaben Zeugniß, daß das Gemach durch längere Zeit von keinem lebenden Weſen betreten worden ſei. Das Gemüth des Vaters und der Tochter war durch die erlittenen Unfälle, wie durch bange Erwartung unſäglich gedrückt und beklemmt. Nur die unverkennbare herzliche Theilnahme des Oberſten erleichterte ihr Herz in etwas. Er fühlte die unbezwinglichſte Hochachtung über das hochherzige und aufopfernde Benehmen des Vaters und der Tochter, er ſchwor ihnen ewige Dankbarkeit und ſeinen kräftigen Schutz in allen möglichen Fällen, und ſollte ſelbſt ſein Leben auf dem Spiele ſtehen. Mit heißer Sehnſucht ſah er der Ankunft ſeines Oheims entgegen, um ihn von der wahren Lage der Dinge zu unterrichten und deſſen mächtigen Schutz für die unglückliche Familie auszuwirken. Während er aber den Bedrängten und Bekümmerten Troſt und Hoffnung in das bange Herz zu flößen ſtrebte, blieb ſein Auge oft unwillkürlich auf der zarten und ſchönen Geſtalt Thereſens haften. Jetzt erſt erkannte er, daß ihr Körper eben ſo ſchön, als ihre Seele ſei und unausſprechliche Empfindungen, ſchmerzlich, ſüß, ſelig und beklemmend, ſchienen in ſeinem Buſen vorzugehen.

Dritte Abtheilung.

Leonard Torſtenſon.

Schon war der erſte Strahl der Morgenröthe über die Höhen des Biſamberges herangebrochen, die Schweden hatten eben das traurige Geſchäft vollendet, die in ſolch unſeligem Kampfe gebliebenen Gefährten zu beerdigen, als die ausgeſandte Abtheilung wieder zurückkam. Sie hielten geſchloſſene Reihe vor dem Hauſe und ein Sergeant verfügte ſich zu dem Oberſten, Rapport von dem Erfolge ihrer Sendung zu erſtatten. Er meldete, daß ſie die Flüchtigen erſt am Donaugeſtade ereilt hatten und trotz aller Anſtrengung nicht im Stande waren, ihre Einſchiffung zu verhindern. Bei dem Kampfe mit der

Nachhut war ihnen jedoch ein Gefangener in die Hände gefallen, der dem Anſcheine nach keiner der Geringſten ſei und den ſie gebunden mit ſich führten, um ihn der Willkür des Oberſten zu übergeben. Todesbläſſe überzog bei dieſem Berichte das Geſicht Thereſens, der Vater richtete die erſtarrten Blicke in ängſtlicher Ahnung auf den Sergeanten. Nach kurzem Beſinnen gebot der Oberſt, den Gefangenen herbeizuführen. Ein lauter Schmerzensſchrei entfuhr Thereſens bebenden Lippen bei dem Anblicke ihres geliebten Bruders Adalbert, der, durch Staub und Blut entſtellt, mit zerfetztem Gewande, trotzig daſtand und die zornflammenden Blicke auf Thereſen und den Oberſten richtete. Bald aber fielen ſie auf die Leiche der Mutter, der düſteren Glut ſeiner Augen entſtürzten unwillkürliche Thränen und er ſtrebte mit aller Macht, ſich den Händen ſeiner Wächter zu entreißen.

»Nehmt ihm die Bande ab,« ſprach der Oberſt, mit einem finſteren Blick auf die Wachen, »wann trug der ſchwediſche Kriegsgefangene Bande?«

»Ich dachte Herr —« wollte der Sergeant entſchuldigen.

»Euch ziemt zu gehorchen,« zürnte der Oberſt, »mir zu denken; befreit ihn.« Adalbert jedoch ſtrebte heftig dagegen.

»Laßt mich,« ſchrie er, »laßt mir die Bande, wenn Ihr nicht wollt, daß ich das geheiligte Gemach, das die Leiche meiner Mutter umſchließt, durch vergeltenden Mord entweihen ſoll; daß ich nicht das Blut meiner unwürdigen Schweſter —«

»Schweig,« donnerte ihm der Oberſt zu, »ſchweig, unbedachter Jüngling, ich bedaure dich, daß du dieſes Mädchen von Kindheit auf kennſt und ihr auch nur den Anſchein einer böſen That zutrauen kannſt.« Thereſe war unfähig zu ſprechen, zitternd an allen Gliedern warf ſie ſich an der Leiche ihrer Mutter auf die Erde nieder, ein Strom von Thränen entfloß ihren Augen.

»Adalbert,« rief der Vater ſchmerzvoll, »willſt du auch meinen Worten mißtrauen? Sie iſt ſo rein und ſchuldlos, wie dieſe ſchmachvoll gemordete Heilige.«

»Ich will dir mehr Vertrauen ſchenken,« ſagte der Oberſt, »als du deinem eigenen Blute; gehorcht mir und befreit ihn von ſeinen Banden.« Als es geſchehen war, machte Adalbert noch eine raſche Bewegung gegen ſeine Schweſter zu, plötzlich aber ſchien er ſich zu beſinnen und blieb mit verſchränkten Armen, den düſtern Blick auf den Boden geheftet, ſtehen. Eben aber wollte ihn der Oberſt auf's Neue anreden, eben wollte ſich Thereſe ihm zagend nähern, während er den entrüſteten Blick von ihr wandte, als fernes Trompetengetön erſchallte und eine Ordonnanz mit der Nachricht hereinkam, das große Schwedenheer ſei im Anzuge. Lynburſt befahl, den Gefangenen wegzuführen, ihn wohl zu bewachen, aber anſtändig zu behandeln und entfernte ſich ſelbſt mit der tröſtenden Verſicherung, daß Wallrich und ſeine Tochter durchaus nichts zu befürchten hätten, daß er ſie jedoch für den Augenblick aus mehren Rückſichten von dem Gefangenen trennen müſſe. Jene aber überließen ſich wieder ihrem Schmerze und dem neuen Kummer, daß auch Adalbert in feindlicher Gewalt und ihnen die Hoffnung geraubt war, ihm ſeinen unſeligen Irrthum zu benehmen. Kaum nahmen ſie an dem Anzuge des Heeres Theil, der in hohem Grade impoſant war. Voraus ritten die zahlreichen Trompeter und Horniſten in knapper gelber Kleidung mit kurzen, weitflatternden und ſilberverbrämten Mänteln von blauer Farbe. Die zwei Leibregimenter des gefallenen Königs, das blaue und das gelbe, folgten darauf, in ihrer Mitte flatterte die große Reichsfahne mit dem ſchwediſchen gekrönten Löwen. Die reichgekleideten Kriegsoberſten ritten zu beiden Seiten. Dragoner und Karabiniere beſchloſſen die erſte Abtheilung des Heerzuges. Nach derſelben ritt der große Heerführer inmitten ſeiner Generalität und der berühmten Mitglieder ſeines Kriegsrathes, alle aus der Schule des großen Kanzlers Axel Oxenſtierna. Nach einigen Abtheilungen ſchwerer Kavallerie eröffnete das Korps der getreuen, ſeit Guſtav Waſa's Zeiten hochgeehrten Dalekarlier, die Reihen des tapfern ſchwediſchen Fußvolkes; der übrige Troß des Heeres und mehre Wägen beſchloſſen den Zug. Etwa hundert Schritte vor dem Hauſe ſchwenkte ſich die erſte Abtheilung rechts ab und faßte jenſeits deſſelben Poſto. Eine dreimalige Fanfare der Trompeten und Hörner verkündigte die Annäherung des großen Feldherrn, der mit ſeinem Gefolge langſam heranritt.

Leonard Torſtenſon, einer der größten und menſchlichſten Helden des dreißigjährigen Krieges, erſchien in prachtvoller, blau, mit Gold verzierter Kleidung, mit von Silber ſtrahlendem Panzerrocke, den Inſignien des alten und hohen Seraphinen-Ordens und des Schwert-Ordens geſchmückt. Den breiten, auf einer Seite hinaufgekrempten Hut zierte eine große brillantene Schleiſe, von welcher die blauen und gelben gekrümmten Federn wehten. Das breite, geſtickte Wehrgehänge, mit dem am Griffe brillantenbeſetzten Schlachtſchwerte, große Stulphandſchuhe, mit Spitzen beſetzt und kurze Stiefeln mit weiten Klappen vollendeten den Kriegsſchmuck des berühmten Helden.

Torſtenſon, von Kindheit auf Guſtav Adolph's geliebter Page, darauf ſein Kämmerling, Zögling im Waffenruhme und erklärter Liebling, konnte ein ſchöner Mann genannt werden. Die hohe Stirne, die dunkelblauen feurigen Augen, die langen, gelockten, lichtbraunen Haare, die in ſanfter Krümmung gebogene Naſe, der feine Mund und ſein edler, wenn auch nicht eben hoher Wuchs verfehlten in früherer Zeit ihres Eindruckes bei den Frauen nicht; leider aber wurde er, ſeit dem Eintritte in das beſte Mannesalter von böſer Gicht gequält, und, obſchon er demungeachtet den beſchwerlichſten, ſelbſt Winter-Feldzügen beiwohnte, ſo mußte er zur Zeit des heftigſten Anfalles vom Tragſeſſel oder von der Senfte aus kommandiren. Als er ſich dem Hauſe näherte, blieb ſein Gefolge etwas zurück, und nur vier Perſonen begleiteten ihn. Ihm zur Linken ritt der bekannte Generallieutenant Guſtav Wrangel, ſein Nachfolger im Kommando, hinter ihm ſein Adjutant, Oberſt Suderholm, ihm zur Rechten aber zeigte ſich auf milchweißem Pferde, mit rothen, golddurchwirkten Zügeln ein reizendes Mädchen in prachtvoller Amazonenkleidung, ſeine geliebte Brudertochter, Wilburga Torſtenſon, an der Seite ihres ſchönen und ſtolzen Bräutigams, Niels Björnſtedt, Oberſtlieutenant bei der Garde der Königin. Den ſchlanken Leib des ſchönen Mädchens umſchloß ein lichtgelbes, langes Reitkleid mit kleinen Perlmutterknöpfen von oben bis unten geſchloſſen, der gleichfarbige Gürtel war reich mit Silber geſtickt, den ſchönen Hals umgab eine vielgefaltete weiße Krauſe, um die Schultern flatterte ein kurzer Mantel von dunkelblauer Seide, mit breitem, golddurchwirkten Saume, den weißen, ſchmalen Hut zierte eine lange, wallende Straußfeder, die mit einer goldenen, mit Brillanten beſetzten Spange daran befeſtigt war. Ihr Wuchs, ihre Geſichtszüge konnten ausgezeichnet ſchön genannt werden. Reiche blonde Locken umgaben ihr ſchönes Antlitz, die mit den feurigen, dunkelbraunen Augen auf das reizendſte kontraſtirten und einen unwiderſtehlichen Liebreiz über ihr ganzes Weſen ausgoſſen, doch ſah man auch auf den erſten Blick, daß ſie ſich ihrer Schönheit bewußt war; ein Zug ſieggewohnten Stolzes zeigte ſich in ihren zarten Geſichtszügen, der unwillkürlich das Vertrauen wieder verſcheuchte, welches die Milde und Anmuth deſſelben einflößten.

Von Jugend auf verwaiſt, hatte Wilburga ihre Erziehung unter den Augen des Feldherrn erhalten. Seit dem Tode ſeiner geliebten Gemalin mußte ſie ihm, ſo viel es möglich war, immer zur Seite bleiben, und vermehrte ſelbſt auf Feldzügen mit ihren Frauen zu Wagen ſein Gefolge. Bei beſonderen

Gelegenheiten aber, wo für ihre Sicherheit nichts zu beſorgen war, ſah es der Feldherr gern, wenn ſie ihn zu Pferde begleitete und ihre Dienerſchaft mußte dann zu Wagen nachfolgen. Bei ſo vielen glänzenden Vorzügen und in dem blühenden Alter von ſiebzehn Jahren, konnte es der ſchönen Wilburga nicht an Anbetern fehlen. Viele Männer hatten zu ihren Füßen geſeufzt, doch hatte ſie dem Oberſtlieutenant Björnſtedt, aus einer der edelſten Familie des Landes, ja von mütterlicher Seite mit dem Throne verwandt, vor Allen den Vorzug gegeben. Im Ueberfluſſe erzogen, mit allen Glücksgütern ausgeſtattet, war die ſchöne Wilburga von Kindheit auf gewohnt, ſich den Glanz ihrer Familie als das höchſte Glück zu denken; ihr Herz war bisher ungerührt geblieben, und ſie konnte ſich keine Verbindung als glücklich denken, die ihr mit ihrer ausgezeichneten Stellung nicht im Einklang geſchienen hätte. Ueberdies hatte der Oberſtlieutenant auch wohl durch ſeine ſchöne Geſtalt, durch ſeine feine Bildung und die übrigen glänzenden Eigenſchaften wenigſtens ihr Auge gefeſſelt, und er wußte die Schattenſeiten ſeines Charakters wohl vor ihr zu verbergen, die in kaltem Stolze, Mangel an Gefühl, Härte, ja ſelbſt zuweilen Grauſamkeit gegen ſeine Untergebenen, gegen Alle, die ihm an Range, ja an Anſichten nicht gleich waren, beſtanden. Unmittelbar nach der Schlacht bei Jankau, worin ſich Björnſtedt auf das glänzendſte ausgezeichnet hatte, wurde ihm von dem Feldherrn die Hand ſeiner ſchönen Nichte zugeſichert; die Vermälung ſollte jedoch erſt an dem Tage vollzogen werden, an welchem das ſchwediſche Heer ſeinen ſiegreichen Einzug in Wien halten würde, ein Ereigniß, an deſſen baldigem Gelingen Niemand im Schwedenheere zweifelte, und eine Bedingung, die dem ſtolzen Sinne der ſchönen Wilburga, wie ihres Bräutigams vollſtändig gemäß war.

Nach dieſer kleinen nothwendigen Abſchweifung kehren wir wieder auf den Einzug des Feldherrn zurück. Oberſt Lynburſt eilt ihm mit den gebräuchlichen militäriſchen Ehrenbezeugungen entgegen, und ſenkte auch vor der ſchönen Couſine den Degen, die ihn, während ihr der Oberſtlieutenant mit ritterlicher Galanterie vom Pferde half, freundlich begrüßte. Mehre Offiziere ſprangen ab, um dem Feldherrn beim Abſteigen behilflich zu ſein. Lynhurſt ließ ſich jedoch dieſe Mühe nicht nehmen. Torſtenſon runzelte die Stirne, als er die unverkennbaren Spuren der Verwüſtung vor und an dem Gebäude erblickte, mit ernſter Stimme ſprach er: »Herr Oberſt, laßt meiner Nichte und ihrem Gefolge eine anſtändige Wohnung anweiſen, dann begebt Euch zu mir, ich ſehe ſchier mit Unwillen Gegenſtände, über welche ich notwendig mit Euch ſprechen muß.«

Die erſte Sorge ließ ſich jedoch der Oberſtlieutenant nicht nehmen, und hatte ſich im Hauſe bereits mit ziemlich barſcher Stimme nach den beſten Gemächern erkundigt, als der Oberſt, nachdem er den Feldherrn ehrfurchtsvoll in ſein eigenes Zimmer geführt hatte, erſchien, und mit feſter Stimme erklärte, daß die Gemächer, welche die Familie Wallrich inne habe, unberührt bleiben müßten. Björnſtedt ſchien dieſe Zumuthung etwas zu befremden, doch Wilburga, die bereits mit Schaudern gehört hatte, daß ſich eine Leiche darin befand, beſänftigte ihn durch einen Händedruck und ließ ſich von dem Oberſt in das ihr beſtimmte Zimmer geleiten, wohin ihr bald ihre weibliche Begleitung nachfolgte. Die beiden Feldoberſten aber begaben ſich zu dem Heerführer, der bereits mit wichtigen Depeſchen beſchäftigt war, die ihm ſein Adjutant vorlegte.

»Wo habt Ihr Euren Gefangenen, Neffe,« begann Torſtenſon mit ernſter Stimme, »Hauptmann Gyllenſtröm hat mir bereits darüber berichtet.«

»Gnädigſter Oheim und Feldherr!« rief der Oberſt, indem er ſich auf ein Knie niederließ, hört meinen wahren Bericht und ſchont der Unſchuldigen, die das Schickſal ohnedies zu hart verfolgt.«

»Ihr nehmt Euch ihrer Sache ſehr warm an,« ſagte der Feldherr erſtaunt, während Björnſtedt ein leiſes, ſpöttiſches Lächeln nicht verbergen konnte. »Doch vor Allem,« fuhr Torſtenſon fort, »ſteht auf, Herr Oberſt, dieſe Stellung ziemt keinem Kriegsmann, außer vor dem Allerhöchſten und der Königin Majeſtät, die Gott beſchützen wolle. Ich will ſelbſt in der Sache ſehen, ich kenne den Hauptmann; weh ihm und Jedem, der ſich einer Ungerechtigkeit ſchuldig macht. Für jetzt mögen Eure Schützlinge unter unſerer eigenen Obhut bleiben. Ihr aber, Neffe, geht unverzüglich mit dem Oberſt Suderholm nach der Donauſchanze ab. Bis Morgen Mittag muß ſie unſer ſein. Ich übergebe Euch Krieger, die bei Leipzig und Jankau gefochten, und bei Lützen den Tod unſeres großen Königs gerächt haben. Zeigt Euch des Vaterlandes würdig. Ich erwarte hier noch die Abgeſandten des Siebenbürger Fürſten, der nun auch mit ſeiner Beihilfe ſchon zu lange zögert. Er vermeint vielleicht auch, mit ſchwediſchen Pfoten die deutſchen Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Er mag ſich aber hüten, der Schwed' iſt zäher Natur, und läßt nicht leicht das Herz den Kopf übereilen, das haben ſchon Mehre zu ihrem Schaden erfahren. — Aus wie viel Perſonen beſtehen Eure Gefangenen?«

Der Oberſt erwiederte: »Vater und Tochter, friedliche Landbewohner aus adeligem Stamme; die Mutter liegt todt im Hauſe, ohne Urſache und Nutzen im räuberiſchen Ueberfall von ſchwediſchen Kugeln getödtet.«

»Sorgt denn für anſtändige Beſtattung,« ſagte der Feldherr. Nach einer Pauſe fuhr er raſcher fort: »Die Sache muß genau unterſucht werden; dieſe Parteigänger haben uns oft gute Dienſte geleiſtet, aber — Gottes Donner! den ſchwediſchen Namen ſollen ſie nicht ſchänden, ſo lange dieſer Stab noch in Leonard Torſtenſon's Händen iſt.« Damit ſchüttelte er drohend den kurzen, ſilberbeſchlagenen Stab, in früherer Zeit das ehrfurchtgebietende Zeichen eines Heerführers. — »Brennt der verwünſchte Parteihaß nicht ohnehin lodernd genug,« fuhr er unwillig fort, »bedarf es noch des gewaltſamen Anfachens? Iſt Euer Bericht nun geendet? Warum habt Ihr das Commando aus Korneuburg abgerufen?«

Der Oberſt fiel ſchnell ein: »Eine feindliche Streifpartei aus der Gegend der untern Donau überfiel das Haus in der Nacht. Ihre überlegene Zahl und der unvermuthete Angriff ſetzte uns ungeachtet des tapferſten Widerſtandes zu ſehr in Nachtheil, ſo daß ich dieſe Maßregel nicht vermeiden konnte.«

»Wie groß war der beiderſeitige Verluſt?« fragte der Feldherr geſpannt.

»Zwölf ſchwediſche Krieger und drei Deutſche blieben auf dem Platze, ein kaiſerlicher Offizier fiel gefangen in unſere Hände.«

»Gottes Donner!« fiel der Feldherr raſch ein, »zwölf für drei!« — Doch ſchnell ſich beſinnend fuhr er gelaſſen fort, »freilich, der unvermuthete Ueberfall, die Nachtzeit — der Schwed' iſt tapfer, und bindet am hellen Tage mit dem Teufel an, doch mit dem Nachtdunkel leben die nordiſchen Ammenmarchen in ſeiner Seele auf. — Den Gefangenen übernehmt Ihr ſogleich, Oberſtlieutenant, und führt ihn nach Korneuburg, wo ich die übrigen kaiſerlichen Offiziere werde verſammeln laſſen. Es iſt ohnehin ein Auswechslungsplan im Werke, wozu ich Eure Dienſte, Neffe, in Anſpruch nehmen werde, da Ihr der deutſchen Sprache mächtig ſeid.«

Der Oberſtlieutenant verbeugte ſich und ging, wahrend ihm Lynhurſt mit beſorgtem Blicke nachſah, da nun jede Hoffnung verſchwand, den feindlichen Irrthum Adalberts aufzuklären. Er durfte es nicht wagen, ihn als den Sohn des Hauſes zu nennen, wodurch der Ueberfall, den er als eine abſichtsloſe, feindliche Demonſtration erklärt hatte, als ein verdächtiger, zuſammenhängender Plan erſchienen wäre, der ſeinen Schützlingen ſchaden konnte. Als ihn endlich der Feldherr nach mehren mitgetheilten Verhaltungsmaßregeln entließ, hoffte er noch einige Worte mit dem Gefangenen ſprechen zu können, allein Björnſtedt hatte ſich im gewohnten blinden Gehorſam für die Befehle des Feldherrn bereits mit ihm entfernt. Lynhurſt ſuchte jedoch die kurze Zeit, während ſich die Scharen ordneten, noch zu einer Unterredung mit der Familie Wallrich zu benutzen. Er beruhigte ſie vollſtändig über ihr Schickſal und empfahl ihnen, dem Feldherrn offen und furchtlos entgegen zu treten, nur den eigentlichen Zweck des Ueberfalls zu verſchweigen. Ueber Adalbert bat er ſie ebenfalls ganz ohne Sorge zu ſein, da deſſen nahe Auswechslung bevorſtand, nur beklagte er, daß ſich derſelbe mit dem ungerechten bitteren Groll im Herzen entfernen mußte, hoffte jedoch mit Zuverſicht, daß ſie bald Gelegenheit finden würden, ihren Angehörigen wenigſtens durch ein Schreiben von der wahren Lage der Sache zu überzeugen.

Der Abſchied war von allen Seiten gleich ſchmerzlich. Vater und Tochter zitterten, den einzigen Beſchützer, den ſie bisher in dem feindlichen Heere kennen gelernt hatten, zu verlieren; der Oberſt trennte ſich nur mit ſchwerem Herzen von der ihm ſo theuer gewordenen Familie bei der Ungewißheit, ob er ſie jemals wieder ſehen werde. Schon hatte er dem alten Wallrich einigemale kräftig die Hand geſchüttelt, ſchon hatte er von Thereſen wiederholt den herzlichſten Abſchied genommen, als der helle, und durchdringende Ton der Trompeten zum unverſchiebbaren Aufbruch ermahnte. Da richtete Lynhurſt noch einmal ſeinen trüben Blick auf Thereſen, deren Augen in dieſem entſcheidenden Augenblicke unaufhaltſame Thränen entſtrömten. Seiner nicht mehr mächtig, drückte er ſeine heißen Lippen auf ihre Hand, riß ſich gewaltſam los und ſtürzte, wie bewußtlos, fort. An der Thüre prallte er jedoch heftig zurück; ſeine ſchöne Couſine ſtand vor derſelben, und war ein unwillkommener Zeuge dieſer Scene geweſen. »Schön,« ſprach ſie, indem ſie mit ſchalkhaft lächelnder Miene ſeine Hand ergriff, und ihn mit ſich zog, »ſchön, Vetter, ſtatt daß ihr mir die gebührende Abſchiedviſite macht, tändelt Ihr hier mit dem kleinen deutſchen Mädchen.« Er wollte ſich beſtürzt entſchuldigen, ſie fuhr aber ſcherzend fort: »Gebt Euch zufrieden, Vetter, ich habe Eure Abſicht erkannt, das Kätzchen iſt gut genug, einem Krieger ein paar ernſte Stunden wegzutändeln, Ihr dürft über meine Entdeckung Euch nicht beleidigt fühlen, es wäre lächerlich, Euch, den Stolz des ſchwediſchen Heeres, den Verwandten des Feldherrn, eine ernſtere Abſicht zuzumuthen, geht, und ſeid ruhig, Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein.«

»Bei Gott, Couſine,« rief Lynhurſt, »Ihr mißkennt meine Geſinnungen fürchterlich, das edle Mädchen iſt des Schutzes der Königin werth; o, konnte ich Euch Alles erzählen.«

»Geht,« rief Wilburga mit verächtlichem Stolze, »Ihr macht Euch lächerlich; doch, ich verzeihe Euch,« fuhr ſie wieder ſcherzend fort, »ich kenne die alte Sage von dem Löwenbezwinger und Rieſenbeſieger recht gut noch aus meiner Kindheit, freilich nur vom Hörenſagen; ſeid ruhig, Ihr ſollt an mir ebenfalls eine ſchützende Fee finden.«

Die Geduld des Oberſten war erſchöpft, ſchon hatte er eine bittere Antwort auf der Zunge, doch bezwang er ſich, die Folgen davon bedenkend, und ſprach: »Couſine, die Zeit drängt, bereits ertönt der Ruf lauter und lauter, ich bitte Euch nur um Schonung, ich flehe Euch nur um vorurtheilsfreie Gerechtigkeit an.« Seine Augen füllten ſich unwillkürlich mit Thränen bei dieſen Worten und vielleicht wäre es ihm gelungen, das Herz der ſchönen Wilburga, dem es nicht an ſanften Gefühlen fehlte, milder zu ſtimmen, in dem Augenblicke erſchien jedoch ein Cornet, zum unverzüglichen Aufbruche mahnend; der Oberſt rief noch aus gepreßter Bruſt: »Lebt wohl!« und ſtürmte fort, unendliches Weh und bange Vorgefühle im Herzen tragend.

Mit einem verwunderten Blicke und kopfſchüttelnd ſah ihm **Wilburga** nach und begab ſich zu ihren Frauen. Die baldige Ankunft des Oberſtlieutenants **Björnſtedt**, der über das Verhältniß des Oberſten zu der Deutſchen auf eine eben nicht zarte Art ſcherzte, verlöſchte bald wieder jeden Funken von Theilnahme in dem ſtolzen Herzen, doch ſagte ſie: »Verſchmachten ſoll mir der Vetter nicht aus Sehnſucht für dieſe milchfarbige Schöne, und ſie ſich nicht etwa einfallen laſſen, in Hoffnung reicheren Gewinns die Spröde zu ſpielen. Wir müſſen ſie ihm auf irgend eine Weiſe in die Hände ſpielen.«

Björnſtedt aber verſprach ihr den thätigſten Beiſtand zu jedem Plane, den ſie deßhalb angeben würde. Während aber hier über das Wohl und Weh des armen verlaſſenen und ſo vielfach gedrückten Mädchens mit kaltblütiger Willkür entſchieden wurde, ſtand ſie ſelbſt, den ſtarren Blick auf das Fenſter gerichtet, unbewußt von Allem, was um ſie her vorging, in Thränen aufgelöst da. Erſt nach langer Zeit, als der letzte Hufſchlag verhallt war und in der Ferne nur mehr der aufwirbelnde Staub von dem Zuge des Heeres Zeugniß gab, wendete **Thereſe** ihre Blicke von dem Fenſter, und ſank lautweinend in die Arme ihres betrübten Vaters.

Vierte Abtheilung.

Die Donauſchanze.

Die Zuſammenkunft **Wallrich's** und ſeiner Tochter mit dem großen Feldherrn, den ſie trotz den tröſtenden Verſicherungen des Oberſten mit Herzpochen entgegen ſahen, lief über alle Erwartung beruhigend aus. Er empfing ſie mit herablaſſender Theilnahme, ließ ſich wiederholt alle Umſtände bis zum kleinſten Detail erzählen, billigte ſowohl ihr, als das Benehmen ſeines Neffen, und ſein Auge ruhte mit ſichtbarer Theilnahme auf Thereſens ſchöner und ſchmerzgebeugter Geſtalt, als der Vater die Ereigniſſe jener Nacht des Überfalles erzählte, wobei er jedoch, eingedenk der Mahnung des Oberſten, verſchwieg, was die eigentliche Urſache davon geweſen ſei. Torſtenſon gab ſogleich Befehl zur anſtändigen Beerdigung der Mutter, und gebot ſtreng, die Trauer der Familie nicht zu ſtören. Als er ſie den folgenden Tag wieder vor ſich rufen ließ, verkündigte er ihnen ihre völlige Freiheit und die Erlaubniß, ihren Aufenthalt zu wählen, wo ſie es für gut finden würden, doch gab er ihnen auch zu bedenken, daß ſie für den gegenwärtigen Augenblick in ſeiner Nähe und unter ſeinem unmittelbaren Schutze am ſicherſten wären, und ſagte ihnen dieſen im ausgedehnteſten Sinne des Wortes zu. Beide waren durch dieſen Edelmuth auf das innigſte gerührt, und der Vater ſchien es nach reiflicher Überlegung auch für das Beſte zu halten, ſich wenigſtens ſo lange dem perſönlichen Schutze des großen Heerführers anzuvertrauen, bis ſich die Verhältniſſe günſtiger geſtaltet haben würden. Thereſe jedoch widerſprach heftig, ſie glaubte vor Allem einer dringenden Pflicht mit Aufopferung aller andern Rückſichten Genüge thun zu müſſen. Alle Bedenklichkeiten, alle anſcheinenden Gefahren überwog das zarte weibliche Ehrgefühl, dieſe Himmelsblume in den dornenvollen irdiſchen Irrgewinden, die, wenn ſie einmal im reinen weiblichen Gemüthe Wurzel gefaßt hat, auch bei Sturm und Ungewitter unbeſchädigt fortblüht und nur mit dem brechenden Herzen noch himmliſch duftend zuſammenknickt. Vor Allem, das fühlte ſie mit unwiderſtehlicher Macht und ſtärker als je ſeit dem Auftritte mit ihrem geliebten Bruder; vor Allem mußte Wolfmar aus ſeinem unſeligen Irrthume geriſſen und jede, auch die unſchuldigſte und entſchuldbarſte Urſache vermieden werden, die ihn noch länger darin erhalten konnte. Mochte ſie es immerhin auch ſchmerzhaft fühlen, daß er ſich demſelben zu unbedacht, zu unſchonend hingegeben hatte, mochte ſie ſich auch in's Gedächtniß rufen, daß er ſie von Kindheit auf gekannt, und ſie deßhalb nie eines ſo ſchwarzen Vergehens, nie einer ſo auffallenden und ſchnellen Veränderung hätte fähig halten ſollen; genug, ſie hatte ihm Liebe und Treue gelobt, ſein gewagter Schritt war auf alle Gefahr hin zu ihrer Rettung unternommen worden, und auch ſie mußte ihm nun auch auf jede Gefahr hin den Beweis liefern, daß ſie ihrem Worte und ihrer Ehre treu geblieben ſei. Ja, mochte auch, was ſie ſich ſelbſt kaum einzugeſtehen getraute, was ſie mit der angeſtrengteſten Gewalt aus ihrer Seele zu bannen ſtrebte, was aber in ihren Träumen auf's Neue mit immer größerer Macht auflebte, mochte durch das Erſcheinen des Oberſten als rettender Engel im Augenblicke der höchſten Noth und ſein edles Benehmen ein Gefühl ganz eigener Art erweckt worden ſein, eben darum mußte ſie ſobald als möglich dieſe Eindrücke wieder zu verwiſchen, dieſe Empfindungen wie einen kurzen, ſeligen Traum zu vergeſſen ſuchen; um vor den Augen der Welt und in ihrem eigenen Bewußtſein gereinigt und vorwurfsfrei dazuſtehen. Jetzt, in dem Augenblicke der Verſuchung, fand ſie in ihrem reinen Gemüthe die höchſte Kraft zur Selbſtüberwindung, deren faſt kein Mann, deren nur eine edle Frauenſeele fähig iſt. In ſolchen Momenten erhebt ſich das Gefühl echter Weiblichkeit zur höchſten Weihe und weiß ſich auch aus von Thränen bethauten Dornenkränzen ein glänzendes Diadem zu flechten. Solche Lagen ſind es, die den unſchätzbaren Werth des zarten, weiblichen Sinnes zu erkennen geben, und verſtände nur der Mann mit dem leider angebornen gröberen Gefühlsſinne ſolche hehre Erhebungen über Gemeines und Alltägliches zu würdigen, ſo wären die drei ſchönen Stufenzeiten des edleren Frauenlebens: der liebenden Jungfrau, der aufopfernden Gattin und der treuen Mutter mit größerer Glorie umgeben, als es gewöhnlich der Fall iſt. Thereſe beſtand daher feſt darauf, ſobald ſie das Verſprechen des Heerführers vernommen hatte, ſich mit ihrem Vater nach Wien zu begeben und ſie bat den Feldherrn nur um ſicheres Geleit bis zu den erſten kaiſerlichen Poſten. Weder deſſen gütiges Zureden, noch die Vorſtellungen ihres eigenen Vaters vermochten einen Entſchluß wankend zu machen, der ſo innig aus der Überzeugung ihres Herzens, recht gehandelt zu haben, hervorgegangen war. Wilburga und Björnſtedt erfuhren mit Entrüſtung den edlen Entſchluß des Mädchens, Beſorgniß wegen Lynhurſt und Mißmuth wegen der Zerſtörung ihres Planes vermochten ſie, demſelben mehre Hinderniſſe in den Weg zu legen; ſie nannten es Eigenſinn, Mißbrauch der Güte des Feldherrn, und beſtürmten dieſen, ſeine Erlaubniß zu verweigern. Torſtenſon dachte jedoch zu edel und blieb, wie immer, ſeinem gegebenen Worte treu, obſchon er ſich durch das anſcheinende Mißtrauen auf ſeinen verſprochenen Schutz ſelbſt etwas verletzt fühlen mochte. Er willigte in ihr Begehren, ertheilte ihnen Päſſe und Sicherheitsbriefe, auch verſprach er ihnen ſicheres Geleit bis zu den kaiſerlichen Poſten. Nur ſollte ſich die Abreiſe verziehen, bis der Sturm auf der Donauſchanze vorüber wäre, indem für dieſen Augenblick die Expedition zu gefahrvoll war, welcher Anordnung ſich Vater und Tochter, ihre Nothwendigkeit einſehend, auch gerne fügten.

Der Gang der Begebenheit führt uns nun in das Kriegsgetümmel auf der Donauſchanze. Dieſelbe befand ſich rechts unterhalb des heutigen Ortes Floridsdorf, gegen die damals ſogenannte Wolfsau, ſeit der Schwedenzeit Brigittenau *) genannt, und war kaiſerlicher Seits wohl befeſtigt und beſetzt. Seit ihrem

---

*) Der bekannte Urſprung dieſer Benennung iſt, daß am St. Brigittentage eine feindliche Kugel in das Zelt des Erzherzogs Leopold Wilhelm fiel, während er in demſelben kniete und betete, ohne ihn zu beſchädigen. In der Folge wurde an der Stelle, wo das Zelt geſtanden, die noch heut beſtehende Capelle zu Ehren der heil. Brigitta erbaut. Obendrein war die heil. Brigitta eine Prinzeſſin von Schweden.

Vordringen in dieſe Gegend hatten die Schweden dieſen feſten Punkt förmlich blokirt und belagert. Da ſich jedoch die Einnahme zu lange verzögerte und der ungeduldige Feldherr ſich um jeden Preis dieſes Platzes zu bemächtigen wünſchte, welche den Schlüſſel zum Donauübergange bildete, ſo beſchloß er, ihn den 8. April mit ſtürmender Hand zu nehmen. Anfangs war der Ausgang des Kampfes mehr als zweifelhaft. Die kaiſerlichen Soldaten leiſteten, durch ihre vortheilhafte Stellung begünſtigt, den tapferſten Widerſtand, und ihre Batterien ſpien Tod und Verderben in die feindlichen Reihen. Haufenweiſe fielen die anſtürmenden Schweden, und ſchon begann ſich der Abend zu neigen, ohne daß ſie ihren Endzweck erreicht hatten. In den dichteſten Reihen wallte der blaue und gelbe Federbuſch des Oberſten Lynhurſt, allenthalben, wo es Noth that, war er zu ſehen, keine Gefahr ſcheute er und belebte durch ſeine Gegenwart, durch ſeine eigene perſönliche Tapferkeit den faſt ſchon geſunkenen Muth ſeiner Krieger. Eben hatten die Kaiſerlichen einen neuen Angriff gemacht, welcher Unordnung in die ſchwediſchen Reihen zu bringen drohte; der rechte Flügel begann bereits zu weichen, da ließ der Oberſt die ſchweren Dragoner, die vor der Schanze als Reſerve aufgeſtellt waren, abſitzen, ſtellte ſich ſelbſt mit der Fahne in der Hand an deren Spitze, zugleich donnerten die Kanonen auf die ſtärkſten Bollwerke los, und die Schanze wurde nun im Sturmſchritt unter einem furchtbaren Blutbade erſtiegen. Die Kaiſerlichen waren endlich gezwungen, der Übermacht des ſich immer neu andrängenden Feindes zu weichen, und den Rückzug über die Wolfsbrücke anzutreten. Nur ein Häuflein von vielleicht 30 deutſchen Kriegern hielt noch Stand, ſetzte ſich den andringenden Schweden entgegen, und kämpfte auf das heldenmüthigſte, bis der Übergang bewerkſtelligt war. Erbittert über den hartnäckigen Widerſtand einer ſo kleinen Schar, riethen die ſchwediſchen Hauptleute, die erbeuteten Feldſtücke von beiden Seiten auf ſie zu richten. Der Oberſt jedoch, wie jeder wahre Held, Tapferkeit auch an Feinden ehrend, gebot nur die Schanze ringsum zu beſetzen und dem Gros der Armee, ſich unter den Befehlen des Oberſten Süderholm außerhalb derſelben marſchfertig zu halten. Er ſelbſt aber, an der Spitze weniger Tapferen von dem blauen Regimente, übernahm es, das ſchon ziemlich geſchmolzene Häuflein zur Übergabe aufzufordern, um ferneres unnützes Blutvergießen zu verhüten. Ein Theil der kaiſerlichen Soldaten hatte auch währenddem den günſtigen Augenblick benützt und war im Sturmſchritt über die Brücke geeilt, die ſchon auf beiden Seiten mit Brandmaterialien bedeckt war. Die übrigen Wenigen hätten ebenfalls wohl Zeit dazu gewinnen können, was vielleicht auch die Abſicht des menſchenfreundlichen Lynhurſt ſein mochte, allein kaum hatte ihn ihr Anführer erblickt, als er blindwüthend mit dem Rufe: »Drauf und dran, wer ſeinen Hauptman liebt!« auf ihn los ſtürzte, und er würde ihn im raſenden Anlauf um ſo gewiſſer durchbohrt haben, da auch der Oberſt bei ſeinem Anblicke überraſcht und wie verſteinert war; ein ſchwediſcher Sergeant ſprang jedoch ſchnell dazwiſchen und lähmte mit mächtigem Schwertſtreich den rechten Arm des Andringenden. Der kaiſerliche Hauptman, von einem jugendlichen Offizier von ausgezeichneter Geſtalt und edler Geſichtsbildung, der ihm treu zur Seite geblieben war, unterſtützt, wankte und ſank, und der Fall des Anführers entmuthigte die Wenigen, die ihm zur Seite geblieben waren. Sie wandten ſich ſchnell der Brücke zu, dieſe aber loderte bereits in hellen Flammen auf. Weiterer Widerſtand würde nur ruhm- und nutzloſe Aufopferung geweſen ſein, ſie ergaben ſich demnach, wurden entwaffnet und abgeführt. Die Gemeinen wurden tiefer in's Land, gegen die mähriſche Gränze zu, die Offiziere zuvörderſt in das Hauptquartier des Feldherrn zu führen beordert. Während man aber mit dem Verbande des verwundeten Anführers beſchäftigt war, trat Lynhurſt zu ihm und wollte ihn über ſein Geſchick zu beruhigen ſuchen. Jener aber fuhr wild auf und rief dem jugendlichen Offiziere zu: »Ferdinand, ſchütze mich vor ſeinem Anblick und Ihr, verlaßt mich, wenn es nicht ſchwediſche Sitte iſt, einen Verwundeten und Gefangenen zu höhnen. Gönnt mir jedoch die Ehre Eures Beſuches nach meiner Wiederherſtellung.«

»Das iſt meine Abſicht,« erwiederte der Oberſt mit ſanftem aber ſtolzen Tone, »und dann ſollt Ihr anders und beſſer von mir denken lernen. Um meinen Zorn zu reizen, muß man ſich jedoch vorher meiner Achtung verſichert haben,« fuhr er aufgereizter fort und entfernte ſich, indem er jedoch vorher noch die größte Aufmerkſamkeit für den Verwundeten empfahl. Der Anführer, in welchem wohl Jedermann den erbitterten Ellersheim erkannt haben wird, warf ihm wüthende Blicke nach und lehnte ſich dann ſchmerzgedrückt an den Buſen Ferdinand's, der ihm beruhigend zuſprach. Als ſie von dem Arzte ihre Beſtimmung und den Ort des Hauptquartieres erfuhren, bemächtigten ſich höchſt verſchiedene Empfindungen ihrer Seelen. Ferdinand konnte ſeine heimliche Freude nicht bergen, das Haus ſeines Vaters nach ſo langer Abweſenheit wieder zu erblicken, und vielleicht ſeine Anverwandten daſelbſt zu finden, deren Benehmen er ſich freilich ſelbſt nicht zu erklären vermochte, die er jedoch in ſeinem Innerſten nicht ſo ſchuldig halten konnte, als der durch die Macht des Augenſcheins im hohen Grade empörte Ellersheim. Dieſer aber ſcheute jede Begegnung mit ihnen, ehe er an dem Urheber ihrer anſcheinenden Treuloſigkeit und ihres Abfalles volle Rache genommen hatte, und er erklärte daher ſchon auf der erſten Station, in Eipeltau, daß ihm der Schmerz ſeiner Wunde für den Augenblick nicht weiter zu reiſen erlaubte, und er wurde daher mit Bereitwilligkeit unter der Aufſicht des Arztes zurückgelaſſen, nachdem er von Ferdinand herzlichen Abſchied genommen hatte.

Fünfte Abtheilung.

Die Freibeuter.

Nach Eroberung der Schanze waren die Schweden vollſtändig Meiſter des linken Donau-Ufers, die Geſchütze der Wolfsſchanze wurden ſogleich gegen die Stadt gerichtet und die Belagerung ſollte nun mit Ernſt und Nachdruck beginnen. Mit heißer Sehnſucht ſah Torſtenſon dem Einrücken der Rakocz'ſchen Völker in Öſterreich und Steiermark entgegen, um dann mit vereinten Kräften Wien zu erobern und dem Kaiſer in ſeiner Hauptſtadt ſelbſt den Frieden zu dictiren. Allein Rakoczy hatte einen andern Zweck im Auge. Torſtenſon ſollte ihm vor Allem Ungarn erobern helfen, bis ihm dies nicht hinlänglich verbürgt war, weigerte er ſich, aller Sendungen und Drohungen ungeachtet, die öſterreichiſche Grenze zu überſchreiten. Torſtenſon hingegen war ganz und gar nicht daran gelegen, ſeine Streitkräfte in dem weitläufigen Ungarn für einen ſo bedächtigen Allirten zu zerſplittern, ehe er ſich noch durch Eroberung der Hauptſtadt den Rücken geſichert hatte. So war denn das Reſultat der Rakoczyſchen großen Geſandtſchaft, die der ſchwediſche Feldherr mit vielem Pompe empfing, nach langen und heftigen Debatten, gegenſeitiger Mißmuth und kältere, mißtrauende Stimmung. Der ſiebenbürgiſche Geſandte ritt wieder unzufrieden von dannen, und Torſtenſon begann zuerſt einzuſehen, daß ſeine hochfliegenden und zuverſichtlichen Plane lange nicht ſo leicht und ſchnell auszuführen waren, als er ſich anfangs vorgeſtellt hatte. — Darum, obgleich er ſeine geänderten Geſinnungen ſorgfältig zu verbergen wußte, und die Blokade und Beſchießung Wien's fortſetzen ließ, ergriff er doch manche Maßregel, die von friedlicheren Geſinnungen zeigte, auch wohl die Hoffnung eines baldigen Abzuges durchblicken ließ. Auch Oberſtlieutenant Björnſtedt hielt es nach gerade rathſam, von der ſtolzen und prahlenden Ausſicht, in der eroberten Stadt ſein feierliches Beilager zu begehen, etwas vorſichtiger und ſparſamer zu ſprechen. Wilburga aber, die ſich dadurch um einen ſehnſuchtsvoll gehofften Triumph gebracht ſah, wurde ſeitdem oft von der übelſten Laune befallen, den ihre nächſte Umgebung auf das empfindlichſte fühlen mußte, ja, in manchen Augenblicken dehnte ſich dieſelbe ſelbſt auf ihren Verlobten aus, und zum erſten Male glaubte ſie nach mancherlei Betrachtungen, worunter vielleicht auch die heiße Leidenſchaft des Oberſten für das fremde Mädchen, eine gewiſſe Leere in ihrem Herzen zu fühlen, die durch alle glänzenden Eigenſchaften Björnſtedt's nicht auszufüllen war. Nach dem bekannten und wahren Grundſatze aber, daß ein Weib eben ſo gerne fremde Liebe befördert, als. ſelbſt liebt, fühlte ſie ſich nun unwiderſtehlich berufen, jener Leidenſchaft mit allen Mitteln zu Hülfe zu kommen, die ihr nur zu Gebote ſtanden, ohne indeſſen nach ihren Begriffen den Gedanken faſſen zu können, daß es damit bei dem Oberſten nur im Mindeſten auf eine ernſthafte Verbindung abgeſehen ſei. Sie näherte ſich daher Thereſen mit einer Art von Herablaſſung, welche alle Gefühle dieſes zarten Weſens verwunden mußte. Mit aller Ehrerbietung zwar, die ſie ihrem Range ſchuldig zu ſein glaubte, allein mit Zurückhaltung, die anderſeits wieder für Kälte genommen werden mußte, begegnete ſie den Annäherungen der ſchönen Nichte des Feldherrn, mit ſchlecht verhehlter Verachtung ſogar den übermüthigen und ſpottenden Bemerkungen Björnſtedt's, und ſo war es durchaus unmöglich, eine vertraulichere Stimmung herbeizuführen. Thereſe zog ſich endlich, von allen Seiten bedrängt und verletzt, gänzlich zurück und harrte mit Ungeduld des Tages der Abreiſe, und ſobald der erſte Courier mit der Nachricht, daß die Schanze erobert ſei, anlangte, beſchwor ſie ihren Vater, den Feldherrn an ſein gegebenes Wort zu erinnern, um ſogleich ihre Abreiſe anzutreten. Torſtenſon entließ ſie huldvoll und reich beſchenkt, verſprach ihnen auch, daß ihr Beſitzthum unangetaſtet bleiben ſollte, ſo lange es in ſchwediſchen Händen ſei. Der Abſchied von Wilburga wurde unter dem Vorwande ihrer Unpäßlichkeit abgelehnt, und nachdem Wallrich und ſeine Tochter noch das Grab der geliebten Mutter mit heißen Thränen benetzt hatten, verließen ſie Nachmittags den 9. April unter einer Bedeckung von zehn ſchwediſchen Reitern den Ort ihrer Heimat. Ihre Route lautete über Jedleſee und Süßenbrunn, woſelbſt ſie, indem die der Donau näher liegenden Ortſchaften alle mit Truppen überfüllt waren, das Nachtlager halten und ſich von da am andern Morgen abwärts gegen die Donau begeben ſollten, um durch einen Parlamentair an die Kaiſerlichen übergeben zu werden. Thereſen brannte das Herz, ſobald als möglich das Ziel ihrer Reiſe zu erreichen, und dadurch des drückenden Gefühles los zu werden, daß es auch nur einen Menſchen auf Erden, und obendrein einen ihr ſo nahe ſtehenden, geben konnte, der an der Reinheit ihres Gemüthes zweifelte. Aber kaum eine Stunde nach ihrer Abreiſe kam der Oberſt mit den gefangenen Offizieren in dem Hauptquartiere an. Ferdinand war um ſo troſtloſer, ſeine Verwandten nicht mehr zu finden, als ſich ihm der Oberſt unterwegs freundlich genähert hatte, und ihn über das unſelige Mißverſtändniß aufklärte. Lynhurſt ſelbſt war über die Abreiſe von Wallrich und ſeiner Tochter ſo beſtürzt, daß ſeine Couſine neuerdings Beweiſe ſeiner verzehrenden Leidenſchaft zu finden glaubte, und ihrem Bräutigam als Beweis ſeiner Liebe die Verpflichtung auflegte, durch alle möglichen Mittel die Übergabe Wallrich's an die Kaiſerlichen zu verhindern. Die Beſtürzung des Oberſten hatte jedoch einen andern Grund. Er hatte in Jedleſee erfahren, daß Hauptmann Gyllenſtröm, dem ſeiner vielen verübten Gewaltthätigkeiten und Grauſamkeiten wegen vor der Verantwortung bangte, mit mehren ſeiner Gefährten das furchtbare Geſchäft der geſetzloſen Freibeuterei ergriffen habe, und in den waldigen

Gegenden um den Biſamberg bis gegen die Hochleuten *) ſein Weſen treibe. Er theilte dieſe Nachricht dem Feldherrn mit, der zornentbrannt ſogleich befahl, eine ſtarke Truppenabtheilung dahin zu ſenden, und mit faſt ängſtlicher Bereitwilligkeit bot ſich der Oberſtlieutenant Björnſtedt zu deren Führung an, die ihm von dem Feldherrn auch gern bewilligt wurde. Vor ſeinem Abgange bat ihn der Oberſt, im Falle er dem Zuge Wallrich's und ſeiner Tochter begegnen ſollte, dieſe auf die Gefahr aufmerkſam zu machen und im Nothfalle zu beſchützen, worauf Björnſtedt mit einem ſchlauen Lächeln die Verſicherung gab: »Ihr könnt Euch auf mich verlaſſen, Oberſt, bald ſollt Ihr auch Weiteres von mir hören«, und ſprengte mit den Truppen davon. Ferdinand wurde hierauf dem Feldherrn als der Sohn des Hauſes vorgeſtellt, und von dieſem mit vieler Achtung empfangen, ſelbſt Wilburga behandelte ihn mit Aufmerkſamkeit, und fühlte ſich von der edlen ſchönen Geſtalt des kaiſerlichen Offiziers, ſo wie von ſeinen bei jeder Gelegenheit geäußerten ritterlichen Geſinnungen wunderbar angezogen, und ſehr erfreute ſie der Ausſpruch des Oheims, daß er nicht zu den übrigen Offizieren nach Korneuburg geſendet, ſondern bis zur Auswechslung in dem väterlichen Hauſe und in ſeiner Nähe bleiben ſollte. Der junge feurige Kriegsmann fand ebenfalls bald vieles Wohlgefallen an dem reizenden Mädchen, das nur in ſeiner Nähe alle ſtolzen und gebieteriſchen Geſinnungen abzulegen ſchien, und während ihr Bräu-

---

*) Die damals faſt undurchdringliche Waldhöhe der Hochleuten hinter Wolkersdorf war ſeit der Schwedenzeit bis auf die Tage Maria Thereſiens eines der berüchtigſten Raubneſter, der Zufluchtsort und der Verſammlungsplatz von Freibeutern, Räuberbanden und geſetzloſen Umherzüglern aller Art, bis endlich auf Befehl dieſer Kaiſerin der dichte Wald zu beiden Seiten der darüberführenden Straße ausgehauen, und auf dem höchſten Puncte ein beſtändiger Reiterpoſten geſetzt wurde.

tigam beſchäftigt war, ſich den Ritterdank aus ihrer Hand zu verdienen, ſtieg für ihn ſelbſt ein drohendes Ungewitter auf, das ſeinen heißeſten Wünſchen Zerſtörung drohte.

Mittlerweile hatten Wallrich und ſeine Tochter ihre Reiſe fortgeſetzt. Der Zug ging, der vielen Truppenmärſche wegen, äußerſt langſam, und überdieß mußte bei jeder Truppenabtheilung, die ihnen begegnete, der Geleitsbrief vorgezeigt werden, was ebenfalls vielen Aufenthalt verurſachte. Kaum hatte die Escorte Enzersdorf verlaſſen, als eine neue Truppenabtheilung, jedoch nicht ſo geregelten Ausſehens, wie die früheren, an ihr vorüberſprengte. Anfangs war man erfreut, dieſesmal der gewöhnlichen Förmlichkeiten überhoben zu ſein, im Vorbeijagen warf jedoch ihr Anführer einen forſchenden Blick auf die kleine Truppe und Thereſe glaubte mit Entſetzen den gefürchteten Hauptmann Gyllenſtröm zu erkennen, welche Vermuthung der Anführer der Escorte, der etwas deutſch ſprach, auch beſtätigte, und ihr mit bedenklicher Stimme das Gewerbe, welches dieſer Wütherich ergriffen hatte, eröffnete, ſo wie die Urſachen erklärte, die ihn dazu veranlaßt hatten. Die wenigen Soldaten, welche die Escorte bildeten, konnten ſelbſt eine heimliche Unruhe über dieſe Begegnung nicht verbergen und verdoppelten ihre Eile, um ſchnell genug in das beſtimmte Nachtlager zu gelangen. Indeſſen ſuchte der Sergeant die jugendliche Thereſe und ihren Vater damit zu tröſten, daß ſie wohl bis dahin nichts zu fürchten hätten, indem Gyllenſtröm ſeiner eigenen Sicherheit wegen, ſo ſchnell als möglich aus dem Bereiche der ſchwediſchen geregelten Truppen zu kommen trachten, und ſich nach den ohnehin ſchon ſo berüchtigten Gegenden der Hochleuten wenden werde. Indeſſen konnten ſowohl Vater als Tochter ihre ängſtliche Beklemmung nicht unterdrücken, und ſie baten um ſo mehr den Zug ſo ſchnell als möglich fortzuſetzen, da es ſchon Abend geworden war, als ſie Zedleſee verließen, und nun die öde, lange, damals ganz unbebaute Haide betraten, welche ſich von dieſem

Orte bis Süßenbrunn in einer Entfernung von beinahe zwei Stunden dehnte. Noch waren ſie beiweitem nicht in der Mitte der unabſehbaren Haide, als ſich bereits das Nachtdunkel über die ganze Gegend verbreitete. Der Mond ſtand im neuen Lichte und ging erſt des Morgens auf, der Himmel war mit leichten Wolken umzogen, durch welche nur ſparſam und unerfreulich das Licht der Sterne flimmerte. Tiefe, ſchauerliche Stille herrſchte rings umher, nur von den Hufſchlägen der Truppe unterbrochen, was durch den dumpfen Wiederhall einen unheimlichen Eindruck machte. In der Entfernung zur rechten Seite warfen die weit verbreiteten Wachfeuer am linken Donauufer einen ungewiſſen Schein von ſich, und von Zeit zu Zeit ſchweifte ein ſchleppender, heller Streifen, dem ein dumpfer Knall folgte, durch das Dunkel der Nacht, da die Schweden ſogleich nach der Eroberung der Schanze deren Geſchütze auf die Stadt gerichtet hatten, und ſie auch nächtlicher Weiſe von Zeit zu Zeit in Alarm ſetzten.

Öde und ſchauerlich zeigte ſich die weite Haide, deren einzelne, zerſtreute Gebüſche den in der dunklen, troſtloſen Fläche umherirrenden Blicken immer neue Trug- und Schreckbilder vorgaukelten. Wallrich und Thereſe fühlten bei dieſer unheimlichen Nachtreiſe ihre Herzen krampfhaft zuſammengepreßt, ſelbſt der ſchwediſchen Escorte ſchien ſich dieſe drückende Stimmung mitgetheilt zu haben, die früheren lauten Geſpräche und Geſänge der Soldaten verſtummten nach und nach, und ſie verfolgten endlich lautlos mit immer größerer Eile ihren Weg. Nur unbeſtimmte Furcht, wenn ſie blos durch Spannung unſerer Phantaſie erregt wird, macht ſich in lauten Tönen Luft, während beklemmende Angſt, Furcht vor ungewiſſen reellen Ereigniſſen ſich wie ein laſtendes Bleigewicht auf die Bruſt legt, die Zunge lähmt, ja ſelbſt den Athem hemmt. Als ſie jedoch eine kleine Anhöhe erreicht hatten, und ihnen zerſtreuter Lichtſchimmer aus den Fenſtern des nicht mehr fernen Dorfes entgegen blickte, fühlte ſich die Bruſt der Schweden erleichtert, ihr Muth neu belebt, und als ſie bald darauf die erſten Häuſer erreicht hatten, entfeſſelten ſich auch die Kehlen wieder, und ein feuriges Kriegslied in der weichen und wohlklingenden ſchwediſchen Mundart ſingend, begrüßten ſie das erſehnte Ziel ihres nächtlichen Rittes. In dem Orte befand ſich nur eine kleine Abtheilung ſchwediſcher Truppen; der Escorte wurden ſogleich Wohnungen angewieſen. Wallrich und Thereſe erhielten ihr Nachtlager faſt in der Mitte des Dorfes in einem großen ſchloßartigen Gebäude, deſſen Beſitzer ſich vor der Invaſion der Schweden entfernt hatte. Am Ein- und Ausgange des Dorfes wurden die nöthigen Wachen aufgeſtellt, und die Schweden ſuchten bald das willkommene Lager. Auch Wallrich und ſeine Tochter, erſchöpft durch die ungewohnte Anſtrengung der Reiſe, abgeſpannt durch die mannigfaltigen Erlebniſſe, begaben ſich ſo ſchnell als möglich zur Ruhe, um Stärkung für die neuere Reiſe zu gewinnen, und bald verbreitete ſich tiefe Stille über das im Nachtdunkel verſunkene einſame Dorf. Gegen Mitternacht aber ſchreckte Wallrich durch den Schall eines unfernen Schuſſes aus dem feſten Schlummer und weckte auch Thereſen ſchnell. Sie fuhr erſchreckt empor, und bald hörten ſie ein entferntes Getöſe, wie heranbrauſender Sturmwind. Zugleich ertönte Hörnerton auf der Straße, die aufgeſchreckten Schweden eilten von allen Seiten zuſammen, das Zimmer wurde plötzlich von einer zitternden Helle beleuchtet, von ferne erſchallten verworrenes Geſchrei, Waffengeklirre und Flintenſchüſſe. Bald ſtürzte der Sergeant mit verſtörter Miene herein, und berichtete ſchnell, daß die Freibeuter einen Überfall gewagt hatten, daß ſie ſich jedoch ruhig verhalten ſollten, indem er mit ſeiner Truppe den meuteriſchen Haufen bald zu zerſtreuen hoffe. Sogleich entfernte er ſich, und eilte mit den Truppen der Escorte und mit der wenigen Beſatzung, zuſammen etwa dreißig Mann, den Frevlern entgegen, während Wallrich und ſeine Tochter in unausſprechlicher Todesangſt des Erfolges harrten. Die Wuth der Anſtürmenden jedoch, die als geächtete Ausreiſer Gefahr und Tod trotzten, und welche Hoffnung auf reiche Beute lockte, überwältigte bald die noch durch den tiefen Schlaf, aus dem ſie ſo ſchnell geriſſen wurden, halbbetäubten Truppen; der Fall ihres Anführers, den Gyllenſtröm ſelbſt mit der Lanze durchrannte, entmuthigte vollends das bereits ſehr geſchmolzene Häuflein, welches nun auf das unbarmherzigſte zuſammengemetzelt wurde. Während die wilde Rotte brennende Pechkränze auf die Häuſer warf und ihr Mordgeſchäft an den flüchtenden und heulenden Einwohnern fortſetzte, drang Gyllenſtröm ſelbſt mit einigen ſeiner Mordgenoſſen in das Haus, in welchem ſich Wallrich und ſeine Tochter befand, und das ſich durch die ausgezeichnetere Bauart als ihren Aufenthalt verrieth. Thereſe lag in der äußerſten Verzweiflung, mit ausgebreiteten Armen jammernd und betend auf den Knieen, während der Vater die Fenſter aufriß, um in der höchſten Angſt nach einem Ausweg umherzublicken. Beide wurden mit roher Fauſt ergriffen, gebunden, hinabgeſchleppt und auf die Pferde geworfen, worauf der fürchterliche Zug im wilden Galoppe davon ſprengte, während die Flammen in dem verödeten, von Blut und Leichen erfüllten Dorfe ſich von Giebel zu Giebel fortwälzten, und gräßlich die ganze Gegend erleuchteten. Kaum hatte die wilde Rotte, nordwärts zu, das Flüßchen, Rußbach genannt, erreicht, als ihr Führer Halt zu machen befahl. Sogleich machten ſich auf ſeine Anregung einige der Räuber über Wallrich her, und raubten ihm Alles, was er bei ſich hatte, bis auf die ſilbernen Schnallen an ſeinen Schuhen. Thereſe ſah dieſes barbariſche Beginnen mit furchtbarer Angſt, auf ihr durchdringendes Geſchrei wurde ihr jedoch der Mund mit einem Tuche verſtopft. Als ſie aber ſah, daß man ihren Vater zum Waſſer ſchleppte, vernahm ſie kaum mehr den plätſchernden Fall, und ihre Sinne ſchwanden dahin. Wie im wilden Traume, wie im halben Wahnſinne glaubte ſie kurz darauf abermals Waffengetöſe und Flintenſchüſſe zu vernehmen, und verſank von Neuem wieder in gänzliche Bewußtloſigkeit.

Als ſie, wie es ſchien, durch die angeſtrengteſten Bemühungen, durch angewandte geiſtige Mittel, wieder den Gebrauch ihrer Sinne erlangte, fand ſie ſich in einem kleinen Gemache auf einem Bette liegend, eine ältliche Frau ſaß ihr zur Seite, neben dem Bette ſaß ein Mann, der ſie ſorgfältig beobachtete, und ihre Hand ergriffen hatte. Mit einem Schrei rief ſie um ihren Vater; der Mann jedoch, ein Arzt, wie es ſchien, bat ſie, ſich zu beruhigen, ſie ſei vollkommen in Sicherheit, ihre angegriffene Geſundheit erfordere aber die möglichſte Schonung. Da ſie ſich jedoch durchaus nicht eher beſänftigen ließ, bis ſie das Nähere erfahren hatte, ſo erzählte ihr der Arzt, daß die Bande Gyllenſtrom's in demſelben Augenblicke, als ſie den Rußbach erreicht hatte, von der ausgeſchickten Abtheilung unter dem Oberſtlieutenant Björnſtedt eingeholt und angegriffen worden ſei. Nach einer verzweifelten Gegenwehre waren die meiſten der Rotte zuſammengehauen, und Gyllenſtrom in dem Augenblicke, als er Thereſen den Dolch in die Bruſt ſtoßen wollte, von einer Kugel getroffen worden. Noch lebend habe man ihn aber zu einem Baume geſchleppt und aufgehangen, welches Schickſal auch Alle theilen mußten, die gefangen in die Hände der Soldaten fielen. Der Oberſtlieutenant hatte Thereſen darauf hieher, nach Wagram, bringen laſſen, und für ihre Wiederherſtellung auf das ſorgfältigſte zu ſorgen befohlen. Sobald ſie ſich etwas erholt hatte, erwarte er unverzüglich Nachricht, um ſie an den Ort ihrer Beſtimmung zu führen. Wiederholt und mit der ängſtlichſten Unruhe fragte Thereſe, ob ihr Vater nicht gerettet worden ſei, darüber aber wußte Niemand Auskunft zu geben, ſie erzählte den ſchauderhaften Vorfall mit der äußerſten Anſtrengung und bat den Oberſtlieutenant, den Oberſten, ja ſelbſt den Feldherrn davon in Kenntniß zu ſetzen, man verſprach es ihr und bat ſie nur, ſie möchte ſich beruhigen, indem ſie ſelbſt noch nicht außer Gefahr ſei. Wirklich wurde ſie auch von einem gefährlichen Fieber ergriffen, das ſie für einige Wochen auf das Krankenbett feſſelte; die ſchreckensvolle Ungewißheit, in welcher ſie fortwährend ſchwebte, vermehrte noch ihren leidenden Zuſtand, denn obſchon ſie auf das aufmerkſamſte und ſorgfältigſte behandelt wurde, ſo bekam ſie doch außer dem Arzte und der alten Wärterin Niemand zu ſehen, und den Tröſtungen, welche ihr dieſe ertheilten, ſah man das Ungewiſſe und Schwankende nur allzuwohl an. Während ihres langen Krankenlagers aber waren Ereigniſſe vorgefallen, die es erklärlich machten, warum in dieſer Zeit Jedermann ſo unbegreiflich unbekümmert über ihr Schickſal geblieben war.

Sechſte Abtheilung.

Männerliebe.

Überdrüßig der langen fruchtloſen Belagerung von Wien, und unwillig über das ſchwankende Benehmen des Siebenbürger Fürſten, in dem er bei dem Einfalle in Öſterreich einen treuen und nützlichen Verbündeten zu finden glaubte, gab Torſtenſon ſchon um die Mitte April die Hoffnung auf, ſich der Hauptſtadt bemächtigen zu können; doch erlaubte es ſein Stolz nicht, offenbar die Unausführbarkeit ſeines Planes zu geſtehen, obſchon mehre Maßregeln, die er ergriff, offenbar darauf hinwieſen. So verlegte er bald nach der zerſchlagenen Unterhandlung mit der ſiebenbürgiſchen Geſandtſchaft ſein Hauptquartier näher der mähriſchen Gränze zu, nach dem Markte Miſtelbach, theils bei den noch immer nicht gänzlich abgebrochenen Verhandlungen mit Rakoczy und den mißvergnügten Ungarn einen günſtigeren Standpunct zu haben, theils um den Rücken des ſchwediſchen Belagerungskorps für mögliche Fälle zu decken. Der Oberbefehl über dasſelbe war den Oberſten Lynhurſt und

Suderhelm übertragen, während Generallieutenant Wrangel mit einer hinlänglichen Truppenmacht die Grenze gegen Mähren bewachen mußte, denn noch war die Hauptfeſtung Brünn in den Händen der Kaiſerlichen. Eine zweite Maßregel der herabgeſtimmten Geſinnungen Torſtenſon's war, daß er ſeinem Neffen befahl, einen Trompeter nach Wien zu ſchicken, und die ſchnelle Ranzionirung der zahlreichen gefangenen kaiſerlichen Offiziere mit dem Bedeuten vorzuſchlagen, daß er ſonſt genöthigt ſei, ſie nach Schweden bringen zu laſſen.

Während ſeines Aufenthaltes im Hauptquartiere des Feldherrn hatte ſich Ferdinand nicht nur die Gunſt der ſchönen Wilburga in hohem Grade, ſondern auch jene des Feldherrn ſelbſt erworben, der wohl auch mit gewohntem Scharfblicke die erwachte Neigung ſeiner Nichte durchblickt haben mochte, und ihr vor der Hand, mit ſeiner Vorliebe gegen ſie, die faſt an Schwäche grenzte, das ſchöne Spielwerk nicht aus den Händen reißen wollte, ohne indeſſen zu vermuthen, daß ihr Ernſt damit wäre. Darum ſetzte er, als er Ferdinand ſeine Freiheit verkündigte, in halb ſcherzhaftem, halb aufmunternden Tone hinzu, wenn er etwa Luſt haben ſollte, ſeinen Abſchied zu nehmen und in ſchwediſchen Dienſten ſein Glück zu verſuchen, ſei er ihm Bürge für freudige Aufnahme und ſchnelle Beförderung. Wilburga's Augen funkelten vor Erwartung und Freude bei dieſem Antrage, ſie glaubte in ihm ſchon das Errathen und die Gewährung ihrer höchſten Wünſche zu leſen, und nicht im Traume fiel es ihr ein, zweifeln zu wollen, daß Ferdinand nicht auf das freudigſte in dieſen Vorſchlag eingehen werde. Von der Wiege auf gewohnt, ihre Wünſche eben ſo ſchnell erfüllt zu ſehen als ſie entſtanden, war ſie von dem ehrfurchtsvollen Zurücktreten des Oberſtlieutenants feſt überzeugt, ſobald ihm die Erklärung gemacht werde, daß ſie an ſeiner Hand ihr Glück nicht zu finden glaube; in ihrer Unerfahrenheit war ihr ſchon die Verſicherung Björnſtedt's hinlänglicher Beweis ſeines edlen Zurücktretens, die er ihr, nach

Art verliebter Männer wohl tauſendmal gemacht hatte, für ſie ſein Leben und ſein Glück, und Alles, was ihm auf Erden werth und theuer ſei, mit Freuden aufzuopfern. Gutmüthig verwechſelte ſie das Subjekt mit dem Objekte, und ahnte nicht, daß es bei keinem feierlichen Akte mehr casus reservati gäbe als bei Liebesſchwüren. Indeſſen entſprach ſchon Ferdinand's Benehmen ganz und gar nicht den zuverſichtlichen Erwartungen der ſchönen Wilburga, und übergoß die Glut ihrer Hoffnungen mit dem kalten Strahle ſchmerzlicher Täuſchung. Nur einen Augenblick ſtand er unentſchloſſen, von der Stimme ſeines Herzens übertäubt und nur läſſig kämpfend gegen die lockende Verſuchung da; bald aber erwachte ſein beſſeres Selbſt, er ermannte ſich, obſchon mit ſichtbarer Anſtrengung, und mit gepreßter, aber entſchloſſener Stimme ſprach er: »Ich danke Euch, edler Feldherr; die Erinnerung an Eure gütige Behandlung wird nie aus meinem Herzen kommen, freiwillig gebe ich Euch mein Wort, daß ich nie mehr gegen die Schweden mein Schwert ziehen will, allein ich habe geſchworen, nur für den Kaiſer zu kämpfen, und bitte Euch, mich mit meinen Gefährten ziehen zu laſſen, und mich nur Eures freundlichen Andenkens würdig zu halten.« Der Feldherr ſah den Jüngling überraſcht, doch mit einem freundlichen, bewundernden Blicke an, und ertheilte ihm gerührt die Erlaubniß, indem er ihm zugleich die Hand zum Abſchied reichte. Ferdinand küßte ſie feurig und bewegt und wendete ſich auch zu Wilburga, vor welcher er das Knie beugte und ſie mit zitternder Stimme bat, ihm zum Lebewohl ihre Hand zum Kuſſe zu geſtatten, und des Dankes verſichert zu ſein, der für ihre gütige Behandlung ewig in ſeiner Bruſt leben werde. Dieſe aber, plötzlich aus den Himmeln aller ihrer ſüßen Hoffnungen geſtürzt, gekränkt und beleidigt, wendete ſich von ihm und nahm wieder ihre ſtolze Miene an. Eben zur rechten Zeit für ihre erregten Gefühle ward die Rückkehr des Oberſtlieutenants angekündigt, dem ſie, wie zur Strafe für Ferdinand's Undank, mit wilder Haſt, die für Entzücken des Wiederſehens genommen werden ſollte, entgegenflog. Ferdinand ſtürzte ebenfalls auf ihn los, und fragte in ängſtlicher Eile, ohne Rückſicht auf Schicklichkeit in Gegenwart des Feldherrn, nach ſeinen Verwandten. Björnſtedt warf einen mißtrauiſchen und verachtungsvollen Blick auf ihn, und antwortete nachläſſig: Sie ſind in Sicherheit, worauf Jener mit einem wehmüthigen Blick auf Wilburga, die ihn indeſſen kaum mehr zu bemerken ſchien, ſich ehrfurchtsvoll entfernte. Bald darauf begab er ſich mit einer Ordonnanz, den Buſen voll mit einem ihm ſelbſt halb unerklärlichen Wehgefühle, nach Korneuburg, wo er mit Entzücken ſeinen Bruder Adalbert traf, und Beide ſich ihre Erlebniſſe mittheilten. Nach ſeinem Abgang erſtattete der Oberſtlieutenant Bericht über ſeine Expedition, und verhehlte auch das Schickſal der Familie Wallrich nicht, woran der Feldherr vielen Theil nahm und gebot, Nachforſchungen wegen des Vaters zu machen, und ſollte er nicht wieder zum Vorſchein kommen, wenigſtens Thereſen nach ihrer Wiederherſtellung unter ſicherem Geleite nach Wien bringen zu laſſen. Björnſtedt aber fühlte trotz des anſcheinenden freudigen Empfanges ſeiner Verlobten nur zu wohl, daß nicht Alles mehr ſtand, wie es ſollte, und geſchäftige Freunde verfehlten nicht, ihm ihre Beobachtungen während ſeiner Abweſenheit mitzutheilen. Die Gluten verzehrender Eiferſucht flammten in ſeiner Seele empor, und glühender Haß gegen die Familie Wallrich bemächtigte ſich ſeines ganzen Weſens. Er näherte ſich indeſſen, wie zur entſcheidenden Probe, Wilburgan wieder und fragte ſchmeichelnd an, ob er ſich jetzt Hoffnung auf ihre Hand machen dürfe. Röthe und Bläſſe wechſelten bei ſeiner Anrede auf ihrem Geſichte, und ſie ſtieß in der höchſten Verlegenheit nur die Worte heraus: »Habt Ihr denn auch meine Bedingung erfüllt? Ehe dies nicht geſchehen iſt, kann davon nicht die Rede ſein.« Mit verbiſſenem Grimme verbeugte ſich der Oberſtlieutenant, und willkommen war ihm der Auftrag des

Feldherrn, ſeinen Streifzug wieder zu beginnen, um jene Gegenden vor deſſen Abzug gänzlich zu reinigen, und unverzüglich ging er an der Spitze der Truppen dahin ab, nachdem er von Wilburga mit den Worten Abſchied genommen hatte: »Entweder ſeht Ihr mich nie wieder, mein Fräulein, oder als berechtigten Brautwerber.«

Oberſt Lynhurſt hatte indeſſen, dem Auftrage ſeines Oheims zu Folge, an der Schanze die Parlamentsfahne aufſtecken laſſen. Der Trompeter brachte bald die Nachricht zurück, daß der Erzherzog Leopold Wilhelm im Namen des Kaiſers gern die Hand zu dieſem Vorſchlag biete. Die Feindſeligkeiten wurden daher bis zum vollſtändigen Schluſſe der Unterhandlungen eingeſtellt, und ein kaiſerlicher Generalauditor begab ſich zu dieſem Zwecke in das ſchwediſche Lager. Bald gediehen die Verhandlungen zum gewünſchten Ziele. Im Auftrage des Feldherrn bewilligte der Oberſt die Ranzionirung unter den leichteſten Bedingungen, und der Kaiſer wurde durch den dabei bewieſenen ritterlichen Edelmuth Torſtenſon's ſo gerührt, daß er ihm den Antrag machen ließ, ſeine Kammerdiener nach Wien zu ſchicken, um daſelbſt verſchiedene Einkäufe zu machen. Schon den folgenden Tag hatten die Wiener das willkommene Schauſpiel, den reich und ſeltſam gekleideten Trupp in ihrer Stadt ankommen, kurz nach dem tobendſten Kriegsgetümmel friedlich von Laden zu Laden ziehen, und reiche Einkäufe von Geſchmeide, prächtigen Sätteln, Reitzeugen, dann von Gold- und Silberſtoffen machen zu ſehen, an welchen Waaren Wien ſchon damals den reichſten und erleſenſten Vorrath hatte.

Den kaiſerlichen Offizieren ließ Oberſt Lynhurſt ſogleich ihre Freiheit kund geben und befahl auch, jedem derſelben ſeine Waffen und ſein Gepäck wieder zuzuſtellen. Bei dieſer Gelegenheit erinnerte er ſich auch des verwundeten Hauptmanns, der ſich noch immer in Eipeltau befand, und gedachte ſeines gegebenen Wortes, ihn zu beſuchen. Er begab ſich unverzüglich dahin und erfuhr, daß der kaiſerliche Offizier zwar von ſeiner Wunde größtentheils wieder hergeſtellt ſei, daß ſich jedoch ſeiner die düſterſte Gemüthsſtimmung bemächtiget habe, und daß er ſich bei jeder Gelegenheit über Alles, was den ſchwediſchen Namen trage, unverholen mit dem tiefſten Haſſe äußere. Sein Gepäck und ſeine Waffen waren ihm, gleich den Uebrigen, bereits übergeben worden, und er wollte noch denſelben Nachmittag abreiſen. Der Oberſt begab ſich daher ſogleich in ſein Quartier, und trat ungemeldet in das Zimmer, wo Ellersheim in trüber Stimmung bei dem Tiſche ſaß, den Kopf in die linke Hand geſtützt, den rechten Arm noch in der Binde tragend. Bei dem Eintritte des Oberſten hatte jener kaum den Blick auf ihn geworfen, als er mit der höchſten Aufregung emporſchreckte, und ehe Lyndhurſt zur Beſinnung kommen konnte, eine Piſtole von der Wand riß und ſie mit einem wüthenden Blicke auf ihn abſchoß. Raſende Wuth verfehlte aber, wie gewöhnlich, um ſo mehr das Ziel, als die Waffe mit der ihrer ungewohnten linken Hand geführt werden mußte. Die Kugel fuhr in das Wandgetäfel, und ehe der Wüthende noch einer weiteren Unternehmung fähig war, ſtürmten ſchon die ſchwediſchen Wachen herein, warfen ihn zu Boden und hielten ihn feſt, die entrüſteten Blicke auf den Oberſt werfend und ſeine Befehle erwartend. Dieſer aber, nachdem er ſich von der erſten Überraſchung erholt hatte, befahl mit ruhigem Tone, ihn frei zu laſſen, und wiederholte dieſen Befehl ernſter, als ſie ſtaunend zögerten. „Tretet ab,“ fuhr er fort, und als ſie ſich kopfſchüttelnd entfernt hatten, ſagte er zu dem Hauptmanne: „Ich ſchenke Euch das Leben und die Freiheit, obſchon ich geſtehen muß, daß ich mich von keinem deutſchen Offiziere eines meuchelmörderiſchen Anfalles verſehen hätte — indeſſen hoffe ich, geſchah es in der Übereilung blinder Wuth, und verzeihe Euch.“ Düſteren Blickes, mit verſchränkten Armen, offenbar gedrückt durch den Edelmuth des Oberſten, ſtand Ellersheim da, keines Lautes mächtig. „Ich bin hieher gekommen«, fuhr der Oberſt fort, »Euch einem gräßlichen Vorurtheile zu entreißen, aber nach dieſer Begegnung kann ich Euch kaum deſſen würdig halten.« Mit neu erwachtem Grimme erwiederte der Hauptmann: »Ihr haltet mich nicht für würdig? Bringt mich nicht vollends in Verzweiflung, ich bin in Eurer Hand, tödtet mich, aber quält mich nicht länger durch Eure Gegenwart. Ihr habt mit Künſten der Hölle das Herz meiner Geliebten von mir abwendig gemacht — vollendet euer Werk, das Leben hat ſeit lange keinen Werth mehr für mich, — jetzt noch minder, da ich es Eurer grauſamen Großmuth zu danken habe, und ich mir Vorwürfe wegen der raſchen That machen muß, zu der mich die äußerſte Verzweiflung trieb.«

»Auch dieſe,« ſagte der Oberſt ruhig »kann einen Meuchelmord nicht entſchuldigen.«

»Ihr würdet mir wohl«, fuhr Ellersheim haſtig auf, »zum Zweikampf geſtanden ſein, Ihr, der Neffe des allgewaltigen Feldherrn, dem armen deutſchen Gefangenen? Warum mußtet Ihr mir eben jetzt in den Weg treten, eine Stunde vor meiner Abreiſe. Tödtet mich, oder laßt mich augenblicklich fort, ich fühle, daß ich noch immer nicht Herr meiner ſelbſt bin.«

»Ich bedaure Euch«, erwiederte Lonhurſt verachtungsvoll, »geht und nehmt das Bewußtſein einer doppelten Schuld mit Euch. Ein erklärendes Wort von mir brächte Euch ſchamroth zu meinen Füßen, ich finde es aber bei dieſen Umſtänden unter meiner Würde, es auszuſprechen; geht, ehe Ihr auch meine Geduld erſchöpft, geht, mein Mitleid begleite Euch.«

Mit kaum verhaltener Wuth fuhr der Hauptmann abermals nach ſeiner Waffe, doch bezwang er ſich bald wieder, als er ſah, daß der Oberſt, ohne eine Bewegung zu machen, ruhig ſtehen blieb. Mit wüthender Stimme ſchrie er aber: »Mein Fluch bleibt bei Euch, und ihr zurück,« und ſtürzte aus dem Zimmer. Der Oberſt ſah ihm mit trübem Blicke nach, und gab dem eintretenden Cornet, welcher fragte, ob man den Gefangenen fort laſſen wolle, unwillig bejahende Antwort. Bald ſprengte der Hauptmann dem Verſammlungsorte zu. Obgleich er aber daſelbſt von den Brüdern Wallrich, die ihn mit Entzücken empfingen, die vollſtändige Aufklärung über das Benehmen Thereſens bei dem Ueberfalle erhielt, und ſich ſelbſt die größten Vorwürfe über ſeinen ungerechten Argwohn machen mußte, ſo blieb ihm doch eine bittere Empfindung im Herzen zurück. Es iſt immer für einen Liebenden eine bedenkliche Sache, und wäre er auch ſonſt der edelſte, redlichſte Menſch, ſich von ſeiner Geliebten und vollends gar von einem Nebenbuhler an Vertrauen und Edelmuth übertroffen zu ſehen. Und daß der Oberſt ſein Nebenbuhler und obendrein ein gefährlicher ſei, dieſe quälende Vorſtellung konnte er bei dem Zuſammenreihen aller Umſtände nicht los werden. Sein Mißmuth war durch nichts zu bannen, und weit entfernt, durch die Nachricht ſeiner Freunde entzückt zu ſein, daß ſie Thereſen bereits nach den Worten des Feldherrn in Wien finden würden, und daß ſie wahrſcheinlich nur ihm zu Liebe dahin gekommen ſei, erfüllte ihn dieſe Nachricht vielmehr mit banger Unruhe, theils ſeines unbezwinglichen Verdachtes wegen, theils weil er ſich wohl auch ſcheute, ihr nach dem Vorgefallenen unvorbereitet vor die Augen zu treten. Allein die Freunde kamen in Wien an, und fanden keine Spur von Thereſen, jede Nachfrage war vergebens, nur gefangene Offiziere waren aus dem feindlichen Lager angekommen, und Keiner derſelben wußte das Geringſte von ihrem Aufenthalte. Die Brüder waren in der höchſten Beſtürzung. Ferdinand aber ſetzte noch immer ſein Vertrauen auf den Edelmuth des Feldherrn und beſtritt heftig, aber vergebens, die Anſichten Wolfmars, deſſen Mißtrauen gegen den Oberſt neue Nahrung bekommen hatte. Freilich konnte er ſich nach allem Gehörten nicht länger verhehlen, daß Thereſe ſchuldlos ſei, daß ſie nur wegen ihm und ihres Selbſtgefühles Willen das Gut verlaſſen hatte, und nach Wien kommen wollte. Allein mußte er ſich einerſeits von der fleckenloſen Reinheit ihres Gemüthes und von ihrem feinen ſittlichen Gefühle wohl für überzeugt halten, ſo ſchien ihm ihr Benehmen in jener verhängnißvollen Nacht dennoch zu aufopfernd, um nicht den Impuls davon in einer erwachten Neigung zu dem Oberſten zu ſuchen, deſſen Eigenſchaften er widerwillig in tiefſter Seele ſelbſt den Vorzug vor ſeinen eigenen einräumen mußte. Selten werden die heiligen Gefühle eines reinen weiblichen Herzens ſo rein und heilig von den Männern aufgefaßt, die ſich leider keine Liebe ohne Sinnlichkeit denken können. Darum entbrannte ſein Haß um ſo glühender gegen den Oberſten, je mehr er deſſen Vorzüge ſelbſt anzuerkennen gezwungen war, und er fühlte mit überzeugender Kraft im innerſten Gemüthe, daß fürderhin die Erde nicht mehr Raum für Beide habe; entweder er ſelbſt oder der Oberſt mußten das Opfer der verworrenen Verhältniſſe werden.

Nach dem Abgange Ferdinand's, der ſich, ſeines gegebenen Ehrenwortes wegen, eine Anſtellung in der innern Stadt erbat, wurde der Gemüthszuſtand Wolfmar's noch düſterer; Adalbert bedurfte ja ſelbſt des Troſtes und der Ueberzeugung, und obendrein waren dieſem die Lobeserhebungen ſeines Bruders von dem Edelmuthe Torſtenſon's etwas verdächtig geworden, da Ferdinand in der Ueberfülle ſeines Herzens nicht vermeiden konnte, viel und mancherlei von deſſen ſchöner Nichte zu ſprechen, und dadurch in den Verdacht einer parteinehmenden Leidenſchaft zu kommen. Höchſt willkommen war daher Beiden der Aufruf des Erzherzogs Leopold Wilhelm, nach dem Rückzuge des großen ſchwediſchen Heeres, die Offenſive wieder zu ergreifen. Während ſich Torſtenſon anſchickte, den im Rücken gelegenen wichtigen Waffenplatz Brünn zu erobern, um darauf mit größerer Sicherheit wieder an die Donau vorrücken zu können, wurde kaiſerlicher Seits der 29. Mai zur Wiedererſtürmung der Donauſchanze beſtimmt, und Ellersheim ſowohl als Adalbert befanden ſich in den Reihen der zu dieſer Waffenthat beſtimmten Heeresabtheilung, und mit Begierde erwartete Ellersheim dieſe Gelegenheit, ſeiner Rache gegen die Schweden und vielleicht gegen den verhaßten Oberſt ſelbſt, Befriedigung zu verſchaffen.

Siebente Abtheilung.

Frauentreue.

Schon über drei Wochen hatte Thereſe in Wagram zugebracht, ihre Jugendkraft hatte zwar die Gewalt der Krankheit gebrochen, allein noch immer nagte verzehrender Gram an ihrem Herzen. Sie blieb, obſchon immer gut verpflegt und freundlich behandelt, fortwährend ohne Nachrichten von ihren Freunden, ja ſelbſt von dem Feldherrn und dem Oberſten; jede Bitte, ſich endlich einmal entfernen zu dürfen, wurde höflich aber feſt abgelehnt und mit tauſend Troſtgründen belegt und obſchon ſie durchaus auf das gütigſte, ja mit faſt ehrerbietiger Unterwürfigkeit behandelt wurde, ſo merkte ſie doch zu gut, daß ſie in einer Art gelinder Gefangenſchaft gehalten werde. Die Vermuthung, als habe Oberſt Lynhurſt ſelbſt ſeine Hand im Spiele, welche manchmal in ihrer Seele unwillkürlich aufſtieg, ſuchte ſie ſchnell wieder durch die Erinnerung an ſein edles Benehmen bei jeder Gelegenheit niederzukämpfen, ihr Entſchluß aber war für alle Fälle gefaßt. Freilich hatte ſie in ihrer Lage den edlen Sinn des Oberſten, ſo wie ſeine unverkennbare glühende Liebe für ſie erkannt, ja in ihrem Herzen waren unbeſtritten Gefühle für ihn erwacht, die mit ihrer erſten Neigung, mit ihrem gegebenen Worte in Widerſpruch ſtanden; allein ſie hatte, ſei es auch mit eigener Aufopferung, auch im rechten Augenblicke die gefährliche Lage erkannt, in welcher ihr Herz ſchwebte, ſie hatte mit Rieſenkraft dagegen gekämpft und war aus dieſer Flammenprobe mit neuer und herrlicher Glorie hervorgegangen. Mit einer Aufopferung, welcher nur zart empfindende Frauenherzen fähig ſind, war ſie im klaren Erfaſſen des Rechten bereit, ihrem Pflichtgefühle das eigene Wohl, ja das Leben, wenn es nicht anders ſein konnte, aufzuopfern. Ja ſelbſt das bloße Gefühl der Schicklichkeit, welches rohe und leider auch gebildete Männer ſo gern verſpotten, und durch welches aber die Frauen von jeher mehr Gutes und Rechtes vollbrachten, als die Männer mit aller ſogenannten Ueberlegenheit des Verſtandes und allen philoſophiſchen Grübeleien, zeigte ihr mit unwiderſtehlicher Gewalt nur den einen Weg an, den ſie zu gehen hatte, und jeder Gedanke, davon im mindeſten abzuweichen, mußte nothwendig ihr Zartgefühl verletzten. Wolfmar hatte ſie von Kindheit an treu geliebt, alle ſeine Hoffnungen und Wünſche hatten ſich immer nur auf ſie und ihren einſtigen Beſitz beſchränkt, ſeine Ehre, ſein Leben hatte er unbedenklich für ſie gewagt und war er auch, durch die außerordentlichen Umſtände, einen Augenblick zum Mißtrauen geneigt geweſen, ſo war es um ſo mehr ihre Pflicht, ihn ſo bald als möglich, mit Aufopferung jedes ſelbſtſüchtigen Gedankens, die felſenfeſte Ueberzeugung zu verſchaffen, daß er ſich in ſeinem Vertrauen nie mehr getäuſcht fühlen dürfe. Ach, wäre ſie nur über das Schickſal ihres unglücklichen Vaters beruhigt geweſen; marternde Vorſtellungen quälten ſie darüber Tag und Nacht. Eben kniete ſie an einem Nachmittage und betete zu Gott um Erhörung ihres heißen Wunſches, als ſie erſchreckt und doch von ſüßen Ahnungen erfüllt den Hufſchlag von Pferden hörte. Einige Reiter kamen auf das Haus zugeſprengt, machten vor demſelben Halt und ein junger, reichgekleideter Mann in der Thereſen wohl bekannten Uniform der ſchwediſchen Stabsoffiziere begab ſich mit feſten und ſpornklingenden Schritten in das Haus. Ihr einziger freudiger Gedanke in dieſem Augenblicke war der Oberſt, und ſie flog ihm mit dem Ausrufe: »Gott ſei gelobt, Oberſt Lynhurſt!« entgegen. Sie ſchreckte jedoch heftig zurück, da ſie ihren Irrthum erkannte, und den Oberſtlieutenant Björnſtedt erblickte, der lächelnd ſprach: »Nicht Lynhurſt, aber Jemand, der ebenfalls viel Theil an Ihnen nimmt, obſchon meine Ankunft den Oberſt mit betrifft. Faſſen Sie ſich, gutes Kind, ſo furchtſam, ſo verlegen ſie mich jetzt betrachten mögen, ſo hoffe ich doch, daß wir als Freunde ſcheiden werden. Da mir Ihre Wiederherſtellung gemeldet wurde, ſo bin ich hieher gekommen, Ihre und ſeine Wünſche zu krönen und ſie in ſeine Arme zu führen.«

»Ich bitte Sie, gnädiger Herr,« erwiederte Thereſe zitternd, »ich bitte Sie, meiner Lage nicht zu ſpotten, in dieſem Augenblicke iſt mein einziges Verlangen, meinen armen Vater gerettet zu wiſſen, und mich wieder bei meiner Familie zu befinden.«

»Das ſind vor der Hand Dinge,« ſagte Björnſtedt hohnlächelnd, »worüber ich mich nicht bekümmere, und Sie ſich nicht kümmern dürfen. Uebrigens, wenn Ihnen Lynhurſt ſo gleichgültig iſt, ſo müſſen wir freilich wohl auf Erſatz denken.«

»Glauben Sie mir, gnädiger Herr,« ſagte Thereſe, »wir ſind dem Herrn Oberſten ſo unbegrenzten Dank ſchuldig, daß uns kein denkbares Opfer zu ſchwer fallen wird.«

»Laſſen Sie uns,« fiel Björnſtedt ſchnell ein, »die Zeit nicht mit unnützen Reden, mit abſichtlichem Umgehen des einzigen Zweckes verlieren, um den es ſich hier handeln kann. Sie werden mich doch nicht glauben machen wollen,« fuhr er fort, indem er ihr näher trat, und einen durchdringenden Blick auf ſie warf, »daß Sie Lynhurſt's Liebe nicht bemerkt haben? Folglich iſt es die Pflicht eines wackern Waffenbruders, ſeine Liebe, wenn ſie ſelbſt, mir unbegreiflicher Weiſe, wenigſtens in dieſem Falle, zu blöde iſt, in Schutz zu nehmen und dem Ziele zuzuführen.«

»Gnädiger Herr,« erwiederte Thereſe mit ſanfter Stimme, die Hände auf die Bruſt gelegt und mit geſenktem Haupte,

»unſere ganze Habe, unſer Blut und Leben opfern wir gerne, wenn es nöthig iſt, unſerer Dankbarkeit. Weiteres ſteht nicht in meiner Macht. Ich bin verlobte Braut!«

»Hölle und Teufel!« fuhr der Oberſtlieutenant wild auf, »bleiben Sie mir mit dieſem Gaukelſpiel vom Halſe.«

»Gaukelſpiel, gerechter Gott,« ſagte Thereſe, vor ſeinen Flammenblicken beſtürzt zurücktretend.

»Allerdings,« fuhr Björnſtedt heftig fort, »elendes, ſich ſelbſt täuſchendes Gaukelſpiel, man müßte nicht Zeuge eines gewiſſen rührenden Abſchiedes geweſen ſein. Ueberdies Sie ſind unſere Gefangene, und der Soldat im Felde pflegt mit ſolcher Beute nicht lange Federleſens zu machen, und zarte Rückſichten zu beobachten.«

»Ich habe nie gehört,« erwiederte Thereſe erregt, »daß man Weiber zu Kriegsgefangenen macht, zudem hat uns Ihr edler Feldherr einen Freiheits- und Sicherheitsbrief ertheilt.«

»Das iſt etwas Anderes,« ſagte Björnſtedt, »aber haben Sie die Güte, mir die Urkunde zu zeigen.«

»O Gott,« ſchrie Thereſe auf, und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, indem ihr die Thränen ſtromweiſe herabfloßen, »mein unglücklicher Vater!«

Der Oberſtlieutenant ließ ihr kurze Zeit, ſich zu erholen, dann fuhr er fort, indem er ſie bei der Hand ergriff: »Sie ſehen alſo, wie wir mit einander ſtehen, wir haben Sie mit unſern Waffen erkämpft, und Sie müſſen ſich in Ihr Schickſal finden, das übrigens ſo hart nicht ſein kann. Der Oberſt erwartet Sie mit heißer Begierde, davon bin ich überzeugt, und ich, winden Sie ſich, wie Sie wollen, komme ebenfalls dem Wunſche Ihres Herzens entgegen, indem ich Sie in ſeine Arme führe. Zudem habe ich mein heiliges Wort gegeben, Sie ihm zuzuführen, und an deſſen Erfüllung hängt Größeres und Wichtigeres, als die erzwungenen oder auch allenfalls wahren Thränen hundert ſolcher Mädchen wie Sie ſind.«

»Gnädiger Herr,« rief Thereſe im Tone der Verzweiflung, indem ſie ſich zu ſeinen Füßen warf, »ich flehe Sie im Namen Gottes, im Namen der Menſchlichkeit und Barmherzigkeit an. Ich bin ein wehrloſes Geſchöpf in Ihrer Hand, nimmermehr glaube ich, daß der edle Schwede ſeine Macht dazu mißbrauchen wird, ſelbſtſüchtige Zwecke rückſichtslos mit Gewalt durchzuſetzen.«

»Vertrauen Sie auch«, ſagte Björnſtedt mit einem höhniſchen Ausdrucke, »nicht zu ſehr auf die Unfehlbarkeit Ihrer chimäriſchen Vorausſetzungen; der Schwede iſt großmüthig, doch ſeine erregten Leidenſchaften laſſen ſich auch nicht ſo ſchnell wieder durch die krankhaften Empfindeleien eines frömmelnden Mädchens beſchwichtigen. Stehen Sie übrigens auf und hüten Sie ſich, daß ich nicht gezwungen bin, das Recht des Siegers nach der vollen Ausdehnung anzuwenden. Nur ſo viel ſollen Sie noch wiſſen, daß ich nicht ſo ſchwach ſein werde, die girrende Taube auf meine Koſten ruhig ziehen zu laſſen, und daß der Schwede gewohnt iſt, zu erſtürmen, was ſich ihm nicht gutwillig ergeben will.«

Thereſe ſtand auf und rief mit geängſtigter Stimme, doch mit feſter Entſchloſſenheit: »Ich ſtehe in Gottes Hand und ſeiner Barmherzigkeit vertraue ich mich an, ich habe Alles verloren, was mir lieb und theuer war, meine Ehre aber bleibt mir heilig und mein Entſchluß feſt. Wenn Sie, gnädiger Herr, wirklich im Auftrage des Obern Lonburg kommen, wenn das, was Sie mir ſagen, ſeine Geſinnungen ſind, ſo ſoll eher mein blutiger Leichnam unter den Hufen Ihrer Roſſe zerſchellen, ehe ich Wort und Treue breche, ehe ich mich den Armen Desjenigen überlaſſe, der ſelbſtſüchtig nur das gemeine Weib in mir ſieht, und ſeiner unheiligen Begierde den Frieden meines Herzens, die Ruhe meines Lebens zum Opfer bringen will.«

Verwundert, aber ungerührt blickte Björnſtedt die begeiſterte Jungfrau an und ſprach: »Iſt das wirklich Ihr letzter, wohl überdachter Entſchluß?«

»So wahr mir Gott helfen möge,« erwiederte Thereſe mit gefalteten Händen, »ich kann nicht anders.«

»So bin ich denn auch gezwungen, die Maske fallen zu laſſen,« ſagte der Oberſtlieutenant kalt; »wiſſe denn, bethörtes Mädchen, daß mir im Grunde wenig an dem milchbärtigen Oberſten und ſeiner thörichten Leidenſchaft liegt, erfahre aber, daß mir dein Bruder die Liebe meiner Verlobten geſtohlen hat, und daß ich mich an deiner Familie zu rächen entſchloſſen bin. Einen Verſuch will ich noch machen, mir wenigſtens ihre Hand zu gewinnen, an welche ſich ſo glänzende Ausſichten knüpfen, mißräth aber auch dieſer, ſo biſt du und Jeder deiner Familie, den ich erreichen kann, dem Verderben verfallen. Ergebe dich daher deinem unvermeidlichen Geſchick, und bete für das Gelingen meines Planes oder für deine arme Seele.«

Nach dieſen Worten, die auf Thereſens Gemüth eine furchtbare Wirkung machten, ging er mit ſtarken Schritten an das Fenſter, riß es auf und rief einige Worte in ſchwediſcher Sprache hinaus, worauf ſogleich unter dem Trupp eine heftige Bewegung entſtand, und ſchwere Tritte die Treppe herauf erſchallten. Thereſens Kräfte waren erſchöpft, eine dumpfe Betäubung erfaßte ſie, ihre Sinne umnebelten ſich und ſie ſank ohnmächtig zu Boden.

Erſt in den Gemächern des Schloſſes zu Hirſchſtätten an der Donau, dem Standquartiere des Oberſten Lynhurſt, wohin ſie Björnſtedt in der Hoffnung brachte, durch die erfüllte Bedingung ſeiner Verlobten ihre Hand zu erlangen, kehrte Thereſens vollſtändiges Bewußtſein wieder. Der Oberſt war jedoch nicht mehr daſelbſt. Björnſtedt hatte zwar ſchon früher einen Eilboten mit der Nachricht an ihn abgeſandt, daß er Thereſen dahin überbringen und ſeinem Schutze übergeben werde, welche Lynhurſt mit inniger Freude erfüllte, allein ein mittlerweile eintretendes wichtiges Ereigniß hinderte ihn, ihre Ankunft zu erwarten. Gegen drei Uhr Nachmittags hatte man ſtarken Pferdetrab gehört, der ſich dem Schloſſe näherte, Mit hochklopfendem Herzen eilte der Oberſt die Treppe hinab; ſtatt der Erſehnten aber kam eine eilende Eſtaffete mit der Nachricht, daß man im kaiſerlichen Lager Zubereitungen zu irgend einer wichtigen Unternehmung bemerke. Eine zweite folgte dieſer auf dem Fuße, und berichtete, daß, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ein Angriff auf die Donauſchanze beabſichtiget werde, und nun konnte der Oberſt nicht länger zaudern; er gab ſchnelle Befehle zur Concentrirung der ſchwediſchen Truppen und verließ das Schloß, nachdem er noch die gemeſſenſten Befehle gegeben hatte, Thereſen würdig aufzunehmen und für weibliche Bedienung zu ſorgen. Auch Bjornſtedt, ſobald er die Kunde von dem Sturme auf die Schanze erhalten hatte, mußte um ſo mehr das Schloß verlaſſen, und ſich mit ſeiner Truppe dahin begeben, als Couriere nach Courieren anlangten, und die nächſt liegenden Truppen dringend aufforderten, ſich zur Verſtärkung der Beſatzung dahin zu begeben.

Während aber die ſchwediſchen Karthaunen die Mauern Brünn's beſchoſſen, und die Einwohner dieſer Stadt beängſtigten, aber auch zur heldenmüthigen Gegenwehre befeuerten, überſchritten die kaiſerlichen Truppen den 29. Mai 1645 im Sturmſchritt die ſchnell wiederhergeſtellte Brücke zur Wolfsſchanze und drangen mit gefälltem Bajonnett ſtürmend in dieſelbe, entſchloſſen, eher das Leben zu verlieren, als dieſes wichtige Bollwerk länger in den Händen der Feinde zu laſſen. Ein wüthendes Handgemenge entſpann ſich. Angriff und Widerſtand waren gleich verzweifelt, auf beiden Seiten thürmten ſich die Gefallenen, kein Theil wich, von jeder Seite wurden Wunder der Tapferkeit verrichtet, der ſchwediſche Succurs war jedoch bald erſchöpft und über die Brücke, welche die Schweden vergebens zu zerſtören ſuchten, ſtrömte immer neues kaiſerliches Kriegsvolk nach. Schon waren die Schweden ſo von allen Seiten gedrängt, daß ſie der Aufforderung ſich zu ergeben, Gehör zu geben begannen, da drängte ſich ein kaiſerlicher Anführer mit dem Geſchrei:

»Tod, Tod, keinen Pardon« gegen eine Schar Feinde, die von einem Offiziere von bedeutendem Range geführt wurde. Vergebens ſuchte ihn ein zweiter zurückzuhalten, und zur Mäßigung aufzufordern, mit blinder Wuth ſtürmte er auf dieſe Schar ein und ſuchte ſie durch eine ſchnelle Wendung in dem Rücken zu nehmen. Eben in dem Augenblicke aber, als die äußerſten Schanzen erſtürmt waren, und die meiſten Schweden, keinen Ausweg mehr vor ſich ſehend, das Gewehr weggeworfen und ſich kriegsgefangen ergeben hatten, gelang es dieſer kleinen Schar, ſich mit dem Muthe der Verzweiflung, obſchon mit großem Verluſte, durchzuſchlagen. Der Kampf hatte damit ſein Ende erreicht, und jener Theil der Beſatzung, der ſich ergeben hatte, wurde kriegsgefangen nach Wien abgeführt, worauf die Kaiſerlichen die Schanzen wieder beſetzten und neu befeſtigten. Zahlreiche Opfer aber hatte dieſer blutige Tag von beiden Seiten gekoſtet; ſowohl von den Schweden als von den Kaiſerlichen waren mehre Offiziere gefallen. Da jedoch nach Abſchluß der Kapitulation die Nacht angebrochen war, ſo war man für den Augenblick nicht ihm Stande, ſich von dem detaillirten Verluſte zu überzeugen.

Thereſe hatte während dieſer Begebenheit angſtvolle Stunden im Schloſſe zu Hirſchſtätten zugebracht. Obſchon ſie ſich durch den Abgang des Oberſtlieutenants, durch die weibliche Umgebung, ſo wie durch den Gedanken beruhigt fühlte, daß ſie ſich nunmehr wirklich unter dem Schutze des Oberſten Lynhurſt befand, für deſſen Edelmuth, trotz allem Vorgefallenen noch immer eine geheime Stimme ihres Innern ſprach; ſo drückte ihr doch die Ungewißheit ihres Schickſales, die Erinnerung an die empörende Behandlung Björnſtedt's, und vor Allem die bange Sorge und der Kummer wegen des Schickſales ihres geliebten Vaters ſchwer das beklemmte Herz, und ſie konnte ſich, trotz allem Zureden ihrer neuen Gefährtinnen, die ihr vielen Antheil zeigten, nicht zufrieden geben. Bis gegen Abend blieb im Schloſſe Alles in der ängſtlichſten Spannung; das nicht ſehr entfernte Schießen dauerte fort und von Zeit zu Zeit ſah man einzelne Truppen aus verſchiedenen Gegenden gegen die Schanze eilen. Mit dem Anbruche der Nacht aber verminderte ſich das Getöſe, und nur in längeren Zwiſchenräumen ſah man noch feurige Streifen die Luft durchkreuzen, zum Beweis, daß der erbitterte Kampf noch ſein Ende nicht erreicht habe. Keine Nachricht aber verlautete, wie ſich der Ausgang deſſelben entſchieden habe, kein Courier erſchien, todt und ſtille war es in der ganzen Gegend. Lange ſchon hatten auch die letzten Zeichen des Kampfes aufgehört, ungeſtört waltete die Nacht auf ihrem ſchwarzen Throne, deſſen Decke nur mit einigen Sternen, wie mit Silberflittern geſtickt war, in ängſtlicher Erwartung und banger Ahnung aber wachten noch immer die wenigen Bewohner des Schloſſes und blickten unruhvoll aus deſſen Fenſtern. Lange war nichts als das weite Nachtdunkel, das ungewiſſe Glitzern der Wellen des Donauſtromes und ein ſchwacher aber weit verbreiteter nebelhafter Lichtſchein von der Kaiſerſtadt zu erblicken, auf einmal aber tauchte ferner und flackernder Glanz von der Seite des Kampfplatzes her auf, der ſich langſam weiter zu bewegen und dieſer Gegend zuzukommen ſchien. Während Alle mit banger Unruhe dieſem Phänomen zuſahen, ungewiß, ob es Freude oder Leid bringe, näherte es ſich nach ziemlich langer Zeit ſo weit, daß man deutlich den Schimmer mehrer Fackeln unterſcheiden konnte. Bald vernahm man auch unterbrochene Töne einer gedämpften Muſik, die jedoch nicht wie rauſchende, freudige Kriegsmuſik klangen, ſondern in gezogenen, klagenden Weiſen irgend ein unheilvolles Ereigniß anzudeuten ſchienen. Schrecken und bange Ahnung erfüllte die Gemüther der angſtvoll Harrenden, die Augen glühten ihnen vor übermäßiger Anſtrengung der Sehkraft, hörbar pochten ihre Herzen, da trat, wie mit einem Schlage, der Mond aus dem verhüllenden Gewölke und beleuchtete gräßlich die traurige Gruppe, die ſich bereits auf Schußweite dem Schloſſe genähert hatte. Ein Trupp Reiter, mit umgekehrten Lanzen, mit Fackeln in den Händen, umgaben eine ſchwarz behangene Bahre, auf welcher ein dunkler Körper lag, zu deſſen Häupten kreuzweiſe gelegte Waffen blitzten und die Federn eines Kriegerhutes wehten. Langſamen und ſchweren Schrittes beſchloß eine zahlreichere Reiterſchar den Trauerzug. Schon hielt er vor dem Schloßthore und die Pforten wurden von dem alten Kaſtellan knarrend geöffnet. Da ſtürzten die zum Tode erſchreckten Frauen jammernd in den Schloßhof, wo bereits die Bahre ſtand; Thereſe folgte ihnen mit ſchwankenden Schritten und erblickte mit einem herzzerreißenden Schrei den blutigen Leichnam des Oberſt Lynhurſt. Während die Frauen ein lautes Jammergeheul erhoben, ſtürzte ſie, wie ſinnlos, an deſſen Bahre nieder, lehnte ihr Geſicht darauf, und weinte laut und bitterlich. Alles Leid, das ſie um ſeinetwillen erduldet hatte, jedes Mißtrauen, das ihr durch Björnſtedt eingeflößt worden, war in dieſem Augenblicke aus ihrem Gedächtniſſe verſchwunden, nur ſein edles Benehmen ſtand vor ihrer Seele; ſelbſt ſeine heiße Liebe, ſeine unerſchütterliche Neigung für ſie umgab in dieſem Augenblicke eine heilige Glorie, ſie war für längere Zeit unfähig irgend eine andere Gegenwart zu bemerken und überließ ſich ungetheilt und rückſichtslos ihrem grenzenloſen Schmerze. Endlich aber rief ſie der ſanfte Ton einer bekannten Stimme, die ihr wie Troſt des Himmels tönte, zur Beſinnung zurück. Sie erhob den trüben Blick, bebte zurück, und ſank dann mit wehmüthigem Entzücken in die Arme ihres theuren, verloren geglaubten Vaters. Der ſchnelle Wechſel von namenloſem Schmerz und der höchſten Wonne hatte einen zu heftigen Eindruck auf ihr gepreßtes Herz gemacht, die Kraft ihres Körpers war wie aufgelöſt und der Vater mußte ſie unterſtützen. Doch bald erholte ſie ſich in ſeinen Armen, durch ſeine liebevolle Stimme. Mit ſanften

Liebkoſungen ſuchte er ſie dem traurigen Anblicke zu entziehen und führte ſie in das Zimmer zurück, wo er ihr, nachdem ſie wieder hinlänglich Kräfte geſammelt hatte, ſeine Rettung und den verhängnißvollen Vorgang erzählte, von welchem er Augenzeuge geweſen war. Als ihn die Barbaren in's Waſſer geworfen hatten, klammerte er ſich in verzweiflungsvoller Todesangſt an einen hervorſtehenden Zweig, in welcher furchtbaren Lage er über zwei Stunden aushalten mußte, während er das Kampfgetümmel hörte, und in ſchreckensvoller Ungewißheit blieb, was die Urſache davon war und was aus ſeiner Tochter geworden ſei. Erſt gegen Abend, als längſt Alles ſtill in der Gegend geworden war, rief ſein klägliches Hülfegeſchrei einen Bauer vom jenſeitigen Ufer des Rußbaches herbei, der ihn mit einem Kahne rettete und, da ſich Wallrich durch die Angſt und die Erkältung eine Krankheit zugezogen hatte, in ſeiner Hütte im Walde bei Marggrafneuſiedel mitleidsvoll durch einige Wochen pflegte. Aus Mitleid über ſeine Lage und da ihm Wallrich auch ſeine Stellung entdeckte, und reichen Lohn verſprochen hatte, wagte ſich der Bauer während dieſer Zeit auf das andere Ufer, und brachte wenigſtens die tröſtliche Nachricht mit, daß die Bande der Freibeuter an demſelben Tage, wo ſie Süßenbrunn überfallen hatten, gänzlich aufgerieben worden war und daß man unter den Todten keine Leiche eines Frauenzimmers gefunden habe. Nach ſeiner Geneſung wagte ſich Wallrich, der noch zum Glücke mit dem Geleitsbriefe des Feldherrn verſehen war, in Begleitung des Bauers abwärts gegen die Donau zu bis Eckartsau, wo er bei der Familie ſeines Freundes, des Schloßhauptmanns Gelfing, Aufnahme und Unterſtützung fand. Er entließ hier den Bauer reichbeſchenkt und wollte ſich dann, dem Ufer der Donau entlang, nach ſeinem Gute begeben, wo er nach dem Verſprechen des Feldherrn Aufnahme und vielleicht Nachricht von ſeiner Tochter zu finden hoffte. Als er jedoch, unbewußt ihrer

Nähe, Hirſchſtätten paſſirte, ſtieß er auf den der Wolfsſchanze zueilenden Zug des Oberſtlieutenants Björnſtedt. Als er von demſelben angehalten wurde und den Geleitsbrief vorzeigte, ließ ihn der Oberſtlieutenant jedoch zu ſeinem Erſtaunen nicht frei ziehen, ſondern gebot ihm, den Zug zu begleiten, ließ ihn, ohne auf ſeine Gegenrede zu achten, in die Mitte nehmen, und in ein Blockhaus unfern der Schanze bringen, woſelbſt er ihn der Obhut von zwei Soldaten überließ, denen befohlen wurde, ihn bis zum Ausgang der Sache zu bewachen. Hier blieb Wallrich, ein ängſtlicher Zeuge des erbitterten Kampfes, in banger Erwartung ſeinem weitern Schickſale entgegenſehend. Gegen acht Uhr Abends erſt verminderte ſich das Kampfgetöſe, Björnſtedt erſchien nicht wieder*, bald aber näherte ſich ein Trupp Reiter in fliegender Eile, die den zum Tod verwundeten Oberſten mit ſich führten. Als aller Widerſtand von Seite der Schweden ſchon aufgehört hatte und die Kaiſerlichen ſich nunmehr beſchäftigten die Kriegsgefangenen zu entwaffnen, hatte ein neuer Angriff auf die kleine Schar, an deren Spitze der Oberſt ſtand, Statt gefunden; im erbitterten Handgemenge war ihm ein Degenſtich durch die Bruſt gegangen und erſt nach ſeinem Falle endigten die ihn umgebenden Getreuen den Widerſtand gegen die andringende Uebermacht. Ihn in die Mitte nehmend, ſchlugen ſie ſich mit der letzten Kraftanſtrengung durch, als die einzigen, die dem Kampfplatze entkamen. Weiter als bis zu dem Blockhauſe, worin ſich Wallrich befand, war es nicht möglich, den Schwerverwundeten, ohne die äußerſte Gefahr, daß er unterwegs vergehe, zu bringen. Als er Wallrich erblickte, holte er einen ſchweren Seufzer, drückte ihm krampfhaft die Hand, und ſagte ihm mit leiſer Stimme, daß er ſich glücklich preiſe, in ſeinen Armen das Leben zu verhauchen. Von Björnſtedt hatte der Oberſt bereits gehört, daß Thereſe in Sicherheit war, er ließ ſich bewegt ihrem Andenken empfehlen und fügte mit ſchwacher, zitternder Stimme dazu, daß er wünſche, ſie möge recht glücklich werden, und, liſpelte er mit beſonderem Nachdruck, daß ihr Glück durch keine bittere Empfindung getrübt werden möge. Mehr erlaubte ihm die Erſchöpfung nicht zu ſprechen. Doch gebot er einem ſeiner Begleiter, einen kurzen Brief an ſeinen Oheim und einen ſicheren Geleitbrief für die Familie Wallrich aufzuſetzen, die er mit äußerſter Anſtrengung unterzeichnete. Bald darauf war er der Sprache nicht mehr fähig; mit der letzten verlöſchenden Kraft nahm er ſeine goldene Kette mit einem herrlichen von Brillanten ſtrahlenden Medaillon ab, drückte ſie mit einem bedeutſamen Blicke in Wallrich's Hand und hauchte bald darauf in deſſen Armen ſeinen letzten Seufzer aus. Von nun an behandelten die Schweden Wallrich mit großer Achtung, und er begleitete den Trauerzug, an welchen ſich unterwegs noch ein Hauſe Reiter anſchloß, die von Krems aus zu Hülfe eilen wollten, aber zu ſpät anlangten. Der Führer desſelben war Hauptmann Suderholm, Sohn des Oberſten gleichen Namens, der wahrſcheinlich bei dem Sturm der Schanze nebſt dem Oberſtlieutenant Björnſtedt in Kriegsgefangenſchaft gerathen war. Dieſem, einem gebildeten und fühlenden jungen Manne, dem der Tod des Oberſten und das ungewiſſe Schickſal ſeines Vaters gleich ſtark am Herzen lagen, wurde das Schreiben des Oberſten an Torſtenſon übergeben und als der Zug in Hirſchſtätten angelangt war, trennte er ſich von ihm, um die Schreckenspoſt in das ſchwediſche Lager vor Brünn zu überbringen. Nachdem Wallrich und Thereſe noch des andern Morgens von dem Leichnam des edlen Oberſten mit heißen Thränen Abſchied genommen hatten, begaben ſie ſich unter ſicherem Geleit auf den Weg, um in Wien eine Freiſtatt zu finden. Gerne benützten ſie jetzt zu dieſem Zwecke den Sicherheitsbrief des Oberſten, um ſich einem Aufenthalte zu entziehen, der ſo viele traurige Erinnerungen für ſie enthielt und da ſie auch alle Luſt verloren hatten, ſich noch länger in der Nähe des feindlichen Heeres wechſelnden Schickſalen auszuſetzen. Vor der Wolfsſchanze angekommen, ließ ein ſchwediſcher Sergeant die Parlamentärsfahne flattern, ſogleich kam ein kaiſerlicher Fourier in Begleitung von zwei Unteroffizieren heraus, die Uebernahme erfolgte und bald betrat Thereſe mit bitteren Thränen den Boden, worauf das Blut des edlen Oberſt gefloſſen war. Die Nachfrage Wallrich's, ob ſich Wolfmar und ſeine Söhne daſelbſt befänden, wurde erwiedert, daß ſich ein großer Theil der Truppen nach der Erſtürmung der Schanze zur Eskortirung der Gefangenen wieder in das kaiſerliche Feldlager in der Brigittenau zurückgezogen haben, worunter ſich dieſe wahrſcheinlich befinden, und ſie ſetzten daher ihren Weg weiter fort. Als ſie endlich im Lager ankamen, fiel ihnen zuerſt ein feierliches Leichenbegängniß in die Augen. Wallrich und Thereſe bangten bei dieſem Anblicke, doch erblickten ſie bald die auf den Sarg gelegten ſchwediſchen Waffen und Dekorationen, und auf ihre Anfrage erhielten ſie die Auskunft, daß ein vornehmer ſchwediſcher Offizier beerdigt werde, der ſich durch ſeine außerordentliche Tapferkeit die Achtung des Erzherzogs erworben und ſich erſt ſchwer verwundet ergeben habe. Als Thereſe den gefangenen Oberſt Süderholm in vollſtändiger Rüſtung, doch ohne Waffen als erſten Leidtragenden hinter dem Sarge ſah, ſo konnte ſie nicht länger zweifeln, daß die Leiche jene des Oberſtlieutenants Björnſtedt ſei, und ein wehmüthiges Gefühl bemächtigte ſich ihrer, trotz allem Böſen, was ihr dieſer zugefügt hatte; Sie dachte ſich den Schmerz der ſchönen und ſtolzen Wilburga bei dieſer Nachricht und bejammerte die Nichtigkeit aller menſchlichen Wünſche und Hoffnungen. Oft hatte der im freudigen Muthe trunkene, in der Fülle des Lebens blühende Kriegsmann vor ihren Ohren in ſtolzem Uebermuthe geprahlt, wie er in dem beſiegten Wien ſeine Hochzeit glänzend feiern wolle und nun hatte ihn, überwunden und beſiegt, in Wien der Tod zum Brautreigen aufgefordert.

Dieſe Betrachtungen hatten bei der zart fühlenden Thereſe eine trübe Stimmung zur Folge, ſie ſtand da, in Gedanken verſunken und Thränen ſtahlen ſich aus ihren Augen, als ſie auf einmal durch den Ton bekannter, theurer Stimmen, die ſie und ihren Vater entzückt begrüßten, aus ihren Träumereien geweckt wurde. Adalbert und Wolfmar hatten ſie und den Vater geſehen und waren ihnen entgegen geeilt. Mit Entzücken ſtürzte Adalbert dem Vater und der Schweſter in die Arme, auch Wolfmar's Antlitz ſchien von überſtrömender Wonne zu glänzen, doch hatte ſich allen ſeinen Worten und Mienen eine gewiſſe verlegene Scheu mitgetheilt, deren er trotz aller ſeiner Bemühungen nicht Herr werden konnte. Nach der Frage um Ferdinand erfuhren ſie, daß ſich dieſer, zu Folge ſeines gegebenen Ehrenwortes, nicht mehr gegen die Schweden zu kämpfen, bei der Garniſon in der Stadt befinde, welche Erlaubniß ihm der Erzherzog, deſſen beſonderer Gunſt er ſich zu erfreuen habe, gerne bewilligte. Auch Wolfmar und Adalbert erhielten die Begünſtigung, den Vater und die Tochter dahin zu begleiten, da nach der Eroberung der Donauſchanze und der Entfernung der großen ſchwediſchen Armee keine drohende Gefahr von Seite der Feinde zu beſorgen war. Sie begaben ſich demnach zuſammen in die Stadt und ſobald Adalbert für eine anſtändige Wohnung geſorgt hatte, entfernte er ſich, den Bruder aufzuſuchen und dahin zu führen. Die Freude des Wiederſehens nach ſo vielen ausgeſtandenen Gefahren war groß und erſchütternd, und der Tag wurde im traulichen Kreiſe unter Mittheilung des Erlebten zugebracht. Endlich hatte ſich Wolfmar vollſtändig von der Reinheit und Heiligkeit von Thereſens Gefühlen überzeugt, doch noch immer berührte ihn jede Erwähnung des Oberſten unangenehm und mitten in der Extaſe ſeiner ſeligen Gefühle blickte unverkennbarer Trübſinn aus ſeinen Mienen. Endlich aber, nachdem Thereſe lange auf das herzlichſte und freundlichſte mit ihm geſprochen hatte, ſaßte er ſich ein Herz, ergriff ihre Hand und ſprach bewegt: »Wann, mein theuerſtes Leben, ſoll ich dieſe liebe Hand mein nennen dürfen? Gib mir nur die entfernteſte Hoffnung, und ich nenne mich den glücklichſten Menſchen unter der Sonne.«

Aller Augen waren auf Thereſen gerichtet, da richtete ſich dieſe auf, legte ſanft die Hand auf Wolfmar's Schulter und ſagte freundlich: »Zweifelſt du noch immer an meiner treuen Liebe? In allen Gefahren, trotz allen Verlockungen habe ich dir meine Treue bewahrt, lieber Wolfmar, ich ſchwöre es dir bei Gott, nie iſt ein anderer Gedanke in meine Seele gekommen, als die deinige zu werden. Der Tag unſerer Verbindung bleibt ganz deinen und den Wünſchen meines Vaters anheimgeſtellt.«

»Gott ſegne euch, meine Kinder,« rief Wallrich bewegt. »Es lebe Braut und Bräutigam,« jubelte Ferdinand; Adalbert aber küßte ſeine Schweſter zärtlich und Thränen ſtanden in ſeinen Augen. »So laßt es denn,« fuhr Wallrich fort, »den nächſten Donnerstag, am Geburtstage eurer verklärten Mutter, ſein, die euch aus reineren Gefilden ihren Segen ertheilen wird.«

Wolfmar warf ſich Thereſen zu Füßen, dieſe aber weinte laut bei der Erinnerung an die Verklärte und fiel ihrem Vater um den Hals. Indem ſie ſich wieder zu Wolfmar wendete und ihn aufhob, ſagte ſie mit weicher Stimme: »Von nun an ſoll denn auch nicht mehr der Schatten irgend etwas Geheimen zwiſchen uns ſein. Damit du ſiehſt, daß ich dir ganz vertraue und daß auch du zu jeder Zeit dein ganzes Vertrauen in mich ſetzen kannſt, ſo nimm hier die letzte ſchmerzliche Erinnerung an einen Mann hin, der es ſterbend in die Hände des Vaters legte, dem ich Leben und Ehre ſchuldig bin und der auch verdient hätte, dein Freund genannt zu werden. Bewahre du es zu ſeinem Gedächtniſſe, als ein heiliges Wahrzeichen meiner Liebe und Treue gegen dich. Mit dieſen Worten reichte ſie ihm die Kette mit dem Medaillon. Ueber Wolfmar's Geſicht zuckte jedoch bei dieſem Anblicke ein finſterer Schatten, ſeine Hände zitterten und er wagte es kaum, das Geſchmeide zu berühren, doch faßte er ſich gewaltſam, da ſie ihn ſtaunend und furchtſam anblickte, er legte es bei Seite und ſuchte auf's Neue in den vorigen herzlichen Ton einzufallen. Die ruhige Stimmung wollte ſich jedoch nicht wieder finden, willkommen war Ellersheim die Erinnerung des Vaters, ſich zu dem Erzherzoge zu begeben, um die Erlaubniß zu ſeiner Vermälung zu erlangen und er eilte ſchnell fort. Die Bewilligung wurde ertheilt und ſchon war der Morgen des Tages erſchienen, an welchem die Hochzeit gefeiert werden ſollte. Thereſe war bereits bräutlich geſchmückt und harrte nur in Geſellſchaft ihres Bräutigams und ihrer Verwandten des Wagens, der ſie in die altehrwürdige Kirche zu St. Peter zur Trauung bringen ſollte. Plötzlich aber wurde an der Thüre gepocht und ein Adjutant des Erzherzogs trat mit einem verſiegelten Packet und einem flimmernden Kreuze am farbigen Bande in der Hand herein Er trat mit einer abgemeſſenen Verbeugung zu Wolfmar, überreichte ihm Beides und ſprach: »Der Erzherzog, unſer gnädigſter Herr, hat mir die Ehre erwieſen, einem der tapferſten Offiziere des Heeres das Hochzeitgeſchenk zu überreichen. Nehmen ſie das Majorspatent und dieſes Ehrenzeichen für ihre heldenmüthige That. Doch läßt Jhnen der Erzherzog empfehlen, künftig Jhr eigenes Leben beſſer zu ſchonen und nicht ſo blindlings die Gefahr aufzuſuchen, wie bei dem Sturme auf der Wolfsſchanze. Es war alle Hoffnung vorhanden, den feindlichen Anführer gefangen zu bekommen, den ihr tapferes Schwert nach langem Kampfe durchbohrte und wir erfuhren, daß es der Neffe und letzte männliche Anverwandte Torſtenſon's war. Nach dieſen Worten verbeugte ſich der Offizier und ging. Thereſe aber war leichenblaß geworden, ſie ſtieß nach dem Abgange des Offiziers einen lauten Schrei aus und mußte ſich am Tiſche halten; Wallrich erfaßte unendlicher Schauer und Ferdinand ſprang herbei, um die ſinkende Schweſter in ſeinen Armen aufzufangen. Wolfmar und Adalbert ſtanden bleich und leblos wie Marmorbilder da. Ferdinand ſuchte ſeine arme Schweſter aufzurichten, überhäufte ſie mit zärtlichen Liebkoſungen und fragte nach der Urſache ihrer Aufregung, ohne daß ihm von irgend einer Seite geantwortet wurde. Zuerſt faßte ſich Wallrich, er nahm ſeine Tochter liebevoll in ſeine Arme und ſagte mit zärtlicher Stimme: »Faſſe dich, liebes Kind, wir wollen Niemand ungehört verdammen, kannſt du ſie aber beruhigen Wolfmar, ſo ſäume nicht länger!«

Endlich wagte es dieſer, ihr zitternd näher zu treten, er warf einen flehenden Blick auf ſie und wollte ihre Hand ergreifen. Da ſah ſie ihn aber mit einem wilden Blicke an und ſtieß ſeine Hand mit einer Geberde des Abſcheues von ſich. Endlich richtete ſie ſich auf, trat mit ſchwankenden Schritten vor Wolfmar und ſprach mit erregter Stimme: »Wolfmar, mein Erwählter, mein Bräutigam, für den ich ſo viel, ſo ſchmerzlich gelitten habe, ſchwöre mir, ſo wahr dir Gott helfen möge, mir nur eine Frage wahrhaft zu beantworten.«

Wolfmar zauderte erſchreckt. Da begann ſie wieder mit erhöhter Stimme: »Nur eine Frage, Wolfmar, beantworte mir, ich beſchwöre dich im Namen des allmächtigen Gottes, bei dem Andenken meiner verklärten, ermordeten Mutter, bei der Ruhe meines Lebens und bei deiner eigenen Hoffnung auf die ewige Seligkeit.«

»Ja, ich will es,« ſagte Wolfmar erſchüttert, »doch faſſe dich, dein Zuſtand iſt zu aufgeregt und fürchterlich.«

Sie ergriff ihn nun konvulſiviſch bei der Hand und ſagte: »Sieh mir in die Augen, Wolfmar, und ſprich die Wahrheit.

ich muß, ich werde ſie erfahren, und wenn es mein Leben koſten ſollte. Sprich, iſt der Oberſt im gerechten, nothwendigen Kampfe oder als Opfer der Privatrache deines ungerechten Haſſes und deines Mißtrauens gefallen ?«

Eine fürchterliche Pauſe entſtand, während welcher ihre glühenden Blicke feſt auf Wolfmar ruhten. Niedergeſchmettert ſtand er da, die Augen zu Boden geheftet, auch Adalbert war außer Stand ſie anzublicken. Einige Minuten noch blieb Thereſe in geſpannter, ängſtlicher Erwartung, Alles blieb ſtumm, Wolfmar's Lippen zitterten und bebten, doch er wagte es nicht, ſeinen Blick zu erheben, und ein Wort zu ſprechen. — Da entriß ihm Thereſe plötzlich mit der äußerſten Heftigkeit die Hand, ſchlug ihre Hände über das Geſicht zuſammen und rief mit dem Schrei der Verzweiflung: »So fahr' denn hin, mein ganzes irdiſches Glück, fahret dahin, ihr ſüßen Träume meines Lebens, mein Herz iſt gebrochen, mein junges Leben nutzlos geopfert. — Fort von hier, fort, Mörder,« ſchrie ſie, als ſich ihr Wolfmar flehend nahen wollte, »rühre mich nicht an, Blut, unſchuldig vergoſſenes Blut klebt an dir; trage deine Schuld in weit entfernte Gegenden, nie mehr ſoll zwiſchen uns Gemeinſchaft ſein.«

Wolfmar mußte ſich endlich entfernen, da ſie ſein Anblick faſt dem Wahnſinne nahe brachte. Er hoffte indeſſen durch die Gewalt der Zeit ihren Abſcheu zu beſiegen, jedoch dieſe Hoffnung blieb vergebens. Zu heftig war der Frieden dieſer ſchuldloſen Seele zerſtört, ſie hatte im Gefühle des Rechtes, im Bewußtſein ihrer Würde ſo viele Leiden erduldet, ſo viele Aufopferungen gebracht, Alles war umſonſt geweſen, das rohe Männerherz hatte nur in dem Blute des gehaßten Nebenbuhlers Beruhigung finden können. dieſer Gedanke drückte ſie nieder und verſchloß in ihrem Herzen jeden Gedanken von Vergebung, von Verſöhnung.

Die ſanften Entſchuldigungen des Vaters, das Zureden der Brüder, Wolfmar's vielfältige Verſuche, ſich ihr wieder nähern zu dürfen, blieben fruchtlos. »Nie,« ſprach ſie ſchmerzlich aber feſt, »nie werde ich meine Hand Demjenigen am Altare reichen, der ein ſchuldloſes Leben, ein Leben, das nur dem reinſten Edelmuthe gewidmet war, aus ſelbſtſüchtigem Mißtrauen, aus der gemeinen ſinnlichen Furcht, ſein Andenken könnte mich in der beſchworenen Treue wankend machen, grauſam zerſtören konnte. Gott weiß es, keine Verſuchung, keine Gewalt hat mich in dem Entſchluſſe wankend gemacht, ihm meine Treue und Liebe zu widmen, aber nun hat er ſelbſt meine Schwüre gebrochen, jetzt gehöre ich jenem edlen Gemordeten an, ich betrachte mich als die Todesbraut des ſchmachvoll Geopferten und dieſe Treue werde ich bis zum Grabe bewahren.«

Nach allen vergeblichen Verſuchen verzweifelte Wolfmar ſelbſt an einer Verſöhnung mit Thereſen, er wurde auf ſein Bitten zu einem Regimente nach Ungarn verſetzt, kämpfte in der Folge gegen die Türken und ſtarb auf dem Bette der Ehre vor Gran im Frühjahre 1651. Thereſe lebte fortan mit ihrem Vater in ſtiller Trauer und einſamer Zurückgezogenheit in Wien, dem Gefühle ihrer Ehre und weiblichen Würde getreu. Wie immer kleidete ſie ſich fortwährend in dunkle Farben, verrichtete Werke der Wohlthätigkeit und das Andenken an den edlen Oberſt war ihre einzige und ſüßeſte Erholung; mit keinem Worte gedachte ſie mehr Wolfmar's und ſein Name durfte in ihrem Beiſein nicht mehr genannt werden. Adalbert hatte ſich noch bei mehren Gelegenheiten, ſo z. B. bei der Wiedereroberung von Krems, rühmlich ausgezeichnet und genoß die hohe Gunſt ſeiner Vorgeſetzten. Ferdinand aber nahm bald einen ehrenvollen Abſchied und ſuchte den Gram ſeiner Schweſter zu mildern, indem er ihr fortwährend Geſellſchaft leiſtete und ihr ſeinen eigenen mittheilte, denn noch immer war das Bild der ſchönen Wilburga, die er nie wieder zu ſehen hoffen durfte, lebendig in ſeiner Seele.

Schluß.

Faſt zwei Jahre waren nach dieſer Begebenheit verfloſſen. Die Abſicht Torſtenſon's Brünn zu erobern, war an der heldenmüthigen Vertheidigung der Bürger dieſer Stadt und der Beſatzung unter den Befehlen des wackern Oberſten Rattuit de Souches geſcheitert und Torſtenſon mußte nach mehren vergeblichen Stürmen die Belagerung nach ungeheurem Menſchenverluſte aufgeben. Um die erlittene Schmach nicht zu geſtehen, bezog er zwar wieder ſein altes Hauptquartier, Miſtelbach, und ließ den Generalmajor Wittemberg abermals mit 3000 Reitern an Wien's Donaubrücken vorrücken. Die ganze Heerfahrt beſchränkte ſich jedoch darauf, daß das Schloß Kreuzenſtein geſprengt wurde und die ſchwediſchen Parteigänger abermals viel Unheil ausübten, endlich zog ſich das ganze ſchwediſche Heer hinter Olmütz zurück; die Gefahr für Wien war vorüber, und Torſtenſon ſtarb ſelbſt bald darauf an einem heftigen Anfalle von Gicht, den diesmal ſeine kräftige Natur nicht zu bekämpfen im Stande war. Die Familie Wallrich dachte ſchon daran, ihr Gut jenſeits der Donau wieder zu beziehen, da erkrankte jedoch der Vater und Thereſe und ihre Brüder mußten noch in Wien den Schmerz erleben, ihn zum Grabe zu geleiten. Adalbert ging ebenfalls zu dem Heere nach Ungarn ab, Ferdinand und Thereſe machten ſich nun bereit, das Gut zu beziehen und daſelbſt, abgeſondert von allen Menſchen, nur ihren ſchmerzlich ſüßen Erinnerungen lebend, fortan zu leben, als ein unerwartetes Ereigniß dieſen Plan zerſtörte. Schon längere Zeit hatten zu Münſter und Osnabrück die Friedensunterhandlungen Statt gehabt, bis die Eroberung der Kleinſeite

Prag's durch die Schweden den Abſchluß des Friedens herbeiführte, der den unſeligen Krieg beendete, welcher durch volle dreißig Jahre die ſegensvollen Gauen Deutſchlands verheert hatte. Den 18. October 1648 zog Oberſt Raofft unter dem Geläute aller Glocken, unter dem Donner des Geſchützes, unter ſchmetterndem Trompetenſchall und dem freudigen Zujauchzen einer zahlloſen Menſchenmenge mit der erſehnten Friedensbotſchaft in Wien ein, der Zug ging vom rothen Thurme über die Biſchofgaſſe, den Stephansplatz, den Graben und Kohlmarkt bis in die Burg, wo Kaiſer Ferdinand den Oberſt hocherfreut empfing und ihn mit einer goldenen Gnadenkette und mit dem köſtlichſten Ring von ſeinem eigenen Finger ſchmückte. Außer jener großen, ſegensreichen Botſchaft aber hatte der Oberſt noch einen Auftrag in Wien zu erfüllen. Aus der Kanzlei des ſchwediſchen Geſandten in Osnabrück war ihm ein Packet mit großem Siegel, addreſſirt an Thereſe Wallrich zugekommen, das er ſogleich nach der Funktion abgeben ließ. Es war eine Erklärung in franzöſiſcher Sprache, durch den großen Kanzler Orenſtierna ſelbſt authenticirt, daß der vor Wien gebliebene Oberſt Lynhurſt, als der letzte ſeines Stammes, ſeine ſämmtlichen Beſitzungen an Thereſe von Wallrich vererbe, ohne Vorbehalt, daß ſie deswegen ihren Aufenthalt in Schweden zu nehmen gezwungen ſei. Für den Fall aber, daß ſie geſonnen ſei, die Güter zu verkaufen, ſollte ſie einen Bevollmächtigten dahin abſenden, zu welchem im beſonderen Auftrage des edlen Fräuleins Wilburga Torſtenſon, einziger Verwandter des Oberſten Lynhurſt, und nach dem letzten Willen des verſtorbenen Feldmarſchalls Torſtenſon, deren Bruder Ferdinand von Wallrich, beſtimmt ſei. Im Falle aber Thereſe die Beſitzung perſönlich übernehmen wolle, ſo erwarte man ihre Ankunft in Begleitung ihres Bruders und in dieſem Falle würden ſogleich bei der kaiſerlichen Regierung Päſſe beſorget werden. Thereſe weinte dem Andenken des edlen

Feldherrn Thränen der Rührung und Dankbarkeit und fühlte ſich auf's Neue durch die Erinnerung an den Oberſten und deſſen Anhänglichkeit ergriffen, der in dem Augenblicke, wo er den Tod von den Händen ſeines im ungerechten Haſſe erbitterten Nebenbuhlers empfing, mit ſo beiſpielloſem Edelmuthe ihr, und wie er vorausſetzen mußte, auch deſſen Glück gründete. Ferdinand aber erfüllte dieſe Nachricht mit den ſeligſten Hoffnungen, alle ſeine unterdrückten Gefühle wurden auf's Neue laut und mit erneuerter Stärke dachte er an die reizende Wilburga und die Ausſichten, welche ſich ſeinen entzückten Blicken öffneten. Thereſe hielt nichts mehr in Oeſterreich zurück, alle Bande waren ja durch den Tod und die ſchmerzlichſte Täuſchung zerriſſen, ſie war freudig bereit, nach Schweden zu reiſen und auf dem Boden, wo der edle Lynhurſt geboren war, wo ſich ſein Grab befand, die übrige Zeit ihres Lebens, ſeinem Andenken geweiht, zuzubringen. Die nöthigen Schritte wurden gemacht, die Erlaubniß zur Auswanderung erhielten die Geſchwiſter als geborne Ausländer um ſo leichter und nachdem Thereſe und Ferdinand ihre Beſitzungen in Oeſterreich gerichtlich ihrem Bruder Adalbert überlaſſen hatten, traten ſie die Reiſe nach dem fremden Lande an; Thereſe voll wehmüthiger Stimmung, Ferdinand in den freudigſten Vorgefühlen. Im Lager bei Kaſchau erhielt der Hauptmann Adalbert von Wallrich die Nachricht von der glücklichen Ankunft ſeiner Geſchwiſter in dem neuen Vaterlande und von der bevorſtehenden Vermälung ſeines Bruders mit Wilburga Torſtenſon, einer der erſten Erbinnen in Schweden. Das Schreiben war von einem wahrhaft fürſtlichen Geſchenke und der Bitte begleitet, ſie, wenn es die Umſtände zuließen, zu beſuchen. Adalbert zog es jedoch vor, ſich den Dienſten des Kaiſers zu widmen, und erſt lange nachher, als er von den Beſchwerniſſen der Feldzüge und durch Wunden erſchöpft war, verließ er den Kriegsdienſt und lebte fortan, zwar unvermält, aber im behaglichen Wohlſtande als penſionirter Oberſtlieutenant auf ſeinem Gute. Die Correſpondenzen zwiſchen den Geſchwiſtern dauerten fort und überzeugten Adalbert von dem glücklichen Leben Ferdinand's und dem ſtillen beſeligenden ſeiner Schweſter, die als Wohlthäterin aller Armen und als Vorſteherin einer von ihr gegründeten Erziehungsanſtalt für vernaiste Mädchen allgemein verehrt war.

Kurz nach der Thronbeſteigung des Kaiſers Leopold I. erhielt er aber die betrübte Nachricht, daß ſie auf ihrem Gute Malmersloh bei Stockholm ihr den reinſten und heiligſten Gefühlen geweihtes Leben ausgehaucht habe und dem Sohne ihrer vielen Tugenden jenſeits entgegen gegangen ſei, da ihr aus weiſen aber unbegreiflichen Abſichten des Schöpfers her im Erdenleben nicht geworden war. Sie hatte hier auf Erden nur der Liebe Dornenkrone getragen, mit lächelnder Miene aber ruht ſie, wie Ferdinand ſchrieb, im Sarge, ein Zeichen dem gläubigen Gemüthe, daß ſie in jenen ſeligen Gefilden den ſo ſchmerzlich verlornen Frieden wieder gefunden habe.

Robert Bruce.

Ballade.

Zu Dumfries in der Kirche
Da liegt vor dem Altar,
In ſeinem Blute ſchwimmend,
Ein Mann mit rothem Haar.

Zu Dumfries vor der Kirche
Da lehnt an kalter Wand
Ein bleicher Mann und ſtarret
Auf ſeine blut'ge Hand.

»O toller Graf von Carrik!
»O blinde Zorneswuth!
»Du haſt im heil'gen Hauſe
»Vergoſſen edles Blut.

»Es tilgen Sühn' und Reue
»Die blut'gen Flecken nicht,
»Und klagen wird der Todte,
»Bis zu dem Weltgericht.

»Verloren iſt hienieden
»Dir all dein irdiſch Theil,
»Verloren iſt dir drüben,
»Der armen Seele Heil.«

So ruft der Mann und ledig
Des Friedens und der Ruh
Eilt er auf flücht'ger Sohle
Dem Wald und Moore zu;

Und klimmt hinan zum Gipfel,
Wo ſich von ſchroffer Höh'
Die Felswand niederſenket
Tief in den dunkeln See.

Aus wirren Augen leuchtet
Ein gräßlicher Entſchluß,
Und ſchon beugt er zum Sprunge,
Zum letzten, ſeinen Fuß.

Da hebt ſich aus den Fluten
Ein Haupt und eine Hand,
Und droht mit ernſter Miene
Empor zur Felſenwand.

Und Robert ſtarrt mit Beben
Auf die Erſcheinung hin,
Und plötzlich wird es helle
In dem verſtörten Sinn.

Es mahnet ihn als trüge
Das Haupt dort auf dem See
Die edlen freien Züge
Des Wilhelm Wallace.

»Du treuer, muth'ger Streiter,
»Der für ſein Vaterland
»Gelebt, gekämpft, gelitten,
»Bis an des Grabes Rand!«

»Ich faſſe deine Winke,
»Es kühlt mir ſanft und lind
»Das heiße Hirn die Mahnung,
»Ich ſei ein ſchottiſch Kind.«

»Du Schottland liegſt in Ketten,
»In Zwang und Noth und Pein,
»D'rum nenne auch kein Schotte
»Das eig'ne Leben ſein;«

»Verwirkt hab' ich das meine,
»Doch bleibt's dein Eigenthum,
»Ich opfr' es deiner Freiheit,
»Ich widm' es deinem Ruhm.«

»Nur ſo darf ich erſcheinen
»Dereinſt vor Gottes Thron,
»Und darf Vergebung hoffen,
»Als Schottland's treuer Sohn.«

»Nur ſo, wenn ich gefallen
»Für dich, mein Vaterland,
»Reicht einſt der rothe Comyn
»Verſöhnt mir ſeine Hand.«

So ſpricht der Mann und haltet,
Was er geſprochen treu,
Und Schottland's Ketten fallen,
Und Schottland athmet frei.

Karl Karn.

◆

Geiſternähe.

Es ſaß mir gegenüber
  Der Freund beim Abſchiedsmal.
Er wurde trüb und trüber,
  Da faßt er den Pokal:
»Dies gilt der todten Lieben,
  Und, Bruder, das gilt dir!
Du biſt mir noch geblieben —
  Wie früh ſchied ſie von mir!«

Ich hielt ihn ſo umſchloſſen,
  Als hielt ich feſt mein Glück.
Wie hab' ich noch genoſſen
  Des Freundes treuen Blick!
Welch' Glück ward uns! Der Leiden
  Gedachten wir nicht mehr.
Doch ach! er mußte ſcheiden,
  Wie fiel die Trennung ſchwer!

Das war vor vielen Jahren,
  Jetzt ſitz' ich hier allein;
Will ſein Gedächtniß wahren
  Und geiſtig bei ihm ſein.

Er hat die Braut gefunden
Im fernen Geiſterland;
Auch ich bleib' ihm verbunden
Und geiſtig ihm verwandt.

Was nah und was vergangen,
Das ruht in Einem Glanz.
Erfüllt iſt mein Verlangen,
Jetzt hab' ich ihn ſo ganz.
O, Freund, das iſt dein Segen
Noch hier im Erdenthal!
Dir reich' ich froh entgegen
Den klingenden Pokal!

Wilhelm Kilzer.

Die Roſe.

Von des Frühlings Hauch umfloſſen
Sprießt die Knoſpe zart empor,
In der Hülle noch verſchloſſen
Keimt der künft'gen Roſe Flor.

So im Strahl der Mutterliebe
Seht den Kleinen hold erblüh'n.
Ruhig ſchlummern noch die Triebe,
Die den Buſen einſt durchglüh'n.

In der zarten kleinen Hülle
Noch gebunden liegt die Kraft,
Die dereinſt in reger Fülle
Manches Große, Schöne ſchafft.

Schnell die Knoſpe ſich entfaltet;
Schön der Blätter Roth erglüht,
Herrlich ſich der Kelch geſtaltet,
Und — die Roſe iſt erblüht.

So der Kindheit engen Schranken
Bald der Jugend Kraft entſtrebt.
Es entſteigen die Gedanken,
Und der Buſen ſich erhebt.

Lieblich, wie in klaren Quellen
Sich das Bild der Roſe malt,
Aus des Zeitenſtromes Wellen
Freude uns entgegenſtrahlt.

Es vergeht des Morgens Kühle,
Und — die Roſe ſenkt das Haupt,
Schonungslos des Tages Schwüle
Ihr den friſchen Purpur raubt.

Aber ſtill vom Himmel nieder
Fällt der Thau und tränkt ſie mild;
Da erglüht auf's Neu' ſie wieder;
Ihre Sehnſucht iſt geſtillt.

Ernſt geſtaltet ſich das Leben,
Rauh das Schickſal uns erfaßt;
Oft wohl muß das Herz erbeben,
Und der Wangen Roth erblaßt;

Doch der Liebe warme Thränen
Fallen in das wunde Herz,
Stillend unſres Buſens Sehnen,
Heilend unſrer Seele Schmerz.

Der nur muß im Gram vergehen,
Dem nur wird ſein Loos zu ſchwer,
Der da muß alleine ſtehen,
Ohne Thräne, liebeleer.

Schnell der Sommer iſt verſchwunden,
Fort des Haines Sänger zieh'n;
Und die kurzen Blütenſtunden
Unſrer Roſe ſind dahin.

Welk zur Erde fällt ſie nieder
Und die ſchöne Form zerſtäubt.
Doch der Lenz bringt neue wieder
Denn die Kraft des Triebes bleibt.

So erſtirbt des Lebens Fülle,
Und des Auges Glanz erliſcht;
Es zerfällt die morſche Hülle,
Still ihr Staub mit Staub ſich miſcht;

Fort doch glimmt der Götterfunken,
Der die Hülle einſt belebt,
Iſt erſtarrt ſie hingeſunken,
In die Heimat er entſchwebt.

Ja ſelbſt in des Todes Reiche
Noch des Lebens Odem webt!
Es empfängt das Grab die Leiche,
Und — ein Engel auferſteht. —

Teleki.

Zwei Augen.

Ein Kaufmann ſitzt beim Kontobuch,
Und ſucht nach Ziffern; doch ein Fluch
Verwandelt ihm Alles in Augen,
In blaue, blaue Augen.

Ein Jäger im Wald geht auf die Pirſch,
Er ſucht nach Auerhahn und Hirſch;
Doch ſieht er nichts als Augen,
Nur blaue, blaue Augen.

Ein Maler vor der Staffelei
Trägt Farben auf gar vielerlei,
Doch wird ihm Alles zu Augen,
Zu blauen, blauen Augen.

Ein Fiſcher ſitzt am Meeresſtrand
Viel bunte Fiſche nahen dem Rand;
Er ſieht auf dem Waſſer nur Augen
Zwei blaue, blaue Augen.

Ein Mädchen hat das Augenpaar,
So blau und mild und himmelklar,
Das ſahen die vier Leute,
Und ſehen es noch heute.

Ihr Männer ſagt, wie theilt ihr euch,
Daß eure Theile werden gleich?
Vier ſeid ihr und zwei Augen,
Die nur für Einen taugen.

Der Jäger zielt, der Kaufmann zählt,
Der Maler mißt, der Fiſcher wählt —
Ein Fünfter kommt verſtohlen,
Das Bräutlein heim zu holen.

Ferrand.

Vier Jahreszeiten eines Herzens.

Eine Erzählung von Alex. Julius Schindler.

Frühling.

Die Sonne des 10. Septembers 181* war den Bewohnern des freiherrlich Markſchen Jagdſchlößchens Buchenſtein in feiertäglicher Schönheit aufgegangen und der Tag bedeutſam und freundlich angebrochen, wie ein Hochfeſt des Jahres. Die Jägerjungen hatten ſtatt der gewöhnlichen Morgenſuppe duftenden Kaffeh erhalten und der Oberförſter tunkte mit ſeinen drei Töchtern ſtatt des üblichen Weißbrotes in die ſonſt geſchonten Porzellantaſſen köſtliche Kuchen. Es war nämlich Erneſtinens, der einzigen Tochter aus ſeiner erſten Ehe, 18. Geburtstag, und Leokadia und Charlotte, die Kinder ſeiner zweiten Ehe, welche der Tod faſt eben ſo ſchnell wie die erſte gelöſt hatte, waren auf wenige Ferientage aus dem Frauenkloſter Waldkreuz heimgekommen, das einige Stunden von Buchenſtein im flachen Lande lag und wo ſie erzogen wurden. Dem ausgezeichneten Frühſtücke waren die unterthänigſten Glückwünſche des Hausgeſindes gefolgt, denen des Vaters herzliche Worte und die Küſſe und Angebinde der lieben Schweſtern.

Ich übergehe das feſtliche Mittagsmal, an dem alle Hausgenoſſen Theil nahmen, denn meinem [illegible]lichen Leſer dürfte ſo köſtliche Rebhühner, Haſelhühner [illegible]ſane, wie da unter fröhlichen Geſprächen verzehrt wurden, nicht leicht zu Gebote ſtehen. Warum ſollte ich alſo durch meine appetitliche Beſchreibung ſeine Eßluſt reizen. Eines aber iſt gewiß, daß der alte Wolfgang jedes Stück, das aufflog, mit ſeinem ſcharfen Waidmannsauge prüfte, ob es denn richtig jung, und zarten, fetten Fleiſches ſei, bis er ihm den Schrottſchuß in den Leib jagte. Er ließ ſich die Ehre nicht nehmen, Erneſtinen's Geburtstagbraten zu liefern, weil er die Jungfrau, die er als Kind auf ſeinen Knien geſchaukelt, die dem Hauſe ſeit Jahren mit ſtillem Ernſte vorſtand, und die Bedürfniſſe eines Jeden ſorgſam bedachte, hoch in Ehren hielt. In ihren milden Zügen und ihrer edlen Geſtalt, ſah er die ſchönen Formen ihrer verblichenen Mutter fortleben, während all ihr Schaffen ſo reichen und zweckmäßigen Erfolg hatte, als ſei die Hand der längſtverſtorbenen Oberförſterin mit im Spiele, die fleißige, blaſſe, kranke Hand — auf die er nie ohne heilige Scheu ſeinen ehrfurchtsvollen Kuß drücken konnte. Auch wußte er, daß Erneſtine nicht immer auf Roſen gewandelt war, er gedachte der hoffärtigen Stiefmutter, die nun freilich im Kirchhofe Ruhe gab, und des ſtarren Eigenſinnes des rauhen Vaters.

Es gibt Häuſer, in welchen die Zimmer gar hübſch möblirt und wohnlich ſind. Durch die blanken Fenſterſcheiben dringt der Reiz der lieblichen Landſchaft. Küche und Keller ſind voll des Guten und Beſten, Gäſte kommen und gehen, es fehlen weder Freunde noch Diener und doch wird es uns drinnen nie behaglich, es bildet der häusliche Kreis, den man dort trifft, kein Ganzes, als wäre ein Glied in der Kette zerhauen. Ohne daß Jemand klagt, oder bekümmert vor ſich hinſchaut, denkt man doch beim köſtlichen Male, das der Hausherr aufſetzt und die Seinen mit lebhaften Geſprächen würzen: Ach, das iſt nur, weil du da biſt, wendeſt du den Rücken, ſo bricht das traurigſte Leben von der Welt wieder an. Man fragt, ob je ein Unglück dieſem Hauſe begegnet ſei, und Alles antwortet nein, und wundert ſich über die Frage. Man geht wieder hin, um ſich jenes vermeintlichen Vorurtheils zu entſchlagen, und empfängt wieder denſelben Eindruck. „Könnten die Wände reden,“ denkt man ſich oft! Und könnten ſelbſt die Wände reden, ſie wüßten nicht weſſen der Fittig, der ſo kalten Hauches die Räume, welche ſie begrenzen, durchweht; ja, ſelbſt die Leute drinnen können nicht ſagen, was ihr Daſein überſchleiert. Das ſind die Häuſer, aus denen ein Glück herausgeſtorben iſt. Ich habe geſagt, aus denen ein Glück herausgeſtorben iſt, nicht die ein Glück verlaſſen hat. Ich meine nicht ſolche, die der Reichthum, die Zufriedenheit oder ein liebes Leben verlaſſen hat, das Alles kann wieder zurückkehren, oder man kommt zu ihm. Der Menſch ſtirbt, ſein ewiger Geiſt lebt fort, und vermag noch Alles; das Glück hat aber keinen Geiſt, es iſt nur ein Licht, eine Morgen- oder Abendröthe, ein Mittagſonnenſchein, ein Blitz. Das Alles kann eine Wolke verhüllen und wieder durchlaſſen, wenn es aber erliſcht, ſo iſt es geweſen, und kommt nicht wieder. Ein in Finſterniß vergangener Sonnenlichtſtrahl, ein verglimmter Blitz iſt das geſtorbene Glück. Oft ſtirbt es jung aus einem Hauſe heraus, ehe es noch einen Menſchen darinnen beſchenkt hat, und ſchenken ſoll ja das Glück. Der Verſtand bemüht ſich, zu verdienen und zu erwerben, der Segen belohnt ſeine Arbeit, das Glück ſchenkt nur ſo her, und fragt nichts nach Arbeit und Verdienſt.

So war auch aus des Oberförſters Hauſe ein Glück gar jung hinausgeſtorben, ehe es noch ein Blümchen hineingeſchenkt hatte, ich meine das Liebesglück ſeiner Tochter.

Der Oberförſter hatte einen Grundſatz, der ſo lautete: „Niemand ſoll früher an's Lieben denken, bis er auf dem Punkte iſt, heirathen zu können; die Liebe ſei nichts als ein Aneinandergewöhntſein und folglich vor der Ehe gar nicht nothwendig, da man ſich in der Ehe ohnehin an einander gewöhnen und endlich lieben müſſe.“ Daher fehlten jetzt im Oberförſterhauſe ſchon gänzlich jene von dem geſelligen Tone des Hauſes unterſtützten, anmuthigen Annäherungen junger Männer, welche ſelbſt vom erwachten Herzen angetrieben, ohne Rückſicht auf Ehe oder andern Gewinn, an den aufblühenden Empfindungen einer jungfräulichen Seele ſich erfreuen und unbewußt dieſelben zur holden Liebe entwickeln. Wenn auch Viele kamen und ohne Rückkehr gingen, und in fremden Kreiſen längſt das Mädchen vergaßen, ſo haben ſie doch in der tiefſten Tiefe ſeines Herzens Ahnungen und Hoffnungen erregt, und die Erkenntniß des Daſeins eines Glückes, das der endlich Erwählte mitbringt. Ihm fällt dann das ſüße Loos, den Samen, den verfloſſene Freudentage in's Herz der Geliebten ſäten, zu leuchtenden Blumen groß zu ziehen, die er zum unverwelklichen Kranze verbindet, und auf ihr Haupt drückt. Jene iſt die beglückendſte Liebe, welche der Mann im Herzen der Geliebten erſchuf.

Ein ſolches Glück hatten Erneſtine und ihr einſtiger Gatte nicht zu erwarten. Von der ſchönen Jägerstochter war in der Zeit ihres Aufblühens jenes ſanft entwickelnde Element ferne geblieben, und als die Zeit der Reiſe da war, brach die Liebe ungeſtüm durch. Doch wie es der Bauernmagd, die wochenlang bei ihren Kühen einſam und unter Beſchwerden auf der Alpe lebt, nie einfällt, daß ſie auch einmal wie ihre gnädige Gutsfrau in Sammt und Seide ſtolziren, in prächtigen Schlöſſern, von ſonnigen Gärten umgeben, wohnen, und der Luſt ihres Herzens leben könne, ſo fiel es auch Erneſtinen nie ein, dem Triebe ihres Buſens nachzuhandeln. An ſtrengen Gehorſam gewöhnt, lebte ſie einſam mit ihrem Vater und ſah der Zeit entgegen, in der ein Mann um ihre Hand in's Haus kommt, welche Zeit des Oberförſters Reden als eine nahe bezeichneten. Wogenden Gefühles, ihr Aeußeres bemeiſternd, baute ſie im Innern das Haus der Liebe völlig aus, offen ſtanden die Thore, und den der Vater hineinführte, dem mußte es dienen. So lebte ſie lange ohne Willen. Wahl und Hoffnung. Als aber die Jahre kamen, in denen man anfängt ſich zu erinnern, und Zeiträume zu überblicken, welche vielen hoffenden Freunden das lang erwünſchte Glück gebracht hatten, ſah ſie ein, daß ihre Gefühle zu ihren Jahren nicht mehr paßten, und ſie kam ſich vor wie ein Wandervogel, den die Gefährten vergeſſen hatten, als ſie nach Süden flogen.

»Sie könnte glücklicher ſein,« dachte der alte Wolfgang, der auf der grünen Bank neben dem Thore ſaß, das aus rothem Marmor erbaut, das freiherrliche Wappen und zwei zwanzigendige Hirſchgeweihe als ſtolze Waidmannszeichen trug. »Sie könnte glücklicher ſein, wie ihre liebe Freundin Sophie, die Frau des Syndikus zu Steinfelden. Das ſind nun zehn Jahre, als dorten im Kaſinoſaale ein prächtiger Ball abgehalten wurde. Alle Nobleſſe aus der Stadt und Umgegend war verſammelt, unſer Baron war ſogar aus der Reſidenz gekommen, unſere Kaleſche war neu gefirnißt, der Oberförſter und Erneſtine kutſchirten in die Stadt, und ich in der wohlgeſchonten Büchſenſpannerlivree ſaß auf dem Bocke. Wie drängten ſich die ganze Nacht hindurch Alt und Jung um die blonde Sophie und unſere ſchwarzlockige Erneſtine. Der Syndikus war damals ein einfacher Richteramtskandidat, aber ſeine angenehme Weiſe machte ihn beliebt bei Sophien und ihren guten, freundlichen Eltern; er ging noch manches Jahr wohlgelitten und ohne Anſtellung in ihr Haus. Endlich aber kam ſeine Erntezeit und nun iſt er Syndikus und der glückliche Gatte ſeiner lieben goldhaarigen Frau. Sein damaliger Kollega, Wall, war hinter unſerer Erneſtine her; der liebe junge Mann. Die beiden Leute unterhielten ſich ſo herzlich und gefielen ſich ſo gut. »Ach, wenn es nur ſchon Herbſt wäre,« ſagte das Fräulein in jenen Tagen oft zu mir, »da kommt Herr Wall aus Steinfelden zu uns auf die Jagd. Lieber Wolfgang, ſtelle ihn recht gut an, daß ihm viel zum Schuß kommt, und er ſich unterhält — und gern wieder kommt.« Halloh, dachte ich mir, brichſt du da aus? und ſchrieb mir's hinter die Ohren. Endlich kam der Herbſt und der Herr Wall, ich ſtellte ihn recht gut an, und er ſchoß zwei Füchſe, vier Haſen und fehlte einen Bock. Nach dem vierten Triebe ſah ich ihn mit dem Oberförſter auf der ebenen Mooswieſe ſprechen. Plötzlich aber wendete er ſich um, rückte ſeinen Hut und ging in den Wald. Seit jener Stunde habe ich ihn nicht mehr in Buchenſtein geſehen. Als wir nach Hauſe kamen, fragte Erneſtine ihren Vater, »wo iſt der Herr Wall?« — »»Der Hungerleider,«« war die rauhe Antwort, »»der Projectenmacher, Beſitzer mehrer Schlöſſer in der Luft, der hat nichts bei mir zu ſuchen.«« Und dabei blieb es auch. Oft fand ich in demſelben Herbſte, wenn ich Abends aus dem Walde nach Hauſe kam Erneſtinen hier auf der Bank ſitzen. Sie hatte verweinte Augen; ſeit dem ſah ich ſie nie wieder ſo; aber wie andere Mädchen iſt ſie auch nicht. Herr Wall iſt nun Landrath und ich ſage, wenn der Herr Oberförſter auf der obern Mooswieſe anders zu ihm geſprochen hätte, wäre Erneſtine ſeine glückliche Gattin. O, möge ihr der Himmel bald die redliche Sorgfalt, mit der ſie dieſem Hauſe vorſteht, und den treuen Gehorſam, den ſie ihrem ſtrengen Vater leiſtet, mit Liebe vergelten.«

Erneſtine, der Gegenſtand dieſer Gedanken des alten Dieners, ſaß unterdeſſen am Fenſter ihres Zimmers. Wenig geſtört von dem Geplauder ihrer beiden jüngeren Schweſtern, die in Almanachen und andern Bilderbüchern blätternd, ſich den Abend leidlich vertrieben, ſchaute ſie in den Wald, den kühle Winde und fallende Blätter durchrauſchten, und hinter deſſen wogende Wipfel die Sonne hinabſank. Das achtundzwanzigſte Jahr iſt ein bedeutungsvolles für eine denkende Jungfrau, kälter und heftiger als früher ſchlagen die Wogen der Wirklichkeit an ihr heißes Herz, und die Sonne ſieht ſie nicht mehr ohne Wehmuth verſinken. Erneſtine ſaß vom Abendroth und von Erinnerungen angeglänzt, als ein Wagen vor's Schloß rollte.

und ehe ſie ſich noch aus ihren Träumen erhob, trat ſchon Sophie, die alte Freundin, mit ihren beiden Kindern in's Gemach.

»Spät komme ich mit meinen Wünſchen,« ſagte die junge Frau, Erneſtinen umarmend und küſſend.

»Das Gute kommt nie zu ſpät,« verſetzte die [illegible], und ihre zitternde Stimme verrieth ihre ungewöhnliche Erregung.

»Biſt du traurig?« fragte Sophie, die Freundin an ihrem Kinne faſſend und deren blaſſes, halb abgewandtes Geſicht in die Höhe richtend.

»Ach!« ſeufzte Erneſtine, »Es iſt ja mein Wiegenfeſt, und alle Jahre werde ich an dieſem Tage ernſter.«

Sophie ſchüttelte das blonde Haupt, führte die Betrübte an's Fenſter, ſetzte ſich ihr gegenüber, faßte ihre Hände und wollte eine tröſtliche Rede beginnen, aber nur die Worte »Arme Erneſtine« rangen ſich aus ihrer gepreßten Seele und Thränen füllten ihre Augen.

»Reden wir von anderen Dingen,« ſprach nun Erneſtine und fragte nun nach allen Bekannten und Freunden in Steinfelden und die neueſten Ereigniſſe des Städtchens riefen einen reichen Strom erheiternder Reden hervor. Während dem kamen Sophiens Kinder herbei und trugen die Aepfel und Kuchen, die man ihnen gereicht hatte, auf Erneſtinens Schooß und wieſen ihre guten Gaben.

»Wie alt ſind deine lieben Kleinen, Sophie?«

»Carl wird ſechs und Minna acht Jahre,« war die Antwort, »ſie ſind geſund und brav und machen mir viele Freude.«

»Und wie alt biſt du?«

»Du weißt es ja, acht und zwanzig Jahre.«

»Auch ich bin ſo alt,« erwiederte Erneſtine mit einem ſchmerzlichen Lächeln, und hielt ſich die Hand vor die ſchwimmenden Augen.

»Was fehlt denn heute Fräulein Erneſtinen?« fragten die Kinder, da öffnete ſich die Thüre und der Oberförſter trat ein.

»Guten Abend, Weiber und Kinder,« rief er, »ich bringe die neueſte Neuigkeit. Morgen trifft der junge Baron Emerich hier ein, um ein paar Wochen ſeiner Ferien hier zuzubringen. Heute Nacht iſt er ſchon in Steinfelden, morgen fahre ich ihm dorthin mit Leokadia und Charlotte entgegen, mein Wagen nimmt ihn dann mit ſich daher, ich bringe mit dem ſeinigen die kleinen Kloſterfräuleins nach Waldkreuz und begebe mich von dort in die Reſidenz.«

Nun ging das Getöſe an. »O, lieber Papa, ſchon wieder zurück in das langweilige Kloſter,« jammerten Leokadia und Charlotte.

»Es muß ſein, eure Zeit iſt aus. Gehorſam, Mädeln,« entgegnete der liebe Papa.

»Was haben Sie denn ſo Nöthiges in der Reſidenz zu thun?« fragte Erneſtine.

»Nöthiges, höchſt Nöthiges,« verſetzte pfiffig lächelnd der Alte. »Hüte mir nur fein das Haus und richte dich nach meinen Reden, in acht Tagen komme ich wieder und bringe einen Gaſt.«

»Einen Gaſt?« fragte Leokadia.

»O, da gibt es gewiß wieder Torten und Krapfen vollauf,« meinte Charlotte, »da können wir nie dabei ſein.«

»Ihr zwei marſchirt morgen in's Kloſter heim, dort werdet ihr auch nicht verhungern,« herrſchte der Hausherr.

»Und Emerich ſoll ſo freundlich und luſtig ſein,« ſagte Leokadia.

»Luſtig oder nicht,« gab der Papa zur Antwort, »ihr kehrt morgen in's Kloſter zurück und damit holla.«

Die beiden Mädchen zogen ſich betrübt zu ihren Bilderbüchern zurück.

»Du aber,« redete der Alte Erneſtinen an, »hältſt mir den jungen Baron wie es dem Sohne unſers gnädigen Herrn gebührt. Immer das heiterſte Geſicht, die freundlichſten Wörter und die beſte Tafel. Wolfgang hat Befehl, ihn auf die Jagd zu führen, Chriſtian, ihm mein Pferd zu ſatteln, ſo oft er es wünſcht. Thue ihm nur Alles zu Liebe, ich will dich belohnen, wenn ich heimkomme. Nimm ſeine Worte nicht zu genau, er iſt erſt achtzehn Jahre alt, und ein Springinsfeld.«

»Das kann deinem Herzen gefährlich werden, Erneſtine,« bemerkte Sophie.

»Warum nicht gar?« lachte der Oberförſter, »doch ſind dem Herzen meiner Tochter gefährliche Zeiten nahe,« und wieder lachend verließ er das Zimmer.

»Dein Himmel, liebe Freundin, heitert ſich auf. Wenn ich deinen Vater recht verſtehe, — ſo hat er für dich gewählt,« ſagte Sophie.

»Ja wohl,« entgegnete Erneſtine, »ich glaube ſelbſt — er hat für mich gewählt. Ich werde heirathen müſſen.«

»Sehe doch nicht immer Unglück,« bedeutete ſie Sophie, »es iſt gewiß ein braver Mann, der dir beſtimmt iſt, und lieben wird und muß er dich, ſobald er dein ſeltenes Herz erkennt.«

»Den mir das Schickſal bringt, den will ich aufnehmen, wie eine Roſe, die mir der ſpäte Herbſt noch reicht. Als die letzte Blüte meines Lebens will ich ſeine Liebe betrachten, — aber kannſt du es mir verargen, wenn ich mich dabei auch der erſten Blüte erinnere, die ſo ſchnell verwelkte?! Glücklich iſt die, welche nach langen Irrfahrten endlich den Weg zum rechten Hafen findet; glücklich iſt die, welche nach mancher zerſtörten Hoffnung eine Hand findet, die ſich liebend auf ihr wundes Herz legt, glücklich iſt die, welche in der neugewonnenen Sorge für Gatte, Kinder und Haus den alten Schmerz erſtickt, aber glücklicher iſt doch jene, — der ſogleich der erſte Geliebte die Hand reicht, der der lieblichſte Wunſch nicht einſam im Herzen verſchmachtet.«

»Kennſt du Göthe's Hermann und Dorothea?«

Ich habe es nur einmal geleſen,« antwortete Sophie.

»Ich aber hundertmal,« ſagte Erneſtine, »die raſch erwachte innige Liebe der jungen Leute, der Vater, gut und ſtarrköpfig wie der meine, und die gute Mutter bringt mit ſanften Worten Alles zu einem glücklichen Ende. Ich aber habe meine Mutter ſchon als Kind verloren.«

Die Freundin ſprach noch lange von der eröffneten Ausſicht. Sophie malte eine liebliche Zukunft, Erneſtine hoffte eine erträgliche und ſo ſchieden ſie viel heiterer, als ſie zuſammengekommen waren. Erneſtine benützte den Reſt des Abends, die Koffer ihrer Schweſtern und das Felleiſen ihres Vaters zu packen. Dabei dachte ſie an die Reſidenz, in der ſie noch nie geweſen, an all' das luſtige Leben und Treiben, von dem man ihr ſo oft erzählt, und in der nun der Landrath Wall mit ſeiner Gattin ſich bewegte. Auch hätte ſie gern gewußt, ob er denn zufrieden und auch ganz glücklich ſei.

Es war ſpät am Abende des andern Tages; der Regen rauſchte in Strömen nieder. Fallende Tropfen, angeſchwollene Bäche und kalter Wind durchbrauſten den welkenden Wald. Die Tannen beugten ſich im ſtolzen Unmuthe, die Buchen ſchoben krachend ihr Geäſte in einander, und das grüne Haar der Birken flatterte, dem Sturme ein Spiel.

»Nun wird wohl mein Vater ſchon in der Reſidenz ſein,« ſagte Erneſtine zum jungen Baron Mark, der ihr gegenüber, als ihr einziger Tiſchgenoſſe beim Abendeſſen ſaß.

»Freilich, freilich,« entgegnete der muntere Jüngling, »und ich wünſche nur, daß er es in der Herberge, die er genommen, ſo gut und behaglich treffe, wie ich in der meinen. Liebe Erneſtine, wollten Sie nicht die Güte haben, mir auch den zweiten Schnepfen zu zerlegen, es iſt nicht ſo ſehr wegen des Verſpeiſens, aber Sie machen das Ding ſo geſchmackvoll.«

Erneſtine lächelte heiter, ſtieß dem ſchön gebratenen Vogel die zweizackige Gabel in die Bruſt und ſenkte mit leiſem Drucke des weißen Zeigefingers das blanke Meſſer in das Gerippe und die Gelenke des Opferthieres; unter dieſem delikaten Geſchäfte ſprach ſie: »Mich ſoll es freuen, Herr Baron, wenn meine Bewirthung Sie zufrieden ſtellt, doch leider kann mein beſter Wille das üble Wetter nicht ändern, das heute recht zur Unzeit einbrach, um Sie zu Hauſe zu halten und Ihnen die Waldwege für längere Zeit zu verderben.«

»Bin nicht ungern da zu Hauſe,« ſagte Emerich, »bei Ihnen fliegen mir die Stunden. Sie ſind recht lieblich. Ich muß Ihnen ſagen, ſchon beim Eintritt hat mich Ihr Anblick überraſcht. Der Papa ſagte mir immer: Wenn du ſchlechtes Wetter triffſt, ſo wird dir in Buchenſtein Zeit und Weile lang. Der Oberförſter iſt nur auf der Jagd amüſant — und von Ihnen, Erneſtine, ſagte er gar nichts. Ich ſteige nun heute Früh beim ſtärkſten Regen aus, und da kommen Sie mir entgegen und vertreiben mir die Zeit bis in den ſpäten Abend ſo angenehm.«

»Sie ſind ſehr genügſam,« entgegnete Erneſtine, immer lächelnd.«

»Sie ſprechen Alles ſo klug,« fuhr Emerich fort, »und wie ich Sie anſchaue, muß ich mich erfreuen. Sie kommen mir vor, als ob Sie aus einer Wunderwelt wären, wie eine Waldfee. Ihr grünes Gewand kleidet Sie ſo hübſch und über die weiße Chemiſette, die Ihnen bis an den Hals reicht, fallen Ihre ſchwarzen Locken ſo anmuthig herab.«

»Sie reden etwas viel, lieber Baron,« ſcherzte Erneſtine, »Sie haben viel Anlage zur-Galanterie und ſcheinen dieſe an mir ausbilden zu wollen. Ich gebe Ihnen aber den Rath, wenn Sie einmal in die Jahre kommen, wo die Stufe, auf der Sie ſtehen, Sie berechtigt, nach der Gunſt einer Dame zu ſtreben, nicht gleich in der erſten Stunde alle Ihre flimmernden Galanterie-Raketen platzen zu laſſen, ſonſt meint Ihre Angebetete, das ſei ſo ein Apparat, den Sie immer wohlgeladen für Jede bei ſich führen.«

»Sehen Sie, Erneſtine,« redete der Baron, »ſolche Zurechtweiſungen ließe ich mir nie in der Reſidenz von keiner Andern ſagen, aber von Ihnen höre ich ſie gern, ich finde ſie klug und will mir ſie merken. Waren Sie ſchon verliebt?«

»Aber Baron! was wiſſen Sie von Liebe?«

»Nein, verkennen Sie mich nicht, ſagte der unſchuldige Schwätzer, »ich habe davon ausgebildete Begriffe. Sie wiſſen, ich bin Edelknabe am fürſtlichen Hofe, und wie ich in allen Ritterbüchern leſe, waren die Edelknaben von jeher an allen Höfen Schooßkinder der Liebe. Sie mußten mit der Dame in den Wald reiten, durch die Gärten wandeln, mußten ihr die Noten halten, wenn ſie ſang, oft ſaßen ſie gar zu den Füßen der Herrin und durften das Haupt auf ihre Knie legen, und manchmal kommt es ſogar vor, daß Edelknaben geküßt werden! Wie Sie zu meinen Reden ſo lieb lächeln.«

»Weil Sie in die Welt hinein reden, wie ein Kind,« ſagte Erneſtine.

»Ei! Erneſtine! meine Begriffe müſſen Sie mir nicht antaſten,« fuhr Emerich fort. »Ich weiß recht gut, daß ſie in die jetzige Welt nicht mehr paſſen, denn die ſchönen Hofdamen ſcheinen ausgeſtorben zu ſein. Noch nie habe ich den Wunſch gehegt, mein Haupt auf die ſpitzen Knie der Oberſthofmeiſterin zu legen, oder von den dünnen blauen Lippen einer anderen Excellenzfrau geküßt zu werden; aber Ihr Edelknabe möchte ich ſein, Erneſtine, Ihr Edelknabe im alten Style. Ich bitte, erlauben Sie mir, während der wenigen Zeit, die ich hier zubringe, Ihnen zu dienen. Nein, das dürfen Sie mir nicht abſchlagen, es wird uns gut unterhalten.«

»Ja, wenn Ihnen mit dem Spiele gedient iſt, ſpielen Sie meinetwegen Ihre Rolle, aber ich bin zu alt, um die meine durchzuführen,« ſagte Erneſtine.

»Sie dürfen nur begehren und wünſchen, und mich nicht von ſich weiſen,« eiferte Emerich, den ſeine junge erhitzte Fantaſie fortriß. Zum Anfange ſingen Sie mir ein Liedchen. Ich ſtimme Ihnen die Guitare, und ſetze mich auf dieſen Schemel zu ihren Füßen.«

Erneſtine ſträubte ſich anfangs dagegen, zuletzt ſah ſie aber ein, daß die Sache ſo unſchuldig ſei, wie jedes Kinderſpiel, nahm alſo die Guitare und ſang:

»Es ging ein Jäger wohl jagen.« »Ein Jäger aus der Churpfalz.« »Ich bin das ſchön' Tännerl im Thal.« »Es blies ein Jäger wohl in ſein Horn, und was er blies, das war verlor'n.« und noch manches andere friſche Jägerliedchen. Der junge Freiherr legte ſein Haupt auf ihre Knie, und erbaute ſich an ihren ſeelenvollen Tönen. Auch leuchtete ihn aus ihren dunklen Augen eine geheimnißvolle Zauberwelt an; ihm unenträthſelbare Runen, die Zeit und Schmerz mit leichtem Griffel in die blaſſen Züge der Jungfrau nur hineingehaucht hatten, übten auf ihn jene ſüße Gewalt, der auch die erfahrenſten Herzen nicht widerſtehen können. Doch nahm er die Seligkeit, die er empfand, für die erwünſchte Wirkung des vergnüglichen Spieles.

»Edle Herrin«, ſagte er, als Erneſtine geendet hatte, »Sie gefallen mir immer beſſer. Ihre ſcharfgezeichneten dunklen Braunen über den großen Augen, der feine Bug Ihrer Naſe, die rothen vollen Lippen und dahinter die gleichgereihten ſchimmernden Zähne —«

»Baron,« ſagte Erneſtine, »genug des Spieles, ſtehen Sie auf, ich glaube, es iſt Schlafenszeit.«

»Sie haben Recht,« erwiederte Emerich und erhob ſich. »Ei, da ſehen Sie, während wir uns ſo gut unterhielten, hat der Regen aufgehört, und durch die zerriſſenen Wolken ſchaut der Mond auf unſer Schloß herab. Ach, das wird ein ſchöner Morgen werden, da müſſen Sie mit mir in den Wald gehen.«

»Wenn ich abkommen kann, mit Vergnügen,« gab Erneſtine zur Antwort, »aber nun gehen ſie zur Ruhe.«

Zum Beſchluſſe ließ ſich Emerich gar nicht nehmen, ihr die Hand zu küſſen, worauf er ſein Licht ergriff, aber noch unter der Thür kehrte er um: »Ich ſollte eigentlich hier auf Ihrer Schwelle übernachten, als treuer Wächter.«

»Ach, es iſt keine Gefahr vorhanden,« lachte Erneſtine. »Gute Nacht — gute Nacht.«

Als ſie allein in ihrem Zimmer war, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: »Als ich ſo jung war, wie er, erging ſich mein Herz auch gern in ſüßen Träumen. Mögen von den ſeinen mehr zur Wirklichkeit werden, als von den meinen dazu geworden ſind. Was hätte ich vor zehn Jahren an dem jungen Herrn für Freude gehabt!« — —

Ein unbekannter Vogel hatte ſich in Buchenſtein eingeniſtet, entfaltete ſein ſchillerndes Pfauenrad, durchzog die umliegenden Waldungen und erfüllte ſie mit ſeinem jubelnden Geſange; ich meine den heiteren Muthwillen, der nie raſtet, Erfreuliches zu erſinnen. So nahe Erneſtine dem entſcheidendſten Schritt ihres Lebens war, ſo gewann ſie doch nicht Zeit, ihm ernſte Gedanken zu weihen, zuletzt war er auch nur ein Längſterwarteter, der ſie nicht unvorbereitet erreichte. Der junge Freiherr brachte die eine Hälfte des Tages auf der Jagd zu, während dem war Erneſtine zu Hauſe beſchäftigt, die Wirthſchaft und die Tafel des Gaſtes auf's vortrefflichſte zu beſtellen; kaum aber hatte Emerich, heimgekehrt, dem Büchſenſpanner Flinte und Waidtaſche übergeben, ſo ließ er ſeine edle Herrin, wie er ſie immer nannte, nicht wieder von ſeiner Seite und trieb mit ihr das begonnene Spiel, dem ſeine jugendliche Laune und ſein Witz immer neues Intereſſe zu verleihen wußten, fort und fort. Die Tage ſchwanden wie Stunden, die Sonne ſtieg auf und fiel in die Wälder wie ein geworfener Ball aus den Händen ſpielender Kinder; während er ſteigt und fällt, lächeln ſie immer.

Eines Nachmittags hatte ſich Emerich entfernt, um die nächſte Nacht aus Curioſität mit dem Jäger in der Buhuhütte zuzubringen, und als am Abende Erneſtine ſich im ſtillen Hauſe allein fühlte, ſchlief die Luſt in ihrem Buſen ein und die alten Sorgen wachten wieder auf. Nun bemerkte ſie erſt, daß acht Tage verfloſſen waren, und heute noch der Vater mit dem gehofften oder gefürchteten Gaſte (ſie wußte es ſelbſt nicht recht) eintreffen werde. Sie ſetzte ſich an's Fenſter und dachte: »Nun iſt das Spiel ausgeſpielt. Ich fühle es ahnungsvoll, wie ſich mir der Ernſt nähert,« und als ſie noch ſo dachte, rollte ein Wagen aus dem Walde vor's Schloß. Sie eilte an's Thor. Zuerſt ſtieg der Vater aus, nach ihm ein ſtattlicher Mann in den Dreißigen und hübſchen Kleidern. Schnell und ſcharf faßte er die Jungfrau in's Auge, ſein Blick glitt wohlgefällig über ihre Formen, dann näherte er ſich ihr, ergriff ihre Hand, die ſie ihm nicht zu verweigern wagte, und ſprach voll Innigkeit: »Möge mir der Eintritt in dieſes Haus Segen bringen.«

»Ein frommer Wunſch, den ich meinerſeits theile,« erwiederte Erneſtine und ging unbefangen, Hand in Hand mit dem Neuangekommenen die Stiege hinauf.

Es kam die Nacht, der Tiſch wurde gedeckt, ſilberne Leuchter und das ſchönſte Service, das im Hauſe war, und Flaſchen voll koſtbaren Weines aufgeſtellt. Man ſetzte ſich zum Speiſen. Der Gaſt wandte kein Auge von Erneſtinens Zügen, jeder ihrer Bewegungen folgte er, und ſtille Freude überflog ſein Antlitz.

»Fräulein, Sie kennen mich lange,« ſagte endlich der fürſtliche Oberförſter von Wildungen, das waren des Gaſtes Stand und Namen.

»Sie ſind unſer freundlicher Nachbar ſeit Jahren,« entgegnete Erneſtine, »ich hörte von Ihnen nur Liebes.«

»Wenn das ſo iſt, ſo wünſchte ich all' das Liebe Ihnen erwieſen zu haben. Mein werthes Fräulein, ich kam an der Hand Ihres Vaters in dieſes Haus, meinem aufgeblühten Glücke die Krone zu holen. Ich bin der Sohn armer Eltern und unglaubliche Anſtrengungen und Entbehrungen verhalfen mir endlich zu der Stelle, die ich nun bekleide, und die mich für immer verſorgt und reichlich ernährt. Doch ich bin allein in meinem Hauſe, der lange Abend meines Lebens rückt näher; ich wandelte ſeine ſtillen Wege nicht gerne allein. Ich möchte was Anderes erziehen als Bäume, was Anderes hegen als meine Hirſche; kommen Sie mit mir in meinen Wald. Ich habe Sie beobachtet in der Verwaltung dieſes Hauſes, in der liebevollen Pflege Ihres Vaters; ſo wie ſie es damit halten, gefällt es mir. Wir ſind Beide über die Träume der Jugend hinaus; das Leben iſt kein Spiel, es iſt ein Geſchäft, ein ernſtes Geſchäft — wir wollen es mitſammen gut verrichten. Reichen Sie mir Ihre Hand, wenn Sie meinen Kräften und den ihrigen vertrauen.«

»Ich bin in Allem gewohnt, meinem Vater zu gehorchen,« ſagte Erneſtine, »er wird das Beſte für ſein Kind beſchloſſen haben.«

»So gut als mein Herr Nachbar ſeinen Entſchluß überlegt hat, ſo gut habe auch ich den meinen bedacht,« ſprach der Vater feierlich, »gib ihm deine Hand, Kind.« Die Drei erhoben ſich von ihren Stühlen, und Erneſtine reichte zitternd ihre ſchöne Hand hin.

»Hat Niemand Anſprüche darauf?« fragte Wildungen, ehe er ſie ergriff. Erneſtine ſchüttelte ihr Haupt.

»Hat Niemand Anſprüche auf Ihr Herz?« fragte Wildungen wieder.

»Ach, Niemand,« ſeufzte Erneſtine, ſchlug die Augen zum Himmel und ſenkte ſie thränenvoll auf den Verlobten.

»Was ergreift Sie, Fräulein?« fragte er, ihre Hand faſſend.

»Die Jugend nimmt unter Thränen von mir Abſchied,« flüſterte die Gefragte. »Ich kenne meinen Beruf, haben Sie Nachſicht mit meinen Schwächen. O, das Glück kommt ſo ſchnell über mich, ſo ſchnell! Ich kann nicht Alles ſagen.« Wildungen drückte ſie bewegt an ſein Herz.

»Ich weiß wohl nicht, heißt das ja oder nein,« ſagte der Oberforſter ungeduldig. »Erneſtine, ſage, ja oder nein!«

»Ja,« ſagte Erneſtine, »Herr von Wildungen, ich will Ihre Gattin ſein.«

»Das wird einmal eine Ehe nach meiner Idee!« frohlockte der Alte. »Wenn das Haus gebaut iſt, denkt man an's Heirathen, nicht wenn man erſt die Steine ſammelt. Geſchickte, brave, unbeſcholtene und verträgliche Leute ſind auf dieſe Weiſe noch immer glücklich geworden. Ich ſegne euren Bund, Kinder, und nun gebt euch den Verlobungskuß.«

Wildungen umſchlang die Braut auf's Neue; ſie aber neigte das Haupt zurück, daß des Mundes rothe Roſe dem Verlobten unverwehrt entgegen blühte. Doch als der freudig ſein neuerworbenes ſchönes Recht übte, öffnete ſich raſch die Thür und Emerich trat mit den Worten, »Ach, in der Bubuhütte iſt's doch gar zu kalt,« ein. Was er aber ſah, feſſelte ſeine Schritte und mit gedämpfter Stimme fügte er zu ſeiner erſten Rede: »Hier aber geht es heiß her!« Das Paar hatte ſich erröthend losgelaſſen, und der Alte nahte ſich mit vielen Bücklingen dem Sohne des hochmögenden Gutsherrn. »So eben, Herr Baron, feiern wir die Verlobniß meiner Erneſtine mit dem landesfürſtlichen Herrn Oberförſter von Wildungen.«

»Ich gratulire, gratulire,« ſagte Emerich, »ich gratulire beiderſeits. Sehen Sie, Erneſtine, daß Sie mich ſchon am erſten Abende belogen, als Sie ſagten, Sie ſeien nie verliebt geweſen.«

»Das iſt ſie auch nie geweſen,« entgegnete Papa Oberförſter mit triumphirender Selbſtgefälligkeit. »Sie — ſie heirathet jetzt nur. Es iſt eine ſehr verſtändige Heirath, beſter Herr Baron, der Bräutigam hat eine gute Anſtellung und die Braut eine gute häusliche Erziehung.«

»Wer könnte daran zweifeln,« ſprach Emerich, aber Papachen, Papachen, ich ſage, es iſt doch hinter ihrem Rücken geſpielt worden.«

»Hinter meinem Rücken wird nichts geſpielt,« eiferte der Alte.

»Ach, ach! Laſſen Sie das gut ſein,« lachte Emerich, »das kann kein Papa mit Beſtimmtheit ſagen.«

»Der Herr Baron beliebt zu ſcherzen,« ſagte der weltgewandte Wildungen.

»Sein Sie nicht ſo muthwillig, junger Herr,« ſprach Erneſtine mit ernſtem Blicke.

Das half. »Nun denn, Scherz bei Seite,« nahm Emerich wieder das Wort, »alles Glück der Welt und des Herzens wünſche ich Ihnen, Fräulein Erneſtine. Für die vielen guten Lehren, die Sie mir in den wenigen Tagen, die ich nun bei Ihnen bin, gaben, und die ſich ſo anmuthig unter Spiel und Scherz mir tief einprägten; möge Ihnen der Himmel eben ſo viele glückliche Jahre geben. Und Ihnen, Herr von Wildungen, wünſche ich — ach, Ihnen bleibt nichts mehr zu wünſchen übrig.«

Nach dieſer Rede glätteten ſich Aller Stirnen. Der Papa ſchenkte die Gläſer voll, von Wildungen war ſelig, der Baron gefiel ſich in gut gemeinten Witzen, und repräſentirte trefflich das jugendfriſche, heitere Element der Geſellſchaft. Erneſtine ſah mit Vergnügen auf den Jüngling und hoffte: Mit Aufblühenden blühe auch ich einſt wieder auf. Jetzt wurde ein Prachtſtück von einer Torte aufgetragen, das der Papa Oberförſter, des Gelingens ſeiner Plane gewiß, aus der Reſidenz mitgebracht hatte. »Erſcheint ganz zu ſeiner Zeit,« meinte Emerich, »denn ich bin ſehr hungrig. Jetzt heißt's wohl: Gebt mir mein tägliches Brot, und wenn ich das nicht habe, ſo eſſe ich Torte.« Und die Torte und der Abend erreichten ihr ſeliges Ende.

Schwiegervater und Schwiegerſohn in spe gingen am andern Tage im Walde ſpazieren und beſprachen die Ehepakten. Erneſtine war in ihrem Zimmer beſchäftigt. Es war wieder am Abend. Wer es nicht glauben will, der frage nach, ob es zu einer andern Zeit geweſen; da kam Emerich ernſthafter, als ſie ihn noch geſehen hatte, zu Erneſtinen. »Fräulein,« ſprach er, »ich werde morgen abreiſen.«

»Warum denn?« fragte Erneſtine verwundert.

»Es iſt jetzt nimmer ſo gut ſein in dieſem Hauſe, wie in den Tagen, wo wir allein waren. Ihr Vater mit ſeinem ſtrengen Benehmen gegen die Leute gefällt mir nicht; ich ſehe jetzt lauter ernſthafte Geſichter. Und mit Ihnen traue ich mich nicht mehr zu ſpielen und zu ſcherzen wie früher. Mir kommt es vor, als gingen Sie gefeſſelt herum. Sein Sie nicht traurig, ich weiß, daß Sie Roſenfeſſeln tragen. Ei, ſchütteln Sie nicht wie unwillkürlich das Haupt. Laſſen Sie mir gegenüber die Zierereien. Kurz, Sie kommen mir ſeit geſtern ſo geheiligt vor, und ich dagegen ſo — ſò knabenhaft.«

»Was ficht Sie an, Baron? Bleiben Sie bei uns und ſeien Sie fröhlich. Sie heitern uns Alle auf.«

»Meine liebe Erneſtine, ich gehe. Aber nie werde ich die holden Tage vergeſſen, in denen ich als Edelknabe der ſchönſten Waldfürſtin diente. Nehmen Sie noch einmal die Guitare zur Hand und ſingen Sie mir noch einmal das Lied, das mir am beſten gefiel. Ich bin in Ihrem Hauſe viel älter geworden, und ich meine, ich habe hier mein letztes kindiſches Spiel geſpielt.

das liebe Edelknabenſpiel. Führen wir es zu Ende — entlaſſen Sie mich.«

»Das letzte Spiel,« ſeufzte Erneſtine, ließ ſich von Emerich die Guitare ſtimmen und reichen, er ließ ſich dann zu ihren Füßen nieder, ſie aber begann das Liedchen, das ſo anfängt:

„Es ging ein Jäger wohl jagen,
„Ein Ständlein vor dem Tagen.“

Er wagte es nicht, wie ſonſt, ſein Haupt auf ihre Knie zu legen, aber unverwandt ſah er in ihr ſchönes Antlitz hinauf und die geheimnißvolle Zauberwelt und ihre dunklen Augen ſchienen ihm heute verſtändlicher. Und während ſo von den Blicken der Jungfrau, wie von Sonnenſtrahlen, angeſchienen, die Liebe in ſeinem Herzen die erſten Keime trieb, ſang Erneſtine die letzten Verſe des Liedes, in denen der Jäger zum Mädchen, das er allein im Walde traf, ſpricht:

„Ein weiß' Häubelein mußt du nun tragen,
Wie's andere Jägersfrau'n tragen.“

»Wie's andere Jägersfrau'n tragen,« flüſterte Emerich nach. »Wenn ich wiederkomme, iſt meine Fürſtin — eine Jägersfrau.«

»Ei,« ſagte Erneſtine, »der Edelknabe wird doch auf der Hochzeit ſeiner Fürſtin nicht fehlen?!«

»Sie haben da einen guten Gedanken,« rief Emerich aufſpringend, »laſſen Sie mich ja gewiß bei meinem Papa ausbitten. Aber nun, edle Herrin, entlaßt mich Eures Dienſtes und gebt mir einen Spruch mit, der mir von Nutzen ſei, auf meinen ritterlichen Fahrten.«

»So geht mit Gottes Segen,« ſprach Erneſtine, »und behandelt ſtille Frauen mit Ehrfurcht und zarter Schonung, in ihren Herzen wogen oft ſtürmiſch ungeweinte Thränen.«

Da ſchlugen die Jagdhunde vor dem Schloſſe an, und verkündeten die Rückkehr der beiden Oberförſter. Erneſtine und

Emerich eilten den Heimkommenden entgegen. Am andern Tage reiste der Baron in die Reſidenz zurück.

Im nächſten Faſching war Erneſtinens Hochzeit und wurde zu Steinfelden im Caſinoſaale gefeiert. Auch Emerich hatte ſich mit einem reichen Geſchenke dazu eingefunden, aber die Feierlichkeiten in der Kirche, die Zärtlichkeiten des Brautpaares, und all' die andern Ceremonien wollten ihm nicht recht gefallen. Ja, als nach Mitternacht in ſeiner Nähe der Oberförſter zu Buchenſtein zu einem andern alten Waidgeſellen trat und ſchmunzelnd ſprach: »Nun, Herr Bruder, jetzt ſind ſie heimgefahren,« und darauf Beide ſich lachend die Hände rieben und endlich ein geheimnißvolles Wohlſein ausbrachten, ging es ihm wie ein Stich durch's Herz. Doch die Muſik klang zu einladend und die Mädchen waren zu hübſch, als daß der Schmerz lange hätte dauern können. Emerich vergaß die ernſte Braut, und flatterte lange von einer Dame zur andern, bis er Eine für die Schönſte erkannte; ſie fand Gefallen an ihm, und ſo ſchwanden die Stunden der Nacht nur zu ſchnell. »Nur noch einen Walzer.« — »Ich kann Ihnen aber gar nichts abſchlagen.« — »Nur noch eine Promenade durch den Saal.« — »Mein Gott, Papa und Mama winken immer, ſie wollen ſchon lange nach Hauſe.« — »Laſſen Sie die Herren Eltern winken, wer weiß, wann wir uns wieder finden.« — »Ach, wollen Sie denn nie wieder nach Steinfelden kommen?« — »O, bald, bald.« Dazu ein Seufzer. — »Aber jetzt muß ich gehen.« — Nun ſchnell, junger Ritter, in die Garderobe, und der Dame den Mantel umgehangen. Trägt einen Händedruck. Und nun zum Wagen das Geleit gegeben und wenn der nette Fuß in dem weißen Atlasſchuhe ſchon auf dem Tritte ſteht, und der kalte Morgenwind durch die dämmernden Gaſſen herwehend mit dem Saume des Ballkleides muthwillig ſpielt, noch den letzten ſüßen Blick und verſtohlenen Händedruck und dann Adieu Seligkeit, bis wir uns wieder finden.

Das Alles ſah und hörte die Welt, aber Emerich nahm außerdem noch eine rothe Roſe und eine kleine Schleife und vier Küſſe von einem blühenden Munde mit in die Reſidenz. O, du ſchöne Frühlingszeit!

Sommer.

Dem Freiherrn Emerich von Mark floßen die Tage ſeines blühendſten Mannesalters in unvergeßlichen Genüſſen dahin. Er hatte nach vollendeten Studien die diplomatiſche Laufbahn betreten. Von ſeinem 23. in das 26. Lebensjahr hatte er als Geſandtſchafts-Attaché in Neapel gelebt, Parthenope mit ſeinen 1000 Paläſten war ſein beneidenswerther Aufenthalt in jenen Tagen geweſen, in denen man anfängt mit vollem Bewußtſein den Freuden der Welt in die ſchwellenden Arme zu ſinken. Es war keine ſchöne Stelle am ganzen Sirenengeſtade, keine am Vorgebirge der Minerva, in den ewig grünen lätariſchen Bergen und bis zum Vorgebirge von Miſenum, wo er nicht im überſtrömenden Wonnegefühle geſtanden. Im ſchnellen Kahne durchzog er das kühle Reich der Thetis und landete auf Lazaretto, Capri und Niſida; in Procidus berühmten Weingärten, wo ſchwarze Augen das dunkle Grün durchfunkeln, und ſchwankende Rebenblätter leiſe auf die üppigen Nacken der Winzerinnen ſchlagen, wie in verdämmerten Göttertagen die muthwillige Hand des immer heiteren Bacchus auf die blendenden Schultern ſeiner lachenden Gefährtinnen, hatte er gelebt und geliebt. Nun war er aus dem Lichte der ſmaragdnen Wellen und aus der Nacht der Kaſtanienwälder wieder heimgekehrt, ſaß auf einem Divan ſeines väterlichen Palaſtes in der Reſidenz und ſeine von der Glut des ſinkenden Julitages erhitzte Phantaſie bevölkerte das einſame halbdunkle Zimmer mit ſüdlichen Frauengeſtalten; aber wenn er ſich verlangend erhob, eine der ſonſt ſo gern gereichten Hände zu faſſen, zerſtob das blühende Gewühl, wie der Wind die Blätter von einer Roſe reißt und ſpurlos zerſtreut.

»Ach, das war der ſchwarze Lockenkopf der unbeſonnenen Lucia, die mit ihrer fetten ſchläfrigen Mutter den weißſchimmernden Marmorpalaſt einer längſt ausgeſtorbenen edlen Familie im romantiſchen Maſſa bewohnt. Nun ſitzt ſie wieder unter dem rothgeſtreiften Zelte auf der Terraſſe ihres Gartens, der ſich voll Pinien und Orangenbäumen bis auf den äußerſten Rand hoher Felswände hinausdehnt und ſchiebt, neue Liebesplane ſchmiedend, das kühlende Eis zwiſchen die halbgeöffneten Purpurlippen, auf denen noch meine Küſſe brennen. Und eben klang mir jenes ſüßes felice notte in die Ohren, das mir die geiſtreiche Marquiſe im arkadiſchen Fouento zuflüſterte, wenn ich ſpät mit all der liebenswürdigen Geſellſchaft, die ſich ſo gerne um ſie verſammelte, Abſchied nahm. Felice notte flüſterte ſie, und doch bog ich ſchon in das nächſte Gebüſch und eilte durch Umwege wieder in ihren Garten zurück, wo ſie mich erwartete, um ungeſtört wichtige, ſüße Dinge mit mir zu beſprechen. Auch ſie durchwandelt jetzt die ſchattenvollen Gänge, in denen ihr der Freund nicht mehr entgegentritt. Und zuletzt die freundliche Roſetta, die mit ihrer heiteren Laune die Badeſaiſon zu Caſtel a mare zierte; die von dem Altane ihres Hauſes dem enteilenden Schiffe nachſah, das mich nach Genua trug. Auch ſie wird nun auf das grüne Spiel der Wellen ſchauen, die, wie das wechſelnde Leben, geben und nehmen, und Alle denken an den guten blonden deutſchen Baron und auch er denkt an Alle, an Alle. Wer weiß, an welchem deutſchen Herzen ich ſie vergeſſe. Ja, wäre nur das deutſche Herz auch ſchon da. Ich bin von glücklicher Liebe groß gezogen worden und vermiſſe ſie jeden Augenblick ſchwer. Aber hier in der ſommerlich ſtillen und verlaſſenen Reſidenz bleibe ich nicht länger. Durch deutſche Felder und Wälder will ich wieder reiſen. Nach Buchenſtein will ich einmal hinüber ſehen, wo die kluge Erneſtine lebte. Ein tiefes Gemüth, — ich habe kein gleiches mehr getroffen — ſchade, daß ich ſie nicht ganz verſtand. — O Edelknabenzeit — hahaha. Stille Frauen — ungeweinte Thränen und die Jägerliedchen. Na — ſie war etwas ſentimental. — Freilich, in der Einſamkeit und ihren Jahren wird das Herz überreif. Ich erinnere mich aber mit Vergnügen an jene Herbſttage, ſie verdämmerten in zarter Anmuth! — Ich muß ein paar Wochen in Buchenſtein zubringen.«

Unter dieſen Gedanken des jungen Mannes war der Tag zu Ende gegangen und kühle Abendlüfte erfriſchten das ſchwüle Gemach, das die Strahlen des wachſenden Mondes erhellten.

Es war ein anmuthiges Reiſen, die rothgeröckten Poſtillone blieſen ihre ſchmetternden Poſtſignale. Rechts und links flogen die Bauernhöfe vorüber, deren grüne Gras- und Obſtgärten goldene Aehrenwogen ſäuſelnd beſpülten. Bald zeigte ſich in der Ferne ein Kirchthurm, bald ein Schloß, bald auf erhabener Stelle eine prächtige Abtei und ſo weit Aug' und Ohr reichten, ſchwebten Lerchen und ihre Geſänge. Endlich wurde die Luft friſcher, das Duften und Singen ſtärker und die waldigen Höhen, die dem Baron am frühen Morgen in verſchwimmenden Umriſſen erſchienen waren, traten nun in ausgeſprochener grüner Waldespracht näher. Unter dem Abendläuten fuhr er über den Stadtplatz zu Steinfelden, wo eben die Muſikbande des dort in der Umgegend liegenden Infanterieregimentes ſich producirte. Mädchen, junge Frauen und Offiziere unterhielten ſich prächtig; ältere Herren ſchlugen zu den Tonweiſen den Takt, und rauchten phlegmatiſch aus großen Pfeifen; junge Männer waren wenige zu ſehen. Hie und da lagen auch Frauenzimmer, denen häusliche Rückſichten das Ausgehen verwehrten, auffallend geputzt am offenen Fenſter, und drehten den Kopf wie Tauben nach dem Girren des Taubers, überall hin, wo auf dem Steinpflaſter ein Säbel klirrte. Der Baron dachte ſich ſeinen Theil und fuhr lächelnd zum andern Thore hinaus. Da drehte ſich die Straße und führte gerade in den Wald. Der Baron verließ den Wagen, um auf einem ihm wohlbekannten, angenehmen und kurzen Fußſteige Buchenſtein zu erreichen. Als ihm allerorts Quellen und Bächlein luſtig entgegenſprangen, und Finken und Meiſen durch die Gebüſche rauſchten und riefen, ging ihm die Erinnerung an die ſeligen Stunden, die er hier vor acht Jahren an Erneſtinens Arme verlebt hatte, im lieblichen Glanze wieder auf.

»Ich ſah dich immer vor mir,« ſagte er halblaut, »wie den Schutzgeiſt meines Lebens. Ich habe dich oft zu Maſſa, Fuento und Caſtell a mare das Haupt ſchütteln geſehen bei meinem Treiben. Du hatteſt Unrecht. Haſt du es nicht oft genug geſagt! Verhältniſſe beſtimmen das Glück des Menſchen. Findet man in den Kreiſen, in welche das alleinwaltende Schickſal uns drängt, kein Glück, ſo iſt auch außer ihnen für uns keines vorhanden. Seinen Verhältniſſen ſoll man nie widerſtreben, ſondern, was ſie Gutes bringen, genügſam genießen. Ich habe nur deine Lehre befolgt, Erneſtine. Ländlich, ſittlich. In Neapel lebte ich neapolitaniſch. Nun ich im lieben Deutſchland wieder weile, möchte ich in treuer Liebe und Gegenliebe das Glück meiner Seele wiederfinden. Vor der Hand erfreue mich Buchenſtein's liebliche Einſamkeit, mein Herz mag ſich da an die engen Kreiſe des häuslichen Lebens gewöhnen, in denen das einzige wahre Lebensglück blüht, und die ich nie wieder zu verlaſſen gedenke. Italieniſches Lieben iſt ein blühender Blumengarten, im Herbſte fallen die Blätter ab und bleiben die kahlen Stängel. Deutſches Lieben iſt ein grünes Saatenfeld, endlich reifen die Aehren und erfüllen in ſpäter Jahreszeit mit ihrem Segen das Haus.«

Mit dieſen Gedanken trat er aus dem Walde, und ſtand vor dem, wie er meinte, ſeit Erneſtinens Verehligung gänzlich einſamen Jagdſchloſſe. Nun ſah er ſeinen Irrthum ein; denn auf der grünen Bank neben dem Thore ſaßen zwei Mädchen, und bei ihnen ſtand ein Offizier, der ſich laut lachend, beſonders mit der Jüngern von ihnen, unterhielt, während die Aeltere ſich dringend in's Geſpräch miſchte. Weiter rechts ſtand ein Reitknecht, der zwei Pferde hielt. Am obern Ende des Schloſſes, den Rücken gegen die Geſellſchaft gewendet, ſtand der alte Oberförſter und blies, wie es ſchien, recht mißvergnügt, dichte Rauchwolken aus dem Ulmerkopfe. Der Baron grüßte freundlich das Kleblatt am Thore, der Offizier dankte nachläſſig, die Mädchen mit ſtolzem Kopfnicken. Emerich beſchaute befremdet ſeinen Anzug, ob er ihn etwa im Walde zerriſſen oder beſchmuzt habe, oder ob er ſonſt mangelhaft oder in Unordnung ſei. Als er ihn aber ganz nett und elegant fand, konnte er ſich die auffallende Geringſchätzung, welche aus dem Gruße der Mädchen ſprach, nicht erklären; aufgeblaſene Offiziere waren ihm, beſonders auf dem Lande, ſchon öfter vorgekommen. Er ging alſo kopfſchüttelnd vorüber, bis er hinter dem Oberförſter ſtand, den er mit einem herzlichen: »Guten Abend, alter Freund,« anredete.

Mit einem devoten Bücklinge jauchzte der Alte: »Gott! willkommen geehrteſter Herr Baron, wie glücklich bin ich, wieder Hochdieſelben hier zu ſehen.«

»Ich will einen Theil der ſchönen Jahreszeit hier zubringen,« ſagte Emerich.

»Das ganze Schloß ſteht zu Dero Dienſten, doch bitte ich um Erlaubniß, meine Tochter vorſtellen zu dürfen.«

»Erneſtine?« fragte Emerich.

»O nein,« verſetzte der Oberförſter; »die iſt ja verheirathet, und nun Waldamts-Adjunctin zu Bleichſtadt, zwei Tageiſen von hier. Geht ihr prächtig. Sie ſchloß eine Heirath nach meinem Sinne, und das mußte gut gedeihen. Euer freiherrlich Gnaden waren ja dabei.«

»Laſſen wir die Titulaturen, lieber Oberförſter,« ſagte Emerich.

»Alſo hier,« ſprach der Alte, der nun mit Emerich zum Thore zurückgekommen war, »erblicken der Herr Baron meine erſte Tochter zweiter Ehe Leokadia. Höre Leokadia, wir haben die Ehre, den Herrn Baron Emerich längere Zeit hier zu ſehen und zu bedienen. Das Kind iſt ſcheu, ich glaube, ſie hat den Herrn Baron ihr Lebtag noch nicht geſehen. Sie wurde im Kloſter erzogen.«

»So?« ſagte Emerich, »und dieſes Fräulein, er wies auf das ältere Mädchen, iſt wohl auch im Kloſter erzogen worden?«

»Nein,« ſagte der Oberförſter.«

»Doch nicht?!« meinte Emerich.

»Nein, gewiß nicht,« fuhr der Alte fort, »das iſt Leokadiens, Freundin, die Demoiſelle Fanni Kriegernhold, in deren verehrtem Vaterhauſe in der Fabriksſtadt Neidhauſen meine Leokadia den Weltton und Kochen lernte.«

»Weltton und Kochen?! Meine Fräuleins, ich hoffe, wir werden uns gut vertragen,« ſprach Emerich.

»Dieſen Herrn, der ſo eben einſprach, kenne ich nicht,« ſagte der Oberförſter ſpitzig, und auf den Offizier weiſend. »Herr Regiments-Adjutant von Bargheim,« ſprach Fanni mit Salbung. Der Baron wenig erbaut, grüßte den ſich verneigenden kalt. Während dem fuhr Emerich's Reiſewagen heran. Unter dem Gewühle des Auspackens, während Emerich mit dem Oberförſter und Leokadien ſprach, trat Fanni mit dem Offiziere, dem ſie, wie es ſchien, viel Wichtiges zu vertrauen hatte, bei Seite. Endlich ſchwang ſich der Adjutant auf ſein Pferd, und eilte ohne Abſchied von dannen. Dem Enteilenden folgte ein langer Blick Leokadiens, der dem Baron nicht entging und des Oberförſters unwillige Worte: »Wäre man damit freundlich, ſo hätte man die zudringlichen Gäſte bald alle auf dem Halſe.«

»Die Herren ſind feingebildet,« ſagte Fanni, »und haben auf dem Lande viele Langweile und ſuchen alſo in jedes ausgezeichnete Haus Eintritt zu erhalten.«

Der Oberförſter gab keine Antwort, ſondern führte den Baron in's Haus, die beiden Mädchen folgten und ſchienen über den neuen Gaſt wenig Freude zu haben.

»Wir trinken den Kaffeh im Freien,« ſagte wenige Tage nach ſeiner Ankunft der Baron zu den beiden Mädchen.

»Ja, ja, im Freien,« verſetzte Leokadia zutraulich »und Sie erzählen uns von Italien.«

»Herzlich gern,« redete der Baron, der in der kurzen Zeit ſeiner Anweſenheit zu Buchenſtein mit galanter und weltgewandter Hand die gutsherrlichen und hochadeligen Schranken zwiſchen ſich und ſeinen Hausleuten abgehoben hatte, wozu ihn eben ſo ſehr ſeine Gutmüthigkeit als Leokadiens reizende Jugend veranlaßt haben mochten. Es wurde alſo unter eine Linde, die einen Roſenhügel oberhalb des Schloſſes beſchattete, der Kaffehtiſch geſtellt. Der Baron, Leokadia, Fanni und der Oberförſter ſetzten ſich daran, Emerich bot dem erfreuten Alten ſeine eigenen köſtlichen Havannah Cigarren, Leokadia füllte die Taſſen und über der behaglichen Gruppe wirbelten blaue Rauchwölkchen zum wolkenloſen Himmel empor. Von der Linde aus ſieht man in eine ſchöne Landſchaft:

Da dehnen ſich die Flächen
Wo Korn und Traube reift,
Da iſt mit weißen Bächen
Das grüne Land geſtreift, — wie Freiligrath ſagt.

Emerich war ſehr vergnügt, Alles, was er ſah, verſchönerte ihm Leokadiens Nähe. »Ohne Frauen iſt doch die Welt nur halb ſo ſchön,« ſagte er, »am meiſten vermiſſe ich ſie immer, wenn ſie in herrlichen Gegenden nicht an meiner Seite ſind. Unvergeßlich bleibt mir in dieſer Hinſicht mein Beſuch in Camaldoli.«

»So erzählen Sie uns doch davon,« bat Leokadia.

»Ach, das war eine wahre Verklärung der Frauenſchönheit, meine Liebe. Erlauben Sie mir weitläufig zu ſein, wenn Sie mich ganz verſtehen wollen.«

»Je länger Sie ſprechen, deſto mehr gewinnen wir,« entgegnete Leokadia, und Emerich begann:

»Es war im vorigen Sommer, wir ſaßen in der lieblichen Blumenanlage des Pizzo falcone: die Marcheſa Laura Deſore und ihre Schweſter, mein Kollega, Graf Grünau, ein franzöſiſcher Offizier und ich. Zu unſern Füßen lag Caſtell dell Ovo, ein alter Landſitz des reichen Lucullus, eines in jeder Hinſicht klaſſiſchen Bonvivants des untergegangenen Römerreiches. Wir ſprachen vom Wohlleben und tranken dazu Champagner. Endlich kamen wir in unſerm Uebermuthe auf den Gedanken, Einer von uns, den das Loos beſtimme, ſoll den Lucullus vorſtellen, und die Andern alle ſollen ihn bedienen. Mich erkor das Glück zu dieſer Rolle und, bei Gott, ich ſpielte ſie gut. Die Männer mußten mir mit den Fächern der Damen Luft zuwehen und tauſend kleine Dienſte leiſten, die Damen aber die goldenen Melonen und ſaftigen Pürſiche zerſchneiden, ſie mußten mir das Glas reichen und ich trank den Wein und ihre Küſſe. Es war ein ſüßes Spiel. Auf dem Heimwege ſagte Laura: »Da wir es heute ſo weltlich getrieben, wollen wir morgen das Kloſter Camaldoli beſuchen, wo die entbehrenden Padri chiusi uns mahnen ſollen, daß das Leben nicht Jedem das anmuthige Lucullus-Spiel erlaube.« Die ganze Geſellſchaft war damit einverſtanden und verſammelte ſich früh am andern Morgen. Wir ritten auf Maulthieren über Infrascata und Arenella durch hohe Weinpflanzungen an halbverſteckten Villen vorüber, bis wir ein ſchattiges Kaſtanienwäldchen erreichten, das den ſteilen Berg bedeckt, auf deſſen Gipfel das Kloſter liegt. Unterdeſſen verfolgten wir unſern Weg, der mir ſo kurz vorgekommen war, denn ein lebhaftes Geſpräch feſſelte mich an die beiden Damen. Plötzlich hielten dieſe im Angeſichte des Kloſters ihre Thiere an und ſaßen ab. »Was machen Sie? meine Verehrten?« fragte ich. — »Leſen Sie doch die Tafel hier am Wege,« antwortete Laura. »Jedem Frauenzimmer iſt es bei Strafe des Kirchenbanns verboten, ohne beſondere Erlaubniß des heiligen Vaters dem Kloſter ſich weiter als bis daher zu nähern.« — »Dies Verbot kommt mir ungelegen,« bemerkte ich, »denn ich freute mich ſchon auf die wehmüthig ſüßen Gefühle, welche die todtenſtillen Kloſterhallen auf mich machen würden, wenn ich ſie an ihrer blühenden Seite und von ihren lebensfriſchen Reden angeklungen durchwandeln werde. Ich hätte mich wie in einem prophetiſchen Traume in der deutſchen Heimat geſehen, wo ich bald durch ein ernſtes, ſtilleres Leben, aber doch immer ihr holdes Bild an meiner Seite, ſchreiten werde.« — »So laſſen Sie ſich von meinem Bilde auch in dieſes Kloſter begleiten,« ſagte Laura und entließ mich mit einem leiſen Händedruck. Hätte ich nicht den Spott meiner Gefährten gefürchtet, ſo wäre ich lieber bei den Damen zurückgeblieben, endlich folgte ich ihnen mit Ueberwindung. Natürlich feſſelte meine unbefangenen Gefährten der Anblick der ſchönen Kloſterkirche San Salvatore a proſpetto, die gegenüber dem herrlichen S. Ermo in heiliger Einfachheit ſich erhebt; mich aber trieb es aus dem marmornen Gotteshauſe in's Pilgerſpital, von dort zu den Zellen der Väter und zuletzt auf jenen Steinſitz, der von Platanen beſchattet, auf der äußerſten Spitze des Gartens liegt und der unter dem Namen des Belvedere von Camaldoli wegen ſeiner himmliſchen Ausſicht weltberühmt iſt. Aber ſelbſt dieſe konnte mich nicht lange halten, meine Gefühle waren in den Armen ſchöner Frauen verweichlicht, wie einſt Hannibals Heer in Capua, das von den Ufern des Volturno zu mir heraufleuchtete. Ich verließ meine Gefährten und eilte aus den Mauern des Kloſters und erſt als ich im Schatten der Pinie, wo die Damen zurückgeblieben waren, der ſchönen Laura gegenüber ſtand, und in ihre flammenden Augen ſchaute, war ich zufrieden und ſagte: »Aug' in Aug' mit ſchönen Frauen, bleibt doch immer die ſchönſte Ausſicht in der Welt.«

Da wurde der Oberförſter abgerufen. Emerich ergriff Leokadiens Hand und erfreute ſich der Bewegung, die aus ihren Zügen leuchtete. Fanni aber fragte: »Herr Baron, trug der franzöſiſche Offizier bei jener Partie ſeine Uniform?«

»Ah,« ſagte Emerich, »er war in Civil, wie wir Alle.«

»Schade,« meinte Fanni.

»Warum?« fragte der Baron verwundert.«

»Ach,« antwortete die Gefragte, »ich habe bei der ganzen Erzählung immer ſeine Epaulett's funkeln und ſeinen Säbel klirren gehört. So wie Ihnen nichts gefällt ohne Frauen, ſo mir nichts ohne Offiziere.«

»Sie ſpaßen?« ſagte Emerich.

»Nein, o, nein,« eiferte Fanni, »der Civilhut mahnet mich an's devote Abnehmen, der Czako ſitzt feſt und wird nur ſtolz berührt. Wie ſchulmeiſteriſch ſchreitet der Civiliſt mit ſeinem Spazierſtocke durch Feld und Au, während der Offizier ſeinen klirrenden Säbel ſtolz durch Gras und Blumen ſchleift.«

»Denken Sie eben ſo, Leokadia?« rief der Baron. »Erobert man denn die Herzen mit dem Säbel, mein Fräulein?«

»Aber doch nicht mit der Feder, mit der Elle, dem Pinſel, dem Zirkel ꝛc.,« ſagte Leokadia, »die Krieger waren von jeher die Erſten.«

»Ja,« ſagte Emerich, »als die Gewalt in den Fäuſten lag. Nun iſt es anders geworden.«

»Bei uns Mädchen nicht,« unterbrach ihn Fanni.

»Bildung und feine Sitten gewinnen, Liebe erobert die Herzen,« fuhr Emerich fort. »Auch Sie, Leokadia, ſprechen jetzt nur ſo wider mich aus weiblichem Widerſpruchsgeiſt. Könnten Sie mich denn gar nicht lieben?«

»Vielleicht, wenn Sie Offizier werden,« ſagte Leokadia.

»Das dürfte der Adjutant nicht hören,« ſchmollte Fanni.

»Welcher Adjutant?« fragte Emerich betroffen. Die Mädchen wurden roth und wieder blaß. »Ihr auserkorener Krieger, Leokadia? ſchon gewählt in den waffenraſſelnden Reihen?« ſpottete Emerich.

»Ach,« entgegnete Leokadia verlegen, »ein Scherz meiner Freundin, ſonſt nichts.«

»Alſo Scherz bei Seite,« nahm Emerich wieder das Wort, »Sie könnten mich wirklich nicht lieben?«

Herr Baron, ſagte Leokadia, »wenn Sie mich im Ernſte fragen, ſo iſt hier nicht Zeit und Ort dazu; fragen Sie im Scherze, ſo dürfen Sie nicht böſe ſein, wenn ich Ihnen die Antwort ſchuldig bleibe.«

Emerich biß ſich in die Lippen, die Unterhaltung ſtockte. Man trennte ſich endlich. Emerich ging in den Wald und war mißvergnügt. Das erſte Hinderniß hatte ſeine wachſende Liebe zu Leokadien geſteigert. »Habe ich darum Alles, was ich ſah, lernte, erfuhr und fühlte in den ſchönſten Worten ihr kund gegeben, habe ich ſie darum oft ſo tief in mein Herz und in die geheimnißvollen Räume eines ihr fremden Wonnelebens blicken laſſen, daß Sie mir in das Angeſicht ſagt: ein Uniformrock wiegt mir das Alles auf. Nun will ich aber ſehen, wer ſiegt: Apollo, Venus und Minerva, oder der einzige Mars.« Mit dieſen Worten trat er auf eine ſonnige Wieſe, da kamen ihm die beiden Mädchen entgegen. Seinem zürnenden Blick erſchien Leokadia noch einmal ſo ſchön wie ſonſt. »Herr Baron,« flehte ſie und hob die weißen Hände zu ihm auf.

»Was wünſchen Sie?« fragte Emerich überraſcht.

»Sind Sie doch nicht böſe!«

»Oh, ganz und gar nicht,« ſpottete der Baron, »habe gar nicht Urſache dazu. Ich kann mit Ihren Reden ganz zufrieden ſein.«

»Lieber Herr Baron, es war Alles Scherz.«

»Wäre es möglich, daß Sie mich ſo quälen konnten, Leokadia?«

»Es war ein Scherz, womit ſoll ich es Ihnen beweiſen?«

»Mit einem Kuſſe,« ſagte Emerich ſchnell entſchloſſen. Da ging es an ein Sperren und Sträuben, zuletzt wurde aber dennoch zu ſcheinbar-allgemeiner Zufriedenheit der Kuß geküßt.

»Nun habe ich aber noch eine Bitte, Herr Baron.«

»Die wäre?«

»Setzen Sie ja Fanni's grundloſen Scherz wegen des Adjutanten nicht fort, am wenigſten in meines Vaters Gegenwart.«

»Aha,« fuhr Emerich auf, ich verſtehe, ich verſtehe. Ich werde zu ſchweigen wiſſen, aber ich verſtehe Sie dennoch. Ihr Kuß war alſo eine Lüge, wie alle ihre Worte — der Adjutant?! Aha! Gute Nacht. Ich ſpeiſe heute auf meinem Zimmer — will allein ſein. Ich ſpeiſe im Walde — in der Wildniß — ich ſpeiſe den Adjutanten, wo ich ihn finde. O, Verblendete!« Die Mädchen mußten lachen und Emerich rannte fulminirend in's Gehölz.

Emerich bereute bitter ſein unkluges Aufbrauſen, zuletzt mußte er doch darüber lächeln und erkennen, daß der anſtürmenden Gewalt der Eiferſucht ſelbſt der Gewandteſte nicht zu entgehen vermöge. Bei kaltem Blute nahm er ſeinen Vorſatz, Leokadia's Herz mit ſanfter Gewalt, unterſtützt von allem ſeinen Wiſſen und Fühlen an ſich zu ziehen, wieder auf, und bildete, ihn zu einem wohl überlegten Plane aus. Er näherte ſich der Geliebten mit der vorigen Unbefangenheit, unterhielt ſie mit der alten Heiterkeit und dem alten Witze, ſuchte ihr durch tauſend Galanterien zu ſchmeicheln, die er graziös und ungezwungen dem Fluſſe der Rede einzufügen verſtand, erreichte aber nichts Anderes, als daß Leokadia ſich immer ſcheuer vor ihm zurückzog. Der verhaßte Nebenbuhler ließ ſich zwar mit keinem Auge ſehen, doch bemerkte er, daß die beiden Freundinnen jede ſchickliche Gelegenheit benützten, ſich heimlich mitſammen zu beſprechen. So verging ihm eine Woche in fruchtloſen Bemühungen und in innerer Pein. Der Sonntag war herangekommen, der Oberförſter befand ſich auf Beſuch in Steinfelden, die Mädchen ſaßen in ihrem Zimmer, er ſpazierte verdrießlich durch den Wald. Der luſtige Vogellieder- und Wellenklang und das Rauſchen der kühlen Abendlüfte in den laubvollen Zweigen erfriſchten ſein Herz und die glänzend heraufziehenden Sterne ſtrahlten Frieden und Hoffnung in ſeine Bruſt. Endlich begab er ſich wieder in's Schloß zurück, in ſein Zimmer und legte ſich an's offene Fenſter. Unten lag der blumenreiche Garten im Mondglanze, ſeine weißbeſtreuten Kiesgänge waren verlaſſen, nur in der Roſenlaube an der Mauer ſah er eine Geſtalt ſitzen. Es war Leokadia, vor ihr lagen ihr Hut, Shawl und ihr Sonnenſchirm auf dem Tiſche, ſie trocknete ſich die Stirne, als wäre ſie eben von einem ermüdenden Spaziergange zurückgekehrt. Sie war reizender, als je — und allein — Emerich ging hinunter und näherte ſich ihr mit der ruhigen Außenſeite, die er ihr gegenüber anzunehmen beſchloſſen hatte, bis ein günſtiger Augenblick erlaube, das flammende Herz zu zeigen.

»So allein,« ſprach er ſie an, »wo iſt denn die treue Freundin?«

»Sie ſchläft,« ſagte Leokadia kurz.

»Ich vermiſſe ſie nicht,« warf der Baron hin, »ja ich vermißte ſie ſogar immer gerne an Ihrer Seite.«

»Mit Ihnen iſt ſchwer über Freundſchaft und Liebe reden, beſter Baron.«

»Ganz und gar nicht, Leokadia! Würden ſie mir je ein freies Wort erlauben, und es unbefangen überdenken, Ihr Urtheil über mich fiele gewiß günſtiger aus.«

»Was nennen ſie unbefangen, Herr Baron?«

»Streiten wir uns nicht über Begriffe, mein Fräulein, ſondern ſuchen wir eine Angelegenheit freundlich zu einem erfreulichen Ende zu führen, die uns Beiden zum Heile ſein wird. Könnten Sie mich lieben?«

— »Sie ſuchen Händel.«

»Könnten Sie mich lieben?«

— »Nun denn, Herr Baron, könnten Sie mich lieben?

»Ich vollbringe es, ja, trotz all' Ihrem Widerwillen, den Sie gegen mich zu hegen ſcheinen, trotz all' Ihrer Vorliebe für den äußeren Prunk eines Standes, deſſen Mitglieder ſchon durch die Verhältniſſe, in denen ſie leben, am wenigſten berufen und im Stande ſind, häusliches Glück zu begründen. Ich glaube auch nicht, daß Ihr Herz dem Frieden und ſeinen Söhnen ſo ganz abgeneigt ſei, als Sie mir es glauben machen wollen. Falſche Leitung hat Sie auf falſche Wege gebracht.«

— »Herr Baron, beleidigen Sie mich nicht.«

»Das iſt keine Beleidigung, meine Süße. Irren iſt menſchlich. Ich kenne die Welt beſſer, als Sie.«

— »Wie können Sie dann an einer Unerfahrenen Geſchmack finden, mein Herr?«

»Und ich habe es doch gekonnt. Hören Sie mich an. Feſſelt Sie an den Adjutanten ein altes, in blühenden Tagen und Stunden geknüpftes Band; waren es Ihre Herzen, die, ohne ſich zu ſuchen, ſich fanden; hat ſein edler Sinn Sie bezwungen, ſeine Treue in unausſprechliche Liebe Sie gewiegt: ſo ſei es fern von mir, ſtörend zwiſchen zwei Weſen treten zu wollen, die von der rollenden Zeit die Reife ihres Glückes erwarten. Aber Ihre Aeußerungen vor wenigen Tagen, die nur immer den Waffenglanz und die Kühnheit gewiſſer Leute rühmten, laſſen mich vermuthen, daß Ihr Herz an Aeußerlichkeiten hängt, die nur zu bald gleichgültig und zuletzt eine drückende Laſt werden. Wenn dieſe Vermuthung richtig iſt, o, ſo weiſen Sie dieſe Hand, die Ihnen treue Liebe und ſicheres Wohlleben anbietet, nicht zurück. In ſeiner

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10950/021

glühendſten Jahreszeit bietet Ihnen mein Herz alle ſeine Blüten, ich öffne Ihnen einen Himmel voll Liebe und alle Freuden der Welt.«

Da rauſchte es außer der Mauer im Gebüſche, und Leokadia fuhr ängſtlich zuſammen.

»Es wird ein Reh ſein;« ſagte Emerich. »Bin ich denn ſo ganz ohne Liebenswürdigkeit?«

Es rauſchte wieder. Leokadia blickte ängſtlicher als zuvor.

»Sie ſind bewegt,« rief Emerich, »o, ſprechen Sie jetzt, o, laſſen Sie jetzt Ihr erwachendes Herz reden!«

— »Fliehen Sie, Baron! So ſpät allein — mit Ihnen — im Garten —«

»Sprechen Sie!« —

— »Nur — dann, wenn Sie mich verlaſſen.« —

»Ich will es gerne, wenn Sie geſprochen haben.« Er ſchlang ſeine Arme um ſie.

— »Fliehen Sie, — meine Liebe folgt Ihnen!«

»O, glückliche Stunde!« rief Emerich, preßte die Schöne an ſein Herz und küßte die ſeltſam Bewegte, und pries ſein Glück und küßte ſie wieder.

Von Neuem rauſchte es an der Mauer.

»O, wie ſpringt ſo fröhlich das Wild durch den Wald, als freue es ſich mit mir des errungenen Sieges!«

»O, verlaſſen Sie mich!« bat Leokadia, mit geſteigerter Angſt. »Sehen Sie an Fanni's Fenſter das Licht? Sie iſt aufgewacht, und vermißt mich. Die Gartenthür knarrt — O Gott, ſie kommt, mich zu holen! Wenn Sie mich in Ihren Armen träfe — fliehen Sie!« —

»Noch einen Kuß, Leokadia!«

Sie widerſtrebte nicht, doch drängte ſie ihn darnach wieder von ſich.

»Morgen wieder!« rief Emerich im Enteilen.

An der Gartenmauer rauſchte es ſtärker — Fanni wurde, in ein rothes Tuch gehüllt, im Rebengange ſichtbar. — Der Baron gewann kaum Zeit, unbemerkt durch ein Seitenthürchen zu entſchlüpfen.

Als er nun zum Schloßthore kam, ſtieg eben der heimgekehrte Oberförſter in der fröhlichſten Weinlaune aus ſeinem Wagen.

»Guten Abend!« ſchrie der Baron.

»Tauſend Dank!« rief der Alte. »Herr Baron, ich bin ſelig!«

»Es ſcheint,« ſagte Emerich.

»Selig, wie ein glücklicher Vater nur ſein kann,« jubelte der Alte.

»Ja, Sie ſind ein glücklicher Vater,« ſprach Emerich. »Ihre Kinder ſind Ihr Glück und das Glück Aller, die ſich ihnen nähern.«

»Ja, ja, — ja, Herr Baron, aber Sie wiſſen noch nicht Alles!«

— »O, ich weiß unendlich viel.« —

»Herr Baron — haben Sie meine Kinder lieb?« —

— »Unendlich, Herr Oberförſter.« —

»O, ſo ſetzen Sie ſich mit mir auf dieſe Bank, und trinken Sie mit mir eine Flaſche Hochheimer auf das Wohlſein meiner Kinder.«

»Gern, gern!« ſagte der aus uns wohlbekannten Gründen zur Freude geſtimmte Freiherr.

Der Wein wurde gebracht. Der Oberförſter hob den gefüllten Römer, in deſſen grünem Glaſe ſich die bläulichen Mondesſtrahlen brachen, und rief: »Das erſte Glas meiner lieben Erneſtine!«

Emerich ſtieß an, und bei dem geiſterhaft leiſen Klange der Gläſer wachte die Erinnerung an die Edelknaben- und Jägerliedchen-Zeit, ſein ganzer ſchöner Herzensfrühling, wieder in ihm auf. Dankbar gedachte er der lieben Freundin, die mit ſpielender

Hand ſeinem Herzen die Richtung gegeben hatte, welcher er nach ſeiner Meinung gefolgt war, und die ihn zu ſeinem endlichen Glücke, zu Leokadien's Liebe geführt hatte.

»Ich bin der glücklichſte Vater,« fuhr der Alte begeiſtert fort, »hören Sie die fröhliche Nachricht, die ich heute in Steinfelden erfuhr. Erneſtinens Gatte wird bald als Forſtrath in die Reſidenz verſetzt werden, aber ganz Bleichſtädt trauert um den Verluſt meiner Tochter, die als Muſter einer guten Hausfrau und Mutter Allen vorſchwebt, und mit mildem Herzen Troſt und Rath, mit milder Hand ſegenvolle Gaben nach allen Seiten ſpendet.«

»Ich weiß es längſt,« ſagte Emerich, »ein gutes Herz iſt ein goldner Becher, der immer von ſeinem edlen Inhalte überfließt.«

»So,« ſprach der Alte, »ſo, beſter Herr Baron, ſehe ich eine Ehe, die ich ganz nach meinem Grundſatze ſtiftete, auf's Herrlichſte gedeihen. Wo aber ſind die Mädchen?«

»Sie ſchlafen ſchon lange,« ſagte Emerich, wie er auch wirklich ganz gewiß vermuthete.

»Ich will ſie doch wecken und ihnen die neuen Nachrichten mittheilen,« meinte der Oberförſter.

»Nicht doch,« ſagte Emerich. »Laſſen ſie die Guten ſchlafen. Aber nun biete ich Ihnen einen Toaſt an.«

»Sie finden mich bereit,« verſetzte der Alte, die Gläſer füllend.

»Ihre Tochter Leokadia — meine Braut!«

»Herr Baron? —« ſtaunte der Alte.

»Meine Braut!« rief Emerich wieder.

»Ah, Herr Baron, Sie treiben Spott mit einem alten Manne, der in ſeiner Vaterfreude ein Gläschen zu viel getrunken hat.«

— »Der Himmel ſoll mich ſtrafen, wenn ich Spott treibe. Ihre ſchöne Tochter Leokadia iſt meine ſüße Braut, wenn Sie Ihren Segen dem ſtill geſchloſſenen Bunde nicht verſagen.«

»Wache ich oder träume ich?« — ſtammelte der Alte. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie im Ernſte ſprechen, daß Ihre Worte nicht Spott, oder der Deckmantel unerlaubter Abſichten ſind.«

»So wahr ich ein ehrenhafter Cavalier bin, ich heirathe Ihre Tochter, die mich liebt,« betheuerte Emerich.

»O, dreimal ſeliger Tag!« jauchzte der Alte. »Aber — aber — der Papa?«

»Wie?« rief Emerich. »Iſt Ihre Tochter nicht ſchön, unbeſcholten und von gutem Adel?« —

»O,« ſagte der Oberförſter, »die Käuze von Eulenthal fochten gegen Ottokar von Böhmen in der Marchfeldſchlacht. Ich kann aber doch an mein Glück nicht glauben,« rief der Alte.

»Nur eine Scene,« antwortete der Baron. »Aber nun die Gläſer zur Hand — es lebe Leokadia!«

»Sie lebe!« jubelte der Alte — »ich kann's aber nicht glauben.«

Doch wurde die Geſundheit getrunken, und die Männer flogen ſich an die Bruſt, die geleerten Gläſer in die Luft, wohin die Verliebten Ihre Schlöſſer bauen, von dort aber fielen ſie auf die harten Steine herab und zerſprangen — Sinnbilder des gebrechlichen Glückes.

Eheſtandsträume hatten den Baron die ganze Nacht in weichen Armen gehalten, die Sonne des erſten Auguſttages ſcheuchte den Schlaf von ſeinen Augen, daß ſie ſich von Neuem all der holden Dinge erfreuen ſollten, die ſie beſchien. Emerich warf ſich ſchneller als je in ſeine Kleider, und trat an's offene Fenſter. Sein Blick ſchiffte über das wogende Blumenmeer des Gartens, um in der Roſenlaube einzulaufen, wo geſtern ſein Lebensſchiff einen goldenen Anker in Leokadiens erweichtes Herz geworfen hatte. Er pries den geſtrigen Abend und ſein ganzes künftiges Leben, dann eilte er hinab, um in des

Oberförſters Wohnzimmer die Geliebte wie ſonſt am Kaffehtiſche zu finden. Dort aber traf er den Alten allein und ungeduldig.

»Guten Tag, Schwiegerpapa in spe! — Aber wo iſt Leokadia?«

— »Ich habe Sie heute noch nicht geſehen, mein Beſter.«

»Und Fanni?«

— »Eben ſo wenig. Sollten die Mädchen ſich verſchlafen haben?«

»Ich will hinaufgehen, Schwiegerpapa, ſie zu wecken.«

— »Aber nicht allein, Baron; es wäre zur Zeit noch unſchicklich.«

Emerich war es zufrieden, und die Beiden eilten über die Stiege und an die Thür des Zimmers, welches die Mädchen bewohnten. Emerich rief hinein: »Liebe Leokadia, ſind Sie ſchon angezogen?« Keine Antwort. Der Oberförſter polterte: »Tummle dich, Mädel, der Kaffeh wird kalt.« Keine Antwort. »Die Thür iſt offen, Herr Oberförſter,« ſagte Emerich, der verſuchsweiſe ein wenig geöffnet, aber gleich wieder geſchloſſen hatte. »Wenn die Damen nicht proteſtiren, ſo treten wir auf ihre Gefahr ein.« Es erfolgte keine Widerrede, und haſtig traten die Herren ein. O Wunder — das Zimmer war leer — und ſchon aufgeräumt. Der Alte ſchellte. — Das Dienſtmädchen kam. —

»Haſt du aufgeräumt, Suschen?«

— »Ich bin heute noch nicht in dieſem Zimmer geweſen, Herr Oberförſter.«

»Vielleicht ſind die Mädchen frühzeitig in den Wald gegangen und kommen bald zurück. Vielleicht iſt das Ganze eine Neckerei, Herr Baron.«

»Aber ſehr zur Unzeit,« verſetzte der, »dieſe Betten ſcheinen unberührt.«

»Die Mädchen haben ſie in ihrer Ordnungsliebe ſelbſt gemacht,« meinte der Alte.

»Da müſſen die Freundinnen faſt vor Tage ausgegangen ſein,« wendete der Baron ein, »denn die Betten ſind ja ganz kalt, da fühlen Sie doch her.« Der Alte hielt die Hand hinein und ſchüttelte den Kopf.

»Was ſehe ich?« rief nun Suschen. »Ich habe geſtern friſche Bettwäſche genommen, und da — ſehen Sie ſelbſt — die Ueberzüge haben noch dieſelben Büge, wie ich ſie aus dem Wäſchkaſten nahm; ich ſchwöre, in dieſen Betten iſt heute Nacht Niemand gelegen!«

»Entſetzlich!« ſchrie der Alte.

»O Gott, ſehen Sie doch nur,« eiferte Suschen, »die neu gewaſchenen Schlafhauben und Nachtcorſetten der Fräuleins; auch das Nachtlicht hat nicht gebrannt.«

»Was wird da herauskommen?« jammerte der Baron.

»Ein Unglück — oder Schande,« ſagte der Alte, ſtürmte aus dem Gemach, und rief alle ſeine Leute zuſammen. »Auf, Burſche! Der ganze Wald wird durchſucht, jeder Teich, jeder Bach, jedes Aehrenfeld, jede Schlucht, ganz Steinfelden, alle Ortſchaften; fragt nach, ob Niemand meine Tochter oder ihre Freundin geſehen hat. Zwanzig Dukaten dem, der mir die erſte Nachricht bringt. Fort!«

Die Leute ſtoben nach allen Richtungen aus einander. Der Alte eilte wieder in Leokadiens Zimmer hinauf. Dort ſtand der Baron noch immer wie eine Bildſäule, und ſtarrte in das leere Bett ſeiner Geliebten.

»Was werden Sie thun, Herr Baron?«

— »In Gram vergehen, wenn ich meine Braut nicht wieder finde.«

»Das werden Sie in dieſem Zimmer nicht.«

— »Sie haben Recht, Oberförſter. Adieu!« Emerich eilte ſelbſt in den Stall, zäumte ſelbſt ſein Pferd, und flog ventre à terre durch den Wald in's flache Land hinaus.

Nun war der Alte mit ſeinem Kummer allein im Hauſe. »Es muß ihr ein Unglück zugeſtoßen ſein, denn zu einer Entführung war mein Kind nicht zu bewegen.« Aber bei dem Worte »Entführung« ſchauderte er wie vor einem Geſpenſte zuſammen. Tauſend mögliche Unfälle ſuchte er ängſtlich zu erſinnen, aber immer kehrten ſeine Gedanken zu der einen furchtbaren Wahrſcheinlichkeit zurück.

Unterdeſſen ging draußen der Tag in ungetrübter Schönheit und Heiterkeit zur Ruhe; die Vöglein ſangen den nickenden Blumen ihr Schlummerlied, die Sonne verſank, der Mond ging auf, die Sterne erglänzten. Der Alte trat vor die Thür und feuerte eine Flinte ab, die Abendlüfte trugen den Knall weit hinaus. Es war ihm, als ſtände er auf einem ſicheren Schiffe, ſein ſturmverſchlagenes Kind aber ſchwämme auf ſchwankendem Brete durch's Meer und müſſe ihn hören. Er ſuchte umſonſt nach allen Seiten, endlich ging er in das gewölbte Vorhaus zurück, an deſſen Wänden die ſeltenſten Hirſchgeweihe prangten und ſeine Schritte wiederhallten. Die monderhellten Stunden der Nacht ſchlichen bleiern vorüber.

Nahende Fußtritte. Es kam der erſte Bote. »Was haſt du gefunden?« — »Keine Spur.« Es kam der zweite, der dritte, der vierte, der fünfte. Keine Spur. Nun ſprengte der Baron an's Schloß — aus dem Sattel und in die Halle. »Was haben Sie entdeckt, Baron?

»Keine Spur!«

»O, Gott!« ſeufzte der Alte, und ſank kraftlos auf die Bank.

»Keine Spur,« fuhr der Baron fort, »aber ein Argwohn haut ſeine Geierkrallen immer tiefer in mein Herz.«

— »Sprechen Sie.«

»Entſchuldigen Sie, daß ich Ihre ſchöne Tochter ſo unendlicher Falſchheit — nein, nein, ich kann's nicht glauben!«

— »Ich beſchwöre Sie, Baron, reden Sie!«

»Ich liebte Ihre Tochter, und ſie wies meine Annäherung mmer ſchnöde zurück.«

— »Das Unglückskind!«

»Geſtern ſpät Abend ſah ich ſie im Garten. Sie war angeleidet, als ſei ſie eben von einem Spaziergange heimgekehrt. Sie rug einen Shawl, wie gegen die Abendkühle. Ich trat zu ihr nd ſprach von meiner Neigung. Leokadia war hart wie imner. Da rauſchte es von außen an der Mauer.« —

— »Von außen an der Mauer?«

»Ihre Tochter fuhr zuſammen. Ich ſagte: »Es ſind wohl Rehe.« —

— »Rehe! Spät Abend! Die kommen dort nie hin.«

»Ich ſagte: »Das ſind Rehe;« es rauſchte wieder — ich drang uf eine endliche Erklärung; Leokadiens Herz ſchien ſich zu rweichen, ſie ſprach ängſtlich: »Wenn man uns hier in dieſer Stunde allein träfe —« ſie geſtand mir ihre Liebe — küßte mich nd ließ ſich küſſen. Da trat Fanni aus dem Schloſſe in den Garten; ich entfloh. Fanni trug einen rothen Shawl und ein unkles Kleid.«

Jetzt ſchlugen mitten unter des Barons Rede die Hunde n, die Thür des Vorhauſes öffnete ſich, und Fanni trat ein; e trug einen rothen Shawl und ein dunkles Kleid.

»Wo kommen Sie her?« riefen Zwei wie aus einem Munde.

Fanni war auf eine Wandbank geſunken, und verſuchte reden, aber Scham, Zorn und Verlegenheit erſtickten ihre timme. Endlich perlten große Thränen, dieſe ſo oft mißbrauchte ierde des menſchlichen Auges, über ihr erhitztes Geſicht. Shawl d Kleid ſchienen von Dornen verletzt, die urſprünglich nicht ne Koketterie gedrehten Locken hingen feucht und verwüſtet runter, die feinen Schuhe aber hatten die Steine auf einem agen Wege zerriſſen. »Nur ein Glas Waſſer!« bat ſie.

»Keinen Tropfen, ehe Sie gebeichtet haben!« polterte der berförſter.

—»Sie kamen heute Nacht, kurz vor zehn Uhr, in den Garten, Leokadia ſaß in der Laube — ich war in der Nähe — wer war draußen an der Mauer?« fragte der Baron haſtig. »Wer war es? — Sie wiſſen es!«

»Der Adjutant,« ächzte Fanni.

»O, ich Blinder, Betrogener!« jammerte Emerich. »Erzählen Sie weiter, erzählen Sie ſchnell die häßliche Geſchichte.«

»Leokadia lernte den Adjutanten in meines Vaters Hauſe kennen,« ſprach Fanni, »und liebte ihn. Natürlich, er iſt ſchön, kühn — —«

»Schon gut, aber zur Sache, zur Sache, Soldatenfreundin!« drängte Emerich.

»Ein glücklicher Zufall,« fuhr Fanni fort, »führte ihn mit dem Stabe nach Steinfelden; der Adjutant hatte nur ein ganz kleines Vermögen, ſeine Gage reichte immer kaum für ihn, und da Leokadia des Herrn Oberförſters Abneigung vor allen länger währenden Liebesverhältniſſen kannte, und ihres Geliebten Avancement zu einträglicheren Graden ſehr ferne wußte, ſo nährte ſie ihre Leidenſchaft troſtlos und im Stillen. In den jüngſten Tagen nöthigten unangenehme Ereigniſſe den Adjutanten, ſchnell zu quittiren. Nun wurde der Entſchluß gefaßt, deſſen Ausführung ſo unglücklich für mich ausfiel.«

»Ohne Zweifel, wie Sie es für Ausbildung und Beförderung deſſelben verdienten,« knirſchte der Alte.

»Der Adjutant,« nahm Fanni wieder das Wort, »machte ſeine Gelder flüſſig, ſteckte ſie in ſeine Brieftaſche, und beſchloß, mit Leokadia in's Ausland zu entfliehen.«

»Wohin?« rief der Baron.

»Das blieb mir ein Geheimniß,« verſicherte Fanni.

»Unmöglich, Lügnerin!« eiferte der Alte, die geballten Fäuſte erhebend. »O, du mußt es wiſſen, du entflohſt ja mit ihr.«

»Hören Sie mich an,« bat Fanni, und der Baron drängte den Alten zurück.

»Geſtern um zehn Uhr Nachts warf der Adjutant ſeine
Strickleiter über die Gartenmauer herein —«

»O Falſchheit! O Schlauheit!« unterbrach hier der Baron
Fanni's Rede: »darum die ſchnelle Erhörung meiner liebe-
ollen Bitte, um mich aus dem Garten zu ſchaffen. Schändlich!«

»Sie entfloh,« jammerte der Alte, »während ich beim vollen
laſe mein Vaterglück pries, und Ihre Hände, werthgeſchätzter
err Baron, ihr den ſchönſten Brautkranz flochten.«

»Wir ſchlichen durch den Wald und gelangten in einer
tunde auf die Straße,« ſprach Fanni, den Faden ihrer Rede
ieder anknüpfend, »da hielt ein Wagen, der uns aufnahm;
nterwegs wechſelten wir einmal die Pferde, und um fünf Uhr
orgens kamen wir in dem Gränzſtädtchen Taunitz an. Ich
tte Leokadia nur darum begleitet, um den Stürmen in die-
m Hauſe zu entgehen. Von Taunitz ſollte mich der Wagen zu
einen Eltern bringen, wo ich vorſchützen ſollte: der Adjutant
be mich in der beſtimmten Entführungsſtunde bei Leokadien
troffen und mit Gewalt bis an die Gränze mitgeführt, damit
ihn nicht verrathe. »Mir wird das wenig ſchaden,« ſagte er,
enn ich bin dann ſchon über der Gränze, und Niemand weiß,
? Wo ich aber ſein werde, wird es meiner Leokadia und mir
geben; Annäherungen an den Alten werden verſucht, und
zt gibt er doch ſeinen Segen.«

»Das Donnerwetter ſchlage die Ungerathenen zu Boden!«
hte der Oberförſter. »Eher ſchießt der Hirſch den Jäger, eher
nſche ich einem Wilddiebe Weidmannsheil, und ſage zu ihm:
ruder, du biſt wie ich, und wir können uns lieben,« ehe ich
nen Segen einem Bündniſſe gebe, das hinter meinem Rücken,
gegen meinem Grundſatze, entgegen aller geſunden Vernunft,
hloſſen worden iſt. Könnte das Mädel Baronin ſein!«

»Und warum fuhren Sie nicht zu Ihren Eltern,« fragte der
on, »und kommen wieder hieher?«

»Das kam unglücklich,« ſchluchzte Fanni. »Nachdem ich von Leokadien geſchieden, fuhr ich bis in die nächſte Station zurück. Hier aber erklärte mir der Kutſcher, daß er nur bis hieher gedungen ſei. Ich hatte nur ein Paar kleine Silbermünzen bei mir, Buchenſtein lag näher als mein Elternhaus, ich kaufte mir Brot und Obſt, und wanderte, wohl zehnmal den Weg verfehlend, reumüthig zu Ihren Füßen« — (hier kniete ſie nieder) — »geſchätzter Herr Oberförſter.«

»Ich übergebe Sie den Gerichten,« ſagte dieſer kalt.

»Um Gotteswillen,« bat die Bedrängte, »laſſen Sie mich zu meinen Eltern bringen! Ich habe nichts Schlechtes gethan. Sie werden ſehen, Leokadia macht ihr Glück. Der Adjutant iſt Offizier, ein Ehrenmann —«

»Der Sie betrog,« ſchaltete der Baron ein.

»Ei, die Kleinigkeit!« — ſagte Fanni, — »vielleicht ein bloßes Vergeſſen.«

»O hirnloſe Thörin — fort aus meinem Hauſe!« ſchrie der Alte, ſie am Arme faſſend und ſchüttelnd, »du haſt deine ſchändliche Rolle hier ausgeſpielt. Ich pfiffe dir gerne mit meiner Reitpeitſche den Applaus auf deinem Rücken. Könnte ich das Unglück, das ſo heimlich mit dir hereinſchlich, aus dieſem Hauſe werfen, wie dich« — und bei dieſen Worten ſchleuderte er das Mädchen hinaus, ſchlug die Thür hinter demſelben zu, und rannte auf ſein Zimmer. Fanni richtete ſich auf, weinte, pochte an's Thor und flehte.

»Fort, Dirne, oder ich hetze die Hunde auf dich!« tobte der Oberförſter oben am Fenſter.

Jammernd rang die Ausgeſtoßene die Hände. Zuletzt löſchte ſie am Brunnen, deſſen reiner Strahl im keuſchen Mondenlichte niederperlte, ihren brennenden Durſt, und wankte dem Waldwege zu. Da wurde der Baron, der ihr durch's Fenſter zuſah, gerührt — er warf ihr ſeine volle Börſe hinaus, und rief: »Gott beſſere Sie, und lehre Sie bald erkennen, daß man nur as Herz und den Geiſt eines Menſchen, nie ſeinen Rock lieben oll. Der Wille des ſtrengen Vaters verwehrt dem Kinde ein öheres Gut und gibt ihm ein geringeres, aber ſein Segen rſezt das Fehlende. Und ſind wir denn nicht geboren, ewig zu ergeſſen und zu vermiſſen? Nur dem Duldenden wird die Krone, und Denen, die ſich ſelbſt bekämpfen, der ſchönſte Sieg.«

Fanni war mit dem Almoſen Deſſen, den ſie ſo arm gemacht hatte, in der Waldesnacht verſchwunden.

Am nächſten Morgen verließ Emerich das Jagdſchlößchen und den gebeugten Vat[illegible], um in der Reſidenz Alles zur Aufpürung der Entflohenen einzuleiten. Als er ſchon zwiſchen den leganten Landhäuſern fuhr, deren Gärten einen duftenden Kranz m die Mauer der Hauptſtadt ſchlingen, und graziöſe Frauengeſtalten in allen Gängen ſich bewegten, fiel ihm ſein Verluſt mit erneuerter Schwere auf's Herz.

Ein Jahr lang blieben ſeine Forſchungen fruchtlos. Sein Gehirn brannte: »Wüßte ich ſie nur zu finden, nun iſt ſie wohl ſchon längſt enttäuſcht.«

In ſchwüler Ungewißheit verlebte er ſeine Tage, Troſt und Erheiterung wies er eigenſinnig von ſich — da wurde er plötzlich vom Fürſten zum Geſandten an einem befreundeten Hofe ernannt, und mußte dorthin reiſen.

Herbſt.

Sechs Jahre waren ſeit Leokadiens Entführung vergangen. Emerich hatte an zwei Höfen glänzende Proben ſeines diplomatiſchen Talentes abgelegt; der Verſtand hatte ſich vorgedrängt, das Herz war zurück getreten. Das Feld, auf dem die Maſſen ihre Ideen verfochten, hatte ſich vor ſeinen

Augen nach allen Seiten weiter aufgerollt; er ſtand hoch, bemerkte vor Allem die Effekte, und wollte immer auf's Ganze wirken; der warme Hauch und der Duft der Jugend hüllten ihm die Erlebniſſe nicht mehr ein, der kühle Herbſt war gekommen. Er belächelte das Traumleben ſeines Herzensfrühlings, erinnerte ſich wohl an die Erfahrungen, die er in heißen Sommertagen gemacht hatte, und bemühte ſich, leidenſchaftslos zu ſein. Ein faſt zur Leidenſchaftsloſigkeit gezwungenes (es gibt kein leidenſchaftsloſes) Herz iſt aber ein armes Herz. Ein ſolches iſt leer, aber nicht ruhig; durch ein leeres Zimmer zieht doch immer die kalte Luft; ein ſolches Herz iſt ein Land ohne Muth, aber nicht ohne Feinde; es bebaut ſeine Aecker nicht, daß der goldene Aehrenſegen keine Räuber locke, lebt nicht vom friedlichen Ackerbau, ſondern nothgedrungen von der Jagd. Nichts hilft das Unterdrücken ſchöner Gefühle, die uns tauſend Täuſchungen bereiten, man ſuche ſie zum Beſten zu lenken.

Es war einmal ein reicher Mann, der pflegte mit Leidenſchaft einen überaus prächtigen Garten, in dem er die herrlichſten Blumen und die ſeltenſten Bäume zog. Und da er meinte, es vereine ſich nichts ſchöner, als Blumenduft und Wohlklang, ſo hielt er ſich eine auserleſene Schaar von Muſikern und Sängern, die ihre Waldhörner, Flöten und wunderlieben Stimmen aus allen Büſchen ertönen ließen, wenn er in ſeinen Anlagen luſtwandelte. Ich weiß nicht, was ihm begegnete, aber plötzlich ſetzte er ſich in den Sinn, daß es ſündhaft ſei, im Wohlleben zu ſchwelgen, während ſo Viele ohne das Nöthigſte und ohne alle Freude wären. Schnell entließ er ſeine Kapelle, und befahl, den Garten gänzlich zu verwüſten und nimmer zu pflegen, damit ihn dieſe wüſte Stelle ſtets erinnere, wie lange er das Feld der Menſchenliebe habe brach liegen laſſen. Dann verwendete er alles Geld, was er ſonſt für die Erhaltung des Gartens und der Muſiker ausgab, und ſein übriges Vermögen zu guten Werken. Er ſtellte ſich in ſeiner Lebensweiſe den Armen gleich, roch in Spitäler und Gefängniſſe, bemühte ſich bei Fürſten und gewaltigen Herren, die Lage aller Nothleidenden zu verbeſſern, aber für ſo Viele reichten ſeine Mittel nicht weit; als er nach Jahren nichts mehr hatte, war die Welt im Alten geblieben, wenige Leiden hatte er auf kurze Zeit gelindert, bis zum Freudemachen war er gar nicht gekommen. Darüber war er aber nicht traurig, ſondern ſprach: »Ich habe gewirkt, ſo weit meine Kräfte reichten, nun will ich auf meine wüſte Gartenſtätte zurückkehren, dort will ich Kartoffeln bauen, und ſie den Armen ſchenken.« Er begann die weite Reiſe, mühſam ſchleppte er ſich fort, denn er war alt und ſchwach geworden; todesmatt erreichte er endlich die Stätte, aber er erkannte ſie kaum mehr. Ueppiges Gras bedeckte den Boden, welchen herrliche Büſche und Waldbäume beſchatteten, und in dem Graſe blühten herrliche Blumen, und aus den Büſchen tönten Vogellieder wie Waldhörner und Flöten. Im Graſe ſaßen Mädchen und wanden ſich Kränze, unter den Bäumen wandelten fröhliche Menſchen, erheitert und erfriſcht von der grünen Waldespracht, an einem Gebüſche ſtand ein Jüngling und lauſchte den Nachtigallklängen, und Alle riefen: »Ach, was uns der ſchöne Wald für Freude macht!«

Da begann der alte, gute Mann zu weinen, und dachte:

»Ein ſchöner Garten muß doch keine Sünde ſein, weil die Natur hier ſelbſt einen anlegte. Ich verſtehe, ich hätte, als hier noch mein überaus prächtiger Garten ſtand, ſeine Pforten öffnen ſollen und hinausrufen: »Kommt herein! Wer Gefallen findet an meinem Reichthume, er ſei mein lieber Gaſt. Der Herr gibt dem Krieger das Schwert zum Kampfe und dem Sänger die Leier zum Geſange. Sollte jener mit dem Schwerte pflügen, dann würde er wenig fördern, und wollte dieſer ſeine goldene Leier in Dukaten ausmünzen, und verſchenkte er ſie alle — ſie erſetzten nicht das kleinſte ſeiner Lieder. Der Herr weiß, was er gibt, und wozu. — Ich will mir nun in dieſem Walde eine

Hütte bauen, den Kindern und Frauen Kränze reichen, und die Singvögel beſchützen all' mein Leben lang.« Ehe aber der gute Mann ſeinen Wunſch erfüllen und ſeines Alters froh werden konnte, ſtarb er.

Und ſo geht es Vielen.

Der Carneval ging zu Ende, in der Reſidenz war der letzte Maskenball. Der Redoutenſaal war gefüllt, in ſeinem vollſten Glanze. Auf den weißlakirten und gefirnißten Wänden hoben ſich in einfacher Linie und geſchmackvoll geſchwungenen Arabesken goldene Spangen und Leiſten, von der Wandfläche halb erhabene Säulen trügen Kronleuchter, und auf ihren einfachen Kapitälern ruhte der Plafond, aus deſſen harmoniſchen und vielverſchlungenen Zierrathen goldene Ketten nachläſſig zu fallen ſchienen, an welchen umfangreiche Luſter ihre Glasſteine im vertauſendfältigten Strahle der Wachskerzen iriſiren ließen. Die rothſeidenen Divane, welche ſich an den Wänden des Saales auf Stufen über einander erhoben, hatte die große Anzahl jener unmaskirten Damen eingenommen, deren vorgerücktem Alter der leichte Maskenſcherz nicht mehr anſtand, oder welche es unmöglich über ſich vermochten, das ſchöne Geſicht mit einer ſteifen Larve zu bedecken, die weißen Nacken und die vollen Arme, an deren junoniſchen Formen ſie jeder Freund leicht erkannte, zu verhüllen, des ebenfalls wohlbekannten aber unendlich werthvollen und ſchimmernden Schmuckes zu entbehren, oder irgend einen vielwerthen Mann unter der Maske auf Irrwegen zu laſſen und zu führen, den ſie doch am allerliebſten auf dem offenen, geraden und kürzeſten Wege zu ſich geleitet. In dieſen Reihen ſah man nun Manche, deren Geiſt und liebenswürdige Laune das bunte Maskenſpiel auf's Anmuthigſte belebt hätten, — das ſinnreiche Spiel, nach welchem jedes Herz mit Freuden trachten ſollte, da es die Liſt, Verſtellungen, Täuſchungen und unbegreiflichen Irrgänge des Lebens nachahmt, jene Verknüpfungen, Feſſelungen und Verwickelungen, die ſich im Leben nach Jahren, oft viel zu ſpät, nach Opfern, Verluſten und unter ſchmerzlichem Vermiſſen und Thränen, hier aber ſchnell und faſt immer unter Lachen und Scherzen entwirren; jenes liebliche Spiel, das uns die galante, lebensluſtige alte Zeit überlieferte, und das uns die altkluge neue Zeit, wie ſo manches gute Alte, langſam aus den Händen windet, ohne uns was Beſſeres dafür zu geben.

Zwiſchen dieſem lebendigen, roſen- und dornenvollen Zaune, durch welchen ein leiſes Flüſtern wie Windeshauch ging, das an beſonders dichten und blütenreichen Stellen zum lauten Geräuſche erſtarkte — denn ſchwätzende Lippen bewegten ſich dort ſchnell wie zitternde Roſenblätter — ich meine, umfangen von dieſem Zaune, in dem, ſtatt der Johanniswürmchen, Diamanten leuchteten, und ſtatt der goldgrünen Käfer goldgefaßte Smaragde glänzten, durch deſſen Maſſe ſich ſtatt der Sonnenſtrahlen, die der Dichter Gold nennt, wahrhaft goldene Ketten und Spangen wanden; der, ſtatt von Perlen verglichenem Thaue, von ordentlichen Zahlperlen ſchimmerte; an dem überhaupt dem Dichter nichts mehr zu erdichten, dem Naturfreunde im weiteſten Sinne ſo gar Vieles zu erwünſchen übrig blieb, wogte das Fahrwaſſer der Maskenfreude. In der Menge, welche über das Parquet flutete, rauſchend die beiden Prachttreppen zum Buffet hinanſtieg, in Nebenzimmern und Gallerien ſich mündete, aus ihnen wieder ergänzte, ſah man, wie es die Mode jetzt mit ſich bringt, blos Damenmasken. Ein Paar ſtumme, eiferſüchtige Herren-Dominos und der geringe Maskenpöbel: Pierrot, Arlequin, Policinello, Papageno ꝛc. ꝛc., im Ganzen etwa zehn Stücke, verdienen keine Erwähnung. Selbſt in den Damenmasken gab es auffallende Abſtufungen. Eigentliche Coſtüms, geſchmackvoll zuſammengeſtellt, reich, dann und wann auch überladen, zierten die beweglichen Geſtalten jener Töchter, welche die Vorſtädte in den freundlichen Häuſern wohlhabender Fabrikanten erziehen, und die bei Frohſinn, weniger Arbeit, und im Bewußtſein eines ziemlichen Heiratsgutes, ſorgenlos der kommenden Tage gedenken. Die Fantaſiemasken lieferte die haute volée; meiſtens lange, ſchwarze Seiden- und Sammtgewänder, hier und da einen ſchreiendrothen Ueberwurf, Alles voll Spitzen, Quaſten, weit und faltenreich; auf den Köpfen thürmten ſich Schleifen, Locken, Federn, Barrets, Blumenkörbe, Coiffuren in übertriebener Dimenſion und capriziöſer Geſchmackloſigkeit. Dieſe Fantaſiekinder belebten nach allen Seiten hin die Unterhaltung, und gaben den feineren Männern viel, viel zu rathen, zu befürchten, zu ſchaffen; die Mitglieder der früher genannten Maskenſorte verfolgten meiſtens nur eine Perſon, nur einen einzelnen Privatzweck, und das Treiben der letzten Klaſſe: Tirolerinnen, Türkinnen ꝛc. ꝛc. übergehe ich gänzlich.

In jeder Verſammlung gibt es einen Glanzpunkt, einen kulminirenden Stern, und da auf einer heutigen Redoute doch die intereſſanteſten Damen maskirt erſcheinen, und dadurch ſich gegenſeitig — beſonders vor den Augen der betrachtenden Menge und des dem Total-Eindrucke ſich hingebenden Einzelnen — gleichſtellen; ſo wird hier das Loos, den ragenden Ruhepunkt des Treibens zu bilden, in der Regel den Männern des Tages zu Theil. Wer dieſe ſind, wiſſen Reſidenzleute ſehr wohl. Der Held des neueſten Skandals, der beliebteſte Sänger oder Schauſpieler, ein origineller Virtuoſe, etwa der privilegirte Spaßmacher der Stadt — ſolche Leute pflegen in einem Kreiſe von Neugierigen und zudringlichen Masken zu wandern; ausgezeichnete Staatsmänner wandeln in einem Nimbus, es wird erſt über ſie geſprochen, wenn ſie vorbei ſind.

Ein ſolcher Mann bewegte ſich auch auf dem Maskenballe, deſſen bunte Regſamkeit ich ſo eben zu beſchreiben verſuchte. Sein Aeußeres war angenehm, ſeine ganze Erſcheinung edel, ſicher und beſtimmt; die feinen Züge ſeines Antlitzes waren rudig, die Friſche ſeines Auges, ſeines Ganges und ſeine übrigen Bewegungen waren bedeutend; ſein Haupthaar hatte in geringen Partien zu ergrauen begonnen.

»Das iſt der Baron Mark, meine Liebe,« ſagte der Regierungsrath Wall zu ſeiner Gattin.

»Der ſchlanke Herr mit dem blauen und dem rothen Ordensbande im Knopfloche?« fragte dieſe.

»Derſelbe,« gab Wall zur Antwort.

»Er ſoll ja im neuen Miniſterium ein Portefeuille bekommen?« ſagte die Frau weiter.

»Man ſpricht davon,« antwortete ihr Gemal; »ich wünſche es dem Lande, er iſt wohlunterrichtet, faſt genial in ſeinen Entwürfen und wohlwollend.«

»Sage mir, lieber Mann, iſt denn das derſelbe Mark, der auf dem Schloſſe Buchenſtein jenes tragi komiſche Abenteuer mit der Oberförſterstochter hatte, die dann entführt wurde?«

»Ja wohl, mein Weibchen.«

»Iſt denn das ſchon ſo lange vorbei? Er ſcheint jetzt ſchon vierzig Jahre alt zu ſein?«

»Mit nichten,« ſagte Walk, »er iſt nicht älter als zweiunddreißig.«

»Und ſchon ſo bedeutend im Staate?«

»Durch Talente, hohe Geburt; nun iſt er ſeit ſeines Vaters Tode einer der reichſten unſers Adels. Er ſteht hoch in der Gunſt unſers Fürſten, da er vor drei Jahren als Geſandter am N** Hofe, als jene Differenzen — —«

»Lieber Mann, Du weißt, das verſtehe ich nicht; mir iſt's genug, zu wiſſen, daß ſeine glänzende Erſcheinung einen werthen Kern hat.«

»Sieh', meine Liebe, dort tritt er eben an's Büffet — mit wem ſpricht er?« So ſagte Wall neugierig, und führte ſeine

Lorgnette an's Auge. Seine Frau hing dabei an ſeinem Arme, und muſterte die ſitzenden und vorbeigehenden Damen.

»Mann!« rief ſie nun, »dort kommt der Oberwaldamts-Direktor Wildungen und ſeine vortreffliche Frau. — Herzlich gegrüßt, liebe Wildungen!«

— »Wie erfreut bin ich, Sie zu ſehen, liebe Wall!«

»Wie geht es Ihren Kindern?«

— »So gut, als ich es den Ihrigen wünſche.«

»Der Himmel ſei gelobt, auch meine ſind geſund.«

— »Wie herrlich kleidet Sie dieſe Sammtrobe! Fürwahr, liebe Freundin, Sie altern nicht.«

»Wäre es wahr, ich dankte es nur meinen aufblühenden Kindern; ich verjünge mich mit ihnen. — Mein Mann erfuhr ſo eben, daß Baron Mark ſich mit der Comteſſe Palmſtein verbinden werde.«

»Ja,« ſagte Wildungen, »der älteſte Verehrer meiner Frau wird ihr jetzt untreu.«

»Kindiſcher Mann,« ſagte Erneſtine, »er war mein jüngſter Verehrer, wenn Du ihn ſchon einen ſolchen nennen willſt.«

Ueber dieſe heiteren Worte lachten die beiden Ehepaare; Wall, daß ſein Bäuchlein ſprang, Erneſtine am wenigſten. Wall ſagte nun: »An dieſem Gerüchte wird wohl ſo wenig Wahres ſein, als an allen vorhergehenden, die des Barons Verehelichungen mit den erſten Damen des Hofes prophezeiten, ohne daß eine erfolgt wäre. Seitdem er im Staatsrathe iſt, beſchäftigt ſich ſein Geiſt mit der Verarbeitung umfaſſender Pläne. Er baut ſich Theorien. Er will Alles nicht nur wohlhabend, ſondern auch glücklich machen. Die Wünſche ſeines eigenen Herzens ſcheint er nicht beachten zu wollen, er hält ſie für zu geringfügig; was alle Welt wünſcht, geht ihm näher. Vielleicht iſt das Alles nur eine Reform-Manie, die vorüber gehen wird, wenn er außer ſich nicht die erwünſchten Reſultate und in ſich nicht die gehoffte Befriedigung findet. Man ſagt, ſeit er in der Liebe betrogen wurde, meidet er alle Frauenzimmer; nur die Klugheit und ihre Mutter, die Erfahrung, läßt er zu ſich. Wenn ihm dieſe auch die Achtung der Welt, die Liebe des ganzen Landes verſchaffen, keine davon kann ihm die Liebe erſetzen, die nur ein Frauenherz einem Männerherzen ſchenken kann, ohne welche jedes Männerherz leer und dürr bleibt. Verſündigt ſich auch die Liebe einmal an uns, ſo kommt ſie als reumüthige Magdalena wieder, und trocknet mit ihrem goldenen Haare unſere Thränen. Wenn man ſie dann mild und verſöhnt an's Herz zieht, ſo fällt ſie nicht mehr in ihre alten Sünden zurück. Vermeine ja Keiner, er ſchließe eine Leidenſchaft aus ſeiner Seele aus. Vielmehr nütze er die erhöhte Kraft, die ſie ſeinem Weſen gibt, zum Beſten.«

Bald nach dieſer Rede trennten ſich die Ehepaare und tauchten in's Gewühl.

»Wall,« ſagte die Regierungsräthin, »Du gibſt dich ganz Deinem vortrefflichen Gefühle hin, und überſiehſt Manches in Deiner Extaſe. Bedachteſt Du nicht, daß jener Liebesbetrug, den Du erwähnteſt, an dem Baron von Erneſtinens Schweſter verübt wurde? Merkteſt Du nicht, wie die gute Wildungen bei Deiner Rede in die ſeltſamſte und beunruhigendſte Bewegung gerieth, und ſich beeilte, von uns zu kommen?«

»Das bedachte ich wahrlich nicht,« verſetzte Wall. »Die gute Frau! Zu Buchenſtein gedieh nie die Liebe.« —

— »Warſt Du ſchon in Buchenſtein, lieber Mann?«

»Ich?« ſagte er betroffen, »nein — doch ja, ja, einmal auf der Jagd — es iſt ſchon lange her.« Im erwünſchteſten Augenblicke ſprach ihn jetzt eine muthwillige Maske an.

An einer anderen Stelle des Saales ſagte Wildungen zu ſeiner Gattin: »Ein hyperſentimentaler Menſch, dieſer Wall; ein tüchtiger Geſchäftsmann, aber ſonſt zerfließt er gleich in Zuckerwaſſer.«

»Er iſt ſo gut, und hat ein kindliches Gemüth,« meinte Erneſtine.

»Ein Mann ſoll ein männliches Gemüth haben, Frau!« —

— »Kindlich iſt ja nicht kindiſch, lieber Mann; oder ich will ſagen: ein ſanftes Gemüth, das wirſt Du doch nicht tadeln?«

»Wenn ich ihn nicht tadle,« ſagte Wildungen, »ſo geſchieht es, weil er tüchtig arbeitet, Frau und Kinder gut verſorgt und ſo ſeinen Platz ausfüllt. Alles Andere iſt Affectation und taugt nichts. Glaube mir.«

»Wir wollen darüber nicht zanken, mein Gemal. Vergiß nicht, etwas Bäckerei für die Kinder zu kaufen; es freut ſie ſo ſehr, wenn ich ihnen Etwas heimbringe.«

»Ja, ja,« ſtimmte Wildungen beſänftigt ein, »komm' zur Credenz, wähle recht hübſche Sachen. Vielleicht finden wir dort Charlotten und die Tante.«

Nahe am Büffet, an welchem ſich erhitzte Herren und Damen drängten, um ſich erfriſchendes Eis reichen zu laſſen, ſaß auf einem Divan, neben dem Grafen Grünau, der Baron Mark. Flüchtige Blicke warf er in das Gewühl und ſagte dann zu ſeinem Nachbar: »Uebertünchte Unzulänglichkeit und Unzufriedenheit, was ich hier erſchaue. Viele ſchöne Kräfte ſind in unſerm Lande — ich will ſie leiten, regeln; nun reiben ſich zu viele in nutzloſem Treiben auf.«

»Du meinſt es gut,« verſetzte Grünau, »aber ſchon jetzt fängt man an, die Triebfeder Deines Wollens zu verkennen, und ich bezweifle, daß man Dich in den Staatsrath oder das Kabinet berufen wird. Ich hörte Stimmen wieder Dich—«

»Laſſ' ſie reden,« unterbrach ihn Mark; »eine Stimme in mir, der ich am liebſten folge, feuert mich zur unbegränzten Thätigkeit an. Nun bin ich hochgeſtellt, und begreife den Zweck und die Macht meiner Stellung. Das tief liegende Thal wird

baut, trägt die Früchte, die uns nähren, den Wein, der uns
freut; dort unten liegen die ſicheren Wohnplätze, die wohl
ngefriedeten Gärten, dort unten iſt Alles voll Saaten, Laub
d Blumen; Jeder denkt ſeine Hufe zu ſchmücken, die geſchützte,
nnige Lage begünſtigt jeden Keim. Auf den hohen Gebirgen
er wächſt nichts zur Zierde und zur Nahrung, ſie aber ſind
, die das Thal vor kalten Winden ſchützen; ihre Form und
tellung beſtimmen, wie Du wohl weißt, die Temperatur des
ndes, Witterung, Fruchtbarkeit; für ſich haben ſie wenig,
en Anderen ſind ſie zum Horte und zum Segen.«

»Du erkennſt Deinen Standpunkt herrlich,« ſagte Grünau,
ergiſſeſt aber, daß die Berge unverrückbar von Gottes Hand
aufgethürmt ſind, Dich aber haben Menſchenhände ſo hoch
ſtellt, und Menſchenhände können Dich wieder ſtürzen.«

»Können ſie mir auch Rang und Würde,« ſprach Mark,
o können ſie mir doch nicht meine Erfahrungen, meine Men-
henkenntniß, das Bewußtſein deſſen, was noth thut, nehmen,
ben ſo wenig meine Reichthümer, mit denen ich Unabſehbares
s Privatmann leiſten kann. Ich will fortan doch nur für An-
re leben — für mich zu leben, ward mir nicht das Loos.«

»Freund! Lieber guter Mark! Du gehſt immer in's Weite,
u ſiehſt die Welt nur immer in zwei Geſtalten. Als rollende
ugel, die jetzt im Oſten ein Glück an's Sonnenlicht heraufbringt,
nd bald daſſelbe im Weſten wieder in's Dunkle mit hinab-
immt; das kommt daher, weil man leider Dein vortreffliches
erz getäuſcht hat. Dann ſiehſt Du ſie wieder als ein fühlloſes
emenge, das in einander wühlt, ohne daß jeder Einzelne im
uſammenhange ſtünde mit dem Ganzen — das iſt eine Hage-
olz-Anſicht. Hätteſt Du eine Frau, die Dich liebte, Du würdeſt
kennen, daß die Welt nur darum Schönes hervorbringt, daß
h die Herzen daran erfreuen; hätteſt Du Kinder, die fröhlich
r Dir aufwüchſen, Du würdeſt ſehen, wie die Welt mit
ütterlicher Sorgfalt ihnen Blumen, dann Kenntniſſe, endlich

Liebe und tauſend werthe Erfahrungen in den Schooß ſchüttet. Du würdeſt, auf einem Berge ſtehend, das Land nicht krittelnd überſchauen, ſondern ſprechen: Wenn da unten meine Hülle modert, wirſt du, theueres Vaterland, meine Kinder beglücken mit Blüten und Früchten, in ihnen wird mein Geiſt fortleben, meine Liebe. — Ja, die Welt iſt kein Weſenknäuel, ſondern ein wohl eingerichtetes Haus, das Stammſchloß des edlen Geſchlechtes: Menſchheit. Es hat ſeine Küche, ſeinen Keller, ſeine Kinderſtube, ſeinen Turnierplatz und die wonniglichen Gärten für die Jugend, ſeine prunkvollen Freudenſäle, ſeine ſchlichten Arbeits- und Wohnzimmer, ſeine Kirche, ſeine Gräberhallen. Das Andenken der alten Ahnen lebt fort, der Jahrtauſende lang gewohnte Hausbrauch iſt nicht aufzuheben; ſuche Jeder friedlich das Beſtehende zum Beſten zu lenken, ſo wird der Wohlſtand ſich mehren und Gottes Segen walten. Was die Zeit bedarf, das bringt ſie mit; der Menſch aber ebne nur beharrlich den Weg, auf dem das Gute immer heranſchritt, und ſtrebe, das Schlechte raſch zu vertilgen.«

»Ei,« ſagte Mark, »Wahres und Unwahres ſprichſt Du in ſchillernder Vermengung. Es gleicht wohl auch mein Denken Deinen Reden, aber zu Frauenherzen fehlt mir das Vertrauen. Und bei meiner Abſicht, das Beſtehende umzugeſtalten, nur vorſichtig leiſe daran zu rücken, dazu mangelt mir die Schwäche. Soll ich mich immer von der Welt behandeln laſſen, wie ein Kind, zu dem man ſagt: Da haſt du ein Paar Groſchen zu deinem Vergnügen, dein ganzes Vermögen werden die Klügeren verwalten?«

»O, lieber Mark, man merkt es, daß Du Dich nur zu bald der Einwirkung der liebevollen Frauenwelt entzogen haſt, und mit ernſten Männern lebteſt. Du biſt ein großartiger, aber einſamer Denker. Unter Männern bildet ſich die Stärke, und mit ihr Herrſchſucht — Eigenſinn. Nur die Frauen lehren uns, ſchmiegſam ſchönen Zwecken nachtrachten; man wird durch ſie wie ein klarer Fluß, der nichts deſto weniger ſeinen Lauf verfolgt, wenn er auch Mühlen treibt, Frachtſchiffe trägt, Luſtkähne wiegt. Du wirſt noch älter werden, und der Welt nach ihrem eiſernen Willen thun, und wenn Du Dich ſo mit dem Leben verſöhnt haſt, wirſt Du Dich der grünen Liebe und ihres friedlichen Schattens erfreuen wollen — Du wirſt aber nicht mehr zu ihr gelangen können. Als Dein Herz noch wie ein junger Baum war, ſchlug ihm der Blitz eine Wunde — Du haſt den Baum nicht verbunden, nicht zu heilen geſucht, darum wird er verdorren. Eile, vielleicht iſt er noch zu retten.«

Mark ſchüttelte den Kopf. »Geh', Grünau, dort im blauen Domino kommt das Evangelium, aus dem Du mir ſo eben vorgeleſen haſt: Deine Frau; — geh', — auch ich ſehe dort ein, obwohl gealtertes, doch immer werthes Antlitz!« — Die Freunde ſchieden. Der Baron ging auf eine Frau zu, die eine grüne Sammtmantille trug, und an einem Tiſchchen Gefrornes aß. »Ich täuſchte mich nicht, Sie ſind es, Erneſtine — ach, wollte ich ſagen: Frau Direktorin. Mich freut es, Sie ſo wohl zu treffen. Wir ſehen uns ſo ſelten; zwar bin ich auch noch nicht lange hier. Wie geht es Ihren lieben Kleinen?«

— »Gut, Euere Excellenz, ich danke; die Kinder ſind mein ganzes Glück.«

»Ihr ganzes Glück?! Ja, ja, kann ſchon ſein. Reden wir nicht weiter davon. Sie ſind die achtbarſte Frau, die ich kenne; das einzige weibliche Weſen, das ich ſchätze. — Komm' ich ſchon wieder in meinen Unmuth? Verzeihen Sie. Sprechen wir von Stadtneuigkeiten. Haben Sie auch ſchon gehört, daß ich mich verehelichen werde?«

»O ja,« rief Erneſtine freudig, »alſo iſt es wirklich — ?«

»Nichts iſt es,« unterbrach ſie der Baron, »als eine Lüge. Ich werde nie heiraten. Heiraten iſt ein Blüten- und Blumending, und ich bin jetzt der Blüten und Blumen baar. — Mein

Herbſt iſt gekommen. Ich will nun die Früchte meines Lebens pflücken, aufbewahren oder klug verſchenken.«

»Erlauben Euere Excellenz,« ſagte Erneſtine, »ich meine, ein Leben, das nicht aus den ſüßen Liebestagen in den Schatten des Eheſtandes fließt, dem fehlt der Herbſt gänzlich. — Im Liebesſommer verglüht es faſt, und mit dem unſeligen Entſchluſſe, allein zu bleiben, fällt gleich der Winter ein, und der Schnee verdirbt die zu hoffen geweſenen Früchte.«

»Spricht denn heute Alles in Gleichniſſen, mich zu bekehren?« zürnte der Baron. »Und Alle ſind heute ſo vernünftig, daß ſie mir den lang gehegten Eigenſinn, wie ihn Grünau nennt, verwirren. Ich wollte, ich könnte mich noch täuſchen laſſen. Erneſtine, wenn ich Ihre grüne Mantille anſchaue, ſo tritt der grüne Buchenſteiner Forſt und ſein Schlößchen vor meine Seele. Das liebe Edelknabenſpiel — Ihr Geſang — und nach Jahren — ich kann den Namen nicht mehr ausſprechen — o, wie glücklich lebte ich in meinem Wahne! — O Gott! — welche Aehnlichkeit! — Was kommt dort, an dem Arme Ihres Gemales, für ein wunderſchönes Mädchen?« —

»Es iſt meine Halbſchweſter Charlotte,« — ſagte Erneſtine.

»Ah, — ja ſo — d'rum die Aehnlichkeit. — O, wie iſt ſie ſo ſchön! — Alles gleicht — der Entriſſenen — o, wie ſchön — wie wunderſchön! Wiſſen Sie, wie mir iſt, wenn ich ein ſchönes, liebenswürdiges Frauenzimmer ſehe, das mein Herz aufregt?

— — „Wie Einem, dem im Wald
Auf dunklen Pfaden graut,
Der nur ſtets vorwärts eilt,
Und nimmer rückwärts ſchaut;
Er weiß, ein Feind iſt hinter ihm, —
Sein Herz ſchlägt bang und laut.“

»Faſſen Sie ſich,« ſagte Erneſtine. »Sie waren doch als Jüngling ſo galant.« —

»Ja, galant bin ich noch,« meinte der Baron, »mein Herz
irſt ſchnell einen Harniſch von alten Erinnerungen und Erfah-
ngen über, dann nähere ich mich jeder Schönen, — und bin
lant.«

Nach dieſen Worten trat er den Herankommenden entge-
n, und warf Charlotten einen glühenden Blick zu, vor dem
e aufblühende Jungfrau erröthend ihre Augenlieder ſenkte.

* * *

In einer Ecke des Saales lachten und flüſterten einige feine
erren. »Alſo morgen in Deinem Palais?«

— »Das heißt in dem, das in der Vorſtadt iſt.«

»Ja, ja.« —

— »Welche Tänzerinnen?« —

»Die Lotani, die Chiomba.« —

— »Köſtlich! — Und ein Spielchen vielleicht?«

»Nach Belieben.«

— »Kommt auch Mark?« — /

»Der am ſicherſten von Euch Allen.«

* * *

Winter.

Die Beſitzungen des freiherrlich Mark'ſchen Hauſes erſtre-
n ſich von dem höchſten Grathe der Gränzalpen, der nur
chwarzwurzeln und Gemſen liefert, über holzreiches Wald-
birge, das edles Hochwild nährt und kleine Seen voll koſt-
rer Forellen einſchließt, bis in das flache, wohlbewäſſerte Land,
lches ein fruchtbarer Boden, Handel und Gewerbe bereichern.
rt, wo die Bergwelt zu ſanften Hügeln ſich verringert, liegt,
rch eine erhöhte Lage und prachtvolle Bauart gleich ausge-
chnet, das Stammhaus Markhauſen. Im ſiebzehnten Jahrhun-
t aufgeführt, ſeitdem wohl erhalten und geziert, wendet es
ne reiche Fronte dem offenen Lande zu, durch deſſen Korn-

Felder, Fruchthaine und Weingebirge ein majeſtätiſcher Strom Fracht- und Luſtſchiffe aller Art hinunter trägt.

In dieſem Schloſſe wohnte der Baron Emerich von Mark, nachdem er kein Portefeuille im neuen Kabinet, keinen Sitz im Staatsrathe erhalten und vom diplomatiſchen Schauplatze ſich entfernt hatte, oder entfernt worden war. Wer ihn zu beſuchen hatte, trat von der Bergſeite durch ein alterthümliches Thor, welches mit Zugbrücke und Fallgitter im beſten Zuſtande ſich befremdend genug ausnahm, in einen weiten Hof. Hier waren die Stallungen und Remiſen, darauf gebaut die Kanzleien und Wohnungen der Beamten, rechts der ehemalige Hundezwinger, der nun zum Gefängniſſe benützt wurde. Hier war es ziemlich ſtille, aber noch ſtiller, faſt öde war es im zweiten Hofe, den Blumenbeete und ein Springbrunnen herrlich zierten, aus dem eine freie Marmorprachtſtiege unter eine offene Säulenhalle und von da in eine bedeckte, mit Ahnenbildern und Statuen geſchmückte Gallerie führte, an welche die Zimmerreihe ſtieß, welche der Baron mit einem glänzenden Hausſtande, doch in verdrießlicher Einſamkeit bewohnte.

Womit er ſich eigentlich beſchäftige, wußte Niemand. Viele ſagten, es ſei nichts Anderes, als dumpfes Dahinbrüten, womit er ſeine Stunden ausfülle. Mit ſeinem Güterdirektor, einem alten, redlichen Manne, beſprach er ſich am öfteſten, doch nur wegen Geſchäften. In Mark'ſchen Dienſten ſtand Jedermann gerne, man war gut gehalten und nach Verdienſt befördert.

Es war an einem Abende in der erſten Woche des Mai's, als der Baron den Direktor zu ſich rufen ließ. Dieſer erſchien und fand ſeinen Herrn in der Gallerie auf und nieder ſpazierend. »Euere Excellenz befehlen?«

— »Ich wollte nur fragen, ob der Oberförſter v. Eulenthal aus Buchenſtein, den ich zu meinem Forſtrathe zu ernennen mich bewogen fühlte, ſchon in ſeiner Eigenſchaft hieher überſiedelt iſt.«

»Dieſelben beliebten das betreffende Dekret ſchon im letzten erbſte benanntem von Eulenthal zuſtellen zu laſſen, und it Winteranfang bewohnt er ſchon das Haus am großen Teiche, elches dem jeweiligen Forſtrathe angewieſen iſt.«

— »Ganz gut. Aber wie findet er ſich in ſeine Lage?«

»Er iſt höchſt zufrieden und fröhlich.«

— »Fröhlich?« wiederholte der Baron, und fuhr ſich mit er mageren Hand über die gefurchte Stirne. Der Direktor chwieg betroffen. »Fahren Sie fort.«

»Er lebt mit ſeiner Tochter Charlotte ein häusliches eben, und würde Eurer Excellenz ſchon längſt ſeinen Dank ver önlich ausgeſprochen haben, wenn Dieſelben ſich dieſes nicht aus rücklich verbeten hätten.«

— »Ich bin dem Manne gut, aber ich will ihn nicht ſehen.

Nun folgte eine lange Pauſe.

»Was befehlen Euere Excellenz weiter?«

— »Warum ſo eilig, lieber Direktor? Leiſten Sie mir Ge ellſchaft in einem freundſchaftlichen Geſpräche.« Der alte Mann erſtummte ſchier im maßloſeſten Erſtaunen. Ein gleicher An rag war ihm vom Baron noch nie geworden.

— »Ach, ich merke, Sie wundern ſich über meine Rede, eil ich ſeit meinem Aufenthalte zu Markhauſen von nichts Ande em, als von Geſchäften, mit Ihnen ſprach. Auch jetzt betrifft's uletzt nur ein Geſchäft. Ich bin krank. Nach dem Austritte us den Dienſten meines Landesfürſten ging ich auf Reiſen, nd trieb mich in aller Welt herum. Da war es mein Geſchäft, Vieles, Vieles zu vergeſſen. Es gelang mir nicht, denn die Welt ſt ein ewiges Einerlei, jeder Tag iſt eine Wiederholung des origen, jede Stadt eine Wiederholung der anderen, jedes Un glück iſt aus demſelben Model gegoſſen, alle Freuden ſind von emſelben Schnitte, langweilig rieſelt allenthalben die Quelle er Liebe und Täuſchung aus jüngeren Tagen in das reifere lter und vertrocknet; was an mir vorübergezogen war, holte ich in fremden Kreiſen wieder ein, es beſchäftigte ſich zwar mit fremden Leuten und wandte mir den Rücken, doch bei ſeinem Anblick überkam mich die Erinnerung, und kurz — ich konnte nicht vergeſſen. Vor zwei Jahren kam ich hier an, und habe bis jetzt meine Zeit in meinem Zimmer und dieſer Gallerie zugebracht, keinen Fuß aus dem Schloſſe geſetzt, nichts als meine Geſchäfte beſorgt, und außer Geſchäftsleuten Niemand zu mir gelaſſen. Ich gedachte, da mir das Schickſal jeden anderen Wirkungskreis genommen hat, meine Herrſchaften beſtens zu verwalten, was mir zugewendet wird, beſtens zu vollbringen, und übrigens in thatloſer Einſamkeit die quälenden Einwirkungen des Lebens zu paralyſiren. Zwar vergaß ich, was ich vergeſſen wollte, auch nicht, aber es wurde mir nach und nach gleichgiltig und verdrießlich; meine längſt freudenleere Seele wurde nun auch von Schmerzen leer, dieſe verwandelten ſich in körperliche Leiden — ich fühle mich nun krank, und nun ſind wir bei dem Geſchäfte, von dem ich mit Ihnen reden wollte — mein Geſchäft iſt nur: geſund zu werden. Ich hoffe, nach erlangter leiblicher Geſundheit, ein erträgliches, bequemes Alter zu genießen, das ich, ohne Träumereien, mit dem Streben nach materiellem Wohlſein mir verzieren will.«

»Euere Excellenz —«

— »Laſſen wir im freundlichen Geſpräche die Titulatur!«

»Herr Baron, wenn Sie gnädigſt erlauben, Sie können dem Leben ſchon noch einen höheren Geſchmack abgewinnen. Geſund werden Sie ſein, ſobald Sie Ihre Lebensweiſe ändern, in freier Luft und guter Geſellſchaft ſich bewegen — und dann die lieben Frauen! Sie können ſich ja verehelichen.«

— »Ach, mein Lieber, das laſſen wir ſein, das ſchmeckt nach Liebe — Träumen — Täuſchungen — ich habe das genoſſen. Die Weiber will ich ganz aus dem Spiele laſſen. Gäſte ſollen kommen, aber lauter Männer. Jagden, Mahle und ſo weiter.«

»Erlauben Dieſelben —«

— »Ich bitte, keinen Kanzleiſtyl!«

»Erlauben Sie, Herr Baron, der angenehmſten Ordnung, Bequemlichkeit und Häuslichkeit erfreut ſich nur ein Haus, in welchem eine Hausfrau heiter ſchaltet. Die Speiſe, die ihre Hand bereitet, die Taſſe Kaffeh, die ſie einſchenkt, wird von keinem Wohlgeſchmacke übertroffen. Das Zuſammenſein mit einem treuen Weſen, das Tag und Nacht beſorgt iſt, uns den rauhen Lebensweg zu ebnen — iſt unbeſchreiblich.«

»Etwa ein häusliches Mädchen von armem, alten Adel,« ſagte der Baron — »es dürfte ſich Rath und Zeit finden zu dieſem Geſchäft.«

»Wenn dann die Kinder heranwachſen, Herr Baron.«

— »Und man ſein ganzes täuſchungsvolles Leben an ihnen ſich wiederholen ſieht — nein, Direktor, das lockt mich nicht.«

»Vielen wird ungetrübtes Glück zu Theil.« —

— »Denen geſegne es Gott.«

»So meinem Sohne, den der Herr Baron ſo gnädig waren als Juſtiziär anzuſtellen, der eine brave Frau ſich errang, und heute — entſchuldigen Sie dieſe Freudenthränen — ich gehe jetzt zu ihm — ſein erſtes Kind — ein geſunder, friſcher Knabe — wird getauft.«

— »Ach, das iſt lieblich,« ſagte der Baron, von einem ungekannten Gefühle durchrieſelt — »das iſt lieblich — ein Säugling — ein Kind — bringen Sie ihm da meine Uhr zum Pathengeſchenke.« —

»Ach, dieſe Güte!« —

— »Bringen Sie ihm die Kette auch mit. Eine Kindstaufe! Der Mutter meinen Glückswunſch, vergeſſen Sie ja nicht. Ein hübſcher Bube, der Kleine?«

»Des Vaters getreues Ebenbild.«

— »Des Vaters Ebenbild — das muß Ihrem Sohne angenehm anzuſchauen ſein. — Heiraten, meinen Sie, ſoll ich? Kann ſchon ſein, daß ich es noch thue. Meine Zimmer ſind leer, mein Herz und Haus kalt, fröhliche Kinder ſollen es füllen und erwärmen. Es iſt ein winterliches Gefühl, das mich zum Heiraten treibt. — Ich will Sie nicht länger aufhalten. Sie wiſſen alſo, daß Sie ſich nicht zu wundern haben, wenn Sie mich bald allenthalben in der Gegend umherſtreifen ſehen, es geſchieht meiner Geſundheit willen. Ferneres will ich mir überlegen. Aber ſagen Sie mir doch noch, woher das kommen mag, daß ſich ſeit wenigen Tagen mein einſames und bunt in einander gedrängtes Denken plötzlich in dem erquicklichen Gedanken entwirrte: ich bin krank und will ſtreben zu geneſen; und daß, während ich in meiner Abgeſchiedenheit ſo viele gute und zeitgemäße Gedanken faßte und wieder fahren ließ, nur dieſer eine von mir ausgebildet und zu realiſiren getrachtet wird; ja, daß mich dazu ſogar ein eigenes Gefühl, ich möchte ſagen: ein Aroma, jenem gleich, welches Blumengärten umgibt, aufreizt, vorwärts ſchmeichelt und drängt.«

»Das macht der Frühling, hochverehrter Herr Baron,« ſagte darauf der Direktor, »der Mai, die Blütezeit der Erde. Derſelbe Duft, erquickt Sie, den jetzt die warme, thaufeuchte Erde ausathmet, und welcher die Vöglein zum Brüten bewegt, der alle Blütenkelche, Sinne und Herzen aufſchließt.«

— »Sie haben Recht, Direktor, mein Auge überflog heute von meinem Schlafzimmerfenſter die Gegend. Wir haben eine herrliche Zeit. Ich muß die Mailuft in die Gallerie hereinlaſſen.« Der Baron öffnete das Fenſter, bog ſich hinaus und ſchaute in den Hof hinab. »Mailuft athme ich ein,« ſagte er, »es iſt unverkennbar. Um den goldenen Knauf des Thurmes und über der Schneide der Dächer glüht abendrother Duft, Federwölkchen ſchweben zitternd in der Höhe, als blieſe ſie ein ſpielendes Kind hinauf; dieſe Klarheit, dieſe Bläue — ſo iſt nur der Maihimmel. Hm! Die Blumenbeete am Springbrunnen ſind nett gehalten und reich gefüllt. Lauter exotiſche Pflanzen. Wenn ſie eine ſorgſame Hand pflegt, ſo blühen ſie auch noch in kälteren

Regionen. Was ihnen der Gärtner, das ſoll mir meine Frau ſein, mein Herz hat auch die ſüdlichen Zonen hinter ſich. Was ſind denn das für liebe Vöglein, die dort unter dem Thore ihr Neſt bauen?«

»Schwalben ſind es, Herr Baron. Sie verheißen dem Hauſe, in dem ſie ſich einniſten, Glück und Segen.«

— »Die lieben Geſchöpfe! Wie ſie die warme Abendluft durchſchneiden, aus dem Baſſin nippen, und die Inſekten haſchen. Sehen Sie doch, Direktor, wie die Luft lebendig iſt! Sperlinge und Singvögel flattern durch einander, Schwärme von Mücken bewegen ſich, von ſinkenden Sonnenſtrahlen durchſchimmert; über den Dächern die Tauben, und dort klappert auf dem Erkerthurme der heimgekehrte Storch.«

»Gevatter Storch pflegen wir ihn zu nennen,« lächelte der Direktor, »und machen den Kleinen weiß, er bringe die Kinder in's Haus.«

— »Ja, ich habe es ſelber oft gehört. Gevatter Storch, guten Abend! Du ſollſt auch mir bald mit deinem langen Schnabel aus irgend einem klaren Gewäſſer der Nachbarſchaft ein Kindlein ziehen und in's Schloß tragen. Aber — die Kindstaufe verſäumen Sie ja faſt, lieber Direktor. Gehen Sie, grüßen Sie mir die junge Mutter, und vergeſſen Sie nicht, die Uhr abzugeben. Leben Sie wohl.« Nach dieſen Worten wandte ſich der Baron um, begann mit der heiterſten Miene von der Welt ein Liedchen zu pfeifen,—und verließ, in ſein Zimmer tretend, die Gallerie, die er noch vor einer Stunde mit dem mißmuthigſten Geſichte von der Welt durchſchritten hatte.

Der Direktor aber ging im maßloſeſten Erſtaunen über all' das Neue und Unverhoffte, was er von ſeinem Gutsherrn gehört und geſehen hatte, die koſtbare Uhr in der Taſche und tauſend Vermuthungen im Kopfe, durch die Schloßhöfe in die Wohnung ſeines beglückten Sohnes.

Der Baron war ſeit ſeinem Aufenthalte in Markhauſen gewohnt, bis um zehn Uhr und noch länger im Bette zu bleiben, um ſo die läſtigen Tage durch träumeriſchen Halbſchlaf und gleiches Nichtsthun zu verkürzen, oder wenigſtens zu vergeuden; aber an dem Morgen nach dem oben mitgetheilten Geſpräche mit dem Direktor wühlte er ſich bald nach vier Uhr aus ſeinen Kiſſen, ſchlug die Vorhänge zurück, und öffnete das Fenſter. Morgenroth und Grün waren die Farben, die ihm allenthalben aus der reichen Landſchaft entgegen leuchteten. Flüſſiges Morgenroth war alles Gewäſſer, das er überſah: der große Fluß, die kleineren Bäche, die ihm zueilten, alle die kleinen Weiher, die in den Gehöften des Marktfleckens unter dem Schloſſe zum Nutzen und Vergnügen der Enten und Gänſe ſtagnirten, und die ſchon von den ſchnatternden Martinsvögeln in wacher Fröhlichkeit beſchwommen wurden; flüſſiges Morgenroth quoll aus den Röhren der Hausbrunnen, an denen hübſche Leute und Kinder das Antlitz erfriſchten und ſich den Schlaf aus den Augen wuſchen; ja, die Löwen des Gemeindebrunnens auf dem Marktplatze ergoſſen ſogar glührothen Burgunder aus ſteinernen Rachen. Aber all' dieſe Waſſerſpiegel umfaßte friſch-grünes Pflanzenleben, auf dem Baſſin und den Brunnentrögen wucherte Moos, um den Fluß ſtanden dunkelgrüne Auen voll fröhlichem Wild und Blättergebraus, die Bächlein kamen aber durch Saatfelder, Obſt- und Gemüſegärten gefloſſen.

Wer eine Gegend überſchaut, findet bald einen Punkt, an dem vor Allem ſein Auge haftet, und nach dem, als dem Mittelpunkte des ausgebreiteten Bildes, er die Lage und Bedeutung der gehäuften Gegenſtände beſtimmt und erkennt. Unſerm Baron erging es ebenſo. An der weſtlichen Seite des Marktfleckens, wo ſich die letzten Häuſer verlieren, Gärten, Felder, endlich reich mit Gebüſchen beſetzte Wieſen ſich ausdehnen, wird der Boden plötzlich feucht und ſumpfig, ein Oſteraufenthalt der Schnepfen und Kibitze. Weiter vorn wächſt dichtes Rohr und rauſchendes

f, welches die Füchſe, der zahlreichen Wildenten und Waſ
hnerbrut wegen, häufig zur Nachtszeit beſuchen, und außer
Gracht beginnt der weiter ausgedehnte Spiegel des ſo
unten großen Teiches. Koſtbare Fiſche ernähren und wiegen
grünlichen Wellen, Schleuſen und Sumpfgelände umfan
ihn von allen Seiten, nur am oberen Theile begränzt ihn
Boden, der als fruchtbare Landzunge des jeweiligen Forſt
s Wohnhaus mit ſeinen Gärten trägt. Hinter dieſem ver
t ſich die Au des Fluſſes mit dem Laubwalde, der über die
ſten Hügel aus dem höheren Gebirge in die Ebenen nie
igt.

Dieſer Punkt, dieſes feenhafte Jagdſchlößchen im purpur
n See, feſſelte des Barons Blicke. »Dorthin,« dachte er,
mein Spaziergang lohnend ſein, dort liegen hübſch bemalte
flein am Ufer, auf denen man ſich bei lieblichem Geplätſcher
die ſchnellen Fiſche hinausrudern könnte.«

Er nahm ſein Fernrohr zur Hand, und ſchaute durch auf
Gebäude. An deſſen Thoren ſtand eine Trillage voll Blu
öcken, die eine Jungfrau begoß. Sie trug ein grünes
eine feingefaltete weiße Chemiſette, die bis an den Hals
e, und über welche ihre ſchwarzen Locken ſich lieblich herab
ten. Jetzt wendete ſie ſich um, und ſah ihm gerade in's
ohr. Ueber ihren großen Augen lagen ſcharfgezeichnete dunkle
nen, die Naſe wölbte ſich in feinem Buge über den rothen
Lippen, hinter denen gleichgereihte Perlenzähne ſchim
n. Jede Bewegung war ſittſam, doch an dem getragenen
e, der Haltung des Hauptes, an dem eigenthümlichen Blu
euer des ſinnenden Auges erkannte man ein bis in den
ommer vorgerücktes Alter, Alles zeigte ſich in vollendetſter
blühend an den ſchönen Gliedern. Durch die offenen Fen
es Hauſes gewahrte der Baron in dem Zimmer aus längſt
igenen Tagen ihm wohlbekannte Einrichtungsſtücke, das
r und drüben an der Wand die Guitarre, zu der er ſich

leicht die nun gealterte Erneſtine dachte, um ſo leichter, da die Jungfrau vor dem Hauſe ihr in allem und jedem Aeußeren ſo ſehr glich, und unverkennbar ihre jüngſte Schweſter war. Ihm war es, als ſähe er durch ſein Fernrohr in die Vergangenheit zurück. — Schnell befreite er ſich aber von dieſem Gedanken, und hing voll ſtiller Wünſche ſeinen Blick wieder an die einſt gewohnten ſchönen Formen der Blumenpflegerin. »Mir ſcheint, das Haus, in dem mein Herz erwachte und dann meuchlings durchſtochen wurde, hegt mir auch die heilende Hand. Ich will hinab, und finde ich in jener Jungfrau ein friſches, geſundes und unverdorbenes Naturkind, das reinen und ungetrübten Herzens ſeinen Beruf als Weib zu erkennen im Stande und dem Manne ergeben iſt, ſo nehme ich ſie zu mir, daß Schwalben und Störche mein Haus beſuchen, daß ſich mein kaltes Herz erwärme, und die Stille meines Lebens fröhliche Kinderſtimmen unterbrechen. Ich will hinunter und ſie ausforſchen — aber der Alte — der harte Mann iſt mir läſtig« — und bei dieſen Gedanken ſah er immer durch's Fernrohr, über tauſend begrünte Furchen, über Baumwipfel und Halme, auf das ſtille Jägerhaus am Teiche.

Endlich gewahrte er, wie der alte Forſtrath drüben aus der Hausthüre trat. Ein Jägerburſche führte ein geſatteltes Pferd vor, der Alte beſtieg es, grüßte ſeine Tochter, hetzte ſeinen Hund vor ſich her, und ſprengte gegen den Wald zu, in deſſen Bäumen er bald darauf verſchwand. Nun holte ſich die zurückgebliebene Tochter weißes Leinenzeug aus dem Hauſe, und begann, ſelten von ihrer Arbeit aufblickend, mit vielem Fleiße zu nähen. Dem Baron ſchien dies die gelegenſte Zeit, zu ihr hinüber zu gehen; er kleidete ſich vollkommen an, und ſchritt aus ſeinem Schloſſe. Er ging hinter den Gärten um den Markt herum und durch die Felder. Alles war von ſingenden Vöglein und fröhlichen Arbeitsleuten bevölkert, aufgeſchreckte Häschen hüpften aus den Furchen, hie und da lockten Rebhüh-

Der Baron ging vergnüglich ſeinem Ziele zu, und erwog
gſt in ſeinem Innern, wie er den Seelenzuſtand und die
nsanſicht der ſchönen Jägerstochter auf's Beſte zu erforſchen
chte; dabei vermeinte er wiedergekehrte Jugend in ſeinen
dern zu verſpüren. Wer aber der Ausgewählten wohlverbe-
und mit durchdachten Planen ausgerüſtet, ein ſondirender
ſchafter, ſich nähert, iſt alt; zu alt ſchon für die Liebe,
er alle Berechnungen zu Schanden werden. Verliebte müſſen
gränzt in's Blaue hinein hoffen, und ſich unbedingt ver-
en und glauben: Lieben iſt ein ſüßes Glücksſpiel, auf's
n ausgehen iſt ein Geſchäft. Alles dieſes mochte der Baron
dunkel ahnen; beſonders als er auf dem Damme, der den
ſigen Boden durchſchneidet, dem Jagdſchlößchen immer näher
fühlte er ſich geneigt, die vor dem Hauſe Sitzende mit ei-
Kuſſe zu begrüßen, und aus der holdſeligen Ueberraſchung
Liebesgeſtändniß und all' ſein künftiges Glück herauszuſin-
aber gleich fürchtete er wieder üble Folgen des allzu ra-
Handelns, und beſtand darauf, ſich vorſichtig zu nähern.
wäre des unüberlegten Jünglings Art, mir iſt ſie fremd
rden.«

„Er träume denn, ihm iſt ein Traum Gewinn,
Wenn noch der Flaum beſä't das weiche, blonde Kinn.“

Unter dieſen Gedanken war er an Charlotten herange
n. Sie ſah verwundert an ihm hinauf.

»Guten Morgen, mein Fräulein.«

— »Guten Tag, mein Herr.« Sie ſah ihm dabei ganz
gültig in's Geſicht.

»Iſt Ihr Herr Vater wohl zu Hauſe?«

— »Nein, mein Herr, er iſt vor Kurzem in den Wal
len.«

»Ich hätte mit ihm zu ſprechen, wann kommt er zurück?«

— »Etwa in zwei Stunden. Sie haben wohl mit ihm
hätte?«

»Ja wohl, und darum will ich ihn hier erwarten. Erlauben Sie mir nicht, daß ich an Ihrer Seite bleibe, ſo will ich unterdeſſen auf dem Teiche herumrudern, oder ſonſt in der Nähe irgendwo verweilen.«

— »Wenn es Ihnen angenehm iſt, bei mir zu bleiben, ſo laſſen Sie es ſich behagen. Nur ſcheinen Sie mir gar ein feiner Herr, der an beſſere Unterhaltung gewohnt ſein dürfte, als die eines nur allzu ſchlichten Landmädchens.«

»Dieſe Bezeichnung kann ich nicht dulden,« ſagte der Baron galant, »denn Schnitt und Stoff Ihrer Kleider, ſo wie die Ordnung Ihrer Haare und was ſonſt noch Ihre Geſtalt erhebt, zeigen von dem geſchmackvollſten Sinne für Einfachheit.«

— »Ach, mein Herr, Sie ſind recht gütig. Da Sie bemerken, daß ich etwas überſorgfältig und mit Freuden mich kleide, ſo loben Sie dieſes an mir. — Wollen Sie ſich doch an meine Seite ſetzen, ich bitte, ſtehen Sie nicht länger. — Sie loben an mir Unbedeutendes. Ich muß mir Alles ſelber machen, und in der Einſamkeit wird man geſchickt und erfinderiſch.«

»Leben Sie denn ſo einſam?« fragte der Baron, der neben ihr Platz genommen hatte.

»So einſam, wie möglich,« gab ſie ruhig, allein ohne Trübſinn zur Antwort; »ich bin's aber von Jugend auf gewohnt. In einem Kloſter erzogen, gewann ich dafür Sinn; ſpäter kam ich nach Hauſe, mein Vater lebte damals noch in Buchenſtein, meine anderen Schweſtern waren kurz vorher aus dem Hauſe gekommen« — ſie ſeufzte — »ich hatte die ganze Wirthſchaft zu führen. Ich kam überhaupt mit der Welt nie recht in Berührung, und ſah nur die Kirche und die Menſchen, die in Geſchäften zu meinem Vater kamen. Aber trotz der vielen Wirthſchaftsſorgen bleibt mir doch noch manche freie Stunde. Da mache ich mir hübſche Kleider; denn jeder Menſch muß ſeine Freude haben.«

Dem Baron ging das Herz auf bei der beſchränkten Genügſamkeit der Jungfrau. Er ſprach: »Erlauben Sie dem Fremden eine Frage, die er ganz harmlos, nur um das erquickliche Geſpräch fortzuſpinnen, an Sie ſtellt. Wie fand ſich denn Ihr Herz in dieſe Einſamkeit?«

— »Mein Herz? Wie meinen Sie das? Ich helfe und erfreue, wo ich es in meinem geringen Wirkungskreiſe mit meinen geringen Kräften thun kann, habe meinen Vater recht lieb, auch meine Schweſter Erneſtine — kennen Sie die?«

»Sie glich Ihnen ganz, als ſie in Ihren Jahren war.«

— »Kennen Sie unſer Haus ſchon ſo lange?«

»Sie waren noch ein kleines Mädchen. O, mein Fräulein, Kinder ſind eine liebliche Erſcheinung.«

— »Gar ſo lieblich, Sie haben Recht, mein Herr!«

»Möchten Sie Kinder haben?

— »Ja, wenn ich verheiratet wäre,« gab Charlotte mit einem Ernſte zur Antwort, der ihrem ſchönen Zuge und ihren Jahren, in denen ein Mädchen denn doch über ſeine Beſtimmung im Reinen iſt, gar wohl anſtand.

»Und möchten Sie heiraten?«

— »Welches Mädchen wünſchte nicht an ſeinem Ziele zu ſein!« gab ſie wieder zur Antwort. »Ein Haus zu verſorgen, in dem man nicht fortleben wird, iſt nur ein halbes Glück. Hier betreue ich meinen Vater mit aller kindlichen Liebe, aber wenn er ſtirbt, ſo muß ich die nette, gut beſtellte Küche, die gewohnten und bequem eingerichteten Zimmer, in denen ich mich ganz zu Hauſe fühlte, verlaſſen, und fremde Leute ſetzen ſich in die lieben Winkel, fühlen andere Gefühle, und mein Name wird nie genannt. Ich habe mir dann eine kleine Wohnung zu ſuchen, dort für mein kleines Sein zu ſchalten und zu walten, weiß nicht, für wen ich ſpare, und ſterbe ich ledig, ſo ſind mein Name und mein Angedenken ausgelöſcht. Ganz anders, wenn ich als Mutter meiner Kinder einem Hauſe verſehe. Das Bequeme und Nützliche, das ich einrichte, werden ſie in ſpäteren Jahren noch genießen; den Knaben ſpare ich rundes Geld, den Mädchen weiß ich Leinwand, Silberzeug, Porzellan und was ſonſt für eine junge Braut wohl herzunehmen iſt, anzuſchaffen; allen theile ich mit, was ich an guten Lehren und Mutterliebe vermag. Bin ich geſtorben, ſo lebe ich im Kreiſe meiner Kinder fort. Der Sohn, dem das Vaterhaus geblieben, ſpricht zu ſeinen Kindern: »Seht, hier am Fenſter iſt eure Großmutter gerne in der Abendſtunde geſeſſen, und hat uns Geſchichten erzählt.« Oder ein Anderer, der wo in der Ferne ſein Glück gefunden hat, nennt ein altes Sprüchlein und ſagt zu ſeiner Frau: »Das hat meine ſelige Mutter gerne im Munde geführt.« Oder meine Tochter putzt ſich zu einem Balle und ſpricht: »Siehſt du, lieber Mann, dieſes ſchöne Rautenkreuz iſt noch von meiner guten Mutter.«

Der Baron hörte dieſen Reden in ſtummer Wonne zu. Charlotte fuhr fort: »So denke ich mir das Glück meines künftigen Eheſtandes. Mein Vater ſagt, in der rechten Stunde wird der rechte Mann um dich kommen. Ich würde lügen, wenn ich ſagte, daß ich dieſe Stunde nicht herbeiwünſchte, aber hundert Geſchäfte bewältigen meine Sehnſucht, und ſo erharre ich in ruhiger Ergebung den Rechten.«

»Nun iſt er da,« rief der Baron aufſtehend und ſie leidenſchaftlich bei der Hand faſſend.

»Ei, wie ſo raſch, mein Herr! — Sie ſcherzen,« ſtammelte Charlotte, unruhig umherblickend.

»Sind Sie mir abgeneigt?«

— »Ich kenne Sie nicht weiter, als daß Sie freundlich ſind, das empfiehlt wohl Jeden!«

»Empfiehlt wohl Jeden,« wiederholte eine ſtarke Stimme hinter dem Baron, »aber, wenn ein Freier nicht zuerſt den geraden Weg zum Vater geht, das empfiehlt bei mir Keinen. Verſtanden?« Bei dieſen Worten drehte der Redner, kein

Anderer, als Charlottens Vater, den Baron gegen ſich um — erkannte ihn — ließ ihn ſchnell los — und nach kurzer Verlegenheit ſich ſchnell ſammelnd, ſprach er: »Zuerſt meinen Reſpekt, Eure Excellenz, aber was ſollen dieſe gnädigen Scherze?«

— »Nichts da vom Scherze, Alter! Sie haben mir vor Jahren eine Tochter zur Frau verſprochen, nun halten Sie Ihr Wort, geben Sie mir Charlotten.«

Der Forſtrath ſtand verſtummt.

»Ach, da wird es wieder viel Bedeuten und Bereden brauchen, bis Sie mir trauen. Pſt! Du, Burſche, auf's Schloß und hole meinen Direktor! Sie, Forſtrath, kommen mit mir in's Haus und hören mich an. Und Sie, Charlotte,« — hier trat er zu ihr, umſchlang Sie ſanft und drückte einen Kuß auf die Wange der Erſtaunten — »glauben Sie mir, der Rechte iſt gekommen.«

Als er mit dem Forſtrathe in's Haus getreten war, ſaß Charlotte allein, und bedachte die Ereigniſſe der letzten Stunde. »Und ſoll ſie denn wirklich gekommen ſein, die Zeit der ſüßeſten Pflichterfüllung?« So ſprach ſie, und engelreine Bilder der Zukunft zogen vor ihre Seele. Wer ihr Bräutigam ſei, war ihr noch gar nicht klar geworden, ſein gefälliges Aeußeres hatte ſie angenehm berührt, und in der Aufregung und im Lichte des ſchönen Morgens ſah denn auch der Baron heute viel ſtärker und geſünder aus, als ſonſt. So ſaß ſie an dem unbeweglichen Spiegel des Teiches, auf dem der ſehnſüchtige Schlag einer Nachtigall vom anderen Ufer herüberſchiffte. Aus dem Zimmer ihres Vaters hörte ſie dann und wann ein lautes Wort des Barons. Die Sonne war höher geſtiegen und beleuchtete das keimende Leben des Thales, aus der Saat lockte ein brütendes Rebhuhn, da zuckte ein unnennbar ſüßer Gedanke durch der Jungfrau Seele, ſie ſenkte ſchnell ihr Geſicht, das eine Roſenröthe überflog, und nahm ihre Arbeit wieder auf; aber das geſenkte Antlitz war heiterer, als der heiterſte Tag.

Es ſind zehn Jahre ſeit des Barons Verehelichung verfloſſen. Ich führe meine Leſer in die Reſidenz ſeines Landesfürſten, eine große, gewerbsreiche und gar luſtige Stadt. Eben neigt ſich einer der letzten Faſchingstage ſeinem Ende zu, das heißt, es iſt etwa fünf Uhr Abends, Schlitten und Wägen kreuzen ſich unter Schellen- und Rädergeraſſel und vielſtimmigem Geſchrei der Kutſcher, ſo daß der Fußgänger in der einbrechenden Dämmerung, von fallenden Schneeflocken und den grellen Strahlen der Gaslichter, welche aus den bunt ſchimmernden Modeläden herausbrechen, geblendet, in nicht geringe Gefahr geräth. Wir begeben uns aber aus dieſem Gedränge in eine lange, nicht allzu breite und abgelegene Gaſſe, die ganz von den alten Paläſten der höchſten Cavaliere gebildet wird. Eine prachtvolle Façade an der anderen, an jedem Thore ein reich gekleideter Portier; aber da dieſe Gebäude nur von den hochadeligen Beſitzern und ihrer Dienerſchaft bewohnt werden, und in den Erdgeſchoſſen ſich keine Kaufläden befinden, ſo gibt es hier ſelten Wagengeraſſel oder Fußgängergewühl, und das Quartier gewährt zu allen Tageszeiten einen ruhigen, langweiligen Anblick.

In einem hohen, mit dunkelbraunen Tapeten bekleideten Zimmer des ſchönſten dieſer Paläſte ſitzt der Baron Emerich von Mark in ſeinem Lehnſtuhle am Kamine, ſtellt die Füße auf das vergoldete Gitter, zieht ſich den ſeidenen Schlafrock über die Knie, fährt ſich mit der Hand durch die weißen Haare, gähnt, ergreift ein engliſches Bilderbuch, legt es wieder bei Seite, zündet ſich eine Cigarre an, und findet ſich endlich beim Tabakrauchen behaglich. Er iſt ein fetter Mann und hat etwas Laſſes in ſeinem Weſen; kraftlos und träge ſind ſeine Bewegungen, er iſt in einer beſtändigen Abſpannung, wie Einer, der ſich durch Genuß überreizt hat. Sein Profil iſt noch immer fein geſchnitten, aber die Augen ſind matt, der Mund hängt phlegmatiſch unter den anderen Zügen, deren Röthe und kernloſe Fülle eine Folge äußeren Wohllebens ſind, bei dem aus mancherlei Urſachen ſein Haupthaar ſich bleichte.

Während er ſo ſitzt und ſchläfrig in das Kaminfeuer ſtarrt, tritt eine große, ſtark gebaute, faſt vierzigjährige Dame in das Zimmer; ſie trägt einen ſammtenen Pelz und einen weißen Federhut, ihre Bewegungen ſind kraftvoll und entſchloſſen, eine kluge Stirne beſchatten dunkle Locken, ihre Geſichtsfarbe iſt die gewöhnliche Stadtbläſſe, um den Mund ſteht in dunklen Runen eingegraben: »Stummer Schmerz.« Sie zieht ihre Handſchuhe aus, tritt zum Baron, legt ihre noch immer ſchöne Hand auf ſeine Schulter und ſpricht: »Lieber Emerich da bin ich wieder. Du haſt Dich noch nicht ankleiden laſſen? Biſt Du unpäßlich? Fehlt Dir Etwas?«

— »Faul bin ich. Langeweile habe ich, gute Charlotte. Ich rauche da eine prächtige Cigarre, M* hat ſie mir beſorgt, ein Geruch wie Balſam.« Er bläſt der Baronin behutſam eine feine Rauchwolke unter die Naſe.

»Davon verſtehe ich zu wenig, lieber Emerich. Willſt Du Dich nicht ankleiden laſſen?«

— »Nein, ich mag nicht. Ich werde mich erſt Abends zum Ball ankleiden laſſen. Hm! Macht Dir das recht viel Freude, daß es wieder viel zu reden und zu ſchaffen gibt? Alle Welt lacht, wie ſich eine Dame von Deinem Range um ſolche Dinge nur bekümmern mag. Aber ich laſſe Dir Deine Freude.«

»Du biſt ein guter Mann, und weißt, wie ſchwer man ſich von den Gewohnheiten aus ſeiner ſchöneren Lebenshälfte trennt.«

So harmlos und wohlwollend die Baronin dieſe Worte ſpricht, ſo machen ſie doch auf den Baron und auf ſie ſelbſt einen unerwartet bedeutenden Eindruck. Emerich kann ſeiner Gemalin nicht in die Augen ſehen; ſein Inneres beleben Erinnerungen vergangener Jahre und beunruhigende Begebenheiten der jüngſten Tage; Charlotte merkt, daß ihre Rede wie ſtechender Vorwurf klang, was ſie doch gar nicht wollte. Jedes denkt eben, wie dem Geſpräche ſchnell und ungezwungen eine andere Wendung zu geben ſei, ſie finden aber nicht das rechte Wort, ja ſogar das unpaſſendſte.

»Du weiſst,« nimmt die Baronin wieder das Wort, »daß ich zu Hauſe gewohnt war, für Alles zu ſorgen; es war mein liebſtes Geſchäft, und, wie ich Dir an jenem Morgen am Teiche ſagte, meine liebſte Hoffnung, daſſelbe einſt in meinem eigenen Hauſe für meine Lieben thun zu können.«

— »Ich erinnere mich,« ſagte der Baron in dem Tone, in dem man ſich ſelbſt einen Vorwurf zu machen pflegt, »daß Du auch die ſüße Hoffnung hegteſt, in Deinen Kindern fortzuleben. Wir aber ſind kinderlos geblieben.«

»O, Emerich!« ſpricht Charlotte, die heftigſten Bewegungen ihres Innern niederkämpfend, »der Himmel hat uns dieſen Segen verſagt.«

Da ſteht der Baron vom Stuhle auf, hält ſich die Hände vor's Geſicht und ſeufzt: »Charlotte, frühzeitig iſt es in meinem Leben Winter geworden. Eine kalte Nacht richtete mir eine Blume zu Grunde, darauf riß ich alle anderen ſelber aus. Unbebautes, wüſtes Land macht die Luft, die darüber iſt, rauher; ſo ging es mir, ich kam in den Winter, der Winter kam über mich. Dich riß ich aus Deinen Sommertagen in meine Eisnacht herüber.«

»O, ſchweige, ſchweige!« ſchmeichelte Charlotte. »Ich bin ja durch Dich glücklich geworden, wie ich nie träumte. Winter iſt's freilich, weil wir alt werden. Winter iſt aber die Zeit der geſelligen Luſt, daher fahre fort, mit heiteren Freuden Deine Tage zu verleben. Erlaube mir fürder, in Deine Freudenkränze beſcheidene Blumen zu flechten. Sei fröhlich und danke Gott für das, was Du haſt; Alles, was er wünſcht, hat Keiner.«

So tröſtet die ſelbſt Gebeugte den zerrütteten Gatten, der endlich in ſeine vorige Apathie zurückfällt. Sie ſpricht vom genialen Arrangement des heutigen Soupers, dabei glänzen ſeine Augen, im Verlaufe des Geſpräches wird er gleichgiltiger, endlich ſchläft er gar ein.

Die Nacht iſt angebrochen, das Zimmer iſt von dem Scheine des Kaminfeuers erleuchtet, an die Fenſterſcheiben ſchlägt der Schnee und weht der eiskalte Todesathem der Natur. An den Wänden des Gemaches hängen, von Meiſterhänden gemalt, Anſichten des Jagdhauſes am großen Teiche, von Buchenſtein und ſeinem Forſte, von Steinfelden und noch mancher anderen ſchönen Gegend aus Charlottens Heimat. Sie möchte ſich gerne in dieſe lieben Räume zurückträumen, in jene Gemüthsſtimmung, in welcher ſie dort einſt ihre Tage verlebte, und einen glücklichen Eheſtand hoffte. Und ſo ſchön auch die Bilder gemalt ſind, ſo ſehr auch die Wärme und der Duft im Zimmer ſie an die holden Sommerabende auf den heimatlichen Wieſen erinnern, aus ihren ſüßen Träumen ſtört ſie das Schnarchen des Barons.

Der Baron iſt nun aufgewacht und hat ſich ankleiden laſſen, die Baronin desgleichen. Der Ball hat begonnen; es iſt Mitternacht geworden, und Alles iſt in vollſter Bewegung.

Unter der ſchimmernden Menge finden wir alte Bekannte: den Staatsminiſter, Grafen Grünau, umgeben von Männern, die in Kunſt und Wiſſenſchaften die Zierden ihres Vaterlandes ſind, darunter Präſident Wall, der berühmte Juriſt, und der Forſtdirektor von Wildungen. Beſondere Aufmerkſamkeit, beſonders auf der Seite der Damen, erregt Ernſt von Wildungen, ein Sohn des Forſtdirektors. Man bezeichnet den jungen Mann als den Erben des Titels und der Güter Emerich's, des letzten Barons aus dem Geſchlechte der Mark von Markhauſen. Die Präſidentin Wall erheitert mit ihrer guten Laune Alt und Jung, und Jeder naht ihr gerne. Der Hausherr ſitzt beim Spiele und trinkt fleißig; ein Paar Franzoſen nehmen ihm ſeine Louisd'ors ab, das amüſirt ihn prächtig. Eben geht ſeine Gemalin mit ihrer Schweſter Erneſtine vorbei. »Du predigſt mir die beſten Grundſätze,« wirſt er ihr lachend zu, in Bezug auf die Ereigniſſe des letzten Abends. Sie nickt und lächelt ihn mitleidig an — mir kommt es wenigſtens ſo vor; dann ſagt ſie: »Ach, Erneſtine, ich kann keinen Spieltiſch mehr ſehen, ohne daß mir Leokadiens unglückliches Schickſal einfällt. Ich ſah im Geiſte die Arme vor dem Spielhauſe zu Baden-Baden ſtehen, allein in der kühlen Herbſtnacht. Sie kränkelt, von Gram, Noth und Reue gebeugt. Ihr Mann ſetzt das letzte Geld auf die Karten — plötzlich ein Knall — mit zerſchmettertem Haupte trägt man den Unglücklichen hinaus. Nun iſt ſie von Allen verlaſſen, arm, im fremden Lande, krank, hilflos, der Verzweiflung ein Raub. Auf ihrem Todtenbette ſchreibt ſie den erſten Brief an die Ihren und ſtirbt. Wir ſaßen da im Ueberfluſſe, und konnten ihr nicht einmal ihre letzte Stunde erleichtern. Erneſtine, wir Schweſtern hatten alle kein Glück. Eine liebe, aber unkluge Hand hat es todtgeſchlagen, als es das Unglück abwehren wollte. So ging es auch dem Bären, der an der Stirne ſeines ſchlafenden Pflegers eine Fliege jagen wollte, und einen ſchweren Stein darauf warf, welcher das Haupt des harmloſen Schläfers zerſchmetterte. Leokadia, die unter uns des vollſten Herzens war, ſprengte, leider von einer ſchlechten Freundin ſchlecht geleitet, die unnatürlichen Feſſeln; ich kannte die Welt nicht und lernte erſt kennen, daß es eine verſtändige Freiheit gebe, als ich auf immer gefangen war. Du mußteſt eine zarte Leidenſchaft unterdrücken, und einen braven Geſchäftsmann heiraten. Du haſt ihm bis jetzt gut gewirthſchaftet, Kinder erzogen, er iſt mit dir zufrieden — aber Dein Herz ging leer dabei aus.«

»Du irrſt, ich habe meine guten Kinder,« unterbrach ſie jetzt Erneſtine.

»Nur Dein Ernſt,« verſetzte die Baronin, »hat Dein Gemüth — die anderen alle ſind wie ihr Vater, fleißig, redlich, aber zurückhaltend, ſuperklug.«

»Sie ſind doch meine Kinder,« meinte Erneſtine.

»Könnte ich dreißig Jahre aus der Zeit ſtreichen,« ſeufzte Charlotte, ſo daß ich und Leokadia, zwei kleine Mädchen, unter Deiner Obſorge in Buchenſtein ſäßen. Du ſollteſt die Braut jenes Mannes ſein, den Du damals noch im Stillen liebteſt, und der Vater ſollte zu uns ſagen: »»Madeln, wenn ihr brav ſeid, ſo dürft ihr auch einſt, wie Erneſtine, den Mann heiraten, den ihr lieb habt, wenn er auch brav iſt.«« Wir könnten ſo glücklich ſeyn!«

Die Schweſtern blicken einander tief gerührt in die Augen. Da kommt der Baron hinzu, nimmt die Baronin bei der Hand und ſagt zu ihr: »Liebe Charlotte, wenn nur bald das Souper käme, ich freue mich kindiſch auf die laute, köſtliche Tafel.«

Nur ein Gedanke.

Wie die Vöglein, durch die Lüfte
Flatternd, flüchtig uns entflieh'n,
So auch ziehet der Gedanke
Sehnend in die Ferne hin.

Aber hat ſich matt geflattert
Eines Vögleins ſchwanker Flug,
Leitet ihn zu ſeinem Neſte
Ein geheimer, tiefer Zug.

Auf ihn harret dort in Liebe
Eines Herzens leiſer Schlag,
Und ſie leben dort ſo ſelig
Bis zum nächſten jungen Tag.

Aber kehret mein Gedanke
Heimwärts in ſein ſtilles Haus,
Lebt er da in tiefer Sehnſucht,
Bis er wieder zieht hinaus.

Keinen zweiten wird er finden,
Ewig ſteht er nur allein;
Da ich nur an ſie kann denken,
Wird nur ein Gedanke ſein.

Alexander Patuzzi.

Laues Wetter.

Wunderbar! Zum Schranz geworden
Iſt der Winter anzuſchau'n,
Schämt ſich ſeiner Silberhaare,
Färbt ſie eitel grau und braun.

Hüpft mit ſüßlichem Geſäuſel
Bald nach Süd und bald nach Weſt,
Lispelt durch der Bäume Aeſte,
Gleich der Vögleinbrut im Neſt.

Alter Graubart! Wie erbärmlich,
Daß du den Verliebten ſpielſt,
Zur Karikatur geworden,
Weil du aus der Rolle fielſt!

Oder, glüht die Kraft des Lenzes
In den Adern, liebeheiß,
Und du willſt die Erde freien,
Sie, die Jungfrau, du, ein Greis?!

Als du auf den weißen Roſſen
Muthig ſtürmteſt durch die Welt,
Mocht' ich achten deine Größe,
Warſt ein Sieger mir und Held;

Aber jetzt, das Aug' voll Thränen,
Koſend hier und ſeufzend da, —
Gehe, biſt ein Weichling worden,
Hannibal vor Capua!

Groß-Athanaſius.

Wohnungstauſch.

Ich wohnte an dem Thurme gleich,
Ich mußt' es oft beklagen:
Da gab's die ganzen Tage euch
Ein Läuten und ein Schlagen!

Und wenn ich ruhig ſchlafen wollt',
Ich bracht' es nicht zuwege;
Denn jede Viertelſtunde grollt'
Der Hammer ſchwere Schläge.

Zog in ein and'res Haus. — Da wohnt
Ein Mädchen gleich daneben,
Von Augen ſchwarz, von Haaren blond,
Voll Liebe und voll Leben.

Nun pocht's und ſchlägt's die ganze Zeit
In meinem Herzen drinnen,
Ich kann euch keinen Finger breit
Die Ruhe mehr gewinnen.

Und wenn ich Abends ſchlafen will,
Da pocht's erſt voll Erregung,
Nun iſt es draußen todtenſtill,
Und drinnen die Bewegung!

August Schilling.

Eleonore von Caſtilien.

Ballade.

Es liegt der König auf dem Pfühle,
Die Bruſt vom gift'gen Speer durchdrungen,
Den in des Waldes Schattenkühle
Der Meuchelmord nach ihm geſchwungen.

Ernſt blickt dem bangen Todeswunden
Ein Arzt in die gebroch'nen Augen,
Und ſpricht: »Errettung iſt gefunden,
Will Einer Dir das Gift ausſaugen.«

Und ſeine Diener und Vaſallen
Vernehmen's im gedrängten Kreiſe ;
Sie laſſen ſcheu die Blicke fallen,
Und ſchleichen aus dem Zimmer leiſe.

Da ſtürzt die Königin, die treue,
Sich zum Gemal, und mit dem Munde
Zieht ſie, in freud'ger Todesweihe,
Das Gift ihm aus der off'nen Wunde.

Und als ſie ſtark die That vollendet,
Da leuchtet friſch ſein Lebensfunken ;
Er ruft voll Schmerz, ihr zugewendet:
»Du haſt im Gift Dir Tod getrunken!«

Doch lächelnd ſonder Furcht und Grauen,
Bereit zu ſterben, gottergeben,
Steht ſie, ein Engel anzuſchauen,
Vor ihm, dem ſie bewahrt das Leben.

Die Luſt ob dem, was ihr gelungen,
Hält fern von ihr des Giftes Schmerzen,
Sie hat zwiefach den Tod bezwungen,
Und fühlt erhöhte Kraft im Herzen.

Es ſchließt der ſchnell geneſ'ne König
Gerührt ſie in die ſtarken Arme,
Und zeigt, bewillkommt hunderttönig,
Die Retterin dem Ritterſchwarme.

Adolph Bube.

Verbrauchtes Gleichniß.

Wohl gleicht der Menſch dem Baume,
Frei wachſend, ungepflegt,
Sein Blühen ſagt nicht immer,
Daß er auch Früchte trägt.

Oft lichtet frech' Gewürme
Sein dichtes Blätterhaupt,
Und eh' der Frühling ſchwindet,
Steht er zerpflückt, entlaubt.

Bald drückt die Glut verſengend,
Bald iſt er halb ertränkt,
Da kann es wohl geſchehen,
Daß er die Zweige ſenkt.

Und wehren fremde Schatten
Den freien Himmelsraum,
So mag er breiter wachſen,
Doch in die Höhe kaum.

Und reißen Frevelhände
Den Schutz der Rinde los,
So trotzt er noch den Stürmen,
Liegt auch ſein Inn'res bloß.

So ſteht er tauſend Feinden,
Und ſchmachtet manche Friſt,
Wenn gleich an ſeinem Stamme
Des Harzes Thräne fließt.

Doch wühlen Sand und Kieſel
Sich in die Wurzel ein,
So wird er nackt und traurig,
Sein eigner Leichenſtein.

J. Sauter.

Unter'm Baume.

Am ſchmalen Gartenſaume,
Im grünen Dämmerſchein,
Da ſitz' ich unter'm Baume,
Mit meinem Gram allein.

Das Rauſchen in den Zweigen
Ermahnt mich liebevoll,
Daß ich mich rückwärts neigen
Und aufwärts blicken ſoll.

Und blick' ich ſtumm und düſter
Zum grünen Blätterdach,
Da macht mir ſein Geflüſter
Die Hoffnung wieder wach.

Die grünen Aeſte ſchwanken
So tröſtend her und hin,
Daß plötzlich die Gedanken
An meinen Gram entflieh'n.

Der Baum, erfaßt vom Winde,
Bewegt ſich raſch dabei,
Und theilt darauf geſchwinde
Sein dichtes Dach entzwei.

Da ſchimmert zwiſchen Zweigen
Der Himmel hoffnungsvoll,
Als wollt' der Baum mir zeigen,
Auf *wen* ich bauen ſoll.

V. Zusner

Des Dichters Rächer.

Novelle von Karl Rain.

Der Salon der Fürſtin Euphemia war heute ungewöhnlich voll. Was die Reſidenz an künſtleriſchen Celebritäten beſaß, war ausdrücklich geladen worden, um ſein Urtheil über das geſtrige neue Trauerſpiel abzugeben, welches ſich, ohne gerade einen ungeheuren Beifall der Menge zu erregen, doch die Theilnahme und Bewunderung aller Gebildeten im hohen Grade erworben hatte.

Außer den »zünftigen« Kunſtrichtern und akkreditirten Poeten fanden ſich noch viele Gäſte ein, welche ſich in dieſem Fache, wenn auch nicht von Gottes, doch von eigenen Gnaden für »berechtigte Männer« hielten. Während dieſe, beinahe lauter Höflinge, in ſchaler Lobhudelei wetteiferten, weil das Stück dem Hofe und insbeſondere deſſen äſthetiſcher Repräſentantin, der Fürſtin Euphemia, gefallen hatte, debattirten jene über die Idee des Gedichtes, über den Text dieſes dramatiſchen Evangeliums des Tages.

Abſeits von dieſer kunſtrichterlichen Seſſion ſtanden an einer Fenſterbrüſtung zwei Männer, von welchen der eine, ein hoher, ſchlanker, ſchöner Jüngling, mit verſchränkten Armen auf die Fürſtin Euphemia hinſtarrte, ohne auch nur einen Strahl ſeines feurigen Auges von der herrlichen Geſtalt abzuwenden, während der Andere, ein kleines, rundes, ſchwabb'liges Männchen, welches von Zeit zu Zeit eine Priſe Spaniol aus einer mit Brillanten beſetzten Tabatiere holte, ſeinen Nachbar ſcharf beobachtete.

»Gräfchen,« hub der Kleine endlich an, »bemerkt Ihr nicht, daß die Durchlaucht, ganz gegen Hochihre ſonſtige Gewohnheit in dergleichen Fällen, ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, und die Menge plappern läßt?«

»Habt Ihr,« fuhr er fort, als der Graf keine Antwort gab, »habt Ihr nicht ſchon geſtern im Theater bemerkt, wie tiefſinnig, wie ernſt die Fürſtin wurde? Seht, man hat zwar auch ſeine Meinung, aber man hütet ſich ſorgfältig, ſie auszuſprechen; denn ſagt man etwas Solides, etwas Gründliches, ſagt man Etwas, was nicht die Narrenjacke dieſes leidigen Zeitgeiſtes an ſich trägt, ſo wird man gleich von einer Koppel kritiſirender Hunde angebellt, und läuft obendrein Gefahr, auf drei Tage ein Journal- und auf drei Stunden ein Salon-Artikel zu werden. Ich behalte daher meine Meinung weislich für mich, Graf Günther, und beſchränke mich auf die Bemerkung, daß mir das Stück außerordentlich gefallen habe, außerordentlich ſage ich, ich gebe Euch mein Ehrenwort darauf. Aber, was wollt' ich doch? Ja richtig, ſeht, mir und Euch und uns Allen gefiel das Stück außerordentlich und ohne Zweifel auch der Fürſtin Euphemia. Uns aber, lieber Graf,« fuhr der Kleine liſtig lächelnd fort, »uns gefiel es blos— wie ſoll ich ſagen? — als Kunſtprodukt mein' ich, nicht wahr? Als ſolches gefiel es der Fürſtin wohl auch — aber, Gräfchen, Güntherchen, ich ſetze meine Tabatiere gegen Euern Solitär, wenn die beſondere Theilnahme der Durchlaucht nicht noch einen anderen, weit tiefer liegenden Grund hat.«

»Wirklich, Kammerherr,« fiel raſch Graf Günther ein, »glaubt Ihr das? Nun, dies Urtheil macht Eurem Scharfſinne Ehre, und ich würde Euch den Solitär gerne ohne Wette geben, wenn ich dieſen anderen, tiefer liegenden Grund wußte.«

Ein tiefer Seufzer hob bei dieſen Worten die ſtolz gewölbte Bruſt des Grafen.

»Da kann Rath werden, Gräfchen. Ihr ſeid ein wahrer Engel und meines Vertrauens werth. Aber Alles unter uns! Hört mich. Schon als das Manuſkript der Intendanz auf unbegreifliche Weiſe in die Hände geſpielt und der Fürſtin nachher zur Durchſicht vorgelegt wurde, bemerkte ich eine ganz eigene Veränderung an meiner erhabenen Gönnerin. Der beſondere Eindruck war unverkennbar; es ſchienen Reminiscenzen von ſehr ernſter Art erregt worden zu ſein. Ich wurde des höchſten Vertrauens gewürdigt und insgeheim beauftragt, den Verfaſſer auszuſpüren.«

»Ach, Graf Günther,« ſeufzte der Kammerherr mit komiſcher Wehmuth, »das war Euch ein Stück ſaure, vergebliche Arbeit! Meine Agenten richteten nichts aus, ich mußte ſelbſt an's Werk. Ich verkleidete mich, wie der Beherrſcher der Gläubigen in Tauſend und Einer Nacht, und beſuchte als Literat alle äſthetiſchen Café's der Reſidenz. O du mein Gott! Kein von Horniſſen verfolgtes Pferd kann jemals mehr ausgeſtanden haben, als ich dort erleiden mußte — und Alles umſonſt, Gräfchen, Alles umſonſt. Aber mein Eifer erkaltete nicht. Ich ſtieg ſogar in die äſthetiſchen Bier- und Schnaps-Kneipen hinab. Barmherzigkeit des Himmels! Der Unbilden Zahl hieß Legion — und auch das war vergebens! Endlich dämmerte mir ein Hoffnungsſtrahl; ein altes Vorſtadtbillard war noch zu beſuchen, wo ſich manchmal Muſenſöhne herumtrieben, welche das Creditfieber in der Stadt bekommen hatten und Landluft brauchten. Dort war nun ein Quidam, welcher an dem, nächſtens in die Scene zu ſetzenden Stücke große Theilnahme gezeigt, und ſich über viele Einzelnheiten in dieſem Bezuge angelegentlich erkundigt hatte. Ich erfahre das, ich fliege hin, ich hänge mich an meinen

Mann, wie der Specht an den Baum, ich fange an, ihn auszuholen. Er geſteht, daß ihn das Stück intereſſire, daß er der Aufführung gerne beiwohnen würde. Ich verſchwende ein Loth Spaniol an ihn, ich forſche ſo behutſam als möglich nach der Urſache ſeiner Theilnahme, ich laſſe mir geduldig den Bären aufbinden, daß ihn ein Unbekannter, mit welchem er im Poſtwagen angekommen ſei, darauf aufmerkſam gemacht habe, ich begnüge mich einſtweilen damit, verabrede eine neue Zuſammenkunft, ſtopfe ſeine Doſe — denn er ſchnupft entſetzlich viel — mit meinem köſtlichen Tabak, komme am nächſten Tage wieder und erfahre, — ach! Graf Günther, erfahre, daß — er abgereiſ't ſei. Ich raſe, ich ſtürme das Polizeibüreau; mit ſüßem Lächeln ſchlägt mir der Direktor das Fremdenbuch auf, ich leſe wie verſteinert: »Richard Bojanow, aus W. in Polen, Maler, nach Italien.« Nach Italien! Ich bitte Euch Graf, iſt das ein Ausdruck für ein Polizeibüreau?! Der Direktor ſoll's büßen! Wenn ich von den Schweizerbergen herabſteige, ſo bin ich in Italien, und wenn ich von Afrika herüberſegle nach der ſiciliſchen Küſte, ſo bin ich auch in Italien.«

»Ihr ſeid ein geplagter Mann, Baron Braslin!« warf Günther mit leichtem Spott hin.

»Das war ich, lieber Graf,« erwiederte pfiffig der Kammerherr, »das war ich und ein Narr obendrein, weil ich in der Ferne ſuchte, was mir ganz nahe ſtand. Laßt den Maler zu den Hottentotten reiſen, wenn er will. Der Verfaſſer der Tragödie: »Des Dichters Rächer,« iſt für mich kein Anonymus mehr.«

»Wirklich?« fiel Günther ein, »Ihr wüßtet?« —

— »Allerdings, Gräfchen, weiß ich, daß — Ihr es ſeid.«

»Ich?! Nun, bei Gott, es freut Euch, Eure komiſche Irrfahrt fortzuſetzen.«

— »Läugnet, wie Ihr wollt, Graf — ich weiß, was ich weiß. Ich habe Euch vorhin genau beobachtet; Eure Augen haben Euch verrathen. Behaltet das Incognito vor der Welt, ſo lange Ihr wollt. Vor der Fürſtin aber laßt die Larve fallen; Ihr habt keine ſchönere Gelegenheit, die Gunſt, nach der Ihr ſtrebt, zu erringen und die Euch, man weiß es, ohnehin ſchon halb und halb zu Theil geworden. Vergönnt mir daher, daß ich den Schleier lüfte, und der fürſtlichen Euphemia entdecke, was doch eigentlich ich allein nur herausgebracht habe.«

»Macht Euch nicht lächerlich,« rief Günther.

In dieſem Augenblicke klang Euphemiens Silberſtimme durch den Saal: »Warum fehlt heute Graf Günther in unſerem Künſtlerrathe?«

Der Gerufene nahm Platz im Kreiſe.

»Nun,« ſprach Euphemia mit einem ungewohnten Ernſte, der aber etwas Weiches, beinahe Wehmüthiges hatte, »was ſagt Graf Günther zu den gefällten Urtheilen? Beſtätigt er ſie, oder hat er ein eigenes in petto?

»Verzeihung, gnädigſte Fürſtin!« erwiederte Günther. »Ich kann den ausgeſprochenen Meinungen weder beipflichten, noch ihnen entgegentreten; ein Geſpräch mit dem Kammerherrn von Braslin hielt mich an jener Fenſterbrüſtung zurück.«

»Unverzeihlich!« rief Euphemia, »aber im Grunde deſto beſſer. So werden wir wenigſtens ein ſelbſtſtändiges Urtheil hören, auf welches die geäußerten Anſüchten keinen Einfluß nehmen können. Wohlan, Herr Graf!«

»Ich glaube,« ſprach Günther nach einer Pauſe, »daß der unbekannte Dichter der geſtrigen Tragödie ein großes, tiefes Seelenleiden mit ſich herumtrage, ein unheilbares Uebel, welches ihm Seligkeit und Verzweiflung zugleich bringt. Sein bedeutendes Talent veranlaßte, drängte ihn, ſeinen Schmerz auszuſprechen, zu verklären und dies gelang ihm ſo eigenthümlich, ſo originell, daß wir uns Alle davon wunderbar ergriffen fühlten. Ich betrachte ſein Werk als rein ſubjectiv, aber die geniale Form, in welcher es uns vorgeführt wird, gibt ihm objectiven Werth. Er verkörpert ſeinen Schmerz zu göttlichen Geſtalten, während die hohle Jammerſucht unſerer wüſt-melancholiſchen Thränenpoeſie lauter zerfließende Nebelmännlein und verſchwimmende Kobolde erzeugt.«

»Gräfchen, mir ſcheint, Ihr lobt Euch ſelbſt ein wenig zu ſtark,« flüſterte ihm der Kammerherr in's Ohr.

»Sie halten alſo,« lispelte Euphemia kaum hörbar, »des Dichters Werk für die gelungene Darſtellung eigener Erlebniſſe, für den meiſterlichen Erguß eigener Gefühle und Leiden?«

»Allerdings bin ich dieſer Anſicht,« erwiederte Günther. »Er ſteht nicht auf dem Gipfel der Welt, er betrachtet und gibt ſie nicht mit der Ruhe des vollendeten Künſtlers wieder. Nein, er ſelbſt wird von der Welt verkannt, verachtet, zermalmt, und ſchildert uns ſeine eigenſten Zuſtände mit einer Kraft und Wahrheit, die den Stämpel ächter Poeſie an ſich tragen. Wie ſchön iſt die Idee, daß des Helden Gedicht ohne ſein Wollen, ja auch nur ohne ſein Ahnen ſein Rächer wird, und während es ihm ſelbſt den wohlverdienten Lorbeerkranz um die Schläfe ſchlingt, zugleich den Stachel der Vergeltung in das Herz der Feindin drückt, die ihm Alles raubte, was ihm auf dieſem Sterne geraubt werden konnte. Dieſe Idee taugt vielleicht für die Tragödie am wenigſten, und doch kann Niemand läugnen, daß ihr der Künſtler ein reiches dramatiſches Leben einzuhauchen wußte.«

Euphemia hatte während Günther's Rede die Farbe mehrmals gewechſelt. Sie mußte ſich Gewalt anthun, eine heftige Bewegung zu unterdrücken. Geſammelt, bemerkte ſie nach einer Pauſe: »Sie ſehen, meine Lieben, daß wir uns abermals getäuſcht haben. Das hohe Lob, welches dem unbekannten Dichter aus dem Munde des Grafen Günther zu Theil wird, beweiſet hinlänglich, daß der Graf nicht der Verfaſſer der Tragödie iſt.«

»Gewiß nicht,« ſprach Günther feſt — »und wer noch daran zweifelt, der nehme mein Ehrenwort darauf.«

»Gräfchen, Ihr ſeid ja des Teufels!« wisperte der Kammerherr mit einem Jammergeſichte. »Wo nehme ich nun den Autor her?!

»Fahrt nur wohlgemuth in den italieniſchen Stiefel, mein guter Baron, und ſucht nach dem Maler; am Ende weiß er doch von ihm.«

»Ich habe nun die Meinung Aller vernommen,« ſprach Euphemia, »und ſehe mich der Mühe überhoben, meine eigene abzugeben, indem ich vollkommen der Anſicht des Grafen Günther beitrete.«

Die Geſellſchaft wurde aufgehoben. Graf Günther erhielt Befehl, in Euphemiens Kabinet zu erſcheinen.

Euphemia war vor Kurzem an den Hof ihres Oheims, des Herzogs von ***, gekommen. Sie war in jedem Betrachte eine der ſeltenſten Erſcheinungen. Ihrer glänzenden Schönheit hatte ſelbſt die ſtille Macht der Jahre bisher noch keinen Eintrag gethan, obwohl der genealogiſche Kalender bereits das fatale dreißigſte Jahr auswies. Auf ihrer Toilette fand ſich noch kein einziges von jenen hundert Mitteln vor, welche von Damen ihres Alters angewendet werden, um den Abgang natürlicher Reize durch künſtliche zu erſetzen. Das feurige Auge rollte mit vernichtendem Glanze über ein Heer von Anbetern aus allen Ständen hin; das reiche, lange Haar wallte in dunkelbraunen Locken über die edelgeformte Stirne, über die ſanftgeröthete Wange und ſpottete in ſeiner natürlichen Pracht aller Kunſt des Friſeurs. Die ſchlanke, doch etwas üppige Geſtalt der Fürſtin, gewöhnlich von einem ſchwarzen Sammtgewande umwallt, welches unter dem vollen Buſen von einem goldenen

Gürtel umſchloſſen war, erinnerte an ein herrliches Gemälde Tizian's.

Ihr lebhafter Geiſt, ihre Kenntniſſe, ihre Liebe für Kunſt und Poeſie wußten bald einen auserleſenen Zirkel zu bilden, in welchen auch Graf Günther gezogen wurde.

Die verzehrendſte Leidenſchaft erfaßte den Armen in wenigen Tagen, und wuchs zu einer Höhe hinan, die ihn oft ſelbſt ſchaudern machte. Euphemia ſchien es kaum zu bemerken, wußte ihn aber durch tauſend und tauſend, an und für ſich unbedeutende, in ſolchem Verhältniſſe aber allgewaltige Kunſtgriffe ſo an ihren Siegeswagen zu feſſeln, daß ihn die ganze Reſidenz bald nur Euphemiens Sklaven nannte.

Vergebens warnten ihn ältere, beſonnene Freunde, vergebens kam ihm, von ungefähr, ſo manches ſonderbare Gerücht über Euphemiens früheres Leben zu Ohren; er ſah und hörte nicht, er verdiente ſeinen Beinamen, er war ihr Sklave und war ſtolz darauf.

Ihre abenteuerlichen Reiſen, die Sage, daß ſie die Herzen ſchöner und geiſtreicher Männer nur darum umſtricke, um ſie ſpäter dem Verderben Preis zu geben und ſich daran zu weiden; der Umſtand, daß ſie mit Ausſchlagung der ehrenvollſten Partien, zum großen Verdruß ihres Oheims, des Herzogs, immer noch unvermält geblieben: alles dies trug nur dazu bei, ihren Werth in ſeinen Augen zu erhöhen und die leidenſchaftliche Glut ſeines Innern zur furchtbaren Flamme anzufachen.

Kaum hatte ſie ſich ſeiner verſichert, ſo wurde er auch mit der auffallendſten Kälte behandelt. Wollte er oft darüber raſend werden, ſo reichte eine einzige freundliche Frage, ob ſeine Probezeit ſchon um ſei, hin, die alten Bande nur noch ſtärker zu ſchmieden.

Dazu kam noch, daß Euphemia eine einzige verwundbare Seite hatte. Poetiſche Werke von großem Werthe übten einen magiſchen Eindruck auf dieſes wunderliche Weſen aus, und konnten ſie oft, eine Zeit lang, in das zärtlichſte, liebenswürdigſte Geſchöpf verwandeln. Obwohl den übrigen Künſten keineswegs unzugänglich, ließ ſie ſich doch von keiner einzigen, ſelbſt von der Muſik und dem Geſange nicht, bemeiſtern oder hinreißen. Die Gewalt, dieſen eigenthümlichen Charakter, den man, bei großen, vorzüglichen Eigenſchaften, im Grunde weder böſ' noch gut nennen konnte, in Bande zu ſchlagen, war nur der Poeſie und insbeſondere dem Drama verliehen. Dieſe Achillesferſe hatte der geiſtreiche Günther an ſeiner Zauberin bald aufgeſpürt, und wußte ſie von Zeit zu Zeit mit Erfolg zu verwunden.

Da ereignete es ſich, daß der Intendant des Hoftheaters eines Tages nach Hauſe kam, ſein Arbeitskabinet, zu welchem er nur allein den Schlüſſel hatte, öffnete, und auf dem Tiſche das Manuſkript eines Trauerſpieles: »des Dichters Rächer,« mit einem Billet vorfand, welches das Stück der beliebigen Verfügung der Intendanz überließ. Alle Nachforſchungen, wie das Stück in's Kabinet gekommen ſei und welchen Verfaſſer es habe, blieben erfolglos.

Der Intendant überreichte es der Fürſtin. Der Eindruck, welchen es auf ſie machte, war unbeſchreiblich. Sie wurde beinahe ein anderes Weſen. Die Aufführung wurde befohlen.

Während dieſer Zeit wurde Graf Günther mit einer ſeltenen Auszeichnung behandelt. Man vermuthete endlich, nach vielem vergeblichen Umherforſchen, den Dichter in ſeiner Perſon gefunden zu haben; es kam nur noch darauf an, ihn zu dem Geſtändniſſe zu bewegen. Wie dies dem Kammerherrn von Braslin gelungen, hat der freundliche Leſer dieſer Blätter bereits erfahren.

Euphemia ſaß auf einem Sofa in ihrem Kabinet. Nachdenklich ruhte der ſchöne Kopf in der Linken, während die Rechte das Manuſkript des Trauerſpieles hielt. Graf Günther ſtand, in ihren Anblick verloren, vor ihr.

»Nehmen Sie Platz, Graf!« ſprach Euphemia, auf einen Fauteuil zeigend, »und leſen Sie mir den letzten Akt vor. Sie leſen ſo ſchön, ich höre Ihnen ſo gerne zu.«

Der Fürſtin Stimme klang gütig, wie noch nie; entzückt folgte der Graf dem Befehle mit aller ihm in dieſem Bezug zu Gebote ſtehenden Kunſtfertigkeit.

Während des Leſens konnte die Fürſtin mehrere Male ihrer Gefühle nicht Meiſter werden. Als Günther geendet hatte, barg ſie ſchluchzend ihr Antlitz in den langen weißen Schleier, der von dem ſchönen Haupte über das weiche, ſchwarze Gewand hinabfloß, und die Reize des wogenden Buſens eher verrätheriſch hob, als züchtig verhüllte.

Günther ſah ſie zum erſten Male weinen. Dieſer Anblick überwältigte ihn; er ſtürzte zu ihren Füßen.

Da erhob ſich Euphemia raſch, blickte mit mühſam errungener Faſſung feſt in das Auge des Grafen, aus welchem verzehrende Glut hervorbrach, und ſprach mit allem ihr in ſo hohem Grade eigenen Anſtande: »Herr Graf! Keine Sylbe komme über Ihre Lippen. Ihr Auge ſagt Alles, ſagt mehr, als Ihre Zunge je reden, als ich je verzeihen könnte. Sie haben mich in einem meiner ſchwächſten Augenblicke geſehen; ich wünſche nicht, daß ſich dieſe Scene jemals wiederhole. Sie bleiben ein Jahr lang ferne von meinen Zirkeln.«

»Grauſame!« rief entſetzt Graf Günther, der von dieſem Augenblicke Alles, Alles erwartet hatte, und ſich nun ſo entſetzlich getäuſcht ſah. »Grauſame! Ein Jahr fern von Ihnen, ein ganzes Jahr und — leben?!«

»Ein ganzes Jahr,« erwiederte Euphemia mit kalter Ruhe. »Ich hab's geſagt.«

— »Und wie ſoll ich die Zeit tödten, damit ſie mich nicht tödte?!«

»Mit dem zerſtreuenden Geſchäfte, den unbekannten Verfaſſer des herrlichen Drama's aufzuſuchen. Gelingt Ihnen dies,« fügte ſie mit ſanftem Flötentone hinzu, »ſo rechnen Sie auf Euphemiens ganze Dankbarkeit und vielleicht auf mehr.«

Sie klingelte. Der Graf drückte einen Kuß auf die Alabaſterhand und ſtürzte hinaus.

Wo ſollte er den Autor ſuchen? In dieſer Noth fiel ihm der Kammerherr ein; er vertraute ihm das Nöthigſte, und beſchwor ihn um die detaillirteſten Angaben über den Maler Bojanow, denn hier war doch noch das ſchwache Licht in einer endloſen Finſterniß zu finden.

Mit vieler Geſchwätzigkeit und heimlicher Schadenfreude wiederholte der kleine Baron das Wenige, was dem Leſer ohnehin bekannt iſt.

»Glück auf den Weg, Gräfchen, und beſſeren Erfolg, als er mir zu Theil geworden! He! He! Nun müßt Ihr ſelbſt in den italieniſchen Stiefel fahren, der für meine kurzen Beine doch viel zu lang iſt.«

Hoch zufrieden mit dieſem Witze, rieb der dicke Kammerherr eine tüchtige Priſe Spaniol unter die Naſe, rieth dem Grafen, ſich mit dieſem Artikel zu verſehen, weil der Maler gewaltig viel ſchnupfe, und wünſchte ihm nochmals eine recht glückliche Reiſe.

Graf Günther hatte das ſchöne Italien, das göttliche Füßchen der launigen Jungfrau Europa, vergeblich durchſtrichen. Er fand nicht, was er ſuchte. Heimkehrend von Palermo, betrat er Neapel auf der Rückreiſe zum zweiten Male. Sein düſter geſtimmtes Gemüth trieb ihn in die prachtvollen Kirchen der alten Götterſtadt, welche jedem wißbegierigen Alterthümler als ein ſeltenes Räthſel erſcheint. Während in der ewigen Roma ſein Fuß alle Augenblicke auf die Zeugen eines verrauſchten Jahrtauſends ſtößt, findet er in der weit älteren Parthenope vergleichungsweiſe nur wenige Reſte, welche ihn an jene große, herrliche Zeit mahnen.

Günther ſtand in der Kirche S. Giacomo degli Spagnuoli vor dem prachtvollen Monumente Dom Pedro's von Toledo, des eben ſo klugen als thatkräftigen Gouverneurs Kaiſer Karl V. Unfern von ihm kniete ein Mann, welcher ſein Haupt in beiden Händen barg. Da ſchwebte eine dunkle, verſchleierte Geſtalt heran, berührte leiſe die rechte Schulter des Beters, und liſpelte im flehendſten Tone: »O, Signore Bojanuovo! eilt nach dem Largo dello Spirito Santo, mit meiner Gebieterin ſteht es ſehr übel.« Der Unbekannte hob ſich leicht, wie ein Schatten, und folgte ſeiner Führerin.

Der italieniſirte Name Bojanow wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf den Grafen. Unwillkürlich folgte er den beiden Geſtalten. Der Fremde trat in ein ſchönes Gebäude des bezeichneten Platzes, wo er ſich über eine Stunde aufhielt. Als er wieder herauskam, ſchlich ihm der Graf vorſichtig in ein nahe gelegenes Kaffehhaus der Straße Toledo nach.

Der Fremde mochte nicht viel über vierzig Jahre zählen, aber Mißgeſchick und Seelenleid ſchienen ihm ein Anſehen verliehen zu haben, welches ſeinen Jahren weit voraneilte. Die gefurchte, mit ſpärlichen, in's Graue ſpielenden Haaren bedeckte Stirne thronte ernſt über einem finſteren, ſchroffen, jedoch keineswegs geiſtloſen Antlitz.

Der gewandte Kavalier verſuchte mit dem griesgrämiſchen Fremdlinge ein Geſpräch anzuſpinnen, was Anfangs etwas ſchwer hielt. Der Unbekannte ſchnupfte häufig Spaniol. Wie viele Menſchen thun dies, und doch klopfte das Herz unſeres Grafen bei dieſer Wahrnehmung gewaltig.

»Was haben wir heute in San Carlo?« fragte Günther nach einigen Einleitungsreden.

— »Weiß nicht,« war die kurze Antwort.

Günther, ſeiner langen Irrfahrt müde, wagte einen Hauptſtreich. »Käm's auf mich an,« ſagte er, »ſo ließe ich das Trauerſpiel: »des Dichters Rächer« aufführen.«

Unwillkürlich ſchnappte des Fremden Oberlippe über die Unterlippe; er fixirte ſeinen zudringlichen Tiſchgenoſſen mit einem ſtechenden Blicke.

»Ich habe wohl das Vergnügen, den berühmten Maler Richard Bojanow vor mir zu ſehen?«

»So heiß' ich in der That,« antwortetete der Fremde mit einiger Verwunderung. »Was aber den Titel Maler anbelangt, ſo gebührt er mir mit keinem größeren Rechte, als jedem Stümper, der zu ſeinem Vergnügen in irgend eine Kunſt hineinpfuſcht. Ich bin Arzt und habe eben meine Dienſtpflicht bei einer bedenklichen Kranken erfüllt.«

»Und doch, mein Herr, paſſirten Sie einſt unter dem Charakter eines Malers die Reſidenz des Herzogs von ***.«

»In der That, das hab' ich gethan,« erwiederte der Doktor mit wachſendem Erſtaunen, »es war vor ungefähr einem Jahre, ich hatte meine Gründe dazu.«

Länger hielt ſich Günther nicht, ſein feuriges, raſches, ehrliches Gemüth wollte Alles mit einem Schlage entſcheiden. Mit rührender Beredſamkeit vertraute er dem Doktor den Zweck ſeiner Reiſe an, ja, enthüllte ihm ſein ganzes Geheimniß.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hörte Bojanow dem Grafen zu. Immer ernſter und finſterer zogen ſich die Falten auf ſeiner Stirne zuſammen, immer ſtrenger ward der Ausdruck ſeines ohnehin düſteren Angeſichtes.

Der Graf hatte geendet. Da ſprach Bojanow: »Junger Mann, Du biſt wahr und ehrlich, Dir ſoll Rettung werden. Erwarte mich morgen um dieſelbe Stunde am Eingange der Villa reale.«

Mit dieſen Worten ſtand er ſchnell auf, verließ die Stube, und war bald in dem Gewühle der volkreichſten Straße dieſer unermeßlichen Hauptſtadt verſchwunden.

Zur beſtimmten Friſt ſaßen Graf und Arzt in einem abgeegenen Myrtengebüſche der Villa reale einander wieder gegenüber.

»Graf Günther!« begann Bojanow. »Genie, ja ſelbſt entſchiedenes Talent für irgend eine Kunſt iſt zwar eine ſchätzbare Gabe der Natur, welche ſie, wie man glaubt, nur ihren beſonderen Günſtlingen aufzubewahren pflegt. Wenn aber dieſe Günſtlinge einen andern Lohn davon erwarten, als jenen, der n dem Vorzuge ſelbſt, in dem Bewußtſein der verliehenen Kraft und in der Manifeſtation derſelben liegt; ſo geben ſie ſich nicht ſelten den bitterſten, ſchmerzlichſten Täuſchungen hin.

Ein weit gefährlicheres Geſchenk der launiſchen Mutter Natur iſt jedoch jenes richtige, feine Gefühl für die Kunſt, welches von allzu warmer Liebe getrieben, ſich mit der ihm angewieſenen Sphäre des Betrachtens und Genießens nicht begnügt, ſondern, dieſelbe überſpringend, in das Gebiet eines, an und für ſich zwar achtenswerthen Dilettantismus geräth, der aber nach kurzem Wonnerauſch um ſo größere Leiden bereitet, als er weder nach innen, noch nach außen einen feſten Halt zu gewähren im Stande iſt. — Niemand kann von dieſer Wahrheit inniger überzeugt ſein, als ich, dem ſie durch ein langes, trauriges Leben klar geworden iſt.

Als Kind ſchon zeigte ich eine außerordentliche Vorliebe für Zeichnenkunſt und Malerei. Meine Copien fanden frühzeitig Beifall, ja wurden ſpäter bewundert; in meinen eigenen Compoſitionen waren hingegen nur wenige ſchwache Spuren eines eigenthümlichen, aus ſich ſelbſt heraus ſchaffenden Genius zu bemerken. Mein ſcharfſinniger Vater gewahrte dies zeitig genug, um meiner Geiſtesthätigkeit mit verſtändiger Strenge eine andere Richtung zu geben, an welcher ich eine feſtere Stütze für dieſes Leben finden ſollte. Ich wurde Arzt — und, was mehr ſagen will, ein ſehr glücklicher Arzt. Aber die alte Leidenſchaft erloſch nicht. Meine glücklichſten Augenblicke waren jene, in welchen ich

Gemälde alter Meiſter bewundern, oder wohl gar kopiren konnte, worin ich es zu einer beſonderen Fertigkeit gebracht hatte. Es war, als ob mir jedes neue Gemälde, welches ich zu betrachten Gelegenheit bekam, mit immer lauterer, mahnenderer Stimme zuriefe: »Nach Italien, du Thor, nach Italien! In's Götterland der Kunſt! Dorthin zeigt dein Pfad.« Es war ein Zauberruf, welcher alle Vorſtellungen meiner Freunde und die der eigenen Vernunft übertäubte, und am Ende ſo mächtig, ſo gebieteriſch wurde, daß ich mein Erſpartes zuſammenpackte, plötzlich einer glücklichen Praxis, die mir eben den Weg zu einer anſtändigen Unabhängigkeit zu zeigen begann, den Rücken wandte, und in dem feſten Glauben, daß Arzt und Maler einander wechſelſeitig unterſtützen würden, wo es Noth thäte, nach Italien zog.«

»Ich erreichte Florenz. Dort, wo ich Andere zu heilen gedachte, verfiel ich ſelbſt in eine langwierige Krankheit, welche meine Börſe bald gänzlich aufzuzehren drohte. Ich entdeckte meiner Wirthin, daß ich Gemälde mit Glück zu kopiren verſtünde, und bat ſie, mir Arbeit zu verſchaffen. Bald fand ſich ein Agent Puntolino ein, welcher mir allerliebſte, kleinere Originale berühmter Meiſter brachte. Er lobte meine Arbeit eben ſo ſehr, als er ſie ſchlecht zahlte. Ich that, was meine geſchwächten Kräfte vermochten, und wußte nicht, daß ich dadurch meinen eigenen guten Namen untergrub. Puntolino war einer jener Niederträchtigen, deren Geſchäft es iſt, ſich gelungene Copien alter Meiſter um einen Spottpreis zu verſchaffen, und dieſelben an unwiſſende, reiche Ausländer um enorme Summen loszuſchlagen. Der Betrug wurde gerade zu der Zeit entdeckt, als mich Puntolino in ſein Netz bekommen hatte. Der Elende wußte einen großen Theil ſeiner Schuld auf den armen, kranken Fremdling zu wälzen.«

»Vom niedrigſten Verdachte verfolgt, verließ ich, kaum halb geneſen, Florenz und zog nach Rom, denn ich hatte feſt beſchloſſen, lieber zu ſterben, als Italien zu verlaſſen, ohne Rom geſehen zu haben. O Graf! Was für eine Zeit verlebte ich dort! Während mein Geiſt in der edelſten Anſchauung, in dem höchſten Genuſſe ſchwelgte, erlitt mein Körper alle Qual des Siechthums, alle Pein der herbſten Entbehrung. Und doch, Graf, war ich glücklich, wenn ich mich auch nur einmal in der Woche von meinem Lager erheben und einen jener großen, ewigen Meiſter anſtaunen konnte.«

»Indeſſen wurde ich immer ſchwächer, immer kraftloſer. Der einzige Wunſch, den ich noch hegte, beſchränkte ſich auf eine Ruheſtätte bei der Pyramide des Ceſtius. Sie verſtehen mich, Graf! Dort ſaß ich oft im Glanze der ſinkenden Abendſonne, und ließ mein verlornes Leben in wunderlichen Bildern an mir vorüberziehen.«

»Da geſchah es, daß, als ich mich einſt heimſchleppte, nicht weit von mir ein ſchöner Jüngling mit ſeinem arabiſchen Roſſe, auf welchem er dem Winde gleich dahergeflogen kam, zuſammenſtürzte. Ich eilte herbei, die Glieder waren unbeſchädigt, aber die Gewalt des Sturzes ſo heftig, daß es augenblicklich Noth that, eine Ader zu öffnen. Mit flinker Gewandtheit verrichtete ich dieſes Geſchäft, und das Leben des jungen Mannes war gerettet.«

»Es war mein Landsmann, Graf Ladislaus von L—, aus einem der edelſten Geſchlechter Polens. Ein edleres und dankbareres Gemüth gibt es unter dieſer Sonne nicht mehr. Kaum ſelbſt hergeſtellt, trug er die zarteſte Sorge für meine Geneſung, und vergalt mir die Rettung ſeines Lebens mit der Erhaltung des meinigen.«

»Ich wurde ſein Arzt, bald ſein Freund. Sein bedeutendes poetiſches Talent, welches er mit einem, ich möchte ſagen, grillenhaften Eigenſinne vor der Welt verbarg, ſchlang ein nur um ſo feſteres Band um uns Beide.«

»Wie oft beneidete ich ihn! Er wußte jedes herrliche Gemälde in ein ſchönes Gedicht zu überſetzen, während es mir an Kraft gebrach, ſeinen warmen, plaſtiſchen Liedern Farben zu leihen.«

»Wir durchzogen Neapel und Sicilien mit einander.«

»Ach, hätten wir Neapel zum zweiten Male nie berührt! Hier, Graf! war es, wo er die verderbliche Sirene, die verruchte Euphemia kennen lernte; hier war es, wo ſie dieſen großen, ſchönen Geiſt mit ihren zauberiſchen, ſataniſchen Blicken feſſelte, lähmte, vernichtete.«

Entſetzt fuhr Graf Günther von ſeinem Sitze empor. Bojanow blieb ruhig ſitzen, aber ſeine Züge gewannen einen ſtarren, höhnenden Ausdruck, und ſeine Augen funkelten in unheimlicher Glut.

»Ja, mein Gräfchen!« fuhr er in halb unterdrückter, kalter, ſtechender Rede fort, »hier, wo wir uns eben befinden, hier, vom Schatten der Myrte und des Lorbeers gekühlt, vom lieblichen Jasmin umduftet, hier ſog der arme Ladislaus aus den Augen jener Circe dasſelbe Gift, welches leider auch Sie ſchon daraus geſogen zu haben ſcheinen. O, daß ich das Andenken jener Zeit wegwiſchen könnte aus meinem Gedächtniſſe, wie der Maler die entſtellende Farbe von ſeiner Tafel! Kein Anderer kann mich beſſer verſtehen, als Sie, Graf Günther, um den ein böſes Geſchick die nämlichen, ſchrecklichen Bande geſchlungen, in welche es den armen Grafen Ladislaus gekettet hatte.«

»Euphemiens impoſantes Erſcheinen, ihre junoniſche Schönheit, ihr Geiſt, ihr Rang und ihr Reichthum blendeten ganz Neapel. Nur zu bald hatte ſie mit richtigem Geſchmacke und ſeltenem Scharfſinne herausgefunden, daß Ladislaus nicht nur der ſchönſte, ſondern auch der geiſtreichſte ihrer Anbeter ſei. Er war verloren. Sie war ſeine erſte Liebe und ſolch ein Geiſt, wie der ſeine, liebt zum letzten Male, wenn er zum erſten Male liebt.«

»Ich warnte, ich bat, ich flehte vergebens. Auf die Gefahr hin, ſeine Freundſchaft zu verlieren, ſchilderte ich ihm den Charakter ſeines Idols, wie ich ihn mit klaren, unbefangenen Blicken aufgefaßt hatte. Umſonſt!«

»Jede Leidenſchaft iſt eine Pyramide, von deren höchſter Nadelſpitze dem raſenden Kletterer kein anderer Rückweg bleibt, als der Sturz in den Abgrund. Euphemia hatte den Grafen ſeit umgarnt. Sie nannte ihn nur den Apoll der Chiaja, bald hieß ihn ganz Neapel ſo. Zitternd ſah ich es voraus, daß das Aufhören ihrer heuchleriſchen Liebe, welche ſich bei ihm zur heiligſten Wahrheit hinangelogen hatte, der Anfang eines langſamen, qualvollen Todes für ihn ſein werde. Und ſo geſchah es. Nachdem ſie die Wonne, ſich von einer ſolchen Seele, mit einer ſolchen Glut geliebt zu wiſſen, einige Monden lang genoſſen hatte, ſehnte ſich dieſe deutſche Semiramis nach einem neuen Opfer, und der Graf wurde verlaſſen, entfernt, ja endlich mit dem verächtlichſten Spotte behandelt. Laſſen Sie mich von ſeinem Zuſtande ſchweigen. Ein Duell mit ſeinem Nachfolger in der Gunſt jenes buhleriſchen Weibes zwang ihn, Neapel und Italien zu verlaſſen. Ich folgte ihm treu, wie ſein Schatten, und mußte das traurige Schauſpiel erleben, dieſe edle, herrliche Geſtalt langſam, elend, hinſiechend verwelken zu ſehen. Bald ertrug der ſonſt ſo kräftige Jüngling die rauhe Luft ſeines Vaterlandes nicht mehr. Ferne Freunde im ſüdlichen Frankreich trugen ihm ein einſam gelegenes Schlößchen, eine wahre Solitüde, an den Ufern des Rhone an; dort gelang es mir, in Verbindung mit einem geſchickten Arzte aus Avignon, den raſchen, verderblichen Gang der Krankheit, wenn auch nicht ganz zu hemmen, doch zu einem langſameren Schritte zu nöthigen. Dort verfaßte er das Trauerſpiel, welches ſich in Ihrer Reſidenz ſo vielen Beifall erworben hatte, und dort — iſt er noch.«

Bojanow hatte ſeine Erzählung geendet, und beobachtete den Grafen mit ſcharfen Blicken, um wahrzunehmen, welchen Eindruck dieſelbe auf ihn gemacht habe.

Nach einer langen Pauſe ſagte Graf Günther, tief aufſeufzend: »Ich danke Ihnen herzlich für Ihre gütige, aber leider in jeder Hinſicht nur zu betrübende Mittheilung. Darf ich es wagen, mir noch zwei Fragen zu erlauben?«

»Ich werde beide gerne und wahr beantworten,« erwiederte Bojanow.

»Warum verließen Sie Ihren Freund in ſeinem gefährlichen Zuſtande?«

— »Weil vor der Hand keine ſchnelle Aenderung zu befürchten und er in guten Händen iſt; überdies mußte ich dieſe Reiſe in ſeinen Geſchäften unternehmen, denn, offen geſtanden, lieber Graf, hätten Sie mich nicht zufällig gefunden, ſo hätte ich Sie aufgeſucht. Ich benützte blos dieſe Gelegenheit, um das Land meiner Liebe wieder einmal mit Muße und Ruhe zu beſuchen.«

»Wohl,« entgegnete Günther; »wie war es aber möglich, das Trauerſpiel der Intendanz auf eine ſo unbegreifliche Weiſe in die Hände zu ſpielen?«

»Herr Graf!« erwiederte Bojanow mit der vorigen höhnenden Kälte, »es gibt einen Schlüſſel, der die feſteſten Schlöſſer aufſperrt und das Unbegreiflichſte oft begreiflich macht. Man nennt ihn Gold. Die Beſorgniß, von der Fürſtin oder einem ihrer Diener erkannt zu werden, veranlaßte mich, in einem ziemlich ärmlichen Anzuge in der Reſidenz zu erſcheinen, und den Erfolg des Stückes abzuwarten. Die Spürnaſe des Kammerherrn von Braslin trieb mich jedoch vor der Aufführung hinweg, denn ich hatte mir feſt vorgenommen, unerkannt zu bleiben.«

Während ſich Bojanow's ſchroffes Weſen bei den letzten Worten merklich milderte, zog er eine Rolle aus ſeinem Buſen, und überreichte ſie dem Grafen mit den Worten: »Hier ſind mehrere Blätter aus dem Tagebuche meines edlen Freundes. Mögen ſie Ihnen eine heilſame Arznei ſein. In drei Tagen finden Sie mich wieder auf dem nämlichen Platze.«

Günther ſtarrte mit zerriſſener, von widerſtreitenden Gefühlen gemarteter Seele faſt bewußtlos in die ihm dargereichte

Rolle, und bemerkte erſt ſpät, daß Bojanow, nach ſeiner gewohnten Weiſe, ſchon längſt verſchwunden war.

Sehnſüchtig ſah der Graf am dritten Tage ſeiner neuen Bekanntſchaft entgegen, welche nicht lange auf ſich warten ließ.

»Ich habe vollen Anlaß,« ſprach Günther, »meinen Dank zu erneuern und zu verdoppeln. Aus dieſen Blättern begrüßte mich ein wahrhaft edles, treffliches Gemüth, und ich habe darin, wenn auch nicht Heilung, doch Linderung für die eigenen Leiden gefunden. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Die Treuloſe ſoll ihn wieder ſehen, ſie ſoll ihn wieder lieben, wenn ſie kann — und kann ſie es nicht — dann — Doktor — dann — o daß ich es mit gefoltertem, blutendem Herzen ſagen muß! — dann iſt ſie nicht werth zu leben.«

Da ſchmolz die Eisrinde auf einen Augenblick von Bojanow's Herzen, er fiel Günther'n um den Hals und rief: »Jetzt, Jüngling, kommſt Du mir vor, wie die himmliſche Idee eines edlen Malers, die ſich eben verkörpern will.« Bald aber zur gewohnten Ruhe zurückkehrend, fuhr er gelaſſen fort: »Ja, Graf Günther, die Fürſtin Euphemia ſoll den Grafen Ladislaus wieder ſehen, darin ſtimme ich vollkommen mit Ihnen überein, das Uebrige wird ſich finden.«

Mit dieſen Worten griff der Arzt in die Taſche und zog eine Kapſel hervor. Dieſelbe öffnend, ſprach er: »Hier habe ich Ihnen ein Portrait mitgebracht, kennen Sie das Original?«

»Sie iſt es,« ſeufzte Günther, »ſie iſt es, die entſetzliche, ach! und ſo unendlich ſchöne, ſo reizende Euphemia!«

»Ich glaubte Ihnen das Bild der neuen Turandot ohne Gefahr in die Hände geben zu können. Betrachten Sie es genauer.«

»Ja, ſie iſt es,« rief Günther erſtaunt nach einer Pauſe, »ſie iſt es — aber auch nicht. Mir iſt, als ob ich ſie ſchon ſo geſehen hätte, gerade ſo, aber nicht immer ſo. — Doktor! Das Bild hat etwas Grauenhaftes für mich. Es ſind ihre Züge, aber welcher Hohn ſpielt um die Lippen, welches verzehrende Feuer ſprüht aus dem tödtenden Auge, welch' ein boshafter, ſchadenfroher Geiſt ſchaut aus dem ganzen Angeſichte?!!«

»Wirklich,« rief Bojanow in wilder Freude, »fühlen Sie das in Wahrheit, was Sie da ſagen, Graf Günther?! Nun, dann bin ich doch mehr, als ein Kopiſt, und bin wenigſtens einmal in meinem Leben ein Maler! Ich habe den Teufel ertappt, der ſich hinter dieſer Engelslarve verbarg, und habe ihn durchſcheinen laſſen zum warnenden Exempel für Jedermann.«

Der Graf wandte ſich mit Thränen von dem Bildniſſe, welches er dem Doktor zurückreichte.

»Nein,« entgegnete dieſer, »das Portrait bleibt Ihr Eigenthum, es ſoll Ihr Arzt ſein in den Stunden der Gefahr. Und nun, mein Herr, verlange ich Manneswort und Eid darauf, daß Sie der Fürſtin keine Sylbe von dem entdecken, was ich Ihnen mitgetheilt habe. Erfinden Sie eine Fabel, die der Wahrheit ſo nahe kommt als möglich. Sagen Sie Euphemien, daß Sie den Maler Bojanow gefunden haben. Der Name kann mich nicht verrathen, weil mich in jener Zeit, wo ſie mich ſah, mehrere Gründe beſtimmten, einen anderen anzunehmen. Sagen Sie Ihr, daß Ihnen Bojanow die Adreſſe gegeben, wo der Verfaſſer des Trauerſpieles zu finden ſei. Hier iſt ſie. Mein Wort darauf, daß Sie den Grafen Ladislaus dort finden. Sorgen Sie, daß ihn die Fürſtin gewiß beſuche. Ich eile voraus und werde Sie erwarten.«

Günther verbürgte ſich mit ſeinem Ehrenworte, daß er das Begehren des Arztes erfüllen wolle, nahm Abſchied von ihm und trat, nach einem kurzen Aufenthalte in Rom, in ſeltſamſter Stimmung, für welche er ſelbſt kein bezeichnendes Wort hatte, die Rückreiſe in die Heimat an.

»Sie ſind ein Wundermann, Herr Graf,« ſprach Fürſtin Euphemia, nachdem ſie Günther's Reiſebericht aufmerkſam angehört hatte, — »und wenn das Ganze kein loſer Schwank Ihres Malers iſt, ſo haben Sie wirklich Unglaubliches geleiſtet. Wo haben Sie die Adreſſe?«

»Hier iſt ſie,« entgegnete Günther.

Euphemia las: »An Mſr. Verneuil, Schloßverwalter in St. V. im Departement Vaucluſe.« »Das iſt ganz artig,« fuhr ſie fort, »bei dieſer Gelegenheit können wir an Petrarca's Quelle ſchwärmen; aber ich halte es doch für gerathen, eher hin zu ſchreiben, bevor man ſich zu einer ſo romantiſchen Reiſe entſchließt.«

»Auch das iſt geſchehen,« erwiederte der Graf, »und hier iſt die Antwort.«

Der Brief lautete: »Mein Herr Graf, ich habe die Ehre, Ihnen zu verſichern, daß ſich der Herr Verfaſſer des Trauerſpiels: »Des Dichters Rächer« allerdings in dem hieſigen Schloſſe aufhält, und daß Ihre und Ihrer Reiſegefährten Ankunft in St. V. unter die angenehmſten und ſchon lange herbeigeſehnten Erſcheinungen in dieſem zwar freundlichen, aber ſehr einſamen Aufenthalte gerechnet werden wird.

Genehmigen Sie u. ſ. w.

Etienne Verneuil.«

Günther betrachtete die Fürſtin, während ſie dieſe Zeilen las. Die geſpannte Aufmerkſamkeit, ja die Neugierde, welche durch den kurzen, lakoniſchen Brief mehr geſteigert als befriedigt werden konnte, verlieh dem ſchönen Antlitze der Leſerin einen neuen, eigenthümlichen Reiz, von welchem ſich der Graf unwiderſtehlich hingeriſſen fühlte. »Welch' ein Engelskopf!« dachte er bei ſich, und war, von blinder Leidenſchaft ergriffen, nahe daran, der wunderholden Sünderin Alles zu geſtehen, was er wußte. Da änderten ſich plötzlich die Züge Euphemiens, welche ſich unwillkürlich einem tiefen Nachſinnen überlaſſen hatte. Der heitere Anſtrich neckiſcher, launiger Neugierde verſchwand, ein düſterer Ernſt, der ſich mit der Vergangenheit zu beſchäftigen ſchien, trat an ſeine Stelle, mußte aber bald einem Unmuthe weichen, welcher ſich mit dämoniſcher Macht über die, ſo eben noch regelmäßigen Formen entſtellend hinlagerte. In dieſem Augenblicke ſtarrte die Fürſtin den Grafen an. Er fuhr zuſammen, denn es war Bojanow's Bild, welches er ſich gegenüber ſah — und ſein Mund blieb verſchloſſen.

»Sie haben mir alſo Alles, Alles geſagt, was Sie wiſſen, Günther?!« fragte die Fürſtin mit ſcharfer Betonung.

»Alles!« murmelte Günther kaum hörbar, und es war ihm, als ob ein Donnerſchlag bei dieſem »Alles« ſeinen Körper erſchüttere.

»Sehr viel, und ſehr wenig,« erwiederte Euphemia; »ſehr viel, weil wir wiſſen, daß der Autor zu finden und wo er zu finden iſt; ſehr wenig, weil dies Alles iſt, was wir wiſſen. Schade, daß Sie über ſeinen Stand und Namen auch nicht die geringſte Erkundigung einzuholen vermochten. Dieſer Herr Bojanow mag ein wunderlicher Kauz ſein. Wie, wenn er ſelbſt der Verfaſſer wäre?! Dem ſei wie immer; ich bin entſchloſſen: dieſes Incognito muß gelüftet werden; und da der Herr Anonymus, wie Sie ſagen, ſo kränklich iſt, daß er nicht zu uns kommen kann, ſo müſſen wir uns freilich entſchließen, ihn zu beſuchen, wenn wir ihn kennen lernen wollen. Das Abenteuer ſei gewagt, es ſei mein letztes. Sie begleiten mich, Graf, und bereiten ſo ſchnell als möglich alles Nöthige zur Reiſe.«

Euphemia und Günther ſtanden, eben angekommen, in einem alterthümlichen Gemache des Schloſſes St. B. Der Verwalter, Etienne Verneuil, brachte den Reiſenden Erfriſchungen, und vertröſtete ſie auf die baldige Ankunft ſeines

Herrn, der einen kurzen Ausflug in den nahen Park gemacht habe. Als er ſich entfernt hatte, bemerkte die Fürſtin, daß das Schloß keinen ſehr angenehmen Aufenthalt verſpreche, wenn es keine bequemeren Gemächer enthalte, als das, worin ſie ſich befänden.

In der That mochte von den verbleichten Tapeten und wenigen alten Möbeln der Staub mit großer Haſt und Eile hinweg gekehrt worden ſein, ja, manche an den Wänden noch umherirrende Spinne ſchien eine erſt kürzlich erfolgte Störung ihres ruhigen Lebenslaufes zu beklagen. Ueber einem Ruhebette, aus einem verfloſſenen Jahrhunderte, hingen zwei verhüllte Gemälde in ſchönen Rahmen, welche das Erzeugniß eines Kunſtfleißes neueſter Zeit waren.

Euphemia befand ſich in einer ſehr unbehaglichen Stimmung, welche Graf Günther, in einem bangen Vorgefühle der Dinge, die da kommen ſollten, noch weit mehr empfand.

»Sie taugen wenig zu einem irrenden Ritter, lieber Graf,« ſcherzte mühſam die Fürſtin, »und verſtehen es ſchlecht, die Langeweile Ihrer Dame zu verſcheuchen, ja, laſſen ſich vielmehr in einem ſo hohen Grade anſtecken, daß Sie wirklich einen erbärmlichen Anblick gewähren. Wo iſt denn unſere Dienerſchaft?«

»Sie wurde von Verneuil in einem Seitenflügel des Schloſſes untergebracht,« erwiederte Günther.

»Vortrefflich!« lachte Euphemia, »das wird immer romantiſcher. Ich bin alſo von meinem Heere getrennt, und gänzlich auf Ihren Schutz beſchränkt, Seladon?! Indeſſen ſcheint es nicht, daß ich ihn werde anſprechen müſſen, denn bisher deutet noch nichts auf einen feindlichen Angriff. Laſſen Sie uns, in Ermangelung anderer Geſellſchaft, inzwiſchen eine Bekanntſchaft mit jenen verſchleierten Bildern machen, deren moderne Einfaſſung es uns wenigſtens in's Gedächtniß zurück ruft, daß wir nicht mehr in den Zeiten Ludwigs XIV. leben.«

Mit dieſen Worten ſchritt ſie auf eines der Gemälde zu, und ſchob den Schleier weg.

Es war ihr eigenes Bruſtbild in Lebensgröße, von Bojanow's Hand gemalt, und hatte denſelben entſetzlichen, dämoniſchen Ausdruck in ſeinen Mienen, wie das kleine, welches der Graf beſaß.

»Wer iſt das?!« rief Euphemia befremdet. »Sind das nicht meine Züge? Nein! ſie ſind's nicht — und doch, doch ſind ſie es! Gott! mein Gott! Seh' ich denn ſo aus?!« Und zur höchſten, furchtbarſten Aehnlichkeit ſteigerten ſich die Züge der Fürſtin mit den kalten, unheimlichen, höhnenden Mienen des Conterfei's.

Graf Günther ſchauderte zuſammen.

»Was ſoll das, Graf?!« rief Euphemia mit einer Stimme, in welcher Zorn und Bangigkeit um den Vorrang ſtritten. »Enthüllen Sie das andere Bild!«

Der Graf gehorchte.

Es war ein ſchöner, herrlicher Jüngling. Das edle Angeſicht trug die Spuren tiefen Weh's mit der Ruhe himmliſcher Verklärung. Er hielt eine Rolle in der Hand, auf welcher die Worte ſtanden: »Mein Rächer!«

»Ladislaus!« ſchrie Euphemia laut auf, und wankte zurück.

In dieſem Augenblicke öffneten ſich beide Flügel einer großen Thüre, der Glanz vieler Kerzen brach aus dem anſtoßenden Gemache hervor, und der Arzt Bojanow, vom Kopfe bis zu den Füßen ſchwarz gekleidet, trat mit den Worten auf die Fürſtin zu:

»Ja, ſchöne, fürſtliche Euphemia! Graf Ladislaus von L., der Verfaſſer des Trauerſpiels: »Des Dichters Rächer,« iſt es, deſſen Bildniß hier hängt. Er ſelbſt aber ladet Eure Durchlaucht feierlich ein, das Autograph ſeiner Dichtung, an welcher

Hochdieſelben einen ſo warmen Antheil zu nehmen geruhten, aus ſeiner eigenen Hand zu empfangen.«

Marmorbläſſe bedeckte Euphemiens Geſicht, faſt bewußtlos reichte ſie dem Arzte die Hand, und ließ ſich von ihm in das angränzende Gemach, aus welchem der Lichterglanz quoll, führen. Mit ſtummen Entſetzen folgte Graf Günther.

Sie ſtanden in der Schloßkapelle, in deren Mitte, auf einem ſchwarzen Trauergerüſte mit mehreren Stufen, ein offener Sarg ſich befand.

Es war die letzte Behauſung des Grafen Ladislaus von L.

Die ſtille Leiche war durch die Kunſt des Arztes vor der Verweſung bewahrt worden, und ſah ungefähr ſo aus, wie die Todten in den Katakomben der Kapuziner von Palermo. Die rechte Hand hielt ein Crucifix, die linke das Manuſkript; um die braunen, reichen, wohlerhaltenen Locken ſchlang ſich ein friſcher Lorbeerkranz.

Bojanow zog Euphemien die Stufen des Katafalk's hinan.

»Hier, Fürſtin,« rief er mit ſardoniſchem Lächeln, »hier liegt der lorbeerbekränzte Apoll der Chiaja!«

»Ladislaus!!« ſchrie Euphemia noch einmal auf, und brach an den Stufen des Sarges zuſammen.

»Unmenſch, Du haſt ſie getödtet!« jammerte Graf Günther.

»Ladislaus iſt gerächt!« rief Bojanow mit gräßlichem Triumphe.

»Hilf, Arzt, hilf!« bat Günther; »ſie ſtirbt, bedenk' die Folgen.«

Während ſich der Arzt um die Ohnmächtige beſchäftigte, erwiederte er dem Grafen: »Wohl ihr, wenn dieſer Anblick ſie tödtet; aber ſo geſchwinde, wie Sie meinen, verläßt dieſe Felſenſeele ihr eiſernes Haus nicht.«

Der Arzt hatte richtig prophezeit. Bald erhob ſich Euphemia von ſelbſt. Mit wankendem Schritte, aber ohne Hilfeleiſtung, welche ſie ſtrenge zurückwies, ſtieg ſie die Stufen des Sarkophages hinan. Mit glanzloſem, ſtierem Auge betrachtete ſie lange die Leiche. Endlich bückte ſie ſich nieder, küßte die welke Stirn des Todten, entwand ſanft das Manuſkript der ſtarren Hand, brach einen kleinen Zweig vom Lorbeerkranze ſeines Hauptes, und bat dann Bojanow, ihr ein Gemach zu ihrer Erholung anzuweiſen.

Der Arzt willfahrte ſtaunend ihrem Begehren. Nach zwei Stunden ließ ſie ihn und den Grafen wieder rufen. Bojanow mußte ihr Alles erzählen, was Günther bereits von ihm erfahren hatte. Sie hörte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu, und verheimlichte nicht, wie unendlich wohl es ihr thue, zu vernehmen, daß Graf Günther im Grunde nur wenig von dem Vorhaben des Arztes gewußt habe, ja in deſſen Racheplan eigentlich gar nicht eingeweiht geweſen ſei.

»Noch haben Sie mir,« ſprach ſie mit bebender Stimme, »von ſeinem Ende nichts geſagt.«

Mit immer ſteigender Verwunderung über dieſes ſeltſame Weſen entgegnete Bojanow nicht ohne Beklemmung: »Sein Ende war der ſtille, ruhige, feierliche Uebergang eines ſeligen Geiſtes in die neu angewieſene Heimat. Sein letztes, unfreiwilliges Vermächtniß an die Erde war ſein Drama, das einzige, was von ihm übrig blieb. Kurz vor ſeinem Ende wußte er, mit einer, ihm ſonſt völlig fremden Schlauheit, meine Wachſamkeit zu hinterliſten, und verbrannte, mit Ausnahme einiger Blätter aus ſeinem Tagebuche, welche in meinen Händen waren, alle ſeine Schriften.«

»Das Manuſkript des Verewigten hat aber keinen Titel,« bemerkte Euphemia nach einer Pauſe.

»Er gab ihm auch keinen,« erwiederte finſter der Arzt, »und würde es mit ſeinen übrigen Arbeiten vernichtet haben, wenn ein günſtiger Zufall dies nicht verhindert hätte. Der Titel,« fügte Bojanow mit einem Blicke hinzu, in welchem der

Rache gedämpftes Feuer auf's Neue aufloderte, »der Titel rührt von mir her.«

»Er paßt vortrefflich,« ſeufzte die Fürſtin; »aber ich wollte ein Königreich wetten, der edle Todte hätte ihm einen anderen gegeben.«

Mit einem freundlich-bittenden Winke entließ ſie Günthern und den Doktor. Drei Tage weilte ſie vom Morgen bis zum Abend an dem offenen Sarge des Grafen Ladislaus; ſodann erſuchte ſie den Arzt dringend, den Sarg feſt verſchließen zu laſſen.

Am Morgen des vierten Tages beſchied ſie den Grafen und Bojanow wieder zu ſich. Letzterem überreichte ſie eine kleine, prachtvolle Uhr mit den Worten: »Ich danke Ihnen, Doktor, ich danke Ihnen vom Herzen. Sie haben mir eine ſehr bittere, aber ſehr heilſame Arznei gereicht; Sie haben mich von einer dämoniſchen Gewalt befreit, welcher ich, ohne Ihre furchtbare Dazwiſchenkunft, rettungslos verfallen geblieben wäre. Sie haben mein beſſeres Selbſt gerettet, ſo lange es noch Zeit war. Darum bitte ich Sie auch, dieſen kleinen Zeitmeſſer von mir anzunehmen. Mögen ſich an ihm noch recht viele glückliche Stunden und Jahre für Sie abſpinnen; möge er Sie aber auch öfter an den einzigen richtigen Gebrauch des unendlichen Gutes mahnen, an welches ihn die Menſchen als endlichen Maßſtab anzulegen pflegen.«

Dem Grafen Günther drückte ſie einen koſtbaren Demantring in die Hand, und ſprach mit der Weichheit eines tief bereuenden Gemüthes, welches von einem werthen Freunde für immer Abſchied nimmt: »Verzeihen Sie mir, Graf Günther — vergeſſen Sie mich — und leben Sie glücklich! Können Sie einmal ohne Leidenſchaft und ohne Groll wieder an mich zurückdenken, ſo tragen Sie dieſen Reif zur Erinnerung an eine Verirrte, die den rechten Pfad zwar ſpät, aber doch wieder fand.«

Der Reiſewagen fuhr vor. Graf Günther lag zu den Füßen der Fürſtin; er beſtand darauf, ſie begleiten zu dürfen, auch der Arzt wollte folgen.

Beider Antrag wurde mit freundlicher Milde, aber auch mit einem wahrhaft königlichen Anſtande abgelehnt. Sie ſchied allein.

»Hat uns eine Heilige, oder eine Sünderin verlaſſen?« ſprach Bojanow betroffen, als die Fürſtin fort war.

Graf Günther ſtarrte lange vor ſich hin, ohne dem Arzte eine Antwort zu geben. Endlich fragte er, wie aus einem ſchweren Traume erwachend: »Wohin, Doktor?!«

»Nach Italien, nach dem Lande meiner alten, meiner einzigen Liebe,« erwiederte Bojanow. »Graf Ladislaus hat ſcheidend für meine Unabhängigkeit geſorgt, und Arzt und Maler ſind geborgen.«

— »Nun denn, ſo reiſen Sie mit Gott. Ich aber muß weiter fort, das fühl' ich klar; mich muß der alte Ocean auf ſeinem Rücken tragen, um mit ſeinen Stürmen den Sturm dieſes Herzens zu beſchwören. Auf Wiederſehen!«

Nach zehn Jahren ſaß Graf Günther, von den Ufern des Ohio zurückkommend, in Rom, unweit der Pyramide des Ceſtius, zufällig auf einem friſch beraſ'ten Grabeshügel ohne Monument.

Die Strahlen der ſcheidenden Abendſonne brachen ſich in Euphemiens Demant, welcher an ſeinem Finger blitzte. Ein Diener hatte ihm eben einen Brief überbracht, der mit der Poſt angekommen war. Er erbrach ihn und las:

»Am 14. d. M. iſt Fürſtin Euphemia verſchieden. So unheilbringend thätig ihr früheres Leben in der Sünde war, ſo heilſam thätig waren in jeder Hinſicht die Jahre ihrer Reue, welche bei den meiſten Büßenden blos in einem dumpfen, paſſiven

Hinbrüten verfließen. Ihr hinterlaſſenes Vermögen ſoll gerade hinreichen, ihren letzten Willen zu vollziehen, gemäß welchem ſie in der Schloßkapelle zu St. B., im Departement Vaucluſe beigeſetzt werden will.«

Mit einem tiefen Seufzer blickte Graf Günther zu dem klaren Abendhimmel empor. Da ſchleppte ein Meiſter Steinmetz mit ſeinen Geſellen einen neuen, einfachen Grabſtein herbei, und bat den Grafen aufzuſtehen, weil ſeine Arbeit für dieſen Hügel beſtimmt ſei. Günther ſtand auf, und las auf der Marmorplatte des Steines die Worte:

»Richard Bojanow, Arzt und Maler.«

Vorwärts.

Vorwärts in Kunſt und Wiſſen,
Vorwärts mit Herz und Geiſt,
Wir wiſſen, daß wir müſſen,
Wir ſind darum nicht dreiſt;
Dem froſt'gen Weltbezwinger
Wird ängſtlich kalt und heiß,
Pocht auch mit leiſem Finger
Der Lenz am Fenſtereis.

Vorwärts durch alle Spaltung,
Nur wer erſchafft, der lebt;
Ob Neu'rung, ob Veraltung
Das Tagspanier erhebt!
Man taucht — die Welt zu zwingen, —
Bald Schwert, bald Feder ein;
Sie kräft'gen, ſie verjüngen —
Du Künſtler wirſt's allein!

Vorwärts im Vaterlande,
Dampfroſſe ſchnaubt und ſchreit,
Ruft Völker zum Verbande,
Die alter Wahn entzweit;

Lehrt ſie, daß ſeiner Sprache
Der Deutſche zwar getreu,
Doch auch des Deutſchen Sache
Die Sache Aller ſei.

Vorwärts! und ohne Wandel!
Wahrt Eure Flagg' auf's Beſt';
In Schifffahrt und ihm Handel
Verbindet Oſt und Weſt,
Verbindet Nord und Süden,
Die Donau und den Rhein,
Die Freiheit und den Frieden,
Die Keuſchheit und den Wein!

Vorwärts mit Wort und Thaten,
Vorwärts mit jeder Kraft,
Mit Feder und mit Spaten,
Womit ein Jeder ſchafft!
Doch ſprecht Ihr heute: »Amen!«
Und ſchlaft Ihr morgen ein, —
So ſchlag' in's Teufels Namen
Das Donnerwetter d'rein!

A. Schumacher

Des Freundes Augen, im Bilde.

Auge, das in Freud' und Leiden
Liebevoll mich angeblickt,
Das bei ſchwer empfund'nem Scheiden
Sich verhüllt, doch nie entrückt:
Blicken wir der ſchönſten Stunden
Ewig jungen Wiederhall;
Liebesblick iſt nie verſchwunden,
Freundesaug' iſt überall.

Dichterauge, tauſend Lieder
Glänzen mir in Deinem Schein:
Spiegle ſie mir alle wieder,
Laſſ' mich Deine Tafel ſein,
Du der Griffel, der mit Strahlen
Zeichnet, daß nichts untergeh':
Mein ſei Alles, was ſie malen,
Auge, mein Dein Wohl und Weh.

Schelmenauge, deſſen Blinken
Manches ſtille Herz gerührt;
Deſſen mißverſtand'nes Winken
Selbſt die Schlau'ſten irr' geführt,

Wen'ge kennen nur die Seele,
Die in Deiner Wölbung thront,
Und aus tief verborg'ner Höhle
Den glückſel'gen Finder lohnt.

Blumenaug', wenn Rührungstropfen
Dir aus tiefem Kelche thau'n,
Fühl' ich an des Herzens Klopfen:
Ewig muß es Dir vertrau'n;
Frühlingsau mit tauſend Augen
Weckt die Sonne nicht allein:
Warmer Thau will beſſer taugen
Blumenaug', als Sonnenſchein.

Sternenaug'! in jenen Fluren,
Wo kein Raum Verwandtes trennt,
Wo befreundete Naturen
Jeder ſel'ge Geiſt erkennt,
Ja, auf jenen lichten Höhen,
Da, wo keine Thräne fließt,
Werd' ich ungeſtört Dich ſehen,
Aug', das keine Wolk' umſchließt.

Helmine v. Chezy.

Der Dichter an ſein Lied.

So — da ſteht es auf dem Blatte,
Wie's in meiner Seele ſtand,
Geiſtesblitz, der ſich entladen
Aus dem Herzen durch die Hand;

Ein Geheimniß, hingeſprochen
Unbewußt in einen Wald,
Und den Sprecher überraſchend,
Nun es d'raus zurück ihm ſchallt;

Unbegreiflich Selbſtbegegnen,
Wie's dem Träumer oft geſchieht,
Der, aus ſich herausgetreten,
Sich in's eig'ne Antlitz ſieht;

Wunderbar Zuſammentreffen,
Wie für das, was uns durchklingt,
Oft den Ausdruck, den wir ſuchen,
Raſch ein fremder Mund uns bringt!

Ja, da ſteht es ausgeſprochen,
Außer mir, doch ſtets noch mein;
Wie ein Wort aus Freundesherzen
Tönt es in mein Herz herein.

Wie ein Lichtbild meines Innern
Sieht es hell und treu mich an,
Ob ich gleich mit einem Striche
Wieder es verwiſchen kann.

Jetzo falt' ich es zuſammen,
Siegle ſtillbewegt es ein,
Sage: »Flieg' hinaus, mein Blättchen!«
Und nun — iſt es nimmer mein.

Kleine, bleierne Dämonen
Saugen auf des Blättchens Seim,
Tragen ihn nach Nord und Süden,
Bringen nimmer mir ihn heim.

Was noch erſt mein ſüß Geheimniß,
Mein verſchwieg'nes Eigenthum,
Flattert nun, verkauft, verrathen,
Flüchtig in der Welt herum.

Ungehört von tauſend Ohren,
Schleicht es doch in manches ſich;
Ueberſeh'n von tauſend Augen,
Lenkt es manches doch auf mich.

Hier geſchmäht als Fliegenſummen,
Gilt es dort für Melodie:
Wär's auch nur in Einer Seele —
Muth, mein Blättchen, ſuche ſie.

Mögen And're feſt verſchließen,
Was ihr Herz beengt und ſchwellt:
Was der Dichter denkt und fühlet,
Denkt und fühlt er für die Welt.

Johann Gabriel Seidl.

Der träumende Kanarienvogel.

Beglänzt von des Mondes Widerſchein,
Sitzt oft mein Kanarienvögelein
Bei Nacht im zierlichen Kerker.

Bei Tag, da ſprang es und ſang es voll Luſt,
Nun ſenkt es ſein Köpfchen herab auf die Bruſt,
Läßt hängen die Flüglein und — ſchlummert.

Es ſchlummert — und hat die Aeuglein zu. —
Was zuckt es nur oft empor aus der Ruh',
Und trippelt und zwitſchert ſo leiſe?

So klingt's, wenn ein Kindlein aufſpricht im Traum,
Wortkeime, verweht, wenn geflüſtert kaum; —
Das Vögelein zwitſchert im Traume.

Es träumt! — Und wovon es nur träumen mag?
Wir träumen, was wir erlebt am Tag,
Wir träumen von eh'mals und einſtens;

Wir träumen von Lieben, die lange ſchon todt,
Von lange verblichenem Morgenroth,
Von niemals genoſſenen Wonnen;

Wir träumen von goldenen Schlöſſern gar oft,
Von Allem, was wir geahnt und gehofft,
Von Allem, was wir verloren!

So träumt vielleicht auch das Vögelein hier,
In ſeinem Kerker geboren, wie wir,
Von niemals genoſſener Freiheit.

Es flieget und wieget vielleicht ſich im Traum
Dahin durch des Himmels azurenen Raum,
Verlernten Geſang's ſich erinnernd;

Es träumt von dem goldenen Schloſſe vielleicht,
Wo koſend die Königin Zucker ihm reicht
Von purpurnen, duftigen Lippen;

Es träumt vielleicht von dem Weibchen, ihm gleich,
Das fernher aus transatlantiſchem Reich,
Voll Sehnſucht ihm zugeflogen;

Es ahnet vielleicht in der kleinen Bruſt
Auch etwas von Heimweh' und Heimatluſt,
Und träumt von den ſeligen Inſeln! —

So träume nur, Vögelein, träume bei Nacht,
Und morgen — wie freu' ich mich! — wenn du erwacht,
Da ſollſt du mir ſingend erzählen!

Johann Gabriel Seidl.

Das Opfer einer Frau.

Gemälde aus dem Leben, von J. F. Castelli.

»Die Frau Gräfin von Hollenberg!« kündigte ein Bedienter bei der Thüre eines kleinen Salons an, und die Frau, welche darinnen auf dem Canapé ſaß, erhob ſich ſchnell.

Die Beſuchende und die Beſuchte waren ſehr verſchieden. Die Erſte verwelkt, alt; die Letztere jung, ſchön, anmuthig und liebenswürdig, und doch ſchienen Beide, als ſie ſich erblickten, gleich betroffen und bewegt, und es trat nach der gewöhnlichen Bewillkommung eine lange Pauſe des Stillſchweigens ein. Endlich nahm die Gräfin das Wort.

»Frau von Waller,« ſprach ſie, »Sie müſſen erſtaunt ſein, mich bei ſich zu ſehen, mein Billet von dieſem Morgen hat Ihnen wohl meinen Beſuch, aber nicht den Grund desſelben angekündigt. Schenken Sie mir einige Minuten Aufmerkſamkeit, und vor Allem verzeihen Sie mir den Schmerz, den ich Ihnen zu verurſachen gezwungen bin. Ich habe Sie nie geſehen, und dennoch kenne ich Sie genau. Ich weiß, wie groß und edel Ihre Seele iſt. Ich weiß, daß Sie, umrungen von Verführungen, allen widerſtanden haben, mit Ausnahme einer einzigen. Erröthen Sie nicht. Kann es Ihnen die Mutter Edmund's zum Verbrechen anrechnen, daß Sie Ihren Sohn allen übrigen vorgezogen haben? Das iſt eine Schwäche in den Augen

Anderer, in den meinigen aber ein Reiz mehr. Ich liebe meinen Sohn ſo ſehr, daß ich begreifen kann, wie ihn Andere lieben können. Arme, junge Frau! Sie lieben ihn! Nicht wahr, es iſt ſehr grauſam, von Ihnen das Opfer dieſer Liebe zu verlangen? Ach, wäre es mit dem Glücke meines Sohnes, mit dem Wohle unſerer ganzen Familie vereinbar, mit welchem Vergnügen würde ich Sie als meine Tochter in die Arme ſchließen, Sie, theure Iſabella, die ſein Herz gewählt! O, blicken Sie mich nicht ſo fürchterlich an, Sie erſchrecken mich!« Mit dieſen Worten ſchlang die Gräfin ihren Arm um Iſabellens Nacken, welche, ohne Bewegung, zu ſprechen verſuchte, aber nur ſehr leiſe die Worte hervorbrachte: »Was wollen Sie von mir, Frau Gräfin? Erklären Sie ſich ſchnell, ſonſt möchte ich nicht die Kraft beſitzen, Sie anzuhören.«

— »Oder ich nicht die Kraft, Sie zu quälen. Jetzt, da ich Sie ſo unglücklich ſehe, bedarf ich meines ganzen mütterlichen Muthes. Schelten Sie mich nicht hart, ich bin nur offen, und habe Vertrauen in Ihre Großmuth. Laſſen Sie uns ſo ruhig als möglich mit einander ſprechen. Sie kennen Edmund's Lage, die meinige. Sein Vater folgte dem Strome der Weltbegebenheiten, und büßte ſein Vergehen durch zehn Jahre des Exiles, bis er endlich im Elende, entfernt vom Vaterlande, ſtarb. Leider erinnert ſich der Herzog noch immer des kühnen Edelmannes, welcher ſich ihm entgegenſetzte. Weder ich noch mein Sohn erhalten das Mindeſte von ihm, und nur mit Hilfe der größten Eingezogenheit und Sparſamkeit können wir leben. Doch bietet ſich ein Mittel, uns aus dieſer peinlichen Lage zu reißen, und dieſes iſt eine reiche Heirat. Wenn dieſe zu Stande kommt, ſo öffnet ſich für Edmund ein neues Feld zu Würden und Ehren, und daß er dieſe ſich verſchaffen werde, dafür bürgen mir ſeine Talente.«

»Warum ſagen Sie mir das, Gräfin? Kommen Sie mit Einwilligung Ihres Sohnes? Hat er ſo wenig Mitleid mit meinen Thränen, daß er zum Verräther an dem Geheimniſſe meines Lebens wurde, oder hält er mich ſeiner Achtung nicht mehr würdig?«

— »Mein Sohn weiß nicht, daß ich Sie aufgeſucht habe, und nur die Hoffnung auf Ihren Edelmuth ließ mich dieſen Schritt wagen. Er liebt Sie unausſprechlich, er will kein Glück, das ihn von Ihnen entfernte; Sie beſitzen ſeine Achtung in ſo hohem Grade, daß ſelbſt Ihr Name nie über ſeine Lippen kam.«

Nun hörte Isabella nichts mehr. Trunken vor Freude, küßte ſie die Hand der Gräfin und rief: »O, wiederholen Sie, was Sie geſagt haben. Mein Edmund liebt mich! O, ich war deſſen gewiß, er wird mich nicht verlaſſen! Mein Gott! ich danke Dir für dieſen Augenblick.«

Die Gräfin ſuchte dieſe Ergießungen der Freude nicht zurück zu halten, ſie ließ ſie in vollem Maße ausſtrömen, aber theilte ſie nicht. Ihr kalter, trauriger Blick haftete auf Isabellen, und ſah ihr in das Innerſte der Seele.

»Nun aber, Frau Gräfin,« fragte dann Isabella, »was kann ich bei dieſen Umſtänden thun? Wenn Edmund keine Andere heiraten will — er iſt frei und Herr ſeines Willens.«

»Ich hätte gedacht,« erwiederte die Gräfin, »Sie liebten ihn mehr, Ihre Leidenſchaft wäre beſſerer Art, und könne ſich meiner mütterlichen Zärtlichkeit an die Seite ſtellen. Da Sie mich nicht begreifen, ſo habe ich mich in Ihnen geirrt, und ich habe nichts weiter hier zu thun. Sie ſind ein gewöhnliches Weib, und mein Sohn iſt verloren! Leben Sie wohl!«

»Gräfin! Gräfin! noch ein Wort. Sie wollen, ich ſoll ihm entſagen, zu ſeinem Glücke, und wenn ich einwilligte, wird er es wollen? Glauben Sie, daß es von meiner Seite nur eines Wortes bedarf, um unſer Herzensbündniß zu trennen?«

— »Nein, er wird ſich nicht von Ihnen trennen, aber können Sie ſich nicht von ihm trennen?«

»Ich? — Nie, nie!«

— »Auch nicht zu ſeinem Glücke?«

»Sterben? — Ja! Ihn verlaſſen? Nein!«

— »Sterben? Welch' ein fürchterliches Wort in Ihrem Alter, in Ihren angenehmen Lebensverhältniſſen! Glauben Sie mir, eine Frau muß erſt anfangen an der Zukunft zu verzweifeln, wenn Sie alt wird. Wollen Sie meine geliebte Tochter, wollen Sie **Edmund's** Schweſter werden?«

»Gräfin! Sie ſind Weib, Sie ſind Mutter. Wenn man Ihnen ſagte, Sie ſollen Ihren Sohn, Ihren Vielgeliebten einer Anderen überlaſſen, die ihm von nun an Mutter ſein, die er von nun an als Kind lieben wird, Sie würden **Edmund** in Ihre Arme ſchließen und der ganzen Welt Trotz bieten, ihn von Ihrem Herzen zu reißen. Und doch bliebe Ihnen auch noch nach ſeinem Verluſte eine Tochter, welche Sie nicht minder lieben. Sie wären immer noch die Gräfin von **Hollenberg**, geachtet von der Welt und umgeben von Freunden und Schmeichlern. Dieſen **Edmund**, Gott hat Ihnen denſelben geſchickt, Sie haben ihn angenommen, nicht **gewählt**, wie ich. Wiſſen Sie, was ich ihm geopfert habe? Für ihn habe ich mich daran gewöhnt, vor der Welt in einem zweideutigen Lichte da zu ſtehen, für ihn muß ich vor meiner Familie — und ja auch vor meinem Gewiſſen erröthen. Ich habe geſagt: »Dieſer ſoll dein Herr ſein,« und er iſt es geworden. Ich vergaß alles Dasjenige, was ich vor ihm kannte, ich vergoß mehr Thränen, als er mir Küſſe gab. Wenn man mir meine Liebe nimmt, die mein ſchönſter Schmuck iſt, ſo fällt auch der ſüße Schleier von meinen Augen, der mich vor mir ſelbſt, vor der Welt verbirgt. Ich bin eine arme, erniedrigte Frau, ohne Kraft, ohne Muth, ohne Tugend, ohne Schutz. Nein, er iſt mein, er bleibt mein, ich gäbe nicht eines ſeiner Haare für das Glück der ganzen Erde. Geben Sie, verlaſſen Sie mich, Sie machen mich nicht wanken, ich will nicht!«

»Mein Gott! wie iſt dieſe Frau blind!« rief die Gräfin, die Hände zuſammenſchlagend. »Sie lieben meinen Sohn, wie eine Wahnſinnige, und er Sie jetzt leider eben ſo, denn auch er ſchlägt Alles für dieſe Liebe aus. Aber wie wird es in einigen Jahren, vielleicht in einigen Monaten ſein? Er wird ſeine blinde Leidenſchaft erkennen, bereuen, Sie mit Vorwürfen überhäufen, und was werden Sie ihm darauf antworten, wenn er ſagt: Du haſt meine Exiſtenz vernichtet, ohne Dich wär' ich ein Anderer, als ich bin«.

— »O, das wird er nie ſagen, nie!«

»Er wird es ſagen, oder wenigſtens denken. Dann wird alle Ruhe von ihm, von Ihnen entflohen ſein, und Sie ſelbſt werden ſich von ihm trennen, aber mit Gewiſſensbiſſen und mit Haß. Haben Sie viele Verbindungen von der Art, wie die Ihrige, anders enden geſehen?«

Frau von Waller antwortete nicht, ſie hörte nur mit ſtarren Blicken und vor ſich gehaltenen Armen, als ob ſie ein fürchterliches Bild verſcheuchen wollte. Die Gräfin näherte ſich und fuhr, ſie auf die Stirne küſſend, fort: »Statt deſſen wird Ihnen ſein Dank, ſeine Achtung, ja ſeine Liebe immer bleiben; denn er findet keine zweite Liebe, wie die Ihrige.«

»O mein Gott!« rief die junge Frau, ſich plötzlich erhebend, »mein Gott, gib mir die Kraft!« Ihre Blicke erhoben ſich ernſt gegen Himmel, dann hefteten ſie ſich auf alle Gegenſtände im Zimmer. Eine Thräne rollte über die Wange, die Lippen öffneten und ſchloſſen ſich mehrere Male, endlich ſprach ſie ſo langſam und ſo leiſe, daß man ſie nur mit Mühe verſtehen konnte: »Ja, ja, er ſoll mir ſein Glück danken, ich willige in Alles, ich will ſein und mein Herz brechen; ich will ihn von mir entfernen, ich will ihn zum Altar führen. Dann werd' ich frei ſein, nicht wahr? Aber wenn Sie, Frau Gräfin, ſich die Liebe Ihres Sohnes erhalten wollen, ſo trachten Sie, daß er nie erfahre, was vorgegangen iſt, er würde Ihnen nie verzeihen. Jetzt verlaſſen Sie mich, ich wünſche allein zu ſein; ſehen Sie zu verhindern, daß

Edmund heute zu mir komme, ich muß mich faſſen, und mir Muth zum ſchweren Werke ſammeln. Leben Sie wohl.«

Die Gräfin ging und Frau von Waller blieb den ganzen Tag über eingeſchloſſen. Was that ſie während dieſer langen Stunden? Niemand wußte es, und der Himmel behüte mich, den Schleier zu lüften, der ſo viele Schmerzen bedeckt. Als ſie am andern Tage verlangte, man ſolle einen Wagen beſtellen, erſtaunte ihr Kammermädchen über ihr Ausſehen. Eine Krankheit hätte ſie nicht mehr verändern können. Aber von dieſem Augenblicke an wankte ſie auch nicht mehr in Ausführung ihres edelmüthigen Entſchluſſes. Sie fuhr herum und machte Einkäufe bis Mittag. Graf Edmund wollte ſie zur gewöhnlichen Stunde beſuchen und fand ſie nicht zu Hauſe. Es war das erſte Mal ſeit vier Jahren. Des Abends erſchien ſie auf einem Ball, ſie konnte ſich kaum aufrecht halten, dennoch war ſie glänzend geſchmückt, und ein fröhliches Lächeln umſchwebte ihren Mund. Edmund näherte ſich ihr, und ſuchte vergebens die Camellien an ihrem Buſen, die er ihr geſandt hatte — zum erſten Male trug ſie dieſe nicht.

»Sie haben dieſen Morgen eine lange Spazierfahrt gemacht, ſprach er laut zu ihr. — »Iſabella, wo ſind die Blumen? ſetzte er leiſe hinzu.

»Ich habe Sie auf meiner Toilette vergeſſen,« antwortete ſie, und ſtürzte ſich in den Tanz.

Der Graf traute ſeinen Ohren nicht, er war an Iſabellens Zärtlichkeit in jedem Augenblicke, an ihre Delikateſſe, welche auch die kleinſte Kleinigkeit nie vernachläſſigte, ſo gewohnt, daß er im Schooße dieſes Glückes feſt entſchlummerte, und nicht dachte, daß er je erwachen könne. Eine Aufwallung von Eiferſucht ſchnitt durch ſeine Seele; er ſuchte ſie auf, ſie tanzte, ſie lachte und zwang ſich, die Liebenswürdige gegen die Männer, welche ſie umgaben, zu machen. Sie litt unausſprechlich, aber ſie wollte ihr Opfer ganz bringen.

Mehrere Tage verfloſſen auf gleiche Art. Es waren nur Kleinigkeiten, welche Edmund auffielen, ſo wie die Blumen, aber, oft wiederholt, ſchmerzen ſie. Er beklagte ſich, ſie ſcherzte. Die Zänkereien mehrten ſich, die Wiedervereinigungen waren weniger zärtlich. Auch die feinſte Kokette hätte ſich ihres Spielzeuges, deſſen ſie überdrüßig geworden, nicht mit mehr Kunſt entledigen können.

Eines Abends empfing Iſabella, auf dem Canapé ſitzend, Beſuche und Huldigungen von jungen Männern. Edmund ſpielte mit ihrem Fächer, ſie begehrte ihn, er beugte ſich zu ihr, und ſprach leiſe: »Sie ſind heute ſehr ſchön, Iſabella, und haben keinen Blick für mich. Bin ich es nicht mehr, für den Sie ſich ſchmücken?«

Die wehmüthige Stimme des geliebten Mannes drang tief in ihre Seele, und machte ſie beben; aber ſchnell ermannte ſie ſich wieder und antwortete lächelnd: »Schön? Nun ja, ſolche Schmeicheleien hör' ich täglich.«

»Iſabella! Sie lieben mich nicht mehr?«

Sie ſtand auf, denn ſie fühlte wohl, daß ſie länger nicht ſtandhaft bleiben konnte.

Während dieſer Zeit hatte die Gräfin ihren Plan nicht aus den Augen verloren. Edmund's Traurigkeit gab ihr den Beweis, daß Iſabella ihr Verſprechen erfüllt habe. Sie fragte ihn nicht, aber ſie zeigte, daß ſie die Urſache ahne; ſie verdoppelte ihre mütterliche Sorgfalt und Zärtlichkeit. Sie ließ Worte fallen, welche der Verdacht ſchnell aufnimmt, und zeigte ihm dann das Herz der Mutter als Zufluchtsſtätte; ſie malte ihm die häuslichen Freuden und die Liebe eines unverdorbenen, reinen Weſens. Kein Wort von Reichthum oder Würden, ſie kannte ihren Sohn zu gut, um zu wiſſen, daß man die Stufen des Ehrgeizes mit Blumen beſtreuen, nicht vergolden müſſe. Nach und nach ging Edmund weniger allein aus, er willigte ſogar darein, ſeine Mutter zum Grafen Oſtromonte zu begleiten, obſchon er früher die Hand ſeiner Tochter ausgeſchlagen hatte. Ein Wort, ein Blick Iſabellens hätte das ganze, verſtändig aufgeführte Gebäude der Gräfin umſtürzen können, allein Iſabella war und blieb ſtandhaft.

Bei einem großen Feſte ſaß Iſabella neben der Comteſſe Oſtromonte. Beide errötheten. Bald nahte ſich Edmund; ärgerlich über die Gleichgiltigkeit Iſabellens ſuchte er ihre Leidenſchaft durch Eiferſucht wieder aufzuregen. Nachdem er ſie kalt gegrüßt, ſetzte er ſich neben die Comteſſe, und beſchäftigte ſich nur mit ihr. Alle Artigkeiten, alle ſeine Liebenswürdigkeit bot er auf, ſie zu unterhalten. Endlich wandte er ſich ſogar zu Iſabellen mit den Worten: »Das iſt ein wahrer Engel von einem Mädchen, nicht wahr?«

»O ja!« antwortete die Unglückliche, indem ſie ihre Lorgnette vor die feuchten Augen hielt, und mit zerſtreuter Miene das Kleid einer vorübergehenden Frau muſterte; »ſie iſt ganz geſchaffen, einen Mann glücklich zu machen.«

»Wie?« dachte Edmund, »nicht einmal die geringſte Bewegung? Es iſt vorbei, ich habe ſie verloren!« und indem er Iſabellen krampfhaft am Arme faßte, flüſterte er ihr zu: »Morgen will ich Sie ſprechen; ſein Sie um drei Uhr allein. Ich habe das Recht, dies zu fordern. Wenn Sie es vergeſſen haben, ich erinnere mich recht wohl daran. Unſer Verhältniß muß werden, wie es war, oder Alles muß brechen!«

Am nächſten Tage um drei Uhr erſchien er blaß, mit hohlen Augen und entfärbten Lippen; Iſabella hingegen kalt, fröhlich, mit belebten Zügen und feſter Haltung. Seit Langem hatte ſie dieſe Kriſe vorhergeſehen und ſich darauf vorbereitet. Edmund hatte die ganze Nacht nachgedacht, was und wie er es ſagen ſollte, er glaubte ſeiner ſicher zu ſein; allein als er Iſabellen ſah, hatte er Alles vergeſſen. Er ſtürzte vor ihr auf die Knie, faßte ihre Hand, und bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen.

»Es iſt alſo geſchehen, Iſabella!« rief er, »Du ſtößeſt mich von Dir? Du liebſt mich nicht mehr? O, mein Gott! das überleb' ich nicht! Gib mir mein Glück, gib mir mein Leben wieder! Du ſiehſt, was ich leide, aber Du haſt kein Herz, kein Mitleid mehr für mich. Was, um Gotteswillen, hat Dich ſo verändert? Was hab' ich Dir gethan? Was willſt Du, daß ich für Dich thun ſoll? Antworte nur ein Wort, Du mußt reden, Du, und nicht jene Frau, die mich ſchon ſeit zwei Monaten martert!«

Sie ſchwieg, und er fuhr fort: »Wie? Kein Wort? Alſo wahr, wahr, daß Du mich nicht mehr liebſt? Ach, ich glaubte es noch immer nicht!«

Iſabella fühlte wohl, daß dies der entſcheidende Augenblick ſei; alle ihre Nerven bebten, Thränen näßten ihre Augen; ſchon wollte ſie ihre Arme ausbreiten, den Heißgeliebten zu umfangen, aber ihres Verſprechens gedenkend, raffte ſie all' ihren Muth zuſammen, und antwortete mit bewegter Stimme: »Nein, ich liebe Sie nicht mehr, Graf, nehmen Sie Ihre Schwüre zurück, und ſein Sie glücklich!«

Da floſſen Edmund's Thränen in Strömen, die Bruſt ſchien ihm zerſpringen zu wollen, ſein Schmerz hätte einen Marmor bewegen können. Da konnte ſich Iſabella nicht mehr aufrecht erhalten, ſie ſank ohnmächtig zu Boden. — Edmund klingelte, das Kammermädchen trat ein, um ihre Gebieterin zu Bette zu bringen, und der Graf entfernte ſich verzweiflungsvoll.

Als Iſabella wieder zu ſich kam, dankte ſie Gott für dieſe Ohnmacht, denn ſie fühlte wohl, daß dieſer Augenblick ſtärker geweſen wäre, als ihr Muth. Edmund forderte Erklärung, welche Gründe ſollte ſie angeben. Sie hatte verſprochen, ja ſie hat ſich ſelbſt geſchworen, für ſein Glück ſich zu opfern. Sie ſah wohl ein, daß eine zweite Zuſammenkunft nicht weniger gefährlich ſein würde, daher ſchrieb ſie, ſchrieb einen kurzen, kalten

Brief, gab keine Gründe an, machte keine Vorwürfe. Einige Ausdrücke von Freundſchaft waren Alles.

Gibt es etwas Fürchterlicheres, als ein geliebtes Weſen zu verlieren? Die Kette iſt gebrochen, aber die Ringe bleiben. Erinnerungen, die man ſingend in den Schlummer lullt, erwachen ſtets auf's Neue; ein Wort malt die ſchöne Vergangenheit, und dasſelbe Wort deckt über die Zukunft den Trauerſchleier. Man glaubt an nichts mehr, man hat keine Illuſion mehr. Es iſt ein entzaubertes Leben, eine gebrochene Seele, ein Engel, dem man die Flügel beſchnitten hat, und der nun an der Erde feſt gehalten wird. **Edmund** empfand dies Alles tief; er las den Brief **Iſabellens** oft, er ſuchte darin einen Funken Hoffnung, vergebens! Alles war vorbei! Die Gräfin, welche ihn genau beobachtete, zweifelte nicht mehr an ihrem vollſtändigen Siege.

»Mein Sohn,« ſprach ſie eines Abends zu ihm, »Du biſt betrübt bis zum Tode. Denkſt Du denn an Deine Mutter nicht mehr? Gibt es denn nur dieſes einzige Weib für Dich auf der Welt?«

»O, Mutter! Sie wiſſen nicht, was ich verliere,« antwortete **Edmund**.

— »Ach, Alles ändert ſich auf dieſer Welt, mein **Edmund**.«

»Alles? Ja! Aber ſie — ſie! — Auf ſie hatte ich alle meine Hoffnungen gebaut, bei ihr vergaß ich mich und die ganze Welt. Sie war mir Geliebte, Freundin, Schweſter, Alles in Allem. Ich liebe, ich verehre Sie, theure Mutter, aber Sie können mich über **Iſabellens** Verluſt nicht tröſten. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, was ich empfinde, es iſt mir ein bisher ganz unbekannter Schmerz. Ich fühle mich in die Welt hinausgeſchleudert, gleichgiltig gegen Alles, ohne Leidenſchaft, ohne Willen, ohne Kraft, ohne Herz. Sie hat Alles behalten. Ich habe auch kein Verlangen, zu wiſſen, warum ſie mich verläßt. Sie verläßt mich — und das iſt genug.«

»Hätt' ich ihn doch ganz unglücklich gemacht?« dachte die Gräfin. Sie ging daher ſehr vorſichtig zu Werke, trauerte Anfangs mit ihrem Sohne, und indem ſie auf einer Seite Iſabellens gute Eigenſchaften lobte, wurde es ihr möglich, auch eine Schattenſeite aufzurollen. Sie ſprach von Leichtſinn, von Veränderungsſucht, und Edmund antwortete hierauf nur mit einem Seufzer. Endlich wagte ſie ſogar mit ihrem Plane hervor zu rücken, und wurde zu ihrem Erſtaunen nicht zurück gewieſen.

»Thun Sie was Sie wollen, liebe Mutter,« antwortete der Sohn, »mir iſt Alles gleichgiltig.«

Die Gräfin ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, und in einem Monate hallte die ganze Stadt von der glänzenden Heirat wieder.

In dieſer Stadt war aber auch ein Weſen, deren Leiden unſäglich waren; ein ſchwaches Geſchöpf, gebeugt von dem Gewichte der Qualen. Man wußte dieſes, und die Menge ſpottete ihrer noch, aber eben dieſe Grauſamkeit gab ihr neuen Muth, und erhob ſie über ſich ſelbſt. Unter den Glückwünſchungsbeſuchen, welche die Comteſſe Oſtromonte empfing, war jener Iſabellens der erſte. Nicht eine Muskel ihres Geſichtes veränderte ſich, als ſie der künftigen Gräfin Hollenberg Glück wünſchte. »Das iſt eine ſublime Frau,« dachte die Gräfin.

Der Tag der Vermälungsfeierlichkeit erſchien. Die ganze Kirche war voll Menſchen, theils wollte man das Brautpaar ſehen, theils waren beſonders die Frauen neugierig, ob Iſabella dabei erſcheinen, und wie ſie ſich benehmen würde. Man fürchtete eine Scene. Als Iſabella wirklich eintrat, wendeten ſich alle Blicke nach ihr. Ihr Schritt war feſt, und ihre Toilette gewählt. Nicht eine Stecknadel, die nicht an ihrem Platze geweſen wäre. Nichts kündigte eine durch Leidenſchaft herbeigeführte Unordnung an. Als ſich die Brautleute dem Altare näherten, trat auch Iſabella aus ihrem Stuhl, und nahm einen Platz neben der Gräfin Hollenberg ein. »Ich habe das Recht, hier zu ſein,« ſagte ſie der Gräfin in das Ohr, »ohne mich wäre Edmund nicht hier. Ich reiſe dieſen Abend, und erſuche Sie vorher um eine Unterredung.«

»Nach der Meſſe!« antwortete die Gräfin.

— »Das iſt nicht genug. Edmund's Gattin muß dabei gegenwärtig ſein. Sein ſie ohne Sorge,« fügte ſie hinzu, »ich werde mein Werk nicht ſelbſt vernichten. Verſprechen Sie es mir?

»Ich verſprech' es Ihnen.«

Der Prieſter fragte Edmund: »Edmund, Graf von Hollenberg, wollen Sie ſich mit gegenwärtiger Gräfin Ida d'Oſtromonte ehelich verbinden?« Edmund zögerte zu antworten. Da wiederholte der Prieſter mit lauter Stimme ſeine Frage, und Edmund antwortete: »Ja.«

Iſabella betete eifrig, ihre Augen verließen den Altar nicht. So preßt der zum Tode Verurtheilte das Crucifix an ſeine Bruſt. Die Copulation ward vollzogen, hierauf folgten Fragen, Glückwünſche, Schmeicheleien, kurz, all' der Lärmen, ſo unerträglich für ein Weſen, welches leidet und allein leiden muß. Als der letzte Zeuge ſich entfernt hatte, und das Geraſſel der Wägen im Hofe verhallt war, führte die Gräfin ihre Schwiegertochter in das Zimmer, wo ſie Iſabella erwartete. Als Beide eintraten, ſtand dieſe vom Stuhle auf, ſank aber, zu ſchwach, um ſich aufrecht zu halten, wieder zurück. Die junge Neuvermälte grüßte ſie kalt, und that einen Schritt gegen die Thür; es war ſichtbar, daß ſie von Allem unterrichtet war.

»Bleiben Sie, Gräfin!« rief Iſabella, »fliehen Sie mich nicht, ich werde Sie nicht lange aufhalten. Sie ſehen, in welchem Zuſtande ich mich befinde, dennoch reiſe ich noch dieſen Abend, und es drängt mich nur, Ihnen Lebewohl zu ſagen, und Ihnen einen guten Rath zu geben, wenn Sie ihn von mir annehmen wollen. Ich hätte gewünſcht, daß Ihnen die Vergangenheit verſchwiegen geblieben wäre, es iſt nicht geſchehen. Ganz natürlich, Sie ſind ein Weib, und müſſen auch Ihren Theil

Kummer haben. Sein Sie übrigens ganz ruhig. Ihr Gemal gehört Ihnen ganz und für immer an. Ich trete meine Rechte an Sie ab, dieſe müſſen ſchweigen vor jenen, welche Ihnen Gott gegeben hat. Aber ich beſchwöre Sie bei all' dem, was Ihnen das Heiligſte iſt, machen Sie ihn glücklich, und ſprechen Sie nie mit ihm von mir. Suchen Sie, daß er mich ganz und gar vergeſſe, Sie werden daran allein genug zu thun haben; denn ich habe ihn unausſprechlich geliebt. Folgen Sie ihm auf dem gefahrvollen Pfade der Ehre. Sie öffnen ihm dieſen Pfad, verlaſſen Sie ihn darauf nie. In Stunden des Kummers tröſten Sie ihn, Ihr Buſen ſei ſtets bereit, ſein müdes Haupt ruhen zu laſſen. Ihre Hand trockne den Schweiß von ſeiner Stirne. Pflegen Sie ihn, wie eine Mutter den Neugebornen, wachen Sie über dieſe Feuerſeele, bedecken Sie ihn mit Ihrem Flügel, um ſie vor Stolz und Eitelkeit zu bewahren, dann werden Sie ſagen können: »Ich bin die glücklichſte der Frauen.« Sie können ſich vor ihm, dem Großen und Edlen, erniedrigen, ohne ſelbſt weniger groß und edel zu ſein, als er. O, welch' ein herrlicher Beruf wurde Ihnen zu Theil! Ich ſuchte ihn zu erfüllen, denn ich begriff ihn ganz, das Schickſal trat dazwiſchen. Möge er Sie ſegnen, und Gott ihm lange Jahre ſchenken! Ihr Glück iſt bereits vollſtändig, denn Edmund iſt der Ihrige. Und Sie, Frau Gräfin, Mutter Edmund's, verwahren Sie gut Ihr Geheimniß. Sie kennen deſſen Wichtigkeit. Jetzt bin ich frei, nicht wahr? Leben Sie wohl — Sie ſind glücklich, genießen Sie Ihr Glück!«

Am Abend, wo im Hotel der Neuvermälten der Tanz begann, verließ Iſabella die Stadt. Acht Tage nachher erfuhr man, ſie ſei einem hitzigen Fieber, welches ſie auf ihrem Landhauſe befiel, in wenigen Stunden zum Raube geworden.

Edmund, zurückgezogen lebend, ſuchte Zerſtreuung auf dem Wege der Politik und fand ſie.

Zwanzig Jahre nachher lag die Gräfin Hollenberg auf dem Sterbebette. Bevor ſie ihre Augen ſchloß, gab ſie ihrem Sohne, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, einen Schlüſſel, und ſprach zu ihm: »Ich muß noch eine Handlung der Gerechtigkeit ausüben. Wenn ich nicht mehr bin, ſo öffne mit dieſem Schlüſſel meine Caſſette, aber allein, hörſt Du? Lies die Papiere, welche ſich darin befinden. Ich hoffe, daß Dich das Geheimniß, welches Du erfahren wirſt, nicht dazu bringen wird, mein Andenken zu verwünſchen; denn die Erfahrung hat bewieſen, daß ich Recht hatte.«

Dieſe Worte tönten ſonderbar in des Grafen Ohren. Er erwies ſeiner Mutter die letzte Ehre, und zollte ihr die Thränen kindlicher Liebe, dann öffnete er die Caſſette. Das Erſte, was ihm darin auffiel, war ſeine eigene Schrift, eine Menge Briefe von ſeiner Hand, ſein Portrait, dann ein Päckchen Briefe mit der Adreſſe an ſeine Mutter. Die Unterſchrift des einen anſehend, ſchrie er: »Iſabella!« und las Folgendes:

»Sie ſind nun ganz glücklich, Frau Gräfin, da Sie am Ziele Ihrer Wünſche ſtehen. Verzeihen Sie, wenn ich dieſes Glück einen Augenblick ſtöre. In einem Teſtamente darf man Alles ſagen, und dieſes iſt ein Teſtament, denn bald werde ich nicht mehr ſein. Ich wollte noch einmal mein Herz öffnen, noch einmal von ihm ſprechen, und das durfte ich mit Niemanden, als mit Ihnen. Auch — verzeihen Sie mir — ſind Sie es, die mich tödtet, und das Opfer hat ja doch das Recht, ſich bei ſeinem Mörder zu beklagen. Als ich Ihnen verſprach, mich von ihm zu trennen, ihn von mir zu ſtoßen und in den Armen einer Anderen zu ſehen, traute ich meinen Kräften zu viel zu. Sie ſind erſchöpft, ich kann nicht mehr, ich bedarf der Ruhe, und dieſe ſuche und finde ich im Grabe. O, Gräfin! Möge Ihnen der Himmel verzeihen, denn Sie waren ſehr grauſam. Ich liebte ihn, wie noch nie ein Weib geliebt hat, und liebe ihn noch eben ſo. Auch er liebte mich!« —

»Ich hätte nur zu winken gebraucht, und er würde noch am Altare ſeine Verlobte verlaſſen haben, zu mir zurückgekehrt ſein, und wir hätten uns nie mehr getrennt. Ich widerſtand dieſer Verſuchung, mein Opfer ſollte erfüllt werden. Es ward es, und nun wollte ich ſterben; denn ich war frei, Sie durften nichts mehr von mir fordern, Gräfinn, unſer Handel war geſchloſſen. Mein guter Vater widerſetzte ſich meinem Wunſche nicht, die Stadt zu verlaſſen und unſer Landhaus zu beziehen. Ich bitte dieſen ehrwürdigen Greis um Verzeihung für mein Leben und für meinen Tod, er ſoll glauben, daß eine Krankheit mich hinweggerafft habe, wie Alle, auch Edmund. Gräfinn, hüten Sie ſich, ihm die Wahrheit zu eröffnen, ſeine Zukunft würde vergiftet ſein, für die ich ſterbe. Möge er mich lieber ungetreu halten und meiner nicht mehr gedenken, als daß ich ihm eine Thräne koſte. O, mein Gott! wenn ich ihn nur noch einmal ſehen, ſeine Stimme hören könnte, eine Sekunde der Freude noch vor der ewigen Nacht. Gräfin, Sie müſſen mir Bürge ſeines Glückes ſein, und ich werde von Ihnen Rechenſchaft fordern vor dem Richterſtuhle, wo ich Sie erwarte. Ich ſende Ihnen Alles zurück, was ich von ihm beſitze. Sie werden durch dieſe Briefe ein Bündniß erſt ganz kennen lernen, welches Sie zerriſſen haben. Sie werden ſehen, daß wir einander anbeteten, und daß unſer wechſelſeitiges Vertrauen ohne Gränzen war. Leben Sie wohl! Wenn er von mir ſpricht, wie es auch immer ſein mag, enttäuſchen Sie ihn nicht. Gott und ich werden den Schleier heben, wenn er uns finden wird. Wachen Sie über ihn und ſeine junge Frau. Für ſo viel Leiden wird mir die ewige Barmherzigkeit geſtatten, ſein und ihr ſchützender Engel zu ſein, und mich nicht dafür beſtrafen, daß ich ein Leben ende, welches ich nicht länger tragen kann, käme es anders, auch die Hölle ſoll mich für ihn nicht ſchrecken. Leben Sie ewig wohl! Iſabella.«

Nachdem Edmund geleſen hatte, entſank der Brief ſeiner Hand, und er ſtand lange in Nachdenken verſunken; ſein Blick fiel von dem Briefe auf den Leichnam, er ſchien die Rechte der beiden Frauen gegen einander abzuwägen. Endlich entſtrömten Thränen ſeinen Augen, und Iſabellens Schriftzüge mit Inbrunſt küſſend, rief er aus: »Bewunderungswürdiges Weſen! Kein Weib hat je geliebt, wie Du!«

In dieſem Augenblicke pochte der Kammerdiener an die Thüre. »Seine Durchlaucht wünſchen Eure Excellenz zu ſprechen,« rief er von außen.

Dieſer Befehl litt keinen Aufſchub. Der Graf legte die Papiere wieder in die Caſſette, welche er zuſchloß, küßte die kalte Hand ſeiner Mutter, und begab ſich nach Hofe. Es handelte ſich um eine diplomatiſche Unterhandlung von der größten Wichtigkeit. Dieſe ließ dem Miniſter nicht Zeit, auf etwas Anderes zu denken, und der empfangene Eindruck verwiſchte ſich nach und nach in der Mitte höherer Intereſſen. Nur ſehr ſelten dachte er an Diejenige, welche für ihn ihr Leben gegeben hatte. Der leidenſchaftliche Jüngling hatte dem ehrgeizigen Manne Platz gemacht. Alles nur Kopf, und im Herzen ein ungeheurer Abgrund, in welchen man Titel, Würden, Orden und Trophäen wirft.

So war Graf Hollenberg mit fünfzig Jahren. Später, als er auf dem Sterbebette lag, ſagte er den Umſtehenden, er erblicke eine himmliſche Geſtalt über ſeinem Lager ſchweben. Er nannte den Namen Iſabella, und ging mit einem Lächeln auf den Lippen in die beſſere Welt hinüber.

Auf dem letzten Pfade ſchweigen die Eindrücke der Welt, Gott redet zu uns, und die Sprache Gottes iſt ja Liebe.

Elfenſage.

Es hebt ein leichter Wind ſich auf,
Ein Glanz läuft über's Meer —
Fern eine Elfenflotte ſchwimmt
Auf breiter Flut daher.

Die Taue und die Segel ſind
Aus Seide, und es iſt
Auf jedem Schiff ein Roſenblatt
Als Flagge aufgehißt.

Korallen ſind die Ruderbänk',
Die Ruder aus Schildpatt,
Zu Maſten Lilienſtengel man
Gewählt, die ſchlank'ſten, hat.

Zu den Cajüten Muſchelwerk —
Die Wände flimmern, glüh'n —
Es lehnen Elfenpärchen ſich
Still in die Ecken hin.

Wachtpoſten hat die Flotte weit
In's Meer hinaus gerückt,
Daß nicht ein Schiff, das Menſchen trägt,
In ihre Flanke fliegt.

Und von der Schiffe Bord herab
  Man Demanttreppen ſchlägt,
Von Gauklern und von Tänzern ſich
  Ein Zug herab bewegt.

Vor ihnen zieh'n zwölf Elfen auf,
  Die Harfen in der Hand,
Die mit Marienfädchen ſtatt
  Der Saiten überſpannt.

Ein Rauſchen und ein Weben wird,
  Wie Bienenflügelſchlag,
Mit Sang und Klang, mit Spiel und Tanz,
  Jetzt auf den Wellen wach.

Da tönt vom fernſten Poſten her
  Der Ruf: »Ein Schiff, ein Schiff!
Ein in den lichten Elfenring
  Es ſchwer und brauſend lief.

Und laut im Elfenlagerraum
  Von Waffenlärm es wird —
Zu Meer und Luft das Geiſterheer
  Die Kön'gin kommandirt.

Dem fremden Schiffsvolk in der Hand
  Erſtarren Ruder und Wehr' —
Ein Wirbel zieht hinab das Schiff,
  Ein Glanz läuft über's Meer.

Wenn mitten auf der off'nen See
  Ein Schiff zur Tiefe fährt

Mit weh'nder Flagge; Segel, Bord
  Und Maſten unverſehrt,
Kein Sturm an wüſtes Eiland ſchlug,
  An einen Riff es an;
Dann geht die Sage: daß im Zorn
  Die Elfen es gethan.

Ferdinand Helbling

* * *

Glückliche Heimkehr.

(Zur Deklamation.)

Es ſteht ein Weib am Meeresſtrand,
Ein kleines Kind im Mutterarm, —
Die Wangen tiefgebleicht vom Harm,
Ihr Antlitz nach der See gewandt.
Sie blickt hinaus in kaltem Schmerz —
Das Auge ſtarrend waſſerwärts —
Ob immer noch kein Schiff ſich zeigt,
Dort, wo das Meer zum Himmel ſteigt?
Ihr Kindlein drückt ſie feſt an's Herz,
Und jammert ſtill in ſich hinein:
»So früh ſchon ſollſt Du Waiſe ſein?
»Du armes Kind! und ſiehſt noch kaum
»Die Welt wie einen Morgentraum!
»Nun harr' ich ſchon zwei Jahre lang
»Auf Deines Vaters Wiederkehr,
»Ihn bringt wohl keine Welle mehr; —
»Wer weiß, wo ihn die See verſchlang,
»Die böſe See, die nicht gewollt,
»Daß er Dich einmal ſehen ſollt'!« —

Und wie ſie alſo jammernd ſpricht,
Rollt Thrän' um Thrän' ihr vom Geſicht.

Das Kind weiß nichts von ihrer Klag';
Es freut ſich nur am ſchönen Tag,
Der eben als ein Sonnenbrand
Auflodert auf der Himmelswand;
Und lächelnd — heiter — frohgemuth —
Streckt es die kleine Kindeshand
Nach einer Muſchel, die im Sand
Mit ſchimmerndem Gehäuſe ruht. —
Die junge Mutter, gleich bereit,
Bückt ſich hinab zum ſand'gen Grund,
Und reicht mit holder Freundlichkeit
Das ſchöne Spielzeug, glatt und bunt,
Dem Knaben hin; doch dieſer ſtreckt
Schon wieder ſeine Händchen aus
Nach einem zweiten Muſchelhaus,
Das ihm ſein Auge wunderflink
Schon wieder auf dem Strand entdeckt.
Doch diesmal liegt das bunte Ding
Etwas entfernter — und das Weib
Setzt d'rum ihr Kind im feuchten Sand
Vorſichtig nieder — unverwandt
Nach ihm gerichtet ihren Blick,
Holt ſie die Muſchel, kehrt zurück.
Das Kind ergötzt der Zeitvertreib,
Es lacht helllaut und freut ſich ſehr,
Und langt nach all' dem Muſcheltand,
Der ſonnenglänzend liegt umher;
Die Mutter, mit geſchäft'ger Hand,
Bringt immer wieder — immer mehr —
Und holt und bringt — und geht und fliegt,
So lang noch wo ein Schalthier liegt; —
Bis ſie beinah' ihr Herzeleid,

Die langgewohnte Traurigkeit
Vergißt im Spiel mit ihrem Kind!

Da plötzlich iſt's, als ob im Wind
Ein nahes Segel rauſchend weh';
Erſchrocken blickt ſie in die Höh',
Und wirklich! über'm Felſenriff
Dort glänzt ein Wimpel ausgeſpannt,
Heimwärts gekehrt ſchon nach dem Strand,
Doch birgt noch ſeinen Rumpf das Schiff
Jenſeits der hohen Klippenwand.
Das Weib fährt auf in ſüßem Schreck,
Wie Ahnung zuckt's durch ihren Sinn.
Nur wenig Schritte ſind dahin
Bis an das ſteile Felſeneck,
Wo ſie mit freiem Augenſtern
Erſchauen kann, was nah' und fern:
Ob ihr das Schiff vielleicht bekannt,
Ob's endlich wohl zum Heimatſtrand
Den theuren Gatten wieder bringt?
Schon eilt ſie fort, ſich kaum bewußt,
Und athmet nicht aus banger Bruſt,
Sie eilt nur, rennt und fliegt und ſpringt
Und fühlt nur, wie die glüh'nde Luſt
Des Wiederſeh'ns zum Herzen dringt!
Ob ſie wohl auch im Uebermaß
Der Freude ihres Kind's vergaß?
O, nein! Jetzt eben blickt ſie um:
Doch bleich, verſtört, entſetzensſtumm
Starrt ſie gebannt nach jenem Ort,
Wo ſpielend ſtill der Knabe ſaß;
Sie ſieht nichts mehr: das Kind iſt fort!
Die Muſcheln nur, die liegen weit

Im Uferſand umher geſtreut. —
Des Weibes Kniee brechen ein,
Sie ſinkt dahin auf einen Stein;
Doch wieder rafft ſie auf ſich ſchnell:
»Zurück! Zurück zur Unglücksſtell'!«
Ihr dämmert neuer Hoffnungsſchein,
Das Kind muß noch zu retten ſein!
Im Lauf' — im Flug' iſt ſie zurück,
Voraus ihr banger Mutterblick;
Doch wie ihr Aug' auch fliegt umher,
Das Kind erſpäht ſie nirgend mehr!
Nun ſteht ſie an des Ufers Rand,
Und blickt hinab zur ſchäum'gen See, —
Da taucht noch einmal das Gewand
Des armen Kindes in die Höh'. —
Ein Schrei entringt ſich ihrem Mund!
Als hätte Wahnſinn ſie gefaßt,
In wilder, todesängſt'ger Haſt
Schwingt ſie ſich nach dem Waſſerſchlund, —
Da plötzlich bricht die letzte Kraft,
Des Geiſtes Flamme flackert aus —
Sie ſtürzt! Doch nicht in's Flutgebraus;
Bewußtlos ſinkt ſie in den Sand,
Das Aug' umhüllt von Todeshand,
Und ſieht nicht, wie ein ſchönes Schiff
So eben lenkt um's Felſenriff!
Doch endlich weicht der Ohnmacht Flor,
Es kehrt Beſinnung ihr zurück,
Bekannter Laut ſchlägt an ihr Ohr,
Und als ſie hebt ihr Aug' empor,
Da ſieh'! mit liebevollem Blick
Hängt ihres Gatten Aug' an ihr,
Und, Wunder! an der Mutter Bruſt

Ruht auch ihr Kindlein wieder hier,
Zwar trieſend noch von Meeresſchaum,
Doch lächelnd, wie aus ſüßem Traum!
O, wie die Beiden glücklich ſind!
Der Vater, der, ob unbewußt,
Gerettet hat ſein eigen Kind,
Und ſo das Weib, das, ſchreckensmatt,
Nun wieder Kind und Gatten hat!

J. K. Lumau

* * *

Ein Baum.

Im grünen Walde ſteht ein alter Baum.
So wie verſenkt in ſchmerzliche Gedanken,
Neigt er ſein Haupt, und wie ein ſchwerer Traum
Umarmen ſeine Zweige Epheuranken.

Ihn rühren nicht mit ihrem hellſten Sang
Der Frühlingsſänger jubelvolle Lieder,
Und auf des Baches lauten Wellenklang
Sieht ungerührt der alte Träumer nieder.

Er mag nicht blühen mehr — kaum daß er grünt,
Die Zeit hat ihm das Mark ſchon ausgeſogen,
Die Geiſter ſeines Lebens ſind, verdünnt,
Als ſtiller Duft in's All dahin geflogen.

Du alter Baum! Was ſiehſt du wie ein Geiſt
Auf all' die Roſen rings im grünen Thale?
Was bleibſt nur du im Lenze ſo verwaiſ't
Und unvermält mit einem Sonnenſtrahle?

Verjünge dich im kühlen Morgenthau,
Erſtarke in des Waldbachs klaren Wellen,
Und blicke auf in's milde Himmelsblau,
Und laſſe dich von Stürmen nicht zerſchellen!

Da rauſcht es durch die Zweige wunderbar,
Mit geiſterſtillem, märchenhaften Klingen,
Und aus dem Baume höre ich es klar
Mit leiſen Tönen mir entgegenſingen:

»Ich bin ein Zeuge der Vergangenheit!
Derſelbe Sturm, der in vergang'nen Tagen
Die Aſche Deiner Väter hat zerſtreut,
Hat meinen Keim an dieſen Ort getragen.

»Mit grüner Luſt trieb ich zum Himmelsraum,
Umkoſ't von Lüſtchen und von Nachtigallen,
Auch ich verträumte meinen Frühlingstraum
In ſchattenkühlen, grünen Blätterhallen.

»In meines Dunkels ſtiller Einſamkeit
Hat manches Vöglein ſich ein Lied erſonnen,
Und manches Herz hab' ich zur Lieb' geweiht,
Wenn ich es ſtill mit meinem Grün umſponnen.

»Ich wuchs heran, ich wurde groß und ſtark,
Da fühlt' ich's warm durch meine Adern dringen,
Ich jauchzte ſchon, daß meiner Aeſte Mark
Ein kühner Arm als Lanze würde ſchwingen.

»Ich ſah entzückt ſchon meiner Zweige Grün
Als Siegesſchmuck in kampfgeweihten Händen,
Und meiner Krone dufterfülltes Blüh'n
Der ſchönſten Mädchenbruſt zum Schmucke ſpenden.

»Ich armer Baum! Ich träumte mir ein Glück,
Das Tauſenden im Walde zugefallen;
Nur mich allein ließ man im Schmerz zurück
Als Sarg nicht einmal durfte ich zerfallen.

»Und nicht einmal, in Stücke klein zerſägt,
Durft' ich ein Kämmerlein mit Glut erwärmen,
In dem ein müdes Haupt ſich träumend legt,
Um auszuruhen von des Tages Lärmen.

»Und ich erhebe, tief in Schmerz getaucht,
Zum Himmel meiner Zweige dürre Arme,
Daß ſich ein Blitz, indem mein Geiſt verraucht,
Des morſchen Baum's im grünen Wald erbarme!«

Hermann Rollet.

Eine Dorfgeſchichte aus dem Riederwalde *).

Von Franz Stelzhamer.

Stehet auf, ihr abgebleichten Tage meiner Jugend, ihr ruhſeligen Erinnerungen im grünen Gottesacker der Vergangenheit, erwachet und ſtehet auf! Roll' um, Mutter Erde, und roll' um, du mein Leben, und ſetze mich jugendlich hin auf dein viel jugendlicheres Fleckchen mit all' Denen, die du damals ſäugteſt an deinen mütterlichen Brüſten und in deinem Schooße wiegteſt — auf das Fleckchen voll grüner Mattenüppigkeit, voll Waldluſt und Waldſchauer! — —

Es war Nachmittag, am hohen, freudenreichen Feſte: Mariä Himmelfahrt, das bekanntlich am 15. Auguſt fällt, als durch das große Dorf Pieſenham eine Schar junger Weiber und Mädchen mit einer noch größeren Untermiſchung von Kindern jedes Geſchlechtes die Gaſſe heraufzog. Sämmtliche, ſo Kinder als Aeltere, waren leicht und luſtig angezogen: in bloßen, blendend weißen Hemdärmeln; das weibliche Volk hatte das leicht gewundene Haar mit leicht und locker gebundenen Kopftüchern von ſchwarzer Farbe mit breiten, buntgeblümten Rändern umhüllt; die Knaben, als von Natur härter, oder um ſich härter zu machen,

---

*) Der Rieder- auch Kobernaußer-Wald, ein ſehr großer, in ſeinem Innern noch völlig ungelichteter Urwald, umſpannt und durchzieht in einem weitgedehnten Halbmonde das obere Innviertel.

waren die meiſten barhaupts und barfüßig; Jedes aber, groß oder klein, trug und ſchwang in einer der Hände ein irdenes Gefäß, und ſo zogen ſie, unter fröhlichem Schäckern und lautem Geplauder, die Gaſſ' entlang durch das Dorf, dem unfernen Walde zu. Faſt nach jedem Hauſe vermehrte ſich der Zug; denn der Wald, das war durch die Holzarbeiter bekannt, hatte heuer Heidelbeeren genug; ſo voll und reichbehangen ſtanden, nach ihrer Ausſage, die Stauden, daß, wenn die geſammte Bevölkerung des Waldkranzes auf Ernte ausgezogen wäre, Jedes, nur mit einigem Fleiße, ſein Krüglein oder ſeinen Hafen vollbrocken könnte; und hiemit hab' ich auch ſchon geſagt, was ich ſagen wollte und mußte, nämlich: die beſchriebene Schar ging, um die Muße des Tages auszufüllen, Heidelbeeren ſammeln.

O, ſo gütig iſt der Wald gegen ſeinen Tyrannen, den Menſchen! Weil derſelbe von ſeiner luſtigen Höhe, wo der wilde Vogel brütet und ſeine holzige Zapfen-Frucht reift, nichts genießen kann, ſo läßt er unter ſeinem düſteren Schatten die mannigfaltigſten Beeren und Heilkräuter ſprießen und gedeihen, auf daß er, der Menſch, nicht muthwillig gegen ihn frevle und ſich ſeines Daſeins freue.

Am Walde angelangt, beim »Gattern,« der ſeine Einfriedung öffnet, gab es ſchon luſtigen Schwank. Keines wollte das Erſte, Keines das Letzte ſein; weil Jedes, das mit ihm in willkürliche oder unwillkürliche Berührung kommt, Gefahr läuft: heute ſein Gefäß nicht voll zu kriegen.

Nach einem viel ſpaßhaften Vorwärtsſchieben und Zurückdrängen, während welchem, um der verhängnißvollen Berührung zu entgehen, die leichtfüßigen Knaben, die kleineren durch den Zaun ſchlüpfen, die größeren darüber hüpfen, packt unſere nächſte Nachbarin, des Schuſters Janöſel — zankhaften Angedenkens! — fromme Ehehälfte, ein Weib, bekannt durch die Behendigkeit ihrer Finger und durch die Vorgriffigkeit ihrer Arme bewährt, den »Gattern,« und wirft ihn mit einem ſtarken

Schwunge weit auf, ſo weit, daß Alle in gedrängter Eile hindurchſchlüpfen konnten, Alle, bis auf ein kleines, feines Weiblein, das, um ein zärtlich geliebtes Knäblein vor dem wilden Gedränge zu ſchützen, das hinterſte geblieben war.

»Jo, Du kriegſt nöt voll, Simagüetlering, Du und d' Schueſtá Marthel á nöt, ſchamts enk, ſchamts enk,« ſo jubelten, nicht ſchadenfroh, nur um zu necken, die Mädchen und Weiber, und die Kinder lärmten es, unter freudigem Gezarrel mit Händen und Füßen, den Größeren nach.

Da kam plötzlich der ſtämmigen Schuſtersfrau ein kluger Gedanke. Sie trat durch die jubelnde Schar raſch vor an den »Gattern,« hinter dem in ſichtbarer Verlegenheit das feine, kleine Weibchen, die Siebengütlerin, ſtand, und rief mit lauter Stimme:

»Mirl, i han án Gadern ſchan ang'rührt, was kann's má ſchaden, wann ign nu amol angreif'? Mirl, mir ſán Schuelkamarádingá, i hilf dá, awá du mußt már á helfen!«

»Wie das, Martha?« fragte die Betroffene.

»Lachts und kuderts nöt á ſo,« wandte ſich die Schuſtersfrau zurück an die Menge, »vagößts nöt, mir müeßen á nu vobei bei dá graoßen Höll', wo die drei vowuuſchená Tannán ſtehn! Hába! Gelts!«

»Richti, wahr is 's,« ſagten, jählings mit ihrem Gelächter einhaltend, die Weiber und größeren Mädchen, und die Kinder baten mit ungezügelter Neugier Mütter und Schweſtern um Aufklärung über die drei Tannen.

Die Aufklärung beſtand kurz aber darin: daß ſie ſpäter, ſchon mehr in der Tiefe des Waldes, an einen ſchaurigen, finſteren Abhang gelangen würden, wo aus dem unterſten Abgrund, aus einer Wurzel, drei mächtige Tannenſtämme ſich erheben, von denen kein Menſch weiß, warum. Der Glaube geht, ſie wüßten und könnten entſcheiden, ob Eins, das Heidel- oder Erdbeeren ſammeln geht, heute ſein Gefäß voll bekäme, oder nicht. Weil ſie aber, wie alle Tannen und andere Bäume, nicht ſprechen und auf die an ſie geſtellte Frage antworten könnten, und es überhaupt nicht gerne thäten; ſo müßte man mit Steinen nach ihnen werfen, wo ſie dann auf einen jedesmaligen an ſie geſchehenen Ruf, oder vielmehr Puff, mit einem hellen oder dumpfen »Ja« zu antworten pflegten; man müſſe aber, weil ſie Drillingsbrüder ſeien, alle drei, oder doch wenigſtens zwei davon gefragt, d. i. getroffen haben, weil ſonſt die Anderen einen Verdruß hätten, und den Einen zwängen, daß er »Nein« ſage.

Während das den Kindern von einem älteren Weibe mit völligem Ernſte erklärt wurde, hatte Schuſter-Marthe den gefährlichen »Gattern« geöffnet, und die Siebengütlerin, mit ihrem Knaben an der Hand, trat frei und ungehindert durch denſelben, und wollte ſich froh und freudig wieder der Schar anſchließen. Die ſtämmige Schuſtersfrau aber vertrat dem kleinen Weibchen den Weg und ſprach:

»Mirl, Du waißt, i kann raffen, und bin ſo ſtark und flinker, als 'n graoßen Baur ſein graoßer Knecht; aber laſſen, ázwie d' Langatochter;— Gott tröſt' ſ', ſie iſt ſchan gſtoribn! — han i nie kinná, und in Werfen is dir Kains glei gkemmá; Mirl, i han dár 'n Gadern áfgmacht, Du mueßt z'Lahn für mi werfen áf dö drei Tanábám!«

»Für mi á, für mi á,« riefen einige Weiber und Mädchen, die ihrem Schwunge und Augenmaße nicht viel zutrauten.

»Marthel, recht gern!« antwortete mit gutmüthigem Lächeln das Weiblein, »abá Marthel —«

»Muedá,« fiel mit heller Stimme das Knäblein in die Rede — »Muedá, für di und für d'Schueſtáring wirf i! — Wann dö drei Holzbám nöt dünná ſánd, als á Haſelnußſtaudn, und nöt weidá wög, als án klain'n Büchſenſchuß, ſo wött i, dáß i ſ' troif, án ieden, ſo oft willſt — Muedá, mi —«

»Du?« fragte die Mutter und blickte mit einigem Mißtrauen auf den Buben.

»Ja, ja, dá Xaiverl troiſt,« eiferte ein anderer Knabe, »er wär heut a bald beitelt worn von Schuelmaiſta, weil á 'n Zaigá vo dá Kiráuhr bald abágworfen hád.«

»Und dö Bootknecht wölln 'n á ſchan ſchübeln,« fiel ein anderer Knabe ein, »weil á 's Windfahnl áf'n Dach ſchan ganz ſcheel bogen had.«

»Jetzt ſchau ain Menſch den Schlänkel an,« rief mit faſt böſem Ernſte die fromme Mutter, die Schuſtersfrau aber ſagte lachend: »Zürn di nöt, Mirl, meine Bubn gehn alli Tag ſaubá furt und kemmán z'ráſt und z'riſſen haim; und vo den dein'n is in Lüften nir ſicher — waßt ja, wie's Sprüwort ſait: Där Apfel fällt nöt weit von Stamm! Xaiverl,« nickte ſie gegen den Knaben, »du wirfſt für mi, dein' Muedá kann für iehm ſelm werfen.«

»Für mi á, Xaiverl, für mi á!« riefen die vorbenannten Mädchen und Weiber, und die ſtrenge Mutter, durch das Argument der Schuſtersfrau einiger Maßen beſänftigt, überſah oder duldete es, daß der kleine Schleuderer von jetzt an alle Steine auf dem Wege bis zur »Hölle« muſterte, und von den werthbefundenen ſich beide Hoſentaſchen vollſteckte.

An der ſchaurigen Hölle endlich angelangt, begann eine wahrhaft komiſche Scene. Jedes wollte nun ſchnell ſeine drei nöthigen Loſungsſteine; aber du lieber Gott, alle, die locker oder locker zu machen waren, hatte längſt der Aberglaube aufgeleſen und in die Hölle geſchleudert, da war nun nach den wenigen eingewachſenen ein Pochen und Scharren, und dann wieder, wenn einer mühevoll geledigt war, ein Haſchen darnach und Ringen, bis ihn ein Stärkeres oder Glücklicheres doch in ſeine Gewalt bekam, und, weil darum gedrängt und angefochten, damit zu ſchnell und unvorſichtig nach den verhängnißvollen Bäumen warf, ach, – und fehlte — das war dann wieder ein Jammer und ein Jubel zugleich!

Ganz ruhig indeſſen ſtand unſern am Rande des Abhanges unſer kleiner Held, zog mit kluger, bedächtiger Wahl drei Steine aus der Taſche und rief:

»Muedá, ſchau her, dö drei gelten Dir. — Zuerſt den in dá Mitten!«

»Pumps!« jubelten die anderen Knaben, die vollängſtlicher Begier ihrem lieben Kameraden zuſahen—; »pumps! had 'n ſchan!«

— »Jetzt den rechts — Muedá ſchau!«

»Pumps!« jubelten noch lauter die luſtigen Knaben, als er ebenfalls getroffen hatte.

— »Und irzt, Muedá, den lenká Händt!«

»Den darfſt ſchan ſáhln, und danöbn kei'n!« ſagte die zufriedene Mutter; der Kleine aber, ohne ſich umzublicken, rief: »Nir danöbn! Muedá, ſchau hi, ſiegſt, wo dá Bám dort di braitö Schrammá had, und wie 's Pöch draus außäwurlt, in dem Pech mueß der Stain pická bleibn! Und wann a picka bleibt, Mueda, aft is 's was!«

»Du klainá Narr du!« lächelte die Mutter; ſie hatte das »Narr« aber noch auf der Zunge, ſo ſchrien die Knaben ſchon in ungemäßigter Freude: »Pickt ſchan, pickt ſchan!« und hüpften und kreiſelten um den Schleuderer, und zerrten, um ihre Aufmerkſamkeit für das Wunder zu erregen, an den Röcken und weiten Hemdeärmeln ihrer Mütter und Schweſtern. Der kleine Schütz aber ſtand, wie in ſtiller Selbſtverwunderung, einen Augenblick wie eingewurzelt, dann ſich raſch umwendend, ſagte er, ganz gegen Kindesart ernſt:

»Muedá, irzt is 's was!«

»Und was is 's denn irzt, liebs Närrerl?« fragte mild lächelnd die Mutter.

»Das waiß i nöt,« ſagte er mit verändertem Geſichte, »awa ſein thuets hald was!« Darauf langte er abermals in die Taſche, holte daraus drei andere Steine hervor, und rief wieder ganz kindiſch und voll freudiger Zuverſicht:

»Schuaſtering, irzt kemman deine drei!«

»Piff!« jubelten die Knaben, »paff!« lärmten ſie, »pum!« zeterten ſie zuſammen, »pum! pum! pum!« und wollten nicht enden, der kleine Scharfſchütz aber wendete ſich traurig gegen die wundernde Mutter und ſeufzte:

»Auweh, Muadá, irzt is 's öbs und do nix!« — Er hatte den klebenden Stein mit dem Steine wieder getroffen und losgeworfen, daß er zu den anderen in den Abgrund rollte.

Einer entfernten Muhme, weil ſie ihn gar ſo ſchön bitten konnte, warf er geſchwind auch noch die drei Steine, traf wohl die Bäume, konnte aber, wiewohl er allen Fleiß und zwei Steine darauf verwendete, doch den klebrigen Fleck nicht mehr erzielen.

»Auweh!« ſeufzte er noch einmal, »irzt is 's öbs und do nix!« und wie ſpaßhaft auch das Zielwerfen der meiſten Anderen war, und wie ſehr auch darüber gelacht wurde, er lachte nicht mit.

Endlich bewegte ſich der Zug unter mannigfacher, jedoch harmloſer Neckerei wieder vorwärts und weiter; wurde aber, faſt mit jedem »hundert Schritt« merkbar, im Vordringen durch die Waldſtille gegen die Tiefe der Waldeinſamkeit, immer ruhiger, ernſter und einſylbiger. Die lange Zeile, in der ſie früher dahinzogen, wurde kürzer und kürzer, und ähnlich der furchtſamen Lämmerheerde, die auf einen jähen Schreck aus weiter Zerſtreuung um das alte Mutterſchaf zuſammendrängt, bildeten ſie endlich, als ſie von ferne das ſchaurige »Jägerkreuz« anſichtig wurden, ein völlig rundes, enggepreßtes Häuflein, und horchten mit klopfenden Herzen, wie (man erlaube mir den bezeichnenden Ausdruck) der muthigere Leithammel, die voraustrabende ſtämmige Schuſtersfrau, erzählte, daß hier vor einigen Jahren ein braver Jägerburſche (Mathes hätt' er geheißen, und wäre von da und da geweſen, ſeine Mutter hätte das Unglück auch erlebt und ſich hier zu Tode geweint darüber) mit einem Schuß mitten durch's Herz, mauſetodt und bereits von den wilden Vögeln angehackt, gefunden worden ſei.

»Wer had'n denn dáſchoſſen?« fragten mehrere neugierige Stimmen auf einmal.

»Ja, wer had'n dáſchoſſen!« antwortete die Schuſtersfrau, »fragts dö Bám, dö habn's gſegn. —«

Dann erzählte ſie, daß wohl der Verdacht auf Einige, die man des Wilddiebſtahls und anderer Unredlichkeit ſchuldig wußte, gefallen ſei; daß das Gericht ſogar ein Paar deßwegen eingezogen und ſtreng examinirt, aber nichts herausgebracht habe.

»Buem,« rief ſie am Schluſſe ihrer Erzählung, »Buem, thaits d' Haubn a, und beth án Jrds ſtád án Vaterunſer für'n Jágá ſein' arme Seel'!«

Dabei ſchlug ſie gleich ſelbſt ein mächtig großes Kreuz, und ſprach, man ſah es an der heftigen Bewegung ihrer Lippen, ein kräftiges Paternoſter.

Um das »Jägerkreuz« herum waren ſchon die ſchönſten, reichbehangenen Heidelbeerſtauden geſtanden, und die unerſchrockene Schuſtersfrau meinte auch, man könnte hier zu ſammeln anfangen; die Mädchen aber, vorzüglich einige, von reizbarerem Naturell und regerer Fantaſie, baten inſtändig, weiter zu gehen, und einen anderen Platz aufzuſuchen, weil ihnen hier graue, ja ſogar, von den Beeren auf dieſem Sündenplatze zu eſſen, ekeln würde.

»Ös ſeids hald Kindá,« ſagte die Schuſtersfrau, »glaubts leicht, d' Staudn wiſſen öbs dávan, und d' Söbbö kinnán öbs dafür, dáß da á Menſch had ſein Löbn laſſen müeſſen?«

»Ja, awá wo wer umbracht wird,« fiel ihr das kleine Weiblein in die Rede, »is dá Toiſl danöbn, weil er ſö'n Merterá anſchau'n mueß, dáß er'n kennt, wann á ſö'n áſn Taodtbett holn mueß.«

»Und wo amol dá Beſi gſtanden is, kann nir Guets mehr ſtehn,« ſchloß ein anderes Weib; »drum geh' Marthel, geh' dann, weidá hint is ja á nu á ſchená Platz!«

Darauf hatte die Schuſtersfrau natürlich nichts weiter einzuwenden, und der Zug ging eng geſchloſſen, wie ein kleiner griechiſcher Phalanx, eilig vorwärts.

Je tiefer ſie in den Wald hineinkamen, deſto fremdartiger und ſeltſamer wurde es. Vorzüglich die Kinder konnten ſich nicht genug ſchauen und horchen. Allerlei Stauden und Gewächſe, die ſie nie geſehen hatten, und daher nicht kannten, prangten in üppigſter Fülle, bald von Blättern und Blüten, bald von Früchten aller Form und Farbe; ſchwarze und braune Eichkätzchen liefen eilig über den Weg, und waren, kaum erblickt, ſchon wieder im Dickicht verſchwunden; ſo flink und hurtig waren die Thierchen, daß der kleine Schleuderer nie zum Wurf kommen konnte, ſo gern er auch eins erlegt hätte. Allerlei nie geſehene Vögel flatterten und zirpten durch's Gebüſch; mehrere Kuckucke riefen,; wilde Tauben hurrten und rollten auf den Gipfeln der höchſten Tannen und Fichten, und ein großer Geier, noch höher in den Lüften kreiſend, that ſeinen ſeltſamen Schrei; ach, und ſieh! dort vorne ſetzt gar ein Trupp aufgeſchreckter Rehe über den Weg; der ſchon mehrfach vorbeihüpfenden Haſen gar nicht zu gedenken! —

»Schad', daß Alls in Wald ſo ſchie und g'ſchreckt is,« meinte der kleine Schleuderer, und fragte die Mutter um die Urſache.

»Nau,« gab die Mutter zur Antwort, »is leicht g'ſchreckt, und du wurſt as á ſein, wannſt ſelten wem Andern z'ſehá bekámſt, als 'n Jagá, und er ſchuß áf di, wannſt ſtehn bleibſt.«

»Ja, zwö ſchoißt á denn?«

— »Nau, Gagerl, weil's zum Öſſen is!«

»Hm, hm!«

Und ſo ging in dieſer völlig neuen Welt das Fragen dieſes und der anderen wißbegierigen Kinder an die Größeren in Einem fort, bis ihnen etwa eine leichtere, ſich ſelbſt erklärende Erſcheinung oft auf einen Augenblick das Plaudermaulchen ſtillte, wie

z. B. dieſe allerliebſte, da plötzlich durch das undurchdringlichſte Walddunkel ein blendend heller Sonnenſtrahl auf ein einſames Blümchen am Boden, oder auf ein Stäudchen voll ſchimmender, rother Beeren fiel. Daran guckte und vergnügte ſich das junge Auge!

»G'föllts da?«

— »Oh, Muedá, das is ſchen!

»Siegſt, ſo mirk dárs, und denk dá, als wann du da 's Blüemel wárſt, und d' Sunnſtrahln 'n Herrgott ſeini Augn, überall ſiegt und findt á di.«

— »Awa, wann i dahaimt in dá Stubn bi?«

»So ſchaut á duris Fenſtá einö.«

— »Awa, wann i d' Liendsl zuemach?«

»Du machſt ás go bald und gern wieder áf, weilſt dö in dá Finſtern 's füráchten anhöbſt. Wo 's Liecht áfhängt, höbt d' Höll' an, und in da Höll' iſt da Toifl. — D' Merterer und d' Raubá wern in dö ſtockfinſta Keichá g'ſteckt, weil ſ' dá Herrgott nimmár anſchaun mag.

— »Awa, do dá Nacht?«

»Drum derf má d' Augn zuemachán und ſchlafen. Siegſt, liebs Nárrerl!«

— »Hm, hm!«

So ſchauend und horchend und ſprechend war man endlich am beſtimmten Platze angelangt. — He, Beeren in Abundanz! Schöne, große, reife Beeren in Hülle und Fülle! —

»Da bleibn má,« kommandirte die Schuſtersfrau, »und irzt friſch drauf, wer z'erſt bömelt!« (den Boden des Gefäßes mit Beeren überdeckt.)

Ha, ging das an ein Bücken und Pflücken, an ein Zauſen und Zupfen! Ein Wetteifer und eine Emſigkeit war, daß man darüber ſchon faſt des Muthwillens vergeſſen hätte, da rief plötzlich Eins: »Bömelt!«

Das weckte wieder Leben und vielfach luſtigen Zwieſpalt, bis es auf den Ruf der Schuſtersfrau, die faſt einen kleinen Verdruß gehabt hätte, daß ihr das kleine Weibchen zuvorgekommen war, auf den Ruf: »Wer z'erſt mittelt.« (das Gefäß bis zur Mitte voll bekommt,) wieder ſtill und ſtiller wurde. Denn das liebe, einfältige Landvolk, das am Menſchen nur zwei Eigenſchaften von rechter Vorzüglichkeit kennt und hochhält, nämlich: Arbeitsgeiſt und Rechtſchaffenheit, übt dieſelben auch mit vollem Ernſt, und ſucht ſie geltend zu machen vor Jedermänniglich. Keine einzige aufrechte Geſtalt war zu ſehen eine gute Weile, die der Kinder etwa ausgenommen, deren eins einem rufenden Kuckuck ſeine noch künftigen Lebensjahre nachzuzählen angefangen hatte, das andere dem hackenden Buntſpecht zuſehen, ein drittes dem nie gehörten Pfiff eines Vogels, oder einem anderen ſeltſamen Waldlaute lauſchen mußte; weil ja dies die Zeit der Empfängniß iſt, der ſtillen unbewußten Empfängniß von zukünftiger Bewußtheit und Thatkraft. Und wieder, wie ſchon früher, ſind ſie am beſten zu vergleichen mit einer eifrig weidenden Heerde wo höchſtens ein geſtilltes Lämmlein eine Capriole macht, und eine Schafmutter nach ſeinem abgeirrten Lämmlein blöckt.

Damit aber dieſer Eifer und Wetteifer nicht zu weit gehe, und in ſeiner Uebertreibung, ſtatt zu ſchärfen, ſchwäche, ſtatt zu ermuntern, entmuthige; ſo hat der ſimple Volksgeiſt bei jeder, der ſchwerſten, wie der ſpielenden Arbeit ſolche Ruhepunkts- und Preisſtationen ausgedacht, wo die Eintönigkeit und Langwierigkeit der Verrichtung durch leichten Scherz gewürzt und gekürzt wird, und das Geſchäft wieder gleichſam von Neuem beginnt.

Nur Gott, der Nebenbuhlerloſe, vermag ohne Unterlaß zu ſchaffen.

Bei dieſem Stadium war es wirklich die Schuſtersfrau, die zuerſt den Rücken aufbog, und mit heller, triumphirender Stimme ausrief: »G'mittelt!« — Mehrere Andere wollten ebenfalls ſo weit ſein, und ſuchten ihre Behauptung durch Vorweis der Geſchirre zu erhärten; allein die Schuſtersfrau ſteifte ſich auf die hervorgebrachte Sitte, daß man es ausrufen müſſe, ſie aber hätt' es ausgerufen:

»Drum firum farum, und gar is!« lachte ſie. Ein Mädchen aber, das auch bereits ſo weit zu ſein meinte und gerade zu einer überaus reichen Staudengruppe vorgeſchritten war, ſagte:

»Na, ſo haſt ás hald du allain; awá wötten, wannſt a trauſt, thui i mit Dir um an Krahnfueß (ein abgeſchältes Tannenreis mit Beeren beſteckt), daß i ehater, als Du, frágel und gupf!« (bis an den Hals des Gefäßes und übervoll mache.)

»Gilt ſchan, Urſchel,« nickte die Schuſtersfrau, um an Krahnfueß mit fünf Zeherl gilt's!« Dabei blickte ſie mit ihren wohlgeübten, klugen Augen weit um ſich, nach all' den ſchönen Plätzchen, die ſie flink abernten wollte, um den Krähenfuß zu gewinnen. Ha, dort um den alten Moderſtock ſchimmert und wimmelt es ganz ſchwarz! Gilt ſchan, Urſchel, und gehn thuet's á ſchan!« rief ſie noch einmal ganz luſtig, und langte mit beiden Händen nach der vollſten Staude — ſchrak aber in demſelben Augenblicke mit einem lauten Schrei weit zurück, und kreidenweiß und an allen Gliedern bebend ſagte ſie dann, nach einer peinlich langen Pauſe, zu ihren ebenfalls erſchreckten und um ſie zuſammeneilenden Gefährten:

»Du heiligö Mueter Anna, bi i irzt dákemmá!«

— »Ja, was is's denn? was denn? was denn?«

»Schauts ná hi!«

— »Wo denn?«

»Dort, bon Modáſtock!«

— »Was is 's denn?«

»Schauts ná hi!«

— »Is 's öbs Lebendigs?

»Ja, weils ás ſö girüjrt had.«

— »Hads dö biſſen?«

»I waißs nöt g'wiß.«

Dann beſah ſie ſich Hände und Füße mit vorgedrängten ſcheuen Augen, und aller Umſtehenden Blicke folgten den ihrigen — Gottlob! es war nichts zu ſehen, die röthlichen Male waren nur von zerdrückten und zertretenen Beeren — da athmete ſie und Alle wieder leichter. — »Du heiligö Mueter Anna!«

— »Na, ſo ſagt's, was is 's denn g'wön?«

»A graoßmächtigá — Woldwurm!«

— »A Woldwurm? — Wie ſchaut á denn aus? Is á gifti? — Beißt á?«

Dies und noch allerlei fragten Kinder und Größere bunt durcheinander; die Erſchreckte aber ſagte ſtatt aller Beſchreibung und Erklärung nur wieder:

»Schaut's ná hin, g'wiß is á nu dort! So á fürchtáligs Thier is nöt furchtſam.«

Daß ich aber meine liebe Leſerin nicht auch erſchrecke, oder des für die ſonſt muthige Schuſtersfrau ſo ſchrecklichen Thieres wegen irre führe, ſo muß ich nur kurz und rund weg erklären, daß es für ſie, als in der Naturgeſchichte wohl unterrichtet, gar nichts Fürchterliches iſt; denn es war nur jener uns wohl bekannte, ſchwarz und hochgelb gefleckte Salamander, ein bewährter Wetterprophet und ſonſt vielleicht die unſchädlichſte, trägſte und zugleich gutmüthigſte Gattung Eidechſe, die auf Gottes Erdboden herumkriecht.

Dieſe voreilige Eröffnung aber ſoll dem Intereſſe und der (ich möchte faſt ſagen) Großartigkeit der nachfolgenden Scene nicht nur nichts benehmen, ſondern vielmehr die Kraft des Glaubens und des Aberglaubens, die den einfältigen, unbelehrten Landmenſchen innewohnt, zugleich in ſein hellſtes, wahres Licht ſtellen.

Das Verbotene reizt, und das Entſetzliche zeugt Helden und Wagehälſe.

»Schauts ná hi,« wiederholte noch einmal die Schuſtersfrau, »awá g'ſcheidter is 's,« fügte ſie bei, »mir gehn weit wög, áf án andern Platz.«

»Gehn kinná má ſchan, und i mecht ahnedem von den Platz kain Bõ mehr,« rief Einer von den größeren Knaben, »awá ſehá mueß i das Thier, ás wird mi nöt glei beißen oder fröſſen!«

Sprach's und fing, trotz der Ermahnung von Einigen, die zwar eben ſo viel Neugier, aber weniger Muth fühlten, an, mit einem ziemlich langen, dürren Aſte gegen das Geſtäude hinzuſtechen und darin herumzuſtöbern. — Es kam nichts zum Vorſchein! — Das Bürſchchen wurde kecker, trat einen Schritt näher und ſtocherte gegen den Stock ſelbſt,— es kam nichts! —

»Geh raiſ, g'fockt haſt üs,« maulte der Burſche mit breitem Geſichte, und die Anderen ſahen auch ſchon mit ungläubigen Augen nach der noch immer beunruhigten Schuſtersfrau, und waren geſpannt, was ſie antworten würde; allein ſtatt ihrer Antwort überzeugte ſie in dem nämlichen Momente ein greller, häßlicher Angſtſchrei des verwegenen Burſchen von der Wahrheit ihrer Ausſage.

Nicht anders, der Wurm (man erlaube mir den Ausdruck) mußte nicht erſt durch die Beunruhigung, ſondern ſchon während der ganzen früheren Scene von ſeinem Urſitze im Moderſtocke weg und unter dem Geſtrippe gegen den Vordergrund gekrochen ſein; denn er tauchte jetzt urplötzlich, wie zur Redeſtellung des verwegenen Frevlers, hart neben ſeinen bloßen, wehrloſen Füßen auf.

War das ein Schrecken! Und ein Heupferd in ausgelaſſenſter Mailuſt iſt nie halb ſo hoch und nie Viertels ſo raſch vom Grunde weggeſchnellt, wie den Burſchen der jähe Schreck hob und zurückſchleuderte.

War das ein Schreck für ihn und Alle! -- —

Allein auch er war bei näherer Beſichtigung heil und unverletzt, und der Wurm ſah, wie es Allen vorkam, nicht ſo faſt drohend und grimmig, als vielmehr mit ruhiger Verwunderung auf die ſeltſamen Gottes-Creaturen, die nicht ſeiner Art und Gattung waren.

Als man ſeine milde Geſinnung und Menſchenfreundlichkeit wahr- und zu Herzen nahm, fühlte ſich jählings Jedes wieder tröſtlicher, die bange Furcht ſchwand, und Muth und Freude kehrten wieder.

Das Thier ſtand noch immer, wie zur beſſeren Beobachtung, ein wenig auf ſeinen Vorderbeinen aufgerichtet. Als es ſich aber das für ihn ungeheure, ungeſtalte Geſchöpf: »Menſch«, für die Unvergeßlichkeit genug und genau betrachtet zu haben ſchien, machte es langſam rechts um, und verſchwand gegen den Stock zurück wieder unter das Geſtäude.

»Gelt,« rief, durch dieſe erfreuliche Wendung ermuthigt, der breitmaulige Burſche gegen die noch immer ſtarr nach dem Flecke ſehende Verſammlung — »gelt, ás had mi do nöt g'froſſen, und von enk á Kains!«

»Wärſt ná nöt wögg'ſprungá, odá hädſt iehm obs than« meinte ein Kleinerer, »wurſt ás gſehá habn.«

»Geh nu amol hi, wannſt a Herz haſt,« reizte ein Anderer in einem den Kindern eigenen gemiſchten Gefühle von Schadenfreude und Wunderſucht.

Die Weiber aber ließen es nicht zu, und verwieſen Beiden ihren Vorwitz und ſträflichen Uebermuth; denn, meinte Eine, wer ſtände dafür, daß dann geſchehe, was jetzt glücklicher Weiſe nicht geſchehen ſei — ein entſetzliches Unglück.

Nach mannigfachem, leicht zu errathenden Hin- und Herreden kam, als die vollkommene Ruhe wieder in die Gemüther zurückgekehrt war, denn doch das Geſpräch — wie es bei Volksbewegungen und Maſſa-Aufläufen gewöhnlich der Fall iſt, — endlich auch auf die Erörterung der Frage: warum denn dieſes kleine und dem Anſcheine nach fromme Thierchen gar ſo fürchterlich ſei.

Ja, und da war es wieder, wie es gewöhnlich bei derlei Anläſſen iſt —: es ſtockte. Eins ſah das Andere an, und wie einige Minuten früher der Schreck gemeinſam, ſo brach man jetzt aus in ein allgemeines Gelächter, erſt über Alle, dann gegen ſich ſelbſt, zuletzt aber über die Urheberin von all dieſem, über die Schuſtersfrau.

Die aber ſprach, und ihr Geſicht dabei war ernſt, wie das eines weisſagenden Propheten — ſie ſprach:

»Lachts ná, lachts enk 'n Hals ganz voll an, und wann's ausg'lacht habts, aft will i enks ſag'n!«

Alles ſchwieg augenblicklich, ſo ernſt war ihr Geſicht, und ſah ſie fragend an.

»Was is heut' für a Tag?« fragte ſie.

»Maria-Himmelfahrt,« antworteten mehrere Stimmen.

»Richti! A Frauntag. Und wie lang — drei Wochár odar á weng drübá föllt wieder ainá —

»Maria-Geburt!« rief das kleine Weiblein, die ſich, mehr als neugierig, vorgedrängt hatte.

»Richti, Mirl!« beſtätigte die Schuſtersfrau, »und irzt loſ'ts und herts, was i enk ſag! — Das klaine, frumö Thierl, der miſerablö Wurm, wie má maint, is á großmächtigs Wundáthier; awá nöt ollweil, ſondern juſt vo heunt an bis zum nächſten Frauntag, und wer'n heunt oder á in derá kurzen Zwiſchenzeit lebendi fing; zwiſchen zwai Fenſta dörrát, aft in án lödarnán Säckl mit iehm trueg, derſell kunnt mehr, als alli Dokter und Bádá — Kini und Kaiſá müeßát kemár und um iehm ſchická — er kunnt alli Krankháten hailn, wárn's aft auswenigö Schäden oder wienigö Fieber und Suchten.«

»Mein Gott, mein Gott!« rief lautauf das kleine Weibchen — »awá Marthel, zwö haſt 'n aft denn nöt g'fangá!«

»Ja, zwö haſt 'n nöt g'fangá?! Das iſt leicht gſait, mein Mirl, awá da nad's ebn ſein Riſö. — An Fiſch in Bach kannſt ſahá, wannſt ſchnell darnach tappſt, án Froſch, wann dá nöt grauſt, án Krebſen, wannſt 's Zwická nöt achſt, á Roß, das durigeht, án Stier, der d'Kötten areißt und ausbricht, kannſt fahár und benicheln, wannſt 's Herz haſt und d'Stärk', awá den Wurm fáchſt nöt ſo leicht! —«

»Den klain'n D—!« rief die Kleine wieder, und das früher thränentrübe Auge leuchtete in hellem, lodernden Feuerglanze.

— »Du voſtehſt ás nöt, mein Mirl, awer unſer Ahnl — tröſt 's Gott! — had üs 's nöt aimmol vozöhlt, und had üs g'warnt; — ás is á völlige Unmiglichkeit — had 's g'ſait — daß á Menſch das Glück had, und in den Tagen ſo á Vieh anſichti wird, und das is guet; denn ás kann ſein greßts Unglück ſein! — Sie had, wie ſ' nu á ganz á klains Dirndel is gwön, ſo án Menſchen kennt — had's uns vozöhlt — beiſn had á freili für Alls kiná, awa ſtockg'herlaos is a gwön, af Krücken is á gangá, und völli ſcheußli anz'ſchaun — 's ganz' Gſicht-Klain z'froſſen und voll Pflaſter und Maſen — Gold und Sachán had á freili g'habt; awi 's Röden had a ſchier volernt, weil á niemamehr ghert had und bo dá Nacht had á gſeufzt, daß ár án Stain [illegible] dábarmá moan. —«

»Wier is iehm denn das widáfahrn?« fragte Eins. Das kleine Weibchen ſchwieg vor ſichtbarer Ungeduld nach der Enträthſelung.

— »Wier is iehm g'ſchehá, wirſt ás glei hern! — Wie rá án Wurm g'fangá had, g'rad eh' ár iehm had 's Mäul zuedrucká kinná, had d' Beſtiö án Pfiff than, und der Pfiff iſt das lötzte gwön, was dá ſein Löbter áf derá Welt nu g'hert had, áf den Pfiff awá ſánd 'n Wurm ſeine Kameraden, viel tauſend und tauſend, graoße und klaine, dáhergrennt, und ham 'n Mann dös Andá than, nöt go 's Muhl dedt, awa ſiſt Olls. — Und mir häd dös Nämli g'ſcheba kinná, ſollt Ains da nöt zidern!« ſchloß die Schuſtersfrau, dann ſchwieg ſie; die anderen Alle ſchwiegen ebenfalls, und eine allgemeine Erſchütterung ſchlug elektriſch durch die Gliederkette der Zuhörerſchaft.

Als aber der Schlag und die kleine Pauſe der Duldung vorüber war, fingen die Augen des kleinen Weibes von Neuem an zu leuchten, und ſie ſprach und fragte:

»Marthel, und an irden Menſchen had dá Mann helfen kinná?«

— »An Irden, nár iehm ſelm nöt —« war die lakoniſche Antwort.

»Krank ſein, is á graoß Uebel, wer Ain hilft, thuet Ain was Guets, und wer Guets thuet, ſo viel Guets, mueß in Himmel kemmá — Marthel, zwö haſt 'n Wurm nöt gfangá?«

— »Hau, Mirl' hau, i wir wohl dert áſo á einö kemmá!«

»G'wiſſer is böſſá! — Weibá, gehts mit 'n Kindern áf d' Seit', wann's enk füraechts — i ſuech und fang 'n Wurm!«

»Mirl, ſei g'ſcheidt, denk áfn Mann!« ermahnte die Schuſtersfrau, und der kleine Schleuderer, der bis hieher regungslos mit weit offenem Munde zugehört hatte, klammerte ſich mit beiden Händen an die Gewänder der zärtlich geliebten Mutter, und ſchrie und jammerte weinend:

»Muedá, thue's nöt! Muedá nöt! Muedá nöt!«

»Hilft nix,« eiferte ſie gegen die Eifernden und — »hilft nix!« indem ſie ſich faſt gewaltig und unſanft frei von den eingekrallten Händen des jammernden Knaben machte — »hilft nix! Allen Leuten helfen kinná, und 'n Himmel darobern, da mueß má ſo Klainikeiten nöt achten!«

»Weibá,« fuhr ſie, wie in hoher Reſignation, fort — »gehts áf d' Seit, odá ganz furt — is nöt naoth, daß Ainö mit mir unglücklá wird — und du, Xaiverl, wannſt ás ſchon ſehá willſt und mueßt, hoſſ' flink áffi áf den Bam, und hab dö feſt, daß d' nöt aufallſt, wann ug'fähr dá Wurm pfeiffen ſollt'. — Und iezt ſáds ſtád Ollſand, denn i mueß mein Gebet ſpröchá.

Und ſich bekreuzend ſprach ſie — eine Stille herrſchte im weiten Waldraume und ein tiefes Schweigen, einige Augenblicke waren ſchwer von Schauer und Grauen, und rührend vor Feierlichkeit und Andacht — ſie ſprach:

„Im Namen Jeſu ſteh' ich auf,
Im Namen Jeſu geh' ich aus;

Der Himmel iſt mein Hut,
Die Erde iſt mein Schuh;
Gott Vater iſt auch bei mir,
Gott Sohn iſt neben meiner,
Der heilige Geiſt ſchwingt ſich ober meiner.
Wer ſtärker iſt, als dieſe drei Perſon',
Der komm' her und pack' mich an,
Wer aber nicht ſtärker iſt, als die drei Perſon',
Bleib weit davon !— Amen.“

Dann bekreuzte ſie ſich wieder, und ging darauf unverzagt, und ohne ſich noch einmal umzuſehen, weder nach ihrem ſonſt ſo geliebten Kinde, noch nach den Uebrigen, an die Ausführung des Heldenſtückes.

Wie die Schuſtersfrau das ſah, ihrer lieben alten Schulgeſpännin und Nachbarin unerbittlichen Ernſt ſah, wußte ſich die Gute nicht anders mehr zu helfen: ſie ſchrie mit angſtgepreßter Stimme:

»Ja, Mirl, um Gottes Willen! wannſt di ſchan wagſt, ſo mueßt dá ja Händt und Füeß vowickeln, weilſt 'n Wurm blaoßá nöt anrührn darfſt, ainmol, weil á ſo gifti is, und aft wögn dá Kraft.«

Das wirkte. Mit großen, fragenden Augen wandte ſich die heldenmüthige Kleine nach der alſo Rufenden, und fragte:

»Wie, Marthel, wögn dá Kraft? — Wär ſ' leicht gor hi, wann i 'n blaoßer anrührát? —«

»Freili,« beſtätigte Martha, und mit rührender Weichheit fügte ſie bei: »Ja, hin is s' aft, Mirl, und Du á!«

Das wirkte.

»Geltsgott, vogeltsgott z'tauſendmal, Marthel, daß d' má's nu g'ſchwind g'ſait haſt!« dankte die Kleine und Marthel und Allen frohlockte das Herz, daß ſie jetzt von ihrem ſchrecklichen Vorhaben zurückkommen und abſtehen würde.

Das glaubten ſie, meine liebe Leſerin glaubt es wohl auch, ich muß ſie aber, zur Ehre meiner Heldin, des geraden Gegentheils verſichern und ſagen: Blicken Sie gefälligſt hin, und Sie werden zu Ihrer Verwunderung ſehen, wie das ſonſt ſo ſparſame Weib kaltblütig ihre Schürze ablöſ't, in zwei Stücke zerreißt, und mit jedem Lappen vorſichtig einen Fuß umhüllet; die linke Hand wickelt ſie in ihren ſchwarzen Halsflor, die Rechte aber bewehrt ſie ſich mit einem abgebrochenen Stummel von dem Aſte, womit früher der Burſche gegen den Wurm manöverirt hatte.

Sie war mit ihrer Rüſtung fertig. — Den Himmel zu gewinnen, darf kein Erdengut geſchont werden. Furcht iſt nur die Begleiterin des Zweifels, der feſte Glaube iſt furchtlos, eben weil er feſt iſt und ſtark. —

»In Gottesnam!« — Darauf durchſuchte ſie das Geſtäude und die weiche Moosdecke des Bodens, wie Eins, das ein Kleinod verloren hat, bis hin zum Moderſtock — umſonſt. — Das gravitätiſche Thier kann doch in der kurzen Zeit nicht ſo gar weit gekommen, oder gar verſchwunden ſein! — Sieh! der Moderer hat hier eine Spalte. — Gut. — Ein muthiger Griff und ein kräftiger Riß — ha, aus Staub und feuchtem Geſchrotte erhebt ſich wirklich das furchtbare Thier, und ſteht, wie früher. Nur dießmal, weil in ſeiner eigenen Wohnung und auf dieſe Weiſe überraſcht, viel höher gebäumt auf ſeinen Vorderbeinen, und glotzt mit ſtieren Augen nach der verwegenen Ruheſtörerin. — »Wer ſtärker iſt, als dieſe drei Perſon',« murmelte das Weib, da ſchien es ihr, als wenn der Unhold den Kopf ein wenig neigte — dieſe anſcheinende Ehrerbietung vor Gott dem Dreieinigen ſtärkte ihren denn doch wankenden Muth wieder, und ſie wagte es, ihn mit dem Stummel zu berühren und wo möglich ein wenig gegen ſich zu wälzen — er bäumte ſich wieder, pfiff aber nicht — ſie raufte ſchnell mit der umwickelten Linken feines Moos aus dem Grunde zum unfreiwilligem Bette für das Ungethüm — es ließ es geſchehen; noch mehr! es ließ ſich völlig ohne großen Widerſtand darauf hindrängen und hinſchieben und pfiff — nicht; — da wurde das Weib hochgemuth und erſah ſeinen Vortheil, langte nell mit der umhüllten Linken unter das Moosbett, und ſchlug nen Theil über das gräuliche Thier, eben ſo ſchnell mit dem tummel den andern, darauf walkte ſie ein Paar Mal das Ganze n ſich ſelbſt — ha, hatte ſie jetzt nicht ein leiſes Quicken vermmen? — Sie erſchrack bis in's innerſte Herz, hatte aber ch den Muth, zu horchen, und hörte — o wie lieblich! — eine nſel ſchlagen, und hatte noch den Muth, nach allen vier Win n zu ſprechen:

„Wer aber nicht ſtärker iſt, als die drei Perſon',
Bleib' weit davon!"

Und weil ſie die Amſel immer noch hörte, und von den chtbaren Kameraden des fürchterlichen Gefangenen noch imr nicht bedroht und angefallen wurde, kam ihr kluger Rath d weiſe Beſinnung: ſie riß eilig einige Rippen vom Moderſtock, te und drückte ſie als feſte Palliſade und Wände um den oosknäuel, löſ'te mit den Zähnen geſchickt den Flor von der ken, und umwickelte das Ganze mit einer ſolchen Behendig und Kraft, daß der Unhold mit Unſterblichkeit hätte begabt n müſſen, wenn er dabei nicht erſtickt und auf ewig vernmt wäre.

Die Kinder und die Größeren waren näher oder ferner, ſie die Furcht eben hinpoſtirt hatte, jeder ihrer Bewegungen ſcheuen Augen und pochenden Herzen gefolgt; vom Baume ab ließ ſich von Zeit zu Zeit ein leiſes Schluchzen vernehn. —

„Gott ſei Lob und Dank!" rief das Weib, als es auch die rende noch in zwei, wie es ſchien, unlösliche Knoten verangen hatte. — „Gott ſei Lob und Dank! — Xaverl, g abá von Bám, und laf g'ſchwind voraus haim und ſag dan ern, á Freud in's Haus kimmt nie z'bald! — Weibá, gebts tezt derfts kain Angſt mehr hab'n, mir is nix, und hera á! —

Allein es war ihr doch Etwas. Denn kaum hatte ſie dies in groſſer Freudigkeit ausgerufen, als ſie jählings bis über die Lippen erblaßte, und, um nicht hinzuſinken, von der ſchnell herbeigeſprungenen Schuſtersfrau unterſtützt werden mußte.

Um aber die ſchöne Leſerin an dem neuen Schreck der Weiber nicht allzu groſſen Antheil nehmen zu laſſen, erkläre ich ohne Weiteres, daß der Zuſtand des frommen Weibleins nichts war, als der jähe Nachlaß aller Kräfte auf eine ſo übermäßig, ja übermenſchlich hohe Spannung; und daß ſie, als es der klugen Marthe eingefallen war, den kühlen Saft von einigen zerdrückten Beeren auf ihre blaufarbigen Lippen zu träufeln, auch alſobald wieder klar und ihrer mächtig zu werden anfing.

Der Knabe war indeſſen auch von ſeiner Baumflucht wieder zurückgekehrt, und brach ſich laut weinend und ungeſtüm durch die rings um die geliebte Mutter gedrängte Schaar der Weiber und Kinder.

»Muedá,« ſchluchzte er, »Muedá, gelt, zwö haſt á traut! — Darf i di anrühren?« bat er mit ſcheuen aber flehenden Augen — »Muedá, biſt von Wurm dort nöt gifti worn?«

Die Mutter langte mit beiden Händen nach dem Knaben, wiſchte ihm ſanft die Thränen von den Wangen, und ſein blondes Köpfchen an ſich drückend, ſagte ſie mit unausſprechlich ſeligem Lächeln:

»O, mein liebs Büdl, beileibe gifti, awá i kann dár izt helfen, wannſt má krank wirſt. Enk á,« fügte ſie mit demſelben Lächeln gegen die Umſtehenden bei — »enk und alln Leuten weit und brait kaon i jetzt helfen, und hilf mit Freuden — o mein Gott, mein Gott!« — Dann ſchwelgte ſie mit erfinderiſcher Fantaſie eine Weile in den ſchönſten Träumen und Viſionen einer ſegenvollen, glorreichen Zukunft.

Ja, mein lieber, hochmüthiger Verſtandesmenſch, ſieh', ſolche reine, ungetrübte Seligkeit erzeugt ſich im glaubensvollen Gemüthe der ländlichen Einfalt! — Wie arm gegen ſolchen Reichthum! —

Aller Darniederliegenden und Preßhaften im ganzen, weiten Waldringe wurde jetzt gedacht, und mit Sehnſucht der Tag herbei gewünſcht, wo die Wunderthätigkeit des Wurmes ihren Anfang nehmen würde. »In längſtens ſechs Wochen,« meinte die Schuſtersfrau. — —

»Awá,« ermahnte ſie dann — »Weibá, Menſcher und klains G'ſammt — Gott Lob, däß's á ſo gluckli ag'laſſen is, awa ſagts, was is 's denn wögná Vollkriegn? Wär's not á Schand, wann má duri's Dorf gangen, und mueßten uns von Mannálen en áf dá Sunnbank auslachá laſſen und ſienzen, zwö mar 'Krüeg für's Guaátzá-Röſt ſo lär laſſen habn!«

»Recht haſt, Marthel,« rief Urſula, das raſche, feur'ge Mädchen, und ihre rüſtige Rivalin im Beerenſammeln, haſt Recht, däß d' uns d'rauf derinnerſt und auf unſá G'wott wegn n Krahnfueß därf á not vogeſſen wern. Gelt, von den ſaget i' ir mehr!« ſcherzte Urſula.

»Häd därs ſchan g'ſait,« entgegnete Martha, »wann 'rechte Zeit g'wön wár. — Urſchel! ſchau dazue, i han itzt 'raſſe Händt, und von Wurm därf i mär á nimma fürachten!« —

»Du, Mirl!,« wandte ſie ſich nach einem Weilchen an ihre ochherzige Schulgeſpännin, die indeß den Knäuel zu noch gröerer Vorſicht und Sicherheit mit noch einer Umlage von Moos nd Baumrinde verſehen und ausſtaffirt hatte, und ſich ebenfalls ieder zum Beerenleſen anſchicken wollte — »Du, Mirl,« — ef ſie — »Du derſiſt, ehſt dá d' Händt g'waſchen haſt, nix, as zum Deſſen g'hert, mehr angreifen, waißt, má weiß 's dert ot — awá wögn 's Vollkriegen derſiſt di döſſantwögn not b'ſogn — di ſoll und derf heunt kein Menſch ſienzen und anringen! — An Jeds von uns mueß für di á Gauſfvoll brocká, s dein Krueg ſo voll is, wie dö unſern.«

»Ja, ja —« riefen Alle — »das thain má, und du, Siebnectlerin, ſetz' di nieder und raſt' aus dáweil!«

Sich, und das Weiblein, ſonſt ſo beſcheiden und demüthig, ließ es geſchehen, und lächelte mit Wohlgefallen auf ihre Rede.

Ach! wer es beſchreiben und ſchildern könnte, was während dieſer Raſt Alles vorging in dieſem gläubigen Herzen, in dieſem menſchenfreundlichen, frommen Gemüthe. — —

Eben ſtimmten die Vögel des Waldes ihre Veſperpſalme an: die melodirende Amſel aus grünem Laubwerke, die hellrufende Droſſel auf dem oberſten Zweiglein einer jungen Fichte, der heimflatternde Häher, der im Fliegen krächzte, das fein zirpende Blau- und Bartmeiſelein, der flötende Kreuzſchnabel, die rollende Holztaube, der ſich ſelbſt rufende Kuckuck, das ſüße Rothkröpſchen, der unheimliche Geier — All und Jeglich ſang und lautirte; da hatten Alle ihre Krüge und Geſchirre voll, und man ſchickte ſich an, unter fröhlichem Geplauder durch all' die Waldfröhlichkeit den geſegneten Heimzug anzutreten. — Der vorwitzige, breitmaulige Burſche, weil Alles um ihn herum ſang, vermaß ſich dann auch zu ſingen, nachdem er früher einige Mal, ſo gut es ging, hell und kühn, wie die großen Burſchen, zu »juchätzen« verſucht hatte. Er ſang:

„Und daß's in Wald finſter
Is, machen dö Bam,
Und daß d'Urſchel dö ſchener
Is, das glaub' i kam."

Hahaha! lachte er mit ſeinem Quadratgeſichte. Die Weiber, noch mehr aber die Mädchen und Kinder, lachten ebenfalls ausgelaſſen über den Einfall des Bürſchchens, weil ſonſt der bekannte »Tanz« ein wenig anders lautet; Urſula aber wußte ſich zu helfen, und augenblicklich den ſtumpfen Bolzen auf den plumpen Schützen zurück zu ſenden; indem ſie aus dem Stegreif antwortete:

„Ain Vogl ſingt ſpat,
Der ander in Stehn,
Awa do durft a Gimpel,
Singt denna recht ſchen."

Darauf wußte natürlich der noch unberathene Burſche nichts zu erwiedern, wurde von Allen weidlich »ſtumfirt« und ausgelacht, und ließ ſich auf dieſe Witzigung hierauf die Luſt, »Trutzg'ſangel« zu ſingen, noch auf einige Jahre vergehen. Damit es aber doch nicht den Anſchein hätte, als getraue er ſich nun nicht mehr zu ſingen, ſo ſang er nach einem friſchen Almer das alte »Tänzl«:

„Von Wald bin i außa,
'n Wald geh'n i zue;
Denn i bin 'n Waldhanſel
Sein luſtiga Bue."

Urſula aber, die nun einmal geweckt war, und an der Mauligkeit dieſes, wie überhaupt jedes faſt noch hinter den Ohren feuchten Burſchen ſtets ihr Mißfallen hatte, wollte ihm noch ſchnell »á Klámpſl anhängá« (ein Vierk's geben), und ſang mit ihrem hellen Glockengeläute in der Kehle:

„Auf da Tan ſchreit a Vogel,
Schreit allweil: Gu, gu!
Und danöbn hängt a Zapfen,
Schier greßer, als Du."

Unter derlei Neckereien und Späßen gelangte man wieder zurück bis zur »Holle,« wo das dreizungige Baum-Orakel ſtand.

»Wißts á nix mehr, ös drei alten Kundten! Geht enk halt ára zwie mir; má wird vogößli und irrt ſi,« lachte gutmüthig ein ſchon ältliches Weib, welches, obwohl ſie früher keinen der Bäume getroffen, doch ihr Geſchirr jetzt »gupfvoll« nach Hauſe trug.

»Bei mir hamt ſi's dárathen!« rief ein Zweites — »bei mir á,« ein Drittes, Viertes, Fünftes — ein buntes Stimmengemiſch ertönte.

»Gelt, Mueder, bei uns hamt ſo's á dárathen,« ſagte der kleine Schleuderer — »i han's glei g'ſait, wie da Stain in Poch is picken bliebn, daß 's obs ſein wird!

»Ja,« ſagte die Mutter — »awá waißt, was d' g'ſagt haſt, wirſt aft mit den andern Stain den erſten wieder wegg'worfen haſt?«

»Was denn, Mueder? J waiß's nimmer.«

— »Dáß 's aft do wiedá nix wár!«

»Hm, hm!« ſagte der Knabe, und war wieder — was bei ihm, trotz ſeiner Geſundheit und Lebhaftigkeit, nichts Ungewöhnliches — verſunken in ſein traumartiges Schweigen, wo er dann nur maſchinenartig ſo an der Hand der Mutter dahintrottirte.

Beim »Gattern« an der Einfriedung angelangt, mußte die Schaar ein wenig ſtehen bleiben. Es war zu ſchön, wie eben die untergehende Sonne noch auf dem ſtattlichen Rücken des »Hofkuchelberges« zu ruhen ſchien. Weil ſie ihm aber für die Länge zu heiß und zu ſchwer ſein mochte, oder — wer weiß es! — vielleicht ſelbſt nicht länger wollte oder Zeit hatte, ſo ſank und verſchwand ſie allmälig. Mit ihrem Untergange aber auch zugleich die ganze Schöpfung von Millionen und Millionen allerwinzigſter, Feuerpünktlein ähnlicher Thiere, die einzig in der Sonne Strahlenmeere zu weben und zu leben ſcheinen.

Was werden wir einſt Alles ſehen, wenn wir unter dem Strahle einer noch helleren Sonne wandeln! —

Im weiten Waldringe herum ſcholl und klang da und dort aus einer unter Bäumen völlig verſteckten Dorfſchaft ein luſtiges »Almen«; durch die ſchweren Saatfelder ſchlendernde Burſche gaben wechſelweiſe ihr weithinhallendes »Juhu« aus, dem, oft über zwei, drei Feldweiten hin, ein anderes, ihnen wohlbekanntes antwortete, und hie und da aus der Tiefe des Waldes rief ein ſcharfer, nachſchwirrender Schuß; ſonſt war liebliche, feierliche Abendſtille.

»Muedá, haſt dein'n Wurm nu?« erwachte plötzlich der abend- und traumſelige Knabe. »Was wird dá Vadá ſagn!« fügte er lächelnd bei.

»Kann leicht ſein, daß á mi á wenig ausgreint á,« ſagte die Mutter — »awá haimli freut's 'n do.«

Drei von den größeren Buben waren ſchon auf einem kürzeren Wege in's Dorf mit der Wunderkunde vorausgeſprungen, ſo daß ſich die Weiber kaum zu erklären wußten, wie Alles, Jung und Alt, vor den Häuſern ſtand, und ihnen, auf ihr beſtandenes Abenteuer anſpielend, allerlei Erfreuliches und Verzeihliches entgegenrief. Alle aber ſtimmten darin überein, daß durch die Herzhaftigkeit der Siebengütlerin der ganzen Gegend Heil widerfahren ſei, und lobten, Jedes nach ſeiner Einſicht und Fähigkeit, Eins die Kühnheit, das Andere die edle Abſicht und den frommen Beweggrund des jedenfalls wackeren Weibes.

Die gleich darauf folgende häusliche Scene übergebe ich, theils wegen des nicht großen Unterſchiedes von anderem Aehnlichen, noch mehr aber, um die Geſchichte nicht über Gebühr lang zu ſpinnen; was ich aber nicht übergehen darf, iſt der Ablauf des von der Schuſtersfrau auf ſechs Wochen feſtgeſetzten Termins, und der Moment der Eröffnung des nur zu gut verſchloſſenen Mooskrautes, nebſt Folgen.

Alſo: — der Termin war zu Ende; die Eröffnung begann. Bei derſelben, der gewiß von Seite der Mutter ein inbrünſtiges Gebet vorausgegangen war, war Niemand weiter weder beſchäftigt, noch zugegen, als die Mutter und der Knabe.

Beide waren voll frommen Eifers und andächtiger Spannung.

Die Mutter hatte Handſchuhe an, der Knabe keine, brauchte auch keine, weil er Etwas derlei um die ganze Welt, auch nicht mit Handſchuhen, berührt hätte.

Die erſte Schichte ward behutſam hinweg genommen. Sie war gänzlich unverändert, nur ſehr dürr.

Es ging an die zweite. Der Mutter bebten die Glieder, der Knabe zitterte am ganzen Leibe und hörbar klapperten ſeine Zähne. — Die zwei Knoten des Flores waren offen — die

Rippen vom Moderſtocke weggenommen — die Mutter hielt ein wenig inne, der Knabe wich einige Schritte zurück. —

»Wer ſtärker iſt, als dieſe drei Perſon'«

murmelte die Mutter, und theilte mit einem einzigen, eben ſo kühnen, als raſchen Griff, dem jedoch an äußerſter Behutſamkeit nichts ermangelte, den Knäuel — und darin war — nichts.

Warum? —

Das überlaſſ' ich der Spitzfindigkeit jedes Leſers; daß aber nichts darin war, iſt ſo wahr, wie die ganze frühere Geſchichte. Ich habe Beides mit dieſen meinen beiden, guten Augen geſehen und angeſehen. — Das Weiblein war meine Mutter.

Die guten Dinge.

Gar viel zu lernen gibt's auf Erden,
Man weiß kaum, wie da fertig werden?
Doch wie der Menſch ſich plagt dabei,
Sind's immer nur der Dinge drei.

Das Erſte lernt von ſelber ſich,
Auch ohne Meiſter, leichtiglich.
Zu leben wird ein Jeder wiſſen,
Der früh ſich hat gewöhnt an's Müſſen.

Das Zweite lernt ſich nur zu Zwei'n,
Denn Lieben kann nicht einzeln ſein.
Wer's aber recht gelernt, der hält
Im Liebesarm die ganze Welt.

Das Dritte ſteht nur ſchwer ſich an,
Weil's Jeder muß, auch wer's nicht kann.
D'rum blickt nur fleißig zu den Sternen,
Da könnt Ihr gründlich ſterben lernen.

Friedrich Witthauer.

Die Schildwache.

Ballade.

Es liegt die Mitternacht auf Berg und Flur.
Verſchollen iſt des Lebens rege Spur,
Kein Laut erſchallt in Hütte und Palaſt,
Allüb'rall hält der Schlaf nun ſeine Raſt.

Im Czarenſchloſſe dröhnt nur noch allein
Der Wache Tritt auf hartem Marbelſtein,
Der einz'ge Schall, der noch ein Echo weckt,
Sonſt Groß und Klein auf weichem Pfühl geſtreckt.

Einförmig aber ſchreitet der Soldat,
Der juſt im Bogengang die Wache hat,
Hinab, hinan, wie's ihm die Pflicht erlaubt,
Den Schlaf zu wehren von dem müden Haupt.

Jetzt klirrt die Flinte in des Starken Hand,
Der Säbel an der Seite ſtreift die Wand,
Wie er ſo ſchreitet ſchweigſam auf und ab,
Und wieder ſtille wird's, als wie im Grab.

Iſt's doch, als ſei gebannt die flücht'ge Zeit,
Es ſtört kein Schlag der Uhr die Einſamkeit,
Zwei ferne Lampen flackern nur allein,
Den Gang beleuchtend mit geſpenſt'gem Schein.

Da denkt wohl der Soldat an dies und das,
An Olga, die — faſt wird das Aug' ihm naß —
Im fernen Hüttchen am Ladoga-See
Jetzt ſeiner harrt in namenloſem Weh.

Dann denkt er wieder — und ſein Muth erwacht —
An Pulverdampf und an Tſcherkeſſenſchlacht,
Und wie als Sieger, froh und hochgeehrt,
Im Flug er heim zu ſeiner Liebſten kehrt.

Und wie er ſo die künft'ge Zeit ſich malt
Vom Glück des Ruhmes und des Sieg's umſtrahlt —
Horchauf! erdröhnt's da nicht ganz ferne, ſacht?
Nicht doch, was ſollte dröhnen hier zur Nacht!

Doch wieder dröhnt's und lauter, als zuvor,
Es horcht der Krieger mit geſpanntem Ohr —
Nein, nein, es äffte diesmal ihn kein Wahn,
Denn immer lauter ſchallt's zu ihm heran.

»Ein ſeltſam Ding!« ſo denkt ſich der Soldat,
»Weiß Gott, was vor das Volk im Schloſſe hat!
Doch was auch kümmert mich ihr Nachtplaiſir?
Als Wache ſteh' ich auf dem Poſten hier,

»Und den zu hüten, heiſcht des Kriegers Pflicht,
Bis: »Abgelöſt!« zu ihm die Runde ſpricht,
Und wahrlich, bis geſprochen nicht dies Wort,
Bringt von dem Platz auch mich kein Teufel fort.«

So brummt der Krieger, doch der wirre Schall
Erwecket lauter ſtets den Wiederhall —
Vom Dom daneben kommt's, was mag's nur ſein?
Sieh, durch die Fenſter, welch' ein greller Schein!

Da plötzlich zetert's durch das öde Haus,
Von unten, oben gellt's wie Sturmgebraus,
Und gluthell durch die Scheiben malt's die Wand —
»Beim ew'gen Gott, es ſteht das Schloß in Brand!«

»Ja, ja, ſo iſt's; ſchon heulet durch die Luft
Die Feuerglocke, die nach Hilfe ruft,
Im Schiff der Kirche brennt's, ſchon werd' ich klar
Durch's Fenſter Thurm und Flamme dort gewahr!«

»Verdammt! Ich kann vom Poſten hier nicht fort,
Bis mich der Pflicht entband der Runde Wort. —
Ha, daß ſie käme!« — Horch, da kracht das Thor,
D'raus drängt in wilder Flucht es ſich hervor.

Die Popen ſind es mit dem Kirchgeräth',
Die aufgeſcheucht vom Brande im Gebet,
Noch Rettung ſuchen vor der grimm'gen Glut,
Mit raſchem Fuß, für das geweihte Gut.

Und an der Wache ſtürzen ſie vorbei,
»Entfliehe!« rufen ſie mit wirrem Schrei,
»Die Flamme folgt uns auf dem Fuß in Haſt,
Nicht mehr entkommſt Du ſonſt dem ſchlimmen Gaſt.«

»Entflieh'n vom Poſten? Nun und nimmermehr!«
Ruft der Soldat und faßt an ſein Gewehr,
Doch wild und wilder dröhnet, hallt und ſchallt
Des Feuers allvernichtende Gewalt.

Da naht ein greiſer Prieſter im Talar,
Das Antlitz Schnee, im Flug das weiße Haar,
Der ruft zum Krieger: »Fliehe, da's noch Zeit,
Nur raſche Flucht Dich noch vom Tod befreit.«

»Hinweg, Verſucher!« donnert der Soldat,
Und weiter flieht der Greis. Doch ſieh', ſchon hat
Des Feuers Wuth den Bogengang erreicht,
Der Krieger ſieht's und ſeine Wang' erbleicht.

Da ſtürzt der Biſchof ſelber jetzt herein:
»Fort da, Soldat! Was willſt Du noch allein?
Hier gibt's nichts zu bewachen mehr. Hinweg!
Dein müßig Steh'n iſt hier von keinem Zweck!«

Der aber: »Herr, was immer mich bedroht:
Vom Poſten darf ich nicht, und gält's den Tod;
Es bindet mich ein Eid an dieſen Platz,
Und der gilt gleich des Kaiſers beſtem Schatz.«

»D'rum gebt mir nur den Segen unverweilt,
Bevor die Flamme Beide uns ereilt!«
Der Krieger ſpricht's und ſinkt vor ihm auf's Knie,
Den Biſchof aber faßt's, er weiß nicht wie.

Mit Staunen und Verwund'rung hängt ſein Blick
Am Krieger, der das gräßlichſte Geſchick
Mit ſolchem Muth erwartet; doch da iſt
Zu längerm Säumen weiter keine Friſt.

Und, angeglüht vom nachgewälzten Brand,
Legt auf ſein Haupt der Biſchof ſeine Hand:
»Gott ſei mit Dir und ſeiner Heil'gen Schaar!«
Dann weicht auch er der dräuenden Gefahr.

Und wild und immer wilder bricht heran
Die ſchonungsloſe Flamme ihre Bahn,
Es kracht und trümmert, praſſelt, ſtürzt und gellt,
Als wär's der Untergang der Welt.

Schon ringelt ſich zum Fenſter dort herauf
Die Feuerſchlange mit bebendem Lauf —
Jetzt windet ſie, von jeder Feſſel frei,
Zum Grabverfall'nen ſchnaubend ſich herbei.

Der aber ſpricht noch, wie ein leiſ' Gebet,
Ein Wort, das tief ihm in dem Herzen ſteht.
Das Wort heißt: »Olga« — hört es auch kein Ohr,
Die muß es ahnen, die ihn jetzt verlor.

Und ringsum füllt Verderben, Tod und Graus
Mit allen Schrecken das verlaſſ'ne Haus.
Doch feſt und aufrecht, wie auf der Parad',
Steht noch in Rauch und Flamme der Soldat.

Da gellet ſinnbetäubend ein Gekrach',
Zuſammenſchmetternd ſtürzt des Hauſes Dach,
Und unter Schutt und Balken, Stein und Erz
Begraben liegt ein ſtarkes Männerherz.

Johann N. Vogl.

I. Die Sonnenfinſterniß.

Der gold'ne Reif umringt die ſchwarzen Haare,
Wie der des Lichts die Sonnenfinſterniß;
Darunter ſtrahlt verborgen doch das klare
Geſtirn des Tags, das des Triumphs gewiß.

Dein Geiſt und Dein Gemüth ſind eine Sonne,
Der leuchtend, dieſes feurig von Natur,
Ich kenne jenen, doch des andern Wonne,
Ich ahne ſie im Schmelz des Auges nur.

II. Die Mondesfinſterniß.

Die ſchwarzen Haare, ſonſt gewohnt, als Schlangen
Herab zu züngeln zu des Buſens Hort,
Du haſt in Lockenketten ſie gehangen,
In Zauberketten, ſtark wie Donnerwort.

Verfinſtern würden ſie den Mond im Nacken,
Der leuchtet voll im vollen Schulternpaar;
D'rum hingſt ſie an des gold'nen Reifes Haken,
Ein wolkumgeb'ner Mond, der ſo mehr klar.

Hammer-Purgſtall.

Alter ſchützt vor Thorheit nicht.

Ein Thor, der Alte, wenn er liebt,
Und ſtatt des Kornes Waſſer ſiebt,
Wenn er auf Gegenliebe zählt
Und auf die Billigung der Welt;
Doch leiſtet er darauf Verzicht,
So ſchilt ihn einen Thoren nicht.
Wenn er ſich Flammentod erkoren,
Ward er zum Martyrer geboren;
Wie Anderer für Glauben ſtirbt,
Er Martyrkrone ſich erwirbt;
Als Phönix endet er den Lauf,
Als Phönix ſchwinget er ſich auf.

Hammer-Purgſtall

Inſchrift eines Talismans.

Men tesewwedsche fekad ahssane nussfe dinehu [*].

Willſt wiſſen, was geſchrieben oben ſteht?
»Wer ſich vermält,« ſo lehrte der Prophet,
»Der rettet ſich die Hälfte von dem Glauben.
Die Hälfte nur; die and're würd' ihm rauben
Die Zeit, die Welt, wenn ihm nicht übrig bliebe
Als Retterin die Hoffnung und die Liebe.

Hammer-Purgſtall

---

[*] Ueberlieferung Mohammed's.

An den Mond.

Fandeſt du den Weg zu mir,
Freundlicher Geſelle?
Suchſt mich in der Fremde hier,
Hier auf öder Zelle?

Ueber Dächer gleiteſt du,
Wolken durch und Scheiben,
Schaueſt meinem Treiben zu,
Treiben oder Schreiben.

Ja, wir ſind dieſelben noch,
Die wir einſt geweſen:
Können wir im Antlitz doch
Jetzt, wie einſt, uns leſen.

Tröſtliche Verheißung blinkt
Dein's mir heute wieder,
Und mein Aug' in Thränen trinkt
Sie geſättigt nieder.

Ach, ich war ſo ganz allein,
Ich mit meinem Reime;
Nun in deinem lieben Schein
Fühl' ich mich daheime.

Hier die Menſchen ahnen nicht,
Was der Mond bedeutet,
Was aus ſeinem gold'nen Licht
Winkt und dringt und läutet.

Achtlos läßt die wäl'ſche Stadt
Deinen heil'gen Schimmer:
Weil ſie Gaslaternen hat,
Braucht ſie dich ja nimmer.

Nein, herein, herein zu mir,
Lieber, trauter Alter!
Sieh', das Fenſter öffn' ich dir
Und die hohe Schalter.

Nun erzähl' mir deine Mähr',
Von der Heimat eine,
Kommſt du doch von Oſten her,
Kommſt von meinem Rheine.

Wehe! du verhülleſt dich —? —
Mond, was ſoll das ſagen? . .
Ach, ich weiß ſchon. Schweig' nur! Ich
Will nicht weiter fragen.

Zieh' in Frieden! Gute Nacht!
Wolle nicht mehr ſäumen!
Haſt das Herz mir ſchwer gemacht,
Schwer von deutſchen Träumen!

Paris, 13. December 1841. Franz Dingelſtedt.

Die Prophezeihung aus den Karten.

Novelle, von Friedrich Dornau

Karoline war die einzige Tochter des Barons von **, der, nach einer ehrenvollen militäriſchen Laufbahn, ſich in der reizend gelegenen Landſtadt **, an der Donau, des Ruheſtandes im engſten Familienkreiſe erfreute.

Karoline war das höchſte Gut ihrer Eltern, die jeder Erſcheinung im Gemüthsleben der geliebten Tochter mit banger Sorge folgten, und je mehr dieſe von Natur einen leichten, heiteren und kindlichen Sinn hatte, deſto ängſtlicher ihr denſelben zu bewahren und ſie vor Eindrücken zu ſchützen ſuchten, die den klaren Spiegel ihrer Seele vorzeitig trüben konnten.

Daher bemerkten ſie auch mit Kummer die fortgeſetzte, hartnäckige Aufmerkſamkeit eines jungen Mannes, der erſt ſeine Laufbahn im Staatsdienſte begonnen hatte, und ungeachtet aller ihm von Seite der Eltern gelegten Hinderniſſe nicht abließ, Karolinen mit jenen ſtummen Huldigungen aus der Ferne zu verfolgen, wogegen es keine Elternmacht gibt.

Karoline ſelbſt war lange Zeit unempfindlich geblieben; denn ſie war mit ihren klaren, dem reichen Leben zugewendeten Sinnen nicht geſchaffen, einer ſcheu und ſchwärmeriſch auftretenden Liebe ſchnell entgegen zu kommen. Auch erſchöpften ihre Eltern alle Mittel liebevoller Aufmerkſamkeit, um den Blick der Tochter von dem Gegenſtande abzulenken, der ihre Gemüthsruhe bedrohte.

Aber endlich widerſtand **Karoline** doch nicht länger den fortgeſetzten, nicht zu entmuthigenden Huldigungen **Rudolf's**. Die Vermittelung geſchah durch einen Freund, der bereits lang im Hauſe des Barons heimiſch war, und **Karolinen** ſo oft und warm von **Rudolf's** Vorzügen geſprochen hatte, daß endlich ihre jugendliche Fantaſie mit ihrem gefühlvollen Herzen in Bund trat, und eine dem Liebenden günſtige Stimmung in ihr erzeugte.

Allein nur kurze Zeit dauerte der verſtohlene Verkehr verbotener Liebe durch Blick und Gruß, durch Brief und Blume, und die erſte geheime Zuſammenkunft, welche die Gunſt der Umſtände geſtattete, endigte mit einem Worte dauernden Abſchiedes — denn **Rudolf** war ganz unerwartet zu einer anderen dienſtlichen Verwendung in die Hauptſtadt abgerufen worden.

Karoline ſah dem ſcheidenden Geliebten, den ſie kaum gewonnen hatte, mit Bangen in die Ferne nach, wo er in ein anderes, vielbewegtes Leben zu treten im Begriffe ſtand. Wie leicht konnte dort in ſeinem eigenen Herzen ein neuer Feind ihrer Liebe entſtehen!

Dieſer Gedanke trübte **Karolinens** heiteren Lebensſinn, und da mit ihm der freundlichſte Glanz im Hauſe erloſchen war, ſo fühlten ſich ihre Eltern, ſo ſehr ihnen auch die Entfernung **Rudolf's** willkommen war, doch unbehaglich und verſtimmt.

Die unerwartete Ankunft einer Jugendfreundin **Karolinens** wurde daher mit allem Jubel begrüßt, und **Karoline** fand wirklich an dem Herzen **Mathildens** den Lebensquell friſcher Luſt und Liebe wieder.

Ein anſcheinend ganz unbedeutendes Ereigniß, das ſich gleich in den erſten Tagen darauf zutrug, that das Seinige, um einen neuen Umſchwung in die Gedanken und Gefühle der beiden

Mädchen zu bringen. Als ſie nämlich eines Tages auf einer Landpartie vom Hauſe abweſend waren, hatten zwei fremde Herren Nachfrage um Mathilden gehalten, und die Erklärung zurück gelaſſen, am nächſten Tage wieder zu kommen.

Das Kammermädchen der Baronin konnte nicht genug Schönes über den jüngeren und größeren der beiden Fremdlinge erzählen; abwechſelnd mußte ſein freies und feines Benehmen, ſeine hohe Stirn, ſeine männliche Haltung, ſein feuriges, dunkles Auge, ſein ſchwarz glänzendes Haupthaar den Stoff zu ihrer redſeligen Bewunderung leihen, und je mehr ſie endlich die Fantaſie der beiden jungen Herrinnen entzündet ſah, deſto mehr fühlte ſie ſich ſelbſt exaltirt und zu weiteren Illuſtrationen angeregt.

Es war daher kein Wunder, wenn den Freundinnen die Nacht in erwartungsvoller Unruhe verging, und wenn insbeſondere Mathilde dem kommenden Tage mit Herzklopfen entgegen ſah.

Aber dieſer und noch ein Tag waren vergangen, und keiner hatte die Fremden gebracht. Man mußte ſich daher mit dem Gedanken beſcheiden, daß ſie nicht mehr kommen würden, und mit dieſer Reſignation der Neugierde ſchien das kleine Abenteuer abgethan zu ſein.

Dem ſcharfen und theilnahmsvollen Freundſchaftsblicke Karolinens aber entging nicht lang eine von Tag zu Tag zunehmende Zerſtreutheit und Verſtimmung Mathildens, und da Karoline bereits ſelbſt die Liebe kennen gelernt hatte, ſo war ſie auch ſchnell geneigt, ein Liebesverhältniß bei ihrer Freundin voraus zu ſetzen, das freilich allem Anſcheine nach noch im Zauber der erſten, geheimnißreichen Periode befangen ſchien.

Zwiſchen beiden Freundinnen hatte bisher kein Geheimniß beſtanden, und Mathildens verſchwiegene Bruſt war auch der Altar, auf welchem Karoline das zarteſte Pfand ihres Vertrauens niedergelegt hatte. Sie glaubte daher gerechte

Anſprüche auf Gegenvertrauen zu haben, und fühlte ſich gekränkt, daß **Mathilde**, die ihr bisher das offenſte Herz gezeigt hatte, es in der wichtigſten und zärtlichſten Angelegenheit verſchloſſen hielt. Früheren kleinen Neckereien folgten daher bald freundſchaftliche Vorwürfe ernſterer Art; aber zu **Karolinens** größter Verwunderung erfolgte eine beſtimmte und feſte Betheuerung, daß ſie in keinem, weder beginnenden, noch fortgeſetzten Liebesverhältniſſe ſtehe, und nicht die leiſeſte Ahnung habe, wer die beiden Fremden ſeien.

Sie geſtand jedoch, daß ihr die unerwartete Nachfrage ſehr den Kopf eingenommen habe, und daß ihre Fantaſie gegen ihren Willen nicht ablaſſe, das Bild des jüngeren Fremden mit ihren künftigen Lebensgeſchicken in Verbindung zu bringen.

Nachdem **Karoline** auf dieſe Art über den Gemüthszuſtand **Mathildens** beruhigt war, gab ſie ſich mit ganzer Seele dem Drange hin, die Träume und Sorgen ihrer eigenen Liebe in der theilnehmenden Bruſt ihrer Freundin niederzulegen.

So geſchah es, daß **Mathilde** bald mit allen Einzelnheiten jenes Liebesverhältniſſes bekannt war. Sie mußte ſich das Bild **Rudolf's** wiederholt bis auf die unbedeutendſten Züge vormalen laſſen, und oft Schritt für Schritt den Ereigniſſen folgen, die ihm den Eingang in **Karolinens** Herz erobert hatten.

Auf dieſe Art wurde der Fantaſie **Mathildens**, die unabläßlich mit dem ſchönen Unbekannten beſchäftigt war, unmerklich ein beſtimmtes Bild untergeſchoben, und ſie bemerkte einmal lächelnd, daß ſie ſich ihren Unbekannten nun gar nicht mehr anders vorſtellen könne, als in der Geſtalt **Rudolf's**.

Eines Tages, als die Abreiſe **Mathildens** ſchon nahe bevorſtand, verabredeten die Freundinnen einen Beſuch bei der alten **Margarete** auf der Bleichwieſe, die in der ganzen Gegend als eine unfehlbare Karten-Aufſchlägerin bekannt war, und im Hauſe des Barons zuweilen eine milde Gabe erhielt.

Die aufgeregte Stimmung, worin ſich die Mädchen befanden, macht den Schritt begreiflich, zu dem ſie kein entſchiedener Glaube an die Aſtrologie der Karten und die Sehergabe der alten Margarete, ſondern nur jener Zug zu den Räthſelſpielen des Zufalls hinriß, welchem jugendliche Gemüther in der Verzauberung beginnender oder von Gefahr bedrohter Liebe ſo ſelten widerſtehen können.

Die Sonne war bereits hinab, und die vom Abendroth durchglühten Gewitterwolken, die ſich am weſtlichen Horizonte aufgethürmt hatten, wurden immer dunkler und drohender. Die Mädchen fühlten eine flüchtige Bangigkeit ihre Nerven durchſchauern, die ſie gewiß zum Rückzuge vermocht hätte, wenn das Ziel nicht ſo nahe geweſen wäre, um den Drang der Fantaſie nach dem Abenteuerlichen oben an zu halten.

Sie blickten, bevor ſie in die Hütte der Alten eintraten, durch das kleine Fenſter, das ihr ein ſpärliches Licht zukommen ließ. Sie ſaß gerade vor den Karten, und muſterte mit glanzloſen Augen die Reihe der ſtummen Figuren, die vor ihr ausgebreitet lagen.

Ein Stück ſchwarzes Brot, das ein noch ſchwärzerer Kater zu ſeinem Kopfkiſſen gewählt hatte, lag ihr zur Seite — ein Krug ſtand daneben.

Der Anblick dieſer ſtummen, ſchauerlich unbeweglichen Scene hätte bald auch die Mädchen verſteinert; denn es dauerte eine gute Weile, bis ſie aus der Verzauberung erwachten, und die Thürklinke unter dem leiſen Drucke der Finger Karolinens ſich hob.

Die ſchwerhörige, ganz in ihre Karten vertiefte Margarete bemerkte die Mädchen nicht, bis Karoline, die ſich aus alter Bekanntſchaft ſchon einen kleinen Muthwillen erlauben durfte, mit dem Sonnenſchirme auf die untere Seite der Tiſchplatte klopfte, worauf der Kater, aus dem Schlafe aufgeſchreckt, zwiſchen die Karten fuhr, und alle Schickſalsſprüche mit einem Male vernichtete.

Die nicht wenig erſchrockene Wahrſagerin wollte zürnen; vermochte es aber nicht vor dem Anblicke der geliebten Tochter ihrer Wohlthäter und des zweiten holden Mädchens, durch deren ſpäten, unerwarteten Beſuch ſie auf's Höchſte überraſcht war.

Als ſie das Anliegen derſelben vernommen hatte, ſchickte ſie ſich ſogleich an, die Karten wieder aufzulegen und bedächtig mit der Brille zu muſtern.

Zuerſt ſollte Karoline in den Spiegel der Zukunft blicken, aber erſt nach langem Hin- und Herſinnen kam der Spruch aus dem Munde der Alten, daß Karoline durch eine Freundin einen Geliebten gewinnen und verlieren werde. Und als dann für Mathilden die Karten gemiſcht und neu aufgelegt worden waren, erklärte Margarete mit nicht geringer Selbſtverwunderung, daß ſich der gleiche Schickſalsſpruch für Mathilden ergeben habe.

Die Mädchen ſahen einander mit dem unſchuldigen Lächeln reiner Freundſchaft an, und umarmten ſich mit Zärtlichkeit. Dann gab Karoline der Sybille ein Paar funkelnde Silberſtücke, und bot ihr — den rechten Zeigefinger ſchelmiſch lächelnd auf den Mund gelegt — Stillſchweigen auf.

In wenigen Minuten waren die Freundinnen am Thore der Stadt, wo ſie, frei athmend, noch einmal zu dem feierlich verdüſterten Himmel emporblickten.

Das Gewitter ließ bereits die erſten Ausbrüche ſeines Grimms vernehmen, und das Firmament glich dem Menſchenleben: der Weſten ſtand in tiefſter Nacht, ein ſchauerlicher Krater voll gährender Zündſtoffe, Blitz, Sturm und Wolkenbruch im Schooße tragend; der Oſten war verklärt vom ſchönſten Himmelsblau, lächelnd wie ein Auge voll unendlicher Liebe.

Der nächſte Tag war jener des Abſchieds; die Thränen floſſen reichlich, aber leicht und ſanft — nicht herb und brennend —

über die jugendlichen Wangen; denn noch hatten ſie die Bitterkeit des Lebens mit ſeinen Täuſchungen nicht kennen gelernt.

Am Abende deſſelben Tages, an welchem die Mädchen unter Thränen von einander geſchieden waren, luſtwandelte eine fröhliche Geſellſchaft junger Männer am linken Donauufer in der Richtung nach der Schloßruine Weiteneck.

Der Mond glich noch einer blaſſen Wolke, die herrliche Landſchaft duftete nach dem Gewitter der vergangenen Nacht noch einmal ſo ſüß und balſamiſch, es war eine göttliche Verklärung aus Abendroth, Himmelsblau und Saatengrün ringsum ausgegoſſen — ein Sinnbild von Glaube, Hoffnung und Liebe.

Der jugendliche Uebermuth, der erſt noch in Trink- und Liebeliedern ſich Luſt gemacht hatte, war verſtummt vor den ernſteren Gefühlen, wozu die heilige Abendfeier der Natur die Herzen ſtimmte.

In dieſer Geſellſchaft befand ſich Adolf **, ein junger Arzt, der nach vollendeten Studien dem Ausfluge heiterer Jugendgenoſſen in die oberen Donau-Gegenden ſich angeſchloſſen hatte, um vor dem Beginne ſeines ernſten Berufes noch mit freier, ungetrübter Seele in die große, blühende Natur zu blicken, worin auch alle jene Heilkräfte verborgen liegen, die der Arzt zum Wohle der leidenden Menſchheit erforſcht.

An ſeiner Seite wandelte Heinrich *, ein Maler.

»Wie ſonderbar«, ſagte Heinrich zu dem Freunde, »wie ſonderbar, daß eine ſo unbedeutende Veranlaſſung ein tüchtiges, lebenskräftiges Gemüth, wie das Deinige, ſo lange verſtimmen kann.«

Adolf entgegnete: »Ich bin über mich ſelbſt ärgerlich, aber ich kann gar nicht ſagen, wie peinlich es mir war, die Hoffnung, ſie kennen zu lernen, ſo plötzlich vereitelt zu ſehen.

Warum mußtet Ihr auch ſolche Eile haben? Ein Tag mehr in der freundlichen Stadt, an der herrlichen Donau, im bequemen, reinlichen Gaſthofe, wäre, bei Gott, kein zu großes Opfer geweſen!«

»Sage mir,« erwiederte Heinrich, »wie es nur möglich war, daß Mathilde gleich bei dem erſten Anblicke aus der Ferne einen ſo mächtigen Eindruck auf Dich machen konnte? Der Ruf bezeichnet ſie als eine ſanfte, ſchmachtende Blondine, aus deren Augen nicht das durchdringende Feuer des Lebens glüht, ſondern nur das ſchwärmeriſche Licht der Seele dämmert. Wie kannſt Du mit dieſem Weſen ſympathiſiren? Du, mit Deinem Auge für die ſchaffende Natur, mit Deiner üppigen Sinnlichkeit! Haſt Du mir nicht oft ſelbſt geſagt, daß nur das dunkle Auge einen Brennpunkt in Deiner Seele finde, daß Du nur dort Dich hingeriſſen fühleſt, wo das Leben glüht und ſchäumt?«

»Frage das Herz um ſeine Logik, um ſeine Conſequenz,« entgegnete Adolf, »und Du wirſt ſtets eine Caprice, eine Fantaſie zur Antwort erhalten. Weiß ich es ſelbſt, wie mich dieſes Gefühl übermächtigt hat? Ich ſah Mathilden zum erſten und einzigen Male im Concerte Liſzt's, ich ſah ſie im Augenblicke der ſchönſten Erregung. Das Gefühl des Göttlichen ſtrahlte aus allen ihren Zügen; jede ihrer Geberden, das ganze Athmen der ſchönen, jugendlichen Geſtalt war Luſt und Liebe, ſie war beſeelt, vergeiſtigt, und verklärt von einem Strahle des Ueberirdiſchen, und doch — wie es ſchien — verſunken in der Seligkeit des Lebens. Vielleicht war es dieſe ſichtbare Verzauberung ihrer Natur durch die göttlichen Offenbarungen der Kunſt, die mich in ihr das Ideal der Schönheit erblicken ließ; vielleicht thue ich Unrecht, dieſes Bild der ſchönſten Erinnerung dem Kerzenlichte des Alltagslebens auszuſetzen; vielleicht zerfällt es vor der prüfenden Gegenwart, vielleicht — doch laſſ' mich abbrechen, allen Vielleicht zum Trotze habe ich ein unbezähmbares Verlangen, der lieblichen Erſcheinung noch einmal zu begegnen, und ihr in Aug' und Seele zu blicken. — Begreifſt Du nun meinen Unmuth? Ich hatte durch die Vermittelung meiner Couſine ein Billet an Mathilden zu beſtellen, ich ſollte ſie ſehen, mit ihr ſprechen, — der böſe Zufall will es, daß ich ſie nicht zu Hauſe treffe, — ich halte das Billet zurück, um nur gewiß wieder kommen zu können, und ſiehe da, Eure unglückſelige Eile vereitelt meinen zweiten Beſuch; ich will nicht treulos zurückbleiben, und in der Verwirrung meiner Gedanken vergeſſe ich ſogar, das Billet zurück zu laſſen!«

»In dieſem letzten Umſtande,« fiel Heinrich lebhaft ein, ſehe ich nur eine Gunſt des Zufalls; denn nun ſteht nichts entgegen, daß Du den zweiten Beſuch auf dem Rückwege abſtatteſt. Sollten die Uebrigen von Linz die Partie über Steyer heimwärts machen wollen, ſo finden wir leicht eine Urſache, uns zu trennen, und auf dem Dampfſchiffe zurück zu fahren.«

Adolf vernahm dieſen Vorſchlag mit leuchtenden Blicken, und konnte den Augenblick der Rückreiſe kaum erwarten.

Der Mond ſtand nun in vollſter Pracht am Himmel, die Freunde hatten die Anhöhe erſtiegen, worauf die breiten, düſteren Schatten der Ruine Weiteneck, wie Traumgeſtalten der Vergänglichkeit, im bleichen Lichte des Mondes ruhten, und im Kloſter Melk, am jenſeitigen Donauufer, errötheten die Fenſter allmälich von den innen heimlich aufdämmernden Lichtern.

Die Freunde lagerten, in dieſen Anblick verſunken, in getrennten Gruppen, und ließen bald einen vielſtimmigen Geſang harmoniſch kräftig in die balſamiſche Nacht emporſteigen, bald die Gedankenſeelen, die aus den zaubernden Nachtbildern ſich geiſterhaft losrangen, leiſe aber tief in ihr Inneres einziehen.

Es war bereits zehn Uhr, als ſie dieſen Platz verließen und nach Melk überfuhren.

Im Kloſter waren nur mehr ein Paar Fenſter erleuchtet, Weiteneck verſchwand, wie ein zackiges Wolkenbild, in der Ferne.

und die ganze heimliche, geheimnißvoll-ſtille Nacht glich einem in's Daſein gerufenen orientaliſchen Märchen.

Karoline empfand nach der Abreiſe Mathildens jene Leere doppelt, welche die plötzliche Entfernung Rudolf's in ihrem engen Lebenskreiſe zurück gelaſſen hatte. Seine Briefe waren die ſüßeſte Erquickung ihres Herzens, und auch Mathilde unterließ es nicht, ſie durch freundliche Erinnerungszeichen der Liebe, durch heitere Mittheilungen aus dem Kreiſe ihres geſelligen Lebens zu erfreuen.

Die letzte dieſer Mittheilungen aber verſetzte Karolinen in eine große Aufregung, was der nachfolgende Inhalt derſelben begreiflich macht.

Mathilde an Karolinen.

»Blicke dieſes Schreiben nicht mit dem Seufzer an: »ach, es iſt doch nicht von ihm!« womit Du gewiß ſchon oft meinen beſcheidenen Mittheilungen jene Kränkung angethan haſt, welche die Freundſchaft ſtets von der Liebe zu erleiden hat. Doch ich will Dir nicht zürnen, nicht vergelten, ich will Dir mit umſtändlicher Treue die Ergebniſſe eines feſtlichen Abends im Hauſe der Baronin * erzählen, eines Abends, um den Du mich beneiden würdeſt, wenn Du des Neides fähig wäreſt.

»Ich habe Rudolf geſehen — Deinen Rudolf! Ja, er war es — ganz ſo, wie er in meiner Fantaſie lebte, ſo mild und freiſinnig, wie ich mir ihn dachte, mit jenem Anfluge von Schwärmerei, die ihn ſo lange von Dir ferne hielt. Auch ſein Aeußeres ſprach mich wie eine befreundete Erinnerung an, und bis auf den Ton ſeiner Stimme war mir nichts fremd in dieſer Erſcheinung.

»Er war kaum in den Saal getreten, als mir ſeine Geſtalt, wie etwas bereits Erlebtes, dem meine Erinnerung nur nicht gleich auf die Spur kommen konnte, in die Augen fiel.

Auch er ſchien mich ſogleich bemerkt zu haben, und ließ ſeine Blicke oft und mit Aufmerkſamkeit auf mir verweilen.

»Bald darauf wurde er mir als Herr von * vorgeſtellt; da ich jedoch von Deinen zärtlichen Lippen ſtets nur ſeinen Taufnamen vernommen hatte, ſo konnte ich auch keine Ahnung haben, welch' intereſſante Perſon vor meinen Augen ſtand.

»Der Faden des Geſprächs, das er mit einer wohlthuenden Herzenswärme einleitete und feſthielt, ſpann ſich ſo leicht ab, daß wir Beide die Länge desſelben nicht bemerkten, die jedoch, wie ich ſpäter aus einigen Bemerkungen im Kreiſe meiner Bekannten wahrnahm, der übrigen Geſellſchaft aufgefallen war.

»Ich vermied daher auch ſo viel als thunlich jeden ferneren Verkehr mit ihm, obwohl ich in ſeinen beſcheidenen Artigkeiten gegen mich nichts Tadelnswerthes erblicken konnte.

»Erſt gegen das Ende der Unterhaltung traf er mich in einem Nebenzimmer, wohin ich dem Tanzſaale ruheſüchtig entflohen war, allein. Er näherte ſich mir mit einiger Befangenheit, und nach wenigen, gleichgiltigen Worten fragte er mich, ob ich nicht mit Deiner Familie in näherer Bekanntſchaft ſtehe. Schon bei der Frage war er heftig erröthet, und auf die bejahende Antwort ganz Glut geworden.

»Nun ging auch mir ein Licht auf; ich errieth ſogleich, wem die Huldigungen, die meiner Eitelkeit ſo ſchmeichelhaft erſchienen waren, gegolten hatten; ich konnte nicht zweifeln, daß er ſchon früher von mir und meinen Verhältniſſen zu Dir Kenntniß hatte, und nur nicht gleich den Muth finden konnte, der verſchämten Liebe ſeines reinen Herzens gegen eine Fremde vertraulich Luft zu machen.

»Ich überwand ſchnell das Mißbehagen der flüchtigen Täuſchung, und ſprach mit aller Wärme meines Dir ergebenen Herzens von unſerer Jugendfreundſchaft, von meiner Liebe zu Dir, von all' den ſchönen Eigenſchaften, die Deinen Geiſt und Dein Herz ſchmücken, und den Mann zum beneidenswertheſten machen werden, der Dich einſt als Frau zum Altare führen wird. Auch dieſer Faden wollte nicht enden. Rudolf ſtimmte in meine Lobeshymne ein, und Du warſt nun der einzige gefeierte Gegenſtand unſerer Mittheilungen.

»Laſſ' Dir hierdurch den Schlaf nicht beunruhigen; wenn ich ihn wieder ſehen werde, will ich meine Rechte als Vertraute noch beſſer geltend machen, und er muß mir dann ſeine Abſichten und Ausſichten bekennen. Ewig

Deine

Mathilde.«

Bald hierauf erhielt Mathilde nach einander folgende drei Briefe von Karolinen, die nicht minder anregende Mittheilungen enthielten.

Karoline an Mathilden.

»Nicht Du allein haſt mit wichtigen Neuigkeiten groß zu thun — auch ich habe Geheimniſſe in petto.

»Aber auch ich will großmüthig ſein, und Dich nicht die Eiferſucht entgelten laſſen, wozu Dein Schreiben mir gerechte Urſache gab. Du ſollſt haarklein Alles erfahren, was ſich ſeit Deiner Abreiſe Intereſſantes für Dich bei uns ergeben hat.

»Bald nachdem ich Dein letztes Schreiben empfangen hatte, wurden auch die geheimnißvollen Fremden, die uns zu den ſchwarzen Künſten des Aberglaubens verlockt hatten, angemeldet — Adolf **, ein angehender Arzt, und Heinrich *, ein Maler. Adolf hatte das beiliegende Zettelchen an Dich abzugeben — etwas ganz Unbedeutendes, wie es ſcheint, und wohl nur geſchrieben, um dem jungen Enthuſiaſten Gelegenheit zu verſchaffen, Dich zu ſehen.

»Da er angeblich vergeſſen hatte, dieſes Billet bei ſeinem erſten verunglückten Beſuche zurück zu laſſen, und durch die ſchnelle Weiterreiſe ſeiner Gefährten gehindert worden war, noch ein Mal zu kommen, ſo hat er ſich in Linz von den Uebrigen getrennt, um auf der Rückreiſe ſeinen Zweck zu verfolgen, und einem Mädchen tiefer in die ſchmachtenden Augen zu blicken, das er ein einziges Mal aus der Ferne geſehen hatte.

»Mathilde — die Zauberkraft Deiner Geſtalt, die ſtumme Beredſamkeit Deiner Augen muß allmächtig ſein; denn ſie allein war es, die den kräftigſten und fröhlichſten aller Männer in Feſſeln geſchlagen hat.

»Es will nicht viel ſagen, daß ich dieſes von ihm herausgebracht habe; denn er iſt der offenſte Menſch, den ich kenne. Dies ſpricht aus jedem Zuge ſeines freundlichen Geſichts, und jede Unwahrheit würde ſich in der gewohnten edlen Freiheit ſeines Benehmens gewiß ſo linkiſch ausnehmen, daß ſie zum eigenen Verräther werden müßte.

»Er iſt bereits acht Tage mit ſeinem Freunde hier, und will noch einige Tage verweilen, damit ſein Freund im Intereſſe der Kunſt Ausflüge in die ſchönen Thäler der Umgegend machen könne.

»Meinen Eltern ſagt das offene, entſchiedene Benehmen Adolfs ſehr zu, und ſie haben ihn bereits in unſeren engſten Kreis gezogen; er fehlt nie bei unſeren Landpartien, und iſt wie von ſelbſt der Leiter derſelben geworden.

»Ich muß geſtehen, daß ſeine bloße Gegenwart Alles belebt, und daß ich nie Jemanden gekannt habe, deſſen Umgang mir ſo bequem erſchienen wäre. Es fügt ſich ſo von ſelbſt Eines in das Andere, er iſt immer geiſtreich, witzig und lebenskräftig, er erdrückt keinen Gegenſtand mit ſchwerfälligen Erörterungen, und weiß jeden durch ein treffendes Wort gleich in das rechte Licht zu ſtellen.

»Ich benütze jede Gelegenheit, von Dir zu ſprechen, und daß es mit allem Feuer meiner Freundſchaft geſchieht, wirſt Du ohne Betheuerung glauben.

»In kurzer Zeit ſollſt Du wieder Nachricht von mir erhalten, da ich vermuthen kann, daß meine Briefe nun an Intereſſe für Dich gewonnen haben. Ewig

Deine

Karoline.

Karoline an Mathilden.

»Höre, was mir Unerwartetes begegnet iſt. Vorgeſtern waren wir bei der Bäuerin im Thale, wo Du Dich ſtets ſo heimiſch fühlteſt. Als wir den Rückweg antraten, hing ein Gewitter drohend am Himmel, bereits fielen einzelne ſchwere Tropfen, und der Sturmwind trieb Staubwolken in die Lüfte. Wir waren in größerer Geſellſchaft, Alle paarten ſich, und ſtrengten, ohne auf die Anderen zu achten, ihre Kräfte an, vorwärts zu kommen. Adolf bot mir den Arm, und ich hätte auch in minder dringendem Augenblicke nicht den Muth gehabt, ihm denſelben zu verſagen. Er hielt ſich, wie es ſchien, abſichtlich hinter den Anderen, und erfreute ſich an der lebendigen Aufregung in der Natur.

»Als wir durch eine Strecke des Waldes kamen, wo die Schatten dichter Bäume im Bunde mit dem Gewitterhimmel eine frühe Nacht geſchaffen hatten, blieb er noch mehr zurück, und nach einem leiſen Drucke ſeiner Hand richtete er folgende Worte an mich:

»»Karoline, ich kenne Sie erſt wenige Tage, aber Ihre Seele liegt klar und hell vor mir. Auch in meiner Natur iſt nichts Falſches, Sie kennen mich ſo gut in dieſem Augenblicke, wie Sie mich nach Jahren kennen würden. Ich fühle mein ganzes Daſein dem Ihrigen befreundet. Spüren Sie einen gleichen Zug in ihrem Herzen, ſo verſuchen Sie das Leben mit mir. Und wenn es anders iſt, ſo ſagen Sie es kurz und frei; aber gönnen Sie mir dann noch einige Tage Ihre liebe Geſellſchaft, den Anblick dieſes holden Bildes, damit es mich auf meiner weiteren Lebensreiſe als Zierde meiner einſamen Gedanken begleite!««

»Du kannſt Dir denken, wie mir bei dieſer plötzlichen, offenen und treuherzigen Erklärung des edlen Mannes zu Muthe war, und wie hart mir geſchah, ihm die ſchnell gefaßte freundliche

Hoffnung mit einem Male vernichten zu müſſen. Ich vergalt ſeinen Freimuth mit gleicher Offenheit, und erzählte auf ſein Andringen alle Einzelnheiten meines noch ſo jungen Liebesbündniſſes. Nur durch ein leiſes Schwanken der ſonſt ſo kräftig klaren, feſten Stimme gab ſich die Erſchütterung ſeines Gemüthes kund, nachdem er mein Bekenntniß vernommen hatte.

»Als wir dem Ende unſeres Heimgangs nahe gekommen waren, konnte ich mich nicht enthalten, meinem neuen Verehrer die Untreue ſeiner Fantaſie vorzuwerfen. Ich gab ihm ein Bild von Dir, wie es in dem Herzen meiner Liebe wohnt, ich drückte die Zuverſicht aus, daß, wenn er Dich erſt näher kennen lernen würde, der Eindruck, den ſchon Dein ferner Anblick auf ihn gemacht hatte, ſich gewiß auf's Höchſte ſteigern würde, und ohne ihn zu einem Beſuche bei Euch förmlich aufzufordern, ſprach ich genug, um dieſe Luſt in ſeinem Herzen zu erzeugen.

»Behandle ihn liebreich, wo Du ihm immer begegneſt, und laſſ' ihn die Fantaſie nicht entgelten, die ihn plötzlich gegen mich angewandelt hat.

»Deine Gegenwart wird die heiteren Lebenseindrücke, die ihn zu mir zogen, dem Ideale beigeſellen, das er in Dir erblickte, und Du wirſt ihm das ganz ſein, was wir ihm bisher vereinzelt waren.

»Lebe wohl, meine **Mathilde**, und übergib an **Rudolf** die beiliegenden Zeilen, die für ihn nun doppelten Werth haben können, nachdem ſich meine Liebe ſo ſtandhaft erprobt hat.

Karoline.«

Karoline an Mathilden.

»**Adolf** iſt nun fort von hier, und in unſerem Hauſe iſt es einſamer, als je zuvor. Das Leben, das ſeine Gegenwart um uns herum ausſtrömte, iſt verſchwunden, und wir müſſen uns erſt wieder in das frühere Alltagsleben, an die ewig wiederkehrenden

Gedanken und Bilder der Kleinſtädterei zurück gewöhnen, woraus uns der Schwung ſeines Geiſtes emporgehoben hatte.

»Adolf iſt nach der bewußten Erklärung noch volle vierzehn Tage bei uns geblieben, und ſein Benehmen gegen mich war wie früher, beſcheiden — treuherzig. Er berührte ſeine Herzenswünſche mit keinem Worte mehr, und erſt am letzten Abende ſeines Hierſeins, den wir im Garten meiner Eltern zubrachten, benützte er den Augenblick, als ich mit ihm allein einen Laubengang hinab wandelte, um folgende Worte an mich zu richten:

»»Morgen reiſe ich fort, verehrtes Fräulein; aber ich nehme keinen Abſchied. Auf die ſchmerzliche Erklärung, die ich erhalten habe, ſollte ich zwar nicht wünſchen, Sie wieder zu ſehen; aber ich weiß nicht, wie es geſchieht, die Stimme der Hoffnung in meinem Herzen will nicht ſchweigen. Weit entfernt ſei von mir der Gedanke, zwei Herzen, die eine wahre, innige Verſtändigung vereinigt hat, einander zu entfremden, und ich bin auch nicht ſo eingebildet, um mir ein Gelingen ſolcher Art zuzutrauen. Aber warum ſoll ich der laut rufenden Stimme meines Innern kein Gehör geben? Weiß ich nicht, daß Sie den Jüngling, den Sie den Geliebten Ihres Herzens nennen, erſt ein Mal geſprochen haben; daß Ihr Herz, von der Beharrlichkeit ſeiner Huldigung gerührt, durch den Widerſtand Ihrer Eltern gereizt worden war; daß Sie ſich in Jahren beinahe ganz gleich ſind; daß eine wahrſcheinlich fortdauernde Entfernung Sie Beide auseinanderhält, und eine Hoffnung auf bleibende Vereinigung mit ihm nur aus einer fernen, ungewiſſen Zukunft leuchtet? Um keinen Preis der Welt möchte ich einen Bund ſtören, den die wahre Liebe geſchloſſen hat, aber die Probehältigkeit der Ihrigen fällt noch der Zeit anheim. Wenn Ihr Herz einſt, die Hand darauf gelegt, ſich geſtehen muß, daß es ſich hinreißen ließ, und nur mehr dem gegebenen Worte ein Opfer bringt; wenn dann ein Wechſel in den Gefühlen des Geliebten Sie auch der Pflicht der Treue entbindet, — warum ſollte ich dann nicht hoffen dürfen? Dann, erſt dann werde ich wiederkehren, und meine Frage an ihr Herz erneuern.««

»Kaum hatte Adolf dieſe Worte geſprochen, ſo befanden wir uns wieder im Angeſichte meiner Eltern, und ich war dadurch glücklicher Weiſe jeder Erwiederung überhoben.

»Sage mir, liebe Mathilde, war es nicht ſchon eine Untreue gegen Rudolf, daß ich dieſe Worte angehört habe, ohne den Wünſchen und Hoffnungen des neuen Bewerbers durch die wärmſten Betheuerungen meiner unveränderlichen Liebe zu Rudolf mit einem Male und für immer Schweigen zu gebieten? Ich mache mir Vorwürfe darüber; aber ich weiß nicht, wie mir geſchehen war — ich war überraſcht, ich fand nicht den Muth dazu in meiner Bruſt.

»Wir hatten bald darauf den Garten verlaſſen, und Adolf nahm an der Schwelle unſerer Wohnung kurzen und herzlichen Abſchied.

»Er hat mir noch am letzten Tage geſagt, daß er Zutritt im Hauſe Deines Vaters ſuchen werde, und mich gebeten, ihm bei Dir einen freundlichen Empfang vorzubereiten.

»Bedarf es wohl einer ſolchen Vorbereitung bei meiner ſanften, wohlwollenden Mathilde? Schreibe mir ſogleich, wenn Du ihn geſehen haben wirſt, wie Du ihn findeſt, und was er Dir von ſeinem Aufenthalte in unſeren Mauern erzählt hat.

»Ich bin mit Rudolf ſehr unzufrieden, ſein letzter Brief war reich an verbindlichen Worten, aber es war etwas Gezwungenes im Tone, das mich um ſo unangenehmer berührte, je freier ſonſt der Ausdruck ſeiner Gefühle war. Auch Dein langes Stillſchweigen befremdet mich.

»Auf das Mildeſte beurtheilt, leidet Ihr an den Zerſtreuungen der Reſidenz. Mit unveränderlicher Liebe

Deine

Karoline.

Adolf ſäumte nicht, die Bekanntſchaft Mathildens zu ſuchen, indem er wünſchte, ſchon jetzt die Conſtellation für ſeine Hoffnungen zu erforſchen. Er hatte die Gunſt der alten Tante, unter deren Ehrenhut Mathilde ſtand, durch ſein freimüthiges Benehmen im Sturme erobert; Mathildens Vater, ein ehemaliger Kriegsgenoſſe des Barons **, wurde durch die Liebhaberei der Jagd meiſtens vom Hauſe entfernt gehalten, und Adolf hatte ſonach freien Spielraum für ſeine Beobachtungen.

Aber Mathildens ſanftes Gemüth, in dem die Jugendfreundſchaft für Karolinen allmächtig waltete, ließ nichts durchſchimmern, was dem Verhältniſſe zwiſchen Rudolf und Karolinen Abbruch thun konnte; vielmehr äußerte ſie ſtets nur die heißeſten Wünſche und Hoffnungen für der Freundin Lebensglück durch treuer Liebe Bund. Nur aus der weichen, träumeriſchen Stimmung Mathildens, aus ihrem Erröthen, ſo oft ſie den Namen Rudolf nannte, tagte ein leiſer Hoffnungsſtrahl für Adolfs Wünſche.

Beſſere Aufſchlüſſe erwartete er von der Bekanntſchaft mit Rudolf, aber ein ungünſtiger Zuſammenfluß von Umſtänden wollte es, daß acht Tage vergangen waren, ohne die Nebenbuhler zuſammen zu führen, und ein unerwartetes Ereigniß ſchnitt plötzlich jede weitere Rekognoscirung ab.

Es kam nämlich ein Schreiben von Karolinen an, worin ſie meldete, daß ihren Vater ein dringendes Geſchäft in die Hauptſtadt rufe, daß ſie bei Mathilden wohnen, und daß ihr Aufenthalt wenigſtens vier Wochen dauern werde.

Adolf erkannte, daß er ohne Verletzung des Zartgefühls noch nicht auf dem Schauplatze mitſpielen dürfe, wo ſich das Glück ſeines Lebens ſchon jetzt entſcheiden konnte, ſondern daß er vor Allem die Ereigniſſe für ſich handeln laſſen müſſe.

Eine Reiſe war für ſein unruhig bewegtes Herz ein Bedürfniß, und zugleich die beſte Entſchuldigung, wenn er aus dem Kreiſe der Freundinnen wegblieb; denn in der That, auch Mathilde war bereits in ein ſo freundliches und wohlwollendes Verhältniß zu ihm getreten, wie es bei ſeinem liebenswürdigen, herzlichen und offenen Benehmen nicht anders werden konnte.

Sie ſah ihn daher in dem gegenwärtigen Augenblicke doppelt ungern ſcheiden, und nahm ſein Verſprechen, noch vor der Rückreiſe Karolinens wieder zu kommen, mit Freuden auf.

Die vier Wochen waren beinahe zu Ende, als Adolf von ſeiner Wanderung in den Gebirgslanden Oberöſterreichs mit der verſtärkten Ueberzeugung zurückkam, daß Karoline zu ſeinem Lebensglücke nothwendig ſei. Es war daher kein Wunder, wenn er mit beklommenem Herzen der Löſung der wichtigſten Frage ſeines Lebens entgegen ging; denn ſo viel war ihm in ſeinem innerſten Bewußtſein klar geworden, daß ſich ſchon jetzt dieſe Lebensfrage entſcheiden müſſe.

Noch an demſelben Tage, an welchem er angekommen war, wollte er Gewißheit haben. Der Abend war bereits hereingebrochen, als er mit klopfendem Herzen die Treppe zu Mathildens Wohnung hinanſtieg.

Auf ein erſchrocken klingendes »Herein!« öffnete er leiſe die Thüre und ſtand vor Mathilden. Sie ſaß allein vor ihrem Arbeitstiſche, und erhob ſich, nachdem ſie ihn erblickt hatte, mit der Haſt der Verlegenheit, indem eine erzwungene Freundlichkeit über ihr Angeſicht flog.

Adolf bemerkte, daß ſie geweint habe.

»Verzeihung, wenn ich ſtöre,« rief er aus; »aber mich hat das Herz ſogleich hieher, in den freundlichen lieben Kreis gezogen, worin ich ſo ſchnell ein heimatliches Wohlbehagen empfinden lernte. Ihre Güte iſt ſelbſt Schuld daran, wenn ich nicht den morgigen Tag abwartete, ſondern noch ſo ſpät die Einſamkeit ſtre, die Ihnen gerade jetzt ſehr lieb war. Ich werde ein anderes Mal wieder kommen.«

Adolf machte Miene, ſich zu entfernen; aber Mathilde, die ſich indeſſen wieder etwas gefaßt hatte, ließ es nicht zu, ſondern fand die freundlichſten Worte in ihrem wohlwollenden Gemüthe, um den ſchnell liebgewonnenen neuen Freund ihres Hauſes zurück zu halten.

»Bleiben Sie, bleiben Sie!« rief ſie ihm lebhaft entgegen: »Sie müſſen noch Karolinen begrüßen, die morgen abreiſ't, und ſich gewiß freuen wird, Sie wieder zu ſehen.«

Mathilde athmete tiefer, und unwillkürlich drängte ſich wieder eine Thräne aus ihren Augen.

Adolf glaubte in den feuchten Augen Mathildens ſein Geſchick wie in einem Spiegel zu ſehen, er ward von Theilnahme ergriffen, und es drängte ihn, ſchnell die Spur ſeiner darin auflebenden Hoffnungen zu verfolgen.

»Verzeihen Sie, verehrtes Fräulein,« ſagte er, »allein da Sie mich würdig befunden haben, ein Zeuge der ſchmerzlichen Bewegung zu ſein, die Ihre Bruſt bedrängt, ſo werden Sie auch meiner aufrichtigen Theilnahme eine Frage an Ihr Vertrauen erlauben. Sie haben einen Schmerz erfahren, Ihr brennendes, thränenwundes Auge, Ihre zitternde Stimme bezeugen es. Wenn dieſer Schmerz an kein Geheimniß gebunden iſt, wenn vielleicht die Theilnahme eines wahren Freundes durch Rath oder That Etwas zur Milderung dieſes Schmerzes beitragen kann, ſo theilen Sie ihn mit. Ihr Vertrauen kann vielleicht — mir ſagt's eine Stimme in meinem Herzen — Irrungen und Wirrſale löſen, und Unglückliche glücklich machen!«

Mathilde blickte dem edlen Manne in's offene, treuherzige Auge, und es löſ'te ſich ihr das Vertrauen ſchnell vom Herzen.

»Ja, ich bin ſehr unglücklich — ſehr unglücklich!« ſeufzte ſie. »Warum ſollte ich es Ihnen nicht geſtehen, da mein Unglück aus dem Verhältniſſe fließt, das Sie bereits kennen! Karoline iſt beleidigt, ſie ſcheidet im Zorne von mir — ach! es erdrückt mir das Herz! — die geliebte, die einzige Freundin meiner Jugend!«

Mathilde war ſo von ihren Gefühlen überwältigt, daß ſie nicht weiter ſprechen konnte.

Adolf bat ſie, ſich zu faſſen, — dieſer Mißklang werde ſich gewiß löſen.

»Ich ahne,« ſprach er, »was vorgefallen iſt. Karoline fühlt ſich von Rudolf vernachläſſigt, mit Kälte behandelt, ſie erblickt in Ihnen eine Nebenbuhlerin, — ſchreibt vielleicht gar in ihrer ungerechten Entrüſtung der geliebten, bewährten Freundin einen Mißbrauch des Vertrauens zu, — und dieſer Dolch ſenkte ſich tief in Ihr Herz! Hab' ich die Wahrheit getroffen?«

»Ja, ſo iſt's, ſo iſt's!« ſchluchzte Mathilde.

»Wohlan,« ſagte Adolf, »ſo beantworten Sie mir nur noch eine Frage: Iſt Karoline von dem Schmerze getäuſchter Liebe in's Innerſte des Herzens getroffen?«

»Wie kann ich's wiſſen, wie kann ich's ſagen!« erwiederte Mathilde:— »Mein eigener Schmerz bringt mich um jeden klaren Blick, ich bin ganz irr' an dieſer Liebe! O, warum konnte ich es nicht ändern, mit dem beſten Willen nicht mehr ändern! Was that ich Alles, um ſein Herz ihr zu erhalten, um die verglimmende Liebe neu anzufachen! Wie erſchrak ich, als ich zu entdecken glaubte, daß ſeine Blicke mir galten; wie zog ich mich in die kälteſte Strenge zurück, wie ängſtlich wich ich ſeinen Beſuchen aus, wie bot ich Alles auf, ihn Karolinen, ſeit ſie ſelbſt hier iſt, wieder zuzuführen! Ach, es war vorbei, es wurde immer ſchlimmer, es mußte zum Bruche kommen! Und noch iſt e[illegible]ſer, ſeit er ſchmollend ſeine Beſuche abbrach. Karoline iſt ruhiger, ſie ſcheint ſeinen Verluſt leichter zu verſchmerzen, als ſeine Kälte und die gezwungenen Huldigungen zu ertragen, die er ihr geben zu müſſen glaubte.«

»Ich weiß genug, mein engelmildes, liebes, gutes Fräulein!« rief Adolf nicht ohne ſichtbar freudige Bewegung aus. »Vertrauen Sie auf mein Wort, es wird ſich Alles glücklich löſen; Karoline iſt eine köſtliche, allerliebſte, aber etwas ſtarre Natur. Vielleicht brennt ſchon der Schmerz, die geliebte Freundin zu kränken, heftig ihre Seele, aber das Eis der vermeinten Beleidigung ſchmilzt nicht ſo ſchnell. Laſſen Sie mich handeln, wir können noch Alle glücklich werden.«

»Adolf nahm Abſchied von Mathilden, und begab ſich mit ungeduldiger Eile in das Zimmer Karolinens. Dieſe war mit Einpacken beſchäftigt, und eine hohe Röthe überflog ihr Antlitz, als ſie den blühenden jungen Freund vor ſich erblickte.

»Welche Ueberraſchung!« rief ſie aus. »Als ſie uns verließen, hoffte ich nicht, Sie ſo bald wieder zu ſehen!«

»Hab' ich's Ihnen nicht geſagt, verehrtes Fräulein, als ich ſchied, daß ich dann wieder vor Ihnen erſcheinen würde, wenn mir die ſchönſte Hoffnung meines Lebens tagt? Ich bin vielleicht zu kühn, wenn ich jetzt ſchon hoffe — aber Sie kennen meinen offenen Sinn, mein gerades Herz, meine kurzen Wege, und auch für Sie wäre jeder Umſchweif eine Beleidigung. Von Rudolf ſind Sie des Wortes der Treue, wenn Sie es je geſchworen haben, ſchon entbunden. Dies hat Ihnen Ihr Herz, dies hat Ihnen Ihr Auge geſagt. Wenn nun auch Sie Ihrer erſten Fantaſie zu entſagen vermögen, wenn eine Stimme zu meinen Gunſten in Ihrem Herzen ſpricht, ſo überhören Sie dieſe Stimme nicht. Sie werden dann auch ein Herz glücklich machen, das im Kampfe mit den Pflichten der Freundſchaft verſchmachtet. Mathilde iſt ein Engel — glauben Sie meinem Worte, ſie hat der Freundſchaft die Treue mit brechendem Herzen bewahrt.«

Karoline ſchien betroffen zu ſein, eine Pauſe trat ein; dann aber reichte ſie dem Freunde die Hand, die ſie ihm entzogen hatte, plötzlich wieder, blickte ihm mit Treuherzigkeit in das

Auge, und ſprach mit Feſtigkeit die Worte: Ich mache Sie zum Herrn meines Geſchickes; löſen Sie die Verknüpfungen, die unſerem Bunde noch entgegenſtehen, und ich bin die Ihrige.“

Einer der ſchönſten September-Morgen war aus der Knoſpe der Dämmerung gebrochen. Im Hauſe des Barons ** war ſchon Alles in Bewegung; denn es war Karolinens Geburtstag, und der Wagen, der ſie zur Feier dieſes Tages in das ſchöne Thal führen ſollte, das auf dem Wege zur Hauptſtadt, ein halbes Stündchen von der Straße, abſeits liegt, ſtand bereits vor dem Hausthore.

Karolinens Eltern hatten die geliebte Tochter erſt an dieſem Morgen ſelbſt mit der Verkündigung der Luſtpartie erfreut, wornach ſie ſich ſchon lange geſehnt hatte, und der Tochter Freude war ihr ſchönſter Lohn.

Der Wagen rollte dahin, und in zwei Stunden waren ſie am Ziele. Welches Staunen, welche Ueberraſchung, welche Luſt ſtürmte auf Karolinens Herz und Sinne ein, als ſie — kaum angelangt und auf das herrliche Grün der Waldwieſe jubelnd hinausgeſprungen — einen Wagen von der entgegengeſetzten Seite daherrollen ſah, aus dem mit gleichem Ausdrucke des Staunens Mathilde an der Seite ihrer Tante heraus winkte und rief.

Die Freundinnen lagen ſich ſtumm in den Armen, kein Schatten eines früheren Mißverſtändniſſes trübte das liebliche Bild.

Mathilde war eben ſo überraſcht, wie Karoline; denn ihre Tante hatte ihr nur geſagt, daß ſie den Vater, der in dieſer Gegend mit der Jagd ſich vergnüge, überraſchen wollten. Wie [illegible] waren die paar Stunden verfloſſen, die noch vor der Mittagszeit lagen; mit welcher Seligkeit athmeten die jungen Herzen das Aroma der Natur ein, und tauſchten gegen einander den Lebensſtrom der Liebe aus!

Man rief zur Tafel, die im Freien, oberhalb des Gaſthofgartens, unter einer ſchattigen Rieſenlinde gedeckt war.

Ein neues Staunen überkam die Mädchen, als ſie an der Tafel ein bejahrtes, abſonderlich aufgeſtutztes Mütterchen erblickten, und dieſes Staunen ging in Verwirrung über, als ſie in ihr die alte Margarete von der Bleichwieſe erkannten. Der ſchwarze Kater lag zu ihren Füßen.

Dieſe Verwirrung ſtieg jedoch auf's Höchſte, als plötzlich an Margaretens Seite — rechts Adolf, links Rudolf ſtand, und die wahrſagende Sybille die jungen Männer den erröthenden Jungfrauen entgegen führte, und Adolf's Hand in jene Karolinens, Rudolf's Hand in jene Mathildens legte, indem ſie mit feierlichem Tone ſagte: »Ihr ſeid verbunden durch des Schickſals Spruch, durch die Gewalt des Verhängniſſes in Euren Herzen. Geſegnet ſei Euer Bund!«

Karoline war außer ſich vor Verlegenheit, ſie wagte nicht den Blick zu ihren Eltern aufzuſchlagen, denen ſie weder von ihrem Beſuche bei der alten Margarete, noch von ihrem Verhältniſſe mit Adolf Etwas vertraut hatte.

Adolf aber führte ſie ſchnell zu den Eltern hin, und bat um ihren Segen, und an dem freundlichen Lächeln Beider, an ihrer herzlichen Umarmung erkannte Karoline, daß Adolf bereits ihre Zuſtimmung erlangt habe, und daß ſie in Alles eingeweiht ſeien.

Mit gleicher Verlegenheit fiel dann Karolinens Blick auf Rudolf und Mathilden, die nicht minder verwirrt waren. Doch Adolf war auch hier ſchnell zur Hand, indem er ſeinen neu gewonnenen Freund zu Karolinen mit den Worten hinführte: »Wer, der Sie zuerſt ſieht, müßte nicht Sie zuerſt lieben, theure Karoline!« Und als dann plötzlich aus dem Dunkel des Waldes Mathildens Vater, die Arme weit geöffnet, mit dröhnendem Lachen heraustrat, da war der letzte übrig gebliebene Knoten gelöſ't. Mathilde und Rudolf ſtürzten in des Vaters Arme, und dieſer ſegnete ihren Bund.

Mathilde und Karoline blickten erröthend auf einander, Jede empfand es, daß ſie der Anderen nichts vorzuwerfen habe, und daß in ihren Herzen längſt das beſchloſſen war, was nun ſo plötzlich in's Leben gerufen wurde.

Wie hätte da noch ein Mißklang in ihren Gefühlen beſtehen können! Sie waren ſelig, und dieſe Seligkeit trug auch ihre Freundſchaft in einen höheren Himmel empor.

Der alten Margarete wurde der erſte Toaſt gebracht, und Karoline bereute es nicht, daß ſie bei einer vertraulichen Unterredung mit Adolf ſich das Geheimniß ihres Beſuches bei Margareten hatte entſchlüpfen laſſen.

* * *

Liederthat.

Wie Sternenbilder glänzend
  In ihrer blanken Wehr',
Steh'n um den Dänenkönig
  Die Führer aus ſeinem Heer.

Der König winkt dem Sänger,
  Den er berufen hat:
»Du Mann des träum'riſchen Liedes,
  Tritt zu den Männern der That,

»Doch mit entblößtem Haupte,
  Denn anders ziemt's Dir nicht,
Und Deine Kniee beugend
  Der That im Angeſicht.

»Der Schwertſtreich nur, der verholfen
  Zu ſchwerem Siege hat,
Und was der Arm errungen; —
  Ein Lied iſt keine That!« —

Das Haupt entblößt der Sänger
  Gegenüber der Ritterſchaft —
Ein's ſeiner weichſten Lieder
  Entläßt er ſeiner Haft.

's iſt ſangverklärtes Leiden,
's iſt Klang gewordʼner Schmerz.
Um ihn in Thränen zerfließen
Die Männer in ſtarrendem Erz

D'rauf ſtimmt er ein Lied, ein zweites,
Zur Harfe an, und erzählt
Von Zwergenliſt und den Elfen,
Von Loki, dem ſchlauen Held.

Und aus der alten Edda,
Zu luſt'gem Zeitvertreib,
Noch manchen Schwank, daß den Rittern
Auflacht das Herz im Leib.

Sie ſtampfen mit klirrenden Sporen
Den glatten Eſtrich aus,
Und Hurrah und Tanz und Gelächter
Durchſchüttern das Königshaus.

Da ſingt der Sänger ſein letztes,
Ein blutgetauftes Lied —
Wie eine blitzende Wolke
Es durch die Halle zieht —

Von der Walhalla Helden,
Von der Berſerker Wuth,
Von aſenkühnen Siegen,
Von Wunden und von Blut.

Und durch die Lüfte fliegen
Die Funken vom Schwerterſchlag,
Es ſpringt aus der Nacht der Adern
Das Blut an den lichten Tag.

Zornroſen auf den Stirnen
Sind flammend aufgeblüht:
Denn um die Säulen klirret,
Verkörpert, des Sängers Lied.

Vergebens wirft der König
Das Scepter in den Streit:
»Was haben Dir, altem Sänger,
Gethan meine Helden zu Leid',

Daß Du mit Deiner Harfe
Und Deines Liedes Macht,
Wie toll von Zauberſäften,
Sie jagſt in Todesnacht,

Wie früher den Mantel der Wehmuth
Du weinend um ſie ſchlugſt,
Und d'rauf im Arm der Freude
Hoch durch den Saal ſie trugſt?« —

Da — über die rauchende Schwelle
Der Sänger rufend trat:
»Daß Du Dein Wort bereueſt,
Ein Lied ſei keine That!« —

Ferdinand Helbling.

Rother Hahn.

Waffengeraſſel und rollende Wagen,
Dröhnender Taktſchritt, Wiehern der Roſſe,
Staubgewirbel und Blitze der Mörſer!
Donnernd fallen die Würfel der Schlacht!

Ueber den Heeren flattert des Kriegsgott's
Furchtbar-prächtiger, feuriger Vogel.
Lodernden Kamm und leuchtende Flügel
Schüttelt im Flug der rothe Hahn.

Ihm von den Schwingen träufelt ein Regen
Sprühender Funkenkörner zur Erde,
Wie wurfkundiger Hand des Säemann's
Glänzende Saatenkörner entſprüh'n.

Reich aufſprießen die feurigen Saaten,
Erſt nur ſchüchterne, glühende Halme,
Dann, vom Winde bewegt, ein freies,
Wogendes, wallendes Garbenmeer!

Unter den gelben Aehrenfluten
Blüh'n die blauen und purpurnen Flämmchen,
Wie im Schatten der goldenen Halme
Blaue Kornblum' und feuriger Mohn.

Stöhnen der Mütter, Weinen der Kinder:
Gräßlicher Wachtelſchlag in dem Korne!
Wimmern der Feuerglocken in Lüften:
Wirbelnder Lerchenſang ob der Saat! —

Doch ein unermüdlicher Säemann
Fliegt er, neue Saat zu beſtellen,
Unbekümmert der ſchwarzen Stoppeln,
D'rüber der Herbſtwind klagend wallt.

Tief im Gebirg auf den Thurm des Kirchleins
Senkt er zur Raſt vom Fluge ſich nieder.
Horch, d'raus fluten ſo fromme Geſänge!
Horch, d'raus ſteigt ein ſo brünſtig Gebet!

Fluchen kennt er und Klagen und Jauchzen,
Fremd doch blieben ihm dieſe Töne,
Die ihn jetzt bannen, daß er im Lauſchen
Seine Flügel zu ſchütteln vergißt.

Siehe, da träufelt ein linder Regen,
Kühlt und löſcht ihm die feurigen Schwingen;
Statt im reichen Gefieder, am Morgen,
Ragt er als kaltes Eiſengeripp.

Und des Kriegsgott's prächtiger Vogel
Ward zum Wetterhahne des Küſters,
Kreiſ't und tanzt zum Jubel der Kinder,
Dreh't ſich willig nach Wetter und Wind.

Anaſtaſius Grün.

Definition.

Für Recht und Wahrheit ſtreiten,
(Noch öfters für Partei'n!)
Ein Schwall von Neuigkeiten
(Wenn auch Fraubaierei'n),
Genaue Referate
(Mitunter gar nicht wahr),
Berichte aus dem Staate
(So wie aus jeder Pfarr'),
Heut — vornehm ſtolzes Nicken
Und morgen Kriecherei,
Getreue Kunſt-Kritiken
(Und Puffe mancherlei!),
Bei jedem Schluß-Semeſter
Trompeten in die Welt:
»Wie würdiger und feſter
Sich Zweck und Blatt vermält.«
Dann noch zuletzt die Bitte:
»Pränumerir' und zahl'!«
Das heißt nach neu'ſter Sitte
Man in der Welt »Journal!«

Benno Philemar.

An die Ueberdeutſchen *).

Macht nur nicht ſo ernſte Geſichter,
Am End' iſt ja viel doch nur Spaß,
Ihr ſeid nicht Geſchworne, noch Richter,
Und wär's auch, was hindert uns das?

Seht nur Eure Nachbarn, die Franken,
Den Briten, das wandelnde Faß,
Sie richten und ſtreiten und zanken,
D'rauf heben ſie luſtig das Glas.

Wir wiſſen, Ihr ſeid Philoſophen,
Sucht Wahrheit, als gält's Blindekuh,
Doch fragen wir, was Ihr getroffen,
Nimmt kaum die Bewunderung zu.

Des Jenſeits Maß wär' die Hierzeit,
Euch ſelber macht Ihr zum Gott;
Doch iſt er nicht klüger, als Ihr ſeid,
Dünkt uns der Allweiſe nur Spott.

---

*) Dieſes Gedicht wurde mir und nur mir allein von dem Dichter zum Drucke in dieſem Taſchenbuche gegeben, und Grillparzer und ich waren nicht wenig erſtaunt, daſſelbe in den „Gränzboten" früher abgedruckt zu ſehen.

J. F. Caſtelli.

Auch habt Ihr die Fremden geſchlagen:
Das thaten wohl And're vor Euch:
Der Franke in ſtürmiſchen Tagen,
Der Spanier — Wen nenn' ich nur gleich?

Es ſtacken da Manche dahinter,
Manch' Helfer ſtand Mann da für Mann.
Der hitzigſte war wohl der Winter,
Der ſchlug, als noch voll der Tyrann.

Euch ſchmückt ein deutſches Bewußtſein,
Als eins, nicht fältig, nur Eins,
Wie ſollt' auch nicht einig die Bruſt ſein,
Da eins der Zoll im Verein!

Nur, ſtreitet Ihr noch um den Glauben,
Fehlt zu Treu' und Glauben die Treu',
Auch, wißt Ihr, hält Mancher nur Tauben,
Um and're zu fangen dabei.

Auch ſeid Ihr frei. — Nicht in Worten,
Geſchrieb'ne bewacht die Cenſur.
In Thaten? Noch minder, als dorten.
Wie treff' ich die Sache doch nur?

Nun denn: Ihr ſeid frei mit dem Maule.
Nun hab' ich den rechten Pfiff,
Wir ſitzen auf Hegel'ſchem Gaule!
Ihr ſeid denn frei: im Begriff.

Und da der Begriff auch das Wahre,
Seid frei Ihr in Wirklichkeit,
Man ſpart ſo Thaten und Jahre,
Iſt frei außer Raum und Zeit.

1845.

Und ſo nun mitten im Rechten,
Ziemt Alles Euch groß und neu;
Laßt Schiller und Goethe den Knechten,
Für Euch ſind Dichter, die frei.

Sie machen Krieg den Tyrannen,
Und rufen Erhebung Euch zu;
Ihr leert einſtimmig die Kannen,
Und legt um halb Eilf Euch zur Ruh!

Statt länger mit Griechen zu prahlen
Und anderm veralteten Schnack,
Von Gothen entſtammt und Vandalen,
Sei Euch auch der Väter Geſchmack.

Die Nibe- und Amelungen,
Und Gunther, Gudrun, oder was?
Iſt's auch etwas knarrend geſungen —
Ein Deutſcher! und fragt noch um das?

So viel für die Form. Um die Sache
Braucht Ihr zu ſuchen nicht weit,
Der Stoff Eurer holprichten Mache
Sei eben die Wirklichkeit.

Die Helden, die Ruhm ſich erworben
Nur geſtern in Eurer Näh',
Die für die Freiheit geſtorben,
Heißt das: in effigie; —

Was ſonſt noch des Fortſchritt's Bürgſchaft:
Zolleinung und Eiſenbahn,
Zwei-Kammern-, Drei-Felder-Wirthſchaft,
Beut ſich zum Beſingen Euch an;

Das Daſein in all ſeiner Blöße,
Was ſonſt als Proſa ſich gab,
Klatſcht dichtend die eigene Größe
Auf graues Löſchpapier ab.

Und ſo vermengend die Richtung,
Sei, Alles in Eines gepackt,
Ein Daguerreotyp Eure Dichtung,
So ähnlich, als abgeſchmackt.

Franz Grillparzer.

◆

Der Weiberfeind.

Mich reizt kein ſchön' Geſicht.
So ein Wicht
Bin ich nicht;
Blickt's aber hold mich an —
Häng' ich gleich dran.

Mich reizt kein ſchöner Mund.
Ich thu's kund
Jede Stund';
Spricht er: »Ich liebe Dich« —
Aend're ich mich.

Ein friſches Wangenpaar,
Achtzehn Jahr',
Blondes Haar,
Iſt mir zuwid're Waar'! —
(Warum nicht gar!)

Grübchen in Wang' und Kinn,
Fahret hin!
Aus dem Sinn!
Lacht ihr freundlich mir? —
Dann bleibet hier.

Iſt der Hals noch ſo weiß,
Macht mir nicht kalt, nicht heiß;
Biegt er zum Kuſſe ſich —
Dann reizt er mich.

Iſt ein Arm noch ſo ſchön,
Kann ungerührt ihn ſeh'n;
Wenn er ſich um mich ſchlingt —
Viel ihm gelingt.

Iſt die Hand noch ſo klein,
Bleib' ich doch kalt, wie Stein;
Wenn ſie die meine drückt —
Alles ihr glückt.

Wallet ein Buſen auch
Von ſanftem Liebeshauch;
Klopft mir's d'rin zart und fein —
Ruf' ich: — Herein!

Iſt der Leib noch ſo ſchlank,
Werd' ich nie liebekrank;
Doch umfängt ihn mein Arm —
Dann wird mir warm.

Kurz wißt, mit einem Wort:
Frei bleib' ich fort und fort;
Nur die mir Freiheit läßt,
Die — hält mich feſt.

Holbein.

Die Berg-Eiche.

»Was treibſt du, Baum, doch Ein Stamm,
»So mannigfaches Grün?
»Die Blätter hier ſind trüb und bleich,
»Die dort ſo hell erglüh'n?

»Hier glänzt dein Schaft ſo blank und rein,
»Den drüben Moos verdeckt?
»Weßhalb ein unbelaubter Aſt
»Sich hier zum Himmel ſtreckt?«

»Was biſt du — Eins in Keim und Frucht —
»Im Aeußern wandelbar?
»Nimmt auch an dir, du Wäldergreis,
»Gemeinen Sinn man wahr?«

Was Du gerügt, das trifft mich nicht:
Ich fühl' mich feſt und ganz;
Und trieb in rechter, ſchlichter Kraft
Der Aeſte weiten Kranz.

Doch kann ich dem, was mich umgibt,
Nicht gleiche Liebe weih'n;
Und mancher Kampf belehrte mich
In meiner Jahre Reih'n.

Nun trag' ich nordwärts düſt'res Blatt,
Den Stamm gehüllt in Moos,
Und ſchütze mich vor Schneegewühl
Und wüſtem Windgetoſ'.

Und glänzt nach Süden hell mein Laub,
So zeigt das meinen Dank;
Wo Milde wirkt und Wärme weilt,
Da bleibt mein Stamm auch blank.

Und jener Aſt, ſo blätterkahl,
Bezeugt dem Sturm die Kraft,
Die, ob auch allen Schmuckes bar,
Durchgeiſtert meinen Schaft.

So geb' ich meinen Gegengruß
Nach eines Jeden Art,
So hält man ſich in Luſt und Noth
Das inn're Mark bewahrt.

A. Ritter v. Perger.

Mein Traum.

Mir träumt', ich wär' ein kräft'ger Baum.
Und ſtänd' in Deines Gärtchens Raum;
Du weilteſt ſinnend unter mir,
Und all' mein Denken war bei Dir;
Ich hielt Dich traut, als wie mein eigen,
Umſchlungen mit den grünen Zweigen.

Und feurig gab mein Blättermund
Dir meines Herzens Liebe kund,
Und ſprach, daß alles Glück der Welt
Dein ſüßer Blick für mich enthält;
Daß ich vor Leiden müßt' vergehen,
Sollt' ich nicht Gegenlieb' erflehen.

Und ſieh, da hatt' Dein holdes Bild
In leichte Wölkchen ſich gehüllt;
Doch aus des Nebels lichtem Flor
Kam jugendgrüner Epheu vor,
Und rankte ſich empor zur Höhe,
Bis in des Baumes Herzensnähe.

Und Deine Stimme ſprach zu mir:
»Ich bin der Epheu, der an Dir

Hinauf ſich rankt, der ſtill Dich liebt,
Und Dich mit treuem Grün umgibt!
D'rauf aber war das Bild verblichen,
Der ſchöne Traum von mir gewichen.

Karl Zöndl.

* * *

An den Sonnenſtrahl.

Strahl der Sonne, brichſt ja wieder
Durch der Nebel trüben Qualm,
Strömeſt Licht und Wärme nieder,
Letzend auch den kleinſten Halm!

Sonnenſtrahl, du goldner Faden,
Den der Himmel niederſchickt,
Uns in ſeinem Licht zu baden,
O, wie haſt du mich beglückt!

Lockeſt aus der Erde Tiefen
Frühlingspracht und Frühlingsluſt,
Alle Blüten, die noch ſchliefen,
Und das Lied aus meiner Bruſt.

Biſt ein Netz von Licht und Farbe,
Spinnend ſich um jeden Raum,
Daß kein Kind des Bodens darbe,
Von dem Gräschen bis zum Baum!

Biſt im weiten Schöpfungsbogen
Ja die Sehne, von dem Herrn
Zwiſchen Ihm und uns gezogen,
Daß die Kinder ihm nicht fern!

Wer zu deinem Quelle dringen
Könnte, zu dem goldnen Thor!
Mit der Lerche möcht' ich ſchwingen
Mich an dir zum Licht empor!

Möchte dich in Garben faſſen,
Bergen dich für ſchlimme Zeit,
Daß von trüben Nebelmaſſen
Mich dein Schimmer dann befreit!

Möchte, wenn's im Herzen dunkelt,
Von des Winters Froſt bedroht,
Fleh'n zu dir, der ewig funkelt,
Um ein Frühlingsmorgenroth.

Franz Fitzinger.

◆

Der Dolch *).

Den Dolch beſingſt Du, der, vielleicht geſchmiedet
Im Orient, ruht in grünſammt'ner Scheide
So ſtill — wie, von Oliven rings umfriedet,
Die Schlange ruht im buntgeſchuppten Kleide.

Den Dolch beſingſt Du, den vielleicht geſchwungen
Der alte Scheik, wenn er, ſein Zelt betretend,
Die Sclavin ſah vom Chriſtenarm umſchlungen,
Und ſie vereint' auf ewig — Beide tödtend.

Den Dolch beſingſt Du, den vielleicht getragen
Das Griechenkind, um, wenn die Ihren alle
Der Türke in dem letzten Hort erſchlagen,
Durch Selbſtmord zu entflieh'n dem eig'nen Falle.

Den Dolch beſingſt Du, der auf ſeiner Klinge
Des Haſſes Blut — der Liebe Blut ſah roſten,
Bevor des Meerſchiff's buntbeflaggte Schwinge
Ihn hergetragen aus dem fernen Oſten.

---

*) Als Antwort auf ein Gedicht des italieniſchen Dichters Prati, welches derſelbe auf einen Damascener Dolch gemacht, den gewöhnlich eine Dame am Gürtel trug.

Den Dolch beſingſt Du, weil, wie im Gedichte,
Sich Bild an Bilder reiht in Dichterſeelen,
Und es ſie reizt, die einfachſte Geſchichte
Im Zauber der Romantik zu erzählen.

Den Dolch beſingſt Du, weil ſo Heft wie Scheide
Dir, mit ihm ſpielend, in das Auge blitzte,
Nicht achtend, ob die Damascener Schneide
Dich bei dem Spiele in den Finger ritzte.

Und weißt Du denn, ob nicht die blanke Spitze
Einſt ward getaucht in Gift von Upasbäumen,
Deſſ' einz'le Tropfen, Dir die Fieberhitze
In's Blut ergießend, durch die Adern ſchäumen?

Und weißt Du denn, ob nicht mit wilden Schmerzen
Die Eiferſucht, nichts kennend, nichts bedenkend,
Blutdürſtend ziele einſt nach Deinem Herzen,
Denſelben Dolch tief in die Bruſt Dir ſenkend?

Und weißt Du denn, ob einſt nicht ſelbſt, verachtend,
Von dieſem Schein des Seins Du ab Dich wendeſt,
Stolz, wie ein Phönix nach der Läut'rung ſchmachtend,
Durch dieſen Dolch den eig'nen Lauf Du endeſt?

Und doch beſingſt Du ihn — und gibſt den Frauen
Den Rath, ihm in verhängnißvollen Tagen
Als ihrem einz'gen Freunde zu vertrauen,
Als Schutz und Schirm ihn an der Bruſt zu tragen.

Als ob den Frau'n — den Hohen wie den Niedern —
Der Dolch als Todeswaffe noch vonnöthen:
Die hinter den geſenkten Augenliedern
Die Blitze tragen, um damit zu tödten.

Wilhelm Marſano.

Inhalt.

I.

Proſa.

Seite

Caſtelli, J. F. Das Opfer einer Frau. Gemälde aus dem Leben 224

Dornau, Friedr. Die Prophezeihung aus den Karten 289

Rain, Karl. Des Dichters Rächer. Novelle . . . 186

Schimmer, Karl Auguſt. Der Liebe Dornenkrone. Hiſtoriſche Novelle 5

Schindler, Alex. Julius. Vier Jahreszeiten eines Herzens 95

Stelzhamer, Franz. Eine Dorfgeſchichte aus dem Riederwalde 251

II.

Gedichte.

Bube, Adolf. Eleonore von Caſtilien. Ballade . . 180

Chezy, Helmine v. Des Freundes Augen, im Bilde . 218

Dingelſtedt, Franz. An den Mond 287

Fernand. Zwei Augen 93

Fitzinger, Franz. An den Sonnenſtrahl 330

Grillparzer, Franz. An die Ueberdeutſchen . . . 320

Groß-Athanaſius. Laues Wetter 177

Grün, Anaſtaſius. Rother Hahn 317

Hammer-Purgſtall. I. Die Sonnenfinſterniß . . . 285

— — II. Die Mondesfinſterniß . . . —

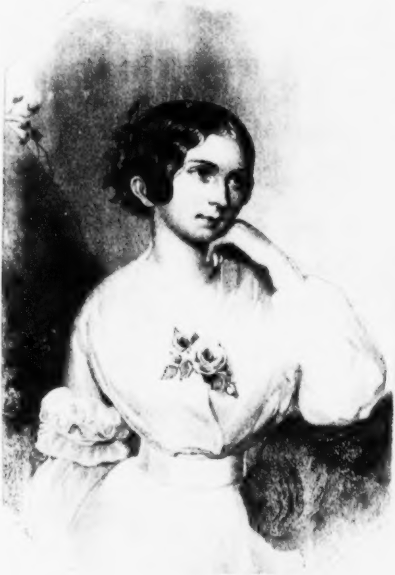
— — Alter ſchützt vor Thorheit nicht . 286

— — Inſchrift eines Talismans . . —

Seite
Hannuſch, J. J. Den Geberinnen der ſieben Seligkeiten 1
Helbling, Ferdinand. Elfenſage 210
— — Liederthal 314
Holbein. Der Weiberfeind 324
Jöndl, Karl. Mein Traum 328
Kilzer, Wilhelm. Geiſternähe 88
Lumau, T. F. Glückliche Heimkehr 243
Marſano, Wilhelm. Der Dolch 332
Patuzzi, Alexander. Nur ein Gedanke 176
Perger, A. Ritter v. Die Berg-Eiche 326
Philemar, Benno. Definition 319
Rain, Karl. Robert Bruce. Ballade 85
Rollet, Hermann. Ein Baum 248
Sauter, F. Verbrauchtes Gleichniß 182
Schilling, Auguſt. Wohnungstauſch 179
Schumacher, A. Vorwärts 216
Seidl, Johann Gabriel. Der Dichter an ſein Lied . . 220
— — — Der träumende Kanarienvogel 222
Teleki. Die Roſe 90
Vogl, Johann N. Die Schildwache. Ballade . . . 280
Witthauer, Friedrich. Die guten Dinge 279
Zusner, V. Unter'm Baume 184

Druck von Karl Ueberreuter.

N12<102954265010



Huldigung

den

FRAUEN.

⁂

Taſchenbuch für das Jahr 1846.

Herausgegeben

von

J. F. CASTELLI.

Vierundzwanzigſter Jahrgang. Mit Stahlſtichen.

⁂

Wien.
Verlag von Franz Tendler.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Yp [illegible] - 34

Ihrer kaiſerlichen Hoheit

der

durchlauchtigſten Frau Erzherzogin

Hildegarde

gebornen königlichen Prinzeſſin von Bayern

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

vom Herausgeber

J. F. Caſtelli

Ein König ſitzt auf Bayerns altem Throne,
Der ehret und beſchützet jede Kunſt,
Der ſelbſt ſich freut der holden Muſen Gunſt,
Und Dichterblüten flicht um ſeine Krone

Der Tochter, die um eines Helden Haupt
Zum Lorbeer auch die Myrthe hat gewunden,
Hab' ich dieß kleine Sträußchen hier gebunden
In Oeſtreich's Dichterhaine, friſch belaubt.

Der Königstochter möge Gott gewähren,
Was ihr gebührt, der Erde reichſte Zier,
Die Sängerstochter aber wollen wir
Mit Liedern unſ'res Vaterlandes ehren.

Wien im Mai 1845

J. F. Caſtelli.

Frauenroſen.

Als Erklärung der Stahlſtiche, von Joh. N. Vogl.

Wohl fühlt Dein Herz ſich mächtig hingezogen
Zu junger Roſen jungfräulicher Pracht,
Wenn ſie am Morgen, leicht vom Weſt gefacht,
Verſchämt ſich baden in der Schönheit Wogen.

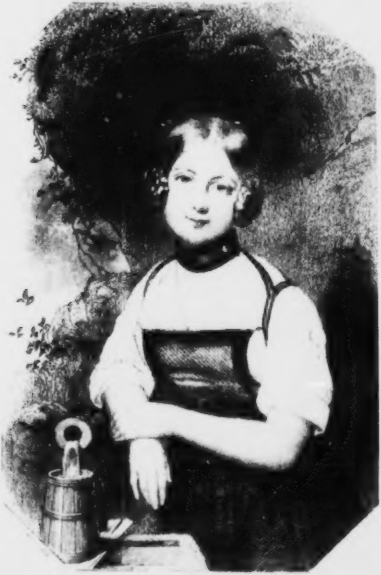
Doch weckt's in ihm erſt die Bewund'rung ganz,
Und zwingt zu huld'gen Dich, den Willenloſen,
Erſchaut Dein Aug' die holden Menſchenroſen,
Die Frauen, in der Schönheit Morgenglanz.

Rosa alba. Blaßroſe.

(Zum Titelblatte gehörig.)

Die Zartheit biſt Du, in der Roſe Bild
Vom Hauch der reinſten Schönheit übergoſſen,
Das ſanfte Weiß in ſchüchtern Roth zerfloſſen,
Erblüheſt Du, wie keine Zweite mild.

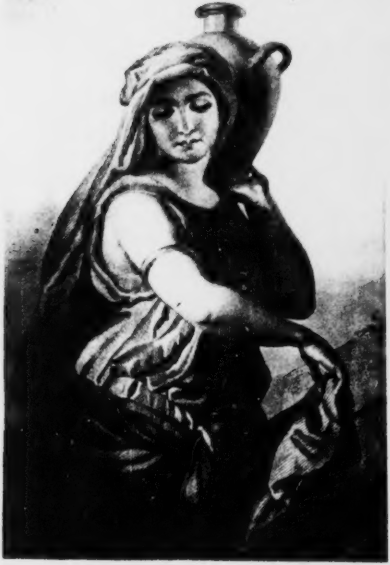
O Glücklicher, dem einſtens iſt vergönnt
Mit liebevoller Sorgfalt Dein zu warten,
Zu hegen Dich im heimiſchtrauten Garten,
Da ihm durch Dich ſein ganzes Sein verſchönt.



Rosa blanda. Roſenrothe Roſe.

Gegrüßt, gegrüßt, Du junge, rothe Roſe,
So friſch und hell, als wie der munt're Mai,
Noch zog kein Sturm an Deinem Haupt vorbei,
Noch kennſt Du nur des Weſtes Scherzgekoſe.

O möge dieß noch lang' Dein Schickſal ſein,
Und, wenn ſich einſt die Wetterwolken thürmen,
Dich eine kräftig deutſche Eiche ſchirmen,
Daß nicht zu früh verbleicht Dein ſüßer Schein!



[illegible]

Roscea purpurea. Purpurrothe Roſe.

Ich kenne Dich, mit Deinen Purpurgluten,
Du üpp'ge Roſe, die dem Süd entflammt,
In der der Liebe ew'ges Feuer flammt,
In der der Sehnſucht heiße Wellen fluten.

Frei wuchſeſt Du im blütenloſen Sand,
Doch konnten Sturm und Sonne Dich nicht ſchwächen.
Verbirgſt Du doch im purpur'nen Gewand
Ein Herz, das lieben will nur — oder brechen

Rosa parviflora. Kleinblumige rothe Roſe.

Du kleines Röschen, ſchüchtern aufgeblüht,
Du magſt Dich nicht mit Deinen Schweſtern meſſen,
Du blüheſt faſt von aller Welt vergeſſen,
Und doch von ſüßer Schönheit überglüht.

Du niedlich Röschen, nimm des Dichters Lied,
Der gerne ſich verliert in Einſamkeiten,
Es ſoll ein ſchönes Loos Dir verbedeuten,
Ein ſtilles Glück, das alles Laute flieht.

Rosa centifolia. Hundertblätterige Roſe.

Wie ſchauſt Du nur ſo ſinnend, ſchöne Roſe,
Wie träumeriſch zum grünen Waldesgrund,
Vernimmſt Du Märchen aus der Schweſtern Mund,
Die Dir erzählen von dem künft'gen Looſe?

O träume nur vom Glück des Roſenlebens,
Das wonnevoll die Zukunft Dir erſchließt.
Wohl iſt's ein Traum, der nur zu ſchnell zerfließt,
Doch, wem er fremd, der lebte hier vergebens.

Womit vergleich' ich Liebe?

Den holden Frauen.

I.

Sage, womit kann ich Liebe vergleichen?
Liebe und Wahrheit, ſie gleichen nur ſich!
Ruhmesglanz mag an die Sterne wohl reichen,
Wenn ſchon der Kranz der Ehren verblich.
Eitelkeit, du, mit dem mondkühlen Schein,
Leuchteſt nur bleich in das Leben herein:
Dich aber, Liebe, du ſtrahlendes Licht,
Selbſt mit der Sonne vergleich' ich dich nicht!

II.

Mächtig erſcholl einſt das ſchöpf'riſche „Werde,“
Finſterniß ſcheidend vom goldenen Licht.
Jungfräulich ſtieg aus den Waſſern die Erde,
Kräfte vertheilend, nach Maß und Gewicht.
Der Mann war beſtellt zum Herrn der Natur,
Das Weib ward die Unruh' der Weltenuhr;
Aber Liebe und Leidenſchaft
Sind die Alles erhaltende Kraft!

III.

Schenkte uns wirklich nur Träume dies Leben:
Der ſchönſte von allen wär' Liebe gewiß!
Als Perle des Lebens iſt Jugend gegeben
Goldenes Traumbild vom Paradies.

1846.

Was überträfe die Perle an Werth,
Wenn ſie ein Engel der Unſchuld beſchert;
Glänzt ſie, gefaßt im reinen Metall,
Seliger Liebe himmliſchem Strahl!

IV.

Liebteſt du nimmer, ſo gleich'ſt du dem Blinden:
Dem geſchloſſenen Aug' fehlt das goldene Licht!
Ihm kann ſich das Blühen des Frühlings nicht kunden,
Ja, die ſchönſte Knoſpe, er kennet ſie nicht.
Ein entſiegeltes Buch iſt das fühlende Herz,
Ein Menſch ohne Liebe — nur tönendes Erz!
Wenn dein Herz erſt der Liebe den Kelch erſchließt:
Dann weißt du, was ewiger Frühling iſt!

V.

Sage, womit kann ich Liebe vergleichen?
Liebe und Wahrheit, ſie gleichen nur ſich!
Allen bevor hat Liebe dies Zeichen:
Liebe vergleicht ſich allein nur mit ſich!
Spricht nicht der Sänger ſelber dies Wort:
Lieb' iſt vor Allem der köſtlichſte Hort!
Lieb' iſt das Band, das Welten umſchließt,
Das iſt kein Leben, wo Liebe nicht iſt!

J. J. Hannuſch

So ward die Ehre gerettet.

Novelle von Anton Langer.

I.

Eine kalte Nacht hatte ſich auf das Häuſermeer von St. Petersburg herab geſenkt; Wolken jagten über den Mond, wie Sorgen über die Stirn eines Denkers; längſt waren die Straßen menſchenleer und die tiefe Stille, die ringsum herrſchte, wurde nur zu Zeiten durch das Hufgeklapper einer Koſakenpatrouille unterbrochen, die, tief in den Mantel gehüllt, die öden Straßen hinauf ritt. Den prächtigen Quai an der Newa entlang ſchritt ein hoher, kräftiger Mann: auch er hatte den Mantel feſt um ſich gezogen, ſo daß er feſt ſein Geſicht verhüllte, doch machte der feſte, ſporenklingende Tritt und der wallende Federbuſch den Offizier kenntlich. Er ſchritt an der Façade eines prächtigen Palaſtes vorüber und bog in eine Gaſſe, die von dem ſtolzen Gebäude einerſeits und von eben ſo prächtigen Bauten von der andern Seite gebildet wurde. Hier hielt er an einer Pforte ſtille, zog einen Schlüſſel aus der Taſche, und nachdem er ſich rings umgeſehen hatte, öffnete er, trat ein und ſchloß wieder hinter ſich ab.

Er hatte jedoch nicht bemerkt, daß bereits ſeit einiger Zeit ihm eine Gruppe von Männern folgte, die ihn ſcharf beobachteten. Als der Offizier an dem Pförtchen hielt, blieben auch ſie ſtehen; ſobald er jedoch hinein geſchritten war, wandte ſich Einer von ihnen, der der Vornehmſte zu ſein ſchien, mit folgenden Worten an die Übrigen: „Sie ſehen, meine Herren, daß weder ich Sie, noch mein ſpitzbübiſcher Servier, Peter, mich getäuſcht. Sie ſind Alle Zeugen, daß Graf Boreſsky auf einer Hintertreppe, die, wie wir Alle wiſſen, in die Apartements der Gräfin Woronetſch führt, ſich in die Gemächer der ſchönen Dame verfügt, daß er ſich zu dieſem Behufe eines, wie es ſcheint, bereits oft gebrauchten Schlüſſels bedient, und daß er, wie ich aus dem Lichte dort im Fenſter ſchließe, erwartet wird."

„Dafür ſoll ihn" — brauste einer von den Jüngern auf; allein der erſte Sprecher fiel ihm ſchnell in's Wort: „Ruhe, Ruhe! lieber Derſieſsky; mit der Hitze verderben Sie Alles. Wir waren einſt Alle Nebenbuhler, nun ſind wir Freunde. Ich habe Ihnen, meine Herren, die Zuſicherung der vollſtändigſten Rache an der ſpröden Dame gegeben, und Sie ſehen, daß ich auf dem beſten Wege bin, mein verpfändetes Wort auszulöſen. Oder glauben Sie nicht, meine Herren, daß, wenn fünf Offiziere von der Garde mit ihrem Ehrenworte dieſen nächtlichen Beſuch beſtätigen, dies hinreicht, den Ruf jeder Dame in Petersburg, und wäre es eine Herzogin, zu Grunde zu richten?"

„Sie haben Recht, Oberſt," ſprach ein Anderer, „wir dürfen jedoch nicht mit der Thür in's Haus fallen, nicht Allen und Jedem die pikante Hiſtorie erzählen; ſondern wir müſſen ſie den alten Damen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertrauen, ſo kommt die Geſchichte am beſten unter das Volk der Salons."

„An Ihnen iſt ein Diplomat verdorben," antwortete der Oberſt. „natürlicher Weiſe darf Niemand ahnen, daß wir dem Grafen auf ſeinem nächtlichen Gange in der Abſicht, ihn zu belauſchen, folgten, ſondern es iſt ganz zufällig geſchehen; Sie verſtehen mich, meine Herren."

„Vollkommen," antwortete die Gruppe.

„Nun, ſo laſſen Sie uns gehen und bei einem Glaſe Punſch die Details unſeres Operationsplanes beſprechen."

„Erlauben Sie mir eine Bemerkung, Herr Oberſt," fiel Derſeisky ein, „es iſt möglich, daß Graf Boreſsky ſeinen Beſuch nicht der ſchönen Gräfin, ſondern irgend einer andern Bewohnerin ihres Hauſes zugedacht; es iſt ſogar möglich, daß er auf irgend einem Wege ſich jenen Schlüſſel verſchafft, ohne Wiſſen der Gräfin und nun, verwegen, wie wir ihn Alle kennen, die Feſtung durch einen coup de main zu nehmen gedenkt.“

Wäre nicht in dieſem Augenblicke der Mond von den Wolken ganz verdeckt geweſen, ſo hätte man um die Lippen des Oberſten ein ſpöttiſches Lächeln wahrnehmen können; er antwortete jedoch ganz gelaſſen: „Lieber Derſeſsky, Sie wollen zum Corps der Rache gehören; ſtehen jedoch noch immer im Dienſte des Gottes Amor. Es fällt Ihnen ſchmerzlich, daß das Ideal, an dem ſie begeiſtert hingen, nun auf einmal in den Koth gezogen wird; Sie können und wollen den Gedanken nicht ertragen, daß jene Dame, deren Hand zu küſſen Sie für das größte Glück hielten, den nächtlichen Beſuch eines Mannes empfängt, der auf keinen Fall mehr werth iſt, als Sie —“

„Aber“ — unterbrach Derſeſsky.

„Geduld, Kapitän! Laſſen Sie mich zu Ende gelangen. Wir wollen ſehen, ob Ihre Gründe zur Vertheidigung der Gräfin Woronetſch ſtichhältig ſind. Sie glauben, des Grafen Beſuch gelte einem andern weiblichen Weſen; aber außer der langweiligen deutſchen Vorleſerin und den ſtupiden, dicken Mägden und Zofen aus der Ukraine iſt kein weibliches Weſen im Hauſe; überdies iſt der Graf zu vernünftig, um in einem Hauſe, wo er wohl gelitten, ſich auf eine ſolche Weiſe bloß zu ſtellen; was aber Ihren zweiten Grund betrifft, daß nämlich Boreſsky ohne Wiſſen der Dame gekommen ſei, ſo bin ich feſt davon überzeugt, daß die Gräfin, ſobald ſie den ungebetenen Gaſt entdeckt, ihn durch ihre Dienerſchaft wird zum Hauſe hinaus befördern laſſen. Ob nun dieſer Fall eintritt, davon können wir uns ja überzeugen, indem wir hier die Zurückkunft des Grafen abwarten. Die Nacht iſt friſch, aber wir haben gute Mäntel und ſind Soldaten. Wir wollen von der Taglioni, von der nächſten Beförderung oder, wovon Ihnen ſonſt beliebt, plaudern und ſollten wir irgend einer Patrouille verdächtig vorkommen, ſo genügt de

Adlerorden unter dem Mantel, uns Ruhe zu verſchaffen. Sind Sie einverſtanden, meine Herren?“

Die Andern bejahten. Der Oberſt zog ein elegantes Cigarrenetui aus der Taſche und bot den Inhalt an; die Herren bedienten ſich und begannen, an das Gitter des Quais gelehnt, ein leichtes Geſpräch, während unten die Newa ihre Wellen vorüberrollte und der Rauch der Cigarren in leichten Wölkchen in die ſtille, dunkle Nacht aufſtieg.

Indeſſen ſchritt Graf Boreſsky, nichts ahnend von dem Plane, der wenig Schritte von ihm geſchmiedet wurde, auf ſeinem geheimnißvollen Gange weiter. Sein Pfad war dunkel und für einen Fremden wäre es unmöglich geweſen, ſich hier zu Recht zu finden. Allein der Graf ſtieg Stufen hinauf und bog in Seitengänge mit der Sicherheit eines Mannes, der den Weg ſchon oft gemacht. Endlich öffnete er eine Thür und der Übergang aus dem Dunkel zum hellſten, vollſten Licht war ſo ſtark, daß er die Hand geblendet vor die Augen hielt. Er ſtand in einer Art Verandah. Der Mauer gegenüber, aus der ihn die geheime Thür geführt hatte, befanden ſich hohe Glasfenſter; elegante Verhänge verwehrten jedem neugierigen Blicke von außen den Eingang; der Boden war mit weichen Teppichen belegt, daß kein lauter Fußtritt das heimliche Schweigen ſtören möge; ringsum war eine liebliche Wärme verbreitet und nur dieſer verdankten die exotiſchen Pflanzen, Cactuſſe, Aloen, Orchideen in vollſter Blüte, die in eleganten Gefäßen ringsum ſtanden, ihr Fortkommen in dem nordiſchen Klima und erfüllten, wie aus Dankbarkeit, die Luft mit den ſüßeſten Düften, das Auge mit der wunderbarſten Farbenpracht. Zwiſchen ihnen ſtanden, halbverdeckt von Zweigen und Blüten, marmorene Statuen von der ſchönſten Arbeit, und die zahlreichen Lampen von mattem Glaſe goſſen darüber ein eigenthümliches, wohlthuendes Licht; Alles ließ vermuthen, daß hier die Vorhalle zum Heiligthume einer ſtolzen, ariſtokratiſchen Schönheit ſei.

Ohne auf all dieſe Herrlichkeiten einen Blick zu werfen, ging Graf Boreſsky weiter; plötzlich aber blieb er, wie angewurzelt, ſtehen; denn aus einem Seitengange erſchallte lieblicher Geſang, ertönte eine jener Stimmen, wie ſie die Natur ihren Lieblingen ertheilt, um ſtarre Herzen aufzuthauen und in die Wunden eines kranken Gemüthes den Himmelsbalſam der Melodie zu träufeln. Es war ein deutſches Lied, welches hier geſungen wurde und der Graf war der deutſchen Sprache mächtig genug, um die folgenden Worte zu verſtehen, welche in einer einfachen, rührend-klagenden Weiſe, von einem Piano begleitet, an ſein Ohr ſchlugen.

Am einſamen See, wo die Weiden ſteh'n,
Da hab' ich den Liebſten zum letzten geſeh'n;
Da lag ich zum letzten an ſeinem Herz,
Und wollte vergehen vor Liebe und Schmerz.

Während der Graf ſich leiſe der Gegend näherte, aus der die Stimme, — eine weibliche, wie ich zu ſagen vergaß, — erſcholl, ging die einfache Weiſe aus Moll in ein raſches, wildbewegtes Dur über und die Stimme ſang weiter:

Es trug mich mein Schiff an den fernen Strand
Ade nun Ade, du geliebtes Land!
An fernen Küſten ſucht' ich das Glück
Und ließ es doch all in der Heimat zurück.

Der Stimme folgend, gelangte der Graf bis an eine nur angelehnte Thür; die Weiſe kehrte wieder aus der ſtürmiſchen Tonart in die einfachen, klagenden Töne der erſten Melodie zurück und lauſchend vernahm er die letzten Worte des Liedes, die mit unendlicher Wehmuth geſungen wurden:

Und als ich nun heim kam, nach Jahren lang,
Zum einſamen See war mein erſter Gang;
Wohl ſtanden die Weiden noch rings umher
Den Liebſten aber, den fand ich nicht mehr.

Die Stimme verhallte leiſe klagend, wie ein letzter Seufzer der Liebe und nur die Töne des Piano rauſchten fort und fort, als wollten ſie die Leiden des getäuſchten, in ſeiner ſüßeſten Hoffnung betrogenen Herzens malen. Graf Verofsky öffnete leiſe die Thür und hatte ſo Muße, unbemerkt die Sängerin zu betrachten. Es war die deutſche Vorleſerin der Gräfin. Sie ſaß im leichten Nachtkleide am Piano, ihre blendend weißen Schultern waren entblößt und nur zum Theile verdeckt von dem aufgelöſten, dunkelblonden Haar, das, von keinem Kamme gehalten, in langen, reichen Locken herabfiel und ſich zärtlich an Hals und Wange ſchmiegte. Ihr Geſicht war ein frommes, reines, deutſches Antlitz, wie es altdeutſche Maler ihren Madonnen gaben und das blaue Auge goß jenen ſüßen Schein der Lieblichkeit darüber, welcher die Schönheit von Germanien's Jungfrauen zur erſten der Erde gemacht hat.

Der Graf wußte nicht, was er thun ſollte. Die Vernunft und die eigentliche Abſicht ſeines nächtlichen Ganges hießen ihn ſich zurückziehen; Eitelkeit und Sinnlichkeit zogen ihn vorwärts; plötzlich aber fiel der Blick der ſchönen Sängerin auf die Thür und als ſie dort einen Mann ſtehen gewahrte, ſprang ſie tödtlich erſchrocken vom Seſſel auf, warf blitzgeſchwinde einen Shawl, der ſie ganz einhüllte, um die Schultern und fragte dann mit zitternden Lippen: „Was wollen Sie, mein Herr?“

„Verzeihen Sie, ſchöne Eliſe!“ antwortete der Graf näher tretend, „aber ich glaube, Sie haben mich hier oft genug geſehen, um zu wiſſen, daß ich weder ein Dieb noch ein Mörder bin.“

„Ah, Sie ſind es, Herr Graf, aber ich begreife nicht —“

„Sie werden gleich Alles begreifen. Vorübergehend, vernahm ich den Ton Ihrer ſüßen Stimme, und, erlauben Sie, daß ich mir Muſikkenntniß genug zutraue, um einzuſehen, daß ein nicht gewöhnlicher Genuß auf ſo überraſchende Weiſe mir zu Theil wurde. Ich trat näher und öffnete die Thür —“

„Ganz wohl. Ich hätte ſie wohl ſchließen können: aber ich wußte nicht, daß die Gräfin, wenn ſie ſich bereits in ihr Boudoir zurückgezogen, noch Beſuche annehme.“

Das Letztere war ohne alle Ironie geſagt. Nichtsdeſtoweniger erröthete der Graf leicht, biß ſich auf die Lippen und ſprach etwas heftig: „Das iſt hier Nebenſache. Weit wichtiger für mich iſt es, ob Sie mir eine Bitte gewähren wollen. Seit lange entbehrte ich einen muſikaliſchen Genuß, wie den, welchen ich Ihnen heute zu verdanken hatte. Affektation und Künſtelei, wie ſie bei den Sängerinnen unſerer Oper nur zu häufig ſind, können mich dafür nicht ſchadlos halten. Wollen Sie nicht weiter ſingen, ſchöne Eliſe?"

„Herr Graf," antwortete die Vorleſerin, „ich erkaufe mir durch die unermüdliche Ausdauer am Tage das Recht, einige Stunden der Nacht auf meinem Flügel zu phantaſiren und ſüßen Gedanken an meine Heimat nachzuhängen. Kränken Sie mich nicht in dieſer, gewiß geringen Freiheit. Sie kommen ja täglich, und wenn Sie es befehlen, ſo ſoll meine ſchwache Fertigkeit immer zu Ihren Dienſten ſtehen."

„Ich Sie kränken?" ſagte der Graf und ſeine Stimme nahm allgemach einen leidenſchaftlicheren Ton an, „Sie ſprechen von Befehlen, von zu Dienſten ſtehen; ſollten Sie ſich denn wirklich ſo arg verkennen, daß Sie nicht wiſſen ſollten, daß Sie zum Befehlen geboren ſind und ich als Sklave zu Ihren Füßen um jene Gunſt flehe; Eliſe, nicht wahr, Sie erlauben mir, an Ihrer Seite zu weilen und mein Herz noch länger an jenen Melodien zu berauſchen, die Sie auf ſo wunderbare Weiſe hervorzaubern?"

Er ſchwieg und blieb, den zärtlichen Blick auf ſie gerichtet, ſtehen. Eliſe hatte in der Einfalt ihres reinen Herzens wirklich geglaubt, nur ihrer Muſik wegen ſei der Graf eingetreten. Ihr Gemüth hatte den kindlich-frommen Glauben an Menſchenwerth und Tugend, den ſie aus dem deutſchen Vaterlande mitgenommen, treu und innig bewahrt; die Fluten der großen Welt, die ſchon ſo manches edle Herz zerſtörend in ihren Wirbel gezogen und zertrümmert, brauſten vergebens wider dieſen ſtarken Fels; denn zwei treue Himmelsſchweſtern, Poeſie und Muſik, ſchützten ihn mit ihren Fittigen und wehrten die Dämonen der Sünde ab. Eliſens Herz war ſchwärmeriſch, empfänglich für alles Schöne und Gute; aber wie die Senſitive beim leiſeſten Berühren ihren Kelch ſchließt, ſo zog ſich dieſes Herz auch ſcheu und zagend zurück vor Allem, was ſchlecht war, was nur den entfernteſten Schein des Schlechten an ſich trug. Als daher Graf

Boreſsky jenen Ton anſtimmte, wurde ſie leichenblaß; aber ſchnell errang ſie ſich Faſſung genug, um zu antworten: „Herr Graf! Ich weiß nicht, was Ihre Worte bedeuten ſollen oder wie ich, die Dienerin, dazu komme, auf eine Art angeredet zu werden, wie es nur der Herrin gebührt. Mein ſchwaches Talent ſteht, wie ich bereits erklärt, zu jeder andern Zeit zu Ihren Befehlen; jetzt aber muß ich Sie dringend bitten, mich zu verlaſſen.“

Die Eitelkeit des Grafen war bitter verletzt; er hatte hier geglaubt en passant eine Eroberung zu machen und ſchämte ſich nun wie ein Schulknabe zurückzutreten. Er ſuchte ihre Hand zu faſſen, aber ſchnell ward ſie zurückgezogen, während er leidenſchaftlicher, als zuvor, fortfuhr: „Eliſe, Sie verſtehen mich nicht, Sie wollen mich nicht verſtehen. Aber ſagt es nicht mein Auge, meine glühende Wange, ſagt es Ihnen nicht Alles, daß ich — Sie liebe?“

Eliſe hatte nicht geglaubt, daß der Graf ſo weit gehen würde. Sie wollte um Hilfe rufen; allein entweder mußte ſie die Schande ihrer Herrin aufdecken oder ſelbſt in einer höchſt zweideutigen Situation erſcheinen. Des Grafen Liebeserklärung hatte dem ſtolzen, deutſchen Mädchen allen Muth zurückgegeben; ſie richtete ſich hoch auf und ſprach in gebietendem Tone, den Arm befehlend vorgebogen: „Bis jetzt habe ich gebeten; nun aber mißbrauchen Sie meine Geduld und darum befehle ich Ihnen, mich zu verlaſſen.“

„Wie?“

„Ich befehle Ihnen, mich zu verlaſſen, Herr Graf!“

Der Graf warf den Kopf zurück und ſein Auge blitzte zornig. Er ſah in Eliſen nichts, als eine Dienerin; nicht nur ſeine Eitelkeit, auch ſein Stolz war beleidigt durch das entſchloſſene, gebieteriſche Benehmen der deutſchen Jungfrau und er dachte unedel genug, um ſie dafür durch den bitterſten Hohn zu ſtrafen. Im kalten, gelaſſenen Tone, der zu dem früheren leidenſchaftlichen einen ſchneidenden Gegenſatz bildete, ſprach er daher: „Ah ſo, meine Liebe! Ich fange an, Sie zu begreifen. Sie wiſſen, daß weibliche Schönheit ziemlich ſelten in Petersburg iſt und ſchätzen Ihre eigene hoch geung, um ſie nicht unter dem Preiſe loszuſchlagen. Warum alſo länger ſpröde thun; ich bin, wie Ihnen bekannt iſt, reich, ſehr reich, und als ich gegen die Tſcherkeſſen diente, haben ſelbſt die Feinde mich den Großmüthigen genannt.“

Die Wirkung war die, welche Borofſky erwartet hatte. Eliſe warf ſich auf einen Seſſel, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und ſchluchzte krampfhaft: „Herr Graf! Wer gibt Ihnen das Recht, mich ſo tief zu erniedrigen?“

Der Graf hatte eigentlich kein böſes Herz; Stolz und Eitelkeit waren, wie geſagt, ſeine größten Fehler und als er die Vorleſerin dergeſtalt in Schmerz aufgelöſt ſah, thaten ihm ſeine herben Worte leid; er ſuchte nach einer Entſchuldigung, aber ehe er damit zu Ende kam, erhob ſich Eliſe und ſprach, während die Thränen noch immer über ihre Wangen rollten, mit leiſer, wehmüthiger Stimme, die von Zeit zu Zeit durch Schluchzen unterbrochen wurde: „Schmerzlich iſt es, zu dienen, für den, der einſt gewohnt war zu befehlen, und immer erniedrigt uns der Gedanke, von der Laune und der Willkür eines Andern abzuhängen; aber doppelt ſchmerzlich iſt es, wenn ein Dritter unſere Abhängigkeit, unſere Hilfloſigkeit mißbraucht, um uns Entehrendes zuzumuthen. Ich habe Sie vielleicht beleidigt, Herr Graf, und Sie haben jene bitteren Worte im Zorn geſprochen. Freilich, Sie können nicht wiſſen, daß auch ich einſt reich und angeſehen war, daß zahlreiche Diener meine Winke zu vollziehen eilten, daß man der Tochter des angeſehenen Handelsherren, der reichen Erbin huldigte. Meine Heimat iſt ein herrliches Land und der Bürger reich und glücklich; denn er iſt, wie unſer größter Dichter ſagt, der Krone Zweck, und dennoch, als unverſchuldetes Unglück unſeren Reichthum vernichtet, habe ich der Heimat und Allem, was mir lieb war, Lebewohl geſagt, um mein Brot auf ehrliche Weiſe zu verdienen. Als ich die naſſen Augen zum letzten Male nach der geliebten Küſte wandte, und mein Schiff mich immer weiter und weiter trug, da dachte ich nicht, daß hier zu Lande Männer die Hilfloſigkeit eines Mädchens, dem weder Freund noch Bruder zur Seite ſteht, mißbrauchen wurden, und daß Dienen und Entehrtſein hier gleichbedeutend ſei."

Sie konnte nicht weiter reden. Thränen erſtickten ihre Stimme. Der Graf war gerührt und ſuchte ſein Benehmen, ſo gut als möglich, zu verbeſſern. „Entſchuldigen Sie," ſprach er, „es war ſo böſe nicht gemeint; wir Soldaten ſind leicht gereizt und wiſſen dann nicht, was wir reden. Kann Sie die Verſicherung, daß mich meine Worte herzlich reuen, nicht verſöhnen; womit ſoll ich Ihnen meine aufrichtige Reue beweiſen? Befehlen Sie über mich; jeder Ihrer Wünſche ſoll für mich Gebot ſein, aber verzeihen Sie mir Eliſe!"

„Wenn Ihnen Ihre Worte wirklich leid thun, ſo werden Sie die einzige Bitte, die ich an Sie zu richten habe, gewiß gewähren —"

„Sprechen Sie; was ſoll ich thun?"

„Mich allein laſſen."

„Nun wohl, ich gehe, aber zuvor laſſen Sie mich Ihnen die Verſicherung wiederholen, daß mein Benehmen ein höchſt übereiltes und unedles war. Glauben Sie, ein Mann macht ſolch ein Geſtändniß immer nur ſchwer und mit Überwindung und nur wenn er wahre Reue, ſo wie ich in dieſem Augenblicke, empfindet —"

„Herr Graf, Sie machen einer Dienerin Entſchuldigungen —"

„Gerade darum, daß Sie in einem abhängigen Verhältniſſe ſtehen, bin ich doppelt tadelnswerth; es iſt feig, einen wehrloſen Feind niederzuhauen, aber noch feiger, ein Mädchen, das uns nichts als Thränen entgegen ſetzen kann, zu kränken. Dieſes Alles ſehe ich ein und darum flehe ich Sie jetzt um Ihre Verzeihung an. Eliſe, verkennen Sie mich nicht, ich bin kein ſchlechter Menſch und wären mir in meinen frühern Tagen mehr, die Ihnen gleichen, begegnet, ich wäre vielleicht ſogar ein guter geworden."

„Herr Graf," ſagte die Vorleſerin gerührt, „Sie vergeſſen ſich."

„Nein, nein, ich weiß recht wohl, was ich thue. Verzeihung, Eliſe, und Ihre Hand darauf."

Er ſprach dieſe Worte in ſo herzlichem, aufrichtigen Tone, daß ſie nicht umhin konnte, ihm ihre Hand zu reichen, die er nicht, wie ſie faſt befürchtet hatte, küßte, ſondern wie die eines alten, langbewährten Freundes herzlich drückte. Hierauf ſprach er ſanft: „Leben Sie wohl!“ und ging. Als er die Thür ſachte hinter ſich zu gemacht, blieb er ſtehen und horchte; die Vorleſerin weinte leiſe.

Mißvergnügt ſchritt er weiter; nur ganz ſchlechte Menſchen können bei einer bittern Kränkung, die ſie einem Unſchuldigen zufügten, gleichgiltig bleiben oder wohl gar ſich darüber freuen, und daß Graf Boroſsky nicht zu dieſen gehörte, glaube ich bereits geſagt zu haben; ſonderbar bewegt von dieſem Auftritte, den er ſo eben erlebt, näherte er ſich dem eigentlichen Ziele ſeines nächtlichen Ganges. Er öffnete eine Tapetenthür und ſtand in einem Boudoir, das an Eleganz und Pracht Alles überbot, was im Süden Europa's zu ſchauen, und welches nur ruſſiſcher Reichthum, dem die Produkte dreier Welttheile zu Gebote ſtehen, hervorzuzaubern vermag. Gerne würde ich meinen ſchönen Leſerinnen eine ausführliche Beſchreibung dieſes Tempels des Luxus und der Mode liefern, zöge nicht eine Frauengeſtalt, die auf einem dunkelſammtnen Divan üppig hingegoſſen ruhte, meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Dame mochte etwa zwei oder drei Jahre über zwanzig zählen: Ihr Antlitz, das mit dem Typus eines ſlaviſchen Stammes alle Reize desſelben vereinte, bildete ein wunderſchönes Oval, um das ſich das dunkle Haar, einfach geordnet und mit nichts als einer Perlenſchnur geſchmückt, nur in der Abſicht zu legen ſchien, damit die blendende Weiße der zarten Haut deſto mehr in's Auge falle. Das feine Stumpfnäschen gab dem Antlitze einen eigenen lieblichen Ausdruck von Muthwillen und Eigenſinn; dunkelſchwarze, blitzende Augen, ein ewig lächelndes Grübchen in der Wange, der ſchönſte Gliederbau, vollendet von den weißen Schultern bis zu dem im zierlichen Pantoffel ſteckenden Füßchen, gaben dieſem ſchönen Weibe einen unbeſchreiblichen Liebreiz.

Auch der Graf, obgleich er dieſen reizenden Anblick wohl ſchon oft genoſſen haben mochte, blieb dennoch, als erblicke er zum erſten

Male dieſe Schönheit, wie geblendet ſtehen. Darin eben beſteht der Zauber des Schönen, daß es nicht überſättigt und abſtumpft, ſondern, ſo oft wir das entzückte Auge darauf wenden, uns neue, früher nie entdeckte Genüſſe aufſchließt, immer größere Bewunderung uns bringt und ewig jung und gleich bleibt.

Die ſchöne Dame ſtreckte dem Kommenden die kleine, weiße Hand entgegen, die er feurig küßte. „Guten Abend, Alexander!" ſprach ſie.

„Guten Abend, ſüße Goſpodina," antwortete der Graf, indem er ſich an der Seite des lieblichen Weibes niederließ, „guten Abend, und alles Heil des Himmels über das theure Haupt meiner geliebten Irene."

„Du ließeſt lange auf Dich warten, Alexander."

„Konnte ich früher kommen? Durfte ich unſer Geheimniß einer Gefahr ausſetzen? Wir waren bei Apuſchkin. Auch Oberſt Rotny, Kapitän Derieſky und mehre Andere meiner ehemaligen Nebenbuhler fanden ſich ein; ſchien es mir doch, als ob der tückiſche Rotny den ganzen Abend mit einem höhniſchen Lächeln mich beobachtet hätte; ich muß durchaus mit dieſem Menſchen Händel ſuchen und ihn ſodann aus der Welt ſchicken —"

„Alexander!" rief die Gräfin, ihn erſchrocken umſchlingend.

„Ruhig, meine Taube," ſagte Boreſky, indem er ihr Haupt an ſeine Bruſt legte und ſie leiſe, zärtlich auf die weiße Stirn küßte. „Noch lebe ich, lebe, um Dich zu lieben und Dir anzugehören. Was ſollen Träume von Vergangenheit und Zukunft für uns. Wir wollen in der Gegenwart träumen; denn der Augenblick nur iſt unſer; unſer mit all ſeinem Glück, mit all ſeinen Freuden und wir wollen ihn opfern und weihen der Liebe."

Ich will dieſe nächtliche Szene der Liebe nicht weiter ſchildern. Wer ſolches Glück je genoſſen, der weiß, wie matt jede Schilderung hinter der Wahrheit zurückbleibt; wem es aber fremd geblieben, der würde mich doch nicht verſtehen und begreifen können.

Ich kehre zu den Offizieren zurück, die wir auf der Straße gelaſſen. Die Cigarren waren verraucht und die Männer lehnten in ihre Mäntel gehüllt am Quaigitter der Newa; nur der Oberſt ging wach, — denn die Andern waren bereits halb entſchlummert — mit verſchränkten Armen auf und nieder. Plötzlich blieb er ſtehen und weckte ſodann ſeine Gefährten. „Er kommt," flüſterte er den in die Höhe Fahrenden zu und wirklich öffnete ſich die Seitenthür im Palais der Gräfin Woronetſch und Oberſt Boroſsky ſchritt heraus und luſtig und leicht die Straße hinauf, während er ein beliebtes, ruſſiſches Liedchen vor ſich brummte, das ungefähr ſo lautete:

Wenn ich von dem Liebchen gehe,
Sing' ich laut und bin ſo froh.
Machen's nicht die Nachtigallen
Und die Tauben eben ſo?

Die Herren, in's Dunkel zurückgezogen, ließen ihn vorüberſchreiten. Eine Thurmuhr ſchlug die dritte Morgenſtunde. Oberſt Rodny wandte ſich an die Gruppe und ſprach: „Meine Herren! ich glaube, es ſei Zeit, ſchlafen zu gehen. Sind Sie nun überzeugt, Kapitän Derſeſsky?"

„Vollkommen," verſetzte der Kapitän.

2.

In ihrer Kammer ſaß einige Tage ſpäter die Vorleſerin der Gräfin Woronetſch und überlas, das ſchöne Haupt auf die Hand geſtützt, wohl ſchon zum zwanzigſten Male einen Brief aus der deutſchen Heimat. Das ſchöne Antlitz ſchimmerte im Morgenglanze der lang entbehrten Freude und in den tiefblauen Augen blitzten Thränen der innigſten Rührung. Es iſt ja ſo ſüß, in der Ferne Kunde zu erhalten aus dem lieben Lande, wo unſere Wiege ſtand, Kunde von Weſen, an deren Herzen die unſern hängen mit tauſend unzerreißbaren Fäden; aber doppelt entzückend iſt ſolch eine Nachricht, wenn ſie ein nicht geahntes Glück verkündet, wenn ſie uns vielleicht zurück ruft in's Vaterland, in's langentbehrte, und ſolcher Art war der Brief, den die Vorleſerin erhalten, und der wirklich ſo lautete:

Geliebte Eliſe!

„Nun iſt wieder Alles gut. Ich weiß nicht, wo ich beginnen und wo ich enden ſoll. Ach, Eliſe! Als jener Unglückstag über unſer Haus hereinbrach, als unſer Bankerot öffentlich verkündet wurde und die Leute neugierig und beſtürzt vor unſerm Hauſe zuſammen liefen und mit ſcheuen, ängſtlichen Blicken nach unſern Fenſtern ſahen, als der Schmerz, ſeinen ehrlichen Namen entehrt zu ſehen, das Herz meines armen Vaters brach, als meine Mutter ſchluchzend an ſeiner Leiche kniete und ich troſt- und hoffnungslos meine thränenleeren Augen mit den Händen bedeckte, um den Tag nicht mehr zu ſchauen, damals warſt Du es allein, Du ſtarke, treue Seele, die uns aufgerichtet, getröſtet und ermuthigt. Was wäre aus uns geworden ohne Dich? Du nahmſt Dienſte — Dienſte! Du! — die gewohnt war an jede Bequemlichkeit des Lebens. Wir hätten Dich auch nimmer ziehen laſſen mit der ruſſiſchen Gräfin, hätten wir nur gewußt, wo wir am nächſten Tag Brot für Dich bekommen ſollten. Als ich nun auf dem Comptoir des alten Radinger ein einträgliches Plätzchen gefunden und die Mutter in einem einfachen, aber netten Miethhauſe untergebracht hatte, da ſaßen wir Abends, wenn ich heimkam, wohl ſtundenlang uns gegenüber und fühlten, daß uns Etwas fehle, und die Augen gingen uns über. Wir ſprachen kein Wort, aber wir dachten einen und denſelben Gedanken. Das war eine trübe, traurige Zeit; aber es ſollte ſich Alles ändern. Gott verläßt einen Deutſchen nicht, ſagten unſere Vorfahren, und hatten Recht. Höre, wie es kam. Bei den heftigen Kriſen, welche vor kurzer Zeit die bedeutendſten Handelshäuſer Deutſchlands erſchütterten, gelang es meinen Anſtrengungen und meiner Wachſamkeit, unſer Haus aus einer drohenden Gefahr zu retten. Der alte Radinger hat mir — es war ſo ſeine Weiſe — darüber kein Wort des Lobes geſagt: natürlich, ich that ſie nicht mehr, als meine Schuldigkeit. Da er nun vor wenig Wochen ſtarb, ſetzte mich der kinderloſe Mann zum Erben ſeines geſammten Vermögens ein, mit dem Beiſatze: „für treu geleiſtete Dienſte in der Zeit der Noth.“ Eliſe, ich bin nun wieder reich. Ich biete Dir

Hand und Herz und die ſchlichte Wohlhabenheit eines deutſchen Bürgers. Verſchmähe ſie nicht, Du, die ich geliebt als Knabe, als Jüngling und Mann. Komm' in mein Haus, es iſt das Deine. Du ſollſt Alles finden, wie es in der alten guten Zeit war. Die alten Bilder hängen am gewohnten Platze, die Roſenſtöcke ſtehen auf den Fenſtern, auch das Gärtchen mit der Laube fehlt nicht; die Mutter geht unter Thränen lächelnd aus dem Hauſe in den Garten, aus dem Garten wieder in's Haus. Auch der alte Jakob, der nun bei mir das Gnadenbrot genießen, und ſeine Tage in Frieden ſchließen ſoll, treibt ſich wohlgefällig in den gewohnten Stuben herum, und es fehlt zu unſerem Glücke nur Eines, und das biſt Du, Eliſe, geliebtes Weſen, Engel meines Lebens! Eile, fliege; das nächſte beſte Schiff bringt Dich nach Lübeck; denke, daß jede Minute, die Du zögerſt, für mich eine Ewigkeit iſt. O, eile, Eliſe! Tauſend Grüße und Küſſe von der Mutter und Deinem

Heinrich."

Die Vorleſerin hatte ihren Brief geendet und küßte die geliebten Zeilen, als an der Thür gepocht wurde. Auf ihr „Herein" trat Ivan, der alte Haushofmeiſter der Gräfin, ein, gefolgt von zwei Dienern in kurzen Pelzröcken, mit rund um das Haupt abgeſchnittenen Haaren, und jenem Ausdrucke tiefſinniger, finſterer Blödheit im Geſichte, wie er den Geiſteskranken und den Leibeigenen allein eigen iſt. Der alte Ivan, der, obwohl gleichfalls Leibeigener, ſowohl durch ſein Geſicht, als durch ſein ganzes Benehmen verrieth, daß er auf einer höheren Stufe der Bildung ſtand, als ſeine armſeligen Genoſſen, näherte ſich der Vorleſerin ehrfurchtsvoll.

„Was willſt Du, Ivan," fragte dieſe ſanft.

Der Haushofmeiſter machte einen Verſuch zu ſprechen, aber da ihm die Unmöglichkeit einzuleuchten ſchien, ein vernünftig Wort herauszubringen, ſo fuhr er mit der Hand in's buſchige Haar und ſchwieg, während die beiden Andern, an der Thüre ſtehen bleibend, ſeinem Beiſpiel folgten.

Eliſe lächelte. „Ei, Ivan, Du biſt ja ſonſt nicht ſo ſchweigſam, was bindet Dir denn heute die Zunge?“

Durch faſt übermenſchliche Anſtrengung brachte der Haushofmeiſter die Worte heraus: „Die Gospodina *) hat befohlen —“

„Ja ſo,“ verſetzte eilig Eliſe, „die Gräfin hat nach mir verlangt; gleich ſtehe ich zu ihren Dienſten.“ Und damit erhob ſie ſich eilig, um ein Tuch umzuwerfen; allein Ivan hielt ſie zurück, indem er ihre Hand ergriff und ſich nach ſeinen Gefährten umſah, gleichſam als ob dieſe nun weiter reden ſollten, allein, da ſie hartnäckig ſchwiegen, ſo ſah er die unumſtößliche Nothwendigkeit ein, ſich ſelbſt weiter zu erklären, und fuhr fort: „Die Gospodina hat befohlen, daß wir — daß wir Ihnen — die Haare abſchneiden.“

Der Haushofmeiſter holte, da er ſo nun das Schwerſte heraus gebracht hatte, tief Athem, und während die Vorleſerin erblaſſend zurücktrat, plauderte er, nach und nach die gewohnte Sprachgeläufigkeit wieder findend, fort und fort: „Ja, Mamſell, Ihre eigenen, langen, ſchönen, goldenen Haare, die unſere Weiber und Mädchen ſo oft bewundert haben.“

„Was fällt Dir ein, Ivan, es iſt nicht möglich.“

„Ei, freilich iſt's möglich, denn die Gospodina hat es uns mit finſterem Geſichte und kalten Worten befohlen.“

„Es muß ein Mißverſtändniß ſein!“

„Ach nein, es iſt nur zu wahr,“ antwortete Ivan traurig. „Thue ich es denn gerne? Habe ich nicht die Augen aufgeriſſen, und meinen Ohren nicht trauen wollen, als ich den Befehl bekam; habe ich ihn mir nicht drei- viermal wiederholen laſſen, ſo daß mich die Gospodina einen alten begriffsſtutzigen Dummkopf nannte. Sehen Sie, Mamſell, ich hab' es nicht vergeſſen, daß Sie mein krankes Weib täglich beſucht, und meinen armen Kindern manch geſcheidtes Ding gelehrt und manch hübſches Spielzeug geſchenkt; aber die Gospodina bleibt doch immer meine Gebieterin, und ihr Befehl iſt heilig.“

---

*) Gospodina, Herrin.

„Ivan," ſagte Eliſe, die ſich während der ganzen Zeit im Zuſtande eines ſchweren Traumes befand, und die ganze Sache nicht recht glauben konnte, „Ivan, warum will mir die Gospodina mein Haar rauben. Dies Recht hat die Herrſchaft nur, wenn eine Dienerin ſich des Diebſtahles ſchuldig gemacht, oder —"

Sie mochte das Wort Unzucht nicht ausſprechen. Der Hofmeiſter ſah ſie traurig an, dann ſprach er. „Nun, geſtohlen werden Sie wohl nichts haben, Mamſell, aber Sie ſind jung und ſchön und — nun, mich kümmert's ja nicht."

„Wie!" eiferte Eliſe, und die Röthe des Zornes flammte auf ihrem ſchönen Antlitz, „welche ſchändliche Verleumdung. Wer hat es gewagt? Augenblicklich will ich zur Gräfin. Sie muß mich hören, und wehe dann dem niederträchtigen Verleumder!"

„Zur Gräfin wollen Sie! Hm, es wird Ihnen doch nichts nützen. Die Gospodina hat wohl vorausgeſehen, daß Sie zu ihr eilen würden und uns bei ihrem Zorne aufgetragen, Sie dies Zimmer nur mit abgeſchnittenem Haare verlaſſen zu laſſen."

„O, mein Gott!" ſeufzte Eliſe aus der Tiefe ihres Herzens. „Warum dieſe Schmach über eine Unſchuldige. Ivan, ich war ſtets ſanft und gut gegen Dich; als Dein krankes Weib mir weinend dankte, für das, was ich an ihr gethan, als Deine Kinder den Saum meines Kleides küßten, da gelobteſt Du bei der Jungfrau und allen Heiligen, mir zu vergelten, und forderteſt den Himmel auf, Dir Gelegenheit für Deinen Dank zu ſenden. Die Zeit iſt da, halte Dein Wort und rette eine Unſchuldige vor der größten Schmach."

Ivan fuhr ſich mit der Hand über die Augen. „Die Gospodina hat es befohlen," das war der ganze Entſchuldigungsgrund, den er den rührenden Bitten Eliſens entgegenſetzen konnte, und das iſt vielleicht der größte Fluch der Sclaverei, daß der menſchliche Geiſt bei der Ueberzeugung von dem was Recht iſt, doch ſich blindlings dem Willen eines andern unterordnet, und in dieſer Unterordnung eine heiligere Pflicht ſieht, als in der Vollziehung des Rechten und Guten. Eliſe ſelbſt war außer ſich vor Scham und Schmerz, tauſend verworrene Gedanken dämmerten und blitzten in ihrem Kopfe auf, der Gedanke durch einen ſelbſtmörderiſchen Sprung aus dem Fenſter, ſich der zugedachten Schmach zu entziehen, lag wohl am nächſten, aber ſie verwarf ihn, denn ihr Herz war zu voll des heiligſten Gefühles der Religion; dann wollte ſie ſich wehren gegen die drei Männer, und ergriff ein eiſernes Lineal, das auf ihrem Schreibtiſche lag, allein der Haushofmeiſter war ihren Bewegungen mit den Augen gefolgt, und ſprach trübe lächelnd: „Ei, ei, Mamſell, Sie wollen Widerſtand leiſten; nun, die Gräfin hat auch auf das gedacht, und mir zum Ende die zwei Burſchen da mitgegeben. Wie wollen Sie ſich ihrer erwehren? Fügen Sie ſich in Gottesnamen; es ſoll nicht den Hals koſten, ſondern nur das Haar."

Eliſe warf einen Blick auf die beiden derben, ſtämmigen Geſtalten an der Thüre, und ſah ein, daß Ivan Recht habe. Sie erkannte, daß ſie durch irgend etwas den Zorn und die Rache der Gräfin mußte auf ſich gezogen haben. Es fiel ihr bei, daß ſie den nächtlichen Beſuch des Grafen Poreſky ſammt ſeinem Benehmen der Gräfin erzählt, und dadurch entweder ihre Eiferſucht erregt hatte, oder daß die Scham, ihr Geheimniß enthüllt zu ſehen, die ſchöne Dame zu dieſem grauſamen Verfahren vermocht hatte. Wie dem auch ſein mochte, ſo leuchtete ihr doch die Unmöglichkeit jedes Widerſtandes ein, und ſie beſchloß mit gebrochenem Herzen ſich in das Unvermeidliche zu fügen. War es Eitelkeit, was ihr den Verluſt ihres ſchönen, goldenen Haares ſo ſchmerzlich machte? Eliſe war bei allen ihren Vorzügen Weib genug, um vor dem Gedanken zu erbeben, des herrlichen Schmuckes, den ihr die Natur gegeben, beraubt zu werden, und entſtellt vor den Mann ihrer Liebe zu treten, der ihr ſo eben Herz und Hand angeboten hatte. Mehr aber als dies fiel es ihr ſchmerzlich, wie eine gemeine Verbrecherin behandelt zu werden, und dem neugierigen Pöbel, wie ſie es oft geſehen, ein Schauſpiel der Schadenfreude geben zu müſſen. Aus der Tiefe ihrer Seele flehte ſie zu Gott, daß er ſie ſtärken möge in dieſer ſchweren Stunde; dann nahm ſie einen Schemel, kniete darauf nieder, und ſprach entſchloſſen zu Ivan: „Ich bin bereit, thue Deine Schuldigkeit."

„Sehen Sie, Mamſell," ſagte der alte Diener, indem er eine Schere hervorzog, „ſo iſt es Recht; ſo gefallen Sie mir. Nu, nu, weinen Sie nur nicht; ſ'iſt freilich Schade um ſo ſchönes Haar; aber wie lang kann's dauern? Ein Jährchen oder zwei und Sie haben dieſelben prächtigen Locken wie zuvor; — ſo — halten Sie nur ruhig, ich bin gleich fertig.

„Ich hoffe," verſetzte Eliſe ſchmerzlich, daß Gott den Wind nach dem geſchorenen Lamme richten wird."

„Ja, das wird er," ſagte der Haushofmeiſter gerührt, „und wenn Jemand ſeine Gnade verdient, ſo ſind Sie es. Nun bin ich fertig."

Die Locken waren gefallen. Eliſe erhob ſich, und als ſie einen unwillkürlichen Blick in den Spiegel geworfen, bedeckte ſie laut weinend ihr Geſicht mit den Händen. Der alte Mann ſah ſie mit ſchmerzlicher Rührung an, dann ſagte er: „Ach, Mamſell, Sie werden wol recht böſe auf mich ſein; aber, du mein heiliger Gott, was hätte ich denn thun ſollen? S'iſt ja meine Pflicht, und mein Haar iſt grau geworden, während ich meine Pflicht that; hätte ich denn in meinen alten Tagen ungehorſam werden ſollen?, Liebe Mamſell, mir blutet das Herz, wenn ich Sie ſo weinen ſehe; ach, ſprechen Sie nur ein paar Worte, es wird Ihnen gleich leichter um's Herz werden; machen Sie ſich Luft, ſchimpfen Sie auf mich, heißen Sie mich, was Sie wollen, aber weinen Sie nur nicht immer."

Der gute Ivan glaubte, daß das Reden, ſo wie es ihm ſelbſt ein Univerſalmittel gegen alle Widerwärtigkeiten war, auch jedem Andern von der Laſt ſeines Kummers erleichtern würde. Die Vorleſerin aber ſagte ſanft: „Ivan, Du thateſt nur, was Du mußteſt. Ich bin nicht böſe auf Dich."

„Wie, Mamſell!" rief Ivan mit überſtrömenden Augen, „Sie ſind nicht böſe auf mich, Sie zürnen mir nicht? O, ſagen Sie nochmal das liebe, ſanfte Wort. Verzeihen Sie mir wirklich?"

„Ich verzeihe Dir,“ antwortete Eliſe, „und möge Gott Denen verzeihen, die dir dieſen Befehl gegeben.“

„Nun, ſo ſegne Sie Gott und ſeine heilige Mutter!“ rief der alte Mann, ergriff ihre Hand, und bedeckte ſie mit Küſſen. Dann fuhr er plötzlich die beiden an der Thüre ſtehenden Leibeigenen an: „Packt Euch, Ihr Schlingel! Was wollt Ihr noch hier? wollt Ihr gehen, wer braucht Euch noch? Wenn Ihr nicht geht, ſo ſoll Euch —“

Die beiden entfernten ſich auf dieſes quos ego des Hofmeiſters, der ſeinem verbiſſenen Grimme nicht beſſer Luft zu machen wußte. Als ſie fort waren, trat er demüthig zu Eliſen, faltete die Hände, und ſprach: „Ach, liebe, gute Mamſell, machen Sie das Maß Ihrer Güte voll, und gewähren Sie mir eine Bitte.“

„Sprich,“ ſagte Eliſe, die nach und nach ihre gewohnte Selbſtbeherrſchung wieder errang.

„Ich wollte nicht reden vor den beiden Tagdieben da. Sehen Sie, ich weiß, Sie werden es nun nicht lange mehr in Petersburg aushalten, und wenn Sie nun gehen, ſo hätte ich gar zu gerne ein Andenken von Ihnen. Schenken Sie mir eine von den Locken hier, wir wollen Sie aufheben, wie ein Heiligthum, und wenn wir ſie betrachten, dann wollen wir für Sie beten, und Ihr Andenken ſegnen.“

Eliſe warf einen ſchmerzlichen Blick auf die am Boden liegenden Haare. Was ſollte ſie machen mit ihnen; würde ſie ſich, ſo oft ihr Blick darauf gefallen wäre, nicht an dieſe Stunde der Schmach erinnert haben? Sie antwortete daher auf die Bitte des Hofmeiſters: „Du magſt ſie alle nehmen.“

„Tauſend Dank!“ jubelte Ivan und raffte die Locken ſo ſorgſam auf, daß auch nicht ein Härchen liegen blieb, während Eliſe fortfuhr: „Eines habe ich Dir noch aufzutragen: Packe meine Sachen in den großen Koffer, und beſorge mir einen verläßlichen Menſchen, durch den ich ihn zum Hafen ſchicken kann.“

„Soll geſchehen, Mamſell, und gewiß ſo, daß Sie zufrieden ſein können, ich will nur mein Weib holen, das Weibervolk verſteht ſich auf's Einpacken beſſer als unſer eins.“

Ivan ging. Eliſe kleidete ſich an, und ſetzte den Hut ſo tief als möglich in's Geſicht. Als ſie durch den Hofraum des Palaſtes ſchritt, erröthete ſie tief, denn ſie glaubte, Jeder müſſe ſie mit neugierigen Blicken betrachten. Allein das ſanfte, gefällige Mädchen war allen lieb und werth, und die hie und da zerſtreut ſtehenden Diener grüßten ſie mit der gewohnten Ehrerbietigkeit, oder thaten, als ob ſie ſie nicht bemerkten. Eliſe hatte ihren Entſchluß bereits gefaßt; ſie ſah ein, daß ſie, wenn ſie die Gräfin gerichtlich belangte, wohl ihr gutes Recht erhalten würde, daß aber, abgeſehen von den damit verbundenen Verdrießlichkeiten, die gegebene Ehrenerklärung doch nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangen würde. Sie wollte alſo ſo ſchnell als möglich Petersburg verlaſſen, und in die Heimat zurückkehren. — In die Heimat! — Welch' ein Zauber liegt in dem Worte! Nicht den, der ſein Lebelang an der Schelle hängen geblieben, auf der er geboren, nicht den Kosmopoliten, der ſelbſtgefällig die Welt ſein Vaterland nennt, ſondern den müßt ihr fragen, den des Schickſals tückiſche Launen herumgeworfen in der unwirthlichen Fremde; den freigewordenen Sclaven, den ausgelöſten Gefangenen, den begnadigten Verbannten fragt, wie ihm um's Herz geworden, als er nach langen, langen Jahren ſprachlos und weinend die Erde ſeines Vaterlandes küßte. Auch Eliſens Seele zitterte freudig in dem Gedanken, das geliebte Deutſchland und die wieder zu ſehen, die ihre einzigen Angehörigen auf der Erde waren. Sie malte ſich im Geiſte dies Wiederſehen ſo ſchön aus, daß ſie es nicht bemerkte, wie ſo mancher müßiger Spaziergänger ſtehen blieb und ſie mit neugierigen oder ſpöttiſchen Blicken betrachtete. Weibliche Schönheit iſt in Petersburg etwas ziemlich ſeltenes, und ſo mochte denn das wunderliebliche Mädchen, das hier eiligen Fußes durch die Straßen ſchritt, und das Brandmal einer entehrenden That an ſich trug, wohl die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden erregen. Als ſie dies endlich bemerkte, beflügelte ſie ihre Schritte, und gelangte ſo in die Alexanderſtraße in ein ſtattliches Haus. Sie trat im Erdgeſchoſſe in eine Schreibſtube, und fragte einen der zahlreichen Commis, ob Herr Warburg zu ſprechen ſei; der Gefragte bejahte, und führte Eliſe, einen flüchtigen Blick der Neugierde auf ſie werfend, in ein Hinterſtübchen, wo ſie den Chef des Hauſes mit Schreiben beſchäftigt trafen. Der Commis entfernte ſich, und Eliſe hatte Zeit, den Kaufmann, der um einen Augenblick Geduld bat, ſo wie das Stübchen ſelbſt zu betrachten. Wie doch ein Menſchenkenner aus einer Stube auf den Character, wohl ſogar auf die Lebensgeſchichte ſeiner Bewohner ſchließen kann. Das Bild einer alten Frau, wahrſcheinlich der Mutter des Kaufmanns, hing ſeinem Stuhle gegenüber, darunter hingen in einem Medaillon eingeſchloſſen, Haare, von einem welken Vergißmeinnichtkranz umſchlungen, und beurkundeten, daß der alte Hageſtolz wohl auch in ſeiner Jugend jenes Gefühl gekannt hatte, von dem er jetzt ſo verächtlich zu ſprechen pflegte. Eine alte deutſche Pfeife, ſorgfältig geputzt, und mit Blücher's Bildniß geziert, lag auf dem Tiſche. Wohl hatte er ſie zu jener Zeit gekauft, als Deutſchlands begeiſterte Jugend den Feind zurück trieb über den Rhein, und jetzt war ſie die treue Gefährtin ſeines Alters. Auf dem Fenſter im Sonnenſchein ſtanden Blumentöpfe, und an der Wand zwitſcherten im blanken Käfige ein paar Kanarienvögel. Das Herz des alten Mannes, der weder Gattin noch Kinder beſaß, mußte etwas haben, das er lieben und pflegen konnte. Der Bewohner ſelbſt ſaß vor ſeinem mit rieſigen Strazzen und Rechenbüchern bedeckten Schreibtiſch, im einfachen Anzuge, der aber eine Nettigkeit zeigte, welche darauf ſchließen ließ, daß er die Ordnung für die Seele der Geſchäfte halte.

Endlich war er zu Ende, klingelte und übergab das geendete Schreiben dem eintretenden Commis; hierauf bot er Eliſen einen Seſſel und ſprach: „Entſchuldigen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie warten ließ, aber die Poſt geht in einer halben Stunde ab, und ich mußte dieſes Schreiben nothwendigerweiſe ſpediren. Womit kann ich dienen?“

„Das Geſchäft, welches mich zu Ihnen führt,“ ſagte Eliſe in deutſcher Sprache, „iſt von einer abſonderlichen Art.“

Als der alte Mann die Sprache ſeiner Heimat hörte, überflog eine freudige Regung ſein Geſicht. „Ah, Sie ſind eine Deutſche," ſagte er ungewöhnlich heiter, „und ich alter Hans Dampf habe das nicht ſogleich erkannt. Solche Züge ſind nicht in Rußland zu Hauſe. Die blauen Augen, die blonden Haare —"

Hier hielt er unwillkürlich inne, und betrachtete ſie mit ernſter, faſt wehmüthiger Miene; Eliſe erröthete auf das tiefſte, ſie erkannte ſchmerzvoll, was in der Seele des Kaufmanns vorging: dieſer faßte ſich ſchnell und fuhr fort: „Verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht beleidigen; ich bin ein alter Mann, und Sie könnten mit Fug meine Tochter ſein. Zudem ſind wir Landsleute, und ich weiß recht gut, daß eine große Schönheit großen Verſuchungen ausgeſetzt iſt: Sie ſind hier fremd, vielleicht ohne Freund und Verwandte und ſo erfuhren Sie das, was Tauſende ſchon vor Ihnen erfuhren, und Tauſende nach Ihnen erfahren werden."

„Mein Herr, Sie ſind im größten Irrthume," verſetzte Eliſe, die vor Scham in die Erde ſinken wollte.

„Ei, mein Gott! Mache ich Ihnen denn einen Vorwurf? Ich weiß recht wohl: Jugend hat nicht Tugend, und was geſchehen iſt, iſt geſchehen. S'iſt mir herzlich leid um Sie, aber laſſen Sie uns von dem ſprechen, was Sie zu mir geführt hat."

Eliſe erkannte, daß der Schein gegen ſie, und daß es ihr unmöglich ſein würde, den alten Warburg von ſeinem Glauben abzubringen, auf dem er mit der Hartnäckigkeit des Alters beſtand. Sie beſchloß daher, ihn bei ſeiner Meinung zu laſſen, und antwortete: „Ich denke Petersburg zu verlaſſen."

„Das iſt brav," ſagte der Alte, indem er ihre Hand ergriff und freudig mit der eigenen darauf klopfte, „das iſt recht, daß Sie dieſe Stadt verlaſſen. Der erſte Schritt führt zum zweiten, und wer weiß was — nun, erröthen Sie nur nicht, ich meine es ja treu und ehrlich. Sehen Sie, ich habe unter meinen Leuten einige Deutſche, und plaudere gerne mit ihnen, aber ſo ſüß und lieb, wie Sie ſprechen, habe ich meine liebe Mutterſprache lange nicht klingen gehört, und Sie haben beim erſten Worte mein Herz gewonnen. Sprechen Sie, womit kann ich Ihnen dienen.“

„Ich brauche zur Ueberfahrt zweihundert Rubel, und ich möchte Sie bitten, daß Sie mir dieſelben verſtrecken.“

„Mit Vergnügen. Aber wird es nicht zu wenig ſein? Die Ueberfahrt auf den gewöhnlichen Schiffen iſt ſchlecht und langſam, auf den Dampfſchiffen aber ſehr theuer.“

„Ich beſitze noch außerdem einiges Geld.“

„Sündengeld, Sündengeld! ſagte der Kaufmann, „geben Sie's je eher, je lieber aus.“

Die Worte des Kaufmanns, der ſie fortwährend als eine Gefallene behandelte, thaten Eliſen unendlich wehe, aber was konnte Sie machen? Sie fuhr alſo, um das Geſpräch auf ein anderes Thema zu leiten, fort: „Uebrigens kann ich Ihnen für die beſagte Summe hinlängliche Sicherheit geben, indem ich Ihnen dies zum Pfande laſſe.“ Und bei dieſen Worten zog ſie ein Medaillon, welches das Porträt einer Frau, von Diamanten umringt, enthielt, aus dem Buſen und übergab es dem Kaufmann.

Dieſer beſah es lange und ſprach dann: „Liebes Fräulein: was Sie mir hier laſſen wollen, iſt wohl dreimal ſo viel werth, als Sie von mir verlangen, wahrſcheinlich iſt es ein liebes, theures Angedenken; vielleicht das Bild ihrer Mutter. Behalten Sie es und möge es Sie als Talismann auf ihrer Reiſe und vor jedem weiteren Vergehen bewahren. Die zweihundert Rubel will ich Ihnen ſogleich aufzählen.“

Er ſtand auf und öffnete einen Kaſten. Eliſe wollte Einwendungen machen, allein Warburg ſprach faſt ärgerlich: „Was denken Sie denn? Ich halte es für meine Pflicht, Landsleuten beizuſtehen. Sie können mir das Geld wieder zurückzahlen, wenn ſich Gelegenheit dazu bietet. Ihr ehrliches deutſches Geſicht ſagt mir, daß Sie mich nicht betrügen werden, und wenn Sie's thäten, ſo wäre der alte Warburg reich genug, um lumpige zweihundert Rubel zu verſchmerzen. Wann wollen Sie abreiſen?“

„Je eher, deſto lieber.“

„Können Sie heute Abends ſchon fort?“

„Ich glaube wohl.“

„Schön. In Kronſchlott liegt das Dampfſchiff „Helgeland,“ Kapitän **Weſter** vor Anker. Kommen Sie um fünf, meine Pferde ſollen Sie hinausführen. Hier iſt das Geld, die nöthigen Papiere will ich beſorgen und wir haben nur ihren Namen hineinzuſetzen.“

„Mein Herr!“ ſagte **Eliſe** tief ergriffen, „wie viel Dank bin ich Ihnen ſchuldig, Ihre Güte — “

„Ah pah, ſprechen Sie mir nichts von Dank und Güte. Ich bin ein ehrlicher, deutſcher Michel, und wo ich einem Deutſchen helfen kann, da thue ich es mit Freuden. Wenn Sie nach Hauſe kommen, ſo grüßen Sie mir das liebe deutſche Land viel hunderttauſendmal. Vergeſſen Sie nicht: Punkt fünf Uhr. Und ſomit Gott befohlen! —“

3.

Bevor ich den Faden meiner Erzählung weiter ſpinne, dürfte es nothwendig ſein, Einiges über die Verhältniſſe der Gräfin **Woronetſch**, ſo wie über ihre Beziehung zu dem Grafen **Boreſsky** nachzuholen. Geboren aus einer der vornehmſten Familien, verlor ſie frühe ihre Mutter; ihr Vater, Graf **Maſoruki**, war als einer der tollſten Brauſeköpfe bekannt, und nur die Liebe zu ſeiner ſchönen Frau hatte ihn auf einige Zeit in Schranken gehalten, kaum aber war dieſe todt, als er ſich von Neuem ſeinem Hange zu Abenteuern und einer ungebundenen Lebensart hingab. Er vertraute die kleine **Irene** einer Gouvernante und durchreiſ'te ganz Europa: von Zeit zu Zeit kam er jedoch nach Petersburg und das Kind, deſſen eigenwilligen Launen ſonſt immer unbedingt befriedigt wurden, zitterte vor ſolchen Momenten, denn Graf **Maſoruki** verlangte von ſeiner Tochter die rückſichtsloſeſte Ehrfurcht, den unbedingteſten Gehorſam. So kam es, daß **Irene** in ihrem Vater einen unbedingten Herrſcher verehrte, gegen deſſen Befehl kein Widerſpruch ſtatt findet; und als ihr, die zur herrlichen Jungfrau erblüht war, der Vater den Grafen Woronetſch, einen bereits bejahrten Mann, den er auf ſeinen Reiſen kennen gelernt, vorſtellte, und mit dürren Worten ankündigte, daß ſie ihm binnen vierzehn Tagen ihre Hand reichen müſſe, da hatte ſie kein Wort der Gegenrede und fügte ſich ſchweigend gehorſam in den väterlichen Willen. Was den Grafen Maſoruki bewegen habe, ſich gerade dieſen Eidam zu wählen, iſt nicht bekannt, doch ſagte man nicht ohne Grund, er habe in Wiesbaden an der Spielbank ungeheure Summen verloren, und ſei von dem reichen Woronetſch nur gegen das Verſprechen ihm die Hand ſeiner Tochter zu geben, aus der dringendſten Verlegenheit gerettet werden. Wie dem auch ſein mochte, Irene fügte ſich dem Befehle ihres Vaters, der ſich in den Krieg gegen die Tſcherkeſſen begab, und, ohne ihren Gemal auch nur im mindeſten zu lieben, fühlte ſie ſich doch als Herrin der mächtigſten Beſitzungen, als Gemalin des vielvermögenden Woronetſch weit glücklicher, als in dem abhängigen Verhältniſſe, in welchem ſie zuvor gelebt hatte; und als nun überdieß nach einigen Jahren Woronetſch ſtarb, da bot ſich der ſchönen Irene, doppelt intereſſant als Witwe, das Leben mit allen ſeinen Genüſſen dar; ſie wurde die Königin des Tages, man huldigte ihr überall, die Männerwelt lag zu ihren Füßen und beſonders Oberſt Boroſsky und jene Herren, die wir zu Anfang dieſer Erzählung kennen lernten, waren es, die im Ritterdienſte bei der ſchönen Gräfin wetteiferten. Allein bald ſchien es klar, daß Irene dem Grafen Boroſsky, der ſich durch Anſtand und Schönheit vor Allen auszeichnete, beſonders gewogen und nicht abgeneigt ſei, ihm ihre Hand zu reichen, als ein unvorhergeſehener Umſtand der Sache eine andere Wendung gab.

Graf Maſoruki, Irenens Vater, hatte ſich, wie bereits geſagt in den Krieg gegen die Tſcherkeſſen begeben; er erkaufte ſich, um ſeinen Hang nach Abenteuern zu befriedigen, den Rang eines Kapitäns, und da er den Muth eines Löwen mit der Kaltblütigkeit eines Abenteurers vereinigte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er bald zum Major avancirte. Nun geſchah es, daß ein Tſchetſchenzen-Häuptling zu wiederholten Malen mit ſeiner Herde das ruſſiſche Lager überfallen, große Beute gemacht, und den Moskowitern empfindliche Schlappen beigebracht hatte. Major Maſoruki, der nach dem Oberſttitel dürſtete, bot ſich an, eine Razzia gegen den Aul jenes Häuptlings zu unternehmen, und da man ſeinen Muth und ſeine Entſchloſſenheit kannte, ſo zweifelte man nicht, daß er den kühnen Sohn der Berge todt oder lebendig einbringen würde, und gab ihm gerne die Erlaubniß zu dem Unternehmen. Allein diesmal hatte ſich Graf Maſoruki verrechnet; denn da er mit der ihm eignen prahleriſchen Sorgloſigkeit von dem Unternehmen ſprach, ſo wurde es durch Ueberläufer dem Feinde verrathen und die Tſchetſchenzen erwarteten ihn wohlgerüſtet innerhalb ihrer Berge.

Er hatte alſo lange noch nicht den Aul erreicht, als ihn ſchon das wilde Kriegsgeſchrei der Bergvölker umbrauſ'te, die Truppen konnten ſich auf dem ungünſtigen Terrain nicht entwickeln, und ſo endete das kurze Gefecht mit der gänzlichen Niederlage und ſchimpflichen Flucht der Ruſſen. Bleich, mit zuſammengebiſſenen Zähnen und dem Häuptlinge Rache gelobend, kam Maſoruki im Lager an; hätte man ihn getadelt, es wäre beſſer geweſen, denn er hätte ſich vertheidigen können; aber das Schweigen ſeiner Vorgeſetzten brachte ihn faſt zum Wahnſinn. Wenige Wochen darauf gelang es einem viel jüngeren Major, den Häuptling der Tſchetſchenzen in ſeinem Aul gefangen zu nehmen; er erhielt dafür den Adlerorden und wurde zum Oberſten befördert. Gegen dieſen jungen Mann nun concentrirte Graf Maſoruki all ſeine Wuth und ſeine Rache; er hatte ja das Ziel erreicht, nach dem er ſelbſt vergebens geſtrebt, und ihn ſollte jene Rache treffen, die er dem Häuptling geſchworen hatte. Allein ehe er noch mit dem Oberſten anbinden konnte, quittirte dieſer, Familienverhältniſſe wegen, und begab ſich nach Petersburg. Dahin kehrte auch Graf Maſoruki zurück, als ihm ſeine Tochter den Tod ihres Gemals meldete. Er übernahm ſogleich die Leitung ihrer Angelegenheiten und die Verwaltung ihrer Güter, und übte die frühere Herrſchaft über ſie mit der alten Strenge aus. Irene wagte es nicht, ſich zu widerſetzen, ſie zitterte vor ihm. Aber wer beſchreibt die Wuth des alten Majoruki, als er endlich bei einer Soirée den begünſtigten Verehrer, den ſchon halb und halb als Bräutigam anerkannten Oberſten Boroſsky erblickte, und in ihm ſeinen Todfeind, den glücklichen Nebenbuhler aus dem Kaukaſus erkannte. Es kam zu einer heftigen Scene zwiſchen Irenen und ihrem Vater. Letzterer ſchwur, ſie ſollte eher von ſeiner eignen Hand ſterben, als ſeinem Todfeind die Hand reichen. Die Gräfin gab endlich nach, allein ſie ſetzte wenigſtens dieſes durch, daß der Oberſt bei ihren Soiréen noch wie zuvor erſcheinen durfte; allein ſtets blieb dann Majoruki in der Nähe und beobachtete die Beiden mit finſtern Blicken, daß ſie nicht mehr als die gewöhnlichſten Höflichkeitsformeln austauſchen konnten. So ſah ſich Irene, die den Oberſten wirklich leidenſchaftlich liebte, endlich gezwungen zu dem gefährlichen Mittel nächtlicher, heimlicher Zuſammenkünfte zu ſchreiten, welche, wenn ſie bekannt wurden, ihren guten Ruf unfehlbar untergraben und vernichten mußten. Was ſie damit bezwecken wollte, wußte ſie ſelbſt nicht; ſie wollte vor allem andern Zeit gewinnen: der alte Majoruki konnte ſterben, oder es konnte irgend ein unvorhergeſehener Umſtand ihn zu Gunſten Boroſsky's ſtimmen. Für jetzt genügte ihr die Liebe des Oberſten. So ſtanden die Sachen, als durch die nächtliche Auflauerung des Oberſten Rodny und ſeiner Gefährten, die ſich um jeden Preis für ihre Verſchmähung rächen wollten, jene Kataſtrophe herbeigeführt wurde, wegen welcher die ſchöne Eliſe ihrer Locken beraubt und zur beſchleunigten Heimkehr in ihr Vaterland gezwungen wurde, und die ich meinen Leſern ſogleich mittheilen werde.

Die ſchöne Gräfin ſchritt aufgeregt im Zimmer hin und wieder. Sie hatte durch ein Billet Oberſt Boroſsky zu ſich beſchieden, und da ihm dieſe Gunſt während des Tages lange nicht mehr zu Theil geworden, ſo glaubte der Graf, es ſei irgend eine günſtige Veränderung eingetreten und eilte ſo ſchnell als möglich herbei.

Bei ſeinem Eintritte fand er jedoch zu ſeiner größten Ueberraſchung die Dame blaß und in höchſter Aufregung; beſtürzt fragte er: „Mein Gott, was iſt denn vorgefallen?“

„Alexander!“ ſagte die Gräfin, „beinahe wäre Alles verloren geweſen.“

Der Graf war vor Beſtürzung keines Wortes mächtig. Irene fuhr fort: „Durch meine Entſchloſſenheit habe ich jedoch den Sturm glücklich abgelenkt, aber noch iſt nicht alle Gefahr vorüber und ich bedarf Deiner Hilfe, um meine Ehre zu retten.“

„Sprich Irene, du weißt —“

„Ich weiß, daß Du mich liebſt, aber wirſt Du dich auch zu einem Opfer verſtehen?“

„Zu jedem, wenn es Deinen Ruf gilt: aber erzähle doch, ich begreife von all dem ſo viel, als nichts —“

„Du wirſt ſogleich Alles begreifen und den Abgrund ſehen, an deſſen Rande ich ſtehe: geſtern Abends war Ball beim Fürſten Werode. Gleich beim Eintritte bemerkte ich, daß die Frau vom Hauſe, die ſonſt mich immer ausgezeichnet, mit einer Art Verlegenheit mich empfing, und ſobald es ſich thun ließ, mich verließ. Auch ſo manche Andre warf mir einen geringſchätzenden oder ſpöttiſchen Blick zu, als plötzlich mein Vater auf mich zutrat,“meinen Arm in ſeinen nahm und mich in ein Seitengemach führte, das inmitten des feſtlichen Gewühles einſam genug war, und mit von Zorn erſtickter Stimme zu mir ſprach: „Madame, ſeit wie lange pflegen Sie den Beſuch des Grafen Borofsky um Mitternacht auf geheime Weiſe zu empfangen?“ Ich war wie vernichtet und zitterte am ganzen Leibe, aber Dank dem Blute, das in meinen Adern rollt; die Größe der Gefahr gab mir auch meine Entſchloſſenheit zurück und mit bebender Stimme, die aber eben ſo gut meine Entrüſtung verurſacht haben konnte, fragte ich: „Seit wie lange pflegen Sie zu lügen, mein Herr?“ Dieſe kecke Rede rettete mich. Mein Vater trat ſichtlich überraſcht einen Schritt zurück, kreuzte die Arme und ſprach: „Hm, ein Glück, daß es ein Weib iſt, das mir dies geſagt. Aber wiſſen Sie, daß ſie mit mir zugleich fünf Offiziere, ſämmtlich Ehrenmänner, der Lüge beſchuldigen, die mit ihrem Ehrenworte beſtätigen, den Grafen Borofsky bei ſeinem nächtlichen Beſuche geſehen zu haben!“

„Sie ſollen dafür“ — brauſ'te der Oberſt auf, allein Irene fiel ihm in's Wort und ſprach: „Höre mich zu Ende, Alexander! Auf jene Beſchuldigung antwortete ich ſtolz: Die fünf Ehrenmänner hätten wohl etwas Beſſeres thun können, als das Treiben ihres Kameraden auszuſpioniren; doch dies iſt hier gleichgiltig. Es ſcheint — weil denn doch ſchon einmal jene Ehrenmänner ihr Ehrenwort gegeben, — daß Graf Borofsky ſich die Gunſt einer meiner Dienerinnen, einer Zofe, Vorleſerin oder was weiß ich, erwerben, und daß die Dulcinea ihren Don Quixote bei nächtlicher Weile eingelaſſen: ich werde die Sache unterſuchen, das leichtfertige Ding beſtrafen und dem Grafen mein Haus verbieten.“ Mein Vater war in der peinlichſten Verlegenheit; der feſte Ton, mit welchem ich geſprochen, war nicht der einer Ueberwieſenen, er ſtotterte eine Art Entſchuldigung und ſprach: „Verzeihe, mein Kind, es thut mir leid, Dich hart angelaſſen zu haben, aber Du kennſt meine Weiſe und wirſt wohl begreifen, daß jenes Gerücht, weil es denn ſchon nichts anderes iſt, mich bei meiner empfindlichen Seite berührte. Du haſt auf die Sache ein ganz eigenes Licht geworfen und ich ſehe ein, daß Du allerdings Recht haben magſt.“

„Dennoch,“ antwortete ich, „ſchmerzt es mich tief, daß Sie einem Gerüchte, das Ehrenrühriges von Ihrer Tochter ſprach, ſo unbedingt Glauben ſchenken mochten.“

„Beim Bart des Czars,“ antwortete er heftig, „Du thuſt mir Unrecht: habe ich es etwa unbedingt geglaubt? habe ich nicht die alte Miloska, die mir zuerſt die ſaubere Kunde zuflüſterte, beinahe in's Geſicht eine Närrin genannt, aber mußte ich nicht endlich der Sache glauben ſchenken, als mir der Oberſt Rodny die Geſchichte als Augenzeuge beſtätigte und ſie mit ſeinem Ehrenworte verbürgte?“

„Dann muß,“ antwortete ich, „meine Vermuthung die richtige ſein.“

„Höchſt wahrſcheinlich,“ antwortete mein Vater, und es kommt nun Dir zu, ſtrenges Gericht zu halten. Dem Grafen wird auf jeden Fall unſer Haus unterſagt.“

„Natürlich,“ ſagte ich, während mir das Herz im Leibe zitterte, „übrigens glaube ich, wird er ſelbſt ſo vernünftig ſein, weg zu bleiben; die Sache iſt ſchon ſehr bekannt, ſagen Sie?“

„Mehr als zuviel, die fünf Offiziere thun alles Mögliche, um ſie zu verbreiten.“

„O ſchön,“ ſagte ich bitter, „das ganze ſcheint die Folge eines Complottes zu ſein, denn Oberſt Rodny war einſt mein Anbeter und ſcheint ſich nun dafür rächen zu wollen, daß ich ihn verſchmähte.“

„So ſcheint es, wir wollen aber gleich jetzt die Sache erläutern, der Oberſt muß mir vor die Klinge, und ich erkläre öffentlich —“

„Warum nicht gar,“ ſprach ich, indem ich nur zu gut einſah, daß jede zu weit getriebene Erklärung zur Entdeckung führen könnte, „wollen Sie mich nicht der öffentlichen Neugierde Preis geben und den Vorfall, wie vor Gericht, verhandeln; die Ehre Ihrer Tochter, die Ehre der Gräfin Woronetſch, muß ſelbſt über jeden Verdacht erhaben daſtehen. Die ganze Welt wird einſehen, daß, wenn jenes Gerücht Wahrheit wäre dieß zum offenbaren Bruche zwiſchen mir und Ihnen führen müßte, indem Sie ſich alſo vor der Welt noch viel zärtlicher, als ſonſt gegen mich zeigen, widerlegen Sie am beſten die Verleumdung. Dem Grafen Voroſsky wird, wie geſagt, das Haus verboten, und eine von meinen Dienerinnen, die ich als die Schuldige finde, verliert, wie es Sitte iſt, ihr Haar. Dieß wird genügen um jeden Flecken an dem Rufe ihrer Tochter zu tilgen.“

Mein Vater ſchwieg; nach einer Pauſe ſagte er: „Du haſt Recht mein Kind! Und nun meine wiederholte Verſicherung, daß es mir ſehr Leid thut, Dir Unrecht gethan zu haben. Ich bin mit

Deinem Plane vollkommen einverſtanden. Ihr Weiber habt in derlei Dingen mehr Takt, als wir. Gib mir den Arm."

Er nahm meinen Arm in den ſeinigen und wir traten in den Saal zurück. Möglich, daß man erwartet hatte, es werde zwiſchen ihm und mir zu einer Scene kommen; gewiß iſt es, daß uns mancher Blick verwundert anſtarrte, als wir Arm in Arm in der beſten Eintracht dahin ſchritten und mein Vater die zärtlichſten Aufmerkſamkeiten an mich verſchwendete. Nach und nach näherte man ſich uns mehr und mehr, ich nahm meinen ganzen Stolz zuſammen, und an den huldigenden Blicken der Herren ſah ich es, daß ich nicht bald ſo liebenswürdig geweſen ſein mußte, als an dieſem Abende. Wir verließen bald die Soiree, die Fürſtin küßte mich zum Abſchiede mit der gewohnten Freundlichkeit, und ſo iſt wenigſtens die Ehre gerettet. Dieß iſt die Sache, Alexander, und ich erwarte nun von Dir, dem ſtarken Manne Rath und Beiſtand.

Graf Bereſsky ging mit gekreuzten Armen auf und nieder, während Irene ihre Erzählung vollendete. Jetzt blieb er ſtehen und ſprach: „Ich habe Dir viel Kummer verurſacht, Irene, nie hätte ich in jene nächtlichen Zuſammenkünfte willigen ſollen —"

„Mache Dir darüber keine Vorwürfe," ſagte die ſchöne Gräfin, war es doch das einzige Mittel uns zu ſehen. Auch iſt es jetzt nicht an der Zeit das zu bereuen, was geſchehen iſt, ſondern zu ſorgen, daß die Gefahr abgewendet werde; nicht die Vergangenheit, die Zukunft muß uns beſchäftigen."

„Ganz wohl," verſetzte Bereſsky, „jene Herren, die mir höchſt wahrſcheinlich aufgelauert, ſollen nach der Reihe vor die Mündung meiner Piſtolen —"

„Nicht doch!" rief die Gräfin erſchreckt, „wozu würde das führen? Alexander, bedenke; wie leicht, daß unter Fünfen dich Einer tödten könnte. Mein Gott! habe ich nicht genug gelitten, ſoll ich auch noch für Dein Leben zittern müſſen, und wenn Du glücklich als Sieger aus fünf Duellen hervorgehſt, iſt etwa dann meine Ehre gerettet? Würde Dir nicht das Geſetz nachſtellen, würde mein Ruf nicht immer mehr und mehr im Munde der Leute herumgetragen werden? Nein, nein, Alexander!“ fuhr ſie zärtlich fort und legte das ſchöne Haupt an ſeine Bruſt, „Du wirſt Dich nicht ſchlagen, die Kugel die Dich tödtet, würde auch mein Herz durchbohren.“

„Nun aber,“ ſagte der Graf rathlos, „ich ſehe wirklich nicht, was ich von meiner Seite thun ſoll. Du weißt Irene, daß ich für Dich zu jedem Opfer bereit bin; ſprich, beſiehl über mich.“ —

„Wie zwiſchen mir und meinem Vater ausgemacht wurde,“ ſagte die Dame, „mußt Du vor Allem mein Haus meiden.“

Boroſsky biß ſich in die Lippen. „Es iſt freilich unangenehm,“ ſagte er, „daß Graf Boroſsky ſich zum Hauſe hinaus gewieſen ſehen muß, wie ein gemeiner Menſch; man wird ſpötteln und lächeln genug.“

„Alexander,“ ſagte die Gräfin, „wie hart und ungerecht biſt Du!“ Und dabei richtete ſie ihre ſchönen Augen bittend auf ihn. „Leide ich nicht mehr als Du, wenn ich Deine Nähe entbehren muß. Du fürchteſt, daß man über Dich ſpötteln und lächeln möge, und erkennſt nicht, wie ich vor der Beſchimpfung, vor der Vernichtung meines Rufes zu zittern habe. Ach, bei euch Männern nimmt man ſo etwas nicht ſehr genau. Die Männer werden ſagen: Graf Boroſsky hat Glück, und wenn es auch nur eine Dienerin iſt, die Damen werden ziſcheln und lächeln, vielleicht Dich ein mauvais sujet nennen, aber Dich mit eben ſo günſtigen Augen wie ſonſt betrachten; Du verlierſt in den Augen der Welt nichts; es iſt ja nur eine Dienerin, wird man ſagen, und Du genießeſt dieſelbe Achtung wie früher. Wie ganz anders ich! Wenn es je an's Tageslicht käme, daß jene nächtlichen Beſuche mir galten, ſo bin ich entehrt für immer; jede Geſellſchaft verſchließt ſich vor mir, alle meines Geſchlechtes meiden und fliehen mich, und ich ſtehe allein gegenüber dem Hohne der Welt und dem Grimme eines erzürnten Vaters.“

Nach dieſen heftigen Worten warf ſich die ſchöne Gräfin auf einen Divan und ſchluchzte laut. Boroſsky war auf's innigſte bewegt: er umſchlang ſie zärtlich und ſprach beruhigend: „Vergib Irene, daß ich einen Augenblick an mich denken konnte. Ja, mein ſüßes Leben, ich will Alles thun, was Du befiehlſt, ich will Dein Haus meiden; was liegt daran, wenn ſie über mich lachen, weiß ich doch, daß Du mich liebſt und das iſt mir genug.“

„Nicht doch,“ flüſterte die Gräfin, ihre Thränen trocknend. „Ich verlange ja nicht, daß Du mich meiden ſollſt, nur unſer Haus, meine Soireen, wo ohnehin die Augen der Welt beſtändig auf uns ruhten, und wir vergebens einen Augenblick ſuchten, wo wir uns hätten die Hand drücken können, oder ein Wort der Liebe flüſtern; nur die Prunkgemächer, wo mein Vater mit Argusaugen uns beobachtete. Was verlieren wir im Grunde dabei? Im traulichen Gemache bin ich noch immer die Deine. Unſ're geheimen Zuſammenkünfte ſollen nicht unterbrochen werden, nur ſoll größere Vorſicht als bisher angewendet werden.“

„Ja, ſo iſt es, meine Taube,“ ſagte der Graf, „ich füge mich in alle Deine Anordnungen und ſo wollen wir denn in Geduld abwarten, bis irgend ein günſtiger Zufall eine Kriſis in unſ'rem Verhältniſſe herbeiführt.“

Es entſtand eine Pauſe. Der Graf ſchritt wieder im Zimmer auf und nieder. Irene hatte ſichtlich noch etwas auf dem Herzen, aber ſie wußte nicht, wie ſie davon beginnen ſollte und beſchloß zu warten, bis der Graf ſelbſt davon anfangen würde; die Gelegenheit fand ſich bald. Bereſsky blieb ſtehen und fragte: „Und einer Dienerin denkſt Du das Haar abſchneiden zu laſſen?“

„So iſt's,“ antwortete die Gräfin.

„Es iſt freilich hart,“ meinte Bereſsky, „daß eine Unſchuldige eine Strafe dulden ſoll, die ſie auf keinen Fall verdient hat.“

„Was iſt zu machen,“ verſetzte achſelzuckend die Gräfin. „Noth kennt kein Gebot und meine Ehre erfordert es.“

„Auch eine Dienerin hat ihre Ehre,“ ſagte der Graf etwas raſch. Glühende Röthe überflog bei dieſen Worten Irenens ſchönes

Antlitz. „Du haſt,“ ſagte ſie unmuthig, „übergroße Bedenklichkeiten in einer Angelegenheit, die das Glück meines Lebens koſten kann.“

Der Graf ergriff ihre Hand und ſie konnte an ſeinem Geſichte ſehen, daß er einen ſchweren Kampf mit ſeinem Gewiſſen kämpfte; endlich ſagte er: „Irene! Du kennſt meine grenzenloſe Liebe, Du weißt, daß ich für Dich den letzten Tropfen meines Blutes geben würde; aber ich bin Soldat und habe ſeit meinen Jugend-Tagen die Ehre als das Höchſte angeſehen und darum kann ich mich noch immer nicht recht in dieſen Plan finden, durch den ein Unſchuldiger als Verbrecher vor die Welt hingeſtellt werden ſoll, um das Unrecht der Schuldigen zu bemänteln. Nichts deſto weniger muß ich Dir Recht geben, und Du magſt auf das Uebermaß meiner Liebe daraus ſchließen, daß ich mich bereit erkläre, mich in Deinen Willen zu fügen. Uebrigens wird es ja nur eine Leibeigene ſein, die Du zum Opfer wählen wirſt, und dieſes Volk iſt gleichgültig gegen Ehre und Schande.“

Die ſchöne Gräfin heftete ihre dunkelrollenden Augen feſt auf ſein Antlitz, wie der Arzt, deſſen Hand die ſchneidende Lancette trägt, das Angeſicht deſſen prüft, der ſich einer ſchmerzvollen Operation unterzieht; ſie ſah ihn ſo forſchend an, als wollte ſie in den Tiefen ſeiner Seele leſen, dann ſagte ſie langſam in feſtem Tone: „Die Welt iſt zu gut von dem Geſchmacke und dem Schönheitsſinn des Grafen Boroſsky überzeugt, als daß ſie glauben ſollte, einer Leibeigenen zu Liebe habeſt Du nächtlicher Weile mein Haus beſucht. Wie könnte eine dicke rothhaarige Magd aus Volhynien, eine plumpe Dirne aus der Ukraine dem gefallen, der die Bewunderung aller Damen auf ſich zieht!“

Der Graf ſchien das Schmeichelhafte, das in dieſen Worten für ihn lag, ganz zu überhören und antwortete nichts, als ein langgedehntes: „Nun, und?“

„Nun ſo mußte ich mir,“ verſetzte Irene, indem ſie ein Lächeln affectirte und ſich im Divan zurücklehnte, „ein anderes Opfer wählen, wie Du es zu nennen beliebteſt.“

„Ich weiß aber nicht," ſagte er, indem er ſie anſtarrte, „wer in Deinem Hauſe ſich befinde, der zu dieſer Rolle taugte."

„Erinnerſt Du dich an Niemand?"

„Wär' es möglich!" rief er, indem er einen Schritt zurück trat, „doch nein, Du kannſt nicht ſo grauſam ſein. Es iſt nicht möglich!"

„Und dennoch iſt es möglich!" ſagte ſie mit feſter Stimme, „und ich werde ſo grauſam ſein; diejenige von meinen Dienerinnen, die für meinen Plan am beſten paßt, habe ich verurtheilt, ihr Haar zu verlieren und dieß iſt Eliſe, meine Vorleſerin."

Der Graf bedeckte ſein Geſicht ſchmerzlich mit den Händen; aus Irenens Wangen war allgemach alles Blut gewichen; ſie begann nach und nach die Larve zu lüften und ſagte ziemlich ſchneidend: „Ich begreiſe nicht, wie einen Soldaten, der, wenn die Zeitungsberichte nicht lügen, einer der tapferſten war, die Kunde ſo ſehr erſchüttern kann, daß eine Dienerin ihr Haar verlieren ſoll."

Ohne auf dieſen Vorwurf zu achten, rief der Graf: „Heiliger Gott! dieſes ſchöne, goldne Haar ſoll fallen in Schmach und Schande."

„Es ſcheint Sie ſehr zu intereſſiren, dieſes ſchöne, goldne Haar," ſagte die Gräfin bitter.

„Ich müßte ein Stein ſein," antwortete er heftig, „wenn mich dieſes unſchuldige reizende Weſen nicht intereſſiren ſollte."

Das war Irenen genug. Sie hatte mit jener Selbſtbeherrſchung, die nur den Frauen eigen iſt, bis zu dieſem Augenblicke ſich ſanft gezeigt, jetzt aber ließ ſie den Schleier fallen, und das eiferſüchtige Weib trat an die Stelle der Liebenden. Das todtenblaſſe Antlitz, die dunklen, wild fliegenden Locken, die drohende Haltung, der gebieteriſch vorgeſtreckte Arm gaben ihr eine ſchauerliche, dämonenhafte Schönheit, während ihre bleichen Lippen, zitternd vor Grimm ihm die Worte zuriefen: „So, alſo? Sie intereſſirt Dich, die blaſſe Jungfrau aus Deutſchland, und Du ſcheu'ſt Dich nicht, mir es unverhehlen zu bekennen? Du, derſelbe Mann, den ich Hunderten vorgezogen, den ich mit Liebe und Güte überhäuft, den ich angebetet habe. Undankbarer! an den Rand des Verderbens haſt Du mich gebracht, ich habe Dir Alles geopfert, ſelbſt meine Ehre habe ich für Dich auf's Spiel geſetzt, und Du ziehſt mir ein albernes, ſentimentales Ding, eine fade Schwärmerin vor; in demſelben Augenblicke, da Du mich Deiner glühenden Liebe verſicherſt, liebſt Du eine Andre.“

Graf Borofsky ſtand wie eingewurzelt; er hatte bis jetzt in Irenen nur das liebende Weib geſehen, in dieſem Augenblicke aber ließ ſie ihn einen Blick in den Abgrund ihrer Seele thun, vor dem er ſchaudernd erbebte. Aber er war ein ſtarker und ſtolzer Mann, und antwortete ihren heftigen Vorwürfen gelaſſen: „Was ſoll das, Irene? Ich gebe Dir mein Wort, daß ich ſie nicht liebe.“ „So?“ antwortete ſie höhniſch lächelnd, „wer Dir das glaubte. Das deutſche Gänschen war albern genug, ſich mir zu Füßen zu werfen und mir jenes nächtliche Abenteuer zu erzählen, wo der Herr Graf ſich in die Kammer der goldgelockten Jungfrau verirrte; haſt Du ihr da etwa nicht geſagt, daß Du ſie liebſt, pfui! Du ſollteſt doch wenigſtens nicht lügen.“

Die Stirnader des Grafen ſchwoll an, und er antwortete heftig: „Gerade der Umſtand, daß ſie jenes unſelige Zuſammentreffen, wo ich von Uebermuth und der Macht des Augenblickes hingeriſſen wurde, Dir erzählte, gerade dieſer Umſtand muß Dir den Beweis liefern, daß jenes Weſen, dem Du ſo ungeheure Schmach zugedacht haſt, ein edles, unſchuldiges Geſchöpf iſt. Bei Gott, ihre Tugend iſt ſo groß, daß Du dir von derſelben keinen Begriff machen kannſt, und hinter ihrer Tugend — “

Er hielt inne. „Nun ſo vollenden Sie doch,“ ſagte die Gräfin ingrimmig, „hinter ihrer Tugend bleibt die meinige weit zurück. O ſchön, ſchön!“ fuhr ſie fort, immer heftiger werdend, einer ſchönen Furie ähnlich, „und das ſagt mir jener Mann, dem ich Alles geopfert. Natürlich, der Don Juan iſt meiner bereits ſatt, die glübende Liebe behagt ihm nicht mehr, er will es einmal mit ſentimentaler Zimperlichkeit verſuchen.“

„Madame,“ ſagte der Graf ſtolz, „Sie reden irre.“

„Thue ich das?“ eiferte ſie, während glühende Thränen des Zornes über ihre Wangen rollten, und wäre es denn ein Wunder, wenn ich wahnſinnig würde vor Zorn und Schmerz. Aber hüten Sie ſich, mein Herr, noch iſt Ihr Spiel nicht gewonnen und die Puppe, die Gnade vor Ihren Augen gefunden hat, ſoll verſtümmelt werden. Wir wollen doch ſehen, ob Sie die Entehrte noch zu lieben wagen.“

„Irene!“ ſagte er, und ſeine Stimme klang ſo ſanft, als es bei ſeiner Aufregung möglich war, „ich will Alles vergeſſen, was Du mir jetzt geſagt; aber nun höre ein Wort der Vernunft: laſſe Dir meine Verſicherung genügen, daß ich Eliſen nicht liebe, aber übe nicht ein himmelſchreiendes Unrecht, trete nicht die Unſchuld in den Staub und bewahre jenen frommen Engel vor der Schande.“

Es iſt gewiß, daß keine Leidenſchaft ſo furchtbar iſt, als Eiferſucht. Selbſt in dieſen ſanften Worten, die dem ſtolzen Manne Ueberwindung genug gekoſtet hatten, lag für das von Eiferſucht glühende Weib neuer Stoff zur Ueberzeugung, und in demſelben leidenſchaftlichen Tone fuhr ſie fort: „Ein Engel! gut, aber der Engel iſt in meiner Gewalt und ſo mögen Sie denn wiſſen, mein Herr, daß der Zorn und die Rache eines beleidigten, zurückgeſetzten Weibes keine Schranken kennt. Ja, vernehmen Sie es: nicht deßhalb, weil es galt, meine Ehre zu retten, fällt ihr Haar; o, es hätte ſich ſchon ein Zöfchen finden laſſen, das hübſch genug geweſen wäre, um im Nothfalle für das Liebchen des Herrn Grafen zu gelten, nicht deßhalb wird ſie geopfert; nein aus Eiferſucht, hören Sie es, aus Eiferſucht, weil Sie es gewagt, ſie zu lieben, trifft ſie die Schmach, und jene ſchönen goldnen Locken, die Ihr Herz dem meinigen abgewandt und es als Zauberketten umſchlungen, fallen unter der Schere der Entehrung; und ſo erreiche ich einen doppelten Zweck; ich rette meine Ehre, die durch Sie beinahe zu Grunde gegangen wäre, und beſtrafe Sie zugleich für Ihre Untreue, indem ich Ihr Liebchen des ſchönſten Schmuckes beraube und der Schande Preis gebe."

Das war dem Grafen zu viel, nie hätte er gedacht, daß ſo viel Wuth und Rache in der Seele eines Weibes Platz habe; ſie kam ihm in dieſem Augenblicke vor wie eine prächtige, dufterfüllte Purpurblüte, die aber voll iſt des tödtlichſten Giftes; er antwortete finſter und mit verſchränkten Armen: „Madame, Sie werden Ihr grauſames Vorhaben nicht ausführen."

„Nicht?" fragte ſie höhniſch, „und darf man wohl wiſſen, wer mich daran verhindern wird?"

„Ich!" ſagte er ruhig.

„Das heißt mit andern Worten, Sie wollen es aller Welt ſagen, daß ich es war, die Sie um Mitternacht beſuchten, und daß mithin die Vorleſerin es nicht geweſen ſein kann."

„Sie wiſſen es wohl, daß nur ein niederträchtiger Bube ſo handeln könnte und eben ſo wohl ſind Sie überzeugt, daß jede Niederträchtigkeit meinem Herzen fremd iſt. Aber es gibt ein anderes Mittel; Eliſe iſt keine Leibeigene."

„Aber doch meine Dienerin."

„Ich nehme Sie unter meinen Schutz."

„Zu ſpät. Meine Befehle pflegen in demſelben Augenblicke vollzogen zu werden, als ich ſie zu geben beliebe."

„Alſo bereits geſchehen?" fragte der Graf erblaſſend.

„So iſt's," antwortete die Dame kalt, und zog an der Klingel. Ivan trat ein und die Gräfin ſprach zu Bereſsky: „Sie können ſich ſelbſt überzeugen; Ivan war mit der Vollziehung meines Befehles beauftragt."

„Sprich" wendete ſich der Graf an den Diener, „du haſt es geſehen, als Eliſe ihrer Locken beraubt wurde?"

„Ach, nicht nur geſehen, ich habe ihr ja mit meinen eigenen Händen die ſchönen Haare abgeſchnitten."

„Alſo wirklich," ſagte der Graf mit einem tiefen Seufzer, ,und wie benahm ſie ſich dabei?"

„Wie ein Lamm; aber bittre Thränen vergoß ſie, als das Eiſen ſo unbarmherzig die prächtigen Locken hinwegmähte; es war ein rechter Jammer und weiß Gott, mir alten Narren gingen die Augen über wie einem neunjährigen Schulknaben."

„Ich glaube beinahe," ſagte die Gräfin ſpöttiſch in franzöſiſcher Sprache zu Boroſsky, „ich glaube beinahe der alte Tölpel iſt auch in das blonde Gänschen verliebt; nun da haben Sie einen würdigen Nebenbuhler, Herr Graf!"

Dieſer war über dieſe herzloſen Worte im Innerſten empört, und die dünnen Fäden, mit welchen er noch an dem einſt ſo heiß geliebten Weibe hing, wurden immer lockerer. Ohne ihr zu antworten, ſprach er zu Ivan: „Führe mich zu ihr, ſie iſt unſchuldig. Alles beruht auf einem Mißverſtändniſſe."

„Nun ſo ſei Gott gelobt!" rief Ivan freudig aufathmend, „ich habe es ja ſelbſt nimmer glauben mögen, daß ſie ſtrafbar ſein könne; nicht wahr, Gospodina," ſagte er zur Gräfin, „Du wirſt ihr eine Ehrenerklärung nachſchicken?"

„Du biſt ein Narr," ſagte Irene, ſich unmuthig umwendend.

„Iſt ſie fort?" fragte der Graf überraſcht.

„Bereits ſeit einer Stunde," antwortete Ivan.

„Und du haſt mir nicht's geſagt?" zürnte die Gräfin.

„Verzeihe, Gospodina," flehte der Alte demüthig, „aber Du hatteſt mir verboten einzutreten, bevor Du klingeln würdeſt, und ſo habe ich gewagt —"

„Aber," unterbrach die Gräfin den Geſchwätzigen, „wie konnte ſie fort, ſie hat ihren Lohn nicht bezogen, es fehlt ihr an den nöthigen Papieren?" —

„Sie machte einen Gang durch die Stadt, nach ein paar Stunden kam ſie zurück und beurlaubte ſich von uns. Auf den Lohn verzichte ſie, trug ſie mir auf, Dir zu ſagen und ſie habe Dir verziehen."

„Geh', alter Narr!" herrſchte ihm die Gospodina zu

Der Alte entfernte ſich ſchweigend. Irene wandte ſich an den Grafen und ſprach: „Sie ſehen, daß ihre Bemühungen umſonſt ſind; der Engel, wie Sie das Mädchen zu nennen belieben, hat wahrſcheinlich einen guten Freund, der ihr fort geholfen hat. Bereits haben meine Leute und die Menſchen auf der Straße ſie mit abgeſchnittenem Haare geſehen. Dies iſt nun einmal nicht zu ändern. Ich glaube, es wäre alſo am beſten, ſie vor den Augen der Welt als die Schuldige gelten zu laſſen, widrigenfalls ich eine And're von meinen Dienerinnen zum neuen Opfer wählen müßte, da Sie doch wahrſcheinlich nicht ſo undankbar ſein werden, mich einer Blame auszuſetzen."

Der Graf verneigte ſich ſchweigend.

Irenen war mit Eliſens Entfernung ein Stein vom Herzen gefallen; ſie dachte, die Welt würde nun doch einmal die Verleſerin für die Schuldige halten und zugleich kannte ſie Eliſen zu wohl, als daß ſie nicht hätte wiſſen ſollen, daß dieſelbe nicht länger in Petersburg verweilen, und mithin dem Grafen keine Gelegenheit geben würde ſeine Bewerbungen fortzuſetzen. Sie ſprach daher im ſanfteſten, zärtlichſten Tone, der gegen ihren vorigen leidenſchaftlich erbitterten ſonderbar abſtach: „Da nun die Urſache unſeres Zwiſtes entfernt iſt, ſo glaube ich, könnten wir Frieden ſchließen," und ſie reichte ihm die kleine, weiße Hand; allein ihr Blut erſtarrte zu Eis, als er die dargebotene nicht annahm, ſondern nach ſeinem Hute griff und ſich tief verneigend kalt und höflich die Worte ſprach: „Leben Sie wohl, Madame!"

Er ging. Sie wollte ihn zurückrufen; allein Stolz und Eitelkeit flüſterten ihr zu, er werde wohl von ſelbſt wieder kommen. Nichtsdeſtoweniger war ihr Herz voll banger Ahnungen, und ſie lehnte ſich auf den Divan zurück und weinte. Eine gute Stunde mochte ſie in dieſem Zuſtande gelegen haben, als ſie durch einen Beſuch ihres Vaters überraſcht wurde. Schnell trocknete ſie ihre Thränen und der alte Herr rief polternd: „Guten Tag, Irenchen! Du ſcheinſt verdammt ſchnell zu Werke zu geh'n. Bereits haben die Leute

Deine Vorleſerin mit abgeſchnittenen Haaren geſehen. Was iſt's mit dem Grafen?"

„Auch ihn habe ich bereits zu mir beſchieden und ihm den Zutritt zu meinen Soireen abgeſagt."

„Bravo!" ſchmunzelte der Alte. „Du biſt ein prächtiges Weib."

Ein Diener brachte ein Billet. Es war von Borofsky. Irene erbrach es eilig, ſie zitterte ahnungsvoll am ganzen Leibe und las mit mühſam behaupteter Faſſung:

Madame!

„Die Scene, die heute zwiſchen uns vorgefallen, ließ mich einen Blick in Ihre Seele thun, der mich mit Schrecken erfüllte. Nimmer hätte ich geglaubt, daß ein Weib aus Liebe, — doch was ſage ich Liebe — aus Eiferſucht ein unſchuldiges Geſchöpf der Schande preis geben könnte. Ich halte es nun für die Aufgabe meines Lebens, jenem unglücklichen Mädchen für die zugefügte Kränkung ſo viel als möglich Genüge zu leiſten. Zwiſchen uns iſt Alles vorbei; ich kann ein Weib nicht lieben, das eines ſolchen Haſſes fähig iſt. Ich hoffe, Sie werden mich bald vergeſſen; ich verlaſſe Petersburg und gehe als Attaché an einen deutſchen Hof. Ihre Ehre iſt gerettet, vor den Augen der Welt gewiß, ob auch vor Ihrem Gewiſſen, das überlaſſe ich Ihrem Ermeſſen. Auf meine Discretion können Sie vollkommen rechnen. Leben Sie wohl!"

Alexander, Graf Borofsky.

Irene war zernichtet. Sie zerriß daß Billet in tauſend kleine Stückchen, ſo daß der alte Graf neugierig fragte, was denn in dem Briefchen geſtanden.

„Es iſt ein Billet pour prendre congé," ſagte Irene, die letzten Kräfte aufbietend, „Graf Borofsky empfiehlt ſich, er geht nach Deutſchland."

„Bravo!" jubelte der Alte, „ſo haben wir den ungebetenen Freiwerber doch endlich los!" Aber ſeine Freude verwandelte ſich in jähen Schrecken, und er rief aus Leibeskräften um Hilfe, als die ſchöne Gräfin plötzlich ohnmächtig zu Boden ſank.

4.

Auf dem Börſeplatze zu Lübeck ſtand ein alter Herr, der mit freudiger Neugierde die Häuſer und die Menſchen muſterte, während von Zeit zu Zeit ein halb wehmüthiges Lächeln ſeine ehrwürdigen Züge überflog. Er ſchien auf Jemand zu warten, und wirklich trat bald darauf aus der Börſe ein junger, ſchöner Mann auf ihn zu, und ſprach: „Guten Tag, Herr Warburg; entſchuldigen Sie, wenn ich Sie warten ließ, aber Sie wiſſen ja, wie es auf der Börſe zugeht. Nun aber wollen wir gleich nach Hauſe, die Suppe wird ſchon auf uns warten, und meine Mutter und meine Verlobte halten ſtrenge darauf, daß Punct vier Uhr geſpeiſ't werde."

„Gut, ſehr gut!" ſchmunzelte der Alte ſich die Hände reibend, „weiß Gott, die ungewohnte deutſche Luft hat mir tüchtig Hunger gemacht, und ich ſehne mich nach einem Teller Suppe. Ihre Verlobte, ſagten Sie? Ich dächte, Sie wären ſchon lange verheirathet, Herr Ellers.

„Wäre wohl ſchon geſchehen, aber wir wollen den Geburtstag meiner Mutter abwarten, der binnen vierzehn Tagen fällt."

„Schön," ſagte Herr Warburg freundlich, „gratulire von ganzem Herzen und wünſche alles Glück zum heiligen Eheſtande."

„Ja, ich werde glücklich ſein," rief Ellers mit leuchtenden Augen, „meine Eliſe iſt das edelſte, liebenswürdigſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden."

Der alte Herr nahm eine Priſe. „Und was beſitzt ſie im Vermögen?" fragte er.

„Nichts," antwortete Ellers, „aber einſt bildete ihr Vermögen einen wichtigen Theil des Fondes in unſrem Hauſe; als jenes Unglück eintrat, als wir Bankerot anſagen mußten, verlor auch ſie ihre ganze Habe, und ſo iſt jetzt, da ich wieder reich geworden bin, meine heiligſte Pflicht, ihr das Verlorne nach Kräften zu erſetzen."

„Bravo," rief Warburg, den jungen Mann gerührt auf die Schulter klopfend „Sie handeln, wie ein rechtſchaffener Mann und wie ein Deutſcher. Bei Gott, mir geht das Herz weit auf in der lieben Heimat. Wenn man ſo ein paar Dutzend Jahre in der Fremde gelebt, da lernt man erſt das liebe, deutſche Land ſchätzen, und mich alten Knaben hat das Heimweh in meinem ſechzigſten Jahre noch aus Petersburg getrieben und zu Schiff gejagt."

„Auch Eliſe war in Petersburg," ſagte der junge Kaufmann.

„So? Nun da wird ſich's ja prächtig plaudern laſſen: geben Sie nur Acht, daß ich Ihnen Ihre Verlobte nicht untreu mache."

Ellers lächelte, und ſo kamen die Beiden unter wechſelſeitigem Geſpräche langſam vorwärts; denn der alte Herr blieb vor jedem Hauſe ſtehen und erzählte, wie es hier vor dreißig Jahren ausgeſehen habe. Endlich gelangten ſie vor ein nettes Haus, weiß angeſtrichen, mit freundlichen grünen Jalouſien und Ellers erklärte, ſie wären zu Hauſe. Sie traten in die Hausflur und trafen hier des jungen Kaufmanns Mutter, die, freudig überraſcht, in Herrn Warburg einen alten Bekannten aus längſt entſchwundenen Tagen erkannte, und die alte Frau ſchüttelte unter Thränen lächelnd ihm treuherzig die Hand, während auch der alte Herr ganz abſonderliche Geſichter ſchnitt und ſchlechte Witze machte, um nicht gleichfalls zu weinen. Indeſſen hatte der junge Kaufmann ſeine Verlobte geholt und ſtellte ſie Herrn Warburg vor. Erſchrocken trat dieſer zurück, denn er erkannte augenblicklich das ſchöne Mädchen mit den abgeſchnittenen Locken, welches vor wenig Monaten auf ſeiner Schreibſtube erſchienen war. Auch Eliſe erbleichte mächtig und war nahe daran umzuſinken, doch der alte Herr hatte ſich ſchnell gefaßt, ergriff ihre Hand und gab durch eine jener Höflichkeitsformeln, welche, obwohl leeres Stroh auf dem reichen Felde der Sprache, doch manchmal einen günſtigen Ausweg aus einer Verlegenheit bieten, der Beſtürzten die Faſſung zurück.

Man ſetzte ſich zum Speiſen. Eliſe war einſilbig: deſto mehr plauderte die Mutter von den alten Zeiten und Ellers von den zukünftigen; auch der alte Herr war geſprächig und that ſich Gewalt an heiter zu ſcheinen, und ſo ging die Stunde der Mahlzeit vorüber und **Ellers** bat **Eliſen**, den Kaffee in die Laube tragen zu laſſen; **Eliſe** entfernte ſich ſchweigend; die Herren begaben ſich in das kleine Gärtchen hinter dem Hauſe, und bald ſtand der ſchwarze duftige Trank der Bohne von Mekka vor ihnen und neben demſelben die köſtlichſten Cigarren von Havannah. Die Herren waren allein.

„Nun, was ſagen Sie zu meiner **Eliſe**?“ fragte **Ellers**, indem er ſich eine Cigarre anzündete.

Der alte **Warburg** antwortete nicht ſogleich, ſondern folgte dem Beiſpiele des jungen Kaufmannes, blies einige blaue Wölkchen in die Luft und begann dann langſam und feierlich: „Lieber Herr **Ellers**, ich war ein treuer Freund Ihres Vaters, und glauben Sie, daß ich auch von ganzem Herzen der Ihrige bin. Ich bin ein alter Mann und könnte wohl ſchweigen, aber ich habe etwas auf dem Herzen und ich halte es für meine Pflicht, Sie nicht zu betriegen, ſondern Ihnen die Wahrheit mitzutheilen.“

Verwundert über dieſen Eingang, nahm **Ellers** die Cigarre aus dem Munde und ſah den Alten betroffen an.

Dieſer ſprach weiter: „Ihre Verlobte iſt ein liebliches Geſchöpf, aber Eines fiel mir an ihr auf. Warum trägt ſie, da ihr die Natur ſo ſchöne Locken gegeben, dieſelben kurz abgeſchnitten?“

„In Folge einer Krankheit,“ antwortete **Ellers**, „die in Rußland einheimiſch iſt, wie Sie ja ſelbſt wiſſen müſſen.“

„Hat ſie Ihnen das geſagt?“ ſprach der alte Herr, den Kopf ſchüttelnd, „ſo hat ſie Ihnen vielleicht auch geſagt, wie die Krankheit heißt?“

„Nun?“ fragte **Ellers** erwartungsvoll.

„Diebſtahl oder Unzucht,“ ſagte **Warburg** nachdrücklich.

Ellers zuckte zuſammen wie vor einem electriſchen Schlage. Aus ſeinen Wangen wich alles Blut, und die Cigarre entſank ſeinem zitternden Munde, der nur leiſe die Worte heraus ſtoßen konnte: „Es iſt nicht möglich.“

„Leider,“ antwortete der Alte, „iſt es möglich; denn zum

Glücke oder Unglücke, bin ich im Stande, Ihnen Aufſchluß zu geben. Geſtohlen hat ſie ſicher nicht, alſo muß es das Andre ſein, und ſie kam vor wenig Monaten zu mir und erſuchte mich, ihr als einer Deutſchen das Geld zur Ueberfahrt vorzuſchießen, und kurz bevor ich ſelbſt abreiſ'te, erhielt ich das Geliehene mit einem Schreiben, das ich hier zufällig in meiner Brieftaſche trage."

Mechaniſch nahm Ellers den dargebotenen Brief. „Eliſens Handſchrift!" murmelte er, ſich kraftlos im Stuhle zurücklehnend.

„Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, Herr Ellers!" ſagte der Alte, ihn gerührt betrachtend.

„Betrogen! So ſchändlich betrogen," rief der Arme, ſein Geſicht bedeckend.

„Herr Ellers, ſeien Sie kein Kind," ſprach der alte Herr ſehr ernſt, „ich habe Ihnen die Schattenſeite gezeigt, denn ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen die Wahrheit zu ſagen, damit Sie nicht unwiſſentlich einen Schritt thäten, der, wenn Sie erſt ſpäter zur Kenntniß der Wahrheit gelangten, Sie offenbar unglücklich machen müßte; ich war es Ihrer Ehre ſchuldig. Nun aber hören Sie weiter. Als Ihre Verlobte zu mir kam, war ſie ihn Thränen, bleich und von der tiefſten Reue erfüllt, ſie war ſo liebenswürdig, daß ſelbſt ich alter Knabe von ihrer Anmuth bezaubert wurde. Bedenken Sie, daß ſo viele Liebenswürdigkeit allen Verſuchungen der großen Welt ausgeſetzt war, bedenken Sie, daß Eliſe allein in einer Stadt war, in der die Elite der Männer beiſammen, daß ſie allein, hilflos und unbeſchützt in einem Lande war, deſſen Sprache ſie nicht einmal kannte; Herr Ellers, Sie müſſen ihr verzeihen."

Der junge Kaufmann verharrte mit geſenktem Haupte in ſeinem Schweigen. Der Alte fuhr immer ernſter fort: „Herr Ellers, auch Sie werden Manches gethan haben, deſſen Erinnerung Sie gern aus dem Schuldbuche Ihres Lebens auslöſchen möchten; auch Sie werden ſo manchen Tag gehabt haben, an dem Sie im Winde des Schickſals, wie ein Rohr hin und her ſchwankend, nicht wußten, welche Seite die rechte. Und Sie ſind ein Mann, ein ſtarker, von

Grundſätzen getragener Mann; Eliſe aber iſt ein ſchwaches Mädchen, ſie war abgeſchnitten von der Heimat in der unwirthlichen Fremde; kein Freund, kein Vater ſagte ihr: das iſt das Rechte! kein Bruder bot ihr die helfende Hand; und Sie wollen gegen ſie ungerechter ſein, als gegen ſich ſelbſt? Herr Ellers, Sie müſſen ihr verzeihen!"

Der junge Kaufmann ſchwieg noch immer hartnäckig, und der Alte fuhr mit erhabener, faſt begeiſterter Stimme fort: „Gott iſt der Reinſte und er verzeiht: und der Menſch, der ſo viel Schwaches an ſich hat, ſollte nicht verzeihen können? Sagten Sie nicht ſelbſt, Eliſe habe ihr ganzes Vermögen in der Faillite Ihres Hauſes verloren? Nun denn, wer iſt denn Schuld, daß ſie zum Dienen gezwungen wurde, wer hat ſie aus der theuren Heimat vertrieben in die unſelige Fremde? Vielleicht wäre ſie jetzt eine glückliche Frau und Mutter, und daſſelbe Geſchöpf, das durch Sie Alles verloren hat, wollen Sie jetzt verlaſſen und mit gebrochenem Herzen dem Elende preis geben? Sie haben eine große, eine ungeheure Schuld zu tilgen; Herr Ellers, Sie werden und müſſen verzeihen!"

Der junge Kaufmann ſprang auf, fiel dem Alten um den Hals, und rief: „Ja, ich will verzeihen und möge mir Gott einſt meine Sünden eben ſo vergeben. Und wäre ſie tauſendmal ſchuldig, Eliſe bleibt doch der Stern, der Engel meines Lebens; kommen Sie, kommen Sie ſchnell, daß wir zu ihr eilen und ſie um Verzeihung anflehen."

Der alte Herr drückte ihm die Hand; „ſo iſt's recht," ſprach er, „aber am beſten thun Sie, wenn Sie über die ganze Geſchichte gegen Eliſen ſchweigen. Sie würden ihr doch nur eine arge Beſchämung bereiten."

„Sie haben Recht, und ich will zehnmal freundlicher gegen ſie ſein, um ſie ja nichts von unſerem Geſpräche ahnen zu laſſen."

„Nun, ſo gehen wir in Gottesnamen zu ihr," ſagte der Alte, „mir iſt das Herz leicht und froh, daß ich einmal etwas Gutes geſtiftet habe."

Die beiden Herren begaben ſich auf Eliſens Zimmer; es war — leer; auf einem Tiſchchen lag ein Zettel, Ellers nahm ihn, aber kaum hatte er ihn überflogen, als er zuſammenbrechend auf einen Seſſel ſank und wie ein Kind ſchluchzte; beſtürzt ergriff Warburg den Zettel und las:

Mein Heinrich!

„Ich habe vom Fenſter aus Euer Geſpräch in der Laube belauſcht; ich ſah Dich erbleichen und zurückſinken, und erkannte, daß nun Alles vorbei. Heinrich, beim ewigen Gott, vor deſſen Richterſtuhle ich ſtehe, wenn Du dieſe Zeilen lieſt, — ich bin unſchuldig; aber der Schein iſt gegen mich, und ich habe kein Mittel mich zu rechtfertigen. Selbſt wenn Du großmüthig genug wäreſt, mich, die Du nun einmal für eine Entehrte halten mußt, dennoch zu ehelichen, ſo würde ich dieß immer für eine Großmuth, nie aber für Liebe halten. Ich kenne Dich zu gut, als daß ich nicht wiſſen ſollte, daß Du kein Weib der Schande nehmen magſt. Mir ſollen die Fluten der Trave ein Grab geben. Gott wird mir verzeihen, er wird Dich und die Mutter ſegnen, lebet wohl!"

Eliſe.

Der alte Mann legte mit zitternder Hand den Zettel nieder, faltete die Hände und blickte wehmüthig gegen Himmel während die hellen Thränen über ſeine Wangen herabliefen, dann ſprach er leiſe: „Mein Herr und Gott! wenn ſie wahr ſpricht und wirklich unſchuldig iſt, dann habe ich ein ſchweres Unrecht gethan, und muß mit einer großen Sünde belaſtet zur Grube fahren."

Da öffnete ſich die Thür und herein trat ein hoher, ſtattlicher Mann, in der Uniform eines ruſſiſchen Oberſten und an ſeinem Arme hing — Eliſe, bleich, wie eine welke Lilie. Der Oberſt zog den Hut und ſprach: „Meine Herren! Ich bin hier, um mich ſelbſt anzuklagen —"

Er konnte nicht ausreden. Ellers ſprang wie ein Wahnſinniger auf Eliſen zu, und fiel ihr zu Füßen: „Eliſe!" rief er, „Du lebſt, ſo ſei Gott gedankt in alle Ewigkeit;" der alte Herr konnte kein Wort ſprechen, aber der Oberſt fuhr fort: „Auch ich danke dem Himmel, als für eine unverdiente Gnade, daß er mich im rechten Augenblicke herbeiführte, um das größte Unglück zu verhüten, als ich dieſen Engel verzweifelnd am Ufer der Trave gewahrte, da ahnte ich nicht, als ich mit Windeseile hinzuflog, daß ich eben jenes Mädchen retten würde, welches ich, wiewohl wider Willen, ins Unglück gebracht habe.“

Und nun erzählte er die ganze Geſchichte, die wir bereits kennen, ohne das Geringſte zu verſchweigen; als er damit zu Ende war, fiel Ellers von Neuem vor Elſen auf die Knie und rief: „Kannſt Du mir verzeihen, Elſe?“

„Haſt Du mir nicht früher verziehen,“ ſagte ſie unter Thränen lächelnd, „da Du mich für ſchuldig hielteſt?“

Inzwiſchen kam auch die Mutter herbeigetrippelt, die von dem ganzen Vorfalle nichts ahnte. Als ſie die beiden Arm in Arm gewahrte, ſprach ſie: „So iſt's recht, was wollt Ihr warten bis an meinen Geburtstag; wer weiß, ob die Herren noch Zeit haben in vierzehn Tagen, und das wären mir ein Paar recht liebe Zeugen, und ſo wollen wir denn in Gottesnamen gleich heute Verlobung halten.“

König Dagobert und ſeine Hunde.

Todtſiech ſaß König Dagobert,
Er ſaß auf gold'nem Thron,
Zu Füßen lag ihm Stab und Schwert
Sein Haupt umfing die Kron'.

Und auf des Thrones Stufen ruht
Sein treues Rüdenpaar,
Und Kronenglanz und Abendglut
Umſtrahlt des Greiſes Haar.

Es ſtehen ſeine Mannen all'
Der Halle Raum entlang;
Vom Münſter dröhnet Glockenſchall,
Und dumpfer Orgelklang.

Und zitternd hebt der Greis den Blick
Empor zum Abendroth,
Und ſchließt das Aug' und ſinkt zurück; —
Da meinten ſie ihn todt.

Da flammt noch einmal in lichtem Strahl
Hell auf ſein trüber Blick;
Da flutet in's Herz zum letzten Mal
Sein ſtockend Blut zurück.

Sein Auge ſpäht nach ſeinem Sohn,
Und ſieh, der Saal iſt leer;
Er ſucht, er greift nach ſeiner Kron',
Und findet ſie nicht mehr.

Kein Laut rings, nur ſein Rüdenpaar,
Das ſchnuppert ihn freundlich an,
Da faßt er's erſt, da wird ihm's klar,
Er ſei ein todter Mann.

Da wogt in des welken Buſens Raum
Empor ein Meer von Schmerz;
Da träumt ſeines ganzen Lebens Traum
Zurück ſein zuckend Herz.

Nach ihren treuen Augen ſpäht
Sein Blick von Nacht umflort,
Und von den bleichen Lippen weht
Hinſterbend dieſes Wort:

„Es ſtrahlt kein Tag ſo hell, ſo licht,
„Er geht zu End' einmal;
„Es grünt kein Buchenwald ſo dicht,
„Der Herbſtwind macht ihn kahl!“

„Kein Becher ſchwillt von ſo ſüßem Schaum,
„Er wird doch einmal leer;
„Es hegt kein Herz ſo lieben Traum,
„Am Ende träumt's nicht mehr.“

„Es ſtrahlt keine Krone hell genug,
„Am End' verliſcht ihr Schein;
„Es iſt kein Freund ſo treu, ſo klug,
„Es muß geſchieden ſein.“

Er ſprach's, liebkoſt ſein Rüdenpaar
Noch einmal und ſinkt zurück;
Und diesmal war ſein Sterben wahr,
Und diesmal brach ſein Blick.

Wie bald, was heiß er oft erfaßt
In Nebelduft zerrann,
Wie er geliebt, wie er gehaßt,
Und Alles war nur Wahn.

Wie ſelten Freude ihn entzückt
Und ſchwand dahin ſo ſchnell,
Wie hart die Kron' ihn oft gedrückt
Und glänzte doch ſo hell;

Das Alles wie dunkler Gnomen Schaar
Zog wirr an ihm vorbei;
Da ſah ſein brechend Auge klar,
Daß Alles eitel ſei.

Zu ſeinen Hunden treu und gut,
Hat ſich ſein Blick gewandt,
Liebkoſend auf ihren Scheiteln ruht
Des Greiſes welke Hand.

Sein Erbe tritt hinan zum Thron,
Und greift nach Schwert und Stab
Und langt empor und nimmt die Kron'
Dem bleichen Vater ab.

Und aus der Halle ſchreitet er
Mit ſeiner gold'nen Laſt;
Der Menge Schwall, ein wogend Meer
Drängt nach in ſtummer Haſt.

Nicht einer weilte; nebelgleich
Brach Dämmerung herein,
Der greiſe König ſtill und bleich
Saß einſam und allein.

Nur ſeine Hunde, treu und klug,
Die hielten bei ihm Stand,
Und lauſchten auf ſeinen Athemzug
Und leckten ihm Mund und Hand.

Halm.

◆

1.

Das ewige Licht.

Die Alten gaben ihren todten Lieben
Ein brennend Licht, ſo ließ man, mit in's Grab:
Und unverloſchen iſt ſolch' Licht geblieben,
Lief auch ſo manch' Jahrhundert drüber ab

Wenn ſpäte Neugier dann die Marmordecke
Hinweghob von dem langverſchloſſ'nen Haus,
So glomm noch matt das Licht in dunkler Ecke,
Und an der freien Luft erſt ging es aus.

So wird ein Schmerz, mein treues Licht auf Erden,
Ein Schmerz, den Niemand ahnt und Niemand kennt,
Dereinſtens auch mit mir begraben werden,
Ein Licht, das ſelbſt im Tode weiterbrennt.

Ein Licht, das mir in all' den langen Nächten
Des Grabes leuchten wird, ein ewig Licht,
Bis endlich einſt am Tage der Gerechten
Des Engels Hand auch meinen Sarg zerbricht.

Der blickt dann lächelnd wohl auf mich hernieder,
Wenn er das Licht erkennt in meiner Gruft;
Das aber wird aufflackern nun und wieder,
Und dann verlöſchen da' — in freier Luft!

J. G. Seidl

2.

Das wunde Herz.

Die Königstochter ſeufzet:
„Ich fühl' es zu dieſer Stund',
„Es iſt um mein junges Leben geſcheh'n,
„Mein Herz iſt gar zu wund.

„Es ſitzet zu tief darinnen
„Der Dorn der Liebe ſo ſcharf,
„Und was ich will, das darf ich nicht,
„Und will nicht, was ich darf.

„Und ſo lang ich in meinem Buſen
„Muß tragen dies Herz ſo wund,
„Wird nimmer die Sterne mir heiter ſein,
„Wird nimmer lächeln mein Mund!" —

Die Aerzte kommen und gehen,
Es gilt eines Königs Dank:
Jedoch für ein liebewundes Herz
Gibt's weder Kraut, noch Trank.

Und ehe zwölf Monden verrinnen,
Iſt große Klag' im Reich:
Des König's junge Tochter liegt
Auf ihrem Lager ſo bleich.

Selbſt Mund und Stirne der Todten
Entſtellt noch tiefer Schmerz:
Da nehmen die Aerzt' ihr aus der Bruſt
Das kalte, wunde Herz;

Und legen es wohldurchbalſamt
In einen kryſtallenen Schrein
Und Mönche tragen es in die Gruft
Und ſingen es ſegnend ein.

Dann wird auf Purpurkiſſen
Die Leiche zur Schau geſtellt:
Da liegt die liebliche Frau'ngeſtalt
Von Fakelſchein erhellt.

Und ſiehe, nun iſt die Stirne
Der heiterſten Ruhe Bild:
Und ſiehe nun ſpielt um den holden Mund
Ein Lächeln friedlich und mild.

Im ganzen ſchönen Antlitz'
Kein leiſer Zug von Schmerz:
Sie hat es ja los, was ſie gequält,
Ihr armes, wundes — Herz.

J. G. Seidl.

◆

Die Mutter.

Zur Bauernwitwe Marthe trat
Die reiche Walter aus der Stadt.
„Ich hör,“ ſpricht ſie, „Ihr lebt in Noth,
Seid manchmal krank, oft ohne Brot,
Und habt vier Kinder zu ernähren,
Die Eure Sorgen noch vermehren.
Ich aber lebe kinderlos,
Und ſitze ſonſt dem Glück im Schooß,
D'rum will ich Euer Elend lindern,
Und nehmen eins von Euern Kindern
Auf lebenslang zu mir hinein,
Und ſorg' dafür, als wär' es mein.“

„„Wie? Hör' ich recht? — Ach Gottes Lohn!““
Ruft Marthe jetzt im froh'ſten Ton,
Und zeigt, indem ſie weint und lacht,
Wie glücklich ſie der Antrag macht.

Die reiche Walter freut ſich leiſe
Die Witwe ſo bereit zu ſeh'n,
Und bleibt darauf im Kinderkreiſe
Vor Marthen's erſter Tochter ſteh'n.
„Dies Mädchen — zwölf bis dreizehn Jahr,
Von ſchlankem Wuchs und blondem Haar, —
Sie würde mir am liebſten ſein —“

„„Ach, beſte Frau!“ fällt Marthe ein,
Verlangt von mir nur dieſe nicht,
Ich brauch' ſie wie mein Augenlicht;
Sie treibt die Kuh zur Weide aus,
Bringt aus dem Walde Holz nach Haus,
Und lieg' ich krank, — daß Gott erbarm'! —
So heizt ſie mir die Stube warm,
Bewacht den Kleinen, wäſcht und näht,
Und iſt mir, wie Ihr ſelber ſeht,
Ganz unentbehrlich.““

„Nun wohlan!
Ich nehm' auch einen Knaben an.
Gebt mir das zweite Kind, — den Sohn!“

„„Den Franz? — O, ja, — den gäb' ich ſchon —
Ich muß zuvor nur eins bedenken.
Der Pfarrer hat ihn gar ſo lieb,
D'rum würd' es ihn gewaltig kränken,
Wenn er ihm nicht im Dorfe blieb.
Er miniſtrirt ihm jeden Tag,
Drum wär' es auch für's Dorf ein Schlag:
Die Meſſe — und kein Miniſtrant,
Das geht nicht an, das iſt bekannt:
Ich darf's deßwegen gar nicht wagen,
Denn bräch' ich ſo die Chriſtenpflicht,
So möchten alle Nachbarn klagen;
D'rum ſeid nicht bös' —!““

„O, wahrlich nicht!
Wenn ſo geſtellt die Sachen ſind,
So gebt mir denn das dritte Kind,
Die jung're Tochter.“

„„Die Marie?
Die füttert mir das Federvieh.
Ihr könnt nicht glauben, liebe Frau!
Es kennt ſie jedes ſo genau,
Daß ſich die Schaar um ſie vereint,
Sobald ſie nur im Hof erſcheint.
Durch's ganze Gärtchen bis zum Bach,
Läuft ihr der Schwarm der Hühner nach,
Und hängt an ihr, ſo treu und feſt,
Wie ſich es kaum beſchreiben läßt.
Von unſern jungen Hühnchen gar,
Da wär das Leben in Gefahr:
Ihr täglich Futter nehmen ſie
Von Niemand, als von der Marie,
Und müßten ſterben, wär' ſie fern.
Darum verzeiht —!““

„Vom Herzen gern!
Es bleibt mir ja das Vierte noch,
Den jüngſten Sohn bekomm' ich doch? —“

„„Den jüngſten? — Ach, du lieber Gott!
Der brächt' Euch weiter keine Noth!
Mit dem Geſchrei, was dieſer macht,
Darf ich Euch wahrlich nicht betrügen,
Ihr könntet ja die ganze Nacht
Nicht eine Stunde ruhig liegen.
Das müßte höchſt beſchwerlich ſein,
Und brächt' Euch nichts als Qual und Pein.
Das ſeht Ihr ſelbſt —““

„O ja, ich ſeh',
Daß ich vor einer Mutter ſteh',

Die liebend ſtets das Kind umſchließt,
Das ihr an's Herz gebunden iſt;
Und, wie ſie auch das Unglück drängt,
Mit gleicher Macht an Jedem hängt."

Frau Walter fühlt ſeit dieſer Friſt,
Was heil'ge Mutterliebe iſt,
Und bleibt ſeitdem mit frommen Sinn,
Der Witwe treue Schützerin.

B. Juvner.

Die fünf ſeltſamen Geſellen.

„Ei, guten Abend, ſchönen guten Abendtag, meine feinen Junggeſellen!“ rief Vater Haidenwirth eines Abends mit ſüßmöglichſter Stimme; dabei ſchob ſich die röthlich ſtrahlende Feiſte ſeiner Wangenhügel gegen die Augen hinauf, daß ſie nur ein kleinwenig hervorguckten, wie bei zweifelhaftem Wetter die Feldgrillen aus ihren Löchern, — „beliebt gefälligſt einzukehren in meiner ſchlechten Herberge und ſich nach Thunlichkeit gut und eilfertig bedienen zu laſſen, — bitte gefälligſt, bitte, bitte“! — So ſprach er bei höflich vorgebeugtem Leibe, mit der Linken ſein Mützlein lüftend, mit der Rechten gegen die Thür weiſend; und vorüberſchritten mit anmuthiger Dankerwiederung fünf ſtattliche Geſellen, wie ſie der Haidenwirth noch nie beiſammen geſehen hatte, ſo lang er wirthſchaftete auf der Haide.

Wein verlangten zuvörderſt die Jünglinge, guten Wein vom beſten Faſſe aus dem tiefſten Keller, und ihr Wunſch ward eilig zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllt.

Läſſig, wie Ermüdete, und ſchweigend, wie Gedankenreiche, ſaßen die Jünglinge eine geraume Weile, aber der Becher zirkelte luſtig, denn die Maiſonne hatte ihre Lebenslymphe gierig aus ihren jungen Körpern geſogen.

Der Haidewirth war ein gar kluger und einſichtiger Mann. Als er die Schenke von ſeinem Vater überkommen, war ſein Eigenthum in ziemlich ſchlechtem Zuſtande. Abgelegen von der Landſtraße ſah er oft wochenlang keinen Gaſt bei ſich einſprechen, und kam dann einmal Einer, ſo war's ein armer Packgeſell, den ſein brennender Rücken und Erſchöpfung ein Stündlein auszuraſten nöthigten, weil ſein Nachtziel noch ferne genug ſteckte.

„Gott grüß' Euch, mein lieber Herr!" ſprach dann freundlich der Haidewirth zum armen Laſtträger, — „laßt Euch Euren ſchweren Pack abhelfen! — So! und jetzt ſetzt Euch nieder, in den kühlen Schatten und ſagt, was Ihr begehrt?" Darauf brachte er dem Wanderer in ſauberem Geſchirre einen guten Trunk und legte ihm kräftiges Brot vor. Inzwiſchen des Genuſſes fragte er ihn um ſein Ergehen und um die Landesneuigkeiten; erzählte ihm hinwiederum, was er wußte, und der Gaſt war ſeelenvergnügt, trank dann noch ein Krüglein über ſein Vernehmen, daß er ſich Abends in minder lieber Herberge abſparen wolle; ſchied endlich mit fröhlichem Abſchiedsgruß und verſprach bald wieder zu kommen. Wohin er kam, erzählte der Wanderer vom ehrlichen Haidewirth; und eh' er auf dem ſchlechten zerlegenen Stroh einſchlief, dachte er: — der freundliche Haidewirth gibt mir ein andermal gewiß eine beſſere Schlummerſtätte, gewiß — ge — wiß! Dann entſchlief er, und träumte von der Haideſchenke. — Seine Kameraden, (die lange Schaar der menſchlichen Zugvögel,) kamen von ihm gewieſen nach und nach angezogen, — der Fußweg über den Wirth auf der Haide ward allgemein wohlbekannt, und in Jahr und Tag ſo nackt und breit getreten, daß ihn ſchon jeder Unbewanderte finden, und ein pfeifender Schiebkarren befahren konnte.

Es war auch recht traulich beim Haidewirth: vor dem Hauſe im kühlen Schatten des breitäſtigen Birnbaumes hatte er für die Sommergäſte einen langen, rein geglätteten Tafeltiſch hinzimmern laſſen; um den ſchon ausgewachſenen Baum war ein hölzerner Reif mit Nägelhacken angebracht, worauf die Gäſte ihre Hüte und Jacken hingen, ſo daß der Baum oft das Anſehen einer gäben Metamorphoſe hatte, zumal im Herbſte, wenn es plötzlich darin zu ſäuſeln, und von den Zweigen ſaftige Birnen herabzuſchütteln anfing; dann ſah er einem Chriſtbaum für größere Kinder nicht ungleich. — In der Stube aber waren die Hirſchgeweihe immer fleißig abgeſtaubt. Der zur Winterszeit ſo wohlthuende Ofen lächelte mit ſeinen braunglaſirten breiten Kachelwangen durch ein hölzernes Rüſtwerk ſo wohlmeinend auf die herumſitzenden Gäſte heraus; die achteckigen Fenſterſcheiben, waren gut verbleiet gegen die anbrauſenden Novemberſtürme; — ein ſonderbarer Mann, dem man Alles eher, als die kalligraphiſche Eigenſchaft angeſehen hätte, hatte an die Stubenthüre die Namen der heiligen drei Könige C. † M. † B. † mit verwunderungswürdigen Schnörkeln angezeichnet, und weil ſelbem Manne darauf der erkenntliche Haidewirth deßhalb, wie auch ſeiner Kunſt zu Lohn und Ehren, die Zeche erlaſſen, ſo beſchrieb Selbiger aus Dankbarkeit nach und nach weit kunſtreicher den ſchwarzen mit Leinöhl gefürnißten Dielenbaum mit hieroglyphiſchen Figuren. — Als er aber damit fertig geweſen, auch die ausgerenkten Arme ſich mit wunderlichen Geberden und Windungen wieder eingerichtet, ingleichen ein Stumpelchen ſtarken Aquavit, womit der honette Haidewirth ihn noch überdieß regalirte, flink ausgeſtochen hatte; ſchwang er ſein leichtes Bündelchen auf den Rücken, den hemiſphäriſchen Sturmhut aber vom höchſten Kopfe gegen die Bodentiefe, wies mit dem dicken Knotenſtab auf die Zeichen und ſprach feierlich:

„Weilen und ſo lang dieß ſteht,
Es dieſem Hauſe wohlergeht!"

Mit gebührlicher Verwunderung ſahen der Haidewirth und die anweſenden Gäſte die Figuren an, und wollten ſie entziffern und leſen; allein vergebens! Keiner hatte je in ſeinem Leben dergleichen Wunderbuchſtaben geſehen, geſchweige geleſen. — Der Haidewirth fühlte ſich endlich guten Rathes: er begab ſich leiſe zu dem Fläſchchen, woraus es dem Ehrenmanne ganz beſonders zu munden geſchienen, ſchenkte daraus ein großes Stengelglas voll, ſo voll, daß er beim Schreiten nicht davon wegſehen durfte, und meinte der Vocativus ihm mit dieſem unwiderſtehlichen Köder das Fiſchlein: Geheimniß unfehlbar aus dem Herzenstempel herauszuangeln. Als er nahe genug an dem Fremden zu ſein glaubte, erhob er zugleich wie zu einem fröhlichen Zutrunke Glas und Augen; aber — der Wunderbare war — verſchwunden, und Allgeſammt behaupteten, es hätte von der Thüre keine Angel geknarrt und ſei kein Schloß eingefallen!

Dieſer räthſelhafte Umſtand verlieh erſt den unbekannten, geheimnißvollen Zeichen das wahre Gewicht und Anſehen.

„Wir wiſſen und verſtehen ja ſo Vieles nicht, das wir dennoch glauben müſſen," ſagte hierauf der ehrliche Haidewirth bedeutſam lächelnd zu ſeinen liebwerthen Gäſten, weil er ſich gerade an ein dickes Buch erinnerte, das er oft und fleißig geleſen hatte, wie an Sonntagsnachmittagen noch kein Gaſt bei ihm einſprach: „aber es mag ſtehen bleiben, was der närriſche Wandergeſell aufgezeichnet, bis ich bei der Hochzeit meines Kindes die Diele friſch einöhlen laſſe!"

Dieß ſpaßte der Haidewirth, um ſeine Gäſte von den verhängnißvollen Zeichen abzulenken, und weil eben ſein zweites munteres Eheweibchen, das zwar damals erſt guter Hoffnung war, freundlich und verſchämt in's Zimmer trat, und weil er in ziemlich ſtarkem Aberglauben auf der Haide aufgewachſen war.

Die Schenke des ehrlichen Haidewirthes war immer rein und ſauber, die kupfernen Kannen an der Wand, dann das Zinn und Töpfergeſchirr an den Rahmhaken ſchimmerte immer blank und hell; der kleine Hausaltar hatte beſtändig den zeitüblichen Feſtſchmuck; und der Weihbrunnkeſſel an der Thüre ermangelte nie des Segenwäſſerleins.

So alſo ſah es beim braven Haidewirth aus, — bunt und ziemlich altväteriſch, und nach der freiwilligen Ausſage ſeiner älteſten Herren Gäſte und Nachbarn, beſonders aber der lebendigen Haide-Chronik, des unterhaltlichen Barbiers, **Benedictus Schnaller**, ſoll es ſchon lange bis auf die allernothwendigſten Abänderungen alſo ausgeſehen haben, weil der Haidewirth in den bereits funfzehn Jahren ſeiner ſegenvollen Wirthſchaft, wo ſich faſt Alles um ihn herum verändert hatte, es allein beim ruhigen Alten bewenden ließ; indem, wie er ſich oft gelegentlich auszudrücken pflegte, es der Großmutter nicht wohl laſſe, ſich wie die munteren Kinder und Enkelkinder aufzuputzen und auszuſtaffiren. — Die Großmutter nannte er nämlich ſeine Herberge, die Kinder und Enkelkinder aber waren ihm die übrigen Häuſer und Hütten, die alle ſein wachſender Wohlſtand hervorgerufen, und die daher um viel jünger waren. Fürwahr! wäre einer ſeiner ſeligen Vorfahrer heimgekehrt auf ein erquickliches Morgenſchläfchen, er hätte ſich auf der Haide nicht wieder zurecht gefunden. — Aus den Gebüſchen waren artige Obſtgärten geworden, aus denen gaſtlich die Wohnhäuſer hervorguckten, aus der fahlen Haidefläche waren grüne Felder und buntgefärbte Matten entſtanden; nur ſein früheres Eigenthum hätte er ſogleich wieder erkannt: dort ſchellte durch den alten Thorpfeiler die alte Klingel, das alte Hausſchild ſchlenkerte im Spiele des Windes, der alte Wetterhahn krächzte im Getöſe des Nachtſturmes; wenn er durch die Länge der Zeit nicht etwa eingeroſtet war. Da ſtack auch jeder Nagel, den er einſt mit eigener Fauſt eingebohrt; und ſein rundlich angewachſener Enkel hätte ihm, wie einſt er ſelbſt, dem ſeltenen Beſucher ein freundliches „Willkommen!“ zugerufen.

Aber meine lieben geduldigen Leſer! der ehrliche Haidewirth mußte ſpäter ſchon noch über ſein eben erwähntes Sprüchlein hinaus, warum er Alles ſo unberührt ließ, — ſein heranſprießendes Töchterlein, das ſchon ſeit Jahr und Tag nur die „ſchöne Sabine!“ genannt wurde, wollte ihn oft bedünken, ſtürbe nicht auf der Haide. Auch hatte er einſtmals und gerade in der geheimnißvollen Thomasnacht ſo einen wunderbaren Traum gehabt, — von einem fremden, gar vornehmen Eidam; wie ſelbiger Freiersmann (hatte ihm geträumt) ſeine Tochter hinausgeführt, ſei ſie ſelber vor deſſelben Pracht und Herrlichkeit ihm, dem Vater, völlig bettelhaft und nackt erſchienen, welches ihm (hatte er geträumt) großes Herzeleid verurſacht hatte. Darum ließ er Alles ſchon ruhig beim Alten und ſammelte dafür ein rundes Sümmchen zu Sabinens, ſeines einzigen vielgeliebten Kindes Mitgift und Ausſteuer, geduldig dem ſtattlichen Eidam entgegenharrend.

Doch, was Vater Coſmas ſo heimlich und verborgen that, war weit und breit bekannt; ja, es trug ſich ſogar das Gerücht: von einem Wunderhort, der in der Haideſchenke verborgen ſein ſollte, den aber geheime Zeichen ſchützten, bis ihn ein vom Haidegeiſte erwählter, und von Sabinens Herz beglückter Jüngling heben würde.

Daher zog manches lüſterne Fäntchen ein beim ehrlichen Haidewirth mit Saus und Braus; aber ſeine tönenden Worte verſchollen, ſeine ſchimmernden Güter verblichen — umſonſt: Sabinchen ſcheerte ſich den Plunder um ſeines Herrn Vaters wichtigen Schweinehandel; um die Kiſte voll Perlen, die eine alte geizige Tante für ihn aufbewahrt; um die ſechs Schlöſſer, die ihm heut oder morgen als Fideikommiß anheimfallen müſſen; um — doch kurz! ſie fragte nach all dergleichen nichts, weil ſie von Natur höheren Sinnes war, und auch weil ihr Stündchen noch nicht geſchlagen hatte. Daher es auch kam, daß die windigen Fäntchen alle und alsbald mit erleichtertem Gepäcke und erſchwertem Herzen wieder ſich von dannen trollen mußten.

2.

Als die fünf ſchmucken Geſellen im Trinken beim Haidewirth bald ſo viele Abſätze als ich in dieſem Kapitel Sätze, gemacht hatten, und der Durſt allgemach zu ſchweigen anfing, kehrte die wohlberedte Fröhlichkeit zurück und Bruno, der dunkellockige wandte ſich in ſeiner anmuthreichen Weiſe an den Wirth:

„Ihr ſeid mir fürwahr ein rechtſchaffener Mann, Herr Gaſtgeber! und führt einen tüchtigen Trunk in Eurem Keller, dem wir mit Eurem Verlaub auch mannhaft zuſprechen wollen!"

„Gott geſegn' es, Gott geſegn' es!" lächelte der Belobte.

„Bin Deines Sinnes, Bruno!" ſprach der lichthäuptige Benno, mit zierlicher Geberdung den Becher erhebend.

„Und Bruder Zeno ſoll einen Ehrentrunk erhalten, weil uns ſein ahnender Sinn dieſes Weges geführt hat," rief Euchari-

Cöleſtin mit klingender Stimme, die Worte mit ſeinen leuchtenden Blicken vergeiſtigend.

Jeno, der Braungelockte mit den Vergißmeinnichtaugen, dankte fröhlich dem heiteren Zuruf ſeiner Wandergefährten, und als ſolches der ehrliche Haidewirth mit innigem Wohlgefallen hörte und ſah, winkte er behutſam ſeiner Frau Hauswirthin, die bereits an der Küchenthüre für etwaiges Begehr auf Lauſche ſtand; und die Sinnreiche brachte eilig, aber nicht ohne Beklommenheit vor ſo feine Junggeſellen hinzutreten, eine friſche Flaſche mit noch viel vorzüglicherem Weine nebſt fünf Bechern, die, wie Klang und Glanz deutlich verriethen, kein Töpfer verfertigt hatte.

Angenehm überraſcht ſahen die wackeren Wanderbrüder einander an, dann aber gab jeder treu im Charakter ſeiner inwohnenden Kunſtfähigkeit, ſeine Empfindung von ſich. Der Haidewirth verneigte ſich vielmal, und meinte dann: „Jedem nach Stand und Gebühr! ſei ſeine Loſung für und für."

„Ihr ſollt abermals für Eure ſchöne Loſung leben, recht hoch leben!" rief der unnachahmliche Geberden-Künſtler Benno.

„Ja, leben ſollt Ihr hoch und herrlich, wie Fürſt und König, Ihr feingeſinnter Schenkenherr!"

„Sammt Eurer ſchmucken Hausfrau, und ſammt Allen, die Euch etwa lebend oder abgeſchieden angehören oder angehört haben!" ergänzte Jeno und Euchari-Cöleſtin, und zuſammenklangen Stimmen und Becher der Jünglinge, daß es herzerfreuend das ganze Haus durchlautirte.

Die Fröhlichkeit, wie die Mißſtimmung des Gemüthes iſt anſteckender Natur, das erwies ſich im ſelbigen Augenblicke in der Schenke des ehrlichen Haidewirthes. Denn kaum hatten die fünf feinen Geſellen die Toaſte ausgebracht, als auch, wie im treuen Wiederhall, ſchon die Kannen und Stimmen der anweſenden Gäſte auf des verehrlichen Herberg-Vaters Wohl ſich erheben, am vernehmlichſten die des luſtigen Barbiers, welcher auch alſobald aus ſeiner Tiſchgenoſſenſchaft herausſprang und in wunderſamen Sätzen und Drehungen in der weiten Stube herumfahrend, tänzelte und dazwiſchen das Lob der Haide aus dem Stegreiſe abſang.

Er ſang:

O Haidegrund,
Meine liebe Haide,
All' Tag' und Stund
Meine Herzensfreude:
Weiche Mooſe
Sanftes Grün,
Eine rothe Roſe
Auch darin!

Sonne, Mond und Stern',
In Luſt und Leide,
Verweilen gern
Auf der lieben Haide:
Auf dem Mooſe
Und Gräſer-Grün;
Auf der rothen Roſe
Mitten darin!

Zephirlein
Im Flügelkleide,
Geht ſo fein
Auf der lieben Haide;
Auf dem Mooſe,
Ueber das Grün,
Um die Roſe
Mitten darin.

Was mag er wohl für eine Roſe meinen? flüſterten drei der Wandergeſellen vor ſich hin; Bruno aber und der bis jetzt ſchweigſame Zenobius begegneten einander mit den Augen, wie ſich im

Windhauch verwandte Blumen berühren, und aus dem Herzen des Einen ſtieg, wie Blumen ausduften, ein leiſer Seufzer.

Dem Haidewirth — ſchon durch die nüchterne, ſimple Betrachtung der heutigen Zeche weit aus ſeiner Werkeltagslaune emporgehoben, gingen der Jubel, die ſeinen Ehrenrufe ꝛc. wie ſtarker Spiritus zu Kopfe, und als er nun gar, wenn auch nur vom ſchnackiſchen Barbier, das Lob der Haide und des „Röslein mitten darin“ — alſo ſein eignes Lob vor ſo vornehmen Fremdlingen abſingen hörte — ach, da ward es dem guten Manne zu viel, zu viel! Als wollte er eine jach entzündete Flamme dämpfen und deſſen Ausbruch hindern, rieb er mit beiden Händen den nackten Wirbel ſeines Hauptes, und rief dann mit nie gehörter Knallſtimme:

Heiſa! rief er, Frau Gaſtgeb, vielgeliebte Dorothea! rief er, ſei nicht böſe und erlaub' mirs — ich will heute auch ein Herr ſein, ein vornehm zechender Gaſt in meiner eigenen Schenke — Dorothea! ſag' ich, ruf mir mit dem zarteſten Schrei, den deine Kehle vermag, mein Kind, mein ſchmuckes Töchterlein Sabine, daß ſie meinen verehrten Herren Gäſten und mir dienſtlich obliege! Und ſomit rollte er ſeinen nicht Sorgen- ſondern Luſt- und Ruheſtuhl aus dem fernen Zimmerwinkel, hinter welchem her wieder der luſtige Barbier mit ſeltſamen Bocksſprüngen tanzte und ſummte, und ſetzte ſich in behaglicher Vorbereitung zur fröhlichen Gemeine.

Die ehrſamen Gäſte wären gewiß über des Herbergvaters Jokoſität, die er nie zuvor in dieſem Grade gezeigt hatte, in ungemeßnes Freudengejauchz ausgebrochen, wenn nicht in dem nämlichen Augenblicke Sabine in die Stube getreten wäre, deren unbeſchreibliche Anmuth und Schönheit Alle mit ſüßem Reiz erfüllte, und umwob mit lieblich drückenden Zauberfäden. — Der luſtige Barbier ſtand auf dem linken Bein mit vorgeſtreckten Armen wie an dem Boden feſt gewurzelt; der Bäckermeiſter fuhr mit ſeinem offenen Glaſe ſtatt zum Munde an ſein altes Herz; der Hufſchmied mit dem Brote an die Ohren, und der Krämer zitterte mit einer eben genommenen Priſe dem Wirth an die Naſe; die Jünglinge meinten je nach den Temperamenten: zerfließen, verglühen, verſchmachten, einſtecken und erſtarren zu müſſen; Sabinchen, die Zauberin, fühlte ſich in ihrem eigenen Zauber befangen — doch ermannte ſie ſich zuerſt, ſchritt gegen den lächelnden Vater und ſprach lieblicher als Silberglöcklein tönen: „Wohl bekomm's, lieber Vater!“ und ſetzte einen ſchäumenden Becher vor ihn hin.

So wie aber Sabinchens Stimme erklang, löſ'te ſich der allgemeine Zauber: Der Barbier konnte wieder ſein eines Bein aus den Lüften gewinnen und die Arme an den Leib fügen; der Bäcker und Hufſchmied fanden den Proviantpaß; nur der Krämer war um die Hälfte ſeiner ſtarken Priſe verkürzt, die hatte nämlich Vater Cosmas, der vom Zauber etwas freier geblieben war, inzwiſchen als ein außergewöhnliches Präſent aufgeſchnuppert; doch das that nichts — der Krämer nahm dafür eine neue und ſo große, wie er wohl nimmer hätte nehmen dürfen Angeſichts ſeiner etwas kargen Krämerin, Frau Barbara. Sie fiel ihm auch ein, aber er wollte heut ebenfalls, weil es einmal ſo war, ezeſſieren!

Während der Krämer ſo ausſchweifende Gedanken hegte, und der luſtige Barbier ſchon wieder närriſch herumpurzelte, ſprach Vater Haidewirth lächelnd zu Sabinchen und ſtrich ihr ſchmeichelnd die rothen Wänglein:

„Du arges Kind du,“ ſprach er, „haſt gewiß wieder in dem alten Marchenbuche geblättert, oder mit Deinem plauſchigen Feldſtahr geſchäckert, weil Du ſo verduzt und ſcheu hereintrat'ſt zu unſern liebwerthen Herren Gäſten und zu Deinem fröhlichen Vater? Gelt, ich hab's errathen, Du arges Kind!“ dabei konnte der gute Vater Cosmas völlig ſeiner Augen nicht mehr Meiſter werden, ſo glitten ſie auf des Mädchens wunderholdem Geſichte herum.

„Nein, mein Vater!“ antwortete Sabinchen, und die Schenke wiederhallte vom lieblichſten Geſange; „ich habe nicht in meinem Mährchenbuche geleſen, auch nicht mit meinem plauſchigen Feldſtahre geſchäckert, bin nicht einmal zu Hauſe geweſen, ſondern draußen auf dem Wachhelderbugel bin ich eine Weile im weichen

Mooſe geſeſſen, und habe mir zur Kurzweil den Gänſeſchwarm herbeigelockt, der eben in der Haidegrube badete. Auf mein Singen des wuli, wuli, wuli! kam ſchnell Alt und Jung; und die Ziegen, die tiefer im Geſtrippe die jungen Sprößlinge naſchten, ingleichen die Lämmer, die über die Haide zerſtreut den ſüßen Frühlingskräutern nachſpürten, hörten auch mein Rufen und Locken, glaubten ſich gemeint und kamen in luſtigen Sprüngen gegen den Hügel heran; ſogleich flatterten auch die neugierigen Elſtern herbei, und ein ſchöner Diſtelfink und das trauliche Rothhälschen auch — das gab ein Springen und Flattern, ein Singen und Schnattern, ein Meckern und Blöcken, ein Naſchen und Necken — ſo luſtig und wunderſam! o Vater, daß ich Dirs nicht ſagen kann."

„Ei, ſag's nur doch!"

„Ich habe mir dann auch alle Mühe gegeben," fuhr Sabinchen fort, „mit den verſchiedenen Thierlein in ihrer Weiſe zu reden, und nach ihrer Art zu thun und munter zu ſein, bis wir Allzuſamm müde wurden und uns die Luſt ausging. — Die Atzeln eilten auf den Schafen reitend davon, die Ziegen verloren ſich wieder in's Dickicht, die Gänſe watſchelten nach der Grube; nur der Diſtelfink blieb noch zwitſchernd zurück und das Rothhälschen ſang liebliche Weiſen, ſo lieblich ſang das Rothhälschen, daß mir vor Entzücken und Lauſchluſt die Augen zugingen, und — daß ich entſchlief."

„Entſchliefſt! ſo ganz allein und draußen auf ödem Waldgrund — unter freiem Himmel, wo die hungrigen Vögel hauſen und die lockeren Nebel hangen — ach, Kind, Kind! rief Vater Gesmas, wenn Dich eine Ameiſe geätzt, ein häßlicher Wurm begeifert hätte — ach Kind, Herzenskind! aber Du biſt wohl, gelt Sabinchen, es fehlt Dir nichts; eiferte der gute Alte, nichts an Leib und Seele?"

„O nichts, Vater! gar nichts; im Gegentheil — mir iſt recht gütlich und wunderſam geſchehen! — Hört nur!"

„Wie ich ſo zärtlich eingelullt ſchlummerte, hatte ich einen gar ſeltſamen Traum, den ich mein Lebelang nicht vergeſſen darf. — Ueber der Haide (träumte mir) erſchienen plötzlich, ich wußte nicht woher, fünf hellleuchtende Sterne, ſo groß und herrlich, wie ich ſie am Firmamente noch nie erblickt hatte. Sie wollten ſchon ſeitab vorüberflimmern; da gewahrten ſie mich auf dem Wachholderhügel und — was mir recht lieb war! — beſannen ſich eines andern: neigten ſich und nickten gegeneinander und verweilten, daß ich ſie übergenug anſehen und bewundern konnte. Dann — denk' Dir Vater! nahte ſich gar einer von den Fünfen und hub an zu ſprechen. Erſt gab er mir allerlei ſchöne Namen, die ich nicht ſage, weil ich ſie vergeſſen muß: dann erzählte er, daß er ein Prinz und ein Freiersmann, und daß die andern ſeine Brüder ſeien und doch nicht ganz: daß ſie ſchon lange und weit wanderfahrten und noch kein ſo ſchmuckes Bräutlein gefunden hätten; und allerlei noch, was ich nicht ſagen kann und auch nicht ſage — darauf aber wurde plötzlich ein ſchöner Jüngling daraus, ſo kam es mir vor, und der ſchöne Jüngling ſprach — ich weiß es noch Wort für Wort! — alſo zu mir:

Sabinchen, holde Maid!
Sabinchen von der Haid,
Sag' ohne Scheu und Scham
Willſt haben mich —"

da ſtockte Sabinchen, ſchlug die holden Aeuglein nieder und ward glühroth.

„Nun," eiferte Vater Geſmas, „was iſt's denn, das Dir argem Kinde nicht heraus will?" Doch der luſtige Barbier drehte ſich auf Einem Fuße herum und ſang mit ſeinem Stimmchen:

Sabinchen, holde Maid!
Sabinchen von der Haid,
Sag ohne Scheu und Scham
Willſt haben mich — zum — Bräutigam?

„Hab ich's nicht getroffen, hm?" jubilirte über ſeinen Witz das närriſche Männlein und pfiff und ſchnippte dazu mit den Fingern —

„hab' ichs nicht getroffen, he?“ Dann wollte er das Geſätz von neuem abſingen, da fiel ihm aber das holde verſchämte Töchterlein ſchnell in's Wort: „Ja du närriſcher Bartſcheer! ja doch! ſage ich: aber ſei nur wieder ſtill.“

„Alſo wirklich! und was ſagteſt Du dawider, Du arges Kind?“ fragte Vater Haidewirth voll Erwartung und Ungeduld.

„Ich wußte nichts zu erwiedern, nicht ja, nicht nein,“ antwortete das Töchterlein, „mein Herz war voll Beklemmenheit und Zweifel, auch —“

„Du hätteſt erwiedern ſollen, Du arges Kind —“ unterbrach ſie der eifernde Vater Cosmas: „mein ſchöner, fremder Prinz vom Sterne, hätteſt Du ſagen ſollen, — ſei ſo artig und geh hinab zur Taferne, zu meinem Vater mit Deinem Begehr; ich bin noch ein unwitziges Kind und verſteh Dich nicht ſehr! — Sieh! ſo hätteſt antworten ſollen, Du arges Kind!“ Dann ſtreichelte er ihr wieder die Purpurwänglein. — Nun alſo — auch — band der aufmerkſame Barbier Sabinchens abgeriſſene Rede wieder an: auch —

„Auch — wollte ich zur Entſchuldigung erzählen,“ fuhr das Töchterlein fort — „nahte ſich ſogleich nach dem erſten, der zweite Stern, ſo daß ich mich nicht einmal recht beſinnen, vielweniger faſſen konnte. Derſelbe ſprach aber nicht, ſondern er klang faſt wie Harfenton, nur noch weit ſchöner klang er: o, ſo ſchön! daß mir das Herz vor Luſt und Rührung bebte. Weiſe auf Weiſe erſcholl, und jede folgende überbot die frühere an Weichheit, Traulichkeit und ſüßer, einſchläfernder Bezwingung; endlich klang er immer leiſer, verhallender, ſterbend und im Sterben ertödtend, ſo daß ich mich völlig nicht mehr mein eigen fühlte und gleichſam mit zu verhallen ſchien.“

Sabinchen ſchwieg einen Augenblick, gleichſam den geträumten Klängen lauſchend, „dann (ermannte ſie ſich), dann verwandelte ſich jählings der Klangſtern, wie früher der Sprachſtern in einen ſchönen Jüngling, und ſprach zu meinem Erſtaunen auch daſſelbe.“

Sabinchen, holde Maid!
Sabinchen von der Haid,
Sag — —

So wollte der luſtige Barbier mit ſeinem Stimmchen wieder abſingen: **Sabinchen** aber verwies es ihm, und Vater Haidewirth und noch etwelche ſeiner verehrten Gäſte räuſperten, damit der Wein mit ſeinen zarten Krällchen ſich leichter und tiefer in Gaum und Kehle einhäkeln könnte; der Krämer aber nahm zu kräftiger Darthuung ſeines Erzeſſir-Vermögens eine faſt halblöthige Priſe auf ſeinen Schnupf; der Hufſchmied zündete an ſeinem erloſchenen Stummpfpfeifchen: und die Wanderbrüder klinkten mit den Bechern zuſammen, warum aber und auf weſſen Wohl? hab ich nicht erfahren können.

Als dieſes Alles in größter Ordnung und Deutlichkeit vor ſich gegangen war, und Sabinchen auch recht ſchlau beigeſetzt hatte, daß ſie den Prinzen **Klingſtern** nach Kindespflicht, und weil ſie auch eben ſolch heilſamer Beſinnung fähig geworden war, habe an den Vater verweiſen wollen mit ſeinem fraglichen Begehr; ſo — fuhr die anmuthige Träumerin fort — hätte ſie doch dieſes ihr Vornehmen wiederum aber nicht ausführen können, weil unverzugt der dritte Stern ſich genähert hätte, und durch ſeine eigenthümliche, verwunderliche Annäherungsweiſe ihr die ſchon halbgeformten Worte auf der Zunge wieder ſtecken gemacht habe.

Sämmtliches Auditorium verſetzte ſich hier in die beſtmöglichſte Vernehmungs-Poſitur. Der Mechanismus der Natur räderwerkte fleißig in den Geſichtsmuskeln, bis auf dieſem wahren Zifferblatte der Seele der Zeiger auf — geſpannte Aufmerkſamkeit ſtand.

„Es war kein Gehen, kein Hupfen und auch kein Fliegen,“ erzählte **Sabine**, nach einer kurzen Conferenz, die ſie ihrem Refortations- und Definitions-Vermögen halten ließ, „ſondern faſt wie das Schweben und Getragenwerden der Flaumfeder im Windhauch; auch wohl dem Wallen und Wogen des Waſſers war's vergleichbar. Aber die Kreiſe, die Ausbeugungen und Einholungen, die Windungen und Längenfährten; das Sinken und Emporheben; das traurige Entweichen und fröhliche Anſummeln; — das gefällige Dehnen und kunſtreiche Zuſammenrollen. — Alles war voll Zauber und einſchmeichelnder Lieblichkeit; — Alles war ſinnreich und bedeutungsvoll; — Alles klar und leicht verſtändlich, wie die Mutterſprache aus wohlberedtem Munde. — Meine Augen waren im Schauen verloren und in hoher Entzückung mein Herz befangen: da — verwandelte ſich plötzlich wieder der Tanzſtern in einen Jüngling von ausnehmender Wohlgeſtalt und Schönheit; und aus ſeinem Munde ſcholl es wieder: —"

Sabinchen, holde Maid!
Sabinchen von der Haid,
Sag' ohne Scheu und Scham
Willſt haben mich — zum — Bräutigam?

ſang ſchnell der luſtige Barbier mit ſuperfeinem Stimmchen, ſchnalzte und wedelte mit den Händen und wirbelte in der weiten Stube herum, wie ein von der Tarantel Geſtochener.

„Ach, und wieder," ſeufzte das glührothe Töchterlein, „konnte ich den kindespflichtigen Beſcheid nicht ertheilen, weil — der vierte Stern ſchon vor mir ſtand mit anlockender, neuer Wunderbarkeit."

Vater Haidewirth ſchüttelte blos mit dem Kopfe, zum Zeichen ſeiner Mißbilligung und Unzufriedenheit, aber ſeine Zunge war zum Glücke meiner Feder und des neugierigen Leſers gelähmt und ſein Mund ſtumm.

„Wie ein erleuchteter Cryſtallſpiegel," fuhr Sabine zu erzählen fort, „war er anzuſehen. Lange lächelte mir in ſeiner geraden Stellung mein eigenes Bild entgegen, aber ſo ſchön und anmuthig, ſo liebreizend und herrlich — ach Vater! als ich wohl nimmer ſein kann noch werden. Ich erkannte auch anfangs nichts als meine Kleider, gählings aber erſchien ich, aber daſſelbe Bildniß, ſoll ich ſagen, in prächtigen Gewändern, geſchmückt wie eine vornehme Braut in Atlas und Goldſtoff, mein Haar glitzerte von koſtbaren

Sternen und auf dem Scheitel ſaß ein Roſenkrönchen. — o, ſo ſchön war ich, ſo wunderſchön! Aber, Vater! ich war es nicht; gewiß nicht! Ich habe es auch damals nicht geglaubt und habe unaufhörlich gerufen: Ich bin es nicht! Nein, nein, du ſchöner Spiegelſtern, du trügeriſcher Glanzſtern, ich bin und bin es nun und nimmer! Bin ſchlicht Sabinchen, ſchlicht Haidewirths Töchterlein bin ich, du täuſchender, holder Glanz- und Spiegelprinz! Aber die Stimme, mein Rufen, mein Sträuben und Wehren kam und ſpielte vom Spiegelſtern heraus, die prächtigſchöne Dame ſelbſt rief, was ich zu rufen vermeinte, ich war die Dame, ach, ich war es wirklich und dennoch, ach, Vater, Vater, Dein Sabinchen war ſo ſchön!"

Sabinchen weinte faſt, aber Vater Coſmas ſtreichelte ihr die Wänglein, und lächelte bitterſüßlich in Erinnerung ſeines Thomasnachttraumes; zu gleicher Zeit aber ſprang Jeno, der Wandergeſellen Einer, vom Tiſche auf, und rief überlaut, daß alle Anweſenden zuſammenfuhren:

„Ja, ja, Du warſt es! Bei Gott, Du warſt es, Du Allerherrlichſte, die meine Augen leibhaftig geſehen haben!" rief er; allein Sabinchen, die jetzt zum erſten Male auf die wackeren Jünglinge recht hingeſehen hatte — ich ſage recht — denn einen flinken Streifblick bekam jeder männliche Gaſt nicht nur von Sabinen in der väterlichen Haideſchenke, ſondern auch im Allgemeinen von jedem hübſchen noch ſo unſchuldigen Töchterlein, des großen freundlichen Gaſtwirthes, der die ganze Welt als gaſtliche Schenkſtube angeſchloſſen hält — da alſo (weil ich in der Uebereilung aus dem Satze gekommen bin) Sabine auf dieſen ſchwärmeriſchen Ausruf recht hinſah, erſchrack ſie ſo darüber, daß ſie nimmer weiter erzählen konnte. Als aber die liebwerthen Hausgäſte, die doch um eine halbe Geſchichte um kein ganzes Glas mehr wollten getrunken haben, und am Ende Vater Coſmas ſelbſt bittlich in ſie drangen, begann ſie doch nach einer Weile Zauderns, während welcher der luſtige Barbier mit ſeinen Schnacken und Poſſen ſie zum Lachen gebracht, und die noch unumhüllten Geiſter meiner unzähligen Leſerinnen, ihr ſchmerzlich das Herz bedrängten, folgendermaßen wieder:

„Mein Vater! Ich wollte ſchon nicht mehr hineinſehen, in den verführeriſchen Spiegelſtern; da hatte ſich mit einem die Scene geändert! Unſere ganze friedliche Haide ſah ich im freundlichen Abendglanze der Sonne, das heimliche Dörfchen Haidenheim, mitten darin unſer Haus mit dem ſchattigen Birnbaume, und kein Blättlein am Baum, und kein Nagel am Hauſe ſchien vergeſſen — das gefiel mir überaus! Ganz ungemein wohl gefiel mir das! Ich war ſchon völlig wieder mit dem Spiegelſtern ausgeſöhnt, als ſich plötzlich gar unſere Gaſtſtube zeigte. Wir ſaßen ſo in traulich ſtiller Abendruhe beiſammen. Du, Vater, in Deinem breiten Stuhle, der Hufſchmid ſchmauchte behaglich ſein Stummelchen, der Krämer ſaß bei ſeiner Doſe, der Bäcker bei ſeinem Krüglein und geſegneten Feinbrötchen, der Barbier gaukelte und ſchnackte, und ein Tiſchchen ſeiner Geſellen — ich kannte ſie aber trotz meines Schauens nicht — ſaßen auch da, und plauderten unter einander; ich ging eben zur Thüre herein mit einem Strauß Haideblümlein. Darüber gerieth ich recht in meine Freude, und hatte im Herzen dem Spiegelſtern alles frühere rein verziehen: da verging allmälig, wie eine vergehende Himmelsblume (Iris), das Bild, und ſtatt Bild und Stern ſtand wieder — ein ſchöner Jüngling vor mir, welcher, wie die andern, der Sprach-, Klang- und Tanzprinz, als hätten ſie zuſammengeſchworen, mich auf die lieblichſte Weiſe zu necken, flüſternd ſprach: —"

Sabinchen mußte inne halten, denn der närriſche Barbier ließ ſich auf keine Weiſe abmahnen, mit dem allerſublimſten Stimmlein das bekannte Geſätz abzuträllern, da er ohnehin, wie er behauptete, ſchon über alle Gebühr und Manier lange nicht geſungen hätte.

„Nun bin ich auch bald fertig," begann darauf Schön-Sabinchen wieder, als der Bartſcheer den letzten Triller vollführet hatte, „mit meinem ſeltſamen Traumgeſichte; denn der fünfte Stern der ſich ebenfalls ohne Säumniß gleich nach dem verloſchenen Spielprinzen näherte, gab mir gar wenig zu ſehen, und noch weit weniger zu hören, weßhalb ich ihn auch den Stillprinzen nenne — aber mein Herz erfüllte er mit dem größten Erſtaunen, und mit der geſpannteſten Erwartung überdies; denn denk' dir, Vater, und Ihr liebwerthe Gäſte und Nachbarn, denkt Euch! Der Stern ſah mich an ſo dunkeläugig und ſchwarzgelockt, ſo ſehnſuchtskrank und leidenbleich, ſo ſeltſam fremd und eigenartig und zu gleicher Zeit ſo wohlbekannt und heimiſch, daß es mir im Momente nicht anders war, als müßte ich in Grußesausrufungen verlauten; aber, was ich begrüßen wollte, war ja nichts anders als die geheime, alte Zeichenſchrift da oben am Tragbaum der Hausdiele, die mir unwillkürlich aus der Erinnerung aufſteigend vor die Augen trat, und wahrhaftig, der Stern, der Prinz und jene Zeichen waren ein und dasſelbe. In unſicherer Herrſchaft ſchwankten und flimmerten Zeichen, Stern und Menſchenbild durcheinander, und eben, wie mir ſchien, wollte Stillprinz ſprechen, da kreiſchte mich die Atzel, der mein ſchlummerndes Hinliegen im Mooſe nicht recht war, aus meinem Traume wach.“

„Ich rieb mir voll Verwunderung über meinen ungewöhnlichen Schlaf und mein wunderbares Träumen die Augen, um mich ganz zu mir ſelbſt zu bringen, aber weil die Atzel gar ſo kreiſchte und flatterte, auch die Sonne hinabſinken wollte, ward mir im Herzen unheimlich, ich lief eilig unter die Herde, um meines innerlichen Grauens los zu werden, und wandelte in ihrer geſelligen Mitte nach Hauſe. Deßwegen war's, mein lieber Vater, warum ich verdutzt und ſcheu in die Stube trat zu unſern liebwerthen Herren Gäſten und zu meinem fröhlichen Vater. Aber, Vater, was doch der Stillprinz geſagt und gethan hätte? Das wollte mir auf dem ganzen Heimwege und noch jetzt nicht aus dem Kopfe,“ fragte Sabine, und legte den glänzenden Zeigefinger an's Grübchen im eirunden Kinn.

„Ich weiß es, Sabinchen, weiß es ganz verſicherlich,“ rief der luſtige Barbier, und ſchwänkelte und tänzelte hiebei wieder in der Stube herum — er hat ſagen wollen: —“

„Nun,“ fragte die Liebliche mit ſichtbarer Ungeduld, „er hat ſagen wollen?“ — „Er hat wollen ſagen,“ und dann hub der Bedrängte mit ſeinem ſuperfeinen Stimmchen wieder an zu ſingen:

„Sabinchen, holde Maid,
Sabinchen, von der Haid,
Sag' ohne Scheu und Scham,
Willſt haben mich zum — Bräutigam?

he, he, he! Ich weiß es ſchon! Ich weiß Alles, Alles, Alles!“

„Nur nicht, daß Du ein recht boshafter Narr biſt,“ fiel ihm Sabinchen mit derſelben Art Böſethuerei, wo deutlich die innere Zufriedenheit durchſpiegelt, in die Rede, ſetzte ihm ein kleines Fläſchchen auf's Plappermaul und — enthaſchte.

Vater Haidewirth war über den unerwarteten ſeltſamen Ausgang von des Töchterleins Traum ganz nachdenklich geworden. Auch die anderen Gäſte, ſelbſt die Wandergeſellen wollten nach Sabinen's Abgang keinen recht fröhlichen Laut mehr von ſich geben, des unermüdlichen Barbiers Poſſen blieben unbelacht, und in der Haideſchenke war's, wie in jeder andern Haideſchenke, plötzlich ſtill und traurig. Weil aber die Krüglein noch nicht leer waren, ſo erzählte Vater Cosmas herzgedrungen und als nicht überflüſſigen Commentar zu Sabinen's Traum die Geſchichte von der geheimnißvollen Schrift am Tragbaume, wie ſie der Leſer bereits weiß, und daß ſie zur Stunde noch kein Menſch habe leſen noch auslegen können, wie ſich aber des Schreibers Beiſatz:

Weilen und ſo lang dies ſteht
Es dieſem Hauſe wohl ergeht

auch richtig bis heutigen Tages bewahrheitet habe: indem Haus und Hof, Menſch und Vieh ſeit fünfzehn Jahren vom Unglücke frei geblieben; „und ſollte mir etwa dieſer Unheilsprinz meine Schrift verwiſchen?“ ſeufzte, der Haidewirth in der Noth ſeines Aberglaubens, oder ſollte etwa der Mann kommen, der die Zeichen entziffern kann? Dabei nahm er das Licht, denn es war bereits Abend geworden, und leuchtete hinauf, ob doch wohl die Zeichen noch ſtunden.

Die Augen der Gäſte lenkten ſich alle, mit beſonderer Neugierde die der Jünglinge nach dem fraglichen Gegenſtande. — „Jeſus, Maria!“ ſchrie Zenobius der ſtille, ſchwermüthige Wandergeſell und verhielt ſich mit beiden Händen die Augen, — „Heilige Margarita, wo bin ich?“ — Dem Wirth entfiel vor Schreck das Licht, dem Krämer entfiel ſeine Doſe, dem Hufſchmied das Pfeifchen, dem Bäckermeiſter das Krüglein und der Barbier ſchnellte, wie eine Heuſchrecke klafterhoch vom Boden auf in die rauchſchwangeren Lüfte der Stube.

2.

Es hatte der Mond am klaren Nachthimmel bereits alle ſeine bekannten Geſtalten gebildet, und in der Haideſchenke war über den Vorfall des ſtillen Zenobius noch weiter nichts, als unendlich viel gemuthmaßt worden.

Das iſt aber nicht etwa darum, weil Zenobius halsſtarrig auf die Fragen der Fragenden nicht geantwortet hätte, noch daß er etwa gar, wie eine nervenſchwache, empfindſame Leſerin fürchtet, vor Schreck auf 27 Tage 7 St. 43 M. 5 S. (bekanntlich die Umlaufzeit des Mondes um die Erde,) die Sprache verloren habe; ſondern die Sache hatte viel einen natürlichern Grund, — Zenobius war über Nacht — verſchwunden.

Sein Abgang wurde auf folgende merkwürdige Weiſe entdeckt: als nämlich des andern Tages (nach dem Vorfall) die vier andern Geſellen ihr Frühmahl verzehrt hatten; ſo merkte Urſula, die ſcharfſinnige Küchen-, Stall- und Stubenmagd, beim Abdecken, daß der fünfte Löffel unberührt liegen geblieben wäre. Mit dieſer Neuigkeit überraſchte die getreue Magd ſogleich ihre Gebieterin, welche dieſelbe wieder ſogleich mit ihrem Gemale theilte; dieſer aber, welcher überhaupt ſeit geſtern aus ſeiner konſtanten Rolle zu fallen anfing, ſtürzte, den unbeſudelten Löffel in ſeiner Rechten ſchwingend, heraus zu den vier Wandergeſellen und beſchwor ſie, — einander unverzüglich laut genug und deutlich beim Namen zu rufen, damit ſie ſähen und ſich überzeugten, ob Einer, und wer von ihnen fehle? — Da, wie leicht zu denken, die Geſellen über eine ſolche Zumuthung wenigſtens lächelten, rief Vater Cosmas in einem Anflug leichter Hitze:

„Iſt nicht zu lachen, meine liebwerthen Herren und Junggeſellen! Jeder, ſo ſich nicht von himmliſcher Ambroſia, Luft oder Nichts ernährt, braucht und benützt altherkömmlicher Weiſe, als geſitteter Menſch und Chriſt, einen Löffel. Der ihn aber benützt, beſchmutzet und beſchmieret denſelben nach eben ſo altherkömmlicher Weiſe mehr, weniger, je nach der Klebrigkeit der Speiſe und nach der Beſchaffenheit des Herzens: — dieſer Löffel nun iſt rein, wie eine aus dem Fegefeuer entlaſſene Seele, folglich iſt er heute nicht benützt worden, und wieder folglich iſt Einer aus Ihnen in Verluſt gerathen!

„Oder, was etwas natürlicher geſchloſſen wäre,“ fiel dem Wirthe, Bruno, der Goldmündige, ſcherzend ein, — „es hat Einem noch nicht gefallen zu frühſtücken.“

„Ganz wohl!“ rief Vater Cosmas; ohne jedoch von ſeinem Eifer zu verlieren, fuhr er fort: „ganz wohl! allein liebwertheſte Inſaſſenſchaft meines Hauſes und zeitweilige Gäſte in der Schenke zu Haidenheim! bei mir und in meinem Hauſe gilt der Satz: Wer nicht zu Tiſche kömmt, iſt nicht da; denn was lebt und wohl iſt, freut ſich der genießlichen Gottesgabe, und — Liebwertheſte! die Nacht, (ſagt mein hoher weiſer Freund) unſere nicht vierzigtägige, ſondern vierzigjährige Lebensfaſtenzeit, iſt lang! Das emſige Pochwerk, genannt Herz, die unermüdliche Luftpumpe betitelt: Lunge, die milchbrauende Leber und deren Amt und Dienſt man weniger oder gar nicht kennt, — Niere und Milz; vor Allen aber die auf dem dünnen Nelkenſtengel des Rückenmarks taumelnde Blumendolde des Gebirns, an der die Träume, — das bunte zahlloſe Heer der Nachtfalter, unaufhörlich wühlen und ſaugen, — das Alles will je nach ſeiner Verrichtung, Amt oder Dienſtleiſtung am Morgen Salär und Brotlohn, darum eilet auch, kaum daß die Gliedmaßen erwachen und die Augen ſich öffnen, ſo unverdroſſen zu Krippe und Rurſch das liebe Vieh, und ſchreitet, ſeinen Morgenſegen flüſternd, der Menſch zu Tiſch und Tafel. — Ja, ja, Liebwertheſte! ich ſage es noch einmal, der in meinem Hauſe nicht zu Tiſche kommt, derſelbe iſt auch nicht in meinem Hauſe!"

Wenn den Jünglingen auch die ganze Rede ihres Herbergvaters mehr gegen das Zwerchfell als zu Herzen ging, da dem robuſten, wohlgenährten Mann jene feinern Schmerzen und ſubtilen Scham- oder Scheugefühle, die Tafel und Geſellſchaft fliehen und verabſcheuen, gänzlich fremd zu ſein ſchienen; ſo meinte doch Bruno, wie es nicht unfreundlich ſein dürfte, daß aus ihnen Einer oder ein Paar, Zenobii Leib- und Seelenzuſtände erforſche, ihn nach Bedürfniß ermuntere, tröſte, unterſtütze, kurz mit Rath und That fördere. Sie gingen aber, wie ſie ſich brüderlich lieben gelernt hatten, gleich alle vier nach ſeinem Schlafkämmerlein; denn Keiner wollte an Liebe und Zärtlichkeit dem Andern nachſtehen.

Siehe da! ſollte doch der Wirth recht haben? — das Kämmerlein war leer — nichts war zu ſehen von Zenobius und ſeinen Dingen. — Doch, da ſeht! rief Bruno mit den flüchtigen Augen, — da ſeht! — und ſie ſahen — eine friſch hingeworfene Röthelzeichnung an der Wand: — eine ſybaritiſche Figur, die von eben ein flammender Pfeil zu durchdringen ſuchte, der Pfeil zielte gegen den Mittelpunkt, den Mittelpunkt aber bildete ein gleichfalls flammendes Herz.

Daß die Zeichnung von ihres Bruders Nobi (wie ſie ihn der Kürze und ſeiner Niedlichkeit wegen gern nannten) Hand und männlichen Herzen komme, erkannten alle Viere auf den erſten Blick; allein der Sinn? —

Wie ſie ſich noch die Köpfe zerbrachen, näherte ſich Vater

Haidewirth ebenfalls dem Kämmerlein, und da er abermals um Einen weniger ſah, als er Finger an der Hand hatte, rief er mit kläglicher Stimme: „Alſo hatt' ich wirklich recht?" — Als er aber der geheimnißreichen Zeichen an der Wand anſichtig wurde, ſtand er vor Schreck und Ehrfurcht ſelbſt da, wie ein Zeichen, nämlich ſteif und ſtarr, wie ein Ausrufungszeichen. Darauf hatten ſie großes Leid, die Geſellen, der ehrliche Haidevater und ſein treues Ehegemal; ſelbſt Sabine, wie es ſchien, trug heute ihr roſenrothes Göſchen nicht ſo munter als ſonſt.

„Wo muß er ſein? — Welche Bewandtniß hat es mit ihm, und der alten Zeichenſchrift? und" fragte Sabine zuweilen, „was bedeutet ſein eigenes Symbolum?" —

Das waren die Hauptfragen, die ſie an einander thaten und mit verſchiedenen, darunter den drolligſten Muthmaßungen ſich beantworteten. Der Wirth z. B. in ſeinem beſagten Wunderglauben meinte gar ein wenig: — es könnte ihn die gewaltige Schrift verſchlungen haben, und jach ſpränge er einmal zur ſchreckhaften Verwunderung Aller, aus derſelben hervor, und erzähle ihnen haarſträubende, kniebrechende, ſinnbethörende, kopfverwirrende, inkredible Dinge! — Urſula jedoch, ſchon bemeldte ſcharfſinnige Magd behauptete: der ſchöne Junggeſell ſei gar nicht aus ſeinem Kämmerlein gekommen, ſie hätte ihn, als ſie daſelbſt den Spiegel abgeſtäubt, leibhaftig aus ſeinem Symbolum hervorgucken geſehen.

Ueber Solches und Aehnliches nun mußten natürlich die Jünglinge lächeln, trotz ihres aufrichtigen Leides; aber auch ihr Leidweſen minderte ſich einiger Maßen, als gegen Mittag plötzlich die Thüre aufſprang und mit fröhlichem Morgengruß hereintrat, — ihr meint gar — Zenobius ſelbſt? nein! Herr Schnaller, der luſtige Barbier, weil eben Vater Haidewirths Raſirtag war.

Doch war's auch nur der ſpaßige Barbier, und nicht der ſchwermüthige Zenobius, ſo war es doch wenigſtens etwas von ihm: — eine Nachricht; denn Herr Schnaller ſprach, als er eben dem Wirthe die Naſe aufbog, um ihm das Oberlippengras chen zu ſäubern: „meine ſchönen gnädigen Herren!“ ſprach er, „Ihres theuren Freundes wegen brauchen Sie ſich nicht allzuſehr zu ängſtigen; derſelbe ging, wie ich ganz morgens meine ferneren Kunden in „Uebermwald“ und „Vernice“ beſuchte, ganz wohlgemuth und friſch an mir vorüber, waldwärts ging er, dankte meinem unterthänigen Morgengruße und erwiederte auf mein ſüßgelächeltes — „Ei, ſchon ſo früh?“ daß er nur nach ſeiner Gewohnheit die wenige Morgenluft genießen gehe: folglich“ — ſchloß der Barbier — „bald wieder zurück ſein werde.“

Jenebius aber, wie ſchon geſagt, kam nicht; und wir wollen klug ſein, wie ſeine Gefährten; — uns nicht mehr ängſtigen und kümmern, ſondern den Sonderling fahren laſſen und uns lieber Muße geben zu erfahren, was denn indeſſen die vier Anweſenden zu Gunſten ihrer ſchnellentkeimten Liebe gethan haben.

Die Burſche waren ſchlau!

So ſchön überhüllte Jeder ſeinen innern Brand drei Tage lang. Jeder aß und trank und ſchlief, als hätte er kein Herz, ſondern blos einen Magen und ruhſelige Gliedmaßen. Hüpfte dann Sabine, die holdſelige Brandſtifterin, ungefähr durch's Zimmer, oder näherte ſich gar ein wenig zu Wunſch und Gruß, und Eines von der Vieren Herz ward unbändig, loderte auf und kniſterte ſeufzend; da ermahnte ſich der Uebermannte ſogleich und ſagte laut: „Ach! wo mag wohl unſer Jenebius ſein, unſer vielgeliebter Freund?!“

Am vierten Tag aber, es war nach einem nächtlichen Ungewitter, das erfriſchte Grün ſchimmerte, ſtarker, reizender Duft ſchwamm und der Himmel war klar und durchſichtig bis in's Innerſte! — Da ſprach Brune, der Goldmundige, zu ſeinen Genoſſen:

„Lieben Brüder!“ ſprach er, „laßt uns heut wandeln, hinaus dem eilenden Morgenſtrahl entgegen, hinaus in die grünſchimmernde, duftathmende, liederklingende Freie, faſt Sünde, däucht es mich, ſolchen Morgen in dumpfer Stube zu verſäumen; auch“ — fügte er leiſer bei — „liegt mir etwas auf dem Herzen, das ich Euch nur hier in freier Gottesluft kann offenbaren!“

So redete Brune und die Angeſprochenen nickten mit ihren jugendgeſchmückten Häuptern, wie Roſen im Windhauch. Dann wandelten ſie fort, geſellig, wie die Freuden, leicht, wie die Luſt, und blühend, wie das blühende Land um ſie.

O ſo ſchön iſt die ungeſchwächte Jugend!

Vater Haidewirth konnte ſich nicht erwehren, er mußte Alles liegen und ſtehen laſſen und unter der Thüre den wandelnden Jünglingen nachſehen; noch mehr! er mußte vor innigem Wohlgefallen ſeinem Ehgemal und Sabinen rufen, daß ſie kämen — ſchnell! und ſchaueten. Kamm und Kehrbeſen entfiel ihren Händen und leichtgeflogen und ſchwertrollend kamen ſie und — ſchauten! Die Alten rieſen dann einſtimmig: „Solch junges, ſchönes Blut hätten ſie nie geſehen ihr Lebelang;“ und Sabine fügte faſt ſeufzend bei: „Schade! daß der ſtille Seltſame eben fehlen muß!“ — —

Als ſie ſchon eine gute Strecke ſpazieret waren, in wonnigem Gefühl und ſinniger Betrachtung, nahm Brune wieder zuerſt das Wort und redete ſo zu ſeinen lieben Gefährten:

„Lieben! nicht daß ich mich klüger und ſcharfſichtiger dünkte, als Ihr ſeid, aber ich habe allbereits unſern ſchmerzlichen Herzenszuſtand bemerkt, in den uns (wenn wir es aufrichtig bekennen wollen!) nicht ſowohl das räthſelhafte Entweichen unſeres geliebten Wanderbruders, Jenebins, als vielmehr die unwiderſtehliche Holdſeligkeit Sabinens verſetzt hat.“ — ein großer, allgemeiner Seufzer geſchah — „wohl ſah ich und auch Ihr habt es ſchon oft geſehen,“ fuhr er mit zitternder Stimme fort, „wie zufällig drei und vier honiglechzende Immlein zu gleicher Zeit in den kaum geöffneten Roſenkelch eindringen wollten; — allein vergebens! ſie hinderten ſich gegenſeitig und Zwietracht, Zank und unwiderbringlicher Zeitverluſt war ihr Gewinn.“

„Wollen wir nicht den emſigen, jedoch unvernünftigen Bienen gleichen; ſo müſſen wir unſere Werbung um Sabinens honigſüßes Herz anders einrichten!“ ſchloß Brune.

„Nun aber — wie?“ hauchten drei glühende Herzen zugleich.

„Wer es weiß, dem es etwa der Geiſt der Liebe bereits im Morgentraume oder ſonſt zugeflüſtert hat, der ſpreche,“ ſagte Bruno gedämpfter.

Die drei Jünglinge ſchwiegen, und Bruno fuhr fort:

„Ihr ſchweiget, ſo höret meine Meinung! Ich meine, wir ſollten in wechſelweiſer Folge unſere Werbung beginnen, und da im ſeligen Liebesgeſchäft Ein und zwei Tage zu ſchnell verrinnen, uns lieber dazu Jeglichem gleich eine ganze lange Oktave anberaumen. Der erſte Tag gehörte dann der Weihe und andächtigen Betrachtung, der zweite der allmäligen Annäherung, der dritte der ſehnſüchtigen Beſchauung, der vierte, fünfte, ſechste der wonnereichen Hingabe, dem ſeligen Erſterben, dem ſchmerzlichen Wiederaufleben und muthigen Rückkampfe, der ſiebente endlich wäre dann das Dankfeſt, wo die Jubelhymnen ſchallen.“

„Oder über den ſchmerzlich Verſtummten das dumpfe de profundis abgeſungen wird,“ fügte Euchar, der Klangholde, bei.

„Sabine iſt blos Eine,“ erwiederte faſt ſchmerzlich Benno, der Maler; „alſo kann auch blos Einer jubeln.“

„Und das wieder nur im zweifelhaften Fall, ob Einer von uns ſiege,“ ergänzte Zeno, der zauberreiche Geberdenſpieler und Tänzer.

„Das kommt allein an auf Jegliches Werth und Gemüthsenthüllung!“ tröſtete die Vortrefflichen Bruno, der Ideenreiche.

Euchar. „Und auf die Huld des Glückes.“

Benno. „Wie auf den Moment der Empfänglichkeit des andern Herzens.“

„Darum iſt meine Meinung für eine volle Oktave,“ fiel Bruno wieder ein: „und Ihr mögt mir nur, ſtatt Euch mit Bedenklichkeiten zu entmuthigen, geſtehen und ſagen, ob Euch mein Vorſchlag gefallen hat, oder nicht?“

„Placuit!“ riefen die Befragten einmüthig, „placuit sine clausula et conditione!“

„Doch, doch,“ unterbrach der umſichtige Bruno, „eine Klauſel hat es: Wie, wenn jählings Zenobius wiederkehren und zu unſerem Beſchluß nicht ſtimmen ſollte?“

Die Gefragten. „Einer gegen Drei hat keine geltende Stimme; zumal da ſeine freiwillige Abweſenheit uns beim Rathſchlag nicht hinderlich ſein darf.“

„Gut,“ ſagte der Qua-Präſes, „gut! Dann iſt aber noch Eins, ein Hochwichtiges, Kritiſches.“

Die Drei. „Ei, und das wäre?“

Bruno. „Wir ſind ein freies Volk mit gleichen Rechten und Pflichten. Keiner ſteht im Vorrang; keiner darf im Nachtheil liegen — wie nun?“

Da gab's eine komiſche Scene, die ſich beſſer gemalt als geſchildert ausnehmen würde.

Bruno, der Redner, ſtand ſtill und lautlos, und hatte den Zeigefinger ſeiner Rechten an ſeine Naſeſpitze gelegt.

Benno, der Maler, zeichnete mit dem Stäbchen die Geſtalt einer Sphinx in den Sand, und murmelte unverſtändliche Worte dazu.

Zeno, der Tänzer und Pantomimiker, wirbelte einige Male auf der linken Ferſe herum; und

Euchar, der Harfner, ſummte aus Weber's Freiſchütz — „durch die Felder, durch die Auen ꝛc.“

Das ſoll die komiſche Scene ſein.

Nach einer Weile vergeblichen Sinnens nahm Bruno wieder das Wort:

„Lieben!“ ſprach er. „Was zerbrechen wir uns den Kopf? Laßt uns thun, was längſt die Unberathenheit und Bequemlichkeit würde gethan haben.“

Die Jünglinge ſahen ihn an mit freudiger Neugier und fragten aus Einem Munde:

„Was?“

„Wir loſen!“ lächelte Bruno.

„Wir würfeln!“ „Wir ſchleudern Steine an's Ziel!“ „Wir ziehen Halmchen!“ riefen fröhlich die Drei durcheinander; nun die Gattung genannt war, wußte jeder eine Art.

„Meinetwegen beobachten wir die fliegenden Vögel oder den tauchenden Rindsvfalter, oder ſtehen gar auf glühendes Eiſen,“ ſcherzte Bruno. „Aber weil Euch’s gefällt, wir leſen!“

Inzwiſchen hatte ſich der Maler, welcher „Hälmchenziehen“ geſtimmt, zur Erde gebückt, um ſogleich Halme zur Leſung zu pflücken. — ſieh, was der Zufall oft thut: unter den gepflückten Halmen befand ſich ein Blümchen von bewunderungswürdiger Lieblichkeit, ſo zart und ſchön war’s, daß der gemüthreiche Maler ſtaunte und verloren im Anſchauen jubelte.

„Nein, nein!“ rief er plötzlich nach einer Weile der Bewunderung und des Jubels, „nein, nein, meine Brüder, wir leſen nicht, wenigſtens nicht nach alter gewöhnlicher Weiſe, wie wir eben wollten; hört, mir fuhr ein wunderholder Gedanke durch den Kopf! — Sabine ſelbſt, der Stern und das Ziel, der Anfang und das Ende unſerer Liebe, leſe. Hört, wie, und freut Euch mit mir des holden Einfalls, der mir geworden.“

Wieder ſahen die Jünglinge den Sprecher mit freudiger Neugierde an, und fragten uniſono:

„Welcher?“

„Ich eile nun auf den Flügeln der Liebe zurück in die Schenke, und reiche Sabinen, der Holdſeligen, dieſes wild und mild entſproſſene Frühlingsröslein, daß es ihr gefallen und ihr unſchuldiges Herz erfreuen möge!“

So ſprach Benno, der Gemüthliche, und ſchon halb im Wegeilen rief er:

„Ihr Lieben, mögt nun ein Jeder den gütigen Geiſt der Natur oder Liebe, was daſſelbe iſt, bitten und beſchwören, daß er Euch hold ſei, dann durch die mitgebrachte Frühlingsſpende Sabinen’s Herz erfreuen, und mir den Dank ſtreitig machen. Der ihr dann die wohlgefälligſte Gabe gebracht hat, mag auch der erſte werben, um ihr entzücktes Herz.“

Benno entfloh

„Bei Gott!“ rief Euchar „der Gedanke iſt zart.“ „und doch auch wieder pikant nebſtbei!“ ſagte Jeno, „und gut ſinnreich überdies,“ ergänzte Bruno. „Daher placet!“ riefen ſie in hellendem Dreiklang, und gingen mit dem Rufe nach drei verſchiedenen Winden auseinander, ihr Glück zu verſuchen und zu ſuchen, und mit dem Verſprechen, ſich bald und fröhlich in der lieben Herberge wieder zu finden.

Allein, ſie kamen nicht ſobald, wie ſie ſelbſt und ein ſanguiniſcher Leſer geglaubt hatten. Was in der Vorſtellung ſo leicht geſchienen, war unendlich ſchwierig in der Ausführung! Sie durchkreuzten die Flur; ſtreiften geſenkten Blickes über Hügel und Höh', durch Thal und Plan; weilten ſuchend am lebendigen Born, und forſchten im todten Geſtein: Flur und Quell und Stein boten allerlei Seltſamkeit und Alletagsding; allein, wie es geht, gerade der Reichthum der Natur machte ihnen die Wahl ſo ſchwer.

Ich will hier ſtatt weiteren Beweiſes den guten Leſer nur erinnern, wie es ihm nicht beſſer, als unſern drei Helden ergangen, als er einmal in der Michaelis-Meſſe das erſte Präſent für ſeine Herzgeliebte hat kaufen wollen; oder auch auf die Unſchlüſſigkeit im Ausdruck, in der Satzſtellung; ja ſchon gleich bei der Betitelung, als er an die Genannte den Liebesbrief geſchrieben. „Ja,“ ſeufzeſt Du, vor dem vollen Kramladen ſtehend, und ſitzend am Schreibpult — ich weiß es, als wenn ich Dich geſehen und gehört hätte! — „Ja, wenn ich ihr Herz genau kennte, ihren Geſchmack ganz wüßte!“ Und ihre holde Geſtalt, ihr lächelndes Aug ſchwebt Dir vor, Du erinnerſt Dich, was ſie längſt geſprochen und geäußert in Deiner und Anderer Geſellſchaft, wornach ſie haſtig griff, und was ſie verabſcheute und mied; ihre Kleiderfarbe, ihre Geſangsweiſen, ihr Gang, ihr Tanz, ihre Lieblingswendung und Ruhlage; — Alles, Alles kam Dir vor, und aus allem dieſem ſollteſt du einen raſchen Wahlſchluß abziehen. Du, deſſen Kopf ohnehin wimmelte und ſummte von dem betäubenden Zauberſchlag der Liebesbethörung, deſſen Herz vor Inbrunſt zitterte und tobte! „In Gottes Namen,“ ſeufzteſt Du endlich und kaufteſt und ſchriebſt, weil ſonſt der Markt und der Raſttag vorübergegangen wären.

Siehe, ſo ging es und ſo machten es auch die guten Jünglinge und kein Wunder! daß ſie einzelnweiſe und erſt als bereits die Mittagsglocke über die Haide läutete mit ihren Frühlingsſpenden heiß und müde, jedoch heiter, in die Schenke zurückkehrten.

Thut mir leid, allein ich habe durchaus nicht erfahren können, was ein Jeder gebracht hat; muß aber nichts ſo Erhebliches geweſen ſein, weil Benno, der Maler, mit ſeinem Zauberblümlein (wie er es jetzt vorzugsweiſe zu nennen pflegte) den Sieg davongetragen.

Als dem freudenreichen Maler der Sieg nicht mehr ſtreitig gemacht werden konnte, weil Sabine in ihrer Einfalt und Unſchuld offen bekannte, daß (wenn ſie es ſchon ſagen müſſe) ſie das Blümchen ganz beſonders und mehr als die übrigen (auch recht ſchönen Verehrungen) erfreue, ſo ſuchten die Drei ihren heimlichen Verdruß doch wenigſtens in einer kleinen Neckerei an Benno auszulaſſen. Sie banden ihm nämlich auf, daß er ſich ſchon den heutigen Tag zu ſeiner Octave müſſe zählen laſſen, und das ganz vorzüglich, weil er ſo lange mit Sabinen habe allein ſein können, und dann — und noch — und wieder, und ſo wußten ſie eine ganze Menge Und-Gründe aufzubringen, mehr als Benno widerlegen konnte und wollte. — Mein Gott! Mit einem Liebehoffenden iſt gut prozeſſiren, und was ohnehin klar iſt, leicht zu beweiſen!

4.

Benno, der Maler, wie ſchon erkannt und auch geſagt worden, war von Natur ein guter, gemüthlicher Junge ohne Anmaßung und Dünkel, und ſein Herz war voll zärtlicher Liebe. Aber ſeine Liebe brannte nicht aus in feurigen Worten, entſtand nie durch leidenſchaftlich-wilde Anfaſſung, und kein verzehrender Blitz fuhr je aus ſeinen frommen, himmelblauen Taubenaugen. Seine Blicke blieben ſich gleich, ob er ſeine Freunde, Sabinen oder ſonſt etwas Geliebtes anſah, wie die Küſſe der Kinder ſich gleich bleiben, ob ſie dann auf die weiche Wange der Mutter, oder auf ein hölzernes Madonnabild geſchehen.

Benno's liebſte Unterhaltung war die ſchöne, wundervolle Natur in ihrem ganzen ſichtbaren Umfange, die er auch darum überaus warm und wahr zu malen verſtand, und worüber er auch einnehmend zu ſprechen wußte, wovon das holde Sabinchen den Beweis lieferte, weil ſie ihm im Laufe ſeiner Octave oft ſtundenlang mit geſpannteſter Erwartung und Aufmerkſamkeit horchte; ja ſogar einmal mit ihm in's Freie wandelte, um ſich praktiſch zeigen zu laſſen, wie man die Natur anſchauen ſoll, um ihre Schönheiten und Reize gewahr zu werden.

Hüpfend und frohlockend kam Sabinchen von jedem Spaziergange nach Hauſe und konnte Abends ihrem Vater nicht genug rühmen, welch' ein vortrefflicher, herrlicher, guter Jüngling Meiſter Benno ſei. So rühmte ſie ihn, daß ihm der Alte von dem Tage an viel Verbindliches ſagte, und in ganz beſondere Affektion nahm.

Eucharius, der Harfner, und Zeno der Geberdenkünſtler, wie ſie das ſahen und hörten, wurden faſt zag und unmuthig, und ſprachen am Abende des fünften Tages zu Bruno, der ſie aufforderte, um endlich durch ein beliebiges Loos doch einmal die Werbeordnung auch unter ſich feſtzuſtellen, da Sabinen ihre Geſchenke faſt gleich wohlgefällig geweſen waren.

„Faſt däucht es uns unnöthig," ſprachen ſie, „Du guter Bruno, Du wachſamer, immer bedachter Freund Deiner Freunde, daß wir der Werbung wegen unter uns das Loos werfen; denn nicht nur hierin war, ſondern auch im Werben ſelbſt iſt ſichtbar das Glück mit Benno, dem zärtlichen Farbenkleckſer."

„Ei, ei," erwiederte Bruno, „ei, ei! Kenne Euch nun ſchon ziemlich lange, immer waret Ihr wacker und edel, und feig und ſcheelſüchtig war niemals Einer; und nun, kaum daß nur ein Schein von Gefahr ſich von fern zeigt, verzagt Ihr, und gebt in Eurem Herzen dem Neide Raum! — Benno, unſer lieber Gefährte und

Bruder hat viel Vortreffliches an ſich — wie wäre er ſonſt unſer Herzensfreund geworden? Und ich glaube, er wird es hier noch genugſam beweiſen; denn es gilt ſein frommes Herz zu beglücken; allein wer wird denn über des Bruders Vortrefflichkeit ſeine eigene vergeſſen? Ueber des Bruders Glück an dem ſeinen verzweifeln? — Donner auch! Wer ſind denn wir? Iſt nicht auch unſer Herz voll Glut und unſer Kopf licht, wie die Saphirhallen des Weltalls! Darum Muth, Ihr Theuren! und — da ziehet! (er hielt ihnen ſilberne Stäbchen vor) ziehet raſch und keck, und laßt mir immer das — Kürzere, ich verzage darum doch nicht!“

Erſt umarmten Zeno und Euchar in Reue und Scham zur Sühnung ihres Unrechtes, den Trefflichen, und griffen raſch und keck nach dem verhängnißvollen Stäbchen — ſieh! Richtig mußte Bruno das Kürzere behalten.

Der Mimiker Zeno hatte diesmal den beſten Zug gethan; aber die Beiden waren nicht erfreut über ihre glücklicheren Züge: ſo hatte ſich auf Bruno's Rede jählings ihr natürlich gutes Herz gewendet und aufgefriſcht, daß ſie vielmehr betrübt waren, und Jeder in aufrichtiger Rührung dem edlen, kräftigen Bruno ſein vorzüglicheres Stäbchen zum Tauſche anbot.

Bruno aber verweigerte dies ſtandhaft, und ſprach:

„Laßt das, Guten! Denn was geſchah iſt gut! Ich bin, oder beſſer, ich zeigte mich vor Euch ſtark, und Ihr ſollt mich nicht zur Weichheit rühren! Euer Herz,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „hat ſich wieder gereinigt von der Bruderſünde und im Reinigen hochgeehrt, iſt wieder werth des höchſten Glückes, das die ſchöne Erde geben kann; und nun kommt in die Schenke zu den lieben Gäſten, um zu ſehen, was Freund Benno mache.“

Dabei umſchlang er ſie, und umſchlingend und umſchlungen zogen ſie ein in ſchwankem Freudewirbel in die heitere Stube der Haideſchenke.

Richtig! Da ſaß Sabine wieder in ſittiger Nähe bei Benno und hörte ihn an mit friedlich lächelndem Angeſichte; dieſer aber, wie er das verwachſene Kleeblatt zur Thür herein dringen ſah, ſprach flink ein artiges Wort der Entſchuldigung zu Sabinen, und ſprang den Freunden entgegen — er war ja ſo glücklich! Das mußte er ihnen, geſchwinde, ſo lange ſie noch zuſammenhingen, zuflüſtern, und ſein gutes Herz war wieder leichter.

„Seht,“ rief Bruno zu ſeinen zwei Umſchlungenen, und ſie verſtanden Ruf und Blick, dann entſtand ein Armgeflecht, ein Häupterknoten und Lippengeräuſch, wie es nur im Himmel und höchſt zuweilen in Kinderſtuben geſehen und gehört werden kann.

Freundlich lächelnd, und mit artiger Verbeugung grüßte dann auch Sabine die Wiederkehrenden; zu Benno aber ſprach ſie abſonderlich im traulichen Tone, ſogar ihr Händchen legte ſie auf ſeinen Arm. Sie ſprach:

„Nun Eure Freunde wieder bei Euch ſind, Meiſter Benno, iſt ohnehin meine Audienz aus, das weiß ich ſchon; aber es thut nichts, ſo kann ich mich doch ſchon auf morgen wieder freuen, wo Ihr mir die Geſchichte von Eures Vaters ſtürmiſchen Bruder, und von der ſanften Schweſter Eurer Großmutter weiter erzählen werdet — nicht wahr, lieber Meiſter?“

„Freilich, freilich, mit Luſt und Freuden!“ erwiederte mildlächelnd der ſelige Maler, und wollte es auf ihr Händchen mit einem Kuſſe beſtätigen; da wußte aber die Schelmiſche flink mit ihrem Eigenthume zu entrinnen, daß er ſeinen eigenen Aermel küßte — und ſcherzte:

„Euer Wort, Herr Meiſter, bedarf keines Zuſatzes!“

Dann flog ſie hinweg, getragen von den Blicken der Jünglinge, und kam eilig wieder mit funkelndem Geſchirr zum Nachtmale der Prinzen und mit perlendem Weine darneben.

Benno aber konnte heut, wie ſchon geſtern und ehegeſtern, wieder völlig nichts eſſen, er war voll, voll vom Herz hinab, bis zum äußerſten Magenende und herauf bis zur Kehle voll — Wonne und Entzücken! Doch dem Becher mußte er tüchtig zuſprechen, weil ſeine lieben Wanderbrüder — vielleicht und wahrſcheinlich mehr neckhafter

Weiſe — bald dieſer, bald jener ihm's zutranken. Wenn er juſt getrunken hatte, hob Euchari-Cöleſtin, der Tonentlocker, ſchon wieder den Pokal und ſang die allbekannten alten Reime:

„Bruder Benno, Du ſollſt leben,
Und dein Schätzlein auch daneben!“

Ja, du lieber Himmel! Da war's denn doch nicht anders möglich, als daß er wieder trank, und, o weh, dort ſeh' ich Einen ein ſchiefes Geſicht ziehen, das geht wohl gar den alten Reim an und meinen ſonderbaren Prinzen, der ſich nicht entblödet, einen Reim zu ſingen, den man ſchon lange nur unter der großen Handwerksſchaar in der Gemeinſtube von Jahrtag haltenden Geſellen toben hört.

Lieber Freund! Ich glaube wohl, daß Du nie ein Schneidergeſell geweſen (obwohl mir Jung-Stilling einfällt), aber das glaub' ich, daß Du während Deiner akademiſchen Laufbahn gar ſo ein Süßling oder Sauertopf geweſen, daß Dich kein einziges Mädchen mochte, und daß Du doch wenigſtens einmal in fröhlicher Kumpanſchaft ein Räuſchchen bekamſt, wo Dir dann auf ihrer Himmelfahrt aus dem katzenjämmerlichen irdiſchen Thale des Magens zum Kopf empor die Geiſter Dein Herz ſo warm und rührig gemacht, daß Du zärtlich Deines Mädchens gedachteſt, und dann kein ſchöneres Lied kannteſt, als wenn Deine Kumpanſchaft plötzlich ſang:

„Bruder Jeßlen, Du ſollſt leben,
Und Dein Schätzlein auch daneben!“

O, erinnere Dich nur! — Aufſprangſt Du von Deinem Stuhl — die Augen leuchteten Dir, wie Johannisfeuer und einen Trunk thateſt Du weit über Deinen Durſt! Dann ſangſt Du das Liedlein mit den Andern Deinem Nachbar zu, und ſo fort und fort, bis es herum war, und Alles — ! O, wär' Dir doch jenes Räuſchchen geblieben, damals machteſt Du ein ſo holdes, ſeliges Geſicht; jetzt haſt Du ein ſchiefes!

Benno, wie geſagt, konnte das Reimlein nicht hören, ohne den zwei Leben-Geheißenen ſogleich ihr Leben durch einen Schluck Wein zu ſichern und zu kräftigen und von Wein und Luſt fröhlich und fröhlicher zu werden. So aufgeräumt wurde er, als Sabine und Vater Haidewirth kaum geglaubt hätten, daß der ruhige, gemüthliche Meiſter ſein könne, und daß es ein rechtes Gaudium gab, welches ſpäter wohl gar die Linie der ſtrengen Manier und Schönheit würde überſchritten haben, wenn nicht wieder Benno (dem es übrigens ſelbſt bis auf dieſen Grad gefallen hatte) dem Muthwillen Euchar's durch einen freundlichen Wink Einhalt gethan hätte.

So ſchloß alſo Benno's fünfter Tag und ähnlich dieſem verrann auch der ſechste und letzte. — Der Gute erzählte und erzählte — von ſeinen Angehörigen, vom Hündchen, das ihn tückiſcher Weiſe in die Wade gekniffen, vom Lamm und Täublein, die ihm als Bübchen nachgelaufen und nachgeflattert, von ſeiner geliebten Mutter, die ihn ſo ſehr liebe, daß ſie ſtündlich um ſein Glück und Lebensheil zum Himmel flehe, welches ein Jüngling — doch einzig und allein an der Seite eines geliebten Weſens finden könne, würde der Gute nach langer Zeit einmal beim letzten Mondviertelſcheine herausgeflüſtert haben; denn der Leſer ſieht ſchon, daß Benno Einer aus jener überſittſamen Kleinſtadtklaſſe iſt, die in leidenſchaftsloſer Bequemlichkeit vom 20. bis 29. Jahre eine Heirat beſchließt, und am langen Carneval im 30. endlich vollziehet, dann nach des Himmels Rathſchluß ein Häuflein Kinder werden läßt, das ſie wieder fleißig hinter ſich in ihre ehrſamen breiten Stapfen gängelt.

Das und ſo würde Benno endlich geſagt und gethan haben, aber ſeine Oktave war — aus, von der er weiter nichts wußte, als daß er vor Seligkeit nicht wiſſe, was er davon im Bewußtſein behalten ſoll.

5.

Jetzt kam alſo die Reihe an Jeno, den Pantomimiker.

Solche Leute — ich meine hier aber nicht blos Tänzer, Grimaſſierer, Geſichterſchneider, Aufſchneider und andere Schneider, ſondern ich meine überhaupt die Gaukler aller Art, gleichviel, ob ſie dann mit den Füßen, Händen, oder mit beiden zugleich oder gar mit dem ganzen Leibe gaukeln — ſolche Leute, will ich ſagen, ſind gewöhnlich an Geiſtesausbildung ein wenig zurück.

Warum?

Darum, weil es ſchon ein Urgrundſatz der ökonomiſchen Natur iſt: wenn ihr auf einen Acker zufällig einige Körner mehr hineingefallen ſind, um dieſelbe Zahl auf den andern weniger zu ſtreuen. Eins, und dann, weil es nun und allemal unthunlich iſt, zu derſelben Zeit und durch dieſelbe Bemühung zwei ganz verſchiedene Anlagen auszubilden. Der Tanzmeiſter iſt kein Schulmeiſter, wie die Zwangslatte kein Elementarbuch iſt.

Aus dieſen nachfolgenden Vorderſätzen folgt nun von ſelbſt mein vorangeſetzter Schluß, und ich kann ohne Gewiſſensſkrupel fortfahren und ſagen, daß unſer Held Jeno, als Individuum, kein Haar beſſer war, als die Klaſſe. Seine Gliedmaßen und Geſichtsmuskeln hatte er tüchtig exercirt, während die feinen Faſern ſeiner beiden Gehirne noch völlig in wilder unberührter Friſche grünten; jedoch machte Jeno darin eine kleine Ausnahme: er beſaß Mutterwitz und das in einem ſolchen Grade, daß er ſich damit nebſt ſeinem ſchönen, routinirten Aeußern keck neben dem eklatanteſten Kopf, zwar nicht vor einem Profeſſor, wohl aber vor einem Mädchen hinſtellen konnte.

Das wußte Jeno und darauf baute er auch. Seine Werbung war daher nicht matt und ſublim gedehnt, wie die der überzarten Gemüther, nicht plump und ſtoßweiſe urgirend, wie bei Dummen, noch ſetzte er ſich ſelbſt die bedenklichen Hinderniſſe, womit ſich nicht ſelten feine ſpintiſirende Köpfe ſchwächen und verderben.

„Schönſte Sabine!“ ſprach er am Geburtstagmorgen ſeiner Oktave — er ſtand knapp gekleidet in zierlicher (beſſer reizender) Einfachheit und kam anmuthig, mehr tanzend als gegangen, zur Thüre herein — „Schönſte Sabine, ich komme zu Euch und bleibe gern ein ſchnelles Stündchen und darüber, wenn Ihr Euer freundliches Geſicht nicht ändert, um einmal eine ſelige Kurzweil zu haben. Euer geiſtige Freund Benno, ſinnet ſo eben über einen ſchweren Kunſt plan, und die Andern ergänzen, was ich bereits gethan, ihr Notizenbuch.

„Ich könnte wohl,“ fuhr er im ſüßeſten Schmeichelton fort, „in's Freie wandeln zu den thaufriſchen Blumen und melodirenden Vögeln: doch Hold-Sabinchen blühet ja auch allen Blumen zum Trotz, und lieblicher wahrlich millionenmal ſind Eure Worte, als das Lied der Vöglein draußen im Haidegebüſch; darum, wenn Ihr mir nicht gram ſeid, oder mir gar entweichet“ — er pantomimiſirte in anmuthig komiſchem Getrippel die Flucht — „ſo —“

„Ihr ſeid heute beſonders gut aufgeſtanden!“ unterbrach mit unbefangenem Lächeln Sabine den zierlichen Spaßvogel, „und es freut mich, daß Ihr Eure gute Laune nicht außer Haus traget!“

„möchte ich bei Euch bleiben!“ ergänzte Zeno ſeine Introduktion und ließ ſich mit zarter Manier neben Sabinen auf einen Stuhl nieder, bewunderte ihre Arbeit, ſprach von Nadel und Faden, von Stich und Knopfſchlinge mit den ſchmeichelndſten Beziehungen und frappanteſten Anwendungen, daß Sabinen öfter das Herz aufglühte, daß ſie roth werden, den Kopf ſchütteln, ſogar den ſchönen Schwätzer beſtrafen mußte, — mit einem freundlichen Blick.

Bei manchem Einfall, bei den meiſten Gleichniſſen ſprang er vom Stuhle auf, und ſtellte das Geſagte durch Geberden und Attitüden dar, die Sabinen zu lachen oder zu bewundern reizten, ſo daß ihr oft weilenlang kein guter Stich gerieth.

Ich kann und will aber Zeno's Witzſpiele und Gaukeleien den Tag über nicht weiter an- und ausführen, nur das ſag' ich, daß ſich Sabine, die gefeierte Haideblume, zwar recht gut amüſirt, aber doch vor dem Schlafengehen ſich heimlich geſagt habe:

„Wo blieb nur heute Benno! Ach, daß der Gute morgen wieder komme! Seine Unterhaltung iſt wahrhaft wie unſere Hausmannskoſt; Zeno's hingegen bald ſüß und lieblich, bald wieder übergewürzt und überſüß, und das — glaube ich gehört zu haben — verdirbt den Magen; aber ich werde es morgen ſchon ſehen!“

Mit dieſem Troſte entſchlüpfte ſie in ihr Bettlein, und hatte vor dem Entſchlafen noch einigemal eine ſüße — ſüß bitterliche Erinnerung.

Jene's Plan Sabinen's Herz zu gewinnen, war einzig und allein auf Beluſtigung angelegt, und wahrlich, daran war die ganze Woche hinab kein Mangel.

Seinem Plan noch beſonders günſtig war ein frühes nächtliches Gewitter, das einem ganzen Heere von Regenwolken den Weg über die Haide bahnte, ſo daß man faſt die ganze Woche gezwungen war, ſchön beiſammen im Zimmer zu bleiben. Die Anweſenheit der Freunde, wie auch der übrigen Gäſte, konnte ihn durchaus nicht irren, da ſie nur über ſeine Poſſirlichkeit lachen, ſeine Gewandtheit und Anmuth bewundern, und mit Sabinen ſeine Auffaſſungskraft und treue Wiedergabe beſtaunen mußten.

Der Grund, worauf Jene ſeine Fresken auftrug, war ihre abenteuerliche Wanderſchaft, und damit ſein Gemälde bedeutungsreicher und intereſſanter wurde, unterlegte der Witzkopf folgende Fabel:

„Ein alter König auf einer ſchönen großen Inſel im ſtillen Weltmeere hatte fünf Söhne, wovon Keiner um Ein ganzes Jahr älter war als der Andere. Sie waren Drillinge und Zwillinge, welche die Königin dem hocherfreuten König im zweiten Jahre ihrer glücklichen Ehe gebar, die größere Hälfte nämlich zu Anfange, die kleinere aber zu Ende desſelben Jahres.

Die fünf Prinzen wuchſen heran groß und herrlich am Leibe, und gaben auch an innerem Adel keiner dem andern etwas nach. Da ſprach eines Tages Abends der alte König zu ſeinen Söhnen:

„Nehmt mir endlich die harte Krone ab vom Haupte, und aus der Hand das ſchwere Zepter!“

Die Söhne erwiederten: „Mit Luſt und Freude, Vater, „nur beſtimme aus uns, der das thun ſoll!“

Der alte, regierungsmüde König ſprach: „Derſelbe ſoll es thun, und Derjenige ſoll Euer König ſein und Herr, der mir die ſchönſte und die liebſte Tochter aus der Inſel als Braut heimgebracht hat: darum gebet und ſuchet.“

Die fünf Prinzen aber waren von Jugend auf Ein Herz und Eine Seele. Dabei ſprachen ſie unter einander:

„Die ſchönſte kann doch nur Eine ſein auf dem Eilande; darum laßt uns vereint ſie ſuchen! Der ſie erwirbt, führe ſie heim zum alten Vater, und nehme Kron und Zepter.“

Als ſie ſolches geſprochen und beſchloſſen hatten, nahmen ſie rührenden Abſchied von ihren königlichen Eltern, und zogen fort.

Sie paſſirten mehrere blühende Landſtriche mit üppigen Städten und Flecken, auch manchen einſamen Haidegrund, wo nur ſelten ein ärmliches Hüttchen ſtand. Wo ſie aber der Magen oder die tolle Nacht zur Einkehr nöthigte, da fragten ſie immer ein altes weiſes Mütterchen: „Sag' uns doch, gutes Mütterchen,“ ſo fragte der fünf Prinzen Einer, „wo hauſen denn hierorts die glücklichen Eltern des ſchönſten Töchterchens?“

Die Antwort und Auskunft belohnten ſie immer mit einem funkelnden Goldſtücke.

Wenn ſie dann in dem Hauſe der Bezeichneten eingeſprochen hatten, ſtifteten die königlichen Junggeſellen nach kurzer Raſt ergötzliche Feſtlichkeiten mit Schmaus und Tanz (denn ſo war es Sitte auf jener Inſel, wenn vornehme Reiſende einſprachen), und betrachteten indeſſen ihre Schöne ſattſamlich von außen und von innen, ohne jedoch ihre Abſicht auch nur im mindeſten zu verrathen.

Dieſe Feſtlichkeiten nun mußten Zeno Gelegenheit geben, ſein Talent, ſeine Körperſchönheit und Liebenswürdigkeit in's hellſte Licht zu ſetzen. Sie thaten es auch: denn ganz über alle Beſchreibung ausgezeichnet (behaupteten ſeine Wandergefährten, die faſt auch die ganze Woche ſein hochgeneigtes und hochvergnügtes Spektatorium mitbildeten) war Zeno's Auffaſſung und Erinnern des Geſehenen und Gehörten, unglaublich ſeine Gewandtheit im Wiedergeben desſelben! Sabine aber und die Uebrigen, die zwar der Fabel nicht ſo auf den Grund ſahen, und alſo auch ſeiner Leiſtungen eigentlichen Werth nicht ſo erkennen mochten, jauchzten deſſungeachtet vor Bewunderung und Freude, und baten oft flehentlich um Einhalt ſeiner unerſchöpflichen Laune aus Beſorgniß für ihr ernſtlich bedrohtes Zwerchfell.

„Aber, was that denn Zeno eigentlich?“

Ei, was that Zeno! — Er that, was hier leider für Dein Ohr meine ſchöne wißbegierige Leſerin! kaum ſchwach darſtellbar iſt, für Dein Aug aber unfehlbar von draſtiſcher Wirkung geweſen ſein würde: er ahmte nicht nur auf das täuſchendſte alle Stimmen und Dialekte der Feſtlichkeitsgäſte nach, ſondern er repräſentirte auch zum Geſpräche ihre Geſichtseigenheiten und Geberden, tanzte gelegentlich all die verſchiedenen Volkstänze, die 100 Meilen im Umkreiſe üblich waren, erſt immer in allgemeinen Umriſſen auf das ausgezeichnetſte mit unbeſchreiblicher Grazie, dann aber, oder auch dazwiſchen, (wie ihm jedesmal ſein Witz eingab) die beſonderen Nüancirungen und komiſchen Uebertreibungen der Einzelnen. Zeno war, mit einem Worte, die ganze Oktave hindurch der leibhaftige Proteus, oder (wie ſich Schnaller, der Barbier ausdrückte) der ſchalkhafteſte und zugleich liebenswürdigſte Hexenmeiſter, den er je geſehen!

Der Barbier gab Zeno'n das Prädicat „ſchalkhaft“ nicht umſonſt; denn Zeno hatte an ihm ſeinen Mann gefunden! Er zog ihn nicht nur zu allen närriſchen de Deux, ſondern trug auch eine Menge ſeiner Fresken auf den immer weichen Grund ſeiner launigen Geduld auf. —

„Wie nun die fünf Prinzen,“ fuhr Zeno endlich wieder in ſeiner Fabel fort, „auf dieſe, wie Ihr geſehen, nicht unergötzliche Weiſe beinahe ſchon zwei Drittheile der Inſel durchwandert, auch bereits manche holde Dirne gefunden hatten; kamen ſie eines Tages an einen Wegweiſer, wo ſich fünf Fährten ſpalteten.“

„Iſt es doch wahrlich nicht anders,“ ſprachen die Jünglinge zueinander, „als ſollten wir hier uns theilen, und Jeder einzeln ſuchen, was wir bis jetzt vereint nicht gefunden haben.“

Da ſie aber gleich anfangs die ganz richtige Bemerkung gemacht hatten, daß nur Eine die Schönſte ſein könne, und um leichtmöglichem Zwiſt auszuweichen, wenn ſie nämlich fünf Jungfrauen als künftige Königinnen nach Hauſe gebracht hätten, machten ſie es kurz ſo aus, daß ſie ſich bei dem deutlichen Fingerzeig des Schickſals ſtracks hier theilen und einzeln ihr Glück ſuchen, daß ſie aber, an einem beſtimmten Tage hier am Wegzeiger wieder zuſammentreffen wollten, um einander ihre Funde, zwar nicht in Originali, ſondern nur in einer getreuen Copie vorzuweiſen."

„Deſſen Bildniß dann nach einmüthigem Urtheil, als das ſchönſte erkannt worden iſt, dorthin wollten ſie dann vereint wieder zurückkehren," — (daß die fünf Prinzen, jeder ein exakter Zeichenmeiſter geweſen, ſollte ich gar nicht ſagen müſſen!)

„Nach dieſem kurzen Beſchluß nahmen die herzlichen Brüder einen langen, rührenden Abſchied und wandelten, — jeder in Schwermuth und Erwartung — ihre Schickſalsbahnen."

Hier machte Jeno wieder die tragi-komiſche Scene des Abſchieds mit dem guten Barbier in fünf — raſchwechſelnden Geſtalten, je nach den Charakteren der Prinzen, und nach dem letzten, längſten, inbrünſtigſten, den Jeno über den Kopf des kleinen Barbiers weg hinaus in die Luft gegen die ſchöne, mildlächelnde Sabine hin machte, ſchwankte er geſenkten Hauptes zu Thüre hinaus, und kam auch theils um ſein Gebild zu erhöhen, theils, weil es ſchon ziemlich ſpät war, heut nimmermehr zurück. —

Er kam aber auch morgen und ſpäter nicht mehr, denn es war dieß der letzte Oktavtag Jeno's geweſen, ich kann es nicht ſagen, ob wir das wunderbare Ende der Geſchichte von den fünf Inſelprinzen noch erfahren werden, — oder nicht? —

6.

Nach dem Pantomimiker Jeno, hatte, wie wir wiſſen, Eucharius, der Harfner das beſte Loos gezogen, und ſeine Erwartung des kommenden Tages war ſo groß, daß er beinah die ganze Nacht in ſchlafloſer Aufgeregtheit zubrachte. Einige Male ſtand er auf und mußte mit der Laute ſeine ungeſtümen Gefühle ſchweigen machen, dann wieder ſein ängſtliches Herz tröſten und ermuntern.

Eucharius, oder mit ſeinem zweiten Namen, den er lieber hatte und hörte, Cöleſtinus, iſt kurz am beſten geſchildert, wenn wir ihn, den Tonkünſtler (wie den Schreiber mit ſeiner Schrift, und das Hündlein mit ſeinem — Schweif) mit ſeinen Tonkünſten vergleichen, die, zwar Jedes tief empfunden, aber hie und da nicht ohne Aengſtlichkeit und durchaus caprizi̇ös ausgeführt, immer auf einem melancholiſchen Grundton baſirten.

Er hatte gern ſein und Anderer Herz erfreuen mögen durch heiteren Lebensgenuß; allein, weil das oft durch äußere oder auch innere Hinderniſſe nicht gleich nach ſeinem Wunſche ging, ſo war er düſter und melancholiſch. Sein ſchönes Auge hatte darum nur ein poetiſches Feuer und ſeine Laune war das Unzuverläßlichſte von der Welt: ſeine ſchöne, edle Geſtalt war oft geknickt, und ſeine blühende Jugend nicht ſelten fahl und welk. Doch, eh man ſich's verſah, eh ein mitleidiger Gedanke um ihn ſich feſt formen konnte in Deinem Herzen, erhob ſich plötzlich die gebeugte Geſtalt, — das Auge glühte, — ſein Antlitz leuchtete im Frühlingsſchmelz, und ein elektriſcher Freudenruf zuckt Dir durch Seel und Leib, und der Geiſt der Traurigkeit muß weichen, ſoweit die Gewalt des Rufes reicht. —

Cöleſtin nahm ſeine Eingangsgelegenheit damit, daß er nach dem freundlichen Morgengruße die holde Sabine fragte, ob doch wohl der Krämer auf der Haide auch Saiten in ſeinem Kramladen habe, was er ſehr wünſche, da ihm heute beim nächtlichen Spiele, eine, die Allernöthigſte, an ſeinem Inſtrumente geriſſen ſei!

„Ei,“ entgegnete Sabine, noch bevor ſie ihm auf ſeine Frage geantwortet hatte, ließ ihre Arbeit ruhen und ſah ihn an mit Freude und Verwunderung — „ei, Meiſter Cöleſtin!“ rief ſie, „ſo wart Ihr's, der heut in ſtiller Nacht die wunderlichen Klänge ſchuf, die auf mich eine ganz beſondere Wirkung hatten? Nämlich, ich konnte einige Male nicht feſt ſchlafen vor ſüßer, inniger Neigung, aber auch nicht ganz mich ermuntern, ſo daß ich Morgens, als ich mich zufällig erinnerte, das Ganze für einen allerſchönſten Traum hielt!"

„Thut mir herzlich leid, daß ich Eure ſanfte Ruh geſtört habe!"

„Nicht doch, Meiſter! Solche Ruheſtörer ſind aller Orts und jeder Zeit willkommen. — Ei, ei," fuhr ſie mit artiger Geſchwätzigkeit fort, „daß Ihr ein kunſtreicher Meiſter ſeid, das dacht' ich mir wohl; daß Ihr es aber in dieſer allerfreundlichſten Kunſt ſeid, das, Herr Cöleſtin, hättet Ihr uns nicht ſo lange verhehlen ſollen!"

So holden Tadel hatte Cöleſtin noch in ſeinem ganzen Leben von keinem ſo holden Munde erfahren; doch bezwang er ſeinen Freudenausbruch und erwiederte beſcheiden:

„Was die holde Sabine ſo gütig mir und meiner ſchwachen Kunſt anrechnet, iſt ſicher nur die Folge ihres artigen Träumens. Ich ſelbſt habe ſchon einmal erfahren den gewaltigen Zauber, den Muſik auf uns in halbwachem Zuſtande ausübt!"

„Immerhin, guter Meiſter!" lächelte das Haideröslein Sabine; „allein ich bin nun einmal ſo kühn, Euren Erfahrungen nicht unbedingt zu trauen, da iſt dann nichts Anderes zu thun, als — Ihr überweiſet mich gefälligſt und das alſobald durch die That ſelbſt."

„Wie meint Ihr das, Holde?"

„Ich Unholde meine: Ihr ſolltet mir auch bald möglichſt im ganz wachen Zuſtande Eure ſchöne Kunſt hören laſſen!"

„Ach, daß eben die Saite!" — ſeufzte Cöleſtin.

„Heute Nacht reißen mußte! wolltet Ihr klagen," unterbrach ihn luſtig Sabine; „ſeht, wie ich unhold bin, ich freue mich, daß ſie endlich barſt; ſonſt hätt' ich wahrſcheinlich noch lange nicht, vielleicht gar nie erfahren, daß ihr dieſe Kunſt übet."

„Emſig übe und innig liebe; allein ohne Saiten —"

„Spielen ſollen, hieße ohne Roß reiten wollen," ſcherzte das wohlgelaunte Haidekind; „Ihr ſollt das aber nicht, guter Meiſter," fuhr ſie fort, „ſeht, wie gut das iſt, daß ich dem Barbier nicht erlaubte, aus den Saiten auf meinem verwitterten Inſtrumente vorigen Herbſt-

Vogelſchlingen zu machen. — Wie das nun gut iſt! Als wenn ich's gewußt hätte, daß einſt ein reicher Meiſter ſie benöthigen würde!"

So ſchwätzend und frohlockend hüpfte Sabine in anmuthiger Eilfahrt davon, und kam ſchnell in eilfertiger Anmuth wieder, ein altes koſtbares Inſtrument tragend, das einſt ein kranker, heimziehender Troubadour gegen dem, daß er in der Haideſchenke ruhig ſterben dürfe und dann anſtändig begraben werde, Sabinens Großmutter vermacht hatte, weil ſelbiges gutes Kind für den armen, kranken Sänger bei ihrem Vater eine kräftige Fürbitte eingelegt hatte.

„Wie nun, Meiſter?" lächelte Sabine.

„Vortrefflich!" dankte freudig Cöleſtin, pochte dabei an den Boden und drückte mit dem Daumen prüfend an's Gewände des Inſtrumentes, und wiederholte nach jedem Verſuche „vortrefflich!" dann aber fragte er Sabinen:

„Habt Ihr auch ſchon ſpielen gehört auf dieſem Wunderinſtrumente?"

„Hab's!" antwortete Sabine; aber die Antwort klang ſo kurz als ernſt, ſo ernſt und kurz, als hätte ſie die Frage ungern gehört.

Cöleſtin merkte das wohl, allein er fragte weiter, und dieſe meiſt unzarte Nichtſchonung, wenn ſeine Neugierde oder ſein Argwohn aufgereget wurde, war eine von ſeinen anfangs gerügten unholden Seiten. Er fragte:

„Alſo ſchon gehört! — Spielt Ihr vielleicht ſelbſt, oder Euer Vater, oder —"

„Keine Seele auf der ganzen Haide kann's!" unterbrach Sabine und ſuchte zugleich, indem ſie ſich an ihre Arbeit ſetzte, ſeine Fragen zu endigen; doch der erregte Cöleſtin fuhr fort:

„Holde Sabine! das Inſtrument ſcheint ausgezeichnet, und ſein Bau iſt wunderbar. — Ihr wollt nicht gefragt ſein, wer darauf zuletzt ſpielte, — zwar war's vor Zeiten nichts Seltenes, daß zu gewiſſen Zeiten alte Streitkolben und Schwerter, ingleichen auch die friedlichen und freundlichen Inſtrumente, — Harfen und Lauten von Geiſterhänden geregt ſich ſchwangen in Lüften und klangen: allein die Zeit iſt um, und ich ſage Euch nur, keine unedle Hand ſoll je dieſes edelſte Inſtrument berühren, noch berührt haben!“

„Die unedelſte iſt wohl die Meine!“ lautete faſt verletzt durch ſeine Unaufhörlichkeit Sabine, das Haideglöcklein.

„Dann muß die Hand des Spielers hochedel, — erlaucht gar geweſen ſein, und wahrlich! ich Stümper habe das Wunderſpiel ſchon viel zu lange in der Meinen,“ — dehnte mit ſchlechtverſtelltem Hohne Cöleſtin, legte es faſt unſanft auf den eichenen Tiſch hin; doch kunſtreich, wie Künſtler ſind, wußte er beim Entfahren die Saiten zu faſſen, daß ſie einen gellenden Straffſchrei aufkreiſchten, und Sabine geſchreckt zuſammenfuhr.

Erſt raſch und ſcheu, dann lang und frei und prüfend blickte Sabine, der Haideſtern, Cöleſtinen in's dunkelgluhende Aug' und ſagte dann:

„So kunſtreich wahrlich und ſo gewaltig auf den Saiten, wie Ihr ſeid, Meiſter, war jener Jüngling — von dem ich das Inſtrument gehört habe, — nicht, bei weitem nicht, aber ſo Spiel als Spieler hat mir deſſungeachtet gefallen, und wäre er meinem Vater bis an's Ende ſo recht geblieben und lieb, als er ihm anfangs geweſen; ſo ſäße Carlo wahrſcheinlich noch auf der Haide und ſeine nicht erlauchten und ſogar vielleicht meine oft belaugten Hände würden (nach Eurem Ausdruck) dieß Wunderinſtrument entweihen!“ —

„So, Meiſter! jetzt wißt Ihr es.“ —

„Wohl, Mädchen! jetzt weiß ich es,“ ſagte gerade um zwei Oktaven tiefer in fallendem Schlußton, Cöleſtin, und ſchritt ohne ein weiteres Wort beizufügen aus Sabinens in ſein entlegenes, Zimmer, und war zu ihrem Leidweſen, noch mehr aber zur Verwunderung ſeiner Gefährten denſelben ganzen Tag nicht mehr ſichtbar.

Was machte er wohl? fragt eine noch recht hübſchausſehende Leſerin, die einſt auch einen ſo ſonderbaren Kopf hat lieben müſſen.

Nach einem lauten Fluch über ſeinen unabwendbaren Unſtern, (wie er immer im Andrang ſeines Unmuths meinte,) ſaß er abgeſperrt und dumpf in ſeinem Zimmer hin, und brütete ſich eine qualvolle Fabel von Carle, dem von Sabinen bemeldten Lautenſchläger aus.

Die Fabel war wörtlich folgende:

Carle, der beſagte Lautenſpieler, ſei ein welſcher Abenteurer und ein arger Spitzbube geweſen, der erſt mit lockenden Tönen Sabinen magiſch umgarnt, und dann die Gefangene mit feurigen Liebespfeilen aus ſeinen glühenden Rabenaugen tüchtig bedrohet habe. — Der Alte, wie er endlich das ſah, habe zwar den Spitzbuben fortgejagt; allein zu ſpät! — die Pfeile ſtacken ſchon in Sabinens, ſeines theuren Kindes Herzen, und (hier ſeufzte und fluchte er) ſtecken noch zur Stunde!

Daraus, meinte der gute Cöleſtin, folge, daß ſeine und ſeiner unglücklichen Kameraden Liebeswerbung nun ſo gut, als eitel und umſonſt ſei.

Ob dieſe ſeine Fabel mehr als eine Fabel ſei, wird der Verlauf der Hiſtorie zeigen; vor der Hand bin ich ſelbſt ein wenig mißtrauiſch gegen Sabinen, und wie ich ſie auch nach der Mittagstafel mit den andern Prinzen über den Verfall diskuriren höre; ſelbſt ihre treuherzige Bitte, der milde Benno möge doch, in ihrem Namen, Cöleſtin beſänftigend aufklären, und zur Wiederkunft in die Geſammtſtube bewegen! ſelbſt das, ſage ich, gibt mir nicht ganz meine anfänglich gute Meinung für ſie zurück.

Allein Benno, der gutmüthige, dienſteifrige Benno, wie ich ſchon gefürchtet hatte, ging umſonſt, — ſeine Weichheit konnte Cöleſtins Starrſinn nichts abgewinnen.

Als aber der liebenswürdige Haſſer auch am zweiten Tage nicht erſchien, und Sabine, die Nacht wieder und heute vollkommen wach ſeine Wunderklänge vernommen hatte, und ernſthaft, ſchmerzenreich ſein Fernebleiben beklagte; flüſterte ihr Bruno, der Gutmüthige, Etwas in's Ohr.

„Ja, wenn's nur gewiß wäre!" ſagte darauf halblaut und faſt ſeufzend Sabine, und blickte Bruno'n durch die Augen tief in den Kopf hinein, als ob ſie finden wolle, wo die Wiſſenſchaft von ſeines Freundes Gewalt über Andere darin liege? — und dann ſchnell, als hätte ſie's gefunden, belächelte ſie freudig dankend den Guten, — der dies und das Frühere als ſüßen Nachguß in ſein wonnereiches Herz aufnahm — und rief laut:

„Ja, Meiſter, Ihr habt recht!" darauf kindlich mild und ohne Verzug wandte ſie ſich an Bruno und ſprach:

„Edler Bruno! Ihr ſeid gut und klug, mir eine alberne Bitte zu gewähren. Ich habe geſtern Euren und unſern Freund Cöleſtin erſt mit zweideutigem Rückhalt geneckt, und dann mit irrigem Bekenntniſſe, (weiß der Himmel warum!) verletzt. Mich weitre Ohnmächtige kann es nur reuen; Ihr aber, ja Ihr allein habt ſichere Gewalt über die Herzen Eurer Freunde. — Edler Bruno! geht hin und ſchafft Euren dumpfen Freund zur Stelle, wenn euch mein nachfolgender, herzlicher Dank Lohn genug iſt.

Auf das „herzlich" wußte das verführeriſche Herlein einen ſolchen bewegenden Nachdruck zu legen, überhaupt das Ganze mit ſolch wonnigen Blicken zu überduften, daß es unmöglich geweſen wäre, ihr zu widerſtehen, und die ſchmeichelhaft aufgedichtete Meinung von Einem nicht für ausgemachte Wahrheit zu halten. O die Mädchen, wie unſchuldig immer! —

„Ein ſo ſchöner Mund," entgegnete mit leichter, faſt ſtolzer Verbeugung Bruno, „kann keine Unwahrheit ſagen; und wenn Ihr ſagtet: — Ich könne Berge verſchieben und Meere trocknen, zugleich auch wünſchtet, daß ich es thue, — holdſelige Sabine! ich vermöcht' es, und möcht' es."

Mit dieſen Worten ging Bruno ſtolz wie ein Sieger nach der Schlacht und kam in einigen Minuten faſt verdrießlich, wie ein ungenügſamer Erbe, mit Cöleſtin in's Zimmer. Beide thaten zu aller Verwunderung und ſahen darein, als ſei nicht das geringſte Auffallende vorgegangen; Euchar ſpielte, ſo gut es auf ſeinem maroden Inſtrumente anging, einen triumphähnlichen Einzugsmarſch, und Bruno zwang ſich etwas zu lächeln und ſpaßte:

„Schöne Sabine, das iſt unſer rühmlicher Lautenſchläger Euchar Cöleſtin, er hat von Eurem verborgenen Wunderinſtrumente gehört, und erſucht Euch um die Ehre, Euch ein Viertelſtündchen darauf vorſpielen zu dürfen!“

Sabine ſaß in Freude und Ueberraſchung mit geſenkten Augen und hatte keine Worte; aber im Herzen hatte ſie eine Empfindung, und im Kopfe einen Gedanken, von denen ich gern etwas herſchriebe, wenn die Sprache dafür Worte hätte.

Während Sabine ſo angenehm zerfahren und verloren wieder ſich ſammelte und endlich auch fand, war der ungeſtümme Cöleſtin bemüht, beſagtes koſtbares Inſtrument zuzurüſten, — ſieh! ſchon liegt es klangmuthig, ſturmbereit und geſangluſtig in ſeinen Armen und harret nur des leiſeſten Wortes aus Sabinens eingeſchweigtem Munde, um aufzutönen in Jubel und Luſtgebraus.

„So ſeid Ihr wieder da und gut?“ war Sabinens endliches Wort an Cöleſtin; dabei ſchaukelte die Milde ihres Auges zwiſchen ihm und Bruno, dem ſtarken Sinnwandler, ſo leicht und lieblich, daß Beide ſüß empfanden und ihre Anweſenheit prieſen.

Der Gefragte antwortete ſinnreich mit dem Munde ſeines Herzens; — mit Tönen ein freundliches Ja! Bruno ſchlug es als geltene Feſſel an ſein unruhiges Herz.

„Gegen Euch Meiſter,“ äußerte Sabine nach einer Weile ſeligen Herzens, zu Cöleſtin, „möchte ich wahrhaftig kein zweites Mal unwahrhaftig ſein, da Ihr ſo empfindſam merket, und ſo empfindlich ahndet. — Euer Wegbleiben ſchaffte mir Verdruß, und machte mir — Kummer!“

Cöleſtin entſchuldigte und erzählte ausführlich ſeinen kläglichen, unruhvollen Zuſtand ſeit dem geſtrigen Raptus, — verliebt ſich, wieder mit Tönen. — (O dieſe Tonſprache, die ich hier nur andeute, wäre eine Aufgabe für den muſikaliſchen Leſer!)

„Wenn Eure Ruge proportionirt mit dem Vergehen wächſt," fuhr Sabine halbernſt fort, „ſo fiele bei Euch für daſſelbe letzte, menſchliche Vergehen, das in der Regel noch verziehen und mit Stillſchweigen beſtraft wird, wenigſtens Mord und Todtſchlag!" —

Die Antwort auf dieſen pikanten Scherz, war vielleicht, wenn auch nicht das Schönſte, doch gewiß das Bewunderungswürdigſte, was Meiſter Cöleſtin je aus dem Stegreiſe dem Inſtrumente entrungen hatte, und ich weiß nicht, erregte es bei Sabinen mehr Schauder oder Rührung, — auch ſeine Freunde, die Jünglinge, ſtanden wie Bildſäulen, die, ſchnell hintereinander verſchiedene Lichter beſtreifen.

Cöleſtin nämlich geſtand die leicht auffunkende Wuth ſeines liebenden Herzens, begann mit tändelnder Ironie, ließ dann die Saiten grellen, erſt leiſe, dann lauter — immer zorniger, empörter, wilder — und zuletzt wüthen durch alle Grade der Marter, bis hinab zum dumpfdröhnenden Todtſchlag. — Wie aber der Schlag erdröhnt, das Aechzen und Wimmern des Sterbenden verhallt war; ſang er (die Saiten) die Troſtloſigkeit ſeines Herzens, ſeine Verzweiflung, — ſeine — — nein, nichts mehr! hier hörten plötzlich Schauer und Entſetzen auf, — ein himmliſcher Ton erweckte den hingeſtreckten Freund, — zwei gebrochene Herzen rangen gegeneinander, Eins hinauf, Eins herab, — ſie erfaßten, umſchlangen ſich, und — vergingen! — —

Die ihm zugehört, Sabine und die Uebrigen waren auch mit vergangen vor innigem Weh, vor inniger Luſt; nur der Künſtler ſelbſt war nicht vergangen, — er ſtand da im feurigen Bewußtſein ſeiner Kunſt; und fühlte eben noch Kraft und Laune genug, die kaum verbebten Saiten wieder zu greifen.

Zur bizarren und im Augenblicke je tiefer Rührung, vielleicht manchem Sentimentalen mißfälligen Laune verleiteten ihn, zwei eben eintretende Perſonen, der kleine, komiſche Barbier nämlich, und die langgedehnte, neidhagere Krämersfrau, die heut ihrem Eheherrn wieder den Hauszaum angelegt, und zur Verdünnung ſeiner Galle darüber ihm ein kleines Krüglein Bier heimholen wollte.

Dieſe beiden Figuren, die der Wind auch eben zuſammengeſpielt haben mußte! verleiteten Cöleſtin von ſeiner Claſſizität plötzlich in einen weiland Wiener-Lanner'ſchen „Unwiderſtehlichen" (Walzer) auszuarten, und ſieh! der Unwiderſtehliche bewies ſich auch alſogleich; — raſch, daß ſie knackte und kniſterte aus den ſteifen Gliedmaßen, ergriff der flinke Barbier mit beiden Armen die entſetzte Krämersfrau, und rädelte ſie wirbelnd in der großen Stube herum, — die darüber lautaufkichernde Sabine erhaſchte Jeno mit hurtiger Zartheit und — ſie ſchwindelten ſchwirrend aus dem Winkel heraus, dem knackendem Paare nach, — geſtachelt vom Unwiderſtehlichen faßten ſich auch Benno und Bruno, und wetterten hinter drein — und, daß das Zerrbild voll war, packte auch Vater Haidewirth ſeine rundleibige Dorothea und ſie frachteten einander mit raſſelndem Athem luſtig im Kreistrab. —

Bis Alle brannten und lechzten, trieb Cöleſtin ſein neckhaftes Spiel, dann aber griff er ein paar ſpöttiſch-lachende Diſſonanzen und — legte das Inſtrument weg.

„Ihr ſeid ja wahrhaftig vom Gottſeibeiuns (†!) beſeſſen!" keuchte Vater Haidewirth.

„Das iſt mir auch nie geſchehen!" quickte ſchmunzelnd die Krämersfrau.

„Und hätt' Haus und Hof verwettet, daß mir's je geſchehe!" ergänzte ſchwerathmig Mutter Dorothea.

„Nemo omnibus horis sapit!" rief kopfſchüttelnd Bruno.

„Klug genug, wenn man thut, was Alle!" tröſtete Benno; Sabine aber ſaß auf ihrem Platz und ließ kein Wort verlauten; aber eine jähe Scham färbte ihre glühenden Wangen noch röther.

„Wie ich ſage," wiederholte keuchend der Haidewirth, „wie ich geſagt hab' — Ihr ſeid, — Ihr — müßt beſeſſen ſein Meiſter!"

„Ich nicht!“ widerlegte Cöleſtin gleichgültig, „vielleicht Euer Inſtrument da!“ —

„Unſer Inſtrument?“

„Nun ja, Vater! das vom verſtorbenen Meiſter,“ erklärte Sabine.

„Das — von — Dem! — Ja mit Dem war's freilich nicht ganz richtig, — hat Nachts immer wie ein Hund geheult auf ſeinem Grabe!“ ſagte ernſt Vater Haidewirth und drehte dann bedeutungsſchwer mit dem Finger gegen die Laute, gegen Sabinen und gegen Cöleſtin, und ſchwappte aus der Stube.

„Cöleſtin! das hätteſt Du bleiben laſſen können,“ ſagte nach einer guten Weile Schweigens Bruno, dem heimlich ſeine beleidigte Gravität ſchmerzte.

„Ein wenig ſchalkhaft war's!“ lächelte Benno; „allein es war maleriſch, und ich möchte die Scene gerne behalten.“

„Und malen, nicht wahr? und für einen echten Hogarth verkaufen,“ ſcherzte empfindlich Bruno.

„Warum nicht, wenn ich zwei edle Figuren, — Dich und Sabinen im Tableaux ausließe?“ begütigte treuherzig Benno.

Der ſich wiſſende Bruno konnte ſich eines vergnügten Lächelns nicht enthalten, und ſprach laut gegen die noch immer nachſinnende Sabine gewendet:

„Hörtet Ihr's, ſchöne Sabine? — Kann man doch den Meiſtern da, nie etwas krumm nehmen, weil es immer nicht arg gemeint iſt, wie es auch gekommen ſein mag.“

„Doch, doch!“ erwiederte Sabine, „diesmal ging es nicht ſo ganz unſchuldig und abſichtslos her! — Meiſter Cöleſtin bot uns einen gewaltigen Kunſtgenuß, aber er ließ ſich auch gewaltig dafür bezahlen, — mußten ihm Alle, Alt und Jung nach ſeiner Pfeife tanzen! — Doch der Meiſter iſt gut geworden, und ich will dafür nicht böſe werden!“

„Und ich will Euch für Eure Güte und Nachſicht das Beſte bieten, was ich vermag!“ erwiederte, von heimlichem Entzücken beſiegt, Cöleſtin. Und ein jubelvoller Abend ſpann ſich in die Nacht hinüber, — in allgemeiner Zufriedenheit endete der zweite Werbetag Cöleſtin's, des Lautenſchlagers.

Ich aber möchte vom Herzen wünſchen, es wäre auch der dritte vierte und letzte Tag zu Ende, da mir dieſe Tonandeutung, und überhaupt die ganze Schilderung des zweideutigen Cöleſtin und ſeiner eigenen, ſonderbaren Werbart ungemein ſchwer fällt. Wie wär's lieber Leſer! wenn wir mitſammen einen Anlauf nähmen, und einen enormen Satz machten bis an die äußerſte Grenze dieſer Oktave? — Hopp! — Sind ſchon da! — Element, war das ein Sprung! —

Sieh! wie gut wir's getroffen haben, — eben ſteigt das Haidewirthstöchterlein wieder zu Bette und rekapitulirt, das allerſchönſte Köpfchen, das je aus einem blütenweißen Nachthäubchen den Leſer anlächelte, auf den nackten Ellenbogen geſtützt, — horch! was ſie ſpricht, — da können wir kurz erfahren, was wir überſprungen haben, — ſie ſpricht:

„Wie iſt mir denn geſchehen dieſe Tage? Hat mir denn Jemand erzählt, oder wie erfuhr ich denn, daß zwei wunderbare Herzen für mich glühen?" —

Zwei? frägt die Leſerin, ich meinte — drei? — Ach, nur ſtill! nur ſtill! — vermuthlich — aber was weiß ich! — faßt Sabine den Pantomimiker Zeno und Cöleſtin den Lauteniſten zuſammen! Horch! ſie fährt fort:

„Erzählt hat mir's Niemand, ich müßte ja ſonſt die Worte wiſſen. — Wie erfuhr und wie weiß ich es alſo?" —

Da flirrte eine ringende Geſtalt vor ihren Blicken und wunderbare Töne, wie Seufzer eines brechenden Herzens glaubte ſie zu hören. —

„Iſt ja ſo! und was ſagſt du mein Herz?" —

Da zuckte ſie ſchnell den bloßen Arm unter die Dunendecke. —

„Wie leicht könnt' ich mich verkühlen! — Ich habe mich wohl ſchon verkühlt, weil mir's plötzlich ſo kalt über den Rücken läuft!" —

Verkühlt haſt Du Dich nicht, mein beſtes Sabinchen! eher verbrannt. — Dieſe Schauer wirſt Du vielleicht bald verſtehen!

Doch ſie blieb auf ihrem Glauben, kauerte ſich im Bettlein eng zuſammen, faltete die Hände und begann ihren Nachtſegen; aber die Gute mußte heut leicht ſechsmal die Hände trennen, abwechſelnd die Eine vor jäher Hitze über die Decke ſchlagend, und den Segen immer von Neuem anfangen.

Ich zweifle ſogar, daß ſie ihn ausgeſprochen hat, weil ſie ſich den andern Morgen durchaus nicht erinnern konnte, ob und wann ſie geſtern das zweite Kreuz gemacht habe? —

Ja, ja, liebe Sabine! iſt uns einmal auch ſo gegangen; aber wie wir auch zerſtreut und unandächtig beteten, hatte uns doch der liebe Herrgott tauſendmal lieber, als jetzt, wo wir in Ruh und Beſonnenheit einen ganzen Pſalter abbeten konnten.

7.

Die Reihe war endlich an Bruno gekommen.

Bruno war ohne Zweifel der reichbegabteſte unter ſeinen reichbegabten Gefährten. Sein Verſtand war klar, ſeine Phantaſie glühend, ſein Herz kühn begehrend; aber alle drei Kräfte hatte er ſeinem wohlgebildeten Schönheitsſinn untergeordnet. Sein Geſicht war nur ſchwach blühend, aber jeder Zug von hohem Adel. In ſeinen Augen brannte ein Feuer mehr ſengend als erwärmend; doch über alle Schilderungen groß war die Gewalt ſeiner Ueberredung! Klare Brünnlein von Gedanken eilten aus allen Geiſtesgegenden auf ſeine Zunge zuſammen, und das ſo emſiger und munterer, je länger er ſprach, und bildeten alſo geſammelt einen gewaltigen Strom, der alle Dämme widerſtrebender Verſtände durchbrach, und die Menſchenherzen bald ſpielend mit ſich fortriß, bald hineinzog in ſeine geheimnißvollen Wirbel.

Mit ſolchen Mitteln ausgeſtattet, näherte ſich Bruno am endlichen Tage ſeiner Sehnſucht Sabinen.

Aber was ſeh' ich, meine ſchöne junge Leſerin glüht und zittert, meinend, weil eben zufällig an ihre Thüre gepocht wird, der gewaltige Liebesritter käme leibhaftig zu ihr! — Auch das geübte Fräulein dort, das ſchon fünfzehn Körbe ausgetheilet hat, meint es, ſetzt ſich in herzhafte Verfaſſung, obwol ſie im Sinne hat, nun keinen Korb mehr zu geben; doch Guten! laßt das! das Pochen verurſachte Euer Möpschen, wie es ſich eben hinter dem Ohre kraute, und wenn auch das nicht, — Bruno kommt nicht zu Euch, ja, und wenn er auch käme, wäre Euer Zittern und Wähnen umſonſt: denn ſeht nur, wie er zu Sabinen, ſchlicht Haidewirths Töchterlein, eintritt, — blaß mit bebendem Gruße und ſelbſt zitternd bis in's innerſte Herz! —

Ihr wundert Euch: mich aber freut es, recht vom Herzen freut es mich! und ſein zerknirſchter Zuſtand gefällt mir wohl. — Die anmaßenden Pocher und ſtarkbewußten Selbſtler (d. h. in Herzensſachen) mag ich nicht!

„Fehlt Euch etwas Meiſter? und iſt Euch die Nacht über nicht wohl geſchehen?“ fragte Sabine, bekümmert durch ſein leidendes Ausſehen und überraſcht von Bruno's ungewöhnlichem und darum unerwartetem Morgenbeſuche. Bei der Frage betrachtete ſie ihn mit milden Augen, und in dem Ton ihrer Rede lag die Verſicherung, daß ſie ihm helfen möchte.

„Und wenn mir etwas fehlte?“ lächelte Bruno.

„So möcht' ich Euch Hilfe ſchaffen, wenn ich's vermöchte!“ antwortete Sabine raſch.

„Dann iſt mir auch ſchon geholfen!“ rief Bruno, und ſeine Bläſſe war augenblicklich dahin, ſein ſchönes Angeſicht glühte und blühte.

„Ihr ſeid ein ſonderbarer Patient!“

„Den nur Ein Arzt heilen kann!“

„Aber Ihr blüht ja ſchon wieder und ſeid friſch, wie die Blumen am Wieſenborn!“

„Eben! weil Er mich geheilt hat!“

„Wie verſteh' ich Euch und Eure Rede, Meiſter?“

„Wie Ihr wollt, wenn Ihr's nur verſucht!“ —

Dann ſah er ſie an mit ſeinen feurigen, ſprechenden Augen lang und unverwandt, als wollte er ihren Verſtand beleben, und ihr Herz entzünden, und Sabine ſprach dann:

„Ich verſteh' Euch doch Meiſter Bruno! Ihr oblaget gewiß die Zeit über, während Eure Freunde mit mir Kurzweil trieben, ernſten, ſchweren Dingen Eurer mir unbekannten Meiſterſchaft, nun wollt Ihr Euch auch einmal ein wenig davon erholen, und beliebet zu mir auf Vakanz zu gehen, und mit mir zu ſpaßen. — Iſt's nicht alſo Meiſter?“ —

„Oft ſchon, ſchönſte Sabine! bewunderte ich die Lichtigkeit Eures Verſtandes, und grübelte, woher Ihr es doch mögt haben? — Da brach neulich, wie ich eben wieder grübelte, vor mir eine Roſe auf, — augenblicklich umquoll mich ihr wonniger Duft, und aus der Roſe ſprach es:

„Woher ich meinen Duft, hat Sabine ihren Witz!“

„Ich war erſtaunt über dieſe Offenbarung und wollte nach kurzem, ehrfürchtigem Schweigen von der wunderbaren Roſe, der ſchönen Lenzprophetin mehr erfahren, da ich einmal das wußte. — Ich fragte:

„Süßduftende Roſe, holdes Orakel! ſage mir, hat Sabine auch ein Herz?“

„Meiſter!“ —

(Ach, was lag in dieſem Ausruf Sabinens!)

Bruno lächelte und fuhr fort: „Wie ich ſo lauſchte, ſummte ein kleines Immlein herbei, zog erſt um mich einen Weihekreis, und drang dann gerade in den Glutkelch der Roſe, und ſieh! — dreimal nickte die Roſe und flüſterte:

„Ja, Sabine hat ein Herz!“

„Ein gutes, voll Liebe? haſtete ich.“

„Die Roſe nickte fort.“

„Wird Sabine auch ein anderes Herz, — ein liebentzündetes, brennendes Herz, das ſich Ihr opfert, nicht verſchmähen? Sag es Roſe! rief ich ſtürmiſch, Roſe ſag es, ich beſchwöre Dich bei Deiner ſtrahlenden Schönheit und bei Deinem geheimnißvollen Duft! Süß duftende Roſe, holde prophetiſch —!“ Das trunkene Immlein taumelte hurtig aus der myſtiſchen Tiefe des Blumenkelches, und die Roſe zuckte auf, wie ein Haupt von jähem Seufzer gehoben — „ach, Sabine, die Roſe antwortete nicht — und ſeufzte — — ach, Sabine, holde, geheimnißreiche Roſe.“

Und mit ſeinen ſengenden Augen ſah er ſie fragend an.

„Meiſter! Eure Art zu kurzweilen und zu narren iſt ſehr eigenthümlich und wahrlich — ſelbſt für das Genarrte nicht ohne Reiz!“ wollte Sabine antworten, und ihn durch dieſe nüchterne und kühle Faſſung aus ſeinem ſchlüpfrigen Geleiſe ſtoßen, aber ſie hatte zum Unglück im Herzen ſo viel Ehrfurcht für Brune, daß ſie ihn beim Sprechen auch anſehen zu müſſen glaubte, und da verſengte ihr ſein Blick alle Worte nach dem — „Meiſter!“ Ja, auch dies einzige Wort, dieſer ſchwache Mundhauch, zitterte ſo eigen vor der Flamme ſeines Auges, daß Brune durch ihre Weichheit kühn in demſelben Tone fortfuhr:

„Ach, Sabine, mildes Herz! Die Roſe antwortete nicht — antwortet doch Ihr für ſie! — Die Roſe für das Röslein!“

„Meiſter! Ihr treibt mit Eurer Laune und mit meiner Güte Frevel; werdet überlaunig und — und ich muß Euch erſuchen —“

Die Worte wären recht geweſen, wie auch, daß ſie dazu ihr von Scham und holdem Unwillen geröthetes Geſicht nicht aufhob; aber der weiche undeterminirte Ton, womit ſie ſprach, ermuthigte den feinen Brune wieder, ſie raſch zu unterbrechen:

„Erſuchen? — Die holde Sabine, die ſchöne Roſe hat nichts zu erſuchen; ich erſuche, beſchwöre, was Ihr antworten würdet, wenn das liebeglühende Herz vor Euch — hinſanke — ?“ ſagte er, aber die letzten Worte hörten nur mehr die vier Wände; Sabine hatte ſich durch eilige Flucht vor dem „brennenden Herzen“ in's Nebengemach ſalvirt.

„Teufel auch, was war das!“ rief Brune nach einer Weile wahrhaft ſchmerzlichen Erſtaunens, denn ſein Herz glühte ſeit dem erſten Tage ihrer Einfahrt auf der Haide — „Teufel noch einmal und wieder Teufel! Welchem Zeichen ſoll ich glauben," fuhr er fluchend fort, „wenn mich auch die Töne der Worte äffen, den Begriffen derſelben trau' ich ohnehin ſchon lange nicht mehr!"

Iſt ſchon gut, guter Brune, daß Du zum beſſeren und wahren Verſtändniß der Rede, Ton und Mienenſpiel dabei in Betrachtung bringſt; allein diesmal hätteſt Du den Worten trauen dürfen, wie vielleicht immer bei Sabinen und ähnlichen Naturkindern.

Eine geraume Weile ſtand Brune in unverrückter Stellung, dann wagte er umherzuſchreiten, erſt leiſe und gelaſſen, dann ungeduldig, unruhig, unſtät, endlich heftig, fahrend, ſtürmiſch — all umſonſt! Sabine kam nicht zurück.

Im beſagten Sturmſchritt bei der heftigen Wallung ſeines Herzens war Brune einige Male im Begriffe zur Thüre, durch welche Sabine entſchlüpft war, einzudringen, einzubrechen, und dem Mädchen auf die hingehaſtete, hingeſtöhnte Frage:

„Wenn ſich ein liebentzündetes Herz an das Deine hinwürfe?" die ſchuldige Roſenantwort abzudrängen, und abzuwürgen; allein wie Du oft mitten durch Neſſeln ein helles, freundliches Blümchen dringen ſiehſt, ſo zuckte plötzlich ein kluger, tröſtender Gedanke in ſeinen Aufruhr: ihm fiel, zugeflüſtert vom Genius der Liebe, die ſiegreiche Gewalt ſeiner ſchriftlichen Rede ein und ſchnell, wie ein glücklicher Menſch von der Fundſtätte eines Schatzes, eilte er davon ſchnurgerade in die unbelauſchte Einſamkeit ſeines Zimmers.

Auf ein lilienweißes, goldgerändertes Papier hauchte er die Glut ſeines Herzens, entſchuldigte und erklärte ſein raſches Beginnen und verſprach lieber in äußerſter Liebesnoth zu verſchmachten, als noch etwas gegen ihren leiſeſten Wink zu ſündigen.

„Wenn ich raſch gethan und ungerathen begonnen," ſo ſchloß er, „was war es anders als der unwiderſtehliche Reiz Deiner Schönheit, der betäubende Zauber Deiner Anmuth, die beſtechende Lockung Deiner Milde und Sanftheit? — Aber ich will mein Auge verhüllen, daß es das Lieblichſte nicht ſehe, will mein Ohr feſt verſchlieern, daß es das Süßeſte nicht höre! Alle meine Sinne will ich zügeln und bändigen, daß ich nicht in übermüthiger Hoffnung ausarte, nur meinem ſtummen Herzen will ich erlauben, daß es Dich — liebe."

Als ſich Brune auf dieſe edle Weiſe Luft gemacht und ſich einiger Maßen beruhigt hatte, arbeitete er nur an dem Einzigen, wie er der doch eingeſchüchterten, wenn auch gerade nicht verſcheuchten, erboſten Sabine ſeinen Herzenserguß inſtilliren und den rauſchenden Briefſalt in möglicher Stille inſinuiren werde?

„Nur fröhliche Herzen verzeihen gern, und die erweichten Stäbe beugt man leicht," äußerte wieder ſein Genius.

„Nun denn, ſo will ich Dein eingetrübtes Herz fröhlich machen, und deinen ſpröd gefühlten Sinn erwärmen!" Darauf eilig verſammelte er ſeine lieben Freunde um ſich, und ſprach mit ſeiner gewohnten Ueberredung ſo zu ihnen:

„Lieben, ich hätte wohl ein artiges Mährlein erſinnen können, um Euch für meine Abſicht zu gewinnen; aber Freunden und Brüdern gegen einander ziemt nur ein offenes Herz, ein gerades ſchmuck- und kunſtloſes Wort."

„Ich habe mein Herz, obwohl es gewiß nicht minder ſehnſüchtig und hoffnungsreich war, als das Eurige, bewältigen müſſen drei ewiglange Oktaven herab, und hab' es bezähmt mit Macht. Habe Liebe durch Liebe überwunden, und keinem weder durch Blick, noch Wort, noch That ein Hinderniß in ſeine Siegesbahn geworfen; doch was erwähn' ich das und rühm' es gleich einer Tugend an mir, da ich überzeugt bin, daß Ihr nun ein Jeder mit Freuden daſſelbe thun werdet."

„Mit Freuden!" riefen einſtimmig die Jünglinge. „Und mit Freuden auch das," fügte treffend, doch etwas ſpitz Geleſin bei, was Du uns, theurer Brune, nun ſchon ſo lange verbirgſt hinter Deine feine Draperie!"

„Nun denn," ſagte Brune nicht ohne Verlegenheit über Geleſins Witz und Wahrheit, „verzeihet alſo meinen an Freunde allzu breiten Eingang und wißt: „Ich habe Euch nicht gehindert. Ihr aber mußt mehr thun, Ihr mußt mich fördern auf meinem Liebeswettlauf!"

„Dich fördern?" rief mit gutmüthiger Ungläubigkeit Bruno; Jene meinte, daß er heut einmal gegen ſeine Art muthwillig mit ihnen ſpaße; und Cöleſtin wollte in ſeiner Geiſterſeherei ſchon ſogar den Grund dieſes Spaßes in einem ganz außerordentlichen Gunſtverfall mit Sabinen wittern.

Willig bot er daher und mit doppelter Freude, als er durch die wahre Expoſition des wahren Falles ſeinen Argwohn nicht beſtätiget fand, Bruno'n zu ſeinem Plane die Hand — nämlich durch eine allgemeine Luſtbarkeit Sabine wieder zahm und zutraulich zu machen.

Die (um kurz zu ſein) denſelben Abend ſtatt gehabte Luſtbarkeit that auch für Bruno das Erſehnte. Sabine bekam und nahm den ſchönen eindringlichen Aufſatz auf Goldpapier, und war Tags darauf nach leicht beſtandener Verlegenheit überaus weich und duldſam; ja ſo duldſam und mild war ſie, daß ſogar Bruno bei Gelegenheit ſein geſtern unterbrochenes Roſenmährchen wieder aufnahm und ſcherzhaft fortſpann:

Das Schickſal des liebentzündeten Herzens, das ſich Sabinen erkor, mag alſo einſtweilen unentſchieden bleiben, weil die ſchöne Roſe bei der Frage nur zuckte und ſeufzte, die noch ſchönere Roſe, Sabine, aber gar davon lauft; allein hört (und das könnt Ihr ohne Gefahr hören), was meine Neugierde noch erforſchen wollte.

„Du lieber Gott," lächelte Sabine, „hätt' ich Euch doch ſolche Schalkheit nimmer zugetraut."

„Euer ſanftes Vorurtheil," erwiederte der ſinnreiche Bruno „macht mich nur beherzter und freimüthiger. Hört! Ich fragte die Roſe:

„Süßduftige Roſe! Sage, wird Sabine auch auf der Haide verblühen, wie Du und Deine und Ihre Schweſtern?"

Von Zephirhänden bewegt, ſchüttelte die Blume das Köpfchen, und ich glaube, daß die Roſe Recht hat, wenigſtens ſollte ſie recht haben.

„Wie meint Ihr das wieder, Meiſter Bruno?“ fragte im volligem Ernſte Sabine.

„Ich meine,“ antwortete Bruno, „Ihr ſollt die einſame Haide verlaſſen, je eher, je lieber. Das koſtbare Juwel iſt nicht für die enge Schatulle des Wucherers, der leuchtende Stein ſoll und darf nicht liegen in ſchmutziger Bauernſtube, ein Spielzeug einfältiger Kinder am Tage, und Nachts im Dienſte ſtatt des vertrockneten Oelflämmchens! Sein geeigneter Platz iſt im offenen Prachtſaal der Königsburg, daß die Weiſen des Landes daran forſchen, und Fürſten und Prinzeſſinnen daran ſich erfreuen! Wer ein ſolches Kleinod an unwürdiger Stelle entdeckt, auf ſchmählichem Platze gefunden, deſſen Pflicht iſt es, daß er es eilig weiter fördere, oder kundmache und ſeine Förderung veranlaſſe und bewerkſtellige.“

„Meiſter! Ihr habt gewiß die plauderhafte Roſe, von der Ihr das Alles zu haben vorgebt, gebrochen und Euch an ihren heimlichen Dornen geſtochen,“ ſagte Sabine, „denn Eure Rede iſt eben ſo duftig und ſtachelig, wie ſie. Mich, wenn ich Euch anders recht verſtanden habe, beliebt Ihr Juwel und mit andern ſchmeichelhaften Namen zu nennen, was mich erfreuen könnte, wenn ich eitel wäre, und wenn Ihr nicht in demſelben Athem eben ſo viel Demüthigendes und Kränkendes vorbrächtet. Wer anders als mein guter, ehrlicher Vater wäre wohl der arge Wucherer? Und die ſchmutzige Bauernſtube, was könnte es wohl anders ſein, als unſere ſchlichte Herberge, in der es Euch und ſchon manchem Edlen einzuſprechen gefallen; oder iſt es nicht ſo?“

„Ich hätt' es glimpflicher ſagen können,“ geſtand Bruno.

„Aber mit allem Glimpf hätte die Rede doch nur denſelben Sinn,“ erwiederte Sabine. „Doch nähm' ich auch das als in unbedachter Eile Geſagtes nicht ſonderlich zu Herzen; ſo muß mich Eure Zumuthung — ich ſollte und könnte die Haide verlaſſen — um ſo mehr überraſchen!“

„Weil Ihr Euern Werth und Beruf nicht kennt,“ beſchwichtigte Bruno.

„Hätten auch meine Lehrer unwahr gelehrt (was nicht geſchehen iſt), ſo ſagt mir doch mein Gefühl im Herzen: Der höchſte Werth der Kinder iſt ihre Kindlichkeit, und ihr Beruf, den Willen der Eltern zu befolgen."

Nie war Sabine ſchöner geweſen, nie in allen Farbungen der Luſt und nie in allen Betrachtungen der Freude, als eben jetzt im milden Lichte des Ernſtes, womit ſie dieſe kindliche Widerlegung ſprach; und nie auch hatte ſie wahrer und ſchöner geſprochen, das geſtand ſich Bruno gern; aber er hatte ſie noch lange nicht auf dem Punkt, auf den er ſie heute bringen mußte. Darum gab er ihr nicht nur nicht wie ein beſiegter Schwächling, Beifall, ſondern widerlegte ſie vielmehr mit der feinſten Sophiſterei: ergab ſich endlich gar (um dem Leſer doch ſkeletariſch Theil nehmen zu laſſen), in die Urgüte und Urſchönheit (Religion und Kunſt) als den zwei freundlichſten Weſen (für irdiſche Geiſter) zur Vollkommenheit und himmliſchen Glorie; ſtellte ihr Geſetze und Pflichten auf; nannte Lohn und Strafe, und als Hauptbeweggrund: wie es für ſie, der Schönen, Holdſeligen, viel gerathener und verdienſtlicher ſei, auf dem letzteren zu wandeln; — woraus folge, daß ſie Haide, Vater und Mutter nebſt andern Theuren verlaſſen, und dem neu erkannten Ideal wenn gleich mit zerriſſenem, blutendem Herzen anſtreben müſſe!

Sabine hörte lange zwiſchen Schauder und Entzücken, und ſie muß ihn auch verſtanden haben, denn ſie ſaß zuletzt unruhig mit zerriſſenem Herzen — ihr ſchönes Auge war feucht, die Lippe bebte wie in heimlichen verhaltenen Worten und ihre Wangen glühten vor innigem Unwillen und Zwieſpalt.

„Was wollt Ihr machen aus mir?" fragte ſie faſt weinend, „was beginnen mit meinem aufgewachten Herzen? Ach, daß ich Euer nicht gehorcht hätte!"

Da war's, wo Bruno plötzlich umſchlug, wie ein emporgeſchleuderter Stein in den Lüften umkehrt, wie die ſingende Lerche im Blau, die den Ruf ihrer hungrigen Jungen vernimmt, herab aus tiefer grüner Saat, und ſtillend mit der Gewalt ſeines Wortes trat er in ihren Aufruhr, und fühlend, wie der Abendthau auf verſengte Blumen, ſank er in die lodernde Glut ihres Unwillens mit der ganzen Macht ſeines Glaubens und ſeiner kindlichen Liebe.

„Ach, Sabine!“ rief er jauchzend, „o, holde Sabine! wie ſeid Ihr doch herrlich und preiſenswerth vor Allen im weiten Lande. Jetzt weis ich, was ich trotz Eures leuchtenden Verſtandes ahnte: Ihr habt ein Herz, ein warmes voll inniger Liebe und Pietät; aber verzeiht, ich wollt' und mußt' es erſt zerſchlagen, wie man oft ein neues Inſtrument zerſchellt und wieder kunſtreich fügt, daß es reiner klinge, und milder, ſingender töne. — Frommes, holdes Kind! Bleibt immerhin auf Eurer Saite, bleibt bei Vater und Mutter! Wo Du biſt, Du koſtbarſtes Juwel, iſt ein königlicher Prachtſaal, die Weiſen werden kommen und an Dir forſchen; kommen werden die Fürſten und Prinzeſſinnen und ſich an Dir vergnügen!“

Wie Einer, der auf langen Um- und Abwegen doch noch zu guter Zeit am erſehnten Ziele angekommen iſt, ſich hinſetzt in wonnige Raſt und in die untergehende Sonne lächelt, ſo ſchwieg jetzt Bruno und tröſtete und beſänftigte Sabinen's zerknirſchtes Herz mit den liebevollſten, zärtlichſten Augen, und die Troſtlechzende, obwohl ſie noch einmal ſeufzend ausrief: „Was wollt Ihr aus mir machen?“ ſog ſie ein mit gierigen Zügen.

Bruno machte es mit dem Herzen wie die übermüthigen Reichen, die einen älteren Palaſt niederreißen, und ihn aus dem Schutte dann neu, prächtig und nach ihrem oder der Zeit Geſchmack wieder erſtehen laſſen; oder wie die Wetter des Himmels, welche die Blumen und Blümlein erſt beugen, niederſchlagen, und über ein Weilchen herrlicher wieder aufrichten. — Unſer Held würde auch heute ſein bereits begonnenes Werk fortgeſetzt, und in möglichſter Eile vollendet haben, wenn nicht eben ſeine drei Freunde mit heiterem Abendgruß eingetreten, und nach und nach auch die anderen Gäſte herbeigekommen wären, und — was die Haupturſache iſt — wenn nicht Sabine in ſichtbarer Bewegung entſchlüpft, und für dieſen

Abend trotz der beginnenden Aufgeräumtheit unſichtbar geblieben wäre.

Bruno machte ſich auch bald aus dem Staube und that wieder mit der Feder, was er mündlich war verhindert worden. So ſchön und natürlich wußte er auf dem Papiere wieder alle Widerſprüche zu heben! Mit lindem, ſüßduftendem Balſam überſtrich er die kleinen Ritzwunden an Sabinens Herzen; ihrer Anmuth und Milde baute er zwei ſtrahlende Altäre, auf welchen der Weihrauch ſeiner zärtlichſten Liebe brannte.

Immer aber, was er juſt ſo wohlthuend bedeckt, ſo kühlend überſalbt hatte, riß er wieder auf, eh es heilen konnte und grub mit der Sonde ſeines Verſtandes und Witzes bis in's Innerſte, Empfindlichſte ihres Gemüthes. Sein ſtarker Geiſt, ſeine rege Phantaſie ruhten keinen Augenblick und ließen nicht ruhen, ſchufen und zerſtörten ohne Unterlaß. Der gewöhnliche Acker mußte eine ganz neue Blumenwelt werden, voll Duftwellen und Sangleben, oder voll Schauer und Graus eine todte Oede. Wo ſeine Liebe hinfiel, geſchah ein ſtarker Sonnenblick, der mitten aus dem Eiſe eine rothſtrahlende Blume zeitigte, oder die prunkende Diſtel zu Boden brannte. — —

So ging es allbereits gegen das Ende ſeiner Oktave. Sabine hatte ſich unvermerkt ſo ändern müſſen, daß ſie ſich faſt ſelbſt nicht mehr kannte. Ihre alten Gedanken waren geſtorben, ihre Träume und Ahndungen waren dafür in's Leben getreten. Sie fühlte ſich ein neues Geſchöpf in einer neuen Welt, die ſie aber mit ihren Wundern und Großthaten mehr ſchreckte als entzückte, und der Schöpfer alles dieſes war — Bruno. Ihr alter kräftiger Wille auch war im wahnwitzigen Taumel den Gedanken in die Grube nachgeſprungen, und ein neuer, den ſie keimen und aufwurmen fühlte, wie Kinder neue Zähne, konnte ſich nicht entwickeln, — eine ſtarke feindliche Macht, (ſo ſchien es ihr) hielt ihn auf, und dieſe Macht war wieder — Bruno! Aber ſie hatte in der neuen Welt keinen andern Führer noch Gefährten und konnte nur mit ihm, und durch ihn wollen: darum hing ſie an ihm mit ängſtlicher Ehrfurcht und liebendem Schauder — Oft war ihr, als ſollte ſie Benno, den Guten, zu Hilfe rufen, oder Cöleſtin bitten, daß er ſie mit der Laute betäube, oder den fröhlichen Zeno, daß er ſie lachen mache; aber aufeinmal, — wie war doch das! — ſchienen ſie ihr zwerglich und ohnmächtig, Kerlchen ohne Feuer und Aether, daß ſich die Unglückliche nur um ſo feſter an Bruno anklammerte. Schon zwei Tage widerſprach ſie ihm kein Wort mehr, ſah ſtill, ſchmachtend und bläßlich, wie zuweilen der Mond am Taghimmel ſteht, er leitete ihre Zunge, regierte und lenkte ihre Blicke, und ob ſie ging oder blieb, war nur das Werk ſeines leiſen Winkes.

„Biſt Du krank mein Herzenskind?“ fragte der Vater und rügte bekümmert ihre Bläſſe.

Bruno lächelte.

„Ach nein, mir iſt recht wohl!“ antwortete das Töchterchen.

„Leg Dich lieber zu Bette heut, und morgen, wenn Du beſſer ausſiehſt, kannſt Du mit mir auf den Jahrmarkt fahren!“

Eben ſaß eine Fliege auf Bruno's Stirne, er ſchüttelte ſie weg.

„In's Bett iſt mir's noch ein wenig zu früh heut; aber morgen, Vater! bleib ich lieber zu Hauſe, als daß ich auf den Jahrmarkt fahre,“ antwortete Sabine.

„Nun, ſo bleib da, und ſieche und welke und ſtirb am Ende ſitzend oder ſtehend!“ brummte mit mehr Beſorgniß als Unwillen Vater Haidewirth und fuhr ſich über die Stirne.

Die Jünglinge ſelbſt wußten nicht, wie ſie Sabinens plötzliche Veränderung nehmen ſollten, und muthmaßten der Eine Dies, der Andere Jenes, im Ganzen aber Alle daſſelbe, — nämlich: daß endlich Sabinens Stündchen geſchlagen hätte! Gereift, meinten ſie, ſei die Blume an ihrer Wärme, nur wußten ſie nicht, nach welcher Sonne ſie ſich endlich wenden werde; da ſie zeitweiſe ſo Einen wie den Andern mit denſelben wunderſamen Liebesaugen beglückte. —

Daher ſahen ſie in dieſer glücklichen Täuſchung mit freudiger

Hoffnung der endlichen Entſcheidung entgegen; denn betrübt und hoffnungslos war Keiner.

Was ſie vorzüglich in beſagter Meinung erhielt, und in ihrer ſeligen Täuſchung befeſtigte, war, daß Bruno mit den ablaufenden Tagen eher verdrießlicher als freudenreicher wurde. Es war auch wirklich ſo, nur der Grund dieſer Verſtimmung war ein anderer, als die guten Jünglinge meinten. —

Bruno ſah nämlich bereits mit Verdruß ein, daß er ſeine Kraft nicht nach dem Widerſtande eingerichtet habe; und ſo mußte nothwendig geſchehen, was bereits geſchehen war, daß er zermalmt und ſich in ungehemmtem Anlauf ſelbſt verletzt hatte, ſtatt daß es nur ein zwar kräftiges aber mehr luſtreiches Kampfſpiel ſollte gegeben haben.

„Was hab' ich," grollte er die verletzte Nacht, „daß ich ein duldſames Lamm aus Ihr gemacht habe, das unter dem ſchärfſten Scheermeſſer liegt und nicht aufruft; was hab' ich, daß ein geſchlagenes Hündchen mir die muthwillige Hand liebkoſ't? — Ich habe die Blume gebrochen, und ſie liegt im ſterbenden Lebenshauch nach mir gekehrt, die Blume, die ſich huldreich gegen mich hätte neigen ſollen! — Oder hab' ich gewonnen, wenn ein gefeſſelter Sklave meinem herriſchen Wagen nachkeucht?"

In dieſem Unmuth und ſo überzeugt in ſeinem ſtolzen gewaltigen Herzen hatte er ſogar ſeinen frühern Drang nicht mehr nach Sabinen, und bat am letzten Tage ſogar ſeine Gefährten, für ihn Sabinen zu amüſiren, bis ihm etwa doch ſeine Uebellaune vergangen wäre, und bis er käme.

Es ging faſt ſchon der Tag zur Neige, als Bruno etwas heiterer in die heitere Stube eintrat, und die Jünglinge ihm unter geſchickten Vorwänden den Platz räumten.

Aber, wie war er überraſcht und faſt freudig erſtaunt, wie er Sabinen geſammelter und eigenmächtiger fand, als er erwarten konnte. Wunderbar hatte ſich die zwar geknickte, aber kerngeſunde, jugendkräftige Blume an den ihr zufällig hingeſtrahlten drei freundlichen

Lebensfäden ſchnell wieder aufgerichtet und ſo geſtärkt, daß ſie nur zitterte, aber nicht umſank, als der Wirbelwind ſie anblies.

Sie plauderte wieder ungeſcheut, und erzählte wie die drei Freunde ſo überaus liebreich und anmuthig geweſen, wie ſchon lange nicht mehr, wie niemals!

„Das freut mich!" ſagte Bruno, „und bedaure, daß ich Eure Freude nicht getheilt habe."

„Ihr hättet ſie ungetheilt mit genießen ſollen, und wir wären dann noch um Eure Zugabe reicher geworden!" lächelte Sabine: übrigens Meiſter, iſt es Euer Ernſt, ſeid Ihr frohgeſtimmt und luſtbedürftig, ſo braucht es ja nur einen Wink von Euch, und Eure Freunde werden mit doppeltem Jubel den einfachen fortſetzen. Seht, da draußen im Hofe ſtehen eben noch Benno und Cöleſtin, ich will die Edlen wieder hereinheißen, damit" — bei den letzten Worten war ſie raſch aufgeſtanden und wollte eben wegſpringen, ſtand aber eben ſo ſchnell wieder wurzelfeſt angebannt von Bruno's einzigem Wort — „Bleibt!" das er immer mit ſeinem beſtimmten Augenbannſtrahl begleitete.

Mit milderen Augen und Worten aber ſprach er nach einer kleinen Pauſe: „Meine lieben Freunde haben mir aus übergroßer Freundſchaft Euren alleinigen Genuß gelaſſen, will Sabine nicht auch ſo gütig ſein?

„Ach, mein alleiniger Genuß — ich Euch!" erwiederte Sabine, ſeufzend.

„Ginge mir über Alles und Jedes," ergänzte Bruno, „wenn es Sabinen nur gelänge, die wahre Beziehung zwiſchen Ihr und mir zu finden."

„Ich würde ſie vielleicht gefunden haben, wenn Ihr hochbegabter Meiſter, mir ſtatt Eurer erſten Epiſtel, — ein empiriſches A B C. Täfelchen zugeſpielt; ſtatt der zweiten — ein hiſtoriſches Namenbüchlein zugeſteckt; und ſtatt der dritten und letzten endlich — ein philoſophiſches Elementarheft hinterlaſſen hättet! Ja hochweiſer, edler Meiſter! das wenn Ihr würdet gethan haben, hätte ich vielleicht nach ein paar Jahren Ausſeins von Eurer Seite, wo ich inzwiſchen fleißig buchſtabirt und geleſen hätte, Eure ſublimen Aufſätze, die mich jetzt nur betäubt haben, würdig empfangen können, und—“ Sabine ſtockte.

„Und,“ ergänzte der ſtaunende Bruno, „und Sabine hätte dann den Wiedergekehrten etwa noch feiner, aber gewiß nicht beſtimmter abweiſen und abfertigen können, als eben jetzt, nicht wahr?“

„Wie Ihr doch eine faſt wunderbare Gewandtheit habt, Meiſter! Euch ſelbſt und Andere noch mehr ſowol zu entzücken, und auch zu quälen,“ ſagte Sabine, aber ſie lächelte dabei und empfand faſt einen freudigen Kitzel über ſeine ätzende eigenfeindliche Wendung.

Bruno wurde dadurch, mehr aber durch ſeinen eigenen heimtückiſchen Satzſchluß ernſt und ſanft rigoros gegen Sabinen, die aber ſchlau ihre Stimmung nur dem luſtigen Nachklang und jetzt ihrem jähen Einfall von der wunderbar ökonomiſchen Natur der aufgeklärten Menſchen — zuſchrieb, die zu ihrer Selbſtqual, und Eigenluſt gleich mit einem einzigen ſchwarzen Treffen einen ganzen goldrothen Abendhimmel dunkel zu färben wüßten! geſtand ihm aber nach verſchiedenen Zwiſchenreden auch unverholen, daß ſie ein wenig nachgedacht und gefunden habe, daß ſeine ſowol mündlichen als ſchriftlichen Zuſäußerungen eben ſo ſchön als unwahr ſeien; da es ſchlechterdings und geradezu unmöglich ſei, daß ein ſo hochweiſer Jüngling ein ſchlichtes Haidekind über einen erſten zufälligen Anflug hinaus verehren und lieben könne.

„Wenn Benno, der Gute,“ ſo ſchloß ſie, „mir das geſagt hätte, was Ihr, wahrhaftig! ich weiß nicht, ob ich doch Demuth und Beſcheidenheit genug gehabt hätte, es nicht zu glauben? Selbſt Zeno, dem Luſtreichen und dem ſchwer eiferſüchtigen Céleſtin könnte und wollte ich eher glauben, als Euch, deſſen Herz immer zittern muß vor dem Haſelſtab der Vernunft.“

Uebrigens, wenn es auch mit des ſchlauen Haidekindes Ueberzeugung nicht ſo ganz richtig war, wie ihr mildes nach zwei Seiten hin hoffnungreiches Zwiſchenlächeln ausſagte; ſo befremdete es doch nichts deſto weniger Bruno, deſſen Triumphwagen ſchon längſt wohlbeſpannt daſtand, als er Solches hören mußte; und dem Leſer geht es ſelbſt nicht beſſer; ja was wollt Ihr, mir Schreiber dieſes ging es gleich Anfangs auch ſo, und ich fürchtete einen pſychologiſchen Bock geſchoſſen zu haben, wenn ich's nicht wörtlich von den vorliegenden Daten („den noch ungedruckten geheimen Aeußerungen des wankelmüthigen Menſchenherzens“) abgeſchrieben hätte.

Erſt ſo unterwürfig und befangen, dann auf einmal wieder ſo aufgerichtet und klug! —

Bruno wäre froh geweſen über Sabinens muthige Erkräftigung, wenn nur nicht — aber er war es dennoch, obwol ſeine Oktave in den letzten Zügen lag. Er meinte doch, ſich wenigſtens ſo tief, wie ſeine Freunde in Sabinens Herz eingearbeitet zu haben, dann waren ja noch bis zur gänzlichen Entſcheidung die paar gemeinſchaftlichen Tage, wo er ſein Uebergewicht ſchon geltend zu machen hoffte.

Er ſtand eben vom ſchweigſamen Zurückſchreiten aus der Zimmerlänge neben Sabinen, und konnte, von einem zauberhaft lieblichen Schauſpiel gefeſſelt, den Vorgang nicht gewinnen. — Er ſtand mit ſaugenden Augen vor ihr.

„Ach, Meiſter! ſeht mich nicht ſo an!“ rief Sabine nach einem Weilchen mit jenem bittenden Lockton, den ſchon jeder Liebhaber in ähnlichen Fällen gehört hat. Er mußte aber mit dem mildeſten Lächeln ihre Bitte verweigern und nur um ſo emſiger ſchauen.

Was war's doch? —

Die untergehende Sonne hatte durch ein wunderbares Blattſpiel am Baume, der mit ſeinem Schatten Sabinens Fenſter ſchirmte, eine kleine, herzähnliche Spalte gefunden, und malte gerade mit jener blendenden Helle, die conzentrirtes Licht hervorbringt, das Herzbild auf Sabinens linke Wange. Zitternd gleitete es dort auf und nieder und ſprang, als ſie ſich zur Bitte — „Meiſter! ſeht mich nicht ſo an!“ ein klein wenig erhoben und verrückt hatte, auf die Lippen. — Ein brennendes Herz von Blutroſen durchſchimmert auf den Lippen eines Mädchens!!

„Ich bitte Euch, theurer Meiſter, ſeht mich nicht ſo ſehr an!“ flehte **Sabine** noch einmal.

„Und wärſt Du eine Veſtalin, und der ſtrengen Göttin liebſte, auserkorene Prieſterin, und verzehrte den Frevler auf der Stelle ihr heiliges Feuer, ich muß dem gewaltigen Zauber folgen und das flammende Herz —!“ rief **Bruno** wie außer ſich, — und eine feurige Wolke hing über der Jungfrau, und drei gewaltige Blitze zuckten ihr vom Munde bis in's innerſte Mark des Lebens. — — —

Ein brennendes Herz von Blutroſen durchſchimmert auf den Lippen eines Mädchens!! — —

Die Sonne ſank unter, — ein ſtiller, feierlicher Augenblick war; da hielt ein raſſelnder Wagen vor dem Thore, — die Stimmen der drei Freunde draußen erſchollen in ſeltſamen Jubelgetöſe, das Getöſe näherte ſich der Thüre, da erwachte **Bruno** an Veſta's Feuerherde, wo er niedergeſunken war, — raſch aus der heiligen Glut rang und ſchwang ſich der Menſch, — eine verworrene Gruppe ſchob ſich zur Thüre herein, — ein gellender Freudenſchrei geſchah, und — an **Bruno's** Herz flog aus den Armen der Freunde, — **Zenobius**, der Langvermißte, Verlorengegangene.

Wieder war ein ſtiller feierlicher Augenblick, den der vom Jahrmarkte aus Dundigall zurückgekehrte Vater Haidewirth lächelnd unterbrach, indem er fragte:

„Nun, Ihr wackern Inſaſſen meines Hauſes! hab ich recht gethan, daß ich Euch heute noch „den theuren Flüchtling in Eure Arme geliefert habe? [illegible] iſt denn **Sabine**, mein geliebtes Kind? War mir doch [illegible] Eintritt, als hätt' ich ſie dort ſitzen geſehen. — **Sabine**, **Sabine**!“

„Haltet noch ein wenig!“ unterbrach ſein Rufen der Barbier, ſein fröhlicher Gefährte von heut, — „wartet Vater, bis wir die Geburtstag-Geſchenke bei Seite geſchafft, damit ſie morgen mehr überraſcht und erfreut werde!“

„Haſt recht!“ lächelte Vater Haidewirth, „thu es ſelber, oder laß es thun!“ dann überblickte der Gute noch einmal mit innigem

Wohlgefallen die Gruppe und ſchritt in ſein Garderobezimmer, um ſich aus dem unbequemen Feſttagsrock in ſeine liebe Werkeltagsjacke zu fördern, oder, wie er es nannte, umzulogiren.

8.

Zenobius, der Verſchwundene, iſt alſo wieder da, und ich ſehe ſchon im Geiſte die unabſehbare Reihe meiner Leſer bis in die ſpäten Jahrhunderte hinab, auf mich eindringen, wie die vier Freunde auf den Wiedergekehrten eindrangen, mit den Fragen: Wo er geweſen? warum er fort und nun doch wiedergekommen? wie es ihm ergangen ꝛc. ꝛc. ſei?

Allein Zenobius, der wol viel heiterer, als wir ihn das erſte Mal auf einige Augenblicke geſehen hatten, doch ſeinen düſtern Grundzug noch trug, griff ſtatt aller Antwort in ſeine Seitentaſche und zog ein vollgeſchriebenes Heft, nicht viel kleiner als meine ganze Geſchichte hier, hervor, und las den Titel: „Flüchtige Bilder aus den Tagen meiner Flucht“ mit dem beigefügten Verſprechen, den Inhalt ihnen bei nächſter Gelegenheit umſtändlich mitzutheilen.

Darauf gaben ſich die Jünglinge (wie ich von meinen Leſern wünſche) zufrieden, ließen ihn ruhig eſſen, trinken und — ſchlafengehen — hätt' ich bald geſchrieben, hätt's aber wieder ausſtreichen müſſen, weil es nicht wahr geweſen wäre; denn gleich nach dem Abendmal flüſterte Benno dem Bruno etwas heimlich in's Ohr, worauf dieſer ein Weilchen nachzuſinnen ſchien, dann aber ſeinen Freunden einen Wink gab ihm in ſein Logement zu folgen.

Dort erzählte er vorerſt Zenobio in möglichſter Kurze, was und wie ſie es ſeit ſeiner Abweſenheit in Betreff Sabinens gethan hätten, und wie nun ohne ſeine unvermuthete, keineswegs aber unwillkommene Dazwiſchenkunft der endliche Tag der Entſcheidung dageweſen wäre: wie es auch ſo ſchön zugetroffen hätte, daß eben morgen Sabinens Geburtstag falle, wo ſie dann ein Jeder als Feſtgeſchenk das indeß erſonnene oder vollendete Kunſtwerk Sabinen vorgewieſen und producirt haben würden, worauf dann von der

Verherrlichten die Wahl des Glücklichen und der ungeſäumte Abzug der Uebrigen hätte vor ſich gehen müſſen.

„So habt Ihr es gemacht! — und — ſo habt Ihr beſchloſſen! ſo! ſo! ſo!“ dann ſeufzte Zenobius; dann ſchritt er zweimal haſtig das Zimmer auf und nieder, — „ſo!“ — dann ſtand er wieder und ſeufzte wieder, „ſo! ſo! — Und weil Ihr es ſo beſchloſſen habt — lieben Freunde und Brüder! nun ſo ſei es in's Himmelsnamen! meinetwegen keine Hinderung, und keine Aenderung! — Aber“ — und bei der ganzen Phraſe ſah er ſie höchſt räthſelhaft an, — „Freunde, wenn ich auch nicht mitgeworben habe; ſo werdet Ihr mir doch erlauben, daß ich mit Euch Wahlfähigen morgen an Sabinen vorüber — und — dann mit den Ungewählten fortziehe!“

Das Vorüber- und Fortziehen muß ich dem Leſer als wieder etwas ganz Eigenes erſt erklären, eh ich in der Geſchichte fortfahre:

Benno, der Maler, hatte abermals den zarten Gedanken gehabt, daß Sabinens Wahl zu ihrer wechſelſeitigen Schonung durch die bloße ſtillſchweigende Verabreichung einer ſchönen Roſe (ihrem Sinnbilde), die er ſchon heute zu dieſem Zwecke im Garten ſich auserſehen hätte, geſchehen und vollzogen werden ſolle. Sie würden in beliebiger Ordnung, oder auch, wie ſie nach einander geworben hätten, oder verkehrt; kurz! ſie würden alle fünf Abſchied nehmend an Sabinen vorüberziehen und Dem ſie das Röslein bot, der wird ihr Auserwählter ſein und bleiben.

„Was braucht es,“ fügte der Herzliche ſeinen Vorſchlag beſchließend bei, „das viele Machen und Schwätzen, wenn man am Ende doch abgewieſen iſt; dem glücklich Erwählten wird ſie ſchon ſpäter ihr Herz eröffnen!“

„Placet!“ riefen die Jünglinge zuſammen, ſagten Benno'n viel Schönes und Verbindliches für ſeinen abermaligen guten Einfall und Bruno, nachdem er ſie noch einmal ernſtlich gefragt hatte, ob Keiner einen Beiſatz oder eine Einwendung zu machen habe, ging ungeſäumt nach allgemein geſchehener Verneinung, zu Vater Haidewirth und verkündigte ihm noch in derſelben Nacht ihren (ſeinen und ſeiner Freunde) Entſchluß und Beſchluß und offenbarte dem Würdigen, der von einem Erſtaunen in's andere fiel, was überdies ein Vater, ſo ſeine Tochter verheiraten ſoll, vorerſt wiſſen muß, nämlich: Wer ſie eigentlich ſeien, wo ihre Güter lägen, wie viel deren ein Jeder beſäße, daß Keiner ein Türke, noch viel weniger ein Jude oder Schneekoppaner ſei u. dgl. Kurz! Bruno ſagte dem erſtaunten Vater, was wir heut zu Tage vor chriſtlicher und weltlicher Obrigkeit werden ſagen müſſen, wenn wir einmal ernſtlich werden heiraten wollen, und was ich gewiß ſchon geſagt hätte, wenn, was ich oft ſchon geſagt habe, und noch öfter ſagen werde, wenn meine ſchöne Geliebte neugierig geweſen wäre, es zu hören.

Vater Haidewirth konnte und mochte auch zum Vortrag im Ganzen, wie zu deſſen einzelnen Theilen weiter nichts als ergebenſt nicken und Ja ſagen, indem Alles weit über ſeine Erwartung war, wenn nur Sabine, meinte er, vor lauter Wahlweh keinen dummen Streich macht, und — am Ende gar nicht wählt.

„Geh', Mutter, geh' meine alte, gute Dore! Geh' geſchwind," ſagte er in dieſer Beſorgniß zu ſeiner Frau, die ſchon eine gute Weile während Bruno's Vortrag weinen mußte, theils aus mütterlicher Freude über Sabinens Glück, dann auch aus frauenzimmerlichem Leide, daß ihre reizvolle Jugend nicht um ein paar Decennien ſpäter gefallen ſei — „geh'," ſagte der freudewirbelige Vater zur Weinenden, „geh' und hinterbringe Sabinen, was Du eben gehört haſt, und ich laſſe ihr ſagen, ſie ſoll morgen ja nicht eigenſinnig und einfältig ſein, ſonſt bekömmt ſie kein Stückchen vom heutigen Jahrmarkt, und könne dann, nein, müſſe, wenn ſie die Hand vier ſo edler Prinzen ausſchlüge, den närriſchen Barbier oder den rußigen Witwer Schmied heiraten. Geh, und ſag ihr das, ich muß jetzt bei meinen werthen Eidamen ſein, daß wir mit einem ſtarken Glas Wein die Ehpakten bekräftigen. Willſt dann Du oder Sabine, oder wollt Ihr Beide," fuhr der Redſelige fort, „zur Geſellſchaft nachkommen; ſo mögt Ihr's, wir ſind hinten im — Fünfſinnenzimmer — verſtehſt Du!"

Dore ging.

„Und nun, mein herzgeliebter Sohn!" wandte er ſich wieder an Bruno, „habt die Güte und heißet Eure Freunde und Brüder zu uns, daß ſie mit Euch ſehen und hören, und ſchmecken und riechen und befühlen, was noch ſonſt kein Fremder geſehen, gehört, geſchmeckt, gerochen und befühlet hat."

Es geſchah.

Staunende Bewunderung aber ergriff die Jünglinge, die zwar mit einiger Erwartung, aber lächelnd durch eine eiſerne Thür getreten waren, als ſie plötzlich im ſogenannten Fünfſinnenzimmer ſtanden! Faſt fürſtliche Pracht und Herrlichkeit zeigte ſich im ganzen weiträumigen Gemach, — die Wände ſtrahlten und ſchimmerten von reichgeſtickten Tapeten, — eine ſanfte geheime Orgel ſpielte zauberiſch mild, — aus zwei offenen Töpfen blinkte Silber und Gold, — um einen duftenden Blumenſtrauß in koſtbarem Gefäße ſtanden lockende Eßwaren und goldgrünlich und rubinenroth ſpielender Wein flimmerte aus kryſtallenen Flaſchen vom feinſten, edelſten Schliff.

„Nicht wahr, Ihr vornehmen Prinzen und Meiſter!" nahm nach genug langer, ſehensſatter Weile Vater Haidewirth das Wort, — „nicht wahr Ihr Hochverehrten! das hättet Ihr beim ſchlichten Haidewirth nicht geſucht, und ſucht es auch wahrlich kein Anderer weder in ſchlechter noch guter Abſicht; doch es iſt da — kein Blendwerk oder Gaukelſpiel, es iſt wirklich da, die Sinne der Eingeweihten zu ergötzen! Und nun es da iſt, lieben Söhne! fragt mich nicht woher; aber von Dem es iſt, empfange unſern erſten Hochtrunk und Segensruf!"

Mit dieſen Worten ſchwang auch der Haider ſogleich ein funkelndes Glas voll des edelſten Getränkes und rief mit lauter Stimme: „Vivat hoch!"

„Hoch! dreimal hoch!" riefen auch die Jünglinge und ſchmeckten einen Wein honig-ſüß und ätheriſch-leicht, der ſie ſogleich froh und begeiſternd durchſtrömte.

„Wie Ihr da ſeht, liebe Söhne!“ begann Vater Cosmas, als das erſte Gläschen geleert war und ſie in trauliche Nähe zuſammenrückten, „wird dieſes Gemach jährlich nur dreimal betreten, — an unſern Geburtstagen nämlich, und die kleine Vorbereitung, die Ihr getroffen, galt und gilt ſchon für morgen, wo vor ſechszehn Jahren Sabine, um die Ihr freiet, uns geboren und vom Himmel geſchenkt ward.“

„Sabine lebe hoch!“ riefen von demſelben Geiſte gemahnt die Jünglinge fünfſtimmig zuſammen, und Vater Cosmas gab mit Freuden ſeinen durchſummenden Baßgrundton dazu. Aber da war's mit einem Male nicht abgethan, Sabine, die ſchöne, anmuthreiche, holde, himmliſche Sabine mußte hochleben bis tief in die Flaſche hinab.

„Darum habt Ihr geſehen,“ fuhr der Vater wahrſcheinlich nur einen gehabten Gedanken fortſetzend weiter, „der Sabinen bekommen wird, und auch die ſie nicht werden bekommen haben, daß er kein nacktes Haidekind bekömmt, und daß ſie um keine Betteldirne geworben haben.“ —

„Der ſie bekömmt,“ rief er, ſeinen Becher ſchwingend, „hoch, über Alle hoch!“

„Hoch, über Alle hoch!“ jauchzten die hoffenden Jünglinge, daß von ihrem cordialen Hoffnungsſchrei das Gemach erbebte und die Gold- und Silberurnen rieſelten und dröhnten.

„Hoch, über alle Väter hoch, der das ſchönſte Kind gezeugt hat!“ rief Bruno.

„Hoch, über Alle hoch!“ ſtimmten die Jünglinge, „und die das Wunderkind geboren hat, — hoch, über alle Mütter hoch!“ ergänzte Benno.

„Hoch, über Alle hoch!“ brauſ'te der Chorus, und Mutter Dore, die eben ganz leiſe eintrat, ſprach:

„Schönen, gehorſamen Dank, Ihr feinen Herren und artigen

Junggeſellen für Euren Wunſch! und ich kann die Artigkeit nur nachholend entgegnen; darum Vater! ſchenke mir mein Gläschen voll, und ſtoß an auf das Wohl unſerer liebwerthen Gäſte hier!“

„Vivat hoch! all unſere Gäſte hier!“ jubelte Vater Cosmas und Mutter Dore, und Beide klinkten zugleich immer an das Glas eines Jeden, und dann ſchlürfte Mutter Dore in ſittſamer Sachtheit immer einige Tropfen des honig-ſüßen Aethers; dann aber fragte ſchnell Vater Cosmas:

„Wo iſt mein geliebtes Kind geblieben, Mutter Dore, Dein holdes Töchterlein, wo iſt's?“

„Schläft, Vater! hatte ein Fieber das Kind! ein heftiges Fieber, ſchon als ich zu Ihr trat, bald Hitze, bald Zähnklappern, weiß nicht woher und weßhalben, — iſt aber doch wieder etwas beſſer, läßt Dir ihren Gutenachtgruß ſagen und daß ſie ſchon folgſam ſein werde, dann entſchlief ſie.“

„Schläft und verſprach folgſam zu ſein!“ wiederholte mit innigem Troſt und Behagen der Alte, — „nun, ſo thu's und ſei's!“ dann ging und fing das Toaſtiren und Jubiliren von vorne an. Aber wie lang es gedauert hat, weiß ich wieder nicht, und die Jünglinge waren morgens faſt in derſelben Unwiſſenheit; ja, die wußten gar noch weniger als wir; die wußten nicht einmal, ob, was ich vom Fünfſinnenzimmer erzählt habe, doch wirklich vorgegangen ſei, oder ob ſie nur ſo ſchön und ſeltſam geträumt hätten? Doch waren ſie endlich für das Erſtere, da Jeder etwas, der Eine mehr, der Andere weniger ſich erinnern konnte, und da es doch nicht leicht geſchahe, daß fünf Menſchen in derſelben Nacht daſſelbe träumen. Was aber gar Keiner wußte, war, wie ſie endlich aus dem Wundergemache doch in ihre Zimmer und Schlafſtellen gekommen ſeien?

Der erfahrne Leſer aber und ich ſind klüger und wiſſen es, ohne Zweifel — getragenermaßen!

Als die Jünglinge dann ihre Erinnerungen von geſtern ſo ziemlich zuſammen geräumt hatten, gingen ſie auch wahrſcheinlich wieder auseinander, und übte, ordnete und überdachte ein Jeder die wirkſamſte, augenfälligſte und überraſchendſte Darbringung ſeiner Feſtſpende, weil damit auch zugleich ein Jeder ſeine Werbung beſchloß.

Der Tag war ihnen gleich günſtig, — er war friſch, ermunternd und hellbeleuchtet. Die weite blank geſcheuerte Stube war paſſend dekorirt, und in ſelber war nicht weniger als die geſammte Haidebewohnerſchaft verſammelt, an der Spitze der ſeltſam galonnirte Barbier, ihr Feſtſprecher, die Erſcheinung Sabinens erharrend.

Wie aber die fünf Jünglinge eintraten, Jeder im reichen Ornat ſeiner Meiſterſchaft, — mit einem funkelnden Ehrenkreuz, das blendende Sternſtrahlen ſchoß und ausgoß, auf der Bruſt, — wichen die Haider ſammt ihrem Sprecher beſcheidentlich zurück und bei Seite, und flüſterten und ſtachen einander ihre Hoffnungen von dieſen Außerordentlichen und ihre beſonderen Muthmaßungen von Jeglichem in's Ohr; ſieh! da kam — Sabine! ſchön und kunſtlos, wie der liebe Gottestag, anmuthig, wie die Blumen auf dem Felde, und wonnereich, wie die Sonne am Himmel.

Sie lächelte Allen und Jedem denſelben milden Gruß und Sämmtlich und Jeglich fühlte daſſelbe Entzücken. —

Nach der huldreichen Sekunde ihres Grußes und der ſeligen Minute der Erwiederung trat vor — Bruno. Er war anzuſehen, wie ein huldigender Gott der wonnigen Griechenzeit.

Leicht, launig und ungezwungen begann er ſeine melodiſche Rede, anfangs mehr zur lauſchenden Verſammlung als zu Sabinen gewendet, überblickte ſchnell ſeine und ſeiner Gefährten abenteuerliche Fahrt, lenkte im Schwalbenflug ein auf die wundervolle paradieſiſche Haide, ſtand dann in ſtummen Entzücken zwei ſelige Augenblicke vor dem ſeligen Engel darin, ſtürzte darauf (poetiſch-malend) ſich weihend nieder vor ihn, und ſein ganzes unergründliches Herz gohr und lief über und lief aus, — farbige Empfindungsſtröme wogten und verſchlangen die Zuhörer und ſpielten ſie wieder aus an's grüne Ufer ſeiner Hoffnung, wo große rothe und blaue Blumen prangten und dufteten und hineinlechzten in die unabſehbare Blumen-Ebene ſeiner Liebe, in der die ſüßen Verfälle während ſeiner

Oktave als ſpiegelklare Gold- und Silberteiche lagen, oder als weitſchattende Blütenbäume ſtanden; und aus welcher unzählige Quellen und Bächlein von Gefühlen ſingend, ſeufzend, wimmernd und tanzend hervoreilten, bis auf einmal durch geheime feindliche Zaubermacht der ganze gewaltige Strom mit allen Quell- und Bachwellen ſteh'n und ſich emporbäumen mußte, — ein grauſenhafter Abgrund gähnte und wollte den gebäumten Rieſen einſchlürfen, da wird mit Eins das grüne Lockenhaupt des Flußgottes über der Bäumung ſichtbar und flehend ruft der Gott:

„Holdſelige, rette mich, — durch ein Liebesopfer, — wirf Dein Herz in den Abgrund hinunter! Eile, oder — ach!" — Dann verſank er in die Bäumung, — die gethürmten Waſſer fielen brauſend in ſich zuſammen, dann mit fürchterlichem Donnerhall ſchäumend und ſpritzend, von Klippen zerriſſen hinunter und hinein in den Abgrund! —

Bruno trat zurück, ſichtbar ergriffen von ſeinen eigenen Figmenten; die Zuhörerſchaft aber ſtarrte noch eine Weile mit ſchreckerweiterten Augen in die unheimliche Tiefe, endlich löſ'te ſich aus Sabinens gepreßtem Herzen ein zuckender Seufzer, ſie fühlte ſich des Wortes mächtig und ſprach zu Bruno:

„So iſt der ſchöne Gott wirklich verſunken?"

„Wie konnte er anders!" antwortete Bruno im Tone des ſanften Vorwurfes, aber ſein Auge zog einen langen Streifblick, der wie die Strafruthe eines Cometen leuchtete.

„Warum habt Ihr ihn nicht lieber gerettet?" fragte die Jungfrau mit Bekümmerniß.

„Ich vermocht' es nicht; zu Euch flehte er!"

„Und iſt er nun und nimmermehr zu retten?" fragte ſie wieder; aber leiſe und holdverwirrt.

„Er iſt noch zu retten; ja, Mildreiche! Eure Frage hat ihn ſchon gerettet," frohlockte Bruno der Herzausſpäher, — „Göttern genügt der Wille, wie den Menſchen das Werk! Und holde Retterin, horcht! ſchon hallet Euch ſein Dank- und Triumphlied."

Dieſe freundliche Bedeutung, dieſe liebliche Täuſchung und Wendung unterlegte der Sinnige den eben beginnenden Lautenklängen Cöleſtin's, und Sabine und alle Uebrigen nickten ihm Dank und Beifall, daß er ſie ſo reiz- und liebevoll über die Kluft des Schreckens aus einem Zauberreich in's andere zu leiten wußte.

* * *

Cöleſtin's heutige Leiſtung war ein wahres Feſtgeſchenk, und Ehre macht es ſowohl ſeiner Klugheit als ſeinem guten liebenden Herzen, daß er es über ſeine Neigung zur Caprize und Schalkheit vermochte, bei dieſer ſeiner letzten Gabe nur lieblich und wohlthuend zu ſein. Was die Saiten Schmeichelhaftes vermochten, das mußten ſie ihm gewähren! Er ſchien auch ſeinen Tönen und Melodien keine beſondere Richtung anbefohlen zu haben, ſie ſteuerten nur in ihrem klingenden Elfenzug an das große allgemeine Menſchenherz; darum fühlte ſich der Zuhörenden Jeder gleich entzückt und Jedem war, als zögen eben alle ſeine gehabten Lebensfreuden an ihm grüßend und koſend vorüber. Sein eigenes Herz mußte, als er den Liedercyklus erſonnen hatte, ganz aufgelöſ't in Liebe, ganz ſelig geweſen ſein! Und nicht minder beſeliget war es auch jetzt beim Abſpielen; denn ſeine Augen waren ſchimmernd, wie frohe Kinderaugen und ſein ganzes Geſicht überleuchtete Luſt und Freude.

Daher, als Cöleſtin im Verhallen des letzten Accordes zurücktrat und ſich verneigte, war auch der Beifall und Freudenſturm nicht tobend und unaufhörlich, aber herzlich und innig, wie die Umarmung eines heimgekehrten Sohnes.

Ganz beſonders jubelte die ſelchdürre Krämersfrau, welche ſich die ganze Zeit ſeines Spieles feſt an ihren Krämer gehäkelt hatte aus Furcht, daß ſie am Ende wieder mit dem kleinen Barbier tanzen müßte, wie damals.

Da dieſes aber nicht geſchah und als ſie und die andern Haider ausgejubelt hatten, ſprach Sabine:

„Ach, Meiſter Cöleſtin! wie ſeid Ihr doch lieblich und herzwonnig, wenn Ihr wollt. Ich danke Euch und werd' es Euch nie vergeſſen!" Dabei hafteten ihre Augen an ihm, wie helle Gedächtnißpfennige am wunderthätigen Gnadenbildniſſe.

* * *

Sabine hatte die holden Worte noch nicht ausgeſprochen, ſtand ſchon Zeno hoch und ſchlank wie Libanon's Cedern zu Zeiten Salomo des weiſen Königs vor ihr und der überraſchten Zuſchauerſchaft.

Ich ſagte — ſtand — es iſt aber das Wort viel zu mauerhaft und quadratiſch, — ſtand d. h. hingepfählt ſein auf den zwei plumpen Beinen mit der breiten pfundledernen Baſis der Vorderfüße, die ein ungeſchickter Hühneraugenzüchter, vulgo Schuhmacher und unſere großartige Mode mit den Sackröcken, Schlitzärmeln und Froſchmaulſtifeln noch um gute zwei Daumen breitern und verlängern, — ſo ſtand Zeno nicht, ſondern er bebte und webte, wie magiſche Bilder in der Luft, nur wie zur Kurzweil mit den gekreuzten Zehenſpitzen den Boden berührend, — ſeine Arme hatte er wagrecht von ſich gebreitet, wie ein Pſeudo-Herſchel'ſcher Selenit etwa ſeine Schwingen, wenn er ſich aus einem Aether-Spazirflug mondwärts niederläßt.

So ſtand Zeno und ſcherzte lächelnd:

„Holde Sabine! ich bin jetzt jener fünfarmige Wegweiſer, (dem indeſſen leider drei Arme ausgeriſſen wurden!) wo, wie Ihr Euch erinnern werdet (auch die ſchönen Leſerinnen!) die fünf Inſelprinzen ſich getrennt und wieder zuſammen zu treffen ſich verſprochen haben."

„Ach, die fünf guten Königsſöhne!" rief vergnügt Sabine „von deren ſonderbaren Brautfahrt Ihr uns noch bis zur Stunde das Ende ſchuldig ſeid, — das iſt ſchön, Meiſter Zeno!"

Zeno benützte Sabinen's ſanftrügendes Compliment, ſeine ſelentiniſche in eine telluriſche Stellung zu verwandeln, zog ſachte ringförmig ſeine geſpreizten Arme an ſich, näherte die ſanftgebogenen Hände gegen ſein hochſchlagendes Herz, neigte ſein goldlockiges Haupt, zog am Fädchen der Grazie ſein linkes Bein etwas ruckwärts und ſprach mit zartem Mienenſpiel:

„Ihr wahrhaftig! könnt das Ende ſchön nennen; denn — doch höret erſt die kurze Fortſetzung!“

„Die fünf königlichen Brüder kamen richtig am feſtgeſetzten Tage zur beſtimmten Stunde am bekannten Weg- und Meilenzeiger zuſammen. Ihre Freude war groß und ſtumm, ihre Umarmung innig und kurz: denn ihr Herz eilte zu Frag und Antwort, bezüglich der jungen Königin und des Thrones halber.“

„Mit zitternder Rechten griff der Prinzen Jeder in ſeine ſamtene Herztaſche und ſuchte und zeigte Jeder das Bild ſeiner Hoffnung und Liebe, und ſieh! die fünf Bilder waren — Eins.“

„Erſt ſtaunten ſie und wollten ihren Augen nicht glauben, dann glaubten ſie ihren Augen und ſchauderten, dann weinten ſie und ſeufzten, ſeufzend aber entfuhr jedem Prinzen der huldreiche Name ſeiner Herzenskönigin, und ſieh! die fünf Namen waren — Einer — der Name der einzigen Tochter des reichen Haidefürſten, — dann jubelten ſie, flochten mit den Armen einen Ring und drückten und preßten die fünf ſeltenen Herzen zuſammen, die außer ſich und Vater und Mutter nur noch Ein Weſen auf der ganzen weiten Gotteswelt liebten.

(Wie Zeno dieſe magere Schilderung mit ſeiner reichen Kunſt ausfüllte und ausſchmückte, überlaß ich einer phantaſiereichen — und welche, die mich leſen mag, wäre das nicht? — Leſerin zur würdigen Selbſtunterhaltung.)

„Darauf,“ ſchloß Zeno, „eilten ſie mit einander zu ihrer gemeinſamen Herzenskönigin und morgen, vielleicht auch noch eher wird die holde Sabine erfahren, wer von den fünf Prinzen — König geworden iſt.“

Bei den letzten Worten machte Zeno ſein Schlußcompliment, von deſſen Zierlichkeit und Grazie nur der einen Begriff hat, welcher einmal die liebenswürdige Gerrite nach ihren Kunſtleiſtungen geſehen und angeſehen hat.

* * *

„Lieben Leutchen von der Haide! tretet doch gefälligſt ein wenig bei Seite und ſchenkt mir und meinen Bildern das liebe Gotteslicht," — bat jetzt in ſeiner Herzensgüte Benno, der Maler.

Nach einigem Geräuſch und wie Alles wieder ſtill und voll Erwartung ſtand, neigte ſich Benno höflich gegen Sabine, und nahm die Verhüllung weg von einem größeren Bilde mit den Worten:

„Seht doch ein wenig her, ſchönſte Sabine! und beleuchtet mit Euren Sonnenaugen mein neueſtes Bild!"

Sabine und Alle ſahen hin, und ſchlugen vor Verwunderug und Freude die Hände zuſammen! Das Bild ſtellte die Haide vor, überglüht vom Purpurſchein der untergehenden Sonne. Den Vordergrund bildete eine Schenke, wie wir ſie beſchrieben haben, und die ſie umgebende übrige Dorfſchaft. Ziemlich weit hinten ſchön mit violettenem Duft übergoſſen lag der Wachholder-Hügel, worauf ein faſt ätheriſches Weſen ſchlummerte, die Zieglein kletterten neben der ſchlummernden Geſtalt, im Blachfelde herum zerſtreut graſten Lämmer und Gänſe, und allerlei Gevögel flatterte auf Bäumen und Büſchen.

Die Schilderung der Freude, Bewunderung; das Schauen, Gaffen, Zeigen, Suchen und Finden nebſt den, dem trefflichen Maler ertheilten Lobſprüchen überlaß ich dem Leſer, der ſich des eigenartigen Gefühles erinnern wird, das ihn ergriff, als er das erſte Mal das treue Abbild ſeiner heimiſchen Gegend vor Augen gehabt; ich fahre demnach fort und ſage, daß Benno bald darnach ein zweites Bild enthüllt und Sabinen nebſt den Andern wieder artig zur Schau eingeladen habe.

Hatte das erſte Bild Verwunderung und allgemeine Freude verurſacht, ſo erregte das eben enthüllte Staunen, Befremden, heimliches Grauen und dann ein unbändiges Gelächter. Das Gelächter aber entſtand erſt und immer ärger und allgemeiner, als der kleine Barbier nach einer Weile ruhiger Betrachtung auf einmal ſeine große Reiterbrille auf ſein kleines Sattelnäschen ſetzend nach einem einzigen ſchnellen Blick hindurch umſprang und ausrief:

„Bei meiner ungeſchwächten Schneid und Junggeſellenſchaft! Ihr verbainter Meiſter, das hüpfende Männlein dort im Stubenraume, — das bin ich ſelbſt, — leibhaftig der Benedictus Schnaller von Haideldorf!“

„Und meines vergeßlichen Mannes Doſe liegt auch dort auf dem Tiſch!“ kreiſchte die langhälſige Krämerin.

„Dürft kein Bangen haben, gute Frau Kurzell!“ ſcherzte Benno, „ſeht nur, wer dabei ißt!“

„Mein Gott! er ſelbſt“ — kreiſchte noch kreiſchender die Hagere, — „mein Krämer.“ —

„Wahrhaftig! wie er leibt und lebt!“ jubelte der Barbier, und riefen und beſtätigten alle Köpfe, deren Augen nahe genug waren. Dann wurden auf dieſelbe ergötzliche Weiſe der Bäcker ſammt ſeinen Feinbrötchen neben ſich erkannt, ingleichen der ſchmauchende Hufſchmied, und nicht weit von ihnen Vater Haidewirth ſelbſt behaglich ſitzend und zechend auf ſeinem breiten Stuhle, — kurz das ganze wunderbare Bild ſtellte das Innere der Haideſchenke dar.

Das Bild war uberaus kunſtreich und effektvoll, — ein Helldunkel mit doppelten Lichtern; beſagte Gruppe nämlich war nur aber ganz paſſend fur abgenütztere Geſichter und verbrauchtere Formen, vom Refler der Abendröthe aus der Wand beleuchtet. Eine zweite Gruppe tiefer hinten ſaß gerade im hellen Streiflicht der Abendröthe, — es waren fünf männliche Geſtalten jugendlich, voll Anmuth und Adel. Ueber dieſe hinweg beleuchtete derſelbe unmittelbare Strahl gerade auf der Schwelle der entgegengeſetzten Thüre, (durch welche ſich das ganze Licht in allmäliges Dunkel verlor) eine weibliche Geſtalt von zauberiſcher Schönheit einen Blumenſtrauß in der Hand.

„Das Bild hab' ich ſchon einmal geſehen!"

Wer ruft das, die ſchöne Sabine oder die ſchöne Leſerin? Doch da ſie Beide gleich ſchön ſind, werden wohl Beide gleich erinnerungsreich ſein: ich wünſche nur, daß Sie das früher geſagt hätten, wo ich dann dieſe lange Beſchreibung nicht hätte machen dürfen, die mir wahrlich beim Kunſtrichter kein Lob einträgt, und die vielleicht ein Maler von Profeſſion mit Recht tadelt.

„Ja, ja, das Bild hab ich ſchon' einmal geſehen!" rief wiederholt Sabine — „ach, und das frühere auch — auch!" fügte ſie leiſe hinzu, — „ach!" — und eine große ſüßſchauerliche Erinnerung ging ihr auf, — mit holder Scheu blickte ſie auf den Maler, dann auf die ringsumſtehenden andern vier Jünglinge und bemerkte erſt jetzt zu ihrem herzinnigen Schrecken die ſternſtrahligen Meiſterkreuze auf der Bruſt eines Jeden — ach! —

„Und habt Ihr dieſe beiden Bilder, — Eure heutigen Feſtgeſchenke — ſchon einmal und anderswo geſehen," ſagte ſchnell Benno, Sabinens innere Bewegung bemerkend — „ſo will ich auch das (dabei enthüllte er das dritte Bild) — Euer Brautgeſchenk — für kein Original mehr ausgeben!" — —

Nun durch den bewunderungswürdigen Scharfſinn und die lobenswerthe Aufmerkſamkeit der ſchönen Leſerin einmal Benno's ganzer Plan er- und verrathen iſt: brauch' ich von dieſem dritten Bilde nicht mehr zu ſagen, als daß es richtig das noch übrige dritte (dort das erſte) Traumbild Sabinens vorſtellte, — nämlich ſie ſelber im geträumten Brautſchmuck.

Von leiſem Fieber bebend, ſonſt ſtarr, wie ein gegoſſenes Bild, ſtand Sabine einige Augenblicke, dann aber verhielt ſie ſich die Augen und rief, daß Alle erſchracken, laut und ſchmerzvoll:

„Ich bin es nicht, Du täuſchender Glanz- und Spiegelprinz!" und rannte ſtürzend davon. — —

Alle ſtanden ſchweigend voll ſeltſamen, widerhakeligen Gefühles, nur Benno der Maler und Schöpfer dieſer Scene, rief der Enteilenden nach, wie er damals gerufen:

„Ja, ja, Du biſt es, beim Himmel Du biſt es, Du Allerherrlichſte, die je meine Augen lebendig geſehen haben!“

Und auch in allem Uebrigen war es heute wieder, wie damals — Jenebius, der bisherige Stillprinz, mußte es auch heut wieder ſein und bleiben, obwohl er, wie ich aus ſeinem eifrigen Verdrängen gegen das Ende der Bilderſchau ſchließen mußte, weil er auch gleich den Andern und zwar im herrlichſten d. h. glänzendſten Meiſter-Ornat daſtand, wahrlich heute zu Sabinens, der Anweſenden Haider, Leſerinnen und Leſer, und zu meiner eigenen Freude einmal und endlich ſein Schweigen gebrochen und ſo den geheimnißvollen Schleier gelüftet haben würde.

Mit einem ganz eigenen Geſichte, nicht frohlockend, wie ein befangener Schüler, der ſeine Lection nicht aufſagen durfte, nicht verdrießlich, wie ein Eitler, der ſich nicht produciren konnte, und aber auch nicht gleichgultig, wie ein Simpler oder Stoiker, ſondern, wie geſagt, mit einem ganz eigenen Geſichte, zog ſich Jenebius wieder durch die anfängliche Verwirrung in den Hintergrund, griff auf Cöleſtin's Laute einige reine, ſchöne, ungekünſtelte aber ganz ungewöhnliche Accorde und nahm dann gleich den Andern fröhlichen Antheil an der poſſirlichen Scene des Barbiers, der es faſt nicht verſchmerzen wollte, daß er ſeinen wohlgereimten Glückwunſch heut nicht ſollte abſagen oder abſingen dürfen!

„Werdet's ſchon noch können!“ tröſtete Vater Haidewirth, der eben aus Sabinens Aſyl herauskam, — „iſt ein närriſches Ding, mein Winchen, hab ſie aber eben ausgezankt deßwegen und muß für ſie meinen höflichen Dank abſtatten, für die nachbarliche Liebe und Aufmerkſamkeit! — Und kommt doch Abends, liebe Haider! auf einen kleinen Ehren- und Gratistrunk, — dann Mosje Schnaller! wenn Ihr es bis dahin nicht vergeſſet habt!“ —

Mit dieſer höflich-freundlichen Rede räumte ſich Vater Gesmas wieder die geräumige Stube, und ſprach zu den ruckgebliebenen Funken:

„Euch, meine Werthgeſchätzten! dank' ich nicht, das wird ſchon

Sabine thun; aber gebeten hätt' ich Euch, daß Ihr meine Gäſte und Tiſchgenoſſen ſeid und mir zum Male folget!

Sie thaten's.

Da lange ſpeiſen, gern für gut ſpeiſen, genommen wird, und nach dem was wir geſtern Nachts im Fünfſinnenzimmer geſehen haben, ſag' ich ungeſcheut, und darf mir Jedes auf's Wort glauben. — ſie haben gut geſpeiſ't, fürſtlich, königlich getafelt, und kamen erſt davon her, als bereits die Stube von gratis durſtigen Haidern wimmelte.

Uebrigens weiß ich von den Vorfällen dabei kein Näheres, ſchließe aber, weil Alle ſo ziemlich glänzend und rothſtrahlend kamen, daß ſich Keiner gefaſtet oder gelangweilt habe. Zenobius, — das kann ich herſetzen, wenn es vielleicht bemerkenswerth ſcheint, — ſagte dem Barbier, der ſich ihm, als einem Schickſalsgenoſſen, vertraulicher zu nähern wagte, ſagte ihm, — verſteht ſich ſpaßhaft mit dem Spaßhaftigen! — daß er bereits glücklich ſeine Gratulation angebracht hätte, worüber Benedictus gebührend erfreut war, und auch ſeinerſeits das Beſte erhoffte.

Wie die guten Haider beim Gratistrunk ſchon eine gute Weile guter Dinge waren, erſchien endlich ihre Freude und zugleich die Urſach' ihrer Freude: — Sabine.

Ueber zwei Haider in einem Sprung, wovon er den Einen am kleinen Finger, den Andern an ſeiner großen Naſe etwas zertrat und zerſtieß, ſchoß der reim- und ſingſelige Barbier und brach ſchon im Herabſturz aus den Lüften in ſeinen Glückwunſch aus vor Sabine, weil aber Alles über die Maßen ſpaßig war; ſo brachen auch die meiſten Zuhörer und Zuſeher aus in — Lachen, und Sabine ſelbſt ſah über alle Erwartungen froh und heiter aus.

Der gute Leſer wird mir aber verzeihen, daß ich über dieſen Feierabend in der Haideſchenke weiter völlig nichts ſage; von den Gemüthlichkeiten, Lappalien, und andern Curioſitäten die ſich zutrugen und ereigneten, ganz ſchweige, weil, wollte ich nur die Krüge zählen, die leer wurden, ich ſicher davon einen Bogen voll kriegte. Aber, um doch etwas zu ſagen, ſage ich: es war ſo eine — und zwar von der beſten — Art Bauern-Kirchtag, die Leute aßen viel, tranken viel und plauſchten viel, ſtritten ein wenig und prügelten ſich im Nachhauſegehen, aber Beulen und Schundmale brachten auch Andere zum Vorſchein, die ſich nicht geprügelt hatten, welches Einigen ein Räthſel ſein wird. — Die Haide, ſag' ich zum Schluſſe, glich zwiſchen 12 und 1 Uhr einem großen automatiſchen Tableau, wo alle Figuren wankten.

9.

Beim Eingang dieſes Kapitels wird mir mit den Jünglingen, die ihrem Ziele nun ſo ganz nahe ſind, faſt ſelbſt feierlich und bang zu Muthe, und die Trümmer eines Standbildes aus meinem ausgebauten „Liebesdom“ liegen plötzlich vor meinen Augen, — ein irrer, abgeriſſener Ton aus meinem „Jugend-Nachhall“ wimmert um meine Ohren!

„Geh' Nira,“ — es war ſpät Abend und der letzte Tag vor ſeiner unausweichlichen, vielleicht ewigen Trennung, — „geh!“ ſprach Urey, der Liebſelige zu ſeiner Sclavin, einer ſtumpfnäſigen Mulattin, „geh, trage dieſes Schreiben noch ſchnell zu Tora, meiner Herzerkohrenen!“

Das braune Mädchen nahm es und ging.

Tora hatte durch neun lange Tage die Seltſamkeit gehabt, auf ſein mündliches Flehen und Beſchwören keine beſtimmte Antwort zu geben. Der Tag war Ihr immer zu hell und grell — für Ihre jungfräuliche Schamröthe — meinte der hoffende Urey, die Nacht zu wüſt und unheimlich — für Ihre Sittſamkeit und Keuſchheit, — glaubte der getäuſchte Urey. Aber eine geſchriebene Antwort auf ſeine ſchriftliche Frage verſprach Sie ihm noch auszuhändigen auf der äußerſten Schwelle der Trennung, in der letzten bangen Minute des Abſchiedes.

Es war eine ſchwere, gewaltige Schrift! Sein ganzes großes Herz hatte er in unzählige kleine Atome von Buchſtäbchen zerrieben und die Folien damit beſtreut und getränkt mit dem ſüßen Lebensöhle ſeiner Empfindungen. — Wovon ſollte er leben dieſe Nacht bis zum dämmernden Auferſtehungsmorgen? —

Urey konnte des Mädchens Wiederkunft nicht abwarten, — die Dirne könnte ſäumig ſein, — könnte in eigener Angelegenheit abſchweifen, — könnte den hochwichtigen Akt verlieren, verhehlen, verrathen, — er ſchoß und flog nach und holte Niren ein.

„Wußte ich doch,“ wetterte er, „daß du ſaumſelig biſt, wie die klebrige Schnecke und träg, wie der zweikrallige Ai; aber heut mochteſt du es ſein! — Du mußt — merk' auf Dirne! Du mußt nebſt der Schriftübergabe Toren, meiner Herzerkohrenen, zuflüſtern, daß Urey im grauen Mantel Ihrer am Portale harre, harre mit dem Hunger eines Geiers, harre mit dem Durſte eines ausgeworfenen Fiſches, harre mit dem Lechzen eines Sterbenden, und daß Sie ſchnell herbeieilen müſſe, mein Herz für dieſe Nacht zu ſtillen und einzuſchläfern!“

Die braune Dirne nickte und ging.

O armer Urey! hätteſt Du doch das nicht gethan. — Die Dein Herz ſtillen ſollte, hat es empört, Die es hätte einſchläfern ſollen, hat es mit Stachelreden aufgepeitſcht, daß es ächzte und wehklagte die ganze lange Nacht. —

„Was willſt Du?“ frug Sie kalt lächelnd.

„Haſt Du die Schrift?“

„Ja! Darum, was willſt Du noch?“

„Ach, Tora, Dich ſehen!“

„Das iſt wenig.“

„Und Dich bitten —“

„Steht es nicht im Briefe?“ unterbrach ſie ihn mit ſchnöder Eile.

„Es ſteht, aber Tora! ich kann die Nacht nicht überleben, wenn —“

„Wenn, — eile, eile!“

„Wenn Du nicht eileſt Dora! Deinen ſpitzen Mund in mein hohlgewachtes Aug', Dein kaltes Herz an mein ſengendes zu legen!“

„Ei, das hieße ohne Gewiſſens-Erforſchung zur Beichte gehen und auf den heiligen Stufen des Bußaltars ſündigen!“ ſprach die Heuchlerin und eilte tückiſch davon. —

Leiſe, wie ein Wundgeſchlagener mit hängendem Haupte und einbrechenden Beinen entfernte ſich der Jüngling — dann mußte er ſtehen geblieben ſein; denn jählings ward er ſanft betaſtet und angerufen.

„Was willſt Du?“ ſchrack er auf, wahrſcheinlich im ſchweren Nachtraum Ihrer gethanen Frage.

„Euch ſagen“ — die Stumpfnaſige war's — „daß ich Alles genau nach Eurem Befehle gethan und ausgerichtet, daß ich Euch bei Ihr gelobt habe, als einen überaus guten, lieben — Herrn: ja, und wenn ich gewußt hätte, daß Ihr nun gar auf mich wartet, und ein ſittſames Mädchen auf dem dunklen Heimwege ſchützet, ſo —“

„Schweig Plaudertaſche! Deine Naſe hat wohl einen, aber macht gewiß keinen gefährlichen Eindruck, ſchick' ſie ſtets voraus und folg' ihr ſtracks nach, ſo haſt Du immer vor dir den Schutzengel Deiner Sittſamkeit!“ warf ihr ein Goldſtück hin für ihren Dienſt und ſchritt ſeitab.

Eine ruhloſe, qualvolle Nacht hatte Urey. Blaß mit trüben, verwachten Augen von heimlichem Froſte bebend, harrte er am Scheidemorgen Ihrer Antwort. — Sie kam roth und warm vom geſunden, ungeſtörten Schlaf, und brachte ein kahles, hartes „Nein!“ Das warf Urey unter ſeine Füße und ſtampfte darauf, bis ſie wund und lahm waren, — das machte Urey zu ſeinem Kiſſen bis darüber ſein Kopf zerbrach, — das verzehrte Urey zum Morgenimbiß und Veſperbrot, bis es ihm ſein weiches Herz abdrückte. — Urey, der Liebſelige, iſt geſtorben, ich habe ihm ſeine naſſen Augen zugedrückt, und den Leichnam begraben; dafür bin ich der Erbe ſeiner Schätze: — Schmerz, Grollſucht, Leiden und Lieder univerſaliter. —

Das fiel mir ein, — ſo war Urey's Zuſtand ſelbige Nacht; die Jünglinge hatten zwar enthaltſamer, als Urey ihre Hoffnungsblumen entblättert, aber der Gedanke: Vier von uns wenigſtens ziehen morgen leer, troſtlos und nackt, wie Urey von dannen, mußte ihnen doch einiger Maßen die Ruhe ſtören, und nach ihrem frühen Aufſein zu urtheilen, war es auch nicht anders geweſen: ja, wie ich nachher erfahren, Einer hatte gar nicht geſchlafen! — Alle aber ſtanden mit aufgehender Sonne ſir und fertig, — ihre reichverbrämten Waidtaſchen um die Hüften und die Wanderſtäb' in Händen.

Bei Bruno, ihrem gewöhnlichen Einigungspuncte, fanden ſie ſich zuſammen. Und wie ſie dort Einer des Andern ernſtmelancholiſches Geſicht erblickten, mußten ſie, wie auf ein gegebenes Zeichen, unwiderſtehlich auflachen, — das Gelächter, die wohlthätige Zwerchfell- und Leber-Erſchütterung, aber weckte Witz, Laune, Schalkheit aller Art; Bruno hielt eine höchſt geiſtreiche, komiſch-pathetiſche Troſtrede an die Werben-abgewieſen-worden-ſeienden, die er „Verdammte" nannte, und denen er natürlich ſich ſelbſt beizählte; Cöleſtin ſpielte einen gräßlich-ſchönen Höllen-Todtenmarſch; Zeno figurirte und tanzte dazu den Geiſter- und Larvenſpuk; Benno zeichnete gar einen erhängten Amor an die Wand und ſchrieb darunter: — „Aus Rache;" — und Zenobius — that — nichts.

Kein Menſch aber, der es nicht wußte, hätte geglaubt, daß dieſen luſtigen Raubvögeln etwas Ernſtes, geſchweige ein Wurf für die ganze Zukunft bevorſtehe, ausgenommen — er hätte ſchon öfter dergleichen Nonkonſequenzen bei Rekruten, bauriſchen Dieb- und Bärenſtreifſchützen, Neuverlobten, abgeurtheilten Züchtlingen und Kindern am Nikolai-Vorabend und Andern geſehen, oder wäre ein ganz ſingularer Aprioriſt; — ich aber bin herzlich froh, daß ich die Jünglinge ſo tollen ſehe, hätte mich doch der verlaſſene Urey bald traurig und mißgeſtimmt gemacht. —

Wie ſich die excentriſche Luſtigkeit allmälig legte, und dafür Ernſt und Ruhe ſich erhoben, kam es gegen ihre Thüre gegangen, und pochte dreimal vernehmlich und laut. — Herein! — Vater Cosmas ſelbſt war es mit freundlichem, väterlichem Morgengruß, ſo zu den Jünglingen ſprechend:

„Schön ſeid Ihr aufgeputzt und wonniglich anzuſehen in Eurer Rüſtung; mir aber macht es inniglichen Schmerz und bitteres Herzeleid, Euch alſo ſehen zu müſſen. Da Ihr mir Eure Liebe geſchenkt habt, lieb ich Euch Alle väterlich und ohne Vorzug; denn vorzüglich ſeid Ihr Alle, und doch hat Jeder einen Vorzug vor dem Andern. Ach, daß ich doch fünf bräutliche Töchter hätte, ſtatt Sabinen der Einzigen! Doch ich habe nur die einzige Eine, das wißt Ihr ſelbſt und ich; und eitel und fruchtlos wäre unſer Wunſch und nutzlos und ſündhaft unſer Leid; darum kommt, wenn es Euch gefällig, die Blume iſt gepflückt, und Sabine bereit!“

Schweigend folgten die Jünglinge. Sie ſetzten ſich zum Frühmahle, ſie mußten; denn Vater Cosmas behauptete: nüchtern ſoll man nirgends hingehen, als zur — Communion, — ein nüchterner Magen, ein ungeſchmierter Wagen! fügte er bei und nöthigte ſie zum dampfenden Speiſetiſch. — Was flüſſig war, ging gut, die Brote blieben unberührt, Einer — mochte gar nichts.

„Seid Ihr fertig?“ fragte Bruno ſeine Kameraden, als er und ſie Alle ſchon lange fertig geweſen waren; aber ſeine ſchöne Stimme war faſt klanglos.

„Wir ſind es!“ antworteten die Andern dumpf und gepreßt — Einer nickte bloß.

„Nun denn,“ nahm Bruno wieder das Wort, „längeres Zögern, vermehrt die Pein, — Vater Cosmas! wir bitten!“ —

Vater Cosmas wollte rufen, — Sabine! wollte er rufen, allein das Wort verſagte ihm, da pochte er nur leiſe an ihre

Thüre. — **Sabine**, ſein folgſames Kind kam — im einfachen weißen Kleide, die brennende Schickſalsroſe vor der Bruſt.

Wie die Sonne vor dem Abfall ihre Erden belächeln wird, ſo lächelte **Sabine**, die Einzige über ſie Alle, und Alle hofften noch im letzten Augenblicke und von dieſem ſtarken Hoffnungsſtrahl geſtärkt, fühlte Jeder Kraft und Muth zum Gang auf Tod und Leben.

Die Jünglinge erhoben ſich, wie ſie geworben hatten, — Vater **Cosmas** ſtand ſein Häubchen zwiſchen die gekreuzten Finger geknittert mit betrübtem Geſichte, — Mutter **Dore** ſteckte nur die weinenden Augen durch die Küchenthüre herein, und die flüchtigen Schatten an den ſonneglühenden Fenſtern ließen auf ungebetene Zuſchauerſchaft ſchließen. — **Sabine** ſtand unfern der weitgeöffneten Thüre, — hinter ihr hatte ſich der große, wachſame Haushund gelagert, — die ſchneeweiße Katze lag ruhig auf dem Ofenkranz, aber juſt ober ihr war ein Kopf ſichtbar ähnlich — wäre er nur jünger und ſchöner geweſen! — den Engelköpfen an Heiligenbildern, deren Körper eine Wolke verhüllt, — der Kopf war **Urſula's** ſchon bemeldter ſcharfſinniger Stall-, Küchen- und Zimmermagd, die aus der obern Stube durch das Wärmeloch an der Diele auch an dem rührenden Schauſpiel Antheil nehmen wollte. — **Benno** that den Gang; — da ward **Sabinen's** Auge naß, aber die Roſe ſtack.

Zeno, der Mimiker paradirte vorüber, — da ward **Sabinen's** Auge wieder trocken und die Roſe — ſtack.

Euchari-Cöleſtin, der Lautenſchläger wandelte vorbei, — **Sabine** blinzelte mit den Augen und zuckte um den Mund, aber die Roſe ſtack.

Bruno, der Gewaltige ſchritt heran, — **Sabine** bebte ſichtbar am ganzen Leibe, mechaniſch fuhr Ihre Hand empor, beſtreifte die Roſe und — deckte die Augen, — **Bruno** war vorüber — die Roſe ſtack noch. —

Kaum drei Schritte hinter **Bruno** wankte **Zenobius**, damit er ſich dann an dem Stärkeren anhalten und aufrichten könne

— aber er fiel nicht, — hatte gar nicht Zeit zum Fallen, — mußte ein Fallendes halten und aufrichten — ach, Sabinen!

Da, da! — ich hab' es nicht gehört, mir ſind Sehen und Hören vergangen, — da, da! ſoll ſie gerufen haben, als Zenobius mit abgewandtem Geſichte vorüber gewollt, — da, da und die Liebesroſe ſo raſch und unvorſichtig von der Bruſt weggeriſſen haben, daß ſie ſich ſogar 1 Zoll links und 1½ Zoll hoch vom Herzgrübchen ritzte, ſo tief und ſtark, daß es ihr nicht einmal vergangen iſt, bis ſie — heiratete, — „da!“ rief ſie, „da nimm die Roſe, Du geheimnißvoller, räthſelhafter Schrift- und Stillprinz! Ach, aber Du liebſt mich nicht, wirſt die Roſe wegwerfen, — wirſt Sabinen wegwerfen und Beide zertreten!“ — dann weinte ſie an ſeiner Bruſt häufige, langverhaltene Zähren, und ſchluchzte und ſeufzte — häufige, langverhaltene Seufzer.

„Ich liebe Dich, Du Einzige! ich bete Dich an, Du himmliſch Schöne und Engelreine! — ich liebe Dich bis zum Schauder des Wahnſinns! — und nur die gewaltige Liebe zu Dir hat mich gebracht, verſprengt und wiedergebracht, — dieſe gewaltige Liebe hat mir bisher die Zunge gefeſſelt und den dornenvollen Weg zu Deinem Herzen gezeigt, aber ich will Dir Alles enthüllen, und dann unaufhörlich rufen: — ich liebe Dich! ich liebe Dich!“ und ſo ging es fort, wie lange aber hab' ich vergeſſen, nur das weiß ich, daß Sabine nach einer halben Stunde ſchon wieder lachte und mit Zenobio ſcherzte und tändelte, als wäre gar keine Traurigkeit geweſen, woraus ich ſchließe, daß Zenobius nicht übel verſehen ſein mußte — mit dem Hauptheiratsgut, — mit Herz und Verſtand.

So natürlich und leicht es aber die beiden jungen Leutchen nahmen; ſo konnte ſich dafür Vater Cosmas nicht genug wundern, wie doch die Menſchen ein curioſes Völklein wären, und der gute Leſer, ich ſelbſt ſogar, wundern uns auch ein wenig, allein uns geht ein — Licht auf! —

Von den andern vier Geſellen iſt nichts mehr kundbar geworden, obwohl der Barbier auf ſeinen morgentlichen Feldzügen noch lange darnach jeden Baum auf der Haide betrachtete und jede Lache beſichtigte, ob doch daran nur Tannzapfen und Holzäpfel hingen und darin nur Fröſche und Kröten ſchwämmen; auch jedem gefallenen Schuß nachfragte, ob er doch richtig nur auf ein Wild gezielet, oder aus Kurzweil geſchehen war? —

10

Als am dritten Tage darauf die Hochzeit der beiden Liebenden gefeiert werden ſollte, und ſchon Alles längſt verſammelt war, fehlten immer noch zwei Gäſte, — Einer zur Betrübniß des Brautvaters, der Andere zum Leidweſen des Bräutigams.

Aber auf einmal, wie eben die Vermählungsſtunde ſchlug, kam ein raſches Geſpann von vier blühweißen Roſſen über die Haide geſprengt und in wenig Augenblicken ſtand es vor der Schenke.

„Ach, ich verzagte ſchon!" ſprach Vater Coſmas und half voll Ehrfurcht einem ſchon alten aber noch raſchen Mann aus dem prächtigen Wagen. In demſelben Augenblicke ſprang auch Zenobius aus den Armen ſeiner Braut herbei und frohlockte:

„Weil Ihr nur da ſeid, nun iſt meine Freude voll!"

„Deine Freude voll? lieber Sohn!" fragte verwundert Vater Haidewirth.

„Das iſt ja, den ich erwartete!" jubelte der Bräutigam.

„Meinen, meines Hauſes wunderbaren Freund, den ich erwartete, erwarteteſt auch — Du?"

„Ja wohl, aber daß Ihr —"

„Nun, nun, Ihr erwartetet mich Beide, das iſt um ſo beſſer," lächelte zufrieden der Vornehme, „ich bin da, das iſt gut! — Und nun macht ungeſäumt Anſtalt, ich muß gleich nach der Trauung wieder fort, — keine Gegenrede, ſondern macht!"

Die Trauung war vollzogen, — der Vornehme fort, — das Mahl verzehrt, — der Brauttanz geſchehen und unendlich viele Tänze darüber, — es war längſt tiefe Nacht — Mitternacht. — „Der Wirth und der Bräutigam ſollen augenblicklich in die untere

Stube kommen! Ein ſonderbarer Mann, ein wunderlicher Fremder will's!“

Die Beiden kamen.

„Jeſu Maria, wie iſt Euch ſo plötzlich!“ — jammerte Zenobius und ſank auf den Stuhl.

„Jeſu Maria!“ kreiſchte der Wirth, „was ſoll das bedeuten?“ Er erkannte jenen zauberhaften Geſellen, der die verhängnißvolle Schrift einſt gemacht hatte.

„Die Schrift mögt Ihr nun auslöſchen und das auf der Stelle!“ ſagte gleichgültig der Geſell, „ſonſt thu' ich's, aber der Segensſpruch verwandelt ſich in — Fluch!“ —

Zaudernd und zweifelhaft blickte ihn der Wirth an, da that aber der Fremde einen fürchterlichen Gegenblick auf ihn und der zitternde Vater Gesmas gehorchte.

Aus Neugierde und weil die Beiden ſchon etwas lang ausblieben, kam Sabine, die holde Braut in die Stube.

„Ach, Ihr wieder da, unſer Freund und Wohlthäter!“ jubelte Sabine, noch ehe ſie ihres Vaters Thun und den hingeſunkenen Bräutigam bemerkt hatte.

Auf dieſen Freudenruf ſprangen der Vater und der Bräutigam, der Eine vom Stuhle herab, der Andere vom Stuhle auf, und erblickten zu ihrem Erſtaunen ſtatt des lumpigen Geſellen, ihren hochgeehrten Gaſt, der ſie nach der Trauung zu ihrem Leidweſen ſo ſchnell verlaſſen hatte, welcher freundlich zu ihnen ſprach:

„Wundert Euch nicht, ich war Jener und bin Dieſer und Der, nun iſt aber Alles aus, — Du haſt die Dir längſt beſtimmte Braut, — und Ihr den lang verheißenen Eidam, von nun an bin ich Einer — Euer gemeinſchaftlicher Freund. Macht aber dem Hochzeitleben bald ein Ende, ich bin müde, und will ein wenig ſchlafen!“

Jetzt iſt die Geſchichte aus, und ich bedaure nur Eines daran — daß ſie kein Anderer geſchrieben hat und viel früher, damit ich ſie hätte leſen können, und daß ich nebſt dem Plaiſir klüger geworden wäre in meinen Liebeshändeln und endlich glücklich, wie Jenobine, der Stillprinz.

Franz Stelzhammer.

Des Kaiſers Thräne.

Der Kaiſer ſah ſo trübe auf's weiße Blatt herab,
Das ſchweigend ihm der Schreiber zum Unterzeichnen gab,
Der Kaiſer ſah ſo trübe herab auf's weiße Blatt
Drauf ſtand mit ſchwarzen Lettern: „den Tod verdient die
That!"

Still nimmt er drauf die Feder von ſeinem Sekretär,
Setzt an, — doch nein! er kann nicht — der Zug wird ihm ſo
ſchwer,
Ernſt mahnen die Geſetze, — mild iſt des Kaiſers Sinn —
Er zagt nicht mehr und ſchreibet die erſten Züge hin.

Sieh da! was fällt auf's Blättchen wie Thau, der Blumen trifft,
Es iſt des Kaiſers Thräne, — ſie löſcht des Kaiſers Schrift —
„Wohlan!" ruft er, und ſchleudert die Feder hin zur Erd'
„Die Schuld ſühnt ja die Thräne, — Pardon ſei ihm ge-
währt!"

Franz Iſidor Proſchko.

Nachtſtimmen.

Flüſternde Wellen, was eilt ihr ſo ſcheu,
Unſtät und flüchtig die Auen vorbei? —
Frag' erſt, was raſtlos im Buſen dir ſchlägt,
Drängendes Sehnen uns Alle bewegt.

Säuſelnde Kelche, was bleicht euer Schein,
Einſam verglühend im ſchweigenden Hain? —
Senken zur Mutter, den ſcheidenden Blick,
Liebend vergehen iſt unſer Geſchick.

Flimmernde Sterne, was zieht ihr mit Macht
Hin uns, wo nächtliches Leben nur wacht? —
Glänzt durch die Nacht dir ein freundlicher Stern,
Fühlſt Du der Heimat dich nimmer ſo fern.

Carl Heyne.

Klein-Iſabell.

Es laufen viel Straßen bergauf und thalein:
Der Vater, der ſuchet ſein Töchterlein.

„Und wärſt du im Elend und litteſt du Noth,
Ich theilte mit dir mein letztes Brot."

„Und wärſt du erlegen dem Spott und dem Hohn,
Ich richte dich auf, wie 'ne Lilienkron."

„Und lägſt du im Meer, eine Perle licht,
Ich ſtürzte dir nach mit verhülltem Geſicht."

„Und lägſt du geſtorben im Todtenſchrein,
Ich legte mich ſelber zu dir hinein!" —

Am Wege da ſtehet ein Breterhaus,
Ein luſtiger Herold tritt ſo eben heraus;

Ein buntes Fähnlein in ſeiner Hand,
Und laute Schellen an dem Gewand:

„Wer noch nicht geſeh'n Klein-Iſabell,
Der trete herein über dieſe Schwell'."

„Klein-Iſabell, wenn ihr das Antlitz glüht,
Beim Bolero und Fandangoſchritt!" —

Der Vater, der ging zur Bude hinein:
Gemalte Wände und Lichterſchein.

Und tanzende Puppen — ganz herrlich, fürwahr
Nein! nein! — das iſt eine Kinderſchaar!

Das iſt eine Jugend, der man geraubt
Den friſchen Kranz vom Lockenhaupt,

Den lichten Tag von der Stirne nahm,
Und aus der Seele die holde Scham! —

Sie nicken und grüßen auf die Leute her:
„Habt ihr nicht Vater und Mutter mehr?"

Die Aeuglein ſind heiß angefacht:
„Kein Vater, keine Mutter? die ſie bewacht!" —

Giftſchminke zerfrißt der Wangen Roth:
„Kein Vater? keine Mutter? ſind Beide todt?"

„Oder freuen ſie ſich an der Kinder Schand?
Und iſt keine Sitte in dieſem Land?"

„Kein Pulsſchlag, der darüber ergrimmt?
Kein freies Wort, das in Schutz euch nimmt?"

„Kein Richterſpruch? kein Geſetz, das gilt:
Wenn man den Lenz um die Roſen beſtiehlt?" —

Der Vater, der weiß das Aergſte noch nicht:
Dem eigenen Töchterlein ſieht er in's Geſicht.

Es iſt die kleine Iſabell:
Der wandernden Truppe — des Vaters Juwel.

Leicht, wie die Flamme der Wind bewegt,
Ihr Fuß ſie über die Bühne trägt.

Bei Cymbel und Tambourinsgeklirr
Im üpp'gen Tanz vom Catalanier

Sie wirft auf den Vater auch einen Kuß;
Daß der ſo frech ihn treffen muß.

Er hat mit Entſetzen ſie ſchon erkannt:
Die Augen bedeckt er mit ſeiner Hand;

„Und wärſt du im Elend und litteſt du Noth,
Ich theilte mit dir mein letztes Brot!“

„Und wärſt du erlegen dem Spott und dem Hohn,
Dich richtet' ich auf, wie 'ne Lilienkron'!“

„Und lägſt du im Meer, eine Perle licht,
Ich ſtürzte dir nach mit verhülltem Geſicht.“

„Und lägſt du geſtorben im Todtenſchrein
Ich legte mich ſelber zu Dir hinein!“

„Das hab' ich gelebt — jetzt ſteh' ich am Ziel
Ach! daß ich dich nimmehr finden will!“ —

„Mein Kind! mein Kind! o der teufliſchen Liſt,
Daß du erſt jetzt mir verloren biſt!“ —

Es tanzen viel Straßen bergauf und thalein
Der Vater ſieht nimmer ſein Töchterlein.

Ferdinand Gelbing.

Der Beſiegte.

Ballade.

Zum Landgerichte zieh'n mit Waffenſchall
Vom Schwedenland die tapfern Recken all,
Viel rieſ'ge Helden, göttergleich gebaut,
Wie ſelten ſie das Menſchenauge ſchaut.
Die Glieder ſtramm, ein eh'rner Wall die Bruſt,
Im blauen Auge blitzt des Kampfes Luſt,
So zieh'n ſie hin, an Herz und Wange heiß,
Zu ringen um des Sieges Ruhm und Preis.

Doch Einer ſchreitet mit der Heldenſchaar,
Wie unter Kranichen ein edler Aar,
Hochüberragend Alle ihm zur Seit',
Die Rieſenformen wie geſchwellt zum Streit,
Der Ojan Pave, vom Cunieſtrand,
Der Finnlandsheld, dem noch kein Gegner ſtand.

Und Frauenbilder auch ſind da zu ſeh'n,
Gleich zarten Elfen, die auf Blumen geh'n,
Wie Roſ' und Lilje prangend im Verein,
Wenn ſie erblüh'n im erſten Morgenſchein.

Doch Eine ſchreitet in der Mägdlein Zahl,
So weiß und züchtig, wie der Mondenſtrahl,
Wie eine Roſe unterm Veilchenflor
So leuchtet ihre Schönheit hell hervor.

Und Ojan Pavo ſieht die Magdgeſtalt,
Und unterm Panzer pocht's ihm mit Gewalt,
Doch auch Syritha ſieht den Mann voll Muth,
Und ihre Wange brennt in heller Glut.

Und in dem Hof des Landgerichtes ſteht
Die Heldenſchaar, von Fähnlein rings umweht
Doch ſchau'n nur alle Frauen mit Erglüh'n
Nach Ojan Pavo, der ſo ſtark und kühn,
Und aller Helden Augen ſeh'n allein
Nur noch Syritha, die ſo zart und rein.

Da ſpricht der ſtarke Pavo ſolches Wort:
„Ihr Alle, die verſammelt dieſer Ort,
Sagt welcher, der geboren ward vom Weib,
Vermag es hier zu feſſeln meinen Leib? —
Sein ſei mein ährenreiches Ackerland,
Sein ſei mein Haus an des Gunio Strand,
Sein ſei das Silber, ſo mein Eigenthum,
Sein mein Gewaffen, das des Pavo Ruhm,
Sein ſei ich ſelber, und ihm unterthan,
Nun komme, wer zu zwingen mich, der Mann!“

Doch Keiner naht, Jedweden hält die Scheu,
So unter Wolf und Panther ſteht der Leu,
Kein Schwert erklirrt, kein Panzer raſſelt leiſ'.
Lautloſe Stille herrſcht im weiten Kreis.
Da auf beſchwingten Sohlen fliegt im Nu
Syritha auf den Finnlands-Helden zu,
Und ſchlingt um ſeinen Hals den Arm ſo weiß,
Und legt an ſeine Bruſt die Wange heiß,
Und ſchmiegt an ſeinen Panzer kalt und blank,
Den ſchönen Leib ſo elfenhaft und ſchlank,

Und ruft mit Lächeln zu dem Helden dann:
„Nun mach dich frei, du ſtarker Finnlandsmann!“

Da ſteht betäubt der Paro und erblaßt,
Auf ſolchen Gegner war er nicht gefaßt,
Gebrochen iſt des Starken Rieſenkraft,
Doch jauchzt ſein Herz, wie auch ſein Arm erſchlafft,
Drauf küßt er glühend ſie auf Stirn und Mund,
„Beſiegt bin ich durch dich, in dieſer Stund,
Drum iſt nun Dein mein reiches Ackerland,
Dein iſt mein Haus an des Kumo Strand,
Dein iſt das Silber, ſo mein Eigenthum,
Dein das Gewaffen, das des Paro Ruhm,
Dein bin ich ſelber und Dir unterthan, —
Wenn meine Liebe Dich beglücken kann.“ —

Johann N. Vogl

* * *

Todtenklage.

Soll ich von Deinem Tode ſingen,
O Marianne, welch ein Lied!
Rief ich mit Weh' und Händeringen
Als Deine Schweſter von uns ſchied*);
Wie ſoll ich erſt, o Caroline!
O meine Gattin! o mein Herz!
In Worte faſſen die Lavine
Von Deines Scheidens Rieſenſchmerz!

Ich baute auf die Kluft der Jahre
Die unſre Alter weit getrennt,
Daß lange vor Dir auf der Bahre
Den Weg in's Schattenland ich fänd';
Fortfahrend Leben ein beglücktes
Und zweifelloſer Hoffnung wett',
Daß Du mir zu die Augen drückteſt
Als Genius am Sterbebett.

Der Bau brach ein, ſofort erweiternd
Bis in's Unendliche die Kluft,
Der Rachen meines Glückes ſcheiternd
Zerbarſt für immer in der Gruft.

---

*) In der Malaja im Jahre 1829, S. 157.

Mir bleibt nur noch das Angedenken
An vorige Glückſeligkeit,
Erſatz kann mir kein Engel ſchenken
Und keine Linderung die Zeit.

Hätt' ich, befürchtend ſolches Scheiden,
Dich deßhalb minder heiß geliebt,
Hätt' ich den Kelch von Deinen Freuden
Mit einer Thräne je getrübt,
So flöſſen die der bitt'ren Reue
Viel mehr als jene um den Tod,
Ich litte für verletzte Treue,
Und äß' in Qualen nur mein Brot.

Du dachteſt wohl, ich würde weinen
Der Treue Thränen auf Dein Grab,
Allein den Schmerz, den ungemeinen,
Der itzt zu Dir mich zieht hinab,
Den konnteſt Du wohl nimmer ahnen
Weil ich des Glückes zu gewiß
Vertraute meinen Talismanen
Bis Dich das Schickſal mir entriß.

Daß Du die Tiefe nicht ermeſſen,
Des Schmerzenmeer's, das bodenlos,
Gedacht vielleicht ich könnt' vergeſſen
Welch einen Himmel ich umſchloß:
Verbittert nur den Schmerz, den reinen,
Der ſtechend mir die Bruſt durchwühlt,
Weil Du mein Trauern und mein Weinen
Im Leben nimmer vorgefühlt.

Du haſt mit Recht mich reich geprieſen
Als mich beglückte Dein Beſitz.
Doch anders hat es ſich erwieſen
Als aus der heitren Höh' der Blitz
Den Giebel meines Glücks getroffen,
In Rauch ging das Gebäude auf.
Mir bleibet nun kein Glück zu hoffen
In meines Lebens kurzem Lauf.

Im ſiebzigſten von meinen Jahren
Traf mich der ungeheure Schlag,
Dem ich (es iſt vom Wunderbaren)
Noch bis zur Stunde nicht erlag.
Das Leben iſt nur ſiebzig Jahre,
Beſtimmte Salomon mit Recht *);
Denn was darüber bis zur Bahre
Iſt elend, peinlich, trüb' und ſchlecht.

Am Jahrestag, der mich geboren,
Hab' ich als Braut Sie heimgeführt,
Die künft'gen ſind bedeckt mit Floren,
Indem mir Trauer nur gebührt;
Ich dacht' ein Doppelfeſt zu feiern,
Indem ich dieſen Tag erwählt,
Nun ſchwert der Tag mich nieder bleiern,
Weil er mich Schmerzen nur vermählt.

Begebenheiten werfen Schatten
In's Menſchenleben weit voraus.
Dies Wort umzog die grünen Matten
Des Lebens mir mit Ahnungsgraus,

---

*) 89. Pſalm. 9. V.

Verfinſtert ward der Mond, der ganze,
In meines Brautfeſt's erſter Nacht*),
Nun folgt die Finſterniß dem Glanze
Der hell das Leben mir gemacht.

Ich ſaß zu Döbling in dem Garten,
Wo Sie der Freunde trauten Kreis
So oft erfreut mit Scherzen zarten
Und Laun' und Witz hielt im Geleis, —
Stets liebenswürdig, gut und munter;
Die Thräne rann — die Sonne ſank,
Die Sonne iſt für mich hinunter,
Die hier vergoldete die Bank.

Mit Ihr beſuchte ich die Felder,
Mit Ihr genoß ich Flur und Park,
Mit Ihr durchſtreifte ich die Wälder
Der ſchönen grünen Steiermark;
Am Königsſee auf Kaiſerauen,
Mit Ihr durchirrend Flut und Zäun'; —
Seit ich verlor die Zier der Frauen,
Kann Hain und Feld mich nimmer freu'n.

Sie freuten mich nur Ihretwegen
Wie Alles, was mir Luſt verlieh.
Sie war des Hauſes Heil und Segen
Und meines Lebens Stern war Sie.
Vorüber iſt, was mal vorüber,
So lehret der arab'ſche Spruch,
Allein das Leben fließt ſo trüber
Bedecket von dem Trauertuch.

---

*) 9. Juni 1816.

O Tag des Todes! herb und traurig,
O Tag unglücklicher des Mai *)!
Der wo des Märzes Idus ſchaurig
Mich wie den Monat ſägt entzwei,
Den Frühling mußt du mir verleiden,
Der Blumen Flor, das friſche Grün,
Nun grünen mir nur Thränenweiden,
Nachtſchatten können mir nur blüh'n.

Mich ſollte feien vor den Hieben
Des Kummers und der Traurigkeit,
Daß Frühlinge ich viermal ſieben
Genoſſen ſolche Seligkeit,
Faſt dreißig Jahr! — ein Menſchenleben,
O Gott! o Gott! daß Du Sie mir
So lang' in Deiner Huld gegeben,
Ich danke — aber weinend — Dir.

Was könnte trocknen dieſe Thränen?
Die Stoa nicht und nicht die Zeit,
Nur der Gedanke, daß mein Sehnen
Erfüllt wird durch Unſterblichkeit,
Der Geiſt iſt Geiſt — kann nicht vergehen
Hin iſt nicht hin und todt nicht todt,
Ich werde Sie einſt wiederſehen
Und ewig wiederſeh'n in Gott!

Hammer-Purgſtall.

---

*) 15. Mai 1844.

Der Deutſche in Frankreich.

Novelle.

Die ſcheue, liebliche Gemſe, dieſe ſchlankleibige, ſchönäugige und ſanfte Gazelle unſrer Alpen, hat ſich in Folge zu großer Nachſtellungen in der letztern Zeit immer ſeltener gezeigt, immer tiefer in die Felſengewinde und auf den lichten Höhen der Gletſcher zurück gezogen. — Und verhält es ſich anders mit der edlen deutſchen Jungfrau? — der Enkelin Hermanns, mit dem himmelblauen Aug', dem goldenen Gehaar, dem ſchmelzendweißen Buſen, der kryſtallhellen keuſchen Seele und dem zartfühlenden Gemüthe? Die Generationen durchkreuzen ſich in Fleiſch und Blut, aber auch in Herz und Geiſt, und der germaniſche Stamm ſtände wahrlich noch kräftiger und edler da, wenn er ſich unvermiſchter, ſelbſtſtändiger bewahrt hätte. —

Das ehrwürdige Haus **Schrottenfels** gehörte vor nicht langer Zeit noch jenen wenigen an, die ſich in Kern und Schale, Blüte und Frucht als echte Erzeugniſſe des deutſchen Bodens erwieſen; aber dieſe Familie hat ſich in den Kriegen wider Frankreich der Art heldenmüthig hingeopfert und aufgerieben, wie der Stamm der Fabier gegen die Feinde des Vaterlandes, ſo daß ſie ihm Jahre 1815 nur noch in zwei Gliedern fortbeſtand, in dem edlen Geſchwiſterpaar: **Oswald** und **Jutha**.

Als gemeinſames Erbtheil war ihnen ein kleines Landgut am Fuße der Salzburger Alpen zugefallen, aber dasſelbe ernährte eine Familie nur unter der Bedingung, daß jeder Verzehrende auch Hand an's Werk legte, die Dienſt- und Frohnleute ſorgſam überwachte, und neben dem Gedanken an den Haushalt eben ſo wenig den Gedanken an einen Luxus aufkommen ließ, als neben dem Waizenhalm eine Diſtel.

Oswald war bei dem Tode ſeines Vaters achtzehn Jahre alt, Jutha um zwei Jahre jünger. Dieſe hatte ſchon ſeit fünf Jahren, das iſt ſeit dem Tode der Mutter, die innere Hauswirthſchaft verſehen; der Bruder aber die Univerſität bezogen, um ſich einſt dem Staatsdienſte zu widmen, und das väterliche Erbtheil ganz ſeiner geliebten Schweſter überlaſſen zu können. Das war um ſo billiger, als Oswald durch ſeine Studien die bisherigen Erſparniſſe aufgezehrt, und die Verweſer des Gutes in die Nothwendigkeit verſetzt hatte, ſeinetwegen ihren Fleiß zu verdoppeln und ſich in ihren Bedürfniſſen noch enger einzuſchränken.

Jutha's Tagewerk ſtand bis zur beſagten Cataſtrophe in entſprechender Wechſelwirkung mit jenem des Vaters; während ſich dieſer vom erſten Morgenſtrahl bis zum Verlöſchen der Abendglut in Feld, Wieſe und Wald, in Stall und Scheuer emſig herumtrieb; verſah ſie Küche und Keller, das Spinnrad und die Leinwandbleiche. Nur in den ſtillgewordenen Abendſtunden, ſo wie an Sonn- und Feiertagen opferte ſie den Muſen, ſie ſang zum Clavier, cultivirte die italieniſche und franzöſiſche Sprache, ſchrieb einen Brief oder andern Aufſatz, las und ſtudierte einen deutſchen Claſſiker. So blieb ihre geiſtige Bildung keineswegs vor jener eines ſtädtiſchen Fräuleins zurück, denn dieſe Kränkelnde ſchleicht zwar den ganzen Tag im Zickzack zwiſchen Spiegel und Wiſſenſchaft, Modekram und Kunſt, Luſtpartie und Lectüre zerriſſen und verloren, unerſättigt im Angenehmen, matt und ziellos im Nützlichen und Schönen; indeß Jutha, die Geſunde, Lebensmuthige, Thatkräftige, Alles was ſie ergreift, mit beharrlicher Emſigkeit meiſtert und mit durchdringendem Geiſte beherrſcht.

Die Muſik trieb ſie auch ſchon aus dem Grunde mit beſonderer Luſt und Weihe, weil ſie damit dem geliebten Vater ſo manche

Stunde ſeines Lebens verſüßen konnte, welches ihm vornehmlich durch eine ſchmerzliche Wunde verbittert wurde, die ihm ein feindliches Bajonnett im Jahre 1809 in die Bruſt geſtochen, und die auch nach ſechsjährigem Siechthum ſeinen Tod herbeigerufen hat, ſei es, daß ſie wirklich unheilbar, oder ſchlecht behandelt worden iſt.

Die beiden Geſchwiſter begruben den theuren Vater mit einem Schmerzgefühle, das ſich nicht mit Worten ausdrücken läßt, und das nur ein gutes Kind nachempfinden kann, welches unter ähnlichen Umſtänden einen geliebten Vater zu beweinen hatte. Ihr eifrigſter Tröſter war Guntram Manhart, der bisherige Studienfreund Oswald's, der in den letzten Monden auch ſo glücklich war, Jutha's Herz zu erobern, die er längſt mit ſtillem Wohlgefallen und mit immer wachſender Glut der Liebe belauſcht hatte. Die ungeheuchelt warme und wohlthuende Theilnahme, die er dem Freunde und der Geliebten bezeigte, war allerdings kühlender Balſam für ihren Flammenſchmerz, und ſchlang das Roſenband der Liebe und Freundſchaft noch enger um drei Herzen, welche bei der Lauterkeit ihrer Empfindungen und der Redlichkeit ihres Willens ganz geeignet und fähig ſchienen, allmälig das reinſte, dauerndſte Lebensglück in ihren trauten Kreis zu bannen.

Das lange Siechthum und endlich das Begräbniß des Vaters hatte nebſt den Summen, welcher Oswald im Laufe dieſer Zeit bedurfte, alle pekuniären Kräfte der Beſitzer dieſes Landgutes erſchöpft, und in der letzten Woche ſogar ſchon ein kleines Anlehen nöthig gemacht. Es entſtand nun neben dem Leide um den Verblichenen die ſchwere Frage, was fortan zu geſchehen habe? Oswald ſollte ſeine juridiſchen Studien vollenden! doch konnte er es in ſeinem Herzen unmöglich zugeben, daß er für ſeinen Antheil das väterliche Erbe, das aus vier bis fünftauſend Gulden in der Schätzung ſtand, zur Hälfte mit einem Anlehen belaſte, wie es die zärtliche Schweſter mit allem Nachdrucke begehrte. Geſchwiſter zanken und entzweien ſich nur zu häufig aus herzloſem Eigennutz, während ſie noch die dunkelſten Trauerhüllen um die hingeſchiedenen Aeltern tragen, hier ſehen wir ſie aber auf rührende Weiſe in dem edelmüthigſten Streite begriffen, denn Eines will ſich dem Andern aufopfern, und ſich ohne Vorbehalt auch aller Rechte und Anſprüche begeben, es mag ſich das Bedürfniß auf dieſe oder jene Seite neigen.

Guntram hatte ſich der Arzneiwiſſenſchaft gewidmet, und ſeine Lehrkurſe wohl erſt kürzlich vollendet, doch fehlte es ihm gegenwärtig an den nöthigen Mitteln, den Gradum zu nehmen, und mit dem etwas koſtſpieligen Diplom ausgeſtattet, in die öffentliche Praxis einzutreten. Auch hier war durch Geld bald Rath geſchafft, und Oswald, der für ſich ſelbſt von Seite der Schweſter keinen Heller mehr in Anſpruch nehmen wollte, forderte ſie auf, zu Gunſten ihres Geliebten ein Anlehen von etwa tauſend Silbergulden zu machen und dabei auf ſeine Redlichkeit wie auf ſein Glück zu bauen, da in dieſer Ausſicht die benannte Summe dem Samenkorne gliche, von dem in Jahresfriſt eine gute Aernte zu erwarten ſtand.

Jutha liebte den jungen Arzt in dem Maße, als ſie ihm Zutrauen ſchenkte, und war unbedingt entſchloſſen, dem Rathe ihres Bruders beizutreten, der ſie bald möglich gut verſorgt wiſſen wollte. Er hielt deßhalb geheime Rückſprache mit dem Freunde, allein Guntram war nicht zu bewegen, das Doctor-Diplom mit dem Gelde ſeiner Braut zu erkaufen, um ſo weniger, als ſein Freund nicht blos die erſten Anſprüche auf dieſe Hilfe hatte, ſondern derſelben, als entfernter von ſeinem Ziele, auch noch bedürftiger war.

Wir ſehen hier alſo zum zweitenmal einen eben ſo rührenden Streit des Edelmuthes zwiſchen zwei Jugend- und Studienfreunden; Einer will den Andern nach Kräften befördern mit Verzichtleiſtung auf das eigene Intereſſe, doch vermag es Keiner über ſich, das Eigenthum des edlen Mädchens anzutaſten, ſie bei der Tücke des Schickſals an der künftigen Exiſtenz zu gefährden, ihr die ökonomiſche Verwaltung durch Zinſenlaſt zu erſchweren, und ſich über alles das den edlen Stolz rauben zu laſſen, aus eigener Kraftfülle Schöpfer ſeines Schickſals, ſeines Glückes zu werden.

In dieſen Tagen lief die Nachricht ein, daß Napoleon von der

Inſel Elba entwichen, der Congreß zu Wien beinahe plötzlich aufgelöst, und ganz Europa auf's Neue in Schreck und Verwirrung geſetzt ſei. Zugleich erſcholl von allen Seiten das dringendſte Aufgebot zu den Waffen, und mit den regulirten Vertheidigern des Vaterlandes verbanden ſich auch Viele, die freiwillig mit der edelſten Begeiſterung wider den Welterſchütterer auszuziehen glühten.

Das warf Zunder in die Gemüther der beiden Freunde; ſie faßten ſogleich den feſten, unabänderlichen Beſchluß, ſich den Reihen der Krieger anzuſchließen, und ob auch Jutha's liebendes Herz im erſten Augenblicke der Mittheilung vor Schreck und Kummer krampfhaft erſtarrte, ſo war ſie doch als edle, deutſche Jungfrau, und echte Enkelin Hermann's weit entfernt, ſich ihrem Verhaben entgegen zu ſtellen. Sie klagte vielmehr noch in derſelben Stunde, daß es ihr um ihres Geſchlechtes willen nicht auch vergönnt ſei, ſich den muthigen und tapfern Söhnen des Vaterlandes anzuſchließen, und mit ihnen um die Palme des Ruhmes zu ſtreiten.

Oswald wurde ſeiner mathematiſchen Kenntniſſe wegen dem Ingenieur-Corps einverleibt, Guntram aber mit dem Character eines Feldarztes angenommen. Da alle Truppen mit der größten Eilfertigkeit in Bewegung geſetzt wurden, hatten auch die beiden Freunde nur noch wenige Tage auf dem heimatlichen Boden zu verbleiben.

Der Abſchied war rührend und für Jutha doppelt ſchmerzvoll, denn ſie mußte ſich für lange, vielleicht für immer von ihrem Bruder trennen, den ſie ſo innig liebte, der ihr einziges noch übriges Familienglied, ihr zärtlichſter Freund, ihr verſtändigſter Rathgeber, ihr zuverläßigſter Beſchützer war; ſie mußte ſich von ihrem Bräutigam losreißen, den ſie erſt in der jüngſten Zeit mit zunehmender Glut ſo lieb gewonnen, der ihrem Herzen bereits Alles geworden, und auf deſſen Liebe, Geſchicklichkeit und Redlichkeit ſie die ſchönſten Hoffnungen ihres Lebens baute.

„Lieber Guntram!“ ſprach ſie in der letzten thränenreichſten Abſchiedsſtunde, „ich brauch' es Dir kaum zu verſichern, daß meine Liebe zu Dir unwandelbar bleiben wird, wie das Immergrün am

Fels, und wie der Fels ſelber: laß auch mir den troſtvollen Glauben als einziges Labſal in meinem Schmerze, daß Du auf dem ſo glatten Boden des Frankenlandes in keiner Hinſicht ausgleiteſt, und Verräther werdeſt an mir, am Vaterlande, an Deinem beſſern Selbſt.“

Guntram ſchloß ſie mit glühendem Ungeſtüm in die Arme, bedeckte ſie mit Küſſen, und verband jeden mit einer feierlichen Betheuerung, daß er ihr theures Bild als Talisman in ſeinem Herzen tragen, und ſich nie eines Schrittes ſchuldig machen werde, worüber er bei ſeiner Zurückkunft erröthen müßte.

Seine Schwüre klangen wohl ſüß und tröſtend wie Nachtigalltöne durch ihre Seele, doch war der Nachhall unharmoniſch, als würde er von böſen Ahnungen erweckt, die, dem Flügel der Zeit vorgreifend, die dunkle Hülle der Zukunft durchdrangen. Sie ſetzte das herbe Gefühl auf Rechnung des bittern Schmerzes, der in der tiefen Doppelwunde der Trennung lag, und ſuchte lindernden Balſam in der Obſorge für ihr Beſitzthum, der ſie nunmehr mit erneuter, unermüdlicher Thätigkeit oblag. Tobias, der Oberälteſte der Knechte, welcher ſchon über vierzig Jahre lang im Hauſe diente, und weit in der Runde als Muſter eines getreuen und fleißigen Dienſtmannes galt, wetteiferte mit ſeiner jungen Gebieterin in dem Bemühen, die bisherigen Erträgniſſe des Gutes zu erhöhen, und den einmal erzielten Gewinn auch nachhaltend zu machen. Sie beſchämten an Umſicht und Anſtrengung den erfahrenſten und betriebſamſten Landwirth in jener Gegend, und gingen gleichſam einem Jeden mit gutem Beiſpiele voran, denn ſie trockneten hier ein Moor aus, machten da eine Haide urbar, ſicherten dort Wieſe und Feld mit einem Damm gegen einen reißenden Waldbach, nützten ihn zu einer guten Bewäſſerung und zur Holzſchwemme, errichteten eine Ziegelbrennerei, trieben die Leinwandbleiche mit künſtlichen Vorrichtungen in's Große, und legten unter Anderm auch eine Geflügelzucht in größerm Maßſtabe an, — durchaus Anſtalten, welche ſich wegen der Nähe der Stadt ziemlich reichlich verlohnten.“

In dieſer Zwiſchenzeit, die uns häufig unter dem Ausdrucke cent jours bezeichnet wird, haben die Heere der Verbündeten um Frankreichs Gränze eine Kette gezogen, die ſich von Oſtende nach der Schweiz, und durch dieſe nach Italien erſtreckt hat. Der Hauptſchlag wurde bekanntlich am 18. Juni 1815 bei Waterloo ausgeführt, wo ſich Napoleon's letzte Anſtrengung gegen Wellington's und Blücher's Tapferkeit ohnmächtig gebrochen hat, wie die brandende Woge am ſteilen Klippenufer. Die ſiegreichen Heeresmaſſen rückten nun von allen Seiten zum zweitenmal gegen Paris vor, um ſich im Herzen des eroberten Landes brüderlich und ſiegjubelnd zu umarmen.

Für Oswald und Guntram, welche bei Straßburg den Rhein überſetzt hatten, und ſodann mit ihrer Diviſion auf unbeſtimmte Zeit nach Dijon verlegt wurden, war das ein unblutiger Feldzug, der ihrem glühenden Thatenmuthe nicht entſprach. Sie ſchrieben alle Vorgänge, Erlebniſſe und Beobachtungen an ihre geliebte Freundin Jutha, aber ſeltſamer Weiſe herrſchte in ihren Briefen ein Contraſt, aus dem das deutſche Mädchen nicht klug werden konnte. Ihr Bruder ſah an dem feindlichen Volke nichts als Leichtfertigkeit, gänzliche Demoraliſation, politiſche und religiöſe Zerriſſenheit, Schalheit und Leere des Wiſſens, Leidenſchaftlichkeit aus ſinnlichen und egoiſtiſchen Beweggründen, Vaterlandsliebe aus Selbſtſucht und Privatintereſſe, ſtarren Unglauben und ein ungeſtümes Jagen nach Freiheit und Glückſeligkeit, ohne die rechten Wege dahin einzuſchlagen, und ohne ſich dem Character nach fähig und würdig zu zeigen, die angeſtrebten Zielpunkte erreichen und behaupten zu können.

Guntram hingegen betrachtete die Franzoſen aus einem faſt entgegengeſetzten Geſichtspunkte. Er enthielt ſich zwar, ſie mit ihren eigenen ruhmredigen Worten: „die große Nation,“ zu nennen, doch fühlte er ſich in ihrer Mitte weit mehr zur Bewunderung, als zum Aergerniſſe geſtimmt, und trat als ihr Lobredner in einem Tone auf, der in dem Munde eines Deutſchen wie Jargon klingen und jeden Deutſchen höchlich befremden mußte.

Ihn blendete ihr Witz, ihre einnehmende Redſeligkeit, ihre geſchmeidige und herzengewinnende Höflichkeit; ihm gefiel die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, ihr treffendes Urtheil, ihr feiner Geſchmack, ihr unbeugſamer Humor in Mitte von Drangſalen; er ging in ſeiner Anſicht vom Einzelnen auf das Allgemeine über, und trug in ſeiner Wahnverblendung kein Bedenken die überrheiniſchen Bewohner faſt in jeder Hinſicht weit über ſeine deutſchen Landesgenoſſen zu ſetzen. Dabei trat er mit beſonderer Ereiferung und Leidenſchaftlichkeit als Lobredner des ſchönen Geſchlechtes auf, und zeigte, daß er ſich von den Künſten der Coquetterie weit enger umgarnen ließ, als man es von ihm, dem gebildeten Deutſchen und Jutha's Bräutigam erwarten konnte, — wie etwa von einem milchbärtigen, unerfahrnen und ſanguiniſchen Junker, der ſich eben erſt von der Mutter, der Tante und dem Hofmeiſter emancipirt hat.

Dieſe Ueberſchätzung der galliſchen Feinde, auf Koſten des edlen Germanenvolkes, entzweite ihn mit vielen ſeiner deutſchen Brüder, entzweite ihn endlich auch mit ſeinem gediegenen Freunde Oswald, der unter den bewußten Umſtänden noch mehr Urſache hatte, an ſeinen Lobpreiſungen Aergerniß zu nehmen. Auch ließ ſich mit vielem Grunde vermuthen, daß Guntram mit Einer dieſer gerühmten Schönen, in deren erquicklicher Geſellſchaft er ſo gerne weilte, einen geheimen Liebeshandel angeknüpft habe, und dabei an Jutha zum Verräther geworden ſei. Iſt das wirklich der Fall, dachte Oswald, ſo hat meine Schweſter niemals ſeine wahre und ganze Liebe beſeſſen, und an ihm eben ſo wenig verloren, als diejenige, der er jetzt flatterhaft das Herz zuwendet, mit ihm gewinnen wird. Da er aber doch befürchten zu müſſen glaubte, daß ſich Jutha ſeine Treuloſigkeit über die Maßen zu Gemüthe führen, und ohne Tröſter an der Seite in Gram und Leid verſchmachten könnte; ſo war er in ſeinen Briefen äußerſt behutſam, und ſagte darin vorläufig nur, daß Guntram, der ſchöne Jüngling, ſchwere Mühe habe, ſich gegen die tauſendfachen Anfechtungen und argen Schlingen, die ihm von allen Seiten gelegt wurden, wacker zu halten, und ihr ſeine Treue zu bewahren.

Bald darauf wurde ſeine Diviſion nach Rheims berufen, während Guntram bei dem Hoſpitale in Dijon zu verbleiben hatte.

Oswald hatte ſich in der letztern Zeit mit dem jungen Fähnrich und Freiherrn Otto von Birkenfeld auf eine recht zarte und innige Weiſe befreundet, und Beide waren herzlich froh, daß ihnen Rheims auf längere Zeit als gemeinſamer Beſtimmungsort angewieſen wurde.

Sie hatten den Marſch nach dem neuen Beſtimmungsorte noch nicht zur Hälfte zurück gelegt, als ihnen zwei franzöſiſche Edelleute, die ſich François und Philippe de Coutrois, Herren des Gutes Montbras bei Dijon nannten, nacheilten, und auf's dringlichſte mit Otto von Birkenfeld insgeheim zu ſprechen verlangten. Dieſer war mit ſeinem Freunde Oswald für dieſe Nacht in dem Poſthauſe des Fleckens Tournefort einquartirt, und mochte wohl nichts Gutes ahnen, als ſich die Brüder Coutrois bei ihm anmelden ließen, denn er zeigte einige Verlegenheit, und bat ſeinen Freund, daß er mittlerweile, — ohne eben zu lauſchen, — in der Nähe bleiben wolle.

Die Ankömmlinge waren nichts weniger als Fremdlinge für Otto, denn er war in den letztern Wochen mit andern deutſchen Offizieren öfter ihr Gaſt auf dem Gute Montbras und unterhielt ſich trefflich mit den drei reizenden und geiſtvollen Töchtern Philippe's, vornehmlich mit Adèle, der mittlern, die ihn ſo zu entflammen und zu feſſeln wußte, daß er ſchon ernſtlich daran dachte, um ihre Hand anzuhalten, und daß er auch wirklich den wichtigen Schritt gethan hätte, wäre nicht zu eben dieſer Zeit Oswald, ſein Freund, Rathgeber und das Hinderniß ſeines Vorhabens geworden. Da ſich auch Guntram häufig als Gaſt bei dieſer Familie Coutrois einfand, ſo machte Oswald insgeheim den Lauſcher und durchblickte dieſes Haus, ohne auch nur eine Stunde lang Gaſt in demſelben geweſen zu ſein. Es dünkte ihm, als ob dieſe Herren von Montbras eine argliſtige und ſehr gefährliche Speculation mit den drei Mädchen trieben, und es vorzüglich darauf abgeſehen hätten, die deutſchen Offiziere in ihre feinen Netze zu locken, — und wir werden in der Folge ſehen, ob er von fernehin ein richtiger Beobachter geweſen ſei.

Als nun die Brüder **Coutrois** mehr mit ernſter, als freundlicher Miene bei **Otto** eingetreten waren, nahm **Philippe** das Wort, und ſagte: „Herr Baron! wenn ſie durch unſer unerwartetes Erſcheinen befremdet ſind, ſo bedenken ſie, daß ich mit meiner Familie über ihr plötzliches Verſchwinden aus Dijon noch mehr befremdet ſein mußte, denn ihr Entweichen gilt für uns als eine Art Flucht, die wir nicht gleichgültig anſehen können.“

„„Meine Herren!““ entgegnete **Otto**, „„ſie werden doch kaum daran zweifeln, daß ich auf Befehl meines Generals die Station verändert habe?““

„Hat Ihnen Ihr Herr General in den letzten vier bis fünf Tagen, wo ſie bei uns fern geblieben, keine Stunde mehr Zeit gelaſſen, uns mündlich oder ſchriftlich Ihren Aufbruch zu melden, und auf ehrliche Weiſe, wie es einem Edelmanne geziemt, von mir und von Derjenigen zu ſcheiden, mit der Sie ſich in das trauteſte Verhältniß geſetzt haben?“ —

„„Von **Adèle**?““ —

„Hier leſen ſie ihren Brief, wenn die Züge der bebenden Hand doch leſerlich geworden, oder nicht verlöſcht ſind durch die Thränenſtröme, welche die Verzweiflungsvolle während des Schreibens vergoſſen.“

Otto nahm den Brief und las, — glühende Röthe trat in ſein Antlitz: dieſe Röthe war ein Gemenge von Scham und Zorn, und die innere Flamme entbrannte immer loher, je weiter er in dem Schreiben geleſen. Endlich warf er das Papier mit Unwillen, mit Ungeſtüm auf den Tiſch, wandte ſich zu den beiden Brüdern und ſagte: „Meine Herren! ich ſehe mich da von einem Gewebe umſponnen, zu dem die Fäden aus der tückiſchen Hölle ſelbſt genommen zu ſein ſcheinen, und muß es mit Gewalt und auf einmal zerreißen. Adèle gibt mir in dieſen Zeilen die ſüßeſten Namen, und ruft, ja, beſchwört mich zurück wie eine ſeufzende Taube, nennt mich ihren Bräutigam, nennt mich ihren Gatten, ändert plötzlich den zärtlichen Ton der klagenden Liebe und macht mir die bitterſten Vorwürfe, als einem Treuloſen, einem Meineidigen, einem Verführer, und ſpricht wie im Wahnſinne. Ich habe ihre Schwachheit, ihr Vertrauen mißbraucht, ſchreibt ſie, und ſei vor Gott und der Welt verbunden, ihre Ehre zu retten; mein Gewiſſen ſoll mir zur Furie werden, wenn ich ihr am Altare die Ruhe des Herzens nicht zurück gebe, und ihr ehrbares Haus nicht vor der Schande verwahre, mit der es ſich durch ihre verlorne Unſchuld bedroht ſieht.“

„„Was Euch meine arme Tochter hier geſchrieben,““ ſiel der Vater ein, „„das las ich mehre Tage ſchon in ihrem verſtörten Antlitz, hörte es in ihren Fieberträumen, und vernahm es endlich dieſen Morgen aus ihrem Munde, weil ſie nicht mehr umhin konnte, aufrichtig gegen den Vater zu ſein, und ihm das ſchreckenvolle Bekenntniß ihrer Schuld abzulegen.““

„Und mich nennt ſie,“ ſagte Otto ſchnaubend, „die heilloſe Urſache ihrer Schande, ihrer Verzweiflung?“ —

„„Das iſt eine ſeltſame Frage, Herr Baron!““ ſiel François ein, „„worauf die Antwort in dieſen zwei Piſtolen liegt, wenn ſie nicht auf eine andere redliche Weiſe, wie es der Ehre eines Cavaliers geziemt, zu antworten wiſſen.““

Otto pochte an einer Nebenthüre, aus der in der Minute Freund Oswald herein trat, bei deſſen Erſcheinen die beiden Brüder nicht bloß betroffen ſchienen, ſondern auch geradezu erklärten: „Die Angelegenheit, welche ſie mit Baron Otto von Birkenfeld abzuthun hätten, verbäte die Zeugenſchaft und Einmiſchung jedes Dritten.“

Darauf entgegnete aber Otto: „Zwei Freunde von echt deutſchem Kern und Klang haben unter ſich kein Geheimniß;“ — überreichte ihm den Brief Adèlens, und ſagte zu ihm: „Dein Falſenauge, Oswald! hatte einen richtigen Seherblick: Deine Warnung verwahrte mich damals wohl vor einer Schuld, aber ſie kam doch zu ſpät, um mich auch vor dem Anſinnen der Tücke und Bosheit zu verwahren.“

Nachdem Oswald den Brief durchflogen hatte, faßte er ſeinen Freund bei der Rechten, führte ihn zu einem Cruzifix, das neben ihnen an einer Wand hing, und ſagte in feierlichem Tone: „Freund! ich kann in dieſer Sachlage nur dann als Dein Vertreter und Anwalt handeln, wenn Du mir vor dem Bilde des Gekreuzigten bei Allem, was Dir heilig iſt im Himmel und auf Erden beſchwöreſt, daß Du das Haus Gentreis durch keine ſchnöde Handlung entehrt haſt. Aber bedenke, ehe Du ſchwörſt, ob Du im trauten Umgang mit Adèle auch zu jeder Stunde bei klarem Bewußtſein, und nicht etwa trunken von Wein und Liebe als Träumender einen Fehltritt begingeſt, der die Folgen eines Verbrechens hat?“ —

Otto erhob ſeine Rechte gegen das heilige Bild, und betheuerte ſeine Unſchuld in einem ſo feſten, ſichern Tone und mit ſo unveränderten, edlen Mienen, daß jeder unbefangene Zeuge, wenn er anders auch Pſycholog war, ſelbſt darauf geſchworen hätte, der Jüngling habe keinen falſchen Eid geleiſtet. Oswald, der ihn ſcharf und unverwandt in's Auge gefaßt, der ihn mit ſeinen hellen Blicken im Innerſten durchdrungen hatte, ſchloß ihn zärtlich in die Arme, und preßte ihm voll freudiger Rührung, da er ihn als einen Unſchuldigen erkannt hatte, einen feurigen Kuß auf die Stirne.

Hierauf wandte er ſich zu den Anklägern und ſprach: „Meine Herren! ſie ſind über meinen Freund hier in einem zu großen und ſchmählichen Irrthume befangen, als daß ihre grobe Beſchuldigung nicht auch mich und jeden deutſchen Biedermann im Tiefſten verletzen und auffordern müßte, ſeine Rechtsſache zur eigenen zu machen. Wir können ſie nur für den einzigen Fall mit einem Prozeſſe verſchonen, wenn ſie meinen ſchuldloſen Freund nicht ſchon anderweitig durch eine voreilige Anklage gebrandmarkt; iſt aber das geſchehen, iſt mit der befleckten Ehre ihres Hauſes auch das Haus Birkenfeld in ein böſes Zwielicht des Verdachtes geſtellt, ſo eilen Sie, Ihre Anklage zu widerrufen, und den Unglimpf vom Haupte meines Freundes, vom Namen eines edlen Deutſchen zu nehmen.“

Philippe entgegnete: „Kann nicht Derjenige, der den frevlen Muth gehabt hat, ein unſchuldiges Mädchen mit Heiratsverſprechungen zu bethören und in ſchwacher Stunde zu verführen, der ſich kein Gewiſſen daraus machte, eine ehrbare Familie in Schmach und Beſtürzung zu bringen, mit eben ſo frecher Stirne, als er eine zarte Blume knickt, auch einen Meineid ſchwören? Seine Worte, mein Herr! gelten mir da eben ſo wenig, als Ihr Eifer ihn von der Schuld rein zu waſchen; dieſer Brief, den meine Tochter vor jedem Tribunal auf's Neue beſtätigen und commentiren wird, hat allein Gewicht auf dieſer Wage; und ob ich auch zur Stunde, die Anklage noch nicht weiter, als an den Thäter ſelbſt gerichtet, ſo ſoll es doch noch heute in landesüblicher Rechtsform geſchehen, wenn der Herr Baron nicht nach all ſeinen Kräften, nach Geſetz, Pflicht und Gewiſſen das Uebel gut zu machen ſucht.“

Und François fügte hinzu: „Wir wiſſen recht wohl, daß uns der Schuldige, wenn er die Richter abermals mit einem frechen Meineide blendet, einen ſchwierigen und verdrießlichen Prozeß machen kann, aus dem er nach Jahren ſogar als Sieger hervorgehen dürfte; allein wir ſchwören ihm bis in's letzte Glied ſeiner Familie und jedem ſeiner Vertreter die furchtbarſte Rache, wenn er uns nicht auf eine Weiſe Genüge leiſtet, daß er zugleich als ehrlicher Menſch, Chriſt und Edelmann mit ſich ſelber ausgeſöhnt iſt.“

Otto fuhr ihn zornſchnaubend an: „Ueber alle Gränzen hinaus beginnt die Sache zu ſchreiten; geben ſie Eine der Piſtolen, die ſie ſchon in Bereitſchaft gehalten, weil ſie ahnen konnten, daß meine letzte Antwort im Feuerrohre liege.“

„„Wählen ſie,““ ſagte François, „„doch wiſſen ſie, daß nur Eines dieſer Feuergewehre geladen iſt.““

„Haltet ein!“ riefen Oswald und Philippe wie aus Einem Munde, und ſuchten die Erhitzten zu trennen mit der Vorſtel lung, es ſei hier nicht der rechte Ort, und auch noch nicht die Zeit zu dieſem gewaltſamen Mittel der Ausgleichung zu ſchreiten.

„Wie anders könnt' ich aber ein Genüge leiſten?“ fragte Otto, „verlangen etwa die Herren, daß ich Adèlen heiraten ſoll, weil ihre einſchmeichelnde Weiſe und ihr reizendes Anlitz mir einige Complimente der Artigkeit, ja, ſogar Liebesſeufzer abgenöthigt? Ich mußte unter dieſen Umſtänden zurücktreten, auch wenn ich ihr ſchon einen feierlichen Schwur vor doppelter Zeugenſchaft geleiſtet hätte: ich mußte es ſelbſt für den Fall, — den ich mehr zu ihrer Beruhigung, als zu meiner anführe, da ich mich in jeder Hinſicht aus dem zweideutigen Spiele zurückziehe, — ich müßte mich ſelbſt für den Fall von aller Verbindlichkeit losſagen, wenn Adèle aus Liebesverzweiflung alles jungfräuliche Schamgefühl verleugnet und jene Lüge blos als Schlinge gegen mich gebraucht hätte.“

„„O, nein!““ entgegnete der Vater, „„ſo klagt und ſeufzt, ſo gebärdet und kreuzigt ſich die Verſtellung nicht, und Adéle, die ganz Natur und Offenheit, weiß nichts von ſolchen Künſten. Ihre Ruhe iſt zertrümmert mit der meinigen, und unſer Unglück iſt um ſo ſchrecklicher, weil mich die langwierigen Kriege auch in eine Schuldenlaſt verſetzt haben, die mich erdrücken hilft.““

Mit dieſen Worten brach der betagte Mann in Thränen und Schluchzen aus, und rührte das zarte Herz des Barons dergeſtalt, daß er nicht umhin konnte, ihn mit der Zuſage zu tröſten, daß er ihm eine Summe Geldes als freiwilliges Geſchenk verſchreiben wolle.

Schon hatte er die Feder ergriffen, um eine Anweiſung auf ein paar tauſend Franks auszuſtellen, als Oswald zu ihm trat und ſagte: „Lieber Freund! die edle Regung Deines mitleidvollen Herzens gereicht Dir zur Ehre, und ich mißgönne dem bedrängten Vater keineswegs, was Du ihm aus freiem Entſchluſſe ſpenden willſt; allein ich mache Dich aufmerkſam, zu bedenken: ob Du Du damit nicht den Anſchein gäbeſt, als wolleſt Du Dich für eine fragliche Ehrenſache mit einer Summe Geldes abfinden, was Dich in dem Urtheile der Beſſern nichts weniger als rechtfertigen würde. Ich rathe Dir alſo, zügle für jetzt Dein Mitleid, und gib Dir eine gewiſſe Zeit zur Prüfung Derjenigen, die Dir durch eine vermeſſene Beſchuldigung ſo weh gethan haben; findeſt Du nachmals, daß Du ein würdiges Haus unterſtützen wolleſt, ſo gib das Doppelte von dem, was Du jetzt zu ſpenden geſonnen warſt.“ —

Otto warf die Feder weg, und erhob ſich vom Schreibtiſche: François aber konnte in ſeinem Furien-Ingrimm nicht länger an ſich halten, und ſchleuderte die gröbſten Vorwürfe auf Oswald, daß er ſich erfreche, der mildthätigen Hand des Barons Feſſeln anzulegen.

„Sie häufen über ſich einen immer größern Verdacht,“ verſetzte Oswald, „daß Sie ſich mit Ihrer Anſchuldigung die Alternative: Heirat oder Geld — vorgeſetzt haben. Beſtehen Sie indeß die Probe, meine Herren! ſo können Sie mit Erreichung des Einen Zieles nur gewinnen, denn ſie erhalten das Doppelte von dem in wenigen Wochen, was ihnen für dieſe Stunde wäre zugeſichert worden.“

„„Ich frage nicht mehr nach der Summe,““ verſetzte François, „„die uns der Herr Baron zuſchreiben wollte, ich halte mich an unſer Recht, und beſtimme ſie ſelber, ja, ich ſetze ſie auf 30,000 Franks mit der neuen Alternative: wird uns dieſe Mitgift für Adèle nicht noch heute mittelſt Wechſel auf ein achtbares Handlungshaus in Straßburg oder Paris zugeſichert, ſo rufe ich jedes wehrbare Glied unſerer altehrwürdigen Familie zur Rache gegen das Haus Birkenfeld und ſeine Vertreter auf, und mache es Jedem zur Gewiſſenspflicht, ihren Haß erſt unter Trümmern, Aſchen und Leichenhügeln zu begraben!““ —

„Uns ſchrecken weder Ihre Drohungen, noch Ihre Waffen, ja, ihre Leidenſchaftlichkeit entlarvt uns Ihr Inneres immer mehr, ſo daß Sie wohl daran thun, uns unverweilt zu verlaſſen, damit wir nicht endlich genöthigt ſind, Ihnen unſere Verachtung thatſächlich zu beweiſen.“

Auf dieſe Worte brach François in vulkaniſche Wuth aus, zog ſeinen Degen, und rief Oswald zu, ſich zu vertheidigen. Dieſer hatte aber ſeine Klinge noch kaum entblößt und eine ritterliche Stellung genommen, ſtieß ihm Jener ſchon wie ein Meuchelmörder die blitzende Waffe in die Bruſt und endete den Zweikampf mit dem erſten Stoße.

Otto war faſt außer ſich vor Schreck und Zornwuth; er hatte ſchon ſeinen Degen geſchwungen, um die ſchändliche That zu rächen, allein der ohnmächtig gewordene Freund ſank ihm ächzend und erbleichend in die Arme, und nahm ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Theilnahme in Anſpruch.

Philippe, der zu dem böſen Spiele eine ſehr verdrießliche Miene machte, wollte hilfreiche Hand bieten, den Verwundeten auf das Lager zu bringen, allein Otto drängte ihn zurück, verrichtete den Freundſchaftsdienſt allein, und rief dann zur Thüre hinaus nach der Wachſtube.

Es kam ein Offizier mit mehren Soldaten herbei, die auf Otto's Begehren die Brüder Gentreis in Arreſt ſetzen ſollten. Auch wurde unverzüglich ein Wundarzt herbeigeholt, der den Ohnmächtigen unterſuchte, während die Schuldigen unter einem heftigen Wortſtreite feſtgenommen, mit Stricken gefeſſelt, und vorläufig in ein Nebengemach abgeführt wurden.

Der Chirurg hatte Oswald's Wunde für ſehr gefährlich erklärt, und damit nicht blos deſſen Freund Otto, ſondern Allen, die ihn näher kannten, das Herz mit der ſchmerzvollſten Theilnahme erfüllt, und laute Verwünſchungen gegen die galliſchen Feinde erpreßt, die an ihm wie Meuchelmörder gehandelt hatten.

Es läßt ſich wohl erachten, daß ſich die Sache auf eine ſehr mißliche Weiſe verwickelte, und weniger günſtig für die Unſchuldigen, als für die Schuldigen geſtaltete. Die Gebrüder Gentreis riefen ſogleich den Rechtsſchutz ihres Landes an, und fanden auch den deutſchen Feinden gegenüber eine Sympathie, die ihnen in jeder Hinſicht erſprießlich war. Ihr Anwalt verfocht nach Kräften die Anklage gegen Otto, und vertheidigte ihre Ausſage: daß Oswald in einem ordentlichen Zweikampfe verwundet worden ſei, während er die Freilaſſung der Gefangenen ſchon am nächſten Tage bewirkte.

Da der Oberſt dieſer Diviſion gemeſſenen Befehl hatte, zur beſtimmten Stunde in Rheims einzutreffen, ſo konnte er ſich dieſer Streitſache nicht annehmen, wie er es unter andern Umſtänden vielleicht gern gethan hätte; und Otto erlangte es mit Mühe, daß er mit einem Wundarzte bei ſeinem kranken Freunde zurück bleiben, und unter Einem ſeinen verdrießlichen Prozeß führen konnte.

Am dritten Tage nach dieſem Vorfalle kam abermals eine Diviſion in dem Flecken Tourneſort an, die längere Zeit in Dijon lag, und gleichfalls Rheims zum Zielpunkte hatte. Unter den Offizieren dieſer Truppen-Abtheilung hatten Otto und Oswald mehre bekannte und befreundete Landesgenoſſen, die ſie an jenem Abend beſuchten und herzlich bedauerten. Einer derſelben, Namens Hohlenburg, wußte ihnen von dem Hauſe Controis Manches zu erzählen, das ihnen Licht in die eigene Angelegenheit brachte. Es war ihnen nach dieſen Mittheilungen unzweifelhaft, daß die beiden Brüder auf die niederträchtigſte Weiſe Wucher mit den drei Mädchen trieben, und mit gaunerhaften Spitzfindigkeiten alle Mittel ergriffen, ihren Zweck zu erreichen. Dieſer Zweck beſtand nicht blos darin, die Mädchen gut an Mann zu bringen, ſie wollten ſich unter Einem zugleich ſelbſt bereichern, und woben ihre ſataniſchen Schlingen vornehmlich für die deutſchen Offiziere aus reichen Häuſern, weil ſie unter ihnen die reichhaltigſte Ernte zu machen hoffen konnten. Hohlenburg nannte ihnen mehre deutſche Edelleute, die ſie bereits in ihr Netz gelockt und insgeheim auf ähnliche Weiſe geprellt hatten, wie ſie es mit Otto zu thun verſuchten, nur ſeien dieſe Umtriebe ſeines Wiſſens nach, nirgendwo ſo unglücklich ausgefallen, wie hier. Da er unter jener Zahl der Verehrer auch Guntram anführte, ſo verwunderte ſich Oswald, wie er als ein Unbegüterter und Bürgerlicher im Hauſe der Controis gern geſehen ſein könne; allein der Berichterſtatter entgegnete: „der Arzt Guntram habe unlängſt für eine glückliche Operation von dem reichen Grafen **Ernſt von Elſenheim** ein Geſchenk von zehntauſend Thalern erhalten, und ſei überdieß ein ſo ſchöner, wohlgebildeter Mann, daß er wirklich von einem jener coketten Mädchen geliebt werden möge.“

„Weh einem Jeden,“ ſeufzte **Oswald**, „den ſein Unſtern in die Nähe dieſer Sirenen lockt, ſein Lebensſchifflein ſtößt gewiß, ob früher oder ſpäter, an eine verborgene Klippe, und die ſüßeſten Töne verwandeln ſich bei ſeinem Jammergeſchrei in Hohngelachter.“

Otto hatte nur zu viele Urſache, ſeine Worte zu bekräftigen: er ſchalt, er verwünſchte ſich ſelbſt, daß er nicht vorſichtig genug war, und ſich blenden ließ von den Reizen dieſer wohlabgerichteten Schönen und der gleißneriſchen Gaſtfreundlichkeit ihrer Verwandten. Obwohl er in dieſem gefährlichen Umgange ſein Gewiſſen rein erhalten, ſo litt er doch in ſeiner Seele eben ſo viel Schmerz, als **Oswald** in ſeinem Leibe, und bemühte ſich aus allen Kräften, ſeinem armen Freunde, der ſeinen Edelmuth ſo empfindlich zu büßen hatte, die traurige Lage mindeſtens erträglich zu machen, und Alles aufzubieten, ihn am Leben zu erhalten. Da er in dieſer Verkettung der mißlichen Umſtände ſehr viel Geld bedurfte, ſo koſtete es ihn vielfache Briefe nach der deutſchen Heimat, er gab aber gern mehr als die Hälfte ſeines anſehnlichen Vermögens hin, wäre er mit dem heilloſen Geſchlechte dieſer galliſchen Familie niemals in Berührung gekommen.

Auch **Oswald** hatte, ſo weit es ſeine Wunde zuließ, einen Brief an ſeine geliebte Schweſter abgefaßt, und ihr ſein Unglück, wohl mit dem ganzen Hergang der Sache mitgetheilt, dabei aber eine ſo zarte Schonung beobachtet, daß ſie es wie ein trauriges Räthſel erſt allmälig errathen konnte, wie gefahrvoll es mit ſeinem Leben ſtehe. Von **Guntram**, dem Treuloſen, ſchrieb er dießmal keine Sylbe.

Bei der innigen Liebe, mit der ſich Bruder und Schweſter zugethan waren, läßt es ſich erachten, daß **Jutha's** Gemüth im Innerſten erſchüttert wurde, als ſie jenes unheilverkündende Schreiben erhielt. Auch war es für ihren tiefer dringenden Geiſt kein ſchwer zu löſendes Räthſel, daß mit der Verwundung des Bruders auch große Lebensgefahr verbunden ſei, und ſie hatte in ihrer ſchmerzvollen Kummerniß keinen Augenblick mehr Raſt und Ruhe. Es war ihr zwar durch den Brief bewußt, daß der Baron von Birkenfeld der freundlichſte Wärter des Kranken ſei, und der Baron ſelbſt fügte dem Briefe des Bruders ein paar troſtvolle Zeilen bei; allein ihr Herz, ihre Fantaſie quälte ſie von Stunde zu Stunde mit ſchrecklicheren Bildern, verſetzte ſie in die tiefſte Betrübniß, raubte ihr des Nachts allen Schlaf und vergällte ihr jede Speiſe. Das Bewußtſein, daß ſie ohne den Bruder ganz allein ſchutzlos und freudenlos mitten im wirren Weltgewühle daſtünde, war ihr eine unerträgliche Marter, denn ſie dachte ſich das ſchon als gewiß, was erſt zu befürchten ſtand; und ſie glaubte keine liebevolle Schweſter zu ſein, wenn ſie von dem Sterbelager des Bruders ferne bleibe, ob ſie auch zu ihm alle fünf Erdenzonen durchreiſen müßte.

Sie ſtellte demnach am folgenden Morgen den Entſchluß feſt, nach Frankreich abzureiſen, und dem Theuern die letzten Dienſte zu thun, ſich mit ihm noch über mancherlei Familien Angelegenheiten zu beſprechen, und alles Zeitliche in Ordnung zu bringen. Es war inzwiſchen wohl der zweite Pariſer Frieden abgeſchloſſen, allein das Land jenſeits des Rheins noch lange nicht in den geſetzlichen Zuſtand gebracht worden, daß eine Reiſe in daſſelbe, zumal für ein Mädchen, nicht ein Wagniß zu nennen war. Nichts deſtoweniger blieb ſie bei ihrem Vorhaben, und glaubte daſſelbe am ſicherſten auszuführen, wenn ſie ſich in die zurückgelaſſenen Civil-Kleider ihres Bruders ſteckte, und die Reiſe als Oswald von Schrettenfels anträte.

So ſchritt das edle Mädchen kühn an's Werk, raffte all das Geld zuſammen, das ſie bisher durch Fleiß und Wirthlichkeit gewonnen und erſpart, und übergab für die Zeit ihrer Abweſenheit dem alten treuen Tobias die Leitung des Hausweſens mit dem beſondern Auftrage, daß er, falls ſie um Geld zurück ſchriebe, unverzüglich Getreide, Holz und andere Effecten nach der Stadt führe, und ihr ungeſäumt den Erlös nachſende.

Sie fuhr mit der Poſt, da ihr keine günſtigere Gelegenheit zu Gebote ſtand, und wünſchte nichts ſehnlicher, als unerkannt, wenigſtens unbehelligt ihr Ziel erreichen zu können. Es war ihr nicht vergönnt; der ehrliche Deutſche weiß ſich eben ſo wenig durch Kleider zu vermummen, als durch Verſtellung ſeinem offenen Weſen Zwang anzuthun und ſich zu ſchützen vor wälliſcher Argliſt, Tücke und Lüſternheit. Ein Kaufmannsſohn aus Caen, der in dieſer kurzen Kriegsperiode ſein Vaterland verließ, weniger um Handelsgeſchäfte zu beſorgen, als vielmehr dem Pulverdampfe zu entfliehen, kehrte zufällig in demſelben Poſtwagen mit Jutha und zwei andern Paſſagieren in die Heimat zurück, und hatte es ſchon auf der erſten Station mit ſeiner eigenthümlichen Spürkraft erlauſcht, daß der vorgebliche Oswald von Schrettenfels kein Jüngling, ſondern ein Mädchen ſei. Es war dieſem unſtäten Sohn des Mercur eben nicht zu verdenken, daß er nach ſeiner glücklichen Entdeckung in die heftigſte Liebe zu Jutha entbrannte, und ihr dieſelbe bei jeder Gelegenheit, wie er nur konnte, mit dem feurigſten Ungeſtüme betheuerte; es war ihm nur zu verargen, daß er ſeiner Leidenſchaftlichkeit keine Zügel anlegte, als ihm das Mädchen weder durch Worte noch Blicke und Mienen die leiſeſte Hoffnung machte, daß ſie ihn jemals erhören würde. Es half ihm nichts, daß er ihr unter den feierlichſten Betheuerungen vorſtellte, er ſei aus einem ſehr achtbaren, reichen Hauſe, könne bereits als großjährig frei über ſich verfügen und ſie ſeinen Verwandten ohne einiges Bedenken als ſeine Braut, und wenn ſie wolle, auch ſchon als ſeine Frau aufführen; ſie wies ſeine Anträge beſtimmt und entſchieden zurück, erklärte, daß ſie ſchon ihr Wort gegeben, und verbat ſich mit imponirendem Ernſte alles weitere und fruchtloſe Zudringen.

Ihre Kälte, ihr Sträuben, ihr Verweiſen frommte nicht; der entglühte Jüngling wurde mit jeder Stunde ungeſtümer in ſeiner Zudringlichkeit und vermeſſener in ſeinem Betragen. Er repräſentirte gleichſam die kecke, lüſterne und unverſchämte Männerwelt ſeiner Heimat, die ſich ſeit vielen Dezennien ſchon verderblich wie Heiderauch für die reineren Sitten erwieſen hat. Da Jutha alle ihre Bemühung vergeblich ſah, dieſen Sybariten von ſich fern zu halten, und auch von anderer Seite keinen Beſchützer fand, ſo ſuchte ſie ſich von ihm zu trennen, und mit Verluſt der entrichteten Poſtgebühr ihr Ziel auf andern Wegen zu verfolgen.

Sie brachte es am Morgen des dritten Tages, wo ſie bereits den Rhein überſetzte, zu Stande; als ſie aber ihr nächſtes Nachtlager nahm, langte mit dem Brankard-Wagen der gefürchtete Jüngling an, und bezog dasſelbe Gaſthaus, in dem ſie abgeſtiegen war. Hier ging er in ſeiner Unverſchämtheit ſo weit, daß ſich Jutha vor ihm zuletzt nicht anders mehr retten konnte, als mit einem kühnen Sprunge durch das Fenſter in einen Obſtgarten, an den ſich nordwärts ein Rebenhügel anſchloß. Wohl war der Sprung aus dem erſten Stockwerke nicht hoch und lebensgefährlich, allein wie wenige Mädchen hätten ihn unter gleichen Umſtänden gewagt, während Jutha bei gleicher Bedrängniß ihre Unſchuld auch von der Höhe eines Thurmes in das gewiſſe Grab mit genommen hätte. Ihr linker Fuß war durch Prellung etwas verletzt, ſo daß ihr das Gehen ſchwer fiel; nichts deſto weniger war ſie feſt entſchloſſen, den Reſt der Nacht ſchlaflos in jenem Rebenhügel zuzubringen, und dann mit dem erſten Morgenſtrahle ihren Weg fern von der Poſtſtraße zu Fuße bis an ihr Ziel fortzuſetzen, das ſie noch an dieſem folgenden Abend zu erreichen hoffte.

Da ſie der Wege gänzlich unkundig war, ſo mußte ſie ſich häufig Raths erholen und zurecht weiſen laſſen; allein dieſe vielmalige Berührung mit Menſchen verſchiedenen Standes und Characters brachte ſie faſt mit jeder Stunde in neue Verlegenheiten und oft in ſo bedrohliche Gefahren, daß der kühnſte Muth erforderlich war, um ſich aus denſelben zu befreien. Wir müſſen es aus Mangel an Raum unterlaſſen, die Abenteuer zu erzählen, welche das wackere Mädchen auf dieſer Wanderſchaft beſtanden, und führen nur an, daß ſie, als ſie einmal einen Forſt durchpilgerte, von marodirenden Franzoſen plötzlich angefallen, und, von ihren Feuerröhren und Dolchen ſchauerlich bedroht, in die unausweichliche Nothwendigkeit verſetzt worden iſt, den rohen Geſellen all ihr Geld vor die Füße zu werfen, — worauf ſie in dem Augenblicke, als ſie ſich voll Ungeſtüm, wie Hunde über einen Knochen, über die blanken Münzen herwarfen, einen ſchnellen Sprung in das nahe Dickicht machte, und wie ein gehetztes Reh die Flucht ergriff. Sie hatte dieſe Waldpartie noch nicht verlaſſen, als ſie auf einen Jägersmann ſtieß, der ſie wieder in Bedrängniſſe anderer Art verſetzte, weil er ihr Geſchlecht entdeckte, und ſie mit Schlingen zu umgarnen ſuchte, die abermal die ganze Summe ihrer geiſtigen und leiblichen Kräfte in Anſpruch nahmen, um die Schlangenknoten zu zerreißen. Ihre Nahrung beſtand den ganzen Tag über in wilden Früchten des Waldes, in Beeren, Wurzeln und Sauerklee, und als ſie gegen Abend die einſame Hütte eines Köhlers erreichte, und ſich nach ihrem Ziele, welches Dijon war, erkundigte, erfuhr ſie, daß ſie noch über drei Meilen von dieſer Stadt entfernt ſei. Da ſie ſich ſchon zu erſchöpft fühlte, um ihren Weg ununterbrochen fortſetzen zu können, ſo bat ſie den alten, ehrbaren Mann um ein Nachtlager, und fand auch einen freundlichen Wirth, der es nur bedauerte, ſeinem armen Gaſte eine ſo ſchlechte Herberge einräumen zu können. Sie theilte ſein ſpärliches Mahl, das in einer braunen, ſpartaniſchen Suppe und Schwarzbrot beſtand, und ſuchte dann ihre nächtliche Ruhe auf einem Lager von Laub und Heu das jedoch ihrer Müdigkeit ſo weich und erquicklich wie koſtbare Eiderdunen dünkte. Es war ihr, als hätte ſich alle chriſtliche Liebe, Treue und Redlichkeit dieſes Landes in die dunklen Waldesgründe zurück gezogen, und ſie nahm es ſich erſt jetzt ſo ſchwer zu Herzen, daß ſie geplündert worden war, weil ſie die Ehrlichkeit dieſes gaſtfreundlichen Mannes nicht mehr belohnen konnte. Sie war am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang wieder ſeine Tiſchgenoſſin, und wurde dann von ihm über eine Stunde Weges auf einen Pfad geleitet, der ſie in gerader Richtung ihrem vorgeſteckten Ziele zuführen ſollte.

Sie erreichte etwa um die zehnte Morgenſtunde einen Flecken, der den Namen Montbras trug, und von deſſen Höhe ſie ſchon die Zinnen Dijon's erblicken konnte. Der Weg führte ſie an der Pfarrkirche dieſes Ortes vorüber, und da ſie eben mehrere Menſchen in das heilige Gebäude gehen ſah, beſchloß auch ſie, dem Gottesdienſte beizuwohnen, und dem allgütigen Lenker der menſchlichen Schickſale für ihre Erhaltung ein heißes Dankopfer in einem andächtigen Gebete darzubringen. Als ſie im Schiff der Kirche war, und den feſtlich geſchmückten Altar in's Auge faßte, konnte ſie ohne Mühe errathen, daß hier eine feierliche Trauung vorgenommen werde; aber ehe ſie ſich noch mit einer neben ihr ſitzenden Frau, die etwas ſchwerhörig war und auch einen eigenthümlichen Dialect ſprach, über dieſe Hochzeitfeier verſtändigen konnte, kam ſchon der bräutliche Zug heran, und nahm die vordern Sitze ein.

Jutha ward an ſich ſelber irre und glaubte zu träumen — als ſich das junge Brautpaar an die Stufen des Altares niederließ, denn der Bräutigam war — Guntram ſelber, oder die Natur hat, ihren ewigen Geſetzen zuwider, zwei völlig gleiche Weſen auf einmal in Zeit und Raum geſtellt. Ihr Herz war krampfhaft zuſammen gepreßt, ihr Auge hing ſtarr auf dem Antlitz des bräutlichen Jünglings, und ihr Ohr lauſchte mit der geſpannteſten Erwartung auf die Worte, welche aus dem Munde des fungirenden Prieſters kommen ſollten.

Guntram Manhart und Adèle de Centrois! ertönte es jetzt durch die geweihten Hallen von den Lippen des Prieſters, — und Jutha ſtieß unwillkürlich einen ſo lauten Schrei des Schreckens aus, daß ſie Aller Augen auf ſich zog. Sie ſank auch zugleich erblaſſend in die Kniee, und rang einen ſchweren Kampf mit einer Ohnmacht, die ihre Sinne gänzlich zu lähmen drohte.

Die Trauung war vollzogen, ehe ſie ſich noch völlig erholt hatte, und da der Bräutigam durch ihren Seufzerlaut aufmerkſam gemacht voll Unruhe der Beſorgniß Raum gab, jener bleiche, ohnmächtig gewordene Jüngling ſei Einer ſeiner unglücklichen Nebenbuhler geweſen, ging er eilig dahin. — ſtieß aber gleichfalls einen lauten Seufzer aus, als er Jutha in's Antlitz blickte, und die Schreckniſſe des Meineides fielen auf ihn, als ſtürzte das heilige Gotteshaus in Trümmern über ihm zuſammen.

Dieſer ſeltſame Auftritt ſetzte die Hochzeitgäſte und alle Anweſenden in das größte Befremden, die Braut ſelbſt aber und ihre Verwandten in die peinlichſte Unruhe. Alles drängte ſich antheilvoll zu Guntram, und ſuchte ihn zu ermannen, zu laben, zu erforſchen. Nachdem er wieder zum klaren Bewußtſein zurück gekehrt war, rollten ſeine Augen herum, und ſuchten den räthſelhaften Jüngling im Gewühle auf, — allein Jutha hatte bereits das heilige Gotteshaus verlaſſen, und ihren Weg ſo emſig fortgeſetzt, als befände ſie ſich auf einer Flucht, und würde von gefährlichen Feinden verfolgt.

Der Verfolger blieb in der That nicht aus. — François Controis, der Oheim der Braut, ſetzte ihr auf dem Fuße nach, und holte ſie ein, ehe ſie noch dieſen Ort im Rücken hatte. Er gab ſich die Miene und das Anſehen einer Gerichtsperſon und begehrte von ihr, als von einem Fremdling, zuvörderſt den Reiſepaß. Jutha widerſtrebte ſeiner Aufforderung nicht, da ſie ihn wirklich für einen Beamten hielt, und reichte ihm ihre abverlangte Legitimation, die jener mit einer Haſt entfaltete, die ihr auffallen mußte. „Ihr ſeid ein Lügner!“ rief er aus, „und macht Euch mir in mehrfacher Hinſicht verdächtig: dieſer Reiſepaß iſt auf einen Oswald von Schrettenfels geſchrieben, der zu Tournefort krank darnieder liegt.“

Jutha erſchrack wohl darüber, daß ſie auf ihrer Nothlüge betroffen ward, doch das Gefühl ihrer Unſchuld ließ ſie keinen Augenblick lang muthlos werden, und ſie nahm keinen Anſtand, freimüthig zu erklären, daß Oswald von Schrettenfels ihr leiblicher Bruder, und eben das Ziel ihrer Reiſe ſei, — „denn er hatte das

Unglück," fuhr ſie fort, „in die Gaunerhände zweier Brüder zu fallen, die ſich Controis nennen, und von dem Unbändigſten dieſer Niederträchtigen meuchlings angefallen, und tödtlich verwundet zu werden."

Der Beſchimpfte gerieth wohl in ſichtbare Verwirrung, doch faßte er ſich ſchnell wieder und ſprach: „Ihr ſeid nicht ein Bruder des Kranken, mein Auge findet aus Euch ein Mädchen heraus." —

„Ich bin Jutha von Schrottenfels, — entgegnete ſie mit imponirender Feſtigkeit, und verlangte ihren Reiſepaß zurück, daß ſie ungehindert ihren Weg fortſetzen könne, denn ſie wollte keinen Augenblick verlieren, aus gerechter Furcht, ihren geliebten Bruder, ihren einzigen Freund auf Erden nicht mehr am Leben zu treffen.

„„Ihr müßt mir noch für eine Frage Rede ſtehen,"" verſetzte Controis, „„ehe ich Euch ziehen laſſe. Sagt mir alſo ohne Hehl und Rückhalt: wie und wie weit iſt euch Guntram Manhart bekannt, deſſen Trauung Ihr eben beigewohnt und auf räthſelhafte Weiſe geſtört habt?""

„Mein Herr!" entgegnete Jutha, „da ich Euch für eine autoriſirte Gerichtsperſon hielt, ſo ſtand ich Euch Rede, in ſo weit ich mich für verpflichtet glaubte; nun Ihr aber in Privat-Angelegenheiten eindringen und perſönliche Zuſtände wiſſen wollet, muß ich Euch geradezu erklären, daß ich Euere Neubegier nicht befriedigen kann."

„„Euer ſtarres Weigern wird vergeblich ſein,"" ſagte Controis, „„Ihr müßt mir auch auf dieſe Frage erſchöpfende Antwort geben, oder Ihr ſetzet Euch Unannehmlichkeiten aus, welche über Euere Verſtocktheit eine bittere Reue erwecken müßten.""

„So hab' ich Unbill über Unbill, Leid über Leid zu erfahren, ſeit ich den Fuß in dieſes Land ſetzte," klagte das bedrängte Mädchen, und ihrer Seele Schmerz ergoß ſich in perlenden Thränen über die Wange.

Der Ungeſtüme, jeder ſanftern Regung eines Mitleids fremd, drang mit erneuter Heftigkeit in ſie, und drohte ihr mit augenblicklicher Haftnehmung, wenn ſie nicht alſogleich ihr Stillſchweigen bräche; denn es liege ihm, wie er ſelbſt erklärte, zu viel an ihrem offenen Geſtändniſſe.

„Seid ihr wohl durch dieſe Trauung ein Verwandter Guntrams geworden?"

„„Das berühre und kümmere Euch nicht,"" verſetzte jener, „„ſondern geſteht mir freimüthig Alles, was Euch über Guntram bekannt iſt, oder ich erfülle meine Drohung auf eine Weiſe, die Ihr grauſam nennen müßtet.""

„Weiſet mir ein Recht nach, das an mir thun zu dürfen," entgegnete Jutha, tiefverletzt durch die Dreiſtigkeit dieſes Menſchen, den ſie um ſo weniger fürchten zu müſſen glaubte, als ſie ſah, daß ſie von mehreren Menſchen aus der Ferne beobachtet und behorcht werde. Nichts deſto weniger vermaß ſich Coutrois, das Mädchen feſt am Arme zu faſſen, und einige Schritte weit gegen ein Haus zu zerren, wo er ſie vorläufig in Arreſt ſetzen und in's Verhör nehmen wolle — als eine „verdächtige Landſtreicherin" — wie er ſich ausdrückte.

Jutha riß aus, und verlangte, auf freiem Fuße, vor den Maire des Ortes geführt zu werden.

„Der Maire des Ortes iſt mein Bruder," ſprach Coutrois, „und in ſeinem Namen lege ich Hand an Euch."

„„Das iſt ſchlimm für mich,"" ſeufzte Jutha, „„obwohl ich mich in nichts ſchuldbewußt fühle. Laßt alſo Guntram Manhart ſprechen, was ihm über mich bekannt iſt, und fragt ihn zugleich ſelber, was Ihr über ihn zu wiſſen begehret.""

„Euch ſteht es hier nicht zu, mir Geſetze vorzuſchreiben, ſondern die meinigen ohne Verzug zu befolgen," — herrſchte ihr der Unmenſch zu, und packte ſie wieder am Arme, um ſie in das nächſte Haus zu zerren, deſſen Bewohner ihm freundlichſt geſinnt ſchienen.

Das hartbedrängte Mädchen riß abermals los, und zog einen kleinen Dolch aus dem Buſen, feſt entſchloſſen, der rohen Gewalt Gewalt entgegen zu ſetzen.

Coutrois, der Wüthende, entblößte ſeinen Degen, und gab ſich Miene und Stellung, als ob er das Mädchen durchbohren wollte.

In dieſem Augenblicke trat aus dem angewachſenen Haufen von Neugierigen ein betagter Mann zu dem entzweiten Paare, und während er Jutha mit ſeinem Leibe zu ſchützen ſuchte, ſprach er zu ihrem Gegner: „Monſieur de Gentreis! ich glaube hier einen jungen Landsmann in Schutz zu nehmen, wie hat er ſich gegen ihre Perſon verfehlt?"

„„Monſieur de Gentreis?"" — rief Jutha mit einem tiefen Seufzer. — „„Ihr ſeid Gentreis —!"" Hierauf wandte ſie ſich an ihren edelmüthigen Beſchützer, der ſich durch Sprache und Kleidung als einen Deutſchen kund gab, und ſagte: „„Mein Herr! ich danke Ihnen aus meines Herzens Grunde, daß Sie ſich meiner ſo edelmüthig annehmen, und ich bitte Sie auch überzeugt zu ſein, daß Sie keine Unwürdige vertheidigen; ich bin Jutha von Schrettenfels, und reiſe zu meinem Bruder Oswald, den ein Gentreis in einem unehrlichen Zweikampfe — —""

„Wie könnt Ihr Euch erfrechen," ſchnaubte der Beſchimpfte, „mich und mein Haus unehrlich zu nennen, nachdem das Gericht bereits zu unſern Gunſten entſchieden, und Euern Bruder ſammt Otto von Birkenfeld zur Widerrufung ihrer Beſchuldigung und zu allen Koſten des verdrießlichen Prozeſſes verurtheilt hat!"

In dieſem kritiſchen Augenblicke kam Guntram heran, der nichts weniger als ein glücklicher Bräutigam zu ſein ſchien, und ihm auf dem Fuße folgte die ſchöngeſchmückte Braut mit ihren Angehörigen, auf deren Geſichtern Verdruß und Kummerniß zu leſen war.

Guntram ging ſeine frühere Geliebte mit der Bitte an, mit ihm in ein benachbartes Haus oder in einen nahen Garten zu treten, und ihm nur auf eine kurze Weile ohne alle Zeugenſchaft ein geneigtes Ohr zu leihen.

Sie entgegnete mit heroiſcher Feſtigkeit: „Mein Herr! Sie haben vor meinen Augen einen Schritt gethan, der eine ewige und unvereinbare weite Kluft zwiſchen uns geriſſen. Ich erlaſſe Ihnen jede Rechtfertigung, und wünſche Ihnen aus dem Grunde meiner Seele alles Heil auf der ſelbſt gewählten Bahn, die zwiſchen uns keine Unterredung mehr ohne Zeugenſchaft verſtattet.“

„„Iſt Oswald, Ihr Herr Bruder, das alleinige Ziel Ihrer Reiſe geweſen?““

„Er allein, — und gebe der Himmel, daß ich ihn noch am Leben treffe.“

„„Ha! iſt Oswald krank — gefährlich krank geworden?““ —

„Tödtlich verwundet, — Ihr wißt es nicht?“ —

„„Und wer — ?“

„Ein Herr Gentrois! —“

„„Ja, gegen mich war er im Zweikampfe unglücklich.““ — iel François ein, der eben ſeine ankommenden Verwandten über ieſen Verfall verſtändigt und doch jedes Wort belauſcht hatte, das Guntram und Jutha ſprachen. Da es ihm kaum zweifelhaft var, daß zwiſchen dieſen Beiden eine zarte Jugendliebe beſtanden, ſo ielt er es für das Gerathenſte, ſie ſo ſchnell als möglich zu trennen, und r ſprach zu Jutha: „Mademoiſelle! Ihr geltet der Kleitung und em Reiſepaſſe nach als ein Jüngling, und wir hätten als Herrn dies Gebietes nicht blos das Recht, ſondern auch die Verpflichtung, uch ob dieſer Verleugnung Eures Geſchlechtes als eine verdächtige erſon gefänglich einzuziehen und nach Eurer Heimat zurück zu ſchi- en. Indeß gibt mir mein Bruder Philippe, Herr von Montras, den Wink, daß er Eure Bekanntſchaft mit ſeinem verehrten Schwiegerſohne, Guntram Manhart, als eine Art Bürgſchaft r Euch annehme, und geſonnen ſei, Euch frei und unbehindert ab- ehen zu laſſen.“

In einer ſo peinlichen Wechſelbeziehung und in einer ſo marter- llen Spannung der Herzen ſind ſich wohl niemals ſechs Perſonen genüber geſtanden wie hier; und ihr Anblick war wieder für die elen Zeugen in der Runde ſo unheimlich und beklemmend, daß jeder ruſt ſogar das Athmen ſchwer gemacht wurde.

Am ſchmerzlichſten zerriſſen war Guntram's Seele; ſein eubruch an Jutha, die er eigentlich nie zu lieben aufgehört, zerfleiſchte ſein Herz mit Scorpionen-Geißeln, und erweckte in ihm ſo bittere Vorwürfe, daß er ſich ſelbſt der Verachtungswürdigſte unter der Sonne zu ſein bedünkte. Er hätte ſo gern die Neuvermählte wieder verlaſſen, ſo ſchön und reizend ſie war, und wäre mit Entzücken zu Jutha zurück gekehrt, allein dieſe würdigte ihn keines Blickes mehr und ſchickte ſich an, ihren Weg nach dem vorgeſteckten Ziele emſig fortzuſetzen, während ſich Adèle, die den Seelenzuſtand ihres Gatten gar wohl errathen mochte, mit der einſchmeichelndſten Weiſe an ſeinem Arm hing, voll der trauteſten Zärtlichkeit und dringlichſten Ungeduld an ihm zerrte, daß er mit ihr und den Hochzeitgäſten dieſen Platz verlaſſe, und den Pfad zum Schloſſe einſchlage, wo das frohe Trauungsmahl mit Spiel, Tanz und anderen Luſtbarkeiten ihrer harrte. Wie konnte er da widerſtreben? Er war zu vielfach umgarnt und zu ſclaviſch gefangen, als daß er einen Verſuch wagen konnte, ſich der Bande zu entledigen, die ſeinen Geiſt, wie ſeinen Leib umfingen und von aller Freiheit abſperrten. Sein Verrath an der deutſchen Jungfrau war ſein Sündenfall, durch den ihm ſein Paradies verloren ging, und ſein Schwur zur Fahne der deutſchen Feinde und zugleich zur Sinnlichkeit brach ſo ſehr alle moraliſche Kraft, daß ihm hievon der beſſere Wille nur als Ueberreſt, aber auch als Marter zurück blieb.

Dem Geſagten zu Folge hatte ſich Adèle mit ihren Angehörigen keine große Mühe zu geben, den Neuvermählten zu bewegen, daß er mit ihnen, ja, an ihrer Spitze den Weg zum Schloſſe einſchlage, wo ihnen die Luſt in vielfachen Geſtalten entgegen winkte; doch wandelte er mit ſo verſtörten Mienen und ſo ſchweren Schritten, als müßte er ſeinen Gang in ein ſchmähliches Gefängniß machen. Mit ſolcher ſtummen Beklommenheit hat wohl noch niemals ein Bräutigam den Weg vom Altare zum Brautgemache durchſchritten; ſein Anblick erregte zugleich Mitleid und Grauen, denn wer ihm tiefer in's rollende Auge und in die finſtere Seele blickte, mußte fürchten, daß der Unglückliche über ſchwarzen Gedanken brüte.

Inzwiſchen ſetzte Jutha emſig ihren Weg nach Dijon fort, um wo möglich noch an dieſem Tage das Ziel ihrer Reiſe, den Flecken Tournefort, zu erreichen. Die Vorfälle der jüngſten Stunde haben ſie zwar im Innerſten ihrer Seele angegriffen, allein die Stärke ihres höhern Geiſtes bewältigte die Regungen des blutenden Herzens, und erhielt ſie aufrecht mitten im heftigſten Sturme der Empfindungen. Sie widmete dem Meineidigen, der auch zugleich Verräther ihres deutſchen Vaterlandes war, einige bittere Thränen der Wehmuth, aber dieſe verſiegten alsbald wieder bei dem Gedanken, daß er ihrer nicht würdig ſei. Der edle Stolz, der aus dem Gefühl ihrer eigenen Würde hervorging, vermehrte den Muth und die Stärke, mit der ſie dieſe Verſuchung ertrug, und erleichterte das Loos ihres Schmerzes, um ſo mehr, als ſie ſich ſelbſt nicht den geringſten Vorwurf zu machen hatte. „Guntram iſt für mich in dieſem Lande zu Grabe gegangen,“ dachte ſie, „wie leider vor ihm und mit ihm ſchon ſo viele Enkel Hermanns, die einen in phyſiſcher, die Andern in moraliſcher Hinſicht, und ob auch ſein trauriger Abfall meinem Herzen eine tiefe Wunde ſchlug, ſo glaube ich mein Vaterland, wie mein Geſchlecht zu beleidigen, wollte ich zu lange und zu empfindſam dieſem Schmerze nachhängen. Ich will mich vielmehr bemühen, ihn gänzlich wie aus meinem Herzen, ſo auch aus meinem Gedächtniſſe zu verwiſchen, und ſogar jede Thräne, jeden Seufzer für ihn als einen Verrath an meiner theuern Heimat betrachten.“

Unter dieſen und ähnlichen Gedanken war ſie gegen Anbruch des Abends ihrem Zielpunkte ſchon ziemlich nahe gekommen, aber durch die vorangegangenen Anſtrengungen auch ſo erſchöpft, daß ſie beinahe ſchon jeder Schritt einen leiſen Seufzer koſtete.

Auf einmal hörte ſie einen Mann hinter ſich herankommen, der ihr wegen ſeiner ungeſtümen Haſtigkeit einige Beſorgniſſe einflößte. Sie ſuchte ihm auszuweichen, und trat ſchnell auf die andere Seite des Weges, allein der räthſelhafte Eilfertige lief gerade auf ſie zu — und ſank zu ihren Füßen nieder.

„Ihr ſeid es? — Guntram! um Gott! warum eilt Ihr mir nach? Ihr ſeid völlig außer Athem gekommen, — richtet Euch empor.“

„„Nein, Jutha! zu Euern Füßen will ich knien, bis ich mir Euere Vergebung erfleht habe,““ — ſprach der unglückliche Jüngling kaum vernehmbar, denn der raſche Lauf und die heftige Gemüthsbewegung hatte ihn dem Leibe wie der Seele nach beinahe aufgerieben.

„Ein böſer Zufall, Guntram! hat mich zur Zeugin einer Handlung gemacht, die alle Bande zwiſchen uns löſet. Euere Reue ſtellt das alte Verhältniß nicht wieder her, auch halte ich ſie für zu ſchnell, als daß ſie tief aus der Ueberzeugung Eures Unrecht hervorträte und aufrichtig und beharrlich wäre.“

„„Sie iſt's, Jutha! ich ſchwöre es Euch, mit glühenden Stacheln zerreißt mir dieſe Reue das Herz, und macht mich zum unglücklichſten Menſchen auf Erden; eine ſchwache Stunde im Taumel der Trunkenheit ſtreute mir die ſpitzigſten Dornen auf die ganze Bahn des Lebens, die ich bis zum Grabe noch zu wandeln habe. Ich ward ahnungslos mit den Fäden der ſchlaueſten Argliſt und Tücke umgarnt, und konnte nicht mehr entrinnen: meine Ehre, mein Vermögen von zehntauſend Thalern, die ich von einem ſterbenden Edelmanne geerbt, ſelbſt mein Leben ſtand auf dem Spiele und war verloren, wenn ich jenen Schritt nicht that, deß Zeugin Ihr geweſen. Derſelbe Tiger- und Schlangen-Menſch, der die Bruſt Eures Bruders durchbohrt, ſtreckte mir ſeine Dolchſpitze gegen das Herz, und zwang mich zu dem Schwure, ſeine Nichte zum Altare zu führen, Adèle Controis nämlich, die mich wirklich durch ihre Reize geblendet, und durch ihre Künſte in ein Netz gelockt hat, das für mich zu einer heilloſen Feſſel wurde. Ich kann aus zarter Rückſicht und Schonung, die ich Euerer jungfräulichen Züchtigkeit ſchuldig bin, weder mein Vergehen, noch die teufliſche Verkettung zergliedern, in die mich meine Wahnverblendung und meine ſchwachen Augenblicke verſetzt; ich kann es Euch nur betheuern, daß ich ſeit länger ſchon den feſten Vorſatz gefaßt habe, mich dieſer entſetzlichen Familie durch die Flucht zu entziehen, und ſpurlos nach der neuen Welt zu wandern, ſobald ſich mir hiezu die Gelegenheit bot. Dieſen Entſchluß führte ich nun heute, durch Euer herzzermalmalmendes Dazwiſchenkommen neu entflammt, mitten unter den tumultuariſchen Freuden der Hochzeitfeier aus; zweifle aber nicht, daß man mich überall aufſuchen und verfolgen werde. Es iſt ihnen aber weniger um meine Perſon zu thun, als um die benannte Geldſumme, die ich in Staatspapieren bei mir trage, — denn dieſer Mammon war der vorzügliche Endzweck, weßhalb ſie mich, wie ſchon ſo manch andern Jüngling, mittelſt jener reizenden Syrenen in ihre Schlingen gelockt haben. Laßt uns vorwärts ſchreiten, denn ich glaube, einen Wagen zu vernehmen, der hinter uns heranrollt: ich will mit Euch zu Oswald, unſerm Bruder und Freunde gehen, und mir nach einem offenen Geſtändniſſe meiner Schuld auch ſeine Vergebung erbetteln, damit ich wenigſtens zum Theil gerechtfertigt bin vor Euch, und getröſteter meine große Reiſe nach Amerika, — meinen Weg zum Grabe, antreten könne!"" —

„O, kehret zurück Guntram! zu Euerer Neuvermählten, und macht Euch mit ihr los von den Banden, in die Euch wie im Dunkel der tückiſchen Nacht ein böſer Unſtern geführt hat. Euere Gattin ſcheint Euch zu lieben, und ſo — —"

„„Sagt doch unſer Körner: Raub der Unſchuld iſt der Liebe Tod, — und ſo, — theure Jutha! iſt das Glück der Ehe im Voraus ſchon mit der Liebe und Achtung, auf die ſich jenes allein gründet, zu Grabe gegangen. Adèle und ihre zwei Schweſtern werden ſeit Jahren ſchon von ihrem Vater und Oheime als Magnete des Wuchers und der Gaunerei gebraucht, und wie konnten ſie da im unſaubern Handel rein verbleiben? — Doch eilt Euch, Jutha! der Wagen rollt uns immer näher, und ich fürchte, daß er mir Gefahr bringt."" —

In dieſem Augenblicke wandte er ſich, im nächſten Momente wollte er von der Straße abſpringen, doch war es ſchon zu ſpät. Der Wagen hielt etwa zwanzig Schritte hinter ihnen, und aus ihm ſprangen die beiden Coutrois mit zwei flüchtigen Burſchen, rannten voll Ungeſtüm auf Guntram los, und erklärten: ſie wollten ihn als einen Wahnſinnigen einfangen.

Guntram zog einen Dolch aus dem Buſen, und bot ſeinen Häſchern einen Kampf an, der blutig und traurig zu enden ſchien. Jutha wollte ſich begütigend als Friedensrichterin in's Mittel legen, doch ward ſie von François Gentreis unſanft weggeſtoßen, und ihre Stimme verhallte unter den lauten ungeſtümen Vorwürfen und Verwünſchungen, die da zwiſchen Guntram und ſeinen Verfolgern gewechſelt wurden. Nach einer geraumen Friſt ward der arme deutſche Jüngling übermannt und gefeſſelt, worauf ihn die vier Männer in den Wagen trugen, die Pferde wandten, und ſodann in den ſchnellſten Lauf ſetzten, ohne einen Augenblick auf das deutſche Mädchen zu achten, das ſie ob ihrer rohen Gewaltthätigkeit zu Rede ſtellen, und den theueren Freund ihres Herzens mit der ſchmerzvollſten Theilnahme vertheidigen wollte.

Ereigniſſe und Auftritte ſolcher Art ſind nur in einem Lande factiſch, welches in anarchiſcher Zerriſſenheit ſchmachtet, — und wir wiſſen, daß Frankreich ſchon öfter, und auch in dem angeführten Jahre 1815 in dieſem traurigen Zuſtande war, bis die legitime Dynaſtie auf den Thron zurück kehrte, und allmälig wieder Ruhe und bürgerliche Ordnung in die inneren und äußeren Staatsverhältniſſe brachte.

Inzwiſchen war die Nacht hereingebrochen. Jutha ſetzte ihren Weg mühevoll und mit ſchwerem Herzen fort, und hatte für die düſtere Gegenwart keinen andern Troſt, als daß ſie den Flecken Tournefort noch in dieſer Stunde erreichen werde. Zu dieſem Troſte aber geſellte ſich die lähmende, ja zermalmende Angſt, daß ſie den geliebten Bruder entweder nicht mehr am Leben, oder auf dem Sterbelager in den letzten Zügen antreffe, — und dieſe Beſorgniß bemächtigte ſich ihrer Fantaſie und ihres Herzens mit ſolcher Gewalt, daß ſie dreifache Zeit brauchte, um die beſagte Strecke bis zu ihrem Ziele zurück zu legen.

Endlich hatte ſie den Flecken, und darin das Poſthaus erreicht, unter deſſen Dache Oswald mit Schmerzen athmete. Auf ihre Erkundigungen: wie es mit Oswald von Schrottenfels ſtehe, — erhielt ſie mindeſtens die tröſtende Auskunft, daß er noch immer am Leben ſei. Sie erklärte ſich demnach gegen die Frau Poſtmeiſterin als Schweſter desjenigen, den ſie aufſuche, wornach ſie unverzüglich in das Zimmer des kranken deutſchen Offiziers geführt wurde.

Oswald erkannte die geliebte Schweſter ſogleich bei ihrem Eintritte, richtete ſich auf ſeinem Lager empor, und ſchlang ſeinen Arm unter Thränen der Freude und Rührung um ihren Nacken. Außerdem ſind wir unvermögend dieſe Scene näher zu beſchreiben, denn ſie gehört in die Zahl derjenigen Auftritte im Leben, für die der Dichter keine Worte, der Maler keine Linien und Farben hat. Oswald konnte es zu unſerm, nochmehr zu Jutha's größtem Troſte ſagen, daß es mit ihm ſeit einigen Tagen viel beſſer ſtand, als es ſich hoffen ließ, und war ſogar nach dem Ausſpruche eines Pariſer Arztes in der Geneſung ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß er kaum mehr eine Beſorgniß für ſein Leben einflößte. Dieſen Wundarzt hatte Otto von Birkenfeld mit Extrapoſt aus Paris berufen, und überhaupt ſeit der Verwundung des geliebten Freundes Alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, um den Gefährdeten am Leben zu erhalten. Er erklärte gegen den Leidenden, den er Tag und Nacht mit der edelmüthigſten Selbſtaufopferung pflegte, wohl ſchon hundertmal, daß er ihn kaum wenige Monden lang überleben würde, und nicht allein, daß er es ihm ſchuldig ſei, ihm ſein Daſein zu opfern, fühle er nicht die mindeſte Beſchwerde in dieſem Krankendienſte ſo lange ihn die Hoffnung auf einen erwünſchten Ausgang belebt.

Als nun Oswald ſeiner Schweſter mittheilte, daß er ohne Otto's Pflege und Obſorge jetzt ſchon nicht mehr athmen würde, und in kurzen, aber kräftigen Zügen das vortheilhafteſte Bild von ihm entwarf, — während ſich dieſer abſichtlich auf ein Weilchen entfernt hatte, — empfing ihn Jutha, als er zurück kam, mit ſo herzlicher Dankbarkeit, und auf ſo ſchweſterlich-freundliche Weiſe, daß er ſich eben ſo geſchmeichelt, als geehrt — und entglüht fühlte, und bei ſeiner Gemüthsbewegung verlegen war, auch ihr ein verbindliches Wort zu erwiedern. —

Nunmehr ſchickte ſich Jutha an, die Erlebniſſe ihrer Reiſe aus der Heimat in dieſes wirre, für den Deutſchen ſo verhängnißvolle Land zu erzählen, und als ſie in ihrer getreuen Schilderung mit ſichtlicher Anſtrengung und wogendem Buſen die jüngſten Auftritte mit Guntram Manhart beſchrieb, horchten ihr Oswald und Otto mit geſteigerter Theilnahme zu, und beklagten zuletzt einſtimmig mit ihr das traurige Loos jenes Jünglings, der ſich leider nicht ohne einige Schuld in ein wahrhaft hölliſches Gewebe verſtricken ließ. Otto ſah mit Schaudern ein, daß er ſchon ganz nahe daran war, in dieſelben Schlingen verwickelt und demſelben Verderben zugeſchleppt zu werden, wie Guntram, und drückte mit der feurigſten Regung des Dankes Oswald's Rechte an ſeine Bruſt, denn dieſe wohlthätige Hand war es allein, die ihn aus der Macht jener Syrenen und jener ruchloſen Gauner zurück gezogen hatte. Für Jutha wußte er wenigſtens in dieſem Augenblicke keinen Troſt, denn der geliebte Freund war in dieſer Verkettung der Dinge, und als der Gemal einer Andern rettungslos für ſie verloren; als er aber nach einer geraumen Weile des ſtillen Nachſinnens erklärte: daß er doch morgen mit dem Früheſten nach Montbras abreiſen wolle, um wo möglich ſeinen Landesgenoſſen aus den Krallen jener Hyänen zu befreien, — faßte Jutha voll der zarteſten Rührung ſeine Hand, und drückte ſie mit der beweglichen Bitte zwiſchen ihre beiden Hände, daß er ja den Entſchluß ausführen wolle, denn während er zu ſeiner und der Ehre des Vaterlandes ein verdienſtliches Werk verrichte, komme er auch einem ſehnlichen Wunſche ihres Herzens entgegen, den ſie nicht auszuſprechen gewagt hätte.

Der edle Jüngling wiederholte nun mit noch mehr Feuer das ausgeſprochene Vorhaben, den mißhandelten Landsmann aus ſeiner eben ſo ſchmählichen als martervollen Haft zu erlöſen; allein Oswald that einen gewichtigen Einſpruch mit den Worten: „Freund!

ganzen Menſchheit ſchuldig ſei, mit aller Ruhe und Vorſicht in's Feld ziehen werde.

Oswald war bei Durchleſung dieſes Briefes im Tiefſten ſeiner Seele gerührt und ergriffen; in gleichem Grade war das auch **Jutha**, welche bald darauf zu ihm kam, und das inhaltſchwere Schreiben durchflog. Sie hielten Rath, was ſie zum Schutze des geliebten Freundes thun ſollten, der nach ihrer Beſorgniß den Gang in eine Tigerhöhle gewagt habe, aus der er kaum mehr mit dem Leben davon kommen dürfte. Von Seite eines Franzoſen gegen ihre Landsleute konnten ſie wenig oder gar keine Theilnahme und Hülfeleiſtung hoffen, — und ein Deutſcher war für dieſe verhängnißvolle Stunde nicht aufzufinden. „Laß uns alſo ſelbſt aufbrechen," ſagte **Oswald**, „und unverweilt nach Dijon fahren, dort ſind wir dem theuern Freunde wenigſtens nahe, und finden deutſche Landesbrüder, die wir zu ſeiner Behütung und auch zur Befreiung **Guntram's** aufrufen können."

Jutha ſtimmte dem verſtändigen Vorſchlag des Bruders bei, nur war ſie bekümmert, daß ihm die Fahrt nachtheilig werden könnte; da aber **Oswald** verſicherte, er fühle ſich ſchon kräftig genug zu dieſer Reiſe, beſtellte ſie ſogleich die Poſt, und hinterließ die Weiſung, daß ſie zu Dijon beim „goldenen Kreuze" einlogiren werden. **Oswald** hatte indeß zu viel auf ſeine leiblichen Kräfte gebaut; die körperlichen, wie die geiſtigen Anſtrengungen und Erſchütterungen wirkten ſo nachtheilig auf ſeinen Zuſtand, daß **Jutha** bei ihrer Ankunft in Dijon keine andere Sorge haben konnte, als den Arzt zu berufen. So waren mehre Tage in Angſt und Kümmerniß vergangen — während der wackere **Otto** auf ſeinen Wegen die größte Thätigkeit entfaltete, doch leider nicht zu glücklichen Reſultaten gelangte.

Die Familie **Gentreis**, die wohl ahnen mochte, daß ſie wegen **Guntram** in einen neuen Prozeß mit den Deutſchen verwickelt werden könnte, verließ in aller Eile Montbras, und reiſ'te nach Paris mit dem Vorgeben: dort den **wahnſinnigen** Schwiegerſohn unter ärztliche Pflege zu ſtellen, — und wie **Otto** durch einen ſchlauen Kundſchafter erfahren hatte, ſo ſoll Guntram ſeit jenem Abend wirklich in die traurigſte Geiſteszerrüttung verfallen ſein. Sofort beſtellte ſich Otto für den nächſten Morgen die Poſt nach Paris, ſchrieb aber an dieſem Abend noch an ſeine Freunde, und theilte ihnen das, was er über Guntram erfahren, ſo wie ſein weiteres Vorhaben mit. Als Oswald dieſen Brief erhielt, befand ſich Otto ſchon in der glänzenden Seine-Stadt, welche damals von den Kriegerſchaaren aller europäiſchen Nationen wimmelte, und einem Chaos glich, aus dem ſich erſt die Elemente zu einer neuen Weltſchöpfung abſondern mußten. In dieſem bunten Gewirre gefiel es allen Gaunern, und ſonach auch der Familie Coutreis; doch war es für Otto ſchwer, eine Spur derſelben aufzufinden, und noch ſchwerer, ſie auf gerichtlichem Wege zu belangen. Endlich traf er einen teutſchen Offizier, mit dem er früher in Dijon gelegen und öfter Montbras beſucht hatte. Durch ihn erfuhr er: daß Guntram Manhart ſchwer krank im Irrenhauſe liege, François Coutreis in einem Duell gefallen, und Philippe eingezogen ſei, weil man ihn mit guter Zeugenſchaft beſchuldigte und anklagte: er habe ſeine Tochter Adèle ſchon dreimal, und eine zweite Tochter ſchon zweimal verheiratet und verkauft. —

So hat ihn die Nemeſis ohne mein Zuthun erreicht, ſprach Otto, und beeilte ſich, den armen Guntram in der Irren-Anſtalt aufzuſuchen. Er traf den unglücklichen Jüngling, der weit ſchwerer büßte, als er geſündigt hatte, im jammervollſten Zuſtande, denn er war nicht blos im Geiſte, ſondern auch leiblich ſo zerrüttet, daß er ſeiner Auflöſung nahe ſchien. Er hatte nur wenige lichte Momente, und ſelbſt in dieſen ſprach er ohne Zuſammenhang der Ideen; oft brach er in ein ungeſtümes Toben aus, und erſchöpfte ſich dabei dergeſtalt, daß eine gänzliche Entkräftung die natürliche Folge war. Otto beharrte getreu an ſeiner Seite, und ſchrieb faſt täglich an ſeine Freunde nach Dijon, die ihm wieder antworteten, und ihre Lage mittheilten. Nach zwei Monden endlich war Guntram von ſeinen Leiden erlöſt, und nachdem ihm Otto die letzten Freundſchaftsdienſte bis zur Grabesruhe erwieſen hatte, kehrte er nach Dijon zurück.

Mit **Oswald** hatte es ſich wohl inzwiſchen unter der treuen Pflege ſeiner zärtlichen Schweſter gebeſſert, doch mußte er noch mehre Wochen lang das Bett und Zimmer hüten, bis er den erſten Gang in die freie Natur wagen durfte. Die Alles belebende Zauberkraft des Frühlings hatte auch auf ihn wohlthätig eingewirkt; er genas von Tag zu Tag mehr, und fühlte ſich im Mai des Jahres 1816 ſchon ſo kräftig, daß er wohlgemuth die Reiſe in das deutſche Vaterland antreten konnte.

Wie innig ſich in dieſer Zwiſchenzeit Jutha und **Otto** befreundet hatten, konnte der Leſer im Voraus wohl ahnen: hier ſagen wir nur noch kurz, daß ſie noch in demſelben Sommer — aber auf deutſchem Boden und unter den günſtigſten Auſpicien zum — Traualtare gingen.

Bilder der Wüſte.

Weithin dehnte ſich die Wüſte —
Unabſehbar heißer Sand,
Drüber wolkenlos der Himmel,
Roth und glühend ausgeſpannt.

Eine grünende Oaſe
Liegt in dem verbrannten Raum,
D'raus entſprudelt eine Quelle
Unter einem Palmenbaum.

Ringsum lagern Beduinen,
Mitten hat der Scheik ſein Zelt:
Rundherum in wilden Gruppen
Raſtet die Nomadenwelt.

Welch ein Volk! — So dacht' ich bei mir,
Welch ein Leben hier im Sand,
Nicht die Formen feiner Sitten,
Nicht Cultur und nicht Verſtand.

Ohne Haus und Hof und Garten
Wohnen ſie hier unterm Filz,
Der, ein abgeſtumpfter Kegel,
Mahnt an einen Herrenpilz.

Wo iſt hier wohl ein Theater?
Wo Konzerte? — Wo ein Ball?
Statt Muſik, Geblöck der Herden
Und Kameele überall.

Wo ſind Zimmer, komfortable?
Wo Tapeten? Wo ein Bild?
Wo Familienpapiere?
Wo ein altes Wappenſchild?

Wo ſind hier die Equipagen?
Von Lakaien — keine Spur.
Wo die gaserhellten Läden?
Zeichen wachſender Kultur.

Wo Hotels, und wo Journale?
Wo die Moden? wechſelnd, — neu?
Wo Kritik und wo Fiaker?
Und wo iſt die Polizei?

Armes Volk der Beduinen,
Ein Jahrtauſend noch zurück:
In Europa's Kunſt und Bildung,
In Europa's Schliff und Glück!

2

Vor dem Zelt des Scheik's, geſattelt,
Stand ein wild arabiſch Roß,
Das, an dem Gebiſſe ſchäumend,
Blitze aus den Augen ſchoß.

Und es warf den Kopf gar zierlich,
Scharrte mit dem feinen Huf.

Spitzend klug die kleinen Ohren,
Horchend ſeines Herren Ruf.

Und ein Jüngling kam geſchritten,
Stolzer Haltung, leicht und ſchlank,
Mit dem dunklen Falkenauge,
Ein Achill in Waffen blank.

Warf kaum einen Blick herüber
Auf uns Franken, — rief ſein Roß,
Das, in hellen Tönen wiehernd,
Ihm ein würdiger Genoß.

Und er ſchwang ſich in den Sattel,
Auf die Schultern ſein Gewehr,
Und hin flog er, — und ſein Burnus
Wie ein Adler hinterher.

Kaum geſeh'n — und ſchon verſchwunden, —
Eine Wolke Staub und Sand
Wirbelte in leichten Ringen
Durch das glüh'nde Wüſtenland.

„Das ſein Sohn, und er hat ſieben,"
Sprach mein Führer, — „ſolchen Hengſt
Hat ein Jeder. — Dein ſind ſie Alle
Wenn Du nur den ſchwächſten fängſt."

„Daß Ihr hier ſo friedlich wandelt,
Dankt Ihr nur dem Scheik allein.
Siehſt Du dort die Karavane?
Nur ein Wink — und ſie iſt dein."

„Doch er prüft das Maaß der Kräfte,
Nur den ſtarken Feind er fällt,
Für das Lamm iſt er ein Kind, nur
Für den Leu iſt er ein Held.“

3.

Ich trat ein. — Auf reichen Decken
Lag der Scheik, — ein alter Mann,
Silberweiß von Bart, doch kräftig, —
Sah mich ernſt und prüfend an.

Neben ihm, auf weichen Polſtern,
Lag ein junges ſchönes Weib:
Mit den Augen der Gazelle,
Mit der Palme ſchlankem Leib.

Teppiche von glüh'nden Farben
Wölbten einen Baldachin,
Weich, in kunſtlos leichten Falten
Ueber ſie und über ihn.

Kaum gebräunt vom Hauch des Süden,
Dieſes Wunderantlitz war,
Glühend d'raus, — ſo wie zwei Sonnen
Blitzt mich an ein Augenpaar.

Rings im Zelte hingen Waffen,
Reich an Gold und Edelſtein,
Die gefährlichſten von Allen
Möchten dieſe Augen ſein.

Ob der Scheik in meinen Mienen
  Las, was ich gedacht zur Stund',
  Weiß ich nicht, — doch ſpielt' ein Lächeln
  Um des Beduinen Mund.

„Franke“ ſprach er, „weile ruhig
  Unter uns und meinem Schutz:
  Gaſtfrei ſind wir Beduinen,
  Gaſtfrei ohne Eigennutz.“

„Ich durchzog auch Eu're Lande,
  Was Jahrhundert und Jahrhundert
  Baute, — einriß, — wieder baute,
  Hab' ich ſtill für mich bewundert.“

„Groß in Vielem, — klein in Vielem,
  Vorgeſchritten, — feſtgebannt, —
  Haarſcharf zugeſchliff'ne Sitten, —
  Wenig Herz — und viel Verſtand.“

„Ueb'rall Kunſt und Wiſſenſchaften,
  Land und Menſchen voll Kultur, —
  Und ſo blieb, vor Kunſt und Bildung
  Wenig Raum für die Natur.“

„Rohen Muth habt Ihr gebändigt
  Daß er nicht gefährlich ſei,
  Alle Kraft legt Ihr in Ketten, —
  Nur die Schwäche wandelt frei.“

„Reichthum ſucht Ihr in Papieren,
  Grabt nach Geld Jahr aus Jahr ein,
  Und, wenn Ihr's zu Tage fördert,
  Sperr Ihr es in Kiſten ein.“

„Wie die Menſchen, ſo die Pferde,
Gut geſchult für kleinen Raum:
Alles zwängt Ihr ein in Schranken
Thaten, Blumen, Wort und Baum.“

„Nichts darf auf zum Himmel wachſen,
Frei in freien Lüften ſein;
Das Gebet zu Eurem Gotte
Selbſt — ſchließt Ihr in Klöſter ein! —“

„Mir ward's eng in Euren Sälen,
Aengſtlich nur in Eurer Welt,
Und ich ſehnte nach der Wüſte
Mich, und hier nach meinem Zelt. —“

„Blauer Himmel, — Dattelbäume, —
Friſcher Quell und Haideland,
Sonne, Luft und freie Räume,
Väterſitten, — Väterſand. —“

„Kinder ſind wir eines Landes, —
Sand und Erde, wiegt wohl gleich,
Deckt mich heißer Sand der Wüſte,
Deckt die kühle Erde Euch!“

„Doch im Leben bin ich König:
Hier mein Scepter — dieſes Schwert,
Dort mein Volk, mir unterthänig,
Und mein Thron ſteht hier: mein Pferd. —“

„Sieben Söhne, — junge Recken,
Wie kein Vater ſie beſitzt:
Niemand wagt's, den Leu zu wecken
Den ſolch' eine Leibwach' ſchützt.“

„Und mein Weib. — Da ſchau nur ſelber,
Sie blicket Dich verwundert an,
Sie vergleicht uns — mich, den alten
Scheik — mit Dir, dem jungen Mann! – “

Lächelnd ſprach der Scheik die Worte, —
Winkt' — und blieb mit ihr allein, —
Und, wenn ich mir's recht bedenke:
Möcht' ich dieſer Scheik wohl ſein. —

W. Marſano.

Der Dichter am Fenſter.

Aus dem Fenſter Mitternachts
Schauet ernſt ein Dichter.
In der Stub' ein ſpärlich Licht;
Vor ihm Millionen Lichter.

Eng des Zimmers kleiner Raum
Und die Decke dunkel;
Vor ihm ausgeſpannt ein Dom
Von Azur, reich an Gefunkel.

Hinter ihm die leere Wand,
Kein Gemäld' ſie ſchmückend;
Vor ihm Mittelalters Glanz,
Rom und Hellas, tief entzückend.

Manch' vergilbtes Buch im Schrank,
D'ran die Motten nagen;
Vor ihm Gottes Foliant
Weit und rieſig aufgeſchlagen.

O, wie ruhig ſchaut der Mann
Aus dem engen Zimmer
In's Unendliche hinaus,
In des Nachtmeers Pracht und Schimmer.

Carl Ziegler.
(Carlopago.)

Liebesbriefe.

An J—rhine.

Du ſchritteſt durch des Waldes dunkle Räume, ein Gedicht,
Und Dir zum Preiſe flüſterten die Bäume ein Gedicht!
Dein Haupt umfloſſen Locken als der Liebe goldnes Netz,
In Deinem Auge webten glüh'nde Träume ein Gedicht!
An einer Blume ſtandſt Du ſtill und Deine Thräne floß,
Als ob Erinn'rung um die Blume ſäume ein Gedicht!
Da ſchien es ein verlornes Eden ſende Dir den Gruß,
Da ſchien es tief in Deinem Herzen ſchäume ein Gedicht!
Für ew'ge Trennung zogſt Du mir vorüber mährchenhaft,
Für ewig war's, was ich von Glück mir träume — ein Gedicht!

Ein menſchlich' Herz, das noch nicht durch ein Weh gegangen,
Iſt wie ein Schiff, das noch nicht in die See gegangen;
Das noch ermeſſen nicht die grauenvollſten Tiefen,
Und das dem Himmel noch nicht in die Näh' gegangen.
Der Sturm des Weh's nur trägt das Menſchenherz zum Himmel!
Durch deſſen Pforten kein Beglückter je gegangen,
D'rum iſt die Lieb', des Himmels lichteſte Verheißung,
Auch durch das Menſchenherz ſtets als ein Weh' gegangen.

Kein Strahl darf in mein dunkles Leben ſcheinen,
Ich nenne jeden Schmerz der Lieb' den meinen,
Nichts blieb mir als die trauervolle Wonne,
In einſam ſtiller Nacht um Dich zu weinen!

Mich beugt kein Sturm, mir blüht kein Freudenflor,
Ein Todter ſchreit' ich durch der Menſchen Chor,
Was iſt für mich der Erde Luſt und Weh'
Und was der Himmel, ſeit ich *Dich* verlor!

Wie ungenoſſen ich mein Glück vergeude!
Erleuchten könnten meines Seins Gebäude
Genüſſe, die da ſteh'n als finſt're Kerzen,
Und nur den Funken brauchten — *inn'rer Freude!*

Ausgleichung.

Für jede Schmerzensthräne
Die mir entlockt das Leben,
Hat eine Freudenthräne
Mir Deine Lieb' gegeben.

Für jede Freudenthräne,
An Deiner Bruſt vergoſſen,
Iſt eine Schmerzensthräne
An Deinem Sarg gefloſſen.

Heinrich Landesmann.

Kunſt und Liebe.

Novelle.

Mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

Ein junger Mann im ſchönen, halb-flamändiſchen, halb ſpaniſchen Coſtume der Porträte Vandyks ſaß an der Staffelei und betrachtete nachdenkend ein faſt vollendetes Bild, Mariens Verkündigung vorſtellend. Er hielt in einer Hand die Palette, in der andern Pinſel, die er heftig zuſammen preßte. Nach einigen Minuten des Stillſchweigens ließ er Pinſel und Palette fallen, faltete die Hände und Thränen floßen über ſeine Wangen.

Plötzlich öffnete ſich die Thüre des Ateliers, der Maler trocknete ſeine Augen und ſtand ungeduldig auf.

Die Frau, welche eintrat, war klein, ihr Geſicht ſtark gefärbt und gekleidet wie ein Weib in den Bauernſtücken des Teniers; ſie nahte ſich der Staffelei und murmelte grollend: „Hab's ja gedacht, daß er wieder an dem Bilde arbeitet, anſtatt daß er die Bilder, die der Herzog beſtellt hat, vollendet. Dort hängen ſie und warten."

„Sollen noch länger warten. Wen werden Schlägereien von Betrunkenen und Küchenſcenen anlocken, wenn er die Mutter Gottes malen kann."

„Glaubſt Du, daß in Deiner Mutter Gottes nicht die ganze Welt das Geſicht der Katharina erkennen wird. Wie konnteſt Du es wagen der Himmliſchen die Züge einer Tänzerin zu geben."

„Warum hat Gott einer Tänzerin ſo himmliſche Züge gegeben?"

„Bekenne es nur, Du thuſt es um das Mädel hieher zu locken. O ich habe Augen und weiß wohl warum Du Jungfrauen lieber malſt als betrunkene Bauern."

„Margaretha!“ ſchrie der Maler erzürnt.

„Schrei wie Du willſt, ich leid' es nicht mehr, daß Frauenzimmer hier ein- und ausgehen.“

„Du vergißt daß ich Herr in meinem Hauſe bin.“

„Und Du vergißt, daß ich Deine Frau bin.“

„O nein, ich verwünſche den Tag, wo Du es geworden biſt.“

„Hui! an jenem Tage warſt Du nicht ſo ſtolz.“

Gonzales erbebte: „Es iſt wahr,“ ſagte er bitter, „damals war ich ein Bettler ohne Obdach, kein Menſch gab mir für mein beſtes Gemälde ſechs lumpige Reichsthaler, und mein Wirth wies mich aus der Stube. O ich habe nichts vergeſſen, Du Margaretha nahmſt mich von der Straße auf wie einen verlaſſenen Hund, und gabſt mir großmüthig einen Winkel zum Schlafen und einen Napf voll ſaures Fleiſch.“

„Wer ſpricht davon?“

„Du Margaretha, Du rufſt es mir täglich in's Gedächtniß zurück. Aber weißt Du auch was ich Dir dagegen gegeben habe? Ich habe Dir meine ſchönſten Hoffnungen und Träume gegeben, ich bin Dein Gatte geworden, da ich Dein Sohn hätte ſein können. Ich habe unter Deinen Augen gearbeitet wie ein Geſelle für ſeinen Meiſter, immer Deine brummende Stimme hörend, und Dein unzufriedenes Geſicht ſehend. Und doch fühlte ich in mir die ganze Sehnſucht der Jugend nach Freuden anderer Art. Wie oft, wenn ich bei Rubens Palais vorüber ging, die bei einem Balle beleuchteten Fenſter ſah und die Muſik hörte, erbebte ich vor Luſt und Schmerz. Und ich hätte es doch nur wollen dürfen, ſo würde ſich das Gitter auch für mich geöffnet haben, denn Jeder, der ſeinen Namen mit einem Pinſel zu ſchreiben verſteht, iſt bei Rubens willkommen, und Gonzales Coques iſt ihm nicht unbekannt. Allein ich hätte das einförmige Leben in Unordnung bringen müſſen, welches Du mir bereitet haſt; wenn ich aus der Geſellſchaft gebildeter artiger Frauen zurückgekommen wäre, würde ich Deine Stimme noch rauher, Deine Laune noch unaushaltbarer gefunden haben. Ich zog es alſo vor, auf das

Vergnügen Verzicht zu leiſten, um meine Lage nicht noch trauriger zu finden. Auch kann die Kunſt für Alles tröſten, ſelbſt für verlorne Jugend, ihr vertraute ich meine Schmerzen, aber bei Gott beſchwör' ich Dich, Margaretha, raube mir nicht dieſe letzte Freude, denn wo keine Hoffnung iſt, da iſt auch keine Geduld mehr."

Dieſe Worte waren mit tiefer Wehmuth und zurückgehaltenem Zorne geſprochen; aber die dicke Flamänderin verſtand ſie nicht. „Was ſoll das Alles heißen?" ſprach ſie, „Du langweilſt Dich, Du möchteſt gern auf den Ball gehen, wer hindert Dich daran?"

Gonzales machte eine heftige Bewegung, die er aber ſogleich wieder unterdrückte und mit verzweiflungsvoller Reſignation erwiederte er: „Geh' in Deine Küche, Margaretha."

Dieſe plötzliche Ruhe erbitterte die Flamänderin vollends.

„In meine Küche?" ſchrie ſie, „bin ich denn eine Magd und habe ich nicht das Recht hier zu bleiben, wenn ich will? O ich bin nicht ſo dumm als Du glaubſt. Unter allen Deinen ſchönen Worten iſt doch Eines, was ich recht gut verſtehe. Ich bin Dir zur Laſt und Du wünſchteſt ich wäre todt. — Ja todt. — Dann wäre ich Dir nicht mehr im Wege, Du könnteſt zu den Feſten des Sennor Rubens gehen, mit ſchönen Damen koſen, und ſie alle als Jungfrauen malen. Du haſt aber Eines nicht bedacht: wenn Du mich nicht mehr hätteſt, müßteſt Du auch nicht ſo oft krank ſein, denn die ſchönen Damen ſcheuen das Fieber, und wachen nicht gern bei Nacht, um ſich ihren Teint nicht zu verderben. Von ihnen wäre es nicht zu verlangen, daß ſie zehn Tage und Nächte an Deinem Bette ſitzen, das können nur Mägde thun, wie ich eine bin."

„Ja," verſetzte der Maler, „Du haſt mich gepflegt, wie ein Henker den zum Tode verurtheilten Verbrecher pflegt, um dann die Freude zu haben ihn hinzurichten. Ich bin ja Dein Sklave, und Du als die Eigenthümerin müßteſt wohl das arme Hausthier zu erhalten ſuchen, das Dir Nutzen bringt. Du ſuchteſt nicht mein Leben zu retten, ſondern meine Arbeit."

„Schöne Arbeit das! ſchöner Nutzen! Seit zwei Monaten haſt

Du nicht ein einziges Bild verkauſt und doch verlangt man Deine Arbeiten von allen Seiten. Aber Du ziehſt es vor, Tage lang mit den Händen in dem Schooſe vor dieſer großen Leinwand zu ſitzen und zu beobachten wie die Mucken herum fliegen."

„Geh in Deine Küche, Margaretha!" wiederholte Gonzales, welcher fühlte, daß ſeine Geduld zu Ende gehe. Allein die Flamänderin war zu tief verletzt und ihr Zorn wuchs mit dem Sprechen. „Ja," ſchrie ſie, „mein Platz iſt in der Küche, ſo wie aller honnetten Frauen, hieher aber gehören nur liederliche Dirnen."

„Geh — um Gotteswillen geh'"

„Hier dürfen nur Undankbare bleiben, die vergeſſen, was man für ſie gethan hat."

„Wirſt Du gehen?"

„Faullenzer, die ſich durch ihre Frau ernähren laſſen."

Gonzales konnte ſich nicht länger zurückhalten. Er faßte Margarethe beim Arm, ſchob ſie unſanft zur Thüre hinaus, ſchloß dieſe zu und warf ſich dann wieder in ſeinen Lehnſtuhl.

Es war zum erſten Male, daß er zu einer ſo heftigen Maßregel Zuflucht nahm, und er fühlte ſich ſehr betrübt darüber. Gonzales Coques hatte Margaretha ein wenig aus Dankbarkeit, ein wenig aus Schwäche, und ohne die Folgen zu berechnen, geheirathet. Es gibt ein Alter, in welchem man alles Neue verſucht, wo man ſein Glück, ſein Leben ohne Zaudern aus Gleichgiltigkeit oder aus Neugierde auf's Spiel ſetzt. Gonzales hatte ſeine Vereinigung mit Margaretha weniger für eine Ehe, als für ein häusliches Beiſammenſein angeſehen. Er erblickte darin zuerſt nur das Mittel, ſich einen feſten häuslichen Standpunkt zu verſchaffen, wo er ein Weſen fände, das ihm als Mutter oder Schweſter gelte, allein bald bemerkte er, wie ſehr er ſich geirrt habe.

Margaretha liebte ihn nicht leidenſchaftlich, aber ganz und herrſchſüchtig. Gewöhnlich hat die Liebe einer alten Frau für einen jungen Mann dieſen tyranniſchen Charakter, es ſcheint, als ob lange zurückgehaltene Leidenſchaften ſich dann ſchadlos halten, und in den ſpätern Aufwallungen Alles verſchwenden wollten, was ſie früher geſpart hatten. Die Leidenſchaft iſt nur in der Jugend anmuthig, zärtlich, hingebend, denn nur in der Jugend iſt ſie glücklich über ſich ſelbſt. Spätere Liebe iſt ſelbſtſüchtig. Das Herz erwärmt ſich da nur wie ein Greis an den letzten Strahlen der Sonne mit egoiſtiſcher, kindiſcher Freude, man wünſcht die Strahlen ſeiner Sonne nur auf ſich allein zu lenken. Glücklich noch, wenn närriſche Schwachheiten nicht noch die Heiligkeit der Liebe durch Lächerlichmachung entweihen.

Margaretha wußte dieſe letzte Klippe nicht zu vermeiden. Eiferſüchtig und herrſchſüchtig verfolgte ſie Gonzales überall mit ihren Anforderungen und Klagen. Uebrigens machte bei ihr der Mangel an Zerſtreuung die Sache noch ſchlimmer und der Inſtinkt vertrat bei ihr die Stelle der Empfindung. Keine Natur konnte jener des jungen Malers antipathiſcher entgegenſtehen, als jene Margaretha's. Je unwiſſender und roher ſie ſich benahm, deſto mehr Delicateſſe beſaß Gonzales. Er war Einer jener ſchwärmeriſchen, in Idealen lebenden Weſen, die gleich bunten Schmetterlingen an der Wirklichkeit nicht feſt halten können, ohne den Farbenthau ihrer Flügel darauf zurück zu laſſen.

Gonzales beſaß wohl Energie, allein es war eine Energie, zu träg um ſich nach außen zu zeigen. Er war im Stande Alles zu erdulden, um nicht kämpfen zu müſſen. Dieß war die Urſache der Oberherrſchaft, welche Margaretha über ihn gewann. Doch wurde gegenwärtig dieſe Herrſchaft, da ſie ſich auch über die Kunſt zu erſtrecken begann, dem Maler ganz unerträglich. Oefters ſchon war er Willens Anvers zu verlaſſen, allein er fürchtete wieder allein zu ſtehen. Margaretha war doch das einzige Weſen, welches ihm Zuneigung gezeigt hatte, er war an ihrer Seite unglücklich, aber doch nicht ganz verlaſſen.

Die letzte Szene hatte indeſſen auf's Neue Gedanken an Flucht in ihm geweckt, und eben überlegte er, wie er dieſe bewerkſtelligen ſollte, als plötzlich an die Thüre ſeines Ateliers gepocht wurde.

„Wer iſt da?“ fragte er.

„Ich bin's, Herr," antwortete eine ſanfte, zitternde Stimme.

Gonzales öffnete und ein Knabe von beiläufig 15 Jahren im reichen, polniſchen Coſtume trat ein.

„Verzeih, Antonio," ſprach der Maler, indem er ihm freundlich die Hand auf den Kopf legte, „ich vergaß, daß heute deine Lehrſtunde iſt."

Antonio warf einen betrübten, etwas vorwurfsvollen Blick auf ihn. „Ich habe nicht vergeſſen," ſprach er ſanft. Gonzales ſetzte ſich wieder, und der Knabe nahte ſich ihm mit zärtlicher Schüchternheit und ſprach: „Du biſt traurig, Meiſter?"

Gonzales ließ das Haupt ſinken.

„O, ich begreife, ſie hat wieder mit Dir gezankt, die Böſe?"

„Ja, das hat ſie. Sie hat mir vorgeworfen, daß ſie mich ſeit zwei Monaten ernährt und ich nichts thue. Sie hat freilich recht, ſeit zwei Monaten habe ich nur für die Kunſt gearbeitet, meine Tage und Nächte habe ich vor dieſer Leinwand zugebracht und immer am nächſten Tage wieder ausgeſtrichen, was ich am vorigen malte. Alle meine Anſtrengungen waren fruchtlos, ich ſuche umſonſt die luſtigen Bilder feſt zu halten, die vor mir herumflattern, im Augenblicke als ich ſie feſt halten will, verwirren ſie ſich und entſchwinden. Vergebens ſuche ich um mich nachahmungswürdige Formen, Alles iſt ſchwer, plump, gemein. O warum bin ich nicht, wie unſre herrlichen Meiſter, in Italien geboren? Warum erwuchs ich nicht, wie ſie, in einer Atmoſphäre von Licht, Zierlichkeit und Poeſie? O ſie waren glücklich! Ihre Augen durften nur die Schöpfung betrachten, die ſie umgab, und ihre Pinſel dieſe copiren. Sie hatten nicht nothwendig ſich eine Sonne zu erfinden! Sie brauchten ſich zum Modell für eine Jungfrau keine öffentliche Gauklerin zu nehmen. Sie malten in Mitte von duftenden Blüten, melodiſchen Geſängen und himmliſchen Geſtalten und ihr Genie war nur Glück." Alſo ſprechend näherte er ſich ſeinem Bilde und es betrachtend fuhr er fort: „Das iſt Alles ſo kalt und gemein. O Raphael! o Titian! wo ſind die ſchönen

Modelle, die Euch unſterblich machten?" Dann wendete er ſich zu Antonio und ſprach zu ihm: „In Dir, mein Knabe, habe ich doch eine Form gefunden, wie ich ſie mir dachte, mein Engelsköpfchen da iſt ſchön, aber doch noch weit hinter dem Deinen. Willſt du mir heute noch ſitzen?"

„Ich bin ganz zu Deinen Dienſten, Meiſter."

Gonzales nahm Pinſel und Palette, ſetzte ſich zu ſeinem Bilde und verglich die Züge der Copie mit jenen des Originals. „Ach! wie ſind die Züge Deines Geſichtes ſo edel," ſprach er zu dem jungen Polen, „welche Sanftmuth und Schwermuth in Deinen Blicken! Ach! wenn Du eine Schweſter hätteſt, Antonio, die Dir gleich ſähe."

Es trat ein längeres Stillſchweigen ein. Gonzales malte eifrig. Plötzlich öffnete ſich die Thüre und Margaretha erſchien. „Spaniſche Edelleute wollen Dich ſprechen," rief ſie.

„Was wollen ſie?"

„Ich weiß es nicht, aber ſie kommen in einem vergoldeten Wagen angefahren."

„Ihre Namen?"

„Nur der Eine hat ſich genannt. Es iſt der Graf de los Savalles."

Antonio ſtieß einen Schrei aus.

„Was hat denn der Bube? Kennſt Du den Grafen?" fragte Margarethe.

Aber der Knabe antwortete nicht und warf nur unruhige Blicke umher. Man vernahm Stimmen auf der Treppe.

Antonio faßte Gonzales am Arme und rief: „Ich bin verloren! Im Namen Gottes ſchafft mich fort, ohne daß man mich erblickt."

„Das iſt unmöglich."

„So verbergt mich," ſchrie mit Entſetzen Antonio.

„In dieſes Kabinet!" ſagte Gonzales und ſchob ihn in eine kleine Kammer, wo er Rahmen und Leinwand aufbewahrte.

In dieſem Augenblicke trat der Graf mit zwei Edelleuten ein.

„Hier iſt mein Mann,“ ſprach Margaretha, Gonzales den Fremden vorſtellend.

„Guten Morgen, Meiſter!“ redete ihn der Graf an. „Rubens hat von Dir geſprochen und wir kommen, Dein Atelier zu ſehen.“

„Belieben Sie zu ſehen.“

Die Männer betrachteten mehre an der Wand hängende Gemälde und der Graf fragte dann: „Warum vollenden Sie denn dieſe vortrefflichen Skizzen nicht?“

„Ich arbeite an etwas Anderem.“

„Ja,“ brummte Margaretha, „an einer Verkündigung.“

„Hm!“ erwiederte der Graf kopfſchüttelnd, „wo ſoll man ſo etwas hinhängen, in einem Schlafzimmer iſt es nicht ſchicklich, und in einem Speiſe-Salon zu traurig. — Wo iſt denn dieſe Verkündigung?“

Coques deutete auf ſeine Staffelei, und die Edelleute traten vor dieſelbe, aber kaum hatte der Graf die Blicke darauf geworfen, als er ausrief: „Sehen Sie doch, Gabrella! — Iſt Ihnen dieſer Engelskopf nicht bekannt?“

„Freilich, das iſt ja ganz das Geſicht der Herzogin von Alcanzo, der ſchönen Dolores.“

„Was ſagen Sie, meine Herren?“ fragte Gonzales erſtaunt.

„Ah! Du kopirſt unſere ſchönen hohen Damen? Du kennſt alſo die Herzogin?“ fragte Savallos. „Ich habe dich übrigens nie in ihrem Palaſte geſehen, und dennoch iſt dieß das genaue Porträt ihrer Nichte.“

„In dieſem Engelskopf“ fiel Margaretha ein, „iſt meinem Manne ein junger, polniſcher Knabe geſeſſen.“

„Was für ein polniſcher Knabe?“

„Antonio — er war eben hier, wo iſt er denn hingekommen?“

„Er iſt fortgegangen,“ ſprach mit einem zornigen Blicke Gonzales.

„Das iſt unmöglich, wir hätten ihn auf der Treppe begegnen müſſen, er muß hier verborgen ſein.

„Er iſt nicht hier, ſage ich.“

„Ich wette doch, daß ich ihn finde.“

Gonzales drückte ſeine Frau ſo heftig am Arme, daß ſie plötzlich inne hielt.

„Was ſoll das heißen?“ ſprach der Graf, „warum den Knaben vor uns verbergen, der zu dem Engel als Modell geſeſſen iſt?“

„Mein Weib iſt närriſch, Herr Graf, der Engelskopf iſt ein Werk meiner Einbildungskraft.“

Savalles warf auf den Maler einen argwöhniſchen Blick, zog ſeine Begleiter bei Seite und wechſelte leiſe mit ihnen einige Worte.

Gonzales fühlte wohl, daß er ein Ende machen müſſe. „Meine Herren,“ fragte er, „wünſchen Sie noch etwas?“

Der Graf warf einen ſtolzen Blick auf ihn, und fragte: „Wir ſind Dir doch nicht zur Laſt, Meiſter?“

„Ich lebe von meiner Arbeit,“ antwortete der Maler.

Savalles ſchoß einen zornigen Blick, den er aber ſogleich wieder in ein Lächeln verzog, und ſprach: „Wir verlaſſen Dich alſo, geben Dir aber zu bedenken, daß es gefährlich werden kann, hohe Damen zu malen,“ und zu ſeinen Begleitern ſich wendend, fuhr er fort: „Laſſen Sie uns zur Herzogin gehen, um den Engel dort mit dem Engel hier zu vergleichen.“

Gonzales öffnete ihnen die Thür und ſie ſtiegen die Treppe hinab.

Kaum allein, trat Margaretha gegen das Kabinet und Antonie ihr entgegen.

„O, ich wußte es wohl!“ ſchrie ſie.

„Geh, geh, Margaretha,“ befahl Gonzales.

„Warum verbirgt er ſich, was ſoll Alles das heißen?“

Plötzlich hefteten ſich die Augen der Flamänderin feſt auf Antonie, ein Ausruf entrang ſich ihrer Bruſt, als wenn ein neuer Verdacht ſich ihrer bemächtigte, und mit einer zu ſchnellen Bewegung, als daß ſie hätte zurückgehalten werden können, riß ſie dem Knaben den Pelz auseinander, und ſchrie laut auf: „Ha! ein Weib!"

Gonzales ſtand unbeweglich und lautlos.

„Ein Weib!" wiederholte Margaretha, „iſt es möglich? Nun begreif' ich Alles, ſo ſehen alſo Deine Schüler aus, Gonzales?"

„Schweige, Margaretha."

„Katharina iſt Dir nicht genug, es müſſen auch noch hohe Damen kommen, und Du glaubſt, ich werde das leiden?"

„Hinaus!" ſchrie Gonzales wüthend.

„Ja, ich gehe, aber geraden Wegs zur Frau Herzogin d'Alcanze." Sie ſtürzte aus dem Atelier, das junge Mädchen machte eine Bewegung, ihr zu folgen, hielt aber an, und ſetzte ſich dann weinend auf einen Schemel.

Während dieſer ganzen Szene war Gonzales, wie vom Blitze berührt, unbeweglich geſtanden. Alles, was er gehört, war ſo plötzlich, ſo unerwartet gekommen, daß er es kaum zu faſſen vermochte. Als er aber jetzt mit dem jungen Mädchen allein war, als er ihr Schluchzen vernahm, fühlte er ſein Herz tief ergriffen. Er nahte ſich Dolores und redete ſie mit bebender Stimme an: „Sennora! habt Mitleid mit mir, meine Gedanken verwirren ſich, was ſoll ich glauben, was hoffen? Alles, was hier vorgegangen, iſt ſo ſeltſam, daß ich fürchte, es mir falſch zu erklären. — Dieſe Verkleidung — Ihre Beſuche — Soll ich darin ein unausſprechliches Glück für mich, oder einen grauſamen Scherz ſehen?"

Und als das Mädchen ſtumm blieb und ihr Schluchzen ſich verdoppelte, warf er ſich vor ihr auf ſeine Kniee und rief: „Sennora — nur ein Wort der Hoffnung — erbarmen Sie ſich meiner!"

Die junge Spanierin ſchlang ihre Hände um ſeinen Nacken und liſpelte leiſe ſeinen Namen, er aber ſchrie laut auf vor Freude: „Dolores! Dolores! wäre es möglich — Du hatteſt meinetwegen Alles dieſes gewagt? Du liebteſt mich?"

„Gonzales!“ wiederholte ſie, indem ſie ihre naſſe Wange an ſeine Stirne lehnte. Der Maler aber umſchloß ſie mit einer Hand, ihr mit der andern das Köpfchen emporhebend um ſie zu betrachten. „O mein Gott!“ ſprach er mit von Entzücken gebrochener Stimme, „Iſt dieß Alles kein Traum? bin ich nicht wahnſinnig? Dolores, das ſchöne, hehre Mädchen liebt mich? — Darf ich es wagen, ſie zu lieben? — Ich glaube, ich darf ſie nur im Staube anbeten, — auf den Knien ſie verehren. — O! wie war es möglich, daß ſie ihre himmliſchen Augen auf mich Unwürdigen warf.“

„Gonzales! ſchon ſeit einem Jahre kenne und liebe ich Dich.“

„Wo ſahſt Du mich?“

„Im Marienkloſter, als Du Deine Samaritanerin malteſt. Jeden Tag verborgen hinter den Gittern des Oratoriums ſah ich Dich, ich beobachtete Dein Geſicht, wie es bald aus Entmuthigung erblaßte, bald aus Kunſtenthuſiasmus ſtrahlte, ich hörte Dich heute Dein Werk preiſen und morgen verwünſchen, kurz ich war Zeuge aller Eingebungen Deiner Begeiſterung. Manchmal, wenn Neugierige Dich beſuchten, hörte ich Dich über Kunſt, Poeſie, Religion ſprechen. Alles, was Du ſprachſt ſchien mir neu, und doch fühlte ich, daß Deine Gedanken auch die meinigen ſeien. Endlich eines Tages, — (Du haſt es vielleicht ſchon vergeſſen) — beſuchte Dich ein junger Maler, den Du ſchon von Jugend auf kannteſt. Du vertrauteſt ihm das Innerſte Deiner Seele, und ſo lernte ich Dich ganz kennen. Dein Freund erzählte auch Dir die Begebenheiten ſeines Lebens, er war voll Kraft und Hoffnung; denn er ward geliebt. Da faßteſt Du ſeine Hand und ſprachſt: Sei glücklich Freund! Ach wenn mich ein Weib geliebt hätte, ich wäre auch ein anderer Künſtler geworden! Thränen rannen dabei von Deinen Wangen und von dieſem Tage an liebte ich Dich.“

„Engel! Engel!“ rief Gonzales, indem er das Mädchen in ſeine Arme ſchloß, „und ich ahnte nichts!“

„Vielleicht hatte ich mich verrathen, aber ich hatte nicht die Zeit dazu. Meine Tante, welche ſich damals in Spanien befand, kam zurück und nahm mich aus der Kloſtererziehungsanſtalt. Ich ſah Sie dann ſelten, doch ſuchte ich Sie überall und fand Sie manchmal in Muſeen. Allein plötzlich erblickte ich Sie nirgend mehr, ich wußte auch die Urſache Ihres gänzlichen Verſchwindens nicht, endlich erfuhr ich, daß Sie krank wären! Da konnte ich meiner Ungeduld nicht länger widerſtehen. Meine Tante, ſich ganz den Vergnügungen der großen Welt hingebend, ließ mir alle Freiheit. Mit Hilfe meiner Amme, welche hier in der Nähe wohnt, verſchaffte ich mir dieſe Kleider und ſtellte mich Ihnen als einen Schüler vor. Das Uebrige wiſſen Sie. Ich ſah Sie oft, hörte Sie ſprechen, und war glücklich. Ich würde mein Geheimniß noch lange verwahrt haben, wenn nicht der Zufall Alles entdeckt hätte.“

„Ach, beklagen Sie ſich nicht über einen Zufall, dem ich die ſchönſte Stunde meines Lebens danke. Ach, wenn Sie wüßten was ich empfinde? Ich möchte Ihnen danken für mein Glück und vermag es nicht. Ich liege zu Ihren Füßen, wie ein ſchwaches Kind ohne Willen, ich wage es kaum über mein Glück nachzudenken, denn ich fürchte, ich möchte erwachen. O könnt ich jetzt an dieſem Platze in Ihrem Anblicke verſunken mein Leben aushauchen.“

„Sie lieben mich alſo auch, Gonzales?“

„Können Sie fragen, wenn Sie bedenken, daß Sie für mich etwas Höheres als ein Weib, daß Sie die Verwirklichung aller meiner Träume und Hoffnungen ſind. Ob ich Sie liebe? Sie die wie ein Engel zu dem armen Verlaſſenen herabgeſtiegen iſt. Nein, Sie ſind mir von jetzt an Alles, ich kann nur durch Sie und für Sie leben. Geſegnet ſei der Zufall, der die Fremden hieher führte.“

„Ach! Sie erinnern mich, daß ſich der Graf Savalles jetzt bei meiner Tante befindet. Er wird ihr Alles entdeckt haben. — Gonzales, man wird uns, kaum vereinigt, wieder trennen.“

„Nein, unmöglich! Gott hat uns vereinigt, wir verlaſſen uns nicht mehr. Wir können Beide nicht länger hier bleiben Dolores. Wir müſſen Beide die Ketten brechen, die uns feſſeln, wir müſſen auf Alles Verzicht leiſten, und ein neues Leben beginnen. Jedes von uns iſt künftig des Andern Familie, ſeine Welt. Wir müſſen fliehen!“

Man vernahm einige Tage nachher, daß der Maler Gonzales Genues aus Anvers verſchwunden ſei, ohne daß man die Urſache wußte. Die Herzogin d'Alcanze ließ verlautbaren, ihre Nichte ſei plötzlich nach Spanien abgereiſ't, wohin ſie ein Bruder ihrer Mutter berufen habe. Es verbreiteten ſich zwar auch einige Gerüchte von Flucht und Entführung, allein der Herzogin wurde es nicht ſchwer, dieſe zu zerſtreuen. Sie gab ihren Freunden von Zeit zu Zeit Nachrichten von ihrer Nichte, und zeigte ihnen ſogar Briefe derſelben vor, ſo daß binnen Kurzem kein Menſch mehr davon ſprach. Uebrigens vernachläſſigte die Herzogin nicht, den Zufluchtsort ihrer Nichte auszuſpüren. Die Vorſicht, womit ſie ihre Flucht zu verheimlichen ſuchte, ward von ihr weniger aus Liebe als aus Stolz angewendet. Was ſie vor Allem zu verbergen ſuchte, war, daß eine d'Alcanze ſich ſo weit erniedrigte, Liebe für einen Mann aus dem Volke zu fühlen, nicht der Fehltritt war es, der ſie empörte, ſondern die Wahl, weniger kümmerte ſie die Ehre als die Verletzung der Convenienz; und Dolores würde ihr als Gonzales Frau noch ſtrafbarer erſchienen ſein, wie als deſſen Geliebte. Was ſie um jeden Preis erwirken wollte, war: ihre Nichte von Gonzales zu trennen, und ſie wieder in der Geſellſchaft erſcheinen zu laſſen, bevor ein unerwarteter Umſtand das ganze Geheimniß aufdecke. Sie wandte daher alle Mittel an, um den Zufluchtsort der Flüchtlinge zu erforſchen, und gebrauchte hiezu vor Allen Perez, einen alten Diener des Hauſes, deſſen Treue und Verſchwiegenheit ſie bei mehreren Gelegenheiten erprobt hatte. Dieſer reiſte mit Inſtructionen von der Herzogin verſehen ab.

Worauf er ſeine Hoffnung gegründet hatte, nämlich auf Gonzales Künſtlertalent, dieß half ihm auch auf die Spur. Der Maler war nach Brüſſel gezogen, wo er von ſeinen Arbeiten lebte, und wobei er nur die einzige Vorſicht brauchte, ſie durch Andere verkaufen zu laſſen. Perez fand in Amſterdam mehrere Bilder von ihm zum Verkaufe ausgeſtellt, er erforſchte alle Käufer in der Reihe, und entdeckte endlich die Flüchtlinge in Brüſſel.

Seine Maßregeln waren alſogleich ergriffen, um Dolores von ihrem Geliebten zu trennen und ſie zu entführen. Eines Abends, als Gonzales mit Dolores nach Hauſe ging, lauerte er auf ſeinem Wege von einigen Männern begleitet, welche den Maler ergriffen und ihm einige Dolchſtiche verſetzten, allein das Hilfegeſchrei Dolores zog mehrere Bürger herbei, welche die Mörder zwangen, die Flucht zu ergreifen. Nur Perez wurde ergriffen, und in's Gefängniß geworfen, woraus er erſt nach drei Monaten durch die Verwendung der Herzogin wieder entlaſſen wurde. Als er frei geworden, hatten die beiden Liebenden Brüſſel verlaſſen.

Mit neuem Eifer ſetzte Perez ſeine Nachforſchungen fort, allein Gonzales hatte ſeine Vorſicht verdoppelt, um durch ſeine Werke nicht verrathen zu werden. Perez durchſuchte vergebens alle Bilderhandlungen und verlangte umſonſt Werke von Gonzales Coques, die er mit Gold zu bedecken verſprach; alle Nachforſchungen waren fruchtlos, Gonzales malte nicht mehr.

Der Abgeſandte der Herzogin hatte bereits Flandern, Holland, Frankreich und England vergebens durchzogen und kam entmuthigt in Anvers an; dennoch beſuchte er noch die Magazine aller Bilderhändler und zog Erkundigungen ein.

Eines Tages, als er ſich in [illegible] in dem Atelier des Verſchleißers Hals befand, erhielt dieſer eben mehrere Bilder, die er in Perez Gegenwart aufſtellte.

„Was ſind das für Gemälde?“ fragte der alte Spanier.

„Wunderbare Kunſtwerke,“ antwortete Hals, „Blumenſtücke von einem jungen Künſtler, der ſich erſt ſeit einigen Monaten bemerkbar gemacht hat. Dieſer junge Menſch fängt ſchon da an, wo andere aufhören, mit Meiſterſtücken. In ſeinen Werken iſt die Anmuth der

Jugend mit der Erfahrung des Alters vereinigt. Sie können ſelbſt urtheilen; denn ich habe hier eines ſeiner ſchönſten Bilder."

Hals zog einen Vorhang zurück und zeigte Perez ein großes, an der Wand hängendes Gemälde. Es ſtellte das Innere einer ärmlichen aber heimlichen Kammer vor. Im Hintergrunde ſtand ein Bett, ein hölzernes Kreuz hing darüber und ein geweihter Palmzweig ſtack zu Häupten; auf dem breiten Fenſter ſtanden einige Blumentöpfe und in der Mitte ein von Weidenruthen geflochtener Korb halb umgeworfen, aus welchem Gras, Früchte und Blumen heraus fielen. „Sehen Sie," ſagte Hals, „welche Harmonie, das Einzelne iſt alles herrlich, und doch iſt es auch ein ganzes Bild und dieſe Kammer hat eben auch einen Ausdruck, wie ein Kopf von Rubens. Unter allen unſern Malern haben wir nur einen Einzigen, der ſeinen Bildern eine ſolche Einheit und Poeſie einzuhauchen weiß wie dieſer, und das iſt Gonzales Coques."

„Gonzales Coques!" ſchrie Perez, „Sie ſagen, daß die Behandlung in dieſem Bilde der ſeinigen gleicht?"

„So ſehr ſich zwei verſchiedene genres gleichen können, vollkommen."

„Und wie heißt der Maler?"

„Henry Staub."

„Und wohnt?"

„In Harlem."

„Ich kaufe dieſes Bild," ſagte Perez, bezahlte was Hals dafür verlangte und noch denſelben Abend fuhr er auf der Straße nach Harlem hin.

Am äußerſten Ende einer Vorſtadt Harlem's, in der Mitte des Gartens des Gärtners Koffmann, ſtand ein niedliches Häuschen von rankendem Jasmin umgeben, darin wohnte Gonzales mit ſeiner Geliebten.

Beide fanden dieſen Aufenthalt ſeiner Verborgenheit und ſeiner ländlichen Anmuth wegen am zweckmäßigſten. Gonzales hatte dabei auch den Vortheil, die Blumen immer vor ſich zu ſehen, die er malte. Nach dem Abenteuer zu Brüſſel hatte der Maler das Genre und ſeinen Namen verändert, um ferneren Nachſtellungen leichter zu entgehen. Es koſtete ihm zwar Ueberwindung, eine ruhmvoll betretene Bahn zu verlaſſen und dafür eine neue ungewiſſe zu wählen; allein ſeine Sicherheit und ſein Glück forderten dieſes Opfer. Dann gab es aber auch für dieſen Geiſt etwas noch Höheres und Koſtbareres als den Ruf, dieß war die Kunſt. Weniger kümmerten ihn die Beurtheiler ſeines Werkes als das Werk ſelbſt. Seine Liebe (ſo innig und tief ſie auch war), vereinigte ſich in ſeiner Seele mit der Verehrung für die Kunſt. Er liebte Dolores nicht nur weil es ſo ſüß war ſie zu lieben, ſondern auch weil ſie ein ſo erhabener Gegenſtand der Malerei war; er ſah in ihr nicht nur ein geliebtes, ſondern ein wunderbares Weſen. Viele Zeit wandte er dazu an ihre Anmuth zu ſtudiren und auf die Leinwand zu übertragen. Es beunruhigte ihn wenig, daß ſeine Fortſchritte der Menge unbekannt blieben, ſein Selbſtbewußtſein machte ſein Glück. So wie die erſten Chriſten Chriſtum in den Katakomben anbeteten ohne auf den Lärmen zu hören, den Rom darüber machte, ſo pflegte er die Kunſt, ohne auf die allgemeine Stimme zu horchen.

Dolores fühlte Alles mit, was ihr Geliebter fühlte. Dieſe beiden Seelen ſchienen ſich in einem Glauben vermählt zu haben, nur waren ſie auf entgegengeſetzten Pfaden zu demſelben Ziele gelangt. Gonzales hatte die Liebe durch die Kunſt begriffen, Dolores die Kunſt durch die Liebe.

Alle Zeit, worüber der junge Maler verfügen konnte, wandte er zu ernſten Studien an. Da er für Lohn nur Blumen und Früchte malte, ſo malte er für ſich Madonnen, Heilige und Engel. Dolores war ſein Modell für jene Arbeiten, die er vor Aller Augen verbarg. Seit ſeiner Ankunft in Harlem that er Alles, um ſein Andenken zu vernichten. Der Händler, der ihm ſeine Bilder abkaufte, war der Einzige zu dem er ging. Dolores lebte noch zurückgezogener, ſie ging nie nach der Stadt und vermied auch außerhalb derſelben alle beſuchten Orte. Nur wenn der Abend ſchön war, gingen Beide auf die Wieſen welche ſich außer ihrem Garten ausdehnten. Sie wählten die einſamſten Pfade und wandelten Arm in Arm auf dem weichen Raſen dahin. Manchmal nach einem längeren Spaziergang ſetzte ſich Dolores unter einen Baum. Gonzales ſtand vor ihr mit verſchränkten Armen und geſenktem Haupte. Er betrachtete die untergehende Sonne, horchte dem Säuſeln der Lüfte durch die Blätter, dem Geſange der Vögel, und in der Mitte dieſer tauſend Harmonien und Herrlichkeiten der Natur ſchien ihm ſeine Geliebte die Königin der Schöpfung. Wenn dann die Nacht langſam heraufſtieg, und der Mond durch die Pappeln blickte, gingen Beide nach Hauſe zurück. Da fing dann jenes Geſchwätze an, welches noch ſüßer iſt, weil man ſich dabei nicht ſieht, wo man ſich die Hand drückt, wo Kopf ſich zu Kopfe neigt und endlich kühnere Vertraulichkeit ſich in einen Kuß auflöſt.

Seit einiger Zeit arbeitete Gonzales an einer heiligen Cäcilie, welche ſeiner Meinung nach Alles übertraf, was er bisher gemalt hatte. Es war zum erſtenmale daß er jene Künſtlerfreude fühlte, welche erkennt, daß ſein Streben mit ſeinem Geben gleichen Schritt halte. Eines Tages, als er länger als gewöhnlich gearbeitet hatte, fühlte er das Bedürfniß auszuruhen und ging allein aus. Der Händler, der ihm ſeine Bilder abkaufte, war ihm ein Sümmchen ſchuldig. Er lenkte ſeine Schritte nach deſſen Hauſe.

Er traf nur deſſen Söhnchen im Erdgeſchoſſe und fragte ihn um ſeinen Vater.

„Er iſt eben mit einem Fremden," antwortete der Knabe.

„So will ich warten!" erwiederte Gonzales. Er betrachtete die verſchiedenen Kunſtgegenſtände, welche ſich im Verkaufsladen befanden. Ein Carton mit Kupferſtichen nach Raphael und Michael Angelo beſchäftigte ihn Anfangs, dann ſetzte er ſich vor ein großes Gemälde von Rubens und prüfte alle Einzelheiten. So ſaß er ſchon längere Zeit, als ſich Stimmen auf der Treppe vernehmen ließen. Eine Thüre öffnete ſich und Georg Krab trat mit einem Fremden ein.

„Geh' hinauf, Wilhelm, zur Mutter," ſprach er zu ſeinem Sohne, und zu dem Fremden gewendet, fuhr er fort: „Dies ſind die beiden Bilder von denen ich Ihnen geſagt habe."

„Sind ſie von dem nämlichen Henry Staub, von dem ich Gemälde in Udenarde geſehen habe?"

„Allerdings, ich verkaufe ja ſeine Arbeiten an Meiſter Hals."

„Malt er auch etwas Anderes als Blumen?"

„Nein."

„Sind Sie deſſen ſicher?"

„Ganz ſicher."

„Und Sie ſagen, daß Staub erſt ſeit ſechs Monaten hier in Harlem iſt?"

„Beiläufig ſo lange."

„Wie ſieht er aus?"

„Ein großer, ſchöner Mann, ein wenig blaß, ein wenig trübſelig, lange Haare und ſanfte Augen, mehr ein Raphael als ein Rembrandt."

„Ganz recht. Lebt er allein?"

„Ich weiß es nicht. Er kommt zu mir, bringt mir ſeine Bilder und ſpricht nie von ſeinen häuslichen Verhältniſſen. Uebrigens erinnere ich mich, daß mir ſein Nachbar Rüſtoff erzählt hat, er habe ihn eines Abends auf den Wieſen Arm in Arm mit einer jungen Frauensperſon begegnet, vermuthlich ſeiner Gattin."

„Gut, gut! ich muß ihn ſehen."

„Haben Sie Geſchäfte mit ihm?" fragte Krab, Argwohn ſchöpfend.

„Ja, wo wohnt er?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Krab trocken.

„Wie?"

„Meiſter Hals, wie es ſcheint, will die kleine Proviſion, die r mir bezahlt, erſparen und die Bilder aus der erſten Hand erhalten."

„Sie irren ſich, ich bin nicht von Meiſter Hals geſandt."

„So wollen Sie auf eigne Rechnung handeln? In jedem Fall mögen Sie wo anders Erkundigung über Henry Staub einziehen; ich bin nicht ſo dumm, Bilderhändlern die Adreſſen meiner Maler zu geben.“

„Ich bin ja kein Bilderhändler,“ rief Perez. „Ich gebe Ihnen 50 Ducaten, wenn Sie mir die Wohnung Staub's mittheilen; ich will ſie auch gar nicht ſeiner Bilder wegen wiſſen, ſondern darum, weil ich ein junges Mädchen aufſuche, das der Maler entführt hat, der ſich nicht Henry Staub, ſondern Gonzales Goques nennt.“

„Iſt's möglich?“

„Ich verlange nichts, als das junge Frauenzimmer zu ſehen, mit welcher der Maler ſpaziren geht.“

„Das wird nicht leicht ſein, er bewohnt ein Häuschen am Ende der neuen Vorſtadt, geht ſelten aus, und empfängt Niemand.“

„Ich will es ſchon zu veranſtalten ſuchen, daß wir ihn heraus bringen, wenn ich nur auf ihre Beihilfe rechnen kann, Meiſter.“

„So gewiß als ich auf Ihre 50 Ducaten.“

„Hier iſt indeſſen die Hälfte, der Reſt folgt, wenn mein Plan glückt.“

Perez näherte ſich nun den Bildern, die ihm Krab gezeigt hatte und las den Namen der unten ſtand. „Henry Staub! ja, ja,“ murmelte er lächelnd, „du glaubteſt mich irre zu führen, wenn du Namen und Genre veränderſt, allein, du haſt es mit einem alten Fuchſe zu thun. Daß große Künſtler ſich nicht verläugnen können; ſie müſſen ſagen was ſie auf dem Herzen haben, ſie meinen ſich zu verbergen, wenn ſie die Schrift ändern, und bedenken nicht, daß man früher oder ſpäter doch die Feder erkennt. Adieu Meiſter, ich will meine Maßregeln treffen und morgen begeben wir uns in's Freie. Alſo ſprechend verließ Perez den Laden und Krab folgte ihm.

Gonzales hatte Alles gehört. Sobald er ſich allein ſah, verließ er augenblicklich den Laden, ging durch eine Hinterthüre, die er kannte, und eilte nach Hauſe. Er ſah ein, daß ihn und die Geliebte nur ſchnelle Flucht retten könne. Allein auch dieſe Flucht konnte ihnen nur Sicherheit für den Augenblick gewähren, denn die Alcanzes würden, wie er wohl einſah, ihre Nachſtellungen fortſetzen, und alle ſeine Sorgfalt ſich zu verbergen, würde fruchtlos ſein, denn wie Perez ſagte, der Pinſel eines Künſtlers ſchreibt immer deſſen Namen. Es ward ihm alſo klar, er mußte entweder auf ſeine Liebe oder auf ſeine Kunſt Verzicht leiſten. Die Wahl zwiſchen beiden ſchien ihm unmöglich. Kunſt und Liebe hatten ſich in ſeiner Seele ſo vereinigt, daß ihm mit einer Beide verloren gingen. Was wäre ihm die Kunſt ohne Dolores geweſen? Die Natur ohne Sonne. Es war eine Wahl zwiſchen Tod und Leben, und ſie wurde ihm ſo ſchwer als ob eine Mutter zwiſchen zwei geliebten Kindern wählen ſollte, wovon nur Eines zu retten iſt. Er ging durch die Vorſtadt ohne etwas zu ſehen und zu hören, kam endlich in ſeinen Garten, und hielt an ſeinem Häuschen an. Dolores erwartete ihn vermuthlich und noch hatte er keinen Entſchluß gefaßt. Er warf ſich kraftlos auf eine Raſenbank. Da blickte er verzweiflungsvoll um ſich, die Abendkühle hatte die Köpfchen der ermüdeten Blumen wieder empor gehoben, das Waſſer des Springbrunnens, vom Zephir gefächelt, und von der untergehenden Sonne beleuchtet, glänzte wie Millionen Diamanten, und durch die Acazien ſchimmerte der Purpur des Abendrothes. „Nein!“ rief er, die Arme ausbreitend, „auf die Pracht der Schöpfung kann ich nicht Verzicht leiſten. Mein Gott! ich bin ein Maler! ich bin ein Maler!“

In dieſem Augenblicke ertönte eine ſanfte Stimme, er bog zitternd die Zweige auseinander und ſah Dolores aus dem Fenſter gebeugt, ſie hielt eine irdene Vaſe in der Hand, welche ſie abtrocknete, und ſang dazu folgende Romanze in ihrer Landesſprache:

Und der Hirte ſprach zu Inez:
Sieben Jahre lieb' ich Dich,
Einmal mußt' ich Dir's bekennen,
Laß nun kommen Deine Knechte,

Laß ſie feſſeln mich in Ketten;
Laß den Henker gräßlich ſpannen
Meine Glieder auf die Folter;
Laß beſtellen einen Sarg mir,
Denn verdient hab' ich den Tod.

Aber Inez ſprach zum Hirten:
Es geſcheh' nach Deinem Willen
Ketten ſei'n Dir meine Arme,
Meine Küſſe Deine Folter
Und das Ehbett ſei Dein Sarg.
Ich auch lieb' Dich ſieben Jahre,
Einmal muß ich Dir's bekennen,
Meines Vaters Schloß will gerne
Theurer ich für Dich verlaſſen;
Ich war reich, nun werd' ich glücklich.

Achte nicht darauf daß meine
Stirne weißer iſt als Deine,
Im Gebirge wird ſie bräunen.
Sieh nicht meiner Hände Schwäche,
Denn die Arbeit wird ſie ſtärken,
Nur mein Herz betrachte, Lieber,
Dieß iſt muthig, dieß iſt ſtark.

Während Dolores alſo ſang, war eine plötzliche Veränderung in der Seele des jungen Malers vorgegangen. Seine beiden Hände hatten ſich auf ſein Herz gedrückt, ſeine Lippen liſpelten den Namen Dolores, und Thränen netzten ſeine Wimper. Als das Mädchen das Fenſter verlaſſen hatte, ſaß er lange unbeweglich. Endlich erhob er das Haupt als ob er einen Entſchluß gefaßt hätte, verließ die Bank, ſchritt die Treppe hinauf, und öffnete leiſe die Thüre. Dolores deckte den Tiſch zum Abendeſſen, als ſie den Geliebten erblickte, ſchrie ſie freudig auf und warf ſich in ſeine Arme. „Du warſt ſo lange aus," ſprach ſie, „ich wurde ſchon unruhig." Gonzales umarmte ſie, ohne zu antworten.

„Was iſt geſchehen?" fragte ſie zurückweiſend. „Du biſt blaß?"

Gonzales ſetzte ſich und zog Dolores auf ſeinen Schooß.

„Man hat unſern Aufenthalt entdeckt —" ſagte er.

„Gott!"

„Der Mann, der mich in Brüſſel ermorden wollte, iſt hier."

„Perez? Woher weißt Du —?"

Gonzales theilte ihr die Unterredung mit, die er bei Krab gehört hatte. „Du ſiehſt, ich muß auf die Malerei oder auf dich Verzicht leiſten, meine Wahl iſt getroffen!" und er trat zur Staffelei, auf welcher die heilige Cäcilia ſtand. „Von nun an bin ich ein Maler mehr," rief er, „Du haſt mir Rang, Reichthum und Familie geopfert, ich opfere Dir meine Kunſt." Er drückte das Bild an ſeine Lippen und ſprach: „Lebe wohl meine Heilige, lebe wohl meine Hoffnung," und er zerriß das Bild und warf es auf die Erde.

Zwei Jahre waren verfloſſen, ſeit Gonzales aus Harlem ntflohen war, und Perez hatte ſeine Nachforſchungen fruchtlos rtgeſetzt. Nach dem kleinen italieniſchen Städtchen Garigliaro ezogen, blieb der Geliebte Dolores ſeinem Vorſatze getreu, er ar nicht mehr der Maler Staub, ſondern der Korbflechter Cano.

Dieſe Metamorphoſe hatte die Abgeſandten der Herzogin ganz rre geführt, ſie war aber auch unheilbringend für Gonzales. ls er Dolores ſeine Kunſt opferte, wußte er nicht, wie grau-am ſich dieſes Opfer an ihm rächen würde. Der Verluſt der Ge-ebten würde Zweifels ohne ſein Herz gebrochen haben, allein er ürde ihn nicht ganz vernichtet haben, ſein Schmerz würde in der unſt Linderung gefunden haben, ja vielleicht würde ſein Ausdruck nial geworden ſein, jetzt aber war ſeine Liebe zu Dolores zum chweigen verurtheilt. Nur indem er die anmuthigen Formen, ja den Geiſt der jungen Spanierin auf der Leinwand wieder gab, bezeigte er, wie ſehr er ſie liebe; je ſchöner er ſie darſtellte, je mehr ſteigerte ſich jene Liebe, ſeine Stimme war ſein Pinſel. Seitdem dieſe Stimme nicht mehr ſprechen durfte, wußte er auch ſeine Zärtlichkeit nicht mehr auszudrücken, die Worte ſchienen ihm faſt, ſie gehörten aller Welt, ſeine frühere Sprache war nur ihm eigenthümlich.

So wurde auch ſeine Leidenſchaft ſchwächer und da er dieß fühlte und fürchtete, Dolores weniger zu lieben, klagte er ſich des Undankes, der Unempfindlichkeit an. Aber je mehr er ſich auf dieſe Art ſelbſt quälte, je mehr fühlte er ſein Herz erkalten. Dolores war noch immer daſſelbe Weſen, das er am meiſten auf der Welt liebte, aber er liebte alle Weſen weniger. Seine materielle Lage trug noch zu ſeinen Leiden bei. Er war an die launenhafte Arbeit des Künſtlers gewöhnt und er mußte jetzt die ununterbrochene Arbeit eines Handwerkers verrichten, die ihn kaum für den nächſten Tag ernährte. In Ateliers, mit Bildern behangen, aufgewachſen, und von früher Jugend an den Glanz der Farben gewohnt, beleidigte ſeine Augen die Nacktheit ſeiner jetzigen Wohnung. Die einförmige Traurigkeit dieſer weißen Wände theilte ſich ſeinem ganzen Weſen mit.

Dolores hatte dieß Alles mit tiefer Wehmuth bemerkt. Für ſie hatte die neue Lage nichts Bitteres, ihre Liebe verſchönerte Alles, nicht als ob dieſe aufrichtiger geweſen wäre, als jene Gonzales, nein, weil ſie nur auf Einen Gegenſtand gerichtet war, der der Stern ihres Lebens, ihr Alles war.

Eines Tages, als Dolores ausgegangen war um einige weibliche Arbeiten der Gräfin Apani zu bringen, die eine Villa außer der Stadt bewohnte, ſetzte ſich Gonzales auf eine Bank vor ſeiner Hütte. Seit er nicht mehr malte, beſtand ſeine einzige Freude darin, die Gegend zu betrachten, die jungen Bauernmädchen anzuſehen, wie ſie ihre Körbchen mit Früchten vom Lande hereinbrachten, oder vor den Madonnenbildern in Andacht knieten. Er verlor ſich oft ſtundenlang in dieſem Anblicke.

Er war ſchon lange ſo geſeſſen, als eine zarte Hand ſich auf ſeine Augen legte, er erkannte und küßte ſie.

„Du biſt es, Dolores?"

„Ja, ich lieber Freund! Erhebe doch Dein Haupt und lies in meinen Augen, daß ich Dir eine gute Nachricht bringe."

„Welche?"

„Warte nur noch. Ich bin ſo haſtig gelaufen, laß mich zu Athem kommen, und mache mir ein Plätzchen neben Dir."

Gonzales zog ſie auf ſeine Knie. „Was bringſt Du denn, lieber Bote?" fragte er.

„Du weißt, daß ich von der Gräfin Apani komme. Wir ſprachen lange miteinander. Sie ſagte mir, daß das Mädchen, welches bei ihr Beſchließerin war, fortreiſen mußte, und ſchlug mir vor, deren Platz einzunehmen."

„Wie? Du im Dienſte der Gräfin?"

„Warum nicht?"

„Vergißt Du, daß Du die Nichte einer Herzogin biſt?"

„Ich bin die Geliebte eines Korbflechters."

Gonzales drückte ſie an ſeine Bruſt und ſeufzte. „Allein da nüßten wir uns ja trennen," ſprach er.

„Glaubſt Du, daß ich daran nicht gedacht habe? Das war ie erſte Einwendung, welche ich der Gräfin machte," allein ſie rwiderte: „Dein Mann ſchreibt recht gut, ich habe ſeine Conto's eſehen, und mein Gemal braucht eben einen Copiſten."

„Und was haſt Du geantwortet?"

„Ich hab's angenommen."

„Wo denkſt Du hin? Wir beide im Hauſe des Grafen, gleich- am Diener, dazu kann ich mich nicht entſchließen."

„Doch, doch; denn ich wünſche es, und Du wirſt es mir nicht erweigern. Sei doch nicht ſtolzer als ich, lieber Freund. Iſt's nicht nerlei, ob Du der Korbflechter oder der Abſchreiber des Grafen

Arani biſt? Glaube mir, Du wirſt Dich dort glücklich fühlen. Die Gräfin hat mir geſagt, wir ſollen miteinander das kleine Häuschen im Garten bewohnen, welches wir im Vorübergehen ſo oft bewundert haben, Du wirſt mitten zwiſchen Bildern und Statuen und allerlei Kunſtwerken leben, die Du jetzt ſo ſchmerzlich vermiſſeſt. Dann bedenke noch, wir finden dort ein Aſyl. Wenn wir je entdeckt werden ſollten, ſo wird uns der Graf beſchützen. O nimm es an, ich bitte, ich beſchwöre Dich!" Dolores ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und hob die Augen flehend zu ihm empor.

„Wer könnte Dir etwas verweigern?" rief er entzückt aus. „Wohlan, es geſchehe wie Du wünſcheſt."

Am andern Tage ſtanden Beide im Palaſte Arani. Es war zum erſtenmale, daß Gonzales dort eintrat. Er war erſtaunt über deſſen Größe und Reichthum. Beim Anblicke der Fresken in der Vorhalle, fühlte er ſein Herz ſchlagen; ſeit drei Jahren waren dieß die erſten Gemälde, die er wieder ſah.

Man führte ſie durch mehre Säle, endlich öffnete man eine Thüre, und ſie ſtanden vor dem Grafen und der Gräfin.

„Das iſt Ihr Copiſt und meine Beſchließerin," ſagte die Gräfin.

Gonzales verbeugte ſich, und ſeine Blicke fielen, als er ſie wieder erhob, auf ein großes Gemälde an der Wand: „Himmel! ein Corregio!" ſchrie er laut auf.

Dolores erblaßte.

„Corpo di Bacco!" ſagte der Graf. „Du biſt ein Kenner Cano. Wie kommſt Du dazu, die Pinſel großer Meiſter zu unterſcheiden?"

„Ich habe viel geſehen," antwortete Gonzales, „bei Bilderhändlern und in Muſeen."

Der Graf verfolgte das Geſpräch nicht weiter, er gab ihm nur einige Befehle und beſtimmte ihm ſeine künftige Wohnung.

Aber der Anblick des Bildes von Corregio hatte Gonzales bis in den Grund der Seele erſchüttert. Während er nichts ſah als die Natur, hatte ſeine Leidenſchaft vor der unendlichen Größe der Schöpfung geſchwiegen, ja das Hohe der Anſchauung hatte die Begierde zur Nachahmung nicht erregt, doch der Anblick des Bildes war ihm ein neuer Beweis, was die Kunſt zu leiſten vermöge, eine Lehre, die ihm die Mittel zeigte, den hohen Zweck zu erreichen.

Die Liebe zur Malerei erwachte auf's Neue. Er hatte weder Ruhe noch Freude mehr. Er verſuchte es, dagegen zu kämpfen; aber vergebens. Ein Fieber der Sehnſucht, des Schmerzes, ja ſelbſt der wüthendſten Begierde hatte ſich ſeiner bemächtigt. Corregio's Bild war der Talisman, der dieſe Macht auf ihn ausübte, er dachte immer daran, es erſchien ihm des Nachts im Traume und geheimnißvolle Stimmen riefen ihm zu: „Schau' ſchau und male!" Oft beim Grauen des Morgens, wenn Dolores noch ſchlief, ſtand er auf, ſchlich wie ein Verbrecher längs der Mauer der Villa hin, drang in den Saal, wo das wunderbare Werk aufgeſtellt war, und blieb ſo lang davor ſtehen, bis ihn Stimmen der Hausleute verſcheuchten.

Dieſe Aufregungen wurden ſeiner Geſundheit nachtheilig. Gonzales Leben war immer durch Schwächlichkeit gefährdet, und nur Dolores Liebe hatte die Krankheit einige Zeit beſchworen, das Glück diente ihm ſtatt Kraft; allein nun wich dieſes, und das Uebel machte reißende Fortſchritte. Jeden Tag verminderte ſich ſeine Kraft, und doch hatte ſich das Leben für ihn nie ſo angenehm gezeigt. Alles liebte ihn auf der Villa Ayani, der Graf ließ ihm volle Freiheit und ſeine Tage verfließen, indem er Spaziergänge machte, oder im Schatten der Bäume einen Dichter las. Allein dieß Wohlbehagen trug noch dazu bei, ſeinen Zuſtand zu verſchlimmern. Ganz mit ſeinen Träumereien beſchäftigt, ſah er nur das Bild überall. Der Arzt des Grafen wendete ſeine ganze Kunſt an, doch fruchtlos.

Dolores ſuchte auf alle mögliche Weiſe die Urſache des Uebels zu erforſchen. Sie hatte ihre Zärtlichkeit verdoppelt, ſie drang in ihn. Umſonſt. Er lächelte, aber ſein Lächeln war eiſig. Einmal bei

Nacht glaubte ſie ein Geräuſch zu vernehmen, und ſtand ſchnell auf. Gonzales war nicht zugegen. Sie rief ihn, eilte in das Nebengemach, allein ſtumm blieb ſie an der Schwelle ſtehen. Aufrecht ſtand Gonzales vor der Mauer, welche der Mond beſchien, und machte alle Geberden, als ob er malte. Oeſters trat er einige Schritte zurück, als ob er ſich von der Wirkung des Gemalten überzeugen wollte. Seine Stirne bedeckte Schweiß und ſeine Lippen murmelten: „Muth! Muth! — Ich habe Dein Geheimniß entdeckt, Correggio! — Auch das Deinige, Raphael! — Es iſt dasſelbe. — Man muß die Farben mit den Sonnenſtrahlen miſchen. — Das, das iſt's!“ Dann blieb er längere Zeit unbeweglich. Endlich machte er eine Bewegung, als ob er einen Vorhang über das eingebildete Gemälde zoge, und trat gegen die Kammer.

Das, was Dolores geſehen, hatte ihr vollkommenen Aufſchluß gegeben, ſie beſchloß Gonzales um jeden Preis zu retten.

Am andern Morgen bat ſie die Gräſin um eine Unterredung, ſie fand ſie im Geſpräche mit dem Arzte.

„Was willſt Du, mein Kind?“ fragte dieſe, „und warum zitterſt Du?“

„Signora!“ antwortete Dolores, „erlauben Sie mir, Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen.“

Der Arzt wollte ſich entfernen.

„Bleiben Sie, Signor Juliano!“ ſagte Dolores, „auch Sie ſollen wiſſen, was ich zu ſagen habe.“ Dann mit zur Erde geſenkten Blicken blaß, und mit vor Scham unterdrückter Stimme, erzählte ſie ihre Liebe zu Gonzales, wie dieſer auf ſeine Kunſt Verzicht geleiſtet, und welche Wirkung dieſe auf ihn hervorgebracht habe. Als ſie geendet hatte, weinte ſie bitterlich. „Ach,“ rief ſie, „habt Mitleiden und rettet ihn. Ihr ſeid mächtig Signora. In Eurem Hauſe wird man es nicht wagen, uns Gewalt anzuthun. Beſchützet uns, und ich will Eure Sklavin ſein.“ Dolores war der Gräſin zu Füßen gefallen. Dieſe, überraſcht von dem, was ſie vernommen, hob ſie liebreich auf und ſprach: „Armes Kind, beruhige Dich! Gonzales ſoll die Pinſel wieder ergreifen, und ihr Beide ſollt hier einen ſichern Zufluchtsort haben. Fürchte ihn nicht zu verlieren, mein Kind, wir werden ihn retten; nicht wahr, Doktor?"

Der Arzt machte nach einigem Zögern ein bejahendes Zeichen.

Dolores hatte dieß bemerkt und ſchrie nun verzweiflungsvoll: „Gott! er iſt verloren! Verhehlt mir nichts, Doktor! — Iſt keine Hoffnung mehr? — Seit einigen Tagen iſt er ja wohler.

Der Arzt ſenkte die Augen und ſchwieg.

„Ach ja!" ſchrie Dolores, „ich weiß es wohl, es gibt Krankheiten, die in den letzten Augenblicken Linderung gewähren — aber Sie kennen ja jetzt die Urſache ſeines Uebels, Signor Juliano. Sie ſind ein kenntnißreicher Arzt, Sie werden ihn heilen. — O ſagen Sie mir, daß Sie ihn heilen werden."

„Es iſt zu ſpät!"

Dolores ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus. In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre und Gonzales mit funkelnden Augen trat ein.

„Zu ſpät!" wiederholte er, „ſo gebt mir Pinſel!"

„Ich, ich bin es, die Dich mordet," rief Dolores, ſich in ſeine Arme werfend.

„Pinſel! Pinſel will ich haben, bevor ich ſterbe. Ich habe den Corregio geſehen, — er hat mit mir geſprochen — Ich bin auch ein Maler!" Er wollte einige Schritte vorwärts thun, allein er ſchwankte, hielt ſich an der Mauer und wurde ohnmächtig. Man trug ihn in ſeine Wohnung, wo er bald wieder zu ſich kam, aber ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Er verlangte, daß man ihm Alles bringe, was zum Malen nöthig iſt, und als dieß geſchehen war, betaſtete er Leinwand, Pinſel, Palette mit der Freude eines Kindes. Als man ihn die Staffelei nahe an das Bett gerückt hatte, erhob er ſich, bat Dolores, ſich daneben zu ſetzen und fing an zu malen.

Es war, als ob eine übernatürliche Macht ſeinen Pinſel leite, und als ob er nur unter ihrem Einfluſſe, ohne ſich ſeiner bewußt zu ſein, male. Seine Hand zitterte nicht, die Leinwand belebte ſich unter derſelben wie durch einen Zauberſchlag. Der Graf und Juliano, welche hinter ihm ſtanden, konnten ſich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit laut ihre Bewunderung zu äußern, allein er hörte ſie nicht. Die Haare in Unordnung, das Auge flammend, malte er, Lieder ſeiner Jugend ſummend. Plötzlich aber ſang er auch die Lieblingsromanze Dolores. Und der Hirte ſprach zu Inez: „Ja, ja," ſagte er wehmüthig: „das iſt das Lied, welches Dolores in Harlem ſang, als ich ihr verſprach nicht mehr zu malen," und die Pinſel anblickend, die er in der Hand hielt, fuhr er fort: „Unglücklicher, Du haſt Dein Wort gebrochen — Perez wird kommen. Laß uns fliehen, fort, fort!"

Er wollte aufſpringen, allein der Graf und Juliane hielten ihn zurück.

„Ha! da ſind ſie ſchon," ſchrie er mit den letzten Kräften, „verbirg dieſes Bild, Dolores! zerreiße es, zerreiße es."

Er wollte noch Kraft gewinnen, das Bild ſelbſt zu ergreifen, allein er fiel zurück, ſeine Hände falteten ſich zum Gebete, er that noch einen tiefen Seufzer und ſeine Augen ſchloſſen ſich auf ewig.

Toskaniſche Lieder.

1. Wie man verliebt iſt.

Auf grüner Flur ſah ich ein munt'res Füllen
Mit ſtarkem Seil an einen Pfahl gebunden;
Gewaltſam hat es ſich befreien wollen,
Und zerrt' am Seil, das ſich nur mehr verwunden.

So thut der Menſch, wenn er in Lieb' befangen;
Glaubt frei zu ſein, und iſt in's Netz gegangen.
So thut der Menſch, wenn er in Lieb' verkettet;
Verſtrickt ſich enger ſtets, und glaubt, daß er ſich rettet.
So geht es mir mit Dir, Ninetta, eben —
Will mich befrei'n — und hab' verwirkt mein Leben!

2. Wie ſchön Du biſt.

Schön biſt Du! — Dich erſchuf der Gott der Liebe,
Und ließ Dich auferzieh'n von Amoretten,
Die lehrten frühe Dich die Kunſt der Liebe,
Und wie im Spiele Herzen zu erwetten.
Kein Maler lebt, der's wagte Dich zu malen,
Schön wie Du biſt, ſo weit die Sterne ſtrahlen;
Kein Dichter lebt, im Liede Dich zu künden —
Nur ſehen kann man Dich und Dich empfinden.

8. Heidenbekehrerin.

Kind, wenn Dein Bild, gemalt von Künſtlerhänden,
Man brächte vor des Heidenkönigs Throne,
Um ein Geſchenk, das würdig Dein, zu ſenden,

Legt' er zu Füßen Dir die Königskrone.
Sein ganzes Volk ließ' er ſodann bekehren,
Daß es nicht länger eitlen Götzen frohne.

Zum Chriſten würd' der Heide ſich bekehren
Um Dir in Lieb' ſein Herz dann zuzuwenden;
Dich würd' in Lieb er göttergleich verehren,
Du aber ihm ein neues Leben ſpenden.

Siegfried Kapper.

* * *

Mozart's Bildſäule in Salzburg.

Mozart! ſtehſt Du dort, ein König, ſchön in Bronze, groß,
An dem Ort, wo Du geboren, wo ſo klein Dein Loos!
Als Du lebteſt, Wen'ge kannten Dich, der oft verkannt;
So verwechſelt ſtets der Haufen Glas mit Diamant.

Heiße Thränen muß ich weinen! Ach, nach Deinem Tod
Baute man Dir dieſe Säule; Dankbarkeit gebot;
Sie ließ Deinen Namen ſteigen aus dem trüben Dunſt;
Denn Natur iſt ew'ge Schweſter ja der ew'gen Kunſt.

Mozart! mein geliebter Bruder! ach, ein ſchwach Gedicht
Weih' ich Dir! Mit Augen ſah' ich Dich im Leben nicht;
Aber meine Ohren hörten und mein Herz empfand!
Nord und Süd — Wir hatten Beide, doch ein Vaterland!

Dank für Deine ſchönen Töne! Wie ein Zauber fällt
Deiner Flöte Lieder in Aladdins Zauberwelt.
Melpomene hört' ich warnen, im Erynnien Klang,
Als den ſchönen frechen Sünder Höllenglut verſchlang.

Und die Luſt des heitern Lebens, bunt und leicht und froh,
Als zum Ideal geſteigert Pharmecide Figaro, —
Hört' ich ſtaunend, und der Liebe zarte Tändelei,
Als Suſannen Du, Zerline, rufteſt ſüß herbei.

Und wo Deine Harfe tönte, ſtark und fromm und weich,
Wolfgang Amadeus Mozart kannten wir Dich gleich.
O wie oft haſt Du entzucket Nordens Dichterherz!
Und nun ſteh' ich hier und weine vor dem kalten Erz!

Freu' dich Salzburg — Haydn und Mozart! — ſtolzwohl kannſt
du ſein.
Weimar hat nicht ſchön're Namen auf dem Leichenſtein.
Wie in Mekka — in Medina — heut der Pilger ſteht,
Knie ich andachtsvoll in Demuth vor dem Tonprophet!

Oehlenſchläger.

Frauenmacht.

Ich haßte Ketten
Mein Leben lang,
Und wollt' mich retten
Vor Sclavenzwang.
Zerbrach die Ruthe
Als Knabe ſchon,
Mit keckem Muthe,
Trotz Vaters Droh'n.

Und aufgeſchoſſen
Zu jungem Fant,
Ging's unverdroſſen
Von Land zu Land,
Mocht' nie mich ſchmiegen,
Vor Groß noch Klein;
Wie Vöglein fliegen,
So wollt' ich ſein.

Mich zwang kein König
Zu Heuchelei,
Ich brauchte wenig,
D'rum war ich frei.
Nie ſucht' ich Würden,
Nicht Glanz noch Geld:
Der Ehrſucht Bürden,
Der Fröhner Sold.

Und als die Wolke
Der Feinde zog,
Dem freien Volke
Den Nacken bog,
Eilt' ich behende
Zu Tod und Sieg,
Kam frei am Ende
Aus blut'gem Krieg.

Faſt überſchäumen
Wollt' nun mein Sinn,
Ich ſtürmt' in Träumen
Von Freiheit hin —
Da hat ein Mädchen
Den Wahn verweht,
Flink wie ein Rädchen,
Das leicht ſich dreht.

Dem Feindbezwinger
Schob ihre Hand
Huſch! an den Finger
Ein goldnes Band;
Der nie zu lenken,
Iſt nun ein Knecht,
Darf nicht mehr denken
An's Herrenrecht.

D'rum mein' ich immer,
Wer frei ſich glaubt,
Erhebe nimmer
Zu ſtolz das Haupt:
In Knechtſchaft fallen
Die Freiſten doch,
Und ſüß dünkt Allen
Der Frauen Joch.

Eduard Anſchütz.

Eine Roſe und eine Cypreſſe.

Die Roſe.

Des Jahres Kreis kehrt in ſich ſelbſt zurück,
Sich ſtets erneuend, doch derſelbe ſtets
Die hohen Feſte, die verherrlichen
Des Heiland's Wandel und Erlöſertod,
Sein Auferſteh'n und ſeine Himmelfahrt,
Die Buß' und Faſtzeit bringt der Jahre Lauf
Zurück in ſchöner Regelmäßigkeit.
Nicht ſo die hohen Feſte unſ'res Herzens:
Der Kindheit Wonnetag, die Stunde, da
Inbrünſtig wir zum erſtenmal gebetet
Den Maitag unſ'rer unſchuldvollen Freuden
Der erſten Lieb' und Freundſchaft Weihnachtsfeſt —
Die bringt kein Jahreslauf uns mehr zurück;
Doch die Erinnerung verherrlicht ſie.
So laß auch uns, Geliebte, jenen Tag
Da unſ're Herzen ſich gefunden, da
Zum erſtenmal ſich unſ're Lippen ſo
Wie unſ're Seelen wonnevoll vereint,
Verherrlichen in unſ'rem Angedenken!
War's doch für uns die Oſterzeit des Herzens
In der die Liebe, lang ſchon todt gewähnt,
Verkläret und verklärend auferſtand!

Die Cypreſſe.

Du arme Mutter! .... Todt Dein Kind!
Doch ſieh, der Engel, der's geraubt
Umfacht mit ſeinem Fittig lind,
Und kühlend ſchon Dein wüſtes Haupt.

Und Deinen unnennbaren Schmerz —
In weichen Thränen löſ't er ihn,
Und in das düſt're Mutterherz
Klingt es gleich Himmelsmelodie'n:

„Vom Paradieſe hat geträumt
„Dein ſchlummernd Kind, d'rum weckt' ich's nicht.
„Sieh, Lächeln ſeine Lippe ſäumt,
„Das rührt vom ſüßen Traumgeſicht.

„Und ſchlafend feſt trag' ich's hinan,
„Wo, was es träumte, Leben iſt,
„Nie mehr zu Schmerz erwacht es dann
„Von Seraphslippen wach geküßt.

„Oft blickt es nieder, wo Du weinſt
„Und noch am Erdenjammer klebſt,
„Bis Du nach Gottes Rath auch einſt
„Mit mir zu dem Verklärten ſchwebſt!“

Dr. A. Knoll.

Aus Carl Hugo's modernen Pſalmen.

51.

Hörſt Du ſie ſpotten
Die Affenrotten? —
Vergib es ihnen, Herr, mein Gott:
Bewahr' mich nur vor ihrem Spott!

Hörſt Du ſie ſchreien,
Die Papageien?
Sie läſtern, wiſſen nicht warum:
O mach ſie weiſe oder ſtumm!

Hörſt Du, es höhnen
Mich die Hyänen?
Sie dürſten gar nach meinem Blut:
O halte mich in Deiner Hut!

Hörſt Du, ſie lachen
Des Leumunds Drachen?
Der Neid hat ſie zum Haß gebracht:
Vergib, ſie haben blos gelacht!

Doch hör', es bellen
Die Staubrebellen;
Sie bellen gegen Deinen Mond —
Vergib auch dies: ſie ſind's gewohnt!

89.

O ſieh, wie die Heuchler gaukeln
Auf ſtelzem Gerüſte,
Und dann ſich gemächlich ſchaukeln
Am Buſen der Lüſte,
Ausſaugend die Brüſte.

Wie gleißend und ſtolz ſie prangen
Hoch, wie auf dem Throne,
Mit edelgeſchmückten Wangen;
Doch faul, wie die Drohne,
Dem Fleiße zum Hohne.

Sie brüten nur Hummeln, nicht Bienen,
Und ſtechen und graben
Am Fleiß mit erhab'nen Mienen
Um ſich an den Waben
Der Bienen zu laben.

* * *

Die Sage vom Hecht.

Als, auf zerriſſ'ner Schulter
Des Kreuzes ſchwere Laſt,
Den Herrn die Schergen trieben
Zum Tod mit roher Haſt:

Da floh'n des Haines Sänger
Zur tiefſten Waldesnacht,
Da bargen ſich die Käfer
In duft'ger Blumen Schacht.

Die Fiſche ſelbſt verſenkten
Sich tief zu Meers und Stein,
Denn keines mochte Zeuge
So großer Qualen ſein.

Ein Hecht nur ſchoß im Fluſſe
Dahin die Kreuz und Quer,
Und ſpähte beuteluſtern
Mit frechem Aug' umher.

Zur Zeit war's, als vollbringend,
Der Herr den ſchwerſten Gang,
Auf wankend ſchwachen Füßen,
Hinzog den Fluß entlang.

Und nun an's Ohr ihm tönte
Das Rauſchen in der Flut,
Da ſenkte er ſein Auge
Getrübt von Thrän' und Blut.

Und ſieh, da traf im Waſſer
Den Fiſch ein Blick des Herrn,
Doch war's ein Blick der Milde,
Die er geübt ſo gern.

Allein als wie ergriffen
Von niegefühlter Reu,
Entfloh und fuhr zum Grunde,
Der Hecht voll Haſt und Scheu.

Doch als nach wen'gen Tagen
Geheimer Angſt und Qual,
Die Jünger eines Hechtes
Genoſſen d'rauf beim Mahl,

Da ward ein ſeltſam Wunder
An dieſem Fiſch geſcheh'n,
Da alle Marterzeichen
In ſeinem Haupt zu ſeh'n.

Die Ruthen, die zergeißelt
Das heil'ge Opferlamm,
Das Kreuz, darauf's geſtorben,
Die Würfel und der Schwamm.

Das Schilfrohr, das die Krieger
Ihm dargereicht zum Hohn,
Die Nägel und der Hammer
Zuſammt der Dornenkron'.

Dieß Alles war gebildet
Aus Gräten zart und fein,
Als hätten's Künſtlerhände
Geformt aus Elfenbein.

Und was von dieſen Zeichen
Sich fand im Haupt des Hecht's,
Das birgt noch jetzt ein Jeder
Des raub'riſchen Geſchlecht's,

Damit ſie nicht vergeſſen
Des Herren Leid und Plag',
So wie's ihr Urahn hatte
Gethan an jenem Tag.

Johann N. Vogl.

Eine Schweſter der Seherin von Prevorſt.

Wahrheit und Dichtung von Levitſchnigg.

In der Zeit, als mir der Ruhm noch als der Güter Höchſtes galt und ein blutiger Lorbeer mehr als eine Königskrone, da lernte ich einen Pfeiler der Granitkolonne kennen, welche einſt als Sturmblock Armeen auseinanderſprengte und bei Jena das Reich des guten Königs über den Haufen warf. In den Tagen nämlich, in welchen ich die Standarte für einen Kirchthurm hielt und die Stelle, wo ſich die Schwadron zum Choc ſcharte, für mein Heimatdorf, wurde ich mit einem franzöſiſchen Offizier bekannt, der ſich in dem Sandmeer an den Pyramiden das Antlitz verbrannt und auf den Eisfeldern an der Berezina den Muth erfroren hatte, gerade als die Flut dieſes Stromes die Schrift der neueſten Iliade verlöſchte.

Darauf kam eine böſe Zeit. Die Koſaken plünderten den Neuolymp in Saint Cloud und der letzte Zeus, der wie der Erbe des Saturn auf einer Inſel geboren war, ſtarb auch auf einem öden Eiland, wie es heißt, an — Ruhe. Robinſon Cruſoe nannte ihn geſchichtlich Prinz de Ligne. Er blieb es. Deßhalb verließ auch jener franzöſiſche Offizier, ein geborner Elſaßer, die aktiven Dienſte und ging in Penſion, ſobald ſie die letzte Blume der korſiſchen Ritterſchaft, ſeinen Marſchall Ney, erſchoſſen hatten. Er liebte den Adler und haßte die Lilien. Sein Standquartier nahm er in Lodi, ſein Sansſouci wurde die bekannte Brücke.

Der Mann wurde mein Sohn, ſo alt er war. Er dankte mir das Leben. Und das kam ſo: Die Trompete ruft, die Schwadron iſt geſtellt, der Lieutenant commandirt „halbrechts, Marſch!“ und wir reiten ab, ohne Sattel, auf der Decke, luſtig ohne Bügel, wie der

Czikos durch die Pußta brauſ't. Ich war damals Cadet. Cadeten glauben ſich im Himmel, ſobald ſie Gelegenheit finden, für Nichts und wieder Nichts den Hals zu brechen. So was gelingt aber nicht in dieſer Zeit. Man gleicht der Katze, die thurmhoch ſtürzend behaglich auf ihre Pfoten fällt. Ja der Cadet macht ſich ſogar wenig daraus, wenn unten am Thurme ein Koſak lauert und nach den Worten des Glücklichen in den Bädern von Lukka die ellenlange Lanze bereit hält. Mag er immerhin die unglücklichere Katze, den armen Murr ſpießen — den Cadeten ſpießt er nicht — der fällt ihm wie ein Bleiſack tödtlich in's Genick. Gute Nacht, Herr Koſak! Wie wir ſo reiten zuerſt im Schritt, dann im geſtreckten Trab, ſprengt uns der franzöſiſche Penſioniſt vor, verſieht ſich im ſcharfen Galopp. Will er das Lied von der Gloire der franzöſiſchen Roſſetummler als Stahlſtich verherrlichen? Vergebne Mühe! Die Franzoſen waren immer ſchlechte Reiter, ſagt der würtembergiſche Major, und mir wurde ernſtlich bang, als ich ihn mit weitgeſpreizten Beinen vorüberfliegen ſah; denn ohne ſichtliche Hülfe Gottes konnte das gefährliche Unternehmen zu keinem erwünſchten Ende kommen. Vorn füttern die Fußſpitzen den raſenden Gaul, rückwärts verwickelt ſich die Quaſte ſeiner Mütze in den Haaren des ſtattlichen Roßſchweifes. Hektor, mein Hektor, wie wird es Dir ergehen? Es geht ſehr ſchlecht, nein, es geht eigentlich vortrefflich, das heißt, der Schimmel ſcheut ſich, weiß Gott warum, und geht durch, als wolle er den Tag von geſtern überholen.

Wir lachen noch, aber die Richtung wird bedenklich; der Gaul kennt ſeinen Weg, nimmt ihn geradezu nach Sansſouci, nach der geſchichtlich berühmten Brücke. Der Franzoſe ſcheint verloren. Doch nein, es iſt ein Cadet da, der ſich den Hals nicht brechen kann. Ich gebe meinem Fuchſe — Scharfe hieß die Beſtie — die Sporen, der ſteigt und ſchlägt eine klafterlange Lançade — darauf nach, als ſei der Satan in höchſteigener Perſon hinter mir, und richtig hart am Brückenkopfe überhole ich die fremde Mähre, und reiße ſie zuſammen, eben als ſie über das Geländer ſetzen will. Der Glfaßer dann etwas beſchämt, wird zuerſt mon ami und ſpäter wirklich mein Freund.

Abends ſitzen wir im Gaſthauſe à la Viola und leſen die Zeitungen, ſo eben erhalten aus dem lieben deutſchen Vaterlande. Da findet ſich eine Notiz über die Seherin von Prévorſt und ihren Arzt, den Immermann irrthümlich für ein altes Weib hielt. Der Regimentsarzt, ein Anhänger Mesmer's iſt in ſeinem Elemente und erzählt blaue Wunder. Ich opponire und erzähle aus Heßmanniſch beleſen, wie folgt: Da liegt ſie auf ihrem purpurnen Divan im weißen Nachtkleide, die bildſchöne Clairvoyante, und lieſ't verſiegelte Briefe mittelſt der Herzgrube. Zwei ſchwärmeriſche Jünglinge im ſchwarzen Gewande mit vortrefflichen unſchuldsweißen Herzen ſind in Liebe und Anbetung zerronnen. Ein abgetragenes, noch immer naivblühendes Fräulein zerrinnt nicht: es verdreht nur die in der Wäſche der Zeit ausgegangenen blauen Augen und liſpelt: „Graulich, ach Gott, wie graulich! O wie ich mich ſo gern graue!“ Mit ſtolzem Blicke begrüßt der magnetiſirende Arzt den eintretenden mürriſchen alten Kollegen. Der aber macht ohne Umſtände die Stahlſtange im Feuer des Kamines glühend und ſchickt ſich an, die Ferſe der hübſchen Schläferin zu brennen. Sonderbar, die Seherin, ſonſt unempfindlich im magnetiſchen Schlafe gegen jegliche Berührung der Außenwelt, bekommt plötzlich heftige Krämpfe, ſchlägt die Augen auf und klagt über Unwohlſein. Der alte Arzt kühlt rückſichtslos den heißen Stahl in einem Glaſe voll magnetiſirten Waſſers ab, ergreift ſeinen Hut, wirft dem verdutzten Kollegen einen verächtlichen Blick zu und entfernt ſich ſchweigend, wie er gekommen war. Die Hauptperſonen ſehen verlegen, aber die ſchwarzen Jünglinge zerrinnen noch immer, und das abgetrag'ne Fräulein graut ſich und liſpelt: „Barbar!“

Ein Gelächter folgt meiner Schilderung. Der Regimentsarzt wird hitzig und beruft ſich auf die bekannte Geſchichte der kranken Bauersdirne, welche unter der Aufſicht von ſieben Aerzten magnetiſirt wurde und im Schlafe ihren Jargon ablegte und zierlich ſtetete wie ihr Magnetiſeur. Wir läugnen. Da legt ſich der Elſaßer in's Mittel und meint, der heutige Tag habe und werde einen entſcheidenden Beitrag zur Geſchichte des Magnetismus liefern. Wir fragen, und er erzählt, eine Clairvoyante habe ihm die heutige Todesgefahr, ſeine beſtimmte Sterbeſtunde vorausgeſagt. Das ſei eingetroffen, der Beiſatz aber nicht, nämlich ſein Lebensretter werde ihn am ſelben Tage gleichfalls in Todesgefahr ſtürzen. Der Major blickt nach der Uhr — ſie weiſ't die elfte Stunde — und meint lachend: „Da haben ſie die höchſte Zeit, Gabel!" Ein homeriſches Jauchzen erfolgt. Der Tumult legt ſich, wir ſprachen, da der Fremde ärgerlich ſcheint, von andern Dingen.

Man ſpricht vom Fechten. Ich erwähne des gefährlichen Hiebes, der faſt nicht zu pariren ſei. Man zeigt von außen, bedroht den Arm des Gegners ſcheinbar im Buge, dann aber dreht man einfach die Klinge und fällt aus wie zum Stiche — parirt der Feind, ſo haut er ſich den fremden Säbel in's Angeſicht, daß es ganz gefährlich fleiſcht. Der Elſaßer, ein alter Haudegen, meint, das ſei alles Spaß und die Finten der Fechtſchule nichts im ernſten Kampfe Mann an Mann. Er rühmt ſeine Kunſt, wird aufgefordert, ſie zu zeigen, und läßt ſich auf Ehre nicht lange bitten.

Der Tiſch wird weggerückt. Ich habe das Vergnügen ſein Partner zu ſein. Wir ſalutiren und der Kampf beginnt. Mein Gegner ſcheint etwas angeſtochen und dringt wie raſend auf mich ein. Der Mann hat Bärenmark in den Knochen und erinnert mich an den Spruch von Börne, gegen dieſen gebe es keine Parade. Das eben iſt ſein Unglück. Er drängt mich, die Offiziere lachen, ein Kamerad ruft „pour l'honneur du regiment!" da falle ich ärgerlich in jene ebenbeſchriebene Finte aus, und richtig der Rieſe haut ſich meinen ſcharfgeſchliffenen Säbel furchtbar in's Antlitz. Er wankt — er ſtürzt — er liegt in ſeinem Blute — die Uhr weiſ't auf Mitternacht!

„Erklärt mir Graf Oerindur!" Die Wunde war gefährlich. Der Elſaßer krankte mehre Wochen, wurde aber durch die Kunſt unſres im Stillen triumphirenden Arztes gerettet. Ich verbrachte, meine Hitze bereuend, ganze Tage an ſeinem Leidensbette. Dort hörte ich auch das Nähere von jener Prophezeihung. Er beſuchte ſeine Vaterſtadt ein Jahr vor unſerm Zuſammentreffen und fand dort ſeine Angehörigen in tiefer Betrübniß. Seine Nichte war ſchwer erkrankt, wurde magnetiſirt, und wahrſagte glücklicher oder vielmehr unglücklicher als die berüchtigte Lenormand in Paris, die ſich doch zuweilen bedeutend geirrt haben ſoll.

Eines Tages, er konnte bereits das Bett verlaſſen, ſaßen wir beim Frühſtücke, und führten eben keine heitere Rede. Er äußerte nämlich ſeine Beſorgniß eines traurigen Ereigniſſes in der Vaterſtadt. Hatte er doch ſeit Monaten keinen Brief aus der Heimath erhalten. Ich ſuchte ihn zu beſchwichtigen, da öffnete ſich geräuſchlos die Thüre und ein hochgewachſener, bleicher junger Mann trat ſchweigend in das Gemach. Die Aehnlichkeit war ſprechend. Das mußte der Bruder der Prophetin, das mußte der Neffe des Elſaßers ſein. Und er war es auch. Mein Freund umarmte ihn freudig, als er aber das düſtere Antlitz genauer betrachtete, ſeufzte er ſchmerzlich: „Sie iſt todt!?“ Der Neffe nickte bejahend mit dem Haupte, und zwei große Thränen perlten auf ſeine Wangen. Ich wollte mich entfernen. Unter weinende Verwandte taugt kein Fremder. Der Franzoſe hielt mich zurück, und wies auf die furchtbare Narbe in ſeinem Geſichte. Das ſollte ſagen, ich gehörte ja ſelbſt in die unſelige Geſchichte.

Was der Neffe erzählte oder vielmehr aus ſeinem Tagebuche verlas, bewahrte ich durch Jahre als heiliges Geheimniß. Der Tod löſt alle Siegel, auch jenes des unverbrüchlichen Schweigens, das ich mir ſelbſt auferlegte. Nun ſind ſie Alle hinüber, welche Theilnehmer waren zu jenem geiſterhaften Drama, und ſo übergebe ich auch jenes halb franzöſiſch, halb deutſch geſchriebene, von mir nur mundgerechter gemachte Tagebuch der Oeffentlichkeit. Es lautete:

Schöne Leſerin! ich will Dir eine wahre Geſchichte erzählen. Schlicht und einfach ſei meine Rede. Kommt ſie doch aus meinem

Tagebuch, und in Tagebüchern weiß man nichts von glänzenden Bildern und geſchminkten Gefühlen. Daß das Herz weinte oder lachte in vergangenen Tagen, mehr ſteht nicht darin! Ob Dir dieſe Geſchichte behagen wird? Ich zweifle nicht daran. Erzählt ſie doch von einer Deiner Schweſtern, ſchön und üppig wie die Fluren des Maies, bleich und keuſch wie deſſen Lilie; nur das dunkle, ſeelenvolle Auge gleicht einer Sonne, die ſich in Nacht verirrte, und die Haare ſind ſchwarz wie die troſtloſen Stunden, in welchen ein plötzlich verwaiſtes Kind um wildfremde Liebe betteln geht.

Sie war auf dem Lande, und da küßte ſie der Himmel faſt tödtlich. Sein Blitz ſchlug in das alte Herrenſchloß, kein Menſch ſonſt nahm Schaden; nur ſie brach zuſammen und glich durch Stunden einer Leiche. War ſie bloß betäubt oder hatte ſie der Wetterſtrahl wirklich geſtreift? Wer weiß es zu ſagen? Wie dem ſei, ſie erholte ſich wieder, und war eine gute Tochter wie ſonſt und ein heiteres Mädchen, das ſeine Tage nach unſchuldigen Freuden zählt, und den Scherz und den Frohſinn ſeine Brüder nennt. Freilich zuweilen, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, fuhr ſie ängſtlich, als quäle ſie ein entſetzlicher Traum, mit der weißen Hand über die noch weißere Stirn, und aus den ſtarren Augen leuchtete eine unheimliche Glut. Von der Gewitterfreudigkeit, welche nach dem Ausſpruche der Aerzte vom Blitz getroffene, aber geneſene Menſchen vor und während des Ausbruches eines Wetters mit unbeſchreiblichem Wonnegefühl durchbebt, von dieſer Gewitterfreudigkeit wußte ſie nichts; nein, im Gegenſatze zur ſchönen Tochter des armen Juden Abdias ſank ſie bei dem erſten Rollen des Donners ſchreckbleich auf den Divan und verhüllte ihr banges Haupt, und die Eſpe zittert nicht heftiger im Sturme, als ihre ruhende Geſtalt bei dem Leuchten des Blitzes.

So verſtrich der Sommer und Herbſt; darauf kam der Winter und mit ihm ſein luſtiges Kind, der Carneval. Schöne Damen und treffliche Tänzerinnen ſchwimmen da in einem Meere von Vergnügen, und die nun längſt todte Somnambule ſcheute ſich nicht vor ſeinen Wogen. Ach, wie furchtbar ſchlugen dieſe ſchäumenden Wogen über ihrem freundlichen Haupte zuſammen! Es war in der närriſchen Zeit, wo ſie eben der Schwindſucht zu Ehren einen neuen Tanz erfunden hatten, ich meine die raſende Galoppe, durch welche das Blut zur Lava wird und die Schweſter der Grazien, das anmuthigſte Weib zur Megäre.

Sie ſpielten eine rauſchende Muſik — aus E-dur ging die Melodie, das weiß ich noch heute — die luſtig klingen ſollte, und mich doch immer an den Teufelstanz erinnerte, nach dem es mit Fauſt in die Hölle geht. Da — nach einer raſenden Tour durch den langen Saal — ſtürzte die Aermſte zu Boden und lag minutenlang in tiefer Ohnmacht. Man kam ihr mit Fächern und Wohlgerüchen zu Hilfe. Sie ſchlug die ſchwarzen Augen auf — ein ſchreckliches, krampfhaftes Lachen — ein heftiges Schluchzen — und ſie war wieder bei Sinnen. Sie tanzte in dieſer Nacht keinen Schritt weiter und ſchlief, nach Hauſe geführt, bis in den halben Tag hinein. Auch nach dem Erwachen zeigte ſich keine böſe Folge der Ohnmacht.

„Schwindel," hieß es, „blos Schwindel! Das wird ſich geben! Das Blut wird kälter von Jahr zu Jahr!" Aber das vergaßen die klugen Leute, daß es durch allzugroße Hitze zu kalt, das iſt, ſtarr werden könne.

Und ſo ging ſie ſchlecht gewitzigt, übel berathen noch am ſelben Abend zu einer Soirée bei der Witwe eines reichen Bankiers. Sie walzte, ſie walzte heftig. Der Schwindel blieb fern, und ihr von der raſchen Bewegung roſig gefärbtes Antlitz lachte heiter und morgenfriſch. Darauf kam der hübſche Geſellſchaftstanz, den die Mode ſeit kurzer Zeit in Verruf erklärte, und der doch zehnmal ſchöner und amüſanter iſt als die Perle der [illegible], die linear mathematiſche Quadrille — ich meine den Kotillon. Sie tritt an, ihr Partner iſt Vortänzer. Es geht vortrefflich! Wie eine Königin, wie die Göttin des Tanzes ſchwebt ſie durch die bewundernden Reihen, und Mutter und Schweſtern ſind ſtolz auf die Schönheit, der Alles huldigt, die bald Alles beweinen wird. Nun kommt die Schlußfigur. Es iſt der Lieblingstanz der Hektik. Der Dreivierteltakt verſtummt, er wird hinausgeworfen, wie der Dichter der Schuld die herkömmlichen fünffüßigen Jamben von der Bühne trieb, und in klappernden Trochäen daherbrauſ'te. Und richtig, ſie ſpielen die rauſchende Melodie aus E-dur, die luſtig klingen ſollte, und mich doch immer an den Teufelstanz auf dem Theater erinnerte, nach dem es mit Fauſt in die Hölle geht! Da — bei dem erſten Takte — ſinkt ſie mit dem Angſtrufe „Jeſus Maria!“ zuſammen wie in der vergangenen Nacht; aber ſie erwacht nicht wieder wie damals, nein, ſie wird ſinnlos nach Hauſe gebracht. Dort gibt es in der Schreckensſtunde eine komiſche Scene. Die jüngſte, daheim gebliebene Schweſter träumt eben von Räubern, hält halberweckt die mit der Trauerkunde voraneilende Magd für einen Geſellen der Nacht und würgt die Aermſte, ſtark wie ſie iſt, kirſchblau.

Doch zurück zur Ohnmächtigen! Jeder Arzt weiß bereits, was folgen mußte. Eine furchtbare Gehirnentzündung. Sie wurde zwar glücklich gehoben, aber die Kranke konnte demungeachtet das Bett nicht verlaſſen. Kaum daß ihre Füße den Boden berührten, warfen ſie heftige, ſtundenlange Krämpfe in die Kiſſen zurück. Ein Glück, daß ihr langes, bis auf die Ferſe reichendes Haar in Zöpfe geflochten blieb, ſie hätte ihren Lieblingsſchmuck ſonſt ſicher verloren. Ein Conſilium entſchied. Was das Aderlaſſen und eine Anzahl von Blutegeln nicht vermochten, gelang den Schröpfköpfen. Sie konnte wieder ſtehen und gehen.

Demungeachtet kränkelte ſie den ganzen Sommer, fuhr noch häufiger wie früher, als quälte ſie ein entſetzlicher Traum, mit der weißen Hand über die noch weißere Stirn, und um das pſychologiſch-phyſiſche Räthſel noch räthſelhafter zu machen, war und blieb das anſtrengendſte, geiſtreichſte Spiel, das Schach, ihr Lieblingsvergnügen, ihre Erholung. Sie ſpielte es meiſterhaft. Schon damals erklärte einer von den vielen conſultirten Aerzten, ihr Zuſtand neige ſich ſtark zum Somnambulismus; er könne aber durchaus nicht zum magnetiſchen Schlafe rathen, dieſer werde ſie tödten. Da traf ein furchtbarer, unerwarteter Schlag ihre Familie. Der Vater ſtarb plötzlich am Blutſturze. Um zehn Uhr Abends ſprach er noch freundlich: „Gute Nacht, liebe Kinder!“ und am Morgen lag er ſtarr und kalt auf der Bahre. Eine unbeſonnene Dienſtmagd — eben jene kirſchblau gewürgte — ſtürzte mit dem Schreckensruf: „Der gnädige Herr iſt todt!“ in die Stube der Reconvalescentin. Dem Schreckensrufe folgte eine ſtundenlange Ohnmacht, und als dieſe beſeitigt wurde, folgten tagtäglich die entſetzlichſten Starrkrämpfe. Einmal zerdrückte ſie bei einem ſolchen Anfalle das Trinkglas, das ſie eben zum Munde führen wollte, und es war ein halbes Wunder, daß ſie ſich nicht verblutete. Befand ſie ſich doch nach dem Rathe der Heilkunſt auf dem Lande und die ärztliche Hilfe konnte ihr ſohin erſt in geraumer Zeit geleiſtet werden. Laßt mich ſchweigen über eine Periode von zwei Schmerzensjahren, die ſie in dieſem traurigen Zuſtande verlebte!

Die Wiſſenſchaft des Aeskulap ſchien erſchöpft und ihr Uebel unheilbar. Da griffen ſie nach jenem dunklen Zauber, der nach E. T. A. Hoffmann einem ſcharfgeſchliffenen Meſſer in der Hand eines Kindes gleicht, da pochten ſie an das Thor der Geiſterwelt, und vergaßen, daß der Menſch nicht verſuchen ſolle zu ſchauen, was die Gottheit gnädig bedeckt mit Nacht und Grauen. Sie wurde von einem jungen Arzte magnetiſirt. Es wollte nicht recht gelingen. Sie ward nicht förmlich Clairvoyante, aber hinüber hatte ſie denn doch geblickt in das unheimliche Reich, das keinem ſeiner Gäſte den Rückweg verſtattet. Sie war ein ſtarkes Mädchen, und ſo rieb ſich die Kraft des Arztes in wenig Monden auf. Dieß ſah man an ſeinem eingeſunkenen Auge, an ſeinen aſchgrauen, nach und nach einſtürzenden Wangen. Er konnte ſie nicht mehr in Schlaf verſetzen, ſo gern er gewollt hätte; trugen ſich Beide doch heimlich warm im Herzen, wie es meiſtens zu geſchehen pflegt in derlei Fällen.

Und er blieb aus. Da verſank ſie in einen Zuſtand, der nicht Starrkrampf, auch nicht Ohnmacht, nein, nach dem Ausſpruche vieler Aerzte ein dunkles Räthſel war, deſſen Löſung der Wahnſinn ſein ſollte. Behauptete doch ein berühmter Heilkünſtler, Bedlam ſei nicht arm an ſolchen weiblichen Verrückten. Wie man oft auf den Bildern alter Meiſter ein marmorblaſſes Weib vor dem Chriſtusbilde knien ſieht, ſo kauerte ſie faſt zwei Tage regungslos, mit ſtarrem Auge in ihrem Bette, nicht lebend, aber auch nicht todt. — Dieß ſagte ein zeitweiſes, kaum fühlbares Pochen ihres Herzens.

Da kam er zurück. Half es? Ja, er rief ſie in das Bewußtſein zurück, aber er blickte nach faſt halbſtündigem Magnetiſiren todtbleich und eine Wiederholung dieſes Wageſtückes hatte ihn zweifelsohne auch todtkalt gemacht. So verblieb die Kranke wie halbverrückt auf ihrem Schmerzenslager, erzählte räthſelhafte Geſchichten, die wie ein tollgewordenes Ammenmärchen klangen, ſchnitt die zierlichſten Figuren und Gruppen aus gefärbtem Papiere, ja ſie dichtete ſogar hübſche Verſe, welche ſtets von einem ungetreuen Ritter ſangen, und wie ſich juſt ſein verlaſſenes bleiches Lieb an der Quelle im Walde Todtenblumen in die Haare flechte. Die ängſtliche Mutter berief nun den berühmteſten Magnetiſeur — einen Laien — der Stadt, in welcher ſich dieſe Geſchichte zutrug. Der Fremde trat ein, und augenblicklich errieth die liebende Seele der Träumerin, es gelte den geiſtigen Rapport zu zerſtören, der ſie an ihren Arzt knüpfte. Furchtbare Krämpfe traten ein. Drei Männer vermochten ſie kaum zu bändigen. Der Magnetiſeur blickte ſie mit ſeinen unheimlichen, mehr grauen als blauen Augen unverwandt an, darauf wurde ſie ruhiger. Er trat an das Klavier und ſpielte eine geiſterhafte Melodie, welche er von einer frühern Patientin, einer berühmten Hellſeherin erlauſcht hatte, da ſank ſie ſchlummernd zurück, und ihr wehmüthig freundliches Geſicht gewann den Ausdruck, der deutlicher als hundert Worte beſagt: „Herr, Dein Wille geſchehe!“

Der Sieg war erfochten und die Kur ſchritt raſch vorwärts. Sie verordnete ſich ſelbſt mitunter wunderliches Zeug genug. Auch gab es manchen Spaß. Erzählte doch der Magnetiſeur jene erwähnte Hellſeherin habe drei Geiſter erlöſ't, die als Enten in irgend einer deutschen Pfütze ſeit Jahren herumſchwammen. Ich lachte. Tags darauf ſah ich ernſt und verdutzte. Der Meiſter hatte der Kranken ein Manuſcript geliehen, in welchem jene Clairvoyante ihre abenteuerlichen Bilder niederſchreiben ließ. Ihm war es ſelbſt nur unter der Bedingung anvertraut worden, dasſelbe keinem, höchſtens einem Somnambul-Auge leſen zu laſſen. Das Buch wußte ich zu bekommen, und eines jener Bilder ſchrieb ich ab. Keine Seele wußte davon. Zufällig erkrankte jene Seherin; der Magnetiſeur verſetzte ſie in magnetiſchen Zuſtand und augenblicklich wußte ſie um mein Plagiat, ſie nannte ſogar die abgeſchriebene Seite. Ich wurde tüchtig geſcholten *).

---

*) Ich habe dieſes Bild in dem Nachlaſſe des Elſäſſers gefunden, und ſpäter zu meinem Gedichte: Weltgegenden — Lebensſtufen benutzt. Für Leſer, die es nicht kennen, mag es hier eine Stelle finden:

Oſt: Kind.

Das Meere tönt, den ſchönen Gebenring,
Begrüßt entpuppt der Menſchenſchmetterling.
Der Mutterbuſen iſt ſein Lilienhügel,
Und „ſorgenlos“ ſo nennt man ſeinen Flügel!

Süd: Jüngling.

Die Sonne brennt, ein flammender Komet
Das Jünglingsherz — Tod dem, der widerſteht!
O daß die Welt noch nicht erſchaffen wäre,
Zu klein iſt jede and're Wirkungsſphäre!

Weſt: Mann.

Die Sonne trinkt bereits des Meeres Schaum
Von Roſen hatt' ich einen flücht'gen Traum.
Doch Abends deckt der Hoffnung grüne Matten
Gigantiſch der Erfahrung düſtrer Schatten!

Nord: Greis.

'S iſt aus! Der einſt gelockte Scheitel kahl,
Irrwiſch das Auge — ſonſt ein Wetterſtrahl!
Das alte Herz, ein ausgebrannter Stern
Mich dünkt, es flüſtert leiſ':
Ich brache gern!

Leriſchnigg

So erinnere ich mich auch deutlich an den komiſchen Tag, an dem ſich die Gelehrten mit einem fremdklingenden Worte plagten, das die Magnetiſirte mehrmals wiederholte. Ich kannte es. War doch wenige Wochen vorher Cooper's Roman „die Anſiedler an den Quellen des Suſquehannah“ erſchienen, und dieſes letztere Wort, der Name des Fluſſes galt den Weiſen am Krankenbette als Mittheilung aus der Geiſterwelt. Ich äußerte etwas verlegen meine Anſicht, wurde aber mit den Worten zurechtgewieſen, die Kranke meine ſicher eine Heilpflanze an dem Geſtade jenes Stromes wuchernd, vielleicht noch nicht klaſſifizirt und benannt. Unwiſſender Linné! Mir wollte dieſe Meinung etwas geſucht erſcheinen, doch wie dem ſei, die Kur ging den bekannten Gang. Der Magnetiſeur und die Somnambule ſtanden in dem innigſten geiſtigen wie körperlichen Rapport. Wenn ſie am Morgen huſtete, konnte man darauf ſchwören, daß er Nachmittags mit einem tüchtigen Schnupfen behaftet erſcheinen werde. Und ſo umgekehrt. Doch was ſoll ich alle jene Erſcheinungen aufzählen, die in jedem Buche über thieriſchen Magnetismus zu leſen ſtehen; genug, die Krankheit beſſerte ſich zuſehends, die Krämpfe blieben aus und der Tag der Geneſung ſchien nicht mehr fern.

Nachträglich muß ich noch des ſonderbaren Umſtandes erwähnen, daß die Kranke während der Zeit des Schlafes augenblicklich heftige Krämpfe bekam, wenn ſie die Mutter in die Stube trug, obgleich ſie ſich beide unendlich liebten. Die Somnambule äußerte ſich, hierüber befragt, die Mutter ſchwebe in einer zu dicken, dunſtigen Atmoſphäre, in welcher ihre freie Pſyche die Flügel nur mit Mühe entfalten könne.

Sie hatte das Bett ſeit Wochen verlaſſen und war ſchöner, jugendlicher, üppiger als je — eine anmuthige, aber herrliche Juno. Selbſt der erwähnte, unheimliche Blick hatte ſich verloren, und ſie ſah freundlich und herzgewinnend, wie ſie alle blicken und lächeln, denen die Roſe noch Schweſter iſt, die der Mai noch als Bruder begrüßt. Und damals wurde ſie Braut. Dem Bräutigam zu Liebe, dem der Othello in tiefſter Bruſt erwachen mochte, der wie wir Männer alle denken und fühlen, trotz ſeiner Warmherzigkeit und eben aus Uebermaß an Liebe den Rapport ihrer Seele mit einer fremden nicht mit gleichgültigen Augen anſehen konnte; dem Bräutigam zu Liebe wurde die magnetiſche Kur beſchleunigt, ja vielleicht zu früh abgebrochen. Man erklärte ſie für vollkommen geneſen, und ſie ſchien es auch. Ich weiß mich noch recht gut zu entſinnen, wie die elegante Welt ihre Schönheit und Geſundheitsfriſche bewunderte, als ſie nach langer Zeit zum erſten Male wieder die öffentliche Promenade beſuchte, und darauf Abends im Salon, wie früher, als Königin des Feſtes galt. Kurz war die Freude, lang der Schmerz!

An einem Sonntage Nachmittag wurde in dem Hauſe ihrer Mutter getanzt. Es waren viele lebensfrohe, junge Leute beiſammen, und Gott Jokus hatte nie gläubigere Schüler. Sie hatte dem Tanze abgeſchworen und ſpielte darum auf dem Klavier meiſterhaft, wie immer, die beliebteſten Walzer der damaligen Zeit. Ja ſelbſt jene Galoppe, bei der ſie einſt zuſammengeſunken war, und die ſie während ihrer langen Krankheit nicht hören konnte, ohne heftige Krämpfe zu bekommen, ſchlug ſie mit kräftigen Händen und belächelte, verſpottete ſarkaſtiſch ihre frühere Schwäche. So verging der Nachmittag heiter und zufrieden. Gegen Abend klagte ſie über heftige Zahnſchmerzen, und begab ſich daher zeitlicher als gewöhnlich zu Bette. Der Schmerz währte den ganzen Montag. Der am Dinſtag herbeigerufene Arzt, eben jener, der ſie zuerſt magnetiſirt und ſpäter die Kur des Laien überwacht hatte, erklärte ihn jedoch für ein unbedeutendes rheumatiſches Leiden.

Nun kommt das Wunderbare. „Mutter,“ ſprach ſie plötzlich, als der Arzt hinweggegangen, „ſchicke um meinen Beichtvater und laſſe mir den letzten Troſt der Seele, die heilige Oelung, reichen, denn ich fühle, daß ich ſterben gehe!“ Das Entſetzen der Mutter läßt ſich denken, aber nicht beſchreiben. Demungeachtet wurde die heilige Handlung vollzogen und die Kranke verbrachte eine ziemlich ruhige Nacht. Am Mittwoch begann die eigentliche Krankheit. Ein gichtartiges

Leiden befiel bald dieſen, bald jenen Theil des Körpers. Der Arzt und einer ſeiner wackerſten Kollegen verſuchten alles Mögliche. Ich mag die Qualen, die ſie zu ihrer Rettung erdulden mußte, nicht alle aufzählen. Sie litt wie eine Märtyrin. Schauerlich war der Anblick, als ſie ihr die langen, dichten, ſchwarzen Haare vom Haupte ſchnitten und ein gewaltiges Veſicans als letzte Dornenkrone auf ihren Scheitel drückten. Eine bleiche Jungfrau entſagte der Welt, aber das Kloſter, in das ſie eilte, war das ſtumme, ewige Grab! Zum Unglück befand ſich der berühmte Magnetiſeur auf einer Gebirgsreiſe, die er alljährlich im Herbſte zu unternehmen pflegte, und beide Aerzte hatten nicht die Kraft, ſie in den magnetiſchen Schlaf zu verſetzen; obgleich ſchon bei dem bloßen Verſuche eine leiſe Beſſerung einzutreten ſchien. Dieß wäre auch die einzige Rettung geweſen, erklärte ſpäter der Abweſende.

Abends begann der Todeskampf. Bei dem Einbruche der Nacht ſchieden die Aerzte, und alle Hoffnung, die ſie gaben, war die Verſicherung, es werde binnen einer Stunde vorüber ſein und die leidende Schönheit in Kürze ein glücklicher Engel werden. Aber ſie irrten ſich, wenigſtens der zuletzt herbeigerufene Arzt; jener, der ihr zuerſt die Thore der Geiſterwelt erſchloſſen hatte, trug eine bittere Ahnung im Herzen, der er keine Worte geben wollte. Und ſie ward zur Wahrheit, dieſe Ahnung. Der Todeskampf währte die ganze Nacht und zeitweiſe ſtammelte ſie: „Ich ſterbe noch nicht — er muß noch kommen!“ Und er kam auch, den ſie meinte, jener ahnende Arzt. Sieben Uhr ſchlug die Glocke, da trat er ein und mit dem freudig-ängſtlichen Rufe: „Er iſt's!“ ging ſie hinüber in das beſſere Leben.

Er aber flüſterte dumpf: „Wie ich gedacht habe!“ Darauf drückte er ihr die Augen und ſchied in Thränen, wie wir zu ſcheiden pflegen, wenn die Blume hinweg iſt aus unſerm Leben und wir es nun welk und farblos vor uns liegen ſehen.

Die Geſchichte iſt noch nicht zu Ende. Es kommt noch ein ſchauriger Akt. Sie wurde eiskalt am ganzen Leibe, nur ein handbreiter Fleck, darunter ſonſt ihr zärtliches Herz ſchlug, blieb warm wie im wärmſten Leben. Da durchlief die Stadt das Gerücht, die Somnambule könne nicht ſterben. Ich hätte bald ſelbſt daran geglaubt. Behielt ſie doch jene Wärme durch drei volle Tage, nämlich Donnerſtag, Freitag und Samſtag. An dieſem letzten Tage um zehn Uhr Nachts wurde heftig die Klingel gezogen und jener berühmte Magnetiſeur ſtürzte, mit Staub bedeckt, in Reiſekleidern herein. „Eine unnennbare Angſt,“ ſprach er, „habe ihn Mittwoch mitten im Gebirge überfallen, ſie ſei zur Ahnung geworden, daß die Somnambule ſeiner Hilfe bedürfe. Warum kam er da erſt nach drei Tagen? Ach, der Menſch denkt, Gott lenkt. Er machte ſich eiligſt auf, aber der Wagen brach, und ſo mußte er in einem entlegenen Dorfe einen halben Tag verweilen. Darauf fuhr er Tag und Nacht, denn die Entfernung ſelbſt betrug über vier Tage. Endlich angekommen, eilte er ohne Verzug zu der trauernden Familie und las in ihren naſſen Blicken die Beſtätigung des geahnten Unheiles.

Nach einer kurzen Erzählung, wie der ſchreckliche Schlag gekommen, entſchloß er ſich, die Leiche trotz des alten Spruches: „Stört die Ruhe der Todten nicht“ im Sarge zu magnetiſiren. Niemand von der Familie hatte den Muth, dem Verſuche beizuwohnen. Ich war der Mann dazu. Wir gingen hinüber; mein Weib entfernte die Leichenwächterin. Es war ein ſüßſchauriger Anblick! Da lag ſie im weißen Brautkleide des Todes im Sarge, beſtrahlt von dem Lichte der geweihten Kerzen, das jungfräuliche Haupt mit einem Lilienkranze geſchmückt. Der Tod hatte ihr die rührende Schönheit ihrer Züge wiedergegeben und mir traten die Thränen in die Augen, als ſtünde ich an der Bahre eines geſtorbenen Himmels.

„Fühlen ſie!“ ſprach der Magnetiſeur. Ich gehorchte mechaniſch. Ja, die Stelle zunächſt am gebrochenen Herzen war noch warm wie im wärmſten Leben! Darauf magnetiſirte er ſie. Eine Minute dehnte ſich mir zur ängſtlichen Ewigkeit aus. Dann wandte er ſich ſeufzend ab und ſprach nichts als die Worte: „Ich bin zu ſpät gekommen. Jetzt iſt ſie wirklich todt!“ Nun führte er meine Hand an jene warme Stelle und allmächtiger Gott! ſie war faſt kälter wie der übrige Körper, wie ewiges Eis! Darauf knieten wir nieder und beteten ein andächtiges Vaterunſer. Als wir uns erhoben, drückte er heftig meinen Arm und fragte tonlos: „Junger Ungläubiger, glauben ſie nun, daß es Dinge unter der Sonne gibt, von denen ſich ihre Philoſophie nichts träumen läßt!“ Ich nickte bejahend mit dem Haupte. Am nächſten Morgen wurde das ſchönſte Mädchen der alten Stadt am Rhein begraben.

◆

Fiſcher's Amen.

Ballade.

Fiſcher! Was fährſt du ſo ſpät noch im See?
Trägſt wohl im Herzen viel Luſt und viel Weh.
Glock' am Geſtade ruft immer und immer:
„Ave Maria!“ doch hörſt du ſie nimmer.

Fiſcher! du denkſt nicht an Glock' und Gebet,
Zauber der Liebe den Sinn dir umweht;
Spähſt auf den Wogen mit bangem Entzücken,
Möchteſt die Barke der Süßen erblicken.

Freundlich und heimlich der Abend verglimmt,
Sieh! Was im Dufte dort flimmert und ſchwimmt?
Knabe! Dein Kiel auf dem dunkelnden Spiegel
Wird ja zur Schwalbe, dein Ruder zum Flügel.

Plötzlich umgaukelt den Nachen ein Weib,
Haar wie das Gold und wie Schneelicht der Leib,
Blau wie die Welle die bannenden Augen
Drohen das Herz aus dem Buſen zu ſaugen.

Wende dich Knab'! Schon ihr Blick zieht allein
Tief dich in's tödtliche Brautbett hinein.
Ruf mit der betenden Glock' am Geſtade:
„Ave Maria! Hilf Mutter der Gnade!“

Nixenaug' leuchtet — die Glocke, ſie ſchweigt —
Tiefer und tiefer der Arme ſich neigt —
Fühlt wie die Kräfte vergeh'n und erlahmen — —
Horch! da durchzittert den Luftkreis ein Amen.

Stimme ſo rein, wie vom himmliſchen Chor,
Dringſt dem verlorenen Knaben in's Ohr:
„Amen“ nachlallt er — das Herz will ihm bluten;
Seufzend verſinkt die Siren' in den Fluten.

Amen! Wer rief's? Hat's ein Engel gethan?
Liebchen, Süßliebchen im nahenden Kahn,
Hat, wie die Glock' erſtarb, Amen geſungen,
Fromm den Geliebten dem Meerweib' entrungen.

Karl Nain.

* * *

Das Ende des Feenreiches.

Märchen.

Es wird in alten Märlein erzählt uns wunderbar,
Wie herrlich einſt und kräftig die Macht der Feen war;
Von ihrem Zauber kündet die Sage mancherlei,
Doch bleibt es eben Sage: die Zeiten ſind vorbei!

Nur als die Welt ſich formte; als noch ein feſtes Band
Durch Blut und Sprach' und Heimat ſich um die Menſchheit wand,
Als dieſe jung und machtlos und einfach noch ihr Sinn,
Da herrſchte, ſie beſchützend, der Feen Königin.

War auch ihr Reich nicht ſichtbar und klein der Feen Zahl,
Doch wirkten ſie und ſchufen genau wie ſie befahl;
Nicht Blendwerk war's zu nennen, nein! eine höh're Macht,
Die, was dem Menſchen nützte, erhebend ſchnell vollbracht!

Doch weil kein Blendwerk täuſchte der Menſchen regen Geiſt,
So brach er bald den Zauber und ſpürte, ſchlau und dreiſt
Und ſuchte zu ergründen den Kern der Wunderwelt
Bis er das Unerklärte nachahmend dargeſtellt.

Da kamen alle Feen zu ihrer Herrſcherin,
Und klagten ob der Menſchen vorwitzigem Beginn,
Allein mit mildem Blicke ſpricht drauf die hehre Frau:
„Nicht mag ich jemals hemmen des Geiſtes kühnen Bau.

„Ich ſah es lange kommen, was klug der Menſch erſpäht,
„Noch lange könnt ihr wirken bis unſre Macht vergeht;
„Ich weiß daß neue Speiſe der Weizenhalm gewährt,
„Daß Brod mehr als Ambroſia ihm mundet und ihn nährt.

„Auch Feen-Nektar wird ihm entbehrlich fürder ſeyn,
„Erkennt die Kraft des Bechers — den mächt'gen Zauber Wein;
„Nicht ſucht der Menſch in Höhlen ſich Obdach mehr und Raſt,
„Er zimmert ſchon ſich Hütten — wie bald auch den Palaſt!

„Denn was als Himmelsfunken ein Gott ihm mild geſchenkt —
„Die Liebe — hat zur Kunſt ihn, zur göttlichen, gelenkt;
„Das erſte Bild, gezeichnet ward's durch der Liebe Hand,
„Zum erſten Lied war's Liebe, die Wort und Ton erfand.

„Doch auch Gewalt und Liſt war's, die mächtig in ihm ſchafft,
„Er herrſcht im Reich der Thiere durch Muth und Geiſteskraft,
„Er wiegt in Bachesfluten ſich dreiſt auf ſchwankem Baum',
„Und ahnend folgt mein Geiſt ſchon dem Schiff im Meeresraum.

„Und ob der Menſch auch kenne des Feuers hohe Macht,
„Ob er das Erz gefunden zum Pflug — wie bald zur Schlacht?! —
„Noch ſchelt ich nicht ſein Wiſſen, noch ſteh' Magie ihm bei
„So lange bis" — die Rede hemmt ihr ein Schmerzensſchrei. —

Der kam aus ihrem Munde — der Feen treue Schaar
Entdeckte mit der Herrin die drohende Gefahr;
Es zeigt ihren Blicken des Zauberſpiegels Feld,
Das Letzte, Unerhörte — der Menſch erfand das Geld!

Da tritt die Frau, die hehre, zum Feenſpiegel hin,
Ein Wink — er liegt zerſchmettert vor ſeiner Herrſcherinn;
Den Talisman, ſie bricht ihn — den Zauberſtab — entzwei:
„Ihr alle ſeid entlaſſen — mein Reich, es iſt vorbei!

„Was ahnend ich befürchtet, ob Zukunft es verhüllt,
„Es hat ſich furchtbar ſchneller, als ich gedacht, erfüllt;
„Und was ſie ferner decken noch mag mit nächt'gen Grau'n,
„Auch ohne Spiegel kann ich die Macht des Goldes ſchau'n!

„Das Geld, es iſt erfunden — was braucht es Feen mehr,
„Dem Reichen iſt nun fürder die Zauberei nicht ſchwer;
„Nur Schade, daß der Menſch nicht weiß, was er erzeugt,
„Wie er ſich ſtärkerm Zauber, als Feenkünſte beugt!

„Denn kommen wird — ich ahn' es — die Zeit wo Geld allein
„Im Reich des Rechts, der Sitte, der Kunſt will Herrſcher ſein;
„Nicht nur Genuß, Beſitz auch wird Ziel der tollen Jagd
„Und Tugend, Kunſt und Wiſſen des Geldes feile Magd!

„Das aber, was kein Zauber, was einzig Gott verleiht:
„Der Glaube und die Liebe, das Hoffen beſſ'rer Zeit;
„Geld kann es nimmer geben — auch wenden nicht was droht,
„Als Schluß des Erdendaſeins: kann ſcheuchen nicht den Tod!

„So freut euch denn des Geldes — was braucht es Feen mehr!
„Ihr Dienerinnen folgt mir — hinauf zum Sternenheer;
„Unſichtbar ſo wie früher — doch ungeübt die Macht,
„Die ſchützend hat und lehrend der Menſchen Heil bewacht!

„Und wenn im Zeitenlaufe einmal ein Volk erſteht,
„An dem des Geldes Zauber machtlos vorüber geht,
„Daß Recht und Kunſt und Sitte und Wiſſen nicht zu Kauf,
„Dann ſteht im alten Glanze das Reich der Feen auf!

Es ſind ſeit dieſen Worten Jahrtauſende verrauſcht,
Und wie man eifrig ſuchte, wie ſorgſam man gelauſcht,
Es iſt kein Volk erforſcht noch, das nicht am Golde hält,
D'rum iſt das Reich der Feen nur in der Sagenwelt!

Benno Whiſemar.

Ein einziges Geheimniß.

Novelle von Karoline Leonhardt-Pierſon.

In dem Salon der Gräfin Reinsberg hatte ſich heute ein kleiner gewählter Kreis um den Theetiſch gereiht, an welchem die Frau vom Hauſe mit gewohnter Liebenswürdigkeit den Vorſitz hatte. Alle, meiſt Hausfreunde der Gräfin, waren mehr oder minder geſpannt, denn Graf Hochſtein, der Neffe der Gräfin, wurde heute, nach fünfjähriger Abweſenheit, in ihrem Salon erwartet und nicht allein, ſondern in Begleitung ſeiner jungen Gemalin, welche Niemand kannte.

In der großen Welt, wo eine Erſcheinung die andere verdrängt, iſt es natürlich, daß der Entfernte auch ſchnell vergeſſen wird; Graf Stuart Hochſtein aber gehörte zu den Seltenen, die man, wenn man ſie nur eine kurze Zeit gekannt hat, ſchwer oder niemals vergißt.

Er war in den Augen der Frauen über alle Beſchreibung intereſſant, für Maler der Inbegriff männlicher Grazie und hatte ſich, bei vielſeitiger und gründlicher Ausbildung des Geiſtes eine Kindlichkeit und Aufrichtigkeit bewahrt, die ihm Aller Herzen gewann. Beſonders liebten ihn die Mütter, welche ihren Töchtern eine glückliche Ehe wünſchten, und ſuchten ihn auf feine Weiſe anzuziehen, denn ſeine wahrhafte Zartheit im Benehmen und Empfindungen, die ihn niemals verließ, gab ihm in den Augen gebildeter, edler Frauen einen unſchätzbaren Werth.

Es war damals der innige Wunſch der Gräfin Reinsberg geweſen, ihn mit ihrer Tochter verbunden zu ſehen, aber eben als ſie in mütterlicher Zärtlichkeit ſich einbildete, er werde bald in Erfüllung gehen, reiſete Graf Hochſtein ſchnell aus W*** ab, und ſechs Wochen ſpäter erhielt ſie von London aus die Nachricht, daß ihr Neffe ſich mit einer jungen Franzöſin aus altadeliger Familie vermählt habe und eine lange und weite Reiſe anzutreten gedenke.

Dieſe Nachricht erregte in dem Kreiſe der Gräfin großes Aufſehen, denn Niemand hatte den ernſten, bedenklichen Hochſtein eines ſo raſchen Entſchluſſes fähig gehalten, und als endlich das Gerede über ſeine Heirath aufhörte, ward es von Zeit zu Zeit erneuet durch die Beſchreibung, welche einzelne Bekannte, die den Grafen da und dort getroffen hatten, von der wundervollen Schönheit ſeiner Gemahlin machten.

Zuletzt, ſo ging das Gerücht, hatte der Graf auf ſeinem ſchönen Schloſſe am Rheine ganz in tiefſter Verborgenheit mit ſeiner jungen Frau gelebt und man ſagte, daß er ohne allen Grund ſehr eiferſüchtig ſey.

„Ob Graf Hochſtein noch immer ſo intereſſant ſeyn wird,“ flüſterte eine Dame einer Andern zu. „Zuverläſſig,“ entgegnete dieſe unbefangen ſcheinend, aber nicht ohne Herzpochen, denn ſie hatte einſt den Grafen heimlich mit glühender Leidenſchaft geliebt, und mit der Schärfe und Bitterkeit, welche Eiferſucht ſelbſt den mildeſten Frauen gibt, fügte ſie hinzu: „über die junge Gräfin Hochſtein aber habe ich meine eigenen Gedanken, gewiß iſt ſie ſehr arm geweſen oder mit ihrem Adel hat es eine eigene Bewandtniß, wenn ich recht gehört habe, ſo iſt ihr Name du Val und während meines mehrjährigen Aufenthaltes in den Hauptſtädten Frankreichs habe ich niemals dieſen Namen gehört, obgleich ich, wie Sie wiſſen, viel in der Geſellſchaft lebte.“

„Ich habe auch ſo eine Ahnung,“ erwiederte ihre Nachbarin, „obgleich ich niemals einen Mann gekannt habe, der ungeachtet ſeiner Freiheitsliebe doch ſo viel Werth auf einen Stammbaum legte, wie Graf Hochſtein.“

In demſelben Augenblicke rief der anmeldende Kammerdiener in den Salon: „Graf Hochſtein und Gräfin Hochſtein," und an der Seite ihres Gemahls trat die junge Gräfin in den Salon.

Das junge Paar ward von der Gräfin und dem ganzen Kreiſe mit Auszeichnung begrüßt, der Graf wußte jedem Bekannten auf ungeſuchte und liebenswürdige Weiſe etwas Angenehmes zu ſagen, die junge Gräfin nahm durch ihr ſchüchternes, ungekünſteltes Benehmen ein.

Ihre Schönheit war wirklich bewunderungswürdig, Alles an ihr war vollendet ſchön, von dem braunen weichen Haar bis auf den feinen kleinen Fuß herab, dabei hatte ihr Geſicht einen unbeſchreiblichen Zauber durch den Geiſt, welcher aus den ſchönen braunen Augen ſprach. Sie mochte höchſtens neunzehn Jahre zählen und ihr Blick ruhte faſt immer auf ihrem Gemahl, welcher, wie ſie die Frauen, die ihn umgebenden Männer überſtrahlte.

Die junge Gräfin ſprach wenig, immer nur franzöſiſch, aber dieſes, wie Mehrere heimlich bemerkten, mit deutſchem Accent.

Der Graf Hochſtein entfernte ſich von dem Souper, um noch einen Beſuch bei ſeinem Oheim, dem General von Malten, zu machen, und kaum hatte er mit ſeiner Gemahlin das Zimmer verlaſſen, als die Geſellſchaft in die lebhafteſten Lobſprüche über die Schönheit und Anmuth der Gräfin ausbrach.

Nur Einer ſchwieg, Graf Werthern, er ſchwieg, weil ihm ihre Erſcheinung ein Bild aus der Vergangenheit in der Seele nachrief, das bald ſchlafend, bald wachend, immer in ihm wohnte.

Zurückgekehrt in ſein einſames Zimmer, konnte er den Schlaf nicht finden, die Gräfin Hochſtein und jenes Weſen aus der Vergangenheit beſchäftigten ihn fort und fort, und wiederholt fragte er ſich: „iſt Sie es, oder iſt Sie es nicht!"

Vor fünf Jahren war es, wo Graf Werthern, welcher bisher tief in Ungarn auf ſeinen Gütern gelebt hatte, jung, reich, vergnügungsſüchtig nach W*** kam, um den Winter daſelbſt zu verleben.

Er liebte leidenſchaftlich die ſchönen Künſte und ſein größtes

Vergnügen beſtand darin, daß er das Theater beſuchte und auf Liebhabertheatern als jugendlicher Held glänzte.

Eines Abends führte ihn ſeine Neigung in das Schauſpiel und er freute ſich, daß man das Repertoir ſchnell geändert hatte, und ſein Lieblingſtück: „das Käthchen von Heilbronn" gab. Doch wer beſchreibt ſein Entzücken, als ein ganz junges, ſchüchternes Mädchen, ähnlich der halbgeöffneten Roſenknoſpe, das Käthchen — nicht darſtellte, ſondern es war.

Sein Enthuſiasmus übertraf noch den des begeiſterten Publikums, das eine ſolche Erſcheinung nie erblickt hatte; wie ein Trunkener eilte er auf die Straße, er hätte zu den Sternen fliegen mögen.

Den andern Morgen ging er zu dem Regiſſeur des Theaters, welchen er kannte und erfragte dort die Wohnung der jungen Künſtlerin. Auf Windesflügeln eilte er nach ihrer Behauſung und erfuhr Nichts als: Fräulein Berg ſei vor einer Stunde mit ihrer Mutter abgereiſ't, wohin, wiſſe Niemand.

Alle Bemühungen des Grafen Werthern, ihre Spur aufzufinden, blieben erfolglos, er mußte endlich ſein fruchtloſes Forſchen aufgeben und ſich mit der Erinnerung an jenen unvergleichlichen Traum begnügen; aber immer, wenn er die Schönheit und Anmuth andrer Frauen rühmen hörte, trat jenes Bild voll Zauber vor ſeine Sinne, und heute meinte er dies in der Gräfin Hochſtein erblickt zu haben.

Allerdings bedachte Graf Werthern, daß der Graf wohl kaum eine Schauſpielerin geheirathet haben würde; er ſah, daß die Gräfin einen Zoll größer, als jenes Käthchen von Heilbronn, war, er hatte den Grafen ſagen hören, daß ſeine Gattin kaum zwanzig Worte Deutſch verſtehe und doch blieb er endlich bei der Ueberzeugung ſtehen: es iſt das unvergleichliche Käthchen, welches ich in der Gräfin Hochſtein wieder finde.

Graf Werthern hatte ſich nicht geirrt, Clementine, die Gemahlin Hochſteins, war wirklich die junge Schauſpielerin, deren einziges Auftreten hinreichte alle Köpfe in W*** auf einige Tage zu verwirren, die dergleichen Eindrücke nicht mit Ruhe aufzunehmen fähig waren.

Auch Hochſtein befand ſich an jenem Abende im Theater und ihre Erſcheinung übte auf ihn denſelben Zauber aus wie auf den Grafen Werthern. In ſeiner Seele ſtand ſogleich ein gereifter Entſchluß da, er wollte Clementine für das ganze Leben die Seine nennen. Noch denſelben Abend ſuchte er ihre Mutter auf und fand in ihr eine ſtille, würdige Frau, welche ihn ſogleich für ſich einnahm. Sie ſah ebenfalls aus ſeinem Benehmen, daß er ein durchaus ehrenhafter Mann war und geſtand ihm, daß nur Clementinens Neigung und Talent ſo wie ihre drückende Armuth ſie bewogen habe, ihr Kind die Bühne betreten zu laſſen, was geſtern zum erſten Male geſchehen ſey. Der tiefe Seufzer, mit welchem Frau Berg ihre Rede ſchloß, zeigte deutlich, daß ſie die Gefahren und Unannehmlichkeiten des Theaterlebens hinreichend kannte.

Graf Hochſtein erklärte der Frau Berg, daß der Eindruck, welchen auf ihn Clementine gemacht habe, ein tiefer, unauslöſchlicher, einziger ſey, und daß er ſich feſt entſchloſſen habe, ſich mit ihr zu vermählen, wenn ſie ihn lieben und ſich entſchließen könne, für immer der Bühne zu entſagen. Frau Berg war über den Antrag des Grafen auf das Höchſte erſtaunt und wußte kaum was ſie antworten ſollte, ſie rief Clementine in das Zimmer, die ſchon im Nebengemache mit pochendem Herzen Alles gehört, was der junge, intereſſante Graf geſprochen hatte.

Hocherglühend trat ſie ein, das ſchöne Haupt geſenkt wie eine Blume, wenn unerwartet der heiße Sonnenſtrahl ſie trifft. Betroffen wich der Graf einen Augenblick zurück, denn hier erſchien ſie ihm noch ſchöner als auf dem Theater, noch deutlicher erkannte er hier den Strahl himmliſcher Reinheit, der auf ihrer edlen Stirne leuchtete, und ſchon von der Bühne herab ihn entzückt hatte.

Mit wenigen aber feurigen Worten wiederholte der Graf ihr, was er der Mutter geſagt hatte, und fragte mit bebender Stimme hinzu: „Clementine, laſſen Sie ſich nicht durch die Wünſche Ihrer Mutter, durch die Bitten und Liebesbetheuerungen eines jungen Mannes, oder durch äußere Verhältniſſe beſtimmen, ſagen Sie mir offen, wenn Sie Ihr Herz gefragt haben, ob es ſogleich für mich ſpricht, ob Sie mich lieben, um meinetwillen Alles verlaſſen, mit mir auch in einer Wüſte glücklich ſeyn können. Achtung, Freundſchaft und Vertrauen wächſt nach und nach wie ein ſchöner hoher Baum, welcher für die ganze Lebenszeit Schatten gibt, die Liebe muß nicht wachſen, nicht langſam entſtehen, ſie muß ſchon vom Anbeginn im Herzen verborgen ſeyn, wie das Gold in der Erde, das auch gleich vom Anbeginn da iſt, und Liebe und Gold muß der glückliche Finder, der ein Sonntager ſeyn muß, nicht pflanzen, ſondern nur entdecken. Ich halte es mit Schiller, wenn er ſagt:

„Das iſt der Liebe heil'ger Götterſtrahl,
Der in die Seele ſchlägt und trifft und zündet,
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl,
Es löſ't der Menſch nicht was der Himmel bindet!"

Clementine hatte dieſe Worte mit tiefem Erröthen angehört, und als er ſie noch einmal fragte: „Kannſt Du mich lieben?" da hob ſie die ſchönen Augen zu ihm empor, ſah ihn an als wollte ſie in ſeiner Seele leſen und ſprach: „ich weiß nicht, was Liebe iſt, aber ich habe Vertrauen zu Ihnen und obgleich ich nicht weiß warum und es vielleicht auch nicht ſagen ſollte, aber wenn Sie zu mir ſagten: gib mir die Hand und gehe mit mir, ich würde nicht fragen, wohin Sie mich führten, und Ihnen doch folgen bis an das Ende der Welt."

Ueber Hochſteins Antlitz glitt ein heller goldener Strahl himmliſcher Freude, er faßte tief bewegt Clementinen's Hand und ſagte feierlich: „nun denn, ſo ſei meine Braut, meine Gattin! Nimm dieſen Ring zum Zeichen unſeres Bundes und möge ſich Gott von mir wenden, wenn ich Dich jemals verlaſſe, Du vertrauensvolles Kind."

Frau Berg ſegnete mit Freudenthränen das Paar, und der Graf blieb bis ſpät in die Nacht, den Frauen ſeine Pläne für die Zukunft mittheilend.

Clementine hatte gegen den Director des Theaters keine Verbindlichkeit; ſie hatte die Rolle des Käthchens als theatraliſchen Verſuch gegeben, und hoffte auf ein Engagement, im Falle ſie Beifall erhielte.

Nichts hielt ſie in W... und beide Frauen waren bereit den nächſten Tag, wie der Graf es wünſchte, abzureiſen. Zehn Meilen von W... erwartete ſie Hochſtein, welcher einen Tag ſpäter abreiſ'te, ohne einen Bedienten oder irgend einen Begleiter. Von dieſer Stadt aus reiſeten alle drei nach England, und in London wurde Graf Hochſtein mit Clementine getraut. Frau Berg war die Enkelin eines franzöſiſchen Emigranten, des Barons du Val, und ſo hielt es Graf Hochſtein für kein Unrecht, wenn Clementine, der letzte Sprößling dieſer Familie, den Namen du Val annahm. Clementine du Val hieß ſie im Taufſcheine.

In London verweilte er nur kurze Zeit, und ging dann mit ſeiner Gattin und deren Mutter nach Frankreich, wo ſich Clementine auf ſeinen Wunſch die franzöſiſche Sprache aneignete wie ihre Mutterſprache. Er hatte ſie gebeten, ihren früheren Stand zu vergeſſen, und Alles zu thun, um als geborne Baroneſſe du Val in der Welt da zu ſtehen.

Clementine liebte ihren Gemal, der ſie faſt anbetete, mit Leidenſchaft, und erfüllte mit Freuden ſeine Wünſche. Sie ſprach nie ein Wort deutſch, ſie redete niemals von der Heimat, und obgleich ſie ſich zu Zeiten darnach ſehnte, wieder einmal ein Schauſpiel zu ſehen, ſo beſuchte ſie doch kein Theater, weil ſie ihrem Gemal hatte das Verſprechen geben müſſen, es nicht zu thun. Er war ihr Lehrer, und bildete alle ihre Anlagen mit Liebe und Sorgfalt aus und mit jedem Tage ward das Band, welches ihre Seelen verknüpfte, ſüßer und feſter. Clementinen's Mutter ſtarb, ein ſchmerzlicher Verluſt für die Gräfin; ihre Hoffnung, Mutter zu werden, ward zerſtört, beide inniger ſchloß ſie ſich an den Gemal an, der jetzt ihr einziger Schutz und zugleich ihr einziger Vertrauter war.

Bald nach dem Tode von Clementinen's Mutter ſtarb auch ein naher Anverwandter Hochſtein's, und Erbſchaftsangelegenheiten riefen den Grafen in ſeine Heimat zurück, nach welcher er ſich, ohne ſich es deutlich zu geſtehen, oft geſehnt hatte.

Er fürchtete nicht, daß in Clementinen, ſeiner Gemalin, irgend ein Menſch die junge Schauſpielerin erkennen könnte, die als eine ſo flüchtige Erſcheinung vorübergegangen war, früher hatte ſie zehn Meilen von W... in ländlicher Stille gelebt, und Clementine hatte gelernt, ihre Vergangenheit zu verſchweigen, und ſich ganz als geborene Franzöſin und Gräfin Hochſtein zu benehmen. So führte er denn ſeine Gemalin in der Geſellſchaft in W... ein, und hatte die Freude, zu ſehen, daß ſie Aller Herzen gewann, und daß ſie keine Seele mit forſchenden Blicken betrachtete.

Clementine hatte die Sehnſucht ihres Gemals, Deutſchland wieder zu ſehen, getheilt, als ſie ſich aber mitten in Deutſchland befand, und die geliebte Mutterſprache hörte, ohne ſie reden zu dürfen, da fühlte ſie ſich ſonderbar beängſtigt, und zum Erſtenmale kam ihr der Gedanke: „Du bringſt deinem Gatten ein großes Opfer!“

Sie äußerte nicht, was in ihr vorging; nur eines Tages ſprach ſie unwillkürlich deutſch, und hatte den Schmerz, daß Hochſtein ihr ſtrenge und heftig unterſagte, deutſch zu ſprechen, weil jedes Wort ſie als Deutſche verriethe.

Clementine ſchwieg, aber ſie dachte: „Es iſt doch hart, niemals mehr die liebe Mutterſprache reden zu dürfen,“ und zum Erſtenmal erſchien ihr Gemal ihr hart und ungerecht, und die Erfüllung ſeines Willens ihr eine Grille von ihm; aber natürlich blieb dieſe Stimmung nicht in ihrer Seele, und ihr Gemal erwähnte dieſes Vorfalles nicht wieder, aber Clementine verlor nach und nach ihre Fröhlichkeit, ſie wurde verlegen, wenn von Perſonen, die da meinten, ſie verſtehe kein Deutſch, in ihrer Gegenwart ſogar von ihr geſprochen wurde, und es war ihr bald nur läſtig, bald tief ſchmerzlich, wenn ſie an einem intereſſanten Geſpräche keine Theilnahme zeigen durfte, weil es in deutſcher Sprache geführt wurde.

Einige Monate hatte Clementine ruhig und friedlich in ihrem Hauſe, an der Seite ihres Gemals, in M . . . verlebt. Sie war vollkommen zufrieden, wenn ſie nicht gerade an die Verläugnung ihrer Sprache dachte, und die Huldigungen, welche die Männer ihrer Anmuth und Schönheit darbrachten, machten keinen Eindruck auf ſie, welcher die Ruhe ihres Herzens oder ihres Gemals zu ſtören fähig geweſen wäre.

Graf Werthern huldigte ihr anfangs auf eine faſt auffallende Weiſe, zog ſich aber, von ihrem Ernſte verſcheucht, klug und edel zurück, aber immer und immer quälte und verfolgte ihn die Frage: „Iſt Gräfin Hochſtein wirklich eine Franzöſin, oder Clementine Berg, die liebenswürdige junge Schauſpielerin?

Die Gräfin Reinsberg hatte ihren Neffen dahin gebracht, daß Clementine Unterricht in der deutſchen Sprache nehmen ſolle. Er ging zum Schein darauf ein, und Clementine erhielt einen Lehrer, welcher ſie in der deutſchen Sprache unterrichten ſollte, in der ſie, da ſie von Natur offen und ungekünſtelt war, im Kurzen reißende Fortſchritte machte.

Hochſtein wußte nicht, was er that, als er Clementinen, dieſe argloſe, aufrichtige Natur zur Verſtellung zwang, ja indem er ihr dieſe zur Pflicht machte, und ſie dadurch gewöhnte, eine Maske zu tragen, welche ſie ohne Beſchämung — denn es geſchah ja auf ſeinen Wunſch — täglich und auch ihm gegenüber vornahm.

Eines Abends ſaß Clementine bei ihrer Tante; ihr Gemal war auf dem Lande bei einer Jagdpartie; die junge Frau hatte bei der Gräfin Reinsberg zu Mittage geſpeiſt, und die letztere erwartete keine Geſellſchaft.

„Laß uns in das Theater fahren, ich weiß nicht, was heute geſpielt wird, ich habe heute den Zettel nicht angeſehen, aber ich habe Luſt wieder einmal ein Schauſpiel zu ſehen.“

„Wie gerne, wenn ich durfte," entgegnete die junge Gräfin, „aber ich habe meinem Manne verſprechen müſſen, niemals das Theater zu beſuchen."

„Welche Grille! Wie könnteſt Du Dich beſſer in der deutſchen Sprache vervollkommnen, als indem Du das deutſche Schauſpiel beſuchſt, und ſchon zur Beſtrafung ſeiner Thorheit verdient er, daß Du mit mir gehſt!" antwortete die Tante.

„Es wird ihn aber verdrießlich machen, und ich fürchte mich ihn zu erzürnen," ſagte ſchüchtern Clementine.

„Bah! ich will es ſchon bei ihm verantworten, und ſind wir Frauen denn Sclavinnen und ganz abhängig von den Launen der Männer? Ich dächte, die Zeit müßte auch meinem lieben Neffen gelehrt haben, daß Frauen Menſchen ſind, und ein Geſchlecht ſo viel Rechte hat, als das andere, alſo nimm Deinen Shawl um, und laß uns gehen, es iſt angeſpannt."

Clementine machte keine Einwendungen mehr; ſie folgte der Tante, ohne ein Wort zu ſagen, und ihr Herz pochte, als ſie in die erleuchtete Loge trat, und ſich wieder in dem Raume ſah, den einſt ein Publicum, das ſie hingeriſſen, gefüllt hatte.

Der Vorhang ging auf, man gab Raupach's König Enzio, ein Stück, welches, wenn es gut dargeſtellt wird, auf junge, ſchwärmeriſche Gemüther einen mächtigen Zauber ausübt.

Emil Devrient, noch in der Fülle ſeiner Jugendkraft, und gerade damals als Darſteller edler, leidender Charactere ganz in ſeiner Sphäre, gaſtirte als Enzio, und eine junge höchſt talentvolle Schauſpielerin, gab die Lucia.

Clementine hatte ſelten das Theater beſucht bevor ſie Hochſtein's Gemalin wurde, ſie hatte Talent und Neigung für die Bühne gehabt, bevor ſie dieſelbe kennen gelernt hatte, und nach ihrer Verbindung mit Hochſtein kein Theater mehr beſucht. Nun ſah ſie dieſe Zauberwelt wieder mit friſchem Sinn, mit unermüdeter Luſt dafür, und mehr als einmal, wünſchte ſie ſich an die Stelle der jungen Schauſpielerin, nur einmal noch wünſchte ſie als eine vortiſche, holde Erſcheinung dazuſtehen und mit den Worten des Dichters zu ſprechen.

Während des Stückes trat Graf Werthern in die Loge, die Frauen zu begrüßen. Er bemerkte die lebhafte Gemüthsbewegung Clementinen's und glaubte jetzt die moraliſche Gewißheit zu haben, daß ſie und keine Andere ſein Käthchen von Heilbronn ſei.

„Dieſe junge Schauſpielerin hat entſchiedenes Talent und eine höchſt liebenswürdige Perſönlichkeit,“ ſagte er zur Gräfin Reinsberg, „aber ich muß geſtehen, daß weder ſie noch irgend eine junge Schauſpielerin ein junges anmuthiges Weſen erreicht, das ich vor länger als vor fünf Jahren als Käthchen von Heilbronn ſah. Clementine Berg war ihr Name.“

Die Gräfin Hochſtein wechſelte bei dieſen Worten die Farbe, aber ſie beſaß Klugheit genug, dem Grafen ein ſcherzhaftes Wort über ſein treues Gedächtniß zuzurufen, und Werthern entgegnete gleichfalls im Tone leichten Scherzes: „Das iſt kein großes Verdienſt meines Gedächtniſſes; die auffallende Aehnlichkeit, welche Sie, gnädige Gräfin, mit jener ſchönen Schauſpielerin haben, mußte mich wohl an dieſelbe erinnern.“

Der Beginn des letzten Actes unterbrach das Geſpräch. Clementine ſchenkte dem Stücke die größte Aufmerkſamkeit, und Graf Werthern beobachtete ſie heimlich.

Den andern Tag kehrte Graf Hochſtein von ſeinem kleinen Ausfluge zurück, und ſeine erſte Frage an Clementine war, wie ſie während ſeiner Abweſenheit gelebt habe.

„Unter dem Schutze Deiner Tante,“ entgegnete ſie, „und heute im Hauſe.“

Graf Hochſtein fragte nicht weiter, und machte gegen Mittag ihr den Vorſchlag, die Gräfin Reinsberg zu beſuchen; aber Clementine fürchtete, ihr Gemal möge ihren Beſuch des Theaters erfahren, und gab Unwohlſein vor, auch war ſie wirklich ſo aufgeregt, und von heimlicher Angſt gequält, daß ſie die Farben wechſelte und fieberte, ſo daß der Graf ſogleich nach ſeinem Hausärzte ſchickte, welcher den Zuſtand der Gräfin für ein bedenkliches Nervenleiden erklärte, und die tiefſte Ruhe und milde, zweckmäßige Erheiterung empfahl.

Hochſtein liebte Clementine noch immer ſchwärmeriſch, wie in der erſten Zeit, und pflegte ſie, nicht wie ein Mann die Geliebte, ſondern wie eine Mutter ihr liebes krankes Kind. Clementine erkannte dies mit inniger Dankbarkeit, und mehr als einmal war ſie im Begriff, ihrem Gatten den Beſuch des Theaters mitzutheilen, aber immer wurde ſie durch irgend etwas Zufälliges daran verhindert.

Eines Tages bat Clementine ihren Gemal, das ſchöne Wetter zu benutzen und auszufahren, er willigte auf ihre Bitten ein, und ließ ſie, die ſich heute zu müde fühlte, um ihn begleiten zu können, zurück.

Der Graf fuhr in ein nahe bei der Stadt gelegenes Luſtwäldchen, wo er Werthern mit einigen Bekannten traf.

Hochſtein ſtieg aus, und luſtwandelte mit den Männern eine Strecke Weges, da ſagte Werthern lächelnd: „Nun Hochſtein, wie befindet ſich Ihre Gemalin? Iſt ſie noch immer leidend, ich habe ſie ſeit dem Abende im Theater nicht wieder geſehen.“

„Meine Frau im Theater?“ rief Hochſtein überraſcht, doch ſchnell ſich faſſend, fügte er mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit hinzu: „Ach ja, ich erinnere mich, das Stück hatte ihr ſehr gefallen.“

Noch einige Worte wurden gewechſelt, dann ſtieg Graf Hochſtein wieder in ſeinen Wagen und ließ den Kutſcher Galopp fahren.

Als der Graf in das Zimmer ſeiner Gemalin trat, ſaß ſie in einer mit Epheu belaubten Fenſterniſche und ſchlief. Ihr Haar fiel in reichen Locken über die feine Hand, die das Haupt ſtützte, ihr Geſicht ſah im Schlummer unbeſchreiblich ſchön, rührend und unſchuldig aus.

Hochſtein betrachtete ſie einen Augenblick, aber raſch ſeinem aufgeregten Gefühle folgend, rief er, indem er ſie nicht eben ſanft bei der Hand faßte: „Clementine, Du biſt im Theater geweſen!“

Die Schlummernde öffnete erſchrocken die Augen, und ſah ihn an, abwechſelnd erröthend und erblaſſend.

„Nun, Du ſprichſt kein Wort!?“ ſagte er, immer heftiger werdend.

„Du weißt es ja ſchon wahrſcheinlich von der Tante, welche mich bat, mit ihr zu gehen,“ entgegnete ſie halb ſchüchtern, halb trotzig.

„Und Du konnteſt, ungeachtet Deines Verſprechens das Theater beſuchen, es mir verſchweigen?“ ſprach der Graf tief bewegt.

Clementine fühlte dieſen Ton, ſie wollte ſich an ſeine Bruſt ſtürzen und ihn recht herzlich um Verzeihung bitten, aber die Aeußerungen der Gräfin Reinsberg klangen in ihrem Ohr, und ſich ſtolz aufrichtend, erwiederte ſie: „Ich glaubte nicht, daß Dich eine ſolche Kleinigkeit erzürnen könnte, und denke auch, daß es über die Pflichten einer Frau geht, jeder thörichten Grille des Mannes nachzugeben.“

„Clementine!“ ſchrie Hochſtein, und wurde leichenblaß, doch ſchnell ſich faſſend, ſetzte er hinzu: „Du biſt krank, und Deinen Zuſtand will ich ſchonen, aber erwarte nicht, daß ich von jetzt an Dir wie früher glaube und vertraue.“

Nach dieſen Worten verließ er das Zimmer, und die Kammerfrau erſchien, ihr im Namen des Grafen ſagend, ſie habe von ihm Befehl erhalten, ſich nach den Bedürfniſſen der Frau Gräfin zu erkundigen, da der Herr Graf ausgegangen ſei, und ſobald nicht zurückkehren würde.

Clementine erwiederte kein Wort, ließ ſich zu Bette bringen, und barg ihr weinendes Antlitz in den Kiſſen.

Seit dieſem Tage war es nicht mehr wie früher zwiſchen ihr und ihrem Gemahle. Das ſchöne Einverſtändniß war geſtört, der Graf betrachtete ſie nicht mehr als das ſanfte, biegſame, liebevolle Geſchöpf, das zu jedem Opfer für ihn bereit war, und dem er dafür jedes Opfer ſchuldig zu ſein glaubte, er ſagte ihr kühl: ſie möge doch gleich das Theater beſuchen, nun ſie es einmal ohne ſein Wiſſen gethan habe, und ſie getraute ſich nicht über Manches offen wie früher mit ihm zu reden, denn es ſchien ihr, als höre er ihr zuweilen mit ungläubigem Lächeln zu.

Ehe Graf Hochſtein Clementinen geſehen hatte, hatte ihn eine junge Wittwe, Gräfin Walthauſen, in hohem Grade intereſſirt; er hatte ihr lange und ziemlich öffentlich gehuldigt und Ida Walthauſen liebte ihn mit glühender, tiefer Leidenſchaft. Vielleicht würde ſich Hochſtein um ihre Hand beworben haben, aber ihre keine Rückſicht kennende Leidenſchaftlichkeit und ihr, wie ihm damals dünkte, allzu aufrichtiges Benehmen hatte ihn zurückgehalten. Clementinen's helle Erſcheinung rührte ſein Herz, und ihr ergab es ſich mit Leidenſchaft und Schwärmerei. Hochſtein ſah Ida nicht wieder, und nur noch wie ein verblichenes Bild lebte das Andenken an ſie zu Zeiten in ſeiner Seele, die faſt einzig von Clementinen erfüllt war.

Jetzt hatte er Ida wiedergefunden, ſie, die ihn niemals vergeſſen, und unveränderlich feſt geliebt hatte, und die Leidenſchaftlichkeit und Rückſichtsloſigkeit, welche er früher an ihr getadelt hatte, erſchien ihm jetzt, in ſeiner Mißſtimmung gegen Clementine als Wahrheitsliebe und Charakterſtärke.

Bisher hatte er Ida, die ihn, wo es möglich war, aufſuchte, vermieden; jetzt ſuchte er in jedem Salon, wo er mit ihr zuſammentraf, ihre Unterhaltung, die immer belebt, geiſtreich und aufrichtig war. Sie fing an, ihn wieder lebhaft zu beſchäftigen, indem ſie gerade die Saiten ſeines Innern anſchlug, die er am liebſten tönen hörte, und immer waren ihre Geſpräche ſo, daß ſie ihm Tage lang zu denken gaben.

Clementine war ſich in dieſer Zeit mehr ſelbſt überlaſſen, ihr Herz hing noch immer mit unveränderter Treue an ihrem Gemal, und ſie fühlte ihr Unrecht gegen ihn, aber ſie hatte die fürchterlichſte Langeweile, und weil ſie nicht mehr in das Theater ging, um ihm jetzt wirklich zu gefallen, auch große Sehnſucht darnach.

So ſchwand der Winter dahin. Ida gewahrte mit geheimem Entzücken, daß Hochſtein ſich ſehr lebhaft für ſie intereſſirte und Werthern wagte auf's Neue leiſe aber vergebliche Verſuche, ſich Clementinen's Neigung zu erwerben.

Die erſten Frühlingstage weckten in dem Herzen der Gräfin Hochſtein alle Erinnerungen an die ſchöne Zeit der erſten Liebe, und zugleich war die Sehnſucht nach geiſtiger Thätigkeit lebendiger als jemals in ihr.

Das Theater hatte ſie in dieſen Tagen wieder beſucht mit ihrer Tante, mit Wiſſen ihres Gemals, welcher den Abend in einer muſikaliſchen Soirée bei der Gräfin Wallhauſen zubringen wollte.

Clementine ging mit dem Vergnügen eines Kindes, deſſen Sinne noch nicht durch öfteren Genuß abgeſtumpft ſind, in das Schauſpiel, mit vieler Theilnahme folgte ſie wieder der Handlung und erkannte in dem jungen Mädchen, welches die Jungfrau von Orleans darſtellte, eine Geſpielin aus ihrer Kindheit, mit welcher ſie vor nun ſechs Jahren, die theatraliſche Laufbahn begonnen hatte.

Emilie Lindner, dies war der Name der jungen Künſtlerin, hatte damals nicht die Hälfte der Gaben, durch welche Clementine glänzte. Sie ſpielte kleine untergeordnete Rollen, und jetzt, wie hatte ſie ſich entwickelt, was war aus ihr geworden! Das Publicum war begeiſtert, und der Beifall am Schluſſe der Vorſtellung ein ſtürmiſcher. Emilie dankte mit Thränen, aber ihr ausdrucksvolles Geſicht ſah dabei unbeſchreiblich glücklich aus.

Wie beneidenswerth erſchien ſie an dieſem Abende Clementinen!

Wie frei und froh könnte ich jetzt ſein und bin abhängig und mißmuthig!“ ſeufzte Clementine, als ſie in ihr einſames vom Mondlicht erhelltes Zimmer trat. Sie entließ ihr Kammermädchen und gab ſich ihren Träumen hin, Träume vom Künſtlerruhme und einem poetiſchen Glücke, nach welchem ſie ſich jetzt mit heißen Thränen ſehnte.

Am andern Morgen ſaß ſie allein in ihrem Gemache, da wurde ihr eine Dame gemeldet, welche ſich der Frau Gräfin ſelbſt nennen wolle.

Clementine, von Langeweile und Neugierde geplagt, nahm ſie an, und vor ihr ſtand Emilie Lindner.

„Ich weiß nicht, ob ich Du, wie früher, oder Frau Gräfin, ſagen ſoll," ſagte Emilie mit der leichten Grazie, welche die Ausübung ihrer Kunſt der Schauſpielerin verleiht. „Ich habe Sie geſtern im Theater geſehen, und ſogleich erkannt."

Clementine ſchellte dem Kammermädchen, befahl, ſie vor Jedem, ſelbſt vor ihrem Gatten, zu verläugnen, ſchloß die Thüre und fiel Emilien mit großer Aufgeregtheit um den Hals.

„Meine liebe Emilie, ſage du, Du geprieſene glückliche Künſtlerin!" rief die Gräfin; „aber ſprich, wie erkannteſt Du mich? Faſt erſchreckt mich dies!"

„Fürchte von mir keinen Verrath," entgegnete lächelnd Emilie; „ich erkannte Dein liebes, ſchönes Geſicht, das einmal geſehen, nicht wieder zu vergeſſen iſt. Ich fragte nach Deinem Namen, und was ich bei Deiner ſchnellen Abreiſe, die mit Graf Hochſtein's Abreiſe zuſammen traf, vor ſechs Jahren ahnte aber nicht ausſprach, fand ich beſtätigt. Aber jetzt ſprich, wie lebſt Du, angebetet von Deinem Gemal, reich, vollkommen glücklich."

„Ach," entgegnete Clementine mit einem tiefen Seufzer, „von meinem Leben iſt wenig zu ſagen, „ich ſah fünf Jahre faſt Niemand. Namen, Mutterſprache, Alles habe ich aufgeben müſſen, die Kunſt — aber Du, Du Herrliche, Glückliche, haſt viel zu erzählen, Du haſt die Welt geſehen, überall begegnet Dir Glück und Freude, Jeder huldigt Dir, der Gefühl für das Schöne im Herzen trägt, und Du mußt glücklich ſein, durch die Fülle von Reichthum der Fantaſie und des Gemüthes, die aus Deinen Schöpfungen hervorleuchtet."

„Ja!" rief Emilie lebhaft, „ich bin glücklich, und wenn ich fühle, daß der Lorbeerkranz, mit welchem man mich nach beſonders gelungenen Darſtellungen ſchmückt, kein unverdienter iſt, ſo würde ich mit keinem Könige tauſchen! Ich ſollte einigemale meine Freiheit hingeben, aber ich konnte mich nicht entſchließen; einmal hätte mich beinahe ein reicher, liebenswürdiger Mann aus altfreiherrlichem Geſchlecht feſtgehalten, aber, wenn ich auch keine Sonntag bin, ſo dachte ich doch immer an das, was Roſſini zu ihr geſagt hat: „Früher waren Sie eine große Künſtlerin, und jetzt ſind Sie eine kleine Gräfin!“

Clementine erröthete, und Emilie machte dieſe unpaſſenden Worte mit einem liebenswürdigen Scherze gut. Viel ſprachen Beide noch von Vergangenheit und Zukunft, und Clementine verſprach beim Abſchiede, Emilie recht bald zu beſuchen.

Natürlich verſchwieg die Gräfin gegen Hochſtein den Beſuch ihrer Freundin, ſie ging auch zu ihr, ohne ein Wort davon zu äußern.

Eines Abends, als die Gräfin ſich, wie ihr jetzt oft geſchah, allein befand, fiel es ihr ein, Emilie, die nicht fern wohnte, zu beſuchen. Bisher hatte ſie Emilien in ihrem Salon gefunden, heute ſah ſie dieſelbe in ihrem Garderobenzimmer unter Putz und Gewändern, und mit einem faſt kindiſchen Vergnügen betrachtete die Gräfin die bunten Koſtüme.

„Ach, wie ſchön, daß Du heute da biſt; da darfſt Du mir eine Bitte nicht abſchlagen; ich ſoll morgen in einem neuen Stücke ſpielen, wo das Koſtüm eine Hauptrolle ſpielt. Hier iſt mir ein neues zugeſchickt worden, ich möchte wiſſen, ob es kleidſam iſt. Du haſt ganz meinen Wuchs, o wenn Du es nur zehn Minuten anziehen wollteſt, damit ich urtheilen könnte, wie ſich dieſes Koſtüm ausnehmen wird.“

„Sehr gerne,“ entgegnete Clementine, und kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, ſo half ihr auch ſchon Emilie das Gewand abſtreifen, und ſie mit dem theatraliſchen ſchmücken. Als ihr Werk vollendet war, führte ſie die Gräfin vor den Spiegel, die über ihren eigenen, jetzt ſo fremdartigen Anblick erſchrack und ſich doch ſehr wohl gefiel.

„Wie ſchön Du biſt, wie wunderſchön!“ rief Emilie begeiſtert, „wahrlich, Du ſollteſt meine Rolle ſpielen!“

„O, könnt' ich dies, könnt' ich es nur ein einziges Mal noch im Leben!“ ſprach die Gräfin mit einem tiefen Seufzer, „ich führe ein einförmiges Leben, ohne alle geiſtige Anregung.“

„Ich wollte Dir gleich dieſe Rolle ſpielen laſſen, oder die andere Liebhaberin im Stück, ſie iſt eben ſo dankbar; meine Schweſter, die ich heute erwartete, ſollte ſie geben, und jetzt wird ſie die kleine unbedeutende Müller ſpielen, und verderben. Aber weißt Du etwas, da kommt mir ein Einfall“ — die junge, lebhafte Schauſpielerin, die außer der Bühne faſt noch lieber Komödie ſpielte, als auf dem Theater, klatſchte vor Freude in die Hände, und mit liebenswürdiger und überredender Geſchwätzigkeit fuhr ſie fort: „das wäre herrlich, wenn Du dieſe Rolle ſpielteſt. Licht, Koſtüm, Schminke ändern ſchon faſt bis zur Unkenntlichkeit, und wenn ich Dein braunes Haar durch falſches blondes verberge, merkt kein Menſch, daß Emilie Lindner die Gräfin Hochſtein iſt, denn ich gebe vor, daß meine Schweſter angekommen iſt, welche hier kein Menſch kennt.“

„Welch ein Einfall,“ wie thöricht, unausführbar!“ rief Clementine, und doch lag in der Weiſe, wie ſie dies ſagte, etwas Beifälliges.

„O es geht, Du darfſt nur wollen, ich ſchreibe an den Director, daß ich unwohl bin, und das Stück einige Tage ſpäter ſein muß, daß meine Schweſter ſicher kommt, und in dieſer Zeit ſtudierſt Du die Rolle ein; Proben mit den übrigen Schauſpielern brauchſt Du nicht, da Du alle Scenen mit mir und Steinheim haſt, den ich zu mir her beſcheide, und der weder Dich noch meine Schweſter kennt, und wie Du vielleicht gehört haſt, in dieſem Stücke zum letztenmale ſpielt, denn er geht zu Ende des Monates nach Petersburg.“

Clementine hörte der plaudernden Freundin mit Theilnahme zu, das Kammermädchen brachte den Theekeſſel herein, und bei ſeinem Geſange und dem aromatiſchen Tranke, brachte es endlich

Emilie dahin, daß ſich Clementine mit in die Idee vertiefte, und als ſie ſchied, war es ausgemacht, daß die Gräfin die Rolle, die ihr ſehr gefiel, ſpielen würde.

Vielleicht würde Clementine ſich zu Hauſe eines Andern beſonnen haben, wenn ihr Gemal wie früher gegen ſie geweſen wäre. Aber Hochſtein war dieſen Abend nicht mehr für ſie ſichtbar, und den andern Morgen trat er in Reiſekleidern in ihr Zimmer, ihr zu ſagen, daß ein Eilbrief durch einen Boten geſendet, ihn auf das Gut ſeines Freundes, des Barons Bulow, rufe. Er nahm kurz und haſtig von Clementinen Abſchied, welche ſich über dieſe unvorbereitete Abreiſe auf das Empfindlichſte gekränkt fühlte.

Einige Stunden ſpäter ward Graf Werthern gemeldet. Clementine wollte ihn nicht annehmen, aber ſei es, daß der Kammerdiener falſch gehört hatte, oder hatte ihn der Graf gewonnen, genug, Werthern ſtand überraſchend vor ihr, und die Gräfin fand nicht Zeit, ihre Thränen ſchnell zu verbergen.

„Sie ſind betrübt, meine Gräfin?“ flüſterte Werthern mit den ſüßeſten Tönen ſeiner klangvollen Stimme. „O, Clementine, wer hat Sie betrübt?“

„Graf Werthern, ich muß mich wundern,“ ſprach die Gräfin und ſah ihn unbeſchreiblich ſtolz an.

„Verzeihen Sie, Verzeihung nur dies Mal!“ bat der Graf mit flehender Stimme, ich will es nie wieder wagen, vor Ihnen zu erſcheinen, nur hören Sie mich jetzt; Hochſtein war mein Freund; der Egoismus, welcher ihn nur an ſich denken lehrt, ſeine Tyrannei gegen Sie hat mich zu einem Andern gemacht. Er verlangt von Ihnen jedes Opfer, und bringt Ihnen keines, er hemmt den Flug Ihres Geiſtes und iſt neidiſch, wenn die Welt Sie bewundert, während er doch die Vorzüge der Gräfin Wallhauſen über die Maßen anerkennt.

So darf und kann es nicht bleiben, Gräfin, der geheime Kummer nagt an Ihrem Herzen, an Ihrer Jugendblüthe, Sie bedürfen einen aufrichtigen, uneigennützigen Freund, nehmen Sie mich zu dieſem Freunde, theilen Sie mir jede Regung Ihres ſchönen Herzens mit, jeden Gedanken Ihres Geiſtes.“

„Bis jetzt habe ich mich noch gegen Niemand über meinen Gemal beklagt und noch nicht das Bedürfniß gefühlt, einen Freund zu haben!“ entgegnete Clementine noch kälter und ſtolzer als vorher. „Es iſt beinahe ein Uhr, und meine Tante erwartet mich!“

Der Graf wurde todtenbleich, verbeugte ſich tief und entfernte ſich.

Als er ſich allein ſah, ſtampfte er mit dem Fuße und ein häßliches Lächeln zuckte über ſein Geſicht; „Geduld,“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, „Geduld, meine ſchöne Frau Gräfin Hochſtein, geborne Baroneſſe du Val, die Beweiſe, daß du einſt nichts als eine arme Schauſpielerin warſt, werden ſich ſchon auffinden laſſen.“

Clementine war über die Rede Werthern's empört und gewiß würde ſie jetzt mit liebevoll vertrauendem Herzen zu ihrem Gemale geeilt ſeyn, wäre er nicht fern geweſen. Um den unangenehmen Eindruck zu verbannen, welchen dieſes Geſpräch in ihr hinterlaſſen hatte, griff ſie nach ihrer Rolle und die Kunſt in ihrer Reinheit und Schöne übte auch auf ſie den Zauber aus, den ſie immer beſitzt.

Die kluge Schauſpielerin hatte Alles vortrefflich eingeleitet; ihre Schweſter war angekommen und bereit der Gräfin ihre Rolle zu überlaſſen, da ſie, was Emilie ſchon gewußt, ein beſſeres Engagement wo anders abgeſchloſſen hatte. Die Proben waren bei Emilien gehalten worden und vortrefflich gegangen, und als der beſtimmte Abend erſchien, ſchlüpfte Clementine in Mantel und Schleier gehüllt nach dem Schauſpielhauſe auf die Bühne in Emiliens Garderobe, ſich mit ihrer Hülfe ſo unkenntlich als möglich zu machen und zu coſtumiren.

Mit klopfendem Herzen betrachtete ſie ſich, mit Zagen betrat ſie die Bühne, aber bald verlor ſich ihre Angſt, der Geiſt der Dichtung riß ſie hin und als das Stück zu Ende war, fühlte ſie mit Entzücken über den Triumph, den ſie feierte.

An demſelben Abende war Graf Hochſtein von ſeiner kleinen Reiſe zurückgekehrt, ein mit ſeinem Innerſten ernſthaft beſchäftigter, veränderter Menſch. Er hatte ſeinen Freund Bulow am Sarge ſeiner Gattin gefunden, verſunken in Schmerz, gequält von Vorwürfen, die ihn zu vollkommner Troſtloſigkeit antrieben. Er klagte ſich gegen Hochſtein des Egoismus, der Untreue gegen ſeine verſtorbene Gattin an, deren vollen Werth er erſt ganz erkannte, ſeit er ſie verloren hatte. Auf Hochſtein machten die Herzensergießungen des Freundes einen tiefen, ſchmerzlichen Eindruck und führten ihn zu ſich ſelbſt zurück. Er fragte ſich: „warſt du nicht hart gegen Clementine, war es nicht zu viel verlangt, die Mutterſprache und faſt jeden Kunſtgenuß entſagen zu wollen, dem jungen, glühenden Weſen? Haſt du nicht den einzigen Schritt, den ſie, verleitet von der Tante, hinter deinem Rücken that, zu hart beurtheilt und ihr zu ſtreng und anhaltend zum Vorwurf gemacht? Haſt du nicht dadurch ſelbſt ihr Vertrauen verſcheucht und war dein Benehmen gegen die Gräfin Wallhauſen ganz tadellos?“

Sein guter Genius beantwortete dieſe Fragen aufrichtig und entſchloſſen rief er ſich zu: „es ſoll anders zwiſchen mir und Clementinen werden, ganz wieder ſo wie es einſt war.“

Mit ſolchen Geſinnungen kam er in W*** an, mit frohem Herzen erblickte er ſein Haus, ſeine Augen ſuchten Clementinens Fenſter, ſie waren dunkel.

Er eilte die Treppe hinauf und fragte nach ſeiner Gemahlin. Niemand von der Dienerſchaft hatte ſie ausgehen ſehen. Er ſchickte zu ſeiner Tante, um fragen zu laſſen, ob ſie dort ſei und erhielt eine verneinende Antwort. Unruhig trat er an das Fenſter und ſchaute auf die ſtille vom Mondlicht hell erleuchtete Straße.

Während Graf Hochſtein ſich der Unruhe und allerlei quälenden Gedanken hingab, war das Schauſpiel zu Ende, Clementine kleidete ſich aus, hüllte ſich wieder in Hut und Schleier und verließ ſchnell und unerkannt die Bühne.

Als ſie von der hintern Treppe herab auf die Straße trat, ßte ein verhüllter Mann ſie bei der Hand. Clementine ſtieß nen Schrei aus und wich zurück, der Mann verbeugte ſich tief t äußerte: „verzeihen Sie gnädige Gräfin wenn ich Sie er- reckte, ich konnte mir nicht verſagen, Ihnen meinen Dank für n hohen Kunſtgenuß darzubringen, den Sie heute dem Publikum währten!“

„O mein Gott, Graf Wertheim!“ rief Clementine er- recken, faſt der Ohnmacht nahe.

„Fürchten Sie keinen Verrath, Niemand kannte Sie, nur ich, n das Auge der Liebe ſieht durch jede Maske, aber fürchten Sie nen Verrath, ich bleibe ſtumm wie das Grab, verſtatten Sie jetzt nur Ihnen von ferne als ſchützender Paladin folgen zu fen, damit Sie ſicher auf der einſamen Straße gehen können!“

„Dank, Dank Graf Wertheim, ich baue auf Ihr Ehren- t,“ ſagte Clementine, und reichte dem Grafen die Hand.

Dieſer drückte ſie ehrerbietig an ſeine Lippen und folgte ihr eſcheidener Entfernung, doch nahe genug, um ſie ſicher zu ge- n.

Graf Hochſtein öffnete das Fenſter, er ſah eine zarte ſchlanke uengeſtalt über den Platz daher kommen, ſie trat in ſein Haus, war Clementine. Ohne ihn zu vermuthen, kam ſie in das mer und blieb erſchreckt und verwundert am Eingange ſtehen ſie ihn erblickte.

„Guten Abend Clementine, wo warſt Du?“ ſagte Hoch- n, hinter erkünſtelter Ruhe die innere Bewegung verbergend.

Sie ſchwieg auf die Frage und ſagte nur freundlich: „Ach ich , daß Du zurück biſt.“

„Aber wo kommſt Du her?“

„Ich war im Theater.“

„Und kommſt zu Fuß nach Hauſe, nicht einmal von einem Bedien- gleitet?“

„Der Einfall, das Theater zu beſuchen, kam mir ſehr ſpät, ilte hin und vergaß Befehle mich abzuholen zu hinterlaſſen.“

Graf Hochſtein glaubte dieſen Worten, er zog Clementinen liebevoll in ſeine Arme, er war weich und zärtlich wie in früherer Zeit.

Bis ſpät in die Nacht hinein ſprachen die Gatten und Hochſtein fragte Clementine ob ſie wohl Luſt hätte W*** zu verlaſſen und mit ihm nach Italien zu reiſen, Neapel und Rom zu ſehen.

Die Gräfin nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden auf und herzlicher, inniger als ſeit langer Zeit ſagten ſie einander gute Nacht.

In der Nacht quälte Clementinen ein peinlicher Traum, ſie ſah ſich allein in einer Wüſte, in ſchwarze Schleier gehüllt, angſtvoll ihren Gatten ſuchend, ihn vergebens rufend. Als ſie erwachte fühlte ſie ſich ganz erſchöpft, kalter Schweiß ſtand auf ihrer Stirne, ſie vermochte nicht ſich zu regen und eine Angſt, wie ſie noch niemals gefühlt hatte, zerdrückte ihr faſt das Herz.

Graf Hochſtein pflegte immer raſch zu handeln, er hatte die Reiſe nach Italien beſchloſſen und fing ſchon den nächſten Tag an die Anſtalten zur Reiſe zu machen. Clementine, welche ihre Unbeſonnenheit bereute und jede mögliche Entdeckung zu verhindern wünſchte, unterſtützte ihn auf das eifrigſte dabei. Die nöthigen Abſchiedsbeſuche wurden gemacht, auf Uebermorgen ward die Reiſe feſtgeſetzt. Auch Emilie verließ, mit Lorbeer bekränzt W***, und mit ihr reiſte ihre Schweſter, welche jetzt in allen Zeitungen in der Rolle geprieſen wurde, die Clementine in ihrem Namen geſpielt hatte.

Den Tag vor ihrer Abreiſe ſaß Clementine, eben in der Zeitungslectüre, die ihr jetzt ſehr intereſſant war, vertieft in ihrem Gemache, als ſie ein kleines zierliches Briefchen erhielt. Es war von Herthern und lautete:

„Gnädige Gräfin!

Ganz unerwartet bin ich zum Geſandten ernannt worden und während Sie nach Süden gehen, reiſe ich nach dem hohen Norden um Jahre lang zu bleiben.

Ich flehe Sie an, gönnen Sie mir noch eine Unterredung morgen um zehn Uhr im Garten des Fürſten S***. Ich bitte Sie darum, ich glaube für mein Schweigen verdiene ich dieſe letzte Gunſt, wenn Sie meine Bitte erhören, ſo hoffe ich heute auf ihrem Balkone einen blühenden Roſenſtock zu ſehen."

Eilig zerriß Clementine das Billet und überlegte, was ſie antworten ſollte; nach längerem Bedenken hielt ſie es für klug, dieſen einzigen und letzten Wunſch des Grafen zu erfüllen, und ſich nochmals ſeines Schweigens zu verſichern. Mit bebender Hand ſetzte ſie ſelbſt den Roſenſtock auf den Balkon, und ging dann in ihre Garderobe, um dem Einpacken ihrer Koffer und Kartons zuzuſehen.

Während dem trat Graf Hochſtein in Clementinens Gemach, er ſah einige Stücke eines zerriſſenen Briefes auf dem Boden liegen, er nahm ſie auf, ſetzte ſie zuſammen und las ſie mit bebendem Munde, dann ſah er nach dem Balkon, und als er den Roſenſtock erblickte, ward ſein fürchterlicher Verdacht zur Gewißheit.

Haſtig verließ er ſein Haus und ſchweifte umher, um nur Clementinen, ſeiner treuloſen Gattin, nicht zu begegnen.

Spät kam er nach Hauſe, von ihr liebevoll erwartet, und ihre Zärtlichkeit, durch Angſt über ſein Ausbleiben erhöht, erſchien ihm wie Heuchelei, doch faßte er ſich, und ſprach anſcheinend ruhig und liebevoll zu ihr.

Den andern Morgen zur beſtimmten Stunde, begab er ſich in den Garten des Fürſten S... Eine friſch grünende Buchenwand verbarg ihn, während er den größten Theil des Gartens überſehen konnte.

Nicht lange hatte er gewartet, ſo erſchien der Graf Werthern in der ſchattigen Kaſtanienallee, wenig Minuten nachher Clementine.

Hochſtein hörte nicht was Werthern zu Clementinen ſprach, er ſah nur, daß er ihr leidenſchaftlich entgegenſtürzte und mit dem Ungeſtüm der glühendſten Liebe ihre Hand erfaßte.

Außer ſich vor Zorn und Schmerz trat er hervor, und ohne Clementinen eines Blickes werth zu halten, ſchrie er: „Sie ſind ein Elender, Graf Werthern, und werden mir auf der Stelle Genugthuung geben. Hier ſind Piſtolen.“

„So hören Sie doch nur!“ rief Werthern todtenbleich, und deutete mit der rechten Hand auf Clementine, die ſich halb ohnmächtig an einem Baum lehnte.

„Fürchten Sie ſich?“ fragte höhniſch Hochſtein, „doch ja alle Schurken ſind feige!“

„Her mit dem Piſtol!“ ſchrie Werthern, jetzt ſollen Sie kein Wort mehr ſagen!“

Die wüthenden Männer zählten die Schritte ab, und ſtellten ſich einander gegenüber. Werthern, als der Geforderte hatte den erſten Schuß. Er drückte los, und blutend ſank Hochſtein zu Boden.

Erſchrocken ſprang Werthern ihm bei, und eilte, als er noch Leben in ihm ſpürte, zum nächſten Wundarzt. Clementine, durch den Schuß in's Bewußtſein zurückgerufen, kniete bei Hochſtein nieder, und bemühte ſich, das Blut, das aus der Wunde quoll, zu ſtillen, und die Wunde, ſo gut ſie es vermochte, zu verbinden.

Der Wundarzt kam, und gab Hoffnung, wenige Minuten ſpäter folgte Werthern mit einer Sänfte, in welche der Verwundete hinein gehoben wurde. Clementine fuhr in einem Fiaker voraus.

Was die Geſchicklichkeit und Kunſt der erſten Aerzte vermochte ward angewendet, um Hochſtein herzuſtellen, aber alle Bemühungen blieben vergebens. Die Wunde an ſich war nicht tödtlich, aber das Wundfieber, das durch die heftigen Gemüthsbewegungen des Kranken bis auf den höchſten Grad kam. Es gelang dem tief erſchütterten Werthern den Grafen Hochſtein dahin zu bringen, daß er ihn anhörte, und Glauben ſchenkte; es gelang auch Clementinen ihn von ihrer Unſchuld zu überzeugen und dahin zu ſtimmen, daß er ihr verzieh, aber nicht länger währte die Ruhe, welche ſich nach dieſen Beſprechungen bei dem Kranken einſtellte.

mit erneuter Gewalt kehrte das Fieber zurück, deſſen Opfer der Graf wurde.

Clementine verließ W   wo ſich die ſeltſamſten, ehrenkränkendſten Gerüchte über ſie verbreitet hatten. Hochſtein's Familie fing einen Prozeß mit ihr über das nachgelaſſene Vermögen des Grafen an, den ſie fallen ließ. Sie begnügte ſich mit einer kleinen Rente, und führt in der franzöſiſchen Schweiz ein ſtilles, freudenloſes Leben, deſſen Unglück ein einziges Geheimniß machte.

An eine römiſche Sängerin.

Du ſchönes Weib, veſtal'ſche Enkeltochter!
So römiſch ſtolz dein blaſſes Angeſicht;
Ein Sieger ſonſt, bin ich dein Unterjochter,
Mein Auge ſenkt ſich vor des Deinen Licht.

Die Locken ſinken ſehnſuchtsvoll hinunter
Zur warmen Büſte, meine Blicke mit —
Und in dem weißen Abgrund gehn ſie unter —
Wer ſuchte Rettung, der in dieſen glitt?

Es öffnet ſich Dein Mund, ſo ſchön geſchnitten
Und von den rothen Lippen fließt Geſang;
Was je ein liebeſehnend Herz gelitten
Klingt aus dem Ton, malt ſich im Antlitz bang.

Dein Antlitz, morgenröthlich überſchienen,
Durchweht mit Zärtlichkeit im weichen Blick:
Nicht von dem Mund, in den bewegten Mienen
Strömt eine ſchön're, geiſtige Muſik.

Wie die Gefährten des Ulyß die Ohren,
Schließ' ich die Augen vor der Melodie;
Doch ach, zu lang im Anblick ſchon verloren
Verläßt der Zauber mich des Bildes nie!

Elegie.

So plötzlich todt! Vor Tagen glühte
  In friſcher Jugend noch ihr Blut
Und was in ihrem Herzen blühte,
  Es ſprach aus ihrer Augen Glut.

So jung! und ſchwarze Schollen wälzen
  Erbarmungslos ſie auf ihr Grab,
Die ihres Buſens Schnee zu ſchmelzen
  Erlaubniß meinen Gluten gab.

Mit Schwüren nicht und nicht mit Worten,
  Sie nannte mein ſich mit dem Blick; —
Birgt plötzlich hinter Todespforten
  Sich vor dem ſeligen Geſchick.

Den Kuß iſt ſchuldig ſie geblieben,
  Den mir ihr rother Mund verſprach;
Die Phantaſie eilt fortgetrieben
  Jetzt in die Gräberwelt ihr nach.

Schmiegt an die marmorkalten Wangen
  Sich, wie Pygmalion einſt, an
Und meint, ihr glühendes Verlangen
  Belebe ſie, in ihrem Wahn

Sie aber ruht, im Angeſichte
  Des Todes kalte Majeſtät —
Und antheillos macht ſie zu Nichte
  Was heiß und irdiſch mich durchweht.

Ich weiß, wenn ich ſie auch beſeſſen
  — Ein wilder Dämon wohnt in mir —
Ich hätte wieder ſie vergeſſen,
  Wie manche And're ſchon vor ihr.

Doch weil ſie todt, folgt ihr gefangen
  Noch in die Gruft mein flücht'ger Geiſt;
Und Schmerz und Zorn färbt mir die Wangen,
  Daß mich's zu ihr hinunterreißt.

Weh mir! den keine Lebensrothe
  Nur lang zu feſſeln noch verſtand,
Jetzt hält mich, wehrlos, eine Todte
  Mit ihrer kalten Graberhand.

Ludwig August Frankl.

Erklärung.

Es hat ſich bei dem von mir herausgegebenen Taſchenbuche „H
digung den Frauen" der unliebſame Fall ereignet, daß das Gedic
Halm's „König Dagobert und ſeine Hunde," ganz Sinn entſtelle
abgedruckt iſt, und zwar ſo, daß ich durch eine kurze Andeutung nic
im Stande wäre, die wie Spreu durcheinandergeworfenen Stroph
in Ordnung wieder herzuſtellen, und alſo mich genöthigt ſehe, d
Gedicht, um dem Dichter zu ſeinem Rechte zu verhelfen, auf's Ne
vollſtändig abgedruckt den Leſern zu übergeben. Übrigens trage i
ſelbſt keine Schuld an dieſer Unordnung, da ich den ganzen Somm
hindurch nicht in Wien war, und ſie muß zweifelsohne bei dem A
drucke unterlaufen ſein.

J. F. Caſtelli.

Das Gedicht muß folgendermaßen lauten:

König Dagobert und ſeine Hunde.

Todtſiech ſaß König Dagobert,
Er ſaß auf gold'nem Thron;
Zu Füßen lag ihm Stab und Schwert
Sein Haupt umfing die Kron'.

Und auf des Thrones Stufen ruht
Sein treues Rüdenpaar,
Und Kronenglanz und Abendglut
Umſtrahlt des Greiſes Haar.

Es ſtehen ſeine Mannen all'
Der Halle Raum entlang;
Vom Münſter dröhnet Glockenſchall,
Und dumpfer Orgelklang.

Und zitternd hebt der Greis den Blick
Empor zum Abendroth,
Und ſchließt das Aug' und ſinkt zurück: —
Da meinten ſie ihn todt.

Sein Erbe tritt hinan zum Thron,
Und greift nach Schwert und Stab,
Und langt empor und nimmt die Kron'
Dem bleichen Vater ab.

Und aus der Halle ſchreitet er
Mit ſeiner gold'nen Laſt;
Der Menge Schall, ein wogend Meer,
Drängt nach in ſtummer Haſt.

Nicht Einer weilte; nebelgleich
Brach Dämmerung herein,
Der greiſe König, ſtill und bleich,
Saß einſam und allein.

Nur ſeine Hunde, treu und klug,
Die hielten bei ihm Stand,
Und lauſchten auf ſeinen Athemzug
Und leckten ihm Mund und Hand.

Da flammt noch einmal in lichtem Strahl
Hell auf ſein trüber Blick;
Da flutet in's Herz zum letzten Mal
Sein ſtockend Blut zurück.

Sein Auge ſpäht nach ſeinem Sohn,
Und ſieh, der Saal iſt leer:
Er ſucht, er greift nach ſeiner Kron',
Und findet ſie nicht mehr.

Kein Laut rings, nur ſein Rüdenpaar
Das ſchnuppert ihn freundlich an;
Da faßt er's erſt, da wird ihm's klar
Er ſei ein todter Mann.

Da wogt in des welken Buſens Raum
Empor ein Meer von Schmerz;
Da träumt ſeines ganzen Lebens Traum
Zurück ſein zuckend Herz.

Wie bald, was heiß er oft erfaßt
In Nebelduft zerrann,
Wie er geliebt, wie er gehaßt,
Und Alles war nur Wahn.

Wie ſelten Freude ihn entzückt
Und ſchwand dahin ſo ſchnell,
Wie hart die Kron' ihn oft gedrückt
Und glänzte doch ſo hell;

Das Alles wie dunkler Gnomen Schaar
Zog wirr an ihm vorbei,
Da ſah ſein brechend Auge klar
Daß Alles eitel ſei.

Zu ſeinen Hunden, treu und gut,
Hat ſich ſein Blick gewandt,
Liebkoſend auf ihren Scheiteln ruht
Des Greiſes welke Hand.

Nach ihren treuen Augen ſpäht
Sein Blick, von Nacht umflort,
Und von den bleichen Lippen weht
Hinſterbend dieſes Wort:

„Es ſtrahlt kein Tag ſo hell, ſo licht,
„Er geht zu End' einmal;
„Es grünt kein Buchenwald ſo dicht,
„Der Herbſtwind macht ihn kahl!“

„Kein Becher ſchwillt von ſo ſüßem Schaum,
„Er wird doch einmal leer;
„Es hegt kein Herz ſo lieben Traum,
„Am Ende träumt's nicht mehr.“

„Es ſtrahlt keine Krone hell genug,
„Am End' verliſcht ihr Schein;
„Es iſt kein Freund ſo treu, ſo klug,
„Es muß geſchieden ſein.“

Er ſprach's, liebkost ſein Rüdenpaar
Noch einmal und ſinkt zurück;
Und diesmal war ſein Sterben wahr,
Und diesmal brach ſein Blick.

So that ein altes Buch uns kund;
Sinnt, Fürſten, d'rüber nach,
Was ſterbend eines Königs Mund
Zu ſeinen Rüden ſprach.

Halm.

Inhalt.

Vogl, Joh. N., Frauenroſen. Als Erklärung der Stahlſtiche

I. Proſa.

	Seite.
Caſtelli, J. F. Kunſt und Liebe. Novelle.	220
Langer, Anton. So ward die Ehre gerettet. Novelle.	3
Leonhardt-Pierſon, Karoline. Ein einziges Geheimniß.	284
Levitſchnigg. Eine Schweſter der Seherin von Prevorſt.	262
Moshammer, J. A. Der Deutſche in Frankreich. Novelle.	171
Stelzhammer, Franz. Die fünf ſeltſamen Geſellen.	63

II. Gedichte.

Anſchütz, Eduard. Frauenmacht.	253
Frankl, Ludwig Auguſt. Elegie.	311
— — An eine römiſche Sängerin.	310
Halm. König Dagobert und ſeine Hunde.	52
Hammer-Purgſtall. Todtenklage.	166
Hannuſch, J. J. Womit vergleich ich Liebe?	1
Haupe. Nachtſtimmen.	159
Helbling, Ferdinand. Klein-Iſabell.	160
Hugo, Carl. Moderne Pſalmen.	257
Knoll, Dr. A. Eine Roſe und eine Cypreſſe.	255
Landesmann, Heinrich. Liebesbriefe.	218
Marſano, W. Bilder der Wüſte.	210
Oehlenſchläger. Mozart's Bildſäule in Salzburg.	251
Philemar, Benno. Das Ende des Feenreiches.	280
Proſchko, Franz Iſidor. Des Kaiſers Thräne.	158
Rain, Carl. Fiſchers Amen. Ballade.	278

Seite.
Seidl, J. G. Das ewige Licht. 56
— — Das wunde Herz. 57
Vogl, Joh. N. Der Beſiegte. Ballade. 163
— — Die Sage vom Hecht. 259
Ziegler (Carlopago), Carl. Der Dichter am Fenſter. . 217
Zusner, V. Die Mutter. 59

* * *

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.

FOR 1847

[illegible] TENDE[illegible] & CO.

Huldigung

den Frauen.

Taſchenbuch für das Jahr 1847.

Herausgegeben

von

J. F. Caſtelli.

Fünf und zwanzigſter Jahrgang.

Mit Stahlſtichen.

Wien.

Verlag von Tendler & Comp.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Yf 147

Ihrer Majeſtät

der

Kaiſerin Königin

Anna Maria Karolina

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

von dem Herausgeber
Dr. J. F. Caſtelli.

Durch fünfundzwanzig Jahre ward ein Strauß
Von Dichterblüthen ſtets von mir gewunden,
Und manche Frau aus königlichem Hauſ'
Hat ihres Namens würdig ihn gefunden;
Jetzt feyr' im Herzen ich und vor der Welt
Das herrlichſte der Silber-Jubelfeſte,
Das Feſt, das meines Vaterlandes Beſte
Mit mir zur Blüthenſpende hat vermählt.

Großmüthig nun geſtandeſt Du mir zu —
Erhabenſte der Frau'n! — mich zu beglücken,
Aus Huld für Oeſtreichs Dichter wolleſt Du
Den Feſtesſtrauß mit Deinem Namen ſchmücken.

Empfang' ihn nun, den Dir die Ehrfurcht beut
Die Gärtner reichten ihre beſte Habe,
Weil ſie gewußt, es werde dieſe Gabe
Der Beſten und der Edelſten geweiht.

Wien im März 1856

Dr. J. F. Caſtelli.

Zur Titelvignette.

Sieh' einen Berg entrollt vor Deinen Blicken,
Umwoben von der Wolken Silberband,
Zu deſſen Gipfel von den Staubgebor'nen
Nur ſelten noch ein Auserkohr'ner fand;

Der mit Verachtung blickt auf das Gemeine,
An dem zerſchellt ſo Ehrſucht, Neid als Haß, —
Es iſt der Berg, auf dem der Dichtkunſt Roſen
In ew'ger Schönheit blühen, — der Parnaß.

Frauenroſen.

Als Erklärung der Stahlſtiche, von Johann N. Vogl.

Einen Strauß von friſchen Roſen
Bring' ich auch zu dieſem Jahre,
Duftigſchöne, maienfriſche,
Unbeſcholt'ne Blumenwaare.

Koſend jetzt, jetzt neckiſch ſpröde,
Aufgeblüht im grünen Hag,
Iſt's der Erde möglichſt Beſtes,
Was ſie bringen kann und mag

Immergrüne Roſe. (Rosa sempervirens.)

(Zum Titelkupfer gehörig.)

Verſchieden ſind die Gaben, die geſpendet
Natur den Kindern, ſo die Erd' gebar,
Doch glücklich darfſt Du Dich vor allen preiſen,
Die alſo reich von ihr betheiligt war.

Denn inn're Jugend war's, die immergrüne,
Die Dir verliehen ward als ſchönſte Zier,
Leicht kannſt Du jedes äuſſer'n Schmuck's entbehren,
Trägſt Du den ew'gen Frühling doch in Dir!

Sammtroſe. (Rosa holosericea.)

Du, Roſe, in dem weichen ſammt'nen Kleide,
[illegible] herrlich hat geſchmückt Dich die Natur,
Welch' namenloſe ſüße Augenweide
Gewährt dem Auge Deine Schönheit nur!

Ein Wunder biſt Du, wie ſonſt kein's, ein Räthſel,
Das ich zu löſen nimmermehr verſteh':
Denn Du vereinſt, was ſich ſonſt feindlich fliehet,
Und zeigſt uns heiße Flammen unter Schnee.

Dornenloſe Roſe. (Rosa lutea.)

Wie lieblich nur, wie lieblich und beſcheiden
Biſt Du erblüht, Du jugendliche Roſe!
Aus Kelch und Blüte ſpricht's: „Der iſt zu neiden,
Dem Du Dich neigſt, Du reine Dornenloſe.“

O, um des Glück's, die wonnetrunk'nen Augen
Zu weiden an ſolch' anmuthsvoller Schöne,
Der Unſchuld Himmelsreiz in ſich zu ſaugen,
Um der Dich neiden muß ſelbſt die Kamöne!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 1095/022

Alpenroſe. (Rosa alpina.)

Ja, man ſieht's an Deiner Friſche,
Daß nicht düſt're Mauerſärge
Deine Wiege, daß geküſſet
Dich die Freiheitsluft der Berge.

Mögſt Du blüh'n und reiche Knoſpen
Treiben hier bei Wald und Mooſe.
Iſt ein Blumenſein, wie Deines,
Doch das ſchönſte aller Looſe!

Maienroſe. (Rosa cinnamomea.)

Die ſchönſten Blumen blühen nur im Maien,
Und eine Blumenſchönheit biſt auch Du,
D'rum ſpielt ſo gern der Weſt mit Deinen Locken,
D'rum lächelt Dir ſo Erd' als Himmel zu.

Denn Alles weiß die Schönheit zu verklären,
Was ſie umgibt in ihrer Bluthenpracht,
D'rum muß an Dir auch jedes anerkennen
Der Frauenſchönheit ew'ge Zaubermacht.

Frauen und Liebe.

Laßt ſie nur toben, die Wirren der Tage,
Laßt ſie nur rauſchen, die Woge der Zeit!
Eine der Schalen gibt Gleichung der Wage,
Bis wieder das richtige Maß ſich erneut.
Bis die entzügelten Kräfte geſunden,
Iſt das erhaltende Band auch gefunden,
Das mit dem Leben verſchwände und bliebe:
Frauen und Liebe!

Laſſet den Weltſchmerz verſchmachten, verſchweben;
Werde die Bühne zum Zerrbild der Welt!
Brauſe mit raſendem Dampfflug das Leben,
Nimmer vom Drängniß der Sehnſucht geſchwellt;
Laſſet gewähren die Stoffe des Strebens,
Die Fordr'ung des Tages, die Nothwehr des Lebens:
So lang' uns die wärmende Sonne nur bliebe:
Frauen und Liebe!

Unter des Wiſſens Gewicht zu erliegen,
Laß dein Geheimniß belauſchen, Natur!
Monde erforſchen, kometenwärts fliegen,
Und dennoch verirren auf göttlicher Spur;
Wenn Ideale den Dichter begeiſtern,
Laßt euch von tüchtiger Proſa bemeiſtern,
Wenn nur der leuchtende Doppelſtern bliebe:
Frauen und Liebe!

Mögen Gemälde zu Skizzen verkümmern,
Zur lärmenden Poſſe — die Harmonie:
So lang' noch die leitenden Sterne uns ſchimmern,
Stirbt wohl die Kunſt auch, die bildende, nie!
Was wir im innerſten Herzen empfunden,
Wird ſicher verklärend an's Licht noch entbunden,
Weil ja das „Salz der Erde“ uns bliebe:
Frauen und Liebe!

Und in der Königsburg ſelber, der hohen,
Da mit den Künſten ſich einet die Macht,
Sorgen das purpurne Lager bedrohen,
Ewig gekämpft wird die geiſtige Schlacht:
Würde das Haus doch des Reizes entbehren,
Nimmer der Herrſcher zu herrſchen begehren,
Wenn nicht der himmliſche Thau ihm noch bliebe:
Frauen und Liebe!

Ja, wenn Elyſiums ſelige Auen
Voll Entzücken ſich aufthun dem irdiſchen Blick;
Wenn ſchon ſelige Augen in beſeligte ſchauen,
Aber irdiſch verſteh'n noch — das himmliſche Glück:
Würde der Menſch, zwiſchen Hoffen und Bangen,
Noch nach dem Nektar der Erde verlangen,
Erwartung — noch ſchwellen die ſehnende Bruſt
Nach irdiſcher Miſchung von Schmerz und von Luſt:
Wenn ihm das Herz des Herzens nicht bliebe,
Frauen und Liebe!

J. J. Gannuſch.

Reine Liebe.

Novellette von Franz Dingelſtedt.

1.

In einem Thal bei armen Hirten erſchien mit jedem jungen Jahr,
ſobald die erſten Lerchen ſchwirrten, ein Mädchen ſchön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren, man wußte nicht woher ſie kam. . . . . . .

Nicht eher nämlich, bis in der Badeliſte zu leſen ſtand:

Nr. 349. Herr von Seligſtein und Fräulein Tochter aus Berlin, nebſt Bedienung.

Und die Wahrhaftigkeit des Geſchichtſchreibers gebietet uns hinzuzuſetzen: daß jenes Thal eigentlich nicht mehr von armen Hirten bewohnt ward, ſondern von reichen Hôtelbeſitzern, Kaffeehausinhabern, Boutiquenmiethern; daß auch nicht ſowohl die erſten Lerchen daſelbſt ſchwirrten, um die ankommenden Mädchen und Knaben aus der Fremde zu begrüßen, ſondern vielmehr die erſten Roulettekugeln; kurz und endlich, daß wir nicht in Friedrich Schiller's Gedichten, erſte Periode, ſtehen, ſondern in dem weltberühmten, kosmopolitiſchen, humanitären Badeorte, der ſeinen Namen mit der That führt: Baden-Baden.

Waren Sie in Baden, ſchöne Leſerin? — „Nein, leider nein!“ — Deſto beſſer; ſo haben Sie die ſüße Hoffnung, noch hinzukommen, und ich die ſüße Erleichterung, daß ich es Ihnen nicht zu ſchildern brauche. Denn alles in der Welt iſt zu ſchildern, nur Baden-Baden nicht. **Il faut le voir pour le croire.**

Waren Sie aber in Baden, um deſto beſſer wiederum: Sie kennen es dann auch ohne meine Beſchreibung; Sie haben ſogar meine Heldin und ihren Vater, — Verzeihung, ihren Papa wollt' ich ſagen, — bemerkt, geſehen, erkannt, wie ſie täglich in der großen Lichtenthaler Allee Arm in Arm ſpazieren gingen, im Hôtel d'Angleterre zu Mittag aßen, natürlich erſt gegen Abend, und dann im Converſationshaus den künſtlichen Erſatz für das allein noch in Baden Mangelnde, für ein ruſſiſches Schwitz- und Dampf-Bad nämlich, zu ſich nahmen.

Auf Herrn von Seligſtein müſſen Sie ſich ganz beſtimmt erinnern. Wiſſen Sie: der kleine dicke Herr, in leichtem Sommerpaletot und weißem Filzhut, der fortwährend blütenweiße Pantalons und graue Zeugſtiefelchen trug, ohne deswegen ein vorwitziges Bäuchlein und eine bedenklich ausgeſchweifte Ferſe verſtecken zu können. Dieſe Ferſe iſt, im Vorbeigehen geſagt, die eigentliche Achilles-Ferſe ſeines Stammes. Wenn derſelbe auch durch langjährige Vermiſchung mit dem Abendlande und durch thatſächliche Emancipation die bewußte welthiſtoriſche Naſe theilweiſe abgelegt hat, den orientaliſchen Schnitt des Profils gleichfalls, die gewiſſe unbeſchreibliche Haltung endlich auch, und alle charakteriſtiſche Sitte der Väter ohnehin: an der Ferſe iſt er noch zu faſſen, an der beträchtlich ausgebildeten, ſeltſam geſetzten, eigenthümlich wandelnden; dieſe ward nicht eingetaucht in die verwaſchende Flut der Mode, und der erfahrene Beobachter wird, mit einem Blicke auf das Piedeſtal, die Statue gleich in die richtige Schule verweiſen, in die — Judenſchule nämlich. Pardon, aber Herr von Seligſtein war ein Jude, ein getaufter natürlich, ein unermeßlich reicher noch natürlicher, ein „Menſchenfreund“ am allernatürlichſten. Er trug keine Brillanten in der Wäſche, keine Ketten auf dem Gilet, keine Berloques in der Gegend des Nabels, wie mittelmäßige Schauſpieler pflegen, wenn ſie geadelte Banquiers darzuſtellen meinen; der reinſte und feinſte Geſchmack, der ſeiner Tochter, hatte ſeinen Anzug tadellos reformirt, wachte mit ängſtlicher Sorgfalt über ſeinen immerhin noch etwas halsſtarrigen Dialekt und wußte ſogar den Gruß mit dem Hut, — eine ſonſt ſehr verrätheriſche und gefährliche Bewegung, — dem Vater dergeſtalt einzuſtudiren, daß keine Schwenkung an Israel mahnte. Nur die Ferſe, die famoſe Ferſe!

Fräulein von Seligſtein, die mit ihrem Taufnamen Liane hieß, war unzweifelhaft eine ſehr ſchöne Perſon. Geiſtreiche Leute nannten ſie im Style der neuen Zeit: „eine bedeutende Erſcheinung,“ abwechſelnd mit: „eine moderne Perſönlichkeit.“ Dunkle, prachtvolle Haare, lange Wimpern über feingeſchnittenen Augen und herrlich gewölbte Brauen auf einer wahren Marmorſtirn mahnten, jedoch nur auf angenehmſte Weiſe, an ihr fernes Heimatland, welches die Schrift prophetiſch ein gelobtes heißt. Ihre hohe und volle Geſtalt zeigte eine mit nachläſſiger Eleganz gewählte, nur in den Stoffen koſtbare Kleidung auf die allervortheilhafteſte Art, während der durchaus vornehme abandon ihrer Haltung den lorgnirenden Kenner in Extaſe, auf Ehre in Extaſe verſetzte. Liane war ihres Vaters einzige Tochter, alſo ſein Augapfel. Er pflegte zu ſagen: „Wenn ich die Liane nicht hätte, wären alle meine Intereſſen verloren.“ Die Tochter hatte den Vater vortrefflich erzogen und ſie machte, da ihre Mutter frühe geſtorben, ganz allein und deswegen nicht minder trefflich die Ehren des großen Hauſes, das wegen ſeiner Küche, der äſthetiſchen, wie der in den Souterrains, durch die ganze preußiſche Haupt- und Reſidenzſtadt und ſogar über deren Bann hinaus den Duft ſeines Ruhmes ſandte.

Liane las; nicht viel, aber alles. Auch in Baden trug ein Bedienter, jedoch in unſcheinbarer Form, immer einen Band Sand, Sue, Soulié hinter ihr her; unter den Deutſchen ſchätzte ſie die Claſſiker, in großen Geſammtausgaben, und gelegentlich etwas neueſte Lyrik, Duodez mit Goldſchnitt. Liane zeichnete auch, am liebſten nach der Natur; ſie hatte das alte Schloß ſchon zweimal im Mondenſchein aufgenommen; einmal von oben, ſo daß man vor Nebel gar nichts ſah, und einmal von unten, wo eine dunkle Waldpartie den Vordergrund bildete und derſelbe Nebel den Hintergrund. Ihr Vater wollte die

Zeichnung bei Marr lithographiren laſſen, aber Liane litt es nicht Singen that Liane nicht, auch „klimpern" nicht; „denn," ſagte ſie, „ich haſſe den Dilettantismus, und von allen ſeinen Abarten iſt die muſikaliſche mir die unharmoniſcheſte." So hatte Liane für Gubin geſchwärmt, dagegen immer wider Liszt gepredigt. Am liebſten war ihr ein gutes Luſtſpiel, nur kannte ſie außer Donna Diana kein ſolches; ſie ſprach oft mit einem ſtillen Seufzer: „wie gerne lacht' ich einmal, um nicht fortwährend lächeln zu müſſen." — Arme Liane!

2.

Der Leſer ſieht ſchon aus dieſen wenigen Zügen und Strichen zu Lianens Bildniß, wie unglücklich das arme Mädchen war. Achtzehn Jahre alt, unberechenbar reich, ſorgfältig gebildet, mehr reizend noch als ſchön, beſaß ſie den ungeheueren Fehler, daß ihr nichts fehlte, daß ſie alles beſaß. Liane litt an demſelben tiefer, als hätte ſie eine kleine Herzkrankheit, eine anziehende Nervenſchwäche, einen empfindſamen Lungenſchmerz durch alle deutſchen Bäder ſpazieren führen müſſen. Molke, Seewaſſer und Sprudel helfen zur Noth gegen derlei menſchliche Kleinigkeiten, während die Heilanſtalt noch gefunden werden ſoll, worin unbeſtimmte Sehnſucht, Wünſche ohne Gegenſtand, Klagen ſonder Urſache ihre Heil- und Hilfsmittel finden. Herr von Seligſtein hatte von ihrer Jugend an ein untrügliches Recept für alle erſten Symptome der Krankheit ſeines theuren Kindes beſeſſen und angewandt. Es beſtand dieſes in den einfachen Worten: „Ich werd' es Dir kaufen, Lianchen." Weinte das Kind um ein koſtbares Spielzeug, das ſie bei andern geſehen, — „ich werd' es Dir kaufen, Lianchen." Gefiel dem heranwachſenden Mädchen eine Blume, ein Shawl, ein Stein, ein Bild, — „ich werd' es Dir kaufen, Lianchen," und gleich war ein ganzes Treibhaus, ein Gewölbe von Mode-Arbeiten, eine Gallerie von Originalen zu ihren Füßen. Was auch Lianchen wünſchen mochte, — und Lianchen wünſchte viel, — Papa Seligſtein kaufte alles, aber alles. Er beſaß den eigentlichen Talisman, den echten Zauber der neuen Welt, der neuen Zeit und dadurch verwirklichten ſich die kühnſten Träume, die eigenſinnigſten Launen, die unerhörteſten Bedürfniſſe ſeiner Tochter, faſt noch ehe ſie ausgeſprochen waren.

Aber aus Lianchen ward Liane. Das Kind warf die Puppen weg, das Mädchen wandte ſich überſättigt ab von Putz und Schmuck, und das Auge der Jungfrau, zuweilen ſchon von dem Glanz einer verſtohlenen Thräne funkelnd, zuweilen getrübt von einer ſchlafloſen Nacht, blickte nach andern fern und weit und unbeſtimmt daliegenden Gegenden ſehnſüchtig aus; tiefere Seufzer als die um einen verſäumten Maskenball ſchwellten die keimende Bruſt. Herr von Seligſtein, ein ſo feiner und kluger Mann er auch war, ſtand doch am Ende ſeiner Weisheit. Wenn er fragte: „Was fehlt Dir, mein Kind?“ und das holde Weſen ſich mit einem ſtammelnden „Vater, ich weiß nicht,“ unter heißen Thränen in ſeine Arme warf, ſo konnte er freilich nicht mehr, wie er es einmal in komiſcher Zerſtreuung gethan, darauf antworten: „Ich werd' es Dir kaufen, Lianchen.“ Mit tiefem Kummer gewahrte er, wie der rothe Schmelz von dem edlen Sammt der jungfräulichen Wangen langſam, langſam zu weichen begann. Liane wurde zerſtreut, trübſinnig, launiſch. Sie ſuchte die Einſamkeit; nur mit dem Vater wollte ſie leben und ſterben. An ſeinem Arm hing ſie feſt und immer feſter, und zwar ihre beiden Hände in einander geſchlungen, in jener ſchmachtend anſchmiegenden Stellung, welche für die Flitterwochen allein erfunden ſcheint. Sonſt war ſie im Stande, ſtundenlang auf ihrem Divan zu liegen und in die ſtille Flamme des Kamins zu blicken, ohne ein anderes Wort auf alle Fragen zu erwiedern, als: „Vater, ich weiß nicht.“ Der Hausarzt verordnete erſt das Land, dann eine Reiſe, zuletzt verſchiedene Bäder. Als dieſe Mittel nur für kurze Zeit halfen, flüſterte er dem Vater ein Paar Worte lächelnd in's Ohr, und es fehlte nicht viel, ſo hätte dieſer lächelnd verſichert: „Schon gut, Doctor, ich werd's ihr kaufen.“

Herr von Seligſtein hatte eine lange Unterredung mit Lianen. Er verſuchte es, ihr in derſelben den heiligen Eheſtand aus medicinischem Standpunkte als Heilmittel für ihre „Zuſtände" darzuſtellen. Liane wandte ſich entrüſtet und erröthend ab. Der Vater forſchte mit zarter Hoffnung, ob etwa eine ſtille Neigung, eine Leidenſchaft, eine Liebe am Herzen Lianens nage. Sie verneinte, zum Schrecken des Vaters. „Denn," dachte er, „wenn ſie nur Jemanden beſonders und ausdrücklich wünſchte, auf Ehre, ich werd' ihn ihr — ſchaffen. Wär' er ein Fürſt, ich thät's; weiß Gott, ich machte das Unmögliche möglich. Es iſt mein einzig' Kind, und Gottlob! ich hab's ja. Wär' er verheiratet, nu, eine Scheidungsklage iſt ja noch abzumachen mit Geld und guten Worten. Wär' er, Gott verzeih' mir die Sünde! ein armer Teufel, es ſollte mir auch nicht darauf ankommen. Ach, das Geld macht nicht glücklich!" Mit dieſem ungemein moraliſchen Selbſtgeſpräch des reichen Mannes war aber auch nicht geholfen, denn Liane betheuerte bei allen Heiligen, die ganze Welt ſei ihr gleichgiltig. Der Vater fuhr fort, ihr, wie zu einer Muſterung, die lange Reihe von Anbetern an den Fingern aufzuzählen, welche ſeit Jahr und Tag harrend zu ihren Füßen geſeſſen: „da iſt," ſprach er, „der Graf Falkland, auf Ehre, ein Mann wie eine Puppe, und in welche Familie kämſt Du!" — Eben darum, Vater, will ich ihn nicht; auch weißt Du, daß er nur um Dich freit, nicht um mich, nur Deine Millionen nämlich. — „Aber der reiche, junge, artige Cavalier, der Liebling aller Damen, der Herr von Hattenhofen." — Ein eitler Geck, der mit ſeiner Frau, wie mit ſeinem Reitpferde und mit ſeiner Uniform, nur Staat machen will. Er wär' capabel ſich von mir ſcheiden zu laſſen, wenn ich einen Zahn verlöre oder Sommerſproſſen bekäme. — „Nun, was meinſt Du zum Baron Herrmfels? Ein berühmter Geiſt, Schriftſteller nach der Mode....." — der auf meinen Verſtand ſpeculirt und mit mir ein Haus und esprit für fremde Leute machen möchte. — „Aber, weiß Gott! Kind," rief der Vater aus und machte einen ſchüchternen Verſuch ärgerlich auszuſehen und voll Ungeduld aufzuſpringen, „was ſuchſt Du denn eigentlich bei einem Mann? Geld nicht, Rang auch nicht, Ruhm und Geiſt wieder nicht, Jugend und kräftige Schönheit gar nicht; Liane, liebes, beſtes, einziges Kind, was willſt Du endlich?»

— Reine Liebe, Vater! —

Mit dieſen Worten ſtand das Mädchen langſam auf und ging geſenkten Hauptes und hochtragiſchen Schrittes aus dem Zimmer. Herr von Seligſtein ſah ihr nach mit offenem Munde, aus welchem die alte Zauberformel: „Ich werd' es Dir kaufen, Lianchen," diesmal nicht hervorſtrahlte. Dann erhob er ſich, trat vor den Spiegel, zuckte die Achſeln und wiederholte murmelnd:

„Reine Liebe!»

3.

Herr von Seligſtein hatte einen Augenblick lang entſetzt bei dem furchtbaren Gedanken verweilt, ob Liane nicht eine widernatürliche Leidenſchaft für ihn, den Vater, in dem ſonderbaren, auſſergewöhnlich gebildeten Herzen tragen könne. Bei genauerer Überlegung ſchwand indeſſen dieſe romantiſche Vermuthung, und der Vater nahm ſich vor, bei nächſter Gelegenheit ſeiner Tochter einen Commentar zu ihrem letzten Wunſche abzuzwingen. Er wußte für den Augenblick nicht recht, was ſich Liane unter dem Artikel der reinen Liebe vorſtellte, und zugleich regte ſich bei dem reichen Manne doch ſchon wieder die leiſe Hoffnung, wenn es dieſelbe wirklich gäbe, ſie für das geliebte Kind kaufen zu können.

Eine Spazierfahrt bei heiterem Wetter, ein prachtvoller Sonnenuntergang und eine ſternhelle, laue Sommernacht hatten bald nach jener Erklärung Lianen einmal ungewöhnlich weich und mittheilſam gemacht. Der Vater benützte Stunde und Stimmung mit der ihm eigenen Feinheit, um in das innerſte Herz ſeines Mädchens einen prüfenden Blick zu werfen. So brachte er mit leiſer Hand das Geſpräch wieder auf die bewußte „Reine Liebe» und bat ſich eine unumwundene Begriffsbeſtimmung aus.

Liane, ſtill und bewegt, gab endlich den großen Schlüſſel zu den Räthſeln ihres Lebens: „Ja," ſagte ſie, mit glänzenden Blicken ſchwärmeriſch gen Himmel ſtarrend, „ja, mein Vater, ich ſuche, ich will, ich wünſche nichts anderes als: Reine Liebe; ein Herz, welches das meine verſteht; einen Mann, der mich um meinetwillen liebt, nicht weil ich reich, nicht weil ich ſchön, nicht weil ich geſcheit bin."

— Aber, wandte der Vater kopfſchüttelnd ein, da Du nun einmal reich und ſchön und geſcheit biſt, liebes Lianchen, ſo ſeh' ich doch, weiß es Gott, die Möglichkeit nicht ein, wie Dich ein Mann anders lieben ſoll als mit dieſen Eigenſchaften? —

„Mit ihnen, wohl, Vater; aber ihretwegen nicht. Mache mich arm, nur einmal zum Verſuche; verſtoße mich, ſpiele Bankerott......"

— Mädchen, fiel mit wahrhaftem Schreck der Vater ein, man muß den Teufel niemals an die Wand malen; Gott verzeih' Dir die Sünde! Ich mich bankrott machen, nur um Dir einen Gefallen zu thun!? Ei, Du denkſt nicht daran! Solch' ein alter, abgenützter Komödienſpaß! Und mein Credit, und meine Correſpondenten!... Reden wir nicht mehr davon, Kind; es läuft mir eiskalt über den Rücken. Hab' ich Dir etwa zugemuthet, Dich dumm zu ſtellen, Dir die Haare abzuraſiren oder die natürlichen Blattern einimpfen zu laſſen, um Deine Anbeter auf die Probe zu ſtellen? —

„Am Ende ſo übel nicht, liebes Väterchen; Du haſt Ideen."

— Schöne Ideen das! Nein, mit Deiner reinen Liebe, das ſchlag' Dir aus dem Kopfe! —

„Nie, Vater!"

— Was würdeſt Du ſelbſt von einem Manne ſagen, welcher Dir zum Beiſpiel die bucklige Gräfin Steineck oder das dumme Gänschen, das Fräulein von Harzfelde, vorziehen könnte? —

„Ich würde ſagen, daß er Recht hat, wenn er reiner Liebe folgt. Und die Frauen ſeiner Wahl würde ich beneiden, weil ſie gewiß ſein können, nur ihrer ſelbſt willen geliebt zu ſein, nicht zufälliger äußerlicher Vorzüge und Eigenſchaften halber."

— Kind, Kind, Du machſt mich confus mit Deiner neuen Weltanſicht, wie Du es nennſt. Der zufolge iſt ein Buckel ein wahres Glück für ein Frauenzimmer. —

„Fi, papa, nicht Frauenzimmer ſagen!“

— Und eine Rente von ein paarmal hundert tauſend Thalern ein Unglück. —

„Sage ein Fluch, Vater, und Du ſagſt nicht zu viel.“

— Danke für den Fluch. Ich hab' mich mein Lebtag vortrefflich dabei befunden und nie den Wunſch gehabt, lieber draußen auf dem Bock zu ſitzen als hier im Fond. —

„Du ziehſt die Sache in's Lächerliche, Vater, und mir iſt ſie ein fürchterlicher Ernſt.“

— Verzeih, liebes Lianchen, ein Ernſt, der aus Deinen Buchern kommt, ſo 'was Neumodiges, Picantes, Romantiſches! Reine Liebe! Ich habe Deine ſelige Mutter von Herzen lieb gehabt, obwohl ſie reich war und ſchön wie Du, wenn auch nicht ſo geiſtvoll, und es iſt ihr nicht eingefallen, mir deshalb einen Korb zu geben. Da iſt Dein Vetter, der junge Maßlieb aus Wien, Du weiſt, wie die ganze Familie wünſcht, daß ein Paar aus Euch werde. —

„Ich weiß, Vater, aber Du haſt mir verſprochen, daß nicht mehr davon die Rede ſein ſoll. Ich haſſe Familien-Arrangements.“

— Und Du kennſt den Vetter nicht einmal. —

„Auch haſſe ich ja ihn nicht, nur dieſe Kette, die Ihr von Jugend auf um uns zwei zu ziehen bemüht geweſen ſeid.“

— Weiß Gott, Dich hat ſie nicht gedrückt! —

„Dank meinem lieben, guten Väterchen, nein. Laſſen wir den Vetter und die Heirat, bitte, bitte. Die Nacht iſt zu ſchön, als daß wir ſie einander verderben ſollten.“

— Das verzogene Kind ſchmiegte ſich ſtreichelnd und liebkoſend an den Vater an, bis er ſich gerührt zu ihr herniederbeugte und ſie auf die vom Monde ſanft beleuchtete Stirn küßte. So fuhren ſie Arm in Arm, ſie an ſeiner Bruſt gebettet, ſchweigend nach Haus.

4.

Im Frühjahr drauf war nicht von Baden, von Ems, von Oſtende die Rede. Was Großes und Außerordentliches mußte im

Werke ſein, das ſah das ganze Haus an den Anſtalten von Vater und Tochter. Als die Zeit der Abreiſe gekommen, erſtaunten Kutſcher, Bediente und Kammerjungfern nicht wenig, ſtatt des Befehls zum Einpacken einen unbeſchränkten Urlaub auf drei Monate zu bekommen. Es ging Niemand mit; Vater und Tochter reiſten ganz allein, ohne Equipage, ohne Livréen, ganz einfach, auf der Eiſenbahn. Sogar für die nachzuſendenden Geſchäftsbriefe ward eine fremde Adreſſe auf dem Comptoir abgegeben, ſtatt der des Herrn von Seligſtein. Letzterer zeigte im Coupé des Wagens ſchmunzelnd ſeiner Tochter einen Paß. Darin ſtand: „Herr Müller und Mamſell Tochter aus Potsdam.“ Die Tochter küßte dem Vater jubelnd beide Hände, während dieſer fein und ſchlau in den wohlraſirten Bart lächelte.

So ging die Reiſe im ſtrengſten Incognito bis Iſchl. Dort wollte ſich Herr von Seligſtein eine Zeitlang aufhalten, um die neue Rolle des armen Mannes einzuſtudiren. Denn ſo heftig und ernſthaft bedrohlich war Lianens Grille, nur ihrer ſelbſt wegen geliebt zu werden, war ihre Sehnſucht nach reiner Liebe im letzten Berliner Winter geworden, daß der Vater ſeufzend nachgab, in der Hoffnung irgend eine Kriſe, wenn auch nicht augenblickliche Beſſerung, in den Zuſtand ſeiner Tochter durch ein weiſes Eingehen auf ihre Träumereien herbeizuführen. Am Rhein und an der Küſte der Nordſee waren beide, Vater und Tochter, durch wiederholte Reiſen und Bade-Aufenthalte ſo bekannt, daß dort ihr Auftreten unter fremdem Namen unausführbar erſchien. Auch verlangte Liane neue Umgebungen, eine andere Bühne, eine fremde Natur. Seligſtein kam ihr mit dem Vorſchlag einer Fahrt nach Öſterreich, in's Salzkammergut, eventuell nach Wien entgegen. Dort war die Tochter, eben aus Abneigung gegen die Familienplane, welche ſie mit einem weitläufigen Vetter, dem Herrn von Maßlieb in Wien, vermählen wollten, niemals geweſen, und auch der Vater durfte hoffen, weniger Bekannte in jenen Gegenden zu treffen als anderwärts. Alſo nach Iſchl!

In einem kleinen Häuschen, weit abgelegen von den glänzenden und geräuſchvollen Tummelplätzen der vornehmen Welt, rein idylliſch am Hange eines Berges und unter Bäumen verſteckt, niſtete ſich das abenteuer-luſtige Pärlein ein. Die Tochter beſtand auf nicht mehr als zwei kleinen Zimmern, und kaum wurde ein altes Mütterlein zur Bedienung zugelaſſen, da Liane mit echt weiblichem Enthuſiasmus ſich auf Kleiderbürſten und Handbeſen ſtürzen wollte. Wie gaſtirende Schauſpieler führte man in den diesmal eigenhändig gepackten Koffern die nöthige Verkleidung mit: für den Millionär ſtatt des eleganten Paletots und der Battiſttücher einen ehrbar langen Überrock von blauer Farbe und ziemlich grobem Tuche, ſchwere Schuhe mit Gamaſchen, einen abgegriffenen Hut aus der vorletzten Saiſon, einige Cravatten von Pferdhaar und buntgewürfelte, baumwollene Sacktücher, welche das Bild eines ehrſamen, anſpruchloſen Spießbürgers vollendeten. „Um noch pauvrer auszuſehen," ſagte der Banquier, „laß' ich mir einen kleinen ſchmutzigen Backenbart ſtehen." Liane nahm ſich neben ihm immer noch reizend genug in ihren baumwollenen Fähnlein aus, welche nur am Sonntag einem grünen Merinokleide wichen. Ihre ſchöne Geſtalt, ihr ſtolzer Gang verſchwand nicht ganz unter einem wohlfeilen carrirten Shawl, wie das reiche Haar unter dem groben Strohhut nicht widerſpänſtig-vorſah. Handſchuhe waren für den Vater ganz verpönt, für die Tochter nur zuweilen, auf Sonntage, und aus gelbem Waſchleder erlaubt.

Es wäre eine pſychologiſche Preisaufgabe, zu unterſuchen, ob der Arme ſich leichter in plötzlichen Reichthum als der Reiche in die neue Armuth findet. So viel iſt gewiß, daß den Rippen des Banquiers der Stellwagen von Linz nach Iſchl ſchon ungemein weh gethan; denn ſelbſt bis zum Stellwagen hatte Liane ihre Illuſionen treiben wollen. Auch machte der Berliner Feinſchmecker ein gar langes Geſicht zu den Griesnockerln und dem Jungkälbernen, den ſauren Knödeln und dem Mehlſchmarren, welche in einem ſehr unſcheinbaren Irdengeſchirr auf ſeiner Mittagstafel prangten, während Liane weniger vor ihnen als vor der eiſernen Gabel und dem zinnernen Löffel zurückſchreckte. Liane lernte, wenn auch mit einigem Raufen und Zerren, ihr Haar ſelbſt bändigen und ordnen, ſich allein an- und auskleiden, mit eigener Hand für einen Strauß Alpenroſen an dem Fenſterlein, wie für des Papas Morgenkaffee ſorgen. So fanden ſich beide, Vater und Tochter, mit einem wahrhaft kindlichen Humor, mit innerſtem Vergnügen ſogar in ihre neue Lage, und ſchon nach vierzehn Tagen bemerkte Liane lächelnd, daß Papa wahrhaftig wieder auf Taille ausgehe, wie ihr der kleine Spiegel über ihrem Bett gleichfalls bereits friſchere Farben zurückſtrahlte, zum erſten Mal in ihrem Leben brauchten ſie eine Cur, welche wirklich und ſichtlich anſchlug, wenigſtens für ihr phyſiſches Theil.

Was das geiſtige Leid anging, wofür dieſe neue Methode erfunden und angewandt worden, ſo mußte Herr von Seligſtein freilich bald einſehen, daß er ſich eigentlich garſtig verrechnet habe und ſeinem Töchterlein neue Waffen für ihr Syſtem liefere, ſtatt dasſelbe zu entkräften und zu widerlegen. In der That, er konnte ihr kaum Unrecht geben, wenn ſie bitter und unmuthsvoll zu ihm ſagte: »Da haſt Du nun, cher papa, die arithmetiſche Probe auf meine Grundſätze. Nicht wahr, ich bin dieſelbe noch, die in Berlin auf allen Bällen und in allen Kreiſen Aufſehen gemacht, die Umringte, Geſuchte, Begehrte, Gefeierte, Beſungene? Und hier, ſiehſt Du, kümmert ſich kein Menſch um mich. Der Stein iſt ihnen nichts, die Faſſung alles. Führe mich morgen unter Deinem wahren Namen im Curſaal auf, komme vierſpännig im neuen Hôtel an, gieb Diners, ſetze mich in die Scene; und die alte Leier geht auf's Neue los. O, pfui über dieſe Welt, wo kein Herz mehr nach einem Herzen ſucht, wo Niemand um ſeinetwillen geliebt wird, wo Jedermann im Gegentheil nur ein Rechenexempel aus dem Heiligſten des Lebens macht!»

Der Vater gab beſchwichtigend zu bedenken, daß ſie doch auch gar zu eingezogen lebten, um irgend Bekanntſchaften machen zu können. Liane wollte aber anfangs aus dem Bann dieſer ihr liebgewordenen Einſamkeit, dieſer unbedingten Stille um keinen Preis ſich wieder hinwegreißen laſſen, und der Vater, welcher ſich vorgenommen, nur nach ihrem Sinne zu leben, gab ihr vorſichtig ſo lange nach, bis ſie von ſelbſt die wunden Fühlhörner langſam nach außen zu wenden anhub und nach einem faſt vierwöchentlichen Klausnerthum mit dem Papa ein allmäliges Gefühl der Ermüdung, der Langenweile ſie beſchlich. Auf dieſem Punkte hatte ſie der fein beobachtende Arzt erwartet. Unmerklich führte er ſie nun in die Welt zurück, nicht in die Welt der Reunionen und Soiréen, auch nicht als Fräulein von Seligſtein, nein, nur an öffentliche Tafeln zweiten und dritten Ranges, auf Spaziergänge und Vergnügungsörter, zu gemeinſchaftlichen Ausflügen und Landpartieen, und überall als Mamſell Müller aus Potsdam. Nach wenig Zeit hatte der glückliche Vater die Genugthuung, ſeine Tochter bemerkt zu ſehen. Junge ſchmächtige Herren mit alten, bärtigen Geſichtern liefen ihr nach, das Glas in die Augenhöhle gekniffen, und ſchauten mit echt vornehmer Inſolenz unter den Strohhut. Papa Müller war wie im Himmel. Er blinzelte, er lächelte, er ſchmunzelte, er grüßte die Herren zuerſt, welche Lianen verfolgten, er wollte faſt mit Gewalt ſich an ſie drängen, kurz, er betrug ſich ſo auffallend, daß es beinahe nothwendig wurde, ihn zu vermeiden. Eines Abends zeigte er triumphirend ſeiner Tochter eine ganz unverſchämte Declaration, worin ſie um eine Zuſammenkunft gebeten ward. „Na, Lianchen,“ rief er aus, „wenn das nicht um Deinetwillen iſt, ſo weiß ich's nicht. Freilich, ganz rein ſcheint mir dieſe Liebe auch nicht!“ So ſagte er mit einem wehmüthigen Blick; Liane ſandte alles entrüſtet zurück.

5.

Liane wurde wieder blaß, wurde kranker ſtatt geſunder. Wie oft ſtund ſie im Begriff, ſich ihrem Vater in die Arme zu werfen und mit dem Geſtändniß „Ich habe geirrt“ auf ihre Abreiſe zu dringen. Nur etwas, das da für weiblichen Stolz ſich ausgab und mädchenhafter Eigenſinn war, hielt ſie von einer ſo offenen Bekehrung ab. Im Stillen aber machte ſie ſich kein Hehl mehr daraus, daß ſie in ihren Phantaſien zu weit gegangen, ſich in einer Sackgaſſe verrannt hatte, woraus ein ehrenvoller Rückzug für ſie bald nothwendig werden mußte. Sie hatte in Iſchl wohl Bekanntſchaften aus dem

Mittelſtande gemacht; junge Kaufleute des kleinen Schlages, Bürgersſöhne, Handwerker huldigten ihr in ihrer Weiſe ſo gut oder ſo ſchlecht es anging, allein eines Theils fand ſie, daß ihre „Reine Liebe“ auch in dieſer untern Zone nicht blühete, und anderer Seits ſogar, daß in derſelben der Egoismus und der Eigennutz eine mindeſtens eben ſo große Rolle ſpielte als in der höher gelegenen Schicht der Geſellſchaft. Ein junger Burſch, ſeines Zeichens ein Buchbinder, eben Meiſter geworden zu Gmunden am See, klärte ſie am grauſamſten in dieſer Hinſicht auf. Sie ließ ſich von ihm am liebſten den Hof machen, weil er ein aufgeweckter Kopf und in ſeiner Weiſe nicht übel war. Er gab ihr denn auch nicht undeutlich zu verſtehen, daß er Abſichten habe, und zwar honette; „Sie ſind,“ fügte er eines Abends hinzu, „eine bildhübſche Perſon, Jungfer Müllerin, auch leidlich verſtändig und dann,“ — hier rückte er bedenklich näher, — „ſo a biſſel was wird doch der Herr Vater da auch auf d' Seiten g'ſchafft hab'n?“ — Das alſo war es, was Liane ſuchte!? „O, reine Liebe! nicht einmal bei Buchbindern biſt Du mehr zu finden!“

Seit dieſer Niederlage wurde die junge Schwärmerin bedenklich tiefſinnig. Herr von Seligſtein rieb ſich die Hände und ſagte für ſich: „die Frucht wird reif, nun iſt's bald an der Zeit!“ So war es auch in der That, wenn hier in Iſchl noch etwas geſchehen ſollte. Sechs Wochen waren ſie da, kein irrender Ritter, kein verkleideter Prinz, kein fahrender Troubadour hatte Lianen gefunden. Die Abenteuer blieben aus, und ihr Herz leer. Der Vater deutete ſchüchtern auf Wien, auf den Vetter; aber nein, ſo weit war Liane noch nicht geſchlagen, daß ſie von dem Ideal einer reinen Liebe zu einem Familien-Arrangement hinabſtiege! O nein! Niemals! Nie!

Es war ein heißer Auguſttag, als Vater und Tochter zu einer kleinen Partie auf den Hallſtätter See aufbrachen; ſie allein, denn Liane ſuchte keine Geſellſchaft mehr, und dafür machte ſie ihrer Seits dem Papa die Conceſſion eines kleinen Korbwagens und einer Forelle am See, nebſt Milchrahmſtrudel. Man ſieht, das Incognito wurde ſchon weit weniger ſtreng gehandhabt.

Leicht und luſtig rollte das Gebirgswäglein mit unſern zwei Wandersleuten durch die reizende Thalſchlucht. Liane fühlte ſich, von der Mittagswärme, die das nahe Hochgebirge milderte, ſanft durchſtrahlt, in leidlich guter Laune. Sie hörte nicht auf, den Vater, welcher gerade auf der Achſe ſaß und in einer fortwährenden, wohlthätigen Erſchütterung auf- und niederſchwankte, mit ſeinem unglücklichen Geſicht und ſeinen vornehmen Airs zu necken. „Das iſt freilich was Anders,“ ſpottete ſie, „als Dein Pariſer Phaëton, cher papa, und unſere Linden zu Berlin. Damals, dort flogen links und rechts die Hüte, die Grüße, die Bücklinge. Eine ganze Schwadron Ritter von der traurigſten Geſtalt gaben uns Geleit und Bedeckung. Jeder Cavalier verwettete ſeinen edelſten Renner gegen einen räudigen Hund, daß er mich in jeglicher Verkleidung erkennen werde. Auf Ehre, meine Gnädige, Ihr Gang verräth Sie, Ihre noble Haltung, die Art und Weiſe, wie Sie den Kopf wenden; ſo ſchwuren ſie um die Wette! Und ſiehe da, ein Wollenkleid und eine Schürze reichen hin, die Göttin zu verhüllen! Wer ſucht in mir etwas anderes als was ich ſcheine? Wer findet mich um meinetwillen aus der Niedrigkeit heraus?“

In dem Wirthshaus am See angelangt, wurde das Mittagseſſen beſtellt und ausgeſpannt. Papa Seligſtein mußte im Schweiße ſeines Angeſichts noch Natur genießen, ehe er an die Forelle kam. Liane hatte den berühmten Waſſerfall des Waldſtrubbaches noch nicht beſucht. Der Weg führt an den ſteilen Wänden des Gebirges hin, durch eine Schlucht, erſt langſam, dann immer ſteiler auf ſchlüpfrigem Boden emporklimmend, an den in tiefer Waldnacht und Felſenſtille verborgenen herrlichen Sturz. Als Liane mitten in den ſprühenden und brauſenden Tropfen ſtand, den Arm um einen Baum geſchlungen, den Rücken an einen Felſenvorſprung gelehnt, weit vorübergebeugt und hinabſtarrend, wie in einem Rauſch, in den Kampf des Abgrundes, da bemerkte ſie auf einmal tief unter ſich und gleichſam unter dem Bogen des Waſſers ſelbſt, auf einer ſchmalen, zitternden Brücke ſtehend, einen Mann. Er kehrte ihr den Rücken zu, ſo daß ſie nur ſeine Geſtalt ſah, die ſtill und feſt, mit verſchränkten

Armen, ein Bild der Ruhe mitten in dem bewegten und ſtreitenden Element ſich hingeſtellt hatte. Es war ein ſolcher Ausdruck von Kraft und Faſſung, von Herrſchaft über ſich ſelbſt und gleichſam auch über die Natur in dieſem Bilde, daß Liane unwillkürlich ſich angezogen fühlte durch den Contraſt dieſes einſamen Menſchen mit der Scene ringsum und mit der ſchwindelnden Bewegung ihres eigenen Innern. Ihr Auge hing wie gebannt, froh, einen Ruhepunkt zu finden, an dem Fremden, welcher erſt nach einer geraumen Weile ſich umwandte und keck mit der Kraft, der Sicherheit eines Gemsjägers an den zerbröckelten, feucht glitzernden Wänden des Waſſerfalls emporſtieg, gerade auf Lianen zu. Er hatte ſie noch nicht geſehen, wie ihn Herr von Seligſtein nicht bemerkt haben konnte, welcher ſeitwärts im Walde auf einer Ruhebank verſchnaufte und ſich mit dem gewürfelten Baumwollenläppchen die Perlen ſeiner Stirne abwiſchte. Liane flog wie ein geſcheuchtes Reh auf den Vater zu, ſobald der Fremde an dem letzten Abhange ſchwebte. „Vater, da kommt Jemand,“ ſtammelte ſie athemlos und preßte ihre Rechte auf das heftig pochende Herz. — So, mein Kind; nun meinetwegen. — „Dort, Vater, gerad' herauf aus dem Waſſerfall.“ — Wird ein Waſſerbaumeiſter ſein. — „Ach warum nicht gar?“ — Oder ein Mitglied der Verſchönerungscommiſſion von Iſchl, welches Anlagen anbringen will, die große Landplage aller Badeorte. —

Der Fremde war inzwiſchen oben angelangt. Nein, wie ein Hydraulicus oder ein Verſchönerungscommiſſär ſah er nicht aus, Herr von Seligſtein; eher wie ein reiſender Maler. Zu dieſem Charakter paßte der ſchwarze Sammtrock, der dunkle, kraus und wild wuchernde Bart um Kinn und Wange, das lange, ſtraff herabhängende, blauſchwarze Haar; meinetwegen auch das tiefliegende Auge und die bleiche Wange. Seine Chauſſure war allerdings mehr hydrauliſch als maleriſch; ungeheuere Waſſerſtiefel reichten bis an die Knie heran. In der Hand hielt er einen Alpenſtock, wie er in jenen Gegenden bei Jägern und Hirten gewöhnlich iſt.

Der Fremde näherte ſich unbefangen und gerades Wegs Lianen, faßte an's Barett, und überreichte ihr ein aus Haaren geflochtenes Armband mit goldenem Schlößchen, indem er höflich ſagte: „**C'est sans doute Mademoiselle, qui vient de perdre ce bracelet?**" Liane faßte beſtürzt nach ihrer Hand und blickte dann auf den kleinen, an ſich werthloſen Schmuck, den ihr der Fremde darreichte. Sie wußte ſich kaum zu der Antwort zu faſſen: **Oui, Monsieur, c'est bien moi. Il faut que je l'aie perdu . . .** — „**Là-haut, au bord du rocher, n'est-ce pas, où je l'ai trouvé en montant?**" — Während Liane ſtumm und zitternd nach dem Armband griff, entfernte ſich der ehrliche Finder ſchon wieder mit einem kühlen Gruße. Der Vater mußte ihm den Dank nachrufen, welchen Liane durchaus vergeſſen zu haben ſchien. Er wandte ſich noch einmal grüßend um und war bald in der Tiefe der Schlucht verſchwunden.

So natürlich und bedeutungslos dies kleine Begebniß an ſich erſcheinen mag, verfehlte es doch nicht, auf Lianens Gemüth einen plötzlichen Eindruck zu machen. Nach Abenteuern begierig, ſuchte ſie in allem, was von dem gewöhnlichen Gehen und Kommen des Tages abwich, leicht und mit einem gewiſſen Vergnügen ſogar mehr, als ein unbefangener Blick darin fand. Noch lange ſtand ſie in Gedanken verloren, die Hand auf das wieder angelegte Armband gedrückt und ſchaute auf die Stelle, wo der Sammtrock ſich im Walde verloren hatte. Das Armband war ihr werth und theuer; Beweis genug, daß ſie es trotz ihrer „Verkleidung" beibehalten hatte. Es war ein Geſchenk ihrer ſeligen Mutter, deren Haare es enthielt. Der Mann, welcher ihr deſſen Beſitz rettete, wurde für ſie dadurch allein von Bedeutung. Zudem, ſeine Erſcheinung, ſein Auftreten, der Waſſerfall, der Fels, der Wald, der blaue Himmel droben, die tiefe Stille und Einſamkeit ringsum, nur unterbrochen durch das Rauſchen des Waſſers und heimliches Säuſeln in den Baumwipfeln: — ſie ſenkte wie betäubt den Kopf, und in ihrem Herzen ſchlug leiſe, aber vernehmlich eine Stunde, die anders war als alle übrigen.

„Wer mag der Herr geweſen ſein?“ fragte ſie nach einem geraumen Schweigen den Vater.

— Ein fahrender Student, ein Malerlehrling, ein Genie auf Reiſen. —

„Du ſprichſt das ſo verächtlich, Vater, und doch ſind wir ihm zu Dank verpflichtet.“

— Den Du mir auszuſprechen überließeſt. —

„So überraſcht war ich.“

— Durch eine ganz einfache Begegnung, einen Zufall? —

„Es gibt keinen Zufall … Er ſah eigenthümlich aus.“

— Sage abenteuerlich. —

„Wenn ein Mann keinen Barbier hat und einen andern Schneider wie Ihr, heißt er Euch gleich ein Abenteurer.“

— Ich fand ihn zudem unhöflich. —

„Wie ſo das?“

— Ein wohlerzogener Menſch läuft nicht ſo davon wie ein Buſchklepper; auch ſpricht man wohl: que j'ai eu l'honneur oder **le bonheur de retrouver** … nicht ſo ſimpel weg: j'ai retrouvé. —

„Phraſen, Vater, Phraſen, aus Meidingers Geſprächen. Gottlob, daß er ſie wegließ.“

Der Fremde ſtieg um zehn Grad in Lianens verborgener Theilnahme, während ihn der Papa um fünf herabzudrücken verſuchte. (Zur Beachtung für die Herren Ältern! —) Und wenn Liane auf dem Rückweg über ihn nicht weiter ſprach, ſo war das ein Beweis, wie ſehr ihre Gedanken mit ihm beſchäftigt waren.

Herr von Seligſtein fand die Forelle und den Milchrahmſtrudel ſeiner harrend und that ihnen die Ehre eines freundſeligen Empfangs, während Liane zerſtreut über ihren Teller wegblickte, hinaus über den See. Je näher es auf den Abend ging, je mehr verfinſterte ſich ſein tiefblauer Spiegel. Drohende Wolken hingen von den Zacken und Kanten der ihn umſchließenden Felſen, und durch die Bäume rieſelte der ſeltſame, alle Blätter nach oben kehrende Fieberſchauer, der wohlbekannte Bote eines Gewitters. Ein ſolches zog ſich wirklich zuſammen mit der in dieſen Bergen gewöhnlichen Eile. Die erſten Schläge, furchtbar wiederhallend in den Klippen ringsum, überraſchten Seligſtein's noch auf dem See, in einem jener kleinen, ungeſchickten Nachen, wie ſie zu Spazierfahrten benützt werden. Sie hatten den Wagen vorausgeſandt und wußten ihn erſt am andern Ende des Sees wartend, in einer noch ziemlich anſehnlichen Entfernung. Schon fielen einzelne ſchwere Tropfen, und die ſtille Oberfläche des ſchönen Waſſers furchte ſich wie eine menſchliche Stirne im Zorn, in der Angſt. Der Schiffer rieth nur durchzuſchneiden und am Lande die erſten Ausbrüche des Unwetters abzuwarten, das, verſicherte er, heftig werden würde. Dem See ſei ohnehin nicht zu trauen; ſo unſchuldig er ausſchaue, habe er ſeine Tücken, und das Boot wäre ſchwer zu regieren, da er es nur fortſtoßen, nicht lenken könne. Es war nichts anders zu thun als ſeinem Rathe zu folgen. Man ging an's Land, wo ein paar niedere Holzſchuppen, leicht gedeckt, wenigſtens nothdürftigen Schutz verhießen.

Liane trat zuerſt hinein, und mit einem kleinen Ausruf der Überraſchung zurück. „Vater," flüſterte ſie dem Nacheilenden zu, „da iſt er wieder."

— Wer denn? —

Liane machte ein ungeduldiges Geſicht. Der Sammtrock trat aus der Hütte und grüßte.

6.

„Sie wohnen doch nicht hier, mein Herr?" fragte Herr von Seligſtein mit vornehmem Lächeln.

— Nein, mein Herr. —

„Alſo naß geworden, wie wir, und verſchlagen vom Sturm? Sie Robinſon, ich Freitag!"

— Nicht naß geworden, nur naß gemacht. —

„Wie ſo?"

— Ich habe im See gebadet. —

„„Das hätte dem Herrn auch ſchlecht bekommen können,"" ſo ſchaltete der Schiffer ein, „„das Waſſer iſt ja eiskalt.""

— Deſto beſſer, mir war glühend heiß. —

Liane hatte ſich in die Hütte auf einen Haufen Stämme geſetzt und blickte hinaus in den ſtrömenden Regen. Ihr Vater ſtand neben ihr; der Fremde, deſſen ſchwarzes Haar noch ganz feucht war und glatt bis faſt auf die Schultern herabhing, hielt ſich an der Thüre. Draußen pfiff der Wind über den See, und die Tropfen plätſcherten auf das Schindeldach.

Man ſprach vom Wetter, vom See, vom Gebirge. Der Sammtrock drückte ſich gewählt aus, mit einem Anflug von Poeſie ſogar; er redete das Deutſche ſo, daß man ſah, es war ſeine Mutterſprache, nur ließ auch nicht die mindeſte Spur von einer Mundart auf ſeine Heimat ſchließen. Liane miſchte ſich wider ihre Gewohnheit nicht viel in das Geſpräch; einmal blos, als der Fremde meinte, der See ſei am ſchönſten im Mondenſchein, ganz ſtill, wo er zwiſchen den dunklen Felſen ſchliefe wie ein Kind in der Wiege, das den Himmel und ſeine Sterne und ſeinen Frieden am reinſten abſpiegele, nur darauf meinte Liane, mit dem Arm hinausweiſend:

„Ich lieb' ihn mehr ſo; ein Bild des Kampfes, der entfeſſelten Kraft.“

— Der Kampf ſelbſt iſt nie ſchön, mein Fräulein. —

„Aber groß.“

— Es gibt nichts Größeres als die Ruhe. —

„Haben Sie das Meer geſehen?“

— Welches? —

„Nun, das Meer überhaupt.“

— Ich kenne alle Meere. —

„Wohlan, finden Sie einen Sturm nicht ſchön, nicht groß?“

— Minder als Meeresſtille. —

Liane ſchwieg. Der Vater beugte ſich zu ihrem Ohr herab: „Du, nimm Dich in Acht, Lianchen. Der hat alle Meere geſehen; entweder er flunkert, oder es iſt der ewige Jude, frei nach Eugène Sue in's Iſchl'ſche überſetzt.“ Liane zuckte die Achſeln.

Nahe an zwei Stunden hatten die Schiffbrüchigen in ihrem engen Hafen mit einander zugebracht, mehr ſtumm als redend, bis das Wetter nachließ. Ein prächtiger Regenbogen ſpannte ſich aus, und der See mit ſeinen Ufern glänzte in der unnennbaren Friſche und Wärme aller Farben, welche der Abend immer gibt, aber niemals in ſo klaren Tönen als nach einem Gewitter. Der Schiffer machte ſeinen Nachen wieder los, und Herr von Seligſtein band ſein baumwollenes Sacktuch um den alten Filzhut, um ihn vor dem feinen noch anhaltenden Regen zu ſchonen. Man glaubt nicht, wie tief ſich die Millionäre, ſind ſie einmal drin, in den Charakter eines armen Mannes finden und verlieren.

Herr von Seligſtein hatte die Höflichkeit, dem Fremdling, falls er ebenfalls nach Iſchl zurückzukehren beabſichtige, ſeine Flotte und ſeine Equipage zur Diſpoſition zu ſtellen. Liane fand dies Anerbieten übertrieben artig und ſchalt den Papa im Innern aus, obgleich ſie ihm gern dafür um den Hals gefallen wäre. Der Sammtrock nahm an, und zwar ohne alle Complimente. „Hm, der iſt **sans façon**," murmelte Seligſtein, als er Lianen in das Boot half. Sie fand das ebenfalls, allein ihr gefiel es.

Während der Überfahrt wurden noch allerlei Reden gewechſelt, über Iſchl, die Geſellſchaft, das Bad, ohne daß man ſich deswegen perſönlich näher rückte. Herr von Seligſtein fiel darin aus der Rolle, daß er nicht unumwunden ſeinem Gaſt das Meſſer an die Kehle ſetzte und ihn fein kleinbürgerlich fragte: „Hören Sie, mein guter Freund, Sie fahren mit mir, dafür ſagen Sie mir aber auch gefälligſt, wie Sie heiſſen, wo Sie her ſind, was Sie in Iſchl machen, warum Sie einen Sammtrock tragen, wie viel Sie jährliche Einkünfte oder Beſoldung genießen, was Ihre werthe Familie treibt," und dergleichen merkwürdige Dinge mehr. So hätte Herr von Seligſtein im Charakter ſeines blauen Überrockes fragen müſſen; allein hier ſpielte er den Weltmann, den Badegaſt **comme il faut**, er ſchwieg. So that Liane, ſo der Sammtrock.

Erſt ſpät Abends, als der Wagen in Iſchl angekommen war und der Fremde bat, in der Nähe des Curhauſes abſteigen zu dürfen, weil er da herum wohne, kam es zu einer diplomatiſchen Vorſtellung im Mondenſcheine. Der Sammtrock, welcher auf dem erſten Sitze neben dem Kutſcher geſeſſen, den Rücken Lianen und ihrem Vater zugewendet, ſagte, als der Fuhrmann die Pferde anhielt, mit artiger Wendung ſich umdrehend:

„Ich darf wohl ohne Unbeſcheidenheit fragen, wem ich für die angenehme Heimfahrt verbunden bin?"

— Mein Name iſt Müller, Heinrich Müller aus Potsdam. Das iſt meine einzige Tochter, Juliane. Wenn wir dagegen . . —

Liane ſtieß den Papa ſanft an. Er fuhr aber fort:

— Wenn wir dagegen auch um die Adreſſe desjenigen bitten dürfen, welcher uns ein Andenken an meine ſelige Frau, ein Familienkleinod, gerettet hat? —

„Daniel Stern."

Eine tiefe Verbeugung, und er ging davon.

— Daniel Stern, — ſo wiederholte Papa Seligſtein, — Daniel Stern, nix hinten, nix vorne. Nicht woher, nicht was. Scheint mir ein Wandelſtern zu ſein, Lianchen, he! was meinſt Du? —

„Ich weiß nicht, Vater."

— Du, Kutſcher, hat er Dir ein Trinkgeld gegeben, der fremde Herr? —

„Nicht a Fünferl, Eu'r Gnaden."

— Das iſt entweder ſehr vornehm, Herr Daniel Stern, oder ſehr . . . ſehr . . . Was meinſt Du, Lianchen? —

„Ich meine gar nichts, Vater."

— Ja ſo! —

7.

Daniel Stern war ſeines Zeichens ein Porträtmaler. Er hatte die Bekanntſchaft mit Herrn und Mamſell Müller gelegentlich, aber freilich auf Anknüpfung des Erſtern, in Iſchl fortgeſetzt, ſie auf Promenaden getroffen, im Curhaus geſprochen, an der Quelle gegrüßt. Je mehr das Häuflein der Badegäſte vor dem herbeiziehenden Herbſte zuſammenſchmolz, um ſo näher rückte der kleine Reſt aneinander. Stern und Müller's wurden allmälig befreundet, natürlich immer im Style des Badeortes; ſie ſpeiſten zuſammen in der und jener Reſtauration, luſtwandelten einmal ein Stündlein unter den Übrigen, begegneten ſich hie und da und immer häufiger wieder. Es mußte auffallen, daß die Tochter, welche das natürliche Mittelglied dieſer Verbindung hätte abgeben ſollen, eigentlich immer mehr im Hintergrund blieb, während der Papa mit dem Fremden auf dem Billard und im Kaffeehaus angelegentliche Freundſchaft ſchloß. Endlich kam es ſogar zu gegenſeitigen Beſuchen. Herr von Seligſtein kehrte ganz entzückt aus dem Atelier des jungen Künſtlers zurück, ſeiner Verſicherung nach hatte Liane nie ſo etwas von einer Ähnlichkeit geſehen. „Ich werd' mich auch malen laſſen," ſagte er, „Stern hat mir's angeboten. Er will mich dunkel auffaſſen, mit Wolken im Hintergrund, weißt Du."

— Wie damals am Hallſtätter See, Dein Schnupftuch um den Kopf, nicht wahr, Väterchen? —

„Spotte nur; Du mußt auch dran glauben. Er hat ſchon angeſpielt. Denk' nur, er will es uns als Souvenir mitgeben, rein umſonſt. Der Preis, fürchtet er vielleicht, wird den Herrn Müller aus Potsdam abſchrecken."

— Und was machſt Du mit dem Porträt? —

„Ich laſſ' es lithographiren und verſchenk's an unſere Freunde in Berlin, mit der Unterſchrift: Herr Müller aus Potsdam!"

— Aufrichtig geſtanden, Vater: ich mag Herrn Stern nicht ſitzen —

„Warum nicht?"

— Darum nicht. —

Liane hatte ihren Vater zu ſehr an dieſen Grund aller Gründe gewöhnt, als daß er nach weiterem forſchte. Er ſchlug ein Schnippchen und ging mit ſeelenvergnügtem Geſichte davon. Liane ſah ihm verwundert nach.

In der That fühlte ſie gegen den Maler im Innern jene inſtinctmäßige Scheu, mit welcher das jungfräuliche Gemüth, wechſelsweiſe angezogen und abgeſtoßen, ſeinen Überwinder begrüßt. Vom erſten, ungewöhnlichen Augenblicke ihrer Begegnung an war ihr Herr Stern bedeutend geworden, geweſen, geblieben. Seine Formen, durchaus verſchieden von denen aller übrigen Männer, machten zunächſt einen tiefen Eindruck auf ſie. Unter dem vollkommenen guten Tone eines Herrn aus der Geſellſchaft, brachte er eine Ruhe, einen Ernſt, ja eine Kälte ihr entgegen, an die Liane bisher nicht gewöhnt war. Niemals kam ein banales Compliment, eine bloße, blaſſe Phraſe der Convention, ein galantes, elegantes, pikantes Wort über ſeine Lippen; aber ebenſo wenig auch eine warme Huldigung, der Ausdruck innerer Befliſſenheit zu gefallen, zu erobern, das Bemühen, ſich ihr zu nähern und ſie zu ſich herüberzuziehen. Stern's Auge blickte ſie feſt und unumwölkt an, ſein Lächeln hatte niemals etwas Verbindliches, ſeine Unterhaltung war nie ein Spiel, immer nur ein tiefer, faſt trauriger Ernſt. Er war ein Mann von Welt, aber mehr noch ein Mann von Geiſt, er wußte viel, hatte gelernt, geleſen, gereiſt, beobachtet, auch gelitten, wenn ſeine Züge nicht logen, und bildete mit allen dieſen Eigenſchaften einen lebendigen Gegenſatz zu jenen alten Jünglingen der Geſellſchaft ſowohl, die nur überaus ſüß und leicht ſein können, als zu den noch widerwärtigeren jungen Greiſen, die in einem Viertel-Jahrhundert ein ganzes Menſchenleben durchgemacht zu haben meinen und ſcheinen. So beurtheilte, ſo erkannte ihn wenigſtens Liane, und ſie mußte ſich bebend geſtehen: da iſt einmal ein Mann, ein Mann im vollen Sinne des Wortes, auf Deinen Lebensweg getreten. Mit ſchüchternen Schlägen fügte das erwachende Herz des Mädchens hinzu: Von dem würdeſt Du Dich finden laſſen, wenn er — Dich ſuchte. Aber, erwiederte der Verſtand, er ſucht Dich nicht. Und dann: bei aller Unabhängigkeit, was müßte der Vater von einer ſolchen Partie denken, was die Welt?

Liane ſaß doch. Der Vater begleitete ſie natürlich; deß ungeachtet aber war ſie ſo gut als tête-à-tête mit dem Maler. Es liegt etwas unendlich Excluſives in dieſen Sitzungen und für beide Theile eine große Gefahr. Dieſes ſtäte Begegnen und Wandern der Blicke, dieſes Studium der Seele in den Zügen und der Züge in der Seele, dieſer anhaltende Verkehr der ganzen Perſönlichkeit mit einer andern, gegenüberſitzenden, gleichſam auf Treu' und Glauben überlieferten: alle dieſe Verbindungen und Wechſelverhältniſſe werden, gar leicht, bedenklich übertragen von der ſtummen Leinwand in das ſtumme Herz. Doch fand Liane in Stern's ſichtlicher Ruhe eine leidliche Bürgſchaft für ihre eigene Unbefangenheit. Wie oft hatte ſie in derſelben Art berühmten Künſtlern aus Berlin, München, Dresden gegenübergeſeſſen, und wie viele ſchöne Redensarten waren gleichſam als Hintergrund oder Firniß auf die hundert Porträts getragen worden, die von ihr exiſtirten, in Oel, in Miniatur, in Kreide, über des Vaters Schreibtiſch, auf ſeiner Tabatière, im Armband einer Freundin! Herr Stieler, der ſie gelegentlich ihrer Confirmation gemalt, mit dem Geſangbuch in der Hand, hatte den frommen, ſchwärmeriſchen Blick ihrer Augen enthuſiaſtiſch geprieſen, Herr Krüger ihre ſchöne Geſtalt, ihre feine Hand, ihr prächtiges Haar, Herr Sohn den reinen Schnitt ihres Profils und ihre wunderbare Incarnation. Herr Stern hatte kein Wort für alle dieſe Wunder der Schönheit, und wenn er ihr bittend zurief: „Ein wenig links, mein Fräulein," oder: „die Augen etwas mehr auf mich, Fräulein Müller," ſo klang auch nicht die leiſeſte Bewegung, die geringſte Inflexion aus dem Tone ſeiner Stimme, ſo daß Liane ärgerlich bei ſich ſelbſt ausrief: „Er malt wie ein Handwerker, nicht wie ein Künſtler!"

Schon bei der dritten Sitzung hielt ſie mit dieſem heimlichen Verdruß nicht länger an ſich. Da er den kleinen Kampf nicht eröffnete, wollte ſie ihm ſcharmutzirend, herausfordernd entgegenkommen.

„Wie ſind Sie mit Ihrer Arbeit zufrieden, Herr Stern?" fragte ſie.

— Leidlich, mein Fräulein. Die Ähnlichkeit wird bald da ſein. —

„Und noch haben Sie mir kein freundliches Wort geſagt, daß ich ſo artig ſitze."

— Daß Sie ſo ſchön ſitzen, meinen Sie wohl? —

„Pfui, Herr Stern!"

— Sie haben das oft genug gehört, denk' ich, und Ihr Spiegel ſagt es Ihnen täglich. —

„Halten Sie mich für eitel?"

— Ich wollte, ich hielte Sie für ſtolz. —

„Ich kann es ſein."

— Nicht doch. —

„Ihre Kunſtgenoſſen ſind nicht Schuld, wenn ich es nicht bin."

— Sie haben alſo ſchon öfters geſeſſen? —

Herr von Seligſtein huſtete, um an das bedrohende Incognito zu erinnern.

„Zweimal; ganz jungen Anfängern, welche noch keine Beſchäftigung hatten."

— Und einſtweilen damit anfingen Ihnen Schmeicheleien zu ſagen. —

„Nun, und wenn?"

— So hatten ſie Unrecht. Unſer Griffel, unſer Pinſel mag ſchmeicheln, unſere Lippe nicht. —

„Sie haben ſich gewiß in dieſer Hinſicht nichts vorzuwerfen?"

— Ich hoffe, nein. —

„Um ſo eher kann ich Wahrheit von Ihnen erwarten. Wie finden Sie mich?"

— Fräulein Müller! —

„Keine Ausflucht, Herr Stern!"

— Und keine Schmeichelei? —

„Wahrheit, rien que la Wahrheit, toute la Wahrheit!"

— Ich finde Sie noch nicht ſchön. —

„Danke, Herr Stern!"

— Schon jetzt, Fräulein Müller? —

„Fahren Sie fort!“

— Zur Schönheit gehört Ruhe. —

„Ach, Ihre Theorie vom Hallſtätter See?“

— Dieſelbe. —

„Iſt mein Geſicht ein Gewitter?“

— Nicht ganz. Aber ruhig iſt es auch nicht. Es iſt noch nicht fertig. Der Geiſt macht ſich ſeine Form, überall in der Natur, am deutlichſten im menſchlichen Antlitz. Ihr Auge..... —

„Nun, mein Auge?“

— Pardon, mein Fräulein; Ihr Auge iſt unſtät, Ihren Zügen fehlt jene innere Harmonie, jenes weibliche Gleichgewicht, das wir Maler als Ideal der Schönheit verehren. —

„Sie ſind kein Romantiker, Herr Stern, ſcheint es?“

— Nein, mein Fräulein. In meiner Bruſt nicht, und im Leben auch nicht. Mir geht Friede, Ebenmaß, Klarheit über Alles. —

Liane ſtand, etwas heftig, auf und trat an's Fenſter. Stern, der ruhig ſitzen geblieben und nicht einmal den Bleiſtift abgelegt, — er zeichnete in Kreide, — ſagte vollkommen unbewegt:

— Sie ſehen, wie Recht ich hatte. Sie wollten Wahrheit, die Sie nicht wollen. —

„Warum nicht?“

Liane ſetzte ſich wieder, eben ſo heftig als ſie aufgeſtanden. Stern ſah ſie ſcharf, aber kühl an und hob die Sitzung mit den Worten auf: — Ich danke für heute, mein Fräulein. —

„Wie? Sie hören ſchon auf?“

— Nicht ich, Sie ſelbſt. Ihre Züge ſind bewegt, ich kann ſie nicht mehr faſſen. —

„Infam!“ rief ſie aus und ſtampfte mit dem Fuße. Stern verbeugte ſich und — zerriß ſeine Zeichnung. Herr von Seligſtein, um jeden weiteren Ausbruch von Zorn und Zank zu vermeiden, führte ſeine Tochter mit einigen begütigenden Worten hinaus, während ihnen Herr Stern, als wäre nichts geſchehen, höflich und ruhig das Geleit zur Thüre gab.

Liane faßte ihres Vaters Arm und ging mit ihm einige Male in der Allee auf und nieder. Sie hatte Mühe, Thränen zu unterdrücken; ihre Röthe, ihr raſcher Gang verrieth hinlänglich den Sturm, welcher in ihrem Innern tobte. Der Vater ließ, klug und berechnend wie immer, die erſten Wolken vorübergehen, und ſprach dann zu ihr:

„Du haſt Recht, Lianchen, ſolch ein kalter, unartiger Menſch iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen.“

— Daß wir ihn nie wiederſehen; hörſt Du, Vater, nie!? —

„Nie, mein Kind!“

— Kein Wort mehr zwiſchen uns, keines! —

„Keine Sylbe!“

— Mir meine Unruhe in's Geſicht vorzuwerfen! —

„Und dieſes Geſicht nicht einmal ſchön zu finden!“

— Infam! —

„So haſt Du ihm's geſagt, und es war Recht. Wärſt Du ein Mann, Ihr müßtet Euch ſchießen.“

— Daß er ſich nichts aus mir macht, weiß ich. —

„Aber machen wir uns denn was aus ihm? Nicht ſo viel, Herr Stern, daß Sie's wiſſen!“

— Vielleicht war ich zuerſt heftig. —

„Welches Mädchen wäre es nicht, wenn ihr ein Maler ſagt: Ich finde Sie nicht ſchön, mein Fräulein!“

— Ach, das war es nicht, mein Vater! mir iſt's gleich, ob er mich ſchön findet oder häßlich. —

„Ja, nach Deiner Theorie müßteſt Du freilich eher wünſchen, daß er Dich häßlich fände.“

— Wie ſo? —

„Nun, weil Du dann doch ſicher wäreſt, nicht um Deiner Schönheit willen von ihm gemalt zu werden, oder aufgeſucht, oder gar ....“

— Ich bitte um Gotteswillen, laſſe mich in Ruhe mit Deinen Fortſetzungen aus meinen Theorien. Ich ſehe Herrn Stern nicht mehr, und damit Punktum. —

„Wir haben uns nie geſehen. Gedankenſtrich. Er iſt uns wildfremd, ein Europäer, ein Inſulaner, ein Mendinquiline. Amen!“

8.

Geſagt, gethan. Sie ſahen ſich nicht mehr. War Herr Stern noch in Iſchl oder nicht? Liane hoffte beinahe, „obwohl es ihr ganz gleichgiltig war,“ — er ſei aus Zorn abgereiſt. Sie hätte was drum gegeben, ihn im Poſtwagen ſitzen zu ſehen. Aber nein, nachdem ſie, um ihm nicht zu begegnen, acht Tage lang alle öffentlichen Orte vermieden, traf ſie ihn am neunten an der Quelle. Er war mit einigen Damen, und grüßte Liane und den Vater ganz artig. Liane bekam auf einmal Kopfweh und eilte nach Haus. Sie ſchloß ſich in ihr Zimmer ein und — weinte. Sie weinte ſo ſchmerzlich, ſo laut, daß ſie der Vater hören mußte und beſorgt durch das Schlüſſelloch flüſterte: „Liane, Dein Vater will mit Dir weinen!“ Sie öffnete die Thüre und warf ſich mit krankhaftem Schluchzen an ſeine Bruſt.

Am nächſten Morgen ſprach Herr von Seligſtein, der allein an den Brunnen gekommen war, Herrn Stern zuerſt an. Den Tag darauf erſchien auch Liane wieder, und Herr Stern trat ihr mit einer theilnehmenden Frage nach ihrem Befinden entgegen. Welche eiſige Kälte ſchauerte aus den wenigen Worten das erglühende Mädchen wiederum an! Sie antwortete mit einer Stimme, die ſie vergeblich feſt zu machen ſuchte: „Ich danke, Herr Stern. Die Luft bekommt mir hier nicht recht mehr, deshalb blieb ich einige Tage im Zimmer. Wir gedenken bald abzureiſen, der Vater und ich.“ Hatte ſie von dieſer Botſchaft einen gewiſſen Eindruck auf Stern erwartet, ſo wurde ſie ſchmerzlichſt getäuſcht, indem er erwiederte: — Da thun Sie Recht; die Saiſon iſt ohnehin beinahe vorüber, und wenn einmal der September da iſt, ſoll man alle Bäder meiden. —

„Sie werden noch länger verweilen, ſcheint es? —

— Ich habe noch eine Ausflucht nach dem Dachſtein vor. —

„Mit jenen Damen vielleicht, welche Sie neulich in der Allee des Brunnens geleiteten?“

— Ohne ſie, mein Fräulein. —

„Iſt der Dachſtein weit von hier?“

— Die Partie nimmt einen ganzen Tag in Anſpruch. —

„Lohnend?“

— Man ſagt, ja. —

Liane und ihr Vater betheiligten ſich auf ſchickliche Weiſe daran; ſie hatten noch keinen Gletſcher geſehen, und dann ſcheint der Dachſtein allerdings geeignet wenigſtens einen kleinen Begriff davon zu geben. Mühſam und anſtrengend iſt der Weg, und für Damen das höchſte Ziel desſelben kaum zu erreichen. Liane wagte ſich mit einem Muth, welcher den beſorgten Vater erſchreckte, bis ziemlich in die Nähe des „ewigen Eiſes,“ während Herr von Seligſtein nur langſam zu folgen vermochte. Mit ſeiner eigenen Perſon zur Genüge beſchäftigt, mußte er ihrem Begleiter die Aufgabe überlaſſen, die kecke Steigerin zu ſchützen und zu ſtützen. Herr Stern übte ſein Amt mit wachſamer Sorgfalt und ruhiger Unbefangenheit; ſeine Hand zitterte nicht, ſein Herz ſchlug in dem gleichen, gemeſſenen Pulſe fort, wenn Liane ſich ſchwindelnd an ihn lehnte und mit leiſem Beben ſeinen Arm ergriff.

Das Kind der Ebene und des Standes war vom nahen Anblick des Hochgebirges mächtig ergriffen. Sie wies mit einer ſtillen Trauer in Blick und Ton auf die ſtarre, kalte Ruhe, die farbloſe Größe, die rieſenhafte Formengewalt der über ihr gebietenden Natur hin. Stern erzählte von ſeinen Reiſen. Er hatte auf den ausgebrannten Vulkanen Amerikas geſtanden und unter den Gletſchern der Schweiz; ihm war, ſagte er, die verkohlte Öde, die hohle, zerbrochene, aufgewühlte Zerriſſenheit der erſten noch weit trauriger vorgekommen, als die unbewegliche Verſteinerung, der entſchiedene Winter der letzten. Ihr Anblick erfriſcht doch, während ein trockner Vulkan unſer Herz ſelbſt einzuäſchern ſcheint. „Es iſt,“ ſo fügte er ungemein ernſt hinzu, „in dieſem Gegenſatz eine ungeheure Lehre für den Mikrokosmus der menſchlichen Welt gelegen. Ein ausgebrannter Vulkan iſt wie ein blaſirter Mann, ein an dem modernen Seelenkrebs der Überſättigung, des Überreizes angemeſſenes Weib. Was helfen die wenigen brillanten Feuerwerke ihres Geiſtes, die Ausbrüche einer plötzlichen Leidenſchaftlichkeit, wenn ihr inneres Leben zerbröckelt iſt und unterwühlt?"

— Und was, entgegnete Liane, das ewige Eis des Gletſchers, wenn es keine Sonne zu ſchmelzen vermag? —

„Es rieſelt im Schaum der Bäche in's Thal und gibt den Wieſen am Fluſſe jenes unnachahmliche Grün, das nur eine Landſchaft im Hochgebirge kennt. Ein Gletſcher iſt ein großer Wille, ein ſtarrer Charakter; er biegt ſich nicht, er ſchmilzt nicht, wie Sie ſagen, allein er hält zuſammen, er befruchtet, er friſcht auf. Ein Vulkan zerſtört nur, erſt ſein eigenes Innere, dann alle fremde Umgebung."

— Iſt denn wirklich, was Sie Geiſt nennen, nur Vulkan? —

„Was ich ſo nenne, o nein, mein Fräulein; was die Welt, — gewiß! Geiſt! Es iſt ein wohlfeiles Wort, die Conventionsmünze unſerer Geſellſchaft bezeichnend. Einige Phraſen, zu rechter Zeit hingeworfen, ein paar Vergleiche, gut oder übel angewandt, ein gewagtes, auf Schrauben geſtelltes Urtheil, ein verſchmähſamer Hochmuth gegen das „Gewöhnliche" und was man ſo zu ſchildern beliebt; aus dieſen Ingredienzien braut die Welt ihren Geiſt. Lektüre und Gewandtheit im Ausdruck, in der Sitte, gibt das Recht, abzuſprechen, prätentiös zu ſein, ſich zu überheben, Gott und die Welt zu ſchulmeiſtern."

— Sie malen in's Schwarze. —

„Das iſt meine Specialität."

— Sie machen alſo für Ihre Freunde, für.... für Ihren Umgang, Ihre... Familie keinen Anſpruch auf Geiſt? —

„Ich rede nicht von mir im Beſondern, mein Satz war ein allgemeiner."

— Der keine Probe auf Sie ſelbſt zu ertragen ſcheint? —

„Noch hab' ich nicht verſucht, ſie zu machen."

— Und wenn? —

„So würde ich immer, mein' ich, auf meinem Sinne beharren: Nur nicht geiſtreich, wohl zu verſtehen, im Style der neuen Zeit."

— Was aber verlangen Sie als Erſatz? —

„Lächeln Sie, wenn ich mit einem abgebrauchten, in den vornehmen Mann gethanen Worte entgegne: Herz. Ja, Herz und Natur. Sie allein geben, vor allen dem Weibe, die warme, verſöhnliche Auffaſſung des Lebens, die ſchlichte, harmoniſche Stimmung, das milde Urtheil, die zarte Sitte, aus welchen der unerklärbare Zauber der Weiblichkeit, dieſer echte Schleier der Anmuth, gewebt iſt. Zehn geiſtreiche Frauen wiegen Ein gutes Weib nicht auf.“

— Sie predigen ſociale Ketzerei, Herr Stern. —

„Ich weiß, mein Fräulein. Ich weiß, welchen fatalen Beigeſchmack auf der ſcharfen Zunge der Mode das Wort „Gut“ angenommen hat. Eine gute Frau, das heißt in dem Jargon der Salons: Ein dummes Gänschen. Ein naives, natürliches Mädchen findet die Welt nur genießbar, wenn es Fräulein Charlotte von Hagn mit einer picanten Sauce als „Einfalt vom Lande“ auf einem Hoftheater dem Publicum vorſetzt.“

— Alſo, das Gemüth über Alles, iſt Ihr Text zur Bergpredigt? —

„Gemüth, Natur, Güte, Einfalt, nennen Sie es wie Sie wollen; ich ſage Ihnen mit Fauſt: Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie begreifen!“

— Und nur kein Geiſt? —

„Nur kein Geiſt, um Gotteswillen kein Geiſt!“

Während dieſer Unterhaltung war Herr von Seligſtein keuchend nachgekommen. Die letzten Worte hatte er noch gehört und ſprach, daran anknüpfend:

„Wie? Ich glaube gar, Sie beſchwören den Berggeiſt, den Alpenkönig und Menſchenfeind, Herr Zauberer?“

— Ich beſchwöre ihn, nicht zu erſcheinen. —

„Mir ſcheint, Sie haben mit meiner Tochter wieder Streit gehabt, Herr Stern; Liane ſieht ganz verdrüßlich drein.“

— Eine bloße äſthetiſche Controverſe. Fräulein Liane wollte hier den „Manfred“ von Lord Byron in Scene geſetzt ſehen. —

„Und Sie ſtatt deſſen?"

— — Haller's Lehrgedicht über die Alpen vielleicht? So warf Liane mit etwas boshaftem Lächeln ein. — —

— Nicht doch, mein Fräulein. Ich bleibe bei meinem Schiller ſtehen, über welchen ich Gottlob noch nicht hinaus bin, wie die neue Phraſe heißt. Ich leſe hier, ich ſehe hier den Wilhelm Tell. —

— — Mit dem Motto: Auf den Bergen iſt Freiheit?! — —

„Ei was," ſchloß der alte Herr, „Ihr Zwei ſeid mir viel zu picant, zu pikirt am Ende gar. Ich halte mich an die Materie. Darin ſtimme ich mit Stern überein: Nur kein Geiſt! Ausgenommen Einen. Heda! Führer, ehrlicher Sohn des Gebirges! Gieb den Kirſchgeiſt aus Deiner Flaſche los, ehe Du ihn ganz und gar in Deinem ſtattlichen Kropfe geborgen haſt! Nur kein Geiſt; aber es lebe der Kirſchgeiſt!"

9.

Vierzehn Tage ſeit der Partie auf den Dachſtein ſind vergangen. Der September neigt ſich zum Ende, mit ihm die gute Jahreszeit, welche für Iſchl eigentlich längſt dahin war. Liane und Stern haben ſich inzwiſchen wieder geſehen und wieder gemieden. Wie zwei Planeten gehen beide neben einander her, bald genähert, bald entfernt, heute ſich anziehend mit unwiderſtehlicher Kraft, morgen mit gleicher Gewalt einander abſtoßend. Seligſtein, als ruhiger Beobachter, mußte es längſt erkannt haben, daß im verborgenen Mittelpunkte ihrer Bahnen die Sonne der Liebe ſtand, die große, welche die Seele der Welt iſt. Auch Liane war ſich deſſen tief bewußt geworden, aber Stern's Schweigen ſchloß auch ihr den Mund, und nicht einmal der Vater empfing ihr Geſtändniß. Ihr ſelbſt wurde dieſer peinlichſüße Zuſtand ſo unerträglich, daß ſie, ihre treulos gewordene Kraft und Klarheit gewaltſam zuſammenraffend, erklärte: Wir reiſen.

Die kleinen Koffer ſind in einer Stunde gepackt. Auf dem Boden zerſtreut liegen abgeriſſene Papierſchnitzel, Band-Enden, Stecknabeln, auf den Tiſchen Rechnungen, Schlüſſel, Börſen, Brieftaſchen, Handſchuhe, unter dem Ofen der alte Reiſeſack und des Vaters unvermeidliches Sitzkiſſen. Es iſt ſpät am Tag, oder früh am Abend. Der Herr Müller ordnet drunten mit ſeiner alten ſchwerhörigen Hausfrau ſeine Rückſtände, während Liane, auf ihrem Kaſten am Boden kauernd, beide Hände an die Stirn gedrückt, allein im Zimmer geblieben iſt. Kein Licht erhellt den engen Raum; aber mit voller, milder, ſilberner Klarheit ſtrömt der Mond, zwiſchen den Hörnern eines Bergrückens wie in einer Wiege ſchwebend, ſeine tröſtlichen Strahlen über das ſchweigſame Gemach.

Ein leiſes Pochen an der Thüre. Liane hört nicht. Die Thüre öffnet ſich; Stern blickt herein und will, da er Niemanden bemerkt, zurücktreten. Da ſpringt Liane auf. Er zögert auf der Schwelle, die Klinke in der Hand.

„Verzeihung, Fräulein!“

— Guten Abend. —

„Herr Müller hieß mich heraufgehen, er werde gleich nachkommen. Ich habe geſtört.“

— Wen, Herr Stern? —

„Mein Fräulein!“

Es klang im Tone der beiden Redenden ein Zwang, eine Bewegung, die jedem einzelnen nur bei ſich, nicht bei dem andern auffiel. Liane fühlte ſich ſo verwirrt, daß ſie nicht einmal nach dem Feuerzeug griff, das auf dem Nachttiſchlein lag. Bei gewaltigen Erſchütterungen der Seele vergißt ſelbſt das ſittſamſte Mädchen was der Anſtand will, und niemals iſt die Stimmung weicher, gebietender, ausgiebiger als bei dem bevorſtehenden Abſchied von Menſchen, die einander nahe ſind. Liane lehnte aufrecht an ihrer Bettſtelle und hatte den Kopf wieder, wie inſtinctmäßig, in ihrer Hand geborgen; „man“ durfte ihre gerötheten und verſchwollenen Augen nicht ſehen. Stern ſtand am Fenſter und drehte ihr (discret!) den Rücken zu.

„Sie reiſen alſo morgen?“

— Früh acht Uhr, mit dem Stellwagen nach Salzburg. —

„Sie . . Sie werden ſchönes Wetter haben.“

— Ich hoffe, Herr Stern. —

„Sie werden auch ſehr ſchöne Gegenden ſehen.“

— So ſagt man uns. —

„Sie kennen Salzburg noch nicht?

— Noch nicht. —

„Hat Ihnen Iſchl genug gefallen, daß wir die Ausſicht haben, Sie im nächſten Jahre wiederzuſehen?“

— Wie, Herr Stern, zu guter Letzt noch ſchöne Redensarten? —

Wiederum tiefe Stille.

Plötzlich drehte ſich Stern um, warf ſeinen Hut fort und faßte raſch und heftig Lianens Linke, ſie von ihrer Wange herabziehend. Liane wandte ſich um, ihr Geſicht von ihm wegzukehren, allein er ſah im Fluge, wie blaß es war, und, deutlich im Mondlichte, floſſen zwei ſchwere Thränen aus ihren Augen. „Liane!“ rief er überwältigt aus, und ſie ſank weinend und gebrochen in ſeine Arme.

Das lange Geſpräch, welches ſie, Hand in Hand am Fenſter ſtehend, hielten, wollen wir nicht belauſchen. Herr von Seligſtein, der inzwiſchen, mit ſeiner Lampe in der Hand, herangekommen war, hatte die Thüre, welche ſein Zimmer mit dem der Tochter verband, leiſe geöffnet und ging, ohne zu ſtören, geräuſchlos in ſeinem Gemach auf und nieder, zuweilen, mit einem Blicke auf die Gruppe, ſich überaus vergnügt und mit pfiffigem Lächeln die Hände reibend. Herr von Seligſtein iſt ein beneidenswerthes, zur Nachahmung nicht genug zu empfehlendes Muſter von cher papa; nicht wahr?

Es dauerte eine geraume Weile, bis Stern und Liane, immer noch mit verſchlungenen Händen, auf der Schwelle der Thüre erſchienen und langſam vor den Vater traten. „Ich bringe Ihnen,“ ſo begann Herr Stern mit ſchwerem Ernſt, beinahe feierlich, „ich bringe Ihnen, mein theurer Freund, eine verirrte Tochter zurück.“

Liane beugte ſich ſtill auf des Vaters Hand und küßte ſie. Ihr Begleiter fuhr fort:

„Liane hat ſich, hat Sie wiedergefunden. Ihr Mißtrauen, ihre Verſtimmung gegen die Welt, ihre zu hoch geſpannten Anſprüche, ihren Wahn und ihren Irrthum ſchwört ſie in des Vaters Rechte ab. Ihr Herz iſt wieder frei, kindlich bewegt und einfach; ein edles Herz, das nur die Welt an ſich und Andern irre machen konnte, eine echte Perle. Gottes Segen auf dieſes Herz!“

Nach dieſen Worten ſchloß Stern das bebende Mädchen feſt in ſeine Arme, hauchte einen Kuß auf ihre Stirne, ſchüttelte dem Vater die Hand und eilte mit einem unter Thränen erſtickten Lebewohl hinaus.

„Was iſt das?!“ rief Seligſtein überraſcht, im Begriffe, ihm nachzueilen, ſeine Tochter ſprachlos anſtarrend.

— Er geht, Vater! —

„Und wir halten ihn nicht?“

— Wir laſſen ihn ziehen. —

„Aber ſo erkläre mir doch!“

— Alles, mein theurer Vater. —

Liane ſprach tief-bewegt und dennoch ruhig:

„Er iſt ein ſeltener Menſch, und ſein Wille geſchehe. Mein Herz gehört ihm, wie er mir das ſeinige heute auf ewig gegeben. In der kurzen Zeit, daß wir uns kennen, hat er mein ganzes Leben von Grund aus umgeſtaltet, neugeſchaffen, eigentlich mir erſt gegeben. Seine feſte Hand zeigte mir, an welchem Abgrund ich ging. Meine Eitelkeit heilte er, hart, es iſt wahr, aber er heilte ſie. Meine Unruhe, mein Mißtrauen, der nagende Zweifel an mir ſelbſt und an allen, die Unzufriedenheit mit der Welt wie ſie iſt: alle dieſe böſen Schatten und Nebel hat er mit ſeinem Geiſte, ſeiner Kraft, ſeiner Liebe beſchworen. Als er das Geſtändniß der meinigen auf meiner Lippe zittern ſah, ſprach er zu mir: Wie nun, wenn ich Ihre Waffen gegen Sie kehren wollte? Wenn ich von Ihnen Reichthum verlangte als Bürgſchaft, daß Sie mich wirklich liebten und nicht blos heiraten möchten, um Frau zu werden, wie Hunderte Ihres Gleichen thun? Wenn ich, wie Sie von Ihren Bewerbern, unmögliche

Garantien forderte für die reinen Motive Ihrer Wahl und die unausführbare Probe Ihres alten Lieblingsſatzes: Nur um meinetwillen geliebt werden!?“

„Und da ich beſchämt mein Auge niederſchlug, fuhr er fort: Sie haben die Welt überwunden, meine Liane, jetzt fordere ich einen zweiten ſchweren Sieg von Ihnen: Überwinden Sie Ihr Herz! Sie lieben mich, aber eine Pflicht ſteht zwiſchen uns und trennende Rückſichten. Sie ſagen mir ſelbſt, daß Ihr Vater, Ihr guter, vortrefflicher Vater, eine Partie für Sie hat. Ihrem Vater ſind Sie mehr ſchuldig als mir, als ſich ſelbſt. Sie können nicht, wie Sie gethan, den Mann verwerfen, den er Ihnen beſtimmt, ohne ihn geſehen zu haben.“

— Aber ein Kaufmann, wandte ich ein, ein Geldmenſch? —

„Wiederum eines Ihrer alten Vorurtheile! Weil in Romanen und Dramen herzloſe Banquiers und beſchränkte Comptoirmenſchen als Typen vorkommen, müſſen Sie darum dieſelben auch in Wahrheit ſo finden? Der Kaufmannsſtand, richtig aufgefaßt, iſt nicht der erſte in der Welt, denn es gibt keine innere Rangordnung unter den Ständen, aber er iſt einer der freieſten, größten, ſchönſten, in welchem der menſchlichen Perſönlichkeit ein weiter, edler Spielraum geboten iſt, ſich zu entwickeln, zu nützen, zu ſchaffen. Gehen Sie nach Wien, ſehen Sie Ihren Vetter, laſſen Sie ihn als meinen Nebenbuhler um Sie werben, und entſcheiden Sie erſt dann, wann Sie uns beide kennen.“

„Es half nichts, daß ich ihm widerſprach, daß ich betheuerte, meine Wahl ſei geſchloſſen, und Du, mein Vater, würdeſt ſie nicht weiter bedingen wollen. Er beharrte darauf, ſelbſt ein Opfer ſei ich Dir und dem natürlichen Gange des Lebens ſchuldig. Ich beichtete ihm volle Wahrheit; auch die Geſchichte unſerer Verkleidung, unſerer abenteuerlichen Reiſe verſchwieg ich ihm nicht länger. Zu meiner tiefſten Beſchämung mußte ich erfahren, daß ſie ihm vom erſten Tage unſerer Begegnung kein Geheimniß geblieben ſei. Ich habe mich, bewies er mir, durch tauſend Kleinigkeiten alle Augenblick verrathen, und mit bitterem Spott zeigte er mir alles Lächerliche, mit warnendem Ernſt alles Gefährliche meiner Grille. Dieſer Mann kennt mein Herz, daß ich vor ihm erſchrocken bin.“

„Von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen geſtand er wenig oder gar nichts. Er hieß mich getroſt zur Erfüllung meiner nächſten Pflicht abreiſen und ſchwur mir, in Wien werden wir uns wiederſehen.“

So erzählte Liane.

Herr von Seligſtein hatte mit großer Aufmerkſamkeit zugehört, gelächelt, gelacht, geſprungen, geſchrien, kurz dergeſtalt wunderlich ſich geberdet, daß, wäre die Tochter nicht ſo ausſchließend mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen, des Vaters ſonderbare Theilnahme ihr Angſt für ſeinen charmanten Verſtand hätte machen müſſen. Der gute Mann tanzte im ganzen Zimmer umher, trat den Nachtſack vor Vergnügen mit den Füßen, drückte ſein Sitzkiſſen zärtlich an die Bruſt und warf ſich zuletzt der Länge nach auf das Bett, wie ein Beſeſſener lachend.

„Aber, beſter Vater!“

— Laß mich gehen, Kind, ich erſticke. Liebes, gutes, beſtes Lianchen, Gott ſei Lob und Dank: Der Stern, der im Waſſerfall aufgegangen iſt, war ein Rettungsſtern! Nun hört, Gott Lob und Dank! auch die verwünſchte Armuth wieder auf; morgen ſchlaf' ich in Linz in der goldenen Gans einmal ordentlich und eſſe nach der Karte und fahre im Pavillon des Dampfſchiffes nach Wien. O Gott ſei Lob und Dank, und dem Herrn Daniel Stern ein Ditto! —

10.

Am vierzehnten October Nachmittags drei Uhr legte der „Erzherzog Stephan“ zu Nußdorf an. Unter den, wie ein Bienenſchwarm aus ſeiner Zelle, aus dem Schiffe hervorbrauſenden Paſſagieren befand ſich in erſter Reihe Herr von Seligſtein, ſeine Tochter am Arm, einen Lohnbedienten und zwei Kammerjungfern und drei Laſtträger, das Gefolge des Reichthums, wiederum auf ihrer Ferſe. Der blaue Überrock war einem weißen Reiſepaletot gewichen, wie bei Liane der carrirte Shawl einer Mantille, der alte Strohhut einem modernen Reiſe-Capuchon, die baumwollenen Handſchuhe dem feinſten Glacé, gris perle. Am Arm trug ſie das Bracelet, welches Stern am Waldſtrubbach gefunden, und daß ſie faſt bei jedem Schritte vorſichtig darnach faßte, bewies, wie werth es ihr geblieben, geworden war, ſelbſt noch unter den glänzenden Nachbarn, welche es inzwiſchen gewonnen.

Herr von Seligſtein, welcher wie alle alten Herren die Überraſchungen liebte, hieß den am Ufer genommenen Fiacre nur gleich zu Herrn von Maßlieb fahren, während die Leute mit den Sachen in den „Schwan" geſendet wurden. Lianen klopfte das Herz gewaltig, als ſie durch die Linie, über das Glacis, in's Thor rollte, immer weiter, immer weiter, vom Staub, vom Lärm, vom Glanz, vom Leben, von der Luſt, von der Laſt der einzigen, ja der wahrhaſt einzigen Kaiſerſtadt umbrauſt, umgaukelt, umhüllt, umleuchtet. Auf dem hohen Markt vor einem palaſtähnlichen Hauſe hielt endlich der Wagen ſtille. Der Portier läutete an.

„Die Herrſchaft iſt beim Speiſen."

— Macht nichts, mein Junge. Nur melden: Herr und Mamſell Müller aus Iſchl. —

Der Junge, der eigentlich ein alter Burſche in neuer Livrée war, zuckte die Achſeln und ging brummend die breite, ſchimmernde Stiege hinan. Unterdeß verließen die Reiſenden den Wagen. Ein Augenblick — — ....

Und ſiehe da, die Treppe herunter ſtürzte, die Serviette im Fluge wegſchleudernd, wer?

Herr Daniel Stern.

Lianen ſchwindelte ſo, daß ſie ſich an das vergoldete Geländer halten mußte.

Ja, er war es. Nur, daß Schermeſſer und Brenneiſen, Schneider und Schuhmacher aus dem Porträtmaler einen reichen, eleganten, darum nicht minder ſchönen Herrn, aus Daniel Stern, Daniel Maßlieb, den Sohn des Hauſes, Seligſtein's Vetter, gemacht hatten. Das kleine Bärtchen, der gelockte Scheitel ſtand zu dem blaſſen, edlen, feinen Geſicht und den dunklen, geiſtvollen Augen vielleicht noch beſſer als das lange Haar um den wilden Kopf.

So flog er auf Liane, auf ihren Vater zu und riß beide zugleich jubelnd an ſein Herz. Liane ſtampfte, wie damals in dem Atelier zu Iſchl, mit dem Fuß auf den Boden und rief, zwiſchen Weinen und Lachen, unnennbarer Seligkeit und zorniger Aufwallung ſchwankend, aus:

„Alſo eine Komödie?“

— Nicht doch, Töchterlein, ſagte der Vater mit Freudenthränen im Auge, nur Maske für Maske. —

Daniel aber ſprach mit dem reichen, ernſten Tone ſeiner Stimme, die Lianen von erſter Stunde an bis in's tiefſte Herz gedrungen war und immer ihren Wiederhall dort fand:

„Keines von beiden, meine Liane! Nur: Reine Liebe! Ich ſuchte Dich in Berlin, ohne daß Du mich gekannt. Als ich Dich zum erſten Male geſehen, gehört, war über mein Leben entſchieden. Allein von den gewöhnlichen Wegen führte keiner an Dein ſchönes, hohes, ſtolzes Herz, das wußte ich, drum ging ich meinen eigenen, und wir ſtehen am ſchönſten Ziele!“

Arm in Arm, Liane mit ſüßer Hingebung an ihn geſchmiegt, traten ſie vor die Eltern, und der erſte Champagner-Pfropf, welcher an den Luſter des Speiſeſaales flog, hatte zum Echo ein freudiges: Hoch dem Brautpaare!

Aus der Wirklichkeit.

Von Draxler-Manfred.

O welch ein Drängen, welch ein Stürmen!
Sei ſtark, mein Herz und halte feſt,
Daß da, wo ſich Gefahren thürmen,
Kraft dich und Wille nicht verläßt.

Wirr dringt heran die Flut des Lebens,
Sieh' wie die Brandung dich bedroht:
Sie reißt inmitten deines Strebens
Dich in Vergeſſenheit und Tod.

Da heißt's auf ſtarkem Felſen ſtehen,
Den die Geſinnung feſtgerückt,
Und nach dem großen Bilde ſehen,
Von Sturm und Sonnenglanz geſchmückt.

Jetzt horch des Windes wildem Grollen,
So brauſ't des Volkes Meinung auch,
Er wird dich faſſen, ſtürzen wollen
Und niederweh'n mit eiſ'gem Hauch.

Doch du haſt Flügel, kannſt dich heben
Und ſteigſt empor zu Ruh' und Licht,

Um friedlich nieder dann zu ſchweben,
Wann ſeine rohe Kraft ſich bricht.

Du ſtehſt am Wege nun; da jagen
Die Feuerroſſe jach heran,
Wie Dſchagernath auf ſeinem Wagen,
Dich zu zermalmen, armer Mann.

Doch ſieh', ein Garten dicht zur Seite,
Da flüchteſt du dich eilend hin:
Dort qualmt der ſchwarze Dampf, hier reihte
Blum' und Geſträuch ein heit'rer Sinn.

Jetzt kommen Menſchen, bunte Gruppen,
Die Einen jubeln laut bei'm Wein,
Die Andern blicken ernſt und puppen
In düſteres Geſpräch ſich ein.

Dich werden ſie als Fremden zeihen;
„Er theilte niemals unſ're Luſt,“
So flüſtern Die — und Jene ſchreien:
„Bot er wie wir dem Kampf die Bruſt?“

O Herz, vereinſamt ſo im Leben
Und, weil ſein Sclave nicht, gefloh'n,
Was findet wohl dein heißes Streben,
O ſtolzer Eremit, für Lohn?

Und doch, erliege nicht der Beugung!
Nicht überſpannt und nicht erſchlafft!
Dich trägt der Geiſt der Ueberzeugung,
Dich hält der Wahrheit Rieſenkraft.

Trag' immerhin der Zeit Beſchwerde,
Du ſelbſt ein warmer Sohn der Zeit:
Du findeſt noch ein Fleckchen Erde,
Wo deine ſtille Saat gedeiht.

Zwei Königinnen und — eine Mutter.

Von Johann Gabriel Seidl.

Noch liegt im Morgenſchlummer die Königsſtadt und träumt,
Indeß die Berg' im Oſten ſchon blaſſes Roth umſäumt;
Da plötzlich weckt die Schläfer ein lang vergeſſener Schall,
Es iſt Kanonendonner, es läuft von Wall zu Wall.

Was ſoll im tiefen Frieden des Krieges Sturmſignal? —
Sie taumeln empor, ſie zählen: zehn-, zwanzig-, hundertmal, —
Ha! — Hundert und eins! — Frohlocket, die Hand des Herrn entſchied,
Ein Thronerb' iſt geboren, das iſt ſein Wiegenlied.

Ein Thronerb' iſt geboren, Heil ihm, Heil dir, o Land!
Nun hegſt du in deinem Schooße der Zukunft ſicheres Pfand,
Das Pfand, das dir dein König erkauft mit bitterem Schmerz,
Das Pfand, wofür er gebrochen das edelſte Frauenherz.

Blickt ſelig der Mütter ärmſte auf ihren Säugling hin,
Wie ſeliger wohl die Mutter, die eine Königin!
Das Kind, das ſie geboren, nicht lebt es für ſie allein,
Es lebt für Millionen, es wird ein König ſein.

So fühlen die Frauen es alle im weiten Königreich, —
Nur Eine will's nicht fühlen, die ſitzt ſo ſtill und bleich,
Ihr ſtößt es hundert und einmal ein Meſſer durch die Bruſt,
In ihrem Gemache brauſet wie Hohn des Volkes Luſt.

Es iſt die Frau, die der König dem Volke zu lieb verſtieß,
Die Königin iſt's, die blutend er ſich vom Herzen riß:
Den Myrtenkranz zerdrückte der Krone ſchwere Wucht,
Dem Herzen genügt die Blüte, der Thron verlangt die Frucht. —

Da wird nach Brauch in den Straßen verkündet ein Edict:
„Wofern, da der Thronerb' heute das Licht der Welt erblickt,
Geboren ward ein Knabe zu gleicher Stund' und Zeit,
Sei Pathin ihm zu heißen, die Königin bereit." —

Bald ward der Knabe gefunden, ein Kind der blaſſen Noth,
Denn, die es geboren, die Mutter, ſie lag daneben — todt.
Die Königin aber denket: „Da thu' ich ein gutes Werk,
Nun richt' ich auf dieſe Waiſe mein gnädig Augenmerk."

„Empfinden will ich's laſſen, woran es mich ſtündlich mahnt,
Will's hegen als des Himmels geheiligtes Unterpfand,
Will drauf den Dank übertragen für meines Beſitzes Glück:
Und was ich dem Bettler thue, Gott zahl's einem König zurück!" —

Allein auch die arme, blaſſe, verſtoßene Königin,
Eilt heimlich oft, wenn es dämmert, zu jenem Knäblein hin,
Und hebt es aus der Wiege und herzt es mit feuchtem Blick:
„Du warſt deiner Mutter Unglück, mir wärſt du geweſen ein Glück!"

„Und hätt' ich dich müſſen erkaufen mit meinem Tode, wie ſie,
So trugeſt doch du dereinſtens die Krone, die Gott mir lieh,
So läg' ich mit meinem Purpur doch unentweiht im Grab,
So weinte doch treue Liebe mir zärtliche Thränen hinab."

„Drum will ich's dich fühlen laſſen, woran dein Geſchick mich mahnt,
Will hegen dich als des Schmerzes geheiligtes Unterpfand,
Auf dich will ich übertragen all' meiner Entbehrung Gram,
Will dir, einem Bettler, ſchenken, was Gott einem König nahm!"

So überhäufen zur Wette, wiewohl verſchieden geſinnt,
Die Königinnen beide mit Gnaden das arme Kind;
Gibt Silber die Hand der Einen, beut Gold der Andern Hand,
Und ſpendet Jene die Perle, ſchenkt Dieſe den Diamant.

Der Thronerb' in ſeiner Wiege prangt nicht mit ſolchem Schmuck,
Was Zierd' erſt war dem Knäblein, bald wird es ihm zum Druck;
Freigebig iſt das Entzücken, verſchwenderiſch iſt der Schmerz,
Was Zank der Gnade geweſen, wird bitterer Hochmuthſcherz.

Wie mag der Wettſtreit enden, deß' Preis ein arglos Kind?
Wer tritt dazwiſchen als Richter, wo Kronen die Waffen ſind? —
Wohl iſt noch Einer ſtärker, wohl Einer reicher noch,
Was Königinnen auch bieten, er überbietet ſie doch.

Sie geben Gold und Silber und Perlen und Diamant:
Er ſtreckt aus dem Abendpurpur hernieder ſeine Hand,
Und trägt das Kind aus der Wiege zu ſich über Wolken fort,
Und ſchenkt ihm — einen Himmel und — eine Mutter dort!

Monumente.

Von Nordmann.

Wie bald verwelkt die Lorbeerkrone,
Die eines Dichters Haupt umflicht —
Bald iſt verklungen ein Gedicht,
Und wird geſungen nur zum Hohne.

Er wirft von ſeinem Lebensſtamme
Hinein ins Feuer Stück für Stück,
Die Lieder all und all ſein Glück —
Es wärmt die Welt ſich an der Flamme.

Wenn dann das Feuer ausgeglommen,
Und wenn der letzte Brand erliſcht,
Die Thräne in die Funken ziſcht,
Mag Keiner zu der Aſche kommen.

Wenn dann die Flamme ausgelodert,
Zertritt ihr Fuß die letzte Glut —
Nenn' mir den Dichter, der hier ruht,
Der unter dieſem Hügel modert.

Der Staub verweht, und die Gebeine
Zerſtreut der Sturm. — Am Steine dort

Lies ſeines Namens armes Wort. —
Laßt Brod nur werden dieſe Steine.

Ein kalter Leichenſtein zum Lohne,
Ein kalter Dank, ein kalter Gruß
Für einen heißen Dichterkuß —
Wie bald verwelkt die Lorbeerkrone.

Der Page ſpielt mit der Krone.

Von Nordmann.

Der König ſchläft auf ſeid'nen Kiſſen,
Die Fauſt geballt, die Stirn in Falten,
Den König foltert ſein Gewiſſen —
Der Page muß die Nachtwach' halten,
Er ſpielt mit des Königs Krone.

Der König träumt von einer Wolke,
Die hell durchzucken Flammenblitze —
Der König träumt von ſeinem Volke,
Das ſich erhebt vom Sklavenſitze —
Der Page ſpielt mit der Krone.

Das lärmt und ſchwärmt im tollen Drängen
Um den Palaſt — der König zittert;
Wild tobt es in den ſtillen Gängen,
Das Thor wird mit der Axt zerſplittert —
Der Page ſpielt mit der Krone.

Heraus das Recht, heraus die Krone!
Das Maß iſt voll, es ſinkt die Wage —
Und ſteig' herab von deinem Throne,
Ein And'rer herrſcht von dieſem Tage.
Der Page ſpielt mit der Krone.

Ein Jüngling, ſtolz und kampfesmuthig
Beſteigt den Thron — nun gilts ein Ringen —
Sie kämpfen lang, der Kampf wird blutig,
Es flimmern tauſend nackte Klingen —
Der Page ſpielt mit der Krone.

Der Alte ſtürzt — — fährt aus dem Schlafe —
Meint noch zu träumen — ſucht die Krone — —
Es gleicht dem Sieger ganz der Sklave —
Er grollt ihn an mit rauhem Tone:
Willſt du mir ſtehlen die Krone?

Das Beil des Henkers iſt geröthet
Von jungem Blut am nächſten Tage; —
Der arme Page ward getödtet,
So heißt's in einer alten Sage,
Weil er geſpielt mit der Krone.

Die Entriſſene

Von Teleki.

Ein Blümchen dem Mutterherzen entſproß —
Noch war die Knoſpe verſchloſſen.
Die zärtlichſte Pflege das Blümchen genoß,
Vom Hauche der Liebe umfloſſen.
Es ruhte ſo ſanft im wärmenden Schooß
Und lächelte hold dem glücklichen Loos.

Die Mutter mit Thränen der Freude es tränkt,
Mit ſeligen Küſſen erquicket;
Ihr Herz ſo ganz an der Lieblichen hängt
Und flehend zum Himmel ſie blicket:
„O! Vater, ſegne mein treues Bemüh'n,
Laß' froh die Geliebte am Buſen erblüh'n."

„O! laſſ' ſie gedeihen und wachſen heran,
Daß — gleich der Ranke am Stabe —
Sie liebend ſich ſchmiege der Pflegerin an
Und treu mich begleite zum Grabe.
Das Scheiden von hinnen wird minder mir ſchwer —
Es bleibt ja mein Hügel nicht thränenleer."

Da ſchwärzt ſich der Himmel — der Donner erſchallt —
Zerſplittert ſtürzet die Eiche;
Es raſet der Sturm mit wilder Gewalt
Hervor aus dem finſteren Reiche.
Er reißet das Blümchen vom Herzen los —
Hinweg aus der bebenden Mutter Schooß.

Das blutende Herz der Mutter brach —
Im Schmerz verſiegten die Thränen;
Starr ſah ſie der holden Entriſſenen nach
Mit bangem, vergeblichem Sehnen;
Dahin iſt die Theure — entſchwunden dem Blick —
Es rufet die Klage ſie nimmer zurück!

Doch leiſe von Oben es niederweht:
»Laß hin die Geliebte nur ziehen;
Im Reiche der Liebe nichts untergeht —
Sie wird einſt ſchöner erblühen.«
Und — Troſt ſich mild in die Wunde ergießt,
Bis ſanft die Mutter ihr Auge ſchließt.

Und — als ſie im ſchöneren Lande erwacht,
Vergeſſen der Trennung Qualen,
Ein herrliches Blümchen entgegen ihr lacht —
Verklärt von des Ewigen Strahlen.
Entzückt an der Himmliſchen nieder ſie ſinkt —
Ein Engel die Wiedererkannte umſchlingt.

Die weinende Roſe.

Von Adolf Ritter von Tſchabuſchnigg.

Innig umſchlungen ſtanden Beide — ſtürmiſch,
Bange klopfte des Jünglings Buſen, ſtiller
War die fromme Seele des Mädchens, und ſie
Glühten in Liebe.

Innig umſchlungen ſtanden Beide — bange!
Ach! der nächſte Moment ſchon winkte Trennung,
Und das Wort erloſch an der Lippe ſanft hin:
Sterbend im Kuſſe.

Glühender, heißer ſchwelgte Aug' in Auge; —
Und es neigte das Mädchen ſich zum Jüngling,
Drückt die Hand ihm wärmer, und reicht ihm eine
Roſe des Frühlings.

Und aus dem Blick des Jünglings fiel ein Tropfen —
Heiß und glühend, und eine Thräne rollte
Aus dem ſanften Auge der Jungfrau, mild, wie
Himmliſches Thauen.

Und in die Roſe ſanken beide Tropfen,
Miſchten inniger ſich im ſtillen Kelche,

Und als Zeichen ewiger Liebe nahm der Jüngling die Roſe. —

Einſt, bei des Wiederſehens Wonne, reicht' er
Still-begeiſtert der Jungfrau hin die Roſe, —
Und die Jungfrau ſchlang in den Hochzeitskranz die Weinende Roſe.

Satiriker.

Von Bauernfeld.

Es ſchrieb der Dichter Juvenal
Eine Satire, gar bitter;
Darüber henkte ſich Einer auf —
Es war ein römiſcher Ritter.

„O Juvenal, herzloſer Mann,“ —
So klagten ſeine Genoſſen, —
„Du haſt des edlen Bürgers Tod
In deinem Griffel beſchloſſen.“

„So Mancher ſtrauchelt, ſo Mancher wankt —
Soll man denn gleich ihn ſchlachten?
Du Tadler, vielleicht haſt Fehler genug,
Du mußt Dich nur ſelber betrachten.“

„Und haſt du welche, ſo ſei nicht faul,
Die eigenen zu bekennen;
Und haſt Du keine, ſo halt' das Maul —
Du kannſt Dir's leicht verbrennen.“ —

Darauf der Dichter Juvenal
Zu ſeinen treuen Genoſſen —
Er wurde förmlich ſentimental,
Die Thränen herab ihm floſſen:

„O meine Freunde! Den reinen Wein
Habt ihr mir eingeſchenket;
Ich ſehe meinen Fehler ein —
Schwer hab' ich den Ritter gekränket."

„Doch liegt's einmal in meiner Natur,
Fremde Fehler aufzudecken;
Der Jagdhund folgt des Wildes Spur,
Und iſt der Wild-Säue Schrecken."

„Und iſt die Sau ſonſt fromm und gut,
Und ihrer Familie theuer,
Ein Raubthier bleibt ſie am Ende doch —
Bekennt's der Wahrheit zur Steuer."

„So klagt Ihr mit Recht um den Rittersmann,
Der allen euch werth geweſen —
Und boshaft war mein Epigramm,
Wenn ihr's auch gerne geleſen."

„Im Uebrigen iſt der Mann jetzt todt,
Ihr Freunde treu und bieder, —
Und wenn jeder ſich meiner Feinde erdenkt,
Ich habe nichts dawider!"

Der taube Knabe.

Von Karl Victor Hansgirg.

Natur, die ſchöne, ſpröde Braut,
Sie ſchenkt ihm keinen Liebeslaut;

Und ſelbſt des Vaters warmer Ton
Erquickte nie den tauben Sohn.

Heut' ging er juſt den Wald entlang
Mit ihm bei Nachtigallenſang.

Weil er den Vater lächeln ſieht,
Ahnt ihm ein Nachtigallenlied.

„Die Leute ſagen, daß der Schall
So ſüß von einer Nachtigall.
Dehnt ſich ihr Ton nicht ſchön und weich
Und rein, wie's blaue Himmelreich?
Und glänzt nicht ſilbern wie der Quell?
Und blüht nicht wie die Blume hell?"

Ein Lächeln in des Vaters Blick
Gab ihm die Antwort nun zurück.

Sie gehen zur Heide, wo früh und ſpät
Ein Sturm, ein vielbewegter, weht.

„Klingt, Vater, nicht der Sturm, als wär'
Im Schaukeln rings ein großes Meer?
Und klingt er nicht im Heidegras
Wie Geiſt der Hymnen, die ich las?
Und iſt er nicht wie's Schlachtroß wild,
Nicht hohl und breit als wie ein Schild?“

Die finſt're Braue nickte ihm
Das Jawort zu faſt ungeſtüm.

Und als rings glänzte Abendglut,
Beim Kirchlein haben ſie ausgeruht.

Der Greis entblößt beim Glockenton
Das Haupt, ein Gleiches thut der Sohn.

„Klingt nicht die Glocke faſt, als ſei
Ein Menſchenodem auch dabei?
Und wie wenn ſchwanke Trauerweiden
Der Wind bewegt beim Sonnenſcheiden?“

Der Vater gibt im Thränenblick
Die ernſte Antwort ihm zurück.

's ward Nacht, die gold'nen Sterne ſchwammen
Am Himmelszelte rege Flammen.

„Sprich, Vater! klingen Sterne nicht,
Und rieſeln Lieder aus im Licht?
Sprich, Vater! Sterne ſingen auch;
Wie wär' ſo friſch und hell ihr Hauch?“

Da ſpricht der Vater tief in ſich
Bewegt, recht ſeeleninnerlich:

„Vielleicht, vielleicht, daß Sterne ſingen,
Wir hörten nie die fernen klingen."

„Wohl Dir, daß Dir's im Herzen klingt,
Daß Dich's zu ſolchem Wahn beſchwingt;"

„Denn ſtünd' Dir Gott als heller Ton
Im Herzen nicht, mein armer Sohn,"

„Wo lebte dann auch äußerlich
Wort, Ton und Wiederhall für Dich?" —

Das Duell eines Dichters.

Novelle, mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

Zwei Männer ſaßen in einer Weinlaube, die Arme auf einen ländlichen Tiſch geſtützt und Cigarren rauchend.

Der Ältere, der als ein Vierziger gelten konnte, war groß und blaß, ſeine Kleidung, reich aber einfach, hatte etwas Ernſtes, faſt Militäriſches, der Jüngere war ſehr zierlich und nach der letzten Mode gekleidet; dieſer nahm die Converſation wieder auf, welche ſeit einigen Minuten verſtummt zu ſein ſchien.

„Meiner armen Seele,“ ſprach er, indem er die Aſche von ſeiner Cigarre mit dem kleinen Finger abſtreifte, „mein lieber Alfieri, ich vermuthete Dich nicht hier in Abano zu treffen.“

— Und doch iſt dies der angemeſſene Ort für einen Kranken. —

„Es iſt wahr, ich finde Dich etwas verändert, bläſſer als ſonſt. Haſt Du Ärzte zu Rathe gezogen?“

— Ja. —

„Und was ſagten Sie?“

— Das, was ſie immer ſagen. Im Winter verſprechen ſie mir Beſſerung für den nächſten Sommer, im Sommer für den nächſten Winter. Die Ärzte in Mailand riethen mir die Luft von Neapel an, und die Ärzte in Neapel die Luft von Mailand. Ich thue was ſie wollen und ſchreite langſam, aber geduldig der Grube zu. —

„Oho, welche Idee! Stirbt man denn in Deinem Alter?“

— Manchmal! — liſpelte Alfieri, indem er nachdenkend den Kopf ſinken ließ.

„Du denkſt nach? Ich wette, Du erinnerſt Dich wieder der Weisſagung der alten Hexe?“

— Und habe ich Unrecht, Gelini? Ich war erſt zwölf Jahre alt, als mir jenes Weib alles vorherſagte, was bisher eingetroffen iſt. Sie verkündete mir, daß ich Piemont verlaſſen, daß ich Dichter werden und einen berühmten Namen erlangen werde. —

„Und daß Du mit 35 Jahren ſterben werdeſt. Wer kennt die Geſchichte nicht? Du haſt ja darauf ein herrliches Gedicht gemacht, das ganz Italien auswendig weiß. Aber zum Henker, Du biſt ja zu vernünftig, um abergläubiſch zu ſein.“

Der Graf ſeufzte ohne zu antworten, und es trat ein Augenblick des Stillſchweigens ein.

„Weißt Du, was Dich in die Grube bringt?“ nahm Gelini wieder das Wort: „Deine Abſonderung von den Menſchen. Eigentlich biſt Du gar nicht krank.“

— Die Ärzte behaupten es auch, — antwortete der Graf lächelnd, — und ich werde ſo vor lauter Wohlbefinden ſterben. —

„Warum zerſtreuſt Du Dich nicht? Als Du Mailand verließeſt, wollteſt Du reiſen, ich glaubte Dich in Spanien.“

— Ich war dort. —

„Du wollteſt auch Frankreich beſuchen?“

— Ich war dort. —

„Und Deutſchland?“

— Ich war dort. —

„Du warſt ja überall. Du haſt vermuthlich alle dieſe Länder im Galopp durchflogen, und nichts geſehen.“

— O, glaube das nicht. Ich ſah Berge, Thäler, Straßen, Städte und überall viele Menſchen, die ſich beeilten nichts zu thun. —

„Du biſt immer der Nämliche,“ antwortete Gelini lächelnd, „ein Miſanthrop und ein Kosmopolit, ein wahrer Abkömmling des Brutus;“ dann aber ſetzte er ernſthaft hinzu. „Weißt Du, Alfieri, daß Du die Gunſt gar nicht verdienſt, welche Dir das Schickſal zugewendet hat? Alle unſere Theater ſind Schauplätze Deiner Triumphe, ganz Italien hat die Blicke auf Dich gerichtet, Du biſt von edler Abkunft, jung und reich, und doch widert Dich das Leben an. Was kannſt Du denn noch wünſchen, um glücklich zu werden?"

— Mein Gott, wer weiß? Vermuthlich Etwas, was der letzte unter denjenigen beſitzt, die auf mich ſchauen. Ein unbekanntes Glück; ein Häuschen unter Bäumen verſteckt, und ein geliebtes Weib, das auf meinem Schooße ſitzt. —

„Was hindert Dich, Alles dieſes zu haben?"

Alfieri zuckte ſeufzend die Achſeln und verſetzte: Du vergiſſeſt, daß das Schickſal aus mir einen berühmten Mann gemacht hat. Ein berühmter Mann iſt ein ſeltenes Thier, das ein jeder ſehen will. Ich ſuche vergebens den Schatten und ich bin dazu verdammt, immer in der Sonne zu wandeln. Jeder glaubt das Recht zu haben, bis in das Innerſte meiner Seele zu ſchauen. Meine Werke ſind die Lakaien, die überall vor mir meinen Namen ausrufen. Wie ich nur erſcheine, iſt das freie Geſpräch gehemmt, jeder ſtellt ſich auf die Zehenſpitze, um mich über der Schulter ſeines Nachbars anzuſehen. In meiner Gegenwart ſchweigen die Frauen aus Beſorgniß, oder ſtellen ſich aus Eitelkeit in Poſitur, und Du weißt, Celini, in den Bergen erzogen, und lange Zeit der Welt fremd, brachte ich einen Trübſinn in dieſelbe mit. Alle dieſe auf mich gerichteten Blicke geniren mich, ich leide dabei, indem ich wahre Sympathie von Neugierde nicht zu unterſcheiden vermag, ſo halte ich mich von der Geſellſchaft entfernt und ſchweige. Man findet mich hoffärtig, ich bin nur unglücklich. —

„O, ich begreife: Du biſt unglücklich wie ein König."

— O ſcherze nicht, es iſt die Wahrheit. Als ich hier ankam, glaubte ich frei und einfach wie alle Welt leben zu können. Ich fing ſchon an mich deſſen zu freuen, als die Ankunft eines Mannes, der mich, ich weiß nicht wo, geſehen hat, alles zerſtörte. —

„Da ſehe man übrigens die Ungerechtigkeit des Schickſals," ſagte Celini. „Deine Berühmtheit iſt Dir läſtig, und ich mag arbeiten was ich kann, ich bleibe bis über meine beiden Ohren in der Dunkelheit ſtecken."

— Das iſt Deine Schuld, Du thuſt nichts ernſtlich. —

„So? vergißt Du denn, daß ich im Solde eines Impreſario ſtehe, und verpflichtet bin, jeden Monat drei geiſtreiche Akte zu liefern? O mein Lieber, ein Theater iſt eine Art Schenke, wo man das Genie in Bouteillen abzieht."

— Und bald auf die Hefen kommt. —

„Ganz recht, ſo iſt es mir gegangen; ich hatte eine Menge Ideen, und Du weißt wohl, eine Idee läßt ſich auf hunderterlei Arten ausführen. Man ſetzt den Anfang zu Ende, und die Mitte zu Anfang und das Publicum nennt das Fruchtbarkeit. So ging es drei Jahre recht gut, aber endlich bemerkte man, daß ich umgewandtes Tuch für neues gebe, und man pfiff. Als ich ſah, daß ich etwas Neues bringen müſſe, entſchloß ich mich zu reiſen, um meine Inſpiration zu regeneriren und neue Stoffe zu finden. Daher begab ich mich hieher an dieſen beſuchten Badeort, wo ich gewiß Originalien finde, Anekdoten höre, Intriguen entdecke. Man ſpielt hier zwanzig Komödien des Tages und eben ſo viele Dramen."

— Und Du haſt ſchon Etwas gefunden? —

„Du lachſt, und glaubſt es ſei unmöglich, weil ich erſt geſtern angekommen bin, ich ſage Dir aber, ich bin ſchon einer Intrigue auf der Spur."

Alfieri machte eine Geberde des Zweifels, allein Celini fuhr mit leiſerer Stimme fort: „Höre! Geſtern ſpät Abends, als ich vor Ermüdung der Reiſe nicht ſchlafen konnte, ging ich hinab in den Garten gegen den Pavillon zu, der am Ende desſelben ſteht, Du kennſt ihn doch?"

— Ja. —

„Nun, als ich dahin kam, und vorübergehen wollte, hörte ich plötzlich eine Thüre heftig zuſchlagen, und als ich mich umwandte, ſtand ein Unbekannter vor mir. Als er mich erblickte, blieb er ſtehen, ſchien mich anreden zu wollen, allein er beſann ſich ſchnell eines Andern, wandte mir den Rücken, und verſchwand."

— Haſt Du ſeine Züge geſehen? —

„Wie ich Dich ſehe, es war helles Mondenlicht. Dieſen Morgen fand ich ihn wieder unter den Badegäſten."

— Weißt Du ſeinen Namen? —

„Er nennt ſich Marliano."

Der Graf ſtand heftig auf und ſchrie: — Biſt Du überzeugt, daß er aus dem Pavillon kam? —

„Ich kann es nicht behaupten, aber es iſt wahrſcheinlich."

— Und am Ende des Gartens, nahe bei den Pappelbäumen haſt Du ihn getroffen? —

„Gerade unter den Fenſtern der Marcheſa d'Alcanzo."

— Alfieri erblaßte, ſeine Lippen zitterten convulſiviſch, allein er beherrſchte ſeine Bewegung ſchnell, und ſetzte ſich wieder. —

„Du ſiehſt," ſagte Celini, der Alfieri's Bewegung nicht bemerkt hatte, „daß ich meine Zeit nicht verloren habe. Ich bin einer Intrigue auf der Spur, die mir vortreffliche Scenen liefern kann. Der Marliano iſt mir ſchon ſeiner Häßlichkeit wegen aufgefallen. Er ſieht aus wie der linke Schächer. Da ich bemerkte, daß er der Marcheſa überall folgte, hielt ich ihn für ihren Gemahl, allein man hat mich verſichert, er ſei es nicht. Da iſt ein Geheimniß im Spiele, welches Du mir aufklären helfen mußt."

Celini war weit entfernt zu vermuthen, welches Intereſſe der Graf an dieſem Geheimniſſe nahm, und wie ängſtlich ihn die Mittheilung ſeines Freundes machte.

Es war bereits drei Monate, daß die Marcheſa d'Alcanzo in Abano angekommen war, allein und leidend. Alfieri hatte ſie anfangs gemieden, allein die junge Witwe fühlte ſich dadurch beleidigt, und ſuchte die Vorurtheile zu zerſtreuen, die ihn dazu bewogen. Nach und nach trat an die Stelle der Gleichgiltigkeit des Grafen Aufmerkſamkeit und artiges Entgegenkommen, dann fing er an, ihre Anmuth und ihren Geiſt zu bewundern, und endlich fühlte er, daß dieſe Frau in ſein Leben eingreife und ihm unentbehrlich geworden ſei.

Er ging, um ſich ihr zu erklären, als **Marliano** ankam. Bei
nem Anblicke erſchrak **Bianca** und empfing ihn mit unterdrück-
n Schauer. Es war als ob zwiſchen beiden ein ſtummer Kampf
ſtünde, aus welchem die junge Witwe beſiegt und unterjocht her-
rging.

Von dieſem Augenblicke an bemerkte **Alfieri**, daß ihn die
larcheſa floh. **Marliano** ſchien über ſie eine eiferſüchtige Über-
achung auszuüben, welcher ſie ſich mit Widerwillen unterwarf.
elche Rechte hatte dieſer Mann auf ſie? **Alfieri** wußte es nicht.
enn er ihr Geliebter war, warum ſchien ſie ihn zu fürchten? und
ar er ihr fremd, warum gehorchte ſie ihm? Der Graf hatte verge-
ens hierüber einige Fragen gewagt, die Italienerin verweigerte jede
rklärung. **Celini's** Erzählung ſchien die Sache klar zu machen,
llein **Alfieri's** Herz ſträubte ſich gegen eine ungerechte Beſchuldi-
ung, und er wollte lieber nichts wiſſen, als einen Verdacht nähren.

Indeſſen beſchlich ihn doch eine peinigende Unruhe, der Glaube
n die Reinheit des geliebten Gegenſtandes genügte nicht, die Vernunft
mußte dieſen Glauben beſtätigen. Wer war dieſer **Marliano**? Was war von ihm zu hoffen oder zu fürchten? Beim erſten Anblicke ſchien er Einer jener Müßiggänger zu ſein, welche ihr Leben in Liederlichkeit vergeuden, bei größerer Aufmerkſamkeit entdeckte man unter dieſer lockeren Außenſeite eine ungeſtüme Beharrlichkeit. Er beſaß wahrſcheinlich einen mittelmäßigen Verſtand, beherrſcht durch einen eiſernen Willen. **Alfieri** wollte umſonſt tiefer in dieſer dunklen Seele leſen, der Genueſer hatte ſich unter einer kalten Höflichkeit ſeinen tieferen Blicken entzogen. Auch geſtattete die Marcheſa ſelten eine Annäherung zwiſchen beiden, die ſie zu fürchten ſchien, und wenn es geſchah, wußte ſie ſie ſchnell abzubrechen.

So ſtanden die Sachen, als eines Tages, da der Graf früher den Garten verließ als gewöhnlich, er **Bianca** in einer Laube ſitzend fand.

Es war zum erſten Male ſeit der Ankunft **Marliano's**, daß er ſie allein traf, er beſchloß, die Gelegenheit zu benützen. Als

Bianca den Grafen erblickte, erröthete ſie, und er entſchuldigte ſich, ſie in ihrer Einſamkeit geſtört zu haben. Das Geſpräch war anfangs gedehnt und kalt-höflich, plötzlich aber, vom Gefühl überwältigt, faßte der Graf die Hand der Marcheſa und ſprach: „Bianca, was haben Sie gegen mich und warum fliehen Sie mich?“

Die Marcheſa zitterte. — Ich Sie fliehen? antwortete ſie, — was berechtigt Sie zu dieſer Vermuthung? —

„Glauben Sie denn, daß ich blind ſei? Seit vierzehn Tagen iſt es nun zum erſten Male, daß ich Sie ſehen und ſprechen kann.“

— Und ſind Sie denn ſo überzeugt, daß die Schuld an mir liege? — fragte ſie lächelnd; — man begegnet nur denjenigen, welche man ſucht. —

„Bianca, Sie werden doch nicht an meiner Sehnſucht zweifeln?“

— Warum nicht? Ich weiß, daß Ihnen meine Ankunft in Abano im erſten Augenblicke weniger als gleichgiltig war, Sie können ja wieder in Ihre alten Vorurtheile gegen mich zurückgefallen ſein. —

Der Graf erröthete und wollte ſich vertheidigen.

— O! läugnen Sie nicht, — fuhr die Marcheſa fort; — man hat Sie bei mir verklagt, ich weiß, daß nur die Nothwendigkeit, einige Briefe zu empfangen, Sie hier zurückhalten, und Sie meine Gegenwart ertragen machen konnte. —

„Ich weiß nicht, wer Sie mit dieſen Kleinigkeiten behelligte,“ ſprach Alfieri mit Würde; „allein, ich kann eben ſo wenig meine Fehler, als meine Gedanken verhehlen. Daher ſag' ich Ihnen: es iſt wahr, daß im erſten Augenblicke Ihr Name eine peinliche Aufregung in mir verurſachte, die ich nicht zu verbergen ſuchte; allein Sie ſtrafen zu grauſam eine vorgefaßte Meinung, welche bei näherer Bekanntſchaft ſogleich verſchwand.“

— Und darf ich dieſe vorgefaßte Meinung wiſſen? —

„Ich glaube Ihnen die Erklärung ſchuldig zu ſein. Ich wollte abreiſen, als Sie ankamen, weil Ihr Anblick eine ſchmerzhafte Erinnerung in mir wach rief.“

— Und welche? —

„Die Erinnerung an einen alten Schulfreund, mit welchem ich aufgewachſen bin, und den ich liebte, wie man ſich in der Jugend liebt, weil man luſtig und von gleichem Alter iſt. Wir waren lange getrennt, ohne uns zu vergeſſen. Ich wußte, daß er in Genua glücklich lebe. Vor beiläufig einem Jahre erfuhr ich, daß er eine ſchöne, hochgeſtellte Frau liebe. Ich ſchrieb ihm zweimal, ohne Antwort zu erhalten. Endlich empfing ich einen Brief von ſeiner Mutter. Seine Liebe war ihm unheilbringend geworden, er wurde von einem Nebenbuhler getödtet.“

— Und dieſer Freund nannte ſich? —

„Julio Aldi.“

Bei dieſem Namen ſchrie die Marcheſa laut auf.

„Damals war es, als ich auch Ihren Namen zum erſten Male nennen hörte,“ ſagte Alfieri, und als er ſah, daß die Witwe ihr Geſicht in ihre Hände verbarg, fuhr er mit bewegter und flehender Stimme fort: „Verzeihung, Signora, allein ich mußte Ihnen die Wahrheit ſagen, warum ich eine Begegnung vermeiden wollte, die mich an den Verluſt eines Freundes erinnerte.“

— O ja, ich begreife, Sie mußten mich haſſen! — rief die Marcheſa mit Thränen.

„Ich weiß, daß Sie alles gethan haben, um das Duell zu hindern, deſſen unglückliche Urſache Sie waren, daß Sie ſelbſt auf den Kampfplatz eilten.“

— Zu ſpät, mein Gott! —

„Sie waren nicht Schuld an ſeinem Tode, dieſe Gerechtigkeit ließ Ihnen die Mutter Aldi's ſelbſt in Ihrem größten Schmerze widerfahren. Sie klagte nicht Sie an, ſondern ihren Sohn, den ſeine tolle Wuth in den Degen des Baron de Rocco warf. O wie oft habe auch ich ihn getadelt, daß er ein Leben voll Hoffnungen ſo verwegen einem Zweikampfe ausſetzte! O ich wußte damals nicht, was man vor Eiferſucht zu thun im Stande ſei, ich wußte nicht, wie ſchmerzlich es ſei, neben dem geliebten Geſichte immer ein anderes Geſicht zu ſehen, deſſen Selbſtgenügſamkeit unſere Angſt beleidigt, überall wo eine bekannte Stimme ertönt, eine andere zu hören, die ihr vertraut antwortet. Jetzt begreif' ich es, daß **Aldi** einen faſt gewiſſen Tod dieſen Qualen vorzog; denn ich ſelbſt, ein Mann des Gedankens und der Träume, der nie einen Degen berührte, fühle ſeit einigen Tagen eine Kampfbegierde in mir. Zwanzigmal ſchwebte ſchon eine Ausforderung auf meinen Lippen; denn ich wollte mit Gefahr meines Lebens das Recht erkaufen, allein zu lieben.»

Alfieri's Stimme hatte ſich verſtärkt, ſein blaſſes Geſicht ſich geröthet, und indem er die letzten Worte ſprach, ſtreckte ſich ſeine Hand aus, als ob ſie einen Degen hielt; die Marcheſa machte eine unwillkürliche Bewegung ihn zurück zu halten.

»O, beſorgen Sie nichts,» ſprach er mit einem bittern Lächeln, »ich habe meinen Zorn in die Tiefe meines Herzens eingeſchloſſen; mit welchem Rechte ſollte ich auch Jemanden fordern? es iſt nur demjenigen die Eiferſucht erlaubt, welcher das Glück genießt, geliebt zu ſein. Und» — fuhr er nach einem kurzen Stillſchweigen fort, — »was hätt' ich denn auch bei einem Duell zu wagen? Bin ich nicht ſchon im Zweikampfe mit einer Krankheit, und bei dieſem Kampfe hat man mir den Ausgang vorausgeſagt.»

Die Marcheſa, welche die Blicke geſenkt hatte, erhob ſie jetzt und rang die Hände ſchmerzhaft. — Immer dieſe trüben Gedanken, ſagte ſie; mein Gott! warum wollen Sie der Hoffnung nicht Raum geben? —

»Ich leide,» antwortete **Alfieri** mit düſterm Blicke. — **Bianca** näherte ſich ihm, ihr Blick weilte bekümmert auf den entſtellten Zügen des Dichters, und ſie fragte: — Aber mein Gott, was iſt Ihnen denn? —

»Sie fragen mich? Ach, kennen Sie mein Übel und das was es heilen könnte nicht? Ach, nur ein wenig Zuneigung, die mir die Luſt zu leben verſchaffte. Einen Augenblick glaubte ich ſie gefunden zu haben, das Blut brannte mir nicht mehr in den Adern, ich athmete wieder frei, ich fühlte mich jung und kräftig, weil ich zufrieden wurde. Aber dieſes Glück dauerte nur wenige Tage, und ich ſah bald ein, daß meine Hoffnung Wahnſinn war.“

— Wer weiß? — liſpelte die Marcheſa, allein der Graf hatte es doch gehört und faßte ihre Hand, „Bianca,“ rief er, „hab' ich recht verſtanden? O ſeien Sie gnädig und vollenden Sie!“

Die Marcheſa wollte antworten, allein plötzlich ſtieß ſie einen Schreckenslaut aus, und zog ihre Hände aus jenen Alfieri's zurück. Dieſer blickte auf, und Marliano ſtand am Eingange der Laube.

Der Genueſer grüßte kalt. Bei ſeinem Anblicke war Bianca mehr auf eine Bank gefallen, als ſie ſich ſetzte, er näherte ſich ihr, ohne daß er ihre Bewegung zu bemerken ſchien, und erkundigte ſich um ihr Befinden.

Dem Grafen erpreßte der Eintritt dieſes Mannes in dem Augenblicke, als er ein ſo lange erſehntes Geſtändniß zu hören hoffen durfte, eine Geberde des Zornes, aber bald lenkte ſich ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Bianca, deren Blicke flehend auf Marliano zu haften ſchienen, ja, ſie zitterte ſogar vor dieſem Manne. Es mußte ein Geheimniß zwiſchen beiden obwalten, und Alfieri war entſchloſſen, dieſes, es koſte was es wolle, zu entdecken.

Bianca hatte ſich etwas erholt, nur fuhr ſie fort, unruhige Blicke auf den Genueſer zu werfen. Alfieri bemerkte ihr, daß jetzt die Zeit ſei, wo man ſich zur Quelle begebe, und bot ſich an, ſie dahin zu begleiten.

— Ich danke Ihnen, Herr Graf, — antwortete die Marcheſa verlegen, — ich bleibe hier, aber ich bitte Sie, ſich meinetwegen nicht zu derangiren. —

„Sie wiſſen wohl,“ verſetzte der Graf, „daß die ſüßeſten Stunden meines Lebens diejenigen ſind, welche ich in Ihrer Nähe zubringe.“

— Der Herr Graf, — antwortete Bianca noch verlegener, — iſt in der ſchmeichelnden Höflichkeitsſprache eben ſo gewandt, als in jener des Cothurns.

„Geben Sie einem aufrichtigen, tiefen Gefühle keine kalte Bedeutung," erwiederte Alfieri. „Sie haben ſich von der Veränderung überzeugt, welche Ihre Gegenwart auf mich bewirkte; bevor ich Sie kannte, war ich unglücklich, entmuthigt, überdrüßig, rund um mich dieſes eitle Getöſe zu hören, welches man Ruhm nennt. Ich ſah Sie, und mein Trübſinn war verſchwunden, Sie waren die Sonne, die in mein Leben leuchtete, und alles in mir neu belebte."

— Herr Graf! — rief die Marcheſa, ſich voll Schrecken erhebend, und ſcheue Blicke auf Marliano werfend; dieſer aber blieb immer gleich kalt.

Alfieri hatte ſeine Blicke und Bewegungen immer genau beobachtet, und richtete jetzt das Wort an ihn. „Verzeihen Sie, ſolche Erklärungen werden gewöhnlich nicht vor Zeugen gemacht, und ich habe vermuthlich irgend eine Convenienz verletzt." Marliano verneigte ſich und antwortete: — Ich muß mich glücklich ſchätzen, Ihnen, Herr Graf, ſo viel Vertrauen eingeflößt zu haben, daß Sie Ihr Herz vor mir öffnen. Doppelt freu' ich mich deſſen, weil ein großer Dichter, wenn er ſeine Leidenſchaft ſprechen läßt, immer mehr Beredſamkeit entfaltet, als wir übrigen ſchlichten Menſchenkinder. —

Die Ironie, womit dieſe Worte geſprochen wurden, hatten auf Alfieri die Wirkung jener Wunden, welche man im erſten Augenblicke nicht gleich empfindet, allein gleich darauf rieſelte Zorn durch alle ſeine Adern, ſeine Augen bohrten ſich in jene Marliano's. Bianca warf ſich ſchnell zwiſchen dieſe beiden Blicke, in welchen beide ihren Haß austauſchten.

— Es iſt genug geſcherzt, Herr Graf, — ſprach ſie, — ich erlaſſe Ihnen alle Galanterie und wünſche nicht, daß Sie meinetwegen heute Ihre Promenade zur Quelle verſäumen. Bringen Sie mir ein Sträußchen von Wieſenblumen mit. —

Der Graf zauderte, allein die Blicke Bianca's flehten ihn an. Da gewann er Kraft über ſich ſelbſt, verneigte ſich und ging.

Marliano wollte ihm folgen.

— Sie bleiben, Marliano! — rief die Marcheſa, — Sie haben mir eine Vorleſung verſprochen. —

Der Genueſer wendete ſich um, und ein ſeltſames, widerwärtiges Lächeln verzog ſeine Lippen.

„Sie haben alſo Furcht für ihn?“ fragte er.

Bianca drückte die Hand auf ihr Herz, und vermochte nicht zu antworten.

„Sie hätten übrigens Urſache, mit mir zufrieden zu ſein,“ fuhr Marliano mit bitterem Tone fort; „ich ließ ihn ungehindert von ſeiner Liebe ſprechen, ich ertrug ſeine Beleidigungen, denn er wollte mich beleidigen, und hatte ſo viel Geduld, daß er mich für eine Memme halten muß. Iſt das nicht genug?“

— Ich muß von hier fort, — verſetzte die Marcheſa ängſtlich, — ich kann nicht mehr bleiben, ich will nach Genua zurück. —

„Ich bin bereit.“

Einen Blick auf Marliano werfend, in welchen ſich Erbitterung, Verachtung und Entſetzen miſchten, ſprach Bianca: — Ja, ich will nach Genua, um der Welt ganz zu entſagen. Mein Entſchluß iſt feſt, ich begebe mich in ein Kloſter. —

„Wie? Sie in ein Kloſter?“

— Ich bin feſt dazu entſchloſſen. —

„Unmöglich, ſo jung, ſo ſchön, und der Freiheit auf ewig entſagen wollen?“

— Bin ich denn jetzt frei? —

Der Genueſer blickte ſie traurig an, und ſprach: — „Alſo, um mich zu fliehen, fliehen Sie die Welt; Sie haſſen mich mehr, als Sie ihre Freuden lieben?“ —

— Haben Sie mich nicht dazu gezwungen? —

„Was hab' ich Ihnen denn gethan, Bianca?“

Die Marcheſa erhob das Haupt, und ſprach: — Sie fragen noch? Hat der Marcheſe de Rocca ſchon die ganze Vergangenheit vergeſſen? Haben Sie nicht einen verhängnißvollen Kreis um mich gezogen, den Niemand überſchreiten konnte, ohne ſein Leben zu opfern?

— Sie benützten Ihre ausgezeichnete Geſchicklichkeit und Kraft im Fechten, um, ohne meinen Willen und ohne ein Recht zu haben, mein Wächter zu ſein, von Jedem Rechenſchaft zu fordern, der ſich mir zu nähern wagt. Ohne Familie, ohne Freunde, konnte ich gegen dieſe Tyrannei nicht einmal Schutz bei denjenigen ſuchen, welche den Muth gehabt hätten, mich zu vertheidigen, denn ich hätte ſie in den Tod gejagt, wie den unglücklichen Albi. Seit drei Jahren halten Sie mich ſo in Ketten, zitternd vor Ihren Blicken, Sie aus Furcht um mich duldend, und alle übrigen aus Vorſicht entfernend. Vergebens habe ich verſucht, Ihnen zu entfliehen, Sie haben mich überall verfolgt. Selbſt hier, wo ich verborgen zu ſein hoffte, ſah ich Sie bald unter dem falſchen Namen Marliano erſcheinen, und Sie fragen, was Sie mir gethan haben? —

Während die Marcheſa ſo ſprach, wurde der Genueſer immer bläſſer, und ſeine Züge nahmen einen unmöglich zu beſchreibenden Ausdruck an. Es war eine Angſt, die etwas Grauſames hatte, eine Verzweiflung, die Leiden macht, ohne Mitleid einzuflößen. Der Schmerz Satans, als er König alles Böſen und aller Qualen wurde.

„Sie ſelbſt,“ ſprach er zur Marcheſa, „haben gewollt, was geſchehen iſt; warum haben Sie mich nicht geliebt? Dies Glück hätte mich zum Himmel gehoben, Sie haben mich in die Hölle geſtürzt. Dieſe Fechtergeſchicklichkeit, welche Sie mir vorwerfen, — die Welt zwang mich, ſie mir anzueignen. Ich war häßlich, ich war verlaſſen, ich bedurfte einer Vertheidigung gegen Haß und Verachtung. Das, was anfangs bloße Vorſicht war, wurde bald Gewohnheit, ich ſetzte meine Ehre in eine Kunſt, aus der ich nur eine Schutzwaffe machen wollte. Warum hätte ich auch die Menſchen ſchonen ſollen, die mich haßten? O, der Haß Anderer macht böſe. Als ich Sie kennen lernte, Bianca, Gott iſt mein Zeuge! ich hätte gewünſcht, nie Blut vergoſſen zu haben, allein ich konnte Geſchehenes nicht ungeſchehen machen. Meine Liebe wurde zurückgeſtoßen, ich ſah Ihren Haß hinter Ihrer Furcht. Da bemächtigte ſich meiner blinde Wuth. Warum hätte ich einem Anderen das Glück gönnen ſollen, welches mir verſagt war? Hätten Sie mir auch nur gedankt für dieſes Opfer? Nein, Sie hätten in den Armen des begünſtigten Nebenbuhlers über mich gelacht, das wollte ich nicht. Bin ich grauſam, Bianca, ſo bin ich es nur, weil ich den Gedanken nicht ertragen kann, daß ein Anderer von Ihnen geliebt werde.“

— Alſo bin ich die Sklavin Ihrer Leidenſchaft? —

„Ich liebe Sie, und bin eiferſüchtig.“

— Aber ich liebe Sie nicht, werde Sie nie lieben. —

„Ich weiß es, o ich weiß es, und doch könnte dieſe Liebe mein Leben ändern.“ Er faßte Bianca's Hände, und drückte ſie heftig an ſeine Bruſt.

— Laſſen Sie mich, — ſprach die Marcheſa, indem ſie ſich ihm zu entringen ſuchte, — lieber ein Kloſter. —

„Ich werde Dich herausreißen.“

— Alſo das Grab. —

Marliano ließ ihre Hände los, und ſchrie mit fürchterlicher Stimme: „Sie lieben alſo den Grafen?“

Die Marcheſa erbebte, wollte ſprechen, und brach dafür in einen Strom von Thränen aus. Marliano blieb einen Augenblick unbeweglich, dann ſprach er: „Sie werden morgen nach Genua zurückreiſen, Signora!“

In dieſem Augenblicke erſchienen Spaziergänger bei der Laube. Marliano bot der Marcheſa den Arm, und beide entfernten ſich.

Kaum waren ſie unter den Bäumen verſchwunden, als Gelini unter einem nahen Acaciengebüſche hervortrat. Gleich nach Alfieri's Abgang hier vorbeigekommen, hatte er Bianca's und Marliano's Stimmen vernommen. Die Discretion war eben keine Lieblingstugend Gelini's, neugierig, wie er war, hatte er das Ohr geſpitzt und alles vernommen. Er eilte, Alfieri aufzuſuchen, und erzählte ihm alles.

Dieſe Entdeckung war für den Grafen eben ſo unerwartet, als freudenvoll. Er fand alle ſeine Zweifel zerſtreut, und erkannte, daß er geliebt ſei; er war faſt närriſch vor Entzücken.

Allein — bemerkte Celini, die Marcheſa hat dieſem Marliano, oder vielmehr dieſem Baron de Rocca verſprochen, morgen abzureiſen.

„Was redeſt Du vom Reiſen?“ rief Alfieri. „Sie wird bleiben, ich will es. Gott ſei gedankt, daß ich alles weiß, dieſes Mal wird der Baron de Rocca Jemand finden, der zwiſchen ihm und der unterdrückten Unſchuld ſteht.“

Vergißt Du, daß Du nie eine Waffe in der Hand gehabt haſt, und daß dieſer Mann Dich tödten wird?

„Was kümmert's mich?“

Ich ſehe wohl ein, Du biſt in dieſem Augenblicke zu glücklich, um am Leben zu hängen, aber bedenke, wenn Du unterliegſt, ſo iſt die Marcheſa ihres letzten Vertheidigers beraubt und ihrem Verfolger ganz überlaſſen.

„Du haſt recht; aber wozu habe ich nöthig, dieſen Mann zu bekämpfen, um die Marcheſa zu befreien — ich darf ja nur die Wahrheit bei Gericht verkünden.“

Dieſe Wahrheit iſt beſchimpfend für den Baron; er kann Dich fordern und Du kannſt nicht verweigern, ihm Genugthuung zu geben, oder man würde ſagen, Du ſeieſt feig.

„Gut, ich werde ihm Genugthuung geben.“

Dann fällſt Du unter den Händen des gewandten Fechters, und das Schickſal der Marcheſa hat ſich um nichts geändert. Ach! es iſt ein Kreis, der Dich immer auf denſelben Punkt zurückführt.

Alfieri ſtampfte mit dem Fuße vor Wuth. „So iſt es denn wahr,“ ſchrie er, „daß man hinter dem point d'honneur Alles verbergen kann! Wie? weil ein Menſch gewandt iſt, Jemanden den Degen in den Leib zu rennen, ſo kann er uns zwingen, zu ſchweigen oder zu ſterben? Sonderbare Gerechtigkeit der Welt! Wenn ich mich weigere, mich von einem Schuft morden zu laſſen, ſo ſchreien tauſend Stimmen ich ſei eine feige Memme, und meine Berühmtheit dient nur dazu, meine Schande mehr zu verkünden. Wenn das Leben ein Kampf iſt, warum lehrt man uns noch etwas anderes, als hauen und ſchießen? Wozu dient mir, was ich bin, und was ich weiß? O mein Gott! ich gäbe in dieſem Augenblicke mein Talent, mein Wiſſen, meinen Ruhm, alles darum, der geſchickteſte Fechter zu ſein."

Einſtmals hätte Dich ein Bravo aus der Verlegenheit geriſſen; allein dieſe ſind leider aus der Mode gekommen.

Alfieri ſenkte das Haupt, und blieb eine Weile nachdenkend, dann aber rief er: „Ja, ja, ſo muß es ſein, das iſt das einzige Mittel."

„Was willſt Du beginnen?" fragte Celini.

„Du wirſt es dieſen Abend erfahren," antwortete der Graf, und ging.

Die Stunden, welche folgten, wandte er dazu an, ſeine Geſchäfte in Ordnung zu bringen, und ſeinen letzten Willen niederzuſchreiben. So feſt auch eine Seele iſt, dieſe Vorbereitungen machen ſie weich. Es gibt viel Angenehmes, was man ſich da in das Gedächtniß zurückruft, und wornach das feuchte Auge ſich zurückwendet; welche Zweifel ſteigen in der Seele auf? Wer wird uns beweinen? Wird man die Lücke bemerken, die durch uns entſtanden iſt?"

Auch Alfieri dachte an die Berge, wo er ſeine Kindheit verlebte, die ſeine erſten Verſe entlockten, an die Prophezeiung der alten Frau, die ſich jetzt ohne Zweifel erfüllen wird. Er unterſuchte dann ſeine Papiere, und warf einen traurigen Blick auf jene Werke, die er noch vollenden wollte.

Doch die Zeit drängte, er wiſchte mit der Hand über ſeine Stirne, als ob er den ganzen Schatz der Ideen, welche mit ihm zu Grunde gehen ſollten, mit Einemmale verwiſchen wollte, er ordnete ſchnell alles, ſchrieb an ſeine Schweſter, ſagte im Gedanken noch ein Lebewohl allen, die er geliebt hatte, und ging dann nach dem Salon.

Celini und Marliano befanden ſich dort allein; Celini hielt Machiavell eine Lobrede, deſſen Werk er in der Hand hielt.

„Ich kenne den Machiavell nicht," ſagte Marliano kalt.

„Wünſchen Sie ihn zu leſen?"

„Ich leſe niemals."

Celini ſah ihn verwundert an, der Graf aber, der eben eintrat, ſprach: „Signore Marliano hat recht; was können Bücher einem hochgebornen Manne lehren?"

„Dann, lieber Graf, dürfteſt Du Dich nicht mit dem Leſen ſo ſehr bemühen," antwortete Celini.

„O! ich," — verſetzte der Graf, — „das iſt etwas Anderes. Ich bin ein Poet, ein Narr. Ich liebe Plutarch, ich nehme lächerliche Worte, wie Vaterland, Freiheit, für ernſthaft. Ich wünſchte, daß nicht Jeder, nur nach dem Zufall ſeiner Geburt, entweder ein Patent zum Glücke oder zum Unglücke mit auf die Welt bekäme. Ich träume von einer Welt, in welcher der Lohn den Würdigſten, die Macht den Beſcheidenſten, das Glück Allen zu Theil würde. Ich habe keinen Verſtand, Signore aber iſt ſehr weiſe."

Alles dieſes wurde in ſo ruhigem Tone und mit ſo einförmigem Accente geſprochen, daß es ſchwer war, die Abſicht zu beſchuldigen. Die Ironie lag im Hintergrunde, man fühlte ſie, ohne ſie gewahr zu werden. Es war eine jener blinden Attaquen, welche um ſo gewiſſer verwunden, weil man ſie nicht zurückſchlagen kann, und welche, nachdem ſie euch durch tauſend unſichtbare Stecknadelſtiche gereizt hat, euch endlich zu offenen Repreſſalien führt. Marliano ſuchte ſich übrigens zu bemeiſtern. Er begriff wohl, daß ein Streit alles verderben würde, indem er die Marcheſa zum Äußerſten treiben könnte, was er vermeiden wollte. Er antwortete alſo mit anſcheinender Geduld: „Ich kann die Lobeserhebungen des Herrn Grafen nicht annehmen, denn ich überlaſſe es geſchickteren, als ich bin, jenen, die ſich Philantropen oder Philoſophen nennen, die Welt umzuändern, wie ein Theaterſtück."

„Was ſprechen Sie von geſchickten Philoſophen und Philantropen?" ſchrie Alfieri. „Ach — Sie haben zu viel Nachſicht — Signore, die Elenden, welche die Menſchen aufklären wollen, die Dummköpfe, die ihre Brüder mehr lieben als ſich ſelbſt. Die Geſchickten ſind diejenigen, die von den Fehlern und Irrthümern Nutzen ziehen, ſtatt ſie zu bekämpfen, welche ihre Härte mit dem Namen Vernunft belegen, und ein Vergnügen aus jedem Unglücke zu ziehen wiſſen; Egoiſten, die in ein Land Feuer werfen würden, um ſich die Hände zu wärmen. Dieſe verſtehen zu leben, dieſe muß man nachahmen, und das iſt das Leben aller ſogenannten Leute comme il faut. Man bringt ſeine Gläubiger an den Bettelſtab, man entehrt ſo viele Frauen als möglich, man tödtet einige Freunde im Duell, und man ſtirbt mit dem Rufe eines vollkommenen Weltmannes."

Während Alfieri ſo ſprach, ſchien Marliano immer mehr aufgereizt. Bei den letzten Worten wendete er ſich raſch um, und als ob er einem Streite um jeden Preis ausweichen wollte, näherte er ſich einem Stuhle, um ſeinen Hut zu nehmen, den er darauf gelegt hatte.

„Um Vergebung," ſagte Alfieri, „ich verletze vielleicht die Meinungen des Signore; ich wäre troſtlos, wenn er ſich dadurch gezwungen fühlte, mir den Platz zu räumen."

Marliano warf ſeinen Hut wieder auf den Stuhl, und rief hochmüthig: „Ich räume Niemanden den Platz."

Alfieri verbeugte ſich mit einem ſpöttiſchen Lächeln. Einige Augenblicke beobachteten die drei Gegenwärtigen ein Stillſchweigen. Celini war verlegen und wußte nicht, wohin es der Graf mit alle dem bringen wollte, und der Genueſer ſuchte wahrſcheinlich Mittel, eine Ausforderung zu vermeiden. Er trat zu einer Conſole, um an einen Strauß ſeltener Blumen zu riechen, die daſelbſt in einer Vaſe ſtanden, als ſeine Blicke auf ein Piſtolenkäſtchen fielen, welches Celini dahin gelegt hatte, als er vom Piſtolenſchießen zurückkam. Er öffnete das Käſtchen, nahm eine Piſtole heraus, die er unterſuchte, und näherte ſich damit dem Fenſter.

„Sind Sie mit dieſen Piſtolen zufrieden?" fragte er Celini.

„Sehr zufrieden, ſie ſind von Coſimo."

„Erlauben Sie mir, ſie zu verſuchen?"

„Recht gerne."

Marliano deutete zum Fenſter hinaus: „Ich ſehe dort eine weiße Roſe, ſie iſt die einzige am Stocke."

Celini ſah auch hinaus. „Richtig, aber ſie iſt außer der Schußweite."

Marliano ſchoß. „Die Blume liegt am Boden,“ ſprach er zum Grafen, der im Hintergrunde des Salons ſtand.

Alfieri lächelte. Er ſah wohl, daß ihm der Genueſer eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit geben wollte, um ihm Furcht einzujagen.

„Ei, Signore Marliano,“ ſagte Celini, „wenn wir uns jemals ſchlagen müßten, ſo würde ich die Piſtole nicht wählen.“

„Warum das?“ fragte Alfieri, „der Blume wegen?“

„Nein, meinetwegen.“

„Hm! wer weiß? es iſt nicht ſelten geſchehen, daß eine ſolche erſtaunliche Geſchicklichkeit im Augenblicke der Gefahr verſchwand.“

Marliano machte eine Bewegung.

Ich ſage das nicht in Beziehung auf Sie, Signore, aber der gewandteſte Kämpfer verträgt oft den Blick eines wackeren Mannes nicht, und das Gewiſſen macht oft den Arm zittern. Es gibt auch Leute, die mit ihrer Geſchicklichkeit nur darum Parade machen, um einen ernſthaften Kampf zu vermeiden, und die eine Probe von Gewandtheit geben, um keine Probe des Muthes geben zu dürfen.“

„Graf!“ ſchrie Marliano.

„Noch einmal, ich ſage das ohne Beziehung auf Sie,“ ſagte ruhig Alfieri.

„Dieſe Verſicherung iſt unnütz,“ erwiederte Marliano, deſſen Lippen vor Wuth zitterten. „Ich weiß, Herr Graf, daß es Niemand wagen würde, ſolche Worte an mich zu richten. Poeten ſind klug, ſie beleidigen nur durch Anſpielung, ſie fordern nur durch Beredſamkeit heraus, und wenn man ſich endlich ihrer verkappten Unverſchämtheit überdrüſſig zeigt, ſo thun ſie, als ob ſie dieſes gar nicht bemerkten, und wenn es dann auf's Äußerſte kommt, ſo berufen ſie ſich auf ihre ſchwächliche Geſundheit, und ſind zu krank, um Ehre im Leibe zu haben.“

„Sie ſagen das ebenfalls nicht beziehungsweiſe auf mich, nicht wahr, Signore?“ fragte der Graf ſanft.

„Das mögen Sie ſelbſt beurtheilen.“

„O nein, denn, wenn es wäre, ſo würde ich von Signore Marliano Rechenſchaft fordern.“

„Wer hindert Sie daran?“

„Sie erkennen alſo, daß ich das Recht dazu habe, daß Ihr Schimpf gegen mich gerichtet iſt, daß ich der Beleidigte bin?“

„Hm! Sei es darum!“

Alfieri faßte den Genueſer beim Arm und ſprach mit funkelnden Augen: „Wohlan, Signore, ſo bleibt mir die Wahl der Waffen.“ Er lief zur Conſole, faßte die beiden Piſtolen Celini's, und wieder zu Marliano tretend, hielt er ihm dieſelben mit ſeinem Sacktuche verdeckt vor und ſprach: „Wählen Sie.“

„Aber eine Piſtole iſt abgeſchoſſen.“

„Die andere aber iſt geladen.“

„Wie? Sie wollten —“

„Jeder ſetzt ſeine Piſtole auf die Bruſt des Andern, und Gott wird entſcheiden.“

„Das iſt unmöglich!“ ſchrie Marliano.

„O, verzeihen Sie, ich bin der Beleidigte, Sie haben es ſelbſt geſagt, ich habe das Recht, die Bedingniſſe feſtzuſetzen, Sie müſſen ſie annehmen, wenn Sie nicht eine Memme ſind. Das point d'honneur, was Ihnen ſo oft Dienſte geleiſtet hat, iſt heute gegen Sie. Sie hofften wohl, ich würde, wie ſo viele andere Unglückliche, Ihrer Kugel oder Ihrem Degen zum Ziel dienen, und Sie könnten mich gefahrlos und lächelnd zu Boden ſtrecken, wie jene Roſe; allein Sie haben ſich geirrt, Baron de Rocca.“

„Sie wiſſen meinen Namen?“

„Wie Sie hören. Glauben Sie ja nicht, daß ich auf meine Vortheile Verzicht leiſte. Ich ſchlage mich nicht, um Bravour oder Großmuth zu zeigen, ich ſchlage mich, um die Marcheſa von Ihren verhaßten Nachſtellungen zu befreien, ich ſchlage mich, weil ich Sie aus der Welt ſchaffen will.“.

„Es könnte aber umgekehrt kommen.“

„Ich weiß es; welches aber auch der Ausgang des Kampfes ſein mag, Bianca wird von Ihnen nichts mehr zu fürchten haben, denn alle Vorſicht iſt getroffen. Mein letzter Wille iſt geſchrieben, und falle ich, ſo wird ganz Italien die Urſache meines Todes erfahren. Ich werde mit meinem Tode das Recht bezahlt haben, Ihre Niederträchtigkeit gegen ein armes, verlaſſenes Weib zu enthüllen, und man wird mir glauben, denn man weiß, ein Sterbender verläumdet nicht. Man wird mich bedauern; denn ich werde keine Neider mehr haben. Meine Feinde ſelbſt werden meinen Ruhm ausupoſaunen, meine Ehrenſäule aber wird für Sie ein Pranger ſein; denn man wird ſagen: Dieſer hat ihn gemordet. Auf dieſe Art werde ich das grauſame Joch, in welchem Bianca ſchmachtet, gebrochen und unter den öffentlichen Schutz geſtellt haben, und Niemand wird mehr ſterben dürfen, um ſie zu vertheidigen.»

„Genug, genug!» ſchrie der Baron, der ſich nicht mehr zurückhalten konnte. „Einer von uns beiden muß ſterben, kommen Sie!»

„Ich bin bereit.»

Alle beide ſchritten gegen die Thüre, Celini hielt ſie zurück. „Ihr werdet Euch nicht ohne Zeugen ſchlagen!» rief er; „unter ſolchen Bedingungen ſchon gar nicht!»

„Du biſt mein Zeuge,» ſagte Alfieri, „der Baron mag ſich einen ſuchen.»

„Ich eile.»

„In einer Stunde bei der Quelle.»

„Ich werde vor Ihnen dort ſein.»

Celini und der Baron gingen.

Als ſich Alfieri allein befand, bemächtigte ſich ſeiner eine Art pſychiſcher Abſpannung, der Kampf auf Tod und Leben war beſtimmt, in einer Stunde ſollte das Schickſal entſcheiden. Er benützte die letzte Friſt, um ſein Leben noch einmal durchzugehen und an Bianca zu denken.

Die Erzählung Celini's erweckte in ihm den Glauben, daß er geliebt ſei; allein war dieſer ungewiſſe Glaube im Augenblicke, wo er ſterben wollte, hinlänglich? Wußte er, ob ſein Freund nicht einen Ausdruck, von Furcht erpreßt, für eine zärtlichere Theilnahme gehalten habe, ob es aus Liebe, oder vielleicht nur aus Mitleid geſchah, daß ſie von ihm die Gefahr zu entfernen ſuchte? Ach, warum konnte er dieſe Zweifel nicht aufklären? er würde ruhiger auf den Kampfplatz gegangen ſein, und das Trübe dieſer Stunde hätte die Freudenſonne der Gewißheit erhellt.

Dieſen Gedanken war Alfieri hingegeben, als die Marcheſa mit einem Buche in der Hand in den Salon trat. — Ich war bei Ihnen, — ſprach ſie, indem ſie ihm das Buch zeigte. Alfieri erkannte den zuletzt erſchienenen Band ſeiner Poeſien.

— Ihre Werke, Herr Graf, — ſagte ſie, — ſind nicht wie die anderen Plauderer, bei welchen man Zerſtreuung ſucht, es ſind Freunde, mit denen man alle Empfindungen theilt, und die man nicht mehr verlaſſen kann. —

„Wenn das iſt, ſo beneide ich ſie."

— Wie das? —

„Weil ſie es ſind, die man liebt, und nicht ich. Bevor man mich kennt, ſucht man mich in meinen Werken, man glaubt mich zu hören in meinen Verſen, man hält mich gleich den Helden, welche ich ſprechen laſſe; wenn man dann einen Mann erſcheinen ſieht, ganz gleich den übrigen, ſo findet man ſich enttäuſcht, und das Idol fällt von dem Altar herab, auf den man es geſtellt hatte. Sehen Sie ſelbſt," fügte er hinzu, „auch Ihnen gefällt der Dichter, nicht der Mann, Sie lieben meine Verſe und fliehen mich."

Die Marcheſa wollte ſprechen.

„O, läugnen Sie nicht," fuhr Alfieri fort, „Sie fliehen mich, und doch ſchienen Sie mich zu verſtehen. Einen Augenblick glaubte ich, ich hätte Ihr Herz bewegt, da liebte ich meinen Ruhm, weil ich ſo glücklich geweſen wäre, Sie damit zu ſchmücken. Ach, warum raubten Sie mir dieſe ſüße Hoffnung?"

Die Marcheſa ſchien gerührt, es war ſo etwas unwiderſtehlich Flehendes in ſeiner Stimme, daß ſie vor Gefühl nicht antworten konnte.

„O reden Sie, reden Sie," bat der Graf, indem er ihre Hand faßte und an ſeine Lippen drückte; „warum zögern Sie? Sie wiſſen, daß ich Sie unausſprechlich liebe, wenn Ihnen dieſes Gefühl nicht verhaßt iſt, wenn Sie es — o Gott! wenn Sie es vielleicht theilen, warum verweigern Sie mir ein Geſtändniß, welches vielleicht das letzte Glück iſt, das ich im Leben genieße?“

— Was ſagen Sie? —

„Wer kennt die Rathſchläge Gottes? Wiſſen Sie nicht, was mir prophezeit worden iſt? Wie, wenn ſich dieſe Prophezeiung erfüllte, wenn ich Sie jetzt zum letzten Male ſähe? Man bewilligt ja Sterbenden Alles, wollen Sie mir einen Blick verweigern, der mich ſelig macht? Bianca! — Sie zittern — mein Gott! — ein Wort, ein einziges Wort! — Bianca, lieben Sie mich?“

— Er frägt noch? — liſpelte Bianca, in Thränen ausbrechend, und das Geſicht in ihre Hände verbergend.

Alfieri that einen Schrei des Entzückens — „Sie liebt mich, — Gott! ich danke Dir!“

Bianca wollte noch ſprechen, allein er rief: „Kein Wort mehr, kein anderes, als daß Du mich liebſt, jetzt mag ſich mein Schickſal erfüllen.“

Eine Uhr ſchlug, der Graf erbebte. „Lebe wohl, Bianca!“ rief er, die Geliebte an ſeine Bruſt drückend, „lebe wohl!“ und ſchnell ſtürzte er aus dem Salon.

Die Marcheſa ſtand unbeweglich, und die unglücklichen Folgen ihres Geſtändniſſes traten vor ihre Seele. Bald aber ergriff ſie eine fürchterliche Vermuthung. Sie eilte in den Garten, Alfieri war nicht dort. Sie fragte um Marliano, er war abweſend, ihr Herz pochte zum Zerſpringen, ſie lief in das Zimmer des Grafen, es war leer, ſie ſtürzte auf den Balcon. In dieſem Augenblicke fiel ein Piſtolenſchuß, ſie ſchrie laut auf, und hielt ſich ſchwankend an die Mauer. Celini erſchien unter dem Balcon und rief — „einen Wundarzt, geſchwinde einen Wundarzt!“ Bianca fühlte die Erde unter ſich wanken, da ertönten Schritte auf der Treppe, man vernahm eine Stimme, die Thüre öffnete ſich, es war — Alfieri.

Albertus Magnus.

Von Anaſtaſius Grün

Zu Köln liegt Schnee auf den Kloſtermauern,
In warmen Zellen die Mönche kauern.

Der Abt Albertus am Fenſter ſteht,
Das nach dem Kloſtergarten geht.

Da ruht gebreitet die weiße Decke,
Da ſtarrt erfrierend die nackte Hecke;

Der Abt blickt froh, als ob ihn weide
Der Blätter Schmelz, der Blumen Geſchmeide.

Den Mund des Brünnleins knebelt Eis,
Die Laube ſtreckt ihr kryſtall'nes Reis;

Der Abt horcht auf, als wie zu lauſchen
Auf Vogelſang, auf Waſſerrauſchen.

Schneewolken ſchwer und träge ſchleichen,
Nordlüfte ſcharf wie Meſſer ſtreichen;

Der Abt aufathmet, ſchlürfend Wonne,
Als ob er ſich in Mailuſt ſonne.

Die Brüder meinen: das viele Denken,
Zum Irrſal mag's den Sinn ihm lenken;

Zu Weihnacht wallt er mit ſeinem Buche
Im Baumgang, als ob Schatten er ſuche;

Und läutet's Mittag, läßt er decken
Sein Tiſchlein in verſchneiten Hecken. —

Der Abt noch ſelig lauſcht und ſpäht,
Da pocht's, ein Frater vor ihm ſteht,

Ein Ordensmann, aus der Ferne weit,
Geſpiele ſeiner Jugendzeit,

Ein Freund, dem Du erſchließen mußt
All' Schmerz und Wonne Deiner Bruſt!

Da jauchzt der Abt: „O Feſt zu Zwei'n!
Wir tafeln heut' im Grün, im Frei'n!"

Den Freund ein Fröſteln überlief,
Er hüllte ſich in den Mantel tief,

Er ſtreicht den weißen Reif aus dem Bart
Und ſtampft den Schnee von den Sohlen hart;

Er ſcherzt: „Weiß Tiſchzeug ſeh' ich zwar
Und Trinkgeräth von Kryſtalle klar;"

„Doch wird erſt abgedeckt dies Linnen,
Wenn Lenzes Gaukelei'n beginnen;"

D'rum wende muthig Deinen Blick
Allein dem Ew'gen zu:
Nur er gewährt Dir ſich'res Glück,
Und Frieden, Troſt und Ruh'!

* * *

Fels und Thal.

Von G. Schilling.

Ein Felskoloß ſah kühn und frei
Ins Thal hinab, wie's unten ſei?
Und rief: „Fürwahr, ich hab's genug!
Den Schnee, den Froſt, der Stürme Flug!"

„Da unten iſt's ſo heimlich warm,
Da kennt man nicht der Größe Harm,
Da iſt's ſo ſchlicht, beſcheiden, fein, —
Fürwahr, ich möcht' im Thale ſein!" —

Das Thal, das ſah mit Ehrfurcht ſcheu
Zum Felſen, wie's da oben ſei,
Und rief: „Fürwahr, wie ſtolz und groß!
Wie eng hier in der Klüfte Schooß!"

„Da oben iſt's ſo wunderbar,
Da horſtet ſtolz der freie Aar,
Da iſt's ſo luftig, duftig, fein!
Fürwahr, ich möcht' ein Felſen ſein!"

Da kam ein junges Paar zumal,
Beſah den Fels, beſah das Thal,
Und baute ſich mit klugem Sinn
Sein Hüttchen in — die Mitte hin!

Der Schutzgeiſt.

Von Heinrich Landesmann.

Es trägt der leichte Kahn die Mutter und den Sohn.
Die Möve kreiſcht, mit Sturm die finſtern Wolken droh'n.

Schon wirft der Wogen Schwall das Fahrzeug wild herum,
Nur Einen trägt's, ſonſt ſinkt das Boot mit Beiden um.

„Das Ruder, Mutter, nimm! ich ſtürze mich in's Meer,
O rette Dich, leb' wohl! Du ſiehſt mich nimmermehr!“

Die Mutter hält ihn feſt: „Ich ſelber ſteh' am Ziel,
Du biſt noch jung und ſtark, — mir raubt der Tod nicht viel!“

Sie ſtürzt, — er ſtürzt ihr nach; gern räng' er der Natur
Das theure Opfer ab, doch Nacht verſchlang die Spur.

Wie ſanft die Welle fließt, die ihn zum Hafen trägt!
Beruhigt ward das Meer, ſein Herz nur wild noch ſchlägt!

Und fürder iſt am Strand kein Schiffer ſo geſucht,
Es ſcheint, als nähm' der Sturm vor ſeinem Kahn die Flucht,

Als hätt' ein Mutterherz durch heil'gen Opfertod
Errungen, daß kein Sturm mehr ſeinem Haupte droht!

Die erſte Lerche.

Von Friedrich Otte.

Erſt zur Hälfte hat der kalte
Wintergreis das Feld geräumt,
Während dort die ſteile Halde
Sich mit Blüten ſchon umſäumt.
In den waldumhegten Grüften
Spricht das Eis dem Lenze Hohn,
Aber in den blauen Lüften
Schifft die freie Lerche ſchon.

Auf der Töne heitern Sproſſen
Schwingt ſie ſelig ſich empor,
Bis ſie, ganz in Duft zerfloſſen,
Sich im Himmelblau verlor.
Aber ſieh! bald ſucht ſie wieder
Ihrer Liebe trautes Neſt,
Und beim Klange ihrer Lieder
Flieht des Winters letzter Reſt.

Lerch' in meines Herzens Gründen,
Sage, warum bleibſt du ſtumm?
Horch, die andern Lerchen künden
Schon den Frühling um und um!

Willſt du, daß das Herz alleine
Sich in Trauerfarben hüllt,
Wenn die Welt im Sonnenſcheine
Ganz von Segen überquillt?

Lerche! laß Dein Lied erklingen,
Das ſo reiche Wunder ſchafft!
Horch, die Knoſpen wollen ſpringen,
Und die Luſt entſtrebt der Haſt!
Kräft'ge Du mit holder Stimme
Den gebund'nen Frühlingstrieb,
Daß das letzte Eis verſchwimme,
Das im Herzen haften blieb.

Die Nixe.

Von Leitner.

Die Nixe ſaß am kühlen Born
Im grünen Moos, und ſang,
Da kam zu Roß durch Strauch und Dorn
Ein Ritter waldentlang.

Er hielt den wilden Rappen an,
Und lauſchte vor ſich hin,
Und nieder zog ein ſüßer Wahn
In's Gras vom Sattel ihn.

Er blinzelt durch's Gezweig und ſieht
Die Nix' am klaren Quell,
Wie ſie die weißen Finger zieht
Durch Locken goldenhell.

Er ſieht ihr roſig Lippenpaar
Zum Kuſſe ſanft geſchwellt,
Die großen Augen wunderklar
Von blauem Glanz erhellt.

Da tritt er raſch vom Strauch hervor,
Der ängſtlich ihn umſieht,
Das ſchöne Weib rauſcht leicht empor,
Will flieh'n, und kann es nicht.

Er hält ſie ſanft an zarter Hand
Und ſenkt ſich auf ein Knie:
„Um Dich durchritt ich Land um Land,
Und fand — und fand Dich nie.“

Die Nixe lacht ihn ſeltſam an,
Und ſtreichelt lind ſein Haar;
„So wirſt du,“ — ruft der ſel'ge Mann, —
„Mein ſchönſter Traum, doch wahr!“

Er ſchlingt um ihren Nacken rund
Den Arm, und nippet ſcheu
Den erſten Kuß vom Roſenmund,
Und ſchwört ihr ew'ge Treu.

„Bald“ — ſpricht er, — „ſoll zum Weib mir weih'n
Dich frommes Prieſterwort,
Doch jetzt ruft in des Königs Reih'n
Ein heil'ger Eid mich fort.“

Da brauſt mit ihm ſein feurig Thier
Davon durch Wald und Heid',
Und lange ſchaut, verworren ſchier,
Ihm nach die Waſſermaid.

Er ſtellt mit ſeinem guten Schwert
Sich zu des Königs Macht,
Und ſchwingt es, eines Ritters werth,
Für ihn in mancher Schlacht.

Doch wie der letzte Schwertſchlag fällt,
Schwenkt er ſein Roß in Haſt,
Und ſtürmt, die Bruſt von Lieb' geſchwellt,
Von dannen ſonder Raſt,

Und ſprengt dem Wald der Wunder zu,
D'rin er ſein Glück erjagt,
Und ruft: „Wo, Holde! ſäumeſt Du,
Nach der ich oft geklagt?"

Er trabte bang durch Strauch und Dorn
Den tiefen Forſt entlang,
Und kam wohl an den kühlen Born,
Wo ſie ſo ſüß einſt ſang.

Raſch hielt er an den treuen Gaul,
Und ſpäht' in's Dickicht rund;
Dahinter ſtaute trüb und faul
Ein Pfuhl im Erlengrund;

Und wohlig hin und wieder ſchwamm
Mit Unk' und Krötenbrut
Die Nixe d'rin, befleckt mit Schlamm
Die gold'ne Lockenflut. —

Und eine große Thräne ſchoß
In's Aug' dem Rittersmann,
D'rauf warf er ſtumm ſich auf ſein Roß,
Und ſprengte aus dem Tann;

Und ritt ſeither von Land zu Land,
Gleichwie auf ſcheuer Flucht,
Und ritt bis an den Tod, und fand
Nie mehr, was er geſucht.

Ebbe und Flut.

Von Leitner.

Die ſtolz erhob'nen Wogen wälzt zum Strande
  Des Meeres Flut, um mächtig aufgeſchwollen
  Zu ſtürzen ſie an Flur und Ackerſchollen,
Ein neues Stück erobernd ſich vom Lande.

Jedoch ein Unſichtbarer ſteht am Rande,
  Den Weg vertretend jenen Hochmuth-Tollen,
  Daß grau'n-erfaßt ſie zitternd heim ſich trollen,
Im Abgrund bergend ihres Ruckzugs Schande.

Da jauchzt der eitle Menſch, der Hocherfreute,
Daß rings das ſcheu entfloh'ne Meer zur Beute
  Ihm bunte Muſcheln ließ und Prunkkorallen.

Du Thor! hol' lieber Deinem Stolz die Lehre,
Daß Allem ew'ge Schranken ſteh'n zur Wehre,
  Darüber ſelbſt das Weltmeer nicht darf wallen.

Dichter und Richter.

Von Deinhardſtein.

Ach! was ſind doch zu beklagen
In der heut'gen Zeit die Dichter —
Der Genießenden ſo wenig
Und dabei ſo viele Richter!

Und die Richter vielgeſtaltig,
Die zum Einklang nichts vereinte,
Alle darin eng verbunden
Daß ſie all der Dichter Feinde.

Obenan die Recenſenten,
Lebend von Verlegers Gnaden,
Welche nach des Brodherrn Willen
Müſſen oft dem Dichter ſchaden;

Oft, durch Widerſpruch zu glänzen,
Oder weil's modern zu finden,
Spotten alles Anerkannten
Und dem Schlechten Kränze winden.

Dann die Nüchternen, die Kalten,
Die nun einmal nicht verſtehen,
Wie uns kann in Wallung bringen
Solch ein Ding, das nie geſchehen

Die dem Dichter nur erlauben
Abzuſchreiben die Geſchichte,
Und als Kinderſpiel erkennen
Jede Zuthat vom Gedichte.

Dann die praktiſchen Naturen,
Deren Ziel ein wenig derber,
Als Poeten-Ziel und Streben,
Denen Dichter Zeitverderber,

Denen ſüßer als Altäre
Dampfſchiff oder Schornſtein rauchen,
Die nur Solches brauchen können,
Was in Hof und Haus zu brauchen.

Dann die ſchaalen Wort-Philiſter,
Welche mit gelehrten Mienen
Sylben meſſen, Füße zählen,
Ob ſie all' correct erſchienen.

Die mit Schülerweisheit zeigen,
Wo der Meiſter hat gefehlet;
Dort Unkenntniß ihm erweiſend,
Wo mit Kenntniß er gewählet.

Und am Schluſſe dann die Dummen,
Die der beſten Geiſtesgaben
Sich bewußt mit ſtolzer Freude,
Weil ſie Geld und Ämter haben.

„Neuigkeiten!“ lacht der Vetter,
„Das Gedicht iſt eine Blume —
Haben ein's Sie blüh'n geſehen?“
„„Ich! noch nie,““ lacht d'rauf die Muhme.

„Und jetzt nennt er's gar ein Feuer,
Das ſich aufſchwingt von der Erde.“ —
„„Nein, das iſt doch gar zu albern,
Feuer kenn' ich von dem Herde!““

„Narrheit!“ ruft er, die Gedichte
Werfend in die Fenſterniſche,
Und ſie ſtrickt am Strumpfe weiter,
Und er geht zum Actentiſche.

Ach! der guten, armen Dummen
Weit verbreitetes Gelichter,
Alle Richter der Poeten,
Und dabei — die ſtrengſten Richter.

Ich harre ſtumm gefaßt.

Von Betty Paoli.

Wie meiner Seele Harm
Vermittelnd zu beſiegen?
O laß in Deinem Arm
Vergeſſensfroh mich liegen!

O laß, wenn neu erwacht
Ein ſchmerzliches Gedenken,
In Deines Auges Nacht
Die Seele mich verſenken!

Und will in heißer Pein
Erſchöpft mein Herz verbluten,
Dann hauch' mir Leben ein
Mit deines Kuſſes Gluten!

Doch keinen, keinen Schwur!
Meinſt Du, daß ich ihm traute?
Er mahnte mich doch nur
An längſt verklung'ne Laute.

An Laute, die vom Strand'
Mich lockten auf die Wellen,
Bis ich am Klippenrand
Mein Fahrzeug ſah zerſchellen.

Die wild empörte Flut
Kannſt du zur Ruh' nicht ſprechen.
Ich weiß zu gut, zu gut,
Wie leicht ein Schwur zu brechen!

Was glühend du verneinſt,
Schon keimt's in böſen Saaten:
Ich weiß, Du wirſt mich einſt
Verlaſſen und verrathen.

Das weiß ich, ach! und kann
Ihn nimmermehr doch heben,
Den mächt'gen Geiſterbann,
Der mich Dir hingegeben! — —

Ein Wüſtenwand'rer trifft
Verſchmachtend auf die Quelle,
Und böte ſie ihm Gift,
Er tränk' die gift'ge Welle;

Denn leichter iſt zumal
Ein raſch hinlodernd Sterben,
Als in des Durſtes Qual
Verkommend zu verderben.

So bin in dunkler Stund'
Ich an Dein Herz geſunken
Und hab' von Deinem Mund
Den Untergang getrunken.

In unermeſſ'ner Noth
Biſt Du mir ſo begegnet,
Und giebſt Du mir den Tod,
Sei dennoch mir geſegnet!

Das Glück der Welt erblaßt
Vor dem, das mir erglommen!
Jetzt harr' ich ſtumm gefaßt
Der Schmerzen, die da kommen.

Fügungen.

Novelle von Karl Heuſenſtamm.

1.

Die Oper war zu Ende. Die an Schau- und Hörluſt geſättigte Menge wogte in buntem Gewühle durch die Vorhalle, anmuthige Frauen und Mädchen ſchwebten in dichter Reihenfolge die Gaſſe des ſpähenden Männerſchwarmes entlang. Unter dieſem ſtand auch der jugendliche Albert, und muſterte die vorübergleitenden Huldgeſtalten mit durchbohrenden Blicken.

Das Gedränge war vorüber, das Raſſeln der Kutſchen hallte nur mehr dumpf aus der Ferne — Albert wurzelte noch, wie traumbefangen, an ſeinem Poſten. Ein leiſer Schlag auf die Achſel weckte ihn; er blickte auf, ſein Freund Arthur ſtand vor ihm.

„Wo warſt Du?“ — rief ihm dieſer zu — „hat Dich die heutige **Opera buffa** ſo verſtimmt, oder eine der **Prime donne** in Parterre und Logen?“ —

„Keines von Beiden,“ verſetzte Albert, des Freundes dargebotene Hand herzlich ſchüttelnd, „diesmal war es nur eine getäuſchte Erwartung.“ —

„Du ſollſt mir dies bei Tiſche gewiſſenhaft berichten. Laß uns gehen, denn der Schließer raſſelt uns ſchon ein ungeduldig: Gott befohlen!“

Arthur faßte den Freund am Arm, und zog ihn nach der Thüre; doch: „Halt!“ rief er plötzlich verweilend, „was ſchimmert dort am Boden?“ Er ließ Albert's Arm los, bückte ſich zu der bezeichneten

Stelle, und raffte ein zierlich Frauentüchlein auf, das er wie eine Siegesfahne flattern ließ.

„Bei den Grazien," hob er wieder an, ſeinen Fund näher beſchauend, „ein wunderniedlich Gewebe! Gefüge, Glanz und Farbenſpiel ganz exotiſch, tropiſch. Und wie ſüß berauſchend das duftet! Was gilt's, das Ding iſt ein Talisman, und ſeine Herrin ein Feenkind?" —

Albert hatte indeß das Tuch gleichfalls betrachtet: „Iſt's möglich," rief er mit leuchtendem Blicke, „darf ich meinen Sinnen trauen? Alſo war ſie dennoch hier, und wäre mir entgangen?" Er verſenkte ſich in den Anblick des Tuches, deſſen er ſich bereits bemächtigt hatte: „Kein Zweifel, dasſelbe Tuch; wie räthſelhaft!" —

Arthur ſah ihn lächelnd an: „Räthſelhaft, guter Albert, erſcheint mir bei der Sache nichts, als Dein Benehmen. Doch komme, auf daß ſich Bruſt und Zunge Dir löſe! Das Tuch laſſen wir wohl für allfällige Nachfragen hier zurück?"

„Was fällt Dir ein?" rief Albert heftig, „kein Gott ſoll mir dies Kleinod entreißen, bis ich nicht alles weiß." —

„Ei ſeht doch," entgegnete Arthur, „wie trefflich Du die Rolle des redlichen Finders ſpielſt! Ich will indeß Gnade für Recht ergehen laſſen, unter der Bedingung, daß Du mir den myſtiſchen Knäuel fein nüchtern entwirrſt."

„Müßte doch Alles trügen," fuhr er fort, indem ſie aus dem Opernhauſe traten, „oder es waltet hier eine fädenverſtrickende Zaubergöttin des letzten Maskenballs." Er hielt inne, wie auf Antwort wartend; als jedoch Albert ſchwieg, begann er wieder: „Wie ich aus guter Quelle weiß, unterhielteſt Du Dich damals mit einer Maske lang und lebhaft, und bliebſt für den Reſt der Ballnacht in ihrem Zauberkreiſe feſtgebannt."

Albert blickte ſeinen Freund unentſchieden an. „Nun, Du wunderſt Dich etwa gar," ſagte dieſer lächelnd, „daß ich um Dein öffentliches Geheimniß weiß. Wie, wenn ich aber zu erfahren verlangte, ob es Dir vergönnt geweſen, Deinem Saïsbilde hinter den Schleier blicken zu dürfen?“

„Leider nein!“ rief Albert ſeufzend. „Sie entſchwand mir plötzlich, wie ein holder Traum.“

„Aus dem Du gleichwohl noch nicht erwacht ſcheinſt,“ erwiederte Arthur.

Die Freunde hatten inzwiſchen eines der Seitengemächer der benachbarten Reſtauration betreten, und ſahen ſich dort nach ihrem Wunſch allein. Arthur beſtellte ein kleines Mahl, und empfahl dabei dem Aufwärter ſehr angelegentlich eine Flaſche des feinſten Sauterne. Albert war wieder ſchweigſam geworden. Arthur ließ ihn gewähren, bis das köſtliche Traubenblut in den Gläſern perlte. Dann erhob er einen der Pokale und rief: „Der zauberhaften Maske!“

Albert ſtieß an, und that dem Freunde Beſcheid. Dann ſagte er nach einer kleinen Pauſe:

„Zauberhaft nennſt Du ſie mit Recht, lieber Arthur; denn ſolch eine ſinn- und ſeelenbezwingende Gewalt konnte ein Weib, deſſen Angeſicht ich nie geſchaut, auf mich nur durch geheimnißvolle Zauberkräfte üben.“

„Myſtiker,“ bemerkte Arthur, „würden es die Macht magnetiſcher Sympathie taufen. Doch laß mich den ganzen Hergang hören.“

„Du weißt,“ nahm Albert wieder das Wort, „welch' eine Statiſtenrolle ich auf Maskenbällen zu ſpielen pflege. Ich will dort nur phantaſtiſche Eindrücke, Hohlſpiegelungen aus dem Reiche der Poeſie, an der Leben und Kunſt täglich dürftiger werden. Da frommt mir nur müßige Beſchaulichkeit am beſten, und läßt das wirre Tollen der Ballnacht, wie ein ſpukhaftes Brambille-Märchen, in wüſten Traumphantomen mich umkreiſen.“

„In ſolcher Stimmung ſaß ich auch das letzte Mal in einer Ecke des Saales, als der Abendgruß einer weiblichen Stimme zu mir drang, in welchem der herkömmliche Schnarrton der Verlarvung einen eigenen muſikaliſchen Reiz zu gewinnen ſchien. Ich blickte vor mich hin, und gewahrte zwei Frauenmasken — edle zarte Geſtalten, zum Verwechſeln ähnlich — in deren Erſcheinung mich eine feinſinnige Seltſamkeit poetiſch anregte. Aus der Zuſammenſtellung ihrer Anzüge ſprach eine wunderſame Verſchlingung von Willkür und Grazie. Ich möchte den Eindruck einen weiblich-humoriſtiſchen nennen. Bald haſtete ich mit Aug' und Seele ausſchließend an der einen von ihnen, deren Gruß mich geweckt hatte. Gegen die Lebendigkeit ihres Redeſtromes contraſtirte der milde Wohllaut ihres Organs, die rhythmiſche Einfachheit ihrer Bewegung mit eigenthümlichem Reize. Hinter den Larvenhöhlen glühten die dunklen Augenſterne gleich magiſchen Karfunkeln, und ſchoſſen von Zeit zu Zeit Strahlenblitze.“

Albert hielt inne, von der Macht der Erinnerung feſtgehalten.

Arthur zündete ſich eine Cigarre an, und ſagte nach einigen Kraftzügen: „Du machſt mich immer lüſterner nach dem Inhalt Eurer Unterredung.“

„Gerade darüber,“ verſetzte **Albert**, „weiß ich Dir am wenigſten mitzutheilen. Im Geſpräche meiner Unbekannten pulſirte ganz der Charakter ihrer Kleidung. Da war nichts von den fadenſcheinigen Gemeinplätzen des Maskenverkehrs, nichts von nüchterner Proſa des Alltaglebens. Sie erſchien mir als phantaſtiſches Weſen der Märchenwelt, mit einer Sprache voll ſinniger Arabesken, für deren Verſtändniß ſie verfeinerte Organe, wie aus einem Schlummer, in mir weckte. Ja, was noch wunderkräftiger war, ſie übertrug mir einen Theil ihrer Schöpfermacht, und ließ mich in ihrem Feenreiche heimiſch werden. Ich wußte nicht, wie mir geſchah; ich dachte, fühlte, ſprach mit erhöhtem Lebensgefühl, mit verſtärkter Geiſtestriebkraft, und doch nicht wie ſelbſtſtändig aus mir. Darum ſchwebt mir unſere Unterredung in der Erinnerung wie ein weiches, lyriſches Tongemälde vor, voll Sinn und Sprache für Phantaſie und Empfindung, doch nicht geſtaltet für beſtimmten Wortausdruck.“ —

„Das klingt ſeltſam genug,“ bemerkte **Arthur** nach kurzer Pauſe, „indeß muß ſich, dächt' ich, die geheimnißvolle Geſchichte des eben zuvor gefundenen Tuches doch mit klaren nüchternen Worten erzählen laſſen.“

„Die iſt ſehr einfach,“ erwiederte Albert. „Ich beſchwor die Maske, als ſie ſich zum Abſchied anſchickte, um die Gunſt des Wiederſehens. Sie geſtand es zu und verwies auf das Opernhaus. An jenem Tuche, das ſie damals trug, ſollte ich ſie erkennen. Allein vergebens ſpähte ich heute Abends bei allen Beſucherinnen der Oper nach dieſem Zeichen, bis Du es endlich als verlornes Kleinod entdeckteſt. Was ſoll ich nun denken? Daß ſie wirklich dort war? Hätte ſie aber dann meiner raſtloſen Rundſchau im Theater entgehen können?“

„Ohne das verabredete Zeichen allerdings.“ —

„Das hat ſich ja gerade gefunden.“ —

„Das Tuch, ganz recht, aber nicht das Zeichen; dazu hätte jenes nur am Halſe ſeiner Herrin werden können. Du baueſt zu viel auf Maskenwort, guter Albert!“

„Du noch mehr auf einen verſchnellen Argwohn.“

„Mag ſein! Vielleicht biſt Du jedoch ſelbſt ein bischen zu verſchnell in Anerkennungen der Echtheit Deiner Reliquie? Muß das von Dir bei Deiner Maske geſchaute Exemplar, ſo wunderhübſch es auch iſt, nothwendig das einzige ſein? läßt ſich kein zweites, drittes, zehntes, hundertes denken, da es am Ende doch kein Werk Minerva's, ſondern des Webſtuhles iſt?“ —

„Fehlgeſchoſſen!“ rief Albert, der inzwiſchen das Tuch hervorgezogen und ſorgfältig betrachtet hatte. — „Es iſt in der That eine Meiſterarbeit der Nadel und fürwahr, Minerva's würdig.“ —

„Du haſt recht,“ erwiederte Arthur nach näherer Prüfung des Kunſtwerkes, „und ſieh einmal, hier in die Ecke iſt ein blumenumkränztes „A“ eingeſtickt.“ —

„Nun begreife ich die Zuverſicht der Maske bei Beſtimmung dieſes Kennzeichens.“

„Dagegen werden beide, nebſt dem Fund-Evenement immer räthſelhafter, wahre Neugier-Veſicatoires. Du haſt wohl keine Ahnung von dem Kern der Maskenhülſe?“ —

„Wie ſollt' ich, nach der Unbegriffenheit ihres dir geſchilderten Eindrucks auf mein Inneres.“ —

„Sprach aus der Art ihrer Unterredung Vertrautheit mit Deinen perſönlichen Verhältniſſen?“ —

„Sie benahm ſich hierin, wie in Allem, ſo fein und ſeltſam, daß ſie mehr aus mir ſelbſt zu leſen, als Gehörtes wiederzugeben ſchien.“

„Wunder und nichts als Wunder! Mir wird faſt unheimlich zu Muth. Was gedenkſt Du nun mit Deinem Kleinod zu beginnen?“ —

„Weiß ich es ſelber?“ —

„Für Dich gibt es jetzt nur Einen Ausweg.“

„O ſprich, lieber Arthur!“ —

„In Kurzem ſindet wieder ein Maskenball zu einem wohlthätigen Zwecke Statt. Verſäume ihn nicht. Deine Dame Straniera wird dabei wohl ſchwerlich fehlen. Vielleicht erhellt ſich an ihren Blitzen Deine Dämmerung.“ —

„Vortrefflich! Ich will Deinen Rath befolgen, und hoffe wieder.“ —

„Nur nicht zu ſanguiniſch, muß ich bitten. Es handelt ſich nicht mehr um das Märchen, ſondern um deſſen Nutzanwendung. — Und nun laß uns gehen, lieber Albert! Mitternacht iſt nicht mehr fern.“

Die Freunde verließen das Gaſthaus, und ſchieden mit Nachtgruß und Händedruck.

2.

Als Albert in ſeiner Wohnung angelangt war, fand er, mit Befremden, ſeinen Diener — der gewöhnlich um ſolche Zeit der Nacht ſchon ſanft zu ruhen pflegte — noch auf den Beinen, und wie es ſchien, in voller Thätigkeit. „Was ſoll das bedeuten, Paul?“ rief ihm Albert zu, „warum nicht zu Bette?“ — Paul begnügte ſich, dieſe Frage mit einem liſtigen Lächeln zu beantworten, und ſeinem Herrn die Stubenthür zu öffnen.

Albert erſtaunte nicht wenig, ſeinen kleinen Salon von einer Rauchwolke umhüllt zu ſehen, durch welche ihm nur ein trübes Bild des ihn überraſchenden Anblicks vergönnt war.

Auf einem Lehnſtuhl vor dem Tiſche, wo, nebſt zwei brennenden Kerzen, die Reſte kalter Küche und einer Flaſche Wein, ſammt Eß-, Trink- und Rauchgeräth, dann ein Pack Zeitungen gelagert waren, ſaß ein Mann in Schlafrock und Mütze, mit einer Hand das Haupt wie im Schlummer ſtützend, mit der anderen eine ausgelöſchte Türkenpfeife haltend. Rings umher zeigten ſich Spuren der Einbürgerung mit den gehörigen Anſtalten der Gaſtlichkeit.

Albert war mit ſich noch nicht einig geworden, ob er wache oder träume, als dem Fremden die Pfeife entfiel, und er vom Geräuſch aus dem Schlummer emporfuhr.

Nun konnte aber auch Albert über ſeinen Gaſt nicht länger in Zweifel bleiben und mit dem Ausruf: „Iſt's möglich? Mein theurer Onkel!“ ſtürzte er an deſſen Bruſt.

„Sieh da, mein Herzensjunge!“ entgegnete Baron Hort — ſo hieß der Onkel — mit Wärme, indem er den Neffen in ſeine Arme ſchloß. „Saubere Wirthſchaft!“ fuhr er fort, nachdem er einen Blick auf den Tiſch geworfen; „diesmal, Albert, wechſeln wir die herkömmlichen Rollen, und ich muß mir von Dir den Text leſen laſſen. Bei brennenden Kerzen einnicken! das iſt mir ſeit dreißig Jahren nicht geſchehen. Freilich hab' ich die zwei Tagreiſen von meinem Landſitze her die Kutſche nicht verlaſſen; ſeit etwa drei Stunden warte ich hier auf Dich — da konnte mir wohl was Menſchliches begegnen; was meinſt Du, mein Junge?“ —

„Wie tief beſchämſt Du mich, lieber Onkel!“ erwiederte Albert, „wie beklage ich meine ſpäte Rückkehr! hätte ich Deine Ankunft nur ahnen können.“

„Die ahnte ich ſelbſt noch vor vier Tagen nicht,“ unterbrach ihn der Baron, „bis mich Tags darauf ein in dringend wichtiger Angelegenheit erhaltener Brief eines Güterbeſitzers in Steiermark zur Reiſe dahin beſtimmte, um das Geſchäft perſönlich abzuſchließen. Morgen mit Früheſtem breche ich auf; ich muß den Ort meiner Beſtimmung noch zu guter Tageszeit erreichen, und in Kurzem ſehen wir uns, ſo Gott will! mit mehr Behaglichkeit wieder.“ —

„Wie, morgen Früh ſchon willſt Du fort, lieber Onkel? Und mußteſt durch meine Schuld in der Nachtruhe verkürzt werden! Hätte ich mindeſt beſſere Anſtalten treffen können.“ —

„Die Vorkehrungen Deines rührigen Paul laſſen nichts zu wünſchen übrig; d'rum ſei das abgethan, mein Sohn! Geh', ſchicke den armen Schelm zu Bette; für morgen hat er meine beſtimmten Weiſungen. Die Zeit iſt koſtbar. Ich habe Dir noch manches zu ſagen, und möchte doch ein Paar Stündchen ruhen.“

Albert that, wie ihm geheißen; dann ſetzte er ſich zum Onkel, der, nachdem er ſein Glas geleert und die Pfeife angezündet, des Neffen Hand mit den Worten faßte: „Du weißt, lieber Albert, wie warm Deine Wohlfahrt mir am Herzen liegt.“ —

„Ob ich es weiß,“ rief Albert bewegt, indem er des Oheims Hand, von ſeinen beiden umſchloſſen, an die Bruſt drückte; „biſt Du dem frühe Verwaiſten nicht Vater im ſchönſten Sinne des Wortes?“ —

„Das mußte ſo kommen, mein Sohn,“ ſagte der Baron mit niedergeſchlagenen Augen. „Du biſt meines geliebten Bruders einzig Kind, verlorſt den Vater, bevor Du ihn gekannt, die Mutter, ehe Du zum Jüngling aufgeblüht. Ich bin unbeweibt geblieben, ſeit der fehlgeſchlagenen Herzenswahl meiner Jugend. In ländlicher Einſamkeit ward mir Vaterſorge zum Pulsſchlage meines ökonomiſchen Treibens. Ich that, was ich nicht laſſen konnte. Leider ſah ich mich bald nach dem Tode Deiner herrlichen Mutter von Dir getrennt. Es handelte ſich um Deine höhere Geiſtesbildung, die auf dem Lande nicht zu erlangen war. Ich brachte Dich hieher in die Reſidenz, mußte Dich der Obſorge Anderer anvertrauen; nur die Ferialmonate hindurch warſt Du mir wieder geſchenkt. Du ſtehſt nunmehr im einundzwanzigſten Lebensjahre, und wirſt Deine Studien nächſtens vollenden. Glückliche Anlagen, heißer Wiſſensdrang führten Dich über die Gränzen herkömmlicher Schulweisheit hinaus, Du haſt manch Tüchtiges gelernt, was Dir im Leben fruchtbringend werden kann. Deine Seele glüht für Wahrheit und Recht. Durch Dein väterlich Erbe biſt Du unabhängig geſtellt, und all' mein Pflanzen und Säen gilt Dir allein. Von innen und außen mahnt Dich alles an Deinen Beruf zu thatkräftigem Wirken. Was entgegneſt Du dieſer Aufforderung?“

Albert war über dieſe Wendung ſichtbar betreten. „Lieber Onkel,“ erwiederte er zögernd, „Du überfällſt mich ſo plötzlich mit dieſer wichtigen Frage. —

„Ich hätte ſie nicht für ſo ganz unerwartet gehalten,“ fuhr der Baron fort, „da ich ihren Gegenſtand mit Dir bereits beſprochen hatte, wenn gleich ohne beſtimmte Erklärung von Deiner Seite. Übrigens iſt dieſe Frage wohl gerade an der Zeit.“ —

„Allerdings,“ — verſetzte Albert nach einer kleinen Pauſe, während welcher er in merklichem Kampfe mit ſich begriffen war. —

„Doch nicht minder, lieber Onkel, iſt es deren offene unumwundene Beantwortung.“ —

„Das verſteht ſich; eine andere könnte ich weder wünſchen, noch erwarten.“ —

„So muß ich Dir denn bekennen, daß ich zu dem, was man gewöhnlich Berufſthätigkeit nennt, nicht den mindeſten Beruf fühle.“

„Erkläre Dich näher, lieber Albert!“

„An jeder äußeren Nothwendigkeit erlahmt meine innere Kraft. Soll ich lebendig mit Luſt und Liebe wirken, ſo muß es aus einem Schöpferdrange meiner Natur geſchehen.“ —

„Das heißt mit anderen Worten: Du willſt keinen aufgedrungenen, ſondern nur einen ſelbſtgewählten Beruf. Das möchte immerhin gehen, wenn Du anders Deiner Wahl vertrauen zu können glaubſt.“

„In meinem Sinne, lieber Onkel, würde ich eben nur einem alleinherrſchenden Ideale meiner Seele unwiderſtehlich nachzuſtreben vermögen, meine Wahl würde daher eine innerlich nothwendige und deshalb untrügliche ſein.“

„Vielleicht nicht ganz ſo untrüglich, mein Sohn, als es Deinem hochſtrebenden Jugendſinn erſcheint. Doch, das bleibe dahin geſtellt. Nenne mir doch den Beruf Deiner Wahl!“

„Das vermag ich zur Stunde noch nicht. Für jetzt drängt es mich nur, die glühenden Offenbarungen meines Innern in Worte zu geſtalten, den ſinnvollen Zuſtänden der reichbewegten Gegenwart eine ſympathiſche Sprache zu verleihen. Ob ich hierin den Brennpunkt für meine Geiſtesthätigkeit, die Aufgabe meines Lebens anerkennen ſoll, oder ob mir ein anderes Bereich des Wirkens bevorſteht — darüber wird mich ſelbſt erſt die Zukunft belehren. Wie vermöchte ich auch hierüber mit mir ins Klare zu kommen, ſo lange mir zur Prüfung meiner Kräfte nur eine dürftige Spanne Raums gegönnt iſt, und die weite Welt ungekannt vor mir liegt?“

„Recht ſo, mein Sohn,“ fiel der Onkel, dem dieſe Wendung für ſeine Abſichten zu taugen ſchien, lebhaft ein, „Welt- und Menſchenkenntniß müſſen der todten Bücherweisheit erſt Leben und Brauchbarkeit verleihen; Reiſen ſind die wahre Erziehungs- und Bildungsſchule junger Leute. Inſonderheit wirſt Du aus ihnen eine entſchiedene Geſtaltung der äußeren Verhältniſſe gewinnen, und die Anerkennung der Nothwendigkeit ihrer zeitgemäßen Wechſelwirkung zum inneren Leben. Mit Eintritt des Herbſtes, nach Vollendung Deiner Studien, magſt Du auf Reiſen gehen.“

„So bald, lieber Onkel?“ erwiederte Albert, deſſen Gemüth, in der Erinnerung an ſein jüngſtes Abenteuer befangen, gegen den Gedanken ſo ſchneller Trennung ſich ſträubte. „Ich dächte, das hätte Zeit bis zum Frühjahre.“

Der Baron, über dieſe Äußerung nicht wenig befremdet, warf einen forſchenden Blick auf Albert, der denſelben jedoch, etwas verlegen, vermeiden zu wollen ſchien. Der Baron that, als bemerkte er nichts, und verſetzte im Tone der Unbefangenheit, indem er an ſeiner Pfeife hanthierte: „Wie Du glaubſt, lieber Albert! Ein Aufſchub von wenigen Monaten verſchlägt gerade nicht viel; ja, ich geſtehe Dir, er iſt mir ſogar in Einer Beziehung faſt willkommen.“ —

„In welcher, lieber Onkel?“ — —

„In Bezug auf meinen theuern Jugendfreund Ström,“ erwiederte der Baron, mit einem flüchtigen Seitenblick, der jedoch genügte, um das plötzlich aufgejagte Roth in Albert's Angeſicht zu gewahren. „Du weißt,“ fuhr er fort, „wie lebhaft ich Deine Annäherung an dieſes Haus wünſche. Nochmal empfehle ich Dir auf's wärmſte die Bekanntſchaft dieſes meines Herzensfreundes und ſeiner Familie." —

„Herr von Ström hat ja eine Tochter, lieber Onkel?" fragte Albert etwas verlegen.

„Ganz recht," erwiederte der Baron, „ein allerliebſtes Mädchen von 17 Jahren, ſein einzig Kind; beinahe," ſetzte er lächelnd hinzu, „hätte ich vergeſſen, Dir auch ihre Bekanntſchaft zu empfehlen."

Albert ergriff des Barons Hand: „Guter Onkel, Du hätteſt wohl allen Grund, mir zu zürnen, daß ich Deinen Wunſch bisher unerfüllt ließ; geſtatte mir jedoch einige Worte der Rechtfertigung."

„Wozu das, mein Sohn? Dich rechtfertigt das Unabſichtliche Deiner Zögerung." —

„Offen geſtanden: nein, lieber Onkel!" —

„Wie, Albert," erwiederte der Baron befremdet, mit etwas umdüſterten Zügen. „Du hätteſt meines Freundes Haus mit Abſicht gemieden?"

„Ich kann's nicht läugnen."

„Und Deine Gründe?" fragte der Baron mit ungewöhnlichem Ernſt. „Ohne Rückhalt, mein Sohn!" fuhr er freundlicher fort, als er ſeines Neffen Befangenheit gewahrte, „öffne mir Dein Herz."

„Das will ich, mein theurer Onkel," verſetzte Albert bewegt; „darf ich doch von Deinem liebevollen Gemüthe Nachſicht für die Eigenheiten des meinen erwarten. Sieh, ich glaube bemerkt zu haben, Du wünſchteſt mich mit Deines Freundes Tochter ehelich zu verbinden."

Die Reihe zum Verlegenſein war nunmehr an dem Baron, und er entgegnete, ſich in dichte Rauchwolken hüllend, mit einer Miſchung von gutmüthig-launigem Trotz, obgleich etwas zögernd: „Nun, und geſetzt, es wäre wirklich mein Wunſch, was hätteſt Du an und für ſich dagegen einzuwenden?"

„Nichts, lieber Onkel, als meine Scheu vor jeder Verbindung, zu der ich mich nicht unbeabſichtet, unverſehen, durch Naturnothwendigkeit, durch einen Zug des Herzens gedrängt fühle."

Der Baron machte eine ungeduldige Bewegung, faßte ſich jedoch wieder und ſprach: „Ich denke, das eheliche Glück beruht auf ganz anderen Bedingungen, und ſich einem auserleſenen Mädchen, blos ſolcher Grillen wegen, nicht einmal nähern wollen, heißt denn doch dem eigenen Sinne zu viel einräumen.“ — —

„Du magſt Recht haben, lieber Onkel. Aber, geſetzt ich hätte mich dem Mädchen genähert, ohne mich zu einer Verbindung mit ihr angeregt zu fühlen, träfe Dich das nicht noch empfindlicher?“

Der Baron war beinahe um eine Antwort verlegen, und bedauerte im Stillen, ſeine Abſichten in Beziehung auf Ström's Tochter dem Neffen nicht verſchwiegen zu haben. Um jedoch dieſen Mißgriff durch einen zweiten nicht zu verſtärken, ließ er die Sache für den Augenblick bis auf gelegenere Zeit fallen und lenkte das Geſpräch auf andere Gegenſtände, brach es aber bald gänzlich ab, und legte ſich, mit freundlichem Nachtgruße, zur Ruhe. Am nächſten Tage, als kaum der Morgen graute, nahmen Onkel und Neffe den herzlichſten Abſchied, und jener ſetzte, nach wiederholtem Verſprechen, in einigen Wochen wiederzukehren, ſeine Reiſe fort.

3.

Einige Stunden ſpäter finden wir die reizende Hermine im anmuthigſten Morgengewande auf einem niedlichen Sofa vor ihrem Theetiſchchen, im Durchflug der vor ihr liegenden Tagesblätter.

Wer hätte es der jungfräulichen Geſtalt, dem aufblühenden Antlitze der ſchönen Frau angeſehen, daß ſie bereits ſeit 18 Monaten Witwe war?

Wer hätte aus ihrem dunkel glühenden, ſchwärmeriſch beſeelten Auge den innerlichſten Vorſatz herausgeleſen, Witwe zu bleiben?

Gleichwohl war Hermine reich und unabhängig, in Vollkraft der Jugend und Geſundheit, pulſirendem Geiſt und Gemüth. Doch konnte ſie dies Alles vor der Macht der Vergangenheit bewahren?

Hermine fühlte ſich noch als aufblühende Jungfrau zu einem jungen Manne hingezogen, der, ohne ihre Neigung zu ahnen, ja, ohne ſie zu kennen, bereits mit einem anderen Mädchen verlobt war.

Hermine ſah ihn damals zuweilen auf einem dem Landſitz ihrer Eltern benachbarten Rittergute, wo ſich zahlreiche Geſellſchaft einzufinden pflegte, hielt ſich jedoch von ihm entfernt, aus Furcht, ihm ſonſt das Geheimniß ihres Herzens zu verrathen. So hatte ſie daſſelbe ſtets tief in ſich bewahrt, doch ohne deſſen dauernden Einfluß abwehren zu können, der um ſo nachhaltiger wirkte, je flüchtiger des Fremden Erſcheinung war. Nur zu bald erfuhr ſie, daß er wieder abgereiſt ſei, um ſeine Braut zu ehelichen und dann auf ſeine Güter heimzuführen. Sie ſah ihn nicht wieder, doch treu bewahrte ſie ſein Bild im Innern.

So waren etwa anderthalb Jahre verſtrichen, als ſich Baron Saldern um Herminens Hand bewarb. Sie hatte kaum das ſiebzehnte Lebensjahr erreicht, während er ſchon im Mannesalter ſtand. Hermine willigte in die Verbindung mit ihm, weil es der ſehnlichſte Wunſch ihrer Eltern war, und weil er ihr die innigſte Ergebenheit bewies, ohne darin durch ihr offenes Bekenntniß einer nur ſchweſterlichen Neigung beirrt zu werden.

Die Vermählung ward eines Morgens auf dem Landſitze ihrer Eltern vollzogen; dann führte ſie Saldern nach der Reſidenz, wohin er Abends gelangen konnte.

Unterwegs wurden ſie jedoch von heftigem Regenwetter überfallen. Saldern, erſt unlängſt von einer Unpäßlichkeit geneſen, zog ſich durch Verkühlung ein Fieber zu, das ihn, gleich nach ſeiner Ankunft, auf's Krankenlager warf. In Kurzem geſtaltete ſich ſein Übel ſo bösartig, daß die ärztliche Kunſt daran ſcheiterte.

Er ſtarb nach ſechs Wochen, und Hermine, die Erbin ſeines großen Vermögens, war Witwe, bevor ſie ſich mit der Beſtimmung des Weibes befreunden konnte.

Eine ſolche Kataſtrophe ihres kaum geſchloſſenen Ehebündniſſes mußte Herminen tief erſchüttern. Nachdem die Gewalt des erſten Eindrucks ſich gemildert hatte, und ihr noch jungfräuliches Gemüth für Erinnerungen ſeiner Frühlingszeit wieder empfänglich geworden, beſtimmte ſie ſich zu dauernder Witwenſchaft; ihr Herz gehörte der Vergangenheit.

Ein Jahr hatte Hermine bei ihren Eltern auf dem Lande hingebracht, da zog es ſie wieder nach der Reſidenz; dort nur fand ihr ſtrebſamer Sinn für Kunſt und Geiſtesbildung befriedigende Nahrung und Anregung. Vor allem galt dies von der Himmliſchen unter den Künſten, der Tonkunſt, in deren Offenbarungen ſie für die tiefſten, ſchüchternſten Ahnungen ihrer Seele Bild und Sprache fand.

Und doch war Hermine nicht, was man „muſikaliſch ſein“ zu nennen pflegt. Sie hatte ſtets gegen Unterricht in der Muſik (mit welchem man freilich erſt in ihrem zwölften Lebensjahre zu beginnen gedacht) eine entſchiedene Abneigung empfunden. Sie wollte, um die geheimnißvollen Wunder dieſer Himmelsſprache mit hingebend gläubigem Gemüthe empfangen zu können, den traumhaften Zauber des Eindrucks durch regelrechte Bloßlegung des mechaniſchen Triebwerkes ſich nicht zerſtören laſſen.

Hermine war im Beſitze einer klang- und ſeelenvollen Stimme; bei ihrem feinen Sinn und Ohr und ihrem getreuen Erinnerungsvermögens für Muſik, konnte ſie Melodien, von welchen ſie ſympathiſch angeregt worden, feſthalten und wiedergeben. Sie pflegte ſogar zuweilen über lyriſche Gedichte, die in ihrem Gemüthe Anklang fanden, ſelbſt erfundene Melodien zu improviſiren.

So heimiſch ſich Hermine in der Umgebung ihrer Lieben fühlte, denen ihr Haus gaſtlich offen ſtand, ſo wenig Behagen fand ſie an größerer Geſellſchaft. Männer hatten bei ihr nicht Zutritt.

Seit ihrem Wiedereintreffen in der Reſidenz beherbergte ſie ihren geliebten einzigen Bruder, der ſich dem Studium der Heilkunde, mit leidenſchaftlicher Hingebung an dieſe Wiſſenſchaft, widmete. Eduard (ſo hieß der junge Mann) war gerne in ſeiner Schweſter Geſellſchaft, die ihm mannigfache Anregung und Befriedigung für Geiſt und Gemüth gewährte.

Kurz nachdem wir Herminen im Leſen der Zeitſchriften verlaſſen, trat Eduard mit einem herzlich gebotenen und erwiederten Morgengruß in ihr Cabinet. „Noch ſo eifrig bei Deiner Morgenlecture, liebe Schweſter?“ rief er ihr zu. „Was feſſelt heute wohl ſo lange Deine Aufmerkſamkeit?“

„Dein Befremden iſt gerecht, lieber Bruder,“ verſetzte Hermine, ihr Blatt bei Seite legend, „da Du recht gut weißt, wie flüchtig ich ſonſt Journale,, ſo unentbehrlich ſie mir ſind, abzuthun pflege. Ein intereſſanter Artikel in dieſem Blatte war's, der mich ſo lange feſthielt, obgleich des Verfaſſers Anſicht nicht die meine iſt.“ —

Eduard faßte das bezeichnete Blatt: „Muſikaliſche Poeſie. Dies iſt doch der Aufſatz, den Du meinſt, Hermine?“ —

„Ganz recht, lieber Bruder! Der Verfaſſer beſpricht unter jener Benennung vorzugsweiſe die ſeit dem wunderthätigen Magus Beethoven verfolgte Zeitrichtung der Muſik, in welcher, wie er ſich ausdrückt, die Myſterien der Harmonie zur tiefſinnigſten Symbolik des äußeren und inneren Lebens ſich vergeiſtigen können.“

„Und Deine Meinung, Hermine?“

„Iſt eine ganz andere, lieber Bruder! Die muſikaliſche Sprache ſteht über jeder anderen, und darum muß Muſik in ihrer höchſten Vollendung eben nur Muſik ſein wollen. Den ſprechendſten Beweis dafür gibt Mozart, der Himmliſche. Ich will allenfalls eine poetiſche Muſik gelten laſſen, weil ſich der feinſte Poeſiegeiſt in Muſik auflöſen läßt. Nur von muſikaliſchem Humor mag ich nichts hören, denn der kann der Poeſie, dem Leben, ja der Natur angehören, aber nie dem Himmel, nie der Muſik.“ —

„Das klingt ja gewaltig excluſiv. Wie ſchnell Du Dich in Deinem Element erwärmſt!“ ſcherzte Eduard, „und wer weiß, wie ſchwül Deinem Gegner um's Herz würde, ſtünde er an meinem Platze. Laß ſehen wie er heißt — Albert von Hort? So nennt ſich ja ....“

„Meine Bekanntſchaft vom letzten Maskenballe,“ unterbrach ihn Hermine anmuthig lächelnd, „unverkennbar der Schöpfer dieſer Rhapſodie; ich finde ihn darin ganz und gar wieder.“

„Blieb Dir ſein Weſen ſo feſt eingeprägt?“ —

„Habe ich nicht an ein Paar Stunden mit ihm verkehrt? Zudem tritt die Phyſiognomie ſeines Innern ſo entſchieden heraus.“

„Dünkt Dir der junge Mann nicht intereſſant?“

„Allerdings; doch das iſt Nebenſache. Du weißt, daß ich das Abenteuer der Couſine Ada zu Liebe beſtand, die an ihm, ohne ihn näher zu kennen, einigen Antheil nimmt, und eben deshalb nicht den Muth gewann, auch nur Ein Wort an ihn zu richten.“

„Deſto reichhaltiger war Deine Unterredung mit ihm, liebe Schweſter?“

„Ich kann's nicht läugnen. Der ungewohnte Eindruck des Maskenballs hatte meine Phantaſie geſteigert und in eine ſchöpferiſche Stimmung verſetzt. Ich war ganz dichtende Improviſatrice, und fühlte mich durch Albert's poeſiereichen Erwiederungen in dieſem Zuſtande feſtgehalten.“

„Du verhießeſt ihm ſogar Wiederſehen?“

„Das gehörte mit zum Dichterſtoffe der Improviſation. Ich hätte es ihm eben ſo gut im Traume verheißen können. Auf ſein dringendes Begehren beſchied ich ihn in's Opernhaus und beſtimmte zum Erkennungsmerkmal mein von Ada geſticktes Halstuch, mit welchem ich damals gerade geſchmückt war.“ — Bei dieſen Worten ſchlug ſich Eduard plötzlich vor die Stirne und verließ, zu Herminens nicht geringem Erſtaunen, eilig das Gemach.

Allein ſchon nach einigen Minuten kam er wieder, viel bedächtiger als er gegangen war, und fragte ſeine Schweſter, indem er ſie mit Einem Arm umſchlang, im flehenden Tone: „Liebe, gute Herzens-Hermine, kannſt Du mir vergeben?“

Hermine ſah ihn befremdet, doch freundlich an: „Ja, lieber Bruder, obgleich ich Dein Vergehen noch nicht kenne.“

„Engelſeele!“ erwiederte Eduard. „An mich ſelbſt gerichtet kann dieſer Frage nur ein „Nein“ werden. Doch höre, theure Hermine, und dann mein Urtheil! Du weißt, daß ich Deine geſtrige Abendgefährtin, die liebenswürdige Frau von Bülau von hier nach Hauſe geleitete. Als wir kaum die Straße betreten, fühlte ſie ihren von einer Unpäßlichkeit noch etwas reizbaren Hals durch den Anhauch der ſcharfen Luft beläſtigt, und bedauerte, ſich gegen deren Angriff nicht beſſer vorgeſehen zu haben. Ich bat ſie, einen Augenblick unter dem Thore zu verweilen, und ſtieg herauf, dich um ein Halstuch für ſie anzugehen. Als ich jedoch Deinen Salon betrat, fand ich daſelbſt was ich ſuchte."

„O Himmel," rief Hermine im unwillkürlichen Ausbruche böſer Ahnung. „Es war das von Ada geſtickte Halstuch, welches dort lag."

„Das entdeckte ich erſt in der Folge," verſetzte Eduard, „beim Anblicke des Tuches aber kam ich gar nicht zu deſſen näherer Betrachtung; es ergreifen und der ſchönen Frau bringen, war das Werk eines Augenblicks. Bei ihrem Wohnort angelangt, ſtellte ſie es mir zurück. Ich ſteckte es in die Taſche und trat den Heimweg an. Da mich jedoch mein Weg am Opernhauſe vorüberführte, und die Vorſtellung eben zu Ende war, ſo konnte ich mich nicht enthalten, in die Vorhalle zu treten, um den Abzug der ſchönen Welt mit anzuſehen."

Hermine faßte unruhig Eduard's Hand. „Du verlorſt dort mein Tuch, lieber Bruder?" —

„Leider," entgegnete dieſer, „kann ich nichts anders glauben; entweder es ward mir entwendet, oder ich ſtreute es beim Herausziehen meines Taſchentuches auf den Boden. Bei meiner Rückkehr nach Hauſe hatte ich im Gedränge von Gedanken auf dein Halstuch ganz vergeſſen, und auch heute ward es mir erſt vorher durch Deine Erwähnung desſelben ins Gedächtniß gerufen. Ich eilte daher, die Taſchen meines geſtrigen Anzuges zu durchſuchen, allein leider vergebens. Ich bin ganz troſtlos über dieſen Verluſt, da ich weiß, wie theuer Dir das Tuch als Andenken Ada's iſt, und verwünſche meine Unvorſichtigkeit."

„Nicht doch, lieber Bruder," begütigte Hermine, „noch iſt ja das Tuch nicht hoffnungslos verloren. Noch vertraue ich dem Schutze des freundlichen Genius, unter deſſen Einfluß es entſtand." —

„Du ſelbſt, theure Hermine, biſt dieſer Genius," erwiederte Eduard. „Doch gelobe ich Dir, alles, was ich vermag, anzuwenden, um wo möglich das verlorne Kleinod wieder zu erlangen." Ich eile ſogleich in's Opernhaus, meine Anſtalt zu treffen. Auf Wiederſehen, gute Schweſter! Tauſend Dank für Deine Liebe und Güte!" — und fort war er.

4.

Der von Albert ſo heiß erſehnte Abend des Maskenballs war erſchienen.

Albert, der ſonſt bei derlei Unterhaltungen erſt nahe an Mitternacht zu erſcheinen pflegte, hatte ſich diesmal nach Zehn eingefunden, von ungeduldigem Verlangen nach ſeiner Maske getrieben.

Der Saal war ſchon gefüllt, das Gebrauſe des Balles im vollen Gange. Spähenden Blickes durchbrach er nach allen Richtungen das Gedränge. Das bunt bewegte Treiben umrauſchte ihn traumhaft dumpf, wie den Entſchlummernden ein naher Waſſerfall, und ſo mancher ſchalkhafte Maskengruß glitt unbeachtet an ihm vorüber. Raſtlos verfolgte er nur das Eine Ziel mit Aug' und Herz, als ſuchte er das einzige lebende Weſen inmitten einer Schattenwelt. So waren beinahe zwei Stunden verſtrichen, und — keine Spur ſeiner angebeteten Unbekannten. Albert lehnte ſich erſchöpft an einen Pfeiler und verſank in ſchwermüthiges Träumen. Er glaubte nicht mehr zweifeln zu können, daß er in ſeiner Erwartung zu vorſchnell geweſen, daß ſein brennendes Verlangen nach Wiederſehen ungeſtillt bleibe. An dem tief eingreifenden Stachel dieſer Täuſchung fühlte er erſt recht lebhaft, wie leidenſchaftlich er den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht zu erfaſſen ſtrebte — und nun ſeine einzige letzte Hoffnung des Wiederſehens zernichtet? Aus dem gellenden Gequicke des Maskenverkehrs tönte ihm eine höhnende Bejahung dieſer Frage; zwiſchen banger Wehmuth und bitterem Unmuthe ſchwoll ihm das bedrängte Herz. Sein Freund Arthur, der ihn in dieſer Verfaſſung traf und deren Grund ſogleich errieth, langte diesmal mit ſeiner gewohnten Beſchwichtigungsmethode nicht aus. Albert geſtand es ihm zu, daß ſeine Erwählte, gegen ihren Willen, am Beſuche des Balles verhindert ſein könnte. „Doch das iſt's nicht allein," fuhr er eifrig fort, „mit den

Maskenbällen iſt es nun für lange Zeit zu Ende. Woran ſoll ich ſie erkennen, wenn ſie mir irgendwo begegnet?“

„Läßt Dich Dein Hang zum Aberglauben diesmal im Stiche?“ verſetzte Arthur. „Biſt Du nicht im Beſitze ihres geheimnißvollen Tuches? Das kann und muß zu einer Entwicklung führen. Nur nicht verzagt!“

Albert war gleich bei Erwähnung des Tuches mit der Hand in die Bruſttaſche gefahren, holte es nun daraus hervor, und drückte es verſtohlen an ſeine Lippen.

„Ei ſieh doch,“ lachte Arthur, „Du trägſt Deinen Talisman mit Dir. Das muß Dir Glück bringen, noch dieſe Nacht.“ — Er hatte kaum vollendet, als Albert mit dem vor Bewegung beinahe hervorgeſtammelten Ausrufe: „Himmel — dort, dort!“ zweien in einiger Entfernung wandelnden weiblichen Masken entgegeneilte, in deren einer er ſogleich die erſehnte Dame ſeines Herzens erkannte, jedoch diesmal in anderer Begleitung. Wie beſtürzt war er aber, als er entdeckte, daß ſie, vom plötzlichen Unwohlſein befallen, dem Gedränge zu entrinnen ſtrebte. Albert bot ihr den Arm — zu ſprechen vermochte er nicht — und brachte ſie, unter faſt hörbarem Pochen ſeines Herzens, glücklich durch das Gewoge an den Ausgang des Saales. Glücklich im zweifachen Sinne des Wortes; denn es lag Seligkeit für ihn in der warmen innigen Berührung der an ihren Beſchützer ſich anſchmiegenden Huldgeſtalt, und ein nie gefühlter elektriſcher Strom ſympathiſcher Lebensfülle durchlief ſein Nervengewebe — aber es war nur ein Augenblick der Seligkeit! Als Albert eben im Begriffe war, mit ſeiner theuren Bürde den Saal zu verlaſſen, trat ihnen durch dieſelbe Thür ein ihm unbekannter junger Mann entgegen, bei deſſen Anblick die Begleiterin der holden Maske ſich des Ausrufes nicht erwehren konnte: „Gottlob, da ſind Sie!“ — „Welche Anwandlung!“ verſetzte Eduard, Herminens Bruder (denn der Fremde war er) theilnehmend — „hoffentlich wird es bald vorüber ſein, wenn wir nur erſt aus dieſer dunſtſchweren Atmoſphäre heraus ſind.“ — Hierauf richtete er an Albert einige herzliche Dankesworte für die den Damen gewährte Hilfe. Dieſe bezeigten ihm ihre Anerkennung gleichfalls durch ſtumme Verbeugungen. Albert wußte nicht, wie ihm geſchah; der plötzliche Wechſel der Ereigniſſe, der gähe Sturz aus ſeinem eben erſt erlangten Himmel ließen ihn kaum zur Beſinnung kommen. Er ſah ſich plötzlich allein an der Thür, durch welche der Fremde mit den beiden Masken verſchwunden war, wie an der Pforte eines verlorenen Paradieſes. Gleichwohl verbot ihm ſein Zartgefühl, ihnen zu folgen; auch vermochte er den Ort dieſer ihm tief eingeprägten Begegnung ſo ſchnell nicht zu verlaſſen. Er verlor ſich in eines der einſamen Seitengemächer, begrub ſich in die Ecke eines Divans, und ließ, in den Anblick des Talismans verſenkt, ſeinen Träumen freien Lauf. Leider fehlte es darin auch an einem neckenden Dämon nicht, als Schlange im Eden der Erinnerung. Jener fremde junge Mann, der mit den zwei Masken ſo vertraut ſchien, und ſie ihm ſo ſchnell entrückte — wenn er mit der Unbekannten in ein innigeres Verhältniß verflochten wäre, wenn er ſie liebte, von ihr geliebt würde? - Glühend durchzuckte es ihn bei dieſem Gedanken, und das Gefühl der Undurchdringlichkeit des immer geheimnißvolleren Dunkels laſtete wie ein Alp auf ſeiner Bruſt.

Allein wie ward ihm zu Muth, als er die Geſtalt des Fremden plötzlich leibhaft vor ſich erblickte. Er ſtrich mit der Hand über die Stirne, ungewiß, ob, was er ſah, Phantom oder Wirklichkeit war. Eduard benahm ihm hierüber bald jeden Zweifel durch die zutraulich an ihn gerichteten Worte:

„Ich bringe Ihnen den nochmaligen warmen Dank der Dame, die Sie ſo theilnehmend beſchützten."

„Mir Dank von ihr?" erwiederte Albert bewegt. „Sie iſt doch wohl?" ſetzte er, nach kleiner Pauſe ſich ſammelnd, hinzu.

„Vollkommen," verſicherte Eduard. „Es war nur eine flüchtige Nervenverſtimmung, die am Einfluſſe der friſchen Luft verſchwand. Um jedoch einen Rückfall zu vermeiden, hat ſie dieſen Ort verlaſſen."

„Verlaſſen?" rief Albert lebhaft. — „Verlaſſen?" wiederholte er kaum hörbar, in ſich gekehrt.

„Darf ich Ihnen in Bezug auf dieſe Dame ein Anliegen eröffnen?“ nahm Eduard, der Albert's ſeltſames Weſen nicht zu bemerken ſchien, wieder das Wort. —

„Ich bitte Sie dringend darum,“ entgegnete dieſer, „was iſt es? Sprechen Sie!“ —

„Es betrifft dieſes Tuch,“ ſagte Eduard, auf den in Albert's Hand befindlichen Talisman deutend, mit Nachdruck.

Albert blickte ihn, wie aus einem Traum erwacht, befremdet an. „Darf ich hierüber um nähere Erklärung bitten?“

„Die Sache iſt ſehr einfach,“ verſetzte Eduard. „Ich war ſo unvorſichtig dieſes Tuch im Opernhauſe zu verlieren; Sie waren, wie ich ſehe, deſſen Finder, und verpflichten dadurch mich und die Eigenthümerin, der es, als Andenken einer geliebten Freundin, überaus theuer iſt, zu innigem Danke.“

„Sie verloren das Tuch, — Sie?“ rief Albert überraſcht.

„Nur als ein mir zur Bewahrung für kurze Zeit anvertrautes Gut,“ erwiederte Eduard lächelnd.

„So war die Beſitzerin jenen Abend dennoch im Opernhauſe?“

„Wer ſagt das?“

„Alſo nein? So dacht' ich auch damals,“ ſagte Albert, etwas verlegen über ſeine Zerſtreuung. „Seltſam genug fand ich das Tuch in der Vorhalle am Boden. Sie begreifen wohl, daß ich es, ohne Namen und Wohnort der Dame zu kennen, nicht zurückzuſtellen vermochte.“

„Allerdings; doch wie ſoll ſie zu ihrem Eigenthum gelangen, da ſie auch ferner ihr Maskengeheimniß ſtreng bewahrt wiſſen will?“

„Will ſie das wirklich?“

„Ganz gewiß.“

„Dann ſind Sie wohl auserſehen,“ fragte Albert etwas ſpitzig, „den Schatz bei mir zu heben?“

„Und wenn ich es wäre?“ entgegnete Eduard gutmüthig ſcherzend — „hätte ich etwa einen hütenden Drachen zu ſcheuen?“

„Wäre es ſo," ſprach Albert im unwillkürlichen Tone der Gereiztheit, „dann dürfte es ein nicht leicht zu kirrender ſein." —

„In der That," erwiederte Eduard, mit erzwungenem Ausdrucke der Jovialität, „das könnte nach der Bekanntſchaft mit dem Unholde neugierig machen." —

„Dieſe Neugierde wäre zu befriedigen," rief plötzlich Arthur, der den größeren Theil dieſer Unterredung mit angehört hatte, und es nun an der Zeit fand, vermittelnd dazwiſchen zutreten. „Der Drache bin ich! Vergiß nicht," fuhr er, zu Albert gewendet, fort, „daß ich, als eigentlicher Entdecker des Schatzes, über die Art ſeiner Behandlung ein Wort mitreden darf. Nichts für ungut, mein Herr," richtete er an Eduard das Wort, „aber wir haben ein Gelübde gethan, daß mein Freund jenes verhängnißvolle Tuch nur um den Preis der Bekanntſchaft mit deſſen entlarvter Herrin ausliefern ſoll; und da uns das Schickſal nunmehr in Ihnen, wie wir uns ſchmeicheln, einen freundlichen Schutzgeiſt zugeführt hat, ſo bauen wir auf Ihre kräftigſte Mitwirkung zur Erfüllung unſeres Gelübdes."

„Wirklich?" rief lachend Eduard, der nunmehr ſeine volle Heiterkeit wieder gewonnen hatte. „Dann wäre es ja wohl meine Pflicht, mich eines ſo ſchmeichelhaften Vertrauens würdig zu zeigen? Hat Ihr Freund aber auch bedacht, welcher Gefahr der Enttäuſchung er dadurch bloßgeſtellt iſt?"

„Wie ſo?" fragte Albert.

„Wie, wenn durch der Unbekannten entlarvtes Geſicht der Zauber der Verlarvung zerſtört würde?"

Albert ſchüttelte den Kopf mit den Mienen tief wurzelnder Überzeugung: „Ein Zauber ſolcher Natur kann nur aus vollendetem Einklange hervorgehen; eine Seele ſolcher Abkunft offenbart ſich nur in ſelbſtgeſchaffenen Formen."

Eduard konnte ſich eines leiſen Lächelns nicht erwehren: „Nun wohl," entgegnete er, nach kurzem Schweigen, „ich will Ihr Anliegen zur Sprache bringen."

„Das wollten Sie?" rief Albert freudig, Eduard's Hand innig faſſend. — „Ich werde Ihnen ewig dafür dankbar ſein."

„Sie machen mich um ſo verlegener," erwiederte Eduard mit herzlichem Händedruck, „als ich einen günſtigen Erfolg keineswegs verbürgen kann. Indeß, wie es ſich auch immer geſtalte, Sie ſollen nächſtens alles unumwunden erfahren; darauf mein Wort! Und nun für heute Lebewohl, denn man erwartet mich drüben im Speiſeſaale zu Tiſch." Mit dieſen Worten eilte Eduard, nach gegenſeitig freundlicher Begrüßung, von dannen.

5.

Drei Tage darauf empfing Albert des Morgens aus der Hand ſeines Paul ein Schreiben, welches dieſem ein ihm unbekannter Standesgenoſſe, ohne zu verweilen, überbracht hatte.

Die Aufſchrift war von fremder Hand; Albert ahnte jedoch den Schreiber und erbrach das Blatt mit innerer Bewegung. Das erſte, was ihm in die Augen fiel, war eine Einladungskarte vom reichen Banquier von Bülau, Gemahl der eben erwähnten Dame dieſes Namens, für den Abend des nächſten Tages. Albert war nicht wenig überraſcht; er hatte dies Haus — einen Sammelplatz eleganter Welt — ſeit mehr als einem Jahre ſo ſpärlich beſucht, daß er ſich eine ſolche Aufmerkſamkeit kaum erklären konnte. Dieſe war ihm übrigens um ſo ſchmeichelhafter, als er ſie nur der Dame des Hauſes zumuthen konnte; denn Herr von Bülau ließ ſeine Frau in allem, was nicht Comptoir, Börſe, Stall, Jagd und Spieltiſch betraf, unumſchränkt ſchalten und walten, nur durfte es ſeinem Hauſe nie am gehörigen „Comfort" und „Luſtre" fehlen. Der Karte lag ein Billet bei, „Eduard von Dorn" unterzeichnet.

Albert fühlte, wie ſein Herz ungeſtüm pochte, wie das Papier unter ſeinen Fingern bebte. Er las, wie folgt:

„Die zwei geheimnißvollen Masken werden morgen Abends bei Frau von Bülau ſich einfinden, wollen jedoch ihr Incognito Ihnen, mein wertheſter Baron, gegenüber ſtreng bewahrt wiſſen. Die „Entlarvte" zu entdecken, iſt nunmehr das Problem, deſſen Löſung zur Erfüllung Ihres Wunſches führt. Ich that dazu, was ich vermochte.

„Das Tuch wollen Sie gefälligſt der Dame des Hauſes einhändigen ꝛc. ꝛc.“

Albert war durch den Inhalt dieſes Schreibens etwas befremdet, doch keineswegs getäuſcht. Das poetiſche, ja beinahe magiſche Helldunkel, von welchem das in ſeiner Seele haftende Bild der Unbekannten umfloſſen war, dämmerte ihm auch aus ihrem ſeltſamen Vorſchlage zur Annäherung entgegen. Er ſah darin eine feinſinnige Prüfung ſeines ſympathiſchen Ahnungsvermögens und brannte vor Begierde, ſie zu beſtehen. Bleiern ſchwer verſtrichen ihm die Minuten, bis er zur erſehnten Abendſtunde, im Gedränge wechſelnder Gefühle, die Kutſche beſtieg, die ihn zur Wohnung der Frau von Bülau brachte. Eine zahlreiche Geſellſchaft war dort bereits verſammelt. Albert nahte den zierlich ausgeſtatteten, feſtlich erleuchteten Gemächern mit erhöhtem Pulsſchlag und beklommener Bruſt. Seit geraumer Zeit war er des Beſuches der Zirkel entwohnt, in deren Treiben er ſich mißbehaglich-einſam gefühlt hatte.

Dies allein würde ſonſt genügt haben, ihn beim Wiedererſcheinen in der eleganten Welt befangen zu machen. Heute aber war es eine Stimmung ganz anderer Natur, die ihn bedrängte. Er ſollte ſeiner Erwählten Angeſicht ſchauen; allein es galt, die Erwählte in ihr zu erkennen. Je näher er der Probe trat, deſto kleinlauter ward ſeine frühere Zuverſicht, ſie zu beſtehen. Er fühlte, daß ihm der bezaubernde Eindruck der reizendſten Erſcheinung, ohne die innere Gewißheit, in ihr die Eine gefunden zu haben, die er ſuchte, keine Befriedigung würde gewähren können. Aus dieſer Bedrängniß half ihm ſein guter Genius, wenn auch nur durch einen ſogenannten glücklichen Zufall. Als nämlich Albert das an den Salon ſtoßende Zimmer durchſchritt, gewahrte er unter den daſelbſt gruppenweiſe weilenden Gäſten zwei Damen, an deren Erſcheinung wie an einem Blitzſtrahle das Bild jener ihm unvergeßlichen zwei Masken in ihm aufleuchtete. Unwillkürlich heftete er das ſeelendurchglühte Auge auf dieſe beiden Geſtalten; da ſah er eine derſelben geſenkten Blickes erröthen, und fühlte, wie auch ihm das heiße Herzblut in die Wangen ſchoß. Wäre ſie gefunden? rief es in ihm, indem er in die Anſchauung des anmuthig blühenden Angeſichtes ſich verlor. Erſt als Hermine und ihre jugendliche Freundin Ada — denn ſie waren es wirklich — ſichtbar verlegen ſich abwandten, kam Albert zur Beſinnung, und betrat den Salon.

Frau von Bülau empfing ihn mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit. Seine Begegnung im Nebengemache war ihrem feinen Späherblicke ſo wenig entgangen, als ſie über deren Nachwirkung ſich zu täuſchen vermochte. In der That gewann es Albert, aller Bemühung ungeachtet, nicht über ſich, der zuvorkommenden Artigkeit der hübſchen jungen Frau mit mehr als halber Aufmerkſamkeit zu entgegnen und den vorherrſchenden Einfluß träumeriſcher Zerſtreutheit zu beſiegen.

Zum Glücke für ihn mußte Frau von Bülau ihr Amt am Theetiſch antreten; und ſie beſaß Feinheit genug, unſerm jungen Freunde keinen Platz an demſelben anzubieten, ſondern ihm zwiſchen dieſem und dem Filialtiſche im Nebenzimmer, wo Hermine im Kranze blühender Mädchen, denen auch Ada beigeſellt war, als Hauswirthin waltete, freie Wahl zu laſſen. Albert entbürdete ſich vor allem ſeiner Verpflichtung gegen den Herrn des Hauſes, den er, wie gewöhnlich, in die Myſterien des Whiſttiſches vertieft fand; dann betrat er Herminens Gebiet. Und wahrlich, einer ſo anmuthvoll geſchmückten Tafelrunde, mit ſolch einer Ginevra gekrönt, hätte Albert, auch abgeſehen von ſeinen jüngſten Herzenszuſtänden, einige Zugkraft zugeſtehen müſſen.

Er trat an den Tiſch, um welchen etwa noch ein Dutzend junger Männer im Geſpräche geſchaart war. Die Unterhaltung des weiblichen Kreiſes gewann durch Herminens Einfluß Leben und Farbe.

Gleichwohl konnte es einem feinen Beobachter nicht entgehen, daß es ihr an gewohnter Elaſticität des Geiſtes gebrach, und daß ſie, unter den ihm abgedrungenen Spielen, eine leiſe Verſtimmung des Gemüthes zu verbergen ſtrebte.

Man war indeß zu muſikaliſchen Productionen geſchritten. Elegante Inſtrumentalſtücke wechſelten mit Geſangnummern aus beliebten Opern.

Wohl manchen meiner freundlichen Leſer mögen derlei Tonſpenden als köſtliche humoriſtiſche Genrebildchen entgegengetreten ſein, wenn ihn die thatkräftigen Wagniſſe ſtürmiſcher Virtuoſen im Wettkampfe mit dem Gebrauſe der meiſt nur einander ſelbſt anhörenden und eigentlich nur ihrem Siege Beifall zuklatſchenden Zuhörer — von äußerſter Spitze anſchwindelten, und er ſofort ſeiner „muſikaliſchen Freuden und Leiden“-Summe müheſelig zog.

Auch, im Concertſaale der Frau von Bülau fehlte es an Zügen zu einem Bilde ſolcher Art eben nicht. Selbſt den Huldinnen der Tafelrunde galten die — in Einzelheiten ſchweigend entgegengenommenen — Huldigungen der Muſicirenden mitunter nur als anregende Würze des Geſpräches. Freilich war dieſes ſolcher Art nur auf rhapſodiſche Äußerungen beſchränkt; gleichwohl ward die geſellige Lebendigkeit durch den Einfluß der Muſik in einem Maße geweckt, welches einen Aufwand an Mitwirkung von Seite der Einzelnen entbehrlich machte. Für Albert hätte ſich dies nicht günſtiger fügen können. So erwünſcht ihm eine ungeſtörte Unterredung mit der eben Gefundenen geweſen wäre, ſo wenig fühlte er ſich in ſolcher Umgebung zu einer Annäherung geſtimmt, und zog es vor, ſich mit ihrem Weſen in ſtiller Betrachtung zu befreunden, ſo viel es die der Geſellſchaft ſchuldige Abfindung an Verkehr ihm geſtattete.

Unter den Geſangſtücken ward insbeſondere eines mit allgemeiner Aufmerkſamkeit und mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen: es war Roſſini's köſtliches Duo: „Li Marinari,“ von zwei friſchen Männerſtimmen nett und feurig ausgeführt.

„Wie wunderhübſch ſind doch dieſe Soirées musicales des melodienreichen Schwanes von Peſaro!“ rief Frau von Bülau, indem ſie einige der am Flügel liegenden Hefte durchblätterte — „und vor allem der ſüße Bolero: Vieni, o mio Ruggiero.“ —

„Ach, könnten wir ihn doch vernehmen!“ —

„Was meinſt Du, liebe Ada?“ fuhr ſie, dieſer zugewendet ſchmeichelnd fort, „dürfen wir auf Gewährung dieſes Wunſches hoffen?“

„Das wäre ſchön, das wäre herrlich!“ riefen einige Stimmen, und mit einem Male ſah ſich Ada von Bittenden umringt.

„Wie gerne wollte ich mich dieſer freundlichen Aufforderung fügen,“ ſagte ſie, mit einem Anflug von Erröthen, doch ohne Befangenheit, „wäre mir das verlangte Tonſtück nicht gänzlich fremd.“

„Das kann ich aus innigſter Überzeugung bekräftigen,“ verſicherte Hermine, „denn Ada ſingt von Roſſini keine Note.“

„Mir fehlt die Gabe, ihn vorzutragen,“ entgegnete Ada.

Frau von Bülau ſchüttelte ungläubig den Kopf: „Einer Virtuoſin, wie Du? — Kannſt Du auch das nach Gewiſſen bekräftigen, liebe Hermine?“

„Allerdings,“ antwortete dieſe, „und aus einem vollwichtigen Grunde. Meine Couſine weiß Vortrag von Ausdruck nicht zu trennen; ihr Geſang iſt nur Echo eines innern Einklangs. Darum vermag ſie nichts zu ſingen, womit ihr Gemüth nicht ſimpathiſirt.“

„Keine Sympathie für den Schöpfer des Otello, des Barbiere, des Tell?“ brach Frau von Bülau aus; „was in aller Welt haſt Du daran auszuſetzen?“

„Nicht das Mindeſte,“ erwiederte Ada; — „zu einer Kritik ſolcher Art fühle ich mich weder berufen, noch geſtimmt. Aber Neigung iſt Sache des Gefühls — und wer kann für das ſeine?“ Ein aufmerkſamer Beobachter (wie es Albert wirklich war) konnte bei den letzten Worten wieder ein flüchtig aufſteigendes Roth auf Ada's Wangen bemerken, als hätte ſie ſich auf einer unbedachten Rede betreten.

„Gleichwohl,“ nahm Hermine das Wort, „glaube ich bei Ada über den Grund ihrer Nichtſympathie für Roſſini ſo wenig als bei mir im Zweifel ſein zu dürfen. Wir vermiſſen bei ihm — mit aller Anerkennung ſeines glänzenden Talents — jene beiden Vorzüge, durch welche, unter allen uns bekannten Tonmeiſtern des Geſangs, Mozart und Schubert, unſerem Herzen am Theuerſten ſind: Poëſie und Gemüth.“

„Schubert!“ rief Frau von Bülau frohlockend, „herrlich, prächtig! Nun ſoll uns die ſcheue Nachtigall nicht mehr entkommen. Dort liegen Schubert's ſämmtliche Lieder zur Auswahl.“

Ein vielſtimmiges Bravo durchtönte den Saal. Ada ſah keinen Ausweg mehr, ſo wenig es auch mit ihren Neigungen übereinſtimmte, vor größeren Zirkeln zu ſingen. Sie ſchickte ſich daher an, unter den bezeichneten Liederheften eine Auswahl zu treffen.

Frau von Bülau wendete ſich indeſſen an Albert mit der Bitte, den Platz am Clavier einzunehmen, und er gehorchte.

Ada, welche nunmehr gewählt hatte, war über ſeinen Anblick etwas betreten. Sie pflegte ſich zum Geſang am Clavier ſtets ſelbſt zu begleiten, da der gleichſam magnetiſche Zug jener inneren Übereinſtimmung und Verbindung, welche ihr dabei zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden, von der Mitwirkung eines Andern nicht zu erwarten war. Gleichwohl konnte ſie es nicht über ſich gewinnen, Albert's Begleitung abzulehnen. Sie verſuchte ſogar, ihm darüber etwas Verbindliches zu ſagen, brachte es jedoch nicht über eine ſtumme Verbeugung, welche von ihm, mit einigen feinen Worten, erwiedert ward.

Hierauf ſetzte er ſich an den Flügel und begann. Gleich die Eingangstacte erregten lebhafte Theilnahme, da man darin das wie mit dem Klange ferner Abendglocken ſo wunderſam zur Seele ſprechende: „Ave Maria“ erkannte.

Ada war anfangs etwas ſchüchtern und beklommen wie ein Vöglein, das ſeine Fittige im erſten Ausfluge prüft. Als ſie jedoch gewahrte, wie zart und ſinnig Albert ſeine Aufgabe behandelte, wie hingebend er ſein Spiel ihrem Geſang anſchmiegte und dieſen dennoch rhythmiſch durchgeiſtigte — da fand ſie ihre gewohnte Freiheit und Zuverſicht wieder, da entfaltete ſie den rührenden Zauber ihrer frühlingswarmen Stimme, die jungfräuliche Innigkeit ihres unentweihten Gemüths, welches in der wiederkehrenden Bitte: „Ava Maria!“ von der Ahnung eines himmliſchen Friedens durchhellt ſchien.

Ein ſolcher Vortrag konnte ſeine Wirkung auf die Hörer nicht verfehlen. In regungsloſer Stille — die nur zuweilen durch unwillkürliche Laute des Entzückens unterbrochen ward — lauſchten ſie den tief eindringenden Tönen. Erſt nachdem der letzte verklungen war, ließen ſie ihr Gefühl dahinſtrömen in begeiſterten Äußerungen des Dankes und der Bewunderung, die mit den herkömmlichen Beifallsgebühren nichts gemein hatten.

Hermine, im Innerſten bewegt, umarmte ihre Freundin, mit der Verſicherung, ſie nie ſeelenvoller ſingen gehört zu haben.

Ada lehnte jedoch das ihr geſpendete Lob mit einer Art Beſchämung ab, indem ſie den größten Theil des günſtigen Erfolges dem Meiſterſpiel ihres Begleiters beimaß. An Albert ging dieſe liebenswürdige Wendung ſpurlos vorüber; er war ſo ganz in ſich verſunken, daß er ſie nicht einmal vernommen hatte. Gleichwohl fand Ada keinen Grund, ihm dies zu verargen; ſtand es doch in ſeinen Zügen ganz leſerlich geſchrieben, in welchem Eindrucke ſeine Seele befangen war.

Bald ward er jedoch zu neuer Mitwirkung geweckt. Ada, von dringenden Bitten der Geſellſchaft beſtürmt, mußte ſich zu einem zweiten Liede beſtimmen. Sie warf einen fragenden Blick auf Hermine, und dieſe reichte ihr, nach einigem Suchen, ein aufgeſchlagenes Heft hin: es war Schubert's „blinder Knabe.“

Ada wußte beim Vortrage dieſes herrlichen Liedes jede falſche Empfindſeligkeit zu vermeiden, und ſich des Tones harmloſer Kindlichkeit und Unſchuld, der es mit ſo rührender Gewalt an alle fühlenden Herzen dringen läßt, aus tiefſter Seele zu bemächtigen; ſie feierte, wo möglich, einen noch ſchöneren Sieg über die Gemüther der Anweſenden. Albert konnte ſich diesmal, nachdem ſie vollendet hatten, mit einem leuchtenden Blick auf Ada der Worte nicht erwehren: „Ja, ein Engel ſpricht aus dieſen Tönen, das ward mir nun klar.“ —

Ada verließ den Flügel. Frau von Bulau eilte mit Thränen in den Augen auf ſie zu, küßte ſie auf die Stirne, und rief läschelnd: „Böſes Kind, was machſt Du aus uns allen? Warum nicht noch ein heiteres Liedchen?“

In dem Augenblicke gab ein eleganter junger Mann, welcher, an Albert's Stelle, ſich am Claviere gelagert hatte, durch energiſche Vorführung Strauß'ſcher Walzer, das Signal zum Tanze, welchem, nach wenigen Vorkehrungen, die erforderliche Bahn bald eröffnet war. Ein neues Leben durchbrauſ'te den geräumigen Saal. An tanzluſtigen Männern war zum Glücke kein Mangel, und wann hätte es, wo jugendliche Frauen und Mädchen ſind, an Tänzerinnen je gefehlt? Frau von Bülau, vor allen, durchflog, ganz Luſt und Leben, die Reihen. Nur Hermine hatte ihrer Gewohnheit nach, dem Ballgetümmel ſich entzogen, und im Nebenzimmer, unter einer beſcheidenen Zahl von Nichttänzern, ihren Sitz aufgeſchlagen. Ada war ihr dahin gefolgt, mit der Verſicherung, ſie fühle ſich durchaus nicht zum Tanzen geſtimmt. Albert, der ſie nicht aus den Augen ließ, bemerkte dies mit heimlichem Wohlgefallen. Der Tanz um ſeiner ſelbſt willen galt ihm wenig, deſto mehr aber als Schwinge der Annäherung zur weiblichen Welt. Gerne verzichtete er jedoch, wo ſein Herz im Spiele war, auf dieſes Glück, wäre ihm ſonſt nur die Wahl geblieben, es mit Anderen theilen zu müſſen. Freudig hätte er damals auch dem Tanze mit irgend einer der übrigen Damen entſagt, um ſein Aſyl im Nebenzimmer zu ſuchen, hätten ihn nicht Rückſichten für die freundliche Hauswirthin abgehalten.

Bei der genügenden Anzahl von Tänzern hoffte er indeß ſeinem inneren Drange doch mindeſtens zeitweiſe folgen zu können.

Ada ſehnte ſich, der Freundin gegenüber, nach traulicher Mittheilung; es wollte ſich jedoch hiezu keine Ausſicht eröffnen.

Sie ſahen ſich beide unverweilt in einen geſelligen Verkehr gezogen, dem nicht zu entrinnen war. Man pries den unwiderſtehlichen Zauber der Strauß'ſchen Tanzmuſik, und äußerte ſein Befremden, ihn an zwei ſo lebensvollen jungen Damen ſpurlos abgleiten zu ſehen.

„Meine Couſine iſt nicht ganz wohl," verſetzte Hermine, mit einem flüchtigen Seitenblick auf Ada — „und was mich betrifft, ſo fehlt mir, offen geſtanden, der Sinn für derlei Tänze."

„In der That?" rief eine bejahrte Frau — „nun, ein ſolches Wort aus dem Munde einer ſo blühenden jungen Dame könnte ja die verſchüchterten Rococoanſichten einer Matrone meiner Art zu Ehren bringen, wenn ihr Toben und Tollen des Walzers, der Galopp, der Polka u. dgl. Unbehagen verurſacht. Wir armen Mütter können noch von Glück ſagen, daß ſeit einigen Jahren die **Française** doch auch daneben tolerirt wird. Der ſind Sie wohl minder gram, liebe Baronin?"

„Darf ich es bekennen," erwiederte Hermine, „daß mir die pulsloſe Zierlichkeit dieſes Tanzes lange Weile macht? Nicht die Wildheit der Bewegung iſt es, was mir Walzer und Polka verleidet — ich liebe das im Nationaltanze; nein, es iſt der Mangel an Feinheit und Grazie, an Schwung und Ebenmaß. Selbſt die Anmuth einer Fanni Elßler vermag da keine Poeſie hineinzuzaubern."

„Sie ſind wohl gar eine Verehrerin Fanni's, ſchöne Baronin?" fragte ein ältlicher Herr.

„Das nimmt Sie doch nicht Wunder?" entgegnete Hermine.

„Bei Ihnen, nein, obgleich ſich dieſe Anerkennung ſonſt bei Damen eben nicht zu oft findet."

„Vielleicht zum Theil gerade aus dem Grunde, aus welchem mir Fanni ſo einzig, ſo unwiderſtehlich erſcheint."

„Und der wäre?"

„Fanni hat nach meiner Meinung vor allen mir bekannten Meiſterinnen ihrer Kunſt Eines voraus: ſie wirkt als poetiſche Natur, als ſchöne Perſönlichkeit. Ihre Bewegung iſt Muſik, ihr Gefühlsausdruck Offenbarung, ihr ganzes Walten ſchöpferiſche Freiheit, innere Wärme und Wahrheit. Es iſt nicht die Künſtlerin, es iſt das Weib, was in ihr ſolchen Zauber übt. Ihre Giſella wird mir immer unvergeßlich bleiben. Nie fühlte ich mich ſo wunderſam in tiefſter Seele bewegt, erſchüttert und beſiegt, als durch die Allgewalt dieſer lautloſen Sprache.“

Albert, der inzwiſchen hinzugekommen war und den größten Theil des Geſpräches mit angehört hatte, wurde durch Herminens Worte auf ſeltſame Weiſe getroffen. Ihm war's, als begrüßte ihn daraus eine befreundete Erinnerung, doch wie dämmernd, unbeſtimmt.

Eine kurze Tanzpauſe war eingetreten. Frau von Bülau, erhitzt und noch athemlos, nahte Herminen: „Dacht' ich's doch! Da ſitzen die zwei Unzertrennlichen beiſammen, und kehren uns Tanzenden den Rücken. Bei Dir, Hermine, iſt das leider ſchon Gewohnheitsſünde; aber Ada! da ſehe man, was böſes Beiſpiel wirkt.“ —

Hermine faßte ſie freundlich lächelnd bei der Hand: „Du thuſt uns Unrecht, liebe Emma! Ada iſt nicht ganz wohl.“ —

„Wirklich?“ fiel ihr Emma lachend in's Wort. — „Nun wohl, ich will ihr Arzt ſein — und Dir nebſtbei eine kleine Buße auferlegen. Ihr ſollt Beide eine Française mittanzen — Beide, hört ihr? Walzer oder Polka würde ich Dir nicht zumuthen, Hermine; aber auf der Française beſteh' ich — wenn ihr anders Tänzer findet.“

Der Blick, den ſie bei dieſen Worten auf Albert warf, blieb nicht unbeachtet. Er bot Ada den Arm, ſie nahm ſelben ſchweigend an.

Ein anderer junger Mann bewarb ſich um Herminen. — „Ich gehorche!“ ſprach ſie, der heiteren Hauswirthin zugewendet — und willigte ein.

„Du biſt ein Kleinod!“ — rief dieſe, Herminen auf den blendenden Nacken küſſend. — „Und nun zur Française, wenn's beliebt!“ —

Emma eilte, an der Hand ihres Tänzers, in den Saal, Hermine und Ada folgten, ein viertes Paar reihte ſich an; die Muſik erklang, und bald war die Française im vollen Gange. Wohl keiner der genannten drei Freundinnen gebrach' es an Ebenmaß der Formen, an Anmuth der Bewegung — und doch, wie ganz anders offenbarten ſich dieſe Eigenſchaften in jeder Einzelnen!

Emma war ganz Heiterkeit und Lebensluſt; ihr Weſen ſchien in tanzende Grazie aufgelöſt.

Ada bezauberte durch unbefangene Hingebung an die freundliche Fügung des Augenblicks.

Doch Herminen ſchien ſich der Augenblick ſelbſt huldigend hinzugeben. Es war als trüge ſie den Gürtel der Charitinnen.

Der Tanz war beinahe zu Ende, als Hermine, für die eben eine Pauſe eingetreten war, plötzlich mit dem Ausrufe: „Himmel, mein Tuch!“ eine raſche Bewegung nach der Stelle machte, wo ſie dasſelbe am Boden erblickte, doch eben ſo ſchnell, wie zur Beſinnung kommend, mit aufſteigender Röthe und ſichtbarer Verlegenheit, ſich zurückzog. Emma bückte ſich jedoch, mit der ihr eigenen Gewandtheit, nach dem Tuche, raffte es auf und ſagte zu Herminen: „Du verkannteſt mein Tuch für das Deine.“ — Dies alles war das Werk eines Augenblicks, ſo daß Albert das Verlorne mehr ahnte als wahrnahm. Mechaniſch fuhr er mit der Hand nach der Taſche, wo ſein Talisman verwahrt geweſen, und fand ſie leer. In der Lebhaftigkeit des Tanzens und des Geſpräches mit Ada, zu welchem er ſich geſteigert fühlte, hatte er denſelben, beim Herausziehen ſeines Taſchentuches, ohne es zu bemerken auf den Boden geſchleudert; und ſo wollte ſein Verhängniß, daß er jenes Kleinod, auf gleiche Weiſe, wie es gewonnen ward, wieder verlor.

Die **Française** war ausgetanzt, und nun erſt kam Albert zur Beſinnung.

War dies doch nicht der einzige, nicht der empfindlichſte Verluſt, welcher ihn betroffen.

Das Tuch war ja in jenen Händen, welchen es, der ihm bei der Einladung geſetzten Bedingung zufolge, jedenfalls zu überliefern geweſen wäre. Hätte er ſeine Enttäuſchung über deſſen wahre Beſitzerin nur eben ſo leicht verſchmerzen können! Er hatte, ſeit er in Ada's ſeelenvolles Auge geblickt, ſo gerne ſich dem Glauben hingegeben, daß er in ihr ſeine zauberiſche Unbekannte gefunden, hatte der inneren Stimme, die es ihm verkündet, ſo feſt vertraut — und nun war dies alles zunichte! Herminens Ausruf beim Anblick des Tuches, und die darauf ſowohl bei ihr als bei Ada eingetretene Verwirrung riſſen ihn plötzlich aus ſeinem Irrthum, und ließen ihn in Herminen ſeine Maske erkennen. Nun erſt wurden ihm die dämmernden Erinnerungen klar, welche ihm aus ihren lebensvollen Äußerungen über Tanz und Fanni Elßler entgegengetreten waren. Es lag darin ein Abglanz jener Farbenlichter, mit denen die Maske ihn magiſch durchleuchtet hatte. Und an Ada — das fühlte er nun eben ſo entſchieden — zeigte ſich von jenem Zauber keine Spur, wie tief ihm auch die ihr zu Gebot ſtehende Zaubermacht in die Seele gedrungen war. Allein je lebendiger er dieſes Eindrucks ſich bewußt war, deſto feindlicher erfaßte ihn das Mißbehagen über ſeinen Fehlgriff, deſto beklommener und beſchämter fühlte er ſich den beiden Freundinnen gegenüber. — Nach dem, was zwiſchen ihm und Herminen auf dem Maskenballe vorgefallen war, glaubte er an ihrer Neigung für ihn nicht zweifeln zu können. Wie tief mußte es ſie verletzen, nach ſo leidenſchaftlichen Äußerungen ſeiner Huldigung ſich, im erſten Augenblicke der Prüfung neben Ada, von ihm unbeachtet, und dieſer ſein Herz zugewandt zu ſehen! Wie peinlich mußte auf Ada dieſer ihr vor der Freundin von ihm geſchenkte Vorzug laſten! Zu dieſen Erwägungen geſellte ſich in Albert's Seele noch grollendes Mißtrauen gegen ſeine eigenen Empfindungen, wenn er der Zuſtände gedachte, welche Hermine, als Maske, in ihm hervorgezaubert hatte, wenn er die Macht des Augenblicks ſich vergegenwärtigte, wo er von der Berührung ihrer ihm angeſchmiegten Geſtalt mit nie gefühlter Lebenswärme durchſtrömt ward.

Er konnte ſich in den Gedanken nicht finden, daß es eine andere als Ada war, die den tiefſten Grund ſeines Weſens ſo wunderſam bewegt, der er den Schatz ſeiner verborgenſten Gefühle ſo hingebend geweiht hatte. Er ward irre an ſich ſelbſt, als an einem unbegriffenen Räthſel, und rang vergebens nach einem Mittler in ſeinem Innern, den friſchempfangenen Lebenseindruck an den früheren zu knüpfen.

Finſterer Unmuth umwölkte den kaum geſchloſſenen Maienhimmel ſeines erträumten Paradieſes. Selbſt die Zukunft lag neblig-trüb vor ihm, denn wie konnte er, nach dieſer unſeligen Löſung des Knotens, zur Annäherung an ſeine Erwählte ſich noch ermuthigt fühlen?

Die eben wieder erklungene Tanzmuſik war ihm ein mißtönendes Echo ſeiner inneren Verſtimmung. Es litt ihn nicht länger in dem bunten Feſtgetümmel; er ſehnte ſich nach Einſamkeit. Unvermerkt ſtahl er ſich fort, warf ſich in einen Wagen, und in wenig Augenblicken hatte er ſeine Wohnung erreicht.

6.

Am nächſten Morgen ſaß Hermine, wie gewöhnlich, am Theetiſche unter ihren Tagesblättern; doch diesmal vermochten dieſelben ihre Aufmerkſamkeit nicht zu feſſeln.

Da ſaß ſie, das ſchöne Haupt ſinnend in die edel geformte Hand geſtützt — wahrlich, es hätte keines beſondern Scharfblicks bedurft, um den Ernſt ihrer Stimmung zu entdecken. Allein die vorherrſchende Bläſſe ihrer ſonſt mit zartem Roth überhauchten Wangen, der mattere Glanz ihres ſprechenden, dunklen Auges hätten ſogar zu dem Schluſſe auf eine ſchlaflos-durchbrachte Nacht berechtigt.

Herminens abſchwärmende Gedanken waren bei den Erlebniſſen des letzten Abends.

Eine ſolche Löſung des von ihr in heiterer Unbefangenheit geſchürzten Knotens hätte ſie weder von Albert, noch von ſich ſelbſt erwartet. Sie hatte ſich den Eingebungen einer harmlos-phantaſtiſchen Laune überlaſſen, ohne Überlegung und Abſicht, und hatte nicht erwogen, daß, wer den Spielerdämon des Zufalls herausfordert, leicht ſelbſt ihm zum Spiele verfällt. Wie wenig Hermine darauf ausgegangen war, das mit Albert beſtandene Abenteuer des erſten Maskenballes weiter fortzuſpinnen, wird der freundliche Leſer aus ihrer oben mitgetheilten Unterredung mit Eduard entnommen haben.

Wohl mag Albert's Begegnung auf der zweiten Maſkerade Herminen dem Scheine des Wankelmuthes bloßſtellen — aber auch nur dem Scheine, denn nicht ſie, ſondern Ada in Begleitung Emma's war es, mit welcher Albert damals zuſammentraf, ohne den Irrthum zu ahnen.

Hermine, ihrem gefaßten Vorſatze getreu, war vom Balle weggeblieben; Ada hingegen hatte ſich deſſen Beſuch nicht zu verſagen vermocht, in der reizenden Hoffnung, Albert wieder zu ſehen, zu dem ſie, ſeit der erſten Zuſammenkunft, mit noch wärmerem Antheile ſich hingezogen fühlte.

Herminen, als ſie dieſen Entſchluß vernommen, durchzuckte wie ein Blitz der Gedanke, Albert möchte in Ada, die ihr an Geſtalt ganz ähnlich, wohl ſeine Maſke zu erkennen glauben, wenn er ſie in derſelben Ausſtattung, an der Seite einer Fremden wieder erblickte. Dieſe Vorſtellung gewann in Herminens ſchöpferiſcher Phantaſie bald einen lockenden Reiz, den ſie auch in Ada anzuregen beſtrebt war.

Zwar willigte dieſe in alles, jedoch nur unter der Bedingung vollkommener Paſſivität. Sollte jedoch einer Annäherung von Seite Albert's nicht auszuweichen ſein, ſo müßte Emma, die ſich ihr zur Begleiterin anbot, die Unterhaltung ausſchließend auf ſich nehmen; wozu ſich dieſelbe auch willig verſtand.

Dieſer Aufgabe ward Emma indeß durch jenen unerwarteten Vorfall enthoben, welcher eine zwar flüchtige, aber deſto engere, für beide Theile nachhaltigere Annäherung Albert's an Ada auf dem zweiten Maſkenballe zur Folge hatte.

Daß Eduard am Morgen des nächſten Tages ſowohl jenes Begegniß, als auch ſeine darauf gefolgte Unterredung mit Albert, Herminen ſogleich berichtete, bedarf wohl keiner Erinnerung. Was konnte ihr willkommener ſein, als eine ſolche Wendung der Dinge? Sie ſah nicht nur ihren Anſchlag geglückt; ſie erfreute ſich auch der zweifachen Überraſchung, daß ihr geliebtes Tuch wiedergefunden, und daß Albert der Finder war. Den von ihm ſo feurig ausgeſprochenen

Wunſche, ſeiner angebeteten Maske Angeſicht zu ſchauen, fühlte ſie ſich geneigt zu willfahren, ſie hätte ihn gar zu gern ihrer Freundin Ada näher gebracht, wobei ſie ſich jedoch das Einſchmeichelnde des Gedankens, durch die Macht ihres Weſens einen ſo tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht zu haben, nicht verhehlen konnte. Gleichwohl wollte ſie, ſo wenig als Ada, den Schleier des Maskengeheimniſſes lüften. Der dem freundlichen Leſer bereits bekannte Ausweg, auf welchen Hermine verfiel, eröffnete der Schwungkraft ihrer Phantaſie einen neuen Spielraum. Ihr Prüfungsplan fand bei Emma ſogleich Anklang und Unterſtützung, und wurde ſofort, unter Eduard's Mitwirkung, ausgeführt. Daß Letzterer bei der dazu beſtimmten Abendunterhaltung Emma's nicht erſchien, war eine Veranſtaltung beider Frauen, um Albert auf keine wie immer geartete Spur der Enträthſelung zu leiten. Wie hatte Hermine alles ſo fein ausgeſponnen, ohne nur von Ferne zu ahnen, daß ſie ſelbſt an ihrem Geheimniß, Albert gegenüber, zum Verräther werden ſollte! Und unter welch herabſtimmenden Fügungen? Wie fühlte ſie ſich beſchämt, gedemüthigt vor Albert in dem Augenblicke, als ſie ſelbſtvergeſſen ſich als Eigenthümerin des verhängnißvollen Tuches bekannte, und ihm dadurch über ſeinen Irrthum in der Perſon der Maske die Augen öffnete? Mußte er ſie nicht als Opfer dieſes Irrthums betrachten, da er durch ihr Benehmen auf dem Maskenballe zu dem Glauben an ihren lebhaften Antheil für ihn berechtigt war? Dies eigentlich war es, was Herminen raſtlos beſchäftigte, was von ihren zarten Augenlidern den Schlummer abgewehrt hatte, und ſie jetzt in ſo ernſte Gedanken verſenkte. Ihn von dem Wahne jenes Glaubens zu heilen, ihm das wahre Sachverhältniß aufzuhellen, wäre das innigſte Verlangen ihrer Seele geweſen, hätte ſie es, aus Rückſichten des Zartgefühles für Ada, nicht unterdrücken müſſen. Allein gerade in dieſer hilfloſen Ohnmacht lag das Peinliche ihres Zuſtandes, deſſen ſie, ganz gegen ihr gewohntes Walten, nicht Meiſter zu werden vermochte. Wie wohlthuend ward Hermine in dieſer Stimmung durch einen Morgenbeſuch Ada's überraſcht. Wie liebevoll lagen die Freundinnen ſich in den Armen, wie warm und bewegt ſchlungen ſich ihre Herzen entgegen, als wollten ſie ihr Bündniß erneuern. Und in der That war es dieſe Regung, welche Hermine im Augenblicke lebendig durchdrang. Der Gedanke, daß ſie ihr Selbſtgefühl der knoſpenden Erſtlingsneigung der geliebten Freundin zum Opfer brachte, hatte für ſie etwas unausſprechlich Rührendes, etwas Schwärmeriſch-Reizendes. Und Ada! Ach, bedurfte es bei ihr mehr, als eben jener Neigung, um den heißerſehnten Augenblick, der ihrem Vertrauen ein willkommenes Aſyl in der verwandten Bruſt darbot, mit voller Hingebung zu erfaſſen? Doch war ihrem ſympathiſchen Feinſinn Herminens ſchonende Selbſtverläugnung nicht entgangen, und ihre Liebe für ſie ſteigerte ſich zu dankbarer Zärtlichkeit.

„Wie drängte es mich, Dich zu ſehen, liebe, gute Hermine!“ ſprach ſie mit bewegter Stimme — „fand ich doch geſtern Abends keinen Augenblick zu ungeſtörter Mittheilung; ja, ſelbſt die Rückfahrt, auf die ich allein noch gezählt hatte, ward mir durch unvermuthete Beigeſellung einer Fremden verkümmert. Ach! theuere Hermine! . . — Hier ſtockte Ada, als wieſe ſie ein vorſchnelles Wort zurück; dann vollendete ſie, der Freundin Hand ergreifend, mit etwas gedämpftem Tone: „Was ſoll aus dem geſtrigen Vorfall werden?“ —

„Laß Dich das nicht beunruhigen, liebe Ada!“ — verſetzte Hermine freundlich, „und freue Dich Deines neuen Glückes. Es wird, es muß ſich alles zum Guten fügen.“ —

„Biſt Du deß' ſo gewiß? Bedenke doch, wie raſch er, nach jenem unſeligen Begegniß, entwich, und —“

„Kein Bedenken, liebe Ada! Sein Herz zieht ihn zu Dir — er wird wiederkommen.“ —

„Zu mir — ſein Herz? — Meinſt Du das wirklich? — Aber wie, wie ſoll er ſich nähern?“ —

„Das laß ſeine Sorge ſein; genug, er wird es, zweifle nicht!“ —

„Du biſt mein Troſtesengel, theure Hermine! O wüßteſt Du, wie nahe es mir geht —“

„Daß ich meinem Pfeile ſelbſt zum Ziele geworden? Auch darüber ſei unbekümmert! Der Stich war gerechte Strafe, und wirkt heilkräftig. Nichts mehr davon, meine Ada! laß die heiteren Lichtbilder des geſtrigen Abends noch einmal an Dir vorüberziehen, laß uns gemeinſam ſie durchempfinden — komm!“

Hermine hatte die Freundin neben ſich auf das Sofa niedergezogen, und bald war es ihr gelungen, aus Ada's jungfräulichem Gemüth ein Eden von Träumen und Hoffnungen der Liebe emporblühen zu laſſen. Und Hermine träumte mit — doch weiter als bis geſtern reichten ihre Träume zurück, und was ſie brachten war wehmüthige Erinnerung, nicht Hoffnung!

7.

Acht Tage mochten ſeit jener Abendunterhaltung bei Frau von Bülau verſtrichen ſein, als Albert mißmuthig das Opernhaus verließ, wo er, in der Hoffnung ſeine Erwählte wiederzuſehen, bereits drei Abende, jedoch, wie heute, fruchtlos hingebracht hatte.

Jetzt erſt kam es ihm in den Sinn, daß er von ihren Familienverhältniſſen nichts wiſſe, ja nicht einmal ihren Namen kenne. Sein, für Erkundigungen ſolcher Art ſo gewandter, Freund Arthur war eben auf einer kleinen Luſtreiſe abweſend. Emma hätte ihm allerdings den gewünſchten Aufſchluß zu ertheilen vermocht; allein er hatte es, ſeit jenem unſeligen Begegniß in ihrem Hauſe, noch nicht über ſich gewonnen, ihr ſeine Beſuchſchuld abzutragen.

Als Albert, im Gedränge uneiniger Gedanken und Gefühle, ſeine Wohnung betrat, erfuhr er, daß ſein Onkel angekommen, im Gaſthofe zum Lamm abgeſtiegen ſei, und ihn, wo möglich, heute noch zu ſehen wünſche. Albert eilte ſogleich dahin, und verfügte ſich nach den Zimmern, welche man ihm bezeichnet hatte.

Er traf ſeinen Onkel bei Tiſch in Geſellſchaft zweier Herren, mit welchen er eben in eifriges Geſpräch verwickelt war. Erſt als ihm Albert ganz nahe ſtand, entdeckte ihn der Baron, und bevor er dazu kam ſich zu erheben, lag der Neffe in ſeinen Armen und drückte ihn an ſich mit voller Jugendmacht kindlicher Liebe.

„Wie er mich überfällt!“ rief Baron Hort, indem er Albert herzlich küßte. — „Das haſt Du gut gemacht, mein Junge! Faſt gab ich die Hoffnung auf, dich heute noch zu ſehen. Du ſiehſt, ich halte Wort: da bin ich wieder, und ſo Gott will, diesmal auf längere Zeit; darum konnt' ich mich auch nicht bei Dir einquartieren, mein Sohn! Indem bin ich nicht allein — Halt! — bald hätt' ich die Hauptſache vergeſſen. Hier, meine Freunde!“ (zu ſeinen beiden Tiſchgenoſſen ſich wendend) „mein Neffe Albert Hort. Und hier,“ ſprach er zu letzterem, indem er auf den älteren der zwei Mitanweſenden deutete, „mein alter Freund Ström.“

Albert konnte ſich in der erſten Überraſchung, dieſem von ihm bisher ſo ſehr gemiedenen Manne gegenüber, einer kleinen Verlegenheit nicht erwehren.

Allein es lag in Ström's Zügen ſo viel Wohlwollen, in dem Händedruck und in den wenigen Worten, womit er Albert begrüßte, ſo viel Treuherziges, daß dem jungen Mann ebenfalls warm um's Herz ward, und er die gebotene Freundlichkeit innig erwiederte.

Der Onkel bemerkte dies mit ſichtbarem Wohlgefallen und zeigte auf ſeinen zweiten Geſellſchafter mit den Worten: „Graf Adlau, ein ſteiermärkiſcher Güterbeſitzer, mein Reiſegefährte, und werther Bundesgenoſſe als Ökonom und — Menſch. Ein Geſchäft führte uns zuſammen, und brachte uns gegenſeitig näher und näher. Der Graf gedenkt in ſeinen Angelegenheiten einige Wochen hier zu verweilen, und dann eine Reiſe nach Frankreich und England anzutreten. Doch davon gelegentlich mehr!“ —

Albert hatte indeß den Fremden in's Auge gefaßt, und verweilte unwillkürlich in deſſen Anblick. Adlau ſtand im fünf und zwanzigſten Lebensjahre; er war von hoher Geſtalt, von feinen edlen Zügen; aus ſeinem dunklen Auge ſprach milde Schwermuth, aus ſeinem blaſſen Angeſicht eine ernſte Vergangenheit; in ſeinem Benehmen vereinten ſich offene Einfachheit mit zarter Geſittung. Albert fühlte ſich, gleich nach den erſten Wechſelreden der Begrüßung, zu ihm hingezogen.

„Nun! ſetze Dich zu uns, mein Sohn!“ rief der Baron — „und thu' uns Beſcheid. Hier iſt Rheinwein, tüchtig Gewächs, ich muß ihn loben.“

Albert that, wie ihm geheißen, um ſeinem guten Oheim zu genügen, dem das Seelenvergnügen über des geliebten Neffen Anweſenheit aus den Augen leuchtete.

Bald war das Geſpräch in vollem Gange.

Der Baron, durch das edle Maß in eine behagliche Regſamkeit der Lebensgeiſter verſetzt, war, nach ſeiner Weiſe, den Einflüſſen ſeiner Berufsliebe ganz dahingegeben, und ergriff mit Begierde den durch Albert's Ankunft unterbrochenen Faden der Unterredung wieder. „Ich kann nicht läugnen,“ ſagte er zum Grafen, „daß in Ihrer Art die Geſchäfte zu betreiben eine mir bisher unbekannt gebliebene Großartigkeit der Behandlung liegt; allein eben ſo unverhohlen geſtehe ich auch meine Scheu vor derlei gewagten Unternehmungen, bei denen meiſt, um eines zweifelhaften Gewinnes willen, alles auf dem Spiele ſteht.“ —

„Allerdings!“ verſetzte Adlan, „gilt dies vor allen jenen, welche einen großen gemeinnützigen Zweck nicht um ſeiner ſelbſt willen, ſondern aus kaufmänniſcher Gewinnſucht verfolgen. Wer ſich aber dabei nur von Liebe zur Wiſſenſchaft und zum Gemeinwohle leiten läßt, der findet hierin zugleich zwei ſchützende Genien ſeines Wirkens, da der Hauptſporn zu Wagniſſen — der Reiz des Gewinnens — bei ihm wegfällt.“

„Trotz alle dem,“ entgegnete der Baron, „muß er das Gelingen dennoch dem Glücke verdanken.“

„Doch weit mehr ſich ſelber“ — fiel Adlan ein; — „wer ſich nicht zum Sclaven des Glückes erniedrigt, hat auch vor deſſen Despotenlaune nicht zu zittern.“

„Doch, doch!“ — bemerkte Ström. — „Und es ſteht dahin, ob nicht gerade ſelbſt-vergeſſene Hingebung an große Zwecke der Gunſt des Glückes am meiſten bedürfe, ans Ziel zu gelangen, eben weil ſie nicht berechnet.“

„Nicht mit dem ſelbſtſüchtigen Verſtande,“ nahm Albert das Wort; „doch auch das Gefühl berechnet, wenngleich nur in ſympathiſcher Ahnung des Naturtriebes, aber eben dadurch um ſo unfehlbarer, ſo wie etwa der Nachtwandler geſchloſſenen Auges durch ſein inneres Sehvermögen an Abgründen, vor denen er wachend zurückſchaudert, leicht und ſicher vorübergeleitet wird.“

„Sachte, ſachte, mein Sohn!“ rief der Onkel, „laß mir um's Himmels Willen das Nachtwandeln aus dem Spiele, wo es gerade auf wache, offene Augen ankommt, um Abgründe zu vermeiden, in die der aufgeſchreckte Nachtwandler unfehlbar ſtürzt.“

Adlau hatte Albert's Hand gefaßt und mit Wärme gedrückt. Jetzt wendete er ſich, um dem Geſpräch eine andere Richtung zu geben, an den Baron mit den Worten: „Wie freue ich mich, mein werther Freund, Ihre ländliche Schöpfung kennen zu lernen; gewiß, ich rechne auf wohlthuende Befriedigung und mehrfache Geiſtesanregung.“

„Ich heiße Sie in voraus herzlich willkommen, lieber Graf!“ erwiederte Hort, „und wünſchte ſehnlichſt, wir könnten die Reiſe dahin gleich zuſammen machen. Wenn Sie indeß eine Schöpfung in Ihrem Sinne erwarten, ſo ſind Sie getäuſcht. Ich bin nur Ökonom, weiter nichts.“

„Ein Landwirth auf der Höhe der Zeit,“ entgegnete Adlau, „kann ſchaffen im wahren Sinne des Wortes. Was Sie hingegen eine Schöpfung in meinem Sinne nennen, iſt eben keine, will keine ſein.“

„Wie iſt das gemeint?“ fragte der Baron.

„Sehr einfach,“ fuhr Adlau fort. „Ich ſtrebe in meinem Walten nach keinem bleibenden Abdruck der Selbſtthätigkeit, und verliere mich gern ſpurlos in einer Maſſe verbündeter Kräfte. Kein Bereich des Wirkens iſt mir zu ausgedehnt, kann ich ihn anders in der Idee bewältigen, mit Liebe umfaſſen, und die Entlegenheit des Zieles beirrt mich nicht, reizt mich vielmehr, wenn ich von dem Glauben an deſſen Erreichung lebendig durchdrungen bin. Am Ende iſt hier, wie bei ſo manchem vermeintlichen Seelenaufſchwung, die Selbſtliebe im Spiele, und ich könnte an die Förderung irgend eines großen Zweckes alles ſetzen, um dadurch ein Wohlgefühl zu erkaufen.“

Adlan war bemüht, den letzten Worten durch Lächeln eine ſcherzhafte Deutung zu geben, — aber es gelang ihm nicht.

Eine kurze Stille war eingetreten, während welcher **Albert's** Blick theilnehmend auf ihm ruhte.

Endlich begann der Baron: „Darf ich reden, lieber Graf, wie's mir um's Herz iſt?“

„Ich bitte Sie darum!“ verſetzte dieſer.

„Sie fühlen ſich einſam; daher Ihre Scheu, in der Gegenwart Wurzel zu faſſen; daher Ihr Drang nach der Zukunft und — nach Selbſtentäußerung möcht' ich ſagen. Wie ganz anders würde ſich dies an der Seite eines lieben Weibes, im Schooße des Familienlebens geſtalten. Wie würden Sie in den Ihrigen ſich ſelbſt und die Gegenwart lieb gewinnen, wie würden Sie dann mit ſchöpferiſcher Luſt wirken, nicht um der Saat, nein, um der Ernte willen!“ Er hielt einen Augenblick inne, als aber **Adlan** ſchweigend vor ſich hinblickte, fuhr er in treuherzigem Tone fort: „Hab' ich's getroffen? Es mag Sie freilich befremden, einen Rath ſolcher Art von einem alten Hageſtolz zu empfangen. Allein, könnte nicht gerade der von der Halbheit eines eheloſen Lebens am tiefſten durchdrungen ſein? Indeß, das iſt mein Fall eben nicht. Ich kam nicht dazu, mich ehelich zu verbinden, weil — weil —“ hier ſtockte der Baron und ſein Ton ward etwas unſicher — „Kurz —“ brach er mit einer Art von Barſchheit los — „ich hatte mich als junger Menſch in der Wahl vergriffen, das iſt alles. Und zudem,“ ſetzte er milder hinzu, „hatte mir der Himmel, ob ich geich unbeweibt und kinderlos war, frühe ſchon Vaterfreude geſchenkt.“ Hier blickte er ſichtbar bewegt nach **Albert**, welcher mit überwallendem Herzen des Oheims Hand faßte und an die Lippen drückte.

Adlan ſuchte vergebens eine tiefe Rührung zu bekämpfen. „Wohl Ihnen!“ ſprach er zum Baron, daß Ihnen ſolcher Troſt für die ſchmerzlichſte aller Täuſchungen ward, an deren giftigem Mehlthau die Jugendblüte erſtirbt.“ Er brach ab, im Innerſten ergriffen, faßte ſich jedoch bald wieder, und lenkte das Geſpräch auf irgend einen gleichgiltigen Gegenſtand.

Der Baron, der feinen Tact genug beſaß, um zu fühlen, daß es nicht an der Zeit ſei, auf ſeine früheren Betrachtungen zurückzukommen, lenkte ſogleich in die von Adlan angedeutete Richtung ein, und die Übrigen folgten ſeinem Beiſpiele. Man beſprach dies und jenes, aber es ſchien an einem belebenden Mittelpunkte zu fehlen. Albert war einſylbig und träumeriſch geworden und heftete von Zeit zu Zeit das Auge auf Adlan, wenn er es unbemerkt thun zu können glaubte.

Ström machte endlich, mit einem Blicke nach ſeiner Uhr, die Entdeckung, daß die gewöhnliche Stunde ſeiner abendlichen Heimkehr lange vorüber war, und ſchickte ſich zum Aufbruch an.

„Da ſeh' einer den pünktlichen Hausvater!“ rief der Baron.

„Ich denke, mein alter Freund,“ erwiederte Ström, „der Herr Graf und Du werden wohl auch der Ruhe bedürfen.“

„Du magſt ſo unrecht nicht haben, Herzensbruder,“ verſetzte der Baron. „Gute Nacht denn! Grüße mir die lieben Deinen; morgen beſuche ich euch unfehlbar. Gute Nacht, mein Sohn! auf baldig Wiederſehen.“

Ström und Albert ſchieden, unter allſeitigen Begrüßungen, und traten zuſammen den Rückweg an.

„Graf Adlan dünkt mir ein intereſſanter junger Mann,“ ſagte Ström, nachdem ſie eine Weile fortgeſchritten waren — „nur Schade, daß eine tiefliegende Schwermuth auf ihm zu laſten ſcheint.“ —

„Er muß eine ſchmerzhafte Täuſchung erfahren haben,“ entgegnete Albert.

„Das mag wohl ſein. Wollte er doch den Rath Ihres Oheims beherzigen, und ſein Heil am häuslichen Herde ſuchen, wo er es allein erlangen kann.“ —

„Ich gebe es zu; allein dann muß es, denke ich, ungeſucht kommen. Ein Bund der Herzen muß ſich von ſelber fügen; zum mindeſten nicht nach planmäßigen Berechnungen, ſondern nach unbegriffenen Geſetzen der innerſten Natur."

Albert erſchrak beinahe vor dieſen Worten, nachdem er ſie geſprochen; denn zu ſpät erwog er, daß Ström darin vielleicht eine Beziehung auf ſeine Tochter, ihm gegenüber, erblicken möchte, in welchem Sinne die Äußerung freilich nicht gemeint war.

Ström ſchien jedoch von einer ſolchen Deutung ganz entfernt, und erwiederte mit freundlicher Ruhe: „Ich finde etwas Wahres in Ihrer Bemerkung, lieber Baron! Nur, dächte ich, wäre es ein zu weit getriebener Fatalismus, auf eine Fügung ſolcher Art, ohne irgend ein Entgegenkommen, hinter Schloß und Riegel zu rechnen."

Ström war unter derlei Geſprächen vor ſeinem Wohnhauſe angelangt.

Er dankte nunmehr dem jungen Manne für deſſen Begleitung, bezeigte ihm nochmal die herzlichſte Freude, mit ihm bekannt geworden zu ſein, und wünſchte ihm angenehme Ruhe.

Es entging unſerem Albert nicht, wie gerne ihn Ström zum Beſuch aufgefordert hätte, wie er jedoch dieſen Wunſch unterdrückte, aus Beſorgniß, ihm dadurch Zwang anzuthun.

Dieſer Zug von Zartgefühl verfehlte bei Albert die Wirkung nicht; er bat um die Verwilligung, Ström's Angehörigen ſeine Huldigung darbringen zu dürfen, was dieſer, freudig überraſcht, ihm zugeſtand.

„Ich konnte nicht anders," ſagte Albert zu ſich, indem er ſeiner Wohnung zuſchritt. „Hoffentlich wird mein Anſuchen nicht irrig gedeutet werden, als wollte ich in des Onkels Pläne eingehen. Ich muß dies zu verhüten trachten. Am beſten iſt's, ich erſchließe ihm mein Herz und entdecke ihm den Gegenſtand meiner Liebe." Albert ſeufzte bei dieſem Gedanken, denn das Bild der Geliebten ſchwebte ihm vor, und durchſeelte ihn mit unnennbarer Sehnſucht. Und nimmer verließ ihn die wunderholde Erſcheinung; ſie geleitete ihn bis in ſein einſames Schlafgemach, ſie folgte ihm hinüber in Schlummer und Traum.

8.

Wenige Tage darauf ward **Albert** von ſeinem Oheim bei einem Abendbeſuche in **Ström's** Haus eingeführt.

Albert hatte den Baron darum angegangen, und bei dieſem dadurch eine ſo heitere Stimmung hervorgerufen, daß ihm zur beabſichteten Erklärung wegen **Ström's** Tochter der Muth entſunken war, und er einen günſtigeren Zeitpunkt hiezu abzuwarten beſchloſſen hatte. — **Albert** ward der Gattin **Ström's** vorgeſtellt, und fand in ihr eine feingeſittete Frau voll Sanftmuth und Herzensgüte, welche jedoch, vermöge ihrer ſchwächlichen Geſundheit, ſich beinahe fortwährend an die Stube gebannt ſaß. Der Empfang war ſo, wie ihn **Albert** nur wünſchen und erwarten konnte. Zwei Bekannte aber, die er dort traf — Frau von **Bülau** nämlich und **Eduard Born** — mußten, aus leicht erklärlichen Gründen, ſeiner Unbefangenheit einigen Eintrag thun, obgleich ihm beide ſehr liebenswürdig entgegenkamen.

Allein noch weit größere Überraſchungen waren ihm beſtimmt.

Aus einem verſchloſſenen Seitengemache traten zwei Damen, in welchen **Albert** mit einem ſchwer zu ſchildernden Gemenge von Empfindungen ſeine Gliebte im Geleite ihrer Freundin (der verhängnißvollen Maske) erkannte.

Sein Staunen erreichte jedoch den Gipfel, als **Ström**, nachdem er ihn den Damen vorgeſtellt hatte, ihm dieſelben mit den Worten bezeichnete: „Meine Nichte, Baronin **Saldern** — meine Tochter **Ada**.“

Albert fühlte ſich von der Macht dieſes plötzlichen Eindrucks ſo überwältig, daß er keine Worte fand und die Damen, als wären ſie ihm völlig fremd, blos mit einer ſtummen Verbeugung begrüßte. Sie ließen es gerne dabei bewenden, ja, ſie wußten es ihm Dank, denn **Ada** war nun vor der Beſchämung gerettet, ſich an der Geheimhaltung ihrer früheren Zuſammenkunft mit ihm betreten zu ſehen.

Ada wurde von ihren Eltern auf das zärtlichſte geliebt, und erwiederte dies Gefühl mit gleicher Innigkeit und mit dem kindlichſten Vertrauen. Ihrer Erſtlingsneigung für Albert hatte ſie jedoch — ohne zu wiſſen wie es kam — gegen dieſelben nie erwähnt; hatte ihr doch ſelbſt Hermine dies jungfräuliche Geheimniß nur ablauſchen müſſen.

Zu dem erſten Abenteuer auf dem Maskenballe war Ada durch die Freundin ganz unverſehens geleitet worden; und die von ihr dabei geſpielte Rolle war ſo unerheblich, daß ſie kein Bedenken fand, es ihren Eltern zu verſchweigen, und — ein zweites zu verſuchen.

So wichtig der Eindruck deſſelben für ihr Herz war, ſo wenig bedeutſam hatte es ſich nach außen geſtaltet — und Ada war, wie früher, ſchweigſam geblieben.

Selbſt ihr Zuſammentreffen mit Albert bei Frau v. Bülau hatte Ada, ihren Eltern gegenüber, nie berührt.

Sie konnte ja nicht, ohne ihr Geheimniß zu verrathen, und vor einer ſolchen Enthüllung hatte ſie, obgleich reinen Bewußtſeins, eine ihr ſelbſt unerklärliche Scheu gefühlt. Ström hatte unmittelbar nach ſeiner obenerwähnten Unterredung mit Albert, den Seinigen die Botſchaft von deſſen bevorſtehendem Beſuche hinterbracht.

Ada fühlte damals, wie ihr Herz ungeſtüm pochte und ihr das Blut in die Wangen trieb — und ſie bückte ſich, wie nach einem entfallenen Gegenſtande, um ihre Bewegung zu verbergen. Allein damals überkam ſie auch zum erſten Mal das lebendige Bewußtſein ihres Rückhaltes, und ſie konnte ſich eines innern Vorwurfs und einer gewiſſen Bangigkeit vor Albert's Erſcheinen nicht erwehren.

Glücklicherweiſe wurde ſie, wie wir geſehen, durch die Art ſeines Benehmens ihrer Beſorgniſſe baar, und die beiden Mitwiſſenden — Emma und Eduard — hatten Tact genug, ſie in dieſer Beruhigung nicht zu ſtören.

Hätte Albert doch auch ſich ſelber im Inneren beſchwichtigen können! Allein das vermochte er noch immer nicht. Die unvermuthete Entdeckung, daß er in der Wahl ſeines Herzens zugleich mit den Wünſchen ſeines Oheims zuſammentraf, mußte ihm wohl erfreulich ſein; er kam jedoch nicht dazu, ſich dieſem Gefühle hinzugeben, ſo überwiegend war der Einfluß der verſtimmenden Befangenheit, welche, den zwei Freundinnen gegenüber, wie ein böſer Traum ſein Inneres überſchlich.

Es war ihm peinlich zu Muthe, da er keinen Ausweg ſah, dieſes Phantoms los zu werden, das, als Hüter ſeines Paradieſes, vor deſſen Pforten ihn höhnend abwehrte.

Ganz anders verhielt es ſich mit Herminen. Ihr Streben ging dahin, ſich in Albert's Anweſenheit mit voller Unbefangenheit und Geiſtesſchwungkraft zu bewegen; denn nur dieſes Mittel ſtand ihr zu Gebot, ihn über den Wahn ihrer vermeintlichen Neigung für ihn zu enttäuſchen. In der That war Hermine, mehr als je, überſtrömend von Geiſt und Phantaſie; allein gerade in dieſem Übermaße lag das Bekenntniß einer beinahe krampfhaften Erregtheit, wie ſie bei Herminen ſtets einzutreten pflegte, wenn ſie ihrer Natur einen Seelenzuſtand abzunöthigen bemüht war. Albert faßte auch in dieſem Sinn ihr Benehmen auf und mußte ſich daher in ſeiner irrigen Vorausſetzung, und der daraus entſprungenen Gemüthsumdüſterung, nur verſtärkt finden.

Ada, das ſchuldloſe Opfer dieſer mißgünſtigen Verhängniſſe, konnte ihr ſtilles Leid über Albert's Verſtimmung — deren Quelle ſie wohl errieth, doch nicht recht begriff — nur mühſam zurückdrängen, und kämpfte fortwährend mit hervorſtrebenden Thränen, obgleich ſie alles aufbot, um heiter zu ſcheinen. Der geſelligen Unterhaltung fehlte es bei alle dem nicht an Lebendigkeit. Baron Hort ſchien ſich in der Nähe der zwei reizenden jungen Frauen ſehr behaglich zu fühlen; er war voll geſprächiger Rührigkeit, und auch Eduard fand, wie immer, an Emma's Seite reichliche Anregung. Letztere hatte, ihrer Lieblingsgewohnheit nach, die auf dem Tiſche vor ihr liegenden neuen Almanache durchblättert, und verweilte nun, durch die ſprechende Sinnigkeit eines Stahlſtiches gefeſſelt, bei dem dazu gehörigen Gedichte. „Das klingt in der That traumhaft genug —" rief ſie, nachdem ſie es durchleſen hatte, Herminen zu, während

Baron Hort gerade in ein Geſpräch mit ſeinem Freunde Ström verwickelt war. — „Da lies einmal, liebe Hermine — oder, noch beſſer, Dein Bruder mag es uns vorleſen, da er ſich ſo gut darauf verſteht.“ Sie reichte ihm das Buch hin, und Eduard las wie folgt:

Ein Traum.

In des Abends Dämmerlichte,
Dicht umlaubt vom düſter'n Hain,
Still, mit bleichem Angeſichte,
Weilt ſie ſinnend noch allein;
Sieh, da küßt, nach langem Kummer,
Ruh' ihr müdes Augenpaar,
Und es dringen in den Schlummer
Töne, ſüß und wunderbar.
„Biſt Du wirklich denn entſchwunden,
Meines Lebens heller Stern?
Werd' ich nie von Gram geſunden,
Hält ein Wahn uns ewig fern?
Ach, mit tiefer, bitt'rer Reue
Sehn' ich mich nach Dir zurück,
Dir nur weih' ich Lieb' und Treue,
Nur bei Dir iſt Lieb' und Glück.“

Da erwacht ſie: „Ach, verweile,
Schöner Traum, ſo wonnehell!
Meiner Sehnſucht Schmerzen heile,
Fliehe nicht ſo treulos ſchnell!
Oder träum' ich noch?“ Sie lauſchet,
Sel'ger Ahnung kaum bewußt —
Lautenklang, das Laubwerk rauſchet —
Wiederein'gung, Himmelsluſt!

„Nun, was ſagſt Du?“ fragte Emma Herminen, welche mit ſichtbarem Antheile zugehört hatte.

„Ohne Zweifel,“ erwiederte dieſe, „iſt das Gedicht von demſelben, welcher unter dem Namen Alfred ſchon einiges Poetiſche in Taſchenbücher einrücken ließ.“

„Du haſt es getroffen, liebe Schweſter!“ verſetzte Eduard.

„Das heiße ich einen Seherblick!“ bemerkte Emma lächelnd; „ich geſtehe offen, daß ich jenen Alfred in dieſer Liebesromanze nicht erkannt hätte; ich vermiſſe darin ſeine gewohnte ſchwermüthige Weiſe.“ —

Hermine hatte ihrem Bruder das Buch abgenommen, und war nun ganz in das Gedicht verſenkt. Ihr Auge leuchtete von ſeltſam-zauberiſchem Glanze, ihre Züge waren, wie an innerer Anſchauung, verklärt.

„Was gilt's“, — ſagte Eduard, der ſie aufmerkſam betrachtet hatte, zu Emma — „ſie hat für dieſes, ihr, wie es ſcheint, ſehr ſympathiſche Gedicht eine Melodie gefunden.“ Hermine blickte ihren Bruder lächelnd an.

„Wär's möglich?“ rief Emma erſtaunt. — „Hermine, ſpricht er wahr?

Hermine nickte freundlich.

„O ſchnell, ſchnell, laß uns Deine Improviſation hören —“ bat Emma flehentlich; — „Herzens-Hermine! ſinge uns Dein Lied — o, es kommt mir auch auf eine fußfällige Bitte nicht an.“ Sie machte Miene, niederzuknieen.

„Liebe, kindiſche Freundin“ — erwiederte Hermine, indem ſie abwehrend einen Kuß auf Emma's Stirne drückte — „bedarf es deſſen? Aber — wir ſind ja nicht allein.“

Die übrigen Anweſenden, die indeß zur Kenntniß des Herganges gekommen waren, vereinigten ihre Bitten mit jenen Emma's.

„Gerne, gerne!“ — verſetzte Hermine. — „Auf meiner freundlichen Hörer Gefahr; doch rechne ich dabei auf meine gute Ada.“

Sie reichte das Buch der Freundin, und dieſe, welche das obige Gedicht bereits kannte, ſetzte ſich an den Flügel und machte auf demſelben einige einfache, harmoniſche Gänge. Nachdem ſie geendet, begann Hermine ihren Geſang mit wohllautender, tropiſch-warmer Stimme und einer helldunklen Eintönigkeit der Farbengebung, als zöge die Traumſcene an ihr im Traume vorüber. Die ſtrophenweiſe wiederkehrende Melodie klang mit der vertraulich-ſeltſamen Urſprünglichkeit eines ſprachvollen Naturlautes.

In der zweiten Strophe geſellte ſich Ada mit einer einfachen Begleitung auf dem Flügel der Freundin bei, und in der letzten ließ ſie auch noch ſchüchtern ihre Stimme mittönen. Es war Einklang der Liebe, und das Ganze endete noch ſchöner, als es begonnen hatte.

Mitten unter dem dankenden Beifalle der entzückten Hörer trat ein unvermutheter Gaſt ein — Adlan.

Ström — welcher auf ſo ſchnelle Abſtattung des ihm vom Grafen zugeſicherten Beſuches nicht gerechnet hatte — bewillkommte ihn voll herzlicher Freude, und ſtellte ihn dann der Geſellſchaft vor. Adlan wendete ſich, nachdem er die Damen des Hauſes begrüßt, an die noch am Flügel weilenden zwei Freundinnen mit den Worten: „Geſtatten Sie auch mir die Huldigung des Dankes und der Bewunderung! Ich war ſo glücklich, den ſchönen Geſang im Nebenzimmer zu vernehmen, und die wunderholde Weiſe des Liedes wird nie in mir verklingen.“

Herminen war gleich bei Adlan's Erſcheinen alles Blut aus den Wangen getreten und eine innere Bewegung hatte ſich ihrer bemächtigt, welche ſie vergebens zu bewältigen ſtrebte. Jetzt, wo er ihr huldigend gegenüberſtand, fühlte ſie ihr Herz erbeben, und faßte unwillkürlich Ada's Hand wie zu ſchirmender Stütze. „O Himmel!“ — rief dieſe erſchrecken — „was haſt Du, theure Hermine? Du biſt bleich und Deine Hand zittert.“ —

„Eine flüchtige Anwandlung,“ — erwiederte Hermine, indem ſie zu lächeln verſuchte — „ich fühlte mich ſchon den Tag über nicht ganz wohl. Laß uns ein wenig auf Dein Zimmer — es wird gewiß bald vorüber ſein. Ich bitte euch, bleibt, und ſeid ganz ruhig,“ ſagte ſie den um ſie beſorgten zwei Frauen freundlich, aber doch auf eine Weiſe, welche ihnen deutlich zu erkennen gab, ſie wolle mit Ada allein ſein. Man ließ ſie daher gewähren, und die beiden Freundinnen verließen den Saal.

Kaum war Hermine in Ada's benachbartem Gemache angelangt, als ſie ſich auf die Ottomane warf und in einen Strom von Thränen ausbrach.

Ja, er war's, der Mann ihrer erſten und, wie ſie im Innerſten empfand, ihrer letzten Liebe. Er — auf deſſen Beſitz ſie für's Leben verzichtet, und um deſſen Andenken willen ſie, im Blütenalter, bleibender Witwenſchaft ſich geweiht hatte, er ſtand nun plötzlich wieder vor ihr, als Gatte einer — andern.

O räthſelhaftes Menſchenherz! War ihr dieſer Gedanke nicht innig vertraut geworden, hatte ſie ihn nicht mit ſchwärmeriſcher Sorgfalt im Buſen gehegt und gepflegt — und nun konnte ihn ein gäher Augenblick des Wiederſehens zum ſchmerzlichen Dolche geſtalten? —

Ada, durch Herminens ungewohnte Gemüthserſchütterung außer Faſſung gebracht, war ganz in zärtliche Beſorgniß, in liebewarmes Mitleid aufgelöſt. Sie lag vor der Freundin auf den Knien, ſie küßte ihr Haupt und Hände, und beſchwor ſie mit flehentlicher Bitte, mit dem Ausdrucke ſeelenvollſter Theilnahme, ihr Weh an dem ihr innig verwandten und ergebenen Herzen vertraulich zu beſänftigen.

So rührende Worte der Liebe konnten den Weg zu Herminens Herzen nicht verfehlen. Doch war die Wirkung eine ganz andere als Ada erwartet hatte. Herminens erſte Regung war, ihr lange tief verwahrtes Geheimniß der geliebten Freundin zu enthüllen; allein ſchnell unterdrückte ſie dieſen Drang wieder aus zarter Schonung für Ada's kindlich reines und helles Gemüth, das vom ätzenden Gifte der Leidenſchaft noch unverſehrt geblieben. Dieſer Gedanke war für Herminens eigenen Zuſtand eine wohlthätige Ableitung; ſie richtete ſich an ihm empor und gewann den Seelenadel wieder, welchen die Gewalt einer gähen Erſchütterung darniedergebeugt hatte. Sie gelobte ſich Beſiegung ihrer Schwäche, Zurückdrängung ihrer inneren Wogen, und mit der Vollkraft ihres energiſchen Willens faßte ſie den Vorſatz, dem gefährlichen Manne äußerlich ruhig gegenüber zu ſtehen, und weder ihm, noch ſonſt Jemanden den Einblick in ihr innerſtes Heiligthum zu geſtalten. An dem heilenden Einfluſſe dieſer Umſtimmung verſiegten Herminens Thränen, und ihre krampfhafte Aufregung war beſchwichtigt. Sie ſchloß die theure Freundin in die Arme, und drückte ſie an die Bruſt, mit den Worten: Wie ſoll ich Dir danken, meine Ada? Deine Liebe hat mich getröſtet, erhoben, beſeligt, hat mir den Frieden wiedergegeben! Vergiß das Geſchehene — es war ein Fiebertraum, den Du gebannt, und der nicht wiederkehren ſoll.“ —

Ada war ſo glücklich über die unverhoffte Wendung der Dinge, daß ſie, in voller Hingebung an dieſes Hochgefühl, nicht weiter in Herminen drang.

„Du biſt beruhigt,“ ſagte ſie dieſer mit Thränen freudiger Rührung, „Du liebſt mich, wie ſonſt — ich lebe wieder auf.“ —

„Gute Ada!“ erwiederte Hermine bewegt, „Dir iſt wohl ſelber ſchwer um's Herz; doch ſei getroſt, es wird, es muß Dein Geſchick bald freudig ſich löſen.“ —

Ada drückte ihr ſchweigend die Hand; dann fragte ſie nach kurzer Pauſe: „Wollen wir nicht zurück zur Geſellſchaft?“ —

„Du haſt Recht!“ verſetzte Hermine, welche nun die gehörige Faſſung errungen. „Wir dürfen nicht länger wegbleiben; komm!“ — Sie verfügte ſich mit Ada nach dem Saale, und wurde gleich beim Eintritte mit Äußerungen wärmſter Theilnahme bewillkommt.

„Weißt Du wohl,“ bemerkte ihr Emma nach herzlicher Begrüßung, „wie ſehr wir Deine Unpäßlichkeit auch um unſer ſelbſt willen beklagen müſſen? Sie brachte uns um Dein ſchönes Lied, deſſen Wiederholung Du uns ſonſt nicht verweigert haben würdeſt.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Hermine freundlich, „denn damals hätte ich die Melodie desſelben noch in mir wiedergefunden, was ich jetzt wohl nicht mehr vermöchte.“

„Iſt's möglich!" rief Emma, „ſo ſchnell iſt ſie Dir fremd geworden?"

„Fremd? o nein; ich wollte ſie unter Tauſenden wieder erkennen, wenn ſie mir noch einmal entgegenträte; etwa im Traume, wo der Erinnerung nichts zu entlegen, oder zu verhüllt iſt."

„Wie, verehrte Baronin?" nahm Adlau das Wort, „Sie bedingen die Möglichkeit des Wiedererſcheinens Ihrer Melodie einzig nur durch die ſchaffende Kraft Ihrer eigenen Seele, und wollen den empfangenden fremden gar nichts zugeſtehen? Und doch kann dieſe unter dem Einfluſſe jener zum getreuen Schrein für manch köſtlich Kleinod werden."

Hermine blickte ihn betreten und fragend an. Bevor ſie jedoch das paſſende Wort der Erwiederung gefunden, ſaß Adlau ſchon am Flügel und ſpielte, zum allgemeinen Staunen, das von ihr improviſirte Lied, nicht in der Weiſe einer modernen: „Transſcription," ſondern mit aller dem Geiſte des Inſtrumentes zuzumuthenden Einfachheit und Treue.

Er brachte die Melodie dreimal, nach der Strophenzahl des Gedichtes, doch genau mit der, deſſen Inhalt entſprechenden Färbung, worin er freilich, ſeiner individuellen Auffaſſung gemäß, mit Herminens Vortrage nicht ganz übereinſtimmte.

Nach Beendung des Liedes verließ er ſogleich den Flügel wieder, und war, mitten unter dem Beifalle der Geſellſchaft, nur bemüht, in den Zügen Herminens — welche ſchweigend, doch ſichtbar ergriffen, vor ſich hinblickte — den Eindruck ſeines Spiels zu leſen.

Emma fühlte, daß ſie der Freundin in ihrer Bedrängniß zu Hilfe kommen müſſe, und ſie ſagte zu Adlau: „Unſere liebenswürdige Improviſatrice iſt noch ganz der Überraſchung hingegeben über die frappante Fulguration Ihres ſeltſamen Talentes, Graf! Liegt nicht hierin Ihr ſchmeichelhaftes Lob?" —

„In der That!" fiel Hermine ein, die inzwiſchen Faſſung gewonnen, „ich finde keine Worte für meine Bewunderung, und fühle mich zugleich tief beſchämt, ein der Vergeſſenheit beſtimmtes Phantaſiegebilde des Augenblicks zu ſolchen Ehren gebracht zu ſehen.

übrigens, Graf —“ Hermine brach ab mit einem Seitenblick, und als ſie wahrnahm, daß die Männer eben im Geſpräche gruppirt ſtanden und ſie nur von ihren Freundinnen gehört werden konnte, fuhr ſie fort — „übrigens glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich dem Ihnen zuerkannten Kranze noch einen zweiten beifüge.“

„Einen zweiten? fürwahr, ich weiß nicht —“

„Sind Sie nicht Verfaſſer jenes Gedichtes, ſind Sie nicht der Dichter Alfred?“

„Woraus ſchließen Sie —“

„Aus Ihrem geiſtigen Vertrautſein mit dem Inhalte des Gedichtes — und — manchem Andern. Sollte ich mich täuſchen?“

„Wie könnte ſo wunderbare Hellſicht auf Täuſchung beruhen?“

„Alſo ſind Sie wirklich der Dichter Alfred?“ Herminens Augen leuchteten bei dieſen Worten wie von einem inneren Blitz erhellt; doch eben ſo ſchnell waren ſie von einer Wolke umdüſtert, und ein wehmüthiges Lächeln zog ſich um ihre Lippen.

Emma gab dem Geſpräche eine andere, lebhaftere Richtung, und bald waren in deſſen Bereich auch die übrigen Anweſenden gebannt.

So war die zehnte Stunde herangerückt. Emma, welche wußte, daß Frau von Ström, aus Geſundheitsrückſichten, um dieſe Zeit ſich zur Ruhe zu begeben pflegte, machte Anſtalten zum Aufbruche, und alles folgte ihrem Beiſpiele.

Die zwei neuen Gäſte, Adlau und Albert, wurden von den liebenswürdigen Hauswirthen nicht minder herzlich, als ſie empfangen worden, und mit der freundlichſten Aufforderung zum Wiederbeſuch, entlaſſen.

Beim Scheiden erſah ſich Albert noch die Gelegenheit, von Ada mit einem Blick Abſchied zu nehmen. Es war ein wehmüthig-ſeelenvoller Blick, der tröſtend in ihr Gemüth drang; ach, mußte er ihr nicht für den Schmerzenskelch des Abends Erſatz gewähren?

Auf dem Rückwege bot Adlau Herminen, Eduard der Frau v. Bühlau den Arm; Albert ſchloß ſich an ſeinen Oheim.

Da ſich die Pfade dieſer Paare bald ſchieden, ſo fand jedes derſelben Gelegenheit zu unbelauſchtem Geſpräche.

„Was hatteſt Du nur heute, lieber Albert?“ fragte der Baron ſeinen Neffen, „Du warſt auffallend verſtimmt; Du hielteſt Dich von den Frauen, ja ſelbſt von der Tochter des Hauſes, ganz entfernt. Meinem guten alten Ström ſchien das nahe zu gehen, obgleich er, aus Zartgefühl, ſich darüber nicht äußerte. Sei offen gegen mich, mein Sohn! Was haſt Du auf dem Herzen?“

„Lieber Onkel!“ verſetzte Albert nicht ohne Verlegenheit, „Du kennſt ja mein grillenhaftes Weſen. Weiß ich mir doch beinahe ſelbſt darüber keine Rechenſchaft zu geben. Habe für diesmal Nachſicht mit mir; es ſoll, es muß anders werden.“

„Nein!“ ſagte der Baron mit Kopfſchütteln, „Das iſt es nicht. Du willſt mir mit Gemeinplätzen entwiſchen, aber ich laſſe Dich ſo ſchnell nicht fahren. Höre, Albert, wenn es der Widerwillen vor einer Verbindung mit dem Mädchen iſt, ſo kannſt Du ganz ruhig ſein —“

„Widerwille?“ fiel ihm Albert heftig in's Wort. „Dann müßt ich mich ſelber haſſen. Widerwillen gegen ſie? — —“

Der Baron ſah ihn erſtaunt an. „Daraus werde ein Anderer klug — Ich muß Dir wahrlich den Puls fühlen.“ —

Albert fuhr ſich mit der Hand über die Stirne: „Du haſt Recht, lieber Onkel! ich rede tolles Zeug. Hier meine Hand — ich will Dir alles enthüllen; der laſtende Alp muß doch einmal weg von meiner Bruſt. Nur laß mir Zeit, ich bitte Dich, bis ich's vermag. — Widerwillen gegen Ada? — O Himmel! wie wird ſich dieſe Bedrängniß noch löſen? — Nur kurze Zeit noch laß mir, mein theurer, guter Onkel! Du ſollſt alles, alles wiſſen — doch jetzt begehr' es noch nicht!“ — Er drückte den Baron ungeſtüm an die Bruſt, und war fort, bevor ſich derſelbe von namenloſem Staunen erholt hatte.

Wir überlaſſen den biedern Oheim dem Gewirre von Gedanken und Vermuthungen, die ihm, wie ein Bienenſchwarm, auf dem Rückwege im Kopfe ſummten, und wenden uns zu Herminen.

Welch eine Anwandlung war ihr im Innern vorgegangen, als ſie ihren Arm in den ihr dargebotenen Adlau's legte! Da war keine Spur mehr von jener wehmüthigen Befangenheit, die ihr früher, ihm gegenüber, die Bruſt beklemmt hatte. Sie fühlte ſich durch den Gedanken jener traulichen Annäherung ſo erhoben und beſeligt, daß ſie die Welt um ſich und — in ſich vergaß, und an des geliebten Mannes Seite ſich ſtolz und glücklich träumte. Adlau's Worte waren ganz geeignet, ſie in dieſer ſüßen Täuſchung zu erhalten, als ſie mit ihm in der ſternenhellen Nacht durch die einſamen Gaſſen wandelte.

„Wie wohlthuend," ſprach er, „wirkt der Eindruck dieſer nächtlichen Stille auf den, dem Stadtgeräuſche entfremdeten, Landbewohner, und doch — was iſt ſo eine Sternennacht ganz Anderes in Gottes freier Natur! Wie erweitert ſich die Bruſt mit den Gränzen der ſie umengenden Räume, wie freudig regt die Seele ihre Schwingen, wenn ſich das Auge in Anſchauung des geſtirnten Firmaments ungehindert vertiefen und verlieren kann. Wie ſchöpft ſie dann aus deſſen Bilderſchrift Offenbarungen für ſo manche ſchüchterne Räthſelfrage des einſamen Herzens! Warum kann ich nicht durch einen Zauberſchlag dieſe Häuſermaſſen wegtilgen, damit der ahnungsvolle Nachthauch unter freiem Sternenhimmel mit friſcher Urkraft uns erquicke?"

„O das wäre herrlich!" rief Hermine, ergriffen von der Macht des Augenblicks und jede andere Rückſicht vergeſſend.

Adlau hingegen gewahrte erſt an dieſer Äußerung, wie weit ihn ſeine durch die Erlebniſſe des Abends erhöhte Gefühlsſtimmung fortgeriſſen hatte. Er blickte Herminen in's Angeſicht, und der ſprechende Ausdruck, den er darin entdeckte, ſchien ihm keiner Deutung zu bedürfen. Nur mühſam bezwang er den Erguß des ihn bemeiſternden Hochgefühls, indem er wieder begann:

„Sie ſind wohl einen Theil des Jahres auf dem Lande?"

„Ich pflege die Sommermonate auf dem Landſitze meiner Eltern hinzubringen."

„Es iſt begreiflich, daß Ihr reger Geiſt zum Aufenthalte in der Reſidenz ſich hinneigt, wo er der triebkräftigen Berührungspunkte ſo viele findet."

„Sie haben ganz Recht, es eine Hinneigung meines Geiſtes zu nennen; dem Herzen mag ländliche Zurückgezogenheit freilich beſſer frommen, hat es einmal ſeine Welt entdeckt." —

„Das hätte — das Ihre nicht?" —

Adlau fühlte, als er dieſe Frage kaum vollendet, wie Herminens Arm an dem ſeinen leiſe zuckte. Er warf einen flüchtigen Blick nach ihr, aber ihr Auge war abwärts geſenkt. Eine kleine Pauſe — dann erwiederte ſie:

„Ich weiß Ihre Frage nicht paſſender zu beantworten, als durch folgende, Ihnen ohne Zweifel wohlbekannte Verſe:

„Bannt kein Wunſch das Glück hernieder
In des Lebens wirre Kreiſe —
Unerfleht, nach Feenweiſe,
Naht es gern auf Traum-Gefieder.
Will ſein unſtät-launiſch Walten
Sich der Lebensluſt nicht bünden,
In des Herzens ſtillen Gründen
Magſt Du träumend feſt es halten." —

„Iſt's möglich?" rief Adlau freudig überraſcht und zugleich tief bewegt. „Sie konnten dieſe Zeilen ſolcher Aufmerkſamkeit werth halten?"

„Sie ſind wohl nicht die einzigen des Sängers Alfred," verſetzte Hermine mit zauberiſch-ſüßem Lächeln, „die mir in der Erinnerung geblieben."

„O ich neide keinem Dichter ſeinen Lorber!" rief Adlau im Ausbruche innigſten Entzückens, indem er unwillkürlich Herminens Hand feurig drückte. „Doch," fuhr er gefaßter fort, „unmöglich kann ein Herz, wie das Ihre, in jenem Spruche das Orakel ſeines Glückes vernehmen. Nein! ein ſolches Herz mit ſeiner überquellenden Fülle des wärmſten, edelſten Gefühllebens iſt an mehr als ein bloßes Traumglück geweſen, iſt berufen, liebend und geliebt, Beſeligung zu geben und zu empfangen."

„Laſſen wir das, lieber Graf!" fiel ihm Hermine mit bebender, beinahe flehender Stimme in's Wort; ihr Herz pochte faſt hörbar, ihre Thränen wollten gewaltſam hervorbrechen.

Sie hatten ſich indeß ihrem Wohnhauſe genähert, welchem ein Mann in anderer Richtung gleichfalls zueilte.

„Mein Bruder!" rief Hermine wie leiſe ermahnend.

Dies Wort brachte Adlan zur Beſinnung. Er begrüßte den jungen Mann, übergab ihm ſeine Schweſter, empfahl ſich bei dieſer mit der Feinheit des Weltmannes, und entfernte ſich ſchnell.

9.

Als Eduard am nächſten Morgen zur gewohnten Stunde das Cabinet ſeiner Schweſter betrat, ſtaunte er nicht wenig, ſie, ſtatt, wie ſonſt, bei ihren Journalen, in einer ganz fremdartigen Thätigkeit zu finden. Sie ſtand vor einem offenen Schranke, in welchem ſie geſchäftig herumkramte; auf Tiſchen und Stühlen lagen allerlei Habſeligkeiten umher, und durch die halbgeöffnete Thüre des anſtoßenden Gemaches erblickte er das Kammermädchen auf gleiche Weiſe vor den Wäſch- und Kleiderſchränken waltend.

„Was ſoll das?" rief er befremdet. „Wozu dieſe Anſtalten, als gält' es eine Reiſe?" —

„Die gilt es allerdings, lieber Bruder!" verſetzte Hermine mit freundlichem, doch etwas angegriffenem Tone.

„Iſt's möglich?" fragte Eduard mit immer wachſendem Staunen, „Du willſt fort?" —

„Noch heute Abends, guter Eduard!" —

„Wohin?" —

„Zu unſeren Eltern — ja, ich rechne ſogar auf Deine Begleitung." —

Eduard konnte ſich vor Verwunderung gar nicht faſſen. Er heftete einen prüfenden Blick auf Herminen, und entdeckte in ihren

Zügen eine Veränderung, die ihn beunruhigte. Er las darin unverkennbare Spuren einer durchwachten — vielleicht durchweinten — Nacht, eines in ſeinen Tiefen aufgeregten Gemüthes.

Eduard ſchloß die Thüre des Nebenzimmers, trat dann zu Herminen, faßte ſie bei der Hand, und ſprach, indem er ihr liebevoll in's Auge blickte, im Tone zärtlicher Bitte: „Was haſt Du, theure Schweſter? erſchließe mir Dein Herz! Was es auch ſei, das Dich bedrängt, es ſoll in mir den wärmſten, brüderlichen Antheil finden." —

Hermine drückte ihm bewegt die Hand: „Erlaß mir jede Erklärung, lieber Bruder! Habe Nachſicht mit mir! Ich ſehne mich nach ländlicher Einſamkeit — ich muß fort, ungeſäumt fort. Zürne mir nicht! Ich erkenne Deine Liebe, ich erwiedere ſie von ganzer Seele — doch forſche nicht weiter! Beachte nicht meine flüchtigen Anwandlungen. — Das kommt und ſchwindet — ſei ganz ruhig, mein Bruder!"

Eduard ging in das Nebengemach und entfernte das Märchen unter einem paſſenden Vorwande; dann zog er Herminen auf das Sofa nieder, ſetzte ſich neben ſie, ſchlang den Arm um ihren ſchönen Sylphenleib, und ſagte mit ſchonender Zutraulichkeit: „Du liebſt — geſteh' es nur — Du liebſt Adlan, und willſt Deine Neigung durch Flucht vor ihm bekämpfen."

Dieſem plötzlichen Angriff auf ihr Herz widerſtand Hermine nicht — ſie ſank ſchluchzend an ihres Bruders Bruſt. Eduard bot alles auf, ſie zu beruhigen, und bei dem wirkſamen Einfluſſe, welchen er durch ſein klares friedliches Weſen auf ihre Seelenerſchütterungen zu üben vermochte, gelang es ihm auch diesmal, die Gewalt ihres Affectes zu brechen und in milde, vertrauensvolle Wehmuth umzuſtimmen.

Hermine enthüllte ihm ihr Inneres, und ließ ihn in die Tiefen ihres Geheimniſſes ſchauen. Sie offenbarte ihm die ganze Geſchichte ihres Herzens, von dem Zeitpunkte, wo ſie Adlan zuerſt erblickt, bis zur Kataſtrophe des Wiederſehens. „Entſcheide nun ſelbſt," fügte ſie dann hinzu, „was mir zu thun erübrigt. Sein Herz gehört einer Anderen — wir müſſen uns fremd bleiben — Trennung gebietet mein Verhängniß. Ich hoffte meiner Schwäche Meiſter zu werden, ich hoffte, ihm gegenüber, Beſonnenheit zu erkämpfen — es war eine klägliche Selbſttäuſchung. Meine wiedererwachte Leidenſchaft iſt durch den langen Schlummer zur Rieſenkraft erſtarkt, und will ſich des gewohnten Elementes der Entſagung, als einer feindlichen Macht, entäußern. Nur ſchnelle Flucht kann mich retten — im Kampfe müßte ich erliegen. Darum will ich fort, heute noch fort — mir bleibt keine Wahl — ich bin entſchloſſen.“ —

Ganz gegen ſeine gewohnte Weiſe ſaß Eduard, ſtumm in ſich gekehrt, unentſchieden, was er Herminen entgegne. Die ſeinem Geiſte ſonſt eigene Klarheit und Sicherheit des Urtheils im Ankampfe von Bedrängniſſen ſchien von ihm gewichen. Er war uneins mit ſich ſelber. Es gebrach ihm der Muth, Herminens Entſchluß zu beſtreiten, da ihm ſolcher in ihrem tiefſten Weſen nothwendig begründet ſchien. Allein ſein Inneres ſträubte ſich gegen jede leidenſchaftliche Raſchheit des Handelns in entſcheidenden Seelenkriſen.

Die eingetretene Pauſe wurde durch das Kammermädchen unterbrochen, welche ihm die Botſchaft brachte, daß ihn ein fremder Herr zu ſprechen wünſche.

Eduard, dem derlei Beſuche in ſeinem ärztlichen Berufe nichts Ungewöhnliches waren, entfernte ſich, mit der Zuſicherung, ſobald als möglich wieder zu erſcheinen.

Hermine hieß das Mädchen bleiben und an ſein früheres Geſchäft gehen, für deſſen Förderung ſie ſelbſt, voll der eifrigſten Mitwirkung, beſtrebt war. Nach etwa einer halben Stunde kam Eduard zurück und bot Herminen den Arm. Sie folgte ihm ſchweigend nach dem an ihr Schlafgemach gränzenden Zimmer. Als ſie dort angelangt waren, ſprach Eduard: „Der mir zuvor gemachte Beſuch gilt Dir, liebe Schweſter!“ —

„Mir?“ rief Hermine erſtaunte. „Ein Männerbeſuch und zu ſolcher Zeit?“ —

„Dieſe Bedenken ſchwebten dem Beſucher ſelbſt vor," erwiederte Eduard, „deshalb begab er ſich zu mir, vertraute mir ſein Vorhaben, und bat mich, Deine Entſcheidung einzuholen, ob und wann er Dir ſeine Huldigung darbringen dürfe."

„Was begehrt er aber von mir?" fragte Hermine, in deren Geſicht Röthe mit Bläſſe wechſelte.

„Das ſollſt Du von ihm ſelbſt erfahren. Er bat mich übrigens, Zeuge der Unterredung zu ſein." —

„Das verſteht ſich. Da ich aber heute noch abreiſen will —"

„So empfängſt Du ihn gleich jetzt, liebe Schweſter!" —

„Um dieſe Stunde? Was fällt Dir ein, lieber Bruder! — In dieſem Morgenanzug." —

„Darüber kannſt Du ruhig ſein," verſetzte Eduard lächelnd; „Ich gehe ihn zu holen."

„Nicht doch, verziehe noch, Eduard!" rief Hermine ängſtlich — aber er war ſchon fort. — Ihre Pulſe bebten fieberhaft, ihr Blut ſtürzte zum Herzen, als ſollte dieſes mit fortgeriſſen werden. Sie warf einen Blick in den Spiegel und erſchrak über ihre Bläſſe. „Gib mir Kraft, mein Gott!" betete ſie aus tiefſter Seele. Da öffnete ſich die Thüre — Eduard und Ablau traten ein; erſterer entfernte ſich jedoch nach den üblichen Eingangsformeln.

Ablau näherte ſich Herminen, welche ſtumm zu Boden blickte, faßte ihre Hand und ſprach in tiefer Bewegung: „Geſtern noch betrauerte ich ein verfehltes Daſein. Vertrauen, Zuverſicht und Lebensluſt waren aus meiner Bruſt entwichen. Ich fühlte mich einſam und wollte es ſein. — Seit geſtern Abends iſt die wunderbarſte Wandlung in mir vorgegangen. Ein Strahl des Himmels fiel in meine Seele, ein Engel des Friedens lehrte ſie wieder glauben, lieben, hoffen. — Darf ich der beſeligenden Offenbarung mich hingeben? Darf ich aus meines Engels Hand deren Erfüllung erwarten? O ſprechen Sie, Hermine, entſcheiden Sie über das Geſchick meines Lebens, denn jener Engel ſind Sie." —

Hermine erhob ihr Auge und blickte ihm warm und ſeelenvoll in's Angeſicht; doch war's keine Antwort, nur eine Gegenfrage, was aus dieſem Blicke ſprach — und ſchweigend ſenkte ſie das Auge nieder.

„Wohl mag Sie die Raſchheit meiner Bewerbung befremden,“ fuhr Adlan fort, ohne Herminens leiſes Kopfſchütteln zu bemerken, „allein ich folge der Stimme des Herzens, die nie ſo mächtig in mir tönte. Es iſt nicht der angebildete Zauber der Anmuth, es iſt die geheimnißvolle Wunderkraft der Natur, was mir aus Ihrem Weſen ſo bewältigend entgegentritt; darum war es mir vom erſten Augenblicke der Begegnung innig vertraut. Freilich mag Ihnen mein Weſen noch fremd ſein; allein ich will mich ja gerne jeder Prüfung unterwerfen. Nur ob Sie mich nicht unbedingt verbannen — nur dies Eine Wort erflehe ich jetzt von Ihrer Huld.“ —

Hermine ſchaute mit einem Ausdruck von Kindlichkeit zu ihm empor und fragte leiſe: „Sie ſind alſo nicht vermählt?“ —

„Vermählt?“ rief Adlan erſtaunt. „Ich war es nie.“

„Aber — doch — verlobt?“ —

„Wie! Sie wiſſen? —“ Die Befremdung dieſer abgebrochenen Frage verlor ſich in düſtere Bitterkeit. — Ja, ich war verlobt, doch,“ ſetzte er mit einiger Heftigkeit hinzu, „zerriſſen für immer iſt dies ſchmähliche Band.“ —

Hermine, deren Auge ein Blitz durchleuchtet hatte, entgegnete theilnehmend: „Sie ſcheinen ergriffen?“ —

Nicht doch,“ ſprach Adlan bewegt, „wie bald iſt in Ihrer Nähe der alte Dämon wieder gebannt. „Hören Sie alles,“ fuhr er gefaßt fort, „es gewährt mir wohlthätige Befriedigung. — Es war eine Täuſchung meiner früh-verwaiſ'ten, und ſelbſtſtändig gewordenen Jugend. Ich glaubte in eines Märchens Beſitz mein Heil zu finden. Sie war von einem guten Hauſe, aber arm, vaterlos, und nur unter Obhut einer faſt erblindeten Mutter. Ich wähnte mich geliebt — die Verlobung ward vollzogen, der Tag der Trauung beſtimmt; dann reiſ'te ich noch auf einige Wochen fort, um mit einem mir befreundeten Gutsbeſitzer ein wichtiges Familiengeſchäft zu ſchlichten. Ich gelangte eher an's Ziel, als ich vermuthet, kehrte auf Flügeln der Sehnſucht, im Vorgefühle freudiger Überraſchung, zu meiner Braut zurück, und — fand ſie nicht wieder. Sie war entflohen mit einem jungen Abenteurer, hatte die hilfloſe Mutter verlaſſen, und durch ſchmachvollen Verrath unſeren Bund zernichtet. Das tiefe Weh der unglücklichen Frau ſchnitt mir in's Herz. Ich that zur Linderung ihres Jammers was ich vermochte; dann eilte ich fort, vergiftet im Mark des Lebens. Die Kraft meiner Jugend war gebrochen, finſtere Schwermuth laſtete auf meiner Seele. Ich begrub mich in ländliche Abgeſchiedenheit, und ſuchte mich an großartigem Wirken für Gemeinwohl und an der Offenbarung der Poeſie und der Tonkunſt emporzurichten. Es war nicht der Verluſt der Geliebten, was ich betrauerte: mit Abſcheu wendete ich mich hinweg von ihrem Andenken. Die tief erſchütternde Gewalt war's des ewigen Dichterwortes: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!“ — Und doch,“ fuhr er mit innigſter Bewegung fort, „da mir die Segnung des geſtrigen Abends nur um ſolchen Preis beſtimmt war, ſo danke ich dem Geſchicke für die ſchmerzliche Wunde, die es mir ſchlug.“ —

Hermine lächelte in ſich und fragte, indem ſie ihn verſtohlen anblickte: „Wie nun aber, wenn ich Sie nicht erſt ſeit geſtern kennte, wenn ich Sie ſchon als Verlobter gekannt hätte?“ —

„Wär's möglich?“ rief Adlau freudig überraſcht. „O ſprechen Sie, liebe Hermine! wie ſoll ich das deuten?“ —

„Sehr einfach!“ erwiederte ſie. „Ich ſah Sie damals zuweilen in Waldſee, in großer Geſellſchaft, ohne von Ihnen bemerkt zu werden.“ —

„Was hör' ich? — Und welchen Eindruck machte ich Ihnen damals? Offen, liebe Hermine! ich beſchwöre Sie.“ Er faßte ihre Hände und ſah ihr flehend in die dunklen Zauberaugen.

„Ja, die eine Hand müſſen Sie mir frei laſſen, wenn ich antworten ſoll!“ verſetzte ſie anmuthig.

Sie hatte ihre Rechte befreit, holte ein Medaillon hervor, welches ſie bei ſich trug, und reichte es ihm hin, indem ſie auch ihre zweite Hand enthaftete, und ſich dann einige Schritte von ihm entfernte. Adlau öffnete das Medaillon, und erblickte mit ſtaunendem Entzücken — ſein Bild.

„O Himmel!“ rief er, „Hermine, liebe, theure Hermine!“ Er war ihr gefolgt, und drückte ihre Hand an ſein hochklopfendes Herz. „Nur noch Eine Frage,“ bat er mit einem Blicke der Seligkeit, „angebetete Hermine! wie kamen Sie zu dem Bilde?“

„Wie anders, als — durch — mich ſelber!“ liſpelte ſie, indem ſie mit Glut übergoſſen die Augen niederſchlug.

Da ſtürzte Adlau, ſeiner nicht mehr mächtig, zu ihren Füßen, faßte ihre bebende Hand, und rief: „Engel des Himmels, Dein auf ewig! O ſprich, willſt Du die Meine ſein?“ —

Hermine neigte ſich liebend zu ihm, und verſetzte kaum hörbar: „Steh' auf, mein Alfred!“ —

Er erhob ſich, und in einer ſeelenvollen Umarmung war der Herzen unauflöslicher Bund geſchloſſen.

10.

Baron Hert hatte ſeinen Neffen, den Tag nach ihrer letzten Unterredung, mit Ungeduld erwartet; allein Albert war nicht erſchienen.

Tags darauf überraſcht ihn der Oheim mit einem Beſuche am frühen Morgen, und drang auf Erfüllung der von Albert ſcheidend gegebenen Zuſage mit ſo theilnehmender Wärme väterlichen Wohlwollens, daß das bewältigte Herz des jungen Mannes ſich, in voller Hingebung kindlichen Vertrauens, ihm erſchloß.

Wie freudig pries der gute Onkel im Stillen die wunderſame Fügung, die ſeinen Neffen dem von ihm gemiedenen Mädchen fremder Wahl durch des eigenen Herzens Macht unbewußt entgegengeführt!

Albert's Bedrängniſſe — durch welche er ſich, ſeit dem Vorfalle mit dem Tuche bei Frau von Bülau, ſeiner Geliebten entfremdet fühlte — konnte den Onkel, vermöge der ihm eigenen Sinnesart, freilich weniger zum Mitgefühl, als zu einer Regung harmloſer Schalkheit ſtimmen.

Er ließ jedoch nichts davon merken, ſondern beſchränkte ſich blos auf die Äußerung: „Vor allem, lieber Albert! muß ich Dir eine intereſſante Neuigkeit mittheilen, die Du noch nicht zu wiſſen ſcheinſt. Baronin Hermine iſt ſeit geſtern Adlau's verlobte Braut.“ —

„Unmöglich!“ rief Albert auf's höchſte erſtaunt.

„Nichts iſt gewiſſer!“ verſetzte der Oheim. „Ich erfuhr es geſtern Abends von Adlau ſelbſt, der im Gefühle ſeines Glückes zu neuem Leben erwacht zu ſein ſcheint und ſeine projectirte Reiſe ganz aufgegeben hat. Morgen früh begibt ſich Hermine zu ihren Eltern, wo ſie bis zur Vermählung bleiben will. Adlau folgt in einigen Tagen, um die Zuſtimmung der Eltern einzuholen, und dann in Herminens Nähe zu weilen. Die Verbindung ſoll möglichſt beſchleunigt werden. Doch genug für jetzt!“ fuhr er fort, indem er einen Blick auf ſeine herausgezogene Taſchenuhr warf, „meine Zeit iſt gemeſſen. Auf Wiederſehen, mein Sohn!“

Mit dieſen Worten ſchied der Baron von Albert, der ſeiner Überraſchung noch kaum Meiſter geworden.

Er hatte ſich über Herminen getäuſcht, das lag klar am Tage; was er ihrer Neigung für ihn zugemuthet, war nur ein Spie, phantaſtiſcher Laune.

So war nun der drückendſte Bann gelöſ't, der auf ſeiner Seelel der Geliebten gegenüber, gelaſtet hatte. Selbſt Herminens Gegenwart konnte ihn nicht mehr beengen — ſie war fort, und ſeiner Annäherung zu Ada ſtand nichts mehr im Wege. Und dennoch — war das erſte Gefühl ſeiner Enttäuſchung kein freudiges.

„Die böſen Götter fordern ihren Zoll“ — und wer vermag den Dämon der Eigenliebe aus der männlichen Natur, und zwar vorzugsweiſe aus ſeiner organiſirten Individualitäten, wegzubannen?

Bei Albert war dies indeß nur eine flüchtige Anwandlung, die an der hervorbrechenden Gefühlswärme, wie Nebeldunſt am Sonnenlicht, dahin ſchwand. Freilich glaubte er ſich, in der beſchämenden Erinnerung an ſeine Abenteuer auf dem Maſkenballe, ſelbſt in

Ada's Nähe, einer gewiſſen Befangenheit noch immer nicht erwehren zu können; allein ſeine Liebe ſiegte über alle Bedenken.

Noch am Abend desſelben Tages beſuchte er Ström's Haus; und da er ſeinen Wunſch einer traulichen Unterredung mit Ada, bei der ihm günſtigen Stimmung der Eltern, leicht zu erfüllen vermochte, ſo war auch bald jeder Zwang aus ſeiner Seele gewichen, und die Herzen der Liebenden erſchloſſen ſich mit aller Innigkeitſeliger Übereinſtimmung. Schon beim nächſten Beſuche, der ſchnell auf den früheren folgte, beglückte ihn Ada durch das Geſtändniß, daß ihn Hermine nur ihr zu Liebe auf dem erſten Maskenballe in's Geſpräch verwickelt hatte. Wer aber ſchildert Albert's Entzücken, als ihm Ada bekannte, daß ſie ſelber es war, welche ihn auf der zweiten Maskerade mit dem Zauberſtrahle jener ihm unvergeßlichen Bewegung durchdrang? —

Weggetilgt waren nun die letzten Spuren ſeines Mißtrauens gegen ſich ſelber, und nichts ſtörte mehr in ihm den ſchönen Zuſammenklang zu Einem unendlichen Gefühle. So war dem Glücklichen ein Monat im Edentraum der Liebe verflogen. Da widerſtand Albert ſeinem mächtigen Drange nicht mehr — er warb um Ada's Hand.

Vater und Oheim willigten freudig ein, wollten jedoch die Verbindung um ein Jahr hinausgeſchoben wiſſen. Inzwiſchen ſollte Albert, nach dem Wunſche ſeines Onkels, auf Reiſen gehen, und ſich für die Wahl ſeines künftigen Berufes entſcheiden.

Albert mußte ſich dieſem Beſchluſſe fügen. Er hatte nunmehr ſeine Studien vollendet, und ſchickte ſich unverweilt zur Reiſe an. Glücklicherweiſe fand er an ſeinem Freund Arthur einen eben ſo erheiternden und anregenden, als praktiſch gewandten Gefährten.

Es war im Spätſommer, als er, mit den Segnungen des guten Onkels, ſchweren Herzens von der theuren Verlobten ſchied, die ihm durch milde Thränen der Liebe Hoffnung des Wiederſehens zulächelte.

Die beiden Freunde durchreiſ'ten Italien, Frankreich, die Schweiz, Deutſchland und England nach den vorzüglichſten Richtungen, und gewannen reiche und fruchtbare Eindrücke für ihr künftiges Leben.

Albert's Gemüth war durch Ada's Liebe aus der früheren Haſt traumhafter Beſchaulichkeit befreit, und verſenkte ſich in Natur und Leben mit hellem, friſchem, freudigem Bewußtſein.

Dieſe Stimmung läuterte ſich mehr und mehr an den trauten Heimatgrüßen, welche ihm von Ada ununterbrochen zukamen. Auch er ſandte ihr ein getreues Tagebuch ſeiner Erlebniſſe, ſeines Fühlens und Denkens — ſeines innerſten Selbſt, wie es, die Welt abſpiegelnd, in den Erſcheinungen des Lebens ſich verlor und wieder fand.

So geſtaltete ſich aus der Entfernung der Liebenden gegenſeitige Hellſicht in ihr Inneres mit unlösbarer Bindekraft für den geſchloſſenen Seelenbund. —

Endlich war das Probejahr vollendet, und Albert ſah die Heimat wieder, und ſein Herz ſchlug zum erſten Mal, mit dem Himmel jugendlicher Liebe, an Ada's Herzen.

Dem ſehnlichſten Verlangen der Verlobten ſtand nichts mehr im Wege, und in einigen Wochen führte Albert ſeine Braut zum Altare.

Unter den wenigen Trauungsgäſten fehlte Albert's Oheim nicht, der den geliebten Neffen mit Freudenthränen in die Arme ſchloß. Frau v. Bülau, Eduard und Arthur gehörten mit zum kleinen Kreiſe freundlicher Theilnehmer. Dieſer ward, zu Ada's freudiger Überraſchung, durch das unvermuthete Erſcheinen Adlau's und Herminens — (die bereits über ein Jahr zuſammen vermählt waren) vollendend abgeſchloſſen.

Die Freundinnen ruhten lange Bruſt an Bruſt, und hatten für ihr Gefühl keine Worte.

Hermine trug, mit ſeligem Lächeln, ein blühendes Kind herbei — ihr wunderholdes Abbild, das der Freundin Namen trug — und Ada bedeckte, im ſchüchternen Vorgefühle des Mutterglückes, das freundliche Engelantlitz mit zärtlichen Küſſen.

Die Trauung der Liebenden war vollzogen und Albert's künftiger Beruf in ſeinem Innern feſtgeſtellt. Er hatte, mit der Welt, auch ſich ſelber kennen gelernt, und fühlte, daß ſeiner geiſtigen Triebkraft, die mit den mächtigſten Impulſen des Gefühllebens ſo organiſch verflochten war, ein beſchränktes Bereich herkömmlicher Thätigkeit, ein ſelbſt-entäußerndes Scheinwirken unmöglich genügen könne. Was er früher als Beruf nur dunkel geahnt hatte: „Die Offenbarungen ſeines Inneren in Worte zu geſtalten, den ſinnvollen Zuſtänden der reich bewegten Gegenwart eine ſympathiſche Sprache zu verleihen“ — das ſtand nun klar und entſchieden vor ſeiner Seele, das erfaßte er mit der vollen Kraft energiſchen Selbſtbewußtſeins. Allein ihn leitete dabei nicht der beengte Geſichtskreis ſchwankender und wandelbarer Zeitintereſſen, ſondern der Hinblick auf die ewigen, Raum und Zeiten überdauernden Palladien der Menſchheit.

In dieſem höheren Sinne hatte ſich Albert dem Berufe eines Zeitſchriftſtellers geweiht.

Um jedoch auch mit ſeinen materiellen Kräften Zwecke des Gemeinwohls zu fördern, verbündete er ſich mit Adlan, dem ſein Herz, ſeit der erſten Begegnung, zugewendet war, und deſſen fortwährendes Mitwirken zu großartigen Unternehmungen nunmehr, im Schooße des Familienlebens von einem ruhigen, ſicher geſtützten Mittelpunkte, nach den edelſten Richtungen des raſtlos ſchaffenden und waltenden Zeitgeiſtes hin, ſich verbreitete. — Und Albert hatte ſich nicht getäuſcht. Liebend und geliebt, beglückend und beglückt, errang er jene Befriedigung, welche aus dem Einklang mit ſich und mit der Welt lohnend hervorgeht.

Der Goſauſee.

Von Chriſt. Freiherrn v. Zedlitz.

O komm', Geliebte, komm' und laß uns hier
In dieſem Bergeseden Hütten bauen,
Ein einſam Plätzchen ſuchen Dir und mir;
Hier, wo die hohen Kulmen niederſchauen,
Hier, nah' dem Himmel — und noch näher Dir!
O komm' mit mir, laß meine Hand Dich leiten,
Klimm' kühn hinan die unbekannten Pfade,
Dich lohnen nie geahnte Herrlichkeiten,
Zu deren Schau ich Dich, mein Kleinod, lade!
Sei unbeſorgt, ich laſſe Dich nicht gleiten. — —
Wie ſpielt das Licht durch's dunkle Grün ſo eigen,
Laub perlt und Gras vom nächt'gen Regenbade,
Und Diamanten tropfen von den Zweigen!
Die Sonne, die noch hinter Schleiern ringt,
Beginnt nun allgemach empor zu ſteigen,
Und wie ihr Strahl den feuchten Dunſt bezwingt,
Ballt ſich der Nebel, der in weißen Binden
Sich um die kahlen Felſenhäupter ſchlingt,
Um endlich in der Tiefe zu verſchwinden!
Du friſcher grüner Tann, welch' würz'ger Duft
Weht durch Dich hin, und hauchet ſeine linden,
Balſamiſchen Arome in die Luft!

Das Licht ſprüht durch das Laub hellgrüne Blitze,
Der Sproſſer ſchlägt, die braune Amſel ruft. —
Es ſchwinget von des Baumes höchſter Spitze,
Wie weiter wir fortſchreiten im Geſtripp,
Der Adler ſich, geſcheucht von ſeinem Sitze,
Und ſucht zum Horſt ſich einſamer Geklipp.
Dort ſitzt er ſtumm in ſeinem Felſenhauſe,
Vor ſich des Mahles Reſt, Haut und Geripp! — —
Noch windet ſich der Weg eng durch die Klauſe,
Wo über Steingeröll' die weißen Schäume
Des Waldbachs niederſtürzen mit Gebrauſe;
Bis endlich ſich aufthun verſchloſſ'ne Räume,
Und zu verborg'nen Wundern wir gelangen,
Als zögen wir durch's Zauberland der Träume! —
Sieh hier, wo wild die Felſen überhangen,
Hoch oben in der Lüfte Regionen,
Den dunkelgrünen Waſſerſpiegel prangen!
Den Donnerkogel ihm zur Seite thronen;
Die kahle, graue Wand, lang hingeſtreckt,
Die ſeltſam wunderliche Zackenkronen,
Gleich Minaretten, in die Wolken ſtreckt? —
Hier wohnten einſt, mit Ketten angeſchloſſen,
Unbänd'ge Rieſen, vom Granit bedeckt,
Gewaltſam rüttelnd an den Felsverſchloſſen,
Wenn Nachts im See auftauchten die Najaden,
Den weißen Leib, von Mondesglanz umfloſſen,
Im klaren Edelſtein der Flut zu baden,
Und lockend, ſehnend riefen, die Gebannten
Zu ſeliger Umarmung einzuladen! —
Sieh einen einz'gen lichten Diamanten,
In ſeiner Herrlichkeit den Dachſtein ragen,
Den eisgekrönten, mächt'gen Nekromanten,
Der in die Wolken ſcheint das Haupt zu tragen,

Indeß den Fuß netzen des Sees Kryſtallen,
Die bis zu ihm ſmaragd'ne Wellen ſchlagen;
Um ſeine Schultern weiße Schleier wallen,
Ein Schneetalar ſchwimmt um des Zaub'rers Glieder,
Auf ſeine Bruſt, wie gold'ne Pfeile, fallen
Der Sonnenſcheibe glüh'nde Strahlen nieder,
Und aus dem Zauberſpiegel, der am Irisbande
Ihm um den mächt'gen Nacken hänget, prallen
Sie bunt, in hundert Farben ſpielend, wieder! —
Er war Gebieter einſt, und Fürſt im Lande,
Und hielt am See ein ſtrenges Regiment;
Die Rieſen dort, ſchlug er in harte Bande,
Und hielt von ihren Liebſten ſie getrennt,
Die fruchtlos ſeufzen, und ihr Leiden klagen;
Wie hart es ſei, weiß wer die Sehnſucht kennt,
Und ihre Gluten hat im Mark getragen! —
Nicht immer herrſcht' er hier! Vom Jubel ſchallten
Rings Fels, und Wald, und Thal, in jenen Tagen,
Als noch nicht Macht gegeben war dem Alten,
Und dieſe Gründe noch den Bann nicht kannten
Von ſeines Zaubers furchtbaren Gewalten! —
Nachts, wenn die Sterne funkelten und brannten,
In Silber ſchwamm des Donnerkegels Schanze,
Da ſprangen von den Bergen die Giganten,
Umgürtet Hüft' und Haupt mit ficht'nem Kranze!
Und aus dem See ſchimmerten holde Leiber
Der Rieſenbräute, in der Schönheit Glanze,
Weit überragend alle ird'ſchen Weiber!
Und widerhallend dröhnten Berg und Weiten! — —
So war es einſt, als jung noch war die Welt,
Im Urſtand der Natur, in jenen Zeiten,
Da wilder Kraft kein Hüter noch geſtellt.

Nun iſt es anders! Die Geſtalten ſchwanden,
Die Zauber alle jener Mährchenwelt!
Zwar glänzt der Dachſtein, wo er einſt geſtanden,
Ein Diamant von ew'gem Eis und Schnee;
Die Ahornkränze, die ihn ſonſt umwanden,
Umwinden noch den grün ſmaragd'nen See;
Der Donnerkogel hebt noch ſeine Zinken
Fantaſtiſch in das Wolkenblau wie eh':
Doch wo des Zaub'rers Thron ſtand, ſieh, da blinken
Des Morgens Kerzen nun, und Düfte ſteigen
Wie Opferrauch, und Glutaltäre winken;
Und weit umher iſt feierliches Schweigen,
Und Sabatſtille rings; nichts lebt, nichts webt;
Ein Gems nur blickt dort ruhig um, zu zeigen,
In dieſem Raum, wo Gottes Odem ſchwebt,
Sei noch vom Menſchen nicht die Spur zu ſchauen.
Noch hat er nicht hierher ſein Dach geklebt,
Und frei iſt's noch auf dieſes Eisfelds Auen! —

Roſe und Dichter.

Von Wilhelm Kilzer.

Der Tag hat wach gekußt die Roſe,
Nun ſteht ſie mit erſchloſſ'nem Schooße,
Saugt Sonnenſtrahlen freudig ein.
Wie trinkt ſie Licht, wie trinkt ſie Leben;
Doch ſußen Duft will ſie auch geben,
Will für's Genoſſ'ne dankbar ſein.

Kurz iſt ihr Glück! Beim Abendneigen
Muß ihre Schönheit auch verbleichen,
Es ſtirbt ihr Duft beim kuhlen Weh'n;
Und von der Pracht, die uns entzücket,
Vom Farbenſpiel, das uns beglücket,
Bleibt nur ein Dornendenkmal ſteh'n. —

Viel läßt der Roſe ſich vergleichen:
Mir will im Roſenbild ſich zeigen
Des Dichters Bild, er gleicht ihr ſehr.
Das Leben weiß ihn raſch zu wecken,
Und er, in ſeinem ſüßen Schrecken,
Gibt ſeines Buſens Schätze her.

Wie kurz iſt auch ſein Glück hienieden,
Wie wenig iſt ihm oft beſchieden,

Wie fliehet ihn der laute Schwarm!
Und er, der Schmerz in Luſt gekleidet,
Er ſtehet oft, wenn er hier ſcheidet,
Wie ſo verlaſſen, krank und arm!

Ssachr-ol-Ghaij', aus dem Stamme Hudeil, Klage über den Tod ſeines Bruders, der an einem Schlangenbiſſe geſtorben.

Von Freiherrn v. Hammer-Purgſtall.

Von allen arabiſchen Stämmen vor Mohammed waren die Beni-Hudeil der dichteriſchſten einer; ihre Gedichte wurden im erſten und zweiten Jahrhunderte der Hidſchret, d. i. im ſiebenten und achten der chriſtlichen Zeitrechnung, in einen Diwan geſammelt, von verſchiedenen großen Philologen herausgegeben und von einem der größten, nämlich von Sukkeri, d. i. dem Zuckerigen, commentirt. Die koſtbare Handſchrift dieſes vom Commentare Sukkeri's begleiteten Diwans, welche ſich auf der k. Bibliothek zu Leyden befindet, iſt die einzige in Europa; ſie enthält an zwei Hundert Gedichte von einem halben Hundert Dichtern dieſes poetiſchen Stammes. Der Diwan iſt zwar als Sprachquelle von mehreren Orientaliſten benützt, aber von den zwei Hundert Gedichten bisher noch keines durch Überſetzung bekannt gemacht worden. Wie ſehr wenigſtens einige derſelben überſetzt zu werden verdienen, zeigt das hier gegebene, welches ſich durch die Lebendigkeit ſeiner Naturgemälde und durch ſeine reine Objectivität auszeichnet. Von dem Verſtorbenen iſt nur in dem erſten Paar Diſtichen die Rede, die Perſon desſelben tritt ſogleich in den Hintergrund, um der Naturbeſchreibung des Steinbocks und hernach des Adlers und ſeiner Jungen Platz zu machen.

Der Tod trieb in das Grab Amru den Sohn Amru's,
Er ruhet an des langgezog'nen Hügels Fuß;
Ihn biß die Schlange, die verſtecket im Geſtein,
Erhöhet ward dadurch für ihn des Todes Pein.
Mein Bruder ach! nach Dir kein Bruder mehr mir bleibt,
Unnütz ſind Zauberei'n, ſo Dir der Arzt verſchreibt.
Der alte Steinbock bleibt nicht in den Felſengründen,
Auf die ſich Wolke ſenkt, geballt gleich Kopfesbünden;
Des Lebens ward er froh mit ſeinem Horn dem ſtarken,
Stark wie die Knöcheln ſo geſchloſſ'ner Hände Marken *).
Er barg ſich bei der Nacht in ſich'rer Felſenbrüſtung
Gleich einem alten Mann, der ſchläft in ſeiner Rüſtung,
Der klaget, ohne daß darauf nur Einer achtet,
Deß Sohn und Schwesſohn undankbar ihn verachtet;
Es decken ihn (den Steinbock), in des Waldes Engen
Des Beſchams**) Zweige, die wie Haare niederhängen,
Er war einſt jung und wuchs allmälig dann heran,
Bis unter alten Böcken er ein alter Mann.
Wann Raben krächzten, fuhr in Todesſchreck' er auf,
Und floh vorbei den Fels in fluchtbeſchwingtem Lauf;
Ihm war beſtimmt der Tag, es altert die Natur,
Und der Verhungernde erweckte Mitleid nur;
Im Winter fand er Schutz, im Sommer nährt' er ſich
Wie Einer, der's gelobt, von Früchten kümmerlich.
Wer ſolches ſah, der ſtaunt die ſtarken Reſte an
Und ſprach: Gott ſei bei uns! dies hat die Zeit gethan.
Hätt' ihn Großmüthiger erjagt, er ließ ihn leben,
Bis daß zu neuem Lauf ſich die Geſtirne heben.

---

*) Die Glätte und Härte der Knöcheln der Hand tritt erſt recht hervor, wenn man dieſelbe ſchließt; mit der Glätte und Härte derſelben vergleicht der Dichter die des Hornes des Steinbockes.

**) Beſcham, die Staude des Oppobalſamum.

Der Jäger ging um ihn herum bis er ihn ſchoß
Mit dem geſpalt'nen alldurchbohrenden Geſchoß,
Rief den Genoſſen und ergriff das Meſſer dann,
Mit einem leichten Schnitt der Jagdluſt war's gethan.
Der Weltaar öffnet ſeine beiden Flügel ſtark
Zu ſpeiſen ſeine Jungen mit der Haſen Mark;
Ein Haufen Vögelherzen liegt bei ſeinem Neſt,
Wie Kerne, die man bei dem Gaſtmahl liegen läßt.
Sich auf die Bruſt vorlegend ſtürzt er heftig nieder
Auf die Gaſellenſchaar, die weidet an dem Flieder *).
Er fliegt am Fels vorbei, der ihn verletzend ſtreift,
So, daß für ſeinen Fuß er fürchtend weiter ſchweift;
Vom Fels, der Untergang ihm drohte, ſteigt er ſtolz
Empor mit Flügeln leicht, wie Spieler mit dem Holz **).
Die beiden Jungen ließ er in dem Neſt zurück,
Wo hilflos ſie und Niemand ſorgt für ihr Geſchick
Die beiden Jungen fahren auf im Morgenroth,
Wann Wind erbrauſ't und Rabenſchrei verkündet Tod,
Die beiden Jungen ſehen ihn auch Abends nicht,
Wo ihrem Zwitſcherwort Niemand entgegenſpricht.
So geht es in der Welt, an Jeden kommt die Reih',
Begehrender, Begehrtes gehen ſchnell vorbei.

---

*) Bei den Pflanzen Selma.

**) Wie einer, der mit dem hölzernen Schwerte Michrak gaukelnd ſpielt.

Schneeſturm.

Von Adolf Bube.

Wie der Sturm die Flocken
Auf und nieder weht,
Und im raſchen Wirbel
Durch einander dreht:
Alſo treibt das Schickſal
Auch die Menſchen fort,
Führt ſie hier zuſammen,
Und zerſtreut ſie dort.

Reiße nicht vom Herzen,
Unſichtbare Macht,
Mir hinweg die Theu're
In des Grabes Nacht!
Laß, o laß uns enden
Wie ein Flockenpaar,
Das zu einem Tropfen
Schmilzt demantenklar!

Frühlingsbriefe.

Eine ſtille Novelle.

Von Nordmann.

Ein eiſigkalter Wintertag; — an dieſem Tag floſſen reich und unaufhaltſam Thränen, die einzigen Quellen, die ihre Decke geſprengt. — Schnee laſtete außen auf den Dächern — unter Einem dieſer Dächer war es Frühling — zwei Menſchenherzen ſtanden in üppigduftenden Blüten. — Ein Frühlingstag, doch ſchwarz umzogen, daß die Schwalben nied'ren Fluges die Fittigenden in die Wellen tauchten und die jubelnden Lieder hoch oben verſtummten. — Es war am Tag, da ein Herz von einem zweiten Herzen Abſchied nahm; — das halbausgeſprochene „Lebewohl" ergänzten ſtumme Thränen.

„Bleib' mir treu, Marie —"

„Und Du, Ernſt —"

„Ewig!"

Langgehall'ne Küſſe und ein feſtes Umſchlingen — — der Poſtillon ſchmetterte ſein Lied zum Aufbruche. — Er wand ſich aus ihren Armen — ſie hing ſich an ſeinen Arm und geleitete ihn hinaus vor das Thor, den Sturm wenig achtend, der ihr die Schneeflocken in das thaubenäßte Antlitz wirbelte. — Ein Kuß auf Leben und Tod — er ſtieg in den Wagen, drückte die bleichen Wangen ſchmerzvoll in die Kiſſen — der Poſtillon klatſchte, raſch zogen die Pferde — nach einer Stunde noch ſchaute das Mädchen, ſein Haupt an das Fenſterkreuz lehnend, hinaus auf die Straße, die tiefer Schnee bedeckte, aus dem zwitſchernde Sperlinge ihr nothdürftig Futter pickten.

Das Leben hatte Ernſt zur Mühe und zum Kampf begehrt, er mußte ſeine Kraft an den Verhältniſſen und Anforderungen einer Weltſtadt erproben und bewähren — er mußte eigenmächtig die zarten Netzfäden, mit denen die Liebe ihn umſpann, zerreißen. — Marie wollte ihn nicht laſſen, an dem ſie mit ihrem ganzen Leben hing — mußte der Nothwendigkeit weichen und blieb zurück in einer kleinen Stadt.

Das Wort „Ewig" — ein Schmuckkäſtlein, das Liebe und Treue als Inhalt barg — hat ſich von ihren Lippen losgelöſt — und vor dem Richterſtuhl der Liebe muß das meineidige Herz den ſtrengſten Urtheilſpruch erfahren.

Ein eiſigkalter Wintertag, da ſie Abſchied nahmen — nun iſt der Frühling mit ſeinem reichgeſchmückten Gefolge in das Land gezogen — die Lerchen jubeln hoch in den Lüften. — Frühling war damals in zwei Herzen — vielleicht iſt auch Winter in Einem dieſer Herzen — vielleicht in beiden.

Hat die weibliche Liebe ein Recht, den ganzen Mann zu fordern? — Da ſie Einmal an ſeine Bruſt ſich weich geſchmiegt und den Herzſchlag belauſcht, darf ſie ſich nun in ſeine Wege werfen? — Sie darf es nicht. — Die männliche Kraft aber, die kindlich fromm an ihren Lippen hing, darf nicht die Roſſe zornig peitſchen, daß die Räder des Wagens, auf dem ſie, ein Sieger oder Flüchtling, ſteht, über die am Weg Liegende hinrollen und ſie für immer verderben.

Das Bleigewicht einer ſündigen Liebe, das die Flügel des Geiſtes centnerſchwer niederhält, muß fortgeſchleudert — die Flaumfeder einer leichten Liebe mit einem Flügelſchlag verweht — die Liebe aber, die keine Laſt und Luſt, muß von dem Manne hochgehalten werden.

Die Liebe, die hier „Lebewohl" geſagt, war in Marie klar und wahr offenbar worden; — die zarte Knoſpe, ihre ausgeblätterte Blume ward von keinem Menſchenauge geſehen — und ich entfalte hier einige Briefe, die von warmer Hand beſchrieben ſind, da der Frühling der Liebe faſt vorüber.

Am 21. März 1844.

Ich hatte mir ſchon geſtern das Briefblatt zurechtgelegt, um Dir zu ſchreiben. — Weißt Du, wer mich aber vom Schreiben abgehalten? — Mein Canarienvogel. — Er war wie berauſcht und verzaubert von dem erſten Grün der Bäume, lärmte und warf die Gedanken, die ich mir aufgebaut, wie Kartenhäuſer zuſammen, und verwirrte den langen Karavanenzug der Worte, der nach dem Mekka Deines Herzens wallfahren wollte, durch ſein lautes Singen und Trillern. Ich öffnete ihm die Käfigthüre — nun war an das Schreiben ganz und gar nicht mehr zu denken. — Jetzt ſetzte er ſich auf meine Schulter — und jetzt ſchaukelte er ſich auf der Feder; — wie ich ihn auch verſcheuchen wollte — immer kehrte er zurück, quälte und beunruhigte mich. — Er mußte wiſſen, daß ich an Dich ſchreiben wollte — und auf Dich iſt er bitterbös, da Du ihn ſtets auszankteſt und ſeine Lieder häßlich nannteſt. — Eines kann er Dir gewiß nun und nimmer vergeben, daß Du ihm den Käfig verhingſt, wenn er, die Vorwürfe wenig achtend, fortlärmte. — „Er ſieht es" — ſprach ich Einmal in erheuchelter Furchtſamkeit, als Du mich küſſen wollteſt; — und Du „Wer?" — „Der Canarienvogel!" — antwortete ich lachend. — Damals warfſt Du zum erſten Mal meinen grünen Schleier über ſeinen Käfig und verwehrteſt ihm den Anblick der Liebe. — Er hatte dieſe Grauſamkeit durch ſeinen Verrath an unſerer Liebe verſchuldet; — wenn Roſa aus ihrem Zimmer kam, ſich vor dem Fortgehen vor ihn hinſtellte und fragte: „Willi, was iſt vorgefallen zwiſchen Ihm und Ihr?" — ſtimmte er nur ſeinen Geſang zu den ſanfteſten Tönen herab. — War das Verrath? — Weißt Du, warum die Schweſter den Canarienvogel „Willi" nennt? — Ich will es Dir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertrauen. — Ein Mann, Namens Wilhelm, hat ihre Liebe verrathen — und ich glaube, ſie liebt den abſcheulichen Mann noch immer; denn ſie liebt ja auch das kleine Thier unausſprechlich, herzt und küßt es mit Thränen. — Ich habe es neulich geſehen, als ſie ſich unbeobachtet wähnte. — Roſa weiß ihre tiefinnerſte Trauer vor der Welt zu verbergen — ſie gibt ſich muthwillig

nd ausgelaſſen. — Vorgeſtern hing ſie das Bild der „Mater Dolo-
oſa" ſchief, und als ſie wieder nach Haus kam, fragte ſie mich: Alſo
war er hier? — „Wer, Roſa?" — Wer anders als Ernſt. —
„Wie kommſt Du zu dieſer ſeltſamen Frage?" — Wer hätte das Bild
aus ſeiner ſchiefen Neigung in die rechte Richtung gebracht? — „Ich,
Schweſter!" — Du biſt eine gelehrige Schülerin. — — Das bin
ich auch. — Du wirſt das Räthſel dieſes kleinen Geſprächs leicht
löſen. — Du konnteſt nie ein Bild im Geringſten verkehrt hängen
ſehen; es beunruhigte Dich, ſobald Du nur den Fuß über die Schwelle
geſetzt — Deine Hand richtete daran — und dann war Alles gut. —
Erinnere Dich nur, wie Dich Roſa deshalb immer neckte und wie
Du bei Deinem Kommen die Bilder und Spiegel ſtets verkehrt hängen
fandeſt. — Dies habe ich Dir nun abgelernt — und die Schweſter
neckte mich vorgeſtern mit einer Frage, die mir das Blut in die
Wangen trieb, weil ich gläubig an Deine Rückkehr dachte. — —
Ermüden Dich dieſe allzunichtigen Angelegenheiten meines Herzens? —
Der Canarienvogel hat mich zu ihrer Erzählung veranlaßt, den ich
heute, um Ruhe zu haben, in den Garten hinausgegeben. — Geliebter
— ach, könnteſt Du ſehen, wie es in dem Garten grün und wunderherrlich
wird! — Die Bäume, auf deren Äſten, bei Deinem Scheiden
Schnee laſtete, nun alle — alle grün. — Ich begieße und pflege
eigenhändig die Blumenbeete — und die erſte Blume ſende ich Dir. —
Wirſt Du Freude daran haben — wirſt Du? — — Ich muß ſchließen
— Roſa blickt mir über die Schultern auf das Blatt und mahnt,
daß der Brief auf die Poſt gebracht werden muß. — Sie geht eben
aus und will ihn beſorgen. — Ich traue ihr nicht — ſie iſt muthwillig
— und will ihn lieber ſelbſt beſtellen. — Darüber iſt ſie nun
böſe und ſagt: „Daß du keinen Gruß von mir an ihn ſchreibſt — hörſt
du?" — Nun iſt ſie fort. — Ich weiß doch, was ich weiß, und verantworte
die Worte: Roſa grüßt Dich herzlich. — Lebewohl! —
Mit Frühlingsgrüßen und vielen Küſſen

Deine

Marie.

Am 25. März.

Mein herzliebes Kind! — Dein Schreiben hat mich mit Einem Male in den zaubervollen Frühling hineingewirbelt, den ich hier noch nicht aufſuchen konnte. — Ich habe hier noch nicht Zeit gefunden, ihm außer den Mauern der Rieſenſtadt nachzugehen — und hier ſprießt nicht das Gras aus den ſchlechtgefügten Steinen wie bei euch. — Ein Mädchen, das durch die Straßen mit Veilchen wandert, hat mir zuerſt den Frühling angekündigt. — Ich kaufe aber keine Blumen — und die erſte Blume, die Du mir ſchickſt, wird mir mehr Freude machen, als ein ganzer Strauß, den ich um ein Spottgeld haben könnte. — Die Wogen des Lebens ſtürmen und brauſen an mir hoch und gewaltig heran — meine Bruſt muß felſenfeſt die Wogen zurückſchleudern, um geſtählt und gewaffnet zu ſein gegen alle Anfälle. — Wie war es anders und ſchöner, als ich friedlich und zufrieden an Deiner Seite ſaß! — Kein Kampf und ſtille Ruhe. — Und nun? — Ich muß es tragen, wie es eben gekommen — und Deine Liebe erhebt und macht mich ſtark. — Ich ſehne mich, wie der Schweizer nach ſeinen Bergen, oft aus dem wilden Sturm hinaus, und möchte mir den Wanderſtab von dem nächſten Strauch brechen und unermüdet fortgehen bis ich angekommen bei Dir, um für kurze Zeit wieder recht von Herzen glücklich zu ſein. — Meine Sehnſucht hat dieſen Wunſch lang gehegt und gepflegt wie eine Knoſpe — mein Wille wird die Knoſpe zur vollen Blüte bringen. — Ich habe den reifen Entſchluß gefaßt, einige Tage wieder mit Dir zu verleben. — Ich werde kommen. — Wann? — Dies ſage ich Dir nicht. Ich will Dich überraſchen. — Freue Dich, Marie — und fürchte Dich, denn ich werde Dich viel und glühend küſſen und Du darfſt mir keinen Kuß verweigern, denn ich bin ein Heimatloſer, der auf der Flucht nur eine kurze Raſt nimmt. — Lebe glücklich und bewahre mir Deine Liebe. — Grüße Roſa und meinen Freund Friedrich. — Mit herzlichem Gruß und Kuß

Dein

Ernſt.

Ernſt hat im vorliegenden Brief gelogen. — Ich habe ihn rch die Straßen mit einem Veilchenſtrauß im Knopfloch und über e Promenade der Stadt gehen ſehen, wo die Blumen ſchon im eſcheidenen Frühlingsgrün ſtanden. — Wozu eine Lüge? — Dies ine Mal ſei ihm vergeben; — eine weitere Lüge aber würde mich n der Wahrheit ſeiner Liebe irre machen. — Marie antwortet uf dieſen Brief, den der Wurm einer Lüge benagt.

Am 27. März.

Iſt es wahr, Ernſt? — ich wage kaum an die Wahrheit zu glauben — ſie iſt zu ſchön, zu ſelig. — Du wirſt kommen! — Mein Herz jubelt vor Seligkeit. — Komm — komm und mache mich ſelig! — Du mußt kommen — Du haſt nun ſchon Dein Wort gegeben. — Hätteſt Du auch dies nicht gethan — Du müßteſt Dich losreißen von Deinen Verhältniſſen für kurze Zeit — Du müßteſt! — Ich habe ein Recht, dies zu fordern, denn ich werde zu meiner Tante reiſen, um den Sommer bei ihr zuzubringen — und ich muß Dich noch Einmal ſehen, bevor ich abreiſe — ich muß noch Einmal mit Dir an dem alten traulichen Orte glücklich ſein, wo ich ſo lange es war und an kein Aufhören dieſes Glückes dachte. — Weißt Du, welche Bemerkung die muthwillige Roſa machte, als ich ihr Deinen lieben Brief mittheilte? — Sie ſagte, Du brauchteſt nicht erſt einen grünen Strauch zu verderben, um Dir einen Wanderſtab davon abzubrechen — Du ſollſt Dich nur für die Eiſenbahn und Poſt einſchreiben laſſen und keine Übertreibungen machen — ſonſt werde ſie Dich ein andermal tüchtig auslachen. — Vergib ihr dieſen Scherz — ſie iſt gut und freut ſich wie ein Kind auf Dein Kommen; — ſie hat ſich, als ich ihr den Mund nach dieſer Rede zuhielt, mit hörbarem Herzklopfen an meine Bruſt geworfen und mit mir vor Freude geweint. — Friedrich, Dein und mein ernſter Freund, der ſo ſelten lächelt und nie lacht, lebte durch dieſe Freude auf. — Wenn die Überzeugung nicht ſo feſt in mir wurzelte, daß Dich kein Menſchenherz ſo wahr und treu lieben könne, als eben mein Herz — möchte ich glauben, daß er Dich zumeiſt liebe. — Erſt ich — und dann Er! — So iſt es, und daran magſt Du halten mit Deinem ganzen Glauben. — Er war geſtern bei mir und hatte den ſchönen Windhund Lidor mitgebracht, den Du an ihn abgetreten. — Ich konnte meine Freude nicht verheimlichen — mein ganzes Weſen mußte die laute Offenbarung dieſer Freude ſein. — „Marie“ — ſprach er faſt vorwurfsvoll — Was iſt's? — „Er kommt!“ — Wer? — „Hier!“ — und ich nahm das Briefblatt aus dem Buſen und reichte es ihm hin. — Der Wiederſchein der Freude lagerte auf ſeiner ſonſt ſo ernſten Stirn — und er machte ſich alſo Luſt. — Vor den Hund ſich hinſtellend rief er: „Merk' auf, Lidor — dein Herr kommt!“ — Und als ob dieſer verſtände, um was eigentlich es ſich handle, ſchlug er laut an und ſprang an die Thüre. — Du magſt daraus erſehen, wie wir alle auf Deine Ankunft uns freuen. — Über dem Plaudern aber vergeſſe ich das Nothwendigſte. — Meine Abreiſe zu der Tante iſt auf den ſechſten April feſtgeſtellt. Richte es Dir ſo ein, daß Du am dritten zuverläſſig hier ankommſt, wenn es Deine Verhältniſſe nicht erlauben, daß Du gleich nach Empfang dieſer Zeilen Dich reiſefertig machſt. Mein Reiſeweg iſt für einige Stunden derſelbe mit Deinem Weg — Friedrich und Roſa wollen uns das Geleite geben, bis ſich unſere Wege trennen. — — Komme, Ernſt! Du haſt Dein Wort gegeben, — wir erwarten Dich. — Willi wird für die ganze Zeit Deines Hierſeins in den Garten verbannt, und ſollte es auch noch ſo ſtürmiſch ſein; — ich verſpreche Dir dies. — Warum ſingt er auch immer ſo häßliche Lieder, wie Du ſagſt. — Roſa hat mir das Wort geben müſſen, die Bilder nicht ſchief zu hängen. Sie ſagte mir halb zu — ich glaube aber, ſie wird es dennoch thun. — Auch die Spieluhr muß Dein Lieblingslied glockenrein abſpielen, das Du immer mitbrummteſt. — Verzeih, Ernſt — Du ſingſt nicht ſchön — und doch möchte ich für mein Leben Dich wieder Einmal das Lied mitbrummen hören. — Ich werde ja. — Auf ein frohes Wiederſehen! — Hier ſende ich Dir auch das erſte Veilchen. — Komm — komm — gewiß! — Es grüßt und küßt Dich tauſendmal

Deine

Marie.

Am 1. April.

Nimm auf die Wand'rung meinen beſten Segen,
Mein Kind! — Leb' wohl und denke liebend mein!
Wo Du auch immer — will bei Dir ich ſein
Und will im Geiſt Dich herzlich pflegen, hegen.
Ich will Dein Haupt auf weiche Kiſſen legen,
Und ſinge Dich mit meinen Liedern ein,
Wach küſſe ich Dich beim Morgenſonnenſchein
Und führe Dich auf allen Deinen Wegen. —
Mein Lieb — und Du? — Bewahre mir die Treue,
Den Edelſtein im gold'nen Ring der Liebe —
Bedenke, daß der Tropfen Deiner Reue,
Wenn fort die Treue, auf dem Ring nicht bliebe. —
Du ſiehſt den Sturm den Thau von Blumen ſchütteln —
Mein Haß wird dann an Deinem Herzen rütteln.

Ich habe mein Wort bei Dir verpfändet — und kann es nicht einlöſen — kann nicht. — Hinderniſſe, die meinen beſten Wunſch und den ſtärkſten Willen beſiegten, haben meiner Reiſe einen Rieſenfels in den Weg geſchoben, den ich nicht wegwälzen, nicht überſteigen konnte. — Kannſt Du verzeihen, Marie? — Keine Anklage gegen mich! — grolle nicht mit mir, zürne mit meinen Verhältniſſen, die Dich gekränkt. — Vergebung, Marie! — Ich will nicht mit reichen Worten eine Darlegung der Hinderniſſe geben, die ſich meinem Vorhaben, den reifen Entſchluß verhöhnend entgegenſtellten; — ich könnte es — müßte aber mit verzehrenden Flammenworten ſchreiben. — Der Zorn pocht wild in meinen Schläfen, wenn ich daran denke. — Du biſt gläubig und haſt Vertrauen zu mir, Marie — entziehe mir diesmal nicht Dein ungeſchmälertes Vertrauen. — Wirſt Du? — Als Bürgſchaft Deiner Verzeihung erwarte ich binnen acht Tagen ein Schreiben von Deiner Hand. — Bis dahin biſt Du bei Deiner Tante angekommen. — Reiſe glücklich und ſchreibe mir. — Mit Gruß und Kuß

Dein

Ernſt.

Eine neue Lüge — und die Liebe ſteht am Vorabend finſterer Unglückstage, an denen ſie nicht mehr ihr Ziel finden wird, da ſie freiwillig Fehlwege eingeſchlagen. — Ein leichtſinniges Verſprechen, zu deren Ausführung Du nicht den ſtarken Willen mitbrachteſt — dies Dein Verbrechen, Ernſt, das Du mit ſcheinbar wahrhaften Worten wegläugnen willſt. — Du konnteſt kommen; — die Hinderniſſe waren nichts weiter, als Schlingwurzeln am Wege — ein Entſchloſſener geht dennoch den Weg, und wenn er auch hundertmal ſtraucheln müßte. — Friedrich hat Dich erkannt — und ſeine Briefzeilen müſſen wie glühende Kohlen in Dein Gewiſſen brennen.

Am 4. April.

Wir haben Dich, geſtützt auf Deine beſtimmte Zuſage, erwartet. — Du biſt nicht gekommen. — Sei die Urſache Deiner Verhinderung auch noch ſo wahr und überzeugend — nimm ein andermal nicht den Mund ſo voll. — Wir waren durch Dein Nichteintreffen ſehr mißſtimmt. — Marie, Roſa und ich hatten uns verabredet, Dir am Morgen Deiner feſtgeſetzten Ankunft entgegenzugehen. — Um ſechs Uhr ſprang ich vom Lager auf — und fand Marie ſchon gerüſtet zur Wanderung, — nicht ſo Roſa; — ſie war in ſüßen Morgenträumen, legte ſich in die weichen Kiſſen zurück und beſtand darauf, ſie wolle von Dir wachgeküßt werden. — So ſchritten denn Marie und ich allein hinaus in den klaren friſchen Sonntagsmorgen, freudig erfüllt von der Hoffnung auf die nächſte Stunde, die Dich bringen ſollte. — In gemüthlicher Wechſelrede, Zukunft und Vergangenheit berührend, gelangten wir immer weiter bis auf jene Anhöhe, die Du kennſt. — Dort hielten wir Raſt, immer ſehnſuchtsvoll ausblickend nach einem Wagen, der an dem Horizonte nicht auftauchen wollte. — Wir erquickten uns an der friſchen Landſchaft, die unter uns ausgebreitet lag. — Ein dunkelgrüner Waldesſaum, dorten der bewegliche Silberſpiegel eines Teiches — aus nahen und fernen Dörfern ſchwammen zuweilen gedämpfte Glockentöne durch die friedliche Stille zu uns herüber. — Es war eine ſüße Sabbatmorgenfeier, die durch Luft und Erde rings ergoſſen, auch unſer Weſen tiefinnerſt berührte; — wir genoſſen in lautloſer Freudigkeit. — Der Morgen rückte vor — kein Wagen kam; — wir traten mit vielen gläubigen Rückblicken den Heimweg an. — Bei meiner Nachhauſekunft lag ein Brief von Dir auf meinem Schreibtiſch, der uns Gewißheit gab. — Wir mußten uns in das Nothwendige fügen. — Ich habe Marien gerathen, Dir für eine Zeit nicht zu ſchreiben, zum Mindeſten Deinen letzten Brief nicht zu beantworten. — Ich weiß es — Sie wird nicht Wort halten. — Es grüßt Dich

Dein

Freund Friedrich.

Am 6. April.

Ich verſprach Friedrich, Dir nicht zu ſchreiben. — Ich kann mein Verſprechen nicht halten — ich kann nicht. — Einige Male habe ich die Feder weggelegt, die ich unwillkürlich ergreifen mußte — mehrere Male hat ſie mir Roſa aus der Hand genommen, die es Dir nicht vergeben kann, daß Du ſie nicht wachgeküßt, wie ſie doch erwartet. — Als ich von jenem Ausgang, der ſo traurig ausklang, heimkehrte, drang ein Wunderſchrei aus ihrem Zimmer; — ſie glaubte, Du kämeſt mit mir. — Als ich ihr die betrübende Nachricht mittheilte, warf ſie ſich mit dem Antlitz auf das Kiſſen; ich weiß es, ſie hat geweint; denn auf ihren Augenlidern lag noch Thau, als ſie ſich nach einiger Zeit gegen mich wandte und ſprach: Er muß kommen — und ich will nicht früher aufſtehen, bis er kommt. Und dann: Hat er alſo doch ſich den Wanderſtab vom grünen Strauch gebrochen und geht ſich nun todmüd — der Arme! ſtatt daß er meinen Rath befolgt hatte. — Höre, Marie — es klopft! — Alſo ſcherzte ſie immerfort, um meine Trauer zu verſcheuchen — und war ihr doch recht gramvoll zu Muthe. — Friedrich hat Dir auch davon geſchrieben, daß wir Dir entgegengingen. — Ich habe die ganze Nacht vor Dieſem Ausgang kein Auge zugethan — mein ganzes Weſen war in gewaltigem Aufruhr. — Roſa erzählte ihre albernſten Geſchichten, erfand Dinge, wie ſie nur ihre rege Phantaſie aufzutreiben vermochte; — es gelang ihr nicht mich einzuſchläfern. — In allen Verwandlungen und Verkleidungen mußteſt Du in ihren Erzählungen handelnd auftreten. — Sie ſchlief endlich ein — ich träumte wachend — und um die vierte Frühſtunde war ich ſchon angekleidet. — Wir gingen aus — Friedrich, ich und Dein Lidor. — Du hätteſt die Freude des Hundes ſehen ſollen — in unabſehbaren Kreiſen lief er durch die Felder und kam dann wieder aufbellend auf uns zu. — Unſer Willkomm wäre herzlich geweſen — Du kamſt nicht — und ich habe viel geweint. — Ernſt! — ich zweifle nicht an den Hinderniſſen, die Deine Reiſe vereitelten, obſchon Du ſie nur leicht angedeutet. — Es ſollte nicht ſein — wäre ja auch ein zu ſeliges Glück geweſen. — — Meine Tante hat mir vor einigen Tagen geſchrieben, daß ſie in Familienangelegenheiten von ihrer Beſitzung für einen ganzen Monat fern ſein müſſe — und ſomit iſt auch meine Abreiſe bis dahin aufgeſchoben. — Ich werde erſt im Monat Mai von hier fortgehen. — Du mußt recht oft und ſehr viel ſchreiben — hörſt Du, mein Geliebter! — Dein letzter Brief war gleichſam nur auf der Flucht geſchrieben. — Du mußt Dich länger mit mir beſchäftigen — ich ford're dies, ich bitte Dich herzlich darum. — Briefe ſind ohnedies nur ein bettelarmer Erſatz für einen mündlichen Ausbruch aller Lebensgeheimniſſe. — Deine Verſe will ich beherzigen, wenn ich auch jetzt nicht reiſe; — und glaube, daß Deine Liebe ſich nie in Haß wandeln dürfe! — Mein Weſen iſt mit Deinem Leben ſchon zu innig verwachſen, daß auch nur der leiſeſte Gedanke einer Trennung in mir aufkäme. — Es wäre zu ſchmerzlich! — Roſa hat Dich umgetauft ſeit ſie Deine Verſe geleſen — ſie nennt Dich immer „Herr Sturm" — und ſie nennt Dich oft bei dieſem Namen. — Du kannſt daraus erſehen, daß wir ſehr oft von Dir ſprechen, und immer an Dich denken müſſen — mindeſtens ich. — Eines muß ich Dir noch erzählen. — Als ich mit meinem letzten Schreiben an Dich zur Poſt gehen wollte, fand ich Deinen Lidor vor unſerem Haus. — Gewiß ſucht er Dich noch immer hier, wo Du ſonſt immer warſt. — Ich wies ihm den Brief — und denke Dir — er faßte ihn auch ſchnell mit ſeinen Zähnen an der Spitze — und ich konnte ihm dieſen nicht mehr wegnehmen, wie ſehr ich auch mir Mühe gab und ihn ſchalt. — Ich ging alſo ohne mein Kleinod — er voraus — und am Briefkaſten gab er ihn mir freiwillig. — Iſt Dein Lidor nicht klug und liebenswürdig? — Dieſer Auftritt hat ein kleinſtädtiſches Gerede veranlaßt — Du kennſt ja die Geſprächintereſſen unſerer Stadt. — Ich kümmere mich wenig darum — und ein nächſtes Mal mag Lidor wieder Briefträger ſein, wenn er anders will. — Friedrich ärgerte ſich anfänglich darüber — lachte aber hinterher. — Er hat ſehr ſtrenge Grundſätze — und hat vielleicht von dem Leumund erfahren, der an meinem Ruf mäkeln will. — Ich kann es nicht wehren, wenn man meine Schritte tadeln und verdächtigen will; — das Bewußtſein, recht zu thun, erhebt mich über all das Gerede. — Roſa und Friedrich grüßen — und deine Marie küßt Dich.

Am 12. April.

Meinen aufrichtigſten Dank für Deine Verzeihung. — Eines muß ich Dich bitten, daß Du unſere Liebe nicht zu einem Stadtgeſpräch machen laſſeſt durch den Hund Lidor, gegen den Du viel zu nachgiebig biſt. — Friedrich ſoll ein andermal ihn lieber züchtigen, als daß er über eine Profanation lacht. — Ihr Beide verderbt ihn durch Eure milde Nachgiebigkeit. — Verſprich mir alſo, Deinen Briefwechſel mit mir nicht ſo auffällig zu machen. — Trugſt Du doch früher Bedenken, mir auf der Straße den Arm zu geben — mir, den Du kurz vorher auf Deinem Zimmer flammend geküßt — und ich tadelte Dich deshalb nicht; — jetzt aber muß ich Dich tadeln. — Ich will nicht, daß die Leute häßliche Randzeichnungen an den ſchlichten Text unſerer Liebe anbringen. — Du verlangſt, daß ich Dir längere Briefe ſchreibe — ich erkenne aus dieſer Forderung den Vorwurf, daß meine früheren Briefe Dir nicht genügend waren, obgleich ich ſie mit meinem Herzblut geſchrieben. — Mein Leben iſt ſturmvoll bewegt — ich bin eine Woge, die im Meer der Weltſtadt treibt. — Ich habe mich bis jetzt nicht auf den erhab'nen Standpunkt emporringen können mit aller Kraft, um über meinen und fremden Verhältniſſen ſiegreich zu ſtehen — ich kann das gewaltige Treiben noch nicht aus der Vogelperſpective betrachten. — Ich werde dies erringen — bis dahin aber mußt Du Dich mit kleinen Briefen beſcheiden. — Schreibe mir recht bald. Mit Gruß und Kuß

Dein

Ernſt.

Ernſt haßt Randzeichnungen — ich kann ihm eine Randzeichnung zu dieſem Brief nicht erlaſſen, auf die Gefahr hin, daß ſie von ihm „häßlich" genannt werde. — Die Liebe des beſten Mädchens wird Dir läſtig — und darum rügſt Du, was Dir vor Kurzem noch die entzückendſte Freude gemacht hätte. — Lidor iſt treuer als ſein Herr — und die ſprichwörtliche Treue des Hundes erhält hier eine Rechtfertigung. — Deine Briefe ſind Bettelpfennige, die Du unwillig hinwirfſt. — Du biſt undankbar und ungerecht, denn Du erhältſt verſchwenderiſche Gefühlgoldbarren von Marie. — Die alte Liebe beirrt Dich vielleicht in einer neuen Liebe und foltert Dein Gewiſſen. — Clementine, die ein grauſam berechnetes Spiel mit Deinem Herzen treibt, erhielt erſt jüngſt ein Schreiben von Deiner Hand, das ſie raſch durchflog, nicht zu Ende las und unwillig wegwarf, da es allzulang war. — Marie hätte Dir dafür die Fingerſpitzen geküßt, ſie wäre überglücklich durch ein ſolches Schreiben geworden — und iſt es ſelbſt durch den Abhub, den Du von der ſchwelgeriſchen

Augen entrückt — ſein Geiſt hatte kein Gedächtniß, konnte ſich ihre Reize nicht mehr lebendig vergegenwärtigen. — Erſt verflüchtigte ſich der Duft — dann ſchwand der Farbenſchmelz — es ſielen die Blätter.

Der Glockenſtrang wurde zu heftig gezogen — er zerriß — und ſo geſchah es, daß der reine Glockenton der Liebe ſo traurig ausklang.

Magd Anne-Marie.

Volksgeſchichte.

Von Joſeph Rank.

Vater Pahlſen ſaß am großen Ecktiſch in der Stube und las in der Bibel; aus der Kammer traten ſeine beiden Söhne in Feiertagskleidern. Es war Sonnabend, draußen ordnete und kehrte und ſang Anne-Marie, die luſtige Magd, ſo ſcharf und hitzig, daß ihr Jeder, der vorüberging, deshalb von weitem zurief: „O du feurige Hex', kehrſt wieder zur Kirchthurmſpitz' hinauf, und ſingſt für Zehne?“ Aber ſtill, feierlich, Hand in Hand traten in der Stube die beiden Söhne zum Vater hin und Georg, der ältere, ſagte nach einer kleinen Weile ſo zu ihm: „Vater... ich bin's und der Bruder... Wenn's nicht ſein müßt', daß ihr leſ't, Vater, wir hätten euch Etwas zu ſagen.“ Eine ſchwere Thräne aus Vater Pahlſen's Auge fiel auf das Bibelblatt; Wehmuth beugte ihm das greiſe Haupt noch eine Weile, als ob er leſe, dann ſah er auf: „Ihr ſeid's? Ihr kommt zu mir? Mit mir reden wollt ihr?.. Ich bin euer Vater, redet.“ So wehmuthsvoll dieſe Worte geſagt wurden, klang doch auch eine wunderliche Herbe des Gemüthes durch, die wir erklären müſſen; auch das ſcheinbar alterkindiſche Befremden, daß ſeine Söhne zu ihm kamen und mit ihm reden wollten, war nicht ohne Gründe, denn ſeit Kurzem betrugen ſich die beiden Burſchen auf eine Weiſe unbegreiflich, die ein ſtärkeres als Vater Pahlſen's Herz betrüben und verwunden mußte. Daß beiden ein ſchweres Leid im Herzen ſaß, konnte ſelbſt unachtſamern Augen nicht entgehen, als das beſorgte Vaterauge war; daß beide Brüder, als das Übel anfing, einander feindlich gegenüber ſtanden, war auch nicht ſchwer herauszufinden, obwohl es zu einem hörbaren, tobenden, ſchäumenden Wuthausbruche zwiſchen ihnen niemals kam. Nur mit dem Singen, Scherzen, Schlafen war's zu Ende, mit dem Beten wahrſcheinlich auch; denn von wem kann man ſagen, er bete, deſſen Seele nur zum kleinſten Theile Muße hat dabei zu ſein? Muß nicht beim Gebet das Nachtkleid irdiſcher Herzenstrübungen von der Seele gänzlich niederfallen, daß ſie ſich rein und leicht erheben könne? Verſuche zu beten, das iſt anzunehmen, machten die Burſchen ganz gewiß, denn ſchweres Leid gerade macht oftmal fromm; aber ob es auch Gebet im rechten Sinne war? Z. B. geſchah es in einer Nacht, wo alles im Hauſe ſchlief, daß Anton, der jüngere der Brüder, allein noch wach in ſeinem Bette ſaß, zitternd wie ein Fieberkranker an allen Gliedern und das Aug' emporgerichtet; das Dach zwar ſchied ſein Auge von dem Himmel, aber der ſtille Mond ſchien durch die Ritzen und ein Mondſtrahl iſt genug für ein Gebet, um d'ran emporzuklettern. Da ſprach der arme Burſche ſo vor ſich hin, während ihm die Stimme faſt verſagte: „Vater im Himmel oben, ich kann's nimmer ertragen, ſo komm und hilf mir... Hilf mir! Im Feuer liegen iſt beſſer, laß mich lieber in's Feuer werfen, Vater oben; wenn ich ſo ſchon thu', was recht iſt, warum leid' ich doch? Ich laß meinen Bruder am Leben und thu' dem Käthchen kein Leid an, ſei ſo gut, Vater im Himmel, und laß mich dafür auch in Ruh, ſonſt wirf ich mich ſelbſt in's Feuer oder in den Fluß! Ein Strick, ein Meſſer ....“ Laut weinend unterbrach er hier ſich ſelber und warf ſich ſchluchzend auf's Kiſſen nieder und wälzte ſich rechts und wälzte ſich links auf ſeinem Lager und weckte damit ſeinen Vater in der Kammer unten. Das war freilich kein Gebet. Der Vater kam, ſtellte Licht auf die Truhe neben dem Bett und ſah ſeinen Sohn an, der jetzt dalag ſprachlos, regungslos, die Augen weitgeöffnet und ſtier zum Dach emporgerichtet, die Hände krampfhaft über ſeiner Bruſt gefaltet. Eine Weile blieb Vater Pahlſen vor ihm ſtehen, ſah ihn an mit einer Wehmuth, nicht zu ſagen, dann ergriff er wieder das Licht, ging ohne ein Wort zu ſprechen in die Kammer hinab und legte ſich zu Bett und weinte bitterlich. Das war ſchon die dritte Nacht, daß dieſer Vorfall ſo geſchah; das erſte Mal fragte, bat, drängte der Vater, daß ihm der Sohn den Grund des Seelenfiebers eingeſtehe, jedoch vergebens wie das zweite Mal, wo er ihn ganz außer ſich mit heißen Vaterthränen beſchwor; und ſo kam es, daß in dritter Nacht der Vater weder Bitten noch Thränen mehr umſonſt verbrauchte, lieber ſtille war und Gott ſein ſchwellend Herz empfahl, wenn es in Wehmuth brechen ſollte. Genug; an ſolchen Scenen war Pahlſen's Haus ſeit Kurzem reich, nicht nur an dem jüngeren Sohne Anton erlebte er ſolche, ſondern auch am älteren Georg, obwohl der immer gefaßter that und nicht ſelten den Vater zu beruhigen wußte. Folgte auf ſolche Scenen der Nacht der herangewachte Morgen, dann zeigte auch Anton wieder eine wunderbare Sammlung äußerlich und der Tag verlief in Frieden, Beſcheidenheit, Fleiß und milder Gegenrede mit Jedem, der ihn anſprach. Aber der wunderbarſte Auftritt ſtand noch aus. Eines Nachmittags kam Vater Pahlſen von einem Gange über Feld nach Haus und hörte, da er kaum in die Stube getreten war, ein Stöhnen, Keuchen in der Kammer wie von Menſchen, die unter wilden Zuckungen verröcheln. Schwanken Schrittes trat er an die Thüre und ſah durch's Schlüſſelloch die beiden Söhne ſich an Bruſt und Halſe faſſen und einander ſtill erwürgen; wie Kreide blaß waren ihre Wangen, blutunterlaufen und herausgetrieben warfen ihre regungsloſen Augen Feuer, entſetzend war dieſer Anblick. Vater Pahlſen verlor im ſelben Augenblicke die Beſinnung, ſtürzte an der Schwelle nieder und wurde für todt von ſeinen Söhnen aufgehoben, als dieſe eine Viertelſtunde ſpäter Hand in Hand aus der Kammer traten. Von nun an änderte ſich Alles. Die Brüder wurden ſelten mehr getrennt geſehen, ihrem Leide ſchien auf einmal der ſchärfſte Stachel ausgezogen und wenn ſie immer noch gegen ihren alten Vater ſchwiegen, mußte doch ihr freierer Blick ihm einigermaßen Troſt gewähren. Mit rührender Geduld ließ der fromme Greis nun alles gehen wie es ging, ward ruhiger, weil ſich keine jener früheren Leidensſcenen wiederholte und beſchloß, den ſtillen Gram als Kreuz auf ſich zu nehmen, da nun einmal ſeine Söhne keine Miene machten, ihr Leid ihm zu vertrauen. Und ſo kam jener Sonnabend heran, wo die beiden Burſchen zum erſten Male Hand in Hand vor den alten Vater traten, ihr Geheimniß endlich auf den Lippen, wie es ſchien; ſo kam die wehmuthsvolle Anrede des älteren Sohnes, der ja ſelbſt mit Trauer bisher bemerkte, wie ſein und ſeines Bruders Schweigen das Vaterherz verwundet hatte; ſo kam die bitter-wehmuthsvolle Verwunderung des alten Vaters, als ſeine Söhne unvermuthet vor ihn traten und ihn fragten, ob er hören wolle, was ſie ihm zu ſagen kämen. Auf Vater Pahlſen's Erwiederung: „Ich bin euer Vater, redet!» brachte nun Georg zuerſt mit halbem Zögern vor, es würden heute noch Leute kommen, die er und Bruder Anton hergebeten haben, es würde der Schrainer auch darunter ſein und Schrainer's Käthchen, der Tiroller, der Veit, der Ruderer und der Meier, dann fügte er hinzu: „Heut', Vater, wird alles gut; ſeid freundlich mit den Leuten, ſprecht gut mit ihnen..." Vater Pahlſen machte die Bibel zu und ſtand auf: „Ich will doch lieber fort," ſagte er; »ſoll ich euch ſtören? Ihr habt die Leute herbeſtellt und wißt warum, was brauch' ich dabei zu ſein? Ein Vater muß auch nicht alles wiſſen.» Allein die beiden Söhne hielten ihn feſt und nun folgte eine tief erſchütternde Erklärung all' der wunderbaren Dinge, die vorhergegangen waren. Beide Brüder liebten das Käthchen und keiner hatte noch ein uberwiegendes Zeichen ihrer Gunſt ekhalten, obwohl es jedem ſcheinen durfte, er ſei der Wiedergeliebte; Käthchen ſchien beide zu lieben, ſo viel Gunſt vertheilte ſie an beide und ſchien keinem mehr noch weniger gut zu ſein, ſo gleich vertheilte ſie ihre Gunſtbeweiſe. Daruber kamen ſich die Brüder bald einander, die Leidenſchaft begann und wuchs, und wuchs um ſo fürchterlicher, als ſie ſorgſam in der Bruſt verſchloſſen ward. Jenes Nachmittags, als ſich die Brüder in der Kammer ſtill erwurgen wollten, war der Höhenpunkt des Seelenunheils erreicht und ein wunderbares plötzliches Erweichen des Gemüths ließ damals die Scene nicht in Mord und Todtſchlag enden, ſondern in den friedlichen Beſchluß:

Käthchen's Vater ins Geheimniß zu ziehen, daß er ſeine Tochter zu einer Erklärung vermöge. Es geſchah und der Schrainer, ein wunderlich umſtändlicher Mann, beſtimmte den heutigen Tag, **Käthchen** in Gegenwart der Bruder, Vater Pahlſen's und einiger Zeugen die förmliche Wahl vornehmen zu laſſen. Erſchüttert und ausführlich machten die Söhne dieſe Mittheilung ihrem Vater und fügten hinzu, möge die Wahl nun ausfallen wie ſie wolle, Jeder von ihnen ſei entſchloſſen, ſein Glück mit Mäßigung, ſein Unglück mit Faſſung und Geduld dahinzunehmen. Aber da hätte man die unbeſchreibliche Wirkung ſehen ſollen, welche dieſe Mittheilung der Söhne auf des überraſchten Vaters Herz gemacht! Erſt ſah er ſie groß und betroffen an; je ruhiger vor ihm zu ſtehen ſie ſich Mühe gaben, deſto erſchütternder wurde ihm ihr Anblick; es fielen ihm die Scenen ein, die er vor Kurzem noch allnächtlich ſelbſt geſeh'n, behorcht, errathen hatte und maß d'ran ab, was in dieſem Augenblicke Fürchterliches in der Bruſt der Söhne vorgeh'n müßte; der Gedanke einer Wahl, wodurch der Eine alles verlieren mußte, worauf er bis jetzt noch hoffen konnte, während der Andere alles auf Koſten ſeines Bruders gewann, dieſer Gedanke brachte das Vaterherz ganz außer Faſſung; ſchmerzvoll mit dem Blicke der Verzweiflung ſah er auf den Jungern, der ſo ſtill gefaßt vor ihm ſtand, ſtürzte ihm an den Hals und ſchrie ganz aufgelöſ't in dieſem Schmerzgedanken: „Und wenn ſie Deinen Bruder wählt?..“ Zwei heiße Thränen ſchoſſen dem lieben Angeredeten über die Wangen bei dieſen ſchauerlichen Vaterworten, aber gleich gefaßt ſprach er troſtvoll von Ergebung ſeines Herzens und bat, der Vater möge ſich zwiſchen ihn und ſeinen Bruder ſetzen, denn bevor die Gäſte kämen hätten ſie noch Vieles mit einander zu reden. —

Draußen trällerte **Anne-Marie** noch immer tollluſtig ihre Lieder, war jetzt mit dem Reinkehren vor dem Hauſe fertig, warf den Beſen auf die Holzſchar, daß er faſt in die Fenſter ſchlug und lud ſich eine Tracht Scheiter auf den Arm, womit ſie nach der Küche eilte; ſie ſang, daß es den Schlot ſchier „zertremmeln“ wollte:

Im ſchönen Öſterreich, im Steiern,
Im Steiern und ſchönen Tirol —
Mag laufen mein luſtiges Burſchel nur,
He luſtig, dort find' ich's wohl!

In ſchöner Schweiz und in Schwaben,
Im Schwaben und ſchönen Thüringen d'rein,
Thut man noch ſeine Schätzelein graben,
He luſtig, weil dort noch Schätze ſein!

Und müßt' ich rennen und rufen bis Straßburg
Und ſchau'n bis in die Türkei hinein —
Iſt ein Burſchel für mich auf der Welten,
He luſtig, lauf zu, ich hol' es ein! —

Vom Schützenbrunnen herüber kam jetzt der Schrainer geſchritten im halben Sonntagsanzug, heiter nach allen Seiten grüßend und hier und dort unachtſam in einen Graben tretend; „oha“ ſagte er dann immer vor ſich hin und ſtampfte ſich den Stiefel rein, während er links und rechts heitere Antworten gab, wenn er aus der Ferne angerufen wurde; auf dem Steg des Altbaches begegnete ihm der Müller und Beide blieben eine Weile im „Diſchkurs“ da ſtehen. An den Gartenzäunen der oberen Dorfſeite rauchten der dicke Tiroller, der lange Ruderer, der Veit und Meier mit etwas feierlichen Mienen daher, mit der einen Hand hielten ſie den Ulmerkopf, die andere verſenkten ſie tief in ihre Taſchen. Wie gewöhnlich wurde jetzt von allem, nur von dem nicht geredet, weshalb der wunderliche Schrainer ſie in Pahlſen's Haus gebeten hatte; unweit der Mühle ſchoß der kleine Pillmaier aus ſeiner Stallthüre heraus und hielt die Männer auch eine Weile im Diſchkurſe auf. Aber ach, das Käthchen, das Käthchen, wie kam es dem Orte der Beſtimmung näher! Schon vor einer halben Stunde war es über die Schützenhöh' dahergeſchoſſen, verwirrt, gehetzt, ein buntes Tüchlein über Mund und Wangen gebunden, als ob es heftige, heftige Zahnſchmerzen hätte (aber eigentlich nur um die brennende Glut der Wangen zu verbergen); es fuhr zuerſt zum Schmied-Chriſtinchen hinein: „Sztei's*) Chriſtus! ich bin da und bleib' ein Bißl hier, und wo iſt denn die Chriſtin', ich hab' ihr auch was zu ſagen und ich möcht' es halt gar ſo gern ſagen, Baſ' Schmiedin...“ Dabei zog es das Tüchlein noch höher über den Mund, zupfte das Kopftuch noch tiefer über die Stirn, legte die große feine Leinwandhülle, welche Mädchen und Frauen immer zuſammengelegt unterm Arme tragen, ſo oft ſie über Feld oder in die Kirche gehen, neben ſich auf die Ofenbank, daß es klatſchte, und ſah verlegen und heftig athmend auf den Boden; da Niemand antwortete, wurde das liebe Kind nur noch verlegener, es glaubte die Stube voll Leute und daß man ihm von der Stirn herunterleſe, was es eigentlich gebe, das Weinen ſtand ihm näher als das Lachen und doch wollte es lieber lachen, gepeinigt von dem athemloſen Schweigen in der Stube, es redete daher ſelbſt wieder: „Komm' da 'rüber über die Höh' geſprungen, achha! man kriegt keinen Athem nicht mehr, wenn man ſo geloffen iſt. Baſ' Schmiedin, iſt mein Vater nicht grad' vor euerm Haus vorübergangen?“ Wieder keine Antwort, alles ſtill; zum Glücke kam Chriſtin' jetzt aus der Kammer, war vor Freude außer ſich, das Käthchen hier zu ſehen und Käthchen entdeckte jetzt, als es aufſah, daß die Stube leer war und es alſo vorhin nur zu blanken Wänden geredet hatte; d'rauf ſchoſſen die beiden Mädchen mitſammen in die Kammer und wiſperten ſehr viel und ſchoſſen wieder heraus in die Stube und wiſperten noch viel eifriger, ſchoſſen dann zur Inſaß's-Lieſ hinüber, wo es zu Dreien erſt recht anging das Heimlichthun und „Kudern“ — als aber Käthchen jetzt Abſchied nahm von beiden Mädchen, um ſeinem Vater in Pahlſen's Haus zu folgen, fing es bitterlich zu weinen an und es war nicht anders als wollt' es ihm das Herz abſtoßen.

Vater Pahlſen hatte inzwiſchen in ſeiner Stube die angekündigten Gäſte begrüßt, man ſprach nun Allerlei und Allgemeines hin und wieder, von Haus und Hof und Freund und Feind, bis der Schrainer, der allein wie der heiterſte Poltron im Geſpräch von Dem zu Jenem überſprang, nun etwas ernſter und gemeſſener die eigentliche Sach' zur Rede brachte, weshalb man denn beiſammen ſei. Er erzählte, wie er vor Kurzem Nachts urplötzlich geweckt und bei Namen gerufen worden ſei, und wie ihn, als er fragte was es gebe, zwei Stimmen dumpf und traurig ſein Haus zu öffnen baten, weil etwas Wichtiges mitzutheilen ſei; d'rauf habe er Licht gemacht und geöffnet und die Pocher eingelaſſen. Vater Pahlſen's beide Söhne ſeien es geweſen, die in's Haus traten ſtill, erſchöpft und ſehr betrübt. „Schrainer, helft uns um Gott und Chriſti willen," ſeien ihre erſten Worte geweſen und bald darauf hätten ſie ihm die Leiden ihrer Herzen mitgetheilt und er habe wie eine Elſter herzlich darüber lachen müſſen. Denn daß zwei ſo liebe Burſchen auf Einmal, und noch dazu Brüder, ſich in ſein Käthchen verſchaut hätten, das wär' ja zum Todtſchießen geſpaßig und wie eine Komödie äußerſt luſtig geweſen! Allein gerade im beſten Lachen habe er erſt entdeckt, daß er im bloßen Hemde daſtehe und habe „oha" gerufen; ſei aber gleich darauf im Mantel aus der Kammer zurückgekommen und habe nach langem Diſchkurs die Burſchen mit dem Troſt und der Verſicherung entlaſſen, auf gewiß ſehr feine Weiſe ſeine Tochter in Goram zu nehmen, und das geſchehe nun heute, eben jetzt: Käthchen müſſe vor allen den Verſammelten laut und offen erklären, ob ſie einen von den Burſchen ſo lieb habe, daß ſie ihn zum Manne haben möchte, oder ob ſie am Ende von beiden Brüdern keinen mehr als jeden anderen liebe? Das, meinte Schrainer, werde einen Generalſpaß geben mit ſeinem Käthchen, das unvorbereitet komme; er lachte auch zugleich vor Vergnügen wie an allen Seiten gekitzelt, da er im nämlichen Augenblicke Käthchen auf Umwegen von der Schmiede herüberkommen und im Geſichte ſo verbunden ſah. Hinter der Mühlſcheuer hielt ſie ſich einige Augenblicke verborgen und der Schrainer lachte um ſo lauter und rief: „Ob das Wettermädel nicht merkt was es gibt?" indem er auf den Tiſch ſchlug und ſich mehr in die Ecke drückte, um beſſer durch's Fenſter ſeh'n zu können; dabei war ſein Geſicht vergnüglich geröthet und eine Million feiner Falten lag um ſeine lachenden Augen. Vater Pahlſen kannte Schrainer's Art und Weiſe ſich überall mit Luſtigkeit zu geben, und ſchätzte den ſonſt ehrenwerthen Mann; daher war es auch kein Übelnehmen ſeines Scherzens und Lachens in dieſem ſchwermuthsvollen Augenblicke, wenn Vater Pahlſen, dem's die Bruſt zerſprengen wollte, jetzt ſeinen Söhnen winkte und ſagte: „Auf ein Wort,“ und mit ihnen nach der Kammer ging. An der Schwelle beſprengte er ihr Geſicht mit Tropfen Weihewaſſer; hinter ſich ſchloß er die Kammerthüre. Da war's nun eigenthumlich, in der Stube noch immer den Schrainer heftig lachen und Anne-Marie in der Küche ganz verteufelt ſingen zu hören, während Vater Pahlſen in der Kammer ſehr erſchüttert mit ſeinen Söhnen ſprach; hier war es wie ein ſchweres Abſchiednehmen im voraus. Mit tiefer, umflorter und oft unterbrochener Stimme redete der Vater, dann und wann nur ſagte einer der Söhne ein Wort dazwiſchen. Hierauf mochte es geſchehen wie an einem Reiſemorgen, wo Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern um den Abſchiednehmenden ſtehen, Eins um das Andere endlich die Hand hinreicht und nicht im Stand' mehr iſt das Wort: „Leb' wohl“ zu ſagen; ſtille weinend nur geht Eines hierhin, Eines dorthin, man hört nicht weiter reden, nur leiſe ſchluchzen. So eine gute Weile. Wie aber der Abſchiednehmende Bewegung macht zu gehen, da liegt ihm auf einmal wieder die lautweinende Mutter am Halſe und Angſt und Sorge gibt ihr die Sprache wieder und Bitten: „heimzudenken an Vater, Mutter und Geſchwiſter, auf Gott nicht zu vergeſſen und in Acht zu nehmen Herz, Geſundheit und Glauben,“ ſtürmen aus dem jammernden Mutterherzen; der Vater ſagt nur: „Schreib,“ obwohl es ihm das Herz zerſprengen will; die Geſchwiſter kommen Eines um das Andere wieder: „vergeſſe auch auf mich nicht ganz.“ — Nach einer Weile wurde es in Vater Pahlſen's Kammer wirklich wunderſtille: es war jene Pauſe eingetreten, wo man Abſchied nehmend ſprachlos auseinander tritt. Beſchloſſen war es, im Augenblick, als Käthchen ſich den Einen wählt, reiſ't der Andere ab. Deshalb hatten die Burſchen ſchon, bevor ſie noch den Vater in ihr Geheimniß eingeweiht, einen Reiſepack in den nahen Wald gelegt, für Jeden, welchen auch das Loos der Wanderung treffe, mit dem Nöthigen verſehen; deshalb auch nahm Vater Pahlſen ſchon vor Käthchen's Wahl von beiden Söhnen Abſchied, obwohl er noch nicht wußte, welchen er verlieren würde und wohl fühlte, daß ihm ſpäter die Faſſung fehlen dürfte, dem Scheidenden manches Dringende an's Herz zu legen. Wie viel herzzerreißender und lauter dieſe Abſchiedsſcene in der Kammer ausgefallen wäre, hätte die Mutter noch gelebt, iſt freilich leicht zu denken; ſo aber geſchah alles mit mehr Faſſung und Geduld. Blaß und mit rothgeweinten Augen trat Vater Pahlſen aus der Kammer, doch kein Wort des Kummers kam auf ſeine Lippen; Georg und Anton folgten ſtill wie früher, aufrecht und Hand in Hand, — Käthchen war nun auch ſchon da. Weinend ſaß es auf der Ofenbank knapp an der Thüre und die Schürze in die Augen drückend, es war nicht ein Wort aus dem ſchwergeängſtigten Mädchen herauszubringen. Es wußte bereits um was es ſich handle, der Vater hatte es ihm gleich brühwarm entgegengeſchüttet, als es hereintrat, und jetzt ſtand der närriſche Mann mit allerlei poſſenhaften Fragen vor dem Kinde und dachte die Herzensſache ſo im Scherze nur abzuthun. „Alloh, potz Kreuzdonnerwetter! Mädel! was ſchämſt dich lange? Greif zu, da kommen jetzt beide aus der Kammer; denk', es ſind zwei Äpfel und einen davon darfſt eſſen, ſo greif' zu oder ich müßt' glauben, eine Birn wär' dir lieber. Meinſtwegen, ich hab' auch gegen eine Birn nix, aber ſagen mußt's, daß man dir nicht lang zwei Prachtäpfel herſtellt und umſonſt!" Lachend fuhr er fort: „Ich ſag', eine Birn iſt mir auch recht; der pünkerle Schneider Guſtl wär' ſo 'ne Birn, ſidem! aber man kann bei euch Weibern nicht wiſſen, wo ein Rab' euch zu ſchwarz iſt." Käthchen weinte in die Schürze und ſchwieg, das war die Antwort. „So geh' Einer geſchwinde hinab," fuhr er fort „der Schneider Guſtl ſollt' 'raufſpringen, da iſt 'ne Geldgruben für ihn, er ſoll ſeine Nadel mitnehmen und den Schatz geſchwind' heben! Wettermädel, wirſt noch nicht hell?" Noch lauter lachend fuhr er fort: „So ſpring' Einer 'nüber zum Stangerl, er ſoll ſeinem Gang*) Eine abfliegen laſſen, daß er herüber komm', meine Käth' die möcht' ihn halt gar ſo gern ſeh'n, außer der Weiſ' iſt's, wie ſie vernarrt iſt in ſeine Kreuzbein', ſein'n Flaſchenhals, ſeine Hangſchultern! Vielleicht iſt das ihre Birn!...“ Dieſer Quälgeiſterei des wunderlichen Schrainer machte jetzt Vater Pahlſen ein Ende. Er trat vor Käthchen hin, ergriff die Hand der Weinenden und ſagte milde und erſchüttert: „Liebes Käthchen, komm', wir wollen mit einander reden. Sieh, Käthchen, du biſt ſchuld und kannſt doch nicht dafür, daß meine beiden Söhn' da ſeit einer Zeit betrübt ſind bis in Tod und vor Wehmuth ſterben, wenn du nicht bald ſagſt „ja“ oder „nein,“ ob du Ein' möchteſt zum Manne haben oder keinen. Gelt, du ſiehſt ein, es wird doch ſein müſſen, daß du jetzt „nein“ ſagſt oder „ja,“ du wirſt auf mein Wort was geben? Fürcht' dich nicht; du haſt dein'n freien Willen, Käthchen; nicht dein Vater, nicht ich, nicht meiner Söhn' einer wird dir jemalen ein falſch Wörtlein ſagen, wenn du „nein“ ſagen willſt. Aber überleg's und mach' uns dann bekannt, wie du mit deinem Herzen daran biſt....“ Nach dieſen Worten ließ Vater Pahlſen Käthchen's Hand los, er konnte vor Wehmuth nicht weiterreden und trat hinweg. Noch blaſſer als zuvor ſtanden die Bruder jetzt dem Käthchen gegenüber; ſelbſt der ewig ſpaßelnde Schrainer ward ſtille und ſtand faſt bewegt erwartend vor der Tochter; zwei von den Zeugen, der Veit und Meier, hatten die Augen voll Waſſer und ſahen vor ſich hin auf den Tiſch, als wagten ſie nur zu hören, was geſchehen würde, nicht zu ſehen. Eine lange Pauſe war kein Laut zu hören, als nur Käthchen's heftigeres Weinen, bis es plötzlich, die Schürze noch immer mit der Linken über die Augen drückend, aufſprang, faſt ſchreiend nach der Stelle ſtürzte wo die Brüder ſtanden und Einem die rechte Hand wie zum Zeichen: Dieſer ſei's, auf die Schulter legte. Es war beinahe unmöglich, daß Käthchen wiſſen konnte, welchem es die Hand auf die Schulter legte, da es, ſo lange die Burſchen in der Stube waren, die Schürze nicht von den Augen gerückt hatte; allein das liebe ſchluchzende Kind ſah auch jetzt nicht auf und nickte nur leiſe „Ja,“ als Vater Schrainer fragte: „Käthchen, ſag', iſt's Dieſer, den du dir wählſt?“ Dann aber ließ ſich das ſchwer erſchütterte Mädchen nicht länger mehr halten, ging ſchluchzend zur Thüre hinaus und eilte wie gehetzt nach Hauſe, daß alle Leute ſich verwunderten, das Käthchen ſo durch's Dorf und „über die Schützenhöh' 'naus“ weinen zu ſehen. — Käthchen's Wahl, wenn man es ſo nennen darf, war auf Georg, den älteren Bruder gefallen; deshalb ſollte nun Anton, der jüngere, Abſchied nehmen und in die weite Welt wandern. — Dies war der Augenblick, wo den Scheidenden noch einmal das Herz in ſtürmiſcher Leidensrede aufgeht und Segnungen, Gebete, Wünſche, Bitten frommer Art ſich ſeufzend auf die Lippen drängen; nun erſt wird es ein Umhalſen, Schluchzen, Schreien, mit Gewalt muß ſich der Scheidende losringen und mit ſtürmiſcher Eile muß er flieh'n, ſonſt wäre wohl niemals ein Entkommen aus den Armen wahrer Liebe; lange noch ſieht man die Heimbleibenden beiſammen ſteh'n, nachſchau'n und weinen. Vater Pahlſen hatte ſeinen jüngeren Sohn in die Arme geſchloſſen, rief: „Willſt du mich verlaſſen?“ und weinte wie ein Kind. Anton ſah im Geiſte das Plätzchen jenſeits des Waldes, wo er ſich zu Boden werfen und ſeinem Herzen Luft machen wollte und nahm alle Kraft ſeines Weſens zuſammen, vom Vaterhauſe gefaßt zu ſcheiden. Traurig, aber mit ſicherer Stimme ſagte er, indem er ſeinem Vater die Hand hinreichte: „Gott wird mir helfen, Vater; wenn's beſſer geht, kehr' ich wieder heim zu euch. Lebt geſund und ſorget und kränkt euch nicht zu viel um mich. Ein Jahr, und ich komm' wieder.“ Zu ſeinem Bruder gewendet, der noch unbeweglich daſtand, ſein Glück kaum ſelbſt begreifend, ſagte er: „Bruder, gibt Acht auf das Käthchen und thu' ihm nie mit einem Wörtlein was zu Leid, trag's auf den Händen, acht' es, lieb' es, verbirg allen, was es Fehler hat und kränk' es niemals vor andern Leuten. Ich bitt' dich, verzeih' mir meine Sünden, ich kann nicht dafür, aber mir war oft als müßt' ich dich ermorden. O Bruder, Bruder, ich hab' viel gelitten und du haſt jetzt alles, alles, d'rum mach' ich fort und komme zurück, wenn ich mein Leid vergeſſen hab'. O Bruzer, ich ſag' dir's noch einmal, trag's Käthchen auf den Händen, ſonſt, o Bruder… ich warn' dich nur. Behüt' dich Gott, mein Bruder, und bleib' geſund.“ Dann ſah er mit tiefer Wehmuth auf den Schrainer und ſagte: „Schrainer, grüßt mir euer Käthchen und ich ging' nur eine Weil' aus dem Wege, daß es recht glücklich ſei. Ich laß es bitten, doch auch manches Mal an mich zu denken, es ſollt' ſich aber nicht ſorgen, daß ich geh', und mich nicht fürchten, wenn ich wiederkomm'; ich bin nicht böſe, denn Niemand kann für ſein Herz.“ In der Ecke unter der Wanduhr ſtand ein großer Knotenſtock, den holte Anton jetzt hervor; in der Kammer hing ein Hut mit einem künſtlichen Blumenſtrauß, den ſetzte Anton auf und als er ſo reiſefertig aus der Kammer trat, beſprengte ihn der Vater mit Weihewaſſer und alle folgten dem lieben Scheidenden zur Stubenthüre hinaus, über die Hausthürſchwelle bis in den Garten; wo noch jetzt der alte Birnbaum ſteht, dort ſtand der alte Vater Pahlſen noch lange, ſein Schnupftuch in die Augen drückend und bitterlich weinend, als Anton bereits über den Reiterberg davonſchritt und den Föhrenwald erreichte; neben Vater Pahlſen ſtand Bruder Georg im Garten, nicht minder bewegt von ſeines Bruders Abſchied. Schrainer und die anderen Zeugen hatten ſich nach und nach ſtill entfernt.

---

*) Merkwürdige Abkürzung von: Gegrüßt ſei Jeſus.

---

*) Wolfgang.

Während aller dieſer Scenen tiefer Trauer und Erſchütterungen lief und ſang und haſtete die Magd Anne-Marie ohne Raſt bald im Stalle, bald in der Küche, bald auf dem Dachboden; einige Male kam ſie mit dem Eimer zum neuen Bach hinauf und als Anton Abſchied nehmend ſeines Vaters Haus verließ, war ſie eben mit einem Kruge fort, um Brunnenwaſſer zu holen. Sie wußte von all der Wehmuth in Vater Pahlſen's Hauſe kein Wort und hatte bisher nichts bemerkt, als daß Anton immer freundlich und theilnehmend mit ihr ſprach; kein hartes Wörtlein hörte ſie je von ihm. Das that ihr unausſprechlich wohl. Erſt heute früh hatte er ihr geſagt, da er ſie ſo herzlich trällern hörte: „Marie, du biſt doch immer luſtig; ich wollt', daß ich eine Schweſter hätt' wie du." Das war genug, Anne-Marie den ganzen Tag wie außer ſich vor Luſtigkeit zu bringen und deshalb ſang ſie auch jetzt, vom Brunnen zurückkommend, durch das Dorf herauf, daß es eine Freude war, ihr zuzuhören:

Und wenn ich ihn erwählt?
Ob ich bettle oder dien',
Schöne oder garſtig bin,
Und wenn er mir gefällt?

Ich weiß ein Vöglein ſingt,
Ich weiß ein Gotte lebt,
Der Mai im Walde klingt,
Die Lieb' das Herze hebt;
Ich weiß von Bächlein, die ſtille rinnen,
Ich weiß von goldenen Fiſchlein drinnen,
Ich weiß, daß es Mondſchein und Sterne gibt
Und daß eine Mutter ihr Kindlein liebt.
Ich weiß, ich weiß, was weiß ich noch?..
Das Beſt' vom Liedel verſchweig' ich doch.

Hier und dort kam eine Kameradin vor die Hausthüre heraus, wiſchte ſich in Eil' die Hände an der Schürze rein, lächelte und nickte Anne-Marie entgegen und ſtimmte in's Liedel ein. Der alte Pillmeier ſaß im Schatten vor der Thüre, lachte und rührte die Lippen ſchon im voraus, als wollte er etwas ſehr Spaßiges ſagen, und als die Sängerin näher kam, brachte er nur unter Lachen hervor: „Das kellt *) und ſurrt wieder, daß Einem der Kopf zerſpringen könnt'." Über die Mahlrinne ſchreitend und auf dem ſchmalen Damme weitereilend ſah Anne-Marie den Vater Pahlſen, Georg Schrainer und die anderen Männer zum Theile weinend im Garten ſtehen und Anton mit Eilesſchritten gegen den Reiterberg zuſchreiten;

---

*) hallt.

ſie ſtellte daher ſchnell den Krug nieder und legte die rechte Hand wie einen Schirm über die Augen, um richtiger entſcheiden zu können, ob ſie wirklich ſehe was ſie ſehe. Es war nicht anders. Mit einer Bewegung des Schreckens ſtieß ſie an den Krug und der rollte und goß ſeine volle Waſſerflut über den Damm hinunter. Bevor aber der Krug noch unten an den großen Stein ſchlug und mit Lärm zerſchmetterte, war Anne-Marie ſchon im ſchnellen Angſtlauf nach dem Garten begriffen, um zu erfahren was es gebe. Der Meier kam ihr mit feuchten Augen an der Ecke der Scheuer entgegen. „Wohin denn ſo gehetzt, Ann'-Marie?“ ſagte er; ſie antwortete: „Vetter, was geſchieht? Weint Vater Pahlſen? Was eilt Anton dort über Feld davon?“ Der Meier geſtand ihr was er wußte, war aber mit ſeinem Berichte noch nicht ganz zu Ende, als ihn Anne-Marie todtenblaß und pfeilſchnell verließ. Darauf war es in Vater Pahlſen's Hauſe ein geſpenſterhaftes Poltern, ein Aufreißen und Zuſchleudern von Holztruhen unterm Dache, ein treppauf- und treppab-Laufen, daß es ſchien, ein Dutzend Menſchen wenigſtens ſeien tumultariſch auf den Beinen im Hauſe, obwohl Anne-Marie allein da war. Wirklich machte ſie ganz allein den wunderbaren Lärm. — Eine Stunde ſpäter begann es zu dämmern; der Binder, welcher aus dem Föhrenwalde heimwärts trachtete, bemerkte mit Verwundern eine weibliche Geſtalt mit einem kleinen Pack auf dem Rücken über den Rehberg eilen und ihm ſorgfältig ausweichen. Es war ihm als könnte es Pahlſen's Magd Anne-Marie ſein und wollte ſie ſchon anrufen, allein weil er doch etwas zweifelhaft war, unterließ er es lieber. Anne-Marie war wirklich auf und davon. Schwerlich errieth im Dorf Jemand, warum und wohin?

Nun aber iſt es wunderbar zu hören, wie ſich von dieſem Tage an Käthchen und der Schrainer, Vater Pahlſen und ſein Sohn Georg benommen haben; faſt unglaublich ſcheint es und iſt doch Wort für Wort ſo wie wir es erzählen. Denn man wird der Meinung ſein, daß Käthchen und ſein Vater nur ſo lange, als auf das Genaueſte nöthig, den Schmerz Vater Pahlſen's geſchont und dann mit aller Eile darauf gedrungen haben, daß die Vorkehrungen zur Hochzeit ohne Säumen getroffen würden; drei Wochen ſpäter, wird man meinen, habe das Brautpaar alle erforderlichen Papiere in Händen gehabt, ſei beichten und communiciren geweſen und Gebetprobe halten; vier Wochen ſpäter habe man auf allen Thüren beiderſeitiger Verwandten und Bekannten den Hochzeitſtrauß mit Kreide gezeichnet geſehen, welchen der Hochzeitlader hinmalt, nachdem er die Einladung geſprochen. Aber das Alles war mit nichten ſo. Es vergingen die erſten drei Wochen nach Anton's Trennung in aller Stille, ſo auch die vierte und fünfte Woche, ja es waren bald zwei Monate vorüber, ohne daß Käthchen außer bei ihrer Arbeit und in der Kirche irgendwo anders geſehen wurde, ohne daß es mit einer Sylbe den Vater erinnert hätte an ſeine Herzenswahl und die Hochzeit; im Gegentheile war das wunderliche Kind nicht leichter aus des Vaters Nähe zu verſcheuchen, als wenn ſich das Geſpräch auf jene Dinge werfen wollte. Vater Schrainer merkte das ganz wohl und nahm ſich vor, ſeine Tochter weder zu Dem noch zu Jenem zu drängen, überhaupt war er nun in Angelegenheiten Käthchen's auf das Aengſtlichſte behutſam und um ſo mehr als ihm der Herzensfall ein ganzes Wunder war; in alltäglichen Fällen, die er klar durchſchaute, verlor er ſonſt nie ſeine abſonderliche Heiterkeit und Sucht zu necken, Käthchen's unbegreifliches Benehmen nur, ſein ſtilles Weinen und Trauern, nachdem das Kind doch ganz nach Herzensdrang wählen gekonnt, machte ihn verwirrt und betrübte ihn nicht wenig. Wäre er damals auf die Art, wie Käthchen den älteren der Brüder gewählt, nur einigermaßen aufmerkſamer geweſen, er hätte doch wenigſtens auf das Eine rathen können: ſeine Tochter habe ſich mit der Schürze über die Augen in der Wahl geirrt und wage nun nicht dieſelbe zu widerrufen; ſo aber war ihm das ſo gut als entgangen und Käthchen's Betragen und Kummer blieb ihm unbegreiflich. In großer Beklemmung fühlte ſich unter ſolchen Umſtänden der Schrainer freilich ſeinem lieben Pahlſen gegenüber, und wenn er deshalb auch mit Abſicht jedes Zuſammentreffen mit ihm vermied, ſo war es doch nicht möglich, jedem Begegnen auszuweichen. Vater Pahlſen aber war ſeinerſeits nicht beſſer daran; denn faſt dasſelbe, was den Schrainer an Käthchen's Betragen irrte, machte Vater Pahlſen jetzt an ſeinem Sohne Georg beſorgt und ungewiß. Der Burſch' zeigte zwar ſeit Käthchen's Wahl nach außen viel mehr Ruhe und Zufriedenheit, ſah gegen früher beinahe blühend aus, aß, ſchaffte, ſchlief nun endlich wieder wie Einer, deſſen Herz nie Arges ausgeſtanden, aber ein Weniges nur fehlte noch, im Sinne Mancher Viel: daß er mit ſicherem Behagen ſein Glück ergriff. Ihm war es keineswegs entgangen, daß Käthchen mit verhüllten Augen gewählt hatte und die leiſe Sorge, dennoch nicht der Rechte zu ſein, den Käthchen zu wählen meinte, ſchlich nun wie ein Schatten hinter ſeinem Glücke her und ſchreckte ihm geſpenſterhaft den Genuß des Glückes weg. Wenn er anfangs aus Betrübniß über ſeines Bruders Loos ſeine Hochzeit verſchoben wünſchte, ſo blieb er in der Folge ohne Daraufdringen, als er durch Käthchen's Benehmen in ſeinem erwähnten Argwohne ſehr beſtärkt werden mußte; ja er fing wie Käthchen endlich ſelber an, jedes Geſpräch darüber gänzlich zu vermeiden. Vater Pahlſen bemerkte das alles genau und blieb nur ungewiß über den letzten Grund desſelben. Da jedoch ein Leid wie dieſes ſeinem Sohne nicht gefährlich zu werden ſchien, hütete er ſich ganz beſonders, daran zu rühren und ſo blieb es auch in Vater Pahlſen's Hauſe nach Verlauf mehrer Monate ohne Anregung, mit Käthchen Hochzeit zu machen. Pahlſen und Schrainer mochten ſich daher wo immer begegnen, die Beſorgniß, Einer von ihnen würde endlich die eingeſchlafene Heiratsangelegenheit zur Sprache bringen, blieb beiderſeits ohne Folge. — Zum Schluße dieſer Abtheilung nur noch die leiſe Bemerkung, daß Vater Pahlſen nach Verlaufe dreier Monate anfing, eine gar ſüße Hoffnung zu nähren, nämlich: im Falle aus der Heirat ſeines älteren Sohnes mit Käthchen nichts würde, könnte Anton aus der Fremde zurückgerufen und zu guter Letzt noch ein Paar aus ihm und Käthchen werden. Ja wir können ſogar heimlich verſichern, daß nach Verlauf eines halben Jahres in Georg's bravem Herzen der ſchöne Bruderentſchluß erwachte, eden Anſpruch auf Käthchen's Hand freiwillig aufzugeben und aldmöglichſt den Vater zu bitten, daß Bruder Anton heimkommen möge.

Nach Verlauf eines vollen Jahres kam die erſte Nachricht von Pahlſen's jüngerem Sohne Anton; er war in verſchiedenen Provinzen des Reiches geweſen und verbrachte die letzte Zeit als fleißiger Tiſchlergeſell in Wien, da Pahlſen frühzeitig darauf geſehen hatte, daß ſeine Söhne außer dem Ackerbau für den Nothfall auch ein Handwerk lernten. Aus dem Briefe Anton's war eine merkwürdige Veränderung ſeines Herzens zu erſehen, denn mit einem wohlthuenden Anflug von Humor ſprach er ſich über Dinge aus, deren Angedenken einſt im Stande war ſein Herz in gefährliche Wallung zu verſetzen. Wie lieb und freundlich war alles, was er über Käthchen ſagte; wie herzlich grüßte er die verlorene Geliebte; wie aufrichtig wünſchte er dem jungen Ehepaare, ſeinem Bruder nämlich und Käthchen, alles erdenkliche Gute und was beſonders zu bemerken war: wie gutmüthig-ſchelmiſch ließ er gegen den Schluß des Briefes ahnen, daß ſein Herz wohl gar in neuer Lieb' empfinde. Zuletzt bat er Vater, Bruder und Käthchen, ihm zu vergeben, weil er ſo lang nichts von ſich hören laſſen und fügte hinzu: „O lieber Vater und alle zu Haus, wenn uns Gott unſer Leben und Geſundheit noch eine Weil' ſchenkt, ſo bin ich bis zu künftigem Frühjahre bei euch. Ich wer' noch ein' Kameraden mitbringen, dem müßt ihr alle von Herzen danken, weil ich ihm mein Leben ſchuldig bin; denn, o lieber Vater! ich bin damals vor einem Jahr' auf den Tod krank geworden, wie ich von euch Abſchied genommen hab', ich bin vier Wochen auf dem Siechbett' gelegen in einem Dorf' bei Linz bei einer armen Schneiderfamil', die ſelbſt nix zu beißen gehabt hat, und da hab' ich mit mein'm ganzen Geld die arme Schneiderfamil' und meine Krankheit erhalten müſſen, wo bis auf einen Putzen alles aufgangen iſt. Aber denkt euch, da hat ſich ſchon bei Mehlhut nicht weit von uns ein Kamerad zu mir geſellt und wär' nicht von mir zu bringen geweſen, ich glaub' wenn ich ihn todtgeſchlagen hätt', ſo iſt er an mir gehängt, und ich muß euch ſagen, lieber Vater und Bruder, die Welt iſt groß, das ſeh' ich jetzt erſt ein, und gute Leute gibt's auch noch. Mein Kamerad, wenn er Hoſen anhat, iſt um einen guten Kopf kleiner als ich, aber das thut gar nichts, er hat doch, wie ich todtenkrank bei der armen Schneiderfrau gelegen bin und wie mein Geld aus war, dafür ſein ganzes Geld hervorthan und für uns ausgeben — dafür halt' aber ich jetzt auch an ihm, wie als wär' ich mit der türkiſchen Ketten, die ich im Wiener Zeughaus erſt vor kürzlich geſehen hab', an ihn gebunden. Ich weiß ſchon, wenn ich euch den Kameraden bringen wer', ihr werdet weiß was für große Augen machen, es wird euch immer vorkommen, als kennet ihr den lieben Kameraden von früher her, und doch wird es euch wieder vorkommen, als kennet ihr ihn doch nicht recht oder gar nicht. Das wird ein Erzgaudium ſetzen, ich freu' mich ſchon recht darauf, wirklich bei Gott! Vater und Bruder und Käthchen, wer' ich ſagen, ſeht jetzt, das iſt jetzt mein Weib, und ihr werdet lachen, was nur herauskann, aber lacht nur, lacht nur, man kann am End' doch nicht wiſſen, wie es im Ernſt oder Spaß gemeint iſt; grüß' Gott derweil!...“ Dieſer Brief machte die wunderbarſte Wirkung zu Hauſe. Georg lebte aus ſeinem noch immer halbgedrückten Zuſtande plötzlich wieder auf, es war als enthielte dieſer Brief nach langer Zeit endlich die erſte Berechtigung, von nun an glücklich zu werden, alle unnatürliche Schwermuth abzuwerfen. Bruder Anton war in der Fremde von ſeinen Schmerzen heil geworden und hatte allen Anſpruch und wohl auch alle tiefere Sehnſucht nach Käthchen aufgegeben, folglich war das einzige große Hinderniß beſeitigt, welches Georg bisher auch nach Käthchen's Wahl noch von dem Mädchen trennte. Georg's erſter Gedanke nach Empfang dieſes Briefes war, ſeine Bewerbung um Käthchen nun mit allem Nachdruck wieder aufzunehmen und theilte jene Abſicht gleich nach Leſung des Briefes ſeinem alten Vater mit. Pahlſen wurde über der Doppelfreude, welche ihm der Brief und Georg's Entſchluß machten, förm-

wieder jung, und beide nahmen ſich vor, den Brief ſogleich dem
ithchen und Vater Schrainer zu ſchicken. Gegen Abend des-
en Tages aber klopfte Jemand an Pahlſen's Thüre und wer
t herein? — Anton war's. Freudig aufſchreien und ihm an
Hals fliegen war Eins. Der liebe Burſch ſah aus wie das Leben,
tte volle rothe Wangen, war um gute zwei Zoll höher gewachſen,
ſogar merklich in die Dicke gegangen. Er nun ſeinerſeits halſte
nen Vater nicht wenig und auch den Bruder und ſein erſtes Wort
ch der Begrüßung war: „Nun Bruder, wo haſt dein lieb Weib-
en?“ Er erfuhr zu ſeinem höchſten Staunen jetzt, daß und wie aus
r ganzen Heirat nichts geworden, und wurde mit eben ſo vielem
taunen nun ſelbſt ausgefragt, wie es denn möglich geweſen, ehe er
h in der Fremde ſo bald und ganz faſſen und erholen gekonnt, wer
nn jener beſondere Kamerad wäre und wo er ihn habe. In dieſem
ugenblicke rief Georg heftig aus: „Jeſus, hört, hört!“ und lief
ach der Thüre. Draußen ſang Anne-Marie, die Magd, als wäre
e nicht eine Stunde fortgeweſen:

Und wenn ich ihn erwählt?
Ob ich bettle oder dien',
Schöne oder garſtig bin,
Und wenn er mir gefällt?

Zugleich hörte man das lebhafte Mädchen von der Holzſchar weg
ine Tracht Scheiter auf die Arme laden und damit nach der Küche
ilen, als ſetzte ſie die Arbeit heute fort, die ſie vor einem Jahre ſo
underbar plötzlich abgebrochen. Georg riß die Stubenthüre auf —
nd ſah einen Burſchen in netter Dorftracht in der Hausflur ſtehen;
wei feurige braune Augen des Burſchen ſahen ihn freundlich an,
er Mund des blühenden Burſchen lächelte. Hätte der Burſch im näm-
ichen Augenblicke nicht dasſelbe Liedchen wieder angefangen und eine
Tracht Holz auf den Armen gehabt, nie hätte Georg in dem Burſchen
ie Magd Anne-Marie erkannt. Dieſer aber warf jetzt Hut und
Holz weg und ſprang luſtig auf Georg los und rief: „Schelm, ſo
merkſt Du Dir die Leut'?“ — „Jeſus Chriſtus,“ erwiederte Georg

höchſt erſtaunt, „ich verwett' mein Leben, wenn ich Dich erkannt hab'." Pahlſen und Anton waren nun auch zur Thüre getreten und führten Anne-Marie jetzt in die Stube. „Das iſt mein Kamerad, mein Schutzengel," ſagte Anton feurig und bewegt und erzählte hierauf in einer langen Folge, wie ihm Anne-Marie vor einem Jahre nachgefolgt ſei und wie er ſie nicht mehr von ſeiner Seite gebracht habe; in ſeiner Krankheit habe ſie ihn wie die beſte Mutter gepflegt, in ſeiner Traurigkeit habe ſie ihn mit Liedern und luſtigen Plaudereien zerſtreut, die letzten Groſchen habe ſie für ihn ausgegeben. So habe er ſich endlich mehr und mehr an ſie gewöhnt, ſie immer lieber gewonnen, wo er als Tiſchler arbeitete, nahm ſie Dienſt — ja zu guter Letzt' ſei ihm Anne-Marie das liebſte Weſen auf Gottes Erdboden geworden. „Wenn ich je heirat', ſo heirat' ich nur Die da," ſagte er hinzu, „nie eine Andere. Denkt euch, Vater, Anne-Marie hat lange, lange ſchon heimlich zu mir gehalten und wär' in's Waſſer geſprungen, hätt' ich das Käthchen geheirat't." — Als Käthchen den Brief Anton's las und erfuhr, daß er hier ſei und was ſich mit der Anne-Marie zugetragen, fiel auch ihr ein Stein vom Herzen und das liebe Kind geſtand ſeinem Vater nun mit feuchten Augen, daß aus der Heirat mit Georg niemals was geworden wäre, wenn Anton darüber verzweifelt wäre. Dem Käthchen war es nämlich mit den Brüdern eigenthümlich ergangen; es wußte anfangs eigentlich ſelbſt nicht recht, welchen es liebe, da beide in Ausſehen und Eigenſchaften ſich ſehr ähnlich waren; indem das Mädchen alſo Einen wählen ſollte, kam es ihm vor, als liebe es doch den Anderen mehr, und der Schmerz dieſes Anderen erſchütterte und erſchreckte es dermaßen heftig, daß jede Wahl hinterher lebhaft bereuet werden mußte; daraus erklärte ſich nun die ſonderbare Art, wie Käthchen den älteren Bruder gewählt hatte. Jetzt aber, als der jüngere Bruder Anton ſo entſchieden für Käthchen verloren war, ſchien es dem lieben Kinde, als ſei dennoch der Rechte für ſie übrig geblieben. In Kurzem waren wieder alle Herzen in beiden Familien mit Heiratsgedanken erfüllt, mit dem Unterſchiede nur, daß es jetzt zwei Hochzeiten für eine zu veranſtalten galt. Und richtig; vier Wochen nach Anton's und Anne-Mariens Heimkehr waren dieſe beiden ein Ehepaar und, was ſich nun von ſelbſt verſteht, auch Georg und Käthchen. Alle hatten ſich herzlich lieb unter einander; der Schrainer ſpaßelte wieder vom frühen Morgen bis in die geſchlagene Nacht hinein; Vater Pahlſen lachte dann und wann auch herzlich mit, betete viel, las viel in der Bibel, ſtand überall mit Rath und That bei, und ging heute zu dem Pärchen auf Beſuch, morgen zum andern. Ueberall war ſo viel Glück, daß es zum Dach ſchier hinausſchwoll.

Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen.

Mährchen.

Von H. C. Anderſen.

Es war ſo gräulich kalt, es ſchneite und begann ſchon finſterer Abend zu werden. Es war eben auch der letzte Abend im Jahre. In dieſer Kälte und in dieſer Dunkelheit ging auf der Straße ein kleines, armes Mädchen mit nacktem Kopfe und bloßen Füßen. Früher, da ſie vom Hauſe ging, hatte ſie wohl Pantoffeln angehabt, ſehr große Pantoffeln, nämlich ihre Mutter hatte ſie früher getragen, aber dieſe hatte die Kleine verloren, da ſie eilig über die Straße lief, indem zwei Wagen ſchnell vorüberfuhren. Der eine Pantoffel war gar nicht zu finden, und mit dem anderen lief ein Knabe fort, boshaft rufend: Er könne ihn als Wiege gebrauchen, wenn er einmal ſelbſt Kinder bekäme.

Da ging nun das kleine Mädchen auf den bloßen, kleinen Füßchen, welche roth und blau vor Kälte waren. In ihrer alten Schürze trug ſie eine Menge Schwefelhölzchen, und in der Hand einen Bündel. Niemand hatte den ganzen Tag über von ihr etwas gekauft, Niemand hatte ihr auch nur einen Heller gegeben. Hungrig und fröſtelnd ſchritt ſie vorwärts und ſah erbarmungswürdig aus, das kleine Weſen. Die Schneeflocken fielen in ihre langen, blonden Haare, welche ſich freundlich um ihren Nacken ſchlugen. Aber wie niedlich das ausſah, daran dachte ſie gar nicht; aus allen Fenſtern blickten die Lichter und es roch in den Straßen ſo ſchmackhaft von Gänſebraten. Es war ja Neujahrsabend, — daran dachte ſie. In einer Ecke zwiſchen zwei Häuſern, deren eines weiter in die Straße hervorſtand, als das andere, ſetzte ſie ſich nieder und kauerte ſich zuſammen. Die kleinen Füßchen hatte ſie unter ſich gezogen, aber ſie fror doch noch immer ſehr, und heim durfte ſie nicht gehen, ſie hatte ja kein Schwefelhölzchen verkauft und keinen Heller empfangen. Ihr Vater würde ſie ſchlagen, und kalt war es auch zu Hauſe, ſie hatte nur den Vorſprung des Daches über ſich und der Wind pfiff herein, obſchon die gewöhnlichen Ritzen mit Stroh und Lumpen verſtopft waren. Ihre kleinen Hände waren ganz ſtarr vor Kälte. Sie dachte, ein kleines Schwefelhölzchen könnte gut thun, wenn ſie auch nur eines herausziehen, an der Wand ſtreichen und die Finger damit erwärmen dürfte. Sie zog eines heraus — ritſch! wie ſpritzte, wie brannte es, es war eine warme, klare Flamme, ganz wie ein kleines Licht. Sie hielt ihre Hand vor die Flamme, denn es war ein wunderliches Licht. Da dachte das Mädchen, wie angenehm es wäre, vor einem großen, eiſernen Ofen mit blanken Meſſingkugeln und Meſſingtrommeln zu ſitzen, wie geſegnet das Feuer darin brennen würde, wie gut ſie ſich daran wärmen könnte, und dieſer Gedanke ergriff ſie ſo mächtig, daß ſie ſchon die Füßchen hinausſtreckte, um ſie an den Ofen zu halten. Da erloſch die Flamme, der Ofen war verſchwunden, und ſie ſaß da mit dem Stümpfchen eines ausgebrannten Schwefelhölzchens. Sie ſtrich ein neues, es brannte, es leuchtete, und warf an die Mauer einen Schein, als wäre ſie durchſichtig wie ein Flor. Sie blickte gerade in eine Stube, worin der Tiſch mit einem blendend weißen Tuche gedeckt und mit feinem Porzellan beſetzt ſtand, und lieblich dampfte eine gebratene Gans voll von Zwetſchken und Äpfeln. Und ſieh da, was noch wunderbarer war, die Gans ſprang von der Schüſſel herab und wackelte den Boden entlang, mit Meſſer und Gabel im Rücken zu dem kleinen Mädchen hin. Da verloſch das Schwefelhölzchen, und nichts mehr als die dichte, kalte Mauer war zu ſehen. Sie zündete ein neues Hölzchen an, da kam es ihr vor, als ob ſie unter dem ſchönſten Weihnachtsbaume ſäße. Das war die Wirkung des Schwefelhölzchens. Dieſer Baum war noch größer und ſchöner geſchmückt, als jener, den ſie in letzter Weihnachten durch eine Glasthüre bei dem reichen

Kaufmanne des Städtchens geſehen hatte. Tauſend Lichter brannten auf den grünen Zweigen und bunte Bilder, gleich jenen, welche die Fenſter der Verkaufsladen zieren, fielen ihr in die Augen. Die Kleine ſtreckte beide Hände darnach aus, da erloſch das Schwefelholzchen. Die vielen Weihnachtslichter erhoben ſich höher und höher, ſie ſah, es waren nun klare Sterne. Einer von dieſen Sternen fiel und machte einen langen Feuerſtreifen am Himmel. „Jetzt ſtirbt Einer,“ ſagte die Kleine; denn die alte Großmutter, welche die Einzige war, welche ſie lieb gehabt hatte, aber ſchon geſtorben war, hatte geſagt, wenn ein Stern fällt, ſo ſteige eine Seele zu Gott empor. Sie ſtrich wieder ein Schwefelhölzchen gegen die Mauerwand, dieſes leuchtet rund umher, und mitten im Glanze — ja, ja ſie ſah es wirklich, — ſtand die alte Großmutter ſo klar, ſo ſchimmernd, ſo mild und liebevoll. „Großmutter!“ rief die Kleine, „o nimm mich mit, ich weiß Du biſt weg, wenn das Schwefelhölzchen erliſcht, weg wie der warme Ofen, wie der ſchmackhafte Gänſebraten und der große wunderſchöne Weihnachtsbaum!“ und mit dieſen Worten ſtrich ſie geſchwinde den ganzen Reſt der Schwefelhölzchen an der Wand. Sie wollte die liebe Großmutter recht feſt halten. Und die Hölzchen brannten und leuchteten mit ſolchem Schimmer, daß es lichter wurde, als am hellen Tage. Großmutter war früher nie ſo ſchön, ſo groß als jetzt. Sie hob das kleine Mädchen auf ihren Arm und flog mit ihm in Glanz und Freude hoch, hoch empor. Und da war keine Kälte, kein Hunger, keine Angſt. Sie waren bei Gott! —

Aber in der Ecke am Hauſe ſaß in der eiſigen Morgenſtunde das kleine Mädchen mit rothen Wangen und lächelndem Munde — todt, erfroren am letzten Abende des alten Jahres. Neujahrmorgen ging auf über dem kleinen Leichnam, der noch mit dem abgebrannten Schwefelhölzchenbündel daſaß. Ach! das kleine Weſen wollte ſich wärmen, ſagten die Vorübergehenden, aber Niemand wußte, was ſie Herrliches geſehen hatte und wie glänzend ſie mit der alten Großmutter war heimgegangen zur Neujahrsfreude.

Die Nani von Schärding.

Von Johann N. Vogl.

So flink iſt kein Mädel, ſo luſtig als wie
Die Nani zu Schärding, ob ſpät oder früh,
Wie geht das ſo munter im haſtigen Lauf
Zu Keller und Stube, hinab und hinauf.

Im Schenkhaus zur Roſe, da iſt ſie zu Haus,
Die ſchönſte der Roſen landein und landaus,
D'rum ſind in der Roſe vor allen ſo gern
Die durſtigen Burſche, die durſtigen Herrn.

Gern kneipt ſie der Stammgaſt verſtohlen in's Kinn,
Den Burſchen allein liegt die Nani im Sinn.
„Schön Nani!“ ſo ruft es durch Lärm und Geſang,
„Schön Nani! Schön Nani!“ wo bleibt ſie ſo lang.

Und drüben und hüben iſt Nani zur Stell',
Und füllet die Krüge mit ſchäumender Well',
Und ſagt, wenn zu oftmal der Gaſt ſie rief:
„Na, ſchau' er in's Glas nur hinein nicht zu tief!“

Da kam auch ein Burſche zur Roſe einmal,
Ein munt'rer Geſelle, goldkrauſig und drahl,
Dem mochte die Nani gefallen gar ſehr,
Denn Keiner rief öfters die Nani, als er.

Wohl war auch ſchön Nani ſtets flink bei der Hand,
Und füllte das Glas ihm bis über den Rand,
Und wenn's gar zu haſtig hinunter ihm lief,
Da ſprach ſie mit Lächeln: „Na, ſchaut nicht zu tief!“

Doch als d'rauf der Burſche das Städtchen verließ,
Und nimmer zurückkam, ſo wie er's verhieß,
Da ward wohl mit Einmal der fröhliche Sinn,
Das muntere Weſen der Nani dahin.

Da ſprang ſie nicht wieder, wie früher, herein,
Wenn Einer begehrte nach Bier oder Wein,
Noch warnte, wie ſonſt ſie, mit lächelndem Mund:
„Ei ſchaut nur zu tief nicht dem Glas auf den Grund.“

Oft ſaß auf der Bank ſie ganz einſam vor'm Haus,
Und ſah auf die Straße nach Baiern hinaus,
Doch drang ihr vom Munde kein fröhlicher Laut; —
Sie hatte zu tief in ein Aug' wohl geſchaut.

* * *

Lied der Waiſe.

Von Carl Hugo.

Du Kindesluſt, o Mutterbruſt,
Des Menſchen reinſte Labe!
Nur du gewährſt die wahre Luſt,
Von Milchbruſt bis zum Grabe;

Denn was da liebt, gewährend liebt,
Will Lohn um Luſt erſtreben;
Die Mutter nur unwuch'riſch gibt
Dem Kind ihr ganzes Leben.

Die Mutter will des Kindes Glück,
Das iſt ihr einzig Flehen:
Sie opfert ſich für ſein Geſchick,
Des Kindes Wohl zu ſehen.

O Mutter, Mutter! wo biſt Du,
Die mich in Schmerz geboren?
Du fandeſt wohl die ew'ge Ruh',
Doch ich hab' Dich verloren.

O Mutter mein! wo ſchwebſt Du jetzt,
Die mich mit Luſt geſtillet,
Die mich mit eig'nem Blut geäzt,
Mit eig'ner Kraft erfüllet?

O Mutter, die mich ſpät und früh
Mit Angſt und Sorg' erzogen;
Kaum als ich Dir zur Luſt gedieh,
Wardſt Du der Luſt entzogen.

Was nützt, daß mir die Kraft gedieh,
Was nützten mir ſelbſt Kronen;
Kann ich Dir doch nicht Angſt und Müh'
Mit Luſt und Liebe lohnen.

Wer lobt mich wahr mit Seelenfreud',
Wenn mir ein Wurf gelungen?
Wer lächelt mir ſo ohne Neid,
Wenn ich den Preis errungen?

O Mutter, liebe Mutter mein!
Was ſind mir alle Freuden!
Du fehlſt mir ſtets, ich ſteh' allein,
Allein kann ich nur leiden.

Ach, wem vertrau' ich jetzt mein Leid,
Wer ſingt es in den Schlummer?
Wer mehrt mit Segen mir die Freud',
Und theilt mit mir den Kummer?

Wo iſt die Bruſt, die nicht Verrath
Mir tauſcht um mein Vertrauen?
Wo iſt das Herz, auf deſſen Rath
Ich kann ſo ſicher bauen?

Wo iſt der Arm, der ſo gern ſchützt
Mich vor dem Wetterſchwarme?
Wenn es geſtürmt, wenn es geblitzt,
Lief ich in Deine Arme.

Hier hofft' ich, daß ich ſicher bin,
Weil Du's am beſten meinteſt,
Und weil gleich, wenn ich ängſtlich ſchien,
Du ängſtlich um mich weinteſt.

Wo iſt Dein Arm, o Mutter! wo
Ein Arm, mich ſo zu ſchützen?
Wo iſt der Buſen, wo ich froh
Getändelt trotz den Blitzen?

O Mutter, Mutter, blick' herab!
O leite mich durch's Leben!
Und mög'ſt Du, ſink' ich einſt in's Grab,
Dein Kind zu Dir erheben!

Wir Drei.

Von Theodor Wakody.

Es ſteht ein Blümchen dort im Thal
Und blühet zart in ſanfter Ruh',
Und das — biſt Du. —

Ein Schmetterling wiegt ſich ſo ſüß
In Deinem Kelche hin und her,
Und das — iſt Er. —

Und über Beide lieblich traut
Neigt eine Trauerweide ſich,
Und das — bin Ich. —

Einer entfernten Tanzenden (?).

(Im Jahre 1830.)

Von Prokeſch.

Die einſt mein Arm umſchlang, ſie ſchwebt dahin
Von fremdem Arm mit heißem Druck umſchlungen —
Die Bruſt, die mir ſich hob, ſie wogt für ihn,
Der an die ſeine zitternd ſie gezwungen —
Das Aug', das meine Blicke trank, beſeelt
Der fremde Blick, geboren im Verlangen, —
Die Lippe, die mein Kuß geweiht, vermählt
Sich fremdem Hauch in Geben und Empfangen!

Für mich nicht ſchmückſt Du Dich, — für mich nicht leiht
Das edle Haar den Diamanten Feuer, —
Für mich nicht blüht um Deinen Leib das Kleid
Und tönt der Mund wie Klang der Leier!
Für mich nicht bebt, am Buſen eingewiegt,
Am Buſen, der mein ganzes Herz getragen,
Die Roſe, die ſich liebend an Dich ſchmiegt,
Und ſtirbt, wie ich, in Gluten und Entſagen!

Die Bücherwanderung.

Eine Geiſtergeſchichte, nach den Mittheilungen eines Freundes erzählt.

Von Carl Egon Ebert.

Ich hatte auf der Univerſität zu C... studia juridica geendet, und ſtand im Begriff, ein Amt zu ſuchen, das mir für ein geſchicktes Drehen der wächſernen Naſe der Gerechtigkeit einen erklecklichen Gehalt abwerfen ſollte. Allein dieſe Bahn war es nicht, nach welcher ſich mein Herz ſehnte. Von jeher eine beſondere Vorliebe für wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen hegend, ſtand als ſchönſtes Ziel vor mir: die Stelle eines Bibliothekars, Bibliotheksſecretärs, oder wie man dieſe Menſchen noch nennen mag, denen die Aufſicht über das literariſche Geiſterreich anvertraut iſt. Ein Zufall erfüllte meine Wünſche. Graf N., einer meiner Univerſitätsfreunde, war durch den Tod ſeines Vaters plötzlich in den Beſitz bedeutender Güter, eines Stammhauſes in der Reſidenz, und zugleich einer in dieſem Hauſe befindlichen anſehnlichen Bibliothek gelangt. Meine Vorliebe, vielleicht auch meine Fähigkeiten kennend, machte er mir den Vorſchlag, ſein Bibliothekar zu werden. Freudig ſchlug ich ein. Der Graf unternahm eine Reiſe nach Frankreich und England, ich aber, hoffenden Herzens, fuhr der Reſidenz zu.

Vor dem gräflichen Palais angekommen, das wie eine Feſtung verſchloſſen war, klingelte ich drei- bis viermal. Endlich öffnete ein mürriſcher Portier, und beinahe zugleich erſchien ein kugelrunder Mann mit rothen, ſtraffgeſpannten glänzenden Wangen und kleinen blinzelnden Augen. Ich hatte in ihm zufolge einer früher von ihm erhaltenen

Beſchreibung ſogleich den Hausſecretär erkannt, das factotum des verſtorbenen Grafen. — „Was will der Herr?“ ſprach er mich ziemlich barſch an. Statt aller Antwort überreichte ich mein Anſtellungsdecret. Der rothwangige Mann las; Staunen, aber kein freudiges, malte ſich in ſeinem Geſichte. „So, ſo,“ ſagte er endlich, mir mit einer gezwungenen, aber keineswegs beſonders hochachtungsvollen Verbeugung das Papier zurückgebend. „Hätte ich doch nimmer geglaubt,“ fuhr er fort, „daß unſer neuer Herr wieder einen Bibliothekar anſtellen „würde! Seit fünfzehn Jahren war keiner mehr da, und doch wurde „die Bibliothek immer rein und ſauber gehalten. — Nun, nun — „die junge Herrſchaft wird wohl ihre guten Gründe haben.“ — Dieſes ſagend, verneigte er ſich noch einmal, aber noch leichter, als vorher, befahl das Thor zu öffnen, die Kutſche hereinfahren zu laſſen und abzupacken. Sodann ließ er mich ſtehen, kam aber bald wieder, führte mich in die mir durch das Decret angewieſene Wohnung, überreichte mir die Schlüſſel der Bibliothek, und entfernte ſich eilig, den Drang ſeiner Geſchäfte vorſchützend.

Ich ſah bald, daß mein Erſcheinen in dieſem Hauſe wenig Sympathie gefunden. Zum Glück kam ich ſelten mit den übrigen Bewohnern desſelben in Berührung, die außer den ſchon Angeführten nur noch in einem alten Bedienten beſtanden. Dieſer war, wie ich ſpäter hörte, ſeiner Zeit in dem Rufe geſtanden, die Schuhe und Stiefel ſeines Herrn mittels der damals noch üblichen Wachswichſe zu einem wunderbaren Glanze zu bringen, und die lackirten Kappen auf eine faſt zauberiſche Art aufzufriſchen. Der Alte, Bernard genannt, fühlte ſich mir noch am meiſten geiſtesverwandt. Der Hausſecretär, der während der Abweſenheit des Grafen alle minderen Zahlungen leiſtete, dem das Haus unterthan war, wußte ſich mir gegenüber zu wichtig; der Portier aber war dadurch, daß er, wenn ich Abends etwas ſpäter heim kam, mich eine halbe Stunde lang vor dem Thore warten laſſen konnte, gleichſam mein Vorgeſetzter, mein Gnadenſpender geworden. Bernard ſtand halb auf Penſion, war wenig nutz, ungefähr wie ich, und fand, ſich mit mir vergleichend, ſogar eine Aehnlichkeit in unſerem

Berufe. Er putzte ehemals die Stiefel und Schuhe vom Staube rein, wie es mein Geſchäft bei den Büchern war; nur konnte er den abgewetzten und gealterten Fußbekleidungen wieder neuen Glanz verleihen, was ich bei meinen Büchern nicht vermochte. Er war daher in der menſchlichen Geſellſchaft einſt höher geſtanden. Dennoch ließ er ſich mit einer in der That rührenden Vertraulichkeit zu mir herab, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er mich gedutzt.

Trotz alle dem war mir wohl in meinem neuen Verhältniſſe. Die Bibliothek, deren hohen, aus früheren Jahrhunderten herſtammenden Werth ich bald erkannt hatte, entſchädigte für jede Entbehrung im geſelligen Verhältniſſe zu meiner nächſten Umgebung. Täglich entdeckte ich neue Bücherſchätze, und genoß neue Freude. Allein dieſe wurde mir bald wieder durch andere Bemerkungen vergällt. Niemand wird mir meinen Kummer ſo nachempfinden können, als ihr, meine Genoſſen, denen, wie mir, das Loos zu Theil ward, einer Bücherſammlung vorzuſtehen, an welche die letzte ordnende Hand von einem Manne gelegt worden war, der im Jahre des Heils 1729 das Licht der Welt erblickte, und der, wie ich nachher nachweiſen werde, ſeine Carriere vom Hausſchreiber begann, und die Stufenleiter von da bis zum Hausſecretär, Rechnungsrevidenten, und endlich bis zum Bibliothekar durchging.

Denkt euch, ihr Leidensbrüder, einen mit ſchwarzer, rother und blauer Tinte geſchriebenen wiſſenſchaftlichen oder Fachkatalog, als den einzigen Leiter durch das Chaos der Bibliothek; denkt euch, daß jedes Hauptfach desſelben mit der ängſtlichſten Spitzfindigkeit in unzählbare Fächerchen, als Unterabtheilungen, geſpalten iſt, und daß dann natürlicher Weiſe beinahe nie ein Buch in eines dieſer Fächerchen paßt; ſtellt euch ein Syſtem vor, in welchem die Landwirthſchaft, daher auch alles dahin Einſchlagende, als z. B. ein Werk über die „Schweinfütterung,“ über die „Kunſt, ausgiebigen Dünger zu erzeugen“ u. ſ. w. als ein Theil der Philoſophie (philosophia ruralis) erſcheint; ſtellt euch eine Charakteriſirung vor, vermöge deren alle in Briefform geſchriebenen Werke, ſie mögen rein die Geſchichte, rein die Archäologie, rein die Philologie, oder rein die Politik betreffen, unter dem gemeinſamen Charakter „**Epistolographi**“ erſcheinen; ſtellt euch endlich ein Fach der **Miscellaneen** vor, das ungefähr den dritten Theil der Bibliothek einnimmt, während es nicht den Dreißigſten einzunehmen brauchte; ſtellt euch das alles, und noch mehr Unſinniges vor, und ihr werdet meinen ganzen Schmerz mitempfinden. Ich will euch aber ſogleich wieder beruhigen, indem ich euch ſage: Ich kann von nun an Tag und Nacht, dem Übelſtande abzuhelfen, und Licht in das fürchterliche Chaos zu bringen. Es gibt wenig Menſchen, auch unter den Gebildeten, welche einen Begriff davon haben, was es heiße, ein richtiges, anſchauliches Bibliotheksſyſtem aufzuſtellen, das eben ſo einleuchtend in der Theorie, als paſſend in der Ausführung ſei. Wenige begreifen, welcher Summe von Kenntniſſen und gereiſten Anſichten es bedürfe, um das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften unter einzelne, ſcharf abgegränzte Geſichtspunkte zu bringen. Nur dieſe Wenigen werden es auch begreifen, daß ich wochenlang tagtäglich ſinnend in den Bibliotheksſälen umherging, und mich zuletzt überzeugte, daß an eine Änderung und Verbeſſerung des Beſtehenden gar nicht zu denken ſei, ſondern daß alles über den Haufen geworfen werden müſſe, um eine ganz neue Einrichtung von vorne her zu beginnen. Keiner der vielfachen Anleitungen folgend, ſondern, wie es in ſolchen Fällen immer nöthig iſt, blos den Gehalt der Bibliothek und die zu Gebote ſtehende Räumlichkeit genau erwägend, hatte ich endlich ein ziemlich einleuchtendes Syſtem feſtgeſtellt. Dieſes in der Ausführung zu verſuchen, ſchien vorerſt nöthig. Ich begann eines Tages mit einem Fache, warf Ungeeignetes fort, hob hieher Gehöriges aus anderen Fächern heraus, und trieb das ſo lange, bis die einbrechende Dämmerung meinem Eifer ein Ziel ſetzte. Ich beſchäftigte mich im Geiſt mit meinem Syſteme, bis der Schlaf meine Augen zudrückte; im Traume ſtand der neu zu ordnende Schrank vor mir; ich ſprang am frühen Morgen auf, kleidete mich nur halb an, und eilte in die Bibliothek. Aber wie male ich das Erſtaunen, das mich dort ergriff! Ich trat vor den geſtern zu ordnen begonnenen Schrank, und fuhr wie betäubt zurück. Das ganze Werk des vorigen Tages war vernichtet. Alle Bücher, die ich, wie ich mich doch ſo ziemlich deutlich beſann, aus dem Probeſchrank gehoben hatte, waren ſämmtlich wieder an ihren alten Standort zurückgekehrt, alle aber, die ich als hieher gehörig aus anderen Fächern genommen, füllten, in Franzband prangend, oder in glattem Schweinsleder glänzend, neuerdings die geſtern entſtandenen Lücken. Ich ſtand da, ſchwindelnd, ungläubig an dem, was ich ſah, meinem Geſichte, meinem Gedächtniſſe, meinem Verſtande mißtrauend. Endlich, und zu meinem Glücke, gerieth ich auf den Gedanken, daß das Ganze eine Täuſchung meiner Phantaſie geweſen, daß ich geſtern die neue Ordnung nicht wirklich ſchon begonnen hätte, und daß ich nur ſehr lebhaft davon geträumt haben müſſe. Zufrieden mit dieſer Löſung des Räthſels, begann ich nun in der That das zu thun, was mir nur geträumt hatte. Mehrmals zwar, wenn ich eines der Bücher aus einem Schrank in den anderen übertrug, war mir's, als wäre es ſchon geſtern auf dieſelbe Weiſe durch meine Hände gegangen. Aber — „auch ein lebhafter Traum hat dieſe Wirkung" — ſagte ich mir beſchwichtigend, und ſetzte mein Geſchäft unverdroſſen fort. Diesmal hatte ich früher begonnen, und als der Abend hereinbrach, war beinahe der ganze Schrank in ſeiner neuen Geſtalt gefüllt, jene Werke aber, die ich, als ungeeignet, aus demſelben genommen, ſtellte ich heute in Reihen auf den Boden.

Zufrieden mit dem Fleiße dieſes Tages ging ich zur Ruhe. Heftiger aber, und nun wahrhaft erſchrak ich, als ich am anderen Morgen in den erſten Bibliotheksſaal trat, und ſchon von Ferne erkannte, daß die Bücher, die ich in Reihen auf den Boden geſtellt, dort nicht mehr ſtanden. Mein Schreck, ja mein Schauder vermehrte ſich, als ich näher hinzueilte, und ſah, daß dieſelbe Bücherwanderung, wie Tags zuvor, auch heute wieder geſchehen ſei. In der That hatte alles wieder die alte Geſtalt, und es fehlte kein Band an dem Orte, an welchem er ſchon vor fünfzehn Jahren geſtanden war. Jetzt gerieth ich in eine Verwirrung aller Sinne; ich dachte an Zauberer, Hexen, Kobolde, und alle böſen Geiſter, und weiß kaum ſelbſt, wie ich aus der Bibliothek und in meine Wohnung gelangte. Dort ergriff ich Hut und Stock, und rannte vor das Thor der Stadt. Das Grün der Saaten und Bäume erfriſchte mich. Ich fing wieder an geſund zu denken. „Es iſt ein boshafter Streich," rief ich aus, „den mir Einer der Hausleute ſpielt, vielleicht um mich von hier zu vertreiben. Der Secretär iſt mir nicht freundlich geſinnt, er hat einen Dupplicatſchlüſſel, er zerſtört Nachts meinen Bau. Er oder der Teufel ſelbſt."

Ich war beruhigter geworden, eilte der Stadt wieder zu, und in den Gaſthof, in welchem ich Mittags zu ſpeiſen pflegte. Auf meinem Geſichte muß aber die Spur des Erlebten noch ziemlich deutlich ausgedrückt geweſen ſein; denn kaum hatte ich, freilich ſchweigend und unmuthig, meinen Platz an der Tafel eingenommen, als mich mein Nachbar anredete:

„Ei, Herr Bibliothekar, was fehlt Ihnen? Sie ſehen wirklich ſehr unwohl aus. Aber kein Wunder, kein Wunder! Das viele Nachtwachen muß Ihnen ja ſchädlich ſein."

„„Wie meinen Sie das?"" erwiederte ich ſtutzend. „„Halten Sie mich für einen Nachtſchwärmer?""

„Wohl ſind ſie Einer," entgegnete mein Nachbar, „wenn auch von der beſten Art. Glauben Sie, daß ich, den Fenſtern Ihrer Bibliothek gerade gegenüber wohnend, es nicht bemerke, wie Sie allnächtlich, oft noch nach Mitternacht, wenn ich ſchon aus dem beſten Schlafe erwache, noch Ihren gelehrten Arbeiten nachhängen? Geſtern Nachts war es nahe an ein Uhr, und immer noch hatten Sie Licht in der Bibliothek, und ich ſah Ihren Schatten hinter den Gardinen hin- und herſchweben."

„Meinen Schatten?" rief ich erſtaunt; aber ſchnell mich faſſend, ſetzte ich hinzu: „Geſtern? ja, es iſt möglich — wirklich — ich war geſtern lange beſchäftigt."

Dann ſchwieg ich und war ganz unfähig, mich den Geſprächen des lebhaften Kreiſes anzuſchließen, ſo mannigfache Gedanken durchkreuzten meine Seele. Es iſt alſo gewiß, dachte ich, es iſt Jemand um Mitternacht in der Bibliothek. Man ſpielt mir einen hämiſchen

Poſſen. Aber ich will dem Schelm auf die Spur kommen, und dann volle Rache nehmen, und das ſoll noch heute Nacht geſchehen.

Früher als gewöhnlich empfahl ich mich von meiner Mittagsgeſellſchaft, eilte nach Hauſe, lief in die Bibliothek, und richtete dort recht mit Abſicht in dem ſchon zum zweiten Mal fruchtlos geordneten Schranke die vollkommenſte Unordnung, einen wahren Gräuel der Verwüſtung an. Ich ſetzte Bücher auf den Boden, warf andere auf den langen Tiſch, der neben meinem Schreibtiſche ſtand, und verließ dann die Bibliothek, in der ich vor Mitternacht nichts mehr zu thun hatte. Fünf Minuten vor Mitternacht erhob ich mich, ließ meine Kerzen brennen, ergriff einen von der Univerſität mitgebrachten Degen, ſchlich aus dem Zimmer, eine Treppe hinab, dann wieder eine empor, und ſtand vor der Thüre der Bibliothek. Den Athem einhaltend, legte ich ein Auge an das ziemlich geräumige Schlüſſelloch. In der Bibliothek war es tiefe Nacht. Plötzlich ſchlug die erſte Uhr in der Stadt die zwölfte Stunde. Kaum hatte der letzte Schlag ausgebebt, als es vor meinem an das Schlüſſelloch gelegten Auge hell ward. Die beiden auf meinem Schreibtiſche ſtehenden Kerzen waren angezündet, aber ich ſah keine menſchliche Hand, die dies hätte thun können. Ein heimlicher Schauer überlief mich, mein Auge ſchloß ſich mit einem unwillkürlichen Zucken. Als es ſich wieder aufthat, ſtand nahe an meinem Schreibtiſche ein Männlein, deſſen Kleidung einem verſunkenen Jahrhunderte angehörte. Das Männlein trug eine graue Perrücke, die in einen langen, ſchmalen, gekrümmten Zopf endete, einen mausgrauen Rock mit breiten Schößen und brillantirten, aber ſchon ziemlich verroſteten großen Stahlknöpfen, und mit Taſchen, deren Grund die Hand nur erreichen konnte, wenn der Eigenthümer des Fracks niederkniete. Die ſpindeldürren Beine des Männleins aber waren von oben bis an die Waden mit ſchwarzen verſchoſſenen Mancheſterbeinkleidern, und tiefer herab mit weißgrauen Strümpfen bedeckt, die ſich zuletzt in gewaltige, breitabgeſtumpfte Schuhe mit ungeheuren Stahlſchnallen verloren. Das Geſicht dieſer ſonderbaren Geſtalt konnte ich nicht ſogleich gewahr werden, da das Männlein eben von mir abge kehrt war, wie in einem Anfalle von Entſetzen die Hände über dem Haupte zuſammenſchlagend. Dann, immer noch abgekehrt, drehte er ſich nach dem Schrank herum, zählte mit den Fingern die Anzahl der Bände in den Reihen, rückte, überſtellte, ſchüttelte ein über das andere Mal den grauen Kopf, und ſtieß einige tiefe hohle Seufzer aus. Jetzt wandte er ſich nach anderen Büchern um, und meinem Blicke zu. Da ſah ich das Geſicht eines Greiſes, hager, erdfahl, tiefgefurcht. In den fortwährend ſpielenden Zügen lag der Ausdruck einer unaufhörlichen, aber kleinlichen, ängſtlichen Geſchäftigkeit; doch hatte das Ganze der Phyſiognomie etwas Gutmüthiges, ja ſogar Furchtſames. Aus ſeinen Augen konnte ich lange nicht klug werden. Ich ſchaute und ſchaute, bis ich endlich mit innerem Grauen entdeckte, daß das Auge der einzige Theil dieſes Geſichtes war, das die Beweglichkeit der Mienen nicht theilte, ſondern wie umflort, ſtarr und unbeweglich feſtſtand. — Es war nahe daran, daß ich an der Thüre umgeſunken wäre. Der Mausgraue war kein lebendes Weſen, es war ein Geiſt, der Schatten eines Verſtorbenen, des ſeligen Bibliothekars, meines Vorgängers, das war mir nun gewiß. Schon wollte ich, wie von Eiswaſſer überrieſelt, davonſchleichen; allein der Umſtand, daß dieſer Geiſt ſo ſanft und harmlos ſchien, und der Zweck, um deswillen ich hier ſtand, und der mit meiner ganzen ferneren Wirkſamkeit in ſo nahem Zuſammenhange ſtand, die Ueberzeugung endlich, daß der Mausgraue in ſeiner ungeſtörten Beſchäftigung die Nähe eines Lauſchers nicht ahnte — all das erweckte meinen ſinkenden Muth von Neuem. Ich blieb alſo ſtehen, und legte ſogar mein im plötzlichen Schreck zurückgeprelltes Geſicht behutſam wieder an das Schloß, um dem weiteren Treiben des mausgrauen Geiſtes zuzuſehen. Der räumte fortwährend auf, reihte ein, überſtellte und ordnete, während er ſtets Zeichen ſeiner Unzufriedenheit von ſich gab, jedoch nur in ſeinen Geberden und Bewegungen, denn kein lauterer Ton, als ein Seufzer, entſchlüpfte ſeinen welken Lippen. Endlich war das Werk geſchehen. Der Mausgraue ging ein Paar Schritte von dem Schranke zurück, ſtellte ſich ihm dann gegenüber, legte die Arme übereinander, und nickte wohlgefällig mit dem Kopfe. Dann machte er eine Bewegung, als ob er ſich entfernen wollte — die Kerzen verloſchen, es war Nacht in der Bibliothek und um mich her.

Leiſen Fußes, aber im Innerſten aufgeregt, kehrte ich in meine Wohnung zurück. Glich ich nicht ganz dem Bauherrn, der das, was er den Tag über baute, am Morgen immer wieder von böſen Geiſtern zerſtört fand? Aber der Bauherr konnte den Bau an einer Stelle aufgeben, die den Dämonen nicht genehm war, und ihn an einer anderen Stelle ungeſtört ausführen. Wo fand ich aber wieder eine Bibliothekarsſtelle, wenn es mir durch die Einwirkung des kleinen mausgrauen Geiſtes ganz unmöglich ward, meinem Berufe nachzukommen? In tauſend unerquicklichen Gedanken brachte ich die noch übrige Nacht zu, immer unruhiger auf- und abſchreitend. Kaum war die Sonne ſo hoch geſtiegen, daß ich vermuthen durfte, der Hausſecretär könne ſchon erwacht ſein, als ich ihm einen Beſuch abſtattete. Er war kaum in den Schlafrock gekrochen, und rieb ſich die Augen.

„Wie? — ſchon ſo frühe, Herr Bibliothekar?" kreiſchte er mir mit der heiſeren Stimme eines eben dem Bett Entſtiegenen zu. „Was bringt mir um dieſe Stunde Ihren Beſuch?"

„„Sie verzeihen —"" entgegnete ich, mich entſchuldigend. „„Es ſind mir da geſtern einige Dinge, die Bibliothek betreffend, aufgeſtoßen, zu deren Aufklärung Sie vielleicht beitragen können. Vor allem wäre es mir wichtig zu erfahren, was für eine Art von Menſchen der alte Bibliothekar, mein Vorgänger, war, welche Eigenthümlichkeiten er hatte, was ſeine Lieblingsneigungen waren u. ſ. w. Sie, als ein im Dienſte ergrauter gräflicher Diener, werden ihn vielleicht noch gekannt haben.""

„Wohl habe ich ihn noch gekannt," erwiederte Jener, „und erinnere mich ſeiner noch ſehr lebhaft. „Denken Sie ſich ein kleines, hageres, immer geſchäftiges Männchen in dem Coſtüme ſeiner Jugendjahre, das er bis an ſein Ende beibehielt, mit Perrücke und Zopf, in einem mausgrauen altfränkiſchen Rocke, ſchwarzmancheſternen Beinkleidern und weißen Strümpfen, und Sie haben das äußere Bild des würdigen Herrn Bibliothekars. Was aber ſeine beſonderen, ſehr lobenswerthen Eigenſchaften betrifft, ſo hat ſich über dieſelben der hochſelige Herr Graf in einem Vormerk- und Notizenbuch, das er hocheigenhändig zu führen pflegte, des Umſtändlichſten ausgeſprochen. Ich habe dieſes Vormerkbuch als ein mich immer rührendes Andenken an die ſelige Excellenz aufbewahrt, und kann Ihnen damit dienen; doch nur unter der Bedingung, Verehrteſter, daß Sie mir es nach gemachtem Gebrauche ſogleich wieder zurückſtellen, da ich es nicht gern lange vermiſſe."

„Ich bin Ihnen ſehr verbunden," antwortete ich erfreut, während der Secretär einen kleinen, in der Wand angebrachten Schrank öffnete und das Büchlein hervorholte. Mit dieſem Schatze, denn das war es für mich, eilte ich auf mein Zimmer.

Ich warf mich auf mein Sofa, und begann das Notizenbuch vom Anfange an aufmerkſam zu muſtern. Die erſten Blätter enthielten Notizen, wie folgende:

„Den 27. **Martii anni currentis** die **Zenobia** erkauft von **Ihro Excellenz** Herrn Staats-**Ministro Narcisso de Trautheim.** — Meklenburgerin, Langſchweif, achtzehn Fauſt hoch, Apfelſchimmel. — Vor 40 Stuk kaiſerliche **Dublonen.**"

—

„Den 2. **Aprilis** das Kuchelmenſch **Anna Müllerinn instanter** abſchaffen laſſen, weil ſelbige gottloſe Reden vor denen Kuchelbuben ausgeſtoſſen, auch rechtlichen zu **soupçonniren** wäre, daß ſelbe in einem gar haimblichen Einverſtändniß mit deme Stallknecht **Petro** geſtanden. Letzterem durch den Stokmeiſter 10 Streiche, und durch den Haushofmeiſter ein gutte Lehr geben laſſen."

—

„Den 27. **Aprilis** meinem Haus**secretario Alberto Knurrio** 20 Thaler jährlichen zugelegt. — Selbiger **Knurrius** führet die ihme zugewieſene Hausrechnungen mit abſonderlicher **Attention,** befleißet ſich eines überaus unterthänigen Benehmens gegen ſeiner Herrſchaft, und weiß deme jungen Grafen, meinem herzallerliebſten Sohn, allerlei unterhaltendliche Späße vorzumachen. Verſiehet übrigens ſich in gehörigen respectu bei minderer Dienerſchaft zu erhalten — enfin — verdienet derſelbige das Zeugniß eines vollkommen guten und getreuen herrſchaftlichen Dieners. — Werde desſelbigen, wenn er ſo continuiret, in meinem Teſtamente gedenken.«

Nun wußte ich, warum der ehrliche Herr Hausſecretär Albert Knurr mir das Notizenbuch der hochſeligen Excellenz ſo bereitwillig geliehen hatte. Ich durchlief die nächſten Blätter, bis mein Auge auf einer unterſtrichenen Aufſchrift haften blieb, welche lautete:

»Isidorus Polycarpus Simon Amstetterus — natus Anno Dni 1729. Uebernommen von Seiner Excellenz, meinem hochſeligen Herrn Vattern. Dazumalen ware genannter Amstetterus Hausſchreiber, welchen aber ſogleich nach angetrettener Regierung hochgräflichen Hauſes zum Haus-Secretario avanciret, nachgehends demſelben auch revisionem derer Raittungen conferiret, letztlichen aber den Albertum Knurrium zum Secretario gemacht, und obbenannten Amstetterum zum Bibliotecario provehiret; sub dato hodierno aber decima Septembris anni currentis ihme eine Vermehrung ſeines salarii mit 15 Gulden per annum gemacht.«

»Selbiger Amstetterus verdienet die Attestation, daß er alle ſeine Aufliegenheiten mit ſonderbarem Fleiß und Geſchicklichkeit vollbringet, die et nocte paratus, wo es das obrigkeitliche Officium verlangen thuet. Noch niemalen habe denſelben verſchlaffen, berauſchet, oder mit Weibsleuten zärtlich thuend erblicket. Vor Allem aber hat derſelbige mir Zeit ſeines Lebens niemalen contradiciret, ſondern lediglichen consentiret, was es auch möchte geweſen ſein, und iſt er jeglichen Widerſpruches gegen meine Resolutionen gar nicht capable. Derowegen genannten meinen Bibliothecarium meritirter Maßen in affectione halten und als Exemplum herrſchaftlichen Dieners anſehen thue.“

Hier folgten noch Anführungen einiger einzelner Züge des gerühmten mausgrauen Bibliothekars, die nur noch mehr beſtätigten, daß er in ſeinem Leben wirklich keinen Willen gehabt, oder ihn doch ſeiner Herrſchaft gegenüber niemals geäußert habe, endlich mit ſpäterer Schrift die Angabe ſeines Todestages, des 13. Januars 1801.

Im Augenblicke fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf; das Mittel, den mausgrauen Geiſt los zu werden, ſchien mir gefunden. Ich eilte in die Bibliothek, zog eine Schublade aus meinem Schreibtiſche hervor, in welcher noch einige alte Decrete und Reſcripte des verſtorbenen Grafen lagen, nahm dieſe mit auf mein Zimmer, und begann dort von Zeit zu Zeit auf die nebenan hingelegten Decrete blickend, Folgendes zu concipiren:

„Ich Bernardus Philippus Graf von N. zu N. etc. etc. Sintemalen in meiner Bibliotheca ſtatt des bishero beſtanden habenden, nunmehro aber nicht mehr gebräuchlichen Systematis ein neues nach reiflicher Erwägung einzuführen unabänderlich mich gnädigſt resolviret, als befehle meinem bisherigen Bibliothecario Isidoro Polycarpo Simoni Amstettero unter Androhung meiner gräflichen Ungnade, die zu reconstruirende Ordnung in beſagter meiner Bibliotheca in keinerlei Art und Weiſe zu turbiren, ſondern ſelbe neue Ordnung, meinem hohen Willen gemäß gehöriger Maßen zu respectiren.“

Datum etc. etc. 1. Januarii 1801.

Bernardus Philippus etc. etc.

So lautete die Schrift, die mir Ruhe verſchaffen ſollte. Ich nahm nun einen Bogen feinen Papiers, und ſchrieb das Reſcript nach dem Muſter der vorliegenden Decrete zierlich ab. Nachdem ich mich aber auf einem Nebenblatte eine Viertelſtunde lang geübt hatte, die Handzüge des Grafen nachzuahmen, gelang mir dieſes ſo vollkommen, daß ich die Originalunterſchrift von der meinigen kaum ſelbſt unterſcheiden konnte.

Freilich beging ich damit ein falsum; doch da es nur gegen einen Geiſt gebraucht werden, und als Grundlage meiner ferneren Geſchäftswirkſamkeit für das gräfliche Haus dienen ſollte, ſo blieb mein Gewiſſen ziemlich ruhig.

Mit dem fertigen Reſcripte eilte ich in die Bibliothek, ſchloß die älteren Schriften wieder ein, und legte die neue ſo auf den Schreibtiſch, nahe den Kerzen hin, daß der Mausgraue, wenn er hintrat, das Reſcript ſogleich gewahr werden mußte. Worüber ich ſtaunte, das waren die Kerzen, die noch immer ganz ungebraucht waren, wie am erſten Tage meines Amtsantritts, und doch ſchon manche Stunde im Dienſte des Geſpenſtes gebrannt haben mußten. Doch jetzt war mir nichts mehr unbegreiflich, ſeit ich dieſes Geſpenſt ſelbſt geſehen hatte, und nichts mehr ſchaudererregend, ſeit ich hoffte, den ungebetenen Amtsbruder los zu werden. Noch einmal warf ich in dem ſchon mehrmals umgeſtürzten Schranke alles drunter und drüber, ging dann ſpeiſen, ſchlenderte den Nachmittag und Abend im Freien herum, und kam gegen zehn Uhr Nachts wieder heim. In welcher Spannung und Erwartung ich war, kann man leicht denken. Schon zehn Minuten vor Mitternacht ſchlich ich an die Bibliotheksthüre, diesmal ohne Degen. Nachdem ich mit pochendem Herzen lange genug gewartet hatte, ſchlug es zwölf. Eilig legte ich das Auge an das Schlüſſelloch. Wieder entzündeten ſich beim letzten Schlage der Thurmuhr die Kerzen, und wieder, ohne daß ich ſein Kommen bemerkte, ſtand das mausgraue Männlein plötzlich vor dem zerrütteten Schranke, wieder ſchüttelte er, heftig ärgerlich, den Kopf, rang die Hände, und ſeufzte vernehmbar. Schon wollte er, das Werk der vorigen Nacht von Neuem beginnend, die Bücher von dem langen Tiſche nehmen, als ihm das Papier auf dem Schreibtiſche auffiel. Er trat heran, nahm die Schrift, und beugte ſich dreimal ehrerbietig, als er die Ueberſchrift und Unterſchrift erblickte. Dann hielt er das Reſcript näher an's Licht, und neigte ſich vorwärts. Mehrmals während des Leſens zuckte es in ſeinen Mienen, als ob er Unwillen empfände, nach und nach arbeiteten alle ſeine Züge in einer Art krampfhaften Kampfes; doch plötzlich zwang er ſeine Züge zu dem künſtlichen Ausdrucke einer unbeſchreiblichen Ruhe und Gelaſſenheit, legte das Reſcript achtſam vor ſich hin, beugte ſich wieder dreimal ehrfurchtsvoll und ſtieß einen ſehr tiefen Seufzer aus. Der Seufzer ſchien die Kerzen ausgelöſcht zu haben. Alles ſchwand in Nacht.

Die Freude, welche ich, auf mein Zimmer zurückgekehrt, empfand, läßt ſich nicht beſchreiben. Dank ſei es dem devoten Charakter des Herrn **Isidorus Polycarpus Simon Amstetterus**, und Dank der vom ſeligen Grafen entworfenen Charakteriſtik des Mannes, ich hoffte nun beſtimmt, von allen ferneren Geiſteranfechtungen in der Bibliothek befreit zu bleiben. Meine Hoffnung ward am nächſten und darauf folgenden Morgen beſtätigt, ich wurde nun nicht mehr geſtört, und konnte mein Bibliotheksſyſtem ruhig ausführen. Aber — geſtehen muß ich es — ich bilde mir nicht wenig darauf ein, als ein eben abſolvirter Hörer der Rechte ſchon ſo viel Gewandtheit gehabt zu haben, um einen Geiſt, den mausgrauen Herrn **Isidorus Polycarpus Simon Amstetterus**, zu überliſten.

Nachſchrift.

Ich ſchreibe dieſes als wohlbeſtallter Syndicus des Städtchens L., das 2537 Seelen zählt, einige Strumpfwirkereien und Gerbereien hat, und mit einer beſonderen Race Hornvieh guten Handel treibt. Daß ich meine Stelle als Bibliothekar zu verlaſſen gezwungen war, geſchah nur, weil ich wohl über *den kleinen Geiſt*, aber nicht über *die kleinen Geiſter* hatte Herr werden können. Als ich, mein Anſtellungsdecret als Syndicus bereits in der Taſche tragend, dem guten Herrn Hausſecretär Albert Knurr mein Vorhaben ankündigte, meine Stelle zu verlaſſen und in den Dienſt der Themis zu treten, konnte er mir ſeine Anerkennung dieſes vernünftigen Entſchluſſes nicht verſagen, und belobte mich darum, daß ich nun doch der Welt nützlich werden wollte. Da aber der ehrliche alte Bernard hörte, ich ſei Syndicus geworden, wagte er nicht mehr vertraulich mit mir zu ſein, indem ich ihm jetzt aus ſeiner Sphäre gerückt ſchien.

Ich lebe nun, nicht glänzend, aber zufrieden, ſchreibe den Tag über Verhöre, Protocolle und Erledigungen und beziehe meine Taxen und Sporteln. Wenn ich aber des Abends in das Gaſthaus komme, in welchem ſich die Honoratioren des Städtchens zu verſammeln pflegen, iſt immer ſchon der oberſte Sitz an der Tafel für mich leer gelaſſen. Man rückt mit den Stühlen, man ſteht auf, wenn ich eintrete, und „Guten Abend, geehrter Herr Syndicus!“ erſchallt es von allen Seiten. Gehe ich aber gar am Sonntage mit meiner theuren Ehehälfte und meinen drei Kindern ſpazieren oder auf die Schießſtätte, ſo flüſtern die vorübergehenden Damen der Stadt: „Die Frau Syndicuſin! ſeht, welch' ſchönen Hut ſie hat.“ Und die Damen bleiben ſtehen, und grüßen mit einem tiefen Knix, während ſie den an ihrer Hand gehenden Knaben die Mütze vom Kopfe ziehen, wenn die Rangen zu ungezogen ſind, um es ſelbſt zu thun.

So bin ich ein Kleinbürger geworden, und mir iſt wohl dabei.

Italieniſche Volkslieder.

Mitgetheilt von L. A. Frankl.

Das verlorne Herz.

Luſtwandelnd ging ich an dem Strand' einher,
Da fiel mein junges Herz mir an das Meer.

Bei allen Schiffern ſucht' ich den Verluſt,
Die ſagten mir: „Wir ſah'n's in ſeiner Bruſt.“

Bei dir's zu ſuchen komm' ich nun herbei,
Ich hab' kein Herz, und du haſt ihrer zwei;

Da es ſo iſt, nun gut, weißt, was zu thun?
Gib mir das Deine, mein's behalte nun.

Der Betrug.

Die Sonne war bereits hinabgegangen,
Der Mond, den uns der Herr gegeben, blinkt' —
Am Fenſter glänzten hell des Liebchens Wangen,
Sie lächelte und hatte hold gewinkt.

Und ſprach: „Iß die Granate, theures Leben!“
Die ſie mit weißen Händen mir verehrt' —
Ach, keine Frucht war's, die ſie mir gegeben,
Nein, eine Flamme, die mein Herz verzehrt.

Das prächtige Haus.

Ich will ein glänzend Haus mir bauen
Im Meer, aus Federn eines Pfauen.
Aus Gold und Silber ſoll die Stiege ſein,
Und der Balken aus purem Edelſtein.
Und läßt im Hauſe ſich mein Liebchen ſehen,
So ſagen Alle: „Seht die Sonn' aufgehen!“

Nächtlicher Dialog.

Tuk, Tuk! „Wer iſt's?“ Ich bin es, Fräulein!
„Wen kommſt du ſuchen?“ Dich, o Liebesſtern!
„Ich bin kein Stern der Liebe!“ Alſo Luna,
Dich möcht' ich ſeh'n einmal an der Ciſtern!
„Du irrſt, und haſt wohl die Perſon verwechſelt.
Dein junges Leben ſänke bald in's Grab.
Mein Herz iſt gleich dem Herzen einer Löwinn;
Die Treppe ſteigt man auf, doch nicht herab.“

Der Einſiedel.

Ich ziehe wie der Mond durch dunkle Straßen,
Zu meines Liebchens trautem Herde;
Dem dunklen Tod begegn' ich in den Gaſſen:
„Die, ſo du ſuchſt, bedeckt die Erde.

Nach San Francesco's Kloſter mußt du gehen,
Den Meßner um des Grabes Schlüſſel fragen,
Im Staub wirſt dort du deine Lilie ſehen,
Und Würmer an dem Engelsantlitz nagen."

„O Meßner, bis die Fackel niederbrennet
Gewähre mir die Viertelſtunde;
Die ſtets allein ſchlief, die ſo keuſch ihr kennet,
Jetzt ſchläft ſie mit den Todten hier im Bunde."

Still wie der Mond will ich durch's Leben wallen,
Im wilden Wald mein Sein beſchließen,
Wie Thiere nur von Kräutern mich erhalten,
Weinen, bis Bäche meinem Aug' entfließen.

Zwei Nächte.

Von Wilhelm Marſano.

1.

Durch die Zweige der Cypreſſen
An des Boſpors blüh'ndem Strand
Sieht man ein Gebäude ſchimmern
Hart an hoher Gartenwand.

Es iſt eine jener Nächte
Wie der Orient ſie bringt,
Wo der Liebe Hauch und Zauber
Durch die ganze Schöpfung dringt.

Am tiefblauen Himmel flammten
Sterne in diamant'ner Glut,
Und der Mond ſchifft in den Lüften
Wie ein Schwan auf ſtiller Flut.

Well' um Welle bringt dem Ufer
Flüſternd leiſe Gruß und Wort
Von dem fernen grünen Eiland —
Rauſcht als Bote wieder fort.

Alles ſtill. — Nur Nachtigallen
Hauchen auf dem Palmenbaum
Leiſe Lieder in die Nacht hin
Wie melod'ſchen Liebestraum.

Süße Düfte ſteigen ſchweigend
Aus der Roſen Purpurpracht,
Ihre Blumenopfer bringend
Üppig dieſer üpp'gen Nacht. —

Unter hochgeſtreckten Cedern,
Durch Gebüſche von Jaſmin,
Schlurft zu jenem Gartenhauſe
Leiſe — leiſe Jemand hin.

Und ein Ruf der Liebe kenntlich
Schwingt zum Fenſter ſich empor,
Aus vergoldetem Gegitter
Stiehlt ſich eine Hand hervor,

Und ſie winkt. — Wie eine Schlange
Lautlos, rankt am nahen Baum
Sich ein Jüngling auf zum Fenſter,
Aſt und Blatt bewegt ſich kaum.

Und es tönt ein leiſes Flüſtern
In der Wellen Liebesgruß:
Süßer Streit in ſüßen Worten,
Halbe Worte — Kuß um Kuß.

Und die Sterne ſenden Strahlen,
Und die Roſen ihren Duft,
Und die Nachtigallen ſenden
Harmonien in die Luft.

Und die Wellen ſenden Grüße,
Und der Mond ſein ſtilles Licht,
Und der Bäume Wipfel rauſchen
Ein unſterbliches Gedicht.

Doch die eben ſich umſchlungen
Halten, was bedürfen die
Duft und Ton, Gedicht und Lieder —
Selbſt ſich Welt und Harmonie!

2.

Nacht iſt's — dunkle Wolkenſchleier
Hüllen tief den Himmel ein,
Und die See geht hohl, vom Ufer
Zittert bleicher Fackelſchein.

Und es regnet. Kalt und ſchaurig
Wälzt der Nebel ſich in's Land,
Lautlos ſtößt ein kleiner Nachen
Von dem ſchaumbeſpülten Strand.

Drinn zwei Männer rudern, rudern
Tauſend Schritt hinein in's Meer,
Und der Nachen hält. Sie heben
Eine Bürde lang — und ſchwer

Horch — es drängt ſich ein Gewimmer
Aus der Laſt im Nachen dort,
Doch die beiden Männer werfen
In das Meer ſie über Bord.

Und zugleich ertönt am Ufer
Hell auf ein gewalt'ger Schrei,
Als ob dort ein Menſch von Mördern
Auf den Tod getroffen ſei! —

Dann wird's ſtill. Die Wellen rauſchen,
In der Brandung ſchäumt der Giſcht —
Und der Nachen kehret wieder —
Und der Fackelſchein erliſcht. —

Mein Herz.

Von J. N. Vogl.

Mein Herz iſt die Lerche,
Die ſingend entſchwebt
Dem engenden Pferche,
Von Wonne durchbebt.

Mein Herz iſt die Weide
Zum Bächlein geneigt,
Es trauert im Leide,
Es trauert und ſchweigt.

Mein Herz iſt die Wolke,
Die weinend entflieht,
Entweichend dem Volke
Das Nied'res nur ſieht.

Mein Herz iſt die Blume,
Die heimlich erfreut
Dem Schöpfer zum Ruhme
Die Düfte verſtreut.

Mein Herz iſt die Rebe,
Von Feuer durchglüht,
Daß d'ran ſich erhebe
Ein treues Gemüth.

Mein Herz iſt die Flamme
Zum Himmel gekehrt,
Die, nährend als Amme,
Sich ſelber verzehrt.

Aus den toscaniſchen Liedern.

Von Siegfried Kapper.

1. Barcarole.

Von Siena's hohen Mauern
Schallt ein freudig helles Läuten —
Freund, nicht ewig mußt du trauern,
Sagt die Liebe dir Ade!
Was getäuſcht dich und betrogen,
Das vergiß in frohen Weiten;
Wein' die Thränen in die Wogen,
Daß dich Niemand weinen ſeh'.

Neue Segel Deiner Barke,
Deinem Liede neue Saiten,
Daß das Herz, das junge ſtarke,
Neu zum Leben auferſteh'.
Leichten Sinnes durch die Wellen
Laß den Kahn du hinwärts gleiten,
Neue Lieb' wird bald geſellen
Sich zu deinem alten Weh'.

2. Kein Monopol.

Gäbe, Kind, im weiten Land
Nur ein Bäumchen Schatten,
Wandernd in dem heißen Sand
Müßt' ich bald ermatten.

Gäb' es, Kind, nur einen Quell,
Deſſen Waſſer kühle,
Müßt' verderben ich zur Stell'
In der Sonnen Schwüle.

Gäb' es nur ein Lippenpaar,
Das verſtänd' zu küſſen,
Wahrlich, ſchon vor manchem Jahr
Hätt' ich ſterben müſſen!

Käthens Kopfhaare.

Eine Dorfgeſchichte.

Von Ludwig Scheyrer.

Auf einem Hügel, der weit umher eine ausgedehnte, lachende Ausſicht gewährte, ſaßen Franz und Käthe. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich gegen Weſten, und ſendete ihre goldflutenden Strahlen aus dem wolkenloſen blauen Himmel herab. Nicht drückend war ihr blendender Schimmer, noch verſengend ihr feuriger Blick, im Gegentheile konnte man leicht bemerken, wie Wald und Wieſe nach ihrem wärmenden Schein, ihre Zweige und Halme ſehnſüchtig ausbreiteten, und die von Harz erglänzenden Blätter und Blütenknoſpen luſtig nacheinander ihre beengenden Hüllen ſprengten. Der Knabe Lenz ſchritt über Berg und Thal, mit ſeinem Zauberſtabe Höhen und Tiefen umwandelnd im Paradieſe. Den jungen Blättern, welche ſchon manchen Strauch mit ihrem friſchen Grün ſchmückten, glichen die beiden Leute, welche auf mooſigen Steinen beiſammen ruhten. Jugend, kräftige Jugend war auf ihrem Antlitze und ihren drallen Geſtalten ausgeprägt.

Obwohl ſie ihrem Äußern nach dem Bauernſtande angehörten, der mit ſchwerer Arbeit die harte Scholle umpflügt und beſäet, der jeglichem Unwetter trotzend, die Früchte ſeines Schweißes und Fleißes den ſonnigen Tagen und lauen Nächten verdankt, ſo war beſonders in dem Angeſichte des Mädchens nebſt der Kräftigkeit eine ungemeine Anmuth und Zartheit bemerkbar, die weder von der rauhen Luſt, noch den nſtrengenden Berufspflichten Schaden gelitten hatte. Beide waren rm, ſehr arm, dies zeigte ihre grobe, verſchoſſene Kleidung. Allein as dunkle Auge der Dirne, welche wir ohne Scheu mit dem edleren Prädicate Mädchen bezeichnen dürfen, die noch dunklere Fülle der Haarflechten, welche über den ſchmiegſamen Nacken herabhingen, das eingebogene Näschen, die ſchwellenden kirſchrothen Lippen, die ſchneeweißen Perlenzähne, die roſigen Wangen, der ſchlanke Wuchs, der ſanftgewölbte Buſen und die niedlichen Füßchen, mit welchen Eigenſchaften Mutter Natur die ländliche Schöne bekleidet hatte, ertheilten höheren Werth und Reiz, als die koſtbarſten Gewänder und Geſchmeide aus den Modeläden einer Reſidenz, und erſetzten reichlich den Abgang äußerer Pracht.

Bei Franz, der mit ſeinen Brüdern in der Stadt und auf dem Lande den Vorzug theilte, daß die Kleidung kaum im Stande iſt wahre männliche Schönheit zu erheben oder zu verringern, that die grobe Jacke und der vergilbte Hut gar keinen Eintrag, — ja, die Schneeglöckchen, welche kranzartig den Hut umgaben, und die Windblumen, die im Knopfloche ſteckten, gereichten zu gar anmuthiger Zierde, — um ſo mehr, als Käthe vor Kurzem ſelbſt dieſen Schmuck von der Flur erhalten, und ihrem Gefährten geſchenkt hatte.

Beide waren ſchweigſam, und ſchauten bald zur Sonne und zum Himmel, bald zum Walde und nach den Feldern, bald einander in's Auge, bald zum Dorfe hinab, das den Fuß des Hügels einzäunte, und ſo ſtattlich anzuſehen war, daß es faſt einem Städtchen glich. Ein verworrenes Geräuſch von Stimmen drang von unten herauf zu dem ſtillen Pärchen.

„Höre nur, Käthe!“ begann endlich Franz, „was die Burſchen für Lärmen machen.“

„Laß ſie lärmen!“ gab das Mädchen zur Antwort, „ſie lieben die laute Freude, wir die ſtille.“

„Ei, ſie können leicht jauchzen, da es in ihren Taſchen einen ſchönen Klingklang gibt; aber in meinem Sacke iſt's ſo armſelig, wie in einer hohlen Ähre.“

„Pfui, Franz! faſelſt Du ſchon wieder von Geld? Sagteſt Du nicht erſt vor fünf Minuten, daß Du der glücklichſte und reichſte Burſche in der ganzen Gegend wäreſt? und nun murreſt Du wieder und beneideſt die Andern wegen einiger Gulden. Faſt möchte ich glauben, daß Dir mein Herz nicht ſolch ein köſtlicher Schatz zu ſein ſcheint, wie Du mir vorſchwatzteſt.“

„Käthe, an der Aufrichtigkeit meiner Liebe kannſt Du zweifeln?“ rief gekränkt der junge Bauer und faßte die Hand ſeiner Geliebten. „Doch nein, das kannſt und darfſt Du nimmermehr; aber horch mir ein wenig zu. Sieh dort in unſerem Dorfe die aufgeſchlagenen Buden, ſieh die ſchönen Sachen, welche die Marktleute feilbieten, und ſieh, wie unſere Nachbarn und Nachbarinnen in lauter Luſt ſich um dieſelben drängen, zu kaufen, was ihr Auge ergötzt und ihr Herz freut. Nicht Ein Burſche iſt im Orte, der ſeiner Dirne keinen Markt kaufen würde, jeder ſchämte ſich zu Tode, wenn ſeine Geliebte bei ſolcher Gelegenheit unbeſchenkt nach Hauſe ginge, und Du, die Schönſte des Kirchſpiels, ſollteſt dieſe Schande an mir erleben?“

„Verzweifle nur nicht,“ erwiederte Käthe lächelnd, „ich bin nicht begierig nach Geſchenken, ſonſt könnt' ich deren genug haben, wie Du weißt —“

„Ach ja, der reiche Pächtergörge, der Müllerhans, der kratzfüßige Schreiber vom Schloß wären froh, wenn Du nur ein Stücklein Lebkuchen von ihnen annehmen würdeſt. — Eben darum ärgert es mich ſo ſehr, daß ich kein Geld beſitze; hätte ich doch bei der alten Bäckerin angefragt, ſie würde mir gewiß einige Gulden geborgt haben.“

„Schuldenmachen, Franz? bei dem Klatſchmaul? Du wirſt mich ſehr böſe machen, wenn Du auf Deinen guten Ruf ſo wenig achteſt. Es iſt gut, daß Du es noch nicht gethan haſt, aber merke es Dir für die Zukunft: nicht Deine Armuth wird meine Liebe verringern, ich bin ja ſelbſt blutarm, ſondern der kleinſte Flecken, welcher auf Deinem ehrlichen Namen haftet.“

Käthe hatte dieſe Worte mit einem ſo feierlichen Ernſte geſprochen, daß Franz ſie beſtürzt anſtarrte, und hoch und theuer ſchwor, eher zu verhungern, als einen Pfennig von der alten Bäckerin auszuborgen. Die jugendliche Moralpredigerin ließ ſich bald beſänftigen, und lieh den liebevollen Betheuerungen ein gar williges Gehör und freudigen Glauben. Dennoch ſchien es, als ob der Reumüthige ſein Vergehen für ein ungeheueres Verbrechen und eine ſo ſchnelle Vergebung für unmöglich hielte, da erſt nach vielen Liebkoſungen ſein aufgeregtes Inneres ſich beſchwichtigen ließ, und Käthe viele Küſſe verſchwenden mußte, um den Zweifler von der Dauerhaftigkeit ihrer milden, verſöhnenden Stimmung vollends zu überzeugen. Als Buße legte ſie ihm jedoch auf, daß er mit ihr nach dem Dorfe gehen, und dort die Herrlichkeiten beſehend, ſo wenig von einer Kaufluſt erfaßt werden ſolle, als ſie ſelbſt irgend ein Verlangen nach dieſem Tand hege.

So ſtiegen denn beide vom Hügel und betraten ihr heimatliches Dorf, wo ſolch ein buntes Gewimmel wie zur Kirchenfeier herrſchte, und es wollte unſeren Liebenden bedünken, daß noch nie ſo ſchöne Sachen zum Verkaufe ausgeboten worden waren. Da gab es Buden mit den vortrefflichſten Stoffen und ſchreiendſten Farben auf Spenſer und Röcke, hochrothe und hellblaue Bänder zu Hüten und Häubchen, buntfärbige Kopf- und Buſentücher, welche ſchon aus weiter Ferne in das Auge fallen mußten, Geſchmeide, Spielzeug und Naſchwerk für Groß und Klein, Alt und Jung, Eiſen- und Töpferwaaren, Feuerwaffen, ſowohl Gewehre und Piſtolen, als auch Tabakspfeifen, — kurz, eine zahlloſe Menge brauchbarer und unbrauchbarer, nöthiger und unnöthiger Dinge.

Vor den Verkaufsläden, welche nach der Länge des Kirchenplatzes aneinander gereiht waren, trieb ſich die Einwohnerſchaft des Dorfes herum, beſchauend, feilſchend, oder eine gekaufte Waare den Anderen mit lautem Prahlen zeigend. Überall ſtanden Burſchen mit ihren Dirnen, um für dieſelben jene Dinge einzuhandeln, nach welchen eitler Mädchenſinn verlangt, und wenn dieſen nun das erſehnte Kleinod geworden war, ſo konnte der freigebige Geliebte der ſüßeſten Blicke

Händedrücke und Dankesworte gewiß ſein. Aber auch die Dirnen, deren Herz noch nicht von einem ſchönen Dorfjüngling erobert worden war, fanden ſich theils einzeln, theils in Begleitung bejahrter oder junger Hausgenoſſen auf dem Markte ein, und opferten ihren letzten Sparkreuzer, um gleich ihren glücklicheren Mitſchweſtern etwas Hübſches nach Hauſe bringen zu können.

Franz ſchritt mit Käthe durch die fröhlichen Schwärme von Käufern und Verkäufern dahin, kaum ſeinen Mißmuth verbergend, wenn die Erſteren ihn fragten: „Nun, Franz, kaufſt Du Deinem Schätzchen gar nichts?“ oder wenn die Letzteren ihnen zuriefen: „He, Vetter! kauft doch Eurer ſchönen Dirne etwas! Ei, ſchönes Kind, will euch der Liebhaber blos die Zähne lang machen, daß er ſeinen Geldbeutel nicht herauszieht?“

Käthe übernahm bei dieſen Anläſſen die Beantwortung ſtatt des ärger- und ſchamrothen Geliebten, indem ſie ſagte: „Ich ſehe nichts, was mir gefällt“ oder „ich hab' dies ohnehin daheim“ u. dgl. Innerlich war ihr jedoch nicht ſo zu Muthe, denn es war ihr beigefallen, daß am nächſten Tage das Namensfeſt ihrer Mutter ſei, daß die Gute ſchon vor einem Jahre gejammert hatte, wie ihr Augengläſer unentbehrlich wären, damit ſie in dem alten Teſtamente, und in dem ſchönen Geſchichtsbuche von Öſterreichs Interregnum (welche Bücher nebſt einem ſtark abgenützten Gebetfolianten ihre Bibliothek bildeten) leſen könnte, — und Käthe hatte ihr damals verſprochen, daß ſie Brillen bekommen ſollte, und müßte ſie ſelbſt dafür ihren Kopf verſetzen.

Nun war das Mädchen gerade bei einer Bude angekommen, in welcher Augengläſer in allen Formen, als Naſenbrillen, Lorgnetten, Perſpective, eingefaßt in Gold, Silber, Horn, Elfenbein, Perlenmutter und Stahl recht flimmernd und lockend ausgekramt waren. Käthe konnte ſich nicht enthalten zu ſeufzen und halblaut zu äußern: „Ach Gott! wenn ich nur ſolch ein Augenglas haben könnte!“

„Welches? ſchönes Käthchen!“ begann eine ſanfte Stimme neben ihr. Die Angeredete wandte ſich erſchrocken um, und ſah den ſchöngekleideten Schreiber vom Schloſſe mit zärtlicher Miene ſie rachtend. Schnell wollte ſie ſich entfernen, doch der Mann von der der hielt ſie an der Hand zurück, und fuhr fort mit leiſer Rede: ört, ſchönes Käthchen, was Ihr hier ſehet, und auf jeder anderen ude, wählet nach Belieben, ohne Scheu, es gehört Euch, wenn Ihr wünſcht. Ich verlange nichts weiter, als einen einzigen freundlichen lick, einen einzigen, das wird doch beſcheiden ſein. Laßt den ettelfranz laufen, der Euch nicht einmal um einen Groſchen oſinen bieten kann.“ —

„Was, was plaudert der?“ unterbrach Franz dieſe unfeine ebeswerbung, indem er mit zornglühendem Angeſichte zu dem Schrei- r trat.

„Dummheiten, lieber Franz!“ ſagte Käthe, während ſie dem udringlichen den Rucken zukehrte und ihren Geliebten mit ſich fortzog.

Der Schreiber grinſ'te den armen Burſchen verächtlich an, als ieſer im Weitergehen die Fauſt gegen jenen ballte.

„Dummheiten, lieber Franz!“ wiederholte der abgefertigte Geur- acher mit verhaltenem Ingrimm. „Nun wartet nur, ich will euch ie Dummheiten noch einbrocken! Mir, dem herrſchaftlichen Schrei- er, der rechten Hand des geſtrengen Herrn Verwalters, eine ſolche Sottiſe anzuthun! Wie ſtolz das Bettelvolk iſt! ich, der ich die Feder ühre gleich einem gewaltigen Scepter, — ich Dummheiten!“

Die beiden Bedrohten ſchritten dahin, ohne ſich um den Groll des allmächtigen Tintenhelden zu bekummern, und ihr Weg führte ſie an iner Bude vorbei, welche von neugierigen Leuten dicht umdrängt war.

„Was gibt es denn hier Merkwürdiges?“ ſprach Käthe, und bemuhte ſich, durch die Schaar ſich eine Bahn zu brechen, um die Urſache des Gedränges zu erfahren. Faſt wurde ſie geblendet von den vielfachen und herrlichen Gegenſtänden, welche ſich ihrem Auge darboten.

Die Bude ſelbſt war viel ſchöner gebaut als die übrigen; rund mit farbigem Papier austapeziert, die Waaren der verſchiedenſten Art ſo ſinnreich geordnet, daß ſie ſich gegenſeitig heben, und der Anblick war ſo zauberhaft und verführeriſch, wie ein Prachttempel in einem Mährchen.

Da ſah man Bänder, Tücher, Stoffe, Schürzen aller Arten und Farben, Bilder, Körbchen, Glaswaaren der verſchiedenſten Formen, Ketten von Perlen, Gold und glitzenden Edelſteinen, Ohrgehänge, Arm- und Fingerringe, Schuhe, Eßbeſtecke, Geſchirre von buntbemaltem und buntfarbigem Thon, Nähkiſſen, Spiegel mit Goldrahmen und hundert ähnliche Dinge, welche den Wunſch nach Beſitz unwiderſtehlich aufregen konnten.

Hinter den Schränken, auf denen dieſe Schätze zur Schau ausgeſtellt waren, ging der Eigenthümer hin und wieder, welcher ein ſo ſeltſames Ausſehen hatte, daß man ihn leicht für einen Magier halten konnte, der alle dieſe Wunderdinge herbeigezaubert hatte.

Es war ein kleines hageres Männchen mit blaſſem Geſichte, von ſeinem Kopfe hing ein Wuſt ſchwarzer Haare in ſchweren Locken herab, ein gewaltiger Schnurbart, ein langer Knebel- und ein buſchiger Backenbart, gleichfalls von großer Schwärze, obwohl ſorgſam gekräuſelt und gekämmt, konnte das Dämoniſche ſeiner Augen, welche er lauernd nach den gaffenden Dorfbewohnern ſchweifen ließ, nicht mildern. Die Seltſamkeit ſeiner Erſcheinung wurde noch vermehrt durch ſeine ſchwarze Kleidung und durch ein weißes Stäbchen, mit welchem er auf die ausgelegten Waaren deutete, und die Vortrefflichkeit dieſes oder jenes Stückes anpries. Trotz dieſes fremdartigen Anſehens war der Kleine kein Abkömmling der ägyptiſchen Schwarzkünſtler, ſondern der Agent eines Pariſer Friſeur, für welchen er auf wohlfeile Art Menſchenhaar einzuhandeln ſuchte.

Die ſchlichten Dörfler betrachteten in ſtiller Verwunderung, welche aber mit einigem Grauen gemiſcht war, den Mann und ſeine Koſtbarkeiten, der zeitweiſe die ſonderbare Erklärung that, daß er ſeine Waaren einem Manne um keinen Preis überlaſſen, dagegen jedem Frauenzimmer eine beliebige Sache unentgeldlich ablaſſen wolle, wenn ihm dafür eine kleine Gefälligkeit nicht verweigert würde.

Dieſe Klauſel machte den verſammelten Dirnen viel Kopfbrechen, und es däuchte Mancher, wenn ſie nach dem ſchwarzen Manne mit dem weißen Antlitz und Stabe hinſpähte, daß er wohl der leibhaftige Satan in könne, und daß die kleine Gefälligkeit wohl gar das Heil ihrer Seele betreffen möge. Dann bekreuzten ſie ſich und wandten ſich zum ortgehen, blieben aber dennoch ſtehen, um abzuwarten, ob ſie nicht ie Füße des geheimnißvollen Krämers zu ſehen bekämen; — dann ußte es ſich ja zeigen, was es mit dem Pferdefuß für eine Bewandtiß habe. Ja Mancher ſtieg ſogar der egoiſtiſche Wunſch auf, es möge twas ſehr Entſetzliches geſchehen, nur ſie ſelbſt ihren Leib und ihre Seele davor bewahren.

Diejenigen Burſche, welche Geliebte hatten, duldeten nicht, daß iese lange bei der Bude verweilten, ſondern führten ſie ungeachtet ihres Widerſtrebens zu einer anderen, daher es geſchah, daß die Zauberhütte größtentheils nur von Kindern und Mädchen umringt war, denen lmors Pfeile noch nicht ins Herz gedrungen waren.

Das ſchwarze Männchen verſchwendete ſchon geraume Zeit ſeine Suada vergebens, um ein putzſüchtiges Mägdlein zu ködern, — die atale Klauſel ſtand wie eine Warnungstafel vor den begehrlichen Schönen des Dorfes. Dieſe Angſt vermehrte noch ein rother Vorhang, er aus dem Hintergrunde leuchtete, unter welchem ja eine Menge böſer Geiſter und Hexen verſteckt ſein konnten.

„Die beißen lange nicht an,“ ſagte das Männchen zu ſich, wäh- rend er auf- und abſchritt; „wenn nur Eine ſich herbeiläßt, ſo folgen ie Anderen bald nach, aber die Erſte, die Erſte beſinnt ſich ſchon u lange.“

Und wieder begann er auf's Neue: „Nun, meine Damen, gefällt Ihnen gar nichts von meinen prächtigen Sachen? Alles, wie man es n der Hauptſtadt hat, von den erſten Fabrikanten und Künſtlern verertiget! Nun, meine Damen, ſprechen ſie, es koſtet kein Geld, blos eine kleine Gefälligkeit!“

Er erhielt wieder keine Antwort, jedoch machte ihm ein Gefluſter mehrerer Dirnen einige Hoffnung, gleichwie der Fiſcher durch das nahe Geplätſcher eines Fiſches zu neuer Geduld aufgemuntert wird, und diesmal täuſchte ihn ſeine Erwartung nicht. Weil einzeln keine den Muth hatte, der verhängnißreichen Klauſel Trotz zu bieten, um eine von den vielen Sachen in Beſitz nehmen zu können, ſo verabredeten ſich drei der kühnſten Dirnen, im Verein der böſen Zaubermacht entgegenzutreten, da es doch Jammerſchade wäre, wenn die koſtbaren Waaren gar keinen Abſatz fänden.

Als daher der hauptumlockte Geſchäftsmann nach einer Weile ſeine Aufforderung wiederholte, ließen ſich in kurzen Zwiſchenräumen folgende Äußerungen hören: „Ich will einen ſchönen Spiegel“ — „und ich einen ſchönen Suppentopf“ — „und ich ein Paar ſaubere Schuhe!“

„Bravo, meine Damen!“ entgegnete der bleiche Schwarzrock, „es iſt hohe Zeit, daß Sie gewählt haben, denn ich werde meine theueren Waaren bald einpacken, und an einem anderen Orte verſchenken, wo ſich die Leute nicht ſo lange beſinnen. Jetzt kommen Sie nur her zu mir, damit ich Ihnen das Gewünſchte einhändigen kann.“

Nach dieſen Worten hob der Eigenthümer das Bret in die Höhe, welches ihn von dem Publicum trennte. Die drei Mädchen bebten ſichtlich zuſammen, allein als die Erſte nach einem Blicke auf die Füße des Männchens, ihren Bundesgefährtinnen zugeflüſtert hatte: „Er hat keinen Pferdefuß,“ traten alle drei unerſchrocken zu ihm, empfingen die verlangten Dinge, elendes Trödelzeug, aus ſeiner Hand, während die übrige Menge mit athemloſem Staunen und geſpannter Erwartung auf den Ausgang dieſes ſeltſamen Handels harrte.

„Nun, meine Damen,“ begann der Magier wieder, „ſind Sie entſchloſſen, dieſe wunderſchönen Sachen zu behalten?“

Die drei Verbündeten riefen ein dreiſtes: „Ja,“ und der Schwarzhaarige fuhr fort: „Haben Sie demnach die Güte unter dieſen rothen Vorhang zu treten.“

Die Dirnen ſchienen neuerdings muthlos zu werden, doch die Älteſte ſagte: „Haltet Euch nur feſt zuſammen, den Kopf wird es doch nicht koſten!“

„Gewiß nicht!“ erwiederte der geheimnißvolle Krämer lächelnd, „ſpazieren Sie nur getroſt hinein!“ und er ſchob die Zögernden raſch in das Nebengemach, indem er einem dort beſindlichen Diener einige unverſtändliche Worte zurief.

Die Zuſchauer wurden durch das plötzliche Verſchwinden ihrer Mitbewohnerinnen äußerſt beunruhigt, und fingen an Drohungen gegen den Krämer auszuſtoßen, da dieſelben lange nicht zurückkehrten, als ein Junge nach der Straße deutend ausrief: „Dort gehen ſie ſchaut nur, ſie haben weiße Hauben über die Köpfe gezogen!!"

Alle wendeten ſich der Straße zu, und Mehrere liefen hin, um zu erfahren, was ihnen geſchehen ſei. Bald kam Jemand mit der Nachricht, daß den drei Mädchen die Haupthaare völlig abgeſchnitten worden ſeien.

Nun ging der Unwillen in lautes Geſchrei über; man rief: „Der Unmenſch! der Tyrann! die armen Dirnen!"

Das Männchen hinter der Bude lächelte, und fand endlich Gelegenheit das Geſchehene auf ſolche Weiſe darzuſtellen, daß ſich der Unmuth der Verſammelten allgemach legte. Er wußte den Werth des weiblichen Kopfhaares ſo herabzuſetzen, da es ja ſchnell wieder nachwüchſe, den Werth ſeiner Waaren hingegen ſo hoch anzuſchlagen, daß nach kurzer Friſt ſich einige Dirnen bewogen fühlten, dem Beiſpiele ihrer Vorgängerinnen zu folgen, und ſich ein Lieblingsſtück aus dem reichen Kram gegen die Zierde ihres Kopfes einzutauſchen.

Einen Beweggrund mehr gab die Verſicherung des ſchlauen Handelsmannes, daß er einer jeglichen ein ſchönes Häubchen obendrein verehren wolle, um den Verluſt ihrer Haare bis zu deren Nachwuchs vor den Leuten verbergen zu können.

Bereits hatten zehn Dirnen dem Gotte der Eitelkeit geopfert, und ſich mit ihren errungenen Schätzen durch eine Seitenthüre der Bude davon geſchlichen, um dem Geſpötte der Übrigen zu entgehen, als Käthe mit Franz herantrat. Der Krämer ſchritt, wie ehedem, auf und nieder, pries die Herrlichkeit ſeiner Waaren, und rieth den Herumſtehenden nicht zu zaudern, ſo lange er bei guter Laune und geſonnen wäre, für ein Paar Haarflechten ſeine theueren Sachen zu verſchleudern. Der ſchlaue Händler hatte bald Käthen mit ihrem reichen Haarſchmuck entdeckt, und verdoppelte ſeinen Eifer, ſie anzulocken. Allein die zufriedene Dirne fühlte ſich keineswegs durch ſeine Verſprechungen angezogen, ſie ſchalt vielmehr jede der Zuſchauerinnen, welche ein lüſternes Auge nach den Gegenſtänden warf. Da erſpähte ihr Blick mehrere ſchöngefaßte Brillen, und dahin war die Stärke ihres Geiſtes.

„Ich muß es thun, für die Mutter," ſprach ſie nach einigem Nachdenken zu ihrem Begleiter.

„Was?" fragte dieſer erſchreckt.

„Die Brillen dort will ich eintauſchen für die Mutter. Sie iſt kränklich und möchte den Tag über in ihren Büchern leſen, während ich meine Arbeiten verrichte."

„Käthe!" ſprach Franz ſtotternd vor Entſetzen, „Du wollteſt? — deine göttlichen Haare? — um die Dich das ganze Dorf beneidet?" —

„Ich muß es thun — meine gute Mutter iſt alt und ſchwächlich — ſie iſt den ganzen Tag allein und fühlt ihre traurige Lage doppelt ſchwer, da ſie ſich die Zeit nicht verkürzen kann. Oft hält ſie ſtundenlang eines ihrer Lieblingsbücher auf dem Schooße, klagend, daß ihre Augen zu ſchwach ſeien, um ohne Glas den kleinen Druck zu leſen. Seit langer Zeit tröſte ich ſie damit, daß ſie an ihrem Namensfeſte Augengläſer bekommen würde, und ſie freut ſich auf den morgigen Tag ungemein. Ich mache ſie glücklich mit dieſem Geſchenke, verſüße ihr die kurze Friſt, die ihr noch auf Erden vergönnt iſt, und wie leicht erreiche ich dies Alles!"

„Leicht?" jammerte Franz. „Deine prächtigen Haare! — Ich werde der ganzen Burſchenſchaft ein Gegenſtand des Spottes und der Verachtung werden, wenn Du dieſes ausführſt. Käthe, ich bitte und beſchwöre Dich, wenn Du mich liebſt, ſteh' ab von dieſem ſchrecklichen Vorhaben! O hätte ich nur geborgt! lieber wollte ich mich bis auf den letzten Knopf auspfänden laſſen, als ſolch eine Schmach erleben."

„Das iſt keine Schmach, Franz!“ verſetzte das Mädchen mit erhobener Stimme, „für ſeine Eltern ein kleines Opfer zu bringen.“

„Käthe, noch einmal ſag' ich Dir, es iſt aus mit uns, wenn Du bei Deinem Entſchluſſe verharreſt!“

„So ſprichſt Du?“ ſagte Käthe ihn ernſt anblickend. „Nun gut, wie es Dir gefällt.“ Hierauf ging ſie langſamen, doch ſtolzen Schrittes zu dem triumphirenden Budeninhaber, verlangte, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, gute Brillen für alte ſchwächliche Augen und verfügte ſich hinter den rothen Vorhang, nachdem ihr das Gewünſchte überreicht worden war.

Bald ſah man ſie aus der Seitenthür nach der Straße eilen, angethan mit dem Häubchen, das ſtatt der Fülle ihrer Haare lange Zeit hindurch ihr liebliches Köpſchen decken ſollte.

Bebend vor Freude begab ſich Käthe nach Hauſe. Die Mutter ſaß außen auf einer Bank fern von dem lebendigen Treiben, welches der Markt über ihr Dorf gebracht hatte. Ihre Augen leiſteten für die Fernſicht noch gute Dienſte, daher ſie die Tochter ſchon von weitem herankommen ſah, nur machte ſie das Häubchen irre und der Kopf, welcher ihr ſo dünn und klein vorkam.

Als ſie endlich doch erkannte, daß Käthe in dieſer fremdartigen Coſtümirung ſich befände, wollte ſie ihr eben die Urſache ihrer Verwunderung entgegenrufen, da bemerkte ſie die Brillen, welche jene hoch emporhielt. Ihre Aufmerkſamkeit war nun gänzlich dem erſehnten Gegenſtande zugewendet, ſie bemerkte kaum die große Veränderung, welche mit ihrer reizenden Tochter vorgegangen, ſie hörte nur als dieſe rief: „Mutter, die Brillen ſind Euer!“

„Mein? mein?“ ſchrie die alte Bäuerin mit funkelnden Augen.

„Ja, ja! verſucht nur, ob ſie für Euch taugen!“

„Geſchwind! ein Buch!“ erwiederte die Greiſin mit jugendlichem Ungeſtüm.

Käthe brachte das alte Teſtament aus der Stube, die Mutter ſetzte die verſilberten Augengläſer auf die Naſe und begann zu leſen. Sie hatte den Auszug der Iſraeliten aus Ägypten aufgeſchlagen —

dieſe waren ſchon längſt durch das rothe Meer gegangen, hielten ſich ſchon viele Jahre in der Wüſte auf — doch die glückſelige Alte hatte ſich ſo vertieft in ihre langentbehrte Lectüre, daß ſie der Gegenwart völlig vergaß. Sie glich einem Wanderer in der Wüſte, der von brennendem Durſt faſt aufgerieben und hoffnungslos einem unvermeidlichen Tode entgegenſehend, plötzlich eine waſſerreiche Oaſe vor ſeinen wankenden Schritten auftauchen ſieht, und auf ſelbe losſtürzend mit gierigen Zügen die hartvermißte Labe verſchlingt, und vor Wonne nimmer genug zu erhalten vermeint.

Käthe betrachtete ihre Mutter mit dem Ausdrucke kindlichen Entzückens. Sie faltete die Hände und ſchaute zum Himmel empor, während ſie ein Dankgebet murmelte, daß es ihr gegönnt worden ſei, ihrer geliebten Mutter ſo große Freude bereiten zu können. Sie blieb ruhig bei der eifrig Leſenden ſtehen, und ſtörte ſie durch keinen Laut.

Eine Stunde mochte faſt vergangen ſein, als endlich die Bäuerin mit einem behaglichen Seufzer das Buch ſchloß, die Brille von der Naſe nahm und ſprach: „Ach, iſt das ſchön, iſt das ſchön! Ich danke Dir, mein Kind.“ Sie umarmte und küßte Käthen, welche ſich zu ihr herabbeugte.

Nun entdeckte ſie das abgeſchorene Haupt derſelben, und rief vor Schreck zuſammenfahrend: „Was iſt Dir geſchehen? wer hat Dir das gethan?“

Käthe verbarg ihr purpurrothes Antlitz an dem Buſen der Mutter und gab keine Antwort. Die beſtürzte Alte riß der Schweigenden das Häubchen herab, und ſah nun die entſetzliche Verwüſtung. Sie wiederholte noch dringender ihre Fragen, bis Käthe den ganzen Hergang erzählte.

Die Greiſin konnte dem Beweiſe einer ſo innigen Zuneigung unmöglich zürnen, aber laut tönten ihre Klagen um die verlorenen Haare, die ſie alle Tage mit ſo großer Luſt und Behaglichkeit gekämmt, geflochten und geneſtelt hatte, die ſie an ihre eigene Jugend erinnerten, wo ihren ſchöngeformten Hals die üppig-wallenden Locken umfluteten, wo ſie nicht eine dieſer Locken für einen Palaſt einem fremden Menſchen überlaſſen haben würde — außer ihrem Geliebten für einen Kuß.

Dieſe Ergießung eines betrübten Gemüthes hemmte Käthe mit dem Einwurfe, den ſie ſchluchzend äußerte: „Mutter, ich wollte Euch eine recht große Freude machen, doch nun merke ich, daß Ihr mehr Kummer als Vergnügen an der Überraſchung habt, die ich Euch zu bereiten gedachte. Das iſt doch recht traurig.“ Hierauf fing die Dirne heftig zu weinen an, und die Alte hatte viele Mühe ſie zu beſchwichtigen.

Während Mutter und Tochter auf ſolche Art der Freude und dem Schmerz ſich wechſelweiſe hingaben, war an der Bude des blaſſen Krämers eine große Umwandlung geſchehen. Es hatte ſich nämlich im Dorfe ſehr bald die Kunde verbreitet, daß Franz und Käthe ſich gezankt hatten, daß die Letztere ihrem Geliebten den Laufpaß gegeben, weil er ihr aus Mangel an Geld kein Marktgeſchenk kaufen konnte, und daß ſie ihm zum Trotz ſich die Haare in der Hütte abſchneiden ließ.

Viele Burſche hatten eine große Freude ob dieſem Zwieſpalt, denn ſie ärgerten ſich, daß der ärmſte Teufel im Dorfe den ſchönſten Engel in Liebesbanden gefeſſelt hielt. Manche kauften ſogleich Waaren, mit welchen ſie bei günſtiger Gelegenheit der bildſchönen Käthe Herz und Liebe anbieten konnten. Die Anderen gingen ſogleich nach der Bude hin, welche der Zeuge einer für die Dorfbewohner ſo inhaltsſchweren Begebenheit geweſen war.

Franz befand ſich noch daſelbſt in einer verzweiflungsvollen Stimmung; als wäre er von plötzlicher Lähmung überfallen worden, ſtand er unbeweglich und ſtarrte nach der Thüre, in welche Käthe getreten war, indeß ihre letzten Worte wie verhallende Donnerſchläge in ſeinem Innern nachklangen. Aus dieſem Seelenkrampfe, der in ihm tobte, weckten ihn die herankommenden Kameraden, von denen ihn einer derb auf die Achſel ſchlug und ſagte: „Nun, Franz, wo iſt Dein Schatz?“

Franz ſah den Fragenden mit ſtieren, glanzloſen Augen an, ohne eine Sylbe zu antworten.

„He, hörſt Du," hob der Erſte neuerdings an, und rüttelte den Schweigenden, „oder hörſt du nicht? kannſt du reden, oder hat es Dir die Sprache verſchlagen?»

Franz ſchwieg abermals.

„Biſt ein ſauberer Schatz du," begann ein Zweiter, „kannſt Deinem Mädel nicht einmal eine elende Kleinigkeit ſpendiren."

„Magſt jetzt zuſchauen, welche Dirne wieder ſo albern iſt, ſich an einen Betteljungen zu hängen wie Du biſt," ſagte ein Dritter.

„Die ſchönen Haare Käthens einem Haarabſchneider zu gönnen!» ſchalt ein Vierter. „Biſt wahrhaftig ein lumpiger Geſelle, der dem ganzen Dorfe zur Schande gereicht."

„Wirſt du reden, Kerl!" ſprach der Erſte, packte den noch immer lautloſen Franz am Rocke, und riß ihm die Windblumen herab.

„Reden will ich nicht!" ſchrie Franz zornentbrannt, „aber das Fell will ich dir gerben, weil du mit deiner groben Fauſt die Blumen zerreißeſt, die mir Käthe vor einer Stunde geſchenkt." Mit dieſen Worten erfaßte er ſeinen Gegner, aber die anderen Burſche fielen ſogleich über Franz her, riſſen ihm den Hut vom Kopfe, warfen ihn zu Boden, und ſchlugen mit den Fäuſten ungeſtüm auf ihn los.

Schlecht wäre es dem armen Burſchen gegangen, wäre nicht in ſeiner größten Noth ein Schutzgeiſt erſchienen, und zwar in einer Perſon, von welcher Franz am wenigſten Beiſtand hoffen konnte.

Der Schreiber vom Schloſſe hatte ſeitwärts geſtanden und mit ſchadenfrohem Lächeln den Sturm beobachtet, der über Käthens Geliebten hereinbrach. Als er ihn jedoch in faſt lebensgefährlicher Lage ſah, fühlte er ſich bewogen, ſein Retter zu werden.

„Was treibt ihr da?" rief er mit ſtrenger Amtsmiene; „ſchämt ihr euch nicht, gleich Jagdhunden einen verliebten Jungen anzufallen und todt zu ſchlagen? Zur Ruhe! ſage ich, oder ich rufe die Schloßwache herbei, und laß euch beſänftigen. Seht ihr dort oben die kleinen Gitterfeſter? da iſt Platz genung für euch alle!»

Das Anſehen, welches der herrſchaftliche Beamte ſowohl wegen ſeiner einflußreichen Stellung genoß, als auch die Furcht, welche ſeine bekannte Hinterliſt und Anmaßung ihm verſchafft hatte, gaben ſeinen Worten den gehörigen Nachdruck, und Franz ſah ſich alſobald von ſeinen Feinden befreit. Er ſtand eilig auf, raffte ſeinen Hut und die zerſtreuten Blumen vom Boden und begab ſich an des Schreibers Seite, da ihm dieſer zuwinkte, obgleich den Widerwillen gegen ſeinen Beſchützer die ihm ſchuldige Dankbarkeit nicht aufwiegen konnte.

„Ihr habt einen dummen Streich gemacht“ ſagte der mächtige Federführer zu ſeinem Schützling, „daß Ihr nicht alles aufgeboten, um Käthen von einer ſo verzweifelten That abzuhalten. Warum vertrautet Ihr mir nicht Euere Noth? Gerne hätte ich mit einigen Gulden dem Scandal vorgebeugt und dem reizenden Käthchen ihr unvergleichliches Lockenhaupt gerettet aus der unbarmherzigen Schere jenes Wütherichs. Ich werde Thränen vergießen, wenn ich das ſchönſte Mädchen der Umgegend werde erblicken mit dem geſchornen Kopfe, gleich einer Büßerinn des wilden Alterthums! Wußtet ihr denn nicht, daß wir jungen Leute, ja die ganze Gemeinde, ſtolz waren auf ihre Schönheit, ſeitdem der Herzog, welcher vor einem Monate hier durchreiſte, von ihren Reizen ſo geblendet war, daß er ſie durch ſeinen Kammermaler abconterfeien ließ? Meiner Treu'! Ihr ſeid ein hirnloſer Burſche, und ich bin wirklich neugierig, wer die Schöne heimführt, da ſie Euch verabſchiedet hat.“

„Glaubt nicht, Herr Schloßſchreiber, daß ſie mir gar nimmer gut werden wird, ich kenne ſie zu gut, viel, viel beſſer als Ihr.“

„Nun, wir werden ſehen; es wird Euch viel Mühe und Geld koſten.“

Das Geſpräch wurde dadurch unterbrochen, daß ein Burſche anhob: „Herr Schloßſchreiber mit Verlaub, das wird doch nichts Geſetzwidriges ſein, daß wir uns verabredet haben, dem Handelsmann da Käthens Haare abzufeilſchen?“

„Dagegen darf ich nichts einwenden,“ erwiederte der Gefragte. Franz aber raunte ihm ins Ohr: „Die Haare laſſe ich ihnen nicht, und wenn es mein Leben gilt.“

„Recht habt Ihr,“ entgegnete der Schreiber; „wenn Ihr Geld braucht, ſagt es nur, ich habe genug bei mir.“

Franzens Seelenzuſtand wurde immer erhitzter, es däuchte ihm zuweilen, als ziſchten Flammen durch ſein Gehirn, ſo erregte ihn der Antheil, welchen die Reize ſeiner Geliebten überall gefunden hatten. Mit einer Stimme, die von Wuth und Eiferſucht bebte, flüſterte er ſeinem neuen Freunde zu: „Ich dank' Euch; gebt mir gewiß das Geld, denn weder der ſchurkiſche Krämer, noch meine Kameraden dürfen die koſtbaren Haarflechten beſitzen.“

Der Schreiber winkte ihm, ſtill zu ſein, denn der Handel um Käthens Hauptzierde war bereits angefangen worden. Doch der lockengierige Magier wollte von einer Zurückgabe dieſes Schatzes nichts hören, er meinte, daß es ihm gar ſelten gelinge, einen ſo guten Fang zu thun, und daß er lieber die Kopfhaare ſämmtlicher Vorgängerinnen Käthens zurückgeben wolle um wenige Franken, als die der Letzteren um den zehnfachen Preis. Er kenne eine Marquiſe, die dafür eine enorme Summe zahlen würde, da er noch nie etwas ſo ſehr Paſſendes zu ihrem haarbedürftigen Haupte gefunden hätte, — kurz, der kleine Mann blieb unerbittlich.

Franz horchte mit ſteigendem Affecte zu; er erkannte, daß ſeine Jugendgenoſſen beabſichtigten, ihn ganz zu verdrängen aus dem Herzen ſeines Schätzchens und — wie er vor wenigen Stunden noch feſt geglaubt hatte — ſeines künftigen Weibchens. Er wollte ſie in jeder Hinſicht überbieten, und als er demnach vernahm, daß der Händler ſeine Beute nicht mehr zurückgeben wolle, ſchrie er ſeiner nicht mehr mächtig in raſendem Zorne: „Tod und Teufel! ſchändlicher Betrüger, du mußt ſie herausgeben!“ Zu gleicher Zeit ſprang er nach der Bude, ſtürzte auf das Männchen, welches ihn vergebens mit ſeinem Zauberſtabe zu bannen ſuchte, ſchleuderte es mit leichter Mühe zur Erde und lief in das Gemach, welches der rothe Vorhang verhüllte. Der Magier erhob ſich jammernd vom Boden und heulte: „Hilfe, Hilfe! Diebe, Räuber, Mörder! Patrouille! Patrouille!“ Ungeachtet ſeines Zeterſchreiens konnten die Umherſtehenden auch vernehmen, daß Franz drinnen mit dem Diener des Budeninhabers handgemein geworden ſei. Der Schreiber warf ſich in die Bruſt, lächelte zufrieden, und rief nach der Wache, welche zufälliger oder abſichtlicher Weiſe in der Nähe verweilte. Alſogleich erſchienen dieſe dienſtbaren Körper, der Krämer wies ihnen die Spur des Verbrechers, und in kurzem ſah ſich Franz von den beiden ſtarken Männern überwältigt, an den Händen gebunden. Er betheuerte ſeine Unſchuld und berief ſich auf das Zeugniß des Schloßbeamten, doch dieſer gebot ihm zu ſchweigen, und ſagte zornig: „Still, kein Wort! du haſt ſtehlen wollen, du biſt ein Dieb, und da du Gewalt gebraucht haſt, ein Räuber! Marſch, fort mit ihm! Sperrt den Delinquenten in das Gefängniß Nr. 21."

Franz ſah ein, daß jeder Widerſtand vergebens wäre, er hörte die ſchadenfrohe und zugleich barſche Abfertigung ſeines früheren Beſchützers. Er bemerkte die ſpöttiſchen Mienen ſeiner Kameraden, und ging in ſtummer Verzweiflung zwiſchen ſeinen Wächtern, ſchaudernd ob dem plötzlichen Umſchwung ſeines Schickſals, das ihn nun als einen auf der That erwiſchten Böſewicht in ſeinem Heimatsorte erſcheinen ließ, obſchon er ſich in ſeinem ganzen Leben nicht die mindeſte Unredlichkeit hatte zu Schulden kommen laſſen. Schmerz und Scham vernichteten ihn faſt, als er durch die Reihen der gaffenden Nachbarn und Nachbarinnen geführt wurde, und er war froh, als ihn die düſtere Kerkerzelle aufnahm.

Die Bande wurden gelöſ't, die Thüre des Gefängniſſes ſorgfältig verſchloſſen, und Franz warf ſich auf das Strohlager hin, um zu ſinnen und zu brüten. Es ward ihm klar, daß er unrecht gehandelt habe, aber doch war er ſich bewußt, daß er eben ſo rechtſchaffen denke wie vorher; daß nur die Heftigkeit ſeiner Gefühle ihn zu der Unbeſonnenheit verleitet habe, ſich mit Gewalt eines fremden Gutes zu bemächtigen. Er merkte es nun zu ſpät, daß ihm dieſe Falle von dem argliſtigen Schreiber geſtellt worden ſei, daß er nun ganz in den Händen dieſes Fuchſes ſich befinde, der die Sache gewiß ſo zu halten wiſſe, daß Franz des verſuchten Raubes ſchuldig befunden werden würde. Und Käthe — ach, an ſie durfte er gar nicht denken, es kam ihm vor als löſe ſich ſein gemartertes Herz unter unſäglichen Leiden in kleine Stücke. — Sie war für ihn nun auf immer verloren: — den armen, aber ehrbaren Franz hätte ſie geliebt ohne Wanken, den gebrandmarkten, den als Verbrecher verurtheilten mußte ſie beweinen und meiden.

Die Nacht war nach dieſen Vorfällen hereingebrochen, und Käthe, die davon nichts erfahren hatte, ging zur Ruhe. Der Gedanke an ihren Geliebten verwehrte jedoch ihren ſchlummermüden Augen ſich zu ſchließen. Sie machte ſich harte Vorwürfe, daß ſie ihm ſo rauh begegnet, da er ja vollkommen Recht gehabt hätte, ſich ihrem Entſchluſſe zu widerſetzen. Wenn er nur gekommen wäre, ſie hätte ihn gewiß beſänftiget, und den Zwiſt ausgeglichen, — nun ſollte ſie in ſo langer Ungewißheit einſchlafen. Während ſie mit ſolchen Grübeleien beſchäftiget war, erklangen vor ihrem Fenſter die Saiten eines Inſtrumentes, und eine Männerſtimme begann ein Lied, welches die Ereigniſſe in der Bude des Haarhändlers enthielt.

Käthe horchte auf; ſie kannte den Verfaſſer und Sänger des Liedes gar wohl: es war der Müllerhans, welcher ihr hundertmal ſein ganzes Vermögen zugeſichert hatte, wenn ſie ihm Hand und Herz ſchenkte. Er war ihr jedoch von jeher widerlich geweſen, wegen ſeiner Schadenfreude, Spottſucht und tollen Luſtigkeit. Schon die Dreiſtigkeit, daß er es wagte, ihr ein Ständchen zu bringen, befremdete ſie, aber ſie wurde bald aus dem Inhalt der Strophen eines Beſſeren, oder vielmehr Schlechteren belehrt. Das Unglück, welches über ihren Geliebten ſich entladen hatte, ergriff ſie mit furchtbarem Leid. Sie weinte blutige Thränen, und wälzte ſich in namenloſem Schmerz auf dem Lager, indeß der kecke Müllerhans ſeinem Liede mehrere fröhliche Jodler anhängte. Das liebende Mädchen ſah ſich als die Urheberin des Mißgeſchickes an, in welches Franz gerathen war, und ſie hatte nicht ein Körnchen Schlummers genoſſen, als die Morgenſonne ſie zum arbeitſamen Wirken rief. Noch hatte Käthe eine leiſe Hoffnung, daß der Text des Liedes nicht volle Wahrheit enthalte, aber nur zu bald vernahm ſie im Nachbarhauſe die Beſtätigung.

Die lebhafte Thätigkeit des Schreibers, der unter einem bequemen und ſorgloſen Verwalter ſeine Amtsgewalt oft und ungeſtraft überſchritt, ſtellte die Proceßſache Franzens bald in ein ſo klares Licht, daß die Verurtheilung des Inquiſiten von den nächſtens zu beginnenden Aſſiſen der Provinzſtadt unzweifelhaft war. Franz war ſo gut als verloren für die bürgerliche Geſellſchaft, für Käthe. Doch nein, dieſe gab ihn nicht auf, und wenn auch die Brandmarke der Galeere ihn für immer aus der Gemeinſchaft ehrlicher Leute zu ſtoßen drohte.

Noch war das Schreckliche nicht geſchehen, noch konnte der zuckende Blitz der Zerſtörung abgeleitet werden. Die Mutter des Mädchens war ebenfalls voll tiefer Bekümmerniß; wenn ſie die Brillen auf die Naſe ſetzte, rannen ihr die Thränen herab, daß ſie keinen Buchſtaben leſen konnte. „Die unglückſeligen Brillen, für die du deine wunderſchönen Haarflechten hingeopfert haſt, wie theuer kommen ſie uns nun zu ſtehen! Hätte ich nur gewußt, daß ſolch' ein Haarmäkler in unſerem Dorfe wäre; nun iſt's zu ſpät."

Käthe nahm dieſe unverdienten Vorwürfe, welche eben die Theilnahme an dem Schickſale ihres Geliebten hervorrief, mit Geduld hin, und ging zu einigen alten Nachbarn, um ſich in dieſer betrübten Lage Rath zu holen. Doch dieſe konnten ihr keinen anderen Rath geben, als entweder den Ausſpruch der nächſten Aſſiſen abzuwarten, der vielleicht doch milder ausfallen würde, als man erwartete, oder es zu verſuchen, den Schreiber oder Verwalter zu bewegen, daß die Unterſuchung niedergeſchlagen werde.

Käthe ging troſtlos nach Hauſe. Lange ſaß ſie auf einer Bank in der Stubenecke und ſtarrte lautlos vor ſich hin, dann ſprang ſie auf, kleidete ſich ſonntäglich an, und antwortete der Mutter auf die Frage, wohin ſie gehe: „In's Schloß!"

Zitternd pochte das Mädchen an die Thür, welche zur Schloßkanzlei führte. Eilfertig hob ſich der Schreiber vom Stuhle, als er die ſchöne Käthe eintreten ſah, und führte ſie in ein anſtoßendes, faſt prunkvolles Zimmer, er flutete über von Schmeicheleien und ſüßen Liebesworten, und fragte endlich nach ihrem Begehr, da er ſeine Ruhe vergebens anwendete, ein Lächeln auf des Mädchens ernſtes Antlitz zu zaubern. Käthe bat ihn zu verhindern, daß Franz für ſeine Unbeſonnenheit die Strafe eines Verbrechers erdulden ſolle.

Der Schreiber verſicherte das Mädchen ſeiner größten Bereitwilligkeit, erklärte jedoch, daß er in dieſem Falle gar nichts thun könne, und wies die Troſtloſe an den Herrn Verwalter. Er hatte gehofft, daß Käthe mehr und mehr in ihn dringen würde, wodurch er dann Gelegenheit fände, der Flehenden mit beſſerem Erfolge wie bisher ſeine Liebe zu erklären. Aber die Supplicantin hatte ſchnell erkannt, daß ſie hier keine Gewährung hoffen könne, ſtand ohne weiter ein Wort zu reden auf, und ging zur Thür. Das kam dem falſchen Manne unerwartet, er wollte die Bekümmerte durch Verheißungen zurückhalten, allein dieſe entfernte ſich und ſagte: „Ich will zum Herrn Verwalter gehen!“ — „Da kommſt du erſt zum Rechten!“ rief ihr der Schreiber erboſt nach, was jedoch Käthe nicht mehr vernahm.

Sie ging vielmehr mit großem Vertrauen zu dem Güterverwalter (der zugleich die Polizeipflege auf ſich hatte), denn er war ein ziemlich bejahrter Mann, und genoß den Ruf eines gutmüthigen Herrn. Ohne Scheu trat das Mädchen zu dem würdevoll ausſehenden Greiſe, der ſich von dem ſchwellenden Sofa, die Reſte eines gediegenen Gabelfrühſtücks mit dem Zahnſtocher verfolgend, aufhob, das hübſche Kind freundlich anblinzelte und in die Wangen kneipte, und mit väterlichem Tone ſie um ihr Anliegen befragte. Käthe athmete leichter auf, denn ſie war im voraus der glücklichen Wendung und Zuſage gewiß, und erzählte auf rührende Weiſe die Veranlaſſung von Franzens übereilter That. Auf jeden unverdorbenen und gefühlvollen Menſchen hätte die einfache Schilderung ihrer und des Geliebten Armuth und gegenſeitigen feſten Liebe einen reinen, günſtigen Eindruck gemacht, auch bei dem alten Herrn ſchien es ſo zu ſein. Er rieb ſich vergnüglich die Hände, ſchmatzte mit der Zunge und ſprach: „Wahrlich, Mädchen, eine ſolche Liebe iſt ſelten und verdient Belohnung!“

„So werdet ihr mir helfen, geſtrenger Herr?“ verſetzte Käthe, und ergriff von Dankbarkeit überwältigt die Hand deſſelben.

„Wer kann einem ſo reizenden Engel etwas verſagen," antwortete der weinrothe Rechtspfleger, ſchloß das Mädchen in ſeine Arme, und raubte ihr mehrere Küſſe, bevor die Überraſchte ſich losmachen konnte. Der alte Herr hatte ſie ſo feſt gehalten, daß ſie ihr Häubchen im Stiche laſſen mußte, um ſich ſeiner Umarmung zu entwinden.

„Schämt Euch," rief ſie ihm ſchluchzend zu, „mit einer armen Dirne ſolchen Spott zu treiben."

„Ha! ha!" lachte der Herzloſe aus vollem Halſe, „wie Du ausſiehſt, Käthchen, mit Deiner kurzen Friſur!"

„Ich will mein Recht weiter ſuchen," entgegnete die Verhöhnte, „ich will zum gnädigen Gutsherrn gehen und ihm alles erzählen."

„Ja, ja, geh' nur hin Du geſchornes Lämmlein," verſetzte der Ehrenmann noch immer lachend, „ſuch' ihn heraus unter den neunhunderttauſend Einwohnern in Paris —"

„Er iſt nicht in Paris!" ſchrie eine Donnerſtimme an der Zimmerthüre; „er iſt hier um Beamte zu ſtrafen, von deren Treuloſigkeit ihn ein treuer Freund benachrichtigt hat."

Der geſtrenge Herr Verwalter war wie vom Blitze getroffen, er ſtammelte: „Gnädigſter Herr — ſo unvermuthet — welche Freude — gleich will ich ein Bewillkommungsfeſt veranſtalten —"

„Laſſen Sie das!" ſprach der Eingetretene, ein ſtattlicher Herr, „und folgen Sie dieſem Herrn!" Er deutete dabei auf zwei Diener der Gerechtigkeit, welche ihn alſogleich unter ihren Schutz und Schirm nahmen. Hierauf ließ er ſich von Käthe, deren ſonderbare Tournure ihn mit Erſtaunen erfüllte, das Vorgefallene erzählen, tröſtete ſie, lobte ihr kindliches Herz und ihre Liebestreue, und beſchied ſie nach der Schloßkanzlei.

Dort änderte ſich bald alles zu Gunſten der armen Liebenden, denn die vorgerufenen Burſche, welche bei dem Auftritte in der Bude gegenwärtig waren, unterdrückten den Groll verſchmähter Liebe, und auch die älteren Männer gaben dem mißhandelten Franz ein ehrenvolles Zeugniß über ſeinen rechtſchaffenen Charakter.

Der Gutsherr, welcher aus den Verhandlungen die Überzeugung gewann, daß der Schloßſchreiber aus Rachſucht den armen Burſchen in's Verderben ſtürzen wollte, entſchädigte dieſen und ſeine brave Geliebte dadurch, daß er ihm einen guten Dienſtpoſten in einem großen Wirthſchaftshofe verlieh, welcher ihm geſtattete, ſeine Käthe als Frau heimzufuhren, bevor ihr HauptHaar die frühere Fülle erreicht hatte.

Der Verwalter und ſein Vertrauter, der Schloßſchreiber, wurden ſchwerer Amtsvergehen überwieſen und vom Schloſſe gejagt.

Die anderen Dirnen ärgerten ſich baß, daß Käthe mit ihrem verſchnittenen Kopfe ſo großes Glück machte und allgemeine Achtung genoß, während ſie ſelbſt nur der Gegenſtand des Spottes blieben.

Uebrigens hatten dieſe Begebenheiten noch zur Folge, daß der kleine Mann mit den koloſſalen Bärten in dieſem Orte nie mehr ein Geſchäft machte.

Frühlingswalten.

Eine einfache Geſchichte aus den Papieren eines verſtorbenen Freundes.

Mitgetheilt von Alex. Jul. Schindler.

Motto: „Das hat der Feind gethan.“
Matthäus XIII. 28.

Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, als ich in meinem Stübchen im Vaterhauſe ſaß, um meine Lection aus dem Cornelius Nepos zu lernen. Ich hatte aber eben, wie immer, ganz wenig Luſt dazu. Das Lernen und Stubenſitzen war mir überhaupt das Läſtigſte; und hätte nicht mein guter Kopf meine wahrhaft geringen Bemühungen ſo glänzend unterſtützt, ſo hätte ich lange ſchon mit Schande und Spott aus der Schule gejagt werden müſſen; unter den ſchlechteſten Schülern war ich ohnehin.

Trieb mich auch der Zwang in die Schulſtunden, ſo zog ich es doch in der übrigen Zeit vor, mich im Freien zu bewegen, im ſchattigen Walde, auf ſonnigen Wieſen, oder auf den Schneefeldern und den gefrornen Teichen, wie es eben die Jahreszeit bot.

Mein Vater, ein geachteter Kaufmann, war den ganzen Tag auf der Schreibſtube, der Mutter Rede fruchtete wenig, und ſie legte, ohnehin kränklich und ſchwach, aus Sanftmuth der Lieblingsneigung des einzigen Söhnleins nicht viel Hinderniſſe in den Weg.

Nachdrückliche, wiederholte Klagen meiner Lehrer hatten mir an dieſem Tage eben einen Verweis meines Vaters, von tüchtigen Drohungen begleitet, zugezogen, und die Furcht bannte mich an meinen Studirtiſch.

Es war gegen das Ende des Märzmonats.

Die Sonne drang mit Allgewalt aus den Wolken, und in kryſtallhellen Tropfen fiel der geſchmolzene Schnee von den Baumzweigen unſeres Gartens. Wehmüthig ſchaute ich hinunter. Wie lockend lachte die glänzende, obwohl ſchon hie und da geborſtene Eisdecke des Teiches herauf, wie ſpazierte ſo gravitätiſch der klappernde Storch im Schilfe, ſpannte in lieblicher Vorfrühlingsluſt die kurzen Fittige aus, und bot die weiche Bruſt dem warmen Südwinde, der von den blauen Bergen herüberwehte.

Über die blinkenden Schneefelder wirbelte in hoher Luft eine frühe Lerche, muntere Krähen ſcharrten im Schnee nach junger Saat. Der Gärtner löſte das verhüllende Stroh von den Roſen- und Pfirſichbäumen, weil kein Nachtfroſt mehr zu befürchten war. Da flog ein Zug von heimkehrenden Staaren an meinem Fenſter vorbei, in den Garten hinab, und flatterte fröhlich lärmend durch die Gänge.

„Das liebe Gevögel freut ſich in der freien Gottesluſt, und ich ſoll da in der Stube ſitzen und verſchimmeltes Latein lernen, nach dem mein Herz nicht verlangt, während draußen der Frühling aus Süden einkehrt? Die Bäume weinen vor Freude, die Vogel jubiliren, die Bächlein hüpfen durch's Gefild, und ich ſoll daheim bleiben? Freue ich mich minder als ſie alle, oder kommt er nicht ſo gut zu mir wie zu ihnen, oder ſollen die armen Knaben, die lateiniſch lernen müſſen, dem holden Lenz aus dem Wege gehen? wäre er etwa zu ſchlecht für ſie? Ei, ſo wollt' ich, daß der Geier den Cornelius Nepos hole und ſeine ganze Sippſchaft!“ rief ich erbittert, und warf das Buch an die Wand. „Komme aus deinem Winkel hervor, mein lieber Schlitten, heute machen wir dem Winter unſere Abſchiedsviſite, und werfen dem Frühling das erſte Kußhändchen zu!“ Und im Fluge ging es hinab in den Garten.

Wie der Wind fuhr ich den Hügel vor dem Hauſe hinunter, aber bald blieb mein Schlitten im weichen Schnee ſtecken. „Mag er!“ rief ich jauchzend, ſprang den Reſt der Anhöhe herunter, und ſchüttelte in meiner Herzensfreude den nächſten beſten Baum, daß er erſchrocken mit Schnee und Tropfen mich verjagte. Und weiter ging es über Zaun und Hecken.

„Aha! biſt Du ſchon da, Kamerad,“ ſchnatterten die Staare; „im Sommer haben wir noch manches Wörtchen mit dir zu ſprechen, Du Kirſchendieb. Mußt aber auch zur Strafe immer den ganzen Winter über unterm Schnee hocken, wenn wir vom Palmenwipfel zum Granatäpfelbaum fliegen in linder Mailuft.“

Am Teiche empfing mich unendlich freundlich Gevatter Storch. Er wußte es gar wohl, daß bald die ſchöne Zeit käme, wo ich ihn häufiger mit Weißbrot regalirte. Die Eisdecke des Teiches zwar hie und da gebrochen, ſchien mir am Rande noch immer feſt genug, einen letzten Schlittſchuhlauf zu ertragen. — Im Nu war ich darauf. Die ganze Rinde kniſterte unter meinen Füßen, mir gefiel's, und ich lief weiter. Der Gärtner, der mich von weitem ſah, rief: „Um Gotteswillen, was thun Sie, gehen Sie zurück!“ und rannte auf mich zu. In dem Augenblicke war das Kniſtern ſtärker geworden, das Eis brach, und mit einem Schrei ſank ich unter und verlor meine Beſinnung.

Als ich die Augen wieder aufſchlug, lag ich in meinem Bette. Der ſchöne Vorfrühlingstag war zu Ende, und die funkelnden Sterne ſchauten freundlich zum Fenſter herein. Meine liebe Mutter ſaß bleich zu meinem Haupte. Als mein erſter matter Blick auf ſie fiel, faltete ſie ſtumm die Hände, und küßte meine Stirne. Vor mir ſtand der Arzt, und hielt ſeine Hand auf mein Herz.

„Lieber Herr Doctor,“ bat ich mit leiſer Stimme, „nehmen Sie doch Ihre Hand weg, ſie drückt mich wie ein Mühlſtein.“

Er erfüllte mein Verlangen, aber das Drücken währte fort und wurde immer unausſtehlicher. Von neuem ſchwanden mir die Sinne. Ein ſtechender Schmerz am linken Arm erweckte mich wieder. Der Arzt hatte mir eine Ader geöffnet. — Bald darauf fiel ich in einen ſanften Schlummer, aus dem ich erſt am hellen Mittage erwachte. Ich fand mich beſſer, aber viele Tage mußte ich noch das Bett hüten. Meine Mutter wich nicht von meiner Seite. So verging der April. Die Kirſchenbäume blühten in unſerem Garten, ich ſah durch das geſchloſſene Fenſter, wie das junge Laub die Zweige ſchmückte; endlich in den erſten Tagen des Mai's erlaubte der Arzt, mich ein Stündchen in den Garten zu führen. Die Mutter ging mit mir zu meinem Lieblingsplätzchen, dem Roſenhügel am Teiche. Es war ein ſchöner Mittag, die Vöglein ſangen ſo hell in der warmen Luft, wie ergötzte mein Auge das grüne Gras, die blühenden Pfingſtnelken um die Rabatten, die ſchwellenden Roſenknoſpen, und hie und da ein duftendes aufgeblühtes Röslein. Die Kirſchbäume hatten verblüht und trugen ſchon kleine Früchte, und weiße Tauben flatterten im Sonnenſtrahl um den Kirchthurm und über die grünen wallenden Saatfelder.

Die Mutter beobachtete lange ſtillſchweigend mein Entzücken; dann aber nahm ſie mich bei der Hand und ſprach mit ſanfter Stimme: „Siehſt Du, lieber Auguſt, das alles hätteſt Du nimmer geſchaut, wenn dich nicht der Gärtner aus dem Teiche gezogen hätte, auf dem Du Dich vorwitzig und verbotener Weiſe gewagt haſt. So folgt dem Ungehorſamen immer die Strafe auf dem Fuße nach. Laß Dir das eine Warnung ſein für die Zukunft; und bedenke es wohl. Ohne Gottes Gnade hätteſt Du Dich nimmer des ſchönen Frühlings freuen können, des nahen Sommers, und vieler künftiger Jahre, die der Herr Dir voll Segen und Freude ſchenken möge. Aber ich fürchte für Dich, Du verſchmähſt es etwas Nützliches zu lernen, und jagſt lieber zweck- und nutzlos in Flur und Wald herum. Wenn Du es ſo forttreibſt, wirſt Du in Deinem wüſten Leben untergehen, wie in den trüben Wellen des Teiches, Du wirſt nicht den heiteren Frühling eines gebildeten Geiſtes und Herzens genießen. Dein Sommer wird ohne Blumen, und Dein Herbſt ohne Früchte ſein. Deine Mutter wird vor Gram vergehen, wenn ſie alle ihre ſchönen Hoffnungen durch Deinen Ungehorſam vereitelt ſieht; der Himmel wird ihr den Anblick Deiner bedauernswürdigen Verirrungen erſparen. Mein Auguſt, möchten nur diesmal meine Worte Eingang in Deinem Herzen finden. Schau den ganzen gottesfrohen Frühling an, wie er mit ſeinen Blütenarmen gegen Himmel weiſet, wo der gute Vater wohnt, der uns alle beſtimmt hat, ihm ähnlich zu werden. Mein Sohn, du biſt aber nicht auf dem rechten Wege.“

Da traten mir die Thränen in die Augen, mit erſtickter Stimme rief ich: „Mutter, Mutter, es ſoll anders werden!“ Und es ward's auch.

Meine Geſundheit kehrte völlig zurück, und bald konnte ich wieder die Schule beſuchen. Aber nicht genug vermochten ſich Lehrer und Mitſchüler über meinen Fleiß zu wundern. Hatte ich auch noch meine Freude am Garten und Feld, ſo verlangte ich nicht darnach, wenn ich meine Pflicht nicht gewiſſenhaft erfüllt hatte. Der Mutter Worte vom verlornen Geiſtesfrühling klangen mir noch immer in den Ohren. Mit zunehmender Freude ſah ſie mein verändertes Weſen, aber ihre Geſundheit wurde immer leidender. Oft zieht es mir noch vor die Seele, wie ſie in ſtillen Dämmerungsſtunden am Fenſter ſaß, und ich zu ihren Füßen ihrer liebevollen Worte horchte. Sie war noch eine ſchöne Frau, und trug lange goldene Locken, aber zu jener Zeit hatte ſchon eine krankhafte Bläſſe ihr Antlitz überzogen. Oft küßte ſie mich plötzlich tief bewegt, und Thränen fielen aus ihren blauen Augen auf mich nieder.

Bald darauf warfen ſie ihre Leiden auf das Siechbett, von dem ſie nicht wieder erſtand. Ich hatte noch die Freude, am Tage der Jahresprüfung das Prämium, das ich zum Lohne meines Fleißes erhalten, in ihre Hände zu legen. Da blickte ſie dankbar hinauf an den ſtillen ruhigen Abendhimmel und ſagte: „Dank Dir Du freundliches Frühlingswalten, Du haſt mir an meinem Kinde die letzten Stunden verſchönert. Dir empfehle ich ſein Geſchick, ſei immer ſo mild und ſegenreich für ihn wie heuer.“ Erſchöpft ſank ſie in ihr Kiſſen zurück: man entfernte mich unter dem Vorwande, ſie bedürfe der Ruhe. Als ich am anderen Morgen zu ihr verlangte, führte man mich ſchweigend in ihr Zimmer. Der Vater ſaß weinend an ihrem Bette, ſie lag bleich und ſtill mit gefalteten Händen. „Mutter, ſchläfſt Du?“ fragte ich ſie.

Sie ſchlief, das milde Frühlingswalten hatte ihr die ſanften blauen Augen geſchloſſen zur ewigen Ruhe.

Den ganzen Tag ging ich im dumpfen Schweigen durch die Zimmer, am Abende ſetzte ich mich auf den Roſenhügel am Teiche, und weinte bitterlich. Das Abendroth blickte durch die Zweige, ein kühler Luftzug bewegte die Wellen, Gevatter Storch hatte den Kopf unter die Flügel geſteckt und ſchlief im rauſchenden Schilfe. Vom Hauſe herüber flimmerten die Lichter, die an der Bahre meiner Mutter brannten.

„O Du arges Frühlingswalten," ſprach ich, „was haſt Du den letzten Wunſch meiner Mutter nicht erfüllt! Wohl warſt Du mild, als Du von Irrwegen mich auf den rechten Pfad geleitet, aber ſoll das ſegenreich ſein, daß Du ſie mir von meiner Seite nahmſt?"

So klagte ich bis der Mond über die Roſenſträuche und durch die Birkenzweige ſah, dann ſuchte ich mein Lager, wo endlich ein tiefer Schlaf den Leiden dieſes Tages ein Ende machte. Am anderen Tage wurde meine Mutter mit vielem Gepränge begraben. Schweigend ging ich an der Hand meines tiefgebeugten Vaters hinter dem Sarge. Es war ein ſchwüler Sommernachmittag. Ein Gewitter ſtand am Himmel, fern rollte der Donner, die Erdſchollen kollerten dumpf dem Sarge nach in's Grab. Leiſe wehte der Wind durch das wogende Korn, mir war ſo weh und ich konnte nicht weinen. In Trübſinn und böſen Träumen verging mir die Nacht.

Mein Vater trieb nach der Mutter Tode ſein Geſchäft eben ſo lebhaft, und kümmerte ſich um mich eben ſo wenig wie vor und eh; daher war ihm der Antrag meines Onkels, eines reichen Privatmannes in einem kleinen Städtchen am Fuße der Alpen, mich zu ſich zu nehmen und zu erziehen, ſehr erwünſcht.

Ich erhielt den Befehl, im nächſten Frühlinge abzureiſen. So wenig ſich dagegen einwenden ließ, ſo wenig hatte ich aber auch dagegen. Meine Mutter ging mir zu Hauſe in allem und jedem ab, betrat ich mein Lieblingsplätzchen, den Roſenhügel, ſo trieb mich Sehnſucht und Wehmuth bald wieder von dannen; zudem war es ſchon Herbſt, er Garten verblühte, und dürre Blätter in Menge ſchwammen auf en bewegten Silberwellen des Teiches.

Saß ich oft auf dem Schämel am Fenſter und legte in trübem Sinnen mein Haupt auf den Stuhl an meiner Seite, den ſonſt neine liebe Mutter einnahm, ſo war's mir oft, als ſtriche mir eine alte Hand die Locken aus dem Geſichte. Der Winter kam, in Träumen und Harren ging er vorüber, der Schnee zerrann, die Luft war vieder blau und heiter, Garten und Feld ſproßten und grünten, der rſehnte Tag der Abreiſe war da.

Am frühen Morgen wurde ich nebſt Koffer und einem alten Diener unſeres Hauſes in eine Kutſche gepackt, der Poſtknecht blies, ich küßte noch einmal meines Vaters Hand, und ſchnell ging es zum Thore hinaus. Etwas beengte es zwar meine Bruſt, als ich den Kirchthurm weit hinter mir ſah, und wie Gevatter Storch unruhig um die Giebel des väterlichen Hauſes flatterte, als ſuche er den entflohenen Gönner; als ich aber gewahrte, daß der Wagen ſeine Richtung gegen die blauen Berge nehme, die ſchon lange das Ziel meiner Sehnſucht geweſen, ging mir das Herz von Neuem auf, und ich jubelte trotz den Lerchen über der Saat. Unſer Kirchthurm war lange ſchon hinter mir verſchwunden, als ich auf den Gipfel der blauen Berge, die, im Vorbeigehen geſagt, in der Nähe ganz dunkelgrün und voll Tannen und Kiefern waren, anlangte.

Und nun ging mir eine neue Welt auf.

Berg an Berg ſah ich in weiter Ferne einander überragen, bis weit im Hintergrunde ſchnee- und wolkenbedeckte Alpenſpitzen die Ausſicht ſchloſſen. Zu allen Seiten öffneten ſich Thäler voll lichten Sonnenſcheins, von Dörfern, Schlöſſern und Städtchen erfüllt, durch einige ſchlangen ſich ſilberne Flüſſe, in anderen flimmerte ein großer ruhiger See, wie ein Brillant.

Von der Höhe herabgekommen, fuhren wir zwiſchen den Bergen dahin. Bald rannte ein brauſender Wildbach neben der Straße, die von ſchroffen Felſenwänden eingeſchloſſen fortlief, ein ſchmaler Streif blauen Himmels ſchaute auf uns herab, und überhangende Tannen, bald wallte wieder ein klarer Fluß mit uns durch ein weites freundliches Thal, Schiffe zogen vorüber, bald rollte der Wagen einſam durch grünes Feld, bald durch die belebten Gaſſen ſchöner Städte und Dörfer. Auf die weiten Plätze ſchauten von allen Seiten die Gebirge herein, und von den Bergwieſen hallte der Sennerin Lied in das toſende Marktgewühl. Immer höher wurden die Berge, je länger wir fuhren, immer fremder, aber auch großartiger die Gegend, bis wir gegenüber den ſchneebedeckten Alpenſpitzen von kühler Eisluft angeweht, an den Thoren eines alterthümlichen Städtchens hielten.

Der meiſte Theil der Häuſer lag tief unten im Thale in ſchönen breiten Gaſſen, in deren reges Leben ich von der Höhe gut hinabſah, um zwei klare ſchöne Flüßchen gereiht, die ſich mitten in der Stadt vereinigten. Der tactmäßige Schlag der Eiſenhämmer tönte zu mir herauf, ſonſt war's unten recht ſtille. Ober mir ſchwang ſich ein großer Vogel in weiten Kreiſen und flog majeſtätiſch dem Gebirge zu. Während dem ging ein Jäger in hohen Bundſchuhen, grünen Strümpfen, im grauen, grün verbrämten Lodenrocke, den Gemsbart auf dem Hute, durch das Thor, gerade ſo, wie ich ſchon Manchen auf ſchönen Bildern geſehen hatte. Er trug ein blankes Gewehr und eine erlegte Gemſe, ſchaute mich mit friſchen Augen an, und bot mir einen guten Abend.

Da trat mein alter Begleiter an den Wagen mit dem Thorſchreiber, der ihm mit dem Finger wieder in die Stadt hinabwies, und ſagte: „Sehen Sie dort am oberen Ende des Platzes das graue Haus, von einer großen Weinrebe überwachſen, eben ſpiegelt ſich die untergehende Sonne recht hell in den Fenſtern. Sehen Sie, vor dem Thore ſtehen zwei Linden, und der Garten erſtreckt ſich weit hinter dem Hauſe bis an das Ufer des Fluſſes. — Dort wohnt der Herr Wolfgang Roſenmeier, zu dem Sie verlangen.“

Mein Begleiter dankte und ſtieg wieder zu mir in den Wagen, der über das holperige Pflaſter bergiger Gaſſen, zwiſchen alterthümlichen, aber freundlichen Häuſern gegen den Stadtplatz hinabfuhr, bis er endlich unter den Linden des obenbemerkten Hauſes hielt. Ein kleines, weißköpfiges, ſchwarz gekleidetes Männchen mit einem rothen freundlichen Geſichte trat uns aus dem Hauſe entgegen, eilte aber bald ſchneller auf mich zu, und umarmte und küßte mich, und die hellen Freudenthränen ſtanden ihm dabei in den kleinen funkelnden Augen.

Es war der Onkel Wolfgang, der Bruder meines Vaters. Kaum nahm er ſich Zeit einige Befehle an ſeine Hausleute zu ertheilen, wobei er aber meine Hand nicht aus der ſeinen ließ, dann rannte er mit mir in den Garten hinter dem Hauſe, ſetzte ſich mit mir in eine Laube, wo man eine ſchöne Ausſicht über den rauſchenden Fluß weit in's Hochgebirge genoß, und ließ ſeine freundlichen Augen lange ſchweigend auf meinen Zügen ruhen. Mir war faſt ſo zu Muthe, wie in jener Stunde, wo die Mutter nach meiner Geneſung mit mir am Roſenhügel ſaß, und ich trunken in des Frühlings Pracht ſtarrte, aus der mir der Mutter Worte und mein Heil erblühten. Tauſendmal ſchöner noch als in dem netten Garten hinter meines Vaters Hauſe, war es hier in meines Onkels Blumengehegen.

„O liebe Mutter, wärſt du bei mir," ſagte ich halblaut und ließ das Haupt recht wehmüthig auf die Bruſt ſinken. „So komm doch herab, liebe Mutter?" rief ich zu den erwachenden Sternen, „und ſieh, wie das holde Frühlingswalten Deinem Kinde gut iſt. Sieh, wie ich ſo glücklich ſitze in des Onkels lieblichem Garten, — ſo komm doch herab!"

Ein leiſes Schluchzen neben mir entriß mich meinen Schwärmereien. Es kam vom Onkel. Das Geſicht mit ſeinem Taſchentuche verhüllend, weinte er bitterlich, wie ein Kind.

„Was fehlt Dir, lieber Onkel?" fragte ich ihn. Er aber ſtand auf und führte mich in's Haus, dort brachte er mich in ein Zimmer, wo ich mein Bett bereitet fand, und unvermögend vor Weinen ein Wort zu ſprechen, küßte und verließ er mich.

Ich hörte ihn mit langſamen Schritten über den Gang gehen; endlich wurde es ſtille. Ich entſchlief. Als ich aufwachte, ſchien die Morgenſonne ſchon hell durch das Weinlaub, das zum Theil das

Fenſter meines Zimmers bedeckte. Ich ſtand auf, kleidete mich an, und betrachtete mit vielem Vergnügen die Einrichtung meines Zimmers, die zwar lange ſchon aus der Mode, doch mit Schnörkeln und zierlichem Schnitzwerk überladen war. Hübſche Schatullen, Vaſen, Figuren und Schalen von Porzellan ſtanden auf den Tiſchen und Commoden, die Wand mit Bildern bedeckt, kurz — das Zimmer ſah ſo geputzt aus, wie man es nur bei einem alten Hageſtolz, und das war mein Onkel, treffen konnte.

Jeder kennt den angenehmen Eindruck, den ein ſolches Gemach ſelbſt auf erwachſene Menſchen macht, um wie viel mehr mußte es mich als ein Kind anſprechen; jeder Zierrath, jedes Bild nahm meine Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch, bis ich endlich vor einem Oelgemälde über meinem Bette ganz und gar gefeſſelt wurde.

Obwohl es das Bildniß eines Mädchens von etwa 18 Jahren war, ſo erkannte ich doch augenblicklich die Züge meiner Mutter. Ich war unausſprechlich glücklich das theure Bild in meinem Zimmer zu beſitzen, und ſtand lange im Anſchauen vertieft, bis Jemand meine Hand ergriff und heftig drückte. Es war mein Onkel. Er küßte mich zum Morgengruß und führte mich zum Frühſtücke. Dann ging er mit mir im Garten eine halbe Stunde ſpazieren, er ſchweigend und nachdenkend, ich heiter und froh. In's Haus zurückgekehrt, mußte ich mit ihm auf ſein Zimmer, wo er mir eröffnete, daß er mich, bevor ich die Univerſität bezöge, in keine Schule ſchicken, ſondern meinen Unterricht ſelbſt übernehmen werde. Das machte mir viele Freude, denn ich hatte in kurzer Zeit den lieben, freundlichen Onkel unendlich lieb gewonnen. Nun ſetzten wir uns vor einen Tiſch, und allſogleich begann der Unterricht. Meine Schulgegenſtände, die franzöſiſche Sprache und das Clavierſpielen, worin ich ſchon eine ziemliche Fertigkeit hatte, wurden vorgenommen. So war ſchnell der Mittag herangekommen. Mein Onkel ſchien mit meinen Leiſtungen ſehr zufrieden. Wir ſpeiſ'ten allein. Ich hatte Urſache mit der Küche ſehr zufrieden zu ſein, und mein Tiſchnachbar ließ es an Aufmunterungen nicht fehlen. Ich aß mit der gewohnten Virtuoſität eines geſunden dreizehnjährigen Knaben. Den ganzen Nachmittag war mir des Onkels Bücherſchrank, das Clavier und der Garten zur freien Benutzung überlaſſen, denn der Onkel hatte die Anſicht, daß nur die Morgen- und Vormittagsſtunden zur Geiſtesarbeit beſtimmt ſein können. Gegen Abend machte ich mit ihm einen kleinen Spaziergang in die reizenden Umgebungen der Stadt, und bald nach dem Abendeſſen legten wir uns zu Bette.

Die heitere, reine Luft, die wunderbar ſchöne Gegend und des Oheims liebevolle Pflege machten mich immer heiterer und froher. So verging mir ein Jahr voll Freude und Segen. Als es wieder Frühling geworden war, merkte ich bald, daß der Geiſtesfrühling, den mir meine Mutter prophezeit hatte, über mich hereinzubrechen beginne.

Viel hatte ich an Kenntniſſen gewonnen, aber auch Herzen, das meines Onkels voll väterlicher Liebe, und noch ein zweites. —

Unſerem Hauſe gegenüber wohnte die verwitwete Forſträthin von Elben mit ihrer einzigen Tochter Conſtantia. Mein Onkel beſuchte oft die angenehme Frau, um eine Parthie Piquet, oder wenn mehr Geſellſchaft zugegen war, Whiſt oder Boſton zu ſpielen.

Da ſaß ich bei Conſtantia, in ſchönen Bilderbüchern blätternd, mich an den ſchönen Gegenden oder den Anſichten ferner prächtiger Städte erfreuend. Die Namen der meiſten waren mir bekannt, und ich wußte dem horchenden Mädchen vieles von ihren Merkwürdigkeiten, Reichthümern und Bewohnern und deren Sitten zu erzählen. Wenn ich ſo recht im Fluſſe der Rede, ſtrich ſie ſich die braunen Locken aus der lichten Stirne, ſchaute mich mit klugen Augen an und fragte mich unterbrechend, ob ich denn ein Begehren trage in all' dem fernen Glanz und Schimmer zu leben. Nur wenn ſie wieder die Augen auf das Bild niederſchlug, ſo war's mir, als träten die hohen Thürme und Paläſte in immer weitere Ferne zurück, dann war's mir, als ſtünde ich auf einer hohen Alpenſpitze, umrauſcht von Tannen und reiner Bergluft, ohne Sehnſucht ſah ich die Städte, wie dunkle, bedeutungsloſe Puncte an der Gränze des Horizonts zu meinen Füßen, aber im nahen freundlichen Gebirgsthale das rebenumwachſene Haus meines Onkels, und der Roſenſtock vor Conſtantia's Fenſter.

„Am liebſten bleibe ich bei Dir," ſagte ich dann, des Mädchens weiße Hand ergreifend, „am allerliebſten!"

„Es würde mir auch wehe thun, wenn Du gingſt," verſetzte ſie; ich habe Dich ſo lieb. Schau, Auguſt, ich ſtelle mir immer vor, in einer großen Stadt gäbe es ſo viele Menſchen, wie Bäume in unſerem Walde. Wollen wir uns eine Freude machen, ſo gehen wir hinaus in ihr grünes Gedränge. Sie haben nichts zu thun als zu grünen und zu bluhen, ſie gönnen uns willig Ruhe in ihrem Schatten, und ſtehen ſchweigend bei unſerer Luſt. Die Menſchen ſelber aber würden uns in ihrem tollen Schwarme fortreißen, da wäre an keine Ruhe, und an kein Blühen mehr zu denken. Mein Auguſt, Du bleibſt bei mir."

Ich und das Mädchen waren unzertrennlich. Sie begleitete den Onkel und mich auf unſeren Abendgängen, verlebte mit mir die Stunden meiner Muße, und war am froheſten in meiner Nähe.

Wir wurden beide älter, und höher wurden unſere Genüſſe. Ich zählte achtzehn und Conſtantia ſechzehn Jahre. Wir ſprangen nicht mehr wie flüchtige Rehe über Hecken und Zäune, ſtiller gingen wir durch die blühenden Gefilde, durch die rauſchenden Wälder, aber ihr Arm ruhte in dem meinigen, und ihre Worte klangen wie meine Gedanken. Begleitete ſie mich, ſo ging hinter uns die Mama mit dem Onkel, Conſtantia kam auch nicht mehr zu uns allein herüber, und nannte mich Sie ſtatt Du, aber die alte Herzlichkeit und Offenheit war zwiſchen uns geblieben.

Jetzt war die Zeit herangekommen, wo ich die Univerſität beſuchen ſollte, um meine Studien zu vollenden. Der Tag meiner Abreiſe rückte heran, Conſtantia wurde immer unruhiger und trüber. Endlich war der Vorabend des Scheidens da. Am Morgen hatte ich der Forſträthin meine Abſchiedsviſite gemacht. Die liebe Frau hatte mir viele gute Lehren mitgegeben. Conſtantia war ſtill geblieben, nur an der Thüre hatte ſie mir zugeflüſtert: „Wir ſehen uns heute noch einmal.“

Die Sterne blickten in's Zimmer herein, ich ſaß mit dem Onkel am koſtbar beſetzten Abendtiſche, hatte meine Verhaltungsregeln für die neue Laufbahn alle erhalten, und der Alte ſprach vergnügt von der Zukunft.

Endlich ging er in ſein Cabinet, und brachte mir einen dicken Brief: „Dies Schreiben, lieber Auguſt, verſäume ja nicht meinem alten Freunde dem Kaufmann Held zu übergeben, es wird Dir eine freundliche Aufnahme in ſeinem Hauſe bereiten, das zwar ſtill, — aber ſehr anziehend iſt. Man wird Dich gerne kommen ſehen, und ich glaube, das wird Dir nicht unangenehm ſein. Bedenke aber immer, daß Du nicht der Viſiten wegen in G. biſt, ſondern um zu ſtudieren, — aber das brauche ich Dir alles nicht erſt zu ſagen, guter Junge, Du wirſt ſchon alles von ſelbſt recht und nach meinem Wunſche machen. Verſtehſt Du mich, Auguſt?“

„Mein lieber Onkel,“ antwortete ich, „lange ſind mir die guten Abſichten, die Sie mit jedem Ihrer Worte verbinden, klar geworden, und ich hoffe daher, das Haus Ihres Freundes wird mir in meinen freien Stunden Erholung für Geiſt und Herz bieten.“

„Recht, für Geiſt und Herz.“

Ich begriff den Alten nicht. Die Sterne ſchauten immer klarer durch's Fenſter und der Mond zog höher herauf. Der Onkel ſcherzte zutraulich, und goß ein großes Glas Wein nach dem anderen hinunter. Aus dem Garten herauf dufteten die Blumen und winkten mir — leiſe drehte ſich das Gitterthor in den Angeln.

„Onkel, ich bin müde und ſchlaftrunken,“ ſagte ich.

„Schlaftrunken mit den hellen funkelnden Augen?“ entgegnete er.

„Ich habe heute zu viel Wein getrunken!“

„Biſt noch ein Fuchs,“ lachte der Alte; „nun ſo gehe, ſchlafe gut und träume ſo viel Du willſt; es wird Dir doch noch manches in der Welt vorkommen, von dem Du Dir nichts träumen läßt. Schlafe wohl — gute Nacht.“ —

Ich küßte ſeine Hand und eilte ſchnell in den Garten. Am Eingange der Laube trat mir Conſtantia entgegen; ſie war bleich, in ihren Augen ſchwammen Thränen.

„Weinſt du, Liebe?“ ſagte ich verweiſend; „was ſoll das Weinen, was willſt Du mir durch Deinen unzeitigen Schmerz Dornen auf meine roſigen Pfade pflanzen. Ich gehe und laſſe mein Herz bei Dir zurück. Als ein unmündiges Kind, hat es die Liebe Dir angetraut, bald komme ich wieder.“

„Auguſt, ich habe eine trübe Ahnung, Du wirſt mich vergeſſen!“

„Kind! ſchweige.“

„Ich bin wohl nur ein Kind. Wie mußteſt Du oft über meine Reden lächeln, weil ich ſo arm an Kenntniſſen bin; die Mädchen in großen Städten können leicht klüger ſein, als wir Arme auf dem Lande.“

„Conſtantia, Du kränkſt mich. Mir iſt die Möglichkeit, Dich zu vergeſſen, nie eingefallen, Dir fiel ſie aber ein.“

„Vielleicht fällt es Dir auch ein, mich zu vergeſſen.“

So gaben wir uns faſt unwillkürlich harte Reden, und waren doch zuſammengekommen, uns das Süßeſte zu ſagen. Das blieb aber zuletzt doch nicht aus, und wir ſchieden mit den innigſten Küſſen. Conſtantia riß ſich plötzlich los, und eilte ohne wieder umzuſehen durch den mondbeſchienenen Lindengang.

Als ſie verſchwunden war, überkam mich eine nie gefühlte Traurigkeit. Mir war's, als mehrte jeder Tropfen, den der Springbrunnen neben mir in ſein Becken zurückwarf, die wogende Bangigkeit meiner Seele. Sinnend ſuchte ich mein Lager, Traum um Traum jagten ſich durch die Stunden meines Schlafes, Schönes und Wildes, Frohes und Trübes drängte ſich ordnungslos vor meine Seele, bis der Morgen mit bethauten Blütenzweigen und ſeinen lichten Sonnenſtrahlen das dunkle Traumgeſindel und den Schlaf von meinem Lager trieb.

Ich trat an's Fenſter und ſchaute hinab in den unermeßlichen Thau und Sonnenglanz, in das rauſchende Meer von Roſen, Aurikeln und Nelken, Tulpen und Hyacinthen, das ſeine duftenden Wellen an den grünen Rebengeländern des Hauſes brach. Kein weißes Segel, kein heimkehrender Zugvogel eilte über ſeine Fläche, den weißen Faltern, den Nachtigallen und Finken war ja eben dies blaue Meer die winterlang erſehnte Heimat, und nur ſelten ſetzten ſie ſich auf die blühenden Zweige der Kirſchen- oder Pfirſichbäume, und ruhten auf ihnen, wie die Albatroſe auf den weißen Klippen der Südſee.

Der liebe Garten lächelte mich ſo freundlich an, und machte mir den Abſchied leichter, als die Geliebte. Dunkle Bilder traten vor meine Augen, doch heller Poſthornklang von der Straße herauf verſcheuchte ſie bald, der Onkel trat in's Zimmer, wortreich geleitete er mich zum Wagen, er küßte mich, ich ſtieg ein, die Peitſche knallte, und ich rollte über den Platz.

Auf Conſtantia's Fenſter fiel mein Blick, umſonſt, die weißen Vorhänge waren herabgelaſſen. Ich ſuchte mich zu faſſen, und dankte mit der freundlichſten Miene, die mir eben zu Gebote ſtand, den Grüßenden rechts und links, der Wagen fuhr über die Brücke, den Berg hinauf durch die alterthümliche Vorſtadt, und endlich durch's Thor. Da ſchaute ich noch einmal zurück auf die liebe Stadt. Es war alles noch ſo, wie am Abende meiner Ankunft; die klaren Flüſſe, die friedlichen Häuſer, die pochenden Eiſenhämmer im Thale, ſelbſt ein Adler ſchwang ſich wieder über mir den Gebirgen zu, und ein Gemſenjäger ging an mir vorbei, und bot mir einen guten Morgen. Aber ſo ſeelenfroh wie damals war ich nicht. Im tiefſten Unmuthe hüllte ich mich in meinen Mantel, in heilloſer Unruhe fuhr ich auf der mit Obſtbäumen beſetzten Straße. Rechts von der Straße flüſterten die Trauerweiden des Kirchhofs vom Wiederſehen und Ruhe, die junge Saat auf den Feldern verſprach mir reiche Ernte, und das Lied der Lerche in hoher Luft deutete das alles auf [illegible]

Ich glaubte nicht daran. Da flog ein Vergißmeinnichtſtrauß in den Wagen herein auf meinen Schooß. Als ich umſah, ſprang ein Mädchen im weißen Kleide über das bethaute Gras dem nahen Gehölze zu. Unter den erſten Bäumen wandte ſie ſich um, warf mir einen Kuß herüber, und verſchwand. Es war Conſtantia. Jetzt wurde es wieder Licht in meiner Seele, ich küßte und verwahrte die Blumen, und ließ mir von Saatfeldern und Lerchen auf meiner langen Reiſe noch vieles erzählen von Liebe. Mit hellem Kopf, geſundem Herzen und vollem Geldbeutel, wie es ſich für einen rechten Studenten ziemt, kam ich in L..... an.

—

Das Leben auf einer Univerſität iſt ein eigenes. Man iſt Wiſſenſchaft ganz und gar, und was ein rechter Student iſt, hat mehr Eifer als ſeine Profeſſoren.

Wenn man die jungen Männer in der Halle beiſammenſtehen ſieht, und ſie breit und gelehrt in den Sprachen aller vier Facultäten converſiren hört, oder wenn ſie vor der Stadt im blühenden Lindenſchatten am Stromesufer ſitzen, oder in einem Garten an der Landſtraße bei Bier und Wein, wie ſie ſingen und Witze reißen, und jedem Mädel unter den Hut gucken, ſo glaubt man, die Leute haben ſich da angeſiedelt, um Zeitlebens ein Schlaraffenleben zu führen, ewig jung, voll Wiſſenſchaft, Wein und Muthwillen, und ſie zittern vor der Möglichkeit, aus dem frohen Kreiſe ſcheiden zu müſſen.

Aber einem genauen Beobachter entgehen nicht leicht die ſehnſüchtigen Blicke, die manches blaue und ſchwarze Augenpaar an die fernen Berge hinüberſchickt, oder den eilenden Schiffen und Poſtkutſchen auf dem Strome und der beſtaubten Landſtraße nachſendet. Faſt jeder hat was Liebes daheim, nach dem er vor allem begehrt, ſei es Vater oder Mutter, eine Schweſter oder ein hübſches Schloß, Jagdbarkeit, Fiſchfang, Weinberge, ein ſchönes Thal, in dem er die Träume ſeiner Kindheit zurückgelaſſen, nach dem ſein klug gewordener Sinn wieder verlangt, oder ein Liebchen. Daher kommen auch die trüben, klagenden Lieder, die man bei dem Valetſchmaus hört, wenn ein Student abgeht, mehr von dem Schmerze zeugend, den das Zurückbleiben der Bleibenden verurſacht, als von jenem, den das Weggehen der Scheidenden erregt.

Mir ging's wie allen, ich ſtudirte und jubelte, und wünſchte mich nach Hauſe in meine liebe Stadt, zu meinem lieben Onkel und der lieben Conſtantia.

Der Onkel ſchrieb fleißig, ich antwortete eben ſo, und fragte, wie es Conſtantia ginge; der Onkel antwortete und fragte wieder, ob ich ſchon bei Kaufmann Held geweſen, und von ihr nur ſehr wenig: ſie ſei geſund und froh. Ich wünſchte ihr Beides von ganzem Herzen, wie ich es allen guten Menſchen wünſche, aber etwas trauriger wäre ſie mir in jener Zeit lieber geweſen.

Zu Kaufmann Held mußte ich aber gehen. Warum hatte ich es nicht ſchon lange gethan. War denn ein ſchöneres, freundlicheres Haus auf dem ganzen Stadtplatze, als das Held'ſche mit ſeinen großen Spiegelfenſtern und den vielen blühenden Blumenſtöcken dahinter. Man hätte wohl in dieſem Hauſe keinen Kaufmann vermuthet, und die große Tafel ober dem Thore „Held's Comptoir" verrieth ihn, denn in allen Fenſtern blühten Roſen, Nelken, Tulpen und Hyacinthen, große, mit exotiſchen Blüten bedeckte Trillagen zierten die Vorderwand und den Thorweg des Hauſes, durch den man auf den Blumen- und Roſenteppich eines von italieniſchen Pappeln und Platanen beſchatteten Gartens hineinſah. Mitten im Hofe rauſchte ein Springbrunnen, aus einem künſtlichen, mit grünem Epheu überragten Felsſtücke in die Luft, aus den duftenden Blumenreihen ringsum tönten ſchmelzende Vogelſtimmen, daß man zu glauben verſucht war, dem alten Held ſei ſein Wohlſtand aus den Blumentöpfen erblüht, und wachſe noch immer in heiteren Mai- und Sommertagen. Und doch war ich oft achtlos vor dem Hauſe vorübergegangen, des Onkels Empfehlungsbrief, den goldenen Schlüſſel zu dieſen Blumenbeeten, in der Taſche. Freilich ich träumte von wohlbekannten Fichten und Tannen auf ſonnigen Alpenhöhen und holderen Blicken, als mir die Blumen aus der dunkelgrünen Laube zuwarfen, aber der Menſch ſoll am Tage nicht träumen, er ſoll ſeinen Empfehlungsbrief zur rechten Zeit abgeben, und ſo machte auch ich mich auf, und trug den meinen zum alten Held auf's Comptoir.

Mit offenen Armen wurde ich, der lange ſchon Erwartete, wie der Alte ſagte, empfangen, in das obere Stockwerk geführt, und der Mutter vorgeſtellt, auch der Tochter, einem hübſchen achtzehnjährigen Mädchen. Wir ſprachen ſo viel, und ſo wenig, als immer bei einem erſten Beſuche geſprochen wird, die Mutter lud mich zum Speiſen, der Vater verſicherte, daß er ſich zu jeder Zeit ein Vergnügen mache mich zu empfangen, und Carolina, die achtzehnjährige, ſagte als ich fortging, ich ſollte recht bald wiederkommen. Ich ging nach Hauſe und ſchrieb meinen Onkel von all den Blumen, und Lieben und Schönen, das ich in ſeines Freundes Hauſe getroffen, er aber ſchrieb mir zurück, ich würde bald recht heimiſch in den hohen freundlichen Zimmern ſein, die er wohl kenne, und er wünſche das von Herzen. Zuletzt berichtete er, daß Conſtantia in ein Penſionat, das in einem Schloſſe nahe an der Reſidenz beſtände, abgereiſt ſei, um ſich auszubilden, vielleicht bleibe ſie aber auch bei einem Verwandten in der Reſidenz ſelber, er wiſſe es nicht ſo genau.

Ich ging ein paar Tage nicht zu Held, am dritten Tage ſchlug ich die Blätter meines Stammbuches auseinander, wo Conſtantia's Vergißmeinnicht lag. Das liebe, kleine Blümchen ſchaute mich ſo treuherzig an, daß mir Zweifel und Kummer verflogen. Ich ging wieder zu Held und war heiter und unbefangen! Carolina hatte einen ſilberreinen Mezzo-Sopran. Ich liebe dieſe Stimme vor allen, ſie iſt ein liebliches Helldunkel voll milder Lichtpuncte, wie ein Beet von Tag- und Nachtveilchen, oder ein dunkelgrüner Orangenbaum voll goldener Früchte. Carolina gab mit ihrer mildgefärbten Stimme die Schubert'ſchen Lieder in ihrer vollen Poeſie wieder. Täglich ſang Carolina Abends, und ich ſaß am Clavier und accompagnirte; die melancholiſche Klage des gefangenen Jägers hörte ich gerne. „Die Hirſchjagd wäre ſo recht mein Weſen“ u. ſ. w. und hätte Oſſian ſeine Klagen aus ſo ſchönem Munde gehört, er hätte leiſe willig und ſchweigend dazu ſeine Harfe geſchlagen. Oſſian's Lieder ſang Carolina immer ſpät in der Nacht, zwiſchen 11 und 12 Uhr, wenn Conſtantia ſicher ſchon in ihrem Penſionate ſchlief, und ich trat an's Piano und ſpielte leiſe, daß ſie nicht bei den trüben Klängen erwache.

Aber in dem Liede, wo es heißt:

„Ja, ja, die Poſt kommt aus der Stadt,
Wo ich ein liebes Liebchen hatt'!
Mein Herz!"

gefiel mir das hatt', die halbvergangene Zeit, als wäre es ſeit Kurzem immer ſo, ganz und gar nicht. Ich veränderte den Text:

„Ja, ja, die Poſt kommt aus der Stadt,
Wo ich mein liebes Liebchen hab',
Mein Herz!"

Carolina lächelte und ſagte: „Das reimt ſich ja nicht; aber weil Sie es wollen, ſo will ich es ſo ſingen."

Ich ſchrieb dem Onkel fleißig in den ſchönen Abendſtunden, freundliche Briefe ſchrieb er mir wieder, aber nichts von Conſtantia. Oefter ſchon hatte ich mich um ſie erkundigt, aber keine Antwort erhalten, befremdet ſchwieg ich, und fragte nicht weiter. Zudem bluhte mir die Hoffnung, ſie bald wieder zu ſehen, denn der Semeſter war zu Ende, ich hatte einen guten Theil davon mit Carolina verſungen. Ich war aber des Liedes bedürftig, ich und mein banges Herz, wie Heine ſingt:

Wenn die Kinder ſind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüth,
Und um ihre Angſt zu bannen
Singen ſie ein lautes Lied.

In jenen Tagen überraſchte mich der alte Held ſeltſam: „er ſei durch einen Brief meines lieben Onkels in den Stand geſetzt, mich mit einer, wie er hoffte, willkommenen Botſchaft zu erfreuen." Und ſchmunzelnd kündigte er mir eine große Reiſe an, die mir mein Onkel zu meiner Bildung und Erholung geſtatte. Mit Mühe hielt ich mich auf dem Stuhle, und hörte nicht die Hälfte, was der Alte von Wechſeln, Empfehlungsbriefen ꝛc. ſchwatzte, zum Glücke ſtand auch das Nähere in einem dicken Briefe des Onkels, den mir Held einhändigte, und mit dem ich mich ſo ſchnell als möglich entfernte. „Die Freude machte den jungen Mann ganz perplex,“ hörte ich die gute Hausfrau hinter mir ſagen. Sie hatte aber in ihrem unerſchütterlichen Phlegma ganz gewiß mehr Freude über die ganze Reiſe als ich, denn mir brach faſt das Herz.

In des Onkels Briefe ſtand meine Route durch Deutſchland, die Schweiz und Frankreich, Verhaltungsregeln und Notizen die Menge, und mit Beginnen des Sommercurſes ſollte ich wieder zurück ſein, und meine Studien auf der Univerſität fortſetzen.

Das war ein harter Schlag, ein volles Jahr hatte ich Conſtantia nicht geſehen, und jetzt ſo nahe dem Ziele, wies mich des Onkels Brief wieder auf ein neues Jahr in die weite fremde Welt hinaus.

Aber des Onkels Antrag war ſo liebevoll, er wollte mir Freude machen, ich mußte daher mein Leid vor den Augen der Welt verbergen. Ich machte meine Abſchiedsviſite, und log den Leuten von meiner Reiſeluſt und von tauſend anderen Dingen vor.

Innig und herzlich war der Abſchied bei Held, man freute ſich ſchon auf das frohe Wiederſehen, und empfahl mich Gottes Segen. Und Carolina ſagte: „Kommen Sie nur recht froh wieder, lieber Freund, ich will den ganzen Winter lang die Blumen, die Sie ſo lieben, treu pflegen und warten, daß ſie im klaren duftenden Feſtſchmucke Sie bei Ihrer Rückkehr empfangen. Dann wollen wir am Fenſter hinter den glühenden Cactusblüten ſitzen, wenn ſpät die Abendglocken verklingen, die lichten Sterne über die gothiſche Domkirche heraufkommen, und die Studenten ſingend über den Platz ziehen. Dann ſollen Sie mir erzählen, was Sie in fernen Ländern alles geſehen und erfahren, und ob und wann Sie Ihrer Freundin gedachten. Sie haben mir noch nicht einmal erzählt von jener Stadt, wo Sie Ihr lieber Onkel erzogen, und es ſoll doch eine ſo liebliche Stadt ſein. Dann geht das Erzählen unter Einem, und ich muß alles wiſſen. Ja, mein Freund, ſchütteln Sie nur den Kopf, alles ſage ich.“

Ich küßte das Mädchen auf die kluge Stirne und ſchied

Es war ein heiterer Auguſtmorgen, als ich in meinem leichten Reiſewagen mit ſchwerem Herzen durch das hallende Thor der alten Univerſitätsſtadt fuhr. Tief bückte ſich der Thorſchreiber, draußen rauſchte der Morgenwind in den goldenen Ähren, froh jubelten die Lerchen, und luſtig ſchmetterte das Poſthorn.

Im December ſtand ich im Parterre der großen Oper zu Paris. Man gab „Robert der Teufel.“ Iſabella ſang ihre große, mittelalterliche gothiſche Arie, die Pariſerinnen ſchlugen ihre großen ſchwarzen Augen auf, als ſtünden ſie vor ihrer Notre-Dame, wenn der Abendſchein ſie übergießt, die tauſend Lichter im Saale leuchteten auch ſo ſonderbar auf die Schnörkeln, Arabesken und Thürmchen, die Iſabella aus den klingenden Tönen baute. Mir war als ſtünde die ganze Arie ſchon ſo lange wie die Notre-Dame, nur ſei im letzten Frühling viel Immergrün, Gras und Blumenwerk aus der Ritze hervorgewachſen und verhülle fantaſtiſch uralte deutſche Formen, die ſie doch immer wieder verriethen. Mir ſelbſt wuchs eine alte Sehnſucht nach Conſtantia recht hell und grün aus dem, von der wechſelnden Neuheit der Reiſe übertäubten Herzen, und gedankenſchwer ſtarrte ich in die Logenreihe hinauf. Dort ſaß eine Dame, den Rücken gegen mich, das Antlitz gegen die Bühne gewendet, ſie trug lange hängende braune Locken, einen blauen Shawl, und ihre ſchöne lilienweiße Hand ruhte auf dem blauſeidenen Überzuge der Logenbrüſtung.

Die lilienweiße Hand hatte mir ſo etwas Bekanntes, es war mir als läge ſie nur da, daß ich ſie küßte, mir war's als hätte ich ſie auch ſchon viele hundertmal geküßt, und die lieben weichen Lilienfinger trommelten vor Ungeduld auf dem blauen Seidenpolſter. Wenn ich lange hinſchaute, glaubte ich, ſie hielte ein Vergißmeinnicht, auf dem der Morgenthau glänzte, zwiſchen den Fingern, zuletzt war es aber nur ein blauer Saphir, der im Strahle der Wandleuchter flimmerte. Endlich wurde mir der leuchtende Stein recht widerlich, es ſchien mir, als verböte er mir mit wilden Blicken ein- für allemal die liebe Hand wieder zu küſſen, die ich in ſchönen Stunden doch ſo oft an meine Lippen gedrückt.

In der Loge ſaß noch eine alte Dame, und ein ſchöner junger Mann mit einem funkelnden Stern auf der Bruſt. Die Dame in dem blauen Shawl ſprach viel mit ihm, ich glaubte jedes Wort zu vernehmen, und mit vieler Grazie antwortete der Herr, und lächelte ſüßlich, und dazu flimmerte der Stern auf ſeiner Bruſt, und der Saphir auf dem weißen Finger, und das Vergißmeinnicht fiel langſam herab in das ſchwatzende Parterre.

Als es aber an mir vorüberſchwebte, da erkannte ich es ſchnell, und auch die Hand die es fallen laſſen.

Halblaut rief ich: Conſtantia! und die Franzoſen ringsumher moquirten ſich über das deutſche Wort und ziſchten. Ich ſchwieg und ſchaute wieder hinauf in die Loge, dort erhoben ſich aber die Damen und ihr Begleiter um wegzugehen. Mit aller Kraft arbeitete ich mich durch die Menſchenmenge, aber nur langſam erreichte ich den Ausgang, ſchnell lief ich durch das Foyer und an's Portal — eben hüllte ſich die Dame feſter in ihren blauen Shawl und ſtieg in den Wagen, der blaue Saphir blitzte mich höhniſch im Scheine der Gaslampen an, der Bediente warf den Schlag zu, und bald verſchwand der Wagen meinen Augen.

Ich ſtand wie im Traume, dann raffte ich mich auf und lief durch die Straßen, ſtarrte an jedes beleuchtete Fenſter hinauf, ob nicht der blitzende Stein herabthaue.

Ich rannte über die Boulevards, und fragte wildfremde Leute, ob ſie Conſtantia nicht geſehen.

Ermüdet kam ich in meinem Quartiere an, und warf mich ſchlaflos und träumend auf mein Lager.

Was macht das Mädchen in Paris ſo in Pracht und Glanz, und wer hat ihr den widerlichen blau blitzenden Stein an die Hand geſteckt, an die linke Hand, die mir ein blaues Vergißmeinnicht zugeworfen hat! — Tolles Gaukelſpiel? — Am anderen Morgen war ich ruhiger. Ich bedachte, daß ich ja nicht einmal ihr Geſicht geſehen hätte, nur die Hand, und vielleicht gleicht eine Hand der anderen. Ich blieb noch lange in Paris, aber weder die Dame mit der ſchönen Hand und dem blitzenden Edelſtein, noch den ſchönen Herrn mit dem funkelnden Sterne ſah ich wieder. Mein Verſtand ſagte: es war ein Traum, aber mein Herz wollte es nicht glauben.

Der Carneval war vorüber, ich reiſ'te nach Lyon, durch die Schweiz, und langte im blühendſten Frühlinge in der Univerſitätsſtadt wieder an. Die Linden vor dem alterthümlichen Stadtthore blühten, und der Thorſchreiber bückte ſich tief, als ich in meinem leichten Reiſewagen und mit ſchwerem Herzen an ihm vorbeifuhr. In meiner Wohnung ſchrieb ich meinem Onkel, und meldete ihm meine glückliche Ankunft, fragte wie es allen meinen Bekannten während der Zeit ergangen, und was Conſtantia, meine Jugendfreundin, treibe. Der Onkel ſchrieb mir viel Liebes zurück, daß es all meinen Bekannten gut gehe, und empfahl mir neuerdings dringend das Held'ſche Haus. „Man habe mich dorten ſehr ſchwer vermißt, und liebe mich herzlich."

Der Sommerkurs begann, ich frequentirte meine Collegien, und beſuchte eben ſo fleißig das Held'ſche Haus. Die Cactuſſe, die Roſen und Nelken blühten wieder am Fenſter und rings um das Haus auf den grünen Trillagen. Carolina ſang wieder die Winterreiſe von Schubert, und ich ſpielte Clavier. Wenn es dann ſpäter wurde in der Nacht, die Blumen am Fenſter ſeltſam wiſperten und dufteten, die hellen Sterne über der gothiſchen Domkirche ſtanden, und die Studenten ſingend über den Platz zogen, erzählte ich gerne von meinen Reiſen, und ſie horchte und ſah zu mir herauf mit den großen blauen Augen und verlor kein Wort.

Ich erzählte in bunter Ordnung von der Pinakothek in München, und von Rolandseck und Königswinter am Rhein, vom Schloſſe Johannisberg, Havre de Grâce, und der großen Oper in Paris, von der hohen Jungfrau im Lautersbrunnenthal, vom Brockenhauſe und wieder von der großen Oper — die große Oper kam mir immer wieder in den Sinn. Caroline meinte, mich habe die Reiſe nicht ſehr erheitert.

Einmal ſaß ich an einem ſchönen Juliabende mit ihr in dem hübſchen Garten hinter dem Hauſe, ein paar Tannenbäume wiegten träumeriſch ihre dunkelgrünen Wipfel über unſeren Häuptern.

Im Abendwinde rauſchten ihre Nadeln, und wiſperten und erzählten mir alte liebe Geſchichten, wie ſie noch kleine Bäumchen waren und am Rande der hohen Bergwieſen ſtanden, von denen ich oft, ſelbſt noch ein Knabe, mit einem kleinen hübſchen Mädchen hinunterſchaute auf den Stadtplatz und auf das rebenumwachſene Haus meines Onkels.

„O da waren wir oft recht lieb beiſammen,“ ſagte ich leiſe, „jetzt hat man aber euch und mich in die ferne Stadt verpflanzt, wir ſind groß geworden, und ſenken die Häupter und träumen, und das kleine Mädchen iſt eine ſchöne Dame geworden; ſie trägt einen blauen Saphir am Finger, beſternte Hofherren machen ihr die Cur — Tannenbäume — man hat uns vergeſſen.“ Und wieder neigten ſich die Wipfel und rauſchten mir mächtige Gedanken in meine kranke Seele.

Carolina griff mild in die Saiten ihrer Guitarre und ſang —

„Der Eichenwald brauſ't, die Wolken ziehen!“ —

„Um Himmelswillen, Freundin!“ rief ich, und barg mein wüſtes Haupt an ihrer wogenden Bruſt; da ruhte ich lange, Carolinens Stimme verhallte über den bunten Blumenbeeten, und ihre weiße Hand glitt leiſe über die klingenden Saiten.

„Sie haben mir noch nie von der Stadt erzählt,“ begann ſie mit gebrochener Stimme, „wo Sie Ihr Onkel erzogen, und von dem hübſchen kleinen Mädchen, das eine ſchöne große Dame geworden iſt, und die Ihnen jetzt Ihre Tage vergällt. — Sie hätten nicht ſo lange darüber ſchweigen ſollen, früher —“ Thränen rollten über ihre Wangen — „wir ſaßen oft beiſammen, ſchon zum Anfange des vorigen Jahres, einſam am blumenvollen Fenſter meines Zimmers, ich ſchaute Ihnen oft recht fromm vertrauend in die dunklen Augen — da wäre die rechte Zeit geweſen — damals hätten Sie mir es ſagen ſollen — aber ſie ſchwiegen immer — — Sie haben mir wehe gethan ..“ — und leiſe küſſend berührten ihre Lippen meine Stirne — „die Liebe gebe Ihnen dafür Ihr ganzes Glück?“

Ich erzählte ihr ſtatt aller Antwort mein ganzes Leben ſeit der Mutter Tod bis zur Begebenheit in der großen Oper zu Paris. Sie meinte, ich könnte mich getäuſcht haben. Es war ſchon ſpät und wir ſchieden.

Von dieſem Tage an kam immer ein junger reicher Handelsmann aus der Stadt in Held's Haus. Carolina kümmerte ſich wenig mehr um mich, mir war es leid, daß ich ihr die tiefſten Geheimniſſe meines Lebens vertraut hatte. Wir wurden immer kälter gegen einander. — Der Semeſter ging zu Ende — mein Onkel ſchrieb mir, ich ſollte eine Reiſe nach Italien antreten, dann halte er meine Bildung für vollendet, und harre meiner Rückkehr in ſeine Arme.

Herr Held übergab meine Wechſel und Empfehlungsbriefe, ich ſchied höflich aus dem blumenduftenden Hauſe. Caroline war eben krank, ich bekam ſie nicht zu ſehen. Ich packte meinen Koffer und reiſete nach Italien, zog durch viele ſchöne Thäler und Städte, und blieb traurig und lebensüberdrüſſig.

Eines Abends ſaß ich in Mailand in der Scala. Der dritte Act der Puritani ging zu Ende. Die ganze Muſik drehte ſich um ein und daſſelbe wehmüthige Thema — ich hörte wenig und dachte an Conſtantia.

Jetzt erſchallte der Schlußchor: Vinti Stuarti sono! ich ſchaute auf — da flimmerte mir aus einer Loge der blaue Saphir entgegen, und der fatale Stern — Conſtantia's Antlitz ſchaute noch einmal in's Parterre, darauf verließ ſie die Loge. — Ich ſtand vor Entſetzen gelähmt, ſie war es geweſen. Als ich zu mir kam, war das Haus leer, die Lampen im Orcheſter wurden gelöſcht, ich taumelte durch die lauten Gaſſen nach Hauſe. Auf meinem Tiſche fand ich einen Brief von meinem Onkel. Er ſchrieb mir, daß er ſchwer erkrankt ſei, und mich noch einmal zu ſehen wünſche.

Ich packte wieder Koffer und Kiſten, jammerte und fluchte, und reiſ'te in meine Heimat.

Im Frühlinge hielt mein Reiſewagen vor des Onkels Hauſe. Ich trat in ſein verdunkeltes Zimmer; bleich lag der kranke Greis auf ſeinem Schmerzenlager, und ſtreckte mir ſeine Arme zum herzlichen Willkommen entgegen. Wir waren allein. Ich ſetzte mich zu ſeinem Haupte, krampfhaft hielt er ſeine Hand in der meinen.

„Weil ich Dich nur wieder ſehe,“ ſagte er mit der größten Anſtrengung ſeiner Stimme, „Sohn des liebſten Weſens, das ich auf Erden hatte. Du ſiehſt mich fragend an, lieber Auguſt — höre mir zu — ich habe heute einen ſchlechten Tag, und vieles will ich Dir erzählen. Ich möchte es mit all der ſchönen und wilden Wahrheit wiedergeben, mit der es mir begegnet — aber es iſt ſchon zu lange her, jene Frühlingstage ſind verblüht; Stürme haben ihren Duft verweht. Ich und Dein Vater, wie Du weißt, ſind von armen Eltern geboren; Dein Vater widmete ſich dem Handelsſtande, bildete ſich ſchnell, war geſchickt und brauchbar, und dirigirte ſchon das Geſchäft des Vaters Deiner lieben Mutter, als ich noch ein würdiger Student und Literat durch mageres Honorar und einige Clavierlectionen mir das Leben eben nicht auf's glänzendſte friſtete. Auch Deiner Mutter, ſie war damals ein ſchönes ſechzehnjähriges Mädchen, gab ich Muſikunterricht. Wir gewannen uns lieber und lieber. — Wir liebten uns, und wagten es, wie es unter ſolchen Verhältniſſen immer geht, nicht zu geſtehen. Als ich eines Morgens zur Lection kam, trat ſie mir mit verweinten Augen entgegen, und erzählte mir unter Schluchzen, daß ihr Vater ſie meinem Bruder verheiraten werde. Ich erbleichte; doch faßte ich mich ſchnell und gratulirte, rückte mit zitternden Händen und blutendem Herzen die Stühle zum Clavier und wir begannen unſere Lection. Deine Mutter ſpielte mit Leidenſchaft, Saiten um Saiten ſprangen, ich ſaß ſtumm an ihrer Rechten.

Als die Stunde zu Ende war, nahm ich meinen Hut und empfahl mich; ſie blieb ſitzen und ſtarrte mir nach.

Ich ging nach Hauſe, ſchnürte meinen Bündel und wanderte nach Hamburg. Dort ging ich als Matroſe nach Sumatra unter Segel. Es gebricht mir jetzt die Kraft Dir zu erzählen, wie wunderbar das Glück dort mit mir ſpielte, in meinen Tagebüchern wirſt Du es aufgezeichnet finden; genug, nach zehn Jahren war ich einer der reichſten Kaufleute. — Der Gedanke an Deine Mutter erwachte von

Neuem in meiner Seele. Ich beſtellte die Verwaltung meiner Güter und Geſchäfte, und ſegelte nach Europa. Als ich Deine Mutter wieder ſah, merkte ich bald den Wurm, der an ihrem Herzen nagte, ſie war nicht glücklich — Du warſt ihre einzige Freude.“

„In jenem Augenblicke beſchloß ich, Dich als mein Kind zu betrachten. Deine Mutter ſtarb,“ — helle Thränen entquollen ſeinen Augen — „ich war nicht Schuld an ihrem Tode. — Da rief ich Dich zu mir. Ich habe Dich erzogen, daß Du würdig das Glück genießen kannſt, das ich Dir hinterlaſſe. Du wirſt ein reicher Mann ſein, reich an Gütern, wie ein Nabob! Ich will Dich ſo glücklich machen, als ich und Deine Mutter es vereint geweſen wären.“

Der Kaufmann Held beſorgt ſeit Jahren meine Geſchäfte, ſeiner lieben Tochter Caroline —“ da brach ihm die Stimme, leiſe begann er wieder — „ja, Auguſt, ich will Dich unausſprechlich glücklich machen.“

„Onkel,“ unterbrach ich ihn, „das Sprechen fällt Ihnen ſchwer, ruhen Sie?“

„Ja,“ erwiederte er, „mich ſchläfert.“ Er kehrte ſein Geſicht gegen die Wand und lag ſtille.

„Guter Mann,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „Du willſt mich glücklich machen. Mit all Deinen Schätzen gelingt's Dir nimmer. Ich erbe Deinen Reichthum, aber auch Dein Leid, und auch meine früh verſtorbene Mutter hat mir ihren Liebesſchmerz gelaſſen; ſoll Dir auch der letzte Wunſch Deines Lebens vereitelt werden? Nein, ich will ſchweigen. Du ſollſt mit dem Glauben an mein Glück ſterben, wenn auch mein Glück früher ſtarb als Du.“

Der Onkel lag noch immer ſtille.

Ich trat an's Fenſter, ſchob die Gardinen zurück, und ſchaute auf das Haus der Forſträthin Elben hinüber, ich hätte es aber kaum mehr erkannt. Die hohen Spiegelfenſter, die langen ſeidenen, mit Gold durchwirkten Vorhänge, die koſtbaren Bilder und Möbels, die ich durch die offenen Fenſter wahrnahm. Da rollte eine prachtvolle Carroſſe durch den Thorweg, reich gekleidete Lakaien hintenauf, im

Wagen ſaß neben dem ſchönen Herrn mit dem funkelnden Stern Conſtantia, ſchön wie ein gefallener Engel. Ihre dunklen Augen und der blaue Stein blitzten herauf.

Da ſtürzte ich meiner nicht mehr mächtig zu dem Bette des Kranken und faßte ſeine kalte Hand. „Wache auf," rief ich, „Alter! ich will Dich im Tode nicht belügen, Du kannſt mich nimmer glücklich machen. Elender bin ich als Du und meine Mutter!" So ſchrie ich ihm in's Ohr und rüttelte ſeine Hand. Er blieb aber ſtille liegen, denn er war todt.

Am anderen Tage, als mein Onkel auf dem Paradebette lag, das ich mit den ſchönſten und ſeltſamſten Blüten ſeiner reichen Treibhäuſer geſchmückt hatte — Blumen, deren Schweſtern auf hohen Stengeln in ſeinen ſonnigen Gärten zu Palembang einſt über ſeine heiße Stirne geſchwankt hatten, neigten ſich jetzt trauernd nieder auf ſein kaltes Antlitz — an dieſem Tage erfuhr ich Conſtantia's Geſchichte.

Wie mir der Onkel nach der Univerſität ſchrieb, war ſie in ein Penſionat in der Nähe der Reſidenz gekommen.

Ihre Tante, die Staatsräthin in Reittau, beſuchte ſie dort öfters und gewann das Mädchen, das damals in ſeiner ländlichen Unſchuld und Einfalt höchſt einnehmend war, ſo lieb, daß ſie es endlich ganz zu ſich in die Reſidenz nahm.

Conſtantia bildete ihre vorzüglichen Talente unter der Anleitung guter Meiſter in Kurzem zur ausgezeichnetſten Vollkommenheit aus; in den Geſellſchaften der Staatsräthin, welche die Elite der faſhionablen Welt um ſich verſammelte, zog ſie bald die Aufmerkſamkeit der ganzen Reſidenz auf ſich. So jung ſie noch war, fehlte es ihr doch nicht an Verehrern; der glücklichſte von allen war der Graf Grünfels.

Er war ein zügelloſer und ausgelaſſener junger Mann, aber bald zog ihn die Liebe aus ſeinen wüſten Kreiſen. Um Conſtantia's ſchöne

Stimme am Clavier begleiten zu können, ſuchte er ſeine vernachläſſigte Kunſtfertigkeit wieder hervor und übte ſie fleißig. Theilnehmer ihrer Spaziergänge, auf denen ſie oft geniale Landſchaftsſkizzen in ihr Portefeuille zeichnete, erwachte von Neuem in ihm die Liebe zur Kunſt, um ſie vereint mit ihr zu üben, und ſo waren bald die Stunden ſeiner Tage von edleren Dingen erfüllt, als jene waren, die früher ſein Tagwerk ausmachten. Auf dieſem Wege gewann er Conſtantia's Herz. Die Staatsräthin trat damals mit ihr eine Reiſe nach Paris an, und der Graf erhielt nicht ſchwer die Erlaubniß, die beiden Damen begleiten zu dürfen. Dort ſah ich ſie in der großen Oper. Der Ring mit dem Saphir war wohl ein bedeutungsvolles Geſchenk des Grafen, denn nach der Rückkehr in die Reſidenz erfolgte die Verlobung beider und nicht lange darauf die Vermählung.

Als ich ſie in der Scala ſah, war ſie ſchon ſeine Gemahlin. Warum mir der Onkel nie darüber geſchrieben, war mir unerklärlich — ſpät erſt ſah ich es ein. Wenige Tage vor meines Onkels Tode trafen der Graf und Conſtantia in dem neu und prachtvoll meublirten Hauſe der Forſträthin ein. Ob Conſtantia ſeit meiner Abreiſe auf die Univerſität, oder vielmehr ſeit ſie den Grafen kennen lernte, meiner gedacht hatte, weiß ich nicht — ich glaube es aber kaum. So dachte ich auch an jenem Tage und ich wollte durch meinen Anblick nicht das, keineswegs vorwurfsfreie, Andenken an alte Geſchichten aus ſeligen Kinder- und Jugendtagen wieder auffriſchen. Ich verließ daher nach Eröffnung des Teſtaments, das mich zu Univerſalerben meines Onkels erklärte, nachdem ich ſeine bleichen Lippen und ſeine kalte Hand noch einmal geküßt und meine Angelegenheiten einem Notar übergeben hatte, mit dem Vorſatze mich nach Oſtindien zu ſchiffen, die liebe Stadt am Fuße der Alpen, die Wiege und das Grab meines Glückes. Als ich wieder auf der mit Obſtbäumen beſetzten Straße am Kirchhofe vorbeifuhr an derſelben Stelle, wo Conſtantia vor wenigen Jahren mir das Vergißmeinnicht in den Wagen geworfen, fiel mir mein ſeliges Hoffen an jenem Morgen wieder ein.

Wild mußte ich auflachen, wenn ich daran dachte, wie ich bei Carolinens Geſange den Pianozug trat, damit Oſſian's Klagen die holde fromme Schäferin im ſtillen Penſionate nicht weckten, während ſie im Salon ihrer Tante und in Geſellſchaft des Grafen weder an's Schlafen dachte, noch an mich.

Ich reiſ'te zuerſt zum Kaufmann Held, um meine Geſchäfte mit ihm in Ordnung zu bringen, er empfing mich achtungsvoll; — auf meine Frage nach Carolinen erhielt ich zur Antwort, ſie ſei ſeit meiner Abreiſe krank, und mit ihrer Mutter und einem Freunde in's Bad gereiſ't. Ich bedauerte ſie ſehr, und ſetzte am anderen Morgen meinen Weg fort. Aber ein ſeltſames Gefühl bewegte mich, als ich an dem blumenduftenden Hauſe vorbeifuhr. Es war ſo todtenſtille, kein Blatt bewegte ſich auf den buntſchimmernden Trillagen, unbeweglich hingen die Zweige der Tannen im Garten zu Boden, der Springbrunnen im Hofe erreichte kraftlos kaum die Hälfte ſeiner einſtigen Höhe, das Epheu deckte verwelkt und vergilbt das geborſtene Felsſtück, nur hie und da hob ſich ein geſenktes Blumenhaupt, als ich vorbeifuhr und flüſterte mir zu: — „Seit deiner Abreiſe iſt ſie krank — der ganze Frühling iſt uns verdorben.“ —

Ich ging nach Hamburg, ſchiffte mich dort ein, nach einer glücklichen und ſchnellen Fahrt landete ich auf Sumatra.

In meinem weiten ſonnigen Garten zu Palembang ging es mir nicht beſſer, die tauſend fabelhaft-ſchönen Blumen ſenkten trübe ihre Häupter, wenn ich an ihnen vorbeiging und flüſterten: „Sie iſt krank, ſeit du ſie verlaſſen haſt.“

Da las ich in den Zeitungen, daß Conſtantia's Gemahl einen Geſandtſchaftspoſten in London angetreten habe, und vermuthete, daß ſie wohl mit ihm dorthin gereiſ't ſei. Sicher, dacht' ich mir, ſteht ihr Haus jetzt leer; an ein peinliches Wiederſehen und Zuſammentreffen iſt nicht zu denken, darum will ich wieder zurück in die Heimat. — Dort blühen die Blumen in meinem Garten gewiß luſtiger, und flüſtern nicht immer und ewig das trübe Sprüchlein, deſſen Sinn ich nicht verſtehe, und das mich doch ſo tief bewegt.

Ich ſchiffte mich ein, landete in Hamburg, und kam wieder glücklich in meinem Hauſe, das gegenüber dem der Forſträthin Elben, am Platze jenes freundlichen Städtchens, das am Fuße der Alpen ſteht, an. Es war im Frühling.

Heute Morgens hielt ein Wagen vor meinem Thore, und mein Vater trat zu mir in's Zimmer. Seit ich zum Onkel gekommen war, hatte er ſich wenig um mich bekümmert und ſelten geſchrieben. Er iſt alt und ſchwach geworden. Er erzählte mir, daß er zur Herſtellung ſeiner Geſundheit in ein nahes Bad reiſe, und im Vorüberfahren wollte er mich beſuchen und nachſehen, wie es mir gehe.

„Ich hätte Dich, den unermeßlich reichen Erben," ſagte er, „in einer glänzenderen Umgebung gehofft, Du lebſt ja wie ein Karthäuſer?"

Ich erzählte ihm nun die Urſache meines zurückgezogenen Lebens und meiner trüben Gemüthsſtimmung.

Er lächelte und nickte während der ganzen Erzählung, wie einer, der etwas längſt Bekanntes, oder Vorhergeſehenes vernimmt und ſagte zuletzt: „Ja, ſo ſeid ihr Studirten mit all eurer Weltweisheit und ſeht kaum ſo weit, als eure Naſe reicht. Dein Onkel meinte es gut mit Dir, als er Dich in's Held'ſche Haus zur ſchönen, engelguten Caroline ſchickte. Aber weder ihre holde Nähe, noch die Reiſe, die er Dich machen ließ, war im Stande, Dir die hochmüthige Conſtantia aus dem Kopfe zu bringen. Der Onkel erfuhr bald, welche Richtung ihr Geiſt und Herz in der Reſidenz genommen, daher ſeine Bemühung, Dich mit Carolinen zu vereinigen. Aber alles ſcheiterte an Deinem eiſernen Starrkopfe. Du biſt dem ſanften Weſen, das Dich ſo innig liebte, kalt aus dem Wege gegangen. Sie iſt krank ſeit, Du ſie verlaſſen haſt, krank im tiefſten, innerſten Herzen. Auf das Verlangen ihres Vaters hat ſie ſich mit einem jungen reichen Kaufmann, dem O., den Du vielleicht kennſt, vermählt, und ſie verlebt an der Seite des trockenen egoiſtiſchen Geſchäftsmannes wie eine Sclavin ihre jungen Tage, während die ſtolze Dame da drüben, der Du ſie zum Opfer brachteſt, noch heute über Deine Liebe lacht. Gar ſo glücklich iſt die Stolze auch nicht in ihrer Pracht, denn der Gemahl hat ſie klüglich daheim gelaſſen, damit er ſich auf ſeinem diplomatiſchen Poſten beſſer und ungenirter vergnügen könne mit — Caroline und ihr Gemahl kommen heute Mittag hier durch, ſie reiſen in daſſelbe Bad, in das ich gehe."

Er verließ mich bald ſeine Reiſe fortzuſetzen. Am Mittage ſah ich, durch das Rebengitter meines Fenſters ſchauend, einen jungen dicken Mann auf dem Canapee neben dem Thore des Hôtels auf dem Platze unten ſitzen. Er wärmte ſich im Sonnenſtrahle und rauchte vergnüglich aus einer langen türkiſchen Pfeife. Neben ihm ſtand eine ſchöne, junge Frau, blonde Locken wallten über ihr ſchönes, aber krankhaft-blaſſes Antlitz.

Der dicke Mann zeigte mit dem Finger auf mein Haus, und ſprach dabei eifrig mit der jungen Dame; ſelten erhob dieſe ihre großen, blauen Augen, und ſchaute voll Wehmuth über den Platz. Dann credenzte ſie wieder mit ihren lilienweißen Händen den dampfenden Kaffee ihrem Nachbar, der ihn vergnügt wie ein Sultan ſchlürfte.

Der dicke Mann war der Kaufmann O. — die blonde Dame ſeine Gattin — die arme Caroline.

Nach einer Stunde ſetzte ſie mit ihrem Gemahl ihre Reiſe fort.

Die abendliche Stille belebt das friſche Rauſchen des Stadtbrunnens, im Hauſe gegenüber ſitzt am Fenſter Conſtantia. Sie lacht aber nicht, wie mein Vater meinte, ſondern ihr dunkles, thränenvolles Auge ſchaut ſtarr auf mich herüber.

Dort ſchwindet in der Dämmerung die Spitze jenes Berges, an deſſen Fuße der Badeort liegt, in dem Caroline jetzt weilt.

Der Abend mag ihr recht lang werden an der Seite ihres langweiligen Gemahls, — ob ſie nicht etwa ein Lied ſingt: „die Winterreiſe," oder: „die Klagen Oſſian's," oder: „des gefangenen Jägers." Stille, ſtille, — klingt denn nicht eine Stimme an mein Ohr? —

weh — es ſind nur die Blumen in meinem Garten, die das alte Liedlein anſtimmen: „Sie iſt krank, ſeit du ſie verlaſſen haſt.“

Die Sterne treten flimmernd näher, die Blumen ſchweigen, Conſtantia iſt drüben weinend vom Fenſter gegangen — hell prangt und leuchtet die ſchöne Mainacht.

— Iſt das das freundliche Frühlingswalten, dem meine ſterbende Mutter mein Geſchick empfahl? — ! —

Dem Andenken Paulinens [*].

(1843.)

Von Carl Adam Kaltenbrunner.

1.

„Enthülle nicht die Blöße
Von Deinem tiefſten Schmerz:
Dein Weh und ſeine Größe
Verſteht kein fremdes Herz;“

Und dennoch nicht zu tragen
Vermag ich es verhüllt,
Denn Troſt gewährt's, zu ſagen,
Was unſer Sein erfüllt.

Was ſie mir war, die Seele,
Die von der meinen ſchied,
Das ſage und erzähle
Mein heißes Schmerzenslied.

Es lebt vielleicht, wenn lange
Verſtreut iſt mein Gebein,
Vermählt wird ſeinem Klange
Ihr theu'rer Name ſein.

---

[*] Siehe die Briefe von M. L. Schleifer. (Geſammtausgabe ſeiner Dichtungen.)

2.

Der Schreiner.

Ich hatte ſie lieb, die Zimmer,
Worin ich mit ihr gewohnt;
Sie haben für meine Liebe
Mit ſtillem Glück mir gelohnt.

Nur Eines ward mir zum Ärger —
Ein Schreiner, der unter mir
Sich eingerichtet die Werkſtatt,
Das unruhvolle Quartier.

Wie hab' ich ſo oft mit Unmuth
In ſeinem Fleiß ihn gehört!
Wie hat er ſo oft mich am Morgen
Aus ſüßem Schlummer geſtört!

Und dennoch — wie horcht' ich dem Manne
Wohl jetzt ſo willig zu,
Vermöcht' er's, auch jetzt mich am Morgen
Zu wecken aus ſüßer Ruh'!

Denn — eines Abends im Herbſte,
Da ſtarb mein geliebtes Weib, —
Der Schreiner da unten, mein Nachbar,
Der kam und maß ihren Leib.

Er wollt' ihr die letzte Ehre
Erweiſen mit ſeiner Hand,
Kein Anderer ſollte der Todten
Anfleiden das letzte Gewand.

Und als ich in Qual und Wahnſinn
In jener Octobernacht
Krampfhaft, mit gebrochenem Herzen
Aus kurzem Schlummer erwacht —

Da hört' ich unten den Schreiner —
O Grau'n dieſes Einen Tag's!
Wer ſchilderte ſolch ein Empfinden?
O welch eine Feder vermag's?

Er hatte begonnen die Arbeit —
Die *Arbeit am Todtenſchrein* —
Er ſchnitt die entſetzlichen Breter —
Und *mir* in das Herz hinein.

Ich hört' ihn ſägen und ſchneiden —
Ich hört' ihn bereiten den Sarg,
Der bald, ach, mein Liebſtes auf Erden,
Mein Alles, in ſich verbarg!

O Schweigen der Nacht und des Todes!
Ich hörte *den unten* nur,
Und — ihn begleitend im Gleichmaß —
Das ſchaurige Picken der Uhr.

Die Lampe vom Sterbezimmer,
Durchbrechend den Spalt der Thür,
Sie flackerte irre — und Schatten
Der Leiche zogen für.

Ich wollte flieh'n aus dem Zimmer —
Und dennoch hielt es mich feſt!
Mich hatte die Angſt gekettet,
Die Angſt, die nicht fliehen läßt.

Bald fühlt' ich im Fieber brennen
  Und bald erſtarren mein Blut,
Bis endlich in Thränen ſich lös'te
  Der Wechſel von Froſt und Glut.

Du Thräne, heilige Thräne!
  Geſchenk eines Engels Du!
Ich dankte der ewigen Milde,
  Und betete ſtill dazu.

Es lös'te ſich auf im Gebete
  Das gottergebene Herz;
Nie betet das Glück ſo innig,
  Wie ein zermalmender Schmerz;

— Jetzt ſchien der Schreiner zu ruhen, —
  War fertig ſchon, was er begann?
O Himmel! jetzt wieder! — noch war nicht
  Zu Ende der furchtbare Mann.

Es ſchwanden mir faſt die Sinne,
  Das Haupt war mir heiß und ſchwer, —
Ich ſank zurück auf das Kiſſen —
  Den Schreiner hört' ich nicht mehr.

3.

Wir ſtanden am Altare,
  Du gabſt mir all mein Glück!
Ich ſtand an Deiner Bahre —
  Da nahmſt Du es zurück!

Doch nein! an Deinem Grabe
Erſtand ein Engel mir;
Was ich vom Glück noch habe,
Das iſt allein von Dir!

Oft, wenn ich Dein gedenkend,
Von Wehmuth ſüß beſeelt,
Mich in Dein Bild verſenkend,
Hinblick' in Deine Welt:

Da geht ein heilig Mahnen
Tief durch die Seele mir;
Es iſt ein ſelig Ahnen,
Ein frommer Gruß von Dir!

Und wenn mein Geiſt tief innen
Des Geiſtes Ruf erkennt,
Da tröſtet's mich, zu ſinnen:
„Wir ſind ja nicht getrennt!“

Der Glaube baut zur Ferne
Die Brücke hin zu Dir,
Und ach, es geh'n ſo gerne
Hoffnung und Lieb' mit mir!

Mündig

Von Otto Prechtler.

Es bäumt ſich die Welle wider den Fluß,
Es grollt der Schatten dem Licht;
Das Echo verlacht den donnernden Schuß,
Das Bild liebt den Bildner nicht.

Wo eine Kraft, die da ſchafft und zeugt,
Da muß ſie zerſtören auch!
Der junge Leu, iſt er groß geſäugt,
Bald herrſcht er nach Löwenbrauch.

Es ſträubt ſich der Geiſt g'en den größeren Geiſt,
Er liebt und haßt ihn zugleich;
Und ob er nun Gott oder Dämon heißt,
Er kämpft mit ihm um ſein Reich.

Die Welle — ſie will nicht ſäuſeln und dreh'n,
Wie's eben der Strom erlaubt;
Das Echo nicht wiederholen ſchön,
Was eben der Schall geglaubt.

Der Schatten will ſich trennen vom Licht,
Und leben durch eig'ne Gewalt;
Das Bild hält aber den Meiſter Gericht,
Der es gemeißelt — gemalt. —

Ich will nicht — Schickſal — dein Sclave ſein,
So wenig nicht ſein und ſo viel,
Als Dir's beliebte, mich einzuweih'n
In's menſchliche Kartenſpiel.

Du aber ſchauſt mit höhnendem Blick
Den verwegenen Kämpfer an,
Und ſprichſt: „Ich bringe — ich nehme das Glück,
Ich bin Dein Herr — Dein Tyrann!“

Gib immerhin, gib, — und nimm, was Du willſt,
Was außer mir lebt, iſt ja Dein!
Und wenn Du mir Wunden ſo ſchlägſt als ſtillſt, —
Was mir gelieh'n — war nicht mein!

Doch Eins iſt mein — iſt ſo ſtark wie Du,
Iſt ſtärker als Du zuletzt: —
Der Geiſt, der in ſtiller erhabener Ruh'
Das Warum als Frage ſich ſetzt.

Du entlarvſt mir den Freund, an den ich geglaubt,
Ich umarme die Weisheit dafür;
Du nimmſt mir, wie andern, manch liebes Haupt, —
Ich frage: „Warum nicht auch mir?“

Du richteſt die Lanzen der Liebesglut
Auf's gläubig-träumende Herz;
Kühn aber öffnet mit Wunden und Blut
Der Freiheit die Gaſſe — der Schmerz.

Du machſt mir zur Wüſte die Gegenwart,
Und höhnſt mich: „Nun, Schwärmer, genieß!“
Ich aber hab' vom Vergang'nen geſpart, —
Die Zukunft — vielleicht iſt ſie ſüß!

So lade zum Kampf den menſchlichen Geiſt,
Du Schickſal — in düſterer Ruh'! —
Es ſoll ſich zeigen, was Zufall heißt,
Was ſterblich iſt — ich — oder Du?

Die Blumen.

Von Benno Philemar.

Als Knabe noch im Flügelkleide
In Wald und Feld, auf Berg und Weide
Stets pflückte Blumen ich ſo gern;
Ich ſuchte ſie auf allen Wegen,
Und einen Zauber ſchien zu hegen
Mir jeder helle Blüthenſtern.

Was ich als Knabe eifrig übte,
Mir war es faſt wie ein Gelübde,
Dem ich getreu noch folg' als Mann;
Ich pflege Blumen ſtets zu pflücken —
Und gält' es ſelbſt ein wenig Bücken —
Das einz'ge Bücken, das ich kann!

Wenn ich in manchen Lebensſtunden
Im Daſeyn Blum' und Frucht gefunden,
Wo ich das Suchen nicht geſcheut,
So dank' ich's der Gewohnheit eben,
Weil ich in Wald und Flur — und Leben —
Am kleinſten Blümchen mich erfreut.

Ihr ſcheltet, daß in dieſen Tagen,
Wo's gilt zu ringen und zu wagen,
Ein Blumenlied tönt eurem Ohr?
Sprießt Blüthe nicht aus Zweige's Seiten,
Aus Lorbeern, Palm' und Trauerweiden
Im Leben und im Lied hervor?!

Inhalt.

Vogl, Joh. N. Frauenroſen. Als Erklärung der Stahlſtiche.

I. Proſa.

Seite
Anderſen, H. C. Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen. Mährchen 226
Caſtelli, J. F. Das Duell eines Dichters. Novelle. 62
Dingelſtedt, Franz. Meine Liebe. Novellette. 3
Ebert, Carl Egon. Die Bücherwanderung. Eine Geiſtergeſchichte. 236
euſenſtamm, Carl. Fügungen. Novelle. 107
ordmann. Frühlingsbriefe. Eine ſtille Novelle. 187
ank, Joſeph. Magd Anne-Marie. Volksgeſchichte. 204
Scheyrer, Ludwig. Käthens Kopfhaare. Eine Dorfgeſchichte. 262
Schindler, Alex. Jul. Frühlingswalten. 285

II. Gedichte.

Bauernfeld, Satiriker. 57
akobn, Theodor. Wir Drei. 234
Bube, Adolf. Schneeſturm 185
Deinhardſtein. Dichter und Richter. 101
Dräxler-Manfred. Aus der Wirklichkeit 43
Frankl, L. A. Italieniſche Volkslieder 251
Grün, Anaſtaſius. Albertus Magnus. 83
Hammer-Purgſtall. Sſachr-ol-Ghaiſ', aus dem Stamme Hudeil, Klage über den Tod ſeines Bruders, der an einem Schlangenbiſſe geſtorben. 182
Hannuſch, J. J. Frauen und Liebe. 1
Hansgirg, Carl Victor. Der taube Knabe. 59

Seite

Hugo, Carl. Lied der Waiſe. 231
Kaltenbrunner, Carl Adam. Dem Andenken Paulinens. . 318
Kapper, Siegfried. Aus den toſcaniſchen Liedern. 260
Kilzer, Wilhelm. Roſe und Dichter. 150
Lankesmann, Heinrich. Der Schutzgeiſt. 94
Leitner, Die Nixe. 97
— — Ebbe und Flut. 100
Marſano, Wilhelm. Zwei Nächte. 254
Nordmann. Monumente. 49
— — Der Page ſpielt mit der Krone. 51
Otte, Friedrich. Die erſte Lerche. 95
Paoli, Betty. Ich harre ſtumm gefaßt. 104
Philemar, Benno. Die Blumen. 336
Prechtler, Otto. Mündig. 323
Prokeſch. Einer entfernten Tanzenden (?). 235
Pyrker, Joh. Ladiſlaus. Troſt. 90
Schilling, G. Fels und Thal. 92
Seidl, Johann Gabriel. Zwei Königinnen und — eine Mutter. 46
Teleki. Die Entriſſene. 53
Tſchabuſchnigg, Adolf Ritter v. Die weinende Roſe. . . . 55
Vogl, J. N. Die Nani von Schärding. 229
— — Mein Herz. 256
Zedlitz, Chriſt. Freiherrn v. Der Goſauſee. 176

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

HULDIGUNG

DEN

FRAUEN.

FÜR 1848.

WIEN, TENDLER
[illegible]

Huldigung

den Frauen.

Taſchenbuch für das Jahr 1848.

Herausgegeben

von

J. F. Caſtelli.

Sechs und zwanzigſter Jahrgang.

Mit Stahlſtichen.

Wien.
Verlag von Tendler & Comp.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Yf 57 - 6
184

Ihrer Kaiſerlichen Hoheit

der

durchlauchtigſten Frau

OLGA,

Kronprinzeſſin von Würtemberg, Großfürſtin von Rußland,

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

von dem Herausgeber
Dr. J. F. Caſtelli.

Pfingſtroſe. (Rosa majalis.)

Die Schönheit iſt dein Schmuck, Lieb' dein Gewerbe,
Und heiter iſt dein flücht'ges Erdenſein,
Denn wenig nur miſcht ſich von ſeiner Herbe
In deine Paradieſesträume ein.

Du blühſt und liebſt in blauen Maientagen,
Du liebſt und blühſt im Frühlingsſonnenſchein,
Und flieht der Lenz, ſo welk'ſt du ohne Klagen,
Und denk'ſt nur ſtets, es müſſe g'rad ſo ſein.

Sammtroſe. (Rosa gallica.)

Wie ſchelmiſch lauſcht aus Blättergrün die Roſe,
Sie weiß es wohl, daß ihr ein Liebes nah,
Nicht ſträubt ſie ſich dem auferlegten Looſe,
Sind Roſen doch der Liebe wegen da.

D'rum iſt es ſchön, wenn zwiſchen Blatt und Mooſe
Sich liebesſchüchtern uns die Roſe zeigt,
Doch ſchöner iſt es, wenn die Makelloſe
Mit holder Scham dem Liebenden ſich neigt.

Die Poeſie, im Süden gern gelitten,
Zog einmal hoffnungsreich nach Norden aus,
Um ſich die Huld der Anmuth zu erbitten
Für einen friſch gepflückten Blumenſtrauß.

Indeſſen aber hatte ſich vom Norden
Der Anmuth Ideal ſelbſt aufgemacht:
So iſt der Poeſie das Glück geworden,
Ihm zu begegnen, ehe ſie's gedacht.

Und was für ſeine Spend' am Süd gewunden,
Erringen wollt' am Nord des Dichters Sinn,
In Deutſchlands Herzen hat er es gefunden,
Mit deutſchem Herzen reicht er froh ſie hin.

Darum, gleichwie auf unſ're Lenzgefilde
Mit mildem Strahl auch leuchtet der Arctur,
So blick' auch Du des Nordens Stern und Milde
Auf dieſen Blüthenſtrauß von unſ'rer Flur.

Wien im Mai 1847.

Dr. J. F. Caſtelli.

Frauenroſen.

Als Erklärung der Stahlſtiche, von Dr. Johann Nep. Vogl.

Wieder, wie es Sängerſitte,
Lege ich mit freud'gem Sinn
Einen friſchen Kranz von Roſen
Huld'gend Euch zu Füßen hin.

Iſt verwelkt er auch in Bälde,
So verſchmerzt ſich's doch im Nu,
Lächelt ihr nur, „Frauenroſen,"
Huldvoll Eurem Sänger zu.

Damascenerroſe. (Rosa Damascena.)

Nicht ſchüchtern hüllſt du dich in Blättermaſſen,
Du zeigſt dich Allen offen, wie du biſt,
Magſt dich mit Zierereien nicht befaſſen,
Du weißt, für Roſen iſt nur kurze Friſt.

Gern horchſt du d'rum den jungen Sängerkehlen
Und ſchlürfſt den gold'nen Strahl mit heißer Bruſt;
Wer möchte dich darum, du Holde, ſchmählen?
Du haſt ja nur gethan, was du gemußt.

Ein Weihnachtsabend.

Geſchildert von Joſef Rank.

1.

Ein kleines Mädchen ſaß am Tiſche, der Vater gleich daneben; der Vater ließ einen Kreiſel auf der Tiſchplatte tanzen und bemühte ſich durch luſtige Ausrufungen die ganze Achtſamkeit des Kindes bei dem Spiele zu erhalten, allein das Kind ſaß ſtill dabei und ließ betrübt das Köpfchen hängen.

Es hörte nur wie draußen frohe Kinder ſchreiend nach dem nächſten Hauſe eilten, wo dieſen Abend Freuden und Wunder ihrer warteten.

Als bald darauf das Holz vor den Fenſtern raſchelte, ein Finger leiſe an die Scheiben klopfte und eine Knabenſtimme rief: „Reſerl, Reſerl, komm'!“ da wurde das Kind auf einmal blaß wie Kreide und das Weinen ſtand ihm nahe.

„Vater, darf ich jetzt hinauf?“ ſagte es mit zuckenden Lippen und kniete vor das Fenſter, wo die Knabenſtimme laut geworden war; dem Vater fiel die Frage ſchwer auf's Herz, er hatte ſchon gemeint, des Kindes Sinn und Seele auf das Spiel gelenkt zu haben.

Er ſtand auf und ging in der Stube hin und wieder.

Wogende Schwermuth regte ſein Gemüth im Tiefſten auf; bald wollte ſich maßloſer Vaterzorn, bald eine Rührung nicht zu ſagen ſeiner bemeiſtern, bald wollte er hinauf in's nächſte Haus und ſeinen erwachſenen Sohn mit ſchweren Worten zur Rede ſtellen, bald ermäßigte er ſeinen Unmuth und gedachte vor der Hand in Stille Alles hinzunehmen. „Warte noch ein wenig," ſagte er nach einer Weile zu dem Kinde, „ich will ſeh'n, wo ich einen Kreuzer für dich finde." Er ging nach der Kammer und blieb da eine Weile und kam zurück, das Herz noch ſtürmiſcher bewegt, noch heftiger durch die Stube ſchreitend als zuvor. „Gleich komm' ich wieder, Reſerl!" rief er dann, ſetzte ſeinen Hut auf und verließ die Stube abermals.

Draußen eilten noch immer ganze Gruppen von Kindern nach dem oberen Hauſe und einige wollten ebenfalls auf die Holzſchaar klettern und das Reſerl rufen, aber der Vater wehrte ihnen das und hob auch den kleinen Johannesl draußen von dem Fenſter weg, der noch immer klopfte und „Reſerl, komm'!" hineinrief.

„Geh' nur voran, Johannesl," ſagte er mit milder Stimme, „das Reſerl wird gleich kommen."

Die Kinder ſprangen nach dem oberen Hauſe, ein tolles Freudengeſchrei erhebend, und der Vater ging dem Garten zu, den tiefen Schnee nicht achtend, der in dieſer Richtung keine Bahn noch darbot; trotz dem Rauſchen ſeiner Schritte hörte er doch hinter ſich des Kindes bitterliches Weinen und wie von Horniſſen, Nadeln, Dolchen war ſein Herz vergiftet und zerſtochen.

So kreiſte er eine gute Weile hin und wieder, im Garten, um die Scheune, bis er in wüthendem Herzensdrange nach dem oberen Hauſe eilte, um als zürnender Vater ſeinen undankbaren Sohn zu richten.

Zwei Stimmen, welche er jetzt vor dem Hauſe miteinander reden hörte, bewogen ihn ein wenig anzuhalten und zu hören, was verhandelt werde, denn er kannte beide Stimmen, und entnahm dem Geſpräche bald genug, daß von ihm ſelbſt eben die Rede ſei.

„Was gibt's? Was willſt, daß du mich da in die kalte Nach herausrufſt?" ſagte die männliche Stimme ziemlich unſanft.

Die weibliche Stimme ſagte mit dem Anklange ſtiller Betrüb niß: „Lieber Mann, die Stube und Kammer iſt voll Kinder und Leute, man vermag ja kein vertrautes Wort mit einander zu reden; ſei nicht böſe, aber ſag' mir nur, wie kannſt Du mit Deinem alten Vater ſo verfahren? Er hat Dir Alles gegeben, was er nur beſeſſen hat, Alles, lieber Mann, und jetzt iſt es Dein Dank, Du fahrſt ihm bei jedem Wort durch die Rede und ſtille ſoll er ſein, er mag recht haben oder nicht recht haben. Geh', lieber Mann, und hör' mit ſolchen Sachen auf, es iſt nur immer mehr Dein Schade, lieber Mann, Kindesundank muß ein ſchlechtes Ende nehmen."

Der Mann erwiderte: „Du redeſt, wie Du's verſtehſt, man ſieht ſchon, daß Du ihm die Stange halteſt. Er weiß, ich kann nicht leiden, daß mir Einer überall den Meiſter aufſpielt, wo ich nach meiner eigenen Pfeife tanzen will; warum läßt er nicht von ſeiner verzogenen Art, er iſt doch alt genug dazu? Ich hab' ihm vierundzwanzig Jahr' hinter einander wie ein geduldiger Sohn gefolgt, er kann ſich nicht beklagen; damals iſt er der Herr im Haus geweſen, zu was Teufel wär' denn ich jetzt Herr, wenn ich nicht auch das erſte Wort haben dürfte? Nagel' ich ein Bret wo an und denk': das paßt hier prächtig — ſo ſteht er auch ſchon hinter mir mit einem Spreißel Holz und mißt und mißt und brummt: Du haſt ja gar kein Augenmaß, Sohn, ſchier um einen Daumen fehlt's, muß herunter, hinauf, rechts oder links — und ſo ſtürzt er mir in Alles, Alles, nimmt keine Vernunft an, wenn ich ihm d'rauf was erwidern will, klagt nur immer, ohne ihn gehe die Wirthſchaft alltag mehr zu Grunde, und auf die Weiſ' wird mir das ganze Leben bitter und ich ſag's ein- für allemal: ich mag den alten Mann nicht mehr ſo nah' an mir dulden, es macht mir immer mehr böſes Blut, er hat drunten ſein Häuschen und ſein gutes Auskommen — ich hab' ihm mein Haus verboten!"

Das gute Weibchen klagte: „Mann, o lieber Mann, was haſt Du für ein ungeduldiges Herz! Unterdrück' Deinen Zorn, ſo lange er noch klein iſt, laß ihn nicht ſo groß werden, daß Du

Dich ſelber nicht mehr kennſt, ſo was macht Dein Herz nur ſchlimmer. Sieh', laß' ihm jetzt hinunter ſagen, daß er mit dem Kind herauskommen möchte, wir haben die Stube und Kammer voll fremder Leute, ſollen die in unſerer Stube mehr Recht haben als Dein eigener guter Vater und Dein eigenes kleines Schweſterlein? Ich geh' ſelber hinunter und bitt' ſie zu uns herauf, ſie müſſen auch das bibliſche Spiel ſehen, das in unſerer Stube gezeigt wird!«

»Wenn mein Vater nicht ſelbſt ein gutes Wort hergeben mag, ſo kann ich ihm nicht helfen; ſo darf mir auch die Kleine nicht kommen, Punct.« Er ging nach dieſen Worten ſchnell in die Stube zurück; ſein Weib ſtand eine Weile unentſchloſſen da und wäre gern hinabgegangen, den alten Vater zu einem freundlichen Worte zu bewegen und wenigſtens das Kind zu holen, aber ſie konnte faſt gewiß erwarten, daß ihr von beiden keines gelingen werde.

Indem ſie noch hin und her erwägend auf der Hausthürſchwelle ſtand, wurde in der Stube ſchon das Glöcklein geläutet, zum Zeichen, daß das bibliſche Spiel ſogleich beginnen werde, eine letzte Schaar Neugieriger ſtürmte noch in dieſem Augenblicke heran und ſtreifte gleichſam ohne Widerrede die junge Hausfrau mit ſich in die Stube hinein.

Aufwogenden Gemüthes aber ſtand noch eine Weile der gekränkte alte Vater draußen und in dumpfem Widerhalle gingen ihm des Sohnes Worte durch das Herz. Sollte er nach in di Stube und Gericht halten über einen Sohn, der ein paar Schwächen halber einen alten Vater ſo behandeln konnte? Sollte e durch ſein ſtürmiſches Erſcheinen einer friedlichen Verſammlun offenbaren, daß ſie in einem Hauſe des Kindesundankes ſich befinde und es mitſammt dem heiligen Spiele augenblicklich fliehe ſolle? »Was? Ich bitten um Einlaß in mein eigen Haus?« ri es laut aus der Tiefe ſeiner Seele. »Eher verſtreu' ich mein alte Haar im Winde und verlauf' mich, daß mich kein bekanntes Au mehr ſehen ſoll!«

In ſolchem Sturme eilte er von dannen und nach langer, ungewiſſer Flucht durch Schnee und Wetter kehrte er zurück, das Kind nicht länger mehr allein zu laſſen.

Leiſe trat er ein, das Herz voll Weh und väterliche Sorge, daß er ſeinem Kinde ein Glück entzogen ſah, welches alle fremden Kinder eben in des Sohnes Hauſe genießen ſollten.

Reſerl kniete noch auf der Wandbank und hauchte dann und wann einmal an die Fenſterſcheibe, damit die runde, thalergroße Stelle nicht wieder Eisblumen anſetze, nachdem ſie durch mühevolles Athmen durchſichtig geworden war; abwechſelnd rückte es ſodann die verweinten Augen vor die durchſichtige Stelle und ließ das Köpfchen traurig gegen die Schulter hängen, wie Jemand, der nach ſchmerzlichem Schluchzen und Weinen müde, nun geduldig kommen läßt, was komme.

„Reſerl, was machſt Du da?“ ſagte dann der Vater mit ſanfter, bewegter Stimme.

Reſerls Athem zuckte einige Male, wie ſchwaches, verſpätetes Schluchzen, dann zeigte es mit dem Finger durch die lichte Fenſterſtelle nach dem oberen Hauſe und ſagte:

„Vater, was iſt denn dort?“

Reſerl meinte die Schatten, welche oben an den Fenſtern ſpielten.

Der Vater ſetzte ſich neben dem Kinde auf die Bank, zog es ſanft an ſich und ſagte: „Ah, ſeh' nicht mehr hinaus, es iſt ja nichts ...“

„Ja,“ erwiederte Reſerl mit leiſe zuckenden Lippen und lehnte das Köpfchen traurig an des Vaters Bruſt und ſchlief ein ....

2.

Im oberen Hauſe begann das Weihnachts-Marionettenſpiel, d. h. zuerſt ein lieblich-leiſes Harfenſpiel hinter dem Vorhange, welcher von einer Wand zur andern quer über die eine Ecke der großen Stube gezogen war.

Bei den erſten Tönen der Muſik verſtummte Alles ehrfurchtsvoll neugierig, die Kinder, welche vorne auf der Erde oder auf einer Reihe Fußſchämeln ſaßen, machten große Augen und weinerlichernſte Geſichter, denn einige glaubten, andere ſähen jetzt ſchon mehr als ſie und blickten ängſtlich auf dem großen leeren Vorhange herum, und rechts und links, um zu ſehen worauf denn die übrigen ihre Blicke richteten — da geſchah ein Donnerſchlag und der Leinwandvorhang rollte in die Höhe und der eigentliche buntfarbige Bau des Theaters kam zum Vorſchein.

Der Donnerſchlag hatte die ganze Verſammlung erſchreckt und einigen Kindern ſtand das Weinen nahe; ſelbſt unter den älteren Leuten ging ein verlegenes Lachen herum, welches ſagen wollte: „Ich? Ah, nein, ich bin nicht erſchrocken! Zu einem Kinderſpiel wird man erſchrecken! O Gott, nein, ich lach' ja nur!“

Der Reitmeier Peter, welcher ſeit beinahe einer halben Stunde regungslos dageſtanden und ein hübſches Mädchen ununterbrochen mit dem einen Gedanken: „Das iſt die Überlacher Anne,“ betrachtet hatte, griff wunderbar aufgerüttelt durch den Donnerſchlag nach dem Hute und es ſtieß ihm unwillkürlich „Überlacher Anne“ über die Lippen.

Zum Glücke gab es in dieſem Augenblicke viel zu ſchauen, ſonſt hätte der Burſch dieſes Ausrufes halber von ſeiner Umgebung viel zu leiden gehabt, nur dem Binder Loringel, dem Nichts entgeht und der ſelbſt merken würde was in ſeiner irdiſchen Umgebung geſchieht, wenn ihm ein Blick in's Paradies geſtattet wäre, ging der Seufzer nicht verloren, er ſah den Burſchen nur mit einem blitzflüchtigen Schalkenblicke an und drängte ein aufſteigendes Vergnügen mit Lächeln wieder in die Bruſt zurück, gleichſam: „Freilich iſt's die Überlacher Anne, kreuzweis genommen auch noch, wir reden noch weiter davon.“

Die Muſik dauerte fort und war ſeit dem Donnerſchlage ſtürmiſcher geworden, auch war die kleine, ſchöne Harfnerin ſeit dem Aufrollen des erſten Vorhanges links an der Bühne ſichtbar, ſie ſaß in einem bunten Theaterkleidchen da, Röckchen weiß und in reichlicher Weite rechts und links vom Stuhle fallend, das Leibchen rothſeiden mit allerlei Gold- und Silberflimmer und das dunkelblonde Haar in einfachen Flechten um Nacken und Wirbel gewunden; ſie ſaß ruhig da und blickte träumeriſch vor ſich in die Saiten, nur dann und wann ließ ſie einen Blick auf den kleinen Johannesl niederſinken, der rechts nicht weit von ihr auf einem Schämel ſaß und unbeweglich zu ihr aufſah. Er verſäumte ſo den kleinen Theatervorhang zu betrachten, darauf die Israeliten abgebildet waren, wie ſie ihre Bundeslade in einem langen Feſtzuge trugen, dem Zuge voran ritt auf einem ſtolzen Pferde ein noch ſtolzerer Reiter.

Entging das Bild dem Johannesl, ſo verſchlangen es dagegen die großen Augen der übrigen Kinder mit ſo neugierigeren Blicken und den meiſten ſchien ſogar im Flackerlichte der zwei Bühnenlampen Roß und Reiter ſich zu bewegen; ja der kleine Veit-Fritzl fing laut zu weinen an und ſtreckte die Hand darnach aus, als jetzt unter Donnern und Rauſchen der kleine Vorhang aufflog und die Lampen verſchwanden und von der Bühne heraus eine kühle Finſterniß glotzte.

„Im Anfange war Nichts da als Gott allein,“ erſcholl nun eine gedämpfte Mannsſtimme hinter der Bühne, „da wollte Gott, daß Himmel und Erde da ſein ſollten und ſie waren da; aber die Erde war noch wüſte und leer und Finſterniß bedeckte dieſelbe…“ Unruhige Molltonläufe auf der Harfe; das leiſe Donnern und Rauſchen auf der finſtern Bühne dauerte fort, da zertheilte ſich die Finſterniß inmitten des Hintergrundes allmälig und Gott Vater in voller Glorie und Farbenpracht erſchien mit ausgebreiteten Armen in den Wolken und die Muſik ging nach feierlichen Accorden in eine leiſe, rührende Melodie über.

„Und der Geiſt Gottes ſchwebete auf dem Waſſer,“ erſcholl die Stimme wieder. „Und Gott ſprach: Es werde Licht und es ward Licht…“ Stärkeres Donnern und Rauſchen auf der Bühne.

Gott verſchwebet mälig in den Wolken und nach einem Augenblicke neuer Finſterniß ſteigen im Hintergrunde unter freudiger Muſik in Schneeflockengröße liebe Sternlein auf und der ſtille Vater Mond im erſten Viertel unter ihnen; und als der Himmel eine Weile wie beſäet von freundlichen Lichtern flimmert, fangen dieſe an allmälig zu verblaſſen und ſanfte Morgenröthe überſtrahlt ſie nach und nach, und freudig zitternd ſchwillt und wogt es in den Harfenſaiten, und die Morgenröthe leuchtet höher, purpurn iſt der ganze Morgenhimmel, alle Wolken glühen, ein Freudenſchrei ſcheint jetzt alle Saiten zu durchreißen und die gold'ne Königin des Tages ſchwebet ruhig in den Lüften.

„Und Gott ſahe," ließ ſich jetzt die Stimme wieder vernehmen, „daß das Licht gut war. Da ſchied Gott das Licht von der Finſterniß und nannte das Licht Tag und die Finſterniß Nacht. Und Gott ſprach: Es werde eine Veſte zwiſchen den Waſſern und die ſei ein Unterſchied zwiſchen den Waſſern. Und es geſchahe. Und Gott nannte die Veſte das Firmament. Und Gott ſprach: Es ſammle ſich das Waſſer unter dem Firmamente an beſondern Ortern, daß man das Trockene ſehe. Und Gott ſprach: Es laſſe die Erde aufgehen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach ſeiner Art Frucht trage. Und es geſchahe..."

Und nun kamen Dinge, worüber die Kinder Ein Entzücken wurden. Wie froh waren ſie, daß nun die liebe, rothglühende Sonne über der Erde ſchweben blieb und Alles beleuchtete, was nun auf derſelben vorging; es halfen zwar auch die Bühnenlampen ihr Redliches mit beleuchten, aber die Kinder gaben doch der königlichen Sonne allein alle Ehre, wie denn die großen Kinder auf Erden gar nicht viel anders ſind und einem Feldherrn gerne alle Ehren einer halben Million Soldaten nach gewonnener Schlacht anhängen. Je nun, wie kommt wohl das? Die Farbe, die Größe, die Gemeinſamkeit macht es; beim Aufgange blutroth, auf der Mittagshöhe blendend und wer ſie feſt anſieht, von ihrem Bilde überall verfolgt, und beim Untergange wieder blutig roth, überbietet die königliche Sonne alles Licht, das in Geiſteslampen zerſtreut auf Erden leuchtet oder ſucht, deren Licht in ihren Glanz bedächtig aufzunehmen. Das gemeine Auge gibt ſich bloßem Eindrucke hin, was aber ein feines Seelenauge ſieht, gehört nicht zu dem Spiele kleiner Kinder. Die Glücklichen, die man eben ſo beneiden als beweinen könnte! Die Seligen, die noch Glanz und Schimmer lieben dürfen und am erſten Bäumchen, das im Paradieſe nun auf Gottes Machtgebot emporſtieg, eben nur ein üppig' Apfelbäumchen ſahen voll lachender, rothwangiger Frucht, anſtatt den Baum des Lebens, an welchem ſchon in lauernden Umwindungen die feine Schlange hing!

Verklage man noch die erſten Menſchen, die doch auch in ihrem Sinn und Trachten annoch Kinder waren, daß ſie ſo eilig nach der Frucht des Baumes griffen: unſere Kinder beim Marionettenſpiele ſprangen alle von ihren Sitzen auf und eilten vor die Brüſtung der kleinen Bühne, als ſie das lachende Apfelbäumchen ſahen und einige Händchen erhoben ſich ſogar, um darnach zu greifen; dabei entſtand ein Freudengeſchrei, daß man wenig mehr von der frohen Muſik der kleinen Harfnerin vernehmen konnte. Nur Johannesl war ſitzen geblieben aus Schüchternheit, es konnte der Harfnerin nicht recht ſein, als dieſe aber während ihrem Spiele lächelnd zu ihm ſagte: „Haſt Du keine Freude d'ran?“ da ſagte er, erſchrocken über die plötzliche Anrede: „Ja,“ und ſprang mit glühend rothen Wangen auch zur Bühne hin, kam aber ſchon zu ſpät, um etwas Neues entſtehen zu ſehen, denn ſchon war das Paradies voll Gräſer und Sträuche und Bäumchen und Bäume, Apfelbäume, Birnbäume, Trauerweiden, Mandelbäume, Palmen u. ſ. f., eine ſchöne Roſenflur war angelegt und überhaupt wimmelte es von Blumen wohin man blicken mochte, einige Pfingſtroſen waren in der Eile ſogar auf einem Eichbaume hervorgekommen und wußten ſich während der ganzen Dauer des Paradieſes nicht zu rathen und zu helfen, auf was Art wieder herunter zu kommen, aber dem Paradieſe iſt Alles erlaubt;

im Hintergrunde war ein Gebirge aufgeſtiegen, deſſen Spitzen faſt bis an die Sonne reichten und aus deſſen felſigem Herzen bereits ſeit einigen Secunden ein gewaltiger Strom, die Donau oder welcher, hervorbrach und rauſchend durch die Ebenen des Paradieſes weiter floß.

Indeſſen iſt es uns Menſchenkindern ſelten geſtattet, lange in oder an dem Paradieſe zu verweilen und ſo erhob ſich denn auch jetzt die feierliche Stimme, welche bisher nur das Schöpfungswerk verkündete, und rief:

„Kinder, marſchirt und ſetzt Euch nieder, ſonſt mach' ich die Hölle auf und laſſ' den Hornigen auf Euch los!“

Einige erſchraken und zogen ſich, die Hand verlegen auf dem Kopfe, auf ihre Sitze zurück, darunter war Johannesl; der Veit-Fritzl ſchrie wie beſeſſen und lief zu ſeiner Mutter, die ihn ärgerlich lächelnd auffing und auf ihre Arme hebend ihm die Schürze um den Kopf zog, daß ſein Weinen nicht ſo hörbar wäre; gegen die Thüre ſchreitend, ſagte ſie drohend: „Ich wirf Dich 'naus, Du dummes Kind Du, es iſt ja nicht wahr!“

Aber die Drohung ging denn doch in Erfüllung; denn einige von den keckſten Knaben waren trotz der Ermahnung an der Bühne ſtehen geblieben und Einer ſchrie ſogar: „So laßt ihn heraus, den Hornigen!“

Da entſtand ein großes Kettenraſſeln und Poltern und ein kohlſchwarzes Männchen mit rothen Augen, Lippen, Naſe und zwei rothen Hörnchen über der Stirne ſchoß ſauſend heraus und ſtampfte, daß die Bühne zitterte; als die Knaben eingeſchüchtert auf ihre Plätze zurückgeflohen waren, verſchwand es wieder mit einem ſchnarrenden „Brrrr!“ Die älteren Leute lachten eine Weile herzlich über dieſes Zwiſchenſpiel des Teufels im Paradieſe, die Kinder aber blieben eingeſchüchtert, ſo lange nun die Geſchichte des Paradieſes noch dauerte.

„Gott ſprach,“ ließ ſich nun die feierliche Stimme wieder vernehmen: „Es errege ſich das Waſſer mit webenden und lebenden

Thieren und die Luft erfülle ſich mit Vögeln. Und Gott ſprach: die Erde bringe hervor lebendige Thiere, ein jegliches nach ſeiner Art; Vieh, Gewürme und Thiere, ein jegliches nach ſeiner Art. Und es geſchahe." Da fing ſogleich ein Säuſeln und Zwitſchern an von allen Seiten, eine Wachtel ſchlug und ein Guckuck rief durch das blühende, grüne, aber menſcheneinſame Paradies, ein Paar weißer Tauben flog luſtig über den Bäumen hin und ein Stoßgeier ſcherzte brüderlich mit ihnen, dann kam ein ſchöpfungsfriſches, liebes Reh durch die Roſenflur leichtfüßig daher geſchritten und nickte lebensfroh dem Schöpfer Dank und ſchien nur vor Freudenrührung nicht reden zu können; es ging vorüber und zwei ſtolz-gemüthliche Hirſche folgten auf demſelben Wege und blickten um, woher ſie wohl geſtern des Weges gekommen ſein mögen, und gingen freudig nickend auch vorüber; den Hirſchen folgten zwei ungezäumte Pferde, dieſen zwei hochgebuckelte Dromedare und dieſen ein langberüſſelter Elephant; alle nickten dem Schöpfer im Vorübergehen Dank. Den Schluß dieſer Thierproceſſion machte eine Giraffe, die mit dem Kopfe über alle Bäume hinaus ſah und über alle Thiere die Aufſicht zu führen ſchien, ein Männlein mit einem Turban führte ſie an einem langen Seile.

„Da kommt der Adam auch ſchon mit;" ſagte der Vincenz Seiler zu ſeinem Nachbar.

Dieſer erwiderte: „Vermöge ſeinem Hut nach iſt er vielleicht ein Türk', weißt, einer was mit ſo einem Wunerthier herumreiſ't und ſich viel Geld verdient."

„Jetzt hör' auf, ein Türk' wird der Mann ſein! Ein Türk' iſt der allerletzte Menſch auf Gottes Erdboden, wie wird denn der auf einmal der allererſte ſein? Du ſiehſt doch, es iſt nicht einmal der Adam noch fertig!"

„Eben d'rum! So hat er derweile einen Türken hergenommen...."

Indem ſich der Vincenz Seiler und ſein Nachbar noch ſolche Meinungen lächelnd in's Ohr ſagten, erhob ſich wieder die

Vorausverkünderin des Schöpfungswerkes, die Stimme hinter der Bühne: „Und Gott ſprach: Laſſet uns einen Menſchen machen nach unſerem Ebenbilde, der da herrſche über alle lebendigen Thiere des Waſſers und des feſten Landes. Und Gott ſchuf eine männliche Geſtalt aus Lehm, hauchte ihr eine Seele ein und nannte ſie Adam.“

Feierliche Harfenmuſik; die Wolken, in bengaliſchem Feuer glänzend, öffnen ſich und Gott Vater, wie er früher über den Waſſern ſchwebte, kam feierlichen Fluges langſam aus den Lüften nieder und faßte nicht weit von dem verbotenen Baume feſten Fuß; ſeine Kleider waren reich und glänzend, ſein Haar und Bart von ſchönem Silberweiß.

„Es iſt doch ſchön, daß wir unſern lieben Gott Vater heute ſchon zweimal zu ſehen kriegen,“ ſagte der Vincenz Seiler wieder dem Nachbar in's Ohr, „ſonſt hat man das ganze Jahr nicht die Ehre.“

„Es iſt auch das nicht eigentlich unſer Herrgott, ſondern nur ſeine Erſcheinung,“ erwiederte der Nachbar.

Die Erſcheinung des Herrn neigte ſich nun dreimal gegen die Erde und hob beim dritten Male eine menſchliche Geſtalt empor, hauchte ſie dann dreimal mit vorgeneigtem Kopfe an und die Geſtalt lebte nun und das war der Adam. Jetzt gingen Beide einmal durch das Paradies ſpazieren und verſchwanden; da erſcholl die Stimme wieder: „Aber Gott ſahe, daß es nicht gut ſei, wenn der Menſch alleine, und er beſchloß ihm eine Gefährtin zu geben, und Adam verfiel in einen tiefen Schlaf und Gott ſchuf ihm aus einer Rippe ein Weiblein und nannte ſie Eva.“

Nach dieſer Verkündigung erſchien Gott Vater abermals mit Adam und auch ſchon mit Eva, Beide knieten vor ihm nieder und er ſegnete ſie, und feierlich wieder in die Lüfte ſich erhebend, verſchwand er in den Wolken.

Die zwei erſten Menſchen blieben alſo in dem Paradieſe zurück. Die Eva entfernte ſich ſchon gleich nicht gern weit vom Baume, obwohl ihr Adam oftmal winkte: „Komm', liebe Eva, von dieſem Baume hat uns Gott zu eſſen verboten, wenn wir davon eſſen, werden wir ſterben."

Aber das half Alles nichts, Eva ſchien nur zu lachen und zu ſagen: „Wegen einem Apfel viel Weſens machen, das wäre der Mühe werth! Er hätt' uns etwas Anderes verbieten können, aber nicht einen Apfel! Iſt nichts daran, ſo warum deſſentwegen einen unſchuldigen Apfel verbieten? Und iſt was daran, ſo warum gleich mit dem Verbieten bei der Hand ſein? Das wäre zu grauſam. Ich bleib' einmal da und rühr' mich extra in drei Teufels Namen nicht von der Stelle! Jetzt bin ich Frau im Hauſ' und will einmal ſehen, wer ſonſt noch Herr im Hauſ' iſt!"

„Aber Schatz, Kind, Weib…" ſchien Adam gutmüthig zu ſagen, indem er ſich bittend neigte, aber Eva ſchien ihn keines Blickes zu würdigen und kehrte ſich wieder zu dem Baume.

„Mußt Du denn immer wie ein treuer Pudel neben mir herlaufen?" fuhr ſie fort, „dazu hat Dich Gott wahrhaftig nicht erſchaffen! Du mußt ja nicht gerade immer thun, was ich thu', dafür biſt Du ja der Mann und ich das Weib! Geh' auf die Jagd, wenn Dir die Zeit lang wird, auf der Jagd iſt Allerlei, was Dich wieder freuen wird, ich werde mir die Zeit ſchon zu Hauſe vertreiben; nicht wahr, Du liebe, gute, grüne Schlange da oben!"

„Haſt recht, Du holdes Everl, Du liebes Du," ſchien die Schlange mit freundlichem Grinſen zu ſagen und ſtreckte ſich vor, um ſie auf die Wange zu küſſen. Everl reichte ihr die Wange lächelnd hin und die Schlange ſchoß wieder mit Geräuſch in die Äſte zurück, grimmig denkend: „Hätt' ich Dich lieber ſchon, als daß ich Dir lange erſt ſchön thun ſolle."

Jetzt wagte Adam noch einen Verſuch, ſein Weib vom Apfelbaume wegzubringen und ſagte: „Eva.... kann Jemand zarter, liebender, ſchonender mit Dir umgehen als ich, kann Jemandem Dein zeitliches und ewiges Heil mehr am Herzen liegen als mir, Deinem Begleiter, Gatten, Freund, Beſchützer, Herrn…?"

„Pfiiif!“ machte es Eva und ſah ihn lächelnd über die link
Achſel an — „Pfffff! meinem Herrn! Seit wann denn mei
Herr, wenn ich bitten darf?“

„Was?“ erwiderte Adam etwas entſchiedener vortretend
„Kind, Du willſt Dich gar nicht mehr erinnern, was Gott de
Herr Dir und mir gleich nach unſerer Erſchaffung feierlich aufg
tragen hat: mir, daß ich Dich leite, warne, beſchütze, und Di
daß Du mir folgeſt, traueſt und in Allem unterthan ſeieſt?“

„Pfffff!“ machte es die übermüthige Eva wieder und muß
ſich bücken vor Lachen. „Jetzt hat ſich der Alles das gemerk
Mann, Mann, guter Mann, ſchau jetzt, daß Du weiter komm
ſonſt wirſt Du mir noch lächerlich auch! Nein, ſo was iſt mir au
in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen...! Ich bi
Dich, geh' auf die Jagd ſo ſchnell als möglich, daß ich mich v
meinem Lachen und Verwundern erholen kann.“

Adam trat noch einen Schritt vorwärts und ſagte: „Weib
willſt Du dieſen verwünſchten Baum wirklich nicht verlaſſen.
Willſt Du es darauf ankommen laſſen, daß wir Beide... überle
wohl... Beide die Gnade des Herrn verlieren und grenzenlos
glücklich werden? Haſt Du den Muth wirklich...?“

„Ja, ja, ja, ja!“ fiel ihm Eva in die Rede. „Ich habe
Muth wirklich und wüßte nicht, wem ich über meinen Muth
Rechenſchaft ſchuldig wäre! Geſagt, gethan, Punctum; ich bl
da, das Andere geht Dich Alles nichts an.“

„Das iſt ein Philiſter, Dein Mann,“ flüſterte die Schl
der Eva ins Ohr; „gib ihm gar keine Antwort mehr, er ver
ein ſo holdes Weib, wie Du biſt, gar nicht. Eß' Du nur friſc
Deinen Apfel und Du wirſt nicht ſterben, vielmehr ewig leben
allwiſſend werden, wie der Schöpfer ſelber.“

„Deshalb hat er uns das Eſſen von dieſer Frucht gewiß
boten?“ erwiderte Eva.

„Gewiß, gewiß, o liebes, holdes, kluges Weib!“ ſag
Schlange wieder und ſchoß wieder grimmig in die Äſte zurü

Da erholte ſich Adam von ſeiner tiefen Erſchütterung etwas, zuckte die Schultern, als wollte er ſagen: „Ich habe das Meinige gethan,“ warf die Arme deſperat auseinander und ließ ſie wieder ſchlaff an die Hüfte zurückfallen, dann ging er geſenkten Hauptes ſehr betrübt von dannen.

Adam hinausgehen, Eva nach dem Apfel langen, hinein beißen, die Hand auf's Herz legen und mit ſchwärmeriſchen Augen ſagen: „O Gutele, Sußele!“ war jetzt Eins.

Indem nun Eva noch ſo da ſtand, ſagte der ſchelmiſche Binder Loringel zu ſeinem Nachbar: „Die ganze Überlacher Anne; wenn dieſe Eva ein Kopftuchl und ſo ein Röckl anhätte, ich vermöcht' bei Gott eine von der andern nicht wegzukennen.“

Der Reitmeier Peter hatte das gehört und blickte verlegen lächelnd um, der Binder aber machte ein ſo ernſthaftes Geſicht, als hätte er's in vollſter Überzeugung geſagt.

Nun war der verhängnißvolle Apfel zur Hälfte verſpeiſ't, ein leichtes Fieber kam über Eva, ſie blickte rechts, ſie blickte links, ſie wollte unruhig von dannen und vermochte doch nicht von der Stelle; die Schlange machte einen Katzenbuckel vor Luſt und wollte ſich vor Schadenfreude die Zunge abbeißen. Da kam Adam zurück. „O lieber Mann! biſt endlich zurück?“ rief ſie ihm weinerlich froh entgegen, „Du biſt mir ein ſchöner Eh'mann, mich ſo lange allein meinem Schickſale zu überlaſſen. Geh', geh', ich kann Dich nicht ſobald wieder mit freundlichen Augen anſehen! Wo ſagirſt Du denn ſo lange herum und weißt doch, daß ich allein bin und zu Allerlei verleitet werden konnte? Iſt das Deine Liebe und Treue?“

„Liebes Kind,“ erwiderte Adam, „haſt Du denn nicht ſelber vorhin verlangt, daß ich mich entferne, gleichviel wohin, um Dir nur aus den Augen zu kommen?“

„Ich, lieber Adam? Jetzt hör' auf und verleumde mich nicht ſo arg. Bin ich nicht treu? Bin ich nicht folgſam? Lieb' ich Dich nicht über Alles? Ich könnte Dich nur einen Augenblick von meizur Seite wünschen? Adam, lieber Mann, o nehme Dein Wort zurück, Du thuſt mir allzu wehe!“

„Nun, liebes Kind, ich will Dir's ja nicht als Beleidigung, als Vorwurf entgegenhalten, ich ſag' ja nur, was geſchehen iſt und was ich weiß.“

„Du guter Mann, wie gut biſt Du, wie nachſichtig, wie edel, wie verſöhnlichen Sinnes! Ich weiß, ich weiß, daß ich vorhin ungerathen war und Dir ſchlimm begegnet bin; ich weiß, daß ich Dich um Vergebung zu bitten habe und ſieh', ich thu' es auch, ſo zart ich kann, ich bitte Dich, mein liebes Kind, vergeſſe meine Unart, die ich nimmermehr begehen werde.“

„Von Herzen gerne,“ erwiederte Adam, „wenn Du ſo gegen mich biſt, will ich Dich auf den Händen tragen, wie mein Liebſtes und Theuerſtes auf Erden. Und gelt, mein liebes Weibchen, Du verſprichſt mir, von heute an, nimmer ſo wankelmüthig und launiſch zu ſein und mich einmal vor Liebe und Zuthunlichkeit zu freſſen, gleich darauf wieder wie einen Fremdling ſtörriſch zu behandeln?“

„Und wie ſoll ich Dir's denn nicht verſprechen und halten, lieber Mann? beherrſcht mich doch von dieſer Stunde an ein ſüßer Liebeszauber, der nimmer enden wird. Denn ſeit ich die Hälfte dieſes Apfels gegeſſen habe, vermag ich mich nimmer von Dir zu trennen, muß ich Dich immer behandeln wie mein Süßeſtes auf Erden, wie mein All und Selbſt.“

„Wie? Was? Um Gottes Willen! Weib, ſo haſt Du wirklich von der Frucht dieſes Baumes gegeſſen? Weh' mir und Dir, weh' uns!“

„Jetzt geh' und jammere nicht ſo unſinnig, lieber Mann! Haſt Du denn nicht eben mit Freude bemerkt, wie vortheilhaft ich mich verändert habe, ſeit ich die Frucht verkoſtet? Wie kommſt Du mir denn vor? Sieh', wie froh ich bin, wie geſellig, wie ſanft, wie gut, wie voll Liebe — und Du, wie furchtſam, wie unruhig, wie voll Todesängſten, weil Du von dem Apfel dieſes Baumes nicht gegeſſen haſt! O glaube mir, der Herr hat mit uns Kindern nur ſein Spiel gehabt, nimmer hat er es ernſt mit dem Verbote gemeint. Vielmehr hat er wohl bedacht, daß wir des Erlaubten im Paradieſe bald ſatt werden könnten und alſo wieder Etwas haben müßten, das als verboten unſere Sehnſucht wecken mußte. Das iſt Alles. Zudem iſt der Genuß dieſes Apfels von einer ſo lieblichen, verbeſſernden Wirkung, daß ich Dich bitten muß: eſſ' auch davon; erſt dann bin ich beruhigt und überzeugt, daß Du mich recht und für die Dauer liebſt, wenn Du von dieſem Apfel auch gekoſtet haſt."

Adam ſchien eine Weile nachzudenken und ſagte dann: „Wer Dich ſo lieblich reden hört, der muß wirklich meinen, Alles ſei richtig, wie Du ſagſt; auch liegen gute Beweiſe vor: Du biſt viel beſſer, ſchöner, liebenswürdiger als zuvor — höre, ich möchte Dir den Gefallen thun und wieder nicht und wieder doch — was meinſt Du, wenn ich doch bis morgen noch zuſehen würde...? Der Herr könnte es denn doch krumm nehmen, der Tauſend! eine gewagte Sache bleibt es immer — was meinſt Du?"

„Ich meine, daß Du mich nicht achteſt und lieb haſt, ſonſt würdeſt Du mir eine ſo wohlgemeinte Bitte nicht ſo lange unerfüllt laſſen."

„Kind..."

„Nein, nein, Du ſiehſt mein Recht ein und entziehſt Dich nur vergebens...!"

„So in Gottes Namen, gib her den Apfel..."

„Da, da, da, da! lieber Alter, eſſ' nur gleich ein ordentliches Stück, ein kleines Broſerl wär' ja ſo von keiner Wirkung."

Adam aß, erſt kleinweiſe, dann die ganze Hälfte des Apfels und ſagte dann mit einiger Unruhe: „Eva, ich weiß nicht, mir iſt, ich weiß nicht wie... es wird vielleicht vorübergehen... Komm', komm', ich glaube wir haben dennoch groß gefehlt... O barmherziger Vater im Himmel, entzieh' uns Deine Gnade nicht...! Eva, komm', komm', laß uns ein wenig im Park ſpazieren gehen, vielleicht verliert ſich das leichte Fieber wieder, das mir alle Nerven nach und nach erſchüttert....!“

Kaum waren ſie einige Schritte von dem verbotenen Baume weg, als die Schlange vor Jubel und Entzücken von den Äſten des Baumes förmlich herunterfiel, vor Lachen ſich auf dem Boden kugelte und wie ein unſinniger Gaſſenbube Purzelbäume ſchlug; und mitten unter dieſer ſchadenfrohen Kurzweile erklang die geheimnißvolle Stimme wieder:

„Und die Schlange war liſtiger denn alle Thiere auf dem Felde und ſprach zu dem Weibe: Ihr ſollet nicht eſſen von den Früchten dieſes Baumes, aber eſſet nur davon, ihr werdet nicht ſterben, vielmehr werden wie Gott, und Eva aß und gab auch ihrem Manne zu eſſen, und Gott ließ einen Cherubim kommen, der vertrieb ſie mit flammendem Schwerte aus dem Paradieſe.“ Dieſe letzten Worte, welche das Herannahen eines Cherubim erwähnten, ſtachen der Schlange etwas unbequem in's Ohr, ſie machte alſo, daß ſie noch zur rechten Zeit von dannen kam und buckelte in ſchweißvoller Eile zwiſchen den blühenden Bäumen und Sträuchern auf und davon.

Und nicht lange darauf kam das erſte Elternpaar in tiefer Betrübniß von ſeinem letzten Spaziergange durch das Paradies zurück und Adam ſagte: „Mein liebes Weibchen, doch, wenn Du auch an meiner Sünde ſchuld ſein magſt, ich hätte Dir nicht zu folgen gebraucht, wie Du der Schlange nicht; o meine traute Eva, laß uns jetzt, weil das Übel nicht mehr zu ändern iſt, mit Demuth und Standhaftigkeit erwarten, was der Herr über uns arme Sünder verhängen mag... O heimatliches Paradies, das wir verlaſſen ſollen, ſüßer Ort der beſten Lebenstage, die zwar kurz, doch unvergeßlich bleiben, lebe wohl, mit ſchwerem Herzen ſcheiden wir, um Dich niemal's wieder zu betreten! So mag in ſpäten, ſpäten Tagen von dem heimatlichen Boden ſeiner lieben Kindheit mancher Enkel traurig ſcheiden, um in Schweiß und Klage ein langes, bitteres Leben zu durchwandern; möge ſein Fluch nicht zu heftig dieſes Anfangs aller Übel denken.... Komm', o komm', mein Weibchen, ſchon höre ich den Cherubim in ſchwerem Fluge niederrauſchen, er kommt, er naht, ſchon iſt er da!"

In reichen Seidenkleidern, an den Schultern weitgeſpannte Flügel, in den Händen Etwas wie ein Schwert mit einer Spiritusflamme an der Spitze, kam nun der Cherubim hereingeſchritten und ſchwang und ſenkte unerbittlich ſeine Waffe gegen die erſten Eltern.

Eva war ſehr gebeugt und ſtille und ſchien bitterlich zu weinen, Adam ſah dann und wann auf den Cherubim zurück, als wollte er ſagen: „Herr, überſchreitet doch den Auftrag unſers gemeinſchaftlichen Vaters nicht und ſeid ſo ungeſtüm; mein liebes Weib kann nicht ſo eilig fliehen, laßt uns ruhig weiter zieh'n."

Der Seiler neigte ſich an's Ohr ſeines Nachbars. „Hat auch ſchon ein hübſches Alter ſo ein Cherubim," ſagte er.

Als nun das Paradies von Menſchen gereinigt war, ſagte der Binder Loringel zu ſeinem Nachbar: „Jetzt wär' gerade Platz genug im Paradies für die Überlacher Anne und ihren lieben Burſchen. Da könnten die Seufzer krachen, ſo ſtark ſie wollten, wer könnt' ſo ein Getös bis zu uns herüber hören...?" Indem der Reitmeier Peter umſah, fiel der kleine Bühnenvorhang.

Das war die erſte Abtheilung des Marionettenſpieles. Die Kinder freute es, auf dem kleinen Bühnenvorhange nun wieder ihren glänzenden Reiter und die Proceſſion der Israeliten mit ihrer Bundeslade zu erblicken, Johannesl war vergnügt, einige Augenblicke wieder ungeſtört die kleine Harfnerin betrachten und ihrem heiteren Spiele zuhören zu können, die größeren Leute aber redeten in allerlei luſtigen und ernſten Weiſen durcheinander, theils auf das Spiel, welches ſie eben geſehen hatten, theils auf ganz andere Gegenſtände bezüglich, welche ſie aus ihren häuslichen Angelegenheiten näher angingen. Nur der junge Hausvater hatte ſich von aller Geſellſchaft bisher düſter abgewendet, ließ ſich, wenn er angeredet wurde, höchſtens auf einige flüchtige Worte ein und und ſchwieg die übrige Zeit, wie Einer, der Etwas ziemlich Schweres, das ihm auf der Seele liegt, glücklich verdauen möchte, ohne daß es ihm aber gelingen mag. Er räusperte ſich oft und fuhr ſich dann und wann mit der flachen Hand über das Geſicht, als wollte er ſich ſelber von Zeit zu Zeit aus ſeinen Gedanken wecken, um beſſer und doch auch vergnügter an dem Theil zu nehmen, was um ihn her vorging und alle Leute, bis zu den kleinen Kindern herab, ſo herzlich ergötzte. Einmal begegnete ſein Auge dem Auge ſeines lieben Weibes, das mitten unter den übrigen Müttern des Dorfes freundlich daſaß, er hielt aber ihren Blick nicht aus und ſchaute ſogleich ſeitwärts. Wie gerne wäre das Weibchen zu ihm hingetreten und hätte ihm geſagt: „Du, lieber Mann, jetzt wäre immer noch Zeit, daß Du hinunter gehſt und Deinen alten Vater und Dein Schweſterlein heraufbringſt, das Spiel iſt immer noch nicht bald zu Ende. O zier' Dich nicht länger und folg' meinem Rath, Du wirſt ſehen, es bringt Dir Segen; ſo aber, lieber Mann, wird es Dir noch Unglück genug bringen. Denk' nur, was der alte Mann leiden mag.“ Aber weil ſie mitten unter den Müttern daſaß und daher nicht ohne große Störung zu ihm gelangen konnte, ſo blieb ſie denn auch ferner ruhig ſitzen und verſuchte ihm nur dann und wann mit einem Blicke zu ſagen, was ſie ſich dachte.

Indeſſen verſchwanden mit dem kleinen Theatervorhange Leiter und Bundeslade wieder und das feierliche Harfenſpiel deutete auf eine ernſte Handlung und auf eine düſtere Begebenheit. Das Opfer Kains und Abels wurde jetzt dargeſtellt. Zwei Altäre ſtanden in einer freien Landſchaft, auf den Altären brannten zwei Spiritusflämmchen und vor dem Altare rechts ſtand Kain in einem ſchwarzen Fellüberwurfe und mit einem Stäbchen in der Hand; ſein ſchwarzes Haar ſträubte ſich ſchon jetzt unwillig und er blickte dann und wann grimmig auf ſeinen Bruder hinüber, der links vor ſeinem Altare unbeweglich und in frommer Andacht daſtand; deſſen Kleid war ein weißer Zeltüberwurf. Auf einmal wird die Harfenmuſik ſtürmiſch, Kain macht einen wüthenden Satz gegen ſeinen Bruder und läßt einen Streich gegen dieſen fallen, der aber ſeinen Mann verfehlt. Abel ſchien die ganze Geſchichte nicht zu merken oder mochte denken: Es ſteht einmal geſchrieben, daß ich von meinem Bruder erſchlagen worden bin, alſo muß ich wohl Stand halten, und blieb alſo verharren in ſeiner Andacht und Ruhe, bis der ſchwarze Kain den zweiten, dritten und vierten Schlag mit ſeinem Stäbchen führte. Jetzt wankte Abel zwar und wollte umſinken, ermannte ſich aber noch einmal und ſtand wie zuvor in Andacht und Ruhe vor ſeinem Altare. Darüber ergrimmte der ſchwarze Kain noch mehr und hämmerte nun einige Minuten unabläſſig auf ſeinen armen Bruder los. Dieſer lag ſogar ſchon regungslos auf dem Boden, als Kain noch immer darauf loshämmerte.

„Das iſt aber ein Vieh, dieſer Kain,“ ſagte der Seiler ſeinem Nachbar in's Ohr. „Kann ſein armer Bruder kein Glied mehr rühren und der Kerl pimpert noch immer d'rauf los, wo er hintrifft; jetzt mußt' ich bald ſelber hinauf und dem Menſchen ſeinen Haſelſtock aus der Hand winden, das iſt ja nimmer anzuſehen.“

Als der Mord geſchehen war, erſcholl die Stimme: „Kain, Kain, wo iſt Dein Bruder Abel?“

Kain ſchoß jetzt wie ein Zitteraal hin und her und wußte keine Worte zu finden.

„Ja, ſchau' Dich nur um, Nichtsnutzling, wo die Stimm' herkommt!“ ſagte der Seiler wieder. „Iſt's aus mit Deiner Tapferkeit? Pfui Teufel! einen Bruder erſchlagen — red' jetzt, wenn Du gefragt wirſt!“

Kain erwiderte nach einer Weile: „Herr, bin ich der Hüter meines Bruders, daß ich wiſſen ſoll, wo er iſt?“

Das brachte den Seiler wieder in Harniſch und er ſagte: „Jetzt will der Lump gar nicht wiſſen, wo ſein Bruder iſt und hat ihn den Augenblick erſchlagen und liegt ihm die Leiche noch vor den Füßen. Lugenbeutel, willſt Du Dich noch mehr verſündigen? Mach' fort, ſonſt müßt ich Dich noch, wie Du biſt, herunter ſchlagen.“

Jetzt folgte Gottes Fluch über Kain und der Seiler ſagte: „Recht iſt's, aus iſt's; ſchau' wo Du wieder einen Bruder und einen Schlaf hernimmſt.“

Dieſe Szene wurde durch die folgende an Intereſſe für die Kinder und die Erwachſenen weit übertreffen, denn die folgende Scene ſollte die „Sündflut“ darſtellen.

„Da aber der Herr ſahe,“ verkündete die geheimnißvolle Stimme, „daß der Menſchen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten nur böſe war, befahl er dem Noah einen Kaſten zu machen von Tannenholz mit Kammern darinnen, ſoll in den Kaſten gehen mit ſeinen Söhnen, ſeinem Weibe und ſeiner Söhne Weiber und von allen Thieren je ein Paar, denn Gott ſprach: Ich will Waſſer kommen laſſen zu verderben und untergehen zu laſſen was iſt unter dem Himmel.“

Und nun erhob ſich ein ſauſender Sturmwind und Blitze zerriſſen unabläſſig die Wolken des Hintergrundes und Regen ſchoß herab in Strömen, da kam auch wirklich Waſſer zwiſchen den Bergen rauſchend hereingeſchoſſen und darauf ſchwamm die Arche Noah's in erſter Probefahrt daher und ſetzte ſich an einem kleinen Vorgebirge feſt und in einer langen Proceſſion zogen nun in den Rettungskaſten ein: Noah, wie ein gemüthlicher Hausvater die Arme über dem Rücken und ein Schnupftuch in der einen Hand (der Seiler bemerkte: „Der Noah ſieht aus wie unſer Elias Leiſer, bei Gott! der hat auch immer ein Schnupftüchel in der Hand“), hinter Noah kamen all' die Seinen und hinter dieſen paarweiſe zuerſt kleinere und dann größere Thiere, wie ſie ſchon im Paradieſe vorgekommen waren; auch der Mohr und der Giraffe fehlte nicht.

„Die zwei ſind auch nicht auseinander zu bringen,“ bemerkte der Seiler. „Was macht denn der Mohr ſchon wieder mitten unter den Viechern?"

„Er wird halt zu ihnen gehören," erwiederte ſein Nachbar. „Laß ihm doch die Freude."

Das Gewitter und der Regen dauerten fort, die Waſſer ſchwellen immer höher, die Arche fing an das Ufer zu verlaſſen, gerade in dem Augenblicke als Mohr und Giraffe das Bret betreten wollten und dieſe ſtürzten hinab und verſanken in dem Waſſer.

„Gedacht hab' ich mir ſo etwas," bemerkte der Seiler. „Woher aber jetzt wieder einen Mohren nehmen? der letzte iſt da ertrunken."

Als ſchon alles Land hoch überfluthet war, bekam die Arche auf einmal einen heftigen Windſtoß und ſetzte ſich auf der höchſten Bergesſpitze feſt. Jetzt ließen Regen und Gewitter nach, unter heiterer Muſik fing das Waſſer an zu ſinken und zur unbeſchreiblichen Freude der Kinder ſchwang ſich jetzt ein ſchöner Regenbogen von einem Ende des Himmels bis zum anderen. Alle Zeigefinger der Kinder waren auf einmal in der Höhe und wieſen auf den Regenbogen.

Der Vorhang fiel einen Augenblick und ging gleich wieder in die Höhe; und die Stimme rief: „Als Noah aus der Arche war, errichtete er einen Dankaltar, und Gott ſprach: Ich will nicht mehr die Erde verfluchen, um der Menſchen willen; ich will hinfort nicht mehr ſchlagen Alles, was da lebt, wie ich gethan, und meine Zeichen habe ich geſetzt in die Wolken."

Noah kniete jetzt mit den Seinen vor einem Altare, worauf wieder eine Spiritusflamme brannte; alles Waſſer war nun wieder verſchwunden, die Arche ſaß noch auf ſchwindelnder Bergeshöh' und durch den Himmelsraum ſchimmerte noch viel ſchöner der ſiebenfarbige Regenbogen. Da kamen auch wieder alle Thiere um den nächſten Berg herum und gingen paarweiſe vorüber, freudig die Köpfe ſchüttelnd über ihre Rettung.

„Man ſieht ihnen nicht an, daß ſie Mangel gelitten hätten;

es muß eine gute Fütterung in der Arche geben," bemerkte der Seiler.

Als nun erſt ein Paar Haſen, dann ein Paar Rehe, dann ein Paar Hirſchen, dann ein Paar Elephanten vorüber waren, kam auch die Giraffe mit dem Mohren wieder nach.

Der Seiler ſprang völlig zwei Schuh hoch vom Boden auf und rief: „Kreuzdonnerwetter! iſt der Mohr ſchon wieder da! Iſt denn der Menſch nicht umzubringen? Jetzt iſt er in ein völliges Weltmeer gefallen mit ſeinem Tannenbaum von einem Vieh und wieder iſt er, wo die Anderen ſind, er thut gar nichts dergleichen."

„Das Thier hat aber auch Füß'," bemerkte der Nachbar, „daß es ihm ein Leichtes iſt, durch's Weltmeer durchzuwaten, es hat halt ſeinen Mohren wieder drüben hinausgetragen."

Während Noah noch Dankopfer brachte und der liebe Regenbogen am Himmel ſchimmerte, fiel der Theatervorhang für einen Augenblick, um ſogleich wieder aufzurollen und eine Scene darzuſtellen, welche an ſchauerlicher Schönheit Alles übertraf, was ſich die großen und die kleinen Kinder hatten träumen laſſen; man ſah einen dichten Feuerregen vom Himmel fallen und zwei Nachbarſtädte in vollen Flammen ſtehen: es waren Sodom und Gomorha.

Nachdem die Stimme die nöthigen Erklärungen über dieſe Scene ausgerufen und zugleich bemerkt hatte, daß die kleine weiße Säule vor dem Thore Loth's unfolgſames Weibſen zu bedeuten hätte, fiel der Vorhang wieder.

Die nächſte Scene ſtellte dar: Abraham will ſeinen Sohn Iſaak opfern, wird aber von einem Engel daran gehindert und opfert dafür ein Böcklein, das er im nahen Gebüſche verwickelt findet. Schon war Alles bereit; auf einem Altare brannte ein luſtiges Opferflämmchen, daneben lag der geduldige Iſaak ſchon ausgeſtreckt und Vater Abraham hob mit geſchürzten Armeln das krumme Schlachtmeſſer, als ſich die Wolken theilten und ein Engel unter feierlicher Muſik herabkam und ihm in die Arme fiel. Beide redeten zwar keine Sylbe, aber ſie ſchienen ſich zu verſtehen, und als der Engel wieder verſchwunden war, ſtand Iſaak auf und begleitete ſeinen Vater hinaus, der bald wieder mit einem Böcklein zurückkam und es geradezu lebendig über das Feuer des Altärchens hielt; darüber zuckte und wehrte ſich das Thierchen ſo heftig, daß die Kinder faſt zu weinen anfingen.

„Aha, ſo hat man vor Zeiten geopfert," ſagte der Seiler. „Es iſt gut, daß eine ſolche Peinigung abkommen iſt; ein ſo unſchuldiges Weſen bei lebendigem Leib' verbrennen und verbraten laſſen, iſt doch keine Ordnung, ich ſeh's bei einer Fliege nicht gern, wenn ſie in's Licht hineintanzt, g'ſchweige viel weniger bei einem Königlhaſen, wie das dort einer iſt."

„Ein Königlhas?" erwiederte der Nachbar. „Ein Böcklein iſt's, haſt Du's denn nicht vorhin verkündigen gehört?"

„Ja, aber verzwickt klein iſt dieſes Böcklein, es ſollte doch wenigſtens halb in Lebensgröße ſein."

„Dann wär' das Vieh zehnmal größer als der ganze Abraham — und denk' Dir den Geſtank, wenn man Dir in der Stube da einen ganzen Hammel mitſammt der Woll' verbrennen wollte!"

„Haſt auch wieder recht," ſagte der Seiler und blickte neugierig nach der Bühne, welche ſich indeſſen in eine ſchöne Landſchaft verwandelt hatte, im Hintergrunde mit einer Stadt und mitten durch die Landſchaft ein rauſchender Strom.

„Das Waſſer iſt mir ſchon einmal vorgekommen," meinte der Seiler gleich darauf. „Das Waſſer iſt ja ganz ſo durch das Paradies gelaufen!"

„Haſt recht," erwiderte der Nachbar, „aber ein Waſſer kann ja laufen, ſo weit es will."

„Mir iſt's recht," ſagte der Seiler und betrachtete jetzt die Geſchichte, wie die Tochter Pharaonis mit ihrer Haushofmeiſterin an's Ufer und etwas wie eine Nußſchale heraushollte — den Moſes im Binſenkörbchen. „Mir iſt's recht," bemerkte der Seiler, „wenn der ganze Moſes d'rin Platz gefunden hat…" und mitten durch dieſe Bemerkung hindurch fiel der Vorhang und ſchloß die zweite Abtheilung.

3.

Indeſſen war mit möglichſter Stille und Achtſamkeit eine ſehr vornehme Kutſche, von zwei Prachtſchimmeln gezogen, durch den weitläufigen Hof des oberen Gebäudes gefahren und war über die Bockbrücke lenkend bis vor dem kleinen Hauſe unten angelangt. Ein junger Herr in koſtbaren Pelzkleidern ſaß in der Kutſche, hinter ihm ein Diener in einen Mantel eingewickelt. Die Kutſche war offen, weil ſonſt die Gegenſtände nicht Platz gefunden hätten, welche in allen Räumen des Wagens kunſtreich angebracht und befeſtiget waren; beſonders ein hoher, geheimnißvoll rauſchender und durch die Nacht mahrchenhaft flimmernder Gegenſtand hätte nicht leicht untergebracht werden können, der nun im offenen Wagen bequem, an die vorderen Sitze befeſtigt, ſich ſo hoch als immer in die Luft erheben konnte. Vor dem Häuschen ſprang zuerſt der Diener von ſeinem Sitze, um ſeinem Herrn aus dem Wagen zu helfen, dieſer aber gab ihm zu verſtehen, lieber ſeine ganze Aufmerkſamkeit nun auf die Vollziehung ſeiner früheren Befehle zu verwenden und ſtieg mit einem Herzen voll freudiger Bewegung aus. Leiſe trat er an die Hausthüre, er drehte die Schnalle, die Thüre ging auf; er trat ſachte in die kleine Vorhalle und von da an die Stubenthüre und öffnete auch dieſe behutſam leiſe.

Unſer alte Vater ſaß auf der Wandbank, beide Arme auf den Tiſch geſtützt und das kummervoll ſchlummernde Haupt in beide Hände lehnend. Nicht weit von ihm war ein Bettchen zubereitet, darauf ſchlief das kleine Töchterlein. Der Span, welcher bisher die Stube ärmlich beleuchtet hatte, war nun im völligen Verlöſchen. Dieſer letzte Umſtand ſchien dem Fremden übrigens nur erwünſcht, er zog ſeine Pelzkleider in aller Stille aus, hing ſie über eine Stuhllehne und lenkte nun im Scheine eines Wachslichtes, das er den Diener im Vorhauſe anzünden hieß, durch Zeichen und Winke die geräuſchloſe Vollziehung ſeiner Befehle. Der hohe rauſchende Gegenſtand war bald hereingebracht, kleinere und größere Koffer folgten, und aus dieſen in aller Stille herausgenommen, lagen bald die glänzendſten Dinge auf Tiſch und Bänken. Jetzt brannte auf dem großen Tiſche ein dreiarmiger Silberleuchter und der Fremde trat vor den ſchlummernden Alten hin und betrachtete ihn eine Weile mit Liebe und Rührung, legte ihm dann die rechte Hand leiſe auf die Schulter und ſagte mit ſanfter Stimme: „Vater, ſchlaft ihr? Schaut, wer gekommen iſt?“ Der Schlummernde erwachte auf dieſen erſten, zarten Anruf nicht. Da beſann ſich der Fremde ſelbſt wieder einen Augenblick, trat von dem Schlummernden leiſe hinweg und ſagte zu dem Diener: „Es iſt doch beſſer, er ſchlaft noch, bis Alles in Ordnung iſt; zünde ſogleich die anderen Lichter an.“ Und jetzt war der Diener ſehr geſchäftig um den hohen rauſchenden Gegenſtand in der Stube.

Bald darauf erwachte der alte Vater von ſelbſt. Einige Augenblicke glaubte er geſtorben zu ſein und allen Ernſtes einen Weihnachtsabend im Paradieſe zu feiern. Denn wie könnten, meinte er ſchüchtern herumblickend, ſo viele himmliſche Lichter in ſeine irdiſche Stube kommen und gar ſo unerwartet, plötzlich, während eines kurzen Schlummers? Oft und wieder über ſeine verwunderten Augen fahrend, blickte er um ſich und erkannte alle früheren Gegenſtände in der Stube, aber die Meinung, daß er geſtorben und ſammt ſeiner Stube in das Himmelreich verſetzt ſei, wollte ihn immer nicht verlaſſen. Er erblickte jetzt das kleine Tochterlein auf dem Bette und ſagte mit einer Stimme, die ihm ſelber fremd vorkam: „O das iſt ſchön, auch mein liebes Kind haben mir die guten Engel mit heraufgetragen; es iſt Zeit geweſen, daß ich fortgekommen bin, mein Sohn hat es nicht gut mit mir gemeint.“

Wie er aufſtehen wollte, trat ein junger, vornehm gekleideter Herr hinter dem hellbeleuchteten Chriſtbaume hervor und Freudenthränen liefen ihm über die Wangen. „Vater,“ ſagte er, „Ihr glaubt gewiß nicht mehr auf Erden zu ſein, weil Ihr ſo viele Lichter und fremde Sachen da ſeht. Und doch ſeid Ihr auf Erden, Vater, ſeid in Eurer Stube und was Ihr ſeht, das hat Euch Euer Sohn aus der Fremde mitgebracht — kennt Ihr mich denn nicht mehr, Vater?“ Und nach dieſen Worten ging er auf den alten Mann los und umhalſte ihn mit Freude und Wehmuth. Lange dauerte es, bis der alte Vater ganz zu ſich kam und begreifen konnte, was vorfiel und unter lautem Jubel für wahr hielt, was er endlich begriffen hatte.

Dies geſchah, als im oberen Hauſe die dritte Abtheilung des bibliſchen Spieles begann.

Ueber einer bergigen Landſchaft lag ſtille Abenddämmerung, ein Hirte ſtand da und blickte der ſcheidenden Sonne nach, während ſeine Schafe rings auf den Triften ruhig weideten; von Zeit zu Zeit wanderten andere Heerden und Hirten vorüber, alles ſo feierlich und ſtille, als ſtünde noch eine gar heilige Begebenheit bevor, und richtig, gleich darauf fing in der Tiefe eines kleinen Thales ein Dornbuſch in ſchöner, röthlich-gelber Flamme zu brennen an und Moſes, der ſtille Hirte, kniete feierlich vor dem brennenden Dornbuſche nieder, um ſeine Andacht zu beginnen — da warf der Vincenz Seiler zufällig einen Blick durch das nächſte Fenſter und es fiel ihm die wunderbare Helle im kleinen Hauſe unten auf; wie er genauer hinabſah, entging es ihm nicht, daß in der Stube entweder Feuer ausgebrochen oder unbegreiflicher Weiſe an hundert Lichter angezündet ſein müßten. Seiler war nicht der Mann, eines Kinderſpieles wegen eine ſo merkwürdige Entdeckung zu verſchweigen, er ſchrie daher, als der Dornbuſch in der beſten Flamme ſtand: „Kreuzdonnerwetter! Dornbuſch auch da, das Haus brennt! oder es geht nicht mit natürlichen Dingen zu!“ Dabei riß er das Fenſter auf und ſteckte den Kopf hinaus, aber noch lebhafter zurückfahrend und ſich tumultuariſch mitten durch die Zuſchauermenge Platz machend, ſprang er auf die Thüre los und wie ein Toller hinaus.

Der Dornbuſch konnte gut im beſten Brande ſtehen, aber

iemand gab bald mehr darauf Acht. Man überzeugte ſich ſchnell
allen Fenſtern, daß der Seiler guten Grund hatte, ſo laut ver-
undert zu thun und in Kürze war keine Seele mehr in der gro-
n Stube. Unter lebhaften Verwunderungen drängte man ſich
ten um das kleine Haus, ohne ſich hineinzuwagen, denn man
erzeugte ſich, daß das Feuer d'rinnen nur feſtliche Beleuchtung
; das Erſte, was man von dem Kutſcher des vornehmen Wa-
ns vernahm, war: daß der ſeit Jahren verſchollene Sohn aus
r Fremde heimgekehrt ſei und ſeinem Vater und ſeinen Geſchwi-
ern gar viele Geſchenke mitgebracht habe; das gar ſo hell in Licht
nd Farben Flimmernde, mitten in der Stube, ſei ein großer
Weihnachtsbaum, wie man ſie in großen Städten habe.

Bald darauf öffnete ſich ein Fenſter des kleinen Hauſes und
ne freundliche Stimme ſagte: „Kommt nur Alle herein, wie ihr
raußen ſeid, Kinder und erwachſene Leute, es iſt für Jedes et-
as da.“

Mitten im erſten Tumulte, der Alles vom Theaterſpiele weg
nd in's Freie mit fortgeriſſen, hatte auch der junge Herr des
auſes oben ſeine Stube verlaſſen und war eine Strecke Weges
ntgegangen, um zu ſehen, was es denn eigentlich gebe, kehrte
ber bald wieder um, als er ſich überzeugt hatte, daß es keine
euersgefahr ſei, was einen ſolchen Tumult erregt hatte. Die
Bruſt voll ſchwerer Gefühle und doch auch voll Neugierde betrat
r ſeine Stube wieder; wegen der Spannung mit ſeinem alten Va-
er durfte er ſich wohl nicht erlauben, das kleine Haus zu betreten.
in wunderlicher, einſamer [illegible] ging er nun in ſeiner Stube
erum, die ihn ihrer plötzlich[illegible]elaſſenheit wegen aus allen
cken unheimlich anſchauerte, ſelbſt die kleine Harfnerin und ihr
Vater, der Komödiant, waren mit den übrigen Leuten auf und
avon geeilt und der brennende Dornbuſch ſpielte noch immer ſeine
lühende Rolle in gemüthlicher Ruhe weiter. Seine bittere Ver-
immung, ſo gut es gehen möchte, niederkämpfend, ſchritt Fabian
ſo hieß der junge Herr des Hauſes) in der Stube auf und nieder,

bis ſein Weib zurückkam und ihm Dinge berichtete, welche ihm erſchütternd auf die Seele fielen.

„Gott, Gott!“ rief ſie, „was biſt Du für ein Menſch, lieber Mann? Hab' ich Dir's nicht gleich geſagt, es wird kein gutes Ende nehmen? Da iſt das Unglück ſchon; fauſtdick ſchlägt es Dich hinter die Ohren und trifft mich auch noch mit dazu. O was iſt ein übereiliger Mann für ein unſeliges Weſen — jedes Kind, jeder wildfremde Menſch darf jetzt zu Deinem Vater hinunter, nur Du nicht und ich ſelber muß mir das Haus verbieten! Und weißt Du, was geſchehen iſt? Mann, Mann, Dein Bruder iſt gekommen, Dein leibhaftiger Bruder, den wir alle ſchon geſtorben und begraben gemeint haben! Er muß reich ſein, gar nicht auszurechnen, alles, was er mitgebracht hat, iſt eitel Silber und Gold, ein Wagen mit zwei Roſſen, wie unſers Herrn Grafen ſeiner, ſteht vor dem Häuschen unten, der Bediente hat das feinſte Tuch an dem Rock, rothe Aufſchläg', wie bei der größten Herrſchaft, und einen breiten Goldborden um den Hut, und drinnen in der Stube — o Mann, o Mann! — da ſteht ein Baum, der brennt völlig von oben bis unten und alles hängt voll ſilberner und goldener Sachen d'ran und auf allen Bänken herum ſtehen kleine und große Koffer, einige ſind offen und die ſchönſten Dinge ſieht man herausſchauen. — O Du hartherziger, übereiliger Mann! wie weit haſt Du es gebracht, jetzt darfſt Du nicht einmal hinunter und Deinen leibhaftigen Bruder grüßen, der gleichſam geſtorben und begraben und wieder auferſtanden iſt!“ Blaß und wankend ging während dieſer Rede Fabian zweimal durch die Stube, ſchritt dann nach der Kammer und ſchlug die Thüre heftig hinter ſich zu. Sein Weibchen aber lief jammernd von einem Fenſter zum anderen und ſchaute nach dem kleinen Hauſe, wo es noch immer hell und ſehr bewegt herging.

Nach einer Weile kam Fabian wieder und ganz verſtört aus der Kammer zurück und ſagte bewegt: „Wie ſieht mein Bruder aus?“

„Kann ich das ſagen, wenn ich ihn gar nicht geſehen habe?“
wiederte ſein Weibchen. „O Mann, Du haſt ein großes Übel an-
richtet!“

„Geh' Du hinunter,“ ſagte Fabian nach einer Weile wieder.
Geh' und ſag', daß ich krank bin und mich niederlegen muß…“ Er
ußte ſich wirklich niederlaſſen, ſo zerſchlagen waren ihm alle Glieder.

„Soll ich mein Herz auch noch mit einer Lüge beſchweren?“
wiederte ſie. „Mein Herz iſt ſchwer genug.“

Da ging die Stubenthüre auf und eine Stimme rief beinahe
hemlos herein: „Ihr ſollt hinunter kommen — er hat um Euch
fragt!“ Nach dieſen Worten wurde die Thüre wieder zugeſchla-
n und der „Rufer im Streite“ ſprang von dannen.

Laut weinend ſetzte ſich Fabians Weibchen in einen Winkel
nd ſagte: „Ich geh' nicht hinunter, ich müßte wegen Dir in Bo-
n ſinken!“

Fabian ſaß eine Weile ſtille und bewegungslos da, dann
and er auf, ging langſam nach der Kammer und legte ſich ſchwer-
thmend, wie er war, im vollen Anzuge auf ſein Bett. Schwarz
ogte es um ſeine Augen, von Schlaf konnte keine Rede ſein,
ohl aber von Gefühlen, die ihn mächtig faßten und durchſchütter-
en. Und eine geraume Zeit verſtrich in dieſer einſamen Pein
nd Stille. Da hörte er es in der Stube nach und nach wieder le-
endig werden, unablaſſig ging die Thüre auf und zu und das
umpfe Stimmengewirre ließ ihn leicht errathen, daß die Leute
us dem kleinen Häuschen wieder heraufgekommen wären, um das
ibliſche Spiel nun bis zum Schluſſe anzuſehen oder aus ſonſt
inem Grunde. Jetzt hielt er es auf dem Bette auch nicht länger
ehr aus, er ſtand auf und wollte an die Kammerthüre treten,
örte aber im nämlichen Augenblicke die Stimme ſeines Vaters
raußen und eine andere, eine fremde Stimme, welche mit ſeinem
Weibchen ſprach, und daraus ſchloß er, daß auch ſein heimgekom-
mener Bruder in der Stube draußen ſein müſſe. Von dieſem letz-
eren Umſtande hielt er ſich gleich darauf vollkommen überzeugt,

als er durch das Kammerfenſter blickte und im kleinen Hauſe unten alle Lichter bis auf zwei oder drei ausgelöſcht ſah. Mit hochklopfender Bruſt wankte er an die Kammerthüre, um zu horchen, ob denn ſein Name von Jemanden genannt und was über ihn geſagt würde. Aber es ſchien als ſei ſein Angedenken auf allen Lippen der Menſchen abgeſtorben, ſelbſt ſein Weibchen erwähnte ſeiner nicht, wohl aus Beſorgniß, daß der vornehme Bruder Näheres über ihres Mannes Betragen verlangen konnte.

Die kleine Harfnerin griff nun einige Accorde, ein Glöcklein gab das Zeichen, daß das Spiel ſogleich wieder beginnen werde und Fabian hörte ſeinen Bruder ſagen: „Alſo freut es Euch alle, daß ich Euch das liebe Theaterſpiel in's Dorf hergeſchickt habe?“ Ein verlegenes und freudiges „Ja“ ging durch die Verſammlung, die Kinder friſchten ihre Erinnerung an das, was ſie früher geſehen hatten, durch heitere Blicke auf den Reiter und die Bundeslade des Vorhanges auf, ein Marſch begann jetzt durch die Saiten der Harfe zu jubeln und die erſte Scene, welche ſich producirte, war der Einſturz von Jericho's Stadtmauern durch einen israelitiſchen Trompetenſtoß. Dies verkündete gleich nach dem Aufrollen des Vorhanges die geheimnißvolle Stimme; gleich darauf marſchirten drei Colonnen jüdiſcher Miliz in Helmen und mit Lanzen auf, die Bundeslade in der Mitte.

„Alles iſt zum Einſturze hergerichtet,“ ſetzte der Seiler ſeine Gloſſen fort. „Schaut nur die Sprünge in der Mauer an, wenn der Trompetenſtoß nicht bald kommt, ſo legt ſich die Mauer von ſelber um.“

Der Trompetenſtoß erfolgte, die Mauer ſtürzte ein, die Militärbande ließ von der Harfe den Marſch weiter ſpielen und die drei Colonnen marſchirten wieder ab.

„Das iſt aber merkwürdig,“ ſagte des Seilers Nachbar: „jetzt haben ſie die Mauer eingeblaſen und marſchiren nicht einmal hinein; wozu das Gemäuer einwerfen für nichts und wieder nichts, wenn ſie jetzt erſt das Thor aufſuchen wollen?“

„So ein geſchnürter und geſtriegelter Soldat ſucht Dir immer den ebenen Weg auf, er muß Schuh und Riemenwerk ſchonen," erwiderte der Seiler.

Die nächſte Scene gab den Kindern wieder viel zu verwundern und den älteren Leuten, beſonders unſerm alten Vater, viel zu denken. Sie ſtellte dar, wie der ägyptiſche Joſeph als vergötterter Statthalter in einem goldenen Wagen, von vier Prachtſchimmeln gezogen, durch die Stadt fährt, vor ſich glänzende Ehrengarden, hinter ſich glänzende Ehrengarden.

Unſer Vater konnte ſich nicht enthalten an ſeinen Sohn zu denken, der auch in der weiten Fremde ſein großes Glück gemacht hatte und in einem vornehmen Wagen, wenn auch nur von zwei Schimmeln gezogen, heimgekehrt war; ſeine Freude ließ ihn alle Leiden vergeſſen, die er noch heute erduldet hatte, und während der glänzende, lärmende Triumphzug auf der Bühne noch dauerte, ſchlich ſich der alte Vater unbemerkt nach der Kammerthüre, drückte ſie leiſe auf und trat hinein. Mit milder, bewegter Stimme ſagte er, als er die Thüre hinter ſich wieder zugedrückt hatte und in der dunklen Kammer daſtand: „...Fabian, biſt Du da? Steh' auf und geh' mit mir heraus... Dein Bruder iſt gekommen, o denke: reich, geſund und angeſehen — noch weiß er nicht, was wir mit einander haben, er wird auch nichts erfahren... Ich will Dir ſchon ein andermal ſagen, wie Du mich betrübt haſt, jetzt ſteh' auf und komm' mit mir..." Es erfolgte keine Antwort. „Biſt Du hier, mein Sohn, ſo gib mir eine Antwort," fuhr der Vater fort, „willſt Du mit mir kommen...?" Wieder keine Antwort. Da trat der Vater zu dem Bette hin und fand es leer.

Von wilden Gemüthsbewegungen gefaßt, war Fabian ſchon lange auf und davon, und ſtürmte wie ein Geachteter im Freien herum, bis zu den Waldungen hinüber und weiter fort. Ja es kam ihm einmal ſogar der Gedanke, ſich ſelber umzubringen, ſo wüthete er in Anſchuldungen gegen ſich ſelbſt, ſo zitterte er in Angſt und Sorgen, daß er vom heutigen Tage an, wenn ſein Bruder von ſeinem Betragen gegen den Vater hören werde, Haus und Hof verlieren müſſe, weil er ſie nur erhalten hatte unter der Bedingung, wenn ſein älterer Bruder niemals wiederkehre, und dieſer war nun da. Sonderbar. Der unglückliche Sohn lief jetzt beinahe denſelben Weg in Sturm und Schneegeſtöber, den kaum zwei Stunden früher ſein unglücklicher Vater mit verzweiflungsvollen Schritten ausgemeſſen hatte.

So war dieſer Fall am nämlichen Abende denn der dritte, daß einem Vergehen die Strafe auf dem Fuße folgte; das erſte Elternpaar war gleich nach dem Genuſſe jenes Apfels aus dem Paradieſe vertrieben worden, den Kain vertrieb nach dem Brudermorde die Stimme Gottes aus der Heimat und Fabian verjagte ſich ſelbſt aus ſeinem Hauſe, als ſein Gewiſſen mächtiger erwachte als ſein ſtarrer Wille. Und was mußte er jetzt verſäumen! Hatte ſein Vater den erſten, zweiten und dritten Theil des Theaterſpieles verſäumt, ſo konnte er ſich jetzt am vierten um ſo freudiger ergetzen, denn mit dem vierten Theile begannen die ſchönſten Scenen des neuen Teſtamentes.

Da ſah man denn zuerſt „die Empfängniß Mariä" und den „engliſchen Gruß," hierauf „Mariens Beſuch bei ihrer Baſe Eliſabeth," ferner „die Verkündigung den Hirten auf dem Felde, daß der Erlöſer geboren ſei" und wie „ein Stern den drei Weiſen aus dem Morgenlande anzeigt, wo der Erlöſer geboren, und zu finden ſei und wie ſie ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen zum Geſchenke bringen," des Jeſukindleins „Beſchneidung im Tempel" und hierauf „die Flucht nach Ägypten," bei welcher Gelegenheit ein Götzenbild zuſammenſtürzt, als ein bedeutſames Zeichen für Chriſti künftige Lehre; endlich „die Taufe im Jordan durch Johannes," dabei der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube über des Heilands Haupte ſchwebt und die Stimme erſcholl: „Dies iſt mein Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe!"

Hatten der Seiler und ſein Nachbar früher ihren Bemerkungen nicht Einhalt thun können, ſo waren ſie während dieſer Abtheilung heiliger Geſchichten in ſtille Hingabe und Betrachtung verſunken. Ein Geiſt der Andacht herrſchte in der ganzen Verſammlung. Ein mehr weltliches Intereſſe erregte am Schluſſe der Darſtellung „die Zerſtörung Jeruſalems.“ Dieſe Stadt wird anfangs von drei oder vier Männchen belagert, welche mit Mauerbrechern an ein Thor und an die Feſtungswerke klopfen, während von innen zwei bis drei Männchen ſehr geſchäftig auf der Mauer erſcheinen, auf die Belagerer Steine mit großer Gewalt herunter werfen und wieder verſchwinden; die Steine ſpringen häufig bis unter die Kinder hinab, was keinen geringen Jubel erregt; dann auf einmal bricht das Thor ein, eine Trommel ſchlägt betäubende Wirbel hinter der Scene und wie aus einem Hinterhalte ſtürzen römiſche Krieger aus der Couliſſe rechts und durch das Thor. Bald ſieht man die erſten auf der nächſten Feſtungsmauer vorüberrennen, dann mit Fackeln einen Thurm der mittleren Stadt umjagen, unter fortwährendem Trommelwirbel Feuer legen und während durch das Thor noch immer ohne Unterbrechung neue Krieger ſtürmen und Jeruſalem im beſten Brande ſteht, fällt der Vorhang.

Es war bereits um Mitternacht, als die Geſellſchaft über das Spiel und über die Geſchenke ſehr befriedigt und lärmend auseinander ging, viele Laternen durchwankten nach allen Richtungen das Dorf, nach und nach klapperte dort und hier eine Hausthüre zu und nicht lange d'rauf überwältigte der Schlaf Eines um das Andere. Da lenkte auch ein müder Wanderer von den Waldungen herüber ſeine Schritte heimwärts und ſuchte alle ſeine Kräfte zuſammen, um ſein Haus noch zu erreichen. Es war Fabian. Endlich erreichte er auch ſein erſehntes Ziel; hier erwartete ihn aber ein Leid, welches ſein früheres noch weit übertraf. Er hörte nämlich in der Nähe zwei männliche Stimmen, die ſeines Vaters und ſeines heimgekehrten Bruders, vertraulich reden und ſein Bruder ſagte eben:

„Bittet nicht mehr für ihn, Vater, ich ändere meinen Sinn nicht mehr. Dieſes Haus iſt jetzt mein Eigenthum, aus dieſem Hauſe hat der undankbare Sohn ſeinen Vater verſtoßen, es iſt kein Segen mehr dabei, ſo iſt es denn beſſer ich laſſ' es niederreißen und baue mir in der Nähe ein neues auf. Ich werde zwar nicht darin wohnen können, aber ich beſtimme es für Euch, lieber Vater, Ihr ſollt darin hauſen können, ſo lang Euch Gott das Leben ſchenkt. Mein Bruder aber mag ſich aufmachen und bettelnd oder arbeitend durch die Welt fagiren, ich habe kein Mitleid mehr für ihn; er hat kein Herz."

„Mein lieber Sohn," ſagte der Vater bittend, „laß Dich beſänftigen und überleg Dir's noch. Denk' nur, ſo machſt Du mir ja auch am End' keine Freude; mich willſt Du über und über in Glück verſetzen und dabei ſoll ich ſehen, daß mir ein Kind mitſammt den Seinen in die weite Welt geſchickt wird. Gelt, Du wirſt's noch beſſer überlegen? Er iſt doch auch Dein Bruder, und ſo ſchlecht iſt er auch noch nicht. Er hat ſchon viel Schönes und Gutes gethan, Du biſt halt unglücklicher Weiſe gerade dazu gekommen, wie er mit ſeinem lieben Weibchen über mich geredet und mir das Haus verboten hat, und jetzt will Dein Zorn ſich halt nimmermehr legen. Gib nach, mein lieber Sohn, verändere doch Deinen Sinn — Du ſiehſt, er iſt aus ſeinem Hauſe fort und irrt vielleicht gerade wie ich traurig herum und bereut, was er geſagt und gethan hat. Wirſt Du Dir's noch beſſer überlegen?"

Nach einer langen Pauſe erwiderte der Bruder: „... So ſchließt das Hausthor wieder auf, er mag alſo wieder hineinkommen in ſein Haus, ich will diesmal Gnade für Recht ergehen laſſen, weil Ihr ſelber für ihn bittet, Vater. Aber wie ich hören werde, daß er künftig wieder gegen Euch etwas verfehlt, dann hilft kein Bitten und kein Flehen, dann geſchieht ihm, was ich ihm geſchworen habe."

„Jetzt bin ich wieder froh und leicht... Du wirſt auch ſehen, lieber Sohn, daß er ſich Nichts mehr wird zu Schulden kommen laſſen."

„Ihr dürft ihm aber nicht ſagen, Vater, daß ich ſeine Sünde weiß; ſo könnte er ſich immer nur zum Schein in Acht nehmen und doch am Ende nicht beſſer werden.“

„Nein, nein, nein, Bruder!“ rief jetzt eine Stimme, „ich werde nicht bloß zum Schein anders werden — ich bin ein Verbrecher und will beſſer werden — wenn Du mir nicht verzeihſt, ſo muß ich mich noch ſelbſt um mein Leben bringen!“

Es war Fabian, der ſo rief, und nach dieſen Worten lag er ſeinem Bruder und dann ſeinem Vater ſchluchzend an dem Halſe.

Unter dieſen Umſtänden war denn leicht verziehen und Fabian hielt ſein ganzes Leben hindurch treulich, was er diesmal mit aufrichtiger Empfindung verſprochen hatte.

Die neuen Menſchen des Doctors Zeb.

Mährchen.

Von J. F. Caſtelli.

Der Doctor Zeb in Hindoſtan
War gar ein ſelt'ner, weiſer Mann,
Und wie von ihm zu leſen,
Iſt dieſem großen Geiſt des Lichts
Auf Erden und im Himmel nichts
Ganz unbekannt geweſen.

Obwohl er war ein armes Blut,
Obwohl er lang im Grabe ruht,
Soll er gewußt doch haben
Wie Gold man macht auf leichte Art,
Und wie man vor dem Tod ſich wahrt;
Fürwahr, ſehr ſelt'ne Gaben!

Er war nur darum ohne Geld,
Weil er den Reichthum dieſer Welt
Als eitel ſtets verachtet,
Er ſtarb nur darum, weil er gern
Das Sein auf einem andern Stern
Zu kennen hat getrachtet.

Man ſah in alt' und neuer Zeit
Den Stolz mit der Gelehrſamkeit
  Oft Arm in Arme gehen;
Mag Einer der Gelehrt'ſte ſein,
Er bildet ſich doch immer ein,
  Viel mehr noch zu verſtehen.

So ging es unſerm Doctor auch;
Auch ihm ſtieg in den Kopf der Rauch,
  Er überſchritt die Grenzen,
In allem was gewahrt' ſein Blick,
Selbſt in der Schöpfung Meiſterſtück,
  Fand er Inconſequenzen.

„Warum bei ſo viel Herrlichkeit
„Auch wieder ſo viel Niedrigkeit
  „In eines Menſchen Herzen?
„Warum die Leidenſchaften all'
„Irrthümer zeugend ohne Zahl
  „Und viele bitt're Schmerzen?

„Warum muß denn der edle Geiſt
„Am Staube, den man Körper heißt,
  „Feſt angekettet kleben?
„Warum hält denn im ſchönſten Lauf
„Zum Ziel' uns Tod und Krankheit auf
  „Und endet unſer Streben?

„Hätt' Allah mich durch ſeinen Ruf,
„Als er aus Nichts die Welt erſchuf,
  „Zum Beiſtand auserleſen,
„Ich hätte wohl mit ſeiner Macht
„Was Beſſeres hervorgebracht,
  „Als ſo ein ſterblich Weſen.“

So hatte Zeb geſprochen kaum,
Als ſich vom hohen Himmelsraum
Ein Cherub ſenkte nieder,
Es ſchmückte ihn ein Strahlenkranz,
Ausſtrömend unnennbaren Glanz,
Von Gold ſchien ſein Gefieder.

Es ſtürzte auf ſein Angeſicht
Der Doctor, und der Cherub ſpricht:
„„Der Schöpfer hat vernommen,
„„Was Du gerügt am Schöpfungsplan,
„„Er nimmt nun Deinen Beiſtand an
„„Und läßt Dich zu ſich kommen!““

Der Cherub ſchnell den Doctor faßt
Und Beide ſieht man nun in Haſt
In höh're Sphären eilen,
Sie waren von der Erde Raum
Entfernt in zwei Secunden kaum
Schon Millionen Meilen.

Auf einem unbekannten Stern,
Der einſam ſtand, von andern fern,
Sah man ſie niederſchweben,
Es hatte noch kein Aſtronom
Entdecket ihn am Himmelsdom,
Er ward erſchaffen eben.

„„Der Stern ward““ — ſprach der Cherub jetzt —
„„Für Dich in's Firmament geſetzt
„„Als unbewohnte Hülle,
„„Du ſollſt ſogleich bevölkern ihn
„„Mit Menſchen ganz nach Deinem Sinn,
„„So iſt es Allah's Wille.

„„Durch ganzer vierzehn Tage Friſt
„„Von nun an Dir verliehen iſt
„„Sein mächt'ges Schöpfungs-Werde,
„„Doch ſollen die Geſchöpfe Dein
„„Glücklicher und vollkommner ſein
„„Als jene auf der Erde.

„„Belebe nun die Steine hier,
„„Bild' aus dem Staube Menſchen Dir,
„„Dein Wille wird geſchehen;
„„Doch werden die Geſchöpfe Dein
„„Nicht glücklicher, vollkommen ſein,
„„So wird Dir's ſchlimm ergehen!““

So ſprach der Cherub und verſchwand.
Mit hoch erhob'nem Haupte ſtand
Der Doctor um ſich ſchauend.
„Ich Schöpfer?“ — rief er — „Schöpfer ich?“
Es regt ſein Stolz auf's Neue ſich,
Auf ſeine Kenntniß bauend.

„Des Cherub's Drohung ſchreckt mich nicht,“ —
Rief er — „ich werde Lebenslicht
„Vollkomm'ner'n Weſen ſchenken
„Und Glücklicher'n; doch will ich eh',
„Bevor ich ans Beginnen geh',
„Mein Werk gut überdenken.

„Es müſſen die Geſchöpfe mein
„Beiſammen in Geſellſchaft ſein,
„Das find' ich gut und ſchicklich;
„Denn iſt der Menſch ſo ganz allein,
„So kann er nicht wohlthätig ſein,
„Und Wohlthun nur macht glücklich.

„Sie ſollen ferner ſein befreit
„Von allem Schmerz, von allem Leid,
  „Froh ſoll ihr Daſein ſchwinden.
„Doch halt! empfinden ſie kein Leid,
„So werden ſie dann auch die Freud'
  „Ganz ſicher nicht empfinden.

„Da's alſo wird unmöglich ſein,
„Mein Volk von Leiden zu befrei'n,
  „Will ich ſie mind'ſtens ſchonen
„Vor Laſtern; hier auf meinem Stern
„Sei Neid, Stolz, Haß und Zwietracht fern,
  „Nur Tugend ſoll hier wohnen!

„Kein Ehrgeiz und kein Übermuth
„Soll Seufzer, Thränen und auch Blut
  „Erpreſſen ſeinen Brüdern,
„Es gelte keines Starken Macht,
„Damit er Schwache zittern macht,
  „Kein Hoher quäl' den Niedern.

„Kurz, herrſchen ſollen in der Bruſt
„Der Meinen nur zu ihrer Luſt
  „Die ſanfteren Gefühle,
„Der Leidenſchaften toll Gezücht
„Soll mir mit meinen Menſchen nicht
  „Blind treiben ſeine Spiele.

„Doch, unvernünftig red' ich da:
„Die Leidenſchaften geben ja
  „Energ'ſchen Schwung der Seele,
„Durch ſie wird heißer unſer Blut,
„Sie ſpornen an zu Kraft und Muth,
  „Sind großer Thaten Quelle.

„Geſchöpfe ohne Leidenſchaft
„Sind Automaten ohne Kraft,
„Die Allem ſich bequemen,
„Die üb'rall Hinderniſſe ſeh'n,
„Nie der Gefahr entgegengeh'n,
„Nichts Großes unternehmen.

„Mein neuer Menſch, ich ſeh' es ein,
„Muß alſo leidenſchaftlich ſein,
„Doch dürfte wohl nicht Jeder
„Von gleicher Leidenſchaften-Glut
„Beſeelt ſein; denn da ſetzt' es Blut
„Und Krieg mit Schwert und Feder.

„Auch müßte ſeine Leidenſchaft
„Ein Jeder ganz nach ſeiner Kraft
„In anderm Grad' empfinden,
„Sonſt wäre zu viel Ahnlichkeit
„Und ich muß doch Verſchiedenheit
„Der Charaktere gründen.

„Doch wie verhüt' ich Laſter dann,
„Laſſ' ich mein Volk nach meinem Plan
„Mit Leidenſchaften ringen?
„Da alle Laſter, wie auf Erd'
„Erfahrung ſattſam mich gelehrt,
„Aus Leidenſchaft entſpringen?

„Die Habſucht iſt der Gierde Kind,
„Aus Haß entſteht der Mord geſchwind,
„Die Eiferſucht aus Liebe,
„Ehrgeiz kennt keine Schranke mehr,
„Er opfert Alles um ſich her
„Und wenn nichts übrig bliebe.

„Ich ſeh's, ich kann mein neu Geſchlecht,
„Will ich's erſchaffen, wie es recht,
„Vom Übel nicht entheben,
„So wie der Maler ſeinem Bild,
„Damit es ſeinen Zweck erfüllt,
„Muß Licht und Schatten geben.

„Doch halt! wie wär' es, wenn ich ſie
„Mit tiefem Geiſt und Phantaſie
„Für dieſes ſchadlos hielte,
„Und ſo bei ihnen einen Grad
„Vollkommenheit, den Niemand hat
„Dem Sterblichen, erzielte?

„Ein tiefer Geiſt! wohlan, laß ſeh'n,
„Wie weit ſoll dieſer Geiſt denn geh'n?
„Soll ihnen ſich entſtalten
„All Jenes, was dem Adamsſohn
„Der Schöpfer jenſeits erſt als Lohn
„Zur Kenntniß vorbehalten?

„O nein! gewiß das geht nicht an;
„Denn, wenn ſie Alles wüßten dann,
„Wo fänd' ihr Geiſt noch Nahrung?
„Nur das darf klar ſein ihrem Blick,
„Was nöthig iſt zu ihrem Glück,
„Und das lehrt ſie Erfahrung.

„Wenn nicht durch Geiſt, ſo ſollen ſie
„Doch durch die holde Phantaſie
„Vor andern Menſchen glänzen;
„Doch geb' ich einmal dieſe Euch,
„So kann ich leider auch ihr Reich
„Euch nimmermehr begrenzen.

„Sie folget leider nicht der Spur,
„Die ihr bezeichnet die Natur,
„In's Blaue will ſie raſen,
„Sie heftet vorwärts ihren Blick
„Und eilt, und eilt und ſtatt dem Gluck
„Ereilt ſie Waſſerblaſen.

„Wohlan, da dieſes auch nicht geht,
„So ſoll doch mind'ſtens mein Planet
„Nicht einen Dummkopf haben!
„Doch ware Dummheit unbekannt,
„So wären auch Talent, Verſtand
„Ganz unbemerkte Gaben.

„Da ſelbſt die Dummen nothig ſind,
„So ſei ein ſolches dummes Kind
„Doch wenigſtens beſcheiden,
„Nicht halt' er etwa ſich fur klug
„Und ſchreibe mir ein ſchlechtes Buch,
„Das will ich doch vermeiden.

„Doch Dumme haben Eitelkeit,
„Mit ihr muß Unbeſcheidenheit
„Auf meinem Sterne haften,
„Und traf' Beſcheidenheit man an
„Bei Dummen nur, ſie ware dann
„Nicht Schmuck der Wiſſenſchaften.

„Ich ſehe wohl, bin nicht im Stand,
„Daß Menſchen geh'n aus meiner Hand,
„Die auf mein mächtig „Werde“,
„Wenn ihre Lebenszeit beginnt,
„Glucklicher und vollkomm'ner ſind
„Als jene auf der Erde.“

So ſprach der Doctor; doch je mehr
Er denkt und grübelt hin und her,
Je klarer wird's ihm eben,
Er könn' kein beſſ'res Menſchenkind
Erſchaffen, als ſchon jene ſind,
Die Allah hat gegeben.

Der Tag erſchien ſchon vierzehnmal
Und noch iſt leer der Stern und kahl,
Da ſchlummert Zeb im Graſe
Und eine Mücke fliegt daher
Und ſticht ihn — drob erwachet er —
In ſeine Adlernaſe.

Er haſchte ſie, und ſah ſie an
Und ſprach zu ſich: „Weil ich nicht kann
„Zu Stande Menſchen bringen,
„Will ich's bei einer Mücke hier
„Verſuchen, bei ſolch kleinem Thier
„Da wird mir's doch gelingen."

Und ganz genau betrachtet er
Das Thierlein, wendend hin und her,
Es mit dem Forſcherblicke,
Und ruft, das Aug emporgekehrt:
„Nein, nichts iſt ſo bewundernswerth,
„Als dieſe kleine Mücke!

„So künſtlich ihres Körpers Bau!
„Die Gliedchen fügend ſich genau,
„Der kleine Saugerachen,
„Die Flüglein wie ein Spinngeweb',
„Und ich, ich eitler Doctor Zeb,
„Will ſolch ein Wunder machen?"

Und nieder ſinkt er auf die Knie,
Ruft: „Allah! der mir Macht verlieh
„Zu ſchaffen meines Gleichen,
„Nimm ſie zurück, ich ſchäme mich,
„Ich kann nicht einmal, Höchſter! Dich
„In einer Mück' erreichen.

„Sieh, Herr! erbarmungsvoll mich an,
„Ich wagt' an Deinem Schöpfungsplan
„Gebrechen aufzufinden,
„Ich beuge jetzt im Staube hier,
„Allweiſer! meine Knie vor Dir!
„Wer kann Dich, Herr, ergründen!"

Und als er dieſes demuthsvoll
Geſagt, ein Donnerſchlag erſcholl
Und jener Cherub wieder,
Der früher das Geleit' ihm gab,
Senkt ſich vom Himmelsraum herab
Und zu dem Knie'nden nieder.

Er lächelt ihn mitleidig an
Und ſpricht: „„Steh' auf, gelehrter Mann,
„„Der Ew'ge kann nicht haſſen,
„„Er iſt barmherzig und verzeiht
„„So gerne Jedem, der bereut;
„„Die Straf' iſt Dir erlaſſen!

„„Doch ſuche ja zu meſſen nicht,
„„Du Schwacher, dem die Kraft gebricht,
„„Die unermeß'ne Kette,
„„Von der ein Sterblicher nur ſieht
„„Ein unbedeutend kleines Glied,
„„Wenn nichts als Aug' er hätte.

„Die Weisheit Gottes, glaube mir,
„Im Menſchen nicht und nicht im Thier
„Iſt dieſe zu ergründen,
„In der geſammten Schöpfung nur,
„In der unendlichen Natur
„Wirſt Du ſie ſtaunend finden.

„Der Menſch in ſeiner Einzelheit,
„Das Thier in ſeiner Weſenheit
„Sind beide unvollkommen,
„Doch wenn man ſie zum Ganzen hält
„Als Ringe dieſer großen Welt,
„Dann ſind ſie ganz vollkommen.“

So ſprach der Cherub mitleidsvoll.
Beim zweiten Donner, der erſcholl,
Erloſch des Sternes Schimmer,
Der Doctor fühlt ſich fortgeweht,
Und in ein paar Secunden ſteht
Er nun in ſeinem Zimmer.

Seit Zeb zum Sterne ſtieg empor,
Ward er gelehrter als zuvor,
Und blieb's auch, wie zu hoffen;
Nicht Menſchen ganz nach ſeinem Sinn
Wollt' er creiren fürderhin,
Wie and're Philoſophen.

Tobias Guarnerius.

Eine phantaſtiſche Künſtlernovelle aus den Contes bruns.

Mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

An einem nebligen Winterabende ging mein Urgroßvater, welcher ſich Geſchäfte halber zu Bremen befand, in einem abgelegenen Gäßchen hinter der Kirche ſpazieren. Was er dort ſuchte, werdet Ihr begreifen, wenn ich Euch ſage, daß er damals zwanzig Jahre alt war, und daß es wenige Städte in Deutſchland gibt, welche ſo hübſche Mädchen aufzuweiſen haben, wie Bremen. Seit zwanzig Minuten hatte die Thurmuhr ſchon die Stunde des Stelldichein geſchlagen, ohne daß diejenige, welche ſie beſtimmt hatte, erſchienen wäre, und mein Urgroßvater wartete.

Während er ſo in der Straße hin und wider ging, bemerkte er an der Ecke derſelben einen Laden, worin die an den beiden Seitenbalken ſchlecht aufgemalten Geigen das Handwerk anzeigten, welches darin getrieben oder vielmehr nicht getrieben wurde; denn wenn im Laden ſelbſt an der Wand nicht ein altes Violoncello gehangen, in der Ecke ein Contrabaß ohne Saiten geſtanden und einige Geigenbogen herumgelegen wären, ſo würde die Boutique eher einer Wachſtube als einem Inſtrumentenmagazin geglichen haben. Eine ſchlechte Talgkerze auf einem ungeheuern hölzernen Leuchter verbreitete nur ein ſpärliches Licht und beleuchtete nur matt den Mann, der darin arbeitete. Er ſchien überhaupt nicht ſehr fleißig bei ſeiner Arbeit zu ſein; denn faſt alle drei bis vier Minuten ſtand er auf, legte die Arbeit nieder und ging mit großen Schritten, ſtarren Blicken und leidenſchaftlichen Geberden umher, wie ein Mann, den eine tiefe Idee beſchäftigt.

Theils aus Neugierde, theils auch um dem Schnee zu entgehen, der in dichten Flocken fiel, trat mein Urgroßvater in den Laden, und obſchon er in ſeinem Leben keine Note gelernt hatte, erſuchte er doch ihm einige zum Verkaufe beſtimmte Geigen zu zeigen.

„Geigen?“ antwortete barſch der Inſtrumentenmacher, „Sie ſehen wohl, daß ich keine zu verkaufen habe, wenn Sie aber den alten Contrebaß dort haben wollen, den ich als Bezahlung für ausgebeſſerte Inſtrumente annehmen mußte, den laſſ' ich Ihnen für 10 Thaler — für 8 ohne zu handeln.“

Mein Urgroßvater bedankte ſich ſchönſtens, allein er bekam Antworten, welche ihn glauben machten, daß es in dem Kopfe des Inſtrumentenmachers nicht ganz richtig ſei, und er erhielt volle Überzeugung hievon, als eine alte Frau, welche aus dem Nebenzimmer kam, ihm durch Zeichen zu verſtehen gab, daß der arme Mann nicht bei geſundem Verſtande ſei.

Mein Urgroßvater verließ dann den Laden und am andern Morgen Bremen, ohne ſich weiter um den Mann zu bekümmern.

Drei Jahre nachher, als er Bremen wieder beſuchte, fand er die Boutique geſchloſſen und auf den zugemachten Fenſterladen große rothe Kreuze aufgezeichnet. Dieſer Umſtand erregte ſeine Aufmerkſamkeit, und des Abends ſprach er mit ſeinem Gaſtwirthe darüber. Dieſer, der zugleich eine Magiſtratsperſon war, erzählte ihm folgende Geſchichte.

„Dieſer Mann, den Sie vor drei Jahren kennen gelernt haben,“ ſprach er, „nannte ſich Tobias Guarnerius, und erhielt durch ſeine Arbeit nur mit Mühe ſich und jene alte Frau, welche Sie bei ihm geſehen haben. Es war ſeine Mutter, welche ſeit dem Tode ſeines Weibes bei ihm lebte. Da er in der Stadt der einzige Inſtrumentenmacher war, und da es hier viel Muſikkünſtler und Liebhaber gibt, welche ihm immer Arbeit gaben, ſo würde er wohl beſſer haben leben können. Allein zehn Jahre vor jener Zeit, von welcher wir ſprechen, ward er einer fixen Idee zum Raube, welche er ſtets verfolgte, ſo viele Opfer er ihr auch bringen mußte.

Sein Weib, welches aus Gram darüber ſtarb, daß ſie ſehen mußte, wie er die Frucht ſeiner Arbeit ſo unnütz verſchwendete, verſuchte öfters ihm Vorſtellungen zu machen und beſchwor ihn, ſich und ſie nicht in das Elend zu ſtürzen; allein Alles vergebens. Sein Erſpartes, dann einige entlehnte Summen Geldes, endlich ſeine Meubles und ſeine Kleider, Alles verſchlang ſeine fixe Idee, ohne daß er fand, was er ſuchte. Auch ſelbſt dann, als ihm die Mittel ganz fehlten ſeine Arbeit fortzuſetzen, verlor er demungeachtet die Hoffnung nicht, entweder früher oder ſpäter zum höchſten Ruhme zu gelangen und den Lohn für alle ſeine Opfer zu ernten.

Er beſaß eine Violine von Stradivarius, wofür ihm Kenner ungeheure Preiſe boten; da kam ihm der Gedanke, das Verfahren dieſes großen Meiſters nachzuahmen. Er meinte, wenn er ein gleiches Holz verwende, die Geſtalt und Dimenſionen mit der ſtrengſten mathematiſchen Genauigkeit wiedergäbe, auch ſelbſt die nämliche Farbe und den nämlichen Firniß anwenden würde, auch die muſikaliſche Wirkung dieſelbe werden müßte. Allein ungeachtet aller Sorgfalt, welche er bei ſeiner Nachahmung anwandte, entdeckte ſich doch immer eine Verſchiedenheit zwiſchen der Copie und dem Original. Dieſes blieb immer das bei weitem vortrefflichere.

Endlich gelang es ihm ein Inſtrument zu verfertigen, welches ſeinem Vorbilde ſo ganz gleich war, daß man keinen Unterſchied zwiſchen Beiden entdecken konnte, allein ſiehe da! eben dieſes war dem Tone nach gerade das ſchlechteſte von allen. Da ſprach er betrübt zu ſich ſelbſt: Wer weiß, ob das, was ich ſuche, nicht außer dem Materiellen liegt. Worte ſtellen Begriffe dar, ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich den Ton die Seele des Inſtrumentes nenne.

Ein Muſiker, welcher ihm einen Geigenbogen zu behaaren gebracht hatte, ließ eines Tages ein Buch bei ihm liegen, welches er längere Zeit nicht zurückforderte; Tobias las darin. Es war eines jener Monumente der deutſchen Gelehrſamkeit und Geduld, worin der Autor Alles Wiſſenswerthe zuſammenhäufte. Neben einem Capitel „über die beſte Regierungsform“ fand ſich ein anderes „Gurken in Eſſig einzumachen“, — einer „Anleitung Cyperwein zu machen“ folgte eine „Diſſertation über die 11,000 Jungfrauen“ und eine „Lobrede über die Kahlköpfigkeit.“ Es herrſchte in dem Buche ein Ton von Gutherzigkeit, welcher unſern Tobias außerordentlich anzog.

Plötzlich beim Umwenden eines Blattes ſtieß er auf ein Capitel, betitelt: „Über die Seelenwanderung.“ Beim Anblicke dieſes Titels fuhr er mit einem Rundſprunge empor, rief ſeine Mutter, welche er bat im Laden zu bleiben, und wenn Jemand um ihn frage, zu ſagen er ſei ausgegangen, dann ſchloß er ſich in ſeine Kammer ein, um das Capitel ungeſtört leſen zu können.

Allein es war leider nur eine elende Rhapſodie aus hundert und Einem Buche zuſammengetragen. Nach langen Umſchweiſen, Citationen ſchloß endlich der Autor mit der funkelneuen Entdeckung, daß die Seele des Menſchen unſterblich ſei. Allein Tobias hielt ſich feſt an den Titel und er fing an ſich die Seele als eine bewegliche Subſtanz vorzuſtellen, welche mit ihrer belebenden Kraft von einem Orte zum andern übertragen werden könne. Von dieſem Augenblicke an war dieß ſeine fixe Idee, mit deren Hilfe er nun ſeinen Zweck zu erreichen hoffte.

Drei Monate nachher bei Nacht, wo die ganze Stadt Bremen ſchon im tiefen Schlummer lag, war die Arbeitsſtube des Tobias Guarnerius ſorgfältig geſchloſſen, und aus Furcht, ein Vorübergehender könnte durch die Ritzen der Fenſterladen noch Licht erblicken, war vor der Glasthür, welche von dieſer Stube in das Magazin führte, ein doppelter Vorhang vorgezogen.

Dieſe Vorſicht war wirklich nicht überflüſſig; denn es war eine ſonderbare Arbeit, womit ſich Tobias beſchäftigte.

Auf einem alten Bette von rothem Damaſt, auf welchem ihn ſeine alte Mutter vor vierzig Jahren zur Welt gebracht hatte, lag dieſe ſterbend. Tobias aber ſtand über ihre Bruſt gebeugt, aus welcher dumpfes Röcheln ertönte, ohne ein Zeichen des Mitleides und der Theilnahme, ohne eine Thräne im Auge, welches ſtarr auf der Sterbenden haftete. Er ſchien von der Ahnung eines feierlichen Augenblickes ergriffen, ein ſonderbarer Apparat ſchien das Bett mit dem Tiſche, welcher daneben ſtand, und auf welchem eine unvollendete Geige lag, in Verbindung zu bringen. Eine Röhre aus Vermiſchung mehrer Metalle geformt, und am Ende trichterförmig auslaufend, ſtand vor dem Munde der alten Frau und nahm ihren Athem auf, welcher bei jedem Athemholen mit dumpfem Tone darein ſich verlor. Am andern Ende war die Röhre in einen hölzernen Stimmſtock eingefügt, gleich demjenigen, der ſich bei allen Saiteninſtrumenten zwiſchen dem Boden und dem Bauche befindet, nur hatte dieſer einen größeren Durchmeſſer und ſtatt von Holz zu ſein, war er hohl und mittelſt eines Schraubendeckels hermetiſch zu verſchließen, wenn die Mündung der Röhre davon getrennt wird. Genau über dem Puncte der Vereinigung des Holzes mit dem Metalle, und um das Evaporiren im Augenblicke ihrer Trennung zu verhindern, war eine Art Büchſe von Tannenholz angebracht.

Um 1 Uhr 52 Minuten und einige Secunden hatte das Athemholen der Kranken geſtockt, ihr Puls und ihr Herz hatten aufgehört zu ſchlagen, plötzlich vernahm man in der Röhre, welche wie durch eine galvaniſche Kraft bewegt wurde, einen langen Seufzer und ein Zittern verbreitete ſich durch das ganze Metall, bis es endlich in der angehängten Büchſe aufhörte. Bei dieſem

Geräuſche ſtieß Tobias mit ſtieren Augen und ſchnaubender Bruſt die leitende Röhre zurück und mit toller Heftigkeit ſchraubte er ungeachtet eines außerordentlichen Widerſtandes, den er fühlte, den Deckel an. Auf dieſe Art ſchloß Tobias Guarnerius die Seele ſeiner Mutter in den hohlen Stimmſtock ein.

Als dieſes Alles geſchehen war, fiel Tobias erſchöpft und bewußtlos zur Erde und blieb daſelbſt ohne Beſinnung liegen, bis es ſchon Tag geworden war. Als er erwachte, fühlte er ſich bis zum Tode ermattet und hatte große Mühe ſeine Ideen zu ſammeln und ſich Rechenſchaft über das Vollbrachte abzulegen. Er näherte ſich dem Bette, auf welchem der Leichnam ſeiner Mutter noch bleich und kalt lag. Er drückte ihr die noch offenen Augenlieder zu, damit ihr ſtarrer Blick dem ſeinigen nicht begegne, dann bedeckte er den Leichnam ganz; denn es ergriffen ihn Furcht und Grauen.

Bei der Beerdigung der irdiſchen Überreſte von Tobias Mutter ſollen ſich wunderbare Dinge begeben haben, wie Augenzeugen erzählen; jedesmal, wenn der Prieſter in ſeinem Gebete von der Seele der Verſtorbenen ſprach, erloſchen die Lichter, welche um den Sarg brannten, von ſelbſt. Zeuge dieſes Wunders und von Gewiſſensbiſſen gequält, hatte Tobias noch nicht gewagt ſein nun vollendetes Inſtrument zu verſuchen, und doch waren wunderbare Töne darin verborgen; denn wenn auch nur die Luft darüber ſtreifte, ſo hauchte es Seufzer von unglaublicher Lieblichkeit aus.

Indeſſen hatte ſich in der Stadt ſchon das Gerücht verbreitet, Tobias Guarnerius habe endlich das Geheimniß, welches er ſo lange ſuchte, gefunden, und täglich beſuchten ſeine Werkſtätte eine Menge von Muſikern und Liebhabern, um die wunderbare Violine zu ſehen. Sie mußten aber alle unbefriedigt ſich wieder entfernen; denn Tobias gab vor, ſein Werk ſei noch nicht vollendet.

Bald nachher geſchah es, daß der Thronerbe eines kleinen Fürſtenthums Bremen beſuchte. Die Vorſicht hatte ihm auch das alent eines großen Violinſpielers verliehen, in ganz Deutſchland ar dies bekannt. Der Bürgermeiſter von Bremen beeilte ſich, em hohen Gaſte eine muſikaliſche Abendunterhaltung zu veran- alten und ließ den Tobias benachrichtigen, daß es ihm ange- ehm ſein würde, bei dieſer Gelegenheit ſein Inſtrument auf ie Probe geſtellt zu ſehen.

Dieſer Auftrag verſcheuchte alle Zweifel des Tobias und er hickte an dem beſtimmten Tage das Inſtrument in einem Futte- ale, wozu er den Schlüſſel bei ſich behielt, und hoffte den berühm- en Stradivarius und alle Meiſter ſeiner Kunſt verdunkelt zu aben.

Zur beſtimmten Stunde, in welcher ſich die Gäſte verſammelten, wurde auch Tobias in den Salon des Bürgermeiſters ingeführt. Er machte in ſeiner faſt antediluvianiſchen Tracht und mit ſeinen linkiſchen Manieren eine ſeltſame und lächerliche Figur; wenn man ihn dann in einer Ecke ſitzen ſah mit bleichem Geſichte, das Auge ängſtlich auf den Virtuoſen geheftet, welcher ſeiner Schöpfung Töne geben ſollte, da ſah er wohl eher bedauernswürdig als lächerlich aus.

Es iſt unmöglich den Eindruck zu beſchreiben, welcher die ganze große Verſammlung ſich bei den erſten Bogenſtrichen ergriff; die gefangene Seele klagte ſo erbarmungswürdig, daß Einige verſicherten, es war ihnen zu Muthe, als ob ſie von der Erde emporgehoben wären, für Andere waren die Töne ſo eindringlich, daß ihre Nerven zu zittern anfingen. Das Außerordentlichſte aber war das ſympathetiſche Gefühl, das alle Seelen der Anweſenden bei den Trauertönen dieſer Seele ergriff und ſie zu Thränen rührte. Nicht der Schmerz einer Mutter über den Tod ihres einzigen Kindes, nicht jener einer verlaſſenen Geliebten, nicht der Schmerz eines Künſtlers, wenn er ſein Werk zu Grunde gehen ſieht, können einen Begriff von den bittern Klagen dieſer Seele geben, welche über die Zeit ihrer Beſtimmung von der ewigen Ruhe zurückgehalten wurde. Niemand, ſelbſt nicht jener Mann, welcher den

Bogen führte, konnte ſich auch nur einer Note von jener Melodie erinnern, welche die Geige des Tobias geſpielt hatte. Niemand wußte, ob das, was er gehört hatte, wirklich ein Tonſtück oder vielmehr eine Geſchichte, erzählt von einem ſublimen Poeten, ſei, worin mit bewunderungswürdiger Kunſt alle Qualen, alle Angſtlichkeit, alle Traurigkeit des menſchlichen Lebens ausgemalt war, darin waren aber Alle einſtimmig, daß ſie nie und nirgends eine Harmonie hörten, welche ſo tief auf ſie wirkte.

Als das Muſikſtück zu Ende war und die Zuhörer zu ſich ſelbſt gekommen waren, wendeten ſich alle Blicke auf Tobias Guarnerius. Für dieſen waren die Töne nicht Klagen, ſondern Vorwürfe; dennoch überwiegte das Entzücken, ſein Problem endlich gelöſt zu ſehen, alle übrigen Gefühle, er warf ſich auf ſeine Kniee, hob die Hände gegen Himmel und Freudenthränen rollten über ſeine Wangen. Erſt nach einigen Minuten ſammelte er ſich und bemerkte, daß ihn der fremde Prinz beim Arm faßte und ihn fragte, ob er ihm ſeine Violine für 1000 Thaler überlaſſen wolle.

„Meine Violine! für 1000 Thaler?“ antwortete er mit einem Lächeln. „Sie ſetzen alſo einen Preis für Etwas, das nie exiſtirte und nie mehr exiſtiren wird? Sie wollen die Schöpfung kaufen? Wie viel würden Sie wohl für die Sonne zahlen, wenn ſie auf dem Markte zu haben wäre? Meine Violine iſt nicht zu kaufen und mein Ruhm wird unſterblich ſein, dieſes genügt mir.“

Der Prinz war nicht der Mann, ſich durch Hinderniſſe beſiegen zu laſſen. Er zog aus ſeiner Brieftaſche 1200 Thaler in Banknoten, breitete ſie auf den Tiſch aus, legte noch eine volle Börſe mit Geld dazu und ſprach: „Nehmt Alles dieſes für Eure Violine, Meiſter!“ Bei dem Anblicke dieſer Schätze verſchwand der Stolz des armen Tobias, der in ſeinem Leben noch nicht ſo viel Geld beiſammen geſehen hatte, ſeine kindliche Liebe, ſeine Künſtleranſprüche, Alles verſchwand, gierig überſah er die Summe und ſprach: „Weil Sie durchaus ſo wollen, wohlan, ſo ſei der Kauf geſchloſſen und ich gebe Ihnen ſogar das Futteral und den Schlüſſel noch mit in den Kauf, nur ſage ich Ihnen, daß ich für meine Waare in der Zukunft nicht bürge und wenn Sie nicht genau darauf Acht haben und etwas daran verderben würde, ich mich keiner Ausbeſſerung und Wiederherſtellung unterziehe."

Der Prinz nahm Alles an, ließ die Violine in das Futteral ſchließen und befahl ſeinem Kammerdiener ſie in ſeine Wohnung zu tragen und brachte dann den Reſt der Nacht fröhlich bei dem Gelage zu, welches der Bürgermeiſter glänzend ſerviren ließ.

Tobias begab ſich nach Hauſe und wiegte ſich einen Theil der Nacht in ſeiner Hoffnung auf unſterblichen Ruhm. Den andern Theil fand er ſich ſelig in dem Gedanken, jetzt ein reicher Mann zu ſein; 15,000 Thaler, genau gezählt, waren nun ſein Eigenthum. Er zählte die Goldſtücke wohl zehnmal, und nachdem er die Lampe ausgelöſcht hatte, ließ er ſie noch zwiſchen ſeinen Fingern hin und her rollen; ſo that er bis 3 Uhr Morgens, wo er endlich entſchlief.

Am andern Morgen erwachte er früh und es war ihm wie einem Menſchen, der bei Wein und Schmaus betäubt eingeſchlafen iſt; er fühlte ſeinen Kopf ſchwer, den Geiſt ermüdet und das Herz unbefriedigt. Ein Gedanke beherrſchte ihn vor allen andern: er hatte die Seele ſeiner armen Mutter nicht nur zurückgehalten und eingeſperrt, ſondern ſogar verkauft. Der Kaiſer konnte nun zu jeder Stunde, wo es ihm gefiele, ſie zwingen zu ſingen, er konnte ſie an einen Andern verkaufen, ſie überall mit ſich führen und wie der Pſalm ſagt, ſeinen Fußſchämel daraus machen. In dieſen quälenden Gedanken war Tobias verſunken, als ein Diener des Bürgermeiſters bei ihm eintrat. Tobias kannte ihn recht gut, er war in ſeiner Jugend der Geliebte ſeiner Mutter und er würde ſie auch geheiratet haben, wäre er nicht zum Soldaten genommen worden. Als er nach ſeiner Capitulationszeit zurückkam und Brigitten verheiratet fand, wandelte ſeine Liebe ſich in innige Freundſchaft um, und Brigittens Gatte, welcher ſeiner Frau volles Vertrauen ſchenkte, ſah es gerne, wenn er ſie oft beſuchte, es ſchloß ſich ein feſtes Freundſchaftsbündniß zwiſchen den Dreien und der Mann hatte den jungen Tobias oft auf ſeinen Knieen geſchaukelt. Am Abende des Concertes hatte auch er die Violine gehört, aus welcher Brigittens Seele ſeufzte, und ihre Stimme erkannt; denn die wahre Liebe vergißt nicht und eben ſo hatte Brigitte geklagt, als er ſie einſt verlaſſen mußte. Er kam alſo um Tobias zu fragen, wie ſich denn dies Wunderbare ereignen konnte. Tobias ward verlegen, ſtotterte einige unzuſammenhängende Worte und verſuchte endlich die ganze Sache zum Scherze zu drehen, aber der Greis ging achſelzuckend von dannen und vermuthete ein ſchreckliches Geheimniß darunter.

Tobias wurde dadurch in noch größere Angſt verſetzt; denn er fürchtete, daß ſich auch die weltliche Gerechtigkeit in die Sache miſchen konnte. Er nahm am Ende ſein Geld und ging zu dem Prinzen, um den Kauf rückgängig zu machen. Sein feſter Entſchluß war, die Geige, ſobald ſie wieder in ſeiner Gewalt wäre, zu zerbrechen und die arme Seele in Freiheit zu ſetzen. Allein der Prinz war ſchon abgereiſt. Tobias, welcher das Gewicht jener Schuld nicht länger tragen konnte, nahm ſich einen Platz auf dem Poſtwagen, um ſich nach der Reſidenz des Prinzen zu begeben. Er langte dort an, aber zwei Tage vergingen, bevor er zur Audienz gelaſſen wurde, und dann erfuhr er, daß die Violine bereits in andern Händen ſei. Der Prinz hatte nicht darauf ſpielen können, ohne daß ſein Nervenſyſtem in die fürchterlichſte Zerrüttung kam. Sein Arzt hatte erklärt, daß der durchdringende Ton des Inſtrumentes daran Schuld trage und der Prinz habe ſie daher an einen italieniſchen Virtuoſen verkauft, der damit nach Paris gezogen ſei, um daſelbſt Concerte zu geben.

Alſogleich machte ſich Tobias auf den Weg dahin und als er dort ankam, lockte ihn keine Merkwürdigkeit der Hauptſtadt, er ſuchte nur ſo ſchnell als möglich die Wohnung des Signore Ballondini zu erforſchen. Er erfuhr ſie bald, denn Dank ſei es ſeiner Geige, der Virtuoſe hatte ſich durch ſein Concert ſchon

n außerordentlichen Ruf gegründet, und alle öffentlichen Blät-
rachen nur von ſeinem Talente und dem wunderſamen Tone
s Inſtrumentes. Alſogleich eilte Tobias nach dem bezeich-
n Hauſe und traf dort eben eine Viertelſtunde ſpäter ein, als
ſondini nach Italien abgereiſt war. Tobias folgte ihm
dahin.

Man würde kein Ende finden, wollte man alle Hände und
Orte nennen, in welche die verhängnißvolle Violine kam. Auch
nigen, welche die ſtärkſten Nerven beſaßen, konnten ſie nicht
einen Monat behalten, und doch fand ſich immer ein Käufer
r, ohne daß ihr Preis ſich verminderte. Durch ganze zwei
e folgte ihr Tobias durch alle Länder und kam endlich nach
n Beſchwerden nach Leipzig. Diesmal kam er nicht zu ſpät,
das Inſtrument befand ſich wirklich in den Händen desjeni-
den man ihm als Beſitzer nannte. Allein, obwohl er während
r langen Reiſe ſo ſparſam war als möglich, ſeine Börſe war
erſchöpft und er beſaß nur mehr wenige Louisdors. Eine
chte Handlung zieht gewöhnlich eine zweite nach ſich, und er
te ſich nicht anders zu helfen, als mit dem Gelde, welches
übrig blieb, den Diener des Beſitzers der Geige zu beſtechen.
er führte ihn bei Nacht in das Zimmer ſeines Herrn, wo er das
rument entwenden wollte.

Auch dieſes gelang ihm nicht, der Diener hatte das Geld
r angenommen, aber Alles ſeinem Herrn entdeckt. Tobias
d auf der That ertappt, arretirt und in das Gefängniß gewor-
Sowohl die Vergangenheit als auch das Entſetzen vor der
unft wirkten ſo mächtig auf ihn, daß er krank wurde und in das
pital gebracht werden mußte.

Er fühlte ſeinen Tod nahen und auch der Arzt machte ihm
Geheimniß daraus. Dies konnte ihm wohl die Hoffnung ge-
, der menſchlichen Gerechtigkeit zu entgehen, aber es führte
auch in die Hände der göttlichen Gerechtigkeit, welcher er, das
te er wohl, noch eine größere Rechenſchaft werde abzulegen haben.

Eines Tages, es war ein ſchöner Herbſtmorgen, fiel ein Sonnenſtrahl auf ſein Bett und gab Allem um ihn her ein freundliches und feierliches Anſehen, friſcher Wind ſchüttelte die Bäume unter ſeinem Fenſter und die Vögel ſangen fröhlich auf den Zweigen. Es war ſo ſchön, ſo ruhig, ſo heiter, daß man faſt hätte ſchwören mögen, an einem ſolchen Tage könne Niemand ſterben. Der Anblick dieſes herrlichen Tages hatte ſeinen Geiſt zu dem Schöpfer erhoben und in ſein Herz fiel ein Hoffnungsſtrahl auf die ewige Barmherzigkeit. In dieſem Augenblicke fühlte er den Muth einem Prieſter ſein Geheimniß zu entdecken und der Geiſtliche des Hoſpitals kam, ſein Bekenntniß zu empfangen. Tobias brauchte lange und fiel dann in eine völlige Bewußtloſigkeit. Der Prieſter ſprach ihm Worte des Troſtes zu.

Da ertönte die ſchlechte Geige eines herumziehenden Muſikanten vom Spitalshofe herauf, der Prieſter ließ ſich dadurch in ſeinen Gebeten nicht beirren, aber Tobias ſetzte ſich im Bette auf, ſeine Haare ſträubten ſich empor, er horchte in der fürchterlichſten Angſt, faßte den Arm des Prieſters und rief, ihn heftig drückend: „Hören Sie, ehrwürdiger Herr, hören Sie die Seele meiner Mutter, die mich anklagt!“ Hierauf fiel er in fürchterliche Convulſionen und gab dann ſeinen Geiſt auf.

In dem Augenblicke als Tobias Guarnerius ſtarb, hörte der Beſitzer jener wunderbaren Geige im Innern des Futterals Töne, als ob Jemand über die Saiten führe, er öffnete dieſes und ein Luftzug fuhr ihm am Geſichte vorüber, alle Saiten waren abgeſprungen, der Stimmſtock, welchen die Geigenmacher die Seele der Violine nennen, war umgefallen und man hörte ihn im Innern des Inſtrumentes herumrollen. Ein Geigenmacher ward mit der Reparatur des Inſtrumentes beauftragt, allein als die Violine aus ſeinen Händen kam, hatte ſie ihre Vorzüglichkeit und vor Allem ihren wunderbaren Ton verloren; dennoch blieb ſie noch immer ein bemerkenswerthes Inſtrument.

Einige Monate nachher erfuhr man den Tod des Tobias

uarnerius in ſeiner Vaterſtadt Bremen; der Diener des
rgermeiſters, welcher bisher geſchwiegen hatte, ließ nun ſeinen
rdacht laut werden, und der Pöbel glaubte ihm, verſammelte
in Haufen vor dem ſeit drei Jahren verſchloſſenen Laden, brach
nſelben auf und drang in das Innere. Mehre verdächtige Ob-
le, unter andern die Maſchinerie, welche er bei der Geige ange-
ndt hatte, und einige Bücher mit fremden Charakteren geſchrie-
n, fanden ſich vor, und beſtätigten den Pöbel noch in ſeinem
ahn. Man machte Kreuze auf die Fenſterbalken und Niemand
t ſeit dieſer Zeit mehr Tobias Wohnung bezogen; denn man
gt, daß man öfters des Nachts ein heftiges Gepolter darin ver-
hme.

So erzählte der Magiſtratsbeamte meinem Urgroßvater und
gte nur noch dazu: „ich meines Theils halte das Ganze nur für
e Erfindung des Aberglaubens.“

Liebeslieder.

Von Hugo Rösner.

1.

Könnt' ich vom Himmel die Sterne
  Nehmen mit ihrem Glanz,
Würd' ich ſie Dir in die Locken
  Winden zum ſtrahlenden Kranz.

Bieten kann ich zum Gruße
  Blüten und Blumen Dir nur,
Für des Himmels Geſtirne
  Sterne der irdiſchen Flur.

2.

So oft ich hab' vor Dir geſtanden
  Und Dir in's treue Aug' geſchaut,
Hat mir Dein Blick die Lieder alle
  Ganz im Geheimen anvertraut,

Und fertig ſchrieb ich gleich ſie nieder;
  Doch vor der Welt bekenn ich Dir:
Du ſelbſt haſt ſie gedichtet alle,
  Wie Du ſie gabſt, ſo ſteh'n ſie hier.

3.

Ewig heit're Frühlingsluſt
Weht mir wonnig durch die Bruſt,
Seit Du dorten zogeſt ein
Mit der Liebe Sonnenſchein.

4.

Wohl muß ich ſchweigen vor der Welt
Und darf es nimmer ſagen,
Daß längſt Dein Herz mein eigen war
Vor vielen, vielen Tagen.

Und weil Du's ſelbſt geboten haſt,
Will ich mein Herz bezwingen,
Verrathen es mit keinem Wort:
Doch ewig will ich's ſingen!

Die deutſche dramatiſche Kunſt.

Von Otto Prechtler.

Der Britte ehrt, es liebt der feur'ge Franke,
Es preiſet Welſchland ſeinen Genius;
Der Deutſche überſpringt ſelbſt gern die Schranke
Und bringt den Fremden den Willkommensgruß.
Ihn hebt und ſchwächt der grübelnde Gedanke,
Die deutſche Muſe kargt mit jedem Kuß;
Doch wird, wer nur ſie wahrhaft liebt auf Erden,
Der Letzte nicht in ihrem Himmel werden.

Man ſchelte, Deutſchland, deine Abendröthe,
Was für ein Tag war's, der ſo ſchön verglüht!
Die Sonne war die reiſende — dein Göthe,
Die ihre Strahlen ſegnend ausgeſprüht —
Und wird es Nacht — es tönt der Klang der Flöte,
Und Blumen gibt's, die nur bei Nacht erblüht,
Und Schiller wirft auf Deutſchlands wunde Stelle,
Ein keuſcher Mond, verklärend ſeine Helle.

Und will ein neuer Morgen lange ſäumen,
Mein gutes Volk, was klagſt und grolleſt du?
Süß iſt's, von den Unſterblichen zu träumen,
Sie thaten viel für eine lange Ruh'.
Erſt wenn die Frucht ſich ſelbſt löſt von den Bäumen,
Drängt ſich der neue Trieb dem Lichte zu.

Du haſt noch das Geword'ne zu begreifen;
Indeß wird auch das Werdende dir reifen.

„Den Alten Ehrfurcht und den Jüngern Liebe!“
Dies ſei dein Wahlſpruch, deutſches Vaterland;
Zu Bäumen werden einſt die jungen Triebe,
Wenn ſie der Gärtner nur zu zieh'n verſtand.
Das hehre Amt des weiſen Richters übe,
Doch nimm' das Richtſchwert nicht zu früh zur Hand!
Indeß du ſchwärmſt, mit Recht, für deine Meiſter,
Belauſch' das Ringen deiner jüngern Geiſter.

Schwer iſt's und ſchwerer, als es einſt geweſen,
Sich zu erringen den verdienten Kranz!
Auf weißem Blatte hat man einſt geleſen,
Was halb geſprochen kaum, verſtand man ganz.
Jetzt führt die ferne Weisheit der Chineſen
Uns ernſthaft auf den fremden Opfertanz.
Der Laie fängt berauſcht an zu dociren:
„Poet! Du Sclav', Du ſollſt mich amüſiren!“

An Klugheit, Witz und Klarheit ſind wir reicher,
Die Welt wird neu im Schooß der Induſtrie;
Der Sohn der Erde füllet ſeine Speicher,
Vergißt die Himmelstochter Poeſie.
Ihr ſchöner Stern wird bleich und immer bleicher,
Bald wird man ſagen faſt: er war wohl nie!
Im Wechſel von Genießen und Erwerben
Wird einſt vielleicht, o Kunſt! — dein Name ſterben.

Doch nein — es ſoll — es wird nicht alſo werden!
Wenn ſpärlich auch — noch brennt ihr ew'ges Licht.
Vergißt man die Propheten hier auf Erden,
Vergißt ſie doch gewiß der Himmel nicht!

Was geiſtig wirkt, kann nicht der Stoff gefährden.
Wer wehrt dem Licht, das durch das Dunkel bricht?
Wohl ſteh'n die wen'gen geiſt'gen Streiter einſam —
Doch ſind ſie mächtig, wirken ſie gemeinſam!

Reicht Euch die Hände, brüderlich und offen,
Vergeßt — erſtickt die blöde Eigenſucht!
Vertrauen gilt's, ein freudig-männlich Hoffen,
Der ſchwüle Sommer reifet erſt die Frucht.
Der Baum der Kunſt iſt nicht vom Blitz getroffen,
Und ſeine Wurzeln ſind ja nicht verflucht!
Und ſeid ihr nicht des ew'gen Gott's Propheten —
So ſeid ihr doch des deutſchen Volk's Poeten!

Der halbe Kuß.

Von Fernand.

Als ſie die Lippen bot zum erſten Kuſſe,
Da dacht' ich ſchon: es kann der letzte ſein,
Und eine Hälfte nahm ich vom Genuſſe,
Die and're legt' ich zum Erſparten ein.

Und weigert ſie dereinſt die Roſenlippen,
Und ſagt ſie mir wohl gar die Liebe heim,
So kann mit Recht die and're Hälft' ich nippen,
Der halbe Kuß iſt wohl zu neu'n der Keim.

Und ſtirbt ſie mir, und kommt in dieſem Leben
Die Schuld des halben Kuſſes nicht herein:
Muß ſie nach ſtrengem Recht ihn jenſeits geben,
Und alſo — muß auch dort ein Himmel ſein.

Erſcheinung.

Von Wilhelm Marſano.

Mitten in dem Mädchenkreiſe
Eine Jungfrau ſüß und hold,
Um das Wunderantlitz webet
Sich ein Netz von Lockengold.

Hinter einer Marmorſäule
Lauſcht ein Knab' gebannt zur Stell,
Blickt nach jenem Bild hinüber,
Glanzumfloſſen — ſonnenhell.

Schreitet vor und ſchreitet rückwärts
Fühlet Aug' und Bruſt ſo voll:
Weiß nicht ob er ſiegend fliehen,
Unterliegend bleiben ſoll?

Wie zur Nacht betäubt der Falter
Flattert an das Licht gebannt:
So der Knab' um dieſe Sonne,
Bis ſein ganzes Herz in Brand.

Schuldlos iſt an der Zerſtörung
So das Mädchen — wie das Licht:
Alles um ſich her verſengend,
Fühlt ſie ſelbſt die Flamme nicht.

Ihre Augen.

Von Wilhelm Marſano.

Augen, wie ſeid ihr gemacht,
Seid ein Wunder ganz,
Voll von tiefer, dunkler Nacht
Und voll Sonnenglanz!

Schwimmend in dem feuchten Strahl,
Wie die Stern' im Meer,
Dennoch Flammen ohne Zahl
Streuend weit umher.

Stumm zwar, wenn ihr mir ſo recht
In das Antlitz ſchaut,
Wird mir dennoch was ihr ſprecht
In der Seele laut.

Augen, weinend, Blumen gleich,
Voll vom Thau der Nacht
Und ein glänzend Zauberreich,
Augen, wenn ihr lacht.

Nach dem Pole wendet ſich
Ein magnetiſch Erz:
Augen, alſo ziehet mich
Hin zu euch mein Herz.

Augen, Augen, Liebesglut
Flammend euch entquillt,
Stolzer Lebensübermuth,
Sehnſucht ungeſtillt!

Ungezähmte Wünſche gießt
Ihr, ſelbſt unbewußt,
Augen, wenn ihr überfließt,
Tief mir in die Bruſt.

Doch wenn ihr in ſanfter Glut
Leuchtet, wird zur Stell'
Meiner Seele wilde Flut
Spiegelglatt und hell!

Dem Dreieinen der Frauenhuld.

Von J. J. Hannuſch.

Wer nennt mir die Drei im ſchönſten Verein,
Die — verheißen himmliſches Glück?
Sie müſſen in Einem geſammelt ſein
Und ſprechen durch Ton und durch Blick.
Wer mir ſogleich die Drei will bekennen:
Er mag ſich nur immer — „Frauenlob“ nennen!

Der Erſte iſt voll Redegewalt,
Auch wenn die Lippe nicht ſpricht;
Mit Purpur und Roſenblut iſt er gemalt,
Ein Wort von ihm wird zum Gedicht.
Es iſt der ſüße, tönende Mund!
Er gibt ja den Zauber des Glückes dir kund.

Die Zweite iſt — des Gedankens Haus,
Sie umſchließet das heilige Licht;
Die Gegenwart Gottes leuchtet heraus,
Ob ihr auch die Zunge gebricht.
Die Stirne iſt es, ſo himmliſch klar!
Der unſterbliche Geiſt wird auf ihr offenbar.

Doch das Dritte läßt dich in die Seele ſchau'n!
Es öffnet die Tiefen der Bruſt;
Es lehrt dich — menſchlich — dem Menſchen vertrau'n,
Erfüllt dich mit Schmerz und mit Luſt:

Das Auge iſt es! der ſprechende Blick,
Er verheißt dir der Liebe — irdiſches Glück.

Seid geweiht und geſegnet, ihr Drei im Verein,
Die ihr zieret das menſchliche Haupt,
Um ſichtbare göttliche Siegel zu ſein
Der Welt, die an's Heilige glaubt;
Entſendete Engel: Wort, Stirne und Blick,
Voll himmliſcher Hoffnung, voll ſeligem Glück!

„Es iſt Nichts ſo fein geſponnen u. ſ. w."

Von Friedrich Otte.

Saßen einſt, mein Lieb und ich,
In den hohen Saaten,
Als die Sternlein abendlich
Aus den Wolken traten.

Schöne Nacht, wie wiegteſt du,
Uns in deinem Schooße!
Schöne Maid, wie ſiegteſt Du,
Dornenloſe Roſe!

Schwatzten dies und ſchwatzten das,
Nichts als Liebeleben!
Und das Herz ohn' Unterlaß
Mußte Antwort geben.

Schwatzten das und ſchwatzten dies,
Keine Späher nahten;
Saßen wie im Paradies
In den hohen Saaten.

Weh'! und als wir aufgewacht,
War die Nacht vergangen
Und die Sonn' in gold'ner Pracht
That' am Himmel prangen.

Weh'! und als wir aufgeſchaut,
  War's ſchon ausgeplaudert!
Baum und Korn und Heck' und Kraut,
  Keines hat gezaudert;

Alles, Alles hat geſchwatzt
  Rings im weiten Raume,
Und vor lauter Lachen platzt
  Jede Knoſp' am Baume.

Sonne, die uns nachgeſtellt,
  Sonne hat's verrathen,
Und nun ſpricht die ganze Welt
  Von den hohen Saaten!

Liebchen, d'rum bedenke fein:
  Was die Nacht geſponnen,
Kommt am End', ſei's noch ſo klein,
  Immer an die Sonnen!

Moſaiſche Geſetzgebung.

Von Fernand.

Der Rabbi fand im Gartenhaus,
Gezimmert aus vier Roſenwänden,
Ein Pärchen mit verſchlung'nen Händen,
Und ſchalt darob ſie wacker aus.

„Was haltet Ihr Euch bei der Hand?
Wohl beſſer wär's, Er hielt' die Bibel,
Dir ſtänd' der Strickſtrumpf minder übel;
So übt man Finger und Verſtand.“ —

Da hob die fromme Tochter an:
„Ich ſtrickte hier, Er hat geleſen,
— Ich glaub', Buch Moſis iſt's geweſen —
Wir haben, was Ihr ſagt, gethan.“

Der Schüler ſagt: „Ja, ſie ſpricht wahr;
Wir faßten uns nur bei den Händen,
Die Bibelſtellen anzuwenden.
Ihr ſelbſt meint, Praxis macht erſt klar.

„Die Stelle iſt Euch wohl bekannt,
Worauf die ganzen Rechte ruhen:
Für Gleiches kannſt du Gleiches thuen,
Und Aug' um Auge, Hand um Hand!

„So bauten wir denn Schluß auf Schluß:
Auch Wort um Wort und Wang' um Wange
Und Arm um Arm, wie Spang' um Spange
Und Blick um Blick und Kuß um Kuß.

„Ich glaube, ſeid Ihr bibelfeſt,
Ihr werdet mich deshalb nicht ſchlagen;
Denn Fauſt um Fauſt! — das kann man wagen,
Was ſich ſo klar vertheid'gen läßt."

Mißernte.

Von Johann Gabriel Seidl.

Die Mittagsſonne glüht, kein Wölkchen ſchattet,
Von ſchwulem Brodem iſt die Luft durchzuckt,
Die armen Fröhner haben ſich ermattet
Zu kurzer Raſt in's hohe Korn geduckt.

Da ſteht der Dienſtherr plötzlich hinter ihnen.
„Faullenzer!“ ſchilt er, „nennt Ihr das gefröhnt?
„Seid Ihr die Herr'n und ſoll ich Euch bedienen?
„Mich dünkt, Ihr ſeid des Stockes ſchon entwohnt!“

„„Geſtrenger Herr, o habt mit uns Erbarmen!““
So wendet flehend ſich zu ihm ein Greis,
„„Die Kraft verſagt ſchon unſ'ren ſchlaffen Armen,
„„O ſeht, von unſ'ren Stirnen tropft der Schweiß.““

„Ei, floß' er doch auf's Feld in Strömen nieder,
„Um für den Regen ihm Erſatz zu ſein?“
Der Greis vernimmt's, und greift zum Spaten wieder
Und ſtoßt ihn knirſchend in — die Schollen ein.

„„Geſtrenger Herr, erbarmt Euch unſ'rer Zähren!““
So fleht ein krankes Weib den Harten an.
„Ei, weint ſie nur recht reichlich auf die Ähren,
„Damit es mir den Thau erſetzen kann!“

Das Weib vernimmt's, und faßt die Sichel wieder,
Und wetzt bedächtig ſie — zum ſcharfen Schnitt.
Der Dienſtherr ſchreitet drohend auf und nieder,
Und Schweiß und Thränen folgen ſeinem Schritt.

Wie luſtig rings, verſchont von Brand und Milben,
Von Sonnenregen uud von Hagelſchlag,
Auf ſchlanken Halmen ſich die Ähren gilben,
Wie hoffnungsreich ſich naht der Ernte Tag.

Von vollen Garben ſtrotzen ſchon die Speicher,
Der mächt'gen Schober Wall verſchlingt den Platz,
Und immer herzerquickender und reicher
Wächst unterm Aug' des Herrn der Wucherſchatz.

Da fällt ſein Blick erſchrocken auf die Ähren,
Er läßt ſie prüfend gleiten durch die Hand,
Ein Räthſel iſt's, — wer mag es ihm erklären? —
Halb ſind ſie taub und halb verkohlt vom Brand.

Die Halme wie verkrümmt vom Sonnenregen,
Wie durch des Mehlthau's ätzend Gift entfärbt,
So liegt vor ihm der Ernte ganzer Segen
Zu Taumellolch und Mutterkorn verderbt.

Du fragſt noch um den Grund, Mann ohn' Erbarmen?
Gedenk' an jenes Weib, an jenen Greis:
Der Mehlthau war die Thräne deiner Armen,
Der Sonnenregen deiner Armen Schweiß.

Am Fenſter.

Von Dräxler-Manfred.

Das Fenſter eine Epheuniſche,
Dahinter ſeid'ne Draperien,
Vorn Blumen, die in heller Friſche
Die Mauer blühend überzieh'n.

Dazwiſchen blickt ein Engelsköpfchen
Still ſinnend in das Himmelsblau,
Des Haares glattgeſchlung'ne Zöpfchen
Umſchmeicheln hold der Stirne Blau.

Die Wangen Schnee in Roſenſtrahlen,
Das Auge ſchwimmender Saphir,
Und mit Rubin und Perlen malen
Sich reizend Mund und Lippen ihr.

So blickt Sie auf in milden Träumen,
Das Auge frohverklärt und rein,
Ein Sonnenſtrahl aus blauen Räumen
Umglänzt ſie wie ein Heil'genſchein.

O bleibe, ſüßes Kind! dort oben,
Wo Blumendüfte Dich umweh'n,
Wohin das Glück Dich hat erhoben,
Daß auf zu Dir wir alle ſeh'n.

Umrahmt von ſeidenen Gardinen,
Umathmet von geweihter Ruh',
Gepflegt mit zartbeſorgten Mienen,
Des Glücks, der Liebe Schooßkind Du!

Dort Deinen Träumen überlaſſen,
O ſüßes Weſen! ſinn' und ſchwärm':
Hier unten auf den lauten Straßen
Iſt Wind, Gedräng' und Schmutz und Lärm.

Beſudelt würde Deine Reinheit,
Erröthen müßte Deine Scham,
Du zittterteſt, wenn die Gemeinheit
Laut höhnend Dir entgegen kam.

O bleibe, ſüßes Kind! dort oben,
Und wer ſich ſehnt nach Deiner Zier,
Der fühle ſich zu Dir erhoben
Und huldige dort oben Dir.

Wie ſchön, wenn Herzen ſich erheben!
Du, der Natur den Zauber gab,
O laß empor zu Dir ſie ſtreben,
Du ſelber ſteige nie herab!

Sieben Trauergedichte des perſiſchen Dichters Selman Sawedſchi *).

I. Ghaſel

auf den Tod des Ilchans Scheich Haſan des Großen **).

(Kjuvi rahil misened ei chuste Selaman.)

Des Aufbruchs Pauke tön't, o Selaman!
Steh' auf und geh', es zieht die Karawan.
Begehre nicht zu bleiben hier, den Jedem
Hat eingebrannt den Tod des Looſes Span.
Such' Reinheit nicht, im Becher liegt der Hefen,
Trink' nicht, denn Gift hat man darein gethan.
Vom aufgeſetzten Biſſen koſte nicht,
Es wandelt bald die Übelkeit Dich an.
Begehre Sicherheit nicht von der Welt,
Den Pfeil des Tod's verkoſtet Jedermann.
Wär' Einer je von ihm verſchonet worden,
So wär's geweſen Er, der Zeit Sultan,

---

*) Selman von Sawedſch, einer der größten lyriſchen Dichter der Perſer, Zeitgenoſſe und Nebenbuhler von Hafis, lebte im achten Jahrhunderte der Hidſchret unter den letzten großen Herrſchern der perſiſchen Mongolen. Geſchichte der perſiſchen Redekünſte, S. 260. Die hier gegebenen vier Ghaſelen und drei Mesnewi ſind aus der ſchönen Handſchrift des Diwans Selmans, der ſich auf der königl. Bibliothek zu Berlin befindet, abgeſchrieben und überſetzt.

**) Geſt. i. J. 757 d. H. (1356)

Des Reiches Sonne und der Zeiten Fürſt,
Der einz'ge Herr der Welt, der Scheich Haſan.

II. Ghaſel

auf den Tod Sultan Ebu Said's*). (Ber serai köhnei dilgiri dünja dil menih.)

Du ſetze nicht Dein Herz auf's alte Haus der Welt
Des Lebens Capital auf Moder, der zerfällt,
Es harret Dein der Tod am Ufer dieſes Meeres,
O fürchte, daß er Dich an dem Geſtad' befällt.
In dieſer Welt beſteht kein Bau von feſtem Grunde,
Du baue nicht auf Sand und auf beweglich Zelt.
Was iſt die Lebensgier? nur ein unwiſſend Kind!
Gib nicht in Kindeshand den Geiſt, der Dich beſeelt.
Die Welt verführt das Herz von rechter Hand zur linken,
Ein rechter Mann iſt der, der ſich zur Rechten hält;
Ich habe Jahrelang geblickt nach allen Seiten,
Ungläubig blieb der Mann, der ſich im Aug' aufhält**).

III. Ghaſel

auf den Tod der Prinzeſſin Dilſchad Chatun, der Gemahlin Sultan Ebu Seids. (Dostan rusi widaast fighan dergirid.)

Freunde, hebet an des Abſchiedstages Klagen,
Zeit iſt's längſtens das Gepäcke fortzutragen!

---

*) Geſt. i. J. 736 d. H. (1336).

**) Der Mann des Auges iſt der Augapfel, welchen die Araber das Mädchen des Auges nennen.

Blaſ't mit euern Seufzern aus das Licht der Sonne,
Zündet es dann wieder an mit Flammenklagen!
In dem Himmel hat ſie ihren Weg verloren;
Sucht den wahren durch die Seufzer einzuſchlagen,
Sterne haben ſchwarzen Flor der Nacht zerriſſen,
Stellet auf im Sternenhaus den Todtenſchragen!
Mond und Venus, Jupiter, Merkur, Saturn
Stürzt in Staub, den Tod der Sonne zu beklagen!
Nachtigallen, die ihr auf Cypreſſen ſitzet,
Fanget an die Trauerlieder herzuſagen!
Längſt ertränkt in Thränen iſt der Mann des Auges,
Laßt ihn ruh'n im rothen Zelt *) von ſeinen Klagen!
Reibt euch Wang' und Aug' am Grabmal aſchenfarb,
Sucht im Staube nur Juwelen, die zerſchlagen,
Nach ſo großem Unglück kann nicht Freude walten,
Jedes Herz hat Schmerz und Kummer zu ertragen.

IV. Ghaſel.

Serwi balai tu der chak dirighest dirigh.

Im Staub' liegt als Cypreſſ' Dein Wuchs, o wehe! wehe!
Und die Juwel' im Staub begraben, wehe! wehe!
Der Saum von Deinem Leben ward Jusuf der Zeit
Zerriſſen wie der Roſe Saum, o wehe! wehe!
Der Mond von Deinen Wangen ging im Grabe unter
Und Sonn' und Mond ſind noch am Himmel, wehe! wehe!
An rechter Stelle wär' im Auge Deine Stelle,
Du deſſen Stelle nun im Staube, wehe! wehe!
O Jüngling! der der Welt entfloh'n, ſo viel beweinet
In Trauer ließ't Du uns zurück, o wehe! wehe!

---

*) Wörtlich: in der rothen Juwele, d. i. im Rubin der rothgeweinten Augen.

Du reiner hundertmal als reine Flut des Lebens,
Biſt nun dem finſt'ren Staub vermiſcht, o wehe! wehe!
So lang die Welt beſtehet, war's ſo und ſo wird's ſein,
Und Aller harret gleiches Ende, wehe! wehe!

Mesnewi.

Weheklage auf den Tod Schah Kaſim's.

Wehe! daß des Jugendlenzes Wonne,
Wie der zweite Morgen*) kurz von Wonne,
Wehe! daß die ſchwankende Cypreſſe
Ward im Iran Würmern zum Gefräße;
Wehe! daß der Reiter auf dem Thron,
Der nur Herzen jagte, floh davon!
Wehe! daß die kaum entblühte Roſe
Gieß't die Blätter in des Staubes Schooße!
Wein', o Himmel! daß die ſchönſte Sonne
Unterging in ihres Morgens Wonne.
Hefen laſſet in den Staub uns gießen,
Wie ſoll Lippe ſich zur Freud' erſchließen?
Schämteſt, Welt, dich nicht den Wuchs den hohen
Mit des Tod's Verderben zu bedrohen?
Weine, Kerze, dich ſoll es nicht reuen
Kohlenſtaub auf dieſes Grab zu ſtreuen.
Morgen, lachender, was haſt vernommen,
Daß in tiefer Trauer biſt verglommen?
Bald auch wanderen wir aus dem Haus,
Niemand zweifelt an des Todes Graus.

---

*) Die Araber, Perſer und Türken nennen die Morgendämmerung den erſten lügneriſchen Morgen und die darauf folgende Helle unmittelbar vor Aufgang der Sonne den zweiten Morgen.

Kasim tauſchte ſeiner Jugend Blüte
Mit des Paradieſes Lauberhütte.

Weheklage auf den Tod Schah Scheich Sahid. (Dirigha ki baghi behari dschowani.)

Wehe! daß der Sturm den Hain zerſchmettert!
Daß im Frühling Herbſt die Flur entblättert!
Weh' dem hochgewachſ'nen ſchönen Stamm,
Den von oben Unglück überkam.
Zeit! du weißt wie dieſe ſchönen Hallen
Vor der Zeit ſind in Ruin verfallen.
Wundern muß mich's von den Zweigen, zarten,
Wenn ſie langer bleiben noch im Garten,
Wundern, daß die Erde bleibet grün
Statt das Kleid der Trauer anzuzieh'n.
Hundert Wunden ſei'n der Lohn der Roſen,
Wenn ſie's wagen itzt noch froh zu koſen.
Wird dem Berge Trauer zugemuthet,
Weil er von Springen purpurn blutet?
Nachtigall, du darfſt nicht weiter klagen
Seit der Sturm die Roſe fortgetragen.
Thränen fließen in der Manner Kreis
Auf des liebevollſten Manns Geheiß,
Weil er ſpricht: die Sonne meiner Luſt
Sank bei ihrem Aufgang ſchon in Wuſt.
Scheich Sahid's ſo früh verkürztes Leben
Hat mir dieſe Klagen eingegeben!

Ne danem ki tschun der ne endacht chodra.

Ich weiß wahrhaftig nicht warum bei dieſer Zeit
Die Sonne nicht vom Himmel ſtürz't aus Traurigkeit;
Ich weiß wahrhaftig nicht warum der Mond
So froh und luſtig dort, hoch auf der Milchſtraß' thron't.
O unverſchämtes Weib! du alte Mutter Welt,
Iſt Liebeloſigkeit für Liebe der Vergelt?
Warum haſt du genährt, warum an's Licht gebracht
Mich, den durch ſolches Leid unglücklich haſt gemacht?
Der Sphären Unglückslauf hat dieſen wilden Brauch,
Daß vor der Zeit in Glut aufgeht des Lebens Rauch.
Nimm Lehr' vom Schmetterling, der ſich am Licht verbrennt,
So wird der Lampenkreis der Freunde bald getrennt.
O Herz! in dieſer Welt iſt nicht des Bleibens Bahn,
Die Welt iſt Gaſthaus nur, du biſt die Karawan.
Ich ſehe endlich ein, daß Jeder gehen muß:
Verzweifelung iſt nur des kurzen Seins Genuß.

Vom treuen Walter.

Novelle.

Von Anton Langer.

1.

Einen ſchlimmen Weg ging geſtern ich,
Einen Weg, dem ich nicht wieder trau':
Zwei ſüße Augen trafen mich,
Zwei ſüße Augen, lieb und blau.
Burns.

Auf einem einſamen Waldpfade, der ſachte anſteigend bergaufwärts führte, ſchritt gedankenvoll ein junger Mann dahin. Während zu ſeiner Linken undurchdringlich der Eichen grüne Wand ſich erhob, flüſterte zu ſeiner rechten Hand dunkelgrünes Gebüſch mit weißer Blüte geſchmückt und von Zeit zu Zeit vom friſchen Morgenwind gebogen, dem Blicke geſtattend hinabzufliegen in das paradieſiſche Thal, welches der junge Mann ſo eben verlaſſen hatte und welches von Bergen, wie eiferſüchtigen Wächtern umſchloſſen, alle Reize ländlicher Einſamkeit und romantiſcher Wildniß mit der höchſten Eleganz und den ausgezeichnetſten Bequemlichkeiten des Stadtlebens vereinte; denn inmitten des Thales an dem Waldſtrome, deſſen friſches Rauſchen herauftönte zur Höhe des Bergwaldes, lag die ſtattliche Villa Ottenſtein, einem wackeren, reichen Manne gehörig, der von der heiligſten Liebe zu Kunſt und Poeſie durchglüht, um ſich einen Kreis von Dichtern und Künſtlern verſammelte, dem auch der junge Mann angehörte.

Es war Frühmorgen und wie flüſſiges Gold zitterten die erſten purpurnen Strahlen der aufgehenden Sonne durch das dunkle

Laubwerk und die wogenden Blüten, die, wenn ein Lüftchen über ſie hinſpielte, einen Silberregen von Thau niedergoſſen in's hohe Gras, daß das Bienchen, welches am Kelche der Blume hing, erſchreckt und ſummend aufflog, bald aber wieder ſich niederließ bei der duftigen Nachbarin. O Morgen im Walde, wie biſt du ſo ſchön, ſo unendlich ſchön! Wie geht uns das Herz weit auf in der waldigen Einſamkeit zwiſchen den alten Eichen und ſchlanken Tannen, wenn der blaue Himmel lächelnd zwiſchen den Zweigen hereinblickt, wie das Auge der liebevollen Mutter Natur, wenn der Duft aufſteigt in weißen Wolken und ſich zum Aether zieht, wie der Geiſt der Gebete, die von der tiefern Erde hinaufgeſendet werden zum Throne des Urewigen!

Der junge Mann athmete in gierigen Zügen die freie, balſamiſche Luft des Waldes; er überließ ſich einer an's Kindiſche grenzenden Freude, ſo daß er den Pfiff der Vögel jauchzend nachahmte, einen dunklen Schmetterling verfolgte, dann aber lächelnd eine Stelle aus Shakſpeare laut citirend, den Thau aus dem Kelche einer weißblauen Glockenblume trank. Sein Auge blitzte und ungeordnet rollten ſeine blonden Locken um das ſchöne Antlitz; nie hatte er mehr gefühlt, daß er ein Dichter war, als in dieſem Augenblicke; jetzt dünkte er ſich ein König: ſein war der Wald mit ſeinen funkelnden Schätzen, ſein der ſtillblaue Himmel mit den ziehenden Wolken, ſein der brauſende Waldſtrom, der vergebens ſeine Fluten fortrollen wollte und doch immer neue und neue bringen mußte, daß er ſchäumend gegen die Felſen des Ufers ſchlug und manch vorwitziges blaues und rothes Blümchen hinabriß zur Tiefe. Der Dichter bevölkerte im Geiſte den Wald und den Strom mit Elfen und phantaſtiſchen Gebilden; das Farrenkraut, vom Volke Teufelsbart genannt, guckte ihn mit Mephiſto-Unverſchämtheit an, der knorrige Stamm einer umgehauenen Eiche ſaß wie ein brauner Gnome am Wege und wie Sylphenhäupter nickten Blütenbüſchel aus dem Dickicht hervor und ſchienen zu grüßen mit großen, ſehnſüchtigen Augen; Poeſie wie Wirklichkeit floſſen in dem Herzen des jungen Dichters dergeſtalt durcheinander, daß er die Grenzen zwiſchen beiden nicht mehr zu unterſcheiden vermochte; ſein von Poeſie trunkener Geiſt ahnte, daß all dieſes feenhafte Weſen nur die Einleitung ſei zu etwas viel Wunderbarerem, das Vorſpiel eines namenloſen Glückes, und nicht im Geringſten war er überraſcht, als plötzlich eine Jungfrau von märchenhafter Schönheit, wie die Königin des Waldes, zwiſchen den dunklen Tannen hervor auf ihn zutrat.

Wie ſoll ich die unendliche Anmuth, den wunderbaren Liebreiz ſchildern, der über dieſe herrliche Geſtalt ausgegoſſen war! Kaum ſiebzehnmal mochten die Roſen geblüht haben, ſeit dieſes ſüße Auge vom tiefſten Blau lächelte; die ſchlanke, elfenartige Geſtalt zeigte in jeder ihrer Formen Vollendung und wie eine Krone legte ſich das einfach geſcheitelte, tief blonde Haar um die weißen Schläfe, durch die hindurch man die feinen blauen Adern ſchimmern ſah. Das bleiche Antlitz mit den milden, träumeriſchen Zügen war ſo ſchön, ſo geiſterhaft ſchön, daß Einem darüber die alte, oft gebrauchte Phraſe als wahr erſcheinen mochte, die ein lieblich-ernſtes Menſchenantlitz ein Engelsbild nennt.

Ohnehin zur poetiſchen Schwärmerei hingeriſſen durch die wundervolle Schönheit des Frühlingsmorgens, neigte ſich der junge Poet begeiſtert vor der herrlichen Jungfrau und ſprach: „Sei mir gegrüßt in Deinem Reviere, Waldina, Königin der Wälder und Haine!“

Ein feines Lächeln und eine noch feinere Röthe flog über die träumeriſchen Züge der Jungfrau, während ſie verſetzte: „Waldkönigin nennen Sie mich, Herr Walter? ei nun, da müſſen Sie wohl erlauben, daß ich Sie zum Weſir meines mächtigen Reiches ernenne.“

„Und warum das?“ fragte Walter.

„Weil Sie der Einzige ſind,“ verſetzte ſie, „der eine echte und rechte Liebe in ſeinem Herzen trägt zu meinen Unterthanen, zu den Eichen und Tannen, zu den Waldſtrömen und ziehenden Wolken, zu den flüchtigen Rehen und den luſtigen Vögeln; denn während all' die andern, Herren und Damen, noch tief in die Federn verſenkt ſind, wandern Sie ſchon freudig in meinem Reiche herum, und darum heiße ich Sie herzlich in demſelben willkommen."

„Um ſo mehr muß ich mich wundern," fuhr Walter fort, „daß Sie ſchon ſo zeitig vom Berge herabkommen, während ſelbſt die Herren noch dem Mohngotte huldigen. Ich hätte die ſchöne Leontine weit eher im Bette als im Frühthaue des Waldes geſucht."

„Ja, ſehen Sie," antwortete Leontine, halb im Scherze, halb im Ernſte, „man nennt mich eine Erbin, der ein zu gütiger Vater alle möglichen Freiheiten geſtatte, und dennoch bin ich wie Sie mich hier ſehen die Sclavin unſeres Hauſes. Alles muß ich beſorgen, Gäſte empfangen und verabſchieden, für die Bewirthung derſelben ſorgen, daß ihnen ja nichts abgehe; denn mein Vater, der troſtlos wäre, wenn irgend einer ſeiner Gäſte auch nur in der kleinſten Kleinigkeit vernachläſſigt würde, verlaßt ſich auf mich ſchwaches Geſchöpf, und ſo muß die Waldkönigin für einen guten Theil des Tages zur Königin des Hauſes herabſinken und mit dem Schlüſſelbunde am Gürtel, wie Aſchenbrödel im Märchen, herumwirthſchaften in Küche und Keller, die faulen Mägde auszanken und die liederlichen Bedienten ſchelten; aber wenn nun die ſchlummernde Nacht zu Ende geht und der erſte Purpurſtrahl des Morgens herüberblitzt, da löſt ſich der Zauber, wie in einer alten Sage, und ich werde wieder Waldkönigin. Der Morgen iſt mein, mein mit allen ſeinen Reizen; hoch hinauf ſteige ich bis zu der alten Rieſenfichte, die Sie dort ſehen können, wie ſie die dunkeln Aeſte hinüberſtreckt, als wollte ſie den Felſen feſthalten mit ſehnſüchtigen Armen; dort iſt eine einſame Moosbank mein Thron, und zu meinen Füßen liegt Wald und Thal und die ganze Seligkeit eines ruhigen Morgens zieht in meinem Herzen ein, mein Geiſt, noch nicht getrübt von des Tages wechſelnden Alltagserlebniſſen, verſenkt ſich in den Geiſt meiner Lieblinge, und die Stunde die ich hier leſend verbringe, hat

ir mehr genützt als alle Lehren und pedantiſchen Vorleſungen mei-
r ehemaligen Meiſter.“

„Und darf man fragen,“ ſagte Walter, nach dem Buche zei-
nd, das Leontine in der feinen weißen Hand hielt, „wer heute
r Glückliche war, mit dem Sie ſich in dieſer herrlichen Morgen-
unde unterhielten?“

„Warum nicht?“ ſagte die ſchöne Jungfrau und reichte, leicht
röthend, das Buch dem jungen Manne, aus deſſen Augen ein
trahl der edelſten Freude blitzte, als er den reichverzierten Maro-
inband auseinander ſchlagend ſeine eigenen Lieder in dem Buche
nd. Fürwahr, es gibt für den Dichter keine reinere, größere
reude, als wenn das, was er mit ſeinem Herzblute geſchrieben,
kannt und mitgefühlt wird von einem edlen Frauenherzen, und
eſe Anerkennung allein vermag ihn ſchadlos zu halten für die
leichgiltigkeit und den ſpöttelnden Tadel der Proſamenſchen.

Walter gab das Buch zurück. „Ich weiß nicht,“ ſagte er be-
heiden, „wie dieſe armen Lieder, die Wort gewordenen Empfin-
ungen fröhlicher und trauriger Stunden, würdig gefunden wur-
en, in der heiligen Morgenſtunde einen Augenblick Ihre Aufmerk-
mkeit zu feſſeln.“

„Seien Sie nicht ungerecht gegen ſich ſelbſt,“ antwortete Leon-
ine, „Ihre Lieder verdienen die Theilnahme, die ſie allgemein ge-
unden. Verzeihen Sie, daß ich als Recenſent auftrete, ich will
ewiß freundlich gegen Sie ſein. Es iſt ein Zauber in Ihren Liedern,
er mich wunderbar ergreift. Sie klagen nie; nicht in prunkenden
Worten, wie ſo Viele, ſtrömen Sie Ihren Schmerz aus; aber in
er einfachen Weiſe, die Sie anſchlagen, und die mich faſt an die
ührende Unſchuld der Volkslieder mahnt, klingt ein Ton der Weh-
muth, der mir das Herz ſo traurig macht, daß ich weinen möchte.“

Walter's Blicke ruhten mit Begeiſterung auf dem ſchönen
Munde, der ſo aufrichtig und herzlich ſein Lob ſprach. Nie war er
n ſo naher Berührung mit der lieblichen Jungfrau geweſen; im
Geſellſchaftskreiſe, gezwungen nach allen Seiten ihre Aufmerk-

ſamkeit zu theilen, hatte Leontine nie Gelegenheit gehabt, den jungen Poeten näher an ſich zu ziehen, und Walter gehörte, wie alle Reichbegabten, zu den beſcheidenen Menſchen, die lieber hören als ſprechen, die es nicht wagen ſich einem Mädchen zu nähern, welches umringt von ſeichten Schwätzern und langweiligen Hofmachern, vielleicht nach dem Umgange eines Mannes lechzt, deſſen Wort erhaben iſt über das leere Stroh, das von jenen auf dem herrlichen Felde der Sprache gedroſchen wird. Hier nun hatte der Zufall die Beiden allein zuſammengeführt und ihre Seelen, innig verwandt in Anſicht und Bildung, lernten ſich mit Einemmale kennen; ſie waren erſtaunt darüber, wie ſie einen Monat lang unter demſelben Dache leben konnten, ſo fremd und kalt, und wie plötzlich eine günſtige Stunde ſie einander nahe brachte.

„Ein Ton der Wehmuth ſagen Sie," ſprach Walter: „es iſt Reſignation. Jung ſchon verlor ich das Heiligſte der Menſchenbruſt, meine Mutter; noch nicht fähig zu denken war ich, als mein Vater ſtarb; mein liebebedürftig Herz ſchloß ſich mit aller Glut an einen Jugendfreund; allein er war Baron; kaum trat er aus den frohen Univerſitätsjahren in's Leben über, ſo thürmte ſich die Schranke der Ständeverſchiedenheit zwiſchen uns; er war zu ſchwach, ſie zu überſpringen, ich zu ſtolz, ſie zu überklettern, und ſo riß ſich ein Herz von dem meinigen, ſo verlor ich einen Freund, für den ich meinen letzten Tropfen Blut gegeben hätte; es war mein einziger. Seitdem ſtehe ich allein in der Welt; Andere halten ſich in dieſen Jahren durch Liebeleien ſchadlos, aber mein Herz iſt mir zu werth, um es als Spielzeug zu gebrauchen. Das Wort Liebe, das bei Vielen mit koſender Tändelei gleichbedeutend iſt, ſteht in meines Herzens tiefſtem Grunde als das Höchſte und Heiligſte; ich fühle es, ich könnte nur einmal lieben, aber in dieſer Liebe müßte ſich mein Geſchick erfüllen, meines Lebens Glück müßte mir aufgehen in aller Herrlichkeit, oder ich müßte zu Grunde gehen."

Walter hielt inne; die Macht des Augenblicks hatte ihn fortgeriſſen und verlegen blickte er auf die Jungfrau; was konnten ſie ſeines Herzens Geſchicke kümmern? Allein weit entfernt, gleichgültig bei ſeinen Worten zu ſein, hörte ihm Leontine mit einer faſt andächtigen Aufmerkſamkeit zu und als er geendet, da ſagte ſie ſanft: „Sonderbar iſt es, daß Alles das, was Sie ſo eben ſagten, längſt geahnt, doch nimmer klar geworden, in meinem Herzen ſchlummerte; auch ich habe mich geſehnt nach einem liebenden Herzen, aber mir ward es noch ſchlechter, als Ihnen; nie habe ich eine Freundin beſeſſen, und ich glaube überhaupt, wir Mädchen haben keine Freundinnen."

„Seien Sie nicht ungerecht!" warf Walter ein.

„Nicht doch," verſetzte Leontine, indem ſie mit der edlen Unbefangenheit der Unſchuld ihren Arm in den ſeinigen legte und mit ihm auf dem Waldpfade fortſchritt, „nicht doch. Der Mann wird früh geſtählt in der Schule des Lebens; Alles arbeitet dahin, ihn zum Charakter auszubilden, während die Jungfrau, geſchirmt von der milden Aegide des Vaterhauſes, ſich nimmer entwickelt, und erſt wenn ſie dem Manne ihre Hand reicht, als Gattin und Mutter zum Charakter wird. Nun iſt aber Charakter die unumſtößlichſte Bedingung der Freundſchaft, und Sie ſehen, daß dieſe demnach nicht unter Mädchen beſtehen kann."

„Sie beweiſen ja, wie ein geſchulter Logiker," lächelte Walter; „was bliebe denn den armen Mädchen übrig?"

„Die Poeſie," verſetzte Leontine raſch; „die Männer kennen es nicht, wie viel Poeſie ſich im Herzen der Frauen birgt. Ihr könnt ſchaffen und geſtalten, wir aber empfinden; ihr habt das gewaltige Wort in eurer Macht, unſere Seele aber iſt es, die es ſchwärmeriſch-gläubig aufnimmt, und wenn einſt die ganze Welt in Eiſenbahnen und Fabriken, in Geld und Speculationen untergegangen, da wird, wie ein Geheimniß, wie eine ſchöne alte Sage, das, was die Dichter der Einſtzeit ſangen, fortleben und gepflegt werden in den Herzen der Frauen."

Walter horchte auf Leontinens Worte wie auf die Ausſprüche einer Prophetin; plötzlich aber bückte er ſich, pflückte eine wunderherrliche Glockenblume, die den ſüßen Kelch auf ſchlankem Stengel am Wege wiegte, und ſprach: „Fürchten Sie nicht, daß die Poeſie je weichen wird aus der Welt; ewig wird das Herz der Menſchen weit aufgehen in der Einſamkeit des Waldes und die kleinen Intereſſen des Geſchäftstreibens vergeſſen; ſolch eine Blume, wie dieſe hier, wird immer die Aufmerkſamkeit des Vorüberziehenden feſſeln; in dem Augenblicke, als ihn ihre Farbenpracht entzückt, als er ihren Duft einathmet, wird er zum Poeten und der Staub des Alltaglebens fällt von ſeiner Seele ab; fürchten Sie nicht, daß die Poeſie aus der Welt weichen wird, ſo lang es noch Wälder und Blumen gibt.“

„Wie glücklich ihr Poeten ſeid!“ meinte Leontine, „ihr habt Stunden des Genuſſes, wie ſie der größte, raffinirteſte Genußmenſch um das Gold beider Indien nicht erkaufen kann; die Stunden der Weihe müſſen ein Glück, eine Seligkeit über euch ausgießen, von der wir andern Sterblichen keinen Begriff haben, ein Entzücken muß euch durchſchauern, das wir nur ahnend nachempfinden, wenn wir euch leſen, und während ihr den vollen, herrlichen Ton der Himmelsharmonie empfindet, klingt nur ein ſchwaches Echo davon in unſere Seele herüber.“

„Sie ſprechen Wahrheit,“ ſagte Walter ernſt und nachdrücklich, „und ſo muß es ſein; denn welch ein Lohn konnte eines Dichters Herz ſchadlos halten für die ſtumpfe Gleichgiltigkeit der Welt, wenn nicht die Poeſie ihren Lohn in ſich ſelbſt trüge?“

„Und haben Sie, ſeit Sie bei uns in Ottenſtein ſind,“ fragte Leontine, keine Stunde der Weihe gehabt? Haben Sie nichts geſchrieben, ſeit Sie hier verweilen?“

„Doch, doch,“ ſagte Walter; „erſt geſtern, als ich Abends von meinem einſamen Waldgange zurückkehrte, da ſchrieb ich einige Zeilen nieder, ich weiß nicht, ſoll ich's Mythe, Fabel, Märchen nennen oder gar Gedicht; denn es hält gerade die Mitte von alle dem.“

„Sie machen mich wirklich neugierig,“ ſprach Leontine,

„und wenn Sie es nicht unbeſcheiden finden, ſo würde ich Sie um eine Abſchrift davon erſuchen.“

„Ich will, wenn Sie nichts dagegen haben, Ihnen lieber ſelbſt die wenigen Zeilen vorleſen, da ich zufälliger Weiſe das Manuſcript bei mir habe.“

„Um ſo beſſer!“ jubelte Leontine, „und hier iſt, wie ich glaube, der beſte Platz dazu.“

Sie hatten die Höhe des Berges erreicht; eine alte, hochaufragende Fichte ſtand auf dem Gipfel und ſtreckte weithin ihre dunklen Aeſte; an ihrem Fuße, eingeklemmt von Felſen, ſtand eine ſchmale Moosbank, von Epheu und Waldreben umrankt. Hier ſetzten ſich die Beiden und ſchwelgten einen Augenblick im Anſchauen des herrlichen Thales, das ſich zu ihren Füßen ausbreitete und im goldenen Glanze der bereits vollends heraufgeſtiegenen Sonne funkelte. Allein die Moosbank war, wie geſagt, ſchmal, ſo ſchmal, daß ſich ihre Hände berührten, daß Walter Leontinens Athem an ſeiner Wange fühlte, und er wußte nichts Beſſeres zu thun, als daß er ſein Manuſcript aus der Taſche zog und es entfaltete; ſeine linke Hand hielt noch jene Glockenblume, die er am Wege gepflückt, und während die ſüßen Augen des herrlichen Mädchens unverwandt auf ihm ruhten, begann er zu leſen:

„Die Sage von der Nachtigall.“

„Es ging ein Menſch, ein liebeglühender, liebeſeliger Menſch durch eines Eichwalds geheimnißvolles Dunkel und die Zweige rauſchten und flüſterten ſo wunderbar und die Blumen nickten ſo träumeriſch und erzählten ihm ſo ſeltſame, märchenhafte Geſchichten von ihrem Lieben und ihrem Leiden, daß ihm darüber das Herz weit aufging in wehmüthiger Sehnſucht; denn es war ein Dichterherz und verſtand die Sprache, die der Wald zu ihm redete in geheimnißvollem Rauſchen ſeiner Eichen, im ſehnſüchtigen Flüſtern ſeiner Blumen und im klagenden Geplätſcher ſeiner Quellen; und er redete mit ihnen in ihrer Sprache und ſein Wort ward zum weichen, ſchwärmeriſchen Liede, daß der Wald ſchwieg und ſehnſüchtig lauſchend horchte auf des Dichters gottbegeiſterten Sang."

„Plötzlich aber begann, verſteckt von des Haſelbuſches dunkelgrünen Blättern, eine Nachtigall zu ſchlagen; wie der letzte Seufzer eines von Liebe gebrochenen Herzens klang ihr Lied; bald ſo weich und wehmüthig klagte es, als wären die Töne geſungene Thränen, in einer Stunde geweint, wo zwei brechende, liebende Herzen ſcheiden und für ewig Ade ſagen dem Glücke und der Hoffnung; bald aber jauchzte das Lied wieder auf wie Siegesjubel und ſtürmte ſo freudig himmelan, wie der Schwur des Geliebten, der, im Arme die erröthende Braut, ihr Tage verſpricht voll unendlicher Seligkeit; dann aber wurde es wieder weich und klagend, wie der Windhauch leiſe flüſtert, wenn er durch die Blumen eines einſamen Grabes hinſtreicht, wo ein Menſchenherz raſtet, das einſam hinübergegangen, ungekannt und unbeweint; ſchnell, aber wechſelnd tönte das Lied wie das Gekoſe glücklicher Liebe in nächtlicher Laube, wenn der Mond neugierig hereinſpäht zwiſchen den Zweigen und Blüten und die Jungfrau verſchämt ihr Haupt birgt an des Geliebten hochſchlagender Bruſt, damit das reine Licht der Nacht nicht ſchaue die flammende Glut ihrer Wangen."

„Thränen ſtanden in den Augen des Dichters, Thränen ſeliger Rührung und er trat hin zu dem dunkelgrünen Haſelbuſch und fragte die Nachtigall: Sage mir, Königin des Liedes, von wannen ſtammt die Macht des Geſanges, die deiner Bruſt entſtrömt, liebeglühend und wunderbar, daß die Menſchenbruſt darüber erbebt in ſeliger Wehmuth und Thränen treten in's trunkene Auge?"

„Und es antwortete die Nachtigall dem Dichter: Nicht von dieſer Erde iſt der Sang, der mir begeiſtert entſtrömt, und nicht von der dunklen Scholle habe ich gelernt die Töne, die das Herz erzittern machten; weit von der Erde dunklen Thälern, in den ewig lichten, ewig grünen Gärten Edens ward zuerſt mein Lied geſungen vor vielen tauſend Jahren von meinen Voraltern, die dort wohnten in ewig grünen Lauben."

„Und es verſetzte darauf der Dichter, leiſe lächelnd: Wie? aus Edens Gärten ſtammteſt Du ab? Du in dem einfach ſchlichten Kleide; die Vögel, die dort ſingen auf ewig blühenden Zweigen, ſchimmern von Gold und Purpur, und tragen goldblitzende Kronen auf den ſtolzen Köpfen; wie kameſt Du unſcheinbare, graue Sängerin dazu, Dich zu jenen zu zählen, und wie willſt Du mich glauben machen, daß Wahrheit in Deinen Worten?“

„Darauf erzählte die Nachtigall alſo:

„Wohl waren die Vögel, die Edens Gärten belebten, ſchön und prächtig und ihr Gefieder blitzte wie der perlende Thau, in dem ſich die Roſen des Morgens ſpiegeln, und ſie wiegten ſich auf den Äſten, die himmelan ragten mit großen Purpurblüten, welche wie liebeglühende Blicke hinanſahen zu den großen, glänzenden Sternen, die Ströme ſeligen Lichtes niedergoſſen in die duftgefüllten Kelche. Liebe, die heiligſte Liebe war es, die ihren Thron aufgeſchlagen in den einſamen, herrlichen Gärten des Paradieſes. Aber unter all' den Vögeln, welche ihre purpurnen Schwingen regten unter den ewigen Blütenbäumen, war keiner herrlicher, als die Nachtigall. Ihren Kopf ſchmückte eine Krone von Perlen und Demant, Gold und Purpur war ihr Gefieder und ihr Lied klang am lieblichſten von allen, denn der Herr hatte es ſie ſelbſt gelehrt, und wenn ſie ſang, ſo lauſchte Eden auf ihr gotterfülltes Lied.“

„Doch es war einſam in den ewigen Gärten und der Herr ſchuf den Menſchen; die Nachtigall ſah es, als er wie aus einem Traume erwachend um ſich blickte mit den ſchönen, unſchuldigen Augen, und ihr Lied begrüßte den Neugeſchaffenen und ſang ihm die Wunder der Schöpfung und der Liebe, daß ihm darüber das Herz in Schmerz und Luſt aufging und eine namenloſe Sehnſucht einzog in ſeine junge Bruſt. Und lächelnd erkannte der Herr, was ſeinem Lieblinge fehle; ein tiefer Schlaf umnachtete des Menſchen Sinne und als er erwachte, da ſtand das Weib vor ihm, angethan mit dem Zauber der Unſchuld und Schönheit, und ſie ſahen ſich lange ſprachlos an, dann aber zog das Herz ſie zum Herzen und ſie ſanken ſich in die Arme — und die Nachtigall war es wieder, die über ihnen ſaß auf dem duftigen Blütenbaume, der ihnen Schutz gab, und ſie feierte in ihrem ſchönſten Liede die erſte Weihe der Liebe, die ſchönſte Stunde der Schöpfung."

„Aber es kam die Sünde und dunkel ward es in den Gärten des Paradieſes, und der Donner, früher nie gekannt, rollte als die Stimme des Zornes durch die Blütengänge, und ſcheu verſteckten ſich des Paradieſes Bewohner, denn ſie zitterten vor dem Gerichte des Ewigen. Und der Herr zürnte den ſündigen Menſchen und verdammte ſie, hinauszuziehen in die öde, dornenvolle Wildniß, und ſcheu und ſchweigend hörten all' die andern das Urtheil des Herrn, nur die Nachtigall rief klagend: Schone ſie, o Herr! ſie haben gefehlt aus Liebe."

„Und in des Herrn zürnendem Antlitz ward es leiſe licht, wie ein milder Stern plötzlich hervortritt im Sturme zwiſchen zürnenden Wetterwolken, und er ſprach: Weil Du Erbarmen trägſt in der milden Bruſt, ſo liebe ich Dich und Du ſollſt die Gefallenen geleiten; denn nicht ändern kann ſich das Urtheil des Ewigen und erfüllen muß ſich der Fluch. Ziehe aus Dein glänzend Gewand und kleide Dich in dunkles Grau, in die Farbe der Noth, und folge Deinen Lieblingen in die Wildniß. Aber ich will Dir Dein Lied laſſen, Deinen Sang magſt Du mitnehmen und wenn ihnen das verzweifelnde Herz brechen will vor Jammer, dann mahne ſie mit Deinem Liede an das verlorne Glück und tröſte ſie, weil ich ihnen Eines gelaſſen, damit ſie nicht untergehen, weil ich ihnen die Liebe gelaſſen."

„Und ſo geſchah es. Die Nachtigall wanderte mit den weinenden Menſchen aus Eden und folgte ihnen in die Einöde, wo die nackten Felſen und der brennende Sand, und ſie ſang ihnen ihr Lied, daß ſie zurück ſich träumten in die ewigen Gärten des Paradieſes und nicht ganz elend waren."

„Und darum, o Dichter! kommt es, daß auch jetzt noch, wenn die Nachtigall ſchlägt, das Herz des Menſchen erzittert in unausſprechlicher Luſt und Wehmuth, und ſehnſüchtig träumt er von einem Glücke, das nicht daheim auf der dunklen Erde; denn es iſt daſſelbe Lied, das einſt geſungen ward in der Stunde der erſten Liebe, als zuerſt ein glückliches Herz an einem glücklichen Herzen ſchlug, das Lied, auf das Deine Voraltern gehört, als ſie noch unſchuldig und der Fluch noch nicht über ſie gekommen war, das Lied aus den ewigen Gärten Edens.“

„Alſo ſprach die Nachtigall und flog davon. Der Dichter aber ſenkte ſchweigend und trauernd ſein Haupt und weinte um das verlorne Paradies.“ ——

Walter hielt inne und blickte auf; ſein Blick traf die ſchönen Augen **Leontinens**, in denen eine große Thräne glänzte; ſie ſprach kein Wort, aber ſie reichte ihm die weiße Hand, die er begeiſtert an ſein glühendes Herz drückte.

Was weiter bei der einſamen Fichte des Bergwaldes vorging, iſt nicht bekannt; aber als die Beiden von ihrem Spaziergange zurückkehrten, da hatte **Walter** das ſchönſte Lied ſeines Lebens gedichtet und an **Leontinens** jungfräulicher Bruſt prangte eine blaue Glockenblume.

2.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie ewig neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht ſie das Herz entzwei.
Heine.

Und es kam Alles ſo, wie es kommen mußte. In dem Hauſe des Banquiers war es in dem Kreiſe, der dort ſich verſammelt hatte, bald kein Geheimniß mehr, daß **Walter** und **Leontine** ſich mächtig zu einander hingezogen fühlten, und ſo ſonderbar es vielleicht klingen mag, unter all' dieſen Männern, die hier ſich befanden, war nicht Einer, in deſſen Herzen auch nur die geringſte eiferſüchtige Regung Platz gegriffen hatte; es freute ſie im Gegentheile, daß Einer, der durch die heiligen Bande der Kunſt und Poeſie mit ihnen verſchwiſtert war, den Sieg davongetragen hatte über Speculanten und Geldmenſchen, die ſich zahlreich um die Hand der eben ſo ſchönen, als reichen Tochter des Banquiers bewärben; ſie drückten ihrem Freunde, denn als ſolchen ſchätzten und liebten alle den beſcheidenen jungen Mann, lächelnd die Hand und wünſchten ihm Glück; denn die Kunſt, fortwährend ihren Blick auf das Höchſte, auf das Ideal richtend, kennt nicht den Eigennutz und die kleinen Intereſſen dieſer Erde. So alſo ward die Freude und die Einigkeit, die ihr Banner aufgepflanzt hatte im Kreiſe dieſer glücklichen Menſchen, nicht geſtört. Was den Banquier Reiner, Leontinens Vater, betrifft, ſo konnte ihm nichts Angenehmeres begegnen. Er ſelbſt hatte in ſeiner Jugend Verſe gemacht, allein ſeine Verhältniſſe zwangen ihn bald, ſich mit ſchwerem Herzen von der Bruſt der ſangesfreudigen Dichtkunſt loszureißen und die ſchwere, aber goldgefüllte Hand, die ihm der Gott des Handels darreichte, zu ergreifen. Mit jener Ausdauer, mit jenem eiſernen Fleiße und jener immer neuen Beharrlichkeit, die minder begabten, aber redlichen Charakteren eigen iſt, wanderte er auf der neuen Laufbahn vorwärts; bald lohnte ſich ſein Streben; ſtatt den Kränzen des Lorbeers, von denen er einſt geträumt, bot ihm das Leben Gold; gleichſam als wollte das Schickſal ihm wieder gut machen, was es einſt in böſer Laune ihm verſagt, gab es ihm nun Reichthümer und Schätze; die Unternehmung, die er getheilt, bot zehnfachen Gewinn, die Actien, die er gekauft, ſtiegen, und wenn aller ſeiner Collegen Schiffe vom Sturm verſchlagen in den Fluten unterſanken, kehrte das Fahrzeug, das er entſendet, reich beladen in den ſichern Hafen zurück. Dies unerhörte Glück, das ihm andauernd lächelte, ſöhnte ihn auch mit ſeinem neuen Stande, den er mißmuthig und ohne Liebe ergriffen, wieder aus; durch die Länge der Jahre ward ihm ſein Beruf endlich lieb, und gegenwärtig war er Kaufmann im ſtrengſten Sinne des Wortes, aber nicht einer von denen, wie ſie in Dramen und Romanen vorkommen, die nichts kennen als ihre Strazza und ſelbſt im Salon noch von Conto und Disconto reden; mit der pünctlichſten Genauigkeit und der energiſcheſten Leitung in ſeinem Geſchäfte verband er einen tiefern Hang zu edleren Vergnügungen, zu einem geſelligen Zuſammenleben mit guten, gebildeten Menſchen. Wenn er auf ſeinen lieblich romantiſchen Landſitz Ottenſtein kam, wo er fortwährend einen Kreis von Dichtern und Künſtlern verſammelt hielt, da zog er den Kaufmann aus und war Menſch in der edelſten Bedeutung des Wortes; die Neigung zur Poeſie, die tief in ſeinem Herzen ſchlummerte, wie die Erinnerung an eine längſt begrabene Liebe, erwachte da mit Macht, und wie ein alternder Menſch das Bild der todten Geliebten hervorzieht aus des Schrankes geheimſtem Winkel und es herzt und küßt, und den gelben, welken Kranz, den ſie vor vielen, vielen Jahren gewunden, ſich mit wehmüthigem Lächeln in die grauen Haare drückt, ſo ſuchte er manchmal die alten Blätter hervor mit ihrer vergilbten, kaum noch lesbaren Schrift und las mit überſtrömenden Augen dem ſeltſam bewegten Freundeskreiſe die längſt verklungenen Lieder aus den Tagen ſeiner Jugend.

Walter war ihm ſchon bei ſeinem erſten literariſchen Auftreten auf eine vortheilhafte Weiſe aufgefallen; er gab ſich alle Mühe, die Welt auf den jungen Mann aufmerkſam zu machen, und der ungetheilte Beifall, deſſen ſich Walter bei ſeinem Weiterſchreiten auf der poetiſchen Dornenbahn erfreute, ſchmeichelte dem Banquier um ſo mehr, als er der Erſte geweſen war, der den neuen Stern am Dichterhimmel entdeckt hatte, und noch jetzt betrachtete er den jungen Mann, den er inzwiſchen perſönlich kennen und ſchätzen gelernt, als ſeinen Schützling und ließ ſich's nicht nehmen, daß in Walter's Verſen eine große Aehnlichkeit mit denen zu finden ſei, die er ſelbſt einſt gemacht hatte; es war alſo kein Zweifel, daß er dem jungen Manne, den er vor allen auszeichnete, die Hand ſeiner Tochter um ſo weniger abſchlagen würde, da er dieſe glühenden Farben das Glück, das ewig entſchwundene, daß er den Jammer und Schmerz von jetzt doppelt empfindet und die nimmer geſtillte Sehnſucht, die Klage der Bruſt wird zum Liede, an dem ſich die Menſchen erquicken, gleichwie der Balſam, der die brennenden Wunden des Körpers kühlt und heilt, ſelbſt aus der Todeswunde eines edlen, herrlichen Baumes ſtrömt.

Leontine ſelbſt, früher zwiſchen der Proſa der Häuslichkeit und der Poeſie, die ſie aus Büchern einſog, getheilt, hatte nun das Leben in ſeiner rechten und echten Bedeutung gefaßt; ſie liebte und von dem Augenblicke an, als die Liebe in dem Herzen eines Weibes Platz gegriffen, gewinnt es Leben, Charakter und Geſtaltung, da es früher nur in unklaren Formen verſchwimmt. Leontine liebte den jungen Poeten mit aller Glut ihres weichen Herzens, ſie fühlte, daß ihre Zukunft an die ſeine gekettet ſei und dennoch — war ſie ſchwach genug, ein Ereigniß herbeizuführen, welches den Samen des Unheils in dieſe glückliche Familie warf. Denn, wenn der Mann liebt, ich meine nicht, wenn er liebelt, ſondern wenn in ſeinem Herzen eine wahre, heilige Liebe thront, ſo erfüllt ſie ihn ganz; aber das Weib, wenn auch noch ſo tief empfindend und von der innigſten Liebe entflammt, hat dennoch einmal von der Natur den unvertilgbaren Hang zu gefallen bekommen und gibt ihn ſelbſt in der aufrichtigſten Liebe nicht ganz auf, ſo daß es ſich geſchmeichelt fühlt durch die Huldigung eines fremden Mannes und immer einen günſtigen Blick für den übrig hat, der ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit eine auszeichnende Aufmerkſamkeit weiht. Viel Unheil iſt dadurch hereingebrochen und viele Menſchenherzen, beſtimmt, treu miteinander durch's Leben zu wallen, haben ſich darob feindlich getrennt. Auch hier war ein böſer Augenblick, der den vernichtenden Funken in das ſtolze Gebäude der Hoffnung warf; — doch ich will dem Gange der Begebenheiten nicht vorgreifen.

Die Geſellſchaft von Ottenſtein hatte einen etwas weiteren Spaziergang unternommen; das Ziel derſelben war die Ruine Schroffenſtein, die majeſtätiſch an einen Waldabhang hingelehnt, einſt der Sitz machtiger Feudalherren geweſen, jetzt aber in ihrem morſchen Geſtein nur eine Unzahl von Schwalben beherbergte, die im glänzenden Strahle der Nachmittagsſonne mit nimmer endendem Gezwitſcher die Zinnen der alten Burg umkreiſten, daß ihre glatten, ſchimmernden Fittige vom tiefblauen Himmel wie Sterne abglänzten. Im Schloßhofe, wo einſt ſo manche Lanze gebrochen ward vielleicht zu Ehren einer Schönheit, deren Ruhm damals von Land zu Land getragen wurde, während jetzt keiner mehr ihren Namen kannte, auf demſelben Platze, wo einſt im Sande ſcharrend des Kämpfers Schlachtroß in den Zügel knirſchte, ungedu[illegible]ig des Trompetenſtoßes harrend, der es zum Angriff beflügeln ſollte, wuchs jetzt ſtilles, weiches, dunkles Gras; denn die alte Mutter Natur macht über kurz und lang doch immer ihre Rechte geltend und was ihr der Menſch raſch abringt mit ſeinen Künſten, jeden Flecken Landes, den er ihr entreißt mit Karſt und Schaufel und ihn umformt zur gebannten Kunſtſtraße, zu Platz und Gebauden, laßt ſie geduldig nehmen, aber ſie holt ihn wieder, wenn auch vielleicht nach Jahrtauſenden, und legt ihre weiche, grüne Decke darüber, damit die Erde es vergeſſe, daß einſt der ſtolze Fuß des Menſchen ſich auf ihren Nacken geſetzt, und damit ſie wieder beginne ihre ewig ſchöne Blumendichtung und aus ihrem Herzen neue Roſenmarchen auftauchen laſſe ans freundliche Sonnenlicht.

Zwei uralte Linden ſtanden im Schloßhofe, wie grüne Rieſenwächter die alte Burg beſchützend und weithin die knorrigen Aeſte ſtreckend; unter ihnen hatte ſich die Geſellſchaft gelagert; eine ernſte Heiterkeit herrſchte unter dieſen Menſchen, das heißt eine Heiterkeit, die nie des Frohſinns Grenzen überſchreitend, nie in banale Luſtigkeit ausartet und in all' ihrer freudigen Lebensluſt noch fähig iſt einen ernſten, ſchönen Gedanken, der plötzlich auftaucht aus einem Herzen, nicht untergehen zu laſſen, ſondern ihn aufnimmt mit Liebe und ihn hegt und pflegt, und während den Mund ein Lächeln umſpielt, doch eine Thräne im Auge hat: ich möchte es die Poeſie der Freude nennen; ſo waren dieſe Menſchen, die hier verſammelt um der Linden braune Stämme im Schatten des grünen Laubes ſich gelagert hatten. Die Augen glänzten fröhlich, heitere Worte klangen, es wurde geſcherzt und gelacht, während Champagnerſtöpſel knallten und doch wurde es augenblicklich ſtill, als Walter ein ernſtes Wort über die Ruine ſprach, und lauſchend horchten ſie ſeiner Rede, als er ſagte: „Wer erklärt uns den unbegreiflichen Zauber, den dieſe alten Burgen mit ihrem verwitterten Geſtein auf uns ausüben; nicht die Schönheit iſt es, denn ihre Formen ſind gelöſt, ihre Symmetrie vernichtet und das, was ſchon einſt war, zertrümmert; und dennoch wird das Auge nicht verletzt durch ihren Anblick: ein eigenes Gefühl beſchleicht uns, etwa dasſelbe, das uns niederdrückt, wenn wir einem uralten, kindiſch gewordenen Menſchen begegnen, der in ſeinen Tagen als Licht der Menſchheit geſtrahlt, nun aber mit dem letzten Schüler ſich nicht mehr meſſen darf; die Lampe iſt noch da, aber das Licht darinnen erloſch; ein Schauer durchbebt uns; wir wiſſen, in ihm hat die Gottheit einſt gewaltet — und nun! So umflort Melancholie unſer Herz und wir werden traurig ohne eigentlichen Grund."

„Sie ſagen es ja ſelbſt," bemerkte eine Dame, „daß der Anblick des gegenwärtigen Verfalls durch den Gegenſatz eben das Bild der einſtigen Größe und Herrlichkeit hervorruft; wer aber müßte nicht ernſter, wehmüthiger geſtimmt werden, wenn ihm die Vergänglichkeit alles Irdiſchen einfällt; wenn in nothwendiger Schlußfolge der Gedanke ſich ihm aufdringt, daß auch er beſtimmt, das Loos alles Irdiſchen zu theilen, daß alle die, welche er liebt mit ſeines Herzens reinſter Glut, binnen wenig Jahren nicht mehr ſein werden und daß der Hauch der Luft, der jetzt freundlich und erquickend über unſere Wangen fächelt, nach kurzer Friſt durch die Blumen ſäuſeln wird, die auf unſeren Gräbern ſtehen?"

„Entſchuldigen Sie," warf ein Herr ein, der wegen ſeiner Neigung zu Paradoxen, ſo wie wegen der beſondern Eigenſchaft bekannt war, nie ein Thema feſtzuhalten, ſondern an irgend einem Worte Anſtoß nehmend eine neue Bahn einzuſchlagen, „entſchuldigen

Sie, meine Gnädige, daß ich Sie unterbreche; allein ich bin gerade vom Gegentheile überzeugt. Sie behaupten, alles Irdiſche ſei vergänglich; ich will ſie vom Gegentheile überführen; ich behaupte, alles Irdiſche ſei unvergänglich; nichts von alle dem, was jetzt iſt, iſt nicht ſchon vor Jahrtauſenden geweſen; und wie es jetzt iſt, wird es noch nach Jahrtauſenden ſein; — oder was nennen Sie denn irdiſch, meine Gnädige? ſind es nicht die Dinge der Erde: Menſchen, Thiere, Bäume, Berge, Flüſſe, Meere und ſo weiter? Geht aber von all dieſem auch nur das Geringſte zu Grunde? An die Stelle des verendenden Menſchen tritt ein neuer, mit denſelben Gefühlen, denſelben Empfindungen, wo der Baum vermodert, keimt ein anderer empor, ewig ragen die Berge, ewig wälzt ſich der Strom, ewig flutet das Meer; wo iſt denn da die Vergänglichkeit des Irdiſchen? weil der Wurm, Menſch genannt, ſeinen eigenen kleinen Maßſtab, ſeine eigene kurze Spanne Zeit als die Hauptſache betrachtet, lärmt und ſeufzt er über die Vergänglichkeit; nichts von alle dem, was iſt, vergeht, nicht ein Atom verliert ſich im Raume; es iſt ein ewiges Ausgleichen zwiſchen Werden und Schwinden, eine fortdauernde Metamorphoſe, nie aber ein Vergehen des Irdiſchen, und könnte der Menſch aus ſich heraustreten und einen erhabeneren Standpunct einnehmen, als den niederen, welchen das Geſchick ihm angewieſen, ſo würde er ſtaunen über die Unvergänglichkeit des Irdiſchen."

„Aber die Ideen —" warf der Banquier ein.

„Ich theile," verſetzte der paradoxe Herr, „die Ideen in ſolche, welche eigentlich keine Ideen, ſondern nur durch Verhaltniſſe herbeigeführte Combinationen ſind, wie z. B. Mode, Emancipation und dergleichen, und in eigentliche Ideen, wie Liebe, Freundſchaft, Vaterland, Freiheit, und dieſe waren zu allen Zeiten dieſelben, wenn ſie auch vielleicht in verſchiedener Form auftraten. Alſo iſt auch hier Beſtändigkeit und keine Vergänglichkeit."

Man fühlte gut, daß der paradoxe Herr mit ſeiner wagehalſigen Dialectik Unrecht hatte; es erhoben ſich augenblicklich Kämpier gegen ihn, eine Gruppe bildete ſich um den Verfechter der Unvergänglichkeit und es entſpann ſich ein hitziges Wortgefecht, an welchem beinahe die ganze Geſellſchaft Theil nahm; nur Leontine ſaß ſeitab an einem duftigen Fliederſtrauch, der ſeine feinen Blütenbüſchel in der lauen Luft wiegte; Walter ließ ſich an der Seite der herrlichen Jungfrau nieder; obwohl er eigentlich jenes Geſpräch begonnen, ſo zog er ſich doch von demſelben zurück, da man die Poeſie daraus genommen und es als rein metaphyſiſche Frage behandelte. Schweigend ſaßen die Liebenden eine Zeitlang, nur ihre Augen wurzelten in einander, endlich begann Leontine: „Als ich zum letzten Male hier war, da prangte der Wald und, wenn ich ſo ſagen darf, auch Schroffenſteins Mauern im rothen, brennenden Blätterſchmuck des Herbſtes; ein dunkler Wetterhimmel hatte ſich darüber gelagert und faſt gefiel mir damals die Gegend beſſer als jetzt; denn damals prangte ſie in ſchauerlicher, melancholiſcher Einſamkeit und der Wald ſchien zu trauern in ſeinem welkenden Laube über den Fall der alten Burg; jetzt aber blüht und glüht er wieder und läßt ſeine Vögel ſo fröhlich ſingen und ſeine Zweige ſo freudig rauſchen, als dächte er der traurigen Ruine nicht mehr; recht wie die Menſchen, die in Jugendglut und Liebe nicht achten der Alten, die langſam zu Grabe gehen. Und ſieh nur den alten Schroffenſtein ſelbſt an; dort auf der höchſten Zinne, keinem Fuße zugänglich, prangt in der Mauerritze eine prächtige wilde Roſe; mahnt es mich doch an eine alte Cokette, die das graue Haupt noch einmal mit Blumen ſchmückt."

„Du ſiehſt trübe, Leontine," meinte Walter; „ganz ein anderes Bild geſtaltet ſich in meinem Geiſte; ich denke mir dieſe Ruine als einen einſt kräftigen Geiſt, als ein ſtolzes Menſchenherz, nun gebrochen vom Geſchicke; jede Hoffnung zertrümmert und in Schutt geſunken, was einſt hoch und herrlich war; aber das Herz iſt ein Dichterherz und auf den Trümmern ſeines Lebensglückes, auf der Ruine ſeiner Hoffnung hoch und ſchön prangt die wilde, keuſche Roſe des Liedes und ſchimmert im Verklärungsglanze mit ihren duftigen Blättern auf dem gefallenen Heiligthum.“

Mit einer lächelnden Thräne im Auge reichte ihm Leontine die Hand. „Ihr ſeht doch Alles in einem anderen Lichte, ihr Dichter,“ ſagte ſie, „und wie weit bin ich hinter Dir zurückgeblieben, da ich doch meinte, recht poetiſch den Charakter dieſer alten Veſte aufgefaßt zu haben. Wenn Du ſo denkſt, mein Walter, wenn Dir im Leid und Mißgeſchick die Verklärungsroſe der Poeſie blüht, dann kannſt Du nie unglücklich ſein.“

„Wollte Gott!“ ſagte Walter und wie ein leiſer Ahnungsſchauer durchzuckte es ſein Herz.

„Vielleicht,“ fuhr Leontine fort, „haben auch hier einſt liebesfreudige Minneſänger dem ſtaunenden Kreiſe wunderbare Weiſen geſungen. Es muß eine herrliche Zeit geweſen ſein, die Zeit der Romantik; jene kräftigen Männer, jene weichen, frommen Frauen; als die Liebe noch zu kühnem Wagen die Männer befeuerte; als ein Zeichen aus ſeiner Dame Hand den Ritter geleitete in die raſſelnde Feldſchlacht und nicht nur vor den Schwertern der Feinde, ſondern auch vor den Verſuchungen des eigenen Herzens bewahrte.“

„Glaube nicht,“ antwortete Walter, „daß die Romantik jener Zeit ganz geſchwunden ſei. Was lag in all' jenem Wagen, in jener treuen Minne anders zu Grunde als Begeiſterung für die Dame des Herzens; ſie allein führte den Ritter auf ſeinen gefahrvollen Bahnen; aber die Begeiſterung, die damals, wenn ich den Ausdruck wagen darf, Minnebegeiſterung war, iſt heut zu Tage eine andere geworden; jetzt iſt man nur für Vaterlandsideen, für Freiheit, Einheit, Größe begeiſtert und ich glaube faſt, daß dieſe Ideen, ſo ſchön auch jene waren, der Menſchheit würdiger ſind. Aber die Jugend iſt noch immer minnebegeiſtert, wenn ich ſo ſagen darf, und ſtrömt ſtatt im Blut des Feindes in Liedern ihre Begeiſterung aus. Aber wenn es die Umſtände erlaubten, irgend eine kühne That für die Dame unſeres Herzens zu wagen, wenn es unter unſern Verhältniſſen möglich wäre, etwas Großes und über das Gewöhnliche Erhabenes zu thun, ſo wäre die Jugend unſerer Zeit nicht minder bereit dazu als die des Mittelalters."

„Ich glaube faſt, Herr Paladin," ſcherzte Leontine, „daß Ihr einen Kampf beſtehen würdet mit Rieſen und Drachen, ſo Euch die Dame Eures Herzens den Auftrag dazu gäbe und Euch befähle irgend ein wunderbares Zauberkleinod zu holen aus eines Abgrundes dunklen Schacht, wo die Greife drohend dafür liegen mit glühenden Augen und giftgeſchwollenen Kämmen."

„So thue ich, Gebieterin," verſetzte Walter, auf den Scherz eingehend, „und darum gebeut über mich, Königin der Minne, heißt mich ziehen zum Kampf gegen die Mohren, und ich will in goldenen Ketten zehn gefangene Saracenenkönige Euch als Sclaven bringen."

„Nichts ſo Blutiges begehre ich von Euch," fuhr Leontine fort, „die Aufgabe, die ich Euch ſtelle, iſt minder ſchwer. Dort auf Schroffenſteins Zinnen ſollt Ihr Euch wagen und mir die ſchöne wilde Roſe holen, die ich Euch bereits gezeigt. Von Ungeheurem werdet Ihr auf Eurem gefahrvollen Wege keine Spur finden, als höchſtens ein paar Fledermäuſe, und blutige Wunden habt Ihr auch nicht zu fürchten, Herr Paladin, wenn Ihr nur hübſch vorſichtig ſeid und Euch nicht etwa an irgend einer kecken Brombeerſtaude die Hand ritzt."

„So ſei es, Gebieterin!" rief Walter lachend, „und ich ſtürze mich in die Gefahr, wie Ihr befohlen; ſo ich umkomme, ſo weint mir eine Thräne, und erhaltet mein Gedächtniß in geneigtem Andenken."

„Ich will den Schleier nehmen," lachte die Jungfrau, „und um meinen getreuen Ritter weinen bis an das Ende meines Lebens."

Walter drückte einen Kuß auf Leontinens weiße Hand; er fühlte jene innige Freude, die jeder Liebende empfindet, wenn ihm die Möglichkeit gegeben, der Geliebten irgend etwas zu Danke zu thun. Übrigens war der Minnedienſt, den die Jungfrau von ihm begehrt hatte, eben kein ſo leichter, und wenn Walter auch eben nicht Gefahr lief mit Drachen und Rieſen anbinden zu müſſen, ſo konnte er auf den ſteilanſteigenden Mauern Schroffenſteins, an denen nur ein geländerloſer, zackiger Schwindelweg hinaufführte, auf dem zerbröckelnden, morſchen Geſtein jeden Augenblick den Hals brechen; das hatte Leontine freilich nicht erwogen, ſonſt würde ſie ihn nimmer zu dem gefährlichen Gange aufgefordert haben, und Walter, der das Innere der Ruine wohl kannte, ſchwieg abſichtlich, weil es ſeinem Herzen wohl that, Etwas für die Geliebte thun zu können, das doch mit einiger Gefahr verknüpft war. Flüchtigen Fußes eilte er in das alte Mauerwerk; bevor er zwiſchen den Ahornbüſchen, die den Eingang umrankten, verſchwand, warf er noch einen fröhlichen, lächelnden Blick auf die lächelnde Jungfrau, die ihm mit der weißen Hand ein luſtiges „Glückauf!“ zuwinkte. — Es war das letzte Mal, daß dieſe beiden Menſchen einander zulächelten.

Leontine trat wieder zur Geſellſchaft; man bedurfte ihrer, denn in der Küche des alten Wächters der Ruine hatte man, ſo gut es ging, Thee bereitet, den man nun auf dem grünen Raſenteppiche einnehmen wollte. Leontinens Vater ließ, obwohl ſich einige von den Damen dazu antrugen, durchaus nicht zu, daß Jemand anderer als ſeine Tochter die Vertheilung des Thees beſorge und mußte Leontine auch hier die Honneurs machen; während ſich nun die Geſellſchaft mit dem chineſiſchen Trank eifrig beſchäftigte und Taſſen und Schalen luſtig klapperten, ſtieg Walter mit freudigem Herzen die ſteilen Treppen in der Ruine hinan; manchmal fehlte eine Stufe, und ein kühner Sprung aufwärts mußte ihn über die Kluft bringen; manchmal mußte er, mit Händen und Füßen ſich anklammernd, ſich weiter ſchieben, und an mancher Stelle wirklich mit Lebensgefahr klettern, doch das Alles kümmerte den jungen Poeten nicht; Liebe und Begeiſterung im Herzen arbeitete er ſich vorwärts, entſchloſſen, um jeden Preis der Geliebten die wilde Roſe zu bringen.

Plötzlich erklang auf dem Waldwege, der zu dem Platze führte, auf dem die Ruine ſtand, luſtiges Hufgeklapper und im nächſten Augenblicke erſchien ein Reiter, der mit fröhlichem Halloh! die Geſellſchaft begrüßte, welche nicht wenig darüber erſtaunt war, da ihn die wenigſten kannten. Es war ein junger, bildhübſcher Dragonerlieutenant, mit pechſchwarzen Augen und Kraushaaren, die ſammt dem feinen Schnurbart ſein ſchönes Antlitz kräftig hervorhoben, während die knappe Campagneuniform tadellos an ſeinem ſchlanken Körper ſaß und die Reiſemütze recht unternehmend ſchief auf ſeinem Haupte hing. Mit einem kecken Griff hielt er den ſchnaubenden Rappen an, ſprang leicht und gewandt, wie ein Kunſtreiter, herab und die Zügel des muthigen Thieres ſeinem Reitknechte zuwerfend, trat er zur Geſellſchaft.

Der Banquier Reiner erhob ſich, und ein klein wenig ſich in die Bruſt werfend, fragte er: „Mit wem hab' ich die Ehre —"

„Onkel! Onkel!" jubelte der Dragoner, „haben zehn Jahre mein Gedächtniß dergeſtalt verwiſcht, daß Sie Ihren Fritz nicht mehr erkennen? doch nein, Sie haben ja erſt vor einem Monate meine Schulden bezahlt und mir Reiſegeld geſchickt, welches ich auf dem Wege von der verdammten Garniſon bis hierher auch glücklich durchgebracht, ſintemalen ich einen kleinen Abſtecher zu den Freuden der Reſidenz machte; ſehen Sie, theuerſter Onkel! ich mache nur Schulden, um mein Andenken immer friſch bei Ihnen zu erhalten."

Der alte Herr, der anfangs eine böſe Miene zu machen verſucht hatte, ſchlug eine laute Lache auf und die Arme ausbreitend, rief er: „Nun ſo komm an mein Herz, Du lieber, toller Neffe Du, — ich kann Dir nicht gram ſein; hab' ich doch ſo lange Dich nicht geſehen; ich will Dir alle Deine tollen Streiche vergeben; 's iſt ja ſo ſüß zu verzeihen."

„Nicht wahr, Onkelchen?" rief der Lieutenant, halb im Scherze, halb im Ernſte, „und um Sie die Süßigkeit des Verzeihens recht oft genießen zu laſſen, werde ich mich beeilen, ſo bald als möglich wieder tolle Streiche zu machen.“

„Du!“ drohte der Banquier mit dem Finger, allein der Lieutenant ſprach begütigend:

„Nein, nein, Onkel! ſo lange ich hier auf Ottenſtein verweile, will ich ſo geſetzt und ruhig ſein als es einem Dragonerlieutenant, der noch kaum majorenn, nur immer möglich iſt; bitte, bitte, Onkel, ſtellen Sie mich den Herren und Damen vor.“

Der Onkel nahm ihn an der Hand und mit ſichtlichem Wohlgefallen den ſchönen Mann der Geſellſchaft vorſtellend, ſagte er: „Mein toller Neffe, Fritz Wallmod, meiner ſeligen Schweſter Sohn, der ausgelaſſenſte Lieutenant der ganzen Armee, wegen ſeinen Liebes- und Raufhändeln gleich berüchtigt, ein Freund des Weines und der Karten und ein ſehr guter Bekannter des Profoßen, der ihm ſogar manchmal ein Quartier in ſeinem Hauſe gibt —“

Der alte Herr lachte ausgelaſſen über ſeinen Witz, während der Dragoner rief: „Aber, Onkel! wenn Sie mir ſo eine ſchlechte Conduite hinauf diſputiren, wann ſoll ich denn Rittmeiſter werden? Übrigens, meine Damen, verſichere ich Sie, daß ich, wie Meiſter Satan, nicht ganz ſo ſchwarz bin, als mich der Onkel malte; Sie ſollen ſehen, daß ein Dragoner ſo zart und galant ſein kann, als irgend Einer, und Sie, meine Herren, werden finden, wenn es mir auch nicht gelingen ſollte, mir Ihre Freundſchaft zu erwerben, daß ich wenigſtens ein erträglicher Geſellſchafter bin, deſſen Cigarren und deſſen Pferde Jedem zu Dienſten ſtehen, der einen freundlichen Blick für mich hat.“

Die Herren lachten; die Augen der Damen ruhten nicht ohne Freundlichkeit auf dem hübſchen Reiter, der durch ſeine Geſtalt ſowohl, als durch ſein zwangloſes, heiteres Benehmen allgemein einen günſtigen Eindruck hervorbrachte; während der Onkel fortfuhr: „Aber wie kamſt Du denn hieher, Neffe?“

„Als ich in Ottenſtein anlangte,“ erläuterte der Dragoner, „wo Sie mir erlaubten meinen Urlaub zuzubringen, erfuhr ich, daß Sie ſammt Ihren Freunden eine Waldparthie nach Schroffenſtein gemacht hätten; meine Sehnſucht nach Ihnen erlaubte mir aber nicht zu warten, bis Sie nach Hauſe kommen würden und ſo gab ich meinem Gaule die Spornen und ſprengte nach, da ich die Wege denn doch nicht ganz vergeſſen habe.“

„Bravo!“ ſagte der Onkel, ihm die Hand ſchüttelnd, „aber nun, Neffe, mach' Dir's bequem und ſetze Dich zu uns, Du wirſt hungerig ſein.“

„Allerdings, Onkel, aber zuvor erlauben Sie mir doch, mein Leontinchen, mein kleines Muhmchen, zu ſehen; das arme Kind hat ja entſetzlich geweint, als ich vor zehn Jahren, als Cadet, zu meinem Regimente ging; welche von den Damen —“

In dieſem Augenblicke trat Leontine aus dem Häuschen des Wächters, wohin ſie ein kleines Geſchäft abgerufen hatte, hervor und ſtand vor dem luſtigen Dragoner, der mit Einemmal mitten in ſeiner Rede verſtummte und wie verſteinert auf die herrliche Jungfrau ſtarrte, die ihrerſeits verwundert, aber freundlich und ſo, als ob in ihrem Herzen Bilder einer längſt entſchwundenen Zeit, Erinnerungen an die ſeligen Tage der Kindheit auftauchten, den jungen Mann anblickte, der, ſo gewandt und zungenfertig er ſonſt war, hier in Bewunderung dieſer unendlichen Schönheit die Sprache nicht finden konnte.

„Nun, das iſt das kleine Leontinchen!“ lachte der Oheim, der nicht ohne freudigen Stolz den Eindruck beobachtete, welchen die Schönheit der Jungfrau auf den Dragoner gemacht hatte.

„Leontine?“ ſtaunte der Lieutenant, indem er ganz unmilitäriſch, wie in Anbetung verſunken die Hände faltete. „Leontine! Gott, wie biſt Du — wie ſind Sie ſchön geworden.“

„Vetter Fritz,“ lächelte die Jungfrau, „ich habe Sie doch erkannt, obwohl Sie groß und ſtattlich geworden ſind, ſeit Sie unſer Haus verließen —“

„Was fällt Euch ein, Kinder!“ eiferte der Onkel, „möchtet Ihr nicht Sie zu einander ſagen, und ſeid doch blutsverwandt;

darum duzt Euch, wie in der alten, ſchönen Zeit; küßt Euch, wie ſich's gebührt zwiſchen Vetter und Muhme.»

Eine tiefe Röthe überzog bei dieſen Worten Leontinens ſchönes Antlitz und der Dragoner beſaß trotz ſeines tollen Weſens Zartgefühl genug, obgleich ihn ein Kuß von dieſen ſchönen Lippen überglücklich gemacht hätte, darauf Verzicht zu leiſten, um der Jungfrau eine Verlegenheit zu erſparen, in die ſie des Vaters gutmüthige, aber wenig feinfühlende Denkungsweiſe bald gebracht hätte; deshalb fiel er dem Banquier raſch in's Wort und ſprach: „Entſchuldigen Sie, beſter Onkel; aber ich kann meiner ſchönen Couſine nicht zumuthen, einen jungen Springinsfeld von Lieutenant zu küſſen; ein Anderes wär' es, wenn ich ein alter, ehrwürdiger General wäre; aber ich bin weder General noch ehrwürdig, alſo auf keinen Fall der Menſch, um von ſolchen Lippen geküßt zu werden, da noch obendrein die meinigen noch bitter ſind von der letzten Cigarre. Aber wenn es mein ſchönes Muhmchen erlaubt, ſo will ich ſie duzen, wie in der alten, ſchönen Zeit, als noch der Garten unſer Feenreich, mein Leontinchen die kleine Fee Fanferluche, Sultan, die alte, treue Dogge, ihr Wächter und ich der kühne Ritter war, der mit meiner Lanze von Haſelzweig um die ſchöne Fee tourneite.»

Einen dankbaren Blick warf die Jungfrau dem Dragoner zu, daß er ſie aus ſolcher Verlegenheit befreit hatte, ſie reichte ihm die Hand, die er galant küßte, und deren leiſen Gegendruck er zu fühlen glaubte, mochte es nun Wahrheit oder eine eitle Einbildung des von den Weibern verzogenen hübſchen Reiters ſein; gewiß iſt es, daß Leontine antwortete: „Ei, warum nicht, Vetter, ich nehme es an, wir wollen wieder Du zu einander ſagen, wie in der alten, ſchönen Zeit; glaubſt Du denn, ich hätte jene Tage vergeſſen? die alte, treue Dogge iſt nun freilich längſt todt; aber die Erinnerung an Deine treuen Ritterdienſte lebt noch, mein Freund; oder glaubſt Du, ich hätte es vergeſſen, wie Du einſt, als ich in den Waldſtrom fiel, mich mit Lebensgefahr retteteſt und, obwohl zum Tode erſchöpft, nicht von dem Bette wichſt, auf das man die Ohnmächtige gelegt hatte, bis mich der Arzt außer aller Gefahr erklärte?"

Leontinens Worte waren ungemein weich geworden, als ſie ſich an jene Zeit erinnerte, auch der Banquier nahm zur Vermeidung der Rührung, die ihm in die Augen trat, eine große Priſe und ſprach ſehr ernſt: „Für das bin ich Dir ewigen Dank ſchuldig."

Der Dragoner, obwohl ihm bei Leontinens Worten das Herz vor Freude zitterte, war zu toll, um einen ernſten Gedanken lange feſtzuhalten, deshalb rief er zu großer Beluſtigung der ganzen Geſellſchaft: „Himmel! wie glücklich bin ich, daß mir doch auch Jemand etwas ſchuldig iſt; das iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht paſſirt, obwohl das Umgekehrte ſehr häufig der Fall war."

Der Onkel lachte, Leontine lächelte und die Geſellſchaft beluſtigte ſich höchlich an den Schwänken des Dragoners, der nun auch an Leontinens Seite ſich niederließ und mit echt militäriſcher Fröhlichkeit ſeine ſchöne Couſine unterhielt, daß dieſe nicht umhin konnte über ſeine tollen Einfälle laut aufzulachen, während ſie den hungerigen Ankömmling auf's beſte mit alle dem verſorgte, was das ländliche Gouter zu bieten vermochte, und der Dragoner es ſich nicht nehmen ließ, für jede neue Taſſe Thee, für jedes Stück Zucker, das die vorſorgliche Leontine ihm nachträglich zukommen ließ, die kleine weiße Hand ſeiner gnädigen Couſine, wie er ſie nannte, zu küſſen.

Während aber unter den grünen Linden die Heiterkeit, der zwangloſe Frohſinn ihr luſtiges Banner aufgepflanzt hatten, zuckte nicht weit davon der erſte, böſe Strahl eines unendlichen Schmerzes durch ein Menſchenherz, das noch vor wenig Augenblicken unausſprechlich glücklich geweſen war. Es war das Herz des jungen Poeten, der, um die Roſe zu holen, nach der ſich Leontine geſehnt, auf die zackigen Zinnen der Ruine Schroffenſtein geklettert war; einmal an einer unſichern Stelle war ſein Fuß abgeglitten vom lockern Gerölle und er wohl klaftertief geſtürzt in lebensgefährlichem Falle, aber noch zur rechten Zeit fing ihn ein blühender Strauch mit ſeinem Aſtnetz und rettete ſein Leben; nur ſeine Hand, die im Fallen gegen eine ſcharfkantige Felſenecke geſchmettert, war verwundet und netzte mit ihrem rothen Blute des Strauches duftig weiße Blüten. Aber nimmer lähmte der ſchwindelnde Schreck des Poeten hochſchlagendes Herz; er raffte ſich auf und klomm mit unſäglicher Gefahr weiter, da er erſt den Steig zur Zinne wieder erreichen mußte und er an einer Stelle geſtürzt war, wo faſt ſteilan die Mauer ſtieg und nur hie und da ein vorſpringender gelockerter Ziegel, ein wilder Zweig aus den Mauerritzen hervorbrechend, dem Fuß eine gefährdete Halte bot. Zudem mußte er, das Blut zu ſtillen, die Hand mit ſeinem Taſchentuche umwinden, und ſo that ihm nur die Rechte den gewohnten Dienſt; denn die verwundete war die Linke, und Walter konnte nicht umhin, als er ſich der alten Sage erinnerte, welche die linke Hand mit dem Herzen in geheimnißvoller Wechſelwirkung verbindet, ſich zu freuen in der tiefſten Seele, daß es ihm vergönnt war, ſein rothes Herzblut für Leontinen zu vergießen. Dieſer Gedanke, der ſeinen natürlichen Muth zu einer begeiſterten Tollkühnheit aufſtachelte, ließ ihn der brennenden Wunde vergeſſen und gab ihm eine früher nie geahnte Kraft und Gewandtheit, daß er in wenig Augenblicken die Zinne der Burg erreicht und die jungfräuliche wilde Roſenknoſpe gebrochen hatte. Sein Wille war es geweſen, dieſen Augenblick, der durch die begleitenden, gefahrvollen Nebenumſtände wirklich der Moment einer kleinen Heldenthat geworden war, durch lauten Zuruf den unter den Linden gelagerten Freunden zu verkünden, allein als er ſeine Blicke hinabwarf, da erſtarrte ſein Blut zu Eis über den Anblick, der ſich ihm darbot. Der Dragoner, an Leontinens Seite gelagert, küßte ſo eben mit glühender Zärtlichkeit Leontinens ſchöne Hand, und dieſe weit entfernt, darüber böſe zu ſein, ſprach mit den freundlichſten Blicken, mit einer Vertraulichkeit, daß Walter darüber erblaßte, mit dem jungen Kriegsmanne; und für ihn, der ſo eben ſein Blut für ſie vergoſſen, hatte ſie keinen Blick, ſie dachte wohl nicht mehr an ihn, gefangen von des Reiters aalglatten Reden; einſam ſtand er auf den Ruinen der alten verwitterten Burg, fern der Erde, nah' dem Himmel, mit dem einſamen Schmerz in der Bruſt; ein treues Bild der Poeſie. Wer vermag es zu ſchildern, was in dieſem Augenblicke in ſeinem Herzen vorging. Hatte er denn ein Recht zu zürnen? Er fühlte es in der tiefſten Bruſt, daß er ein Recht dazu habe; das Mädchen, das er liebte, mußte eben ſo treu ſein wie er ſelbſt, und ſo wie er nie nur im Gedanken das reine, keuſche Ideal ſeiner Poeſie, ſeiner Liebe durch Untreue entweiht hatte, ſo ſollte auch ſie nicht einmal im Gedanken an ihm freveln. Allein Beſitz iſt der Liebe höchſtes Glück, ſelbſt der Schein einer Theilung tragt für ein edles Herz etwas Gemeines in ſich, und auch Eiferſucht kann eine Tugend ſein. Blaß, mit verſtörten Blicken trat er ſeinen Ruckwe[illegible] von den Zinnen Schroffenſteins, nicht achtend den lockern Stein, die ſchwindelnde Tiefe; ihm wäre wohl geweſen, unten zu liegen mit zerſchmettertem Gehirn, allein ein böſes Geſchick, das ihn zu größerem Unheil aufgeſpart, rettete ihn vom tödtlichen Sturze, und wie durch ein Wunder gelangte er zu Thale.

Indeſſen hatte die Geſellſchaft unter den Linden den Aufbruch und die Heimkehr beſchloſſen, die Herren boten den Damen den Arm und der Dagoner, der von Walter nichts wußte, trug Leontine den ſeinigen mit militariſcher Galanterie an; als ob ſie ſich jetzt erſt Walter's erinnerte, ſah ſich Leontine um, allein er war nicht in der Nähe und ſie nahm des Dragoners Ritterſchaft an, vielleicht war es ihr nicht unlieb, ſtatt des Poeten begeiſterten, weihevollen Worten ſich einmal von den pudelnärriſchen Einfallen des Vetters unterhalten zu laſſen; gewiß iſt es, daß ſie, wie bereits geſagt, Weib genug war, um ſich durch die ungeheuchelte Huldigung, die ihr der Dragoner widmete, geſchmeichelt zu fühlen; auf Walter's Herz baute ſie zu feſt und lockerte leichtſinnig ein Band, das der Liebe guter Genius für eine Ewigkeit geſchlungen zu haben ſchien. Die Geſellſchaft brach auf und obwohl **Leontine** noch manchmal einen Blick zurückwarf, ſo konnte ſie **Walter's** Geſtalt nicht mehr erblicken, nur einmal ſchien es ihr, als ob ſie unter den Letzten des ziemlich langen Zuges auch ihn gewahrte, wie er mit düſter glühendem Blicke nach ihr herüber ſtarrte.

Als ſie Ottenſtein bei bereits dämmerndem Abend erreicht hatten, kam auch **Walter** wieder zum Vorſchein und mit Beſtürzung bemerkte **Leontine** ſeine Bläſſe und ſeine verwundete Hand; ſie näherte ſich ihm mit gewohnter Freundlichkeit, doch nicht ohne ein kleines Schuldbewußtſein. „Wo haſt Du meine Roſe, **Walter**?“ fragte ſie ſchmeichelnd.

„In den Waldbach geworfen!“ verſetzte er bitter mit flammenden Augen; „'s iſt ein alter Brauch: gebrochene Roſen und gebrochene Herzen wirft man weg.“

Sprach's und ehe **Leontine** noch zu antworten vermochte, hatte er ihr den Rücken gewendet und ſich auf ſein Zimmer entfernt. **Leontine** war höchlich gereizt und dieſe Gereiztheit ging in eine Art von Erbitterung über, als zum Souper, bei welchem wieder der luſtige Dragoner durch ſeine ausgelaſſene Fröhlichkeit den Ton angab, **Walter** nicht zum Vorſchein kam.

3.

Ich liebte Dich in heißer Glut,
Ich hielt Dich hoch und hehr,
Die Fahrt iſt aus, das Segel ruht,
So liebt Dich keiner mehr.
Möhrle.

Und nun, bevor ich weitergehe in der Erzählung dieſer einfachen Geſchichte, ein Wort über das Benehmen dieſer beiden Menſchen. **Walter** zürnte und **Leontine** war gereizt, daß der Mann ihrer Liebe ſie einer Schwachheit fähig halten konnte, von der ſie ſich rein glaubte. Ob **Walter** Recht hatte? Ihn ſchmerzte es in der tiefſten Seele, daß Leontine auch nur einen Augenblick mit etwas Anderem, als mit ihm ſich beſchäftigen konnte; es iſt dies der Egoismus der Eiferſucht, aber, wenn Egoismus überhaupt edel ſein kann, ſo iſt dies gewiß die edelſte Gattung deſſelben; rein wie er ihr Bild in ſeines Herzens Heiligthume trug, ſollte auch das ſeine in ihrem Herzen prangen; kein Winkelzug, kein trüber Schatten, kein bleicher Flecken ſollte an dem Ideale haften, das ihm durch Leontinens Erſcheinung verwirklicht entgegentrat. Wie hoch ſtand er mit ſeinem ſtolzen, gottbegeiſterten, poeſietrunkenen Herzen, das nur für das Große, Schöne ſchlug, neben jenem Soldaten, der von Pferden und Raufhändeln, von Cigarren und Champagner nur zu plaudern wußte, aus deſſen Kopfe jeder Ernſt, jeder edlere Gedanke verbannt ſchien und deſſen höchſter Ehrgeiz es war, für einen luſtigen Geſellſchafter zu gelten! Und über einen ſolchen Mann mochte ſie ihn überſehen, in derſelben Min[illegible] überſehen, als er, um eine Laune von ihr zu befriedigen, ſein Leben gewagt, ſein Blut vergoſſen hatte? Sein Ideal, die verletzte Schönheitsidee in ſeiner Bruſt mußte geſühnt werden und dieſe Sühnung, ſo hatte er beſchloſſen in ſeinem ſtarren, ſtolzen Geiſte, ſollte darin beſtehen, daß die Jungfrau, ihr Unrecht erkennend, den erſten Schritt zur Verſöhnung machte.

Und Leontine? Mit jenem Scharfſinn, der den Frauen eigen, hatte ſie wohl erkannt, was es ſei, das des Poeten glühendes Herz verbitterte; aber wer löſt uns das Räthſel des Frauenherzens? Liebte ſie ihn auch mit aller Glut ihrer jungfräulichen Seele, war auch ihr Herz durch tauſend wogende Gefühlsfäden mit dem ſeinen verbunden, daß die Trennung nur durch ſchmerzvollen, blutigen Riß bewirkt werden konnte, ſo hatte ſie doch jene dem Frauenherzen eigene, unheimliche Luſt, den Geliebten leiden zu ſehen. Gewöhnliche Menſchen nennen es Coketterie, die Feinde der Frauen Eitelkeit, die Optimiſten behaupten, ſie ließen den Armen nur deshalb leiden, um ihn dann deſto glücklicher zu machen. Was aber war es hier? Leontinens

Buſen war frei von Coketterie und Eitelkeit — doch nein; ſie war, wie ſchon geſagt — Weib genug, um ihre Schönheit zu kennen, und wenn ſie auch durch männliche Huldigung ſich nicht berücken ließ, ſo fühlte ſie ſich doch dadurch geſchmeichelt; zudem war ein dunkles Gefühl in ihr, als ob Walter zu leicht den Weg zu ihrem Herzen gefunden, und vielleicht das leicht Errungene leicht wieder aufgeben werde; es gemahnte ſie, als ob es beſſer ſei, wenn er ein wenig um ihren Beſitz kämpfte, und das war der größte Fehler, daß ſie ihn hierin nach dem Maßſtabe gewöhnlicher Menſchen maß; Walter's treues, deutſches Herz würde ſie ewig gleich geliebt haben; aber jener unſelige Hang, der dem Frauenherzen eigen, daß ſie das quälen, was ihnen das Liebſte iſt, hatte Platz gegriffen in Leontinens Herzen, jener unheimliche Gaſt, der ſchon ſo Viele feindlich geſchieden, und den ich den Dämon der Liebe nennen möchte. Gewiß war Leontine nicht frei von aller Schuld, fühlte ſie doch manchmal ſelbſt im ängſtlich pochenden Herzen, wenn ſie von ferne Walter's ſtillſchmerzliches Antlitz ſah, daß ſie nicht gut gethan, daß ſie ein cokettes Spiel treibe, indem ſie dem Dragoner nichts von ihrem Verhältniſſe zu Walter ſagte und ſo offenbar ſeine Werbung begünſtigte, während er nach einem Worte der Erklärung entweder zurückgetreten oder zu einem Schritte bewogen werden mußte, der Alles ausgleichend, jedenfalls entſcheidend, auf dieſe unſeligen Mißverſtändniſſe wirken mußte.

So ſchwebte der Genius des Unheils mit der Dornenkrone des Schmerzes auf dem bleichen Antlitze, die Fackel der Zwietracht ſchwingend über dieſen beiden Herzen, die noch vor wenig Tagen ſo unausſprechlich glücklich waren, zu glücklich, als daß der finſtere Geiſt der Menſchheit darüber nicht hätte erboßt ſein ſollen. Liebe und Sehnſucht, die frommen, zärtlichen Engel, ſuchten die Herzen einander näher zu bringen und Frieden zu ſtiften, aber der Dämon ſandte zwei ſeiner treueſten Diener, den Stolz und die falſche Scham, um ſie zurückzuhalten von Milde und Verſöhnung, und als dieſe den Sieg davongetragen, da ſchwebte ein triumphirendes Lächeln auf ſeinem Antlitz und jubelnd führte er die Stunde herbei, wo ein Abgrund zwiſchen ihnen gähnen ſollte, über den keine Brücke führt, eine unſelige Kluft, ſo tief geſpalten, daß ſie getrennt bleiben mußten auf immer.

Einige Tage waren ſeit der Parthie nach Schroffenſtein vergangen und die Sachen ſtanden ſo, wie wir angedeutet haben. Die Geſellſchaft, den allzeit rührigen Banquier an der Spitze, hatte ſchon vor Tagesanbruch abermals einen kleinen Ausflug gemacht, um von der Höhe einer benachbarten Alpe den Sonnenaufgang zu bewundern; Leontine war zu Hauſe geblieben, denn die Gäſte, die am Abende heimkehren wollten, ſollte ein elegantes Souper empfangen; auch Walter, deſſen Buchhändler in einem dringenden Briefe um die Vollendung einiger Arbeiten angeſucht hatte, begleitete die Freunde nicht, ſondern ſaß emſig arbeitend in ſein[illegible] Zimmer.

Es war Nachmittag; eine unendliche Ruhe hatte ſich über das Thal von Ottenſtein ausgegoſſen; noch brannte die Frühlingsſonne nicht heiß genug um zu drücken, doch ihre belebende Wärme hatte bereits die Natur durchdrungen und das wunderliebliche Thal wogte in einem Blütenmeere. Leontine hatte die Vorbereitungen für den Abend vollendet und trat aus der Villa hinaus in den Garten, der, eingefriedet von dem brauſenden Waldſtrom einerſeits, andererſeits von dem ſchroff anſteigenden Berge, einen wunderherrlichen Anblick bot; die weißen Pfade zogen ſich ſchlängelnd durch des Raſens ſaftiges, weiches Grün; einzelne dunkle Ahornbäume mit ihren melancholiſchen Äſten ſtanden umringt von tauſend und tauſend Blumen mit rothen und blauen und gelben Kelchen, daß der gaukelnde Schmetterling, der ſummende Käfer, die emſige Imme, betäubt von all' der Pracht, nicht wußten, welche von all' dieſen prächtigen Blüten ſie zu ihrem phantaſtiſchen Throne wählen ſollten. Auf des Teiches ſpiegelglatter Fläche, die nur manchmal ſich zu beleben ſchien, wenn hoch am Himmel eine einſame Wolke vorüberzog und ihren flüchtigen Schatten in dem ſchweigenden Gewäſſer ſpiegelte, mit ſtolz gebogenem Halſe ruderte der Schwan heran und bog ſchmeichelnd die ſchlanken Glieder nach der Jungfrau Hand; ein paar Turteltäubchen in weitem Käfige girrten ihr zärtlich entgegen und auf flüchtigen Füßen flog ein ſchlankes Reh heran, ſchaute ringsum mit den klugen, ſcheuen Augen und erſt als es die Jungfrau allein gewahrte, kam es zutraulich heran und leckte die weiße Hand der Gebieterin, die es freundlich ſtreichelte und manchen zärtlich koſenden Namen an dem Lieblinge verſchwendete. Auf dem Fuße mit leichtem, trippelndem Schritte folgte das Reh der Jungfrau, die in die dunkleren Parthieen des Gartens ſchritt; ein klarer Bach, abgeleitet von des Waldbachs toſenden Gewäſſern, rieſelte mitten durch den Garten; ein ſchwanker Steg führte darüber von ungeſchältem Birkenholze; dieſen überſchreitend gelangte die Jungfrau zu einem ihrer Lieblingsplätze; es war dies eine einſame Steinbank, über die ſich prachtvoller Flieder zur duftigen Laube wölbte, der eben jetzt in voller Blüte ſtand. Sie ſetzte ſich ſchweigend, zu ihren Füßen lagerte ſich das Reh und legte den Kopf auf ihre Kniee; während ſie nun mit der weichen Hand das Thier ſtreichelte, zogen allerlei ſeltſame Gedanken durch ihren Geiſt. Sie war böſe, ernſtlich böſe auf Walter. Seit jenem Vorfalle auf Schroffenſtein hatte er keinen Schritt gethan, ſich ihr zu nähern; bei der Tafel ſelbſt, wo er ſonſt immer an ihrer Seite geſeſſen, hatte jetzt der Dragoner mit gewohnter Suffiſance ſich neben ſie gepflanzt und Walter, weit davon entfernt, jenes alte Vorrecht für ſich wieder in Anſpruch zu nehmen, ſchien nicht einmal zu bemerken, wie der Lieutenant ihr ſeine zärtliche Aufmerkſamkeit widmete, ſondern plauderte mit der gleichgiltigſten Miene von der Welt mit irgend einem Nachbar; hätte ſie gewußt, wie unter dieſer Eisdecke von Gleichgiltigkeit ein Veſuv von Schmerzen brannte! Auch heute hatte ſie ihn noch nicht geſehen; denn ſeit jenem Tage vermied er ihre Nähe, und einſylbig in der Geſellſchaft, zog er ſich ſobald als möglich auf ſein einſames Gemach zurück, dringende Arbeiten vorſchützend, als nun aber heute Morgens Walter die ausziehende Geſellſchaft nicht begleitete, da dachte Leontine nichts Anderes, als er benütze die Gelegenheit, um mit ihr allein zu ſein, um endlich die Verſöhnung herbeizuführen; ſtatt deſſen war er den ganzen Tag nicht zum Vorſchein gekommen und ſelbſt Mittags hatte er, ſtatt in den Speiſeſaal zu kommen, wo er mit Leontinen hätte allein ſein müſſen, durch den Bedienten ſich einige Biſſen auf ſein Zimmer bringen laſſen. Dieſer Trotz, denn als ſolchen legte es Leontine aus, ſchwellte ihre Bruſt mit Unmuth und ſie beſchloß, ihn dafür zu züchtigen, indem ſie dem Dragoner freundlicheres Gehör gab. War dies das rechte Mittel, den Tiefgekränkten zurückzuführen? Fiel ihr die Züchtigung wirklich ſo ſchwer, als ſie ſich ſelbſt glauben machen wollte, und that nicht der Umſtand, daß der Dragoner ein ſchöner Mann und ein glühender Verehrer ihrer Reize war, auch das Seinige? O [illegible], Weib! die Natur hat nichts Schöneres geſchaffen als Dich; anbetend huldigend liegt die Welt zu Deinen Füßen und faſt Wahrheit will mich die Fabel dünken, die erzählt, daß zu den Füßen einer reinen Jungfrau Leu und Tiger demuthsvoll hinſinkt und das grimme Haupt beugt in zärtlichem Gehorſam; warum ſchuf Dich die Natur nicht eben ſo ſtark als ſchön? Doch nein, wir müßten zu oft mit Dir rechten und zürnen; in Deiner Schwäche liegt Deine größte Stärke; denn nur ein ſchlechtes Herz zürnt dem ſchwachen, bereuenden Weibe; hätteſt Du Deine Schwäche nicht — wäre die Erde zu ſchön.

In dieſem Augenblicke ſtand plötzlich der Dragoner vor ihr.

Sein Antlitz glühte, ſeine Bruſt hob ſich heftig; es ſchien als ob er von einem ſtürmiſchen Ritt zurückgekehrt ſei; befremdet, aber nicht ohne Wohlgefallen blickte Leontine auf den glühenden Krieger, der alſo begann: „Du ſtaunſt wohl, ſchöne Couſine, daß ich ſchon wieder zurück bin; allein Du magſt mir's glauben, daß ich eben nicht gern heute dem Zuge der gelehrten Herren und Damen mich anſchloß, als ſie die Parthie nach Weißenbach antraten; doch

Dein Vater wünſchte es und ich bin meinem Oheim viel zu viel Verbindlichkeiten ſchuldig, als daß ich nicht hätte gehorchen ſollen, ſo gerne ich Dir Geſellſchaft geleiſtet in Deiner einſamen Hauswirthſchaft; denn jener einſiedleriſche Federheld, der ſich den lieben, langen Tag unter ſeinen Büchern verkriecht, würde ſchwerlich im Stande geweſen ſein, Dich zu zerſtreuen." —

Ein leiſer Seufzer entrang ſich Leontinens Bruſt, und ſie fragte: „Wie aber kamſt Du —"

„Gleich, gleich, theure Couſine," fuhr Fritz fort. „Du willſt wiſſen, wie es möglich geworden, daß ich mich losmachte und hierher zurückkam? Höre! Als wir in Weißenbach zu Mittag ſaßen, kam ein Alpenjäger mit dem Gemsbart auf dem grünen Hute und dem Steigerſtab in der Hand, der Deinen Vater verſicherte, der Weg über die Preinerwand auf den Hochkogel ſei trotz des jungen Frühlings ſchon ſchneefrei und gangbar; Dein Vater rühmte den Andern die romantiſche Herrlichkeit dieſer Gegenden dergeſtalt, daß man einſtimmig beſchloß, die Parthie dahin fortzuſetzen, nur machte Dein Vater zur ausdrücklichen Bedingung, daß irgend Jemand aus der Geſellſchaft nach Ottenſtein zurück müſſe, um ſeinem Leontinchen jede Beſorgniß wegen dem längeren Ausbleiben zu nehmen, da ſich ihre Rückkunft wahrſcheinlich bis morgen Abend verzögern wird. Zu dieſer Botſchaft nun bot ich mich an, da ich der einzige Berittene in der Geſellſchaft wäre und ohnehin in meiner Kindheit Tagen jenen Weg zu wiederholten Malen gemacht hatte, eigentlich aber —"

Er hielt inne. „Nun eigentlich aber?" lächelte Leontine.

„Eigentlich aber," fuhr der Dragoner mit blitzenden Augen fort, „weil ich bei Dir ſein wollte, liebe Leontine, und den ganzen Tag über nur an Dich gedacht hatte."

Leontine ſchwieg; es wäre ihre Pflicht geweſen, durch ein Wort der Aufklärung den Dragoner zurückzuweiſen und das zu verhüten, was, wie ſie deutlich fühlte, kommen mußte; allein ſie ſprach das Wort nicht, ſie fand Gefallen an der Huldigung des ſchönen

Soldaten, und hatte beſchloſſen, wie ich bereits ſagte, Walter für ſeinen Trotz zu ſtrafen.

Kühner gemacht durch der Couſine Schweigen fuhr der Dragoner fort: „Du ſchweigſt, Leontine, und zürnſt mir vielleicht ob meiner freimüthigen Rede; aber ſieh! ich kann einmal nicht anders; offen und ehrlich, geradezu und ohne Rückhalt war ich mein Leben lang, warum ſoll ich es nicht mit Dir ſein? für den, welchen ich liebe, gehe ich durch's Feuer; warum ſoll ich es ihm nicht in's Geſicht ſagen dürfen?“

„Du?“ lachte Leontine, „ich glaube Du liebſt nur Deine Pferde, Deine Cigarren.“

„Thue mir nicht Unrecht!“ fiel ihr der Lieutenant raſch in's Wort, während eine leichte Wolke über ſeine Stirne flog; „ich weiß, Leontine, daß Du mich für einen Wildfang hältſt, den ſein tolles Gemüth fortreißt, aber ſei nicht ganz ungerecht. Als Knabe ſchon kam ich aus eurem Hauſe mitten unter wilde Kriegsmänner, der [illegible] klang, es ſchallte der Fluch; der das Meiſte that in tollen Streichen, hatte den meiſten Ruhm; was Wunder, wenn ich in ſolcher Umgebung kein Heiliger wurde. Aber wenn mitten in dieſem wüſten Treiben trübe, einſame Stunden kamen, wo mir Kopf und Herz weh that, und glaube mir, daß auch für mich ſolche Stunden ſchlugen, da ekelte mich mein Leben an und in den fernen Räumen der Erinnerungen ſuchte ich Troſt; und dann tauchte immer das Bild eines lieblichen Kindes auf: Du warſt es, mein Leontinchen, mit verweinten Augen, wie Du ſie hatteſt, als ich von euch ging, mit Deinen ſüßen, lieben Augen, und wie Andere zum Chriſtkindlein und zur Madonna beten, ſo zu Dir betete der wilde Dragoner, dem Du die bitterſten Stunden ſeines Lebens nichts ahnend verſüßteſt, und ſieh! Leontine, darum kränkt es mich, wenn Du meinſt ich hätte nur Sinn für meine Cigarren und meine Pferde.“

Leontine war ſichtlich gerührt über die Worte des Dragoners, der mit einem Gefühle geſprochen, das ſie ihm kaum zuge traut hätte. Sie reichte ihm daher die Hand, die er zärtlich küßte, und ſprach: „Vergib, Fritz, ich wollte Dich nicht kränken.“

„Ich weiß es, Leontinchen,“ fuhr der Dragoner fort, indem er ſich, ohne ihre Hand loszulaſſen, an ihre Seite ſetzte, „ich weiß es; denn Dein Herz iſt gut und mit Abſicht kränkſt Du ſicher Niemand. Aber, weil ich ſchon einmal im Zuge bin, laß mich weiter reden, Leontine, und Dir ſagen, wie mir um's Herz iſt. Sieh! als ich endlich Urlaub erhielt, da freute ich mich wie ein Kind, Dich wieder zu ſehen, und Dir als Führer zu dienen; denn ich dachte, es ſei noch Alles ſo wie in der alten Zeit, als ich den Beſchützer des kleinen Mädchens machte; und nun ſtehſt Du vor mir als herrliche Jungfrau, weit überlegen an Geiſt und Bildung, Du die gefeierte Königin des Tages, ich ein armer Dragonerlieutenant. Wie tief fühle ich mich unter Dir ſtehen; ſeit den paar Tagen, die ich hier verweile, iſt eine gewaltige Veränderung in meinem Innern vorgegangen; ich fühle es, daß es noch einen höhern Ruhm gibt, als den, der beſte Fechter, Reiter und Trinker zu ſein, daß es ein höheres Glück gibt, als das, ſpröde Bauerdirnen zu beſiegen; ich fühle es, daß ich bisher ein verkehrtes Leben gelebt; o Leontine, die Du ſo hoch über mir ſtehſt, ziehe mich hinauf zu Dir und laſſe mich ſchauen in Deinen Himmel.“

Leontine hatte nicht geglaubt, daß des Dragoners Gefühl, welches ſie für eine gewöhnliche, flüchtige Soldatenneigung gehalten, ſo weit gehen würde; doch war ihr Herz und ihre Eitelkeit gleich geſchmeichelt von dem Bekenntniſſe des Lieutenants, und nur einen ſchwachen Verſuch machte ſie, ihm die Hand zu entziehen, die er jedoch feſthaltend fortfuhr: „Leontine, ſpiele nicht mit einem Menſchenglück; ſieh! wenn Du mich von Dir ſtoßeſt, ſo geht das alte, tolle Leben wieder von vorne an, wilder und toller als zuvor, und wenn ich in dem Schlamme untergehe, ſo trägſt Du die Schuld; denn nur Du kannſt mich retten, wenn Du mir die Hand reichſt, die helfende Freundeshand.“

Leontine wollte ſich erheben, allein der Dragoner ſank vor

f die Kniee, ihre Augen konnten ſich nicht losreißen von ſei-
ntlitz, das ſo bleich geworden war, wie das eines Verurtheil-
r ſeinem Richter, während er mit zitternder Stimme weiter
: „Ich beſchwöre Dich, Leontine, verkenne mich nicht,
ir nicht Unrecht; ich war ein Wildfang, ich bin es nicht mehr.
in entweihter Tempel wieder geſühnt wird durch die Berüh-
mit dem geheiligten Waſſer, ſo iſt mein verdorbenes Herz ge-
worden, als Dein Bild darin einzog; Leontine, ich kann
chöne Worte machen, aber das Herz geht mir über; ich lege
Glück und Unglück, Leben und Tod in Deine Hand; Dein
liebt mich, er wird nichts gegen unſere Verbindung haben,
tine, noch einmal: Leben und Tod eines Menſchen ſteht in
r Hand; bedenke, was Du thuſt und verwirf ein treues Herz
Leontine, ich liebe Dich, verſtoße mich nicht!“

Am Eingange der Laube tauchte ein Schatten auf, allein
ntine bemerkte es nicht; ſie hatte ſich über den Knieenden
gt u[illegible]ine Thräne fiel aus ihren Augen in die dunklen Locken
Dragoners. Sie fließen ſo leicht, die Weiberthränen!

„Leontine!“ flehte der Dragoner, „keine Antwort? zürnſt
ir?“

Die Jungfrau ſchwieg; mit fiebernder Leidenſchaftlichkeit
e der Dragoner: „Liebſt Du einen Andern, Leontine?“

Noch wäre es jetzt Zeit geweſen; allein ſei es nun, daß Leon-
das Herz des Knieenden nicht brechen, ſei es, daß ſie Streit
hen den beiden Nebenbuhlern verhüten wollte, oder daß ein
res, weniger edles Motiv ſie beſtimmte, genug, ſie antwortete
loſſen: „Nein.“

„Triumph!“ jubelte der Dragoner und hörte in ſeinem Ju-
en tiefen Seufzer nicht, der am Eingange der Laube ertönte;
eckt ſah Leontine auf — am Eingange der Laube, die Arme
uzt, die Unterlippe zwiſchen die Zähne geklemmt, ſtand Wal-
ſein Auge hatte keine Thräne, aber es war ſtill und verglaſt
das eines Todten; ſein Antlitz hatte eine geiſterhafte Bläſſe

überzogen, es war ruhig, aber wie ein Kirchhof, als wollte es ſagen, ich bin fertig mit dem Leben; er ſah ſie an, ſo ſtill und ſchmerzlich, kein Vorwurf tönte über ſeine Lippen, aber dieſes bleiche Antlitz, dieſe ſchmerzzerſtörten Züge ſchienen zu fragen: Weib, wer gab Dir ein Recht, ein Herz zu brechen und das Glück eines Menſchen zu zertrümmern?

Leontine, entſetzt über ſeinen Anblick, ſtieß ein lautes: „Jeſus, Maria!“ aus, dann ſank ſie, zu großer Beſtürzung des Dragoners, ohnmächtig zuſammen; noch einen Blick, einen ſchmerzlich ſtillen Blick warf Walter auf die ſchöne, bleiche Jungfrau, dann verſchwand er, ohne daß ihn der beſtürzte Dragoner bemerkt hatte, aus der Laube.

Der Lieutenant wußte nichts Beſſeres zu thun, als aus Leibeskräften um Hilfe zu rufen, und mit Hilfe der herbeigeeilten Diener gelang es ihm, die Ohnmächtige auf ihr Zimmer zu bringen; den beſtürzten Zofen glückte es, nach einiger Bemühung ſie in's Leben zu rufen und Leontine ſchlug die Augen wieder auf.

In dieſem Augenblicke tönte von der Straße, die unter dem Fenſter vorbeiging, Hufgeklapper; von einer böſen Ahnung durchſchauert, flog ſie auf den Balcon; Walter ſtieg ſo eben zu Pferde; ſie wollte ſeinen Namen rufen — aber die Stimme verſagte ihr; ſie wollte ihm winken — aber er blickte nicht herauf, ſondern flog im geſtreckten Galopp die Straße hinab.

„Ruft mir Gregor!“ befahl Leontine mit zitternder Stimme.

Dieſer, das Factotum des Hauſes, erſchien augenblicklich. „Wo reitet Herr Walter hin?“ fragte ſie, indem ſie ſich krampfhaft an des Balcons Geländer feſthielt.

„Zur Stadt,“ berichtete Gregor eintönig; „er hat mir ein paar Zeilen zum Abſchied an den gnädigen Herrn gegeben, da ihn die dringendſten Geſchäfte hindern, perſönlich ſich zu beurlauben.“

Einen verzweifelnden Blick warf Leontine die Straße ent-

g; das von Sporn und Gerte geängſtete Thier, das Walter
, flog wie der Wind, daß des Waldes vorſpringende Ecke nach
nig Augenblicken Roß und Reiter ihren Blicken entzog; ihr
ſicht mit den Händen bedeckend, ſeufzte ſie tief aus dem bre-
nden Herzen: „Gott ſei mir gnädig; ich hab' ihn verloren für
ner!“

4.

Ich ſah ihn an, er war ſo ernſt und bleich,
So träumeriſch und ſtill und ſchmerzenreich.
Coleridge.

Der Herbſt war in's Land gezogen und lenkte ſeine matten
ritte über die Wieſen, daß dieſe davon verdorrten und ihre
umen welk wurden und abfielen; er breitete ſeine Arme über
Wälder und das Grüne wich vom Laube, und gelb und roth, wie
nzende[illegible]bendſchein vor dem Untergange, prangten die Zweige,
die [illegible]gel, erſchreckt von den hellen Farben, aufflogen und wei-
ſüdwärts zogen nach den ſchönen Ländern, wo die Aeſte noch
nten und die Blüten noch nicht gefallen vor dem heranſchnau-
den Nordwind. Noch einzelne ſonnenhelle Tage flammten auf,
eine Lampe, die dem Verlöſchen nahe, noch einmal aufſchlägt
flackerndem Lichte; ſo ſchöne, einzelne Tage waren es, daß
n faſt glauben möchte, noch einmal kehre der Frühling zurück
liebliche Thal von Ottenſtein; aber trotz der warmen Herbſt-
ne fiel immer raſcher und raſcher das Laub und Wogen von
welkten Blättern trieb der Wind durch den ſtillen Garten in
toſenden, von Herbſtregen ſchwellenden Waldbach, und wenn
Himmel einmal ganz rein war und nicht umzogen von perl-
uen Wolken mit weißen Rändern — Schneevögel nennt ſie der
birgsbewohner, — da blickten ferne her einzelne Bergſpitzen,
erweiß, und verkündeten, daß droben im geheimnißvollen Ge-
ge bereits der Winter ſein Reich aufgeſchlagen, ſein ſtilles, ern-

ſtes Reich; bei Tage ging er nicht heraus aus ſeiner Berghöhle und ſtieg nicht herab von ſeinem demantenen Throne, aber wenn die Nacht hereinbrach, da wohl ſendete er ſeine luſtigen Diener zu Thale, den tollen Nordwind, der pfeifend durch die Wälder herabfuhr und bis an die Wohnungen der Menſchen ſich wagend, übermüthig an den Fenſtern rüttelte, des kommenden Königs mahnender Herold; wohl auch wagten ſich einzelne Schneewolken, Vorpoſten des großen Heeres, in's Thal herein und hüllten des welken Graſes Spitzen und die entlaubten Äſtlein des Dornſtrauchs in weichen, duftigen Flaum; manchmal auch, wenn der Nord ſich länger aufgehalten, hatte er Morgens allüberall Feld und Wald mit ſilbernem Reif überzogen und die Königin Sonne, die noch immer ihr einſt ſo herrliches Reich nicht verlaſſen wollte, hatte dann Mühe genug, die armen Unterthanen zu befreien von den Silberketten, die ihnen der Nord angelegt, und darüber ward ſie auch immer bleicher und trüber, als ob ſie es ahne, daß ihr Reich zu Ende gehe und die Welt den Nacken beugen müſſe unter der Hand des ſtarren, kalten Eroberers, des Königs Froſt.

Auch die Menſchen in Ottenſtein waren ſtill geworden. Der Banquier hatte ſich ſchon vor einigen Wochen in die Stadt gezogen; da aber Leontine ſein Verſprechen hatte, daß er bald wieder zur Jagd herauskommen würde, ſo zog ſie es vor, unter dem Schutze einer alten Dame, ihrer Tante, auf der einſamen Villa zu verbleiben und war dem Vater nicht nach der Stadt gefolgt, ſei es nun, daß ſich ihr Geiſt überhaupt nach Ruhe und Einſamkeit ſehnte, ſei es, daß ſie in den Salons der Reſidenz Walter zu begegnen fürchtete. Der Dragoner war längſt fort; nach jenem unſeligen Abende hatte ſie ihm kein Geheimniß aus ihrer Liebe zu dem Poeten gemacht; Fritz war wüthend, doch glaubte er nach der Entfernung Walter's gewonnenes Spiel zu haben; allein Leontine wies ihn, treu dem entſchwundenen, ſelbſtvernichteten Ideale, mit ſolcher Entſchiedenheit zurück, daß der verzweifelnde Dragoner ſich auf ſeinen Rappen ſchwang und davon jagte;

ob er ſeinen Liebeskummer vergaß, wiſſen wir nicht zu ſagen, gewiß iſt aber, daß Leontine aus ſicherer Quelle erfuhr, er unterhalte in ſeiner Garniſon ein ſehr vertrautes Verhältniß mit der Frau eines Kaffeewirths, — und um einen ſolchen Menſchen hatte Leontine den verloren, der ſein Herzblut für ſie gegeben hätte. Jeder Verſuch, eine Verſöhnung mit Walter einzuleiten, war bis jetzt vergebens geblieben; Leontine konnte es nicht über ſich bringen, es ſchien ihr zu unweiblich, ſelbſt an ihn zu ſchreiben, und wenn der Banquier, dem ſie Alles vertraut hatte und der in fortwährendem Briefwechſel mit dem Poeten blieb, ihn zu einem neuen Beſuche nach Ottenſtein lud und verſtohlen darauf hindeutete, wie ſehr es Leontinen freuen würde, ihn wieder zu ſehen, ſo hatte Walter jedesmal geantwortet, wie ſeine gehäuften literariſchen Arbeiten ihn verhinderten, den Aufenthalt in der Stadt mit der Villeggiatur zu vertauſchen, jedes Wort aber, das auf Leont[illegible]n hinführen konnte, war mit beinahe kennbarer, ſtudirter Abſichtlichkeit umgangen. So ſtanden die Sachen.

Im Salon der Villa, den eine Lampe in mattem Glas mit dämmerndem Lichte durchwob, ſaß Leontine an der Seite ihrer Tante, einer ganz gewöhnlichen, gutmüthigen Frau, die vielleicht lieber in der Stadt geweſen wäre, als auf dem einſamen, winterlichen Landſitze und deshalb mit ſprudelnder Neugierde auf die Mittheilungen der Baronin Bevern horchte, die ſo eben mit ihren beiden bildhübſchen Töchtern aus der Reſidenz angekommen, eine Flut von Neuigkeiten ausſtrömte und darunter auch die wichtige, daß ihr Herr Gemahl morgen mit dem Banquier und noch einigen Herren nachkommen würde, um Haſen zu ſchießen.

„Und wie ſteht es mit der Oper?“ fragte die Tante.

„Schlecht,“ ſprudelte die Baronin; „ſeit die göttlichen Italiener fort, haben wir nichts gehört als den Freiſchütz, Iphigenia auf Tauris und dergleichen langweiliges Zeug mehr; ich verſichere Sie, daß ich mich zu Tode gelangweilt hätte, wären nicht unſere Whiſtparthien im ſchönſten Flore.“

„Und das Drama?“ warf **Leontine** ein.

„Ich ſehe mir nur zu Zeiten ein kleines Luſtſpiel an, wenn ich ein Halbſtündchen lachen will,“ verſetzte die Dame, die, wie viele ihrer Standesgenoſſen, ganz abſonderliche Anſichten von der Kunſt hatte; „wenn Sie aber, liebe **Leontine**, Näheres erfahren wollen über Schau- und Trauerſpiel, ſo ſitzt hier ein Weſen — wenn es mir erlaubt iſt, meine Tochter ein Weſen zu nennen, — das Ihnen die genaueſte Auskunft über alle neuen Bühnenerzeugniſſe mit einer Beſtimmtheit geben kann, als ob ſie Regiſſeur wäre.“

„Wirklich, liebe **Ida**!“ fragte **Leontine**.

„Ich mag's nicht läugnen,“ verſetzte dieſe und eine feine Röthe flog über das zarte, edle Antlitz, deſſen feuchte, etwas unſtät ſchimmernde Augen auf einen bedeutenden Grad von Schwärmerei und tiefer Empfindung ſchließen ließen, „ich kann's nicht läugnen: die phantaſtiſche Märchenwelt, die ſich auf den Bretern mir erſchließt, hat einen ſo unendlichen Reiz für mich —“

„Daß Du darüber ſogar die wirkliche Welt vergiſſeſt,“ warf **Bertha**, die jüngere Schweſter, ein, die zwar nicht minder ſchön war, aber jenen nüchternen, klugen Ausdruck in ihren Zügen trug, der von einer künftigen guten Hausfrau Kunde gibt, „und ſo iſt es ſchon geſchehen, lieb Schweſterlein, daß Du mich für die Königin Ginevra und unſeren alten Kutſcher für den weiſen Triſtan angeſehen haſt.“

Alle lachten und **Ida** war gutmüthig genug mit zu lachen, während **Leontine** begütigend fragte: „In der Neugierde meines Herzens wende ich mich an Dich, ſüße Freundin, was hat es Neues auf den weltbedeutenden Bretern gegeben? Nicht, als ob wir hier keine Journale hielten, aber ich haſſe jene kalte Kritik, die an Allem makelt, die keiner Begeiſterung fähig, ſich auf ihre Regeln ſtützt und dem kühnen Fluge der Phantaſie das Bleigewicht der Herkömmlichkeit anhängt. Und ſo bin ich wirklich fremd in Allem, was die letzte Zeit brachte, obſchon ich darnach mich ſehne, ein Urtheil nach meinem Sinne, das heißt das Urtheil eines weiblichen, fühlenden Herzens zu vernehmen, und darum, theure Ida, magſt Du mir einen großen Gefallen thun, wenn Du mich einweihſt in die neueſten Geheimniſſe der Theaterwelt.“

„Außer ein paar unbedeutenden Kleinigkeiten,“ begann Ida, „franzöſiſchen Ueberſetzungen, nicht der Mühe werth, davon zu ſprechen, hat uns die neueſte Zeit nur eine romantiſche Tragödie gebracht von einem jungen Manne, der im dramatiſchen Fache bisher noch nichts geleiſtet hatte, obwohl ſeine lyriſchen Gedichte bereits ſeit längerer Zeit populär ſind.“

Leontine horchte hoch auf. „Du kennſt ihn vielleicht,“ fuhr Ida fort, „ſein Name iſt Walter.“

Schmerzlich ſenkte Leontine das ſchöne Haupt; die alte Tante, die nichts von dem wußte, was auf Ottenſtein zwiſchen ihrer Nichte und dem Poeten vorgefallen war, fragte mit dem Stolze [illegible]er Protectrice: „Wenn ich nicht irre, lieb Leontinchen, [illegible] war Herr Walter dieſen Sommer ja hier auf Ottenſtein? Wie ſchade, daß ich mich nicht hier befand, oder iſt's nicht ſo?“

Die Schlange der Erinnerung nagte an Leontinens Herzen und ſchweigend nickte ſie mit dem Kopfe.

„Du kennſt ihn?“ rief Ida mit ſchwärmeriſch begeiſtertem Blicke, „Du kennſt ihn? O, es muß herrlich ſein, mit einem Manne umzugehen, der ſo Herrliches geſchaffen und den eigenen Geiſt mit dem Geiſte deſſen zu vereinen, vor dem die Gegenwart anerkennend ſich neigt, dem die ſpäte Nachwelt noch den wohlverdienten Lorbeerkranz reichen wird!“

Leontine, der dies Geſpräch immer peinlicher wurde, wußte keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der Worte, und ſprach: „Aber Du wollteſt uns ja von ſeinem Drama erzählen.“

„Verzeih,“ antwortete Ida, „aber Du wirſt mir nicht zürnen, daß der Enthuſiasmus, den die ganze Reſidenz für den jungen Dichter fühlt, auch ein wenig in meinem Herzen Platz gegriffen, wozu vielleicht der Umſtand nicht wenig beiträgt, daß Walter einer der intereſſanteſten Männer, die ich je geſehen, worin Du mir, da Du ihn perſönlich kennſt, gewiß Recht geben wirſt —“

„Das Drama, das Drama!“ bat Leontine.

„Ja ſo! Nun höre. Wir ſaßen, als „König Trolle“ — dies der Name des Dramas — zum erſten Male gegeben wurde, gleichgiltig um ſieben Uhr im Theater; denn wir erwarteten etwas ganz Gewöhnliches, da lyriſche Dichter in der Regel ſchlechte Dramatiker ſind. Der Vorhang fliegt auf und bei den erſten Worten ſchon wird die Verſammlung aufmerkſam und immer aufmerkſamer. Ein König der Svionen, Trolle geheißen, liebt in heißer Glut Hertha, des Nerigonenkönigs Töchterlein, und ſie auch glüht für den kühnen Nordlandserben, der mit ſeiner Bardenharfe nicht minder, als mit ſeinem Schwert weithin ſich Ruhm verſchaffte. Doch ein Schiff von Süden bringt Abenteurer an den Strand und Einer von ihnen, ſchwarzgelockt und ſüß von Stimme, bethört Hertha's leichtſinnig Herz, daß ſie ſich abwendet von Trolle und in meineidiger Liebe dem Südlandsmanne ſich zuwendet. Trolle erſcheint in dem Augenblicke, als die Ungetreue in des Buhlen Armen liegt; er ſpricht kein Wort, einen Blick der tiefſten Verachtung ſchleudert er auf ſie und zieht ſchweigend fort auf ſeine Felſenburg in den Skiölen.“

„Was iſt Ihnen, Fräulein?“ fragte die Baronin Verern. „Sie ſind plötzlich todtenbleich geworden.“

„Nichts, nichts,“ ſtammelte Leontine, „ein Bischen Unwohlſein; es wird ſich geben, wenn ich einen Gang durch's Zimmer mache; erzähle nur weiter, liebe Ida.“

Sie erhob ſich und trat an's Fenſter, deſſen Vorhang wegziehend ſie hinausblickte in die dunkle Nachtluft, durch welche Schneeflocken wie unheimliche Geiſter tanzten, während Ida weiter erzählte:

„Dort auf der einſamen Felſenburg ſitzt nun König Trolle ſchweigend und einſam, indeß mit Hertha ſeltſame Dinge vorgehen. Kaum, daß der fremde Abenteurer ſich des Mädchens Liebe erworben hatte, beginnt er nach und nach die Larve zu lüften und ſtellt ſich in ſeiner wahren Geſtalt vor ſie hin; nicht ihr Herz war es, was er begehrte, nach der Krone der Nerigonen ſtrebt ſein ſtolzer Sinn und Hertha ſelbſt ſoll ihm hilfreich die Hand reichen, den alten Vater vom Throne zu ſtoßen und zu ermorden. Entſetzt wendet ſich die Jungfrau von dem Fürchterlichen, er aber, der, einmal ſo weit gegangen, nicht mehr zurück kann, ſammelt die kecken Gefährten, die mit ihm nach Norweg gekommen, um ſich, zu ihnen ſchlägt ſich eine unzufriedene Partei und des Aufruhrs Fackel lodert blutig in dem unſeligen Lande. In ſeiner eigenen Burg eingeſchloſſen, vertheidigt der alte König ſein Kind und ſein Leben; in der einſamen Kammer hört Hertha das Geſchrei der Kämpfenden, in ſtiller Nacht aber die Trinklieder und Buhlgeſänge der Feinde. Da erwacht in ihrem Herzen alte Lieb' mit neuer Macht, vor ihr ſteht Trolle's Bildniß in ſtiller Größe und tief beugt ſich in [illegible]merz ihre ſchuldige Bruſt. Doch der Feind läßt nicht Zeit zu denken, ſein wilder Schlachtruf donnert an die Mauern, es ſauſt der Speer und ziſchend fliegt der Pechkranz auf die Zinnen, ringsum in ihrem Blute ſinken des Königs wenige Getreue, verzweifelnd kämpft der Alte, doch auf die Brüſtung ſchon ſetzt ſich der Stürmer Fuß; da in der höchſten Noth erklingt das wohlbekannte Horn der Skiölen, König Trolle iſt's mit ſeiner gewaltigen Schaar und unter ihren Streichen ſinken die ſüdländiſchen Abenteurer. Der alte befreite König wirft ſich jubelnd an Trolle's Bruſt, der aber iſt ſo ſtill und kalt, kaum erwidert er des Freundes Handſchlag; der alte König fordert Trolle's Krieger auf, zu trinken nach Nordlands Brauch und ſich zu freuen, Einer aber aus ihnen, einen vorwurfsvollen Blick auf Hertha werfend, meint, es zieme ſich nicht für ſie, der Freude ſich hinzugeben, ſo lange ihr König trauere, der ſeit Monden nicht mehr gelacht habe. Hertha, tief empfindend des ſchlichten Kriegers Vorwurf, wirft ſich zu Trolle's Füßen und beſchwört ihn, ihr zu vergeben und als ſchwachen Erſatz für das, was ſie gefehlt, unendliche Liebe zu nehmen. Trolle aber ſchüttelt ernſt und ſanft das Haupt; längſt, ſpricht er, habe er vergeben, doch lieben könne er nicht mehr, ſein Leben ſei fortan eine freudloſe Nacht, da ſeine Sonne geſunken; Liebe gleicht der Blume, die einmal gebrochen, nicht mehr blühen könne, vergebens klagt Hertha, vergebens umfaßt ſie ſeine Kniee, mild und freundlich hebt er ſie auf, kein zürnender Vorwurf kommt über ſeine Lippen, doch ſpricht er die Worte:

„Verklung'ne Lieder werden nimmer wach,
„Vergebens weinſt Du dem Entſchlaf'nen nach,
„Verwelkte Roſen blühen nimmermehr,
„Ein Herz, wo Liebe ſtarb, bleibt liebeleer."

Einen Becher leert er mit dem alten, tief erſchütterten Könige zum Andenken ihrer einſtigen Freundſchaft, dann aber ruft das Horn der Skiölen zum Aufbruche und unter brauſendem Siegsgeſang zum Preiſe Odins, des Schlachtengewaltigen, ziehen ſie fort, während Hertha mit gebrochenem Herzen zu Boden ſinkt."

„Du biſt wirklich unwohl, liebe Leontine," ſagte die Tante, denn die ſchöne Herrin von Ottenſtein wankte und mußte ſich an die Fenſterbrüſtung halten, um nicht umzuſinken; klar ſtand es vor ihrer Seele, was Walter mit dieſem Drama gewollt; ſein Herzblut war es, das er in dieſer Dichtung ausgeſtrömt, ſeine Liebe, ſein Haß brannten darin in wilder Glut; ſie ahnte, was er gelitten haben mochte, wenn er in nächtiger Stunde die Wunden ſeiner Seele durchwühlt und das Gift der Erinnerung hineingeträufelt, um aller Welt zu künden ſeine Liebe, ſein Leid; ſie ahnte aber auch, wie tief ſein Groll, und das Herz wollte ihr brechen, wenn ſie daran dachte, in welchem Lichte ſie ihm erſchien, wie tief er ſie vielleicht — verachtete. Doch Leontine trug ein ſtolzes Herz im Buſen und wenn ſie auch fühlte, daß ihm, dem Schwerbeleidigten gegenüber, Demuth am Platze ſei, ſo ſollte doch die Welt nichts von dem ahnen, was in ihr vorging, deshalb antwortete ſie auf die beſorgte Frage der Tante, die mit der

Geſellſchaft ſich erhob, um ihr nöthigenfalls Beiſtand zu leiſten: „Es iſt nichts, gar nichts, ich bitte, ſitzen zu bleiben, liebe Baronin; willſt Du nicht zu Ende erzählen, Ida?"

„Ich bin zu Ende," ſagte dieſe; „denn mit Trolle's Abzug ſchließt das Drama; vielleicht intereſſirt es Dich zu erfahren, was nach dem Schluſſe geſchah."

„Freilich," verſetzte Leontine mit tonloſer Stimme.

„Erzählen, erzählen Sie!" rief die Tante und jede Muskel ihres faltenreichen Geſichtes zuckte vor Neugierde.

„Nach dem Drama," fuhr Ida fort, „begann ein neues Schauſpiel; die lang verhaltene Bewunderung, die während der letzten Scenen mit ſtockendem Athem gelauſcht hatte, machte ſich, als der Vorhang gefallen, mit einem Schrei der Begeiſterung Luft. Nicht bald erinnere ich mich, ſolch enthuſiaſtiſchen Beifall gehört zu haben."

„Selbſt die Damen in den Logen," ſchaltete etwas ſpöttiſch Bertha ein, „applaudirten aus Leibeskräften, nicht wahr, Ida?"

„So iſt's," verſetzte dieſe, ohne im geringſten außer Faſſung zu kommen, „und ich ſchäme mich nicht zu geſtehen, daß ich unter ihrer Zahl war; einſtimmig, mit Jubel rief man den Verfaſſer; lange erſchien er nicht, doch immer wilder und lauter lärmten die Leute, bis endlich der Vorhang hinaufrauſchte und der Gerufene vortrat. So lange ich lebe, werde ich dies merkwürdige Bild nicht vergeſſen: einer der ſchönſten jungen Männer, aber bleich und düſter, keine Spur eines Lächelns, keine entfernte Hindeutung in ſeinen Zügen, daß ihn dieſer Triumph freue; ſein Auge, finſter, unheimlich aus dem bleichen Antlitz hervorſtarrend, flog über die Verſammlung und ein kaltes Lächeln ſpielte um ſeinen feſtgeſchloſſenen Mund; es ſchien als ob ein ungeheurer Schmerz an ſeinem Innern nagte; die Verſammlung ward wie auf ein gegebenes Zeichen ſtill, ſtolz, wie ein König, neigte er ſich und trat wieder ab, doch kaum war er hinter den Couliſſen, als das Publicum, das bei ſeinem Anblicke wie von einem Zauber gefeſſelt ſtill geblieben war, in neuen, immer enthuſiaſtiſcheren Beifall ausbrach, und da er neuerdings hervortritt, da fliegt ihm ein Lorbeerkranz entgegen; ein unbeſchreiblicher Ausdruck von Weltverachtung zuckte in ſeinem Antlitz, er ſchien den geworfenen Kranz nicht zu ſehen und erſt als das Publicum durch wiederholten Vorruf ihn dazu zwang, hob er den Kranz ſo gleichgiltig auf, als ob es eine Stecknadel geweſen wäre. Man erzählte ſich nachträglich, daß er ihn hinter den Couliſſen mit einer ſarkaſtiſchen Bemerkung in die Locken einer Choriſtin vom Ballet geſetzt habe.“

Leontine war kraftlos in einen Fauteuil geſunken; Ida's Erzählung war für ſie die Geißel der Nemeſis und wie Eis legte es ſich um ihr zagendes Herz.

„Ein ſonderbarer Menſch,“ meinte die Tante.

„Die Dichter ſind alle Narren,“ altklügelte Bertha.

„Nicht doch,“ verwies die Baronin; „es iſt nicht zu glauben, daß der Schöpfer einer ſo herrlichen Dichtung aus phantaſtiſcher Überſpannung, oder gar aus leidiger Affectation die Triumphe des Ruhmes, die ſo mächtig auf ein Männerherz wirken, verſchmäht habe. Ein tiefes Gemüth empfindet auch den Schmerz weit tiefer, und wer weiß, welche Schmerzen an der Seele jenes Mannes gerüttelt haben, aus wie vielen Wunden er geblutet hat, bis ſein Herz jene Kälte, jene tödtliche Verachtung in ſich aufgenommen.“

„Ich denke mir,“ rief ſchwärmeriſch Ida, „daß ein unendlich Liebeleid an ihm nagt.“

„War er denn damals ſchon ſo,“ fragte Bertha, „als er bei euch in Ottenſtein lebte?“

„Er trug damals ſchon,“ ſtammelte Leontine mit Mühe, „den Keim zum größten Glücke, oder zum größten Schmerze in ſich.“

„Ich habe beim Präſidenten gehört,“ ſagte die Baronin, „daß ſich der Regent ſelbſt für ihn intereſſirt habe. Dem allerhöchſten Winke zufolge, ward dem jungen Dichter ein ſehr ehrenvoller Poſten bei einer unſerer Geſandtſchaften im Orient angetragen; ich glaube, daß tüchtige Beſchäftigung, vor Allem aber das fremde Land mit ſeinen Seltſamkeiten wohlthätig auf den gebrochenen Geiſt dieſes begabten Mannes einwirken werden, ohne daß ſie ſeinem poetiſchen Berufe hindernd in den Weg treten werden.“

„Ich glaube nicht,“ meinte Leontine, „daß Walter den Poſten annehmen werde.“

„Warum nicht?“ gegenfragte die praktiſche Bertha.

„Wir werden es bald erfahren,“ fiel die Tante ein, welcher inzwiſchen ein Diener einen Brief gebracht, den ſie eilig durchflogen hatte, und mit einem triumphirenden Lächeln fuhr ſie fort: „So eben beauftragt mich mein Bruder durch dieſen Brief, Alles auf die Ankunft zahlreicher Gäſte vorzubereiten, mit denen er morgen hier einzutreffen gedenkt. Freuen Sie ſich, Ida, denn unter den Gäſten befindet ſich auch Ihr Liebling, der Verfaſſer von „König Trolle,“ Herr Walter. Wollen Sie ſich ſelbſt überzeugen, h[illegible]aben wir es ſchwarz auf weiß.“

5.

— Du haſt mein Glück verwettet,
Ein Spielzeug war Dir dieſes treue Herz.
Am Pfahl der Schmach haſt Du mich angekettet
Und preisgegeben immer herberm Schmerz.
Griſeldis.

In jener Nacht hatte Leontine einen ſchweren Kampf gekämpft. Alles, was die Vergangenheit in ihrem dunklen Schooße barg, zog noch einmal leiſe an ihres Geiſtes Auge vorüber: Walter's Liebe und Treue von ehemals und ſein jetziger Gram; die Unendlichkeit ſeiner Begeiſterung für ſie, als er ſie liebte, war ſo groß, als jetzt der Grad ſein mußte, in dem er ſie verachtete. Hatte er ein Recht dazu? Noch einmal ſtellte ſie ſich dieſe ſchon oft gethane Frage; aber ſie war zu ſtolz, um ſich ſelbſt durch eine Lüge zu täuſchen, ſie beantwortete die Frage mit „ja,“ und ſprach über ſich ſelbſt das „Schuldig“ aus. Deshalb gebot ihr ihr tiefes Pflichtgefühl, eine Sühnung dem Schwergekränkten zu bieten und dieſe Sühnung ſollte in der Unendlichkeit ihrer Liebe beſtehen; denn faſt zweifelte ſie nicht mehr, da Walter endlich die Einladung nach Ottenſtein angenommen hatte, daß ein milderer Geiſt eingezogen ſei in ſein gramverdunkeltes Herz, und daß es ihr gelingen werde, durch Demuth und Liebe den Stolzen in ihre Arme zurückzuführen. Sie hatte es ſich feſt vorgenommen, den erſten Schritt zur Annäherung zu thun, ihm zu zeigen, daß ſie ſich für ſchuldig halte und ihm, wenn er die treue Hand ihr zur Verſöhnung reichte, jene unſeligen Mißverſtändniſſe zu erklären.

So ging die Nacht herum und der Tag, einer der letzten ſonnenhellen Herbſtſpätlinge, brach an; mit ihm zog eine zahlreiche Geſellſchaft in Ottenſtein's Mauern ein, luſtige Herren in Pelzen, die blitzenden Jagdflinten zwiſchen den Knieen. Im Speiſeſaale erwartete ſie ein kräftiges Frühſtück, Leontine, unterſtützt von ihrer Tante, machte die Honneurs und braute den duftigen Trank von Mokka. Als der Banquier mit ſeinen Gäſten eintrat, zitterte Leontinens Hand; Herr Reiner ſtellte ihr die Herren, größtentheils alte Bekannte von Ottenſtein, vor, als er zu Walter kam, ſagte er, während Leontine mit brennender Röthe im Antlitz die Augen niederſchlug: „Herr Walter, gleichfalls ein alter Bekannter in unſerem Hauſe,“ — und dabei lächelte der alte Herr bedeutſam — „mit dem freilich ſeit ſeinem letzten Hierſein eine bedeutende Veränderung vorgegangen, da er der gefeierte Liebling der Reſidenz und obendrein Secretär der orientaliſchen Geſandtſchaft geworden.“

Leontine ſah auf; es war wirklich eine große Veränderung mit ihm vorgegangen; weg war die ſchimmernde Röthe der Jugend auf ſeinen Wangen, weg die blitzende Begeiſterung in ſeinen Augen; bleich war ſein Geſicht, ſtill und kalt; ſein Blick, ſtolz aber traurig, heftete ſich finſter und ſtreng auf ſie, daß ſie denſelben nicht auszuhalten vermochte; es war ihr als müßte ſie an ſeine Bruſt ſinken, halb ſtreckte ſie die Hand vor, die er aber nicht ergriff, und als ſie mit bebender Stimme ſtammelte: „Seien Sie uns herzlich willkommen, Herr Walter,“ da verneigte er ſich ohne ein Wort zu ſagen und trat unter die übrigen Gäſte zurück.

Der Banquier ſchien mit dieſem gegenſeitigen Empfange nicht ſehr zufrieden und ſchüttelte unwillkürlich den Kopf, doch faßte er ſich raſch und ſtellte Leontinen einen hohen, ſtattlichen, aber freundlichen Herrn vor, der einen Orden auf der Bruſt trug und beim Vorſtellen durchaus der Letzte hatte bleiben wollen.

„Herr Baron von Steinau,“ erklärte der Banquier, „dem wir es allein verdanken, daß wir den Poeten in unſerer Mitte beſitzen, da er als Secretär ſeinen Geſandten nicht verlaſſen durfte.“

„Alſo nur dieſem Umſtande verdanken wir ſein Hierſein,“ ſeufzte [illegible]ontine in ſich, doch hatte ſie Muth genug dem Geſandten ein herzliches Wort des Willkomms zu ſagen und dieſer ſetzte ſich mit jener, den Herren der alten Schule eigenen Galanterie an ihre Seite, und ſo ſehr ihr Geiſt von ihrem Leid umfangen war, ſo gelang es dem erfahrenen Weltmanne doch, ſie auf ſeine Unterhaltung aufmerkſam zu machen; Walter ſaß neben Ida, welche überglücklich, den Gefeierten an ihrer Seite zu haben, fortwährend mit Schwärmerei von Walter's Werken ſprach, worauf er ziemlich einſylbig antwortete.

So verſtrich dieſe Stunde.

Den Tag benutzten die Herren, da es höchſt wahrſcheinlich ſich herausſtellte, daß wenige ihm gleichende mehr kommen dürften, und mehrere Gäſte, die Ottenſtein zum erſten Male ſahen, die Gegend wenigſtens einigermaßen kennen zu lernen wünſchten, zu einem Ausfluge ins Gebirge, und erſt der Abend ſollte ſie wieder auf der Villa vereinigen.

Es wäre ſchwer die Gefühle zu ſchildern, die Leontinen den

Tag über durchſtürmten. Eines wurde ihr nach und nach zur Gewißheit; jene Worte, die Walter einſt in der ſchönſten Stunde ihres Lebens geſprochen: „Das Wort Liebe, das bei Vielen mit koſender Tändelei gleichbedeutend iſt, ſteht in meines Herzens tiefſtem Grunde, als das Höchſte und Heiligſte; ich fühle es, ich könnte nur einmal lieben, aber in dieſer Liebe müßte ſich mein Geſchick erfüllen, meines Lebens Glück müßte mir aufgehen in aller Herrlichkeit, oder ich müßte zu Grunde gehen," jene Worte waren nicht blos eine überſpannte, durch den Moment herbeigeführte Außerung geweſen, ſondern es ſprach ſich darin ſeine tiefſte, innerſte Lebensüberzeugung aus; er war zu Grunde gegangen; ſein Herz war gebrochen für das Glück und das Leben, und was ihn hielt über den Fluten, war allein Begeiſterung für Kunſt und Poeſie. Die Art und Weiſe, wie er ſie behandelte, zeigte ihr, daß er jede Hoffnung aufgegeben habe, daß er nicht einmal einen Verſuch machen mochte, die Seligkeit von Einſt zurückzuführen, und daß ihm ſein Gram jetzt ſo theuer ſei, als ihm einſt ſeine Liebe war. Aber eben dies ſtellte ihn in Leontinens Augen um ſo höher; dieſes Feſthalten an dem Ideale, das er ſich erwählt hatte, ſelbſt auf Koſten der glücklichen Wirklichkeit, dieſe Treue gegen ſie, wie ſie einſt ihm erſchienen war, zeigten ihr wie groß und rein das Herz, das ſie gebrochen; ſie liebte ihn deshalb um ſo mehr, und ihre Liebe, die während ſeiner Abweſenheit ſtill und heiß fortgeglommen hatte, wie die Glut unter den Trümmern und der Aſche eines geſtürzten Tempels, ſchlug jetzt empor mit wilden, unheimlichen Flammen und ſtieg zur entſetzlichen Höhe des Wahnſinns; der Anblick des Geliebten, ſein verdüſtertes Auge, ſeine bleichen Wangen, die doch ihr Werk waren, hatten ſie auf's Tiefſte erſchüttert, jetzt erſt erkannte ſie, wie groß ihr Verbrechen geweſen war; noch einen Verſuch wollte ſie machen, ſein Herz zu rühren, was einer Jungfrau erlaubt war, wollte ſie wagen, um ihm zu zeigen ihre Liebe und ihre Reue, und wenn er auch dann nicht hören wollte auf ihre Stimme —

dann — dann ſollte er ſie wenigſtens nicht verachten.

Der Abend kam, mit ihm kehrten die Gäſte in ziemlich luſtiger Stimmung heim und der Salon, in dem man ſich verſammelte, ertönte von Geplauder. Baron Steinau ließ es ſich nicht nehmen, Leontinen den Hof zu machen, und ſo läſtig ihr dieſes in ihrer gegenwärtigen Stimmung auch war, ſo gab er ihr doch Gelegenheit den Poeten zu beobachten. Leontine ſaß, den Ehrenplaz des Divans der Baronin Bevern gönnend, an des Geſandten Seite, um ſie her gruppirt die übrigen Gäſte, der Banquier ſchob ſich von einem zum andern und hatte für jeden ein freundliches Wort, die Tante erzählte einem alten Herrn Begebenheiten aus den Zeiten des Revolutionskrieges und Bertha handelte mit einem Ökonomierathe ein praktiſches Thema ab, während Ida, nach einem vergeblichen Verſuche den Poeten an ihre Seite zu ziehen, ſich ein wenig ſchmollend zurücklehnte, zweifelhaft [illegible] mit ihren ſchwärmeriſchen Gedanken oder mit den Worten ihres Nachbars beſchäftigt, der als Profeſſor der Chemie über Wahlverwandtſchaft und Giftbereitung ſprach. Walter aber unterredete ſich eifrig mit einem ernſten, ſtrengblickenden Manne, einem der tüchtigſten Rechtsgelehrten des Landes; ſie ſprachen über das neue Strafgeſetzbuch und während Walter mit der Begeiſterung der Jugend und des Dichters Milde, Liebe und Gnade predigte, ſtritt der Rechtsmann kalt und combinirend mit den Waffen des Verſtandes für die Strenge und trieb ſiegreich den Poeten zurück, deſſen humane, aber idealiſtiſche Dogmen nicht ſtand hielten vor den erſchütternden Erfahrungsſätzen des ergrauten Praktikers.

„Ich ſage Ihnen, mein Fräulein!“ rief der Chemiker, „ſtudiren Sie die Chemie; kein ſchöneres Studium für eine Dame! Liebe iſt ja die Welt der Frauen, nun in der Chemie werden Sie ſehen, wie die Urſtoffe der Welt ſich lieben, mit welcher Innigkeit ſie ſich verbinden, welche Gewalt es braucht, um ſie zu trennen; aber auch wie ſie ſich haſſen und feindlich einander gegenüber ſtehen; ich ſage Ihnen, ſtudiren Sie Chemie, mein Fräulein; Sie haben keine Ahnung von den Wundern, die ſich Ihrem erſtaunten Auge aufſchließen werden, keine Ahnung von der Glut, die in der Bruſt der Elemente wogt, von den Blüten, die aus den Stoffen keimen mit unbeſchreiblicher Farbenpracht; wenn Sie Tage lang am Fortepiano ſitzen, ſo lernen Sie lange nicht ſo viel, als in einer Stunde, die Sie im Laboratorium zubringen."

„Aber ich bitte Sie, lieber Herr Profeſſor," lachte Ida, „wie käme ich dazu, mich mit Gift und anderen tödtlichen Subſtanzen zu befaſſen? was kann darin Schönes ſein?"

„Sie ſind im Irrthume, verehrtes Fräulein!" eiferte der Gelehrte mit aller Heftigkeit eines Fachmannes. „Wodurch ſiegen Sie überall, meine Damen? durch die Zartheit Ihres Teints, durch die Roſen Ihrer Wangen, durch die blitzenden, jugendfreudigen Augen, die leichten, elaſtiſchen Bewegungen der Jugend, und iſt es etwa nicht intereſſant zu wiſſen, daß all' dieſer Zauber ſich aufheben ließe durch eine ganz kleine Doſis Arſenik, daß die feine weiße Haut ſich vergelben und verſchrumpfen, die Roſen der Wangen verbleichen, das Auge in ſtieres Glas ſich verwandelt und der leichte Fuß, um ſich zu heben, der helfenden Krücke bedarf; daß all' dieſe Schönheit in einigen Secunden gänzlich dahin und das jugendliche, pochende Herz ſtille ſein würde für immer, kämen nur ein paar Tropfen von dieſer vortrefflichen Cyanwaſſerſtoffſäure, vulgo Blauſäure genannt..." Und bei dieſen Worten zog der Profeſſor ein kleines Etui aus der Taſche, und aus demſelben ein Fläſchchen mit einer kryſtallhellen Flüſſigkeit, die er liebäugelnd der Geſellſchaft zeigte.

„Sie ſind entſetzlich, Herr Profeſſor!" rief Ida halb lachend, halb zitternd.

Auch Walter war näher getreten; um ſeinen Mund zuckte jener Hohn, der ſich früher nie gezeigt und ein Ergebniß der letzten Zeit war; mit einem bittern Lächeln, das Leontinen das

Herz vereiſte, ſagte er: „Was prahlen Sie mit Ihren Giften, die doch nur den Leib tödten können; armer Stümper, der mit Blauſäure und Arſenik handtiert; es gibt andere, feinere Gifte, die den Geiſt zerſtören, die das Herz langſam verwelken laſſen; fort und fort in unendlicher Qual windet ſich der arme Vergiftete; für ihn gibt es keine Heilung, keinen Troſt, nicht einmal einen Balſam, der einen Augenblick ſeine brennenden Schmerzen lindert; fort und fort brennt es in unſäglicher Pein; das, Herr Profeſſor, iſt ein echtes und rechtes Gift; dazu braucht es kein Laboratorium, nicht Kolben und Retorte, ſolch ein Gift wird erzeugt in einer Secunde und wirkt fort durch lange, lange Jahre."

Der Profeſſor, der nicht recht zu begreifen ſchien, was Walter meinte, ſtarrte dieſen mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke an, während Leontine, die nur zu wohl verſtand, was er meinte, ſchmerzlich das Haupt ſenkte; der Rechtsgelehrte, der ſich mit Walter unterhalten hatte, fügte hinzu: „Und gegen ſolche Verbrechen gibt es kein Geſetzbuch, keine Strafe. Verrath an vertrautem [illegible]e, ſeien es auch nur ein paar lumpige Gulden, wird ſtrenge beſtraft; aber Verrath an Liebe und Freundſchaft, dem Heiligſten, was der Menſch beſitzt, geht leer aus. Hau' ich Einem einen Finger ab, ſo werde ich mit Fug und Recht dafür beſtraft; wenn ich aber Einem das Herz breche, ſo darf mich darob kein Menſch zur Verantwortung ziehen."

„Wie aber ſollte man derlei Verbrechen beſtrafen?" fragte die Baronin.

„Poſitiv iſt es unmöglich," verſetzte der Juriſt achſelzuckend, „aber vielleicht negativ. Es gibt kein Maß, keine Norm, nach der man das Geiſtige mißt, mithin läßt ſich auch für ein blos moraliſches Vergehen, das gar kein materielles Moment hat, keine definitive Strafe angeben. Wie wollen Sie z. B. Untreue in der Liebe ſtrafen, da es ſelbſt in der Ehe nur ſchwierig geht? Ich meine am beſten ginge es noch, wenn die Beſſeren der Geſellſchaft ſich zuſammenthäten in Einigkeit und derlei moraliſche Verbrecher, die die

Hand des Geſetzes nicht erreicht, als Tribunal der Sitte, ausſchlößen aus unſerer Mitte."

„Ihre Vorliebe für das Princip der Öffentlichkeit und Mündlichkeit führt Sie zu weit," ſagte Walter mit einem ſtereotypen bittern Lächeln, „derlei Sachen laſſen ſich ſchwer vor das Tribunal der Geſellſchaft ziehen; aber glauben Sie, daß es einem blutenden, gebrochenen Herzen angenehm ſein dürfte, wenn ſeine Angelegenheiten, ſeine heiligſten, geheimſten Angelegenheiten vor den Augen aller Welt verhandelt würden? Nein, mein Herr! für derlei Verbrecher gibt es eine andere, weit empfindlichere Strafe. Es iſt dies das Bewußtſein, daß, wenn auch alle Welt ſie ehrt und auszeichnet, doch ein Herz exiſtirt, vor dem ſie daſtehen in ihrer Erbärmlichkeit, ein Herz, das ſie zwar gebrochen haben, das ſie aber dafür ſo bitter, ſo unendlich bitter verachtet, daß wenn nicht jeder Hauch von Ehr- und Rechtlichkeitsgefühl in ihnen verweht, nicht jeder Funke von Scham in ihrer Bruſt erloſchen iſt, das Daſein ihnen eine Laſt, eine Qual ſein muß, die abzuſchütteln ſie je eher, je lieber ſtreben müſſen."

Es läßt ſich nicht behaupten, daß Walter, während er die letzten Worte mit einer gewiſſen krampfhaften Haſt, wie einer, den ein böſer Dämon peitſcht, geſprochen hatte, ſeine Augen von der Baronin, an die er ſeine Rede zunächſt richtete, ab und einer andern Seite zugewendet habe, und dennoch ſchien es Leontinen, als ob ſeine Blicke ſie ſcharf anſähen in dieſem Augenblicke und mit ſeinen Worten in den tiefſten Grund ihres Herzens hinabdrängen.

Leontine war geiſterbleich geworden.

„Ihr ſeht doch Alles von der ſchlimmſten Seite, ihr Herren Poeten," verſetzte die Baronin, der es nicht im geringſten einfiel dieſem Geſpräche eine andere Bedeutung beizulegen, als die einer gewöhnlichen Salonconverſation, die einmal zufälliger Weiſe auf einen etwas ernſteren Gegenſtand übergangen war, und in einem etwas ernſteren Tone geführt wurde. „Immer verfällt ihr auf Extreme, ihr ſeht in den Menſchen entweder Engel oder Teufel, und verlangt von ihnen entweder das Unmögliche, das ſie als ſchwache Sterbliche nicht zu leiſten im Stande ſind, oder begehrt von ihnen gar nichts mehr, weil ihr es für zu erbärmlich anſeht, als daß wir euch nur in der geringſten Kleinigkeit entſprechen könnten; wir ſind einmal ſchon ſo erbarmliche Menſchen —"

Walter hätte ſich bald einer unſterblichen Bläme ausgeſetzt und mit dem Kopfe genickt.

Ida ſtaunte, daß ihre Mutter dem Dichter ſolches zu ſagen wagte.

Walter verſetzte ernſthaft: „Sehen Sie ſich um in Gottes herrlicher Welt; Vollendung iſt ſie allüberall, ruhig und ewig in ihrem Gleiſe, groß und ſchon dauert ſie fort in ſtiller Majeſtat; wie unendlich herrlich ware dieſe Welt, wenn es keine Menſchen gäbe."

„O ho!" rief der Banquier.

„[illegible] ſollte dann Chemie ſtudieren?" ſchaltete der Profeſſor ein.

„Wer hat das Elend in die Welt gebracht? Der Menſch. Ewig ſtill läge die Natur, ein unendlicher Blütenkorb. Der Menſch kam und warf die Schlangen ſeines Herzens unter die Blüten; da erhoben ſich die giftgeſchwollenen Leidenſchaften: Ehrſucht, mit ſeinem blutigen Diener dem Kriege, mit ſeinem giftmiſchenden Vertrauten dem Neide, Stolz und Geiz, der bleiche Wucher, die Tyrannei, die Wolluſt, die Unterdrückung, — die Liebe —"

„Gilt Ihnen denn die Liebe als ein Unheil?" fragte ſchüchtern Ida.

Einen ſchmerzlich lächelnden Blick warf Walter auf das Mädchen. „Gott bewahre Sie davor," ſagte er, „je all die Qualen kennen zu lernen, welche hinter dem Glücke der Liebe lauern, wie eine Viper zwiſchen Roſen. Gott bewahre Sie!"

„Aber Sie ſind ſchon wieder im Extrem," verſetzte die Baronin, die ſich einmal vorgenommen zu haben ſchien, dem Poeten Widerpart zu halten; „erſtens zählen Sie Dinge auf, die durchaus nicht zum Unglücke gehören; denn wenn auch z. B. Liebe Sie vielleicht unglücklich gemacht, ſo macht ſie tauſend Andere glücklich, und tauſend Andere ſind doch wenigſtens eben ſo viel werth, als Sie allein; Ehrſucht kann recht wohl ohne Neid und Krieg beſtehen, und übrigens liegt auch im Kriege etwas Schönes und Großes, und Sie als Dichter ſollten dem Kriege, der ein Hauptthema für alle großen Poeten von jeher war, nicht ſo gram ſein; der Geiz iſt freilich eine häßliche Sache, aber unter dem Geize leidet ſelten ein Anderer, der Geizige trägt ſeine unausbleibbare Strafe in ſich; was endlich die Unterdrückung betrifft, ſo begreife ich nicht, wie man in unſeren aufgeklärten, humanen Zeiten überhaupt noch von Unterdrückung ſprechen kann."

Der Rechtsgelehrte lächelte eigenthümlich.

Der Chemiker, der für Dinge außer ſeinem Fache keinen Sinn hatte, gähnte verzweifelt.

„Meinen Sie?" fragte Walter, ſich an den letzten Worten der Baronin anklammernd, „meinen Sie wirklich, daß in unſeren aufgeklärten, humanen Zeiten keine Unterdrückung Statt finde? Ich will gar nicht außer Landes gehen, ſondern hübſch bei uns bleiben, und da iſt es denn allerdings wahr, daß man den Leuten nicht den Kopf abſchneidet, wie zu Nero's Zeiten, ſie nicht mehr foltert und lebendig verbrennt, wie in den Tagen des Mittelalters, noch ihnen nach türkiſcher Sitte die Baſtonade gibt, oder wie's in China gebräuchlich den Bauch aufſchneidet. Ich will viel näher bleiben, in unſerem Lande, in unſerer Mitte, bei Ihnen, Frau Baronin, ich will Ihnen nachweiſen, wie Sie morgen, nicht vielleicht im ganzen Tage, ſondern in der erſten Stunde, da Sie ſich vom Lager erheben, an der Unterdrückung der Menſchheit mitarbeiten!"

„Mein Gott, ich?" fragte die Baronin höchſt erſtaunt.

All die anderen Anweſenden warfen einen überraſchten Blick auf den Sprecher und die Dame, ſelbſt Baron Steinau, der Geſandte, obwohl er in Walter's bizarre Weiſe ziemlich eingeweiht war und ſeine Leidenſchaft kannte im Wege der Speculation die eigenthümlichen Anſichten, die er erſt in letzter Zeit ſich angeeignet, zu vertheidigen, konnte nicht umhin, ihm einen verwunderten Blick zuzuwerfen.

„Sie ſtaunen, Sie halten mich für überſchnappt?“ antwortete Walter mit ſeinem ſtereotypen, bitteren Lächeln, „ich bitte nur um einen Augenblick Gehör und Sie werden finden, daß ich nicht zu viel behauptet habe.“

„Ich bin ganz Ohr!“ ſagte die Baronin ungläubig.

Ida horchte, als gälte es die Verkündung eines Orakelſpruches.

Leontine hatte den Kopf ſinken laſſen; ſie war, ſeit das Geſpräch aufgehört hatte ſie in mittelbaren Anſpielungen zu berühren, in ihre ſchmerzlichen Gedanken vertieft.

Walter begann: „Sie erwarten doch zuverſichtlich, Frau Baronin, wenn Sie morgen auf Ottenſtein erwachen, dies in einem wohlgeheizten Zimmer zu thun?“

„Ich ſchmeichle mir wenigſtens mit dieſer angenehmen Ausſicht!“ rief die Baronin lachend.

„Auch hoffen Sie bald darauf Kaffee zu trinken?“

„Und dieſe Hoffnung wird mich nicht betrügen,“ antwortete die Baronin, immer ſtärker lachend, denn ſie meinte nichts Anderes, als Walter beabſichtige, trotz ſeiner ernſthaften Einleitung eine humoriſtiſche Wendung des Geſpräches. „Ich hoffe es um ſo zuverſichtlicher,“ fuhr ſie fort, „da alle Ingredienzen dazu in beſter Qualität auf Ottenſtein vorhanden ſein ſollen — nicht wahr, liebe Freundin?“

Leontine, an welche die letzte Frage gerichtet war, verneigte ſich halb, ſie wußte nicht wovon die Rede.

„Für die Milch garantire ich,“ ergänzte die Tante ſtatt ihrer,

„ich habe ſeit meinem Hierſein den Kuhſtall in meine unmittelbare Aufſicht genommen."

„Für echten Mokka, für reinen weißen Zucker leiſte ich Bürgſchaft!" rief der Hausherr lachend, „wir beziehen ihn von Rigoni in Trieſt."

„Bravo!" triumphirte die Baronin, „nun fahren Sie in Gottesnamen mit Ihrer Anklage fort, Herr Walter."

Statt aber den erwarteten Scherz zu machen, ſagte Walter mit einem ſchauerlichen Ernſte, der nur von dem oft erwähnten Lächeln unterbrochen wurde, wie ein bleicher Blitz durch eine Gewitternacht leuchtet: „Nun merken Sie wohl, Frau Baronin, ich rede nicht von den tauſend armen Menſchen, die die behagliche Wohnung bauten, in der Sie erwachen; ich rede von dem armen Manne, der im Schweiße ſeines Angeſichtes das Holz ſpaltete, das mit wohlthuender Wärme Ihr Gemach durchwebt, derſelbe arme Mann iſt vielleicht, wenn Sie erwachen, ſchon ſeit fünf Stunden im Froſte des Herbſtmorgens an ſeiner Arbeit, indeß Weib und Kind in kalter Kammer hungern und ſehnſüchtig den Abend herbeiwünſchen, an dem der Vater Brot heimbringen wird; den Stoff des Divans, auf dem Sie ſich behaglich dehnen, des weichen Schämels, auf den Sie den zarten Fuß ſetzen, haben arme Weber in monatlanger, unendlicher Mühe gearbeitet; könnten Sie dieſe abgehärmten, verhungerten Geſichter ſehen, könnten Sie in jene Hütten eindringen, wo das kranke Weib, die ſiechen, verkrüppelten Kinder ihr Daſein verſeufzen, auf morſches Stroh gebettet, während Sie auf dem feinen Stoffe ruhen, den des Vaters fleißige Hand gearbeitet, um den Seinen wenigſtens Brot zu verſchaffen, wenn ſie auch ſtillſchweigend auf jeden andern Genuß verzichten müſſen, könnten Sie dies ſehen, Sie würden begreifen, daß dieſe armen Leute ein Jahr lang mit dem glücklich wären, was wir in einer Nacht am Whiſttiſche verlieren; der Zucker, den Sie nehmen, um Ihren Trunk zu würzen, iſt das Werk tauſend fleißiger Hände; Negerſclaven, elende, unglückliche Menſchen, haben ihn gebaut auf den Feldern Weſtindiens, während die glühende Sonne des Tropenlandes auf ihre unbedeckten Häupter herabbrannte in wahnſinnerregender Glut und die Peitſche ihres Peinigers blutige Striemen aus ihrer Haut riß. Alle dieſe Menſchen, von der Gottheit zu gleichem Glücke, zu gleichem Genuſſe an die Güter des Lebens berechtigt, haben unter Fluch und Verzweiflung, unter Schweiß, Blut und Thränen bereits für Sie gearbeitet, wenn Sie ſich erheben, wenn ſie das Glück, das Ihnen der Zufall bewieſen, als eine Schuldigkeit, als etwas, das gar nicht anders ſein kann hinnehmen, und Jahre voll Schmerzen ſind gelebt worden, bevor Sie ein ſchläfriges Morgenſtündchen vergähnen."

„Aber mein Gott!" ſagte die Baronin ganz beſtürzt, „wer wird denn die Sache von dieſem Standpuncte auffaſſen? Sie ſind ja entſetzlich in Ihrer Theorie; Sie können doch unmöglich verlangen, daß ich das Holz, um mein Zimmer zu wärmen, ſelbſt ſpalten, oder, daß ich gar nach Weſtindien reiſen und als irgend eines Plantagenbeſitzers Sclavin mir meinen Zucker und Kaffee bauen ſoll?"

Walter vermochte auf dieſe echt weibliche Antwort nichts zu entgegnen, er ſah ein, daß er einen Ton angeſchlagen, der viel zu ernſt und traurig für die Amuſement ſuchenden Gäſte einer Abendunterhaltung, und um ſich einen ehrenvollen Rückweg zu ſichern, fügte er nur die Worte hinzu: „Sie haben allerdings Recht, meine Gnädige, das Verhängniß hat einmal gewollt, daß wir uns im Glücke, jene im Elend gebettet finden; vielleicht ſind ſie auch nicht ſo unglücklich, vielleicht ahnen ſie nicht, welche Güter, welche Vortheile des Geiſtes und Körpers ihnen von einem harten Schickſale verſagt werden, während wir ſchaudernd auf den phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand herabſehen, in welchem jene Menſchen, unſere Brüder, der Religion und unſerem Bewußtſein nach ſich befinden. Darum, meine ich, ſoll es unſere Aufgabe ſein, jenen Parias der modernen Welt ihr trauriges Schickſal zu erleichtern, ihnen zwiſchen ihre drückenden Ketten den weichen Flaum unſerer Vorſorge zu ſchieben, damit die blutige Strieme minder ſchmerze, ſie mit Schonung ihres Ehrgefühles zu behandeln, nie ihnen merken zu laſſen, wie tief ſie, wie hoch wir ſtehen, Alles zu vermeiden, was ſie an ihr Elend mahnen, zum Neide gegen unſer Glück aufreizen könnte. Bedenken Sie, auch der gewaltige Stier, deſſen Kraft nicht zurückbebt vor dem Anfalle des Löwen und des Bären, hat ſich von überlegener Intelligenz bändigen und gewöhnen laſſen wie ein ſchlechter Knecht den Pflug zu ziehen und das Erdreich zu durchwühlen, ſo daß eines Kindes ſchwache Hand den Gewaltigen lenken kann. Was aber thut noth? Futter müßt ihr ihm geben, daß ihn der Hunger nicht peinige, ihr müßt ſeine glatte Haut ſtreicheln und ihm freundliche Worte zurufen; entzieht ihm das Bischen Futter, den kargen Lohn ſeiner Mühe und Arbeit, wagt es mit der Peitſche ihn zu züchtigen und ſein Auge wird roth aufflammen vor Wuth und er die gewichtigen Hörner gegen ſeine Peiniger kehren."

„Sie nehmen ſich der Armen an, das macht Ihrem Herzen Ehre," ſagte die Baronin.

„Sie ſind ein beſſerer Diplomat, als ich dachte," lächelte der Geſandte.

„Ich erlaube mir in weſentlichen Stücken zu widerſprechen!" rief der Rechtsgelehrte.

„O Gott! ein juridiſch-ſocialer Discurs!" ſeufzte der Chemiker ſtill für ſich.

Walter verneigte ſich gegen die Baronin, ergriff mit warmen Drucke die ihm vom Geſandten dargebotene Hand, warf dem Rechtsgelehrten einen herausfordernden, dem Chemiker aber einen verächtlich lächelnden Blick zu.

Der Banquier, der jedoch eine neue ſociale oder juridiſche Frage herannahen ſah und ſchon während der letzten bemerkt hatte, daß ſeine Schweſter, die Fräulein Ida und Bertha, und ſelbſt die Baronin, obgleich ſie aus angeborenem weiblichen Widerſtandsgeiſte dem Poeten fortwährend entgegnete, dennoch ſich ziemlich langweilte, trat ſchnell als ſchützender Genius dazwiſchen und rief:

„Meine Herren und Damen, den Wiſſenſchaften iſt ihr Recht widerfahren, Politik, Jus, Philoſophie und ſelbſt die untergeordnete Chemie —"

Der Profeſſor der letztgenannten Wiſſenſchaft fuhr entſetzt in die Höhe.

„— ſind nach der Reihe verhandelt worden, und ich denke, es wäre an der Zeit, daß nun auch einmal die ſchönen Künſte an die Reihe kämen!"

„Bravo!" riefen die Damen im Chorus.

„Alſo vorwärts," ſetzte der Banquier den Stab ſeiner Rede weiter; „ohne Zweifel dürfen wir auf den Vortrag eines guten Gedichtes hoffen, da wir einen vortrefflichen Dichter in unſerer Geſellſchaft haben. —"

Beifälliges Gemurmel in der Geſellſchaft. Walter verneigte ſich.

„Alſo Sie geben uns Etwas zum Beſten?" fragte der Banquier.

„Ich muß um Vergebung bitten," verſetzte der Poet kalt, aber ich habe wirklich nichts, was würdig wäre, einem ſo ausgewähl[illegible] Zirkel vorgetragen zu werden. Auch dürfte es Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt ſein, daß ich die Lyrik längſt aufgegeben und mich ausſchließlich dem Dramatiſchen zugewendet habe; nun iſt aber bei mir unumſtößlicher Grundſatz, von einem dramatiſchen Werke keine Zeile vor deſſen vollſtändiger Vollendung vorzuleſen.

Ida nickte zum Zeichen der vollſten Zuſtimmung mit dem Haupte; ſie hätte dasſelbe gethan, wenn der Poet gerade das Gegentheil behauptet hätte.

„Alſo nichts mit der Lyrik?" fragte kleinlaut der Banquier.

Walter zuckte die Achſeln.

„Nun ſo rufe ich die Schweſter der Poeſie, die Muſik auf!"

„Ach ja, Muſik!" rief nun ſeinerſeits der Chor der Herren.

„Sollten uns die Fräulein beglücken wollen? —" fragte Herr Reiner.

Dieſe an die beiden Töchter der Baronin gerichtete Frage bot

Gelegenheit, den Charakter der beiden Mädchen neuerdings näher kennen zu lernen; Ida erröthete über und über und verſicherte, ſie ſei nicht gewohnt, vor Geſellſchaften zu ſpielen; was ſie ſpiele, ſei phantaſtiſches Zeug, das nur dem Spielenden ſelbſt, unmöglich aber die Zuhörerſchaft intereſſiren könne, kurzum mit brennender Röthe im Antlitz, dem Zeichen der inneren Verlegenheit, wies ſie den Antrag zurück, und ſo gerne ſie vor Walter ihre Kunſtfertigkeit gezeigt hatte, fehlte ihr doch der Muth dazu.

Ganz im Gegentheile erklärte Fräulein Bertha ſehr ruhig, es wäre ihr ſehr angenehm, wenn ſie mit ihren ſchwachen Kräften etwas beitragen konne, um der Geſellſchaft ein Stündchen zu verkürzen, allein erſtens ſei ſie nicht gewohnt, ohne Noten und aus dem Kopfe zu ſpielen und habe es ſich zum Grundſatze gemacht, nie von dieſer Regel abzugehen.

„Aber hier ſind ja Noten in Fülle!“ rief eifrig der Baron, auf ein Cahier von eleganteſter Façon zeigend, welches auf dem Piano lag.

Lächelnd blätterte die praktiſche Baroneſſe in den neueſten Producten der Haslinger'ſchen und Schott'ſchen Muſikalienhandlungen.

„Ach beſter Herr!“ rief ſie, muthwillig das hübſche Köpfchen ſchüttelnd, „das ſind lauter Dinge nach dem Geſchmacke meiner werthen Schweſter: Liszt, Thalberg, Chopin, Herz, Willmers; mein Gott! das iſt nichts für meine Richtung, ich halte mich an das Breite, Solide. Meine Lieblinge ſind Gluck, Mozart und mehrere ſolche alte Herren, denen ich unbedingt den Vorzug vor den neuen gebe.“

„Eine ſeltene Geſchmacksrichtung bei einer ſo jungen Dame,“ bemerkte der Geſandte.

„Aber praktiſch,“ ſetzte der Rechtsgelehrte hinzu.

„Aber Muſik ſollen wir ja doch haben, wer hilft?“ rief der Baron.

„Nun, da es jetzt nicht mehr unbeſcheiden ſein kann, da wir von den Gäſten Körbe bekommen, ſo ſchlage ich meine Leontine vor,“ ſagte mit einigem Selbſtgefühl der Banquier.

„Ach ja, Fräulein Leontine, ſpielen Sie, ſpielen Sie!“ rieſen Herren und Damen einſtimmig.

Leontine war ſonſt immer eine abgeſagte Feindin davon geweſen, in Geſellſchaft ihr Talent zu zeigen; ſie wußte es zu gut, daß der ausgezeichnetſte Dilettant noch lange nicht an die künſtleriſchen Heroen der Oeffentlichkeit hinanreicht und daß ſich viele, ſehr viele Leute auch bei den letzteren langweilen. Um wie viel mehr muß dies der Fall ſein, wenn eben jene Leute, welche Alles gehört, was von Muſik-Größen zu hören war, mit tiefem Stillſchweigen den Vortrag einer Dilettantin anhören, und zum Schluſſe pflichtſchuldigſt applaudiren müſſen! Und dennoch weigerte ſich Leontine diesmal nicht. Als die Aufforderung zur Muſik erging, von der ſie nicht zweifelte, daß ſie auch an ſie gerichtet werden würde, da zuckte plötzlich ein Gedanke durch ihr Gehirn. Mit Worten konnte ſie Walter nicht um Vergebung bitten, der jungfräuliche Stolz geſtatte[illegible]es nicht, und dennoch mußte etwas geſchehen, um ihn, den ſie [illegible]nſt eben ſo grenzenlos geliebt hatte, als er ſie jetzt verachtete, ſeines Irrthums zu überweiſen, um ihm zu zeigen, wie tief ſie ihr Vergehen bereute. Dies ihm nun zu ſagen, wählte ſie die Sprache des Tones, wählte ſie ein Lied, das ganz auf ihre Verhältniſſe paßte, und das ihn, wenn noch ein Funke Gefühl für ſie in ſeiner Bruſt ſchlummerte, zum Bewußtſein ihrer Reue bringen mußte.

„Dürfen wir die Gewährung unſerer Bitte hoffen?“ fragte der Baron.

„Sie haben zu befehlen,“ verſetzte Leontine, deren Herz mächtig pochte; „wenn Sie mir jedoch die Wahl des Muſikſtückes freiſtellen —“

„Wir ſind Ihrer Güte anheimgegeben!“

„— ſo will ich ein einfaches deutſches Lied, ein Lied von Uhland, das mich immer mit unnennbarer Wehmuth ergreift, und zu dem ein ganz namenloſer Tonſetzer eine eben ſo einfache, als rührende Melodie geſchrieben.“

„Sie ſingen auch, mein Fräulein?“

„Erträglich genug, um ein einfaches deutſches Lied vorzutragen.“

„Und welches der Uhland'ſchen Lieder haben Sie gewählt?“

„Die Romanze vom treuen Walter.“

„Schön! ſchön!“ klang es ringsum.

Leontine warf verſtohlen einen Blick nach dem Dichter.

Walter, der eben wieder ſein unterbrochenes Geſpräch mit dem Rechtsgelehrten von neuem angeknüpft und über das neue bürgerliche Geſetzbuch heftig ſprach, während der Juriſt ihn widerlegte, hatte entweder Leontinens Worte nicht gehört oder nicht hören wollen. Leontine ſeufzte leiſe, ihr Antlitz, von dem die Röthe an dieſem Abende längſt gewichen war, wurde noch bleicher.

Raſch ward ein Arrangement für das improviſirte Concert getroffen. Rings um das Piano, an welches ſich Leontine ſetzte, während der Geſandte an ihrer Seite Platz nahm, um ihr die Notenblätter umzuwenden, wurden Stühle für die Damen in einen Kreis gerückt; hinter denſelben pflanzten ſich die Herren auf, zweifelhaft, um der Muſik zu lauſchen, oder um den Damen den Hof zu machen; wenn auch das Letztere wahrſcheinlicher.

Nur Walter und ſein Antagoniſt zogen ſich in die Tiefe des Salons zurück, um dort in eine Fenſtervertiefung gelehnt und halbverdeckt von den ſchweren, ſeidenen Vorhängen ihr begonnenes Geſpräch fortzuſetzen.

Dieſe Gleichgiltigkeit würde zu jeder andern Zeit für Leontinen etwas Beleidigendes gehabt haben; gegenwärtig aber hielt ſie es Walter's Seelenkrankheit zu gute.

Und nun begann ſie jene einfache, rührende Ballade „vom treuen Walter,“ eine der herrlichſten von den vielen herrlichen, die Uhland geſungen. Der treue Walter reitet ſtill und bleich und traurig durch den Wald; an der Capelle findet er knieend ſein untreues Lieb, das ihn in tiefer Reue um Vergebung, um Liebe anfleht; wohl hebt er ſie mitleidsvoll auf ſein Roß, wohl trägt er ſie mit Erbarmen, doch ſein Herz iſt längſt gebrochen vom Verrath, die Liebe iſt todt, um nimmer zu erwachen.

Leontine leitete die traurige Romanze mit einem traurigen Vorſpiele ein; es war eine jener wehmüthigen deutſchen Weiſen, die ſo traurig und lieblich klingen, wie der ziehende nächtige Windhauch, der mit den Blumen auf den Gräbern gekoſt, ſie dann verlaſſen hat, und zum Walde eilt, um ſeinen Freunden, den alten Eichen, die Geheimniſſe zu erzählen, welche ihm die Blumen anvertraut von den Schläfern, die unter ihnen liegen in ſtiller Nacht, daß die Bäume auch traurig werden und leiſe mit ihren Blättern zu rauſchen beginnen, als ſängen ſie ein trauriges Lied von den Ruhenden unter dem Raſen.

Das Vorſpiel ging in einen langſamen, feierlichen Tact über, als wollte es den Hufſchlag eines Roſſes malen, das gemeſſen durch den Wald kleppert. Leontine ſang:

„Der treue Walter ritt vorbei
„An unſ'rer Frau'n Capelle,
„Da kniete gar in tiefer Reu
„Ein Mägdlein an der Schwelle."

Bang hob Leontine nach dieſer Stelle ihren Blick gegen Walter, ſie konnte ſein Geſicht nicht ſehen, denn er ſtand abgewendet und ſprach noch immer mit dem Juriſten.

Durch Leontinens Herz zuckte es wie ein Meſſerſtich.

Gleichzeitig mit ihr hatte auch der Banquier nach Walter geſehen und da er an ihm dieſelbe kalte, dumpfe Gleichgiltigkeit bemerkte, ſchüttelte er wehmüthig das Haupt.

Leontine hatte den Muth weiter zu ſingen, und wenn auch ihre Stimme erzitterte und ſchmerzvoll leiſe die Töne hinhauchte, ſo galt dieſes der nichts ahnenden Geſellſchaft für beſondere Schönheit des Vortrages, für beſondere Innigkeit des Gefühles.

Leontine kam zu der Stelle:

„Halt an, halt an, mein Walter traut,
„Kennſt Du nicht mehr der Stimme Laut,
„Die einſt ſo gern Du hörteſt?“

Sie ſang dieſes mit ſolchem ſchmerzlichen Ausdrucke, daß ſich das ganze Auditorium davon auf das Tiefſte ergriffen fühlte und während der Pauſe, die nach dieſer Stelle folgte, eine Todtenſtille in dem Salon eintrat.

Aber mitten in dieſer Stelle hörte man eine Stimme, welche Jedermann als die des Poeten erkannte und welche laut ſagte: „Und es iſt meine Anſicht, daß wenn der Wortlaut des Paragraphes 187 nicht geändert wird, daraus nur nachtheilige Folgen entſtehen können.“

Dieſe Worte, nicht mit lauter Stimme, aber doch ſo geſprochen, daß ſie bei der ringsum herrſchenden Todtenſtille von jedem gehört werden mußten, brachten auf die Geſellſchaft dieſelbe Wirkung hervor, die es hervorbringen würde, wenn bei einem der geprieſenen Vorträge der Lind Jemand im Theater laut zu ſprechen beginnen würde. Man wurde unruhig und ſchüttelte die Köpfe, ſah ſich gegenſeitig an, ja einige von den Herren, die ſich den verlegen lächelnden Hausherrn beſonders verpflichten wollten, riefen ſogar ein lautes „Pſt! pſt!“

Eine ganz andere Wirkung brachte jene Gleichgiltigkeit Walter's auf Leontinen hervor. Der letzte Verſuch war geſcheitert. Sie ſah, es gab kein Mittel mehr, ihn zu verſöhnen; ſie exiſtirte für ihn nicht mehr, ſie galt ihm nichts mehr und ihr Herz brach. Aber der Tod kam nicht mit Einemmal, ihr Gefühl erſtarrte nach und nach und ſie hatte die Kraft das Piano nicht zu verlaſſen. Sie gelobte ſich's ſelbſt die Romanze zu Ende zu ſingen und im Salon auszuharren bis zu Ende. Dieſe Menſchen ſollten nicht Zeugen ihrer Qualen ſein. Was dann kommen würde, das wußte ſie.

Auf den mißbilligenden Zuruf der Geſellſchaft hatte ſich Walter umgewendet, ſein Antlitz war von einer dunklen Röthe überflammt, wie dies auch dem verbittertſten Menſchen geſchieht, wenn er ſich eines Verſtoßes gegen die Lebensart ſchuldig macht. Er kreuzte die Arme, klemmte die Unterlippe zwiſchen die Zähne und ſah ſchweigend auf Leontinen hinüber.

Dieſe ſang mechaniſch weiter:

„Die Wange bleich, das Auge trüb',
„Sie ſind dein Schmuck, dein treues Lieb!“

Unwillkürlich flog bei dieſen Worten ihr Blick wieder auf den Dichter und bei dieſem Augenblicke trafen zum erſten Male im Verlaufe des Abends ihre Blicke zuſammen.

Aber Leontine war ſo bleich, wie eine welke Lilie, und ihr Blick ſtier und trübe, als gehöre ſie nicht mehr den Lebenden an.

Der Blick hingegen, der ſie aus Walter's Augen traf, war der eines Kriegers, der nach verlorner Schlacht, nach eingebüßter Waffenehre, auf einen unhaltbaren Poſten geſtellt, entſchloſſen iſt, zu ſterben. Der Blick war ernſt, kalt, todesmuthig und ruhig.

Bei den letzten Worten des Liedes ſpielte ein melancholiſches Läch[illegible]m ſeinen Mund.

Die Muſik ging aus ihrer einfachen, traurigen Weiſe in einen wilden Dur-Accord über, und wie ein Aufſchrei des Schmerzes klang es, als die Stelle kam, wo das Mägdlein von Walter's Armen erfaßt auf das Pferd gehoben, an ſeinem Herzen liegend ausruft:

„Ach Walter, ach mein armes Herz,
„Es ſchlägt an todtes, kaltes Erz.“

Walter ſah noch immer feſt auf die Sängerin hinüber, das bittere Lächeln um ſeinen Mund ging faſt in ein krampfhaftes Zucken über. Sie konnte dieſen Blick nicht ertragen, vor ihren Blicken ſchwamm es in wirren Farben, in ihrem Gehirne zuckte und hämmerte es; noch wollte ſie ihrem Entſchluſſe treu bleiben und das Lied zu Ende bringen, aber ihre Hände zitterten, ſie fand die Taſten kaum, ihre zuſammengepreßte Bruſt ließ die

Töne halbgeſungen erſterben; die Geſellſchaft ſah ſich mit ſeltſamen Blicken an, wenn auch die meiſten bei der Todtenbläſſe der Sängerin ein Unwohlſein vermutheten.

Leontine kam in ihrem Liede bis zu den Worten:

„Die Lieb' iſt hin, die Lieb' iſt todt!“

Da warf ſie durch den Nebel, der ihre Sinne bereits umflorte, noch einen letzten Blick nach Walter, ſie ſah, halb bewußtlos, wie er mit dem Kopfe finſter nickte.

„Jeſus Maria! Leontine, was haſt Du?“ rief die Tante.

Leontine drohte vom Seſſel zu ſinken; beſtürzt und unruhig erhob ſich die Geſellſchaft; Alles wollte helfen.

Nur Walter war in ſeiner Ecke ſtehen geblieben.

„Es iſt nichts,“ ſagte Leontine, ſich mit gewaltſamer Anſtrengung an den Arm ihrer Tante anklammernd; „es iſt wirklich nichts; erlauben Sie nur, daß ich mich auf mein Zimmer verfüge, es wird gleich vorüber ſein.“

Im nächſten Augenblicke ſank ſie ohnmächtig zu Boden.

6.

Die Berge die bleiben ruhig ſteh'n
Und baden in Sonnengluthen,
Mag auch ein armes Menſchenherz
In Sehnſucht ſich verbluten.

Mitternacht war nicht mehr weit; deſſen ungeachtet ſchlief Walter noch nicht, er hatte, nachdem Alles ſtill geworden und die Geſellſchaft von Ottenſtein ſich in ihre Schlafgemächer zurückgezogen hatte, ſich an einen Schreibtiſch geſetzt und verſuchte zu ſchreiben.

Es ging nicht; nachdem er vergebens ſeine Gedanken auf den Gegenſtand ſeiner Arbeit zu concentriren verſucht hatte, warf er endlich unmuthig die Feder weg, ſtand auf, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Seine Gedanken waren bei Leontinen. Jeder Mann, ſo tief ſein Haß, ſo gerecht ſeine Rache gegen ein Weib ſein mag, fühlt dennoch, wenn er kein elender Feigling iſt, Scham und empfindet Widerwillen, wenn er ſie hart oder grauſam behandeln ſoll. In dieſem Falle befand ſich Walter. Er fühlte, daß er hart, vielleicht zu hart gegen Leontinen geweſen ſei; vielleicht war ſie doch nicht ſo ſchuldig, als er ſie betrachtete, und hatte die tiefe Demüthigung nicht ganz verdient, die er ihr angedeihen ließ; dieſer Gedanke marterte ihn, denn es liegt für ein edles Herz viel Kränkendes in dem Bewußtſein, ein Weib hart behandelt zu haben.

Aus dieſen Gedanken ſchreckte ihn ein leiſes Klopfen an der Thüre auf.

Walter ging um zu öffnen; es zeigte ſich das Geſicht des alten Gregor's, des Hausinſpectors von Ottenſtein, aber todtenbleich, daß Walter erſchreckt zurückfuhr.

„Was gibt's?“ fragte der Poet.

„Ach lieber Herr!“ ſtammelte der Alte, „reden Sie nicht zu laut, es iſt ein ſeltſames Ding und ich weiß nicht, wie ich's ſagen ſoll[illegible]or fünf Minuten läßt mich das Fräulein kommen und wie ich hinein trete in ihr Schlafgemach, war ſie bleich, geiſterbleich — und — und —“

„Nun, und?“

„Und vor ihr auf dem Tiſchchen ſtand ein Fläſchchen, halb leer, und was noch drinnen war, das kann unmöglich etwas Anderes geweſen ſein — als —“

„Als was?“

„Als Gift — Herr, ſtehe uns bei!“

„O allbarmherziger Gott!“ rief Walter, der wankte, daß er ſich an einem Stuhle feſthalten mußte; „doch nein, es iſt nicht möglich, woher ſollte ſie Gift bekommen haben?“

„Kann mir's wohl denken,“ fuhr der Alte fort. „Der Herr Profeſſor war mit dem gnädigen Herrn Abends bei ihr, als das Fräulein ohnmächtig geworden war; er gab ihr von ſeinen Tropfen und ließ ſein Käſtchen in ihrem Zimmer und in dieſem Käſtchen befand ſich die unglückſelige Phiole.“

„Schnell in den Markt hinab,“ rief Walter, „hole den Arzt!“

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Daſſelbe meinte ich auch und ich ſagte dem Fräulein, daß ich den Arzt holen wollte, denn ſie ſähe ſo elend aus, daß es ein Jammer wäre. Aber ſie verbot es mir mit ausdrücklichen Worten; es ſei gar nichts, meinte ſie, es werde bald ganz gut mit ihr ſtehen. Dann aber erhob ſie ihre Hände, ihre ſchönen weißen Hände, die ſchauerlich zitterten, und bat mich zu Ihnen heraufzugehen, Herr Walter, und Sie bei Allem, was Ihnen lieb und theuer iſt oder war, zu beſchwören, daß Sie zu ihr hinabkommen möchten, aber bald, recht bald, denn ſie habe noch Einiges mit Ihnen zu beſprechen.“

„O mein Gott, mein Gott!“ ſeufzte Walter; ſeine gewohnte Bläſſe hatte einen geiſterhaften Ausdruck angenommen, ſeine Zähne ſchlugen wie im Froſte aneinander und ſein Gehirn brannte in wilder Fieberglut; „ich komme, ich komme; jetzt aber dürfen wir keine Zeit verlieren; wecke den Profeſſor, für Gift muß es ein Gegengift geben; dann ſattle Dir ein Pferd und fliege hinab nach dem Doctor; noch iſt nicht Alles verloren, und die Rettung vielleicht noch möglich!“

Der Greis ſchüttelte ungläubig das Haupt, doch entfernte er ſich, gehorſam dem Befehle Walter's, während er ſich mit der Hand über die Augen fuhr.

Wer vermag es, die Gefühle zu ſchildern, die Walter's Bruſt durchſtürmten, als er ſich in das untere Stockwerk verfügte und an die wohlbekannte Thür von Leontinens Gemach trat.

Er trat ein, ohne angeklopft zu haben. Es war in dem Gemache noch Alles ſo wie ehemals, noch hingen dieſelben Bilder an demſelben Platze, ſelbſt die Blumen, die in denſelben Vaſen am Fenſter ſtanden, ſchienen noch dieſelben zu ſein, und in dem ſilbernen Käfig ſaß träumend der kleine Canarienvogel, den Leontine ſo lieb hatte. Derſelbe feine Duft eines Veilchenparfüms erfüllte

n heiligen Sitz der Jungfräulichkeit, und in dem dämmernden
e, welches eine Lampe von mattem Glaſe durch das Gemach
ſchien es dem Poeten, als ſei die alte Zeit wiedergekommen
er trete herein, wie ehemals, um den Abend durch Vorleſen
Geliebten zu verkürzen, und ſie erwarte ihn mit jenem Ueber-
von Liebe, welches ihn einſt zum glücklichſten aller Menſchen
cht hatte.

Aber ein Blick auf die todtenbleiche Geſtalt, welche regungs-
aber vollſtändig angekleidet in dem Divan lehnte, brachte ihn
zum furchtbaren Bewußtſein der Wirklichkeit zurück; es war
ntine, ſie lag, das Haupt an die Sammtkiſſen gelehnt, tief
end da, ihr langes, aufgelöſtes, blondes Haar wogte um ihr
laſſes Antlitz, um ihre weißen Schultern, wie goldene Son-
rahlen, die über den Schnee eines Gletſchers gleiten; aber
ntlitz trug den Stempel der Vernichtung bereits in den dun-
Furchen, die ſich unter den geſchloſſenen Augen hinzogen, in
krampfhaft zuſammengepreßten Lippen, deren Purpurröthe
[illegible] war und einer bläulichen Bläſſe Platz gemacht hatte.
mal drückte ſie die Hand gegen das Herz, als ob ein tiefer
erz darinnen tobte.

Walter's Herz drohte bei dieſem Anblicke zu brechen.

„Leontine!“ rief er ſchmerzlich.

Als ob ſeine Stimme den Zauber hätte, ſie ſelbſt vom Tode
wecken, fuhr die Jungfrau bei dieſen Worten in die Höhe,
flüchtige Röthe zuckte über ihr bleiches Antlitz und ſie ſchlug
Augen auf, in denen ein Schimmer unendlicher Freude leuch-
als ſie ihn erblickte.

„O Leontine, was haſt Du gethan!“ rief er.

„Du? Du!“ ſagte ſie mit einer Stimme, die, ſo ſchwach ſie
war, doch deutlich ihr Entzücken verrieth. „Du nennſt mich
r Du, alſo biſt Du nicht mehr ſo erzürnt auf mich, als Du
arſt?“

„Leontine, was haſt Du gethan!“ wiederholte er ſchmerzlich.

„Haſt Du es nicht ſelbſt geſagt,“ fuhr ſie mit einer Art von Fanatismus fort: „es gibt Verbrechen, deren Beſtrafung nicht in dem Bereiche der menſchlichen Gerechtigkeit liegt, die im Geiſte begangen, im Geiſte gebüßt werden müſſen? Ich habe ein ſolches Verbrechen begangen, ich habe das edelſte Herz, das nur für mich geſchlagen, undankbar gebrochen, ich habe den Geiſt in Nebel des Leidens gehüllt, der beſtimmt war zum Beſten der Menſchheit zu leuchten. Ich habe das Verbrechen begangen, ich bin ſchuldig, ich habe mich ſelbſt angeklagt, mich ſelbſt gerichtet, und indem ich das Todesurtheil an mir vollſtreckte — habe ich Dich gerächt, mein Walter, mich beſtraft. — Aber verachte mich nicht mehr!“

„O Leontine!“ rief er und ſank vor ihr auf die Kniee.

„Was thuſt Du, mein Walter?“ ſagte ſie ſchwach. „Du ſinkſt vor mir auf die Kniee, das iſt mein Platz, ich ſollte vor Dir knieen und Dich um Vergebung anflehen, Du edles, gebrochenes Herz. Aber vergib, ich kann es nicht mehr, ich bin zu ſchwach, Du biſt lange ausgeblieben, das Gift, das ich genommen, beginnt zu wirken.“

„Es muß Hilfe möglich ſein, ich will augenblicklich fort!“ rief Walter, indem er ſich erheben wollte.

Sie hielt ihn, ſo gut es ihre ſchwache Hand vermochte, zurück.

„O bleibe bei mir, Walter,“ ſagte ſie, indem ſie die weiße Hand auf ſein Haupt legte und ihn anſah, als ob ſie ſeine Züge in ihr Gedächtniß einſaugen wollte für die Dauer der Ewigkeit, „verlaſſe mich nicht; ich habe Dich ja ſo lange entbehrt, gönne mir das Glück, bei Dir ſein zu dürfen; es wird ja ſo nicht lange dauern, darum gib Dir keine Mühe, Hilfe zu rufen, — ich weiß es, daß ich nur noch zwei Stunden zu leben habe, von dieſen gehört die eine Hälfte Dir, die andere meinem Vater und Gott.“

Er ſprach kein Wort, aber in großen Perlen rollten die Thränen über ſein bleiches Antlitz und einen vorwurfsvollen Blick warf er gegen Himmel.

Auch Leontine ſchwieg einen Augenblick und die wieder-

te Bewegung, die ſie mit der zitternden Hand gegen ihr Herz
achte; das krampfhafte Zucken, das um ihre bleichen Lippen
ebte, verriethen deutlich, daß die böſe Schlange ſich näher und
er zu ihrem Herzen fraß.

Endlich, als der Schmerzensanfall wieder einigermaßen vor
r war, ſprach ſie mit gebrochener Stimme in demüthigem Tone
Bitte: „Und haſt Du kein Wort für mich, mein Walter,
n Wort der Liebe und der Verſöhnung?"

Er bedeckte ihre weiße, ſchöne Hand mit Küſſen, dann rief er im
sbruche des Schmerzes: „Liebe! Verſöhnung! verdiene ich ſie,
der in niederem Rachedurſt, in unmännlichem Groll ein Herz
Verzweiflung brachte, das mich ſo unendlich liebte? Nein,
n! es gibt keine Ordnung, keine höhere Lenkung, der blinde
fall ſpielt mit uns und lenkt uns, wie ein wahnwitziger Gaukler
ie Marionetten, am Drahte der Willkür. Was haben wir ge
n, um dieſes entſetzliche Unglück zu verdienen? liebten wir die
enſchheit nicht, hatten wir das Herz nicht voll Begeiſterung für
[illegible]? Was haben wir verſchuldet, daß ſo unſägliches Leid über
er Haupt hereinbrechen mußte?!"

„Klage nicht das Geſchick an," ſagte Leontine ſanft, „ich
e gefehlt und ich allein muß büßen. Sieh, als Du geſtern hier
uns ankamſt, ſo wäre es meine Pflicht geweſen, vor Dir im
aube hinzuknieen und Dich um Vergebung anzuflehen —"

„Sprich nicht ſo, Leontine —"

„Laß mich zu Ende reden: ich that es nicht, denn noch wohnte
meinem Herzen die alte Eitelkeit und der alte Hochmuth. Als
aber ſah, wie es mit Dir ſtand, als ich Dein bleiches Antlitz,
ine erloſchenen Augen, Deine tiefgefurchte Stirne ſah, da wußte
daß dies mein Werk ſei, da erkannte ich erſt, daß mein Fehler
halb ſo unendlich groß ſei, weil er gegen Dich begangen worden
r, der Du ſo unendlich edel, der Du ſo unendlich geliebt hatteſt.
begriff, daß Du mich verachten mußteſt, da Du mich für ganz-
ſchuldig halten mußteſt."

„Und warſt Du es auch geweſen —“

„Nein, nein! wäre ich es geweſen, ſo hätte ich nicht gewagt, Dich jetzt rufen zu laſſen; ſieh, mein **Walter**, als ich nun ſah, daß Deine Verachtung ſich nicht in Achtung verwandeln könnte, daß das Herz, welches ich einſt mit Seligkeit mein nannte, auf immer für mich verloren ſei, da faßte ich den Entſchluß zu ſterben; hatte doch die Erde kein Glück mehr für mich, und vielleicht gelingt es mir, ihm durch meinen Tod ein wenig Mitleid abzuringen, da mir doch ſeine Achtung, ſeine Liebe nicht mehr zu Theil werden konnen.“

„**Leontine**, warum ſprachſt Du nicht früher ſo zu mir?“

„Ich wagte es nicht, denn Du hatteſt in Deiner ſtarren Erbitterung Diejenige, die einmal Deiner Liebe unwerth war, vielleicht noch obendrein für eine Heuchlerin gehalten und das hätte mir zu wehe gethan. Und ſiehe! obwohl ich jetzt, wo der Tod ſich mir nähert mit langſamem Schritte, darüber lächeln kann, ſo hätte doch mein Stolz, mein Hochmuth mir, der Jungfrau, nie erlaubt, Dir entgegenzukommen, Dir ein offenes Bekenntniß meiner Schuld abzulegen.“

„Und jetzt?“

„Jetzt? ach jetzt iſt es anders; in wenig Augenblicken nehmen mich die Pforten der Ewigkeit auf.“

„O mein Gott!“

„Das Irdiſche fällt ab von mir und klein und lächerlich dünken mich die Eitelkeiten der Menſchen; ich geſtehe meine Fehler frei.“

„**Leontine**, halt ein, Du zerreißeſt mein Herz.“

„Nicht doch, mein **Walter**, das wollte ich nicht, ich wollte ſterbend Dein Herz beruhigen und darum laß mich ausreden. Ich ſchwöre es Dir bei der Liebe meiner Mutter, mit der ich bald vereint zu ſein hoffe, bei dem ewigen Gotte, vor dem ich in wenig Augenblicken zum Gerichte erſcheinen werde, ich ſchwöre es Dir und glaube mir, die Sterbenden lügen nicht, daß ich Dich zwar tief beleidigte, indem ich vergaß, was ich der Würde des Mannes chuldig ſei, der mich ſo grenzenlos liebt, aber unwerth war ich Deiner Liebe nie. Nie habe ich meinen Vetter geliebt, nur meine Hand durfte er küſſend berühren, was ich für ihn empfand, war Mitleid!“

„Barmherziger Gott, wäre es möglich!“

„Die Sterbenden lügen nicht,“ wiederholte Leontine feierlich.

Walter drückte die ſchweißbenetzte Stirne in den Sammt des Divans.

„Die Eitelkeit des Weibes, die ſich durch die Huldigung jenes Mannes geſchmeichelt fühlte,“ fuhr Leontine fort, „war es allein, die mich abhielt, ihn mit jener Strenge zurückzuweiſen, welche ich Dir, welche ich mir ſelbſt ſchuldig war. Eitelkeit und Hochmuth brachte einſt die Engel zum Falle, ſie waren auch die Quelle meines Unglücks.“

Walter ſprang raſch auf, ergriff die Phiole mit der blaßgrünen Flüſſigkeit, die noch halbvoll auf dem Tiſche ſtand und rief: „Du ſollſt den dunkeln Weg nicht allein gehen, Leontine.“

Mit einer Kraft, die man ihrem Zuſtande nicht mehr zugetraut [illegible]e, erfaßte ſie ſeinen Arm. „Halt ein, Walter!“ rief ſie, „was beginnſt Du, Unſeliger! willſt Du Dein reiches, ſchönes Leben wegwerfen, das nicht Dir, das der Menſchheit gehört? Willſt Du den grünen Kranz, den Dir die Anerkennung um die junge Stirne ſchlang, durch die Schmach eines Selbſtmordes beflecken? Bei mir werden ſie ſagen: Es war ein liebeſieches, überſpanntes Mädchen, und in acht Tagen werden ſie mich vergeſſen haben. Anders iſt's bei Dir, Dein Ruhm wäre befleckt, das Ziel, das Du ſo glühend angeſtrebt, vernichtet für immer, und darum lebe, Walter, lebe, ich flehe darum! Du wirſt einer Sterbenden die letzte Bitte nicht verſagen!“

Er drückte die Hände gegen die glühende Stirne. Sie ſprach weiter: „Walter, wir müſſen ſcheiden, ach! im Namen Gottes.“

„Und ſoll ich nicht bei Dir bleiben im letzten Augenblicke?“ klagte er.

„Nein,“ ſagte ſie feſt, „noch hat der Schmerz mich nicht gebrochen, noch gehorcht des Leibes Schwäche dem ſtarken Geiſte; wenn Du jetzt gehſt, nimmſt Du ein freundliches Bild von mir mit durch's Leben; in wenig Minuten vielleicht verzerrt der Schmerz meine Züge, und darum gehe jetzt, mein Walter!“

Noch einmal ſank er an ihrem Lager auf die Kniee und ergriff ihre Hand.

„Walter,“ ſprach ſie mit immer ſchwächer werdender Stimme, es liegt dort ein Andenken für Dich, ich will, daß Du es mitnimmſt.“

Er folgte der angedeuteten Richtung; auf einem Tiſchchen lag eine jener zierlichen Ausgaben, die Cotta von deutſchen Meiſterwerken veranſtaltet. Als Walter das Buch ergriff, ſah ein verwelktes Blumenblatt heraus; die Seite, wo die welke Blume lag, enthielt das Gedicht vom treuen Walter, und die Blume ſelbſt war eine blaue Glockenblume.

„Ich habe jene Blume bewahrt als ein liebes Andenken, ich hoffe, Walter, Du werdeſt ein Gleiches thun.“

„Ich werde,“ ſagte er weinend.

„Und nun, Walter, noch einmal: Verzeihung!“

Er ergriff ihre beiden Hände und rief: „Was Du mir gethan, ich verzeihe es Dir, verzeihe auch Du mir, Geliebte, was ich an Dir gefrevelt und laß uns hoffen, daß der Herrgott in ſeiner unendlichen Liebe uns Beiden verzeihen werde.“

„Und nun lebe wohl,“ ſeufzte ſie, „meine Zeit iſt um.“

Noch einmal, ſeit langer Zeit wieder, umſchlangen ſie ſich, und in glühendem Kuſſe ſchmolzen ihre Lippen zuſammen. Es war ein Kuß des Friedens, der Verſöhnung, aber der Engel des Friedens und der Verſöhnung, der über dieſer heiligen Gruppe ſchwebte, war zugleich der Engel des Todes.

Einmal noch wurzelten ihre Blicke in einander, einmal noch flüſterte ihre Lippe: „Lebe wohl!“ Dann war Leontine allein in ihrem Gemache; Walter ſtürzte hinaus.

Vor der Thüre traf er auf den Banquier, der gefolgt von dem Profeſſor, bleich, mit verſtörtem Antlitz und wankenden Knieen heraneilte.

„Fluchen Sie mir!“ rief ihm Walter zu, „ich habe Ihr Kind gemordet.“ Dann verſchwand er. ——

—— Drei Tage darauf ſenkten ſie im Friedhofe zu Ottenſtein in die ſtille, kühle Erde die Leiche einer Jungfrau, die beſtimmt war für das ſchönſte Glück des Lebens. Drei Monate darauf war Gras über ihrem Hügel gewachſen, an dem Grabſteine rankten ſich die Roſen des Frühlings empor, daneben ſpielten und lärmten die Kinder des Dorfes, der Strom brauſte vorbei wie ſonſt, die Wälder rauſchten mit ihren jungen, grünen Zweigen, die Berge ſahen darein, ſo wie ſie es thaten ſchon viel hundert Jahre lang, und noch viel hundert Jahre lang thun werden. Was kümmert ſich die kalte, ewige Natur in ihrer ſtolzen Pracht um die Leiden, die ein armes Menſchenherz martern bis es bricht?

7.

Kennſt Du das alte Märchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb',
Sie mußten Beide ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb!
Heine.

Gleichwie der Theatermeiſter durch das Zeichen, das er mit der Klingel gibt, den Schauplatz vor den Augen der Zuſeher im Nu verwandelt und mit unglaublicher Schnelligkeit aus einem einſamen Gemache einen volkbelebten Marktplatz, aus dem drängenden Gewühle eines Feſtſaales einen düſtern, menſchenleeren Wald hervorruft, ſo vermag auch der Novelliſt mit Gedankenſchnelligkeit ſeinen Leſer von einem Puncte zum andern zu verſetzen und willig folgt dieſer, wenn er anders nicht ſchon früher aus Ueberdruß oder Langeweile das Buch aus der Hand gelegt hat, dem kühnen Sprunge des Erzählers.

So führe euch ich den, der dieſer einfachen Erzählung durch ein paar Stunden Aufmerkſamkeit geſchenkt hat, in ein weitentlegenes Land. Keine Spur ringsum von der wildromantiſchen Schönheit der deutſchen Heimat. Der Charakter dieſes Bodens iſt traurige Oede, großartige Einſamkeit. Brennend ſendet die Mittagsſonne ihre glühenden Strahlen auf die rothgebrannte Erde, in der kein Halm, keine Blume gedeiht, ein heißer, ſcharfer Wind haucht unheimlich über die endloſe Fläche und verweht die Fußſtapfen des Löwen und der Hyäne, die einzigen Spuren von lebenden Weſen in dieſer troſtloſen Einſamkeit, denn kein Käfer kriecht in dem Sande, kein Vogel ſchwingt ſein luſtiges Gefieder durch die glühende Luft. Ein einziger Punkt iſt's, wo die Wüſte nicht ganz Wüſte iſt; ein Fluß wälzt ſeine trüben Fluten träge vorüber, an ſeinem Ufer ragt hie und da eine kränkliche Aloe, eine ſtachlige Mimoſe, halb verdorrt und halb verwelkt, und mit dem feinen rothen Staube der Wüſte bedeckt; und dennoch können ſie nicht ganz verdorren, denn ihre Wurzeln tränkt die Flittas, dieſe aber nimmt ihr Waſſer unaufhörbar aus jenen blauen, ſchneebedeckten Bergen, die an des Horizonts äußerſtem Rande wie ein blau und weiß geſtreiftes Band ſichtbar ſind; das Land, von dem wir reden, iſt nämlich Algier und jene blauen Berge in der Ferne die Heimat der freiheitsſtolzen Kabylen, der gewaltige Atlas.

Zwei Jahre ſind ſeit den zuletzt erzählten Begebenheiten verfloſſen, da wir den Faden der Begebenheiten wieder aufnehmen und unſern Leſern ein anderes Land und andere Menſchen vorführen.

Der Tag, an dem wir unſere Erzählung wieder beginnen, war in jeder Beziehung an den Ufern der Flittas ein heißer.

Von Conſtantine aus drang die franzöſiſche Armee in Eilmärſchen vor, man hoffte, den Schwärmen der Kabylen eine gewaltige Schlappe beizubringen, da man durch Spione Kunde von einem Einfalle der vereinigten Stämme Maz-el-Agri und Hamſaled in das Gebiet der Boay-el-Geru erhalten hatte. Die Hauptmacht bewegte ſich unter General Lamoriciere langſamer, die

Veliten und die Chaſſeurs d'Afrique aber flogen unter dem Oberſten Lapyne voraus und eine Compagnie der erſteren, ſchneller als die übrigen und aus den tapferſten Leuten des Regimentes beſtehend, hatte bereits die Ufer der Flittas erreicht.

Sie hatte den Auftrag, um jeden Preis dem Feinde den Übergang über das Flüßchen zu wehren, ſich im Nothfalle zu opfern, auf keinen Fall aber die Kabylen herüber zu laſſen, bis die Diviſionen der Veliten und der Chaſſeurs d'Afrique nachgekommen wären, die ſich für ſtark genug hielten, es mit dem Feinde ſelbſt ohne Hilfe der Hauptarmee aufzunehmen.

Derjenige, dem dieſer Befehl geworden war, hieß Capitän Pignon.

Am Ufer der Flittas alſo treffen wir das Häuflein der Helden, deren Muth man wohl erprobt haben mußte, bevor man ihnen einen Auftrag gab, der ſo ehrenvoll und ſo wichtig zugleich war. Lautlos lagen die 250 Mann in dem Schatten der Mimoſen und Aloen, wenn man anders ein ſtaubiges Plätzchen, wo die Temp[illegible]atur ſtatt 36 Graden, wie überall, nur 34 hatte, einen Scha[illegible]n nennen darf. Sie hatten die Kappen, unter denen ſie die Sacktücher wie Kapuzen übergeworfen trugen, tief in die ſonnengeſchwärzten Geſichter gedrückt, und ſprachen von Zeit zu Zeit den Liqueurflaſchen zu, ohne ſich Erleichterung zu verſchaffen, nur um die vertrocknete Zunge anzufeuchten, denn das trübe, gelbliche Waſſer der Flittas, in welches der Wüſtenwind den heißen, ſalzigen Staub trieb, war nicht trinkbar.

Etwa eine halbe Stunde vom jenſeitigen Ufer entfernt, alſo gerade vor ſich, ſahen die Franzoſen die zerklüfteten Felſen, die mit magerem Geſträuche bewachſen, den Anfang der Berge des Atlas bezeichneten.

Capitän Pignon ganz allein hatte ſich nicht niedergelaſſen; er war einer von jenen mageren, gelben, queckſilbernen Franzoſen, die nicht ſitzen können und die immer unruhig herumarbeiten müſſen, und die ſelbſt, wenn man ihnen Hände und Füße binden würde, wenigſtens mit den Augen die unglaublichſten Bewegungen ausführen würden. Nachdem alſo Capitän Pignon ſeine Poſten dem Ufer entlang vertheilt hatte, ſchritt er von dem einen Ende ſeiner Linie bis zum andern, brummte bald ein Couplet aus irgend einem beliebten Vaudeville, fluchte bald ein sacré tonnerre, dann als ihm dies zuwider wurde, zündete er eine Cigarre an, und während er die künſtlichen Wölkchen in die Luft wirbelte, führte er mit ſeinem Säbel andere Kunſtſtücke aus, indem er bald im hitzigen Ausfalle in das Aſtloch einer Mimoſe mitten hineintraf, oder die Spitze der Stacheln einer Aloe mit wüthendem Hiebe herunterfliegen ließ.

So war er an das untere Ende ſeiner Linie gelangt.

Dort lehnte an dem Stamme einer alten Mimoſe ein anderer Officier, ſein beſtaubtes und von der Sonne verbranntes Antlitz mußte einſt ſchön geweſen ſein, jetzt aber entſtellten es der lange, verwilderte Bart und eine breite Narbe, die quer über das Geſicht lief.

Neben ihm lag ein blutjunger Tambour und ſchlief mit der Sorgloſigkeit ſeines Alters, das Haupt auf die Trommel gelegt.

„Herr Lieutenant Gauthier!“ ſagte der Capitän ſtreng.

„Zu Befehl, mein Capitän?“ verſetzte der Angeredete.

„Sie laſſen Ihren Tambour ſchlafen?“ ſprach Pignon, wo möglich noch ſtrenger.

„Ich wache, mein Capitän!“ antwortete lächelnd der Lieutenant.

„Teufel! daran dachte ich nicht; und wenn Sie wachen, der ſo wenig ſchläft, wie ein vielbeſchäftigter Diplomat, dann kann ſich die ganze Compagnie ſchlafen legen,“ plauderte der Capitän, der eigentlich ſich nur deshalb ſtreng geſtellt hatte, um durch Veranlaſſung einer Dienſtrüge ein Geſpräch mit ſeinem ſchweigſamen Lieutenant anzufangen. „Wollen Sie eine Cigarre, Lieutenant, 's ſind echte Havannahs, Colonel Savory hat ſie von einem engliſchen Seehund bekommen und ich habe ſie ihm im Piquet abgewonnen; Sie müſſen wiſſen, daß wir immer um Cigarren und Champagner ſpielen, wenn wir kein Geld haben, ein Fall, der nicht eben ſelten iſt.“

Lieutenant Gauthier lächelte wieder.

„Parbleu! haben Sie General Lamoriciere's Pferd geſehen? Füßchen, wie die Elßler, einen Kopf, wie eine Antike im Muſeum, ein wahres Prachtſtück für Franconi!“

Gauthier verſetzte nichts.

„Beranger hat ein neues Lied gemacht,“ plauderte der Capitän weiter, „ein gutes Lied, ein verflucht gutes Lied! eine Pointe, ſag' ich Ihnen, eine vortreffliche Pointe!“

Gauthier ſchwieg.

„Capitän Gavard hat einen Korb mit Champagner erhalten aus ſeiner Heimat. Glückliche Kerle, die in der Champagne geboren ſind! Aber Gavard iſt ein guter Kamerad und wenn wir diesmal durchkommen, ohne daß eine Kugel uns das Trinken überflüſſig macht, ſo werden wir, nachdem wir den Kabylen die Hälſe gebrochen, auch den Flaſchen die Hälſe brechen.“

Gauthier verharrte hartnäckig bei ſeinem Schweigen.

„Apropos, Lieutenant!“ fuhr Pignon fort, noch einen Verſuch [illegible]end, den ſchweigſamen Lieutenant zum Sprechen zu bringen, wobei er jedoch ſchon ärgerlich an ſeiner Cigarre herumbiß, „haben Sie die Spanierin geſehen, die in Algier im Café français an der Caſſe ſitzt? Augen wie Kohlen, ein Mund roth und ſüß wie Vanille-Liqueur, mit Einem Worte ein Geſicht, ſo intereſſant wie der neueſte Roman von Eugen Sue.“

Der Lieutenant ſchwieg.

„Bon jour, Herr Lieutenant!“ rief der Capitän zornig und eilte fort.

„Adieu, mein Capitän!“ rief ihm der Lieutenant nach.

Pignon war eine zu gute Haut, um lange böſe zu ſein, er wendete ſich daher um, und da es in dieſem Augenblicke in den Felſen jenſeits ſich zu regen begann, ſo deutete er mit dem Säbel dahin und rief: „Adieu! Adieu! wecken Sie den Tambour und laſſen Sie Appel ſchlagen! Auf Wiederſehen! wenn es nämlich die Herren Kabylen gütigſt erlauben.“

Im nächſten Augenblicke ſchlugen die Trommeln auf der ganzen Linie, der Feind war da.

Aus den Klüften der Berge, aus den felſigen Schluchten brachen die Kabylen hervor. Es war ein ſeltſamer, fremdartiger Anblick. Wie bei einem Gewitter, das nach langer Trockenheit über den Bergen losbricht, zuerſt aus den Spalten der Höhen fadenartige Waſſerſtrahlen hervorſpringen, dieſe ſich verbinden, bis ſie die Dicke eines Stranges erreichen, dieſe ſich einend zum Umfange eines Armes anwachſen, und endlich, alſo immer ſich vergrößernd und vereinigend zum wilden, unwiderſtehlichen Gießbach anwachſen, der mit ſeinen toſenden Fluten herabſtürzt, wie ein entfeſſelter, racheſchnaubender Sclave, und was ſich ihm in den Weg ſtellt, unter den Schaum ſeiner Wogen begräbt, alſo brachen die Söhne der Berge, die kühnen Kabylen, aus den heimiſchen Felſen des Altas hervor. Zuerſt ward nur einer und der andere ſichtbar, deſſen edelgeſtaltetes, dunkles Roß mit den flüchtigen Füßen ſich ſcharf gegen den Reiter abzeichnete, der in ſeinen weißen Burnus gehüllt, die lange Flinte auf dem Rücken, ſcharf die Gegend recognoscirte; dieſen folgten neue und immer neue und endlich mochten etwa zweitauſend Mann unter den Felſen verſammelt ſein, die, während die Tambours der Franzoſen Alarm ſchlugen, ſich zum Angriffe bereit machten.

„Sacré tonnerre!“ brummte Capitän Pignon, „es ſind ihrer eine hübſche Zahl, 's wird heiß werden heute, Corporal Jeanbard.“

„Hm!“ meinte der Corporal, „ſie ſind achtmal ſo ſtark als wir. Acht Araber auf Einen Franzoſen, voilà tout. Wollen ſehen, was dabei herauskommt.“

„Eine kitzliche Rechnung, mein Mann!“ ſagte der Capitän, ſich eine neue Cigarre anzündend, „die ganze Geſchichte wird eine halbe Stunde dauern, bis dahin wird wahrſcheinlich dieſe Cigarre halten und werden ſie früher mit uns fertig, ſo brauche ich ohnehin keine mehr.“

Und Capitän Pignon begann ſeine köſtliche Havannah mit jener Gourmandiſe zu rauchen, die nur ein echter Raucher aus einer Cigarre herauszubringen weiß.

„Allah il Allah!" brauſte im nächſten Augenblicke der Schlachtruf der Kabylen und der Reiterhaufe flog heran.

Der Plan den Kabylen war, der Übergang über die Flittas zu erzwingen, waren ſie einmal am diesſeitigen Ufer geweſen, ſo rettete die Franzoſen nichts mehr vom ſichern Untergange; das wußten die Franken und waren ſtillſchweigend entſchloſſen, eher das Leben zu laſſen, als den Übergang zu geſtatten. Wie eine Maſſe flogen die Kabylen heran, den Handſchar hoch in den Lüften ſchwingend und wie der Ruf des Donners erbrauſte das Schlachtgeſchrei des Propheten. Ein Punct war in der Flittas von der Breite einiger zwanzig Klafter, wo das minder tiefe Waſſer den Reitern es möglich machte überzuſetzen, dieſen Punct kannten die Kabylen wohl, dort wollten ſie das Waſſer überſchreiten, aber gerade gegen dieſen Punct hatte Capitän Pignon in den Büſchen des Ufers ſeine beſten Schützen concentrirt und als die Kabylen ſich in das Waſſer warfen, da blitzte es hinter den Mimoſen auf, Schlag auf Schlag knallte es und die Frankenkugeln bohrten ſich in die Herzen der Afrikaner, ſo daß dieſe durch die Fallenden in Verwirrung gebracht, einen Augenblick ſtutzten; doch dieſen Augenblick benützten die Franzoſen zum Laden, und kaum hatten die Kabylen ſich wieder etwas gefaßt, ſo folgten neue Chargen, daß die Feinde ſich ſchnell wieder auf das Ufer zurückzogen.

„Ich habe ja geſagt, es wird nicht lange dauern," meinte Capitän Pignon, indem er die Aſche ſeiner Cigarre abſtaubte. „Was Teufel iſt denn das?"

Ein Theil der Araber war abgeſeſſen und ihrerſeits den Plan der Franken nachahmend, zogen ſie ſich das Ufer entlang und begannen, durch die jenſeitigen Gebüſche gedeckt, hitzig herüber zu feuern, während auch die Franzoſen ihre Kugeln nicht ſparten.

„Sacré tonnerre!" brummte der Capitän, „das iſt eine böſe Geſchichte. Bis jetzt kennen die Höllenhunde unſere Stärke nicht, weil wir hinterm Buſche liegen, wenn ſie aber eine halbe Stunde weiter hinaufkommen, ſo werden ſie ſehen, daß wir keine dreihundert Mann ſind und dann wäre es mir, beim Teufel! ſehr angenehm, wenn Colonel Lapyne bald nachkäme.

Dasſelbe Raiſonnement ſchienen ſtillſchweigend auch ſeine Kriegsgefährten zu machen, denn ſie dehnten ſich ſo weit als möglich aus, und feuerten mit unglaublicher Geſchwindigkeit.

„Par dieu! Sie treffen ja gar nichts, Corporal Jeanbard!“ ſagte der Capitän, „geben Sie doch her!“

Er nahm ihm die Flinte aus der Hand, dabei merkte er, daß der arme Corporal einen Streifſchuß an die Schläfe bekommen hatte, der ihm die Augen ſo trübe machte, daß er nichts mehr treffen konnte.

„Ja ſo,“ brummte Pignon, legte die Flinte ſeines Corporals an die Wange und im nächſten Augenblicke verſchwand ein Burnus hinter den Mimoſen.

Etwa eine Viertelſtunde mochte dies hitzige Vorpoſtengefecht gedauert haben, da begann das Feuern auf der Seite der Franzoſen nachzulaſſen. Raſch bemerkten es die Kabylen, und mit wildem Freudengeſchrei drangen ſie neuerdings vor, um über den Fluß zu ſetzen. Die Franzoſen machten eine letzte verzweifelte Anſtrengung; doch hätte dieſe nichts gefruchtet, wenn man nicht im ſelben Augenblicke den Trommelſchlag der im Eilmarſche nachrückenden Diviſion des Colonel Lapyne gehört und die chasseurs à cheval geſehen hätte, welche wie der Blitz zur Unterſtützung ihrer Brüder heranflogen.

Die Kabylen, welche wahrſcheinlich glaubten, das geſammte Corps des Generals Lamoriciere ſei im Anzuge, wendeten, nachdem ſie noch einige Schüſſe herübergethan, ihre Roſſe und bald waren ſie hinter den Felſen des Atlas verſchwunden.

Ein Jubelruf donnerte durch die abgematteten Reihen der franzöſiſchen Krieger.

Capitän Pignon hatte ſich eine friſche Cigarre angezündet, ſchüttelte dem Officiere, der mit ſeinen Reitern zu Hilfe herangekommen war, die Hand und bot ihm ſein Cigarrenetui. Der Reiter bediente ſich und trabte, den Capitän an der Seite, die Poſtenkette an der Flittas hinab. Die von Pulver, Staub und Schweiß unkenntlich gemachten Geſichter der Soldaten grinſten im Bewußtſein des Sieges ihren Capitän freundlich an, und dieſer hatte ſeinerſeits für ſeine wackeren Burſchen unzählige Witze und Späße und Bonmots in Bereitſchaft. Hie und da lag freilich einer im Sande, dem die Witze des Capitäns kein Lächeln mehr zu entlocken vermochte, und ſelbſt für dieſe hatte der nie ſchweigende Capitän ein sacré tonnerre! oder ein pauvre diable! bereit.

So kamen ſie an das äußerſte Ende der Linie; dort trafen ſie den jungen Tambour, den wir zu Anfange dieſes Capitels ſchlafend auf ſeiner Trommel gefunden haben; er hatte die Hand mit einem Tuche umwunden, durch welches das Blut fleckend durchdrang und weinte bitterlich.

„Sacré tonnerre!“ fluchte der Capitän, „ſchämſt Du Dich nicht, biſt ein Franzoſe und obendrein Tambour in meiner Compagnie, und [illegible] wegen eines Schuſſes, der höchſtens einen Finger gekoſtet haben kann?“

Der Burſche ward überroth im Geſichte. „Pardon, mein Capitän!“ ſagte er unwillig, „ich weine nicht dieſer Lappalie wegen; aber ſehen Sie dort hin, mein armer, armer Herr!“

Capitän Pignon ſah nach der angedeuteten Seite. An dem knorrigen Stamme einer alten Mimoſe mit dem Haupte angelehnt, den Säbel in der feſtgeſchloſſenen Fauſt, lag der Lieutenant Gauthier ſtill und bleich; er ſchwieg, ſo wie es ſeine Gewohnheit war, für immer. Der Schuß aus dem Rohre eines Kabylen war ihm mitten durch die Bruſt gegangen. Auf dem Mumiengeſichte des Capitäns zuckte eine ſeltſame Rührung, indem er halb vor ſich hinſagte: „Schade um ihn; ’s war zwar ein gar ſchlechter Geſellſchafter, aber ein treuer Kamerad.“

„Laſſen Sie ihn ſchnell begraben!“ rief der Officier der Chaſſeurs, „denn wir müſſen uns auf die Diviſion zurückziehen, und es iſt doch nicht billig, daß ein braver Officier von den Schakals gefreſſen wird.“

„Sie haben Recht,“ ſagte der Capitän, indem er die Uniform des Erſchoſſenen aufknöpfte, um die Wunde zu unterſuchen; bei dieſer Gelegenheit fiel aus der Bruſt ein Buch heraus. Der Capitän öffnete dasſelbe. „Hm!“ ſagte er, „ein Buch mit deutſchen Gedichten, und hier eine verwelkte, blaue Blume; es ſind doch närriſche Kerle, dieſe Deutſchen.“

„Laſſen Sie mir das Buch als Andenken!“ flehte der junge Tambour.

„Pah! Perrin! kannſt nicht einmal franzöſiſch leſen; was wollteſt Du mit dem Deutſchen anfangen? das Buch war dem Lieutenant theuer, wie es ſcheint, wir wollen es ihm laſſen. Hier iſt etwas Beſſeres für Dich.“ Und großmüthig überließ er dem Tambour die goldene Sackuhr des Lieutenants; die Freude über dieſes Geſchenk paraliſirte bei dem guten Perrin den Schmerz über den Tod ſeines Herrn. Im nächſten Augenblicke wirbelte er luſtig auf ſeiner Trommel und rief die Compagnie zuſammen. Dieſe ſtellte ſich, wenn auch mit einigen, durch die Kabylen veranlaßten Lücken, in Reih' und Glied, die Zimmerleute gruben ein Grab, in dieſes ward der Lieutenant Gauthier mit ſeinem Buche auf der Bruſt gelegt, und vom Capitän commandirt, donnerten über den geſchloſſenen Leichenhügel drei Ehrenſalven hinweg. Dann zogen ſich die Franzoſen zurück.

Dort am einſamen Ufer der Flittas, im Sande der Wüſte, überſchattet von Mimoſen und Aloen, ferne von der Heimat, der unendlich Geliebten, modert einſam ein deutſches Herz, dem im Leben das Glück nur einmal, aber viel zu kurz, gelächelt. Der Samum der Wüſte haucht über das Grab, der hungrige Löwe ſchleicht vorüber; Keiner im Vaterlande denkt an ihn, Keiner weint um ihn; das gewöhnliche Schickſal eines deutſchen Dichters!

Theaterrede.

Von Franz Dingelſtedt

(Dieſer Prolog wurde im Haustheater S. k. H. des Kronprinzen vor der Aufführung einer Faſtnachtspoſſe („Genoveſa") von dem Verfaſſer geſprochen.)

Willkommen heißt Euch an des Hauſes Schwelle
Nach altem Brauch, Verehrte, der Prolog.
Er bittet, eh' des Scherzes buntes Spiel
Euch in des Märchens Reich hinüberlockt,
Ein freundlich Ohr erſt ſeinem Ernſt zu leihen.

[illegible] einem Faſtnachts-Stück ſeid Ihr geladen,
Obgleich der Aſchermittwoch ſchon vorüber,
Obgleich aus Winters graubedeckter Maske
Verheißungsreich mit den entwölkten Augen
Und naſſen Locken lauſcht der Knabe Frühling.
Wir aber zieh'n, als Faſchings Epigonen, —
Er ſelber ließ ſich dürftig bei uns ſehen, —
Auf Theſpis Karren laut und jubelnd ein
Und bauen, während ſtaatliche Debatte
Und lauter Kampf anſchwellend uns umbrauſt,
In Räumen des geliebten Königsſohnes
Und unter Seines Namens gold'nem Schutz,
Gleichwie auf einer abgeſchied'nen Inſel,
Dem Spiel des alten Momus eine Hütte

Herein nun ſonder Scheu und mit Vertrauen,
Wer an der Jugend Werk ſich noch ergötzt,
Wer nicht in Actenſtaub ſo ganz vergilbte,
Im ehernen Dienſt des Amtes ſo verroſtete,
Auf weichem Lotterbette ſo verdumpfte,
Daß ihn kein Witz mehr weckt, kein Scherz erquickt.
O gönnt ihn uns, vergönnet ihn Euch ſelbſt!
Und wähnet nicht, daß mit des Jünglings Würde,
Der einſt die Krone dieſes Landes trägt,
Daß mit der Sendung Seiner Freund' und Diener
Das leichte Gaukelſpiel ſich ſchlecht vertrage,
In dem ſie heut' verkleidet ſich ergehen.
Nein, wollet es dem edlen Haupte danken,
Daß, für den gold'nen Reif vorherbeſtimmt,
Es nicht verſchmäht den heit'ren Kranz zu tragen,
Mit dem geſell'ge Luſt ſich roſig ſchmückt.
Und wenn Euch, unter Roſen ſanft verſteckt,
Je dann und wann ein Dörnlein Wahrheit ſchreckt,
So zürnet nicht als leicht verletzte Krittler
Und laßt dem neuen Spaß ſein altes Recht.
Der Scherz muß frei ſein, ſonſt iſt er kein Scherz;
Geflügelt hüpft er über alle Schranken
Und liebt ſogar zu ſtreifen jene Gränze,
Wo ſich Erlaubtes ſcheidet von Verwehrtem.

Damit nun unſ're Vorred' länger nicht
Und ſchlechter ſei als unſ'rer Hörer Nachred',
Verſchwindet von der Scene der Prolog.
Muſik, beginne deine Zauberlieder,
Noch einmal, Vorhang, gehe ſtill hernieder:
Im Mittelalter ſehen wir uns wieder!

In das Stammbuch einer Dichterinn.

Von Grillparzer.

Jung, ſchön und reich
Und dennoch Dichterinn?
In Wünſchen und im Singen
Strebt ſonſt man nur nach Dingen
Die man noch nicht beſitzt.
Du haſt, was Menſchen haben,
Die höchſten Schickſalsgaben,
Des Wirklichen Gewinn; —
Und dennoch Dichterinn?

Liebesbriefe an J—phine.

Von Heinrich Landesmann.

Mir iſt Dein Aug', das wunderbare,
Noch eine unerforſchte Welt,
Ein tiefer See, den eine klare,
Verſchwieg'ne Mondesnacht erhellt.

Mir ſcheint auf dieſem See zu gleiten
Ein märchenhafter Nixentanz,
Von fernen Himmelsſeligkeiten
Ein rückgeſtrahlter, ird'ſcher Glanz.

Ich ſeh' drin Deine Seele irren,
Wie ſehnſuchtsvoll ſie Träume ſpinnt
Und wandernd durch des Lebens Wirren
Auf eine ferne Heimat ſinnt;

Wie ſie das ſchöne Bild vergebens
Erſchauen will im Erdenraum,
Das duft'ge Blüthe ihres Strebens,
Das ihrer Ahnung Wonnetraum.

Beglückt, wen einſt dies wunderbare,
Dies ruheloſe Aug' durchglüht,
Daß es den Lenz ihm offenbare
Der tief in Deiner Seele blüht!

Daß es in ihm, entſlammt zum Leben,
Dein träumeriſches Ahnen ſeh',
Daß Aug' in Auge mag verſchweben
Zu einer Liebe ew'gem Weh!

Nur aus der Ferne darf ich Dein gedenken
Und muß die Gluten ſtill in mich verſenken.

Das Leben ſpannte Klüfte uns zu trennen,
Ob wir auch ſeelentief vereint uns nennen.

Kein Hoffnungsſtrahl darf meinem Herzen leuchten
Und ſelbſt die Thräne kaum mein Auge feuchten.

Doch wilder Schmerzen Nacht, die in mir wühlen,
Durchdringt als lichter Strahl das ſel'ge Fühlen:

Daß kein Geſchick, kein Trennungsweh zerriſſen
Die Seligkeit, — von Deinem Sein zu wiſſen!

[illegible] keine Qual vermochte zu gefährden
Mein tiefes Glück: — daß Du nur lebſt auf Erden!

Süßer, heil'ger Frühlingsabend!
Da ich Dich zuerſt geſeh'n,
Ganz von Strahlen übergoldet,
Unter grünem Laubdach ſteh'n!

Als die Sonne ſchied, Dich küſſend,
War's, als leuchte auf mein Glück,
Eh' es ſank, für alle Zeiten
Scheidend, in die Nacht zurück!

Doppelreiz.

Von Ludwig Koller.

Laſſ' von meinem Liede Dich grüßen,
Reizendes Weſen, ſo fremd und — verwandt;
Sei Du mein Liebchen, ſo will ich Dich küſſen,
Willſt Du mein Bruder ſein, — reich' mir die Hand!

Feſt und feurig wie männlicher Wille
Klingt Deiner Rede gebietender Laut,
Und doch flehen die Augen ſo ſtille,
Was ſich der Mund nicht zu ſagen getraut.

Schüttelſt Du auch die wallenden Locken,
Wenn Dich ein Blick um Liebe befragt,
Stammelt Dein Herz doch ſüß erſchrocken,
Was Dein Haupt zu verneinen gewagt.

Ja ich glaub' es, das Veilchen im Mooſe
Pflegſt Du mit ſcheuer, liebender Hand,
Aber die flammende, prächtige Roſe
Wirfſt Du mit ſchwellendem Stolz in den Sand.

Orgelklang im Liebesgeflüſter,
Mannesſchwur im Kindergebet,
Wolkengebilde, das ernſt und düſter
Mitten im roſigen Abendgold ſteht.

Laß von meinem Liede Dich grüßen,
Reizendes Weſen, ſo fremd und — verwandt;
Sei Du mein Liebchen, ſo will ich Dich küſſen,
Willſt Du mein Bruder ſein, — reich' mir die Hand.

An Meyerbeer.

(Zum 29. December 1848.)

Von Bauernfeld.

Die Deutſchen han ein Ding erfunden,
Gar wunderſeltſam ausgedacht;
Das Ding heißt Deutſchland — feſt verbunden
Zu Einer großen Völkermacht.
Alt iſt die Welt, die Weltgeſchichte —
Ein ideales Volk iſt neu;
Klingt's Dir wie Märchen im Gedichte,
Sie halten d'ran zuſammen treu.

Ich meines Theils bin für's Reale,
Was greifbar iſt in Haus und Staat —
Allein das echte Ideale
Trägt, mein' ich, noch reelle Saat.
Ein Volk muß ſich zum Volk erheben,
Wenn's noch ſo lang privatiſirt —
Und nach der Völkerſchlacht hat eben
Das Deutſche ſich realiſirt.

Ein neues Wiſſen ward geboren,
Das in der Dinge Weſen greift,
Kein Grübelwerk gelehrter Thoren,
Das kritiſch in der Irre ſchweift.

Den alten Schutt hinweg zu ſchaffen
Iſt manch ein Wackerer bemüht;
Hell glänzen da des Geiſtes Waffen,
Die Herz entquoll'ne Rede glüht.

Und auch die Kunſt bleibt nicht zurücke:
Sie baut aus Wort und Farb' und Ton
Sich jene bunte Zauberbrücke,
In's Leben führend -- nicht davon.
Es ſchlingt beim Streben zum Realen
Um alle Kräfte ſich ein Band:
Im Singen, Meißeln und im Malen
Erſchafft man mit ein Vaterland. —

So wend' ich mich an einen Meiſter,
Wie in der Zeit kein Zweiter lebt,
Der kühn beherrſcht der Töne Geiſter,
Und Schätze des Geſanges hebt.
Und beugt der Welſche ſich, der Franke,
Dem Genius in ſeiner Bruſt,
Erfüllt den Landsmann der Gedanke:
„Der Mann iſt unſer!“ reich mit Luſt.

Der Mann iſt unſer — und die Großen,
Die ihn erwärmt mit Götterhauch,
Die ihm das Reich der Kunſt erſchloſſen:
Mozart, Beethoven, ſind es auch.
Darum bedenk', Du Auserkor'ner,
Der in der Weltſtadt thront und ſchafft,
Bedenk', Du biſt ein Deutſchgeborner:
Ein Theil von uns iſt Deine Kraft.

Du aber ſelbſt und Deine Werk'
Sind unſer Ruhm und unſer Stolz;
„Ein' feſte Burg" iſt unſ're Stärke —
Das war ein rechter Sangesbolz! —
Es lehren unſ're guten Alten:
Freiſchaffend, ohne Volksverband
Muß ſich die reine Kunſt entfalten —
Der Künſtler hat kein Vaterland. —

Ich aber mein': Wo im Gemüthe
Ein Keim des Schaffens ſich bewegt,
Er treibt nur da zur vollſten Blüthe,
Wenn er im Volksherz Wurzel ſchlägt.
Ein Künſtlergeiſt muß ſich verbreiten
Friſch in die Welt, ſo reich und weit;
Dann wieder ſammelt er bei Zeiten
Sich in der trauten Einſamkeit.

Und wie ihm Bilder und Gedanken
Aufdämmern loſe, ohne Halt —
Harmoniſch faßt er ſie in Schranken,
Die Heimat ballt ſie zur Geſtalt.
Wir, die wir Kleines nur vollbringen,
Wir tragen unſer Scherflein bei,
Und wenn wir dichten, wenn wir ſingen,
Geſchieht's im Geiſt, der deutſch und frei.

Du, dem das Größte iſt gegeben,
Entzieh' Dich unſerm Kampfe nicht,
Vereine Dich mit unſerm Streben:
Das Lied befreie, das Gedicht!

Befrei' es von den Schnörkeleien,
Gib ihm die ſtarke Melodie,
Befrei' es von den Künſteleien
Krank überlad'ner Harmonie.

Sag's doch den guten alten Leuten:
Die Kunſt ſchlingt ein reelles Band,
Den Brettern, die die Welt bedeuten,
Erſchaff' ein deutſches Vaterland.
Gib uns ein Werk, das uns gehöre,
Du Herrſcher in der Töne Reich,
Geuß deutſchen Geiſt in Liederchöre,
Und bleibe — ſchön und wahr zugleich!

Gedichte

von Betty Paoli.

I.

In der fremden Stadt ein Gaſt
Steh' ich ſinnend, traumverloren,
Still bewegt vor dem Palaſt,
Wo die Mutter Dich geboren.

Hier iſt's, wo auf's Haupt des Kind's
Freudenthränen niederthauten,
Dieſe Marmorwände ſind's,
Die des Knaben Spiele ſchauten.

Hier in dieſem Ahnenſaal
Fühlteſt ſtolz Dein Blut Du wogen,
Durch dies ſchimmernde Portal
Biſt Du in die Welt gezogen.

In die Seele flüſtert mir
Unausſprechlich ſüßes Bangen,
Daß von dieſer Schwelle hier
Einſt mein Schickſal ausgegangen.

II.

Des Südenhimmels gold'ne Sterne glühten
In heitrer Pracht,
Durch's offne Fenſter wehte duft'ge Blüthen
Die Sommernacht.

Des Brunelleschi ſtolzer Prachtbau ragte,
Ein Marmorwall,
In Boboli's tiefſchatt'gem Haine klagte
Die Nachtigall.

Die Schönheit ſelber ſchien ſich zu entſchleiern
Und nah und fern
Des Iſisbilds Enthüllung mitzufeiern
So Blum' wie Stern.

Der Feier ſolcher Nacht ſich zu vermählen
War würdig nur
Entflammter Geiſter, liebdurchſtrömter Seelen
Lautloſer Schwur.

III.

Um meine Gondel koſt der Wind
Und macht die Wellen ſpielend ſchäumen,
Sein Geiſterhauch umweht mich lind;
Ich denke: Alſo muß ein Kind
In ſeiner Wiege ruh'n und traumen.

Die Gondel trägt mich weit hinaus
Nach mondbeglänzten Meeresräumen,
Und bei der Wellen leiſem Braus
Denk' ich: So mag's im letzten Haus,
Im Sarg, ſich wonnig ruhn und träumen.

Die Brautwerbung.

Von Ludwig Scheurer.

An einem heiteren Sonntagmorgen entſtieg der junge Kaufherr Karl von Wien einem leichten Fuhrwerke, da es damals noch keine Eiſenbahnen gab, auf dem Platze eines großen Ortes N. nahe der Gränze von Steiermark. Er ging nach dem ſchönen Gaſthauſe, welches der Kirche gegenüber lag, und ſchritt in das erſte Stockwerk hinauf, um dort ein gemüthliches Pfeifchen zu ſchmauchen und ein Schälchen Kaffee zu ſchlürfen, während die Pferde ihrerſeits auch durch Raſt und Fütterung erquickt wurden. Der Kaufherr, ein hübſcher Mann von ungefähr dreißig Jahren, welcher ein blühendes Geſchäft beſaß, öffnete in dem behaglichen Bewußtſein, daß er für einige Tage das Joch ſeines Standes abgeſchüttelt habe die grünen Jalouſien und lehnte ſich bequem aus der Fenſteröffnung hinaus, um ſich den Platz und das Treiben auf demſelben zu betrachten. Wie der lebensfrohe Städter ſo vergnüglich hinunter ſchaute, da ward ihm gar ſüß und wohl zu Muthe, und lachte ihn, Alles, was er ſah, ſo freundlich an, und klang Alles, was er hörte, ſo freundlich an ſein Ohr, daß er ſich zeitlebens nicht einer ſo frohen Gemüthsſtimmung erinnern konnte. Von der ſchönen Kirche, deren Thürme von lichtem Sonnenſtrahl prächtig bemalt wurden, tönte erhebendes Glockengeläute herüber, und die Dorfbewohner, meiſtens wohlhabende Leute, wie aus ihren ſtattlichen Feſtkleidern, meiſtens zufriedene Menſchen, wie aus ihren lächelnden Mienen und freundſchaftlichen Begrüßungen zu erkennen war, eilten mit

Gebetbüchern verſehen dem Gotteshauſe zu, vor welchem im Halbkreiſe Acacien, Linden und Pappeln den Raum für jene Andächtigen einſäumten, die bei großem Andrange zuweilen nicht mehr in das Innere des Gebäudes gelangen konnten. Aber unter den Wallern nach der Kirche gab es manche Geſtalten, welche den Blick des Wieners beſonders feſſelten. Liebliche Mädchen, von ſchlankem Wuchſe und milden Geſichtszügen, aus denen Jugend und Tugend hell zu ihm aufflimmerten, und ihn, der in ſeiner Sorgloſigkeit an das Beten gar nicht gedacht hatte, mit den Gedanken erfüllten, welch' ein Juwel Andacht und Frömmigkeit dem jugendlichen Herzen wären. Er verließ ſein Zimmer, befahl dem Kutſcher ſich bereit zu halten, nach Beendigung des Gottesdienſtes weiter zu fahren, und ſchritt nach dem Gotteshauſe. Er ſchämte ſich faſt, als er eintrat und bemerkte, daß er der Einzige wäre, welcher kein Gebetbüchlein bei ſich habe; das hinderte ihn jedoch nicht vorwärts zu gehen und den ſchönen Beterinnen, die bereits in den Stühlen ſaßen oder knieten, beim Vorübergehen verſtohlen in das Antlitz zu ſchauen. Da dachte der Städter ſo recht heimlich in ſeinem Innerſten, daß es gar nicht unangenehm ſein könnte, mit dieſen anmuthigen Mägdlein ein Stündlein zu verplaudern, oder ein raſches Tänzchen zu machen, oder traulich am Abende vor der Hausbank unter dem Dufte einer weitäſtigen Linde zu ſitzen, und was dergleichen weltliche Wünſche mehr waren. Aus ſeiner Erinnerung ſchwanden die coketten und gezierten Fräulein der Reſidenz wie bleiche Geſpenſter, und eine ſanfte Wärme zog ein in ſein Herz, das von Empfindungen und ſüßen Ahnungen geſchwellt wurde. Als er aber noch weiter langſam und geräuſchlos vorwärts ging und ſeine Augen nach einem Betſtuhl ſendete, in welchem neben alten Frauen ein Mädchen ſaß, da war ihm, als ſchlüge ein Blitz in ſeine Seele, als öffne ſich der Himmel, und er thue einen klaren Blick in ſeine ewigen Wonnen. Sein Herz wallte auf von unnennbarem Entzücken, ſeine Augen wurden feucht und eine innere Stimme rief ihm zu (er glaubte, ſie käme von oben): „Die wird Dein Weib!“

Wie feſtgewurzelt ſtand er auf dem Flecke, welchen ſeine Füße eben bedeckten; doch kam es ihm nicht in den Sinn, die Andächtige durch unzartes Gaffen zu beläſtigen. Er ſelbſt hatte ja unbewußt die Hände zum Gebete gefaltet und er ſchickte ſo heiße und innige Bitten in dem Drange ſeiner Gefühle zu dem Allmächtigen empor, wie er noch nie gethan hatte. Seine Andacht wurde dadurch noch mehr befördert, wenn er nicht widerſtehen konnte, zuweilen mit großer Behutſamkeit nach der reizenden Beterin zu ſchauen. Sie war ſo verſenkt in Frömmigkeit und Gottesverehrung, daß ſie ihm eine Heilige zu ſein dünkte und das Beiſpiel ihrer Geiſteserhebung ihn mächtig zur Nachahmung ſtimmte. Er betete für ſie, als ob ſie ihm ſchon angehöre für das ganze Leben, er flehte vom Himmel des Glückes reichſten Segen für ſie, die gar nicht ahnte, daß neben ihr ein Herz in Liebe zu ihr entbrannt wäre. — Und ſie war ſo ſchön! Wie glühte das ſchwarze Auge, wenn ſie zu dem Hochaltar emporſchaute, wie lagen die langen, dunklen Wimpern ſo ſchön auf den weißen, leicht gerötheten Wangen, wenn ſie wieder in dem Gebetbuche weiter las! Wie ſchmiegte ſich das rabenſchwarze Haar, zierlich geſcheitelt, zu beiden Seiten der ſanft gewölbten Stirne! Das feine Näschen war ſanft gebogen, der kirſchenrothe Mund, wie lieblich flüſterte er die Worte aus dem Andachtsbüchlein! Wie ſaß die koſtbare Goldhaube auf dem kleinen Köpfchen, das wieder auf dem feinen Hälschen ſich wiegte, wie eine reiche Aehre auf ſchwankem Stiele! Und das kleine Händchen und der kleine, kleine Fuß! Ja, der Städter hätte trotz ſeiner Andacht noch viele andere Reize entdeckt, würde ſich nicht, zufällig oder abſichtlich, ein Burſche aus dem Orte zwiſchen ihm und ſein Ideal geſtellt haben. Karl war ſo gottesfürchtig geſtimmt, daß er dieſe unwillkommene Wand nicht voll Aerger aufnahm, ſondern vielmehr einen Wink des Zufalls darin ſah, der ihm die aufmerkſame Beiwohnung des Gottesdienſtes erleichtern wollte, und ihn zugleich belehrte, was in der Kirche ziemlich oder unziemlich wäre. Dennoch athmete der Städter freudig auf, als das feierliche Amt zu Ende war, und folgte ſeiner Auserwählten ſo nahe, als er es für rathſam hielt, um kein Aufſehen zu erregen. Mit ſorgſamen Blicken behielt er ſie im Auge, als ſich vor der Kirche die Menge der Kirchengänger in einzelnen Schaaren nach den verſchiedenſten Richtungen zerſtreute. Sie ging mit noch anderen hübſchen Mädchen an dem Platze hin und ſchlüpfte in ein Haus hinein, welches den äußeren Abzeichen nach das Beſitzthum eines Seifenſieders ſein mochte. Alſo eines Seifenſieders Tochter! Das gefiel dem Städter nicht übel, denn ſo wenig er bisher daran gedacht hatte, ob ſeine Erkorene das Kind reicher Eltern wäre, ſo freute ihn jetzt doch dieſe Entdeckung, da er gar wohl wußte, daß beſonders auf dem Lande die Müller, Fleiſchhauer, Bäcker und Seifenſieder gewöhnlich ſehr wohlhabend wären. Als die Huldin von ihren Begleiterinnen Abſchied nahm, ſo hörte er, wie ihr die Eine zurief: „Nannerl, um 4 Uhr komm' ich zu Dir!“ Ach Gott, wie glücklich fühlte er ſich, nun ſchon ihren Namen erfahren zu haben.

„Nannerl heißt ſie alſo!“ rief er begeiſtert aus. „Wie lieblich das klingt! So einfach, ſo traulich! Wie abſcheulich, kalt und ceremoniös iſt dagegen Nina! Anna! Alſo Nannerl! Ach, das freut mich wirklich, daß ſie gerade dieſen Namen hat. Es zeigt dies, wie patriarchaliſch es in ihrem Hauſe zugehen mag. Ja, dieſe Landnamen ſind ganz etwas anderes, als die fremdartigen Namensmoderniſirungen in der Stadt, bei denen man kaum unterſcheiden kann, was Tauf- und Zuname iſt. Und gut muß ſie ſein, und luſtig und brav und geſcheid! Alles, Alles liegt in dieſem köſtlichen Nannerl!“ Wer weiß, was der verliebte Kaufherr noch Alles aus dem Namen ſeines Ideals an Tugenden herausgefunden hätte, wäre ihm nicht bei einer Wendung ſeines Kopfes ſein Reiſewagen in die Augen gefallen, welcher auf der andern Seite des Platzes vor dem Gaſthauſe mit den bereits abgefütterten und aufgezäumten Roſſen ſtand. Da fiel es ihm erſt ein, daß in dieſem Orte ſeines Bleibens nicht wäre und daß der gemiethete Wagen ihn eiligſt nach Graz entführen ſollte. Das zerſtörte für den Augenblick alle ſeine Romantik und Schwärmerei; aber ein ſo feuriger Liebhaber, wie unſer Held, war bald mit einem Entſchluſſe fertig. Er begab ſich zu dem Kutſcher, der bei Karls Annahen zum Wagen ſprang, ihm den Kutſchenſchlag öffnete und ſich bereit hielt, ihm dienſtfertigſt beim Einſteigen behilflich zu ſein. Aber groß war des Pferdelenkers Erſtaunen, als ſein Paſſagier, der ihm vor einer Stunde Promptheit und Schnelligkeit eingeſchärft hatte, erklärte, daß er jetzt nicht, ſondern erſt Nachmittag oder am nächſten Morgen weiter fahren wolle. Der Kutſcher ſchüttelte bedenklich das Haupt und ſagte: „Beſter Herr, das geht nicht; ich muß morgen Abends bei meinem Herrn in Graz eintreffen, da ich am Dienſtag mehre Paſſagiere nach Marburg zu führen habe.“ Karl verſuchte gute Worte, bot ein gutes Trinkgeld, doch die Fuhrmannsſeele blieb unerbittlich, und der Erſtere mußte in Gottes Namen den Kutſcher und den bis Graz bereits erlegten Fuhrlohn fahren laſſen, um die Bahn nicht zu verlieren, welche ihm ſein Herz ſo plötzlich und unerwartet gezeigt hatte. Sein Gepäck wurde daher von dem Wagen genommen, er miethete ſich ein Zimmer in dem Gaſthauſe, kleidete ſich mit Sorgfalt um und begann hierauf Streifzüge in die Nähe des Hauſes, welches ſeine Geliebte beherbergte. Er bemerkte den Verkaufsladen theilweiſe geöffnet, und hui! war er dort und zog an der Klingel. Alsbald erſchien an dem Fenſter ein allerliebſtes ſchwarzes Köpfchen, nach ſeinem Begehr zu fragen. Karl, eine unverdorbene Natur, und nicht gewohnt nach Städterart allen Mädchen, mit denen er zuſammentraf, die Cour zu ſchneiden, ſtarrte die Schöne ziemlich albern an, welche ſchnell wieder den Fenſterflügel ſchließen wollte, da ſie keine Antwort erhielt und das Angaffen des fremden Herrn nicht dulden mochte. Karl ermannte ſich bei dieſer drohenden Gefahr und rief: „He, he, bitte, bitte! ein Pfund feine Seife.“ Die hübſche Verkäuferin langte ein Stück von dem Verlangten aus einem Geſtelle herab und beſchäftigte ſich, ohne dem Kunden einen Blick zu ſchenken, damit, die Seife in ein ſauberes Papier zu wickeln. „Mit dieſer Seife werd' ich ſchön werden," hob der verliebte Kaufmann an, um ein Geſpräch einzuleiten, „da ſie mir von ſo zarten Händen gereicht wird."

Die Tochter des Seifenſieders blickte den Sprecher mit ihren dunklen Augen groß an, dann warf ſie ſchnell das Papier weg, legte die Seife wieder an ihren Ort und ſagte ſchnippiſch, indem ſie das Fenſter ſchloß: „Kaufen S'Ihna lieber in der Stadt ein Seif', da werd'n S' noch ſchöner!"

Karl wurde von dieſer kurzen Abfertigung höchlich überraſcht und, als er durch das zugemachte Fenſter in den Laden ſchaute, ſo gewahrte er, wie ſeine Auserwählte ſtürmiſch durch eine Thür in das Innere ihrer Wohnung trat. Nun war's vorbei mit einem weiteren tête-à-tête und der Städter entfernte ſich unmuthig von der Schwelle des Gewölbes. Nach einigen Schritten ſchwand jedoch ſein Unmuth und machte anderen Gedanken Raum. Ja, endlich freute es ihn ſogar, daß er ſo kategoriſch abgewieſen worden ſei, denn er überlegte, daß es doch nicht einem ſittſamen Mädchen zu verargen wäre, wenn ſie ſich mit einem Fremden nicht gleich ſo ohne Scheu in eine Unterredung einließe. Freilich, meinte er dann wieder, daß er keinem hergelaufenen Abenteurer gleich ſähe, daß er ſich nicht keck und zudringlich benommen, und daß ſein Aeußeres wenn auch nicht einen hübſchen, dennoch einen ordentlichen und beſcheidenen Mann verriethe, und es wäre kein Verbrechen geweſen, ſeinen freundlichen Worten eine geringere Feindſeligkeit entgegenzuſetzen. Allein die vielfältigen Anſichten, welche Karl über das ihm geſchehene Unrecht hegte, fruchteten ihm nichts: die Pforte des Paradieſes, der Fenſterflügel, war zugefallen und hatte eine nicht zu verletzende Scheidewand zwiſchen ihm und dem Gegenſtande ſeiner Gefühle aufgethürmt. Betrübt kehrte er nach dem Gaſthofe zurück, und wäre die Landkutſche noch dageſtanden, er hätte vielleicht in der Troſtloſigkeit, mit welcher ihn das Fehlſchlagen ſeines erſten Verſuches mehr und mehr erfüllte, ſeine Weiterreiſe raſch fortgeſetzt. Grübelnd ging er wieder in ſein Zimmer, elnd beſtellte er ein Mittagmahl; er grübelte vor der Suppe, dem Rindfleiſch, vor dem Braten, vor dem Salat, welche ſen faſt unberührt von ſeinem Munde abgetragen wurden, — elnd ſchlürfte er den edlen Ruſter, — es half nichts: all ſein beln und Sinnen zeigte ihm keinen Ausweg aus ſeiner fatalen . Zweihundert Schritte von ihm ſtand das Haus, in welchem Huldgöttin wohnte, dennoch war er ihr ſo ferne, als ſäß' er einer Inſel im atlantiſchen Meere. Melancholiſch ergriff er dem Eſſen ſeinen Spazierſtock, um vielleicht beim Herum dern außerhalb des Dorfes auf einen guten Plan oder einen lichen Zufall zu ſtoßen. Und ſiehe da! kaum hatte er einen eingeſchlagen, der auf einen der waldreichen Berge führte, ren Schooße der Ort wohlgebettet lag, ſo begegnete er einem ne, den das gutherzige Ungefähr, gerührt durch Amor's Bitten, entgegenführte.

„Ei Herr Vetter!“ rief der Mann ihm zu und ſchüttelte dem uten bieder die Hand, „was machen denn Sie in unſerem ft?“

„Ich will nach Graz reiſen,“ verſetzte der Kaufherr, „Geſchäfte r.“ Der Mann war ein Bürger aus dem Orte, welcher bei l in der Stadt ſchon öfters Einkäufe gemacht hatte; dieſen aber in ſeiner romantiſchen Planmacherei ganz vergeſſen, daß Kundſchaft hier anſäßig wäre. Eine Frage gab die andere, **Karl**, der ſich von dem offenen und freimüthigen Charakter s Bekannten freudig erregt fühlte und nebſt ſeiner Schüch eit die Geradheit und den Biederſinn der Wiener im vollſten e beſaß, vertraute dem wackern Bürger die Abenteuer des mittags in einfachen Worten, zuweilen nur in begeiſterte Phra usbrechend, wenn er den Liebreiz der ſchönen Seifenſieders r ſchilderte.

Der Landbewohner lächelte, als er den „Stadtherrn“ ſo warm einem ſeiner Nachbarskinder reden hörte, und horchte ihm zu, bis dieſer eine Pauſe machte; dann ſah er ihm in das

Antlitz und ſprach: „Nun Herr Vetter und was wollen Sie mit dem Mädel thun?“

„Heiraten!“ antwortete Karl mit Raſchheit.

„Brav!“ erwiderte der Bürger „und geſcheid obendrein, denn das Mädel iſt rechtſchaffen, gut erzogen und kriegt noch ein Geld auch mit. Gegen Fremde iſt ſie freilich kurz angebunden, aber wenn ſie Jemanden näher kennt, ſo gibt's kein freundlicheres Mädel, als die Seifenſieder-Nannerl.“

„Ah, das Schnippiſche will ich ihr bald abgewöhnen,“ verſetzte der heiratsluſtige Städter und verſprach dem Herrn Vetter, welcher das Gewerbe eines Kürſchners trieb, einen anſehnlichen Dank, wenn er ihm noch heute den Eintritt in das Haus ſeiner Geliebten verſchaffen würde.

Der Kürſchner erwähnte der Strenge des Vaters und anderer Umſtände, welche es nöthig machten, mit Vorſicht zu Werke zu gehen, um nicht neuerdings und dann gewiß für immer Alles zu verderben; doch die Ungeduld des Verliebten ſprang über die ihm gezeigten Berge wie über Maulwurfshügel hinweg, und der Pelzhändler fragte endlich den Herrn Vetter aus der Stadt, ob er etwa zufälliger Weiſe Jemand wüßte, der ein Seifenſiedergewerbe zu kaufen geſonnen wäre, da Papa Seifenſieder das ſeinige verkaufen wolle. Karl wußte in der That einen Bekannten in der Stadt, welcher ein ſolches Geſchäft auf dem Lande ſuchte, und ſie hatten bald einen trefflichen Plan verabredet. Der Bräutigam in spe nahm ſich jedoch die Bedingung aus, daß er zuerſt allein hingehen wolle, indeß der Herr Vetter Kürſchner in geringer Entfernung warten und im Nothfalle als Hilfscorps anrücken ſolle. „Ich will ihr zeigen,“ ſagte Karl im Vorgefühle künftiger Oberherrſchaft, „daß ich mich nicht vor ihr fürchte. Sie ſoll nicht glauben, daß ein Pantoffelheld um ihre Hand wirbt.“

Der Herr Vetter vom Lande machte anfangs einige Einwendungen gegen dieſen Beweis männlichen Muthes, doch gewährte er dann ſeinem Clienten die Befriedigung dieſer Grille.

Unter weiteren Beſprechungen kamen Beide in den Markt
ab und ſchritten an jener Seite der Gaſſe fort, auf welcher
Haus des Seifenſieders ſich befand, um nicht ſchon von Ferne
den Bewohnern desſelben entdeckt zu werden. Endlich blieb
ter Kürſchner ſtehen und ließ ſeinen Begleiter vorausgehen,
em er ihn nochmals ermahnte: „Herr Vetter, treiben Sie's
t zu arg, denn Alles iſt verdorb'n, wann die Nannerl ihren
f aufſetzt.“

Der Kaufherr ſchritt im Vertrauen auf ſeine gerechte Sache
ſeine Hilfstruppe muthig vorwärts und zog mächtig an
Glockenzuge bei dem Verkaufsladen des Papa Seifenſieder.
ſtellte ſich zur Seite, um nicht ſogleich geſehen zu werden,
es dauerte nicht lange, ſo wurde das Fenſter geöffnet und
ſchwarze Köpfchen ſah wieder heraus. Wie ein Pfeil ver-
and jedoch das Antlitz der Schönen, als ſie den Kunden von
mittag bemerkte, und ſie wollte haſtig das Fenſter ſchließen.
rl legte jedoch ſchnell ſeine Hand auf die Fenſterbrüſtung,
erte das Zuſchließen und ſagte, indem er die zornigen Blicke
r Erwählten mit Lächeln vergalt: „Schau' ich denn gar ſo
ſterlich aus, daß Sie vor mir davonlaufen wie vor einem
ber? Ein junges Mädel ſollte doch mehr Courage haben.“

Dieſe Rede machte die ſchöne Seifenſiederstochter etwas
ig und ſie entgegnete mit ziemlicher Gleichgiltigkeit: „Ich, mich
ten? Da irren Sie ſich gewaltig, aber die Stadtherren meinen,
önnt'n auf'm Land mit jedem Mädel ihren Spaß hab'n.“

„Ich, mein liebes Kind, hab' ſolche Späße nicht gern,“ er-
rte der Städter mit Treuherzigkeit, „und hab' ſie auch mein
ig nicht gemacht.“

„Nun, was wollten Sie denn hernach?“ gab das Mädchen
Antwort, von dem gemüthlichen Tone, in welchem Karl ge-
ben hatte,“ ſichtbar angezogen.

„Ich habe mit Ihrem Herrn Vater ein Wort zu reden,“ ver-
der Kaufmann.

„So?“ ſagte Nannerl mit verzogenem Munde, „Vormittag haben Sie ein Pfund Seif' wollen und Nachmittag möchten Sie mit dem Vater reden? Ah, dieſe Späße kennen wir ſchon; gehen Sie fort, ich bitte Sie. Der Vater iſt nicht daheim.“

Karl bemühte ſich vergebens die Holde zu bewegen, ihm das Hausthor zu öffnen, bis endlich Vetter Kürſchner, um den erfolgloſen Unterhandlungen ein Ende zu machen, zum Succurſe herbeikam. Verwundert ſah die ſchöne Nannerl drein, als ſie bemerkte, wie gut der Stadtherr mit ihrem Nachbarn bekannt ſei, und ein brennendes Roth der Verlegenheit übergoß ihre Wangen, während ihr derſelbe ſagte, daß der Herr aus der Stadt wirklich mit ihrem Vater eines Geſchäftes halber zu ſprechen habe. Alſogleich öffnete ſie die Thür und hieß die Beiden eintreten: der Vater wäre nicht zu Hauſe, wenn es aber dem fremden Herrn beliebte zu warten, bis er käme, ſo möchte er ſich unterdeſſen die Zeit nicht lang werden laſſen. Sie ſelbſt aber rückte Stühle zurecht und gab von Allem freundliche Auskunft, worüber ſie befragt wurde; ja es verging keine halbe Stunde, ſo waren die zwei feindlichen, jungen Leute in ein heiteres Geſpräch verwickelt, welches zur Folge hatte, daß Karl wo möglich noch verliebter wurde, die ſpröde Nannerl aber ganz im Stillen die Meinung faßte, daß die Kundſchaft von Vormittag nicht gar ſo übel ſich mache. Nach geraumer Zeit kam der Vater, ein alter würdiger Mann, und Karl trug ſeine Geſchäftsangelegenheit vor. Während der Unterredung entfernte ſich Nannerl aus dem Zimmer, nicht ohne einen Seitenblick auf den Stadtherrn geworfen zu haben, der ihr immer beſſer gefiel. Kaum war ſie zur Thür hinaus, ſo änderte der Kaufherr ſeine Sprache und ging nach einer kurzen Einleitung ſeines pelzhändleriſchen Advocaten auf den eigentlichen Zweck ſeines Beſuches über. Der beſonnene Greis wunderte ſich ſehr ob dieſes raſchen Entſchluſſes, doch die Erklärungen Karls über ſeinen Stand und ſeine Vermögensverhältniſſe, ſeine offenherzige Sprache und die Beſtätigungen von Seite des Nachbars beruhigten den bedächtigen Alten, und er ſagte, indem er den künftigen Schwiegerſohn bei der Hand nahm und ihn ernſthaft, aber wohlwollend anblickte: „Ich will das Glück meines Kindes in Ihre Hände legen, denn Sie ſind Ihrem Sprechen nach ein ſchlichter, redlicher Mann; ich mache Ihnen ſehr bald einen Beſuch in der Stadt, und wenn ich Alles ſo finde, wie Sie mir ſagen, ſo nenne ich Sie gerne meinen Sohn. Mein Weib iſt ſchon lange todt, und es iſt ein Troſt für mein Sterbebett, mein Nannerl gut verſorgt zu wiſſen.“

Der Stadtherr drückte ehrerbietig die Hand des würdigen Greiſes an ſeinen Mund und ſprach gerührt: „Ich hoff', daß wir Beide mit einander glücklich ſein werden.“

Hierauf fragte der Alte, ob er ſchon mit ſeiner Tochter darüber geſprochen. Als dieſes verneint wurde, ſo ſprach der greiſe Seitenſieder: „Ja das müſſen Sie mit meiner Nannerl ausmachen, denn da hat Sie ihren freien Willen. Übrigens glaub' ich, daß Sie ihr gefallen, weil ſie früher ſo lang im Zimmer geweſen iſt und jetzt auch ſchon wieder hereinkommt, und freundlich drein ſchaut, daß Sie noch da ſind.“

Der Kaufherr blieb mit ſeinem Herrn Vetter bis Abends hier und er mußte verſprechen, am nächſten Tage wieder zu kommen, da er erſt am Dinſtage weiter reiſen wollte. Nannerl gab auf das Geheiß ihres Vaters den Gäſten das Geleite durch den verhängnißvollen Kaufladen. Bevor Karl ſich trennte, flüſterte er ſeiner Geliebten ins Ohr: „Wiſſen Sie, warum ich eigentlich mit Ihrem Vater geredet habe?“

„Nun, vielleicht wegen des Gewerbsverkaufes?“ erwiderte Nannerl.

„Nein,“ ſprach Karl ſchalkhaft lächelnd, „es war von Ihnen die Rede; ich hab' Sie bei Ihrem Vater zu meiner Frau begehrt.“

„So?“ entgegnete Nannerl erſtaunt und die Hände kreuzend, „da erfahr' ich erſt etwas davon? Das iſt ſehr curios!“

„Sein Sie nicht bös', lieber Schatz!“ ſagte Karl mit einiger Gewalt ihre widerſtrebende Hand ergreifend, „der Vater hat mir nichts zugeſichert, ſondern mir geſagt, ich ſoll zuerſt mit Ihnen reden. — Das will ich jetzt thun,“ fuhr er in wachſendem Feuer fort, „und darum frag' ich: Nannerl, kannſt mich gern hab'n? In der Kirche hat mir's heut' unſer Herrgott g'ſagt, daß Du mein Weib werden wirſt, alſo ſag' g'ſchwind: gefall ich Dir auch?“

Ergriffen, überraſcht, durchtobt von neuen, allmächtigen Gefühlen ſchwand in dem ſchönen Mädchen jede Regung von Sprödigkeit und Stolz. Nannerl fand den jungen Mann, der um ihre Liebe und Hand warb, ſo liebenswürdig, ſeine Rede ſo einfach herzlich und gerade, daß ſie harmoniſch in ihrem Innern widerklang, daß das Kind des Landes und der Natur ohne weitere Überlegung ſich an die Bruſt des Städters warf und liſpelte: „Du g'fällſt mir und ich werd' Dich recht heiß und treu lieben. Komm nur morgen wieder, ich freu' mich recht d'rauf.“ Und blitzesgleich loderte in den beiden Liebenden ein und daſſelbe Verlangen empor, und wie die zwei ſich anziehenden Pole genäherter Magnetſteine fuhren ihre Lippen an einander und hafteten in dem Glutenkuſſe erſter Liebe feſt zuſammen.

„Schaut, ſchaut!“ rief der Vetter Kürſchner verwundert über das ſchnelle Verſtändniß der jungen Leute, „die Lieb' fahrt mit Extrapoſt!“

Verſchämt floh Nannerl, eine „gute Nacht“ hauchend, in das Haus.

Der nächſte Tag war rauh und kalt, ein Gegenſtück des milden Sonntags, welcher Temperaturwechſel in Gebirgsgegenden zwar ſehr gewöhnlich, dem daran nicht Gewöhnten jedoch außerordentlich empfindlich iſt. Karln fiel dieſe unverhoffte Kälte trotz ſeiner heißen Liebe ſehr beſchwerlich und da er bei einbrechender Nacht ſeine Reiſe nach Graz fortzuſetzen beſchloſſen hatte, ſo begab er ſich am Nachmittage in ſeinem Reiſepelze zu ſeiner Geliebten, auf die Gefahr hin von derſelben ein Zärtling geſcholten zu werden. Doch Nannerl war von der Liebe ganz umgewandelt worden und lobte die Vorſicht ihres Bräutigams. Raſch entflohen in traulichen Geſprächen den Glücklichen mehre Stunden und es berührte ſie ſchmerzlich, als in der Abenddämmerung ein Bote aus dem Gaſthauſe anlangte und meldete, daß der Kaufherr bald hinüberkommen möchte, indem ſchon Alles zur Abreiſe bereit ſei und der andere Paſſagier, welcher die Fahrt bis Graz mitmache, ſchon in dem Wagen ſitze.

Der greiſe Vater entließ den ihm liebgewordenen Schwiegerſohn in spe mit reichem Segen und die Nannerl gab ihrem Verlobten diesmal ungeheißen das Geleite. Die Luft blies ſcharf her, als ſie mit Karl auf die Straße trat und huſch ſchlüpfte ſie unter den weiten Pelz ihres Geliebten und ſchlang inbrünſtig die Arme um denſelben. Der Städter, ſüß bewegt von dieſem traulichen Anſchmiegen ſeiner Braut, drückte ſie wonnig an ſeine Bruſt und wie leiſes Geplätſcher fallender Regentropfen ſäuſelten die getauſchten Liebesküſſe durch die ſtille Dunkelheit. Unter den Verſprechungen baldiger Rückkehr und ſtäten Angedenkens wurde endlich geſchieden und Karl eilte nach dem Reiſewagen, der mit ihm und ſeinem Reiſegefährten bald in die nächtige Gegend hinausraſſelte. Er hüllte ſich ganz in ſeinen Pelz und es dauchte ihn, daß er deſſen liebliche Wärme noch nie ſo angenehm gefunden habe als heute.

Karl trat ſeine Rückreiſe von der Hauptſtadt der Steiermark an, ſobald ſeine Geſchäfte beendigt waren, doch geſtatteten ihm ſeine Geſchäftsverhältniſſe in Wien nicht, in dem Orte ſeiner Liebe länger als eine Stunde zu verweilen. Die Verliebten benützten dieſe kurze Zeit mit dem löblichſten Eifer und machten einander ſo viele Liebesbetheuerungen und gaben einander ſo viele Küſſe und brachten Alles, was Wiederſehen und Liebescorreſpondenz betraf, ſo leicht in das Reine, wie es nur immer bei einem ſo gleichgeſtimmten und warmherzigen Liebespaare möglich ſein konnte.

In Wien traf Karl ſogleich Anordnungen eine Wohnung zur Aufnahme ſeines künftigen Weibchens herrichten zu laſſen; Nannerl's Ausſteuer an Hausgeräth und Wäſche harrte ſchon ſeit einem Jahre in dem väterlichen Hauſe der Erlöſung, ſomit ſtand der Vereinigung der Liebenden keine lange Verzögerung bevor. Der ſilberhaarige Seifenſieder machte ſeinem künftigen Sohne einen Beſuch in der Stadt und fand Alles nach ſeinen Wünſchen, die Ehepacten wurden beſprochen und in erwünſchten Einklang gebracht, und endlich nach mehren gewechſelten Briefchen, nach einigen kurzen Überraſchungsviſiten bei der ſchönen Seifenſiederstochter von Seite des Kaufherrn, der Hochzeitstag feſtgeſetzt. Der „Ehrentag,“ wie ſich Vater Seifenſieder ausdrückte, und die Trauung ſollten in dem Orte gefeiert werden, und das Brautpärchen ſah mit Ungeduld dem Tage entgegen, an welchem der Prieſter ihre Hände ineinander legen würde.

Während nun von beiden Theilen zur würdigen Begehung dieſes großen Feſttages die erforderlichen Anſtalten getroffen wurden, zog ſich über dem Haupte des argloſen Bräutigams ein ſchweres Ungewitter zuſammen.

Es iſt eine alte Sache, daß die Landleute gegen die Städter eine gewiſſe Abneigung haben, die aus Neid, aus Mißtrauen oder Scheu vor allem, ihrer Sphäre Fremdartigen entſteht, und um ſo höher ſteigt, wenn ein Stadtherr ſich in einer angeſehenen Familie ihres Kreiſes heimiſch machen will, da ſie es gar gut wiſſen, wie leicht der feiner Gebildete ſie verdrängt, und über dem freieren Benehmen desſelben ihre eigenthümlichen ererbten und angenommenen Manieren, Gewohnheiten und Gebräuche häufig leiden oder ganz unberückſichtigt bleiben.

In dem Markte gab es nebſt den Bürgersſöhnen auch junge Leute, deren Väter durch Ackerbau und Viehzucht zu bedeutenden Erwerbniſſen gekommen waren, und von denen Mancher ſeine Augen liebend und verlangend nach der ſchönen „Seifenſieder-Nannerl“ geworfen hatten.

Dieſe Bauernburſchen, welche auch mit den Bürgersſöhnen nicht in der beſten Eintracht lebten, weil dieſe in vielen Dingen, wie z. B. in der Kleidung, die Stadtbewohner nachzuahmen ſuchten, indeſſen ſie ſelbſt ihre Nationaltracht vorzogen, waren beſonders verdrießlich darüber, daß ihnen ein „kaſiger“ Städter ein ſolches Goldfiſchlein, wie Seifenſieders Töchterlein Allen bedünkte, entführen ſollte. Im Gemeindewirthshaus wurde lärmend darüber verhandelt und häufig dabei mit der Fauſt in den Tiſch geſchlagen, ohne daß dadurch beſonders viel bezweckt wurde. Manche verſuchten an ſchönen Abenden mit langen Gaſſelreimen, in denen die Städter lächerlich gemacht wurden, mit Maultrommel oder Citherſpiel das Herz der ſchönen Nannerl auf andere Empfindungen zu bringen. Wenn aber in des Seifenſieders Hauſe durch das Dunkel der Nacht eine weiße Geſtalt ſichtbar wurde und das Fenſterlein beim Öffnen klirrte, ſo war's nicht das holde Köpfchen des Töchterleins, welches herauslugte, ſondern das Silberhaupt des ernſten Vaters, vor dem ſie einen gewaltigen Reſpect hatten, da er auf dem Rathhauſe Sitz und Stimme hatte. Der Gefürchtete jagte dann mit wenigen Worten über die Frechheit, eine Braut mit ſolchen Ständchen zu beunruhigen, die Singenden und Muſicirenden eiligſt in die Flucht, deren Inneres in wachſendem Grolle aufſchwoll. So konnten es denn die erzürnten Burſche nicht hindern, daß der Tag der Hochzeit immer näher rückte, wozu überdies einen Anlaß zu großem Unmuth noch der Umſtand gab, daß ſowohl die Anknüpfung des Liebesverhältniſſes als auch die Brautwerbung ſelbſt ohne alles Aufſehen, ohne die herkömmlichen Förmlichkeiten geſchehen war, und nun auch bevorſtand, daß der „Stadtkaufmann“ mit Hintanſetzung der beſtehenden Gebräuche und Sitten ſeine Angetraute kurzweg nach der Stadt führen werde.

„Wås das "Stadtvolk treibt,“ hob ein kleiner, unterſetzter Burſche an, „als ob die ganz' Welt ihnen gehörte!“

„Daß aber der Alte das Alles leid't!“ warf ein Anderer ein.

„Mein je," ſagte ein Dritter, „der iſt in ſein Töchterl und ſeinen Schwiegerſohn vernarrt und laſſ't ſie thun, was ſie wollen. Dem Bürgermeiſter iſt's auch nicht recht, daß die Sach' ganz ohne Ordnung geht, aber was will er thun? Der Seifenſieder iſt reich und geht zu ſeinem Schwiegerſohn in d'Stadt, ſobald als er ſein Gewerbe angebracht hat."

„Ei mein!" fing der Erſte wieder an, „das genirt mich Alles nicht; wenn nur der ſacriſche Frack aus der Stadt d'Nannerl nicht kriegte, ich zahlte Allen, wie ihr da ſeidt, ſo viel Bier, Wein und Branntwein, als ihr nur verlangtet."

„Soll denn gar kein Mittel ſein?" fragte Einer, der eben einen vollen Humpen Wein auf einen Zug geleert hatte.

„Wiſſ't ihr was?" ſprach ein ſtämmiger Burſche, „paſſen wir ihm auf und prügeln ihn ſo lange, bis er ſagt, daß er die Nannerl nicht heiraten will."

„Das geht nicht," entgegnete derjenige, welcher das Freudengelage verheißen hatte, „der verklagt er uns, wir kommen in die Kotter und er heiratet die Nannerl dennoch."

„Dann gibt's nichts Anderes," antwortete der Stämmige, „wir müßten ihn höchſtens todtſchlagen, und das wollt' doch Keiner thun."

„Nein, nein!" ſchrien Alle durcheinander, „Räuber und ſo ſchlechte Kerls machen wir nicht, daß ſie uns vor Gericht ziehen könnten."

„Franzl und ihr andern Buben!" rief plötzlich ein Burſche, der ärmlicher als die anderen angezogen war, „mir fallt was Prächtiges ein. Da werdet ihr den Kaſigen gewiß los werden, ohne daß euch die Gerechtigkeit etwas anhaben kann."

„Nun, heraus, Lenzl, mit dem Trumpf!" ſagte der Beſtgeber, „kannſt Dir gleich im voraus ein Maßl einſchenken laſſen."

„So hört mir zu, ich will euch was Neues erzählen," begann der Angeſprochene. „Ihr wiſſ't, daß ich weit herumgekommen

n im deutſchen Reich, in Walſchland und Italien, wiſſt, daß
beim Militär war, es zum Vice-Gefreiten in kurzer Zeit ge-
acht, und wäre gewiß noch Corporal oder gar Feldwebel gewor-
n, wenn mir nicht im dritten Jahre meiner Dienſtzeit bei einem
anöver ein Kolbenſtoß das rechte Fußl ladirt hatte. Wann ich
er auch keine Schlacht mitgemacht hab', ſo hab' ich deswegen
ch viel mitgemacht, auf dem Marſch und bei der Einquartierung.
h weiß, wie's zugeht in der Fremde; da habt ihr gar keinen
egriff davon, ſo viel ich euch auch ſchon erzählt habe. So haben
B. die großen Herrn oft Streitigkeiten, wo ihnen die Advoca-
oder das Gericht nicht genug g'ſcheid iſt, daß ſie darüber ent-
eiden könnten. Z. B. Zwei verlieben ſich in Ein Madl. Da gab's
hl keinen Richter, der ſagen könnt': der oder der ſoll das Madl
'n. D'rum machen ſie die Sach' auf eine andere Art aus. Sie
au'n, daß ſie einander wo begegnen, ſchau'n einander giftig an
ſagen einander Grobheiten. Da ſchreit der Eine: „Ich ford're
nugthuung!" Der Andere ſag': „Gut!" und am nächſten Tag
der Früh' kommen ſie mit einigen Kameraden an einem abge-
enen Ort zuſammen, ein Jeder hat Piſtolen oder Degen bei
und da führen ſie mit einander Krieg."

Die zuhorchenden Burſchen lachen laut auf und ſchütteln
gläubig die Köpfe.

„Ja, lacht nur, ich ſag' euch, meiner Six! es iſt ſo, der Tro-
n Wein ſoll mir den Hals zuſchnüren, wenn's nicht wahr iſt.
iſt gerade ſo wie bei einer Schlacht, nur ſtatt zwei Armeen
blos die zwei Feldherrn da; da ſchießen ſie, meiſtens aber
hen ſie auf einander los, bis einer niederſtürzt und zu ſterben
ängt. Der, dem nichts g'ſcheh'n iſt, hat Recht und kann's Madl
aten."

„Hört, das Ding iſt doch recht närriſch! wie das den Leut'n
allen kann!" ſagte der Stämmige, „aber ſchlecht iſt's nicht;
n man auf Einen recht Gall hat, ſo ſtoßt man ihn zuſammen,

daß's nur ein Guſto iſt. He, Franzl! konnteſt nicht mit dem Stadtkrämer ſo Krieg ſpielen?"

„Nein! ich ſag' es, nur Niemanden umbringen," antwortete der Gefragte; „denn das iſt eine Todſünde und dann koſtet' es den Hals auch noch, wann's vor's Gericht kommt."

„Was ihr nur ſo zuſammenplaudert," redete der Erfahrene; „ſolch' eine Geſchichte nennen die vornehmen Leute ein' „Ehrenſach" und die geht Niemanden an."

„Ein' Ehrenſach?" ſprach der Stämmige, „ſpaßig, wie das ein' Ehr' ſein kann, wann Einer den Andern niederpurzeln will; aber doch nicht ſchlecht. Hörſt, Franzl, das Ding müſſen wir mit dem Städtler probiren."

„Nein," verſetzte Franz, „ich bring' Niemanden um."

„Ei mein," ſagte der gereiſte Lorenz belehrend, „Du mußt ihn ja nicht niederſtechen, daß er maustodt iſt; Du darfſt ihm nur ein kleines Tupferl geben, ſo iſt's ſchon genug, denn wer zuerſt verwundet wird, hat Unrecht und die Nannerl g'hört dann Dir!"

„Sacra, das wär' nicht ſchlecht!" rief Franz, „und ich wär' gleich dabei, wenn nicht vielleicht Einer oder der Andere etwas dawider hat."

Es ſtanden einige Burſche auf, die auch gerne dem Städter einiges Blut abgezapft hätten auf ſo löbliche Art; aber Franz ließ Wein, Bier, Branntwein hergeben und wußte mit dieſen und der Hilfe ſeines Parteigängers, des geweſenen Vice-Gefreiten, die Oppoſition zum Schweigen zu bringen, ſo daß er als alleiniger Bewerber und Streiter um Nannerls Hand erklärt wurde.

Nun wurden unter der Oberleitung des Vice-Gefreiten die nöthigen Verhandlungen gepflogen und eine Au oberhalb des Marktes zu dem Schauplatze des blutigen Schauſpiels gewählt. Einige wurden damit beauftragt, die Ankunft und jeden Gang des Bräutigams auszuſpüren und den Franz davon zu benachrichtigen. Der Abend nahte, an welchem der harmloſe Städter

en Markt einfuhr, mit Geſchenken für die Braut verſehen;
n da er das Haus ſeines Schwiegers nicht mehr verließ, ſo
rten die Verſchworenen vergebens auf eine Gelegenheit, ſeiner
Abthuung der Ehrenſache habhaft zu werden.

Günſtiger geſtaltete ſich die Sache, als am nächſten Morgen,
m Sonntage, an welchem die Trauung Statt finden ſollte,
rend des Ankleidens der Braut Karl einen kleinen Spazier-
g ins Freie zu machen beſchloß und jenen Weg einſchlug, auf
er Vetter Kürſchner begegnet hatte. Karl war in ſüßen Er-
rungen verloren, als er ſich plötzlich von zwei jungen Män-
n in der Tracht des Landes umgeben ſah, von denen der Eine
anredete: „He, Vetter! wenn Ihr Zeit habt, kommt ein
nig mit uns, wir woll'n Euch etwas zeigen.“

Karl war überraſcht, doch ging er mit den Beiden weiter,
em er ein freundliches Geſpräch einzuleiten ſuchte, erhielt aber
ig Aufmunterung dazu. Nach einigem Aufſteigen erreichten
einen freien Platz, der gegen den Markt zu mit Bäumen um-
hſen war, und der Bräutigam war nicht wenig überraſcht,
daſelbſt mehre Burſchen verſammelt waren, von denen Einer,
zwar Franz, mit zwei Degen auf ihn zutrat und voll
n zu ihm ſprach: „Du darfſt die Nannerl nicht heiraten,
biſt ſie nicht werth!“ Nach dieſen Worten ſah ſich Franz nach
unferne ſtehenden und ihn beobachtenden Lorenz um, wel-
ihm bedeutete, daß er nur ſo fortfahren ſolle.

Karl wurde über dieſe keke Anrede ſehr entrüſtet, und ein
ſtlicher Streit war bald in vollem Brande. Doch blieb es
ge nur bei gegenſeitigen Schmähungen und Drohungen, bis
lich der quondam Vice-Gefreite[**] herzutrat und ſagte: „Das
eine Ehrenſache, die nur mit Blut ausgemacht werden kann!“

Karl war noch immer zu erſtaunt, als daß er begriff, was
ganze Auftritt eigentlich heißen ſollte; dennoch nahm er einen
aufgedrungenen, vergifteten Degen in die Hand, einige Bur-
n geſellten ſich zu ihm als Secundanten, und Lorenz machte

Anſtalt die beiden Duellanten an ihre Plätze zu ſtellen und den Anfang des Kampfes zu beſchleunigen. Da rauſchte es hinter den Bäumen und der Seifenſieder, zornigen Angeſichts, Nannerl voll Angſt und Kummer, mehre Bürger aus dem Markte mit ſtrengen Mienen, gefolgt von bewaffneten Bauern ſtanden plötzlich in der Mitte der Streitenden.

Nannerl flog mit einem Freudenſchrei an den Hals ihres Bräutigams, der Richter des Marktes donnerte die überraſchten Burſchen mit einer ſchweren Klagerede nieder und befahl dem Gefolge, den Franz und Lorenz nach dem Gefängniſſe zu führen, welches auch ungeachtet ihres Widerſtrebens geſchah, da die anderen Verbündeten es nicht wagten, gegen die Ortsobrigkeit ſich aufzulehnen.

Alle begaben ſich nach dem Markte, wo die Hochzeit des glücklichen Ehepaares ohne weitere Störung gefeiert ward, und an dem folgenden Tage Karl ſein junges Weibchen nach der Stadt führte.

Als dem Franz und den anderen Burſchen vor den Gerichten deutlich erklärt wurde, daß ihre ſogenannte Ehrenſache eben ſo ſchlecht wie jeder andere beabſichtigte Mord wäre, ſo warfen ſie auf den böſen Rathgeber Lorenz einen ſolchen Haß, daß er nach überſtandener Haft es am räthlichſten hielt, den Markt für immer zu verlaſſen, um nicht endlich ſein Leben in den ſtäten Schlägereien, die ihn bedrohten, einzubüßen.

Der Herr, welcher die Hauptrolle in dieſem kleinen Bilde ſpielte, iſt nun ſchon hoch in den ſiebziger Jahren, aber das Herz geht ihm auf, wenn er dieſe Geſchichte aus ſeiner Jugendzeit erzählen kann. Er ſpricht mit der Glut eines Jünglings von den körperlichen und geiſtigen Reizen ſeiner ihm vor wenigen Jahren auf immer — nein, nur für dieſes kurze Leben — entriſſenen Nannerl, und es iſt ihm noch heute leid, daß er ſein Blut nicht verſpritzen konnte, um ihr zu beweiſen, daß er für ſie Alles aufzuopfern bereit geweſen wäre.

Stammbuchblatt.

Von Grillparzer.

Des Menſchen Daſein, alt wie jung,
Lebt zwiſchen Hoffnung und Erinnerung.
Jung ſieht dem Wunſch er alle Thore offen,
Und alt erinnert er ſich — aber an ſein Hoffen.

Das goldene Zeitalter der Künſte.

Von Franz Fitzinger.

Segen iſt der Kunſt geworden!
Jeder Kunſt gelobtes Land
Dehnet ſich, vom Rhein zur Donau,
Bis zum Lüneburger Sand. —

Meſſen, Opern, Oratorien,
Symphonie'n, Sonaten fein,
Tänze, Lieder und Quartetten
Nehmen Stadt und Städtchen ein.

Mit Muſik beſchwingter Eile
Fliegt ſogar die Eiſenbahn,
Und drei erſte Sängerinen
Hört zugleich man im Don Juan!

Im Theater, im Concertſaal
Waltet Polyhymnia,
Iſt die Hehre doch nicht minder
Auch den Straßenorgeln nah!

Dennoch ſatt nicht von den Klängen,
Auf dem Land' und in der Stadt,
Schlürfet man dazu Kaffee noch,
Speiſet „Hendel“ mit Salat! —

Und die Maler erſt, die Zeichner!
Alles, Alles wird gemalt;
Alles, Alles wird gezeichnet,
Klug und dumm — und Jung und Alt!

Und in Oel und Miniature
Haben Alle ſtets zu thu'n,
Manch ein Griffel kann nicht enden,
Manch ein Pinſel kann nicht ruh'n. —

„Illuſtriren, Illuſtriren!“
Iſt das heut'ge Feldgeſchrei,
Und wer kindiſch je gekritzelt,
Ruft ſchon aus: „Bin auch dabei!“

Auf dem Speiſehausverzeichniß
Paradirt des Zeichners Geiſt,
Zeigt, was dort für Geld zu ſpeiſen,
Wenn er ſelbſt auch oft nicht ſpeiſt. —

Und Adreſſen ſelbſt des Krämers
Bringen Zeichnungen zur Schau,
Die den Kram mit hohem Kunſtſinn
Conterfeien, ganz genau. —

Doch, um Gönner ganz zu heißen,
Hangen ſie noch Verſe dran,
Und im Doppelkünſtlerblättchen
Bieten ſie die Waare dann!

Verſe? Ja, das iſt das rechte
Wort, das grünen Lorbeer bringt,
Doch nicht im Adreſſenblättchen
Nur ſich wundervoll verſchlingt;

Nein, in tauſend großen Blättern
Wimmeln ſie, auf jedem Blatt,
Das ein lyriſch-epiſch Büchlein,
Oder auch ein Drama hat.

Poeſie! das iſt die Loſung,
Sinds auch Verſe nur allein;
Allenthalben muß geverſelt,
Wenn auch nicht gedichtet ſein.

Und ſo wird zum Verſeſchmiede
Wer nur irgend Tact im Ohr,
Selbſt der Schloſſer und der Klempner
Bringen ſpielend ſie hervor.

Alſo: Ton und Wort und Farben
Sind die Herrſcher dieſer Welt,
Iſt's ein Wunder, daß die Alte
Immer noch zuſammenhält?

Daß ſie nicht bei manchen Stürmen,
Dem Product ganz and'rer Kunſt,
In chaotiſcher Verwirrung
Auf ſich löſ't in Wind und Dunſt?

Gönner und Künſtler.

Von Franz Fitzinger.

Sturmgepeitſcht, aufgewühlt,
Schäumten rings die Meereswogen
Hoch empor zum Himmelsbogen,
Doch im Schiffe, Todumgeben,
Ließ **Vernet**, der Maler, eben,
Im Getümmel ohne Raſt,
Feſt ſich binden an den Maſt.

Unverrückt auf das Bild,
Das Natur vor ihm entrollte,
Wie auch Flut und Donner grollte,
Unter Stößen, unter Blitzen,
Unter'm Tanz auf Wogenſpitzen,
Kunſtbegeiſtert, wunderkühn,
Blickt **Vernet**, und malt es hin. —

Als vorbei die Gefahr,
Und der Künſtler heimgekommen,
Hat von ſeinem Bild vernommen
Ein **Mäcen**, ein hoher Gönner,
Gütevoll, ſogar ein Kenner,
Pair und von Geburt Marquis,
Sah's und ſprach: „J'en suis ravi!" —

Excellenz, Excellenz!
Setz' Dich auf der Wogen Spitzen,
Sieh den Schaum zum Himmel ſpritzen
Und die finſtern Schlünde gähnen,
Und dann ſag' mir, kannſt Du wähnen:
(Ob Du gleich Dein Schifflein zier'ſt,)
Daß Du dort noch excellirſt?

Ave Maria.

Von Joh. Nep. Paſſy, jun.

(geſtorben den 10. Juli 1846).

Der Tag, ein Mann von Thatendurſt durchdrungen,
Senkt müd' das Haupt und träumt von künft'ger Macht,
Mit ihren Armen hält ihn halb umſchlungen
Sein treues, ruhbeſeeltes Weib, die Nacht.

Sanft rauſcht das Meer, die wilde Rieſenſchlange,
In deren Schlund der Sonne Glut erliſcht,
So ſanft, als wäre nie im Sturmesdrange
Verheerend ſie ans Land empor geziſcht.

Die Sterne zieh'n hinan in Himmelsreigen
Die goldumſäumte Wolkenſtadt entlang,
Und durch des Abends ahnungsvolles Schweigen
Tönt leiſe mahnend frommer Glockenklang.

Die Hände, die ſich im geſchaft'gen Regen
Des Tag's ermüdet, der ſo langſam geht,
Sie falten fromm ſich nun zum Abendſegen,
Sich theilend zwiſchen Arbeit und Gebet.

Ave Maria! geht von Mund zu Munde,
Die Erde ruft es tönend durch die Luft,
So wie ein banges Kind zur Schlafensſtunde
Es zu bewachen ſeine Mutter ruft. —

Sie neigt ſich nieder mit den Sternenaugen,
Die Mutter, der ihr Kind am Herzen lag:
Wo iſt Verzweiflung, die nicht Troſt zu ſaugen
Aus dieſer Augen ew'ger Lieb' vermag?

Wo iſt ein Herz, das nicht vor dem Beginnen
Der böſen That, ſo wie ein Kind erſchrickt,
Wenn lange ſtill verſenkt in tiefes Sinnen
Es in des Himmels helle Augen blickt?

Ave Maria! die von Angſt uns rettet,
Des Himmels und der Erde Troſt vereint!
Wer beten kann, erhebt das Haupt und betet,
Wer nicht mehr beten kann, er ſenkt's und weint.

Ein Wiederſehen.

Von Ludwig Auguſt Frankl.

Die Nacht iſt ſchwarz und Sterne nur erhellen
  Die ſturmgejagte, flücht'ge Wolkenjagd.
Es ſchwankt ein Schiff auf finſtern Meereswellen
  Unſicher hin, geſpenſterhaft beflaggt,
Und ſchweigend löſt ein Boot ſich ab vom Kiele,
  Die Eile drängt's, die ruderfert'ge Magd.
Drei Stunden Zeit! und muß zum fernen Ziele
  Und muß zurück vom Lande wieder ſein.
Ha, wie das fliegt auf ſchwanker Waſſerdiele!
  Drin ſitzt ein Mann und ſchneller als der Schein
Des Blitzes, als der wilde Gang der Wogen,
  Fliegt ſeine Sehnſucht in die Nacht hinein,
Dem Strande zu, dem räthſelhaften Bogen,
  Der ein Gebirge in der Ferne ragt,
Von Wind und Nacht und Seegetos umflogen.
  Dort hat das Licht des Lebens ihm getagt,
Dort ſteht die Hütte felſenüberhangen,
  Aus der's den wilden Knaben einſt gejagt,
Und unbekümmert um der Eltern Bangen,
  Um all' ihr Weh, wenn plötzlich er verſchwand,
Iſt heimlich er, als Kind zu Schiff gegangen,
  Das flüchtig weilend Waſſer nahm am Strand.

Der kleine Abenteurer zog von dannen,
Es trug ihn weithin, fremd und unbekannt,
Bis zwiſchen ihm ſich weite Meere ſpannen
Und ſeiner Heimat ſtill verlaſſ'nem Port.
Nur Einen Kummer kann er nicht verbannen,
Jagt's ihn auch lange, lange Jahre fort:
Schon floh die Jugend ihm vom Angeſichte,
Die blüh'nde Fantaſie iſt ihm verdorrt,
In Furchen lesbar gibt ſich die Geſchichte
Vom Kampf des Lebens ſchon im Antlitz kund,
Es ruht mit furchtbar laſtendem Gewichte,
Gram um die Eltern in des Herzens Grund.
Perlt Wein vor ihm, ſo ſind's der Mutter Zähren,
Es tönt um ſie, ſpricht wo ein Glockenmund,
Wenn ſich im Sturm die Meereswogen wehren,
Der weiße Giſcht zeigt ihm des Vaters Haar.
Und will er in die Heimat wiederkehren,
Ein rächendes Geſchick wehrt's immerdar.
Ihm aber war des Ruhmes Glanzweg offen,
Ein Tapfrer ragt er in der Kriegerſchaar,
Kein beſſ'rer Officier ward je getroffen
Im mächt'gen Flottenwald der neuen Welt.
Schon hört er auf ein Wiederſeh'n zu hoffen,
Hofft nur auf jenes überm Sternenzelt;
Da ſenden eine Flottenmacht die Staaten,
Auf einem Schiffe mit iſt unſer Held,
Das ſturmgepeitſcht an Spaniens Strand gerathen;
Da fliegt durch ſeine Bruſt ein Freudenſtrahl
Und als den Lohn von hundert tapfern Thaten
Verlangt er Urlaub von dem Admiral.
Der hört das ſeltſame Geſchick des Braven,
Ihm mehrt es raſch der Herzensſchläge Zahl.

„Es ſei; doch mach' ich Dich zum Ehrenſclaven!
Ein Boot iſt Dein und Dein drei Stunden Zeit.
Dann komm! ſonſt bleibſt Du ehrlos dort im Hafen
Und ich, ich büße meine Menſchlichkeit."
„„Ich komme!"" und ſchon theilt ein Boot die Fluten,
Schon fliegt's, ein Pfeil vom Bogen, ſehnſuchtsweit,
Fosforiſch zieht ein Weg von weißen Gluten
Dem Boote nach, die Welle ruderbang
Tragt's heulend weiter wie gepeitſcht von Ruthen.
Wie iſt nun ihm, der mit das Ruder ſchwang?
Wer liebte nicht ein theures Elternleben,
Wer war nicht einſt getrennt von Lieben bang?
Die Wonnen, die uns da das Herz durchbeben,
Denkt ſie verzehnfacht, fühlt ſie tauſendfach,
Dann wird euch ahnungsvoll vorüberſchweben,
Wie das Gefühl in ſeinem Herzen ſprach.
Sie landen jetzt; er ſpringt heraus im Porte,
Von ferne dunkel winkt der Eltern Dach,
Das Boot zum Fluge lenkten ſeine Worte
Und noch zu langſam ſchien der Ruder Gang.
Was halt er plötzlich an der Hüttenpforte?
Was macht den Stürmer vor dem Eintritt bang?
Ihn überkommt's ſo weh mit Einemmale:
„Sie fuhren gramgebeugt zur Grube lang.
Geh' hin und ſuche ſie im Todtenthale!"
Und zögernd tritt er ein und drinnen ruht
Auf hartem Pfühl beim matten Lampenſtrahle
Sein Elternpaar, umwogt von Schlummersfluth.
Und ſchweigend kniet er zu der Eltern Füßen,
Und zitternd fehlt, zu wecken ſie der Muth.
Die langentbehrten theuren Züge grüßen
Ihn gramdurchfurcht mit ſtummer Vorwurfsmacht.

Ein Anblick iſt's für ihn, um abzubüßen
Die ſchwerſte That, die je ein Menſch vollbracht.
Aufſchlagen ſie die Augen plötzlich Beide,
Seh'n ſtarr den Fremdling an in reicher Tracht,
Dem Sterne blitzen auf dem Purpurkleide.
Ein tiefes Staunen hält ſie regungslos,
Er aber kniet in ſeelentiefem Leide,
Die Thräne ſpricht auf ſeiner Wange blos,
Er ringt im tiefſten Schmerz nach einem Tone,
Bis er ſich ſchluchzend von dem Mund ergoß:
„Verzeiht ihr Armen! dem verlornen Sohne!“
Stumm aber ſeh'n ſie die Erſcheinung an,
Wie Menſchen, die betäubt von Schlummersmohne
Da liegen, ſtarr die Augen aufgethan —
Und draußen tönt der Ruf jetzt der Matroſen,
Ihm ſtirbt das Herz, er ringet ſich hinan,
Sie küſſend, folgt er dem erbarmungsloſen,
Mahnenden Ruf — er wankt ins Boot hinein —
Erſt als die Wogen brauſend ihn umtoſen,
Kehrt das Bewußtſein in den Buſen ein.
Das Boot mit Wind und Wogen um die Wette
Fliegt durch die Nacht, es reißt aus Fosforſchein,
Die's noch dem Ufer eint, die gold'ne Kette,
Es ſchleift ſie nach und Boot und Funkenpracht,
Als ob der Abgrund ſie verſchlungen hätte,
Verſchwinden wie ein Menſchenglück in Nacht!
Am Morgen aber auf dem harten Pfühle
Sind die verwaiſten Eltern aufgewacht;
Die Mutter mit herzinnigem Gefühle
Erzählt dem Gatten, was ihr Nachts geträumt,
Und wie ſie ſprachlos glücklich im Gewühle
Der ſeligſten Empfindungen geſäumt.

Der Gatte hört mit Staunen an die Kunde,
  Er hielt für Wahrheit, was auch ihm geträumt, —
Und ſie umarmen ſich mit ſtummem Munde,
  Dann ſpricht die Mutter weinend vor ſich hin:
„Den wir beklagen, ſtarb wohl erſt zur Stunde,
  Als er im Traum ſo glänzend uns erſchien.“
Sie ſprachen niemals mehr von ihrem Sohne
  Und freuten ſtill ſich auf den Tod, um ihn
Zu finden einſt vor Gottes Gnadenthrone.

Die einſame Jungfrau.

Von Eduard Anſchütz.

Vom Gitterfenſter nieder
Die Jungfrau blickt ins Thal,
Heiß flammt ihr durch die Glieder
Geheimer Sehnſucht Qual.

Den Augenſtern umdunkelt
Der Zähre trüber Quell,
Doch auf dem Buſen funkelt
Ein Kreuzlein ſonnenhell.

Und unten, wo die Linde
Sich wölbt zum Schattendach,
Da ſitzt mit ihrem Kinde
Ein Weib am kühlen Bach.

Ihr ſtrahlt aus allen Zügen
Der Freude Widerſchein;
Die Mutterarme wiegen
Den holden Liebling ein,

Und ihrer Lippe Koſen
Berührt die Wang' ihm leicht,
Wie ſchmeichelnd über Roſen
Ein Sommerlüftchen ſtreicht.

Die Jungfrau ſieht erſchüttert
Das tändelnd ſüße Spiel,
Es wankt ihr Fuß und zittert,
Es wird ihr bang und ſchwül,

Die Augen muß ſie wenden,
Blickt ſeufzend himmelwärts,
Und preßt mit beiden Händen
Das Kreuz an's warme Herz.

Schnock.

Von Friedrich Hebbel

Erſtes Capitel.

Zur Einleitung.

In dem kleinen Marktflecken Y., wo ſich jeder Reiſende gern ſo lange aufhält, als er muß, nämlich ſo lange, als die Poſt ausbleibt, traf ich in den Hundstagen des Jahres 1836 zum letzten Mal ein. Der Ort iſt einer von denen, wo man nur auf dem Leichenacker erfährt, daß Menſchen darin leben, weil eine Reihe ehrwürdiger Grabſteine, die man nicht lügen zu ſtrafen wagt, verſichern, daß Menſchen darin ſterben. Diesmal kannte ich ihn nicht wieder, und ich würde geglaubt haben, der Poſtillon ſei fehlgefahren, wenn ſich nicht der mir unvergeßliche Poſtmeiſter, eine lange, dürre, windſchiefe Figur, die ſich ſcheu und verlegen in jede Ecke drückt, als ob ſie ſchon durch ihre bloße Exiſtenz zu beleidigen fürchte, aus der Thür geſchoben, und ſo meine Zweifel verſcheucht hätte. Alle Straßen nämlich, durch die ich kam, waren gedrängt voll von Leuten; kein Fenſter, aus dem nicht mehr Köpfe hätten herausſchauen wollen, als Platz fanden; auf dem Kirchthum ſelbſt konnt' ich deutlich Hauben und flatternde Shawls unterſcheiden, und jedes Geſicht, von der alten, halb erblindeten Bettelfrau an, die ſich mühſam mit der rechten Hand auf ihren Stab ſtützte und mit der linken die Brille aufſetzte, bis zu dem kleinen weißgekleideten Mädchen mit ſeinen ſüßen blonden Locken herunter, trug den Ausdruck der geſpannteſten Erwartung. „Was gibt's denn," fragte ich den Poſtmeiſter, „iſt's Jahrmarkt heut'?"

„Den 16. hujus geweſen."

„Feiert der Amtmann oder der Stadtpfarrer das Dienſt-Jubiläum?"

„Herr Paſtor primarius Rothengel hat's ſchon gefeiert und iſt an den Folgen des Schmauſes geſtorben, und unſer Herr Amtmann darf in den nächſten 40 Jahren an die Ehre noch nicht denken, dazu iſt er, mit Erlaubniß zu ſagen, noch viel zu jung."

„Gibt's denn Aufſtand? Rebelliren die Bürger? Empört ſich was keine Hoſen trägt?"

„Bewahre uns Gott vor Rebellion! Dazu haben wir gar keine Zeit, man muß ſich tummeln, um's liebe Brot zu verdienen und die hohen Steuern zu erſchwingen. Nein, die Sache, es kurz zu vermelden, iſt die. Ein höchſt gefährlicher Verbrecher, ein Böſewicht, der einen gräulichen Diebſtahl begangen hat und einer Mordthat fähig gehalten wird, wurde geſtern zur Haft gebracht und heute, als ihm der Gefangenwärter das Frühſtück n den alten verfallenen Thurm bringen wollte, vermißt. Da hat denn der Amtmann die geſammte Bürgerſchaft aufgeboten, um hn wieder einzufangen, und, wie man vernimmt, ſo iſt's, wunderbar genug! geglückt. Nun iſt man natürlich begierig — —"

Der Poſtmeiſter unterbrach ſich, denn er bemerkte, daß ich ſchon längſt nicht mehr auf ihn hörte, weil ich ſonſt über die Explication das Schauſpiel ſelbſt verſäumt hätte. Ein Zug, aben-euerlicher, als ich ihn je geſehen, kam die Straße herauf. Zuerſt, n grell rothen Röcken mit meſſingnen Knöpfen, an der Seite mächtige Säbel, die das Gehen erſchwerten und den Muth gewiß nicht vermehrten, zwei ehrenveſte Männer, voll edlen Selbſt-efühls, in denen ſich ehemalige Unterofficiere der Reichsarmee, nd jetzige Gerichts- und Polizeidiener nicht verkennen ließen. Dann, von zwei lahmen Pferden gezogen, ein Leiterwagen, auf em der Held des Tags, der Triumphator, ſaß, dreifach gebunden, als ob er ein Herkules wäre und noch etwas mehr. Hinterher die ganze waffenfähige Mannſchaft des Fleckens, mit Miſtgabeln, Aexten und Beilen, Stricken, genug mit allen möglichen Dingen, die der Leſer nicht erwartet, armirt und nicht ohne Stolz zu Frauen und Töchtern aufblickend und ſie mit leichtem Kopfnicken, da die Zeit nichts Weiteres erlaubte, begrüßend. Der Wagen hielt; zwei alte Weiber, wovon eine der andern ihren breiten Rücken, der ihr das Sehen unmöglich mache, vorwarf, fingen an ſich zu prügeln, der Amtmann trat vor mit einem Geſicht, welches halb Fragezeichen war, halb aber auch, der Würde des Amts gemäß, Gedankenſtrich. Die Gerichtsdiener machten Front und ſtatteten beide zugleich, alſo ſo unverſtändlich wie möglich, Rapport ab, der Amtmann warf auf den Triumphator einen vernichtenden Blick, den dieſer mit ſeinem ungezogenſten Gähnen erwiderte, dann rief er finſter aus: „Wo bleibt denn aber Schnock, der Schreiner, daß man ihn beloben, ihm ſeine Zufriedenheit bezeigen kann?“

„Heda, Meiſter Schnock, aufgeraßt!“ ſchrieen die Gerichtsdiener, das verdrießliche Geſicht des Amtmanns und den mürriſchen Ton ſeiner Stimme möglichſt treu copirend. Jetzt merkt' ich auf; wer noch nie einen Glücklichen geſehen hat, der betrachte ſich einen deutſchen Bürger, dem bei irgend einem Anlaß von Gerichts wegen die Verſicherung ertheilt wird, daß er ein ganzer Kerl ſei. Nicht ſo ſchnell, als ich erwartet hatte, aber doch ſchnell genug, um die Stirnfalten des Amtmanns nicht durch ſein Zögern zu verdoppeln, trat aus dem Haufen ein Mann heraus, breitſchultrig, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Geſicht, worauf das erſte Kindergreinen über empfangene Ruthenſtreiche verſteinert zu ſein ſchien; ein Bär mit einer Kaninchen-Phyſiognomie. Der Amtmann ertheilte ihm ein ſparſames Lob wegen ſeiner bewieſenen Herzhaftigkeit, Schnock ſenkte dazu wehmüthig den Kopf und ſchickte einen ängſtlichen Blick zu dem Gefangenen hinüber, der auf ſeinem Wagen in ſanften Schlummer gefallen war, oder ſich doch ſtellte als ob er es wäre. Der Amtmann zog ſich in as Heiligthum der Amtsſtube zurück, die Gerichtsdiener riſſen en Gefangenen von ſeinem Sitz herunter und ſchwuren, er ſolle hnen nicht zum zweiten Mal entkommen, und wenn er auch die Kunſt beſäße, ſich in eine Fledermaus zu verwandeln, die Menge zerſtreute ſich, nur Schnock blieb, als hätt' er einen Baſilisken geſehen, regungslos auf dem Platze ſteh'n. Der Mann intereſſirte mich, ich trat zu ihm heran „Mein Freund," begann ich, „Ihr ſeid ſehr in Gedanken vertieft!"

„Weil ich ein geſchlagener Mann bin," gab er zur Antwort.

Ich ſtutzte und fragte wieder: „Wie ſo? Wie kommt's, daß Ihr dies eben heut', wo Ihr Euch in ſo hohem Grade die Zufriedenheit Eurer Obrigkeit erworben zu haben ſcheint, ſo lebhaft fühlt?"

„Eben darum," verſetzte er heftig; „wer bürgt mir, daß der ſich im Gefängniß erdroſſelt, oder ſich mit Glasſcherben die Pulsader aufreißt? Gibt's der Herr," er meinte mich, „mir etwa Schwarz auf Weiß, daß dieſen heilloſen Sünder in der Einſamkeit die Verzweiflung packt? Und darf ich hoffen, daß er außer dem Diebſtahl, wegen deſſen ihn der ſtrengſte Richter nicht zum Tode verurtheilen, ja nicht einmal auf Zeitlebens einſtecken kann, noch eine Mordthat, oder ein anderes Halsverbrechen begangen hat?"

„Von wem ſprecht Ihr denn eigentlich?" unterbrach ich ihn.

„Nun, von wem anders, als von dem Böſewicht, den ich das Unglück gehabt habe zu arretiren! Hätt' ich doch lieber zuvor ein Bein gebrochen! Aber Niemand entgeht ſeinem ſchlimmen Stern, und am wenigſten ich."

„Ich begreife Euch bei Gott nicht!" verſetzte ich. „Für jeden ordentlichen Bürger pflegt es ein Feſt zu ſein, wenn ein dem öffentlichen Wohl gefährlicher Menſch zur Haft gebracht wird."

„O freilich, wenn er nur nicht ſelbſt in der Falle war, in der der Fuchs ſich erwiſchen ließ!"

„Ich dächte, das wäre gleichgiltig!“

„Wahrlich nicht für einen Mann, der ein Haus hat, das man ihm zur Nachtzeit über'm Kopf anzünden kann, und der ſich geſtehen muß, daß ſich in ſein Fleiſch ſo gut ein Loch bohren läßt, wie in anderes. Meint Ihr, ein Kerl, der — Ihr könnt's nicht überſehen haben — auf'm Wagen einſchlaft, während ihn tauſend Kehlen mit den gräulichſten Verwünſchungen überhäufen, werde ſich für die endloſe Langeweile, der er im Kerker, und für die Quälereien, denen er in den Verhören entgegengeht, nicht gegen mich Unglückſeligen, dem er das Alles verdankt, auf ſeine Weiſe erkenntlich bezeigen? Was wird dieſe Kröte zwiſchen den finſtern Mauern des Gefängniſſes aushecken, als giftige Rachepläne? Und wann hat man noch gehört, daß einem Böſewicht mißglückt iſt, was er ſich vornahm? Höchſtens kommt man ihm hintendrein auf die Spur; das weckt aber Keinen wieder auf, der einmal mit einer acht Zoll tiefen Wunde auf'm Kirchhof oder ſonſten verſcharrt liegt. Dem Schlachtopfer iſt's gleichgiltig, ob man den Schlächter zu ihm in die Erde ſteckt.“

„Mir ſcheint, ein Mann, wie Ihr, kann ſich ſeiner Haut ſchon wehren; Euch geht, däucht mir, zu einem Rieſen nicht viel ab, geſchweige zu einem tüchtigen Schläger.“

„O,“ verſetzte Schnock mit einem Seufzer, „wie oft ſoll ich dieſe vermaledeiten breiten Schultern, dieſe lügenhafte, großprahleriſche Leibesgeſtalt, womit irgend ein ſchadenfroher Teufel mich begabt hat, noch verfluchen! Jeder, der mich nicht kennt, glaubt, daß ich Berge verſetzen kann. Warum bin ich unglücklich? Weil ich nicht einen Kopf kürzer bin. Wozu trieb mich meine Neigung in der Jugend, was war der Wunſch meiner Wünſche? Schneider wollt' ich werden, darum bat ich meinen Vater; die führen ein friedſames, geruhiges Leben, ſprüchwörtlich iſt's, daß ſie keine Courage haben, man erwartet von ihnen nicht das Unglaubliche. Drang ich mit all meinen Bitten bei dem Vater durch? Junge, — ſagte er, nicht ſcherzhaft, ſondern in grimmigem Ton — biſt Du

errückt? Du könnt'ſt bei Deinen Knochen und Kräften einen
ckergaul erſetzen, und wollt'ſt gleich einem Affen, mit gekreuz
en Beinen und löſchpapiernem Geſicht hinter dem Fenſter auf'm
ſchneidertiſch hocken und Zwirn in die Nadel fädeln? Das iſt
as für Krüppel, für Lahme und Verwachſene, damit komm'
ir nicht; Du wirſt mir, ſo Gott will! ein braver Schreiner!
Natürlich, er war ja ſelbſt ein Schreiner und das edle Hand-
erk wär' zu Grunde gegangen, hätt' ich ein anders ergriffen.
ott vergeb's ihm, meinetwegen; ich vergeb's ihm nicht, doch
ens auf'm Todtenbett, wo man Alles vergibt!" Schnock ballte
e Hand.

„Aber, lieber Meiſter," fragt' ich weiter, „warum ließ't Ihr
n Dieb nicht entſchlüpfen, wenn es Euch ſo bedenklich ſchien
n feſtzuhalten? Das ſtand ja doch bei Euch?"

„Keineswegs," erwiderte Schnock; „man iſt ſelten, oder
Herr ſeines Willens. Ich war den Uebrigen vorgelaufen,
ht etwa, um mir ein Anſehen zu geben, ſondern um ihnen
glichſt bald aus den Augen zu kommen und bei der Hetze
gen brutale Aufforderungen zum Hilfeleiſten geſichert zu ſein.
ötzlich, da ich eben den Sprung um ein Gebüſch mache, fährt
das Teufels-Wildpret, ich meine meinen Arreſtanten, entge-
. Ich ſchaud're zuſammen, denn das laute Hurrah, das aus
dert Kehlen hinter mir erſchallt, ſagt mir's gleich, daß mein
erträchtiges Jagdglück nicht unbemerkt geblieben iſt. Dennoch
ich, ohne Rückſicht auf ſpätere Foppereien und Anzüglich-
en, dem Kerl gern den Vorſprung gelaſſen und zu hinken
fangen; aber der war wie unſinnig; ſtatt zu entſpringen,
er ſtehen, rollte die Augen, ballte die Fauſt gegen mich und
endlich damit, als wollt' er ein Meſſer, oder gar eine Pi-
hervorziehen, in die Taſche. Da ergriff mich Angſt und
uſen; nicht aus Tollkühnheit, wie die herbeieilenden
, die mir ſchon aus der Ferne ein Bravo über das andere
rieen, glauben mochten, ſondern aus Furcht macht' ich mich

über ihn her, rang mit ihm und warf ihn zu Boden. Daß ſeine Taſchen leer waren, wie ſich's bei der Viſitation fand, konnt' ich nicht wiſſen, und gegen Schuß und Stich mußt' ich mich ſichern."

Ein Burſch kam in dieſem Augenblicke eilig auf uns zu. „Ich komme ſchon!" rief Schnock ihm entgegen, und machte mir zugleich eine Abſchiedsverbeugung.

„Ihr irrt Euch, Meiſter," ſagte der Burſch mit unterdrücktem Lachen, „ich ſuche diesmal nicht Euch, ich geh' auf die Apotheke, um Hoffmannstropfen zu holen, Eure Frau hat Kopfweh und liegt zu Bett."

„So ſagſt Du nicht," verſetzte Schnock, „daß Du mich geſehen haſt. — Wenn die Kopfweh hat," fuhr er, ſich wieder zu mir wendend, fort, „iſt's gold'ne Zeit für mich; dann fühl' auch ich einmal, daß ich noch auf der Welt bin. Ihr muß wirklich zuvor das Schlimmſte begegnet ſein, ehe mir was Gutes begegnen kann; als ſie jüngſt wegen Zahnſchmerz und Backengeſchwulſt 14 Tage lang das Maul nicht öffnen konnte, hatt' ich den Himmel auf Erden."

Ich lud Schnock ein, mich in's Poſthaus zu begleiten und dort eine Flaſche Wein mit mir auszuſtechen. „Ich weiß mich," ſagte ich, als er bedenklich zu zögern ſchien, „vor Langeweile nicht zu laſſen, und wo find' ich Geſellſchaft?" Er willigte ein, und nicht lange dauerte es, ſo ſaßen wir uns auf meinem Zimmer bei gefüllten Gläſern gegenüber. Es gibt untrügliche Kennzeichen, wodurch ſich der geübte Trinker von dem angehenden unterſcheidet; wenn dieſer, während er das ſüße, flüſſige Feuer hinuntergießt, die Augen wollüſtig zukneift, und in innigem Behagen noch mit dem letzten Tropfen die Zunge erquickt, ſo ſpitzt jener blos ein wenig den Mund, trinkt mit offenen Augen und ignorirt den Tropfen, da er die Erfahrung gemacht hat, daß dieſer Nachzügler den Durſt, ſtatt ihn zu löſchen, nur auf's Neue weckt. Schnock, das ſah ich gleich, war kein angehender Trinker; er trank das erſte Glas nur, um recht bald zum zweiten

, und an eine Entſiegelung ſeines innern Menſchen, auf
ch freute und deretwegen ich ihn eingeladen hatte, war
gelung der dritten Flaſche nicht zu denken. Ich gab
ihn für einen geſchiedenen Ehemann aus und ſagte,
blos darum mein Vaterland verlaſſen, weil mein
es Weib mir ihre ſämmtlichen Liebhaber, Einen nach
n, mit Herausforderungen auf den Hals ſchicke, was
kurz oder lang das Leben koſten könne. Dieſe Eröff-
te ihn treuherzig, aber eine Unvorſichtigkeit, die ich
ach beging, hätte das günſtige Vorurtheil, das er für
ſſen begann, faſt im Keim wieder zerſtört. Ich zog
weil ſie mir unbequem waren, meine Taſchenpiſtolen
legte ſie neben mich auf den Tiſch. Plötzlich, er war
cht lebhaften Mittheilungen über ſein Märtyrerthum
eweſen, ſtockte der Fluß ſeiner Rede, er entfärbte ſich
ich an. Ich bemerkte die Veränderung, die mit ihm
n war, früher, als ich ſie begriff und bemühte mich,
h' auf die Spur zur kommen, aber ſchneller, als all
ſinnen verhalf mir eine zufällige Bewegung meiner
Aufklärung über den zweifelhaften Punct. Zu der Zer-
griff ich eine der Piſtolen, die ungeladen waren, und
elend den Hahn; da ſprang Schnock von ſeinem Stuhle
erſicherte mir mit einem Geſicht, welches gegen den
bündigſte Proteſtation einlegte, er halte ſich in mei-
chaft für ſicher. „Ihr ſeid's vollkommen, lieber Mei-
tzte ich; „die Dinger da drückten mich, ich führe ſie
Vertheidigung auf Reiſen bei mir, aber um mich nicht
ſchädigen, lade ich ſie nicht, außer wenn ich bei Re-
acht durch dicke Waldungen komme.“ Zum Zeugniß
aftigkeit meiner Relation drückte ich die Piſtole, wel-
in der Hand hielt, ab.

entgegnete Schnock, indem er ſich wieder mit alter
t niederließ, „würde doch Piſtolen und dergleichen

niemals mit mir führen; denn, davon bin ich überzeugt, wenn die Gefahr wirklich an den Mann heran tritt, ſo vergißt man's entweder, daß man ſie hat, oder man ſchießt bei'm Abfeuern fehl, und reizt ſo den Menſchen, der es vielleicht nur auf eine einfache Räuberei abgeſehen hatte, zu Mord und Blutvergießen."

„Ihr habt nicht Unrecht," erwiderte ich, mein Lachen verbeißend, was mir, wenn's mir nur einmal gelingt, immer gelingt, „und da wär's gar möglich, daß man, nachdem man durch die erſte Piſtole den Mordgedanken erweckte, durch die zweite niedergeſtreckt würde; ich ſetze den Fall, daß der Räuber keine Waffen bei ſich führt und ſich ihrer bemächtigt."

„Freilich, freilich!" verſetzte Schnock und trank, ſichtlich erfreut, in mir einen Gemüthsverwandten gefunden zu haben, zwei Gläſer hinter einander. Die dritte Flaſche war halb geleert, da ſtand er raſch auf, trat mit pfiffig=wichtiger Miene vor mich hin und fragte mich: „Sagt mir doch, bin ich eigentlich feig?"

„Es ſcheint wohl nur ſo!" antwortete ich, einigermaßen verlegen.

„Gewiß!" verſetzte er und nahm wieder Platz, „daß ich's nicht bin, davon, glaub' ich, hab' ich Euch heute den Beweis gegeben. Ich traue Euch nichts Böſes zu, bei Gott nicht! ſonſt wär' ich keine fünf Minuten geblieben; aber, dies könnt Ihr nicht läugnen, Ihr ſeid mir wildfremd. Ihr ladet mich ein, Euch auf Euer Zimmer zu begleiten und Wein mit Euch zu trinken, jeder Andere hätte, und mit Recht, aus Eurer Splendidität Argwohn geſchöpft und die ſonderbare Einladung mit Abſcheu abgelehnt, ich unterdrücke meinen Verdacht und gehe mit Euch. Ich denke, ich bin nicht feig!"

„Ei, Meiſter Schnock," erwiderte ich, „wie kommt Euch denn der Einfall, daß Ihr feig wäret?"

„Weil," verſetzte er haſtig und ſchenkte ſich ein, „weil ſie mich alle für feig halten, ja, weil ich, Stunden, wie dieſe, ausgenommen, ſelbſt das ganze Jahr hindurch, Gott weiß, woran es liegt!

aß ich's bin." Jetzt verſchwand bei ihm die letzte Spur
ückhaltung, um ſo mehr, als er erfuhr, daß ich nicht im
e, ſondern gleich den nächſten Tag wieder abreiſe, er
ich zum vollſtändigſten Vertrauten ſeiner Lebens-, d. h.
-Geſchichte und ich erhielt Gelegenheit, in die Mikro-
nes Daſeins hineinzuſchauen, das mir ſo ruhig vor-
ob es gar nicht ſeiner ſelbſt wegen, ſondern zur Beluſti-
es größern Kreiſes, geführt wurde. Ich darf nun freilich
eiſſen, daß meine Leſer nicht, wie ich, gezwungen ſind, in
ktflecken Y einen ganzen Tag auf die Poſt zu warten,
darum den größten Theil von Schnock's Mittheilungen
behalten, denn bei mir hatten ſie nur mit einem alten
, den ich durchblättern, mit den Fenſterſcheiben, die ich
len können, zu rivaliſiren, was hoffentlich bei keinem
eſer der Fall iſt. Ich glaube jedoch, daß Einiges daraus
n einer weniger verzweifelten Situation ergötzen kann,
ſie, wenn ich mich hierin täuſche, den Grund nicht in
m und ſeinen Erlebniſſen zu ſuchen, ſondern in meiner
eit, ihn treu, bis in das Truggewebe ſeiner Beſtimmungs-
inein, zu zeichnen. Um dieſer Unfähigkeit möglichſt zu
kommen, laſſe ich ihn ſelbſt reden.

Zweites Capitel

Schnock erzählt.

gt man mich, warum ich ein Weib genommen habe, was
lbſt fürchten muß, ſo kann ich auf dieſe Frage vernünfti-
rten, als Tauſende von Ehemännern, die mein Schick-
n. Sie pflegen ſchmachvoller Weiſe für ſich anzuführen,
Drachen ihnen in Engelsgeſtalt entgegengetreten ſeien,
s nicht eben die Natur des Weibes wäre, und als ob es,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI,I.V.F. FN. 10952/023

Adam ausgenommen, der das freilich nicht wiſſen konnte, da kein Anderer ihm ſeine Erfahrungen vermacht hatte, irgend Jemandem zur Entſchuldigung gereichen könnte! Solche Thoren darf ich verachten, denn ich habe mich niemals über meinen Hausteufel und das Geſchlecht, dem er angehört, getäuſcht, und wenn ich dennoch ſein Geſpons geworden bin, ſo iſt das wenigſtens nicht meiner Verblendung beizumeſſen. Nie wär's mir eingefallen, mich aus eigener Bewegung nach einem Weibe umzuſehen, und wer das zu ruhmredig findet, der laſſe ſich ſagen, was ich ſchon in meinem zehnten Jahre erlebte, dann wird er's begreifen. Ich ſtand dabei, als meine Mutter meinem Vater die Oberlippe abbiß, weil er nach einem heftigen Zank zu früh auf den Verſöhnungskuß drang, ich ſah ſein Blut ſtromweis in den Bart rinnen und den Hemdkragen färben. Wer an meiner Stelle hätte nicht ſchaudernd, wie ich, das Gelübde gethan, niemals wieder einen Menſchen an dem Ort, wo er Zähne hat, zu küſſen, und wer könnte dies Gelübde halten und ſich doch zugleich beweiben wollen? Aber meine jähzornige Mutter beſtand, als ich in die Jahre kam, mit Ungeſtüm darauf, daß ich mich verheirathen ſolle, ſie fragte mich, ob ich ein ſonſtiges Mittel wüßte, ihr Enkel zu verſchaffen, oder ob ſie andern alten Frauen in ihren Anſprüchen auf die großmutterlichen Würden und Freuden nachſtünde, und darauf ließ ſich nicht viel erwidern. Ich mußte mich alſo in den Gedanken ergeben, daß ich ihretwegen mit irgend einer Perſon weiblichen Geſchlechts früher oder ſpäter in eine eheliche Verbindung würde eingehen müſſen, wenn ſie nicht wider Erwarten und Verhoffen früh wegſtürbe, und da das Letztere nicht geſchah, ſo irrte ich mich hierin auch keineswegs. Zwar zog ich die Entſcheidung noch lang hinaus und feierte noch manchen Geburtstag als Junggeſell, worin für mich zu der Zeit, von der ich ſpreche, der Luſtreiz dieſes Feſtes lag. Aber als unſ're alte Familienkatze verreckte und bald darauf unſer Mops an einem Kloß, den er zu heiß hinein fraß, erſtickte, da wurde meiner Mutter die Stille, die nun in unſerm Hauſe eintrat, ſo unerträglich, daß mir alle meine Ausflüchte nichts mehr halfen und daß ſie die entſtandene Lücke um jeden Preis mit einer Schwiegertochter ausgefüllt ſehen wollte. Auch begünſtigte der Zufall ſie, denn Jungfer **Magdalena Kolzſchreuzel**, die Stickerin, miethete ſich eben damals in unſ'rer Nachbarſchaft ein und wußte ſie durch einige wohlangebrachte Aufmerkſamkeiten, die ſie ihr erwies, namentlich dadurch, daß ſie bei einer gewiſſen Gelegenheit ihren Rath einzog und ihn auch treu befolgte, ſo ſehr für ſich einzunehmen, daß ich bald bei'm Frühſtück, bei'm Mittags- und Abendeſſen nur noch von ihren Vorzügen reden hörte. „Weißt Du, daß Lene keinen Faden am Leibe trägt, den ſie nicht ſelbſt geſponnen hat?" wurde ich des Morgens regelmäßig befragt, und die dritte Taſſe Kaffee wurde mir gewiß nicht eingeſchenkt, wenn ich dieſen ſchlagenden Beweis der Altmütterlichkeit nicht mit vollen Backen pries. Des Mittags ward mir gewöhnlich mitgetheilt, daß ſie einmal inige hundert Gulden aus der Lotterie gewonnen habe, und als ch darauf das erſte Mal ſpitzig bemerkte: ſie ſpielt alſo! ward ch mit einem haſtigen: „Nein! ſie hat das Loos auf der Straße efunden!" zurechtgewieſen. Des Abend mußte ich mir die Ausinanderſetzung gefallen laſſen, daß ſie ſich im Gegenſatz zu Anern älter mache, als ſie ſei, weil ſie's für eine größere Ehre alte, mit zu den ehrbaren Matronen gerechnet zu werden, als n den leichtſinnigen, jungen Mädchen, deren Claſſe ſie bei ihren ünf und zwanzig Jahren doch noch angehöre, und daß ein Mann, er das wiſſe und nicht um ſie würbe, ein Narr ſein müßte. Da ies Alles bei mir nicht anſchlug, nahm ſie ſie plötzlich, ohne mir orher auch nur ein Wort zu ſagen, auf einige Tage zu ſich in's aus, eines Kleides wegen, das geändert werden mußte, wie ſie orgab, das ſie aber niemals wieder trug. Ich wußte recht gut, as dahinter ſteckte und ſuchte mich dem Frauenzimmer von meir unangenehmſten Seite darzuſtellen, raſirte mich nicht, trug einen ſchlechteſten Rock, legte mein Schurzfell niemals ab, war ts mürriſch, als ob ich mit gerunzelter Stirn auf die Welt gekommen wäre und erwies ihr nicht die kleinſte Gefälligkeit, nicht einmal die, ihr den Nähring wieder aufzuheben, wenn ſie ihn fallen ließ. Dabei ließ ich es nicht bewenden, ich machte meinen Geſellen, der von Perſon nicht unanſehnlich und im Handwerk geſchickt war, auf das Mädchen aufmerkſam, ich ſtrich ſie gegen ihn heraus, wie ſie gegen mich herausgeſtrichen wurde, ich redete ihm ſogar ein, daß ſie jedes Mal erröthe, wenn ſie in anblicke. Aber Beides ſchlug mir zum Unheil aus, denn Lene ſtieß ſich nicht im Geringſten an meinem Benehmen, ſie entſchuldigte mich gegen meine Mutter, wenn dieſe mir meine Nachläſſigkeiten verwies, auf's Eifrigſte und meinte, wer mit ganzer Seele bei'm Gewerbe ſei, wer darüber nachſänne, wie er hier einen neuen Kunden gewinnen, dort einen abtrünnig gewordenen wieder heranbringen wolle, der könne freilich nicht nebenbei geſchniegelt und geſtriegelt gehen, wie ein Ladendiener und ſich auf Höflichkeiten verlegen, wie ein Barbiergehilfe; mein Geſell dagegen fing Feuer und rächte ſich natürlich ſpäter, als ich ihm nothgedrungen in die Quere kam, auf empfindliche Weiſe für meine anſcheinende Falſchheit. Als Lene unſer Haus wieder verließ, war meine Mutter, wo möglich, noch mehr für ſie eingenommen, wie früher; ſie beſuchte ſie täglich und auch zwiſchen ihr und mir entſpann ſich, ſo ſehr ich auf meiner Hut war, bald eine Art von Verhältniß. Ich konnte nicht aus der Thür treten, ohne ſie an ihrem Fenſter hinter den Blumen bei der Arbeit ſitzen zu ſehen, da wurden denn gegenſeitige Grüße ausgetauſcht, und was läßt ſich nicht an Grüße anknüpfen; haben ſich doch gewiß noch niemals Leute geſtritten und todt geſchlagen, die nicht im Anfang: guten Tag! zu einander geſagt hätten! Eines Abends ging ich aus; es war ſchon gegen zehn Uhr, ich hatte einen Sarg gemacht, was für einen Tiſchler eine ſo dringende Arbeit iſt, wie ein Bräutigamsrock für einen Schneider, und wollte vor'm Niederlegen noch ein wenig im Freien verſchnaufen. Ich ſchlenderte, die Pfeife im Munde, an Lene's Fenſter vorüber und glaubte mich unbemerkt, da öffnete ſie und fragte mich, warum ich denn ſo eile. Ich blieb ſtehen und erwiderte, daß ich das ſelbſt nicht wiſſe. Dann, verſetzte ſie, möge ich auf einen Augenblick zu ihr hineinkommen, ich habe ſie noch nicht ein einziges Mal beſucht und ſie könne doch am Ende verlangen, daß das geſchehe. Ich konnte hiegegen Nichts einwenden und ging auf die Thür zu, fand ſie aber verſchloſſen. „Ei," rief ſie aus, als ſie das bemerkte, „iſt meine alte Wirthsfrau ſchon zu Bette? Nun, ſteigt in's Fenſter, was macht's unter uns?" Der Antrag machte mich ſtutzig, aber nicht lange, ich dachte: deine Mutter ſitzt drüben im Zimmer und ſieht's, ſie hält dich, kurzſichtig, wie ſie iſt, für irgend einen Hans Liederlich und die da für — Schnell, wie der hitzigſte Liebhaber, ſtieg oder ſprang ich vielmehr hinein. Wie hatte ich mich verrechnet! Lene ſuchte noch den Schwefelfaden, womit ſie ihr Licht anzünden wollte, als mir ſchon wüthend nachgeſchimpft wurde. Ich erkannte die Stimme meines Geſellen, der hinter mir hergeſchlichen ſein mochte. Gewiß war in den letzten hundert Jahren kein Schimpfwort erfunden worden, das mir nicht an den Kopf flog, und diejenigen, die des Geſchlechts wegen nicht auf mich paßten, ſprudelte er gegen Lene aus. Ich ſchwieg ſtill, Lene dagegen zündete ihr Licht an und fragte ihn darauf ruhig, ob er ihr Vater oder ihr Bruder ſei. Als er dies verneinte, erwiderte ſie, dann hätte er auch Nichts d'rein zu reden, wenn er ihren Bräutigam bei ihr fände; denn das ſei ich. Dabei umarmte ſie mich und ſagte: „Nicht wahr, Chriſtoph? es wäre Dir ja nie eingefallen, zu einem unbeſcholtenen Mädchen bei Nacht in's Fenſter zu ſteigen, wenn Du nicht die ernſthafteſten Abſichten hegteſt? mir wär' es wenigſtens nie in den Sinn gekommen, Dich dazu einzuladen, wenn ich dieſe nach den Eröffnungen Deiner Mutter nicht hätte vorausſetzen dürfen!" Ich ſchwieg noch immer und ſchwieg ſo lange, bis ich fühlte, daß mein Schweigen ſchon Alles entſchieden hatte, und daß es lächerlich ſei, nicht darin zu verharren. Mein Geſell zog ſich hohnlachend zurück, Lene entließ mich aus der Umarmung, die mir wie eine Falle vorkam, ich näherte mich wieder dem Fenſter. Sie aber bemerkte das kaum, als ſie mich bei den Rockſchößen ergriff und mich fragte, wann wir Hochzeit machen wollten; ob es mir recht ſei, wenn es zu Michaelis geſchähe, wie die Mutter vorſchlage, oder ob ich auf einem andern Tag beſtünde. „Vor Allerheiligen laß' ich mich auf nichts ein!" verſetzte ich feſt und beſtimmt und ſprang, ohne die Gegenrede abzuwarten, mit einem Satz hinaus. Draußen empfing mich mein Geſell mit geballten Fäuſten und fiel über mich her. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, mich von ihm durchprügeln zu laſſen und ließ ihn gewähren, verſuchte jedoch zugleich, ihn über das Ereigniß aufzuklären, was freilich nur dazu führte, daß er mich, wenn er ſeinen Armen ein wenig Ruhe gönnte, einen doppelten und dreifachen Windbeutel nannte und dann wieder mit erneuerter Wuth auf mich losſchlug. Endlich packte er mich gar bei der Kehle und gab ſich alle Mühe, mich niederzuwerfen; es hatte den ganzen Tag geregnet, die Erde war kothig und wer ſeinen beſten Rock trug, wie ich, mußte jede Berührung mit ihr ſcheuen. Ich konnte daher nicht länger umhin, dem unſinnigen Menſchen, dem ich an Leibesſtärke überlegen war, einen Schlag zu verſetzen, und gab ihm einen in's Geſicht, hatte es aber kaum gethan, als ich's auch ſchon bereute, denn ich hatte ihn gerade auf die Naſe getroffen, und er ſtürzte lautlos, wie ein Ochs vor der Axt des Metzgers, zu Boden. Ich glaubte, ein unfreiwilliger Mörder geworden zu ſein und verfluchte mein Schickſal, denn ich erinnerte mich von meiner Wanderſchaft her eines Falls, wo ein Schmied im Streite einen Schneider durch einen einzigen Schlag getödtet hatte, und ich wußte, was meine Fauſt vermochte, wenn ich ordentlich damit ausholte. Ich ſchwur dem Himmel, noch denſelben Abend, falls es verlangt würde, mit Lene Hochzeit zu machen, wenn er den Menſchen wieder auferwecke; ich ſchwur dem Menſchen, das Mädchen mit keinem Auge mehr anzuſehen, wenn er von ſelbſt wieder aufſtehe, und ich wurde mir des Widerſpruchs zwiſchen beiden Schwüren gar nicht bewußt. Ich fing an mich nach Dingen zu ſehnen, wornach ſich wohl noch nie Jemand geſehnt hat: nach einem Lümmel aus dem Munde meines Feindes, nach einem Hungerleider, ja nach einer Ohrfeige und einem Fußtritt. Zuletzt trat ich, um zu erproben, ob noch Leben in ihm ſei, ihm derb auf die ausgeſtreckt daliegende Hand. Da richtete er ſich ſchnell etwas empor und biß mich, um mir den Beweis gründlich zu geben, in's Bein. Es that ſehr weh und ich ſtieß einen lauten Schrei aus, doch innerlich freute ich mich über dieſen Biß. Nun nieſte er, ſprang auf und drang wieder auf mich ein. Um ihn nicht doch noch todt zu ſchlagen, macht' ich mich auf die Füße und langte verſtörter, wie jemals, bei meiner Mutter an. Sie kam mir auf der Flur mit brennender Lampe entgegen und empfing mich mit ärgerlich-freundlichem Geſicht. „Wo biſt Du geweſen?“ rief ſie mir zu, konnte aber ein dumm-kluges Lächeln nicht unterdrücken, woraus ich ſah, daß ich die Frage nicht zu beantworten brauchte. Ich zeigte auf mein blutendes Bein und ſagte: „Gott vergebe Dir, was Du an mir gethan haſt!“ Dann ging ich, ohne ihr weiter Rede zu ſtehen, in meine Schlafkammer, riegelte mich ein und öffnete ihr nicht einmal die Thür, als ſie mir altes Leinen zum Verband der Wunde brachte, ſondern zerriß zu dieſem Zweck in meiner Erbitterung ein ganz neues Hemd. Übrigens ſchlief ich in der auf dieſen Abend folgenden Nacht beſſer als man vielleicht erwartet, was ich dem Umſtande beimeſſe, daß es bis Allerheiligen noch ein volles Vierteljahr hin war. Wer es, wie ich, ſo lange Zeit vorher weiß, wann er in den Eheſtand eintreten muß, der wird, wenn er nicht ganz und gar auf den Kopf gefallen iſt, nicht blindlings hineinrennen, wie der Fuchs in die Falle, er wird mit Umſicht und Bedächtigkeit zu Werke gehen und jede Vorſichtsmaßregel ergreifen, die dem Menſchen in ſolcher Lage zu Gebote ſteht. Mein Erſtes gleich nach dem ſchauerlichen Verlobungsabend war, meiner Braut die Überzeugung beizubringen, daß es mir an körperlichen Kräften nicht mangle. Ich trug, wenn ich ſie bei meiner Mutter oder ſonſt in der Nähe wußte, dicke Balken, rammte ohne Beihülfe des Geſellen mit großer Mühe Pfahle ein, ja, eines Nachmittags ſchleppte ich die ganze ſchwere Hobelbank von Eichenholz auf dem Rücken fort, was eine Pferdearbeit war. Eben ſo ſtellt' ich mich bei ſchicklichen Gelegenheiten, als ob ich ſehr hitzigen und auffahrenden Temperaments wäre; als mich einmal eine Mücke in's Geſicht ſtach, fluchte ich barbariſch, und verſetzte mir, anſcheinend der Mücke wegen, einen ſo grimmigen Schlag auf die Naſe, daß Blut floß, auf eine Maus, die eines Morgens in der Küche, wo Lene meiner Mutter bei'm Gänſerupfen half, zum Vorſchein kam, fuhr ich mit einem Lärm los, daß beide Frauenzimmer laut aufſchrieen, und gleich darauf dreht' ich einem ſchreienden jungen Kätzchen, das ich getreten hatte, den Hals um, wobei es mich ſtark kratzte. Mehrere Male ſtieß ich einen alten Bettler, nachdem ich ihm zuvor heimlich einen Schilling zugeſteckt, damit er es ſich gefallen laſſe, zur Thür hinaus; meinen Lehrjungen ſchalt ich einſt, noch vor dem Frühſtück, einen Ochſenkopf und drohte ihm, ich wolle ihn hinter'm Schornſtein aufhenken, worüber der kleine Knirps ſo erſchrak, daß es mir ſelbſt leid that. „Biſt Du ſo voll Galle?“ fragte mich Lene, mir die Hand drückend, als ob's ihr ſehr gefiele. „Wie man's nehmen will!“ verſetzte ich kurz und ließ ihre Hand los. „Du biſt ja ein ganz Anderer auf der Wanderſchaft geworden,“ ſagte meine Mutter, „früher warſt Du fromm und ſinnig, wie ein Lamm!“ — „Jedem Menſchen wachſen die Zähne!“ erwiderte ich und pfiff einen Galopp-Walzer. Ich kam zuletzt ordentlich in die Gewohnheit hinein, der Ton meiner Stimme nahm etwas Rauhes an und meine Geberden wurden verwegen. Ich glaub' auch noch immer ſteif und feſt, daß ein Menſch an Herzhaftigkeit und Geiſtesgegenwart gewöhnt werden kann, wie z. B. an Reiten, Springen und Schwimmen, nur muß man ihn von früh auf dazu anhalten; angeboren iſt's Keinem, Jeder hat ſein Leben lieb. In meiner Jugend geſchah das nicht; ich durfte nicht an den Bach gehen, denn meine Mutter fürchtete, ich möchte ertrinken; wenn ich mit andern Knaben ſpielte und etwas ſchnell lief, ſo rief ſie mir zu: „Stoffelchen,“ ſie nannte mich bis in mein 16. Jahr, wo ich's mir ernſtlich verbat, immer Stoffelchen, „nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällſt und Dir den Kopf zerſchlägſt; als ich einmal auf unſern kleinen Kirſchenbaum zu klettern verſuchte, riß ſie mich bei den Haaren wieder herunter. Ja, hätt' ich nur noch in meinem 22. Jahr, wie ſo viele meiner Kameraden, Soldat werden müſſen! Dieſer beſtändige Umgang mit geladenen Gewehren, dies Handhaben ſcharfer Bayonette, dieſe Furcht vor dem Unterofficier, dieſe Angſt vor Foppereien, die nicht ausbleiben, wenn man nichts Männliches an ſich hat: dies Alles hätt' aus mir einen Kerl gemacht, der ſo gut, wie jeder Andere, ſich in Wirthshäuſern den Knebelbart geſtrichen, grimmige Blicke wie Kugeln verſchoſſen und ohne Anlaß mit geballten Fäuſten auf den Tiſch geſchlagen hätte. Nun, es hat nicht ſo ſein ſollen, und hat Gott mir bis hieher geholfen, ſo wird er mir auch bis an mein ſeliges Ende helfen.“

„Auf Lene machte dies freilich Eindruck, aber er war anderer Art, als ich beabſichtigt hatte. Statt vor mir, wie vor einer gefüllten Pulvertonne, zurückzuſchaudern, ſchien ſie immer mehr Geſchmack an mir zu finden; ich glaube, ich hätte der Teufel ſelbſt ſein können, und ihr wär's Recht geweſen, ſie mochte ſich's zutrauen, ſelbſt den Teufel zu bändigen. So war mir's denn ziemlich gleichgiltig, als der Plan, den ich eines Sonntags Nachmittags — Sonntags mußt' ich ſie ſpazieren führen — auf einen großen, uns begegnenden, Pudel baute, zu Waſſer ging. Sie hatte mir nach ihrer Unart eben in's Ohr geſagt: „Ich hab' Dich doch recht lieb, Chriſtoph!“ — „Der Pudel da,“ dacht' ich, „ſoll Dich von der verdammten Liebe in etwas curiren, und Dir einigen Reſpect vor Deinem künftigen Mann einflößen; ich will dir's zeigen, daß ich's nicht blos mit Mäuſen und Kätzchen aufnehme, ſondern, ſeines giftigen Gebiſſes ungeachtet, auch mit einem Hund.“ Alſo ſchritt ich, ohne ihm, wie ſonſt, auszuweichen, friſch auf den Pudel zu

Es war eine drückende Hitze; der Pudel, halsſtarrig aus Faulheit, verfolgte, zwar noch nicht knurrend, aber doch ſchon frech und unverſchämt zu mir aufblickend, in gerader Linie ſeinen Weg. Lene wollte ausbiegen. „Ei was!" rief ich, ſie feſthaltend, „Du wirſt doch den niederträchtigen Köter nicht fürchten?" Ich holte wie vom Teufel beſeſſen mit dem Spazierſtöckchen aus zum Schlag. Der Pudel zieht ſich nicht zurück, herausfordernd die Zähne fletſchend ſieht er mich an. Gereizt ſchlage ich wirklich zu. Sollte man's glauben? Die aufſätzige Beſtie ſchnappt mir nach den Waden, ſtatt ſich auf die Flucht zu begeben. Da überwältigt mich meine Natur, ich reiße mich von meiner Braut los und ſpringe über den Graben. Scham ergreift mich, als ich mich des unwillkürlichen Ausreißens bewußt werde, ich wage kaum, mich umzuſehen. „Die Gefahr iſt vorbei!" ruft laut lachend Lene mir zu; zu meinem großen Ärger bemerke ich, daß ſie den Hund richtig mit Steinwürfen vertrieben hat und ihm, mir zum offenbaren Hohn, noch einige nachſenden will. „Liebes Kind," ſag' ich, „nimm Dich in Acht, bedenkſt Du denn nicht, daß wir in den Hundstagen ſind? Er iſt ja toll!" — „Was?" ruft ſie, plötzlich erſchreckend, aus und läßt ihre Steine zu Boden fallen. „Allerdings," verſetze ich und kehre wieder an ihre Seite zurück; „bemerkteſt Du nicht, wie ihm der Schaum vor'm Maul ſtand, wie er den Schwanz zwiſchen die Beine klemmte, wie häßlich roth ſeine Augen waren, welch unnatürlich Gelüſt er zum Menſchenfleiſch trug?" In dieſem Augenblick ging der abſcheuliche Pudel, heiß, wie er vom Rennen ſein mochte, zu Waſſer, mich in ſeiner thieriſchen Dummheit Lügen ſtrafend. Doch Lene ward es nicht gewahr; ſie ſchoß einen wüthenden Blick auf mich, den erſten, wenn mir recht iſt, und rief mit vor Zorn und Schreck faſt erſtickter Stimme: „Und das ſagteſt Du mir nicht gleich?" Wunderbar iſt meine Gabe, die Lüge ſpitz zu kriegen, wenn's darauf ankommt, mich herauszulügen. „Kind," antwort' ich und pflücke für ſie, um mich ihren, gleich zwei geladenen Piſtolen, auf mich gerichteten Augen zu entziehen, am Rand des Grabens ein Vergißmeinnicht, „konnt ich's denn wiſſen, daß Du's nicht geleſen haſt, was im Kalender über tolle Hunde ſteht?" — „Nun," erwidert ſie mit der ihr eigenen, unweiblichen Gefaßtheit und ſteckt die Blume, die ich ihr galant überreiche, an die Bruſt, „den Hals hat's ja nicht gekoſtet. Hoffentlich haſt Du bei dem kühnen Sprung die Knochen nicht verrenkt?" Dies war Spott ich merkt' es gleich und antwortete Nichts."

„Im Wein iſt Wahrheit!" ſagt das Sprichwort. Es gilt aber nur von der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, von der männlichen; die Weiber beichten niemals, auch nicht dem Wein. Das hab' ich noch an demſelben Sonntag erfahren. Mit Liſt bracht' ich Lene in den Hinckeldey'ſchen Garten. „Wir können dort Kaffee oder Thee trinken," ſagt' ich, ich wußte aber wohl, daß außer Wein, Rum und ähnlichen Mauerbrechern Nichts zu haben war. Als der herbeigerufene Kellner dies erklärte, ſtellt' ich mich verwundert und ſah Lene mit einem verdrießlichen Geſicht an. „Nun," ſagte ſie, „ſo laſſ Wein bringen, aber für mich Waſſer dabei." Herrlich geht's, dacht' ich und rieb mir vergnügt die Hände; dann beſtellt ich Vierundachtziger, der, wie ich wußte, ſtark und ſchnell zu Kopfe ſtieg, auch eine reichliche Portion Zucker, denn durch den verführt man die Weiber am leicht'ſten zum Trinken. „Deine Geſundheit!" rief ich, ihr das volle Glas, in das ich viel Wein und wenig Waſſer gegoſſen hatte, hinreichend. Sie wollte es nur halb austrinken, ich ließ das aber nicht gelten, und weil die letzte Hälfte wegen des Bodenſatzes von Zucker ſüßer war, als die erſte, ſo ließ ſie nicht gar zu lange in ſich dringen. Höflich, ich hatt' es erwartet, ſagte ſie dann: „Jetzt aber auch Deine!" Raſch ſchenkte ich die Gläſer wieder voll. „Unmöglich," rief ſie, „kann ich's ganz leeren, mir wird ſchon ſo wunderlich!" — „Dann," verſetzte ich, „haſt Du mich auch nicht lieb." Einen Augenblick ſah ſie vor ſich nieder in den Schooß; dann trank ſie langſam, mir die Hand über den Tiſch gebend, — ich ſaß nicht an ihrer Seite, ſondern ihr gegenüber — und mich feſt anſehend, das Glas aus. Es ward ihr ſchwer, das ſah ich. „Nun wird ſie bald überſprudeln,“ dacht' ich, „ſaubere Dinge werd' ich erfahren, aber gut iſt's, wenn man's weiß woher der Wind weht, man kann ſich darnach richten.“ Ich trat ihr, wie aus Verſehen, auf den Fuß und hoffte, ſie ſollt's übel nehmen; ſie hielt's, angetrunken, wie ſie war, für ein Liebeszeichen. „'s thut Nichts,“ dacht' ich, „die Bosheit wird wohl zum Vorſchein kommen, wenn die Beſinnung noch mehr ſchwindet; ſchon tritt ihr ein verdächtiges Roth auf die Wangen, ihre Augen ſchwimmen.“ — „Aber meine Mutter!“ ſagt' ich und ſchenkte noch einmal die Gläſer voll. „Ja, Deine Mutter,“ erwiderte ſie lebhaft, „aber ich nippe nur ein wenig!“ — „Beſſer Etwas, als gar Nichts!“ dacht' ich und ließ es dabei bewenden. Jetzt ſah ſie faſt gar nicht mehr auf, ſondern lächelte in Einem fort ſtill vor ſich hin. Aufmerkſam paßt' ich auf jede ihrer Bewegungen. Recht zur glücklichſten Stunde ſtellte ſich, ſchnüffelnd im Garten herumkreuzend, ein Pudel ein. „Der wird die Mühle in den Gang bringen,“ dacht' ich und pfiff dem Hund. Nicht ganz hatte ich mich verrechnet. „Nimm Dich doch in Acht, mein Schatz,“ rief ſie, ſo wie ſie bemerkte, daß ich den Hund lockte, „er kann toll ſein, oder es werden.“ Dabei lachte ſie, daß ihr Thränen in die Augen traten. Aber es erfolgte weiter Nichts. Aus Unvorſichtigkeit ſtieß ich die Waſſerflaſche um, das Waſſer, an allen Seiten vom Tiſch herabſtrömend, näßte, bevor ſie ausweichen konnte, ihr Kleid ein. „Ach, du lieber Himmel!“ rief ſie und flog von ihrem Sitz auf. „Nun kommt's!“ dacht' ich und ſpitzte die Ohren; doch, der liebe Himmel war der bloße Vorläufer eines gutmüthigen: „Es thut Nichts, es iſt ja kein Wein!“ Ärgerlich mich in die Lippen beißend, begann ich, auf mich ſelbſt zu ſchimpfen und mich herabzuſetzen. „Ungeſchickt,“ fing ich an, „bin ich, wie ein Schulkind.“ — „Pfui!“ unterbrach ſie mich und rümpfte die Naſe. „Ja,“ fuhr ich mit Lebhaftigkeit fort, „als ich das Kind meines Vetters zur

Taufe hielt, ließ ich den armen Wurm aus den Kiſſen gleiten und auf den Taufſtein fallen, wo er ſich an einer Ecke jämmerlich den Kopf zerſtieß." — „Wie? was ſagſt Du?" fragte ſie, als ich ihr, verächtliche Blicke, Kopfſchütteln u. dgl. mehr erwartend, keck und mit Lüſternheit in die Augen ſah. Mit Übertreibungen wiederholte ich die ohnehin nur halb wahre Taufgeſchichte. „Ach," ſeufzte ſie, ſich wieder auf Nichts einlaſſend, „ich hab' ſo viel Kopfweh, hätt' ich doch den Wein nicht getrunken!" Ich ward immer hitziger, wie ein Jäger, wenn er oft abdrückt und niemals trifft, und warf mich nun ganz in die Lüge. „In Bremen," erzählt' ich, „ſtieß ich einem Bäckergeſellen, mit dem ich zuſammen ſchlief, Nachts bei'm Umwenden im Schlaf mit dem Ellbogen das rechte Auge aus." — „Das iſt ja fürchterlich!" fuhr ſie auf. „Du könnt'ſt ja wohl, wenn Du ſchläfſt und träumſt, das Haus in Brand ſtecken!" — „Gewiß!" fuhr ich heuchleriſch-ruhig fort, „nachtwandelnd hab' ich mich in Frankfurt am Main ohne irgend einen vernünftigen Grund einmal erhenkt. Der Strick war murbe und zerriß; ſonſt ſäß' ich hier wohl nicht und tränke auf Deine Geſundheit." — „Du treibſt Poſſen!" ſagte ſie, laut auflachend, und hielt mir die Hand vor den Mund. „Es iſt die reine Wahrheit," verſetzt' ich mit einem Ernſt, dem ſie Glauben ſchenken mußte, „ich bin nun einmal ſolch ein Unglücksmenſch; was *mir* paſſirt, paſſirt ſo leicht keinem Zweiten." Ich ſeufzte kläglich, dann fragt' ich ſchlau: „Nicht wahr, *Lene*, wenn Du gewußt hätteſt, wie's eigentlich um mich ſtünde, Du würdeſt Dich für einen ſolchen Mann bedankt haben?" — „So etwas iſt freilich ſchlimm," gab ſie zur Antwort, „doch das wollen wir ſchon kriegen!" — „Wie ſo? wie meinſt Du?" fragt' ich ſchnell und lauernd. „Ach was!" ſagte ſie, ſtand auf und gab mir, warum es mir am wenigſten zu thun war, einen Kuß. Und zu Loch war die Schlange, und ließ ſich nicht wieder heraustreiben. Nichts erfuhr ich von ihren Tücken und Ränken, Nichts von den Plagen und Qualereien, die ſie mir in ſo reichlichem Maße zugedacht, ja, gefallen mußt' ich's mir laſſen, daß ſie mir, als ob ſie ſo nüchtern geweſen wäre, wie ſonſt, gleich nach dem Kuß in's Ohr flüſterte: „Ich hab' Dich deſſen ungeachtet doch lieb!“ Ich hatte ihr Herz, wie einen Wetterkalender, aufzuſchlagen gehofft und wurde abgeſpeiſt mit dem ſchönen Einband.“

„An dem Abend jenes nämlichen Tags hab' ich zum erſten und letzten Mal in meinem Leben einen Geiſt geſehen. Ich ſage das nicht, weil ich mir was darauf einbilde, ſondern nur, weil es doch immer eine Merkwürdigkeit iſt. Es war gegen eilf Uhr, da ging ich über den Magdalenen-Kirchhof, um für meine Mutter, die von einem leichten Fieber befallen war, Camillen zu holen. Man muß nämlich über dieſen Kirchhof gehen, wenn man zur Apotheke will. Ich dachte — ich kann's ſchwören — nicht an Geiſter und Geſpenſter, ſondern nur daran, wie angenehm es ſein würde, wenn ich erſt wieder zu Hauſe wäre; ich lief, als ob meine Mutter auf den Tod darnieder läge und ſah nicht links noch rechts. Dennoch erblickt' ich plötzlich etwas Weißes, was lang und ſonderbar in die Höhe ragte; ich wurde zu Eis, und doch — ſo iſt der Menſch — blieb ich ſtehen; hätte der Geiſt mir gewinkt, ich wäre — das glaub' ich — gehorſam, wie ein Hund, zu ihm herangekommen. Aber, er bekümmerte ſich nicht um mich, ſondern ſchwebte, ohne nach Art der Geiſter ein Zeichen, oder einen gräßlichen Ton von ſich zu geben, langſam, langſam über die Gräber fort. Wird man's begreifen? Erſt, wie er verſchwunden war, kam mir die eigentliche Angſt, da erſt fiel mir's ein, wie viel Unheil er mir bei bösartigerer Gemüthsbeſchaffenheit hätte zufügen können, Kalter Schweiß brach mir aus, nun ich ihn nirgends mehr ſah. glaubte ich ihn allenthalben zu ſehen, wenn der Weſtwind mir in den Nacken blies, hielt ich's für einen Hauch von ihm und erwartete ärgere Mißhandlungen. Als ich das gräuliche Ereigniß am andern Morgen erzählte, fand ſich gleich, wie das denn nie ausbleibt, ein Mann, der den Schlüſſel dazu hatte. Der Prahlhans, der verſoffene Barbier, der zuletzt im Hoſpital zu Grunde gegangen iſt, wollte nämlich auf dem Magdalenen-Kirchhof — er nannte ihn ſeinen Garten, weil er daran wohnte — der Abendkühle wegen, im Schlafrock und in der Nachtmütze ſpazieren gegangen ſein. Es war dem Kerl blos um die Ehre, er wollte ſich rühmen können, für einen Geiſt angeſehen worden zu ſein; man wird's mir aber wohl glauben, daß ich auch im Dämmerlicht einen Barbier von einem Geiſt zu unterſcheiden weiß, denn das iſt keine Kunſt! Übrigens war ſelbſt dieſe Geiſtererſcheinung noch nicht das letzte Abenteuer jenes merkwürdigen Tags. Wie ich von der Apotheke zurückkehrte, vermied ich natürlich den mir doppelt unheimlich gewordenen Kirchhof und machte einen Umweg, der mich an einem tiefen Teich vorbeiführte. Wie ich mich dem Teich näherte, kam auf einmal ein Menſch daher gerannt, der, ſoweit ich bei'm ſchwachen Mondlicht darüber klar werden konnte, mit Nichts als ſeinem Hemde bekleidet war, und ſich höchſt ſonderbar geberdete. Bald ſtarrte er in's Waſſer hinein, dann ſah er zum Himmel empor, endlich brach er in ein wildes Gelächter aus und ſprang, wie unſinnig, in den Teich. „Was ſoll das?“ rief ich ihm in einer wahren Todesangſt zu oder vielmehr nach, „nehmt Euch in Acht, Niemand iſt in der Nähe, der Euch wieder herauszieht!“ Keine Antwort. Ich ſchritt bis an den Rand des Teichs vor, das Waſſer bewegte ſich in großen Kreiſen, der Wind flüſterte im Schilf, von dem Menſchen war Nichts mehr zu ſehen. „Iſt das Spaß oder Ernſt?“ rief ich, die Zähne klapperten mir, ich vermochte kaum noch zu ſtehen. „Heda! Ihr dort unten, ſteigt herauf!“ Stille, wie vorher. „Gott im Himmel! es iſt richtig ein Selbſtmörder!“ brach ich jetzt aus, als ob ich den Menſchen bisher für einen Taucher gehalten hätte, „wer ein Chriſt iſt, ſpringt ihm nach und holt ihn mit Gewalt wieder herauf!“ Wenig fehlte und ich hätt' es gethan; man hat in ſolchen Augenblicken ein Gefühl, als ob man's nicht laſſen dürfe. Ich nahm auch wirklich einen Anlauf, da aber fiel mir ein, daß er ja jedenfalls ſchon todt ſei und daß nur ein Narr ſein Leben eines Cadavers wegen ausſetze. Gedanken

anderer Art drängten ſich mir auf. „Wer iſt's?» fragt' ich mi
Antwort: „vielleicht dein Geſell!» Das kam mir bald äuße
wahrſcheinlich vor, und was knüpfte ſich nicht Alles daran! „Wi
man nicht glauben,» dacht' ich, „du haſt ihn hineingeſtürzt? Wi
man nicht wenigſtens behaupten, daß du, der du ihm faſt zur Se
ſtandeſt, aus abſichtlicher Bosheit Nichts für ſeine Rettung geth
haſt? Und hat das Eine nicht Grund, wie das Andere?» Ich ſ
mich nach allen Seiten um, ob noch außer mir Jemand Zeuge d
ſes Selbſtmords geweſen ſei und beſchloß, als ich mich des Gege
theils verſichert hatte, den Vorfall zu verſchweigen, um allen V
fänglichkeiten zu entgehen. Nun entfernte ich mich raſch, wa
aber gleich, ſo wie ich am erſten Wirthshaus vorüber kam, v
dem ſchwerſten Theil meiner Befürchtungen befreit, denn me
Geſell ſaß drinnen bei einer Kanne Bier und ſchwur eben mit la
ter Stimme, daß er ſich an meinem Hochzeitstage ſchon vor So
nenaufgang betrinken und mir jeden Schabernack ſpielen woll
der ihm während des Rauſches in den Sinn käme. Den nächſte
Morgen klärte ſich das Ereigniß auf. Der kranke Müller war ſe
nem Wärter, dem man Schuld gab, daß er fahrläſſig geweſe
und eingeſchlafen ſei, entkommen und hatte ſeinem Leben in eine
Anfall von Verzweiflung ein Ende gemacht. Man ſagte, er hab
vom Krankenbett aus Dinge von ſeiner Frau geſehen, die er nich
wieder hätte vergeſſen können. Ich zweifle nicht daran.»

„Am auffallendſten war mir's, daß Lene jene Heuchelei un
Verſtellung noch Monate lang im Eheſtand fortſetzte; gerade ſ
als hätt' ſie ſich einen Reiter zum Vorbild genommen, der ſei
Roß, das er hinterher durch Sporn und Peitſche genugſam plag
bei'm Beſteigen klatſcht und ſtreichelt. Nichts konnte im Hausha
geſchehen, Schnock mußte erſt befragt werden. „Meinſt Du nich
Chriſtopher,» hieß es, „daß der Spiegel an jener Wand be
ſer hinge? Iſt's Dir recht, wenn der rothe Koffer ſeinen Platz ve
ändert? Kann der Lehrburſch wohl einmal flink zum Kräme
ſpringen und mir etwas Seide holen, oder ſiehſt Du's nicht gern

Liebſt Du die Pfannkuchen braun gebraten, oder nicht?“ Anfangs lacht' ich, wenn ſie mit dem ſpitzbübiſch-unſchuldigſten Geſicht von der Welt Fragen der Art an mich richtete, und ſagte: „Geh' mir!“ zuletzt aber ging ich auf den Spaß ein, erklärte gravitätiſch, wie Könige im Puppenſpiel, meinen Willen, und ergötzte mich nicht wenig, wenn die Suppe Mittags wirklich ſo auf den Tiſch kam, wie ich ſie Morgens beim Frühſtück, wo ich würdevoll den Großvaterſtuhl ausfüllend, meine lächerlichen Inſtructionen ertheilte, beſtellt hatte. Genau weiß ich mich noch des Tags zu erinnern, an dem die Herrlichkeit ein Ende nahm, und mein Drache ſeine eigentliche Natur zum erſten Mal hervorkehrte. Es war Mittwoch und Markttag, und ich hatte einem Geſellen die Arbeit aufgekündigt, alſo Streit mit ihm bekommen, d. h. gelinden, wo man ſich blos gegenſeitig die Verſicherung giebt, daß man, Einer ohne den Anderen leben könne. Ich glaube Alles iſt in Ordnung und freue mich, als mit einem Male der Geſell, da ich eben mein Lieblingsſtück: „Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.“ zu pfeifen anfange, vor mich hinſpringt, mit geballter Fauſt auf die Hobelbank ſchlägt, daß etliches Geräth herunter fliegt, und mit Ungeſtüm verlangt, ich ſolle ſagen, was ich an ihm auszuſetzen habe, er ſei nicht von geſtern und kenne die Welt. „Der glaubt am Ende,“ beſorg' ich, „du haſt ihn im Verdacht der Dieberei;“ um ihn zu begütigen, ſag' ich: „Die Fenſterrahmen dort, die Ihr gemacht habt, können mir unmöglich gefallen, ſie ſind krumm und ſchief.“ — „Ich habe in Hamburg in einer der erſten Werkſtätten gearbeitet!“ fällt er mir trotzig in's Wort. „Drei Tage!“ verſetz' ich gedankenlos, aber dem Inhalt ſeines Wanderbuchs gemäß. „Was? Foppen wollt Ihr mich?“ fährt er auf, „da ſoll Euch denn doch — —“ er unterbricht ſich ſelbſt, doch nur um den Rock abzuwerfen, dann dringt er auf mich ein. Ich kenne das Ende einer Prügelei zu gut, um den Anfang abzuwarten, und ziehe mich zurück, erſt bis auf den Flur, dann, da er mich fluchend und ſchimpfend verfolgt, bis in die Küche, wo meine Frau gerade Rüben ſchabt. Die wirft auf mich einen Blick, daß ich denke, ſie wird ſich mit dem unſinnigen Menſchen vereinigen, um meine Niederlage vollſtändig zu machen; aber, weit gefehlt, ſie ergreift die Feuerzange und wirft ſie dem Geſellen, der ſich deſſen wohl ſo wenig verſah, wie ich, an den Kopf; er will nicht weichen, da fliegt ihm die Fleiſchgabel an's Schienbein, daß er laut aufſchreit: „Ein Weib wie der Teufel!“ und ſich wendet, ſo daß er der Aſchſchaufel, die gleich hinterdrein fährt, glücklich entgeht. Jetzt kehrt ſich Lene, zufällig war ich hinter ihr zu ſtehen gekommen, zu mir um und ſieht mich an. „Das war Recht,“ ſtott're ich, „der Lump!“ — „O,“ unterbricht ſie mich, „biſt Du auch ein Mann!“ Glühend, wie ein geſottener Krebs, ſetzt ſie ſich wieder zu den Rüben nieder, ich ſchleiche mich fort. Wenige Minuten darauf ruft ſie: „Hans!“ So hieß mein Lehrjunge. „Er iſt draußen im Garten,“ antwort' ich ihr. „So ruf' ihn,“ herrſcht ſie mir zu, „aber ſchnell, er ſoll für mich aus!“ — „Jetzt fängt's an!“ ſagt' ich, als ich ging, ihren Befehl auszurichten. Ich irrte mich keineswegs; ſeit jenem Tage hab' ich aus ihrem Munde ſelten ein freundlich Wort gehört, dafür tractirt ſie mich faſt ſtündlich mit Bonbons, wie dieſe ſind: „Ich will's ſo!“ oder „Du ſollſt nicht!“ oder „Unterſteh' Dich's noch einmal!“ u. dgl. mehr. Nun, das iſt nicht ſo unbequem, als es ſcheint; was ich ſeitdem thue, iſt, als ob ſie's gethan hat, ſie hat von meinem Thun und Laſſen mehr Plage, als ich ſelbſt, ich bin fett geworden, ſie iſt mager und dürr geblieben. Ein Spaßvogel ſagte, ſie könne für mich zur Beichte gehen; gewiſſermaßen hat er Recht.“

„Einmal — ich hüpfe in der Dornenhecke meines Lebens von Buſch zu Buſch — hatt' ich, wie man denn im Trunk ſo leicht Narrheiten begeht, verſprochen, ich wolle meine Frau an einem ausdrücklich dazu feſtgeſetzten Abend tüchtig ausſchmälen, ſo, daß man's draußen unter den Fenſtern hören ſolle. „Wirſt Du's Dir gefallen laſſen?“ fragt' ich ſie beim Zuhauſekommen

Vertrauen auf die gute Wirkung eines offenen Geſtändniſ
und auf ihren Geiz, „ſonſt koſtet's mich drei Flaſchen Wein,
n ich habe gewettet.“ — „O, gerne, gerne!“ erwiderte ſie;
war nämlich — ich wußt es — weichmüthig, weil ihr Nach-
tags ein Brief die Nachricht gebracht hatte, daß ihr Bruder
orben ſei. Der Abend kam heran, mich befiel ein Zittern, ich
fluchte mich ſelbſt und mein Saufen. Den ganzen Tag hatte
ihrem Geſicht etwas Verſteckt-Heimtückiſches gelegen; jetzt —
ſaß hinter dem Ofen im Großvaterſtuhl, aus dem ich natür-
längſt vertrieben war — entlud ſich's in einem ſpöttiſchen
ächter und in der höhniſchen Frage: „Wird's bald?“ Deut-
es Huſten und Flüſtern verkündigte mir, daß man draußen
n mit Ungeduld harre; dennoch ſagt' ich: „Kind, es hat ja
e Eil'!“ — „Wie lange ſoll ich denn warten?“ fuhr ſie auf.
t, pſt, Engel!“ wiſperte ich, „man muß ſich ja doch erſt be-
en.“ — „Hätt' ich nur 'nen Hund,“ dacht' ich, „oder 'ne Katz'
Hand, auf die würd' ich losfahren, und die da unter der
nd glaubten, es gelte ihr.“ Lautes Räuſpern und in die
de Klatſchen der Saufbrüder bringt mich zur Verzweiflung.
hts fällt mir bei, über mein Zögern erboßt, ſieht **Lene** mich
g an. „Schlag' der Teufel drein!“ fluch' ich und hoffe, da-
in den Gang zu kommen. „Was fehlt Dir, lieber Mann?“
t ſie ſpottend. „Kind,“ verſetz' ich drängend, „ſchmälen und
pſiren ſoll ich und weiß nicht worüber.“ Ich wußt' es wohl,
wer bürgte mir für ihre Gelaſſenheit, darum ſucht' ich Alles
inen Scherz zu verwandeln, denn gegen Scherz war ſie nicht
g abgehärtet. „Gieb mir einige Gründe an die Hand und
ſchlag' die Augen nieder, ſonſt gelingt's mir nimmer.“ —
t,“ erwiderte ſie, „ſo ſprich mir nach, was ich Dir vorſage,
grimmig, im Ton eines Bären: Ungetreue — —“ — „Der
el ſprech's Dir nach,“ unterbrech' ich ſie, „ſchändlich würd'
wohl lügen!“ — „Oder,“ fährt ſie fort, „zänkiſche, bos-
— —“ — „Mäßige Dich, Kind!“ fall' ich ihr in's Wort.

„Willſt Du bald?“ fährt ſie auf, und wiederholt: „Zänkiſche, boshafte Wetterhexe, alter, vermaledeiter Brummkater!“ Angſt ergreift mich, denn das ſind Redensarten, deren ich mich zuweilen im Traum gegen ſie bediene. In dieſem Augenblick klopfen die da draußen an's Fenſter. In der Verwirrung reiß' ich, mich ſtellend, als ob ich meine beſten Freunde für Straßenbuben halte, das Fenſter auf, und ſchimpfe wüthend heraus: „Hundezeug! verfluchtes Geſindel! was giebt's hier zu horchen?“ — „Bravo, bravo, Schnock!“ geben ſie zur Antwort, Lene ſchlägt ein Gelächter auf, ich bin wie todt.“

„Ärger noch — das nicht — aber eben ſo arg ging's mir, als ich — unter Dreien hatte gerade mich das Loos getroffen — den Pfarrer wegen einer anzüglichen Predigt, die ſo ſichtlich auf uns gemünzt war, daß man in der Kirche mit Fingern auf uns zeigte, zur Rede ſtellen mußte. Gleich nach der Frühſtückszeit — frühſtücken konnt' ich nicht — macht' ich mich auf den Weg, die Conſorten, die mir in ſolchen Dingen wenig trauten, lauerten mir nach. „Hinein mußt du,“ ſagt' ich, mir gewiſſermaßen ſelbſt den Weg vertretend, ich empfand nämlich ein Gelüſt, an der Pfarre vorbeizuſchleichen, „ſonſt kommen die Hinteren Dir auf den Hals. Er iſt wohl zu irgend einem Kranken geholt, oder zu einer Taufe!“ denk' ich und öff'ne die Thür. Statt der Magd — während des Anmeldens verſtreicht doch immer, wenn man zu ſolchen Herren geht, einige Zeit, die man zur Vorbereitung verwenden kann — tritt mir der Pfarrer ſelbſt, eben mit brennender Pfeife aus der Küche kommend, auf der Flur entgegen. Er ſieht mich an, ich ihn. „Schönes Hündlein,“ ſag' ich endlich, mich zu dem Schooßhund ſeiner Frau, der munter dahergeſprungen kam, niederbeugend und ihn ſtreichelnd. „Wollt Ihr nicht eintreten, Meiſter Schnock?“ ſagt der Pfarrer und öffnet die Thür ſeines Studirzimmers. Ich trete ein. „Wollt Ihr Euch nicht niederſetzen?“ Ich ſetze mich. „Und Euer Begehren iſt?“ frägt er endlich, verwundert und ungeduldig. „Ich — ich komme!“ verſetz' ich noch ziemlich deutlich und hörbar, aber da befällt mich plötzlich das niederträchtigſte Stammeln und Stottern, und ich mag mich abarbeiten, wie ich will, ich bring' es nicht weiter, als bis zum: „Ich komme — ich wollte — ich ſollte —“ — „Lieber Mann,“ fährt der Pfarrer zuletzt, meinen Zuſtand mißdeutend, auf, „Ihr habt wohl ſchon getrunken, kommt wieder, wenn Ihr nüchtern ſeid.“ Erwünſchteres hätte mir in meiner Lage nicht kommen können, als dieſe Grobheit des Pfarrers, ich nehme ſchnell meinen Hut und eile fort, froh, daß die Höllenviſite abgethan iſt, und mich über ihren Ausfall gegen die Anderen nur dunkel, und ſo, daß ſie mich mißverſtehen müſſen, auslaſſend.“

„Sollte ſich's ein Chriſtenmenſch vorſtellen, daß ich einmal nahe daran war, aus Zaghaftigkeit, die mich abhielt, zur rechten Zeit mit einer ablehnenden Erklärung einzuſpringen, ein Mörder und ſchnöder Giftmiſcher zu werden? Ich ſitze eines Abends im „goldenen Schaf“ hinter dem Tiſch und denk' an nicht Arges, an gar Nichts nämlich, da tritt ein Fremder, wunderlich, ſonſt gut, gekleidet, herein, fordert ſich Wein und ſetzt ſich zu mir. Er begrüßt mich und ſieht mich mit einem Blick an, als ob er mich gut kenne. „Das iſt,“ denk' ich, „wieder ein Bekannter und Herzensfreund, deſſen Geſichtszüge und Namen nichtswürdiger Weiſe deinem Gedächtniſſe entfallen ſind; lächle wenigſtens und ſtell' dich erfreut über's glückliche Zuſammentreffen.“ Ich thu's, und wirklich iſt bald zwiſchen uns ein Geſpräch im Gange, wie zwiſchen alten Bekannten, obwohl wir's, wie ich denn doch merke, nicht ſind. Wir ſprechen über allerlei Unglücksfälle, wie ſie ſich zutragen; ich erzähl' ihm von Einigen, die ſich im letzten Jahr erhenkten und ſonſt entleibdeten; dann kommen wir auf's Einſchlagen des Blitzes bei Gewittern und darauf, daß ſolch ein Feuer gar nicht zu löſchen iſt. „Ja,“ ſeufz' ich, „die Welt iſt ein Jammerthal, man muß ſich wundern, daß man bei all dem Elend och über die Vierzig hinaus kommt.“ — „Leute, wie ihr,“ ent egnet er, „können's wohl aushalten, denn, wie das Schäfchen auch ſei, iſt's nur in's Trockene gebracht, ſo gibt's Milch und Wolle, aber Unſer-Einer — —" — „Nichts iſt mir verdrießlicher, als wenn man mich für einen Glückpilz hält, für ein Sonntagskind, dem jeder Wind in die Segel weht; unmuthig unterbrech' ich den Fremden durch die Frage, wer und was er denn ſei. „Ich bin ein Kammerjäger," verſetzt er mit unbeſchreiblicher Aufrichtigkeit, „und alſo in jetzigen Zeiten, wo das Ungeziefer ſo ſchläfrig und langſam heckt, als ob ſich's erſt trauen laſſen müßte, wie verliebte Menſchen, von Haus aus ein geſchlagener Mann." Auf Kammerjäger hab' ich von jeher wenig gehalten, zumal auf ſolche, die, wenn ſie einem anſtändigen Bürger begegnen, ſtatt die Augen demüthig niederzuſchlagen, ihn frech anſtieren und wohl gar grüßen, ja, einen Discurs anknüpfen, ich hab' ſie eigentlich mehr verachtet, als Bettelvögte; ſolch eine Antwort, die ein Prinz, der ſich zu erkennen gibt, nicht zuverſichtlicher hätte vorbringen können, mußte mich alſo billig befremden. „Wagen ſich Leute der Art in's goldene Schaf?" denk' ich und werfe auf den Fremden, der ruhig, als ob noch Alles zwiſchen uns beim Alten wäre, ſeine Pfeife ausklopft, einen Blick, wie etwa unſer Amtmann auf mich, wenn er an mir vorbeireitet. Doch ſag' ich zugleich zu mir ſelbſt: „Laß' dem Menſchen heut' Abend den Standesunterſchied nicht empfinden; morgen, wenn er die Rattenjagd anſtellt, weiß er ſich ohnehin zu beſcheiden." — „Nun, was ſagt Ihr zu meinem Metier?" fragt' er dann. „Beneidenswerth iſt's wohl nicht," erwidere ich, „aber vermuthlich hat's Euch am Heirathen verhindert und das iſt doch auch für etwas anzuſchlagen." — „Drückt Euch der Schuh da," verſetzt er höhniſch, „nun, das iſt das Schickſal in Mausgeſtalt." — „Narr!" hätt' ich ihm gern grob geantwortet, „verſuch's erſt einmal, wie ich, drei und zwanzig Jahre, dann reiß' elende Witze." Doch unterlaß' ich's, denn man muß ſich gegen Fremde nie zu weit herauswagen. „Wenigſtens denk' ich," fährt er fort, „ein Unglück, was den Menſchen zum Kapaun herausfüttert, kann ſo groß nicht ſein." Dabei ſtreicht er mir mit unangenehmer Zudringlichkeit über den Bauch. Gereizt verſetz' ich: „Eben darin kann das Unglück liegen; meint ihr, daß ein Mann, der durch Schläge fett wird, ſich über ſeine niederträchtige Natur freut? Zum Teufel! iſt's denn unverſchämt, wenn man für ewiges Plagen, für Ärger und Verdruß ohn' Ende, ein ſieches, Mitleid erregendes Geſicht und einen baufälligen Körper verlangt, der Einen nicht durch hämiſche Dicke Lügen ſtraft, ſobald man einmal das Herz ausſchütten will? Ich frage noch einmal, iſt's unverſchämt?“ — „Iſt Euch das Weib zuwider,“ gibt er zur Antwort, „ſo ſchafft's ab. Pah!“ Dabei jagt er den Dampf durch die Pfeife, daß er bald mit ſeinen gelben Katzenaugen da ſitzt, wie ein Hexenmeiſter, wenn er den Böſen beſchwört. Ich entgegne: „Wenn Euer Hund da — ich zeigte auf ſeinen großen, ſchwarzen mit langen Zottelhaaren, der ſich mir mit einer Frechheit, als ob er auch Kammerjäger wäre, gerade vor die Füße gelegt hatte, „biſſig iſt, ſo könnt ihr ihn fortjagen, aufhenken, erſäufen; ſo iſt's aber in Chriſtenlanden nicht mit Eh'frauen.“ — „Hört, lieber Mann,“ ſagt' er mit geheimnißvollem Geſicht und greift nach meiner Hand, die ich unglücklicherweiſe aus der Taſche gezogen, „Euch iſt zu helfen, nämlich, wenn Ihr Muth habt.“ Der Teufel hat Muth genug, einzugeſtehen, daß er keinen hat. Ich bejah' es nicht direct, aber ich werfe mich in die Bruſt, trommle auf dem Tiſch und zwinge mir einige verwegene Blicke ab. „An gewiſſen grauen Pulvern, die ich bei mir führe,“ flüſtert er mir nun mit ſchrecklicher Stimme in's Ohr, „verrecken nicht blos Ratten.“ Er nickt mir zu und drückt mir, als ob ſich jetzt alles Andere von ſelbſt verſtande, die Hand; weniger aus Verwirrung, als aus Angſt vor dem furchtbaren Menſchen, nick' ich auch und erwidere den Druck. „Wir ſind alſo einig,“ ſagt' er dann, „nun aber auch keine Sylbe mehr, Meiſter Schnock!“ leider hatt' ich ihm meinen Namen vorher ſchon verrathen; „ſolche Geſchäfte,“ entſetzlich klang mir das Wort, und der gräuliche Menſch lachte dabei, als hatte er nicht einen Vergiftungsplan, ſondern einen Spaß gemacht, „laſſen ſich nicht in Wirthshäuſern weitläufig beſprechen, morgen in der Frühe komm ich zu Euch. Gute Nacht!“ Er ſteht auf und taumelt. „Gott im Himmel!“ denk' ich, „beſoffen iſt der Kerl auch —“ allerdings war's kein Wunder, denn ſo lange er neben mir ſaß, hatte er unynterbrochen getrunken — „noch ein Glas —“ eben bemerk' ich, daß er ſich's einſchenken läßt — „ſo läuft's über, dann hat er, im Rauſch geht's nicht anders, gerade ſo viele Freunde um ſich, als Menſchen, und das Erſte, was er ausſchwatzt, iſt der Vergiftungsplan.“ Richtig geräth er gleich mit dem Wirth in ein Geſpräch; mich ſchaudert. Er läßt was fallen von Crepiren; eiskalt überläuft's mich. Der Wirth ſchiebt ſich die Nachtmütze weiter in's Geſicht und ſpricht von Gefahr; „nun iſt's heraus!“ denk' ich und ſpüre ſchon was von Kopfabſchlagen im Nacken. Plötzlich klingen Himmelstöne durch von Ratten und von Speiſekammer; da wird's mir klar, daß bis jetzt nicht von meiner Lene, ſondern vom Ungeziefer des „goldenen Schafs“ die Rede geweſen iſt, unwillkürlich falt' ich die Hände, aber gleich darauf ford're ich gebietriſch ein Glas Wein, um die verfänglichen Conferenzen zwiſchen dem Wirth und dem Fremden durch einen Gewaltſtreich abzubrechen. Der Wirth bringt mir hurtig den Wein; thieriſch voll taumelt der Fremde, ungeſchickt mit dem Arm gegen den Thürpfoſten rennend, fort, ohne ſich, als ob er mich ſchon vollig vergeſſen hätte, nach mir umzuſehen. Er hatte mich vergeſſen, denn am andern Morgen kam er nicht, und ſchon am Mittag ward er zu meiner Satisfaction wegen ſeiner miſerabeln Handthierung und wegen Mangels an Paß und aller ſonſtigen Legitimation, die unſere Polizei mit Recht von Kammerjägern fordert, aus dem Ort gebracht. Übrigens hätt ich, wenn er auch nicht ausgeblieben wäre, meiner ſtillſchweigenden Zuſage ungeachtet, nimmermehr zur Mordthat die Hand geboten und ihm das zu verſtehen gegeben; wer wird denn auc ſeine Frau umbringen, blos, weil er es einem Rattenfänger verſprochen hat!“

„Ich habe es nicht geſagt, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß die Sparſamkeit meines Weibes mit den Jahren zunahm, ſo daß ſie zuletzt in jenen Geiz, der ſich ſein eigenes Fett nicht gönnt, ausartete. Der Wendepunct trat ein, als ſie, die immer gern geputzt ging, mir zum erſten Mal das Anſchaffen eines neuen Oberrocks, den ich ihr ſonſt regelmäßig zu Weihnachten verehren mußte, verbot. „Du kannſt mir eine andere Weihnachtsfreude machen,“ ſagte ſie heimtückiſch, „dadurch nämlich, daß Du mir die kleine Pfeife ſchenkſt, deren Du Dich in der Werkſtatt bedienſt.“ Will ſie zu rauchen anfangen? dachte ich zuerſt, und freute mich ſchon, in ihr einen Conſorten zu gewinnen; konnte ſie doch mein Rauchvergnügen nicht mehr unnütze Verſchwendung ſchelten, wenn ſie ſelbſt es theilte. Doch kam mir dies bald unwahrſcheinlich vor, da mir ihre durch Keifen und Schmählen ruinirten Lungen einfielen, ſie auch niemals, ausgenommen bei Zahnweh, mit Pfeife und Tabak in Verbindung getreten war. „Was kann ſie denn mit der alten, halb zerbrochenen Pfeife wollen?“ fragte ich mich, „wär's noch die mit dem Meerſchaumkopf und dem Silberbeſchlag, die du Sonntags trägſt, aber dies elende Ding — —“ Ich ſchäme mich, zu geſtehen, welch' thörichter Einfall jetzt plötzlich meine Gedanken unterbrach. „Ei, ei,“ dachte ich, „ſie iſt doch wahrhaftig nicht ſo ganz übel, deine Frau; wer hätte ihr ſolche Aufmerkſamkeit zugetraut!“ Ich glaubte alles Ernſtes — wie war's möglich? frag' ich mich ſelbſt, indem ich's erzähle, und ſchabe mir Rübchen — daß ſie mir auch einmal eine Freude machen und mich am Weihnachtsabend mit einer neuen Pfeife anbinden wolle.“ Der heilige Abend kam heran, die beiden feierlichen Wachskerzen, die wir dem Erlöſer zu Ehren zu verbrennen pflegten, wurden angeſteckt, der Roſinenpudding, nebſt dem mit Lorbeerblättern aufgeputzten Schweinekopf, ward auf den Tiſch geſtellt; im Hintergrund drohte ſchon die große, unhöfliche, dick mit Eiſen und Meſſing beſchlagene Poſtille, die mir einmal, als ich noch ein Kind war, faſt den Kopf zerſchmettert hätte, indem das

Ungethüm ungeſchlacht vom Kleiderſchrank herunter plumpte, und aus der Lene mir jetzt an hohen Feſttagen gerne vorlas, theils um mich am Ausgehen zu verhindern, mehr aber noch um Gelegenheit zu haben, mir unter dem Deckmantel eines längſt vermoderten geiſtlichen Herrn allerlei Beleidigungen und Gehäſſigkeiten, die keineswegs im Buche ſtanden, zu ſagen. Bevor wir uns zum Eſſen niederſetzten, nahm ich meine alte Pfeife, legte ſie, einen Bogen weißes Papier unterbreitend, auf einen Teller und überreichte ſie mit einigen ſcherzhaften Redensarten meiner Frau. „Gut!“ ſagte ſie, zerbrach die Pfeife und warf die Stücke gelaſſen aus dem Fenſter. Statt aber mit dem erwarteten Gegengeſchenk herauszurücken, machte ſie mich darauf aufmerkſam, daß ich von jetzt an wöchentlich zwanzig Kreuzer am Tabak erſparen werde. „Und was ſollen denn die zwanzig Kreuzer?“ fragte ich giftig. „Was ſie ſollen?“ verſetzte ſie, „dadurch, daß ſie da ſind, erfüllen ſie ihren Zweck, und um ſo beſſer thun ſie das, je länger ſie bleiben!“ — „Ich ſollte alſo nicht mehr rauchen?“ fuhr ich auf. „Nein,“ erwiderte ſie, „das heißt, Du ſollſt Dir nicht muthwillig die Schwindſucht zuziehen, und für den Fall, daß Du ſie ſchon hätteſt, wird uns über kurz oder lang Dein Erſparniß trefflich zu Statten kommen, Dich davon heilen zu laſſen. Glaubſt Du etwa, daß der Doctor Dir die mit Dampf zerblaſenen Lungen umſonſt flickt?“ Ich ſagte Nichts weiter, aber mein Entſchluß war gefaßt; ich hätte eben ſo leicht auf's Athemholen, als auf's Rauchen Verzicht leiſten können, denn für den Raucher iſt die leidige friſche Luft ungenießbar, er muß ſich das flaue, nüchterne Element erſt mit Dampf würzen, wenn es ihn nicht anekeln ſoll. Ich trug daher am nächſten Morgen ſtillſchweigend meine Sonntagspfeife, die prunkend unter dem Spiegel hing, in die Werkſtatt hinunter, und erklärte meinem erſtaunten Weibe, daß ich dieſe ſo lange mit der höchſten Unbarmherzigkeit ſtrapaziren werde, bis ſie mir eine weniger koſtbare Stellvertreterin anſchaffe; Mitleid mit dem Silberbeſchlag und den Bernſteintroddeln des Prachtſtücks bewogen ſie zur Nachgiebigkeit, doch gewann ſie durch ihre Liſt ſo viel, daß ich verſprach, mich an den Wochentagen mit einer billigeren Sorte Tabak begnügen zu wollen. So war ſie denn in allen Dingen. Wollte ich z. B. einen Lehrjungen einſtehen laſſen, ſo ward er vorher bei uns zu Tiſch gebeten, nicht, wie es ſchien, aus Generöſität, ſondern nur, um ſeinen Appetit auf die Probe zu ſtellen. Fand der junge Menſch unglücklicherweiſe ſein Leibgericht vor, oder hatte er etwa einen weiten Marſch gemacht und konnte für zwei Perſonen eſſen, ſo durfte ich ihn gewiß nicht annehmen; „wer ſetzt ſich denn," ſagte Lene, „ſelbſt den Krebs in ſein Fleiſch?" Bei ſolchen Gelegenheiten trug ſie ihr Beſtes auf und legte eifrig vor; ich dagegen, der das ſchlaue Manöver kannte, ſpielte das Mitglied eines Mäßigkeitsvereins, machte auf das Schädliche dieſer oder jener Speiſe aufmerkſam, und warnte vor Überladung, ſo daß die Uneingeweihten ſie für die Gaſtfreiheit ſelbſt, mich für den Neidhart halten mußten. Das Lächerlichſte aber war wohl, daß ſie ſogar ihre Freundſchaft und Liebe ſtreng nach dem Grade er Eßluſt und des Verdauungsvermögens ihrer Freunde und Angehörigen abmaß. Klagte Jemand über ſeinen ſchwachen Magen, wies er alles zurück, ausgenommen ein Glas Waſſer und den Fidi- us, ſo wußte ſie nicht zuthulich genug zu thun; „ach," hieß es dann, welch ein honoriger Menſch, wie wird er doch liebenswürdiger it jedem Tage!" War das Gegentheil der Fall, glaubte Einer n Gericht nicht beſſer loben zu können, als indem er zweimal avon nahm, ſo war er ein Subject ohne Lebensart, ein Kerl r aus Schlund und Magen zuſammengeſetzt ſei, wie Andere s Leib und Seele. Mit ihrer einzigen Jugendfreundin, einer ärtnersfrau, die uns alle Sonntag beſuchte, ſtand ſie im Begriff f immer zu brechen, blos, weil dieſe an der Auszehrung litt, d ſchüchtern, ſo wie ihre Krankheit zunahm, von drei Taſſen ffee und einem Zwieback, womit ſie ſich anfangs begnügte, bis ſechs Taſſen und drei Zwiebäcken aufſtieg; um einen Grund bekommen, ſtellte ſie ſich eiferſüchtig auf die lederndürre Todesdrauf, eiferſüchtig nämlich — ich muß dies wohl hinzufügen — wegen meiner; die Perſon ſtarb noch zur rechten Zeit, kurz vor Ausbruch des Ungewitters, das ſie bedrohte, ſonſt würde ſie's erlebt haben, daß man ihre Todesſeufzer für verliebte und ihre Schwindſucht für ein Sehnſuchtfieber ausgegeben hätte. Natürlich hatte von dieſem Geiz Niemand mehr zu leiden, als ich, und was mich am meiſten verdroß, war, daß er mit unſerer Wohlhabenheit zunahm, daß das Eſſen, je mehr ich verdiente, um ſo ſchlechter wurde. „Wir haben nicht Kind, noch Rind,“ ſagte ich einſt, durch eine Waſſerſuppe aufgebracht, zu ihr, „was wir hinterlaſſen, kommt an wildfremde Menſchen, ich begreife Dein Knickern, Dein Schinden und Schaben nicht.“ — „Was?“ verſetzte ſie lebhaft, „iſt's denn keine Ehre für uns, wenn die Herren vom Gericht nach unſerem Tode mit Verwunderung und Reſpect in ihr Inventarienbuch ſchreiben: Der Silberſchrank war ſo wohl verſehen, daß auch kein Löffelſtiel mehr hineinging, an Leinenzeug fand ſich mehr vor als die ſeligen Eheleute Chriſtopher und Magdalena Schnock in dreißig Jahren hätten auftragen können, der Schornſtein wollte berſten, ſo voll hing er von Würſten und Schinken? Iſt das nicht eine Nachrede, die uns noch im Himmel freuen, ja, in der Hölle tröſten muß? Oder möchteſt Du, daß es von Dir hieße: man kann den Hungerleider noch im Grabe pfänden, wenn man will, denn der Sarg iſt nicht bezahlt, er hat ſich aus der Welt geſtohlen, wie ein Dieb aus dem Gefängniß, Niemand kommt zu dem Seinigen, als etwa der Kirchhofwurm, wenn er ſein Banquerottirer-Fleiſch nicht verſchmäht!“ Es war daher gewiß kein Wunder, wenn ich ſie au alle Art zu betrügen und zu hintergehen ſuchte, doch glückte mi dies meiſtens nur bis zu dem Punct, wo ich die Abſicht nicht meh läugnen konnte, wo mir die Frucht meiner Liſt aber dennoc ſchmählig entging. Ich betrachte jedes Unglück, wovon ich höre als einen näheren oder entfernteren Verwandten, als einen Ve ter von mir, der über kurz oder lang bei mir einſprechen wird ich habe Stunden, wo ich ordentlich darüber erſtaune, daß ich noch keine gräuliche Miſſethat begangen habe, die mich dem Halsgericht überantwortet; hat man doch Exempel, daß Einer Morgens unſchuldig, wie ein Kind, aufſteht, und Abends blutbeſpritzt, wie ein bairiſcher Hieſel, zu Bette geht. Was hilft alle Vorſicht! Vorſicht iſt der Ball, womit das Schickſal ſpielt. Der Teufel iſt allenthalben, nur da nicht, wo man ihn ſucht. Wer ſollte glauben, daß ich das Ärgſte, was mir bis jetzt begegnet iſt, in meiner eigenen Speiſekammer erleben mußte? Doch war es der Fall!“

„Aus Deſparation entſchloß ich mich eines Abends, mich ſelbſt, meinen eigenen Haushalt, zu beſtehlen. Wir hatten nämlich unſer Schwein eingeſchlachtet, und es waren treffliche Würſte gemacht worden. Von dieſen Würſten erhielt ich ſo viel, als nöthig war, um in mir den unbändigſten Wunſch nach mehr zu erregen; dann mußte ich ſelbſt ſie in die Speiſekammer tragen, und ſie dort ſo hoch aufhängen, als ob ſie niemals wieder heruntergenommen werden ſollten. Das Fenſter der Speiſekammer ging auf die Straße hinaus, unvermerkt klinkte ich es auf, ohne noch ſelbſt zu wiſſen, weshalb. Die Nacht brach herein, und eine Pfanne voll magerer Kartoffeln, die mir vorgeſetzt wurde, als ich zum Eſſen in die Stube kam, machte mich vollends deſparat. „Der Teufel ſoll ſie holen!“ brauſ'te ich auf, ich meinte die Kartoffeln. „Wen denn?“ fragte Lene, ihren langen Gänſehals hinter dem Ofen hervorſtreckend. „Die Zahnſchmerzen!“ verſetzte ich, legte meine Gabel nieder und drückte ein Tuch an die Backen. Bald darauf ſtahl ich mich aus der Thür, und umſchlich, leiſe und behutſam, mein Haus. Es war finſter genug, dicke Regenwolken verſchluckten das ſparſame Licht des Mondes, der verdrießlich hin und wieder aufdämmerte. Kaum hörte ich das Spinnrad meines Weibes ſchwirren, da ſtieß ich das Fenſter der Speiſekammer von außen auf und ſchwang mich mit einer Geſchicklichkeit, als ob ich ſeit dreißig Jahren practizirender Dieb geweſen wäre — Angſt vor Ertappung gab ſie mir — hinein. „Guten Abend!“ ruft mir auf einmal mit hohler Stimme Einer nach. »Still, ſtill, um's Himmels willen, ſtill!« wiſpere ich. »Sei unbeſorgt, Kamerad,« wird mir geantwortet, »aber hilf mir, daß ich auch hineingelange, das Fenſter iſt verdammt hoch.« Was ſollte ich thun? Sollte ich Lärm machen, und mich von Kindern und Erwachſenen als einen Menſchen, der bei ſich ſelbſt auf Diebereien ausgeht, verſpotten laſſen? Oder ſollt' ich den Unbekannten, wie er's verlangte, zu mir hereinziehen, um ihn dann im Finſtern durch gütliche Vorſtellungen zu bewegen, wieder hinauszuſteigen? Ich weiß noch nicht, was ich hätte thun ſollen; meine Hand war eilfertiger, als mein Kopf, ſie ergriff, ohne auf höhere Ordre zu warten, inſtinctmäßig die Fauſt, die ſich ihr entgegenſtreckte, und zog den Kerl, dem dieſelbe angehörte, herein. »Merkwürdiges Zuſammentreffen!« ſagt dieſer und tappt herum. »Allerdings!« erwidere ich mit einem Seufzer. »Ich hatte dem dicken Schnock auch einen Beſuch zugedacht,« fährt er fort, »und wollte nur erſt das Auslöſchen des Lichts abwarten, da ſah ich Dich das Fenſter öffnen. Wie konnteſt Du dies nur bewerkſtelligen, ohne vorher eine Scheibe zu knicken?« — »Das iſt ein Geheimniß!« verſetze ich zähneklappernd. »Was Du mir mittheilen mußt,« fällt er raſch ein, »ich will Dir dafür eine neue Art, Handſchellen zu zerbrechen, lehren. Wo haſt Du ſtudirt?« — »Studirt?« frage ich. »Ja, auf welcher Univerſität, in welchem Zuchthaus, meine ich?« — »Ich ſaß noch nicht in Zuchthäuſern!« antworte ich. »Unglückſeliger!« verſetzt er, »ſo biſt Du noch nicht ein einziges Mal abſolvirt, ſchleppſt Dich noch mit all' Deinen Sünden herum? Mich hat die Juſtiz ſchon dreimal rein gewaſchen und neu friſirt. Was haſt Du denn Alles auf'm Herzen? Iſt etwas von Erheblichkeit, ein Mord, oder ſo was, darunter? Oder haſt Du Deine Tugend für Nichts und wieder Nichts hingegeben?« — »Menſch, Du ſprichſt, als ob Du der Teufel ſelbſt wärſt!« ſtoß' ich vor Entſetzen hervor. »Wer ſagt Dir daß ich's nicht bin?« ſagt er mit einem Ernſt, der mich im erſten Augenblick ſchaudern macht, »wahrlich, ich ſage Dir, ich bin der

Teufel, und ich will Dir etwas vertrauen. Vor drei Monaten —"

Mir wird bei dieſen läſterlichen Redensarten gräßlich zu Muth, in der Ferne höre ich den Nachtwächter, auch klärt der Himmel ſich auf, ſo daß der erſte Vorübergehende das Offenſtehen des Fenſters bemerken muß; raſch, ehe der unheimliche Menſch ſich deſſen verſieht, ſpringe ich hinaus, bei'm Sprung kommt mir aber die Zunge zwiſchen die Zähne und ich zerbeiße ſie dermaßen, daß Blut läuft und ich mich vor Schmerz nicht zu laſſen weiß. Ich reiße die Thür auf und ſtürze mit dem lauten Geſchrei: „Diebe, Diebe in der Speiſekammer!" in mein Haus. Meine Frau, nebſt meinem Geſellen — es war der größte, den ich jemals hatte, ein Menſch, der ſich, wie er ſagte, vor Niemand fürchtete, als vor ſich ſelbſt, vor ſeiner eigenen Wuth nämlich — eilen ſchlaftrunken mit einem Licht auf die Speiſekammer zu, ich — der Spitzbube, der ſich für den Teufel ausgab, konnte in mir unmöglich den Conſorten erkennen, weil wir ja nur in der dickſten Finſterniß Vertraute geworden waren — folgte ihnen mit einem Beſenſtiel. Wir finden nichts drinnen, keinen Dieb, aber auch keine Würſte; Lene taumelt mir ohnmächtig in die Arme — nur Ohnmachten trieben ſie noch zuweilen hinein — mein Geſell nimmt, die fürchterlichſten Flüche ausſtoßend, die allgemeine Verwirrung wahr und bringt ein Stück Speck auf die Seite, was mir freilich nicht entging, was ich dem Rieſen jedoch hingehen ließ. Was geſchieht am anderen Morgen? Ein Knurren, Bellen und Beißen, wie von zwanzig Hunden, treibt mich vor der Zeit aus dem Bett; ich öffne das Fenſter und ſehe, daß ſämmtliche Würſte, zu einer Art von Kranz in einander verſchränkt, vor unſerer Thür aufgehängt ſind und daß die durch den leckeren Geruch herbeigelockten Köter, ſpringend und Einer den Andern giftig bei'm Schwanz zurückzerrend, ſich umſonſt bemühen, eine oder einige davon zu erlangen. Ein ſolcher Ausgang war nun zwar erfreulich, aber noch mehr unbegreiflich. Ein Paar Tage ſpäter erfuhr ich indeß, daß ein Übelthäter aus unſerem Ort, wegen Wahnſinns aus dem Zuchthaus in die Irrenanſtalt abgeführt, ſeinen Wächtern unterwegs entſprungen und erſt nach längerer Zeit wieder eingefangen worden ſei. Ohne Zweifel hatte ich die Bekanntſchaft dieſes Verrückten in meiner Speiſekammer gemacht.“

Drittes Capitel.

Zum Schluß.

Der Morgen war angebrochen, der Wagen ſtand vor der Thür, reiſefertig trat ich in das Gaſtzimmer, um von Schnock, der ſchon des Frühtrunks wegen gekommen war, Abſchied zu nehmen. Schnock ſaß am Tiſch und hatte mehrere leere und noch mehr volle Flaſchen, ſo wie ein derbes Gabelfrühſtück, vor ſich ſtehen; ihm gegenüber ſaß mein Wirth, der lange, dürre Poſtmeiſter, ſich auffallend beeifernd, ſeinen Gaſt durch Anekdoten und muntere Geſchichten zu ergötzen. Da war kein Jägerſtückchen, kein Witzwort vom kleinen Corporal, oder vom alten Fritz, das nicht vorgebracht wurde, ja, der Poſtmeiſter begnügte ſich nicht, blos ſein Gedächtniß zu martern, er war unbarmherzig genug gegen ſich ſelbſt, ſeine eigene Phantaſie Peitſche und Sporen koſten zu laſſen, um ihr dies oder jenes Geiſtreiche abzujagen. Aber Schnock, der ſonſt ſo leicht und ſo gern lachte, verzog diesmal keine Miene und gab keinen Laut von ſich; er ſchüttelte nur zuweilen, wenn der Poſtmeiſter recht anſetzte, verächtlich den Kopf, oder ſtieß einen Seufzer aus, und wenn er den Mund aufthat, ſo geſchah es einzig und allein um ein Stück Fleiſch, oder etwas Ähnliches hineinzuſtecken. „Trinkt doch, trinkt!“ ſagte der Poſtmeiſter hitzig, „und dann knöpft die Ohren auf, jetzt will ich Euch eine Schnurre erzählen, die noch von meinem Großvater herrührt. Nicht darüber lachen, heißt den ſeligen Mann noch im Grabe beleidigen; ich möchte der Schlingel nicht ſein, der das thäte, denn mein Großvater verdient Achtung, er war Schulmeiſter, und wenn Einer von uns rechnen und ſchreiben kann, ſo hat er's von ihm gelernt." Die Schnurre war wirklich luſtig, dennoch hielt Schnock an ſich, obgleich ſein Geſicht berſten wollte. „Schämt Ihr Euch nicht?" ſagte der Poſtmeiſter, „für den Herrn Dr.," er deutete auf mich, „war das Ding gut genug, um darüber zu lachen, und Ihr ſitzt wie ein Klotz? Der Teufel ſoll mich holen, wo ich mit Euch wieder eine Wette eingehe!" — „Worin beſteht denn die Wette?" fragte ich neugierig. „Werdet Ihr ſo unhöflich ſein, die Frage des Herrn Dr. unbeantwortet zu laſſen?" ſagte der Poſtmeiſter lebhaft zu Schnock; dieſer aber ſah mich an, legte den Finger auf den Mund und verharrte im Stillſchweigen. „Nun," verſetzte ich gleichgiltig, „in Geheimniſſe will ich nicht eindringen, lebt wohl, Meiſter Schnock!" Schnock ſtand auf und ergriff meine ihm dargebotene Hand, ſie herzhaft drückend; dann nahm er das Stück Kreide, deſſen ſich die Billardſpieler zu bedienen pflegten, und ſchrieb damit auf den Tiſch, daß er mir eine glückliche Reiſe wünſche. „Iſt der Mann ſtumm geworden?" fragte ich, aus der Thür tretend, den mich begleitenden Poſtmeiſter. „Nichts weniger, als das, purer Egoismus!" erwiderte der Poſtmeiſter. „Wie ſo?" fragte ich ſtutzend. „Er will umſonſt bei mir eſſen und trinken," gab der Poſtmeiſter zur Antwort, „darum ſpielt er den Stummen. Ich muß ihm heute nämlich, ſo haben wir geſtern zur Nacht im Rauſch gewettet, das Beſte aus Küche und Keller ſo lange unentgeltlich aufſetzen, bis er ſich zum Lachen oder Sprechen hinreißen läßt. Lacht er, oder ſpricht er ein Wort, ſo muß er — hierin liegt mein Vortheil — Alles doppelt bezahlen; hält er an ſich, nun, freilich, dann weiß ich, wer ſich noch heut Abend Haare aus dem Kopf reißt und mit dem Schädel gegen die Wand rennt. Aber er mag ſich hüten! Ich erlaube mir gegen ihn, was mir einfällt, und an Kniffen und Ränken fehlt's Keinem aus meiner Familie. Ich will ihn ſchimpfen, bis er vor Ärger braun und blau wird, wie ein Kapaun; ich will dritte Perſonen herbeirufen und Schandgeſchichten von ihm erzählen, denen er Widerſpruch entgegenſetzen muß, wenn er nicht will, daß alle Welt ſie glauben ſoll, ich will Piſtolen hinter ſeinem Rücken abfeuern; ich will ſeiner Frau, die wohl von der Wette nichts weiß, anzeigen, daß er bei mir ſchlemmt, damit dieſe ihm über den Hals komme; ich will mich ſtellen als ob ich mich umbringen wollte; ich will — —"

Mein Wagen fuhr ab.

Die Geburt des Märchens.

Von Benno Phiſemar.

An des hehren Tempels Schwelle,
Der geweiht der Phantaſie,
Stand ein munterer Geſelle,
Ein poetiſches Genie;
Und er flehte: „Alle Brüder
„Soll vermählt ich, glücklich, ſeh'n;
„Nur ich Armer, Proſamüder,
„Muß ſo einſam immer ſteh'n!
„Sende mir —“ und noch verhallte
Nicht der letzten Sylbe Laut
Stand zur Seite ſeine alte —
Amme — jetzt die junge Braut.
Ob auch heutzutag' die Sänger
Alte Küſſe meiſt verſchmäh'n,
Konnte dieſer Liebe länger
Nicht ſein Unmuth widerſteh'n;
Dichter nahm zur Frau die Sage,
Die, ob alt auch, ihm gefällt,
Und noch an demſelben Tage
Kam das Märlein auf die Welt;
Märchen mit dem Purpurmündlein,
Mit der gold'nen Locken Zier;
Es vertraten alle Kindlein

Pathenſtelle gern bei ihr:
Ja, ſelbſt ganzer Völker Horden
Die den Kinderſinn bewahrt,
Sind Gevattersleute worden
Zu den Märlein, klein und zart.
Doch als and're Dichter kamen,
Mit Verſchrobenheit vermählt,
Unnatur und derlei Damen,
Welche edler Schwulſt beſeelt —
Meinten ſie: zu Nichtchens Glücke
Paſſe nur die ſteife Tracht,
Schmücke, Zopf, Allonge-Perrücke! —
Märlein aber dazu lacht,
Und ihr kluges Augenpärchen
Dringt durch Maske, Putz und Kleid:
Darum iſt das ächte Märchen
Ewig jung auch noch bis heut'!

Ein Feenmärchen.

Von Anaſtaſius Grün.

Schritt ein Dichter durch die Schattenhage,
An das Waldesherz legt er die Frage:

„Wie du rauſcheſt Wald, gewitterbange,
Zittert mir das Herz im Liederdrange.

Rauſcheſt du nur deines Pflanzers Ehre,
Oder auch von ſeiner Axte Schwere?

Sei ein Lied die Lerche, thaubeſoldet,
Flaum und Sang vom Sonnenſchmelz vergoldet,

Oder ſei's der Aar im Wappenbild,
Führend ſeines Landes Schwert und Schild?

Sei mein Lied die weiche Philomele,
Der die Liebe ſänftigt Herz und Kehle,

Oder ſei's der Falk' im raſchen Stoß,
Den der Zorn verwandelt zum Geſchoß?

Führ' ich nicht das eig'ne Lied zum Tode,
Wenn ich's nährte mit des Marktes Brode?

Kind des Ew'gen, ſtirbt's nicht ſchon im Tönen
Das verſtändlich nur der Stunde Söhnen?

Sing' ein Dichter, wie die Biene ſticht,
Deren Leben mit dem Stachel bricht? —"

Doch der Waldesmund ſteht ihm nicht Rede,
Läßt ihm ungelöſt die inn're Fehde;

Wenn's nicht Antwort ſei, daß er ihm eben
Ein alt Märchen ließ zu Sinne ſchweben. —

Vor dem diamant'nen Feenſchloß
Scharrt gezäumt das weiße Elfenroß.

Feenkön'gin ſpricht zum holden Knaben:
„Ziehe hin, die Erde zu durchtraben.

Süßer Liebling habe deinen Willen,
Erdenſohn, du magſt dein Sehnen ſtillen.

Bitt're Trift der kranken Menſchenheerde,
Todeswiege, freudenloſe Erde.

Ach, ſie hatten dich ſchon längſt begraben,
Fei'ten dich nicht ew'ger Jugend Gaben.

Mein Umarmen ſoll dein Todtenſchrein
Und mein Mund dein ſchließend Siegel ſein;

Meine Locken ſind dein Sterbelinnen
Und dein Modern heißt unſterblich Minnen!

Warſt ein Königlein den Staubgebornen,
Biſt ein König nun uns Lichterkornen.

Nur der Erdenſtaub droht dir Gefährde,
Nimmer d'rum betritt den Saum der Erde.

Auf gefeitem Roß durchſpreng' die Lande
Unverletzt trägt's dich zum Feenſtrande.

Denk' es ſei dies Pferd das Muſenpferd,
D'rauf ein Seher durch die Räume fährt:

Steigt er nieder zum gemeinen Staube,
Weh, gemeinem Loos fällt er zum Raube."

Raſch durchfliegt der Königsknab' die Weiten,
Hinter ihm die loſen Wolken gleiten.

Ein paar Sterne pflückt er unterwegen
Seinem Zaum zu ſchimmernden Beſchlagen,

Hängt der Monde einen, den er faßte,
Dann als Flitter an des Sprungriems Quaſte.

Sieh' die Erde da mit kühlen Wäldern,
Blauem Bergesduft und gold'nen Feldern!

In der grünendſten Oaſe Halmen
Grast der Renner jetzt bei weh'nden Palmen;

Daß er nicht zu and'rer Weide lenke,
Feſſeln Blüthenranken die Gelenke.

Quellen ſüß in's Ohr des Reiters ſingen,
Weiches Moos will ſanft ihn niederzwingen;

Schöne Frauen lagern in den Gründen,
Flammenblicke ſchier ſein Herz entzünden;

Doch ein fernes Weinen mocht' ihn mahnen,
Zügelwendend folgt er andern Bahnen.

Sieh', da iſt das Land, dem er ein Sohn,
Herrſchend ſitzt ſein Enkel jetzt zu Thron.

Über ſtreng bewachte Landesſchranken
Keck ein Satz hinein! die Zöllner wanken.

Traurig Bild! Gefällt die heil'ge Eiche,
Wo er Recht einſt ſprach dem freien Reiche;

Und die Straßen, die als Fürſt er baute,
Übergrünt von Gras und Wucherkraute!

Seine Flotte fault im ſchlamm'gen Becken
Und kein Segel fliegt durch Meeresſtrecken.

In die Furchen, die der Pflüger bricht,
Streut er dünn die Saat, die Flüche dicht.

Schweigen rings! Doch nein, auch Jubelſchalle,
Horch! ſie jauchzen aus der Königshalle!

Laut iſt das Gelag, ein wüſtes Singen,
Tolles Lachen, wildes Becherklingen!

Jetzt ertheilt des Königs Mund Befehle,
Tief durchſchneiden ſie des Hörers Seele.

In die Väterburg ruft ſtreng der Reiter:
„Trauernd iſt das Land, der Fürſt iſt heiter!"

„Weh' dir, Bube!" zürnt er in die Halle;
Jauchzen tönt zurück mit Becherſchalle.

Zorngewitternd ſeine Seele gährt
Und die Rechte zuckt an's alte Schwert;

Flink vom Roſſe ſpringt der Knabe heiß, —
Doch zu Boden knickt ein welker Greis.

Klagelaute durch die Lüfte beben,
Zitternd bricht ſein hundertjährig Leben;

Nur die Fauſt, ſchon zum Geripp verzehrt,
Hält noch droh'nd das alte Königsſchwert.

Angſt und Grauen packt die wilden Zecher
Und der Königshand entſinkt der Becher.

Bebend thürmen ſie ein Mal; bald klettern
Blüthenbüſche d'ran, geformt wie Lettern.

Will ein Menſchenkind die Schrift entziffern,
Schnell verwirrt der Wind die Blüthenchiffern;

Kinder der Unſterblichen nur weiden
Ihre Augen d'ran mit ſtillem Neiden!

„Selig wem ſolch Sterben wird gegeben,
Herrlicher als ewig Jugendleben!“

Täuſche dich nicht.

Von Theodor Bakody.

Ich ſage dir nein, nein, ich lieb' dich nicht,
Ich will es nicht — nicht mir, nicht dir geſtehen,
Denn wenn mein Mund „ich lieb' dich“ einmal ſpricht,
So iſt's um unſren Frieden dann geſchehen.

Weil du mein Tag-, mein Nachtgedanke biſt,
Und weil nach dir mich ziehet all' mein Sehnen,
Weil wegen dir mein Herz die Welt vergißt,
Und dir nur fließen meine ſtillen Thranen;

Weil meine trunk'ne Seele dich umſchwebt,
Und weil die glühendſten, und blühendſten Gedanken
Von Dir nur angefacht, von dir belebt,
Nur dich allein, mit inn'ger Kraft umranken;

Und weil ich froh, wenn ich dich fröhlich ſeh',
Und trüb und ernſt, wenn ſich dein Auge trübet:
D'rum ahneſt Du mit Luſt und ſüßem Weh,
Daß meine ſtarke Seele Dich nun liebet.

Ich ſage dir nein — nein, ich lieb' dich nicht,
Ich will es nicht — nicht mir, nicht dir geſtehen,
Denn wenn mein Mund „ich lieb' dich" einmal ſpricht,
So iſt's um unſ'ren Frieden dann geſchehen.

Blumenlieder.

Von Dr. Johann Nep. Vogl.

I.

Das Blumenmädchen.

Saß am weißbelegten Tiſche,
Im Salon erhellt mit Gas,
Braunen Gerſtenſaft voll Friſche
Im geſchliff'nen Böhmerglas.

Geigenſchall und Waldhornklänge
Schrie'n und gellten mir in's Ohr,
Rings um mich in bunter Menge
Männervolk und Frauenflor.

Kam ein niedlich Blumenmädchen
Schüchtern da zur Thür herein,
Und es fiel im Fauſt das Gretchen
Mir bei ſeinem Anblick ein.

Und zu jedem Tiſche trat es
Zeigend ſeinen bunten Kram,
Und ein jedes Pärchen bath es,
Aber kein's ein Sträußchen nahm.

Und von Einem zu dem Andern,
Unbeachtet, ungehört,
Sah ich ſo die Kleine wandern,
Und ihr Antlitz ſchien verſtört.

Durch die Jungen, durch die Alten,
Schlich ſie d'rauf ſich zum Portal,
Aber ohne Pauſe ſchallten
Horn und Geige durch den Saal.

Und mir war, als müſſ' die Arme
Rufen ich zurück geſchwind,
Und ihr ſagen: „Deinem Harme
Häng' nicht länger nach, mein Kind.!“

„Denn nicht anders, glaub nur immer,
Ging es mir bei dieſem Hauf',
Bot' ich ihm, bei Klang und Schimmer,
Meine Lieder zum Verkauf.“

„Darum tröſte dich nur wieder,
Gönn' dem Augenblick ſein Recht;
Denn für Blumen und für Lieder
Iſt dies Schenkenvolk zu ſchlecht.“

II.

Blumenduft.

Wenn die heil'ge Sabbathfeier
Auf den Frühlingsfluren liegt,
Und der Abendwind nur leiſe
Rings die Blumenkronen wiegt,

Dringt aus all' den bunten Kelchen
Süßer denn als je der Duft,
Schwängern Roſen und Narziſſen
Doppelt würziger die Luft.

Haucht Ambroſia nur Alles,
Was da blüht auf Feld und Hain,
Scheint in lauter Wohlgerüchen
Aufgelöſt das All zu ſein;

Und erfaßt von einer Wonne,
Deren Grund dir unbewußt,
Fühlſt du wunderbar erweitert
Und beſeligt deine Bruſt,

Und allmälig wird dein Denken,
Dein Empfinden, zum Gebet,
Denn es iſt der Athem Gottes,
Der zu dir aus Blumen weht.

III.

Lerche und Nachtigall.

Wie nur jauchzen rings die Lerchen,
Ungeſeh'n in heit'rer Luft,
Wenn auf's Neu das Frühlingsmärchen
Sie umgiebt mit Klang und Duft!

Keine Trauer, keine Sorgen
Nehmen ihre Herzchen ein,
Und ein ungetrübter Morgen
Scheint ihr Lebenslauf zu ſein.

Was im Herbſte ſie verließen,
Gibt der Frühling ja zurück,
Brauchen nichts ſonſt als genießen
So wie vor das alte Glück.

Jede Blume, jede Dolde,
Die ſie früher ſchon entzückt,
Seh'n in jedem Morgengolde
Sie mit altem Reiz geſchmückt.

In ſo ſeligem Gewimmel
Schwingen d'rum vom bunten Flor
Sie zum off'nen Freudenhimmel
Sich mit jedem Lenz empor.

Nur die Nachtigall, die kluge,
Wird ſo ſchnelle nicht bethört,
Denn ſie traut ihm nicht, dem Truge,
Der dem Leben nur gehört.

Und in unermeß'nen Klagen
Gibt ſie's laut und ſchmetternd kund,
Wie ihr ſelbſt in Wonnetagen
Sei das Herz zum Tode wund;

Denn ſie fühlt's ja im Gemüthe,
Daß die Roſe jung und roth,
Die im erſten Lenz ihr blühte,
Ach, ſchon lange, lange todt.

Inhalt.

Vogl, Joh. Nep. Frauenroſen. Als Erklärung der Stahlſtiche.

I. Proſa.

Seite

Caſtelli, J. F. Tobias Guarnerius. Eine phantaſtiſche Künſtlernovelle aus den Contes bruns 49

Hebbel, Friedrich. Schnock 228

Langer, Anton. Vom treuen Walter. Novelle 87

Rank, Joſef. Ein Weihnachtsabend 1

Scheyrer, Ludwig. Die Brautwerbung 193

II. Gedichte.

Anſchütz, Eduard. Die einſame Jungfrau 226

Bakody, Theodor. Täuſche dich nicht 278

Bauernfeld. An Meyerbeer 186

Caſtelli J. F. Die neuen Menſchen des Doctors Zeh. Mährchen 98

Dingelſtedt, Franz. Theaterrede 189

Dräxler-Manfred. Am Fenſter 79

Fernand. Der halbe Kuß 67

— — Moſaiſche Geſetzgebung 75

Fitzinger, Franz. Das goldene Zeitalter der Künſte . . 214

— — Gönner und Künſtler 217

Frankl, Ludwig Auguſt. Ein Wiederſehen 221

Grillparzer. In das Stammbuch einer Dichterin . . . 181

— — Stammbuchblatt 213

Grün, Anaſtaſius. Ein Feenmärchen 273

Hammer-Purgſtall. Sieben Trauergedichte des perſiſchen Dichters Selman Sawedſchi 81

Seite
Hannuſch, J. J. Dem Dreieinen der Frauenhuld . . . 71
Koller, Ludwig. Doppelreiz 184
Landesmann, H. Liebesbriefe an J—phine 182
Marſano, Wilhelm. Erſcheinung 68
— — Ihre Augen 69
Otte, Friedrich Es iſt Nichts ſo fein geſponnen u. ſ. w. 73
Paoli, Betty. Gedichte 190
Peſſy, J. R., jun. Ave Maria 219
Philſemar, Benno. Die Geburt des Märchens 271
Prechtler, Otto. Die deutſche dramatiſche Kunſt 64
Rösner, Hugo. Liebeslieder 62
Seidl, J. G. Mißernte 77
Vogl, Joh. Nep. Blumenlieder.
I. Das Blumenmädchen 280
II Blumenduft 282
III. Lerche und Nachtigall 283

Verbeſſerungen.

Seite	229	Zeile	11 v. o.	iſt das Wort keine vor Hoſen zu tilgen.
„	231	„	2 v. u.	ſtatt: in der Falle, lies: die Falle.
„	232	„	17 v. o.	ſtatt: ſonſten, lies: ſonſtwo.
„	237	„	8 v. o.	iſt das Wort Kreiſes nach größern zu tilgen.
„	237	„	19 v. o.	ſtatt: Truggewebe, lies: Haargewebe.
„	238	„	4 v. o.	ſtatt: Luſtreiz, lies: Hauptreiz.
„	240	„	7 v. o.	ſtatt: in anblicke, lies: ihn erblicke.

Erzählungen

von

allen Farben.

Von

I. F. Castelli.

Erſtes Bändchen.

Wien.
Bei Tendler & Schaefer.

1839.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Der groſse

Rittmeiſter

und

das kleine Minchen.

---

zählung aus dem Leben.

I.

Der alte Förſter Heinich zu Buchendorf ſaß am Abend in ſeinem Lehnſtuhl, ſchnitt ſeinem Töchterchen Minchen ein grimmiges Geſicht — in ſo fern es nämlich ſeine Liebe zu dem Mädchen zuließ — und blies den Tabaksdampf aus der großen hölzernen Jagerpfeife in dichten Wolken vor ſich. Minchen biegelte auf der Seite Wäſche und blickte, ein Liedchen ſummend, ganz verſtohlen auf den erboſten Vater; — der alte Jäger Martin aber ſaß auf der Ofenbank und putzte ſeine Büchſe rein.

Nach langem allgemeinen Schweigen, welches nur manchmal Waldmann, der zu den Füßen ſeines Herrn lag, durch Schnarchen unterbrach, legte Heinich ſeine Pfeife weg, ſtand auf, trat mit verſchränkten Armen vor Minchen hin und fragte ſie mit einem Tone, der gutmüthig ſeyn ſollte, aber es nicht war: „Du willſt den gnädigen Herrn Rittmeiſter alſo nicht?“ — „„Nein, Vater!““ erwiederte Minchen kalt. „Und warum nicht?“ ließ ſich der Alte ſchon im tieferen Baſſe vernehmen. „„Ich hab's dir ſchon geſagt, Vater, er iſt mir zu groß,““ verſetzte Minchen.

Auf dieſe Worte dehnte ſich des alten Förſters Geſicht in die Länge und wie ein Donner nach vorausgegangener Windſtille rollten die Worte aus ſeinem Munde: „Zu groß? zu groß? Mädel, du verſündigſt dich an dem Herrlichſten in der Welt, an der Größe! Und was thut dir denn ſeine Größe? Woran hindert ſie dich? Kann er ſich nicht bücken? Iſt nicht ſein ganzer Körper zu ſeiner Größe verhältnißmäßig gebaut? Glaubſt du, unſere Voraltern ſeien ſo winzige Kreaturen geweſen wie du? Größer waren ſie als du, größer als ich, ſelbſt größer als unſer Martin dort, und wenn jedes Mädel ſich hätte abſchrecken laſſen, Einem dieſer Großen ihre Hand zu reichen, wo wäre jetzt die Welt?“ — „„Vater,““ erwiederte Minchen, „„es geht nicht, man ſoll nicht zuſammenfugen, was ſich nicht zuſammenſchickt. Ich muß den Kopf immer gewaltig in die Höhe recken, wenn ich dem Rittmeiſter nur ins Geſicht ſehen will.““

„Mußt du ihn nicht auch gegen Himmel heben? Wozu haſt du deinen Kopf, wenn du ihn nicht bewegen willſt?“

„„Wenn ich ihm einen Kuß geben wollte, müßt' ich mich auf einen Stuhl ſtellen.““

„Hat Stühle genug der Herr Rittmeiſter in ſeinem Schloſſe, ſchöne gepolſterte Stühle, wird dir nicht weh thun, das Hinaufſteigen.“

„„Und dann — die Welt — das könnt' ich nun und nimmermehr ertragen. — Haſt du nicht ſelbſt bemerkt, Vater, wie neulich, als wir durch das Dorf in die Kirche gingen — der Herr Rittmeiſter führte mich am Arme — die Leute vor ihren Thüren lachten? Ja, Richters Anneliſe ziſchelte ſogar der Pfarrerköchin in die Ohren, ich hörte es ganz deutlich: „„Schau einmal dorthin, dem gnädigen Herrn Rittmeiſter hängt der Sack aus!““ — „Nun, und was iſt's hernach? Iſt ein Sack etwas Böſes? des gnädigen Herrn Rittmeiſters Sack vor allen, da ſind Dukaten drin.“ — „„Vater! ich bitte dich, rede mir kein Wort mehr. Du weißt, ich habe dir nie widerſprochen, immer deinem Winke gehorcht, aber hier, wo es ſich um das Glück meines ganzen Lebens handelt, muß ich auch mein Herz befragen, und dieſes ſagt „nein,“ darum noch einmal, lieber Vater, ich bitte dich, verſchone mich mit dem Rittmeiſter.““

„Nu,“ ſagte der Alte, „ſo heirathe meinetwegen einen Bauer und verdiene dir dein Brot im Schweiße deines Angeſichtes!“ Mit dieſen Worten nahm er ſeine Pfeife und ging in ſeine Schlafkammer, indem er noch vor ſich hinbrummte: „Daß mir der liebe Herrgott das Mädel ſo klein hat bleiben laſſen!“

Minchen rief fröhlich: „„Gute Nacht, Martin!““ und hüpfte ihrem Vater nach. Der alte Martin aber, der ſonſt mit Minchen vor dem Schlafengehen geſcherzt und geſchäckert hatte, rückte mißmuthig ſeine Mütze und blieb auf der Ofenbank ſitzen.

II.

Am folgenden Morgen, als Minchen im Garten eben Zugemüſe für das Mittagsmal holte, ſah ſie Martin in ſeinem Sonntagsrocke durch die Allee gehen. „Wohin denn ſo früh, Martin, und warum ſo aufgedonnert?“ rief ſie ihm zu. — „„Ei,““ antwortete dieſer, „„einen dummen Gang muß ich thun, und zwar, verzeihen Sir mir, Mamſellchen, Ihretwegen!““ — „Meinetwegen?“ fragte Minchen erſtaunt. „„Ja, ja, ſchauen Sie mich nur an, warum iſt Ihnen auch alles zu groß? Der Herr Vater hat heute zu mir geſagt: Martin, du haſt gehört, wie hoflich der Herr Rittmeiſter geſtern ſeine Werbung gethan hat?“ und mein Seel! (hier blitzten Martins Augen) das hab' ich gehort. „Du haſt auch gehört, daß ihn der kleine Starrkopf nicht will,“ und leider (hier zog Martin die Brauen zuſammen) das hab' ich auch gehort; „was will ich machen,“ fuhr der Herr Vater fort, „zwingen will ich das Mädel nicht, darum ſei ſo gut, geh hinüber auf's Schloß und bringe dem Herrn Rittmeiſter die abſchlägige Antwort. Du haſt unter ihm gedient, er hat dich lieb, du kennſt ihn genau, darum wirſt du am beſten ihm die Pille zu verzuckern wiſſen und er wird ſie von dir auch am liebſten einnehmen.“ So ſprach der Herr Vater, und nun muß ich den ſauern Gang wohl machen.““ — „Sauer? und warum denn ſauer?“ fragte Minchen, „was geht denn die ganze Geſchichte dich an?“ — „„Was ſie mich angeht?““ antwortete Martin mit hochrothem Geſichte und im Verfolge der Rede immer mehr losplatzend, „„und ſo können Sie fragen, Mamſellchen? Sie wiſſen doch, wie ich den Herrn Rittmeiſter in mein Herz geſchloſſen habe. Er iſt der beſte, vortrefflichſte Mann auf der Welt. Was er an mir that, als ich noch beim Regimente war, das lohn' ihm Gott. Um mir's zu erleichtern, nahm er mich als Fourierſchützen in ſeine Dienſte, und als ich bald nachher von dem bösartigen Nervenfieber befallen wurde, auch da ließ er mich nicht von ſich. In ſeinem Vorzimmer mußt' ich liegen, er ſelbſt reichte mir die Arzenei, und als ich genas, ha! ha! Lachen und Weinen wandelt mich zugleich an, wenn ich an die rührend-komiſche Geſchichte denke. Sie müſſen wiſſen, Mamſellchen, ich bin ein großer Liebhaber vom Picketſpiel. Er wußte es, und da ſetzte er ſich zu mir zum Bette und ſpielte darauf los, obſchon er kaum die Karten recht von einander zu unterſcheiden wußte. — Mamſellchen! ich ſag' Ihnen, niedergekniet bin ich vor ihm, wie vor einem Heiligen, und ſeitdem gäb' ich mein Leben für ihn.““

Minchen ſchwieg einige Augenblicke und faſt ſchien es, als ob ſie nachdenkend werden wollte, dann aber ſchüttelte ſie das Köpfchen und ſprach: „Ja, Dülmen iſt ein edler Mann, ich ſelbſt habe mehrere Beweiſe davon.“ — „„Nun alſo?““ unterbrach ſie Martin, einen guten Ausgang erwartend. — „Er thut den Armen Gutes,“ fuhr Minchen fort, „ſeine Unterthanen ſind glücklicher als alle übrigen im ganzen Umkreiſe, ja, ich muß es ſagen, der Rittmeiſter kann ſogar ein ſchöner Mann genannt werden, aber —“ „„Nun? was aber,““ fiel ihr Martin beſorgt ein. — „Aber er iſt mir zu groß!“ Mit dieſen Worten hatte Minchen die letzte Karviolroſe in ihre Schürze geworfen und hüpfte davon.

Martin aber ſtand eine Weile ſchweigend, dann ſchrie er laut: „„O Weiber! Ich danke dir, o Herr, daß ich in meinem Leben mich an kein ſo kapriziöſes

Geſchöpf angeſchloſſen habe!““ ging dann zum Garten hinaus und ſchlug den Weg nach Rüſtenberg (ſo hieß das Gut des Rittmeiſters) ein.

III.

Aus dem, was im Förſterhauſe geſprochen wurde, werden meine Leſer den Rittmeiſter Baron Ludwig von Dülmen ſowohl in Rückſicht auf die Vorzüge ſeines Körpers als auch des Herzens kennen gelernt haben. Ich habe nur noch dazu zu ſetzen: daß er der letzte Sproſſe einer ſehr vermögenden, im ganzen Lande geachteten Familie war. Sein Vater, ein ſehr kluger und rechtlicher Mann, hatte ſelbſt ſeine früheſte Erziehung geleitet, und ſo guten Samen in die junge Seele fallen laſſen, daß ſpäter, als er in die Reſidenz auf die Univerſität kam, das ſchwelgeriſche Leben und die burſchikoſe Unſittlichkeit nur einen abſchreckenden Eindruck auf ihn machten, und man von ihm bei ſeiner Rückkehr ſagen konnte:

Er trug ein reines Herz hinaus
Und bracht' ein reines Herz nach Haus.

In ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre nahm er Kriegsdienſte und brachte es, nicht durch Empfehlungen und Ahnen, ſondern durch Muth und perſönliche Tapferkeit ſchnell bis zum Rittmeiſter. Der Fürſt ſelbſt hatte ihm auf dem Schlachtfelde das Militärverdienſtkreuz angeheftet und alle ſeine Kameraden liebten ihn als einen geiſtreichen, verträglichen und herzensguten Mann. Dabei verſäumte er nicht in ſeinen Mußeſtunden fleißig Okonomie zu ſtudieren, um einſt auf ſeinen Gütern nicht als ein Unwiſſender da zu ſtehen.

Vor drei Jahren war der alte Baron zu den Seligen hinübergegangen, und Ludwig hatte die ſehr einträglichen Güter angetreten. Die Unterthanen ſegneten den Sohn, wie den Vater, es ging ihnen aber auch unter ſeiner Herrſchaft ſo gut, daß es in der ganzen Gegend zum Sprichwort geworden war, — wenn man einen recht fröhlichen, wohlgekleideten Bauer gehen ſah, zu ſagen: das iſt ſicher ein Rüſtenberger Unterthan!

Der Rittmeiſter lebte ſchon ſeit geendigtem Kriege (das mochte beiläufig ein halbes Jahr ſeyn) auf Urlaub auf ſeinem Gute. Er lernte den Förſter Heinich kennen, deſſen Kenntniſſe im Forſtweſen allgemein geſchätzt wurden. Er erkundigte ſich bei dem alten dienſtfertigen Manne zu ſeiner eigenen Belehrung bald um dieſes und jenes, ließ ſich von ihm praktiſch zeigen, was er ſich früher aus Büchern geſammelt hatte, und ſo geſchah es, daß er recht oft nach Buchendorf in deſſen Haus kam.

Hier lernte er Minchen kennen. Die naive Offenheit, die gutmüthige Einfalt des Mädchens fanden den Weg zu ſeinem Herzen, und da er auf Titel und Rang, auf Stammbäume und Kammerherrnſchlüſſel weniger hielt als andere ſeines Gleichen, ſondern nur ein braves Weib wünſchte, ſo beſchloß er endlich das Mädchen zu heirathen, und in der ſüßen Hoffnung, daß Minchen auch ihm gut ſei, warb er bei dem Vater um ſie.

So viel zur genaueren Bekanntſchaft mit unſerm Rittmeiſter.

IV.

Dülmen ſaß eben in ſeinem Kabinete und dachte darüber nach, wie er in ſeinem Schloſſe Alles ordnen wolle, wenn eine Frau hineinkäme, und wenn nach ihr auch andere liebe kleine Weſen hineinkämen, als Martin mit ſo viel militäriſcher Haltung, als er nach ſechs Jahren noch erzwingen konnte, eintrat. Er ſalutirte, indem er die linke Hand an den unbedeckten Kopf legte; denn die Mütze hatte er aus ſchuldigem Reſpekte ſchon vor der Thüre abgenommen und hielt ſie in der Rechten. Der Rittmeiſter erblickte ihn kaum, als er ihm freudig und lächelnd entgegenrief: „Kommſt du auf eine Partie Picket zu mir?“ — Im Ordonnanztone, der aber etwas wehmüthig klang, antwortete Martin: „„Euer Gnaden Herr Rittmeiſter halten zu Gnaden, aber es wird nichts picketirt und leider auch nichts gemariaſcht.““ Das letzte Wort war kaum heraus, als ſich Martin auf den Mund ſchlug, weil er wohl merkte, daß er die Urſache ſeiner fatalen Sendung zu gähe herausgeſprudelt habe. Der Rittmeiſter aber ſah den Unglücksboten ſtarr an, ſtand dann auf, faßte ihn bei der Hand und fragte: „Martin, was haſt du da geſagt? Erkläre dich deutlicher!“ Halb ſtotternd und bemüht ſeine Hiobspoſt ſo viel möglich zu verſüßen, ſprach Martin wie folgt:

„„Eine ſchöne Empfehlung ſoll ich vermelden vom Herrn Förſter Heinich, und ſeine Schuld ſei es nicht, daß — und eine ſchöne Empfehlung ſoll ich vermelden von Mamſell Minchen, und ihre Schuld ſei es auch nicht — obwohl es eigentlich ihre Schuld iſt — daß — und bitte Euer Gnaden Herrn Rittmeiſter zu glauben, meine Schuld iſt es gewiß auch nicht, ich habe ihr zugeſprochen, was möglich war, aber —““

Hier ſtockte der Alte gänzlich. — „Ach, nun verſteh ich dich, guter Martin,“ ſagte der Rittmeiſter, indem ihm eine Thräne wider Willen ins Auge trat, „alſo eine abſchlägige Antwort?“ Martin brummte: „„Weiß der Henker, was die Mädels heut zu Tage lieben.““ — „Alſo meine ſchönſte Hoffnung vernichtet!“ fuhr der Rittmeiſter fort, und ging mit ſchnellen Schritten im Zimmer auf und nieder. Martin wußte nicht, ſollt' er geh'n oder bleiben, endlich ſprach er ganz leiſe: „„Herr Rittmeiſter, ſchlagen Sie ſich das kleine Ding aus dem Kopfe.““ — „Aus dem Kopfe, lieber Martin, dazu könnte ein feſtes Wollen das Seinige thun, aber aus dem Herzen? Wer langt da hinein und zieht den Dorn heraus?“ — „„Zeit und Zerſtreuung, mein' ich, Herr Rittmeiſter; verlaſſen Sie Ihr Gut. Sie haben kluge treue Beamte, es wird Ihnen nichts verwirthſchaftet werden, reiſen Sie in der Welt herum, es gibt überall Mädels und Herr Gott in deinem blauen Himmelreiche, wie ſchön! Sie ſind auch ein ſchöner Herr, es wird ſich finden, werden ſehen, es wird ſich gewiß finden, Ihr Herz wird ſich wieder aufthun, und eine Andere wird hineinziehen und wird das kleine ſtrambulſtrige Weſen hinaustreiben, daß es eine Freude iſt.““ — „Meinſt du," ſagte der Rittmeiſter mit wehmüthigem Tone, „ich zweifle ſchier daran; doch will ich deinen gutgemeinten Rath beherzigen und überdenken. — Lebe wohl, Martin! Ich muß hinaus ins Freie und mir Troſt bei der allgütigen Mutter Natur ſuchen."

Der Rittmeiſter eilte fort. Martin aber machte, obſchon Niemand mehr im Zimmer war, ein recht zierlich abgemeſſenes Rechtsumkehrteuch und marſchirte auch ab.

V.

Auf dem Schloſſe und im Forſthauſe gab es ſcheele Blicke und trübe Tage. Der Rittmeiſter ging ſtumm und einſylbig in ſeinen Gemächern umher, beſah ſeine Pflanzen nicht, kam nicht in ſeine Scheuern, die Schafe blieben unbeachtet, der Oberamtmann wunderte ſich ſehr, daß ſchon drei Abende vergangen waren, ohne daß ihn der gnädige Herr vor ſich kommen ließ, um ſich mit ihm über dieſe oder jene Wirthſchaftsangelegenheit zu berathen und noch mehr wunderten ſich die Schnitter, daß ſie ihn geſtern nicht auf der Wieſe ſahen, welche ſie eben zum erſten Male in dieſem Jahre mähten, und die Dulmen vor allen liebte, da ſie von ſeinem ſeligen Vater die Ludwigswieſe benannt worden war, weil Ludwig als Knabe immer vorzugsweiſe gerne dort geſpielt hatte. Man fragte einander, was wohl dem gnädigen Herrn fehlen möge? ob er krank ſei? ob er Verdruß gehabt hatte? und Niemand wußte Beſcheid.

Dulmen wählte indeſſen, trübſinnig und in ſich gekehrt, wie er war, die abgelegenſten Spaziergänge, und ſuchte bei der Einſamkeit Ruhe, und da er fühlte, daß er ſie bei dieſer nicht finde, wandte er ſich zur Zerſtreuung. Eben begab es ſich, daß im benachbarten Staate ein Aufſtand ausbrach, daher ſein Fürſt die Truppen an die Grenze beorderte, um dort einen Damm zu bilden, damit der Strom unſinniger Volkswuth nicht auch in dieſes Land breche. Alle Beurlaubten wurden in den öffentlichen Blättern einberufen. Dülmen las dies mit Vergnügen und legte ſeine Uniform zu rechte, ganz entſchloſſen, binnen wenigen Tagen zu ſeinem Regimente abzugehen.

Des Rittmeiſters Beamte und alle ſeine Unterthanen waren nicht wenig betrübt, als ſie dieſen Entſchluß vernahmen und konnten nicht errathen, was den geliebten Herrn ſo plötzlich anwandle. Dem Oberamtmann, der beſonders in Dülmen drang, er wolle ſeine Kinder nicht verlaſſen, antwortete dieſer bitter lächelnd: „Es iſt mir zu klein hier, ich muß hinaus in die große Welt.“

Den Abend vor ſeiner Abreiſe machte Dülmen noch einen Spazierritt rings um ſein Gut und beſah noch einmal ſeine Felder, Wieſen und Forſte. Der Abend war erquickend, die Sonne wendete ſich ſchon den Hügeln zu und fing an ihr Gold auf dieſelben auszuſtreuen. Hinauf zu ihr ſah Dülmen und betete inbrünſtig (denn ſtille und ohne Worte die Pracht der Schöpfung und dadurch die Allmacht des Schöpfers preiſen heißt doch auch beten): dann ritt er in Gedanken vertieft weiter, als ſein Pferd plötzlich ſeitwärts in einen ſchmalen Thorweg einſchlug. — Jetzt ſah er um ſich und — ſtand im Forſthauſe. „Du treues liebes Thier,“ ſprach er zu ſeinem Rappen, indem er ihm liebkoſend den Hals ſtreichelte, „hieher alſo trägſt du deinen Herrn? Warſt den Weg ſchon ſo gewohnt, wirſt ihn jetzt lange nicht mehr machen, nie mehr! — Soll ich hineingehen? ſoll ich ſie noch einmal ſehen, und mir den Stachel noch tiefer ins Herz drücken?“ — Kaum hatt’ er ſo geſprochen, ſo rief ſchon Martin, der drinnen in der Förſterſtube am Fenſter ſtand und ihn geſehen hatte: „„Mein Herr Rittmeiſter kommt, mein gnädiger Herr Rittmeiſter!““ Dülmen konnte nicht mehr zurück, er ſtieg ab, band ſein Pferd an und ging hinein.

VI.

Die Unterhaltung war anfangs ziemlich einſylbig. Der alte Förſter wußte nicht, wo beginnen, und drückte nur die Hand des Rittmeiſters, welche dieſer ihm zum Willkomm reichte. Dülmen war im Innerſten zu ſehr ergriffen, und Martin ſtand lautlos und unbeweglich in ſeiner militäriſchen Stellung wie eine Bildſäule. Endlich löſten ſich doch nach und nach die Zungen; Heinich drückte ſein Bedauern aus, daß er des Rittmeiſters Wunſch nicht habe erfüllen können. Dülmen erzählte ihm, was er zu thun Willens ſei, und Martin pries laut ſeines Rittmeiſters Entſchluß.

Endlich fragte der Rittmeiſter etwas verlegen: „Wo iſt denn Minchen? Vielleicht krank? Alter, Ihr werdet das Mädchen doch ihrer Weigerung wegen nicht zu hart angelaſſen haben?“ — „„Nein, mein guter gnädiger Herr,““ antwortete Heinich,

„„das Mädchen iſt heute müde geworden. Wir haben gebacken und gewaſchen und da iſt ſie drin in ihrer Kammer auf einem Stuhle eingeſchlafen.““ — „Entſchlafen?“ rief Dülmen. „Herrlich! So kann der Verhaßte ſie doch noch einmal ſehen, ohne ihr Qual zu verurſachen. Wollt Ihr erlauben, Heinich?“ Und mit dieſen Worten nahm er das Licht und trat leiſe in die Kammer. Heinich und Martin folgten ihm, und blieben unter der Thüre ſtehen.

Da lag Minchen im Stuhle mit hochroth gefärbten Wangen, das braune Lockenhaar wallte nachläſſig über den weißen Nacken. Der volle Buſen wogte bei jedem Athemzuge unter dem Mieder, von deſſen Haft er ſich ſchon halb befreit hatte, und das kleine Füßchen ſtemmte ſich an eine der Säulen des Bettes, an welchem der Stuhl ſtand.

Lange ſah der Rittmeiſter das ſchöne Mädchen, in Entzücken verſunken, an, endlich wollte er ſich mit einem ſchmerzhaft ausgehauchten: „Nicht für dich!“ wieder umwenden, da bewegte ſich Minchen, als ob ſie träume und die Worte: „„Ja hübſch iſt er — und gut — aber doch zu groß für mich!““ entſchlüpften ihren Lippen. „Ha!“ rief Dülmen, „ſie träumt von mir — von mir! Zu groß alſo, nur zu groß, und dies der einzige Grund? Du biſt mir alſo nicht gram, und nur das Vorurtheil, vielleicht ein einziges unzeitiges Spottwort oder Hohnlächeln hat dich von mir entfernt?“ Und weg ſtellte er das Licht, und auf ein Knie ließ er ſich vor dem Stuhle nieder und drückte der Schlafenden einen Kuß auf die Roſenlippen ausrufend: „Lebe wohl, du mir ewig theures Mädchen!“

Der Druck mochte doch ein wenig zu heftig geweſen ſeyn, Minchen erwachte plötzlich, öffnete die Augen, ſah den Rittmeiſter vor ſich, Aug' im Auge, ſeinen Kopf dem ihrigen gegenüber, ſie ſtarrte ihn an, ſtaunte, zitterte und rief endlich noch halb ſchlaftrunken: „„O ſchön, ſchön! Er iſt kleiner geworden, iſt jetzt ſo groß als ich, nun kann ich —““ Da ſtand der Rittmeiſter auf und Minchen, ſich die Augen reibend, hielt plötzlich inne. „Lebe wohl, Minchen!“ rief der Rittmeiſter noch einmal, „wir ſehen uns ſo bald nicht wieder, aber wo ich bin, begleitet mich dein Bild und dein Andenken ſchwindet nie aus meinem Herzen!“ Mit dieſen Worten ſtürzte er zur Thüre hinaus, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt zurück nach Rüſtenberg.

Minchen aber ſchaute ihm nicht ohne Wehmuth nach und ſprach: „„Ach, das war ein ſchöner Traum! er war viel kleiner, viel kleiner, — und als ich erwachte, ſah ich ihm gerade ins Auge. Ach, wenn er doch ſo geblieben wäre!““

Am andern Tage mit dem Früheſten reiſte der Rittmeiſter zu ſeinem Regimente ab.

VII.

Der Friede mit dem Nachbarſtaate war nicht zu erhalten. Die zügelloſen Horden drängten an vielen Punkten den aufgeſtellten Cordon zurück, und nachdem der vom Pöbel aufgeſtellte Senat auf Anforderung nicht

Genugthuung und Abhilfe leiſten wollte, vielleicht auch nicht konnte, ſo kam es zum Kriege.

Zwei Monate waren ſeit des Rittmeiſters Abreiſe verfloſſen, da redete der Förſter Heinich den alten Martin, als ſie eben mit einander den Forſt durchſtrichen, alſo an: „Sage mir, Martin, hab ich Recht oder Unrecht? Minchen kommt mir ſeit einiger Zeit ganz verändert vor, ſie geht ſtatt zu hüpfen, ſie lächelt ſtatt zu lachen, oft kommt mir's ſogar vor, als ſtänd' eine Thräne in ihrem Auge. Martin, haſt du das auch bemerkt?" — „„Freilich hab' ich's auch bemerkt,"" antwortete Martin. — „Und weißt du nicht den Grund davon?" fragte der Förſter weiter. — „„Der Henker mag da drauf kommen,"" erwiederte Martin, „„die Mädels haben ja jetzt das Lachen und Weinen in einem Sacke und thun beides ohne allen Grund. Vielleicht iſt ihr jetzt wieder etwas zu klein, wie ihr vor ein paar Monaten etwas zu groß war."" — „Magſt Recht haben," ſagte der Vater mit einem Seufzer begleitet, das Geſpräch ward abgebrochen und ſie gingen ſchweigend weiter.

Wirklich war Minchen ganz verändert. Die Wangen glühten nicht mehr, ſtille und mit geſenktem Köpfchen ging ſie im Hauſe umher, verrichtete zwar ihre Geſchäfte, ſaß aber auch ganze Stunden nichtsthuend auf dem Stuhle in ihrer Kammer, auf dem ſie damals ſaß, als der Rittmeiſter von ihr Abſchied nahm, und ſtarrte ſchweigend vor ſich hin. Wenn im Dorfe ein Tänzchen gehalten wurde, ſo war ſie um alle Welt nicht hinzubringen, und es geſchah ſogar nicht ſelten, daß ſie verkehrte Antworten gab. Wenn ſie der Vater fragte, was ihr fehle? ſo antwortete ſie: „Nichts, — gar nichts!“ oder: „Es wird ſchon beſſer werden, habe nur Geduld, lieber Vater!“ oder ſie lief, ohne eine Antwort zu geben, ſchnell davon.

Wohl iſt es wahr, man fühlt den Werth eines Weſens oft erſt dann, wenn man es nicht mehr beſitzt und für immer verloren zu haben fürchtet. Dieſes Gefühl bemächtigte ſich auch Minchens. Sie ſah jetzt den Rittmeiſter ganz anders, als ſie ihn früher geſehen hatte, die vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Herzens traten in den Vorder- und ſeine Größe in den Hintergrund, ſeinen hellen klaren Augen lieh die Phantaſie noch einmal ſo viel Feuer, ſeiner männlich-ſtolzen Haltung noch einmal ſo viel Auszeichnung, ja dieſe ward ſogar als natürliche Folge ſeiner Größe anerkannt, welche beſagte Größe einzig eine Abnahme in Minchens Augen erlitt, indeſſen alles Übrige höher geſteigert wurde, als es wirklich war. — Sie wurde mit ſich ſelbſt unzufrieden, ſchalt ſich ein Kind, daß ſie einer ſolchen Kleinigkeit wegen (ſollte hier eigentlich Großigkeit heißen) ſo viel Aufhebens gemacht hatte, eine wahnſinnige Thörin, daß ſie einen ſo vortheilhaften Freier und — was in ihren Augen noch mehr war — einen ſo zärtlichen Liebhaber ausgeſchlagen hatte, ſie ſah Richters Anneliſe gar nicht mehr an, weil ihre Worte und ihr Hohngelachter es waren, welche ihr zuerſt dieſe dumme Grille in den Kopf geſetzt hatten. Kurz, der Rittmeiſter war ihr jetzt der ſchönſte, liebenswürdigſte Mann und ich glaube kaum, daß ſie auch nur eine Linie von ſeiner Größe abgegeben hätte, wenn es auf ihren Willen angekommen wäre. — Dazu kam noch, daß der Vater und Martin immer ihrer ſpotteten und ſie mit der Größe oder Kleinigkeit dieſes oder jenes Geſchöpfes oder Dinges aufzogen, welches ihr Freude zu machen ſchien, und daß die brave alte Oberamtmannin zu Rüſtenberg, zu welcher Minchen alle Woche einmal hinüberging, um von ihr die feineren weiblichen Handarbeiten zu lernen, ihr faſt immer vom Rittmeiſter, von ſeiner Güte und Herablaſſung, ſeinem Edelmuthe und guten Herzen, ſeiner Schönheit und Liebenswürdigkeit vorplauderte. — Minchen ſaß da immer mit Nadeln in der Hand auch auf Nadeln, und ſteckte einmal über das andere ihren Kopf in die Arbeit, um die Röthe ihrer Wangen zu verbergen. Kam ſie dann nach Hauſe, ſo weinte ſie die halbe Nacht theils aus Ärger über ſich ſelbſt, theils — aus Sehnſucht nach dem fernen Zurückgeſtoßenen.

VIII.

Alle Donnerſtage bekam der Förſter Heinich einen Pack Zeitungen von dem Oberamtmanne zu Rüſtenberg, welche er meiſtens Mittags bei Tiſche vorzuleſen pflegte. Die politiſchen Blätter ſprachen erſt von Vorpoſtengefechten, dann von größern Scharmützeln der Avantgarde, Dulmen's Regiment war bei dieſer eingetheilt, und faſt jedes Blatt machte Meldungen von ihm. Sein Muth, ſeine perſönliche Bravour wurden ſtets öffentlich belobt, und da ſein Major in einem dieſer Gefechte gefallen war, ſo avancirte Dülmen zu dieſer Charge.

Meine Leſer können denken, daß bei ſolchen Nachrichten Heinich und Martin immer die Gläſer auf des neuen Majors Wohl zuſammenſtießen und daß jedes Mal ein eben nicht ſehr freundlicher Blick auf Minchen zu fallen pflegte. Das arme Mädchen ſaß aber ohnedies mit ſichtbarer Angſt (welche jedoch die erzürnten Alten für Bosheit nahmen) am Tiſche und horchte, ob ihrem Lieben kein Unfall begegnet ſei, und wollte wirklich einmal, als es in der Zeitung hieß: „Major Dülmen aber ſtand mitten unter den über ſeinem Haupte gezückten feindlichen Säbeln,“ die Suppe, ſtatt mit dem Löffel, mit der Gabel eſſen.

Bald darauf wurde eine große entſcheidende Schlacht geliefert, welche zu Gunſten von Heinich's Vaterlande ausſchlug. Alles war darüber in der größten Freude und mit Ungeduld erwartete der alte Förſter, ein braver Unterthan und Patriot, den nächſten Donnerstag, wo ihm die Zeitungslieferung die näheren Details dieſer mörderiſchen Schlacht bringen ſollte. Das Päckchen kam eben wieder um Mittagszeit. Heinich öffnete es und las die Beſchreibung, worin ebenfalls wieder von dem tapfern Major Dülmen die ausgezeichnetſte Erwähnung geſchah, und es ſogar hieß: daß durch ſeine Klugheit allein zwanzig Kanonen gewonnen worden ſeien. Schon hob Martin mit leuchtenden Augen das vollgefüllte Glas, um ſeinem Major ein Vivat zu bringen, als Heinich meinte, er möge ihn doch erſt ganz zu Ende leſen laſſen. Dies geſchah. Der Forſter las vorerſt den großen Verluſt des Feindes, dann hieß es: „Unſerer Seits befinden ſich unter den Todten der General Kohl und die Obriſten Mehlmann und Raßwig, unter den Schwerverwundeten aber der brave Major Baron Ludwig von Dülmen, welchem beide Füße von einer Kanonenkugel abgeſchoſſen worden ſind. Zwar hat man dieſen vorzüglichen Offizier in das Militärſpital zu L — gebracht, doch zweifeln die Ärzte an ſeinem Aufkommen."

Heinich ließ, als er dies geleſen, das Zeitungsblatt fallen, Martin verſchüttete den eingeſchenkten Wein, Minchen aber ſank bewußtlos zur Erde.

Die Alten hatten ſie auf das Bett und mit Geiſtern wieder zur Beſinnung gebracht. — Sie ſchlug die Augen auf, ſprang mit beiden Füßen aus dem Bette und rief Heinich, der ſie unterſtützen wollte, ſchluchzend zu: „Laß mich, Vater, laß mich! — Ich muß fort! — Ich muß zu ihm! — muß ihn pflegen! — Meinetwegen leidet er ja, der Gute. Hätt' ich ihn nicht ſo ſchnöde behandelt, er wäre nimmermehr in den Krieg gezogen, er lebte hier geſund, glücklich und zufrieden, und ich mit ihm! — Ich muß fort! — Kein Augenblick iſt zu verlieren, er ſtirbt ſonſt, er ſtirbt! — Mein Tuch! — meine Handſchuhe! — Martin, komm, du mußt mich geleiten zu ihm, zu deinem und auch zu meinem lieben Major!"

Die Alten ſtutzten und erſtaunten nicht wenig über dieſe Worte und über Minchens — wie ſie glaubten — ſo plötzliche Verwandlung.

IX.

Nachdem Minchen ruhiger geworden war, eröffnete ſie dem Vater ihr ganzes Herz und was ſie ſeit des Rittmeiſters Abreiſe gelitten hatte. Der Alte küßte ſie mit Thränen in den Augen und ſprach: „Geh hin, mein Kind, wohin dich dein Herz ruft. Ich ſelbſt darf leider meinen Dienſt nicht verlaſſen, aber Martin ſoll dich begleiten.“

Martin jauchzte und hüpfte vor Freuden über dieſe Erlaubniß, und ſah auf der Stelle zum Leiterwägelchen, ob nichts daran fehle; Minchen packte einige Wäſche ein und ſchon am andern Morgen mit dem Früheſten begaben ſich Beide, begleitet von dem Segen des Vaters, auf die Reiſe.

Ich übergehe hier die Reiſe ſelbſt und wie Minchen keine Unannehmlichkeit ſcheute, weder mit Nahrung noch mit Schlafe ſich erquicken wollte, ſondern nur immer dem alten Martin Schnelligkeit empfahl, um recht bald den Ort ihrer Sehnſucht zu erreichen.— Martin hatte ſeine ganze Beredſamkeit nöthig, um das liebende, von Angſt und Sehnſucht gefolterte Mädchen zu überzeugen, daß es der Pferde wegen nothwendig ſei, in dieſer oder jener Herberge einzukehren, und daſelbſt Mittags- oder Nachtruhe zu halten. Da ſetzte ſich denn Minchen gewöhnlich auf einen Stuhl, und — wenn nicht der Alles lindernde Schlaf ſie überwältigte — ſo betete ſie inbrünſtig für Dulmen's Leben, ſo daß dem alten Martin Thränen des Mitleids auf den grauen Schnurbart herabfielen und er Alles hervorſuchte, um ihr Troſt einzufloßen, den ſie auch begierig ergriff.

Am ſechſten Tage endlich kamen ſie in L — an. Schon fruher mußten ſie uber das Schlachtfeld fahren, auf welchem noch Menſchen- und Pferdekadaver unbeerdigt lagen. Was Minchen bei dieſem Anblicke litt, wie ihr Herz nur noch immer mehr zuſammengepreßt und ihre Bangigkeit fur des Geliebten Leben vermehrt wurde, mogen meine gefuhlvollen Leſerinnen ſich ſelbſt ausmalen.

Nun waren ſie im Stadtchen und hielten am Militärhoſpitale. Martin fuhr mit dem Wagen in den nächſten Gaſthof und meinte, Minchen ſollte ihm vorerſt dahin folgen, allein dieſe gab ihm gar keine Antwort, wandte ſich alſogleich an die Schildwache, welche vor dem Thore des Hoſpitals ſtand und fragte ſie haſtig: „Lebt der Major Dülmen noch?“ — „Was weiß ich?“ antwortete die Schildwache mit barſchem Tone, „liegen gar Viele da drinnen;“ und drehte ſich auf die andere Seite. Minchen trat hinein, lief durch die langen Gange und der Anblick der blaſſen, hageren Geſichter der geneſenden Soldaten in ihren Leinenkitteln mehrte ihre Bangigkeit. Endlich erblickte ſie einen Chirurgen, ſie erkannte ihn aus einer blutigen Lanzette, welche er eben vor einer Thure abwiſch. An dieſen wandte ſie ſich und ſprach ihn an: „Mein Herr, ich bitte Sie um Gotteswillen mir zu ſagen, lebt der Major Baron von Dülmen noch, und wo find' ich ihn?“ — „Er lebt noch,“ antwortete der Chirurg, „und liegt gleich da nebenan in Nr. 17.“

Minchen flog zur Thüre, öffnete und trat hinein. — Da lag der Geliebte in einem kleinen Stübchen auf einem mit Blut übergoſſenen Bette, die Augen geſchloſſen, die Wangen blaß wie der Tod, und nur aus den tiefen Seufzern und den krampfhaften Zuckungen, welche ihm der Schmerz erpreßte, war zu erkennen, daß noch Leben in ihm ſei. Um das Bette ſtanden einige Chirurgen und zu Häupten ſaß ein Oberarzt, der des Kranken Hand hielt und die Pulsſchläge zu zählen ſchien. Minchen ſtürzte auf das Bett zu, allein ihre Kräfte verließen ſie und ſie ſank bewußtlos an demſelben nieder.

X.

Als ſie ihre Beſinnung wieder erhielt, befand ſie ſich im Gaſthofe, wo Martin Wagen und Pferde eingeſtellt hatte. Dieſer und ein Regimentsarzt ſtanden vor ihr und ſchienen beſchäftigt geweſen zu ſeyn, ſie ins Leben zurückzurufen.

Auf der Stelle wollte Minchen wieder fort zu dem Geliebten: „Ich will ihn pflegen!“ rief ſie, „ich bin es ſchuldig; denn ich allein bin ja Urſache“— „Schweigen Sie und halten Sie ſich ruhig, Mamſell,“ ſprach der Regimentsarzt, ein würdiger alter Herr, „dieſer Mann — er zeigte auf Martin — hat mich von Allem unterrichtet. Sie ſelbſt bedürfen der Ruhe, und unſer Major muß vollkommen vor jedem jähen Eindruck behütet werden. Bedenken Sie, es könnte ſeinen augenblicklichen Tod herbeiführen, wenn er in ſeinem jetzigen Zuſtande die Augen aufſchlüge und Sie an ſeinem Bette erblickte.“ — „Nein, nein! — Ich will nicht hin, ich will warten — o mein armes Herz!“ rief Minchen laut ſchluchzend und ſank auf das Ruhebett zurück, worauf man ſie gelegt hatte. — „Wir hoffen,“ fuhr der Arzt fort, „das Wundfieber werde in einigen Tagen verſchwinden, dann können Sie ihn ſehen, ja ſelbſt bei ſeiner Krankenpflege mitwirken.“ Nachdem er dem alten Martin empfohlen hatte, das Mädchen ja nicht aus den Augen zu laſſen, entfernte er ſich.

Drei Tage vergingen und vier — und fünf — und noch hielt das böſe Fieber an. Martin mußte des Tages wohl zwanzigmal ins Hoſpital hinüber, um zu fragen, wie es gehe. Minchen ſelbſt ließ es ſich nicht nehmen, mindeſtens an der Thüre ſeines Zimmers zu horchen, und jeder Seufzer, jedes Wort, das der Major in der Phantaſie ſprach, ſchnitt ihr durch die Seele.

Am ſechſten Tage endlich verſchwand das Fieber und am achten erhielt Minchen von dem Regimentsarzte die Erlaubniß den Kranken zu ſehen. Um Mittag ſollte ſie kommen, bis dahin wollte man denſelben auf ihren Anblick vorbereiten.

Der erſehnte Mittag erſchien. Martin mußte früher eintreten als Minchen. Als ihn Dülmen erblickte, ſtreckte er ihm lächelnd die Hand entgegen. Martin küßte ſie mit Thränen und ſprach: „O mein gnädiger Herr Major! Alles geht gut! Minchen ſteht draußen!“ — „Herein! herein an mein Herz!“

rief der Major, und erhob ſich im Bette, wozu ihn die Chirurgen unterſtützten.

Nun trat Minchen ein, ſie näherte ſich dem Bette und Dülmen's erſte Worte waren, indem er auf ſeine Füße deutete: „Nun, Minchen, jetzt haben mich die Feinde etwas gekürzt und ich bin ſo groß als du!“ — „Dein, auf ewig dein!“ rief Minchen, ſtürzte über ihn hin und drückte einen Kuß auf die blaßrothen Lippen.

„Genug,“ rief der Regimentsarzt und wies Minchen zurück. Von nun an pflegte ſie den kranken Geliebten Tag und Nacht ohne Schonung ihrer ſelbſt; jede Arzenei reichte ſie ihm mit eigenen Händen und wenn er ſchlief, ſaß ſie neben ſeinem Bette und zupfte Charpie zum Verbande. Dülmen's kräftige Natur, ſeine unverdorbenen Säfte, noch mehr die vortreffliche Pflege Minchens, am meiſten aber die Liebe, wirkten ſchnell. Er beſſerte ſich mit jedem Tage und ſchon einen Monat nachher konnte er das erſte Mal ſeine Krücken verſuchen. „Da bin ich nun freilich wieder zu groß!“ ſprach er zu Minchen, dieſe aber verſchloß ihm den Mund mit Küſſen und bat ihn von ihrer Schande zu ſchweigen.

Dülmen wurde von dem Fürſten mit dem Titel eines Obriſten vom Militär entlaſſen. Die beiden Glücklichen fuhren nach Dülmen's Gut zurück, wo ſie getraut wurden. Der alte Heinich weinte Freudenthränen, Martin war in ſeinem Seelengaudio. Dem kleinen Minchen aber war ihr Glück faſt zu groß.

Ich bin das elendeſte Weſen, welches auf der Erde exiſtirt, und was dabei noch das Entſetzlichſte iſt, der Unglückliche, den man nicht verſteht, ſindet nirgend Theilnahme. Ein treuer und fleißiger Arbeiter, ein liebender zärtlicher Sohn, hab' ich ſtets meine Pflichten erfüllt, nie hab' ich einem Armen oder einem Reichen auch nur um einen Penny unrecht gethan, nie hab' ich die Hand ausgeſtreckt, um das Brot der Faulheit und des Müßiggangs zu empfangen. Ich bin geachtet von meinen Nachbarn, geſchätzt von meinem Herrn, und meine Mutter, meine arme Mutter macht einen Helden, ein Muſter der Vollkommenheit, einen Phönix aus mir. Unſer alter Schullehrer hält große Stücke auf mich und rühmt ſich, er habe ſehr viel zu meinem Fortkommen in der Welt beigetragen, denn ich war, obſchon jünger als meine Mitſchüler, immer der Erſte in meiner Klaſſe. Kurz, Alles liebt, achtet, bewundert mich, und doch bin ich der unglücklichſte aller Menſchen.

Mein Vater war ein Zimmermann: ich erinnere mich noch recht gut, wie ſehr man die kleinen Käſtchen und anderes Spielzeug lobte, welches ich in meiner Jugend in ſeiner Werkſtätte machte; ich war auch ſein und der ganzen Familie Augapfel. Meine Schweſter Sara wollte nie ohne mich ausgehen. Was meine Kameraden betrifft, ſo war ich nach ihrem Ausdrucke ein lucky fellow (ein glücklicher Spitzbube). Ich war nie krank, wurde nie ausgezankt, bekam nie bei einem Streite Schläge. Ließ ein alter Mann ſeinen Stock fallen, ſo ſprang ich gleich hinzu, ihn aufzuheben, verlor ein Jäger in der Hitze der Jagd ſeinen Hut, ſo lief ich ihm nach und brachte ihm denſelben im Schweiße meines Angeſichtes. Wenn ſich das Huhn oder die Gans einer armen Frau verlief, ich fand ſie immer und brachte ſie zurück. Wenn der alte Invalide, der den Schranken am Ende unſers Dorfes bewachte, zu taub war, um das Rollen der Wagen zu hören, ſo befand ich mich bei ihm, um das Thor zu öffnen und das Schließgeld einzunehmen. Manchmal warf mir eine ſchöne Frau aus einem Wagen mit einem freundlichen Lächeln einen Sixpence zu und rief einige Worte dazu, die ich aber beim Weiterrollen des Wagens nicht verſtehen konnte. Wenn meine Kameraden boxten, ſo wurde meiſtentheils ich von ihnen zum Schiedsrichter ernannt; — ach, was war ich damals für ein glückliches Kind, alle liebten mich, und auch ich liebte alle, reich oder arm. Ich ging nie durchs Dorf, ohne aus jeder offnen Thür einen guten Morgen oder einen freundlichen Gruß zu erhalten: „Komm her, Tomy! laß dich doch ſehen, deine Backen ſind ja heute wieder wie gemalt,“ rief mir ein altes Mütterchen zu, oder: „Tom! Tom Collins! ſei ſo gut und ſchaukle mir meine Kleine ein wenig, ich muß meiner aufgehängten Wäſche nachſehen,“ ſagte ein junges Weibchen zu mir, die vor ihrem Hauſe ihr Kind einwiegte. „Tom! willſt du hereinkommen und die Perrücke meiner Großmutter friſiren?“ ſchrie mir ein junger Taugenichts zu, der vermuthlich die Schuld daran trug, daß die Perrücke ſeiner Großmutter zerzauſt war. „O! Tom, Tomy Collins,“ ſprach mich ein weinendes junges Mädchen an, „komm doch herein und lies meiner guten Alten ein Kapitel aus der Bibel vor, ich bitte dich, ſie zankt mich immer aus, daß ich die Worte ſo ſchlecht ausſpreche,“ und in demſelben Augenblicke lud man mich von der andern Seite ein, einen Heuwagen zu beſteigen, um das Heu abladen zu helfen. — Und ich fand hier und dort Zeit Alle zu befriedigen. Dabei blieb mir auch noch ein halbes Stündchen übrig, einen reifen ſchönen Apfel oder ein Stückchen Zuckerbrot der lieblichen Violette Wells, der Tochter des Gärtners, zuzuſtecken und von ihr dafür einen ſüßen Kuß einzutauſchen. Die gute Seele, ſonſt ſo ſchüchtern gegen alle Leute, ermangelte doch niemals, mich, wenn ich vorbeiging, am Rock zu zupfen und mich zu fragen: „Haben Sie heute etwas für mich, guter Tom Collins?“

Mein Vater ſtarb, meine Schweſter Sara ging in die benachbarte Stadt in Dienſt, meine Brüder zerſtreuten ſich, das Haus und die Werkſtätte meines Vaters wurden verkauft, meine Mutter arbeitete fleißig vom Morgen bis in die Nacht, um das Schulgeld für mich zurückzulegen und auch etwas Geld zu erſparen und mich dadurch vielleicht irgend ein einträgliches Gewerbe lehren laſſen zu können, allein ihre Hoffnung wurde ſchändlich betrogen. Ein fauler Müßiggänger, Einer von den Arbeitern meines Vaters, überredete ſie, ihm alles Geld, was ſie für mich auf die Seite gelegt hatte, zu leihen, er wollte damit große Spekulationen machen und mit ihr den bedeutenden Gewinn theilen. Da aber dieſe fehlſchlugen, ging er nach Amerika, ohne ihr auch nur einen Penny zurück zu bezahlen. Das war ein fürchterlicher Schlag für uns, und um unſer Unglück zu vollenden, ſtarb auch noch plötzlich der Schulrektor, der mich lieb gewonnen und verſprochen hatte, mir bei meinem Eintritt in die Welt mit Rath und That an die Hand zu gehen. „Ach, mein Kind,“ ſagte meine Mutter weinend zu mir, „dir winkt eine böſe Zukunft. Ich aber voll Kraft und Jugend war auch voll von Hoffnung und ſah die Zukunft in weniger trübem Scheine: ermuthigt durch das, was ich von meinem Vater in ſeinem Handwerke gelernt hatte, ſchrieb ich an meine Schweſter, ſie möchte Erkundigungen in der Stadt einziehen, ob ſie mich nicht irgendwo unterbringen könnte, ich wollte nur das Brot eſſen, welches ich mir ſelbſt verdient habe, und mich gerne dazu verſtehen, einem Herrn mehrere Jahre zu dienen, wenn er mich nur für freie Wohnung und Koſt zu ſich nehmen wollte. Meine Schweſter antwortete mir, ſie habe überall durch einen jungen Mann ihrer Bekanntſchaft, Namens Henry Richard, nachforſchen laſſen, allein nirgend Brot und Beſchäftigung für mich gefunden. „Ein einziger Mann,“ fügte ſie hinzu, „will deine Dienſte nach deinem Wunſche annehmen, aber ſein Gewerbe iſt zu widerlich, er iſt ein — Sargmacher.“

Verwünſcht ſei der Tag, an dem ich, voll von Hoffnung und lachend über die Vorurtheile meiner Schweſter, meine gute Mutter und mein liebes Geburtsdörfchen verließ, um von dieſem Augenblicke an dem Glücke ein ewiges Lebewohl zu ſagen. Die Letzte, die mich ſah, war Violette Wells, ſie erwartete mich an ihrer Thür, und indem ich mich ihr näherte, ſah ich, daß ſie ſich mit der Schürze die Thränen abtrocknete. Ich faßte ihre Hand und ſprach: „Violette! mache mich nicht weich im Augenblicke des Abſchieds, du ſollſt dich vielmehr mit mir freuen, daß es mir endlich geglückt iſt, mein Brot verdienen, und meine arme Mutter, die ſo lange für mich gearbeitet hat, unterſtützen zu können.“ — „Ich bin auch gar nicht traurig,“ antwortete ſie, „und ich weine auch nicht, aber ich denke nur an die ſchönen Tage, wo wir mit einander in dem Garten meines Vaters ſpielten,“ und dabei konnte ſie nicht weiter reden vor Schluchzen. — „Warum, liebe Violette, fragſt du mich denn nicht wie gewöhnlich: Guter Toms! haſt du heute nichts für mich?“ da wandte ſie ſich gegen mich und verſetzte erröthend, mit einem gezwungenen Lächeln: „Ach du lieber Himmel, in der Stadt, wohin Sie gehen, werden Sie viel ſchönere Mädchen finden, als ich bin, und die Ihnen viel beſſer gefallen, und wenn Sie zurückkommen, werden Sie wohl die arme Violette gar nicht mehr anſehen.“ — „Nein, nein, gute Violette, nie wird mir ein Mädchen ſo theuer ſeyn als du, und ſieh, ich habe dir ein kleines Abſchiedsgeſchenk gebracht, ein Halstuch, welches du mir zum Andenken tragen ſollſt. Wenn ich einſt wieder zurückkehre und Violette trägt dieſes Halstuch noch, ſo werd' ich auch glauben, daß ſie ſich nicht verändert hat. Violette antwortete nicht, ſie nahm das Halstuch und nach einigen Minuten verſchämten Zögerns ſagte ſie leiſe: „Ich hätte wohl auch ein kleines Andenken für Sie, wenn Sie es nicht verſchmähen wollten,“ und mit dieſen Worten drückte ſie mir ein kleines gläſernes Siegel in die Hand, auf welches mein Name geſtochen war. Unſere Liebespfänder waren wohl beide auf dem letzten Jahrmarkte gekauft und beide waren von ſo geringem Werthe, daß ein untheilnehmender Zuſchauer gewiß gelächelt haben würde, hätte er uns dieſe Zeichen wechſelſeitiger Zuneigung austauſchen geſehen; aber ich bin doch überzeugt, daß eine Braut den ſchönſten Diamantſchmuck mit keinem größern Vergnügen empfangen hätte, als meine Violette ihr ſeidenes Tuch und ich mein gläſernes Siegel.

Die erſten Wochen meines Aufenthalts in der Stadt vergingen mir leidlich angenehm, mein Herr war mit mir zufrieden, und jeden Sonntag Abends machte ich Spaziergänge mit meiner Schweſter und Henry, der uns durch ſeine gute Laune erheiterte. Wir wurden bald innige Freunde, er vertraute mir, daß er Sara liebe, ſie zu heirathen und ihr Glück zu machen gedenke. Ich dagegen ſprach mit ihm von Violette Wells. Allein nach und nach verſchwand mein froher Sinn, und meine Geſundheit fing zu leiden an; ich verlor jene friſche Farbe meiner Wangen und den lebhaften Blick, welchen meine gute Mutter ſo oft bewunderte, mein Gang nahm etwas Langſames und Feierliches an, und manchen Sonntag verweigerte ich es ſogar, die Spaziergänge mitzumachen, welche ſonſt meine liebſte Erheiterung waren. Die Fröhlichkeit und die Späße Henry's mißfielen mir, da ſie im Widerſpruche mit meiner Traurigkeit ſtanden. Ich arbeitete vom frühen Morgen bis zum Abend, ja öfters brachte ich auch ganze Nächte bei meiner traurigen Arbeit zu; auch mußte ich es wohl, da mein Herr arm war und keinen andern Geſellen hatte als mich. Manchmal, wenn die Schläge meines ſchweren Hammers die Stille der Mitternacht unterbrachen, rief ich mir Szenen des Jammers und der Thränen, wovon ich den Tag über Zeuge war, ins Gedächtniß zurück. Das Echo ſchien mir die Seufzer zu wiederholen, die mir ans Ohr und Herz gedrungen waren, ich hielt dann in meiner Arbeit an, um mir den Schweiß von der Stirne zu trocknen und mein trauriges Handwerk zu verwünſchen. Jeder Tag brachte mir neue Beſchäftigung und neuen Kummer. So lang ich den Einwohnern der Stadt fremd geblieben war, arbeitete ich gleichgültig fort, allein als ich anfing, einige Familien kennen zu lernen, als mich hier eine Krankheit, dort ein Todesfall mit Theilnahme erfüllten, fing ich auch an, ihre Leiden mit ihnen zu theilen. Meine Fröhlichkeit ſchwand immer mehr. Die Mutter ſchauderte bei meinem Anblick, und ſah mit unruhigen Blicken auf den fröhlichen Kreis ihrer Kinder, als ob ſie die Zukunft erforſchen und entdecken wollte, welches von den geliebten Weſen, jetzt in voller Geſundheit blühend, mir zuerſt verfallen würde. Der Greis, an dem ich vorüberging, drückte lebhafter die Hand ſeiner blaſſen kränklichen Tochter an ſein Herz. Freunde, die beim Abſchiede trüb geſinnt waren, wurden noch trauriger, wenn ſie mich ſahen, und wenn ich es wagte, mit unſerm Nachbar freundlich zu ſchwätzen, ſo zeigte mir ein unterdrückter Seufzer oder ein bitteres Lächeln, daß ſie ſich an die traurigen Tage erinnerten, wo der Tod in ihre friedlichen Wohnungen eingekehrt war. So trug ich denn einen Fluch mit mir, und eine unüberſteigbare Scheidewand trennte mich von der menſchlichen Geſellſchaft. So wie der Name des Henkers allein ſchon überall Schrecken verbreitet, nicht durch ſich ſelbſt, da er nur ein willenloſes Werkzeug der ſtrafenden Gerechtigkeit iſt, ſondern durch die Ideen des Todes, die ihn begleiten, ſo gingen ſie auch mit mir die Gedanken der Vernichtung. Wie er, war auch ich ein nothwendiges Werkzeug in jenen Stunden, die ich weder vorausſehen, noch hintanhalten konnte. Die Menſchen verſagten mir ihre Theilnahme, und ſtießen mich von ihren Neigungen zurück, wie ein außermenſchliches Weſen. Selbſt mein Tod würde ſie unempfindlich gelaſſen haben; denn ihre Einbildungskraft zählte die Menge Derjenigen, für welche meine Hand die knappe und letzte Wohnung gemacht hatte, welche ſie auf immer von ihren Verwandten und Freunden trennte. Überall, wo ich erſchien, Trauer und Thränen. Das Lachen entwich, wo ich mich nahte, das Geſpräch verſtummte bei meinem Erſcheinen, und düſteres Schweigen folgte meinen Schritten, es war das Schweigen des Todes. Nach und nach faßte ich das ganze Schreckliche meiner Lage, ich verſuchte es nicht mehr, mich unter Menſchen zu miſchen, die Traurigkeit ihres Herzens lag ſchwer auf dem meinigen, ich ſchlich nur leiſe und verſtohlen in ihre Wohnungen, meine Stimme wurde dumpf und eintönig, keiner, dem ich mitleidig die Hand zu drücken wagte, drückte die meinige entgegen, ausgenommen manchmal ein Unglücklicher, der im Wahnſinn der Verzweiflung mich auf den Knien bat, mein gezimmertes Schreckenshaus noch nicht zu ſchließen, und ihn die geliebten Züge noch einmal betrachten zu laſſen, die ich ſeinen Blicken auf ewig entziehen wollte.

Ach, wie oft dachte ich mir bei einer ſolchen Szene: dieſer Unglückliche wird wohl auch dem geliebten Todten bald nachfolgen. Und dennoch richtete ſich der Gebeugte bald wieder auf, ſein Auge glänzte aufs Neue, der Mund hatte wieder Worte, die Lippen ihr Lächeln gefunden und die Augen ihre Thränen verloren, weil das Bild des Todes mit einem Schleier bedeckt war. Ach, ſo wahr iſt es, daß die alles lindernde Zeit auch den großten Schmerz mindert und endlich auch — heilt.

Ach, wie oft ſah ich auch Szenen, die mich im Innerſten empörten: Entſeelte Reſte von den nächſten Freunden verlaſſen — den Geiz, der einen Theil des Überfluſſes armen Verwandten verſagte, und denjenigen die traurigen Leichenehren vorenthielt, der ihm alles zugewendet hatte. Wie oft weinte ich über jene Armen, die unter Fremden ihre Augen ſchließen mußten. Eine fürchterliche Szene vertrieb die andere aus meinem Gedächtniſſe, aber immer bleibt mir noch genug zurück, um die Furchen meiner Stirne immer tiefer zu zeichnen.

Ein Bild vor allen andern werde ich nie vergeſſen. Ich wurde ſpät des Abends in das Haus eines Kaufmanns gerufen. Der Mann war einſt reich, allein durch die Verſchwendung ſeines Sohnes in das tiefſte Elend gerathen. Seine Witwe trat mir entgegen mit bleichem Antlitz, ein Bild ſtummer Verzweiflung. Sie bat mich in dem, was ich zu thun habe, mit größter Stille und Vorſicht zu Werke zu gehen. „Ach!“ ſetzte ſie hinzu, „die Sorge, die mir obliegt, das Leben meines Sohnes zu erhalten, läßt mich faſt nicht dazu kommen, einen geliebten Todten zu beweinen. Unglücklicher Jüngling, ſeit fünf Tagen und Nächten hat ſich ſein Auge nicht geſchloſſen, unverwandt haftet es auf dem zornigen Geſichte des Vaters, der ſeinen letzten Hauch mit einem Fluche gegen ihn ausgeathmet hat. In dieſem Augenblicke ſchläft er, wenn man anders die Bewußtloſigkeit der Verzweiflung Schlaf nennen kann; er ſchläft auf dem Todtenbette ſeines Vaters. O junger Mann! können Sie meine Leiden faſſen? o dann verrichten Sie Ihr trauriges Geſchäft ja auf eine Art, daß mein Sohn ja nicht erwacht, bis alles vorüber iſt, und der Segen einer leidenden Mutter wird Sie begleiten!“ Ich konnte dieſer ſonderbaren Bitte nicht anders, als mit dem feierlichen Verſprechen antworten, mein Möglichſtes zu thun. Wir ſtiegen langſam eine ſchmale Treppe hinab und gelangten an das Todtengemach; es war düſter, aller Meublen beraubt, und ein Eisregen ſchlug unaufhörlich gegen die ſchlecht ſchließenden Fenſter, welche ein kalter Novemberwind klappern machte. Naßkälte durchdrang das Gemach und als meine Augen auf den Kamin fielen, wo kein Anſchein von Aſche zu ſehen war, hielt ich mich überzeugt, daß der arme Mann, des Nothwendigſten beraubt, geſtorben ſei. Einige Stücke eines alten Teppichs, und ein wenig Stroh füllten das Zimmer aus. Der Gedanke: der Mann hat auch einſt glücklichere Tage geſehen! entpreßte mir einen tiefen Seufzer. Ja, er hatte glücklichere Tage geſehen, er arbeitete wohl einſt fröhlich in dieſem Gemache, guter Wein kreiſte bei ſeiner Tafel, und die Wände hingen voll koſtbarer Bilder, und jetzt todt, geſtorben als ein Bettler. Ich meinte, mein Herz müſſe brechen, als meine Blicke ſich auf das elende Bett richteten, auf welchem der Leichnam eines Mannes von beiläufig ſechzig Jahren lag. Langer Druck von ſchweren Leiden hatte die Züge abgemagert, und dieſe Wangen gefurcht, ſeine Adern waren mit Eis ſtatt mit Blut gefüllt, ſeine Haut war entfärbt, kein Anſchein, keine Spur von Leben, die Augenlieder waren in ihre Hohlungen zurückgedrängt, und — (was nur derjenige begreifen kann, der gewohnt iſt, dem Tode oft und in allen Geſtalten ins Auge zu ſehen) vergebens ſuchte man an dieſem Kadaver den mindeſten Ausdruck. Aber, wenn ſchon dieſer Anblick qualvoll und herzzerreißend war, was ſoll ich erſt von dem Elenden ſagen, dem ein augenblicklicher Schlummer neue Kräfte für neue unausſprechliche Leiden gab? Vermuthlich hatte er bei ſeinem ſterbenden Vater gewacht, allein die Länge der Aufregung hatte endlich ſeine Sinne befangen und er hielt noch die Hand des Leichnams in ſeiner Hand gepreßt. Sein Geſicht war verborgen, allein die ganze Geſtalt und die dichten ſchwarzen Lockenhaare ließen auf ſeine Jugend ſchließen, er ſchien mir ein Jüngling von 22 — 23 Jahren.

Ich fing an, den todten Körper zu meſſen, aber wer beſchreibt das Beben, welches mich erfaßte, als mein Maßſtab die beiden feſt vereinigten Hände berührte. Welche fürchterliche Sache, dieſes unnütze Bemühen der einen, um noch einen Druck der Verzeihung von der andern zu erhalten, welche der Tod bereits erſtarrt hatte. Mein Geſchäft war geendet, und ich ging eben ſo leiſe und ſchweigſam aus dem Gemache, als ich eingetreten war. Noch einmal wendete ich mich um, die unbewegliche Gruppe zu betrachten, der Zuſtand der Unempfindſamkeit des Sohnes war noch ſchrecklicher, weil er ein Ende erreichen mußte. Auch die Witwe des verſtorbenen Gatten, der in ſeiner letzten Stunde ihrem einzigen Kinde geflucht hatte, ſtand da, blaß und faſt ſelbſt ein unempfindlicher Leichnam. Wie wenig konnte ſie dieſe Szene vorausſehen, als das Lächeln ſeiner Lippen den Wünſchen ihrer Zartlichkeit antwortete, als ſie den glücklichen Vater zum erſten Mal zur Wiege ſeines ſchlafenden Kindes führte, als Beide über das kleine Bett gebeugt ſeinen ruhigen Schlummer betrachteten und den ſüßen Hauch, der aus dem kleinen Munde ſtieg, einathmeten.

Ich hatte kaum die Stiege erreicht, als die Hand der unglücklichen Frau meinen Arm berührte, um mich zurückzuhalten: „Wann wird Ihre Arbeit fertig ſeyn?“ fragte ſie mich mit unterdrückter Stimme. — „Ich werde morgen wiederkommen,“ antwortete ich. — „Und was werde ich thun,“ ſagte ſie mit lauter, faſt heulender Stimme, „wenn mein Sohn bis dahin erwacht? ich bin gewiß, daß er dieſen Anblick nicht ertragen wird; er wird wahnſinnig werden. Ach, möge mich Gott beſchützen, mich und ihn, möge er dieſen Schlummer verlängern, bis das Bild des Vaters, der ihm geflucht hat, ihm nicht mehr begegnen kann!“ Bei dieſen Worten hob ſie die Hände flehend zuſammengepreßt gegen Himmel empor und ihre Blicke ſchweiften irre herum. Ich eilte von dannen.

Ich arbeitete die ganze Nacht an dem Sarge des Kaufmanns, und die blaſſe Morgenröthe eines Wintertages fand mich noch dabei beſchäftigt. Wie oft während dieſer Stunden drängte ſich das fürchterliche Bild, welches ich geſehen hatte, mir wieder auf! Ich ſah immer den Jüngling vor mir, deſſen unbeweglicher Körper ſchlummernd auf dem Todtenbette ſeines Vaters lag, es ſchien mir, mein Maßſtab berühre noch einmal die feſt verſchlungenen

Hände des Todten und des Lebenden. Ein allgemeines Beben, vereinigt mit der Kälte eines Novembermorgens, machte das Blut in meinen Adern erſtarren; dennoch eilte ich meine Arbeit zu vollenden, als Nachmittags Henry Richard's frohliche Stimme an mein Ohr ſchlug. Er ſtieg die Treppe herauf, trat in mein Gemach, in welchem ich arbeitete, und lud mich ein, den Reſt des Tages mit ihm bei ſeinem Vater zuzubringen, meine Schweſter Sara habe auch verſprochen, ſich dort einzufinden, und wir wollten alle zuſammen die neue Wohnung beſehen, welche er gemiethet habe. Ich deutete ihm auf meine Arbeit und ſagte, daß dieſe binnen einer Stunde fertig ſeyn müſſe. „Nun!“ antwortete er fröhlich, „ich hätte gedacht, daß diejenigen, für welche du arbeiteſt, nicht ſo eilig bedient ſeyn dürften, denn ſie haben wohl nichts mehr nothig.“ In jedem andern Augenblicke hatte ich dieſen Worten gar keine Aufmerkſamkeit geſchenkt, aber in der Stimmung, in welcher ich mich jetzt befand, beleidigten ſie mich, nicht wie eine leichtſinnige Rede, ſondern als ein Beweis der unempfindlichſten Leichtfertigkeit. „Richard,“ verſetzte ich, indem ich mit dem Hammer auf meinen Sarg ſchlug, „der Himmel allein weiß, ob nicht Einer von uns Beiden bald ein ähnliches Bett nothwendig hat, ſtatt des weichen, auf welchem er jetzt ruht.“ — „Bah,“ erwiederte der Jungling mit einem Lacheln, „du wirſt mir viel zu melancholiſch, mein lieber Tom! Drei Wochen ſind es nun ſchon, daß du weder zu mir zum Thee gekommen, noch auch mit mir und deiner Schweſter ſpazieren gegangen biſt, und heute, da wir ein kleines Feſt feiern wollen, hältſt du mir eine Leichenpredigt und verweigerſt dabei zu ſeyn. Ermanne dich, laß deine traurige Arbeit liegen, und komme mit mir. Deine Schweſter wird dich aufheitern, ſie verſteht das.“ Ohngeachtet alles Dringens in mich, widerſtand ich doch Henry's Einladung, und er ging endlich allein fort.

Als ich eine Straße paſſirte, welche zur Wohnung des Kaufmanns führt, gewahrte ich nicht weit entfernt von mir meine Schweſter und ihren jungen Freund, ſie gingen eilig und hüpfend, ja ich konnte ſelbſt ihre Stimme und die Ausbrüche ihrer Fröhlichkeit vernehmen, und ich nahm auch unter den langen Locken Sara's lächelndes Antlitz gewahr, wie es ſich eben zu ihrem Begleiter wandte. Mir aber ſchien bei jedem Schritte die Luft ſchwüler und drückender zu werden, endlich ermattet von allen Mühen des Körpers und der Seele, lehnte ich meine traurige Bürde gegen eine Mauer und trocknete mir den Schweiß von der Stirne, und — warum ſoll ich es nicht bekennen? — die Thränen von den Wimpern. Bald aber ermannte ich mich wieder, ich ſuchte meine Traurigkeit durch den Gedanken zu bemeiſtern, daß ich eben durch dieſes Handwerk, welches mir ſo viel Kummer verurſachte, die einzige Stütze meiner Mutter ſei, als plötzlich meine Aufmerkſamkeit durch den mitleidsvollen, theilnehmenden Blick eines jungen Frauenzimmers gefeſſelt wurde, welches mich einen Augenblick betrachtete, dann den Arm einer ältern Frau verließ, und ſich, mir einen Schilling in die Hand drückend, mit den Worten näherte: „Ihr ſcheint ſehr ermüdet, guter Mann, nehmt hier eine Kleinigkeit, um euch zu erquicken.“ Nie hat die Natur etwas Liebenswürdigeres und Anmuthigeres geformt, als dieſes junge Mädchen, aus ihrem blaſſen aber ſchönen Angeſichte und ihrem mitleidigen Blicke ſtrahlten Herzensgüte und Seelenadel. Der Ton ihrer ſanften Stimme machte auf mich einen Eindruck, den die Zeit nicht vertilgen konnte. Ich habe ſie ſpäter wieder geſehen.

Endlich erreichte ich die Wohnung des Kaufmanns, und die Witwe öffnete mir dieſelbe wieder. Mein Anblick entpreßte ihr neue Seufzer, die ſie anfangs nicht zu Worte kommen ließen, und als ſie endlich ſprechen konnte, erzählte ſie mir, daß ihr Sohn erwacht ſei, daß er aber ruhiger ſcheine, als vorher, daß er zwar nur einige Worte geſprochen, um ſich über ihre Geſundheit zu unterrichten, daß ſie aber hoffe, er werde mich nicht hindern, mein Geſchäft zu vollführen. Ich trat begleitet von einem jungen Manne, dem Sohne des Hauseigenthümers, ein, und mit deſſen Hilfe legte ich den Leichnam in den Sarg. Während dies geſchah, ſaß der Sohn des Verſtorbenen unbeweglich, aber als er ſah, daß ich den Deckel auf den Sarg ſchob, und den Hammer faßte, ihn zuzunageln, da zitterte er an allen Gliedern und geberdete ſich wie ein Wahnſinniger, ſeine Augen ſchienen aus ihren Hohlen zu ſteigen;

in fürchterlicher Konvulſion bebten ſeine Lippen, öffneten ſich, die Zähne grinſten hervor, und ſein ganzes Geſicht zeigte ein hölliſches Lächeln; mit unmenſchlicher Kraft faßte er meinen Arm, und indem ich bemerkte, daß er reden wollte, machte ich mich auf einen Strom von Verwünſchungen, auf ein verzweiflungsvolles Geſchrei und wüthendes Geheul gefaßt; — allein ich hatte mich geirrt, die ſchwachen Klagen eines Kindes, welches ſeine Mutter ruft, waren allein mit dem Tone der Stimme des Unglücklichen zu vergleichen. Er hielt meinen Arm faſt mit übernatürlicher Gewalt zurück, allein ſein Mund murmelte mit ſanfter und eintöniger Stimme die rührendſten Bitten: „Halt ein!“ rief er, „nur wenige Augenblicke noch, ich beſchwöre dich, er wird mir noch verzeihen, ich weiß es gewiß. — O dieſes entſetzliche Wort, er ſprach es nur, um mein Herz zu erſchüttern. Dieſes Wort, es hat mich mir ſelbſt wiedergegeben. — Ach, ich hätte ja gerne Alles, meinen letzten Blutstropfen für ihn gegeben. — Er wußte es wohl. — Es war nur ein Moment des Leichtſinnes. — Horch! die Seufzer meiner Mutter hindern mich zu hören, was er ſpricht, aber er verzeiht mir! — gewiß, er verzeiht mir! O mein Vater! ſtoße mich nicht von dir, ſieh deinen Sohn gedemüthigt und reuevoll zu deinen Füßen. — Ja, ja, ich habe dich beleidigt, ich habe den Himmel beleidigt, aber vergib du, wie er vergibt. — Ha! Himmel! Mutter, Mutter, er hebt ſeinen Arm, um mir noch einmal zu fluchen, hilf mir Mutter! Großer Gott, habe Mitleid mit mir, mein Vater hat mir auf ſeinem Todtenbette geflucht, Gnade! Barmherzigkeit!“ — Dieſe letzten Worte erſtarben auf ſeinen Lippen und er ſtürzte beſinnungslos nieder. Ich trat zur Mutter, um ihm mit ihr Hilfe zu leiſten, aber ſie wies mich ab, ſprechend: „Deſto beſſer! Die Vorſicht beraubt ihn ſeiner Sinne, um ihm den Anblick dieſer fürchterlichen Szene zu erſparen. Eilen Sie, Ihr Geſchäft zu Ende zu bringen.“ Sie kniete nieder und legte den Kopf des Sohnes auf ihren Schooß, und während der Zeit nagelte ich den Sarg zu; bei jedem Hammerſchlage preßte die unglückliche Mutter die Hand an ihr Herz, als wollte es ihr zerſpringen. Als ich meine Arbeit vollendet hatte, brachten wir den Unglücklichen in ein anderes Gemach, und ich fürchtete ſehr für ſein Leben; denn ich glaubte, ſolche heftige Erſchütterungen könne kein Menſch aushalten, aber ach! der Vater ward begraben, und — der Sohn lebt noch. Wer mir damals geſagt hätte, unter welchen Umſtänden wir einander einſt wieder begegnen würden!

Der Sommer kam, und ich hatte die Freude zu hören, daß meine Schweſter Braut ſei. Henry ſelbſt verkündete mir dieſe frohe Nachricht. Sein Onkel, ein Architekt, war geſtorben, und hatte ihn zum Univerſalerben eingeſetzt, auf dieſe Art konnte er nun Sara eine gute Exiſtenz verbürgen. „Sie wird nun nicht mehr nöthig haben zu dienen, ſondern ihre eigene Frau zu ſeyn, mein lieber Tom!“ ſprach er mit freudefunkelnden Augen, „nächſten Montag verläßt ſie ihre Herrſchaft und am Sonntag darauf werden wir getraut. Collins! wenn ſie nicht glücklich iſt, meine Schuld ſoll es wahrhaftig nicht ſeyn.“ Alles dies ſagte er in Gegenwart meiner Schweſter, und wirklich ſchienen alle Glückspläne des freudigen liebenden Paares auf Gewißheit gebaut. Der Montag erſchien und meine Schweſter bat mich, ſie in das Haus von Henry's Vater zu begleiten, wo ſie bis zu ihrem Hochzeitstage wohnen wollte. Der Alte nahm ſie mit herzlichem Wohlwollen und ſogar mit einer Art väterlichem Stolze, eine ſo ſchöne Schwiegertochter zu haben, auf. Ich ging dann wirklich zufriedener als ſeit langer Zeit nach Hauſe; denn endlich ſchien mir die Freudenſonne einmal ungetrübt zu ſtrahlen. Die folgenden Tage verſtrichen, und es waren nur mehr zwei bis zur Hochzeit. Da, des Morgens, trat plötzlich ein Arbeiter in meine Werkſtätte und meldete mir, daß man mich bei Herrn Richard nöthig habe. „Schon gut,“ antwortete ich, ohne meine Arbeit zu unterbrechen. „Sie entſchuldigen, Herr Collins,“ verſetzte der Mann, „aber man begehrt Sie dort in einer Angelegenheit, die Ihr Handwerk betrifft.“ Eine Eiſeskälte fuhr mir über den Rücken. „Iſt der Alte todt?“ fragte ich, und der Hammer ſiel auf den Sarg, den ich eben machte, ſo daß dieſer einen dumpfen Ton, wie der letzte Seufzer eines Sterbenden, von ſich gab. Ich eilte zu Richard's Hauſe, ich fragte nach meiner Schweſter, und vernahm, daß ſie mit einigen Nachbarinnen im nächſten

Hauſe ſei, ich fragte nach Henry, da öffnete ſich plötzlich vor mir die Thüre des Gemachs, wo wir geſtern Abend noch ſo froh waren, ſie öffnete ſich — und ausgeſtreckt auf einer Bank liegt der entſtellte und blutende Körper des jungen Mannes, der geſtern noch ſo luſtig, ſo voller Leben war, und den ich morgen ſchon meinen Bruder nennen ſollte. Ich erbebte, wankte, und fiel ohnmächtig an der Thürſchwelle nieder. Als ich wieder zu mir kam, erhielt ich ſchnelle Antwort auf meine Fragen. Henry hatte einen Bau beſehen, und war von dem oberſten Gerüſte auf einen Haufen Ziegel und Steine herabgefallen, ſein Mund hatte nach dieſem fürchterlichen Sturze keinen Ton mehr von ſich gegeben, und er war dahin geſchieden! — Als ich mich dem alten Vater näherte, war ich erſtaunt über ſeine Ruhe und bewunderungswürdige Reſignation. „Der Wille des Herrn geſchehe,“ antwortete er auf meine Klagen, „er war der letzte von fünfen, die mir Gott gegeben, der Himmel beſchütze nur das arme Mädchen, das er liebte, vor Wahnſinn!“ und dabei drückte er meine Hand krampfhaft und ich verließ ihn. „Ja, der Himmel möge Mitleid mit ihr haben!“ wiederholte ich. Gleich nebenan winkte mir meine arme Schweſter freundlich aus dem Fenſter zu, noch lächelten ihre Lippen, noch waren ihre Wangen roſenroth, und Liebe und Hoffnung glänzten in ihren Augen. Ich eilte ſchnell weiter, denn unmöglich war es mir, ihr das entſetzliche Unglück bekannt zu machen, welches ſie noch nicht wußte.

Die Frau meines Meiſters bot ſich gütig an, meine Schweſter zu ſich ins Haus zu nehmen. Mein Herr lag krank im Bette, und ich mußte mich ſelbſt dazu anſchicken, den Sarg meines beſten Freundes zu zimmern. Noch gedenk' ich ihrer, jener fürchterlichen Nacht, noch ſchwebt mir der Traum vor, der ſich meinen aufgeregten Sinnen darſtellte. Nach einer Arbeit von wenigen Stunden ſank ich ermüdet in einen tiefen Schlaf. Plötzlich fühlte ich mich von einer eiskalten Hand ergriffen, welche die meinige drückte, und eine Grabesſtille flüſterte mir folgende Worte zu: „Wenn ſie nicht glücklich wird, meine Schuld iſt es nicht!“ Von Schrecken ergriffen, erhebe ich mich, und was ſeh' ich? Henry, Henry Richard ſelbſt entſtellt und blutend ſich mir gegenüber in einen Stuhl ſetzen. Todesbläſſe bedeckte ſein Antlitz, das Blut quoll aus einer breiten Wunde ſeiner rechten Seite. Ihn anſtarrend, glaubte ich ihn lächeln zu ſehen, und indem er mit ſeinem Finger auf den angefangenen Sarg deutete, vernahm ich die Worte: „Gut, mir wird wohl ſeyn, wenn ich darin ruhe; ſieh einmal,“ fügte er hinzu, „wie meine Hand gebrochen iſt.“ Ich betrachtete mit Entſetzen die mir vorgehaltene, nur an der Haut hängende rechte Hand, und wollte aus dem Zimmer ſtürzen, aber auch Henry's Schatten ſtand auf, als ob er ſich meiner Entfernung widerſetzen wollte, und rief mit kläglicher Stimme: „Wie, Tom Collins, bin ich dir ſchon ſo widerlich?“ und immer näher trat mir die Geſtalt, immer näher, bis ich mich von ihr ergriffen fühlte. Da vergingen mir die Sinne, und als ich ſie wieder gewann, beleuchtete die helle Morgenſonne den Stuhl, auf welchem er geſeſſen war. Um alle Schätze in der Welt konnte ich nun nicht Hand an den Sarg legen. Vergebens rief ich alle Vernunftgründe zu Hilfe, vergebens verſuchte ich es, über meinen Traum, als ein Erzeugniß meiner empörten Einbildungskraft, zu lachen, ich konnte es mir nicht abläugnen, er, Henry ſelbſt, war dieſe Nacht in meinem Zimmer. Eine heftige Begierde, den Leichnam noch einmal zu ſehen, und mich zu überzeugen, ob er wirklich die rechte Hand gebrochen, ergriff mich, ich eilte hin, beſah den Körper, das Blut war abgewaſchen, und die — rechte Hand hing, wie ich es bei der Erſcheinung bemerkt, nur mehr an der Haut. „Großer Gott!“ rief ich aus, „ſo war es kein Traum?“ Dieſer Ausruf wurde durch ein herzzerreißendes Geſchrei meiner armen Schweſter unterbrochen, die ſich heulend in meine Arme warf. Wir blieben den Abend beiſammen, und ſie drang in mich, ihr die Worte zu erklären, die ſie mich bei der Leiche ausrufen gehört. Ich erzählte ihr meine Erſcheinung. „Ja,“ ſagte ich, noch immer zitternd, „ich habe ihn geſehen, er war es, ſprach mit mir, er deutete mit ſeinem Finger auf den Sarg, den ich für ihn machte.“ Nie in meinem Leben werde ich das Antlitz meiner Schweſter vergeſſen bei dieſen letzten Worten. Mit einer Hand ſich die ſchönen ſchwarzen Locken aus dem Kopfe reißend, und das Auge ſtarr auf mich geheftet, als ob ſie zweifle, daß dies meine Stimme ſei, die an ihr Ohr ſchlug, faßte ſie krampfhaft mit der andern Hand meinen Arm, ſchreiend: „Den Sarg! den Sarg für ihn beſtimmt! Wie, Tom! du hätteſt an ſolche Arbeit die Hand gelegt!“ Sie ließ meinen Arm fahren, und blieb einige Zeit unbeweglich ſtehen, die Blicke auf meine Hand geheftet. Ich ſprach mit ihr, — keine Antwort, ich rief ſie mit den theuerſten, ihr in ihrer Jugend ſo angenehmen Namen — keine Antwort! Taub und ſtumm! — Endlich ergriff ein nerveuſes Zittern ihre Lippen, ihre Blicke verdunkelten, ihre Augenlieder ſenkten ſich und ſie ſank bewegungslos zu meinen Füßen. Gott! mein Gott! ſeit dieſem Augenblicke wurde ich für ſie, den Stolz meines Herzens, meinen einzigen Troſt in dieſer Stadt, wo mir alles fremd war, deren Fröhlichkeit die düſtern Bilder meiner Phantaſie ſo oft zerſtreute, für ſie meine theure Schweſter wurde ich von dieſem Augenblicke an ein Gegenſtand des Entſetzens, des Abſcheu's. Wie fürchterlich auch die Umſtände waren, welche ihr den künftigen Begleiter ihres Lebens für immer entriſſen, ſie waren nichts im Vergleiche mit ihrem Erbeben beim Anblicke jener Hand, welche den Sarg für ihren Geliebten bereitet hatte. Die leiſeſte Berührung meiner Hand brachte ſie in konvulſiviſches Zittern, ihr Auge wich dem meinigen aus, und ſie konnte ſich nicht enthalten zu weinen, wenn ſie nur meine Stimme vernahm. Seit dieſer Zeit verließ ich das Haus meines Meiſters nicht mehr, außer in den traurigen Geſchäften meines Handwerks, und maſchinenmäßig meine Arbeit fortſetzend, fühlte ich, wie willkommen mir ſelbſt das Ende meines Lebens ſeyn würde. Immer dachte ich bei mir ſelbſt: O daß er kommen möchte der lange Schlummer, und ewiges Vergeſſen mit ihm!

In Mitte dieſer düſtern Gedanken zuckte doch eine wohlthätige Erinnerung eines Tages wie ein Glücksblitz durch meine Seele: Violette! meine liebe Violette! Ach! ich hatte ſie nicht vergeſſen, ihre Briefe ruhten, ein ſüßer Schatz, auf meinem Herzen, ihr Bild verſchönerte oft meine Träume, und dieſe Erinnerung lächelte mir wie ein tröſtliches Verſprechen für zukünftiges Glück. Ich dachte jetzt nur an das Vergnügen ſie einmal wieder zu ſehen, und nach einer Woche konnte ich der Begierde, mein Geburtsdörfchen zu beſuchen, nicht widerſtehen und erhielt auch von meinem Meiſter die Erlaubniß, mich für einige Tage entfernen zu dürfen. Ich reiſte ab und befand mich bald in Mitte meiner Jugendfreunde; überall begegnete mein Blick einem vergnügten freundlichen Blicke, überall wurde meine Hand von einer andern herzlich gedrückt und Alles verſammelte ſich um mich und Jeder wollte der Erſte mit ſeinem Schulkameraden ſchwätzen und erfahren, wie es ihm ergangen ſei, ich fand mein Dörfchen wieder ſo, wie ich es verlaſſen hatte, dieſelbe Ruhe, dieſelbe Einfalt. Wenig hatte ſich verändert. Unſere alte ſchleghafte Nachbarin war geſtorben, ein oder zwei rothbackige Kinder fand ich in mancher Hütte, und einige Kreuze in dem kleinen Kirchhofe mehr. Ich ſtand an der kleinen Thür zum Garten von Violettens Vater, ich öffnete ſie und ſah hinein nicht ohne jenem früheren Klopfen meines Herzens.

Die Strahlen der untergehenden Sonne ruhten auf den ſchönen Herbſtblumen, die ſich mir eben auch wie alte Freunde entgegenzuneigen ſchienen, plötzlich erſchien mitten unter ihnen meine liebliche Violette. Die naive kindliche Schönheit war der jungfräulichen Anmuth gewichen. Bei dieſem Anblick hoben ſich meine Blicke zum klaren Himmel und füllten ſich mit Thränen. Eine ſchüchterne Hand faßte die meinige, zwei warme zitternde Lippen preßten ſich darauf und eine zitternde Stimme rief meinen Namen: „Tom! lieber Tom!“ An demſelben Abend erhielt ich von Violette das Verſprechen, mein Weib werden zu wollen.

Von meinem Glücke berauſcht, fragte ich mich wohl hundertmal, wie ich durch eingebildete Übel meinen Geiſt quälen und meine Geſundheit erſchüttern laſſen konnte. Da war es auch bei mir beſchloſſen, das fatale Handwerk aufzugeben, welches mir nur die Nothwendigkeit aufgedrungen hatte, und mein junges Weib nicht ein ſo erbärmliches Daſeyn mit mir theilen zu laſſen. Ich ſchrieb ohne Verzögerung an meinen Meiſter, ihn mit meinem Entſchluſſe bekannt zu machen. Seine Antwort war gütig, aber voll von Vorwürfen. Er hatte geglaubt, ſchrieb er mir, in mir ſich eine Stütze ſeiner alten Tage gewonnen zu haben, und nun ich das Handwerk aus dem Fundament verſtünde, wolle ich ihn verlaſſen. Er ſchloß damit, daß er mir den Anbot machte, er wolle mich als ſeinen Sohn adoptiren. „Ich bin ſchon alt,“ ſchloß er, „habe ſelbſt keine Kinder, und habe dich immer wie meinen eigenen Sohn geliebt, mein Haus ſoll für dich und dein Weibchen ein Vaterhaus werden, und wenn ich und mein Weib ſterben, ſo ſeid ihr die einzigen Erben unſers Vermögens und des ſeinen Mann ernährenden Geſchäftes.“ Dieſer Brief, welchen ich in Gegenwart meiner Mutter, Violettens und ihres Vaters erhielt, änderte meine Pläne. Der Stolz und die Bitten meiner Mutter, Violettens Freude, die Zuſtimmung meines künftigen Schwiegervaters, vor allem aber die Ausſicht, meinem Weibe eine glückliche Zukunft eröffnen zu können, bewirkten, daß ich meinem Meiſter alſogleich antwortete und ſeine Anerbietungen annahm. Ach, wie oft hab' ich dieſen Schritt ſchon bereut!

Der Tag unſerer Vermählung erſchien; er war der ſchönſte meines Lebens. Den Abend brachten wir mit allen unſern Freunden in einem öffentlichen Garten des Dörfchens zu, und überließen uns dort allen Freuden, welche Jugend, Hoffnung und Liebe gewähren. Unter den vielen kleinen Tiſchchen, welche im Schatten der Bäume hergerichtet waren, zog einer vor allen die Blicke der Neugierigen auf ſich, welche die Hochzeit in den Garten gelockt hatte; drei junge Leute, Fremde im Dorfe, ſaßen dabei und die Wirthin ſagte mir auf meine Frage, einer derſelben paſſire für einen ausgezeichneten Künſtler.

Die jungen Leute überließen ſich der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit, ſie tranken, lachten und ſangen laut, ohne ſich um die andern Gäſte zu bekümmern. Violette bezeigte mir den Wunſch ihnen näher zu treten, um den Text ihrer Lieder verſtehen zu können, und ich ging mit ihr einige Mal um den Tiſch der Fremden herum. Der Eine derſelben erhob ſich nun, um eine bekannte Ballade zu ſingen: da frappirten mich ſeine Züge plötzlich, ich glaubte ihn ſchon irgendwo geſehen zu haben, aber wo? und bei welcher Gelegenheit? daran konnte ich mich nicht erinnern. Im Augenblicke, als wir wieder vorbeigingen, war das Lied zu Ende, und der junge Menſch wagte es, Violetten einige Worte zuzuflüſtern, welche ſie zittern machten: ſie drückte meinen Arm, mich vom Tiſche fortziehend; da wandte ich mich gegen den Jüngling, bereit dieſe Beleidigung zu rächen, aber kaum hatte ſein Blick dem meinigen begegnet, als er unbeweglich ſtehen blieb, ſeine Wangen verloren ihre Röthe, das Glas war ſeiner Hand entgleitet, auf die Erde gefallen und zerbrochen; ein konvulſiviſches Zittern bewegte ſeine Glieder, und ein ſchweigſames Staunen, vermiſcht mit Neugierde, bemeiſterte ſich ſeiner Gefährten. Plötzlich ſchrie er mit einem ſataniſchen Lächeln, mit dem Finger auf mich deutend: „Seht ihr, der, der iſt's, er kommt wieder, um mich daran zu erinnern, daß mir mein Vater im Tode geflucht hat, — geflucht, und die Hölle iſt ſeitdem in meinem Innern! — Nehmt euch vor ihm in Acht, er trägt den Tod unter euch, den

Tod und die Verweſung; wenn ihr euch auch vor ihm auf eure Knie werfet und ihn bittet, er möchte euch diejenigen laſſen, die ihr beleidigt habt, damit ihr ſie noch um Vergebung bitten konnet, der Unbarmherzige entreißt ſie doch euern Armen, nagelt ſie in einen Sarg und gibt ſie den Würmern zur Speiſe. — Seht ihr,“ ſchrie er und dicke Schweißtropfen fielen ihm von der Stirne, „ſeht ihr, eine Geſtalt erhebt ſich hinter ihm, es iſt mein Vater ins Leichentuch gehüllt — Himmel! ein Todter mitten unter Lebendigen!“ Und mit dieſen Worten ſtürzte er ſich zurückbeugend rücklings über und die Verwirrung wurde allgemein. Die Frauen wurden ohnmächtig, die Kinder ſchrien und verſteckten ſich erſchrocken, die Einen ſtürzten eilig zum Garten hinaus, die Andern beſchäftigten ſich um den ohnmächtigen jungen Menſchen. Alle aber wandten ſich von mir, immer weiter von mir, ſo daß ſie auch den Sinneberaubten mit ſich fortzogen, und ich mit Violetten allein blieb, welche ſich blaß und ängſtlich an meinen Arm hing. Ich hielt es für meine Pflicht, meiner ſelbſt willen, meiner neuen Familie Aufklärung über dieſe ſeltſame Szene zu geben. Sie machte auf Violetten einen ſchlimmen Eindruck, .und ſie wiederholte mir öfters, wie ſehr ſie es bedauere, daß mich die Nothwendigkeit zwinge, ein ſo fürchterliches Geſchäft fortzuſetzen.

In einiger Zeit kehrte Sara aus der Stadt zurück, um bei und mit meiner Mutter zu leben. Ich aber ſetzte meine Arbeit wieder fort; ich nahm zwei tüchtige Arbeiter auf, welche mir halfen, aber meine Lage war darum nicht minder traurig und beklagenswerth. Die Nachbarn erzählten meinem jungen Weibe hundert Hiſtörchen, eine düſterer und grauenvoller als die andere, und umſonſt bemühte ich mich, die traurigen Eindrücke derſelben bei ihr wieder zu verwiſchen. Arme Violette! Ich zwang mich in ihrem Beiſeyn luſtig zu ſcheinen und lachte oft mit Thränen im Auge. Ein Schlaganfall hatte damals meine alte Mutter getroffen und vermehrte noch meinen Kummer, Violette theilte ihn nur allzu redlich mit mir, der Trübſinn umwölkte nach und nach ihre ſchöne Stirne, wie der Schatten nach und nach den Sonnenſtrahl verdrängt. Die Grübchen ihrer Wangen, ſonſt gewohnt zu lächeln, bildeten einen kläglichen Kontraſt mit dem ſanften aber matten und ſchwermüthigen Blicke, ſie war immer traurig, aber nie ſchnitt mir dieſe Traurigkeit mehr durch meine Seele, als wenn ſie mir durch ein Lieblingslied, das ſie ſang, die frohen Tage unſerer Kindheit zurückrief.

Monate waren verfloſſen und die Hoffnung Vater zu werden, gab meinem Leben einen neuen Schwung, aber legte mir zugleich die Pflicht auf, meine Vorſicht zu verdoppeln und von meiner treuen Gefährtin alle gefährlichen Gemüthsbewegungen, alle traurigen Neuigkeiten, welche von meinem Geſchäfte ſo unzertrennbar waren, hintanzuhalten.

Ein naſſer und ungeſunder Herbſt hatte viele Krankheiten verurſacht, die Sterblichkeit war ſehr groß. Wir mußten Tag und Nacht arbeiten, um allen beweinenswerthen Beſtellungen willfahren zu können.

Eines Tages begab ich mich mit einem meiner Arbeiter nach dem Mead-Park, einem ſchönen Landſitze nahe bei der Stadt, welcher einem reichen und in der Grafſchaft ſehr geachteten Manne gehörte. Dort angelangt, erfuhr ich, daß ich einen Sarg für ein junges Frauenzimmer machen ſollte, welches vermuthlich an der Auszehrung geſtorben war; denn der Leichnam, ſagte man mir, ſehe aus, wie ein Skelett und die Todte werde, fügte der Mann hinzu, der mir den Auftrag gab, von der Familie nicht ſehr betrauert.

Wir wurden durch eine Hinterthür in das Haus geführt, und indem wir durch die Vorhalle ſchritten, ſchlugen Gelächter und Ausbrüche von Fröhlichkeit an mein Ohr, die von einer Menge Bedienter in verſchiedenen Livreen herkamen. Sie kontraſtirten ſeltſam mit einer Trauerſzene. Als wir weiter ſchritten, konnten wir nicht weniger unempfindliche Geſpräche zwiſchen vornehmeren Leuten aus den Nebenzimmern vernehmen. In demſelben Augenblicke ließ ſich ſogar eine helle reine Stimme hören, welche zu einer Harfe ſang. Wir wurden in das Todtenzimmer durch ein junges Mädchen geführt, deren betrübte Haltung und Stille zeigte, daß doch wenigſtens *eine* Seele in dieſem Hauſe trauere. Wir klopften an die Thür, allein die tiefe Stille zeigte uns, daß Niemand bei dem entſeelten Körper wache. Das junge Mädchen verſuchte die Thür zu öffnen, allein da ſie verſchloſſen war, rief ſie einen Domeſtiken, welcher ſagte, daß die Beſchließerin den Zimmerſchlüſſel in der Taſche habe, daß dieſe mit ihren Freunden gegangen ſei, um den Park zu beſehen, und daß wir nur ein wenig warten dürften, ſie werde bald wiederkehren. Wir warteten — lautlos, die ſchwachen Töne der Harfe drangen aus der Ferne zu uns, unterbrochen von verſchiedenen Stimmen, welche erſchollen oder ſchwiegen, wie ſich Thüren öffneten oder ſchloſſen, und dieſes Geräuſch des Lebens machte einen widerlichen Eindruck auf uns, die wir vor der Thüre des Todes ſtanden. Endlich ſagte das junge Mädchen, ſich die Thränen abtrocknend, und gleichſam, als ob ſie zu ſich ſelbſt redete: „Ach, ſie hat auch auf dieſer Harfe geſpielt, ſie hat auch geſungen, und viel ſchöner als dieſe — ach, was würde der arme Henry ſagen, wenn er das wüßte?“ — „Wer war denn die Verſtorbene?“ fragte ich. „Das weiß Niemand,“ antwortete das junge Mädchen, „die Einen meinen, ſie ſei die Tochter des Obriſten geweſen, Andere halten ſie für deſſen Nichte. Hier im Hauſe war ſie die Erzieherin der jungen Fräulein. Sie hat mir oft ſelbſt geſagt, daß ſie eine Waiſe ſei — und ich — ach Gott! ich bin auch eine Waiſe!“ und bei dieſen Worten weinte das junge Mädchen bitterlich. — „Und wer iſt denn der Henry?“ — „Ach, das iſt der Sohn des Herrn Obriſt, und man hat ihn fortgeſchickt, weil . . . . .“ Die Ankunft der Beſchließerin, welche glühend von dem Spaziergange und vielleicht auch von geiſtigen Getränken daher kam, ſtörte unſere Unterredung. Die Thür wurde geöffnet und wir traten ein. Die Familie wünſchte, daß die Beerdigung ſo ſchnell als möglich geſchehe. Sie war geſtern geſtorben, und ſollte heute noch begraben werden. Ich warf einen Blick auf die Züge des verlaſſenen Weſens, deren junges Leben ſo wenig Werth für diejenigen hatte, welche ſie umgaben; plötzlich war mir, als ob das Blut in meinen Adern ſtocke, ein Zittern erfaßte mich, arme Unglückliche! Ich hatte ſie nur einmal geſehen, ich war ihr fremd, ſo wie ſie mir, — und dennoch erkannte ich ſie, ja, ja ſie war es, die damals, als ich mit dem Sarge zu dem Kaufmann ging und ermüdet in der Straße raſtete, ſo mitleidig das Geldſtück mir in die Hand ſchob. Ihr Antlitz hatte im Tode wenig Veränderung erlitten; die Lippen waren noch freundlich halb geöffnet, mir war, als ſollte ich ihre ſanfte Stimme und die theilnahmsvollen Troſtesworte noch einmal hören. Ach, auch ſie war jetzt da, wo die Lebensmüden eine ewige Ruhe finden.

Als wir wieder aus dem Zimmer gingen, vernahmen wir großen Lärm, ein Wagen fuhr raſſelnd in den Schloßhof, ein junger Mann ſtürzte beim Hauptthor herein. „Großer Gott! es iſt Henry!“ ſchrie das junge Mädchen, welches uns begleitete.

Denſelben Abend ſaß ich beim Kaminfeuer mit meiner lieben Violette, welche von ſüßer Hoffnung erfüllt, ſchon im Voraus des Glückes Mutter zu werden genoß, und ihr trauliches Geſpräch ließ mich die traurigen Gemüthsbewegungen des Tages vergeſſen: da vernahmen wir plötzlich eilige Tritte und verwirrte Stimmen, die Thür öffnete ſich, und meine Arbeiter, denen zwei Bediente aus Mead-Park folgten, traten ein, alle unter einander ſchreiend. Es war unmöglich zu errathen, worum es ſich handle.

Endlich ſagte man mir, die Unglückliche, welche man für todt hielt, habe noch Zeichen des Lebens gegeben, denn man habe dumpfes Stöhnen vernommen, welches aus dem Sarge zu kommen ſchien. Man beſchied mich nach dem Schloſſe: ſchnell nahm ich das nächſte beſte Werkzeug, welches mir zur Hand lag, und lief was ich konnte. Bald betrat ich das Zimmer, wo der Sarg ſtand. Der junge Mann, den ich des Morgens aus dem Wagen ſteigen geſehen, hatte den Sarg mit beiden Händen umfaßt und verſuchte ihn vergebens zu öffnen. Mit fürchterlicher Stimme ſchrie er mir entgegen: „Geſchwind! geſchwind öffne, ich beſchwöre dich, aber verletze ſie nicht, ſonſt iſt es um dein Leben geſchehen. Hier haſt du Gold, öffne!“ Unvermögend mehr zu ſagen, blieb er mit gehemmtem Athem und geöffnetem Munde ſtehen; aber als ein Bret des Sarges halb gelöſt war, riß er es ungeduldig mit unmenſchlicher Kraftanſtrengung weg. Der Leichnam hatte wirklich ſeine Lage verändert, und ein Nagel, der das Leichentuch zerriſſen hatte, wodurch ein Theil der Schulter bloß ſtand, hatte dem Körper eine Wunde beigebracht, woraus noch hellrothes Blut tropfte. Alle Umſtehenden ſtanden ſprachlos vor Entſetzen, er allein, der unglückliche Henry, umfaßte die Geliebte, küßte ihre Lippen, ihre Wangen, ihre Stirne, faßte mit ſeinem Sacktuche die Blutstropfen auf ihrer Schulter auf. Dann horchte er ihrem Athem, allein — er hörte nichts mehr, ſie hatte ausgelebt. Als er dieſes gewahr wurde, ließ er weinend ſeine ſüße Bürde ſinken, und der Ungeduld und Angſt folgte ein fürchterlicher Ausbruch der Verzweiflung. Niemand im Zimmer wagte zu athmen, außer ihm. Seine Augen hefteten ſich ſtarr auf mich, haßentglüht. Eine Hand auf den Leichnam gelegt, die andere zum Himmel emporgehoben, ſchrie er alſo: „Gott, du weißt es, ich bin nicht Urſache an ihrem Tode, obſchon meine Abweſenheit ihr gewiß großen Schmerz verurſacht hat, nicht wahr, mein Gott! ich bin doch nicht Urſache an ihrem Tode? — Auch du nicht, grauſame, unempfindliche Mutter, welche aus Stolz zwei liebende Herzen trennte, aber du! du, deſſen verfluchte Hand ihr die Luft entzog, die ſie zum Athmen brauchte, du, der ſie in den finſtern Sarg ſchloß. Mann, über dich komme der Tod dieſer Unglücklichen und meine Verzweiflung!“

Ich ſtürzte zum Zimmer hinaus und eilte wie ein Trunkener, meiner ſelbſt kaum bewußt, nach Hauſe. Was konnte mir noch begegnen, dieſer fürchterlichen Szene gleich? ſo dachte ich, aber das Maß meines Unglücks war noch nicht voll. Violette, welche die fürchterliche Geſchichte, durch Aberglauben noch erſchwert, vernommen hatte, meine theure Violette hatte plötzlich Konvulſionen bekommen, und war vor der Zeit Mutter geworden. Binnen zwei Tagen legte ich ſie und mein Kind zuſammen in einen ſelbſt gezimmerten Sarg.

Seit dieſer Zeit bin ich kalt für alles; der Tod und alle Schrecken ſind nichts mehr für mich; ich zimmere noch Särge, ohne daß bei einem derſelben mein Herz heftiger pocht. Möchte es bald ganz ſtille ſtehen!

AF CHAR

„Seht, da kommt ſchon wieder der alte zerlumpte Kerl,“ ſprach einer der Schreiber in der Kanzlei des Advokaten Derville, der eben am Fenſter ſtand, auf die Straße ſah und ſein Frühſtückbrot verzehrte; und aus der Brotkrume drehte er Kügelchen, und warf ſie auf den Hut eines Unbekannten, welcher über den Hof eines Hauſes in der Straße Vivienne ging, worin die Kanzlei ſich befand.

„Der Herr ſchläft noch, und darf nicht geweckt werden,“ antwortete der erſte Schreiber, der eben eine Expensnote entwarf.

„Dem Alten müſſen wir einen Streich ſpielen,“ nahm der dritte das Wort, „ſonſt bleibt er uns nicht aus. Wie wär's, wenn wir ihm ſagten, der Herr halte nur zwiſchen drei und vier Uhr Morgens Unterredungen mit ſeinen Klienten? Wir wollen dann ſehen, ob der alte Schelm um dieſe Zeit auch kommt.“

Alle drei lachten und fanden den Witz vortrefflich; da wurde dreimal an die Thüre gepocht und dieſes Pochen mit einem „Herein“ von den Schreibern beantwortet, und ein Mann in einem alten zerlumpten Kittel, an welchem man die Farbe kaum erkannte, trat herein, machte mit der den Unglücklichen eigenen Aufmerkſamkeit und Beſcheidenheit leiſe die Thüre hinter ſich zu, und ſuchte umſonſt auf den Geſichtern der drei Schreiber einen Zug freundlichen Entgegenkommens. Geübt vielleicht in Beurtheilung der Menſchen wandte er ſich ſehr unterthänig an den Jüngſten und fragte ſehr demüthig: „Iſt der Herr Doktor Derville nicht zu ſprechen?“

Der Boshafte antwortete dem armen Frager nur mit einigen Schlägen der linken Hand auf ſein Ohr, als ob er ſagen wollte: „Ich bin taub.“

„Was wünſchen Sie, mein Herr?“ fragte der zweite Schreiber, indem er ſich bei ſeinem Arbeitstiſche nach der Seite rückte, die Feder hinter's Ohr ſteckte und das eine Bein über das andere ſchlug, ſo daß das Knie faſt bis an ſein Kinn reichte.

„Ich komme jetzt ſchon zum fünften Male,“ erwiederte der Fremde, „ich wünſche mit Herrn Derville zu ſprechen.“

„Wegen eines Rechtshandels?“

„Ja, aber ich kann nur ihm allein ſagen —“

„Der Herr Doktor ſchläft noch. Wenn Sie ihn über eine Angelegenheit zu Rathe ziehen wollen, ſo muß ich Ihnen ſagen, er arbeitet im Geſchäfte nur bis zwei oder drei Uhr nach Mitternacht. Aber wenn Sie uns Ihr Zutrauen ſchenken wollten, wir könnten vielleicht eben ſo, wie er —“

Der arme Klient ſtand ſtumm. Er blickte beſcheiden um ſich wie ein Hund, der ſich in der Küche vor Schlägen verbirgt, und ſuchte einen Stuhl, denn der Alte war entſetzlich müde.

„Mein Herr,“ ſagte er endlich, nachdem er weder einen Stuhl, noch ein freundliches Geſicht, noch ein tröſtendes Wort gefunden, „ich habe ſchon die Ehre gehabt Ihnen zu ſagen, daß ich Niemanden meine Angelegenheit mittheilen kann, als Herrn Derville ſelbſt. Ich will alſo ſchon warten, bis er aufſteht.“

Der erſte Schreiber, der eben ſeine Expensnote vollendet hatte und ſeine Chocolade von dem Amtsdiener bringen ſah, ſtand von ſeinem Lehnſtuhle auf, ging zum Kamine, ſah den alten Mann mit kecker und dabei nichtsſagender Miene an und ſprach, indem er ſeine Chocolade ſchlürfte: „Ja, mein Herr, dieſe Herren berichten Ihnen ganz recht, der Herr arbeitet nur bei Nacht, und wenn Ihre Angelegenheit wichtig iſt, ſo rath' ich Ihnen, ſich gegen ein Uhr Nachts hier einzufinden.“

Der Fremde ſah den Schreiber an, und blieb einige Augenblicke ſtumm und unbeweglich ſtehen, dann ſagte er mit einem Seufzer: „Gut, ſo werde ich dieſe Nacht wieder kommen,“ und ging.

Noch hatte er die Thüre hinter ſich nicht ganz geſchloſſen, als die drei Schreiber ſchon in ein unbändiges Gelächter ausbrachen.

„Wie der Kerl ausſieht!“ ſagte der erſte, „habt ihr den Schädel beobachtet?“

„Als wenn er erſt ausgegraben worden wäre,“ fuhr der zweite fort.

„Ich wette, das iſt ein alter in Ruhe verſetzter Korporal, der wieder Dienſte reklamirt,“ erwiederte der dritte.

„Ich halte ihn eher für einen Gefangenwärter,“ meinte der zweite.

„Nein, nein,“ ſprach der erſte, „ich wette, er iſt von Adel.“

„Von Adel?“ antwortete der zweite lachend, „haſt du denn ſeinen Flausrock nicht geſehen, an dem man die Farbe gar nicht mehr erkennt, und die Stiefel voll Offenherzigkeiten?“

„Und dennoch behaupte ich, er iſt von Adel,“ erwiederte der erſte, „denn ſeine Miene, ſein Anſtand —“

„Nun was gilt's?“

„Den Eintritt für uns Alle ins Theater!“

„Recht! es gilt!“ und mit dieſen Worten lief der dritte Schreiber zum Fenſter, riß es auf und rief hinaus: „Mein Herr! mein Herr!“

„Was thuſt du denn, Eduard?“ fragte der erſte.

„Nun ich ruf' ihn herauf, um ihn zu fragen, wer er ſei, er muß es doch ſelbſt am beſten wiſſen.“

Und neues allgemeines Gelächter erſcholl. Der arme Alte kehrte im Hofe um und ſtieg die Treppe herauf.

„Was werden wir ihm jetzt ſagen?“ fragte der zweite.

„Laßt nur mich machen,“ antwortete der erſte.

„Mein Herr,“ redete er den Alten in dem Augenblicke an, als dieſer ſchüchtern und mit geſenkten Blicken hereintrat, „mein Herr, wollen Sie die Güte haben, uns Ihren Namen zu ſagen, damit wir dem Herrn Doktor melden können, wer mit ihm zu ſprechen wünſcht.“

„Chabert.“

„Doch nicht der Oberſt Chabert, der bei Eylau geblieben iſt?“

„Ja, mein Herr, derſelbe,“ antwortete der Mann mit einfacher Biederkeit, und darauf ging er wieder.

Nun gab es ein noch größeres Gelächter, und Ausrufungen, Fragen und Erklärungen in Menge. „Du haſt verloren,“ ſprach der erſte Schreiber zum zweiten, „du mußt alſo den Eintritt ins Theater für uns Alle bezahlen. In welches Theater gehen wir?“

„In das wohlfeilſte, wenn ich bezahlen muß, indeſſen iſt das auch noch nicht ausgemacht, denn der alte Affe kann uns zum Beſten gehabt haben. Die ganze Welt weiß ja, daß der Oberſt Chabert todt iſt, ſeine Frau hat ſich wieder verheirathet mit dem Staatsrath Ferrand. Das wißt ihr ja Alle ſo gut als ich, denn ſie iſt ja eine Klientin unſers Herrn.“

„Und wenn's der Oberſt Chabert geweſen wäre, der würde anders mit unſerm Simonin umgeſprungen ſeyn, als er ſich taub ſtellte.“

„Das Theater bleibt alſo verſchoben, bis die Sache entſchieden iſt.“ Und die Schreiber ſetzten ſich wieder an ihre Tiſche und arbeiteten weiter.

Um ein Uhr Nachts pochte der ſogenannte Oberſt Chabert an die Thüre des Herrn Derville, welcher, obſchon noch jung, für einen der vorzüglichſten Rechtskundigen in Paris galt; er wurde eingelaſſen und war nicht wenig erſtaunt zu ſehen, wie der erſte Schreiber auf einem Tiſche des Speiſezimmers die Aktenſtöße ordnete, welche am künftigen Tage an die Ordnung kommen ſollten.

Der Schreiber, nicht weniger verwundert, grüßte den Oberſt und bat ihn ſich niederzulaſſen, was dieſer auch that.

„Wirklich mein Herr, ich glaubte geſtern, Sie ſcherzen, indem Sie mir dieſe ſonderbare Stunde zu einer Unterredung beſtimmten,“ ſagte der Alte mit der Fröhlichkeit eines Unglücklichen, der ſich zum Lächeln zwingt.

„Wir ſcherzten und ſagten Ihnen doch auch zugleich die Wahrheit,“ antwortete der Schreiber. „Herr Derville hat theils aus Gewohnheit, theils aus Vorliebe dieſe Stunde gewählt ſeine Rechtsfälle zu unterſuchen, deren Mittel zu überlegen, ihren Gang zu ordnen und ſeine Schriften darüber zu verfaſſen. Es ſcheint faſt, als ob ſeine fruchtbare Erfindungsgabe nur nach Mitternacht ſich in ihrem ganzen Glanze entfalte. Er will allein und ruhig ſeyn, wenn er arbeitet. Sie ſind ſeit ſechs Jahren das dritte Beiſpiel einer nächtlichen Konſultation. Wenn er nach Hauſe kommt, ſo ſieht er Alles genau durch, lieſt Alles, entwirft ſeine Pläne und läßt mich dann rufen, um mir ſeine Meinung mitzutheilen. Den Abend bringt er gewöhnlich in Geſellſchaften zu und denkt da mitten unter Vergnügungen aller Art an ſeine Prozeſſe. Er hat mich verſichert, daß ihm ſeine beſten Ideen mitten unter Lärmen und Unterhaltungen gekommen ſeien. — Dies iſt ſein Leben. — Er iſt übrigens ſehr beſchäftigt und verdient viel Geld.“

Der Alte ſchwieg, und ſein bizarres Geſicht hatte einen ſo ſtupiden Ausdruck angenommen, daß der Schreiber der feſten Meinung, er habe ihn gar nicht verſtanden ſich nicht weiter um ihn bekümmerte.

Einige Augenblicke nachher trat Herr Derville ein. Der Schreiber öffnete die Thüre, und beſchäftigte ſich damit, noch einen Stoß Akten zu klaſſifiziren. Der junge Advokat, im Ballkleide, blieb einen Augenblick erſtaunt ſtehen, und betrachtete den ſeltſamen Klienten, welcher ihn im Halbdunkel einer Niſche erwartete.

Der Oberſt Chabert ſtand auch ſo unbeweglich, wie eine Wachsfigur, aber dieſe Unbeweglichkeit würde vielleicht nicht die Urſache des Staunens geweſen ſeyn, wenn ſie nicht, erhöht durch die ganze ſonderbare, faſt übermenſchliche Perſönlichkeit des Alten, ein ganz eigenes Bild dargeboten hätte. Der Mann war groß und hager, ſeine Augen, ſtatt einen Glanz von ſich zu geben, ſchienen wie mit einem Häutlein bedeckt zu ſeyn, man hätte ſie für Perlmutter anſehen können, welches bei dem Schein der Kerzen einen bläulichten Schimmer von ſich warf. Sein Geſicht war blaß, ſchwarzbraun und ſo zu ſagen ſchneidig. Der Hals war durch eine ſchlechte ſchwarzſeidene Kravate zuſammengdſchnürt, und ein Mann von vieler Einbildungskraft hätte dieſen alten Kopf für einen Schattenriß, zufällig hingeworfen, anſehen können. Es war ein Rembrandt'ſches Gemälde ohne Rahmen. Der Rand des Hutes, mit dem die Stirne des Alten bedeckt war, bildete auf dem Obertheile des Geſichtes einen ſchwarzen Streif, und dieſer Effekt, eben ſo natürlich als bizarr, bewirkte, daß durch den Kontraſt die weißen Runzeln, die kalten Krümmungen, die entfärbten Eindrücke dieſer leichenartigen Phyſiognomie noch mehr hervortraten. Außerdem vereinigte ſich eine gänzliche Unbeweglichkeit des Körpers, ein Blick ohne alle Wärme mit einem gewiſſen Ausdrucke von trübſinniger Geiſtesabweſenheit und mit den Symptomen, welche den Idioten characteriſiren, und machten, über dieſe Geſtalt ausgegoſſen, etwas, ſo zu ſagen, Unglückliches, wofür man in allen Sprachen der Menſchen keinen Namen findet.

Aber für den Beobachter war in dieſem welken, gebeugten Menſchen doch noch etwas mehr zu finden, es fanden ſich in dieſen Trümmern des Lebens die Zeichen eines tiefen Schmerzes, die Anzeigen eines Elendes, welches die Seele dieſes einſt ſchönen Geſichtes verbraucht hatte, wie vom Himmel fallende Waſſertropfen mit der Zeit einen prächtigen Marmor verunſtalten. Ein Arzt, ein Dichter, ein Richter hätten ein ganzes Drama geahnet bei dem Anblick dieſes ſublimen Entſetzens, deſſen kleinſtes Verdienſt es war, jenen unwahrſcheinlichen Phantaſiebildern zu gleichen, welche unſere exaltirten Bildner auf den Stein hinzeichnen, während ſie ſich im Geſpräche mit ihren Freunden unterhalten.

Beim Anblicke des Advokaten fuhr der Alte in konvulſiviſchen Bewegungen zuſammen, gleichſam wie der Dichter, wenn ihn ein plötzliches Krachen in der Stille der Nacht aus ſeinen fruchtbaren Träumereien aufſchreckt. Der Unbekannte nahm ſchnell den Hut ab, und ſtand auf, den jungen Mann zu grüßen, aber ſeine Perrücke, welche vermuthlich an dem fetten Leder im Innern ſeines Hutes kleben geblieben war, blieb darin, und der Oberſt zeigte plötzlich eine fürchterlich verſtümmelte Hirnſchale. Eine querlaufende Narbe, eine hervorragende Nath bildend, fing beim Hinterhaupte an und verlor ſich beim rechten Auge.

Weder der Advokat noch ſein Schreiber verſpürten Luſt zum Lachen, ſo fürchterlich war dieſer Schädel anzuſehen: denn der erſte Gedanke, der ſich dabei unwillkürlich aufdrängte, war der: „Da drunter iſt kein Verſtand mehr.“

„Wenn das der Oberſt Chabert nicht iſt, ſo iſt es doch ein feiner Gauner!“ dachte der Schreiber bei ſich.

„Mein Herr!“ nahm Derville das Wort, „mit wem hab' ich die Ehre zu ſprechen?“

„Mit dem Oberſt Chabert — mit demſelben, der bei Eylau getödtet wurde,“ antwortete der Alte.

Bei dieſer ſeltſamen Antwort warfen ſich die beiden Männer der Themis einen Blick zu, welcher ſagte: „der Menſch iſt ein Narr.“

„Mein Herr!“ fuhr der Oberſt fort, „was ich Ihnen über mich und meine Lage zu ſagen habe, wünſchte ich nur Ihnen ganz allein anzuvertrauen.“

Ein beachtungswerthes Ding iſt die gewöhnliche Unerſchrockenheit der Advokaten. Sei es die Gewohnheit viele und verſchiedene Menſchen zu empfangen, ſei es das Bewußtſeyn des Schutzes der Geſetze, oder das Vertrauen in ihr Amt, ſie treten gleich den Prieſtern und Ärzten überall ohne Furcht ein. Das könnte man den Civilmuth nennen.

Derville gab ſeinem Schreiber ein Zeichen und dieſer entfernte ſich.

„Mein Herr!“ ſprach Derville, „bei Tage zähle ich meine Stunden nicht, aber in der Nacht ſind mir die Augenblicke koſtbar, daher bitte ich Sie, ſich kurz und gedrängt zu erklären. Ich ſelbſt werde Sie um Aufklärungen über jene Punkte erſuchen, welche mir dunkel zu ſeyn ſcheinen. Reden Sie!“

Er gab ſeinem ſonderbaren Klienten ein Zeichen ſich niederzuſetzen und ſetzte ſich ſelbſt an die Ecke eines Tiſches, von welchem er Aktenſtücke nahm und ſie durchblätterte, indem er zugleich den Worten des Sprechenden einige Aufmerkſamkeit ſchenkte; allein bald ließ er alles Andere liegen und horchte mit aller Aufmerkſamkeit zu.

„Sie wiſſen vielleicht, mein Herr,“ begann der Verſtorbene, „daß ich bei Eylau ein Kavallerieregiment kommandirte. Ich darf es ſagen, ich habe mitgewirkt zu dem Siege, den unſere Armee dort erfocht. Dies iſt eine hiſtoriſche Sache, welche zu meinem

Nachtheile in allen öffentlichen Blättern des Breiteren bekannt gemacht wurde, denn leider iſt darin auch mein Tod ausführlich beſchrieben. Wir zerſprengten die ruſſiſchen Linien und marſchirten vorwärts. In dem Augenblicke, als ich gegen den Platz kam, wo der Kaiſer ſtand, ſtieß ich auf das Gros der feindlichen Kavallerie. Ich ſtürzte mich wie ein Wüthender drauf los, allein zwei Offiziere, wahre Rieſen, attakirten mich auf einmal und ſpalteten mir den Schädel. Ich ſtürzte vom Pferde. Murat wollte mir zu Hilfe eilen und ritt mir über den Körper weg, er und ſein Korps von 3000 Mann. — Entſchuldigen Sie, aber ich ſpreche die Wahrheit. — Mein Tod wurde dem Kaiſer gemeldet, der mich etwas leiden konnte, er wollte ſich davon überzeugen und verſuchen, ob nicht vielleicht doch noch Rettung möglich ſei, daher ſandte er auf der Stelle zwei Chirurgen ab, um mich zu unterſuchen und befahl ihnen — vielleicht etwas obenhin: „„Geht und ſeht, ob der arme Chabert vielleicht doch noch Leben in ſich hat.““

„Die verdammten Chirurgen, welche wohl dachten, die Hufe ſo vieler Pferde müßten mich zermalmt haben, kamen, oder kamen vielleicht auch nicht, ich weiß darüber nichts zu ſagen, denn ich lag beſinnungslos; das weiß ich aber, daß ſie den Rapport abſtatteten, ich ſei wirklich todt, und ſonach wurde denn auch mein Tod nach den Militärgeſetzen konſtatirt.“

Indem der Advokat ſeinen Klienten ſich ſo folgerecht und klar ausdrücken und ihn Thatſachen erzählen hörte, ſtützte er ſeinen linken Ellbogen auf den Tiſch, den Kopf in ſeine Hand und ſprach: „Wiſſen Sie auch, mein Herr, daß ich der Rechtsanwald der Gräfin Ferrand, der Witwe des Oberſten Chabert bin?“

„Meines Weibes? Ich weiß es, mein Herr, auch habe ich mich erſt jetzt, nach vielen unfruchtbaren Schritten, die ich bei andern Gerichtskundigen gemacht habe, die mich alle für toll hielten, entſchloſſen, bei Ihnen zuzuſprechen. Von meinem Unglücke werde ich ſpäter ſprechen. Laſſen Sie mich Ihnen jetzt nur die Thatſachen mittheilen, und ſie ſo erklären, wie ich ſie ſelbſt weiß; denn ich bin leider durch mancherlei Umſtände, welche nur der Vater im Himmel kennt, gezwungen, Ihnen mehrere davon nur als Hypotheſen vorzutragen.“

„Wahrſcheinlicherweiſe, mein Herr, hatten mich meine Wunden in eine Art Starrkrampf verſetzt; denn ich wurde ganz beraubt, und blieb nackt auf dem Schlachtfelde liegen, ſo daß die Leute, welche beſtimmt wurden die Todten zu beerdigen, mich mit in die Grube warfen.“

„Erlauben Sie mir hier eine kleine Erzählung einzureihen, die mir erſt ſpäter bekannt werden konnte, als die Begebenheit vorfiel, welche ich meinen Tod benennen kann.“

„Ich begegnete in Stuttgart einem alten Marechal-de-logis von meinem Regimente; der gute Mann, der Einzige, der mich nachher wieder erkennen wollte, hat mir meine wunderbare Erhaltung erklärt. Er ſagte mir, mein Pferd habe einen Schuß in die Flanke erhalten in dem Augenblicke, als die Ruſſen mich niederhieben. Das Thier und ſein Reiter ſeien über und unter einander gefallen, ſo daß wahrſcheinlich der Korper des Pferdes mich vollſtändig bedeckte.“

„Als ich zu mir kam, war ich in einer Lage, mein Herr, in einer Atmoſphäre, wovon ich Ihnen keine Beſchreibung machen könnte, und wenn ich bis morgen fortſpräche. Die Luft, die ich einathmete, war lau und mephitiſch. Ich wollte mich bewegen und fand nicht Raum dazu. Ich öffnete die Augen und ſah nichts. Ich bemerkte wohl, daß ich keine Luft habe und daher erſticken muſſe. Dieſer fürchterliche Gedanke raubte mir die ſchmerzhafte Empfindung, die mich erweckt hatte. Meine Ohren klangen heftig und ich vernahm, oder glaubte zu vernehmen, denn ich will nichts behaupten, Seufzer, welche unter mir hervordrangen.“

„Obwohl meine Erinnerung an dieſen Augenblick ziemlich dunkel und verwirrt iſt, gibt es doch noch immer Nachte, wo ich dieſe unterdrückten Seufzer höre. Allein es war damals noch etwas viel Schrecklicheres, als alles dieſes, nemlich eine Stille, die mir ſeitdem nicht mehr vorkam, eine wahre Grabesſtille.“

„Endlich, meine Hände erhebend, und die lebloſen Körper um mich betaſtend, bemerkte ich einen Zwiſchenraum zwiſchen mir und dem Kadaverhaufen über mir, ich maß dieſen Raum, der mir durch einen mir unbekannten Zufall gelaſſen wurde. Es ſchien, Dank ſei es der Eile, womit man uns alle unter einander in die Grube geworfen hatte, daß zwei Todte über mir ſich alſo gekreuzt hatten, daß ſie einen Winkel bildeten, ähnlich demjenigen, welchen Spielkarten, von einem Kinde zur Aufführung eines Hauſes mit den Rändern an einander geſtellt, bilden. Ich ſtieß dann, indem ich mit außerordentlicher Schnelligkeit alles um mich durchſuchte, auf einen Arm, der glücklicherweiſe an keinem Körper hing, ein wahrer Herkulesarm, ein vortreffliches Mittel, dem ich meine Rettung verdankte. Mit einer wahren Wuth ſuchte ich die Leichname über mir auf die Seite zu räumen. Ich arbeitete ſchnell und ſo viel es meine Kräfte zuließen, und noch weiß ich nicht, wie es mir gelang, den Fleiſchdamm, welcher einen Wall zwiſchen mir und dem Leben bildete, zu durchbrechen, allein ich hatte ja drei Arme, und mein Hebel brachte mich der Luft immer näher, ſo daß ich, Gott ſei Dank, auch leichter zu athmen begann.“

„Endlich ſah ich das Licht, vom Schnee doppelt erhellt. In dieſem Augenblicke, mein Herr, bemerkte ich, daß mein Kopf eine Wunde habe, welche aber von meinem eigenen Blute, ſo wie von jenem meiner Cameraden, und meines Pferdes, was weiß ich, wie von einem Pflaſter überkleiſtert war. Als mein wunder Kopf den Schnee berührte, verlor ich mein Bewußtſeyn, indeſſen gewann ich bald, fortkriechend, ein kleines rundes Plätzchen, auf welchem ein Sonnenſtrahl den Schnee geſchmolzen hatte; da ſchrie ich volle zwei Stunden lang vergebens und ſiel dann neuerdings bis zum Tode ermattet in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, ſtieg eben die Sonne auf. Eine Frau ging vorüber und hatte den Muth, den Schädel näher zu betrachten, den ſie ſchon gleich einem Schwamme mit dem Fuße von ſich ſtoßen wollte, ſie rief ihren nicht weit entfernten Mann und Beide trugen mich in ihre hölzerne Barrake.“

„Es ſcheint, daß ich dann wieder einen Starrkrampf hatte; denn einige Tage lag ich in einem Zuſtand der Beſinnungsloſigkeit. Sechs Monate befand ich mich zwiſchen Leben und Tod, ſprach, wie mir meine Wirthe ſpäter erzählten, entweder gar nichts, oder, wenn ich ſprach, Worte ohne Sinn. Ich wurde endlich von den guten Leuten in das Spital von Heilsberg gebracht.“

„Sie können wohl begreifen, mein Herr, daß ich aus dem Schooße meiner Grube ſo nackt hervorging, als aus jenem meiner Mutter. Als ich mich daher zehn Monate nachher erinnerte, daß ich der Oberſt Chabert ſei, und den Leuten zumuthete, mich als ſolchen zu erkennen und zu achten, lachten ſie mir geradezu ins Angeſicht.“

„Übrigens hatte ſich zu meinem Glücke der Wundarzt des Spitals aus Eigenliebe für meine Geneſung verbürgt, und als ich ihm nachher meinen Stand und Namen entdeckte, ließ er nach allen Formen Rechtens die Grube, in welcher ich lebendig begraben lag, Tag und Stunde, wo ich von meiner Wohlthäterin und ihrem Manne gefunden wurde, die Art und Lage meiner Wunden gerichtlich konſtatiren und fügte dieſem Verbalprozeſſe eine genaue Beſchreibung meiner Perſon bei. Aber leider, mein Herr, beſitze ich weder dieſe wichtigen Schriften, noch die Erklärung, welche ich bei einem Notar jenes Städtchens über die Identität meiner Perſon niederlegte."

„Seit dem Tage, als ich durch die ſpätern Kriegsbegebenheiten aus Heilsberg verjagt wurde, irrte ich nun wie ein Landſtreicher herum, bettelte mein Brot, und wurde als ein Wahnſinniger behandelt, wenn ich meine Abenteuer erzählte. Aber ich beſaß keinen Sous, um mich in den Beſitz jener Akten zu ſetzen, welche ich doch zur Beſtätigung meiner Angaben ſo nöthig gehabt hätte. Oft wurde ich durch körperliche Schmerzen, die Folgen meiner Wunden, in kleinen Städten und Dörfern zurückgehalten, wo man mich mitleidig pflegte, ſo lang' ich der Barmherzigkeit bedurfte, aber mich auch alſobald auslachte, wenn ich — mich beſſer fühlend — der Oberſt Chabert ſeyn wollte. In Stuttgart ſperrten ſie mich ſogar ins Narrenhaus, und ſagen Sie ſelbſt, mein Herr, ob meine ſeltſamen Behauptungen dies grauſame Verfahren nicht rechtfertigten?"

„Nach zwei Jahren der Noth und des Jammers endlich, und nachdem ich wohl tauſendmal ſagen gehört: „„Das iſt der arme Mann, der ſich einbildet, der Oberſt Chabert zu ſeyn!"" gelangte ich endlich zur Überzeugung, daß ich mit meinem

Plane nie reuſſiren könne. Ich wurde traurig, reſignirt, ruhig. Ich wollte nun nicht mehr der Oberſt Chabert ſeyn, ſprach kein Wort mehr davon, nannte den Namen nicht mehr, und wünſchte nur Frankreich wiederzuſehen — ach, mein Herr, Paris wiederzuſehen, welch ein Entzücken!“ Bei dieſem Ausruf ließ der Alte den Kopf ſinken und zerdrückte eine Thräne in ſeinem Auge, welche Derville durch Stillſchweigen ehrte.

„Eines Tages, es war ein ſchöner Frühlingstag,“ fuhr der Arme nach einer Pauſe zu erzählen fort, „öffnete man mir mein Gefängniß, gab mir ſechs Reichsthaler und die Erlaubniß zu gehen, wohin ich wollte, unter der Bedingung, daß ich nicht mehr ſo unſinniges Zeug ſchwätzen und nicht mehr behaupten wolle, daß ich der Oberſt Chabert ſei. Ich kann wohl ſagen, zu jener Zeit und auch noch jetzt gibt es wirklich Augenblicke, wo mir mein Name zuwider iſt. Ich wollte, ich wäre nicht Ich. Wenn meine Wunden mir alle Erinnerungen an die Vergangenheit geraubt hätten, ſo wäre ich glücklich. Aber das Bewußtſeyn meiner Rechte und Anſprüche macht mich elend. Ich würde unter irgend einem andern Namen wieder Dienſte genommen haben, und vielleicht hätte ich's ſchon wieder bis zum Oberſten gebracht.“

„Mein Herr,“ fiel hier der Advokat ein, „Sie verwirren alle meine Ideen. Ich glaube zu träumen, wenn ich Ihnen zuhöre. Laſſen Sie uns einen Augenblick abbrechen.“

„Sie ſind,“ verſetzte der Oberſt mit melancholiſcher Miene, „Sie ſind der erſte Menſch, der mich geduldig anhort, und mir doch einigen Glauben zu ſchenken ſcheint. Keiner von den andern Advokaten verſtand ſich dazu, mir auch nur ein paar Napoleons vorzuſchießen, um die nothigen Beweiſe zu meinem Prozeſſe aus Deutſchland kommen zu laſſen.“

„Welchen Prozeß?“ fragte Derville haſtig, der Alles vergeſſen zu haben ſchien.

„Wie, mein Herr? die Gräfin Ferrand iſt mein Weib und beſitzt 30,000 Livres jährliche Renten, die mir zugehoren. Als ich das den Rechtsgelehrten ſagte und ihnen anvertraute, daß ich entſchloſſen ſei, gegen meinen Tod und gegen ihre Heirath Klage fuhren zu wollen, ſo lächelten ſie freilich Alle, und meinten, ich würde nicht auslangen, aber darum wandte ich mich ja eben an ſie. Ich war unter den Todten begraben, aber jetzt ſoll ich auch unter den Lebendigen, unter den Akten, unter Thatſachen begraben bleiben, und die menſchliche Geſellſchaft will mich neuerdings unter die Erde zurückweiſen. — Nein, da dank' ich ſchon!“

„Belieben Sie nun fortzufahren, mein Herr,“ ſagte der Advokat und ſetzte ſich wieder in horchender Stellung zurechte.

„Belieben?“ ſchrie der Alte, indem er Derville's Hand faßte, „ach, ſolch ein Wort habe ich lange nicht gehort,“ und Thränen erſtickten ſeine Stimme.

„Hören Sie,“ nahm der Advokat das Wort, „ich habe dieſen Abend 300 Franken im Spiele gewonnen, ſo kann ich ja leicht die Hälfte dieſer Summe für das Glück eines Menſchen hergeben. Ich will alle möglichen Mittel anwenden, um Ihnen die Beweiſe aus Deutſchland zu verſchaffen. Bis dahin geb' ich Ihnen täglich 100 Sous zu Ihrem Unterhalt. Wenn Sie der Oberſt Chabert ſind, ſo werden Sie dieſe geringe Hülfe wohl dem gewöhnlichen Mißtrauen eines Advokaten verzeihen. — Und nun fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.“

Der Oberſt blieb einige Augenblicke ſtumm und unbeweglich. Sein unbegrenztes Unglück hatte ihm vermuthlich ſchon allen Glauben an die Menſchen, jede Hoffnung auf ihre Hülfe vernichtet, und wenn er ſeinem Namen, ſeinem Ruhme, ſich ſelbſt nachlief, ſo gehorchte er nur jenem unerklärlichen Gefühle, welches in jedes Menſchen Herzen wohnt, und welchem wir die Nachforſchungen der Alchymiſten, den Ehrgeiz, die Entdeckungen der Aſtronomie, der Phyſik und aller andern Wiſſenſchaften danken. In ſeinen Augen war ſein Ich nur ein untergeordnetes Weſen, ſo wie die Luſt am Gewinne dem Spieler theurer iſt als der Gewinn ſelbſt.

Die Worte des jungen Advokaten waren alſo wie ein Wunder für den armen Mann, der ſeit zehn Jahren von der ganzen Schöpfung, von ſeinem Weibe und von der Gerechtigkeit zurückgeſtoßen ward. Bei einem Advokaten, von dem er es am allerwenigſten vermuthet hatte, empfing er nun dieſe zehn Goldſtücke, welche ihm durch ſo lange Zeit, von ſo vielen Menſchen, auf ſo viele Arten und Unarten verweigert worden waren; der Oberſt glich in dieſem Augenblicke jener Dame, welche fünfzehn Jahre das Fieber hatte, und ſich erſt an dem Tage krank fühlte, an dem ſie ganz geheilt war. Es gibt Glücksfälle, an die man nicht glaubt, ſie ſchlagen ein wie der Blitz und verzehren. Auch fühlte der arme Mann zu viel Dank in ſeinem Innern, als daß er ihn hätte ausdrücken können. Derville erkannte eben daran ſeine Redlichkeit, ein Gauner hätte jetzt Worte gehabt.

„Wo blieb ich denn?“ fragte endlich der Oberſt mit der Naivetät eines Kindes, oder eines Soldaten; denn es iſt oft viel Kindliches in einem Soldaten, und faſt immer etwas Soldatiſches in einem Kinde, vorzüglich in Frankreich.

„In Stuttgart. — Sie verließen Ihr Gefängniß,“ antwortete der Advokat.

„Sie kennen ja meine Frau?“ fragte der Oberſt.

Der Advokat nickte mit dem Kopfe.

„Wie ſieht ſie aus?“

„Noch immer ſehr reizend.“

Der Alte machte ein Zeichen mit der Hand und ſchien einen geheimen Schmerz mit jener feierlichen Reſignation zu verſchlingen, welche in Schlachten erprobte Männer characteriſirt. „Mein Herr,“ ſprach er mit einer Art von Fröhlichkeit, „wenn ich ein hübſcher Burſche geweſen wäre, ſo würde mich keiner meiner Unglücksfälle getroffen haben, allein ich hatte ein wahres Requiemgeſicht, ich glich mehr einem Eskimo als einem Menſchen, ich, der ich doch im Jahre 1799 für einen der hübſcheſten jungen Männer galt.“

„An demſelben Tage,“ fuhr der Oberſt Chabert in ſeiner Erzählung fort, „wo man mich in Stuttgart gleich einem Hunde auf die Straße warf, begegnete ich dem Marechal-de-logis, von dem ich ſchon geſprochen habe. Sein Name iſt Boutin, ich traf ihn auf der Promenade bettelnd. Ich erkannte ihn ſogleich, aber er mich natürlicherweiſe nicht. Wir gingen mit einander in eine Schenke, und als ich mich ihm nannte, brach er in ein lautes, unmäßiges Gelächter aus. Seine Fröhlichkeit machte mir tiefen Schmerz. Ich war alſo ſelbſt für den beſten und dankbarſten meiner Freunde unkennbar. Ich hatte Boutin das Leben gerettet, allein das war nur Wiedervergeltung; denn ich dankte ihm auch das meinige. Es geſchah in Italien, in Ravenna, wo er durch ſeinen Muth und Beiſtand verhinderte, daß ich nicht erdolcht wurde; allein damals war ich noch nicht Oberſt. Dieſe Begebenheit umfaßte Einzelnheiten, welche nur wir Beide allein wiſſen konnten, und als ich ihm dieſe ins Gedächtniß zurückrief, verminderte ſich ſein Unglauben. Ich erzählte ihm alle Umſtände meiner ſonderbaren Exiſtenz, und obſchon, wie er mir ſagte, meine Augen und meine Stimme ſeltſam verändert waren, obſchon ich keine Zähne, keine Augenbrauen mehr hatte, obſchon ich blank von Haaren war, gleich einem Albino, ſo erkannte er in ſeinem bettelnden Kameraden doch endlich ſeinen Oberſten nach tauſend Fragen, welche ich alle ſiegreich beantwortete.“

„Er erzählte mir dann auch ſeine Abenteuer. Sie waren nicht minder ſonderbar, als die meinigen. Er kam von der chineſiſchen Grenze, wo er eindringen wollte, nachdem er aus Siberien entwiſcht war. Er erzählte mir die Unglücksfälle des ruſſiſchen Feldzugs und Napoleons Abdikation. Dieſe Neuigkeit war eine derjenigen, welche mir den größten Schmerz verurſachten. Wir waren zwei entſetzliche Überreſte einer furchtbaren Armee.“

„Boutin, doch noch kräftiger als ich, nahm es dann auf ſich nach Paris zu gehen, und meine Frau von dem Zuſtande zu unterrichten, in welchem er mich gefunden. Ich ſchrieb an ſie einen ausführlichen Brief. Es war ſchon der vierte, mein Herr. Wenn ich andere Blutsverwandte gehabt hätte, ſo würde ich mich lieber an dieſe gewandt haben, allein ich bin eine Waiſe, der kein anderes Erbtheil hatte als ſeinen Muth, keine andere Familie als Gott, und alle Welt — doch — ich irre mich — ich hatte einen Vater, es war der Kaiſer.“

„Boutin reiſte ab. O wie glücklich war der Mann, er beſaß zwei weiße Bären, welche er tanzen ließ, womit er ſich ſein Brot erwarb. Aber ich konnte ihn nicht begleiten, denn noch immer ließen mich meine Schmerzen nur ganz kurze Strecken zurücklegen. Ich weinte, mein Herr, als wir uns trennten, nachdem ich noch, ſo weit es meine Kräfte zuließen, mit ihm und ſeinen Bären marſchirt war. Aber in Karlsruhe hatte mich neuer Nervenkrampf im Kopfe niedergeworfen und ich lag dort ſechs Monate auf dem Stroh in einer Herberge.

„Ich würde kein Ende finden, mein Herr, wollte ich Ihnen alles Unglück, alle Noth meines Bettlerlebens mittheilen. Moraliſche Leiden überſtiegen noch die phyſiſchen, allein ſie erwecken weniger Mitleid. Ich erinnere mich vor einem Hotel in Straßburg bittere Thränen vergoſſen zu haben, in welchem ich einſt ein glänzendes Feſt gab, und jetzt nicht ein Stück Brot erhielt."

„Da ich mit Boutin den Weg genau verabredet hatte, den ich nehmen würde, ſo erkundigte ich mich auf jedem Poſtbureau, ob nicht ein Brief an mich angelangt ſei. Allein ich kam bis nach Paris, ohne einen zu erhalten. Boutin wird geſtorben ſeyn, dachte ich mir. Wirklich hatte den armen Teufel eine Kugel bei Waterloo hinübergenommen. Ich erfuhr dies ſpäter durch einen Zufall. Seine Verwendung bei meiner Frau war vermuthlich fruchtlos."

„Endlich zog ich in Paris zugleich mit den Koſaken ein. Ich hatte keine Schuhe an den Füßen, keinen Sous in der Taſche, Lumpen bedeckten mich, die Nacht vor meiner Ankunft war ich gezwungen unter freiem Himmel im Wäldchen de Claye zuzubringen, und als ich durch die Vorſtadt Saint-Martin ging, fiel ich an der Thüre eines Eiſenhändlers ohnmächtig zu Boden. Ich erwachte wieder in einem Bette im Hotel-Dieu. Da blieb ich einen Monat und befand mich ſo ziemlich leidlich, aber man ſchickte mich auch da bald wieder fort. Ich ging ſchnurſtracks in die Straße Mont-blanc, wo meine Frau in einem mir zugehörigen Hotel wohnen mußte; allein mein Hotel war niedergeriſſen und mehrere Häuſer daraus gemacht worden. Da mir nicht bekannt war, daß ſich meine Frau mit Hrn. Ferrand verheirathet habe, ſo konnte ich auch keine Auskunft über ſie erhalten. Ich begab mich alſo zu einem alten Advokaten, der einſt meine Geſchäfte beſorgt hatte, allein er hatte die Advokatur niedergelegt und ſeine Geſchäfte einem jungen Manne übergeben. Dieſer benachrichtigte mich zu meinem größten Erſtaunen von der Einantwortung meiner Hinterlaſſenſchaft, von der Verehelichung meiner Frau und der Geburt zweier Kinder, und als ich ihm ſagte, daß ich der Oberſt Chabert ſei, lachte er ſo unbändig, daß ich ihn ſogleich verließ, denn ich wollte mein Gefängniß in Stuttgart nicht durch jenes in Charenton fortſetzen und beſchloß daher, auf meiner Hut zu ſeyn. Dann, mein Herr, nachdem ich nun wußte, wo ich meine Frau zu ſuchen habe, machte ich mich, das Herz erfüllt mit Hoffnung, auf den Weg zu ihrem Hotel.“

„Tauſend Bomben!“ rief nun der Oberſt mit erhöhter Wuth, „ich wurde nicht empfangen, nachdem ich mich unter einem erborgten Namen melden ließ, und mir wurde die Thüre gewieſen, als ich ſpäter meinen wahren Namen angab. Ich blieb ganze Nächte an dem Thorpfeiler ihres Hotels lehnen, um ſie zu ſprechen, wenn ſie aus dem Theater, oder vom Balle nach Hauſe zurückkehrte, mein Blick drang durch den Wagen, der blitzſchnell an mir vorüberrollte, und es gelang mir kaum das Weib zu ſehen, das nicht mehr das meinige iſt.“

„Seit dieſem Tage, mein Herr, wurde das Gefühl der Rache in meinem Buſen lebendig. Sie weiß, daß ich lebe; — ſie hat von mir, ſchon ſeit meiner Rückkehr, zwei Briefe erhalten, ich habe ſie ſelbſt übergeben. — Wenn ſie mich nicht mehr liebt — ich — ich liebe und verachte ſie. — Sie hat kein Herz. — Mir dankt ſie ihr Vermögen, ihr Glück — und ſie — ach, nicht einmal einen Sous hat ſie mir durch eine dritte Perſon zukommen laſſen, ſie — ſie — aber Geduld, Elende!“

Mit dieſen Worten ſank der alte Soldat auf ſeinen Stuhl zurück und blieb unbeweglich.

Derville ſchwieg ebenfalls, ſeinen Klienten betrachtend.

„Der Fall iſt ſchwierig,“ ſprach er endlich maſchinenmaßig. „Selbſt wenn wir die Beweiſe aus Heilsberg erhalten, ſo kann ich noch nicht bürgen, ob wir ſiegen werden.“

„O!“ antwortete der Oberſt kalt, den Kopf ſtolz emporhebend, „wenn ich unterliege, ſo werde ich zu ſterben wiſſen — aber nicht allein.“

„Vielleicht daß ein Vergleich —“ ſagte der Advokat.

„Vergleich?“ ſchrie der Oberſt. „Leb' ich, oder leb' ich nicht?“

„Mein Herr,“ verſetzte Derville, „ich hoffe, Sie werden meinem Rathe in Allem folgen. Ihre Sache ſoll die meinige ſeyn, und Sie werden ſich bald vollends von dem Antheile überzeugen, den mir Ihre Perſönlichkeit wie Ihr Unglück eingeflößt haben. Einſtweilen geb' ich Ihnen einige Worte an meinen Solicitator, er wird Ihnen alle acht Tage gegen Ihre Quittung 50 Franken einhändigen. Ich werde dieſen Auszahlungen die Form eines Darleihens geben.“

Dieſe Delikateſſe entlockte dem Auge des Alten Thränen.

Derville ſtand auf und ging in ſein Kabinet, kam aber bald wieder mit einem unverſiegelten Briefe zurück und überreichte ihn dem Oberſten. Als er ihn zwiſchen den Fingern hielt, fühlte er zwiſchen dem Papiere ein Goldſtück.

„Wollen Sie mir den Namen des Landes, der Stadt, des Notars, wo ſich die Akten befinden, genau angeben?“ fragte der Advokat.

Der Soldat diktirte ihm alles genau in die Feder, dann, indem er mit einer Hand ſeinen Hut nahm, reichte er dem Advokaten die andere Hand und ſprach mit offenbarer Rührung: „Bei meiner armen Seele, nach demjenigen, der mich leſen und ſchreiben lehrte, und nach dem Kaiſer — dank' ich Ihnen am meiſten auf dieſer Welt. Sie ſind ein braver Mann.“

Der Advokat ſchlug in die dargebotene Rechte des Alten, und leuchtete ihm dann ſelbſt über die Treppe hinab.

„**Boucard**!“ ſagte er bei ſeiner Zurückkunft zu ſeinem Solicitator, „ich habe eine Geſchichte gehört, die mich wohl einige hundert Franken koſten kann. Aber wenn ich auch darum betrogen bin, mir iſt nicht leid um das Geld, dann hab' ich den gewandteſten Komödianten unſerer Zeit kennen gelernt.“

Als der Alte ſich auf der Straße und bei einer Laterne befand, betrachtete er das Geſchenk, welches ihm der Advokat gegeben hatte. Es war ein Zwanzig-Frankenſtück. Zum erſten Male ſeit neun Jahren ſah er wieder Geld.

„Juchhe!“ rief er, „jetzt wollen wir wieder einmal Cigarren rauchen!“

Vier Monate nach dieſer nächtlichen Konſultation fand der Advokat **Derville** auf ſeinem Schreibtiſche ein Packet, welches ſein Solicitator hingelegt hatte, und ſein Auge fiel auf mehrere Poſtſtempel, lang, viereckig, roth, blau und mit deutſcher Umſchrift. „Ah,“ ſagte er lächelnd, „da iſt die Entwickelung der Komödie.“ Er nahm einen Brief, öffnete ihn, aber er war deutſch geſchrieben. Er klingelte, **Boucard** trat ein. Nun unterſuchte er mit Hilfe desſelben, welcher der deutſchen Sprache ganz mächtig war, die Akten, und fand ſie ganz in der Ordnung und rechtskräftig legaliſirt. Auch ein von mehreren Augenzeugen aufgenommenes Protokoll befand ſich dabei.

„Das wird ernſthaft,“ ſagte Derville, und beſchloß alſogleich, dem Oberſt Chabert Nachricht über die Ankunft ſeiner Dokumente zu ertheilen.

Chabert wohnte in der Straße Orleans-Saint-Marcel, wo er eines jener Löcher gemiethet hatte, wie ſich deren viele in den Vorſtädten von Paris befinden. Das ganze kleine Häuschen beſaß ein Milchverkäufer. Der Hof war voll Dünger, auf welchem Hühner herumſtolzirten, und daneben ſtanden zwei Schweinſtälle, die Schweine tummelten ſich auch im Freien herum. In einem kleinen vergitterten Ställchen befanden ſich Kaninchen mit ihrer ſehr zahlreichen Familie.

Der Advokat fand ſeinen Klienten ſehr leicht. Der Oberſt hörte ſeine Stimme, als er um ihn fragte und trat aus einem kleinen Gemache im Erdgeſchoſſe, welches zwiſchen der Milchkammer und der Wohnung des Hauspatrons lag. Er hatte ein kurzes Pfeifchen im Munde und ein grünes ledernes Käppchen auf, welches er ſogleich abnahm, dem Advokaten entgegenging, und den dreÿ Knaben, welche ſich im Hofe auf dem Miſte herumjagten, zuſchrie: „Stille jetzt, ihr Rangen!“ Die Kinder zogen ſich ehrfurchtsvoll zurück, ein Beweis, welche Gewalt der alte Soldat über ſie behauptete.

„Warum haben Sie mir nicht geſchrieben?“ rief er Derville ſchon von weitem zu, „und — halten Sie ſich längs der Mauer, da iſt es gepflaſtert,“ ſetzte er hinzu, indem er die Unentſchloſſenheit des Advokaten bemerkte, der nicht wußte, wo er hintreten ſollte, um ſich ſeine glänzenden Stiefel nicht zu verunreinigen.

Von Stein zu Stein hüpfend gelangte Derville endlich an die Thüre, aus welcher der Oberſt gekommen war, dieſer aber ſchien ſehr beſchämt darüber, den Advokaten in dieſem elenden Loche empfangen zu müſſen. Wirklich bemerkte Derville darin nur einen einzigen Stuhl. Das Bett beſtand aus einigen Bündeln Stroh, über welches die Barmherzigkeit ſeiner Hauswirthin zwei oder drei Lumpen von einer alten Tapete gebreitet hatte. Der Boden war unbedielt und ebenfalls nur mit Stroh belegt, die Wände ſchwarz und naß, jene Wand, an welcher der Oberſt lag, war mit einigen Bretern vernagelt. Der alte Rock des Oberſten hing an einem Nagel, ein ſchlechtes Paar Stiefel lag in einem Winkel, übrigens war weder Schrank, noch Wäſche, noch Kleidungsſtück zu ſehen, aber auf einem alten wurmſtichigen Tiſche lagen die Bulletins der großen Armee geſammelt und neu aufgelegt von Plancher.

Des Oberſten Angeſicht zeugte von Ruhe und Vertrauen. Die Hoffnung, welche er ſeit ſeiner letzten Unterredung mit Derville gefaßt hatte, ſchien den Charakter ſeiner Züge verändert zu haben. Er war weniger zuſammengebrochen, weniger trübſinnig, weniger alt, möcht' ich ſagen.

„Genirt Sie der Geſtank meines Tabaks?“ fragte er den Advokaten, indem er ihm den halb entſtrohten Stuhl hinſchob.

„Nicht im geringſten,“ antwortete der Advokat, — „aber Oberſt! Sie wohnen hier gar erbärmlich.“

„Es iſt wahr, es herrſcht hier kein Überfluß — aber ich brauche nicht mehr. Ich habe nie Jemanden etwas zu Leide gethan und ſchlafe daher auch auf dem Stroh ruhig.“

Der Advokat fand es undelikat ſeinem Klienten Rechenſchaft über die ihm vorgeſtreckten Summen abzufordern, und fragte daher nur: „Warum haben Sie ſich nicht lieber nach der Stadt in ein beſſeres Quartier gezogen, wo ſich Ihnen leicht auch mehr Erwerbsquellen dargeboten hätten?“ — „Nein,“ antwortete der Alte, „die braven Leute hier haben mich freundlich aufgenommen und ernähren mich ſchon ſo lange. Der Vater jener drei Rangen dort iſt ein alter Kamerad von mir. Er hat die Pyramiden in Egypten geſehen. Ich habe ihm verſprochen, ſeine Sprößlinge leſen zu lehren. Noch hab' ich's damit nicht weit vorwärts gebracht, und es wäre undankbar von mir, ihn jetzt zu verlaſſen.“

„Er hätte Sie aber für Ihr Geld wohl beſſer bewohnen können.“

„Ah bah! ſeine Kinder ſchlafen auch auf Stroh, und auch er und ſein Weib haben kein weiches Lager. Sie ſind nicht in den beſten Umſtänden, ſie haben da eine Wirthſchaft über ihre Kräfte gekauft. Aber wenn ich einmal zu meinem Vermögen komme —“

„Oberſt, ich habe über Ihre Angelegenheit gute Nachricht. Ihre Retterin in Deutſchland lebt noch.“

„Vermaledeites Geld! — deinetwegen allein kann ich nicht thun, wozu mein Herz mich treibt!“ und mit dieſen Worten warf er ſeine thonerne Tabakspfeife zur Erde, daß ſie in Stucke brach.

„Oberſt, ich habe über Ihre ganze Angelegenheit noch einmal reiflich nachgedacht, und finde einen Vergleich doch immer beſſer, als einen Prozeß. Ich werde heute noch mit der Gräfin Ferrand ſprechen wollte aber in der Sache nichts thun, ohne Sie vorher davon zu benachrichtigen.“

„Wohlan, ſo gehen wir gleich mit einander hin.“

„Wo denken Sie hin?“ verſetzte der Advokat, „dadurch konnten Sie leicht Alles verlieren. Bedenken Sie, daß der Rechtspunkt Ihrer Sache außer dem Koder liegt, und eigentlich eine Gewiſſensfrage iſt. Sie haben Ihre Frau und deren Gemahl gegen ſich, zwei gewichtige Menſchen, welche leicht großen Einfluß auf die Gerichtsſtellen nehmen können. Der Prozeß kann ſich in die Lange ziehen. Es würde ein Dutzend Vorfragen zu erortern geben, welche bis zum oberſten Gerichtshofe gebracht werden müßten. — Sie konnen darüber alt werden und da Ihnen das Gericht ſchwerlich pendente lite eine Proviſion zugeſtehen wird, ſo konnen Sie auch in große Noth gerathen.“

„Das Ungluck kann mir nie zum Beweggrund meiner Handlungen dienen, ſo mürbe hat es mich noch nicht gemacht. Aber gehen Sie immerhin allein zu meinem Weibe, ich ſetze alles Vertrauen in Sie.“ Mit dieſen Worten begleitete der Oberſt den Advokaten bis zum Thore.

Kaum hatte Derville einige Schritte zu ſeinem Kabriolet gemacht, als ein Mann der gemeinen Klaſſe auf ihn zu kam und ihn anſprach:

„Mein Herr!“ ſagte er, „Sie ſind vermuthlich ein Anverwandter des Herrn Chabert. Ich wollte Ihnen, wenn Sie erlauben, für ihn einen Vorſchlag machen. Wir haben den armen Mann bei uns aufgenommen, faſt ſterbend vor Hunger. Darauf haben wir uns zu etabliren geſucht, ich und mein Weib, und unſere Wirthſchaft da gekauft — ohne Geld gekauft. Wir dachten aber, durch Fleiß und Sparſamkeit wird es uns wohl gelingen den Kaufſchilling abzuzahlen. Ich gab alſo dem Verkaufer Schuldſcheine zu gewiſſen Friſten zahlbar, deren letzter, auf 500 Franken lautend, vor acht Tagen verfallen war. Dem Oberſt haben wir freimüthig geſagt, Alles, was wir ihm geben konnten, ſei Brot und Milch: — lieber Gott, wir haben ſelbſt nichts Anderes. — Er hat uns anvertraut, er werde einſt ſehr reich werden, und dann werde er uns hundertfach vergelten, was wir jetzt für ihn thun. Sie haben ihm vermuthlich auf ſein einſt zu überkommendes Vermögen Geld vorgeſtreckt, nicht wahr? Nun ſehen Sie, der närriſche Mann hat wahrſcheinlich durch unſere Nachbarsleute erfahren, daß wir jetzt in Verlegenheit ſeien und unſere letzte Schuldrate nicht bezahlen können. Was thut er nun, er nimmt all ſein Geld zuſammen, was Sie ihm gegeben haben, löſt meinen Schuldſchein ein, und gibt ihn mir. — Herr, das hat mir ins tiefſte Herz geſchnitten, beſonders da ich und mein Weib wohl bemerken, daß er an Allem, ſogar an ſeinem Liebſten, an Rauchtabak, Mangel leidet. — Daher wollte ich Ihnen nun den Vorſchlag machen, ob Sie ſo gütig ſeyn wollten, uns einige hundert Franken auf unſere Wirthſchaft zu leihen, damit wir ihm Kleider machen laſſen, und Meubles anſchaffen können. Sie dürfen ſich verlaſſen und ich ſchwör' es Ihnen bei meinen lieben Kindern, daß Sie das Geld getreulich wieder erhalten ſollen."

Derville machte einige Schritte zurück, um das Haus, den Hof, den Miſthaufen, die Schweinſtälle und die Kinder noch einmal zu ſehen, tauſend Gedanken kreuzten ihm durch den Kopf, endlich ergriff er die rauhe Hand des Mannes, drückte ſie und ſagte: Geh', mein Freund, du ſollſt die Summe haben, und auch noch mehr, wenn du willſt, aber ich werde ſie dir nicht geben. Der Oberſt wird ſelbſt ſo reich ſeyn, dir helfen zu können, ich will ihm das Vergnügen nicht rauben."

„Ja, wird das aber bald ſeyn?"

„Ja, recht bald."

„Ach, dann freu' ich mich für ihn;" und der Mann ſchnalzte mit der Zunge und kehrte in ſein Haus zurück.

Der Graf von Ferrand wohnte in der Straße Varennes, und beſaß dort eines der ſchönſten Hotels der Vorſtadt Saint-Germain. Unter Napoleon war er noch ein einfacher Requettenmeiſter, und verdankte ſpäter das Wohlwollen des regierenden Herrn ſowohl dem Namen, den er trug, als auch ſeinem eigenen, reelen Verdienſte; unter der Reſtauration hatte ſich ſein politiſches Glück ſchnell und beträchtlich vergrößert. Er war Ludwig dem Achtzehnten nach Gent gefolgt. Bei der zweiten Rückkehr dieſes Monarchen hatte er im Privatrathe großen Einfluß gewonnen und durfte auf eine Pairs- oder Miniſterſtelle hoffen. Übrigens, erſt 34 Jahre alt, anmuthig gebildet, und elegant, wie er war, gefiel er auch perſönlich allgemein, und als er ſich mit der Witwe des Oberſt Chabert verehligte, gab Alles ſeine Zuſtimmung zu dieſer gegenſeitigen Wahl.

Die Gräfin war jung, ſchön, reich und liebenswürdig, aber durch allgemeine Anbethung verwöhnt und gewohnt zu herrſchen. Sie ſpielte die Rolle einer modernen Frau, und tummelte ſich in einem Wirbel von Luxus, Feſten, Konzerten, Geſellſchaften und Vergnügungen aller Art, ohne über ihr Leben nachzudenken, herum. Sie liebte ihre Kinder aus Ton, aus Laune, war ihnen aber keine zärtliche Mutter, und wenn ſie ihrem Manne treu blieb, ſo geſchah es nur darum, weil er ihrer Eigenliebe zu ſchmeicheln verſtand. Er war ein ſchöner, artiger Mann, angeſehen und mächtig, und machte ihr noch immer den Hof. Zudem war die Tugend und das Hören der Meſſe um ein Uhr in der Kirche des heiligen Thomas von Aquin Mode. Die Gräfin glich ganz dem größten Theil der Pariſerinnen, in deren Innern wohl einige gute Empfindungen Wurzel gefaßt haben, welche aber durch ihre Erziehung, durch

Schmeichelei und Salonleben frivol, leichtſinnig, launenhaft, auf ihre Schönheit vertrauend und vergnügenſüchtig geworden ſind. So lebte die Frau im Wohlſeyn und im Luxus, während ihr armer Gatte zwiſchen Schweinen und Miſt ſeine Tage hinbrachte.

Derville wurde von der Gräfin in einem ſchönen Speiſeſalon empfangen, wo ſie frühſtückte. Sie ſpielte mit einem Affen, welcher mit einer Kette an einen prächtigen goldenen Käfig angeſchloſſen war.

„Guten Morgen, Herr Derville," ſprach ſie freundlich, indem ſie fortfuhr dem Affen in Kaffee getunkte Brotkrumen zu reichen.

Sie ſah in einem leichten Morgennegligé himmliſch aus. Seidene kaſtanienbraune Locken quollen aus einem netten Häubchen hervor, welches ihr ein ſchalkhaftes Anſehen verlieh. Sie war elegant, friſch und fröhlich. Silber-, Gold-, Vermeille- und Perlmuttergeſchirr glänzte auf einem wunderſchönen Prunktiſchchen und rund herum ſtanden ſeltene Blumen in Porzellanvaſen.

Der Advokat lächelte, indem er dieſes Tableau ſah, aber dieſes Lächeln war etwas boshaft, eine natürliche Folge der theils philoſophiſchen, theils ſcherzhaften Ideen, welche dieſe Herren erfaſſen und ſie leicht in das Innere der Dinge und Begebenheiten ſehen laſſen, unter welche ungeachtet der Lüge manche Familie ihre Lage verbirgt. Der Arzt, der Advokat und der Wucherer ſind in der geſellſchaftlichen Ordnung eigentlich die drei hohen Prieſter der Wahrheit.

„Madame!“ ſagte Derville ernſt, durch den leichten Ton, womit die Gräfin zu ihm geſagt hatte: „Guten Morgen, Herr Derville,“ etwas beleidigt, „Madame, ich komme mich mit Ihnen über einen ſehr ernſten Gegenſtand zu unterreden.“

„Mein Gemahl iſt leider abweſend.“

„Das iſt mir ſehr lieb, Frau Gräfin, denn es wäre für ihn und uns ſehr peinlich, wenn er unſerer Unterredung beiwohnen ſollte. Hören Sie! ein Wort genügt, um dies ſchalkhafte Lächeln von Ihrem Antlitze zu verdrängen: der Graf Chabert lebt.“

Sie platzte in ein lautes Lachen aus und antwortete: „Wollen Sie mich durch einen Spaß ernſthaft machen?“ Allein gleich darauf ſchwieg ſie, und wurde verlegen, als der fixe, durchdringende Blick des Advokaten in dem Innerſten ihrer Seele zu leſen ſchien.

„Frau Gräfin,“ erwiederte er, „Sie ſcheinen die Gefahren nicht zu kennen, oder mit Willen zu überſehen, welche Ihnen drohen. Erlauben Sie mir daher Ihnen die Verſicherung zu geben, daß die authentiſcheſten, unumſtößlichſten Beweiſe die Exiſtenz des Grafen Chabert darthun und verbürgen. Wollen Sie ſich in einen Prozeß einlaſſen, ſo müſſen Sie ihn verlieren, und Ihre zweite Ehe wird annullirt werden. Bedenken Sie noch, Ihr ganzes Vermögen rührt von Ihrem erſten Gatten her, und es iſt bewieſen, daß er Ihnen vor Ablauf des Termins, welchen die Geſetze zwiſchen dem Tode des erſten und der Heirath eines zweiten Gatten feſtſetzen, zum öftern geſchrieben hat.“

„Das iſt falſch!“ rief die Gräfin heftig. „Ich habe nie einen Brief von Chabert erhalten, und wenn Jemand behauptet, er ſei der Oberſt Chabert, ſo iſt er gewiß ein Abenteurer, ein Betrüger!“

„Glücklicherweiſe ſind wir allein, Frau Gräfin, und können lügen, wie es uns gefällt. Ich muß Sie aber verſichern, auch der Beweis der richtigen Übergabe des erſten Briefes iſt vorhanden.“

Die Gräfin ſchwieg, erröthete, erblaßte, bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, dann aber ihr Gefühl verbergen wollend, fuhr ſie fort: „Wir wollen Prozeß führen, mein Herr Derville. Sie ſind der Anwalt des vorgeblichen Chabert, thun Sie mir, ich bitte Sie, den Gefallen, mit mir von dieſer Angelegenheit nie mehr zu ſprechen, als vor Gericht. Ha! ha! ha! — die Gräber thun ſich nicht mehr auf, wie zu Lazarus Zeiten. Buonaparte ließ mir durch einen ſeiner Adjutanten den Tod des Oberſten melden, und ich beziehe noch heut zu Tage 3000 Franken, welche die Kammern ſeiner Witwe als Penſion zugeſprochen haben. Ich habe tauſend Gründe, alle Chabert's, die da erſcheinen wollen, zurückzuweiſen. Und wenn mir ſo ein falſcher Chabert wirklich einen Brief geſchrieben hätte, was würde das beweiſen?“

„Daß Sie einen Brief erhalten haben,“ verſetzte der Advokat, „und daß Sie nicht ſo ſchnell hätten zur zweiten Ehe ſchreiten ſollen, als Sie es wirklich gethan haben. Wir werden mehr als ein Mittel in unſerer Gewalt haben, um Ihnen koſtbare Ausſagen zu entreißen, wenn wir prozeſſiren; aber ich wollte Ihnen gerne das Skandal eines ſo unangenehmen öffentlichen Rechtshandels erſparen. Ein Vergleich kann Sie allein davor retten. — Ihre Kinder — ehebrecheriſch erzeugte Geſchöpfe! — Ihr Charakter angefochten. — Sie haben wiſſentlich furchterliches Elend auf das Haupt Ihres Wohlthäters gehäuft. — Was wird die Welt ſagen? Wir Advokaten beſitzen um ſo mehr Beredſamkeit, wenn unſere Rechtsſache ſchon fur ſich ſelbſt zu allen Herzen ſpricht. Es gibt noch ſpitze Federn, welche eindringlich zu ſchreiben verſtehen, und des Grafen Chabert Memoiren werden Aufſehen erregen und Ihren Namen der öffentlichen Beſchimpfung preisgeben. Wollen Sie meinen freundſchaftlichen Rath anhören, ſo ſag' ich Ihnen geradezu, es ſind auf dem Grèveplatze Unglückliche hingerichtet worden, welche, obſchon nach Recht zum Tode verurtheilt, doch minder ſchuldig waren, als Sie es ſind; jene haben gemordet, um Brot zu haben, Sie haben neun Jahre unerhörten Unglücks Ihren Gatten erdulden laſſen; Sie haben ihn tauſendfach gemordet, und wiſſentlich: ja wiſſentlich, denn Sie haben vier Briefe von ihm erhalten, Boutin hat mit Ihnen geſprochen."

Die Gräfin war vernichtet.

„Ich weiß zwar nicht, ob der Oberſt einen Vergleich wird eingehen wollen, aber er liebt Sie noch."

Bei dieſen Worten erhob die Gräfin den Kopf und ein Strahl der Hoffnung glänzte aus ihren

Augen, ſie rechnete vielleicht auf ſeine Schwäche, auf ſeine Neigung.

„Ich erwarte die Befehle, ob ich die Klage gegen Sie einlegen ſoll, oder ob Sie binnen drei Tagen ſich zu mir bemühen wollen, um mit mir allein über die Punkte eines Vergleiches zu ſprechen.“

Und Derville empfahl ſich und ging.

Acht Tage nachher, an einem ſchönen Junitage, begaben ſich die beiden Gatten, durch einen faſt übernatürlichen Zufall ſo ſonderbar getrennt, von den beiden entgegengeſetzten Enden von Paris nach der Wohnung ihres Rechtsanwalts.

Der Oberſt Chabert, Dank ſei es Derville's Darlehen, erſchien, ſeinem Range gemäß gekleidet, in einem ſaubern Kabriolet. Friſch raſirt, den kahlen Kopf mit einer neuen, ſeinem Geſichte zuſagenden Perrücke bedeckt, in blaue Uniform gehüllt, mit neuen Stiefeln, weißer Wäſche und das Legionskreuz im Knopfloche, hatte der alte Soldat ſeine alten Gewohnheiten kriegeriſcher Eleganz wiedergefunden. Er hielt ſich gerade, und ſchien ganz verjüngt, ſo daß er jenem Chabert, der zum erſten Male in Derville's Schreibſtube trat, gar nicht mehr glich, ja als er bei Derville's Hauſe aus dem Wagen ſtieg, wagte er ſogar, wie ein Jüngling, einen kleinen Sprung.

Kaum war das Kabriolet von dem Thore weggefahren, ſo hielt ein prächtiger Staatswagen vor demſelben. Die Frau Gräfin Ferrand ſtieg aus demſelben in einem einfachen, aber ihrem ſchönen Wuchſe reizend paſſenden Anzuge.

Es war in dieſer Zuſammenkunft etwas Dramatiſches und zugleich Komiſches; ſie wäre wohl noch wirkſamer geweſen, wenn der Gatte in ſeinen armſeligen Lumpen erſchienen wäre, allein auch dieſe Verjungung hatte ihr Intereſſantes. Welche Szene in dieſer düſtern Aktenſtube!

Derville bat den Oberſten in ſeinem Schlafgemache zu verweilen und empfing die Gräfin in ſeinem Beſuchzimmer.

„Gräfin," ſagte er, „da ich nicht wußte, ob es Ihnen angenehm ſeyn würde den Grafen Chabert zu ſehen, ſo hab' ich ihn im Nebenzimmer gelaſſen. Wenn Sie übrigens wünſchen ſollten ...."

Die Gräfin dankte ihm für dieſe Aufmerkſamkeit.

„Ich habe," ſprach Derville weiter, „den Akt vorbereitet, deſſen Bedingungen Sie Beide annehmen oder verwerfen können, Sie können ſich Beide darüber alſogleich durch meine Vermittelung verſtändigen, ich werde von Einem zum Andern gehen und Ihre Gründe und Gegengründe gegen einander austauſchen."

„Wohlan! laſſen Sie hören," ſprach die Dame etwas ungeduldig und Derville las:

„„Am 8. März ſind vor mir, Hippolyt Derville, öffentlichem Notar, erſchienen Herr Hyacinth, angeblich Graf Chabert, geboren zu Paris den 1. Juli 1765, und Frau Roſe Chapotel, Gattin des Grafen Chabert in der erſten Ehe —""

„Laſſen wir die Einleitung,“ fiel die Gräfin ein, „und gehen wir gleich zu den Bedingungen über.“

„Verzeihen Sie,“ ſagte der Advokat, „die Einleitungen erklären gerade die Lage, in welcher Sie ſich Beide befinden. — „„Im I. Artikel wird feſtgeſetzt: Frau Roſe Chapotel, nun Gräfin Ferrand genannt, erkennt das in den, dem Vergleiche beiliegenden Akten genau bezeichnete, und in Gegenwart zweier Notare und der Lebensretterin beſchriebene Individuum für den Grafen Chabert, ihren erſten Gemahl. 2. Artikel: Der Graf Chabert hingegen, in Erwägung der Zukunft beſagter ſeiner erſten Frau, verſpricht von dieſer Anerkennung keinen weiteren Gebrauch zu machen, als in denjenigen Rechten, welche in dieſem Vergleiche beſtimmt ſind. 3. Artikel: Der Graf Chabert läßt ſich noch ferners dazu herbei, nie gegen ſein Ableben öffentlich proteſtiren zu wollen, und nie auf Kaſſation und Nullität der zweiten Ehe ſeiner Gattin klagen zu wollen, ſondern will dieſelbe unangefochten in jenem Zuſtande, deſſen ſie ſich gegenwärtig erfreut, belaſſen.““

„Und was iſt der Preis alles deſſen?“ fragte die Gräfin haſtig.

„„Durch den Artikel 4,““ fuhr der Advokat mit einem unſterbaren Phlegma fort, „„verpflichtet ſich Frau Gräfin Ferrand beſagtem Hyacinth — der einzige legale Name Chabert's — eine Leibrente von 24,000 Franken gerichtlich zu verſichern, wovon ihr aber das Verſicherungskapital nach ſeinem Tode wieder anheimfällt.““

„Die aus jener Welt Zurückgekommenen koſten viel,“ bemerkte die Gräfin lächelnd. — „Wohlan, mein Herr,“ fügte ſie hinzu, „wenn dies die Punkte Ihres Vergleiches ſind, und wenn ich überzeugt bin, daß das Individuum, für das Sie ſprechen, der Graf Chabert iſt, ſo willige ich ein.“

„Sie werden ihn ſehen, gnädige Frau, allein er ſetzt für ſein Opfer noch eine Bedingung — und zwar eine Bedingung -- die —“

„Nun, welche?“ fragte die Gräfin neugierig.

„Er will, daß er an zwei Tagen in jedem Monate, und zwar an einem Anfangs, dem anderen Mitte des Monats, Herr in Ihrem Hauſe ſei.“

„Wie? iſt ſolch ein Begehren glaublich?“ ſchrie die Komteſſe und ſprang erzürnt auf.

„Er wollte ſich ſechs Tage in jedem Monate bedingen,“ fiel Derville ein, „aber ich habe ihn dazu bewogen —“

„Genug, mein Herr! kein Wort weiter, wir prozeſſiren!“

„Ja, wir prozeſſiren!“ ſchrie mit dumpfer Stimme der Oberſt, öffnete die Thüre und ſtand plötzlich vor ſeinem Weibe. Eine Hand hatte er in ſeinen Buſen geſteckt, mit der andern zeigte er nach oben, und ſo ſtand er ſtrenge, fürchterlich, unerbittlich und unbeweglich.

„Er iſt's!“ rief die Gräfin halblaut.

„Jetzt, Madame,“ ſagte der Oberſt, „will ich Sie ganz und ungetheilt.“

„Aber — der Herr — iſt ja nicht Chabert—

as will er denn?“ rief die Gräfin, ihre innere Be-
egung verbergend.

„Ah!“ antwortete der Alte mit einem ironiſchen
one, „wollen Sie Beweiſe? Ich habe Sie zum
ſten Male bei dem Grafen **Gilbert** geſehen,
ie waren Kammermädchen bei ſeiner Gattin.“

Die Gräfin wurde bleich, und als ſie der alte
oldat unter der Schminke blaß werden ſah, hielt
, bewegt von den Leiden einer Frau, die er einſt
heftig geliebt hatte, inne, allein als er ſah, daß
eſe einen fürchterlichen, giftigen Blick auf ihn
arf, fuhr er gleich darauf fort: „**Chabert** konnte
es wiſſen, nicht wahr, Madame? Und wollen Sie
ich meine Stimme nicht erkennen, verlangen Sie
och eine ſchlagendere Überzeugung, ſo werden Sie
h jener Zeit erinnern —“

„Ich bitte, mein Herr,“ fiel die Gräfin, ſich
Derville wendend, ein, „erſparen Sie mir in
hrem Hauſe wenigſtens alle Beſchimpfungen; ich
uß Sie alſogleich verlaſſen, denn ich bin nicht ge-
ohnt mir Beleidigungen ſagen zu laſſen!“ Und ſie
and auf, hüllte ſich feſter in ihren Shawl und ging.

Derville wollte ihr folgen, und ſie zurück-
fen, allein ſie hörte nicht mehr, ſah nicht mehr,
nd flog über die Stiege hinab.

Als **Derville** in das Gemach zurückgekehrt
ar, fand er den Oberſten in fürchterlichem Zorne;
it großen Schritten ging er auf und nieder und
ef, ſich gegen die Stirn ſchlagend: „Ein Weib,
r ich eine Million gegeben habe, feilſcht nun mit

mir; ich habe ſie zu mir erhoben, und ſie will ſich jetzt nicht zu mir herablaſſen. Ich ſtoße ihr meinen Degen ins treuloſe Herz!“

„Hatt' ich nicht Recht, Oberſt,“ verſetzte Derville, „als ich Sie bat, bei dieſer Unterredung nicht gegenwärtig zu ſeyn? Von der Identität Ihrer Perſon bin ich jetzt überzeugt. Als Sie ſich zeigten, war ihre Anerkennung in jedem ihrer Züge zu leſen, allein Ihren Prozeß haben Sie verloren; denn dieſe Frau wird nie öffentlich zugeſtehen, was mir der Augenblick der erſten Überraſchung ſo deutlich zeigte.“

„Ich werde ſie umbringen!“ murmelte der Oberſt halb weinend vor ſich hin.

„Das wäre eine Narrheit, man würde Sie fangen und guillotiniren, wie einen andern gemeinen Mörder. Sie können jetzt nichts thun, als mich Ihre unbeſonnene Voreiligkeit wieder gut machen laſſen. Gehen Sie jetzt.“

Der Oberſt gehorchte ſeinem jungen Wohlthäter, ſtotterte noch einige Entſchuldigungen und ging. Langſam und in ſchmerzhafte Gedanken verſenkt, ſtieg er die Treppe hinab, als er auf dem letzten Abſatze derſelben etwas rauſchen hörte, und ſeine Gattin ſtand vor ihm.

„Kommen Sie,“ ſagte ſie zu ihm halb leiſe und indem ſie ſich vertraulich, wie einſt, an ſeinen Arm hing. Dieſe Stimme, dieſes Anſchmiegen wirkte auf die Wuth, welche im Innern des alten Soldaten kochte, wie ein Tropfen kaltes Waſſer, welcher in einen dampfenden Keſſel fällt. Sein ganzer Zorn legte ſich, er war ſprachlos und ließ ſich von ſeiner Frau zum Wagen führen. „Steigen Sie ein,“ bedeutete ihm dieſe, nachdem der Bediente den Wagentritt herabgelaſſen hatte.

„Wohin?“ fragte der Bediente.

„Nach Greslau,“ war die Antwort der Gräfin. Die Pferde durchflogen Paris.

„Mein Herr,“ ſagte die Gräfin mit einem Tone, welcher die innerſten Saiten ſeiner Seele berührte, „ich habe Sie erkannt.“

„Roſine,“ antwortete der Oberſt mit zitterndem Tone, „das iſt ja Alles, was ich für meine vielen Leiden verlange.“ Er zerdrückte zwei große Thränen, welche warm auf die Hand ſeiner Frau fielen, die er gefaßt hatte und mit Inbrunſt drückte.

„Sie können wohl denken,“ fuhr dieſe fort, „wie viele Überwindung es mich koſtete, vor einem Fremden mein inneres Gefühl zurückzuhalten. Wenn es mir zuſteht, über meine Lage zu erröthen, ſo will ich es doch nur vor Ihnen allein. Sie werden mich alſo wohl, wie ich hoffe, meiner angenommenen Gleichgiltigkeit wegen entſchuldigen. Ich habe Ihre Briefe erhalten,“ fuhr ſie lebhafter fort, „allein ſie kamen erſt 13 Monate nach der Schlacht von Eylau in meine Hände, ich erhielt ſie geöffnet, beſchmutzt, zerriſſen und mußte wohl, nachdem Napoleon ſelbſt meinen neuen Ehekontrakt unterzeichnet hatte, glauben, irgend ein feiner Betrüger treibe ſein Spiel mit mir. Um alſo die Ruhe des Grafen Ferrand nicht zu ſtören, und Familienbande nicht zu zerreißen, mußte ich wohl gegen einen falſchen Chabert auf meiner Hut ſeyn. Hatte ich nicht Recht? Sprechen Sie ſelbſt!“

„Ja, du hatteſt Recht, meine Gute, und ich war unklug und übereilt, daß ich die Folgen deiner Lage nicht beſſer bedachte. Aber wohin fahren wir?“ fragte der Oberſt, indem er bemerkte, daß der Wagen eben die Barriere la Chapelle paſſirte.

„Nach meinem Landſitze nahe bei Groslay im Thale Montmorency. Dort wollen wir mit einander überlegen, was zu thun iſt. Ich kenne meine Pflichten. Ich bin Ihre Gattin vor Gott und nach dem Rechte, wenn ich es auch nicht in der That bin. Aber wollen Sie, daß wir vor ganz Paris, vor ganz Europa zum Geſpötte werden? Wenn Sie über mein Schickſal entſchieden haben werden, werde ich mich in Ihren Willen zu fügen wiſſen, aber bis dahin laſſen Sie unſer Geheimniß das unſrige ſeyn, und uns unſere Würde behaupten. Sie lieben mich noch,“ fuhr ſie mit ſanftem Tone fort, indem ſie einen wehmüthig ſüßen Blick auf den Oberſten warf, „und ich war nicht dazu berechtigt neue Bande zu ſchließen, allein ich will dem Manne, deſſen Charakter ich kenne, und auf deſſen Hochherzigkeit ich vertraue, mein ganzes Herz eröffnen: ich liebe den Grafen Ferrand; — ich will Ihnen nicht ſagen, daß er jung, ſchön und angenehm iſt, und daß er mir gefällt, nein, auch wenn er häßlich wäre, würde ich ihn lieben, und ich glaubte dieſes zu dürfen.

Ich erröthe nicht vor dieſem Geſtändniß, es kann Ihnen ſchmerzlich ſeyn, aber es entehrt Sie nicht. Ich betrachte Sie in dieſem Augenblicke wie einen Vater, wie einen Freund. Eine geheime Stimme, von Ihrer mir bekannten Herzensgüte aufgeregt, ſagt mir, daß Sie ſo großmüthig ſeyn werden, mir zu verzeihen. Ich erkenne Sie als meinen Richter und übergebe mich Ihrer Gnade. Der Zufall machte mich zur Witwe, aber ich war nicht Mutter, jetzt bin ich es geworden.“

Der Oberſt gab ſeiner Gattin mit der Hand ein Zeichen zu ſchweigen, und faſt eine halbe Meile blieben Beide ſtumm neben einander ſitzen. Endlich ſagte er wehmüthig: „Ach, Roſine, die Todten ſollten im Grabe bleiben, nicht wahr?“

„Nein, o nein! Halten Sie mich nicht für undankbar. Sie finden zwar eine Mutter wieder, wo Sie eine Gattin zurückließen, aber wenn es auch nicht mehr in meiner Macht ſteht, Ihnen meine Liebe zu ſchenken, ſo weiß ich doch, was ich Ihnen ſchuldig bin, und dem Freunde kann und will ich Alles bieten, was —“

„Roſine!“ erwiederte Chabert mit ſanfter Stimme, „ich kenne keine Rache! Wenn ich dir harte Bedingungen auferlegen wollte, ſo geſchah es nur, weil ich mein Unglück von dir verkannt, verſpottet wähnte. Wir wollen Alles vergeſſen,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, deſſen Anmuth der Wiederſchein einer ſchönen Seele war. „Gott bewahre mich von dir Liebe zu fordern, die du mir nicht mehr geben kannſt. Die Wuth gab mir dieſes ein, die Rache. — Ich wollte dir ein lebender Gewiſſensbiß in deinem Glücke ſeyn, welches ich dadurch vergiften wollte — ich ſchäme mich jetzt deſſen.“

Die Gräfin warf ihm einen ſo dankbaren Blick für dieſe Äußerung zu, daß der arme Chabert mit Freuden in ſeine Grube zu Eylau zurückgekehrt wäre.

„Mein Freund, von allem dem wollen wir ſpäter ſprechen, wenn wir in einer ruhigern Stimmung ſind,“ ſprach die Gräfin, und das Geſpräch nahm eine andere Wendung. Sie riefen ſich die Begebenheiten ihrer früheren Vereinigung zurück, welchen die Gräfin durch kleine gemüthliche Nebenbemerkungen einen eigenen Reiz zu geben verſtand. Sie weckte die Liebe wieder auf, ohne die Begierde aufzuregen, und zeigte ſich ihrem Gatten als den ſeligen Mittelpunkt einer beglückten Lage.

Sie kamen endlich bei einem großen Parke an, in einem maleriſchen Thale, welches die Hügel von Margency von dem freundlichen Dörfchen Groslay ſcheidet. Die Gräfin beſaß da ein ſchönes und angenehmes Landhaus, in welchem für alle Bedürfniſſe und Vergnügungen reichlich geſorgt war.

Das Unglück vermehrt das Mißtrauen bei den böſen, ſo wie es das Wohlwollen bei den guten Menſchen vergrößert; ſo hatte es auch unſern Chabert beſſer gemacht, als er war; übrigens konnte er ungeachtet ſeines geringen Mißtrauens ſich doch nicht enthalten, ſeine Gattin zu fragen: „Du hatteſt dir alſo ſchon vorgenommen, mich hieher zu führen?“

„Ja," antwortete ſie, „wenn ich in meinem Gegner meinen Chabert wiederfinden würde," und dabei lächelte ſie ſo anmuthig, daß dieſes Lächeln auch noch den letzten Reſt von Verdacht aus Chabert's Seele verſcheuchte.

Drei Tage hindurch benahm ſich die Gräfin mit aller möglichen Sorgfalt und Zuvorkommung gegen ihren Gaſt. Sie ſchien durch Theilnahme, Mitgefühl und Freundlichkeit die Erinnerung ſeiner Leiden vertilgen zu wollen. Sie bezauberte ihn. Am Abende des dritten Tages aber, als ſie in ihr Zimmer trat, legte ſie die Maske der Fröhlichkeit ab, und warf ſich wie eine Schauſpielerin, welche nach einer anſtrengenden Rolle in ihre Garderobe tritt, erſchöpft auf das Sofa. Sie nahm einen angefangenen Brief hervor, um ihn zu beendigen.

Der Graf Ferrand, dem ein bedeutendes Vermögen zu verwalten oblag, hatte ſich zu ſeinem Sekretär einen alten zu Grunde gegangenen Advokaten gewählt, einen durchtriebenen, auf dem Felde der Chicane bewanderten Menſchen, der aber ſeine Stellung bei dem Grafen zu gut kannte, um nicht aus Spekulation ehrlich zu ſeyn. Er hoffte auf dieſe Art durch den Kredit und die Fürſprache ſeines Gönners zu irgend einem einträglichen Poſten zu gelangen. Seine Aufführung in neueſter Zeit ſtrafte ſein voriges Leben ſo ſehr Lügen, daß er für einen verleumdeten Mann galt; allein die Gräfin hatte ihn mit dem Frauen eigenthümlichen Scharfblick durchſchaut und überwachte ihn aufmerkſam. Sie wußte den Mann zu faſſen und hatte daraus ſchon Nutzen für ihr Vermögen gewonnen. Der Brief, den ſie ſchrieb, war an ihn gerichtet. Sie erſuchte ihn in ihrem Namen zum Advokaten Derville zu gehen und ihn um Mittheilung der Akten zu bitten, welche den Oberſt Chabert betrafen, und wenn er ſie geleſen und Abſchriften von den weſentlichſten habe nehmen laſſen, ſogleich zu ihr nach Groslay zu kommen. Kaum hatte ſie den Brief vollendet, als ſie im Korridor die Tritte des Oberſten vernahm, der, ganz ruhig, ſie zu beſuchen kam.

„Ach," ſagte ſie, als er eintrat, ſo wie zu ſich ſelbſt, „wäre ich lieber todt! meine Lage iſt unerträglich."

„Was fehlt Ihnen?" fragte der theilnehmende gute Mann.

„Nichts — nichts!" antwortete ſie, dann ſtand ſie auf, ging aus dem Zimmer, gab ihrem Kammermädchen den Brief und befahl ihr alſogleich nach Paris zu fahren und denſelben Hrn. Delbecq einzuhändigen. Das Kammermädchen fuhr ſogleich ab, und die Gräfin ſetzte ſich auf eine Bank im Garten, welche man vom ganzen Hauſe aus ſehen konnte, damit ſie der Oberſt alſogleich träfe, wenn er mit ihr ſprechen wollte. Der Oberſt aber hatte ſie ſchon geſucht, fand ſie und ſetzte ſich neben ihr auf die Bank.

„Roſine!" ſprach er, „Sie haben Kummer?"

Sie antwortete nicht.

Der Abend war einer der herrlichſten und ruhigſten, womit die Natur uns im Monat Juni erfreut, die Sonne ging eben unter, die Luft war mild und lau, der Himmel rein, eine allgemeine Friſche erquickte Pflanzen und Menſchen, und im Park miſchten ſich einige Kinderſtimmen in das einfache Zirpen der Grille.

„Sie antworten mir nicht?“ ſagte Chabert.

„Mein Gemahl,“ ſagte die Gräfin, das Wort aber ſtockte ihr im Munde, und ſie ſetzte erröthend hinzu: „Verzeihen Sie, aber wie ſoll ich anders ſagen, wenn ich von Ferrand rede?“

„Nenne ihn nur deinen Gemahl,“ antwortete der Oberſt mit himmliſcher Güte, „er iſt ja der Vater deiner Kinder;“ und der alte Soldat ſeufzte dabei.

„Nun wohl,“ verſetzte ſie, „wenn Ferrand mich fragt, was ich ſo lange hier zu ſchaffen habe? wenn er erfährt, daß ich mit einem Unbekannten hier gehauſt, was ſoll ich ihm ſagen? Darum bitte ich Sie, mein Schickſal zu entſcheiden, ich bin auf Alles gefaßt.“

„Meine Liebe!“ erwiederte Chabert, indem er ihre beiden Hände faßte und ſie krampfhaft drückte, „ich bin entſchloſſen, mich deiner Ruhe, deinem Glücke zu opfern.“

„Wäre es möglich!“ ſchrie die Gräfin mit einer konvulſiviſchen Bewegung. „Bedenke, daß du dann auf alle deine Rechte, auf deinen Namen, auf dich ſelbſt, und zwar vor Gericht Verzicht leiſten mußt.“

„Wie,“ fragte der Oberſt, „iſt denn mein Wort nicht genug?“

Das Wort „vor Gericht“ war wie Blei auf das Herz des Alten gefallen und hatte ſein Mißtrauen wieder erweckt, und er warf auf ſeine Frau einen edlen aber ruhigen Blick, der ſie erröthen machte und ihre Augen zu Boden ſenkte. Der Mann fürchtete, die Frau, die er noch ſo ſehr liebte, verachten zu müſſen, und die Frau fürchtete, den edlen Charakter Chabert's auf eine zu harte Probe geſtellt zu haben; dieſe Ideen waren es, welche düſtere Wolken um Beider Stirne zogen.

Da erſcholl der Schrei eines Kindes von ferne.

„Jules! laſſe deine Schweſter in Ruhe!“ ſchrie die Komteſſe.

„Wie? Ihre Kinder ſind hier?“ fragte der Oberſt.

„Ja, aber ich habe ihnen verboten, Sie zu beläſtigen.“

Der Alte fühlte die ganze Delikateſſe dieſes Verbots, er faßte die Hand ſeiner Frau, küßte ſie und ſprach: „Laſſen Sie ſie doch kommen.“

Das kleine Mädchen lief herbei, um ſich über ihren Bruder zu beklagen, der Knabe, um ſich zu entſchuldigen, und beide Stimmen vermengten ſich, indem die Kleinen bittend ihre Händchen zur Mutter emporhoben.

„Zwei entehrte Waiſen!“ rief die Mutter in Thränen ausbrechend und Beide in ihre Arme ſchließend.

„Biſt du es, der die Mutter weinen macht?“ fragte der Knabe, indem er Chabert einen zornigen Blick zuwarf.

„Schweige, Jules!“ befahl die Mutter.

Die beiden Kinder ſchwiegen, ihre Mutter und den Fremden neugierig anblickend.

„Ja,“ ſagte der Oberſt endlich mit feſtem, aber etwas zitternden Tone, „ich muß wieder unter die Erde hinab, auf ihr iſt meines Bleibens nicht, ich ſeh' es.“

„Nein,“ erwiederte die Gräfin, „ſolch ein Opfer kann ich nicht annehmen. Es gibt großherzige Männer, die den Tod wählen, um die Ehre ihrer Dame zu retten, aber ſie haben ihr Leben nur einmal hingegeben, Sie aber wurden alle Tage ſterben. — Nein, das kann, das darf nicht ſeyn. Wenn es ſich nur um Ihre Exiſtenz handelte, aber es handelt ſich um Ihre Ehre. Bekennen, daß Sie ein Lügner, Betrüger ſind — bedenken Sie — das kann ich nicht fordern, nicht wünſchen. — Ach, hätte ich nur meine armen Kinder nicht, ich wäre ſchon bis ans Ende der Welt geflohen.“

„Aber,“ fiel ihr Chabert ein, „kann ich denn nicht hier in Ihrem Landhauſe leben, als Einer Ihrer Verwandten? Ich brauche ja nichts als ein biſchen Brot und Waſſer, etwas Rauchtabak und eine Zeitung.“

Die Gräfin ſchwamm in Thranen.

Es entſpann ſich zwiſchen Beiden ein Kampf von Großmuth, woraus der Soldat als Sieger hervorging.

Eines Abends, als er ſeine Frau, oder vielmehr eine Mutter in der Mitte ihrer Kinder ſah, da faßte er, von dem Familienbilde tief ergriffen, den

Entſchluß, todt zu bleiben, und ſich vor Allem, was daraus für ihn entſtehen konnte, nun nicht mehr ſcheuend, fragte er, was er denn thun ſolle, um das Glück dieſer Familie unumſtößlich zu begründen.

„Machen Sie, was Sie wollen,“ antwortete die Gräfin, „aber ich meines Theils erkläre Ihnen, daß ich mich gar nicht in dieſe Angelegenheit miſche, ich kann nicht, ich darf nicht.“

Delbecq war ſeit einigen Tagen angekommen, und hatte ſich, nach den Inſtruktionen der Gräfin, das Vertrauen des alten Soldaten zu gewinnen gewußt. Eines Morgens fuhr der Oberſt mit Delbecq nach Saint-Leu-Taverny, wo Delbecq bei einem Notar den Oberſten zu Protokoll vernehmen ließ. Chabert war entrüſtet, als er hörte, was man ihm in den Mund legte. „Tauſend Bomben!“ ſchrie er, „da wollen ſie mich ſchon anlehnen, für einen Betrüger ſoll ich gelten!“

„Mein Herr,“ antwortete der pfiffige Delbecq, „ich rathe Ihnen nicht zu unterzeichnen. An Ihrer Stelle würde ich wenigſtens einen Vortheil von einer jährlichen Rente von 10,000 Franken für mich aus dieſem Prozeß ziehen — die Gräfin müßte ſie geben.“

Der Oberſt warf einen verachtenden Blick auf den Spitzbuben und lief von hundert Ideen aufgeregt wie ein Jüngling nach Hauſe. Er trat in den Park durch eine Hinterthüre und ſetzte ſich tiefſinnig in einen Kioſk. Der Zufall wollte, daß in der Laube, welche hart an dem Kioſk ſtand, die Gräfin in großer Ängſtlichkeit ſaß und ungeduldig nach der Straße von Saint Leu ſah. Sie hatte den Oberſten nicht geſehen, weil er nicht auf der Straße, ſondern durch das angrenzende Gehölz gekommen war. Endlich hörte er Tritte, Jemand trat zur Gräſin in die Laube, und dieſe rief ihm entgegen: „Nun, Delbecq, hat er unterzeichnet?“

„Nein, Gräſin, das alte Pferd war ſtutig. Es lief davon, daß ich es ganz aus dem Geſichte verlor.“

Da ſtieg es dem Oberſten ſiedend heiß in die Wangen: er ſprang auf, ſtürzte in die Laube und gab dem Sprecher ein paar der tüchtigſten Ohrfeigen, indem er ihm zurief: „Alte Pferde können auch noch ausſchlagen.“

Delbecq entfloh aus der Laube, und der Erzürnte trat nun vor die Gräſin, welche die Augen niederſchlug und in Thränen ausbrechen wollte, welche aber der innere Grimm nicht recht hervorbrechen ließ. Lange ſah er ſie mit verſchlungenen Armen an, dann ſprach er: „Weib! ich fluche dir nicht, aber — ich — verachte dich. Jetzt dank' ich dem Schickſale, das uns trennte. Ich fühle in dieſem Augenblicke nicht einmal mehr eine Begierde nach Rache; denn ich liebe dich nicht mehr. Ich verlange nichts mehr von dir; deine Kinder, welche dort im Graſe ſpielen, ſollen nicht entehrt werden. — Lebe ruhig, ich werde dich nicht mehr beläſtigen, darauf geb' ich dir mein Ehrenwort, und das iſt mehr werth als alle Schnurpfeifereien der Advokaten.

Ich werde nie den Namen mehr reklamiren, den ich, das darf ich ſagen, in der Welt geltend gemacht habe. Ich will künftig nur der arme Teufel Hyacinth ſeyn, der nichts mehr von der Welt fordert. — Ich will von der Erinnerung leben. — Lebe wohl!“

Die Gräfin warf ſich zu ſeinen Füßen und wollte ihn zurückhalten, indem ſie ſeine beiden Hände faßte, allein er ſtieß ſie mit Abſcheu zurück und entfloh.

Lange Zeit wußten weder Derville noch die Gräfin, was aus dem Oberſten Chabert geworden ſei. Der Milchmann, bei dem er gewohnt hatte, war zu Grunde gegangen und Fiaker geworden. Derville, der weder mehr von ihm noch von der Gräfin ſprechen hörte, dachte, ſie hätten vielleicht unter ſich ſelbſt einen Vergleich geſchloſſen. Endlich nach 6 Monaten rechnete er die Summe, welche er Chabert vorgeſtreckt hatte, zuſammen, legte deſſen Empfangsbeſtätigung und die Akten, welche er aus Deutſchland erhalten hatte, bei, und ſandte dieſes an die Gräfin Ferrand, mit einem ſehr artigen Briefe begleitet, worin er um Vergütung der dargeliehenen Summe erſuchte. Schon am nächſten Morgen erhielt er folgende Antwort:

„Mein Herr!

„Die Gräfin Ferrand hat mich beauftragt, „Ihnen zu melden, daß Ihr Klient Ihr Vertrauen und Ihre Güte gemißbraucht hat. Das „Individuum nemlich, welches ſich für den Oberſten

„Grafen Chabert ausgab, hat einbekannt, daß „es ſich fälſchlicher Weiſe den Namen und die „Eigenſchaften dieſes würdigen Mannes zugeeig„net habe, womit ich die Ehre habe zu ſeyn

Ihr unterthänigſter Diener

Delbecq.“

„Es gibt wahrhaftig Menſchen, welche ſchlechter ſind, als man ſich träumen laſſen kann,“ rief Derville, den Brief in der Hand zerknitternd. „Seid menſchlich, großmüthig, ſeid Philanthropen, ihr Advokaten, wenn ihr zu Grunde gehen wollt. Meine leichtgläubige Gutmüthigkeit koſtet mich da eine Summe, die ich durch zehn Prozeſſe kaum gewinne.“

Ein Jahr nach Empfang dieſes Briefes hatte Derville im Palais des Polizeigerichtes zu thun, wo er eintraf, als eben der Präſident einen Mann, Namens Hyacinth, als Vagabund auf zwei Monate Gefängnißſtrafe, und ſodann zur Verwahrung in dem Bettlerhoſpitale zu Saint-Denis verurtheilte. Als Derville den Namen Hyacinth vernahm, blickte er den Delinquenten an, welcher zwiſchen zwei Gendarmen auf der Bank der Angeklagten ſaß, und erkannte in ihm ſeinen falſchen Oberſten Chabert.

Der alte Soldat ſaß ruhig, unbeweglich, faſt zerſtreut, allein ungeachtet der Lumpen, womit er bedeckt war, und des Elends, welches aus ſeinen Zügen ſprach, drückten dieſe doch einen edeln Stolz aus, und ſein Blick hatte einen Ausdruck von Stoizismus. Als er fortgeführt wurde, trat Derville zu ihm und fragte: „Kennen Sie mich?“

„Ja, mein Herr,“ verſetzte Chabert.

„Wenn Sie ein ehrlicher Mann ſind,“ fuhr Derville mit leiſerer Stimme fort, „wie konnten Sie mein Schuldner bleiben?“

Der alte Mann erröthete ſo ſehr, wie ein junges Mädchen, welches von ſeiner Mutter einer heimlichen Liebſchaft beſchuldigt wird, dann aber ſchrie er mit lauter Stimme: „Wie? Hat Sie die Gräfin Ferrand nicht bezahlt?“

„Nein,“ antwortete Derville, „ſtatt deſſen hat ſie mir gemeldet, daß Sie ein Betrüger ſeien.“

Der Alte hob die Augen gegen Himmel, gleichſam als wollte er ihn um ſein Zeugniß anflehen; dann verſetzte er: „Mein Herr, wenn Sie mir von den Gensdarmen die Erlaubniß dazu erwirken wollen, ſo will ich Ihnen einen Schuldſchein ausſtellen, der gewiß honorirt und bezahlt werden ſoll.“

Auf ein Wort des Advokaten zu dem Brigadier geſtattete dieſer, daß Beide in die Wohnung des Kerkermeiſters treten durften. Hyacinth ſchrieb wenige Zeilen, ſiegelte ſie, adreſſirte den Brief an die Gräfin Ferrand und übergab ihn Derville. „Mein Herr,“ ſagte er, „glauben Sie mir, wenn ich Ihnen auch jene Dankbarkeit nicht bezeigen konnte, welche ich Ihnen ſchuldig bin, ich fühle ſie nichts deſto weniger hier — hier in meinem Herzen. Ein armer Bettler kann leider nichts anders thun.“

„Wie?“ fragte Derville, „haben Sie ſich denn keine Jahresrente bedungen?“

„Sprechen wir nicht davon,“ erwiederte der Alte; „wenn Sie wüßten, wie mir dieſes Leben zum Ekel iſt, Sie würden mir dazu Glück wünſchen, daß Sie mich hier trafen. Ich will nichts, ich fordere nichts mehr als den Tod.“ Mit dieſen Worten wendete er ſich von Derville, welcher nach Hauſe ging und ſeinen Schreiber mit dem Briefe zur Gräfin Ferrand ſandte, welche ihm auch augenblicklich die Summe übermachte, die ihm Chabert ſchuldete.

Im Jahre 1830 in der Mitte des Monats Juli ging ich in Begleitung eines Advokaten nach Ris. Als wir auf die Straße von Bicetre kamen, ſahen wir unter einer der Linden am Wege einen jener alten, ganz grauen und entkräfteten Armen, welche den Marſchallſtab der Bettler empfangen haben, indem ſie in Bicetre leben, ſo wie die armen Weiber in Salpetriere.

Dieſer Unglückliche, Einer der Zweitauſend, welche im Hoſpitale der Alten beiſammen wohnen, ſaß auf einem Markſtein, und ſchien ſich an der Sonne zu wärmen. Der Alte hatte anziehende Geſichtszüge, und war in einen röthlichen Kittel gehüllt, die Livree jenes Hoſpitals.

„Sehen Sie doch dieſen Alten, Derville!“ ſagte ich zu meinem Begleiter. „Gleicht er nicht jenen Männchen von Chocolade, welche unſere Zuckerbacker verkaufen? Und das lebt, und iſt vielleicht ſogar glücklich.“

Derville nahm ſeine Lorgnette, ſah den Alten an, und nachdem er eine Bewegung des Staunens gemacht hatte, ſprach er: „Der Alte iſt ein lebendiges Gedicht.“

Wir gingen raſch vorüber.

„Kennen Sie die Gräfin Ferrand?“ fragte mich Derville kurz darauf haſtig.

„Ja, ſie iſt eine ſehr geiſtreiche, angenehme Frau.“

„Dieſer alte Mann aus Bicetre iſt ihr Gemahl.“

— Als Derville meine Verwunderung hierüber bemerkte, erzählte er mir die vorhergehende Geſchichte, aber mit einer Menge von Nebenumſtänden und mit einem außerordentlichen Talente mündlichen Vortrages.

Am andern Morgen ſchlug ich Derville vor, den Oberſt Chabert in Bicetre zu beſuchen. Wir begaben uns alſo dahin, und fanden den Alten auf einem Baumſtrunke ſitzend, er hielt einen Stock in der Hand und unterhielt ſich damit, Linien in den Sand zu ziehen.

„Guten Morgen, Oberſt Chabert!“ redete ihn Derville an.

„Ich heiße Hyacinth,“ antwortete er, „und habe Nr. 164 im ſiebenten Saale,“ und dabei blickte er Derville ängſtlich, mit der Furcht eines Greiſes und der eines Kindes an. — „Sie kommen vermuthlich, um den zum Tode Verurtheilten zu ſehen?“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort; „er iſt nicht verheirathet.“

„Armer Mann,“ ſagte Derville, „darf ich Ihnen Geld auf Tabak anbieten?“

Der Oberſt hielt gierig ſeine Hand hin. Wir gaben ihm Jeder ein Silberſtück, und er dankte uns, indem er die linke Hand an ſeine weißen Haare legte. Dann ſtellte er ſich an, als ob er ein Gewehr präſentirte, lud daſſelbe, legte es an die Backe und ſchrie: „Feuer!“ und gleich darauf beſchrieb er wieder Figuren mit ſeinem Stabe im Sande.

„Seine Wunden und ſein Alter haben ihn zum Kinde gemacht,“ ſagte Derville.

„Er ein Kind?“ rief uns ein anderer Bewohner von Bicetre zu, der nicht weit von uns ſtand, „ach, das iſt ein alter boshafter Kerl, ein Philoſoph.“

„Welch ein Geſchick!“ rief ich aus. „Dieſer Greis ſtirbt im Hoſpitale der Alten, nachdem er Napoleon geholfen Europa zu bezwingen.“

Der Dichter.

Traum eines griechiſchen Philoſophen.

Als ein Proſaiſt in jedem Sinne des Wortes, konnte ich nie begreifen, wie die Welt ſo viel Weſens von den Poeten machen könne, und noch weniger verſtand ich, warum ſelbſt vernünftige Leute eine frivole Kunſt ſo hoch achten, die meinem Erachten nach kein anderes Verdienſt hat, als jenes: mit Hilfe einiger wohlklingender Worte die ſchalen Gedanken und die trockne Einbildungskraft zu verkleiden. Die Proſa ſchien mir viel vernünftiger und mit Ausnahme des alten Homer, den ich eben ſo ſehr aus Gewohnheit, als aus Geſchmack bewunderte, las ich nie ein Werk in Verſen. Ja meine Antipathie gegen Alles, was Gedicht hieß, war ſo groß, daß ich feierlich gelobte, alle Poeſien verbrennen und alle Poeten aus dem Lande weiſen zu laſſen — wenn es dem Himmel nemlich gefallen ſollte, das Ruder der Republik in meine Hände zu legen. Eines Abends, als ich in meinem Kopfe eben dieſen Artikel eines künftigen Koder redigirte, ſchlief ich ein und — Träumen iſt Alles erlaubt — wurde ſelbſt ein Poet.

Ich hatte von der Natur alle Eigenſchaften erhalten, welche zum Dichter nothwendig ſind, nemlich viel Stolz und wenig Urſache dazu, viel Armuth und wenig Kummer darüber: denn ich wußte ja wohl, daß Glück und Genie einander haſſen. — Ich aß und trank regelmäßig bei großen Herren und Kaufleuten, die mich an ihre Tafel ließen, obſchon ich an derſelben freilich immer ganz zu unterſt ſitzen mußte. Die Eigenliebe hat viele Hilfsquellen und ich fühlte mich ſo erhaben über alle meine Gönner, daß ich jeden Platz, den ich einnahm, für den erſten hielt.

Athen beſaß keinen fruchtbareren Dichter als mich. — Kein Tag verging, an dem nicht eine Ode, eine Elegie, oder mindeſtens einige Epigramme das Licht der Welt erblickten; denn das Eine koſtete mich ſo wenig Mühe als das Andere und ſobald der Republik etwas Glückliches oder Nachtheiliges begegnete, gleich zeigte ſich meine vaterländiſche poetiſche Ader in ihrer ganzen Fruchtbarkeit. Ein General war ſo glücklich einen Sieg zu erfechten, nachdem er nur 20,000 Menſchen hingeopfert hatte, und zwar einen Sieg, der nichts Geringeres zur Folge hatte, als daß die Republik von dem beſiegten Feinde einen Tribut von 5 Kühen fordern konnte, und auf der Stelle verherrlichte ich dieſe unerreichbare That mit heroiſchen Stanzen, in welchen ich nicht undeutlich zu vernehmen gab, daß ewige Nacht ſeinen Triumph bedecken würde, wenn ein Sohn

Apollo's ihn nicht der Nachwelt aufs Glänzendſte aufbewahrte. Der General, der ſich über alle Söhne Apollo's erhaben hielt, fand es ſehr ungezogen, daß ich in meiner Kantate meinen Namen neben dem ſeinigen nannte, und gab ſeinen Dienern den Befehl, mir an einer Straßenecke aufzulauern und mich recht derb abzublauen. Sie entledigten ſich dieſes Auftrages mit einer ſolchen Treue, daß ich drei Wochen das Bett hüten mußte und der Arzt ſein blaues Wunder an mir ſah. Dieſes Abenteuer machte viel Lärmen, es erſchienen viele Karrikaturen auf mich, welche die Müßigen und die Pflaſtertreter in Menge ausſtreuten, und ſelbſt die erbärmlichſten Proſaiſten wagten es gegen mich zu ſchreiben. Das war mir empfindlicher, als die erhaltenen Schläge, und kaum genas ich, ſo ließ ich ein Lobgedicht auf die Poeſie drucken. Unter andern bewies ich darin auch, daß ſie die Sprache der Götter ſei. Man läugnete zwar dieſe Wahrheit nicht, aber, da ganz Athen dem General den Hof machte, ſo ſchimpfte Alles über mein Lobgedicht, ohne es geleſen zu haben, und alle Thüren ſchloſſen ſich mir. O Gott der Verſe, geht man ſo mit deinen Söhnen um? — Mit einem Male ſeinen guten Ruf und die Mittagstafel verlieren, das iſt hart!

Meine Krankheit hatte meinen Säckel vollends geleert, der früher ſchon ſehr leicht war. Schon ſtand ich auf dem Punkte, aus meinem Zimmerchen im ſechſten Stockwerke herausgeworfen zu werden und auf dem Straßenpflaſter den Muſen meine Opfer bringen zu müſſen, als ein junger Mann, dem ich früher durch einige gelungene Verſe ſeine unmenſchliche Schöne wieder kirre gemacht hatte, zu mir kam. Der Zuſtand der Zerſtörung, in welchem ſich Alles um mich befand, zog ſogleich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er hatte mich in einer Art von Wohlhabenheit geſehen, wo ich noch einen Tiſch und zwei Stühle beſaß. Jetzt mußte er, in gänzlicher Ermangelung der letzteren, ſtehend mit mir ſprechen und ich horchte ihm, in mein letztes Kleidungsſtück, einen alten Mantel, gehüllt, zu. „Ich kann dir kein Geld bieten," ſprach er, „denn ich habe ſelbſt keines; aber mit gutem Rathe will ich dienen. Ich mache zwar keine Verſe und täglich danke ich der Vorſicht für dieſe negative Gnade, aber ich habe oft und lange über euer Handwerk nachgedacht und ich glaube, es wäre doch möglich, es zu einem Grade von Nützlichkeit zu bringen. Große Männer in dieſem Fache ſind dir vorangegangen, und aus ſchuldiger Dankbarkeit gegen ſie ſagt man, ſie hätten ſchon Alles geſagt, was zu ſagen möglich war; aber dem iſt nicht alſo. Wenn die Natur unerſchöpflich iſt, ſo muß es die Einbildungskraft auch ſeyn. Nach dieſer Anſicht arbeite und laß dich weder durch ungerechte Anerkenntniß, noch durch eigene Beſcheidenheit entmuthigen. Willſt du von deinen Werken einen würdigen Lohn ziehen, ſo ſuche das allgemeine Intereſſe durch ausgedehnte philoſophiſche Anſichten zu erregen, und gib allem, was du ſchreibſt, eine eigene Phyſiognomie. — Nur bei einem entarteten, leichtſinnigen

Volke gelten Worte mehr als Sachen. Leider ſind unſere Athenienſer in dieſem Falle, aber es gibt doch noch eine kleine Anzahl verſtändiger Leſer und Kunſtrichter, die allein urtheilen können und deren Urtheil auch allein zur Nachwelt führt.“

„Verwundere dich nicht darüber, wenn von ſo vielen Schriftſtellern kaum Einer ſich aus dem Schiffbruche rettet. Die Schwierigkeiten der Kunſt ſind unzählbar, und dies iſt auch die Urſache, warum alle Nationen denjenigen bewundern, der ſie überwindet. Aber je glänzender die Ehre iſt, die man einem wahren Dichter bezeigt, deſto mehr erhält man dadurch auch das Recht der Strenge gegen ihn. Wahrlich, es koſtet viele Mühe, ſich einen Ruf zu erwerben. Der Menſch, von Natur aus eiferſüchtig, muß innig von der Güte einer Sache überzeugt ſeyn, bevor er ſie lobt und preiſet.“

„Wozu ſoll es nützen, die meiſten unſerer heutigen Dichter zu leſen? Bieten ſie unſern Herzen Nahrung oder erhellen ſie unſern Geiſt? Wiſſen ſie durch neue glückliche Wendungen der Monotonie der Sprache zu begegnen? Ihre ewigen Beſchreibungen machen uns den Frühling, ihre Elegien und Romanzen die Liebe, und ihre Lobgedichte die Ehre haſſenswerth. Wer die Feder nur in die Hand nimmt um zu ſchreiben, der macht gewiß ein ſchlechtes Werk. Ich weiß es wohl, es gibt Mehrere, welche mit Hilfe gewählter Ausdrücke, ſymmetriſcher Kompaſſe, und Anwendung vieler Kernſprüche die

Menge anlocken; allein ſelten haben ſie die Kraft, ihre erbärmliche Rolle bis ans Ende durchzuführen, und am Ende bleibt ihnen nichts als die Scham über den erſten glücklichen Erfolg. Daraus iſt wohl mit Recht zu ſchließen, daß Ihr ſelbſt die größte Schuld Eures Unglücks tragt. Der Stolz iſt immer ſtrafbar, aber er wird vollends zur Dummheit, wenn er nicht gerechtfertiget werden kann. Ihr würdet vielleicht beſſer gethan haben, Eure Jugend nützlicher anzuwenden, und dadurch jetzt zu irgend einer arbeitſamen Bürgerklaſſe zu gehören; aber da Euch ein unwiderſtehlicher Hang ſchon einmal zur Literatur hinzog, ſo macht Euch doch wenigſtens einen richtigen Begriff von dem Ruhme, der Euch blendet. — Um ihn zu erringen, muß man den Menſchen nützlich ſeyn und ſie unterhalten, indem man ſie belehrt. Die Dichtkunſt, von dieſem Standpunkte betrachtet, verdient kaum den Namen einer Kunſt, ſie iſt nur ein leichter Mechanismus, deſſen eintönige Zuſammenfügungen des Blickes nicht werth ſind, den man darauf wirft.“

So hatte er geſprochen und entfernte ſich jetzt, ohne mir auch nur einen Obolus zugeworfen zu haben, der mir jetzt nützlicher geweſen wäre, als ſeine räthſelhafte Abhandlung, von der er vermuthlich ſelbſt nichts verſtanden hat. Indeſſen, mich plagte der Hunger, und entſchloſſen, die Stadt von mir reden zu machen, ſei es auch um welchen Preis es wolle, ſetzte ich mich hin und ſchrieb eine Satyre gegen die berühmteſten Maler, Dichter und Muſiker. Die meiſten von ihnen lachten darüber, aber ein ausgepfiffener tragiſcher Autor nahm die Sache krumm. Er kam eines Abends zu mir und bot mir Stockprügel an, ich lehnte ſie höflich ab und begleitete meine Weigerung mit einer tüchtigen Ohrfeige. Er forderte mich, wir ſchlugen uns und ich bekam einen Stich, der mich zwei Monate auf mein elendes Lager warf. Der Muth, den ich bei dieſer Gelegenheit an den Tag gelegt hatte, that Wunder, man riß ſich Abſchriften meiner Satyre aus den Händen, und das Vergnügen über dieſe Ehre trug nicht wenig zu meiner Geneſung bei.

Ich war von der ſchönen Welt wieder in Gnaden aufgenommen, und einige liebliche Frauen warfen mir vielſagende Blicke zu, alle Tage war ich wieder irgendwo zu Tiſche gebeten und war alſo glücklich. — Es handelte ſich jetzt nur darum, meinen Ruf zu vergrößern und dazu ſchien mir die dramatiſche Bahn die geeignetſte. Binnen vierzehn Tagen ſchrieb ich eine ſo fürchterliche Tragödie zuſammen, daß ich ſie ſelbſt ohne Schauder nicht leſen konnte. Sie umfing beiläufig einen Zeitraum von achtzig Jahren. Ich nahm meinen Helden aus der Wiege und führte ihn durch alle Perioden des Lebens. In der erſten Szene biß er ſeiner Wärterin die Bruſt blutig, zu Ende des zweiten Aktes ſchändete er ſeine Schweſter und zu Anfang des dritten vergiftete er ſeine Mutter. Im vierten Akte verliebte er ſich in eine ſeiner Muhmen, die entſetzlich eiferſüchtig auf ihre ſchönen Hofdamen war. — Der Prinz ließ dieſen Unglücklichen die Köpfe abſchlagen und zwang deren Anverwandte um ihre Leichname zu tanzen. Um meinem Trauerſpiele auch eine moraliſche Tendenz zu geben, ſo wurde der Prinz im fünften Akte für dieſe Laſterthaten beſtraft. Die Schatten ſeiner Opfer, mit Dolchen und Fackeln in den Händen, erſchienen um Mitternacht in ſeinem Gemache und heulten und ſagten ihm Grobheiten. Man ſah ihn, wie er ſich in ſeinem Bette hin- und herwälzte, gräßlich ſchreiend, wie er endlich wüthend erwachte, ſelbſt Feuer in ſeinen Pallaſt warf und ſammt ſeinem ganzen Hofſtaate ſich unter deſſen Trümmern begrub. — Herrlicher Schluß des Trauerſpiels, wofür mich ein Maſchiniſt, dem ich es vorlas, faſt mit Küſſen getödtet hätte. Den Styl hatte ich natürlich der Erhabenheit der Handlung gleichgehalten, er wimmelte von gewagten Ausdrücken und maleriſchen Beſchreibungen: z. B. betäubte ſich der Donner mit Blut — die Gedanken des Helden erfüllten die Träume ſeines Ruhmes — die Erinnerung eines Lüftchens — das lärmende Schweigen — der Traum des erwachten Gewiſſens u. ſ. w.

Mein Stück wurde von den Schauſpielern einſtimmig angenommen und von dem Publikum einſtimmig ausgepfiffen. Vergebens ſuchten einige empfindſame edle Menſchen mein Werk aufrecht zu erhalten; die Kabale hatte mehr Kraft als ihre Hände und Lungen, und der Sturz des Pallaſtes am Schluſſe war weniger geräuſchvoll als jener der Tragödie.

Damit die Nachwelt indeſſen in den Stand geſetzt werde, ein Urtheil — vielleicht ein vortheilhafteres — über meine Arbeit zu fällen; ſo ſetze ich hier nur einige Verſe desſelben an, welche der Prinz in ſeiner Wuth ſpricht:

Mit Güt' iſt nichts gethan auf dieſer Erden,
Drum will ich grauſam — grauſam — grauſam werden!
Es gebe Schreck und Schauder vor mir her
Und Zähneklappern folge mir und Zittern,
Die Achſen dieſer Welt will ich erſchüttern,
Aufwühlen tief das unermeßne Meer,
Die Bäume aus den feſten Wurzeln reißen,
Die ew'gen Felſen gegen Himmel ſchmeißen
Und färben meine Bahn mit Blute roth;
Kühn überſpring ich jetzt der Menſchheit Brücke,
Gift ſei mein Mund und Flammen meine Blicke,
Mein Ton ein Donner, und mein Schwert — der Tod!

Ich muß der Verſammlung Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Dieſe Verſe, beſonders die letzten, wurden wie närriſch applaudirt, und ich zweifle nicht, daß auch dem ganzen Werke einſtimmiger Beifall geworden wäre, wenn alle Stellen an Kraft und Kühnheit dieſer gleich geweſen wären; allein der menſchliche Geiſt hat keine Grenzen und kann ſich nicht lange auf gleicher Höhe erhalten.

Indeſſen hatte mir mein Stück die Achtung mehrerer Leute von gutem Geſchmacke und unter andern auch eines Weinhändlers erworben, der ſich ungeachtet ſeines Gewerbes ſehr gut auf die dramatiſche Kunſt verſtand. Er hatte in ſeiner Jugend Euripides und Sophokles geleſen, und warf ihnen mit Recht vor, daß ſie ſich allzu nüchtern jener großen Kataſtrophe, jener unerwarteten Schlagmomente, jener ſublimen Schreckmittel bedienen, welche doch eigentlich das Weſen der Tragödie ausmachen. Mein Trauerſpiel hingegen erhielt ſeinen ganzen Beifall und er wünſchte mir Glück dazu. Wir ſprachen oft und viel mit einander über Dramen und Verſe und mein Weinhändler gab mir endlich nicht undeutlich zu verſtehen, daß auch er der theatraliſchen Glorie theilhaftig zu werden wünſche. Ja, er bot mir eines Abends vier Tonnen Syrakuſer dafür an, wenn ich ihm ein Trauerſpiel, deſſen Plan ich entworfen und ihm mitgetheilt hatte, cediren und unter ſeinem Namen erſcheinen laſſen wollte. Das Anerbieten war allerdings verführeriſch, demungeachtet verweigerte ich es, und zwar aus Stolz.

Der Weinhändler hatte eine einzige Tochter, ihre Hand war der Preis, den ich für mein Manuſkript forderte. Der künftige Poet ſchrie über die Theurung des Werkes, allein ich ließ nichts nach, die Autorſucht war mein Vertreter und ich gewann meinen Prozeß zu meinem Nachtheil; denn ich wurde ein Ehemann. Meinem Verſprechen gemäß, fing ich gleich am andern Morgen an, das Trauerſpiel auszuarbeiten, und las meinem Schwiegervater, dem Weinhändler, täglich Abends eine Szene vor. Endlich legte ich mit Thränen in den Augen das Werk, das ihn verewigen ſollte, in ſeine Hände. In dem Ausbruche des höchſten Entzückens riß er ſich den Bart aus, umarmte ſeine Tochter, ſeine Sklaven und mich. Als er ein wenig ruhiger geworden war, dachte er ernſtlich darauf, die Früchte meiner durchwachten Nächte einzuſammeln. Der Schelm gab mehrere glänzende Gaſtmahle und lud dazu die vorzüglichſten Schauſpieler. Da ſich die öffentliche Aufführung dennoch zu lang für ſeine Ungeduld verzögerte, ſo beſchloß er endlich, ſein Stück in ſeinem Hauſe ſpielen zu laſſen und übertrug mir die Vertheilung der Rollen. Ich hütete mich wohl, ſelbſt eine zu übernehmen, denn der Schmerz hätte mich getödtet, hätte ich ſo meine eigenen Verſe zu Gunſten eines Andern recitiren müſſen — aber meiner Frau theilte ich eine Rolle zu. Zwei Krämer, unſere Nachbarn, ein Schwertfeger, zwei Perrückenmacher und drei Apotheker theilten ſich in die übrigen Rollen und mein Schwiegervater behielt ſich den Hauptcharakter vor. Er bat mich, allen Mitſpielenden meine Meinung über Charakterzeichnung, Vortrag und Darſtellung mitzutheilen; allein ich lehnte dies unter dem Vorwande ab, daß ein Autor nicht dazu geeignet ſei, ſein eigenes Werk zu dirigiren, und obwohl ich dies nicht glaubte, ſo hatte ich doch Recht. Mein Schwiegervater nahm daher zu wirklichen Schauſpielern ſeine Zuflucht und dieſe übernahmen recht gern das Geſchäft des Einſtudirens. Sie gaben ſich ſehr viele Mühe, beſonders ſchloß ſich der Deklamirmeiſter meiner Frau jeden Abend mit ihr ein, und ich durfte nicht bei der Lektion gegenwärtig ſeyn. Da ich aber bemerkte, daß meine Frau nach dieſen Lektionen immer ſehr erhitzt war, ſo dachte ich mir, die Anſtrengung könnte ihr ſchaden, und beſchloß einmal abzulauern, ob der Meiſter ſie nicht allzu ſtreng behandle. Am Tage vor der Generalprobe ſchlich ich auf den Zehen zu der Thüre ihres Zimmers und legte das Ohr daran. Erſtaunt, nichts zu hören als Seufzer, öffnete ich die Thüre, und ſah Lehrer und Schülerin in einer Umarmung begriffen. Voll Wuth riß ich ſie aus einander. Der Lehrer entfloh und die Schülerin behauptete keck, ich hätte ſie in der angenehmſten Situation geſtört; denn in meinem Stücke ſei eine Umarmung nothwendig, ſie zeigte mir ſogar die Stelle, wo es hieß:

„Geliebte! warum vor dem Tode beben?
In Küſſen laß verhauchen uns das Leben.“

Ich ſchrie und lärmte trotz dieſes überzeugenden Beweiſes ganz mörderiſch, alle Hausleute liefen herbei und ich erzählte laut und ohne Rückhalt die ganze ſchöne Geſchichte. Mein Schwiegervater erklärte kurzweg, ich ſei ein Dummkopf und verbürgte ſich für die Treue ſeiner Tochter. Ich rief Menſchen und Götter zu Zeugen auf, allein man lachte mir ins Geſicht, bis ich mich aus dem Staube machte.

Daß nun keine Rede von meinem Trauerſpiele war, wenigſtens in dem Hauſe meines Schwiegervaters, verſteht ſich von ſelbſt. Aber eine öffentliche Bühne ſah ihren Vortheil ein und beſchloß dieſes **non plus ultra** zur Aufführung zu bringen.

Endlich erſchien der Tag, der meinen Triumph beleuchten ſollte. Da ich mich an meiner Frau nicht rächen konnte, ſo beſchloß ich an dem Schauſpieler Rache zu nehmen, der ſie das Deklamiren gelehrt hatte. Die Rolle, welche er in meinem Stücke ſpielte, erforderte, daß er ſich am Schluſſe des zweiten Aktes tödtete. Ich beſtach den Garderobier und dieſer ſubſtituirte einen wirklichen Dolch ſeinem hölzernen. Im Augenblicke der Kataſtrophe durchbohrte er ſich das Herz wirklich und ſtürzte zu Boden, ohne ſelbſt den vorgeſchriebenen Schrei ausſtoßen zu können.

Die Zuſchauer, welche das Geheimniß nicht ahnten, brachen beim Anblick ſeines entſtellten blaſſen Geſichtes in lautes Beifallklatſchen aus, und konnten gar nicht genug bewundern, wie nahe manchmal die Kunſt der Natur komme. Aber die vollſtändige Unbeweglichkeit des Schauſpielers fiel ſeinen Kameraden auf, welche ihn vom Theater wegtrugen. Einer derſelben trat dann auf die Bühne und verkündete mit Thränen das traurige Ereigniß und bat um Vergebung, daß die Vorſtellung dadurch für diesmal unterbrochen und geendigt ſei. Das Publikum, obſchon ſehr mitleidsvoll, verlangte demungeachtet die Fortſetzung des Trauerſpiels, und da dieſe wirklich blutige Szene die Zuſeher vermuthlich mit dem vielen Blut in meiner Tragodie vertraut gemacht hatte, ſo wurde jede Szene, jeder Mord, jedes Wort bis ans Ende applaudirt.

Ach! wer beſchreibt mein Glück und zugleich mein Entſetzen, als man nach dem Fallen der Gardine den Verfaſſer hervorrief und ich den Weinhändler an meiner Statt aus der Couliſſe hervortreten ſah. — Eine unbeſchreibliche Wuth, ein heiliger Kunſteifer ergriff mich; ich ſtürzte, meiner ſelbſt nicht mächtig, auf das Theater und erklärte, daß ich der wahre und einzige Autor der Tragödie ſei. Man empfing mich mit Pfeifen, ich gab meinem Schwiegervater eine Ohrfeige, er ergriff mich bei den Haaren; Beide fielen wir nieder, balgten uns auf der Erde herum und kollerten dann mit einander in das Orcheſter zur größten Unterhaltung der ganzen Verſammlung, welche bald ziſchte, bald lachte und klatſchte. Zwei Muſiker, deren Inſtrumente wir durch den Fall zerbrochen hatten, regalirten uns mit Schimpfnamen und Rippenſtößen, die Wache kam herbei, führte uns auf das Polizeibureau, wo mich der Kommiſſär auf Anlangen meines Schwiegervaters und meiner treuen Gemahlin für toll erklärte und fortweiſen ließ.

Ich rettete mich vor dem allgemeinen Hohngelächter in eine abgelegene Straße und nachdem ich einige Zeit über meine traurige Lage geſeufzt hatte, wich ich einer innern Stimme, die mich zum Nachteſſen rief. Ich ſchleppte mich alſo nach Hauſe, wo ſchon im Hofe mein Geruchsorgan durch die anziehendſten, appetitlichſten Gerüche gekitzelt wurde. Alles ſchien zu einem großen Feſte geordnet, das wohlriechendſte Räucherwerk dampfte in allen Gemächern und Flötenſpieler hauchten die ſanfteſten Töne aus. Ich näherte mich, um Platz unter den Gäſten zu nehmen; aber mein unerbittlicher Schwiegervater ließ ſeine Sklaven herbeikommen und befahl ihnen, dem ungebetenen Gaſt die Thüre zu weiſen. Dieſer Befehl wurde, nicht auf die allzu höflichſte Weiſe, erfüllt, und ich befand mich matt und hungrig, ohne einen Obolus in der Taſche, auf der Straße.

Ich wählte die Stufen einer Säule zu meinem Nachtlager und ſchlief auch auf dieſem harten Bett endlich ſanft ein. Es war ſchon heller Tag, als ich wieder erwachte. Freudenruf ſchlug an mein Ohr und ich gewahrte einen Waffenherold, dem eine Menge Leute folgten. Maſchinenmäßig miſchte ich mich unter die Menge und wir kamen endlich auf einen öffentlichen Platz, wo der Herold eine Proklamation vortrug. Sie hatte zum Inhalte, daß die Republik, ſtets bereit, das wahre Verdienſt würdig zu lohnen, dem Verfaſſer der Tragödie, welche geſtern mit ſo außerordentlichem Beifall gegeben wurde, eine namhafte Summe bewilligt und beſchloſſen habe, daß der Name dieſes göttergleichen Dichters mit goldenen Buchſtaben auf eine Säule geſchrieben werden ſoll, die ſich zu ſeinem Ruhme und zum Andenken dieſes großen Ereigniſſes auf dem Hauptplatze der Stadt erheben wird, und daß ſowohl er, als auch alle ſeine Nachkommen auf ewige Zeiten von allen Abgaben befreit ſeyn ſollen.

Die Proklamation war kaum geendet, als ich den Herold bei der Gurgel faßte, ausrufend: „Hier ſteht er, der göttergleiche Dichter! — Edle Athenienſer, werdet ihr dulden, daß man mich meiner Talente beraubt, und daß ein elender Betrüger —“

Bei dieſen Worten wurde das Getöſe ſo allgemein, daß ich nicht weiter ſprechen konnte, und ich erwachte über das Krabbeln einer Fliege, die mir auf der Naſe tanzte.

Acht vernünftige Tage.

Anekdote aus dem Leben eines Künſtlers.

Es gibt noch gute, einfache, freiſinnige Menſchen,
deren Herzen allen lebhaften Eindrücken des Guten
und Schönen offen ſtehen. Sie ſind großmüthig ohne
daran zu denken, daß ſie es ſind, ſie ſind glücklich in
dem Glücke, das ſie verbreiten, fröhlich durch die
Freude Anderer. Sie gefallen aller Welt, ohne glän-
en zu wollen. Sie lieben die ganze Welt, vergeſſen
as Böſe, was man ihnen zufügte, und erinnern ſich
ur des Guten, das ſie genoſſen; ſie kennen den Haß
ur dem Namen nach, beurtheilen alle Herzen nach
hrem eigenen, handeln ohne zu überlegen, wenn es
lt, Jemanden einen Dienſt zu erweiſen, werden
undertmal betrogen, und ſchenken immer wieder Zu-
auen. Ihre Einbildungskraft entflammt ſich leicht,
e ſehen Größe in den einfachſten Handlungen. Dieſe
nd es eigentlich, von denen man ſagen kann: Sie
nd Alles, was ſie ſind, durch ihr Herz.

So war auch der junge Ernſt H***, den ich
ſt gekannt habe. In ſeiner frühen Jugend zeigte
h bei ihm Talent für die bildende Kunſt; und meh-
re Zeichnungen und Gemälde von ihm erhielten den
eifall der Kenner. Allein ein frühzeitiger Tod raffte
n von der Bahn der Kunſt. Er fiel ab, gleich einer
lverſprechenden Frucht noch vor ihrer Reiſe.

Von dieſem jungen Manne will ich hier eine — ich glaube intereſſante Anekdote erzählen.

Ernſt ſaß an einem Tiſche, nahm den Brief, den er an ſeinen Onkel, Herrn von Moll, geſchrieben hatte, und durchlas ihn noch einmal; er lautete alſo:

„Sie wollten es nicht glauben, lieber Onkel, „daß es mir möglich ſei, acht Tage zu verleben, „ohne eine Thorheit zu begehen. Allein Sie haben „ſich geirrt, das große Werk iſt mir gelungen, ich „habe bereits ſieben Tage in einer exemplariſch langweiligen Klugheit verlebt, und ſchreib' Ihnen heute „am achten dieſen Brief. Ich habe alſo meine „Wette gewonnen, und Ihre liebenswürdige Tochter, meine geliebte Sophie, iſt die meinige; „da unſerer Übereinkunft nach ihre Hand der Preis „meiner vernünftig verlebten acht Tage ſeyn „ſollte. — Sie lächeln vermuthlich und fragen: „wie hat es der Burſche zu Wege bringen können, „acht lange Tage vernünftig zu ſeyn? Ich will „Ihnen Beſcheid geben. Ich kam acht Tage nicht „aus meinem Zimmer und verſchloß auch meine „Thüre vor Jedermann. Das iſt das ganze Räthſel. „Sie ſehen, ſo leichtſinnig ich auch immer ſeyn „mag, ſo bin ich doch wenigſtens vorſichtig. Kommen Sie alſo zu mir, lieber Onkel, ſo bald es „Ihnen möglich iſt, ich beſchwöre Sie. Ich brenne „vor Ungeduld Ihnen das Portrait Sophiens „zu zeigen, es iſt meine Arbeit, oder vielmehr das „Werk der Liebe, Sie können daraus ſchließen,

„wie ähnlich es iſt. Wenn Sie kommen, werden „auch meine Gläubiger bezahlt ſeyn, Dank es „Ihrem Darleben von 200 Louisd'or.“

Ihr
kluger Neffe
Ernſt H***.

Ernſt rief nach nochmaliger Durchleſung dieſes Briefes ſeinen alten Bedienten, den der Onkel ihm beigegeben hatte, und ſprach, indem er ihm das Schreiben übergab: „Da nimm, Kaspar! du wirſt nicht böſe ſeyn, ein wenig aus dem Hauſe zu kommen, denn ſeit den ſieben Tagen, da du meine Einſamkeit mit mir theilteſt, haſt du auch hübſch lange Weile gehabt.“

Kaspar. Ach! gnädiger Herr! Wo denken Sie hin? Wie könnte man ſich denn in ſo guter Geſellſchaft langweilen?

Ernſt. Nun, du verſchmähſt aber auch die ſchlechte Kompagnie im Wirthshauſe nicht?

Kaspar. Der Menſch muß ſich in Alles zu ſchicken wiſſen, gute Geſellſchaft hat ihr Gutes, ſchlechte ihr Luſtiges.

„Geh' nur, geh',“ verſetzte Ernſt, indem er dem Alten lächelnd und freundlich auf die Achſel klopfte, „wenn ich verheirathet ſeyn werde, ſollſt auch du es etwas beſſer haben.“

Kaspar. Heirathen Sie ſchon bald, gnädiger Herr?

Ernſt. Dieſen Abend noch. Weißt du denn nicht, daß mein Onkel als eine ihm unmöglich ſcheinende Sache von mir begehrt hat, ich ſoll acht Tage keine Thorheit begehen? und ſieben Tage ſind vorbei, heute iſt der achte.

Kaspar. Der iſt aber noch nicht vorbei.

Ernſt. Noch ſechs Stunden.

Kaspar. Verzeihen Euer Gnaden, aber in ſechs Stunden kann ein Menſch viel —

Ernſt. Beſorge nichts. Ich bürge für mich, wenigſtens für dieſe ſechs Stunden. Wenn du vom Onkel weggehſt, ſo begibſt du dich zu meinem Schneider, und zu den beiden honetten Wucherſeelen, die mir ihr Geld ſo theuer verkaufen, und ſagſt ihnen, ſie ſollen auf der Stelle zu mir kommen, ich ſei bereit, ſie zu bezahlen. Dann ſagſt du im Vorübergehen Herrn von **Blügen**, ich ließe ihn bitten, mich zu beſuchen, denn meine Thüre ſteht von nun an wieder allen meinen Freunden offen.

Kaspar. Wie, den jungen Büchermacher, mit dem Sie ſich vor einiger Zeit geſchlagen haben, und der Ihnen einen ſo tüchtigen Stoß in den Arm beigebracht hat?

Ernſt. Thut nichts, ich fühle nichts mehr davon.

Kopfſchüttelnd ging der Bediente, um ſeine Aufträge zu erfüllen.

Kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, als **Blügen** in heftiger Bewegung und Unruhe in **Ernſts** Zimmer trat. „Ach! biſt du da?“ rief **Ernſt**, „ich habe lange acht Tage ohne dich verleben müſſen. Aber was fehlt dir? du biſt ſo aufgeregt, ſo blaß, was iſt dir geſchehen, hat dich die Kritik hart mitgenommen? Rede!“

„Freund! rette mir das Leben!“ rief der junge Mann.

„Mit Gefahr meines eigenen,“ antwortete Ernſt lebhaft und mit funkelnden Augen, „aber ſage mir nur —“

„Ich bin verliebt. Das Mädchen, das ich liebe, iſt der Inbegriff aller Vollkommenheiten.“

„Nun, das verſteht ſich von ſelbſt.“

„Sie theilt meine Neigung —“

„Deſto beſſer.“

„Aber ihr Vormund iſt der grauſamſte, ungerechteſte Mann von der Welt. Er verlor früher einen bedeutenden Prozeß gegen meinen Vater, und um mich dafür zu beſtrafen, verweigert er mir Angelikens Hand.“

„Ja, da iſt freilich nichts zu thun, als das Mädchen aufzugeben, oder zu entführen.“

„Weil ich das Erſte nicht konnte, hab' ich das Zweite ſchon gethan.“

„Natürlicher Weiſe!“

„Ich ſuche nun überall einen Zufluchtsort, wo ich meine Geliebte vor den erſten Nachſtellungen ihres Tyrannen verborgen halten kann. Wenn ich ſie nur für einige Stunden in Sicherheit zu bringen wüßte, ſo würden ihre Eltern und die meinigen ſich indeſſen bei dem Vormunde für uns verwenden, der wohl nach einem ſo öffentlichen Schritte mir ihre Hand nicht länger verweigern kann. Aber wo ſoll ich Angelika verbergen? Wem das Weſen anvertrauen, welches mir das Liebſte iſt auf der ganzen Erde?“

„Mir, Freund, mir, führe ſie zu mir, ich bürge dir für das koſtbare Kleinod mit meinem Leben.“

„O großmüthiger Freund, meine Dankbarkeit ſoll nur mit meinem letzten Hauche enden.“

„Bah, bah! du würdeſt daſſelbe für mich thun, — geh, hole deinen Schatz.“

Blügen entfernte ſich. — „Zwei unglücklich Liebende!“ murmelte Ernſt vor ſich hin, indem er in ſeinem Zimmer auf- und niederſchritt, „ein junges Mädchen, das Opfer des Despotismus eines grauſamen Vormunds! Wie böſe doch die Menſchen ſind! Alles verfolgen ſie, ſelbſt das ſchönſte Gefühl, die Liebe. Ich bin recht froh, daß Blügen in dieſer Angelegenheit ſich eben an mich wandte, ich dank' es ihm.“

Blügen trat wieder ein, ein Mädchen an ſeinem Arm führend, deſſen Geſtalt durch einen langen Schleier verhüllt war, doch konnte man bemerken, wie die Arme zitterte. Man ſah es an ihrer Verwirrung, daß ſie die Unziemlichkeit des Schrittes, den ſie gethan, und ihrer jetzigen Lage wohl fühlte, und daß ſie ſich über ihr leichtſinniges Betragen Vorwürfe machte.

Ernſt grüßte ſie achtungsvoll. „Mein Fräulein,“ ſprach er, „Sie ſind hier in Ihrer eigenen Wohnung. Schalten Sie über Alles, was mein iſt. Hier ſteht Ihnen ein zwar nicht ſehr großes, aber bequemes Gemach zu Dienſten. Es iſt zugleich mein

Atelier und meine Bibliothek. Niemand wird Sie darin ſtören. Ich ſelbſt werde mir den Eintritt nicht erlauben, ſo lange Sie mir die Ehre erweiſen werden, es zu bewohnen."

Angelika wollte danken, aber die Worte erſtarben ihr auf den Lippen, ſie konnte es nur durch Thränen.

„O mein Freund," nahm Blügen das Wort, „es iſt das Glück meines Lebens, ja mein Leben ſelbſt, was ich dir anvertraue."

„Blügen!" erwiederte Ernſt ernſthaft, „dieſes Pfand ſteht unter dem Schutze der Liebe, des Unglücks und der Freundſchaft. Übrigens ſieh hinein in das Gemach, das Porrait meiner geliebten Sophie ſteht darin, es iſt der ſicherſte Wächter für deine Angelika. Möge ſie von Zeit zu Zeit einen Blick darauf werfen, es wird ihr für meine Delikateſſe bürgen."

Beruhigt entfernte ſich Blügen. Ernſt näherte ſich der ſchönen Unglücklichen, und bot alle ſeine Beredſamkeit auf, ſie zu troſten. „Der gute Blügen," ſprach er, „wie heftig er Sie liebt! Sie thaten recht daran, Ihr Schickſal ganz in ſeine Hände zu legen. Ich kenne ihn lange als einen Mann von Ehre und Genie. Er ſchreibt ſchöne Sachen, und hat bereits den guten Ruf für ſich. Er wird es noch weit bringen, Sie werden ſehen. Erſt letzthin hat er mir ſeine neueſte Tragödie vorgeleſen, ein Meiſterſtück, ſag' ich Ihnen, das Gold und Ehre bringen wird."

„O, mein Herr!“ erwiederte Angelika mit einem Seufzer, „ich habe dem Gefühle meines Herzens gefolgt, allein ich kann mir doch nicht verhehlen, daß die öffentliche Meinung — die Welt —“

„Was öffentliche Meinung!“ rief Ernſt, „ich werde Sie vertheidigen, und alle braven Leute mit mir. — Die Welt!“ ſetzte er ſpöttiſch hinzu, „was iſt denn dieſe Welt, vor der Sie ſich ſo ſehr fürchten? Soll man das Glück ſeines Lebens einem vielköpfigen Ungeheuer opfern, das ſeine Meinung alle Tage ändert? Die Welt iſt ein Haufen von Egoiſten, der den Unglücklichen immer Unrecht gibt, indeſſen dieſe Armen bei mir immer Recht haben. — Doch ſtill, ich höre Getöſe. Treten Sie geſchwind in dieſes Kabinet und ſeyn Sie ruhig. Ich bin hier, Sie zu beſchützen.“

Der Unwillkommene, welcher Ernſten alſo in ſeinen Troſtſprüchen ſtörte, nannte ſich Ferſter, und war ein junger Muſikkomponiſt von großem Verdienſte. Durch zwei gelungene Opern hatte er ſich bereits auf das vortheilhafteſte bekannt gemacht, und ſowohl den Beifall der Kenner, und — was vielleicht noch ſchmeichelhafter iſt — auch der Laien errungen.

„Wahrhaftig!“ ſprach ihn Ernſt an, „du kommſt mir jetzt etwas mal-à-propos, ich war eben ſehr beſchäftigt.“

„Wenn das iſt,“ erwiederte Ferſter mit unterdrückter Wehmuth, „ſo will ich mich auch ſogleich wieder entfernen.“

„Morgen bin ich ganz zu deinen Dienſten,“ fuhr Ernſt fort, „aber heute bleibt mir auch nicht eine Viertelſtunde für meine Freunde übrig.“

„Morgen? ach Ernſt, morgen iſt es zu ſpät.“

„Was heißt das? was redeſt du da, Ferſter? was iſt dir?“ rief Ernſt, indem er den ſich Zurückziehenden feſthielt.

„Bruder,“ verſetzte dieſer, „du warſt meine einzige Zuflucht, und du verläſſeſt mich?“

„Ich dich verlaſſen? Wer ſo ſprechen kann, kennt mich nicht. Rede, erkläre dich deutlicher.“

„Nein, Ernſt! mein Loos iſt geworfen, ich bedarf keines Menſchen Hilfe mehr. Leb' wohl — wohl auf ewig!“

„Du gehſt nicht von hier,“ ſchrie Ernſt, und vertrat ihm den Weg, „bis ich den Grund deines Kummers kenne.“

„Ich bin der unglücklichſte der Menſchen, und du nahmſt mich ſo lieblos auf.“

„Verzeih, Bruder! Wenn ich das that, ſo glaubte ich dich wahrhaftig nicht unglücklich, ſonſt hätte ich dir gewiß meine Arme geöffnet. Ich bitte dich, rede, was fehlt dir?“

„Du verſprichſt mir das tiefſte Stillſchweigen?“

„Hier meine Hand darauf.“

„Wohlan, ſo höre. Ich wurde geſtern wider meinen Willen in ein Hazardſpiel hineingezogen, ich ſpielte zum erſten Male in meinem Leben . . .“

„Und du verlorſt?“

„Ja.“

„O, das iſt mir hundertmal geſchehen, das verdammte Glück! honnetten Leuten ſteht es niemals bei.“

„Ich bin in dieſem Augenblicke ohne Geld,“ fuhr Ferſter fort. „Später wird mir wohl meine Oper etwas einbringen, aber wer weiß, wann ſie gegeben wird. Ich muß dieſen Abend noch bezahlen, und kann ich's nicht, ſo bin ich entehrt, verloren.“

„Iſt die Schuld beträchtlich?“ fragte Ernſt.

„Ach, leider! 200 Louid'or.“

„Nicht mehr?“ rief Ernſt freudig. „Umarme mich, Freund, dann biſt du gerettet, ich beſitze eben jetzt ſo viel. Es iſt ein wahres Glück, daß du gerade ſo viel verloren haſt. Hier nimm, bezahle deine Schuld; geh nur, geh, danken kannſt du mir morgen, jetzt habe ich nothwendige Geſchäfte.“

Mit dieſen Worten drang Ernſt dem erſtaunten Ferſter die Borſe mit den 200 Louisd'or auf, und dieſer entfernte ſich. Ernſt hatte über der unglucklichen Lage ſeiner beiden Freunde Alles, auch ſeine Gläubiger vergeſſen, aber dieſe hatten ein beſſeres Gedächtniß, und ſo eben erſchienen ſie an ſeiner Thüre, begleitet von dem Diener, der ſie auf ſeines Herrn Befehl hieher beſchieden hatte.

Bei ihrem Anblick ward Ernſt etwas verlegen. „Meine Herren!“ redete er ſie an, „ich habe Sie erſuchen laſſen, hieher zu kommen, um Ihnen meine Schuld zu bezahlen, allein Sie erſcheinen etwas zu ſpät, und für heute werden Sie ſich wohl mit dem guten Willen begnugen muſſen.“

„Guten Willen! guten Willen!“ murmelten die Wucherſeelen, „dieſe Münze kennen wir nicht.“

„Und zum Unglück hab' ich keine andere Ihnen zu bieten,“ verſetzte Ernſt.

„Sie hat keinen Cours auf dem Platze.“

„Wenn Sie ſich morgen wieder herbemühen wollen, ſo will ich trachten —“

„Mein Herr! wir laſſen uns nicht zum Narren haben.“

„Das will ich auch gar nicht, und ich verſpreche Ihnen —“

„Daß Sie uns morgen wieder was verſprechen werden. Nicht doch, das dauert zu lange, wir können nicht mehr warten.“

„Wenn ich aber mein Ehrenwort gebe —“

„So müſſen Sie doch erlauben, daß wir zweifeln, und auf alſogleicher Zahlung beharren.“

Nun überfiel unſern Ernſt die Galle.

„Wer wagt es,“ ſchrie er, „in mein Ehrenwort Zweifel zu ſetzen? Jetzt nehmt Reißaus, das rath' ich euch, und ſucht die Thüre, oder ihr fliegt, bei meiner armen Seele! aus dem Fenſter.“

„Meine Herren,“ liſpelte ihnen der alte Kaspar ganz leiſe zu, „folgen Sie meinem Rathe und wählen Sie lieber die Thüre.“

Kluger Weiſe folgten die Gläubiger dieſem wohlgemeinten Rathe, und entfernten ſich, indem ſie Ernſten noch drohten, alle Mittel gegen ihn anzuwenden, welche ihnen die Gerechtigkeit zugeſtehe, wenn er ſie am nächſtfolgenden Tage nicht bezahlen würde.

Ernſtens Zorn verſchwand mit den Gegenſtänden deſſelben. Er ſchaute um ſich und bemerkte, daß nur ſein Schneider, der früher kein Wort geſprochen hatte, zurückgeblieben ſei, und in einer Ecke des Zimmers de- und wehmüthig ſtehe.

„Ja, lieber Freund,“ nahm Ernſt das Wort, „was wollen Sie noch hier? ich habe heute kein Geld, es iſt alſo für Sie hier nichts mehr zu thun.“

„Ach! gnädiger Herr,“ antwortete der Schneider, „ich bin auch nicht da, um Sie zu quälen, ich habe ja gerne Geduld, aber mein armes Weib iſt krank, meine vier Kinder ſchreien nach Brot, und nirgend, wohin ich komme, kann ich mein Wohlverdientes erhalten. Heute iſt der letzte Termin, den mir der Hauseigenthümer zur Bezahlung des Miethzinſes geſetzt hat, und kann ich ihn nicht befriedigen, ſo wirft uns der Hartherzige vielleicht auf die Straße.“

„Was ſagen Sie? Ihre Frau ....“

„Iſt zum Sterben.“

„Und Ihre Kinder?“

„Haben keinen Biſſen Brot.“

„Ach, wie unglücklich bin ich!“ rief Ernſt mit einer Thräne im Auge. „Doch ja — hier, mein Freund, nehmen Sie meine Uhr, verkaufen Sie ſie indeſſen, und geben Sie Ihren Kindern Brot. — Sie will ich vor allen Andern befriedigen.“

„O wie gut Sie ſind, gnädiger Herr!“ ſprach der alte Diener, als der Schneider dankbar das Gemach verlaſſen hatte, „man kann Sie glauben machen, was man will. Der Bock mit ſeinem weinerlichen Tone und ſeiner trübſeligen Miene iſt zehnmal reicher als Sie.“

„Was ſagſt du da, ſein Weib ....“

„Iſt geſund und wohlauf. — Seine Kinder — dick und fett und von den Abſchnitzeln prächtig gekleidet.“

Eben wollte Ernſt antworten, als die Stimme ſeines Onkels an ſein Ohr ſchlug, welcher mit Sophien eintrat. Ernſt flog in ſeine Arme und drückte ihn an ſein Herz. „Theurer Onkel!“ rief er, „wie glücklich bin ich, Sie zu ſehen, und meine theure Sophie, Sie führen ſie mir ſelbſt in die Arme.“

„Nein, Ernſt, das iſt nicht Güte, das iſt Gerechtigkeit. Ich habe dich deiner Thorheiten wegen ausgeſcholten, ich muß auch deine Klugheit belohnen.“

„O ſüßer Lohn!“

„Sie waren alſo recht vernünftig, dieſe acht Tage hindurch?“ ſprach Sophie, aus deren Blicken Liebe und Fröhlichkeit ſtrahlte.

„Sie wiſſen, was auf dem Spiele ſtand, konnte — durfte ich dieſe Wette verlieren?“

„Ja, ich fürchtete es ein wenig, jetzt darf ich es geſtehen, da Sie gewonnen haben.“

„Gewonnen, ja mit Trommel und Pfeife gewonnen!“

„Deine Gläubiger ſind alſo alle bezahlt, Junge?“ fragte Herr von Moll.

„Meine Gläubiger?“ — Ernſt ſtockte. — „Ja, — nein, mein beſter Onkel! alle noch nicht.“

„Und warum nicht?“

„Weil — weil — als ſie kamen — ſehen Sie — als ſie kamen, hatte ich kein Geld mehr.“

„Und die 200 Louisd'or?“

„Ich mußte ſie zu anderm Zwecke verwenden, zu etwas Nothwendigerem, Beſſerem, glauben Sie mir es, lieber Onkel.“

„Burſche!“ ſprach jetzt der Onkel, indem er die Brauen etwas zuſammenzog: „ein junger Menſch, der acht Tage hindurch in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen bleibt, kann nicht 200 Louisd'or ausgeben, ohne eine Thorheit zu begehen.“

„Und doch ſage ich Ihnen, ich habe Sie ausgegeben, ohne mir auch nur den geringſten Vorwurf machen zu dürfen.“

„Wenn das iſt, ſo rede, was haſt du mit dem Gelde gemacht?“

„Das iſt ein Geheimniß.“

„Sie haben Geheimniſſe vor mir?“ fragte Sophie traurig.

„Und ich,“ fuhr Herr von Moll fort, „muß aus deinem Stillſchweigen ſchließen, daß du mich hintergangen und die Wette verloren haſt.“

„Ach, das iſt deswegen noch nicht ſo ganz gewiß, lieber Vater,“ fiel Sophie ein.

„Verdammen Sie mich nicht, bevor Sie mich gehört haben,“ rief Ernſt.

„Wie, zum Henker! willſt du denn, daß man ch höre, wenn du nicht reden willſt? Was haſt du it dem Gelde gemacht?“

„Den beſten Gebrauch.“

„Deſto beſſer, aber welchen?“

„Ich bezahlte eine Schuld.“

„Eine Schuld, die mir noch nicht bekannt war?“

„Allerdings, eine Spielſchuld.“

„Wie? du haſt alſo geſpielt, und du nennſt as vernünftig ſeyn?“

„Ach!“ fiel Sophie mit ſchmerzhaftem Tone n, „nun ſehe ich, wie Sie mich lieben.“

„Nein, Sophie, ich habe nicht geſpielt.“

„Biſt du närriſch, was redeſt du denn da zu-mmen? hat nicht geſpielt, und doch eine Spiel-huld bezahlen müſſen.“

„Und doch iſt es ſo, ich ſchwöre Ihnen bei einer Ehre, bei meiner Liebe zu Sophien.“

„Lieber Vater!“ ſagte Sophie ſchmeichelnd, hören Sie, er ſchwört bei ſeiner Liebe zu mir, es uß alſo doch wahr ſeyn.“

„O Sophie, theure Sophie,“ rief Ernſt, vertheidigen Sie mich, Sie thun es mit vollem Rechte, und ich will Sie bald von der Wahrheit einer Worte und meiner Liebe überzeugen. Weit ntfernt mich dem Spiele zu ergeben, hab' ich mich ur mit Ihnen beſchäftigt. Ich malte Ihr Bild — kommen Sie, ſehen Sie, wie ähnlich es iſt.“

Nach dieſen Worten, nur bemüht, ſich zu ver-theidigen und Sophien ſeine Liebe zu beweiſen, öffnete er die Thüre zum Kabinete, führte ſeinen Onkel und Sophien hinein, und deutete auf das Portrait.

Aber Herr von Moll fuhr ſchaudernd zurück, und ausrufend: „Ha! was muß ich ſehen? eine Weibsperſon hier verſteckt?“

„Was hab' ich Unglücklicher gethan!“ rief Ernſt, indem er ſeine Unklugheit bemerkte, „nun bin ich verloren!“

Mit ſchnellen Schritten ging Moll im Zimmer auf und nieder, einmal über das andere im Grimme laut auflachend und ausrufend: „Welche Treuloſigkeit! Nein, das iſt zu ſchändlich!“ — Ernſt ſuchte ſich ihm zu nähern mit einer unbeſchreiblichen Ängſtlichkeit, allein vergebens bat und ſchwor er dem Onkel und Sophien, daß er unſchuldig ſei; ſie wandten ſich von ihm und deuteten nur auf das Kabinet. Aufs Äußerſte war Ernſt getrieben, als plötzlich Blügen in das Zimmer trat, und Ernſt ihm mit den Worten entgegenſtürzte: „Gott ſei Dank! nun bin ich gerettet!“

„Ja, mein Freund, du biſt gerettet,“ ſprach Blügen. „Aber die Gefahr war nicht ſo groß, und Herrn von Moll's Zorn nur ein Scherz.“ Mit dieſen Worten trat er in das Kabinet, und führte Angeliken aus demſelben, welche nun unter lautem Lachen den Schleier zurückſchlug und Ernſten ein wohlbekanntes Geſicht zeigte. Es war Frau Spitz, welche ſchon über 30 Jahre im Hauſe ſeines Onkels als Haushälterin diente, und deren Züge mehr ehrwürdig, als verfuhreriſch waren.

Auch Ferſter erſchien wie gerufen zu dieſer Szene, und legte in Ernſtens Hände die empfangenen 200 Louisd'or zurück, ihm dankend für einen Freundſchaftsdienſt, deſſen er zu ſeinem Glücke nicht bedurfte.

Ernſt ſtand ſtarr, und verſtand kein Wort von allen dem, was er ſah und hörte, er glaubte zu träumen, und ſah die Umſtehenden mit einer wahrhaft komiſchen Verwunderung an. Endlich brach Blügen das Stillſchweigen: „Ich kann deine Verwunderung begreifen, armer Freund, aber ich will dir das Rathſel loſen. Ferſter und ich befanden uns eben bei deinem Herrn Onkel, als dein Brief dort anlangte, und der luſtige alte Herr entwarf ſogleich den Plan, dir einen Streich zu ſpielen, und dadurch die Güte deines Herzens auf die Probe zu ſtellen. Er bedurfte zu dieſer Komödie zwei Schauſpieler, wozu wir Beide uns willig engagiren ließen, weil wir im voraus wußten, daß du dadurch nur gewinnen konnteſt, und ſich dein Gemüth im hellſten Glanze zeigen wurde."

„Wie?" rief Ernſt, „Alles das war nur ein Scherz? Angelika — Frau Spitz — Sie ſind nicht entführt? — Ferſter hat nichts verloren? — Nun, wenn das iſt, ſo habt ihr Beide wirklich viel Talent zum Theater."

„Nicht ſo, lieber Freund," erwiederte Blügen, „du biſt der beſte, und wenn man dein Herz trifft, auch der leichtgläubigſte Menſch; wir ſpielten nicht ſo gut, und öfters, wenn wir dir unſere Angſt ſchilderten, waren wir auf dem Punkt, in lautes Lachen auszubrechen, aber du, einmal aufgeregt, nahmſt Alles für baare Münze.“

Ernſt. Und Sie, Sophie, waren auch mit im Komplotte?

Sophie. Zu dienen.

Ernſt. Sie konnten meine Qual mit anſehen, und mich dennoch in meinem Irrthume laſſen!

Sophie. Lieber Freund, ich habe zwanzigmal verſucht, Sie durch Lächeln, Huſten und verſchiedene andere Zeichen zu unterrichten, aber Sie ſahen und hörten ja nicht.

„Lieber Junge,“ rief der Onkel, indem er Ernſten in ſeine Arme ſchloß, „du biſt übrigens doch ein braver, guter Menſch. Sophie iſt dein.“

Wenige Tage nachher wurden die Liebenden verbunden, und wenn Sophie ſich auch noch manchmal über eine kleine Thorheit ihres Gemahls zu beklagen hatte, ſein vortreffliches Herz machte Alles wieder gut.

Der Grundſatz.

Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde.

In einem Gaſthauſe entſpann ſich neulich ein Geſpräch über das neueſte Schauſpiel, welches auf einem unſerer Theater gegeben worden war. Die Einen ſprachen für, die Andern gegen dasſelbe. Der Streit wurde immer heftiger, beſonders kamen Herr E***, der eine Recenſion darüber geſchrieben, und ſich darin ziemlich ſtark dagegen expektorirt hatte, und mein Freund L***, der dafür ſprach, in Eifer, und wären ſich vielleicht ſogar in die Haare gefallen, wenn wir Übrigen die ganze Sache nicht zum Scherze gewendet und dem Zanke dadurch ein Ende gemacht hätten.

Im Nachhauſegehen ſprachen ich und mein Freund L*** noch darüber, und ich wunderte mich, wie er ſo hitzig werden, und mit ſolcher Heftigkeit die Partei des Einen ergreifen konnte: „Sieh mich an,“ ſagte ich zu ihm, „ich menge mich in nichts; ich ſpreche meine Meinung wohl auch aus, aber ſeh' ich, daß Jemand einer andern iſt, ſo bekümmere ich mich nicht darum, ich gehe meinen Weg, halt' es aber weder mit dem Einen noch mit dem Andern.“

Als ich das geſagt hatte, lachte mein Freund L*** bitter und erwiederte: „O mein Lieber! da biſt du auf ganz irrigem Wege, und biſt du mit dieſem deinem Grundſatze glücklich durch die Welt gekommen, ſo lag es nur am Schickſal, das dir wohlwollte. Ich habe denſelben Grundſatz gehabt, und mir iſt es ſehr ſchlimm damit gegangen. Wenn zu willſt, ſo will ich dir einiges aus meinem Leben, was darauf Bezug hat, erzählen, urtheile ſelbſt, ob ich dann Unrecht habe, mich für den Einen oder den Andern lebhafter zu intereſſiren.“

Ich bat ihn, mir zu erzählen, und er theilte mir beiläufig Folgendes mit:

„Ich war in meinem ſechzehnten Jahre ſchon ſehr ernſthaft und nachdenkend. Die Unglücksfälle, womit mich das Schickſal in meiner zarteſten Kindheit heimgeſucht hatte, das Studium der alten Philoſophen, worauf ich mich eifrig verlegte, Alles vereinigte ſich, aus mir einen kleinen Cato zu bilden. Ohne Eltern, ohne Vermögen, war mein Onkel meine einzige Stütze. Dieſer vortreffliche Mann ließ mich nach der Hauptſtadt kommen, und gab mich in eine berühmte Erziehungsanſtalt, wo er für mich bezahlte. Einſt, es war an einem Rekreationstage, befand ich mich in ſeinem Hauſe. Es war eben Geſellſchaft verſammelt, und das Geſpräch lenkte ſich auf die unendliche Schwierigkeit, unter und mit den Menſchen verträglich zu leben. „Ich,“ ſagte mein Onkel, „habe die Sache nie ſo ſchwierig gefunden, als Sie meinen, ich habe aber auch immer einen vortrefflichen

Grundſatz beobachtet. Wollen Sie ihn wiſſen? Da leſen Sie.“ Mit dieſen Worten öffnete er den obern Theil ſeines Schreibeſchranks, und wir ſahen dort mit goldenen Buchſtaben auf Ebenholz den Spruch geſchrieben:

Laß Jeden in ſeiner Sache wandern,
Halt's nicht mit dem Einen und nicht mit dem Andern.
Dann hältſt du's, glaube mir,
Am beſten ſtets mit dir!

Dieſe Worte ergriffen mich mächtig, dazu die Jovialität meines Onkels, ſeine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft, ſein gutes Einkommen, zu welchem Allen ihm wohl die Befolgung dieſes Grundſatzes geholfen haben mochte, — kurz, ich nahm mir feſt vor, ihn zum Leitſtern meines ganzen Lebens zu machen.

Am folgenden Morgen kehrte ich in die Erziehungsanſtalt zurück. Ich fand meine Kameraden in einem heftigen Wortwechſel, der ſchon in Thätlichkeiten überzugeben drohte. Ein gewiſſer Ellinger behauptete, es ſei ihm ein Federmeſſer abhanden gekommen. Feller, ein Sauſewind, der mit ihm auf einem Zimmer wohnte, nahm das krumm, deutete die Anklage auf ſich, und war blaß vor Wuth darüber. Ein Theil der Übrigen ſchlug ſich auf Ellinger's, der andere auf Feller's Seite und verlangte Genugthuung für ſolchen Schimpf. Kaum erblickte man mich, ſo ſchrie man mir ſchon von allen Seiten entgegen:

„Was denkſt du? — Nicht wahr, das iſt unverzeihlich von Ellinger — nicht wahr, Feller hat Unrecht, das auf ſich zu beziehen? Rede, rede, mit wem hältſt du es?"

„Ich," antwortete ich ruhig, und meinem Grundſatze getreu, „ich halt' es mit Keinem. Was geh'n mich eure Streitigkeiten an? ich bleibe neutral."

„So?" ſchrie Ellinger, „alſo glaubſt du, ich habe Fellern unrechtmäßiger Weiſe angeklagt?"

„Wie? neutral?" ſchrie Feller, „alſo meinſt du, ich habe das Federmeſſer wirklich geſtohlen?" und Beide fielen mit dieſen Worten über mich her, warfen mich zu Boden und bedeckten mich zum nicht geringen Gelächter beider Parteien mit Fauſtſchlägen. Zum Glücke kamen auf mein Jammergeſchrei die Lehrer dazu, ſahen ihr blaues Wunder an mir und entriſſen mich den Händen der Wüthenden."

„Du ſiehſt wohl, lieber Freund, daß die erſte Anwendung des Grundſatzes meines Onkels nicht glücklich für mich ausfiel; doch zog ich daraus keine böſe Schlußfolge für die Zukunft, dachte mir, bei erwachſenen Perſonen würden ſich die guten Wirkungen wohl eher offenbaren als bei unverſtändigen Knaben, und blieb feſt bei meinem gefaßten Prinzip."

„Meine Studien waren vollendet. Mein Onkel, ſeine Altersſchwäche fühlend, nahm mich zu ſich und ſuchte mich in irgend einem öffentlichen Amte unterzubringen. Allein leider hatte ich das Unglück ihn früher zu verlieren, als ich ſeine Verwendung für mich verwirklicht ſah. Das Vermögen, welches er mir hinterließ, war zu unbedeutend, als daß ich davon hätte leben konnen, daher hatte ich ſchon den Entſchluß gefaßt, Soldat zu werden, als ich die erledigte Einnehmerſtelle in K***, um welche mein Onkel kurz vor ſeinem Tode für mich angehalten hatte, erhielt. Meine Freude darüber war ſehr groß, beſonders da K*** mein Geburtsſtädtchen war. Schnell packte ich zuſammen, was ich hatte, vergaß den Schreibkaſten meines Onkels, worin der goldene Spruch ſtand, nicht, und reiſte nach meinem neuen Poſten ab. Kaum war ich dort angekommen, ſo erkundigte ich mich um die Wohnung meiner beiden Vettern, mit denen ich die unzertrennlichſte Freundſchaft zu ſchließen Willens war. Ich erfuhr, wo ſie wohnten, und beſuchte noch an demſelben Abende den ältern: Eduard. Er nahm mich ſehr freundlich auf, verſicherte mich, daß er mir von jeher ſehr zugethan geweſen ſei, und ſchloß damit, daß er mir erzählte, wie er ſich mit Theodor, ſo hieß mein jüngerer Vetter, entzweit habe, und wie ſie nun einander gar nicht mehr ſahen. — „Das iſt ein böſer Menſch,“ fügte er hinzu, „und ich ruhe nicht, bis er mir aus der Stadt muß, ja fort muß er und ſollt' es mir den letzten Heller koſten. Ihr Vater, lieber Franz!“ ſprach er mit einem Seufzer, „Gott hab' ihn ſelig! hat mir's oft geſagt, daß der Burſche nichts tauge, ach! er hatte Recht.“

„Ich ſah wohl, daß mich Eduard auf ſeine Seite zu bringen ſuchte, allein treu meinem Grundſatze, entgegnete ich ihm nur einige beſanftigende Worte und empfahl mich. Am andern Morgen beſuchte ich Theodor. Sein Empfang war ſehr kalt, er geſtand mir offen, er werde es mir niemals verzeihen, daß ich Eduard zuerſt beſucht habe, er haſſe ihn mit Recht von ganzem Herzen, und Eduards Freunde könnten nie die ſeinigen werden. Er erſuchte mich am Ende ſogar etwas unhöflich zu dem zurückzukehren, dem ich ſchon früher die meiſte Aufmerkſamkeit bezeigt habe.“

„Ich ging, feſt entſchloſſen, nie mehr einen Fuß in dieſes Haus zu ſetzen, und dafür mit ganzer Liebe an Eduard zu hängen. Allein, wie erſtaunte ich, als ich ſah, daß mir auch Eduard Abends auf der Promenade auswich. Umſonſt ſuchte ich ihn am andern Morgen in ſeinem Hauſe auf, er ließ mich nicht vor, und der Bediente erklärte, wie ſein Herr nie mehr einen Menſchen zu ſehen wünſche, der mit ſeinem erklärten Feinde Freundſchaft geſchloſſen habe.“

„So war ich denn von meiner ganzen Familie ausgeſtoßen,“ fuhr L*** mit einer Thräne im Auge zu erzählen fort, „die es in der Folge auch nicht daran fehlen ließ, mich bei ihren Bekannten ſchlimm anzuſchreiben; doch ich tröſtete mich damit, meinem Grundſatze getreu geblieben zu ſeyn, und bald that auch Amor das Seinige mich zu zerſtreuen.“

„Der Gegenſtand meiner Neigung war Julie Moll, eine junge Witwe; ich hatte das Glück auch von ihr geliebt zu werden, und ſchon gab ſie mir das Verſprechen die Meinige auf ewig ſeyn zu wollen. Alles beneidete mich; denn Julie war vielleicht das liebenswürdigſte Frauenzimmer in K***. Ich ſage vielleicht, weil der Geſchmack verſchieden iſt, und ſich auch in dieſem Städtchen die Meinung theilte, zwiſchen ihr und Madame Diller, ihrer Nebenbuhlerin an Schönheit, Geiſt und Eleganz. Man kennt die Weiber, immer führen ſie Krieg mit einander, ihre Waffen ſind Hüte, Hauben und Kleider, ihre Generale Schneider und Modehändler, ihre leichten Truppen Händedruck und Augenſpiel. Weh der Schönen, die einer andern Schönen den Sieg ſtreitig macht! ſie wird gehaßt bis in den Tod, und man küßt ſie in Geſellſchaft nur wie Judas. So waren denn auch Julie und Madame Diller einander recht herzlich gram, obgleich ſie ſich faſt täglich ſahen, und mit Komplimenten überhäuften. Endlich aber erſchien der Augenblick, wo ſie ſich nicht länger zurückhalten konnten, und einander den Fehdehandſchuh vorwarfen. Julie hatte ſich ein Pianoforte aus der Hauptſtadt bringen laſſen. Madame Diller beſaß nur ein kleines Clavecin und hätte dieſes bald in noch kleinere Stücke geſchlagen, als ſie der Nebenbuhlerin prächtiges Inſtrument mit Bronzeverzierungen erblickte. Einige Tage darauf gab der Herr Bürgermeiſter ein Konzert, bei welchem die beiden Damen glänzen ſollten. Julie ſpielte eine kleine leichte Sonate auf ihrem großen Pianoforte, Madame Diller ein großes ſchweres Konzert auf ihrem kleinen Clavecin. Überdies ſang Julie die Arie, welche eigentlich die Diller hatte ſingen wollen. Darüber erfolgte nun zwiſchen den Damen eine ſo heftige Erklärung, daß ſich Beide augenblicklich von dem Konzerte entfernten. Am andern Morgen erhielt ich folgendes Billet:

„Sie wiſſen vermuthlich ſchon, wie abſcheulich ſich die Diller geſtern gegen mich benommen hat. Ich hoffe, Sie werden eine Frau künftig auch als Ihre Feindin anſehen, welche die meinige geworden iſt. Ich erkläre Ihnen, daß ich auch die kleinſte Artigkeit, welche Sie ihr in Zukunft beweiſen würden, als eine Beſchimpfung für mich anſehen müßte.

Ihre
Julie.“

„Ich fand dieſes Begehren ſehr übertrieben und dachte mir: die Sache wird ſchon wieder ins Geleiſe kommen. Ich ſteckte das Billet zu mir, ohne es zu beantworten, und eilte ein Geſchäft zu beendigen, welches mich vor die Stadt rief. Auf meinem Rückwege fand ich außer der Stadt eine zerbrochene und geſtürzte Kaleſche, die ich bald für jene der Madame Diller erkannte. Die arme Frau ſelbſt fand ich ganz zerſchlagen auf der Straße liegen. Ich hielt es für Menſchenpflicht ihr zu Hilfe zu eilen, bot ihr meinen Wagen an, und führte ſie nach Hauſe. Da ſie am entgegengeſetzten Ende der Stadt wohnte und ich einen offenen Wagen hatte, ſo wurden wir von vielen Bekannten geſehen. Ich begleitete ſie nur bis zur Stiege und eilte dann zu Julien; allein wie erſtaunte ich, als mir das Stubenmädchen ein Billet übergab folgenden Inhalts:

„Mein Herr, da Sie, trotz meiner Bitte, ſich mit Madame Diller gleichſam im Triumphe

„gezeigt, und mich ſo zum Gelächter der ganzen
„Stadt gemacht haben, ſo muß ich die Bekanntſchaft
„ſchaft mit einem Manne aufgeben, der meine
„Ehre nicht ſchont. Ich erlaſſe Ihnen hiemit alle
„Ihre Verſprechungen, und wünſche, daß Sie bei
„Madame Diller ein Herz finden, welches Sie
„zärtlicher liebt als jenes Ihrer

getäuſchten

Julie.“

„Umſonſt verſuchte ich mich bei Julien zu rechtfertigen, umſonſt ſchrieb ich mehrere Briefe an ſie, ſie wurden mir alle unerbrochen zurückgeſandt, und ich ſah endlich alle Hoffnungen auf Wiedervereinigung ſchwinden. Ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß ein Weib von ſolchen Geſinnungen mich nicht glücklich gemacht haben würde und ſuchte Zerſtreuung im Tempel der Muſen. Ich machte Verſe und hatte das Vergnügen zu ſehen, daß meine kleinen Gedichte Beifall erhielten. Doch bald gerieth ich durch mein ſchwaches Talent in ein neues Unglück. Der General von X*** hielt ſich bei ſeiner Durchreiſe einige Tage in unſerm Städtchen auf. Er ſpeiſte bei dem Herrn Burgermeiſter, und dieſer erſuchte mich einige Strophen zum Lobe ſeines erhabenen Gaſtes zu verfertigen. Ich verfaßte alſo ein Lied auf den Muth und die Menſchlichkeit des Helden; dieſes wurde öffentlich bei der Tafel abgeſungen und ich von allen Seiten mit den ſchmeichelhafteſten Lobſprüchen beehrt. Da ich wußte, daß mein Vaterland noch einen berühmten General beſaß, der in gleichen

Ehren mit dieſem ſtand, und ich es, meinem Grundſatze gemäß, mit Keinem verderben wollte, ſo machte ich auch ein zweites Gedicht auf den andern Kriegshelden, ſandte beide nach der Stadt, und ließ ſie in einem unſerer geleſenſten Journale abdrucken. Was war die Folge? Beide wurden mir gram; des Einen Schwager war mein Vorgeſetzter im Amte, des Andern Vetter machte meiner Erſchönen den Hof; ich verlor meine Einnehmersſtelle, welche ein junger Menſch erhielt, der auf den einen General ein Lob-, auf den andern ein Spottgedicht verfaßt hatte.“

„Ich war nun gezwungen nach der Hauptſtadt zu wandern, um dort um ein neues Ämtchen zu ſolizitiren, da ich aber wenig Freunde und noch weniger Geld beſaß, ſo mußte ich fürs Erſte Zuflucht zu meiner Feder nehmen. Ich ſchrieb ein Luſtſpiel, welches, obſchon es den Kennern gefiel, doch nicht zur Aufführung kam. Ich hatte es nemlich den beiden erſten Schauſpielern, welche Feinde waren, ſelbſt vorgeleſen, der Verſuch, mir Beide zu gewinnen, machte mir Beide zu Widerſachern, und ſo blieb mein Luſtſpiel unaufgeführt und mein Beutel leer.“

„Nun ſchrieb ich einen Traktat über Muſik, in welchem ich unſere erſten drei Komponiſten mit Lobſprüchen überhäufte. Da ich dieſe Herren perſönlich kannte, ſo überſandte ich jedem von ihnen ſogleich ein Exemplar. Einige Tage nachher machte ich ihnen meine perſönliche Aufwartung, um ihren

Dank einzuernten. Allein der Empfang entſprach meiner Erwartung nicht, keiner von ihnen ſprach von den Lorbeern, die ich ihm geſtreut hatte, ſondern nur von jenen, womit ich die Stirne ſeines Nebenbuhlers geziert hatte. Sie wünſchten mir mit einem ſpöttiſchen Lächeln Glück zu meinem ſeltenen Talente und zu der Belohnung, die ich von den Andern erhalten würde, und ich eilte unmuthig und mit der traurigen Gewißheit nach Hauſe, daß ich mir wieder drei neue Feinde gemacht habe."

„Ich würde kein Ende finden, wollte ich all die Abenteuer erzählen, die meiner Ruhe und meinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſchadeten. Es iſt genug, wenn ich dich verſichere, daß mir nach einem zweijährigen Aufenthalte in der Hauptſtadt der Eintritt in allen guten Häuſern verſagt war, und ich gezwungen geweſen wäre, meinen Bündel auf den Rücken zu nehmen und mein Heil in einem fremden Lande zu ſuchen, wäre nicht eben zu jener Zeit der Schwager des Generalen, mein ehemaliger Vorgeſetzter, ſelig in dem Herrn entſchlafen. Sein Nachfolger fing — wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt — damit an, das ganze Gebäude ſeines Vorfahrers umzuſtürzen, und ich erhielt meine Einnehmersſtelle wieder."

„Ich kehrte nach K*** zurück, und machte auf dem Wege dahin folgende Betrachtungen: Der Grundſatz meines Onkels hatte mich unglücklich gemacht, alſo ſchloß ich, daß es im bürgerlichen Leben eben ſo wie im politiſchen nur großen Mächten erlaubt ſei, neutral zu bleiben. Kleinere Mächte brauchen eine größere, welche ihnen ihren Schutz angedeihen läßt. Ich beſchloß mein Benehmen zu ändern und meinen geliebten Grundſatz aufzugeben. Seitdem halt' ich es immer voll Wärme mit einer Partei und bin dadurch ſo glücklich, wenigſtens immer mit der Hälfte der Menſchen in Freundſchaft zu leben. Die Verſe aber in meines Onkels Schreibeſchrank ließ ich auf der Stelle vernichten, und dafür hinſetzen:

Bleib' nie neutral im Lebensgefecht,
Halt's ſtets mit Einem und mit dieſem recht.

eter Marks ſaß eines Abends vor ſeiner Hütte
d ſah, ein Pfeifchen ſchmauchend, ſeinen Kindern
ielen zu, als ein alter Hauſierer vor ſeiner Thüre
hielt, um ſeinen Kram auszulegen. Marks
ufte einige Kleinigkeiten, da er leider in ärmlichen
mſtänden war, und da der Kramer ſehr ermüdet
ien, bot man ihm einen Stuhl und einige Er-
iſchungen. „Ich komme ſehr weit her,“ ſprach dieſer,
dem er den Hut abnahm, und ſich den Schweiß
on der Stirne wiſchte. „Dieſes Land iſt mir un-
kannt, ich bitte euch, zeigt mir einen Ort an,
o ich die Nacht zubringen kann.“ — „Ich wollte
uch gerne ſelbſt aufnehmen,“ antwortete Marks,
aber bei uns iſt jeder Winkel ſchon voll. Übrigens,
enn ihr mit einem einfachen Strohlager in der
cheppe vorlieb nehmen wollt, ſteht es euch zu
ienſten.“ — „Der Himmel vergelt' es euch,“ er-
iederte der Krämer, „und um für eure Gaſtfreund-
haft nur einigermaßen erkenntlich zu ſeyn, will ich
ieſen Abend euren Kindern einige Geſchichten er-
ählen und ſie unterhalten.“ — Die Kinder dräng-
en ſich bei dieſen Worten an ihn, und Joſeph
agte: „Ja, lieber Herr, erzählt uns etwas, aber
a etwas recht Wunderbares, ſo etwas von Hexen,

von Feen, oder Rieſen.“ — „Ach nein,“ ſagte Liſe, „nichts von Unholden, da fürcht' ich mich dann die ganze Nacht; lieber eine andere Geſchichte, aber nur keine Moral am Ende, das iſt langweilig!“ — „Nun, ich will mein Beſtes thun,“ verſetzte der Krämer lächelnd, that noch einen Schluck aus der vor ihm ſtehenden Flaſche, und fing dann zu erzählen an:

„Es war einmal ein armer Handwerker Namens Jobſon, der eine ſo zahlreiche Familie beſaß, daß er nicht wußte, wie er ſie ernähren ſollte. In Verzweiflung über ſeine Lage, beſchloß er, über dem Meere ſein Glück zu ſuchen. Mehrere ſeiner Nachbarn, eben ſo arm als er, ſchloſſen ſich an ihn an; ſie verkauften das Wenige, was ſie beſaßen, um mit dem dafür gelöſten Gelde die Reiſe beſtreiten zu können, und hielten ſich verſichert, einmal in der neuen Welt angelangt, ſogleich Arbeit und reichliches Auskommen zu finden. Die ganze Karavane ſchiffte ſich in Liverpool ein. Ich erinnere mich nicht mehr, wie der Ort, wohin ſie gehen wollten, hieß, aber es liegt auch nichts an dem Namen; denn ſie kamen nie daſelbſt an. Seit einigen Wochen ſchifften ſie auf dem Meere, da erhob ſich ein fürchterlicher Sturm: weder Arbeit noch Beten half mehr; nachdem das Schiff zwei Tage und drei Nächte das Spiel der Wellen geweſen war, wurde es an einen Felſen geſchleudert und zerſplittert. — Mit Mühe nur gelang es den armen Leuten, ihr Leben zu retten; allein ſie erkletterten doch Alle glücklich den

Felſen, und fanden eine ſehr angenehme und fruchtbare Inſel. Sie war unbewohnt, und hierüber waren die Schiffbrüchigen nicht wenig erfreut; denn ſie nahmen ſogleich Beſitz davon, und zweifelten nicht, daß ſie hier eben ſo glücklich leben würden, als in Oſtindien; beſonders wenn es ihnen gelingen würde, ihre Werkzeuge und Kleidungsſtücke aus dem geborſtenen Schiffe noch zu retten.“

„Als der Himmel ſich erheitert hatte, gelang es ihnen wirklich, mehr, als ſie hoffen durften, aus dem geborſtenen Schiffe zu retten. Um die Erzählung nicht ohne Noth zu verlängern, ſag' ich euch nur, daß ſie ſich auf der Inſel niederließen, und daß in weniger als einem Jahre ſchon jede Familie ihr Häuschen, mit einem kleinen Gärtchen umgeben, beſaß. Es gab auf der Inſel eine große Menge von Früchten: Trauben, Feigen, Kokosnüſſe und viele andere, die ſie gar nicht kannten, welche aber ſehr wohl ſchmeckten. Sie hatten Korn geſäet, und die Ernte war reichlich, aber die Schwierigkeit beſtand darin, die Körner zu Mehl zu mahlen, und ſie erlangten dieſes nur dadurch, wenn ſie es zwiſchen zwei großen Steinen zerrieben, wozu viel Zeit erfordert wurde, und wodurch doch nur ein ſehr gröbes Mehl entſtand, ſo daß Jobſon, der, wie ihr wißt, eine zahlreiche Familie beſaß, nicht Brot genug für alle ſeine Kinder hatte.“

„Aber da ſeh' ich ja gar nichts Wunderbares,“ fiel Joſeph dem Erzähler ins Wort, „wann kommen denn die Hexen und die Rieſen?“

„Jedes Ding will ſeine Zeit, mein Freund,“ antwortete der Krämer, „die Jugend muß Geduld haben;“ und er fuhr in ſeiner Erzählung fort. Die Kinder aber verdoppelten ihre Aufmerkſamkeit.

„Eines Tages nun, als Jobſon ſo auf der Inſel ſpazieren ging, und über ſein trauriges Schickſal, welches ihn auch hierher verfolgte, nachdachte, kam er in ein Thal, welches ihm bisher noch ganz unbekannt geblieben war. Dieſes Thal war von einem Fluſſe durchſchnitten, an deſſen Ufern die herrlichſten Bäume ſtanden; der Anblick war ſo ſchön, daß er in Bewunderung ſtarr da ſtand, und endlich vorwärts ſchritt, ohne zu wiſſen, wohin ihn ſeine Schritte führen würden. — Plötzlich aber ſah er einen Gegenſtand vor ſich, der ihn in den größten Schrecken verſetzte: es war nemlich ein ungeheurer Rieſe, welcher auf der Erde ausgeſtreckt lag.“

„Die erſte Bewegung Jobſon's war, die Flucht zu ergreifen: allein der Rieſe richtete ſich auf und ſprach: „Fürchte dich nicht vor mir, denn ungeachtet meiner Kraft bin ich nicht grauſam, und thue dir nichts zu Leide.“ — Jobſon zögerte noch, nahm aber dann alle Kraft zuſammen, und machte dem Rieſen den Vorſchlag, für ihn zu arbeiten. — „Ich bin bereit,“ antwortete dieſer, „Alles für dich zu thun, was du verlangſt; allein ich muß dir vorausſagen, daß ich, indem ich immer einſam lebte, noch nichts kann; ich werde alſo deiner Leitung bedürfen, wenn ich für dich arbeiten ſoll.“ — „Wenn es ſich nur darum handelt,“ ſagte Jobſon freudig, „ſo will ich es nicht fehlen laſſen.“

„Sie gingen nun mit einander zu Jobſon's Hütte. Die ganze Familie erſchrak nicht wenig über das Ungeheuer. Alle ſchrieen laut und wollten fliehen, allein Jobſon's Zureden und des Rieſen freundliche Miene flößte ihnen bald Vertrauen ein.“

„Fürs Erſte bekam der Rieſe Korn zu mahlen, und Jobſon zeigte ihm, wie er es zwiſchen zwei Steinen zermalmen ſollte. Dies war nur ein Kinderſpiel für den Starken, und ſie ſahen wohl ein, daß, wenn ſie ſich zwei große flache Steine, wie ſie bei Mühlen im Gebrauche ſind, verſchafften, die Arbeit noch ſchneller von Statten gehen würde. Allein der Steinbruch war zu weit von ihnen entfernt. Auf welche Art ſollten ſie die Steine herbeibringen? — „Kommt nur,“ ſagte der Rieſe, „dieſe Laſt iſt für mich gar nichts!“ — Jobſon packte ſein Werkzeug in eine Kiſte, welche der Rieſe auf ſeine Schulter nahm, als wenn es ein Federpolſter wäre. Am Abend baten ſie ihn, ſich etwas Ruhe zu gönnen, allein ſie konnten ihn nicht dazu bewegen, die Arbeit zu verlaſſen, und bevor ſie ſelbſt einſchliefen, dankten ſie noch Gott für den Schatz, welchen er ihnen beſcheert hatte.“

„Aber ſagt uns doch den Namen dieſes ſeltſamen Ungeheuers,“ fiel Joſeph dem Erzähler ins Wort.

„Aquafluentes,“ antwortete dieſer.

„Ein ſonderbarer Name,“ meinte Liſe, „ich habe noch keinen ähnlichen gehört.“

„Ja, die Rieſen führen ganz andere Namen, als wir Menſchen," fuhr der Erzähler fort, „aber ich verſichere, daß dieſer Name bei unſerm Rieſen ſehr characteriſtiſch war;" und er erzählte alſo weiter:

„Die Kinder Jobſon's wurden in der Nacht durch das Gepolter, welches die mahlenden Steine verurſachten, aus dem Schlafe erweckt, und, erſchrocken über dieſen ungewohnten Lärmen, riefen ſie nach der Mutter, welche ihnen die Urſache davon erklärte."

„Beim Anbruch des Tages war alles Getreide gemahlen, und ſie fanden Aquafluentes vor der Thüre, neue Arbeit begehrend. — Während Jobſon überlegte, womit er ihn beſchäftigen ſollte, reinigte der Rieſe das Haus, dann führte er die Kinder an das Ufer des Fluſſes, und lehrte ſie ſchwimmen. Sie waren entzückt über ihn, und als ſie mit friſchen Roſenwangen nach Hauſe zum Frühſtücke zurückkehrten, konnten ſie nicht aufhören, von ihrem neuen Freunde zu ſprechen."

„Indeſſen hatte ihm Jobſon neue Arbeit bereitet. Er wünſchte ſchon lange einige Baumſtämme, welche er im Walde gefällt hatte, nach Hauſe zu fördern, um ſich einen neuen Fußboden zu legen. Jobſon lehrte ihn, ſich der Säge zu bedienen, und bald war er darin geſchickter, als ſein Lehrer. Die Leichtigkeit, womit er dieſe Arbeit verrichtete, brachte Jobſon auf den Gedanken, mehrere Sägen zu vereinigen, überhaupt ſah er, daß der Rieſe die Kraft beſäße, ſie alle zugleich zu regieren, und daher zehnfach ſo viel Arbeit zu verrichten. Die Schwierigkeit dabei beſtand nur darin, ſo viele Sägen zuſammenzubringen; er wandte ſich daher an ſeine Nachbarn und verſprach ihnen dafür, wenn ſie ihm ihre Sägen leihen wollten, eine Anzahl bereits geſägter Breter. Der Ruf des fleißigen und geſchickten Rieſen war bald auf der ganzen Inſel verbreitet, und Jeder beeilte ſich, ihm ſeine Werkzeuge zu leihen, um Antheil an den Früchten ſeiner Arbeit zu nehmen. So arbeitete der Rieſe für Alle, aber ſein erſter Herr, Jobſon, zog den größten Nutzen daraus.“

„Jobſon's Beiſpiel und ſein ſtets zunehmender Reichthum trieb die übrigen Bewohner an, die noch unbekannten Gegenden der Inſel zu unterſuchen, in der Hoffnung, auch ein ſolches koſtbares Weſen zu finden. — Man erkundigte ſich bei Aquafluentes, und erfuhr von ihm, daß er einen Bruder habe, welcher aber ſchwer zu finden ſei, weil er ſich nicht in der Ebene aufhalte, ſondern faſt immer auf den höchſten Gebirgen ſich befinde. „Und iſt dieſer Bruder ein eben ſo guter Arbeiter, wie du?“ fragte man ihn. — „O!“ antwortete er, „wenn er in guter Laune iſt, ganz gewiß, aber ſein Charakter iſt ſehr ungleich, und er kommt manchmal ſo ſehr in Zorn, daß ich — bei meiner gewöhnlichen Ruhe — mich beim Anblick ſeiner Exzeſſe nicht enthalten kann, ſelbſt in Wuth zu gerathen.“

„Die Nachforſchungen der Koloniſten waren lange fruchtlos, endlich aber fand Einer, Namens Jackſon, bei Verfolgung einer Gemſe auf einem hohen Felſen eine ungeheure Figur, welche auf dem Gipfel ſaß.“

„Er konnte kaum die Geſtalt dieſer Figur unterſcheiden, ſo ſehr waren ſeine Augen geblendet, nur das bemerkte er, daß ſie zwei Flügel hatte, ſo groß wie die Segel eines Schiffes, und ſo durchſichtig wie jene einer Mücke. Jackſon glaubte den Bruder des Aquafluentes zu erkennen, und zögerte, ſich ihm zu nahen. Indeſſen faßte er doch Muth, trat einige Schritte näher, und fühlte ſich durch den angenehmen Ausdruck in ſeinem Geſichte noch mehr angezogen. Er fragte ihn endlich um ſeinen Namen, und ob er ſich in ſeinen Dienſt verdingen wolle? — „Mein Name iſt Ventoſo,“ antwortete der Rieſe, „und ich bin bereit für dich zu arbeiten, mit der Bedingung, daß du mir ganz meinen Willen laſſeſt. Ich bin nicht von ſo knechtiſchem und unterwürfigen Charakter, wie mein Bruder, der ſein ganzes Leben hindurch ſich auf dem gewohnten Pfade fortzuſchleppen im Stande wäre. Ich kann mich oft nicht enthalten, über ſeine langſamen Bewegungen zu lachen, und ich unterhalte mich oft damit, ihn aus ſeiner Gleichmüthigkeit zu bringen, um ihn ein wenig ſchneller marſchiren zu ſehen. Aber — gut, wie ich nun ſchon bin, leihe ich ihm auch oft meinen Beiſtand: wenn er ſehr ſchwere Laſten zu tragen hat, da ſetze ich mich ihm auf die Schulter und, meine Flügel ausbreitend, mach' ich ihn mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit laufen.“

Jackſon war ſehr erſtaunt darüber, Aquafluentes der Faulheit und Langſamkeit beſchuldiget zu ſehen. Er erzählte Ventoſo, welche große Arbeiten er ſchon für die Kolonie verrichtet habe.

„Er iſt doch nur eine Schildkröte, wenn ihr ihn mit mir vergleicht,“ ſchrie Ventoſo mit einer fürchterlichen Stimme, und, um ſeine Schnelligkeit zu zeigen, ſpannte er ſeine Flügel aus, und war ſogleich verſchwunden. — Jackſon fürchtete ſchon, ihn für immer verloren zu haben, aber in dem nächſten Augenblicke ſchon ſah er ihn eben ſo ſchnell wiederkehren, als er ſich entfernt hatte. Der Rieſe willigte dann ein, ihn nach Hauſe zu begleiten, mit der Bedingung, daß er ſeine eigene Wohnung an einem erhabenen Orte nehmen dürfe.

Die phantaſtiſche Geſtalt des Rieſen und beſonders ſeine durchſichtigen Flügel erregten in hohem Grade die Bewunderung aller Einwohner. Jackſon baute auf einem Hügel eine kleine Hütte zum Kornmahlen. Während deſſen ſtieg Ventoſo in das Thal herab, um ſeinen Bruder zu beſuchen. Er fand ihn damit beſchäftiget, Breter zu ſägen. Sie umarmten ſich freundſchaftlich, und Ventoſo, in guter Laune, bot ihm an, ihm etwas Vorſchub zu leiſten, „denn mit deiner Langſamkeit,“ ſprach er, „kommſt du nicht weiter.“ — „Was nennſt du langſam?“ rief ein Kind, welches auf Aquafluentes Rücken ſaß, „es kann dem Geſchwinden ja Niemand folgen.“ — „Vielleicht doch,“ ſagte Ventoſo, „denn wir ſind keine Pygmäen, wie ihr;“ und ſich an des Kindes Seite ſetzend, breitete er ſeine Flügel aus, und ſie fuhren mit einer Schnelligkeit davon, welche das Kind anfangs erſchreckte, dann es aber unterhielt, da es ſah, daß ihm kein Leid widerfahre, und es war entzuckt darüber, wie ein Vogel in den Lüften herumſchweben zu können.

Ungeachtet ſeiner Geſchicklichkeit in der Arbeit war Ventoſo der Kolonie doch nicht ſo nützlich, als ſein Bruder. Er trug zwar alle Laſten mit außerordentlicher Kraft und Schnelligkeit, allein er trug ſie hin, wo er wollte, und man mußte ſich erſt um die Richtung bekümmern, welche er nehmen wollte, bevor man ihm etwas anvertraute, ja es geſchah ſogar oft, daß er ſeine Idee änderte, und nach Norden trug, was nach Süden beſtimmt war. Auch ereignete es ſich, daß er, wenn er nicht Luſt hatte zu arbeiten, plötzlich verſchwand, und man ihn mehrere Tage lang vergebens ſuchte. Übrigens war die Kolonie — Dank ſei es dieſen beiden wunderbaren Weſen — ſo verbeſſert worden, daß die Häuſer kaum mehr kennbar waren, und daß die Einwohner, welche ſich nun nicht mehr mit den härteſten und nothwendigſten Arbeiten beſchäftigen durften, auf andere Dinge zu ihrem Vergnügen und zu ihrer Bequemlichkeit denken konnten. Es iſt daher ganz natürlich, daß ſie noch mehrere ſo hilfreiche Weſen zu entdecken ſuchten.

Sie wandten ſich neuerdings an Aquafluentes, und er ſagte ihnen mit einem Seufzer: „Es exiſtirt auf dieſer Welt noch ein Weſen unſerer Art, und leider iſt dies mein Sohn. Er hat mich ſeit mehreren Jahren verlaſſen, und ſeitdem ſah ich ihn nicht mehr. Seine Mutter war aus dem Geſchlechte der **Salamander**; er hatte immer mehr Hang zu ſeiner mütterlichen, als zu ſeiner väterlichen Familie, und an einem brennend heißen Sommertage, während er ſich an den Strahlen der Sonne wärmte, erhob er ſich vor meinen Augen plötzlich in die Luft, und verſchwand.“

„Da müſſen wir wohl darauf Verzicht leiſten, ihn zu finden,“ riefen die Koloniſten. — Indeſſen verlor Einer von ihnen, Namens **Perkins**, doch den Muth nicht, er zog neue Erkundigungen bei **Aquafluentes** ein, und erfuhr, man habe ſeinen Sohn in einer heißen Quelle baden geſehen, welche ſich in einem entfernten Thale der Inſel befinde. **Perkins** fragte, ob man von ihm viel Arbeit erwarten könnte? **Aquafluentes** erwiederte: „Ich kann nur vom Hörenſagen darüber ſprechen, aber ich habe Urſache zu glauben, daß er allein mehr arbeite, als **Ventoſo** und ich mit einander. Die größte Schwierigkeit beſteht darin, ihn zu fangen und einzuſchließen; denn man kann ihn nur arbeiten machen, wenn er gefangen iſt. Ich muß euch auch im Voraus ſagen, daß er nicht ſo leicht zu verpflegen iſt, als wir, da er ungeheuer viel ißt.“ — „O!“ rief **Perkins**, „wenn das iſt, wie könnt' ich einen ſolchen Rieſen erhalten, ſein Appetit würde ja allen Gewinnſt, den mir ſeine Arbeit brächte, verzehren.“ — „Nein, nein,“ erwiederte der Rieſe, „ſeine Nahrung iſt nicht koſtſpielig, er begnügt ſich mit Holz und Kohlen; und je mehr man ihm gibt, je mehr arbeitet er, vorausgeſetzt, daß er eingeſperrt iſt.“ — „Aber, wo ein Gefängniß für einen Rieſen finden?“ — „Was das betrifft, ſo ändert er ſeine körperliche Geſtalt nach den Umſtänden, bald reicht er bis zu den Wolken, bald kann er wieder in das kleinſte Behältniß eingeengt werden. Man hat bemerkt, daß er um ſo mehr arbeite, je mehr er genirt iſt.“ — „Nun wohl,“ ſagte Perkins, „wenn du mir helfen willſt, ſo verzweifle ich unter dieſen Umſtänden noch nicht, ihn in meine Gewalt zu bringen.“

Schon am andern Morgen gingen ſie mit einander aus, nachdem Perkins an Jobſon vorher vergütet hatte, was ihm Aquafluentes Arbeit für einen Tag eintragen konnte. Auf dem Wege beſprachen ſie ſich über die Art, wie ſie den Rieſen gefangen nehmen wollten, wenn ſie ſo glücklich ſeyn ſollten, ihn zu finden. „Darauf hab' ich mich vorgeſehen,“ ſagte Aquafluentes, und zeigte Perkins eine Bouteille, welche dieſer mit ungläubigem Lächeln anſtaunte.

Sie kamen endlich in das Thal, und bemerkten über der Quelle eine große Maſſe Dampf. — „Da iſt er!“ ſchrie Aquafluentes. — Perkins ſah aufmerkſam hin, ſah aber nur eine Wolke, welche nach und nach die Geſtalt eines ungeheuern Rieſen annahm, und dann verſchwand. „Er iſt fort,“ rief er, „und wir haben ihn auf immer verloren.“ —

„Nicht doch!“ antwortete Aquafluentes, „wir wiſſen nun einmal, wo wir ihn finden, und wir werden ein andermal glücklicher ſeyn.“ — Sie kamen wieder zurück, ſahen aber nichts als die Quelle. „Deſto beſſer,“ ſagte der Rieſe, „wir wollen uns jetzt bereiten, ihn zu fangen, wenn er aus der Quelle ſteigt.“ — Er hielt hierauf ſeine Bouteille umgekehrt über dem Waſſer, und empfahl Perkins, dem er den Stöpſel eingehändigt hatte, ſie alsogleich feſt zu verſchließen, wenn er ſie angefüllt ſehen würde. Perkins hatte große Mühe ernſthaft zu bleiben, bei dem Gedanken, einen Rieſen in eine Bouteille zu verſchließen. — Indeſſen handelte es ſich hier um ſeinen eigenen Vortheil, und er blieb daher aufmerkſam auf Alles, was vorging. Der Dampf fing an, ſich langſam zu erheben, und die Bouteille war bald davon erfüllt und ſorgſam verſchloſſen. Aber Perkins konnte ſich nicht überzeugen, daß er das koſtbare Kleinod beſitze. — „Er erträgt ſeine Gefangennehmung ſehr leicht,“ ſprach er zweifelnd, „denn er iſt ja zahm wie ein Lamm.“ — „Verlaß dich darauf nicht,“ antwortete Aquafluentes, „er iſt jetzt ruhig, weil ihn friert, aber wenn er wieder erwärmt ſeyn wird, wirſt du ganz etwas anderes ſehen. Wenn du nach Hauſe kommſt, ſetze nur die Bouteille zum Feuer, denn die Hitze iſt ſein Element, und ohne ſie wirſt du nichts mit ihm richten.“ Mit dieſen Worten tauchte er die Bouteille in einen Topf ſiedenden Waſſers. Wie groß war die Verwunderung Perkins, als in einem

Augenblicke der Stöpſel weit davon ſprang, und der Rieſe aus der Bouteille ſtieg, immer größer wurde, und endlich durch den Rauchfang davonflog. Perkins war dadurch ganz entmuthigt, aber Aquafluentes ſagte: „Ich kenne den Spaßmacher ſchon, wir werden ihn ſchon wieder erwiſchen.“ — „Wozu ihn immer wieder fangen, wenn wir ihn nicht feſthalten können?“ meinte Perkins. „Ich rathe dir,“ antwortete der Rieſe, „in den geretteten Schiffsgeräthſchaften nachzuſehen, ob du nicht eine metallene Vaſe findeſt, welche ſo feſt iſt, daß wir ihn feſthalten können, wenn er in voller Arbeit iſt.“

Perkins fand bei einem der Koloniſten eine kupferne Vaſe in cylindriſcher Form, welche er mit einem alten Paar Schuhe bezahlte. — „Ich glaube kaum, daß er dieſes Behältniß zerbrechen wird,“ ſagte er zum Rieſen. „O, er hat noch ganz andere zerſprengt,“ antwortete Aquafluentes, „wenn er in heftiger Leidenſchaft war;“ aber die Vaſe näher unterſuchend, fand er ſie zu ihrem Zwecke vollkommen geeignet. Es befand ſich darin eine kleine Öffnung, wieder durch eine leicht zu bewegende Platte geſchloſſen. „Dieſes Thürlein,“ ſprach Aquafluentes, „wird er in ſeiner Wuth öffnen, ohne daß er dadurch ganz entſchlüpfen kann.“ — Am andern Morgen kehrten beide zur Quelle zurück, es glückte ihnen, ſich des Vaporoſo (ſo hieß der Rieſe) wieder zu bemächtigen, und ſie trugen ihn im Triumphe nach Hauſe.

Als Vaporoſo bemerkte, daß er nicht entwiſchen könnte, willigte er ein, mit ſeinem Herrn einen Vertrag zu ſchließen, und verſprach, alle Arbeiten zu verrichten, die man ihm vorlegen würde. „Aber,“ ſetzte er ſtolz hinzu, „es müſſen in jedem Falle würdigere Arbeiten ſeyn, als Mehl mahlen und Breter ſägen. Verwende mich bei Bereitung von Stoffen, oder um Kohlen aus der tiefſten Mine herauszuſchaffen, oder um das Waſſer zu erheben, wie es dir gefällt!“ — „Was die Kohlen betrifft,“ verſetzte Perkins, „ſo haben wir deren, bei ſo vielen herrlichen Wäldern, nicht nöthig, aber wenn es möglich wäre, die Baumwolle zu bearbeiten, welche hier im Überfluſſe wächſt, ſo würde daraus für uns großer Nutzen entſtehen; denn unſere Hemden ſind alle zerriſſen, und unſere Frauen und Kinder gehen ſchon faſt nackt. Ich will daher mit den übrigen Koloniſten ſprechen, und mich mit ihnen berathen, ob es möglich ſei, eine Baumwollenmanufaktur zu errichten.“

Dieſer Vorſchlag wurde ſehr günſtig aufgenommen, Jeder legte mit Freuden Hand an die Arbeit, und man kam damit bald zu Ende. Ein Manufakturiſt aus Mancheſter hätte wohl über die ganze Arbeit gelacht, allein ſo unvollkommen das Werk war, ſo wurde es doch bald unſchätzbar auf der Inſel, deren Bevolkerung ſich im Verhältniſſe zu ihrem Reichthume vergrößerte.

Man etablirte bald mehrere Manufakturen in Schafwolle, man ſäete Flachs und machte Leinwand und Tuch, endlich fing man ſogar auch an ein Schiff zu bauen, um deſſen Befehligung ſich die drei Rieſen ſtritten. „Ohne meine Beihilſe wird es ſich nicht bewegen können,“ ſagte Aquafluentes. — „Es wird doch nur langſam gehen, wie eine Schildkröte,“ ſagte Ventoſo, „wenn ich ihm nicht mit meinen Flügeln zu Hilſe komme.“ — „Ja,“ ſprach Vaporoſo, „aber ihr Beide werdet das Schiff hinleiten, wie es euch eben einfällt, indeſſen es unter meiner Leitung ſich ſeinen Pfad ſelbſt wählen, und mit einer noch größeren Schnelle wird vorwärts dringen können.“ — Aquafluentes mußte ſelbſt geſtehen, daß er das Schiff nur bis zur Mündung eines Fluſſes geleiten könne, und daß er auf dem weiten Meere keinen Einfluß darauf habe. Die beiden andern Rieſen theilten alſo das Kommando unter ſich.

Die Koloniſten hätten nun nach England zurückkehren, oder ihre erſte Richtung verfolgen können, allein ſeit zwanzig Jahren hatten ſie ſich ſo ſehr an dieſe Inſel gewohnt, und ſie ſo lieb gewonnen, daß ſie ſelbe nicht mehr verlaſſen wollten. Indeſſen waren die jungen Leute doch neugierig, das Land zu ſehen, wovon ihnen ihre Eltern ſo viel erzählten, ſie nahmen alſo eine große Ladung von Landesprodukten mit ſich, und ſchifften nach England. Die Kolonie wurde immer reicher und mächtiger, und ihre Bewohner immer glücklicher — und — hier endet mein Mährchen,“ ſagte der vom langen Erzählen ermüdete Hauſirer.

„Das Mährchen iſt recht hübſch,“ ſagte Marks, „aber für uns ohne Anwendung, denn die Vorſicht ſchenkt uns keine übernatürlichen Kräfte.“

„Seid ihr verſichert,“ ſagte der Erzähler lächelnd, „daß dieſe Kräfte ganz außer eurem Bereiche liegen? ich will euch eine kleine Erklärung meines Mährchens geben. — Die Natur hat allen Menſchen dieſe rieſigen Kräfte zu Hilfe gegeben — (bei dieſen Worten ſahen ſich die Zuhörer furchtſam um, indem ſie meinten, die drei Rieſen ſchon hinter ſich ſtehen zu ſehen). Sagt mir,“ fuhr der Erzähler zu Marks gewendet fort, „wer treibt die Mühlen, welche wir dort ſehen?“ — „Niemand, ſie werden durch den Lauf des Fluſſes in Bewegung geſetzt.“ — „Und der Fluß, arbeitet er nicht ohne Lohn und ohne Nahrung?“ — „Ja wohl,“ antwortete Marks — „alſo — ja richtig, Aquafluentes iſt nichts anderes, als fließendes Waſſer?“ — „Und Ventoſo?“ fuhr der Hauſirer fort. — „Halt!“ fiel ihm Marks ins Wort, „Ventoſo iſt der Wind; ja richtig, der Wind. Ich danke euch, lieber Freund, für eure Geſchichte; ſie lehrt uns, daß uns von Gott großer Segen geſchenkt wurde, den wir bisher gleichgiltig hinnahmen. Aber wer iſt denn der dritte Rieſe, kräftiger und mächtiger als die beiden andern?“ — „Das iſt der Dampf, der alle Manufakturen in Bewegung ſetzt. Es iſt zu bemerken,“ fügte der Hauſirer hinzu, „daß dieſe Kräfte, welche für den Menſchen arbeiten, doch die Arbeit der Menſchen nicht ausſchließen. Im Gegentheile, je mehr die Maſchinen in Bewegung ſind, deſto mehr haben die Menſchen zu thun.“

„Kommt jetzt, die Nachtſuppe zu eſſen," rief Frau Marks, und nachdem Alle dem Hauſirer für ſein Mährchen gedankt hatten, gingen ſie zum Abendeſſen und ſchliefen dann ruhig, nachdem ſie auch Gott für die ihnen geſchenkten Rieſenkräfte der Natur gedankt hatten.

Derjenige, welcher am Abende des 15. Decembers 1793 ſich von der kleinen Stadt Cliſſon nach dem Dorfe Saint-Crepin begeben, und auf der Bergeshöhe, an deren Fuße der Fluß Moine fließt, angehalten hätte, würde auf der andern Seite des Thales ein ſeltſames Schauſpiel erblickt haben.

Zuerſt würde er an dem Orte, wo ſein Auge ein freundliches, unter Gebüſch verſtecktes Dörfchen geſucht hätte, drei oder vier Rauchſäulen aufſteigen geſehen haben, welche, von ihrer Baſis abweichend, ſich in der Höhe wieder vereinigten, einen Augenblick, wie eine braune Kuppel, ſchweben blieben, und dann einem feuchten Oſtwind weichend, mit den Wolken eines nebligen Himmels vermiſcht, fortrollten. Er würde weiter geſehen haben, wie dann die Baſis dieſer Säulen ſich röthete, der Rauch wich, und Feuerzungen, an den Dächern von Häuſern leckend, an deſſen Stelle traten. Es würde ihm vorgekommen ſeyn, als öffneten ſich alle Fenſter, um Feuer auszuſpeien.

Von Zeit zu Zeit, wenn ein Dach oder eine Mauer einſtürzte, würde er ein dumpfes Krachen vernommen und eine ſchneller aufflackernde Flamme erblickt haben, und beim fürchterlichen Scheine der Feuersbrunſt würde er Waffen blinken, und einen Kreis von Soldaten ſich in der Weite ausdehnen geſehen und mit Grauen ausgerufen haben: Mein Gott, hier wärmt ſich eine Armee mit einem Dorfe.

Wirklich hatte eine republikaniſche Brigade von 12 bis 1500 Mann das Dorf Saint-Crepin verlaſſen gefunden und angezündet. Es war keine Grauſamkeit, es war eine Kriegsoperation, wie eine andere, und die Folge wird beweiſen, daß es die einzige war, welche zum Ziele führte.

Indeſſen war eine einſame Hütte von der Brunſt verſchont geblieben, es ſchien ſogar, als habe man alle nöthige Vorſicht getroffen, damit ſie die Flamme nicht ergreife. Zwei Schildwachen ſtanden an der Thür, und jeden Augenblick ſprengten Adjutanten und Ordonanzoffiziere her und hin, um Ordres zu holen und fortzutragen.

Derjenige, welcher dieſe Ordres gab, war ein junger Mann von 20 bis 22 Jahren, mit langen blonden Haaren, auf der Stirne geſcheitelt, welche lockig auf beiden Seiten über ſeine blaſſen, magern Wangen herabhingen, ſein ganzes Geſicht trug jene unheimliche Traurigkeit, welche nicht ſelten bei denjenigen ſichtbar wird, welche in früher Jugend ſterben. Der blaue Mantel, in den er gehüllt war, hielt nicht ſo feſt zuſammen, daß man nicht die Zeichen ſeines Ranges, zwei General-Epaulettes, darunter hätte bemerken können, nur waren dieſe Epaulettes von Wolle, denn die republikaniſchen Offiziere hatten der Republik ein Geſchenk mit allem Golde, welches ſonſt ihre Uniformen zierte, gemacht. Er ſtand über einen Tiſch gebeugt, auf welchem eine geographiſche Karte lag, und zeichnete mit Bleiſtift, bei dem Scheine einer Lampe, welche vor der Helle von außen erblaßte, die Route, welcher ſeine Soldaten folgen ſollten.

Es war der General Marceau, welcher drei Jahre ſpäter bei Altenkirchen den Tod fand.

„Alexander!“ rief er, ſich halb emporhebend, „Alexander! ewiger Schläfer, träumſt du von St. Domingo, daß du gar nicht wach werden willſt?“

„Wer da?“ rief der Angeſprochene, indem er ſich von ſeinem Lager emporhob, und dadurch mit dem Kopfe faſt an die Decke der Hütte reichte. „Wer da? Kommt der Feind?“

„Nein, aber eine Ordre vom General Weſtermann iſt gekommen.“ Und während Jener die Ordre las, betrachtete Marceau mit kindlicher Neugierde die muskuloſen Formen des herkuliſchen Mulatten, der vor ſeinen Blicken ſtand.

Es war ein Mann von 20 Jahren, mit kurzen, gekrauſten Haaren und brauner Geſichtsfarbe, blaſſer, erhabener Stirne und blendend weißen Zähnen, deſſen faſt übernatürliche Kraft in der ganzen Armee bekannt war, welche ihn in einer Schlacht einen Helm mittendurch ſpalten, und bei einer Parade ein ſtütziges Pferd zwiſchen ſeinen Beinen erſticken ſah. Es war der General Alexander Dumas, der Vater des jetzt in Frankreich berühmten Schriftſtellers.

„Wer hat dieſe Ordre überbracht?“ fragte dieſer.

„Der Volksrepräſentant Delmar.“

„Gut. Und wo ſoll der Verſammlungsort dieſer armen Teufel ſeyn?“

„In einem Gehölze, eine Meile von hier — ſieh nur da die Karte an — hier.“

„Ja, aber auf der Karte ſind die Holzwege, die Berge, die abgehauenen Bäume, die tauſend kleinen Pfade nicht angezeigt, auf denen man ſich am hellen Tage verirren kann. Verdammtes Land, wo Einen immer friert.“

„Sieh einmal,“ antwortete Marceau, indem er die Thüre mit dem Fuße aufſtieß und auf das brennende Dorf zeigte, „da iſt Feuer, wenn du dich wärmen willſt. — He da! Citoyens! was gibt's?“ Dieſe letzte Frage war an eine Gruppe von Soldaten gerichtet, welche, da ſie Lebensmittel ſuchten, in einer Scheuer, welche an die Hutte ſtieß, worin ſich die beiden Generale befanden, einen Bauer gefunden hatten, welcher ſo ſehr betrunken ſchien, daß es wahrſcheinlich war, er habe den ubrigen Bewohnern des Dorfchens, als ſie flohen, nicht folgen können.

Der Leſer ſtelle ſich einen Bauer mit einem großen Hute, langen Haaren, einer grauen Weſte und einem äußerſt ſtupiden Geſichte vor, der zwar einem Menſchen ähnlich ſah, aber noch einen Grad unter dem Thiere ſtand, denn es war klar, daß in dieſem Augenblicke dieſer Fleiſchmaſſe ſogar der Inſtinkt mangelte. Marceau that einige Fragen an ihn, allein ſeine Volksſprache und der Wein machten ſeine Antwort unverſtändlich. Marceau wollte ihn den Soldaten zu einem Spielballe überlaſſen, allein Dumas gab Befehl, die Hütte zu räumen, und ihn dort als Gefangenen einzuſchließen. Ein Soldat ſtieß ihn hinein, er taumelte an der Wand hin, fiel dann, gleich einem Sacke, der Länge nach nieder, und blieb bewegungslos liegen. Ein Wachposten wurde vor die Thür geſtellt, und man traf nicht einmal die Vorſichtsmaßregel, das Fenſter zu ſchließen.

„In einer Stunde können wir aufbrechen,“ ſprach General Dumas zu Marceau, „wir haben einen Wegweiſer.“

„Welchen?“

„Dieſen Menſchen.“

„Ich gebe es zu, wenn wir erſt morgen fort wollen, für heute wird der Kerl ſchwerlich wach werden.“

Dumas lächelte; „folge mir,“ antwortete er, und er führte Marceau in die Scheuer, in welcher der Bauer von den Soldaten gefunden worden war, die Wand derſelben hatte Spalten, wodurch man Alles, was in der Hütte vorging, ſehen konnte. „Da ſieh hinein,“ ſprach er, und Marceau ſtellte ſich zu einer Spalte und beobachtete Folgendes. Er hatte anfangs Mühe, den Gefangenen zu ſehen, welcher in den dunkelſten Winkel der Hütte gefallen war. Er lag noch unbeweglich an derſelben Stelle. Marceau wendete ſich nun zu ſeinem Gefährten um, allein dieſer war verſchwunden.

Als er die Blicke wieder durch die Spalte ſandte, ſchien es ihm, als ob ſich der Gefangene bewegte, er ſetzte ſich dann auf, ſo, daß Marceau ſein Geſicht beobachten konnte, gähnte wie ein Erwachender und blickte um ſich. Als er ſich allein ſah, zuckte ein Blitz der Freude aus ſeinem Geſichte. Marceau betrachtete ihn nun aufmerkſamer, ſein Geſicht nahm den erſten Ausdruck wieder an, ſeine Augen ſchloſſen ſich wieder, er zog mit einer Bewegung den Tiſch zu ſich, auf welchem die Karte und die Ordre des General Weſtermann lag, ſo daß Alles unter einander ſiel; die Schildwache öffnete bei dieſem Geräuſche die Thür und ſchaute hinein, was geſchehe, da aber der Gefangene ſich ſogleich wieder unbeweglich ſtellte, murmelte ſie in den Bart: „Der Burſche hat vermuthlich geträumt,“ und ſchloß die Thür wieder zu.

Allein dieſer hatte dieſe Worte vernommen, ein höhniſcher, drohender Blick ſiel auf die Thür, dann faßte er haſtig das Papier, welches die Ordre enthielt, und verbarg es in ſeiner Bruſt.

Marceau hielt ſeinen Athem zurück, ſeine rechte Hand drückte ſich unwillkürlich an ſeinen Degen, auf ſeiner linken, welche er gegen die Wand ſtützte, ruhte die ganze Schwere ſeines Körpers, der Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit ſuchte ſich hierauf mit Hilfe ſeines Ellbogens und Knies, immer gebückt, gegen den Eingang der Hütte hin zu helfen, dann verſuchte er es, auf die Fenſterbrüſtung zu klettern, dort angelangt, zog er eine Waffe aus ſeinem Buſen, die er daſelbſt verborgen hatte, und ſtürzte ſich dann, ſeinen Körper gleichſam über ſich ſelbſt ſchleudernd, aus der Hütte. Marceau that einen Schrei, er hatte weder Zeit, noch war er darauf vorgeſehen geweſen, dieſe Flucht zu hindern. Ein anderer Schrei antwortete dem ſeinigen, es war ein Fluch. Der Vendeer, indem er aus dem Fenſter fiel, fand ſich Angeſicht gegen Angeſicht mit dem Generalen Dumas; er wollte ſein Meſſer gegen ihn gebrauchen, allein dieſer hatte ſeine Fauſt kräftig ergriffen und die Waffe gegen ihn ſelbſt gekehrt, ſo daß es nur noch eines Stoßes bedurft hätte, und der Vendeer hätte ſich ſelbſt durchbohrt.

„Ich habe dir einen Wegweiſer verſprochen, Marceau, hier iſt einer, und ein verſchmitzter, will ich meinen. — Ich konnte dich an den nächſten Baum hängen laſſen, Spitzbube!“ fuhr er, zu dem Bauer gewendet, fort, „aber es iſt mir bequemer, dich leben zu laſſen. Du haſt unſere Unterredung gehört, aber du wirſt nichts davon denjenigen hinterbringen, welche dich geſandt haben. — Bürger!“ hier wandte er ſich an die Soldaten, welche dieſe ſonderbare Szene herbeigeführt hatte, „zwei von euch nehmen jeder eine Hand dieſes Menſchen, und ſetzen ſich mit ihm an die Spitze der Kolonne, er ſoll unſer Führer ſeyn; wenn ihr bemerkt, daß er uns irre führt, oder wenn er auch nur Miene macht, zu entfliehen, ſo haut ihn nieder und werft ihn hinter eine Hecke.“

Dann gab er noch einige Ordres mit leiſer Stimme, und die Linie von Soldaten, welche ſich um den Aſchenhaufen hin erſtreckte, der einſt ein Dorf hieß, kam in Bewegung. Die einzelnen Gruppen verlängerten ſich, eine Rotte ſchloß ſich an die andere an; eine ſchwarze Linie formirte ſich, dehnte ſich den ganzen Hohlweg entlang, welcher Saint-Crepin von Montfaucon ſcheidet, zwängte ſich hinein, wie ein Rad in ein Geleiſe, und als wenige Minuten nachher der Mond zwiſchen zwei Wolken hervortrat, und ſich an den Bajonetten brach, glaubte man im Schatten eine ungeheure ſchwarze Schlange mit einem eiſernen Schilde kriechen zu ſehen.

Es iſt eine traurige Sache für eine Truppe, ſo ein Marſch bei Nacht. Der Kampf iſt ſchön an einem ſchönen Tage, wenn der blaue Himmel auf das Getümmel herabſieht, wenn die Völker ſich um den Kampfplatz, wie in einem Cirkus reihend, den Siegern Beifall zuklatſchen, wenn der Rauch von tauſend Kanonen ein Leichentuch über die Gefallenen breitet, wenn Freund und Feind ſehen, wie muthig, wie heldenmäßig ihr ſterbet. — Aber die Nacht, die Nacht! — Nicht wiſſen, wie man euch angreift, und wie ihr euch vertheidigen ſollt, fallen, ohne zu ſehen, woher der Streich kommt, fühlen, daß die Andern über euch hintreten, ohne zu wiſſen, wer ihr ſeid. O! dann liegt man nicht da wie ein Fechter, man wälzt ſich, die Hände ringend, beißt in die Erde, und wühlt ſie mit ſeinen Nägeln auf. O das iſt gräßlich!

Darum marſchirte dieſes Korps ſo ſchweigſam, weil es wußte, daß von beiden Seiten des Wegs ſich hohe Steppen hinan zogen, ganze Felder von Geſtrippe, und daß am Ende dieſes Weges ſie ein Gefecht erwarte, ein Gefecht in dunkler Nacht.

So ging der Marſch eine halbe Stunde lang vorwärts, von Zeit zu Zeit brach ein Strahl des Mondes zwiſchen zwei Wolken und beleuchtete an der Spitze der Kolonne den Bauer, welcher ihr als Führer diente, aufmerkſam auf jedes Geräuſch, und genau bewacht von den beiden Soldaten, welche ihm zur Seite gingen. Manchmal rauſchten die Blätter, die Tete der Kolonne hielt an, und mehrere Stimmen riefen mit geſpannten Hähnen: „Wer da!“ Keine Antwort erfolgte, und der Bauer ſagte lächelnd: „Es wird ein aus ſeinem Lager aufgeſchreckter Haſe ſeyn.“ Manchmal glaubten die beiden Soldaten auch zu ſehen, wie ſich etwas vor ihnen in der Dunkelheit bewege, auch da hielten ſie forſchend an, und der Vendeer ließ ſich vernehmen: „Das iſt ja euer Schatten, kommt nur vorwärts.“ Plötzlich, als der Weg ſich umbog, ſahen ſie vor ſich zwei Männer, ſie wollten rufen, aber in dieſem Augenblicke fiel der eine Soldat, ohne mehr ein Wort ausſtoßen zu können, der andere wankte und konnte nur mehr rufen: „Zu den Waffen!“

Zugleich fielen zwanzig Flintenſchüſſe, bei dem Leuchten des Strahles konnte man drei Männer gewahren, welche flohen. Einer von ihnen ſchien verwundet und ſchleppte ſich nur langſam den beiden übrigen nach. Man holte ihn ein, es war nicht der Führer, man fragte ihn, er antwortete nicht. Ein Soldat ſtieß ihn mit ſeiner Bajonette nieder.

Marceau wurde nun ſelbſt Führer der Kolonne. Er hoffte ſich nicht zu irren, da er das Terrain genau ſtudirt hatte. Wirklich bemerkte man nach beiläufig einer Viertelſtunde die ſchwarze Maſſe des Waldes. Hier war es, wo nach Erkundigungen, welche die Republikaner eingeholt hatten, die Einwohner mehrerer Dörfer, die Trümmer mehrerer Armeen, beinahe 18,000 Mann, ſich verſammeln ſollten, um Meſſe zu hören.

Die beiden Generale theilten ihre kleine Truppe in mehrere Häuflein, mit der Ordre, den Wald einzuſchließen, und dann auf allen Wegen gegen das Centrum desſelben vorzurücken. Die einzelnen Häuflein befolgten den Befehl, noch einige Augenblicke hörte man ihre gemeſſenen Schritte, dann war Alles ſtille. In einer halben Stunde hoffte man den Angriff zu wagen. So eine letzte halbe Stunde verfliegt ſchnell. Kaum hat der Soldat noch Zeit zu ſehen, ob ſein Gewehr gut geladen iſt, und ſeinem Kameraden ins Ohr zu flüſtern: „Ich habe zwanzig oder dreißig Franken in meinem Rocke eingenäht, wenn ich falle, ſo nimm das Geld und ſchicke es meiner armen Mutter.“

Je mehr die einzelnen Abtheilungen in den Wald vordrangen, je mehr ſchien es ihnen, als ob die Mitte desſelben beleuchtet wäre, noch weiter vorwärts angelangt, unterſchieden ſie brennende Fackeln, bald aber zeigte ſich ihnen ein Schauſpiel, das Keiner von ihnen erwartet hätte.

Bei einem, von Steinen plump aufgebauten Altare, ſtand der Pfarrer von Marie-de-Rhé und las die Meſſe, alte Männer umgaben den Altar mit brennenden Fackeln in den Händen, und im weiteren Umkreiſe lagen Weiber und Kinder auf ihren Knien und beteten. Zwiſchen den Republikanern und dieſer Gruppe aber ſtand eine Mauer von Männern zur Vertheidigung bereit. Sie waren eben ſo in einzelne Haufen getheilt, wie die Anrückenden, ſo daß es wohl klar war, ſie hatten von Allem im voraus Kunde gehabt. In der vorderſten Reihe bemerkte man den Führer, welcher ein vendeeiſcher Krieger war, das Herz von rother Wolle auf ſeiner linken Bruſt, und auf dem Hute ein weißes Sacktuch ſtatt des Federbuſches tragend.

Die Vendeer erwarteten den Angriff nicht, ſie begannen zu ſchießen. Die Republikaner marſchirten, Gewehr im Arme, vorwärts, ohne auch nur einen Schuß zu thun, ohne ein anderes Wort zu ſprechen, als: „Feſt angeſchloſſen, Kameraden, feſt angeſchloſſen!“

Der Prieſter hatte die Meſſe noch nicht vollendet, und er fuhr in ſeinem heiligen Amte fort. Die Gruppe um den Altar ſchien ſeine ganze Seele nur zu Gott gewendet zu haben, und blieb auf den Knien liegen. Als nun die Republikaner nur mehr dreißig Schritte von dem Feinde entfernt waren, warf ſich die erſte Linie auf ein Knie, und drei

Reihen von Gewehren feuerten auf ein Mal, ſo daß die Glieder der Vendeer ſich lichteten, und einige Kugeln ſogar Weiber und Kinder am Altar erreichten und todteten. Der Prieſter hob den Leib des Herrn empor, Alles ſchlug an die Bruſt und ein tiefes Schweigen folgte auf die Fuſillade.

Die Republikaner machten ihre zweite Decharge in einer Entfernung von zehn Schritten mit eben der Ruhe, wie bei einer Revue. Die Vendeer erwiederten dieſelbe, jetzt aber hatten weder die Einen noch die Andern mehr Zeit, die Gewehre zu laden. Der Kampf begann mit den Bajonetten, und hier war der Vortheil auf der Seite der Republikaner, welche ordentlich bewaffnet waren. Der Prieſter las immer ſeine Meſſe.

Die Vendeer wichen zurück, ganze Glieder fielen ohne irgend einem andern Geräuſche, als einer Verwünſchung aus ihrem Munde. Der Prieſter bemerkte dies, er gab ein Zeichen, die Fackeln wurden ausgelöſcht, und der Kampf währte nun im Dunkel fort. Jetzt war es nur ein unordentliches Gemetzel, man wüthete gegen einander, ohne ſich zu ſehen.

Plötzlich erſchollen die Worte: „Gnade! Gnade!“ von einer herzzerreißenden Stimme zu den Füßen Marceau's, welcher im dichteſten Haufen focht. Es war ein junger Vendeer, ein Kind ohne Waffen, das ſich aus dieſem fürchterlichen Blutbade einen Weg bahnen wollte. „Gnade! Gnade!“ wiederholte er. „Retten Sie mich im Namen Gottes, im Namen Ihrer Mutter!“

Der General zog ihn einige Schritte vom Schlachtfelde weg, er mußte aber bald einhalten, da der Knabe ohnmächtig ward. Marceau öffnete, um ihm Luft zu verſchaffen, die Kleider und ſah — es war ein Mädchen.

Wollte er das arme Kind retten, ſo war kein Augenblick zu verlieren, die Befehle des Nationalkonvents waren ſtrenge. Jeder Vendeer, der mit den Waffen in der Hand, oder in Verbindung mit andern ergriffen wurde, mußte auf dem Schaffotte ſterben, ohne Rückſicht auf ſein Geſchlecht oder Alter. — Er legte das junge Mädchen unter einen Baum, und eilte wieder auf das Schlachtfeld zurück. Dort fand er unter den Todten einen republikaniſchen Offizier, deſſen Taille ihm Ähnlichkeit mit jener der Unbekannten zu haben ſchien, er nahm ihm ſeine Uniform und ſeinen Hut, und kam damit zu ſeinem Schützling zurück. Die friſche Nachtluft hatte ſie indeſſen wieder zu ſich ſelbſt gebracht. — „Mein Vater! ach mein Vater!“ waren ihre erſten Worte, dann ſetzte ſie ſich auf und ſtützte ihren Kopf gegen ihre Hände, um ihre Gedanken zu ſammeln. „O,“ rief ſie mit ſchrecklichem Tone, „ich war an ſeiner Seite, ich habe ihn verlaſſen, mein Vater, mein armer Vater! er wird jetzt ſchon unter den Erſchlagenen liegen.“

„Nein, Mademoiſelle Blanche,“ ſprach plötzlich ein Kopf, der hinter dem Baume hervorguckte, „der Marquis von Beaulieu lebt, er iſt gerettet. Es lebe der König und die gute Sache!“ Der dieſe

Worte geſprochen hatte, verſchwand auch ſchnell wieder wie ein Schatten, aber dennoch hatte Marceau Zeit, in ihm den Bauer von St. Crepin zu erkennen.

„Tinguy — Tinguy!“ rief das junge Mädchen, die Arme nach dem Entſprungenen ausſtreckend, aber Marceau empfahl ihr Stillſchweigen, weil er ſie ſonſt nicht retten konne. Er bot ihr Kleider und Hut, und bat ſie, ſich mit denſelben ſchnell zu bedecken, und ihn hier zu erwarten.

Er kehrte auf das Schlachtfeld zurück, gab ſeinen Soldaten Befehl, ſich gegen Chollet zu wenden, übertrug ſeinem Kollegen das Kommando über die Truppe, und kam zur jungen Vendeerin zurück. Er fand ſie bereit, ihm zu folgen. Beide wandten ſich gegen die Straße, welche die Romagne durchſchneidet, und wo ſie Marceau's Diener mit Handpferden erwartete.

Hier fürchtete Marceau, ſeine junge Begleiterin würde vielleicht kein Pferd beſteigen können, und zu Fuße ſie weiter zu bringen, wäre unmöglich geweſen; allein bald verſchwand ſeine Beſorgniß, als ſie ſich mit einem Muthe und einer Feſtigkeit, gleich dem erſten Kavalier, in den Sattel ſchwang und zu dem Erſtaunten ſprach: „Sie werden ſich nicht verwundern, wenn Sie mich erſt näher kennen werden. Sie werden ſich dann erklären können, durch welche Umſtände ich gezwungen wurde, mir die männlichen Übungen eigen zu machen. Sie haben eine ſo freundliche Miene und waren ſo großmüthig gegen mich, daß ich Ihnen alle Begebenheiten meines jungen, aber ſturmbewegten Lebens mittheilen werde."

„Ja, ja," antwortete Marceau, „aber ſpäter. Wir werden wohl Zeit dazu finden, denn Sie ſind meine Gefangene, und ich will Ihnen um Ihrer ſelbſt Willen nicht die Freiheit ſchenken. Jetzt müſſen wir Chollet ſo ſchnell als möglich zu erreichen ſuchen. Alſo ſetzen Sie ſich in Ihrem Sattel feſt, mein ſchöner, junger Ritter, und im Galopp vorwärts!"

„Ja, im Galopp," verſetzte die Vendeerin, und drei Stunden nachher ritten ſie in Chollet ein. Der General-en-chef war in der Mairie. Marceau ließ am Thore ſein Pferd und ſeine Gefangene zurück. Er ſtattete dem General kurzen Rapport über ſeine Sendung ab, und ſuchte dann eine Herberge im Hotel des Sans-Culottes. Marceau nahm zwei Zimmer, führte das junge Mädchen in das eine derſelben, und lud es ein, ſich alſogleich, aber angekleidet, auf das Bett zu werfen und der Ruhe zu genießen, deren es nach einer ſo fürchterlichen Nacht wohl ſehr bedürfen mußte, und ſchloß ſich ſelbſt in ſein Zimmer ein, um über die Mittel nachzudenken, wie er das Weſen, das er nun einmal in ſeinen Schutz genommen, retten könne.

Blanche konnte, ohngeachtet ihrer großen Ermüdung, doch lange nicht ſchlummern, ſie dachte an ihren armen Vater, ſie dachte an ihren Retter, den jungen Offizier, mit den edlen Zügen und der ſanften, zum Herzen dringenden Stimme. Alles ſchien ihr ein Traum. Sie befühlte ſich, um ſich zu überzeugen, daß ſie wirklich wache, dann weinte ſie bitterlich, indem ſie ſich von den Ihrigen ſo ganz getrennt und verlaſſen fühlte. Die Idee, daß ihr noch größere Gefahr, daß ihr vielleicht der Tod auf dem Blutgerüſte drohe, kam ihr nicht in den Sinn, denn Marceau hatte ja verſprochen, ſie zu retten, und warum ſollten die grauſamen Menſchen auch das Blut eines armen, ſchuldloſen Mädchens fordern? Sie konnte kaum glauben, daß ſie eine Gefahr laufe, nur für ihren Vater, einen der Anführer der Vendeer, zitterte ſie. Allein auch in dieſer Rückſicht baute ihr ihre jugendliche Einbildungskraft eine goldene Brücke. Die Meinungen, dachte ſie, werden ſich vereinen, der Krieg ſich enden, und das alte Schloß ihrer Väter ſeine Gäſte wieder zurückkehren ſehen. Da pocht denn eines Abends ein müder Wanderer an das Thor und bittet um Einlaß, er zählt höchſtens ſechs und zwanzig Jahre, hat ſchöne kaſtanienbraune Haare, ein edles Geſicht, eine ſanfte Stimme und trägt eine Generalsuniform. Er wird mit Vergnügen eingelaſſen. Blanche erkennt ihn, ſtellt ihn ihrem Vater als ihren Retter vor, er bleibt lange — lange — immer — — O träume, arme Blanche!

Es gibt ein Alter, welchem das Unglück noch ganz fremd iſt, wie traurig auch ein Gedanke ſeyn möge, fortgeſponnen endet er ſich ,faſt immer mit einem Lächeln. Man ſieht das Leben in dieſem glücklichen Alter nur immer von einer Seite, und die

rgangenheit hat uns noch nicht Zeit gelaſſen,
r die Zukunft nachzudenken.

Auch Marceau träumte, aber er warf ſchon
en richtigen Blick auf das Leben, er kannte den
arteihaß, er ſuchte Blanche zu retten. Ein ein-
ges Mittel bot ſich ihm dar, und dieſes beſtand
rin, ſie ſelbſt nach Nantes zu bringen, wo ſeine
amilie wohnte. Seit drei Jahren hatte er weder
ne Mutter, noch ſeine Schweſtern geſehen, und
er nur einige Meilen von dieſer ſeiner Vaterſtadt
tfernt war, ſo konnte es wohl auch nicht auffallen,
enn er den General en chef um einen Urlaub von
enigen Tagen bat. Er ergriff dieſe Idee. Der Tag
gann, und er begab ſich zu dem General Weſter-
ann, der ihm ohne Anſtand das Angeſuchte be-
illigte. Er wünſchte zwar, daß ihm die Erlaubniß
lſogleich ſchriftlich eingehändigt werden möchte, allein
e mußte eine zweite Unterſchrift, jene des Volks-
präſentanten Delmar enthalten, und dieſer war
ſt vor einer Stunde hier angelangt. Er ruhte im
aranſtoßenden Zimmer, und General Weſter-
nann verſprach, Marceau die Schrift gleich
ach deſſen Erwachen zu überſenden.

Als er in ſeinen Gaſthof zurückkehrte, begegnete
r dem General Dumas, der ihn ſuchte. Die bei-
en Freunde hatten kein Geheimniß vor einander,
and bald wußte Dumas das ganze Abenteuer Mar-
ceau's. Während Jener ein Frühſtück bereiten ließ,
eilte Dieſer zu ſeiner Gefangenen, welche ſchon um
ihn gefragt habe, und verkündigte ihr den Beſuch ſeines

Kameraden. Dann führte er dieſen zu ihr hinauf, alle drei ſetzten ſich zu Tiſche, als die Thür ſich öffnete und der Volksrepräſentant **Delmar** an deren Schwelle ſich zeigte.

Delmar war Einer von Jenen, welche **Robespierre** wie ſeine eigenen verlängerten Arme in den Provinzen brauchte, und unter denen die Guillotine mehr thätig als verſtändig war.

Seine widerwärtige Erſcheinung machte **Blanche** beben, noch bevor ſie wußte, wen ſie vor ſich ſähe. — „Ach, ach!“ ſagte **Delmar** zu **Marceau** mit ſeinem gewöhnlichen ironiſchen Lächeln, „du willſt uns ſchon ſo bald verlaſſen, General? Du haſt dich in der vergangenen Nacht ſo gut betragen, daß ich dir nichts verweigern kann; freilich bin ich etwas böſe auf dich, daß du mir den Chevalier **Beaulieu** entwiſchen ließeſt, denn ich habe dem Nationalkonvent verſprochen, ihm ſeinen Kopf zu ſchicken.“ — **Blanche** ſaß kalt und ſtarr da wie eine Bildſäule, als ſie dieſen Namen hörte. **Marceau** ſtellte ſich vor ſie. — „Aber was aufgeſchoben iſt, iſt darum nicht aufgehoben,“ fuhr **Delmar** fort, „die republikaniſchen Spürhunde haben gute Naſen und gute Zähne und folgen ſeiner Spur. Hier haſt du deine Erlaubniß, General, und du kannſt reiſen, wann du willſt, aber vorher erſuche ich dich noch um ein Frühſtück, ich will einen wackern Bürger, wie du, nicht verlaſſen, bevor ich mit ihm auf das Wohl der Republik und auf die Vernichtung der Räuberhorde getrunken habe.“

Bei der Lage, in welcher ſich die beiden Generale befanden, mußten ſie dieſen Beweis von Achtung annehmen. Blanche hatte ſich niedergeſetzt und ihre Faſſung wieder gewonnen. Man begab ſich zu Tiſche, und das Mädchen, um ſich nicht im Angeſichte Delmar's zu befinden, war genöthigt, an ſeiner Seite Platz zu nehmen; um ihn nicht zu berühren, rückte ſie ſo weit als möglich von ihm, und wurde nach und nach muthiger, da ſie gewahrte, daß ſich der Volksrepräſentant mehr um die Speiſen bekümmerte, als um diejenigen, welche ſie mit ihm einnahmen. Übrigens fielen doch von Zeit zu Zeit einige blutdürſtige Worte von ſeinen Lippen, und erfüllten das Mark des jungen Mädchens mit Beben, indeſſen ſchien keine wirkliche Gefahr für ſie vorhanden zu ſeyn, und die Generale hofften, Delmar werde ſie wieder verlaſſen, ohne an Blanche auch nur ein Wort gerichtet zu haben.

Die Begierde fortzureiſen war für Marceau ein Vorwand, das Mahl ſchneller abzubrechen, man ſtand auf. Alles athmete freier, als ſich eine Musketendecharge auf dem Platze, an welchem die Herberge lag, vernehmen ließ; die Generale griffen nach den Säbeln, welche ſie abgelegt hatten. Delmar hielt ſie zurück. „Recht brav, meine Lieben," ſagte er lächelnd und ſich auf ſeinem Stuhle ſchaukelnd, „ich ſehe mit Vergnügen, daß ihr zum Kampfe ſtets bereit ſeid, aber ſetzt euch nur wieder ruhig zu Tiſche, hier iſt für euch nichts zu thun, man ſchießt nur die Gefangenen, welche man in der vergangenen Nacht gemacht hat, nieder.“ — Blanche ſtieß einen Schrei des Schreckens aus. „O, die Unglücklichen!“ ſchrie ſie. Delmar ſetzte das Glas nieder, welches er ſchon an die Lippen gebracht hatte, und wandte ſich langſam gegen das Mädchen. „Ei,“ ſprach er, „das geht gut, wenn jetzt die Soldaten zittern wie die Weiber, da wär' es ja eben ſo gut, man kleidete Weiber als Soldaten an.“

„Du biſt noch ſehr jung, es iſt wahr,“ ſetzte er hinzu, indem er ihre beiden Hände faßte und ihr ſtarr ins Geſicht ſah, „und du wirſt dich ſchon noch daran gewöhnen.“ — „O nie! nie!“ rief Blanche, ohne zu bedenken, wie gefährlich es für ſie ſei, ſolche Gefühle vor einem ſolchen Zeugen laut werden zu laſſen. „Niemals werd' ich mich an ſolche Gräuel gewöhnen.“ — „Kind! Kind!“ antwortete Delmar, indem er ihre Hände wieder los ließ, „glaubſt du denn, man kann eine Nation wiedergebären, ohne ihr Blut abzuzapfen, und Parteien unterdrücken, ohne Schaffotte zu errichten? — Da müſſen Köpfe herunter, das nützt nichts.“ Er ſchwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Übrigens, was iſt denn auch der Tod? Ein Schlaf ohne Traum und ohne Erwachen. Was iſt das Blut? Ein rother Saft, beiläufig dem ähnlich, den dieſe Burgunderbouteille in ſich ſchließt, und der nur eine Wirkung auf unſern Geiſt hervorbringt durch die Idee, die wir damit verbinden. Es hat Leute gegeben, die Blut getrunken haben. Wohlan, du ſchweigſt? nun,

aſt du nicht irgend ein philanthropiſches Argument
m Hinterhalte?“ — „O!“ verſetzte Blanche,
elche ſich genöthigt ſah, das Geſpräch fortzuſetzen,
wißt ihr denn auch gewiß, daß euch Gott das Recht
egeben hat, Menſchen hinzuſchlachten?“ — „Schlach-
et Gott nicht ſelbſt?“ — „Ja, aber der Allmächtige
eht über das Leben hinaus, während der Menſch,
enn er tödtet, nicht weiß, was er gibt oder nimmt.“
— „Sei es, aber die Seele iſt ja unſterblich, und
ieſe kann ich alſo nicht tödten, ich nehme ihr nur
as Kleid, ich befreie ſie nur aus ihrem Kerker.
öre, junger Menſch, noch einen Rath von mir,
h will dir einen geben: bewahre deine philoſophi-
hen Reflexionen und deine Schulargumente auf,
m dein eigenes Leben zu vertheidigen, wenn du
nſt in die Hände Charrette's oder Marigny's
allen ſollteſt, denn ſie würden dir eben ſo wenig
nade angedeihen laſſen, als ich ihren Soldaten.
as mich anbetrifft, ſo könnteſt du es bereuen, ſie
meiner Gegenwart noch ein Mal zu wiederholen.
erke dir das!“ — Er ging.

Es herrſchte einige Augenblicke allgemeines
chweigen. Marceau legte ſeine Piſtolen weg,
elche er während dieſes Geſpräches geladen hatte.
O,“ ſprach er, indem er ein drohendes Zeichen mit
m Finger gegen die Thür machte, „nie ſtand ein
enſch, ohne es zu ahnen, dem Tode näher, als
eſer Delmar; wenn ein Wort, eine Miene von
m mir verrathen hätte, er habe Ihr Geſchlecht er-
annt, ſo wäre meine Kugel ihm durch das Gehirn
efahren.“

Blanche hörte nicht. Ein einziger Gedanke beſchäftigte alle ihre Sinne, es war der, daß dieſer Menſch damit umging, die Reſte der Armee zu verfolgen, welche der Marquis von Beaulieu kommandirte. „O, mein Gott!“ ſprach ſie, indem ſie ihre Augen, voll Thränen, mit ihren Händen bedeckte, „wenn ich bedenke, daß mein Vater in die Hände dieſes Tigers fallen kann, daß, wenn er in dieſer Nacht gefangen worden wäre, er wohl gar hier vor dieſem Fenſter, vor meinen Augen — hu! es iſt gräßlich; iſt denn kein Mitleid mehr auf dieſer Welt? Doch Verzeihung!“ ſprach ſie zu Marceau gewendet, „Verzeihung, daß ich an dem Mitleid der Menſchen zweifle, da ich doch Sie, großmüthiger Mann, kennen gelernt habe.“

In dieſem Augenblicke trat der Bediente ein und meldete, daß die Pferde bereit ſtehen. „Fort, fort,“ rief Blanche, ihren Mantel umwerfend, „die Luft iſt von Blut geſchwängert.“ — „Ja, wir wollen eilen,“ antwortete Marceau, und alle drei ſtiegen die Treppe hinab.

Marceau fand am Thore ein Detachement von dreißig Mann, welche der General-en-chef beordert hatte, um ihn nach Nantes zu eſkortiren. Dumas begleitete ſie einige Zeit, aber eine Meile von Cheller beſtand ſein Freund darauf, daß er umkehren ſolle, weil es weiter hinaus für einen einzelnen Mann auf der Straße gefährlich ſei; er nahm alſo Abſchied von ihnen, gab ſeinem Pferde den Sporn, und verſchwand bald vor ihren Blicken.

Wie ſie nun ſo vorwärts ritten, näherte Mar-
au ſein Pferd jenem Blanche's, und indem ſie ſich
nige Schritte von ihrer Eskorte entfernt hatten,
rach Marceau: „Da wir nun allein und ruhig
d, und einen langen Weg zu machen haben, thei-
Sie mir etwas aus Ihren Lebensverhältniſſen
t, liebe Blanche. Ich weiß, wie Sie heißen und
r Sie ſind, aber weiter nichts. Wie ſind Sie in je-
s Gefecht gekommen? Woher die Gewohnheit, ſich
Männerkleider und Männerſitten ſo gut zu fügen?
, reden Sie. Ich nehme ſo innigen Antheil an
lem, was Sie betrifft.“

Blanche erzählte ihm nun, wie ſie ihre Mut-
noch als Kind verloren, und wie ſie dann durch
Erziehung von Manneshänden auch mit allen
rkeren Übungen vertraut geworden ſei, welche, als
Inſurrektion in der Vendee ausgebrochen war,
ſo nützlich wurden, und ihr geſtatteten, ihrem
ater zu folgen. Sie entrollte alle Begebenheiten
ſes Krieges vor ihm, von dem Aufſtand zu St.
orent bis zu dem Gefechte, wo ihr Marceau
s Leben rettete. Sie ſprach lange, denn ſie ſah,
t welchem Vergnugen man ihr zuhörte. In dem
genblicke, als ſie aufhörte, wurde Nantes in der
rne ſichtbar, deſſen Lichter durch den Abendnebel
mmerten. Die kleine Reiſetruppe überſetzte die
ire, und in einigen Minuten lag Marceau in
Armen ſeiner Mutter.

Nach den erſten Bewillkommungen ſtellte er den
einigen ſeine junge Reiſegefährtin vor, und wenige

Worte genügten, um die Theilnahme ſeiner Mutter und ſeiner Schweſtern für ſie zu gewinnen. Kaum hatte Blanche den Wunſch geäußert, Kleider anzuziehen, welche ihrem Geſchlechte zuſtehen, als ſie auch ſchon die beiden jungen Mädchen in ein anderes Gemach begleiteten, und um das Vergnügen ſtritten, ihr Kammermädchensdienſte zu leiſten.

Nantes ſtand damals unter dem Proconſulate Carrier's. Es iſt ein fürchterliches Schauſpiel für den Geiſt, ſo wie für die Augen, zu ſehen, wie eine ganze große Stadt von den Wunden eines einzigen Mannes blutet. Man fragt ſich, woher kommt die Gewalt eines einzigen Willens über 80,000, die er beherrſcht, und wie geſchieht es, daß, wenn Einer ſpricht: „Ich will!“ nur alle Andern ſich erheben, um zu antworten: „Zu Befehl!“ Das Blut floß in Nantes durch die Straßen, und Carrier, der für Robespierre war, was die Hyane für den Tiger, der Schakal für den Löwen iſt, ſtopfte ſich mit dieſem Blute voll. Er erfand ganz neue Moden zu morden, die Guillotine war ihm ſchon zu gemein. Er erſäufte die Leute, eigene Schiffe wurden dazu am Ufer bereitet, worauf ſich dann Klappen öffneten, um die armen Unglücklichen in dem Fluſſe zu begraben.

Übrigens genoſſen Marceau und ſeine ganze Familie einen ſolchen Ruf des reinſten Republikanismus, daß ihr Name allein hinlänglich war, um ſich vor jedem Verdachte zu bewahren. Eine Schweſter Marceau's, ein Mädchen von ſechzehn Jahren, ſtand eben auf dem Punkte, ſich zu vermählen, als ihr

Bruder mit der jungen Vendeerin dort ankam, und darum bewirkte ſein Erſcheinen doppelte Freude bei der ganzen Familie.

Die drei Mädchen wurden bald Herzensfreundinnen, denn es gibt ein Alter, wo eine einzige Umarmung hinreicht, ſich zu lieben. Als Blanche in den Kleidern ihrer beiden neuen Freundinnen wieder erſchien, ſtand Marceau wie verſteinert vor der herrlichen Geſtalt des Mädchens. Sie hatte, es iſt wahr, wohl auch Alles gethan, um ſich recht hubſch zu machen, hatte einen Augenblick vor dem Spiegel Krieg, ihr väterliches Haus und ihre Gefahr vergeſſen, um demjenigen zu gefallen, den ſie liebte. Marceau wollte ſprechen und konnte kein Wort hervorbringen; Blanche lächelte und reichte ihm die Hand; ſie merkte wohl, er finde ſie ſo ſchön, als ſie es für ihn zu ſeyn wünſchte.

Am Abende kam der Bräutigam der Schweſter Marceau's, und da jede Liebe ſelbſtſüchtig iſt, von der Eigenliebe bis zur mütterlichen Liebe, ſo war dieſen Abend in Nantes ein Haus, das einzige vielleicht, wo nur Glück und Freude herrſchten, während alle übrigen mit Schmerz und Thränen erfüllt waren.

O, wie ſelig fühlten ſich nun Blanche und Marceau, wie ſchien ihnen ihr voriges Leben weit hinter ihrem jetzigen zurück zu liegen. Es war faſt ein Traum, nur manchmal ſtahlen ſich Zähren der Wehmuth in Blanche's Augen, wenn ſie plötzlich an ihren Vater dachte. Marceau küßte dieſe Perlen von ihren Augen und tröſtete ſie; er erzählte ihr ſeine militäriſchen Begebenheiten, wie er mit 15 Jahren Soldat, mit 17 Offizier, mit 19 Oberſt, mit 21 General geworden war. Blanche liebte ihren Lebensretter mit allem Feuer der erſten Liebe, auch Marceau's Herz gehörte ihr ganz; ſo kam der für Marceau's Schweſter beſtimmte Hochzeitstag heran.

Unter dem Geſchmeide, welches der General für ſeine Schweſter kommen ließ, wählte er auch einen ſehr geſchmackvollen und koſtbaren Schmuck für Blanche aus. Dieſe ſah ihn mit der Koketterie eines jungen Mädchens an, dann wies ſie ihn zurück. „Geſchmeide," ſprach ſie betrübt, „paßt zu meiner Lage nicht, ich ſollte mich ſchmücken, während mein armer Vater vielleicht von Haus zu Haus flüchtet und um ein Stück Brot bittet? Auch bin ich ja ſelbſt eine Verbannte, Geächtete, wie leicht könnte ich erkannt werden; darum iſt es beſſer, ich lebe einfach und ohne allem äußeren Schimmer." Marceau mochte noch ſo ſehr in ſie dringen, ſie nahm nichts als eine von Rubinen künſtlich gearbeitete rothe Roſe, welche ſich unter dem Geſchmeide befand.

Die Kirchen waren in dieſer Schreckenszeit geſchloſſen, daher wurde die Vermählung im Stadthauſe nur nach bürgerlichen Geſetzen begangen. Die Ceremonie war kurz und traurig. Die jungen Mädchen vermißten die Kränze, die Lichter, kurz Alles, was eine ſolche Vereinigung glänzend und ehrwürdig macht.

Am Thore des Stadthauſes erwartete eine Deputation von Seeſoldaten die Neuvermälten. Marceau's Rang verſchaffte ſeiner Schweſter dieſe Auszeichnung. Einer dieſer Männer, deſſen Geſicht ihm nicht ganz unbekannt zu ſeyn ſchien, hatte zwei Blumenſträuße, er gab den einen der Braut, dann ſich Blanche nähernd, reichte er ihr den andern. — „Tinguy, wo iſt mein Vater?“ fragte dieſe erblaſſend. — „Zu Saint Florent,“ antwortete der Seemann leiſe. „Nehmen Sie dieſen Strauß, es iſt ein Briefchen darin. Es lebe der König und die gute Sache!“ Blanche wollte ihn anhalten, allein ſchnell war er wieder verſchwunden. Marceau erkannte den Menſchen, und mußte wider ſeinen Willen deſſen Treue, Geſchicklichkeit und Kühnheit bewundern.

Blanche las mit großer Ängſtlichkeit den Brief. Die Vendeer hatten Niederlagen auf Niederlagen erlitten, eine ganze Population wanderte aus, das Feuer und den Hunger fürchtend. Der Reſt des Briefes war mit Dankſagungen für Marceau angefüllt. Der Marquis hatte durch Tinguy Alles erfahren. Blanche war darüber ſehr betrübt, ſie hing ſich feſter an Marceau's Arm, als gewöhnlich, ſprach näher und liebevoller mit ihm, der Mann war ja ihr einziger Beſchützer.

Während der Ceremonie trat ein Mann, welcher nicht zu dem Hochzeitszuge gehörte, in den Saal. Marceau, die Blicke auf Blanche geheftet und bemüht, ihr Muth zuzuſprechen, ſah ihn nicht gleich, allein plötzlich fühlte er ſich am Arme ergriffen, er blickte auf und Delmar ſtand vor ihm.

Der Volksrepräſentant blickte mit einem ſeltſamen Lächeln ſtarr auf Blanche. Marceau fühlte Schweiß auf ſeiner Stirne, zum erſten Mal in ſeinem Leben überfiel ihn eine Angſt.

„Bürgerin! du haſt einen Bruder,“ ſagte Delmar zu Blanche; dieſe zitterte, wankte und ſtand auf dem Punkte, in Marceau's Arme zu ſinken. Delmar fuhr fort: „Wenn mein Gedächtniß und deine Ähnlichkeit mich nicht trügen, ſo habe ich mit dieſem Bruder in Chollet gefrühſtückt. Wie kommt es, daß ich ihn ſeit der Zeit in den republikaniſchen Reihen nicht wieder geſehen habe?“ Blanche fühlte alle ihre Kräfte ſchwinden, das durchdringende Auge Delmar's folgte allen Fortſchritten ihrer Angſt, und gewiß wäre ſie beſinnungslos niedergeſtürzt, hätte ſich Delmar's Blick nicht von ihr weggewandt und auf Marceau geheftet. Allein jetzt fühlte Delmar ſelbſt ein kleines Grauen, denn der junge General ſtand da, die Hände krampfhaft an den Griff des Degens gepreßt. Das Geſicht des Repräſentanten nahm alſogleich ſeine gewöhnliche Gleichgültigkeit an, er ſchien ganz vergeſſen zu haben, wovon er geſprochen, nahm Marceau unter den Arm, und zog ihn in eine Fenſterbrüſtung. Dort ſprach er mit ihm Einiges über den gegenwärtigen Zuſtand der Vendeer, und ſagte ihm, daß er nach Nantes gekommen ſei, um ſich mit Carrier über die neuen ſtrengen Maßregeln in Hinſicht auf die Empörer zu verſtändigen. Er benachrichtigte ihn, daß General Dumas nach Paris berufen worden ſei, und ihn dann verlaſſend, ging er noch mit einem Lächeln und einem Gruß mit der Hand bei dem Lehnſtuhl vorüber, in welchen Blanche geſunken war, und blaß und kalt ſaß.

Zwei Stunden nachher erhielt Marceau Befehl, ohne Verzug die Armee aufzuſuchen und das Kommando ſeiner Brigade wieder zu übernehmen. Dieſe unverhoffte Ordre ſetzte ihn in Schrecken, er glaubte darin einen Zuſammenhang mit der Szene im Stadthauſe zu finden. Sein Urlaub ging erſt in vierzehn Tagen zu Ende. Er lief zu Delmar, um hierüber Aufklärung zu erhalten, allein dieſer war ſogleich nach der Unterredung mit Carrier wieder abgereiſt. Er mußte gehorchen, ſich widerſetzen hieße ſich verderben. Zu jener Zeit waren die Generale den Volksrepräſentanten, welche vom Nationalkonvent abgeſendet wurden, untergeordnet, und es blieb ihnen kein Ausweg, als zu gehorchen, oder ihren Kopf unter die Guillotine zu legen.

Marceau wagte es nicht, Blanche dieſen unerwarteten Schlag mitzutheilen, er hatte nicht den Muth, ihr ſeine Abreiſe zu verkünden, wodurch ſie allein und ohne Schutz in einer Stadt zurückblieb, welche vom Blute triefte. Blanche hinwiederum bemerkte ſeine Verlegenheit und fragte ihn um die Urſache derſelben. Marceau konnte ſie nicht hintergehen, er zeigte ihr die Ordre, welche er erhalten hatte. Blanche hatte kaum geleſen, als ſie auch einſah, welcher Gefahr der Ungehorſam ihren Vertheidiger ausſetzen würde, ihr Herz brach, aber ſie beſaß doch die Kraft, ihn zur ſchnellen Abreiſe aufzufordern. Die Frauen beſitzen mehr als die Männer dieſen Muth, weil er einerſeits bei ihnen eine Folge zarter Scham iſt. — Marceau ſah das Mädchen betrübt an, und brach in folgende Worte aus: „Und auch du, Blanche, auch du willſt, daß ich mich entferne? Aber,“ fuhr er, wie zu ſich ſelbſt ſprechend, fort, „was beſtimmte mich auch, das Gegentheil zu glauben? Unſinniger, der ich war! Ich wähnte, unſere Trennung würde ihr Schmerz verurſachen und Thränen koſten. Hahaha! als ob ich ihr mehr als gleichgiltig wäre?“ Er wendete ſich um und ſah, wie große Thränen ſich aus den Augen des ſtummen Mädchens ſtahlen, und ſchwere Seufzer ihren Buſen hoben. Da fiel er vor ihr auf ſeine Knie. „Verzeihe mir, Blanche,“ rief er, „aber ich bin unglücklich, und das Unglück macht mißtrauiſch. Ach, ich war ſo ſelig in deiner Nähe, an deiner Seite, mein Leben war in dem deinigen, wie ſoll ich meine Stunden, meine Tage von den deinigen trennen? Ich hatte Alles vergeſſen, ich hielt die Gegenwart für die Ewigkeit! O, ich Elender! ich träumte und bin nun erwacht. Blanche!“ fügte er dann etwas ruhiger, aber mit zitternder Stimme hinzu, „der Krieg, den wir führen, iſt grauſam und mörderiſch, es iſt möglich, daß wir uns nimmer wiederſehen,“ er faßte Blanche's Hand. „O, verſprich mir, wenn ich fern von dir falle — ich habe immer die Ahnung eines frühen Todes gehabt — verſprich mir, daß du dich meiner manchmal erinnern willſt, daß dein Mund meinen Namen ausſprechen wird, wär's auch nur im Traume, und ich, ich verſpreche dir, Blanche, daß, wenn zwiſchen meinem Leben und meinem Tode ſo viel Zeit iſt, daß ein Name meinen Lippen entwiſchen kann, es der deinige ſeyn ſoll.“ Blanche ſchluchzte nur, ſie konnte nicht antworten, aber in ihren Augen lagen noch viel zärtlichere Empfindungen, als Marceau ſie forderte. Mit einer Hand drückte ſie die ſeinige, und mit der andern zeigte ſie auf die rothe Roſe, welche ſie in ihren Haaren ſtecken hatte, „Ewig, ewig!“ ſtammelte ſie und fiel ohnmächtig nieder.

Marceau's Hilfegeſchrei rief ſeine Mutter und ſeine Schweſtern herbei. Er hielt Blanche für todt und weinte zu ihren Füßen. In der Liebe überſpannt ſich Alles, Furcht und Hoffnung. Der Soldat war ein Kind. Blanche öffnete die Augen wieder und erröthete darüber, Marceau auf den Knien und ſeine ganze Familie um ſie verſammelt zu ſehen. — „Er eilt hin,“ ſagte ſie, „um ſich zu ſchlagen, vielleicht gegen meinen Vater. O, ſchone meinen armen Vater, wenn er in deine Hände fällt, bedenke, ſein Tod würde auch mich tödten.“ Dann ihre ganze Kraft zuſammennehmend, bat ſie Marceau, ſo ſchnell als möglich abzureiſen, ſie ſelbſt, ſagte ſie, ſehe die Nothwendigkeit ein. Eine Stunde nachher hatte er Blanche's und ſeiner Familie letztes Lebewohl empfangen, und trabte auf demſelben Wege, den er mit der Geliebten hieher genommen hatte, hin; er hielt ſein Pferd nicht zurück, er trieb es nicht an, er dachte nur an ſie, und die

Gefahr, in welcher er ſie zurückgelaſſen hatte, ſchien ihm jetzt viel größer, als da er noch bei ihr war. Jedes Wort Delmar's hallte ihm in den Ohren wieder, jeden Augenblick war er bereit, ſein Pferd anzuhalten und nach Nantes zurückzukehren, und er mußte alle Vernunft zuſammennehmen, um dieſem Wunſche kein Gehör zu geben.

Wenn es Marceau möglich geweſen wäre, ſich noch mit etwas Anderm zu beſchäftigen, als mit dem, was in ſeinem Innern vorging, ſo würde er von Weitem auf dem Wege einen Reiter gegen ſich haben kommen geſehen, der, nachdem er einen Augenblick anhielt, um ſich zu überzeugen, daß er ſich nicht irre, dann ſein Pferd in Galopp ſetzte, um ſchneller zu ihm zu kommen, und er würde in dieſem Reiter eben ſo ſchnell den General Dumas erkannt haben, als dieſer ihn erkannt hatte: die beiden Freunde ſprangen von ihren Pferden und einander in die Arme.

In demſelben Augenblicke aber ſprang auch ein Menſch, deſſen Haare vom Schweiße troffen, über ein Gehege, wälzte ſich mehr, als er ging, den Abhang herab, und fiel ohne Kraft, und faſt auch ohne Stimme, zu den Füßen der beiden Freunde, indem er nur das einzige Wort herauszuſtoßen vermochte: „Verhaftet!“ Es war Tinguy.

„Verhaftet! Wer! Blanche!“ ſchrie Marceau. Tinguy machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe, reden konnte der Arme nicht mehr. Er hatte fünf Meilen, immer über Felder laufend, zu-

ückgelegt. Marceau ſah ihn ſtarr und mit ſich
ordrängenden Augen an. „Verhaftet! Blanche
erhaftet!“ wiederholte er immer, während ſein
reund dem armen Unglücksboten Wein aus ſeiner
eldflaſche in den Mund träufelte. — „Blanche
erhaftet! Darum alſo hat man mich entfernt?
lexander!“ ſchrie er, indem er die Hand ſeines
reundes in der ſeinigen preßte, „ich kehre nach
antes zurück, du mußt mir folgen, denn mein
lück, mein Leben, meine Zukunft iſt dort in Ge-
hr.“ Seine Zähne ſchlugen wie im Fieber zuſam-
en und ſein ganzer Körper bebte konvulſiviſch.
Derjenige möge zittern, der es wagte, ſeine Hand
n Blanche zu legen. O Freund, wiſſe, wiſſe,
h liebe ſie mit aller Innigkeit, deren mein Herz
hig iſt, es gibt kein Leben mehr für mich ohne ſie,
nd ich werde ſie retten oder mit ihr ſterben. Un-
nniger, der ich war, indem ich ſie verließ! Wo iſt
lanche verhaftet?“

Tinguy, an den dieſe Frage gerichtet war,
ar indeſſen etwas zu ſich gekommen, aber dennoch
achte er nur mit Mühe hervor: „Im Gefängniſſe
ouffay's.“ Dieſe Worte waren kaum ausgeſprochen,
ls die beiden Freunde ſchon im Carriere auf dem
ege nach Nantes dahin ſprengten.

Es war kein Augenblick zu verlieren. Sie lang-
n auf dem Hauptplatze an, und ſtiegen daſelbſt
i dem Hauſe, welches Carriere bewohnte, ab.
aſchinenmäßig ſtieg Marceau vom Pferde, ſteckte
ie beiden Piſtolen, welche in der Halfter ſich be-

fanden, zu ſich, indem er ſie unter ſeinem Oberrocke verbarg, und ſtürzte gegen das Gemach desjenigen, der Blanche's Schickſal in ſeinen Händen hatte. Sein Freund folgte ihm, zwar kälter, aber bereit, ihn zu vertheidigen, wenn er ſeine Hilfe nöthig haben ſollte. Aber der Volksdeputirte wußte zu gut, wie ſehr er gehaßt wurde, um nicht auf ſeiner Hut zu ſeyn, und weder Bitten noch Drohungen vermochten es, den beiden Generalen Gehör bei ihm zu verſchaffen. Marceau ſtieg ruhiger die Treppe wieder hinunter, als ſein Freund gedacht hatte. Seit einem Augenblicke ſchien er einen neuen Plan gefaßt zu haben, der eben ſo ſchnell reifte: er bat Dumas, ſich auf der Stelle nach der Poſt zu begeben, und ihn mit einem Wagen und Pferden an dem Thore des Gefängniſſes Bouffays zu erwarten. Der Name und der Rang Marceau's öffneten ihm die Thore des Gefängnißhauſes, er befahl dem Gefangenwärter ihn in das Gefängniß zu führen, in welchem Blanche ſchmachtete. Dieſer zögerte erſt einen Augenblick, als aber Marceau den Befehl wiederholte, und dabei mit zornentflammtem Auge an ſeinen Degen griff, gehorchte der Mann und gab ihm ein Zeichen, ihm zu folgen. „Sie iſt nicht allein,“ ſprach ſein Führer zu ihm, indem er die Thür eines Kerkers öffnete, deſſen Finſterniß Marceau Grauen einflößte, „allein ſie wird bald von ihrem Geſellſchafter befreit ſeyn, denn dieſer wird noch heute guillotinirt.“ Mit dieſen Worten ſchloß er die Thür hinter Marceau zu, und einpfahl ihm nur noch, ſeinen Beſuch ſo bald als möglich abzubrechen.

Marceau ſtreckte im Dunkeln ſeine Hände aus, und war ſo in der tiefſten Seele beklommen, daß er nicht einmal den Namen Blanche auszuſprechen vermochte; auf einmal hörte er einen Schrei, und das Mädchen ſeines Herzens lag in ſeinen Armen, ſie hatte ihn alsbald geſehen, denn ihre Augen waren ſchon mehr an die Nacht gewöhnt, welche ſie umgab. Sie warf ſich in ſeine Arme, denn der Schrecken ließ ſie ihr Geſchlecht und ihr Alter vergeſſen, es handelte ſich ja um nichts Geringeres mehr, als um Tod oder Leben. Sie klammerte ſich an ihn, wie ein Schiffbrüchiger an einen Felſen, und weinte und bebte an allen Gliedern. „Ach! ſo haſt du mich nicht verlaſſen?“ ſchrie ſie dann. „Sie haben mich verhaftet und hieher geſchleppt, unter dem Haufen, der mir folgte, erkannte ich Tinguy. Ich ſchrie, was ich nur herausbringen konnte: Marceau! Marceau! und er verſchwand gleich darauf. Ach, ich glaubte dich nimmer zu ſehen, aber du biſt da, ich liege an deiner Bruſt, du verläſſeſt mich nun nicht mehr, du nimmſt mich mit dir, nicht wahr?“

„O, mit meinem Blute, mit meinem Leben wollte ich deine Freiheit in dieſem Augenblicke erkaufen, aber“ — „O! befühle doch dieſe triefenden Mauern, dieſes faule Stroh, du biſt ja General und haſt Gewalt genug.“

„Blanche, was ich könnte, wäre allenfalls Folgendes: an jene Thür klopfen, dem Kerkermeiſter, wenn er öffnet, eine Kugel durch den Kopf jagen, dich dann in meinen Armen ins Freie tragen, dort dich den Himmel ſehen, die Luft einathmen laſſen, und dann, dich vertheidigend, an deiner Seite fallen; aber bin ich todt, Blanche, ſo würde man dich wieder in deinen Kerker zurückſchleppen, und es würde kein Menſch mehr auf Erden ſeyn, der dich retten könnte."

„Ja, kannſt du es denn?"

„Vielleicht."

„Bald?"

„In zwei Tagen. Blanche, zwei Tage bedarf ich dazu. Aber antworte auch du mir jetzt auf eine Frage, von welcher dein und mein Leben abhängt. Antworte mir, wie du vor Gott antworten würdeſt. Blanche! liebſt du mich?"

„Iſt dies die Zeit und der Ort, wo man eine ſolche Frage ſtellen oder darauf antworten kann? Glaubſt du, dieſe Mauern ſind gewohnt, Liebesbetheurungen zu hören?"

„Ja, dies iſt die Zeit dazu, denn wir ſtehen zwiſchen Leben und Grab. Geſchwind, Blanche, antworte mir, jeder Augenblick raubt uns einen Tag, jede Stunde ein Jahr. Blanche, liebſt du mich?"

„O, ja, ja, aus ganzer Seele," rief das junge Mädchen, welches vergeſſend, daß man ſeine Schamröthe ja nicht ſehen konnte, ſeinen Kopf an Marceau's Buſen barg.

„Wohlan, Blanche, ſo mußt du in dieſem Augenblicke meine Gattin werden." Blanche zit-

rte. „Wir wollen dann ſehen,“ ſprach **Marceau**
eiter, „ob ſie es wagen werden, die Frau eines re-
blikaniſchen Generalen zum Schaffotte zu ſchleppen.“

Blanche begriff nun ſeinen ganzen Plan,
zitterte vor der Gefahr, welcher auch er ſich aus-
gte, um ſie zu retten. Ihre reine Liebe gewann
ue Kraft, und mit feſtem Tone entgegnete ſie:
Das iſt unmöglich!“

„Unmöglich!“ verſetzte **Marceau**, „und wel-
es Hinderniß kann ſich zwiſchen uns und unſer
lück ſtellen, da du mir geſtanden, daß du mich
ebſt! Glaubſt du, alles dies ſei nur ein Spiel?
öre doch, begreife doch, der Tod hat ſchon ſeine
Senſe nach dir ausgeſtreckt, der Tod der Schande
urch Henkershand.“

„O Barmherzigkeit! Bedenke doch, wenn ich
inmal dein Weib bin, und dieſer Titel mich nicht
ettet, ſo biſt du mit mir verloren.“

„Darüber kein Wort mehr, ich liebte dich von
em Augenblicke an, als deine Züge zum erſten Male
eine Augen und durch dieſe mein Herz trafen,
h liebe dich wie mein Leben, meine Exiſtenz iſt die
einige, ich theile ſelbſt das Schaffott mit dir, wenn
s ſeyn muß. Ich verlaſſe dich nicht mehr, keine
enſchliche Macht kann uns mehr trennen; wenn
h dieſen Ort verlaſſe, ſo darf ich ja nur hinaus-
reten auf den Marktplatz und rufen: Es lebe der
König! und dieſer Ruf öffnet mir dein Gefängniß,
nd wir gehen dann mit einander hinaus, mit ein-
nder zum Schaffott.“

„O nein, nimmermehr! geh, geh! im Namen des Himmels verlaß mich!“

„Ich ſoll gehen? Bedenke gut, Blanche, was du ſprichſt, was du willſt, denn wenn ich von hier gehe, ohne daß du die Meinige biſt, ohne daß du mir das Recht eingeräumt haſt, dich zu vertheidigen, ſo eile ich, deinen Vater aufzuſuchen, ich will hintreten vor ihn und ihm ſagen: Alter, deine Tochter konnte ſich retten und wollte nicht, ſie wollte, daß du deine letzten Tage in Trauer hinbrächteſt und ihr Blut deine grauen Haare röthe. Weine, Vater, nicht darüber, daß dein Kind todt iſt, aber darüber, daß ſie dich nicht ſo ſehr liebte, um ſich für dich das Leben zu erhalten.“

Marceau hatte Blanche zurückgeſtoßen, welche vor ihm auf die Knie gefallen war. Er ging mit über einander gebiſſenen Zähnen, die Arme über der Bruſt gekreuzt, grimmig lachend wie ein Wahnſinniger oder wie ein Verdammter, im Gefängniß auf und nieder. Da hörte er Blanche ſchluchzen und auch ſeine Augen fanden Thränen, er kniete zu ihr hin und ſprach ſanfter: „Blanche! Blanche! Bei Allem, was dir heilig iſt, bei dem Grabe deiner Mutter beſchwöre ich dich, werde mein Weib! du mußt, es iſt deine Pflicht!“

„Ja, junges Mädchen, es iſt deine Pflicht,“ wiederholte eine fremde Stimme, „denn es iſt das einzige Mittel, ein Leben zu erhalten, welches kaum noch recht begonnen hat. Die Religion befiehlt es dir, und ich bin bereit, eure Vereinigung im Namen des Himmels zu ſegnen.“

Marceau, erſtaunt, blickte um ſich, und erkannte in dem Sprecher, welcher näher getreten war, den ehrwürdigen Pfarrer von Saint-Marie-de-Rhé, welcher in der Nacht die Meſſe geleſen hatte, in welcher Blanche ſeine Gefangene geworden war. „O ehrwürdiger Vater!“ rief er, indem er ſeine Hand faßte und ihn näher zog, „ſprechen Sie ihr zu, daß ſie einwilligt zu leben.“

„Blanche de Beaulieu!“ ſprach der Prieſter mit feierlichem Tone, „im Namen deines Vaters, welchen zu repräſentiren mir mein Alter und die Freundſchaft, welche uns ſchon lange an einander kettet, das Recht gibt, im Namen deines Vaters beſchwöre ich dich, den Bitten dieſes großmüthigen jungen Mannes nachzugeben.“

Blanche ſchien anfangs betroffen, und der Kampf mit verſchiedenen Empfindungen in ihrer Seele wurde in ihrem Antlitze ſichtbar, bald aber war dieſer Kampf entſchieden. „O mein Freund!“ rief ſie, indem ſie ſich in Marceau's Arme warf, „ich kann dir nicht länger widerſtehen, ich liebe dich, ich will dein Weib ſeyn.“ Ihre Lippen berührten ſich, Marceau war trunken vor Wonne, aber bald riß ihn die Stimme des Prieſters aus ſeinem Entzücken. „Eilt euch, meine Kinder,“ ſprach dieſer, „denn meine Augenblicke auf Erden ſind gezählt, und wenn ihr zögert, könnte ich eure Vereinigung erſt vom Himmel herab ſegnen.“

Die beiden Liebenden ſchauerten zuſammen, dieſe Worte riefen ſie auf die Erde zurück. Blanche warf ängſtliche Blicke um ſich und ſprach: „O mein Freund, welch ein Augenblick, um unſer Schickſal an einander zu ketten, welch ein Tempel zu unſerer Vermählung! Glaubſt du, daß dieſe Vereinigung eine dauernde ſeyn könne?“ Marceau ſelbſt erbebte bei dieſen Worten, er zog Blanche mit ſich in eine Ecke des Gefängniſſes, wohin durch ein vergittertes Fenſter ein Lichtſtrahl fiel, dort knieten beide nieder und erwarteten den prieſterlichen Segen. Dieſer breitete die Hände über ſie aus und ſprach die heiligen Worte. In demſelben Augenblicke erſchallte Getöſe und Waffengeklirr in den äußeren Gängen. Blanche, zitternd, warf ſich in Marceau's Arme und rief: „Gott! kommen ſie vielleicht ſchon, mich zu holen?“ Der junge General ſtellte ſich vor den Eingang, in jeder Hand ein geſpanntes Piſtol haltend. Es wurde geöffnet, die Soldaten zeigten ſich, wichen aber bei dieſem Anblicke betroffen zurück. „Seid ruhig,“ ſagte der Prieſter, vortretend, „ich bin es, den ſie ſuchen, das Ende meiner Leiden iſt gekommen.“

Die Soldaten umgaben ihn. „Meine Kinder,“ ſchrie er mit ſtarker Stimme, indem er ſich zu den Neuverbundenen wandte, „meine Kinder, ſenkt euch auf eure Knie, denn am Rande des Grabes will ich euch noch ſegnen, und den Segen eines Sterbenden hört der Ewige.“

Die Soldaten ſtanden ſchweigend. Der Prieſter hatte ein Crucifix aus ſeinem Buſen gezogen, welches er, allen Nachforſchungen ohngeachtet, zu verbergen ſo glücklich war, er hielt es gegen Blanche und betete im Stillen. Es war einer von jenen feierlichen Augenblicken, wo Jeder an einen Gott glaubt. Dann ſchlug er das Kreuz über die Knienden und ſprach gefaßt: „Ich bin bereit, laßt uns gehen!“

Die Soldaten umringten ihn, und ſie gingen. In dieſem Augenblicke erſchien auch der Kerkermeiſter an der Thür, und gab Marceau einen Wink, ſich zu entfernen. Blanche hing ſich feſt an ihn, allein mit den Worten: „Du biſt mein, ich bin dein, ich eile, dich zu retten, ich bürge für dein Leben, längſtens in zwei Tagen bin ich mit deiner Begnadigung wieder in deinen Armen,“ machte er ſich ſanft von ihr los. Blanche ſank in ihren finſtern Kerker zurück, indem ſie ihm nur noch in ihren Haaren auf die rothe Roſe zeigte, welche ſie von ihm zum Geſchenke bekommen hatte, und die Thür ſchloß ſich für die Unglückliche hinter ihm.

Marceau fand ſeinen Freund Dumas bei dem Kerkermeiſter, wo er ihn erwartete. Er verlangte Tinte, Feder und Papier. — „Was willſt du thun?“ fragte ihn dieſer, welcher ſeine heftige Gemüthsbewegung bemerkte. — „An Carrier will ich ſchreiben,“ antwortete Marceau, „von ihm zwei Tage Aufſchub begehren, und ihm ſagen, daß mir ſein Leben für jenes meiner Blanche bürge.“ — „Thörichter!“ verſetzte Dumas, indem er ihm den angefangenen Brief unter den Händen wegriß, „du willſt drohen, da du in ſeiner Gewalt biſt? Haſt du nicht ein Subordinationsverbrechen begangen, indem du der erhaltenen Ordre nicht Folge leiſteteſt? Wenn er Urſache hat, dich zu fürchten, ſo biſt du auf der Stelle arretirt, und was kannſt du dann noch für deine Geliebte thun? Glaube mir, nur dein Schweigen kann ihn dich vergeſſen machen, und nur dies Vergeſſen dir Zeit gewähren, deinen Plan auszuführen.“

Marceau's Kopf war in deſſen Hände geſunken, er ſchien nachzudenken. „Du haſt recht,“ rief er dann, ſprang auf und zog ſeinen Freund mit ſich auf die Straße.

Mehrere Menſchen waren um einen Poſtwagen verſammelt. Marceau forderte Pferde, erhielt ſie auf der Stelle, und mit Hilfe des Goldes gelang es ihm, Abends um acht Uhr Paris zu erreichen. Dumas, der ſeine Entlaſſung nachgeſucht und erhalten hatte, begleitete ihn.

Marceau und ſein Freund verließen ſich auf dem Platze des Palais-Egalité. Marceau ging zu Fuße in die Straße Saint-Honoré, in das Haus Nr. 366, und fragte um den Bürger Robespierre.

„Er iſt im Theater de la Nation,“ gab ihm ein junges Mädchen von ſiebenzehn Jahren zur Antwort, „aber wenn du in zwei Stunden wiederkommen willſt, Bürgergeneral, ſo wirſt du ihn zu Hauſe finden.“

„Ich will ihn dort aufſuchen,“ antwortete Marceau, „und wenn ich ihn dort nicht finde, ſo komme ich wieder. Hier meine Karte: Bürgergeneral Marceau."

Marceau ging in das Theater. Man gab den „Tod des Cäſar." Er ging auf den Balkon, ein junger Mann bot ihm auf der erſten Bank einen Platz neben ſich an, er nahm ihn an, weil er hoffte, denjenigen zu ſehen, den er ſuchte.

Das Spektakel war noch nicht angefangen, eine ſeltſame Bewegung herrſchte unter dem Publikum, Zeichen und Gelächter gingen wie aus einem Hauptquartiere von einer Gruppe im Parterre aus. Dieſe Gruppe beherrſchte den ganzen Saal, und der Mann, der dieſe Gruppe beherrſchte, war Danton. An ſeiner Seite ſprachen, wenn er ſchwieg, und ſchwiegen, wenn er ſprach: Kamille Desmoulins, Phelippeaux, Herault de Sechelles und Lacroix. Die Dantoniſten hatten ſich vorgenommen, Robespierre heute in dieſem Stücke eine ſtarke Lehre zu geben, und darum war es eben, warum Robespierre, der davon Nachricht erhielt, ſich nach dem Theater de la Nation begab; denn er wußte wohl, daß ihm der Sieg bleibe, wenn es ihm gelinge, durch Kühnheit den Plan ſeiner Gegner vor dem Volke zu entkräften.

Marceau ſuchte ihn übrigens vergebens im hell erleuchteten Saale. Der Vorhang rollte auf. Die Gruppe im Parterre ſchwieg zwar, aber man ſah es deutlich, wie ſie ſich durch Zeichen zu verſtändigen ſuchten, und nur die Stellen im Stücke mit Ungeduld erwarteten, wo ſie loszubrechen verabredet hatten. Endlich kamen die Verſe:

> Cäſar, von deinem Glück, von deiner hohen Güte
> Erwarteten wir doch viel eine ſchön're Blüte
> Fur unſer Land.
>
> Cäſar.
> Und welche iſt's?
>
> Cimber.
> Die Freiheit, Herr!

Drei Salven von Beifallsgeklatſche begleiteten dieſe Worte. Aus Danton's Augen ſtrahlte das Entzücken, und Talma fuhr fort:

> Ja, groß ſoll Cäſar ſeyn, doch Roma ſei auch frei!

Da erhob ſich Danton und warf den Blick eines Heerführers um ſich, welcher ſich überzeugen will, ob auch Jeder auf ſeinem Poſten ſtehe, als plötzlich alle Blicke ſich nach einem einzigen Punkte im Saale wendeten; das Gitter einer Loge öffnete ſich, Robespierre ſtreckte durch die Dunkelheit derſelben ſein ſpitziges, gelbes Antlitz hervor. Die Blicke der beiden Feinde begegneten ſich und konnten ſich nicht mehr loslaſſen. In jenen Robespierre's lag aller Spott des Sieges und aller Triumph der Sicherheit. Zum erſten Male fühlte Danton kalten Schweiß über ſeinen ganzen Körper rieſeln, er vergaß das Zeichen zu geben, und die Verſe gingen ohne die beabſichtigte Wirkung vorüber; er ſank überwunden auf eine Bank, das Logengitter ſchloß ſich wieder und Alles war vorbei. Die Guillotineurs hatten den Sieg über die Septembriſeurs davongetragen.

Marceau, deſſen Seele mit etwas ganz Anderem, als mit dem Trauerſpiele beſchäftigt war, war vielleicht der Einzige, welcher dieſe Szene, die nur einige Sekunden dauerte, bemerkte, ohne daß er ſie begriff, er erkannte übrigens Robespierre, eilte vom Balkon weg und gelangte gerade zu rechter Zeit in den Korridor, um ihm dort zu begegnen.

Robespierre war kalt und ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Marceau ſtellte ſich ihm vor und nannte ſich; Robespierre reichte ihm die Hand. Marceau, einem inneren Grauen unwillkürlich gehorchend, zog die ſeinige zurück. Ein bitteres Lächeln zuckte über Robespierre's Lippen. „Was willſt du von mir?“ fragte er endlich.

„Eine Unterredung von wenigen Minuten.“

„Hier oder bei mir?“

„Bei dir.“

„So komm.“ Und beide Männer, von ſo verſchiedenartigen Empfindungen ergriffen, gingen neben einander, Robespierre gleichgiltig und ruhig, Marceau unruhig und in ſichtbarer Bewegung.

Dies war alſo der Mann, in deſſen Händen Blanche's Schickſal lag, der Mann, von dem ganz Frankreich ſprach, deſſen Unbeſtechbarkeit allein unlaugbar, aber deſſen Popularität noch ein Problem war. Wirklich, er hatte, um die Volksthümlichkeit zu gewinnen, keines jener Mittel angewandt, deren ſich ſeine Vorfahren bedienten; er beſaß weder die hinreißende Beredſamkeit Mirabeau's, noch die natürliche Feſtigkeit Bailly's, weder die erhabene Hitze Danton's, noch die fruchtbare Unflätigkeit Hebert's; wenn er für das Volk arbeitete, ſo geſchah es ganz im Stillen, und ohne dem Volke davon Rechenſchaft abzulegen. In Mitte der allgemeinen Gleichheit in Sprache und Kleidung, hatte er ſeine feine, geglättete Sprache und ſeine zierliche Kleidung beibehalten. So große Mühe ſich Andere gaben, ſich mit dem Haufen gemein zu machen, ſo viel Sorge wandte er an, ſich über denſelben zu erhalten, und man ſah es beim erſten Anblicke, daß dieſer ſonderbare Mann für die Menge entweder ein Abgott oder ein Opfer werden mußte. Er wurde Beides.

Sie langten bei Robespierre's Hauſe an, eine ſchmale Stiege führte ſie in ein Gemach im dritten Stockwerke. Eine Büſte Rouſſeau's, ein Tiſch, auf welchem „Emile“ und „le Contrat social“ aufgeſchlagen waren, ein Schrank und einige Stühle waren die ganzen Geräthſchaften, aber die größte Reinlichkeit herrſchte überall.

Robespierre bemerkte den Eindruck, den dieſer Anblick auf Marceau bewirkte. „Das iſt der Pallaſt des Cäſar,“ ſprach er lächelnd zu ihm. „Was wünſcheſt du von dem Diktator?“

„Gnade für mein Weib, welches Carrier zum Tode verurtheilt hat.“

„Dein Weib von Carrier verurtheilt? Die Frau Marceau's, des braven Republikaners, des ſpartaniſchen Helden? Was treibt denn Carrier zu Nantes?“

„Die größten Grauſamkeiten.“ Marceau entwarf hierauf ein Bild, wie wir es unſern Leſern bereits entworfen haben. Robeſpierre rückte während dem auf ſeinem Stuhle hin und her, ohne ihn zu unterbrechen, endlich ſchwieg Marceau.

„Siehſt du, wie ſie mich immer falſch verſtehen,“ ſprach Robeſpierre mit etwas heiſerer Stimme, wozu ſeine innerliche Bewegung beitrug, „überall ſollen meine eigenen Augen und meine eigenen Hände ſeyn. Es iſt Blut genug vergoſſen worden, welches fließen mußte, und wir ſind noch nicht am Ende.“ Hierauf nahm er ein weißes Blatt Papier und fragte Marceau um den Familiennamen ſeiner Frau.

„Wozu dieſen?“

„Er iſt mir nöthig, um die Identität der Perſon zu konſtatiren.“

„Wohlan: Blanche de Beaulieu.“

Robeſpierre ließ die Feder wieder ſinken, welche er ſchon ergriffen hatte. „Die Tochter des Marquis de Beaulieu, des Anführers der Rebellen!“

„Blanche de Beaulieu, die Tochter des Marquis de Beaulieu.“

„Und wie geſchah es, daß dieſe dein Weib wurde?“

Marceau erzählte ihm Alles.

„Junger Thor! wie konnteſt du —“ Marceau unterbrach ihn: „Ich habe dich weder um eine Rüge, noch um einen Rath, ſondern um Gnade für mein Weib gebeten, willſt du mir dieſe ertheilen?“

„Marceau! werden dich die Familienbande, die du durch dieſe Heirath geknüpft haſt, wird dich die Liebe zu deinem Weibe nie zum Verräther an der Republik machen?“

„Niemals!“

„Wenn du den Marauis de Beaulieu auf dem Schlachtfelde dir gegenüber fändeſt?“

„So würde ich gegen ihn kämpfen, wie ich es bereits gethan habe.“

„Und wenn er in deine Hände fiele?“

Marceau bedachte ſich einen Augenblick, dann ſprach er mit feſtem Tone: „So würde ich ihn dir ſenden, und du ſollſt ſein Richter ſeyn.“

„Schwörſt du dieſes?“

„Bei meiner Ehre!“

Robespierre faßte die Feder wieder. „Marceau,“ ſprach er, „du hatteſt das Glück, dich in allen Gelegenheiten rein und untadelhaft zu bewahren, ich kenne dich ſchon lange, und habe auch ſchon lange gewünſcht, dich zu ſehen. Höre mich jetzt ruhig an, ich verlange hiezu nur fünf Minuten von dir, und gebe dir dafür ein ganzes menſchliches Leben, das iſt, denk' ich, gut bezahlt. Man hat mich bei dir verläumdet, Marceau, und du biſt

Einer von den Wenigen, von denen ich gekannt zu ſeyn wünſchte, denn was kümmert mich die Meinung derjenigen, die ich nicht achte. Höre mich alſo. Drei Parteien haben wechſelweiſe das Geſchick Frankreichs erſchüttert, ſich in einem Manne konzentrirt und ſo den Auftrag erfüllt, den das Jahrhundert ihnen gab."

„Die konſtituirende Partei, repräſentirt durch **Mirabeau**, hat den Thron erſchüttert, die legislative, durch **Danton** zu Fleiſch geworden, hat ihn umgeriſſen; die Aufgabe des Konventes iſt ungeheuer, ſie muß vollenden im Niederreißen und anfangen im Wiederaufbauen. Ich nähre die erhabene Idee, der Typus dieſer Zeit zu werden, wie es **Mirabeau** und **Danton** der ihrigen waren. Die Geſchichte des franzöſiſchen Volkes wird dann drei Männer durch drei Zahlen bezeichnen: 91, 92, 93. Wenn mir das höchſte Weſen gönnt, mein Werk zu vollenden, ſo wird mein Name über allen übrigen ſtrahlen, ich werde mehr gethan haben, als **Lykurg** für die Griechen, als **Numa** für die Römer, als **Washington** in Amerika; denn alle dieſe hatten nur ein erſt gebornes Volk zu befriedigen, ich muß ein altes regeneriren. Falle ich vor der Zeit, ſo wird ein Blutflecken auf meinem Namen kleben bleiben. Die Revolution wird mit mir fallen und wir beide verläumdet werden. Dies wollte ich dir ſagen, **Marceau**, denn ich wünſche, daß es wenigſtens einige Menſchen gäbe, die meinen Namen rein in ihrem Herzen behalten, und du biſt Einer von dieſen Menſchen."

Nun ſchrieb er ſeinen Namen unter das Blatt und reichte es Marceau mit den Worten: „Hier haſt du Gnade für dein Weib, du kannſt damit forteilen, ohne mir auch nur mehr deine Hand dafür zu reichen.“ Marceau faßte und drückte ſie, er wollte ſprechen, allein er hatte nur Thränen, und Robespierre rief ihm zu: „Fort, fort! du haſt keinen Augenblick zu verlieren, auf Wiederſehen!“

Marceau ſtürzte die Stiege hinab, General Dumas wollte eben hinauf ſteigen. „Hier Blanche's Gnade,“ rief er, indem er ſich in ſeine Arme warf. „Blanche iſt gerettet, ich bin der Glücklichſte der Menſchen.“ — „Wünſche auch mir Glück,“ antwortete ihm ſein Freund, „auch ich erhielt, was ich geſucht, ich bin zum General-en-chef bei der Armee in den Alpen ernannt, und ich komme ſo eben hieher, um Robespierre dafür meinen Dank abzuſtatten.“ Beide Freunde umarmten ſich, Marceau ſtürzte auf die Straße, dann auf den Platz des Palais-Egalité, wo ihn ſein Wagen erwartete, ſtieg ein und flog davon.

O wie ſchwer und wie leicht war ihm ſein Herz, welches Glück erwartete ihn, welche Wonne nach ſo viel Leiden! Seine Einbildung ſchwelgte in der Zukunft, er ſah den Augenblick, wo die Thür von Blanche's Gefängniß ſich öffnet und er ihr zuruft: „Blanche! du biſt gerettet, frei!“

Indeſſen bemächtigte ſich von Zeit zu Zeit eine unbeſtimmte Unruhe ſeiner Seele, dann ſpornte er die Poſtillons an, verſprach Gold, gab es mit vollen

Händen, verſprach noch mehr; die Räder brannten, die Pferde durchflogen die Bahn, und doch dünkte es ihm, als käme er nicht vorwärts, überall ſtanden die Pferde bereit, nirgend ein Aufſchub. In wenigen Stunden hatte er Verſailles, Chartres, Mons hinter ſich; er erblickte ſchon Angers, als er plötzlich einen fürchterlichen Stoß empfindet, der Wagen ſtürzt ein, bricht, er wälzt ſich blutend hervor, zerhaut mit ſeinem Säbel die Stränge eines Pferdes, ſetzt ſich auf und legt ſeinen Weg noch ſchneller zurück.

Er erreicht Angers, Varades, Ancenis, ſein Pferd ſchäumt vom Schweiß, er kommt nach Saint-Donatien, endlich nach Nantes, nach Nantes! welches ſeine Seele, ſein Leben, ſein Alles in ſich ſchließt. Noch wenige Augenblicke und er iſt in der Stadt, ſchon fliegt er durch die Thore, ſein Pferd fällt jetzt, aber er iſt vor dem Gefängniſſe Bouffay's, was ſchadet's!

„Zwei Karren ſind ſo eben hinaus gefahren,“ ſagt ihm der Gefangenwärter, „ſie iſt auf dem erſten.“ Marceau bahnt ſich Weg durch das Volk, welches ſich nach dem großen Platze drängt. Er erreicht den letzten der beiden Karren. Einer der Verurtheilten, welche darauf ſitzen, erkennt ihn und ruft ihm zu: „General, eilen Sie! retten Sie Blanche! Ich konnte es nicht und wurde ergriffen. Es lebe der König!“ — Es war Tinguy.

Und Marceau kommt auf den großen Platz, er ſieht das Schaffott. — Hoch hebt er ſein Papier in die Höhe und ſchreit: „Gnade! Gnade!“ In dieſem Augenblicke zeigt der Henker das blonde Haupt eines jungen Mädchens. Ein Schrei wird unter den Zuſehern hörbar, in welchem ſich alle menſchliche Kraft erſchöpft zu haben ſchien. Es war Blanche's Haupt, und zwiſchen den Zähnen desſelben eine rothe Roſe.

Inhalt
des erſten Bändchens.

Seite

Der große Rittmeiſter und das kleine Minchen. Erzählung aus dem Leben . . 1
Der Sargmacher. Nachtſtück aus dem Engliſchen 25
Oberſt Graf Chabert. Militäriſche Novelle . 59
Der Dichter. Traum eines griechiſchen Philoſophen 119
Acht vernünftige Tage. Anekdote aus dem Leben eines Künſtlers 131
Der Grundſatz. Lebensſkizze 153
Die drei Rieſen. Allegoriſches Mährchen . . 165
Die rothe Roſe. Gräuelgeſchichte aus dem Vendeer-Kriege 183

Gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe.

Erzählungen

von

allen Farben.

Von

I. F. Castelli.

Zweites Bändchen.

Wien.
Bei Tendler & Schaefer.

1839.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

I.

Eine außerordentliche Unruhe herrſchte in dem kleinen Städtchen Willeika in Litthauen. Der dumpfe Donner der Kanonen, der von weitem hallte, verkündigte eine mörderiſche Schlacht, und der größte Theil der Einwohner, vor ihren Häuſern ſitzend mit ſtierem Blicke und düſtern Gedanken, erwartete ängſtlich den Ausgang des blutigen Dramas, welches ihnen ſo nahe aufgeführt wurde.

Der Abend war ſchön und der Himmel rein, nur ſah man hie und da in der Richtung gegen das Schlachtfeld Rauchwolken aufſteigen, welche ſich erhoben und wieder zerſtreuten.

Übrigens wurde die Kanonade immer ſchwächer und ſchwächer, und verſtummte endlich ganz, und die Stille der Umgegend wurde nur mehr von dem Heulen der Wölfe unterbrochen, die ſich über die Beute der Leichname hermachten, welche ihnen das blutige Gemetzel geliefert hatte.

Überzeugt, daß der Feind ſeinen Rückzug in der Richtung gegen Wilna genommen haben mußte, legte ſich der Schrecken der Einwohner. „Es iſt vorbei, die größte Gefahr iſt vorüber!“ Dies waren die Worte, welche von Munde zu Munde gingen. Man drückte ſich die Hände, man wünſchte ſich Glück, man umarmte ſich. Die Sicherheit gab der Übertreibung Raum, der Verluſt der Beſiegten wurde vergrößert, die Zahl der Todten und Gefangenen verdreifacht, und bei jeder detaillirten Lüge erſcholl ein allgemeines Jauchzen.

Von allen Bewohnern Willeika's ergab ſich Keiner der Freude mit ſolcher Ausgelaſſenheit als Iſak der Jude. Auf ſeinem hohen eleganten Balkon ſitzend, ließ er Niemand an ſeinem Hauſe vorübergehen, ohne ihn zu rufen, um ihm die Neuigkeiten zu wiederholen, die er wenige Augenblicke früher ſchon gehört hatte. Der Schrecken und die Angſt, welche ihm die Annäherung der feindlichen Truppen eingejagt hatte, war ſchon ſehr leicht aus ſeinem einladenden Hauſe zu erklären. Sein Magazin und ſein Keller waren voll von Proviſionen aller Art, von Wiſky, franzöſiſchen und ungariſchen Weinen, und ausgehungerte Magen und von Beſchwerden aller Art ermattete Glieder hätten hier gewiß zuerſt zugegriffen.

Iſak hätte gerne ſeinen Überfluß mit ihnen getheilt, aber er verlangte dafür klingenden Lohn, und dieſe Söhne Adads und Belphegors, wie er ſie nannte, hatten noch nie anders bezahlt als mit Säbelhieben und Kolbenſtößen, und hieraus läßt ſich erklären, warum der Alte einen ſo tiefen Abſcheu gegen Alles, was Waffen trug, nährte.

Man muß geſtehen, daß der arme Iſak auch wirklich ſehr viel durch den unſeligen Krieg gelitten hatte. Daher hatten auch Arbeit und Kummer ihn vor der Zeit alt gemacht und ſeinen Rücken gekrümmt. Unruhe und Schlafloſigkeit hatten ſeine Stirne und ſeine Backen mit tiefen Furchen überzogen und ſeine Haare und ſein Bart waren weiß geworden, aber ſein Geiſt hatte nichts von ſeiner Kraft und Lebhaftigkeit verloren, und man konnte bemerken, wie ſich ſein Geſicht, einſt ſo bewegſam, bei der bloßen Idee eines vortheilhaften Handels verjüngte. Die Handelsverbindungen Iſaks erſtreckten ſich bis Petersburg, Moskau und Odeſſa, Juden und Chriſten hatten gleiche Achtung für ſeinen Namen, und ſelbſt der Krieg, wenn er ihn auch durch Durchmärſche, Einquartierungen, Abgaben u.ſ.w. um manchen ſchönen Thaler brachte, hatte durch Vorſchüſſe und Lieferungen, die er übernahm, auch wieder bedeutende Summen in ſeine Kaſſe gebracht. Seine Wagen fuhren auf allen Straßen, und ohne ſeine Liebe für die gute Sache zu vermindern, füllte er doch mit demſelben Eifer die Magazine von Minsky und Wilna, von Luerk und Haluga, und ſeit Anfang des Feldzuges hatte Iſak ſein Vermögen faſt verdoppelt. Iſt es daher nicht natürlich, daß der Gedanke an eine feindliche Invaſion ihm tödtliche Angſt verurſachte, und doch war ſein Vermögen nicht die einzige Urſache dieſer Angſt. Eine edlere Leidenſchaft als die Habſucht nahm ſeine Seele ein: väterliche Liebe. Der Kaufmann kam erſt nach dem Vater und Jeſſika, ſeine einzige Tochter, ſeine Freude, ſein Troſt und Ruhm, war das hochſte Ziel aller ſeiner Wünſche und Gedanken. Zu ihr alſo lief er jetzt in der Freude ſeines Herzens, um ihr den Ruckzug des Feindes zu verkunden.

Das junge Mädchen ſaß in einem der dunkelſten Winkel ihres Gemaches, ſein ſchönes Köpfchen war geſenkt und die ſchwarzen dichten Locken, welche nach Gebrauch der israelitiſchen Jungfrauen von keinem Bande zuſammengehalten wurden, warfen einen düſtern Schein über ſeine ſonſt heitern Züge. Die Augen voll Seele und Ausdruck, durch lange Wimpern überſchattet, hafteten auf dem Perlenhalsbande, welches, von tiefen Seufzern gehoben, auf dem reich geſtickten Flor ſich bewegte, der die Bruſt bedeckte, und in tiefes Nachſinnen verſunken, ſpielten die kleinen ſchöngeformten weißen Finger mit den Schnüren eines ſammtenen Überkleides, mit koſtbarem ſibiriſchen Pelzwerk verbrämt, welches den anmuthigen Korper umſchloß.

„Sei ruhig, meine Tochter,“ redete ſie Iſak an, „und verſcheuche deine Beſorgniſſe. Der geſchlagene Feind wendet ſich gegen Wilna, er kommt nicht mehr zurück.“

Die Jungfrau erhob langſam das Köpfchen, ließ aber den trüben Blick ſogleich wieder zur Erde ſinken.

„Warum iſt dein Auge ſo düſter und dein Mund ſo ſtumm, mein liebes Kind? Warum ſeufzeſt du, und freuſt dich nicht lieber mit deinem Vater, daß der Herr ſein getreues Volk nicht verlaſſen hat!“

„Dieſe Unglücklichen, mein Vater, ſind ſie nicht auch Menſchen? Bedenke doch ihre grauſame Lage und das fürchterliche Los, welches ſie erwartet?“

„Kind, das du biſt. Weißt du nicht, daß das Edomiter ſind, die das Land verheerten, Kinder der Philiſter, welche der Herr in ſeinem Grimme vernichtete, welche das Schwert des Würgengels in einer Nacht zu Tauſenden hinmähte? Es iſt Pflicht für uns, uns zu freuen und dem Gott der Waffen zu danken. Alſo geh' mein Kind, bringe mir den Talith, ich will mich in die Synagoge begeben, um dieſen Tag feierlich zu begehen, und Pſalmen zu ſeiner Ehre zu ſingen.“

Jeſſika ſtand auf mit einem tiefen Seufzer, öffnete einen Kaſten und nahm daraus eine Art Mäntelchen von weißer Seide mit breiten blauen Franſen geziert. Während dem hatte ſich Iſak in einem Waſchbecken die Hände gereinigt, und ſobald er ſich mit dem Talith bedeckt hatte, ging er, nachdem er noch einen Blick der Freude und zärtlichen Vaterliebe auf ſeine Tochter geworfen hatte.

Kaum hatte er das Haus verlaſſen, als Jeſſika, das Thor ſchließend, mit Thränen in den Augen ausrief: „Der Himmel möge ſich meiner erbarmen, denn ich bin allein und verlaſſen.“

II.

Fünf Monate waren ſeitdem verfloſſen, und das Land um Wilna war wieder der Kriegsſchauplatz geworden. Wichtige Geſchäfte hatten eine Reiſe Iſaks veranlaßt, und Hinderniſſe aller Art ihn mehrere Tage in Bres-Littewsky zurückgehalten. Indeſſen hatten mehrere blutige Auftritte in der Umgegend von Willeika die Fortſchritte und Annäherung der franzöſiſchen Armee in Litthauen bezeichnet. Bei ſolcher Lage der Dinge ließ der Gedanke an ſein theures Kind, welches allein und ohne Schutz zurückgeblieben war, dem armen Juden weder Schlaf noch Ruhe. Er benützte eine Veränderung der Stellung, welche das Gros der feindlichen Armee eingenommen hatte, um ſeine Rückreiſe zu beſchleunigen, beſtieg eine leichte Droſchke von drei ſtarken Ukrainerpferden gezogen und wendete ſich gegen Willeika. Allein bald warf das Schickſal Hinderniſſe in ſeine Freude, ſein Kind bald wieder zu ſehen, und erfüllte ihn mit Angſt und Schrecken.

Er mußte mehrere Straßen fahren, welche noch von Nachzüglern der Armee und von Bagagewagen unſicher gemacht wurden. Nachdem er auf eine lange Reihe von Munitionskarren geſtoßen war, und um dieſe vorbeipaſſiren zu laſſen, zwei Stunden hatte verziehen müſſen, ſah er ſich gezwungen, einen großen Umweg zu machen, noch glücklich, ſein eigenes Geſpann zu retten, denn ſchon hatte er bemerkt, wie mehrere Nachzügler lüſterne Blicke auf ſeine kräftigen Ukrainer warfen.

Noch größere Schrecken erwarteten den Juden und ſeinen Diener Sallub auf jenem Wege, den er eingeſchlagen. Ein hitziges Treffen war auf dieſen Feldern geliefert worden und die einbrechende Abendröthe machte das Bild noch fürchterlicher, welches ſich ſeinen Blicken darbot. Die Ebene war meiſtentheils mit ganz beraubten blutigen Leichnamen bedeckt, die einen gräßlichen Kontraſt mit der blendenden Weiße des Schnees bildeten. Hie und da ſtieß noch ein Sterbender einen Seufzer aus, oder röchelte in Todeskrämpfen. Iſak zitterte vor Grauen.

„Gott Iſraels!“ murmelte er, „erbarme dich unſer,“ und ſeine Zähne ſchlugen an einander.

„Herr!“ ſprach Sallub, „ſind wir hier nicht faſt wie im Thale Joſaphat? Ezechiel war gewiß nicht minder erſchrocken, als wir, da auf ſeine Stimme die Gebeine ſich erhoben — —“

„Still!“ erwiederte Iſak aufgebracht, indem ein kalter Schweiß ſeinen ganzen Körper bedeckte, „Stille!“

Mehrere Batterien mußten an dieſer Stelle geſpielt und eine anhaltende Kanonade des Feindes auf dieſen Ort mußte dieſe Verheerung bewirkt haben. Granaten und Haubitzen hatten den Boden ſo aufgeworfen, daß die Droſchke faſt auf jeden Schritt umzuſtürzen drohte. Die Pferde wurden immer matter. Sallub fand ſich endlich gezwungen, abzuſteigen, und indem er das Sattelpferd am Zügel faßte, den Weg Schritt für Schritt voraus zu unterſuchen. Sie kamen jetzt durch ein kleines Geſtrippe, welches von dem Feinde mit dem Bajonette genommen worden war.

Hier verloren Iſak und Sallub faſt den Muth, ihren Weg weiter fortzuſetzen. Sie gingen über Leichname weg und nur mit äußerſter Anſtrengung konnten die Pferde den Wagen über die angehäuften Kadaver ziehen. Das Blut gerann in ihren Adern und ihre Haare ſträubten ſich empor.

„Ach, was gäb' ich,“ rief Iſak, dem nur ſo große Gefahr ein für einen Negotianten ſo disharmoniſches Wort, wie das „geben“ entreißen konnte, „was gäb' ich, wenn ich dieſen Pfad des Gräuels ſchon zurückgelegt hätte!“

„Herr!“ erwiederte Sallub, „ich glaube, wir können nicht mehr weit von der Karsma von Krasnoe entfernt ſeyn, wo die Straßen von Wilna und Willeika ſich ſcheiden. Dort können wir anhalten und unſere Pferde etwas ausruhen laſſen. Siehſt du das Licht, welches durch die Bäume ſcheint, irr' ich nicht, ſo iſt dort die Karsma und wir ſind längſtens in einer halben Stunde dort.“ Iſak ſtimmte ſeinem Diener bei, und ſie lenkten gegen die Herberge ein.

Alle Reiſenden, welche dieſe Straße paſſirten, kehrten in der Karsma zu Krasnoe, wo ſich verſchiedene Wege kreuzten, ein, denn das Gebäude war groß und einladend und ſtand in gutem Rufe. Mehrere Nebengebäude, zu Scheuern, Ställen und

Remiſen dienend, ſchloſſen ſich an das Hauptgebäude und bildeten einen großen Hof, welchem ſich unſere beiden Söhne Israels langſam und vorſichtig näherten. Schon ſchlug ein ferner und wüſter Lärm an ihr Ohr, der aus dem Erdgeſchoſſe des Haupttraktes zu kommen ſchien, und auf Gäſte ſchließen ließ, die ihnen nicht angenehm waren. Die Umgebungen der Herberge zeigten ein trauriges Bild. Hie und da Brandſtätten und verkohltes Holzwerk, halbverbrannte Garben, Trümmer von Dächern, gebrochenes Geſchirr zwiſchen die Eingeweide von Hausthieren geworfen. Überall Spuren von Erpreſſungen und Exzeſſen, welche ſich der Feind auf ſeinem Zuge erlaubt hatte.

Iſak und Sallub, ihren Weg durch die dunkeln Gebüſche ſuchend, führten ihren Wagen in eine Remiſe, wenigſtens hundert Schritte von dem Hauptgebäude entfernt, welche von der allgemeinen Verheerung verſchont geblieben war. Während ſich Sallub damit beſchäftigte, die Pferde auszuſpannen, begab ſich Iſak nicht ohne große Vorſicht auf Unterſuchung des Terrains. Er ſchlich ſich längs der Mauer hin, und ſchon befand er ſich an der letzten Ecke des Hauptgebäudes, als er über einen Körper ſtolperte und mit einem lauten unwillkürlichen Schrei zu Boden fiel. Seine Hände tappten auf die Mähne eines Pferdes, und dieſe Entdeckung hatte ſeinen Schrecken kaum etwas gemildert, als eine nervigte Fauſt ihn bei der Gurgel faßte, und eine rauhe Stimme ſchrie: „Wer da!“

„Ein Jude, ein armer miſerabler Jude,“ ſtotterte Iſak, deſſen Hals zuſammengeſchnürt war, wie in einem Schraubſtock.

„Ein Spion vielleicht!“ erwiederte die Stimme und die Fauſt drückte ſtärker.

„O Gnade, Barmherzigkeit für einen armen jüdiſchen Krämer, gnädigſter Herr!“

„Schrei nicht und vorwärts marſch, Elender!“ Mit dieſen Worten erhielt er Stöße vorwärts einen nach dem andern bis zur Hausthürſchwelle. Im Innern, welch ein gräßlicher Spektakel! Tiſche und Bänke, Geſchirre und Gläſer waren zerbrochen, Fäſſer, aus dem Keller heraufgeholt, waren eingeſtoßen, der Wein rann auf dem Fußboden herum und verbreitete einen zugleich geiſtigen und ekelhaften Geruch. Hausgeräthe, Federbetten, Wäſche, alles lag unter einander in dieſer Weinpfütze und dabei dröhnten die Wände von dem fürchterlichſten Lärmen. Eine Menge von Nachzüglern, Führern der Bagage und andern Leuten dieſer Art hatte ſich um die Tiſche gelagert. Die Beute des letzten Gefechtes, Uniformen, goldene Uhren, Kreuze und anderes Geſchmeide wurden gekauft oder vertauſcht, und jeder geſchloſſene Handel mit einer vollen Kanne beſiegelt, welche von Hand zu Hand und von Mund zu Mund ging. Wüſter Lärm verſchiedener Zungen und Sprachen, Flüche, Geſang, Streit, Jubelruf, Alles ſchallte in gräßlicher Disharmonie durch einander. Bei dem Anblicke dieſer aufgewichſten Schnurbärte, dieſer von Tabaksdampf und Branntwein gerötheten

Geſichter, dieſer bunten Uniformen, und vor Allem ieſer drohenden Waffen fühlte Iſak den letzten Reſt ſeines Muthes ſinken, denn er ſah wohl ein, aß er es mit den unmenſchlichſten und raubgierigſten Hefen der Armee zu thun habe.

„Da bring' ich euch einen Zpion," ſchrie ſein Führer, indem er Iſak zur Thüre hinein ſtieß. „Zum Galgen! zum Galgen mit ihm!" war die ürchterliche Antwort, welche Iſak vernahm.

„Jude! du ſollſt auf dem höchſten Gipfel eines Baumes tanzen!" ſchrie eine rauhe ſtarke Stimme unter einem Tiſche hervor, „aber wir wollen dir och die Gunſt angedeihen laſſen, dein Teſtament u machen unter der Bedingung, daß du uns zu Univerſalerben einſetzeſt."

Ein ſchallendes Gelächter unterbrach den Redner. „Bravo, braviſſimo!" lallte die ganze Verſammlung.

„Barmherzigkeit, meine guten gnädigen Herren! ch bin unſchuldig," ſchrie der Jude.

„Spare dir alle Worte," rief ſein Führer, „und heraus mit dem Gelde!"

Neues Hurrah begleitete dieſe Worte.

„Nun wird's?" fuhr Jener fort, „alter Geizhals! wo ſind deine Dukaten?"

„Dukaten? Dukaten?" jammerte Iſak, indem ich ſeine Hände unwillkürlich auf ſeinen Gürtel drückten, „wo ſoll ich armer Jude zu Dukaten kommen?"

„Nun, ſo gib her, was du haſt," rief ein Anderer. „Wir ſind eben nicht haltig, wir nehmen auch Silberthaler und Rubel."

„Ich beſitze kaum etwas weniges Kupfermünze,“ erwiederte der Iſraelit.

„Mache das Andern weiß, ruſſiger Jude,“ verſetzte der Spaßmacher der Verſammlung, „ich bin auserwählt, der Exekutor deines letzten Willens zu ſeyn, alſo beſtimme geſchwinde, was du Jedem dieſer Herren hinterlaſſen willſt.“

„Ich nehme ſeinen Hut,“ rief ein Chaſſeur, „denn mein Tſchako iſt verbrannt.“

„Und ich ſeine Schuhe, die meinigen ſind gut genug für einen, der mit dem Fuß nicht mehr auf die Erde kommt.“

Iſaks Angſt war auf den höchſten Grad geſtiegen, er warf ſich auf ſeine Knie und rief heulend: „Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, meine Herren, ich will ja geben gerne Alles, was ich beſitze, aber laſſen Sie mir nur das Leben!“

„Was macht ihr euch denn ſo grauſamen Spaß mit dem armen Teufel?“ ſprach endlich ein Mann von beſſerem Anſehen, ein Feldwebel, welcher während der ganzen Szene den Juden mit prüfenden Blicken beobachtet und keine ſeiner Bewegungen aus dem Auge verloren hatte, „erröthet ihr denn nicht darüber, ihm die wenigen Lumpen, die er auf dem Leibe und in ſeinem Bündel trägt, zu nehmen. Allons! lauf Jude!“ und mit dieſen Worten öffnete er die Thüre und ſtieß Iſak zur ſelben hinaus. Dieſer lief mit Blitzesſchnelle, aber der Feldwebel, ſich alsbald zu einem ſeiner Leute wendend, ziſchelte dieſem ins Ohr: „Folge ihm Balafré und laß ihn nicht aus den Augen.“

Dieſes anmaßende Benehmen bewirkte bei der Verſammlung ein mißfälliges Murren, welches übrigens nicht zum Ausbruche kam, da die Unzufriedenen die Schwächeren waren. Tauſend Schritte von der Herberge entfernt kampirte ein Reiterdetachement, welches den Worten ihres Feldwebels allenfalls den gehörigen Nachdruck hätte geben können, dieſer runzelte die Stirne und Alles ſchwieg.

Dann erwartete der Feldwebel, indem er ruhig im Gemache auf und nieder ſchritt, Balafré’s Rückkehr. Als er erſchien, führte er ihn in den dunkelſten Winkel der Herberge, wo auf einem Bunde Stroh in ſeinen Mantel gehüllt ein ſchwer Verwundeter lag, der entweder ſchon ausgelitten hatte, oder bald zu enden ſchien und ſich gewiß um das nicht bekümmerte, was um ihn vorging.

„Nun, was bringſt du?“ fragte er.

„Es ſind ihrer zwei,“ antwortete Balafré, „ſie haben einen Wagen draußen in der Remiſe ſtehen, und wollen, ſo viel ich vernommen, nach Willeika reiſen.“

„Sie dürfen uns nicht entkommen,“ verſetzte der Feldwebel. „Der alte Spitzbube hat viel Geld bei ſich, ich ſah es aus ſeiner Unruhe, und aus ſeinem unwillkürlichen Greifen nach ſeinem Gürtel.“

„Aber warum habt ihr ihn denn entwiſchen laſſen?“ fragte Balafré.

„Glaubſt du, daß ich mit der Kanaille dort theilen will?“ verſetzte der Andere leiſer. „Ach! ſolch ein Narr bin ich nicht. Gib Sokolsky ein Zeichen, daß er dir folge und nimm auch den Neapolitaner mit dir, wenn du willſt. Ihr drei ſeid hinlänglich. Erwartet mich am Eingang des Waldes.“

Balafré ging mit den beiden Andern und der Feldwebel folgte ihm gleich darauf.

Dann erhob ſich der Verwundete von ſeinem elenden Lager und verſchwand bei dem Tumulte ebenfalls aus dem Gemache, ohne daß man ihn bemerkte.

III.

Während Salluh ſich ſputete, die Roſſe anzuſpannen, ſaß Iſak auf der Thürſchwelle der Remiſe und ſandte Gebete um ſeine glückliche Errettung zum Himmel: „Moſes und Abraham!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, „ſteht mir bei, ſtreckt euern mächtigen Arm über mich aus, ſchlagt dieſe Moabiten mit Blindheit oder verwandelt ſie in Stein.“ Er hatte dieſe Worte noch nicht geendet, als er ſich ſanft berührt fühlte. Nur mit Mühe einen Schrei des Schreckens zurückhaltend, ſah er an ſeiner Seite einen Mann in einen weißen Mantel gehüllt.

„Sei auf deiner Hut,“ redete ihn dieſer an, „Räuber erwarten dich beim Walde, du biſt verloren, wenn du von hier gehſt.“

„Barmherzigkeit!“ ſchrie Iſak in Verzweiflung, „bin ich denn nicht auch verloren, wenn ich hier bleibe? Wenn mich die Verruchten, die in der Herberge ſind, entdecken, werden ſie nicht ihren grauſamen Plan vollführen und mich aufhängen? O! wer Sie auch immer ſeyn mögen, Herr! haben Sie Mitleid mit mir, helfen Sie mir, retten Sie mich, der gerechte Gott Iſraels wird es Ihnen vergelten." Und dabei heben ſich ſeine Arme zum Himmel und umfaßten dann die Knie des Fremden.

Nachdem dieſer einen Augenblick gezögert hatte, wandte er ſich raſch zu Iſak und ſprach: „Es ſei! Geh' leiſe hier längs der Mauer hin. An der linken Ecke der Herberge wirſt du ein geſatteltes Roß finden, ziehe vorſichtig die geladenen Piſtolen aus der Halfter und bringe ſie mir hieher."

Iſak, der vor Furcht ſich den Gebrauch nicht erklären konnte, welchen der Unbekannte von den Piſtolen machen wollte, empfand bei dieſen Worten einen jener grauſamen Zweifel, welche noch fürchterlicher ſind, als die ſchreckliche Gewißheit, indeſſen gehorchte er, denn die Hoffnung verläßt den Unglücklichen nie.

Sallub zog mit Hilfe des Fremden mit möglichſter Stille den Wagen auf die Landſtraße. Der dichte Schnee, welcher die Gegend bedeckte, half dazu. Kein Echo erwachte in der dunkeln Nacht, welche ſie umgab.

So bald ſein Herr mit den Piſtolen zurückgekommen war, beſtieg Sallub den Bock des Wagens, auf welchem der Fremde neben Iſak Platz genommen hatte, und ſie fuhren ſo ſchnell davon, als es Finſterniß und der ſchlechte Weg geſtatteten.

Der Lärm aus der Herberge verſcholl nach und nach. Unſer Jude fing ſchon an ruhiger zu werden, als plötzlich beim Eingange eines Waldes mehrere Menſchen hervorſprangen, den Roſſen in die Zügel fielen und der Schreckensruf erſchallte: „Geld oder Leben!“

Sallub, ſtarr vor Angſt, hielt an; Iſak, wie vom Blitze getroffen, ſank von dem Sitze in den Wagen hinab, nur der Fremde ſtand unerſchrocken auf, ſpannte ſeine Piſtolen und rief demjenigen, der dem Wagen zunächſt ſtand, zu: „Zurück, wenn dir das deinige lieb iſt!“ Der Räuber zog den Säbel, indeſſen gab der Unbekannte Feuer und Sokolsky ſtürzte in ſeinem Blute nieder. Die Pferde, durch den Knall ſcheu gemacht, ſtießen Alles auf die Seite, was ihnen im Wege ſtand und liefen pfeilſchnell davon.

Erſt als zwiſchen ihm und der Gefahr eine große Entfernung zurückgelegt war, kroch Iſak aus ſeinem Verſtecke hervor. Er erſchöpfte ſich in Dankſagungen und Fragen, welche alle ohne Antwort blieben. Irre gemacht durch dieſes hartnäckige Schweigen, ſprach auch er weiter nichts mehr, um das Nachdenken oder den Schlummer des ſonderbaren Geſellſchafters nicht zu unterbrechen, den ihm der Zufall gegeben hatte.

Der Tag fing zu grauen an, als ſie das Ende des Waldes erreichten. Willeika lag in nicht weiter

Entfernung vor ihnen. Da näherte ſich Iſak ſeinem immer unbeweglichen Reiſegeſellſchafter aufs Neue, um ihn aufmerkſamer zu betrachten.

Der weiße Mantel, der über ſeinen Schultern gehangen, war hinabgefallen und ließ auf jenen ein Paar goldener Epaulette erblicken. Das Ehrenkreuz zierte ſeine Bruſt. Dieſe Zeichen ließen keinen Zweifel über Stand und Rang des braven jungen Mannes. Farbe und andere Ausſchmückungen ſeiner Uniform zeigten übrigens, daß er zu einem der polniſchen Lancierregimenter gehörte, die in der letzten Schlacht viel gelitten hatten.

Der Fremde trug den linken Arm in einer Binde und ſchien auch am Kopfe verwundet zu ſeyn, um welchen er ſein Sacktuch gebunden hatte. Bei den erſten Sonnenſtrahlen gewahrte Iſak auch Blutstropfen, welche den Verband durchdrungen und den weißen Mantel gefärbt hatten. Zugleich erkannte er mit großem Schrecken aus ſeiner todähnlichen Geſichtsbläſſe und aus ſeinen entfärbten Lippen, daß er in Ohnmacht lag.

„Erbarmen! Barmherzigkeit!“ ſchrie Iſak. „Der Mann iſt ſchon todt oder ſtirbt auf dem Wege. Salluh, laß die Pferde rennen, was möglich, ſchone ſie nicht. Vielleicht wird es noch möglich, ihn zu retten.“

In wenigen Minuten ſtanden die ſchnaufenden Pferde, mit Schaum bedeckt, am Hauſe Iſaks ſtille.

IV.

Bei dem Rollen eines Wagens ſtürzte Jeſſika, welche die Bangigkeit wach gehalten hatte, aus dem Zimmer zum Thore, bereit, ſich an den Buſen ihres geliebten Vaters zu werfen, und erſtaunte nicht wenig, in ſeinen Armen einen blutenden Fremden zu erblicken.

„Lauf, Jeſſika, mein Kind,“ rief ihr Iſak entgegen, „lauf und laß Eliſama den Wundarzt rufen, aber nur geſchwind, geſchwind.“

Das Mädchen warf eilig einen Blick des Mitleids auf den Verwundeten und ſprang dann ins Haus, um ſogleich nach dem Wundarzt zu ſenden. Hierauf kam ſie wieder mit Wäſche und Salben zu dem Verwundeten zurück. Der arme Jüngling wurde mit der größten Sorgfalt auf ein Bett gelegt, neben welchem Iſak der Jude ſeufzend die Hände rang. „Barmherzigkeit!“ rief er, „ich bin ein verlornes Menſchenkind. Er iſt todt, und die Nazarener werden ſagen, ich habe ihn ermordet, obwohl ich gerne mein eigenes Leben hingabe, um ihm das ſeinige zu erhalten.“

Indeſſen hatte Jeſſika ſich auf das blaſſe Antlitz des Jünglings hingebeugt und ihr Ohr horchte auf die kaum bemerkbaren Pulsſchläge. „Er lebt!“ rief ſie, „ſein Herz ſchlägt!“ und ſchnell einer Dienerin die Vaſe entreißend, welche den Sabalbalſam einſchloß, ließ ſie einige Tropfen davon auf die Schläfe und die halbgeöffneten Lippen des Fremden fallen. Ihr banger Blick ruhte auf ſeinen Augen, und ein unwillkürlicher Freudenſchrei entſchlüpfte ihr, als dieſe ſich matt öffneten und ein ſchwacher Strahl auf die ihrigen fiel. Armes Mädchen! ſo ſchwach er war, er drang doch in dein Herz.

Das Blut des Mädchens trat vor Angſt aus ihren Wangen zurück, als der Wundarzt die tiefe Wunde unterſuchte, welche ein Säbelhieb auf die Stirne des Jünglings gezeichnet hatte. Der Schmerz, den ihm dieſe Operation verurſachte, erweckte ihn zum zweiten Male und röthete augenblicklich die bleichen Wangen. Seine Blicke hafteten mit wehmüthigem Ausdrucke auf Jeſſika. Ein unbekannter Schauer durchzitterte die Glieder der jungen Iſraelitin, und Thränen netzten ihr ſchönes Angeſicht.

„Der Gott Abrahams ſei gelobt!“ ſprach endlich Eliſama, der Wundarzt, „die Wunde iſt nicht tödtlich, der viele Blutverluſt und die ſpäte Hilfe machen ſie zwar gefährlich, aber verdoppelte Sorge und Pflege werden mit Gottes Beiſtand dieſe Gefahr verſcheuchen.“ Dieſe tröſtenden Worte gaben Jeſſika das Bewußtſeyn wieder und freudig rief ſie aus: „Dieſe ſorgſame Pflege ſoll ihm nicht fehlen!“ Und von dieſem Augenblicke an verließ ſie das Lager des Kranken nicht mehr. „Armer Jüngling,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „ich danke ihm das Leben meines Vaters,“ und ihre Augen auf dem blaſſen aber edlen Geſichte des Kranken haftend, füllten ſich mit Thränen der Dankbarkeit. Der Dankbarkeit? O nein, es war mehr als Dankbarkeit. Dieß Entzücken, welches ſich in ihren reizenden Zügen malte, als der Wundarzt erklärte, daß die Gefahr vorüber ſei, ja dieß Entzücken war mehr als Dankbarkeit.

* * *

„Wo bin ich?“ rief der junge Mann, als er zum erſten Male nach einem langen und tiefen Schlafe die Augen öffnete und die anmuthsvolle Geſtalt Jeſſika's an ſeiner Seite erblickte.

„In Willeika,“ antwortete dieſe mit ängſtlicher Freude, indem ſie die erſten Worte aus dem Munde ihres Pfleglings vernahm, „in Willeika, im Hauſe meines Vaters.“

„Deines Vaters?“ verſetzte der Fremde, indem er ſein Gedächtniß zu Rathe zog, „deines Vaters? wer iſt dein Vater? wer biſt du ſelbſt, liebenswürdiges Weſen?“

„Ich heiße Jeſſika und bin die Tochter Iſaks Nikolajew, des Juden von Willeika.“

Der Blick des Fremden trübte ſich. „Und warum bin ich hier?“ fragte er weiter. „Warum nicht im Hoſpital von Willeika? bin ich nicht bei Nowogorodeck verwundet worden?“

Die ſchöne Jüdin bat ihn mit ſanfter Stimme ſich zu beruhigen. Dann erzählte ſie ihm, durch welche Reihe von Begebenheiten er ſich in ihrem Hauſe befinde, und ihr Ton wurde heftiger, ihre Augen glänzten, als ſie auf die großmüthige Hilfe zu ſprechen kam, die er ihrem Vater leiſtete.

„Haben wenigſtens meine Kameraden Nachricht von mir erhalten?“ fragte der Offizier mit ſanfterem Tone.

„Wir wußten ja Euern Namen nicht.“

„Warum habt ihr mich nicht nach Wilna transportiren laſſen?“

„Euer Zuſtand, Herr, erlaubte es nicht, und durften wir das Leben unſers Retters der Gefahr ausſetzen?“ und mit dieſen Worten küßte das Mädchen verwirrt die auf der Decke liegende Hand des Jünglings. Beide blieben einen Augenblick ſchweigend und nachdenkend, dann hob der Jüngling, ſo viel er konnte, das ſchöne Lockenhaupt empor und ſprach: „Dank! tauſend Dank für deine Sorgfalt, ſchönes Kind, aber kann ich deinen Vater nicht ſehen?“

„O ja,“ erwiederte ſie und lief Iſak zu holen. Als dieſer erſchien, ſprach ihn der Fremde alſo an: „Alter, ich danke dir für deine Gaſtfreundſchaft, aber ich kann nicht eher Ruhe gewinnen, bis mein Regiment Nachricht von mir erhalten hat. Sei ſo gütig und ſende an meinen Oberſt in Wilna Botſchaft, daß der Kapitän Loſinsky in deinem Hauſe krank liegt.“

Der Jude verſprach es alſogleich zu thun, und Loſinsky wurde wirklich ruhiger und überließ ſich ohne fernere Ungeduld der treuen Pflege der lieblichen Jeſſika, er drückte ihr ſeine Dankbarkeit oft durch einen herzlichen Handedruck aus, der dem Mädchen das Blut in die Wangen trieb.

Loſinsky konnte bald das Bett verlaſſen und im Garten ſpazieren gehen. Auf Jeſſika's Arm geſtützt wandelte er in den ſchattigen Alleen herum, und ſo vergingen Beiden unter traulichen Geſprächen oft Stunden wie Augenblicke. Die junge Iſraelitin hörte aufmerkſam und ſtaunend, zugleich auch mit einer Art ſtolzer Freude die Erzählung der Begebenheiten ſeines militäriſchen Lebens an. Ihre Einbildungskraft folgte ihm in die Schlacht, überſchritt mit ihm Deſiléen und Flüſſe, hatte Freudengeſchrei für ſeine Siege und Thränen für ſeine Unglücksfälle. Die herzliche Zuneigung des Jünglings zu dem Mädchen wuchs noch durch die Achtung, welche ſie ihm einflößte.

„Jeſſika,“ ſagte er eines Tages zu ihr, indem er die dichten Locken aus ihrer ſchönen Stirne ſtrich, „du ſollſt gar nicht glauben, wie ſehr du einer meiner Verwandten ähnlich ſiehſt. Dieſe erſtaunenswerthe Ähnlichkeit iſt mir um ſo angenehmer, als ſie meinem Herzen immer ein eben ſo gutes und ſchönes Mädchen zurückruft, als du biſt.“ Das Herz der Jüdin bebte vor Freude über dieſe Worte, aber faſt in demſelben Augenblick ritzte ein Dorn der Eiferſucht ihr Herz.

„Wie nennt ſich dieſe Verwandte, der ich ähnlich ſehe?“ fragte ſie.

„Malvina.“

„Malvina? ein ſchöner Name! Sie iſt vermuthlich eben ſo ſchön als ihr Name?“ fuhr ſie mit ſichtbarer Verlegenheit fort.

„Verſteht ſich," erwiederte Loſinsky, „ſie muß es ja ſeyn, da ſie auch hierin dir gleicht."

Das Geſicht Jeſſika's überzog ſich mit Purpur. „Ach, was gäb' ich, ſie zu ſehen!" rief ſie mit wachſender Verwirrung.

„Ich kann dir dieſes Vergnügen leicht verſchaffen," antwortete Loſinsky, indem er aus ſeinem Buſen ein goldenes Etui zog, welches an einer Haarkette hing. „Sieh," ſagte er, indem er ihr ein Miniaturporträt vor die Augen hielt, „das iſt Malvina."

„Ach, wie ſchön ſie iſt!" rief Jeſſika, erblaſſend, „Sie ſchmeicheln mir, ich kann mit ihr nicht verglichen werden." Sie ließ das Köpfchen ſinken und war den Reſt des Tages ſtill und nachdenkend.

Loſinsky's Geneſung machte indeſſen ſchnelle Fortſchritte. Eines Abends, als er länger als gewöhnlich im Garten geblieben war, ſuchte ihn Jeſſika, fürchtend, die kühle Nachtluft möchte ihm ſchaden, daſelbſt auf. Sie trat ſchüchtern in eine Laube und ſah den jungen Offizier auf einer Raſenbank liegen, in ſeiner Hand das Portrait Malvina's haltend. Seine Blicke hafteten mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke des Glückes und der Liebe darauf, und endlich drückte er auch ſeine Lippen mit einer Glut auf das Bild, welche das Herz des armen Mädchens zerriß. Ein tiefer Seufzer verrieth ihre Gegenwart.

„Du hier, Jeſſika?“ ſagte Loſinsky ſich umwendend, „was führt dich noch ſo ſpät hieher?“

„Der Abend iſt feucht und kühl,“ antwortete ſie mit bewegter Stimme, „und ich fürchtete, Sie würden Ihrer Geſundheit ſchaden, wenn Sie länger hier blieben.“

„Das iſt auch mitunter deine Schuld,“ erwiederte Loſinsky, „du vernachläſſigſt mich ſeit einiger Zeit, und wenn ich allein bin, und ins Nachdenken verfalle, vergeß' ich mich ſo leicht.“

„Aber Sie waren ja nicht allein,“ verſetzte das Mädchen mit einem Tone, der beinahe einem Vorwurfe glich.

„Du haſt Recht, liebe Freundin; Malvina und du leiſteten mir Geſellſchaft.“

„Malvina, ach, das glaub' ich wohl. Sie muß Ihnen ſehr theuer ſeyn. Sie iſt vermuthlich eine ſehr nahe Verwandte?“

„Nicht gar ſo nahe,“ antwortete Loſinsky, „ſie iſt eine Mündel meines Vaters, wir wurden, wie Bruder und Schweſter, mit einander erzogen.“

„Alſo,“ ſagte Jeſſika nach einer kurzen Pauſe, „lieben Sie Malvina auch wie eine Schweſter?“

„Und wie eine Braut,“ fügte Loſinsky ruhig hinzu.

Bei dieſen Worten zitterte das Mädchen an allen Gliedern und ſtieß einen Schrei aus.

„Was iſt dir denn, liebe Jeſſika?“ fragte Loſinsky erſchrocken, „du wirſt ja ganz blaß und zitterſt.“

„Die Kühle hat mich plötzlich mächtig ergriffen," antwortete das Mädchen unter Thränen, „der Wind iſt ſo rauh, laſſen Sie uns doch ins Haus gehen."

„Armes Kind, warum haſt du dieß nicht früher geſagt? Ich würde es mir nie verzeihen, wenn du meinetwegen krank würdeſt."

Loſinsky, die ſchlanke Geſtalt des Mädchens umfaſſend, begleitete ſie ins Haus und verdoppelte ſeine Schritte, um dieſes ſchneller zu erreichen.

An der Schwelle dankte ihm Jeſſika, lief in ihr Zimmer und warf ſich ſchluchzend auf einen Stuhl. Sie fing an zu begreifen, die Unglückliche, daß ſie ihn liebte, ihn, den Rang, Religion und Herzensneigung auf ewig von ihr zu trennen ſchienen.

V.

Am andern Morgen bemerkte Loſinsky, zu ſehr in ſeine eigenen Gedanken vertieft, um die Veränderung in Jeſſika's ganzem Weſen zu gewahren, die düſtre Wolke nicht, welche ihre Stirne bedeckte. Schweigend und traurig gingen für ſie mehre Tage dahin, bis ſie einmal den Muth faßte, ſich ihm zu nähern.

„Sie ſind vermuthlich krank," ſprach ſie, „Herr Kapitän? die Kühle jenes Abends hat Ihnen geſchadet. Sie leiden noch immer an Ihrer Wunde."

„Nein, nein, liebes Kind," antwortete Loſinsky, ihr freundlich die Hand reichend, „ich befinde mich jetzt wohl, recht wohl, und eben das iſt die Urſache meines Trübſinnes, denn es verdrießt mich die Zeit hier müßig hinzubringen, während die Armee vorwärts ſchreitet und meine Kameraden Ruhm und Ehre einernten.“

Und er ſeufzte tief.

Das Mädchen ſeufzte auch. Nach einer Pauſe aber nahm ſie alſo das Wort: „Herr Kapitän, wenn Sie in Nowegorodeck geblieben wären, ſo würde Ihr Leichnam dort unter den andern eingeſcharrt worden ſeyn. Eine einzige Perſon hätte ſie beweint, wollen Sie denn nun derſelben Perſon durch Ihre Ungeduld neue Leiden bereiten? denn gewiß, Sie ſind noch zu ſchwach, um die Fatiquen im Felde zu ertragen.“

„Jeſſika, die Freundin, von der du ſprichſt, würde meinen Tod meiner Schande vorziehen, und es iſt eine Schmach für einen Soldaten, nicht mit zu kämpfen, wenn ſeine Brüder kämpfen. Wenn du mich liebteſt, Kind, wie Malvina, würdeſt du auch denken, wie ſie.“

Eine Thräne rollte über die Wangen des jungen Mädchens herab. „Schande oder Tod,“ rief ſie, „beide würden mich tödten.“

„Liebenswürdiges Kind! Ach, warum bleiben ſo viel Reize und edle Eigenſchaften in Willeika verborgen? Ein Engel, wie du, iſt nicht dazu geſchaffen, um die Beute eines Krämers zu werden, der dich weder zu begreifen, noch zu würdigen verſteht.“ Und ihren ſchlanken Leib umfaſſend, heftete der junge Offizier zärtliche und bewundernde Blicke auf das ſo anmuthige und ausdrucksvolle Geſicht.

„Herr Kapitän,“ ſprach das junge Mädchen, ſich ihm ſanft entwindend, „wer mit dem Schickſal nicht zufrieden iſt, welches ihm Gott bereitet hat, iſt unklug;“ und nach einer Pauſe fuhr ſie fort: „Alſo der Aufenthalt in unſerm Hauſe verurſacht Ihnen Betrübniß?“

„Nein, Jeſſika, allein die Pflicht gebietet mir, es zu verlaſſen. Hätte ich das Geld, worauf ich hoffte, erhalten, ſo würde ich ſchon nicht mehr hier ſeyn, allein ohne Hilfsmittel —“

„Iſt es nur das, Herr Kapitän? O! warum ſprachen Sie nicht früher? Sie, der Retter meines Vaters, ohne Geld, ohne Pferd? O warten Sie, warten Sie nur einen Augenblick,“ und wie ein Reh hüpfte ſie davon in das Gemach ihres Vaters.

Der alte Iſak, die Brille auf der Naſe, wog mit bedachtſamer Genauigkeit Goldſtücke, welche er dann in ein kleines Käſtchen fallen ließ, das er eben jetzt in eine eiſerne Truhe zu ſchließen im Begriff war.

„Halt ein, mein Vater!“ rief Jeſſika, deren Eintritt den Alten nicht im mindeſten zerſtreut hatte, „halt ein, dieß Gold darf nicht mehr in deine Kaſſe zurückkommen.“

„Wo denkſt du hin, liebes Kind?“ fragte erſtaunt der Alte, indem er in den Augen ſeiner Tochter zu leſen ſuchte, ob ſie auch bei vollem Verſtande ſei. „Glaubſt du etwa, das Gold ſei falſch? Nein, nein, ich habe es gewogen, und du weißt, ich verſtehe mich darauf.“

„Nicht ſo, mein Vater! aber dieß Gold mußt du dem Kapitän geben.“

Bei dieſen Worten verzog ſich das Geſicht des Juden zu einer lächelnd-weinerlichen Grimaſſe, das Wort geben ſchnürte ihm die Gurgel zuſammen und ließ ihn einige Augenblicke nicht zur Sprache kommen: „Geben? mein Gold geben?“ ſchrie er endlich.

„Ja, mein Vater, du mußt es geben, deinem Lebensretter geben,“ und die Wangen der jungen Jüdin, ſo wie ihre Augen ſtrahlten von edlem Feuer, und ſie erzählte ihrem Vater Alles.

Verſchiedene Empfindungen kämpften in der Seele Iſaks des Juden, Iſaks des Kaufmanns. Er liebte Loſinsky, aber er liebte auch ſein Geld; das Geld war ſein Gott.

„Aber Loſinsky,“ ſagte er, „kann uns ja noch nicht verlaſſen, meine Tochter. Er iſt ja kaum noch von ſeiner Wunde geneſen. Er würde ſich tödten; und weßwegen? Wegen der Ehre! Schöner Grund!“

„Aber er will es ſo, lieber Vater, und wir können und dürfen ihn nicht zurückhalten. Wollen wir ihn ohne Hilfe auf die Straße ſenden?“

„Nein — beim Himmel! nein, Jeſſika. Kann ich vergeſſen die Hilfe, die mir der edle Jüngling in den Stunden der Gefahr geleiſtet hat?“

Die Dankbarkeit hatte die Oberhand in dem Herzen des Alten gewonnen. „Trag's ihm hin, dieß Gold, mein Kind, alle dieſe Dukaten ſind vollwichtig. Ich will ihm auch einen Brief an Mardoche in Wilna geben, der ihn mit Pferden und Waffen verſehen wird. Sallub ſoll ihn bis dahin führen. Der Gott Ziens,“ ſetzte er hinzu, indem er eine Thräne im Auge zerdrückte, „möge ihn beſchützen, und einen Engel an ſeine Seite ſtellen, denn er iſt ein braver junger Mann.“

Möge es ſo geſchehen, dachte Jeſſika, und eilte zu Loſinsky, deſſen Freude ihr das Herz zerriß.

Der Gedanke, für Loſinsky's Glück zu arbeiten, gab ihr ſogar die Kraft, die Vorkehrungen zu ſeiner Abreiſe ſelbſt ſo viel möglich zu beſchleunigen. Auch ſteckte ſie heimlich in ſeinen Mantelſack eine zweite Rolle Gold, ein Geſchenk ihrer ſterbenden Mutter.

Während Loſinsky ſeinem tief betrübten Wirthe das letzte Lebewohl ſagte, ſank die arme Jeſſika in einem entfernten Winkel des Gartens auf ihre Knie, faltete die Hände, hob die thränenſchweren Augen gegen Himmel, und betete alſo:

„O du, der du gebrochene Herzen heilen kannſt, habe Mitleid mit der armen Jeſſika!“

VI.

Viele Wochen waren vergangen, die franzöſiſche Armee war in Moskau eingerückt, aber von Loſinsky war keine Nachricht gekommen. „Er iſt wohl todt,“ ſagte Iſak, „denn ſonſt hätte er mir gewiß ſchon geſchrieben, und mein Geld zurückgeſandt.“

Todt? dachte Jeſſika, die am Fenſter ſaß, und den wolkigen Herbſthimmel anſtarrte, todt? o! für mich iſt er es nicht. Und würde ich mich mehr ſeiner freuen können, wenn er noch lebte?

Die Ankunft eines Mannes in Reiſekleidern unterbrach die Betrachtungen des Vaters und der Tochter. Es war Mardoche aus Wilna.

„Bruder!“ ſprach dieſer mit triumphirender Stimme zu Iſak, „ich bringe dir einen Brief von dem Nazarener ſammt dem Gelde, das du ihm vorgeſtreckt haſt.“

„Ach, der würdige Mann! hab' ich's nicht geſagt, daß er mich bezahlt, wenn er noch lebt?“ ſchrie Iſak, und ſtreckte die Hand mit unverholener Freude nach dem Säckchen mit dem Golde aus.

Jeſſika ergriff den Brief, und las — und las wieder die Verſicherungen von Loſinsky's Freundſchaft und Dank für ſie und ihren Vater.

„Was iſt das?“ ſchrie der Alte plötzlich, indem er die Goldſtücke gezählt, und wieder gezählt hatte, „da ſind ja 100 Dukaten mehr, als ich ihm geliehen habe. Gottes Barmherzigkeit! Hält er mich für einen Wucherer?“

Jeſſika war verlegen. „Nicht doch, mein Vater,“ ſagte ſie, „er hat dieſe Summe wohl als eine Entſchädigung für ſeinen Aufenthalt bei uns beigefügt.“ Und die Stirne Jeſſika's überzog ſich mit einer lebhaften Röthe.

„Soll ich verdammt ſeyn,“ ſchrie Iſak, „wenn

ch nur einen Heller für den geringen Dienſt
ne, den ich ihm erwieſen habe!“

„Aber,“ ſagte Mardoche, „wenn dir der
Nazarener nun einmal Alles bezahlen will,
n willſt du es nicht annehmen?“ Iſak hatte
n die neuen Goldſtücke mit gierigen Augen
htet, und ſein Zorn ſchien ſich nach und nach
gen. „Mardoche,“ ſagte er, „nicht wahr,
t ein wackerer junger Mann? Sieh nur ein-
die Dukaten an, ganz neu, und wie ſcharf
dert.“

Jeſſika, augenblicklich durch den Brief Lo-
ky's aufgeregt und erfreut, war bald wieder
ren gewöhnlichen Trübſinn zurückgefallen, und
Neuigkeit von dem Unſterne in Moskau ver-
te noch ihre Ängſtlichkeit und ihren Schmerz.

„Meine Tochter!“ ſprach eines Morgens Iſak
eſſika, „es iſt um die Franzoſen geſchehen,
hat ſie vernichtet, die guten und die böſen,
allen zu Tauſenden bei Tage, zu Tauſenden
Nacht, der Herr ſei gelobt!“ In ſeinem Enthu-
mus bemerkte der alte Jude nicht die Todesbläſſe
r Tochter. Bald erhielt man von den Szenen
Noth der fliehenden franzöſiſchen Armee, die
ſo gräßlich gemalt hatte, die traurige Gewiß-
und Jeſſika's Seelenangſt ſtieg dadurch im-
mehr. Schon fanden ſich Flüchtlinge von allen
ten in der Stadt ein, die ſich, kaum mit Lum-
bedeckt, mit hohlen Augen, blaſſen, eingefallenen
ngen und zerſtreuten Haaren, mühſam an einem

Stabe daherſchleppten und noch in den Straßen vor Hunger, Mattigkeit und Kälte ſtarben, bevor ſie eine mitleidige Seele bei ſich aufnahm. Die Stille der Nacht wurde jeden Augenblick durch ihr Gewimmer geſtört. Die Sterblichkeit war ſo groß, daß der Friedhof von Willeika kaum alle Opfer faſſen konnte.

Das Blut erſtarrte in Jeſſika's Adern bei der Erzählung und dem Anblicke all dieſes Unglückes. Ganze Tage brachte ſie in dem Gemache, welches Loſinsky bewohnt hatte, in ſüßen Gedanken an ihn, und zugleich in der fürchterlichſten Unruhe um ſein Schickſal zu. Zuweilen überließ ſie ſich der ſüßen Hoffnung ſeiner Zurückkunft, dann aber verfolgte ihre Einbildungskraft die ſchrecklichſten Kriegsſzenen. Loſinsky erſchien ihr mit Wunden bedeckt, verlaſſen auf dem Schnee liegend, den ſein Blut röthete, und ſein theures Leben aushauchend.

So vergingen Tage und Wochen dem armen Kinde unter den ſchmerzlichſten Gefühlen. Die Trümmer der franzöſiſchen Armee zogen von der Berezina her und eine feindliche Diviſion marſchirte ihnen entgegen, um ihnen die Paſſage abzuſchneiden und ſie ganz zu vernichten. Bei Boriſow entſpann ſich das blutige Gefecht, welches ohngeachtet des glänzenden Muthes der Franzoſen, ſich doch ſo unglücklich für ſie endigte, daß noch an demſelben Abend die Bewohner von Willeika dem Himmel für die gänzliche Befreiung von dieſen gefürchteten Gäſten dankten.

Aber bald darauf ſtürzte Iſak athemlos in s Gemach, wo Jeſſika ſaß, der Talith flatterte n ſeine Schultern, ſein Geſicht war blaß, und ter Schweiß rieſelte über ſein von Schrecken tſtelltes Angeſicht: „Sie kommen!“ ſchrie er, „ſie d ſchon da.“

„Wer, mein Vater?“

„Wer? Die Franzoſen! Sie ſteigen ſchon über n Gaing herab, ihre Avant-Garde iſt ſchon an n Thoren unſerer Stadt. — Hörſt du? — da ſind ſchon. Ihre Trompeten tönen an unſern Mauern, d dieſe zittern wie die Mauern von Jericho und ibea.“

In der That hallte das Straßenpflaſter ſchon n Hufſchlägen wieder. Jeſſika trat ans Fenſter d ihr Blick verweilte auf dem großen Platze, ſich eine Eskadron Kavallerie aufgeſtellt hatte. ie Reiter waren abgeſeſſen, und mehre unter nen nahmen, von den Vorſtehern der Judenſchaft gleitet, ihren Weg gegen Iſaks Haus.

„Barmherzigkeit,“ ſchrie der Unglückliche, als von unten ſeinen Namen rufen hörte, doch konnte auf wiederholtes Rufen und Poltern nicht wider- hen und mußte dem Rufe Folge leiſten. Er trat ſo von Jeſſika unterſtützt an die Thür ſeines auſes, wo ihm der Obervorſteher der Judenſchaft it Schadenfreude die Worte entgegen raunte: Nikolajew, dieſe Herren brauchen einen Weg- eiſer nach Jarry, führe ſie!“

„Nach Jarry?“ ſchrie Iſak, „nach Jarry ſoll ich ſie führen, heute am Sabbath?“

„Du mußt. — Jeder Widerſpruch iſt fruchtlos, übrigens iſt es ja nur 15 Werſte bis dahin.“

„Fünfzehn Werſte, ach! gerechter Gott! ich kann, ich darf nicht einen Werſt machen; denn das Geſetz befiehlt: Jeder freue ſich im Schooße ſeiner Familie und gehe nicht aus der Stadt am ſiebenten Tage!“

„Wozu all das Geſchwätz?“ ſchrie der Anführer des Detachements. „Weiß der widerſpänſtige Alte den Weg nach Jarry?“

„Er weiß ihn ganz genau,“ antwortete der Judenvorſteher, „ich ſchwör' es euch!“

„Alſo marſch vorwärts, Jude! und ſträubſt du dich, ſo bindet man dich an ein Pferd.“

Iſak erbebte, mit Schrecken erkannte er in dem Sprecher dieſer Worte den Feldwebel aus der Herberge zu Krasnoe. „Barmherzigkeit!“ ſchrie er, „habt Mitleid mit mir, meine Herren, ich will ja gern einen Wegweiſer bezahlen, der euch an meiner Statt nach Jarry führt. Ich bin alt und ſchwach, ich würde mich in dieſer finſtern Nacht im Walde verirren und wir könnten alle zuſammen in der Kälte zu Grunde gehen.“

„Ei was! und wärſt du ſo alt wie der ewige Jude, wir wollen dir ſchon Füße machen,“ und mit dieſen Worten banden ihm die Soldaten, nicht mehr auf ſein Flehen und Schreien achtend, die Hände und ſtießen ihn auf die Straße. In wenigen Mi-

nachher befand ſich das Detachement ſchon
r Straße nach Jarry.

Dieſes neue Unglück traf die arme Jeſſika
n Donnerſchlag, ſie ſank wie vernichtet in die
der Magd, dann aber, aus ihrer Ohnmacht
erwachend, rief ſie: „Hörſt du, Mirjam?
du? im Hausflur unten klirren Sporen, oh —
s, er iſt's, er kommt uns zu beſchützen.“ Und
türzend, fiel ſie in die Arme eines Mannes
oloſſaler Geſtalt in einem Reitermantel.

„Ah! das laß ich mir gefallen,“ rief dieſer
zelnd mit rauher Stimme, „das iſt doch ein-
ein Empfang in dieſem verfluchten Lande!“
ſchnell den nervichten Armen des Mannes ent-
nd, lief Jeſſika in ihre Kammer zurück, um
Schmerz und ihre Schande zu verbergen.

Die Kolonne, welche ſich auf der Höhe des
gezeigt hatte, war rechts von Willeika hin-
rſchirt, und nur eine Eskadron hatte Befehl
en, nach dem Städtchen zu gehen und dann
mit einem Detachement zu beſetzen. Iſaks
als eines der anſehnlichſten, war zum Quar-
ür den Chef der Eskadron, denſelben, den wir
en geſehen haben, beſtimmt. Sericourt,
eß er, empfahl ſich durch kein liebenswürdiges
res. Seine hohe Statur ſchien durch den fal-
Mantel, den er übergeworfen hatte, noch größer.
ſehr dichter Schnurbart, der ſeine Oberlippe
te, und eine tiefe Narbe, welche ſich roth wie
lutſtreifen von der Stirne auf die rechte Backe

herabzog, machte den rohen und ſtarren Ausdruck ſeiner Züge noch abſchreckender. Seine Laune und ſein Benehmen waren im Einklange mit ſeinem Äußern. Ein Zögling des Lagers, ohne Erziehung, jeder ſanften Empfindung fremd, hatte er für alle ſeine Handlungen nur ein Geſetz, die Folge ſeiner ſonderbaren Begriffe von Ehre. Wo Gefahr ſich zeigte, war er ſtets der Erſte, er trotzte dem Tod und ſpottete allen ſeinen Formen. Dreiſt, zänkiſch und dabei keck, genoß er den Ruf eines Duellanten ohne Gleichen, bis ihm ein polniſcher Offizier, den er gefordert hatte, auf dem Prado zu Madrid einen Säbelhieb verſetzte, wovon ihm das Merkmal geblieben war. Er hat ſeinen Sieger in der Folge nie wieder geſehen, aber er nährte einen tödtlichen Haß gegen ihn. Sericourt hatte ſich übrigens durch ſeine Feſtigkeit und Bravour einen großen Einfluß auf die Soldaten zu verſchaffen gewußt, welche ihn liebten und bewunderten. Das erſte dieſer Gefühle erklärte ſich vorzüglich dadurch, weil er bei ihren Plünderungen und Räubereien blind war. Sericourt begehrte nur, daß ſie vor dem Feinde brav und muthig ſeyn ſollten, alles Übrige kümmerte ihn wenig. So war Sericourt, und wahrlich, Iſak und ſeine Tochter hatten da einen ſehr gefährlichen Gaſt. Aber ſein Herz hatte doch eine verwundbare Stelle, er war für Frauenreize nicht unempfindlich, und wenn der Glanz der Schönheit mit der Würde der Tugend vereinigt war, ſo ſetzte Sericourt, von Achtung gefeſſelt, ſeiner rohen Keckheit doch manchmal ein Ziel.

„Mein Kind,“ ſprach Sericourt am zweiten
age zu Jeſſika, als ſie ihm dankte, daß er auf
re Bitten den Exzeſſen der Soldaten Einhalt ge-
an und die Ruhe in der Stadt wieder hergeſtellt
tte, „mein Kind, du ſiehſt, wie lieb ich dich habe.
um Teufel! auch nur du allein durfteſt eine ſolche
itte an mich wagen. Meine Soldaten heißen mich
jetzt nur den verliebten Narren. Aber das Opfer,
s ich dir mit meiner Popularität gebracht habe,
uß auch vergolten werden, ſchöne Jeſſika!“
d dabei ſchlang er ſeinen nervigten Arm um ihren
lanken Leib.

Die junge Iſraelitin warf ihm einen würde-
llen Blick zu und verließ das Zimmer.

„Widerſpanſtige!“ ſchrie er nun zornig, indem
ſeinen Säbel auf den Boden ſtieß, „du mußt
ein ſeyn, und wenn Himmel und Hölle ſich ver-
nigten, dich zu vertheidigen.“ Und indem er noch
ele Flüche herausſprudelte, ſchwang er ſich auf
n Pferd und galoppirte nach Jarry. — „Zu Roſſe!“
rie er dem Poſten zu, den Iſak dort hingeführt
tte, und warf ſich mit ſeinen Leuten auf das feind-
he Piquet und eroberte die Poſition mit Blitzes-
nelle.

VII.

„Jeſſika!“ ſagte er zu dem Mädchen, am
eiten Morgen nachher, „ſo eben erhalte ich einen
apport aus Jarry, worin man mir meldet, daß
n beträchtliches feindliches Korps gegen uns im
nmarſche iſt. Ich muß fort. Willſt du mir folgen?

Ich bin wahrhaftig wahnſinnig in dich verliebt und kann mich von dir nicht trennen.“

„Sie ſcherzen wohl nur,“ antwortete Jeſſika, indem ſie ihm ihre Hand entzog, welche er feurig gefaßt hatte.

„Hol' mich der Teufel! nein, ich liebe dich, Jeſſika, liebe dich mit Paſſion, du mußt mein ſeyn, ich kann ohne dich nicht leben. Und käme die ganze ruſſiſche Armee, mich von Willeika zu verjagen, ich verlaß' es nicht ohne dich.“

„Dieſe Halsſtarrigkeit könnte nur zu Ihrem Nachtheile ausſchlagen,“ antwortete Jeſſika, „denn ich habe von meinen Landsleuten nichts zu befürchten.“

„Kalte, elende Kreatur!“ ſchrie Sericourt, ſchnell aber wieder ſeine Stimme zu ſchmeichelnden Bitten umſtimmend, und ſie zärtlich am Arme faſſend, fuhr er fort: „Sei geſcheid, Kleine! Verlaß Willeika und komm mit mir.“

„Wo denken Sie hin, Herr Kommandant, wie könnt' ich das?“

„Was kann dich zurückhalten, he? In einigen Stunden iſt der Feind hier, und alle Schrecken des Krieges, Raub, Mord, Feuer, Plünderung erwarten dich.“

„Herr des Himmels!“ rief die Jüdin, die Hände ringend.

„Du biſt hier allein, ohne Schutz, ohne Hilfe. Dein Vater, der Himmel weiß, welches ſein Schickſal war, wird wahrſcheinlicher Weiſe nie mehr von Jarry zurückkehren, weil er bis jetzt von einer ſolchen Nahe noch kein Zeichen des Lebens gegeben hat. Deine alte Magd kann dir nichts nützen.“

„O mein Vater, mein armer Vater! ſie haben ihn gemordet, die Elenden.“

„Sei klug, mein Kind, und ſetze dich nicht muthwillig den größten Gefahren aus, überlaß dich meiner Sorgfalt, meinem Schutze. Wenn alle Gefahr vorüber iſt, führ' ich dich ſelbſt wieder in dein väterliches Haus.“

Jeſſika ſchwamm in Thränen.

„Armes Mädchen!“ fuhr Sericourt fort, ſie an ſeine Bruſt drückend, „fürchte nichts. Komm mit mir, eine glänzende Zukunft erwartet dich in meinem Vaterlande. Mein Vater iſt reich, unendlich reich, und ich bin ſein einziger Erbe. Komm, komm!“

Jeſſika wendete ſich mit Abſcheu von ihm.

„Wohlan, höre! Ich will das Äußerſte thun, ich biete dir meine Hand, werde mein Weib, was kümmert mich die Welt? Aber die Zeit drängt, entſcheide dich, wir haben keinen Augenblick zu verlieren.“

„Mein Entſchluß iſt ſchon gefaßt,“ erwiederte Jeſſika mit feſtem Tone: „Ich bleibe.“

„Alſo willſt du mir nicht folgen?“ ſchrie der Kommandant mit zornentflammtem Geſichte.

„Niemals!“

„Du verſchmähſt alſo meine Anträge?"

„Ja!"

„Elende Jüdin! erzürne mich nicht länger. Ich ſchäme mich, mit Bitten mich gegen dich herabgelaſſen zu haben. Ich bin dein Herr, ich habe die Gewalt auf meiner Seite, was kümmert mich dein Widerſtand."

„Ich verachte deine Drohungen, wie ich deine Bitten verachtet habe," ſchrie Jeſſika. „Lieber ſterben, als die Deinige ſeyn." Sericourt grinſte vor Wuth. „Wohlan!" brüllte er, „Jüdin, du verachteſt mich, mich Sericourt? ſo ſei Schande und Verzweiflung dein Los. Die ſchlechteſte Dirne in der Armee ſoll mit Fingern auf dich deuten, mit Hohn und Verachtung nach dir blicken." Und er näherte ſich nun Jeſſika anzufaſſen. Da ſtürzte ſie hin zum Tiſche, wo die Waffen des Kommandanten lagen, faßte eine geladene Piſtole, ſpannte den Hahn und ſchrie: „Ungeheuer, noch einen Schritt und dein Gehirn klebt an der nächſten Wand!"

Der Kommandant ſtand wie eine Marmorſäule. Da öffnete ſich die Thür und ein Feldwebel trat ein.

„Was bringſt du?" fragte Sericourt.

„Schlimme Neuigkeiten, Herr Kommandant. Das Detachement von Jarry war gezwungen, ſich hieher zurückzuziehen und der Feind, in dichte Kolonnen gedrängt, folgt uns auf dem Fuße."

„Die Eskadron ſoll eilen, ein Peloton bleibt zurück und ſucht den Feind auf der Brücke aufzuhalten. Ihr kommt wieder, mich hier abzuholen und bringt einen Wagen mit.“

Der Feldwebel entfernte ſich.

„Du hörſt, was vorgeht,“ ſprach, mit großen Schritten im Gemache auf- und niederſchreitend, der Kommandant zu Jeſſika, welche bleich und unbeweglich in der angenommenen Stellung am Tiſche blieb. „Die Augenlide ſind gezählt, entſcheide dich.“

Jeſſika machte ein verneinendes Zeichen.

„Ich beſchwöre dich bei Allem, was dir das Heiligſte iſt, treibe mich nicht zum Äußerſten, dein Widerſtand iſt fruchtlos.“

„Nie, nie,“ verſetzte die Judin, „ich verlaſſe mein väterliches Haus nicht.“

„Wohlan! ſo mag denn daraus entſtehen, was wolle,“ ſchrie Sericourt ſchäumend vor Wuth, „du mußt mein ſeyn, was es mich auch koſten mag.“

Der Feldwebel trat bei dieſen Worten wieder ein.

„Bemächtigt euch dieſes Weibes, bringt ſie in den Wagen und eilt mit ihr davon!“ Jeſſika fiel ohnmächtig in einen Stuhl, wurde ergriffen und bewußtlos fortgeſchleppt. Man brachte die Arme fort, während Sericourt mit einem kleinen Häufchen den Feind, der ſchon in die Straßen von Willeika gedrungen war, aufhielt und dann dem Vortrab auf dem bezeichneten Wege folgte.

VIII.

„Tröſte dich, Iſak Nikolajew,“ ſprach der Rabbiner Nathan, in deſſen Hauſe ſich der arme Jude befand, zu ihm. Iſak war von einem hitzigen Fieber befallen und ſein Leib war wund vor Mattigkeit und der üblen Behandlung, welche er erlitten. „Tröſte dich, der Herr wird dir deine Kräfte wiedergeben und dich aus dieſer erbarmungswürdigen Lage reißen. Der Herr verläßt ſeine Kinder nicht.“ Und ſtatt der Antwort wälzte ſich Iſak verzweiflungsvoll auf ſeinem Lager und raufte ſich die Haare aus.

Als Iſak ruhiger wurde, gab ihm der mitleidige Rabbiner ſtärkende Tropfen, welche ihn in einen wohlthätigen Schlaf verſenkten. Er hatte ihn nicht weit von Jarry ohnmächtig auf dem Schnee liegen gefunden, ſich ſeiner erbarmt, ihn in ſeinen Schlitten genommen, und mit vieler Mühe war es ihm gelungen, ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Von der Kälte bis in das Innerſte ſeiner Gebeine durchdrungen, geſtoßen und geſchlagen von den Soldaten, denen er zum Führer diente, war Iſak die ganze Nacht an der Spitze des Detachements gegangen. Als der Tag graute und man Jarry in der Ferne erblickte, trat der Feldwebel zu ihm und ſprach: „Nun, Jude! wie ſchmeckt dir deine Sabbathspromenade? Haſt doch gewiß noch nicht Buße genug gethan für deine Sünden.“

„Welche fürchterlichere Buße könnt' ich noch thun?“ erwiederte Iſak. „Bin ich nicht ſchon halb todt vor Mattigkeit und Kälte? Laßt mich jetzt fort, mein gnädiger Herr,“ fuhr er mit bittendem Tone fort, „laßt nehmen von meinen Händen die drückenden Bande und mich in Frieden ziehen, ſeht ihr, Jarry liegt vor uns, ihr könnt nicht mehr fehlen.“

„Der Teufel iſt dein gnädiger Herr,“ ſchrie der Feldwebel, „du kommſt nicht fort, bis du uns ein gutes Löſegeld gezahlt haſt, und haſt du kein Geld, ſo werden dir deine Glaubensgenoſſen in Jarry ſchon welches vorſchießen.“

„Ich habe kein Geld,“ verſetzte Iſak zitternd. „Laſſen Sie mich fort, meine Herren, meine Tochter, meine arme Jeſſika ſtirbt ſonſt vor Angſt.“

„Ach! das ſchöne Mädchen iſt deine Tochter?“ ſprach der Feldwebel mit einem Satanslächeln, „nun da ſei du unbeſorgt, unſer Kommandant wird ihre Thränen ſchon trocknen, der kann's, iſt ein Teufelskerl bei Weibern.“

„Was ſagt ihr?“ rief Iſak blaß vor Schrecken und Zorn. „Ein ſolcher Mann in meinem Hauſe, bei meiner Tochter! Herr der Heerſchaaren, Barmherzigkeit!“

„Wirſt du ſchweigen, Hallunke! Kameraden! ſchnürt ihm doch die Gurgel zu! — Aber, meiner armen Seele! ich irre mich nicht, das iſt ja der nemliche Spitzbube, der unſern armen Sokolsky mit einem Piſtolenſchuſſe getödtet hat. Nun warte, du ſollſt deinen Lohn bekommen, ſchlagt ihm die Hirnſchale mit einem Karabiner ein und werft ihn dann in den Schnee.“ Und mit dieſen Worten gab er ſeinem Pferde die Sporen und galoppirte der Stadt zu, aber die Reiter, menſchlicher als ihr Anführer, banden ſeine Hände los und riefen ihm zu: „Jetzt lauf, Jude, was du kannſt, und hüte dich, noch ein Mal in ſeine Hände zu fallen.“

Iſak wollte laufen, aber ſeine Kräfte waren ſo erſchöpft, daß er bewußtlos auf der Straße niederfiel, und ohne Nathans Beiſtand gewiß umgekommen wäre.

Als er wieder beſſer war, ging ſein erſter Gedanke dahin, nach Willeika wieder zurückzukehren, und er bat Nathan, ihm die Mittel dazu zu verſchaffen. „Nikolajew,“ antwortete dieſer feierlich, „du könnteſt in das Haus deiner Väter zurückkehren, denn die Feinde haben es verlaſſen, aber es hat dem Herrn gefallen, dich zu prüfen wie Job, indem er dir dasjenige nahm, was dir das Liebſte auf der Welt war.“

„Was ſagſt du,“ ſchrie Iſak, „was iſt vorgegangen?“

„Man hat ſich in Willeika geſchlagen, dein Haus iſt geplündert und niedergebrannt, deine Habe verloren.“

„Barmherziger Gott! mein Haus niedergebrannt, mein Geld, mein ſauer erworbenes Vermögen dahin, meine Dukaten, meine ſchönen Dukaten! ich bin ein ruinirter Mann, ein miſerabler Bettler — aber mein Kind, meine Jeſſika, was iſt mit ihr geſchehen?“

„Beuge dich im Staube vor dem Herrn, und murre nicht gegen denjenigen, der ſein Wort Jakob und ſein Geſetz Iſrael bekannt gemacht hat, der von Abraham den Sohn begehrt hat, und wohlgefällig das Opfer anſah, das ihm Jephta mit ſeiner Tochter brachte.“

„Ach! ſo iſt ſie todt?“

„Vielleicht wär' es beſſer für ſie und dich, wenn ſie todt wäre. Die Philiſter haben ſie mit ſich fortgeſchleppt und ſie muß ihnen dienen als ihre Magd.“

[illegible] war ein Donnerſchlag für den unglücklichen Vater, er raufte ſich die Haare.

„Ruhig, Iſak! beſchimpfe nicht den Gott deiner Väter!“ Und der arme Jude, durch dieſe Worte wieder zu ſich ſelbſt gebracht, zerſchlug ſich die Stirne betend, und ſich in Thränen auflöſend. „O mein Kind, meine Jeſſika, meine arme [illegible] ſchrie er, „ich will ſie ſehen, Nathan, ich will gehen und ſie ſuchen mitten unter ihren Verfolgern, um ſie ihnen zu entreißen.“

„Mein Bruder!“ verſetzte der Rabbiner, „du ſtürzeſt dich in den Rachen des Löwen, aber ich kann dich nicht zurückhalten, denn es iſt dein Kind, und ich zweifle nicht, daß der Gott, der aus dem feurigen Ofen und aus der Höhle wilder Thiere diejenigen befreite, welche auf ihn vertrauten, daß dieſer Gott auch über dich ſeine ſchützenden Flügel ſchweben laſſen wird.“

Nachdem Iſak ſeinem Wohlthäter mit dem tiefſten Ausdruck der innigſten Erkenntlichkeit gedankt [illegible], ſagte er ihm Lebewohl; und dieſer drückte ihm noch eine volle Börſe in die Hand mit den Worten: „Möge dir dieſer Talisman helfen, deine Tochter zu retten; denn das Herz der [illegible] iſt nicht unempfindlicher für denſelben als das unſrige."

IX.

Sericourt hatte ſein Regiment erſt am Niemen wieder erreicht. Ein großer Theil ſeiner Eskadron fehlte beim Appel, und darunter war auch der Feldwebel, der vermuthlich mit der ſchönen Jüdin in einer andern Richtung geflohen war. Sericourt ward ſehr unruhig, denn er kannte die Strenge ſeines in der [illegible] [illegible] Obriſten.

Auf ſeinen Säbel geſtützt, von den Offizieren ſeines Regiments umgeben, ſtand dieſer, den Kopf hoch emporgehoben da und ſchien den Eingang eines Geſpräches zu ſuchen. Seine flammenden Augen, welche unter dichten buſchigen Brauen hervorblitzten, durchflogen den aufmerkſamen und ehrfurchtsvollen Kreis. Es lag in dieſem beweglichen Blick des alten Soldaten etwas Düſteres.

Plötzlich trat Sericourt ein, da wurde das Angeſicht des Oberſten noch düſterer und er richtete das Wort [illegible] [illegible]: „Sie durften nicht länger in Willeika bleiben, als Sie vernahmen, daß der Feind wieder vordringe, Sie durften ſich keinem ungleichen Kampfe ausſetzen. Nun kommen Sie nur mit der Hälfte der Eskadron zurück. Stille!" rief er mit noch ſtrengerem Tone, als er bemerkte, daß Seri-

ihm antworten wollte. „Wenn ich Sie einer
ſſigkeit ſchuldig hielte, ſo würde der Profoſe
eine Schuldigkeit gethan haben. Ich kenne Sie,
court, und weiß, es war nur übertriebener
eifer, und Ihr Muth bürgt mir für das, was
gethan haben. Ich bin überzeugt, die Eskadron
h tapfer geſchlagen, aber ich fürchte nur un-
[illegible] der Unordnung und dem Mangel an
plin zuſchreiben zu müſſen, welche in unſern
n [illegible]. Eskadrons-Kommandant! wenn
[illegible] Ihre Inſtruktionen gehandelt haben,
n nur ein plötzlicher unerwarteter Überfall dieß
s erklären. Sie werden mir darüber Rede
ſ“

Vericourt ſchlug die Augen nieder und ein
es Roth überzog ſeine Stirne.

Ich hoffe noch, daß die Leute, welche abgehen,
in Gefangenſchaft gerathen ſind, ſondern ſich
Regimente wieder einfinden werden. Bei ihrer
ſoll eine Unterſuchung ſtattfinden, und ich
Sie werden ſich über Ihre Konduite recht-
n. Es iſt Zeit ein Beiſpiel zu geben, das uns
nzlicher Entartung bewahrt. Werfen Sie einen
um ſich, meine Herren: weder das Schwert
eindes, noch die Strenge der Jahrszeit mähen
ahin, wir ſelbſt graben uns unſer Grab. Das
des Oberſten erglühte von einer edlen Flamme,
ie verlegenen Offiziere ſchwiegen.

Da ertönte plötzlich Klagegeſchrei von der Straße

„Was iſt das," ſchrie der Oberſt, das Fenſter öffnend, „Gewaltthätigkeit unter meinen Augen!"

Er erblickte ein junges Mädchen, welches mehre Reiter in einem Wagen daher brachten. Ein Jude, den ſie vergebens fortzujagen bemüht waren, hatte ſich an ein Rad geklammert und rief erbärmlich um Hilfe, während ein Haufen von Menſchen, welcher ſich mit jedem Augenblicke vergrößerte, ſich dem Vorwärtsfahren des Wagens widerſetzte.

„Was iſt das!" fragte der Oberſt, ſich gegen Sericourt wendend, „dieſe Leute ſind von Ihrer Eskadron, was ſoll das heißen!"

Sericourt ſchwieg verlegen.

„Adjutant!" fuhr der Oberſt, immer erzürnter, fort, „laſſen Sie augenblicklich den Wagen anhalten und den Feldwebel, der die Eskorte führt, zu mir herauf kommen."

Der Adjutant entfernte ſich. Der Oberſt ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Was iſt das für ein Auflauf," redete er den eintretenden Feldwebel an, „was ſoll die Weibsperſon in dem Wagen, und was will der Jude?"

„Der Jude iſt der Vater der Gefangenen, Herr Oberſt," antwortete der Feldwebel mit einer unverſchämten Feiſtigkeit. „Die Jüdin hat in Willeika unſere Eskadron dem Feinde verrathen, und ihr Vater, welcher Theil an dem Verrath hatte, war uns lange ſchon als Spion angezeigt. Unſere Leute hatten ihn ſchon einmal im Walde von Kräsnoe erfolgt, allein er entkam durch den Beiſtand ſeiner Gehilfen, deren Einer unſern braven **Sokolsky** tödtete.“

„Hölle und Teufel!“ ſchrie der Oberſt, „noch in Mal verrathen! Habt ihr Beweiſe gegen ſie?“

„Wir haben die Korreſpondenz zwiſchen Tochter und Vater aufgefangen, während ſich dieſer in Jarry befand. Dieſe Briefe beweiſen klar, daß ſie mit dem Feinde im Einverſtändniſſe waren. Was **Sokolsky's** Tod anbelangt, ſo kann der Soldat, welchen der Herr Oberſt dort am Wagen erblicken, und welcher die breite Narbe im Geſichte hat, gegen den Juden zeugen, den er genau kennt.“

„Wenn es ſo iſt,“ ſagte der Oberſt, „ſo ſollen ſie ihr Verbrechen bezahlen. Man bringe alſogleich Vater und Tochter in abgeſonderte Gefängniſſe, damit ſie ſich mit einander nicht verabreden können. Sie, Herr Auditor, erkundigen ſich gewiſſenhaft um die kleinſten Umſtände, ich kann jetzt nicht ſelbſt unterſuchen, aber morgen ſoll ein Kriegsgericht über ihr Schickſal entſcheiden, dem ich ſelbſt vorſitzen will. Zu Ihren Kompagnien, meine Herren!“ ſprach er zu den übrigen Offizieren, „in einer Stunde ſoll das ganze Regiment aufgeſtellt ſeyn, ich will Revue über die traurigen Überreſte halten.“

Alle entfernten ſich. Der Feldwebel folgte **Serlcourt** in ſeine Wohnung.

X.

Jeſſika ſaß nachdenkend in einer einſamen, halb in Ruinen verfallenen Hütte an einem verlöſchenden Feuer. Der Abend dunkelte und die arme Jüdin ſank auf ihre Knie, um ihr Nachtgebet zu beten.

Sie wurde durch ein „Wer da“ der Schildwache vor ihrer Thüre unterbrochen. „Euer Kommandant,“ antwortete eine Stimme. Die Thüre öffnete ſich und Sericourt ſtand vor ihr.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte ſie entſetzt, indem ſie ſich lebhaft erhob. „Entfernen Sie ſich, oder ich ſchreie um Hilfe.“

„Schweige, Unglückliche!“ antwortete Sericourt, „wenn du nicht deinen Vater verderben willſt und dich ſelbſt.“

„Was führt Sie hieher? Bin ich Ihre Gefangene? ich ſchmeichelte mir wenigſtens hier von Ihren Nachſtellungen befreit zu ſeyn.“

„Deine Halsſtarrigkeit hat dich in dieß Gefängniß geworfen, zittere, wenn du in deinem Widerſtande verharreſt, denn du weißt noch nicht, welch fürchterliches Loos dich erwartet.“

„Ich kenne kein fürchterlicheres, als in deiner Gewalt zu ſeyn, Schändlicher!“

„So wiſſe, Unſinnige, der Tod harrt deiner, der ſchimpflichſte Tod. Du biſt angeklagt, unſer Korps in Willeika an den Feind verrathen und ausgeliefert zu haben.“

„Ewiger Gott!“ ſchrie Jeſſika mit Abſcheu, „kann die Niederträchtigkeit ſo weit gehen? Aber nein, Niemand wird dieſer Schändlichkeit Glauben beimeſſen und ich werde Gerechtigkeit erhalten.“

„Du hoffſt vergebens. Wer könnte dich ohne Beweiſe deiner Unſchuld vertheidigen? Glaube mir, ſpiele nicht ſo leicht mit deinem Leben, denn der Mann, von welchem dein Schickſal abhängt, würde lieber tauſend Weiber wie du hinopfern, als einen Mann ſeines Regiments. Du kannſt darauf rechnen, daß du die Sonne nicht mehr wirſt untergehen ſehen.“

Jeſſika ſtand ſtarr vor Schrecken.

„Und nun wähle zwiſchen dem Tode und einem Leben voll Freude und Liebe.“

Das Mädchen wandte ſich mit Abſcheu von ihm, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

„Sei nicht ſo ſtolz,“ fuhr Sericourt fort, „du könnteſt es morgen bereuen und dann wäre es zu ſpät. Glaube mir, folge meinem Rathe, nimm meine Vorſchläge an.“

„Was ſoll ich denn thun?“ fragte Jeſſika weinend.

„Fliehen. Alles iſt bereit dich zu retten, derſelbe Mann, der dich hieher fuhrte, wird dich an einen Ort begleiten, wo ich dich früher oder ſpäter wiederfinden werde.“

„Und mein Vater? wird er mich nicht begleiten? was ſoll aus ihm werden?“

„Unmöglich! er muß bleiben."

„Ach! mein armer Vater, der Rache ſeiner Verfolger Preis gegeben! und ich ihn verlaſſen, um dir zu folgen? Nimmermehr! was auch über mich ergehen mag, ich bleibe."

„Laß mich nicht die Geduld verlieren, wie ich den Fuß von hier ſetze, biſt du verloren. Schmeichle dir nicht mit eitlen Hoffnungen, du verlaſſeſt dieſen Aufenthalt nur entweder um mein zu ſeyn, oder um zum Tode zu gehen."

„Ich wähle den Tod," ſprach Jeſſika entſchloſſen, „wenn mein Vater nicht auch gerettet iſt."

„Wohlan!" verſetzte Sericourt, „dein Vater iſt bereits außer aller Gefahr, er iſt in dieſem Augenblicke ſchon weit von hier."

„Mein Vater gerettet?" rief das junge Mädchen, „o darf ich es glauben? ſprechen Sie die Wahrheit?"

„Ich ſchwör' es dir bei meiner Ehre! Ich habe ſelbſt Alles zu ſeiner Entweichung angeordnet. Sieh, Jeſſika, ſo hab' ich wieder für dich meine Ehre und mein Leben aufs Spiel geſetzt. Die Liebe ließ mich ſelbſt meine Pflicht vergeſſen. O!" fuhr er, indem er ſie zärtlich in ſeine Arme ſchloß, fort, „o willige ein mir zu folgen und ich will dir reichlich allen Kummer vergelten, den ich dir verurſacht habe."

„Zurück!" ſchrie Jeſſika, indem ſie ihn mit Kraft von ſich ſtieß. „Gott Israels, ich danke dir, mein Vater iſt in Sicherheit. Nun bin ich glücklich, und keine Macht ſoll mich von hier wegbringen."

„Biſt du wahnſinnig?“ fragte Tericourt erſtaunt.

„O nein, klüger als du dachteſt. Du ſelbſt haſt dich in deiner eigenen Falle gefangen.“

Tericourt knirſchte vor Wuth. „Wohlan,“ ſchrie er, „ſo ſtirb!“ und ſtürzte aus der Hütte.

Jeſſika ſank auf ihre Knie und dankte dem Himmel inbrünſtig für die Rettung ihres Vaters.

XI.

Die Revue war kaum zu Ende, als der Feldwebel den Gemeinen Balafré auf die Seite nahm und zu ihm ſagte: „Hör einmal, unſere Sache ſteht ſchlimm.“

„Schlimm? wie ſo?“

„Der Oberſt hat Wind von dem Abenteuer bei Craonne.“

„Teufel! er läßt uns alle ohne Gnade füſiliren.“

„Ich weiß nur ein Mittel,“ verſetzte der Feldwebel, „uns aus dem Handel zu ziehen, wir müſſen den Juden auf die Seite ſchaffen.“

„Aber wie?“

„Nichts leichter als das? wir laſſen ihn entwiſchen. Ich ſtelle dich Abends zu ſeinem Gefängniß auf die Wache, dann mach’ ich ihm die Hölle recht heiß, und er läuft gewiß, was er kann.“

„Nicht übel ausgedacht, aber dann könnte es leicht geſchehen, daß ich als Schildwache ſtatt ſeiner aufgeknüpft würde.“

„Nicht doch, du fliehſt mit ihm.“

„Ich deſertiren?“ ſagte, den Kopf emporwerfend, Balafré.

„Lieber Himmel! wohin du gehſt, kann's dir leicht beſſer gehen als hier. Ach, was gäb' ich, ferne von dieſem vermaledeiten Lande zu ſeyn, wo ich früher oder ſpäter erfrieren muß, wenn mich anders die Wölfe nicht freſſen. Der Jude wird dir zum Wegweiſer dienen, und das Geld, welches wir ihm laſſen, wird euer Fortkommen erleichtern.“

„Nun, ſo ſei's,“ ſagte Balafré, „ich fliehe mit dem Juden, bereite Alles vor, und vergiß das Geld nicht.“

Wie abgemacht, ſo geſchehen. Der Feldwebel ſuchte Iſak in ſeinem Gefängniß auf, ſagte ihm, wie er in Gefahr ſtehe, als Spion am morgigen Tage erſchoſſen zu werden, und da der Alte dennoch ohne ſeine Tochter nicht entfliehen wollte, ſpiegelte er ihm vor, Jeſſika ſei nicht mehr in Sericourt's Gewalt, ſie werde nur gefangen gehalten, weil man ſie im Einverſtändniſſe mit Iſak glaube. Sei er entflohen, ſo könne man ſie allein nicht mehr anſchuldigen und der Oberſt werde ſie dann gewiß frei laſſen. Zudem, da das Regiment ohnedieß morgen oder längſtens übermorgen abmarſchire, ſo könne dann Iſak wieder zurückkehren und ſeine Tochter holen.

Iſak glaubte ſo in dem Intereſſe ſeiner Tochter wie in ſeinem eigenen zu handeln, und willigte in die Flucht, welche er auch ſogleich mit Balafré ins Werk ſetzte.

Der Oberſt war wüthend, als er am andern Morgen durch den Rapport die Flucht des Juden und die Deſertion des Soldaten, der ihn zu bewachen hatte, vernahm. „Der Spitzbube! glaubt er vielleicht, ich werde ſeine Tochter ſchonen?“ rief er, „nein, bei meiner Ehre! ſie ſoll auch für ihn büßen. Herr Auditor!“ fuhr er, zu einem Offizier ſich wendend, fort, „laſſen Sie ſich durch die Tochter, welche ſehr ſchön ſeyn ſoll, nicht irre führen. Keine Gnade! Was haben Sie bisher über die Sache erfahren? Haben Sie den Feldwebel ins Verhör genommen?“

„Er beharrt in ſeiner erſten Ausſage,“ erwiederte der Auditor, „und hier iſt ein Brief, der dieſe Ausſage beſtätigt. Er iſt von der Angeklagten an ihren Vater, der ſich damals in Jarry befand, geſchrieben, und von der Feldpoſt daſelbſt aufgefangen worden.“

„Laſſen Sie ſehen,“ ſagte der Oberſt, nahm den Brief und las:

„Lieber Vater!

„Warum zauderſt du, unſere Befreier herbei„zuführen? Jener, welcher unſere Voreltern ge„gen ihre Feinde beſchützte, wird auch für uns „kämpfen. Die Zahl der Söhne der Ammoniten „iſt klein in Willeila, und im Hochmuthe ihrer

„Tapferkeit glauben ſie ſich vor jedem Angriffe „ſicher. Wenn du nur wenige entſchloſſene Männer „über Uniza, welches ſie verlaſſen haben, hierher „führeſt, ſo entkommt auch nicht ein Einziger.“

„Die Elende!“ rief der Oberſt.

„Der Feldwebel verſichert auch unter Anderm,“ nahm der Auditor das Wort, „den Juden an der Spitze der feindlichen Kolonne erkannt zu haben, welche die Eskadron umzingelte und ihr den Rückzug abſchnitt.“

„Genug!“ verſetzte der Oberſt, „mehr als genug! darum keine Gnade, kein Erbarmen! In den Riemen mit der Elenden, um allen Spionen und Verräthern, welche uns umlauern, ein warnendes Beiſpiel zu geben. Laſſen Sie alſogleich das Kriegsgericht zuſammentreten, und Sericourt ſoll beiſitzen. Sein Benehmen ſcheint mir ſonderbar. Es herrſcht noch immer ein Geheimniß in dieſer Begebenheit, das ich zu durchdringen ſuchen will. Der Feldwebel iſt mir lange als ein liſtiger Spitzbube bekannt, und ich kann wahrhaftig ſeinen Ausſagen nicht unbedingten Glauben ſchenken.“

XII.

Das Kriegsgericht war in dem Hauſe des Oberſten verſammelt und Jeſſika hereingeführt. Während ſie ein ziemlich dunkles Vorhaus durchſchritt, näherte ſich ihr ein Offizier in einen Mantel gehüllt und raunte ihr mit leiſer Stimme ins Ohr:

„Verlange eine Friſt von 24 Stunden, oder du biſt verloren.“

Jeſſika erſchien vor dem Gerichte mit demüthigem, ehrfurchtsvollen Anſtande, aber ohne daß die Züge die mindeſte Unruhe verriethen. Sie warf auf ihre Richter einen ſchüchternen Blick, in welchem aber doch jene Würde, jenes Selbſtbewußtſeyn lag, welche die Anzeichen eines makelloſen Gewiſſens ſind. So ſtand ſie in dem kleinen Saale, worin mehre Offiziere um einen Tiſch ſaßen, an ihrer Spitze der Oberſt. Bei einem kleineren Tiſchchen zur Seite, auf welchem die Papiere der Precedur lagen, ſaß der Auditor. Alle Blicke wandten ſich theilnehmend zur ſchönen Judin, welche ſie ohne Zittern ertrug, nur ihre Wangen überfloß die Röthe des Unwillens, als ſie Sericourt gewahrte, der blaß und mit gekreuzten Armen die Augen nicht zu erheben wagte. Das Verhör begann, Jeſſika antwortete ſanft, aber feſt auf alle Fragen.

Der gewöhnlichen Eingangsformeln müde, nahm der Oberſt das Wort: „Dein Vater hält geheimes Einverſtändniß mit dem Feinde?“

„Mein Vater liebt ſein Vaterland zu ſehr, als daß er diejenigen nicht haſſen ſollte, welche es durch Krieg zerreißen und zerſtören, allein er hat zu viel [illegible] auf den Gott Israels, als daß er ſich in den Zwiſt der Mächtigen und Gottloſen miſchen ſollte.“

„Dein Vater befand ſich zu Jarry, als unſere Leute Willeika beſetzten, was machte er dort?“

„Ihre eigenen Soldaten, Herr Oberſt, waren es, welche ihn dazu zwangen, ihnen als Wegweiſer nach Jarry zu folgen.“

„Warum kam er, als er ſie dorthin geführt hatte, nicht wieder nach Willeika zurück?“

„Das weiß ich nicht. Alles was ich ſagen kann, iſt: daß alle Exzeſſe, welche dort begangen worden ſind, gewiß nicht Statt gefunden haben würden, wenn er zugegen geweſen wäre.“

„Haſt du nicht an deinen Vater geſchrieben und ihn dringend gebeten, zurückzukommen?“

„Ich habe zwei Boten an meinen Vater geſandt, um ihn zu bitten, mich nicht länger ohne Schutz zu laſſen, aber keiner von Beiden brachte die Antwort.“

„Iſt dieß einer von den Briefen, die du ſchriebſt?“ fragte der Oberſt und hielt ihr ein Papier vor.

„Er gleicht demjenigen, den ich meinem Vater durch Sallub, unſern Knecht, geſandt habe.“

„Wohlan, lies und erkenne, was du geſchrieben haſt.“

Jeſſika durchflog den Brief, und ihr Angeſicht wurde purpurroth, und ihre Blicke gegen Himmel wendend, rief ſie feierlich: „Möge derjenige, der in die Herzen ſieht und Wahrheit von Lüge zu unterſcheiden weiß, mich in ſeinen Schutz nehmen und den Verläumder beſtrafen.“

„Du haſt alſo deinen Vater nicht angeeifert, uns zu verrathen und zu vertilgen?“

„Ich habe nie daran gedacht. Ich habe nur meinen Vater beſchworen, ſeine Rückkehr zu beſchleunigen, um mich von den Verfolgungen und Nachſtellungen zu befreien, denen ich durch ſeine Abweſenheit ausgeſetzt war.“

„Kannſt du keine Beweiſe zu deiner Rechtfertigung vorbringen,“ fragte der Auditor, „keine Thatſachen anführen gegen deine Ankläger?“

„Wer iſt mein Ankläger?“ fragte Jeſſika.

„Jener Mann dort iſt es,“ antwortete der Oberſt, auf den Feldwebel zeigend. „Der Verrath deines Vaters iſt ihm bekannt, und er ſelbſt war es, dem du jenen Brief an deinen Vater anvertrauteſt.“

Die Jüdin warf einen Blick der tiefſten Verachtung auf den Feldwebel, den dieſer mit jener Unverſchämtheit ertrug, welche ihn nie verließ. „Alſo iſt hier Niemand,“ ſchrie Jeſſika, Sericourt fixirend, „der die Stimme für mich erheben wollte?“

Alle Blicke folgten der Richtung des ihrigen, Sericourt erblaßte, blieb aber unbeweglich.

„So beſchütze mich der Gott meiner Väter,“ rief Jeſſika, „weil jedes Gefühl für Gerechtigkeit erſtorben iſt auf der Erde.“

Erzürnt über das Benehmen Sericourt's, wandte ſich der Oberſt zu dem Auditor und ſprach: „So enden Sie nun, mein Herr, ſchöpfen Sie Ihr Urtheil, was hält Sie zurück? die Sache iſt klar.“

„Hier iſt es,“ ſagte der Auditor, und las mit etwas unruhiger Stimme: „In Erwägung der Thatſachen, welche die Anklage enthält, und denen die Angeklagte keine Beweiſe entgegenzuſtellen vermag; in Berückſichtigung, daß der Jude Iſak die Flucht ergriffen hat, welches ein neuer Beweis ſeiner eigenen Schuld und der Mitſchuld ſeiner Tochter iſt: erkläre ich Jeſſika Nikolajew ſchuldig des Verbrechens des Einverſtändniſſes mit dem Feinde und des Verrathes. Das Geſetz beſtraft dieß Verbrechen mit dem Tode, und bei dem Umſtande, daß dieß Verbrechen immer mehr um ſich greift, und ein warnendes Beiſpiel nothwendig iſt, glaub' ich nicht auf Milderung des Geſetzes antragen zu dürfen.“

Obwohl dieſes Urtheil Keinem unerwartet kam, ſo waren doch alle Glieder des Rathes darüber höchſt betrübt, und eine tiefe Stille herrſchte im Saale, als plötzlich Sericourt aufſprang: „Aufſchub,“ ſchrie er, „nur Aufſchub!“ und ſank dann wieder auf ſeinen Stuhl zurück.

Jeſſika, deren Züge Todesbläſſe bedeckte, ſank auf ihre Knie, und mit gefalteten Händen ſchrie ſie: „O! wenn eure Geſetze, wenn eure Ehre euch verbieten, ein ſchwaches, unſchuldiges Geſchöpf zu tödten, wenn ihr im Leben nicht von ſteten Gewiſſensbiſſen beunruhigt, und dort oben nicht Rechenſchaft ablegen wollt dem allerhöchſten Richter für eine Arme, die ihr eurer Macht zum Opfer gebracht habt, ſo ſchenkt mir Gnade. Verſchiebt die Exekution eures Urtheils wenigſtens, damit ihr nicht zu ſpät erfahret, wie ungerecht und grauſam ihr geweſen ſeid.“

Und wieder herrſchte Todesſtille.

„Iſt alſo nicht eine Stimme, die mich vertheidigt?“ fuhr Jeſſika weinend fort, „ſind alle dieſe Herzen kalt und unbeugſam? habt ihr alle dem Gefühle der Menſchheit abgeſchworen? iſt Keiner unter euch, der in ſeinem Vaterlande eine Tochter, ein einziges Kind zurückließ, das er bei ſeiner Rückkehr wieder zu umarmen hofft, und doch fürchten muß, daß Gott ſeine Grauſamkeit an ſeinem Kinde ſtrafe?“ Thränen erſtickten ihre Stimme und der Oberſt wandte das Geſicht weg, denn Jeſſika's Worte hatten ihm durch das Herz geſchnitten. Er hatte ſeit Kurzem eine Tochter verloren, die er zärtlich liebte.

Die Jüdin bemerkte ſeine Bewegung. „O ja, Sie — Sie ſind Vater,“ ſprach ſie zu dem Oberſten, „Sie kennen Familien-Leiden und Freuden. O haben Sie Mitleid mit mir, im Namen Ihrer Kinder, gewähren Sie mir Friſt, nur einen einzigen Tag. Vielleicht ſendet mir Gott einen Freund, einen Engel, der meine Unſchuld beweiſt. O!“ fuhr ſie wie begeiſtert fort, „wenn er in der Nähe wäre, wenn er das Loos wüßte, das meiner wartet, er würde herbeieilen, und dieſe Friſt hinlänglich ſeyn, mich zu retten.“

„Ich leſe in allen Blicken,“ erwiederte der Oberſt, „was ich auch ſelbſt zu geſtehen mich nicht ſcheue. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß die

Unglückliche binnen 24 Stunden ſich zu vertheidigen im Stande ſeyn möge. So ſei ihr denn dieſe Friſt gewährt. — Mein Kind!“ mit dieſen Worten wandte er ſich zu dem Mädchen, „bitte Gott, daß er dir einen Retter ſende, wo nicht, ſo verzichte auf jede Hoffnung. — Kommandant!“ fügte er hinzu, ſich mit ſtrenger Miene zu Sericourt wendend, deſſen Bewegungen er bemerkt hatte, „Sie haften mir für die Gefangene mit Ihrer Ehre!“ dann entfernte ſich der Oberſt. Sericourt ging aus dem Saale mit den Zähnen knirſchend und indem er ſich fluchend an die Stirne ſchlug. „Elender!“ ſagte er zu dem Feldwebel, indem er ihn an der Gurgel packte, „was haſt du gethan? Wenn ich ſie nicht retten kann, ſo erwürge ich dich, und jage mir ſelbſt eine Kugel durch's Gehirn.“

XIII.

„Die Friſt, um welche du gebeten haſt, iſt verſtrichen,“ ſagte der Oberſt zu Jeſſika, als ſie nach 24 Stunden wieder vor Gerichte ſtand. „Kannſt du nichts zu deiner Vertheidigung ſagen? Rede ohne Furcht!“

„Das, was ich ſagen könnte,“ antwortete das junge Mädchen ſeufzend, „würde mich nur erröthen machen, ohne meine Richter von meiner Unſchuld zu überzeugen; denn ſie würden mir nicht glauben.“

„Du ſprachſt geſtern von einem Retter, von einem Befreier,“ fuhr der Oberſt mit einem prü-

enden Blick auf Sericourt fort, „du ſiehſt nun
oehl, es erſcheint Niemand, der deine Vertheidi-
ung übernehme.“

„Und doch,“ verſetzte Jeſſika, „ſagt mir
nein Herz, daß er nicht weit entfernt iſt,“ und
hre Blicke ſchweiften dabei im Kreiſe herum, plötz-
ich aber ſchrie ſie: „Allmächtiger Gott! da iſt er!“

Ein Offizier, in der Uniform eines fremden
Regiments, trat in dieſem Augenblicke ein. „Ver-
eihen Sie, Herr Oberſt,“ ſprach er, „daß ich
ier erſcheine, allein die Gefahr dieſer Unglücklichen
mag mir zur Entſchuldigung dienen. Sie und ihr
Vater, Beide ſind unſchuldig an dem Verbrechen,
as man ihnen andichtet. Ich bin bereit, dieß zu
eweiſen.“

„Wer ſind Sie, mein Herr, und wie heißen
Sie?“ fragte der erſtaunte Oberſt.

„Ich nenne mich Loſinsky und bin Kapitän
ei dem 4. Lanciers-Regiment. Ein ſeltſamer Zu-
ammenfluß von Umſtänden hat mich mit den klein-
ten Details dieſer Begebenheit bekannt gemacht.
Iſak Nikolajew war nie ein Spion. Dieſer
Schurke,“ er zeigte auf den Feldwebel, „verſtand
ich mit mehren ſeines Gelichters ein, den armen
Juden im Walde von Krasnoe zu berauben und zu
rmorden, und ich ſelbſt war es, der ihn rettete,
ndem ich Einem der Schurken eine Kugel durch's
Gehirn jagte.“ Loſinsky erzählte noch weiter
Alles, was in der Herberge von Krasnoe vorge-

gangen war, und die Geſchichte ſeiner Heilung in Iſaks Hauſe.

„Was habt ihr auf dieſe Beſchuldigung zu antworten?“ fragte der Oberſt den Feldwebel.

„Ich fordere,“ erwiederte dieſer mit einer Unverſchämtheit ohne gleichen, „daß man Beweiſe gebe.“

„Die ſollſt du haben,“ fiel Loſinsky ein, er öffnete die Thür und Balafré, gefeſſelt und von Soldaten umgeben, trat ein. Da verlor der Feldwebel ſeine Faſſung. „Dieſer Mann,“ ſagte Loſinsky, „der auch Theil an dem ſchönen Straſſenraub bei Krasnoe nahm, wurde von jenem Schurken geſtern dazu getrieben von ſeinem Poſten zu deſertiren. Eine Patrouille meines Regiments durchſtreifte geſtern Abends den Wald bei Moſty, gewahrte zwei Männer, welche die nächſten feindlichen Vorpoſten zu gewinnen trachteten, hielt ſie an, und führte ſie zu mir. Ich erkannte ſogleich Iſak, er erzählte mir Alles und ich eilte hierher, um ſeine unglückliche und unſchuldige Tochter zu retten, und meinen Waffenbrüdern eine Ungerechtigkeit zu erſparen.“

Jeſſika hob mit frommer Dankbarkeit ihre Hände gegen Himmel.

„Legt dem Elenden Ketten an,“ ſchrie der Oberſt, „er falle ſelbſt in jene Grube, die ſchon für einen Unſchuldigen gegraben war; führt ihn hinaus und ſchießt ihn vor den Kopf!“

„Ich will nichts weiter hinzufügen,“ fuhr Loſinsky fort, „Jener, welcher noch tiefere Aufklärungen geben könnte," ſagte er mit einem durchdringenden Blick auf Sericourt, „iſt vermuthlich nicht in der Laune, das Wort zu nehmen. Ich glaube übrigens, mein Herr Oberſt, die Unſchuld dieſes Mädchens genugſam bewieſen zu haben, und bitte um die Erlaubniß, das arme Kind in die Arme ihres Vaters führen zu dürfen."

„Vollenden Sie Ihr edles Werk, Herr Kapitän," antwortete der Oberſt, „und ſeien Sie verſichert, daß diejenigen, welche dazu beitrugen, mich eine ſo große Ungerechtigkeit begehen zu machen, der verdienten Strafe nicht entgehen werden. Sie aber, edler junger Mann, nehmen Sie meinen Dank. Sie haben mir viele bittere und reuevolle Stunden erſpart," und zu Jeſſika gewendet, fuhr er fort: „Geh', mein Kind, Gott verzeihe mir die Angſt, welche ich dir verurſacht habe."

Die Jüdin faßte ſeine Hand, küßte ſie mit Thränen und entfernte ſich mit Loſinsky.

„Meine Herren," ſprach dann der Oberſt zu den verſammelten Offizieren, „ich ſehe es, Sie ſind eben ſo indignirt wie ich über eine Begebenheit, welche, ohne Dazwiſchenkunft dieſes Fremden, die Ehre unſeres Regimentes bemakelt hätte. An jenem Schurken, welcher die unmittelbare Urſache davon war, wird in dieſem Augenblicke gerechte Rache genommen. Ich hoffe, er iſt der einzige Schuldige, aber Jener, auf dem noch nebenbei ein Verdacht klebt, muß ſich rechtfertigen, das ganze Regiment, und beſonders Sie, meine Herren Offiziere, haben das Recht es zu fordern,“ und mit dieſen Worten warf er einen durchdringenden Blick auf das entflammte Geſicht Sericourt's.

Die Offiziere entfernten ſich, dem Auditor aber gab der Oberſt ein Zeichen zu bleiben, und blieb lange allein und im Gemache eingeſchloſſen mit ihm.

XIV.

Jeſſika lag in den Armen ihres Vaters und Beide weinten Thränen der Freude und des Dankes. „O komm, meine Tochter,“ ſagte Iſak, ſie feſter an ſein Herz preſſend, „komm, laß uns dem Herrn, dem Gott Israels danken, er hat uns nicht gelaſſen in den Händen unſerer Feinde.“

„Ja,“ antwortete Jeſſika, „wir wollen danken dem Gott unſerer Väter, der unſer Herz mit Freude erfüllt hat, aber laß uns auch des edlen Jünglings nicht vergeſſen, der triumphirt hat über diejenigen, die ſich gegen uns verſchworen, und zu Schanden gemacht hat diejenigen, die unſer Verderben bezweckten.“

„Ja, komm mein Kind, wir wollen die Knie unſers großmüthigen Retters umfaſſen.“ Und ſie gingen gegen das Gemach, welches Loſinsky in jenem Gaſthofe bewohnte, wo ſie alle drei eingekehrt waren. — Allein alle Mühe, ihn zu finden, war fruchtlos. Iſak fing an unruhig zu werden, und auch Jeſſika bangte für das Leben ihres Geliebten, denn ſie hatte wohl die drohenden Blicke geſehen, welche ihm Sericourt zugeworfen hatte.

Wirklich war Loſinsky kaum im Gaſthofe angelangt, als ihm Sericourt eine Ausforderung zuſandte. Das Stelldichein war am Eingange des Waldes. Loſinsky zauderte nicht, ſich dahin zu begeben, und fand ſeinen Gegner ſchon auf dem Platze, der ihn mit zwei Offizieren ſeines Regiments erwartete.

„Sparen Sie ſich alle Worte, Herr Kapitän!“ rief er ihm zu, wie er ihn nur erblickte, „nur unſere Säbel können unſern Handel ausmachen.“

„Und doch iſt es, wie mich dünkt, nicht das erſte Mal,“ antwortete Loſinsky ruhig, „daß ſich unſere Klingen begegnen.“

Die blaſſen Wangen Sericourt's wurden purpurfarben vor Wuth. „Was ich Ihnen von daher noch ſchuldig bin,“ verſetzte er, „will ich Ihnen heute mit Wucher zurückbezahlen.“

„Ja,“ verſetzte Loſinsky, „eine ſolche Schuld, welche Sie da auf Ihrer Stirne geſchrieben haben, vergißt ſich nicht ſo leicht.“

Sericourt konnte ſich nicht mehr halten, er zog ſeinen Säbel mit einem fürchterlichen Fluch.

„Noch einen Augenblick, mein Herr!“ rief Loſinsky, „es iſt nicht dieſe alte Affaire, welche uns hier zuſammenführt. Sie forderten von mir Erklärung über gewiſſe Worte und Anſpielungen, welche ich vor zwei Stunden an Sie gerichtet habe. So erkläre ich Ihnen denn hiermit in Gegenwart dieſer Herren, daß Sie in meinen Augen ein Elender ſind, der, um eine ſchimpfliche Handlung zu bedecken, im Begriffe war, einen Mord zu begehen.“ Da verſetzte Sericourt, ſchäumend vor Wuth, dem Sprecher einen gewaltigen Hieb, den er kaum mit dem ſchnell gezogenen Säbel abzuwenden vermochte. In dem Augenblicke aber glitſchte Sericourt auch auf dem Schnee aus, und Loſinsky ſtach dem Wankenden den Säbel mitten durch die Bruſt. Er überließ den Sterbenden der Sorge der Sekundanten, und eilte der Stadt zu, um ſeine Abreiſe zu beſchleunigen.

Durch die Unterſtützung ihres großmüthigen Retters, konnten Iſak und ſeine Tochter einige Tage in Grodno die Ruhe genießen, deren ſie ſo nothwendig bedurften. Aber Loſinsky's Regiment erhielt Befehl zum Abmarſche und der junge Mann ſah ſich genöthigt, ſeinen Lieben früher Lebewohl zu ſagen, als er gewünſcht hatte. — — „Umſtände,“ ſprach er zu Iſak, „zwingen mich abzureiſen, aber ſeid ruhig, ich habe Alles angeordnet, daß ihr Willeika ohne Gefahr erreichen könnt. Hier iſt ein Brief an den Kommandanten der Vorpoſten, er iſt mein Freund und auf meine Empfehlung wird er euch beſchützen und allen möglichen Vorſchub leiſten.“ Dann wandte er ſich zu Jeſſika, die ſchweigend und unbeweglich an der Seite ihres Vaters ſtand. „Jeſſika,“ ſagte er, „wünſcheſt du mir nicht auch eine glückliche Reiſe?“ Das Mädchen erhob die thränennaſſen Augen, und ſprach mit zitternder Stimme: „Jehova ſegne Sie und die Ihrigen. Seine

Gnade iſt unendlich, und er verurtheilt nicht alle Herzen zu jenen ſchmerzhaften Prüfungen, welche er mir ſchwachen Magd auferlegt hat. Mögen Sie an der Seite derjenigen recht glücklich leben, in welcher Sie alle Ihre Wünſche vereinigen.“ Sie wendete ihr Geſicht ab, welches ſich mit einer Todtenbläſſe überzog.

Einige Jahre nachher, nachdem Napoleon ſchon auf dem Felſen im mittelländiſchen Meere ſaß, kamen viele Polen, welche unter ſeinen Fahnen gedient hatten, wieder in ihr Vaterland zurück.

Einer derſelben, der Kapitän Loſinsky, nahm die Richtung gegen das alte Schloß ſeiner Väter, wo ihn eine Vereinigung erwartete, worauf er ſein ganzes Glück geſetzt hatte. Er war dem Ziele ſeiner Reiſe nahe, als er vernahm, daß der alte Jude Iſak in Willeika aus Gram geſtorben ſei. Seine Tochter, von der man erzählte, daß eine hoffnungsloſe Liebe an ihrem Herzen nage, hatte der Welt ein ewiges Lebewohl geſagt.

Dieſe Nachricht betrübte Loſinsky ſehr; denn er konnte ſich nicht verhehlen, daß er es war, der die Ruhe des jungen Mädchens ſtörte, und daß ſie ohne ſeinen Eintritt in ihres Vaters Hauſe vielleicht noch glücklich an der Seite ihres Vaters leben würde.

Loſinsky vermählte ſich kurz nachher, und ungeachtet des Glückes, das er in den Armen ſeiner Frau genoß, ungeachtet der Verwirklichung aller ſeiner Jugendträume, erinnerte er ſich doch noch oft der ſchönen Jüdin, die ſeinetwillen unglücklich war, und dieſe Erinnerung ſammelte oft eine Wolke auf ſeiner Stirne mitten im Sonnenſchein häuslichen Glückes.

DIAVOLO.

[illegible]

Erſter Tag.

„Wie? Sie hätten ihn geſehen, gekannt?"

Mehr als das. Unterbrechen Sie mich nicht, ich will Ihnen Alles erzählen.

Ich lag im Jahre 1799 ſeit einigen Monaten zu Ancona in Garniſon. Die italieniſche Inſurrektion, welche im Königreiche Neapel und im römiſchen Gebiete ſo ernſthaft und mächtig geworden war, daß ſie die wenigen franzöſiſchen Truppen, welche das Direktorium dorthin geſandt hatte, faſt aus allen feſten Plätzen vertrieb, hatte ſich in der Mark Ancona noch nicht feſtſetzen können. Unſer Dienſt daſelbſt war nicht unangenehm, und außer einigen Revuen, Wachen und manchen Arreſtationen konnten wir den ganzen Tag mit Spazierfahrten, zu Lande oder zu Meer, und mit Liebesabenteuern bei den ſchönen Italienerinnen zubringen. Kurz, wir waren damals glücklich und würden es noch mehr geweſen ſeyn, wenn wir nicht von unſern Kameraden in Kalabrien, den Abruzzen und den päpſtlichen Staaten ſo traurige Nachrichten erhalten hätten. Wir wußten, daß die Inſurgenten, 40,000 Mann ſtark, als Mordbrenner Sicilien und Kalabrien durchlieſen, und alle Städte plünderten und niederbrannten. Crotona, Coſenza, Muro und Alto-Muro waren die Opfer dieſer Grauſamen. Banditen und Lazzaroni's dienten als Anfuhrer in dieſer Inſurgentenarmee. Man nannte darunter Pauſanera, einen Neapolitaner, der 14 Morde auf ſeiner Seele hatte, Sciarpa, einſt Chef der Sbirren, der wegen zwanzig Verbrechen verbannt war, und vor allen den beruchtigten Fra Diavolo, jenen Ex-Galeerenſklaven, der an der Spitze von 500 ſeiner Kameraden von den Galeeren von Meſſina und Palermo entwichen und als Anfuhrer in die Inſurgentenarmee eingetreten war.

Ich hatte zu Ancona eine Geliebte, ein junges ſchönes Mädchen mit Namen Marietta. Dieſe Bekanntſchaft machte mich ganz glucklich. Marietta hatte eine ſehr ſchöne Wohnung, eine herrliche Toilette, beſaß mehr als ſie brauchte, und hatte mir hundertmal geſchworen, daß ich der einzige Mann ſei, dem ſie ihre Liebe ſchenke. Ich ſtellte ihr oft die Frage, woher ſie denn dieſe Pracht in ihrem Hauſe, dieſe herrlichen Teppiche und Gemalde, dieſe hohen Spiegel und Luſtres habe, allein ſie wich meiner Frage immer geſchickt aus, und ſo beharrte ich nicht darauf.

Eines Abends — ich ſollte um 10 Uhr auf die Wache an der **Porta di Francia** ziehen — ging ich fruher noch zu Marietta, aber mit dem feſten Vorſatze, mich nur kurze Zeit dort aufzuhalten. Ich fand ſie bei Tiſche, ſie war allein, und bat mich, ihr Geſellſchaft zu leiſten, ich nahm es an. Das Souper dauerte lang, wir tranken vortrefflichen italieniſchen Wein, leicht aber feurig, wir ſchäkerten, und ich vergaß bei den ſüßen Worten: »Mia anima! bell' anima! idol mio!« die zehnte Stunde und meine Wache.

Plötzlich vernahmen wir ein Geräuſch an der Thüre. Ein Schlüſſel wurde angeſteckt.

»Taci! — per amor di Dio, taci!« rief Marietta halblaut. Wir horchten Beide, ſie zitternd, ich gleichgiltig. Wirklich ertönte ein Männertritt auf der Treppe. Das konnte kein Dieb ſeyn, auch kein rſter Beſuch, denn er kam ganz geradezu und trilerte mit neapolitaniſchem Accent ein Liedchen.

„Wir ſind verloren!“ rief Marietta, indem ie mich mit der entſetzlichſten Miene anſah — „verloren! verloren! — er wird mich tödten! uns Beide tödten, es iſt — Fra Diavolo.“ Und bei ieſen Worten ſank ſie ohnmächtig nieder.

In demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre, in Mann erſchien in derſelben, und blieb, als er mich erblickte, unbeweglich auf der Schwelle ſtehen. — „Fra Diavolo iſt's!“ donnerte er mir entegen. Ein fürchterlicher Name! ein Name, der uch einem Manne Schrecken einjagen und das Blut n ſeinen Adern gerinnen machen konnte, ein Name, er mit ſeinem Laute zugleich hundert Dolche in edes Herz ſtößt.

So lange ich athme, werde ich mich dieſer Gealt erinnern. Es war ein Lazzaroni in der ganzen ſtrotzenden Kraft des Lebens und der Geſundheit, von hohem Wuchſe und nervigem Körperbaue; ſtarr ſtand er da auf der Schwelle, die Arme über die breite Bruſt gekreuzt, ſeine Augen von mattem Weiß unter ſchwarzen, buſchigen, zuſammengezogenen Brauen feſt auf mich geheftet, ſeine Haut von der Sonne verbrannt, ſeine Seitenhaare dicht und glatt herabhängend, ſeine Lippen zuſammengezogen, und weiß vor Wuth. Das Ganze eine fürchterliche Erſcheinung mitten in einem Liebestraum. Sein Anzug war der eines Mannes aus dem Volke, einfach, aber reinlich. Er trug einen weiß-grauen Hut mit hohem Kopfe und breiten Krempen, eine graue Weſte auf der Bruſt über einander geſchlagen, einen blauen Gürtel und Pantalons. Einer ſeiner Füße, der nur wenig, aber unaufhörlich zitterte, und jenem eines Menſchen glich, der an einem kalten Wintertage auf dem Pflaſter einer Straße vor Froſt zittert, kontraſtirte ſeltſam mit der Unbeweglichkeit ſeines Angeſichts.

Ich war mir in dieſem Augenblicke nur des einzigen Gedankens bewußt, daß mich Furcht am allerwenigſten vor dem Schrecklichen retten könne, und indem ich mit einer Hand an meinen Degen fuhr, forderte ich ihn mit der andern auf, ſich zu entfernen.

„Ich mich entfernen?“ verſetzte er mit einem verächtlichen Lächeln, und das Haupt gleichſam mitleidig emporwerfend. — „Mich entfernen? Francese!“ — Dann aber donnerte er mir mit Tigerſtimme und einem lauten wilden Gelächter zu: „Empfehle deine Seele Gott! Morgen beſtehſt du kein verliebtes Abenteuer mehr.“ Und nachdem nun ſein Fuß die ohnmächtig auf der Erde liegende **Marietta** weggeſtoßen hatte, riß er ſie auf, drückte ſie auf das Sofa und ſprach grinſend: „Erhole dich, **Marietta**! Blick’ auf, es wird hier ein Schauſpiel geben, das du dir nicht vermutheteſt. — Gefallt es dir? — Keine Antwort!“ — Wie hätte auch die Bleiche, Kalte, Athemloſe, halb Todte antworten ſollen?

„Ungeheuer!“ ſchrie ich, mich ihm entgegenſtellend, den Degen in der Hand; er aber antwortete kalt: „Nun kommt an dich die Reihe, bel Cicisbeo! Wir haben hier einen Zeugen zu unſerm Zweikampf, und einen ſehr ſchonen Zeugen, nicht wahr, Francese?“

„Stelle dich!“ ſchrie ich, und mein Blut wallte vor Wuth. Ich ſah wohl allerdings die Ungleichheit unſerer Waffen ein, allein die Lazzaroni’s wiſſen ihre Dolche faſt mit der Geſchicklichkeit eines indiſchen Gauklers zu führen, und die Noth drängte.

Dieſer Zweikampf war ein ſonderbares Schauſpiel. Das reiche und prächtige Gemach, mit wellenförmigen Draperien verziert, die hohen Spiegel, welche unſere kleinſten Bewegungen, jeden Stoß, jede Finte, jede Veranderung unſerer Geſichtsmuskeln zurückſtrahlten; vor uns ein noch mit Überreſten von Speiſen beſetzter Tiſch, und auf einem Sofa ein halb todtes Weib.

Der Kampf dauerte lange und der Sieg wurde zweifelhafter, als ich hoffte; **Fra Diavolo**, größer und ſtärker als ich, ſuchte mich, da er mir durch Geſchicklichkeit nicht an den Leib konnte, zu ermüden, und ſo den Sieg davon zu tragen. Und dann bei Anfang des Gefechtes fühlte ich, daß es mir im Kopfe wirbelte, und in den Augen flimmerte, welches wohl die Folge des feurigen Weines und plötzlichen Schreckens geweſen ſeyn mag, und mich an dem freien Gebrauch meiner Waffe hinderte.

Endlich fühlte ich einen Schlag auf meine Hand. Fra Diavolo hatte mir mit ſeinem ſcharfen Dolch einen Finger abgehauen. Der Schmerz, das Blut, welches in einem Bogen hervorſchoß, machten, daß ich einen Augenblick zitterte und mich für verloren hielt. Aber ſchnell faßte ich mit der verwundeten Hand meine Waffe ſtärker und mit der Wuth der Verzweiflung führte ich auf Diavolo's Rippen einen heftigen Stoß, den er nur halb zu pariren vermochte. Er wankte einige Schritte zurück und räumte mir dadurch Platz, mich durch die Thüre zu retten, die offen geblieben war. Ohne dieſen Zufall wäre ich unwiederbringlich verloren geweſen; denn meine Kraft war auf's Äußerſte erſchöpft, ich war matt und hinfällig wie ein Kranker, der eben aus dem Hoſpitale kommt.

Ich war gerettet. Meine erſte Sorge war, einen unſerer Wachtpoſten aufzuſuchen, um mit Verſtärkung wieder zurückzukehren, und auch die arme Marietta aus den Händen des Ungeheuers zu befreien. Allein der Poſten war zu weit entfernt, und als wir wirklich an dem Orte dieſer gräulichen

Szene anlangten, war der Elende ſchon verſchwunden. Ich fand nur meinen Finger, Diavolo's Blut an ſeiner blauen Schärpe, und — Marietta ermordet. Es war entſetzlich!

Es war Mitternacht, als ich in die Kaſerne zurückkehrte, wo ich alſogleich, wegen verſäumter Pflicht, ins Gefängniß gehen mußte.

Zweiter Tag.

Als die vierzehn Tage meines Arreſtes vorüber waren, fing ich ernſte Nachforſchungen an, deren Ziel Fra Diavolo war. Ich wollte wiſſen, ob er ſich noch in Ancona verborgen halte, oder ob es ihm, ungeachtet meiner genauen Beſchreibung ſeiner Perſon, welche allen Polizeiagenten mitgetheilt worden war, gelungen ſei, zu entfliehen. Ich ſuchte überall Erkundigungen einzuziehen, befragte jedes verdächtige Geſicht, vergebens, ich entdeckte nichts und gab es endlich auf, den Schändlichen zu ſuchen und zu finden.

Zu jener Zeit nahm die Inſurrektion um uns einen beunruhigenderen Charakter an. Die königliche Armee hatte die Mark Ancona eingeſchloſſen. Mehre wichtige Städte waren ſchon belagert, andere hatten ihre Thore freiwillig geöffnet. Manche der noch nicht eingenommenen nahmen ihre Zuflucht zu dem General Monnier, dem Kommandanten von Ancona. Bald verbreitete ſich die Nachricht, daß ein Theil der Garniſon dazu beſtimmt ſei, auszumarſchiren zum

Schutze der bedrängten, Hilfe anſuchenden Städte, und unter dieſem Theile war auch mein Regiment.

Einige Tage vor dem bereits beſtimmten Abmarſche ging ich mit einem meiner Kameraden gegen Abend durch die Straßen von Ancona ſpazieren. Er war mein Landsmann, Unterlieutenant wie ich, und mein inniger Freund. Richard, ſo hieß er, deckte mir ſein ganzes Herz auf, wie ich ihm das meinige, wir waren zwei Weſen mit Einer Seele. Muthig und kühn in der Schlacht, war er im geſellſchaftlichen Leben ein heiterer, freundlicher Geſelle. Er war es, der mich von den eingebildeten Sorgen heilte, die ich mir durch das Nichtsthun in der Garniſon ſelbſt erſchuf. Mein Charakter, etwas düſter und melancholiſch, ſtach gegen ſeinen lebhaften ſehr ab. Unſere Seelen waren ein Bild, wobei er das Licht, ich der Schatten war. Seine oft zu lebhafte Fröhlichkeit wurde durch meinen Ernſt gemildert, und eben ſo ſtrahlte ſein Blick wieder heller und wärmer in mein dunkles Leben.

Seit jener Nacht bei Marietta war ich von einem gefährlichen Trübſinn befallen und ohne ſein Dazwiſchentreten hätte ich mir vielleicht ſchon eine Kugel durch den Kopf gejagt, allein er war immer um mich, und bald gelang es ihm, mich auf jenen Punkt der Anſchauung zu bringen, auf welchem man erlittenen Schmerz zu ertragen im Stande iſt. Auch an dieſem Abende, wie faſt immer, war Marietta der Gegenſtand unſers Geſprächs. Es war, ohne daß wir es bemerkten, die Nacht hereingebrochen, und die Straßen waren dunkel und leer. Jeder unſerer Tritte hallte auf dem Pflaſter wieder, und unſere Laute trieb ein ſtarker Wind, vom Meere kommend, hinter uns zurück. Ich habe immer Spaziergänge bei Nacht, in einſamen Straßen allein, oder mit einem Freunde ſehr geliebt. Ruhe und Schweigen herrſchen nun da, wo noch vor Kurzem ſich die Menſchen im Wirbel ihrer Leidenſchaften, ihres Ehr- oder Geldgeizes herumtummelten, ein geheimer Reiz, ein frappanter Kontraſt, ein inneres Gefühl ſprechen hier zur Seele des einſam Wandelnden, und ſtimmen ihn zu einer ſußen Melancholie. Zu dieſer Stunde des anſcheinenden Todes, der allgemeinen Vergeſſenheit, hat jedes Geräuſch ſeine Worte, jeder Gegenſtand ſeine Stimme: dort erliſcht das letzte Licht, welches noch durch ein Fenſter eines Hauſes ſchimmerte, in der Ferne bezeichnet die Stimme des Nachtwächters denjenigen die Stunde, für welche die Nacht noch Stunden hat.

Wir durchſtreiften ſo mehre Quartiere der Stadt, manchmal von dem ſonoren „Qui vive!“ unſerer Wachtpoſten angerufen. Wir ſprachen von unſern Liebesabenteuern, von unſern Studentenjahren, von unſern Vätern, welche beide auf dem Schaffotte im Jahre 1793 bluteten, von unſerm Abgang zur Armee in Italien und von unſerer Hoffnung auf ein Avancement. Nach und nach aber fehlte der Stoff, und wir ſchwiegen. Schweigend gingen wir neben einander, unſere Arme in einander geſchlungen. Mir war, als ob Jemand uns folgte. Ich wendete mich oft um, und beſchleunigte oder verzögerte meine Schritte, immer ſchienen ſich die Schritte hinter mir nach den meinigen zu richten, aber nie näherte ſich uns Jemand. Es ergriff mich eine unwiderſtehliche Angſt und ich griff an meinen Degen.

Eine Uhr ſchlug. „Jetzt iſt's Mitternacht,“ ſagte Richard, welcher gegen ſeine Gewohnheit ebenfalls im Nachſinnen verloren war, „der Himmel iſt ganz ſchwarz, es fangt an zu regnen. Laß uns nach Hauſe gehen.“

„Ganz recht. Aber ſage mir, Freund! hörſt du nicht hinter uns Tritte?“

„Ja, ſchon ſeit längerer Zeit, aber was thut das? Vielleicht ein Verliebter, welcher der Nacht ſeine Seufzer entgegenſendet.“

„Wolle Gott!“ antwortete ich mit halblauter Stimme. Wir gingen nun etwas ſchneller und ſprachen von Marietta. Ich ſagte meinem Freunde, daß ich keinen größeren Wunſch, kein höheres Vergnügen kenne, als ſie zu rächen. Ich beſchrieb ihm die furchtbare Szene an jenem Abende, dann unterbrach ich mich wieder, um rückwärts zu blicken, ob wir noch immer verfolgt würden, und überhaupt empfand ich eine unbeſchreibliche Angſt in meinem Innern, von der ich mir keine Rechenſchaft geben konnte. Da ich übrigens bemerkte, daß unſer Verfolger noch immer hinter uns war, machte ich meinen Freund darauf aufmerkſam.

„Wie kindiſch du doch biſt!“ antwortete er mir, „haſt du Furcht vor einem Liebhaber?“

„Furcht? nein! aber ich weiß nicht…“ Jetzt
ich noch forſchender zurück, und indem ich
Hände ſinken ließ, rief ich aus mit einem
Athemzuge, wie ein Menſch, der eine große
abgeſetzt hat: „Jetzt ſeh' ich ihn nicht mehr!“
„Du biſt ja heute von einer Angſt befallen,
ch ſie noch nie bei dir ſah,“ ſagte **Richard.**
„Sprich, was du willſt,“ verſetzte ich, „aber
ing nicht mit gewöhnlichen Dingen zu. Seit
Stunden verfolgte uns dieſer Menſch gleich
n Schatten, gleich einem böſen Geiſte, gleich
Gewiſſensbiſſe. Wir haben zwanzig Quartiere
aufen und immer war er hinter uns, immer
uns. Du magſt ſagen, was du willſt, der
ch hat Vorahnungen. Hab' ich dir nicht meinen
n erzählt, den ich in der Nacht hatte, vor jenem
ckenstage mit **Fra Diavolo?**“
„**Fra Diavolo!**“ ſchrie ein nerviger Menſch,
zt athemlos beim Einbiegen in eine Straße auf
uſtürzte, und in einen braunen Mantel gehüllt
„hier haſt du ein Andenken von **Fra Dia-**
!“ und mit dieſen Worten bohrte er einen Dolch
ichard's Bruſt. Die Nacht war finſter, die
ße Pergola ſchwarz und eng, **Richard** hatte die-
Geſtalt, wie ich, **Fra Diavolo** hatte ſich geirrt.
Ich lief, ſobald ich einen Gedanken zu faſſen
Stande war; denn im erſten Augenblicke ſtand
ne Beſinnung, dem Mörder nach, allein er
einen Vorſprung gewonnen, und ſchon am
der Straße war er ganz aus meinen Augen

entſchwunden, und ich hörte nichts mehr, als mitten durch die fürchterliche Stille der Nacht das herzzerreißende Röcheln meines unglücklichen Freundes.

Alsogleich kehrte ich zu ihm zurück, ich ſchrie um Hilfe. Man eilte mit einer Laterne aus einem Hauſe herbei, und nun ſah ich, um Richard war's geſchehen, die Wunde war tief bis ins Herz gedrungen, das Blut ſchoß ſtromweiſe daraus hervor, und er wälzte ſich in Konvulſionen. Ich rief ihn wohl zwanzigmal mit den ſüßeſten Namen, ich küßte ſeine Hände, benetzte ſie mit Thränen, und bat ihn, mir zu verzeihen, allein er konnte mir nur ganz ſchwach die Hand drücken, und die Worte: „Lebe wohl und räche mich!“ waren ſeine letzten.

Armer Freund! ich habe deinen Verluſt tief empfunden und beweint. — Welch ein fürchterliches Geſchick waltet über mir! Ich liebte ein Weib und meine Liebe brachte ihr den Tod; ich hatte einen Freund, für den ich zehnmal mein Leben, ja vielleicht noch mehr, meine militäriſche Ehre hingegeben hätte, und ein Dolch, der auf mich gezückt war, drang ihm in die Bruſt. — Das iſt zu viel. — Ich habe viel zu rächen.

Anmerkung des Bearbeiters. Der Erzähler beſchreibt unter der Überſchrift: Dritter Tag, wie er dann von Ancona mit ſeinem Regimente abmarſchirt ſei, und wie ſie am Meeresufer eine Schlacht gegen die Ruſſen gefochten haben, wobei er zum Ka-

avancirte. Die Beſchreibung dieſer Schlacht hat
viel Schönes und Maleriſches, aber auch viel
liches; iſt aber doch nur eine Epiſode zur Haupt-
ichte, weswegen ich ſie weglaſſe, und meine Le-
leich mit unſerm Erzähler nach dieſer Schlacht
Ascoli führe.

Vierter Tag.

Ich war nun Kapitän, hatte mir die zweite
alette verdient, welche ich eigentlich doch nur
em Freunde dankte, denn der Gedanke an ihn
an Rache für ſein Blut war es, welcher mir
n Muth, ja dieſe Tollkühnheit in der Schlacht gab.

Ich traf mit dem kleinen Überreſte meines Re-
ents den General **Monnier** vor Ascoli in Be-
rung dieſer Stadt begriffen. Ich ſtattete ihm
icht ab, er bedauerte den Tod meines braven
itäns und belobte meinen Muth. „Ich verdiene
e Lobſprüche nicht,“ antwortete ich, „denn die
he leitete mich; ein Freund wurde in meinen
nen in Ancona erdolcht, ich ſchlug mich aus Ver-
iflung, ich ſuchte den Tod, das Leben ekelte mich an.“

„Sie ſuchen den Tod?“ antwortete er mir, „
s iſt gerade das Mittel lange zu leben. Ich ſelbſt
e das zwanzigmal geſehen, ich rede aus Erfah-
g. Ich war auch jung, hatte auch meinen Kum-
und ſuchte den Tod, und ſehen Sie, da bin
noch immer. Adieu, Kapitän, morgen um 3 Uhr
r's los, und ich verſpreche Ihnen, bevor die

Sonne untergeht, haben wir den Feind aus Aſcoli vertrieben. Adieu!“

Aſcoli liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuße der Truto fließt. Am andern Morgen paſſirten wir dieſen Fluß auf einer ſchnell geſchlagenen Nothbrücke und kletterten in der größten Stille den ſteilen eskarpirten Hügel hinan, auf deſſen Spitze die Stadt gebaut iſt. Es gab wohl auch einen ſpiralförmigen Weg, welcher ſanfter hinaufführte, allein dieſer war mit Vorpoſten beſetzt, und wir durften ihn nicht wählen, um nicht Allarm bei der ganzen Garniſon zu verurſachen, welche in dieſem Falle einen Ausfall gemacht und uns ſicher mit Felsblöcken zerſchmettert haben würde. Schon waren wir auf der Mitte des Felſen angelangt, waren mehr mit den Händen, als mit den Füßen gegangen, und Mancher von uns hatte dem ſchwachen Zweiglein einer Staude, an dem er ſich rollend hielt, ſein Leben zu danken. Wir leiſteten Einer dem Andern Hilfe und jeder Hintermann ſuchte ſeinen Vordermann, ſo viel ihm möglich war, höher zu bringen. Es war eine fürchterliche, qualvolle Lage, der wir nicht lange trotzen konnten, wenigſtens nicht in der Dunkelheit der Nacht. Wir ermuthigten einander durch Zuruf, und beſonders durch die Hoffnung, unentdeckt den Gipfel zu erreichen.

Plötzlich hörten wir über uns ein großes Geräuſch. Es ſchien von einer ſtarken Felſenmaſſe zu kommen, welche ſich oben abgelöſt hatte und mit Macht herabrollte. Ein allgemeiner Schrei ertönt:

„Wir ſind verloren!“ Ich kann unſere Lage nicht beſchreiben, ſie war die eines Menſchen, über welchem das Schwert ſchwebt. Es war Blitz und Donner in einer Minute. Unſere Soldaten bückten ſich zuſammen, ſuchten ſich unter kleine Felſenvorſprünge zu verkriechen, um auf dieſe Art vielleicht dem rollenden Felsblocke zu entkommen, welcher, auf Augenblicke durch Buſchwerk oder Steinmaſſen in ſeinem Falle gehemmt, darauf nur mit noch fürchterlicherem Getöſe immer näher rollte.

Der General hatte mir geſagt, dem Tode trotzen heiße ſich das Leben ſichern, ihn fürchten, deſto gewiſſer zu Grunde gehen. Das iſt leider meiſtens eine Wahrheit auf dem Schlachtfelde. An meiner Seite kletterte ein blutjunger Menſch, der mehr für das Leben im Salon, als für den Pulverdampf geſchaffen zu ſeyn ſchien. Vor kurzer Zeit in Ancona mit Empfehlungsbriefen an den General angekommen, wurde er von dieſem gleich als Sergeant in Reihe und Glied geſtellt. Dieſer junge Mann weinte wie ein Kind und konnte kein Glied mehr bewegen vor Angſt. Und eben dieſer war es, den der Felsblock in ſeinem Sturze traf, ihn an einen andern Fels warf und dort zermalmte.

Beiläufig zwanzig Mann waren auf dieſe Art jämmerlich zu Grunde gegangen, endlich ſtürzte ſich der Felsblock zuletzt in den Truto, deſſen Waſſer hoch aufſpritzten. Jetzt hörte man nichts mehr als das Schmerzensgewimmer derjenigen, welchen ein Arm oder ein Bein zerſchmettert war. Wir horchten aufmerkſam, fürchtend, neue Felsblöcke könnten herabgeſchleudert werden, und uns Alle vernichten, allein nichts mehr unterbrach die Stille der Nacht. Da verdoppelten wir Kräfte und Muth, ganz emporzuklimmen, und kamen endlich auf dem oberſten Plateau an, als eben der Tag graute.

Dieſes Plateau war beiläufig 600 Schritte von der Stadt entfernt, aber verlaſſen. Wir erfuhren ſpäter, daß hier ein Poſten geſtanden habe, der, als er von ferne ein verdächtiges Geräuſch, welches unſer Emporklimmen verurſachte, vernahm, den Felsblock hinabgeſchleudert habe, und dann nach Aſcoli geflohen ſei, um dort Lärmen zu machen. Wir nahmen Beſitz von dem Plateau, formirten ein Quarrée und erwarteten nun mit neuem, durch überſtandene Gefahr geſtählten Muthe die Dinge, die da kommen ſollten.

Bald rückten die Italiener an, laut ſchreiend nach ihrer Gewohnheit. Wir ſtanden ruhig, ſtill und voll Hoffnung, aber überzeugt, daß es ſich hier um unſer aller Leben handle, und daß wir bei dem mindeſten Fehler in der Vertheidigung gewiß verloren ſeien. Das Gefecht begann erſt mit Plänkeln, dann aber mit dem Säbel und dem Bajonette.

Die Italiener waren doppelt ſo ſtark als wir, ſie hatten ein paar Kanonen bei ſich, welche unſer Quarrée durchlöchert hatten, und welchen wir nicht antworten konnten. Man muß geſtehen, ſie ſchlugen ſich mit einer Hartnäckigkeit und einem Muthe, die ich ihnen nicht zugetraut hätte; endlich gelang es ihnen, uns an den abhängigen Theil des Plateaus zu drängen, nur mehr 20 Schritte waren wir vom Rande entfernt; ſchon verzweifelten wir am Siege und ſahen uns hinabgeſtürzt von der immer mehr andringenden Gewalt. Ich war außer mir! Beſiegt ſterben, ſterben, ohne meinem Vaterlande etwas erkämpft zu haben, das machte mich wüthend. Ich ſchrie meinen Kameraden zu, ſich zu halten, und raffte ſelbſt meine letzten Kräfte zuſammen; mit dem Säbel in der Fauſt ſtürzte ich mich auf die erſten Reihen des Feindes. „Kapitän!“ riefen meine Getreuen, „weicht zurück, Ihr geht zu Grunde!“ und in dieſem Augenblicke fing mein Sergeant einen Säbelhieb auf, der mir gegolten hatte, und fiel blutend zu Boden.

Jetzt ſah ich einen italieniſchen Anführer auf mich zudrängen, er war von hoher Geſtalt, braunen Angeſichts und ſeine Kleider waren mit Blut getigert. Gut, dachte ich, das iſt ein würdiger Gegner, auf zum Kampfe auf Leben und Tod! und ich ſtürzte ihm entgegen. „Demonio!“ ſchrie er, mich erblickend, „adesso lo Francese! sempre lo Francese!“ Es war Fra Diavolo.

Wir gingen einander zu Leibe und kämpften lange. Er gewann Vortheile, aber ich machte ſie ihm wieder ſtreitig. Ich drängte ihn ſo viel ich konnte, aber er parirte gut, und war meinem Degen unzugänglich; ich ſchäumte vor Wuth, aber auch ihn hatte mein Widerſtand bis zum Äußerſten gebracht, er ſtampfte mit dem Fuße die Erde und ſchrie donnernd: „Questa volta, scelerato, tu non mi escaperai!“ Unſere Waffen brachen in Stücken und nun rangen wir. Er war ſtärker, kräftiger als ich, allein ich hielt ihm durch Beweglichkeit das Gleichgewicht. Jetzt aber war ich überwunden, er hatte mich an den Rand des Abgrundes gedrängt, an dem ich ſchon mit dem Rücken ſtand; ich blicke zurück und ſehe mich ſchon einen Schritt, nur einen einzigen Schritt von der ſchaudervollen Tiefe entfernt, und Diavolo wiederholte mit ſeiner fürchterlichen Stimme: Questa volta, scelerato!“ — — Ich kann mein Gefühl in dieſem entſetzlichen Augenblicke nicht beſchreiben. Von kaltem Schweiß fühlte ich mich triefend. Ich ſollte ſterben und er leben, und lachend ſollte er zuſehen, wie ich von Felſen zu Felſen ſtürze, und Spuren meines Blutes auf jedem derſelben zurücklaſſe. Nein! ſprach ich zu mir ſelbſt, ich will nicht allein ſterben!

Ich raffte noch einmal alle meine Kräfte zuſammen, ich umfaßte ihn mit beiden Händen und ſchleppte mich mit ihm bis zum Abgrunde; er wollte ſich mir entwinden, und mich auf die Erde zu bringen ſuchen, allein es war nicht mehr Zeit, ein kräftiger Schwung, den ich mir und ihm gegeben hatte, machte, daß wir uns Beide nicht mehr halten konnten, und ſchon fingen wir an zu rollen, Einer über den Andern, uns konvulſiviſch umſchlungen haltend. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir uns nicht die Hirnſchädel zwanzigmal an Baumſtämmen zerſchmetterten, und daß die hervorragenden Felſenſpitzen gleichſam feindlich uns auswichen, kurz, wir rollten mehre Minuten ſo fort, es war eine unausſprechliche Lage; von meinem Feinde unzertrennlich, den ich immer feſt gefaßt hatte, war es, als ob Erde und Himmel ſich um mich drehten, die Erde rauh und ſtaubig, der Himmel rein und golden, wie ihn die aufſteigende Sonne bildete. Ich ſah bald den einen, bald die andere, und immer mit neuen Freuden oder neuen Schmerzen, die Erde verwundete mich, der Himmel tröſtete mich, es war Roſe und Dorn, Blume und Gift. Endlich ſtürzten wir in den Truto, und die erſte Welle tränkte uns.

Ich ließ mich von den Wogen tragen, denn ich war ſchwach und willenlos, die Kraft, das Ufer zu erreichen und zu erklimmen, fehlte mir. Eine Erinnerung, aber eine verwirrte, ſo viele Begebenheiten in wenig Stunden, lief mir durch den Kopf, ich war unfähig, einen Entſchluß zu faſſen, und ſchon überließ ich mich der Gewißheit, in den Wellen mein Grab zu finden. Der Gedanke, daß Diavolo mit mir zu Grunde gehe, und ich Freund und Geliebte gerächt habe, hatte ſelbſt in dieſem Augenblicke noch etwas Süßes für mich.

Endlich erſtarrten meine Füße, meine beiden Arme theilten nur mehr ſchwach die Wogen, auf denen ich mich bereits ſinken fühlte. Ich war verloren und empfand darüber weder Schmerz noch Freude.

Da führte der gnädige Himmel einige unſerer Soldaten vorüber, ſie erkannten mich, ſtürzten ſich in den Fluß und trugen mich ans Land.

Die Szene hatte ſich ſeitdem ſehr verändert. Ascoli war genommen. Während man ſich auf dem Plateau ſo hartnäckig ſchlug, hatte General Monnier mit dem übrigen Theile des Corps den andern Weg auf den Hügel forcirt, und war noch zu rechter Zeit angekommen, um jenen Hilfe zu bringen. Dieß hatte auch den Sieg zu unſern Gunſten entſchieden. Die Stadt wollte kapituliren, allein der General antwortete, er wolle weder Bedingungen ſetzen, noch annehmen, und Nachmittags in Ascoli einziehen.

Eine Stunde vor jener, die er zu ſeinem Einzuge feſtgeſetzt hatte, öffneten ſich die Thore der Stadt. Wir ſahen langſam eine Prozeſſion uns entgegenkommen, welche abgeſchickt war, den General um Gnade und Schonung anzuflehen. Der General verſprach es ihnen und hielt auch ſein Verſprechen bis auf eine Reihe von Banditen, welche ſich unter ihren Kriegern befanden, und die er von dieſer Gnade ausſchloß. Fra Diavolo war an ihrer Spitze. Dieſen wurde alſogleich der Prozeß gemacht, ein ſchnell zuſammengeſetztes Kriegsgericht verurtheilte ſie einſtimmig, ihrer gräulichen Thaten wegen, zum Tode.

Ich erhielt die Ehre, das Kommando jener Kompagnie zu führen, die ſie erſchießen ſollte. Allein bevor ich Feuer kommandirte, konnte ich es mir nicht verſagen, zu Diavolo hin zu treten, und ihm ſeine eigenen Worte zuzurufen: »Questa volta, scelerato! non mi escaperai!«

Alle fielen — und ich war gerächt.

Meine Frau

ist ein

Engel.

Lebensbild.

Ich habe neulich einen Aufſatz gefunden, worin ein armer Ehemann zu beweiſen ſucht, daß ſeine Frau ein Satan ſei, und doch am Ende geſteht, daß er dieſen Satan nicht gerne gegen irgend einen Engel vertauſchen möchte. — Nun hab' ich gerade ſo einen Engel zu Hauſe, der mir das Leben lang, und das Vergnügen kurz macht, und den ich gerne für irgend einen Satan hingäbe. Ich habe mir daher vorgenommen, ſeine Eigenſchaften hier zur Schau auszuſtellen, und meinen Himmel der Welt aufzuſchließen; vielleicht gelingt es mir ſelbſt daraus zu entwiſchen.

Ich bin keiner von jenen leichtgläubigen und gefälligen Ehemännern, wie man ſie überall trifft. Ich bin ſehr ſtrenge, wenn es ſich um die Erfüllung der Pflichten einer Frau handelt, und je mehr rechtſchaffene Männer mir vorkommen, welche die Augen bei gewiſſen Sachen feſt zudrücken, deſto weiter hue ich die meinigen Tag und Nacht auf, deſto argwöhniſcher und eiferſüchtiger bin ich. — Dennoch entdecke ich nichts, gar nichts, was auch nur die kleinſte Rüge verdiente, im Gegentheile, ich ſollte meinen Mund nur immer zu Lobeserhebungen öffnen, enn wahrhaftig, meine Frau iſt ein Engel!

Sie geht faſt niemals aus, und ohne mich ſchon gar nicht. — Ich habe ihr ein Zimmer eigens zu ihrer Bequemlichkeit recht niedlich meubliren laſſen, allein ſie bleibt nicht darin, ſie will immer bei mir und um mich ſeyn. — Wenn ich ſchreibe, ſo ſitzt ſie hart an meinem Sekretär, und ſieht mir faſt jeden Buchſtaben vom Papiere weg, und ruft jetzt aus: „Welch eine zierliche Schrift du haſt, liebes Männchen!“ und in einigen Minuten darauf wiederholt ſie laut einen Gedanken, den ich ſo eben niederſchrieb, und ſchwört mir, er ſei aus ihrer Seele genommen. — So fall' ich alle Augenblicke aus dem Zuſammenhange, und ich muß aufrichtig geſtehen, ich habe, ſeit ich verheirathet bin, noch nichts Kluges zu Stande gebracht; allein ich kann ihr über ihre Liebe doch keine Vorwürfe machen, und muß geſtehen, meine Frau iſt ein Engel!

Sie ſteht nicht früher auf als ich, daher kommt es dann freilich, daß die Köchin theuer einkauft, und unſer Kaffee oft ſo ſchlecht iſt, als er nur in irgend einem Kaffeehauſe ſeyn kann: ſie geht nicht einmal in die Küche, um nur keinen Augenblick von mir getrennt zu ſeyn, und daher geſchieht's, daß wir von einem Mittagseſſen oft hungrig aufſtehen, weil alles verkocht und verbrannt iſt. Will ich dann die Köchin ausſchelten, ſo läßt ſie das nicht zu, weil mir der Zorn ſchaden könnte. Meine Frau iſt ein Engel!

Ich muß ihrentwillen im Mai noch zwei Hemden und drei Weſten tragen, damit ich meine Temperatur nur nicht zu ſchnell ändere. — Wenn ich durſtig bin und trinken will, ſo fährt ſie mir wie einem Kinde immer vorher mit der Hand über die Stirne, ob ich nicht erhitzt bin. — Ich darf keinen Tabak rauchen, weil meine Bruſt dadurch leiden könnte. — Häringe, Salat und dergleichen Speiſen, welche ich ſehr liebe, darf ich nicht eſſen, weil ſie zu viel Säure in das Blut bringen; ſüße Speiſen läßt ſie mich nie genießen, dieſe verderben, ſpricht ſie, den Magen. Dennoch ſetzt ſie mir alles Friſche und Zarte von Fleiſch und Gemüſe auf, was die Jahrszeit nur immer bietet, und daher koſtet mich meine Küche ein ungeheures Geld; ich kann alſo nicht läugnen, daß ſie auf's Zärtlichſte für meine Geſundheit beſorgt iſt, und muß geſtehen, meine Frau iſt ein Engel!

Sie macht jeden Tag, der auch nur an die kleinſte Kleinigkeit erinnert, zu einem Feſttage, und überraſcht mich an jedem dieſer Feſttage immer mit einem neuen Geſchenke, oder mit einer andern Unterhaltung. An meinem Geburtstage hat ſie mir, ohne daß ich es wußte, hundert Perſonen zu Mittag gebeten; an meinem Namenstage überraſchte ſie mich mit Muſik, Deklamation, Tableaux und Ball. — An unſerm Vermählungstage ließ ſie mir alle Zimmer voll mit friſchen Blumen ſtellen (es war mitten im Jänner); am Jahrestage unſerer Bekanntſchaft erſtaunte ich nicht wenig, ein prächtiges ſilbernes Dejeuner zu finden. — Sogar der Erinnerungstag an den erſten Druck der Hand wurde durch eine goldene Doſe gefeiert, welche ſie mir mit ihrem wohlgetroffenen Bildniſſe überreichte. Am Morgen jeder dieſer Tage tritt ſie mir vom Kopf bis zum Fuß neu und prächtig gekleidet entgegen; das Alles geht nun, wie natürlich, aus meinem Sacke (denn ſie beſitzt kein eigenes Vermögen) und koſtet ungeheuer viel Geld; allein ſie thut es ja nur, um mir Freude zu machen, und ich muß alſo wieder ausrufen: meine Frau iſt ein Engel!

Sie hält ſich feſt davon überzeugt, daß keine wahre Liebe ohne Eiferſucht beſtehen könne, und um mir daher ihre unendliche Liebe zu beweiſen, iſt ſie auch unendlich eiferſüchtig; ſie iſt im Stande mitten in einer Geſellſchaft laut zu weinen, wenn ich auch nur eine andere Dame bei der Hand faſſe. Neulich gingen wir um die Mittagszeit auf der Baſtei ſpazieren, ſie fiel mir faſt in Ohnmacht, als mich ein Mädchen, welches ſie nicht kannte, grüßte. Meine Frau iſt ein Engel!

Mit vieler Mühe brachte ich es dahin, daß ſie im vergangenen Karneval ein Mal mit mir den Ball am Minoritenplatz beſuchte. Mehre Männer forderten ſie zum Walzen auf, ſie nahm keine Aufforderung an, bis ich ſie bat, mir zu Liebe ſich einige Mal im Saale herumzudrehen. Kaum hatte ſie gehört: mir zu Liebe, ſo flog ſie ſchon die Reihen hinab und tanzte immer fort. Ich wollte um 2 Uhr nach Hauſe gehen; allein ſie ſagte mir, ſie wolle mir beweiſen, was ſie mir zu Liebe zu thun im Stande ſei, und tanzte noch wüthender als zuvor, und ich glaube wahrhaftig, ſie würde jetzt noch forttanzen, wenn ich ſie nicht mit Gewalt aus dem Saale fortgezogen hatte. Iſt meine Frau nicht ein Engel?

Und dennoch bin ich ſeit meiner Verehligung mit dieſem Engel faſt immer unpaß und mißmuthig und unbehaglich und traurig und — — ich weiß gar nicht, was ich alles bin. — Jetzt fange ich auch noch an die Gelbſucht zu bekommen, weil ich zu wenig Bewegung mache. — Ich bleibe dabei: Engel gehören in den Himmel und nicht auf die Erde.

Meine Frau iſt ein Satan.

Lebensbild.

Die Ehe iſt ein Glückshafen, ich griff auch in
en Topf, und erwiſchte leider kein gutes Los; denn
neine Frau iſt ein Satan!

Mit achtzehn Monaten biß ſie ihre Amme,
nit zehn Jahren gab ſie ihrer Puppe Ohrfeigen,
nit fünfzehn ärgerte ſie ihren Sprach- und ihren
Muſikmeiſter zu Tode, jetzt mit fünf und zwanzig
Jahren läßt ſie ihre Wuth an mir, ihrem Ge-
nahl, aus. Was wird erſt geſchehen, wenn ſie vier-
ig alt ſeyn wird?

Neulich wollte ich einige Reime zu dem Feſte
einer Freundin machen. Sie ſchlich ſich in mein
Zimmer und ſehr leiſe hinter meinen Stuhl, um
zu ſehen, was ich ſchreibe; allein der Spiegel, mir
gerade gegenüber, verrieth ſie. Ich knittre alſo ſchnell
as Papier in meiner Hand zuſammen; ſie aber
eſtand darauf zu wiſſen, was ich ſchrieb. Ein kleiner
Streit entſpinnt ſich, ſie kann nun einmal nicht
nit dem Munde allein zanken, da müſſen alle Glie-
er in Bewegung kommen; — dießmal kamen ihre
Händchen in eine etwas übermäßige Bewegung, und

ſiehe da! mein neues engliſches Halstuch hat einen Riß im Zipf, mein Schreibzeug von chineſiſchem Porzellan iſt zerbrochen, und mein prächtiges kaſimirnes Beinkleid voll Tinte. — Man muß doch geſtehen, daß meine Frau ein Satan iſt!

Wenn man ſie übrigens zur guten Stunde ſieht, ſo wird man ſich von ihr einen ganz andern Begriff machen, denn wenn ſie nicht zankt, ſo hört ſie gar nicht auf zu lachen und zu ſingen. Es iſt wahr, daß ich von Natur aus ein wenig ernſthaft bin, und daß mir das ewige Trillern im Tode zuwider iſt, aber was will ich anfangen? — Geb' ich ihr nach, ſo ſagt ſie einem Jeden, der ſie nur immer hören will, daß ich ein Menſch ohne Charakter ſei, und widerſetze ich mich, ſo zerreißt und zerbricht ſie Alles. — Wahrlich! meine Frau iſt ein Satan!

In der erſten Zeit unſerer Ehe erlaubte ich mir, ihr einige Vorſtellungen über ihre Toilette zu machen, die mich einmal gar zu viel koſtete, und ſie dazu zu vermögen, dafür mehr auf den Tiſch zu verwenden. Allein ſie that gerade das Gegentheil von dem, was ich wünſchte. Die Konto's der Putzhändlerin, des Blumenmachers, Federſchmuckers u. ſ. w. vermehrten ſich ins Unendliche, und das Eſſen iſt ſo ſchlecht geworden, daß ich gezwungen bin, einen Freund, dem ich eine Ehre erweiſen will, in eine Reſtauration zu führen, wo ich viermal ſo viel bezahlen muß, als es mich zu Hauſe koſtete, und wo ich noch genirt bin. An wem liegt die Schuld? An dem Satan, meiner Frau.

Weil ich eben vom Speiſen rede, ſo erinnere ich mich da eines Zuges, der ihren Charakter ganz malt. — Ich ſah nemlich bei einem Gärtner kleine grüne Erbſen ſtehen: ich bin ein Liebhaber davon, und fragte, was ſie koſten. Man bot ſie mir um den ungeheuern Preis von ſieben Gulden das Seidel. Ich erzählte das meiner Frau zu Hauſe; ſie erwiedert, ſie wolle ſogleich darum ſenden; ich ſage nein, ſie ſagt ja, ich ſage wieder nein, da ſagt ſie nichts mehr. — Aber hört und erſtaunt, wie weit der Widerſprechungsgeiſt einer Frau gehen kann. Am andern Tage ſetz' ich mich mit ihr ganz allein zu Tiſche. — Was wird aufgeſetzt? Eine Suppe mit grünen Erbſen. — Eingemachter Lämmerbraten mit grünen Erbſen; Frikandeau mit Erbſenpiree — grüne Erbſen zur Zuſpeis — und ſogar unter dem Salat fand ich noch grüne Erbſen. Da wurde mir grün und gelb vor den Augen, ich wollte ſie recht tüchtig ausſchelten, und gar nichts von dem ganzen Eſſen anrühren; allein ich hatte Hunger, ich aß alſo, und dachte mir nur ganz in der Stille: das Weib iſt ein Satan!

Man glaubt wenigſtens, daß man mit einer ſolchen Frau nie in den Fall kommt, eiferſüchtig zu werden, und daß ſie ſelbſt dieſen Fehler nicht beſitze; allein man irrt ſich. Wenn ich mich einmal öfter als gewöhnlich raſire, und meinen Anzug ſorgfältiger wähle, da wirft ſie das Köpfchen gleich in die Höhe, ſie ſchöpft Verdacht, nennt mich einen Flattergeiſt, einen Treuloſen, und ſchwört darauf, daß ich auf irgend eine Eroberung ausgehe, oder irgend eine Treuloſigkeit im Schilde führe. — Ich habe gut dagegen proteſtiren, man überhäuft mich mit Vorwürfen, man ſchwört mir Repreſſalien zu brauchen, und oft, wenn ich gerade auf dem Punkt bin, zu irgend einem ſchlechten Liebhaberkonzert oder in ein entſetzliches Haustheater zu gehen, ſehe ich mich gezwungen mich auszukleiden, und zu Hauſe zu bleiben, um noch grellern Szenen vorzubeugen. Was thut hingegen die empfindliche Madame, die mir manchmal die Magd heimlich nachſendet, um ſich zu überzeugen, ob ich denn auch wirklich aufs Bureau gehe? — Was thut ſie? Sie reitet mit meinem Neffen, dem Adjutanten, aus, oder ſie geht mit ihrem Vetter aus der hundertſten Linie, dem Major, in eine Loge, und wenn ich nur das Mindeſte dagegen ſage, ſo ſchreit ſie über Bedrückung, Tyrannei, und empfiehlt mir humanere Grundſätze an. — Ja, ich wiederhol' es, meine Frau iſt ein Satan!

Nicht ich allein, auch alle ihre und meine Bekannten haben von ihren Launen viel zu leiden. Weh demjenigen, dem die Natur eine hohe Geſtalt verſagt hat, oder dem ſie ein Bischen Fett gab, meine Frau mag nur die großen, ſchlanken Männer leiden. Weh beſonders den Damen mit blauen Augen und blonden Haaren; denn meine Frau hat braune Haare und kohlſchwarze Augen. Bei meiner Frau kann Jemand, der ſchlechte Zähne hat, gar nie gut ſprechen. — Dumm iſt meine Frau übrigens nicht, nein, dumm nicht, aber ein Satan!

Da ſeht nun aber einmal die Macht der Gewohnheit. Obſchon ſie ein Satan iſt, möcht' ich ſie doch nicht gern mit einer andern vertauſchen. Sollte es wohl wahr ſeyn, daß es Frauen gibt, die es lieben, von ihren Männern geſchlagen zu werden, und Männer, welche ſich wohl befinden, wenn ihre Frauen immer mit ihnen zanken? Ich fange an, an dieſen paradoxen Satz zu glauben. So ein Disput bringt das Blut in Bewegung und befördert ſo die Geſundheit. Ein Beweis davon iſt, daß mein Großvater, welcher gern disputirte, in hohem Alter ſtarb, ſeine Frau aber, die noch widerſpenſtiger war, ihn um fünf Jahre überlebte. Mein Vater und meine Mutter halten feſt an den Sitten ihrer Eltern und befinden ſich vortrefflich. Seit ich verheirathet bin, war ich noch nie krank, da mir doch vorher alle Augenblicke etwas fehlte, ich komme faſt in Verſuchung, dieß der Zankſucht meiner Frau zuzuſchreiben, und ſo iſt mir der Satan lieber, als mancher Engel, der mich vielleicht bald in die Grube langweilen würde.

Das

Nothwendige
und das
Ueberflüſſige.

Ein Mährchen.

in junger Mann ging zur Nachtzeit durch die
traßen von Bagdad. Er war ein armer Hand-
erker, Namens Ademdai. Langſam, nachdem er
n Tagewerk vollendet hatte, ſchleppte er ſeine mü-
n Knochen nach Hauſe, als er auf einmal einen
rmen hörte, und beim Mondenlicht zwei Männer
wahr wurde, welche wie armeniſche Kaufleute ge-
idet waren, und ſich gegen ſechs Räuber verthei-
gten. Ademdai, muthig und gefühlvoll, wie er
ar, eilte den Schwächern zu Hilfe, und obſchon er
r mit einem dicken Stocke bewaffnet war, ſo ge-
ng es ihm doch durch Stärke und Kühnheit, die
äuber in die Flucht zu jagen. Er ſetzte dann ru-
g ſeinen Weg weiter fort, ohne Neugierde, jene
änner kennen zu lernen, welche er gerettet, und
ne auf Lohn für eine That zu rechnen, die er
ne Eigennutz vollführt hatte.

Der folgende Tag verging ihm, wie alle vor-
rgehenden, bei ſchwerer Arbeit, und des Nachts
n 10 Uhr ſaß er bei ſeinem Feuer, und beklagte
 laut über ſein Schickſal. „Welche Mühe muß
an ſich geben,“ ſprach er, „um ſich das armſelige

Bischen Leben zu gewinnen. Ich habe heute gearbeitet wie ein Galeerenſklave, und doch nur die Hälfte einer Drachme verdient. O Mahomet, wenn ich nur das Nothwendige, einzig und allein das Nothwendige hätte, ich wäre ja glücklicher als ein Vezier."

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als er an ſeiner Thüre pochen hörte; er ſtand auf, um zu öffnen, in der Meinung, daß vielleicht einer ſeiner Nachbarn ſeiner nöthig hätte; allein wie erſtaunte er, als er einen Mann mit einem langen Kleide, weiß wie der Schnee, vor ſich ſtehen ſah. Der Unbekannte hatte eine Geſtalt, welche angenehm war, und doch Ehrfurcht einflößte. Er hielt in ſeiner Rechten einen Stab von Ebenholz; ein Turban von außerordentlicher Höhe krönte ſein Haupt, und ein langer weißer Bart floß über die Bruſt herab. Ungeachtet ſeines Muthes konnte Ademdai ſich doch eines gewiſſen Grauens nicht erwehren, welches ſich ſeiner bei dem Anblicke dieſer Geſtalt bemächtigte; doch der Unbekannte ſprach ihn folgendermaßen an: „Fürchte nichts, Ademdai, ich bin dein guter Genius, und beſuche dich, um dir Gutes zu thun. Ich habe gehört, was du ſo eben am Feuer zu dir ſelbſt ſprachſt. — Nicht wahr, nur das Nothwendige wünſcheſt du zu beſitzen?" — „Ach, mein Schutzgeiſt!" rief Ademdai, der ſich von ſeiner Angſt ein wenig erholt hatte, „nur das Nothwendige wünſche ich mir, und ich glaube, dieſer Wunſch iſt doch nicht unbeſcheiden?" — „Gewiß nicht," antwortete der Genius, „aber worin beſteht denn dieſes Nothwendige? Was brauchſt du, um es zu beſitzen?" — „Gar wenig; wenn ich alle Tage Reis habe, um meinen Hunger zu ſtillen; Holz, um meine Stube zu wärmen, und Kleider, mich zu bedecken, ſo habe ich alles, um glücklich zu ſeyn." — „Und welche Summe glaubſt du zu bedürfen, um dir alles dieß verſchaffen zu können?" — „O, mit einer Drachme des Tages kann ich mir das Nothwendige kaufen." — „Wohlan! hier ſind acht Drachmen," ſprach der Genius; „alle acht Tage werde ich um dieſelbe Zeit wieder kommen, und wenn dir eine Drachme nicht zureicht, ſo werde ich dir alles geben, was du verlangſt, bis du das Nothwendige beſitzeſt. Doch verſtehe mich wohl, nur das Nothwendige; denn Überfluſſiges will ich dir nicht geben." Mit dieſen Worten verſchwand der Genius.

Ademdai, welchem das Herz vor Freude gewaltig ſchlug, betrachtete entzückt die acht Drachmen, welche ihm der Genius gegeben hatte. Acht Drachmen! In ſeinem ganzen Leben war er nicht ſo reich. — „Jetzt iſt mir doch mein Leben geſichert," ſprach er, „und ohne daß ich mich plagen darf. Ich werde nicht mehr nothig haben, den ganzen Tag im Schweiße meines Angeſichtes zu arbeiten, um des Abends ein wenig Reis eſſen zu konnen." Bei dieſen Worten ſah er ein wenig um ſich herum, und dachte tief nach. „Beim Grabe des Propheten!" rief er endlich aus, „ich bin doch ein großer Dummkopf, ich vergaß meinen Schutzgeiſt um gewiſſe Kleinigkeiten zu bitten, die mir doch ſehr nothwendig ſind. Ich habe kein Geräth in meinem Hauſe, und es iſt doch nothwendig, daß ein Haus meublirt iſt. Da iſt ein elendes Bett, auf dem ich ſchlafen muß, und es iſt nothwendig, daß der Menſch ein Bett hat; denn das Schlafen iſt eben ſo nothwendig zum Leben, als das Eſſen und Trinken. Ich habe keinen Stuhl, um mich niederzuſetzen, ich muß doch einige Stühle haben, einen für mich, und die andern für meine guten Freunde, wenn ſie mich beſuchen; denn wenn ich ſitze, ſo kann ich ſie ja nicht ſtehen laſſen. Es fehlt mir ein Tiſch zum Eſſen; denn wenn man ißt, ſo iſt es nothwendig, daß man recht gemächlich dabei iſt.“

So wiederholte ſich der arme Abemdai alles kurz, was ihm noch nöthig zu ſeyn ſchien, und harrte mit Sehnſucht darauf, ſeinen Schutzgeiſt wiederzuſehen. Am Abend, da er ſeinen geſottenen Reis aß, ſuchte er in ſeinem Gehirne noch alles zuſammen, was ihm zu ſeinem Glücke nothwendig ſeyn könnte. — „Im Grunde,“ ſprach er, „iſt's doch arg, des Tages nicht mehr als eine Drachme ausgeben zu dürfen. Magerer Reis iſt wirklich eine ſehr magere Koſt, und immer Reis, das iſt abgeſchmackt. Ich möchte doch von Zeit zu Zeit noch etwas dazu eſſen können, wäre es auch nur an den Feſttagen. Der Genius wird mir vielleicht ſagen, das ſei nicht nothwendig, aber er hat Unrecht, ich werde es ihm beweiſen. Es iſt nothwendig, daß der Menſch ſeine Nahrung ändert. Gott hat doch ſo mancherlei gute Sachen zum Eſſen erſchaffen, das hat er nicht ohne Grund gethan. Um zu eſſen, iſt es nothwendig, daß man Appetit habe, und nichts benimmt den Appetit mehr, als wenn man immer daſſelbe ißt. Die Feſttage ſind Tage der Freude und des Vergnügens, und was für ein Vergnügen kann ein armer Menſch genießen, der nichts als Reis ißt? Es iſt alſo nothwendig, daß ich von Zeit zu Zeit meine Nahrung ändere. Da aber der Reis das wohlfeilſte Nahrungsmittel iſt, ſo reicht das, was ich für einen Tag verlangt habe, nicht zu, wenn ich auch andere Sachen als Reis eſſe. Ich werde alſo meinen Schutzgeiſt bitten, daß er mir eine Drachme für die gemeinen Tage und zwei Drachmen für die Feſttage bewillige, das iſt gewiß nicht zu viel."

Der Genius erſchien am achten Tage, wie er es verſprochen hatte. Ademdai warf ſich ihm zu Füßen, und zählte ihm alle Nothwendigkeiten auf, die er bei ihrer erſten Zuſammenkunft vergeſſen hatte. Der Genius hörte ihn ruhig an, und ſagte dann mit ſanfter Stimme zu ihm: „Hüte dich, Ademdai, von mir mehr als das Nothwendige zu verlangen. Wenn du es wagſt, etwas Überflüſſiges zu begehren, ſo verlaſſe ich dich auf immer." Sogleich nahm Ademdai das Wort, und ſuchte klar zu beweiſen, daß unter alle dem, was er gebeten, nichts überflüſſig ſei.

Der Genius wird überzeugt: er gibt Ademdai vier goldene Denars, um ſich Meubeln anzuſchaffen, bewilligt ihm auch die zwei Drachmen für den Feſttag, und entfernt ſich, nachdem er vorher verſprochen hat, in acht Tagen wieder zu kommen.

Beim Anbruche des folgenden Tages eilte Adembai, das Nöthige einzukaufen, und ließ ſich die Meubeln in ſein Haus bringen, das er ſchon im Geiſte zum Pallaſte umgeſchaffen ſah. Indeſſen machte er bald eine Bemerkung, die ihn mit Kummer erfüllte. Die Meubeln ſind ganz neu, und das Haus iſt ſehr alt. Er unterſuchte es, und fand, daß es großer Ausbeſſerung bedürfe, um nicht ganz in Ruinen zu fallen. Er ließ ſich einen Maurer kommen, der ihm ſagte: „Hüte dich, mein Freund, dieſes Neſt ausbeſſern zu laſſen, es könnte dich leicht mehr koſten, als wenn du dir ein neues bauen ließeſt.“

Der arme Adembai wurde darüber ſehr betrübt, die neuen Meubeln in die alte Barake ſtellen zu müſſen, und dachte noch dabei: Wenn mir das Dach einmal über dem Kopf zuſammenſtürzt, ſo zerbricht es mir all die ſchönen Meubeln, und erdrückt den Eigenthümer obendrein; es iſt alſo gewiß nicht überflüſſig, daß man ſich ein neues Haus baue, wenn das alte ſchon dem Einſturz droht; denn das Nothwendigſte iſt doch, daß man unter Dach lebe, ohne alle Augenblicke fürchten zu müſſen, durch einen Balken erſchlagen zu werden.

Als der Genius zum dritten Male erſchien, theilte ihm Adembai ſeine neuen Bemerkungen mit; der Genius fand ſie ſo billig, daß er ihm auf der Stelle 50 goldene Denars gab, um ſein kleines Häuschen neu aufzubauen.

„Welches Glück!“ rief Ademdai, „welches Glück, einen Schutzgeiſt zu ſeinen Dienſten zu haben, der mit Sorgfalt darüber wacht, uns alles Nothwendige zu geben. Dank ſei ihm, ich werde künftig an nichts Mangel leiden. Ich werde ihn nur immer um das bitten, was mir unbedingt nothwendig iſt, und er wird es mir immer gewähren; denn aus dem Überflüſſigen mache ich mir nichts. Das Nothwendige iſt alles, das Überflüſſige iſt nichts.“

Das neue Haus war bald fertig, und Ademdai ſaß endlich mit ſeinen neuen Geräthſchaften darin, welche er nicht aufhören konnte, zu bewundern. Er ſetzte ſich auf alle Seſſel, ſein Bett war ſo gut, daß er es kaum verlaſſen mochte. Mit der zugegebenen Drachme konnte er ſich alle acht Tage einmal gütlich thun. Gewiß hatte er jetzt das Nothwendige. — Das Nothwendige? Beſitzt man dieſes wohl, ſo lange man allein iſt? Gibt es ein Gut, deſſen man ſich wahrhaft freut, wenn man es nicht theilen kann? Wenn er um ſich ſo viele Männer ſieht, die in ihrem Serail zwanzig, dreißig, auch vierzig ſchöne Weiber zählen, iſt es denn für ihn überflüſſig, wenigſtens eines zu haben? — „Ja,“ ſpach er, „das Weib iſt das einzige, was mir noch mangelt. Ein Weibchen würde ſich hier ſo gut ausnehmen, mein Haus würde hundertmal ſchöner, mein Bett tauſendmal reicher ſcheinen. Ich muß meinen Schutzgeiſt fragen, ob ein Weib etwas Überflüſſiges iſt?“

Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, ging er auf dem Platze von Bagdad ſpazieren, und ſah einen Sklavenhändler, der eine Menge Neugieriger an ſich zog. Eine junge Schönheit, welche der Kaufmann zum Verkaufe ausſetzte, wurde beſonders wegen ihres himmliſchen Wuchſes bemerkt. Der gute Adembai konnte ſich nicht enthalten, ſie auch zu betrachten, und ſein Herz lernte in dieſem Augenblicke die Liebe kennen. Wie groß war ſeine Unruhe, als er einen reichgekleideten jungen Mann zum Sklavenhändler treten ſah, um das Mädchen zu kaufen, für welches er lichterloh brannte. Das junge Mädchen mußte jetzt den Schleier zurückſchlagen, und entfaltete vor Adembai's Blicken ſo viele Reize, daß er Mühe hatte, ſeine Bewunderung nicht laut zu äußern. Starr wie eine Statue ſtand er da, theils vor Vergnügen, die Schöne anzuſehen, theils aus Furcht, ſie zu verlieren. „Das Mädchen iſt eine Cirkaſſerin,“ ſagte der Sklavenhändler, „ſie hat nicht mehr als achtzehn Jahre, ſpielt die Laute, ſingt vortrefflich, tanzt mit unbeſchreiblicher Grazie, und vereinigt alle Talente ihres Geſchlechts. Sie koſtet 2000 goldene Denars.“ Adembai's Nebenbuhler bot 1500 Denars, Adembai zitterte, der Kaufmann blieb feſt bei ſeinem Preiſe. Adembai ſchöpfte wieder Athem. Der junge Mann bot 1800 Denars, der Kaufmann ſchien zu bedenken, und Adembai fühlte kalten Angſtſchweiß auf ſeiner Stirne; doch der Kaufmann wollte keine Drachme von dem Preiſe nachlaſſen, und der junge Mann, weniger verliebt als Adembai, entſagte dem Beſitze der ſchönen Sklavin.

Der arme Ademdai fühlte an dieſem Tage
ch öfter als einmal dieſe Angſt, welche ſeine Liebe
r noch mehr entflammte. Glücklicherweiſe verließ
dlich der Kaufmann den Platz, ohne die ſchöne
rkaſſerin verkauft zu haben.

Der Genius mußte noch dieſen Abend erſcheinen;
nn es war bereits der achte. Ademdai erwartete
n mit voller Sehnſucht der Liebe; und als der Ge-
us an ſeiner Thüre klopfte, war, ihm öffnen und
h ihm zu Füßen ſtürzen, für den jungen Mann
s Werk eines Augenblicks. — „Was haſt du denn
eues, Ademdai?“ redete ihn der Genius mit
nfter Stimme an; „was für ein Kummer umwölkt
ine Stirne? Warum fließen Thränen aus deinen
gen? Habe ich dir nicht das Nothwendige zuge-
nden?“ — Ademdai nahm das Wort, und rief
ternd: „O mein Schutzgeiſt! du glaubſt mir das
othwendige gegeben zu haben; ſage mir alſo,
ein Weib überflüſſig iſt? Bin ich dazu ver-
mmt, immer allein zu leben, ohne eine Gefährtin
haben, welche Freuden und Leiden mit mir
eilt? Wenn ein Weib etwas Überflüſſiges iſt,
fühle ich, daß das Überflüſſige eine ſehr
thwendige Sache ſei.“ — Der Genius konnte
n Lächeln nicht zurückhalten, und ſagte: „Du haſt
ht, Ademdai, du bedarfſt einer Frau. Ein Weib
zu dem Glücke eines rechtſchaffenen Mannes noth-
endig. Begehre die Tochter irgend eines Hand-
erkers, und ich werde mich dieſer Ehe nicht wider-
zen. Dein Haus iſt neu gebaut, und eingerichtet,

jedes Mädchen aus deinem Stande wird dir gern die Hand reichen.“ — „Ach!“ antwortete der arme Ademdai ſeufzend, „das iſt's nicht, was ich wünſche. Ich bin verliebt, wie ein Narr. Und wenn ein Menſch verliebt iſt, iſt's für ihn nicht nothwendig, den Gegenſtand zu beſitzen, den er liebt?“ — „Unumgänglich nothwendig,“ erwiederte der Genius. — „Wohl mir,“ ſchrie Ademdai, „ſo wirſt du mich zum glücklichſten aller Menſchen machen, denn du haſt mir ja das Nothwendige verſprochen. Ich liebe bis zur Raſerei eine junge Sklavin, die ſo ſchön iſt, ſo ſchön — — daß ich in meinem ganzen Leben nichts Schöneres ſah. Allein der Preis, den man für ſie begehrt, iſt für mich zu hoch.“ — „Wie hoch iſt er?“ — „Zwei tauſend goldene Denars.“ — „Das iſt ein wenig theuer,“ gab der Genius zur Antwort, „allein, weil du verliebt biſt, ſo iſt dieſe Ausgabe nothwendig. Wenn du krank wäreſt, ſo wäre es ja auch nothwendig, dir die Heilmittel, um welchen Preis es wolle, zu verſchaffen. Und du biſt krank, recht ſehr krank, armer Ademdai. Nimm, hier ſind die zwei tauſend Denars.“

Bei dieſen Worten entfernte ſich der Genius, und überließ Ademdai den Ergießungen ſeiner unbeſchreiblichen Freude.

Nun ſah ſich der glückliche Ademdai im Beſitze des koſtbarſten Schatzes, des Weibes, welches er liebte. Gewiß wird er ſich nun nie mehr beklagen, gewiß beſitzt er jetzt alles Nothwendige. Indeſſen hatte die ſchöne Aſſeli kaum den Fuß in ſein Haus eſetzt, als ſie vor Entſetzen zurückſchauderte, und usrief: „Großer Prophet! wohin führſt du mich? Dieſes Haus ſoll ich bewohnen? — Wie, Unglückcher, für dich haſt du alſo ein Weib gekauft, welches ür das Serail des Reichſten und Mächtigſten eine ierde wäre? Ich ſoll die Sklavin eines Elenden eyn, der nur ein finſteres Loch hat, mich aufzuehmen. Sage doch, wie konnteſt du die 2000 Dears für mich bezahlen? Du haſt ſie gewiß geſtohlen?“ — „Ach,“ antwortete Ademdai, „dieſe 2000 Dears machten mein ganzes Vermögen aus, und ich ab ſie hin, um dich zu beſitzen. Doch beruhige dich, wir werden zwar nicht reich ſeyn, wir werden nicht n Überfluſſe ſchwelgen, aber wir werden doch das Nothwendige haben.“

Ademdai irrte ſich, denn er hatte nur eine Drachme des Tages für ſich allein zu verzehren, und un ſollten zwei Perſonen davon leben. Er machte ieſe Bemerkung ein wenig ſpät. Er mußte auf die ächſte Erſcheinung ſeines Schutzgeiſtes warten, und cht Tage vergehen dem Armen und Unglücklichen angſam. Indeſſen bereitete er ſelbſt das karge Mahl, as er nun zu theilen gezwungen war.

Aſſeli verweigerte, Nahrung zu ſich zu nehmen, und weinte immerfort. Ein Weib, ſo jung, ſo ſchön, durch ihre Talente und Schönheit dazu geſchaffen, im Serail eines Sultans oder wenigſtens eines Veziers zu glänzen, war zur Sklavin eines gemeinen Handwerkers herabgeſunken; dieſer Gedanke empörte ihr Innerſtes, und wenn ihr der arme Ademdai die Schüſſel mit Reis vorhielt, den er ſelbſt bereitet hatte, ſo ſtieß ſie ihn mit der äußerſten Abneigung von ſich. Sie konnte auf dieſen harten Stühlen nicht ſitzen, und das Bett, welches der arme Ademdai ſo vortrefflich fand, war für ſie das ſchlechteſte aller Betten. Auch war es wirklich ein wenig unbequem für zwei Perſonen; denn Ademdai hatte es nur für ſich allein verfertigen laſſen. Wenn der arme Junge von ſeiner Liebe zu ſprechen anfing, ſo wandte die ſchöne Aſſeli voll Abſcheu ihre Augen von ihm, und ſprach: „Wie kannſt du es wagen, in dieſen gemeinen, Abſcheu erregenden Lumpen vor mir zu erſcheinen? Du gibſt vor, einen Schutzgeiſt zu haben, der dich immer mit dem Nothwendigen verſieht; glaubt er denn, es ſei überflüſſig, ſich anſtändig zu kleiden? Auch ich Unglückliche werde mich bald in die traurige Nothwendigkeit verſetzt ſehen, mich in ſo grobe Kleider zu hüllen. O Gott! ohne dieſen Elenden glänzte ich vielleicht jetzt ſchon in den reichſten Stoffen Indiens! Urheber meiner Qualen, du forderſt, daß ich dich lieben ſoll, da ich dich doch nur aus ganzer Seele haſſen kann."

Dieſe Reden betrübten Ademdai ſehr, und er fühlte ſich hundertmal unglücklicher, als er es zur Zeit ſeiner größten Armuth war.

Die acht Tage waren indeſſen verfloſſen, und der Genius erſchien. Ademdai flog ihm entgegen, und ſprach mit Bitterkeit: „Du haſt mir das Nothwendige verſprochen, und ich bin nun der unglücklichſte aller Menſchen.“ — „Wie,“ antwortete der Genius mit Staunen, „gab ich dir nicht alles, was du verlangteſt?“ — „Ja, gewiß, die Schuld liegt nur an mir. Ich glaubte, das Nothwendige beſtehe nur in ſehr Wenigem, und ich habe mich betrogen.“ — „Laß ſehen, erkläre dich!“ — „Du haſt mir erlaubt, ein Weib zu nehmen, weil du es für nothwendig erachteteſt. Ich hatte eine Drachme des Tages zu verzehren, da ich allein war, und nun iſt doch die Ausgabe doppelt. Wenn es nothwendig war, daß ich mir ein Weib nahm, iſt es nicht auch nothwendig, daß ich ihr zu leben gebe?“ — „Sehr nothwendig.“ — „Nun wohlan! die meinige will weder trinken, noch eſſen, noch ſchlafen, der Gram benimmt ihr jede Luſt dazu, ſo wie mir. Die Speiſen, welche ich ihr vorſetzen kann, und mit welchen ich mich begnügte, ſind viel zu ſchwer für einen ſo delikaten Magen, wie der ihrige iſt. Das, was nothwendig war für mich, iſt nicht nothwendig für ſie. Aber da ich ſie nun einmal gekauft habe, und ſie mehr liebe, als mein Leben, iſt's nothwendig, daß ich ihr das Nothwendige verſchaffe!“ — „Nichts iſt billiger,“ erwiederte der Genius. „Wie viel glaubſt du denn des Tages zu brauchen, um ihr das zu verſchaffen, was ſie nöthig hat?“ — „Ich habe das Alles noch nicht genau berechnet, aber ich glaube, mit zwei Tomans des Tages würden wir Beide leben können, ohne Ueberfluß zu haben.“ — „Wohl, wenn du nichts bedarfſt, als das,“ antwortete der Genius, „hier ſind 16 Tomans für die folgenden acht Tage. Wenn dieſe Zeit verfloſſen iſt, werde ich dich wieder ſehen, um zu unterſuchen, ob dir noch etwas zum endlichen Beſitze des *Nothwendigen* mangle, das ich geben will.“

Der Genius wollte ſich entfernen, aber *Ademdai* rief ihn zurück. „Ach,“ ſagte er, „ich habe dich noch um Einiges zu bitten. Ich liebe *Aſſeli*, es iſt mir alſo doch nothwendig, daß ich wieder geliebt werde.“ — „Ganz gewiß,“ war die Antwort des Genius. — „Sie kann mich aber in dieſen groben Kleidern nicht anſehen. Sie ſagt, daß ſie, wenn ich nicht geweſen wäre, jetzt die Frau eines reichen, zierlich gekleideten Mannes wäre. Wenn es alſo *nothwendig* iſt, daß ſie mich liebe, ſo iſt es auch *nothwendig*, daß ich ihr gefalle, und wenn es *nothwendig* iſt, daß ich ihr gefalle, ſo iſt es auch *nothwendig*, daß ich meine Kleider ändere. Einige zierliche Kleider wären auch wohl nichts *Überflüſſiges*.“ — „Keineswegs.“ — „Sie ſagt dann weiter, daß ſie ohne mich jetzt in den ſchönſten Stoffen Indiens prangen werde; ſie liebt nemlich den Glanz ſehr. Wenn ich alſo von ihr geliebt ſeyn will, ſo iſt es nothwendig, daß ich ihr das verſchaffe, was ſie liebt?“ — „Ohne Zweifel.“ — „Sie hat Talente, ſie ſingt, und ſpielt die Laute. Ich kann doch dieſe Früchte einer glänzenden Erziehung nicht bei ihr erſticken, und wenn man Talente beſitzt, iſt es *nothwendig*, daß man ſie kultivire. Ich möchte ihr alſo gern eine ſchöne, gute Laute geben, das würde ihr gewiß Vergnügen machen.“ — „Alles das, um was du mich bitteſt, ſcheint mir ſehr nothwendig,“ ſagte der Genius; „doch ſage mir, wie viel kann das Alles koſten?“ — „Tauſend Goldſtücke beiläufig,“ antwortete Ademdai. — „Hier ſind ſie, lebe wohl, und verſchaffe dir das Nothwendige.“

Der Genius verſchwand bei dieſen Worten, und der gute Ademdai eilte in ſein Haus zurück mit Augen, funkelnd vor Freude, die er zu verbergen ſuchte. Er wollte ſeiner geliebten Aſſeli das Vergnügen einer vollkommenen Überraſchung nicht rauben. Er ſprach mit ihr kein Wort von der Unterredung, welche er mit ſeinem Schutzgeiſt gehabt hatte, aber er ging am andern Morgen ſchon mit dem Früheſten aus, um den Einkauf zu beſorgen. Er fing damit an, ſich in die koſtbarſten und zierlichſten Stoffe zu kleiden, dann kam er mit einer Menge von Kaufleuten nach Hauſe, welche nicht wenig erſtaunten, daß ein Mann in ſo prächtiger Kleidung eine ſo ſchlechte Wohnung habe. Aſſeli konnte kaum begreifen, was alles dieß zu bedeuten habe. Sie hatte Mühe, Ademdai in den prächtigen Kleidern, die er ſich gewählt hatte, zu erkennen. Der junge Mann näherte ſich ihr, und ſprach: „Hatt' ich dir's nicht geſagt, daß mir mein Schutzgeiſt alles bewilligt, was mir nothwendig iſt? Beruhige dich alſo, liebe Aſſeli, es wird dir an nichts mangeln, vorausgeſetzt, daß du nichts Überflüſſiges begehrſt. Wähle unter dieſen ſchönen Stoffen, welche man dir vorlegen wird.“

Aſſeli fand dieſe Sprache und auch den Redner ſehr liebenswürdig. Man breitete die prächtigen Stoffe vor ihr aus, ſie wählte, was ihr am beſten gefiel, und da ſie ſehr vorſichtig war, ſo nahm ſie gleich ſo viele, daß ſie für die gegenwärtige und künftige Nothwendigkeit genug hatte. Sie ſuchte ſich eine Leier, mit Perlen beſetzt, aus, welche ſie ſehr gut fand. Ademdai hörte ſie ſingen, und glaubte im Himmel zu ſeyn. — Starr hingen ſeine Augen an ihren Lippen, und jedes ihrer Worte, jeder ihrer Töne ſchlug ſeinem Herzen eine neue Wunde. Sie improviſirte folgende Verſe, welche der arme Verliebte nur mit Mühe verſtand:

Klag' nicht dein grauſames Schickſal an,
Es hat nun genug dich betrübet,
Ein junger, ſchöner, großmüthiger Mann
Wird ſtets von uns Weibern geliebet.
Wer unſeren Wünſchen Weihrauch ſtreut,
Beſticht unſ're ſüßeſten Triebe,
Und aus dem Gefühle der Dankbarkeit
Entſteht dann die feurigſte Liebe.

Als der junge Mann dieſe Worte hörte, erreichte ſeine Freude den höchſten Grad. Er bezahlte die Laute und die Stoffe, und ſchickte die Kaufleute fort. Er iſt geliebt, was fehlt ihm noch? Hat er nicht das Nothwendige?

Die drei erſten Tage vergingen den beiden Liebenden im Taumel der Freude. Am vierten Tage, gegen 6 Uhr Abends, ging Ademdai ein wenig ſpazieren, um friſche Luft zu ſchöpfen, und nachdem er einige Gaſſen durchſtrichen hatte, kehrte er wieder zurück. Er war nur mehr eine kleine Strecke von ſeinem Hauſe entfernt, als er einen Mann gewahr wurde, der immer um die Fenſter herumſchlich. Es war ein gut gekleideter Jüngling, der ſich behutſam mit Hilfe der Finſterniß davonſchlich, als er bemerkte, daß ihn Jemand beobachtete. — „Gewiß,“ ſprach Adembai zu ſich ſelbſt, „hatte dieſer Mann den Plan, ſich in mein Haus zu ſchleichen, und meine junge Sklavin zu verführen. Sie iſt ja ſo ſchön. Was Wunder, daß er in ſie verliebt iſt, wenn er ſie geſehen hat. Mir kam er ſogar bekannt vor. Richtig, es war derſelbe junge Menſch, der auf dem Markte 1800 Denars für Aſſeli bot, es bleibt kein Zweifel, er war es. Aber ich will ihm ſchon einen Strich durch die Rechnung machen, ich werde künftig mein Haus nicht mehr verlaſſen.“

Er trat in ſein Zimmer, ſein Blick war verſtört, und er athmete ſchwer. Aſſeli fragte ihn um die Urſache, und ſchien ſehr unruhig; allein er ſchwieg, und warf nur von Zeit zu Zeit düſtere und verſtohlene Blicke auf ſie, als ob er in den ihrigen ein geheimes Verbrechen entdecken wollte, das Strafe verdiente. Endlich konnte er ſeine Eiferſucht nicht mehr bezähmen, und fragte ſie, ob ſie nicht Jemanden um das Haus herumſchleichen geſehen? Aſſeli ſchwur ihm, ſie hätte Niemanden geſehen. Er ſah ſie mit einem bittern Lächeln an, und hatte in dieſem Augenblicke Ruhe und Glück verloren. O unſelige Eiferſucht! was biſt du für eine ſchreckliche Krankheit! Dieſelben Mittel, welche man anwendet, um dich zu heilen, reizen dich nur noch mehr. Findeſt du einmal Eingang in einem Herzen, ſo zerreißeſt du es auch; dein tiefverſchloſſenes Feuer vernichtet alle Gluckſeligkeit des Menſchen. Du zeigſt ihm Phantome, die ihn erſchrecken; er glaubt alles, was er muthmaßt; er muthmaßt oft das Unmogliche, und zittert vor ſeinem eigenen Schatten.

In dieſer Lage befand ſich auch der arme Ademdai, er wagte es nicht mehr das Haus zu verlaſſen, welches einen Schatz in ſich ſchloß, der ihm um ſo koſtbarer wurde, als er jeden Augenblick fürchtete, ihn zu verlieren; und als ihn ſein Schutzgeiſt beſuchte, fand er ihn wieder traurig und in ſich gekehrt. „Wie?“ rief der Genius aus, „haſt du noch nicht das Nothwendige?“ — „Ach! es fehlt immer noch etwas dazu.“ — „Nun, was denn?“ — „Iſt's nicht nothwendig,“ fragte Ademdai, „daß ein Menſch manchmal ſein Haus verlaſſe, ſei es nun, um Geſchafte zu verrichten, oder auch nur, um friſche Luft zu ſchöpfen?“ — „Gewiß!“ — „Iſt's nicht nothwendig, daß ein Mann, der eine ſchöne Sklavin beſitzt, die er liebt, auch ſicher ſei, daß ſie nicht geraubt werde?“ — „Ja, dieſe Gewißheit iſt zu ſeinem Glücke nothwendig.“ — „Nun alſo, ehrwürdiger Schutzgeiſt, wenn ich immer zu Hauſe bleibe, ſo werde ich am Ende krank werden, und wenn ich ausgehe, wer hütet mir meine Sklavin? Ich müßte mir Eunuchen kaufen, und dazu bin ich zu arm.“ — „Eunuchen?“ fragte der Genius erſtaunt. — „Ja, ja, Eunuchen. Sind das nicht äußerſt nothwendige Leute für einen Ehemann? Und iſt's wohl beſſer, vor Eiferſucht zu ſterben, als ſich einige armſelige Eunuchen anzuſchaffen?“ — „Nein, ich finde es nicht nothwendig, ſich einer ſolchen Kleinigkeit wegen aufzuopfern. Wie viele Eunuchen brauchſt du denn?“ — „Ihre Anzahl,“ antwortete Adembai, „muß von dem Grade der Eiferſucht desjenigen abhängen, der ſie braucht. Wenn ich nicht ſehr eiferſüchtig wäre, würde ich wenige Eunuchen brauchen, aber ich bin eiferſüchtig wie ein Tiger, und ich muß geſtehen, daß ich bei 6 Eunuchen noch nicht ganz ruhig ſeyn werde. Wenn alſo Gemüthsruhe nichts Überflüſſiges iſt, ſo ſind mir 6 Eunuchen unumgänglich nothwendig.“ Der Genius konnte auf dieſe Schlußfolge nichts antworten, und Adembai fuhr fort: „Du ſcheinſt mir ſchweigend beizuſtimmen. Weiters iſt mein Haus ſehr klein, kaum faßt es mich und Affeli; wenn ich 6 Eunuchen habe, ſo iſt es doch nothwendig, ihnen Dach und Fach zu geben, ich muß ſie ernähren, kleiden u.ſ.w. Zu dem Allen reichen die zwei Tomans, die du mir des Tages gibſt, nicht hin. Wenn alſo mein Haus zu klein iſt, ſo iſt es nicht überflüſſig, mir ein größeres zu kaufen. Neulich, als ich durch die große Straße von Bagdad ging, ſah ich ein ſchönes Haus zum Verkaufe angeboten, und zwar mit ſeiner ganzen Einrichtung. Das behagte mir wohl ſehr, aber es iſt ein wenig theuer.“ — „Was thut das?“ antwortete der Genius, „es iſt dir nothwendig, und ich verſprach dir immer das Nothwendige zu verſchaffen.“ — „Nun, und du ſiehſt es ſelbſt ein,“ ſagte Ademdai, „daß ich gewiß noch nichts Überflüſſiges begehrt habe?“ — „Nein, ich laſſe deiner Beſcheidenheit Gerechtigkeit widerfahren! Wie viel koſtet dieſes Haus?“ — „Fünfzehn tauſend Tomans.“ Sogleich gab ihm der Genius eine Anweiſung auf 15,000 Tomans, bei der Schatzkammer des Kalifen zu beheben; dieſen fügte er noch 1500 Tomans zum Ankaufe der Eunuchen hinzu. — „O wohlthätiger Schutzgeiſt,“ rief Ademdai, „was für Dank bin ich dir für ſo viele Wohlthaten ſchuldig! Jetzt mangelt mir nur mehr eine unerläßliche Sache. Wenn mein Haus größer iſt, ſo folgt auch nothwendig daraus, daß es immer im beſten Zuſtande gehalten werde, daß die Zimmer und Meubeln rein gehalten werden. Die Reinlichkeit iſt nothwendig. Ich werde alſo nichts Überflüſſiges haben, wenn ich mir für die Hausbeſorgung zwei Sklaven kaufe.“ — „Ja,“ antwortete der Genius, „zwei Sklaven ſind nicht zu viel.“ — „Um ſo mehr,“ fügte Ademdai hinzu, „als es meinen Eunuchen nicht an Beſchäftigung fehlen wird, wenn ſie den Gegenſtand meiner Liebe genau bewachen wollen. In allem habe ich dann zehn Perſonen zu ernähren, und dieſen kann ich mit zwei Tomans, die du mir täglich gibſt, das Nothwendige nicht verſchaffen; um ein Haus auszuhalten, wie das meinige, werden 20 Tomans des Tages nicht überflüſſig ſeyn.“ — „Es ſei,“ ſprach der Genius, „hier ſind 160 Tomans für die acht Tage, und 200 Tomans zum Ankauf der zwei Sklaven, die dir nothwendig ſind.“

Hier verſchwand der Genius. Am andern Morgen mit dem Früheſten ſtand Ademdai auf, und ging zu dem Eigenthümer des ſchönen Hauſes. Der Kauf wurde geſchloſſen, die Summe ausbezahlt und das Haus war ſein Eigenthum. Er kaufte auch zwei Sklaven und ſechs Eunuchen, und ging dann, von dieſem kleinen Zuge begleitet, zu ſeiner ſchönen Aſſeli, um ſie in ihren neuen Pallaſt einzuführen.

Das Haus war ſehr ſchön, und gemächlich eingetheilt. Es hatte prächtige Küchen, große Ställe, herrliche Zimmer und Säle. Ein ſchöner Pavillon, von dem eigentlichen Wohngebäude getrennt, war zu einem Harem beſtimmt. Die Meubeln waren zierlich und reich. Von allen Seiten war Ademdai von jungen, reichen, liebenswürdigen Nachbarn umgeben, die nach Kräften das Leben genoſſen.

Schon am zweiten Tage ſeiner Beſitznahme kamen ſie, ihn zu beſuchen, und bezeigten ihm auf eine freimüthige lebhafte Weiſe das Vergnügen, einen ſolchen Nachbar zu haben. Alle baten ihn zu Feſten, wobei nichts geſpart wurde.

Die Frauen dieſer Nachbarn wollten auch mit der ſchönen Aſſeli Bekanntſchaft machen, ſie erhielten von ihren Männern die Erlaubniß, ſie zu beſuchen und ihr Bewillkommungsgeſchenke zu überbringen.

Als die acht Tage verfloſſen waren, kam der Genius, ſeinen Günſtling zu beſuchen. Er war erſtaunt, ihn in tiefe Melancholie verſunken zu finden. — „Woher dieſe Traurigkeit, Ademdai, biſt du geſſen wieder gut machen, woran auch du Schuld trägſt. Morgen, Ademdai, will ich dir das prächtigſte Geſchirr, Sklaven zur Bedienung, Rauchwerk, Muſiker, .Tänzerinnen, und vor Allem einen vortrefflichen Koch ſenden.“ — „Ja,“ antwortete Ademdai, „das alles wirſt du mir ſenden; wirſt du mir aber auch ſo viel Geld dazu ſenden, um ſo viele Menſchen bezahlen und ernähren zu können? Ich habe des Tages nur 20 Tomans auszugeben, und dazu ſind mir wenigſtens 50 nothwendig.“ — „Wohlan,“ ſprach der Genius, „du ſollſt 50 haben.“

Schon am andern Morgen ſah Ademdai eine zahlreiche Schaar Sklaven, Tänzerinnen, Muſiker, ſammt dem Koche und ſeinem Gefolge in ſein Haus einziehen. Er fetirte nun ſeine Freunde auf die glänzendſte Weiſe, und acht Tage wurden in Freuden und Vergnügungen verlebt.

Der Genius kam wieder, um ſich ſeines Glückes zu freuen; aber er fand ihn nicht ſo glücklich, als er ſich vorgeſtellt hatte. — „Ach, mein Schutzgeiſt,“ rief ihm Ademdai entgegen, „ich rechne nochmal auf deine Großmuth.“ — „Wie?“ ſprach der Genius, „ich glaubte, du ſeieſt nun der Glücklichſte aller Menſchen?“ — „Noch bin ich es nicht. Sieh meine Nachbarn und Freunde an, ſie beſitzen eine prächtige Anzahl junger, ſchöner Weiber, während ich nur eine einzige habe.“ — „Wie? braucht man denn mehr?“ — „Glaubſt du wohl, daß der Prophet erlaubt hätte, mehre Weiber zu nehmen, wenn er es nicht nothwendig gefunden hätte?“ — „Wie viele Weiber brauchſt du denn?“ fragte der Genius. — „Meine Freunde haben 30, 40, wohl gar 50; aber mit 20 glaube ich zur Noth genug zu haben.“ — „Zwanzig Weiber ſcheinen mir doch ein wenig überflüſſig zu ſeyn,“ fiel der Genius ein, „eine genügt zum Glücke des Mannes, 20 können nur die Eitelkeit befriedigen, und ich ſehe mit Betrübniß, daß du Eitelkeit beſitzeſt.“ — „Wer beſitzt dieſe nicht?“ antwortete Ademdai. „Ja, ich bin eitel, ich geſtehe dieß, es iſt alſo nothwendig, da ich es einmal bin, daß ich meine Eitelkeit befriedige, wenn ich anders glücklich ſeyn will.“ — „Du hältſt alſo 20 Weiber für unumgänglich nothwendig?“ — „Ja, und dann auch eine Vermehrung meiner Einkünfte, um ihren Unterhalt zu beſtreiten.“ — „So ſei es denn. Morgen wird dir ein Sklavenhändler 20 ſchöne Cirkaſſierinnen zuführen, die dich nichts koſten ſollen, und ich gebe dir die dreifache Summe deiner jetzigen Einkünfte.“ — „O, wie ſehr danke ich dir, du gewährſt mir jede Bitte; doch bin ich weit entfernt, deine Güte zu mißbrauchen, und bis dieſe Stunde habe ich dich noch um nichts Überflüſſiges gebeten. Aber erlaube mir eine Bemerkung. Wenn du 20 Weiber als eine nothwendige Sache mir bewilligeſt, ſo wirſt du mir auch für jedes zwei Eunuchen bewilligen. Es gibt Leute, die eine größere Anzahl haben, und wenn ein Menſch 20 Weiber hat, ſo iſt es nothwendig, daß ſie gut bewacht werden.“ — „Du haſt ſehr recht,“ ſprach der Genius, „morgen ſollſt du die 20 Weiber und die 40 Eunuchen haben; weil ſich aber dadurch dein Haus beträchtlich vergrößert, ſo gebe ich dir 200 Tomans des Tages. Gute Nacht!“

Am andern Tage hielt der Genius treulich ſein Wort. Indeſſen kamen die Nachbarn Ademdai's, einer nach dem andern, um ihm Lebewohl zu ſagen, was ihn ſehr betrübte; denn er hatte ſich an ihre angenehme Geſellſchaft gewöhnt. Sie verließen ihn zwar nicht auf ſehr lange Zeit, allein ſie beſaßen artige Landhäuſer in den Umgebungen von Bagdad, und gingen jetzt in der angenehmen Jahreszeit dahin, um die reinere Luft und die Vergnügungen der Natur zu genießen, und nahmen ihre Weiber und Dienerſchaft mit ſich.

Die Weiber Ademdai's fanden ſich auf einmal aller Geſellſchaft beraubt. Sie verließen ſehr ſelten den Harem, und führten ein trauriges und langweiliges Leben, das ſie mißmuthig und faſt krank machte. Ademdai ſtarb faſt vor langer Weile, wie ſie, er wußte nicht, wie er ſeinen Tag hinbringen ſollte, und grämte ſich ſehr darüber, daß er nicht reich genug ſei, um ſich auch ein Gut in der Gegend von Bagdad kaufen zu können. Er ſprach darüber mit ſeinem Schutzgeiſt in folgenden Ausdrücken: „Ich ſchäme mich wahrhaftig, mein Schutzgeiſt, noch eine neue Bitte an dich thun zu müſſen. Allein du haſt mir das Nothwendige verſprochen, und ich frage dich, ob es nicht nothwendig iſt, daß meine Weiber ſich wohl befinden; indeſſen verwelken ſie und ſterben. Alle Ärzte, die ich gefragt habe, ſtimmen darin überein, daß ihnen die reine Landluft nothwendig ſei. Du haſt mich mit Gütern überhäuft, aber das erſte und nothwendigſte iſt die Geſundheit, und ſelbſt die meinige wird jeden Tag ſchwächer. Iſt es nicht nothwendig, daß der Menſch eine Beſchäftigung habe, die ihn intereſſirt und beluſtigt? Die Landluft wird meine Geſundheit ſtärken, und eine Beſitzung nahe bei Bagdad wird meinen Geiſt angenehm und belehrend zugleich beſchäftigen. Belehrung iſt dem Menſchen doch auch nothwendig, ich begehre alſo nichts Überflüſſiges. Meine Freunde haben mir geſagt, ſie wiſſen ein herrliches Gut, 2 Meilen von Bagdad, auf dem Wege gegen Baſſora, welches zu verkaufen ſei; allein es iſt ein wenig theuer, man begehrt 150,000 Tomans dafür.“ — „Dein Verlangen ſcheint mir ganz billig, Adembai, ich bewundere deine Logik, und ich kann deinen guten Gründen nichts entgegenſetzen. Morgen früh finde dich bei der Audienz des Kalifen ein, übergib ihm dieſe Anweiſung, und er wird dir ſogleich die 150,000 Tomans einhändigen.“ — Adembai, entzückt über die Willfährigkeit des Genius, ſchlummerte mit dem ſüßen Gedanken ein, bald Herr eines prächtigen Landgutes zu ſeyn.

Mit großer Haſt kleidete er ſich am andern Morgen an, und eilte zur Audienz des Kalifen. Der große Haroun-Al-Raſchid ſaß auf ſeinem Throne, ſtrahlend von Gold und Edelſteinen. Alle ſeine Höflinge und die Weiſen ſeines Reiches waren um ihn verſammelt. — Adembai zitterte, als er ſich dem Throne näherte, worauf der Beherrſcher der Gläubigen ſaß. Doch wie niedergedonnert ſtand er da, als er in dem Kalifen den Schutzgeiſt erkannte, der ihm das Nothwendige verſprach und der ihn ſo lange mit Wohlthaten überhäuft hatte. Unbeweglich blieb er ſtehen, und wagte es nicht, ein Wort zu ſprechen. Da redete der große Haroun-Al-Raſchid ihn lächelnd an: „Ich ſehe dein Erſtaunen, Ademdai! Erkenne in mir einen der beiden armeniſchen Kaufleute, denen du das Leben retteteſt. In dem Augenblicke hatte ich mir's ſelbſt verſprochen, dich auf eine Art zu belohnen, die meiner und eines ſo großen Dienſtes würdig iſt. Aber eben ſo ſehr wünſchte ich auch, meine Erkenntlichkeit verborgen zu halten, und mich im Geheim des Glückes zu freuen, welches ich dir zueignen wollte. Ich hüllte mich in eine nicht gewöhnliche Kleidung, um deine Einbildungskraft zu wecken, und dadurch dich glauben zu machen, ich ſei ein mit göttlichen Kräften ausgeſtattetes Weſen. Als ich zum erſten Male deine Hütte beſuchte, freute ich mich ſchon im Voraus des Vergnügens, das ich dir bereiten wollte. Ich ſah dich allein bei deinem Kamin ſitzen, und hörte, daß ſich deine Wünſche nicht über das Nothwendige erſtreckten. Ich wollte durch Erfahrung kennen lernen, was man denn eigentlich unter dieſem Worte verſtehe, und welche Grenzlinie zwiſchen dem Nothwendigen und Überflüſſigen Statt finde. Ich widerrufe nun mein unbeſonnenes Verſprechen. Ich bin der reichſte und mächtigſte aller Herrſcher, und ich würde nicht im Stande ſeyn, dir künftig das Nothwendige zu geben, wenn ich dir auch alle meine Schätze, ja ſelbſt meinen Thron überließe. Und Ihr, Weiſe meines

Reichs," fuhr der Kalife fort, „urtheilt nun ein wenig über das Nothwendige und Überflüſſige. Hier ſteht ein Menſch, den ich aus dem tiefſten Elende gezogen habe. Ich habe ihm nach und nach mehr als 200,000 Tomans gegeben; ſein Vermögen iſt auf einen Privatmann ſehr groß, er beſitzt einen der ſchönſten Palläſte in Bagdad, hat 20 ſchöne Weiber in ſeinem Harem, eine anſehnliche Menge Eunuchen, 100 Sklaven zur Bedienung, und ſeiner Meinung nach, habe ich ihm noch immer nicht das Nothwendige gegeben. Ich ſehe nun wohl ein, daß das Überflüſſige nur ein eingebildetes Ding iſt, welches Niemand beſitzt. Das Nothwendige des Menſchen aber iſt ein Abgrund, welcher, und wenn er auch das ganze Weltall verſchlänge, ſich noch nicht füllen würde."

„Geh' nun, Ademdai, ich laſſe dir die Güter, welche ich dir gegeben habe, ſie ſeien der Lohn für den Dienſt, den du mir erwieſen haſt. Aber ich thue Verzicht darauf, dir das Nothwendige zu geben; und weil dem Menſchen doch immer etwas zu wünſchen übrig bleiben muß, ſollſt du nie ein Landhaus haben, welches nun das Ziel deines Ehrgeizes iſt."

So ſprach der Kalife. Ademdai ging ſtill ſeines Weges fort. Oft, wenn er in der Folge auf Eiderdunen ſchlief, das wohlriechendſte Rauchwerk um ihn brannte, warf er einen zerſtreuten Blick auf die prächtigen Meubeln, welche ſein Zimmer ſchmückten, und rief mit einem tiefen Seufzer: „O Mahomet, warum gabſt du mir nicht das Nothwendige?"

Am 1. Dezember 1805, dem Tage vor der Schlacht bei Auſterlitz, ließ der Kaiſer Napoleon ſeine ganze Armee die Revue paſſiren, Regiment für Regiment. Als der Kapitän Rabe, ein ausgezeichneter Soldat, deſſen Muth er dreimal in einigen Monaten zu bemerken Gelegenheit hatte, an ihm vorüberkam, ſagte er zu ihm: „Rabe! ich erwarte Sie morgen nach der Schlacht!“

Rabe, ernſthaft und unbeweglich, antwortete: „Sire! für mich gibt's kein Avancement mehr, mit mir iſt's aus!“ Allein ein Seitenſprung, den des Kaiſers Pferd machte, hinderte ihn das zu hören, und die Revue wurde fortgeſetzt.

Es iſt ein eigenes Schauſpiel, ein Feldlager am Tage vor einer Schlacht, beſonders einer entſcheidenden, où il y aura du tabac (wo es was zu ſchnupfen geben wird), wie ſich die gemeinen Soldaten ausdrücken, oder nach dem beſſern Ausdruck der Offiziere: wo es heiß zugehen wird. Hier ſitzt ein Offizier und beantwortet vielleicht zum letzten Male den letzten Brief ſeiner Frau, dort ein Anderer, der ſeine Liebesrechnung in ſeiner letzten Garniſon abſchließt, hier ſagt ein Soldat auf einer Kanonenlavette oder auf ſeinem Torniſter ſeinem alten Vater Lebewohl, ein

Anderer diktirt dort dem öffentlichen Schreiber des Bataillons ſein kleines Vermögen in die Feder, und was damit geſchehen ſoll, wenn ihn morgen eine Kugel trifft; die Bettkameraden, die Landsleute, die Freunde empfehlen einander, was ſie, nach ihrer Meinung, Werthvolles beſitzen und was gewöhnlich in einer ſilbernen Uhr, in einigen Fünffrankenſtücken, welche vorſichtig in einem ledernen Beutelchen in eine Ecke des Torniſters eingenäht ſind, und in ihren Briefen an ihre Familie beſteht. Dieſe ſind die rangirteſten. Aber es gibt wieder Andere, die jetzt alles verkaufen, was ſie noch beſitzen, ſelbſt die überflüſſigen Pantalons, um ſich für die Ungewißheit des künftigen Tages bei der Verkäuferin der Philoſophie des Regiments, der alten häßlichen Mutter Dragon, zu tröſten, die ihnen Grogg und gewürzten Wein gibt und ihnen bei dem Handel um ein kleines Gläschen für fünf Centimes noch obendrein die Umſtände und Ereigniſſe der morgigen Bataille weisſagt.

Madame Dragon war Marketenderin bei einem Regimente der Diviſion des General Vandamme, bei welchem Regimente Kapitän Rabe ſeit Kurzem eine Kompagnie kommandirte. Im Felde gealtert, mit einem durch die Beſchwerlichkeiten ihres Metiers gefurchten Geſichte, bot Madame Dragon einen ſeltenen Kontraſt in der Liebe und dem Haſſe, womit ſie zu gleicher Zeit die Soldaten ihres Regiments behandelte, dar. Bei ihrem Eintritt in den Dienſt, als ſie noch friſch, wenn nicht gar recht hübſch war, fanden ſich unter den Korporalen und

Sergeanten viele Anbeter für ſie, Maulmacher, die hr, indem ſie ihre Schnurbärte ſtrichen, die ganze Größe ihrer ewigen Leidenſchaft vordemonſtrirten. Die Marketenderin hatte wohl hundert ſolcher Liebhaber, ie ihr alle ſchwuren, keine Andere zu lieben, je geiebt zu haben oder lieben zu werden als ſie, und ie ſich eine Kugel durch den Kopf jagen wollten, wenn ſie ihre Liebe nicht erhören würde. Aber als ine kluge Frau erbat ſie ſich immer, um ſich von er Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, eine Probezeit von drei Monaten aus, welche meiſtentheils um die Hälfte zu lang befunden wurde. Denn in der Zwiſchenzeit hatte das Regiment ſeine Garniſon verändert, und die Liebhaber ließen die Gelegenheit nicht unbenutzt, der franzöſiſchen Armee den wohlverdienten Ruf der Galanterie und Liebenswürdigkeit gegen as ſchöne Geſchlecht zu erhalten. So fiel Einer nach em Andern ab, und die Marketenderin vergaß dieſe Unbild niemals und rächte ſich für die Unbeſtändigkeit Einiger an allen Übrigen, die ihr in der Folge en Hof machen wollten. Zu ihr von Liebe ſprechen der ihr Schönheiten ſagen, war das ſicherſte Mittel, um ſie in Zorn zu bringen und ihre Scheltworte auf die Untreue und Schändlichkeit der betrügeriſchen Männer recht in Fluß zu bringen. Im Jahre 1801 erlitt hr Name — denn früher hieß ſie Madame Thomé — eine characteriſtiſche Veränderung, und ſie wurde on nun an von dem ganzen Regimente nur unter em Namen Mutter Dragon (Drache) gekannt und ezeichnet. Dieſen Namen annehmen oder wenigſtens nur nicht zurückweiſen, war eine ausgehängte Fahne gegen jede Schwäche des Herzens, eine Wette, allen Bedingungen treu zu bleiben, die er auferlegte. Die Marketenderin nahm den Namen an und gewann die Wette.

Übrigens hatte zu der Epoche, von welcher wir ſprechen, im Jahre 1805, der Name Dragon ſchon all ſein Salz und die Wette allen ihren Preis verloren in Folge eines Kolbenſtoßes, den ſie bei einem Rückzuge auf die Oberlippe erhalten hatte; ſie hatte dadurch all ihre Zähne verloren und war ſehr mißgeſtaltet geworden.

Aber ſelbſt wie ich ſie jetzt beſchrieben habe, dabei zahnlos, mürriſch und zornig, wurde dieſes Weib doch von ihrem ganzen Regiment geliebt, ich ſage: ihrem; denn dieſes Ausdruckes bediente ſie ſich immer und der Oberſt ſah nicht ſcheel dazu. Sie ſprach zu einem Veteran: „Alter! koſtet mir doch einmal den Konjak, den ich geſtern direkte aus Straßburg erhielt,“ und der Alte that nach ihrem Kommando. Die Konſkribirten nannte ſie nur ihre Kinder.

„Kind! du trinkſt heute zu haſtig, das geht nicht, du wirſt dich betrinken.“

„Mutter! noch ein Gläschen, aber vom ſtarken.“

„Unmöglich! — Es iſt die Stunde der Revue. — Man muß hübſch pünktlich ſeyn, Kind, und ich ſehe, deine Hand zittert ja ſchon.“

„Mutter! aber nur noch eins!“

„Nichts da! Willſt du, daß ich zum Colonel gehe und dich verklage, dann ſchickt er dich morgen während der Bataille zum Profoſen, und mit dem Avancement zum Korporal iſt's nichts.“

„Nun, nun! — ich will ja keinen mehr, ich gehe ſchon.“ —

Aber was Madame Dragon zu einem ganz beſondern Weibe machte, und ſie beim Regiment in Reſpekt ſetzte, das war, daß man ihr ein wunderbares Talent zuſchrieb, Karten zu ſchlagen und Träume auszulegen. Beſonders nach einer Bataille fand man des Lobes nicht genug über das Talent der Marketenderin. Dieſer kam ihr für ſeine Galonen, Jener für ſeine Epauletten zu danken, dieſe ſagten Dank, daß ſie ihnen nur eine leichte Wunde geweiſſagt habe, als ob ſie es geweſen wäre, welche das Schickſal regiert hätte, andere freilich, und oft eine große Anzahl, konnten ſich gar nicht mehr bedanken, aber das waren meiſtens ſolche, denen ſie, und ihr Hauptkartenblatt, die Pique Zehn, Unglück prophezeit hatte.

Man ſchrieb zwei Urſachen den Urſprung dieſer Sehergabe der Marketenderin zu. Eines Tages hatte ſie auf dem Wege ein Buch gefunden in Form eines Dreieckes, in ſchwarzen Sammt gebunden und mit einem goldenen Schloſſe geſchloſſen. Nachdem Niemand je erfahren konnte, was dieſes geheimnißvolle Buch enthielt, welches Madame Dragon zwei Tage nachher in Gegenwart mehrer Zeugen verbrannte, ſo ſagte man ſich heimlich, daraus habe ſie die Hexerei gelernt. Ein anderes Mal, kurze Zeit nachher, fand Madame Dragon, in Folge einer Affaire, eine alte arme

Frau ſterbend auf dem Schlachtfelde. Es war eine Zigeunerin. Die Hilfe, die ſie ihr leiſtete, erfüllte dieſe mit Dankbarkeit und Liebe gegen ihre Retterin und ſie blieb ſelbſt, als ſie ſchon beſſer war, ganze Tage bei ihr. Aber bei Nacht lief ſie, eine angezündete Wachskerze in der Hand, im Lager herum. Sie war, behauptete man, mondſüchtig. Als ſie ganz geneſen war, verſchwand ſie auf ein Mal. Seitdem weisſagte Madame Dragon den Soldaten aus ihrer Hand und aus den Karten, und man konnte ſie — es waren ſeitdem ſechs Jahre verfloſſen — auch nicht einer einzigen Lüge zeihen.

Wir kommen nun wieder zu unſerm Kapitän Rabe zurück. Als die Revue geendet war, begab er ſich in ſein Zelt. Hier, allein mit den Unglücks- und Todesgedanken, die ſich ſeit einigen Tagen wachend und träumend ſeiner ganzen Seele bemeiſtert hatten, kämpfte er mit ſeiner menſchlichen Schwäche, er rief allen ſeinen militäriſchen Muth hervor, um Kraft gegen dieſe Gewißheit jenes nahen Todes zu erlangen, welche ihn immer verfolgte und ihm unerträglich war. Allein weder die militäriſche Kaltblütigkeit, welche dieſer brave Soldat überall an den Tag legte, noch alle Vorſtellungen, die er ſich ſelbſt dagegen machte, vermochten das Schwert auch nur um eine Haarbreite weiter zu rücken, welches er immer über ſeinem Haupte ſchweben ſah. Der Kapitän war vor allem Menſch, und dieſe Liebe zum Leben wurde bei ihm noch durch eine zärtliche, ja bis zur Exaltation gehende Liebe zu einer Gattin und Mutter, welche ſein Tod in Armuth und Verzweiflung ſtürzen würde, erhöht. Man füge noch hinzu, daß Vorahnungen, unter denſelben Anzeigen, bereits zwanzigmal in Erfüllung gegangen waren, daß Rabe viel auf Träume hielt und man wird ſich die Marter denken können, welche der brave Kapitan litt.

Rabe war aus Tours gebürtig. Er war nicht aus Neigung zur Armee gegangen, ſondern weil ihn das gebieteriſche Geſetz der Ereigniſſe dazu zwang. Rabe, dem ſeine Eltern nichts hinterließen, als eine ſolide Erziehung, wäre in ruhigeren Zeiten in der Mitte eines regelmäßigen Lebens gewiß in jeder Lage ein vorzüglicher Mann geworden. Er beſaß eine ſehr lebhafte Einbildungskraft, eine beſondere Geſchicklichkeit in Geiſtesarbeiten und vor allem eine bewunderungswürdige Beredſamkeit. Sein erſtes Mißgeſchick war, daß er ſich gezwungen ſah, eine Carriere gegen ſeine Neigung einſchlagen zu müſſen. Der Krieg mit ſeinem immerwährenden Wechſel, ſeinen ungerechten Zufällen, war das, was ihm auf der ganzen Welt am wenigſten zu Sinne ſtand; denn Rabe, obſchon damals in einem Alter, wo die Gefahr am wenigſten Eindruck auf uns macht, fürchtete den Tod doch über die Maßen, daher war er auch in den erſten Jahren nur ein mittelmäßiger Soldat, der ſich am liebſten bei der Arrieregarde aufhielt und keinen Ehrgeiz hatte, ſein ſchweres Feuergewehr mit einem Unteroffiziers-Säbel zu vertauſchen. Endlich machte eine ſchöne großherzige Waffenthat eines ſeiner Kameraden, wovon er Zeuge war, einen ſolchen

Eindruck auf ihn, daß dieſer lange Zeit ſo blöde, ſo furchtſame Menſch mit einem Schlage ſich ganz umwandelte, und ein muthiger, ausgezeichneter Kriegsmann wurde. Von dieſem Augenblicke an waren ihm ſeine Pflichten, ſeine Dienſte, ja ſelbſt die Entbehrungen ein Bedürfniß, eine Leidenſchaft. Alle ſeine Gedanken konzentrirten ſich nur auf dieſen einzigen Punkt und ſeine ganze Kraft entwickelte ſich um ſo ſchneller und lebhafter, als ſie vorher lange geſchlummert hatte. Augenſcheinliche Gefahr erſchreckte ihn wohl manchmal noch ein wenig, aber nicht lange, ſein kräftiger Wille obſiegte immer. Dazu kam ihm Eines immer ſehr zu Statten, nämlich der Beiſtand ſeines Schutzgeiſtes, wie er ihn nannte. Hundertmal waren rings um ihn alle ſeine Kameraden gefallen, dieſe bedauerte er, hielt ſie aber vorher dazu beſtimmt; er aber hatte in ſo vielen Schlachten auch noch nicht einen Tropfen ſeines Blutes vergoſſen, welches ihn darin beſtärkte, daß ſein Schutzgeiſt überall ihn bewahrend umſchwebe.

Rabe war im Jahre 1801 Grenadierlieutenant geworden. Ich ſah ihn zu jener Zeit in Tours, wo er ſeinen Urlaub zubrachte. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft heirathete er eine ſeiner Couſinen, welche während ſeiner Abweſenheit ſeine alte Mutter gepflegt hatte. Er heirathete ſie nicht aus Liebe, obwohl ſie ein hübſches Mädchen und von ſanftem ſtets gleichmäßigen Charakter war, ſondern aus Dankbarkeit, allein bei Rabe erhob ſich die Dankbarkeit, beſonders für einen ſolchen Liebesdienſt, zur Höhe der reinſten und edelſten Leidenſchaft. Wir werden bald ſehen, wie dieſe beiden Seelen mit einander ſympathiſirten, und wie ihre Gefühle mit einander in Rapport ſtanden, ſo daß ſie Beide ſogar gleiche Vorahnungen hatten.

Je mehr ich an Rabe denke, je lebendiger tritt ſein Bild mir vor meine Seele. Ich glaube nicht, mich durch meine Freundſchaft für ihn irre führen zu laſſen, wenn ich behaupte, daß, wenn er in eine Lage gekommen wäre, ſeine vortrefflichen militäriſchen Eigenſchaften vollkommen glänzen zu laſſen, ſein Name bald unter jenen unſerer vorzüglichſten Generale würde genannt worden ſeyn. Ich habe es verſucht, auf Elfenbein ſeine Züge wieder zu geben, welche mein Gedächtniß ſo getreu aufbewahrte, aber wenn mir auch das Materielle nicht ſchlecht gelungen iſt, ſo konnte ich doch den Ausdruck ſeiner ſchönen hellblauen Augen, die Feſtigkeit ſeines Blickes und den Eindruck, den ſeine impoſanten, obwohl etwas eckigen Züge hervorbrachten, nie vollkommen nachbilden. — Rabe war nach meiner Meinung das wahre Vorbild eines ſchönen Ligueurs, das Konterfei eines Mayenne, eine lebendige Erinnerung an das herrliche Mittelalter.

Sein Urlaub ging zu Ende, und er verließ Tours. In allen Schlachten, welche er mitmachte, gab er neue Beweiſe einer unberechneten Bravour, und ward auch immer durch ein unerhörtes Glück begünſtiget. Nie berührte ihn eine Kugel oder auch nur eine Säbelklinge, ſie pfiffen nahe an ihm vorüber, und doch wich er ihnen nicht aus. Daher behaupteten auch alle ſeine Kameraden, mit ſolchem Muth, verbunden mit ſolchem Glücke, könne es ihm nicht fehlen, zu den höchſten militäriſchen Ehrengraden emporzuſteigen. Nur er allein mißtraute dem Schutze, den ihm das Schickſal angedeihen zu laſſen ſchien, ſah früher oder ſpäter ein Ende dieſer Schonung voraus und erwartete einmal plötzlich von einer Kanonenkugel oder einem Bajonettſtich das Ende ſeiner Laufbahn.

Dieſes Vorgefühl, anfangs nur unbeſtimmt und unfaßlich, nahm nach und nach in ſeiner Einbildung eine beſtimmte Form an, wurde ſeine Gewohnheitsidee und der Geſellſchafter in ſeinen einſamen Stunden. Ich muß noch einmal verſichern, es war nicht kleinliche Furcht, die ihm den Tod ſo ſchrecklich machte, auch nicht die Leiden, die ihn bei einer Verwundung erwarteten, oder der Gedanke, mitten auf der Bahn zum Ruhme fortgeriſſen zu werden, ſondern nur allein die Idee, eine Mutter, eine Frau und einen Sohn zurücklaſſen zu müſſen, welchen die Revolution alles geraubt hatte und die keine andere Stütze beſaßen, als ihn. Rabe hatte ſeinen Sohn nie geſehen, kannte ihn aber nach mütterlichen Beſchreibungen ſo gut, als ob er ihn hundertmal umarmt hätte. Die Feder einer Mutter übt für eine Seele, die ſie verſteht, eine viel größere Gewalt aus, als der geſchickteſte Maler durch den Zauber ſeiner Farben.

Dieß war Rabe's moraliſche Dispoſition in jener Epoche, von welcher ich ſpreche. Um eine klare

Idee von ſeinem Charakter zu geben, und ſeinen Aberglauben durch die einzige vernünftige Urſache zu entſchuldigen, die hier möglich iſt, muß ich ſagen, daß dieſe Vorahnung ſeines nahen Todes ſtärker war, als er ſelbſt, daß es ſchien, als ob wirklich ein übernatürliches Weſen hier im Spiele ſei. Wir werden ihn reden und handeln ſehen, wir werden ihm folgen bis zum Ausgange der Schlacht, in welcher er zu Grunde zu gehen überzeugt war.

Der Kapitän Rabe kannte die Marketenderin, er ſelbſt hatte ſie oft zu Rathe gezogen und glaubte die Erfahrung gemacht zu haben, daß dieſes Weib eine ſeltene Vorherſehungsgabe beſitze. Bei jener Neigung ſeiner Ideen, die uns ſchon bekannt iſt, werden wir es daher auch ganz natürlich finden, daß er ſie mit mehr Achtung behandelte als andere Weiber dieſer Gattung. Mutter Dragon war es, die ihm oft vor einer Schlacht wahrſagen mußte, und wenn er ſie manchmal fragte, welches Ende ſie ihm prophezeie, ſo antwortete ſie ihm mit einem beſonders theilnehmenden Ausdrucke: „Kapitän — es iſt möglich! — vielleicht! — Ich kann es nicht gewiß vorausſagen — aber noch nicht — nein, nein, dießmal noch nicht, Kapitän!“

Auch die Marketenderin war dem Kapitän Rabe zugethan, und das gute Weib hätte gerne zehn Jahre von ihrem Leben hingegeben, wenn ſie ihm den Wurm aus der Seele hätte nehmen können, der ihn immer quälte, oder vielmehr, wenn ſie den Streich von ihm hätte abwenden können, den auch ſie vorausſah.

Der Kapitän hatte ihr einſt das Leben gerettet, als ſie von einem Haufen Guerillas bedroht wurde.

Der Kapitän ließ ſie rufen.

Bald trat ſie traurig und niedergeſchlagen ein, ſie konnte die ſchmerzlichen Empfindungen nicht verbergen, die ſich ihrer Seele bemeiſtert hatten. Sie blickte den Kapitän feſt und forſchend an, auch er hatte ſeinen Blick auf den ihrigen geheftet, als ſollte er bis in ihr Innerſtes dringen, ſie hatten ſich verſtanden. Hierauf folgte noch ein feierliches Stillſchweigen von einigen Minuten, ähnlich demjenigen, welches den Fragen der Jury vorausgeht bei einem Prozeß auf Leben und Tod, in welchem der Angeklagte die Theilnahme der Menge anzuregen weiß. Dann nahm Rabe das Wort: „Nun — Madame Dragon, — morgen alſo?“ — Sie antwortete ihm nur durch Schweigen, aber dieſes Schweigen war beredt. — Rabe fuhr fort: „Madame Dragon! ich verſtehe Ihr Schweigen, und danke Ihnen dafür. Ich weiß nun, woran ich mich zu halten habe und werde mich vorbereiten.“

Die Marketenderin, obſchon ſelbſt nicht weniger betrübt, als er, beſchloß doch Alles anzuwenden, um ihm ſeinen letzten Lebenstag noch zu verſüßen. Rabe ging ſtumm im Zelte herum. Einer ſeiner Arme ruhte unbeweglich auf ſeinem Rücken, mit der rechten Hand ſtreichelte er ſeinen Schnurbart von mattem Schwarz, und ſein Kopf neigte ſich nachläſſig zur linken Schulter herab, das Ganze ein Bild tiefen Nachdenkens. Sein Geſicht, der untrügliche Spiegel ſeiner Seele, ſtrahlte alle Gedanken zurück, welche einander jagend, abwechſelnd ſein Inneres durchkreuzten. Man konnte daraus wahrnehmen, daß, wenn auch ſein materielles Weſen in dieſem Augenblicke hier auf dem Schlachtfelde, heute noch ſo unbedeutend wie ein anderes Feld, weilte, ſein Geiſt durch die Kraft der Einbildung doch eine Strecke von 200 Meilen durchflog, und daß ſein Herz brach, indem er in Tours in der Straße d'Argent ſeine Familie, die unglückliche, die er verlaſſen ſollte, ſah. Eine Thräne glänzte auf dem vom Pulverdampfe gebräunten Antlitz, es war die erſte und einzige in ſeinem Leben.

Dieſen Kampf in ſeinem Innern gewahrte die Marketenderin und rief ihm zu: „Kapitän!“ — Der Kapitän aber tröſtete in dieſem Augenblicke ſeine Mutter und hörte ſie nicht. — „Kapitän Rabe!“ wiederholte ſie mit ſtärkerer Stimme. Immer dasſelbe Schweigen. Da näherte ſie ſich ihm und zupfte ihn beim Kleide. Er ſah raſch auf, fühlte ſeine Wimpern naß, trocknete dieſelben ſchnell und ſprach zur Marketenderin: „Du wirſt etwa meinen, Mutter, die Todesfurcht habe mich ſo weichherzig gemacht?“ — „Nicht doch,“ erwiederte Mutter Dragon, „daran dachte ich gar nicht. Wer, wie Sie, hundertmal dem Tode getrotzt hat, der iſt über einen ſolchen Verdacht erhaben.“ — „Ich danke dir, du laſſeſt mir doch Gerechtigkeit widerfahren, aber die Andern — wenn ſie mich hätten weinen geſehen! — Rabe! Rabe!“ fügte er, zu ſich ſelbſt ſprechend, hinzu, „du wirſt dir doch nicht nachſagen laſſen, daß du feig vor dem Tode gezittert haſt? — Aber Madame Dragon, Sie wollten mir ja etwas ſagen?“ — „Ich wollte Sie darauf aufmerkſam machen, daß wir die Karten noch nicht gefragt haben.“ — „Ja richtig, Sie haben Recht. Wir wollen die Karten fragen, um alle Mittel, Gewißheit zu erlangen, zu erſchöpfen. Schlagen Sie mir die Karte, Madame Dragon!“

Die Marketenderin gehorchte, hoffend, dadurch ein Mittel zu finden, den Kapitän zu beruhigen. Sie nahm ſich vor, ihn zu hintergehen und die Karten zu lenken, die ſie leider ſchon bei ſich über dieſen Gegenſtand befragt hatte. Sie zog alſo aus ihrem Sacke ein Päckchen mit einem Spiele Karten, öffnete es und miſchte die räucherigen und nur mit Mühe aus einander zu bringenden Blätter. Der Kapitän öffnete einen an der Seite lehnenden Feldſeſſel und die Marketenderin ſchlug darauf das Theater ihrer Operation auf.

Alle dieſe und die folgenden Details ſind buchſtäblich wahr, die Marketenderin ſelbſt hat ſie mir mitgetheilt. Man mußte das Weib ſehen, wie ſie knieend vor dem niedern Seſſel, den eine Kerze mit ungewiſſem Scheine beleuchtete, auf denſelben die Karten mit der größten Aufmerkſamkeit auslegte, ſie mit einem Anſcheine von Gewiſſenhaftigkeit befragte, obſchon entſchloſſen, ihnen eine falſche Deutung zu geben, und dabei zwiſchen den Zähnen unheimliche fremde Worte murmelte. Das Geſicht der Kartenſchlägerin gab dieſer Szene noch ein ganz beſonderes Intereſſe. Die tiefgefurchten Runzeln zogen ſich zuſammen, die Augen vergrößerten ſich als Folge der anhaltenden und angeſtrengten Aufmerkſamkeit, und ihre Lippen, faſt immer feſt geſchloſſen während der Operation, erweckten die Ironie nicht, welcher man ſich beim Anblicke eines ganz zahnloſen Mundes ſo gerne unwillkürlich überläßt. Aber was das ganze Bild vollendete, war der Kapitän, der wie angenagelt vor ihr ſtand, die Arme über der Bruſt gekreuzt, und mit dem Auge alle ihre Bewegungen verſchlingend, aber immer unbeweglich wie eine Statue. Man glaubte einen Spieler zu ſehen, der ſein letztes Geldſtück auf eine Karte geſetzt und von dieſer Leben oder Tod in der Seine erwartet. Es handelte ſich hier auch um Leben oder Tod.

Endlich brach der Kapitän das Schweigen mit den Worten: „Halt! Sie irren ſich, Madame Dragon, Sie haben da die Zehn von Pique auf die linke Seite gelegt, ſtatt in die Mitte, wo ſie hingehört.“ — Madame Dragon antwortete nichts und war nur betroffen über die Aufmerkſamkeit des Kapitäns, welche nicht zu hintergehen war, ſie ſuchte ſich zu faſſen und legte ihre Karten weiter.

„Nun ſind wir an der Entſcheidung,“ rief der Kapitän, „ich will Alles wiſſen, — aber Sie zittern ja, Madame Dragon! — Muth, Muth! — wer weiß, ob dieß nicht eine Probe des Schickſals iſt, ſo hab' ich jetzt mehr Hoffnung als jemals.“ — „Ich glaube mich geirrt zu haben, lieber Kapitän, hier ſind zwei Karten, die“ — „Nein, nein, Sie haben ſich nicht geirrt, ich habe Ihre Bewegungen genau beobachtet.“

„Jetzt halten Sie, Madame Dragon — hier ſind noch drei Karten und die Zehn von Pique iſt darunter. — Laß ſehen, ob ſie die erſte, die zweite oder die dritte Karte ſeyn wird. Mein Leben ſteht auf dieſen drei Karten, das Glück dreier Perſonen, meiner Mutter, meiner Frau und meines Sohnes. — Soll ich ſie befragen oder nicht? — Warum nicht? Wenden Sie die erſte Karte um, Madame Dragon!“

Sie gehorchte, aber langſam.

„Coeur-Sieben,“ ſagte der Kapitän mit ziſchendem Tone und mit der Fauſt den Stuhl druckend, daß deſſen Federn knarrten, „Coeur-Sieben! — Jetzt iſt mein Glücksſpiel um das Drittel vermindert. Ich will mir jetzt vorſtellen, ich hätte mit dem Schickſale einen Zweikampf auf Leben und Tod — ſchlagen Sie die zweite Karte um, Madame Dragon!“

Die Marketenderin zögerte und ſah ihn mit unentſchloſſenen Blicken an, als ob ſie ihn nicht gehört hätte, allein er wiederholte mit fürchterlicher Stimme: „Die zweite Karte, Madame Dragon! die zweite, wenn dieſe wenigſtens die Zehn von Pique wäre — wo nicht, ſo bin ich —“

Die zweite war die Dame von Treffel und die letzte —

„Tod und Verderben!“ ſchrie Rabe, „meine Mutter, mein Weib, mein Kind — alle verlaſſen! — O Hölle! Verdammte Pique-Zehn!“ — Die Marketenderin zitterte an allen Gliedern; als er dieſes ſah, wurde er ſanfter, verſuchte ſie zu troſten, und ſie ſchieden endlich, ſich ein trauriges Lebewohl ſagend, von einander.

Gegen Abend langte die Feldpoſt aus Frankreich an. Man muß das Lagerleben mitgemacht, ſich bei Saint-Jean d'Acre, in Weſtphalen oder in Moskau durch Länder und Meere von ſeiner Familie getrennt befunden haben, um die Ungeduld zu begreifen, welche die Verzogerung einer Feldpoſt verurſacht, und die Freude, welche ein lang erwarteter Brief hervorbringt. Wie man da den Kameraden um ſeine drei von lieber Hand voll angeſchriebenen Zeilen beneidet, wie man ihn um Neuigkeiten aus dem Vaterland befragt — Niemand kann ein ſolches Gefühl beſchreiben, man muß es ſelbſt empfunden haben. Ich rede aus Erfahrung; gern hätte ich manchmal zwanzig Napoleons für ein kleines Briefchen gegeben.

Rabe erhielt an dieſem Tage zwei Briefe, einen von ſeiner Gemahlin, den andern von ſeiner Mutter, mit zitternder Hand geſchrieben, ein ſprechendes Zeichen der Krankheit oder des Alters, dießmal aber durch Vereinigung von zwei Urſachen hervorgebracht.

„Es iſt doch ſonderbar,“ ſprach er, indem er in ſein Zelt trat, um dort die Briefe in Ruhe zu leſen, „noch nie empfand ich das, was ich heute empfinde. Sonſt machte mich ein Brief aus Tours närriſch vor Freuden, und heute überfällt mich bei Eröffnung der Briefe eine ſeltſame Angſt, ich zittre.“ Endlich erbrach er die Siegel und las. Hier einige Stellen aus dem Briefe ſeiner Frau:

— — „Du wirſt vielleicht ſagen, mein theurer „Freund, daß ich abergläubiſch werde, daß ich mich „durch einen Traum zu ſtark erſchrecken laſſe, allein nichts, nein, nichts als deine Gegenwart „kann meine Einbildungskraft von den Todesgedanken heilen, welche mich ſeit einiger Zeit quälen. Anfangs gab ich ihnen ſelbſt wenig Gewicht „und ſuchte ſie mir aus dem Sinne zu ſchlagen, „ich erklärte ſie mir als Folgen meiner unbegrenzten Liebe zu dir, aber bald kamen ſie wieder, „wurden anhaltend und verfolgten mich überall. „Jedesmal, wenn ich an dich denke, mein geliebter Rabe, und ich denke hundertmal in einer „Stunde an dich, iſt mir, als ziſchelte mir eine „Stimme in die Ohren: Weine, weine! denn dein „Rabe iſt todt! Beſonders hab' ich geſtern Nachts „einen fürchterlichen Traum gehabt. Ich ſah dich „blaß, dein Blut ſtrömend aus einer breiten Wunde „auf deiner treuen Bruſt, im Todeskampfe in der „Mitte von Offizieren liegend. Ich hörte dich mit „matter Stimme meinen Namen und die Worte „rufen: Louiſe, Louiſe, lebe wohl, lebe für „unſern Sohn, lebe wohl! Über dieſe Worte erwachte ich, aber ſeitdem bin ich krank, muß immer weinen, und bilde mir ein, dieſer Brief „werde dich nicht mehr lebend antreffen. Begreifſt „du, welch einen Eindruck dieſer Gedanke auf mich „machen muß, auf mich, die nur lebt in deinem „Leben? — Wenn dieſe Ungewißheit ſich noch einen „Monat verlängert, oder wenn du wirklich todt

„wäreſt, ſo würde ich dich nicht lange überleben. — Ich war entſchloſſen, vor deiner Mutter dieſe meine traurigen Ahnungen geheim zu halten, welche die alte ſchwache Frau nicht wenig angegriffen haben würden, allein ſie iſt mir zuvorgekommen, und dieſen Morgen hat auch ſie mir einen ſo quälenden Traum erzählt. Dieſer Traum, mein Freund, war — ich ſchaudere — in den kleinſten Nebenumſtänden mein eigener. Ich kann dir nicht beſchreiben, wie ſehr ich ergriffen war. Wir haben mit einander geweint.“

„Wenn du mich noch liebſt, Rabe, ſo mußt du mir jetzt nicht verſagen, worum ich dich bitte. Suche um einen Urlaub an, und wenn man ihn dir verweigert, ſo erlaube mir, dich in Deutſchland aufzuſuchen, damit ich dich endlich wieder einmal ſehe — bedenke, es iſt nun vier Jahre, daß mir das Glück nicht zu Theil geworden iſt, — und mich mit eigenen Augen überzeuge, daß du noch lebſt. Ich beſchwöre dich bei unſerer Liebe, bei deſſen theurem Unterpfand, unſerm Sohne, dem kleinen Euſtach, den ich hundertmal des Tages in deinem Namen küſſe, und der auch ſeinen lieben Papa Rabe ſehen will. Du wirſt mir das nicht verweigern, du kannſt es nicht. Es handelt ſich um mein Leben.“

„Deine Mutter gibt übrigens ihre Einwilligung dazu, ſie wird indeſſen mit der meinigen auf das Land gehen. Sie lieben ſich, wie du weißt, wie Schweſtern. Meine Mutter, noch rüſtiger, wird

„die deinige pflegen und während meiner Abweſen
„heit ſie zu tröſten ſuchen.“

„Noch etwas muß ich dir ſagen, was ich dir
„verſchweigen wollte aus Furcht, du möchteſt mich
„auszanken, allein ich will dir's doch nicht verheh-
„len, in der Hoffnung, es werde beitragen, dich zu
„beſtimmen, mir meine Bitte zu gewähren. Du er-
„innerſt dich wohl noch, daß unſere Magd, die
„gute alte Taſſy, die Karten gut ſchlagen kann.
„Dieſen Morgen, nachdem wir viel geweint hatten,
„äußerte deine Mutter den Wunſch, wir ſollten
„uns die Karten von ihr ſchlagen laſſen und wir
„riefen ſie herein. — Stelle dir vor, dreimal hat
„ſie uns die Karten gelegt, und dreimal iſt die
„Pique-Zehn zum Coeur-König, zu dir, zu liegen
„gekommen. Sie wollte uns nicht ſagen, was das
„zu bedeuten habe, aber ich wußte es wohl, daß
„die Pique-Zehn eine ſehr böſe Karte iſt, und
„dadurch wurde unſere Unruhe nur noch vermehrt.“

„Die Zehn von Pique!“ ſchrie Rabe, „die Zehn von Pique! — Und die Träume! die ganz gleichen Träume! Nun ſage man mir noch etwas gegen Träume, Kartenſchlagen und Vorbedeutungen! Arme, ſchwache Menſchen, die alles verwerfen, was über ihren erbärmlichen Verſtand hinaus reicht!“

Er las den Brief ſeiner Gattin zu Ende und ging dann zu jenem ſeiner Mutter über, welcher dieſelben exaltirten, aber durch Ehrgefühl etwas gemäßigten Gefühle enthielt und mit folgender ſehr beredten Stelle endete:

„Wenn du, ohne deiner Ehre zu nahe zu treten, „keinen Urlaub begehren kannſt, ſo thue darauf „Verzicht, und wenn es das Schickſal will, daß „du auf dem Schlachtfelde fallen ſollſt, ſo ſtirb, „mein Sohn, ſtirb ohne Bangigkeit für uns; „denn wir werden dich nicht lange überleben. Was „deinen Sohn betrifft, der in einem ſolchen Falle „wohl der Beklagenswertheſte von uns wäre, ſo „wird ohne Zweifel das Vaterland ſtolz darauf ſeyn, „für ihn zu ſorgen, da ſein Vater für dasſelbe „geſtorben iſt.“

Ohne Zweifel hatte Rabe's Gattin dieſe Stelle nicht geleſen, denn ſie würde den Brief wohl mit ſolchen Rathſchlägen nicht haben ablaufen laſſen. Einige Augenblicke darnach ließ der General Vendamme unſern Kapitän rufen. — „Das iſt wieder eine Probe, die mir das Schickſal ſtellt,“ ſprach der Kapitän zu ſich ſelbſt, „und zwar eine der grauſamſten. Erſcheine ich traurig und niedergeſchlagen, ſo ſagen meine Kameraden, ich zittere vor der Bataille, und lieber hundertmal ſterben als einen ſolchen Vorwurf auf mir ruhen laſſen. Ich muß mich alſo zuſammennehmen, und noch einige Stunden Komödie ſpielen, um ſie alle hinters Licht zu führen, und ſo wird es dann doch morgen Abends heißen: der arme Rabe hatte ein Vorgefühl ſeines Todes und war doch noch ſo luſtig, nun, es war ſein Schwanengeſang!“

Der General gab ihm einige Ordres für den kommenden Tag und behielt ihn beim Souper bei ſich, ſo wie ſeinen ganzen Generalſtab. Das Nachtmahl war von ſorgloſem Muthwillen und Scherz der Anweſenden gewürzt. Es ſchien, als wollte Jeder von dieſem fröhlichen Zirkel — vielleicht dem letzten, dem er beiwohnte — noch recht profitiren, als wollte Jeder die größte Gleichgiltigkeit für die nahe Gefahr zeigen. Die Ehre iſt es, welche den Soldaten über die natürliche menſchliche Angſt erhebt, ſeine Selbſtliebe überwindet und ihn zum Helden macht. Man lachte in dieſer Abendgeſellſchaft laut über jeden Todesgedanken wie über eine Verläumdung, und über einen zerſchmetterten Arm wie über einen Refrain eines luſtigen Couplets. Es war ein wahrer Kampf von Kaltblütigkeit und phyſiſcher Unempfindlichkeit, und dieß iſt leicht zu erklären. Die meiſten dieſer Offiziere, obſchon faſt alle junge Militärs, verliebt in ihre Uniformen und Schnurbärte, obwohl ſie ſcherzend erzählten, wie ſie ihren Liebchen in Paris durch die heutige Feldpoſt auf Azurpapier ihre letzten Lebewohle geſendet hatten, glaubten doch ſelbſt nicht daran und ſchmeichelten ſich, die Kugeln werden ſie verſchonen, und ſich damit begnügen, ſie höchſtens mit Staub und Pulverdampf zu beſchmutzen. Die Menſchen ſind ſchon ſo, die Hoffnung begleitet ſie bis zum Tode, ſie iſt das hartnäckigſte unſerer Gefühle und verläßt uns nur mit dem Leben.

Aber ſelbſt unter dieſen fröhlichen, ja tollen Geſellen machte ſich Rabe, getreu der Ehre und Meiſter über ſein Inneres, noch durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes und das Witzige ſeiner Einfälle bemerkbar. Er war der Leitſtern der Geſellſchaft. Endlich, um ſeinem erkünſtelten Frohſinn die Krone aufzuſetzen, brachte Rabe unter einer Pauſe des allgemeinen Stillſchweigens einen Toaſt aus: „Dem morgigen Tage!“

„Angenommen!“ riefen mit lauten Stimmen die jungen Herren, ſtießen die Gläſer an einander und dieſer Trinkſpruch koſtete mehren Bouteillen alten Johannisbergers den Hals; dann folgte ein Moment des allgemeinen Schweigens, in welchem der General, ſich zu Rabe wendend, das Wort nahm. „Kapitän!“ ſprach er, „es iſt Jammerſchade, daß Sie nicht alle Tage Briefe aus der Heimat empfangen, wir würden viel an muntern und witzigen Einfällen gewinnen, mit denen Sie ſonſt ſehr karg gegen uns ſind. Was gibt's gutes Neues in Tours, Kapitän?“

„Nicht viel, Herr General, meine Mutter und meine Frau ſchreiben mir, daß ich morgen ſterben werde. Eine alte Zigeunerin hat ihnen prophezeit, daß ich bei der nächſten Schlacht bei Herrn Pluto zu Nacht eſſen werde. Alſo, meine Herren, empfangen Sie alle mein herzlichſtes Lebewohl!“ ſetzte er, vom Tiſche aufſtehend, hinzu.

Ein allgemeines Gelächter und Beifallsgeklatſche unterbrach das Lebewohl des Kapitäns, welches er übrigens in einem Tone ausgeſprochen hatte, der mit ſeinen frühern Bemerkungen ſeltſam kontraſtirte. Leicht hätte da ein aufmerkſamer Beobachter auf Rabe's Geſicht leſen können, was er für eine ſchwere Rolle ſpielte und was in ſeiner Seele vorging.

Wie es einem Provinzſchauſpieler geſchehen kann, daß er eine Stelle in einem Trauerſpiele ſo unpaſſend ſpricht, daß ſie ſtatt von Thränen, von einem lauten Gelächter begleitet wird, wenn ihm zufällig einfällt, daß ihn in der Couliſſe ein hartnäckiger Gläubiger erwartet, ſo ſtand Rabe auf dem Punkt ſich zu verrathen; aber treu dem Verſprechen, das er ſich ſelbſt gegeben hatte, gewann er wieder volle Kraft über ſich, biß die Lippen über einander, und bevor noch von den Geſichtern der Anweſenden die letzte Spur des Gelächters über ſein Lebewohl verſchwunden war, hatte er ſeinen frühern ironiſchen Zug ſchon wieder gewonnen und lachte nun über die Lacher.

Nachdem die Ruhe wieder hergeſtellt war, machte ein Artillerie-Lieutenant dem Kapitän folgende Bemerkung: „Pluto! das iſt ein Name, der nicht hieher paßt; wenn Sie ſich nicht vollkommen zur Mythologie bekennen, Kapitän, ſo wird Ihr Souper morgen nach der Schlacht verdammt mager ausfallen.“

„Ja,“ fiel ein Fähnrich ein, „wenn Sie morgen ſoupiren wollen, Kapitän, ſo müſſen Sie ſchon an dem Altar falſcher Götter opfern.“ Dieſer Fähnrich war ein junger, aufgeſchoſſener blonder Menſch von zwanzig Jahren, gebaut wie eine Miß, und ſchon in zwei Duellen, wo er ſich wacker hielt, vom Schickſal begünſtigt. Er war der Neffe eines ausgezeichneten Generals, und ſein höchſter Gram beſtand damals darin, daß ihm noch kein Schnurbart wachſen wollte. — Allein er war nicht Schuld daran, denn er raſirte ſich wenigſtens viermal des Tages, ohne die Pomaden und das Bärenſchmalz zu rechnen, welches er verbrauchte.

„Der Einwurf iſt beachtenswerth,“ erwiederte Rabe, „doch bevor ich antworte — Herr General! mein Glas iſt leer.“

Der General beeilte ſich, das ihm dargebotene Glas zu füllen, allein ein Lachen über Rabe's komiſche Ernſthaftigkeit befiel ihn während des Einſchenkens, ſeine Hand zitterte und er verſchüttete das edle Naß auf das Tiſchtuch, welches bisher von jeder Libation frei geblieben war. Rabe leerte das volle Glas auf einem Zug und antwortete dann: „Wahrhaftig, meine Herren, ich ergebe mich dem Pluto, wenn er ſeiner Seits mich dafür durch echten Johannisberger und durch Ihre angenehme Geſellſchaft ſchadlos halten will. Das iſt meine einzige Bedingung. Willigen Sie ein?“

„In fünfzig Jahren, meinetwegen,“ ſprach der blonde Fähnrich.

„Ja, ja, in fünfzig Jahren mag's geſchehen,“ ſchrien die Übrigen zuſammen und tranken ſich ein fröhliches Wiederſehen zu.

Das Souper war zu Ende. Es war 10 Uhr Nachts, als man aus einander ging.

Als Rabe allein war, überfiel ihn plötzlich, und wie durch einen Zauberſchlag, eine düſtere Melancholie. Die Rolle, die er geſpielt hatte, ſchien ihm unwürdig und dieſer Scherz über die Zukunft dumm und fad. Er machte ſich ſogar Vorwürfe, daß er nicht lieber ernſthaft geblieben, als gegen ſeine innere Überzeugung geſprochen habe. Unverantwortlich kam es ihm vor, daß er Dinge verſpottet habe, an die ſeine Mutter und ſeine Frau ſo feſt glauben. Er verachtete ſich in dieſem Augenblicke.

Die Nacht war düſter und im Lager herrſchte tiefes Stillſchweigen. Vor ſeinem Zelte angelangt, glaubte er am Eingang desſelben ein zuſammengekauertes lebendiges Weſen mit blitzenden Augen zu ſehen und einen unterdrückten Seufzer zu hören. Er näherte ſich und erkannte Madame Dragon, die Kantinen-Sibylle. Der Anblick dieſes Weibes, ihr Schmerz, ihre Seufzer riefen ihm alle ſeine Gefühle zurück, welche nur einen Augenblick durch den Qualm des Soupers verdunkelt wurden, und der Dunſt des Johannisbergers zerſtreute ſich. Mit einem einzigen fürchterlichen Blicke überſah er ſeine ganze Lage, dann verfiel er in ein ſtummes Hinbrüten.

Die Marketenderin war ihm in das Zelt gefolgt, ſchweigend und ihre Thränen nicht verbergen könnend; der Kapitän warf ſich auf ſeinen Mantel, auf welchem er unbeweglich liegen blieb, er fühlte in allen ſeinen Gliedern eine unbeſiegbare Mattigkeit, ein Verurtheilter in ſeiner letzten Lebensſtunde hätte mehr Kraft gehabt, als er.

Endlich raffte er alle ſeine Geiſtesgegenwart noch einmal zuſammen, und fragte Mutter Dragon um die Urſache ihres Beſuches.

„Ich will Sie retten, Kapitän,“ antwortete Madame Dragon.

Rabe machte eine faſt konvulſiviſche Bewegung und ſtützte ſich, den Kopf emporhebend, auf beide Ellbogen. Sein Geſicht nahm einen Augenblick den Ausdruck der geſpannteſten Aufmerkſamkeit an, ſein Auge blitzte von einem Lebensfunken, aber gleich fiel er wieder in ſeine Niedergeſchlagenheit zurück und ſprach, den Kopf ungläubig ſchüttelnd: „Mich retten, Madame Dragon? Übrigens reden Sie, ich höre.“

„Fürs Erſte bin ich ſchuldig, Ihnen zu ſagen, Kapitän, wenn Sie nicht thun wollen, was ich Ihnen vorſchlage, ſo ſind Sie morgen um dieſe Stunde nicht mehr unter den Lebendigen.“

„Und iſt keine Hoffnung, keine Änderung?“

„Keine — Alles iſt gegen Sie!“

„Sterben mit 44 Jahren, in der Kraft ſeines Körpers ſterben? und hinter ſich laſſen Weib, Kind, Mutter, ohne Vermögen, ohne Schutz! O retten Sie mich, Madame Dragon, wenn Sie können, retten Sie mich für meine Familie. Ich willige in Alles, aber retten Sie mich um Gotteswillen.“

„Es iſt nur ein Mittel.“

„Ich nehm' es an. — Welches?“

„Kapitän! Wenn Sie ein Duell hätten, und Ihr Degen vorne mit einem Knopfe verſehen, oder Ihre Piſtolen nur blind geladen wären, während Ihr Gegner vortrefflich bewaffnet vor Ihnen ſteht, würden Sie den Kampf annehmen?“

„Nein, denn die Waffen wären nicht gleich.“

„Wohlan. Morgen haben Sie ein Duell mit dem Schickſal. Ihr Untergang iſt gewiß, Sie müſſen der Schlacht ausweichen."

„Die Ehre, Madame Dragon! Die Ehre iſt mehr als das Leben. Mir können Sie einen ſolchen Vorſchlag machen?" — Der Unwille gab ihm alle ſeine Kräfte wieder. Er ſtand auf und ging im Zelte mit großen Schritten herum, von Zeit zu Zeit wiederholend: „Die Ehre! die Ehre! Rabe ſollte einer Schlacht ausweichen?" — Madame Dragon hatte gut weinen, bitten und ihn an ſeine Familie erinnern. — „Mein Weib, meine Mutter," ſprach er, „hätten mir keine ſolche Unbild angethan. — Adieu!" ſetzte er eine Minute nachher hinzu, da die Wuth ſeiner militäriſchen Begeiſterung ſich wieder gelegt hatte, „Adieu, gutes, braves Weib — ich verzeihe dir, du haſt es ja gut gemeint. Nimm dieß zum Andenken."

Er gab ihr ſeine Uhr, ſuchte ſie dann noch ſelbſt zu tröſten, was ihm aber nicht ganz gelang, und verabſchiedete ſie.

Jetzt war er allein.

Es war eben Mitternacht.

Der Kapitän ſtellte ſich den Feldſeſſel ſo, daß er ihm zum Tiſche diente, ſetzte ſich auf ſeinen Mantelſack und ſchickte ſich an, Briefe zu ſchreiben an ſeine Gattin, ſeine Mutter und ſeinen Sohn. Der Brief an ſeinen Sohn ſollte von demſelben erſt in ſeinem achtzehnten Jahre eröffnet werden. Er enthielt weiſe väterliche Ermahnungen und Vorſchriften für ſein Verhalten, von denen Rabe hoffte, er werde ſie befolgen. Dieſer Brief war ihm der ſchwerſte zu ſchreiben, die Thränen entquollen ſtromweiſe ſeinen Augen, ſo daß er alle ſeine Manneskraft zu Hilfe nehmen mußte, um ihn zu vollenden.

Als er die Briefe geſchrieben hatte, dachte er darüber nach, ob er ſie alſogleich der Poſt übergeben oder nicht doch lieber den Ausgang der morgigen Schlacht abwarten ſollte; allein ſeine Vorgefühle, die Vorherſagungen der Marketenderin, die Träume ſeiner Lieben und vor Allem eine innere Stimme entſchieden ihn für das Erſtere, und er übergab beim Grauen des folgenden Tages die Briefe der Feldpoſt.

Die Nacht des 4. Dezembers war gewiß für Niemand im ganzen Lager von Auſterlitz ſo lang, als für Rabe. Er zählte mit unbeſchreiblicher Seelenangſt alle Minuten, und es ſchien, als habe er in vier Stunden eine Ewigkeit gelebt. Er wünſchte mit Sehnſucht, daß der Tag herankommen, die Schlacht beginnen und ſich ſein Schickſal erfüllen möge. Im Gegenſatze mit andern Verurtheilten, hätte er ſtatt einer Friſt, ſchnelles Standrecht und augenblickliche Exekution vorgezogen. Dieſer innere Kampf, dieß in ſeiner Seele ohne Raſt umgewendete Meſſer mußte ſich auch wohl in ſeinen Zügen malen. Wirklich war Rabe erbarmungswürdig anzuſehen. Die Feſtigkeit ſeines Blickes, jetzt hohl und tiefäugig, kontraſtirte grauenhaft mit dem ſonſtigen Feuer desſelben, und die Abmagerung ſeines Körpers fiel um ſo mehr auf, als ſie ſich ſo plötzlich und ohne Übergang eingeſtellt hatte. Die gelbe Haut kollerte über den Knochen, welche ſie durchzubohren drohten, und das Ganze ſeiner Geſtalt glich einem Todkranken, im Fieberwahnſinn dem Hoſpital entſprungen.

Endlich brach der Tag an und im Lager wurde es lebendig, die Regimenter zogen in größter Stille auf ihre Poſten, weil man dem Feinde die Bewegungen verbergen wollte. Nichts iſt ſo feierlich, als jene Viertelſtunde, welche einer großen Schlacht vorhergeht. Auf allen Geſichtern zeigt ſich ein ängſtliches Gefühl, es iſt nicht die Furcht vor Gefahr, aber das Mißvergnügen über die Ungewißheit. Der natürlichſte Trieb des Menſchen iſt und bleibt ja immer jener der Selbſterhaltung. Bald aber, wenn dann die Kugeln pfeifen und die Kanonen donnern, wird man dieſelben Menſchen, die erſt kalt und ängſtlich da ſtanden, ſich beim Wirbeln der Trommeln, beim Dampf des Pulvers ermuthigen und wie Blinde in die feindlichen Quarrées ſtürzen oder der anſprengenden Kavallerie ſich entgegenſtemmen ſehen. Wenn das Gefühl der Rache jemals zu entſchuldigen iſt, ſo iſt es im Kriege. Es ruft den Enthuſiasmus hervor, gibt den Unentſchloſſenſten Muth und den Furchtſamſten Kühnheit.

Rabe that Wunder der Tapferkeit. Hundertmal wagte er ſein Leben wie ein Verzweifelnder und immer pfiffen die Kugeln unbeſchadet an ſeinen Ohren vorüber. Man ſollte glauben, er habe hundert Leben zu vergeuden. Er war mit einem ſehr ſchweren und gefahrvollen Manöver beauftragt: er ſollte eine mit zwei Kanonen beſetzte Bruſtwehr beſtürmen und nehmen. Auf dem Wege dazu ſah er in einem Graben einen alten Grenadier, der anſcheinend keine Bleſſur hatte, und behandelte ihn ſtrenge, hieß ihn einen Feigen, einen Verräther. Der alte Grenadier wurde blaß, griff an ſeinen Säbel und verſuchte ſich emporzuheben, aber vergebens, denn er hatte eine Schußwunde im Schenkel. Rabe beeilte ſich ſeinen Auftrag zu erfüllen, beſtürmte die Bruſtwehr und nahm ſie im Angeſichte mehrer Regimenter, welche in der Ebene ſtanden und der kühnen Waffenthat Beifall zujauchzten.

In dieſer Schlacht zeichnete ſich Rabe ſo ſehr durch ſeinen Muth aus, daß nur eine Stimme zu ſeiner Ehre erſcholl, und der General, indem er die Reihen durchflog, zu ihm ſagte: „Mein lieber Rabe, Sie ſind Bataillons-Chef!“

Die Schlacht war geſchlagen und gewonnen. Des Abends ſaß Rabe im Lager mit ſeinen Kameraden beiſammen, die über die Träume ſeiner Frau und Mutter, über ſein Nachtmahl bei Pluto ſcherzten und ihm zu ſeinem Avancement Glück wünſchten. Was ihn anbelangte, ſo gebehrdete er ſich wie ein vor Freude toller Menſch, er glaubte noch zu träumen, und befühlte ſich mit ſeinen Händen, um ſich zu überzeugen, daß er noch wirklich in dieſer Welt ſei. Er hatte nur mehr eine verwirrte Erinnerung von den Begebenheiten des verfloſſenen Tages. Nach und nach klärten ſich ſeine Ideen auf, er rief ſich ſeine Vorahnungen, die Marketenderin, die Angſt ſeiner

Familie und die infame Pique-Zehne ins Gedächtniß zurück, die ihn ſo ſehr geängſtigt hatten, und nun fing er an, über ſich ſelbſt zu ſcherzen und brach in ein lautes, tolles, nicht zu ſtillendes Gelächter aus.

Alsbald baten ihn mehre Stimmen, die Urſache dieſer ſeiner ausgelaſſenen Fröhlichkeit ihnen zu erzählen; denn die Neugierde ſeiner Freunde war ſehr aufgereizt, da dieſes Lachen ſo recht ex abrupto mitten unter einer Darſtellung eines falſchen Manövers, welches ein General gemacht hatte, losbrach; Alles war ſtille und ſie harrten ungeduldig ſeiner Worte.

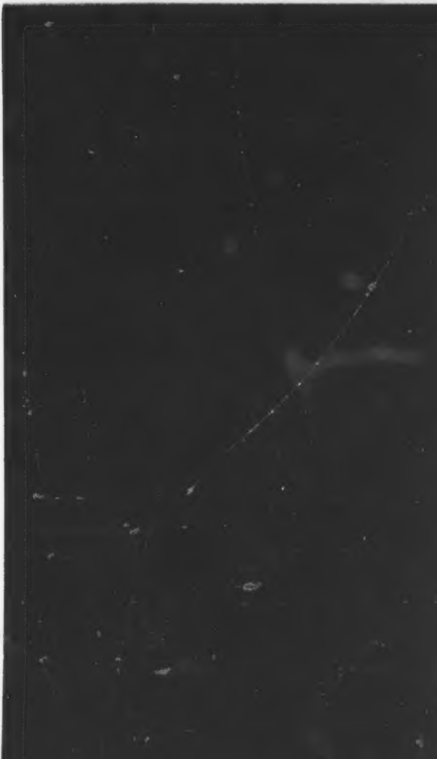
„Wollt Ihr's wiſſen,“ ſagte Rabe lachend, „nun ſo hört.“

Es war eben fünf Uhr Abends und die Sonne ſank plötzlich, ſo daß man auf zwanzig Schritte Niemand erkennen konnte. „Hört: Eine Vorahnung, welche mich mein ganzes Leben hindurch beherrſchte, kündigte mir an, daß ich heute, heute — —“

In dieſem Augenblicke ziſchte eine Kugel durch die Gruppe und Rabe fiel todt zu Boden. Die Kugel kam aus dem Rohr des alten Grenadiers, den er einen Feigen, einen Verräther geſcholten hatte.

Seine Mutter ſtarb aus Schmerz über die Nachricht von ſeinem Tode. Ein Jahr nachher wurde ſein Sohn auf einem öffentlichen Spaziergange durch einen Tilbury überfahren und verlor ſein Leben, und ſeine Frau —— verheirathete ſich wieder mit einem Steuereinnehmer.

Armer Rabe!



Die junge Katharina Morgan war in geſegneten Umſtänden, als ihr Gatte und deſſen Vater eines [illegible]geriſchen Bankerotts angeklagt, und in das Gefängniß gebracht wurden. Glücklicherweiſe ſprachen noch mildernde Umſtände für ſie, ſo, daß nicht die Todesſtrafe über ſie verhängt ward, ſondern ſie nur zur Landesverweiſung verurtheilt wurden, und zwar der Vater auf lebenslang, der Sohn auf vierzehn Jahre.

An dem Tage, an welchem das Urtheil über ihren Gatten geſprochen wurde, ward die unglückliche Katharina Mutter eines Knaben. So oft es ihr früher möglich war, hatte ſie die traurige Pflicht der Gattin erfüllt, ihren Gatten im Gefängniß beſucht und ihm Troſt zugeſprochen, leider aber fand ſie ihn immer unempfindlich bei ihren Schmerzen, ja ſogar gleichgiltig über ſein eigenes Unglück. Seit ſeiner Verurtheilung aber hatte ſie ihn nicht mehr geſehen, ihr leidender Zuſtand hatte ihr nicht geſtattet, das Haus zu verlaſſen; da erhielt ſie plötzlich einen rohen, trotzigen Brief von ihrem Manne, worin er ihr ſagte, wenn ſie ihn noch einmal ſehen wolle, ſo müſſe ſie ſich beeilen nach Monmouth zu kommen, weil er nächſter Tage mit mehren ſeiner Kameraden nach Neu-Südwallis eingeſchifft werden würde.

Loyd, der Pfarrer von Tintern, war Katharina's Vater, und dieſer würdige Greis munterte ſeine Tochter zu dieſer letzten Zuſammenkunft auf und bereitete ſie dazu vor. Am dazu beſtimmten Tage fand er ſeine Tochter ruhig und entſchloſſen, und ſie trat mit ihrer Magd, welche das Kind trug, weil ihre Kräfte noch zu ſchwach waren, den Weg nach Monmouth an. Der Pfarrer begleitete ſie.

Die Abreiſe der Verbrecher war mit Eile betrieben worden, und da Katharina im Gefängniſſe ankam, waren die Gefangenen nicht mehr daſelbſt. Ihre Jugend und ihr Unglück gewannen die Theilnahme des Kerkermeiſters und er führte ſie in eine Taverne am Hafen, wo die Verurtheilten im Hofe noch beiſammen ſaßen. Mit Schaudern ſah ſie ein Dutzend Menſchen, deren wilde Blicke, armſelige Kleider und zurückſtoßende Geſichtszüge ſie mit Schrecken erfüllten. In der Mitte derſelben befanden ſich, auch das Kleid des Verbrechens tragend, ihr Gatte William und deſſen Vater, der alte Morgan, an einander gekettet, wie die Übrigen. Sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, indem ſie auf dieſem geliebten Haupte vergebens die ſchwarzen Locken ſuchte, welche ihr einſt ſo gefielen. Sie konnte nicht ſprechen. Auch der alte Morgan ſah düſter und ſtumm vor ſich hin. William aber brach das Schweigen und ſprach mit rauher Stimme und ſeltener Kaltblütigkeit: „Haſt du dich endlich einmal gewürdigt zu kommen? Ich dächte, das hätte früher geſchehen können.“

Statt aller Antwort hielt **Katharina** ihm ihr Kind mit einem bittenden und ſchmerzhaften Blicke hin, welcher zu ſagen ſchien: „Ich mache dir keine Vorwürfe, ſieh dein Kind, welches ich geboren.“

Katharina's Stellung, ihre ſchönen in Thränen ſchwimmenden Augen, ihre ſtumme Sprache ſchienen den Mann zu ergreifen; denn er faßte ihre Hand, und eine Weile ihre Finger, einſt ſo rund und roſig, jetzt abgemagert, betrachtend, umarmte er ſein Weib herzlich. **Katharina** hielt ihm das Kind vor und ſprach: „Ach **William**, küſſe auch dein Kind, und gib ihm deinen Segen!“

William umarmte ſeinen Sohn mit der einen reien Hand. Die Natur ſiegte in ihm, und ſein Herz fühlte Vaterfreude. Bald aber fiel er wieder n ſeinen alten ſtarren Gleichmuth zurück, und fürchtend ſeine Kameraden möchten über ſeine Schwäche achen, entfernte er ſich kalt von **Katharinen**.

Ein Offizier trat in die Taverne und befahl den Gefangenen ihm zu folgen, und bevor noch **Katha- ina** das feuchte Sacktuch von ihren Augen genom- nen, waren ihr Gatte und der alte **Morgan** ſchon ie Erſten hinausgegangen und verſchwunden. Das Schiff ſtach in die See, und **Katharina** kehrte it ihrem Kinde und ihrem alten Vater, betrübt is in den Tod, nach Hauſe zurück.

Sie konnte ferner ein Haus nicht mehr bewohnen, welches früher der Tempel ihres Glückes war, ſie verließ es alſo und zog zu ihrem Vater. Das Haus wurde verkauft, allein die Gläubiger ihres Mannes hatten ſo viel Mitleid mit ihr, daß ſie das dafür gelöſte Geld nicht in Anſpruch nahmen, ſondern ihr überließen.

Im Schoße ihrer Familie überließ ſich Katharina nun ganz ihren Mutterpflichten, beſorgte nebſt der Erziehung ihres eigenen Sohnes auch jene zweier Kinder ihrer Nachbarin, wodurch ſie in den Stand geſetzt wurde, ihr Hausweſen ſelbſt beſtreiten zu können, und nach und nach gaben ihr die herrliche Lage des Thales Tintern und die häusliche Zufriedenheit ihrer Seele jene Ruhe wieder, deren ſie ſo ſehr bedurfte.

So verlebte der kleine Edmund Morgan ſeine Jugendjahre und ſchon als zarter Knabe war es eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen, in den einſamſten Hainen und Wäldern herumzuirren, düſtere und verlaſſene Thäler zu durchſtreifen, gefährliche, ſchroffe Klippen zu erſteigen, indem er eine unbeſchreibliche Wolluſt bei der Betrachtung der Naturſchönheiten empfand, und die Idee von einem höchſten Weſen in der Vollkommenheit der Werke deſſelben nicht vergebens ſuchte.

Edmund Morgan hatte ſein dreizehntes Jahr erreicht, und ſein alter Großvater, der nun ſeine Erziehung über ſich genommen und ihm Herz und Charakter gebildet hatte, liebte ihn außerordentlich. Edmund begriff alles mit außerordentlicher

ichtigkeit. Loyd hätte freilich gewünſcht, ihm die
änzendſte Erziehung geben und ihm viele Meiſter
lten zu können, allein ſein Einkommen, auf das
othwendigſte beſchränkt, erlaubte ihm nicht, dieſen
unſch zu erfüllen, als der Zufall ihm die Bekannt-
aft eines reichen Mannes in der Nachbarſchaft
rſchaffte, der bald ſein wärmſter Freund wurde, und
dmunden faſt eben ſo ſehr liebte, als er ſelbſt.
ieſer trug dann dazu bei, daß Edmunds Wunſch,
den theologiſchen Studien zu widmen, und die
renvolle Laufbahn ſeines Großvaters zu betreten,
Erfüllung gehen konnte.

Die Mutter war tief ergriffen, als ſie ſich von
n geliebten Sohne, der, unterſtützt von dem reichen
anne, nach der Univerſität ziehen mußte, trennen
lte, allein ſie weinte nur in der Stille, denn es
ndelte ſich um ihres Sohnes Glück, für welches
täglich inbrünſtig zu Gott betete. Noch etwas
der guten Katharina ſchwer auf dem Herzen.
war das Geheimniß, womit ſie die Geburt ihres
hnes zu bedecken genöthigt war; denn ſie konnte,
wollte ihm nicht ſagen, daß ſein Vater vor der
nſchlichen Geſellſchaft entehrt ſei, und die Strafe
es Verbrechers ausſtehen müſſe. Sie konnte ihm
h gar nicht ſagen, ob er noch lebe; denn ſeit er
Gefängniß zu Monmouth verlaſſen, hatte ſie
er von ihm, noch von dem alten Morgan das
ndeſte gehört.

Edmund zählte ſechzehn Jahre, als er nach
Univerſität abging, wo er bis zum einundzwan-

zigſten blieb. Die ſchnellen Fortſchritte, welche er in den Studien machte, und ſeine gute Aufführung und ſittliches Benehmen gewannen ihm die Liebe aller Profeſſoren und ſetzten ihn immer tiefer im Herzen ſeines Groſsvaters feſt, welcher nur immer mit Stolz von ihm ſprach, und, zu alt, um ſeinem Amte gehörig vorſtehen zu können, die Pfarre zu Lintern einſtweilen einem Geiſtlichen aus der Nachbarſchaft übertragen hatte, bis ſein Enkel im Stande ſeyn würde, die kirchlichen Funktionen und geiſtlichen Pflichten zu erfüllen.

Mit dreiundzwanzig Jahren kam Edmund in den Beſitz der Pfarre Lintern und des kleinen Hauſes, in welchem er erzogen wurde, und welches ihm die ſüßen Stunden ſeiner Knabenjahre zurückrief. Der junge Seelenhirte erfüllte mit unermüdlichem Eifer die oft ſchweren Pflichten ſeines erhabenen Amtes, und da er alle Tugenden ſeines allgemein geliebten Großvaters in ſich vereinigte, gewann er ſich bald alle Herzen. Aber mitten in dieſem ſüßen Kreiſe der allgemeinen Achtung, im Schooße aller Freuden einer ihm ſo lieben Zurückgezogenheit, umgeben von den Reizen der Natur, trübte doch etwas ſein reines, ſtilles Leben. Die tiefe Trauer, welche ſich manchmal in das Antlitz ſeiner Mutter prägte, die Leiden, welche ihr Herz zu durchgraben ſchienen, die Zähren, welche ſie oft verborgen vergoß, und welche ein Lächeln eben ſo wenig zu verbergen vermochte als der herrliche ſiebenfarbige Bogen den Regen, machten auch Edmund nachdenkend und traurig.

Eines Morgens trat ſeine Mutter mit ungewohnter Bewegung in ſein Zimmer. „Du haſt,“ ſprach ſie mit zitternder Stimme, „gewiß auch von der ſchrecklichen Begebenheit gehört, welche in Jedermanns Munde iſt? Du weißt, daß ein Jäger des Herzogs von Beaufort in einem Streite, den er mit einem Wildſchützen, Namens Price, im Walde gehabt hat, von dieſem erſchoſſen worden iſt?“

„Ja,“ antwortete Edmund, „und wird man des Schändlichen habhaft, ſo wird er auch gewiß gehangen.“

„Man hat ihn bereits eingefangen und in das Gefängniß zu Monmouth gebracht.“

„Das Geſetz Gottes und der Menſchen verlangt, daß, wer Blut vergießt, deſſen Blut wieder vergoſſen werde. Dieſer Price hat, wenn man dem allgemeinen Gerüchte glauben darf, ſchon mehre Verbrechen begangen, und ſein ganzes Leben hindurch den Weg des Laſters verfolgt. Aber was iſt dir, liebe Mutter, du biſt ſo bewegt? Ach, welche geheime Leiden quälen dein reines Herz, die du deinem Sohne nicht mittheilen willſt?“

„Du ſollſt ſie wiſſen, Edmund. Beſſer, du erhältſt den Schlag von der Mutterhand, als von einem Fremden. — Edmund! mein Sohn! wiſſe, William Price iſt — dein Vater.“

„Mein Vater!“ ſchrie Edmund, und wurde leichenblaß; Katharina ſchluchzte laut und Beide blieben mehre Minuten in ſtummer Verzweiflung ſtehen.

Edmund erfuhr nun von ſeiner Mutter Alles, was meine Leſer ſchon wiſſen, außerdem aber auch noch, daß der alte Morgan geſtorben, und William, da die Zeit ſeiner Verbannung zu Ende war, nach England zurückgekehrt ſei. Man erkannte ihn nicht mehr, denn ſechzehnjährige Abweſenheit hatten ſeine Geſtalt verändert. Er war in der Gegend von Tintern herumgeſchlichen, und hatte ſich Katharinen vor Kurzem gezeigt. Er erkundigte ſich um ſeinen Sohn und ſagte ihr, daß es nicht ſeine Meinung ſei, ſie in ihrer häuslichen Ruhe durch ſeine Gegenwart zu ſtören. „Ich bin arm,“ ſetzte er hinzu, „aber ihr habt wohl auch keinen Überfluß. Wenn ich eine Guinee nöthig haben werde, ſo werde ich mich an dich wenden, und du wirſt mir ſie nicht verſagen, da du meiner ſo wohlfeilen Kaufes los wirſt. Jetzt gib mir nur einige Schillinge, denn ich bin hungrig.“ — Katharina gab ihm, was ſie bei ſich hatte, und als ſie noch eine Frage an ihn richten wollte, hatte er ſchon das Gehäge am Wege überſprungen, und rief ihr noch drohend zu: „Wage es nicht, Weib, dem armen William Morgan etwas zu verſagen, worum er dich bittet, ſonſt könnte William Price von dir erzwingen, was du Jenem verweigerſt.“

Seit dieſer Zeit hatte er Katharinen faſt täglich mit neuen Forderungen in Verlegenheit geſetzt, und ſie ſelbſt bis ins Haus verfolgt, bis er erhielt, was er verlangte. In der ganzen Gegend ſprach man von William Price, und ſein Name war zum allgemeinen Schrecken geworden. Seit dem Morde an dem Jäger wußte auch Alles, daß **William Price** jener einſt berüchtigte **William Morgan**, der Vater des vortrefflichen jungen Pfarrers, des Abgottes aller ſeiner Pfarrkinder, ſei.

Edmund hatte die Erzählung ſeiner Mutter, ohne ſie zu unterbrechen, angehört, aber er hatte auch nicht eines der Worte verloren, welche in ſeinem Herzen wie Todesklänge wiederhallten. Endlich ſprach er: „Mutter! ich will meinen Vater ſehen, ich kann auf dieſer Welt, die er bald wird verlaſſen müſſen, nichts mehr für ihn thun, aber er iſt noch nicht für jene Welt vorbereitet, welche er bald betreten wird. Dieſes Geſchäft will ich ſelbſt übernehmen, und, ſchenkt mir Gott Kraft und Beiſtand, ſeine Seele dazu ſtimmen, vor dem Throne des Ewigen erſcheinen zu können.“

Schon am folgenden Morgen begab ſich **Edmund** nach Monmouth und ließ ſich zu **William Price** führen. Er ließ ſich als einen vertrauten Freund der Miß **Morgan** melden, welche ihn ſende, um zu ſehen, ob ſeine traurige Lage in etwas zu mildern ſei. Man kann ſich denken, mit welcher Aufmerkſamkeit **Edmund** den Vater betrachtete, den er zum erſten Mal ſah, und wie ſehr er litt, als er den, welchem er ſein Leben dankte, mit Ketten belaſtet, auf feuchtem Stroh in einem dunkeln Kerker liegen ſah, aus dem er zum Schaffotte gehen ſollte. Sein Vater war beiläufig fünfzig Jahre alt. Er war von robuſter Körperbildung, ſeine Haltung drückte die Feſtigkeit und Kraft ſeines Geiſtes aus. Seine Augen blitzten unter dichten Wimpern hervor. Im Geſichte hatte er mehre Wunden, welche ihm der Jäger bei ſeiner Vertheidigung verſetzt hatte.

William antwortete halb lächelnd, er wiſſe nicht, welche Dienſte ihm Miß Morgan leiſten wolle und könne, wenn ſie anders nicht im Stande ſei, zurückzuhalten, was ihm drohe, und vielleicht durch Beſtechung des Kerkermeiſters ihm zur Flucht behilflich zu ſeyn. Edmund war erſtaunt über dieſe Sprache, und beſonders über jene Kaltblütigkeit, womit ſein Vater über ſein Verbrechen ſprach. Er verſprach ihm alles Mögliche zu thun, um ſeinen Wunſch zu erfüllen, und verließ ihn dann, da er bemerkte, daß er ihm überläſtig ſei.

Zwei Monate gingen ſo vorüber, und wöchentlich wenigſtens zweimal kam Edmund nach Monmouth, immer als Abgeſandter Miß Morgan's, aber immer blieb William hart und verſtockt, und des jungen Geiſtlichen Reden fanden in ſeiner Seele keinen Eingang. Endlich verdoppelte Edmund ſeinen Eifer, er wandte Alles an, was die himmliſche Religion Heiliges, und des Menſchen Vernunft Überredendes hat, um auf das Herz ſeines Vaters zu wirken, und es gelang ihm endlich, daß dieſer ſeine Vorſtellungen und Ermahnungen ruhiger und aufmerkſamer anhörte, wenn er auch kein Zeichen von Reue gab. Wie groß war aber Edmunds Freude, als eines Abends, da er ſich eben anſchickte, das Gefängniß zu verlaſſen, William ſeine Hand faßte, und ihn bittend fragte: „Wann ſeh' ich Sie wieder, mein Herr?“ — Es war ihm gelungen, in dieſer verbrecheriſchen Seele das Gewiſſen zu erwecken, es rief nach ihm.

Der Tag, an welchem **Williams** Urtheil geſprochen werden ſollte, erſchien. Der Gerichtsſaal war gedrängt voll von Menſchen. **William** erſchien zur Verwunderung Aller vor ſeinen Richtern wie ein Menſch, der mit ſeinem Gott verſöhnt iſt, und bereit vor ihm zu erſcheinen. Das Todesurtheil wurde über ihn geſprochen, er hörte es ruhig an, und ſagte: „Mir geſchieht nur, wie ich verdient.“

Nach der Verurtheilung wurde **William** ins Gefängniß zurückgeführt, wo ihn **Edmund** erwartete. Es blieben nur noch wenige Tage bis zur Vollſtreckung deſſelben, und dieſe wurden zum Gebete angewendet. **Edmunds** Herz ſchlug hörbar. Er wollte einen Kuß auf die väterlichen Lippen drücken, welche rein geworden waren, während dem die Religion jedes Läſterwort von ihnen verſcheucht hatte. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ſein Vater dieſes Leben verlaſſen ſollte, ohne ſeinen Sohn geſehen, erkannt zu haben, und ohne zu wiſſen, daß er es ſei, der ihn auf dem letzten, fürchterlichen Gange begleite.

Dieſer Tag kam.

Edmund hatte die Nacht über ſeinem Vater aus der Bibel vorgeleſen, und ihm das heilige Abendmahl gereicht. Da ſprach **William**: „Mein Freund! mein Wohlthäter! ich hätte wohl noch einen Wunſch im Leben, den ich bisher nicht habe laut werden laſſen, der aber in mir um ſo heftiger wird, je näher meine letzte Stunde heranrückt. Ich möchte mein Weib noch einmal ſehen, um ſie zu bitten, mir den vielen Kummer zu verzeihen, den ich ihr im Leben verurſacht habe.“

„Meine Mutter,“ ſchrie Edmund, der ſich nicht mehr zurückhalten konnte, „liegt in dieſem Augenblicke auf ihren Knien und vereinigt ihre Gebete für dich mit den unſrigen, — und dein Sohn, mein Vater, liegt hier zu deinen Füßen.“

William konnte kaum athmen, das Pochen ſeines Herzens wollte ihm die Bruſt zerſprengen, er konnte kein Wort hervorbringen und nur ein Thränenſtrom ſchoß aus ſeinen Augen.

Edmund umfaßte ſeine Knie. William hob ihn auf und ſchloß ihn in ſeine Arme, betrachtete ihn, und weinte und lächelte, ſank endlich ſelbſt auf ſeine Knie und dankte Gott für dieſen Augenblick. In einigen Minuten hatte er ſich ſo weit erholt, daß er ruhig Edmunds Lebensgeſchichte anhören konnte.

Als der junge Prieſter dieſelbe geendet hatte, fingen eben die Schatten der Nacht ſich zu zerſtreuen an, der Tag graute, und William wurde dadurch mit Schrecken erinnert, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe und dann ſeinen braven Sohn auf immer verlaſſen müſſe. Er bat Edmund, ihn nicht zu verlaſſen und ihn zum Schaffotte zu begleiten. Edmund verſprach es.

Die Stunde ſchlug, William war bereit. Edmund ging an der Seite ſeines Vaters. Indem ſie durch einen Hof gingen, der an den Exekutionsplatz ſtieß, hielt William an.

„Mein Sohn,“ ſprach er, „an dieſem Platze war es, daß ich dich als Kind zum erſten Male ſah. Deine Mutter trug dich auf den Armen und hielt dich mir hin mit der Bitte, ich möchte dich küſſen.“

„Dieß war der erſte Kuß, den du von mir erhieltſt, empfange nun meinen letzten, und wenn ich hoffen darf, daß Gott einem Sterbenden gnädig einen Wunſch gewährt, ſo wird er dir deine letzte Stunde verſüßen und leicht machen, wie du mir die meinige in dieſem Augenblicke.“ — Als er dieſe Worte geſprochen hatte, drückte er Edmund an ſeine Bruſt und küßte ihn lange innig.

Dann ging er ſchnellen Schrittes zum Schaffotte und hatte bald dem Geſetze Genüge geleiſtet.

175

[illegible]

[illegible]

Der
Unbekannte.

Eine
geheimnißvolle Geſchichte.

J

von

Toch

chen

Wu

eigen

im n

das

Seu

gew

geleh

welc

weit

Lock

ſagen

ſzir

mel

ich

hun

dieſe

ohne

Rech

Erſtes Kapitel.

Die Begegnung.

inem kleinen Städtchen, nicht weit entfernt
ndon, lebte ein Prokurator mit ſeiner einzigen
Laura. Die Lieblingsbeſchäftigung des Mäd-
die Romanenlektüre, war es daher wohl ein
, daß ſie in ihrem achtzehnten Jahre ſo ganz
h nach Liebe ſchnappte? Eines Abends ging ſie
n Gehölze ſpazieren, ſah mit großem Intereſſe
tliche Schnäbeln des Vögleins und ein tiefer
r entquoll dem Buſen, als ſie einen Jüngling
e, der im tiefen Nachdenken an einen Baum
ſtand. Er trug ein ſehr elegantes Kleid,
übrigens für ſeine ſchlanke Geſtalt etwas zu
ſim, ſeine ſchwarzen Haare bildeten dichte
uf ſeiner Stirne, ein anmuthiges, man kann
ſchönes Geſicht mit funkelnden Augen quali-
hn ganz zu einem Romanenhelden. Er mur-
lgende Worte: „Fürchterliches Schickſal! kann
widerſtehen? Unmöglich! Seit vier Jahr-
en haben meine Voreltern dieſes Amt geführt,
itel getragen von dem Vater auf den Sohn
nterbrechung. Soll ich der Erſte dieſes erbliche
on mir werfen? Ich darf, ich kann es nicht!“

Der Jüngling entfernte ſich vom Baume, und erblickte Laura, die ihre Augen freudig bewundernd auf ihm ruhen ließ, denkend, es ſtehe wenigſtens der Lord-Kanzler vor ihr. Der Jüngling hielt an, das Mädchen that dasſelbe. Der Jüngling gab Zeichen der Überraſchung, das Mädchen ſeufzte. — „Herrliches Geſchöpf!“ rief der Jüngling und ſtreckte ſeinen Arm dem Mädchen entgegen, um den ihrigen zu faſſen, allein furchtſam, wie es der Heldin eines Romans geziemt, fuhr Laura mit einem ſchwachen Schrei zurück.

„Wie?“ nahm der Jüngling traurig das Wort, „auch du wendeſt dich von mir, auch du fürchteſt mich?“

Laura ward durch dieſe Worte bis zu Thränen bewegt, der Jüngling faßte ihre Hand.

Ich will hier nicht weiter ihre intereſſante Unterredung verfolgen, es genüge zu wiſſen, daß die beiden jungen Leute beim erſten Anblicke heftig in einander verliebt wurden. Für Laura hatte der Gedanke, ja die Gewißheit, von einem Jünglinge geliebt zu werden, deſſen Ahnen ſeit vierhundert Jahren einen erblichen Titel trugen, ein erbliches Vorrecht vom Vater auf den Sohn übertrugen, einen außerordentlichen Reiz. Allein, worin beſtanden dieſe Würden und Vorrechte? Sie fragte ihn darum. Er änderte die Farbe, biß ſich in die Lippen, ſteckte die beiden Hände in die Taſchen und antwortete: „Süßes Mädchen, verzeihe mir, aber ich kann dir nicht ſagen, wer ich bin.“

„Wär's vielleicht gar ein Königsſohn inkognito?“

rach Laura zu ſich ſelbſt. Sie ſtellte den Jüngling hrem Vater vor. Er drückte dem alten Prokurator ie Hand und ſprach: „Unſere Familien ſind ſeit anger Zeit gute Freunde.“

„Wie?“ verſetzte der Prokurator, „wir kennen ns? Wollen Sie die Güte haben, mir Ihren Na- en zu ſagen?“

Der Liebhaber wurde verwirrt, er ſtotterte einige ntſchuldigungen. Der Prokurator betrachtete ihn ange und aufmerkſam. Der Jüngling hatte in ſei- em Weſen etwas Kühnes, Unternehmendes, Muth ahlte aus ſeinen Blicken, und Kraft lag in ſeinen ervigen Armen. — „Ach,“ ſprach der Prokurator, alb leiſe und indem er ihn bei der Hand faßte, Sie haben wohl gerechte Urſache, Ihren Namen heim zu halten. — Eine böſe Stunde — Sie haben hren Mann gefaßt und getödtet. — Hab' ich's er- then?“

Der Jüngling ſchrie laut auf, und ſich das eſicht mit beiden Händen bedeckend, ſtürzte er aus m Zimmer.

Zweites Kapitel.

Aufklärungen.

Dem Prokurator war Alles klar: der feurige ingling hatte eine Beleidigung nicht geduldet, einen renhandel gehabt und im Duell den Sieg davon tragen. Dieß verdoppelte noch Laura's Liebe für n. Der Vater ſeinerſeits ſah auf jeden Fall aus dieſer Bekanntſchaft Vortheil für ſich erwachſen. Er beſchloß fürs Erſte genaue Erkundigungen über die Vermögensumſtände des jungen Mannes einzuziehen. Iſt er ſehr reich, dachte er, ſo mag er meine Tochter haben, iſt er es nicht, ſo zeig' ich ihn den Gerichten an und ſtreiche dafür die von den Geſetzen beſtimmte Belohnung ein. Ein Prokurator trägt immer auf zwei Achſeln, der unſerige hatte ſeinen Plan gefaßt, ſuchte den Fremden auf und fand ihn im nahen Gehölze, einen Baum aufmerkſam betrachtend.

„Sie verſtehen vermuthlich die Waldkultur, und haben große Kenntniſſe vom Holze?“ redete er ihn an.

„Hm, ja wohl, eine gewiſſe Gattung von Holz kenn' ich gut.“

„Haben Sie viel Holz im Beſitze?“

„Sehr viel,“ antwortete der Fremde ſchnell.

„Und vermuthlich von der beſten Gattung?“

„Ja, ſolches, wie man es zu Schiffen und auch Schaffotten braucht.“

„Das iſt das vorzüglichſte,“ antwortete der Rechtsmann, und machte eine maliziöſe Pauſe. Dann fuhr er fort: „Sie können ſich nicht mehr verbergen, Ihr Rang iſt offenbar.“

„Gerechter Himmel!“

„Ja, meine Tochter hat Sie von erblichen Vorrechten und Auszeichnungen ſprechen gehört, welche ſchon ſeit 400 Ihren bei Ihrer Familie ſind.“

„Wie, ſie hat gehört?“

„Alles, und das Nützlichſte, das Pekuniäre wird wohl ebenfalls mit dem Ehrenvollen verbunden ſeyn?“

„Die Regierung ſorgt für unſere Exiſtenz.“

„Oh, eine Penſion alſo, und auch erblich?“

„Wie Sie ſagen.“

„Ja, ja, ſo geht es in unſern Zeiten. Eine erb-
iche Penſion! Aber auf ſolche Art hängen Sie von —“

„Was hängen?“ fiel der Fremde mit fürchter-
icher Stimme ein.

„Nun, iſt's nicht wahr, daß Sie von dem ab-
ängen, der Ihnen die Penſion bezahlt? ein beque-
nes Leben iſt das freilich, ich möcht's wohl auch ſo
ut haben, ſoll mich der Henker holen!“

„Wie?“ ſtammelte der Unbekannte, und ſtand
arr und unbeweglich.

Drittes Kapitel.

Werbung.

„O ſchöne Laura! willigen Sie ein, mir Ihre
and zu reichen?“ ſprach bittend der Fremde, und
arf ſich dabei auf ſein gelbſeidenes Sacktuch auf
n [illegible]

Die ſanfte Röthe der Beſcheidenheit übergoß
aura's Wangen und ſie ſtotterte: „Ach, Sie —
ie ſind ſo zudringlich. — Werden Sie mich auch
mer lieben?“

„Immer! ewig, noch über die Ewigkeit hinaus.“

„Und — werden Sie mir jetzt endlich einmal
gen, wer Sie ſind?“

„Nach der Hochzeit, mein Engel — aber jetzt,
t noch nicht,“ erwiederte der Fremde etwas verdutzt.

„Jetzt, jetzt auf der Stelle will ich es wiſſen,“ ſagte Laura anfangs gebieteriſch; gleich darauf aber fing ſie an zu ſchmeicheln: „Bitte, bitte, lieber Mann.“

Er ſchwieg.

„Sehen Sie, wozu wollen Sie hinter dem Berge halten. Ich weiß ja ſo ſchon faſt Alles. Sie ſind der Ältere Ihrer Geſchwiſter.“

„Ja, der bin ich — leider!“

„Es beſteht bei Ihrer Familie ein erblicher Titel, oder ein erbliches Amt.“

„Ach ja, ſo iſt es.“

„Und dieſes Amt kommt nun Ihnen zu.“

„Gewiß.“

„Geben Sie mir davon die Beweiſe,“ fiel der Prokurator ein, der die beiden jungen Leute belauſcht hatte, „und meine Tochter iſt die Ihrige, und wenn Sie auch zwanzig umgebracht hätten.“

„O bewunderungswerthe Philoſophie, großmüthige Empfindung, lobenswerthe Grundſätze, des aufgeklärten Zeitalters würdig,“ rief der Unbekannte und warf ſich zu den Füßen des Rechtsgelehrten.

Viertes Kapitel.

Indirektes Licht.

Der Unbekannte trug, wie wir ſchon geſagt haben, prächtige Kleider. Das Geheimniß, welches ihn umgab, zog natürlicher Weiſe alle Blicke der Bewohner der kleinen Herberge auf ſich, in welcher er einlogirte. Eines Morgens ſprach man von ihm in der Küche dieſer Herberge, während der Aufwärter ſeinen Frack ausbürſtete. Ein Schneider aus London, der eben in der Provinz reiſte, trat ein und forderte ſein Frühſtück, welches er, wie er ſagte, ſchon lange auf ſeinem Zimmer erwartete.

„Das iſt doch wirklich ein ſchöner Frack,“ ſagte der bürſtende Aufwärter, ohne den Schneider gewahr zu werden. — „Und wie prächtig gefuttert, ganz mit weißer Seide,“ ſetzte die Köchin hinzu, indem ſie näher trat, und einen Schoß des Frackes umwendete.

„Was ſeh' ich?“ fiel der Schneider ein, „dieß iſt das Kleid des Grafen Rompicollo. Ja, es iſt's, ich irre mich nicht; denn in meinem Atelier iſt es gemacht worden.“

„Ha! jetzt iſt Alles mit einem Male klar,“ ſchrie der Aufwärter. „Der Fremde iſt ein Graf. Ach! was wird Miß Laura für eine Freude haben, wenn ſie das erfährt.“

Die Wirthin trug geſchwinde dem Schneider friſche Eier zum Frühſtücke hin und fragte: „Sir! iſt es auch gewiß, daß der Fremde, dem dieß Kleid gehört, der Graf Rom — Rompicollo iſt?“

„Sein Kleid iſt's gewiß,“ antwortete der Schneider, „aber Er — nein, der Graf ſelbſt kann's unmöglich ſeyn, denn der wurde ja im vorigen Jahre um dieſe Zeit gehängt.“

Fünftes Kapitel.

Die Abreiſe.

„O du himmliſche Güte! welch ein ſeltſames Abenteuer!“ rief der Prokurator, indem er den Wirth der Herberge bis vor ſein Haus begleitete. „Ich bin Ihnen vielmal verbunden für die Mittheilung. Wenn ich bedenke, daß ich auf dem Punkte ſtand, meine Tochter einem Gehängten zum Weibe zu geben, ſo ſträuben ſich mir die Haare auf dem Kopfe empor.“

Laura zerfloß in Thränen. „Wenn's etwa gar ein Vampyr wäre!“ ſagte ſie zurückſchaudernd,„ denn es iſt doch unmöglich, daß ein Menſch noch lebe, der vor einem Jahre ſchon aufgehängt worden iſt.“

Indeſſen kam der Fremde aus ſeinem Zimmer herab, und die neugierige Menge theilte ſich ſchnell, um ihm Platz zu machen. Das Küchenmädchen, die er gewöhnlich freundlich am Kinne zu faſſen pflegte, ſchrie, als er die Hand nach ihr ausſtreckte, laut auf, und fiel ohnmächtig zu Boden.

„Himmel!“ ſagte der Unbekannte zu ſich ſelbſt, indem er unruhige Blicke um ſich warf, „ſollte ich erkannt ſeyn?“

„Ja, Sir, Sie ſind erkannt,“ antwortete der Aufwärter keck. „Man weiß, daß Sie der Graf Rompicollo ſind.“

Mit einem Schrei des Entſetzens gewann der Fremde den Speiſeſalon, wo er ſich einſchloß. Heftig ſchritt er da auf und nieder, und hielt folgendes

Selbſtgeſpräch: „Verflucht ſeien dieſe erblichen Gewohnheiten und Auszeichnungen. Sie vergiften mir mein ganzes Leben. Sie rauben mir Laura und ihr ſchönes Heirathsgut. — Nein, ich kann noch zu ihr fliegen, bevor die Nachricht ſich verbreitet. Sie muß mir gutwillig oder mit Gewalt folgen.“

Um der verſammelten neugierigen Menge zu entgehen, nahm der Fremde ſeinen Weg durch das Fenſter. Er lief ſchnurſtracks in des Prokurators Wohnung und fand Miß Laura im Garten. Sie weinte heftig und hatte ihr Sacktuch vergeſſen. Der Fremde bot ihr das ſeinige und die Blicke des Mädchens fielen auf einen Zipfel des Sacktuches, in welches eine Krone und unter derſelben ein R. geſtickt war.

„Ach, es iſt nur allzu wahr,“ ſprach Laura ſchluchzend und auf den Buchſtab deutend, „Sie ſind der Graf Rompicollo.“ Sie konnte vor innerer Bewegung nicht weiter ſprechen.

„Hölle und Teufel,“ ſchrie der Unbekannte, „was hat man Ihnen von dem Grafen geſagt?“

Mit einer kaum hörbaren Stimme, welche durch lautes Schluchzen unterbrochen wurde, flüſterte Laura: „Er — er — wurde — aufgehängt.“

„So iſt Alles für mich verloren!“ ſchrie der Unbekannte, machte eine fürchterliche Geberde und ſtürzte fort.

„Ach! es iſt kein Zweifel mehr,“ ſagte Laura, indem die Thränen ſtrömend ihren ſchönen Augen entfloſſen, „er iſt ein Vampyr. Aber Vampyr oder nicht, nachdem er ſchon vor einem Jahre gehängt worden iſt, ſo wär' er vielleicht doch ein guter Ehemann geworden.“

Sechſtes Kapitel.

Der Philoſoph.

Es war ein trüber, trauriger Tag, ganz geeignet zu den Begebenheiten, welche er bringen ſollte. Eine Stunde beiläufig nach der Unterredung im vorigen Kapitel fing es in Strömen zu regnen an. Der geheimnißvolle Fremde befand ſich auf der Landſtraße, welche zur Hauptſtadt der Grafſchaft führte. Er hoffte einen der öffentlichen Wagen anzutreffen, die immer auf dieſer Straße fahren. Er knöpfte ſorgfältig den verhängnißvollen Frack zu. „Umſonſt,“ ſagte er, „habe ich alſo das Beſte, was ich hatte, auf den Leib gehängt. Überall verfolgt mich mein böſes Schickſal! Sogar der Regen thut das Seinige. Er ruinirt mir mein ſchönſtes Kleid und wer weiß, wann ich wieder ein ſolches bekomme.“ Der Regen nahm ihm den Reſt der Worte vom Munde weg. Er ſah um ſich, ob er nicht einen Zufluchtsort entdecken könne, und gewahrte rechts am Abhange eine kleine Herberge, welche er eiligſt zu gewinnen ſuchte. Während er dort ſeine Kleider am Kamine trocknete, las ein anderer Reiſender an einem Tiſche ſehr eifrig in einem Buche. Dieſer Mann war ganz kahl, ſchon ziemlich bejahrt, und das Buch, welches alle ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, war: „Glumen Borchinſicienlornus, über die Geſchicklichkeit in einem Parallelogramm zu leben und ſich nur in rechten Winkeln zu bewegen.“ Von ſeinem eigenen Mißmuth zu ſehr ergriffen, nahm der Fremde dieſen Mann nicht in Acht, und ſprach, ſeine Kleider trocknend, zu ſich ſelbſt: „Ach! ſo gibt es alſo nirgend mehr Liebe für mich? Ich werde nie ein braves, liebenswürdiges, reiches Mädchen mein nennen können! Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe zwingen mich allein in der Welt zu ſtehen. Entſetzliches Recht der Erſtgeburt! Häſſenswürdige erbliche Vorrechte!“

Der Kahlkopf, welcher ein großer Philoſoph war und ein dickes Buch geſchrieben hatte, worin er klar bewies, daß der Menſch kein Affe ſei, ſprang freudig vom Stuhle auf, als er dieſe Worte vernahm. „Mein Herr!“ ſprach er, indem er unſern Unbekannten bei der Hand faßte, „Ihre Grundſätze machen Ihrer Weisheit Ehre. Sie gehören unter die kleine Anzahl von Menſchen, deren Begriffe ihrem Jahrhunderte vorgeeilt ſind. Erbliche Vorrechte ſind die wahren Geißeln der Civiliſation.“

„Sie haben ganz recht, mein ehrenwerther Herr!“ antwortete der Unbekannte mit einem Seufzer.

„Vermuthlich,“ erwiederte der Weiſe, „ſind Sie der jüngere Sohn einer edlen Familie, und daher durch die Vorrechte der Erſtgeburt aller Ihrer Anſprüche beraubt?“

„Nein, ich ſelbſt bin der Erſtgeborne, ich ſelbſt übe dieſe Vorrechte aus und beklage mich doch.“

„Hochherziger Jüngling, welche Großmuth! Das iſt die Frucht tiefer Anſichten, der aufgeklärte Menſch kann kein Egoiſt ſeyn.“

Der Fremde, durch das Beiſpiel aufgeregt, verfiel in enthuſiaſtiſche Beredſamkeit, und ſchloß ſeine ſalbungsreiche Rede über menſchliche Monopole und Vorurtheile endlich mit den Worten: „Wenn dieſe erblichen Monopole ſchon Euch ſo drückend erſcheinen, welches Unglück ſtiften ſie erſt unter Euern Nachgebornen an. Verurtheilt zur Armuth und zu allen ihren Folgen, ſinken ſie allmälig tiefer, begehen am Ende Verbrechen und ihr hängt ſie auf.“

„Wir hängen ſie auf, ach!“ rief der Fremde mit fürchterlicher Stimme und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Welch philanthropiſche Theilnahme!“ ſagte der Philoſoph. „Verzeihen Sie meine Kühnheit, aber ich will, ich muß mich Ihnen vorſtellen, wie ich bin. Ich bin der Philoſoph Slatternobigioſo, habe meine ganze Wiſſenſchaft auf das Pſychiſche des Menſchen gerichtet und glaube die wahre Natur des Laſters zu kennen.“

„Ja,“ murmelte der Fremde, „auch ich kenne das Laſter, beſonders ſein Ende.“

„Vielleicht haben auch Sie Ihre Erfahrungen aus den Lebensgeſchichten dieſer großen Schule aller praktiſchen Wahrheit geſchöpft? Ich nehme eben jetzt das Leben eines merkwürdigen Verbrechers vor.“

„Und ich, mein Herr,“ ſagte der Unbekannte, indem er ſeinen Hut nahm, „gehe dasſelbe zu thun.“

Siebentes Kapitel.

Eiferſucht.

„Ach, Miß!“ ſagte der Schneider, der auf ſeinem Wege durch das Städtchen Laura begegnete, die, „Werther's Leiden“ in den Händen, nach Hauſe ging, „der Vogel iſt alſo doch ausgeflogen. Wie konnten Sie aber ſo verblendet ſeyn, Ihre ſchöne Hand einem —“

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen,“ erwiederte Laura, „und ich bitte Sie, über dieſen Punkt zu ſchweigen. Sie haben ihn alſo gekannt?“

„Ja, aber nur vom Sehen! Freilich bei ſehr merkwürdigen Gelegenheiten, ſo zu ſagen, auf der Probe. Aber Sie werden ihm nicht mehr begegnen. Er hat morgen früh in der benachbarten Stadt zu thun, wohin er berufen worden iſt.“

„Und warum?“ fragte Laura.

„Warum?“ ſagte der Schneider, „bereiten Sie ſich auf einen fürchterlichen Schlag vor. — Er wird dort ein anderes Band knüpfen.“

„Wie, Elender! Treuloſer! Schändlicher!“ ſchrie Laura, die von Eiferſucht fürchterlich ergriffen wurde. „Ein anderes Band wird er knüpfen, ſagen Sie?“

„Ja, ganz gewiß, das arme Schlachtopfer erwartet ihn ſchon.“

Achtes Kapitel.

Entwickelung.

„Armer Vetter **William**!“ ſagte der Prokurator, indem er noch den Reſt ſeines Frühſtücks hinabſchlürfte, „er hat freilich viel verbrochen, bis er ſo weit gekommen iſt, aber er war doch unſer Nachbar, wir müſſen ihn doch auf dem letzten Gange begleiten. Zieh dich an, **Laura**, und komm mit mir, das wird deinen Trübſinn etwas zerſtreuen.“

„Aber Vater! ich fürchte, es wird ein großes Gedränge ſeyn. Freilich wird es ein ſehr rührendes Spektakel ſeyn, und die Fahrt ſo wie die Luft werden mir wohl thun.“

Beide fuhren nach der Hauptſtadt der Grafſchaft. Auf dem großen Platze daſelbſt angelangt, ſahen ſie ein Schaffott erbaut, welches ſich über die Köpfe der Zuſeher erhob. **Laura's** Herz pochte hörbar, ihre Knie zitterten, ſie wollte umſinken. Um ſie herum ſchwatzten mehre Perſonen mit einander. Der Eine ſagte: „Man hatte viele Mühe, ihn dazu zu bewegen, er wollte das Amt nicht übernehmen, welches doch ſchon 400 Jahre bei ſeiner Familie iſt.“ — „Ich habe mir erzählen laſſen,“ erwiederte der Zweite, „man habe auch ſchon einen Andern geſucht, endlich aber, weil es mit ſo beträchtlichen Einkünften verbunden iſt, hat er ſich doch wieder dazu herbeigelaſſen.“

„Da kommt der arme William!“ ſagte der Prokurator, „wie blaß er iſt, er kann gar nicht gehen, ſie müſſen ihn tragen.“

Laura erhob das Köpfchen, ſah den armen William, der zum Hängen ausgeführt wurde, und neben ihm eine ihr wohlbekannte Figur.

„Der Graf Rompicollo!“ ſchrie der entſetzte Prokurator. — „Gott! mein Geliebter!“ ſchrie Laura.

„Er iſt's!“ ſprach ein Nebenſtehender, „richtig, es iſt der erbliche Henker der Grafſchaft.“

Inhalt
des zweiten Bändchens.

Seite

Die ſchöne Jüdinn von Willeika. Novelle aus dem ruſſiſch-polniſchen Kriege 1

Fra Diavolo. Eine Räubergeſchichte 71

Meine Frau iſt ein Engel. } Zwei Lebensbilder. 91

Meine Frau iſt ein Satan. } Zwei Lebensbilder. 97

Das Nothwendige und das Ueberflüſſige. Ein Mährchen 103

Kapitän Rabe. Scene aus dem Militärleben . 131

Der erſte und letzte Kuß. Wahre Begebenheit 163

Der Unbekannte. Geheimnißvolle Geſchichte . 177

Erzählungen

von

allen Farben.

Von

J. F. Castelli.

Drittes Bändchen.

Wien.
Bei Tendler & Schaefer.

1839.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Die
Vaſe aus der Provinz.

Einfache Geſchichte

aus dem Engliſchen.

Es mag nun dreißig Jahre ſeyn, erzählt Miß **Sedgwick**, als ich auf Beſuch bei einer Freundin meiner Familie war, welche ſich in New-York angeſiedelt hatte, und ſich Miſtriß Tudor nannte. Sie war in England geboren, und obſchon in allen ariſtokratiſchen Vorurtheilen erzogen, waren ihre Handlungen doch immer mit den Lehren des Evangeliums übereinſtimmend, welches befiehlt: „Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt!“ Als ausgezeichnete Frau, zur großen Welt gehörig, beeiferte ſich Miſtriß Tudor, alle konventionellen Gewohnheiten, welche durch ſcharfe Abſtufungen den Rang eines Jeden in der Geſellſchaft bezeichnen, genau zu beobachten, aber als Chriſtin, als Freundin konnte auch der fanatiſcheſte Anhänger der Gleichheit nichts an ihr ausſetzen. Alle, welche ihre Hilfe nöthig hatten, wurden ihre Brüder. Verzeihe alſo, mein lieber Leſer, dieſer guten Frau einen kleinen Abſcheu gegen alle republikaniſchen Sitten und ein bischen Stolz, das Erbtheil ihrer Ahnen.

So wie die meiſten alten Leute, ſprach auch Miſtriß Tudor gern von der Vergangenheit, von ihren Jugendfreunden und beſonders von ihrem Großvater, deſſen Liebling ſie vor 60 Jahren geweſen war. Faſt alle Geſchichten, welche ſie erzählte, fingen mit den Worten an: „Mein Großvater, Lord Moreland,“ allein dieſe unſchuldige Eitelkeit war wohl nur die, daß ſie dieſe Worte immer an ihre Enkelin, Iſabelle Williamſon, dazumal meine liebe Jugendfreundin und Geſpielin, richtete.

Zu jener Zeit, von welcher ich ſpreche, war Iſabelle ein Mädchen von achtzehn Jahren, geliebt und geliebkoſet von ihrem Vater, ihrer Mutter und ihrer Großmutter, allein darum nicht verzärtelt; denn ihr Charakter war zu edel, zu offen, zu großmüthig, als daß es möglich geweſen wäre, ihn in ſeiner Weſenheit zu verderben, und der einzige kleine Makel, den man an ihr wahrnahm, beſtand in einem gewiſſen Familienſtolze, vereinigt mit einer inſtinktmäßigen Verachtung aller Gewohnheiten und Meinungen der Eingebornen, obſchon ſie ſelbſt in New-York das Licht der Welt erblickt hatte und ſowohl ihre Mutter, als alle ihre Vorfahren mütterlicher Seite den vereinigten Staaten angehörten. Ihre Hüte, Schuhe, die Stoffe zu ihren Kleidern, alles verſchrieb ſie aus England, ſie gab ſo viel es ihr möglich war, nur engliſchen Profeſſioniſten Arbeit, und zog ſogar auch die engliſchen Männer den einheimiſchen vor.

Während ich mich daſelbſt befand, kam ihre Baſe, Lucie Alwell, aus dem Oſten des Landes an. Die Arme ſuchte Zuflucht und Schutz bei Iſabellens Eltern, welche damals eine Reiſe unternommen hatten. Es war ein hübſches Mädchen von ſiebenzehn Jahren in aller Einfachheit einer ländlichen Erziehung. Das grauſame Schickſal hatte ſie zur Waiſe gemacht und ſie beſaß kein Vermögen. Anſprüche genug auf Iſabellens Herz. — „Großmutter!“ ſagte ſie zu Miſtriß Tudor, „wir müſſen die arme Lucie verſorgen.“

„Freilich, liebe Iſabelle, und ich war im Voraus deiner Theilnahme gewiß.“

„Ich glaube, wenn wir ſuchten, ſie bei Miſtriß Arnelt unterzubringen?“

„Wo denkſt du hin! Lucie muß bei uns bleiben.“

„Wie, Großmutter?“

„Warum nicht, mein Kind?“

Iſabelle wußte wohl, warum nicht, aber ſie wollte es nicht ſagen, und ſie gab daher Urſachen an, wie ſie ihr ſo eben in den Kopf kamen. „Sie wiſſen wohl ſelbſt,“ ſprach ſie, „wie drückend es iſt, von der Gnade ſeiner Verwandten zu leben.“

„Gnade! Gnade! — Ich hoffe, bei uns ſoll es ihr nicht drückend werden, und glaube, daß du es eben ſo wenig an Freundſchaft, als Lucie an Dankbarkeit werde mangeln laſſen. Das ganze Verhältniß wird mehr ein inniges, herzliches ſeyn. In jedem Falle bleibt Lucie bei uns.“

Am andern Tage bemerkte ich wohl, daß Iſabelle ſehr verdrießlich war, und Lucie manchmal mit bitterm Lächeln anſah. Die beiden Couſinen, wie ſie ſo neben einander ſaßen, bildeten auch wirklich den vollkommenſten Kontraſt. Iſabelle, mit Allem geſchmückt, was die Mode Einnehmendes bietet, hatte in einem eleganten Körbchen ihre herrliche Stickerei vor ſich; Lucie im einfachen Hauskleide, ſtrickte fleißig an einem eben nicht ganz feinen Strumpfe.

Ich muß geſtehen, ich ſelbſt mußte öfters über meine Freundin Iſabelle erröthen, wenn ich bemerkte, welche ungeduldige Bewegung ihr faſt jedes Pochen an der Hausthür verurſachte. Es war klar, daß ſie befürchte, ihre Bekannten von gutem Tone möchten kommen und das alberne Landmädchen ſehen.

Ihr Herz war zu gut, um Lucien durch Weggehen zu beleidigen, aber ſie war übler Laune.

Der Tag war ſehr ſchön, und es ſchien, als ob alle unſere Bekanntſchaften, beſonders die ſchönſten und modernſten Damen, ſich das Wort gegeben hätten, uns zu beſuchen. Miſtriß Tudor, an ihrem gewöhnlichen Hausfrauenplatze auf dem Sofa ſitzend, ſtellte, nach den Höflichkeitserforderniſſen der Zeit, jede neu angekommene Perſon Lucien vor, welche aufſtand, ihre Strickerei weglegte und einen, zwar nicht unanmuthigen, aber etwas linkiſchen Knix machte. Ungeachtet des Zwanges, den ſich Iſabelle anthat, zu ſprechen und zu ſcherzen, wie gewöhnlich, bemerkte ich in ihrem Geſichte doch die Wirkung, welche jedes Wort, jede Bewegung der armen Lucie bei ihr hervorbrachten.

Es ſchien mir übrigens unbegreiflich, daß meine Freundin Iſabelle, dieſes Mädchen, das ich manche

Widerwärtigkeit mit ſo viel Muth und Sanftmuth ertragen ſah, bei dieſen kleinen Unannehmlichkeiten Thränen, Ströme von Thränen vergießen konnte. Übrigens muß ich ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſie überließ ſich nur insgeheim ihrem Unwillen und vertraute ihn nur mir und ihrer Großmutter, welcher ſie noch öfters zuredete, Lucien außer dem Hauſe unterzubringen, welche aber, ungeachtet ihrer Gefälligkeit gegen ihre Enkelin, doch feſt bei ihrer frühern Entſcheidung blieb.

Eines Abends lud Miſtriß Tudor uns ein, Iſabellen, Lucien und mich, ihr in ihre Schlafkammer zu folgen. Sie that das öfters, und wir waren darüber immer recht vergnügt; denn ſie legte da alle Förmlichkeiten ab, ſetzte ſich vertraulich in unſere Mitte und war da immer eine echte Großmama, liebend, geſchwätzig und nachſichtig. Es war ſchon ſpät und wir rückten unſere Stühle näher zu dem Armſeſſel der Großmama. Alle Lampen waren erloſchen und ein einziger Brand flammte noch im Kamine, in dem öfters ein Flämmchen aufzuckte, welches abenteuerliche Geſtalten am Plafond formte. Unſer Geſpräch fiel auf Geiſter, Miſtriß Tudor war hierin ein wahres Schatzkäſtlein der alten Zeit. Nachdem ſie uns mehre Anekdoten erzählt hatte, welche unſere Einbildungskraft ſo aufregten, daß Iſabelle ihren Verdruß und Lucie ihre Blödigkeit vergeſſen hatten, ſprach die gute Großmama zu uns: „Kinder! ich weiß eine Geiſtergeſchichte, die ich noch nie erzählt habe, nicht einmal dir, meine Iſabelle, deren unerſättliche Neugierde ſchon meinen ganzen Gedächtnißvorrath mir abgelockt hat. — Allein heilige Erinnerungen heften ſich an dieſe Begebenheit, welche, als ſie mir mitgetheilt wurde, den gewaltigſten Eindruck auf mich machte, da ſie Perſonen betraf, an denen ich das lebhafteſte Intereſſe nahm. — Die Erzählung wird zwar nicht kurz ſeyn und fordert eine längere Einleitung, bis wir auf den wunderbaren Punkt kommen. Es iſt ſchon ſpät. — Soll ich ſie heute noch erzählen?“ — „Ja, ja! wir bitten!“ war die allgemeine Antwort, und Miſtriß Tudor begann.

„Als ich mich noch in London befand, hatte ich daſelbſt eine ſehr innige Freundin, Witwe, wie ich, mit einem einzigen Sohne. Miſtriß Arthur, ſo nannte ſie ſich, wünſchte ſehnlich ihren Sohn ein ruhiges häusliches Lebensverhältniß wählen zu ſehen, welches ihr Erfahrung und weibliche Neigung als das dauerhafteſte erkennen ließen; aber die Leidenſchaften der Jugend und der unternehmende Geiſt des Jünglings führten dieſen auf eine andere Bahn. Ergriffen von Ideen, welche er aus Ritterromanen geſchöpft hatte, ſehnte er ſich nur begierig nach dem Augenblicke, wo er die Thaten nachahmen konnte, welche er bewunderte. Sobald er alſo in dem Alter war, wo er einen Stand wählen konnte, erklärte er ſeiner Mutter, daß er Soldat werden wolle. Meine Freundin widerſetzte ſich zwar anfangs, allein die Liebe zu ihrem Sohne ſiegte und ſie verſchaffte ihm eine Kapitänſtelle. Bald darauf wurde ihr Mutterherz durch die Ordre gebrochen, die dem jungen Offizier befahl, den engliſchen Truppen in Amerika zu felgen. Dein Vater, Iſabelle, ging zu derſelben Zeit in dieſes Land, er verband ſich innig mit Arthur, und von ihm hab' ich erfahren, was ich euch jetzt erzählen will.“

„Kapitän Arthur wurde kommandirt, mit ſeinen Leuten ein kleines, befeſtigtes amerikaniſches Städtchen zu nehmen. Die Einwohner leiſteten tapferen Widerſtand, aber durch die Übermacht überwältigt, flohen Alle, welche fliehen konnten, um an einem andern Orte ihr Vaterland zu vertheidigen, wo es nützlicher ſeyn würde. Der Kapitän Arthur eroberte das Städtchen und erfüllte ſo ſeine Sendung; aber er wurde bei dem Angriffe gefährlich verwundet, und ohne Beſinnung in ein Haus gebracht, welches dem Äußern nach eines der erſten im Städtchen war. Es lag nahe beim Thore und gehörte einem gewiſſen Amos Blunt, einem tapfern Krieger, welcher der Erſte beim Kampfe war und auch der Letzte floh. Von dem Gipfel eines Hügels in der Ferne warf er noch einen traurigen Blick auf dieſes Haus zurück, welches ſeine beiden liebenswürdigen Töchter in ſich ſchloß, die nun ohne Schutz waren, und bei dieſem letzten Rückblicke ſchwur er den Engländern ewigen Haß.“

„Das Los des Krieges hatte Arthur's Leben in die Hände der Töchter dieſes unbeugſamen Amerikaners, Emma und Anna Blunt, gelegt. Ein ſchlechter chirurgiſcher Verband hatte die Wunde des jungen Offiziers noch verſchlimmert, ein heftiges hitziges Fieber war die Folge davon, und durch mehre Wochen war Arthur beſinnungslos, gleich einem ſchwachen Kinde von der Sorgfalt dieſer beiden Mädchen abhängig.“

„Die beiden Schweſtern, wie man mir erzählte, waren einander in nichts ähnlich, als in der Liebe zu einander. Ihre Charaktere und Geſichtszüge waren eben ſo verſchieden als die deinigen, Iſabelle, es ſind mit jenen deiner Baſe Lucie. Wenn ich mich der Beſchreibung, die man mir vom ihnen machte, noch recht erinnere, ſo könntet ihr Beide wirklich als lebende Abbilder der beiden Schweſtern dienen. Emma, blond, zart, weiß wie eine Lilie, rief, ſo wie meine kleine Lucie, die Modelle weiblicher Jungfräulichkeit, die Bilder italieniſcher Meiſter ins Gedächtniß. Ja, Emma würde eben ſo erröthet ſeyn, wie jetzt Lucie erröthet, bei dem Lobe — ſelbſt einer alten Frau; für dich, meine liebe Iſabelle, wäre das Lob etwas gefährlicher, darum will ich mich darauf beſchränken, zu ſagen, daß Anna eine erhabene Stirne, ein Auge voll Feuer, Wangen, auf welchen ſich die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes im roſenrothen Lichte abſpiegelte, beſaß; daß ihre Lippen dazu geſchaffen ſchienen, mehr die heroiſchen Geſetze der Liebe, als ihre ſchüchternen Bitten zu verkünden, kurz, daß ihre ganze Geſtalt zum Modelle einer Semiramis oder Zenobia hätte dienen können.“

„Großmama!“ fiel Iſabelle ein, „bedenken

Sie, daß Sie die Töchter eines gemeinen Kriegers beſchreiben.“

„Ich vergeſſe das nicht, Iſabelle,“ antwortete Miſtriß Tudor, „aber vergiß auch du nicht, daß die Natur bei Vertheilung ihrer Gaben nicht auf Rang und Stand ſieht. Dieſe jungen Mädchen hatten auch ihre Schönheit nicht durch harte Arbeit verderben müſſen; ihr Vater war reich und beſaß nur dieſe beiden Kinder, er vereinigte in ihnen alle Wünſche, alle Hoffnungen ſeiner Seele und umfaßte ſie mit ſeiner ganzen Liebe, da ihre Mutter ſchon geſtorben war, noch ehe ſie ſie kannten. Nur für ſeine Töchter war der ſchroffe Blunt mild und herzlich; und er hatte nichts geſpart, um ihnen die beſte Erziehung zu geben, welche dieſes Land darbot.“

„Der lebhafte, feurige Arthur, als er von ſeiner langen Beſinnungsloſigkeit wieder zu ſich kam, und die himmliſchen Weſen an ſeinem Bette beſchäftiget ſah, befand ſich in einer größern Gefahr, als unter dem Schwerte ihres Vaters. Wenn der Jüngling in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande geweſen wäre, ſo würde Anna ihn mehr angezogen haben, als ihre Schweſter; ihre glänzende Schönheit, ihre Luſtigkeit, obwohl etwas mit Koketterie verbunden, würden ſeinen leichten, lebhaften Geiſt gefangen genommen haben; allein Emma's zarte Sorgfalt, ihre ſanfte und ſüße Stimme, ihre anmuthigen Bewegungen, die Ruhe, welche ſie durch den himmliſchen Ausdruck ihrer Züge ſtets um ſich verbreitete: alles dieß ergriff mächtig das empfängliche Herz des Fremden, und während ſeiner allmäligen Wiedergeneſung legte er ihr das Geſtändniß ſeiner reinen und aufrichtigen Liebe ab.“

„Es war natürlich, daß ein junges, empfindſames Weſen, wie Emma, die Zärtlichkeit des intereſſanteſten Jünglings, den ſie noch in ihrem ganzen Leben geſehen hatte, theilte und erwiederte. Sie erwiederte ſie mit jener kräftigen tiefen Neigung, welche ein Mann ſelten, vielleicht nie fühlt.“

„Der heftige Liebhaber ſchlug eine eheliche Verbindung vor. Seine Geſinnungen waren ehrenvoll und lobenswerth, kein Gedanke kam in ſeine Seele, der Emma's Reinheit hätte beleidigen können. Aus Liebe zu ihr vergaß er ihre Geburt, die Pflichten ſeines Standes, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ſeine Hoffnung auf Avancement, die Wünſche ſeiner Mutter. Alles, Alles wurde ſeiner Leidenſchaft geopfert. Allein Emma hatte einen andern Charakter. Gern und leicht würde ſie auf alle andern Glücksgüter Verzicht geleiſtet haben, um Arthur's Frau zu werden; willig würde ſie ihr Leben für ihn gegeben haben; aber ſie wollte nicht um ein Haar breit von ihrer kindlichen Pflicht weichen, und weigerte ſich, die Wünſche ihres Geliebten zu erfüllen, bis ſie nicht die Einwilligung ihres Vaters dazu erhalten haben würde. Ein ſolcher Entſchluß ſchien dem jungen Manne, durch die Nachgiebigkeit ſeiner Jugendfreunde verwöhnt, und von ſeinen Leidenſchaften beherrſcht, fremd; es war das erſte Mal, daß ſein Wille Widerſtand fand, und Widerſtand von einem Mädchen, von dem er ſich geliebt ſah. Übrigens ſchrieb er einen leidenſchaftlichen Brief an Blunt, Emma fügte einige Zeilen hinzu, welche beſcheiden, aber feſt ihre Meinung ausdrückten, und ein Knabe ward gedungen, den Brief in das amerikaniſche Hauptquartier zu bringen, wo ſich Blunt befand, und welches einige fünfzig Meilen von dem Städtchen entfernt war. Bei dem gegenwärtigen Zuſtand des Landes konnte eine ſolche Sendung nicht ſchnell abgethan ſeyn, und mehre Wochen verdrießlichen Harrens erſchöpften Arthur's Geduld. Emma glaubte ſich, fürchtend eine Weigerung ihres Vaters, der Zärtlichkeit Arthur's entziehen zu müſſen, und der junge Engländer ſah dieß für Sprödethun und Kälte an. Während Emma ſich mit Reſignation in ihrer Kammer verſchloſſen hielt, war Arthur, der das Haus noch nicht verlaſſen durfte, einzig auf Anna's Geſellſchaft beſchränkt. Mit jedem Tage nahm die Geneſung des jungen Offiziers zu, ſeine natürliche Lebhaftigkeit kehrte wieder, und täglich hatte er auch Gelegenheit zu bemerken, daß Anna's entſchiedener und fröhlicher Charakter mehr Übereinſtimmung mit dem ſeinigen habe, als das ruhige und ſchüchterne Weſen ihrer Schweſter. Anna's Schönheit war glänzender, ihre Unterhaltung pikanter; endlich, als die Antwort des Vaters beſtehend in einem feſten unwiderruflichen „Nein“ anlangte, empfing ſie der junge Mann mit einer Gleichgiltigkeit, vielleicht ſogar mit einer geheimen Befriedigung; aber Emma, die kalte, ſpröde Emma, ſank ohnmächtig in die Arme ihrer Schweſter und brachte mehre Tage zwiſchen Tod und Leben zu. Sie ſah wohl ein, daß ſie ihrem Vater nicht trotzen könne, daß es fruchtlos ſeyn würde, ihn zu mildern Geſinnungen bewegen zu wollen; ſie war alſo entſchloſſen, zu dulden, ſich zu unterwerfen, und zu ſterben. Anfangs fürchtete ſie die Vorwürfe, die Verzweiflung ihres Geliebten; bald aber bemerkte ſie mit Erſtaunen, daß er leicht darüber hinausging, und gewahrte die unruhvollen und zärtlichen Blicke auf ihre Schweſter. Anna antwortete dieſen Blicken nicht, denn ſie liebte ihre Schweſter, ſie ſaß an ihrem Bette, pflegte ſie zärtlich und — vielleicht um ſo zärtlicher, als ihr Gewiſſen ihr insgeheim Vorwürfe machte.“

Nach und nach gewann die unglückliche Emma die Herrſchaft über ſich ſelbſt wieder, ſie nahm alle ihre Kräfte zuſammen, um dem Blicke ihres Geliebten begegnen zu können; allein dieſe Blicke waren verändert, ſie hatten nicht mehr jenen Glanz, jene Innigkeit, und klar wurde es Emma, Arthur liebe eine Andere, liebe — ihre Schweſter. Der Verrath zweier Weſen, welche ſie am meiſten auf der Welt liebte, brach ihr faſt das Herz; aber wie die Äolsharfe bei dem Sturme ſchweigt und nur durch den leiſen Zephyr ſich Töne entlocken läßt, alſo konnte auch die Seele dieſes ſanften Geſchöpfes keine bittern Gefühle laut werden laſſen. Sie wußte zu tröſten, zu beruhigen, aber nicht ſich zu beklagen. Emma ſagte nichts, ſchien nichts zu ſehen, ſie blieb oft allein, und ihr Geiſt fand da einige Ruhe, indem- er ſich über die Atmoſphäre irdiſcher Leidenſchaften erhob. Für Anna war dieſes Schweigen drückender als Vorwürfe; ſie fühlte ihre Schuld, warf ſich zu Emma's Füßen und bot ſich an, auf Arthur Verzicht zu leiſten. Emma hob ſie auf, ſchloß ſie in ihre Arme und lange hielten ſich Beide ſtillſchweigend feſt umarmt. Endlich, als Emma Kraft gewonnen hatte, ihren Entſchluß auszuſprechen, that ſie es in einem Tone, der ungeachtet ſeiner Sanftheit doch ankündigte, daß dieſer Entſchluß unabänderlich ſei. „Das Band, welches mich an Arthur knüpfte,“ ſagte ſie, „iſt auf ewig zerriſſen; jenes Band, welches uns Beide an einander kettet, hat Gott um unſere Herzen geſchlungen, dieß bleibt feſt bis zum Tode. Derſelbe Gott hat eine ſchwere Prüfung über uns verhängt, aber wir wollen ſie beſtehen, nicht wahr, Anna?“ — Anna antwortete nur durch eine neue Umarmung, und durch einen Strom von Thränen. Sie geſtand, daß der unbeſtändige, aber doch aufrichtige und ehrliche Arthur —“

„Großmutter!“ riefen hier beide Mädchen mit Einer Stimme, „ſagen Sie ja nichts zu ſeinem Vortheil; das iſt ein abſcheulicher Menſch.“

„Meine lieben Kinder,“ verſetzte Miſtriß Tudor, „in dem Maße, als wir im Alter vorrücken, lernen wir auch mehr mitleidig, als erzürnt, die Schwächen unſerer Mitmenſchen betrachten. Bedenkt nur die Jugend und Verzärtelung Arthur's, und damit ihr nicht gar zu ſtrenge ſeid, ſo will ich euch noch im Voraus ſagen, daß er durch ein tugendhaftes Leben alle Thorheiten ſeiner Jugend wieder gut gemacht hat. Doch laßt mich in meiner Erzählung fortfahren. Anna geſtand ihrer Schweſter, daß Arthur ſie dazu aufgefordert habe, ihm ohne Einwilligung ihres Vaters ihre Hand zu reichen; ſie ſagte ihr mit bittern Thränen, daß es den Anſchein habe, als würden die engliſchen Truppen nicht mehr lange im Städtchen bleiben, und daß nach den letzten Nachrichten aus dem Hauptquartier es wahrſcheinlich ſei, es werde das Corps, zu welchem Arthur gehöre, nach dem Süden marſchiren. Arthur hatte Anna mit aller Heftigkeit der erſten Liebe gebeten, beſchworen, ihm das Recht einzuräumen, ſie als ſein Weib reklamiren zu können, wenn dieſer unglückliche Krieg geendet ſeyn werde. Anna hatte ihm ſchon zur Hälfte ihre kindliche Pflicht zum Opfer gebracht. Emma machte ihr hierüber die ernſthafteſten Vorſtellungen, beſchwor ſie, auf ihr Haupt nicht den Zorn des Himmels zu laden, welcher ungehorſame Kinder nie verſchont. Sie hatte den Muth, Arthur zu ſehen, ihn mit der feſten, unwiderſtehlichen Stimme, welche der triumphirenden Tugend eigen iſt, zu bitten, ihre geliebte Schweſter nicht zu einem Schritte zu verleiten, der ſie ewig unglücklich machen würde, und als ſie ſah, daß Arthur, vom Feuereifer ſeiner Leidenſchaft überwältigt, nicht nachgab, ſagte ſie endlich nach einigem Nachdenken: „Wohlan, ſo will ich mich ſelbſt zum Vater begeben, und eure Sache vor ihm vertreten.“

„Sie, Emma, Sie ſelbſt?“ rief Arthur beſchämt, „bedenken Sie, welche Gefahren …“ — „Sie ſollen mich nicht ſchrecken. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich kenne meinen Vater, obwohl fürchterlich für den Feind, und ſtrenge für die ganze Welt, hat er mir noch keine Bitte abgeſchlagen. Ich bin überzeugt, mir wird er ſeine Einwilligung nicht verweigern. Macht mir keine Einwendungen, ich will nichts mehr hören, als euern Dank bei meiner Zurückkunft. Arthur, verſchaffen Sie mir eine Eskorte, welche mich bis zu Ihren Vorpoſten bringt; wenn ich einmal unter den Unſerigen bin, hab' ich nichts mehr zu befürchten.“

Ohne die Dankſagungen Arthur's und Anna's für ſo viele Aufopferung mehr anzuhören, machte Emma ſogleich Anſtalt zu ihrer Reiſe. Wirklich war es für ein junges Mädchen ein ſehr gefahrvolles Unternehmen, einen ſo langen Weg mitten durch zwei feindliche Corps, welche immer kleinen Krieg mit einander führten, zu machen. Sehr oft drohte ihr Tod, und noch Schlimmeres; dennoch wanderte ſie muthig und auf Gott vertrauend weiter, und kam glücklich am vierten Tage ihrer Reiſe im amerikaniſchen Lager an.

Sobald ihr Vater ſich von der Überraſchung und der Freude, ſein geliebtes Kind wiederzuſehen, etwas erholt hatte, entdeckte ſie ihm die Urſache ihres Erſcheinens mit jener rührenden Anmuth, mit jenem ſchweſterlichen Eifer, welcher ſie zu dieſem Schritte bewogen hatte. Allein keine Worte vermögen den Zorn des alten Kriegers zu ſchildern. Ich möchte euch, ſelbſt wenn ich es im Stande wäre, ſeine fürchterlichen Verwünſchungen nicht wiederholen.

Er verbot Emma, unter Androhung ſeines Fluches, den Namen Arthur je mehr zu nennen. Er weinte Thränen der Wuth und Verzweiflung. So oft Emma den Mund öffnen wollte, verdoppelte ſich ſein Zorn. Er ſchwur, ſein gebrandmarktes Haus zu rächen an jenem Elenden, und ſprudelte auch über Anna die ſchrecklichſten Verwünſchungen aus, wenn ſie dieſes unwürdige Verhältniß nicht auf der Stelle abbrechen, und den Fremden nie mehr ſehen zu wollen verſprechen würde.

Emma, zitternd, in Thränen gebadet, wußte nicht, wie ſie die Wuth ihres Vaters beſchwichtigen ſollte, und alle ihre Angſt vereinigte ſich jetzt nur darin, ihre Schweſter von den Folgen des väterlichen Fluches zu retten, der ihr eben ſo fürchterlich ſchien als der Zorn Gottes. Sie reiſte auf der Stelle wieder ab, aber mehre Zufälle verlängerten ihre Reiſe, und als ſie an die Stelle kam, wo die Eſkorte Arthur's ſie wieder übernehmen ſollte, fand ſie dieſe nicht, und wurde von einem amerikaniſchen Häuptling gefangen genommen, welcher, ein Freund ihres Vaters, ſich ihrer Weiterreiſe widerſetzte. „Die Engländer,“ ſagte er, „ziehen ihre Linien täglich beſſer zuſammen, kleine Gefechte haben faſt zu jeder Stunde Statt, und es iſt unmöglich, daß Sie unverſehrt nach Hauſe kommen.“

Er führte ſie in das Haus einer geachteten Familie, wo ſie gaſtfreundlich aufgenommen wurde, allein keine zuvorkommende Aufmerkſamkeit konnte ihren bewegten Geiſt beruhigen. Den heftigen Charakter Arthur's kennend, fürchtete ſie, er werde ihre Wiederkehr nicht ruhig abwarten, und ihre arme Schweſter werde endlich dem täglichen Dringen ihres Geliebten weichen. Drei martervolle Wochen war ſie gezwungen, zu bleiben, endlich ward ihr geſtattet, ihren Weg weiter fortzuſetzen. Sie kam ohne weitern Unfall in ihrem Geburtsſtädtchen an, und bemerkte gleich bei ihrem Eintritte eine allgemeine Veränderung; der kriegeriſche Lärmen war verſchwunden, die Straßen waren ruhig, als ob Sonntag wäre. Mehre bekannte Geſichter zeigten ſich an den Fenſtern und unter der Hausthüre und grüßten freundlich. Emma wollte nicht anhalten, und eilte nur ſchneller ihrem Hauſe zu.

Daſelbſt angelangt, that die Magd, welche ihr öffnete, einen Ausruf, den ſie nicht verſtand. Sie lief durch die Gemächer und fand Niemand; ſchnell wandte ſie ſich nach dem Zimmer, welches ſie Beide bewohnten, öffnete die Thüre deſſelben mit zitternder Hand, und fand Anna ſitzend, das Geſicht in ihr Tuch verbergend und laut weinend. — „O, meine Emma! meine theure Schweſter!“ rief ihr Anna entgegen, „er iſt fort! mein Gemahl iſt fort!“ — „Dein Gemahl?“ ſchrie Emma, und es dauerte einige Minuten, bis ſie ein anderes Wort hervorzubringen vermochte. Alles, was ſie gefürchtet hatte, war nun eingetroffen. Arthur, heftig, ungeduldig fürchtend, Blunt's Einwilligung nicht zu erlangen, hatte Anna endlich dazu bewogen, ſich mit ihm trauen zu laſſen. Dieß geſchah ſchon einige Tage nach Anna's Abreiſe. Dieſe machte ihrer armen Schweſter keinen Vorwurf, ſie wollte die Laſt des Unglücks, welches ſie bereits ſo tief niederdrückte, auch nicht durch ein Wort vergrößern, und Emma's ganze Sorge ging nur dahin, die Folgen eines Fehltritts zu beſchwören, der nicht mehr gut zu machen war. Sie ſagte ihrer Schweſter nichts, als daß ſie des Vaters Einwilligung leider nicht erhalten habe; genug, um dieſe zu erſchrecken; allein ſie hoffte ihre Ehe, welche ſehr geheim geſchloſſen worden war, ihm verbergen zu können. Zum erſten Mal in ihrem Leben nahm Emma aus Liebe für ihre Schweſter ihre Zuflucht zur Liſt und Verſtellung. Da der Rückkehr Amos Blunt's kein Hinderniß mehr im Wege ſtand, ſo langte er ſchon am folgenden Tage in dem Städtchen an. Seine Wuth gegen die Feinde ſeines Vaterlandes vermehrte ſich bei jeder Spur, welche ſie zurückgelaſſen hatten. Er muthmaßte nichts von dem, was ſeinem Vaterherzen den ſtärkſten Schlag verurſachte; indeſſen war er einige Zeit gegen ſeine Tochter weniger offen, weniger herzlich als früher. Niemals ſprach er von ihrem Gaſte, aber wenn irgend etwas ihn ſeiner Erinnerung zurückrief, ſo erblaßte er, zog die Brauen zuſammen, biß ſich in die Lippen, und ſein ganzes Weſen zeigte von dem Haſſe, den er im Innern gegen ihn nährte. Eines Tages erſchien Salli, die Magd, vor ihm in ihrem Sonntagskleide und ein kleines goldenes Geſchmeide am Halſe tragend. „Woher haſt du das Geſchmeide in den Zeiten der Widerwärtigkeit erhalten?“ fragte Blunt. Das arme Mädchen, welches ihren Herrn kannte, und deſſen beide Töchter erröthen ſah, wagte nicht zu antworten, durch Blunt aber dazu gedrängt, ſtotterte ſie mit einer Angſt, als ob ſie einen Diebſtahl begangen hätte: „Kapitän Arthur hat es mir geſchenkt.“ — Kaum hatte ſie dieſes Wort geſprochen, als Blunt ihr das Geſchmeide vom Halſe riß und mit dem Fuße zertrat. Einige Wochen nachher begab es ſich, daß ein junger krüppelhafter Burſche aus dem nachbarlichen Pachthofe, mit einer ſchönen Flöte in der Hand, in Blunt's Gemach trat. „Jerry, mein Kind,“ ſprach Blunt, der gleich dem Löwen ſanft und freundlich ſich gegen die Schwachen zeigte, „Jerry, mein Kind, iſt dieß das Inſtrument, welches du manchmal am Abende ſo angenehm ſpielſt, und uns dadurch ſo viel Vergnügen machſt? Zeige es mir doch. Der Knabe gab ihm die Flöte und ſagte: „Herr, wenn Sie erſt den Kapitän Arthur darauf hätten ſpielen gehört! Er hat mir dieſe Flöte geſchenkt, weil ich ſo glücklich war, den Ring wieder zu finden, den er von Miß Anna bekommen hatte.“ — Im Augenblicke lag die Flöte im Feuer des Kamins, und ein fragender, argwöhniſcher Blick fiel auf Anna und lenkte ſich dann auf den Ring an ihrem Finger, auf den Ehering. Ach! meine lieben Kinder, ich bin nicht im Stande, euch die Szene zu beſchreiben, welche nun folgte. Alle lebenswerthen Empfindungen

Blunt's ſchwiegen in dieſem Augenblicke und ließen dem Ausbruche der wüthendſten Leidenſchaften Raum. Emma, nicht für ſich, ſondern nur für ihre Schweſter fürchtend, weinte und flehte um Gnade, aber ihre Stimme verhallte wie jene eines Kindes unter Sturmesgeheul. Anna ward aus dem Hauſe geſtoßen mit dem ſtrengen Verbote, nie mehr dahin zurückzukehren; die ſchändlichſten Namen ſtrömten auf ſie, und die letzten, die ſie auf der Schwelle des väterlichen Hauſes halb ohnmächtig, in den Armen ihrer Schweſter liegend, vernahm, waren Fluch und Verwünſchungen, über ſie ausgeſprochen. Emma ſorgte nun für Anna und wachte über ſie mit mehr als ſchweſterlicher Liebe. Sie verſchaffte ihr fürs Erſte eine ärmliche aber reinliche Wohnung, ſie arbeitete oft die ganze Nacht, um Emma das Nothwendige zu verſchaffen, denn Blunt hatte ſtrenge unterſagt, ſeiner ungerathenen Tochter auch nur einen Schilling zu reichen.

Drei Monate nachher gebar Anna ein Kind, einen Knaben, und um ihr Unglück voll zu machen, blind. Die Arme wendete ihr ganzes Leben dazu an, über jenes Weſen zu wachen, welches, wie ſie glaubte, von ihr dazu verdammt war, ewig elend zu ſeyn, indem ſie durch ihren Fehltritt des Himmels Zorn über daſſelbe hervorgerufen hätte. Sie dachte an die Vergangenheit mit bitterer Reue, an die Zukunft mit Entſagung.

Fünf lange Jahre vergingen, ohne daß Anna von Arthur auch nur die geringſte Nachricht erhielt;

ſie zweifelte, daß er noch lebe; denn Zeitungen gab es damals noch ſehr wenige, und nur ſelten ſah man einzelne Blätter in dem kleinen Städtchen. Arthur konnte in einem Gefechte geblieben, er konnte auch nach England zurückgekehrt ſeyn, — und — o grauſame Vorausſetzung! — ſein Weib vergeſſen haben. Die Zeit, ſtatt Blunt's Haß zu beſänftigen und ſein Herz zu milderen Geſinnungen zu bewegen, ſchien ihn in ſeinem grauſamen Entſchluſſe nur noch mehr zu beſtärken. Sein Vermögen, obſchon durch den Krieg etwas geſchmälert, war doch viel größer, als jenes ſeiner Mitbürger. Emma ſollte ſeine einzige Erbin ſeyn. Emma, tugendhaft, verſtändig und ſehr ſchön, fand mehr als einen Mann, der ſich um ihr Herz und ihre Hand bewarb; allein ſie empfing alle Huldigungen gleichgiltig, ſie lebte nur ihren kindlichen und ſchweſterlichen Pflichten, und beſonders in der Liebe für den kleinen blinden Knaben, dem ſie mit außerordentlicher Zärtlichkeit zugethan war. Sie arbeitete ohne Unterlaß für ihn und ſeine arme Mutter; ihre erfinderiſche Liebe fand hundert Mittel, dem Kinde jene Vergnügungen zu machen, wofür er bei ſeiner Blindheit empfänglich war. Sie brachte ihm Spielzeug, welches ſein Ohr erfreute, ſang ihm manche Stunde lang vor u. ſ. w. Alles liebte Miß Emma, und die Jünglinge beeiferten ſich, ihr Blumen und Früchte für ihren kleinen Liebling zu bringen.

Es ſchien, als ob der Kleine die Schwermuth ſchon mit der Muttermilch eingeſogen habe. Man ſah ihn faſt immer auf einer Strohmatte, in einer Unbeweglichkeit liegen, welche für ſein Alter ganz ungewöhnlich war. Aber ſobald er Emma's Stimme oder Tritte vernahm, zappelten ſeine kleinen Füßchen, ſeine Händchen ſtreckten ſich aus und alle ſeine Züge wurden lebhafter, mit Ausnahme derjenigen, welche der Spiegel der Seele ſind. Oft nahm ihn Emma auf den Arm und trug ihn ins Freie, hoffend, ſeinen Wangen dadurch die Farbe der Geſundheit zu verſchaffen, allein vergebens; die unglücklichen Umſtände, unter denen er geboren war, ſchienen unheilbringend auf ihn einzuwirken, und er welkte dahin wie eine Blüte, von einem Wurm geſtochen.“

„Endlich, meine lieben Kinder, ſtreckte jene Gewalt, vor welcher auch die Stärkſten ihre Häupter beugen, die Hand auch über Blunt aus. Eine langſame, aber tödtliche Krankheit befiel ihn, und er ſah, daß er ſterben müſſe. Schon lange hatte er ein Teſtament gemacht, und ſein ganzes Vermögen Emma zugeſprochen, mit der Bedingung, daß ſie nichts, gar nichts davon ihrer Schweſter geben dürfe. Im Falle ſie dieſe Bedingung nicht halten würde, verordnete er, daß ſein Vermögen fruchtbringend angelegt, und von den jährlichen Zinſen den Veteranen der Armee, welche ſeit Anbeginn des Krieges gedient hatten, und beweiſen konnten, daß ſie wenigſtens zehn Engländer getödtet hatten, jährlich hundert Dollars gegeben werden ſollten, inſoweit nemlich das Kapital hinreichte.“

„Unter den eifrigſten Bewerbern um Emma's

Hand war ein Jüngling Namens Henry Lee. Er hatte an Blunt's Seite gefochten und geſiegt, und dieſer drang täglich in ſeine Tochter, ihm vor ſeinem Tode noch ihre Hand zu reichen. Emma aber, welche dem jungen Lee wirklich mit Freundſchaft zugethan war, antwortete ganz einfach: „Lieber Vater, Henry weiß ſchon, daß ich ihm nur meine Freundſchaft, aber nicht meine Liebe geben kann.“ — Übrigens wiederholte Blunt dieſen Wunſch ſo oft, daß Emma wohl bemerkte, daß es der einzige, der höchſte ihres Vaters ſei. Sie überdachte, daß es wohl möglich ſeyn dürfte, um dieſen Preis Verzeihung für ihre arme Schweſter zu erlangen. Es war das größte Opfer, das ein Weib für das andere bringen konnte, aber Emma war ein edles, großmüthiges Weſen.“

„O, Großmama!“ rief Iſabelle, „viel zu edel und zu großmüthig! ich kann nicht glauben, daß Sie uns da eine wahre Geſchichte erzählen, denn wie kann ein ſo tief beleidigtes, zurückgewieſenes Herz ein ſo übermenſchliches Opfer bringen?“

„Ich kann es glauben,“ ſprach Lucie mit von edlem Eifer glühenden Wangen. „Ich weiß ſogar, daß eine Frau exiſtirt hat, welche ſolcher Tugend, ſolcher Aufopferung fähig war: es war meine Mutter,“ fügte ſie hinzu, indem ſie ihre Augen voll Thränen in ihre Schürze verbarg. Wir Alle waren tief ergriffen von dem einfachen, aber herzlichen Lobe, das Lucie über ihre Mutter ausſprach, für die ſie in Trauer gekleidet war, und Miſtriß Tuder ſchwieg einige Augenblicke, bis ſie mit zitternder Stimme alſo fortfuhr: „Und doch, Iſabelle, muß ich dir, trotz deiner Ungläubigkeit, ſagen: es iſt eine ganz wahre Geſchichte. Emma raffte ihren ganzen Muth zuſammen, und erklärte ihrem Vater, daß ſie Henry Lee unter der Bedingung heirathen wolle, wenn er ſeinen Fluch über ihre arme Schweſter zurücknehmen, und in ſeinem Teſtamente für deren Zukunft bedacht ſeyn wolle.

Der Alte hörte ſie an, ohne ſie zu unterbrechen, er antwortete nichts, ſein Geſicht überzog ſich mit Todtenbläſſe, große Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirne, ſein Athem war ſchwer, es ſchien, als wolle ein innerer Kampf verſchiedenartiger Empfindungen ſeinem Leben früher ein Ende machen. Emma war darüber ſehr erſchreckt, ſie wagte es nicht in dieſem Augenblicke mehr in ihn zu dringen, und ſuchte ihn nur zu beruhigen. Zwei Tage dauerten dieſe konvulſiviſchen Bewegungen mehr oder minder heftig fort. Er ſprach kein Wort mit Emma, ſah ſie nicht einmal an, aber der zärtliche Druck ſeiner Hand, wenn ſie ihm Arznei reichte, erweckte in ihr einen Hoffnungsſtrahl. In der letzten Stunde ſeines Lebens kam Blunt noch zu ſich, und zum erſten Mal wieder heftete er ſein Auge auf ſie, und befahl ihr, aus ſeinem Schreibkaſten ein verſiegeltes Papier zu holen. Sie gehorchte. Es war ſein Teſtament. Er zerriß es mit zitternden Händen, ſprechend: „Das Geſetz ſoll gleich theilen zwiſchen euch — euch Beiden.“ — Emma ſtürzte auf ihre Knie. „O mein

Vater! mein geliebter Vater!“ rief ſie, „ſprich auch das Wort Verzeihung über meine Schweſter aus!“ — „Das kann ich nicht, Emma,“ verſetzte der Sterbende, „aber ich will Gott bitten, daß er ihr verzeihe. Jetzt, mein Kind, bete für deinen Vater.“ Emma betete langſam und verſtändlich das heilige Gebet des Herrn, das Alles in ſich ſchließt, was der Sterbliche von dem höchſten Weſen zu erflehen hat, und der Sterbende wiederholte die Worte mit matter Stimme. Nachdem ſie zu der Bitte kam: „Verzeih uns, Herr, unſere Schuld, ſo wie wir verzeihen —“ ſchrie der Vater mit faſt gewohnter Heftigkeit: „Halt ein!“ — Es ſchien, als begriff er zum erſten Mal den Sinn dieſer Worte. „Halt ein!“ ſchrie er, „das kann ich dir nicht nachbeten.“

In dieſem Augenblicke ſtürzte Anna, die verſtoßene Unglückliche, in das Zimmer und zum Bette hin, ihr Kind auf dem Arme, ſie ſank neben Emma auf ihre Knie und hielt das unſchuldige Weſen ihrem Vater entgegen. Ach, es war nicht mehr die einſt ſo friſche bluhende Anna. Verwelkt, abgemagert, mit erloſchenen Augen, zeigte ſich den Blicken des Sterbenden ein Schreckbild von ſeinem Fluche getroffen. Ein tiefer Seufzer ſtieg aus dem Innern ſeines Buſens empor. „Ich verzeihe,“ ſprach er, „aber“ — ſeine Augen ſchließend — „ich kann nicht vergeſſen.“ — So zwiſchen den hartnäckigen irdiſchen Leidenſchaften und den ſiegreichen himmliſchen getheilt, hauchte Blunt ſeine Seele aus. Miſtriß Tudor ſchwieg. Auch ihre Zuhörer blieben ſtumm, zu ſehr erſchüttert durch das Gemälde zu heftiger Leidenſchaften, als daß ſie ihre zarte Jugend aus Erfahrung zu kennen oder ſie zu begreifen fähig geweſen wären. Iſabelle bat zuerſt um Fortſetzung der Erzählung. „Großmama,“ ſprach ſie, „ich hoffe, wir haben den traurigſten Theil der Geſchichte überſtanden. Anna wird freilich ſterben, das ſeh' ich wohl noch kommen. Arthur wird zurückkommen, ſeine Gattin todt finden, und Emma heirathen.“

„Aber,“ fiel Lucie ein, „das iſt ja unmöglich. Sie haben ja gehört, daß Emma verſprach, dem Henry Lee ihre Hand zu reichen.“ — „Ach! Henry iſt gewiß ein großmüthiger Jüngling, der auf ſeine Rechte Verzicht geleiſtet hat. Die Großmama hat uns beim Anfange der Erzählung etwas von einem Geiſte geſagt, und zwar, daß dieſer der Einzige ſei, an den ſie feſt glaube, den armen Geiſt haben wir Alle vergeſſen. Nun wohl, dieſer Geiſt wird der Geiſt der verſtorbenen Anna ſeyn, und dieſer wird der Schweſter Emma erſcheinen, und ihr befehlen, Arthur zu heirathen.“

„Wenn dich deine eigenen Muthmaßungen nicht beſſer unterhalten, liebe Iſabelle,“ ſprach Miſtriß Tudor, „als meine Geſchichte, ſo will ich jetzt in derſelben fortfahren. Arthur war wirklich, wie er es vermuthet hatte, zur Armee nach Süden befehligt worden. Lange Zeit erhielt ſich die Liebe für ſeine Frau mit gleicher Heftigkeit in ſeinem Herzen; allein er erhielt keinen Brief von ihr, und auch die ſeinigen gelangten nicht in das Städtchen, welches ſie bewohnte. Zwei Jahre der Entfernung ſchwächten, ja vertilgten endlich faſt den Eindruck, den ein ſo kurzer Umgang mit Anna in ihm hervorgebracht hatte. Ausgezeichnet in ſeiner militäriſchen Laufbahn, mit der Gunſt ſeiner Vorgeſetzten beſchenkt, überließ er ſich der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit mit ſeinen Kameraden. Sein Stolz und ſein Hang zum Vergnügen ſteigerten ſich immer mehr in dieſer gefährlichen Geſellſchaft, und ich muß es ſagen, er blickte auf jene einſt geſchloſſene Verbindung mit Reue zurück, und ſprach mit keinem Menſchen auf der Welt davon. Endlich kam jener wohlthätige Mahner, welcher ſo nothwendig iſt, um die gebrechliche Tugend zu retten, jener Bote des Himmels: die Krankheit. Mehre Monate hielt ihn ein heftiges, hitziges Fieber im Bette, und erſt als der Friede geſchloſſen war, wurde es ihm möglich, jenen Entſchluß auszuführen, den er in den Stunden des Leidens gefaßt hatte.

Einige Wochen nach Blunt's Tode hielt Arthur, auf einem ſchönen Pferde ſitzend, vor einer Herberge, einige Meilen von dem Städtchen B * entfernt. Er wollte die Leute, welche unter dem Thore ſtanden, um das fragen, was ihn am meiſten intereſſirte, allein er brachte es nicht über ſich, und erkundigte ſich daher nur, wie weit es von hier noch nach dem Städtchen B * ſei. Man gab ihm Auskunft und — alle ſeine Kräfte zuſammenraffend — fügte er noch die Frage hinzu: „Das Haus des Amos Blunt ſteht, wenn man mich recht berichtet hat, dießſeits der Stadt?“ — „Ja,“ antwortete man,

„Sie werden vier Meilen von hier das Haus finden, wo Blunt wohnt, — oder wohnte, denn er iſt geſtorben, aber einige Perſonen ſeiner Familie ſind noch dort.“ — Arthur zog raſch den Zugel ſeines Pferdes und beeilte ſich weiter zu kommen, in der Angſt, ein Wort mehr zu horen. Traurige Ahnungen beengten ſeine Bruſt und ſeine Gewiſſensangſt zeigte ihm in einer abſchreckenden und widerlichen Geſtalt die Bahn, welche er durchwandelt hatte. Jetzt betrachtete er die Leidenſchaften ſeiner Jugend mit einem Gefuhl, welches der Verachtung nahe kam, er dachte an ſeine thorichte Heirath, an das ſträfliche Verlaſſen ſeines Weibes mit tiefer Reue. Er fuhlte, daß er die Strafe des Himmels verdient habe, und beugte ſein Haupt, ſie zu empfangen. Der Weg fuhrte an dem Saum eines Hügels vorbei, und das ſchwache Sternenlicht fiel auf hohe zerſtreute Pinien, dichtes Geſtrauch umgab den Reiter, Unken quackten in den Sümpfen und Arthur's düſtere Einbildung ſah in Allem eine böſe Vorbedeutung. Als der Reiſende den Gipfel des Hügels erreicht hatte, ſchloß ſich ſeinem Blicke das Thal auf, in deſſen Mitte das Städtchen lag. Der abnehmende Mond erſchien am Horizonte, doch von Wolken verhullt, deren verſilberte Ränder allein ſeine Gegenwart verriethen. Arthur ritt in tiefen Gedanken vorwärts, alles Ungluck, welches ſeine Frau erlitten haben konnte, ſtellte ſich ſeinem Geiſte dar, doch eine Furcht überwog die andere, nämlich der Gedanke: ach! wenn ſie die Stimme der Reue nicht hören, wenn ſie das

Wort „Verzeihung“ nicht mehr ausſprechen könnte. — „Ja, ſie iſt todt,“ rief Arthur endlich verzweiflungsvoll, „und ich habe dieſe Strafe verdient.“

In dieſem Augenblicke ſtieg der Mond hellſtrahlend aus den Wolken hervor. Er ritt noch über eine ländliche Brücke, dann einen kleinen Abhang empor, und da ſah er nun Blunt's Haus vor ſich. Er betrachtete ſchweigend das alte unregelmäßige Gebäude; es war noch, wie er es verlaſſen hatte, aber kein Lichtſtrahl aus den Fenſtern zeigte, daß es bewohnt ſei. Alles war dunkel und ſtille um ihn.

Bevor er das Haus ganz erreichte, mußte er noch einen Platz zurücklegen, der zugleich die zärtlichſten Erinnerungen und zugleich die ſchmerzlichſten Beſorgniſſe in ihm erregte. Es war ein Grasplatz von beiläufig 40 Klaftern, im Niveau mit dem Wege, aber von der andern Seite von Felſen geſchloſſen und mit Ahornbäumen, Linden und Buchen beſetzt. Zwei ſehr alte Ulmen ſcheiden dieſes kleine Heiligthum von dem Wege. Amos Blunt hatte dieſen Platz vor allen andern geliebt, und ihn zu ſeiner Grabſtätte beſtimmt. Hier hatte Arthur oft mit den beiden Schweſtern geſeſſen, hier ruhte auch ihre Mutter.

Arthur fühlte Eiſeskälte durch ſein Innerſtes rieſeln, als er ſich dem einfachen Erdhügel nahte. Ich will nicht dahin ſchauen, dachte er, allein er konnte ſeinen Blicken nicht befehlen. Ein unwiderſtehlicher Inſtinkt leitete ſie dahin und hielt ſie dort feſt. Er gewahrte eine Geſtalt, welche ſich einem friſchaufgeworfenen Grabe näherte. Die Geſtalt hatte die Größe, die Bewegungen ſeiner Frau. Sie war in ein weißes Tuch gehüllt und als ſie das Grab erreicht hatte, warf ſie ſich auf dasſelbe. Arthur zitterte, aber näherte ſich leiſe, um die Züge der Geſtalt ſehen zu können. Ha! es war keine Täuſchung ſeines kranken Gehirns, wirklich lag ein blaſſes Weſen unbeweglich auf der friſch gegrabenen Erde. Ja, es war ſein Weib mit den Furchen des Kummers auf dem blaſſen Antlitze. Aber dieſes Antlitz drückte zugleich den Frieden, die Heiterkeit des Todes aus. Die langen Wimpern ruhten auf den Wangen, als ob der Schlummer natürlich ihre Augenlider geſchloſſen hätte. Selbſt das weiße Leichentuch, worin ſie gehüllt war, bildete um ihre Glieder weiche, anmuthige Falten. Einer ihrer Arme, auf das Grab hingeſtreckt, ſchien ſich um einen geliebten Gegenſtand zu ſchlingen, mit einem Gefühle des Beſitzes und der Sicherheit. An einem der Finger glänzte der Ehering. Heftig wurde Arthur von dieſem Geſichte ergriffen, er kniete nieder und bat Gott, ihm den Zweck dieſer geheimnißvollen Erſcheinung zu enthüllen. Dann ſtand er auf, warf die Blicke aufs Neue auf die ſtumme, unbewegliche Geſtalt; im höchſten Ausbruche ſeiner Erſchütterung trat er noch näher, beugte ſich über ſie und richtete die heftigſten Ausdrücke der Reue an den erzürnten Geiſt ſeiner Frau.

Bei dem Tone ſeiner Stimme erhob ſich die Geſtalt, ihre Wangen färbten ſich, und Anna, die lebende Anna, ſtand vor ihm. Sie warf unruhige zweifelnde Blicke um ſich und einen lauten Schrei ausſtoßend, ſtürzte ſie in Arthur's Arme. Sie lebte, er konnte aus ihrem Munde ſeine Verzeihung und ihre treue Liebe vernehmen. Geſtärkt durch die ſüße Gewißheit, trug er ſie in das Haus ihres Vaters. Emma empfing ſie an der Thüre.

Ich will euch nun nicht mit mehren einzelnen Nebenumſtänden langweilen, ihr könnt ſie euch ſelbſt ausmalen. Das Grab, wie ihr vielleicht ſchon geahnt haben werdet, war jenes des blinden Kindes. Man hatte es am vorigen Tage beerdigt, und ſeine arme Mutter, von vielen Nachtwachen geſchwächt, hatte in einem fieberhaften Traume ihr Bette verlaſſen, ſich in ihr Betttuch gehüllt und den Erdhügel aufgeſucht, der ihr Liebſtes in ſich ſchloß.“

Wir blieben einige Zeit ſtumm, theils von dem Vergnügen ergriffen, welches uns ein glücklicherer Ausgang, als wir ihn gehofft hatten, verurſachte, theils aber auch etwas ungehalten, daß es im Grunde doch keine Geiſtergeſchichte war, wie uns Miſtriß Tudor verſprochen hatte. Iſabelle nahm wie gewöhnlich zuerſt das Wort.

„Und Arthur,“ fragte ſie, „war er ſeiner Frau immer liebend zugethan?“

„Immer, meine liebe Iſabelle. Er führte ſeine Frau nach England, wo ſie von ſeiner Mutter ehrenvoll empfangen, und als ſie ſelbe näher kennen gelernt hatte, herzlich geliebt wurde.“

„Und die gute Emma," fragte Lucie, „die ſanfte Emma, immer mit dem Glücke Anderer beſchäftigt, verehelichte ſich vermuthlich, wie ſie verſprochen hatte?"

„Ja, mein Kind, und ihre Neigung für ihren Gatten wuchs mit jedem Tage und ließ ſie in ihrer Verbindung ein wahres Glück und jene Ruhe finden, welche romantiſche Leidenſchaften ſelten gewähren."

„Aber," ſprach Iſabelle, „was that Anna, was konnte ſie thun, um ihrer engelguten Schweſter ihre Dankbarkeit zu bezeigen?" — „Es gibt Gefühle," verſetzte Miſtriß Tudor, „für welche kein Ausdruck möglich iſt, aber Anna bewies die ihrigen gegen ihre Schweſter durch alle Mittel, welche ihr ihre gegenwärtige Lage möglich machte. Emma war auch von ihrer Liebe und Dankbarkeit ſo überzeugt, daß ſie, als ſie ſelbſt hierauf von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, ihre Tochter ihrer Schweſter vermachte, überzeugt, daß ſie ihre Zärtlichkeit und Sorgfalt zwiſchen dieſer und ihrer eigenen Tochter theilen werde."

Iſabelle ſah Miſtriß Tudor mit großen Augen an, ſprang auf, und rief: „Großmama! nun begreif' ich Alles. Sie haben uns die Geſchichte unſerer eigenen Mutter erzählt." — Und ſich gegen Lucien wendend, ſchloß ſie dieſe zärtlich in ihre Arme. Ich las in Iſabellens beſeelten Zügen, in ihren ſchönen, zum Himmel gerichteten Blicken die Gedanken, welche ſich in ihrer Seele kreuzten und ſich endlich in die innigſte Liebe für ihre Couſine vereinigten, während Luciens Wangen ſich rötheten über den heiligen Sieg, den die Tugend ihrer geliebten Mutter errungen hatte.

§. 1.

Erſtes Frühſtück.

„Ihr Frühſtück ſteht bereit, hochwürdiger Herr!“ Dieß war die intereſſante Nachricht, welche Senora *Margaritha*, die alte Haushälterin des würdigen Seelſorgers *Matthäo Cordoſo*, demſelben brachte. Sie blieb aber ganz verdutzt ſtehen, als der Geiſtliche, anſtatt von ſeinem Stuhle aufzuſtehen, mit der Hand ein Zeichen gab, ihn nicht zu unterbrechen und die Arbeit fortſetzte, welche ihn ſchon ſeit Sonnenaufgang im Schlafrocke bei ſeinem Schreibtiſche feſthielt.

Das Geſicht der Alten drückte üble Laune hierüber aus, nichts deſto weniger ſchlich ſie doch auf den Zehen wieder hinaus und verſparte ſich die Vorſtellungen, welche ſie dem Hochwürdigen über die Unordentlichkeit in ſeinen häuslichen Verrichtungen zu machen ſich vornahm, für ſpäter.

Das Haupt auf die linke Hand geſtützt, in der rechten die Feder haltend, machte *Cordoſo* zugleich mit den Fingern dieſer Rechten Bewegungen, wie man ſie in der Schule macht, wenn man lateiniſche Verſe ſkandirt. Von Zeit zu Zeit unterbrach er dieſe Bewegungen, indem er wieder einige Worte ſchrieb, und dann ſtrich er dieſe Worte wieder aus, und ſkandirte wieder und ſchrieb wieder. Dieſes dauerte faſt eine Viertelſtunde.

Endlich ſtieß er einen triumphirenden Freudenlaut aus, bei welchem Margaritha halb unwillig, halb freundlich wieder herbeilief und mit vorwurfsvollem Tone ſprach: „Jetzt werden Euer Hochwürden doch endlich Ihr Frühſtück einnehmen?“ — Aber ſtatt zu antworten, blieb Matthäo, welcher im Gemache auf und nieder ging, plötzlich ſtehen und machte auf dem Papiere, welches er auf ſeinem Pult liegen gelaſſen hatte, noch eine Verbeſſerung.

„Die Chocolade wird ganz dick und ungenießbar werden,“ ſagte Margaritha. Allein der Dichter fand noch einen nicht ganz rein klingenden Hexameter, maß auch dieſen noch an ſeinen Fingern ab und ſchrieb ihn verändert und verbeſſert neu auf. Dann aber warf er die Feder weg und rief: „Jetzt iſt's vollendet und ich will kein Wort mehr daran ändern, denn jetzt iſt's gut!“

Und Margaritha öffnete ſchon die Thür zum Speiſegemache, als ein junger Mann furchtſam eintrat. Er hielt eine Taftrolle in ſeiner Hand, welche er auf das Pult des Geiſtlichen legte.

„Ach, ſind Sie endlich da, mein junger Künſtler? Beſſer ſpät als niemals. Wahrhaftig, ich hoffte nicht mehr die Fahne für das Ignaziusfeſt von Ihnen gemalt zu erhalten. Laſſen Sie doch ſehen.“ —

Er rollte den Taft auf. — „Schön, recht ſchön! Ein herrliches Marienbild, und die Farben ſo friſch und glänzend. Statt den verſprochenen 10 Dukaten ſollen Sie 20 haben. Arbeiten Sie nur fort, junger Mann, Sie werden es noch weit bringen und — es gibt ein anderes Leben," ſetzte er hinzu, indem er auf die Fahne deutete.

Der junge Mann, deſſen Wangen ſich mit den Roſen der Freude ſchmückten, hörte begierig Cordoſo's Worte.

„Sie müſſen ſehr fleißig arbeiten," fuhr Matthäo fort, „aber nicht bloß an der Staffelei. Die lateiniſche und griechiſche Sprache ſind Ihnen nothwendig, um in die Ideen der großen Alten einzugehen, und vor allem die Bibel, Herr, die Bibel muß ein Künſtler ſtudiren. In ihr findet der Maler das ſchönſte Ziel ſeiner Phantaſie und ſeines Studiums."

„Meine Erziehung iſt nicht ſo ganz vernachläſſiget," fiel der Jungling ein, „als es meine Armuth wohl glauben machen könnte. Ich verſtehe etwas Latein."

„So? Nun, ich bin neugierig, Ihre Latinität etwas auf die Probe zu ſtellen. Laß ſehen," fuhr Matthäo fort. „Ich will Ihnen dieſes Epitaphium leſen, und überſetzen Sie es mir dann ins gute Portugieſiſche."

„Ich will es verſuchen, obwohl ich ein Spanier bin."

„So ſetzen Sie ſich und hören Sie."

„Das Frühſtück Ew. Hochwürden wird ganz ungenießbar,“ warf die verzweifelte Margaritha ein.

Allein Cordoſo, ohne ihr zu antworten, las dem jungen Manne ſeine Verſe vor, welcher eifrig zuhörte, und als er geendet hatte, ihm das Manuſkript abnahm und es alſo ins Portugieſiſche überſetzte *):

Einer der größten Männer ruht hier in dem Schooße der Erde,
Nebenbuhler Ovid's in dem elegiſchen Sang,
In der lyriſchen Dichtkunſt Horazen den Lorbeer beſtreitend,
Im Epigramm Martial, Helden beſingend Virgil.
Portugal! deinen Ruhm hat ſein Schwert und ſein Kiel ausgebreitet,
Mars und Apollo zugleich lenkten des Herrlichen Hand,
Seine unſterblichen Lieder, ſie haben den Quell des Parnaſſes
Selbſt in der neuen Welt aus den Steinen gelockt.
Portugal ſtaunte ihn an den unvergleichlichen Dichter,
Als er vom Orient ihm Verſe ſtatt Goldes gebracht.

„Gut, recht gut, mein Sohn,“ rief nun Matthäo, „und erräthſt du auch, wem dieſes Epitaphium gilt?“

„Wem anders, als dem großen Dichter Louis Camoens.“

---

*) Wir fügen ſtatt deſſen eine deutſche Überſetzung bei.

„Ganz recht. Wer mir es damals geſagt hätte, daß dieſer arme Sterbende, dem ich auf dem Todtenbette in einem Hoſpitale die letzte Wegzehrung unſerer heiligen Religion reichte, einſt der Stolz Portugals werden würde —"

„Sie haben Camoens letzten Stunden beigewohnt?" fiel der junge Mann mit heftiger Bewegung ein. „O! beſchreiben Sie mir jede ſeiner Geberden, theilen Sie mir jedes ſeiner Worte mit."

„Eines Abends, mein Sohn, durchſtreifte ich die Säle des Hoſpitals **Santa Cruz**, deſſen Seelſorger ich bin. In der Mitte der Armen, welche die Betten füllten, ſah ich neben einem Leichname, welcher eben den Geiſt aufgegeben hatte, einen Mann von edler Geſtalt und einnehmendem Geſichte. Ich nahte mich ihm, und ihm mein Kruzifix vorhaltend, ſprach ich: Sieh hier denjenigen, mein Sohn, der für uns am Kreuze geſtorben und den Wermuthskelch geleert hat."

Da erhob ſich der Kranke, preßte das Kruzifix an ſeine blaſſen Lippen und ſtammelte: „**Spes mea in Domino.**" Dann nach einer Pauſe des Stillſchweigens fügte er hinzu: „Mein Vater! wollen Sie den letzten Willen eines Sterbenden erfüllen?" — „Ja, mein Sohn, ſo, als ob du mein Bruder wäreſt."

„So hören Sie mich. Hier ſind Papiere. — Ach, um dieſe Papiere mir zu erhalten, ſprang ich aus der Schaluppe, worin ich mich nach einem Schiffbruche gerettet hatte; um ſie mir zu erhalten, kämpfte ich zwei Tage gegen den Tod auf dem Überreſte eines Maſtes mitten im Meere, und um dieſe Papiere zu ſchreiben, ach! um ſie zu ſchreiben, leiſtete ich Verzicht auf das Glück, auf die Freuden der Jugend, auf Alles. Wohlan, ſchwören Sie mir auf dieſes Kruzifix und bei dem Heile Ihrer Seele, daß Sie, ohne erforſchen zu wollen, wer ich bin, dieſe Papiere ins Feuer werfen wollen. Schwören Sie mir dieß.“

Ich zögerte. Er las meine Unentſchloſſenheit in meinem Geſichte. — „Eine Glutpfanne,“ ſchrie er, „ſchnell eine Glutpfanne, oder ich gebe, Sie verwünſchend, meinen Geiſt auf. Sie verlieren meine Seele, und ich mache Sie dafür vor Gott verantwortlich.“

Seine Gemüthsbewegung wurde ſo heftig, daß ich nachgab und eine Glutpfanne bringen ließ, er warf ſeine Papiere darauf und ſah ſie mit wehmüthiger Freude brennen; als nur noch die Aſche ſichtbar war, ſprach er zu mir: „Nun geben Sie mir Ihren Segen, mein Vater, und verzeihen Sie mir im Namen Gottes meine Sünden. Sie dürfen es, denn ich habe viel gelitten und ſie abgebüßt. Gott hat mir eine ſchwere Krone auf das Haupt geſetzt, eine Krone, die mich brannte und verwundete, eine Krone, die ich oft verfluchte und die ich oft von mir ſchleudern wollte. O, was hab' ich gelitten, mein Gott! mein Gott! — Genie! O Sie wiſſen nicht, welcher Fluch auf dieſem traurigen Geſchenke haftet. Glücklich derjenige, der in der Dunkelheit geboren, unbekannt dahinlebt und unbekannt ſtirbt. Glücklich, überglücklich!“

Ich erlaubte mir die Frage, wer er ſei. Er lächelte bitter, hob die Augen gegen Himmel, wollte ſprechen — konnte aber nicht mehr und gab den Geiſt auf. Ich entfernte mich in ſonderbarer Stimmung von ſeinem Bette und fragte mich endlich ſelbſt, wer denn dieſer Mann ſeyn könne? Am andern Morgen, als ich ſeine ſterbliche Hülle noch einmal ſehen wollte, hatte man ihn ſchon mit andern Leichnamen in eine allgemeine Grube geworfen. Man zeigte mir noch einige Papiere, welche auf ſeinem Lager liegen geblieben waren, worunter ich ein italieniſches Sonett fand, unterzeichnet: Torquato Taſſo, und mit der Aufſchrift: An Louis Camoens.

„Er verbrannte ſeine Geſänge, er verweigerte dieſe himmliſche Erbſchaft ſeinem undankbaren Vaterlande, er verwünſchte ſein Genie?“ alſo fragte der junge Maler heftig. „O ja, er hatte recht. Genie, Elend, Hunger ſind gleichbedeutende Wörter. Genie haben, heißt ſich verkannt ſehen, verachtet, mit Füßen getreten, dulden und verzweifeln. Wie er ſagte, ſo iſt es. Das Genie trägt eine Krone, welche brennt, verwundet, tödtet.“

„Das iſt auch mein Los! O, ich Unglückſeliger!“ Und nach dieſen Worten verfiel er in ein tiefes Hinbrüten.

„He da! nicht verzweifeln, mein junger Freund, ich hoffe Ihnen einen blumichteren Pfad öffnen zu können.“

„Ich heiße Zurbara*),“ ſchrie er und ſtürzte aus dem Gemache.

Der Geiſtliche aber ging nun auf den wiederholten Zuruf Margaritha's kopfſchüttelnd in den Speiſeſaal, und ſetzte ſich nachdenkend zu ſeiner **olla potrida.**

§. 2.

Zweites Frühſtück.

Zwölf Jahre nachher trat Margaritha wieder in das Zimmer, um ihrem hochwürdigen Herrn, Don Matthäo Cordoſo, zu melden, daß das Frühſtück bereit ſtehe, und nach einigem Wiederholen begab ſich der Geiſtliche zum Tiſche, und ſprach ſein „benedicite“ über die rauchende Schüſſel, als ein Krankenwärter aus dem Spitale **Santa Cruz** die Nachricht brachte, daß ein Sterbender die geiſtliche Hilfe des ehrwürdigen Paters wünſche und bedürfe.

Der Prieſter ſeufzte tief, warf ſeine Serviette von ſich und ſtand auf, indem er ſeinen **Sombreto** begehrte.

„Nehmen Euer Hochwürden doch früher etwas Warmes zu ſich,“ ſagte Margaritha, „es iſt heute ſo neblig, und ein paar Minuten mehr oder weniger werden ja nichts verſchlagen.“

---

*) Andreas Zurbara, Maler des 16. Jahrhunderts, welcher im Style der florentiniſchen und lombardiſchen Schule malte. Der Michel Angelo Spaniens.

„Es handelt ſich hier um das Heil einer Seele,“ erwiederte Matthäo ſtrenger als gewöhnlich.

„So trinken Sie wenigſtens dieß Gläschen Xeres, um nicht nüchtern hinauszugehen,“ verſetzte Margaritha, und hielt ihm das volle Gläschen hin. Der Prieſter trank es aus und begab ſich nach dem Hoſpitale.

Man führte ihn zu einem Bette, worauf ein noch junger Mann, den aber das Unglück noch vor der Zeit alt gemacht hatte, lag. Seine Augen lagen hohl, ſeine Wangen waren blaß und abgezehrt, und wenige weiße Haare zeigten ſich auf ſeiner gefurchten Stirne. Er lächelte bitter auf den Prieſter, reichte ihm die Hand, und grüßte ihn bei ſeinem Namen. Cordoſo ſah den Kranken erſtaunt an, ohne ihn zu kennen. — „Erinnern Sie ſich nicht mehr, mein Vater,“ ſprach endlich dieſer, „eines jungen Malers, einer Fahne und eines Epitaphiums auf Camoens?“

„Wie,“ rief der Prieſter, „Sie unglücklicher, junger Mann, Sie wären —“

„Ja, ich bin jener Unglückliche, jener Unſinnige, der einem neckenden Phantome, welches man Ruhm nennt, folgte, welches immer vor mir floh, ſich endlich auf mein Grab ſetzen und eine Krone darauf legen wird. O mein Vater! Sie haben den ſterbenden Camoens geſegnet, verſagen Sie Ihren Segen auch dem ſterbenden Zurbara nicht.“

„Der Mann iſt im Delirio,“ ſagte der Arzt, welcher eben zum Bette getreten war, „er bildet ſich ein, ein Genie zu ſeyn, wie Camoens.“

Da richtete ſich der Sterbende auf. „Ihr glaubt es nicht,“ rief er, „wohlan, ſo ſehet;“ und er nahm eine Kohle aus dem Rauchfaſſe, das ein Kirchenknabe in der Hand hielt, welcher bei der letzten Ohlung Dienſte geleiſtet hatte, und mit dieſer Kohle zeichnete er mit zitternder Hand aber herrlichem Umriſſe einen ſterbenden Chriſtuskopf an die Wand, deſſen Ausdruck alle Anweſenden mit Bewunderung und Schauder erfüllte. Dadurch erſchöpft, fiel er dann auf ſein Lager zurück, kehrte verächtlich den Anweſenden den Rücken zu, warf einen ſchmerzhaften Blick auf ſein letztes Werk, und hauchte ſeine Seele aus.

Wenn ihr nach Liſſabon kommt, beſuchet das Hoſpital von Santa Cruz, man wird euch das Bett zeigen, worauf Camoens und Zurbara, die größten Männer Portugals und Spaniens, ſtarben, man wird euch auch, unter Glas wohl aufbewahrt, das Stückchen Mauer zeigen, auf welchem Zurbara ſeinen ſterbenden Chriſtus zeichnete, und euer Cicerone wird ſeine Erklärung mit den Worten endigen:

„Der Kirchenknabe, welcher damals dabei ſtand, war niemand Anderer, als der berühmte Murillo.“

Die beiden Freunde,

oder

die Reiſe nach Mekka.

Märchen.

ur Zeit des Kalifen Abu-Giafar-Almanzor
ten zu Bagdad zwei Jünglinge, welche das Band
r zärtlichſten, treueſten Freundſchaft feſt vereinigte.
ie waren mit einander aufgewachſen, und faſt von
eichem Alter. Immer mehr entfaltete ſich mit den
ahren das ſüße Gefühl, welches ihre Herzen ſchon
der zarteſten Kindheit an einander zog, und ſchlug
dlich feſte Wurzeln, welche Stürme und Zeit nicht
szureißen im Stande waren. Der Eine dieſer beiden
inglinge nannte ſich Abdul-Haſſan, der An-
re Adelhamed. Dieſer erreichte am ſechſten Tage
s Ramazan ſein zwanzigſtes Jahr, Jener war
n zweiten Tage des Mondes Sarbar 21 Jahre alt.
och war ihren jungen Herzen die Macht jeder Lei-
nſchaft unbekannt, nur jene der Freundſchaft fühl-
n und verehrten ſie.

Eines Tages gingen ſie Arm in Arm an dem
fer des Tigris, welcher die Mauern von Bagdad
eſpült, ſpazieren, als ſie einen armeniſchen Kauf-
ann erblickten, welcher viele Sklaven mit ſich führte.
Der Kaufmann näherte ſich den beiden Jünglingen

und redete ſie an: „Der Geiſt des Propheten ſei mit euch! Ich habe Sklavinnen von blendender Schönheit zu verkaufen, wollt ihr euch morgen früh auf dem Marktplatze von Bagdad einfinden, ſo könnt ihr frei unter den ſchönſten Weibern Aſiens wählen.“ — Die beiden Freunde antworteten dem Kaufmann, daß ſie morgen früh auf dem beſtimmten Platze erſcheinen würden, ſetzten ihren Spaziergang noch eine Weile fort, und kehrten dann zur Stadt zurück, wo ſie ſich trennten.

Indeſſen hatte Adelhamed unter den Sklavinnen des Kaufmanns eine junge Cirkaſſerin wahrgenommen, deren ſchlanker Wuchs und herrliche Formen ihn lebhaft anzogen. Sie war zwar verſchleiert, allein die Liebe drang durch den Schleier, und die entflammte Einbildungskraft des Jünglings lieh dem Mädchen Reize, welche ſein Auge noch nie erblickt hatte.

Kaum graute der Morgen, ſo begab ſich Adelhamed ſchon mit einer Summe auf den Marktplatz, welche in dieſem Augenblicke das Einzige war, was er beſaß. Er machte zwar beträchtliche Geſchäfte, allein ſein Vermögen beſtand in Waaren, und ſo kam es, daß er jetzt nur über eine ſehr mäßige Summe ſchalten konnte. Er traf den Kaufmann und bat ihn, ihm alle ſeine Sklavinnen zu zeigen, dieſer führte ihn in ein geräumiges Haus, welches er zu ſeinem Handel gemiethet hatte, und erzählte ihm auf dem Wege, daß ſchon vor ihm ein junger Mann da geweſen ſei, welcher die Weiber beſehen, und dem

rs eines derſelben ſo ſehr gefallen habe, daß
ne alle Schätze Perſiens für ſie hingegeben
doch da er nicht ſo reich geweſen ſei, um den
für eine ſo außerordentliche Schönheit zu be-
, ſo habe er ſich in der Verzweiflung wieder
t.

elhamed achtete nicht viel auf das Geſchwätz
ufmanns, mit lebhafter Ungeduld trat er in
mach, wo zwölf Cirkaſſerinnen ohne Schleier
und traurig ihr künftiges Schickſal erwarteten.
hamed ſah nur Eine. Es war ein junges
en von beinahe ſechzehn Jahren, ihr Geſicht
endend weiß, ihre Züge voll unbeſchreiblicher
, ihr Blick voll unausſprechlicher Anmuth.
lug die himmelblauen Augen nieder, und die
der Schamhaftigkeit blühten auf ihren Wan-
aum hatte Adelhamed dieſes Mädchen er-
ſo zweifelte er ſchon nimmer, daß ſie dieſelbe
e geſtern noch verſchleiert ſo großen Eindruck
gemacht hatte. Sein Herz rief es ja laut
, und das Herz trügt niemals. Seine Augen
n bewundernd an der Schönen. Er dünkte ſich
rechlich glücklich, wenn er der Beſitzer dieſer
werden konnte, aber auch namenlos elend,
r ohne dieſen Schatz leben müßte, für wel-
gerne alle Schätze der Erde hingegeben hätte.
und fürchtend ſtand er da, in ihren Anblick
en; denn er fühlte, daß ſein ganzes Vermö-
ht hinreichend ſei, die ſchöne Zuleima zu
Der Kaufmann bemerkte die lebhafte Bewe-

gung des Junglings und ſprach endlich zu ihm! „Zugegriffen, Herr! für 600 Tomans iſt die ſchöne Sklavin dein.“ — „Sechshundert Tomans,“ ſchrie **Adelhamed**, indem er ſich vor die Stirne ſchlug, „o ich gäbe tauſendmal ſo viel! Doch 600 Tomans hab' ich nicht, ich habe nur die Hälfte dieſer Summe. O ich Unglucklicher! Ich bin verloren. Ein Anderer wird **Zuleima** beſitzen. — Doch,“ fuhr er fort, indem er den Kaufmann [illegible] am Arme ergriff, „noch bleibt mir ein Hoffnungsſtrahl, — warte — warte nur noch kurze Zeit, ich habe einen Freund, vielleicht daß dieſer — ja, **Zuleima** kann doch noch mein werden. — Schwöre mir bei dem Propheten, daß du wenigſtens noch eine Stunde warten willſt — ich eile — ich fliege.“

Fort war er und flog zu ſeinem Freunde **Abdul-Haſſan**. Man ſagte ihm dort, daß dieſer ſchon am fruhen Morgen ausgegangen, und ſeitdem nur einen Augenblick in einer heftigen Unruhe nach Hauſe gekommen ſei. „Er ſuchte dich, Herr,“ ſetzte ein Sklave **Abdul's** hinzu, „und wird in dieſem Augenblick dich in deiner Wohnung erwarten.“ **Adelhamed** ließ ſich dieſes nicht noch einmal wiederholen, er eilt in ſeine Wohnung, findet dort ſeinen Freund, der ihn mit Ungeduld erwartet, und mit verſtörter Miene und großen Schritten auf und nieder geht. Kaum erblickte **Abdul** ſeinen Freund, als er in ſeine Arme ſtürzte und laut aufſchrie: „Freund! ſei mein Retter, dir will ich das Glück meines Lebens verdanken.“ — „**Zorich**,“ antwortete der ernte Adelhamed, „mein letzter Blutstropfen iſt .“ — „Ich rechnete auf dich,“ erwiederte Ab- . „Höre alſo: Ich brauche ſchnell 300 Tomans, brauche ſie, mir mein Glück, mein Leben damit erkaufen, kannſt du mir die Summe geben?“ — ige Augenblicke ſtand Adelhamed wie verſtei- da, Bläſſe bedeckte ſeine Wangen, und kein Laut wiſchte ſeinem Munde, er wagte es nicht, ſeinem unde in das Geſicht zu ſehen, der mehr als ſein n von ihm verlangte. — „Ach,“ rief endlich dul ſchmerzlich aus, „du antworteſt mir nicht? weiß mir dein Stillſchweigen zu erklären, du zeſt die Summe nicht, welche ich von dir fordere; n wenn du ſie beſäßeſt, du würdeſt nicht einen enblick anſtehen — —“ Dieſe Worte erweckten elhamed wieder, er warf ſich in die Arme es Freundes, und drückte ihm den Beutel mit Tomans in die Hand mit den Worten: „Nimm ſei glücklich!“ — Abdul küßte ſeinen Freund war wie der Blitz verſchwunden.

Adelhamed ſah ſeinem Freunde nach, und löſte ſich ſein tiefer Schmerz in Thränen auf. bereute nicht, was er für Abdul gethan, allein e ganze Hoffnung war nun auf einmal ſchrecklich ichtet. Er glaubte, Abdul werde ihm die nöthige mme vorſtrecken können, und nun war es eben r Abdul, welcher von ihm alles forderte, was eſaß. Kein Mittel blieb ihm nun mehr übrig, Beſitze des Mädchens zu gelangen, welches er allem Feuer der erſten Leidenſchaft liebte.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50426-8
CASTELLI, I.V.F. FN. 10953/024

Kaum war eine Stunde verfloſſen, als Abdul-Haſſan mit freudig blitzenden Augen und begleitet von einer jungen Sklavin in ſein Gemach trat. Er näherte ſich ihm und ſprach: „Freund, hier bring' ich dir den Schatz, den ich dir ganz allein verdanke, theile mein Glück mit mir, ſieh dieſe Schönheit an, Adelhamed, und denke, was ich in dieſem Augenblicke fühle.“ — Adelhamed ſchlug die Augen auf und erkannte Zuleima. Er blieb bei ihrem Anblick unbeweglich ſtehen, erröthete und erblaßte, wollte ſprechen und die Worte erſtarben ihm auf den Lippen. — „Du ſchweigſt,“ rief Abdul-Haſſan, „haſt mir nichts zu ſagen? macht dieß Glück deines Freundes keinen Eindruck auf dein Herz? Wie gefällt dir dieſe junge Cirkaſſerin?“ — Adelhamed ſammelte ſich, ſo gut er es vermochte, und antwortete mit einem gezwungenen Lächeln: „Sie iſt ſehr ſchön, ich wünſche dir Glück, Abdul, lange dauerndes, ungetrübtes Glück, doch jetzt muß ich dich bitten, mich zu verlaſſen, wichtige Geſchäfte fordern, daß ich den ganzen Tag mir allein überlaſſen bleibe.“ — Abdul-Haſſan entfernte ſich nicht ohne Beſorgniß über dieß ſeltſame Benehmen ſeines Freundes. — Ah, dachte er, Adelhamed verbirgt mir etwas, er hat Geheimniſſe vor mir, er leidet, und will, daß ich es nicht bemerke, und ſeine Qualen ſind doch ein Gut, das mir eben ſo angehört, wie ſeine Freuden.

Der Tag verfloß, und Adelhamed überließ ſich einſam ſeinem Schmerz. Er klagte das Schickſal an, welches die Leidenſchaft für daſſelbe Geſchöpf in den Herzen zweier Freunde entſtehen ließ, und dadurch ihre Ruhe vergiftete. — „Ach!“ ſprach er, „was ich für **Abdul** that, würde er auch für mich gethan haben, und mit Freuden brächte ich daſſelbe Opfer noch ein Mal für ihn. — Aber warum, großer Gott! ſchufſt du nicht zwei **Zuleima**'s, wie du zwei **Adelhameds** ſchufſt!“

So ſchlich ihm die Nacht unter traurigen Gedanken hin. Am andern Morgen um die zehnte Stunde trat **Abdul** in die Stube ſeines Freundes; dieſer war bleich, zitterte, und man ſah es deutlich in ſeinen Zügen, daß tiefer Gram in ſeiner Seele wüthete. Er nahte ſich dem Freunde und ſprach: „**Adelhamed**! du haſt Geheimniſſe vor mir, bin ich nicht mehr dein Freund, der Geſpiele deiner Jugend? — Haben wir denn jeder ein anderes Herz, eine andere Seele?“ — Bei dieſen Worten ſtürzten Thränen aus **Adelhamed**'s Augen, doch er ſchwieg und antwortete nichts auf dieſe Vorwürfe. — „Lieber **Adelhamed**,“ fuhr **Abdul** fort, „umſonſt verbirgſt du dich den durchdringenden Blicken der Freundſchaft, ſie haben den Schleier durchbrochen, welchen du zwiſchen unſere Herzen hingſt. Ich habe dich errathen. — Eine unglückliche Neigung durchglüht deinen Buſen, du liebſt — du liebſt **Zuleimen**.“ — **Adelhamed** wankte bei dieſem Namen. — „Und du glaubteſt,“ fuhr **Abdul** fort, „ich würde das Opfer annehmen, welches du mir brachteſt, glaubteſt, ich könnte mein Glück auf dein Unglück bauen? —

Höre mich, ich liebe Zuleimen, ich liebe ſie bi
zum Wahnſinn, du liebſt ſie eben ſo, wohlan! ſi
iſt nicht mehr mein.“ — Adelhamed ſtand wi
niedergedonnert. — „Nein,“ nahm Abdul wiede
das Wort, „nein, die Liebe ſoll ſich nicht zwiſche
uns ſtellen, und uns entzweien. — Ich komme zwa
nicht, um dir Zuleimen anzubieten, dieſes Opfe
wäre für uns Beide zu grauſam. Dein Glück würd
mir Thränen koſten, und du würdeſt mit Schrecke
ein Glück genießen, welches dein Freund ſo theue
bezahlte. Zuleima iſt nicht mehr mein, allein auc
du wirſt ſie nie beſitzen. — Laß uns, wenn es mög
lich iſt, vergeſſen, daß wir ſie je geſehen, je gelieb
haben.“ — „O, theurer Freund,“ verſetzte Adel
hamed, „in dieſer edlen Entſagung erkenne ic
dein Herz. Ja, du haſt das Geheimniß durchdrun
gen, welches ich dir verbergen wollte, um deine Freud
nicht zu vergiften. Ich bekenne dir es nun, ich lieb
Zuleimen, ich werde ſie ewig lieben, ihr Bil
wird mich verfolgen bis zum Grabe. — Doch ſag
mir, Freund, was iſt mit Zuleimen geſchehen
und da wir ſie Beide nicht beſitzen können, wer i
der glückliche Sterbliche, zu deſſen Gunſten du au
ſo viele Reize Verzicht geleiſtet haſt?“ — „So ve
nimm denn Alles,“ erwiederte Abdul. „Als ich di
geſtern verlaſſen hatte, verſank ich in tiefe Träum
reien über den Schmerz, den ich an dir wahrnahm
ich ſuchte die Urſache deines Kummers zu ergründe
um ein Mittel dagegen zu finden. Von tauſend G
danken beſtürmt, ging ich längſt dem Fluſſe hin

ich kam in den Schatten des Wäldchens am Ufer, als mir Klagen und Seufzer an das Ohr drangen. Ich wendete mich um, und ſah einen Jüngling, der eben im Begriffe war, ſich in den Fluß zu ſtürzen. Seinen Lippen entſtrömte der Name Zuleima, und dieſer Name ſchien ſeine Verzweiflung noch zu vergrößern. Ich naherte mich ihm und ſuchte ihn zu tröſten, allein er antwortete mir nur mit Thränen. Nur die Worte entſchlüpften ſeinem Munde: „Gib mir Zuleima wieder, oder laß mich ſterben.“ — Ich ſenkte einen Strahl von Hoffnung in ſeine düſtere Seele, und es gelang mir, ihn allmälig zum ruhigern Schmerz zurückzuführen. — Er vertraute mir, daß er Zuleimen ſeit ſeiner Kindheit liebe, und auch von ihr zärtlich geliebt werde, daß Korſaren ſie ihm entriſſen, und daß er geſchworen habe, ihr zu folgen, und zu ſterben, wenn er keine Hoffnung mehr ſehe, ſie je wiederzufinden. — Ich nahm ihn mit mir in mein Haus, bereitete ihn allmälig auf die Freude vor, welcher er unvorbereitet vielleicht noch ſchneller erlegen wäre, als dem Schmerz, und nachdem ich ihn einige Zeit ruhen ließ, führte ich ihm die angebetete Geliebte in die Arme. — O lieber Adelhamed, ich kann dir ihr ſtummes Entzücken nicht malen, wie ſie ihr Glück anfangs kaum faßten, endlich davon überzeugt, ſich zu meinen Füßen warfen, und meine Hände mit Freudenthränen benetzten. Die Ergießungen der Wonne zerriſſen mein Herz, und zum erſten Mal in meinem Leben fühlte ich die Schlangenbiſſe der Eiferſucht, allein ich beſiegte dieſes entehrende Gefühl. Die Freundſchaft, dachte ich, wird deinen Schmerz lindern, und der große Prophet wird dir einſt hundertfach erſetzen, was du jetzt einer guten Handlung zum Opfer bringſt.“ — Nachdem Abdul ſo geſprochen hatte, ſchloſſen ſich die beiden Freunde innig in die Arme, und ſchwuren ſich ewig zu lieben.

Ein Monat war ſeit dieſer traurigen Epoche verfloſſen, ihr Schmerz war ſanfter aber nicht ſchwächer geworden. Die beiden Jünglinge verließen ſich nicht, und ſprachen mit einander von Zuleimen, die ſie nicht vergeſſen konnten. Bisweilen ſahen ſie ſich ſtillſchweigend an, und Beiden rollten Thränen der Wehmuth aus den Augen. Selten glänzte ein leichtes Lächeln auf ihren Lippen, ſo wie ein Sonnenſtrahl ſich durch düſteres Gewölke ſtiehlt. Die unſelige Leidenſchaft ſchien von der Zeit nicht Linderung, ſondern vielmehr Nahrung zu erhalten.

Eines Tages beſuchte Adelhamed ſeinen Freund, und redete ihn folgendermaßen an: „Abdul-Haſſan! ich ſehe, daß ein unzuvertilgender Gram, eine thörichte Leidenſchaft uns Beide verzehrt. — Das Leben ekelt uns an, und ſelbſt die Freundſchaft vermag nicht, uns Ruhe zu geben. Wir müſſen Alles verſuchen, unſer Herz zu heilen, und das Übel mit ſeiner Wurzel auszurotten.“ — „Gott!“ verſetzte Abdul, „wer kann uns die Ruhe wiedergeben? Wir haben ſie auf ewig verloren.“ — „Höre mich,“ fuhr Adelhamed fort, „täglich bitte ich den großen Propheten, daß er das Feuer erlöſche, welches uns verzehrt: dieß iſt mein einziges Gebet in der Moſchee, bei öffentlichen Bittgängen, und bei den öfters üblichen Reinigungen. Dieſe Nacht endlich iſt mir ein Engel, von Mahomet ſelbſt geſandt, im Traume erſchienen. Ich ſah ihn mit dieſen Augen, und ich glaube noch immer ſeine himmliſche Geſtalt zu ſehen. Seine Augen funkelten wie zwei Sterne, und ſeine Stirne glanzte wie ein Meteor. Ich hörte ihn ſprechen, ſanft wie Flötenton war ſeine Stimme, ſein Athem duftete gleich Roſen, und ſeine Worte waren erhaben aber tröſtend. — „Wollt ihr euch von eurer Liebe heilen,“ ſprach er zu mir, „ſo biete ich euch ein Mittel an, das einzige, das wahre. Verlaßt Beide Bagdad, zieht mit einander nach Mekka, und unterrichtet euch in eurer heiligen Religion. Frömmigkeit zaubert die Ruhe in die Gemüther wieder zurück, welche von Leidenſchaften zerriſſen worden ſind, und träufelt in die tiefſten Wunden des Herzens den Balſam ihres göttlichen Troſtes. Doch hütet euch einer thörichten Neugierde Gehör zu geben, ſucht nicht das zu ergründen, was ein Gott eurer ſchwachen Einbildungskraft verborgen hat. Es genüge euch zu wiſſen: Gott allein iſt groß, Mahomet iſt ſein Prophet, und der Koran iſt ſeine Sprache.“ — Sprach's und verſchwand aus meinen Augen. Laß uns nicht zögern, Abdul! laß uns dem Rathe unſers Schutzgeiſtes folgen. Hier ruft uns Alles das Bild derjenigen zurück, welche wir verloren haben, und doch noch immer lieben. Die Entfernung, die Beſchwerlichkeiten einer langen Reiſe, tauſend neue Gegenden werden vielleicht neue Gefühle in unſern Herzen erwecken, jene Empfindung vertilgen, welche uns unglücklich macht, und uns gleichſam ein neues Leben ſchenken." — „Ja," erwiederte Abdul, „wir wollen der Stimme des Himmels gehorchen, wir wollen nach Mekka ziehen. Ich habe dort einen Verwandten, einen heiligen Derwiſch, der uns gütig aufnehmen wird. Er hat den Ruf eines weiſen Mannes, er wird unſern Geiſt erhellen." — „Und mir," fiel Adelhamed ein, „lebt in Medina ein ehrwürdiger Mollack, ein Bruder meines Vaters, einer der berühmteſten Schriftgelehrten. Er wird mich unterrichten, und das Dunkel verſcheuchen, worin mein Geiſt eingehüllt iſt. Ich gehe mit dir nach Mekka, von da aus eile ich nach Medina zurück, du kömmſt in einer Zeit von drei Monaten ebenfalls nach Medina, und wir kehren dann wieder mit einander gereinigt und glücklich nach Bagdad zurück."

Die beiden Freunde ſetzten ſogleich ihre Abreiſe auf den künftigen Tag feſt. Sie nahmen das nöthige Geld zur Reiſe zu ſich, und verſahen ſich mit Lebensmitteln, denn ihre Reiſe war lang, und führte ſie durch die Wüſten Arabiens. — Sie reiſten ab, gewannen das linke Ufer des Euphrats, und kamen am zehnten Tage in Baſſora an. Am zwölften ſetzten ſie ihre Reiſe weiter fort, und traten in die Wüſte ein. Die Jahreszeit war brennend heiß, die Sonne ſenkte ihre Strahlen perpendikulär über ihre Häupter. Doch die beiden Freunde vergaßen die

Länge und Beſchwerlichkeit des Weges, indem ſie ſich wechſelſeitig von ihren Entwürfen, ihrer Freundſchaft und manchmal auch von ihrer Liebe unterhielten. Indeſſen war der Weg allmälig beſchwerlicher, die Sonnenhitze immer drückender geworden. Sie ſahen kein lebendes Weſen mehr in den ungeheuern Einöden, kein Baum erquickte ihr Auge durch das friſche Grün ſeiner Blätter, und nur unter nackten brennheißen Felſenſtücken konnten ſie ruhen. Bald ſahen ſie nichts mehr als Himmel und ein Meer von Sand. Ihr Mundvorrath ging zu Ende, und ſie waren nahe den Schreckniſſen des Mangels. Adelhamed trug eine volle Vaſe mit ſtärkendem Getränke bei ſich — „Abdul," ſprach er, „wird in der Wüſte dürſten, das behalte ich für ihn auf." — Auch Abdul trug ein volles Gefäß bei ſich, und dachte bei ſich ſelbſt: Adelhamed wird in der Wüſte dürſten, das behalte ich für ihn auf. Doch ſchon war Abdul's Vaſe leer, und das Gefäß Adelhamed's enthielt nur mehr wenige Tropfen. Zwanzig Tage war es ſchon, daß ſie Bagdad verließen. Adelhamed war ſtärker als Abdul, er ertrug leichter die Mühſeligkeiten des langen Weges, die brennenden Sonnenſtrahlen und die Qualen des Hungers und Durſtes. Am einundzwanzigſten Tage war Abdul unfähig weiter zu gehen, ſeine Kräfte waren erſchöpft, und er ſchwankte nur noch, auf Adelhamed geſtützt, fort, der ihn mit Theilnahme betrachtete. Endlich konnte ſich Abdul nicht mehr aufrecht halten, er fiel zu Boden, und ſein Freund trug ihn

unter einen Felſen. Brennender Durſt ſchnürte ſei
Kehle, und brannte in ſeinen Eingeweiden. Ade
hamed ſaß an ſeiner Seite, das Haupt ſein
Freundes in ſeinen Schooß gelegt, blickte zum Hi
mel und weinte. Er dachte an die letzten Tropfe
die ihm noch in ſeinem Gefäße übrig geblieben ware
und die er mit ſo großer Sorgfalt für die äußer
Noth aufbewahrt hatte. „Nimm,“ ſagte er, „theu
Abdul, trink, es wird dir neue Kräfte geben.“ –
„Und was bleibt dann dir?“ liſpelte Abdul m
matter Stimme. — „Das Glück, dich gerettet
haben.“ — „Nein, um ſolchen Preis mag ich me
Leben nicht erhalten. — Die letzten Tropfen dieſ
Saftes trinken, hieße die letzten Tropfen dein
Blutes trinken.“ — „Nein,“ antwortete Adelh
med, „ich fühle mich noch ſtark, ich kann noch g
hen, ohne zu unterliegen, und wer weiß, vielle
finden wir bald eine Quelle, vielleicht ſtrömt n
vor Abend ein wohlthätiger Regen vom Himm
herab, der uns erquickt.“ — „Vielleicht?“ erwiede
Abdul, „wie aber, wenn deine Wünſche nicht
hört werden, wenn wir keine Quelle finden, we
kein wohlthätiger Regen vom Himmel herabſtröm
dann wäre ich die Urſache deines Todes. Dieſer G
danke iſt ſchrecklich. — Leb' wohl und laß mich all
ſterben.“ — „Sterben!“ ſchrie Adelhamed, „U
dankbarer! ſterben willſt du, wenn es in mei
Macht ſteht, dich zu retten? — Nimmermehr! –
Und wenn es auch wäre, wenn auch ich dann mein
Geiſt aushauche, laß, o laß mir das Glück, mit d

Gedanken in die andere Welt zu gehen: ich ſterbe, aber ich habe Abdul gerettet." — „Du begehrſt ein Glück von mir, welches du mir mißgönnſt. Auch ich werde ſagen können: ich ſterbe, aber ich habe Abelhamed gerettet; er überlebt mich." — „Dich überleben!" ſchrie Abelhamed mit Wuth, „nein, ich werde dich nicht überleben, und weil du meine Hilfe verſchmähſt, ſo wollen wir mitſammen ſterben." — Sprachs und zerſchlug an den Felſen das Gefäß in Stücke, das ſeine letzte Hoffnung enthielt. —

Und ſieh, in demſelben Augenblicke ſprang eine klare Quelle aus dem Felſen heraus, an welchem Abelhamed ſein Gefäß zerſchlagen hatte, mit ſanftem Murmeln wälzte ſie ſich von Abhang zu Abhang, und breitete ſich dann in einem Baſſin aus, an deſſen Ufer ſich Gebüſche von aller Art erhoben, und Blumen jedes Klima's und jeder Jahreszeit dufteten, tauſend Vögel belebten die Zweige und entzückten durch ihren Geſang.

Abelhamed warf ſich an die Quelle, füllte die Vaſe ſeines Freundes und eilte zu ſeiner Hilfe. Abdul erhielt bald ſeine Kräfte wieder, und Beide ruhten dieſe Nacht unter dem Geſträuche, welches die labende Quelle beſchattete, aus. Sie ſchliefen ruhig, auf den weichen Raſen hingeſtreckt, der den Sand bedeckte.

Dieſe köſtliche Quelle war das Werk eines wohlthätigen Genius. Er ſchwebte in den Lüften umher, als er das Geſpräch der beiden Freunde hörte. Er fühlte Mitleid mit ihrer Noth, bewunderte ihre

Standhaftigkeit, und wollte die Geduld, mit ſie ſich ihrem Geſchicke ergaben, belohnen. Ka hatte Adelhamed die Vaſe zerbrochen, als Genius dieſer Quelle zu fließen, dem Felſen ſich einem Baſſin zu runden, und den Ufern ſich mit B men und Blumen zu bedecken befahl. Dieſe Qu exiſtirt noch immer in der Wüſte. Man nennt die Quelle der Freundſchaft. Ein perſiſ Dichter macht folgende Beſchreibung von ihr:

Stets ſpringt aus dieſer gottgeweihten Stelle
Mit ſanftem Plätſchern aus dem Fels die Quel
Die Kühlung und Erfriſchung beut;
Nichts trübet ihre klare Silberwelle,
Sie trotzt ſogar dem Lauf der Zeit. —
Dir Wand'rer Heil! der unter dieſen Bäumen
Ausruht von ſeiner Wanderſchaft,
Du ſchlummerſt ſanft in dieſen Himmelsräumen
Und ſammelſt da in wonniglichen Träumen
Dir neues Leben, neue Kraft.
Hier ruhſt du ſicher vor des Schickſals Schläge
Und jeder Sturm im Buſen ſchweigt.
Es blühen Blumen duftend dir entgegen,
Es kündet jeder Zweig dir Gottes Segen,
Der ſchützend ſich herniederneigt.

Der Dichter ſetzt noch folgende Bemerkung hinzu:

Es gleichet unſer Leben einer Reiſe,
Die oft beſchwerlich, ſtets gefahrvoll iſt,
Wohl dem, der mitten auf dem ſand'gen Gleiſe
Den Fels trifft, wo der Quell der Tugend fließt!
Kann er von ihrem reinen Borne nippen,
Und ruht er ſanft in ihrem Schatten aus,
Dann überklimmt er muthig neue Klippen
Und ſcheuet nicht der Winde Sturmgebraus. —
Doch Wenige nur finden dieſe Stelle,
Durch manche Sümpfe wird der Menſch geneckt.
Warum haſt du, o reine Tugendquelle,
In eine öde Wüſte dich verſteckt?

Zwei Tage ruhten die beiden Freunde an dieſem Orte der Wonne aus, dann ſetzten ſie ihre Reiſe fröhlich und neu belebt fort, nachdem ſie ſich vorher mit Früchten, welche ihnen die Bäume darboten, verſehen hatten.

Eine halbe Tagreiſe hatten ſie nur mehr nach Medina, — als Adelhamed, da er einige Schritte vor Abdul ging, einen Beutel auf einem Baume hängen ſah; er nahm, öffnete ihn, und ſah darin einen Diamant von außerordentlicher Größe. Jener des großen Moguls war mit dieſem gar nicht zu vergleichen, und alle Reichthümer der Welt wären nicht im Stande, den Werth des Steines zu bezahlen. Adelhamed rief Abdul zu: „Welch einen Schatz ſendet uns der Prophet, ſieh nur dieſen herrlichen Diamant! Wir ſind nun reicher, als alle Könige dieſer Erde zuſammen.“ — Abdul nahm den Diamant, und ſah ihn voll Bewunderung an, er betrachtete ihn genau, wandte ihn auf alle Seiten, und fand endlich auf der polirten Oberfläche eine Aufſchrift, mit goldenen Buchſtaben, von außerordentlicher Feinheit. Er las: Ich gehöre demjenigen aus euch, der das Beſte liebt. „Ach,“ rief Abdul lächelnd aus, „ſieh einmal dieſe Aufſchrift an, Adelhamed! Wir ſind nicht ſo reich, als du vorhin glaubteſt.“ — „Gewiß,“ ſprach Adelhamed, „keiner von uns darf ſich dieſen Diamant zueignen, wir müſſen ihn hier laſſen.“ — Adelhamed ſteckte ihn wieder in den Beutel, welchen Abdul an den Baum befeſtigte, und ſie gingen ihres Weges weiter, indem ſie ſich von dieſem Abenteuer unterhielten.

Noch denſelben Abend trafen ſie in Medina ein, und gingen ſogleich zu Adelhamed's Oheim, dem ehrwürdigen Mollack. Der Alte nahm die beiden Jünglinge mit Freuden auf, und konnte ſich an dem Sohne ſeines Bruders, welchen er ſo zärtlich geliebt hatte, kaum ſatt ſehen. — „O mein Sohn,“ ſprach er zu ihm, „möchteſt du einſt deinem Vater gleichen, möchteſt du wie er, immer auf dem Wege der Gerechtigkeit wandeln, und das Glück aus der Quelle aller Wahrheit, aus dem göttlichen Koran ſchöpfen, aus dieſem Strahle der Weisheit Gottes, welchen Mahomet auf die Erde herabſenkte. Möchteſt du einſt den Lohn verdienen, welchen der Prophet allen Gläubigen verſpricht, und ewig in dem Paradieſe ſeiner Auserwählten leben, wo Houris, immer ſchön und rein, den Gerechten unnennbare Freude bereiten." — „O ehrwürdiger Seradi!" antwortete Adelhamed, „Licht der Weisheit, Sonne alles Wiſſens, vor dem die Finſterniß des Irrthums verſchwindet, wie die Schatten der Nacht vor Aurorens erſtem Strahl. Ich und mein Freund haben dieſe Reiſe unternommen, um das Geſetz des Propheten zu ſtudiren, und unſere Herzen an jenen Orten zu heiligen, wo er gelebt hat, und wo er geſtorben iſt. Ich bitte dich um eine Freiſtätte für uns Beide. Morgen treten wir mit einander die Reiſe nach Mekka an, dort bleibt mein Freund drei Monate bei einem heiligen Derwiſch, ſeinem Verwandten, der ihn unterrichten wird. Ich kehre dann zu dir zurück, und bleibe auch drei Monate hier, um aus deinem Rathe und deinen Lehren Nutzen zu ziehen."

Seradi umarmte Adelhamed zärtlich. Er bot den beiden Jünglingen ein mäßiges Mahl an, welches er ſelbſt bereitet hatte, und rieth ihnen, nachdem ſie gebetet und ſich nach dem Gebrauche gereinigt hatten, der Ruhe zu genieſſen, um ſich neue Kräfte zu ſammeln.

Am andern Morgen verſah er ſie mit Eßvorrath, umarmte ſie noch einmal und wünſchte ihnen, daß ſie der heilige Prophet auf ihrer Reiſe leiten und ihre jungen Herzen für die groſſen Wahrheiten empfänglich machen möchte. Sie brachen auf, und legten den Weg von Medina nach Mekka glücklich zurück.

Als ſie in Mekka anlangten, brachten ſie dr Tage bei Abdul-Haſſan's Verwandten, dem De wiſch zu. Sie beſuchten die berühmte Kaaba, ein Tempel, welchen Abraham ſelbſt gebaut hatt Sie benetzten den Stein mit Thränen, auf welch Abraham ſtieg, als ſich die Kaaba erhob. Ei war dieſer Stein weiß wie Schnee, das war zu jen Zeit, wo die Menſchen noch ihre Unſchuld bewahrte er wurde ſchwarz, da die Menſchen böſe wurde ſie beſahen auch den Brunnen von Zemyem, u überhaupt Alles, was die Neugierde der Gläubig reizt. Beim Anblicke der heiligen Erde, des Vat landes der Propheten, verdoppelte ſich ihre Frö migkeit. Überall hielten ſie an, um zu beten, u Jeder aus ihnen vergaß ſich ſelbſt, und betete ſeinen Freund, oder vielmehr er glaubte für ſich beten, da er für ſeinen Freund betete.

Am vierten Tage mußten ſie ſich trennen. A wie grauſam war dieſe Trennung! Es war ja Erſte. Ihr Herz war zerriſſen, ſie hielten ſich umarmt, ſchwiegen, netzten ſich mit Thränen, wagten das ſchreckliche Lebewohl nicht auszuſprech Endlich riſſen ſie ſich von einander los, ſtürzten noch einmal in die Arme, und gingen dann J ſeinen Weg, indem ſie noch einander ſo lange n blickten, bis ſie ſich aus den Augen verloren. Ab blieb in Mekka bei dem Derwiſch zurück, und Ab hamed kehrte noch Medina zum weiſen Ser zurück.

Drei Monate ſollten ſie verleben, ohne ſich ſehen! Dieſe Zeit ſchien ihnen eine Ewigkeit. Indeſſen ſuchten ſie ſich dieſelbe durch eifriges Lernen der Religionswahrheiten zu verkürzen. Sie ſchrieben einander oft, erneuerten in ihren Briefen den Schwur, ſich ewig zu lieben, und theilten ſich wechſelweiſe die Fortſchritte mit, die ſie in der erſten und erhabenſten aller Wiſſenſchaften gemacht hatten. Die erſte und erhabenſte Wiſſenſchaft? Ja wohl, doch auch die gefährlichſte. Wie weit entfernt man ſich von dem Ziele, welches ſie vorſteckt, und welches darin beſteht, ſeine Gedanken zum Throne des Ewigen emporzuheben, und unſern Empfindungen jene Hoheit zu geben, welche uns würdig macht, den Allerhöchſten zu erkennen und zu lieben. Zärtliche Freunde! der Augenblick naht, der euch vielleicht entzweit. O möchtet ihr nie den Rath des Engels vergeſſen, den euch der Himmel zu eurem Glücke ſandte.

Abdul-Haſſan verließ endlich, eben ſo gelehrt wie ſein Verwandter, der Derwiſch, die heilige Stadt, und kam in Medina bei dem Mollack an. Wer beſchreibt Adelhamed's Freude, als er ſeinen Freund wiederſah, und wer malt Abdul's Entzücken, als er Adelhamed nach langer Trennung wieder in ſeine Arme drückte. Wie viel hatten ſie ſich nun zu ſagen und zu erzählen? Ihrer Liebe gedachten ſie nur mehr ſehr wenig, es regierten in ihren Herzen nur zwei Gefühle, Freundſchaft und Religionseifer.

Nachdem Abdul in Serabi's Hauſe einige Tage ausgeruht hatte, begannen die beiden Freunde ihre Rückreiſe nach Bagdad. — Auf dem Wege waren ſie ſehr fröhlich, ſprachen mit Enthuſiasmus von dem, was ſie geſehen hatten, und beſonders von den heiligen Männern, denen ſie das Licht dankten, welches nun ihren Geiſt erhellte, und das ihnen von größerem Werthe ſchien, als alle Schätze der Welt. — Sie erzählten ſich, was ſie gelernt hatten, und theilten ſich wechſelweiſe die tiefſinnigen Auslegungen mit, welche ihnen ihre Lehrer über gewiſſe Kapitel des Korans gemacht hatten. Manchmal geſchah es nun bei ſolchen Geſprächen, daß die beiden Freunde nicht ganz einig waren, zwar nicht über die Haupt- und Grundlehren ſtritten ſie, aber über Worte, ja ſelbſt über Buchſtaben. So meinte z. B. Adelhamed, das 8. Kapitel des Korans enthalte 30,000 Selbſtlaute, Abdul im Gegentheil behauptete, es kommen darin nicht mehr als 29,367 vor. Beide ſuchten einander zu überzeugen, citirten den Originaltext, wie ſie ihn von ihren weiſen Lehrern gelernt hatten, wurden endlich darüber böſe, einander nicht überzeugen zu können, und endeten meiſtens damit, daß ſie zu ſtreiten aufhörten, und jeder leiſe zu ſich ſelbſt ſprach: „Mein Freund hat die Sache falſch gelernt, ſein Lehrer wußte es nicht beſſer.“

Sie waren erſt 6 Meilen von Medina entfernt, als ſie auf einer Wieſe eine prächtige Stute gewahr wurden, welche bei jedem Sprunge ſchönere Formen zeigte, deren Schwanenhals majeſtätiſch hervorragte, und welche die prächtige Mähne dem Spiel der Winde überließ. — „Adelhamed!“ rief Abdul, „ſieh nur einmal die herrliche Stute!“ — „Es iſt das ſchönſte Pferd,“ antwortete Adelhamed, „welches ich in meinem Leben ſah, man könnte es für die Stute des Propheten halten.“ — „Für die Stute des Propheten?“ rief Abdul, „was ſagſt du da? Weißt du denn nicht, daß Mahomet's Stute lichtbraun war, und ſieh nur einmal, dieſe iſt ja dunkelbraun.“ — „Ich bitte dich um Verzeihung,“ verſetzte Adelhamed etwas bitter; „aber wenn du die Beſchreibungen geleſen, wenn du die weiſen Auslegungen dieſer Beſchreibungen und Erklärungen gehört hätteſt, ſo würdeſt du wiſſen, daß die Stute des Propheten ſchwarzbraun geweſen ſei.“ — „Schwarzbraun! Großer Gott! Und dieſen Frevel wagſt du noch zu behaupten?“ — „Frevel? Du Unglücklicher, du frevelſt, aus deinem Munde ging eine Läſterung.“ — „Nein, nein, du läſterſt, ich nehme den Himmel zum Zeugen. — Zittere vor ſeinen rächenden Blitzen!“ — „Zittere du ſelbſt, Ketzer!“ — „Wie, ich ein Ketzer? Nein, ich kann, ich darf nicht länger mit dir leben, nicht länger einen Menſchen meinen Freund nennen, welcher den Propheten beſchimpft.“ — „Wohlan! es ſei! keine Gemeinſchaft ſei ferner mehr zwiſchen uns, du biſt ein Undankbarer, dein Herz iſt verdorben, deine Vernunft iſt irre, ich fliehe auf ewig den Frevler des Heiligſten.“ — „Auch ich fliehe dich; denn der Gottesläſterer findet nicht Gnade vor Mahomet — du biſt in ſeinen Augen ein Ungeheuer, folglich auch in den meinigen.“ — Nicht länger hielten ſie ſich mehr, der Zorn ſprühte aus ihren Augen;

ſie zogen ihre Dolche, und wollten ſich durchſtoßen. — Doch hielt die Erinnerung an ihre Freundſchaft ihre Arme zurück. — „Ach!“ ſprach Adelhamed, „ich erinnere mich dein Freund geweſen zu ſeyn!“ — „Auch ich erinnere mich, dich einſt ſehr geliebt zu haben,“ ſagte Abdul, „darum ſchenke ich dir das Leben — wäre das nicht, ich würde und müßte dich als einen Feind Gottes bis in den tiefſten Grund der Hölle verſetzen.“ — „Geh,“ ſagte Adelhamed, „daſſelbe Mitleid bemeiſtert ſich auch meines Herzens, lebe und ſuche den Weg der Wahrheit zu finden, auf welchem der Prophet dich gnädig leiten möge. — Aber nähere dich mir nie mehr, dein bloßer Anblick könnte ein Herz wieder beflecken, das ſich durch den Anblick der heiligen Erde gereiniget hat.“

Mit dieſen Worten trennten ſich Abdul und Adelhamed auf ewig. Von nun an waren ſie unverſöhnliche Feinde, und alle Bande, welche ſie an einander ketteten, waren ſo gewaltig zerriſſen, als hätte der Tod ſie giftig angehaucht. — „Wie?“ wird ſo mancher Leſer ſprechen, „zwei Männer, welche Liebe, Furcht vor dem Tode und Habſucht nicht einen Augenblick entzweien konnten, ſollten nun eines ſo unbedeutenden Beweggrundes willen auf einmal ewige Feinde geweſen ſeyn? — Dein Abdul-Haſſan und dein Adelhamed ſind zwei Unſinnige, das Gefühl, welches ſie Opfer bringen hieß, welche menſchliche Kräfte faſt überſteigen, war Wahnſinn, den du mit dem ſchönen Namen Freundſchaft belegſt.“ — Haltet ein, ihr oberflächlichen Geiſter, mit eurem vorſchnellen Urtheil! — Wenn der Derwiſch in Mekka, und der Mollack in Medina dieſe unklugen Worte hörten, ſie würden ausrufen: „Ihr Ungeweihten! was wagt ihr zu ſagen? — Kommt es euch zu, über göttliche Dinge zu urtheilen? Sie ſind ſo hoch über eure ſchwachen Kenntniſſe erhaben, als der ſechſte Himmel über die Spanne des Weltalls erhaben iſt, die ihr bewohnt. Alles iſt groß, Alles iſt erhaben im Koran, Alles iſt von einer andern Wichtigkeit, als eure Leidenſchaften und Gefühle, euer Haß und eure Liebe.“

Die

Schauſpielerinn

eines

einzigen Abends.

Erzählung

aus den Zeiten Ludwig des XVI.

Ich wurde im Dorfe Montreuil von dem alten ehrwürdigen Pfarrer des Ortes erzogen, der mich nach dem Tode meiner armen Eltern zu ſich genommen hatte. — Er lehrte mich die Noten kennen, und ich ſang auf dem Chore. Das war eine glückliche Zeit; ich hatte friſche, rothe Bausbacken, in welche mich Jedermann im Vorbeigehen kneipte, eine reine Stimme, lange, blonde, gepuderte Haare, Pluderhoſen und Holzſchuhe. So war ich, und konnte mich nicht entſchließen, ein altes, ſchlechtes, ungeſtimmtes Klavier zu verlaſſen, welches der Pfarrer beſaß. Ich ſtimmte daſſelbe, wie es nun eben gehen wollte, nach dem Gehör, und der gute Pfarrer lehrte mich etwas ſolfeggiren. Als er zufrieden mit mir war, kneipte er mich ſo in die Backen, daß ſie blau wurden, und ſprach zu mir: „Sieh, Mathurin, du biſt nur der Sohn eines Bauers und einer Bäuerin, aber wenn du deinen Katechismus und deine Noten gut kennſt, und wenn du nicht mehr mit meinem roſtigen Gewehre ſpielſt, ſo kann aus dir ein tüchtiger Muſiker werden.“ Dieſe Worte gaben mir guten Muth, und ich ſchlug mit allen zehn Fingern auf das arme Klavier, bei welchem wenigſtens ſechs Taſten ganz ſtumm waren.

Es gab auch Stunden, wo ich ſpazieren gehen durfte, allein meine angenehmſte Unterhaltung beſtand darin, mich an das Ende des Parks von Montreuil zu ſetzen, und mein Brot mit den Maurern und Arbeitern zu eſſen, welche am Eingange nach Verſailles, hundert Schritte von der Barriere, einen kleinen Muſikpavillon auf Befehl der Königin aufzuführen beſchäftigt waren.

Ich nahm ein kleines Mädchen von meinem Alter mit mir, welches ſich Pierrette nannte, und welches der Pfarrer ebenfalls ſingen lehrte, weil es eine ſchöne Stimme hatte. Sie nahm meiſtens einen großen Kuchen mit ſich, den ihre Mutter, eine arme Witwe, ihr gegeben hatte, und ſo ſaßen wir denn Beide da und aßen, und ſahen zu, wie das kleine Haus gebaut wurde, welches die Königin bauen ließ.

Ich und Pierrette zählten Jedes dreizehn Jahre. Sie war ſchon ſo hübſch, daß man ſie auf dem Wege aufhielt, um ihr was Schönes zu ſagen, und daß ich große Damen ſogar aus dem Wagen ſteigen ſah, um mit ihr zu reden und ſie zu küſſen. Wenn ſie ein rothes Mieder anhatte, welches um die Hüften hübſch eng zuſammengeſchnürt war, ſo ſah man wohl ſchon, wie ſchön ihre Geſtalt einſt werden würde. Sie ſelbſt aber dachte nicht daran, und liebte mich wie ihren Bruder.

Wir gingen immer mit einander aus, uns bei den Händen haltend, und dieſe Gewohnheit iſt auch ſeit unſerer Kindheit an bei uns ſo feſt geblieben, daß ich ihr auch jetzt noch niemals den Arm geboten habe. Da wir, wie geſagt, öfters den Arbeitern zuſahen, ſo machten wir auch die Bekanntſchaft eines jungen Steinmetzes, der acht oder zehn Jahre älter war als wir. Er ließ uns auf einen Bruchſtein neben ſich ſetzen, und wenn er einen großen Stein aus einander zu ſchneiden hatte, ſo goß ihm Pierrette Waſſer auf die Säge, und ich faßte das andere Ende der Säge, um ihm die Arbeit zu erleichtern. Er war mein einziger und beſter Freund auf der Welt. Er hatte ein kleines Liedchen gemacht auf ſeine Steine, worin gar lieblich zu leſen war, wie Pierrettens Herz noch härter ſei, als ſeine Steine, und noch andere gar ſchöne Wendungen, die uns alle drei ſehr viel lachen machten. Er war ein großer Junge, der noch täglich größer wurde, ganz blaß, mit langen Armen und großen Beinen, und der manchmal ſo ausſah, als wenn er an das nicht dächte, was er that. Er liebte ſein Handwerk, weil er ſich, wie er ſagte, damit ſein Brot verdienen, und doch dabei vom Morgen bis an den Abend an etwas Anderes denken konnte. Sein Vater, ein Architekt, war ſo vollkommen zu Grunde gegangen, daß ſein Sohn wieder von der Pique auf dienen mußte. Wenn er einen großen Block theilte, ſo ſang er dabei meiſtens ein Lied, welches er in dem Augenblicke gemacht hatte, und welches immer ſo lange dauerte, als die Arbeit, ſo daß es oft zwanzig bis dreißig Strophen hatte.

Wenn er ein wenig Zeit gewann, ſo beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit mir und Pierretten, er lehrte uns ſchöne Sprüchlein gegen einander, und führte mit uns ganze kleine Szenen auf, die uns ganz außerordentlich unterhielten. Er war übrigens ſehr geſchickt in ſeiner Arbeit, ſo daß er ſchon in einem Jahre Steinſchneidermeiſter wurde. Er hatte mit ſeinem Meißel und ſeiner Säge eine arme Mutter und zwei kleine Brüder zu ernähren. Wenn er dieſe ſo um ſich arbeiten ſah, ſo gab ihm dieſes Muth und Fröhlichkeit. Wir nannten ihn nur ſchlechthin Michel. Sein voller Name aber war Michel Jean Sedaine.

Mit ſechzehn Jahren war ich ziemlich linkiſch und tölpelhaft, aber ich verſtand ein wenig Latein und viel Muſik, und auch in allen Arten von Gartenarbeiten fand man mich ſehr geſchickt. Mein Leben floß glücklich und angenehm hin, denn Pierrette war immer um mich.

Eines Tages, als ich eben Bäume ſchnitt, und die herabgefallenen Zweige in einen Bündel zuſammenmachte, kam Pierrette zu mir gelaufen und ſprach: „O Mathurin, ich fürchte mich, ſieh nur, dort kommen zwei ſchöne Damen durch die Allee. Was ſollen wir thun?“

Wirklich ſah ich in der Allee zwei Damen, welche ſchnell über die welken, raſchelnden Blätter gegen uns herſchritten, aber ohne einander den Arm zu bieten. Eine davon war etwas größer als die Andere, und trug ein Kleid von roſafarbener Seide. Sie liefen faſt, die Eine mehr vorne, die Andere ſich immer mehr hinten haltend. Auch ich fing an, etwas Reſpekt — ich will es nur geradezu Angſt nennen — zu fühlen, und ſagte zu Pierretten: „Komm, machen wir uns aus dem Staube.“

Allein wir hatten keine Zeit mehr, ſie waren ſchon ganz nahe bei uns, und die Dame mit dem Roſakleide gab Pierretten Zeichen, zu ihr zu kommen, welche darüber ganz roth im Geſichte wurde, und mich furchtſam bei der Hand faßte. Ich meines Theils zog meine Haube ab, und lehnte mich hinten an einen Baum.

Die Roſadame ging gerade auf Pierretten los, faßte ſie mir nichts dir nichts unter dem Kinn und hob ihr das geſenkte Köpfchen in die Höhe, um ſie ihrer Begleiterin zu zeigen, indem ſie zu dieſer ſprach: „Sehen Sie, ganz ſo will ich am Donnerstag als Milchmädchen ausſehen. Was das für eine liebliche Kleine iſt? Nicht wahr, mein Kind, du wirſt ſo gut ſeyn, alle deine Kleider, wie du ſie hier trägſt, meinen Leuten zu geben, welche ich darum herſchicken werde? Sie werden dir dafür die meinigen bringen.“

Die andere Dame lächelte; ſie trat zu Pierretten vor, faßte ſie am nackten, runden Arme und ſagte ihr, daß Jedermann der Roſadame gehorchen müſſe.

„Verändere nichts an deinem Anzuge,“ ſprach nun die Roſadame, indem ſie Pierretten mit einem kleinen Stäbchen von Rohr, worauf ſich ein goldnes

Knöpfchen befand, drohte, „du ſollſt es nicht umſonſt gethan haben. Sieh, da iſt ja auch ein großer Junge, den du vermuthlich recht lieb haſt, der ſoll Soldat werden, und ich will euch dann verheirathen.“

Die Dame war ſo ſchön, ſo liebenswürdig, daß ich verſucht war, ihr zu Füßen zu fallen. Ihr werdet lachen über das, was ich euch jetzt geſagt habe, und ich habe ſeitdem ſelbſt öfters darüber gelacht, aber wenn ihr ſie geſehen hättet, ſo würdet ihr dieſes begreifen. Sie ſah aus wie eine wohlthätige Fee.

Sie ſprach ſchnell und mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, und indem ſie noch Pierretten ein kleines Kläpschen auf die Wange gab, ließ ſie uns Beide ganz verlegen und linkiſch ſtehen, und wir ſahen die beiden Damen wieder den Weg gegen Montreuil hingehen.

Als wir ſie aus den Augen verloren hatten, ſahen wir einander lange ſchweigend an, und uns wieder bei den Händen faſſend, kehrten wir in das Pfarrhaus zurück. Pierrette war im ganzen Geſichte roth, und ich ließ den Kopf hängen. Der Herr Pfarrer fragte uns, was uns denn ſei, und ich antwortete ſehr ernſthaft: „Herr Pfarrer! ich will Soldat werden.“

Starr ſtand der alte Mann vor Erſtaunen. — „Wie, mein Kind,“ rief er, „du willſt mich verlaſſen? Lieber Himmel! Pierrette, ſage mir, was iſt denn vorgegangen, daß er Soldat werden will? Haſt du mich nicht mehr lieb, Mathurin? Haſt du auch Pierretten nicht mehr lieb? Was haben wir dir denn Leides gethan? rede! Und warum ſoll die ſchöne Erziehung, welche ich dir gegeben habe, ſo ganz verloren ſeyn? Aber ſo ſtehe nicht ſo da, böſer Junge, und antworte," ſetzte er mit lauter Stimme hinzu, indem er mich am Arme faßte und ſchüttelte.

Aber ich kratzte im Kopfe, und ſah auf meine Holzſchuhe und antwortete wieder: „Ich will nun einmal Soldat werden!"

Nun kam Pierrettens Mutter dazu und fing an zu weinen, und Pierrette weinte auch und getraute ſich nichts zu ſagen. Aber ſie war deßwegen nicht böſe auf mich, denn ſie wußte wohl, daß ich nur darum Soldat werden wollte, um ſie zu heirathen.

In dieſem Augenblicke traten zwei große, gepuderte Lakaien und eine Kammerfrau, welche ausſah wie eine große Dame, herein, und fragten: ob die Kleine die Kleidungsſtücke ſchon bereitet habe, welche die Königin und die Prinzeſſin von Lamballe von ihr begehrt haben.

Der arme Pfarrer ſtand ganz verdutzt da, und Pierrette und ihre Mutter zitterten ſo ſtark, daß ſie kaum im Stande waren, eine Kaſette zu öffnen, worin die ſchönen Kleider lagen, welche man zum Umtauſch gegen die verlangten geſendet hatte, und ſie gingen in Pierrettens Kammer, um ſie auszukleiden, mit einer Angſt, als ob ſie zum Richtplatz geführt würden.

Der Pfarrer, welcher nun allein mit mir war, fragte mich, was denn vorgefallen ſei, und ich erzählte ihm Alles, wie ich es hier erzählt habe, nur etwas kürzer.

„Und darum willſt du Soldat werden?“ redete er mich an, indem er mich bei beiden Händen faßte, „bedenkſt du denn nicht, mein Sohn, daß die größte Dame in Europa ſolches zu dir nur in der Zerſtreuung geſprochen hat, und in dieſem Augenblicke gewiß ſelbſt nicht mehr weiß, was ſie geſagt hat? Wenn man ihr erzählte, daß du dieſes für Ernſt, für einen Befehl genommen hätteſt, ſie würde ſelbſt ſagen, du ſeiſt ein Schwachkopf, und ihr ſei es ganz einerlei, ob du dein Lebetag Gärtner bleibſt oder nicht. Sieh, mein lieber Sohn, das, was du dir durch die Gärtnerei oder durch deine ſchöne Stimme gewinnſt, das gehört dein, das aber, was du als Soldat, indem du dein Leben in die Schanze ſchlägſt, gewinnſt, gehört Andern, und du wirſt tauſend Gelegenheiten finden, das Blutgeld, welches du dir ſelbſt verdienſt, in, durch Religion und Sittlichkeit verbotenen Vergnügungen zu verſchwenden; du wirſt alle guten Grundſätze vergeſſen, die ich dir einzuprägen bemüht war, und ich werde über dich erröthen müſſen. Und wie wirſt du zurückkommen, wenn du anders wieder zurückkommſt? mit einem ganz andern Charakter, als du von Geburt aus hatteſt. Du warſt ſanft, beſcheiden, gelehrig; du wirſt hart, ſtrenge, großſprecheriſch werden. Die kleine Pierrette wird gewiß nicht einwilligen, das Weib eines ſolchen

Menſchen zu werden, und ich werde weinen über dich, weinen, wie über einen verlornen Sohn."

Ich ſtand verlegen und mit geſenkten Blicken, blieb aber dabei: „Das gilt mir Alles einerlei, ich will einmal Soldat werden."

Der gute Pfarrer hielt ſich nicht mehr, er ſprach kein Wort mehr, aber er öffnete die Thüre und zeigte auf die breite Landſtraße. Ich begriff ſeine Pantomime und ging. Ich zog meine Mütze von Tuch über das rechte Ohr, nahm meinen Stock und einen kleinen Bündel Wäſche, und ging geradezu in eine Herberge, welche am Eingange von Verſailles liegt, ohne Jemanden Lebewohl geſagt zu haben.

In dieſer Herberge fand ich drei Krieger, deren Hüte mit Gold galonirt waren; ſie trugen weiße Uniformen, roſenroth ausgeſchlagen, gewichſte Schnurbärte, und ſo weiß gepuderte Haare, daß ſie wie beſchneit ausſahen. Sie nahmen mich ſehr freundlich auf, und ſagten mir, daß ich mich nur zu ihnen zum Tiſche zu ſetzen brauchte, um eine vollkommene Idee von dem glücklichen Leben zu erhalten, welches ein Soldat von Royal Auvergne genießt. Sie gaben mir Hühner- und anderen Braten zu eſſen, und herrlichen Bordeaux und Champagner, zuletzt auch vortrefflichen Kaffee zu trinken, und ſchwuren mir hoch und theuer, wenn ich bei ihrem Regimente eintreten wollte, ſo würde ich nie mehr ſchlechteren trinken dürfen. Sie verſicherten mich dabei, daß in dieſem Regimente das feinſte und luſtigſte Leben herrſche, und daß bei Royal-Auvergne ein gemeiner Soldat glücklicher ſei, als die Kapitans bei den anderen Corps, daß man dort ſich einer ſehr angenehmen Geſellſchaft von Herren und Damen erfreue, daß man viel Muſik mache, und daß man dort beſonders diejenigen zu ſchätzen wiſſe, welche das Fortepiano ſpielen. Dieſer letzte Umſtand beſtimmte meinen Entſchluß.

Am andern Morgen ſchon genoß ich die Ehre, Soldat im Corps Royal-Auvergne zu ſeyn. Es war ein recht ſchönes Corps, aber ich ſah meinen väterlichen Wohlthäter und meine Pierrette nicht mehr. Ich verlangte Hühner zu eſſen, aber man gab mir dafür eine Miſchung von Kartoffeln, Brot und Hammelfleiſch. Man lehrte mich die militäriſchen Stellungen, das Marſchiren und die Handgriffe mit dem Gewehre, und that mir die Ehre an, mir zu verſprechen, ich werde, wenn ich mich gut aufführe, in die erſte Grenadier-Kompagnie geſtellt werden. Ich hatte bald einen ſchönen gepuderten Zopf, der majeſtätiſch hinten auf meine Uniform herabreichte, allein ich ſah meinen lieben Pfarrer, meine Pierrette und ihre Mutter nicht, und ich machte keine Muſik mehr.

Eines Tages mußte ich, weil ich bei dem Exerziren drei Fehler begangen hatte, eine ſonderbare Strafe ausſtehen, welche damals gewohnlich, und von Herrn Saint Germain erfunden worden war. Ich mußte nämlich die Poſition eines Abfeuernden im erſten Gliede annehmen, mit einem Knie auf dem Pflaſter, und die glänzende Sonne gerade vor mir, welche mir brennend in das Geſicht ſchien: ſo mußte ich unbeweglich, das Gewehr ſchußrecht in horizontaler Linie an der Backe haltend, knien, und ein handfeſter Korporal machte, wenn mir das Gewehr etwas hinabzuſinken anfing, eine zweideutige Bewegung mit dem Stocke. Zwanzig Minuten mußte ich dieſe unleidliche Verſteinerung aushalten, als ich vor der Bayonette meines Gewehrs die ſanfte und ruhige Geſtalt meines Freundes Michel, des Steinſchneiders, erblickte.

„Du kömmſt eben recht, mein Freund,“ ſprach ich zu ihm, „und du würdeſt mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn du, ohne daß es Jemand bemerkt, mit deinem Spazierſtocke mein Gewehr etwas unterſtützen wollteſt. Meine Arme befänden ſich dadurch etwas leichter, und dein Stock ſpürt es nicht.“

„Ach, Mathurin! mein Freund!“ antwortete er, „du biſt wohl genug dafür beſtraft, daß du Montreuil verlaſſen haſt; du genießeſt den Unterricht des guten Pfarrers nicht mehr, und wirſt noch überdieß dein ganzes Bischen Muſik vergeſſen, welche du doch ſo ſehr liebteſt.“

„Hm!“ verſetzte ich, indem ich aus Stolz mein Gewehr wieder von ſeiner Stütze weghob, „es iſt einerlei, man hat ſo ſeine eigenen Ideen.“

„Du wirſt nicht mehr die Spaliere und die ſchönen Pfirſichbäume zu Montreuil mit deiner Pierrette beſorgen, deren Früchte ſo friſch waren wie ſie.“

„Einerlei!“ wiederholte ich, „man hat ſeine Ideen.“

„Du wirſt lange auf den Knien liegen müſſen, und zielen und nichts ſchießen, wie jetzt, ohne auc nur eine Korporalſtelle zu erhaſchen.“

„Einerlei,“ verſetzte ich wieder, „wenn ich auc langſam vorwärts komme, ſo werde ich doch wenigſtens vorwärts kommen; mit der Zeit kommt Alles, wenn man nur geduldig wartet, und wenn ich Sergent werde, ſo bin ich doch ſchon Etwas, und wil Pierretten heirathen.“

Michel ſeufzte. „Ach, Mathurin, Mathurin!“ erwiederte er, „du biſt nicht klug und beſitzeſ zu viel Ehrgeiz. Wär' es dir denn nicht lieber, wenn Jemand dich vom Soldatenſtande loskaufte und di noch ein artiges Geſchenk gäbe, würdeſt du dann deine Pierrette nicht noch lieber und ſchnelle heirathen?“

„Michel, Michel!“ antwortete ich, „du biſt, wie ich ſehe, von der Welt verdorben worden, du ſiehſt ja auch ganz anders aus, als früher, und ic kann unmöglich glauben, daß du mehr ein ehrliche Steinſchneider biſt, denn du trägſt ja jetzt ein Kleid von ſchwarzem Taft, — und welch' ein Unterſchied in deinen Grundſätzen! Erinnerſt du dich nicht, wie oft du mir damals ſagteſt: der Menſch muß der Schmied ſeines Schickſals ſeyn? Ich will nicht mit dem Gelde Anderer heirathen, ſondern mich und mein Weib ſelbſt ernähren. Übrigens hat mir die Königin ſelbſt geſagt, der Burſche muß Soldat werden, und dann will ich ihn mit Pierretten verheirathen.“

„Wie aber, wenn dir die Königin ſelbſt ſo viel gäbe, daß du heirathen kannſt, würdeſt du es nehmen?“

„Nein, Michel, Geld würde ich dazu auch von der Königin nicht nehmen.“

„Aber wenn ſich Pierrette ein gutes Heirathgut ſelbſt gewänne?“

„Ach, Michel, das wäre was Anderes, da würde ich ſie auf der Stelle heirathen.“

„Wohlan,“ ſagte er, „ſo will ich das der Königin melden.“

„Was fällt dir ein?“ fiel ich ihm in die Rede, „biſt du ein Narr, oder vielleicht ein Bedienter bei Hofe?“

„Keines von Beiden, Mathurin! obſchon ich auch keine Steine mehr ſchneide.“

„Was ſchneideſt du denn jetzt?“

„Hm! Papier, Federn, auch Theaterſtücke ſchneid' ich zu.“

„Ach! iſt das möglich?“

„Ja. Ich mache kleine, einfache und leicht verſtändliche Theaterſtücke, ich werde dich das ſehen laſſen.“

„Nun, mir recht, ich verſtehe von dieſen eben ſo wenig, als vom Steinſchneiden.“

„Was ich früher baute, mein lieber Junge, war freilich mehr werth, als das, was ich jetzt zu Stande bringe, es war weniger von der Mode abhängig und dauerte länger, aber wenn es zuſammenfiel, konnte es Jemanden zerſchmettern, was bei meiner jetzigen Arbeit nicht der Fall iſt.“

In dieſem Augenblicke gab der Korporal dem untergeſetzten Stocke meines Freundes Michel einen ſo derben Stoß, daß er ihn einige Schritte weit wegſchleuderte, und ließ ſogleich den Wachpoſten der Kaſerne ablöſen, weil er ſich unterſtanden hatte, einen Fremden in den Hof einzulaſſen.

Sedaine ſah wohl ein, daß es das Klügſte ſei, ſich zu entfernen; er hob ſeinen Stock auf, und ſagte im Vorübergehen zu mir: „Sei ruhig, Mathurin, ich werde das Alles der Königin erzählen.“

Meine kleine Pierrette war ein ſchönes Mädchen von einem ruhigen, aber beſtimmten Charakter. Seit ſie mit der Königin geſprochen hatte, ſagte ſie ihrer Mutter öfters, daß ſie feſt entſchloſſen ſei, mich zu heirathen, und blieb oft bei Nacht auf, um an ihrer Ausſtattung zu arbeiten.

Eines Tages, es war am Oſtermontage (Pierrette hat mir Alles dieſes ſpäter erzählt), als ſie eben vor der Hausthüre ſaß und ein Liedchen ſang, ſah ſie im geſtreckten Galopp einen prächtigen Wagen daherfahren, mit ſechs Pferden beſpannt, auf zwei Pferden ſaßen zwei gepuderte, roſenfarben gekleidete Poſtillons, welche aber ſo klein waren, daß man von Weitem nur ihre großen Courierſtiefel gewahrte. Sie trugen Blumenſträußer am Buſen und die Pferde eben ſolche an den Ohren.

Der Wagen hielt an; und als der Schlag geöffnet wurde, ſaß Niemand darin, aber ein prächtig bordirter Herr ſprang vom Bocke herab, zog ſehr artig ſeinen Hut ab, und bat Pierretten höflich in den Wagen zu ſteigen.

Ihr glaubt vielleicht, daß Pierrette Umſtände gemacht habe? allein nicht im geringſten; ſie zog nur geſchwind ihre Holzſchuhe aus, welche ſie an der Thüre ſtehen ließ, zog dafür ihre Schuhe mit ſilbernen Schnallen an, und ſtieg dann in den Wagen, indem ſie ſich auf den Arm des galonirten Herrn ſtützte, als ob ſie in ihrem Leben gar nichts anders gethan hätte. Seitdem das Mädchen mit der Königin Kleider getauſcht hatte, kam ihr nichts unerwartet.

Sie ſagte mir öfters, daß ihr zweierlei Dinge, während ſie fuhr, große Angſt verurſachten. Erſtens ging das Fahren ſo ſchnell, daß die Bäume am Wege wie die Narren einer dem andern nachliefen, und dann beſorgte ſie immer auf den ſchneeweißen Kiſſen, worauf ſie ſaß, einen Fleck von ihrer blauen Schürze zurückzulaſſen, welche die Farbe ließ. Sie fuhr deßwegen mit beiden Händen in die Täſchchen, hielt ſo die Schürze in die Höhe, und ſaß auch nur halb auf den Kiſſen.

Als der Wagen in Trianon angekommen war, öffnete derſelbe galonirte Herr den Kutſchenſchlag wieder, half ihr heraus, und führte ſie durch eine ganze Reihe prächtiger Gemächer, wo ſie ſich nur mit den Zehenſpitzen aufzutreten getraute, um die koſtbaren Stubenböden, von Citronen- und indiſchem Holze, mit ihren Schuhnägeln nicht zu beſchädigen.

Als ſie in das letzte Gemach trat, hörte ſie ein leiſes Kichern von drei ſanften Stimmen, und das machte ihr das Herz ſtark pochen, und hätte ſie faſt ein wenig eingeſchüchtert, allein gleich gewann ſie ihren Muth wieder, denn es war die Königin.

Madame Lamballe war bei ihr, aber dieſe ſaß in einer Fenſterbrüſtung an einem Malerpulte; auf dieſem Pulte, welches grün überzogen war, lag ein zubereitetes Elfenbeinplättchen, neben demſelben Pinſel, und zur Seite ſtand ein Glas Waſſer.

„Ah, da iſt ſie ja," ſprach die Königin freudig und faßte Pierretten bei beiden Händen. „Sehen Sie nur, wie friſch und ſchön ſie iſt, das gibt ein treffliches Modell für Sie. Sehen Sie zu, daß Sie das Mädchen recht gut treffen. Setze dich, mein Kind!" Und mit dieſen Worten drückte die freundliche, ſchöne Königin ſie auf einen Stuhl nieder; Pierrette war ganz verlegen, und der Stuhl ſo hoch gepolſtert, daß ihre kurzen, kleinen Füßchen nicht ganz auf den Boden reichten und ſchaukelten.

„Aber ſehen Sie nur," fuhr die Königin zu Lamballe gewendet fort, „wie gut ſie ſich hält, ſie läßt ſich nicht zweimal ſagen, was man will; ich wette, die Kleine hat Verſtand. Halte dich gerade, mein Kind, und höre mich. Es werden zwei Herren hierher kommen, ob du ſie kennſt oder nicht, das laß dich gar nicht kümmern. Du mußt Alles thun, was ſie dir befehlen werden. Ich weiß, daß du ſingſt, du mußt ihnen etwas vorſingen. Wenn ſie dir befehlen, abzugehen oder einzutreten, zu ſtehen oder zu ſitzen, ſo folge in Allem genau ihren Befehlen, hörſt du? Alles dieß iſt nur zu deinem eigenen Beſten."

Pierrette antwortete nun bald mit einem Erröthen, bald mit einem Erblaſſen, aber ſie war ſo zufrieden, daß ſie die Königin gerne umarmt hätte.

Kurz nachher traten zwei Männer ein. Der Eine dick, der Andere groß. Als ſie den Großen ſah, konnte ſie ſich nicht enthalten zu ſchreien: „Ei! das iſt ja" — — allein ſie biß ſich in den Finger, um das Andere zu verbeißen.

„Nun, meine Herren, wie finden Sie die Kleine, hab' ich nicht recht gehabt?" fragte die Königin.

„Ja, das iſt meine Roſe, wie ſie leibt und lebt," ſagte der Große, Sedaine.

„Nur eine einzige Note," ſagte hierauf der Dicke (Gretry), „und ich werde ſogleich ſehen, ob ſie auch die Roſe Monſigny's iſt, wie jene Sedaine's. Wiederhole einmal das, was ich dir vorſingen werde, meine liebe Kleine!" und er ſang ihr vor: „ut re mi fa ſol."

Pierrette wiederholte die Töne. „Sie hat eine herrliche Stimme," rief Gretry, und die Königin ſchlug freudig in die Hände und ſagte: „Die wird ſich ihr Heirathsgut ſelbſt gewinnen."

Seit dem Tage, als ich Michel zu Vincennes in der Kaſerne geſehen hatte, wurde ich gar gewaltig mager, weil ich nichts mehr von unſerer kleinen Familie zu Montreuil hörte, und weil ich beſorgte, Pierrette habe mich ganz und gar vergeſſen. Mein Regiment lag ſeit drei Monaten in Orleans, und das Heimweh ergriff mich. Ich wurde täglich gelber, und konnte kaum das Gewehr mehr halten vor Schwäche. Meine Kameraden fingen an mich auszulachen und nicht mehr freundſchaftlich mit mir umzugehen. Die Einen, weil ſie mich wirklich für ſehr krank hielten, die Andern, weil ſie glaubten, ich ſtelle mich nur ſo; und es blieb mir kein anderes Mittel übrig, als zu ſterben, um den Letzteren zu beweiſen, daß ich die Wahrheit ſage.

Eines Tages kam ein Offizier meiner Kompagnie zu mir und ſagte: „Mathurin, du kannſt ja leſen. Komm ein wenig mit mir und lies das, was ich dir zeigen werde.“ Und er führte mich auf den Platz Jeanne d'Arc, wo ein großer Komödienzettel klebte, worauf Folgendes ſtand:

Auf Befehl.

Nächſten Donnerſtag wird zum Beſten der Mademoiſelle Colombe, berühmten Sängerin, eine außerordentliche Vorſtellung Statt haben, beſtehend aus:

Irene,
einem neuen Schauſpiele von Voltaire,
und
Roſe und Colas.
Oper von Sedaine, Muſik von Monſigny.

Dlle. Colombe wird im den zweiten Stücke erſcheinen.

NB. NB. NB. Ihre Majeſtät die **Königin** hat **zu verſprechen** geruhet, ſie werde dieſe Vorſtellung ſelbſt mit ihrer Gegenwart beehren.

„Wohlan, Herr Kapitän,“ ſagte ich, „ich habe das Ding geleſen.“

„Du biſt ein braver Burſche,“ antwortete er, „haſt auch eine hübſche Geſtalt, ich werde dich friſiren und pudern laſſen, um dich noch beſſer herauszuputzen, und werde dich als Schildwache zur Logenthüre der Königin ſtellen.“

Es geſchah, wie er ſagte, und ich ſtand am beſtimmten Tage mitten unter Blumengewinden vor der Loge der Königin. Der Direktor lief in großer Bewegung bald auf-, bald abwärts. Es war ein kleiner, dicker, rother Mann, mit einem himmelblauen Frack und einem großen Jabot. Er ſtellte ſich im Bogengange mir gerade gegenüber an ein Fenſter, und ſo hörte ich ihn einmal über das andere ausrufen: „Ach, das iſt die Livree der Herzogin von Montmorency! Das iſt der Läufer des Herzogs von Lauzun. Jetzt fährt der Fürſt Guiménék vor, und nach ihm der Graf Lambeſe. Ach, die Königin iſt ſo gut, ſo gut, ein wahrer Engel!“

Als er ſich umwendete, kam ihm eben Gretry in den Wurf. Er ſprach ihn an: „Ach, Herr Gretry! mein theuerſter Herr Gretry, ſagen Sie mir doch, ich bitte Sie, wäre es denn gar nicht möglich, daß ich mit der berühmten Sängerin ſprechen könnte, welche Sie mir gebracht haben? Ich hege zwar nicht den geringſten Zweifel über ihre Kunſt, aber, lieber Himmel! — die Königin kommt, und wir haben nicht einmal eine Probe gehabt.“

„He! he!“ antwortete Gretry mit einem etwas ſpottenden Tone, „ich kann Ihnen nur ſagen, daß Sie die Sängerin erſt dann ſehen können, wenn ſie auf die Bühne tritt. Und geſetzt, es wäre auch nicht die berühmte Sängerin Colombe, ſondern eine Andere, was könnte Ihnen das verſchlagen?“

„Ho, ho, mein Herr Gretry! man iſt Direktor des Theaters von Orleans, und man hat das Recht —“

„Kein Recht, mein Herr Direktor, an den Talenten einer Sängerin zu zweifeln, welche Sedaine und Gretry empfohlen haben,“ erwiederte Gretry dem Direktor, der ſeine dicken Backen noch dicker aufgeblaſen hatte. „Auch bin ich beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß Ihnen die Königin dieſen Abend noch einmal ſo viel darauf bezahlen wird, als die ganze Einnahme beträgt. Ich hoffe, Sie haben die Eintrittspreiſe verdoppelt.“

„Triplirt, mein werthgeſchätzter Herr Gretry! triplirt. Der Sitz koſtet einen Louisd'or, ich mußte doch dem Hofe die gebührende Achtung bezeigen.“

In dieſem Augenblicke erſcholl ein großes Geſchrei, und die Königin hüpfte ſo ſchnell den Logengang her und in ihre Loge hinein, daß ich kaum noch Zeit hatte zu präſentiren. Schöne, wohlriechende

Herren folgten ihr und eine junge Dame, welche ich für diejenige erkannte, die auch in Montreuil bei ihr war.

Das Schauſpiel fing gleich darauf an. Das Trauerſpiel ging ſeinen Gang fort, aber ich ſah, daß ſich die Königin gar nicht darum bekümmerte; denn ſie ſchwatzte und lachte immer fort. Die Zuſchauer applaudirten auch nicht, aus Achtung für die Königin, wie man mir ſagte. Aber als dann die Oper begann, da lachte und ſchwatzte Niemand mehr in der Loge, ſondern Alles war ganz Aug' und Ohr.

Plötzlich hörte ich eine ſtarke Frauenſtimme auf der Bühne, worüber mir die Eingeweide erzitterten, ich mußte mich auf mein Gewehr ſtützen. Ich hatte in meinem Leben keine ſolche Stimme gehört, ſie kam aus dem Herzen, und tönte wie eine Harfe.

Ich horchte, indem ich mein Ohr an die Logenthüre legte, und zugleich durch ein kleines Fenſterchen blickte, welches hinten in der Logenthüre angebracht war. Das Frauenzimmer mit der ungeheuern Stimme hieß Roſa, und ſie ſang:

Es war einmal ein Vögelein
Gar winzig klein,
Das baute ſich ſein Neſt
Auf einem Zweige feſt.

Aber plötzlich ſchauderte es mich durch alle Glieder, als ich ſah, wie außerordentlich dieſe Roſe meiner Pierrette ähnlich ſah, es war ihre Geſtalt, ihr Wuchs, ihr Kleid, daſſelbe rothe Corſet mit der blauen Schürze, ihre Schuhe mit den ſilbernen

Schnallen, ihre lieben kleinwinzigen Füßchen, es war Pierrette, meine Pierrette.

Mein Gott, dachte ich mir, die Komödiantinnen müſſen doch recht geſchickte Leute ſeyn, daß ſie ſo die ganze Äußerlichkeit einer andern Perſon annehmen können. Das iſt doch ganz gewiß jene famoſe Dlle. Colombe, welche in einem ſchönen Hotel wohnt, mit der Poſt hieher gekommen iſt, die viele Dienerſchaft hat, und außer dem Theater prächtig gekleidet iſt wie eine große Dame, und jetzt ſieht ſie doch meiner Pierrette gleich, wie ein Ei dem andern. — Aber ſie iſt es doch nicht. Meine Pierrette konnte ja nicht ſo ſchön ſingen, wie ſie, obſchon ſie eine nicht minder ſchöne Stimme hat.

Ich konnte mich übrigens nicht enthalten immerfort durch das kleine Fenſter zu ſchauen, bis man mir die Logenthüre recht unſanft an die Naſe ſtieß. Der Königin war zu warm geworden, ſie befahl daher die Thüre zu öffnen, und nun vernahm ich, wie ſie ſprach: „Ich bin recht zufrieden, den König wird unſer Abenteuer recht unterhalten. Herr Kammerherr, Sie können der Dlle. Colombe ſagen, daß ſie es nie bereuen wird, daß ſie mich die Honneurs ihres Namens machen ließ. Nicht bald hat mir etwas ſo großes Vergnügen gemacht.“

„Meine liebe Prinzeſſin,“ fuhr ſie zu Madame Lamballe gewendet fort, „wir haben das ganze Publikum hier zum Beſten gehabt. Alle, die hier im Theater ſind, thun etwas Gutes, ohne es ſich auch nur einfallen zu laſſen. Die ganze Stadt Orleans iſt von der großen Sängerin bezaubert, und Alles klatſcht Beifall. Laſſen ſie es uns auch thun."

In dieſem Augenblicke gab die Königin das Signal zum Applauſe, und nun hallte der ganze Saal von Beifall wieder, der von nun an jedem Tone Roſa's folgte, und bis zum Schluſſe der Oper dauerte, wo alle Damen, welche im Theater waren, die Blumenſträußer auf's Theater warfen.

„Und wo iſt denn der wirkliche Geliebte?" fragte nun die Königin den Baron Lauzun, der ſogleich aus der Loge trat, und meinem Kapitän, welcher immer im Logengange herumging, ein Zeichen gab. Ein Zittern ergriff mich, ich ahnete wohl, daß mir etwas begegnen würde, allein ich wagte nicht, es zu denken.

Mein Kapitän ſprach leiſe mit dem Baron Lauzun. Der Blick der Königin fiel auf mich, und ich mußte mich an die Mauer halten, um nicht umzuſinken. Man ſtieg die Logentreppe herauf, und ich erblickte Michel Sedaine und Gretry und den Direktor, welche Pierretten — Roſe — nein, Pierretten führten, die wirkliche Pierrette, meine Pierrette, meine Schweſter, meine Geliebte, meine Pierrette von Montreuil.

Die Königin mit einem freundlichen Blicke und fröhlichen Lächeln trat ihr entgegen, faßte ihre Hand und ſprach: „Komm, mein Kind. Nur in dieſem Stande kann man ſich ſein Heirathsgut auf eine ehrliche Art in einer Stunde gewinnen. Ich will dich morgen ſelbſt zu deiner Mutter nach Montreuil führen, die dir wohl verzeihen wird, einmal in deinem Leben Komödie geſpielt zu haben.“

Dann grüßte ſie mich — mich, der ich mehr todt als lebendig war, und es wäre wohl grauſam geweſen, wenn ſie nicht gleich dazugeſetzt hätte: „Ich hoffe, Herr Mathurin wird ſich nicht ſträuben, das Vermögen Pierrettens zur Mitgift anzunehmen, ſie hat es ſich ſelbſt verdient.“

Pierrette reichte mir die Hand, ich aber mußte anfangen aus Freude, aus Überraſchung, aus Dankbarkeit, aus Liebe, aus was weiß ich Allem, laut zu weinen. Ich ſank Pierretten in den Arm, und dann wir Beide zu den Füßen der guten Königin.

Eine

[illegible]cht in der Diligen[illegible]

Komiſche Skizze

[illegible] dem Leben eines meiner Freun[illegible]

Es war im Jahre 1819. Ich zählte damals zwanzig Jahre, beſaß ein Herz voll Liebe und einen Kopf voll angenehmer Täuſchungen. Zwanzig Jahre! glückliches Alter, wo das Leben ſich vor unſern Blicken mit einem phantaſtiſchen Gefolge von Freuden und Wundern entrollt! Stunde des Enthuſiasmus und des Glückes, in die Exiſtenz des Sterblichen geworfen, gleich einer Roſe in der Wüſte. Trügender Spiegel der Zukunft, in welchem man nur die vergoldete Oberfläche der Welt und der menſchlichen Gefühle erblickt. Dich himmliſche Frühlingszeit beſaß ich, als ich von meinem Vater die Erlaubniß erhielt, eine Reiſe zu machen. Ich wählte mir zuerſt Trieſt. Das Meer! das große unendliche Meer, dieſes ſichtbare Element lockte mich dahin. Ich ſollte ſie ſehen die große herrliche Kokette, allen Schiffen zulächelnd, welche ihr von den vier Enden der Welt ihre Gaben darbringen.

Dieß waren meine Gedanken und Gefühle, als ich im Gaſthofe auf und nieder ging, während die Poſtknechte die Koffers auf den Diligencewagen mit Ketten befeſtigten, und die Poſtillons die Pferde anſpannten, welche mich und meine poetiſchen Ideen davonziehen ſollten. Es war ſchon dunkel und ich ſuchte im Schatten einen Damenhut zu erſpähen, deſſen ſchöne Trägerin beſtimmt wäre, einige Stunden an meiner Seite zu verleben, und der ich die Eindrücke der Reiſe mittheilen könnte. Mit zwanzig Jahren athmet jeder Gedanke Liebe, jedes Gefühl kommt in dieſem Alter mitten aus dem Herzen.

Man war zur Abfahrt bereit. Der Kondukteu trat noch zum Wagenſchlage, und rief die Paſſagiere auf, um ſich zu überzeugen, daß auch alle gegenwärtig ſeien, und ihre Plätze eingenommen haben. Er rief alſo: „Frau von Welling, und Fräulein Tochter!“ — Eine ſchüchterne Stimme antwortete aus dem Wagen: „Wir ſind ſchon da!“ und ich ſah in der Diligence etwas Weißes ſich bewegen. Ich war entzückt darüber, daß ich mit zwei Frauen in den rollenden Koffer eingepackt werden ſollte.

Der Kondukteur rief weiter: „Herr von Knolling,“ und ein dicker Herr ſtieg halb in den Wagen, halb mußte er von dem Kondukteur nachgeſchoben werden. — „Herr Doktor von Streckenberg!“ Ein junger Mann warf ſchnell das Ende einer Cigarre weg und ſprang in die Diligence. Nun kam ich an die Reihe, ich ſtieg alſo ein, und placirte mich ſo artig als möglich zwiſchen die beiden Damen, welche nur einen kleinen Huſten vernehmen ließen, und mir nach Möglichkeit Platz einräumten. Ich war ſo vergnügt darüber, daß ich kaum den Druck eines breiten Fußes verſpürte, welcher dem ſechſten Mitreiſenden angehörte, der nach mir eingeſtiegen war, und ſeine langen Beine nicht in die gehörige Ordnung brachte.

„Sitzeſt du gut, Adelchen?“ fragte meine Dame zur Linken und beugte ihren Kopf vorwärts. Ein Laternenſtrahl fiel dadurch auf ihr Geſicht und ich ſah, daß meine linke Nachbarin alt war. Ich hatte alſo das Fräulein Tochter zu meiner Rechten. Ich wartete begierig auf einen zweiten Laternenſtrahl, der dieſe beleuchten würde, und er that mir den Gefallen, und — o Himmel! was erblickte ich? die ſchönſte Perle, welche aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen war: kaſtanienbraune Locken wallten bis auf den Nacken herab, in ſchwarzen Kohlenaugen zwiſchen langen Wimpern malte ſich die Glut der Seele, ein Mündchen, ſo friſch, ſo rein, daß man ihm anſah, es ſei noch von keinem Liebeskuß entweiht, und dabei eine ſo ruhige, ich möchte ſagen, melancholiſche Haltung, einen ſo blaſſen Teint, welche wohl zeigten, das ganze Leben dieſes Mädchens ſei in ihr Herz zurückgetreten. Ja, das war das Weib, von dem meine Träume voll waren, das Phantom meiner Einbildung, die erſehnte Geliebte; ich hatte ſie nun in der Wirklichkeit geſehen, ſie ſaß neben mir, ihre Schulter berührte die meinige, ich konnte ihren Athem einhauchen, ihre Hand drücken, mein Kopf brannte, mein Herz ſchlug gewaltig.

Plötzlich waren wir aus der Stadt und den Vorſtädten hinaus gekommen und rollten nun auf der breiten Landſtraße dahin, ohne ein anderes Licht, als jenes der blinkenden Sterne. Ein friſcher Abendwind kühlte meine brennenden Wangen, und die Exaltation meiner Ideen, und nach und nach verfiel ich in eine ſanfte Träumerei, deren Thema meine ſchöne Unbekannte war. O! ich liebte ſie ſchon, dieſe Herrliche, liebte ſie mit aller Kraft meiner Seele. Mein Gedanke verſenkte ſich in die Zukunft, wo meine göttliche Adele ihr Schickſal an das meinige kettete, ich hielt ſie in meinen Armen und vernahm die ſüßen Worte: „Ich liebe dich!“ von ihrem ſchönen Munde.

Ihr, die ihr zwanzig Jahre alt ſeid, und ein feuriges Herz habt, erſtaunet nicht über die Schnelligkeit, womit dieſe Flamme emporloderte. In ſolchem Alter bedarf es ja nichts, als die Nähe eines intereſſanten Weibes, die Berührung ihres Kleides, und die Beleuchtung einer einzigen Straßenlaterne, um in Feuer und Flamme zu gerathen.

Ich hörte die Athemzüge der Mama, welche ein ſüßer Schlummer ruhig und gemeſſen machte. Der junge Doktor hatte eine ſchwarzſeidene Nachtmütze bis über die Naſe herabgezogen und der dicke Herr ſchnarchte ein Erkleckliches; ſein Nachbar aber hatte vollauf zu thun, um ſich des Überfalles auf ſeine Schultern zu erwehren. Die Nacht war dunkel geworden. Ich wagte es den Arm meiner unbekannten Schönen anzufaſſen, und an dieſem hinabgleitend, kam ich bis zu ihrer Hand, welche auf ihrem Knie ruhte. Obſchon meine Ideen in dieſem Augenblicke ganz rein romantiſch waren, ſo fürchtete ich doch, mit einer Art Indignation zurückgewieſen zu werden, allein Adele blieb unbeweglich und ich ſtaunte. Ermuthigt durch das Schweigen des lieben Kindes, und durch den glücklichen erſten Verſuch, drückte ich die liebe weiche Hand, und mir war, als ob ſie mir durch den Handſchuh einen leichten Druck erwiederte.

O! dachte ich entzückt bei mir ſelbſt, ſie hat in meiner Seele geleſen, wie ich in der ihrigen — auch ſie liebt mich — und mit welcher kindlichen Hingebung, ſie kennt nicht einmal die Waffe der Koketterie, womit ſich Andere gegen die erſten Angriffe vertheidigen, ſie läßt mir ihre Hand, ihre Liebe, ihr Leben. — Mädchen! dafür will ich dir auch mein Herz für mein ganzes Leben ſchenken.

Plötzlich wandelte ein feindſeliger Gedanke meine Glut zu Eis. Wie? wenn Adele ſchliefe, wenn das, was ich für eine ſtumme Antwort hielt, nur die Folge der Unempfindlichkeit des Schlummers wäre? Unruhig beſchloß ich noch einen Verſuch zu wagen: ich drückte jeden ihrer kleinen Finger einzeln. Adele machte eine Bewegung, nahm mit ihrer rechten Hand ihr Sacktuch aus der Manteltaſche, ohne mir ihre linke zu entziehen, und ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrem Buſen.

Kein Zweifel, keine Beſorgniß mehr. Ich habe ihn verſtanden dieſen Seufzer, er ſprach klarer zu meinem Herzen als tauſend Worte. Er ſagte mir: „Ich liebe dich! Sprich, und ich bin die Deinige, rufe mich, und ich folge dir. Ich bin dein, dein auf ewig.“

Der Wagen rollte immer weiter, tiefe Ruhe herrſchte um ihn, aber ich war unruhig, die Nacht war milde, aber in mir ſtürmte es, der Himmel war düſter, aber meine beiden Augen leuchteten gleich zwei Meteoren. Ich hatte mich hingeneigt zu Adelen, und meine Wange berührte die ihrige.

Meine ſchöne Unbekannte ſchien meine vertrauliche Stellung zu dulden und ſaß vollkommen unbeweglich. Ich aber veränderte, ganz Liebe, in meinem Innern meinen Reiſeplan. Ich war nun gegen das herrliche Trieſt und das unendliche Meer gleichgiltig, und beſchloß nur ihr zu folgen, nur dahin zu gehen, wohin ſie gehe. Dieſes Weſen war von nun an mein zweites Ich, meine Familie, ihr Aufenthalt mein Vaterland, ihr Haus mein Univerſum. Von ihr entfernt ſchien mir die Welt todt, das Glück Chimäre. Ein nervöſes Beben durchlief mein ganzes Weſen, die Erde vergeſſend, drückte ich auf ihre Schulter, von der der Shawl herabgeſunken war, einen Kuß. Ich weiß nicht, ob die Temperatur meiner Lippen ſo hoch über der gewöhnlichen Temperatur eines menſchlichen Körpers ſtand, aber ich erſchrak über die Kälte, womit die Haut meiner Angebeteten meinen Mund berührte, ich glaubte einen Marmorblock zu küſſen, die Kälte durchrieſelte meinen ganzen Körper, mich ſchauderte.

„Mein Fräulein,“ ſprach ich, „Sie ſcheinen zu frieren.“ — Ich war ſo entſetzt, daß ich mir gar keine Antwort erwartete, denn bei meiner Ehre, ich glaubte, ein Leichnam ſäße neben mir.

Gleich darauf aber vernahm ich die Worte: „O nein! mir iſt gar nicht kalt.“

Da ermannte ich mich wieder. Ich dachte: ach! ihr Herz iſt ſo voll Glut, daß ſie die äußere Kälte gar nicht fühlt, und ſorgfältig zog ich ihr den Shawl über die Schulter hinauf, und eben wollte ich dieß noch mit einer zärtlichen Erklärung begleiten, als die Mutter erwachte und ihre Tochter fragte, ob ſie etwa ihren Pelz umzunehmen wünſche.

Der Horizont vergoldete ſich, die Sonne trat hervor, die Blätter der Bäume, die Kelche der Blumen glänzten von Thautropfen gleich Brillanten. Die Geſichter der drei Reiſenden, welche mir gegenüber ſaßen, traten in das Licht. Der junge Doktor nahm, als er die beiden Damen ſah, geſchwind ſeine ſchwarze Schlafmütze ab, ordnete ſeine Cravatte und fuhr ſich mit den Fingern durch die Haare. Der dicke Herr rieb ſich die Augen und gähnte, daß ſeine Kinnmuskeln krachten, „ach!“ rief er, „was iſt es doch Erbärmliches um dieſe Wagen, man kann gar nicht ſchlafen, ſich nirgend anlehnen, man iſt des Morgens wie zerſchlagen.“

„Ei, ei, mein Herr,“ verſetzte der Dritte, „Sie dürfen ſich nicht ſehr beklagen, Sie haben wohl einen Platz gefunden, wo ſie ſich anlehnen konnten, und Sie ſind wahrhaftig nicht leicht zu tragen, ich verſichere Sie.“

Ich hatte die Blicke auf Adele geheftet, meine ganze Aufmerkſamkeit war auf ſie gerichtet. Sie war jung, beiläufig achtzehn Jahre alt, ihre Züge regelmäßig, ihre Augen ſchön, aber ſo viel Poeſie fand ich in dem Geſichte nicht, als ich bei Nacht mir vorgeſtellt hatte. Sie hatte etwas Leidendes an ſich. Ich ſuchte ihre Blicke auf mich zu ziehen, und darin zu leſen, welchen Eindruck die Szenen der Nacht auf ſie gemacht haben. Sie wird wohl erröthen, dachte ich, wenn ſich unſere Blicke begegnen, allein Adele ſah ganz ruhig zum Fenſter hinaus.

Jungfräuliche Schamhaftigkeit, dachte ich bei mir ſelbſt. Das liebe Kind vermeidet meine Blicke, weil ſie fühlt, daß einer derſelben ſie verwunden würde.

Niemand ſprach. Ich hielt es für klug, mit der Mutter Bekanntſchaft zu machen, um den Zweck und das Ziel ihrer Reiſe zu erfahren.

„Sie ſcheinen ſehr ermüdet, gnädige Frau, Sie haben ſchlecht geſchlafen,“ begann ich das Geſpräch.

„Sehr ſchlecht, mein Herr. Glücklicher Weiſe dauert meine Reiſe nicht lange.“

„Sie gehen alſo nicht bis Trieſt?“

„Nein, nur bis Gratz, von wo ich meine Tochter nach dem Doppelbade führen muß — welches ihr zur Heilung empfohlen wurde.“ (Die letzten Worte fügte ſie halb leiſe hinzu.)

„O, ich habe mich nicht geirrt,“ antwortete ich eben auch halb leiſe, „die Seele des Fräuleins iſt zu kräftig für dieſen zarten Körper.“

„Nein, es iſt ein fatales, langwieriges Übel.“

„Nervenreiz — ein unbekanntes Weh, das ſie aufreibt?“

„Nein, ſchlimmer als Alles das,“ verſetzte die Mutter traurig. „Adele iſt auf der ganzen linken Seite gelähmt.“

Als ich im Jahre 18** in Frankreich war, machte ich die Bekanntſchaft der Madame de Delmont, einer ſehr liebenswürdigen und wohlhabenden Witwe; ſie mochte beiläufig vierzig Jahre alt ſeyn und hatte noch ſehr ſchöne Züge. Ich habe nicht bald bei einer Frau ſo viel Anmuth und Freundlichkeit, gepaart mit einer ſolchen Ehrfurcht einflößenden Würde gefunden. Sie beſaß auch ſehr viel Verſtand und Witz, allein eine tiefe Melancholie begleitete Alles, was ſie ſprach. Dieſe Melancholie mochte wohl die Urſache in dem Benehmen ihrer beiden Söhne finden, welche der Liebe und Sorgfalt ihrer Mutter nicht ganz entſprachen. Sie waren eben von der Univerſität zurückgekommen, und hatten alle Burſchikoſität mitgebracht, ohne jene eigentliche Bildung erlangt zu haben, welche vor allem Andern dieſe franzöſiſche Frau von dem Manne forderte und auch zu fordern berechtigt war. Die Jünglinge ſprachen nur von Pferden und Hunden, miſchten ſich in alle politiſchen Angelegenheiten und Neuerungen und ſuchten in der Derbheit ihren Meiſter.

Um dieſen, ſie ſo ſehr betrübenden Hang ihrer Söhne zu bekämpfen und ſie auf einen beſſern Weg zu leiten, ſuchte Madame Delmont eine ſehr gebildete Geſellſchaft von Herren und Damen in ihr Haus zu ziehen, gab Diners und Konzerte, und glaubte auf dieſe Art den Sitten ihrer Söhne eine andere Richtung zu geben. Allein auch dieſer Verſuch bewirkte wenig Veränderung in der tollen, oft beleidigenden Ungezogenheit der Jünglinge.

So fand ich einſt nach einem Diner Madame Delmont ganz allein in ihrem Gemache, während die übrige Geſellſchaft ſich in dem Garten zerſtreute. Ich hatte bei Tiſche wohl geſehen, wie tölpelhaft ſich die beiden Jungen, welche zwiſchen den liebenswürdigſten und artigſten Frauen ſaßen, gegen dieſe betragen hatten, und errieth alſo auch den Kummer, welcher die ſchöne erhabene Stirne der liebenden Mutter furchte. Ich ſpielte im Geſpräche ganz leiſe darauf an, und ſah nun wohl, daß ich mich nicht geirrt hatte.

„Leider, lieber C**," ſagte ſie, „gehen meine Söhne mit dem Zeitalter, welches Alles verſchmäht, was einſt den Mann comme il faut zierte. Die ritterliche Galanterie gegen Damen iſt ganz verſchwunden, und die franzöſiſche Geſellſchaft iſt nicht mehr das Vorbild aller übrigen in Europa. Wenn das ſo fortgeht, ſo hat Frankreich in zehn Jahren nur mehr Börſeſpekulanten, Advokaten und Stallknechte, die Promenaden werden Tabaksgeſellſchaften und die Salons Kaffeehäuſer werden."

In dieſem Augenblicke ging in dem Garten vor dem Fenſter, an welchem wir ſaßen, der Graf F*** vorüber, ein Militär von außerordentlichen Verdienſten und ſeltener Bravour. Er hatte einen Arm verloren, und auch ſchon lange genug gedient, um den Ruheſtand zu verdienen, in welchen er verſetzt war. Madame Delmont ſah ihn mit einer Art zärtlichen Theilnahme an und ſprach dann zu mir: „Sehen Sie dieſen Mann, deſſen kalte Höflichkeit Sie ſchon manchmal gerügt haben, er hat für eine Frau einſt mehr gethan, als ihr jungen Männer jetziger Zeit auch nur zu denken wagen würdet.“

Ich drang in Madame Delmont, mir dieſe That mitzutheilen, und als ſie einige Augenblicke, welche ihr vielleicht nöthig waren, um Namen zu erfinden, geſchwiegen hatte, erzählte ſie mir Folgendes:

„Es iſt beinahe zwanzig Jahre, als das Haus des Herrn Leurtal als eines der erſten und angenehmſten in Auteuil allgemein bekannt war. Die glänzendſten Geſellſchaften wurden da gegeben, und die vornehmſten und geachtetſten Perſonen fanden da ihren Vereinigungspunkt. Unter Jenen, welche dieſes Haus am öfteſten beſuchten, war auch der Graf F***. Er hatte ſich zu jener Zeit bereits einen militäriſchen Ruf erworben, und den Ruf eines braven, verſtändigen und witzigen Mannes hatte er immer. Ich will Ihnen hier nicht beſchreiben, wie es kam, daß er für Madame Leurtal eine heftige Neigung faßte, ich will Ihnen die erſten Monate ihrer Liebe nicht malen, ſondern gleich zu jener Kataſtrophe übergehen, welche ich Ihnen mittheilen will.“

„Eines Morgens gegen zwei Uhr — obſchon im Sommer, doch noch bei voller Dunkelheit — öffnete ſich leiſe ein Fenſter an einer der Ecken des Leurtal'ſchen Schloſſes, und noch leiſer ſtieg ein Mann aus dieſem Fenſter. Eine Frau beugte ſich dann über die Fenſterbrüſtung heraus, und folgte ihm ängſtlich mit den Blicken. Nachdem der Mann vollends unten war, gaben ſich Beide noch zärtliche Zeichen des Lebewohls und Graf F*** (denn er war es) verlor ſich im Gebüſche. Amalie verließ das Fenſter nicht.“

Madame Delmont hielt hier faſt etwas verlegen inne, und ſagte dann: „Madame Leurtal hieß Amalie.“

Ich unterdrückte die Bemerkung, daß Amalie auch der Vorname meiner freundlichen Erzählerin ſei.

„Amalie,“ fuhr dieſe fort, „verließ das Fenſter nicht, bis der Zeitraum verfloſſen war, in dem F*** das Gitter des Parks erreicht haben konnte. Dann erſt zog ſie ſich zurück, doch ſei es, daß die Jalouſie beim Zumachen knarrte, oder daß das Parkgitter weniger vorſichtig zugemacht wurde als ſonſt, ein ungewöhnlicher Ton ſchlug an ihr Ohr, der faſt wie das Ächzen eines Menſchen klang. Sie öffnete noch einmal das Fenſter und horchte lange, allein ſie vernahm nichts mehr, und die vollſtändigſte nächtliche Ruhe verſcheuchte bald ihre Unruhe. Der Tag brach heran und die Stunde zum Frühſtücke kam herbei. Madame Leurtal ging hinab, um mit ihrem Gatten jenen Perſonen die Honneurs zu machen, welche als Gäſte im Schloſſe waren, und die Converſation war, wie gewöhnlich, lebhaft und fröhlich. Man ſprach viel über die Vergnügungen, welche die Geſellſchaft bei dem Feſte erwarteten, das Madame Leurtal noch denſelben Abend gab. Da ſtürzte plötzlich Anton der Gärtner in den Salon, blaß und ausrufend: „Ach, um Gotteswillen, meine Herren und Damen, was hab' ich gefunden? Man wird auch dieſes Schloß anzünden und plündern. Die Räuber, welche ſo viel Schrecken in der ganzen Gegend verbreiten, waren ſchon im Park, es ſind Jakobiner und wohl gar Mordbrenner!“

„Was iſt denn geſchehen, wer war im Park?“ fragte Herr Leurtal.

„Räuber, Herr, Mörder,“ antwortete Anton, „welche einen Nachſchlüſſel zu dem Gitter beſitzen, welches vom Park ins Freie führt.“

Amalie erblaßte, allein man bemerkte dieß nicht, denn Anton zog alle Blicke auf ſich und ſchrie endlich: „Sehen Sie, was ich gefunden habe!“ Und mit dieſen Worten warf er zwei entſetzlich zerquetſchte Finger auf den Tiſch vor Herrn Leurtal hin. Alle Anweſenden ſchauderten zurück, Amalie ſtieß einen Schrei aus, faßte ſich aber alsbald wieder, da ſie einſah, daß es ſich hier um die Zukunft ihres Geliebten und um ihre eigene handle. „Ja, gnädiger Herr,“ fuhr Anton fort, „dieſe Finger hab' ich am Parkgitter gefunden, und der Beweis, daß es mehre Spitzbuben waren, welche in den Park gekommen ſind, liegt darin, daß das Parkgitter wohl die Finger des Einen durch ſein plötzliches Zufallen zerquetſchen konnte, daß aber dieſe Finger dann, wie es deutlich zu ſehen iſt, mit einem Meſſer abgeſchnitten worden ſeyn, und gewiß iſt kein Menſch im Stande, dieſes an ſich ſelbſt zu verüben.“

Herr von Leurtal betrachtete dieſen traurigen Gegenſtand mit finſterer Aufmerkſamkeit, dann, einen ſonderbaren Blick um den ganzen Tiſch herum ſendend, welcher übrigens auf Niemand vorzugsweiſe haften blieb, ſprach er mit einem grauſamen Lächeln: „Die Haut dieſer Finger iſt ganz vorzüglich weiß und die Nägel ſorgfältig gepflegt, die ſind von keinem Räuber, ſehen und urtheilen Sie ſelbſt, meine Damen!“

Jedes dieſer Worte fiel brennend auf Amaliens Herz, ihre Zähne klapperten, ſie ſah nichts mehr, allein die allgemeine Beſtürzung diente der ihrigen zum Schleier. Herr von Leurtal fragte Anton, ob die Spuren des vergoſſenen Blutes nicht zu einer nähern Entdeckung führen könnten.

Der Gärtner verneinte und ſagte: „Die Spuren des Blutes hören dort zugleich auch auf, wo ſie anfangen, nemlich am Gitter ſelbſt.“

„Und haſt du nichts weiter entdeckt?“ fuhr Herr v. Leurtal fort, „etwa einen Schlüſſel, ein Kleidungsſtück, ein Sacktuch oder ſonſt etwas, was dem Verwundeten entwiſcht wäre?“ — „Nein, gnädiger Herr,“ verſetzte der Gärtner, „nichts, gar nichts. Aber noch ein Beweis, daß es mehre Perſonen und daher ganz gewiß Räuber waren, liegt darin, daß das blutige Meſſer mit einem Flecke Papier abgewiſcht worden iſt, welches derſelbe Menſch mit der verwundeten Hand nicht hätte thun können. Hier iſt das Papier.“ — „Gib!“ ſchrie Herr von Leurtal, und heftig bemächtigte er ſich des blutigen Papiers, welches ihm der Gärtner darreichte; er betrachtete es lange und aufmerkſam. Alles ſchwieg, und die Stille war ſo groß, daß Amalie das Herz in ihrem Buſen pochen hörte. Plötzlich warf Herr v. Leurtal die Blicke auf ſie und ſprach, indem er ihr das Papier hinhielt, aber ohne irgend ein Anzeichen des Verdachts: „Da ſieh ſelbſt, Amalie, hier iſt ein tiefer Bug im Papier und an beiden Seiten das Blut, aber ebenfalls wieder mit weniger marquirten Einbügen in das Papier, das war kein gewöhnliches Meſſer, das war ein Dolch, und vermuthlich vierſchneidig.“

„Ja, ja, ein Dolch, ach Gott! es ſind Räuber, Jakobiner! Wir ſind Alle des Todes!“ ſchrie der Gärtner.

Strenge befahl ihm Herr von Leurtal zu ſchweigen und wies ihn aus dem Salon. Amalie hatte das Papier genommen, und es in ihrer Angſt maſchinenmäßig dem Herrn, welcher neben ihr ſaß, hingereicht; dieſer wendete es auf alle Seiten, und eine neue Angſt in Amaliens Seele werfend, ſagte er: „Sieh da, unter dem Blute ſeh' ich einige geſchriebene Worte.“ — „Laſſen Sie ſehen,“ fiel Leurtal ein, nahm das Papier, beſah es genau, und las am unterſten abgeriſſenen Rande: „Monsieur et Madame Leurtal ont l'honneur d'inviter . . ." Hier hielt er plötzlich inne, das Folgende war abgeriſſen.

Jedes dieſer langſam abgeleſenen Worte klang wie ein Todesurtheil in Amaliens Ohren. Herr von Leurtal knitterte mit ſichtbarer Wuth das Papier zwiſchen ſeinen Händen zuſammen, und ſprach zu ſeiner Frau: „Wohlan, Madame, wir werden ja wohl ſehen, wer von den Eingeladenen bei dem heutigen Abendfeſte nicht erſcheinen wird." Mit dieſen Worten ging er aus dem Saale, und die übrige Geſellſchaft folgte ihm ſchweigend. Amalie blieb allein und wagte es zum erſten Male, den fürchterlichen Gegenſtand der Anklage zu betrachten. Sie ſchaute — und erkannte an der ſorgſamen Pflege der ſchönen Nägel die Finger ihres Geliebten."

Bei dieſen Worten hielt Madame Delmont inne, von ihrer eigenen Erzählung erſchüttert. Ich glaubte, dieſe ſei geendet, und ſprach: „Sie beurtheilen unſere Jugend zu ſtrenge, gnädige Frau, wenn Sie ſie eines ſolchen Muthes unfähig halten."

Madame Delmont ſah mich mit einem traurigen Lächeln an und fuhr fort: „Ach, Lieber! das iſt noch nicht der Ausgang der ganzen Geſchichte. Sich ſelbſt verſtümmeln, iſt gräßlich, aber es gehört nur ein Augenblick des Muthes dazu. Hören Sie aber das Ende."

Ich rückte mich näher zu ihr, und ſie begann wieder:

„Ihnen die ganze Unruhe, die Angſt und die dadurch erzeugten verzweifelten Pläne, welche dieſen ganzen Tag Amaliens Herz zerriſſen, beſchreiben, hieße Ihnen Jahre von Höllenqualen in einem andern Leben malen. Indeſſen kam auch ihr zu Statten, was bei jedem noch nicht ganz vollendeten Unglücksfalle eintritt, ein Strahl der Hoffnung blinkt immer noch durch die ſchwarzen, wetterſchwangern Wolken. Auch die Pflichten als Hausfrau und die täglichen Gewohnheiten kamen ihr zu Hilfe, und ſo gelang es ihr unter Zubereitungen zu dem Feſte, welches dieſen Abend Statt hatte, den Tag hinzubringen, und ihre Seelenmarter zu verbergen. Je näher die Stunde der Entſcheidung heranrückte, je mehr fühlte ſie ſich erkräftigt. Sie hatte das Unglück, anſtatt es Schritt für Schritt auf ſich zukommen zu laſſen, in ihrer Einbildungskraft ſchon bis zu ſeinem letzten Schlage ausgemalt, ſie hatte ſich nicht vorenthalten, daß das Ende dieſes Tages ihr Schande und bei der Heftigkeit ihres Gemahls auch ſogar den Tod bringen könne, und für dieſe Kataſtrophe einen feſten Entſchluß gefaßt.

Das Feſt begann, und die Gäſte kamen. Herr von Leurtal affektirte an dieſem Tage eine ganz beſondere Artigkeit, er ſtand ſelbſt ein paar Schritte vom allgemeinen Eingange, und empfing jeden Eintretenden. Immer ſpäter wurde es und Graf F*** erſchien nicht, aber noch war er nicht allein der Zögernde, noch Mehre fehlten. — Endlich kamen auch dieſe, und nur mehr einige alte Frauen wurden vermißt, da rief Herr von Leurtal im Vorübergehen ſeiner Frau die Worte zu:

„Madame! mein Verdacht ſcheint ſich zu beſtätigen, der Herr Graf von . . .“ In dieſem Augenblicke öffnete ein Bedienter die allgemeine Eingangsthüre und rief denſelben Namen, welchen Leurtal auszuſprechen im Begriffe war: „Der Herr Graf von F***.“ — Dieſer erſchien und Herr und Frau von Leurtal ſchienen ihn zugleich mit ihren Blicken verſchlingen zu wollen, daher auch Keines von Beiden die Verlegenheit des Andern bemerkte. Allein dieſer Anblick erfüllte die Seele Beider mit ganz verſchiedenen Empfindungen. Graf F*** trat in den Saal, ſeinen Claque unter dem Arme, mit der linken Hand ſein Jabot zurecht richtend, mit der rechten an ſeiner langen goldenen Uhrkette ſpielend, wie ſie zu jener Zeit Mode waren.

Er iſt es alſo nicht! dachten Herr und Madame Leurtal zugleich, er ſich ſeines Verdachtes ſchämend, ſie entzückt darüber, daß ihre Angſt grundlos war. Und von dieſem Augenblicke an trat die gewöhnliche Röthe wieder auf Amaliens Wangen. Graf F*** trat öfters zur Frau vom Hauſe und ſprach mit ihr mit jener Artigkeit und Liebenswürdigkeit, welche ihn damals zum Muſter des guten Tones machten. Der Ball wurde immer lebhafter. Man ſchlug nach der Gewohnheit jener Zeit vor, eine Gavotte zu tanzen. Mehre Stimmen bezeichneten die Paare, wie ſie mit einander tanzen ſollten. Graf F*** wurde als Vortänzer bezeichnet. Frau v. Leurtal ſtand ihm gegenüber. Dieſe verlor noch den Reſt ihrer Unruhe, da ſie ſah, wie leicht, gewandt und zierlich F*** tanzte, und wie frei und ungezwungen er den Tänzerinnen die Hände bot. Sie überließ ſich mit der ganzen Freude, ſich und den Geliebten gerettet zu ſehen, dem Vergnügen dieſes ihres Lieblingstanzes, und wagte es bei der Chaine dem Grafen dankbar die Hand zu drücken. In dieſem Augenblicke drang ein lauter Schrei durch den Saal.“

„Wie,“ rief ich, „gnädige Frau,“ ſie wider meinen Willen unterbrechend, „war das der Graf —“

„Nein, mein Freund,“ erwiederte ſie, „er ſchrie nicht, er veränderte nicht einmal die Farbe, allein Amalie hatte den Schrei ausgeſtoßen und fiel dann ohnmächtig zu Boden; ſie hatte beim Drucke von des Grafen Finger die falſchen Finger, zwar künſtlich gearbeitet, aber doch hart und regungslos, erkannt.“

„Am andern Morgen befiel Madame Leurtal ein heftiges hitziges Fieber, und Graf F*** kam täglich, ſich um ihre Geſundheit zu erkundigen. Nach zwei Monaten ging er zur Armee ab, ſein Geheimniß mit ſich nehmend.“

„Und hat er es immer treu bewahrt?“ fragte ich Madame Delmont.

„Ja,“ antwortete ſie betrübt. „Bald erfuhren wir, daß er ſich bei einem Gefechte ſo kühn bloßgeſtellt habe, daß er darnach eine ſehr ſchwere Operation ausſtehen mußte; als er zurückkam, hatte er einen Arm verloren. „„Um Gotteswillen!““ ſchrie Madame Leurtal, als ſie ihn wiederſah, „„treuer, großmüthiger Freund! was haben Sie gethan?““ — „„Was zu Ihrer und meiner Ehre nothwendig war,““ antwortete F***.“

Im Jahre 1780 kam ein Jüngling, welcher zu Paſſagno im Venetianiſchen geboren war, nach Rom mit dem Vorſatze, daſelbſt die Zeichen- und Graveurkunſt bei einem damals im vortheilhafteſten Rufe ſtehenden Künſtler zu lernen. Als ein Schützling der reichen Familie Falieri, brachte dieſer Jüngling mehre Empfehlungsſchreiben an die bedeutendſten Männer der heiligen Stadt mit ſich. Das erſte, welches er abzugeben beſchloß, war jenes, welches ihn auch zuerſt zu ſeinem Ziele führen ſollte. Er ließ ſich alſo zu Signor Volpato führen.

Giovanni Volpato, lange Zeit unter dem erborgten Namen Jean Renard gekannt, ſtand an der Spitze jener glänzenden Graveurſchule, aus welcher ſo viele berühmte Männer hervorgegangen ſind. Auch in allen übrigen verwandten bildenden Künſten war Volpato ein Meiſter. Dieſer reine und nette

bewundert, dankt er und Ihr den Lehren jenes Meiſters Volpato.

Als der Jüngling in Volpato's Atelier eingeführt wurde, zeichnete dieſer eben nach einem Modelle, und erſuchte ihn, nur einige Augenblicke zu verziehen und ihm zu erlauben ſeine Figur zu vollenden. Der Jüngling, beſcheiden, wie er war, wollte ſich gleich wieder entfernen, allein Volpato gab ihm ein Zeichen zu bleiben und ſprach: „Nein, nein, mein Herr, wenn Sie nicht Zeit haben zu warten, ſo muß ich meine Arbeit unterbrechen." — Der Jüngling bat ihn ſich nicht ſtören zu laſſen, und verſicherte, er finde hier Unterhaltung für Jahre, nicht für Stunden. Mit einem ehrfurchtsvollen Blicke ſah er im Atelier herum, aber ein Gegenſtand zog mehr als alles Übrige ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich.

Das Modell Volpato's war ein junges Mädchen von kaum ſiebenzehn Jahren. Es war nicht möglich, ſich ein lebhafteres und ſprechenderes Geſicht, üppigere und anmuthigere Formen und eine herrlichere Geſtalt zu denken. Die griechiſche Tunika und die Maske in der Hand zeigten, daß ſie Thalien vorſtellen wollte, aber ihr liebliches Lächeln, der ſanfte Spott, der um ihre Lippen ſpielte, und ich weiß nicht, welche himmliſche Atmoſphäre um ihre ganze Geſtalt ausgegoſſen, hätten vielmehr glauben machen können, durch eine jener Metamorphoſen, unter Roma's Himmel einſt ſo häufig, ſei die komiſche Muſe ſelbſt vom Himmel herab geſtiegen, um ſich von einem geliebten Jünger zeichnen zu laſſen. Der Jüngling konnte ſich mindeſtens nicht überzeugen, daß es einer einfachen Sterblichen möglich ſei, in ihren Zügen und ihrer Stellung ein ſolches Ideal zu verwirklichen. Unbeweglich ſtand er einige Schritte von der Staffelei und glaubte zu träumen. Bald aber erkannte er die Nothwendigkeit, die eingebildeten Attribute ſeiner Göttin ſelbſt zu vernichten aus Furcht, dieſe Apotheoſe könnte ihm wirklich ſein Herz und ſeine Ruhe koſten. In dieſem Augenblicke aber, als er in einer Anwandlung von Kraft es verſuchte, Thalien von ihrem Piedeſtal zu ſtürzen, ſchien das junge Mädchen, gerade als ob ſie erriethe, was in ſeiner Seele vorgehe, ſich ein Spiel daraus zu machen, ſeine Gedanken noch mehr zu verwirren, jeder ihrer Blicke war feſt auf ihn gewendet, jede ihrer Bewegungen ſchien gegen ihn gewendet zu ſeyn, und dieſes unbewegliche Antlitz drückte ſo viele Empfindungen mit einmal aus, daß er bald erröthete, bald erblaßte. Ach! es iſt nicht mehr Zeit zu fliehen, er iſt überwunden, ſein Herz durchbohrt.

Indeſſen wurde auch Volpato darüber ungeduldig, daß ſein Modell nicht ruhig blieb, und er unterbrach ſeine Arbeit mit den Worten: „Närriſche Dominika! kannſt du denn nicht einen Augenblick in einer ruhigen Stellung bleiben? Ich merke wohl, du biſt heute ſchon müde. Laſſen wir es alſo für dieſes Mal ſeyn. Komm, umarme mich, meine Tochter!“

Seine Tochter! ſeine Tochter! dachte der Jüngling bei ſich. Glücklicher Vater!

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ fuhr Volpato zu ihm gewendet fort, „ich habe Sie mit der Freiheit eines Küſtlers warten laſſen, aber jetzt bin ich ganz zu Ihren Dienſten.“

Der Venetianer zog einen Brief Falieri’s aus der Taſche und überreichte ihn Volpato; dieſer las ihn für ſich, während der Jüngling fortfuhr, Dominika zu betrachten, welche ab- und zuging, um Kartons, Pinſel und Farben in Ordnung zu bringen, aber Alles dieſes ſo leiſe als möglich that, um ihren Vater im Leſen nicht zu ſtören.

Der Brief lautete alſo:

„Der Überbringer dieſes, mein lieber Volpato,
„iſt ein junger Schützling von mir, den ich Ihren
„Lehren und Ihrer Freundſchaft beſtens empfehle.
„Ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie mir für
„einen ſolchen Schüler nicht einſtens ſogar Dank
„wiſſen ſollten. Wie Sie, iſt er als Künſtler geboren.
„Er nennt ſich Antonio Canova, ſein
„Vater, Pietro Canova, Steinſchneider in
„unſerm kleinen Dorfe Poſſagno, ſtarb, als e
„erſt drei Jahre alt war, ſeine Mutter verhei
„rathete ſich zum zweiten Male, und überließ ih
„Kind der Pflege ſeines Großvaters Paſino,
„welcher wohl gewünſcht hätte, in ihm ſeine
„Nachfolger in dem erblichen Maurerhandwer
„zu bilden, allein das Kind war zu zart dafü
„und er benutzte die Kelle ſeines Großvaters ni
„dazu, um damit aus Thon Figuren aller A
„nach den Launen ſeiner Einbildungskraft zu bilde
„Eines Tages, da ich eben ein großes Feſt ga

„bemerkte mein Haushofmeiſter, daß ihm zu einer „Schüſſel in der Mitte des Tiſches eine Zierde „von Backwerk mangle; er zog den alten Paſino „darüber zu Rathe, und da dieſer dabei ſich in „Verlegenheit befand, ſo nahm ſein damals zwölf„jähriger Sohn den Teig und knetete daraus in „wenig Minuten einen Löwen, welcher ſpäter die „Bewunderung aller Gäſte ſo ſehr auf ſich zog, „daß ſie den Verfertiger zu ſehen wünſchten und „ihm ihr Lob darüber ſpendeten. Ich, mein lieber „Volpato, erkenne großes Talent in dem jungen „Antonio, darum führte ich ihn auch ſelbſt nach „Venedig, wo ich ihm bis jetzt Unterricht von den „vorzüglichſten dortigen Meiſtern geben ließ; allein „ich rechnete vorzüglich auf Sie, um ſeinen Beruf feſtzuſtellen und ſeine Bildung zu vollenden. „Seien Sie alſo für ihn ein Lehrer und ein Vater. „Empfangen Sie, mein lieber Volpato u. ſ. w.“

„Junger Mann!“ ſagte Volpato, als er dieſen Brief geleſen hatte, „ich danke dem Monſignor Falieri ſo viel, daß ich mit Vergnügen jeden ſeiner Wünſche erfülle. Von dieſer Stunde an gehören Sie unter die Zahl meiner Schüler. Verlaſſen Sie den Gaſthof, in welchem Sie abgeſtiegen ſind, ich habe ein Kämmerchen und ein leeres Bett für Sie. Dominika! rufe Raphael!“

Während Antonio dem Herrn dankte und ſich den Glücklichſten aller Sterblichen nannte, nicht ohne einen Blick auf Dominika geworfen zu haben, bevor ſie ging, den Befehl ihres Vaters zu erfüllen,

trat ein Jüngling mit blondem und friſirten Haar
lebhaftem Auge und leichtem Schritte in das Ateli

„Raphael," ſprach Volpato zu ihm, „
gebe dir hier einen Gefährten, und wünſche, daß i
euch Freunde, Brüder werdet. Gehe mit ihm in ſ
nen Gaſthof, um ſein Gepäcke abzuholen, und ſorg
daß ihr bis zum Abendeſſen wieder zurück ſei
wenn euch etwa die Luſt anwandelte, mit einand
die Straßen von Rom zu durchlaufen."

Die beiden Jünglinge wurden bald Nebenbuh
an Talent und Fleiß, und Volpato ſagte öfte
er wäre ſehr verlegen, Einem von Beiden den V
zug zu geben; das ſtörte zwar ihr gutes Einv
nehmen nicht, aber ſie entdeckten bald, daß zwiſc
ihnen noch eine andere Nebenbuhlerſchaft beſte
als jene des Talentes und des Ruhmes.

Raphael und Antonio liebten Beide
ſchöne Dominika. Das Mädchen war Beider M
An ſie denkend, faßten ſie ihre glücklichſten Ide
ſie war Urſache davon, wenn ſie durch angeſtreng
Fleiß und blinden Gehorſam ihren alten Lehrer
frieden ſtellten, und wenn ſich Volpato ſeiner
ten Lehrmethode rühmte, ſo hätte Dominika ei
bedeutenden Theil jener Fortſchritte ſich zueig
können, die ihren Vater an ſeinen Schülern ſo g
lich machten. Aber ſah denn Dominika auf
beiden Lehrlinge mit derſelben Unparteilichkeit,
ihr Vater? Beurtheilte ſie Beide nur nach i
Kunſt, oder vielleicht nach andern Gaben? Do
nika war klug, oder kokett, oder unſchuldig ge

oder vielleicht alles dieſes zugleich, um die Wagſchalen ihrer Gunſt bei Beiden immer im Gleichgewichte zu halten. Ihr Lächeln, ihre unſchuldsvollen Vertraulichkeiten, ihre naiven Sticheleien oder ihr Schmollen war bei Beiden gleich abgemeſſen, und Keiner der beiden Jünglinge konnte ſich eines beſtimmten Vorzuges rühmen.

Da erſuchte Antonio Canova eines Tages ſeinen Lehrer um eine geheime Unterredung, entdeckte ihm ſeine Liebe für ſeine Tochter und bat um ihre Hand. — „Wie? du auch, mein Antonio?“ ſprach der alte Volpato. „Ei, ich dachte mir's wohl, und habe alſo recht klug gethan, dem Raphael nichts zu verſprechen, der dir in ſeiner Werbung um meine Tochter zuvorgekommen iſt. Mein lieber Antonio,“ fuhr er fort, „wenn dir meine Dominika Beweiſe gegeben hätte, daß ſie dir den Vorzug gibt, ſo würde ich minder verlegen ſeyn, dir zu antworten. Meine beiden Schüler, du und Raphael, ſind mir gleich werth, und ich bedauere nur, daß mir der Himmel nicht zwei Töchter gegeben hat. Allein wenn ich als Vater zwiſchen euch auch nicht wählen kann, ſo kann ich doch als Künſtler euch ein Mittel vorſchlagen, um Dominika's Hand zu ringen. Ich verſpreche ſie demjenigen, welcher ihr Bild am ähnlichſten zeichnen wird.“

Dieſe Bedingung ward allſeitig angenommen, und Dominika machte keinen Einwurf. Man kam überein, daß Jeder der beiden Schüler ſeine eigenen Sitzungen haben ſollte, um ſeine Zeichnung zu machen.

In drei Wochen ſollten die beiden Porträte vor einigen Preisrichtern ausgeſtellt werden, deren Entſcheidung als Geſetz gelten ſollte.

Schon am andern Morgen willigte Dominika ein, Antonio zu ſitzen. Dieſer fragte ſie, ob ſie nicht ein Coſtüm dem andern vorziehe und vorzugsweiſe vielleicht in einem mythologiſchen, welches damals in der Mode war, vorgeſtellt ſeyn wolle. Da antwortete Dominika: „Lieber Antonio, ich las vor einigen Tagen eine Allegorie, die mi ſo eben wieder ins Gedächtniß kommt. Es iſt di Geſchichte der Metra, Eryſichton's Tochter. Ihr wißt wohl, daß dieſer unglückliche Fürſt Theſſaliens, nachdem er den Zorn der Ceres auf ſich geladen, weil er ihren Altar entheiligt hatte, von eine Hunger geplagt wurde, den nichts ſtillen konnte. Seine ganzen Staaten wurden nach und nach vo ihm verzehrt. Er wurde der Schrecken ſeines Lande und ſeiner Familie, mußte ſich ſogar flüchten, un es blieb ihm endlich nichts Anderes mehr übrig, al ſeine Tochter zu verkaufen. Zum Glück hatten d Götter Metra die Gabe geſchenkt, ſich in eine beſtimmte Anzahl von Geſtalten zu verwandeln. Er ſichton verkaufte ſie als Vogel, und ſie kam a Pferd wieder zurück. Er verkaufte ſie neuerdings u immer ſo fort, bis endlich die beſtimmte Anzahl ihr Verwandlungen voll war, und ſie ihm in ihrer e ſten Geſtalt wieder erſchien — und ſich zum Opf ſeines Hungers darbot."

So hatte Dominika mit einem ſchelmiſch

Lächeln geſprochen, Canova hatte ſich dabei an ſein Zeichenbret geſetzt und fing an die geliebten Züge abzukonterfeien, allein er bemerkte, daß das boshafte Mädchen mit jedem Augenblicke ihre Stellung veränderte und eine Beweglichkeit der Züge äußerte, welche den Verliebten und den Künſtler entmuthigte. Mehre Sitzungen vergingen ſo, ohne daß er eine Stellung feſthalten konnte.

Immer näher rückte der beſtimmte Termin. Raphael Morghen hatte eine triumphirende Miene. Antonio beklagte ſich nicht, aber er ſetzte ſich hin und machte, ohne eine weitere Sitzung von Dominika zu verlangen, in zweimal 24 Stunden ihr Porträt bloß aus dem Gedächtniſſe.

Am feſtgeſetzten Tage verſammelten ſich die von Volpato berufenen Künſtler und Kunſtkenner vor einem Vorhange, welcher, als ſie alle beiſammen waren, geöffnet wurde, und die beiden Werke ſehen ließ.

Auf dem erſten Bilde erblickte man ein junges Mädchen mit jener lächelnden Geberde, mit jener Miene des Vertrauens und des anmuthigen Dahingebens, womit ſie zu dem Geliebten ſpricht: „Ich glaube dir ſo gerne.“ Dieß war die Zeichnung Raphaels.

Auf dem andern erkannte man Metra in der letzten Periode, wo ſie ſich für ihren Vater opfert, ſie ließ das zitternde Haupt ſinken, und eine Thräne netzte ihr Augenlied, eine Thräne, welche zugleich das Gefühl der Scham und des Schmerzes verrieth.

Dieſe Figur war herrlich und, ſei es, daß die Zeichnung wirklich die andere übertraf, oder trug die Sympathie, welche ſich immer mehr zum Leidenden, als zum Glücklichen hingezogen fühlt, den Sieg davon, alle Preisrichter riefen einſtimmig: „Antonio Canova hat über Raphael Morghen geſiegt!“

Volpato öffnete die Arme gegen Antonio, um den geliebten Schüler an ſein Vaterherz zu drücken, allein dieſer begnügte ſich, ihm die Hand zu drücken und zeigte auf Dominika, welche in einer Ecke des Ateliers ſtand, und durch ihre Haltung genau den Ausdruck ihres Porträts wiedergab.

„Meine Richter mögen mir verzeihen,“ nahm Antonio mit einer Stimme das Wort, welche wohl die Gewalt bemerken ließ, die er ſich anthat, „aber ich muß den Ausſpruch zurückweiſen, welcher mich zum Glücklichſten der Menſchen machen würde. Ich trete von der Bewerbung zurück und überlaſſe Raphael den Lorbeer und — die Myrthe. Seht nur, Meiſter,“ fügte er hinzu, „wie meine Worte meinem Urbilde bereits einen Theil ſeiner Ähnlichkeit mit meinem Abbilde nehmen, ſeht, wie Dominika das ſchöne Lockenhaupt emporhebt, wie ihre Blicke ſich neu entflammen, ſie liebt Raphael. Ja,“ fuhr Antonio, gleichſam um dem Staunen der Richter zu antworten, fort, „Jeder hat ein Selbſtbewußtſeyn ſeiner Kraft und ſeines Talentes, ich fühle mich ſo tief unter Raphael, daß ich auf Bleiſtift und Grabſtichel Verzicht leiſte; wenn es für mich einen Ruhm in der Kunſt gibt, ſo werd' ich ihn vielleicht einſt in dem Meißel finden.“

Dominika wurde Raphael Morghen's Weib. Antonio Canova verließ das Haus und die Werkſtätte Volpato's, indem er das Porträt der Geliebten mit ſich nahm, allein ſeine Dankbarkeit und ſeine Freundſchaft für ſeinen Lehrer blieben ſtets dieſelben. Man findet den Beweis hievon in der Basilica der heiligen Apoſtel zu Rom, wo ein Monument aus Marmor von Canova für Volpato errichtet iſt. Das Bildniß dieſes Künſtlers zeigt, wie es von der Freundſchaft in der Geſtalt eines trauernden Mädchens gekrönt wird.

Es war Nacht, zu Ende des Herbſtes. Ein kalter ſchneidender Wind, der durch die wenigen falben Blätter fuhr und ſie zur Erde ſchüttelte, verkündete den herannahenden Winter. In der Ungeduld, bald an meinem warmen Kamine zu ſitzen, preſſirte ich den Lauf meines Pferdes, obſchon dieſes arme Thier den ganzen Tag über gelaufen war und nur ein Mal geruht hatte.

Ich war bisher in der Ebene geritten, als ſich plötzlich ein ſteiniger, felſiger Weg meinen Blicken zeigte, ich ſchlug ihn ein, und gelangte bald an den Eingang eines Gehölzes, an deſſen Saume ſich ein Hügel befand, den die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen vergoldete; meine Blicke fielen unwillkürlich auf deſſen Gipfel, und ich bemerkte einen hohen Galgen, an welchem an einer Kette die Überreſte eines Verbrechers hingen.

Ich geſtehe aufrichtig und vielleicht zu meiner Schande, ich bin etwas abergläubiſch, möge man mir dieſes offenen Geſtändniſſes wegen verzeihen, daß ich dieſen unheimlichen Ort, noch bevor die Nacht ganz hereinbrach, hinter mir zu haben ſuchte und darum mein armes Thier unbarmherzig in Galopp ſetzte.

Der Mond war aufgegangen und ſein blaſſes und geheimnißvolles Licht beſchien traurig meinen Weg, noch war nicht eine Viertelſtunde vorüber, ſeitdem ich den Gegenſtand meines Entſetzens aus den Augen verloren hatte, als ich in einiger Entfernung hinter mir das Traben eines Pferdes vernahm, welches ſich mir immer mehr näherte, und in dieſem Augenblicke rieſelte eine Eiskälte durch meinen ganzen Körper. Ich knöpfte meinen Oberrock feſter zu, ich ſchlang mein Sacktuch um meinen Hals, allein mir wurde deßwegen nicht wärmer, und wie ſchnell auch mein treues Pferd mit mir fortrannte, immer hörte ich doch hinter mir das Nacheilen eines andern Pferdes. Ich blickte rund um mich, ohne Jemanden gewahr zu werden; endlich, als ſich mein Weg wandte, ſah ich wirklich ein graues Pferd, auf welchem ein großer magerer Mann ſaß mit einem blaſſen Geſichte, und deſſen Augenlieder ſo lang waren, daß er zu ſchlafen ſchien. Er trug ein ſchwarzes Kamiſol, ein weißes darunter, und einen Hut mit einer rothen Feder. Was mich aber am meiſten überraſchte, war, daß ſein Hemd vorne ganz offen und ſein Hals nackt war, nichts ſchützte ihn vor der Kälte, denn auch ein großer rother Mantel lag vor ihm über dem Sattel.

Wir ritten einige Minuten neben einander fort, ohne daß dieſer ſonderbare Fremde den Kopf gegen mich wandte, um mich anzuſehen. Ich aber wandte meine Blicke nur dann von ihm, wenn mir die Augen vor Kälte voll Waſſer ſtanden. Auch den Zaum mußte ich manchmal ſinken laſſen, um mir Wärme in die Finger zu hauchen, und wenn ich mein Pferd angriff, ſchien auch dieſes wie von Eis überglättet.

Der Fremde allein ſchien nichts von der Kälte zu fühlen, ſein rother Mantel flatterte von beiden Seiten des Pferdes in der Luft und ſein Hemdkragen legte ſich, von der feuchten Luft erweicht, über ſeine beiden Schultern herab. Überdieß hatte er in ſeinem ganzen Weſen etwas Unheimliches und Geheimnißvolles, was ſich nicht beſchreiben, viel weniger noch erklären läßt, und was mir ein geheimes Grauen einflößte, deſſen ich mich nicht erwehren konnte. Ich kann keine Rechenſchaft geben von der Empfindung, die ſich meiner bemächtigte und bin mir nur bewußt, daß ich meine Sporen nicht unbenützt ließ, um mich nur von dem räthſelhaften Unbekannten zu befreien, allein dieſer ritt ſchnell, wenn ich ſchnell ritt, und trabte langſam, wenn ich es that. Dieſes Benehmen mußte natürlich meine Angſt noch immer mehr ſteigern, aber mehr noch als von dieſer litt ich von der Kälte, welche immer empfindlicher wurde, und mir bis ins Mark meiner Knochen drang, Thränen entquollen meinen Augen und froren auf meinen marmorgleichen Backen.

Die Natur rund um uns ſchien in tiefem Schlummer begraben, nur das Echo hallte die Tritte unſerer Pferde wieder, und der Mond beleuchtete fahl den einſamen Pfad. Sein ungewiſſes Licht zeigte uns unſern Schatten in rieſenartiger Dimenſion, aber jener des Fremden war doppelt ſo groß, als der meinige, obſchon er ſelbſt mit mir in gleicher Größe war.

Feſt entſchloſſen, meine Furcht zu bemeiſtern, ſuchte ich endlich meiner Stimme die gehörige Kraft zu geben, und ſprach ihn mit folgenden Worten an: „Mein Herr, es ſcheint, Sie haben ſich vorgenommen, daß wir den ganzen Weg mit einander zurücklegen ſollen, obſchon ich dieſen Wunſch eben nicht theile.“

Der Unbekannte nickte ganz leicht mit dem Kopfe und bezeigte mir, es würde ihm leid thun, mir beſchwerlich zu fallen, obſchon er glaube, daß Leute, welche denſelben Weg verfolgten, ſich wohl verſtändigen könnten. Er drückte ſich dabei mit ſolcher Höflichkeit aus, daß ich gezwungen war, ihn nachzuahmen, ich nahm daher ebenfalls eine freundliche Miene an, ſo gerne ich ihn auch los gehabt hätte, und ſo trabten wir denn neben einander fort.

„Hu! wie kalt iſt's!“ rief ich endlich aus. — Er antwortete: „Wenn Sie ſich meines Mantels bedienen wollten, mein Herr, ſo würde Ihnen bald ſo heiß werden, daß Sie es nicht mehr aushalten könnten,“ und legte die Hand an das ſcharlachrothe Kleidungsſtück. — Ich wies es zurück. — „Nun, vielleicht ein andermal,“ erwiederte er etwas höhniſch, ſpornte ſein Roß und flog voraus. Ich fühlte mich erleichtert.

Nicht lange nachher kam ich zu einer Herberge, die auf der Mitte der Straße lag, welche ich zurückzulegen hatte. Es war acht Uhr. Der Wirth, ein rundes Männchen mit einem jovialen Geſicht, welches immer lächelte, empfing mich und fragte, was ich befehle. Ich verlangte ein Zimmer und ein gutes Nachteſſen. Der Wirth beugte ſich bis zur Erde und drückte ſein Bedauern aus, denn das letzte leere Gemach habe erſt vor wenigen Minuten ein angekommener Reiſender beſetzt, allein er ſei überzeugt, der Herr würde es mit Vergnügen mit mir theilen.

Der Wirth ging, um den Fremden darüber zu fragen und kam mit der Antwort zurück, er freue ſich ſehr, einen Geſellſchafter zu bekommen. Ich folgte die Stiege hinauf, allein wie groß war mein Erſtaunen, als die Thür geöffnet wurde und ich das Angeſicht des mir verhaßten Unbekannten ſah, welcher unbeweglich neben ſeinem rothen Mantel ſaß.

Schon wollt' ich wieder umkehren, als er aufſtand und mich verſicherte, es mache ihm großes Vergnügen, ſein Zimmer mit mir zu theilen. Ich konnte ein ſo freundliches Anerbieten in meiner Lage nicht zurückweiſen, auch konnte mir wohl an dieſem bewohnten Orte die Geſellſchaft des Fremden keine Furcht einflößen, ich nahm also die Einladung an, ſetzte mich neben ihm zum Kamin, in welchem kein Feuer brannte, und fragte ihn, ob er es nicht vorziehen würde, ſich bei einem freundlichen Feuer zu wärmen, denn eine unerträgliche Kälte bemächtigte ſich wieder meines ganzen Körpers. Bei dieſer Frage veränderten ſich ſeine Geſichtszüge plötzlich, allein dieſe Veränderung war nur augenblicklich, und ganz ruhig antwortete er mir gleich darauf, indem er auf den rothen Mantel deutete, den ich kaum anzublicken wagte: „Mein Herr, mich friert nie und welch ein

Wetter auch einfallen möge, dieſer Mantel ſchützt mich; aber Sie ſcheinen von der Kälte zu leiden, nehmen Sie doch meinen Mantel, es wird Ihnen bald heiß genug ſeyn."

„Ich danke Ihnen," antwortete ich, „ich ziehe es vor, mich auf eine andere Art zu erwärmen." Ich fühlte ein geheimes Grauen beim Anblicke dieſes Kleidungsſtückes und eine Ahnung, die ich mir nicht erklären konnte, ein unwiderſtehlicher Widerwille hielt mich ab, es anzunehmen. Ich ſtand auf und läutete dem Wirthe, der auch alſogleich erſchien. Gegen den Fremden gewandt, ſprach ich: „In der Vorausſetzung, daß Ihnen das Feuer eben nicht unangenehm ſeyn werde, obſchon Sie immer warm haben, wünſchte ich, daß man den Kamin heize."

Der Unbekannte nickte mit dem Kopfe, antwortete aber nicht, und heftete die Blicke unbeweglich auf die Decke des Zimmers. Der Wirth rieb ſich die Hände und verſicherte, daß er ſich keiner ſo kalten Nacht zu erinnern wiſſe; er eilte, um das Nöthige zu beſorgen. Wir waren wieder allein und der Fremde behauptete fortwährend ſtillſchweigend ſeine nachdenkende Stellung. Ich fühlte mich wie zerſchlagen und eine düſtere Melancholie im Gefolge eines konvulſiviſchen Fröſtelns bemächtigte ſich meiner. Die Hänguhr im Gemache ſchlug 10 Uhr, als eine Magd mit Holz erſchien. Es war eine große dicke Dirne, welche man mit ihren Bausbacken, der großen Stumpfnaſe, den Wurſtlippen und den in aufſteigender Linie gezogenen Brauen nicht ohne Lachen anſehen konnte, allein kaum ins Zimmer getreten, wurde ſie ſchon ſo ernſthaft und trübſinnig, als wir Beide, und nach mehren fruchtloſen Verſuchen, Feuer anzuzünden, geſtand ſie, daß es ihr unmöglich ſei, damit zu Stande zu kommen.

Es war ſo kalt, daß ich nicht darauf Verzicht leiſten wollte, ich ließ alſo die Wirthin kommen, und auch dieſe gab ſich alle mögliche Mühe, das Holz zum Brennen zu bringen, allein kaum gelang es ihr einige Funken zu entzünden, und auch dieſe erloſchen plötzlich wieder, ſobald der Fremde ſeine Augen darauf wandte.

Ich fühlte, daß, wenn ich länger in dieſem Gemache bliebe, mich vor Kälte ein Fieber ergreifen würde, ich wollte alſo aufſtehen, allein die Füße verſagten mir den Dienſt und ich ſank wieder in den Stuhl zurück. Der Fremde, welcher dieß bemerkt hatte, ſprach zu mir: „Mein Herr! die Kälte ſetzt Ihnen gewaltig zu, bedienen Sie ſich doch meines Mantels, ich bitte Sie darum.“ Mit dieſen Worten öffnete er den rothen Mantel, der von oben bis unten mit einem prächtigen Bärenfell beſetzt war. — O welche Verſuchung! Ich war auf dem Punkte zu unterliegen. Ich wollte die Blicke wegwenden, um in meinem Entſchluſſe feſt zu bleiben, aber wider meinen Willen gehorchten meine Augen der Richtung nicht, welche ich ihnen geben wollte, ſondern wandten ſich begierig auf dieſe warme und weiche Hülle. Der Fremde bemerkte, daß ich zögerte und unſchlüſſig war, er breitete daher von Neuem das verſucheriſche Objekt vor meinen Blicken aus, und ſprach mit jenem geheimnißvollen Tone, deſſen ich mich noch erinnere, welchen aber keine menſchliche Zunge nachzuahmen im Stande iſt: „Wenn Sie ihn nehmen wollen, ſo werden Sie bald glühen vor Hitze.“ Indem er dieſe Worte ausgeſprochen hatte, wurde ſein Geſicht noch bleicher, ſeine düſtern, tiefliegenden Augen ſprühten rothe Flammen und ein widerliches Lächeln zog alle ſeine Züge zuſammen, während eine gelblichte Hand auf den Mantel zeigte.

Ich erblickte in dieſem Augenblicke dort und da auf dem Mantel Flecken, welche eine tiefere Farbe, gleichſam wie Blutröthe hatten. Ich ſchauderte zurück, ein fürchterlicher Gedanke kreuzte mir durchs Gehirn, und gab meinen erſtarrten Gliedern ihre alte Kraft, ich warf den Seſſel um, ſtürzte aus dem Gemache, durch die Küche, wo ich ein Silberſtück dem Wirthe vorwarf, den ich bald über und über geworfen hätte, lief in den Stall, ſattelte ſelbſt mein Pferd und ſprengte im geſtreckten Galopp davon; denn ſchon vernahm ich hinter mir die Stimme des furchtbaren Fremden, der fluchend auch ſein Pferd verlangte.

Mein Renner war vortrefflich, unter ſeinem Hufen ſprühten Funken, und links und rechts flogen Wieſen und Bäume an mir vorüber.

Endlich langte ich faſt athemlos bei meinem Hauſe an. Ich pochte am Thore, und meine Frau öffnete mir ſelbſt. Sie erwartete mich ſchon lange mit Ungeduld und, mich umarmend, ſagte ſie mir, daß ich oben einen alten Freund finden werde, der meiner Ankunft eben ſo begierig entgegenſehe.

Dieſe Nachricht machte mir Vergnügen.

„Deſto beſſer,“ antwortete ich ihr, „in Geſellſchaft eines alten Freundes, bei einer guten Bouteille Wein und am warmen Ofen kann man ſich leichter tröſten und vergangene Unannehmlichkeiten vergeſſen.“

Ich ſpudete mich die Treppe hinauf zu ſteigen, allein kaum ins Zimmer getreten, fehlte nicht wenig, daß ich rücklings übergeſtürzt wäre, denn da ſaß wieder der fürchterliche Fremde, den ſtieren Blick auf den Boden geheftet, der Mantel lag neben ihm über einer Stuhllehne ausgebreitet.

Meine Tritte und auch ein unwillkürlicher Schrei des Entſetzens von meiner Seite ſchreckten den Fremden aus ſeinen Betrachtungen auf; er ſtand auf, und trat mir freundlich entgegen: ich wollte zurückweichen, konnte aber nicht, da hart hinter mir die Stiege war. Er beugte ſich artig und entſchuldigte ſich mit folgenden Worten: „Ich war ſo glücklich, den verfloſſenen Tag Ihr Reiſegefährte zu ſeyn,“ ſprach er, „und ich wollte an Ihrem Hauſe nicht vorüberziehen, ohne Ihnen meinen Dank abzuſtatten und Sie zugleich um gaſtfreundliche Aufnahme für dieſe Nacht zu bitten.“

Ich war ſo betroffen, daß ich nichts antworten konnte, ich ſtammelte einige Worte, die er für Zuſtimmung hielt, und ich hatte nicht den Muth zu widerſprechen. Ich verließ ihn und begab mich zu Bette, nicht um zu ſchlafen, denn dazu war mir zu kalt. Endlich aber trugen Aufregungen und Müdigkeit den Sieg davon und ich entſchlummerte, als ich, es hatte eben 1 Uhr geſchlagen, von einem Geräuſche erweckt wurde und beim matten Schein meiner Nachtlampe, welche ſchon dem Erlöſchen nahe war, einen Schatten in meinem Schlafgemache ſich bewegen ſah.

Es war der Fremde. Er näherte ſich mit ſcheuem Schritte, zwiſchen denen er immer wieder eine Pauſe machte. Ein konvulſiviſches Zittern ergriff mich, die Haare ſträubten ſich auf meinem Kopfe, nur mit Mühe konnte ich athmen, und ſelbſt mein Herz ſchien aufhören wollen zu ſchlagen. Was konnte ſein Vorhaben ſeyn? Mich zu ermorden? Ich konnte nicht daran zweifeln. Über einem ſeiner Arme hing der verhängnißvolle Mantel. Ich ſah ihn dem Bette ſich nähern, den Mantel aus einander breiten, welcher von dem letzten zuckenden Strahl der Lampe beleuchtet ward; jetzt kommt er immer näher, immer näher, hebt den Mantel über mich auf, vermuthlich, um mich damit zu erſticken. Ich konnte es nicht mehr ertragen, und ſtürzte aus dem Bette: „Schändlicher!“ ſchrie ich, „du ſollſt mich nicht ohne Widerſtand morden,“ und faßte ihn an der Kehle.

Der Unbekannte ließ den Mantel fallen, in demſelben Augenblicke erloſch die Lampe, und wir balgten uns im Dunkeln herum.

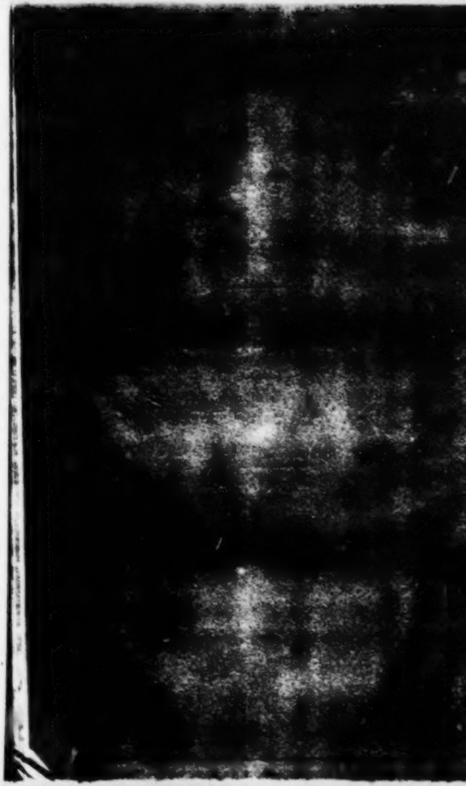
„Aber um aller Welt Willen, was machſt du denn, Philipp?“ ſchrie meine Frau, ſich emporraffend. „Mich ſo zu ſchlagen und zu zwicken, ich werde ja morgen am ganzen Leibe voll blauer Flecken ſeyn.“

Sie erzählte mir, wie ſie erwacht ſei, mich in dieſer kalten Nacht unbedeckt habe liegen geſehen, weil ich die Decke in fürchterlicher Unruhe von mir geſtrampft hatte, und wie ſie mich wieder mit der rothſeidenen Decke habe zudecken wollen, da habe ich ſie wüthend angefaßt und unbarmherzig auf ſie losgeſchlagen.

Zwei Tage nachher ließ ich mir Schröpfköpfe ſetzen.

[illegible]wieb zu [illegible]

[illegible]ische Skizze



In meinem fünfzehnten Jahre war ich ſo Einer von den jungen Bengeln, die überall aus wollen und nirgend an wiſſen, die ſich der Liederlichkeit hingeben ohne Vergnügen, bloß weil ſie darin eine Auszeichnung ſuchen. Mein Vater, der in hohen diplomatiſchen Würden ſtand, hatte mich auch zu dieſem Zweige gegeben und mich einem Vetter empfohlen, der damals Sekretär im Miniſterium war. Wir wohnten in der Straße d'Antin und ich mußte immer, wenn ich ins Bureau ging, den Garten der Tuilerien paſſiren. Im Sommer fand ich dort Ballonſpieler, im Winter Schlittſchuhläufer. Darum ſtudirte ich dort lieber als in der Kanzellei. Ich kam gewöhnlich in das Bureau, wenn die Andern fortgingen, und des Abends ging ich mit meinen Kameraden dahin, wo mich mein Vater nicht hinwünſchte, obwohl er mich oft zu allen Teufeln wünſchte.

Ich verſpielte zwei der ſchönſten Pferde aus meines Vaters Stall, und eines Tages maulſchellirte ich ſogar den vorgeblichen Bruder einer Freundin meines Vaters.

Mein Vater der über väterliche Autorität ganz andere alte Ideen hatte, als ich, ſchwur endlich, er wolle mich gewiß zu Paaren treiben, und ich will erzählen, was für einen Plan er faßte, und wie er ihn ausführte.

Ich kam eines Abends, wie gewöhnlich ſehr ſpät, und etwas glühend vom Champagner, den wir bei einem politiſchen Feſte in Hülle und Fülle getrunken hatten, nach Hauſe, nahm im Vorzimmer das Licht, um mich in mein Gemach zu begeben, da trat mein Vater plötzlich vor mich hin, mit einer ernſthafteren, ſtrengeren Miene als gewöhnlich und ſprach nur die Worte zu mir: „Du wirſt morgen Punkt acht Uhr bereit ſeyn, um mir aus dem Hauſe zu folgen!“ Ich konnte nichts als die Worte: „Sehr wohl, mein Vater,“ ſtottern, und als ich mich ihm nahen wollte, um ihm die Hand zu küſſen, wies er mich zurück und ſagte: „Das iſt nicht nothwendig.“ Meine Knie ſchlotterten, das Licht zitterte in meiner Hand, Thränen netzten meine Augen, und ich bot ihm eine gute Nacht, die er mir trocken erwiederte, und dann ging.

Ich ſchlief elend, und böſe Träume beunruhigten mich. Um 7 Uhr — eine unerhörte Sache für mich — war ich ſchon auf den Beinen. Es ſchlug 8 Uhr, als der Kammerdiener meines Vaters in mein Zimmer trat und mich fragte, ob ich bereit ſei? „Der Herr erwartet Sie im Speiſeſaale,“ ſagte er. Ich folgte dem Abgeſandten und fand meinen Vater am Tiſche bei einer Taſſe Chokolade. Er gab mir ein

Zeichen, auch zu frühſtücken. Sein Geſicht hätte Jemand den Appetit benommen, der noch zehnmal mehr gehabt hätte, als ich. Es ſchnürte mir die Bruſt gewaltig zuſammen. Endlich ſtand mein Vater auf, verlangte ſeinen Hut, gab mir ein Zeichen, den meinen zu nehmen, und wir gingen.

Das Cabriolet erwartete uns am Thore, wir ſtiegen ſtillſchweigend ein, und kamen eben ſo ſtillſchweigend auf den Quai de la Vallée. Einige Schritte vor dem Platze du pont St. Michel hielt mein Vater, gab mir ein Zeichen auszuſteigen, ſtieg ſelbſt aus und gab das Leitſeil ſeinem Kutſcher, dem er zu warten befahl.

Wir gingen über den Platz, ohne etwas zu ſprechen, und wandten uns nach der Straße Huchette. In dem Augenblicke, als wir dieſe Straße betraten, die ich Niemand beſchreiben will, blieb ich ſtehen, und meinen Vater betrachtend, fragt' ihn mein Auge: „Was wollen wir in dieſer abgelegenen, unſaubern Straße?“ er aber ging weiter und ſchien Jemand zu ſuchen. Endlich näherte ſich uns ein gemeiner Kerl, in einen Kittel gehüllt und einen Prügel in der Hand, und huſtete. Mein Vater ging geſchwinder, ich folgte ihm, aber zu gleicher Zeit glaubte ich eine zweite Frage wagen zu dürfen: „Glaubſt du nicht, lieber Vater,“ ſprach ich mit wankender Stimme, „daß ich durch dieſen Spaziergang meine Amtsgeſchäfte verſäumen werde?“

„Wird nicht das erſte Mal ſeyn,“ antwortete er trocken; „und auch nicht das hundertſte Mal,“

dachte ich bei mir ſelbſt, und ſchwieg. Wir mochten nun in der Mitte der Straße ſeyn, als ſich meinen Blicken ein Nagelſchmiedsladen zeigte. Mein Vater hielt an, und nachdem er ganz höflich mich vorau hineingehen geheißen, folgte er mir.

„Guten Morgen, Bürger!“ grüßte er, un eine grobe Stimme gab ihm den Gruß zurück.

„Du wirſt mich hier erwarten,“ ſprach dan mein Vater. — „Ich!“ — „Ja, du. — Adieu, Citoyen!“ und dieſelbe grobe Stimme brummte unter einem Ofen, deſſen Blaſebalg von einem Knabe in Lumpen getreten wurde, hervor: „Adieu, Citoyen!“ Mein Vater verſchwand in dieſem Augenblicke. Ich wollte ihm trotz ſeines Verbotes folgen als der Kerl im Kittel, den ich ſchon früher au unſerm Wege geſehen hatte, mir den Weg verſperrt und ſagte: „Da geblieben, junger Schalk!“

Ich zitterte vor Schrecken; denn ſeine nervig Hand wollte mich berühren. Kalter Schweiß rieſelt über meinen ganzen Körper, denn die Wahrheit die entſetzliche Wahrheit fing in meinem Kop zu dämmern an.

„Nur da geblieben, und ohne alle Umſtände!“ wiederholte die Stimme hinter dem Ofen.

Ich kehrte mich um und gewahrte einen kleine dicken Mann, mit ſtruppigen Haaren und einer wahre Rhabarbermiene; er hatte eine kurze Tabakspfei im Munde, die Arme bloß bis zum Ellenbogen, un in der rechten Hand einen Hammer.

Es war der Citoyen Nagelſchmied, nun mein Lehrherr. Neben ihm ſtand ein Korb voll Kohlen. Der Cyklop nahm ihn, ſchüttete die Kohlen auf die Erde, und indem er mir mit dem Finger darauf zeigte, ſprach er: „Niedergeſetzt!“

„Ich danke.“

„Nun — wie Ihr wollt, aber ſeht, es könnte etwas lange währen, bis der Papa kommt.“ Und bei dieſen Worten fletſchte der Citoyen Nagelſchmied grinſend die weißen Zähne, und da ich noch immer zögerte, faßte er mich bei beiden Schultern, und drückte mich auf den Kohlenhaufen nieder.

„Da Sie meinen Vater kennen, mein Herr, ſo wiſſen Sie auch vermuthlich, wohin er jetzt gegangen iſt?“ fragte ich.

„Nach Hauſe vermuthlich.“

„Ohne mich?“

„Hm! vielleicht will er den jungen Herrn hier bei uns laſſen!“

„Mich? — hier?“

„Nun, und warum denn nicht?“

In dieſem Augenblicke ſchlug eine hölzerne Wanduhr Neun, dann ſchrie ein Guckguck neunmal und eine große, hagere Figur in der Kleidung eines Weibes trat herein, drei ungeheure Stücke Brot in der Hand haltend, welche in der Mitte ausgehöhlt und mit gemeinem ſtinkenden Schmierkäſe verkleiſtert waren. Es war des Nagelſchmieds Frau; ſie gab das größte Stück ihrem Manne, das zweite ihrem Sohn, der ohne was zu ſprechen, den Blaſebalg weiter trat, und das dritte bot ſie mir.

Nun fiel das Band vollends von meinen Augen, ich begriff die Abſicht meines Vaters ganz. Er wollte einen Nagelſchmied aus mir machen. Aber ich hatte ihn auch auf das Äußerſte getrieben. — Ich weinte bitterlich.

Acht Tage vergingen ſo; ich mußte abwechſelnd mit dem Sohne vom Hauſe auch den Blaſebalg treten, Kohlen tragen, ſchüren, Nägel klopfen und ſortiren u. ſ. w. Ich arbeitete da, aß da, ſchlief da, und in den Ruheſtunden durfte ich mich höchſtens unter der Aufſicht des Herrn oder der Frau in den Hof ſetzen und mit den Nachbarn ſchwätzen. Ein paarmal verſuchte ich es zwar zu entwiſchen, aber wenn es mir auch gelang, unbemerkt aus dem Hauſe zu kommen, ſo faßte mich gleich der verdammte Mann mit dem Kittel, und das letzte Mal zog er mir auch die Ohren dabei ſo martialiſch, daß ich alle Luſt zur Freiheit verlor.

Nach einem Monate kam mein Vater, mich zu ſehen. Ich brach bei ſeinem Anblicke in einen Strom von Thränen aus. Er aber fragte mich ganz kalt, wie es mir gehe, drückte mir zwei Sechsfrankenſtücke in die Hand und wünſchte mir wieder wohl zu leben.

Zwei Monate nachher kam er wieder und meldete mir, daß ich am nächſten Tage (es war ein Sonntag) unter Aufſicht nach Hauſe gebracht werden würde, um einen Tag dort zuzubringen. Ich einen Tag im Hotel meines Vaters zubringen, in Hemdeärmeln mit vom Ruße geſchwärzten Händen und dem ledernen Schurzfell? Wirklich ſah ich Sonntags früh den Kammerdiener meines Vaters kommen, einen Bündel unter dem Arm tragend, woraus er mir Kleider gab. Pierre führte mich erſt ins Bad und dann nach Hauſe, wo ich dann doch, Gott ſei Dank, keinem Nagelſchmiedsjungen mehr ähnlich ſah.

Mein Vater ſagte mir, daß er heute bei Barras ſpeiſen, und mich mitnehmen werde. Nachdem er mir ſehr empfohlen hatte, meinen Anzug zu wählen und über meine Sitten zu wachen, verließ er mich. So ſprang ich aus der Straße Huchette nach dem Schloſſe Luxembourg in die Säle eines Volksdirektors.

Man ſpeiſte um 4 Uhr. Ich fuhr mit meinem Vater hin, der mir auf dem Wege ſagte, daß dort ein Dutzend Gäſte ſeyn werden. Was man kaum glauben wird, und was doch die lauterſte Wahrheit iſt, war das, daß mein Vater verſprochen hatte, mich mitzubringen, um der Geſellſchaft einen Spaß mit mir zu machen. Man wird gleich ſehen, was man mit mir trieb.

Mein Vater war im Ganzen ein ſehr jovialer Mann, und es war nicht das erſte Mal, daß ich mit ihm bei Barras ſpeiſte. Beide waren durch die innigſte Freundſchaft verbunden, und ich hatte oft mit den Kindern des Hauſes geſpielt. Ein einziger Gaſt war ſchon zugegen, als wir eintraten, und das war Herr von Talleyrand. „Ah, das iſt ja der kleine Guſtav! Wo zum Henker haben Sie denn geſteckt, mein Junge, daß man Sie ſo lange nicht geſehen hat?“ Ich wurde bis hinter die Ohren roth und blickte meinen Vater mit einer flehenden Miene an, für mich zu antworten.

Mein Vater, mit einem wunderſchönen Windhunde beſchäftigt, den der Herr vom Hauſe erſt bekommen hatte, ſah meinen ängſtlichen Blick nicht, oder wollte ihn nicht ſehen.

Herr v. Talleyrand wiederholte ſeine Frage, und ich antwortete: „Ich komme eben vom Lande“ (es war im Monate Dezember).

„Vom Lande? ſo? jetzt? und mit wem?“

Neues Erröthen, neuer Blick auf meinen Vater, der nicht antwortet.

„Und,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „wie ſtehen die Studien? Haben wir in der Diplomatik ſchon den Nagel auf den Kopf getroffen? He! he! he! Wie alt ſind wir denn?“

„Bald ſechzehn Jahre.“

Er drehte ſich um vor mir und ſtellte ſich an, als ob ein harter Körper ihm an die Schuhe ſtieße. Zu Barras gewendet, rief er: „Freund! Sie haben da Nägel in Ihrem Parquet.“

„Nägel?“ fragte der Direktor.

„Nägel?“ fragte auch mein Vater, der nun die Hündin zu liebkoſen aufhörte.

Dreimal das Wort Nägel hinter einander! Ich ſtand, wie bei meinem Nagelſchmied, auf Kohlen.

„Apropos!“ fragte Talleyrand, „wo waren Sie auf dem Lande, mein Freund? Ihr Vater hat ja ein Landhaus in Saint-Cloud*).“

Mein Vater hatte wirklich dort ein Haus, und ich machte ein bejahendes Zeichen, noch ſtärker erröthend.

In dieſem Augenblicke wurde ein neuer Gaſt angemeldet; ich glaubte nun, man würde ſich nicht weiter um mich bekümmern und mich zu Athem kommen laſſen. Kaum hatte der Angekommene, es war der Maler Iſabey, den erſten Höflichkeitsbezeigungen Genüge geleiſtet, als ihm Barras einen Kupferſtich an der Wand des Salons zeigte. „Sehen Sie hier, mein lieber Künſtler,“ ſprach er, „Ihr neueſtes Meiſterſtück, ich wollte einen der erſten Abdrücke davon haben, er iſt vor der Schrift.“ — „Das iſt ſehr galant,“ antwortete Iſabey, „aber das Bild hängt zu hoch, wer zum Henker hat den Nagel eingeſchlagen?“ — „Welchen Nagel?“ — „Nun den Nagel, woran der Rahmen hängt.“ — „Und was fehlt ihm denn, dem Nagel?“ fragte mein Vater, das Wort mit einem Lächeln auf mich betonend.

Mir, dem armen Schlachtopfer, drang der Nagel mitten ins Herz. Vier Männer gegen ein armes Kind!

Während des Eſſens ließen ſie mich in Ruhe, und ich hatte Urſache zu glauben, der Friede werde nicht mehr unterbrochen werden. Da meldete man den Citoyen Bonaparte. Er wird eingeführt, empfängt einen Stuhl und ein Glas Champagner, und bald kommt er in ein ſehr lebhaftes Geſpräch mit Carnot, auch einem der Gäſte, über die Feldartillerie. Bonaparte entwickelt die tiefſten techniſchen Kenntniſſe, und bietet eine Wette an, daß er die Zahl der einzelnen Stücke, ja die Zahl der Nägel angeben wolle, die bei Verfertigung einer Laffete nothwendig ſeien. Dieß Thema bringt nun die ganze Geſellſchaft wieder auf das Terrain meines Märtyrthums, und Bonaparte, der nicht mit im Komplote gegen mich war, ſieht mich erbleichen, und fragt mich, ob ich mich unwohl befinde.

---

*) Saint-Cloud, ein königliches Schloß bei Paris, und clou, ein Nagel.

Wirklich war man gezwungen, mich nach Hauſe zu bringen, wo mich ein ſtarkes Fieber befiel, und ich mehre Wochen krank darnieder lag. Während meiner Krankheit beſuchte mich mein Lehrherr Nagelſchmied.

Als ich wieder geſund wurde, bat ich meinen Vater auf den Knien, mich nicht mehr in die Straße Huchette zu ſchicken; er geſtand es mir zu. Ich wurde der fleißigſte junge Menſch im ganzen diplomatiſchen Bureau und liebte und ehrte meinen Vater bis an ſeines Lebens Ende. Dem Hinübergegangenen danke ich jetzt noch die grauſame, aber ſehr heilſame Lehre.

Ich will dir, mein geneigter Leſer, eine ganz einfache Geſchichte von einem Menſchen und von einem Hunde erzählen, nicht von einem außerordentlichen Menſchen, der auf dem Felde der Ehre, oder auf jenem der Wiſſenſchaft oder Kunſt geſiegt hat, ſondern von einem ſchlichten armen Teufel, — nicht von einem Hunde, der hundert bewundernswerthe Kunſtſtücke gekannt hat, ſondern von einem ganz gewöhnlichen, nicht einmal ſchönen Hunde. Dieſer Menſch aber und dieſer Hund liebten ſich wechſelweiſe gleich, es waren zwei Freunde, was bei den Menſchen ſehr ſelten iſt, bei denen gewöhnlich nur Einer der Freund des Andern iſt. Beide liebten ſich um ſo mehr, als ſie von Niemand Andern geliebt wurden; denn außer dem, daß Beide häßlich waren, waren ſie auch arm. Sie frühſtückten ſehr ſelten, mittagmahlten bald ſchlecht, bald mittelmäßig, wie es der Zufall gab, und aßen zu Abend niemals. Dieſe letzte Mahlzeit erſetzte ihnen der Schlaf, aber nicht in einem Bette, denn Beide, der Mann und der Hund, kauerten ſich gewöhnlich auf altes Stroh, das ſie irgendwo ausgeſchüttet fanden, oder das ihnen manche barmherzige Seele abſichtlich unter ein Hausthor hinſtreuen ließ.

Der Mann hieß Muff und der Hund Puff. Muff übte alle Handwerke aus, weil er keines recht gelernt hatte. Er wurde meiſtens für geringen Lohn zu den ermüdendſten Arbeiten gebraucht. Puff konnte gar nichts, nicht einmal aufwarten, er folgte nur ſeinem Herrn überall, theilte mit ihm ſein Brot, leckte ihm die Hände, erwärmte ihm bei Nacht die Füße, und liebte ihn. Eines Winters wurde Puff krank. Muff war gezwungen, ihn zwei ganze Tage auf einem Strohhaufen allein liegen zu laſſen. Am dritten Tage fand ſich aber kein Stroh mehr, und der arme Puff zitterte vor Fieberfroſt auf der feuchten Erde. Muff trug ihn zu einem Thierarzt, um ihn pflegen und heilen zu laſſen. Der Thierarzt forderte die Bezahlung für acht Tage vorhinein. Muff verkaufte ſeine Weſte und ſein drittes Hemd, um dieſer Forderung Genüge zu leiſten.

Aber Puff's Krankheit war ſchwer, und zog ſich in die Länge. Muff beſuchte ſeinen Hund täglich und brachte jede Stunde, in welcher er eben keine Arbeit hatte, bei ſeinem Freunde zu. Aber ein Krieg begann und Muff wurde zum Soldaten genommen. Das hätte den armen Muff nun zwar ſehr erfreut, wenn ihm Puff hätte folgen können, denn der Soldat hat Brot genug, ein Lager, Kleider, — aber Puff konnte ſich leider noch gar nicht aufrecht halten. Muff verkaufte alſo alles, was er noch hatte, legte das Almoſen dazu, welches ihm noch einige Mitleidige gaben, bezahlte dem Thierarzte noch zwei Monate voraus, und marſchirte mit ſeinem Regimente ab.

Das Regiment änderte öfters ſeine Station. Muff hatte nur eine Sorge: ſeinen Hund. Er ſparte ſich ſeine Löhnung Kreuzer für Kreuzer vom Munde ab, und ſchickte das Erſparte von Zeit zu Zeit dem Thierarzte, aber die letzte Sendung hatte er einem lockern Kameraden anvertraut, der auf Urlaub nach der Hauptſtadt ging, und der böſe Menſch vertrank das Geld.

Eines Tages bekam Muff einen Brief, er war vierzehn Tage gelaufen, und trug die Poſtſiegel aller Orte, durch welche das Regiment gezogen war. Der Brief war von dem Thierarzte, welcher ihm meldete, daß, wenn das Koſtgeld für den Hund, welcher bereits völlig geſund ſei, nicht längſtens binnen vierzehn Tagen bezahlt ſeyn würde, er ſich gezwungen fühle, den Hund zu verkaufen.

Muff zitterte am ganzen Leibe, ſein Herz zog ſich zuſammen, er lief mit dem Briefe in der Hand zu ſeinem Oberſten, aber, als er dort reden wollte, brach ſich ſeine Stimme in ein unverſtändliches Schluchzen, er konnte nur das Unglückspapier hinhalten und weinend ſchreien: „Puff, mein armer Puff.“

Der Oberſt hielt ihn für verrückt, er weinte aber ſo aus vollem Herzen, in ſeinem Schmerze war etwas ſo Wahres, in ſeinen Thränen etwas ſo Bitteres, daß der gute Oberſt ihm zuredete, ihn tröſtete und ſich von ihm die Geſchichte erzählen ließ.

„Herr Oberſt," ſagte Muff am Schluſſe ſeiner Erzählung, „im Namen des Himmels, im Namen deſſen, was Ihnen auf der Welt das Liebſte iſt, beſchwöre ich Sie, laſſen Sie mich fort vom Regimente, laſſen Sie mich zu meinem armen Puff. Sehen Sie, wenn Sie mir keinen Urlaub geben, ſo muß ich doch fort, ich muß ohne Erlaubniß fort, muß entfliehen, deſertiren, ich muß meinen Puff retten, er darf nicht verkauft werden."

„Aber," fiel ihm der Oberſt ein, „wenn ich dir auch den Urlaub gebe, du haſt ja keinen Kreuzer Geld, um die Reiſe zu machen."

„Ich werde bis nach der Hauptſtadt betteln," antwortete Muff, „man wird mir ein Stück Brot und ein bischen Stroh nicht verſagen. Ach, mein Herr Oberſt, mein guter Herr Oberſt, laſſen Sie mich nur fort."

„Ein Soldat darf nicht betteln, und dann, wenn du nach der Hauptſtadt kömmſt, was kann das helfen? Wenn du den Thierarzt nicht bezahlen kannſt, ſo wird er dir deinen Puff ſelbſt noch in deiner Gegenwart verkaufen."

„Ich weiß nicht, was ich thun werde, Herr Oberſt, aber gewiß werde ich meinen Puff nicht verkaufen laſſen. Er iſt mein einziger Freund, wär' er nicht geweſen und hätte mir ſo freundlich geliebkoſt, mich ſo wehmüthig angeſchaut, ich wäre mehr als einmal vor Kummer krank geworden. Ach, wie wird ſich das gute Thier freuen, mich wiederzuſehen! Ich werde den Thierarzt bitten, ihm zu Füßen fallen, ihn umbringen, wenn er mir meinen Puff verkaufen will.“

Der Oberſt gab ihm fünfzehn Gulden und ſagte gerührt: „Gehe zu deinem Puff.“ — Muff küßte die Hände des Oberſten, und wollte ihm auch die Füße küſſen, aber der Oberſt ſchickte ihn zum Adjutanten, um ſich ſogleich von demſelben den Urlaubspaß ausfertigen zu laſſen.

Muff hatte 78 Meilen zu machen, aber er reiſte muthig ab, ſeinen Paß in der Taſche und ſeine fünfzehn Gulden im Czako eingenäht. Er marſchirte tapfer fort und trotzte der Müdigkeit, dem Regen und Winde mit der freudigen Hoffnung, ſeinen Freund, ſeinen treuen Puff wiederzuſehen. Am zehnten Tage langte er endlich in der Hauptſtadt an, ganz ermattet, ja hinfällig, und doch begab er ſich ſogleich, ohne irgendwo anzuhalten, zum Thierarzte.

Dieſer war eben ſehr beſchäftigt. Man bedeutete Muff zu warten. Er verlangte ſeinen Hund zu ſehen, allein der Diener war nicht mehr derſelbe. Dieſer kannte weder Muff noch Puff und ſagte, es ſei ihm verboten, irgend Jemanden ohne ausdrücklichen Befehl des Herrn Doktors, in die Kuranſtalt zu laſſen.

„Kennen Sie meinen Hund nicht?“ fragte Muff, „er heißt Puff.“ — „Nein,“ antwortete der Diener, „bei uns heißen alle Hunde „„Pſt!““ — „Er iſt,“ fuhr Muff fort, „er iſt röthlich und ſeine rechte Vorderpfote iſt weiß." — „Oh, es gibt viel rothe bei uns, und um ihre Pfoten hab' ich mich noch nicht bekümmert."

Muff ging in der lebhafteſten Ungeduld im Vorzimmer auf und nieder. Seinen Puff wußte er hier, vielleicht nur durch eine Thüre von ihm geſchieden. Ach, wie wird er jetzt noch traurig ſeyn, und wie ſchreien und an ihm hinaufſpringen, wenn er ihn wiederſieht!

„Mein Herr," ſagte jetzt der Diener, „Sie können zu dem Herrn Doktor hineingehen."

Muff ſtürzte in die Kammer und zog ſeine 11 Gulden 32 Kreuzer heraus, welche ihm von der Reiſe übrig geblieben waren. — „Herr Doktor," rief er, „ich komme, meinen Hund abzuholen."

Der Thierarzt erkannte ihn nicht gleich. — „Heißt Euer Hund nicht Puff?" fragte er dann.

„Ja, ganz recht, Puff."

„Wann kam er in die Anſtalt?"

„An einem Samſtag im Februar."

„Wie ſieht er aus?"

„Röthlich, mit einer weißen Vorderpfote rechts."

„Ja, der wurde vor acht Tagen verkauft, weil ſein Koſtgeld nicht bezahlt worden iſt."

Muff wurde bleich und war dem Umſinken nahe. Dann ſchrie er: „Verkauft?"

„Ja," antwortete der Arzt, „die Schuld betrug zwölf Gulden und ich brachte ihn nur für acht Gulden an, Ihr ſeid mir alſo noch vier Gulden ſchuldig. Ich will Euch einen Empfangſchein geben."

„Wo iſt er?“

„Der Empfangſchein? Hier, gebt nur den Reſt.“

„Nein, wo iſt mein Hund, mein Puff?“

„Ich weiß es nicht.“

Muff faßte den Arzt wüthend am Halſe und ſchrie: „Wenn Ihr mir nicht ſagt, wo er iſt, ſo erdroßle ich Euch.“

„In der langen Straße, ſo viel weiß ich, aber weder den Käufer, noch die Hausnummer ſind mir bekannt.“

Muff lief in die lange Straße, er durchging ſie zehnmal, allein es war eben Sonntag und alle Läden geſchloſſen. Er ſchlief in einer armſeligen, ſchlechten Kneipe in dieſer Straße. Am andern Morgen fing er ſein Durchſuchen der Straße aufs Neue an, er ſah in alle Läden, ging in alle Häuſer, fragte überall, bekam aber keine genügende Auskunft.

Am zweiten Tage, als er eben vor der Thüre eines Nagelſchmieds vorüberging, hörte er einen Arbeiter „Azor“ rufen. Muff wendete ſich um, und ach! dieſer Azor war kein anderer als ſein Puff, der eben aus dem Laden des Nagelſchmieds kam und heulend vor Freude auf ſeinen alten Herrn zuſtürzte, an ihm hinaufſprang und ihm die Hand leckte. Muff hob ihn auf, kußte ihn und fing an laut zu weinen. Der Nagelſchmied pfiff ſeinem Azor, aber Azor, der nun wieder Puff geworden war, rührte ſich nicht von den Fußen ſeines Freundes.

Der Nagelſchmied trat nun heraus und gab dem Hunde einen Stoß mit dem Fuße, um ſeinen

Ungehorſam zu beſtrafen. Muff gab dem Nagelſchmied den Stoß mit der Fauſt zurück. Andere Arbeiter traten aus der Werkſtätte, um ihrem Kameraden zu helfen, eine Rauferei entſpann ſich, die Wache kam, führte Muff fort und dieſer mußte auf der Wachſtube ſchlafen.

Am andern Morgen kam Muff wieder zur Werkſtätte des Nagelſchmieds, der ihn mit drohender Miene erwartete. — „Ich komme nicht, um Streit zu ſuchen,“ ſagte Muff, „im Gegentheil, ich bitte Euch recht demüthig, Meiſter, wollet mir einen Dienſt erweiſen. Ich bitte Euch auch recht ſehr um Vergebung meiner geſtrigen Heftigkeit wegen, aber ſeht, der Hund iſt mein.“

„Wie?“ ſchrie der Nagelſchmied, „der Hund wäre Euer? Haltet Ihr mich alſo für einen Dieb? — Martin, komm ein wenig heraus und gib Zeugenſchaft, hab' ich nicht für Azor acht Gulden bar bezahlt?“

„Lieber Herr!“ antwortete Muff, „ich will ja nicht läugnen, daß der Hund jetzt Euch gehört, da Ihr ihn rechtlich an Euch gebracht habt, aber früher hat er mir gehört und ich komme, um Euch zu bitten, mir ihn jetzt wieder zu verkaufen.“ — Und bei dieſen Worten trat Muff unter die Thüre der Werkſtätte und bemühte ſich, ſeinen lieben Hund zu erblicken.

„Nein,“ verſetzte der Nagelſchmied, „das Thier thut mir gute Dienſte, und nach ſo vielen Hunden, welche ich vergebens abzurichten ſuchte, werde ich denjenigen, der ſich prächtig zur Arbeit ſchickt, nicht wieder weggeben.“

In dieſem Augenblicke ſah Muff ſeinen Puff, er war an ein Rad angeſchmiedet, welches er drehte. Muff's Herz brach. — „Mein Herr,“ ſagte er, „ich gebe Ihnen zwanzig Gulden für den Hund.“

„Nicht doch,“ erwiederte der Nagelſchmied, „ich habe den Hund gekauft, und behalte ihn.“

„Ach, mein Herr!“ rief der Soldat flehend, „es iſt nun ſchon faſt ein Jahr, daß wir uns nicht geſehen haben.“

„Was geht das mich an.“

In dieſem Augenblicke that Puff einen Schrei. Muff wollte in die Werkſtätte ſtürzen, der Nagelſchmied hielt ihn zurück. Muff ballte ſchon die Fauſt, aber er gewann noch Mäßigung über ſich ſelbſt.

„Mein Himmel!“ fragte er, „was iſt denn dem armen Thiere?“ — „Vermuthlich hat er Euch geſehen und das Rad ſtehen gelaſſen, da verdient er eine Züchtigung.“

„Herr,“ ſchrie Muff, „ich geb' Euch Alles, was ich habe, acht und zwanzig Gulden, und meine Schreibtafel, und ein Hemd, und zwei Schnupftücher, und einen alten Muttergotteszwanziger, den ich als ein Andenken an meine Mutter aufgehoben habe. Mehr hab' ich wahrhaftig nicht, ſeid barmherzig und gebt mir meinen Puff.“

„Nein,“ ſagte der Nagelſchmied, „ich gebe den Hund nicht her, und wenn Ihr mir hundert Gulden dafür auf den Tiſch legt.“

Muff wollte auch reden, aber die Arbeiter kamen und jagten ihn fort. Am andern Morgen lauſchte er wieder um die Werkſtätte herum. Puff ſtieß wieder einen, ſein Herz zerreißenden Schrei aus, und er ſah dießmal, was die Urſache davon war. Der Hund hatte ihn bemerkt, und hatte angehalten, wodurch das Rad ſtehen geblieben war, daher ſtupfte ihn ein Arbeiter hinten mit einem glühenden Draht.

Da ſtürzte Muff fort, und kam des andern Morgens nicht wieder. — Er war alſo vermuthlich wieder zu ſeinem Regimente zurückgekehrt? — Nein. — Niemand ſah ihn mehr, und man hat nie erfahren, was mit ihm geſchehen.

Die

FIXE IDEE.

Eine einfache Mahlergeſchichte.

Es ſind jetzt vierunddreißig Jahre, ich war noch
r jung, hatte aber die Collegien verlaſſen, und
aubte damals noch an viele Dinge, oder beſſer ge-
gt, an viele Worte, z. B. an die Liebe. Ich faßte
ne unwiderſtehliche Neigung zu einer jungen Witwe
it runden Formen, und liebte ſie — Himmel und
rde! liebte ſie, wie man zum erſten Male liebt.
ch hatte ihr auf meinen Knien, ſtammelnd, meine
rklärung gemacht; ich hatte den Saum ihres Kleides
eküßt; ich zitterte am ganzen Leibe, wenn ſie ihr
eines Händchen in den meinigen ließ und glaubte
or Entzücken zu vergehen, als ſie mir eines Tages
ne ihrer Haarlocken gab. Ich wollte ein Gegen-
eſchenk machen und beſchloß daher, ihr mein Antlitz
Miniatur zu verehren. — Doch ich will ja hier
icht von mir reden, ich war damals ein alberner
hor, was ich ohne zu erröthen bekenne, denn wer
önnte ſich rühmen, es nicht geweſen zu ſeyn?

Was ich hier erzählen will, iſt die einfache Ge-
chichte eines jungen Malers, an welchen ich mich
vandte, um mich auf Elfenbein zu übertragen.

Er forderte dafür hundert Gulden, und als ich die Summe etwas zu hoch fand und ihn bat, mir einen annehmbaren Preis zu machen, antwortete er mir ganz barſch: „Nicht ein Kreuzer wird nachgelaſſen, hundert Gulden, oder nichts; wenn Sie dieſe Summe nicht bezahlen wollen, ſo muß ich ſchon bitten, ſich an einen Andern zu wenden, denn ich feilſche nicht mit meinem Talente.“ — Ich bemerkte ihm, daß er mit ſolchen Grundſätzen, obſchon ſie nicht zu tadeln ſeien, ſein Glück doch ſchwerlich machen würde. — „Glück!“ wiederholte er, und ſeine Lippen preßten ſich zu einem verächtlichen Lächeln zuſammen, „Glück und wahre Kunſt wohnen nicht beiſammen.“

Ich gab mir alle mögliche Mühe, ihm Vernunft zu predigen. Ich ſtellte ihm vor, daß ſeine Ideen um ein halbes Jahrhundert zurück ſeien, daß in unſern Zeiten das Talent nicht ſelten in einem Wagen fahre und in einem eleganten Quartiere wohne, Geld und Koſtbarkeiten beſitze; aber nichts konnte ihn von jener paradoxen Idee abbringen. Er ging in der Hitze des Geſpräches ſogar ſo weit, daß er behauptete, er würde ſich entehrt fühlen, wenn er wo anders ſterben würde, als im Hoſpital. Dieſe Überzeugung habe er gehabt, als er das erſte Mal den Pinſel in die Hand genommen, und ſie habe ihn ſeitdem nie verlaſſen.

Endlich verſprach ich, die Summe zu geben. Ich ſaß ihm eine ganze Woche hindurch. Wir ſprachen viel über Kunſt; ſein Enthuſiasmus gefiel mir, ich kettete mich mit wahrer Freundſchaft an ihn und wir ſahen uns auch nachher öfters.

Eines Tages begegnete ich ihm, und fragte ihn, wie die Geſchäfte gingen. — „O, die Geſchäfte gehen gut,“ antwortete er mir, „aber das kann nicht länger ſo dauern. Schöne Beſchäftigung, herrliche Kunſtübung, welche ich ſeit mehren Jahren treibe! Ich habe die letzte Kunſtausſtellung mit Porträts von Gewürzkrämern, Müllern und Bäckern angefüllt, und auch ihre Gemahlinnen mit Colliers, goldenen Ketten, Brüſſelerſpitzen u. dgl. darin. Noch glücklich, wenn ich nicht eine ganze löbliche Fleiſcherfamilie in Einen Rahmen einſchachteln mußte. Bei Gott! das iſt nicht mehr auszuhalten, und ich wollte hundertmal lieber Wagenlackirer oder Schildpinsler ſeyn. Aber ich ſchwöre es, von heute an mal' ich kein Porträt mehr.“ — „Was wollen Sie denn malen?“ — „Was weiß ich? Genrebilder, hiſtoriſche Bilder, alles, was mir in den Sinn kommt. Mit einem Worte, ich will künftig nur für mich arbeiten, für meinen Ruf, für die Ehre.“ — „Die Ehre, recht, aber ſie gewährt magere Koſt; ich meines Theils rathe Ihnen, ſich daneben doch auch an etwas Solides zu halten und wär's auch der Kopf eines dicken Braumeiſters.“

Einige Zeit nachher fand ich meinen Mann wieder, er war auf dem beſten Wege zu ſeinem Ziele zu gelangen. Er wohnte auf einer Bodenkammer, welche er ſein Atelier nannte, und worin ſeine Staffelei, ein elendes Bett, ein Stuhl und einige Büſten das einzige Ameublement ausmachten. Er war aber ſehr zufrieden, ja glücklich, und gab ſich mit aller

Liebe ſeiner Kunſt hin. Er beſaß keinen Kreuzer Geld und dennoch hab' ich ihn nie ſo ſtolz geſehen. — „Sehen Sie dieſes Bild an," ſagte er zu mir, indem er einen zerriſſenen Lappen von ſeiner Staffelei wegzog, „betrachten Sie dieſen Weiberkopf — dieſe Augen — dieſes Fleiſch! — Das iſt mein Werk, lieber Freund! In einem Jahre wird es fertig ſeyn, und in unſerm Muſeum unter meinem Namen neben den Werken unſerer erſten Künſtler glänzen." — Ich bewunderte das Bild, denn wahrhaftig, es war kühn und mit außerordentlichem Genie auf die Leinwand hingeworfen. Allein dann wandte ich den Kopf zu meinem Freunde mit der gewöhnlichen Frage: „Und die Geſchäfte?" — „Geſchäfte! Hm! ich bekümmere mich darum nicht mehr, ich weiß ſo wenig davon, daß ich in Verlegenheit wäre, Ihnen zu ſagen, wie ich mir morgen ein Mittagsmahl verſchaffen werde. Bei meinem Gaſtgeber, wo ich es gewöhnlich nehme, macht man mir ſchon eine verdrießliche Miene, und ich glaube, man wird mir nächſter Tage verweigern, eine Schale zu füllen. Aber das thut nichts, ich gehe wo anders hin und ſie verlieren meine Kundſchaft. Geld bekommen ſie keines, das iſt gewiß, bis ich mein Bild vollendet und verkauft habe, dann werd' ich alle Welt richtig bezahlen. Bis dahin aber müſſen ſie warten, ſollen ruhig ſeyn, ich bin's auch. — Wenn ich ſage, ich bin ruhig, mein werther Freund, ſo iſt das übrigens doch nicht ſo ganz wahr. Eine Sache beunruhiget mich recht ſehr. Mein entſetzlicher Hauswirth droht mir, mich hinauszuwerfen und mir Alles wegzunehmen, wenn ich nicht darein willige, ihm ſein Porträt zu malen. Stellen Sie ſich vor, das iſt das platteſte, nichtsſagendſte Geſicht und die gemeinſte Figur, die man ſich nur denken kann, und Sie kennen meine Antipathie. Übrigens werde ich wohl in den ſauern Apfel beißen müſſen, denn mein großes Bild will — muß ich hier vollenden, wo ich es angefangen habe, und der Kerl wäre vielleicht auch noch im Stande, dieſes zu behalten."

Ich redete ihm zu, das Porträt ja zu malen, um wenigſtens von dieſer Seite ſicher zu ſeyn, und empfahl mich dann mit den Worten: „Freund! wenn Sie nicht klüger ſind, nur Alles für die Kunſt und gar nichts für den Magen thun, ſo werde ich Ihnen doch bald einen Beſuch in Ihrem ſogenannten Tempel des Ruhmes, nämlich im Hoſpitale, machen müſſen." — Fröhlich entließ er mich mit den Worten: „Dort wie überall, werden Sie mir ſtets herzlich willkommen ſeyn."

Während einiger Zeit hatten mich verſchiedene Geſchäfte gänzlich in Anſpruch genommen, und ich hatte meinen Monomanen ſchon faſt vergeſſen, als ich eines Abends zu Hauſe ein kleines roſenfarbenes wohlparfümirtes Billetchen fand. Ich glaubte nicht anders, als dieß zierlich gefaltete Ding käme von einer Frauenzimmerhand, und erſtaunte daher, als ich hierin eine Einladung zum Mittagmahl, mit „Carl Rinde" unterzeichnet fand. Ich dachte im erſten Augenblicke, mein Maler werde ſein großes

Bild vollendet und verkauft haben, und nun aus allen Kräften trachten, ſich des ſchnöden Mammons wieder zu entledigen, der das Genie tödtet. — Allein! es war noch beſſer gekommen. Ein Vetter, einer von jenen ſo abgenutzten Vettern, daß unſere Dichter in ihren Luſtſpielen ſie nicht einmal mehr vorzubringen wagen, und die ſie daher durch eine Quartterne im Lotto erſetzen, ein wahrer, ächter oſtindiſcher Vetter von der beſten Race, war geſtorben, und hatte unſerm jungen Künſtler eine runde Summe von 100,000 fl. zurückgelaſſen.

Für einen Menſchen, der ſo ſehr daran hing, arm zu leben und arm zu ſterben, war das wirklich ein Unglück. Glücklicherweiſe gab es aber Mittel dagegen, und Carl arbeitete mit bewunderungswürdigem Eifer, es ſobald als möglich mit der Wurzel auszurotten.

Ich traf ihn mit zehn bis zwölf jungen Leuten, Dichtern, Muſikern, Malern, gar guten Kindern, luſtig und zuvorkommend, aber etwas leicht und leichtſinnig, beiſammen. — „Stellen Sie ſich vor," ſagte er zu mir, „ſeit mir das fatale Geld zugekommen iſt, habe ich auch nicht einen Pinſelſtrich gemacht. Wenn es immer dauern würde, mein großes Bild bliebe unvollendet und ich unbekannt." — „Mein Freund," antwortete ich, „wir waren, was dieſen Gegenſtand betrifft, immer verſchiedener Meinung, und ich habe ſchon lange darauf Verzicht geleiſtet, Ihnen Vernunft predigen zu wollen, übrigens wäre wohl hier auch nicht der Ort dazu." — „Nein, wahrhaftig nicht," ſprach einer der Gäſte, „die Vernunft hat bei uns nichts zu thun," und er läutete ſtark, ein Aufwärter erſchien. — „Das Mahl, das Mahl!" ſchrien Alle zugleich. — „Sogleich ſollen Sie bedient werden, meine Herren, aber ich weiß noch nicht, welche Weine Sie wünſchen." — „Nur eine Sorte," rief der Gaſtgeber: „Champagner und Selterwaſſer dazu." — „Das ſoll ja, wie mir ſcheint, ein wahres Saufgelage werden?" — „Allerdings," erwiederte ein junger Schriftſteller, „eine wahre Orgie, dadurch wird die Einbildungskraft entflammt, und die poetiſche Ader zum Fluſſe gebracht; meine bewunderungswertheſten Stellen hab' ich immer geſchrieben, wenn ich von einem ſolchen Gelage nach Hauſe kam."

Ich blieb nur kurze Zeit, ſah aber, daß die Herren ſich tüchtig an die Arbeit machten, um ihre Einbildungskraft zu entflammen; aber wenn ihr Genie in dem Maße hervortrat, als ihre Vernunft ſich verminderte, ſo müſſen das ſublime Sachen ſeyn, die ſie ſchrieben.

Am folgenden Tage beſuchte ich Carln. Ich wollte ihm beweiſen, daß der Künſtler, wenn er ſeines Mittagsmahles ſicher iſt, viel mehr und viel beſſer arbeite, weil ſein Geiſt ruhiger iſt; aber da kam ich ſchön an. — „Ruhig," verſetzte er, „ruhig, wenn ich weiß, daß mein Pult von Thalern voll iſt? Ach, mein Freund! wie kann man da ruhig ſeyn?" — Was konnte ich darauf antworten? Nichts! — Das that ich auch, und ging, indem ich meinen

Mann von nun an für vollkommen unheilbar anſah, und beſchloß, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen.

Einen Augenblick übrigens ſchöpfte ich doch wieder Hoffnung; ich glaubte nämlich, die Liebe werde das zu Stande bringen, was mir durch alle Beredſamkeit und Beharrlichkeit nicht gelang. Carl ſah zufällig im Theater ein junges, ſehr ſchönes Mädchen. Es war einer jener herrlichen, reinen Raphael'ſchen Köpfe, den er gerne porträtirt, oder zum Modell eines ſeiner Bilder genommen haben würde. Der Vater, ein honetter Partikulier, war das, was die Künſtler einen Liebhaber nennen, das heißt, ein mehr oder minder gebildeter Freund der Kunſt. Mein junger Freund fing im Theater ein Geſpräch mit ihm an und Beide erhitzten ſich in Darlegung ihrer Meinungen über die Malerei, und als der Vorhang fiel, waren ſie die beſten Freunde. Kockerling (dieß war der eben nicht ſehr künſtleriſche Namen des Liebhabers) lud Carln ein, ihn zu beſuchen und ſeine kleine Sammlung von Gemälden zu beſehen, in welcher ſich doch einige verdienſtvolle Originale befänden. Die Einladung ward mit Vergnügen angenommen.

Schon am dritten Tage begab ſich Carl, nachdem er zu Hauſe Schnur- und Knebelbart gehörig aufgeſtutzt und gewichſt hatte, in Kockerling's Haus. Dieſer empfing ihn mit herzlicher Freundlichkeit und zeigte ihm ſein kleines Muſeum, indem er ihm lang und breit die Geſchichte jedes Bildes erzählte und die frühern Beſitzer desſelben nannte.

Carl fragte ihn, ob er ſelbſt male. — „Nein," antwortete Kockerling, „ich war früher Handelsmann, habe mir klüglich meine Schäfchen ins Trockene gebracht, und mich dann erſt der Kunſt hingegeben. Jetzt bin ich ſchon zu alt, um Naſen und Augen zu zeichnen, aber meine Tochter zeichnet nicht übel, ja ſie fängt auch ſogar ſchon an in Öhl zu malen, ſie macht allerliebſte kleine Genrebilder; wenn Sie ihre Arbeit ſehen wollen, wird es ihr ein Vergnügen, und die Andeutungen eines ſo ausgezeichneten Künſtlers werden ihr ſehr koſtbar ſeyn." — Man ging in Eliſens Zimmer, welche erröthete, etwas von unbedeutenden Pinſeleien ſtotterte, mit den kleinen Händchen ihre errötheten Wangen bedeckte und den Vater naiv ausſchalt, daß er ſolch ein Weſen von ihren Arbeiten gemacht habe; endlich holte ſie aber doch ihr Portefeuille herbei und zeigte Verſchiedenes. Alles wurde belobt und bewundert, zwar nicht ganz ohne Anmerkungen, aber doch ſo, daß ſich Eliſens Eigenliebe ſehr geſchmeichelt fühlte. Endlich trennte man ſich, gleich bezaubert von einander. Carl verſprach wiederzukommen, und Eliſen mit ſeinem Rathe beizuſtehen. Er hielt auch Wort. Aber je öfter er kam, deſto mehr lernte er Eliſens Einfachheit und Liebenswürdigkeit kennen, und deſto mehr wuchs ſeine Liebe zu ihr. Ich hörte das Alles mit Vergnügen, und hoffte davon eine gute Wendung ſeines Schickſals.

Eines Morgens trat er in mein Zimmer, ich lag noch zu Bette, er ging einige Male ſchweigend auf und nieder, blieb dann plötzlich vor meinem Bette ſtehen, und fragte mich heftig: „Was würden Sie an meiner Stelle thun, Freund?“ — „Bevor ich antworte,“ fragte ich lächelnd, „muß ich erſt wiſſen, auf welcher Stelle Sie ſtehen?“ — „Keinen Scherz,“ erwiederte er, „ich könnte ihn jetzt leicht übel aufnehmen.“ — „Ich will nicht ſcherzen, im Gegentheil, ich bin bereit, Ihnen recht ernſthaft und freundſchaftlich zu antworten, ſagen Sie mir nur erſt, worum es ſich handelt.“ — „So hören Sie. Sie kennen Eliſen, Sie wiſſen, wie ſehr ich ſie liebe, ſo daß ich ſogar im Stande wäre, eine Thorheit um ihretwillen zu begehen.“ — „Nun alſo?“ — „Alſo was würden Sie an meiner Stelle thun?“ — „Werden Sie von dem Mädchen geliebt?“ — „Ich hoffe es, ich glaube es, ich weiß es gewiß.“ — „Nun dann würde ich an Ihrer Stelle ſie vom Vater begehren und heirathen.“ — „Heirathen, heirathen! ſchöner Rath, bei meiner armen Seele! Als wenn es etwas Entſetzlicheres auf der Welt gäbe, als heirathen?“ — „Wie, wenn aber das Mädchen, wie Sie mir ſelbſt oft geſagt haben, die Unſchuld, die Tugend, die Liebenswürdigkeit ſelbſt iſt?“ — „Das iſt ſie auch, und eben darum hab' ich guten Rath ſo nöthig. Alle dieſe herrlichen Eigenſchaften auf der einen Seite, und meine Abneigung gegen die Ehe auf der andern. Ich wäre in einer ſchönen Lage mit Weib und Kindern! Wenn ich Geld hätte, das mich genirt, das mir zur Laſt iſt, und von dem ich mich daher zu befreien ſuchen wollte, ſo würde ich das nicht thun können, nicht thun dürfen, meiner

Familie wegen. Und wenn ich kein Geld hätte, und ſo recht frei, recht glücklich eine Lieblingsidee ausführen wollte, ſo würde ich das wieder nicht thun können, ſondern um das liebe Brot Müller und Bäcker abkonterfeien müſſen. Nein, nein, ich heirathe nicht, ich will mich und meine Kunſt nicht zu Sklaven machen, will diejenige nicht mit mir unglücklich machen, deren Schickſal ich an das meinige kette." — „Nun gut, mein Lieber, ſo heirathen Sie nicht." — „Wenn aber ohne ſie kein Glück für mich auf Erden iſt?" — „Sie reden ins Blaue hinein, lieber Freund, und auf dieſe Art kommen wir in einem Jahre zu keinem Entſchluß. Sie haben nur unter drei Maßregeln zu wählen: heirathen, vergeſſen, oder ſich eine Kugel durch's Gehirn jagen." — Er faßte mich bei der Hand und ſprach: „Sie haben Recht, das iſt doch ein vernünftiger Rath, ich danke Ihnen."

Erſchreckt durch den feſten, entſchloſſenen Ton, womit er die Worte ausſprach, bereute ich ſchon, mit einem halb Wahnſinnigen alſo geſprochen zu haben, und ich fragte ihn mit Unruhe, was er denn zu thun Willens ſei? „Nichts anders, als was Sie mir gerathen haben; heirathen will ich nicht, vergeſſen kann ich nicht; es bleibt alſo nur das Dritte übrig, ich will mir ein Paar Piſtolen kaufen."

Ich wußte wohl, Carl ſei der Mann, dieſen entſetzlichen Entſchluß auszuführen, ich blieb alſo den ganzen Tag über bei ihm, ſuchte ſeine Liebe zur Kunſt wieder rege zu machen, ſtellte ihm vor, daß dann ſein großes, herrliches Bild unvollendet bleiben und ſein Name mit ihm zu Grabe gehen würde. Er gab endlich nach und entſchied ſich dahin, eine Reiſe nach der Schweiz und Italien zu machen, um Eliſens Bild aus ſeiner Seele, und den Reſt der Erbſchaft an den Mann zu bringen; wenn dieß geſchehen ſei, wolle er wieder zurückkehren und arbeiten.

Am folgenden Morgen ſchon reiſte er ab. Er war achtzehn Monate abweſend, während welcher Zeit er keinem Menſchen ſchrieb. Eines Tages, als ich ihn eben am wenigſten vermuthete, kam er zurück. Er war von ſeiner Liebe zu Eliſen vollkommen geheilt, luſtig und guter Dinge; denn auch ſeine Börſe war ſehr leicht geworden. Er ſagte mir, daß er ſeine alte Wohnung unter dem Dache wieder beziehen und nun mit Eifer an ſeinem großen Bilde arbeiten wolle. Wirklich glänzte dieſes Werk in der Kunſtausſtellung des nächſtfolgenden Jahres, wo es allgemeinen Enthuſiasmus erregte, und von einem Liebhaber um einen bedeutenden Preis gekauft wurde. Dieſes Geld reichte hin, um die Schulden zu bezahlen, die der Künſtler ſeit ſeiner Rückkehr aus Italien gemacht hatte, dann fing Carl ein neues Bild zu malen und neue Schulden zu machen an. Ich war damals gezwungen, eine Reiſe zu machen. Während meiner Abweſenheit brach die Cholera aus, und der arme Carl Rind war eines ihrer erſten Opfer. Einige mitleidige Nachbarn brachten ihn in das Hoſpital, wo er binnen 24 Stunden ſeinen Geiſt aufgab, vermuthlich mit dem ſüßen Bewußtſeyn, ſein Geſchick erfüllt zu haben.

Auge und Herz.

Novelle.

Karoline an Klara.

Hermannſtadt, den 11. Mai 1838.

Meine gute Klara!

Nun iſt ſchon ein Monat vorüber, ſeit dem Du Hermannſtadt verlaſſen haſt. Du verſprachſt mir, auch die kleinſten Kleinigkeiten Eurer Reiſe mitzutheilen, und bis jetzt noch kein Sterbenswörtchen. — Du willſt mich unruhig machen. Was Du auch ſagen magſt, es war doch ein übereilter Streich, eine Romanenidee, daß du dein Schickſal an jenes eines Blinden knüpfteſt. Es iſt immer ſchwer für eine Frau der Mann zu ſeyn, am allerſchwerſten aber auf einer Reiſe. Ich will es ganz gern bekennen, daß ich viel weniger tauge als Du, denn mir würde ganz und gar die Geduld fehlen, die Geliebte eines Blinden zu ſeyn; ihm Alles zu erklären, und ihn nicht einen Augenblick zu verlaſſen. Da hat man nicht einmal Zeit und Gelegenheit, ein bischen kokett zu ſeyn, und wenn man es iſt, ſo iſt man es ohne alle Wirkung. Wenn man ſich noch ſo ſehr ſchmückt und ſchön macht, ſo ſagt einem doch Niemand, daß man ihm gefällt, man bekommt kein Kompliment darüber. — Lieber todt, als nicht gefallen.

Du haſt mir oft geſagt, ich ſei ein Weib mit allen ſeinen Schwächen. Du haſt Recht, liebe Klara, aber warum hat mich der Himmel nicht anders erſchaffen? Ich kenne Männer, welche ſagen, eben in dieſen Schwächen beſtehe unſere größte Stärke. Wir ſind, ſiehſt Du meine Gute, nur Eintagsfliegen, unſere Jugend iſt kurz, wir müſſen ſie benützen, glänzen, gefallen und lieben, wenn es eben ſeyn kann. Wir müſſen Gebrauch machen von unſerer einzigen Gewalt, nämlich von unſern Reizen. Wir werden ſo ſchnell alt, daß wir, wenn wir auch nur eine Minute verlieren, gar nicht gelebt haben, die Männer werden nur von der äußern Geſtalt angezogen. Glaube mir, wenn Ferdinand nicht blind geboren wäre, er würde Dich nie geliebt haben, und dennoch biſt Du ein ganz vollkommenes Geſchöpf, beſitzeſt alle Schönheiten der Seele, aber leider, der Körper ſtimmt nicht damit überein. Ich weiß, ich darf aufrichtig über dieſen Punkt mit Dir reden; denn Du haſt es ja ſelbſt von mir gefordert, und Du biſt frei von allen Vorurtheilen. Lebe wohl, meine Gute, Du ſiehſt, ich ſchwätze noch immer in den Tag hinein, wie immer. — Ich bin nun einmal ich und bleibe ich, ſo lange ich lebe. — Antworte mir nur recht bald, und ſchreibe mir Neues von Dir und Ferdinand, ſage mir, ob Eure Vermögensangelegenheiten in Ordnung gebracht ſind, ob Du Dir in Wien gefällſt. ob Ferdinand fröhlich iſt, und die Reſidenz nach ſeinem Geſchmacke findet. Verzeihe mir meine Thorheit, aber ich weiß ja, daß er Alles nur durch deine Augen ſieht. Schreibe mir recht bald, ſonſt kommt die Zeit früher, wo ich ſelbſt Hermannſtadt verlaſſe und Euch in den alten luſtigen Mauern der Kaiſerſtadt wiederſehe.

Deine
Karoline.

Klara an Karoline.

Wien, am 6. Juni 1828.

Beſchuldige mich keiner Liebloſigkeit oder Vergeſſenheit, meine gute Karoline, denn mir armen Weſen würde dieſe nicht erlaubt ſeyn, mir, die ſich glücklich ſchätzen muß, wenn nur Jemand Antheil an ihr nimmt, mir, die ich nur die Hülle eines Weibes trage, aber keinen ihrer äußern Vorzüge beſitze, mir, welcher Thränen in die Augen treten, wenn ich mich in einem Spiegel beſehe, nicht für mich, aber für Ferdinand, der mich liebt — Ferdinand! ſo ſchön, ſo vollkommen, und der ein reizendes Mädchen in ſeine Arme zu ſchließen glaubt, und dafür eine Mißgeſtalt an ſein Herz drückt. Ich ſchaudere zurück, wenn ich bedenke, daß ich ihm in jedem Augenblicke vorlüge, denn ich habe ihm noch nie geſagt, daß ich häßlich bin. Ich habe nicht den Muth dazu. Ich bin wohl überzeugt, er würde dann Mitleid für mich empfinden, aber keine Liebe, nein! keine Liebe mehr. Die Männer beſitzen nur Eitelkeit, ſelbſt ihre Liebe iſt Eitelkeit. Nicht Einer von denen, die ſehen, würde es laut geſtehen wollen, ich ſei ſeine Geliebte, ich glaube, ſelbſt mein Bruder, wenn ich einen hätte, würde ſich ſcheuen zu ſagen: Dieſe iſt meine Schweſter. Nur Frauen wollen ſo gütig ſeyn, mich zur Freundin zu wählen, und ich beſitze ſo viel Selbſtkenntniß, um ihnen dafür dankbar zu ſeyn. Selbſt kleine Kinder, wenn ich ihnen liebkoſte, ſtießen mich von ſich und ſprachen: Geh fort, ich mag dich nicht, du biſt mir zu häßlich; — ſeit ich geboren bin, war nur meine gute Mutter allein, welche mit Thränen in den Augen ausrief: „Das iſt meine Tochter!“ Und doch hat Gott das Gefühl der Liebe in meine Seele gelegt. Er müßte mir auch eine eigene Welt erſchaffen, eine Welt, die mich erträglich fände, und nicht vor mir zurückſchaudert. Ach die Welt, in welcher ich exiſtire, iſt er allein, er, mein Ferdinand. Ach! er weiß es nicht, wie ſehr er ſich irrt, wenn er meine Hand faßt, oder meine Stimme vernimmt, die ihm angenehm iſt, und ſpricht: „Ach! wie ſchön biſt du!“ Da ſchäme ich mich, und ich fürchte, die Spiegel, welche in unſerm Zimmer ſind, fangen an zu ſprechen.

Ich habe Dir mancherlei von unſerer Reiſe mitzutheilen. Was unſere Vermögensangelegenheiten betrifft, ſo geht Alles gut, dem Himmel ſei Dank! — Du kennſt Ferdinands Charakter. Alles was er wünſcht, iſt, Menſchen zu finden, die ſich theuer genug bezahlen laſſen, damit ſie ihn für die Langeweile des materiellen Lebens tröſten, wovon er ſich eigentlich keinen klaren Begriff machen kann. Der arme Ferdinand! er weiß doch nicht, wie ſchwer das Leben iſt! Gott hat ihn des Augenlichts beraubt, und er hält ſich deßhalb für unglücklich. Ach! wie oft habe ich ihn ſchon darum beneidet. Freilich ich habe ihm auf der Erde einen immer heitern Himmel gelogen, von welchem er nie herabſteigt, und eben deßwegen kränkt es ihn, daß er die Erde nicht ſehen kann, die Erde, welche er ſich vollkommen malt, weil er ſelbſt vollkommen iſt. Ach! ſeine Seele iſt ſo ſchön, und ſeitdem er exiſtirt, lebt er in dieſer ſchönen Seele, wie in einem heiligen Tempel, wie in einem Feenpallaſte eingeſchloſſen. Die Strahlen des Tages verdunkeln ihm nicht ſein Paradies. Ich vermeide Alles, damit er den ſchwarzen Qualm des wirklichen Lebens nicht rieche. Wir ſprechen mit einander von Liebe, wir exiſtiren in der Liebe, ich beſitze Ferdinand ganz; die kleinſte Schattirung ſeiner Seele, die kleinſte Bewegung von Schmerz oder Freude bemerke ich an ihm, theile ich mit ihm. Die Nothwendigkeit, ihm Alles zu erklären, kürzt uns die Zeit ab, und verlängert unſer Vergnügen. Er hat den Haß nie gekannt, er liebt alle Menſchen, und hält alle für gut, und durch dieſen Irrthum iſt er unausſprechlich glücklich. Ich laſſe ihn darin. Manchmal weint er und ſpricht zu mir: „O, meine theure Klara! ich ſehe dich nicht, ich kenne nicht die herrlichen Sterne, deine Augen. Andere leſen darin vor mir, ſieh, das iſt das Einzige, was ich ſchmerzlich vermiſſe. Und dann, wie zugethan du mir biſt, wie viel Kummer ich dir ſchon verurſacht habe, zu welchen immerwährenden Dienſten du dich meinetwegen verdammſt. Ach, meine liebe Freundin, mein Schutzgeiſt, du biſt der Roſenſtrauch, den ich der Liebkoſungen des Zephyrs beraube, und den ich im Sommer in ein Treibhaus verſchließe. O, wenn ich ſehen könnte, wie wollte ich dir dieß Alles vergelten!“

Auf Spaziergängen zittere ich immer, es könnte das laute Wort eines Vorübergehenden Ferdinand verrathen, welch' eine Geſtalt an ſeiner Seite geht; o ich weiß wohl, er wäre großmüthig genug, mir ſeinen Kummer zu verbergen, und mich noch ferner liebevoll zu behandeln, aber die ſüße Täuſchung, welche ihn und mich ſo glücklich macht, wäre vorüber, und wenn er ſich dann anſtellte, als ob er mich liebte, ſo würde mein Herz darüber brechen, das ihn einzig, unausſprechlich liebt.

Während der Reiſe beſchrieb ich ihm Alles, was an uns vorüberzog, den Himmel, die Erde, die Wälder, die Häuſer, die Menſchen, die Blumen, die verſchiedenartigen Teppiche, Alles, ich darf ſagen, er erkannte den Weg, den wir zurücklegten, wie ein Reiſender das Land, welches er geträumt hatte.

Meine Stimme entzückt ihn, er erröthet, wenn er meinen Fußtritt vernimmt. Er iſt ganz Dankbarkeit, ganz Liebe für mich. Und ach, Karoline! ich ſtehe auf dem Punkte, Alles dieß zu verlieren. Man wird ihn bald operiren. In wenig Monaten wird er ſehen. Mein Gott! mein einziger Wunſch wäre, in dem Augenblicke zu ſterben, in welchem er das Licht ſeiner Augen erhält. Unglückliche Reiſe! Unglückliche Erbſchaft, welche uns nach Wien gebracht hat! —

Wir kamen in Peſth an, und ſtiegen dort in einem Gaſthofe ab, in welchem ſich ſchon mehrere junge Leute befanden. Ferdinand trat in das allgemeine Gaſtzimmer, und ich ſprach mit der Wirthin, um ihr noch einige Aufträge zu ertheilen, da wir ein paar Tage in Peſth ausruhen wollten. Ich empfahl aber dem Bedienten Joſeph, ſeinen Herrn nicht einen Augenblick zu verlaſſen. Dieſer Menſch fand es aber nicht für nothwendig, und ſetzte ſich lieber zu mehreren Kutſchern, um mit ihnen zu trinken.

Du weißt, liebe Karoline, daß derjenige, welcher nicht weiß, daß Ferdinand blind iſt, auch keine Vermuthung davon hat; denn ſeine Augen ſind ſchön und klar. Sie waren nun alle im Speiſeſaal, und Ferdinand in ſeiner gemüthlichen Ruhe ſchien auf alle närriſchen und luſtigen Bemerkungen nicht zu achten, welche die jungen Leute reichlich und ſchonungslos machten. Sie ſchwätzten über Frauen, Geliebte, Schönheit und Häßlichkeit, wie mir Ferdinand nachher erzählte. Er miſchte ſich nicht in das Geſpräch, er, der eine ſo reine Idee von allen Menſchen hat, und ſie nur nach ſeiner eigenen Seele mißt. Er glaubte in ein fremdes Land verſetzt zu ſeyn, deſſen Sprache er nicht verſtand. Endlich nahm Einer von ihnen, der am meiſten das Wort führte, das Schweigen und das ruhige Lächeln Ferdinands für eine Beleidigung, er näherte ſich ihm und ſprach:

„Sie ſind vermuthlich ein Fremder, mein Herr?“

Keine Antwort.

„Werden Sie in unſerer Geſellſchaft ſpeiſen?“

Keine Antwort.

Und die Andern lachten und glaubten, Ferdinand ſchweige aus Hintanſetzung.

Da näherte ſich ein Zweiter, und fragte:

„Sind Sie taub, mein Herr?“

Wieder keine Antwort.

Da ſtampfte dieſer mit dem Fuße und ſprach:

„Er muß mir doch antworten, oder wenigſtens ſagen, warum er nicht antworten will,“ und in dieſem Augenblicke wandte ſich Ferdinand auf die andere Seite, was ſie noch für größeren Trotz und wirkliche Verachtung anſahen. Und grimmig ſchüttelte ihn Einer am Arme und ſprach: „Mit Ihnen ſpreche ich, und ſchon fünf Minuten. Sind Sie taub, oder ein Flegel?“

„Nein, ich bin blind,“ antwortete Ferdinand ganz ruhig.

Die Andern ſchlugen aber ein helles Gelächter auf und glaubten ihm nicht. Da trat ich in den Saal, ſah die zornigen Geſichter und rief: „Mein Gott! wo iſt denn Joſeph, der Bediente? Er läßt dich allein hier, und ich habe ihm doch ſo ſehr aufgeboten.“

„Ja meine Liebe,“ ſagte Ferdinand zu mir, „ich befinde mich hier in einer Geſellſchaft, wo ich mich ſchwer verſtändlich machen kann, du mußt ſchon ſo gütig ſeyn, mir zum Dolmetſch zu dienen. Es ſcheint, wir ſind hier Alle gebrechlich, ich blind, und dieſe Herren nicht recht bei Sinnen.“

„Meine Herren!“ nahm ich zitternd das Wort, „es herrſcht hier ein Mißverſtändniß. Ich weiß nicht, was vorgefallen iſt, aber derjenige, welcher Ihren

Zorn erregt, hat dieß gewiß unwiſſend gethan, er iſt blind.“

Plötzlich ſchwiegen Alle. Der junge Mann, der Ferdinand zuvor unhöflich geſtoßen, trat zu ihm, ſah ihm ſtarr und unbeweglich in die Augen, und ſprach dann: „Verzeihen Sie mir, mein Herr, und beurtheilen Sie mich nicht nach meiner jetzigen Übereilung. Ich bin ſelbſt Augenarzt und reiſe nach Wien, um meine Kunſt dort nach den Anleitungen des berühmten Jäger zu vervollkommnen. Ich träume von einer Kur, welche mir Ehre macht, wie man von einer erſten Liebe träumt. Ich laſſe Sie nicht mehr aus meinen Augen, ich werde Sie operiren, Ihnen das Licht wiedergeben, und dann biete ich Ihnen Genugthuung für mein unbeſonnenes Benehmen von heute.“

„Geben Sie mir das Augenlicht,“ antwortete Ferdinand wehmüthig lächelnd, indem er ihm die Hand reichte, „und ich biete Ihnen dafür meinen heißeſten Dank, meine innigſte Freundſchaft. Auch meine ſchöne Freundin hier, das Auge meiner Seele, wird Ihnen ihren vollen Dank reichen.“

Er meinte mich, liebe Karoline, er deutete auf mich, als er das Wort ſchön ausſprach; ich erröthete, ich zitterte, und dennoch lächelte nicht Einer der jungen Herren. Mitleid hatte die Stelle des Zornes bei Allen eingenommen.

Seitdem iſt Eduard (ſo nennt ſich der junge Arzt) immer um uns, er wacht mit größter Sorgfalt über Ferdinand. Wir ſind glücklich in Wien angekommen, und wohnen einſtweilen in einem Gaſthofe ſo lange, bis ich eine Wohnung ganz nach meinem Geſchmacke, und für Ferdinanden tauglich, werde gefunden haben. So lange ihn noch Finſterniß umgibt, will ich ihn noch ſo glücklich machen, als es mir möglich iſt. Schwindet dieſe, ſo ſchwindet auch mein Glück, vielleicht auch mein Leben, denn in wenigen Wochen will Eduard die Operation an ihm vornehmen. O dürfte ich ſagen: Laſſet ihn blind, dieſer Mann iſt die Welt, die Gott für mich allein geſchaffen hat, dieſe Augen, welche ihr auch für andere Frauen öffnen wollt, ſind meine Augen, es ſind die einzigen, die mich ertragen können.

So, meine gute Karoline, iſt es um mich geſchehen! — Er wird den Himmel ſehen, und ihn gewiß weniger ſchön finden, als ich ihm denſelben beſchrieben, er wird die Erde ſehen, und Dornen darauf finden, vor denen ich bisher ſeine Füße bewahrt habe. Er wird Geſtalten ſehen, die er bisher nicht gekannt hat. Die Falſchheit, die Heuchelei, den Neid. — Aber ach! er wird auch die Schönheit kennen lernen, von welcher ich nie mit ihm geſprochen, ein Gemälde, das ich ihm nie entworfen habe. Er wird Engel von Frauen ſehen, und auch mich — mich, die er ſich ebenfalls ſchön vorgeſtellt hat. Ich werde als die erſte Lüge vor ihm da ſtehen, und verloren ſeyn.

Karoline! ich leſe in der Zukunft, ein frühes Grab wird decken

Deine Klara.

In der Singerſtraße in Wien, in einem Kabinete, welches mit grünen Draperien verſehen war, ſaß auf einem reichen Kanapée eine junge Dame, rund und anmuthig, ſie ſchien mehr gehüllt als gekleidet in einen muſſelinenen Überwurf mit Spitzen garnirt, deſſen blendend weiße Wellen durch einen knappen Gürtel zuſammengehalten wurden. Auf zwei weißen Schultern wiegten ſich ſchwarze Haare, welche in langen Locken von einer reinen, mit blauen Adern durchzogenen Stirne herabwallten; zwei große ſchwarze Augen blickten zwiſchen dichten Wimpern hervor; ein Korallenmündchen öffnete ſich anmuthig, um zwei Reihen Zahlperlen erblicken zu laſſen; zwei Füßchen, in ſchwarzen Atlas gehüllt, kreuzten ſich, und zwei ſchön geformte Händchen hielten Göthe's Fauſt. Die ſchöne Leſerin ließ manchmal einige Worte entſchlüpfen, welche ihr das Buch entlockte. „Recht ſchön," ſagte ſie, „aber mir viel zu düſter, mit dem Gretchen bin ich gar nicht einverſtanden; wenn Jede gleich ſterben wollte, deren Geliebter des Teufels iſt!" — Nur ein ſehr geübtes Auge konnte bemerken, daß bei der Toilette auch die Kunſt ihren Antheil habe; denn alles ſchien an dieſem Mädchen nachläſſig; es mußte eine große Kokette ſeyn.

In einer Ecke des Zimmers ſaß ein anderes Frauenzimmer, welches jeder Eintretende für die Mutter oder Tante der Erſteren würde gehalten haben, ein ſo großer Unterſchied war zwiſchen Beiden; und doch beſaßen Beide daſſelbe Alter. Dieſe war mager, ihr Gewand, faſt gleich weit, ließ keine körperlichen Formen gewahren, es war, als ob ein Kleid über einen Kleiderſtock hänge, eine dürre Hand unterſtützte einen Kopf, deſſen röthliche Haare in unangenehmen Würfen mehr emporſtrebten, als ſie ſich an die kurze breite Stirne ſchmiegten. Wangen und Naſe verunſtalteten Sommerſproſſen, und zwei Lippen, obſchon ſehr dick, widerſetzten ſich vergebens den breiten und ungleichen Zähnen. Man kam in Verſuchung zu glauben, ein häßlicher Mann habe ſich, um den Kontraſt noch auffallender zu machen, in Weiberkleider geſteckt.

Von Zeit zu Zeit brachen Thränen aus den rothſchimmernden Augen, und dieſe Thränen, welche ſonſt Frauen unwiderſtehlich machen, machten dieſe Frau noch ſchrecklicher. Aber welche Empfindungen mochten wohl dieſe Bruſt beſtürmen? Das ganze Geſicht drückte den tiefſten Schmerz aus, einen Schmerz, der ſich Gewißheit zu verſchaffen ſucht, die er doch fürchtet. Die Augen ſtarrten nach einer Wanduhr, als ob ſie den Zeiger zugleich vorwärts rücken, und zurückhalten wollten. Jede Minute fiel auf das flammende Herz wie das Eiſen, das einen Verurtheilten brandmarkt. Armes Weib, deſſen die Natur ſpottete, indem ſie ihm ein Herz voll Liebe gab! In dieſer Bruſt waren, wie in dem Innern eines nackten Felſens, Gold und Diamanten verborgen. Seufzer entquollen dem Buſen und ſie ſtammelte: „Gott, nimm mein Leben!“

Plötzlich ertönte eine Glocke, das Weib ſtand auf und rief: „Karoline! das iſt Eduard.“

Die Schöne erhob ſich und antwortete: „Ich war ſchon eingeſchlummert, du haſt mich aufgeweckt.“

Joſeph trat herein und meldete den Doktor Eduard.

„O! ich ahnte es wohl,“ rief Klara, „ich fühlte es an den Schlägen meines Herzens, welche mir die

Bruſt zu zerſprengen drohten,“ und ſie wurde todtenblaß.

Eduard trat ein, auch er war blaß. Seit jener Szene in Peſth hatte er ſich Ferdinanden ganz geweiht, als ob er mit ihm von einer Mutter geboren wäre.

„Sind Sie ſtandhaft, gute Klara!“ ſprach er, „wir haben in dieſem Augenblicke Muth nothwendig. Ich fühle mich von überirdiſcher Kraft beſeelt. Auch Ihre glänzenden Blicke,“ — mit dieſen Worten wandte er ſich zu Karolinen, „ſcheinen heute etwas verſchleiert.“

„Ja wohl,“ antwortete dieſe, „aber man ſagt mir, ſolche Operationen gehen ſehr ſchnell vorüber.“

„Ich eile jetzt im Namen Gottes zu unſerm jungen Milton,“ erwiederte Eduard. „Zwei meiner Freunde werden ihm den Kopf halten, ſie ſind ſchon gegenwärtig.“

Die Nebenthüre öffnete ſich, und man ſah Ferdinand in einem Lehnſtuhle ſitzen. Sein Geſicht war mit reſignirender Duldung übergoſſen. Die beiden Freunde Eduards ſtanden zu ſeinem Haupte. „Ihr ſeid Alle da?“ ſprach Ferdinand, und gewiß im Innerſten bewegt. In wenigen Augenblicken werde ich Euch alle erkennen, werde ſehen, wie Theilnahme und Freundſchaft ein Menſchenantlitz verſchönern. Klara, komm her zu mir, laß mich deine Hand noch einmal an meine Lippen preſſen!“

Klara näherte ſich, und er bedeckte ihre Hände mit Küſſen.

Die Operation dauerte zehn Minuten. Man legte Ferdinand eine Binde über die Augen. Ein Wunderwerk war dieſe Kur.

Als man die Binde abnahm, ſchrie Ferdinand laut auf: „Ja! das iſt das Licht, das iſt der Himmel!“ und jauchzend vor Luſt, und betend aus Dankbarkeit fiel er vor Eduard auf ſeine Knie, und ſein Herz pochte hörbar, und ſein Entzücken ſprudelte gleich einer lange verhaltenen Quelle, die ſich eine Bahn durch den Felſen gebrochen hat, hervor.

Klara, bebend, ſtand in einer Ecke des Gemaches und betete. Karoline ſah zu, wie man ihm die Binde abnahm.

Plötzlich ſprang Ferdinand, von Eduard unterſtützt, auf, warf ſich an Karolinens Hals und rief: „Ja, du biſt's, du biſt's, die Seele meiner Augen, die ich ſchon in meiner Finſterniß ſah und verehrte. Mein Gott! deine Augen ſind noch ſchöner als das Licht, o meine Klara, ſo ſchön, ſo herrlich habe ich dich nicht geträumt.“

„Sie irren ſich,“ erwiederte Karoline etwas betroffen, und führte Ferdinand zu Klara, welche ihr Zeichen gab zu ſchweigen, und ihn in ſeinem Irrthume zu laſſen. „Hier iſt Ihre Klara!“

Und Ferdinand ſah, — und erbebte, und ſchauderte zurück, und fiel beſinnungslos zu Boden. —

Man brachte Ferdinand zu Bette. So viele heftige Gemüthsbewegungen hatten ihm ein Fieber zugezogen. Er lag lange ohne Beſinnung, und ohne Erinnerung an die Vergangenheit. Eduard hatte alle Sorgfalt und Zärtlichkeit für ihn, wie eine Mutter für ihren Neugebornen, es war ja auch ein Weſen, welches er der menſchlichen Geſellſchaft geſchenkt hatte.

Klara ließ Karoline allein an ſeinem Bette erſcheinen, dieſe mußte ſeine Wärterin ſeyn. Sie, einſt die Morgenröthe ſeiner Seele, verbarg ſich nun, um ihn durch ihren Anblick nicht zu erſchrecken. Ihr Herz hatte einen tödtlichen Streich empfangen. Ferdinand hatte Karoline geſehen; Klara beſaß zwar noch immer ſein Herz, aber ſeine nun geöffneten Augen hingen trunken an Karolinens anmuthiger Geſtalt, und wenn er Klara erblickte, wandte er ſich unwillkürlich von ihr; Klara bemerkte dieß, es war etwas Gezwungenes in allen ſeinen Geſprächen.

In Zeit von einigen Wochen konnte er den Stab ſeiner Jugend entbehren. Mit dem Lichte war auch die Eitelkeit erwacht. Es war ihm peinigend die hämiſchen Blicke einer Welt zu ertragen, welche er nun kennen gelernt hatte. Es hätte ihm nicht mehr genügt, ſagen zu können: „Dieſes Weib, welches Ihr hier ſeht, hat ſich mir ganz geweiht, ſie war mein ſchützender Engel, während ich mitten unter Euch im Exil lebte; wenn Ihr mich ſtießet, hielt ſie mich aufrecht. Ihr werdet ſie nicht lieben, weil Ihr nicht ihre ſchöne Seele kennt, aber ich kenne, ich liebe ſie, ſie iſt mein Alles, und wer noch eine hämiſche Bemerkung über ſie macht, hat es mit mir zu thun.“

Ferdinand ging jetzt öfters allein aus, und kam des Nachts nach Hauſe. Unter Karolinens Fenſtern ſchwärmte er Stunden lang, und ſuchte die Minute zu erſpähen, wo er ſie ſehen und bewundern konnte. Karoline war ſchwach und leichten Sinnes, ſie folgte dem Vergnügen wie ein Schmetterling der beblümten Wieſe; ſie war gefallſüchtig aus Inſtinkt, und entbehrte die Kraft ſich zu vertheidigen; ſie kämpfte nicht, ſie ließ ſich fortreißen. Ferdinand war jung, ſchön, reich, liebenswürdig, großmüthig, warum hätte ſie ihn nicht lieben ſollen? Mehrere Wochen zierte ſie ſich nach Gewohnheit und Sitte, endlich ſprachen Blicke, — Worte, — ein Händedruck, ein Kuß, ſie verſtanden ſich.

Die arme Klara ward verlaſſen; dieſer Schlag betrübte ſie, aber er kam ihr nicht unerwartet. „Glückliche Karoline!“ ſprach ſie mit Thränen in den Augen zu ſich ſelbſt, „ich will dir keine Vorwürfe machen, du liebſt ihn, weil du mußt, mußte ihn ja auch ich lieben! Und Ferdinand! auch er trägt keine Schuld, die Schönheit zog ihn an, wie die Blume die Sonne. Die Liebe iſt nicht das Werk einer grübelnden Überlegung, ſie iſt ein Blitzſtrahl, der trifft und zündet. — Später, ſpäter wird er vielleicht auch gerne den Blick nach dem Schatten wenden, wenn er müde wird in die Sonne zu ſchauen, denn ewig werden ſie ſich nicht lieben, leider nicht, denn Ferdinands Herz hat Tiefen, welche nur ein gleich tiefes Gemüth fühlen und füllen kann. O Karoline! du hätteſt eben nicht dieſes Herzens bedurft, es wären dir andere genug zugeflogen, denn du biſt ſchön; aber für mich Arme ſchlug nur dieſes eine Herz, und ich habe es verloren. Gott wollte es nicht, nur bei ihm dort oben findet man das Glück, das Leben iſt nur dazu, um es zu ſuchen.“

Ferdinand und Karoline vereinigten ſich, ſie ſtürzten ſich mit einander in das Meer der Welt, und verloren ſich in dem Wirbel der Zeit. Ferdinand fand viele Freunde, es erſchienen nun viele, die ihn von Jugend auf gekannt und geliebt haben wollten, die er aber erſt jetzt zum erſten Male ſah; ganz natürlich, denn er beſaß ja ein ſehr großes Vermögen, eine ſchöne Frau, er gab glänzende Geſellſchaften, an ſeinem Tiſche trank man die beſten Weine, und ſein Haus war ein Tempel des Vergnügens.

Allein jedes neue Vergnügen nahm auch einen Reiz dafür mit ſich, die Lüſte der Welt wurden nach und nach eine Arbeit für ihn, und je voller ſein Haus wurde, deſto leerer wurde ſein Herz. Sein guter Engel war von ihm gewichen.

Es ſchlug zwei Uhr Morgens. In der ** Straße ſtiegen zwei Perſonen aus einem Wagen, eine Frau in einem roſenfarbnen Pelze, deſſen zurückgefallene Kapuze einen Kopf mit Blumen und Diamanten geziert erblicken ließ, und ein junger Mann in einen weiten Mantel gehüllt. Er reichte ihr den Arm, um ihr aus dem Wagen zu helfen, und ſie traten dann in ein reiches, aber kaltes Gemach.

Ein Diener und ein Stubenmädchen traten ein, um Pelz und Mantel abzunehmen, dann dienten ſie dem Herrn und der Frau beim Auskleiden, und als dieſes geſchehen war, ſetzte ſich das angekommene Paar in ein anderes Gemach zu einem Kamin, und wärmte ſich, ohne auch nur ein Wort mit einander zu wechſeln.

Der junge Mann war blaß und traurig, ſeine Augen tief liegend und erloſchen, er ſeufzte öfters, auf ſeinem Antlitz malte ſich nicht der Kummer des Armen, welcher Noth leidet, wohl aber die Überſättigung des Reichen.

Die junge Dame wendete ſich um, ſie gewahrte auf einem Käſtchen ein Briefchen mit ihrer Adreſſe, ſie nahm es ſchnell und verbarg es in ihrem Buſen.

Der junge Mann bemerkte dieß.

Endlich brach ſie das Stillſchweigen mit den Worten: „Ferdinand! gehſt du noch nicht zu Bette?“

„Ich ſoll dir wohl Zeit gönnen, das Billet zu leſen, welches du in deinem Buſen verborgen haſt, und nach deſſen Inhalt du lüſtern zu ſeyn ſcheinſt.“

„Ein Billet?“

„Ja, Karoline, ich habe es geſehen, läugne es nicht, denn von allen den Masken, deren ſich die Weiber bedienen, iſt die Lüge noch die einzige, die du bisher nicht gebraucht haſt.“

„Ferdinand! du fängſt an unerträglich zu werden. Und damit ich ja nicht lüge, ſo ſage ich dir ganz aufrichtig, wir paſſen nicht für einander.“

„Du haſt Recht, ich paſſe für Niemand und Niemand paßt für mich. Ich habe leider ſeit acht Monaten, ſeit jenem Augenblicke, als ich von meiner Blindheit geheilt wurde, die traurige Erfahrung hiervon gemacht. Ich habe zu lange gelebt, zu ſchnell gelebt, und mir iſt, als könnte ich das Leben nicht zu Ende bringen.“

„Weil du alles zum Übel deuteſt. Das Leben iſt für Alle gleich, glücklich derjenige, der es auf die Schulter nimmt und ſich alles zum Vergnügen modelt.“

„O ja! die Vergnügungen folgen einander mit Haſt: ich habe geſtern einen Menſchen im Duell getödtet, wegen eines unbeſonnenen Wortes, und das in der Abſicht, mich vor denjenigen zu reinigen, die mich ſo ſehr beſchimpft hielten, um zum Mörder zu werden; ich habe dieſe ganze Nacht geſpielt, aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß ich Geld beſitze; jetzt regt ſich gar die Eiferſucht bei mir, weil ich ſehe, daß du ein parfumirtes Briefchen von irgend einem reichen Dummkopf erhielteſt. O, Freuden des Lebens! — Her mit dem Brief, ich will, ich muß ihn ſehen!“

Ferdinand ſprach dieſe Worte mit ſolcher Wuth, daß Karoline nicht zu widerſtreben wagte und ihm den Brief gab. Er las, wie folgt:

„Meine theure Jugendfreundin Karoline!

Ich habe es Dir wohl vor beiläufig acht Monaten geſagt: ein frühes Grab wird mich decken. Ich fühle meine letzten Stunden nahen, ich wünſche, Dich noch zu ſehen und zu ſprechen, ich habe Dir vieles zu ſagen. Ich weiß, Ferdinands Vermögen iſt verſchwendet, ich will ihm dasjenige zuwenden, was ich von meiner guten Mutter geerbt habe. Verlaß ihn nicht, liebe Karoline, und ſprich ja niemals mit ihm von mir. Er hat mich vergeſſen, deſto beſſer für ihn, betrübe ihn nicht durch die Nachricht von meinem Tode;

denn ich weiß, er iſt gut. Komm zu mir, meine Gute, erzähle mir von ihm, was er macht, wie er mit ganzer Seele an Dir hängt; denn ach, ich liebe ihn noch immer mit ganzer Seele. Dieß Geheimniß darf nur Gott im Himmel, und Du allein auf Erden wiſſen. Ich erwarte Dich dieſen Abend, komm gewiß, damit ich Dir noch ein ewiges Lebewohl ſagen kann.

Deine Klara.“

Ferdinand, nachdem er dieſen Brief geleſen, ſank in ein dumpfes Brüten, welches einer Geiſtesabweſenheit glich. Ein paar Thränen preßten ſich aus ſeinen ſtarren Blicken. — „Klara!“ ſchrie er, „o arme Klara! und du Karoline haſt mich glauben gemacht, ſie habe mich verlaſſen?“

„Ich mußte ihr ſchwören, dir dieß zu ſagen.“

„Mein Gott! ich bin ein Ungeheuer! ich habe ein Herz zertreten, das nur allein für mich ſchlug. — Ich will hin, ich muß ſie ſehen.“

Die Wohnung Klara's war in dem Briefe angegeben. Sie wohnte in demſelben Gemache, in welchem Ferdinand operirt worden war, und welches er dann verlaſſen hatte, um mit Karolinen eine glänzende Wohnung zu beziehen.

Eine Viertelſtunde nachher ſtand Ferdinand an Klara's Thüre, zitternd, wie ein Verbrecher, der vor ſeinem Richter erſcheinen ſoll. Er klingelte, ein Diener öffnete ihm, er erkannte den alten Joſeph, deſſen Geſicht tiefe Betrübniß ausdrückte.

„Wie?“ rief Ferdinand, „du Joſeph hier?“

„Ja, mein gnädiger Herr, ich folgte dem guten

Fräulein, mir war das alles eins, ob ſie ſchön oder häßlich ſei, war ich doch von ihrer Güte überzeugt. Mein Gott, wenn Sie ſo plötzlich eintreten, kann ſie den Tod davon haben. Sie war die ganze Nacht außer ſich, und hat oft Ihren Namen genannt. Ich bitte, gedulden Sie ſich ein wenig, ich will erſt den Arzt fragen, ob ich Sie hinein laſſen darf.“

„O Joſeph,“ ſagte ich, „ich will kein Wort ſprechen, mich verbergen, daß ſie mich nicht erblicke, aber ſehen will ich ſie, muß ſie ſehen, und ihren letzten Seufzer ihr noch von den blaſſen Lippen küſſen.“

Joſeph ging hinein, kam aber gleich wieder, und gab Ferdinanden ein Zeichen ihm leiſe zu folgen. In dem Arzte erkannte Ferdinand Eduard, den er auch ſchon vergeſſen hatte. „Sie iſt nicht mehr zu retten,“ ſprach dieſer, „ſagen Sie ihr Lebewohl, Ferdinand, ihr, die nur einen Gedanken hat, den Gedanken an Sie.“

Ferdinand näherte ſich dem Bette, durch das Geräuſch erwachte Klara, welche aus Mattigkeit etwas eingeſchlummert war.

„Du biſt es, Ferdinand?“ rief ſie mit matter Stimme, „ach mein Gott!“ und ſie verbarg ihr Geſicht in das Kiſſen.

„Klara! o meine himmliſche Klara! ſieh mich an, es iſt Ferdinand, dein reuiger Freund, der zu deinen Füßen dich um Vergebung bitten will.“

„Nein, nein,“ liſpelte ſie, „mein Anblick könnte dir noch mehr Schrecken verurſachen, als ehedem, denn

Kummer und Krankheit haben mich noch häßlicher gemacht."

Ferdinand ſchwamm in Thränen. „Ach," ſprach er, „Klara, jetzt bei dir habe ich mich wiedergefunden, meine Seele offnet ſich wieder, ich kann wieder weinen, was ich lange nicht gekonnt habe."

„Du haſt mich alſo doch nicht ganz vergeſſen," antwortete Klara, indem eine flüchtige Rothe auf ihre Wangen trat.

„Ja Klara, — der Himmel ſei mein Zeuge, ich ſpreche Wahrheit, und ſage dir, ich habe die Liebe nur gekannt, als du mich noch durch das Leben leiteteſt, ſeitdem habe ich ſie vergebens geſucht."

„Und Karoline?"

„Sie blendete meine Augen, aber ſie füllte nicht mein Herz. Ich habe nie ein Weib geliebt als dich."

„So ſterb' ich gluckſelig, und will Gott danken fur dieſes Gluck."

Ferdinand, vernichtet, ſank am Bette auf ſeine Knie, dann ſturzte er ſich über Klara und preßte ſeine Lippen auf die ihrigen, bis ſie kalt waren.

Als er in ſeine Wohnung zuruckkehrte, fand er ſie leer. Karoline war mit einem reichen Englander nach London gegangen.

Inhalt
des dritten Bändchens.

Seite

Die Baſe aus der Provinz. Einfache Geſchichte nach dem Engliſchen 1

Zwei Dornenkronen. Geſchichtliche Novelle. . . 35

Die beiden Freunde oder die Reiſe nach Mekka. Ein Märchen 45

Die Schauſpielerin eines einzigen Abends. Erzählung aus den Zeiten Ludwigs XVI. . . 71

Eine Nacht in der Diligence. Komiſche Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde 95

Das Parkgitter. Eine Räubergeſchichte . . . 105

Canova's Jugendliebe. Eine Künſtlernovelle . 117

Der rothe Mantel. Ein Nachtſtück 129

Der Nagelſchmied zu Paris. Biographiſche Skizze zur Bedachtnahme für Väter und Söhne 141

Muff und Puff. Eine rührende Geſchichte . . 151

Die fixe Idee. Eine einfache Malergeſchichte . . 161

Auge und Herz. Novelle 173

Erzählungen

von

allen Farben.

Von

I. F. Castelli.

Viertes Bändchen.

Wien.
Bei Tendler & Schaefer.
1840.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Die Erſcheinungen
auf dem
Wege durch die Stadt.

Allegoriſches Mährchen.

Fabriz endigte ſo eben in einer Provinz das, was man gewöhnlich Studien zu nennen pflegt, das heißt, er wußte von Allem Etwas, im Ganzen Nichts, konnte alle ſeine Lehrer beim Namen nennen und ihre Unarten nachahmen, und meinte, die Weisheit mit Löffeln gegeſſen zu haben. Fabriz war ein Jüngling, wie ſo viele andere, er beſaß guten Willen und wenig Feſtigkeit, und war aufgelegt, von dem Zufalle Tugenden und Laſter anzunehmen. Man bewahrte in ſeiner Familie die alte Gewohnheit, die Jünglinge in ihrem zwanzigſten Jahre zu verheirathen, und Fabriz, welcher ſich dieſer Epoche näherte, war auch gar nicht abgeneigt, dieſer alten Gewohnheit Genüge zu leiſten.

Eine Freundin ſeines väterlichen Hauſes, welche ſich in die Angelegenheiten der ganzen Welt miſchte, ſeitdem ſich die Welt nicht mehr in die ihrigen miſchte, übernahm es, für eine Braut zu ſorgen. Bald war von ihr ein Mädchen aufgefunden, welches den ominöſen Namen Sophie trug und von ihr ohne Maß und Ziel gerühmt wurde, indem ſie zugleich verſicherte, dieſe Verbindung bereits durch Briefwechſel mit ihr in's Reine gebracht zu haben. Der alte Vater, ein guter kleinſtädtiſcher Spießbürger, glaubte alle guten Eigenſchaften auf's Wort und ließ ſich nur die einzige beweiſen, daß das Mädchen eine Landwirthſchaft im Werthe von 10,000 Thlrn. beſitze, und Fabriz wähnte bei dem Gemälde, welches die Nachbarin zwanzig Mal des Tages von Sophien entwarf, ſein Herz heftiger ſchlagen zu fühlen und liebte ſeine Beſtimmte auf Treu und Glauben.

Wie groß aber auch die Lobeserhebungen ſeyn mochten, womit man von Sophien ſprach, ſo waren ſie doch keineswegs übertrieben. Sie vereinigte ſo viel Liebenswürdigkeit und Verſtand, daß beide einander nur erhoben und ſie ſelbſt einem neuen Romanenſchriftſteller zum Modell für ſeine Heldin hätte dienen können. Herrin ihrer Perſon und ihres Willens, lebte ſie auf ihrem kleinen Gütchen, welches in einer der anmuthigſten Gegenden, nahe an der Hauptſtadt, lag. Dort genoß ſie die Reize der Natur und die Freuden des Lebens ſo klug, daß die Freigeiſter ſie gottesfürchtig und die Betſchweſtern freigeiſteriſch nannten.

Dorthin ſollte Fabriz nun ziehen, um ſich ſeiner Braut vorzuſtellen. Man bereitete alles zur Abreiſe vor, und der alte Vater war untröſtlich darüber, den Jungen nicht begleiten zu können; allein da nur ſeine Füße ſchwach waren, aber nicht ſein Mund, ſo ſetzte er dieſen in Bewegung, um ſeinen Sohn mit langen und breiten väterlichen Lehren und Ermahnungen auszuſtatten. Er nöthigte ſeinen Sohn zu dem Verſprechen, ſich in der Hauptſtadt nicht aufzuhalten, deren Nähe ihn ſehr beunruhigte, und ſeinen Weg gerade nach Sophiens Landhauſe zu nehmen. Fabriz verſprach es gutmüthig, allein der Alte, vom Eifer fortgeriſſen, entwarf ihm ein ſo lebhaftes Bild von den Gefahren, welche in dieſem Laſterpfuhle einen Jüngling peſtartig anhauchen, daß der Sohn vor Begierde brannte, ſich davon zu überzeugen.

Endlich reiſete er auf einem alten Schimmel und begleitet von einem alten Meierknechte ab. Als er an die Hauptſtadt kam, ſtieg er, eingedenk ſeines Verſprechens, vor derſelben in einem Gaſthofe ab, genoß ein Abendeſſen, wie ein müder Reiſender, ſchlief, wie ein ſehnſüchtiger Liebhaber, und ſtand am andern Morgen freudig über die Dinge, die da kommen ſollten, wieder auf.

Sophiens Landhaus lag außer der Hauptſtadt und zwar ſo, daß der Gaſthof, in welchem Fabriz eingekehrt war, und das Landhaus ſich gerade an den beiden entgegengeſetzten Enden befanden. Er hatte zwiſchen zwei Wegen zu wählen: der Eine führte um die Stadt herum, der Andere mitten durch dieſelbe. Der Letzte war ihm nun von ſeinem Vater unterſagt worden, allein der erſte ſchien ihm zu einſam, zu traurig, zu ſehr der Sonnenhitze und dem Staube ausgeſetzt, folglich für einen Menſchen, der im Bräutigamsſtaate glänzte, nicht geeignet. Er überlegte alſo in einem Selbſtgeſpräche das ihm von ſeinem Vater abgeforderte Verſprechen und ſchloß folgendermaßen: „Mein Vater will, daß ich ein Weiſer ſei; ein Weiſer aber muß alles ſehen und unterſuchen. Mein Vater iſt ein guter alter Mann, der ſeine Studien ſchon lange vergeſſen hat, mit der Zeit nicht fortgegangen iſt,

„und ſich ſehr irrt, wenn er die groſſen Städte für ſo „gefährlich hält; übrigens, wer nie in Gefahr war, „kann ſich auch nicht ſeiner Standhaftigkeit rühmen; „mit etwas Muth und Feſtigkeit geht man unverſehrt „mitten durch.“ Bei dieſen Worten befand er ſich ſchon unter dem Stadtthore und wanderte, Sophiens Bild im Herzen und ihren Namen im Munde, getroſt weiter.

Kaum hatte er die Schildwache am Thore einige Schritte hinter ſich, als er aus einer Windmühle eine Närrin herausſpringen ſah, welche mit mehr Anſtrengung als Anmuth tanzte und einige italieniſche Rouladen hervorgurgelte. Ihre Haut war voll Runzeln, aber ihre Farbe friſch; von einer Seite hingen ihr die eigenen Haare in Locken herab, von der andern trug ſie eine Perrücke. Sie hatte einen Schleier, aber kein Hemde. Je närriſcher ſie ausſah, deſto mehr klatſchte man ihr Beifall zu. Eilig ſprang ſie unſerm Fabriz in den Weg und lachte ihm keck unter die Naſe.

Fabriz. Sie ſind unhöflich, Madame.

Mode. Und Du ſehr lächerlich. Hi! hi! hi!

Fabriz. Was finden Sie denn ſo lächerlich an mir?

Mode. Schöne Frage! Sieh Dich einmal an, Unglücklicher! Du biſt ja gekleidet, wie man es ſchon vor acht Tagen war.

Fabriz. Wie? hab' ich nicht mein Halstuch zierlich in eine Schleife gebunden? und meine farbige Weſte mit den Perlenmutterknöpfchen, und meine Beinkleider mit Kamaſchen, und mein lang geſchnittener Frack!

Mode. Halt' ein und todte mich nicht! Weiß man denn in dem Lande, aus welchem Du kommſt, nicht einmal, daß die Weſten jetzt zwei Reihen Knöpfe haben, die Beinkleider über die Stiefeln hinab reichen, und die Fracks ſehr kurz geſchnitten ſeyn müſſen? Wie kannſt Du es wagen, ſo zu erſcheinen? Komm mit mir, ich will ein neues Weltwunder aus Dir machen.

Fabriz. Danke ſchönſtens, habe jetzt nicht Zeit, morgen, wenn Sie erlauben. —

Mode. Morgen wird's nicht mehr Zeit ſeyn. Gleich, gleich mußt Du mir folgen; ich werde Dir mein neueſtes Journal zeigen, darin wirſt Du einen Mann abgezeichnet finden, als ob er aus Zucker gebacken wäre.

Fabriz. Ich habe derlei Journale ſchon in einem Gaſthofe geſehen, aber die Zuckerherrchen gefielen mir nicht.

Mode. Nicht gefallen? Verblendeter! Der Zeichner derſelben iſt mein Geliebter. Folge mir nur, Du ſollſt einen vergnügten Tag genießen, ich führe Dich dann in die Oper, da ſollſt Du die herrlichſten Walzer hören.

Fabriz. Gehören denn dieſe in die Oper?

Mode. Freilich, es iſt göttlich anzuhören, wie der Held mit einem Walzer ſtirbt. Dann fahren wir in einem zweirädrigen Karren, in welchem wir Gefahr laufen, uns den Hals zu brechen; wir ſchöpfen friſche Luft mitten in Staubwolken und holen uns einen Schnupfen.

Fabriz. Das Alles ſcheint mir weder ſchicklich noch angenehm.

Mode. Das alles *muß* ſchicklich und angenehm ſeyn, weil ich es will. Nur was meinen Launen ſchmeichelt, iſt ſchicklich, nur was mir gefällt, iſt ſchön. Die Unterthanen meines Reiches tragen nie das, was gut ſteht; ſie gehen nie dort hin, wohin man gehen ſoll; ſie thun nie das, was ſchön und angenehm iſt. Und eben das iſt die Urſache, warum man mich verehrt.

Fabriz. Ich verehre nur meine **Sophie** und darum will ich ſie auch heirathen.

Mode (lacht).

Fabriz. Mich kümmert's wenig, ob Du dieſe Empfindungen gut heißeſt oder nicht; hebe Dich von mir!

Mode. Im Gegentheile, mein theurer Freund! ich weiche von nun an nicht mehr von Deiner Seite, ich muß Dein Weibchen kennen lernen, und bei meiner Macht, binnen einem Monate will ich's durch meine Lehren dahin bringen, daß Ihr ein Ehepaar ganz nach meinem Sinne werdet.

Fabriz. Unerbittliche! ich erkenne Deine Gewalt, aber ich bitte Dich, verſchone mich. Willſt Du einige Jahre von meinem Leben, ſo nimm ſie, aber laß mich die übrigen zufrieden und ohne Deinen Einfluß durchleben.

Mode. Was ſoll ich mit einigen Jahren Deines armſeligen Lebens anfangen? Ich verändere mich alle Tage und ſterbe niemals.

Fabriz. Du kannſt ſie ja Einem deiner Lieblinge zulegen, dem ſie willkommen ſeyn werden. Haſt du an Deinem Hofe nicht eine Menge Aſpaſien mit grauen Haaren.

Mode. Du haſt recht. Laß einmal hören, wie viele Jahre verſchreibſt Du mir?

Fabriz. Vier Jahre will ich Dir geben.

Mode. Topp! es ſei! doch muß ich bemerken, daß Du ſtatt des gemeinen Ausdruckes „vier Jahre“ ſchöner geſagt hätteſt: „eine Olympiade.“

Fabriz. Geh nur, Närrin, und laß mich jetzt ungehindert weiter wandeln.

Mode. Lebe wohl, Ungeſchliffener! Ich eile zu den Marionetten.

Obſchon dieſes kleine Abenteuer auf Fabriz keinen großen Eindruck machte, ſo beſchloß er doch, ſeinen Weg durch die Stadt etwas zu beſchleunigen.

Bald bemerkte Fabriz ein junges Mädchen, welches, an eine Säule gelehnt, mit betrübtem Angeſichte am Wege ſtand und ſehr zu leiden ſchien. Übrigens hatte ſie eine intereſſante Geſtalt und war gut gekleidet. „Guter Jüngling!“ ſprach ſie zu Fabriz, indem ſie ihn bei der Hand faßte, „meine Wohnung iſt nur einige Schritte weit von hier, allein ich befinde mich ſo unwohl, daß ich ſie wahrſcheinlich ohne Deine Hilfe nicht erreichen werde, ſei ſo barmherzig und geleite mich dahin!“ Fabriz hatte kein Tigerherz und reichte der ſchönen Leidenden ſeinen Arm. Schweigend ging ſie neben ihm her, und — ſei es nun aus Mattigkeit oder aus Schmerz, — drückte ſeinen Arm öfters an ihren vollen Buſen. Fabriz konnte nicht widerſtehen, ihrer dankbaren Einladung, in ihre Wohnung einzutreten, zu folgen.

Er wurde von ihr in ein reich und geſchmackvoll ausgeſchmücktes Boudoir geführt, aus welchem ihm die feinſten Wohlgerüche entgegendufteten. Das Mädchen warf lächelnd den Schleier von ſich und zeigte ſich in einem von jenen Modeanzügen, die man nur aus Übertreibung ein Kleid nennen kann. Ihr Geſicht veränderte ſich eben ſo ſchnell, und der beſcheidene Schmerz machte einem Gemiſche von Schmachten und Keckheit Platz. Der erſtaunte Fabriz verſchlang die außerordentlichen Reize mit ſeinen Blicken; er hatte in Ovid's Verwandlungen nie etwas Überraſchenderes geleſen; da nahte ſich ihm die Sinnlichkeit freundlich und ſprach:

Nun Fabriz, wie iſt Dir?

Fabriz. Ich bin verwundert über alles, was ich ſehe.

Sinnlichkeit. Du wirſt mir die unſchuldige Liſt verzeihen. Ich wollte nur die Gelegenheit ergreifen, Dir meine heftige Liebe zu geſtehen.

Fabriz. Ach, mein Fräulein! Sie ſpotten meiner.

Sinnl. Nicht doch, ich bin aufrichtig. Sei auch Du es. Was denkſt Du von mir?

Fabriz. Dein Inneres wag' ich noch nicht zu beurtheilen, aber Dein Äußeres entzückt mich. Deine zarte, weiche Hand, Dein freundlicher, ſchmeichelnder Blick entzünden in meinen Adern eine Flamme, ein wohlthuendes Fieber.

Sinnl. Du willſt alſo bei mir bleiben?

Fabriz. Mein Gott! das kann ich nicht.

Sinnl. Dieſe Weigerung iſt unartig.

Fabriz. Ich bin heute etwas eilig, aber morgen will ich wieder kommen.

Sinnl. Morgen? dieſes Wort kenn' ich gar nicht.

Fabriz. Es iſt doch klug, daran zu denken.

Sinnl. Es gibt nichts Kluges, als das Vergnügen. Ich will, daß von nun an jeder Tag Deines Lebens ein Feſt von 24 Stunden ſeyn ſoll.

Fabriz. Mein Vermögen wird dazu nicht hinreichen, und wenn [illegible] zu Grunde gerichtet ſeyn werde?

Sinnl. Öffne die Lade jenes Spiegels, darin findeſt Du Zauberwürfel. Ich ſchenke ſie Dir, ſpiele damit und die Dummen werden es Dir an nichts mangeln laſſen.

Fabriz. Wir können doch nimmer beiſammen bleiben. Du biſt ſehr ſchön und ich bin ſehr eiferſüchtig, wenn ich jemals Nebenbuhler fürchten müßte, ich würde —

Sinnl. In jener zweiten Lade des Spiegels liegen Dolche, Piſtolen und Giftfläſchchen. Wähle darunter.

Fabriz. Danke ſchönſtens. Ich muß Dir auch ſagen, daß ſo viel Vergnügen mich ſchon bei dem Gedanken daran wirbelnd macht. Meine Geſundheit würde unterliegen.

Sinnl. Auch dafür iſt geſorgt. Ich habe in meinem Portefeuille Anweiſungen in das Hoſpital. Da iſt das letzte Geſchenk, welches ich meinen Freunde anbiete.

Fabriz. Leben Sie wohl!

Sinnl. Langſam, mein Freund! wenn ma einmal bei mir eingetreten iſt, ſo geht man nicht au dieſe Art wieder fort.

Fabriz. Umſchlinge mich nicht! — Fort mi den Roſenketten. Sophie! o meine Sophie!

Sinnl. Winde Dich jetzt aus meinen Armen wenn Du kannſt.

Fabriz. Laß mich, ich gehöre Sophien an

Sinnl. Ich habe Rechte auf Deine Jugend ich will ſie nicht verlieren.

Fabriz. Höre mich, ich will Dir einen Vor ſchlag thun: bei Deiner Lebensweiſe kannſt Du un möglich einen Überfluß an Lebensjahren haben. Nim einige von den meinigen. Auf dieſe Art hab' ich mic auch von den Zudringlichkeiten der Mode losgemach

Sinnl. Die Mode hat immer einigen Einflu auf meine Geſchäfte. Ich will ihr folgen.

Fabriz. Ich gebe Dir acht Jahre.

Sinnl. Wenn ich nach Deiner philoſophiſche Miene ſchließe, ſo iſt das alles, was Du geben kann Wohlan! ſo lauf!

Fabriz. Erlaube mir vorher noch, liebenswü dige Verführerin! daß ich mir für dieſe acht Jah doch wenigſtens ein Küßchen nehme, welches Du mi früher umſonſt geben wollteſt.

Sinnl. Packe Dich fort, dummer Philoſoph

Mit dieſen Worten öffnete ſie eine geheime Thüre und ſtieß unſern Fabriz mit ihren ſanften Händen ziemlich unſanft hinaus; er aber fiel aus dem erſten Stockwerke auf einen Miſthaufen, wovon der Hof dieſes Hauſes voll war. Da er nicht viel Erfahrung hatte, ſo konnte er es auch nicht begreifen, wie ſich ein ſo ſchön begonnenes Abenteuer ſo ſchlimm enden konnte.

Fabriz dachte nicht weiter darüber nach, wie leicht er nun ſchon zwölf Jahre ſeines Lebens hingegeben hatte. Die Jugend läßt ihre Jahre dahin fließen, gleich einem Narren, der Waſſer in einem Siebe trägt. Vielleicht, meinte der Jüngling, der ganze Handel ſei nur Scherz geweſen; denn wer ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen hat, dem ſtehen auch immer Entſchuldigungen zu Gebote. Sei es nun, daß Fabriz gut oder ſchlecht raiſonnirte, er that wenigſtens das, was er in ſolchen Umſtänden thun mußte. Er erhob ſich von ſeinem Miſthaufen und wanderte weiter.

Zwei Straßen hatte er ſchon ohne Hinderniſſe zurückgelegt, als er bemerkte, daß ihm eine blaſſe, hagere Frau mit einem ungeheuren Munde und langen nervigen Armen nachfolgte. Auf ihrer Stirne war ſie geſtämpelt, einen Strauß von Schreibefedern trug ſie an dem welken Buſen und in der Mitte ihrer Bruſt ſtand mit großen Buchſtaben: „kollationirt.“ Sie führte zwei Hunde an einem Bande, welche immer Miene machten, auf einander los zu fahren, aber doch nur die Vorübergehenden biſſen. Das Weib verdoppelte ihre Schritte und faßte ihn endlich am Arme.

Dieſe Megäre war die Chicane, allein ſie hatte ſo oft und ſo laut geſchrien: ich bin die Gerechtigkeit, daß die blinden Sterblichen ihr endlich dieſen Namen beilegten.

Fabriz. O weh! o weh! Schneiden Sie ſich Ihre Nägel ab, Madame! Sie dringen mir ja bis auf's Bein.

Gerechtigkeit. Meine Nägel machen meinen Ruhm.

Fabriz. Ich bin eilig, was wollen Sie?

Gerecht. Alles.

Dieſes Wort der Gerechtigkeit hatte eine ſo ſchnelle und unwiderſtehliche Wirkung auf Fabrizens Börſe, daß dieſe von ſelbſt aus ſeinem Sacke ſpatzirte, ſich mäßig erhob und dann der Frau in die Hände fiel.

Fabriz. Ha, Verrätherin! zu Hilfe!

Gerecht. Welch ein Lärmen um nichts!

Die Uhr Fabrizens folgt der Börſe nach.

Fabriz. Diebe! Diebe! rettet mich!

Gerecht. Schweige, oder ich verklage Dich.

Ein Wechſel, welchen Fabriz von ſeinem Vater bekommen hatte, fliegt aus ſeiner Taſche und in die Hände der Dame.

Fabriz. Auch der Wechſel? (ſchreit noch ſtärker.) So kommt mir doch zu Hilfe, Leute! ich werde ja beſtohlen.

Mehrere Gerichtsdiener laufen herbei, faſſen Fabrizen an, zerreißen ihm ſeine Kleider und ſchlagen ihm eine Flaſche voll Tinte auf dem Kopfe zuſammen.

Gerecht. Elender! Bezahle dieſen Wechſel!

Fabriz. Er iſt ja nicht auf mich geſtellt.

Gerecht. Das thut nichts; bezahle, oder ich werfe dir einen Prozeß an den Hals!

Fabriz. Ich habe nicht Zeit zu prozeſſiren, ich muß Sophien heute heirathen.

Gerecht. Der Ehekontrakt iſt null und nichtig.

Fabriz. Unſere Verwandten haben eingewilligt.

Gerecht. Du mußt mich heirathen.

Fabriz (zurückſchaudernd). Brrrr!

Gerecht. Komm nur, Du ſollſt bald Einer meiner beſten Jünger ſeyn. Ich lehre Dich ſchreien, kriechen und lügen.

Fabriz. Ich kann nicht, laß mich gehen.

Gerecht. In's Gefängniß, auf die Galeere mit Dir!

Fabriz. Ach! allergerechteſte Frau Gerechtigkeit! Ich ſehe wohl ein, daß ich Ihnen ſo nicht entgehen kann. Laſſen Sie uns abhandeln, was begehren Sie?

Gerecht. Fünfzehn Jahre Deines Lebens.

Fabriz. Ach, das iſt zu viel! Die Advokaten haben Sie ganz verwöhnt, die Expensnote muß man moderiren. Ich gebe Ihnen zwei Jahre.

Gerecht. Zehn.

Fabriz. Nehmen Sie mit fünf vorlieb, oder ich ſchieße mir eine Kugel durch den Kopf, damit Sie gar nichts haben.

Gerecht. Zu Deinem Glücke hab' ich dringende Geſchäfte: es erwarten mich mehrere Klienten. Wohlan, ich nehme die fünf Jahre. Lebe wohl!

Fabriz. Halt! Sie werden mir doch meine Börſe zurückſtellen?

Gerecht. Dummkopf!

Fabriz. Geben Sie mir wenigſtens meine Uhr zurück.

Gerecht. Die Gerechtigkeit gibt nichts zurück.

Fabriz. Das wollen wir doch ſehen.

Er will ſie anfaſſen und ſie fährt ihm mit ihren Nägeln in's Geſicht.

Fabriz. Barmherzigkeit! meine Augen!

Gerecht. Ich will ſie Dir zum Weinen laſſen, und Du kannſt dich wohl rühmen, daß Du von mir noch am nachſichtsvollſten behandelt worden biſt.

Fabriz. Tauſend Dank! Ich küſſe Ihre mächtigen Hände.

Fabriz fing allgemach an, einzuſehen, daß er beſſer gethan haben wurde, wenn er den Weg um die Stadt gewählt hätte, allein er glaubte nun ſchon alles Üble überſtanden zu haben, beſonders da er jetzt in die Theaterſtraße kam. Dieſen Namen fand er nämlich an der Ecke einer Gaſſe angeſchrieben und hielt ihn für eine gute Vorbedeutung; denn wie ſollte er Leute für bösartig halten, welche hingingen, um ihr Vergnügen zu ſuchen?

An demſelben Tage hatte eben die erſte Vorſtellung eines neuen Trauerſpieles Statt. Eine außerordentliche Menſchenmenge drängte ſich zu dem finſtern Loche, wo man die Eintrittskarten löſete. In ihrer Mitte trippelte ein Weib hin und her, welches bald dieſem, bald jenem in die Ohren ziſchelte. Gewiſ erkannte Niemand an ihren hohlen tiefliegenden Augen und an ihrer ſafrangelben Farbe die Scheelſucht; auch unſer guter Fabriz dachte nicht daran, hielt ſie, irre geführt durch den Schein, für eine Betſchweſter und konnte nicht begreifen, wie ſich ein ſolches Weib weltlicher Lüſte wegen ſo hin- und herſtoßen laſſen konnte.

Während er ſich über dieſen Punkt einem unnützen Nachdenken überließ, verwickelten ſich ſeine Füße in einen Strick, welcher quer über die Straße geſpannt war, und er fiel der Länge nach auf die Naſe hin. Die Freude, welche ſich in dem gelben Geſichte des ſchadenfrohen Weibes darüber zeigte, ließ ihn nicht länger zweifeln, daß ſie ſelbſt ihm dieſe Falle gelegt habe. Sie eilte mit jener Geſchwindigkeit, womit die Spinne auf die Fliege los fährt, auf ihn zu und indem ſie ſich anſtellte, als ob ſie ihm helfen wollte, warf ſie ihn auf's Neue nieder. Endlich redete ſie ihn an:

Scheelſucht. Guten Morgen, mein lieber Fabriz! Ich bin erfreut, Deinem Verdienſte meine Bewunderung zollen zu können.

Fabriz. Sie ſind gar zu gütig.

Scheelſ. Ich bedarf deiner Feder. Du ſollſt mir ein Pasquill auf ein Weib ſchreiben, welches ſich einbildet, mehr Talent zu beſitzen als ich.

Fabriz. Der Himmel bewahre mich davor!

Scheelſ. Du ſpielſt den Gewiſſenhaften, allein man weiß ja, daß Du die Satyre, welche letzthin erſchien, verfaßt haſt.

Fabriz. Ich, dieſe platte Skribelei?

Scheelſ. Ich habe Deinen Namen als Verfaſſer genannt und nun ſagt mir's die ganze Welt nach.

Fabriz. Das iſt Verläumdung.

Scheelſ. Eine allgemeine Ausflucht der Schuldigen. Aber was verlierſt Du dabei? Thut man etwa unrecht, wenn man die Narren verfolgt?

Fabriz. Ja, man laſſe ſie ihre Straße unangefochten wandeln. Die Menſchlichkeit fordert es und dieſe iſt doch kein Vorurtheil?

Scheelſ. Vorurtheil! Gut geſagt. Du biſt ein Atheiſt.

Fabriz. Das würdeſt Du mir wohl ſchwer beweiſen.

Scheelſ. Alles iſt bewieſen. Du haſt von der Regierung ſchlecht geſprochen.

Fabriz. Nicht mit einem Worte.

Scheelſ. Auch recht, wer ſchweigt, verſchwört ſich heimlich.

Fabriz. Ich verſchwöre mich nur dazu, je eher je lieber meine Sophie zu heirathen.

Scheelſ. Das darf nicht ſeyn. Ich laufe zu ihr und ſage ihr, daß Du zu Grunde gerichtet ſeiſt, daß Deine Familie ſich dieſer Verbindung widerſetze, daß Du ein unſittlicher, abſcheulicher Menſch biſt, kurz ich entdecke ihr alle Deine Laſter, die Du nicht begangen haſt.

Fabriz. Und wie hoffſt Du alle dieſe niederträchtigen Lügen auszupoſaunen?

Scheelſ. Dazu habe ich meine Journale, meine Kupferſtiche, meine Anſchlagzettel, meine anonymen Korreſpondenzen.

Fabriz. Ich ſetze ihnen meine Unſchuld und meine Tugend entgegen.

Scheelſ. O der ſtarken Waffen! ich zerbreche ſie lachend, ich zerreiße Deinen guten Namen, erfinde Laſter, die Verläumdung vergrößert ſie, die Gleichgiltigkeit wiederholt ſie und alle Welt endet damit, mir Glauben beizumeſſen. Geh, lieber Fabriz, und hänge Dich auf, das iſt noch die einzige Zuflucht, die Dir übrig bleibt und die ich Dir großmüthig laſſen will.

Fabriz. Aber warum haſſeſt Du mich denn?

Scheelſ. Weil Du lebſt.

Fabriz. Das iſt zu arg, aber warte, ich will Dich entlarven, ſchreckliche Furie!

Scheelſ. Herbei, herbei ihr Leute! ergreift dieſen Elenden, er hat drei Weiber getödtet, er hat einen öffentlichen Brunnen vergiftet, er hat —

Fabriz. Schweige doch, ſchon ſammelt ſich das Volk um mich.

Scheelſ. Deſto beſſer, ſo wirſt Du bald zahm werden. (Sie ſchreit noch lauter.) Er hat Dörfer verbrannt. Seht nur ſein bleiches Geſicht an, es bezeugt ſeine Verbrechen.

Fabriz. Schreckliches Weib! ich weiche Deiner Macht. Dein hageres blaſſes Angeſicht verräth eine ſchlechte Geſundheit. Nimm einige Jahre von meinem Leben und vergiß mich.

Scheelſ. Was ſoll ich mit Deinen Lebensjahren anfangen? Ich ſterbe ohnedies nie, allein da Du dadurch verlierſt und um ſo viele Jahre weniger zu leben haſt, ſo will ich mir das Vergnügen machen.

Fabriz. Zwei Jahre, glaub' ich, ſind genug.

Scheelſ. Elender! weißt Du nicht, daß ich Dich tödlich verwunden kann? und zwar ſo, daß, wenn Du auch zehn Jahre gelitten, alle Heilmittel verſucht und es endlich dahin gebracht haſt, daß ſich ein Häutlein über die Wunde zieht, die Narbe doch immer noch ſichtbar bleibt. Übrigens, da Du nur ein ganz gemeiner Menſch biſt, der nie bei Hofe war, ſo laß ich Dich für ſieben Jahre laufen.

Fabriz. In's Himmelsnamen, es ſei!

Scheelſ. Weil nun der Friede zwiſchen uns geſchloſſen iſt, ſo höre mich: wenn Du einige Nebenbuhler auf Deinem Wege triffſt, ſo laß mich es wiſſen, ich will den Weg glatt machen.

Nun fing es Fabriz an zu bereuen, daß er den Lehren ſeines guten alten Vaters nicht gefolgt, und eine Stadt vermieden hatte, in welcher alle Schrecken hauſten. Wäre der Weg, den er ſchon zurückgelegt hatte, nicht länger und gefahrvoller geweſen, als jener, den er noch zu machen hatte, er wäre auf der Stelle umgekehrt; allein das iſt das unglückliche Loos der Sterblichen, daß ihm die Erkenntniß erſt dann kommt, wenn die Übel ſchon unvermeidlich geworden ſind.

Fabriz verdoppelte nun ſeine Schritte, um das Ende der Stadt und Sophiens Haus ſchneller zu erreichen, allein plötzlich ſtellte ſich ihm neuerdings ein Weib in den Weg.

Fabriz. Geben Sie Acht, Madame! Sie treten mir ja auf die Füße.

Gicht. Das iſt nur eine kleine Schelmerei, mein Lieber!

Fabriz. Bewahre mich Gott vor ſolchen Schelmereien! Sie haben ja einen eiſernen Huf. Ich bin ganz gelähmt. (Er ſetzt ſich auf eine ſteinerne Bank vor einem großen Hotel.)

Gicht. Daran mußt Du Dich gewöhnen, mein guter Freund.

Fabriz. Entferne Dich, oder fürchte meinen Zorn.

Gicht. Du ſtößeſt mich von Dir, Undankbarer? Meine Liebkoſungen ſollen Dich entwaffnen.

Fabriz. O Himmel! wie wird mir? Ich fühle unleidliche Schmerzen, meine Finger krümmen ſich zuſammen.

Gicht. Zärtlicher Freund, ſchon durchdring' ich Dich.

Fabriz. Ich bitte Dich um Gotteswillen, verlaß nur meine Hände und meine Füße ſchnell wieder.

Gicht. Recht gern, mein Schatz! dafür will ich in deinen Magen oder in deinen Kopf ſteigen.

Fabriz. Nein, nein!

Gicht. So bleib' ich, wo ich bin.

Fabriz. Welch ein Schmerz! Feurige Nadeln durchſtechen mein Mark, meine Gebeine löſen ſich aus einander. Weiche von mir, hölliſche Furie!

Gicht. Schrei nur immerhin, mein Kind! wenn Dich das tröſten kann; beſchimpfe mich, ſo viel Du willſt, ich liebe Dich darum nicht minder.

Fabriz. Du ſchickſt mich mit Deiner Liebe noch zum Teufel.

Gicht. Du glaubſt alſo nicht, mein Pipchen, daß ich Deine beſte Freundin bin?

Fabriz. Du gibſt mir ſchöne Beweiſe davon.

Gicht. So wiſſe denn, was ich für Dich thun kann. Urtheile aus den Leidenſchaften der Jugend, zu welchen Ausſchweifungen die Menſchen gelangen würden, wenn ich ihnen nicht ein Ziel ſetzte. Ich räche die Völker und bin die Schutzerin des Mannesalters. Wenn noch eine Tugend auf der Erde übrig bleibt, ſo dankt Ihr ſie mir und meiner jüngeren Schweſter, der Amerikanerin.

Fabriz. Ich will weder von Dir noch von Deiner ſchrecklichen Familie etwas wiſſen. Ich gehe, um meine Sophie zu heirathen.

Gicht. Nun ſo gehe hin und heirathe.

Fabriz. Ja, wenn ich nur gehen könnte, ich kann ja gar nicht auf den Füßen ſtehn. Ach, meine gute Frau! jeder Menſch will leben und Sie wohl auch. Nehmen Sie ſo viele Jahre von meinem Leben, als Sie wollen, und laſſen Sie mich dann ruhig Hochzeit machen.

Gicht. Ich will Mitleiden mit Dir haben, höre! Alle übrigen Krankheiten, meine Freundinnen, haben mir ihre Rechte auf Dich übertragen. Ich bin aber gut und nehme nur drei Jahre für uns alle.

Fabriz. O recht gerne, jetzt ſeh' ich erſt, daß Du wirklich meine Freundin biſt.

Gicht. Halt! langſam! Dieſe drei Jahre kommen auf Rechnung der Natur, jetzt müſſen wir erſt für die Ärzte handeln.

Fabriz. Wie? Du verwendeſt Dich auch für dieſe? Ich hatte geglaubt, ſie wären Eure größten Feinde.

Gicht. Im Gegentheile, wir ſind recht gut mit einander. Die Krankheit nährt den Arzt, der Arzt nährt die Krankheit.

Fabriz. Nun, ſo laß hören, wie viele Jahre meines Lebens forderſt Du für die Ärzte?

Gicht. Warte, ich habe hier den Tarif. Natürliche Krankheit: drei Jahre. Supplement der Arzneikunde fünf Jahre. Syſteme zwei Jahre. Zuſammen zehn Jahre.

Fabriz. Aber das iſt ja kein Verhältniß. Die Arzneikunde muß von einem Juden erfunden ſeyn.

Gicht. Dieſer Tarif gilt auch nur für das gegenwärtige Jahr; je klüger dieſe Herren werden, deſto mehr nimmt ihr Antheil zu.

Fabriz. Wenn's nicht anders ſeyn kann, in Gottesnamen! Adieu, Frau Gicht, und auf immer.

Gicht (weinend). Adieu, mein lieber Freund! ſuche in der Philoſophie jene Stütze zu finden, welche Du an mir verlierſt.

So oft Fabriz eine Unbeſonnenheit begangen hatte, ließ er unmittelbar darauf eine Überlegung folgen; allein daraus entſtand immer mehr Furchtſamkeit als Entſchloſſenheit. Auf der andern Seite hatten ſeine Beine, obſchon von Schmerz jetzt befreiet, eine Schwächlichkeit zurück behalten. Sein Geiſt war eben ſo angegriffen als ſein Körper, er blieb daher unbeweglich auf der Bank ſitzen, als ſich plötzlich die Thüre des Pallaſtes krachend öffnete. Heraus trat eine Dame von imponirendem Äußern. Ihr Kopf neigte ſich ſtolz dem Rücken zu, obſchon Kenner behaupten, er ſitze nicht ganz feſt auf den Schultern. Ihr Kleid war reich geſtickt, doch nicht ſo lang, daß man unter den Franſen einen platten Fuß und eine unordentliche Unterkleidung hätte überſehen können, welche von einer zweifelhaften Abkunft und gemeinen Gewohnheiten zeigten. Dieſe große Dame nannte ſich Habſucht oder nach Andern Ehrſucht.

Als ſie den armen erſchöpften Fabriz bemerkte, zog ſie aus ihrem Buſen ein prächtiges Fläſchchen von Agath, füllte dasſelbe mit einem ſchäumenden Geiſte und reichte es dem Matten, der es begierig ergriff, aber doch nur wenige Tropfen erhaſchen konnte, da der größere Theil des Geiſtes ſchon verflogen war, bevor er das Fläſchchen zum Munde brachte. Doch ſelbſt dieſes Wenige that gute Wirkung. Fabriz fühlte ſich alsbald ſeltſam begeiſtert.

Ehrſucht. Willſt du mir etwas Angenehmes erweiſen?

Fabriz. Ich bin bereit, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Ehrſ. Die Frau des Miniſters hat ihr Hündchen verloren, welches ſie ſehr liebte. Verfaſſe eine Elegie auf das Thier! Reime ſelbſt oder ſtiehl!

Fabriz. Ich hab ein Büchelchen im Sacke, worin ein ähnliches Gedicht enthalten iſt, allein ich wage nicht davon Gebrauch zu machen; denn der Verfaſſer lebt noch.

Ehrſ. Deſto beſſer, deſto unbekannter wird das Werk ſeyn. Folge mir!

Fabriz. Ich werde mich nicht darein ſchicken können durch dieſe niedre Schlucht mit Ihnen zu gehen, ich ſchlage gerne den geraden Weg ein.

Ehrſ. Bücke Dich und krieche.

Fabriz. Wer iſt der grobe Menſch dort oben am Fenſter, der mich auslacht und mit Koth bewirft?

Ehrſ. Bedanke Dich dafür, der Menſch iſt ein Kammerdiener.

Fabriz. Aber ſehen Sie nur, er hat mir einen Fleck auf meinen Rock gemacht!

Ehrſ. Ein Fleck fällt auf, allein wenn er fortfährt, Dich zu bewerfen und Dein ganzes Kleid mit Flecken beſäet ſeyn wird, ſo wird's kein Menſch mehr bemerken.

Fabriz. Es ſammeln ſich ja eine Menge Menſchen vor der Thüre, wie kann ich eintreten?

Ehrſ. Schlage, ſtoße, beiße, morde!

Fabriz. Ich erliege dem Schlafe, dem Hunger und dem Durſte.

Ehrſ. Wache, dulde und lache!

Fabriz. Und wenn ich eingetreten ſeyn werde?

Ehrſ. So horche auf die alten Herren, unterhalte die alten Frauen, wirf Dein Geld den Weibern und Deine Ehre den Männern hin, ſchmeichle der ganzen Welt und liebe Niemanden als Dich ſelbſt.

Fabriz. Und wird dieſe ſchwere Übung lange dauern?

Ehrſ. Dein ganzes Leben hindurch.

Fabriz. Aber was iſt dann mein Lohn?

Ehrſ. Die Einen jagen nach Gut, die Andern nach Ehre. Ich ſchwinge eine große Fackel, welche die Erſteren mit Aſche, die Letzteren mit Rauch bedeckt und alles iſt gethan. Blicke hin auf jenen glänzenden Nebel, auf jene goldenen Blumen, jene Lorbeerwälder, jenen Strom von Verehrern, jene Palläſte und Triumphwagen, ſieh dort jene göttlichen und doch ſo menſchlichen Weiber!

Fabriz. Genug, laß mich nur zu Athem kommen. Ach! warum habe ich unter allen dieſen Gütern, welche Du mir zeigteſt, Sophien nicht geſehen?

Ehrſ. Auf ihren Beſitz mußt Du Verzicht leiſten.

Fabriz. O ich Unglücklicher!

Ehrſ. Komm, die Zeit drängt.

Fabriz. Kann ich Sophien verlaſſen? Ich würde nimmer ruhig ſeyn, mein Gewiſſen —

Ehrſ. Das Gewiſſen laß bei Seite, damit kommſt Du nicht weit.

Fabriz. O ſo laß mich los, ich will Dir dafür alles zugeſtehen, was Du verlangſt.

Ehrſ. Das würde Dir zu hoch zu ſtehen kommen. Ich laſſe meine Sklaven nicht wieder los, mein Reich dauert länger als jenes der Hoffnung. Schon lange liegt einer meiner Anhänger im Staube und noch immer thron' ich auf dem Marmor ſeines Mauſoleums.

Fabriz. Ende, ich bin zu Allem entſchloſſen.

Ehrſ. Erhebe Dein Haupt und ſieh mir ſtarr in's Antlitz! — Gut, Du mußt mir fünfzehn Jahre Deines Lebens geben.

Fabriz. Das iſt doch wirklich zu viel.

Ehrſ. Feilſche nicht, ich bin unerſättlich und wenn Du nicht ſogleich einwilligeſt, ſo begehre ich mehr.

Fabriz. Ich werde von hier aus ſchon Sophiens Haus gewahr. Nun wohlan, ſo nimm die fünfzehn Jahre und lebe wohl! (er entfernt ſich ſchnell.)

Ehrſ. Wie er davon fliegt! Glückliche Reiſe!

Diesmal dachte Fabriz über das Vorgefallene gar nicht nach. Der Anblick von Sophiens Haus erfüllte ſeine ganze Seele mit freudiger Hoffnung, er lief ſchnurgerade darauf zu und berührte ſchon mit ſeinem Fuße die Schwelle, als ſich ihm ein Weib in den Weg warf, welches grinſend lächelte und eine Scheere in der Hand hielt. **Fabriz** ſchauderte bei ihrem Anblicke.

Die Parze. Halt!

Fabriz. O Himmel! immer Frauen, und nie die meinige.

Parze. Folge mir!

Fabriz. Hier iſt **Sophiens** Haus, ſchon ſteh' ich am Thore, laß mich ruhig hineingehen.

Parze. Nein.

Fabriz. Ich muß, und ſollt' ich mein Leben dafür hingeben.

Parze. Du haſt nichts mehr zu geben.

Fabriz. Wie?

Parze. Sieh dieſes Regiſter, es enthält di Bilanz Deines Lebens. Das Schickſal beſtimmte Di 59 Lebensjahre. Dieſen Morgen, als Du die Stad betrateſt, zählteſt Du . . . . 10 Jahre

Da gabſt Du der Mode . . .	4	„
der Sinnlichkeit . .	8	„
der Gerechtigkeit .	5	„
der Scheelſucht . .	7	„
der Gicht	10	„
und der Habſucht . . .	15	„
Zuſammen	59	Jahre

Deine Rechnung iſt abgeſchloſſen. Krack! (ſi macht einen Schnitt mit der Scheere.)

Fabriz. Ach Soph — — —

Er vermochte den Namen nicht mehr ganz auszuſprechen und fiel an der Schwelle der Thüre entſeelt nieder. Sogleich liefen die Arzneikunde und die Andächtelei herbei; die Erſte, um mit einer wichtigen Miene zu verkünden, daß er wirklich todt ſei, die Zweite, um mit Thränen zu beklagen, daß er verdammt ſei.

Armer Fabriz!

Dennoch war ſein ſchneller Tod noch ein Glück für ihn; denn er verhütete, daß er ſein größeres Unglück nicht kennen lernte. Während er nämlich die Stadt durchſtrich, hatte ſich Sophie mit einem Andern verheirathet, der, klüger als Fabriz, den Weg um die Stadt wählte.

Jenen, welche eine Geſchichte immer bis zum letzten Fäſerchen ausgeſponnen haben wollen und ſich gar nichts ſelbſt dazu denken können, will ich noch ſagen, daß aus dieſer Vermählung Sophiens, ich weiß nicht, wie viel ſchöne Kinder und all das Glück entſprang, welches ſich gewöhnlich am Ende aller Mährchen in Hülle und Fülle findet.

Fabriz aber wurde beerdigt.

PETER-PAUL

und

PAUL-PETER.

Novelle.

I.

Zu Ende des Monats December im Jahre 1807, in einer Nacht ohne Mond und Sterne, geſchah es in der Stadt Bourges, welche ſchon bei Tage ſtill und menſchenleer war, bei Nacht aber gar einer ausgegrabenen Stadt in der Umgegend eines Vulkans glich, daß eine ſchwere Karoſſe vor den Stufen der Kirche St. Etienne hielt, einer Kathedrale, wie es nur zwei in der ganzen katholiſchen Welt gibt. Dieſer Wagen gehörte vermuthlich einer nicht einheimiſchen und ſehr reichen Familie, denn die Wagenthüren waren mit breiten Schildern verſehen, worauf Wapen prangten, zwei große Lakeien mit galonnirten Hüten ſtanden hintenauf, Tigerhäute deckten die Rücken der Pferde, und in einen ganzen Bär war der Kutſcher gehüllt.

Einige Sekunden bevor der Wagen hielt, ſprangen die beiden Lakeien herab; Einer öffnete den Wagenſchlag und ließ den Fußtritt herunter, der mit einem türkiſchen Teppich belegt war, während der Andere eine Pechfackel ſchüttelte, um die Kirchentreppe zu beleuchten.

Dann ſtiegen aus: Ein noch junger Mann, welchen an ſeiner Kleidung und ſeinem Benehmen Jedermann für den Eigenthümer der Equipage angeſehen haben würde, dann ein gepuderter Alter mit einem

Weingeſichte, großen Händen und einer ehrfurchtsvollen Dienermiene, ferners eine Frau, die älter ausſah, als ſie vielleicht war, im violettſeidenen Kleide und einer Spitzenhaube, weiters noch eine Frau, eine friſche aber häßliche Bäuerin, etwas Dickes und Weißes vorſichtig in den Armen haltend, und endlich ein ſchwarz gekleideter Prieſter. In Allem fünf Perſonen.

Der Wagen ſtellte ſich etwas weiter auf, und die fünf Perſonen ſammt den zwei Lakeien traten unter eine kleine Vorhalle der Kirche, wo ſie der Pförtner und Kirchendiener in ihren Amtskleidern erwartete, um ſie in das Schiff der Kirche zu geleiten, welches nur hier und da von halb erlöſchenden Ampeln erleuchtet war.

Der ganze Zug war traurig, ging ſtillſchweigend und mit geſenkten Häuptern vorwärts, und man vernahm nichts anderes als den Wiederhall ihrer Tritte. Endlich öffnete der Pförtner die Sakriſtei und trat zur Seite, um die Perſonen, welche meine Leſer kennen, eintreten zu laſſen.

Man näherte ſich einem kleinen Feuer, welches ſich in dem ungeheuren Kamin wie ein beleuchteter Ball im Gewölke verlor, und eine Stimme ſprach zum Prieſter:

Herr Vikarius, ich bringe Ihnen in aller Eile meine zwei neugebornen Söhne, damit Sie ſie zu Chriſten weihen. Wer weiß, ob ſie es noch erleben, getauft zu werden. Und Thränen brachen aus den Augen dieſes Vaters, und als die Wärterin die geſtickten Schleier und die Windeln auseinander ſchlug, wandte ſie ſich weg und bedeckte das Geſicht mit ihren Händen.

Man ſah beim Scheine der Wachskerzen zwei ſchöne Kinder auf dem Rücken neben einander liegend, und ihre vier Beinchen mit jener linkiſchen Anmuth in einander kreuzend, welche wir mit ſechs Monaten ſchon verloren haben. Aber man gewahrte an ihnen nur zwei Arme, und nur wenn man ſie recht nahe betrachtete, bemerkte man, daß ſie ſich mit den andern beiden rückwärts umſchlungen hielten. Dann ſah man auch etwas Fremdartiges in den immer gemeinſchaftlichen, ähnlichen Bewegungen der beiden Brüder, man ſah mit Staunen, daß, in welcher Lage ſie ſich auch befanden, ihre beiden Körper immer denſelben Zwiſchenraum behaupteten, vier Zoll, nie mehr, nie weniger. Endlich entdeckte man (und dadurch erklärten ſich auch die Thränen des Vaters mit einem Male), daß Einer an den Andern über den Hüften angewachſen war.

Ein ſchmerzhaftes Beben bemächtigte ſich aller Gegenwärtigen. Als es darauf kam, die Zwillinge zu benennen, wandte ſich der alte Diener und die Gouvernante zu ihrem Herrn, der, ohne die Blicke zu erheben, ſprach: Peter-Paul und Paul-Peter. Peter-Paul derjenige, der die Bernſteinkette um den Hals hat.

Peter-Paul und Paul-Peter wurden nun getauft und der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung in derſelben Ordnung und mit derſelben Traurigkeit.

Der Leſer begreift nun wohl, warum dieſe Taufe ſo geheimnißvoll vollzogen wurde. Es gibt Unglücksfälle, welche mit Schande verſchwiſtert ſind und Schande iſt das größte Unglück. Dieſe Zwillinge mit ihrer ſonderbaren körperlichen Vereinigung würden, wenn ſie von armen Ältern geboren worden wären, einträgliche Phänomene geworden ſeyn, aber als Sprößlinge eines hochgeachteten Hauſes mußten ſie der Welt verborgen bleiben.

„Zum Hotel!“ rief ein Lakei, und der Wagen rollte dahin. Der Kutſcher, um den Weg abzukürzen, wollte eine andere Straße fahren, aber die Nacht war ſo finſter, daß er ſich in den Gaſſen verirrte, die er wenig kannte. Drei Mal kam er den großen Gärten des Erzbisthums vorbei, endlich kam er, bei dem ärmlichen Hauſe vorüber, wo der berühmte Bourdaloue geboren wurde, erkannte ſich da, hieb tüchtig in die Pferde und in weniger als einer Minute trat die ganze Taufgeſellſchaft in ein großes Thor ein, welches ſich hinter ihr wieder ſchloß.

Die Ältern, von einer Reiſe nach dem mittägigen Frankreich zurückkehrend, hatten in Bourges bei alten Freunden, welche ſie ſeit ihrer Auswanderung nicht geſehen hatten, einige Zeit zugebracht. Die Mutter glaubte noch genug Zeit zu haben, um nach Paris zu gehen, und dort ihr Wochenbett zu machen, als ſie am Ende des ſiebenten Monats von Wehen befallen wurde, und Zwillinge zu früh auf die Welt brachte, welche — immer zu früh gekommen wären. Die Ärzte erklärten, es ſei gefährlich, der Mutter den außernatürlichen Zuſtand ihrer Kinder zu entdecken. Man fand daher Mittel, ihr die Sache zu verbergen, als ſie ihre Neugebornen zu umarmen verlangte, und es war beſchloſſen, die Kinder alſogleich nach der Taufe mit ihrer Amme, welche als Haushälterin in einem Landhauſe des Grafen angeſtellt war, dahin abreiſen zu laſſen. Die Gräfin war leicht zur Einwilligung zu beſtimmen, weil ſie die Amme als eine brave Frau kannte, und ihr Gemahl ihr verſprach, ſie könne, wenn ſie wieder vollkommen geneſen ſei, ihre Kinder ſammt deren Wärterin mit ſich nach Paris führen. Das Ganze geſchah nur, um Zeit zu gewinnen.

Die gute Frau fuhrte daher, mit ſehr ausführlichen Inſtruktionen der Ärzte verſehen, ihre beiden Zöglinge mit ſich. Der Graf verkündigte ſeiner Frau die Abreiſe, ſobald es ihm erlaubt war, bei ihr einzutreten, und man beſchäftigte ſich jetzt nur mit der intereſſanten Wöchnerin. Aber ungeachtet aller Pflege und Vorſicht zeigte ſich doch ſchon am dritten Tage ein ſehr heftiges hitziges Fieber, welchem die Gräfin unterlag. Zehn Jahre hatten die beiden Gatten den Himmel beſchworen, ihnen Kinder zu ſchenken — und nun! — Der unglückliche Gatte war faſt wahnſinnig vor Schmerz. Er nahm Abſchied von ſeinen Freunden, wollte ſeine Kinder, welche ihm die Mutter geraubt hatten, nicht mehr ſehen, ſtellte ihnen aber jene Gouvernante zur Pflegerin und Erzieherin auf, welche bereits ihre Taufpathe war. Er wußte wohl, welchen Händen er ſie anvertraute, dann eilte er nach Paris, um die Seufzer ſeines armen Herzens im Kriegsgetümmel zu erſticken. Er machte den Feldzug von Rußland mit, und kam erſt im Jahre 1813 wieder nach Frankreich zurück.

Seine väterliche Liebe für ſeine Kinder verläugnete ſich übrigens nie, er ſorgte auch in der Ferne für ihre Bedürfniſſe, und forderte oft und genaue Nachricht über ſie. Sie erhielten Beſuche von den größten Naturforſchern und erfahrenſten Ärzten, welche immer verſicherten, ſie würden, ja ſie müßten in den nächſten Tagen ſterben, und von Woche zu Woche lebten Peter-Paul und Paul-Peter fort, und erreichten ſo, immer fröhlich und wohl, und ſich immer umarmt haltend, ihr fünftes Jahr. Glücklicherweiſe liebten ſie ſich ſehr und das Phänomen ihres Lebens war für die Gelehrten noch größer, als das Phänomen ihrer Geburt. Nach allen Regeln der Phyſiologie war ihre Exiſtenz eine Abſurdität, eine Ungerechtigkeit der Natur, ſie ließ ſich nur durch ein Wunder erklären, und die Gelehrten glauben an keine Wunder. Ich aber, der ich durchaus nichts von der Anatomie verſtehe, und an Alles glaube, will Euch das Wunder beſſer erklären, als alle Gelehrten.

Die Gouvernante, welche der Graf nebſt der Amme bei ſeinen Söhnen zurückließ, war eines der außerordentlichſten Frauenzimmer hinſichtlich ihres Herzens. Sie hatte ihre Frau, bei der ſie ſchon vor deren Verehlichung im Dienſte war, über Alles geliebt, hingegen behandelte auch dieſe Marie Gareau (ſo nannte ſich das Mädchen) mehr wie eine Freundin, als eine Dienerin. Marie, obſchon damals noch ſehr jung, war äußerſt geſchickt und fleißig, aber dabei auch ſehr fromm, und man konnte ſagen: etwas exaltirt. Sie ging nie aus, als in die Meſſe, und jeden Abend las ſie einige Seiten in der Bibel. Dieſes fromme Leben gab ihr Ideen weit über ihrer Sphäre. Man fragte ſie in allen Dingen um Rath, ja ſie ſagte manche Dinge, zur nicht geringen Verwunderung ihrer Umgebung, voraus.

Als ihre Herrin, ihre Freundin, die Gräfin ſtarb, wäre ſie ihr aus Schmerz gewiß bald ſelbſt in die Grube nachgefolgt, wenn ſie ſich von dieſem Augenblicke nicht ganz den beiden armen Weſen gewidmet hätte, in welchen ihr die Mutter noch fortzuleben ſchien. Sie wiegte ſie auf ihren Knien, ſie wartete und pflegte ſie mit aller Vorſicht und Kunſt — möchte man ſagen; denn ſie erfand Kleider, Betten, Stühle und hundert andere Gegenſtände, um ſie dem ſonderbaren Zuſtand der Kinder anzupaſſen. Dann betete ſie zu Gott, daß er die beiden unſchuldigen Würmer möchte leben laſſen, ſelbſt ſo, wie ſie waren. Wen wundert es daher, daß Peter-Paul und Paul-Peter fortlebten und gediehen, ungeachtet der Prophezeiung der Ärzte. Die Sorgfalt einer braven Frau iſt ſtärker als alle ihre Orakelſprüche.

Da die beiden Kleinen nie aus dem Hauſe kamen und nie andere Kinder ſahen, ſo waren ſie ſich auch ihrer ſonderbaren Geſtaltung nicht bewußt, ſie lachten und ſpielten, und wenn ſie wie aus einem Munde zu ihrer Pflegerin ſagten: „Ach gute Marie, wie lieb hab' ich dich, küſſe mich,“ dann war Marie auch ſo fröhlich und glücklich wie ſie, und vergaß das Schreckliche ihrer Zukunft.

Eines Tages, es war im Oktober 1812, an einem ſchönen Herbſtmorgen ſpielten die beiden Kinder im Garten. Der Gärtner hatte unvorſichtiger Weiſe die Thür offen gelaſſen, und ſie konnten der Neugierde nicht widerſtehen, zu ſehen, warum ſich ſo viele Leute verſammelten, welches geſchah, weil heute ein Dorffeſt gefeiert wurde. Kaum hatten ſie einige wenige Schritte gemacht, als zwei andere, etwas ältere Kinder, ſie erblickten, mit Verwunderung ſie anſtaunten, und indem ſie dann in ein dummes Gelächter ausbrachen, zu einander ſprachen: „Sieh ein Mal die beiden Mißgeburten,“ dann ſchrien ſie den Übrigen, und Alles lief herbei, um die fremdartigen Geſchöpfe zu ſehen, und Alles ſtaunte und lachte. Die Zwillinge waren darüber nicht wenig erſchreckt, eilten mit Thränen in den Garten zurück, und Peter-Paul ſagte zu Marien: „Ach gute Marie! das iſt entſetzlich! Als uns die fremden Leute da draußen ſahen, ſchrien ſie: Seht die beiden Mißgeburten, und deuteten mit Fingern auf uns, und lachten uns aus, und wir mußten weinen. Was iſt denn das, eine Mißgeburt, liebe Marie?“

Marie antwortete nicht und weinte mit ihnen, da fuhr Paul-Peter fort: „Sieh, liebe Marie, ich glaube, das waren Kinder, die nicht brav waren; und die der liebe Herr Gott ſtrafte: denn ſie waren nicht vereinigt wie wir beide, ſondern weit getrennt, weit, weit von einander. Die müſſen ſich auch nicht ſo lieb haben wie ich und mein Bruder,“ und bei dieſen Worten umarmten ſich die beiden Unglücklichen lange und zärtlich.

Es zeigten ſich überraſchende Ähnlichkeiten eben ſo wie frappante Kontraſte bei den beiden Brüdern. In ihren Zügen war nichts Gleiches zu finden. Peter-Paul hatte ſchwarze Augen und Haare, eine Adlernaſe, einen braunen Teint, breite gewölbte Bruſt, ſtarke Hände und breite Schultern. Paul-Peter hatte blonde gelockte Haare, hellblaue Augen, roſenrothe Wangen, zarte Glieder und eine ſchmale Bruſt, aber die intellektuellen Fähigkeiten, der Ideengang, die Gefühle, die Neigungen, der innere Menſch, die Seele, und der Ton der Stimme, alles dies war bei den beiden Brüdern von einer unbegreiflichen Gleichheit. Die Lehrer, welche ihnen gehalten wurden, glaubten nur einen Schüler zu haben, ſo begriffen ſie Alles zugleich und auf dieſelbe Weiſe. Auch bemerkte man, daß immer beide mit einander krank waren, und auch wieder beide mit einander genaſen. Man hätte glauben ſollen, es ſei nur ein Leben in zwei Weſen, nur eine Seele in zwei Körpern.

Alle dieſe Details, Alles, was die Geſundheit, die Ausbildung, die Studien der Knaben betraf, wurde dem Grafen regelmäßig brieflich mitgetheilt, welcher immer lange Antworten voll guter Rathſchläge und voll zärtlicher Vaterſorge zurückſandte. Er konnte ſich an den Gedanken nicht gewöhnen, Kinder außer dem Naturgeſetze zu beſitzen.

Indeſſen ſetzte Marie Gareau ihre Gebete und ihre frommen Verlobungen fort. Seit einiger Zeit ging ſie täglich des Abends in die Dorfkirche, warf ſich dort vor dem Bildniß der Gottesmutter nieder, weinte bittere Thränen, und blickte ſo inbrünſtig zum Altar empor, als wolle ſie etwas Unmögliches erflehen.

Eines Abends, zu Ende Oktobers 1813, begab ſie ſich ebenfalls wieder in die Kirche wie gewöhnlich, ſie weinte auch wieder, aber es waren nicht dieſelben Thränen und ſie hing über dem Bildniſſe der Gebenedeiten zwei Blumenkränze auf, einen zur rechten, den andern zur linken Seite des Bildes. Dann ſah man ſie einen dicken Brief in den Poſtſammlungskaſten werfen, worauf ſie ſo leichtathmend nach Hauſe ging, als ob ſie von einer großen Seelenlaſt befreiet wäre.

Ein Monat — zwei Monate vergingen, keine Antwort auf dieſen Brief. Sie wußte nicht, was ſie davon denken ſollte. Sie vermochte den Knaben keine Antwort zu geben, wenn ſie fragten: „Haſt du keine Nachricht von dem Vater?“ und doch hatte ſie ſelbſt ſehnſuchtsvoll darauf geharrt.

Am 1. Jänner1814 bemerkte ſie aus dem Fenſter eine Reiſekaleſche, ſie glaubte die Livree des Grafen zu erkennen. Wirklich bog die Kaleſche in das Hausthor ein.

„Meine Kinder! Meine Kinder! Euer Vater iſt da, kommt in ſeine Arme.“

Und drei Minuten nachher öffnete Marie Gareau den Wagenſchlag und ein ſchöner blonder Knabe ſtürzte in die Arme des Grafen.

„Das iſt Paul-Peter, Herr Graf, das iſt Paul-Peter!“ rief Marie mit von Thränen erſticktem Lachen.

Der Vater ſah — ſah wieder und traute doch ſeinen Augen nicht. Dann mit einem Tone der Freude und Bangigkeit ſchrie er: und Peter-Paul?

II.

„Und Peter-Paul?“ fragte er noch immer wie im Traume, nachdem er den ſchönen blonden Kopf mit Küſſen bedeckt hatte, der auf ſeiner Schulter lächelte.

„Der Herr Graf haben alſo meinen Brief vom Oktober nicht erhalten?“ fragte Marie, „ich habe ihn in das Hauptquartier adreſſirt.“

„Es gibt kein Hauptquartier mehr, und ich habe nichts erhalten. — Aber Peter-Paul?“ fragte der Graf zum dritten Mal voll Schrecken.

„Mein Bruder!“ rief Paul-Peter einem andern Knaben entgegen, der eben herbeilief, „komm doch geſchwind, Papa ruft dich.“

Und eine kleine lebhafte braune Geſtalt hüpfte in den Wagen und umarmte den ſtaunenden Grafen.

Der Graf glaubte kaum, was er ſah. Bald faßte er ſeine beiden Kinder in ſeine Arme, und preßte ſie mitſammen an ſein Herz, als ob ſie nur ein Weſen wären, bald ſtellte er wieder Einen hier, den Andern dort vor ſich hin und betrachtete ſie mit unruhigem Wohlgefallen, wie ein Wilder, der zum erſten Male Feuer ſieht, dann hob er ſie empor, und lächelte ihnen ſtolz entgegen, und dann, ſie wieder niederſtellend und die Arme kreuzend, ſtellte er die Frage an Marien: „Sind dies wirklich meine Kinder?“

„Kommen Sie, Herr Graf, ſteigen Sie aus dem Wagen, und im Hauſe beim Kamin werde ich Ihnen Alles wiederholen, was ich Ihnen geſchrieben habe. Die ehrlichen Leute triumphiren und Gott hilft den Seinigen.“

Und als ſie am Kamine ſaßen, ſagte der Graf: „Nun Marie, ich hore.“

„Die Knaben,“ begann Marie, „beklagten ſich ſeit einiger Zeit uber Unwohlſeyn, und ſie waren ſo ſonderbar, als wenn in ihnen etwas Außerordentliches vorginge. Sie fielen in eine Art Stumpfſinn, die ich gar nicht begreifen konnte. Ich ließ die Ärzte von Bourges rufen, ſie ſchüttelten die gepuderten Köpfe und ſagten Alle: Da iſt nichts zu thun, ſie müſſen mit einander enden. Da betete ich zu der heiligen Jungfrau und ließ Meſſen leſen, und zündete Kerzen an, wie am Tage ihrer Geburt. Allein die Krankheit dauerte fort, und ſie magerten ab zum Erbarmen. Da machte ich ein Gelübde, ein großes feierliches Gelubde, und — ach Gott! — als ich eines Morgens, wie gewöhnlich, zu ihrem Bette trat, da hob ſich Peter-Paul gegen mich empor und reichte mir die Hande, ohne daß ſein Bruder ſich bewegte, ſondern nach der Länge ſchlafend liegen blieb. Ich glaubte närriſch zu ſeyn. — Ich ſchaute, betrachtete ſie naher — nichts mehr als eine kleine Wunde in der Seite, und ein langer Streif von ſchwarzem geſtockten Blute. Ich rief die Ärzte wieder. Sie ſagten, ohne zu ſchauen, daß ſolche Trennung gar nicht moglich ſei. Möglich oder nicht, mir war das einerlei, ich weinte vor Freude; ich dankte dem lieben Gott, und ſchrieb Ihnen, Herr Graf, jenen Brief, der Ihnen nicht zugekommen iſt. Ach, meine armen guten Kinder, wie ſchön ſie nun ſind! Ach nun wird ſie Niemand mehr auslachen und ſie werden glücklich ſeyn!“

Der Graf, als er ſich dieſes Glückes verſichert hatte, konnte auch ſeine Thranen nicht zurückhalten, er wiederholte nur immer: „Ach, wenn meine gute Amalie noch lebte, wie würde ſie ſich mit mir freuen!“ und ſeine Thränen floſſen häufiger.

„Warum weinſt du, lieber guter Vater? Ich will nicht, daß du weinſt,“ ſprachen die beiden Kinder wie aus einem Munde.

„Unterwerfen Sie ſich dem Willen Gottes, Herr Graf,“ fügte Marie bei, „und leben Sie für dieſe beiden Engel, welche eines Vaters ſo ſehr bedürfen.“

„Ja, du haſt Recht,“ ſprach der Graf, und wiſchte ſich die Thränen aus den Wimpern, „kommt meine Kinder und tröſtet mich über den Verluſt eurer Mutter.“

Vor Ende des Jänners befanden ſich alle zu Paris.

Der Graf ſuchte in ſeiner zärtlichen Liebe für ſeine Kinder Vergeſſenheit der politiſchen Ereigniſſe, welche ihn ſehr ſchmerzten. Er widmete ſich ganz der Erziehung ſeiner Kleinen. Mit neun Jahren wußten ſie ſchon ſehr Vieles und machten ſogar ſchon Verſe. Der Graf, ein großer Freund der Poeſie, ſuchte ihnen Geſchmack für die beſten Dichter beizubringen, und dadurch wurde ihr eigenes ſchlummerndes Talent geweckt.

Die Brüder beſuchten, als ſie die nöthigen Vorkenntniſſe dazu ſich eigen gemacht hatten, die öffentlichen Kollegien und machten außerordentliche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Aber noch außerordentlicher war die Gleichheit ihrer Talente und ihrer Kompoſitionen, derſelbe Styl, dieſelben Schönheiten und dieſelben Fehler. Ihre Schreibbücher ſahen aus wie zwei Abſchriften von einer und derſelben Hand. Während des ganzen Jahres erhielten ſie dieſelben Strafen, und an dem feierlichen Tage, an dem der Lehrer Peter-Paul vorrief um einen Preis in Empfang zu nehmen, wurde ſicher auch Paul-Peter genannt, um dieſen Preis mit ihm zu theilen. Von allen Bänken erſcholl ein allgemeiner Vivatruf: denn Schüler und Lehrer, welche früher oft über dieſe Gleichheit gelacht hatten, waren jetzt nach und nach mit einer Art unheimlichen Bewunderung und furchtſamen Achtung erfüllt worden, indem ſie darin ein Geheimniß des menſchlichen Organismus, ein Naturphänomen erblickten, deſſen unbekannte Urſache in ihrer Seele ein Gefühl des Wunderbaren erregte.

Wenn ihre beiden friſchen und reinen Stimmen in der Inſtitutscapelle Hymnen und Pſalmen ſangen, glaubte man zwei Kryſtallflöten einſtimmig vibrirend zu vernehmen. Auf Promenaden gingen ſie immer gleich gekleidet neben einander und aus ſüßer Brudergewohnheit ſchlug jeder einen Arm um des Andern Leib. Wahrhaftig, es waren lebendige Bilder von Kaſtor und Pollux.

Dieſe überraſchende Gleichheit ihrer Talente, Geſinnungen und organiſchen Verrichtungen, verbunden mit der zärtlichen Liebe, welche ſie für einander bewieſen, machten ſie zum Gegenſtande der allgemeinen Verehrung ihrer Mitſchüler. Sie waren übrigens auch ſo gut und ſo beſcheiden, daß ihr kleiner Kummer ſo wie ihre großen Fortſchritte ein hundertſtimmiges Echo in ihrem Umkreiſe fanden. Alles behandelte ſie zuvorkommend und mit einer Art ehrfurchtsvollen Scheu, und an ihrem fünfzehnten Geburtstage, im Jahre 1822, fand Jeder von ihnen ein Gedicht in ſeinem Pulte, deren Überſchriften lauteten: „An unſern Oreſt,“ „An unſern Pylades,“ worin die Kameraden ihre Liebe und Achtung für die beiden Brüder ausdrückten. Peter-Paul und Paul-Peter weinten Freudenthränen darüber.

Gegen Ende deſſelben Jahres wurden beide zugleich von einer langen ſchweren Krankheit befallen. Ihr Vater und Marie beſuchten ſie täglich zwei Mal im Inſtituts-Krankenzimmer, wohin ſie gebracht worden waren. Eines Morgens kam auch Doktor Gall, um einen kranken Schüler zu beſuchen, der ihm empfohlen war. Als er an den Betten der beiden Brüder vorüberging, raſirte man ihnen eben auf Befehl des Arztes die Haare von den Köpfen. Gall blieb plötzlich ſtehen, betrachtete ſie beide aufmerkſam und konnte ſich nicht enthalten laut auszurufen: „Bei Gott! eine ſolche Ähnlichkeit iſt mir noch niemals vorgekommen.“ Der berühmte Anatom näherte ſich mit ſichtbarem Intereſſe den beiden Kranken, und nachdem er die beiden Köpfe, oder vielmehr dieſen Doppelkopf mit aller Aufmerkſamkeit betrachtet und betaſtet hatte, trat er gleichſam betroffen über ihre wunderbare gleiche Geſtaltung zurück und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Das ſind ein paar Gehirne, welche ſonderbare und fürchterliche ſympathetiſche Folgen in das Geſchick zweier Menſchen werfen konnen“ — Mit dieſen Worten trat der Doktor aus dem Saale und die beiden Brüder, welche immer gelauſcht, und kein Wort ſeiner Erklärungen verloren hatten, hörten nur mehr das Getappe ſeines Todes. Sie blickten einander mit einer Art von Schauder an und eine unerklärbare Ängſtlichkeit bemächtigte ſich ihrer, welche auch ihre Geneſung verzögerte.

Da ihre Geſundheit im Innerſten erſchüttert war, und ſie daher einer ganz beſondern Sorgfalt und Pflege bedurften, ſo nahm ſie der Vater aus dem Inſtitute nach Hauſe und Marie Gareau fühlte ſich darüber ſehr glücklich.

Sie ſetzten ihre Studien mit vielem Fleiße und Eifer im väterlichen Hauſe fort und erhielten die vortrefflichſte Erziehung. Der Vater führte ſie bald in die Welt, um Männer von gutem Ton aus ihnen zu machen. Umgang mit braven und klugen Frauen iſt ein großer Vortheil und ſogar ein Präſervativ für Jünglinge. Das wußte der Vater ſehr gut, der überhaupt viel Gutes wußte. Dadurch erhielten Peter-Paul und Paul-Peter auch jenen äußern Geſellſchaftsfirniß, der ſie zu liebenswürdigen Jünglingen machte. Sie wurden allenthalben geſucht und waren überall willkommen. Monate und Jahre verfloſſen ſchnell unter Vergnügungen und Studium, eigentlich dem reellſten aller Vergnügungen. Wenn die Brüder in dem Kabinete ihres Vaters arbeiteten, kam Marie Gareau öfters hinein, zwar unter irgend einem Vorwande, aber eigentlich nur, um ſie alle drei ſo vereinigt zu ſehen und dann Gott dafür zu danken. Wenn ſie ſpät des Nachts von irgend einem Feſte zurückkamen, war es immer Marie, die ſie noch erwartete, und ihnen lächelnd die Thüre öffnete, obwohl ſie ſchon ſehr hinfällig war, denn Nachtwachen und Kummer hatten ihre Lebensjahre verdoppelt, und wirklich hatten die Brüder ſchon unruhig über ſie ſeyn können. Aber worüber beunruhigt man ſich mit zwanzig Jahren? Sie küßten ſie alle Abend, nachdem ſie vorher ihren Vater geküßt hatten. Sie duzte ſie auch, wenn ſie allein waren, und täglich fanden ſie ihre Gebetbücher unter ihrem Kopfpolſter. Alles war gut.

Ihr poetiſches Talent wurde ihnen eine Quelle vieler Annehmlichkeiten in der Geſellſchaft. Man ſtellte ſie, ſo oft es angehen wollte, auf die Probe, und man machte ſich meiſt das Vergnügen ihnen abgeſondert dieſelben Stoffe zu geben, um die Art zu vergleichen, womit ſie beide behandelten. Meiſtens war der Vergleich leicht zu machen, denn ſie ſtimmten faſt bis auf einzelne Verſe vollkommen überein. Da war dann ein allgemeines Geſchrei der Ver- und Bewunderung. Der Leſer dieſer Erzählung mag davon ein Beiſpiel vernehmen. In einer Geſellſchaft, wo ſie ſehr gerne geſehen waren, forderte eine Dame von ihnen Verſe auf einen Krebs. Sie gingen Jeder in ein entgegengeſetztes Kabinet und kamen nach einer Viertelſtunde Jeder mit ſeinem Gedichte zurück. Beide lauteten ganz gleich, beide Wort für Wort, alſo:

Ganz verborgen zwiſchen Steinen
Schleicht der Krebs die längſte Zeit.
Nur wenn ihn die Feuer reinen,
Erwirbt er ſich das Ehrenkleid;
Aber wenn er ſich's erwirbt,
Iſt's ihm unnütz; denn er — ſtirbt.

So auch das Genie: verachtet
Iſt es oft von Gram umnachtet;
Hat die Zeit die Flamm' entbrannt,
Die ihm ſeinen Glanz erwirbt,
Dann wird freilich es erkannt,
Aber ach — zu ſpät — es ſtirbt.

Alle Gegenwärtigen, ja ſie ſelbſt, waren über dies Wunder der Gleichheit erſtaunt. Nur ein einziger Mann ſagte: „Das nimmt mich garnicht Wunder, mit ſolchen gleichen Schädeln konnt' es nicht anders kommen.“ Es war Doktor Gall. Die beiden Brüder blickten ſich wieder mit heimlichem Grauen an.

Sie machten bald mit allen vorzüglichen Dichtern und Künſtlern der Hauptſtadt Bekanntſchaft. Der Salon ihres Vaters wurde das Stelldichein der ganzen literariſchen Welt von Paris. Alles bedeutende Neue wurde da zuerſt vorgeleſen und beurtheilt. Peter-Paul und Paul-Peter traten meiſtentheils ſelbſt mit in die Schranken, und der Vater war entzückt von ihren Fortſchritten und ſtolz auf ſeine Söhne. Marie Gareau horchte an der Thür und glaubte, wenn ſie im Saale den ihren Lieblingen gezollten Beifall vernahm, die Harmonien des Paradieſes zu hören.

Nach einem dieſer Abende, als ſich die beiden Brüder in ihr Zimmer zurückzogen, glaubten ſie ungewöhnliches Getöſe im anſtoßenden Gemache Mariens zu vernehmen. Sie traten hinein und fanden die Gute, vom Schlage gerührt, todt am Boden liegen. In demſelben Jahre 1829 ſtarb auch der Graf. Vater und zweite Mutter in einem Jahre dahin und die beiden Jünglinge jetzt Söhne der ganzen Welt!

III.

Dies iſt der Zeitpunkt, in welchem ſich der Jüngling ſeinem Geſchicke gegenübergeſtellt ſieht, in welchem das Geſpenſt ſeiner Zukunft vor ihm auftaucht und ſeine eigene Freiheit ihn erſchreckt.

Sie weinten beide lange, Einer den Andern umſchlungen haltend, auch ihre Haare verflochten ſich in einander wie die Zweige zweier Thränenweiden an einem einſamen Bache.

Sie ließen zwei Grabmäler errichten und ſetzten Worte der innigſten Liebe und Achtung für die Verſtorbenen darauf. Dann ſprachen ſie zu einander: „Wir wollen jetzt nach Bourges gehen und niederknien am Grabe unſerer Mutter, jenes dritten Engels, der von oben auf uns herabſieht.“

Sie reiſten ab, und nachdem ſie dieſe heilige Pflicht erfüllt hatten, überlegten ſie mit einander ihre Zukunft, und was ſie beginnen ſollten, da ſie Beſitzer eines großen Vermögens geworden waren. Sie machten manche Vorſchläge, aber in keinem war von Theilung dieſes Vermögens die Rede, daran dachten ſie gar nicht. Sie kamen endlich darin überein, daß ſie nicht mehr nach Paris in jenes Haus der Trauer zurückkehren konnten und wollten, welches ihnen zehn Jahre ein Aufenthalt des Glückes und der Freude war. „Wir wollen reiſen,“ ſagten ſie zu einander, „alle Provinzen unſeres Vaterlandes beſuchen, vor allem die ärmſten, denn das ſind die ſchönſten, und zugleich können wir dort das meiſte Gute thun.“

Zwei Jahre wußte Niemand, was aus ihnen geworden ſei. Endlich kamen ſie in Bordeaux an, es war die erſte große Stadt, in welcher ſie ſich ſeit ihrer Reiſe befanden. Sie wollten dort Verwandte beſuchen, welche ſie auch mit inniger Herzlichkeit empfingen. Man fand die beiden Brüder ſehr liebenswürdig. Der Gram hatte ſie, wie ein Wölkchen an der Stirne des Himmels, verſchönert. Das kräftige und belebte Geſicht Peter-Pauls war durch einen Anflug von ſanfter Melancholie milder geworden, und Paul-Peters zarte Züge hatten durch männlichen Ernſt gewonnen. Sie gingen wenig in die große Welt. Bordeaux iſt eine zu reiche Stadt, um eine angenehme Stadt zu ſeyn. Man gibt von Zeit zu Zeit große Feſte, wo man Geld und Haus zum Fenſter hinauswirft, dann ſchließt man wieder die Thür und iſt für Niemand ſichtbar. Das angenehme Abendgeplauder am Kamine iſt dort kaum bekannt, und die Damen empfangen dort nur mindeſtens hundert Männer auf ein Mal. Unſere Jünglinge beſuchten manchmal das große Theater, Parterre und Logen ſprechen dort laut von Börſe- und andern Angelegenheiten während der Tragödie, und die Aufmerkſamkeit für die Bühne beginnt erſt mit dem Ballete, allein, man muß gerecht ſeyn, den Tanz ſehen ſie mit gewiſſenhafter Stille an.

Schon waren vierzehn Tage vorüber, daß ſie von Bordeaux abreiſen und ihre Wanderung fortſetzen wollten, und weder der Eine noch der Andere ſprach davon. Ja ſie ſprachen ſogar weniger mit einander, und waren öfters getrennt.

Eines Abends, da kein Spektakel war, trat Peter-Paul blaß vor Zorn in das Gemach einer Frau, der er eifrig den Hof machte, und ſprach mit drohender Geberde: „Madame! ein Mann iſt hier verborgen, ich weiß es! Nie hätte ich von Ihnen gedacht, daß Sie mich ſo hintergehen würden. Suchen Sie nicht zu läugnen, keine Thränen, wenn ich bitten darf, keine Schwüre, ich bin gewiß, Sie haben einen Mann empfangen, es iſt noch nicht drei Minuten. Sie erwarteten mich nicht dieſen Abend, ich ſah ihn eintreten und ich habe Ihr Mädchen gezwungen, mir es zu geſtehen. Beim Himmel, Madame! wo iſt er? wo iſt er? Mein Degen ſoll ihn lehren!"

„Peter-Paul! Peter-Paul!" rief eine Stimme aus einem Alkoven im Hintergrunde des Gemaches.

„Paul-Peter! Paul-Peter!" rief die andere Stimme, und bald darauf traten die beiden Brüder, ſich herzlich umarmt haltend, aus dem Hauſe, und lachten aus voller Kehle über das Abenteuer. Bald darauf aber wurden ſie ſtiller, und immer ſtiller, ſo daß ſie endlich ganz ernſt nach Hauſe kamen. Vor dem Schlafengehen ſprach endlich Einer zu dem Andern: „Lieber Bruder! wenn wir recht darüber nachdenken, findeſt du das Abenteuer nicht ſehr ernſthaft? Daß zwei Jünglinge Eine Leidenſchaft für Eine Frau haben, das iſt nichts, daß dieſe Frau zwei Liebhaber hat, iſt auch nichts, daß dieſe beiden Liebhaber ſich einmal treffen, iſt ein Spiel des Zufalls, aber daß **Peter-Paul** und **Paul-Peter** ſich von demſelben Weibe angezogen fuhlen, daß ſich ihre erſte Narrheit zu demſelben Gegenſtande wendet, das verdient Überlegung, das ſoll und muß unſere Zukunft beſtimmen. Wir ſind unter den nämlichen Ideen, denſelben Gelüſten, denſelben Krankheiten ſogar emporgewachſen, und nun werden unſere Sinne, welche ſo lange geſchlummert, auch bei ihrem erſten Erwachen, von derſelben Schönheit befangen, ja wir hätten uns in der erſten Hitze durchbohren können, wenn Einer den Andern nicht beim Namen gerufen und erkannt hätte. Gott im Himmel! Was könnte erſt entſtehen, wenn die hohe, die einzige, die wahre, unheilbare Liebe ſich unſerer beiden Herzen bemächtigte, wenn dieſe Liebe, die in meinem und in deinem Herzen ſchlummert, ſich auf einen und denſelben Gegenſtand neigte. Und ich zweifle nicht, mein Bruder, das könnte, das würde geſchehen, morgen vielleicht, wenn wir nicht zuvorkommen. Mein Gott, mein Gott, was würden wir mit dieſer Liebe bei unſerer Freundſchaft anfangen? Einer von uns müßte vor Gram ſterben. Doktor Gall hat das ja auf unſern beiden Stirnen geleſen. Darum wollen wir uns trennen, uns verlaſſen, mein geliebter Bruder, es iſt Zeit! Fünfhundert Meilen wollen wir zwiſchen uns ſtellen, und uns erſt dann wiederſehen, wenn die Wahl unſerer Herzen unwiderruflich entſchieden iſt, dann aber auch uns nicht mehr verlaſſen bis in den Tod. Ich weine blutige Thränen, indem ich dieſen Rath gebe, allein eine geheime Stimme ſagt mir, daß wir ſo, ja nur allein ſo dem Schickſal entgehen können, das die Natur uns bereitet hat. Darum preiſe ich unſer heutiges Abenteuer wie eine Stimme von oben. Lebe wohl, mein Bruder! lebe wohl! Ich ſehe kein Weib mehr an, welches deine Blicke noch erreichen können.“

Sie weinten die ganze Nacht, allein ihre Vernunft führte ſie immer auf den alten Entſchluß zurück. Dieſe ſympathetiſche Organiſation, welche das Glück ihres Lebens machte, könnte ſie auch zur Verzweiflung bringen; denn die Liebe war nicht allein in ihnen, ſie war auch außer ihnen.

Es war ein rührendes Schauſpiel, zu ſehen, wie die beiden Brüder aus zu großer Liebe für einander, aus zu großer Einigkeit ſich trennten.

Peter-Paul reiſte nach Neapel und Paul-Peter nach England, nachdem ſie einander verſprochen hatten, ſich täglich zu ſchreiben, und ſich die Geſchichte ihrer Herzen zu erzählen, wovon ihre längere oder kürzere Trennung abhing. Dieſe Trennung machte ihnen mehr Schmerz, als jene in der Nacht, wo ſich ihre kindlichen Körper von einander blutig ſonderten.

Vier Monate war Paul-Peter in London, als er am Oſtertage beim franzöſiſchen Geſandten zu Mittag ſpeiſte, und plötzlich einen lauten Schrei ausſtieß, indem er ſeine Hand unter ſein Herz preßte, und ohnmächtig niederfiel, nachdem er vorher gerufen: „Herr Gott! mein Bruder wird in dieſem Augenblicke verwundet.“ Drei Wochen hierauf erhielt er folgenden Brief:

„Neapel, den 29. April 1832.

Geliebter Freund! Ich erhielt am Oſtertage eine Degenwunde gerade unter dem Herzen, die Wunde iſt tief, aber ohne Gefahr. Ich werde bald wieder das Bett verlaſſen dürfen, und der Arzt erlaubt mir, dich ſelbſt davon zu benachrichtigen. Es war in Folge eines Duells mit einem Nebenbuhler, denn die Liebe ließ ſich in dieſem Lande der Sonne und der Vulkane nicht lange erwarten. Eine junge ſpaniſche Witwe raubte mir mein Herz und meine Sinne. Ich bin zu ſchwach, um dir das Alles zu erzählen, aber meine Elvira ſchreibt mir aus Frankreich, wo ſie ſich gegenwärtig befindet, um ihre Mutter aufzuſuchen, daß dieſe unſere Liebe billigt, daß ſich alles nach unſern Wünſchen fügt und daß in den letzten Tagen des Julius die glücklichſte der Ehen zu Burgos gefeiert werden wird. Das iſt wohl einen Degenſtich werth. Ich möchte dich, mein theurer Bruder, mein einziger Freund auf dieſer Erde, bei dieſem Feſte ſehen! Möchteſt du mir doch ein gleiches Glück von deiner Seite zu verkünden haben. Nie hab' ich ſehnlicher eine gleiche Wirkung unſerer Sympathie gewünſcht. Zu Burgos alſo ſehen wir uns wieder, nicht wahr?“

Paul-Peter antwortete:

„London, den 20. Mai 1832.

Ich wußte, daß du verwundet wurdeſt, mein theurer Bruder. Ich fühlte ſchmerzlich den Degenſtoß in demſelben Augenblicke. Solche identiſche Organiſationen hat uns Gott gegeben und wir haben klug gethan, uns für einige Zeit zu trennen. Ich danke dir für die Mittheilung deines Glückes. Ich will dir ſogleich ſagen, daß mich die Liebe in den Nebeln der Themſe gefunden hat, wie dich unter dem heitern Himmel von Neapel. Ja mein Bruder, neun Tage und neun Nächte ſind es nun, daß ich im Paradies und in der Hölle lebe. Eine ſchöne Fremde (ich weiß nicht, aus welchem Sterne ſie geſtiegen iſt) erſchien mir im Drury-Lane in der katholiſchen Kapelle, im Hyde-Park, überall. Ich weiß noch nicht, wer ſie iſt, aber ich weiß, daß ich der Ihrige bin für hier und jenſeits. Ich war heute im Theater neben ihr in der Loge, und ich hörte, wie ſie in franzöſiſcher Sprache zu einem ältlichen Manne, ihrem Begleiter, ſagte, daß ſie ſich morgen auf der Brigg the Navigator einſchiffen wolle, die nach Smyrna ſegelt. Ich will mich auch einſchiffen, und ihr folgen, wär's auch bis an das Ende der Welt. Sie iſt vermuthlich eine junge Griechin. Ich will mit ihr reden, will ihr öffnen mein Herz, meine unausſprechliche Liebe wird auch ihr Herz ergreifen, und wenn nicht, wohlan, dann ſoll mich der Ozean — doch nein, mein Bruder! ich würde dann doch noch nach Burgos gehen, um über deinem Glücke mein Unglück zu vergeſſen. Lebe wohl und geneſe ſchnell. Ich werde dir ſchreiben, ich weiß nicht von wo und wann, aber bald, und was auch geſchehe, ich werde ſelbſt das Unmögliche thun, um dich zu Ende Juli in dem ſchönen Spanien wieder zu ſehen. Ich liebe deine Elvira jetzt ſchon wie meine Schweſter. Wirſt du auch meine Orientalin wie die deinige lieben? Gott behüte und ſegne dich ꝛc."

„P. S. Ich wollte ſo eben deinen eigenen Brief ſtatt des meinigen in den Umſchlag legen, und der Poſt übergeben, ſo ſehr hab' ich den Kopf verloren und ſo ſehr gleichen ſich unſere Schriften."

Am andern Morgen beſtieg er den Navigator und ſah bald ſeine ſchöne Fremde mit einer bejahrten Frau kommen, welche ſie unterſtützte. Ein alter Mann, derſelbe, mit dem ſie in der Loge geſprochen hatte, begleitete ſie bis an die Brigg und ſprach zu ihnen, als er ſie verließ: „Fürchten Sie nichts, meine Damen, er iſt ganz von der Spur abgekommen. — Ein Schiff nach Smyrna, — Ihre beiden griechiſchen Namen — Er wird Sie wohl in Ruhe laſſen müſſen. Aber nur fein vorſichtig bis in den Hafen! — Adieu!“

Paul-Peter hatte nur abgebrochene Worte vernommen, aber ſie bildeten doch Wolken über ſein Entzücken. Er verſprach ſich auf dem Schiffe einen angenehmen Verkehr, allein, war es Laune oder Furcht, die beiden Fremden verließen nur ſehr ſelten ihre Kajüte und er konnte ſich nur dann Leila'n, ſo hörte er ſeine Geliebte nennen, bemerkbar machen. Schon ſahen ſie die Küſte von Spanien und er hatte noch kein Wort mit ihr gewechſelt, und Alles auf dem Schiffe wußte entweder nichts von ihr, oder blieb über ihre Verhältniſſe verſchwiegen. Soll's ſo fort bis nach Smyrna gehen? ſprach Paul-Peter zu ſich ſelbſt in der größten Ungeduld.

Er glaubte zu bemerken, daß Leila ihn manchmal mit einer Theilnahme anſah, welche ſie den andern Reiſenden nicht ſchenkte. Endlich entſchloß er ſich eines Abends ein Gedicht an ſie zu machen und ihr zu ſenden, welches aber keinen direkten Bezug weder auf ihn noch auf ſie haben, ſondern nur im Allgemeinen die heiße Sehnſucht eines liebenden Herzens ausdrücken ſollte; ſie, dachte er, wird es ſchon verſtehen, und findet es ihre Mutter (die alte Frau war ihre Mutter) in ihren Händen, ſo erlaubt ihr der unbeſtimmte Sinn vorzugeben, es ſei ein Gedicht, das ſie ſich hat abſchreiben laſſen. Er ſchrieb alſo dies Gedicht und ein Matroſe befaßte ſich damit, es unter Leila's Kopfpolſter zu legen.

Die Nacht und der ganze folgende Morgen vergingen für Paul-Peter unter großer Unruhe. Leila war nicht erſchienen, aber nach dem Abendgebete hatte er ſie auf das Verdeck ſteigen geſehen, ein Papier in den Händen, welches ſie mit den Augen zu verſchlingen ſchien. — Es war ſein Gedicht. Sie las es und las es wieder mit Zeichen des größten Staunens und der zärtlichſten Theilnahme. Paul-Peter, in der Nähe Leila's verborgen, war außer ſich vor Entzücken und Liebe. Er ſah ſich verſtanden und wollte ſchon zu ihren Füßen ſtürzen, als die Mutter herbeikam und ſie am Arme faſſend ſprach: „Komm mein Kind, du ſollteſt ſchon zu Bette ſeyn.“

Paul-Peter hatte nur noch Zeit die beiden Damen ehrerbietig zu grüßen, und als Leila dieſen Gruß erwiederte, ſah er Thränen in ihren Augen und ein himmliſches Lächeln um ihren Roſenmund.

Die Nacht ging ſchlaflos in ſüßen Hoffnungen für Paul-Peter vorüber. Nur als der Morgen graute, ſank er in einen leichten Schlummer. Als er erwachte, war es heller Tag. Er lief zur Kajüte der beiden Damen. Sie war leer. Er zog Erkundigung ein und erfuhr, daß beim Anbruch des Tages eine Schaluppe ſie nach Corunna geführt habe, wohin ſie verlangten. Er ging in die Kajüte, raffte einige Papiere auf, welche ſie vergeſſen zu haben ſchienen, und bat, man möchte auch für ihn eine Schaluppe ausſetzen, die ihn bis zu den Fiſcherbarken, welche man in nicht großer Entfernung erblickte, führen ſollte. Dies war bald geſchehen, er ſtürzte in die Schaluppe und erreichte ſchnell eine Fiſcherbarke, welche ihn binnen drei Stunden an die Küſte von Spanien ſetzte.

Er durchſah während der Fahrt die Papiere Leila's und fand auch ſein Gedicht darunter, hatte ſie es bei der Schnelligkeit der Abreiſe vergeſſen, oder es mit Abſicht zurückgelaſſen? Paul-Peter zweifelte nicht an dem Letzteren, als er am Schluſſe die Worte las: „Möge der Schutzgeiſt, der mir wunderbarer Weiſe dieſe Zeilen zutrug, zu ihm zurückkehren und ihm die Grüße meiner heißeſten Liebe bringen.“ Dies war genug, um Paul-Peter in ein Meer von Wonne zu verſenken.

In Corunna angelandet, lief er in alle Gaſthöfe. Nirgends wollte man zwei griechiſche Damen geſehen haben. Er erfuhr nur, daß die Marquiſe von Villaflor mit ihrer Tochter dieſen Morgen hier durchgereiſt und die Straße nach Biscaya eingeſchlagen habe; er verglich mehrere Nebenumſtände mit einander und hielt ſich überzeugt, daß die beiden Fremden keine Griechinnen, ſondern Spanierinnen ſeien, welche wichtige Urſachen zwingen mußten, fremde Namen anzunehmen; um ſie gewiß jetzt wieder zu finden, beſtellte er ſchnell Poſtpferde nach Biscaya. Nach wenigen Stunden der Reiſe warf der Poſtillon um, und Paul-Peter brach ſich, an einen Felſen geſchleudert, das Bein. Er mußte einen ganzen Monat in einem ärmlichen Dorfe liegen bleiben und ſich einem Barbier überlaſſen. Höllenjahre lagen für ihn in dieſem einen Monate. Als er ſeine Reiſe wieder fortſetzen konnte, ging der Monat Juli zu Ende.

„Nach Burgos! nach Burgos!“ ſchrie Paul-Peter ſeinem Führer zu.

Er hoffte dort noch zur Vermählung ſeines Bruders anzulangen und zugleich Erkundigung über die Familie Villaflor einzuziehen.

Wirklich, als er in einer ſchönen Nacht in Burgos einfuhr, war die Kathedrale beleuchtet. Der Hochzeitszug kam eben mit Fackeln aus der Kirche. Paul-Peter trat in ſeinen Reiſekleidern hinzu. Peter-Paul ſah ihn, warf ſich an ſeine Bruſt und ſagte: „Ach mein Bruder! du fehlteſt allein noch zu meinem Glücke. Gott ſei gelobt, ich habe dich wieder, umarme deine Schweſter!“

Und Paul-Peter umarmte die Braut unter dem Portale der Kirche und ein Beben faßte ſein innerſtes Mark: „Leila!“ ſchrie er.

„Nein, nicht Leila, Elvira,“ antwortete Peter-Paul. — „Aber nun folge uns, Bruder, in den Pallaſt Villaflor.“

Und der ganze Zug ſtieg in fünfzig Wagen.

Paul-Peter ſah ſtarr den Wagen nach und eilte dann in einen Gaſthof, begehrte ein Zimmer und ſchloß ſich dort ein. Seine Haare ſträubten ſich empor und ſeine Augen traten ſtier aus ihren Höhlen. „Alſo konnten wir unſerm Schickſale nicht entgehen?“ ſprach er dumpf. „Unſere Organiſation war ſtärker als unſer Anſtreben dagegen. Elvira, Leila, dieſelbe Perſon, ja es mußte dieſelbe Perſon ſeyn, wenn wir ſie beide lieben ſollten. Ungeheures mußte einer ſolchen ungeheuren Geburt folgen. Mein Bruder! ich liebe dich mehr als mich ſelbſt, aber ich fürchte doch dich weniger zu lieben, als deine Elvira. Bruder, lebe lang und glücklich mit ihr.“ Den ganzen Abend hindurch ließ Paul-Peter ſich nicht ſehen. Aber in der Nacht hörte man einen gellenden Schrei in ſeinem Gemache, dann war alles ſtille.

Als am andern Morgen die Mutter im Pallaſte Villaflor in das Gemach der Neuvermählten trat, fand ſie Elvira in Thränen vor einem kalten Leichnam knien.

Paul-Peter und ſein Bruder waren im nemlichen Augenblicke geſtorben.

Die

BELAGERUNG VON AMASI.

Orientaliſche Erzählung

Die Menſchen lieben es, wenn man ihre wüthenden Handlungen zu Tugenden erhebt; ſie gefallen ſich bei Erzählungen von Schlachten. Und ich, der ich ſo oft über ihre Thorheiten lachte, über ihre Schwächen ſeufzte, ich ſuche in der Geſchichte Züge, welche dem Menſchengeſchlechte Ehre machen. Ich finde dort viel vergoſſenes Blut, und wenig große und edle Handlungen, viele berühmte Eroberer, wenig große Seelen, viel Rauch, wenig Ehre. Glücklich derjenige, welcher mitten unter ſo vielen Irrthümern und Frevelthaten einer Tugend begegnet. Er ruht ſanft an ihrer Seite aus, er betrachtet ſie mit Bewunderung, und koſtbare Thränen netzen ſeine Augen. Er gleicht einem Wanderer, der in der Wüſte Arabiens herumirrt, lange Zeit hat er nur öde Sandebenen durchwandelt, nur Löwen und Tieger geſehen, plötzlich erblickt er eine Herberge, ſein Herz klopft mächtig vor Hoffnung und Freude, er fliegt — den Geſchöpfen, die ihm gleichen, entgegen, und ſchreit laut auf: „Großer Gott! ich finde noch Menſchen!“

Der berüchtigte Eroberer, Moez-Eddoulat, hatte ſich, ungeachtet des Widerſtandes Ali-Mohamed's, des großmüthigſten, tapferſten und tugendhafteſten Mannes, Karamaniens bemächtiget. Ali beſaß nichts mehr, als die ſchöne Stadt Amaſi, wo ihn Moez ſchon ſechs Monate belagert hielt. Die Stadt war gut befeſtiget, und mit allem Nothwendigen verſehen, um eine lange Belagerung auszuhalten. Ali-Mohamed hatte geſchworen ſich eher unter den Ruinen ſeines letzten Zufluchtsortes zu begraben, als ihn ſeinen Feinden zu überlaſſen, und Ali-Mohamed war ein Mann, der ſeine Schwüre hielt.

Moez beſchleunigte die Belagerung mit der größten Lebhaftigkeit. Der Kalife Mortaſi half mit ſeiner ganzen Macht einem Manne, der ihn ſpäter mit Undank lohnte, und ſandte ihm ein Heer von 100,000 Männern. Ali-Mohamed hatte alle Stürme der Belagerer abgeſchlagen, und bewies Moez jeden Tag, welche Hilfsquellen ein muthiger König in der Liebe ſeines Volkes findet. Schon fing es den Belagerern an, an Lebensmitteln zu mangeln. Die Soldaten, durch Hunger gedrückt, murrten, und der Sultan ſah ſich genöthigt, das Äußerſte zu wagen. Er verſammelte ſeinen Kriegsrath, welcher aus allen ſeinen Heerführern beſtand. „Treue Gefährten meiner Mühen und meines Ruhmes!“ ſo redete er ſie an: „ſollen wir unſer Werk unvollendet laſſen? eine einzige Stadt trotzt noch unſerer Macht, und ihre ſtolzen Wälle beſchimpfen Euern Muth. Sollen wir den Sieg aufgeben? wir würden uns mit ewiger Schande bedecken. Dem Mohamed Amaſi zurückgeben, hieße: ihm alle Länder wiedergeben, welche wir ſchon erobert, und vor einem Feinde fliehen, den wir ſo oft überwunden haben.

Indeſſen brauche ich Euch nicht zu ſagen, daß bereits das gräßlichſte aller Übel, der Hunger, in unſerm Heere wüthet, er macht reißende Fortſchritte, und um mich ertönt dumpf die Stimme des Aufruhrs, und meine dahinwelkenden Krieger haben kaum noch Kraft zu kämpfen. Welchen Entſchluß ſoll und darf ich nun faſſen?“

Der ganze Rath ſchwieg. Keiner der Heerführer wagte ſeine Meinung zu ſagen, aus Furcht, der Feigheit, oder der Unklugheit beſchuldigt zu werden. Der einzige Nervan, ein junger Krieger voll Heldenmuth, Moez's Jugendgeſpiele und ſein vertrauteſter Freund, ſtand auf und ſprach: „Moez! ich kenne nur einen Entſchluß: jenen der Ehre.“ Moez umarmte den Jüngling. „Ich will deinem Rathe folgen,“ ſprach er, „dies iſt die Stimme der Freundſchaft. Ja, laß uns lieber ſterben, als uns entehren.“

Am andern Morgen beim Aufgang der Sonne muſterte Moez ſein Heer. Wie groß war ſein Staunen, als die Soldaten, anſtatt zu murren, mit Freudengeſchrei ihm entgegenriefen: „Es lebe unſer Sultan! es lebe der Günſtling des Propheten! Zum Sturm, zum Sturm!“ Moez fragte um die Urſache dieſer gähen außerordentlichen Freude; er konnte es nicht begreifen, wie jene, die geſtern noch eine Beute des Todes zu werden ſchienen, heute voll Muth glühten. Man erzählte ihm, daß in der vergangenen Nacht Engel in das Lager gekommen ſeien, welche Lebensmittel aller Gattung mit ſich brachten, und nicht eher wieder entwichen, bis ſie das ganze

Heer großmüthig für einen Tag verſorgt hatten. Moez verbarg ſeine Bewunderung, und ließ ſeinem Heere einen Glauben, der ihm ſehr nützlich wurde, und den er in ſeiner Freude mit ihnen zu theilen faſt ſelbſt bereit war.

Er benützte den Augenblick der Begeiſterung, und führte das Heer zum Sturme. Die Stadt wurde mit außerordentlichem Muthe beſtürmt, aber mit eben ſo großer Tapferkeit vertheidiget. Moez ſah ſich endlich gezwungen, ſich mit einem ſehr beträchtlichen Verluſte wieder in ſein Lager zurückzuziehen. Indeſſen fingen die Soldaten, welche vom Kampfe ſehr ermüdet waren, und ihren Vorrath wieder zu Ende gehen ſahen, neuerdings zu murren an, doch ſieh — kaum blinken die Sterne am Himmel, als der Zug der Engel wieder naht, und 1000 Kamehle mit ſich führt, welche mit allen Lebensbedürfniſſen beladen waren. Moez, von dieſem Wunder benachrichtiget, befahl den Führer anzuhalten, und in ſein Zelt zu bringen. „Großmüthiger!“ redete ihn Moez an: „Woher kommſt du?“ — „Von Amaſi.“ — „Wer ſandte dich?“ — „Ali-Mohamed.“ — „Was höre ich? mein Feind!“ — „Er ſelbſt, Herr!“ — „Welchen Beweggrund konnte er haben, mir Hilfe zu leiſten?“ — „Die Menſchlichkeit! Geh,“ ſprach er zu mir, „und bringe dieſe Lebensmittel in Moez's Lager! Wenn es unmöglich iſt, dem Sultan zu verbergen, wer ſie ſandte, ſo ſprich zu ihm: „Ihr greifet uns am Tage an, wir betrachten Euch da als unſere Feinde, und kämpfen gegen

Euch, wie es tapfern Kriegern geziemt; zur Nachtzeit laßt Ihr uns ruhig, und wir betrachten Euch da als Reiſende, als Brüder, die uns um Gaſtfreundſchaft anſprechen; wir haben Mitleid mit Eurer Noth, und kommen zu Eurer Hilfe herbei.“ — „Sklave,“ antwortete Moez, nach einem Augenblicke des Stillſchweigens, „dein Herr beſitzt eine edle, großmüthige Seele, aber lerne, daß Moez ihm an Edelmuth und Großmuth nicht nachſtehe. Ich habe ihn durch die Waffen überwunden, ich will auch durch Tugenden über ihn ſiegen. Dreitauſend Gefangene befinden ſich in meinem Lager, ich ſende ſie deinem Herrn unbedingt zurück. Mogen ſie neuerdings die Waffen gegen mich ergreifen, ſie ſind frei, ich fürchte ſie nicht. Morgen mit dem Aufgange der Sonne führe du ſelbſt ſie dem zurück, der dich ſandte, und auch die 1000 Kamehle, welche den Meinigen Lebensmittel brachten, ſollen dir mit koſtbaren Geſchenken beladen nach Amaſi folgen.“

Am andern Morgen wurde dieſer Befehl befolgt. Man gab den 3000 Gefangenen ihre Waffen zurück, und ließ ſie frei ziehen. Unermeßliche Schätze: die ſchönſten perſiſchen Tapeten, Geſchirre von Gold und Silber und viele andere ſeltene Koſtbarkeiten wurden in die belagerte Stadt gebracht und als Geſchenk, nicht aber als Lohn einer Wohlthat dargeboten.

Indeſſen hatte Moez Anordnungen zu einem neuen Angriffe Ali's getroffen. Die Beſatzung von Amaſi hielt ſich bereit, einem neuen Sturme zu begegnen. Die Leitern wurden angelegt, und Moez's

Soldaten, angeeifert durch die Gegenwart des Sultans, welcher ſie ſelbſt anführte, wirkten Wunder der Tapferkeit. Beſonders zeichnete ſich der kühne Nervan durch ſeinen Muth mitten unter den Kriegern aus; er focht an der Seite ſeines Herrn, oder vielmehr ſeines Freundes. Durch ſeinen unbezwingbaren Eifer fortgetrieben, erſtieg er Einer der Erſten den Wall. Er ſah in dieſem Augenblicke nicht, daß ihm nur ein kleines Häuflein der Seinigen folgte; lange hielt er ſich auf dem Walle, und ſuchte ſich den Weg über Leichen zu bahnen, endlich aber ſah er ſich umrungen, allein kämpfte er noch gegen eine Schaar von Feinden, bis ihn die Kraft verließ; er fiel, und die Soldaten, welche Zeugen von dem Falle des jungen Helden waren, erfüllten mit lautem Klaggeſchrei die Lüfte. Die Nachricht von Nervan's Tode brachte das Heer in Unordnung; aber Niemand vermag den Schmerz und die Wuth Moez's zu malen, als er das Unglück vernahm. Er flog von Glied zu Glied, er ſuchte den Muth der Krieger durch Beredſamkeit und Beiſpiel anzufachen, er athmete nur Rache. — Allein, alles war vergebens. Die Sturmleitern waren durch Steine, welche die Belagerten herabſchütteten, gebrochen und die Soldaten in den Abgrund geſtürzt. Ali verfolgte dieſe Vortheile; er wagte mit einem Theile der Beſatzung einen Ausfall, und ſtürzte wie ein Blitz auf die ermüdeten Feinde los. Der verzweifelte Moez retirirte mit wüthenden Blicken auf Amaſi, doch kehrte er nicht eher in ſein Lager zurück, bis er Mohamed gezwungen hatte, ſich wieder hinter die Mauern der belagerten Stadt zu flüchten.

Die Nacht trat ein, und ihr wohlthätiges Dunkel machte der Schlacht ein Ende. Die Luft war rein und kein Laut ertönte, die Sterne glänzten am unermeßlichen Himmelsbogen, und der Mond beleuchtete mit ſeinen ſanften Strahlen die Gegend. Moez trat aus ſeinem Zelte und ging langſam an dem Ufer des Caſalmach hin, deſſen friſche und helle Waſſer hart an ſeinem Zelte dahinrauſchten. Er dachte an ſeinen Freund. „Ach!“ rief er mit Thränen aus, „theurer Nervan! ich habe dich auf ewig verloren, ich ſah dich unter den Streichen der Feinde fallen, und konnte dich nicht rächen. Ach, warum fiel ich nicht neben dir? Unſere Gedanken und unſere Gefühle waren eins, warum war uns nicht auch dasſelbe Schickſal gegönnt? Ich liebte dich wie die Ehre, und nur Zoraide theilte mit dir mein ganzes Herz. — Ehre! Liebe! Macht! Ihr ſeid nie im Stande, mich über den Verluſt meines Freundes zu tröſten.“ — So ſprach er, und in demſelben Augenblicke wurde er in der Dunkelheit einen Jüngling gewahr, deſſen Geſtalt und Gang ihm Nervan's Bild lebhaft zurückrief. „Unglücklicher Freund!“ rief Moez, „iſt's dein Geiſt, den ich hier erblicke?“ — „Nein, nein, es iſt Nervan ſelbſt,“ tönte es ihm mit bekannter Stimme entgegen. — „Nervan! gerechter Himmel, durch welches Wunder? — Ja, ja, es iſt Nervan, es iſt mein Freund, den ich an mein Herz drücke?“

Dieſes Geſpräch wurde durch das Herannahen eines zahlreichen Geleites unterbrochen. Ein Abgeſandter Mohamed's näherte ſich dem Sultan, und ſprach: „Tapferer Sultan! Ali-Mohamed, mein Herr, ſandte mich zu dir, um ſo in ſeinem Namen zu dir zu ſprechen:

„Ich danke dir, Moez, für das unſchätzbare Geſchenk, welches du mir gemacht haſt; du haſt mir 3000 Gefangene zurückgeſandt, welche in deinem Lager, entfernt von ihren Freunden und ihrer Familie, ſchmachteten. Es ſind meine Kinder, welche du mir zurückgabſt, denn ich ſehe alle meine Unterthanen für meine Kinder an. Ach! hätteſt du die Ergießungen der Freude mit anſehen können, als ſie ihre Väter, Weiber, Brüder und Kinder umarmten. Ich war Zeuge dieſes Schauſpiels, und es hat mein Herz ergriffen. „Unglückliche!“ rief ich aus, „die Ihr den ſüßeſten Freuden der Natur den Krieg erklärt. Moez iſt mein Feind, weil er es ſeyn wollte, aber ich bekämpfe nur ſeinen Ehrgeiz, denn dieſer iſt's, der mich angreift, nicht ſeine Freundſchaft. Mervan, ſein Freund, mag zu ihm zurückkehren. Friede denjenigen, die ſich lieben; laßt uns ihnen nicht die größte Wohlthat des Himmels rauben.“ Zugleich, Moez, ſende ich dir die großen Schätze zurück, womit du mich beſchenken wollteſt. Was ſollen mir alle Schätze der Erde? Wenn Amaſi mein bleibt, ſo bin ich reich genug, und muß ich Amaſi verlieren, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich und das Volk, welches Gott mir anvertraut hat, unter deſſen Trümmern zu begraben."

„Sklave," nahm Moez das Wort, „wie kann ich die Großmuth deines Herrn vergelten?" — „Dieſe Vergeltung ſteht nicht in deiner Macht, Sultan!" — „So glaubt er alſo größer zu ſeyn als ich?" — „Er iſt groß, weil er es nicht zu ſeyn glaubt." — „Ich bewundere ſeine Tugend, aber ſie kann mich nicht erſchüttern, ich werde ſie nachahmen, vielleicht übertreffen." — „Übertreffen? das kannſt du nicht; denn du biſt ein Menſch." — „Dein Herr fürchtet mich?" — „Er fürchtet nur Gott." — „Er ſucht mich zu entwaffnen." — „Du biſt zu groß, als daß er dieſes hoffen dürfte." — „Warum will er ſich mir nicht unterwerfen?" — „Er darf ſich nur Gott unterwerfen, in ſeiner Hand liegt das Schickſal der Könige." — „Sklave!" ſprach Moez, „mir gefallen deine Antworten, ſie ſind edel und würdig deſſen, der dich ſendet. Komm, feiere mit uns die Wiederkehr eines Freundes. Komm, theurer Nervan, wir wollen uns der reinſten Freude überlaſſen. Ich habe das größte der Güter wiedergefunden, einen wahren Freund. Alles, was mich umgibt, theile meine Freude mit mir!"

Der Sultan befahl ein herrliches Feſt zuzubereiten. Die Zelte wurden beleuchtet, die ausgeſuchteſten Gerichte zierten die reich beſetzten Tafeln. Hundert geſchickte Tonkünſtler entzückten das Ohr durch harmoniſche Muſikſtücke. Die ſchöne Zoraide war die Königin des Feſtes, zu deſſen Verſchönerung ſie auch das Meiſte beitrug. Moez, welcher zwiſchen ſeiner Geliebten und ſeinem Freunde ſaß, genoß Alles, was die Freundſchaft Zärtliches, und die Liebe Süßes hat.

Nach dem Mahle gab Zoraide ein Zeichen, da näherte ſich eine Gruppe von jungen Tänzerinnen und ſchwebte mitten unter einem Nebel von Wohlgerüchen herum. Zoraide nahm die Laute und ſang in dem Augenblicke, als ihre jungen Gefährtinnen ausruheten, folgendes Ghaſel, welches ſie ſelbſt gedichtet hatte.

Freundſchaft! Himmelstochter, dieſe Freuden
Werden alle dir allein geweiht,
Schüchtern naht die Liebe, und beſcheiden,
Spricht zu dir voll Schmerz und Bangigkeit:
Ich verlange keine eig'ne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

Gern will ich die Herzen mit dir theilen,
Theile du ſie immer auch mit mir,
Welche ich verwundet, kannſt du heilen;
Zieh ſie doch nicht ganz allein zu dir.
Ich verlange keine eig'ne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen unbeholf'nen Kind.

Oft trats du mir tröſtend ſchon entgegen,
Trockneteſt mein Aug' voll Freundlichkeit,
Oft hab' ich auch dir auf deinen Wegen
Manches Freudenblümchen vorgeſtreut.

Ich verlange keine eig'ne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen unbehelf'nen Kind.

Ich bin wankelmüthig wie die Jugend,
Du feſt und beſtändig wie die Zeit,
Jeder Tag beſtärket deine Tugend,
Meine ſchwindet mit dem Frühlingskleid.
Ich verlange keine eig'ne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen unbehelf'nen Kind.

Willſt du den Orangenbaum vernichten,
Deſſen Duft Zephyre zu uns weh'n,
Weil da zwiſchen purpurfarbnen Früchten
Auch die weißen zarten Blüthen ſteh'n?
Ich verlange keine eig'ne Krone,
Kann nicht herrſchen, bin ja klein und blind,
Gönn' ein Plätzchen nur auf deinem Throne
Mir, dem armen unbehelf'nen Kind.

So hatte Zoraide ihre zärtliche Unruhe ausgedrückt. Sie fürchtete, die Freundſchaft möchte Moez ganzes Herz erfüllen. Der Sultan beruhigte ſie, und indem er bald ſeine Geliebte, bald ſeinen Freund an ſein Herz drückte, ſprach er zu ihr: „Fürchte nichts, theure Zoraide! dieſes Herz liebt Euch beide. Die ſtärkſte aller Leidenſchaften herrſcht hier mit dem zarteſten und reinſten aller Gefühle."

Das Feſt war zu Ende, und die ermüdeten Gäſte begaben ſich in ihre Zelte, um der Ruhe zu genießen.

Moez wünſchte, daß der Abgeſandte Ali's bis zum künftigen Morgen in ſeinem Lager bleibe. Er befahl ſeinen Sklaven, ihm das weichſte Bett von Eiderdunen zu bereiten, und ihn mit den koſtbarſten Teppichen zu bedecken.

Seine Befehle wurden ſogleich erfüllt. Alles ſchlummerte ſchon um ihn, nur er allein konnte kein Auge ſchließen.

Der Edelmuth ſeines Feindes quälte ihn. Umſonſt ſuchte er in ſeinem Herzen die Mittel Mohamed an Großmuth zu übertreffen. „Wie,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „auf der Erde ſoll noch ein größerer Mann leben, als ich, und dieſer Größere wäre Ali-Mohamed, er, den ich überwunden, den ich faſt aus ſeinem ganzen Reiche vertrieben habe? Man würde einſt auf ſeinen Grabſtein ſchreiben: Hier ruht ein Beſiegter, der größer war als ſein Sieger. Warum führe ich den Krieg? Etwa um Menſchen zu morden? O nein, um mir Ehre zu gewinnen, Ehre, den würdigen Lohn edler und großmüthiger Thaten. — Ja, dieſen Lohn will ich verdienen. Ein neuer Kampf beginne zwiſchen mir und meinem Feinde. Er triumphirt ſchon. O Himmel! laß auch mich triumphiren.“

Die erſten Strahlen der Sonne erleuchteten ſchon die Wälle von Amaſi. Im Lager war alles ſchon in Bewegung; die Heerführer kamen, Moez's Anordnungen und Befehle zu vernehmen, und der Geſandte Mohamed's bat um die Erlaubniß, in die Stadt zurückkehren zu dürfen. Moez ſprach erröthend zu ihm: „Ich ſende dich zu deinem Herrn zurück; ſage ihm, daß ich ſeinen Edelmuth bewundere, und daß es meine größte Marter ſei ihm nicht nachahmen zu können.“ Der Geſandte entfernte ſich. Bald darauf näherte ſich ein Mann mit einem düſteren, aber verſchmitzten Geſichte dem Sultan, und bat, ihn allein ſprechen zu dürfen. Moez gab ſeinem Gefolge ein Zeichen, ſich zu entfernen, und der Fremde, ſich zu ſeinen Füßen werfend, ſprach alſo: „Ich bin ein Einwohner von Amaſi, dein Feind hat mir ſeit langer Zeit ſein Vertrauen geſchenkt, aber ich bin müde, ihm zu dienen. Der Ruf von deiner Großmuth hat mich zu deinen Füßen geführt. Ich will der treueſte und ergebenſte deiner Sklaven ſeyn.“ — „Wie,“ rief Moez erſtaunt, „du könnteſt Mohamed verlaſſen?“ — „Ich will ihn nicht allein verlaſſen, ich will ihn auch in deine Hände liefern.“ — „Wie? auf welche Art?“ — „Ich weiß in dem Felſen vor der Stadt einen geheimen Eingang, er führt in die Stadt, und zwar gerade in Mohamed's Pallaſt. Mir hat er ſelbſt dieſes wichtige Geheimniß vertraut, welches nur wenige ſeiner treueſten Diener wiſſen.“ — „Gerechter Himmel!“ rief hier Moez mit unbeſchreiblicher Freude aus, „wie ſehr danke ich dir! du haſt in meinem Herzen geleſen, du ſchenkteſt mir deinen Beiſtand. Warte, warte,“ ſprach er zu dem Unbekannten, „ich will dich belohnen, wie du es verdienſt. Du weißt gar nicht, was für einen großen Dienſt du mir geleiſtet.“ Er trat aus ſeinem Zelte, befahl, daß man den Abgeſandten Ali's auf der Stelle zurückberufe, und ſprach zu ihm: „Nimm dieſen Verräther mit dir, und ſage demjenigen, der dich ſandte: Du haſt großmüthig Moez den Freund ſeines Herzens zurückgegeben: der dankbare Moez liefert dafür deinen grauſamſten Feind in deine Hände, einen Elenden, der dein Vertrauen mißbrauchte, um dich zu verrathen. Wenn Moez es gewollt hätte, wäreſt du ſelbſt morgen in ſeiner Gewalt, aber er ſprach: Ewige Schande denjenigen, die, um ihre Feinde zu überwinden, ſich der Verderblichkeit und Niederträchtigkeit Anderer bedienen. Treuloſigkeit darf nie das Werk des Muthes ſeyn, nur die Feigheit kann ſich des Feigen bedienen. Den Verräther begünſtigen, heißt ſo tief herabſinken, als er, aus dem Verrathe Nutzen ziehen, iſt das ſchändlichſte aller Laſter, und der es thut, iſt kein Krieger, ſondern ein Meuchelmörder."

Kaum war der Geſandte in Amaſi angelangt, als die Trompeten ſchon einen neuen Kampf verkündeten. Moez ſah auf den Gebirgen, welche die Stadt umgaben, Waffen blinken und Fahnen wehen. Man brachte ihm die Nachricht, daß ein Heer von 10,000 Mann Mohamed zu Hilfe gekommen, und ſich der Gebirge bemächtiget habe. Er fühlte ſeiner Seits die Nothwendigkeit, dieſe vortheilhafte Stellung zu gewinnen. So ſchwer auch immer dieſe Unternehmung war, Moez zauderte nicht einen Augenblick. Er lenkte faſt alle ſeine Streitkräfte nach dieſer Seite, und ließ nur ein kleines Corps zur Bewachung des Lagers zurück. Das feindliche Heer behauptete ſeine

Stellung mit Hartnäckigkeit und Muth, doch wurde es endlich gezwungen, ſie zu verlaſſen. Schon war ein Theil der Gebirge von Moez's Soldaten gewonnen, als die Nacht dem halbgekrönten Siege Einhalt that. Er kehrte in ſein Lager zurück; allein wie groß war ſeine Beſtürzung, als er die Wachen in ihrem Blute, und das Lager geplündert fand. Schrecken rieſelte durch ſeine Seele, und ſein Blut ſtarrte in ſeinen Adern. „Wo iſt Zoraide?“ — Vergebens rief er ihren Namen hundertmal, Zoraide antwortete nicht.

Endlich ſah er einen alten Sklaven, der blutend aus den aufgehäuften Leichen hervorkroch und zu ihm ſprach: „O mein theurer Herr, jene, die du rufeſt, iſt in den Händen deiner Feinde. Während du auf den Gebirgen kämpfteſt, fielen ſie unſer Lager an, tödteten deine treuen Krieger oder ſchleppten ſie gefangen mit ſich fort, denn unſere Anzahl war zu klein, das Lager zu vertheidigen. Auch Zoraiden und ihre Gefährtinnen führten ſie mit ſich. O Herr! läge ich lieber todt hier unter meinen Kameraden, als daß es gerade mir aufbehalten war, dir eine Nachricht anzukündigen, welche dein Herz zerreißt.“

„Wie?“ ſchrie Moez mit einer Wuth, die keinen Ausdruck hat, „Zoraide in ihrer Gewalt, und ich unvermögend, ſie ihnen zu entreißen? — Das Theuerſte, was ich auf dieſer Welt hatte, Zoraide, meine Geliebte, mein Weib, in Mohamed's Gewalt, und ich lebe noch? Warum hat mir der Grauſame nicht lieber die Früchte aller meiner Siege entriſſen? Aber Zoraide! — O Barbaren! Ihr ſollt mir dieſen augenblicklichen Triumph theuer bezahlen. Ihr macht eine Thräne fließen, ich werde dafür Ströme Blutes fließen machen. Ja, wenn ich in dieſe verhaßte Stadt einziehe, ſo ſoll ſie in Aſche über den Leichen ihrer Bewohner zuſammenſinken.“

So überließ ſich Moez ſeiner Verzweiflung. Zitternd blickten ihn ſeine Heerführer und ſeine Höflinge an. Nur Nervan wagte es, ſich ihm zu nähern, und verſuchte es, ſeinen Schmerz durch Troſt zu lindern. Allein Moez ſtieß ihn von ſich, und ſprach, indem er mit grimmigen Blicken in ſeinem Zelte auf und nieder ging:

„Geh, geh, ich habe alles verloren, was ich liebe, ich bedarf deiner nicht mehr.“

Indeſſen hatte ſich der Sturm in ſeiner Seele nach und nach gelegt, und die Hoffnung goß lindernden Balſam in die tiefe Wunde ſeiner Seele. „Kennſt du Mohamed nicht?“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Welche Proben ſeiner Großmuth hat er dir nicht ſchon gegeben? Nervan war in ſeinen Händen, Nervan, einer ſeiner furchtbarſten Feinde! Doch er wußte, welche Bande dich an Nervan ketteten, und ſandte ihn dir zurück. Vielleicht, wenn er von Zoraiden hört — — Doch was ſchwärmſt du? Unſinniger! Wenn er Zoraiden geſehen hat, iſt er gewiß ſeines Herzens ſelbſt nicht mehr mächtig! Heiße Liebe für das himmliſche Geſchöpf wird in ſeinem Buſen auflodern, und nie gibt er dir dieſen koſtbaren Schatz mehr zurück. Vielleicht ſteht er in dieſem Augenblicke vor ihr, ſpricht mit treuloſer Zärtlichkeit zu ihr, und ſucht den Weg zu ihrem Herzen, um mein Bild daraus zu verbannen. Gewiß, er wendet alle Künſte der Verführung: Verſprechungen, Drohungen an — O daß ich in dieſem Augenblicke in ſeinen Pallaſt dringen, ihm die ſchöne Beute entreißen, und dieſen Dolch in ſein Herz bohren könnte.“

Die Sonne ſtieg herauf, und Moez hatte kein Auge geſchloſſen. Er ging in einer Art von Bewußtloſigkeit längſt ſeinem Zelte hin. Niemand wagte ſich ihm zu nähern, man kannte ihn zu ſehr, und fürchtete mit Recht die Heftigkeit der Leidenſchaft in dieſer unbezähmten Seele. Das ganze Heer erwartete ſeine Befehle, die noch nicht gegeben waren. Moez vergaß ſeine Siege, ſein Heer, ſeinen Ehrgeiz. Mehrere befriedigte Leidenſchaften können zugleich in einer ruhigen Seele wohnen, doch wenn eine dieſer Leidenſchaften aufgereizt iſt, ſo iſt der Menſch nicht ſtark genug, ſie mit den übrigen in's Gleichgewicht zu bringen. So iſt ein Fluß, der durch das Gewitter angeſchwollen iſt, er brauſt, und wirft Alles aus, was in ſeinem Schooße lebt, da doch ſonſt ſeine Wellen ſich nicht über ſeine Ufer erheben.

Die Sonne hatte ihre Bahn durchlaufen, und noch war Moez's Schickſal nicht geändert. Es kam kein neuer Abgeſandter ſeines Feindes, der ihm den geliebten Gegenſtand in die Arme geliefert hatte. Wenn er auch einen Augenblick Mohamed für ſo großmüthig hielt, von ihm Zeraiden wieder zu erlangen, ſo hatte er doch jetzt alle Hoffnung verleren. Nun überließ er ſich auch ganz ſeiner Wuth, und athmete nur Rache. Er faßte den Entſchluß, zur Nachtzeit ſelbſt nach Amaſi zu gehen. Er legte die koſtbaren Kleider ab, welche ihn ſeinen Feinden kenntlich machen konnten, hüllte ſich in den Anzug eines armeniſchen Kaufmanns, und befahl, daß ihm zwei Sklaven und viele Kameele mit den ausgeſuchteſten Waaren folgen ſollten. Nach einem langen Umwege gelangte er auf die Straße, welche von Bagdad nach der Stadt führt, und bald darauf an das Thor von Amaſi.

Die Wachen ließen ihn ein, und einer ſeiner Sklaven, der die Stadt genau kannte, führte ihn in eine prächtige Karavanenherberge, welche hart an dem Pallaſte Mohamed's lag.

Kaum war er da eingetreten, ſo brannte er auch ſchon vor Begierde, um den Pallaſt, welcher Zoraiden einſchloß, herumzuſpüren, feſt entſchloſſen, ſie entweder den Händen ſeines Nebenbuhlers zu entreißen, oder zu ſterben. Doch bald wurde er einen Anführer Mohamed's gewahr, welcher mit einem zahlreichen Gefolge aus dem Pallaſte ging. Der Anführer näherte ſich dem Sultan, und ſprach zu ihm: „Mein Herr hat vernommen, daß ein Fremder in Amaſi angelangt ſei. Ali Mohamed weiß, was er Fremden ſchuldig iſt; er freut ſich, ihnen die Rechte der Gaſtfreundſchaft angedeihen zu laſſen, weß Standes ſie auch immer ſeyn mögen. Er ſendet mich zu dir, Herr, um dich zu bitten, ſeinen Pallaſt mit deiner Gegenwart zu beehren.“ — „Wenn das der Wunſch deines Herrn iſt," antwortete Moez ſtaunend, „ſo will ich ihn gern erfüllen. Geh, ich folge dir."

Der Sultan ſtieg über die Treppe des Pallaſtes, man führte ihn durch mehre Säle, in welchen die größte Pracht herrſchte, und endlich trat er auch in jenen, in welchem Mohamed Fremde zu empfangen pflegte. Er näherte ſich dem Throne, worauf ſein Feind ſaß, und ſuchte die Wuth, die in ſeinem Innern tobte, zu verbergen. Er hob den Blick zu dem Manne empor, den er haßte, und den er nun zum erſten Male ſehen ſollte; allein, kaum hatte er ihn in's Auge gefaßt, ſo fühlte er, daß ſein Zorn nach und nach ſchwinde. Er blieb unbeweglich ſtehen, und heilige Ehrfurcht erfüllte ſein Herz. Er war bereit die Knie vor dem zu beugen, den er zu morden gekommen war. Er konnte ſich nicht erwehren, dieſes edle Antlitz zu bewundern, auf welchem Muth und Sanftmuth, Größe, Einfalt, Gefühl und Ruhe zugleich thronten.

Mohamed bemerkte das. Er ſtieg vom Throne, näherte ſich ihm gütig, und ſprach mit einem himmliſchen Lächeln zu ihm: „Fremdling! ſei mir willkommen. Ich frage dich weder um deinen Namen, noch um dein Vaterland. Du biſt ein Menſch, und ich bin dein Bruder. Gewiß iſt der Beweggrund, der dich in dieſe Stadt führt, in welcher ich herrſche, unſchuldig; denn ich habe dir nie Übles zugefügt, und will dir wohl."

Moez war verwirrt und ſchwieg. Mohamed

befahl einer Schaar von Sklaven ihn in das ſchönſte Gemach zu führen, und reich zu bekleiden, zugleich lud er ihn ein, ſein Abendmahl mit ihm zu theilen. Moez entfernte ſich auf einige Augenblicke, und trat dann wieder in Kleidern, welche ſeinem Range angemeſſen waren, in einen prächtig erleuchteten Saal, wo Mohamed, von den Großen ſeines Reiches umgeben, ſich eben zu einer mit den ausgeſuchteſten Speiſen beſetzten Tafel zu ſetzen im Begriffe ſtand. Der Ehrenplatz wurde dem Fremden angeboten, deſſen ausgezeichnete Geſtalt und edle Geſichtszüge alle Augen auf ſich zogen, und Staunen und Bewunderung erregten.

Bald herrſchte die reinſte ungezwungenſte Freiheit unter allen Gäſten; der Geiſt zeigte ſich mit jener edlen Unbefangenheit, die ihm erſt den wahren Reiz gibt.

Mohamed's Höflinge glichen in keinem Punkte anderen Höflingen der Großen, ſie waren ſeine Freunde, denen erprobte Redlichkeit und Treue das Recht gaben, alles zu ſagen, was ſie dachten und fühlten.

Mohamed bemerkte das Erſtaunen des Fremden. Er nahm das Wort und ſprach zu ihm: „Du biſt darob verwundert, Freimüthigkeit und Freundſchaft an meinem Tiſche ſitzen, und mich auf dem Throne eben ſo glücklich zu ſehen, als ob ich gar nicht regierte?“

„Du nennſt dich glücklich,“ rief Moez, „und ein furchtbarer Feind ſteht vor deinem Throne? — Vielleicht in wenigen Tagen ſtürzt dein Thron über dir zuſammen, und begräbt dich unter ſeinem Schutte, dein Schickſal hängt von Moez ab, und du nennſt dich doch glücklich?“ — „Fremdling,“ antwortete Mohamed, „mein Schickſal liegt in den Händen Gottes. Dieſer Gott konnte auch vor zehn Jahren meinen Thron mit ſeinem Hauche umſtürzen, und doch war ich glücklich. Seitdem hat ſich mein Schickſal nicht geändert, ich hänge noch immer von demſelben Herrn ab und Moez unterliegt, eben ſo wie ich, den ewigen Rathſchlüſſen desjenigen, der allmächtig iſt. Doch laß uns von einem Gegenſtand abbrechen, welcher, obſchon er meinen Seelenfrieden nicht trübt, doch nicht dazu taugt, ein Feſt zu erheitern.“

In demſelben Augenblicke wurde die Tafel mit den ausgeſuchteſten Früchten und herrlichſten Blumen bedeckt. Vaſen vom reinſten und glänzendſten Kryſtall wurden mit den köſtlichſten Weinen gefüllt. In der Mitte der Tafel blendete ein künſtlicher Pfau, deſſen Federn mit Smaragden beſäet waren, Aller Augen. Auf einmal entfaltete der Vogel, durch die Wirkungen einer unſichtbaren Mechanik, ein majeſtätiſches Rad, und alle Wohlgerüche Arabiens, welche aus jeder ſeiner Federn herausſpritzten, fielen, gleich einem Regen, über balſamirte Blumen und Früchte. Eine Sphärenmuſik ertönte, und die ſchönſten Tänzerinnen ſchwebten herbei, um bei einem Feſte alle Reize der Anmuth zu entwickeln, wobei Mohamed alle Pracht des aſiatiſchen Aufwandes entfaltet hatte. Immer vergrößerte ſich die Fröhlichkeit der Gäſte, und ſelbſt Mohamed überließ ſich, ohne dadurch ſeiner Würde etwas zu vergeben, dem ungezwungenſten Vergnügen. Moez betrachtete ihn mit dem tiefſten Stillſchweigen. Er dachte an Zoraiden, ſeine Wuth entflammte auf's Neue, und ſeine Rechte drückte ſich an den Dolch, den er in ſeinem Buſen verborgen hielt. — Mohamed redete ihn folgendermaßen an: „Fremdling! dieſes Feſt ward deinetwegen veranſtaltet, und du weigerſt dich, unſer Vergnügen zu theilen? — Warum verbreitet ſich dieſe düſtere Nebelwolke über das Antlitz meines Gaſtes?“ — „Ali,“ antwortete Moez, „eine heftige Leidenſchaft zerreißt mein Herz. Mein Feind hat mir den Gegenſtand meiner zärtlichſten Liebe geraubt. Er hält ſie in ſeinem Serail gefangen. Sie ſeufzt über meine Entfernung, und vermuthlich auch über die Nachſtellungen ihres Räubers. Die Rache führte mich hieher nach Amaſi. Ich bin gekommen, um einen Dolch in das Herz meines Feindes zu ſtoßen, um ſo entweder ſelbſt zu Grunde zu gehen, oder meine Geliebte zu retten.“ — „Wie!“ verſetzte Mohamed, „du wollteſt dir ſelbſt Recht nehmen? Haſt du gedacht, Amaſi werde von einem Barbaren regiert, und die Geſetze, welche den Schwächern gegen die Anmaßungen des Stärkern vertheidigen, ſeien uns unbekannt? Nein, Fremdling, meine ſchönſten Rechte laß ich mir nicht rauben; wenn deine Anſprüche giltig ſind, ſo werde ich dir deine Geliebte wieder geben, und den Rauber beſtrafen.“ — „Du, Mohamed!“ ſchrie Moez, in der heftigſten Gemüthsbewegung, „du mir Recht angedeihen laſſen? Du, der du Moez ein geliebtes Weib entriſſeſt, die du jetzt in deinem Serail verſchloſſen hältſt gleich einer Sklavin, welche für deine Begierden beſtimmt iſt!“ — „Ich?“ antwortete Mohamed. — „Du ſelbſt, du brennſt für Zoraiden, du willſt ein Herz an dich reißen, worin Moez allein ewig herrſchen wird.“ — „Fremdling,“ ſprach Mohamed erröthend, „ich weiß nicht, wie du das Geheimniß einer entſtandenen Leidenſchaft entdeckt haſt, welches ich vor mir ſelbſt zu verbergen ſuchte. Ja, du haſt Recht, ich konnte Zoraiden nicht ſehen, ohne ſie zu lieben. Zum erſten Male fühlte mein Herz ein ſüßes Erſtarren beim Anblick eines Weibes, und wirklich hatte ich ſchon den Plan gefaßt, Zoraidens Schickſal an das meinige zu ketten.“ — „Dieſen Plan ſollſt du nicht ausführen, Unſinniger! Moez wird ſelbſt kommen, dir die Beute zu entreißen. Er iſt nicht weit, und die Rache folgt ihm.“ — „Ich fürchte ihn nicht,“ antwortete Mohamed ruhig, „das weiß er wohl; kommt er als Feind, ſo werde ich mit ihm zu kämpfen wiſſen; kommt er aber als Freund, ſo werde ich ihm mein Herz und meine Schätze öffnen; — aber Zoraide werde ich ihm nicht zurückgeben.“ — „Hier ſteht er nun, der edle, großmüthige Mann, das ſind deine Tugenden, mit denen du dich meſſen zu können wünſchteſt, Thörichter!“ — „Du mußt mir ſie doch zutrauen,“ antwortete Mohamed lächelnd, „da du ſo mit mir redeſt. Doch antworte mir nun, du, der du es wagſt, mir Lehren von Edelmuth und

Uneigennützigkeit zu geben, antworte! Wenn Moez mir eine eben ſo ſchöne Sklavin, als Zoraide iſt, entriſſen hätte, wenn er dann, eben ſo wie ich, mit leidenſchaftlicher Liebe an dem Mädchen hinge, wäre er wohl ſo großmüthig geweſen, ſie mir zurückzugeben? — Du ſchweigſt? Antworte doch: Hat Moez geglaubt, daß ich ihm Zoraiden wiedergeben werde?“ — „Er glaubte es einen Augenblick, doch bald ſchwand dieſe Hoffnung aus ſeinem Herzen.“ — „Nun wohl, ſo war er ungerecht. Lerne mich ganz kennen, und glaube nicht, daß ich ein ſolcher Sklave meiner Leidenſchaften bin, um ihnen Gerechtigkeit und Tugend zu opfern. Ich habe Zoraiden geliebt, und liebe ſie noch, und doch iſt ſie in dieſem Augenblicke in Moez's Zelte.“ — „Gerechter Himmel! was höre ich? — Zoraide! O größter, großmüthigſter aller Sterblichen! Wie ſoll ich dich nennen? Biſt du ein Engel? Biſt du ein Gott? Kennſt du den, den du an deinem Tiſche aufnahmſt? — So wiſſe denn, ich bin Moez!“ — „Das wußte ich ſchon.“ — „Wie!“ — „Ein Mann wie Moez, kann ſich nicht verſtellen. Er hat nicht nothwendig ſich mit den Zeichen der Macht zu ſchmücken, um zu zeigen, daß er zum Befehlen geboren iſt. Einer meiner Anführer hat dich erkannt, doch wenn er es auch nicht geweſen wäre, ſo hätte ich dich erkannt. Indeſſen iſt die Nacht ſehr ſtark vorgerückt, du kannſt heute nicht mehr in dein Lager zurückkehren. Morgen, beim Aufgang der Sonne, zieh aus Amaſi, ein ſicheres Geleite ſoll dich bis zu den Vorpoſten deines Heeres bringen. Erlaube, daß für dieſe Nacht mein Pallaſt deine Freiſtätte ſei. Schlummere ruhig unter Mohamed's Dache, die Treue wird vor deiner Thüre wachen, ich habe nie eine andere Leibwache.“ Man führte den Sultan in das reichſte Gemach des Pallaſtes. Er legte ſich auf ein prächtiges Bett, und ſchlief mit jener ſüßen Ruhe, die man unter dem Dache eines Freundes genießt. Am andern Morgen brachte ihn ein anſehnliches Geleite aus den Mauern Amaſi's, bis an die erſten Zelte ſeines Lagers.

Moez fand ſein Heer in der lebhafteſten Bewegung. Die Anführer, unruhig über das Schickſal ihres Sultans, hatten alles zu einem allgemeinen Sturme bereitet. Sie zweifelten nicht länger, daß Moez in Amaſi entweder ermordet, oder von Mohamed gefangen genommen worden ſei. Sie brannten vor Begierde, ihn zu befreien oder zu rächen. Neuerdings hatte Moktaſi 50,000 Mann zur Verſtärkung geſandt, und wie groß auch der Muth der Belagerten ſei, unmöglich war es, daß ſie ſich mehr lange gegen ſolche Streitkräfte halten konnten. Moez fühlte ſein Herz von edler Freude heftig ſchlagen, als er dieſe neuen Hilfstruppen ſah, er rief alle Führer ſeines Heeres zuſammen und ſprach, indem er ſich zu Nervan wendete: „Morgen, ja morgen will ich in Amaſi einziehen. Doch will ich, daß du, Nervan, früher als ich in die Mauern der Stadt eindringeſt. Geh zu Mohamed und ſag ihm in meinem Namen: Der Sultan Moez iſt mit einem ſtarken Heere gekommen, dich zu belagern, aber du haſt ihn durch Edelmuth überwunden. Er ſelbſt iſt der Herold ſeiner Niederlage und deines Sieges. Er hielt ſich für groß, weil er ſtark war, aber er erkennt nun, daß du größer biſt als er, weil du tugendhaft biſt. Seine Größe iſt außer ihm, ſie beſteht in einem tapfern Heere, deine Größe iſt in dir, in deiner Seele. Dieſe hängt weder von Menſchen noch von Zufällen ab, und Mohamed wäre auch in einer Strohhütte noch größer als der mächtigſte König. Moez bittet dich um den Frieden und um deine Freundſchaft. Gegen Mohamed kriegen, hieße Gott den Krieg erklären, deſſen Ebenbild er iſt. Du ſollſt Amaſi und das ganze herrliche Land, welches dieſen Namen führt, behalten. Glücklich! tauſendmal glücklich jene Völker, welche unter deinem milden Zepter ſtehen!“ —

Wer könnte das Erſtaunen der Heerführer ſchildern? Wen ſollten ſie mehr bewundern, Moez oder Mohamed? Jenen Mann, der einen ſo ſeltenen Sieg davon trug, oder denjenigen, der laut den Ruhm ſeines Überwinders verkündet?

Nervan eilte nach Amaſi, und noch an demſelben Abend öffneten ſich die Thore der Stadt den Kriegern Moez. Nach der Aufnahme, welche ſie daſelbſt fanden, zu ſchließen, hätte man geglaubt, ſie kehrten nach einer langen Abweſenheit in ihre Vaterſtadt zurück.

Fünfzehn Tage nach einander war die Stadt beleuchtet, und das Waffengetümmel machte den verſchiedenſten Freudenfeſten Platz. Moez und Mohamed ſchwuren ſich ewige Freundſchaft, und ſie waren beide zu groß, um dieſen Schwur zu brechen. — Wenn ſich zwei ſchöne Seelen haſſen, ſo geſchieht es nur darum, weil ſie ſich nicht kennen.

Künſtlerleidenſchaft.

Novelle.

Die ganze Stadt Genua hatte ſich mit der aufſteigenden Sonne eines der herrlichſten Tage erhoben, um der Vermählung des Conte Brignoli beizuwohnen. Der Hafen war ſtill, der Molo verlaſſen, die Schiffe ſchlummerten auf den ruhigen blauen Wogen, welche den Pallaſt Doria beſpühlen. Aller Lärmen, alle Menſchenmenge hatte ſich auf den Weg nach San Luca hingezogen. Alles ſtrömte nach der Kathedrale San Lorenzo.

Die Genueſerinnen ſind ſchön, aber die Gräfin Brignoli war die ſchönſte unter ihnen. Sie zählte achtzehn Jahre. Man ſah nie feurigere ſchwarze Augen und eine ſanfter gewölbte ſchneeweiße Stirne, nie ſchwärzere Lockenhaare, nie einen ſchöneren Teint in einem himmliſchern Antlitze. Sie galt in Italien für das ſchönſte weibliche Weſen zu einer Zeit, wo dieſes Italien ſo viele Frauen ſeinen Söhnen, den Künſtlern, als Modelle zu geben hatte. Der Graf Brignoli hatte in der Straße Balbi einen Pallaſt bauen laſſen, welcher dieſer ſeiner Braut würdig war.

Die Kirche San Lorenzo ſtrahlte von vielen tauſend Lichtern wieder. Der ganze Adel Genua's hatte ſeine Marmorpalläſte verlaſſen und füllte das große Mittelſchiff derſelben an. Die wohlhabenden Bürger fanden ſich in den Seitenſchiffen ein und der neugierige Pöbel drängte ſich in der ſchmalen Vorhalle, unter dem Chor und bei allen Eingängen. Aber Niemand war dießmal gekommen um zu beten. Die Königin des religiöſen Feſtes war Gräfin Brignoli. Es war ſchwer ſie zu ſehen, wie ſie ſo am Altar auf ihren Knien lag; aber wenn ſie ſich erhob, ihren Schleier zurückwarf und ihr Antlitz einen Augenblick gegen das Schiff der Kirche wendete, da ſtieg vereint mit dem Gregorianiſchen Geſang ein allgemeines Gemurmel der Bewunderung zur hohen Kuppel empor. Dies war am 15. Auguſt.

Man bemerkte auch einige Schritte von dem Gitter des Hochaltares einen Jüngling von nicht gewöhnlichem Ausſehen, Geſtalt und Haltung. Er war weder wie ein Edelmann noch wie ein Bürger gekleidet. Sein Kleid ſchien aus einem Guſſe von ſchwarzer Seide und ſchwarzem Sammt, ſein Geſicht war blaß, ein feines Schnurbärtchen ſchwärzte ſeine Oberlippe und ein eben ſolches Knebelbärtchen ſein Kinn. Er kniete nicht, er ſaß nicht, er betete nicht. Er blickte die ſchöne Gräfin mit ausdrucksvollen Augen an, ſtarr, unverwandt. Er ſtand unbeweglich an einen Pfeiler gelehnt, und ſo ſehr ſeine Seele in ihm arbeitete, ſo ruhig waren ſeine Glieder. Wenn man ihm ſo nahe war, ſo konnte man in Verſuchung kommen zu glauben, es ſei ein an den Pfeiler angeheftetes Standbild von ſchwarzem Marmor. Dieſer Jüngling war der Maler Anton van Dyck.

Er ſchien ſich erſt in dem Augenblicke zu beleben, als die Fahnenträger der Bruderſchaften vom Sanktuarium in das Schiff der Kirche herabſtiegen und die ſilberne Statue der heiligen Jungfrau von vier Matroſen der Galeere Doria durch die Menge ſich Platz machte. Bei dieſem Zuge ging die Gräfin Brignoli nach der Statue, und ihr Gemahl folgte ihr mit ſtolz gefälliger Miene. Als er bei dem Maler Van Dyck vorüberging, ſprach der Künſtler zum Grafen Pallavicini mit unterdrückter Stimme: „Mein Leben für eine Viertelſtunde dieſes Menſchen.“ Niemand hatte dieſe Worte gehört, die ſich in einem lauten Salve regina verloren, welches auf dem Chor angeſtimmt wurde, während dieſes die wunderſchöne Gräfin bei allen Altären der Kirche reichliche Opfergeſchenke darbrachte.

Van Dyck miſchte ſich in den Zug und ſtieg mit demſelben nach der Vorſtadt San Pietro d' Arena hinab. Der Tag neigte ſich, die Sonne ſank in die herrlichen Gewäſſer des Golfes, die Hügel ſtrahlten von einem ſanften Scheine, alle Glocken läuteten, die Schiffe begrüßten mit ihrem Geſchütze die beiden im Triumphe einherziehenden Jungfrauen, Bänder flatterten von allen Maſten, Weihrauch erfüllte die Luft, und als nun mitten darunter das Ave maris stella im vollen Chor erſchallte, da fühlte Van Dyck Thränen in ſeinen Augen und ein Beben in ſeinen Gliedern. Der Pallaſt Doria öffnete ſeine Thore dem Klerus von San Lorenzo, das Ave maris

stella ertönte in den Säulengängen, die ſich über
Waſſer heraus erheben, die jungfräuliche Hymne ha
von allen nachbarlichen Schiffen wieder, es ſchien,
ob Himmel, Erde und Meer in einem ungeheuern C
die junge Braut begrußten, welche wie ein St
unter dem Portikus des herrlichen Pallaſtes Do
glänzte.

Van Dyck trat aus den Reihen und ging n
den einſamen Gärten, welche ſich amphitheatral
hinter dem Pallaſte erheben. Dort ſammelte er ſich,
nachzudenken, was ihm zu thun übrig bleibe. Er lie
die Gräſin, nicht mit einer gemeinen Liebe, ſond
mit der Leidenſchaft eines Künſtlers; er liebte ſie ſch
ſeit zwei Jahren, er hatte dieſe herrliche Blume in d
Pallaſte Turſi in Mitte von Fontainen und Zitron
bäumen ſich entfalten geſehen. Der Maler hatte
genueſiſchen Familien, reicher oft als Könige, nic
anzubieten, er beſaß weder Pallaſt noch Marmo
weder Schiffe im Hafen noch auf offener See.
hielt ſich alſo abgeſondert mit dem Geheimniſſe ſei
Liebe im Herzen. Nur ein Menſch beſaß ſein vo
Vertrauen und dieſer war der Graf Pallavici
ein edler und großmüthiger Mann, er hätte gerne
ihn viel, — Alles gethan, aber ſein Pallaſt u
ſeine prächtige Villa hatten ihn zu Grunde gerich

Das Feſt, der Geſang, die Glocken, der Lärm
hatten Van Dyck noch etwas zerſtreut, jetzt a
allein in dem Garten der Doria fühlte er das ga
Gewicht ſeiner Leidenſchaft. Er ſah auf's Meer hina
ein herrliches Schauſpiel, das öfters traurig ma

und nie tröſtet. Er blickte auf das prächtige Genua, welches daſitzt an der Sonne auf ſeinen Bergen, ſingend ſeine Freude mit erzenen Glocken. Van Dyck ſchloß ſeine Augen und ſchlug ſich vor die Stirne. Dann trug ihm ein Luftzug den entfernten Geſang der Prozeſſion zu, weich, ſanft, gereinigt in der Ferne, und ihm war, als hauchten die Lippen der Angebeteten ein o Dio! aus. Van Dyck erhob ſich lebhaft und ergriff ſeinen Degen, den er abgelegt und an das Blatt einer Aloë gehangt hatte.

Er ſtieg von dem Gipfel des pyramidenförmigen Gartens herab, ging über die Brücke, welche dieſen von der Straße ſcheidet, und trat in die Gallerie, wo er den Grafen Pallavicini gelaſſen hatte. Die Gallerie war leer. Van Dyck würdigte weder die herrlichen Fresken des Perino di Vaga, noch die Statuen des Filippo Carlone eines Blickes, er folgte nur dem Zuge auf ſeinem mit Blumen beſtreuten Pfade. Der Klerus von San Lorenzo war ſchon lange in die Kathedrale zurückgekehrt, die Menge hatte ſich verloren, nur auf dem Platze l'Annunziata ſtanden noch einzelne Gruppen. Van Dyck hörte, als er an ihnen vorüber ging, den Namen der Gräfin nennen und ihre Schönheit mit einem ſo lauten Enthuſiasmus preiſen, wie er allen Italienern eigen iſt. Er eilte weiter, die Nacht war ſchon hereingebrochen, und hielt erſt an, als er ſich in der Strada Balbi befand, da faßte ihn aber eine heftige, fürchterliche Bewegung, als er den Pallaſt Durazzo beleuchtet, und alle Terraſſen, den Balkon und die beiden Pavillons mit ſchönen geſchmückten Damen beſetzt ſah. Der Ball hatte bereits begonnen, der prächtige Pallaſt ſchien zu erzittern unter dem Wogen des Tanzes. Van Dyck ſtützte ſich an die Mauer des gegenüber ſtehenden Palazzo Serra und blieb wie verſteinert ſtehen. Er litt jenen Schmerz eines Künſtlers, den Worte nicht zu beſchreiben, Zungen nicht auszudrücken vermögen; jenen Schmerz, den die Natur grauſam eigens erfunden zu haben ſcheint, um jene Auserwählten zu ſtrafen, die ſie anderſeits mit großen Gaben bedacht hat, um welche ſie der große Haufe thöricht beneidet, der ſolchen Schmerz nie empfunden hat.

Er erwachte aus ſeinen quälenden Träumen, als ihm Fackellicht in die Augen blitzte und er bei demſelben den Grafen Pallavicini erblickte, dem man über die breite Treppe herab leuchtete. Lebhaft faßte er ihn beim Arme und zog ihn ungeſtüm in die kleine Straße San Ciro. „Rede mir von jenem Weibe!“ rief er ihm zu, „haſt du ſie geſehen?“

„Ich habe ſo eben mit ihr getanzt,“ antwortete ziemlich gleichgiltig Pallavicini.

„So laß mich deine Hand küſſen, ſie hat die ihrige berührt.“

„Künſtler! du biſt ein Narr!“

„Ich bin ein Verzweifelnder.“

„Die Zeit wird dich heilen.“

„Niemals!“

„Ah! ſie hat auch mich geheilt, ich habe ein wenig mehr als ein Weib, ich habe zwei Palläſte verloren.“

„O! ich gäbe die ganze Strada Balbi für einen einzigen Kuß dieſes Engels."

„Wenn die Strada Balbi dir gehörte, würdeſt du dich wohl noch beſinnen, will ich zu deiner Ehre hoffen."

„Ich gäbe ſelbſt mein Leben!"

„Schweige mit deinen Übertreibungen. — Was willſt du machen? Sie iſt verheirathet."

„Noch nicht."

„Wie? Ich ſelbſt habe ja den Ehekontrakt mit unterzeichnet."

„Noch nicht, ſag' ich dir!"

„Ah! ich begreife! — Horch, jetzt ſchlägt's zehn Uhr in San Carlo. In zwei Stunden wird ſie alſo verheirathet ſeyn."

„Ja. Tod und Verdammniß über den elenden Grafen. Was macht er? Rede!"

„Er macht den Ehemann. Er folgt ſeiner Frau bei allen Tänzen, er verſchlingt ſie mit den Augen, er ziſchelt ihr einzelne Worte in die Ohren, er hat die Hängeuhr im großen Saale um eine halbe Stunde vorgerückt, er iſt glücklich, er iſt ein Narr."

„Und die Frau?"

„Die Frau tanzt, und das Entzücken, tanzen zu können, ſtrahlt ihr aus den Augen, ich glaube, ſie tanzte die ganze Nacht fort und den morgigen Tag auch noch dazu."

„Scheint ſie Liebe zu fühlen für ihren" —

„Sie tanzt, ſag' ich dir, und wenn eine junge

Frau tanzt, ſo denkt ſie nur an den Tanz, an ihre Toilette und an ihren Tänzer.“

„Wahnſinn! — und für dieſe Weſen verzehren wir uns, richten unſere Körper zu Grunde, und vielleicht auch unſere Seelen, und dann wagen ſie noch zu ſagen, ſie lieben ſtärker als wir. Ihre Liebe als Mädchen iſt nur Eigenliebe, ihre Liebe als Gattin nur eine Toiletten-Konſpiration, ihre Mutterliebe nur ein gemeiner Inſtinkt der Natur. O mein Kopf brennt, unterſtütze mich, oder ich zerſchmettere mir die Stirn am Pflaſter.“

„Armer Freund! — laß uns von etwas andern ſprechen. Haſt du das Seeſtück von Arazzi geſehen, das man in der Villa Scoglietto aufgeſtellt hat?“

„Nein! — Arazzi macht Seeſtücke? — Und ich kann nicht hinein in den Pallaſt, kann ſie ihm nicht entreißen?“

„Er war darin nicht ſehr glücklich.“

„Er iſt in gar nichts glücklich.“

„Ach das iſt ungerecht, ſein Schlachtgemälde iſt ein Meiſterſtück!“

„Falſches Kolorit. — Hörſt du, die Muſik hat aufgehört, der Ball iſt zu Ende. — Komm, laß uns in die Strada Balbi zurückkehren.“

„Das iſt nur ein kleines Ruheſtündchen, jetzt raſten ſie ein wenig aus, und dann tanzen ſie gewiß bis zum Morgen.“

„Ja, die Andern, aber Sie.“

„Sie? — Sie tanzt auch. — Wie findeſt du denn die Fresken von Perino di Vaga?“ —

„Gemein, plumpe Ausführung! Ich höre noch immer keine Muſik, das ganze Feſt iſt zu Ende, — zu Ende!“

„Wird ſchon wieder anfangen. Ich werde dir ein Geſchenk machen, das letzte Gemälde, das ich noch beſitze, eine heilige Jungfrau von Giordano.“

„Komm zu dem Pallaſt Durazzo. — Behalte dein Gemälde. Mein Gott! welch ein fürchterlicher Tag! Die Kirche, die Hitze, die Blumen, das **Ave maris stella**, das Meer, das Gebet, der Ball, die Liebe, die unerbittliche, verzehrende Liebe! Höllenflammen beleuchten mir dieſen Tag, und andern bringt er paradieſiſche Roſen. Fort nach dem Palazzo, fort!

Sie kehrten dem Gäßchen San Ciro wieder den Rücken und ſetzten ſich auf einen Marmorblock vor dem Pallaſte Serra. Die Tanzmuſik ertönte auf's Neue, aber auf den Terraſſen waren ſchon weniger Leute, weniger Lärmen. Endlich ſprang Van Dyck auf. „Sieh einmal, dort werden vier Jalouſien geſchloſſen — Pallavicini, biſt du mein Freund?“

„Mit Leib und Seele.“

„Wohlan, ſo höre mich. Die Nacht verrinnt, die Wunde brennt, das Blut kocht in meinem Herzen, ich vergehe, wenn du mir nicht beiſtehſt. Geh hinauf in den Pallaſt, fordere mit dem Grafen allein zu ſprechen; laß nicht nach, du mußt ihn ſprechen, im Saale oder ſchon in ſeinem Zimmer, auf oder ſchon zu Bette. Sage ihm, der Feind ſeines Vaters, der ſeinige, der Marcheſe Gippino erwarte ihn augenblicklich beim Brunnen Lerbino, er erwarte ihn mit dem Degen in der Hand. Es ſtünden Gippine nur Augenblicke zu Gebote ſich mit ihm auf Leben und Tod zu ſchlagen, und würde er ſich nicht ſtellen, ſo ſei er eine Memme, ſeine Ehre auf immer verloren, ſein Name auf ewig beſudelt. Geh, geh, die Lichter erlöſchen ſchon, — geh', ſag' ich."

Der Graf Pallavicini ſeufzte und ging.

Der Graf Brignoli begleitete eben einige ſeiner innigſten Freunde aus dem Saale, als er Pallavicini geheimnißvoll eintreten und ihm winken ſah. Sie traten bei Seite und Pallavicini ſprach: „Iſt Euch der Marcheſe Gippino bekannt?"

„Ich kenne ihn zwar nicht," antwortete der Graf, „aber ich weiß, daß ein tödtlicher Haß zwiſchen unſern beiden Familien herrſcht."

„Wohlan, ſein Sohn erwartet Euch am Brunnen von Lerbino. Er hat mich zu ſeinem Sekundanten gewählt, erwählt auch Ihr den Eurigen, bevor ſich Eure Freunde entfernen."

Der Graf Brignoli ſtand ſtumm.

„Graf Brignoli! Ihr habt doch verſtanden, was ich Euch geſagt habe?"

„Ich habe es und bin bereit einem Gippine zu ſtehen. — Morgen!"

„Morgen wird Euer Feind ſchon auf dem Wege nach Florenz ſeyn, und Eure Schande überall verkünden."

„Wahrlich ein ſeltſamer Augenblick zu einer Ausforderung. Alſo in einer Stunde" — und der

Graf wendete ſich gegen ſein Gemach, aus welchem ihm eben die Cameriera der Gräfin entgegentrat.

„Eine Stunde,“ rief Pallavicini und hielt ihn zurück, „ich habe nicht Vollmacht Euch auch nur eine Minute Aufſchub zu gönnen, wir haben bis jetzt ſchon zu viele Zeit verloren. Nehmt augenblicklich Eure Waffen, und folgt mir.“

„Daran erkenne ich die Gippino, wie ſie mir von meinem Vater ſind beſchrieben worden. — San Gallo! Ich bitte Euch mich bis zur Kirche Conſolazione zu begleiten,“ und mit dieſen Worten nahm er ſeinen Degen, Pallavicini und San Gallo folgten ihm und alle drei gingen ſtillſchweigend bis zum Brunnen. Dort fanden ſie einen Mann in ſeinen Mantel gehüllt, der ſie zu erwarten ſchien. „Das iſt wohl mein Gegner,“ fragte Brignoli, und Pallavicini bejahte. „Ihr kanntet alſo Gippino ſchon früher?“ fragte jener weiter. — „Nein,“ antwortete Pallavicini, „er begegnete mir in der Strada Balbi, fragte mich ob ich vom Adel ſei, trug mir ſeine Angelegenheit vor und bat mich um meinen Beiſtand. Ich durfte nicht ablehnen.“ — „Ihr habt Recht und ich danke Euch, Ihr bürgt mir in jedem Falle für einen rechtlichen Zweikampf.“

Sie gingen weiter gegen das Freie, Van Dyck zwanzig Schritt voraus; er ſtand in einem kleinen Gehölze von Tamarinden ſtille, deren Zweige die Dunkelheit der Nacht noch vermehrten. „Marcheſe Gippino,“ ſagte Brignoli, „Ihr wollt alſo den

Haß unſerer beiden Familien fortſetzen?" **Van Dyck** antwortete nicht und zog ſeinen Degen. „Ich muß Euch erinnern," fuhr **Brignoli** fort, indem auch er den Degen zog, „daß ich mich heftig und kräftig vertheidigen werde, denn ich bin nicht Willens meine Braut am erſten Tage zur Witwe zu machen." Und alſobald ſtürzten die beiden Gegner auf einander los. Das Gefecht währte nicht lange. **Van Dyck** erhielt einen Stich in den rechten Arm. Schwach, wie er ſchon von Natur aus war, denn in ſeinem Körper lag ſchon der Keim zur Schwindſucht, die ihn noch jung wegraffte, erſchöpft von allen Qualen dieſes Tages, fiel er auf den Raſen hin. „Ich werde Euch einen Wundarzt ſenden," ſagte Graf **Brignoli** kalt und entfernte ſich mit **San Gallo**.

Pallavicini leiſtete dem armen verwundeten Künſtler Hilfe. „Freund," ſagte **Van Dyck** zu ihm, „ich beſitze Vermögen genug, um dir deinen Pallaſt und deine Villa wieder zu kaufen und ich will es. Aber eile dieſem Manne nach und ſchlage dich mit ihm, du wirſt glücklicher ſeyn als ich, und ihn tödten."

„Dein Blut fließt ſtärker, mäßige dich und laſſe mich erſt für dich ſorgen."

„Laß mein Blut fließen, laß mich ſterben. Ha, ich ſehe ihn, wie er triumphirend in ſeinen Pallaſt zurückkehrt, wie viele Thränen der Freude, wie viele feurige Umarmungen erwarten ihn, der Himmel öffnet ſich fur ihn, für mich die Hölle. Eile! ſag' ich."

„Beruhige dich, um Gotteswillen. Morgen, was du willſt, aber heute hab' ich mit dir zu thun.“

„Du willſt nicht, wohlan! ſo will ich ſelbſt — fort von mir, laß mich!“ und ſeinen Degen ergreifend hob er ſich mit der letzten Kraftanſtrengung empor und fiel dann wieder ohnmächtig nieder.

Als er zu ſich kam, fing der Tag über der Bergkette der Apenninen zu grauen an. „Was war das für ein fürchterlicher Traum?“ waren ſeine erſten Worte, und er ließ ſeine Blicke über die Landſchaft ſchweifen und küßte die Hand Pallavicini's, ſie mit Thränen benetzend, dann mit dem Finger auf den blutigen Waſen deutend, lächelte er bitter und hob die Augen zum Himmel mit einem Ausdrucke, den nur tiefe Gemüther ihrem Antlitze geben können in der Stunde der höchſten Reſignation.

„Findeſt du dich ſtark genug, um in die Stadt zurückzukehren?“ fragte ihn Pallavicini.

„Ja — aber was jetzt in der Stadt machen? Alles iſt verloren. Sieh, wie ſich die Sonne herrlich erhebt, wie die ganze Natur erwacht und ihr freudig entgegenjauchzt. Ach, was kümmert ſich auch die Natur um mein zerriſſenes Herz? Wenn ſie trauern ſollte, ſo oft ein Weſen leidet, ſo wäre das eine ewige Trauer. Gut! gut! kleide dich in Gold und Azur, du ſchöner Himmel Italiens, und ſtrafe ſo das Elend deiner Feinde Lügen.“

„Ich glaube, wir können jetzt gehen,“ bemerkte Pallavicini.

„O du! — du biſt ganz von Marmor. — Haſt du denn jemals geliebt?“

„Hundertmal, aber ſo wie du, nie!“

„Haſt du ein Weib geliebt, das ſich mit einem Andern verheirathete?“

„Auch, auch!“

„Nun, und was haſt du gethan?“

„Ich habe mich getröſtet.“

„Sieh, deine Worte machen mich lächeln. Wohl haſt du nicht Unrecht, ſie ſind es nicht werth.“ —

„Sieh da! mir ſcheint, das ſtürmiſche Blut iſt fortgefloſſen und die Vernunft kehrt wieder. Du biſt auf dem Wege der Beſſerung, Freund. Hänge dich in meinen Arm und laß uns ganz gemächlich nach der Stadt ſchlendern. — Hör' einmal Brüderchen, die Gräfin Bri...“

„Nenne mir dieſen Namen nicht.“

„Alſo ohne Namen. Die Gräfin iſt ſchön, ſehr ſchön, das iſt wahr. Sie hat eine Haut wie Alabaſter, Augen wie Sterne, Lippen wie Korallen, Zähne wie Perlen, einen Nacken wie Elfenbein, und einen Wuchs — einen Wuchs — ich kenne nur ein Weib, das einen ſolchen Wuchs hat, und das iſt die Venus deines Freundes Tizian. Aber von ihrem Geiſte, von den Eigenſchaften ihrer Seele und ihres Herzens haſt du nie geſprochen, mir ſcheint, du haſt dich auch nicht ſehr darum bekümmert. — Wohlan, gib mir vier und zwanzig Stunden Zeit, und ich ſchaffe dir eine andere Gräfin Brignoli.“

„O ſchweig, ſchweig, das iſt unmöglich.“

„Unmöglich! — ja ich ſchaffe dir noch was Beſſeres. Sieh, ich habe meinen Pallaſt verloren; aber ſoll mir Einer nur einen beſſern anbieten, ich nehme ihn auf Ehre an, und werde gleich getröſtet ſeyn. — Ich ſehe, du lächelſt. — Nun das freut mich — es geht beſſer, es wird Alles gut werden. Laß du deine trauernde Natur und dein zerriſſenes Herz, und ſei vernünftig. Glaube mir, alle Gräfinnen von ganz Italien zuſammen ſind nicht eines Tropfens des Künſtlerblutes werth, welches dir entfließt.“

„Aber laß einmal hören, von welcher andern Frau wollteſt du mir denn ſagen?“

„Gelobt ſei Gott, du biſt geheilt; denn du bekümmerſt dich ſchon um eine andere Frau.“

„Bloße Neugierde.“

„Ich begreife, die ganze Liebe eines Künſtlers, glaube ich, iſt nur eine phantaſtiſche Neugierde. Wenn die Venus aus der Villa Adriani tauſend Fuß unter der Erde ſteckte, ich glaube, du würdeſt ſie bei hellem Tage ausgraben, um ſie der Erſte ſehen und umarmen zu können.“

„Da haſt du Recht.“

„Ihr ſeid Menſchen, die nur von ihren Sinnen geleitet werden, darum iſt auch Eure Unbeſtändigkeit zum Sprichwort geworden. Ihr macht Euch ein Muſeum von Geliebten, wie ein Kabinet von Bildern, ihr findet und ſtudiert die ſchöne Natur, wo wir nur eine häßliche ſehen, ihr raſ't vor Entzücken und findet ein Ideal, wo wir übrigen höchſtens ausrufen würden: Nu, ſie iſt nicht übel! und träumt gleich von einer ewigen treuen Liebe. Nun wohl, ich will dir ein Modell geben, das du gleich als Aphrodite auf die Leinwand hin malen kannſt.“

„Und ihr Name?“

„Du ſollſt ihn morgen erfahren, heute ſchlafe und heile dich von deinem Fieber.“

Unter dieſem Geſpräche waren die beiden Freunde zu ihrem Hauſe gekommen. Die Stadt lag noch im Schlummer. Es wurde ſogleich ein Wundarzt gerufen, er fand Van Dyck's Wunde ſehr leicht, und ordnete nur für's Erſte Ruhe an.

Vier Tage nachher, um Mittag, trat ein Diener in der Livree des Grafen Brignoli in Van Dyck's Gemach. Pallavicini war eben beſchäftigt, den Künſtler anzukleiden, der zwar ſchon außer Bette, aber noch ſchwach war, und blaß ausſah. Der Graf Brignoli ließ Van Dyck bitten, ihn mit einem Beſuche in ſeinem Pallaſte zu beehren.

„Wahrlich ſonderbar!“ ſagte der Maler. „Was will der Graf von mir? Er kennt mich nicht, er hat mich nie geſehen.“

„Du mußt doch hingehen,“ meinte Pallavicini. „Willſt du, daß ich dich begleite?“

„Freilich. Ich gehe nicht allein. Mir ſcheint das eine Falle. Hätte der Graf vielleicht — fort, fort nach dem Pallaſte Durazzo!“

„Das iſt mir ſehr unlieb, ich fürchte einen Rückfall für dich, du wirſt ſie ſehen, und —“

„Sie ſehen — Sie? Nimmermehr! Ich will nur den Grafen ſehen, nur mit ihm ſprechen. — Komm!“

„Du biſt noch nicht ruhig genug, um dieſen Beſuch ſo zu beeilen. — Morgen oder übermorgen iſt ja auch noch Zeit.“

„Nein gleich, gleich auf der Stelle.“

„Nun da haben wir's — nun wird er wieder recidiv.“

„O, du kennſt mich nicht. Es iſt vorbei, ſag' ich dir — fort zum Grafen.“

„Nun in's Himmels Namen.“

Van Dyck hatte ſich prächtig kleiden laſſen, aber der äußere Glanz war doch nicht vermögend, ſeine leidenden Züge und ſeine innere Bewegung zu verbergen. Er war entſetzlich blaß, und ſein Gang, den er feſt und kühn zu machen ſich zwingen wollte, war ſchwankend. Er hatte die Hand ſeines verwundeten Armes zwiſchen die Schnüre ſeines Überwurfes geſteckt und mit der andern ſtützte er ſich auf das vergoldete Gitter, das längs der Treppe im Pallaſte hinanlief. Pallavicini folgte ihm ſeufzend.

Er wurde in die Bildergallerie gewieſen, wo ſich der Graf nicht lange erwarten ließ. „Signor Van Dyck,“ redete ihn dieſer höflich und freundlich an, „ich bitte Euch, meine Unbeſcheidenheit zu entſchuldigen. Ich hörte, daß Ihr wieder in unſere Stadt zurückgekehrt ſeid, ich hatte leider nicht das Vergnügen, bei Eurer erſten Anweſenheit hier mit Euch bekannt zu werden und beeilte mich daher, Euch mein Haus und meine Freundſchaft anzubieten. Durazzo war ja immer das Abſteigequartier großer Künſtler, nicht wahr, Conte Pallavicini?

Van Dyck verneigte ſich und ſchwieg, er war ganz erſchüttert.

„Ich bitte Euch, Platz zu nehmen,“ fuhr der Graf fort, „ich habe mit Euch über eine kleine Angelegenheit zu ſprechen, mit Euch, Signor Van Dyck. Ich habe mich vor wenigen Tagen verehlicht, und ich kann ſagen, es iſt eine Vereinigung aus Neigung. Nun wünſchte ich, daß Ihr mir das Porträt meiner Frau maltet. Wohl weiß ich, daß, wenn ich auch die ganze Leinwand mit Goldſtücken überlegte, ich doch noch Euer Schuldner bleiben würde, allein ich rechne auf Eure anerkannte Willfährigkeit und das Original wird Eures Pinſels nicht unwerth ſeyn.“

Van Dyck verbeugte ſich auf's Neue, und ſein Stillſchweigen ward als Künſtlerſchüchternheit gedeutet.

„An welchem Tage ſoll das Modell zu Eurer Dispoſition ſeyn?“ fragte der Graf.

„Heute, jetzt, ich bin bereit,“ antwortete Van Dyck mit faſt verſagender Stimme.

„Ihr ſeid ſehr liebenswürdig, und kommt allen meinen Wünſchen zuvor. Ihr werdet in meinem Atelier grundirte Leinwand finden. Ich wünſche ein Porträt in ganzer Figur, wie jenes der Marqueſa Velletri, welches ein Meiſterſtück iſt, wie alles, was Ihr gemalt habt. — Ah! ſagt mir Graf Pallavicini, wie habt Ihr denn unſern Helden von Lerbino verlaſſen? Gebt mir doch Nachricht von ihm?“

„Er iſt gleich am nächſten Morgen nach Florenz abgereiſt.“

„Nun, die Gippino's werden mich nicht ſobald wieder beunruhigen. Seid ſo gütig, meine Herren, und erwartet mich hier nur un momentino, ich will Euch meiner Gemahlin vorſtellen."

Und der Graf ging.

Van Dick und Pallavicini ſahen ſich einige Zeit ſchweigend an.

Endlich brach Pallavicini das Stillſchweigen. „Van Dyck, willſt du einen guten Rath?"

„Ja."

„So geb!"

„Unmoglich, was würde der Graf ſagen?"

„Was kummert dich das?"

„Er müßte mich für närriſch halten."

„In einer Viertelſtunde biſt du's vielleicht auch wirklich."

„Ich überlaſſe mich meinem Schickſale."

„Aber bedenke doch, daß du verwundet biſt, daß deine Hand den Pinſel nicht führen kann."

„Ich werde mit der linken Hand malen."

„Du biſt blaß, du leideſt, du biſt ſo ſchwach, daß du vielleicht unter der Arbeit ohnmächtig niederſinkeſt."

„Deſto beſſer."

Die Thüre öffnete ſich und die Gräfin trat ein.

Man konnte ſagen, ſie beleuchtete die ganze Gallerie durch die Strahlen ihrer Schönheit. Pallavicini ſelbſt unterdrückte einen Ausruf der Bewunderung, der ihm ſchon auf die Lippe getreten war, denn er hatte ſie nie ſo ſchön geſehen. Sie trug ein ſchwarzes geſticktes Kleid, ihre Schultern und Arme waren unbedeckt und die Farbe des Stoffes hob ihre Weiße noch mehr hervor. Mit einem himmliſchen Lächeln begrüßte ſie die beiden Fremden und ſich zu Van Dyck wendend, ſprach ſie zu ihm mit unvergleichlicher Anmuth: „Meiſter! ich bin zu Euren Dienſten, es iſt viel Ehre für mich, von Eurem Pinſel gemalt zu werden.“

„Laßt uns in's Atelier gehen,“ fiel der Graf ein. „Signore Van Dyck ſoll ſich dort Alles wählen, was er nöthig hat.“

Sie gingen in das Atelier, welches ſich an die Gallerie anſchloß.

„Jetzt,“ ſagte der Graf, „ſeid Ihr zu Hauſe, Meiſter. Wollt Ihr uns erlauben, bei der Arbeit gegenwärtig zu bleiben?“

Van Dyck gehörte der Erde nicht mehr an, er antwortete kein Wort, aber Pallavicini, Mitleid mit ſeinem armen Freunde fühlend, ſprach zum Grafen: „Ich kenne Van Dyck, er liebt es nicht, vor Zeugen zu malen; laßt uns gehen, Graf.“

Die Gräfin und Van Dyck blieben allein im Atelier.

„Ich kenne nichts Schöneres als Euer Porträt der Marcheſa Velletri,“ nahm die Gräfin das Wort, um gleichſam die Konverſation zu beginnen.

„Ich werde alle meine Kräfte aufbieten, um auch Euer Vertrauen zu verdienen,“ antwortete der Künſtler ſchüchtern.

„Ihr beſitzt es ſchon im voraus. Ich kenne ſie nicht die Marqueſa, iſt ſie ſchön?"

„Ich habe ſie nie geſehen."

„Wie, nicht geſehen und doch gemalt?"

„Ah! die Marqueſa, meint Ihr? verzeiht, ich war ganz mit meiner Pallete beſchäftiget. Sie iſt recht hübſch, glaube ich."

„Es ſcheint, daß Ihr Eure Modelle ſehr ſchnell vergeßt. — Ihr werdet mich doch nicht ſitzend malen, Meiſter — das iſt nicht hübſch, ich möchte aufrecht ſtehend, lächelnd gemalt ſeyn, eine Blume in der Hand, das fällt mehr auf. — Gefällt Euch mein Kleid?"

„Nein, Gräfin."

„Ihr findet es vermuthlich zu düſter."

„Jenes, welches Ihr vor einem Jahre trugt, bei dem Feſte im Pallaſte Doria, gefiel mir beſſer."

„Ihr wart auch dort beim Rogationsfeſte? Ah! Ich hab' Euch nicht geſehen."

„Ich hatte die Ehre mit Euch zu ſprechen, zu tanzen. Es ſcheint, daß Ihr Eure Tänzer eben ſo leicht vergeßt, Gräfin, als ich meine Modelle."

„Ach! ich hatte ja auch eine Menge Tänzer. Damals habe ich mich auch ganz herrlich unterhalten. — Aber wir ſprechen zu viel, mein Porträt wird nicht vorwärts gehen."

„Euer Porträt iſt vollendet, Gräfin."

„Vollendet? Ihr habt ja noch nicht einen einzigen Pinſelſtrich gemacht."

„Vollendet ſeit einem Jahre. Wir können gehen."

Van Dyk ſtand auf, verbeugte ſich vor der Gräfin und ſchritt gegen die Thüre.

„Ernſtlich? — Ihr geht?“ fragte die Gräfin.

„Ja, wenn Ihr es geſtattet. Erlaubt mir zugleich den Schlüſſel des Ateliers mit mir zu nehmen, ich will dieſen Abend wieder kommen, um die letzte Hand an Euer Portrait zu legen.“

„Muß ich ſitzen?“

„Nein. Ich habe Euch ſchon geſagt, das Portrait iſt fertig.“

„Hm! — ein wahres Räthſel, wann werdet Ihr mir es löſen?“

„Morgen.“

„Darf ich mit meinem Gemahl davon ſprechen?“

„Wie es Euch gefällt.“

„Ich werde ihm nichts ſagen.“

„So wird es ihn mehr überraſchen.“

Van Dyck verſchloß die Thüre des Ateliers, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und ſuchte auf der Terraſſe den Grafen Pallavicini auf. — „Die erſte Sitzung war ſehr kurz,“ bemerkte der Graf Brignoli. „Ich werde dennoch dieſen Abend ſchon zur letzten kommen,“ antwortete Van Dyck. „Das iſt ja eine unerhörte Schnelligkeit,“ erwiederte der Graf.

Van Dyck und Pallavicini verließen den Pallaſt und als ſie einige Schritte davon entfernt waren, fragte Pallavicini ſeinen Freund: „Nun, wie geht dir's, mein armer Van Dyck?“

„Ich bin geneſen.“

„Vollkommen?“

„Es fehlt nichts mehr, als das Mittel, welches du mir verſprochen haſt.“

„Sollſt es bekommen.“

„Eine Närrin — eine Kokette, die mit jedem Worte verletzt.“

„Bravo braviſſimo! bleibe nur dabei.“

„O ſey ruhig. — Wie nennt ſich die Perſon, von der du mir geſprochen haſt?“

„Heute Abends ſollſt du ſie ſehen, ich verſpreche es dir.“

„Wohl denn, ſo erwarte mich dieſen Abend um 7 Uhr vor der Kirche San Carlo, ich habe noch vorher ein Geſchäft abzumachen.“

Van Dyck eilte nach Hauſe und nahm aus ſeinem Alkoven von der Mauer ein verſchleiertes Bild ohne Rahmen herab, es war das Bild der Gräfinn **Brigneli**, welches er aus dem Gedächtniſſe gemalt hatte. Ein herrliches Kunſtſtück im höchſten Feuer der heftigſten Leidenſchaft ausgeführt.

Van Dyck warf ſeinen Mantel über das Bild und eilte damit in den Pallaſt **Durazzo**. Er ging haſtig durch die Gallerie ohne ſich anmelden zu laſſen, öffnete das Atelier und ſchloß das Bild in einen Rahmen. Dann rief er einen Diener, befahl ihm, dem Grafen zu melden, daß das Porträt ſeiner Gemahlin vollendet ſei und entfernte ſich wieder.

Einige Wochen nachher vermählte ſich Van Dyck mit der Tochter des Lord **Ruthwen**, derſelben Perſon, die ihm **Pallavicini** verſprochen hatte. Aber der arme Künſtler lebte nicht lange, er

ſtarb an der Schwindſucht im vierzigſten Jahre. Di
Frauen haben viele Künſtler getödtet, aber nie ei
Künſtler eine Frau.

Dieſe Geſchichte wurde Herrn Mary im Pa
lazzo Durazzo in Genua erzählt, als er vor den
Porträte der Gräfin Brignoli, gemalt von Va
Dyck, ſtand, und es bewunderte.

Laura,

oder

die aufgeregte Phantaſie.

Skizze.

Ich trat in den Salon der Lady Carolina B** und hörte eben, wie ihre Tochter mit ſanfter Stimme die letzte Strophe eines engliſchen Gedichtes las, welche in getreuer Überſetzung ſo lautete:

„Ach Laura, ſchenk' für meiner Seele Frieden
Nur Einen Blick mir, einen einz'gen Blick.
Ein einz'ges Thränlein, das ſich losgeſchieden
Von deiner Wimper, wär' mein höchſtes Glück;
Und könnt' ich mir von dir ein Wort erwerben,
Ein Wort, ein kurzes Wort, dann möcht' ich ſterben!"

Nach Vorleſung dieſer Verſe herrſchte ein kurzes Stillſchweigen, während dem die Vorleſerin, Miß Clàra, ſich die ſchönen blauen Augen trocknete. Hierauf brach die allgemeine Kritik los. Die Majorität erklärte die Verſe für ſchlecht, den Dichter für ein Ungeheuer und ſeine Laura für, — doch das mag ich gar nicht ſagen.

Ich bat um Erklärung jenes Gegenſtandes, über den ſich die Geſellſchaft ſo ſehr ereiferte, und erfuhr, das Gedicht ſei von einem Engländer, Lord Beltimore, einer empörenden Kopie Lord Byron's, der ſich ſeit drei Jahren in Florenz aufhalte, und hier zum Ärgerniß der ganzen Stadt ein Frauenzimmer in ſeiner Villa eingeſchloſſen halte, das noch kein Menſchenauge geſehen habe, und welches nur durch ſeine Gedichte unter dem Namen Laura bekannt ſei.

„Aber Mama!“ fiel Miß Clara ein.

„Schweig!“ ſchrie Lady Caroline. „Und wär' er noch ein hundertmal größerer Dichter, er wäre nichts deſto weniger ein Ungeheuer.“ Alle Übrigen in der Geſellſchaft waren derſelben Meinung. Die Einen ſagten, Lord Belmore habe Laura aus einem orientaliſchen Serail entführt, als er noch unter den Seeräubern war, und dieſe ſei ein entehrtes Opfer ſeiner Leidenſchaft. Eine alte Frau behauptete ſteif und feſt, Laura ſei des Lords eigene Tochter. — „Nicht doch,“ ſagte Kapitän Whiſtlewood mit grinſendem Lächeln, „es iſt eine Theaterperſon aus Paris, auf welche er eiferſüchtig iſt, wie ein Löwe.“

Einige Tage nachher verließ ich Florenz, um mich nach Rom zu begeben.

Unter den Fremden, mit welchen ich in Rom Bekanntſchaft machte, war auch ein junger Engländer, Namens Georges Denham. Wir wurden bald innige Freunde, und doch waren unſere Charaktere ſehr kontraſtirend. Georges war ſo ernſt als ich fröhlich, ſo kalt als ich leidenſchaftlich. Er vernünftelte über alle Eindrücke, denen ich mich aus Gefühl hingab. Seine religiöſen, politiſchen und moraliſchen Ideen waren eben ſo geordnet, als die meinigen herumſchweifend und unbedingt. — Ich liebte ihn ungeachtet ſeiner Sucht, mir Moral zu predigen.

Im Frühjahr kam ich nach Florenz zurück. Ich war ſeit einem Monate daſelbſt, als man mir eines Morgens Lord Belmore anmeldete. Ich freute mich, den Mann kennen zu lernen, und erinnerte mich ſogleich der Geſellſchaften Lady Carolinens und der Verſe an Laura. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als die Thüre ſich öffnete und mein Freund Georges Denham mit ſeinem ruhigen Geſichte hereintrat. — Er war gezwungen, der Erſte zu ſprechen; denn mit offenem Munde ſtarrte ich ihn an.

„Was haſt du denn?“ fragte er mich.

„Was ſoll dieſer Name, Lord Belmore?“ war meine Gegenfrage.

„Ei, das ſetzt dich ſo in Verwunderung, und iſt doch die einfachſte Sache der Welt. Henry Belmore war mein älterer Bruder. Er ſtarb, und nun ſiehſt du in mir den Erben ſeines Vermögens und ſeiner Titel.“ —

„Oh!“ —

„Nun, was hat denn da deine verſchrobene Einbildungskraft dahinter zu ſuchen?“

Ich war über dieſe Lehre gleich beim Eintritte etwas verlegen, umarmte ihn aber nichts deſto weniger recht herzlich. Er war eben in Angelegenheiten dieſer Erbſchaft nach Florenz gekommen. Alles, was ich von ſeinem Bruder ſprechen gehört hatte, kam mir nun wieder in den Sinn, ich that Fragen auf Fragen an ihn: Georges antwortete mit ſichtbarer Zurückhaltung.

„Aber Laura, Laura,“ rief ich, „die ſchöne Laura, was iſt aus ihr geworden?“

„Du biſt ſehr neugierig. Laura iſt noch immer auf der **Villa bella**, jenem Landſitze, welchen mein Bruder gebaut hat, und welcher nun auch mir zugehört.“

„Und du haſt alſo Laura geſehen? kennſt ſie?“

„Allerdings. Aber ich muß dich jetzt verlaſſen,“ ſagte er, indem er auf ſeine Uhr geſehen hatte; „denn ich habe dieſen Vormittag noch viele Geſchäfte. Willſt du morgen mit mir nach **Villa bella** fahren?“

Ich nahm es, wie natürlich, auf der Stelle an; denn mein ſehnlichſtes Verlangen war dadurch erfüllt.

„Wohlan, ſo bereite dich morgen um 11 Uhr. Wir brauchen drei Stunden nach **Villa bella** und können alſo zum Mittagsmahle dort ſeyn. Adieu!“

Kaum war Georges fort, als ich meinem Bedienten ſchellte und ihn zu meinem Schneider ſandte mit dem Auftrag, er müſſe mir heute noch den Jagdrock ſenden, den ich ſchon durch acht Tage erwartete. Der Abend verfloß mir in ſüßen Träumereien, ich ſang alle meine beſten Lieder durch, ich deklamirte zehnmal meine Überſetzung von Belmore's Gedichte und las noch alle Sonette von Petrarca.

Begreift Ihr die Marter einer Feuerſeele, wenn man im langſamen Schritte drei Meilen weit nach einem geheimnißvollen Schloſſe fahren muß? O verdammte florentiniſche Poſtpferde!

Ich wußte nicht mehr, was ich thun ſollte, um meine Ungeduld zu verbergen; Georges hingegen war ſchauderhaft ruhig, er machte Bemerkungen über die Kultur der Oliven, und über die landwirthſchaftliche Verbeſſerung des Bodens. Ich hörte, wie Ihr wohl denken könnt, nur halb zu. Er ſetzte ſeine Beobachtungen mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit fort. Kein Acker, keine Wieſe, kein Zaun, keine Kohlſtaude entging ihm. Von jedem Andern, als von dem guten Georges, hätte ich geglaubt, er thue es mir zum Poſſen.

Endlich gelang es mir doch durch alle mögliche Feinheit, das Geſpräch auf ſeinen Bruder zu lenken. „Ah, mein Bruder," ſagte er, „ſeine Lebensgeſchichte iſt in wenigen Worten geſagt. Henry war mit 5 Jahren ein verzärteltes Kind, mit 15 Jahren war er der ſchlechteſte Schüler in der ganzen Schule, mit 25 war ſeine Geſundheit dahin, mit 30 ſtarb er als ein Wahnſinniger auf der Villa bella. Armer Henry!"

„Ein Wahnſinniger aus Liebe zu Laura?" fragte ich.

„Ja, zu Laura," antwortete Georges, dann nahm ſein Geſicht den Ausdruck tiefer Traurigkeit an, und er ſenkte den Kopf. Ich ſelbſt kam nicht von meinen träumeriſchen Betrachtungen zurück, bis ich in den herrlichen Park der Villa bella einfuhr.

Man hatte in dieſer himmliſchen Einſamkeit allen engliſchen Luxus mit allen Lieblichkeiten des italieniſchen Klima vereinigt. Das Landhaus ſelbſt ſchien mir bewohnt; mehrere Diener, ſchwarz gekleidet, empfingen uns ehrfurchtsvoll an der Stiege, ich machte in dem mir angewieſenen Gemache gewählte Toilette für das Mittagsmahl, und als die Glocke ſchallte, führte man mich in einen Salon, in welchem Georges ſaß und las.

Er ſah mich vom Kopf bis zu den Füßen lächelnd an. „Komm' zu Tiſche,“ ſprach er, und nahm mich unter dem Arm, „ein Dichter, der ſein Halstuch ſo zierlich zu ſchlingen weiß, wie du, iſt faſt auch ein Menſch, und mag nach einer dreiſtündigen Fahrt wohl auch einen proſaiſchen Hunger verſpüren, wie wir andern gemeinen Menſchen.“

Ich bemerkte auf einem gedeckten Tiſche nur zwei Couverts einander gegenüber, und wagte es nicht, meine geſcheiterte Hoffnung merken zu laſſen, nur einige flüchtige Blicke warf ich auf die Thüre. Der Name Laura ward gar nicht genannt; denn Georges hatte auch ein gewiſſes Lächeln in Gewohnheit, welches zwar nichts Beleidigendes hatte, aber mir doch ſehr unangenehm war. Es war das Lächeln eines vernünftigen Mannes gegen einen Narren und gegen einen Dummkopf, ein Lächeln, halb mitleidig, halb boshaft, welches immer zu ſagen ſchien: „Du biſt ein ſehr liebenswürdiger Junge, aber du biſt nicht recht geſcheidt.“

„Allons! mein lieber Poet,“ ſagte er endlich zu mir, als uns die Bedienten allein gelaſſen hatten und er mir die Bouteille mit Claret zuſchob, „geſtehe,